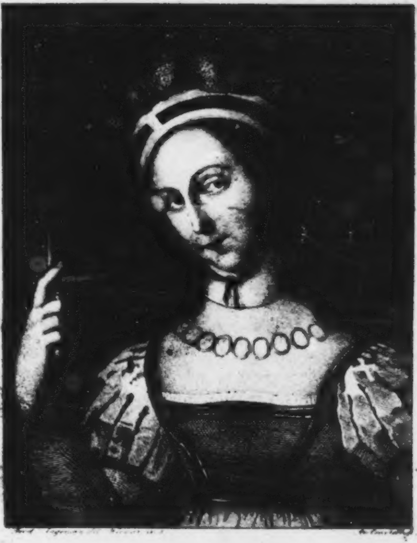


Johanna d'Arc
nach einem alten Bildniß
auf dem Rathhause zu Orleans.

Theater

von

Schiller.

Die Huldigung der Künſte.
Don Karlos.
Die Jungfrau von Orleans.

Erſter Band.

Mit dem Porträt der Johanna d'Arc.

Tübingen
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
1805.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Der verewigte Schiller hat zwar die Erſcheinung des erſten Theils ſeines Theaters nicht mehr erlebt: da er aber nach ſeiner gewohnten Vorſicht die Einrichtung des Ganzen, ſo wie die Verbeſſerungen der einzelnen Stücke, gleich bey dem Beginnen des Drucks beſtimmt hatte, ſo kann die Herausgabe vollkommen nach ſeiner Angabe beſorgt werden.

Dieſe vollſtändige Sammlung aller ſeiner theatraliſchen Werke wird daher aus fünf Theilen beſtehen, jeder von 35 — 40 Bogen. Für den lezten Theil iſt „Demetrius“ beſtimmt — ein Trauerſpiel, das der unſterbliche Dichter dem Plane nach ganz entworfen, wovon er aber nur die beiden erſten Aufzüge vollendet hat. Möchte der Einzige, der das Fehlende in gleichem Geiſt vollenden könnte, ſeinem Freunde und dem Publikum dieſen großen Dienſt erweiſen!

Der Verleger.

Die Huldigung der Künſte.

Ein lyriſches Spiel

Ihrer Kaiſerlichen Hoheit
der Frau Erbprinzeſſinn von Weimar
Maria Paulowna
Großfürſtinn von Rußland
in Ehrfurcht gewidmet

und vorgeſtellt auf dem Hoftheater zu Weimar
am 12ten November 1804.

Perſonen.

Vater.
Mutter.
Jüngling.
Mädchen.
Chor von Landleuten.
Genius.
Die ſieben Künſte.

Die Scene iſt eine freie ländliche Gegend, in der Mitte ein Orangenbaum, mit Früchten beladen und mit Bändern geſchmückt. Landleute ſind eben beſchäftigt, ihn in die Erde zu pflanzen, indem die Mädchen und Kinder ihn zu beiden Seiten an Blumenketten halten.

Vater.

Wachſe, wachſe blühender Baum
Mit der goldnen Früchtekrone,
Den wir aus der fremden Zone
Pflanzen in dem heimiſchen Raum!
Fülle ſüſſer Früchte beuge
Deine immer grünen Zweige!

Alle Landleute.

Wachſe, wachſe blühender Baum,
Strebend in den Himmelraum!

Jüngling.

Mit der duftgen Blüthe paare
Prangend ſich die goldne Frucht!
Stehe in dem Sturm der Jahre,
Daure in der Zeiten Flucht.

Alle.

Stehe in dem Sturm der Jahre,
Daure in der Zeiten Flucht.

Mutter.

Nimm ihn auf o heilge Erde,
Nimm den zarten Fremdling ein,
Führer der gefleckten Heerde,
Hoher Flurgott pflege ſein!

Mädchen.

Pflegt ihn zärtliche Dryaden,
Schütz ihn, ſchütz ihn Vater Pan!
Und ihr freien Oreaden,
Daß ihm keine Wetter ſchaden,
Feſſelt alle Stürme an!

Alle.

Pflegt ihn zärtliche Dryaden,
Schütz ihn, ſchütz ihn Vater Pan!

Jüngling.

Lächle dir der warme Aether
Ewig klar und ewig blau!
Sonne, gieb ihm deine Strahlen,
Erde, gieb ihm deinen Thau!

Alle.

Sonne, gieb ihm deine Strahlen,
Erde, gieb ihm deinen Thau!

Vater.

Freude, Freude, neues Leben
Mögſt du jedem Wandrer geben,
Denn die Freude pflanzte dich.
Mögen deine Nektargaben

Noch den ſpätſten Enkel laben,
Und erquicket ſegn' er dich!

Alle.

Freude, Freude, neues Leben
Mögſt du jedem Wandrer geben,
Denn die Freude pflanzte dich.

Sie tanzen in einem bunten Reihen um den Baum. Die Muſik des Orcheſters begleitet ſie und geht allmählig in einen edleren Styl über, während daß man im Hintergrunde den Genius mit den ſieben Göttinnen herabſteigen ſieht. Die Landleute ziehen ſich nach beiden Seiten der Bühne, indem der Genius in die Mitte tritt und die drey bildenden Künſte ſich zu ſeiner rechten, die vier redenden und muſikaliſchen ſich zu ſeiner linken ſtellen.

Chor der Künſte.

Wir kommen von fernher,
Wir wandern und ſchreiten
Von Völkern zu Völkern,
Von Zeiten zu Zeiten,
Wir ſuchen auf Erden ein bleibendes Haus.
Um ewig zu wohnen
Auf ruhigen Thronen,
In ſchaffender Stille,
In wirkender Fülle,
Wir wandern und ſuchen und findens nicht aus.

Jüngling.

Sieh, wer ſind Sie, die hier nahen,
Eine Göttergleiche Schaar!

Bilder, wie wir nie ſie ſahen,
Es ergreift mich wunderbar.

Genius.

Wo die Waffen erklirren
Mit eiſernem Klang,
Wo der Haß und der Wahn die Herzen verwirren,
Wo die Menſchen wandeln im ewigen Irren,
Da wenden wir flüchtig den eilenden Gang.

Chor der Künſte.

Wir haſſen die Falſchen,
Die Götterverächter,
Wir ſuchen der Menſchen
Aufricht'ge Geſchlechter;
Wo kindliche Sitten
Uns freundlich empfahn,
Da bauen wir Hütten,
Und ſiedeln uns an!

Mädchen.

Wie wird mir auf einmal!
Wie iſt mir geſchehn!
Es zieht mich zu ihnen mit dunkeln Gewalten,
Es ſind mir bekannte, geliebte Geſtalten,
Und weiß doch, ich habe ſie niemals geſehn!

Alle Landleute.

Wie wird mir auf einmal!
Wie iſt mir geſchehn!

Genius.

Aber ſtill! Da ſeh ich Menſchen,

Und ſie ſcheinen hoch beglückt;
Reich mit Bändern und mit Kränzen,
Feſtlich iſt der Baum geſchmückt.
— Sind dieß nicht der Freude Spuren?
Redet! Was begiebt ſich hier?

Vater.

Hirten ſind wir dieſer Fluren,
Und ein Feſt begehen wir.

Genius.

Welches Feſt? O laſſet hören!

Mutter.

Unſrer **Königinn** zu Ehren,
Der erhabnen gütigen,
Die in unſer ſtilles Thal
Niederſtieg, uns zu beglücken,
Aus dem hohen Kaiſerſaal.

Jüngling.

Sie, die alle Reize ſchmücken,
Gütig wie der Sonne Strahl.

Genius.

Warum pflanzt ihr dieſen Baum?

Jüngling.

Ach, ſie kommt aus fernem Land,
Und ihr Herz blickt in die Ferne!
Feſſeln möchten wir ſie gerne
An das neue Vaterland.

Genius.

Darum grabt ihr dieſen Baum
Mit den Wurzeln in die Erde,
Daß die Hohe heimiſch werde
In dem neuen Vaterland?

Mädchen.

Ach ſo viele zarte Bande
Ziehen Sie zum Jugendlande!
Alles was Sie dort verließ,
Ihrer Kindheit Paradieß,
Und den heilgen Schooß der Mutter,
Und das große Herz der Brüder,
Und der Schweſtern zarte Bruſt —
Können wir es Ihr erſetzen?
Iſt ein Preiß in der Natur
Solchen Freuden, ſolchen Schätzen?

Genius.

Liebe greift auch in die Ferne,
Liebe feſſelt ja kein Ort.
Wie die Flamme nicht verarmet,
Zündet ſich an ihrem Feuer
Eine andre wachſend fort —
Was Sie theures dort beſeſſen,
Unverloren bleibt es Ihr,
Hat Sie Liebe dort verlaſſen,
Findet Sie die Liebe hier.

Mutter.

Ach Sie tritt aus Marmorhallen,

Aus dem goldnen Saal der Pracht.
Wird die Hohe Sich gefallen,
Hier, wo über freien Auen
Nur die goldne Sonne lacht?

Genius.

Hirten, euch iſt nicht gegeben,
In ein ſchönes Herz zu ſchauen!
Wiſſet, ein erhabner Sinn
Legt das Groſſe in das Leben,
Und er *ſucht* es nicht darinn.

Jüngling.

O ſchöne Fremdlinge! Lehrt uns Sie binden,
O lehret uns, Ihr wohlgefällig ſeyn!
Gern wollten wir Ihr duftge Kränze winden,
Und führten Sie in unſre Hütten ein!

Genius.

Ein ſchönes Herz hat bald ſich heim gefunden,
Es ſchafft ſich ſelbſt, ſtill wirkend, ſeine Welt.
Und wie der Baum ſich in die Erde ſchlingt
Mit ſeiner Wurzeln Kraft und feſt ſich kettet,
So rankt das Edle ſich, das Treſliche,
Mit ſeinen Thaten an das Leben an.
Schnell knüpfen ſich der Liebe zarte Bande,
Wo man beglückt, iſt man im Vaterlande.

Alle Landleute.

O ſchöner Fremdling! Sag wie wir Sie binden,
Die Herrliche in unſern ſtillen Gründen?

Genius.

Es iſt gefunden ſchon das zarte Band,
Nicht alles iſt Ihr fremd in dieſem Land,
Mich wird Sie wohl und mein Gefolge kennen,
Wenn wir uns Ihr verkündigen und nennen.

(Hier tritt der Genius bis ans Proſcenium, die ſieben Göttinnen thun das Gleiche, ſo daß ſie ganz vorn einen Halbkreis bilden. In dem Augenblick, wo ſie vortreten, enthüllen ſie ihre Attribute, die ſie bis jezt unter den Gewändern verborgen gehalten.)

Genius (gegen die Fürſtinn.)

Ich bin der ſchaffende Genius des Schönen,
Und die mir folget iſt der Künſte Schaar,
Wir ſinds, die alle Menſchenwerke krönen,
Wir ſchmücken den Pallaſt und den Altar.
Längſt wohnten wir bei Deinem Kaiſerſtamme,
Und Sie, die Herrliche, die Dich gebahr,
Sie nährt uns ſelbſt die heilge Opferflamme
Mit reiner Hand auf Ihrem Hausaltar,
Wir ſind Dir nachgefolgt, von Ihr geſendet,
Denn alles Glück wird nur durch uns vollendet.

Architectur.

(mit einer Mauerkrone auf dem Haupt, ein goldnes Schiff in der rechten.)

Mich ſahſt du thronen an der Newa Strom!
Dein großer Ahnherr rief mich nach dem Norden,
Und dort erbaut' ich Ihm ein zweites Rom,
Durch mich iſt es ein Kaiſerſitz geworden.
Ein Paradies der Herrlichkeit und Größe

Stieg unter meiner Zauberruthe Schlag,
Jetzt rauſcht des Lebens luſtiges Getöſe,
Wo vormals nur ein düſtrer Nebel lag,
Die ſtolze Flottenrüſtung ſeiner Maſte
Erſchreckt den alten Belt in ſeinem Meer-Pallaſte.

Sculptur (mit einer Victoria in der Hand.)

Auch mich haſt Du mit Staunen oft geſehen,
Die ernſte Bildnerinn der alten Götterwelt.
Auf einen Felſen — er wird ewig ſtehen —
Hab ich ſein großes Heldenbild geſtellt.
Und dieſes Siegesbild, das ich erſchaffen,
(die Victoria zeigend)
Dein hoher Bruder ſchwingts in mächtger Hand,
Es fliegt einher vor Alexanders Waffen,
Er hats auf ewig an ſein Heer gebannt; —
Ich kann aus Ton nur lebenloſes bilden,
Er ſchafft ſich ein geſittet Volk aus Wilden.

Mahlerey.

Auch mich, Erhabne! wirſt du nicht verkennen,
Die heitre Schöpferinn der täuſchenden Geſtalt,
Von Leben blizt es und die Farben brennen
Auf meinem Tuch mit glühender Gewalt.
Die Sinne weiß ich lieblich zu betrügen,
Ja, durch die Augen täuſch ich ſelbſt das Herz,
Mit des Geliebten nachgeahmten Zügen
Verſüß ich oft der Sehnſucht bittern Schmerz.
Die ſich getrennt nach Norden und nach Süden,
Sie haben mich — und ſind nicht ganz geſchieden.

Poeſie.

Mich hält kein Band, mich feſſelt keine Schranke,
Frey ſchwing ich mich durch alle Räume fort,
Mein unermeßlich Reich iſt der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug iſt das Wort.
Was ſich bewegt im Himmel und auf Erden,
Was die Natur tief im Verborgnen ſchafft,
Muß *mir* entſchleiert und entſiegelt werden,
Denn nichts beſchränkt die freie Dichterkraft,
Doch ſchönres find ich nichts, wie lang ich wähle,
Als in der ſchönen Form — die ſchöne Seele.

Muſik (mit der Leier.)

Der Töne Macht, die aus den Saiten quillet,
Du kennſt ſie wohl, du übſt ſie mächtig aus,
Was ahnungsvoll den tiefen Buſen füllet,
Es ſpricht ſich nur in meinen Tönen aus;
Ein holder Zauber ſpielt um deine Sinnen,
Ergieß ich meinen Strom von Harmonien,
In ſüßer Wehmuth will das Herz zerrinnen,
Und von den Lippen will die Seele fliehn,
Und ſetz ich meine Leiter an von Tönen,
Ich trage dich hinauf zum höchſten Schönen.

Tanz (mit der Cymbale.)

Das hohe Göttliche, es ruht in ernſter Stille,
Mit ſtillem Geiſt will es empfunden ſeyn,
Das Leben regt ſich gern in üppger Fülle,
Die Jugend will ſich äuſern, will ſich freun.
Die Freude führ' ich an der Schönheit Zügel,

Die gern die zarten Grenzen übertritt,
Dem ſchweren Körper geb' ich Zephirs Flügel,
Das Gleichmaaß leg' ich in des Tanzes Schritt,
Was ſich bewegt lenk' ich mit meinem Stabe,
Die Grazie iſt meine ſchöne Gabe.

Schauſpielkunſt (mit einer Doppelmaske.)

Ein Janusbild laß ich vor Dir erſcheinen,
Die Freude zeigt es hier und hier den Schmerz,
Die Menſchheit wechſelt zwiſchen Luſt und Weinen
Und mit dem Ernſte gattet ſich der Scherz.
Mit allen ſeinen Tiefen, ſeinen Höhen
Roll' ich das Leben ab vor Deinem Blick,
Wenn Du das große Spiel der Welt geſehen,
So kehrſt Du reicher in Dich ſelbſt zurück;
Denn wer den Sinn aufs Ganze hält gerichtet,
Dem iſt der Streit in ſeiner Bruſt geſchlichtet.

Genius.

Und alle, die wir hier vor Dir erſcheinen,
Der hohen Künſte heilger Götterkreis,
Sind wir bereit, o Fürſtinn, Dir zu dienen,
Gebiete Du, und ſchnell auf Dein Geheiß,
Wie Thebens Mauer bei der Leier Tönen,
Belebt ſich der empfindungsloſe Stein,
Entfaltet ſich Dir eine Welt des Schönen.

Architectur.

Die Säule ſoll ſich an die Säule reihn.

Sculptur.

Der Marmor ſchmelzen unter Hammers Schlägen.

Mahlerey.

Das Leben friſch ſich auf der Leinwand regen.

Muſik.

Der Strom der Harmonien Dir erklingen.

Tanz.

Der leichte Tanz den muntern Reigen ſchlingen.

Schauſpielkunſt.

Die Welt ſich Dir auf dieſer Bühne ſpiegeln.

Poeſie.

Die Phantaſie auf ihren mächtgen Flügeln
Dich zaubern in das himmliſche Gefild!

Mahlerey.

Und wie der Iris ſchönes Farbenbild
Sich glänzend aufbaut aus der Sonne Strahlen,
So wollen wir mit ſchön vereintem Streben,
Der hohen Schönheit ſieben heilge Zahlen,
Dir, Herrliche, den Lebensteppich weben!

Alle Künſte (ſich umfaſſend).

Denn aus der Kräfte ſchön vereintem Streben
Erhebt ſich, wirkend, erſt das wahre Leben.

Don Karlo

Don Karlos

Infant von Spanien

Ein

dramatiſches Gedicht.

Perſonen.

Philipp der Zweyte, König von Spanien.
Eliſabeth von Valois, ſeine Gemahlinn.
Don Karlos, der Kronprinz.
Alexander Farneſe, Prinz von Parma, Neffe des Königs.
Infantinn Klara Eugenia, ein Kind von drey Jahren.
Herzoginn von Olivarez, Oberhofmeiſterinn.
Marquiſinn von Mondekar,
Prinzeſſinn von Eboli, } Damen der Königinn.
Gräfinn Fuentes,
Marquis von Poſa, ein Maltheſerritter,
Herzog von Alba,
Graf von Lerma, Oberſter der Leibwache, } Granden
Herzog von Feria, Ritter des Vließes, } von
Herzog von Medina Sidonia, Admiral, } Spanien.
Don Raymond von Taxis, Oberpoſtmeiſter
Domingo, Beichtvater des Königs.
Der Großinquiſitor des Königreichs.
Der Prior eines Karthäuſerkloſters.
Ein Page der Königinn.
Don Ludwig Merkado, Leibarzt der Königinn.
Mehrere Damen und Granden, Pagen, Offiziere, die Leibwache, und verſchiedene ſtumme Perſonen.

Erſter Akt.

Der königliche Garten in Aranjuez.

Erſter Auftritt.

Karlos. Domingo.

Domingo.

Die ſchönen Tage in Aranjuez
Sind nun zu Ende. Eure königliche Hoheit
Verlaſſen es nicht heiterer. Wir ſind
Vergebens hier geweſen. Brechen Sie
Dieß räthſelhafte Schweigen. Oeffnen Sie
Ihr Herz dem Vaterherzen, Prinz. Zu theuer
Kann der Monarch die Ruhe ſeines Sohns —
Des einz'gen Sohns — zu theuer nie erkaufen.

(Karlos ſieht zur Erde und ſchweigt.)

Wär noch ein Wunſch zurücke, den der Himmel
Dem liebſten ſeiner Söhne weigerte?
Ich ſtand dabey, als in Toledo's Mauern
Der ſtolze Karl die Huldigung empfing,
Als Fürſten ſich zu ſeinem Handkuß drängten.

Und jetzt in Einem — Einem Niederfall
Sechs Königreiche ihm zu Füßen lagen —
Ich ſtand und ſah das junge ſtolze Blut
In ſeine Wangen ſteigen, ſeinen Buſen
Von fürſtlichen Entſchlüſſen wallen, ſah
Sein trunknes Aug' durch die Verſammlung fliegen,
In Wonne brechen — Prinz, und dieſes Auge
Geſtand: Ich bin geſättigt.
(Karlos wendet ſich weg.)
Dieſer ſtille
Und feierliche Kummer, Prinz, den wir
Acht Monde ſchon in Ihren Blicken leſen,
Das Räthſel dieſes ganzen Hofs, die Angſt
Des Königreichs, hat Seiner Majeſtät
Schon manche ſorgenvolle Nacht gekoſtet,
Schon manche Thräne Ihrer Mutter.

Karlos (dreht ſich raſch um.)
Mutter!
— O Himmel, gieb, daß ich es dem vergeſſe,
Der ſie zu meiner Mutter machte!

Domingo.
Prinz!

Karlos
(beſinnt ſich und fährt mit der Hand über die Stirne.)
Hochwürd'ger Herr — ich habe ſehr viel Unglück
Mit meinen Müttern. Meine erſte Handlung,
Als ich das Licht der Welt erblickte, war
Ein Muttermord.

Domingo.

Iſt's möglich, gnäd'ger Prinz?
Kann dieſer Vorwurf Ihr Gewiſſen drücken?

Karlos.

Und meine neue Mutter — hat ſie mir
Nicht meines Vaters Liebe ſchon gekoſtet?
Mein Vater hat mich kaum geliebt. Mein ganzes
Verdienſt war noch, ſein Einziger zu ſeyn.
Sie gab ihm eine Tochter — O wer weiß
Was in der Zeiten Hintergrunde ſchlummert?

Domingo.

Sie ſpotten meiner, Prinz. Ganz Spanien
Vergöttert ſeine Königinn. Sie ſollten
Nur mit des Haſſes Augen ſie betrachten?
Bey ihrem Anblick nur die Klugheit hören?
Wie, Prinz? Die ſchönſte Frau auf dieſer Welt,
Und Königinn — und ehmals Ihre Braut?
Unmöglich Prinz! Unglaublich! Nimmermehr!
Wo alles liebt, kann Karl allein nicht haſſen;
So ſeltſam widerſpricht ſich Karlos nicht.
Verwahren Sie Sich Prinz, daß ſie es nie,
Wie ſehr ſie ihrem Sohn mißfällt, erfahre;
Die Nachricht würde ſchmerzen.

Karlos.

Glauben Sie?

Domingo.

Wenn Eure Hoheit Sich des letzteren
Turniers zu Saragoſſa noch entſinnen,

Wo unſern Herrn ein Lanzenſplitter ſtreifte —
Die Königinn mit ihren Damen ſaß
Auf des Pallaſtes mittlerer Tribune,
Und ſah dem Kampfe zu. Auf einmal rief's:
„Der König blutet!“ — Man rennt durch einander,
Ein dumpfes Murmeln dringt bis zu dem Ohr
Der Königinn. „Der Prinz?“ ruft ſie und will,
Und will ſich von dem oberſten Geländer
Herunter werfen. — „Nein! Der König ſelbſt!“
Giebt man zur Antwort — „So laßt Aerzte holen!“
Erwiedert ſie, indem ſie Athem ſchöpfte.
(Nach einigem Stillſchweigen.)
Sie ſtehen in Gedanken?

Karlos.

Ich bewundre
Des Königs luſt'gen Beichtiger, der ſo
Bewandert iſt in witzigen Geſchichten.
(ernſthaft und finſter.)
Doch hab' ich immer ſagen hören, daß
Geberdenſpäher und Geſchichtenträger
Des Uebels mehr auf dieſer Welt gethan,
Als Gift und Dolch in Mörders Hand nicht konnten.
Die Mühe, Herr, war zu erſparen. Wenn
Sie Dank erwarten, gehen Sie zum König.

Domingo.

Sie thun ſehr wohl, mein Prinz, Sich vorzuſehn
Mit Menſchen — nur mit Unterſcheidung. Stoßen

Sie mit dem Heuchler nicht den Freund zurück,
Ich mein' es gut mit Ihnen.

Karlos.

Laſſen Sie
Das meinen Vater ja nicht merken. Sonſt
Sind Sie um Ihren Purpur.

Domingo (ſtutzt.)

Wie?

Karlos.

Nun ja.
Verſprach er Ihnen nicht den erſten Purpur,
Den Spanien vergeben würde?

Domingo.

Prinz,
Sie ſpotten meiner.

Karlos.

Das verhüte Gott,
Daß ich des fürchterlichen Mannes ſpotte,
Der meinen Vater ſelig ſprechen und
Verdammen kann!

Domingo.

Ich will mich nicht
Vermeſſen, Prinz, in das ehrwürdige
Geheimniß Ihres Kummers einzudringen.
Nur bitt' ich Eure Hoheit, eingedenk
Zu ſeyn, daß dem beängſtigten Gewiſſen
Die Kirche eine Zuflucht aufgethan,
Wozu Monarchen keinen Schlüſſel haben,

Wo ſelber Miſſethaten unterm Siegel
Des Sakramentes aufgehoben liegen —
Sie wiſſen was ich meine, Prinz, ich habe
Genug geſagt.

Karlos.

Nein! Das ſoll ferne von mir ſeyn,
Daß ich den Siegelführer ſo verſuchte!

Domingo.

Prinz, dieſes Mißtraun — Sie verkennen Ihren
Getreuſten Diener.

Karlos (faßt ihn bey der Hand.)

Alſo geben Sie
Mich lieber auf. Sie ſind ein heil'ger Mann,
Das weiß die Welt — doch, frey heraus — für mich
Sind Sie bereits zu überhäuft. Ihr Weg,
Hochwürd'ger Vater, iſt der weiteſte,
Bis Sie auf Peters Stuhle niederſitzen.
Viel Wiſſen möchte Sie beſchweren. Melden
Sie das dem König, der Sie hergeſandt.

Domingo.

Mich hergeſandt —

Karlos.

So ſagt' ich. O zu gut,
Zu gut weiß ich, daß ich an dieſem Hof
Verrathen bin — ich weiß, daß hundert Augen
Gedungen ſind, mich zu bewachen, weiß,
Daß König Philipp ſeinen einz'gen Sohn
An ſeiner Knechte ſchlechteſten verkaufte,

Und jede von mir aufgefangne Sylbe
Dem Hinterbringer fürſtlicher bezahlt,
Als er noch keine gute That bezahlte.
Ich weiß — O ſtill! Nichts mehr davon. Mein Herz
Will überſtrömen, und ich habe ſchon
Zu viel geſagt.

Domingo.

Der König iſt geſonnen
Vor Abend in Madrid noch einzutreffen.
Bereits verſammelt ſich der Hof. Hab' ich
Die Gnade, Prinz —

Karlos.

Schon gut. Ich werde folgen.

(Domingo geht ab. Nach einem Stillſchweigen.)

Beweinenswerther Philipp, wie dein Sohn
Beweinenswerth! — Schon ſeh' ich deine Seele
Vom gift'gen Schlangenbiß des Argwohns bluten,
Dein unglückſel'ger Vorwitz übereilt
Die fürchterlichſte der Entdeckungen,
Und raſen wirſt du, wenn du ſie gemacht.

Zweyter Auftritt.

Karlos. Marquis von Poſa.

Karlos.

Wer kommt? — Was ſeh' ich! O ihr guten Geiſter!
Mein Roderich!

Marquis.

Mein Karlos!

Karlos.

Iſt es möglich?
Iſt's wahr? Iſt's wirklich? Biſt du's? — O du biſt's!
Ich drück' an meine Seele dich, ich fühle
Die deinige allmächtig an mir ſchlagen.
O jetzt iſt alles wieder gut. In dieſer
Umarmung heilt mein krankes Herz. Ich liege
Am Halſe meines Roderich.

Marquis.

Ihr krankes,
Ihr krankes Herz? Und was iſt wieder gut?
Was iſt's, das wieder gut zu werden brauchte?
Sie hören, was mich ſtutzen macht.

Karlos.

Und was
Bringt dich ſo unverhofft aus Brüſſel wieder?
Wem dank' ich dieſe Ueberraſchung? Wem?
Ich frage noch? Verzeih dem Freudetrunknen,
Erhabne Vorſicht, dieſe Läſterung!
Wem ſonſt als dir, Allgütigſte? Du wußteſt,

Daß Karlos ohne Engel war, du ſandteſt
Mir dieſen, und ich frage noch?

Marquis.

Vergebung,
Mein theurer Prinz, wenn ich dieß ſtürmiſche
Entzücken mit Beſtürzung nur erwiedre.
So war es nicht, wie ich Don Philipps Sohn
Erwartete. Ein unnatürlich Roth
Entzündet ſich auf Ihren blaſſen Wangen,
Und Ihre Lippen zittern fieberhaft.
Was muß ich glauben, theurer Prinz? — Das iſt
Der löwenkühne Jüngling nicht, zu dem
Ein unterdrücktes Heldenvolk mich ſendet —
Denn jetzt ſteh' ich als Roderich nicht hier,
Nicht als des Knaben Karlos Spielgeſelle —
Ein Abgeordneter der ganzen Menſchheit
Umarm' ich Sie — es ſind die Flandriſchen
Provinzen, die an Ihrem Halſe weinen,
Und feierlich um Rettung Sie beſtürmen.
Gethan iſt's um Ihr theures Land, wenn Alba,
Des Fanatismus rauher Henkersknecht,
Vor Brüſſel rückt mit Spaniſchen Geſetzen.
Auf Kaiſer Karls glorwürd'gem Enkel ruht
Die letzte Hoffnung dieſer edeln Lande.
Sie ſtürzt dahin, wenn ſein erhabnes Herz
Vergeſſen hat für Menſchlichkeit zu ſchlagen.

Karlos.

Sie ſtürzt dahin.

Marquis.

Weh mir! Was muß ich hören!

Karlos.

Du ſprichſt von Zeiten, die vergangen ſind.
Auch mir hat einſt von einem Karl geträumt,
Dem's feurig durch die Wangen lief, wenn man
Von Freyheit ſprach — doch der iſt lang begraben.
Den du hier ſiehſt, das iſt der Karl nicht mehr,
Der in Alkala von dir Abſchied nahm,
Der ſich vermaß in ſüßer Trunkenheit,
Der Schöpfer eines neuen goldnen Alters
In Spanien zu werden — O der Einfall
War kindiſch, aber göttlich ſchön. Vorbey
Sind dieſe Träume. —

Marquis.

Träume, Prinz! — So wären
Es Träume nur geweſen?

Karlos.

Laß mich weinen,
An deinem Herzen, heiße Thränen weinen,
Du einz'ger Freund. Ich habe niemand — niemand —
Auf dieſer großen weiten Erde niemand.
So weit das Zepter meines Vaters reicht,
So weit die Schiffahrt unſre Flaggen ſendet,
Iſt keine Stelle — keine — keine, wo
Ich meiner Thränen mich entlaſten darf,
Als dieſe. O bey allem, Roderich,

Was du und ich dereinſt im Himmel hoffen,
Verjage mich von dieſer Stelle nicht.

Marquis

(neigt ſich über ihn in ſprachloſer Rührung.)

Karlos.

Berede dich, ich wär' ein Waiſenkind,
Das du am Thron mitleidig aufgeleſen.
Ich weiß ja nicht was Vater heißt — ich bin
Ein Königsſohn — O wenn es eintrifft, was
Mein Herz mir ſagt, wenn du aus Millionen
Heraus gefunden biſt, mich zu verſtehn,
Wenn's wahr iſt, daß die ſchaffende Natur
Den Roderich im Karlos wiederholte,
Und unſrer Seelen zartes Saitenſpiel
Am Morgen unſres Lebens gleich bezog,
Wenn eine Thräne, die mir Lindrung giebt,
Dir theurer iſt, als meines Vaters Gnade —

Marquis.

O theurer als die ganze Welt.

Karlos.

So tief
Bin ich gefallen — bin ſo arm geworden,
Daß ich an unſre frühen Kinderjahre
Dich mahnen muß — daß ich dich bitten muß,
Die lang vergeßnen Schulden abzutragen,
Die du noch im Matroſenkleide machteſt —
Als du und ich, zween Knaben wilder Art,
So brüderlich zuſammen aufgewachſen,

Kein Schmerz mich drückte, als von deinem Geiſte
So ſehr verdunkelt mich zu ſehn — ich endlich
Mich kühn entſchloß, dich gränzenlos zu lieben,
Weil mich der Muth verließ, dir gleich zu ſeyn.
Da fing ich an mit tauſend Zärtlichkeiten
Und treuer Bruderliebe dich zu quälen;
Du, ſtolzes Herz, gabſt ſie mir kalt zurück.
Oft ſtand ich da, und — doch das ſahſt du nie!
Und heiße, ſchwere Thränentropfen hingen
In meinem Aug', wenn du, mich überhüpfend,
Gering're Kinder in die Arme drückteſt.
Warum nur dieſe? rief ich trauernd aus:
Bin Ich dir nicht auch herzlich gut? — Du aber,
Du knieteſt kalt und ernſthaft vor mir nieder:
Das, ſagteſt du, gebührt dem Königsſohn.

Marquis.

O ſtille, Prinz, von dieſen kindiſchen
Geſchichten, die mich jetzt noch ſchamroth machen.

Karlos.

Ich hatt' es nicht um dich verdient. Verſchmähen,
Zerreiſſen konnteſt du mein Herz, doch nie
Von dir entfernen. Dreymal wieſeſt du
Den Fürſten von dir, dreymal kam er wieder
Als Bittender, um Liebe dich zu flehn
Und dir gewaltſam Liebe aufzudringen.
Ein Zufall that, was Karlos nie gekonnt.
Einmal geſchah's bey unſern Spielen, daß
Der Königinn von Böhmen, meiner Tante,

Dein Federball ins Auge flog. Sie glaubte,
Daß es mit Vorbedacht geſchehn, und klagt' es
Dem Könige mit thränendem Geſicht.
Die ganze Jugend des Pallaſtes muß
Erſcheinen, ihm den Schuldigen zu nennen.
Der König ſchwört, die hinterliſt'ge That,
Und wär' es auch an ſeinem eig'nen Kinde,
Auf's ſchrecklichſte zu ahnden. — Damals ſah ich
Dich zitternd in der Ferne ſtehn, und jetzt,
Jetzt trat ich vor und warf mich zu den Füßen
Des Königs. Ich, ich that es, rief ich aus:
An deinem Sohn erfülle deine Rache.

Marquis.

Ach! woran mahnen Sie mich, Prinz!

Karlos.

Sie wards:
Im Angeſicht des ganzen Hofgeſindes,
Das mitleidsvoll im Kreiſe ſtand, ward ſie
Auf Sklavenart an deinem Karl vollzogen.
Ich ſah auf dich und weinte nicht. Der Schmerz
Schlug meine Zähne knirſchend an einander;
Ich weinte nicht. Mein königliches Blut
Floß ſchändlich unter unbarmherz'gen Streichen;
Ich ſah auf dich und weinte nicht — Du kamſt;
Laut weinend ſankſt du mir zu Füßen. Ja!
Ja, riefſt du aus; mein Stolz iſt überwunden,
Ich will bezahlen, wenn du König biſt.

Marquis (reicht ihm die Hand).

Ich will es, Karl. Das kindiſche Gelübde
Erneur' ich jetzt als Mann. Ich will bezahlen.
Auch meine Stunde ſchlägt vielleicht.

Karlos.

Jetzt, jetzt.
O zög're nicht. Jetzt hat ſie ja geſchlagen.
Die Zeit iſt da, wo du es löſen kannſt.
Ich brauche Liebe. — Ein entſetzliches
Geheimniß brennt auf meiner Bruſt. Es ſoll,
Es ſoll heraus. In deinen blaſſen Mienen
Will ich das Urtheil meines Todes leſen.
Hör' an — erſtarre — doch erwiedre nichts —
Ich liebe meine Mutter.

Marquis.

O mein Gott!

Karlos.

Nein! Dieſe Schonung will ich nicht. Sprich's aus,
Sprich, daß auf dieſem großen Rund der Erde
Kein Elend an das meine gränze — ſprich —
Was du mir ſagen kannſt, errath' ich ſchon.
Der Sohn liebt ſeine Mutter. Weltgebräuche,
Die Ordnung der Natur und Roms Geſetze
Verdammen dieſe Leidenſchaft. Mein Anſpruch
Stößt fürchterlich auf meines Vaters Rechte.
Ich fühl's, und dennoch lieb' ich. Dieſer Weg
Führt nur zum Wahnſinn oder Blutgerüſte.
Ich liebe ohne Hoffnung — laſterhaft —

Mit Todesangſt und mit Gefahr des Lebens —
Das ſeh ich ja, und dennoch lieb' ich.

Marquis.

Weiß
Die Königinn um dieſe Neigung?

Karlos.

Konnt' ich
Mich ihr entdecken? Sie iſt Philipps Frau,
Und Königinn, und das iſt Span'ſcher Boden.
Von meines Vaters Eiferſucht bewacht,
Von Etikette ringsum eingeſchloſſen,
Wie konnt' ich ohne Zeugen mich ihr nahn?
Acht höllenbange Monde ſind es ſchon,
Daß von der hohen Schule mich der König
Zurückberief, daß ich ſie täglich anzuſchauen
Verurtheilt bin, und wie das Grab zu ſchweigen.
Acht höllenbange Monde, Roderich,
Daß dieſes Feu'r in meinem Buſen wüthet,
Daß tauſendmal ſich das entſetzliche
Geſtändniß ſchon auf meinen Lippen meldet,
Doch ſcheu und feig zurück zum Herzen kriecht.
O Roderich — nur wen'ge Augenblicke
Allein mit ihr —

Marquis.

Ach! Und Ihr Vater, Prinz —

Karlos.

Unglücklicher! Warum an den mich mahnen?

Sprich mir von allen Schrecken des Gewiſſens;
Von meinem Vater ſprich mir nicht.

Marquis.

Sie haſſen Ihren Vater?

Karlos.

Nein! Ach nein!
Ich haſſe meinen Vater nicht — doch Schauer
Und Miſſethäters-Bangigkeit ergreifen
Bey dieſem fürchterlichen Nahmen mich.
Kann ich dafür, wenn eine knechtiſche
Erziehung ſchon in meinem jungen Herzen
Der Liebe zarten Keim zertrat? Sechs Jahre
Hatt' ich gelebt, als mir zum erſten Mal
Der Fürchterliche, der, wie ſie mir ſagten,
Mein Vater war, vor Augen kam. Es war
An einem Morgen, wo er ſteh'nden Fußes
Vier Bluturtheile unterſchrieb. Nach dieſem
Sah ich ihn nur, wenn mir für ein Vergehn
Beſtrafung angekündigt ward. — O Gott!
Hier fühl' ich, daß ich bitter werde — Weg —
Weg, weg von dieſer Stelle.

Marquis.

Nein, Sie ſollen,
Jetzt ſollen Sie Sich öffnen, Prinz. In Worten
Erleichtert ſich der ſchwer beladne Buſen.

Karlos.

Oft hab' ich mit mir ſelbſt gerungen, oft
Um Mitternacht, wenn meine Wachen ſchliefen,

Mit heißen Thränengüſſen vor das Bild
Der Hochgebenedeihten mich geworfen,
Sie um ein kindlich Herz gefleht — doch ohne
Erhörung ſtand ich auf. Ach Roderich!
Enthülle du dieß wunderbare Räthſel
Der Vorſicht mir — Warum von tauſend Vätern
Juſt eben dieſen Vater Mir? Und Ihm
Juſt dieſen Sohn von tauſend beſſern Söhnen?
Zwey unverträglichere Gegentheile
Fand die Natur in ihrem Umkreis nicht.
Wie mochte ſie die beiden letzten Enden
Des menſchlichen Geſchlechtes — Mich und Ihn —
Durch ein ſo heilig Band zuſammen zwingen?
Furchtbares Loos! Warum mußt' es geſchehn?
Warum zwey Menſchen, die ſich ewig meiden,
In Einem Wunſche ſchrecklich ſich begegnen?
Hier, Roderich, ſiehſt du zwey feindliche
Geſtirne, die im ganzen Lauf der Zeiten
Ein einzig Mal in ſcheitelrechter Bahn
Zerſchmetternd ſich berühren, dann auf immer
Und ewig aus einander fliehn.

Marquis.

Mir ahnet
Ein unglückvoller Augenblick.

Karlos.

Mir ſelbſt
Wie Furien des Abgrunds folgen mir
Die ſchauerlichſten Träume. Zweifelnd ringt

Mein guter Geiſt mit gräßlichen Entwürfen;
Durch labyrinthiſche Sophiſmen kriecht
Mein unglückſel'ger Scharfſinn, bis er endlich
Vor eines Abgrunds gähem Rande ſtutzt —
O Roderich, wenn ich den Vater je
In ihm verlernte — Roderich — ich ſehe,
Dein todtenblaſſer Blick hat mich verſtanden.
Wenn ich den Vater je in ihm verlernte,
Was würde mir der König ſeyn?

Marquis.

(nach einigem Stillſchweigen.)

Darf ich
An meinen Karlos eine Bitte wagen?
Was Sie auch Willens ſind zu thun, verſprechen Sie
Nichts ohne Ihren Freund zu unternehmen.
Verſprechen Sie mir dieſes?

Karlos.

Alles, alles,
Was deine Liebe mir gebeut. Ich werfe
Mich ganz in deine Arme.

Marquis.

Wie man ſagt,
Will der Monarch zur Stadt zurücke kehren.
Die Zeit iſt kurz. Wenn Sie die Königinn
Geheim zu ſprechen wünſchen, kann es nirgends
Als in Aranjuez geſchehn. Die Stille
Des Orts — des Landes ungezwungne Sitte
Begünſtigen —

Karlos.

Das war auch meine Hoffnung.
Doch ach, ſie war vergebens!

Marquis.

Nicht ſo ganz.
Ich gehe, mich ſogleich ihr vorzuſtellen.
Iſt ſie in Spanien dieſelbe noch,
Die ſie vordem an Heinrichs Hof geweſen,
So find' ich Offenherzigkeit. Kann ich
In ihren Blicken Karlos Hoffnung leſen,
Find' ich zu dieſer Unterredung ſie
Geſtimmt — ſind ihre Damen zu entfernen —

Karlos.

Die meiſten ſind mir zugethan. — Beſonders
Die Mondekar hab' ich durch ihren Sohn,
Der mir als Page dient, gewonnen. —

Marquis.

Deſto beſſer.
So ſind Sie in der Nähe, Prinz, ſogleich
Auf mein gegebnes Zeichen zu erſcheinen.

Karlos.

Das will ich — will ich — alſo eile nur.

Marquis.

Ich will nun keinen Augenblick verlieren.
Dort alſo, Prinz, auf Wiederſehn.

(Beide gehen ab auf verſchiedenen Seiten.)

Die Hofhaltung der Königinn in Aranjuez.

Eine einfache ländliche Gegend, von einer Allee durchſchnitten, vom Landhauſe der Königinn begränzt.

Dritter Auftritt.

Die Königinn. Die Herzoginn von Olivarez. Die Prinzeſſinn von Eboli, und die Marquiſinn von Mondekar, welche die Allee herauf kommen.

Königinn (zur Marquiſinn)

Sie will ich um mich haben, Mondekar.
Die muntern Augen der Prinzeſſinn quälen
Mich ſchon den ganzen Morgen. Sehen Sie,
Kaum weiß ſie ihre Freude zu verbergen,
Weil ſie vom Lande Abſchied nimmt.

Eboli.

Ich will es
Nicht läugnen, meine Königinn, daß ich
Madrid mit großen Freuden wieder ſehe.

Mondekar.

Und Ihre Majeſtät nicht auch? Sie ſollten
So ungern von Aranjuez Sich trennen?

Königinn.

Von — dieſer ſchönen Gegend wenigſtens.
Hier bin ich wie in meiner Welt. Dieß Plätzchen
Hab' ich mir längſt zum Liebling auserleſen.
Hier grüßt mich meine ländliche Natur,

Die Buſenfreundinn meiner jungen Jahre.
Hier find' ich meine Kinderſpiele wieder,
Und meines Frankreichs Lüfte wehen hier.
Verargen Sie mir's nicht. Uns alle zieht
Das Herz zum Vaterland.

Eboli.

Wie einſam aber,
Wie todt und traurig iſt es hier! Man glaubt
Sich in la Trappe.

Königinn.

Das Gegentheil vielmehr.
Todt find' ich es nur in Madrid. — Doch was
Spricht unſre Herzoginn dazu?

Olivarez.

Ich bin
Der Meinung, Ihro Majeſtät, daß es
So Sitte war, den einen Monat hier,
Den andern in dem Pardo auszuhalten,
Den Winter in der Reſidenz, ſo lange
Es Könige in Spanien gegeben.

Königinn.

Ja, Herzoginn, das wiſſen Sie, mit Ihnen
Hab' ich auf immer mich des Streits begeben.

Mondekar.

Und wie lebendig es mit nächſtem in
Madrid ſeyn wird! Zu einem Stiergefechte
Wird ſchon die Plaza Mayor zugerichtet,

Und ein Auto da Fe hat man uns auch
Verſprochen —

Königinn.

Uns verſprochen! Hör ich das
Von meiner ſanften Mondekar?

Mondekar.

Warum nicht?
Es ſind ja Ketzer, die man brennen ſieht.

Königinn.

Ich hoffe, meine Eboli denkt anders.

Eboli.

Ich? — Ihre Majeſtät, ich bitte ſehr,
Für keine ſchlecht're Chriſtinn mich zu halten,
Als die Marquiſinn Mondekar.

Königinn.

Ach! Ich
Vergeſſe wo ich bin. — Zu etwas anderm. —
Vom Lande, glaub' ich, ſprachen wir. Der Monat
Iſt, däucht mir, auch erſtaunlich ſchnell vorüber.
Ich habe mir der Freude viel, ſehr viel,
Von dieſem Aufenthalt verſprochen, und
Ich habe nicht gefunden, was ich hoffte.
Geht es mit jeder Hoffnung ſo? Ich kann
Den Wunſch nicht finden, der mir fehlgeſchlagen.

Olivarez.

Prinzeſſinn Eboli, Sie haben uns
Noch nicht geſagt, ob Gomez hoffen darf?
Ob wir Sie bald als ſeine Braut begrüßen?

Königin.

Ja! Gut, daß Sie mich mahnen, Herzoginn.

(Zur Prinzeſſinn.)

Man bittet mich bey Ihnen fürzuſprechen.
Wie aber kann ich das? Der Mann, den ich
Mit meiner Eboli belehne, muß
Ein würd'ger Mann ſeyn.

Olivarez.

Ihre Majeſtät,
Das iſt er, ein ſehr würd'ger Mann, ein Mann,
Den unſer gnädigſter Monarch bekanntlich
Mit ihrer königlichen Gunſt beehren.

Königinn.

Das wird den Mann ſehr glücklich machen — Doch
Wir wollen wiſſen, ob er lieben kann,
Und Liebe kann verdienen. — Eboli,
Das frag' ich Sie.

Eboli.

(ſteht ſtumm und verwirrt, die Augen zur Erde geſchlagen, endlich fällt ſie der Königinn zu Füßen.)

Großmüth'ge Königinn,
Erbarmen Sie Sich meiner. Laſſen Sie —
Um Gottes willen, laſſen Sie mich nicht —
Nicht aufgeopfert werden.

Königinn.

Aufgeopfert?
Ich brauche nichts mehr. Stehn Sie auf. Es iſt
Ein hartes Schickſal, aufgeopfert werden.

Ich glaube Ihnen. Stehn Sie auf. — Iſt es
Schon lang', daß Sie den Grafen ausgeſchlagen?

Eboli (aufſtehend.)

O viele Monate. Prinz Karlos war
Noch auf der hohen Schule.

Königinn.

(ſtutzt und ſieht ſie mit forſchenden Augen an.)

Haben Sie
Sich auch geprüft, aus welchen Gründen?

Eboli (mit einiger Heftigkeit.)

Niemals
Kann es geſchehen, meine Königinn,
Aus tauſend Gründen niemals.

Königinn (ſehr ernſthaft.)

Mehr als Einer iſt
Zu viel. Sie können ihn nicht ſchätzen — das
Iſt mir genug. Nichts mehr davon.

(Zu den andern Damen.)

Ich habe
Ja die Infantinn heut noch nicht geſehen.
Marquiſinn, bringen Sie ſie mir. —

Olivarez (ſieht auf die Uhr.)

Es iſt
Noch nicht die Stunde, Ihre Majeſtät. —

Königinn.

Noch nicht die Stunde, wo ich Mutter ſeyn darf?
Das iſt doch ſchlimm. Vergeſſen Sie es ja nicht,
Mich zu erinnern wenn ſie kommt.

(Ein Page tritt auf und ſpricht leiſe mit der Oberhofmeiſterinn, welche ſich darauf zur Königinn wendet.)

Olivarez.

Der Marquis
Von Poſa, Ihre Majeſtät —

Königinn.

Von Poſa?

Olivarez.

Er kommt aus Frankreich und den Niederlanden,
Und wünſcht die Gnade zu erhalten, Briefe
Von der Regentinn Mutter übergeben
Zu dürfen.

Königinn.

Und das iſt erlaubt?

Olivarez (bedenklich.)

In meiner Vorſchrift
Iſt des beſondern Falles nicht gedacht,
Wenn ein Kaſtilian'ſcher Grande Briefe
Von einem fremden Hof der Königinn
Von Spanien in ihrem Gartenwäldchen
Zu überreichen kommt.

Königinn.

So will ich denn
Auf meine eigene Gefahr es wagen!

Olivarez.

Doch mir vergönne Ihro Majeſtät
Mich ſo lang' zu entfernen. —

Königinn.

Halten Sie
Das, wie Sie wollen, Herzoginn.

(Die Oberhofmeiſterinn geht ab, und die Königinn giebt dem Pagen einen Wink, welcher ſogleich hinaus geht.)

Vierter Auftritt.

Königinn. Prinzeſſinn von Eboli. Marquiſinn von Mondekar, und Marquis von Poſa.

Königinn.

Ich heiße Sie
Willkommen, Chevalier, auf Span'ſchem Boden.

Marquis.

Den ich noch nie mit ſo gerechtem Stolze
Mein Vaterland genannt als jetzt. —

Königinn (zu den beiden Damen.)

Der Marquis
Von Poſa, der im Ritterſpiel zu Rheims
Mit meinem Vater eine Lanze brach,
Und meine Farbe dreymal ſiegen machte —
Der erſte ſeiner Nation, der mich
Den Ruhm empfinden lehrte, Königinn
Der Spanier zu ſeyn.

(Zum Marquis ſich wendend.)

Als wir im Louvre
Zum letzten Mal uns ſahen, Chevalier,

Da träumt' es Ihnen wohl noch nicht, daß Sie
Mein Gaſt ſeyn würden in Kaſtilien.

Marquis.

Nein, große Königinn — denn damals träumte
Mir nicht, daß Frankreich noch das Einzige
An uns verlieren würde, was wir ihm
Beneidet hatten.

Königinn.

Stolzer Spanier!
Das Einzige? — Und das zu einer Tochter
Vom Hauſe Valois?

Marquis.

Jetzt darf ich es
Ja ſagen, Ihro Majeſtät — denn jetzt
Sind Sie ja unſer.

Königinn.

Ihre Reiſe, hör' ich,
Hat auch durch Frankreich Sie geführt. — Was bringen
Sie mir von meiner hochverehrten Mutter
Und meinen viel geliebten Brüdern?

Marquis (überreicht ihr die Briefe.)

Die Königinn Mutter fand ich krank, geſchieden
Von jeder andern Freude dieſer Welt,
Als ihre königliche Tochter glücklich
Zu wiſſen auf dem Span'ſchen Thron.

Königinn.

Muß ſie

Es nicht ſeyn bey dem theuern Angedenken
So zärtlicher Verwandten? bey der ſüßen
Erinnrung an — Sie haben viele Höfe
Beſucht auf Ihren Reiſen, Chevalier;
Und viele Länder, vieler Menſchen Sitte
Geſehn — Und jetzt, ſagt man, ſind Sie geſonnen
In Ihrem Vaterland Sich Selbſt zu leben?
Ein größ'rer Fürſt in Ihren ſtillen Mauern,
Als König Philipp auf dem Thron — ein Freyer!
Ein Philoſoph! — Ich zweifle ſehr, ob Sie
Sich werden können in Madrid gefallen.
Man iſt ſehr — ruhig in Madrid.

Marquis.

Und das
Iſt mehr, als ſich das ganze übrige
Europa zu erfreuen hat.

Königinn.

So hör' ich.
Ich habe alle Händel dieſer Erde
Bis faſt auf die Erinnerung verlernt.

(zur Prinzeſſinn von Eboli.)

Mir däucht, Prinzeſſinn Eboli, ich ſehe
Dort eine Hyazinthe blühen — Wollen
Sie mir ſie bringen?

(Die Prinzeſſinn geht nach dem Platze. Die Königinn etwas leiſer zum Marquis.)

Chevalier, ich müßte
Mich ſehr betrügen, oder Ihre Ankunft

Hat

Hat einen frohen Menſchen mehr gemacht
An dieſem Hofe.

Marquis.

Einen Traurigen
Hab' ich gefunden — den auf dieſer Welt
Nur etwas fröhlich —

(Die Prinzeſſinn kommt mit der Blume zurück.)

Eboli.

Da der Chevalier
So viele Länder hat geſehen, wird
Er ohne Zweifel viel merkwürdiges
Uns zu erzählen wiſſen.

Marquis.

Allerdings.
Und Abentheuer ſuchen iſt bekanntlich
Der Ritter Pflicht — die heiligſte von allen,
Die Damen zu beſchützen.

Mondekar.

Gegen Rieſen!
Jetzt giebt es keine Rieſen mehr.

Marquis.

Gewalt
Iſt für den Schwachen jederzeit ein Rieſe.

Königinn.

Der Chevalier hat Recht. Es giebt noch Rieſen,
Doch keine Ritter giebt es mehr.

Marquis.

Noch jüngſt,

Auf meinem Rückweg von Neapel, war
Ich Zeuge einer rührenden Geſchichte,
Die mir der Freundſchaft heiliges Legat
Zu meiner eigenen gemacht. — Wenn ich
Nicht fürchten müßte, Ihre Majeſtät
Durch die Erzählung zu ermüden —

Königinn.

Bleibt
Mir eine Wahl? Die Neugier der Prinzeſſinn
Läßt ſich nichts unterſchlagen. Nur zur Sache.
Auch ich bin eine Freundinn von Geſchichten.

Marquis.

Zwey edle Häuſer in Mirandola,
Der Eiferſucht, der langen Feindſchaft müde,
Die von den Gibellinen und den Guelfen
Jahrhunderte ſchon fortgeerbt, beſchloſſen,
Durch der Verwandtſchaft zarte Bande ſich
In einem ew'gen Frieden zu vereinen.
Des mächtigen Pietro Schweſterſohn,
Fernando, und die göttliche Mathilde,
Colonna's Tochter, waren auserſehn,
Dieß ſchöne Band der Einigkeit zu knüpfen.
Nie hat zwey ſchön're Herzen die Natur
Gebildet für einander — nie die Welt,
Nie eine Wahl ſo glücklich noch geprieſen.
Noch hatte ſeine liebenswürd'ge Braut
Fernando nur im Bildniß angebetet —
Wie zitterte Fernando, wahr zu finden,

Was ſeine feurigſten Erwartungen
Dem Bilde nicht zu glauben ſich getrauten!
In Padua, wo ſeine Studien
Ihn feſſelten, erwartete Fernando
Des frohen Augenblickes nur, der ihm
Vergönnen ſollte, zu Mathildens Füßen
Der Liebe erſte Huldigung zu ſtammeln.

(Die Königinn wird aufmerkſamer. Der Marquis fährt nach einem kurzen Stillſchweigen fort, die Erzählung, ſo weit es die Gegenwart der Königinn erlaubt, mehr an die Prinzeſſinn von Eboli gerichtet.)

Indeſſen macht der Gattinn Tod die Hand
Pietro's frey. — Mit jugendlicher Glut
Verſchlingt der Greis die Stimmen des Gerüchtes;
Das in dem Ruhm Mathildens ſich ergoß.
Er kommt! — Er ſieht! — Er liebt! Die neue Regung
Erſtickt die leiſ're Stimme der Natur,
Der Oheim wirbt um ſeines Neffen Braut,
Und heiligt ſeinen Raub vor dem Altare.

Königinn.

Und was beſchließt Fernando?

Marquis.

Auf der Liebe Flügeln,
Des fürchterlichen Wechſels unbewußt,
Eilt nach Mirandola der Trunkene.
Mit Sternenſchein erreicht ſein ſchnelles Roß
Die Thore — ein bachantiſches Getön
Von Reigen und von Pauken donnert ihm

Aus dem erleuchteten Pallaſt entgegen.
Er hebt die Stufen ſcheu hinauf, und ſieht
Sich unerkannt im lauten Hochzeitſaale,
Wo in der Gäſte taumelndem Gelag
Pietro ſaß — ein Engel ihm zur Seite,
Ein Engel, den Fernando kennt, der ihm
In Träumen ſelbſt ſo glänzend nie erſchienen.
Ein einz'ger Blick zeigt ihm, was er beſeſſen,
Zeigt ihm, was er auf immerdar verloren.

Eboli.

Unglücklicher Fernando!

Königinn.

Die Geſchichte
Iſt doch zu Ende, Chevalier? — Sie muß
Zu Ende ſeyn.

Marquis.

Noch nicht ganz.

Königinn.

Sagten Sie
Uns nicht, Fernando ſey Ihr Freund geweſen?

Marquis.

Ich habe keinen theurern.

Eboli.

Fahren Sie
Doch fort in der Geſchichte, Chevalier.

Marquis.

Sie wird ſehr traurig — und das Angedenken

Erneuert meinen Schmerz. Erlaſſen Sie
Mir den Beſchluß —

(Ein allgemeines Stillſchweigen.)

Königinn (wendet ſich zur Prinzeſſinn von Eboli.)

Nun wird mir endlich doch
Vergönnt ſeyn, meine Tochter zu umarmen. —
Prinzeſſinn, bringen Sie ſie mir.

(Dieſe entfernt ſich. Der Marquis winkt einem Pagen, der ſich im Hintergrunde zeigt und ſogleich verſchwindet. Die Königinn erbricht die Briefe, die der Marquis ihr gegeben, und ſcheint überraſcht zu werden. In dieſer Zeit ſpricht der Marquis geheim und ſehr angelegentlich mit der Marquiſinn von Mondekar. — Die Königinn hat die Briefe geleſen, und wendet ſich mit einem ausforſchenden Blicke zum Marquis.)

Sie haben
Uns von Mathilden nichts geſagt? Vielleicht
Weiß ſie es nicht, wie viel Fernando leidet?

Marquis.

Mathildens Herz hat niemand noch ergründet —
Doch große Seelen dulden ſtill.

Königinn.

Sie ſehn Sich um? Wen ſuchen Ihre Augen?

Marquis.

Ich denke nach, wie glücklich ein Gewiſſer,
Den ich nicht nennen darf, an meinem Platze
Seyn müßte.

Königinn.

Weſſen Schuld iſt es, daß er
Es nicht iſt?

Marquis (lebhaft einfallend.)

Wie? Darf ich mich unterſtehen
Dieß zu erklären wie ich will? — Er würde
Vergebung finden, wenn er jetzt erſchiene?

Königinn (erſchrocken.)

Jetzt, Marquis? Jetzt? Was meinen Sie damit?

Marquis.

Er dürfte hoffen — Dürft' er?

Königinn (mit wachſender Verwirrung.)

Sie erſchrecken mich
Marquis — Er wird doch nicht —

Marquis.

Hier iſt er ſchon.

Fünfter Auftritt.

Die Königinn. Karlos.

Marquis von Poſa und die Marquiſinn von Mondekar treten nach dem Hintergrunde zurück.

Karlos.

(vor der Königinn niedergeworfen.)

So iſt er endlich da der Augenblick,
Und Karl darf dieſe theure Hand berühren! —

Königinn.

Was für ein Schritt — Welch eine ſtrafbare,
Tollkühne Ueberraſchung! Stehn Sie auf!
Wir ſind entdeckt. Mein Hof iſt in der Nähe.

Karlos.

Ich ſteh' nicht auf — Hier will ich ewig knien.
Auf dieſem Platz will ich verzaubert liegen,
In dieſer Stellung angewurzelt —

Königinn.

Raſender!
Zu welcher Kühnheit führt Sie meine Gnade?
Wie? Wiſſen Sie, daß es die Königinn,
Daß es die Mutter iſt, an die ſich dieſe
Verweg'ne Sprache richtet? Wiſſen Sie,
Daß ich — ich ſelbſt von dieſem Ueberfalle
Dem Könige —

Karlos.

Und daß ich ſterben muß!
Man reiße mich von hier aufs Blutgerüſte!
Ein Augenblick gelebt im Paradieſe
Wird nicht zu theuer mit dem Tod gebüßt.

Königinn.

Und Ihre Königinn?

Karlos (ſteht auf.)

Gott! Gott! ich gehe —
Ich will Sie ja verlaſſen. — Muß ich nicht,
Wenn Sie es alſo fordern? Mutter! Mutter!
Wie ſchrecklich ſpielen Sie mit mir! Ein Wink,
Ein halber Blick, ein Laut aus Ihrem Munde
Gebietet mir zu ſeyn und zu vergehen.
Was wollen Sie, daß noch geſchehen ſoll?
Was unter dieſer Sonne kann es geben,

Das ich nicht hinzuopfern eilen will,
Wenn Sie es wünſchen?

Königinn.

Fliehen Sie.

Karlos.

O Gott!

Königinn.

Das einz'ge, Karl, warum ich Sie mit Thränen
Beſchwöre — Fliehen Sie! — eh' meine Damen —
Eh' meine Kerkermeiſter Sie und mich
Beyſammen finden, und die große Zeitung
Vor Ihres Vaters Ohren bringen —

Karlos.

Ich erwarte
Mein Schickſal — es ſey Leben oder Tod.
Wie? Hab' ich darum meine Hoffnungen
Auf dieſen einz'gen Augenblick verwieſen,
Der Sie mir endlich ohne Zeugen ſchenkt,
Daß falſche Schrecken mich am Ziele täuſchten?
Nein, Königinn! Die Welt kann hundertmal,
Kann tauſendmal um ihre Pole treiben,
Eh' dieſe Gunſt der Zufall wiederholt.

Königinn.

Auch ſoll er das in Ewigkeit nicht wieder.
Unglücklicher! Was wollen Sie von mir?

Karlos.

O Königinn, daß ich gerungen habe,
Gerungen, wie kein Sterblicher noch rang,

Iſt Gott mein Zeuge — Königinn! Umſonſt!
Hin iſt mein Heldenmuth. Ich unterliege.

Königinn.

Nichts mehr davon — um meiner Ruhe willen —

Karlos.

Sie waren mein — im Angeſicht der Welt
Mir zugeſprochen von zwey großen Thronen,
Mir zuerkannt von Himmel und Natur,
Und Philipp, Philipp hat mir Sie geraubt —

Königinn.

Er iſt Ihr Vater.

Karlos.

Ihr Gemahl.

Königinn.

Der Ihnen
Das größte Reich der Welt zum Erbe giebt.

Karlos.

Und *Sie* zur Mutter —

Königinn.

Großer Gott! Sie raſen —

Karlos.

Und weiß er auch wie reich er iſt? Hat er
Ein fühlend Herz, das Ihrige zu ſchätzen?
Ich will nicht klagen, nein, ich will vergeſſen,
Wie unausſprechlich glücklich Ich mit ihr
Geworden wäre — wenn nur Er es iſt.
Er iſt es nicht — Das, das iſt Höllenqual!
Er iſt es nicht und wird es niemals werden.

Du nahmſt mir meinen Himmel nur, um ihn
In König Philipps Armen zu vertilgen.

Königinn.

Abſcheulicher Gedanke!

Karlos.

O ich weiß,
Wer dieſer Ehe Stifter war — ich weiß,
Wie Philipp lieben kann und wie er freyte.
Wer ſind Sie denn in dieſem Reich? Laß hören.
Regentinn etwa? Nimmermehr! Wie könnten,
Wo Sie Regentinn ſind, die Alba würgen?
Wie könnte Flandern für den Glauben bluten?
Wie, oder ſind Sie Philipps Frau? Unmöglich!
Ich kann's nicht glauben. Eine Frau beſitzt
Des Mannes Herz — und wem gehört das ſeine?
Und bittet er nicht jede Zärtlichkeit,
Die ihm vielleicht in Fiebergluth entwiſchte,
Dem Zepter ab und ſeinen grauen Haaren?

Königinn.

Wer ſagte Ihnen, daß an Philipps Seite
Mein Loos beweinenswürdig ſey?

Karlos.

Mein Herz,
Das feurig fühlt, wie es an meiner Seite
Beneidenswürdig wäre.

Königinn.

Eitler Mann!
Wenn mein Herz nun das Gegentheil mir ſagte?

Wenn Philipps ehrerbiet'ge Zärtlichkeit
Und ſeiner Liebe ſtumme Mienenſprache
Weit inniger als ſeines ſtolzen Sohns
Verwegene Beredſamkeit mich rührten?
Wenn eines Greiſes überlegte Achtung —

Karlos.

Das iſt was andres — Dann — ja dann Vergebung.
Ich wußt' es nicht. — Das wußt' ich nicht, daß Sie
Den König lieben.

Königinn.

Ihn ehren iſt mein Wunſch und mein Vergnügen.

Karlos.

Sie haben nie geliebt?

Königinn.

Seltſame Frage!

Karlos.

Sie haben nie geliebt?

Königinn.

— Ich liebe nicht mehr.

Karlos.

Weil es Ihr Herz? weil es Ihr Eid verbietet?

Königinn.

Verlaſſen Sie mich, Prinz, und kommen Sie
Zu keiner ſolchen Unterredung wieder.

Karlos.

Weil es Ihr Eid? weil es Ihr Herz verbietet?

Königinn.

Weil meine Pflicht — — Unglücklicher, wozu

Die traurige Zergliederung des Schickſals,
Dem Sie und ich gehorchen müſſen?

Karlos.

Müſſen?

Gehorchen müſſen?

Königinn.

Wie? Was wollen Sie

Mit dieſem feierlichen Ton?

Karlos.

So viel,

Daß Karlos nicht geſonnen iſt, zu müſſen,
Wo er zu wollen hat; daß Karlos nicht
Geſonnen iſt, der Unglückſeligſte
In dieſem Reich zu bleiben, wenn es ihm
Nichts als den Umſturz der Geſetze koſtet,
Der Glücklichſte zu ſeyn.

Königinn.

Verſteh' ich Sie?

Sie hoffen noch? Sie wagen es, zu hoffen,
Wo alles, alles ſchon verloren iſt?

Karlos.

Ich gebe nichts verloren als die Todten.

Königinn.

Auf mich, auf Ihre Mutter hoffen Sie? —
(Sie ſieht ihn lange und durchdringend an — dann mit Würde und Ernſt:)
Warum nicht? O! Der neu erwählte König
Kann mehr als das — kann die Verordnungen

Des Abgeſchied'nen durch das Feu'r vertilgen,
Kann ſeine Bilder ſtürzen, kann ſogar —
Wer hindert ihn? — die Mumie des Todten
Aus ihrer Ruhe zu Eskurial
Hervor an's Licht der Sonne reißen, ſeinen
Entweihten Staub in die vier Winde ſtreun,
Und dann zuletzt, um würdig zu vollenden —

Karlos.

Um Gottes willen, reden Sie nicht aus.

Königinn.

Zuletzt noch mit der Mutter ſich vermählen.

Karlos.

Verfluchter Sohn!

(Er ſteht einen Augenblick ſtarr und ſprachlos.)

Ja, es iſt aus. Jetzt iſt
Es aus. — Ich fühle klar und helle, was
Mir ewig, ewig dunkel bleiben ſollte.
Sie ſind für mich dahin — dahin — dahin —
Auf immerdar! — Jetzt iſt der Wurf gefallen.
Sie ſind für mich verloren — O in dieſem
Gefühl liegt Hölle. Hölle liegt im andern,
Sie zu beſitzen. — Weh! Ich faß' es nicht,
Und meine Nerven fangen an zu reißen.

Königinn.

Beklagenswerther, theurer Karl! Ich fühle —
Ganz fühl' ich ſie, die namenloſe Pein,
Die jetzt in Ihrem Buſen tobt. Unendlich,
Wie Ihre Liebe, iſt Ihr Schmerz. Unendlich,

Wie er, iſt auch der Ruhm, ihn zu beſiegen.
Erringen Sie ihn, junger Held. Der Preis
Iſt dieſes hohen, ſtarken Kämpfers werth,
Des Jünglings werth, durch deſſen Herz die Tugend
So vieler königlichen Ahnen rollt.
Ermannen Sie Sich, edler Prinz. — Der Enkel
Des großen Karls fängt friſch zu ringen an,
Wo andrer Menſchen Kinder muthlos enden.

Karlos.

Zu ſpät! O Gott! Es iſt zu ſpät!

Königinn.

Ein Mann
Zu ſeyn? O Karl! Wie groß wird unſre Tugend,
Wenn unſer Herz bey ihrer Uebung bricht!
Hoch ſtellte Sie die Vorſicht — höher, Prinz,
Als Millionen Ihrer andern Brüder.
Parteylich gab ſie ihrem Liebling, was
Sie andern nahm, und Millionen fragen:
Verdiente der im Mutterleibe ſchon
Mehr als wir andern Sterblichen zu gelten?
Auf! retten Sie des Himmels Billigkeit!
Verdienen Sie, der Welt voran zu gehn,
Und opfern Sie, was keiner opferte.

Karlos.

Das kann ich auch. — Sie zu erkämpfen, hab'
Ich Rieſenkraft; Sie zu verlieren, keine.

Königinn.

Geſtehen Sie es, Karlos — Trotz iſt es

Und Bitterkeit und Stolz, was Ihre Wünſche
So wüthend nach der Mutter zieht. Die Liebe,
Das Herz, das Sie verſchwenderiſch mir opfern,
Gehört den Reichen an, die Sie dereinſt
Regieren ſollen. Sehen Sie, Sie praſſen
Von Ihres Mündels anvertrautem Gut.
Die Liebe iſt Ihr großes Amt. Bis jezt
Verirrte ſie zur Mutter. — Bringen Sie,
O bringen Sie ſie Ihren künft'gen Reichen,
Und fühlen Sie, ſtatt Dolchen des Gewiſſens,
Die Wolluſt Gott zu ſeyn. Eliſabeth
War Ihre erſte Liebe. Ihre zweyte
Sey Spanien. Wie gerne, guter Karl,
Will ich der beſſeren Geliebten weichen!

Karlos.

(wirft ſich, von Empfindung überwältigt, zu ihren Füßen.)
Wie groß ſind Sie, o Himmliſche! — Ja alles,
Was Sie verlangen, will ich thun! — Es ſei!

(Er ſteht auf.)

Hier ſteh' ich in der Allmacht Hand und ſchwöre,
Und ſchwöre Ihnen, ſchwöre ewiges —
O Himmel! Nein! Nur ewiges Verſtummen,
Doch ewiges Vergeſſen nicht.

Königinn.

Wie könnt' ich
Von Karlos fordern, was ich ſelbſt zu leiſten
Nicht Willens bin?

Marquis (eilt aus der Allee.)

Der König!

Königinn.

Gott!

Marquis.

Hinweg!

Hinweg aus dieſer Gegend, Prinz!

Königinn.

Sein Argwohn

Iſt fürchterlich, erblickt er Sie —

Karlos.

Ich bleibe!

Königinn.

Und wer wird dann das Opfer ſeyn?

Karlos (zieht den Marquis am Arme.)

Fort! Fort!

Komm Roderich!

(Er geht und kommt noch einmal zurück.)

Was darf ich mit mir nehmen?

Königinn.

Die Freundſchaft Ihrer Mutter.

Karlos.

Freundſchaft! Mutter!

Königinn.

Und dieſe Thränen aus den Niederlanden.

(Sie giebt ihm einige Briefe. Karl und der Marquis gehen ab. Die Königinn ſieht ſich unruhig nach ihren Damen um, welche ſich nirgends erblicken laſſen. Wie ſie nach dem Hintergrunde zurück gehen will, erſcheint der König.)

Sechſter Auftritt.

König. Königinn. Herzog von **Alba.** Graf **Lerma. Domingo.** Einige Damen und Granden, welche in der Entfernung zurück bleiben.

König.

(ſieht mit Befremdung umher und ſchweigt eine Zeitlang.)

So allein, Madame?
Und auch nicht Eine Dame zur Begleitung?
Das wundert mich — Wo blieben Ihre Frauen?

Königinn.

Mein gnädigſter Gemahl —

König.

Warum allein?

(Zum Gefolge.)

Von dieſem unverzeihlichen Verſehn
Soll man die ſtrengſte Rechenſchaft mir geben.
Wer hat das Hofamt bey der Königinn?
Wen traf der Rang ſie heute zu bedienen?

Königinn.

O zürnen Sie nicht, mein Gemahl — ich ſelbſt,
Ich bin die Schuldige — auf mein Geheiß
Entfernte ſich die Fürſtinn Eboli.

König.

Auf Ihr Geheiß?

Königinn.

Die Kammerfrau zu rufen,
Weil ich nach der Infantinn mich geſehnt.

König.

Und darum die Begleitung weggeſchickt?
Doch dieß entſchuldigt nur die erſte Dame:
Wo war die zwote?

Mondekar.

(welche indeſſen zurück gekommen iſt und ſich unter die übrigen Damen gemiſcht hat, tritt hervor.)

Ihre Majeſtät,
Ich fühle, daß ich ſtrafbar bin —

König.

Deßwegen
Vergönn' ich Ihnen zehen Jahre Zeit,
Fern von Madrid darüber nachzudenken.

(Die Marquiſinn tritt mit weinenden Augen zurück. Allgemeines Stillſchweigen. Alle Umſtehenden ſehen beſtürzt auf die Königinn.)

Königinn.

Marquiſinn, *wen* beweinen Sie?

(Zum König.)

Hab' ich
Gefehlt, mein gnädigſter Gemahl, ſo ſollte
Die Königskrone dieſes Reichs, wornach
Ich ſelber nie gegriffen habe, mich
Zum mindeſten vor dem Erröthen ſchützen.
Giebt's ein Geſetz in dieſem Königreich,
Das vor Gericht Monarchentöchter fordert?
Bloß Zwang bewacht die Frauen Spaniens?
Schützt ſie ein Zeuge mehr als ihre Tugend?

Und jetzt Vergebung, mein Gemahl. — Ich bin
Es nicht gewohnt, die mir mit Freude dienten,
In Thränen zu entlaſſen. — Mondekar!

(Sie nimmt ihren Gürtel ab und überreicht ihn der Marquiſinn.)

Den König haben Sie erzürnt — nicht mich —
Drum nehmen Sie dieß Denkmal meiner Gnade
Und dieſer Stunde. — Meiden Sie das Reich —
Sie haben nur in Spanien geſündigt;
In meinem Frankreich wiſcht man ſolche Thränen
Mit Freuden ab. — O muß mich's ewig mahnen?

(Sie lehnt ſich an die Oberhofmeiſterinn und bedeckt das Geſicht.)

In meinem Frankreich war's doch anders.

König (in einiger Bewegung.)

Konnte
Ein Vorwurf meiner Liebe Sie betrüben?
Ein Wort betrüben, das die zärtlichſte
Bekümmerniß auf meine Lippen legte?

(Er wendet ſich gegen die Grandezza.)

Hier ſtehen die Vaſallen meines Throns!
Sank je ein Schlaf auf meine Augenlieder,
Ich hätte denn am Abend jedes Tags
Berechnet, wie die Herzen meiner Völker
In meinen fernſten Himmelsſtrichen ſchlagen? —
Und ſollt' ich ängſtlicher für meinen Thron,
Als für die Gattinn meines Herzens beben? —
Für meine Völker kann mein Schwert mir haften

Und — Herzog Alba: dieſes Auge nur
Für meines Weibes Liebe.

Königinn.

Wenn ich Sie
Beleidigt habe, mein Gemahl —

König.

Ich heiße
Der reichſte Mann in der getauften Welt;
Die Sonne geht in meinem Staat nicht unter —
Doch alles das beſaß ein andrer ſchon,
Wird nach mir mancher andre noch beſitzen.
Das iſt mein eigen. Was der König hat,
Gehört dem Glück — Eliſabeth dem Philipp.
Hier iſt die Stelle, wo ich ſterblich bin.

Königinn.

Sie fürchten, Sire?

König.

Dieß graue Haar doch nicht?
Wenn ich einmal zu fürchten angefangen,
Hab' ich zu fürchten aufgehört —
(Zu den Granden.)
Ich zähle
Die Großen meines Hofs — der erſte fehlt.
Wo iſt Don Karlos, mein Infant?
(Niemand antwortet.)
Der Knabe
Don Karl fängt an mir fürchterlich zu werden.
Er meidet meine Gegenwart, ſeitdem

Er von Alkala's hoher Schule kam.
Sein Blut iſt heiß, warum ſein Blick ſo kalt?
So abgemeſſen feſtlich ſein Betragen?
Seyd wachſam. Ich empfehl' es Euch.

Alba.

Ich bin's.
So lang' ein Herz an dieſen Panzer ſchlägt,
Mag ſich Don Philipp ruhig ſchlafen legen.
Wie Gottes Cherub vor dem Paradies,
Steht Herzog Alba vor dem Thron.

Lerma.

Darf ich
Dem weiſeſten der Könige in Demuth
Zu widerſprechen wagen? — Allzu tief
Verehr' ich meines Königs Majeſtät,
Als ſeinen Sohn ſo raſch und ſtreng zu richten.
Ich fürchte viel von Karlos heißem Blut,
Doch nichts von ſeinem Herzen.

König.

Graf von Lerma,
Ihr redet gut den Vater zu beſtechen:
Des Königs Stütze wird der Herzog ſeyn —
Nichts mehr davon —
(Er wendet ſich gegen ſein Gefolge.)
Jetzt eil' ich nach Madrid.
Mich ruft mein königliches Amt. Die Peſt
Der Ketzerey ſteckt meine Völker an,
Der Aufruhr wächſt in meinen Niederlanden.

Es iſt die höchſte Zeit. Ein ſchauerndes
Exempel ſoll die Irrenden bekehren.
Den großen Eid, den alle Könige
Der Chriſtenheit geloben, löſ' ich morgen.
Dieß Blutgericht ſoll ohne Beiſpiel ſeyn;
Mein ganzer Hof iſt feierlich geladen.

(Er führt die Königinn hinweg, die übrigen folgen.)

Siebenter Auftritt.

Don Karlos mit Briefen in der Hand, Marquis von Poſa, kommen von der entgegen geſetzten Seite.

Karlos.

Ich bin entſchloſſen. Flandern ſey gerettet.
Sie will es — das iſt mir genug.

Marquis.

Auch iſt
Kein Augenblick mehr zu verlieren. Herzog
Von Alba, ſagt man, iſt im Kabinet
Bereits zum Gouverneur ernannt.

Karlos.

Gleich morgen
Verlang' ich Audienz bey meinem Vater.
Ich fordre dieſes Amt für mich. Es iſt
Die erſte Bitte, die ich an ihn wage.
Er kann ſie mir nicht weigern. Lange ſchon
Sieht er mich ungern in Madrid. Welch ein

Willkommner Vorwand mich entfernt zu halten!
Und — ſoll ich dir's geſtehen, Roderich?
Ich hoffe mehr — Vielleicht gelingt es mir,
Von Angeſicht zu Angeſicht mit ihm,
In ſeiner Gunſt mich wieder herzuſtellen.
Er hat noch nie die Stimme der Natur
Gehört — Laß mich verſuchen, Roderich,
Was ſie auf meinen Lippen wird vermögen.

Marquis.

Jetzt endlich hör' ich meinen Karlos wieder!
Jetzt ſind Sie wieder ganz Sie ſelbſt.

Achter Auftritt.

Vorige. Graf Lerma.

Lerma.

So eben
Hat der Monarch Aranjuez verlaſſen.
Ich habe den Befehl —

Karlos.

Schon gut, Graf Lerma,
Ich treffe mit dem König ein.

Marquis.

(macht Miene ſich zu entfernen. Mit einigem Zeremoniel)
Sonſt haben
Mir Eure Hoheit nichts mehr aufzutragen?

Karlos.

Nichts, Chevalier. Ich wünſche Ihnen Glück
Zu Ihrer Ankunft in Madrid. Sie werden
Noch mehreres von Flandern mir erzählen.
(Zu Lerma, welcher noch wartet)
Ich folge gleich.
(Graf Lerma geht ab.)

Neunter Auftritt.

Don Karlos. Der Marquis.

Karlos.

Ich habe dich verſtanden.
Ich danke dir. Doch dieſen Zwang entſchuldigt
Nur eines Dritten Gegenwart. Sind wir
Nicht Brüder? — Dieſes Poſſenſpiel des Ranges
Sey künftighin aus unſerm Bund verwieſen!
Berede dich, wir beide hätten uns
Auf einem Ball mit Masken eingefunden,
In Sklavenkleider du, und ich aus Laune
In einen Purpur eingemummt. So lange
Der Faſching währt, verehren wir die Lüge,
Der Rolle treu mit lächerlichem Ernſt,
Den ſüßen Rauſch des Haufens nicht zu ſtören.
Doch durch die Larve winkt dein Karl dir zu,
Du drückſt mir im Vorübergehn die Hände,
Und wir verſtehen uns.

Marquis.

Der Traum iſt göttlich.
Doch wird er nie verfliegen? Iſt mein Karl
Auch ſeiner ſo gewiß, den Reitzungen
Der unumſchränkten Majeſtät zu trotzen?
Noch iſt ein großer Tag zurück — ein Tag —
Wo dieſer Heldenſinn — ich will Sie mahnen —
In einer ſchweren Probe ſinken wird.
Don Philipp ſtirbt. Karl erbt das größte Reich
Der Chriſtenheit. — Ein ungeheurer Spalt
Reißt vom Geſchlecht der Sterblichen ihn los,
Und Gott iſt heut, wer geſtern Menſch noch war.
Jetzt hat er keine Schwächen mehr. Die Pflichten
Der Ewigkeit verſtummen ihm. Die Menſchheit
— Noch heut ein großes Wort in ſeinem Ohr —
Verkauft ſich ſelbſt und kriecht um ihren Götzen.
Sein Mitgefühl löſcht mit dem Leiden aus,
In Wollüſten ermattet ſeine Tugend,
Für ſeine Thorheit ſchickt ihm Peru Gold,
Für ſeine Laſter zieht ſein Hof ihm Teufel.
Er ſchläft berauſcht in dieſem Himmel ein,
Den ſeine Sklaven liſtig um ihn ſchufen.
Lang', wie ſein Traum, währt ſeine Gottheit. — Wehe
Dem Raſenden, der ihn mitleidig weckte.
Was aber würde Roderich? — Die Freundſchaft
Iſt wahr und kühn — die kranke Majeſtät
Hält ihren fürchterlichen Strahl nicht aus.
Den Trotz des Bürgers würden Sie nicht dulden,
Ich nicht den Stolz des Fürſten.

Karlos.

Wahr und ſchrecklich
Iſt dein Gemählde von Monarchen. Ja,
Ich glaube dir. — Doch nur die Wolluſt ſchloß
Dem Laſter ihre Herzen auf. — Ich bin
Noch rein, ein drey und zwanzigjähr'ger Jüngling.
Was vor mir Tauſende gewiſſenlos
In ſchwelgenden Umarmungen verpraßten,
Des Geiſtes beſte Hälfte, Männerkraft,
Hab' ich dem künft'gen Herrſcher aufgehoben.
Was könnte dich aus meinem Herzen drängen,
Wenn es nicht Weiber thun?

Marquis.

Ich ſelbſt. Könnt' ich
So innig Sie noch lieben, Karl, wenn ich
Sie fürchten müßte?

Karlos.

Das wird nie geſchehen.
Bedarfſt du meiner? Haſt du Leidenſchaften,
Die von dem Throne betteln? Reizt dich Gold?
Du biſt ein reich'rer Unterthan, als ich
Ein König je ſeyn werde. — Geitzeſt du
Nach Ehre? Schon als Jüngling hatteſt du
Ihr Maß erſchöpft — du haſt ſie ausgeſchlagen.
Wer von uns wird der Gläubiger des andern,
Und wer der Schuldner ſeyn? — Du ſchweigſt? Du zitterſt
Vor der Verſuchung? Nicht gewiſſer biſt
Du deiner ſelbſt?

Marquis.
Wohlan. Ich weiche.
Hier meine Hand.

Karlos.
Der Meinige?

Marquis.
Auf ewig
Und in des Worts verwegenſter Bedeutung.

Karlos.
So treu und warm, wie heute dem Infanten,
Auch dermaleinſt dem König zugethan?

Marquis.
Das ſchwör' ich Ihnen.

Karlos.
Dann auch; wenn der Wurm
Der Schmeicheley mein unbewachtes Herz
Umklammerte — wenn dieſes Auge Thränen
Verlernte, die es ſonſt geweint — dieß Ohr
Dem Flehen ſich verriegelte, willſt du,
Ein ſchreckenloſer Hüter meiner Tugend,
Mich kräftig faſſen, meinen Genius
Bey ſeinem großen Namen rufen?

Marquis.
Ja.

Karlos.
Und jetzt noch eine Bitte! Nenn mich Du.
Ich habe deinesgleichen ſtets beneidet
Um dieſes Vorrecht der Vertraulichkeit.

Dieß brüderliche Du betrügt mein Ohr,
Mein Herz mit ſüßen Ahnungen von Gleichheit.
— Keinen Einwurf. — Was du ſagen willſt, errath' ich.
Dir iſt es Kleinigkeit, ich weiß — doch mir,
Dem Königsſohne, iſt es viel. Willſt du
Mein Bruder ſeyn?

Marquis.

Dein Bruder!

Karlos.

Jetzt zum König,
Ich fürchte nichts mehr — Arm in Arm mit dir,
So fodr' ich mein Jahrhundert in die Schranken.

(Sie gehen ab.)

Zweyter Akt.

Im königlichen Pallaſt zu Madrid.

Erſter Auftritt.

König **Philipp**, unter einem Thronhimmel. Herzog von **Alba**, in einiger Entfernung von dem König mit bedecktem Haupt. **Karlos**.

Karlos.

Den Vortritt hat das Königreich. Sehr gerne
Steht Karlos dem Miniſter nach. Er ſpricht
Für Spanien — ich bin der Sohn des Hauſes.
(Er tritt mit einer Verbeugung zurück.)

Philipp.

Der Herzog bleibt, und der Infant mag reden.

Karlos (ſich gegen Alba wendend.)

So muß ich denn von Ihrer Großmuth, Herzog,
Den König mir als ein Geſchenk erbitten.
Ein Kind — Sie wiſſen ja — kann mancherley
An ſeinen Vater auf dem Herzen tragen,

Das nicht für einen Dritten taugt. Der König
Soll Ihnen unbenommen ſeyn — ich will
Den Vater nur für dieſe kurze Stunde.

Philipp.

Hier ſteht ſein Freund.

Karlos.

Hab' ich es auch verdient
Den meinigen im Herzog zu vermuthen?

Philipp.

Auch je verdienen mögen? — Mir gefallen
Die Söhne nicht, die beßre Wahlen treffen,
Als ihre Väter.

Karlos.

Kann der Ritterſtolz
Des Herzogs Alba dieſen Auftritt hören?
So wahr ich lebe, den Zudringlichen,
Der zwiſchen Sohn und Vater, unberufen,
Sich einzudrängen nicht erröthet, der
In ſeines Nichts durchbohrendem Gefühle
So dazuſtehen ſich verdammt, möcht' ich
Bey Gott — und gält's ein Diadem — nicht ſpielen.

Philipp.

(verläßt ſeinen Sitz mit einem zornigen Blick auf den Prinzen.)
Entfernt euch, Herzog!

(Dieſer geht nach der Hauptthüre, durch welche Karlos gekommen war; der König winkt ihm nach einer andern.)

Nein, ins Kabinet,
Bis ich euch rufe.

Zweyter Auftritt.

König Philipp. Don Karlos.

Karlos.

(geht, ſobald der Herzog das Zimmer verlaſſen hat, auf den König zu, und fällt vor ihm nieder, im Ausdruck der höchſten Empfindung.)

Jetzt mein Vater wieder,
Jetzt wieder mein, und meinen beſten Dank
Für dieſe Gnade. — Ihre Hand, mein Vater. —
O ſüßer Tag! — Die Wonne dieſes Kuſſes
War Ihrem Kinde lange nicht gegönnt.
Warum von Ihrem Herzen mich ſo lange
Verſtoßen, Vater? Was hab' ich gethan?

Philipp.

Infant, dein Herz weiß nichts von dieſen Künſten.
Erſpare ſie, ich mag ſie nicht.

Karlos (aufſtehend.)

Das war es!
Da hör' ich Ihre Höflinge — Mein Vater!
Es iſt nicht gut, bey Gott! nicht alles gut,
Nicht alles, was ein Prieſter ſagt, nicht alles,
Was eines Prieſters Kreaturen ſagen.
Ich bin nicht ſchlimm, mein Vater — heißes Blut
Iſt meine Bosheit, mein Verbrechen Jugend.
Schlimm bin ich nicht, ſchlimm wahrlich nicht — wenn auch
Oft wilde Wallungen mein Herz verklagen,
Mein Herz iſt gut —

Philipp.
Dein Herz iſt rein, ich weiß es,
Wie dein Gebet.

Karlos.
Jetzt oder nie! — Wir ſind allein.
Der Etikette bange Scheidewand
Iſt zwiſchen Sohn und Vater eingeſunken.
Jetzt oder nie. Ein Sonnenſtrahl der Hoffnung
Glänzt in mir auf, und eine ſüße Ahnung
Fliegt durch mein Herz — der ganze Himmel beugt
Mit Schaaren froher Engel ſich herunter,
Voll Rührung ſieht der Dreymalheilige
Dem großen, ſchönen Auftritt zu! — Mein Vater!
Verſöhnung!

(Er fällt ihm zu Füßen.)

Philipp.
Laß mich und ſteh auf!

Karlos.
Verſöhnung!

Philipp (will ſich von ihm losreißen.)
Zu kühn wird mir dieß Gaukelſpiel —

Karlos.
Zu kühn
Die Liebe deines Kindes?

Philipp.
Vollends Thränen?
Unwürd'ger Anblick! — Geh aus meinen Augen.

Karlos.

Karlos.

Jetzt, oder nie — Verſöhnung, Vater!

Philipp.

Weg
Aus meinen Augen! Komm mit Schmach bedeckt
Aus meinen Schlachten, meine Arme ſollen
Geöffnet ſeyn dich zu empfangen — So
Verwerf ich dich! — Die feige Schuld allein
Wird ſich in ſolchen Quellen ſchimpflich waſchen.
Wer zu bereuen nicht erröthet, wird
Sich Reue nie erſparen.

Karlos.

Wer iſt das?
Durch welchen Mißverſtand hat dieſer Fremdling
Zu Menſchen ſich verirrt? — Die ewige
Beglaubigung der Menſchheit ſind ja Thränen,
Sein' Aug iſt trocken, ihn gebar kein Weib —
O zwingen Sie die nie benetzten Augen
Noch zeitig Thränen einzulernen, ſonſt,
Sonſt möchten Sie's in einer harten Stunde
Noch nachzuholen haben.

Philipp.

Denkſt du den ſchweren Zweifel deines Vaters
Mit ſchönen Worten zu erſchüttern?

Karlos.

Zweifel?
Ich will ihn tilgen, dieſen Zweifel — will
Mich hängen an das Vaterherz, will reißen,

Will mächtig reißen an dem Vaterherzen,
Bis dieſes Zweifels felſenfeſte Rinde
Von dieſem Herzen niederfällt. — Wer ſind ſie,
Die mich aus meines Königs Gunſt vertrieben?
Was bot der Mönch dem Vater für den Sohn?
Was wird ihm Alba für ein kinderlos
Verſcherztes Leben zur Vergütung geben?
Sie wollen Liebe? — Hier in dieſem Buſen
Springt eine Quelle, friſcher, feuriger,
Als in den trüben, ſumpfigen Behältern,
Die Philipps Gold erſt öffnen muß.

Philipp.

Vermeßner,
Halt ein! — Die Männer, die du wagſt zu ſchmähn,
Sind die geprüften Diener meiner Wahl,
Und du wirſt ſie verehren.

Karlos.

Nimmermehr.
Ich fühle mich. Was ihre Alba leiſten,
Das kann auch Karl, und Karl kann mehr. Was fragt
Ein Miethling nach dem Königreich, das nie
Sein eigen ſeyn wird? Was bekümmert's den,
Wenn Philipps graue Haare weiß ſich färben?
Ihr Karlos hätte Sie geliebt. — Mir graut
Vor dem Gedanken, einſam und allein,
Auf einem Thron allein zu ſeyn. —

Philipp.

(von dieſen Worten ergriffen, ſteht nachdenkend und in ſich gekehrt. Nach einer Pauſe.)

Ich bin allein.

Karlos.

(mit Lebhaftigkeit und Wärme auf ihn zugehend.)

Sie ſind's geweſen. Haſſen Sie mich nicht mehr,
Ich will Sie kindlich, will Sie feurig lieben,
Nur haſſen Sie mich nicht mehr. — Wie entzückend
Und ſüß iſt es, in einer ſchönen Seele
Verherrlicht uns zu fühlen, es zu wiſſen
Daß unſre Freude fremde Wangen röthet,
Daß unſre Angſt in fremden Buſen zittert,
Daß unſre Leiden fremde Augen wäſſern! —
Wie ſchön iſt es und herrlich, Hand in Hand
Mit einem theuern, vielgeliebten Sohn
Der Jugend Roſenbahn zurück zu eilen,
Des Lebens Traum noch einmal durchzuträumen!
Wie groß und ſüß, in ſeines Kindes Tugend
Unſterblich, unvergänglich fortzudauern,
Wohlthätig für Jahrhunderte! — Wie ſchön
Zu pflanzen, was ein lieber Sohn einſt erntet,
Zu ſammeln, was ihm wuchern wird, zu ahnen,
Wie hoch ſein Dank einſt flammen wird! — Mein Vater,
Von dieſem Erdenparadieſe ſchweigen
Sehr weislich ihre Mönche.

Philipp (nicht ohne Rührung.)

O mein Sohn,
Mein Sohn! du brichſt dir ſelbſt den Stab. Sehr reitzend
Mahlſt du ein Glück, das — du mir nie gewährteſt

Karlos.

Das richte der Allwiſſende! — Sie ſelbſt,
Sie ſchloſſen mich, wie aus dem Vaterherzen,
Von Ihres Zepters Antheil aus. Bis jetzt,
Bis dieſen Tag — o war das gut, war's billig? —
Bis jetzt mußt' ich, der Erbprinz Spaniens,
In Spanien ein Fremdling ſeyn, Gefangner
Auf dieſem Grund, wo ich einſt Herr ſeyn werde.
War das gerecht, war's gütig? — O wie oft,
Wie oft, mein Vater, ſah ich ſchamroth nieder,
Wenn die Geſandten fremder Potentaten,
Wenn die Zeitungsblätter mir das Neueſte
Vom Hofe zu Aranjuez erzählten!

Philipp.

Zu heftig brauſt das Blut in deinen Adern.
Du würdeſt nur zerſtören.

Karlos.

Geben Sie
Mir zu zerſtören, Vater. — Heftig brauſt's
In meinen Adern — Drey und zwanzig Jahre,
Und nichts für die Unſterblichkeit gethan!
Ich bin erwacht, ich fühle mich. — Mein Ruf
Zum Königsthron pocht wie ein Gläubiger
Aus meinem Schlummer mich empor, und alle
Verlorne Stunden meiner Jugend mahnen
Mich laut wie Ehrenſchulden. Er iſt da,
Der große ſchöne Augenblick, der endlich
Des hohen Pfundes Zinſen von mir fodert:

Mich ruft die Weltgeſchichte, Ahnenruhm,
Und des Gerüchtes donnernde Poſaune.
Nun iſt die Zeit gekommen, mir des Ruhmes
Glorreiche Schranken aufzuthun. — Mein König,
Darf ich die Bitte auszuſprechen wagen,
Die mich hierher geführt?

Philipp.

Noch eine Bitte?
Entdecke ſie.

Karlos.

Der Aufruhr in Brabant
Wächſt drohend an. Der Starrſinn der Rebellen
Heiſcht ſtarke, kluge Gegenwehr. Die Wuth
Der Schwärmer zu bezähmen, ſoll der Herzog
Ein Heer nach Flandern führen, von dem König
Mit ſuveräner Vollmacht ausgeſtattet.
Wie ehrenvoll iſt dieſes Amt, wie ganz
Dazu geeignet, Ihren Sohn im Tempel
Des Ruhmes einzuführen! — Mir, mein König,
Mir übergeben Sie das Heer. Mich lieben
Die Niederländer, ich erkühne mich
Mein Blut für ihre Treue zu verbürgen.

Philipp.

Du redeſt wie ein Träumender. Dieß Amt
Will einen Mann und keinen Jüngling —

Karlos.

Will

Nur einen Menſchen, Vater, und das iſt
Das Einzige, was Alba nie geweſen.

Philipp.

Und Schrecken bändigt die Empörung nur.
Erbarmung hieße Wahnſinn. — Deine Seele
Iſt weich, mein Sohn, der Herzog wird gefürchtet —
Steh ab von deiner Bitte.

Karlos.

Schicken Sie
Mich mit dem Heer nach Flandern, wagen Sie's
Auf meine weiche Seele. Schon der Name
Des königlichen Sohnes, der voraus
Vor meinen Fahnen fliegen wird, erobert,
Wo Herzog Alba's Henker nur verheeren.
Auf meinen Knieen bitt' ich drum. Es iſt
Die erſte Bitte meines Lebens — Vater,
Vertrauen Sie mir Flandern —

Philipp.

(den Infanten mit einem durchdringenden Blick betrachtend.)

Und zugleich
Mein beſtes Kriegsheer deiner Herrſchbegierde?
Das Meſſer meinem Mörder?

Karlos.

O mein Gott!
Bin ich nicht weiter, und iſt das die Frucht
Von dieſer längſt erbetnen großen Stunde?

(Nach einigem Nachdenken, mit gemildertem Ernſt.)

Antworten Sie mir ſanfter. Schicken Sie

Mich ſo nicht weg. Mit dieſer übeln Antwort
Möcht' ich nicht gern entlaſſen ſeyn, nicht gern
Entlaſſen ſeyn mit dieſem ſchweren Herzen.
Behandeln Sie mich gnädiger. Es iſt
Mein dringendes Bedürfniß, iſt mein letzter,
Verzweifelter Verſuch — ich kann's nicht faſſen,
Nicht ſtandhaft tragen wie ein Mann, daß Sie
Mir alles, alles, alles ſo verweigern. —
Jetzt laſſen Sie mich von Sich. Unerhört,
Von tauſend ſüßen Ahnungen betrogen,
Geh' ich aus Ihrem Angeſicht. — Ihr Alba
Und Ihr Domingo werden ſiegreich thronen,
Wo jetzt Ihr Kind im Staub geweint. Die Schaar
Der Höflinge, die bebende Grandezza,
Der Mönche ſünderbleiche Zunft war Zeuge,
Als Sie mir feierlich Gehör geſchenkt.
Beſchämen Sie mich nicht! So tödtlich, Vater,
Verwunden Sie mich nicht, dem frechen Hohn
Des Hofgeſindes ſchimpflich mich zu opfern,
Daß Fremdlinge von Ihrer Gnade ſchwelgen,
Ihr Karlos nichts erbitten kann. Zum Pfande
Daß Sie mich ehren wollen, ſchicken Sie
Mich mit dem Heer nach Flandern.

Philipp.

Wiederhole
Dieß Wort nicht mehr, bey deines Königs Zorn.

Karlos.

Ich wage meines Königs Zorn, und bitte

Zum letzten Mal — vertrauen Sie mir Flandern.
Ich ſoll und muß aus Spanien. Mein Hierſeyn
Iſt Athemholen unter Henkershand —
Schwer liegt der Himmel zu Madrid auf mir,
Wie das Bewußtſeyn eines Mords. Nur ſchnelle
Veränderung des Himmels kann mich heilen.
Wenn Sie mich retten wollen — ſchicken Sie
Mich ungeſäumt nach Flandern.

Philipp (mit erzwungener Gelaſſenheit.)

Solche Kranke
Wie du, mein Sohn, verlangen gute Pflege,
Und wohnen unterm Aug' des Arzts. Du bleibſt
In Spanien; der Herzog geht nach Flandern.

Karlos (außer ſich.)

O jetzt umringt mich, gute Geiſter —

Philipp (der einen Schritt zurück tritt.)

Halt!
Was wollen dieſe Mienen ſagen?

Karlos (mit ſchwankender Stimme.)

Vater,
Unwiderruflich bleibt's bey der Entſcheidung?

Philipp.

Sie kam vom König.

Karlos.

Mein Geſchäft iſt aus.

(geht ab in heftiger Bewegung.)

Dritter Auftritt.

Philipp bleibt eine Zeit lang in düſtres Nachdenken verſunken ſtehen — endlich geht er einige Schritte im Saale auf und nieder. Alba nähert ſich verlegen.

Philipp.

Seyd jede Stunde des Befehls gewärtig,
Nach Brüſſel abzugehen.

Alba.

Alles ſteht
Bereit, mein König.

Philipp.

Eure Vollmacht liegt
Verſiegelt ſchon im Kabinet. Indeſſen
Nehmt euren Urlaub von der Königinn,
Und zeiget euch zum Abſchied dem Infanten.

Alba.

Mit den Geberden eines Wüthenden
Sah ich ihn eben dieſen Saal verlaſſen.
Auch Eure königliche Majeſtät
Sind außer Sich und ſcheinen tief bewegt —
Vielleicht der Inhalt des Geſprächs?

Philipp.

(Nach einigem Auf- und Niedergehen.)

Der Inhalt
War Herzog Alba.

(Der König bleibt mit dem Aug' auf ihm haften, finſter.)

— Gerne mag ich hören,

Daß Karlos meine Räthe haßt, doch mit
Verdruß entdeck' ich, daß er ſie verachtet.

Alba (entfärbt ſich und will auffahren.)

Philipp.

Jetzt keine Antwort. Ich erlaube euch
Den Prinzen zu verſöhnen.

Alba.

Sire!

Philipp.

Sagt an,
Wer war es doch, der mich zum erſten Mal
Vor meines Sohnes ſchwarzem Anſchlag warnte?
Da hört' ich euch und nicht auch ihn. Ich will
Die Probe wagen, Herzog. Künftighin
Steht Karlos meinem Throne näher. Geht.

(Der König begiebt ſich in das Kabinet. Der Herzog entfernt ſich durch eine andere Thüre.)

Vierter Auftritt.

Ein Vorſaal vor dem Zimmer der Königinn.

Don **Karlos** kommt im Geſpräche mit einem **Pagen** durch die Mittelthüre. Die Hofleute, welche ſich im Vorſaal befinden, zerſtreuen ſich bey ſeiner Ankunft in den angrenzenden Zimmern.

Karlos.

Ein Brief an mich? — Wozu denn dieſer Schlüſſel?
Und beides mir ſo heimlich überliefert?
Komm näher. — Wo empfingſt du das?

Page (geheimnißvoll.)

Wie mich
Die Dame merken laſſen, will ſie lieber
Errathen als beſchrieben ſeyn —

Karlos (zurück fahrend.)

Die Dame?
(Indem er den Pagen genauer betrachtet.)
Was? — Wie? — Wer biſt du denn?

Page.

Ein Edelknabe
Von Ihrer Majeſtät der Königinn —

Karlos.

(erſchrocken auf ihn zugehend, und ihm die Hand auf den Mund drückend.)

Du biſt des Todes. Halt! Ich weiß genug.

(Er reißt haſtig das Siegel auf, und tritt an das äußerſte Ende des Saals, den Brief zu leſen. Unterdeſſen kommt der

Herzog von Alba, und geht, ohne von dem Prinzen bemerkt zu werden, an ihm vorbey in der Königinn Zimmer. Karlos fängt an heftig zu zittern, und wechſelsweiſe zu erblaſſen und zu erröthen. Nachdem er geleſen hat, ſteht er lange ſprachlos, die Augen ſtarr auf den Brief geheftet. — Endlich wendet er ſich zu dem Pagen.)

Sie gab dir ſelbſt den Brief?

Page.

Mit eignen Händen.

Karlos.

Sie gab dir ſelbſt den Brief? — O ſpotte nicht!
Noch hab' ich nichts von ihrer Hand geleſen,
Ich muß dir glauben, wenn du ſchwören kannſt.
Wenn's Lüge war, geſteh' mir's offenherzig,
Und treibe keinen Spott mit mir.

Page.

Mit wem?

Karlos.

(ſieht wieder in den Brief, und betrachtet den Pagen mit zweifelhafter forſchender Miene. Nachdem er einen Gang durch den Saal gemacht hat.)

Du haſt noch Aeltern? Ja? Dein Vater dient
Dem Könige, und iſt ein Kind des Landes?

Page.

Er fiel bey Saint Quentin, ein Oberſter
Der Reiterey des Herzogs von Savoyen,
Und hieß Alonzo Graf von Henarez.

Karlos

(indem er ihn bey der Hand nimmt, und die Augen bedeutend auf ihn heſtet.)

Den Brief gab dir der König?

Page (empfindlich.)

Gnäd'ger Prinz,
Verdien' ich dieſen Argwohn?

Karlos (lieſt den Brief.)

„Dieſer Schlüſſel öffnet
Die hintern Zimmer im Pavillon
Der Königinn. Das äußerſte von allen
Stößt ſeitwärts an ein Kabinet, wohin
Noch keines Horchers Fußtritt ſich verloren.
Hier darf die Liebe frey und laut geſtehn,
Was ſie ſo lange Winken nur vertraute.
Erhörung wartet auf den Furchtſamen,
Und ſchöner Lohn auf den beſcheidnen Dulder.“

(Wie aus einer Betäubung erwachend.)

Ich träume nicht — ich raſe nicht — das iſt
Mein rechter Arm — das iſt mein Schwert — das ſind
Geſchriebne Sylben. Es iſt wahr und wirklich,
Ich bin geliebt — ich bin es — ja ich bin
Ich bin geliebt!

(Außer Faſſung durchs Zimmer ſtürzend und die Arme zum Himmel empor geworfen.)

Page.

So kommen Sie, mein Prinz, ich führe Sie.

Karlos.

Erſt laß mich zu mir ſelber kommen. — Zittern
Nicht alle Schrecken dieſes Glücks noch in mir?
Hab' ich ſo ſtolz gehofft? Hab' ich das je
Zu träumen mir getraut? Wo iſt der Menſch,
Der ſich ſo ſchnell gewöhnte Gott zu ſeyn? —
Wer war ich, und wer bin ich nun? Das iſt
Ein andrer Himmel, eine andre Sonne,
Als vorhin da geweſen war — Sie liebt mich!

Page (will ihn fortführen.)

Prinz, Prinz, hier iſt der Ort nicht — Sie vergeſſen —

Karlos.

(von einer plötzlichen Erſtarrung ergriffen.)

Den König, meinen Vater!

(Er läßt die Arme ſinken, blickt ſcheu umher und fängt an ſich zu ſammeln.)

Das iſt ſchrecklich —
Ja ganz recht, Freund. Ich danke dir, ich war
So eben nicht ganz bey mir. — Daß ich das
Verſchweigen ſoll, der Seligkeit ſo viel
In dieſe Bruſt vermauern ſoll, das iſt ſchrecklich.
Iſt ſchrecklich! —

(den Pagen bey der Hand faſſend und bey Seite führend.)

Was du geſehn — hörſt du? — und nicht geſehen,
Sey wie ein Sarg in deiner Bruſt verſunken.
Jetzt geh. Ich will mich finden. Geh. Man darf
Uns hier nicht treffen. Geh —

Page (will fort.)

Karlos.

Doch halt! doch höre! —

(Der Page kommt zurück. Karlos legt ihm eine Hand auf die Schulter, und ſieht ihm ernſt und feierlich ins Geſicht.

Du nimmſt ein ſchreckliches Geheimniß mit,
Das, jenen ſtarken Giften gleich, die Schale,
Worinn es aufgefangen wird, zerſprengt —
Beherrſche deine Mienen gut. Dein Kopf
Erfahre niemals, was dein Buſen hütet.
Sey wie das todte Sprachrohr, das den Schall
Empfängt und wiedergibt, und ſelbſt nicht höret.
Du biſt ein Knabe — ſey es immerhin
Und fahre fort, den Fröhlichen zu ſpielen —
Wie gut verſtund's die kluge Schreiberin,
Der Liebe einen Boten auszuleſen!
Hier ſucht der König ſeine Nattern nicht.

Page.

Und ich, mein Prinz, ich werde ſtolz drauf ſeyn,
Um ein Geheimniß reicher mich zu wiſſen,
Als ſelbſt der König —

Karlos.

Eitler junger Thor,
Das iſt's, wovor du zittern mußt. — Geſchieht's,
Daß wir uns öffentlich begegnen, ſchüchtern,
Mit Unterwerfung nah'ſt du mir. Laß nie
Die Eitelkeit zu Winken dich verführen,
Wie gnädig der Infant dir ſey. Du kannſt
Nicht ſchwerer ſündigen, mein Sohn, als wenn

Du mir gefällſt. — Was du mir künftig magſt
Zu hinterbringen haben, ſprich es nie
Mit Sylben aus, vertrau es nie den Lippen;
Den allgemeinen Fahrweg der Gedanken
Betrete deine Zeitung nicht. Du ſprichſt
Mit deinen Wimpern, deinem Zeigefinger,
Ich höre dir mit Blicken zu. Die Luft,
Das Licht um uns iſt Philipps Kreatur;
Die tauben Wände ſtehn in ſeinem Solde —
Man kommt —

(Das Zimmer der Königinn öffnet ſich, und der Herzog von Alba tritt heraus.)

Hinweg! auf Wiederſehen!

Page.

Prinz,
Daß Sie das rechte Zimmer nur nicht fehlen!

(ab.)

Karlos.

Es iſt der Herzog. — Nein doch, nein, ſchon gut,
Ich finde mich.

Fünfter Auftritt.

Don Karlos. Herzog von Alba.

Alba (ihm in den Weg tretend.)
Zwey Worte, gnäd'ger Prinz.

Karlos.

Ganz recht — ſchon gut — ein andermal.
(Er will gehen.)

Alba.

Der Ort
Scheint freylich nicht der ſchicklichſte. Vielleicht
Gefällt es Eurer königlichen Hoheit
Auf Ihrem Zimmer mir Gehör zu geben?

Karlos.

Wozu? Das kann hier auch geſchehn. — Nur ſchnell,
Nur kurz —

Alba.

Was eigentlich hierher mich führt,
Iſt, Eurer Hoheit unterthän'gen Dank
Für das Bewußte abzutragen —

Karlos.

Dank?
Mir Dank? Wofür? — Und Dank von Herzog Alba?

Alba.

Denn kaum daß Sie das Zimmer des Monarchen
Verlaſſen hatten, ward mir angekündigt
Nach Brüſſel abzugehen.

Karlos.
Brüſſel! So!

Alba.
Wem ſonſt, mein Prinz, als Ihrer gnädigen
Verwendung bey des Königs Majeſtät
Kann ich es zuzuſchreiben haben? —

Karlos.
Mir?
Mir ganz und gar nicht — mir wahrhaftig nicht.
Sie reiſen — reiſen Sie mit Gott!

Alba.
Sonſt nichts?
Das nimmt mich Wunder. — Eure Hoheit hätten
Mir weiter nichts nach Flandern aufzutragen?

Karlos.
Was ſonſt? was dort?

Alba.
Doch ſchien es noch vor kurzem,
Als forderte das Schickſal dieſer Länder
Don Karlos eigne Gegenwart.

Karlos.
Wie ſo?
Doch ja — ja recht — das war vorhin — das iſt
Auch ſo ganz gut, recht gut, um ſo viel beſſer —

Alba.
Ich höre mit Verwunderung —

Karlos (nicht mit Ironie.)
Sie ſind

Ein großer General — wer weiß das nicht?
Der Neid muß es beſchwören. Ich — ich bin
Ein junger Menſch. So hat es auch der König
Gemeint. Der König hat ganz Recht, ganz Recht.
Ich ſeh's jetzt ein, ich bin vergnügt, und alſo
Genug davon. Glück auf den Weg. Ich kann
Jetzt, wie Sie ſehen, ſchlechterdings — ich bin
So eben etwas überhäuft — das Weitere
Auf morgen, oder wenn Sie wollen, oder
Wenn Sie von Brüſſel wiederkommen —

Alba.

Wie?

Karlos.

(Nach einigem Stillſchweigen, wie er ſieht, daß der Herzog noch immer bleibt.)

Sie nehmen gute Jahrszeit mit. — Die Reiſe
Geht über Mailand, Lothringen, Burgund
Und Deutſchland — Deutſchland? — Recht, in Deutſchland
war es!
Da kennt man Sie! — Wir haben jetzt April;
May — Junius, — im Julius, ganz recht,
Und ſpäteſtens zu Anfang des Auguſts
Sind Sie in Brüſſel. O ich zweifle nicht,
Man wird ſehr bald von Ihren Siegen hören.
Sie werden unſers gnädigſten Vertrauens
Sich werth zu machen wiſſen.

Alba (mit Bedeutung.)

Werd' ich das,
In meines Nichts durchbohrendem Gefühle?

Karlos.

(nach einigem Stillſchweigen, mit Würde und Stolz.)

Sie ſind empfindlich, Herzog — und mit Recht.
Es war, ich muß bekennen, wenig Schonung
Von meiner Seite, Waffen gegen Sie
Zu führen, die Sie nicht im Stande ſind
Mir zu erwiedern.

Alba.

Nicht im Stande? —

Karlos (ihm lächelnd die Hand reichend.)

Schade,
Daß mir's gerade jetzt an Zeit gebricht,
Den würd'gen Kampf mit Alba auszufechten.
Ein andermal —

Alba.

Prinz, wir verrechnen uns
Auf ganz verſchiedne Weiſe. Sie zum Beyſpiel,
Sie ſehen Sich um zwanzig Jahre ſpäter,
Ich Sie um eben ſo viel früher.

Karlos.

Nun?

Alba.

Und daber fällt mir ein, wie viele Nächte
Bey ſeiner ſchönen Portugieſiſchen
Gemahlinn, Ihrer Mutter, der Monarch
Wohl drum gegeben hätte, einen Arm
Wie *dieſen* ſeiner Krone zu erkaufen?
Ihm mocht' es wohl bekannt ſeyn, wie viel leichter

Die Sache ſey, Monarchen fortzupflanzen,
Als Monarchieen — wie viel ſchneller man
Die Welt mit einem Könige verſorge,
Als Könige mit einer Welt.

Karlos.

Sehr wahr!
Doch, Herzog Alba? doch —

Alba.

Und wie viel Blut,
Blut Ihres Volkes fließen mußte, bis
Zwey Tropfen Sie zum König machen konnten.

Karlos.

Sehr wahr, bey Gott — und in zwey Worte alles
Gepreßt, was des Verdienſtes Stolz dem Stolze
Des Glücks entgegen ſetzen kann. — Doch nun
Die Anwendung? doch, Herzog Alba?

Alba.

Wehe
Dem zarten Wiegenkinde Majeſtät,
Das ſeiner Amme ſpotten kann! Wie ſanft
Mag's auf dem weichen Küſſen unſrer Siege
Sich ſchlafen laſſen! An der Krone funkeln
Die Perlen nur, und freylich nicht die Wunden,
Mit denen ſie errungen ward. — Dieß Schwert
Schrieb fremden Völkern ſpaniſche Geſetze,
Es blitzte dem Gekreuzigten voran,
Und zeichnete dem Samenkorn des Glaubens

Auf dieſem Welttheil blut'ge Furchen vor:
Gott richtete im Himmel, ich auf Erden —

Karlos.

Gott oder Teufel, gilt gleich viel! Sie waren
Sein rechter Arm. Ich weiß das wohl — und jetzt
Nichts mehr davon. Ich bitte. Vor gewiſſen
Erinnerungen möcht' ich gern mich hüten. —
Ich ehre meines Vaters Wahl. Mein Vater
Braucht einen Alba; daß er dieſen braucht,
Das iſt es nicht, warum ich ihn beneide.
Sie ſind ein großer Mann. — Auch das mag ſeyn;
Ich glaub' es faſt. Nur fürcht' ich, kamen Sie
Um wenige Jahrtauſende zu zeitig.
Ein Alba, ſollt' ich meinen, war der Mann,
Am Ende aller Tage zu erſcheinen!
Dann, wann des Laſters Rieſentrotz die Langmuth
Des Himmels aufgezehrt, die reiche Erndte
Der Miſſethat in vollen Halmen ſteht,
Und einen Schnitter ſonder Beyſpiel fordert,
Dann ſtehen Sie an Ihrem Platz. — O Gott,
Mein Paradies! mein Flandern! — Doch ich ſoll
Es jetzt nicht denken. Still davon. * Man ſpricht,
Sie führten einen Vorrath Blutſentenzen,
Im voraus unterzeichnet, mit? Die Vorſicht
Iſt lobenswerth. So braucht man ſich vor keiner
Schikane mehr zu fürchten. — O mein Vater,
Wie ſchlecht verſtand ich deine Meinung! Härte
Gab ich dir Schuld, weil du mir ein Geſchäft

Verweigerteſt, wo deine Alba glänzen? —
Es war der Anfang deiner Achtung.

Alba.

Prinz.

Dieß Wort verdiente —

Karlos (auffahrend.)

Was?

Alba.

Doch davor ſchützt Sie
Der Königsſohn.

Karlos (nach dem Schwert greifend.)

Das fodert Blut! — Das Schwert
Gezogen, Herzog!

Alba (kalt.)

Gegen wen?

Karlos (heftig auf ihn eindringend.)

Das Schwert
Gezogen, ich durchſtoße Sie.

Alba (zieht.)

Wenn es
Denn ſeyn muß —

(Sie fechten.)

Sechſter Auftritt.

Die Königinn. Don Karlos.
Herzog von Alba.

Königinn.

(welche erſchrocken aus ihrem Zimmer tritt.)

Bloße Schwerter!

(Zum Prinzen, unwillig und mit gebietender Stimme.)

Karlos!

Karlos.

(Vom Anblick der Königinn außer ſich geſetzt, läßt den Arm ſinken, ſteht ohne Bewegung und ſinnlos, dann eilt er auf den Herzog zu, und küßt ihn.)

Verſöhnung, Herzog! Alles ſey vergeben!

(Er wirft ſich ſtumm zu der Königinn Füßen, ſteht dann raſch auf, und eilt außer Faſſung fort.)

Alba.

(der voll Erſtaunen da ſteht, und kein Auge von ihnen verwendet.)

Bey Gott, das iſt doch ſeltſam! —

Königinn.

(ſteht einige Augenblicke beunruhigt und zweifelhaft, dann geht ſie langſam nach ihrem Zimmer, an der Thüre dreht ſie ſich um.)

Herzog Alba!

(Der Herzog folgt ihr in das Zimmer.)

Ein Kabinet der Prinzeſſinn von Eboli.

Siebenter Auftritt.

Die Prinzeſſinn in einem idealiſchen Geſchmack, ſchön, aber einfach gekleidet, ſpielt die Laute und ſingt. Darauf der Page der Königinn.

Prinzeſſinn (ſpringt ſchnell auf.)

Er kommt!

Page (eilfertig.)

Sind Sie allein? Mich wundert ſehr
Ihn noch nicht hier zu finden; doch er muß
Im Augenblick erſcheinen.

Prinzeſſinn.

Muß er? Nun
So will er auch — ſo iſt es ja entſchieden —

Page.

Er folgt mir auf den Ferſen. — Gnäd'ge Fürſtinn,
Sie ſind geliebt — geliebt, geliebt wie Sie
Kanns niemand ſeyn und niemand ſeyn geweſen.
Welch eine Scene ſah ich an!

Prinzeſſinn (zieht ihn voll Ungeduld an ſich.)

Geſchwind!
Du ſprachſt mit ihm? Heraus damit! Was ſprach er?
Wie nahm er ſich? Was waren ſeine Worte?
Er ſchien verlegen, ſchien beſtürzt? Errieth
Er die Perſon, die ihm den Schlüſſel ſchickte?
Geſchwinde — Oder rieth er nicht? Er rieth
Wohl gar nicht? rieth auf eine falſche? — Nun?
Antworteſt du mir denn kein Wort? O pfui,

Pfui ſchäme dich: ſo hölzern biſt du nie,
So unerträglich langſam nie geweſen.
Page.
Kann ich zu Worte kommen, Gnädigſte?
Ich übergab ihm Schlüſſel und Billet
Im Vorſaal bey der Königinn. Er ſtutzte
Und ſah mich an, da mir das Wort entwiſchte,
Ein Frauenzimmer ſende mich.
Prinzeſſinn.
Er ſtutzte?
Sehr gut! ſehr brav! Nur fort, erzähle weiter.
Page.
Ich wollte mehr noch ſagen, da erblaßt' er,
Und riß den Brief mir aus der Hand, und ſah
Mich drohend an, und ſagt', er wiſſe alles.
Den Brief durchlas er mit Beſtürzung, fing
Auf einmal an zu zittern.
Prinzeſſinn.
Wiſſe alles?
Er wiſſe alles? Sagt' er das?
Page.
Und fragte
Mich dreymal, viermal, ob Sie ſelber, wirklich
Sie ſelber mir den Brief gegeben?
Prinzeſſinn.
Ob
Ich ſelbſt? Und alſo nannt' er meinen Namen?
Page.
Den Namen — nein, den nannt' er nicht. — Es möchten

Kundſchafter, ſagt' er, in der Gegend horchen,
Und es dem König plaudern.

Prinzeſſinn (befremdet.)

Sagt' er das?

Page.

Dem König, ſagt' er, liege ganz erſtaunlich,
Gar mächtig viel daran, beſonders viel,
Von dieſem Briefe Kundſchaft zu erhalten.

Prinzeſſinn.

Dem König? Haſt du recht gehört? Dem König?
War das der Ausdruck, den er brauchte?

Page.

Ja!
Er nannt' es ein gefährliches Geheimniß,
Und warnte mich, mit Worten und mit Winken
Gar ſehr auf meiner Hut zu ſeyn, daß ja
Der König keinen Argwohn ſchöpfe.

Prinzeſſinn.

(nach einigem Nachſinnen, voll Verwunderung.)

Alles
Trifft zu. — Es kann nicht anders ſeyn — er muß
Um die Geſchichte wiſſen. — Unbegreiflich!
Wer mag ihm wohl verrathen haben? — Wer?
Ich frage noch — Wer ſieht ſo ſcharf, ſo tief,
Wer anders, als der Falkenblick der Liebe?
Doch weiter, fahre weiter fort: er las
Das Billet —

Page.

Das Billet enthalte

Ein Glück, ſagt' er, vor dem er zittern müſſe;
Das hab' er nie zu träumen ſich getraut.
Zum Unglück trat der Herzog in den Saal,
Dieß zwang uns —

Prinzeſſinn (ärgerlich.)

Aber was in aller Welt
Hat jetzt der Herzog dort zu thun? Wo aber,
Wo bleibt er denn? Was zögert er? Warum
Erſcheint er nicht? — Siehſt du, wie falſch man dich
Berichtet hat? Wie glücklich wär' er ſchon
In ſo viel Zeit geweſen, als du brauchteſt,
Mir zu erzählen, daß er's werden wollte!

Page.

Der Herzog, fürcht' ich —

Prinzeſſinn.

Wiederum der Herzog?
Was will der *hier*? Was hat der tapfre Mann
Mit meiner ſtillen Seligkeit zu ſchaffen?
Den könnt' er ſtehen laſſen, weiter ſchicken,
Wen auf der Welt kann man das nicht? — O wahrlich!
Dein Prinz verſteht ſich auf die Liebe ſelbſt
So ſchlecht, als, wie es ſchien, auf Damenherzen.
Er weiß nicht was Minuten ſind — Still! Still!
Ich höre kommen. Fort. Es iſt der Prinz.

(Page eilt hinaus.)

Hinweg, hinweg. — Wo hab' ich meine Laute?
Er ſoll mich überraſchen. — Mein Geſang
Soll ihm das Zeichen geben —

Achter Auftritt.

Die Prinzeſſinn und bald nachher Don Karlos.

Prinzeſſinn.

(hat ſich in eine Ottomanne geworfen, und ſpielt.)

Karlos.

(ſtürzt herein. Er erkennt die Prinzeſſinn, und ſteht da, wie vom Donner gerührt.)

Gott!

Wo bin ich?

Prinzeſſinn.

(läßt die Laute fallen. Ihm entgegen.)

Ah Prinz Karlos? Ja wahrhaftig!

Karlos.

Wo bin ich? Raſender Betrug — ich habe
Das rechte Kabinet verfehlt.

Prinzeſſinn.

Wie gut
Verſteht es Karl, die Zimmer ſich zu merken,
Wo Damen ohne Zeugen ſind.

Karlos.

Prinzeſſinn —
Verzeihen Sie, Prinzeſſinn — ich — ich fand
Den Vorſaal offen.

Prinzeſſinn.

Kann das möglich ſeyn?
Mich däucht ja doch, daß ich ihn ſelbſt verſchloß.

Karlos.

Das däucht Sie nur, das däucht Sie — doch verſichert!
Sie irren Sich. Verſchließen wollen, ja,
Das geb' ich zu, das glaub' ich — doch verſchloſſen?
Verſchloſſen nicht, wahrhaftig nicht. Ich höre
Auf einer — Laute jemand ſpielen — War's
Nicht eine Laute?
(indem er ſich zweifelhaft umſieht.)
Recht! dort liegt ſie noch —
Und Laute — das weiß Gott im Himmel! — Laute,
Die lieb' ich bis zur Raſerey. Ich bin
Ganz Ohr, ich weiß nichts von mir ſelber, ſtürze
Ins Kabinet, der ſüßen Künſtlerinn,
Die mich ſo himmliſch rührte, mich ſo mächtig
Bezauberte, ins ſchöne Aug' zu ſehen.

Prinzeſſinn.

Ein liebenswürd'ger Vorwitz, den Sie doch
Sehr bald geſtillt, wie ich beweiſen könnte.
(Nach einigem Stillſchweigen mit Bedeutung.)
O ſchätzen muß ich den beſcheidnen Mann,
Der, einem Weib Beſchämung zu erſparen,
In ſolchen Lügen ſich verſtrickt.

Karlos (treuherzig.)

Prinzeſſinn,
Ich fühle ſelber, daß ich nur verſchlimmre,
Was ich verbeſſern will. Erlaſſen Sie
Mir eine Rolle, die ich durchzuführen
So ganz und gar verdorben bin. Sie ſuchten

Auf dieſem Zimmer Zuflucht vor der Welt.
Hier wollten Sie, von Menſchen unbehorcht,
Den ſtillen Wünſchen Ihres Herzens leben.
Ich Sohn des Unglücks zeige mich; ſogleich
Iſt dieſer ſchöne Traum geſtört. — Dafür
Soll mich die ſchleunigſte Entfernung —
(Er will gehen.)

Prinzeſſinn.

(überraſcht und betroffen, doch ſogleich wieder gefaßt.)
Prinz —
O das war boshaft.

Karlos.

Fürſtinn — ich verſtehe,
Was dieſer Blick in dieſem Kabinet
Bedeuten ſoll, und dieſe tugendhafte
Verlegenheit verehr' ich. Weh dem Manne,
Den weibliches Erröthen muthig macht!
Ich bin verzagt, wenn Weiber vor mir zittern.

Prinzeſſinn.

Iſt's möglich? — Ein Gewiſſen ohne Beyſpiel
Für einen jungen Mann und Königsſohn!
Ja, Prinz — jetzt vollends müſſen Sie mir bleiben,
Jetzt bitt' ich ſelbſt darum: bey ſo viel Tugend
Erholt ſich jedes Mädchens Angſt. Doch wiſſen Sie,
Daß Ihre plötzliche Erſcheinung mich
Bey meiner liebſten Arie erſchreckte?
(Sie führt ihn zum Sopha, und nimmt ihre Laute wieder.)
Die Arie, Prinz Karlos, werd' ich wohl

Noch einmal ſpielen müſſen, Ihre Strafe
Soll ſeyn, mir zuzuhören.

Karlos.

(Er ſetzt ſich, nicht ganz ohne Zwang, neben die Fürſtinn.)

Eine Strafe,
So wünſchenswerth, als mein Vergehn — und wahrlich,
Der Inhalt war mir ſo willkommen, war
So göttlich ſchön, daß ich zum — drittenmal
Sie hören könnte.

Prinzeſſinn.

Was? Sie haben alles
Gehört? Das iſt abſcheulich, Prinz. — Es war,
Ich glaube gar, die Rede von der Liebe?

Karlos.

Und, irr' ich nicht, von einer glücklichen —.
Der ſchönſte Text in dieſem ſchönen Munde;
Doch freylich nicht ſo wahr geſagt, als ſchön.

Prinzeſſinn.

Nicht? Nicht ſo wahr? — Und alſo zweifeln Sie? —

Karlos (ernſthaft.)

Ich zweifle faſt, ob Karlos und die Fürſtinn
Von Eboli ſich je verſtehen können,
Wenn Liebe abgehandelt wird.

(Die Prinzeſſinn ſtutzt: er bemerkt es, und fährt mit einer leichten Galanterie fort.)

Denn wer,
Wer wird es dieſen Roſenwangen glauben,
Daß Leidenſchaft in dieſer Bruſt gewühlt?

Läuft

Läuft eine Fürſtinn Eboli Gefahr,
Umſonſt und unerhört zu ſeufzen? Liebe
Kennt der allein, der ohne Hoffnung liebt.

Prinzeſſinn.

(mit ihrer ganzen vorigen Munterkeit.)

O ſtill! Das klingt ja fürchterlich. — Und freilich
Scheint dieſes Schickſal Sie vor allen andern,
Und vollends heute — heute zu verfolgen.

(Ihn bey der Hand faſſend, mit einſchmeichelndem Intereſſe.)

Sie ſind nicht fröhlich, guter Prinz. — Sie leiden —
Bey Gott, Sie leiden ja wohl gar. Iſt's möglich?
Und warum leiden, Prinz? bey dieſem lauten
Berufe zum Genuß der Welt, bey allen
Geſchenken der verſchwend'riſchen Natur,
Und allem Anſpruch auf des Lebens Freuden?
Sie — eines großen Königs Sohn, und mehr,
Weit mehr als das, ſchon in der Fürſtenwiege
Mit Gaben ausgeſtattet, die ſogar
Aus Ihres Ranges Sonnenglanz verdunkeln?
Sie — der im ganzen ſtrengen Rath der Weiber
Beſtochne Richter ſitzen hat, der Weiber,
Die über Männerwerth und Männerruhm
Ausſchließend ohne Widerſpruch entſcheiden?
Der, wo er nur bemerkte, ſchon erobert,
Entzündet, wo er kalt geblieben, wo
Er glühen will, mit Paradieſen ſpielen
Und Götterglück verſchenken muß — Der Mann,
Den die Natur zum Glück von Tauſenden

Und wenigen mit gleichen Gaben ſchmückte,
Er ſelber ſollte elend ſeyn? — O Himmel,
Der du ihm alles, alles gabſt, warum,
Warum denn nur die Augen ihm verſagen,
Womit er ſeine Siege ſieht?

Karlos.

(der die ganze Zeit über in die tiefſte Zerſtreuung verſunken war, wird durch das Stillſchweigen der Prinzeſſinn plötzlich zu ſich ſelbſt gebracht, und fährt in die Höhe.)

Vortrefflich!
Ganz unvergleichlich, Fürſtinn. Singen Sie
Mir dieſe Stelle doch noch einmal.

Prinzeſſinn (ſieht ihn erſtaunt an.)

Karlos,
Wo waren Sie indeſſen?

Karlos (ſpringt auf.)

Ja bey Gott!
Sie mahnen mich zur rechten Zeit. — Ich muß,
Muß fort — muß eilends fort.

Prinzeſſinn (hält ihn zurück.)

Wohin?

Karlos (in ſchrecklicher Beängſtigung.)

Hinunter
Ins Freye. — Laſſen Sie mich los — Prinzeſſinn,
Mir wird, als rauchte hinter mir die Welt
In Flammen auf —

Prinzeſſinn (hält ihn mit Gewalt zurück.)

Was haben Sie? Woher

Dieß fremde unnatürliche Betragen?

(Karlos bleibt ſtehen, und wird nachdenkend. Sie ergreift dieſen Augenblick, ihn zu ſich auf den Sopha zu ziehen.)

Sie brauchen Ruhe, lieber Karl — Ihr Blut
Iſt jetzt in Aufruhr — ſetzen Sie Sich zu mir —
Weg mit den ſchwarzen Fieberphantaſien!
Wenn Sie Sich ſelber offenherzig fragen,
Weiß dieſer Kopf, was dieſes Herz beſchwert?
Und wenn er's nun auch wüßte — ſollte denn
Von allen Rittern dieſes Hofs nicht Einer,
Von allen Damen keine — Sie zu heilen,
Sie zu verſtehen, wollt' ich ſagen — keine
Von allen würdig ſeyn?

Karlos (flüchtig, gedankenlos.)

Vielleicht die Fürſtinn
Von Eboli —

Prinzeſſinn (freudig, raſch.)

Wahrhaftig?

Karlos.

Geben Sie
Mir eine Bittſchrift — ein Empfehlungsſchreiben
An meinen Vater. Geben Sie! Man ſpricht,
Sie gelten viel.

Prinzeſſinn.

Wer ſpricht das? (Ha! ſo war es
Der Argwohn, der dich ſtumm gemacht!)

Karlos.

Wahrſcheinlich

Iſt die Geſchichte ſchon herum. Ich habe
Den ſchnellen Einfall nach Brabant zu gehn,
Um — bloß um meine Sporen zu verdienen.
Das will mein Vater nicht. — Der gute Vater
Beſorgt, wenn ich Armeen kommandirte, —
Mein Singen könne drunter leiden.

Prinzeſſinn.

Karlos!
Sie ſpielen falſch. Geſtehen Sie, Sie wollen
In dieſer Schlangenwindung mir entgehn.
Hieher geſehen, Heuchler. Aug' in Auge.
Wer nur von Ritterthaten träumt — wird der,
Geſtehen Sie, — wird der auch wohl ſo tief
Herab ſich laſſen, Bänder, die den Damen
Entfallen ſind, begierig wegzuſtehlen,
Und — Sie verzeihn —

(Indem ſie mit einer leichten Fingerbewegung ſeine Hemdkrauſe weggeſchnellt, und eine Bandſchleiſe, die da verborgen war, wegnimmt.)

ſo koſtbar zu verwahren?

Karlos (mit Befremdung zurück tretend.)

Prinzeſſinn — Nein, das geht zu weit. — Ich bin
Verrathen. Sie betrügt man nicht. — Sie ſind
Mit Geiſtern, mit Dämonen einverſtanden.

Prinzeſſinn.

Darüber ſcheinen Sie erſtaunt? Darüber?
Was ſoll die Wette gelten, Prinz, ich rufe
Geſchichten in Ihr Herz zurück, Geſchichten —

Verſuchen Sie es; fragen Sie mich aus.
Wenn ſelbſt der Laune Gaukeley'n, ein Laut
Verſtümmelt in die Luft gehaucht, ein Lächeln
Von ſchnellem Ernſte wieder ausgelöſcht,
Wenn ſelber ſchon Erſcheinungen, Geberden,
Wo Ihre Seele ferne war, mir nicht
Entgangen ſind, urtheilen Sie, ob ich
Verſtand, wo Sie verſtanden werden wollten?

Karlos.

Nun das iſt wahrlich viel gewagt. — Die Wette
Soll gelten, Fürſtinn. Sie verſprechen mir
Entdeckungen in meinem eignen Herzen,
Um die ich ſelber nie gewußt.

Prinzeſſinn (etwas empfindlich und ernſthaft.)

Nie, Prinz?
Beſinnen Sie Sich beſſer. Sehn Sie um Sich. —
Dieß Kabinet iſt keines von den Zimmern
Der Königinn, wo man das Bißchen Maske
Noch allenfalls zu loben fand. — Sie ſtutzen?
Sie werden plötzlich lauter Glut? — O freylich,
Wer ſollte wohl ſo ſcharfklug, ſo vermeſſen,
So müßig ſeyn, den Karlos zu belauſchen,
Wenn Karlos unbelauſcht ſich glaubt? — Wer ſah's,
Wie er beym letzten Hofball ſeine Dame,
Die Königinn, im Tanze ſtehen ließ,
Und mit Gewalt ins nächſte Paar ſich drängte,
Statt ſeiner königlichen Tänzerinn
Der Fürſtinn Eboli die Hand zu reichen?

Ein Irrthum, Prinz, den der Monarch ſogar,
Der eben jetzt erſchienen war, bemerkte!

Karlos (mit ironiſchem Lächeln.)

Auch ſogar der? Ja freilich, gute Fürſtinn,
Für den beſonders war das nicht.

Prinzeſſinn.

So wenig
Als jener Auftritt in der Schloßkapelle,
Worauf ſich wohl Prinz Karlos ſelbſt nicht mehr
Beſinnen wird. Sie lagen zu den Füßen
Der heil'gen Jungfrau in Gebet ergoſſen,
Als plötzlich — konnten Sie dafür? — die Kleider
Gewiſſer Damen hinter Ihnen rauſchten.
Da fing Don Philipps heldenmüth'ger Sohn,
Gleich einem Ketzer vor dem heil'gen Amte,
Zu zittern an, auf ſeinen bleichen Lippen
Starb das vergiftete Gebet — im Taumel
Der Leidenſchaft — es war ein Poſſenſpiel
Zum Rühren, Prinz — ergreifen Sie die Hand,
Der Mutter Gottes heil'ge kalte Hand,
Und Feuerküſſe regnen auf den Marmor.

Karlos.

Sie thun mir Unrecht, Fürſtinn. Das war Andacht.

Prinzeſſinn.

Ja, dann iſt's etwas andres, Prinz — dann freilich
War's damals auch nur Furcht vor dem Verluſte,
Als Karlos mit der Königinn und mir
Beym Spielen ſaß, und mit bewundernswerther

Geſchicklichkeit mir dieſen Handſchuh ſtahl —
(Karlos ſpringt beſtürzt auf.)
Den er zwar gleich nachher ſo artig war
Statt einer Karte wieder auszuſpielen.

Karlos.

O Gott — Gott — Gott! Was hab' ich da gemacht?

Prinzeſſinn.

Nichts, was Sie widerrufen werden, hoff' ich.
Wie froh erſchrack ich, als mir unvermuthet
Ein Briefchen in die Finger kam, das Sie
In dieſen Handſchuh zu verſtecken wußten.
Es war die rührendſte Romanze, Prinz,
Die —

Karlos (ihr raſch ins Wort fallend.)

Poeſie! — Nichts weiter. — Mein Gehirn
Treibt öfters wunderbare Blaſen auf,
Die ſchnell, wie ſie entſtanden ſind, zerſpringen.
Das war es alles. Schweigen wir davon.

Prinzeſſinn.

(vor Erſtaunen von ihm weggehend und ihn eine Zeit lang aus der Entfernung beobachtend.)

Ich bin erſchöpft — all' meine Proben gleiten
Von dieſem ſchlangenglatten Sonderling.
(Sie ſchweigt einige Augenblicke.)
Doch wie? — Wär's ungeheurer Männerſtolz,
Der nur, ſich deſto ſüßer zu ergötzen,
Die Blödigkeit als Larve brauchte? — Ja?
(Sie nähert ſich dem Prinzen wieder und betrachtet ihn zweifelhaft.)

Belehren Sie mich endlich. Prinz — Ich ſtehe
Vor einem zauberiſch verſchloßnen Schrank,
Wo alle meine Schlüſſel mich betrügen.

Karlos.

Wie ich vor Ihnen.

Prinzeſſinn.

(Sie verläßt ihn ſchnell, geht einigemal ſtillſchweigend im Kabinet auf und nieder, und ſcheint über etwas wichtiges nachzudenken. Endlich nach einer großen Pauſe ernſthaft und feierlich.)

Endlich ſey es denn —
Ich muß einmal zu reden mich entſchließen.
Zu meinem Richter wähl' ich Sie. Sie ſind
Ein edler Menſch — ein Mann, ſind Fürſt und Ritter.
An Ihren Buſen werf' ich mich. Sie werden
Mich retten, Prinz, und wo ich ohne Rettung
Verloren bin, theilnehmend um mich weinen.

(Der Prinz rückt näher mit erwartungsvollem, theilnehmendem Erſtaunen.)

Ein frecher Günſtling des Monarchen buhlt
Um meine Hand — Rui Gomez, Graf von Silva —
Der König will, ſchon iſt man Handels einig,
Ich bin der Kreatur verkauft.

Karlos (heftig ergriffen.)

Verkauft?
Und wiederum verkauft? und wiederum
Von dem berühmten Handelsmann in Süden?

Prinzeſſinn.

Nein, hören Sie erſt alles. Nicht genug,

Daß man der Politik mich hingeopfert,
Auch meiner Unſchuld ſtellt man nach — Da! Hier!
Dieß Blatt kann dieſen Heiligen entlarven.

(Karlos nimmt das Papier, und hängt voll Ungeduld an ihrer Erzählung, ohne ſich Zeit zu nehmen, es zu leſen.)

Wo ſoll ich Rettung finden. Prinz? Bis jetzt
War es mein Stolz, der meine Tugend ſchützte;
Doch endlich —

Karlos.

Endlich fielen Sie? Sie fielen?
Nein, nein, um Gottes willen, nein!

Prinzeſſinn (ſtolz und edel.)

Durch wen?
Armſelige Vernünfteley! Wie ſchwach
Von dieſen ſtarken Geiſtern! Weibergunſt,
Der Liebe Glück der Waare gleich zu achten,
Worauf geboten werden kann! Sie iſt
Das Einzige auf dieſem Rund der Erde,
Was keinen Käufer leidet als ſich ſelbſt.
Die Liebe iſt der Liebe Preis. Sie iſt
Der unſchätzbare Diamant, den ich
Verſchenken, oder, ewig ungenoſſen,
Verſcharren muß — dem großen Kaufmann gleich,
Der, ungerührt von des Rialto Geld,
Und Königen zum Schimpfe, ſeine Perle
Dem reichen Meere wiedergab, zu ſtolz
Sie *unter* ihrem Werthe loszuſchlagen.

Karlos.

(Beym wunderbaren Gott! — das Weib iſt ſchön!)

Prinzeſſinn.

Man nenn' es Grille — Eitelkeit: gleich viel.
Ich *theile* meine Freuden nicht. Dem Mann,
Dem Einzigen, den ich mir auserleſen,
Geb' ich für alles, alles hin. Ich ſchenke
Nur Einmal, aber ewig. Einen nur
Wird meine Liebe glücklich machen — Einen —
Doch dieſen einzigen zum Gott. Der Seelen
Entzückender Zuſammenklang — ein Kuß —
Der Schäferſtunde ſchwelgeriſche Freuden —
Der Schönheit hohe, himmliſche Magie
Sind Eines Strahles ſchweſterliche Farben,
Sind Einer Blume Blätter nur. Ich ſollte,
Ich Raſende! ein abgerißnes Blatt
Aus dieſer Blume ſchönem Kelch verſchenken?
Ich ſelbſt des Weibes hohe Majeſtät,
Der Gottheit großes Meiſterſtück, verſtümmeln,
Den Abend eines Praſſers zu verſüßen?

Karlos.

(Unglaublich! Wie? Ein ſolches Mädchen hatte
Madrid, und ich — und ich erfahr' es heute
Zum erſten Mal?)

Prinzeſſinn.

Längſt hätt' ich dieſen Hof
Verlaſſen, dieſe Welt verlaſſen, hätte
In heil'gen Mauern mich begraben; doch

Ein einzig Band iſt noch zurück, ein Band,
Das mich an dieſe Welt allmächtig bindet.
Ach, ein Phantom vielleicht! Doch mir ſo werth!
Ich liebe und bin — nicht geliebt.

Karlos (voll Feuer auf ſie zugehend.)

Sie ſind's!
So wahr ein Gott im Himmel wohnt. Ich ſchwör' es.
Sie ſind's, und unausſprechlich.

Prinzeſſinn.

Sie? Sie ſchwören's?
O das war meines Engels Stimme! Ja,
Wenn freilich Sie es ſchwören, Karl, dann glaub' ich's,
Dann bin ich's.

Karlos.

(der ſie voll Zärtlichkeit in die Arme ſchließt.)

Süßes, ſeelenvolles Mädchen!
Anbetungswürdiges Geſchöpf! — Ich ſtehe
Ganz Ohr — ganz Auge — ganz Entzücken — ganz
Bewunderung. — Wer hätte Dich geſehn,
Wer unter dieſem Himmel dich geſehn,
Und rühmte ſich — er habe nie geliebt? —
Doch hier an König Philipps Hof? Was hier?
Was, ſchöner Engel, willſt du hier? bey Pfaffen
Und Pfaffenzucht? Das iſt kein Himmelsſtrich
Für ſolche Blumen. — Möchten ſie ſie brechen?
Sie möchten — o ich glaub' es gern. — Doch nein!
So wahr ich Leben athme, nein! — Ich ſchlinge
Den Arm um dich, auf meinen Armen trag' ich

Durch eine teufelvolle Hölle dich!
Ja — laß mich deinen Engel ſeyn. —

Prinzeſſinn (mit dem vollen Blick der Liebe.)
O Karlos!
Wie wenig hab' ich Sie gekannt! Wie reich
Und gränzenlos belohnt Ihr ſchönes Herz
Die ſchwere Müh', es zu begreifen!
(Sie nimmt ſeine Hand, und will ſie küſſen.)

Karlos (der ſie zurück zieht.)
Fürſtinn,
Wo ſind Sie jetzt?

Prinzeſſinn.
(mit Feinheit und Grazie, indem ſie ſtarr in ſeine Hand ſieht.)
Wie ſchön iſt dieſe Hand!
Wie reich iſt ſie! — Prinz, dieſe Hand hat noch
Zwey koſtbare Geſchenke zu vergeben —
Ein Diadem und Karlos Herz — und beides
Vielleicht an Eine Sterbliche? — An Eine?
Ein großes göttliches Geſchenk! — Beynahe
Für Eine Sterbliche zu groß! — Wie, Prinz?
Wenn Sie zu einer Theilung Sich entſchlöſſen?
Die Königinnen lieben ſchlecht — ein Weib,
Das lieben kann, verſteht ſich ſchlecht auf Kronen:
Drum beſſer, Prinz, Sie theilen, und gleich jetzt,
Gleich jetzt — Wie? Oder hätten Sie wohl ſchon?
Sie hätten wirklich? O dann um ſo beſſer!
Und kenn' ich dieſe Glückliche?

Karlos.

Du ſollſt.
Dir Mädchen, Dir entdeck' ich mich — der Unſchuld,
Der lautern, unentheiligten Natur
Entdeck' ich mich. An dieſem Hof biſt du
Die Würdigſte, die Einzige, die Erſte,
Die meine Seele ganz verſteht. — Ja denn!
Ich läugn' es nicht — ich liebe!

Prinzeſſinn.

Böſer Menſch!
So ſchwer iſt das Geſtändniß dir geworden?
Beweinenswürdig mußt' ich ſeyn, wenn du
Mich liebenswürdig finden ſollteſt?

Karlos (ſtutzt.)

Was?
Was iſt das?

Prinzeſſinn.

Solches Spiel mit mir zu treiben!
O wahrlich, Prinz, es war nicht ſchön. Sogar
Den Schlüſſel zu verläugnen!

Karlos.

Schlüſſel! Schlüſſel!
(Nach einem dumpfen Beſinnen.)
Ja ſo — ſo war's. — Nun merk' ich — — O mein Gott!
(Seine Kniee wanken, er hält ſich an einen Stuhl, und verhüllt das Geſicht.)

Prinzeſſinn.

(Eine lange Stille von beiden Seiten. Die Fürſtinn ſchreyt laut und fällt.)

Abſcheulich! Was hab' ich gethan?

Karlos.

(ſich aufrichtend, im Ausbruch des heftigſten Schmerzes.)

So tief

Herab geſtürzt von allen meinen Himmeln! —
O das iſt ſchrecklich!

Prinzeſſinn.

(das Geſicht in das Küſſen verbergend.)

Was entdeck' ich? Gott!

Karlos (vor ihr niedergeworfen.)

Ich bin nicht ſchuldig, Fürſtinn — Leidenſchaft —
Ein unglückſel'ger Mißverſtand — Bey Gott!
Ich bin nicht ſchuldig.

Prinzeſſinn. (ſtößt ihn von ſich.)

Weg aus meinen Augen,
Um Gottes willen —

Karlos.

Nimmermehr! In dieſer
Entſetzlichen Erſchütterung Sie verlaſſen?

Prinzeſſinn (ihn mit Gewalt wegdrängend.)

Aus Großmuth, aus Barmherzigkeit hinaus
Von meinen Augen. — Wollen Sie mich morden?
Ich haſſe Ihren Anblick!

(Karlos will gehen.)

Meinen Brief
Und meinen Schlüſſel geben Sie mir wieder.
Wo haben Sie den andern Brief?

Karlos.

Den andern?

Was denn für einen andern?

Prinzeſſinn.

Den vom König.

Karlos (zuſammenſchreckend.)

Von wem?

Prinzeſſinn.

Den Sie vorhin von mir bekamen.

Karlos.

Vom König? und an wen? an Sie?

Prinzeſſinn.

O Himmel!

Wie ſchrecklich hab' ich mich verſtrickt! Den Brief!
Heraus damit! ich muß ihn wieder haben.

Karlos.

Vom König Briefe, und an Sie?

Prinzeſſinn.

Den Brief!

Im Namen aller Heiligen!

Karlos.

Der einen

Gewiſſen mir entlarven ſollte — dieſen?

Prinzeſſinn.

Ich bin des Todes! — Geben Sie.

Karlos.

Der Brief —

Prinzeſſinn.

(in Verzweiflung die Hände ringend.)

Was hab' ich Unbeſonnene gewagt?

Karlos.

Der Brief — der kam vom König? — Ja, Prinzeſſinn,
Das ändert freilich alles ſchnell. — Das iſt

(den Brief frohlockend emporhaltend.)

Ein unſchätzbarer — ſchwerer — theurer Brief,
Den alle Kronen Philipps einzulöſen
Zu leicht, zu nichtsbedeutend ſind. — Den Brief
Behalt' ich.

(Er geht.)

Prinzeſſinn (wirft ſich ihm in den Weg.)

Großer Gott! Ich bin verloren!

Neunter Auftritt.

Die Prinzeſſinn allein.

(Sie ſteht noch betäubt, außer Faſſung; nachdem er hinaus iſt, eilt ſie ihm nach, und will ihn zurück rufen.)

Prinz, noch ein Wort. Prinz, hören Sie — Er geht!
Auch das noch! Er verachtet mich — Da ſieh' ich
In fürchterlicher Einſamkeit — verſtoßen,
Verworfen —

(Sie ſinkt auf einen Seſſel. Nach einer Pauſe.)

Nein! Verdrungen nur, verdrungen
Von einer Nebenbuhlerinn. Er liebt.

Kein Zweifel mehr. Er hat es ſelbſt bekannt.
Doch wer iſt dieſe Glückliche? — So viel
Iſt offenbar — er liebt was er nicht ſollte.
Er fürchtet die Entdeckung. Vor dem König
Verkriecht ſich ſeine Leidenſchaft — Warum
Vor dieſem, der ſie wünſchte? — Oder iſt's
Der Vater nicht, was er im Vater fürchtet?
Als ihm des Königs buhleriſche Abſicht
Verrathen war — da jauchzten ſeine Mienen,
Frohlockt' er wie ein Glücklicher . . . Wie kam es,
Daß ſeine ſtrenge Tugend hier verſtummte?
Hier? Eben hier? — Was kann denn er dabey,
Er zu gewinnen haben, wenn der König
Der Königinn die —

(Sie hält plötzlich ein, von einem Gedanken überraſcht. — Zu gleicher Zeit reißt ſie die Schleife, die ihr Karlos gegeben hat, von dem Buſen, betrachtet ſie ſchnell, und erkennt ſie.)

O ich Raſende!
Jetzt endlich, jetzt — Wo waren meine Sinne?
Jetzt gehen mir die Augen auf — Sie hatten
Sich lang' geliebt, eh' der Monarch ſie wählte.
Nie ohne ſie ſah mich der Prinz. — Sie alſo,
Sie war gemeint, wo ich ſo gränzenlos,
So warm, ſo wahr mich angebetet glaubte?
O ein Betrug, der ohne Beyſpiel iſt!
Und meine Schwäche hab' ich ihr verrathen —

(Stillſchweigen.)

Daß er ganz ohne Hoffnung lieben ſollte!

Ich kann's nicht glauben — Hoffnungsloſe Liebe
Beſteht in dieſem Kampfe nicht. Zu ſchwelgen,
Wo unerhört der glänzendſte Monarch
Der Erde ſchmachtet — Wahrlich! ſolche Opfer
Bringt hoffnungsloſe Liebe nicht. Wie feurig
War nicht ſein Kuß! Wie zärtlich drückt' er mich,
Wie zärtlich an ſein ſchlagend Herz! — Die Probe
War faſt zu kühn für die romant'ſche Treue,
Die nicht erwiedert werden ſoll — Er nimmt
Den Schlüſſel an, den, wie er ſich beredet,
Die Königinn ihm zugeſchickt — Er glaubt
An dieſen Rieſenſchritt der Liebe — kommt,
Kommt wahrlich, kommt! — So traut er Philipps Frau
Die raſende Entſchließung zu. — Wie kann er,
Wenn hier nicht große Proben ihn ermuntern?
Es iſt am Tag'. Er wird erhört. Sie liebt!
Beym Himmel, dieſe Heilige empfindet!
Wie fein iſt ſie!... Ich zitterte, ich ſelbſt,
Vor dem erhabnem Schreckbild dieſer Tugend.
Ein höh'res Weſen ragt ſie neben mir,
In ihrem Glanz erlöſch' ich. Ihrer Schönheit
Mißgönnt' ich dieſe hohe Ruhe, frey
Von jeder Wallung ſterblicher Naturen.
Und dieſe Ruhe war nur Schein? Sie hätte
An beiden Tafeln ſchwelgen wollen? hätte
Den Götterſchein der Tugend ſchaugetragen,
Und doch zugleich des Laſters heimliche
Entzückungen zu naſchen ſich erdreiſtet?

Das durfte ſie? Das ſollte ungerochen
Der Gauklerinn gelungen ſeyn? gelungen,
Weil ſich kein Rächer meldet? — Nein bey Gott!
Ich betete ſie an — Das fordert Rache!
Der König wiſſe den Betrug — Der König?
(Nach einigem Beſinnen.)
Ja recht — das iſt ein Weg zu ſeinem Ohre.
(Sie geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Ein Zimmer im königlichen Pallaſte.

Herzog von Alba. Pater Domingo.

Domingo.

Was wollen Sie mir ſagen?

Alba.

Eine wicht'ge
Entdeckung, die ich heut gemacht, worüber
Ich einen Aufſchluß haben möchte.

Domingo.

Welche
Entdeckung? Wovon reden Sie?

Alba.

Prinz Karlos
Und ich begegnen dieſen Mittag uns
Im Vorgemach der Königinn. Ich werde
Beleidigt. Wir erhitzen uns. Der Streit

Wird etwas laut. Wir greifen zu den Schwertern.
Die Königinn auf das Getöſe öffnet
Das Zimmer, wirft ſich zwiſchen uns und ſieht
Mit einem Blick deſpotiſcher Vertrautheit
Den Prinzen an. — Es war ein einz'ger Blick. —
Sein Arm erſtarrt — er fliegt an meinen Hals —
Ich fühle einen heißen Kuß — er iſt
Verſchwunden.

Domingo (nach einigem Stillſchweigen.)

Das iſt ſehr verdächtig. — Herzog,
Sie mahnen mich an etwas. — — Aehnliche
Gedanken, ich geſteh' es, keimten längſt
In meiner Bruſt. — Ich flohe dieſe Träume —
Noch hab' ich niemand ſie vertraut. Es giebt
Zweyſchneid'ge Klingen, ungewiſſe Freunde —
Ich fürchte dieſe. Schwer zu unterſcheiden,
Noch ſchwerer zu ergründen ſind die Menſchen.
Entwiſchte Worte ſind beleidigte
Vertraute — drum begrub ich mein Geheimniß,
Bis es die Zeit ans Licht hervorgewälzt.
Gewiſſe Dienſte Königen zu leiſten
Iſt mißlich, Herzog — ein gewagter Wurf,
Der, fehlt er ſeine Beute, auf den Schützen
Zurücke prallt. — Ich wollte, was ich ſage,
Auf eine Hoſtie beſchwören — doch
Ein Augenzeugniß, ein erhaſchtes Wort,
Ein Blatt Papier fällt ſchwerer in die Wage,

Als mein lebendigſtes Gefühl. — Verwünſcht,
Daß wir auf Span'ſchem Boden ſtehn!

Alba.

Warum
Auf dieſem nicht?

Domingo.

An jedem andern Hofe
Kann ſich die Leidenſchaft vergeſſen. Hier
Wird ſie gewarnt von ängſtlichen Geſetzen.
Die Span'ſchen Königinnen haben Müh
Zu ſündigen — ich glaub' es — doch zum Unglück
Nur da — gerade da nur, wo es uns
Am beſten glückte, ſie zu überraſchen.

Alba.

Hören Sie weiter — Karlos hatte heut
Gehör beym König. Eine Stunde währte
Die Audienz. Er bat um die Verwaltung
Der Niederlande. Laut und heftig bat er;
Ich hört' es in dem Kabinet. Sein Auge
War roth geweint, als ich ihm an der Thüre
Begegnete. Den Mittag drauf erſcheint er
Mit einer Miene des Triumphs. Er iſt
Entzückt, daß mich der König vorgezogen.
Er dankt es ihm. Die Sachen ſtehen anders,
Sagt er, und beſſer. Heucheln konnt' er nie.
Wie ſoll ich dieſe Widerſprüche reimen?
Der Prinz frohlockt, hintangeſetzt zu ſeyn,
Und mir ertheilt der König eine Gnade

Mit allen Zeichen ſeines Zorns! — Was muß
Ich glauben? Wahrlich, dieſe neue Würde
Sieht einer Landsverweiſung ähnlicher
Als einer Gnade.

Domingo.

Dahin alſo wär' es
Gekommen? Dahin? Und ein Augenblick
Zertrümmerte, was wir in Jahren bauten? —
Und Sie ſo ruhig? ſo gelaſſen? — Kennen
Sie dieſen Jüngling? Ahnen Sie, was uns
Erwartet, wenn er mächtig wird? — Der Prinz —
— Ich bin ſein Feind nicht. Andre Sorgen nagen
An meiner Ruhe, Sorgen für den Thron,
Für Gott und ſeine Kirche. — Der Infant
(Ich kenn' ihn — ich durchdringe ſeine Seele)
Hegt einen ſchrecklichen Entwurf — Toledo —
Den raſenden Entwurf, Regent zu ſeyn,
Und unſern heil'gen Glauben zu entbehren. —
Sein Herz entglüht für eine neue Tugend,
Die, ſtolz und ſicher und ſich ſelbſt genug,
Von keinem Glauben betteln will. — Er denkt!
Sein Kopf entbrennt von einer ſeltſamen
Chimäre — er verehrt den Menſchen — Herzog,
Ob er zu unſerm König taugt?

Alba.

Phantomen!
Was ſonſt? Vielleicht auch jugendlicher Stolz,
Der eine Rolle ſpielen möchte. — Bleibt

Ihm eine andre Wahl? Das geht vorbey,
Trifft ihn einmal die Reihe zu befehlen.

Domingo.

Ich zweifle. — Er iſt ſtolz auf ſeine Freyheit,
Des Zwanges ungewohnt, womit man Zwang
Zu kaufen ſich bequemen muß. — Taugt er
Auf unſern Thron? Der kühne Rieſengeiſt
Wird unſrer Staatskunſt Linien durchreißen.
Umſonſt verſucht' ich's, dieſen trotz'gen Muth
In dieſer Zeiten Wolluſt abzumatten;
Er überſtand die Probe — Schrecklich iſt
In dieſem Körper dieſer Geiſt — und Philipp
Wird ſechzig Jahre alt.

Alba.

Ihre Blicke reichen
Sehr weit.

Domingo.

Er und die Königinn ſind Eins.
Schon ſchleicht, verborgen zwar, in beider Bruſt
Das Gift der Neuerer; doch bald genug,
Gewinnt es Raum, wird es den Thron ergreifen.
Ich kenne dieſe Valois. — Fürchten wir
Die ganze Rache dieſer ſtillen Feindinn,
Wenn Philipp Schwächen ſich erlaubt. Noch iſt
Das Glück uns günſtig. Kommen wir zuvor.
In Eine Schlinge ſtürzen beide. — Jetzt
Ein ſolcher Wink dem Könige gegeben,
Bewieſen oder nicht bewieſen — viel

Iſt ſchon gewonnen, wenn er wankt. Wir ſelbſt,
Wir zweifeln beide nicht. Zu überzeugen
Fällt keinem Ueberzeugten ſchwer. Es kann
Nicht fehlen, wir entdecken mehr, ſind wir
Vorher gewiß, daß wir entdecken müſſen.

Alba.

Doch nun die wichtigſte von allen Fragen!
Wer nimmt's auf ſich, den König zu belehren?

Domingo.

Noch Sie, noch ich. Erfahren Sie alſo,
Was lange ſchon, des großen Planes voll,
Mein ſtiller Fleiß dem Ziele zugetrieben.
Noch mangelt, unſer Bündniß zu vollenden,
Die dritte, wichtigſte Perſon. — Der König
Liebt die Prinzeſſinn Eboli. Ich nähre
Die Leidenſchaft, die meinen Wünſchen wuchert.
Ich bin ſein Abgeſandter — Unſerm Plane
Erzieh' ich ſie. — In dieſer jungen Dame,
Gelingt mein Werk, ſoll eine Bundsverwandtinn,
Soll eine Königinn uns blühn. Sie ſelbſt
Hat jetzt in dieſes Zimmer mich berufen.
Ich hoffe alles. — Jene Lilien
Von Valois zerknickt ein Span'ſches Mädchen
Vielleicht in Einer Mitternacht.

Alba.

Was hör' ich?
Iſt's Wahrheit, was ich jetzt gehört? — Beym Himmel!
Das überraſcht mich! Ja! Der Streich vollendet!

Dominikaner! ich bewundre dich.
Jezt haben wir gewonnen —

Domingo.

Still! Wer kommt! —
Sie iſt's — ſie ſelbſt.

Alba.

Ich bin im nächſten Zimmer,
Wenn man —

Domingo.

Schon recht. Ich rufe Sie.

(Der Herzog von Alba geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Die Prinzeſſinn. Domingo.

Domingo.

Zu Ihren
Befehlen, gnäd'ge Fürſtinn.

Prinzeſſinn.

(dem Herzog neugierig nachſehend.)

Sind wir etwa
Nicht ganz allein? Sie haben, wie ich ſehe,
Noch einen Zeugen bey Sich?

Domingo.

Wie?

Prinzeſſinn.

Wer war es,
Der eben jezt von Ihnen ging?

Domingo.

Der Herzog
Von Alba, gnäd'ge Fürſtinn, der nach mir
Um die Erlaubniß bittet, vorgelaſſen
Zu werden.

Prinzeſſinn.

Herzog Alba? Was will der?
Was kann er wollen? Wiſſen Sie vielleicht
Es mir zu ſagen?

Domingo.

Ich? und eh' ich weiß,
Was für ein Vorfall von Bedeutung mir
Das lang' entbehrte Glück verſchafft, der Fürſtinn
Von Eboli mich wiederum zu nähern?
(Pauſe, worinn er ihre Antwort erwartet.)
Ob ſich ein Umſtand endlich vorgefunden,
Der für des Königs Wünſche ſpricht? ob ich
Mit Grund gehofft, daß beßre Ueberlegung
Mit einem Anerbieten Sie verſöhnt,
Das Eigenſinn, das Laune bloß verworfen?
Ich komme voll Erwartung —

Prinzeſſinn.

Brachten Sie
Dem König meine letzte Antwort?

Domingo.

Noch
Verſchob ich's, ihn ſo tödtlich zu verwunden.

Noch, gnäd'ge Fürſtinn, iſt es Zeit. Es ſteht
Bey Ihnen, ſie zu mildern.

Prinzeſſinn.

Melden Sie
Dem König, daß ich ihn erwarte.

Domingo.

Darf
Ich das für Wahrheit nehmen, ſchöne Fürſtinn?

Prinzeſſinn.

Für Scherz, doch nicht? Bey Gott! Sie machen mir
Ganz bange. — Wie? Was hab' ich denn gethan,
Wenn ſogar Sie — Sie ſelber Sich entfärben?

Domingo.

Prinzeſſinn, dieſe Ueberraſchung — kaum
Kann ich es faſſen —

Prinzeſſinn.

Ja, hochwürd'ger Herr,
Das ſollen Sie auch nicht. Um alle Güter
Der Welt möcht' ich nicht haben, daß Sie's faßten.
Genug für Sie, daß es ſo iſt. Erſparen
Sie Sich die Mühe zu ergrübeln, weſſen
Beredſamkeit Sie dieſe Wendung danken.
Zu Ihrem Troſt ſetz' ich hinzu: Sie haben
Nicht Theil an dieſer Sünde. Auch wahrhaftig
Die Kirche nicht; obſchon Sie mir bewieſen,
Daß Fälle möglich wären, wo die Kirche
Sogar die *Körper* ihrer jungen Töchter
Für höh're Zwecke zu gebrauchen wüßte.

Auch dieſe nicht. — Dergleichen fromme Gründe,
Ehrwürd'ger Herr, ſind mir zu hoch —

Domingo.

Sehr gerne,
Prinzeſſinn, nehm' ich ſie zurück, ſobald
Sie überflüſſig waren.

Prinzeſſinn.

Bitten Sie
Von meinetwegen den Monarchen, ja
In dieſer Handlung Mich nicht zu verkennen.
Was ich geweſen, bin ich noch. Die Lage
Der Dinge nur hat ſeitdem ſich verwandelt.
Als ich ſein Anerbieten mit Entrüſtung
Zurücke ſtieß, da glaubt' ich im Beſitze
Der ſchönſten Königinn ihn glücklich — glaubte
Die treue Gattinn meines Opfers werth.
Das glaubt' ich damals — damals. Freilich jetzt,
Jetzt weiß ich's beſſer.

Domingo.

Fürſtinn, weiter, weiter.
Ich hör' es, wir verſtehen uns.

Prinzeſſinn.

Genug,
Sie iſt erhaſcht. Ich ſchone ſie nicht länger.
Die ſchlaue Diebinn iſt erhaſcht. Den König,
Ganz Spanien, und mich hat ſie betrogen.
Sie liebt. Ich weiß es, daß ſie liebt. Ich bringe
Beweiſe, die ſie zittern machen ſollen.

Der König iſt betrogen — doch bey Gott!
Er ſey es ungerochen nicht. Die Larve
Erhabner, übermenſchlicher Entſagung
Reiß' ich ihr ab, daß alle Welt die Stirne
Der Sünderinn erkennen ſoll. Es koſtet
Mir einen ungeheuern Preiß, doch — das
Entzückt mich, das iſt mein Triumph — doch ihr
Noch einen größern.

Domingo.

Nun iſt alles reif.
Erlauben Sie, daß ich den Herzog rufe.

(Er geht hinaus.)

Prinzeſſinn (erſtaunt.)

Was wird das?

Zwölfter Auftritt.

Die Prinzeſſinn. Herzog Alba. Domingo.

Domingo, (der den Herzog herein führt.)

Unſre Nachricht, Herzog Alba,
Kommt hier zu ſpät. Die Fürſtinn Eboli
Entdeckt uns ein Geheimniß, das ſie eben
Von uns erfahren ſollte.

Alba.

Mein Beſuch
Wird dann um ſo viel minder ſie befremden.
Ich traue meinen Augen nicht. Dergleichen
Entdeckungen verlangen Weiberblicke.

Prinzeſſinn.

Sie ſprechen von Entdeckungen? —

Domingo.

Wir wünſchten
Zu wiſſen, gnäd'ge Fürſtinn, welchen Ort,
Und welche beß're Stunde Sie —

Prinzeſſinn.

Auch das!
So will ich morgen Mittag Sie erwarten.
Ich habe Gründe, dieſes ſtrafbare
Geheimniß länger nicht zu bergen — es
Nicht länger mehr dem König zu entziehn.

Alba.

Das war es, was mich hergeführt. Sogleich
Muß der Monarch es wiſſen. Und durch Sie,
Durch *Sie*, Prinzeſſinn, muß er das. Wem ſonſt,
Wem ſollt' er lieber glauben, als der ſtrengen,
Der wachſamen Geſpielinn ſeines Weibes?

Domingo.

Wem mehr, als Ihnen, die, ſobald ſie will,
Ihn unumſchränkt beherrſchen kann?

Alba.

Ich bin
Erklärter Feind des Prinzen.

Domingo.

Eben das
Iſt man gewohnt, von mir vorauszuſetzen.
Die Fürſtinn Eboli iſt frey. Wo *wir*

Verſtummen müſſen, zwingen Pflichten Sie
Zu reden, Pflichten Ihres Amts. Der König
Entflieht uns nicht, wenn Ihre Winke wirken,
Und dann vollenden wir das Werk.

Alba.

Doch bald,
Gleich jetzt muß das geſchehn. Die Augenblicke
Sind koſtbar. Jede nächſte Stunde kann
Mir den Befehl zum Abmarſch bringen. —

Domingo.

(ſich nach einigem Ueberlegen zur Fürſtinn kehrend.)

Ob
Sich Briefe finden ließen? Briefe freilich,
Von dem Infanten aufgefangen, müßten
Hier Wirkung thun. — Laß ſehen. — Nicht wahr? — Ja.
Sie ſchlafen doch — ſo däucht mir — in demſelben
Gemache mit der Königinn.

Prinzeſſinn.

Zunächſt
An dieſem. — Doch was ſoll mir das?

Domingo.

Wer ſich
Auf Schlöſſer gut verſtände! — Haben Sie
Bemerkt, wo ſie den Schlüſſel zur Schatulle
Gewöhnlich zu bewahren pflegt?

Prinzeſſinn (nachdenkend.)

Das könnte

Zu etwas führen. — Ja — der Schlüſſel wäre
Zu finden, denk' ich. —

Domingo.

Briefe wollen Boten — —
Der Königinn Gefolg' iſt groß. — — Wer hier
Auf eine Spur gerathen könnte! — — Gold
Vermag zwar viel —

Alba.

Hat niemand wahrgenommen,
Ob der Infant Vertraute hat?

Domingo.

Nicht Einen;
In ganz Madrid nicht Einen.

Alba.

Das iſt ſeltſam.

Domingo.

Das dürfen Sie mir glauben; er verachtet
Den ganzen Hof; ich habe meine Proben.

Alba.

Doch wie? Hier eben fällt mir ein, als ich
Von dem Gemach der Königinn heraus kam,
Stand der Infant bey einem ihrer Pagen;
Sie ſprachen heimlich —

Prinzeſſinn (raſch einfallend.)

Nicht doch! Nein! Das war —
Das war von etwas anderm.

Domingo.

Können wir

Das wiſſen? — Nein, der Umſtand iſt verdächtig. —
(Zum Herzog.)
Und kannten Sie den Pagen?

Prinzeſſinn.
Kinderpoſſen!
Was wird's auch ſonſt geweſen ſeyn? Genug,
Ich kenne das. — Wir ſehn uns alſo wieder,
Eh' ich den König ſpreche. — Unterdeſſen
Entdeckt ſich viel.

Domingo (ſie auf die Seite führend.)
Und der Monarch darf hoffen?
Ich darf es ihm verkündigen? Gewiß?
Und welche ſchöne Stunde ſeinen Wünſchen
Erfüllung endlich bringen wird? Auch dieß?

Prinzeſſinn.
In ein'gen Tagen werd' ich krank; man trennt mich
Von der Perſon der Königinn — das iſt
An unſerm Hofe Sitte, wie Sie wiſſen.
Ich bleibe dann auf meinem Zimmer.

Domingo.
Glücklich.
Gewonnen iſt das große Spiel. Trotz ſey
Geboten allen Königinnen —

Prinzeſſinn.
Horch!
Man fragt nach mir — die Königinn verlangt mich.
Auf Wiederſehen.
(Sie eilt ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

Alba. Domingo.

Domingo.

(nach einer Pauſe, worinn er die Prinzeſſinn mit den Augen begleitet hat.)

Herzog, dieſe Roſen,
Und Ihre Schlachten —

Alba.

Und dein Gott — ſo will ich
Den Blitz erwarten, der uns ſtürzen ſoll!

(Sie gehen ab.)

Vierzehnter Auftritt.

In einem Karthäuſerkloſter.

Don Karlos. Der Prior.

Karlos (zum Prior, indem er herein tritt.)
Schon da geweſen alſo? — Das beklag' ich.

Prior.

Seit heute Morgen ſchon das dritte Mal.
Vor einer Stunde ging er weg —

Karlos.

Er will
Doch wiederkommen? Hinterließ er's nicht?

Prior.

Vor Mittag noch, verſprach er.

Karlos.

(an ein Fenſter und ſich in der Gegend umſehend.)

Euer Kloſter
Liegt weit ab von der Straße. — Dorthin zu
Sieht man noch Thürme von Madrid. — Ganz recht,
Und hier fließt der Manſanares — Die Landſchaft
Iſt, wie ich ſie mir wünſche. — Alles iſt
Hier ſtill, wie ein Geheimniß.

Prior.

Wie der Eintritt
Ins andre Leben.

Karlos.

Eurer Redlichkeit,
Hochwürd'ger Herr, hab' ich mein Koſtbarſtes,
Mein Heiligſtes vertraut. Kein Sterblicher
Darf wiſſen oder nur vermuthen, wen
Ich hier geſprochen und geheim. Ich habe
Sehr wicht'ge Gründe, vor der ganzen Welt
Den Mann, den ich erwarte, zu verläugnen,
Drum wählt' ich dieſes Kloſter. Vor Verräthern,
Vor Ueberfall ſind wir doch ſicher? Ihr
Beſinnt euch doch, was ihr mir zugeſchworen?

Prior.

Vertrauen Sie uns, gnäd'ger Herr. Der Argwohn
Der Könige wird Gräber nicht durchſuchen.
Das Ohr der Neugier liegt nur an den Thüren
Des Glückes und der Leidenſchaft. Die Welt
Hört auf in dieſen Mauern.

Karlos.

Denkt ihr etwa,
Daß hinter dieſe Vorſicht, dieſe Furcht
Ein ſchuldiges Gewiſſen ſich verkrieche?

Prior.

Ich denke nichts.

Karlos.

Ihr irrt euch, frommer Vater,
Ihr irrt euch wahrlich. Mein Geheimniß zittert
Vor Menſchen, aber nicht vor Gott.

Prior.

Mein Sohn,
Das kümmert uns ſehr wenig. Dieſe Freyſtatt
Steht dem Verbrechen offen, wie der Unſchuld.
Ob, was du vorhaſt, gut iſt oder übel,
Rechtſchaffen oder laſterhaft — das mache
Mit deinem eignen Herzen aus.

Karlos (mit Wärme.)

Was wir
Verheimlichen, kann euern Gott nicht ſchänden.
Es iſt ſein eignes, ſchönſtes Werk. — Zwar euch,
Euch kann ich's wohl entdecken.

Prior.

Zu was Ende?
Erlaſſen Sie mir's, lieber Prinz. Die Welt
Und ihr Geräthe liegt ſchon lange Zeit
Verſiegelt da auf jene große Reiſe.
Wozu die kurze Friſt vor meinem Abſchied

Noch einmal es erbrechen? — Es iſt wenig,
Was man zur Seligkeit bedarf. — Die Glocke
Zur Hora läutet. Ich muß beten gehen.
(Der Prior geht ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Don Karlos. Der Marquis von
Poſa tritt herein.

Karlos.

Ach endlich einmal, endlich —

Marquis.

Welche Prüfung
Für eines Freundes Ungeduld! Die Sonne
Gieng zweymal auf und zweymal unter, ſeit
Das Schickſal meines Karlos ſich entſchieden;
Und jetzt, erſt jetzt werd' ich es hören. — Sprich.
Ihr ſeyd verſöhnt?

Karlos.

Wer?

Marquis.

Du und König Philipp:
Und auch mit Flandern iſt's entſchieden?

Karlos.

Daß
Der Herzog morgen dahin reiſt? — Das iſt
Entſchieden, ja.

Marquis.

Das kann nicht ſeyn. Das iſt nicht.
Soll ganz Madrid belogen ſeyn? Du hatteſt
Geheime Audienz, ſagt man. Der König —

Karlos.

Blieb unbewegt. Wir ſind getrennt auf immer,
Und mehr, als wir's ſchon waren —

Marquis.

Du gehſt *nicht*
Nach Flandern?

Karlos.

Nein! Nein! Nein!

Marquis.

O meine Hoffnung!

Karlos.

Das nebenbey. O Roderich, ſeitdem
Wir uns verließen, was hab' ich erlebt!
Doch jetzt vor allem deinen Rath! Ich muß
Sie ſprechen —

Marquis.

Deine Mutter? — Nein! — Wozu?

Karlos.

Ich habe Hoffnung. — Du wirſt blaß? Sey ruhig.
Ich ſoll und werde glücklich ſeyn. — Doch davon
Ein andermal. Jetzt ſchaffe Rath, wie ich
Sie ſprechen kann. —

Marquis.
Was ſoll das? Worauf gründet
Sich dieſer neue Fiebertraum?
Karlos.
Nicht Traum!
Beym wundervollen Gott nicht! — Wahrheit, Wahrheit!
(den Brief des Königs an die Fürſtinn von Eboli hervorziehend.)
In dieſem wichtigen Papier enthalten!
Die Königinn iſt frey; vor Menſchenaugen,
Wie vor des Himmels Augen frey. Da lies,
Und höre auf, dich zu verwundern.
Marquis (den Brief eröffnend.)
Was?
Was ſeh' ich? Eigenhändig vom Monarchen?
(Nachdem er es geleſen.)
An wen iſt dieſer Brief?
Karlos.
An die Prinzeſſinn
Von Eboli. — Vorgeſtern bringt ein Page
Der Königinn von unbekannten Händen
Mir einen Brief und einen Schlüſſel. Man
Bezeichnet mir im linken Flügel des
Pallaſtes, den die Königinn bewohnt,
Ein Kabinet, wo eine Dame mich
Erwarte, die ich längſt geliebt. Ich folge
Sogleich dem Winke —
Marquis.
Raſender, du folgſt?

Karlos.

Ich kenne ja die Handſchrift nicht — Ich kenne
Nur Eine ſolche Dame. Wer als ſie
Wird ſich von Karlos angebetet wähnen?
Voll ſüßen Schwindels flieg' ich nach dem Platze;
Ein göttlicher Geſang, der aus dem Innern
Des Zimmers mir entgegen ſchallt, dient mir
Zum Führer — ich eröffne das Gemach —
Und wen entdeck' ich? — Fühle mein Entſetzen!

Marquis.

O ich errathe alles.

Karlos.

Ohne Rettung
War ich verloren, Roderich, wär' ich
In eines Engels Hände nicht gefallen.
Welch unglückſel'ger Zufall! Hintergangen
Von meiner Blicke unvorſicht'ger Sprache,
Gab ſie der ſüßen Täuſchung ſich dahin,
Sie ſelber ſey der Abgott dieſer Blicke.
Gerührt von meiner Seele ſtillen Leiden,
Beredet ſich großmüthig-unbeſonnen
Ihr weiches Herz, mir Liebe zu erwiedern.
Die Ehrfurcht ſchien mir Schweigen zu gebieten;
Sie hat die Kühnheit es zu brechen — offen
Liegt ihre ſchöne Seele mir —

Marquis.

So ruhig
Erzählſt du das? — Die Fürſtinn Eboli

Durchſchaute dich. Kein Zweifel mehr, ſie drang
In deiner Liebe innerſtes Geheimniß.
Du haſt ſie ſchwer beleidigt. Sie beherrſcht
Den König.

Karlos (zuverſichtlich.)

Sie iſt tugendhaft.

Marquis.

Sie iſt's
Aus Eigennutz der Liebe. — Dieſe Tugend,
Ich fürchte ſehr, ich kenne ſie — wie wenig
Reicht ſie empor zu jenem Ideale,
Das aus der Seele mütterlichem Boden,
In ſtolzer, ſchöner Grazie empfangen,
Freywillig ſproßt und ohne Gärtners Hülfe
Verſchwenderiſche Blüten treibt! Es iſt
Ein fremder Zweig, mit nachgeahmtem Süd
In einem rauhern Himmelsſtrich getrieben;
Erziehung, Grundſatz, nenn' es wie du willſt,
Erworbne Unſchuld, dem erhitzten Blut
Durch Liſt und ſchwere Kämpfe abgerungen,
Dem Himmel, der ſie fordert und bezahlt,
Gewiſſenhaft ſorgfältig angeſchrieben.
Erwäge ſelbſt. Wird ſie der Königinn
Es je vergeben können, daß ein Mann
An ihrer eignen, ſchwer erkämpften Tugend
Vorüber ging, ſich für Don Philipps Frau
In hoffnungsloſen Flammen zu verzehren?

Karlos.

Kennſt du die Fürſtinn ſo genau?

Marquis.

Gewiß nicht.
Kaum daß ich zweymal ſie geſehn. Doch nur
Ein Wort laß mich noch ſagen: Mir kam vor,
Daß ſie geſchickt des Laſters Blößen mied,
Daß ſie ſehr gut um ihre Tugend wußte.
Dann ſah ich auch die Königinn. — O Karl,
Wie anders alles, was ich hier bemerkte!
In angeborner ſtiller Glorie,
Mit ſorgenloſem Leichtſinn, mit des Anſtands
Schulmäßiger Berechnung unbekannt,
Gleich ferne von Verwegenheit und Furcht,
Mit feſtem Heldenſchritte wandelt ſie
Die ſchmale Mittelbahn des Schicklichen,
Unwiſſend, daß ſie Anbetung erzwungen,
Wo ſie von eignem Beyfall nie geträumt.
Erkennt mein Karl auch hier in dieſem Spiegel
Auch jetzt noch ſeine Eboli? — Die Fürſtinn
Blieb ſtandhaft, weil ſie liebte; Liebe war
In ihre Tugend wörtlich einbedungen.
Du haſt ſie nicht belohnt — ſie fällt.

Karlos (mit einiger Heftigkeit.)

Nein! Nein!

(Nachdem er heftig auf und nieder gegangen.)

Nein, ſag' ich dir. — O wüßte Roderich,
Wie trefflich es ihn kleidet, ſeinem Karl

Der Seligkeiten göttlichſte, den Glauben
An menſchliche Vortrefflichkeit, zu ſtehlen!

Marquis.

Verdien' ich das? — Nein, Liebling meiner Seele,
Das wollt' ich nicht, bey Gott im Himmel nicht! —
O dieſe Eboli — ſie wär' ein Engel,
Und ehrerbietig wie du ſelbſt ſtürzt' ich
Vor ihrer Glorie mich nieder, hätte
Sie — dein Geheimniß nicht erfahren.

Karlos.

Sieh,
Wie eitel deine Furcht iſt! Hat ſie andre
Beweiſe wohl, als die ſie ſelbſt beſchämen?
Wird ſie der Rache trauriges Vergnügen
Mit ihrer Ehre kaufen?

Marquis.

Ein Erröthen
Zurück zu nehmen, haben manche ſchon
Der Schande ſich geopfert.

Karlos (mit Heftigkeit aufſtehend.)

Nein, das iſt
Zu hart, zu grauſam. Sie iſt ſtolz und edel;
Ich kenne ſie und fürchte nichts. Umſonſt
Verſuchſt du meine Hoffnungen zu ſchrecken.
Ich ſpreche meine Mutter.

Marquis.

Jetzt? Wozu?

Karlos.

Ich habe nun nichts mehr zu ſchonen — muß
Mein Schickſal wiſſen. Sorge nur, wie ich
Sie ſprechen kann.

Marquis.

Und dieſen Brief willſt du
Ihr zeigen? Wirklich willſt du das?

Karlos.

Befrage
Mich darum nicht. Das Mittel jetzt, das Mittel,
Daß ich ſie ſpreche!

Marquis (mit Bedeutung.)

Sagteſt du mir nicht,
Du *liebteſt* deine Mutter? — Du biſt Willens
Ihr dieſen Brief zu zeigen?

(Karlos ſieht zur Erde und ſchweigt.)

Karl, ich leſe
In deinen Mienen etwas — mir ganz neu —
Ganz fremd bis dieſen Augenblick. — Du wendeſt
Die Augen von mir? So iſt's wahr? — Ob ich
Denn wirklich recht geleſen? Laß doch ſehn —

(Karlos giebt ihm den Brief. Der Marquis zerreißt ihn.)

Karlos.

Was, biſt du raſend?

(Mit gemäßigter Empfindlichkeit.)

Wirklich — ich geſteh' es —
An dieſem Briefe lag mir viel.

Marquis.

So ſchien es.

Darum zerriß ich ihn.

(Der Marquis ruht mit einem durchdringenden Blick auf dem Prinzen, der ihn zweifelhaft anſieht. Langes Stillſchweigen.)

Sprich doch — was haben
Entweihungen des königlichen Bettes
Mit Deiner — Deiner Liebe denn zu ſchaffen?
War Philipp dir gefährlich? Welches Band
Kann die verletzten Pflichten des Gemahls
Mit deinen kühnern Hoffnungen verknüpfen?
Hat er geſündigt, wo du liebſt? Nun freilich
Lern' ich dich faſſen. O wie ſchlecht hab' ich
Bis jetzt auf deine Liebe mich verſtanden!

Karlos.

Wie, Roderich? Was glaubſt du?

Marquis.

O ich fühle,
Wovon ich mich entwöhnen muß. Ja einſt,
Einſt war's ganz anders. Da warſt du ſo reich,
So warm, ſo reich! ein ganzer Weltkreis hatte
In deinem weiten Buſen Raum. Das alles
Iſt nun dahin, von einer Leidenſchaft,
Von einem kleinen Eigennutz verſchlungen.
Dein Herz iſt ausgeſtorben. Keine Thräne,
Dem ungeheuern Schickſal der Provinzen,
Nicht einmal eine Thräne mehr. — O Karl,

Wie arm biſt du, wie bettelarm geworden,
Seitdem du niemand liebſt als Dich!

Karlos.

(wirft ſich in einen Seſſel. — Nach einer Pauſe mit kaum unterdrucktem Weinen.)

Ich weiß,
Daß du mich nicht mehr achteſt.

Marquis.

Nicht ſo, Karl!
Ich kenne dieſe Aufwallung. Sie war
Verirrung lobenswürdiger Gefühle.
Die Königinn gehörte dir, war dir
Geraubt von dem Monarchen — doch bis jetzt
Mißtrauteſt du beſcheiden deinen Rechten.
Vielleicht war Philipp ihrer werth. Du wagteſt,
Nur leiſe noch, das Urtheil ganz zu ſprechen.
Der Brief entſchied. Der Würdigſte warſt Du.
Mit ſtolzer Freude ſahſt Du nun das Schickſal
Der Tyranney, des Raubes überwieſen.
Du jauchzteſt, der Beleidigte zu ſeyn;
Denn Unrecht leiden ſchmeichelt großen Seelen.
Doch hier verirrte deine Phantaſie,
Dein Stolz empfand Genugthuung — dein Herz
Verſprach ſich Hoffnung. Sieh, ich wußt' es wohl,
Du hatteſt dießmal ſelbſt Dich mißverſtanden.

Karlos (gerührt.)

Nein, Roderich, du irreſt ſehr. Ich dachte

So edel nicht, bey weitem nicht, als du
Mich gerne glauben machen möchteſt.

Marquis.

Bin
Ich denn ſo wenig hier bekannt? Sieh, Karl,
Wenn Du verirreſt, ſuch' ich allemal
Die Tugend unter Hunderten zu rathen,
Die ich des Fehlers zeihen kann. Doch nun
Wir beſſer uns verſtehen, ſey's! Du ſollſt
Die Königinn jetzt ſprechen, mußt ſie ſprechen. —

Karlos (ihm um den Hals fallend.)

O wie erröth' ich neben dir!

Marquis.

Du haſt
Mein Wort. Nun überlaß mir alles andre.
Ein wilder, kühner, glücklicher Gedanke
Steigt auf in meiner Phantaſie. — Du ſollſt
Ihn hören, Karl, aus einem ſchönern Munde.
Ich dränge mich zur Königinn. Vielleicht
Daß morgen ſchon der Ausgang ſich erwieſen.
Bis dahin, Karl, vergiß nicht, daß, „ein Anſchlag,
Den höhere Vernunft gebar, das Leiden
Der Menſchheit drängt, zehntauſendmal vereitelt
Nie aufgegeben werden darf.“— Hörſt du?
Erinnre dich an Flandern!

Karlos.

Alles, Alles,
Was Du und hohe Tugend mir gebieten.

Marquis (geht an ein Fenſter.)

Die Zeit iſt um. Ich höre dein Gefolge.

(Sie umarmen ſich.)

Jetzt wieder Kronprinz und Vaſall.

Karlos.

Du fährſt

Sogleich zur Stadt?

Marquis.

Sogleich.

Karlos.

Halt! noch ein Wort!

Wie leicht war das vergeſſen! — Eine Nachricht,
Die äußerſt wichtig: — „Briefe nach Brabant
Erbricht der König.“ Sey auf deiner Hut!
Die Poſt des Reichs, ich weiß es, hat geheime
Befehle. —

Marquis.

Wie erfuhrſt du das?

Karlos.

Don Raymond

Von Taris iſt mein guter Freund.

Marquis (nach einigem Stillſchweigen.)

Auch das!

So nehmen ſie den Umweg über Deutſchland!

(Sie gehen ab zu verſchiedenen Thüren.)

Dritter Akt.

Das Schlafzimmer des Königs.

Erſter Auftritt.

Auf dem Nachttiſche zwey brennende Lichter. Im Hintergrunde des Zimmers einige Pagen auf den Knieen, eingeſchlafen. **Der König**, von oben herab halb ausgekleidet, ſteht vor dem Tiſche, einen Arm über den Seſſel gebeugt, in einer nachdenkenden Stellung. Vor ihm liegt ein Medaillon und Papiere.

König.

Daß ſie ſonſt Schwärmerinn geweſen — wer
Kann's läugnen? Nie konnt' ich ihr Liebe geben,
Und dennoch — ſchien ſie Mangel je zu fühlen?
So iſt's erwieſen, ſie iſt falſch.

(Hier macht er eine Bewegung, die ihn zu ſich ſelbſt bringt. Er ſieht mit Befremdung auf.)

Wo war ich?
Wacht denn hier niemand, als der König? — Was?

Die Lichter ſchon herab gebrannt? doch nicht
Schon Tag? — Ich bin um meinen Schlummer. Nimm
Ihn für empfangen an, Natur. Ein König hat
Nicht Zeit, verlorne Nächte nachzuholen;
Jetzt bin ich wach und Tag ſoll ſeyn.

(Er löſcht die Lichter aus und öffnet eine Fenſtergardine. — Indem er auf und nieder geht, bemerkt er die ſchlafenden Knaben, und bleibt eine Zeit lang ſchweigend vor ihnen ſtehen; darauf zieht er die Glocke.)

Schläft's irgend
Vielleicht in meinem Vorſaal auch?

Zweyter Auftritt.

Der König. Graf Lerma.

Lerma.

(mit Beſtürzung, da er den König gewahr wird.)

Befinden
Sich Ihre Majeſtät nicht wohl?

König.

Im linken
Pavillon war Feuer. Hörtet ihr
Den Lärmen nicht?

Lerma.

Nein, Ihre Majeſtät.

König.

Nein? Wie? Und alſo hätt' ich nur geträumt?

Das kann von Ungefähr nicht kommen. Schläft
Auf jenem Flügel nicht die Königinn?

Lerma.

Ja, Ihre Majeſtät.

König.

Der Traum erſchreckt mich.
Man ſoll die Wachen künftig dort verdoppeln,
Hört ihr? ſo bald es Abend wird — doch ganz,
Ganz insgeheim. — Ich will nicht haben, daß —
Ihr prüft mich mit den Augen?

Lerma.

Ich entdecke
Ein brennend Auge, das um Schlummer bittet,
Darf ich es wagen, Ihre Majeſtät
An ein koſtbares Leben zu erinnern,
An Völker zu erinnern, die die Spur
Durchwachter Nacht mit fürchtender Befremdung
In ſolchen Mienen leſen würden — Nur
Zwey kurze Morgenſtunden Schlaf —

König (mit zerſtörten Blicken.)

Schlaf?
Schlaf find' ich in Eskurial. — So lange
Der König ſchläft, iſt er um ſeine Krone,
Der Mann um ſeines Weibes Herz — Nein! Nein!
Es iſt Verleumdung. — War es nicht ein Weib,
Ein Weib, das mir es flüſterte? Der Name
Des Weibes heißt Verleumdung. Das Verbrechen
Iſt nicht gewiß, bis mir's ein Mann bekräftigt.

(Zu den Pagen, welche ſich unterdeſſen ermuntert haben.)
Ruft Herzog Alba!
(Pagen gehen.)
Tretet näher, Graf!
Iſt's wahr?
(Er bleibt forſchend vor dem Grafen ſtehen.)
O eines Pulſes Dauer nur
Allwiſſenheit. — Schwört mir, iſt's wahr? Ich bin
Betrogen? Bin ich's? Iſt es wahr?

Lerma.
Mein großer,
Mein beſter König. —

König (zurück fahrend.)
König! König nur
Und wieder König! — Keine beßre Antwort
Als leeren hohlen Wiederhall? Ich ſchlage
An dieſen Felſen und will Waſſer, Waſſer
Für meinen heißen Fieberdurſt — Er giebt
Mir glühend Gold.

Lerma.
Was wäre wahr, mein König?

König.
Nichts. Nichts. Verlaßt mich. Geht.
(Der Graf will ſich entfernen, er ruft ihn noch einmal zurück.)
Ihr ſeyd vermählt?
Seyd Vater? Ja?

Lerma.
Ja, Ihre Majeſtät.

König.

Vermählt, und könnt' es wagen, eine Nacht,
Bey Eurem Herrn zu wachen? Euer Haar
Iſt ſilbergrau und ihr erröthet nicht,
An eures Weibes Redlichkeit zu glauben?
O geht nach Hauſe. Eben trefft ihr ſie
In eures Sohns blutſchändriſcher Umarmung.
Glaubt eurem König, geht — Ihr ſteht beſtürzt?
Ihr ſeht mich mit Bedeutung an? — weil ich,
Ich ſelber etwa graue Haare trage?
Unglücklicher, beſinnt euch. Königinnen
Beflecken ihre Tugend nicht. Ihr ſeyd
Des Todes, wenn ihr zweifelt —

Lerma (mit Hitze.)

Wer kann das?
In allen Staaten meines Königs wer
Iſt frech genug, mit giftigem Verdacht
Die engelreine Tugend anzuhauchen?
Die beſte Königinn ſo tief —

König.

Die Beſte?
Und eure Beſte alſo auch? Sie hat
Sehr warme Freunde um mich her, find' ich.
Das muß ihr viel gekoſtet haben — mehr,
Als mir bekannt iſt, daß ſie geben kann.
Ihr ſeyd entlaſſen. Laßt den Herzog kommen.

Lerma.

Schon hör' ich ihn im Vorſaal —

(Im Begriff zu gehen.)

König (mit gemildertem Tone.)

Graf! — Was ihr
Vorhin bemerkt, iſt doch wohl wahr geweſen.
Mein Kopf glüht von durchwachter Nacht. — Vergeßt,
Was ich im wachen Traum geſprochen. Hört ihr?
Vergeßt es. Ich bin euer gnäd'ger König.

(Er reicht ihm die Hand zum Kuſſe. Lerma geht, und öffnet dem Herzog von Alba die Thüre.)

Dritter Auftritt.

Der König und Herzog von Alba.

Alba.

(nähert ſich dem König mit ungewiſſer Miene.)

Ein mir ſo überraſchender Befehl —
Zu dieſer außerordentlichen Stunde?

(Er ſtutzt, wie er den König genauer betrachtet.)

Und dieſer Anblick —

König.

(hat ſich niedergeſetzt und das Medaillon auf dem Tiſche ergriffen. Er ſieht den Herzog eine lange Zeit ſtillſchweigend an.

Alſo wirklich wahr?
Ich habe keinen treuen Diener?

Alba (ſteht betreten ſtill.)

Wie?

König.

Ich bin auf's tödtlichſte gekränkt — man weiß es,
Und niemand, der mich warnte!

Alba (mit einem Blick des Erſtaunens.)
Eine Kränkung,
Die meinem König gilt und meinem Aug'
Entging?

König (zeigt ihm die Briefe.)
Erkennt ihr dieſe Hand?

Alba.
Es iſt
Don Karlos Hand. —

König.
(Pauſe, worinn er den Herzog ſcharf beobachtet.)
Vermuthet ihr noch nichts?
Ihr habt vor ſeinem Ehrgeiz mich gewarnt?
War's nur ſein Ehrgeiz, dieſer nur, wovor
Ich zittern ſollte?

Alba.
Ehrgeiz iſt ein großes —
Ein weites Wort, worinn unendlich viel
Noch liegen kann.

König.
Und wißt ihr nichts beſonders
Mir zu entdecken?

Alba.
(nach einigem Stillſchweigen mit verſchloßner Miene.)
Ihre Majeſtät
Vertrauten meiner Wachſamkeit das Reich.
Dem Reiche bin ich mein geheimſtes Wiſſen
Und meine Einſicht ſchuldig. Was ich ſonſt

Vermuthe, denke oder weiß, gehört
Mir eigen zu. Es ſind geheiligte
Beſitzungen, die der verkaufte Sklave
Wie der Vaſall den Königen der Erde
Zurück zu halten Vorrecht hat — Nicht alles,
Was klar vor meiner Seele ſteht, iſt reif
Genug für meinen König. Will er doch
Befriedigt ſeyn, ſo muß ich bitten, nicht
Als Herr zu fragen.

König (giebt ihm die Briefe.)
Lieſ't.

Alba.
(lieſ't und wendet ſich erſchrocken gegen den König.)
Wer war
Der Raſende, dieß unglückſelige Blatt
In meines Königs Hand zu geben?

König.
Was?
So wißt ihr, wen der Inhalt meint? — Der Name
Iſt, wie ich weiß, auf dem Papier vermieden.

Alba (betroffen zurück tretend.)
Ich war zu ſchnell.

König.
Ihr wißt?

Alba (nach einigem Bedenken.)
Es iſt heraus.
Mein Herr befiehlt — ich darf nicht mehr zurücke —
Ich läugn' es nicht — ich kenne die Perſon.

König.

(aufſtehend in einer ſchrecklichen Bewegung.)

O einen neuen Tod hilf mir erdenken,
Der Rache fürchterlicher Gott! — So klar,
So weltbekannt, ſo laut iſt das Verſtändniß,
Daß man, des Forſchens Mühe überhoben,
Schon auf den erſten Blick es räth — Das iſt
Zu viel! Das hab' ich nicht gewußt! Das nicht!
Ich alſo bin der Letzte, der es findet!
Der Letzte durch mein ganzes Reich —

Alba (wirft ſich dem König zu Füßen.)

Ja ich bekenne
Mich ſchuldig, gnädigſter Monarch. Ich ſchäme
Mich einer feigen Klugheit, die mir da
Zu ſchweigen rieth, wo meines Königs Ehre,
Gerechtigkeit und Wahrheit laut genug
Zu reden mich beſtürmten — Weil doch alles
Verſtummen will — weil die Bezauberung
Der Schönheit aller Männer Zungen bindet,
So ſey's gewagt, ich rede; weiß ich gleich,
Daß eines Sohns einſchmeichelnde Betheurung,
Daß die verführeriſchen Reitzungen,
Die Thränen der Gemahlinn —

König (raſch und heftig.)

Stehet auf.
Ihr habt mein königliches Wort — Steht auf.
Sprecht unerſchrocken.

Alba (aufſtehend.)
Ihre Majeſtät
Beſinnen Sich vielleicht noch jenes Vorfalls
Im Garten zu Aranjuez. Sie fanden
Die Königinn von allen ihren Damen
Verlaſſen — mit zerſtörtem Blick — allein
In einer abgelegnen Laube.

König.
Ha!
Was werd' ich hören? Weiter!

Alba.
Die Marquiſinn
Von Mondekar ward aus dem Reich verbannt,
Weil ſie Großmuth genug beſaß, ſich ſchnell
Für ihre Königinn zu opfern — Jetzt
Sind wir berichtet — Die Marquiſinn hatte
Nicht mehr gethan, als ihr befohlen worden.
Der Prinz war dort geweſen.

König (ſchrecklich auffahrend.)
Dort geweſen?
Doch alſo —

Alba.
Eines Mannes Spur im Sande,
Die von dem linken Eingang dieſer Laube
Nach einer Grotte ſich verlor, wo noch
Ein Schnupftuch lag, das der Infant vermißte,
Erweckte gleich Verdacht. Ein Gärtner hatte
Dem Prinzen dort begegnet, und das war,

Beynah' auf die Minute ausgerechnet,
Dieſelbe Zeit, wo Eure Majeſtät
Sich in der Laube zeigten.

König.

(aus einem finſtern Nachſinnen zurück kommend.)

Und ſie weinte,
Als ich Befremdung blicken ließ! Sie machte
Vor meinem ganzen Hofe mich erröthen!
Erröthen vor mir ſelbſt — Bey Gott! ich ſtand
Wie ein Gerichteter vor ihrer Tugend —
(Eine lange und tiefe Stille. Er ſetzt ſich nieder und verhüllt das Geſicht.)
Ja, Herzog Alba — Ihr habt Recht — Das könnte
Zu etwas Schrecklichem mich führen — Laßt
Mich einen Augenblick allein.

Alba.

Mein König,
Selbſt das entſcheidet noch nicht ganz —

König (nach den Papieren greifend.)

Auch das nicht?
Und das? Und wieder das? Und dieſer laute
Zuſammenklang verdammender Beweiſe?
O es iſt klärer als das Licht — Was ich
Schon lange Zeit voraus gewußt — Der Frevel
Begann da ſchon, als ich von euern Händen
Sie in Madrid zuerſt empfing — Noch ſeh' ich
Mit dieſem Blick des Schreckens, geiſterbleich,

Auf meinen grauen Haaren ſie verweilen.
Da fing es an, das falſche Spiel!

Alba.

Dem Prinzen
Starb eine Braut in ſeiner jungen Mutter.
Schon hatten ſie mit Wünſchen ſich gewiegt,
In feurigen Empfindungen verſtanden,
Die ihr der neue Stand verbot. Die Furcht
War ſchon beſiegt, die Furcht, die ſonſt das erſte
Geſtändniß zu begleiten pflegt, und kühner
Sprach die Verführung in vertrauten Bildern
Erlaubter Rückerinnerung. Verſchwiſtert
Durch Harmonie der Meinung und der Jahre,
Durch gleichen Zwang erzürnt, gehorchten ſie
Den Wallungen der Leidenſchaft ſo dreiſter.
Die Politik griff ihrer Neigung vor;
Iſt es zu glauben, mein Monarch, daß ſie
Dem Staatsrath dieſe Vollmacht zuerkannte?
Daß ſie die Lüſternheit bezwang, die Wahl
Des Kabinets aufmerkſamer zu prüfen?
Sie war gefaßt auf Liebe, und empfing —
Ein Diadem;

König (beleidigt und mit Bitterkeit.)

Ihr unterſcheidet ſehr —
Sehr weiſe, Herzog — Ich bewundre eure
Beredſamkeit. Ich dank' euch.

(Aufſtehend, kalt und ſtolz.)

Ihr habt Recht:

Die Königinn hat ſehr gefehlt, mir Briefe
Von dieſem Innhalt zu verbergen — mir
Die ſtrafbare Erſcheinung des Infanten
Im Garten zu verheimlichen. Sie hat
Aus falſcher Großmuth ſehr gefehlt. Ich werde
Sie zu beſtrafen wiſſen.
(Er zieht die Glocke.)
Wer iſt ſonſt
Im Vorſaal? — Euer, Herzog Alba,
Bedarf ich nicht mehr. Tretet ab.

Alba.

Sollt' ich
Durch meinen Eifer Eurer Majeſtät
Zum zweyten Mal mißfallen haben?

König (zu einem Pagen, der herein tritt.)

Laßt
Domingo kommen.
(Der Page geht ab.)
Ich vergeb' es euch,
Daß ihr beynahe zwey Minuten lang
Mich ein Verbrechen hättet fürchten laſſen,
Das gegen Euch begangen werden kann.
(Alba entfernt ſich.)

Vierter Auftritt.

Der König. Domingo.

Der König.

(geht einigemal auf und ab, ſich zu ſammeln.)

Domingo.

(tritt einige Minuten nach dem Herzog herein, nähert ſich dem König, den er eine Zeit lang mit feyerlicher Stille betrachtet.)

Wie froh erſtaun' ich, Eure Majeſtät
So ruhig, ſo gefaßt zu ſehn.

König.

Erſtaunt ihr —

Domingo.

Der Vorſicht ſey's gedankt, daß meine Furcht
Doch alſo nicht gegründet war! Nun darf
Ich um ſo eher hoffen.

König.

Eure Furcht?
Was war zu fürchten?

Domingo.

Ihre Majeſtät,
Ich darf nicht bergen, daß ich allbereits
Um ein Geheimniß weiß —

König (finſter.)

Hab' ich denn ſchon
Den Wunſch geäußert, es mit euch zu theilen?

Wer kam ſo unberufen mir zuvor?
Sehr kühn, bey meiner Ehre!

Domingo.

Mein Monarch
Der Ort, der Anlaß, wo ich es erfahren,
Das Siegel, unter dem ich es erfahren,
Spricht wenigſtens von dieſer Schuld mich frey.
Am Beichtſtuhl ward es mir vertraut — vertraut
Als Miſſethat, die das empfindliche
Gewiſſen der Entdeckerinn belaſtet,
Und Gnade bey dem Himmel ſucht. Zu ſpät
Beweint die Fürſtinn eine That, von der
Sie Urſach hat die fürchterlichſten Folgen
Für ihre Königinn zu ahnen.

König.

Wirklich?
Das gute Herz — Ihr habt ganz recht vermuthet,
Weßwegen ich euch rufen ließ. Ihr ſollt
Aus dieſem dunkeln Labyrinth mich führen,
Worein ein blinder Eifer mich geworfen.
Von Euch erwart' ich Wahrheit. Redet offen
Mit mir. Was ſoll ich glauben, was beſchließen?
Von eurem Amte fodr' ich Wahrheit.

Domingo.

Sire,
Wenn meines Standes Mildigkeit mir auch
Der Schonung ſüße Pflicht nicht auferlegte,
Doch würd' ich Eure Majeſtät beſchwören,

Um Ihrer Ruhe willen Sie beſchwören,
Bey dem Entdeckten ſtill zu ſtehn — das Forſchen
In ein Geheimniß ewig aufzugeben,
Das niemals freudig ſich entwickeln kann.
Was jetzt bekannt iſt, kann vergeben werden.
Ein Wort des Königs — und die Königinn
Hat nie gefehlt. Der Wille des Monarchen
Verleiht die Tugend wie das Glück — und nur
Die immer gleiche Ruhe meines Königs
Kann die Gerüchte mächtig niederſchlagen,
Die ſich die Läſterung erlaubt.

König.

Gerüchte?
Von Mir, und unter meinem Volke?

Domingo.

Lügen!
Verdammenswerthe Lügen! Ich beſchwör' es.
Doch freylich giebt es Fälle, wo der Glaube
Des Volks, und wär' er noch ſo unerwieſen,
Bedeutend wie die Wahrheit wird.

König.

Bey Gott!
Und hier gerade wär' es —

Domingo.

Guter Name
Iſt das koſtbare, einz'ge Gut, um welches
Die Königinn mit einem Bürgerweibe
Wetteifern muß —

König.

Für den doch, will ich hoffen,
Hier nicht gezittert werden ſoll?

(Er ruht mit ungewiſſem Blick auf Domingo. Nach einigem Stillſchweigen.)

Kaplan,
Ich ſoll noch etwas Schlimmes von euch hören.
Verſchiebt es nicht. Schon lange leſ' ich es
In dieſem Unglück bringenden Geſichte.
Heraus damit! Sey's was es wolle! Laßt
Nicht länger mich auf dieſer Folter beben.
Was glaubt das Volk?

Domingo.

Noch einmal, Sire, das Volk
Kann irren — und es irrt gewiß. Was es
Behauptet, darf den König nicht erſchüttern —
Nur — *daß* es ſo weit ſchon ſich wagen durfte,
Dergleichen zu behaupten —

König.

Was? Muß ich
So lang' um einen Tropfen Gift euch bitten?

Domingo.

Das Volk denkt an den Monat noch zurücke,
Der Eure königliche Majeſtät
Dem Tode nahe brachte — Dreyßig Wochen
Nach dieſem lieſt es von der glücklichen
Entbindung —

(Der König ſteht auf und zieht die Glocke. Herzog von Alba tritt herein. Domingo betroffen.)

Ich erſtaune, Sire!

König (dem Herzog Alba entgegen gehend.)

Toledo!

Ihr ſeyd ein Mann. Schützt mich vor dieſem Prieſter.

Domingo.

(Er und Herzog Alba geben ſich verlegene Blicke. Nach einer Pauſe.)

Wenn wir voraus es hätten wiſſen können,
Daß dieſe Nachricht an dem Ueberbringer
Geahndet werden ſollte —

König.

Baſtard ſagt ihr?
Ich war, ſagt ihr, vom Tode kaum erſtanden,
Als ſie ſich Mutter fühlte? — Wie? Das war
Ja damals, wenn ich anders mich nicht irre,
Als ihr den heiligen Dominikus
In allen Kirchen für das hohe Wunder lobtet,
Das er an mir gewirkt? — Was damals Wunder
Geweſen, iſt es jetzt nicht mehr? So habt
Ihr damals, oder heute mir gelogen.
An was verlangt ihr daß ich glauben ſoll?
O ich durchſchau' euch. Wäre das Komplott
Schon damals reif geweſen — ja dann war
Der Heilige um ſeinen Ruhm.

Alba.

Komplott!

König.

Ihr ſolltet
Mit dieſer beyſpielloſen Harmonie
Jetzt in derſelben Meinung euch begegnen,
Und doch nicht einverſtanden ſeyn? Mich wollt
Ihr das bereden? Mich? Ich ſoll vielleicht
Nicht wahrgenommen haben, wie erpicht
Und gierig ihr auf euren Raub euch ſtürztet?
Mit welcher Wolluſt ihr an meinem Schmerz,
An meines Zornes Wallung euch geweidet?
Nicht merken ſoll ich, wie voll Eifer dort
Der Herzog brennt, der Gunſt zuvorzueilen,
Die meinem Sohn beſchieden war? Wie gerne
Der fromme Mann hier ſeinen kleinen Groll
Mit meines Zornes Rieſenarm bewehrte?
Ich bin der Bogen, bildet ihr euch ein,
Den man nur ſpannen dürfe nach Gefallen? —
Noch hab' ich meinen Willen auch — und wenn
Ich zweifeln ſoll, ſo laſt mich wenigſtens
Bey euch den Anfang machen.

Alba.

Dieſe Deutung
Hat unſre Treue nicht erwartet.

König.

Treue!
Die Treue warnt vor drohenden Verbrechen,
Die Rachgier ſpricht von den begangenen.
Laſt hören! Was gewann ich denn durch eure

Dienſtfertigkeit? — Iſt, was ihr vorgebt, wahr;
Was bleibt mir übrig als der Trennung Wunde?
Der Rache trauriger Triumph? — Doch nein,
Ihr fürchtet nur, ihr gebt mir ſchwankende
Vermuthungen — Am Abſturz einer Hölle
Laßt ihr mich ſtehen und entflieht.

Domingo.

Sind andre
Beweiſe möglich, wo das Auge ſelbſt
Nicht überwieſen werden kann?

König.

(Nach einer großen Pauſe ernſt und feyerlich zu Domingo ſich wendend.)

Ich will
Die Großen meines Königreichs verſammeln,
Und ſelber zu Gerichte ſitzen. Tretet
Heraus vor allen — habt ihr Muth — und klaget
Als eine Buhlerinn ſie an! — Sie ſoll
Des Todes ſterben — ohne Rettung — ſie
Und der Infant ſoll ſterben — aber — merkt euch!
Kann ſie ſich reinigen — ihr ſelbſt! Wollt ihr
Die Wahrheit durch ein ſolches Opfer ehren?
Entſchließet euch. Ihr wollt nicht? Ihr verſtummt!
Ihr wollt nicht? — Das iſt eines Lügners Eifer.

Alba.

(der ſtillſchweigend in der Ferne geſtanden, kalt und ruhig.)

Ich will es.

König.

(dreht ſich erſtaunt um, und ſieht den Herzog eine Zeit lang ſtarr an.)

Das iſt kühn! Doch mir fällt ein,
Daß ihr in ſcharfen Schlachten euer Leben
An etwas weit geringeres gewagt —
Mit eines Würfelſpielers Leichtſinn für
Des Ruhmes Unding es gewagt — Und was
Iſt euch das Leben? — Königliches Blut
Geb' ich dem Raſenden nicht Preis, der nichts
Zu hoffen hat, als ein geringes Daſeyn
Erhaben aufzugeben — Euer Opfer
Verwerf' ich. Geht — Geht, und im Audienzſaal
Erwartet meine weiteren Befehle.

(Beide gehen ab.)

Fünfter Auftritt.

Der König allein.

Jetzt gieb mir einen Menſchen, gute Vorſicht —
Du haſt mir viel gegeben. Schenke mir
Jetzt einen Menſchen. Du — du biſt allein,
Denn deine Augen prüfen das Verborgne,
Ich bitte dich um einen Freund, denn ich
Bin nicht wie du allwiſſend. Die Gehülfen,
Die du mir zugeordnet haſt, was ſie
Mir ſind, weißt du. Was ſie verdienten, haben
Sie mir gegolten. Ihre zahmen Laſter,

Beherrſcht vom Zaume, dienen meinen Zwecken
Wie deine Wetter reinigen die Welt.
Ich brauche Wahrheit — Ihre ſtille Quelle
Im dunkeln Schutt des Irrthums aufzugraben,
Iſt nicht das Loos der Könige. Gieb mir
Den ſeltnen Mann mit reinem, offnem Herzen,
Mit hellem Geiſt und unbefangnen Augen,
Der mir ſie finden helfen kann — ich ſchütte
Die Looſe auf; laß unter Tauſenden,
Die um der Hoheit Sonnenſcheibe flattern,
Den Einzigen mich finden.

(Er öffnet eine Schatulle, und nimmt eine Schreibtafel heraus. Nachdem er eine Zeit lang darinn geblättert.)

Bloße Namen —
Nur Namen ſtehen hier, und nicht einmal
Erwähnung des Verdienſts, dem ſie den Platz
Auf dieſer Tafel danken — und was iſt
Vergeßlicher als Dankbarkeit? Doch hier
Auf dieſer andern Tafel leſ' ich jede
Vergehung pünktlich beygeſchrieben. Wie?
Das iſt nicht gut. Braucht etwa das Gedächtniß
Der Rache dieſer Hülfe noch?

(Lieſt weiter.)

Graf Egmont?
Was will der hier? — Der Sieg bey Saint Quentin
War längſt verwirkt. Ich werf' ihn zu den Todten.

(Er löſcht dieſen Namen aus, und ſchreibt ihn auf die andre Tafel. Nachdem er weiter geleſen.)

Marquis von Poſa? — Poſa? — Poſa? Kann
Ich dieſes Menſchen mich doch kaum beſinnen!
Und zweyfach angeſtrichen — ein Beweis,
Daß ich zu großen Zwecken ihn beſtimmte!
Und war es möglich? dieſer Menſch entzog
Sich meiner Gegenwart bis jetzt? vermied
Die Augen ſeines königlichen Schuldners?
Bey Gott! im ganzen Umkreis meiner Staaten
Der einz'ge Menſch, der meiner nicht bedarf!
Beſäß' er Habſucht oder Ehrbegierde,
Er wäre längſt vor meinem Thron erſchienen.
Wag' ich's mit dieſem Sonderling? Wer mich
Entbehren kann, wird Wahrheit für mich haben.
(Er geht ab.)

Sechster Auftritt.

Der Audienzſaal.

Don Karlos im Geſpräch mit dem Prinzen von Parma. Die Herzoge von Alba, Feria, und Medina Sidonia. Graf von Lerma, und noch andere Granden mit Schriften in der Hand. Alle den König erwartend.

Medina Sidonia.

(von allen Umſtehenden ſichtbar vermieden, wendet ſich zum Herzog von Alba, der allein und in ſich gekehrt auf- und abgeht.)

Sie haben ja den Herrn geſprochen, Herzog. —
Wie fanden Sie ihn aufgelegt?

Alba.

Sehr übel
Für Sie und Ihre Zeitungen.

Medina Sidonia.

Im Feuer
Des Engliſchen Geſchützes war mir's leichter,
Als hier auf dieſem Pflaſter.

(Karlos, der mit ſtiller Theilnahme auf ihn geblikt hat, nähert ſich ihm jezt, und drückt ihm die Hand.)

Warmen Dank
Für dieſe großmuthsvolle Thräne, Prinz.
Sie ſehen, wie mich alles flieht. Nun iſt
Mein Untergang beſchloſſen.

Karlos.

Hoffen Sie
Das Beſte, Freund, von meines Vaters Gnade
Und Ihrer Unſchuld.

Medina Sidonia.

Ich verlor ihm eine Flotte,
Wie keine noch im Meer erſchien — Was iſt
Ein Kopf wie dieſer gegen ſiebzig
Verſunkne Gallionen? — Aber Prinz —
Fünf Söhne, hoffnungsvoll wie Sie — das bricht
Mein Herz —

Siebenter Auftritt.

Der König kommt angekleidet heraus. Die Vorigen. Alle nehmen die Hüte ab und weichen zu beiden Seiten aus, indem ſie einen halben Kreis um ihn bilden. Stillſchweigen.

König.

(den ganzen Kreis flüchtig durchſchauend.)

Bedeckt euch!

(Don Karlos und der Prinz von Parma nähern ſich zuerſt, und küſſen dem König die Hand. Er wendet ſich mit einiger Freundlichkeit zu dem leztern, ohne ſeinen Sohn bemerken zu wollen.)

Eure Mutter, Neffe,
Will wiſſen, wie man in Madrid mit euch
Zufrieden ſey.

Parma.

Das frage ſie nicht eher,
Als nach dem Ausgang meiner erſten Schlacht.

König.

Gebt euch zufrieden. Auch an euch wird einſt
Die Reihe ſeyn, wenn dieſe Stämme brechen.

(Zum Herzog von Feria.)

Was bringt ihr mir?

Feria.

(ein Knie vor dem König beugend.)

Der Großkomthur des Ordens
Von Calatrava ſtarb an dieſem Morgen.
Hier folgt ſein Ritterkreuz zurück.

König.

(nimmt den Orden, und ſieht im ganzen Zirkel herum.)

Wer wird

Nach ihm am würdigſten es tragen?

(Er winkt Alba zu ſich, welcher ſich vor ihm auf ein Knie niederläßt, und hängt ihm den Orden um.)

Herzog,

Ihr ſeyd mein erſter Feldherr — ſeyd nie mehr,
So wird euch meine Gnade niemals fehlen.

(Er wird den Herzog von Medina Sidonia gewahr.)

Sieh da! mein Admiral!

Medina Sidonia.

(nähert ſich wankend, und kniet vor dem Könige nieder, mit geſenktem Haupt.)

Das, großer König,

Iſt alles, was ich von der Span'ſchen Jugend
Und der Armada wiederbringe.

König.

(nach einem langen Stillſchweigen.)

Gott

Iſt über mir — Ich habe gegen Menſchen,
Nicht gegen Sturm und Klippen ſie geſendet —
Seyd mir willkommen in Madrid.

(Er reicht ihm die Hand zum Kuſſe.)

Und Dank

Daß ihr in euch mir einen würd'gen Diener
Erhalten habt! — für dieſen, meine Granden,
Erkenn' ich ihn, will ich erkannt ihn wiſſen.

(Er giebt ihm einen Wink aufzuſtehen und ſich zu bedecken
— dann wendet er ſich gegen die andern.)

Was giebt es noch?

(Zu Don Karlos und dem Prinzen von Parma.)

Ich dank' euch, meine Prinzen.

(Dieſe treten ab. Die noch übrigen Granden nähern ſich,
und überreichen dem König knieend ihre Papiere. Er durchſieht
ſie flüchtig und reicht ſie dem Herzog von Alba.)

Legt das im Kabinet mir vor — Bin ich zu Ende?

(Niemand antwortet.)

Wie kommt es denn, daß unter meinen Granden
Sich nie ein Marquis Poſa zeigt? Ich weiß
Recht gut, daß dieſer Marquis Poſa mir
Mit Ruhm gedient. Er lebt vielleicht nicht mehr?
Warum erſcheint er nicht?

Lerma.

Der Chevalier
Iſt kürzlich erſt von Reiſen angelangt,
Die er durch ganz Europa unternommen.
So eben iſt er in Madrid, und wartet
Nur auf den öffentlichen Tag, ſich zu
Den Füßen ſeines Oberherrn zu werfen.

Alba.

Marquis von Poſa? — Recht! das iſt der kühne
Maltheſer, Ihre Majeſtät, von dem
Der Ruf die ſchwärmeriſche That erzählte.
Als auf des Ordensmeiſters Aufgebot
Die Ritter ſich auf ihrer Inſel ſtellten,

Die Soliman belagern ließ, verſchwand
Auf einmal von Alkala's hoher Schule
Der achtzehnjähr'ge Jüngling. Ungerufen
Stand er vor la Valette. „Man kaufte mir
Das Kreuz," ſagt' er: „ich will es jetzt verdienen."
Von jenen vierzig Rittern war er einer,
Die gegen Piali, Ulucciali,
Und Muſtapha und Haſſem das Kaſtell
St. Elmo in drey wiederholten Stürmen
Am hohen Mittag hielten. Als es endlich
Erſtiegen wird, und um ihn alle Ritter
Gefallen, wirft er ſich ins Meer und kommt
Allein erhalten an bey la Valette.
Zwey Monate darauf verläßt der Feind
Die Inſel, und der Ritter kommt zurück,
Die angefangnen Studien zu enden.

Feria.

Und dieſer Marquis Poſa war es auch,
Der nachher die berüchtigte Verſchwörung
In Catalonien entdeckt, und bloß
Durch ſeine Fertigkeit allein der Krone
Die wichtigſte Provinz erhielt.

König.

Ich bin
Erſtaunt — Was iſt das für ein Menſch, der das
Gethan, und unter dreyen, die ich frage,
Nicht einen einz'gen Neider hat? — Gewiß!
Der Menſch beſitzt den ungewöhnlichſten

Charakter oder keinen — Wunders wegen
Muß ich ihn ſprechen.
(Zum Herzog von Alba.)
Nach gehörter Meſſe
Bringt ihn in's Kabinet zu mir.
(Der Herzog geht ab. Der König ruft Feria.)
Und ihr
Nehmt meine Stelle im geheimen Rathe.
(Er geht ab.)

Feria.

Der Herr iſt heut ſehr gnädig.

Medina Sidonia.

Sagen Sie:
Er iſt ein Gott! — Er iſt es mir geweſen.

Feria.

Wie ſehr verdienen Sie Ihr Glück! Ich nehme
Den wärmſten Antheil, Admiral.

Einer von den Granden.

Auch ich.

Ein Zweyter.

Ich wahrlich auch.

Ein Dritter.

Das Herz hat mir geſchlagen.
Ein ſo verdienter General!

Der Erſte.

Der König
War gegen Sie nicht gnädig — nur gerecht.

Lerma (im Abgehen zu Medina Sidonia.)
Wie reich ſind Sie auf einmal durch zwey Worte!
(Alle gehen ab.)

Achter Auftritt.

Das Kabinet des Königs.

Marquis von Poſa und Herzog von Alba.

Marquis (im Hereintreten.)
Mich will er haben? Mich? — Das kann nicht ſeyn.
Sie irren Sich im Namen — Und was will
Er denn von mir?

Alba.
Er will Sie kennen lernen.

Marquis.
Der bloßen Neugier wegen — O dann Schade
Um den verlornen Augenblick — Das Leben
Iſt ſo erſtaunlich ſchnell dahin.

Alba.
Ich übergebe
Sie Ihrem guten Stern. Der König iſt
In Ihren Händen. Nützen Sie, ſo gut
Sie können, dieſen Augenblick, und Sich,
Sich ſelber ſchreiben Sie es zu, geht er
Verloren.
(Er entfernt ſich.)

Neunter Auftritt.

Der Marquis allein.

Wohl geſprochen, Herzog. Nützen
Muß man den Augenblick, der Einmal nur
Sich bietet. Wahrlich dieſer Höfling giebt
Mir eine gute Lehre — wenn auch nicht
In ſeinem Sinne gut, doch in dem meinen.
(Nach einigem Auf- und Niedergehen.)
Wie komm' ich aber hieher? — Eigenſinn
Des launenhaften Zufalls wär' es nur,
Was mir mein Bild in *dieſen* Spiegeln zeigt?
Aus einer Million gerade mich,
Den Unwahrſcheinlichſten, ergriff und im
Gedächtniſſe des Königs auferweckte?
Ein Zufall nur? Vielleicht auch mehr — Und was
Iſt Zufall anders, als der rohe Stein,
Der Leben annimmt unter Bildners Hand?
Den Zufall giebt die Vorſehung — Zum Zwecke
Muß ihn der Menſch geſtalten — Was der König
Mit mir auch wollen mag, gleich viel! — Ich weiß
Was ich — ich mit dem König ſoll — Und wär's
Auch eine Feuerflocke Wahrheit nur,
In des Deſpoten Seele kühn geworfen —
Wie fruchtbar in der Vorſicht Hand! So könnte,
Was erſt ſo grillenhaft mir ſchien, ſehr zweckvoll
Und ſehr beſonnen ſeyn. Seyn oder nicht —
Gleich viel! In dieſem Glauben will ich handeln.

(Er macht einige Gänge durch das Zimmer, und bleibt endlich in ruhiger Betrachtung vor einem Gemählde ſtehen. Der König erſcheint in dem angrenzenden Zimmer, wo er einige Befehle giebt. Alsdann tritt er herein, ſteht an der Thüre ſtill, und ſieht dem Marquis eine Zeitlang zu, ohne von ihm bemerkt zu werden.)

Zehnter Auftritt.

Der König und Marquis von Poſa.

(Dieſer geht dem König, ſobald er ihn gewahr wird, entgegen, und läßt ſich vor ihm auf ein Knie nieder, ſteht auf und bleibt ohne Zeichen der Verwirrung vor ihm ſtehen.)

König.

(betrachtet ihn mit einem Blick der Verwunderung.)

Mich ſchon geſprochen alſo?

Marquis.

Nein.

König.

Ihr machtet
Um meine Krone euch verdient. Warum
Entziehet ihr euch meinem Dank? In meinem
Gedächtniß drängen ſich der Menſchen viel.
Allwiſſend iſt nur Einer. Euch kam's zu,
Das Auge eures Königes zu ſuchen.
Weßwegen thatet ihr das nicht?

Marquis.

Marquis.

Es ſind
Zween Tage, Sire, daß ich in's Königreich
Zurück gekommen.

König.

Ich bin nicht geſonnen
In meiner Diener Schuld zu ſtehn — Erbittet
Euch eine Gnade.

Marquis.

Ich genieße die Geſetze.

König.

Dieß Recht hat auch der Mörder.

Marquis.

Wie viel mehr
Der gute Bürger! — Sire, ich bin zufrieden. —

König (vor ſich.)

Viel Selbſtgefühl und kühner Muth, bey Gott!
Doch das war zu erwarten — Stolz will ich
Den Spanier. Ich mag es gerne leiden,
Wenn auch der Becher überſchäumt — Ihr tratet
Aus meinen Dienſten, hör' ich?

Marquis.

Einem Beſſern
Den Platz zu räumen, zog ich mich zurücke.

König.

Das thut mir leid. Wenn ſolche Köpfe feiern,
Wie viel Verluſt für meinen Staat — Vielleicht

Befürchtet ihr, die Sphäre zu verfehlen,
Die eures Geiſtes würdig iſt.

Marquis.

O nein!
Ich bin gewiß, daß der erfahrne Kenner,
In Menſchenſeelen, ſeinem Stoff, geübt,
Beym erſten Blicke wird geleſen haben,
Was ich ihm taugen kann, was nicht. Ich fühle
Mit demuthsvoller Dankbarkeit die Gnade,
Die Eure königliche Majeſtät
Durch dieſe ſtolze Meinung auf mich häufen;
Doch —

(Er hält inne.)

König.

Ihr bedenket euch?

Marquis.

Ich bin — ich muß
Geſtehen, Sire — ſogleich nicht vorbereitet,
Was ich als Bürger dieſer Welt gedacht,
In Worte Ihres Unterthans zu kleiden. —
Denn damals, Sire, als ich auf immer mit
Der Krone aufgehoben, glaubt' ich mich
Auch der Nothwendigkeit entbunden, ihr
Von dieſem Schritte Gründe anzugeben.

König.

So ſchwach ſind dieſe Gründe? Fürchtet ihr
Dabey zu wagen?

Marquis.
Wenn ich Zeit gewinne,
Sie zu erſchöpfen, Sire — mein Leben höchſtens.
Die Wahrheit aber ſetz' ich aus, wenn Sie
Mir dieſe Gunſt verweigern. Zwiſchen Ihrer
Ungnade und Geringſchätzung iſt mir
Die Wahl gelaſſen — Muß ich mich entſcheiden,
So will ich ein Verbrecher lieber als
Ein Thor von Ihren Augen gehen.

König (mit erwartender Miene.)
Nun?

Marquis.
— Ich kann nicht Fürſtendiener ſeyn.
(Der König ſieht ihn mit Erſtaunen an.)
Ich will
Den Käufer nicht betrügen, Sire. — Wenn Sie
Mich anzuſtellen würdigen, ſo wollen
Sie nur die vorgewog'ne That. Sie wollen
Nur meinen Arm und meinen Muth im Felde,
Nur meinen Kopf im Rath. Nicht meine Thaten,
Der Beyfall, den ſie finden an dem Thron,
Soll meiner Thaten Endzweck ſeyn. Mir aber,
Mir hat die Tugend eignen Werth. Das Glück,
Das der Monarch mit meinen Händen pflanzte,
Erſchüf ich ſelbſt, und Freude wäre mir
Und eigne Wahl, was mir nur Pflicht ſeyn ſollte.
Und iſt das Ihre Meinung? Können Sie
In Ihrer Schöpfung fremde Schöpfer dulden?

Ich aber ſoll zum Meißel mich erniedern,
Wo ich der Künſtler könnte ſeyn? — Ich liebe
Die Menſchheit, und in Monarchieen darf
Ich niemand lieben, als mich ſelbſt.

König.

Dieß Feuer
Iſt lobenswerth. Ihr möchtet Gutes ſtiften.
Wie ihr es ſtiftet, kann dem Patrioten,
Dem Weiſen gleich viel heißen. Suchet euch
Den Poſten aus in meinen Königreichen,
Der euch berechtigt dieſem edeln Triebe
Genug zu thun.

Marquis.

Ich finde keinen.

König.

Wie?

Marquis.

Was Eure Majeſtät durch meine Hand
Verbreiten — iſt das Menſchenglück? — Iſt das
Daſſelbe Glück, das meine reine Liebe
Den Menſchen gönnt? — Vor dieſem Glücke würde
Die Majeſtät erzittern — Nein! Ein neues
Erſchuf der Krone Politik — ein Glück,
Das ſie noch reich genug iſt auszutheilen,
Und in dem Menſchenherzen neue Triebe,
Die ſich von dieſem Glücke ſtillen laſſen.
In ihren Münzen läßt ſie Wahrheit ſchlagen,
Die Wahrheit, die ſie dulden kann. Verworfen

Sind alle Stempel, die nicht dieſem gleichen.
Doch was der Krone frommen kann — iſt das
Auch mir genug? Darf meine Bruderliebe
Sich zur Verkürzung meines Bruders borgen?
Weiß ich ihn glücklich — eh' er denken darf?
Mich wählen Sie nicht, Sire, Glückſeligkeit,
Die Sie uns prägen, auszuſtreun. Ich muß
Mich weigern, dieſe Stempel auszugeben. —
Ich kann nicht Fürſtendiener ſeyn.

König (etwas raſch.)

Ihr ſeyd
Ein Proteſtant.

Marquis (nach einigem Bedenken.)

Ihr Glaube, Sire, iſt auch
Der meinige.

(Nach einer Pauſe.)

Ich werde mißverſtanden.
Das war es, was ich fürchtete. Sie ſehn
Von den Geheimniſſen der Majeſtät
Durch meine Hand den Schleyer weggezogen.
Wer ſichert Sie, daß mir noch heilig heißt,
Was mich zu ſchrecken aufgehört? Ich bin
Gefährlich, weil ich über mich gedacht. —
Ich bin es nicht, mein König. Meine Wünſche
Verweſen hier.

(Die Hand auf die Bruſt gelegt.)

Die lächerliche Wuth
Der Neuerung, die nur der Ketten Laſt,

Die ſie nicht ganz zerbrechen kann, vergrößert,
Wird mein Blut nie erhitzen. Das Jahrhundert
Iſt meinem Ideal nicht reif. Ich lebe
Ein Bürger derer, welche kommen werden.
Kann ein Gemählde Ihre Ruhe trüben? —
Ihr Athem löſcht es aus.

König.

Bin ich der erſte,
Der euch von dieſer Seite kennt?

Marquis.

Von dieſer —
Ja!

König.

(ſteht auf, macht einige Schritte und bleibt dem Marquis gegenüber ſtehen. Vor ſich.)

Neu zum wenigſten iſt dieſer Ton!
Die Schmeicheley erſchöpft ſich. Nachzuahmen
Erniedrigt einen Mann von Kopf. — Auch einmal
Die Probe von dem Gegentheil. Warum nicht?
Das Ueberraſchende macht Glück. — Wenn ihr
Es ſo verſtehet, gut, ſo will ich mich
Auf eine neue Kronbedienung richten —
Den ſtarken Geiſt. —

Marquis.

Ich höre, Sire, wie klein,
Wie niedrig Sie von Menſchenwürde denken,
Selbſt in des freyen Mannes Sprache nur
Den Kunſtgriff eines Schmeichlers ſehen, und

Mir däucht, ich weiß, wer Sie dazu berechtigt.
Die Menſchen zwangen Sie dazu; die haben
Freywillig ihres Adels ſich begeben,
Freywillig ſich auf dieſe niedre Stufe
Herab geſtellt. Erſchrocken fliehen ſie
Vor dem Geſpenſte ihrer innern Größe,
Gefallen ſich in ihrer Armuth, ſchmücken
Mit feiger Weisheit ihre Ketten aus,
Und Tugend nennt man, ſie mit Anſtand tragen.
So überkamen Sie die Welt. So ward
Sie Ihrem großen Vater überliefert.
Wie könnten Sie in dieſer traurigen
Verſtümmlung — Menſchen ehren?

König.

Etwas wahres
Find' ich in dieſen Worten.

Marquis.

Aber Schade!
Da Sie den Menſchen aus des Schöpfers Hand
In Ihrer Hände Werk verwandelten,
Und dieſer neugegoßnen Kreatur
Zum Gott Sich gaben — da verſahen Sie's
In etwas nur: Sie blieben ſelbſt noch Menſch —
Menſch aus des Schöpfers Hand. Sie fuhren fort
Als Sterblicher zu leiden, zu begehren;
Sie brauchen Mitgefühl — und einem Gott
Kann man nur opfern — zittern — zu ihm beten!
Bereuenswerther Tauſch! Unſelige

Verdrehung der Natur! — Da Sie den Menſchen
Zu Ihrem Saitenſpiel herunter ſtürzten,
Wer theilt mit Ihnen Harmonie?

König.

(Bey Gott,
Er greift in meine Seele!)

Marquis.

Aber Ihnen
Bedeutet dieſes Opfer nichts. Dafür
Sind Sie auch einzig — Ihre eigne Gattung —
Um dieſen Preis ſind Sie ein Gott. — Und ſchrecklich
Wenn das nicht wäre — wenn für dieſen Preis,
Für das zertretne Glück von Millionen,
Sie nichts gewonnen hätten! wenn die Freyheit,
Die Sie vernichteten, das Einz'ge wäre,
Das Ihre Wünſche reifen kann? — Ich bitte
Mich zu entlaſſen, Sire. Mein Gegenſtand
Reißt mich dahin. Mein Herz iſt voll — der Reitz
Zu mächtig, vor dem Einzigen zu ſtehen,
Dem ich es öffnen möchte.

(Der Graf von Lerma tritt herein und ſpricht einige Worte leiſe mit dem König. Dieſer gibt ihm einen Wink ſich zu entfernen, und bleibt in ſeiner vorigen Stellung ſitzen.)

König (zum Marquis, nachdem Lerma weggegangen.)

Redet aus!

Marquis (nach einigem Stillſchweigen.)

Ich fühle, Sire — den ganzen Werth —

König.

Vollendet!

Ihr hattet mir noch mehr zu ſagen.

Marquis.

Sire!

Jüngſt kam ich an von Flandern und Brabant. —
So viele reiche, blühende Provinzen!
Ein kräftiges, ein großes Volk — und auch
Ein gutes Volk — und Vater dieſes Volkes!
Das, dacht' ich, das muß göttlich ſeyn! — Da ſtieß
Ich auf verbrannte menſchliche Gebeine —

(Hier ſchweigt er ſtill; ſeine Augen ruhen auf dem König, der es verſucht, dieſen Blick zu erwiedern, aber betroffen und verwirrt zur Erde ſieht.)

Sie haben Recht. *Sie müſſen.* Daß Sie *können*,
Was Sie zu müſſen eingeſehn, hat mich
Mit ſchaudernder Bewunderung durchdrungen.
O Schade, daß, in ſeinem Blut gewälzt,
Das Opfer wenig dazu taugt, dem Geiſt
Des Opferers ein Loblied anzuſtimmen!
Daß Menſchen nur — nicht Weſen höh'rer Art —
Die Weltgeſchichte ſchreiben! — Sanftere
Jahrhunderte verdrängen Philipps Zeiten;
Die bringen mildre Weisheit; Bürgerglück
Wird dann verſöhnt mit Fürſtengröße wandeln,
Der karge Staat mit ſeinen Kindern geizen,
Und die Nothwendigkeit wird menſchlich ſeyn.

König.

Wann, denkt ihr, würden dieſe menſchlichen
Jahrhunderte erſcheinen: hätt' ich vor
Dem Fluch des jetzigen gezittert? Sehet
In meinem Spanien euch um. Hier blüht
Des Bürgers Glück in nie bewölktem Frieden;
Und dieſe Ruh: gönn' ich den Flamändern.

Marquis (ſchnell.)

Die Ruhe eines Kirchhofs! Und Sie hoffen
Zu endigen, was Sie begannen? hoffen,
Der Chriſtenheit gezeitigte Verwandlung,
Den allgemeinen Frühling aufzuhalten,
Der die Geſtalt der Welt verjüngt? Sie wollen
Allein in ganz Europa — Sich dem Rade
Des Weltverhängniſſes, das unaufhaltſam
In vollem Laufe rollt, entgegen werfen?
Mit Menſchenarm in ſeine Speichen fallen?
Sie werden nicht! Schon flohen Tauſende
Aus Ihren Ländern froh und arm. Der Bürger,
Den Sie verloren für den Glauben, war
Ihr edelſter. Mit offnen Mutterarmen
Empfängt die Fliehenden Eliſabeth,
Und furchtbar blüht durch Künſte unſres Landes
Britannien. Verlaſſen von dem Fleiß
Der neuen Chriſten, liegt Grenada öde
Und jauchzend ſieht Europa ſeinen Feind
An ſelbſtgeſchlagnen Wunden ſich verbluten.

(Der König iſt bewegt, der Marquis bemerkt es, und tritt einige Schritte näher.)

Sie wollen pflanzen für die Ewigkeit,
Und ſäen Tod? Ein ſo erzwungnes Werk
Wird ſeines Schöpfers Geiſt nicht überdauern.
Dem Undank haben Sie gebaut — umſonſt
Den harten Kampf mit der Natur gerungen,
Umſonſt ein großes königliches Leben
Zerſtörenden Entwürfen hingeopfert.
Der Menſch iſt mehr, als Sie von ihm gehalten.
Des langen Schlummers Bande wird er brechen,
Und wieder fordern ſein geheiligt Recht.
Zu einem Nero und Buſiris wirft
Er Ihren Namen, und — das ſchmerzt mich, denn
Sie waren gut.

König.

Wer hat euch deſſen ſo
Gewiß gemacht?

Marquis (mit Feuer.)

Ja, beym Allmächtigen!
Ja — Ja — Ich wiederhol' es. Geben Sie,
Was Sie uns nahmen, wieder. Laſſen Sie,
Großmüthig wie der Starke, Menſchenglück
Aus Ihrem Füllhorn ſtrömen — Geiſter reifen
In Ihrem Weltgebäude. Geben Sie,
Was Sie uns nahmen, wieder. Werden Sie
Von Millionen Königen ein König.

(Er nähert ſich ihm kühn, und indem er feſte und feurige Blicke auf ihn richtet.)

O könnte die Beredſamkeit von allen

Den Tauſenden, die dieſer großen Stunde
Theilhaftig ſind, auf meinen Lippen ſchweben,
Den Strahl, den ich in dieſen Augen merke,
Zur Flamme zu erheben! — Geben Sie
Die unnatürliche Vergött'rung auf,
Die uns vernichtet. Werden Sie uns Muſter
Des Ewigen und Wahren. Niemals — niemals
Beſaß ein Sterblicher ſo viel, ſo göttlich
Es zu gebrauchen. Alle Könige
Europens huldigen dem Span'ſchen Namen.
Gehn Sie Europens Königen voran.
Ein Federzug von dieſer Hand, und neu
Erſchaffen wird die Erde. Geben Sie
Gedankenfreyheit. —
(Sich ihm zu Füßen werfend.)

König.

(überraſcht, das Geſicht weggewandt und dann wieder auf den Marquis geheftet.)

Sonderbarer Schwärmer!
Doch — ſtehet auf — ich —

Marquis.

Sehen Sie Sich um
In ſeiner herrlichen Natur! Auf Freyheit
Iſt ſie gegründet — und wie reich iſt ſie
Durch Freyheit! Er, der große Schöpfer, wirft
In einen Tropfen Thau den Wurm, und läßt
Noch in den todten Räumen der Verweſung
Die Willkühr ſich ergetzen — Ihre Schöpfung,

Wie eng und arm! Das Rauſchen eines Blattes
Erſchreckt den Herrn der Chriſtenheit — Sie müſſen
Vor jeder Tugend zittern. Er — der Freyheit
Entzückende Erſcheinung nicht zu ſtören —
Er läßt des Uebels grauenvolles Heer
In ſeinem Weltall lieber toben — ihn,
Den Künſtler, wird man nicht gewahr, beſcheiden
Verhüllt er ſich in ewige Geſetze;
Die ſieht der Freygeiſt, doch nicht Ihn. Wozu
Ein Gott? ſagt er; die Welt iſt ſich genug.
Und keines Chriſten Andacht hat ihn mehr
Als dieſes Freygeiſts Läſterung geprieſen.

König.

Und wollet ihr es unternehmen, dieß
Erhabne Muſter in der Sterblichkeit
In meinen Staaten nachzubilden?

Marquis.

Sie,
Sie können es. Wer anders? Weihen Sie
Dem Glück der Völker die Regentenkraft,
Die — ach ſo lang' — des Thrones Größe nur
Gewuchert hatte — Stellen Sie der Menſchheit
Verlornen Adel wieder her. Der Bürger
Sey wiederum, was er zuvor geweſen,
Der Krone Zweck — ihn binde keine Pflicht,
Als ſeiner Brüder gleich ehrwürd'ge Rechte.
Wenn nun der Menſch, ſich ſelbſt zurück gegeben,
Zu ſeines Werths Gefühl erwacht — der Freyheit

Erhabne, ſtolze Tugenden gedeihen —
Dann, Sire, wenn Sie zum glücklichſten der Welt
Ihr eignes Königreich gemacht — dann iſt
Es Ihre Pflicht, die Welt zu unterwerfen.

König (nach einem großen Stillſchweigen.)

Ich ließ euch bis zu Ende reden — Anders,
Begreif' ich wohl, als ſonſt in Menſchenköpfen,
Mahlt ſich in dieſem Kopf die Welt — auch will
Ich fremdem Maßſtab euch nicht unterwerfen.
Ich bin der erſte, dem ihr euer Innerſtes
Enthüllt. Ich glaub' es, weil ich's weiß. Um dieſer
Enthaltung willen, ſolche Meinungen,
Mit ſolchem Feuer doch umfaßt, verſchwiegen
Zu haben bis auf dieſen Tag — um dieſer
Beſcheidnen Klugheit willen, junger Mann,
Will ich vergeſſen, daß ich ſie erfahren,
Und wie ich ſie erfahren. Stehet auf.
Ich will den Jüngling, der ſich übereilte,
Als Greis und nicht als König widerlegen.
Ich will es, weil ich's will — Gift alſo ſelbſt,
Find' ich, kann in gutartigen Naturen
Zu etwas beſſerm ſich veredeln — Aber
Flieht meine Inquiſition. — Es ſollte
Mir leid thun —

Marquis.

Wirklich? Sollt' es das?

König (in ſeinem Anblick verloren.)

Ich habe

Solch einen Menſchen nie geſehen. — Nein!
Nein, Marquis! Ihr thut mir zu viel. Ich will
Nicht Nero ſeyn. Ich will es nicht ſeyn — will
Es gegen euch nicht ſeyn. Nicht alle
Glückſeligkeit ſoll unter mir verdorren.
Ihr ſelbſt, ihr ſollet unter meinen Augen
Fortfahren dürfen, Menſch zu ſeyn.

Marquis (raſch.)

Und meine
Mitbürger, Sire? — O! nicht um mich war mir's
Zu thun, nicht meine Sache wollt' ich führen.
Und Ihre Unterthanen, Sire? —

König.

Und wenn
Ihr ſo gut wiſſet, wie die Folgezeit
Mich richten wird, ſo lerne ſie an euch,
Wie ich mit Menſchen es gehalten, als
Ich einen fand.

Marquis.

O! der gerechteſte
Der Könige ſey nicht mit Einem Male
Der ungerechteſte — In Ihrem Flandern
Sind tauſend beſſere als ich. Nur Sie —
Darf ich es frey geſtehen, großer König? —
Sie ſehn jetzt unter dieſem ſanftern Bilde
Vielleicht zum erſten Mal die Freyheit.

König (mit gemildertem Ernſt.)

Nichts mehr

Von dieſem Inhalt, junger Mann. — Ich weiß,
Ihr werdet anders denken, kennet ihr
Den Menſchen erſt, wie ich — Doch hätt' ich euch
Nicht gern zum letzten Mal geſehn. Wie fang' ich
Es an, euch zu verbinden?

Marquis.

Laſſen Sie
Mich wie ich bin. Was wär' ich Ihnen, Sire,
Wenn Sie auch mich beſtächen?

König.

Dieſen Stolz
Ertrag' ich nicht. Ihr ſeyd von heute an
In meinen Dienſten — Keine Einwendung!
Ich will es haben.

(Nach einer Pauſe.)

Aber wie? Was wollte
Ich denn? War es nicht Wahrheit, was ich wollte?
Und hier find' ich noch etwas mehr — Ihr habt
Auf meinem Thron mich ausgefunden, Marquis,
Nicht auch in meinem Hauſe?

(Da ſich der Marquis zu bedenken ſcheint.)

Ich verſteh Euch.
Doch — wär' ich auch von allen Vätern der
Unglücklichſte, kann ich nicht glücklich ſeyn
Als Gatte?

Marquis.

Wenn ein hoffnungsvoller Sohn,
Wenn der Beſitz der liebenswürdigſten

Gemahlinn einem Sterblichen ein Recht
Zu dieſem Namen geben, Sire, ſo ſind Sie
Der glücklichſte durch beides.

König (mit finſtrer Miene.)

Nein! ich bin's nicht!
Und daß ich's nicht bin, hab' ich tiefer nie
Gefühlt als eben jetzt —
(Mit einem Blicke der Wehmuth auf dem Marquis verweilend.)

Marquis.

Der Prinz denkt edel
Und gut. Ich hab' ihn anders nie gefunden.

König.

Ich aber hab' es — Was er mir genommen,
Kann keine Krone mir erſetzen — Eine
So tugendhafte Königinn!

Marquis.

Wer kann
Es wagen, Sire!

König.

Die Welt! Die Läſterung!
Ich ſelbſt! — Hier liegen Zeugniſſe, die ganz
Unwiderſprechlich ſie verdammen; andre
Sind noch vorhanden, die das Schrecklichſte
Mich fürchten laſſen — Aber, Marquis — ſchwer,
Schwer fällt es mir, an Eines nur zu glauben.
Wer klagt ſie an? — Wenn ſie — ſie fähig ſollte
Geweſen ſeyn, ſo tief ſich zu entehren,

O wie viel mehr iſt mir zu glauben dann
Erlaubt, daß eine Eboli verleumdet?
Haßt nicht der Prieſter meinen Sohn und ſie?
Und weiß ich nicht, daß Alba Rache brütet?
Mein Weib iſt mehr werth als ſie alle.

Marquis.

Sire,
Und etwas lebt noch in des Weibes Seele,
Das über allen Schein erhaben iſt
Und über alle Läſterung — Es heißt
Weibliche Tugend.

König.

Ja! das ſag' ich auch.
So tief, als man die Königinn bezüchtigt,
Herab zu ſinken, koſtet viel. So leicht,
Als man mich überreden möchte, reißen
Der Ehre heil'ge Bande nicht. Ihr kennt
Den Menſchen, Marquis. Solch ein Mann hat mir
Schon längſt gemangelt, ihr ſeid gut und fröhlich,
Und kennet doch den Menſchen auch — Drum hab'
Ich euch gewählt —

Marquis (überraſcht und erſchrocken.)

Mich, Sire?

König.

Ihr ſtandet
Vor eurem Herrn, und habt nichts für euch ſelbſt
Erbeten — nichts. Das iſt mir neu — Ihr werdet
Gerecht ſeyn. Leidenſchaft wird euren Blick

Nicht irren — Dränget euch zu meinem Sohn,
Erforſcht das Herz der Königinn. Ich will
Euch Vollmacht ſenden, ſie geheim zu ſprechen.
Und jetzt verlaßt mich!
(Er zieht eine Glocke.)

Marquis.

Kann ich es mit Einer
Erfüllten Hoffnung? — Dann iſt dieſer Tag
Der ſchönſte meines Lebens.

König (reicht ihm die Hand zum Kuſſe.)

Er iſt kein
Verlorner in dem meinigen.
(Der Marquis ſteht auf und geht. Graf Lerma tritt herein.)

Der Ritter
Wird künftig ungemeldet vorgelaſſen.

Vierter Akt.

Erſter Auftritt.

Saal bey der Königinn.

Die **Königinn**. Die Herzoginn **Olivarez**. Die Prinzeſſinn von **Eboli**. Die Gräfinn **Fuentes** und noch andere Damen.

Königinn.

(zur Oberhofmeiſterinn, indem ſie aufſteht.)

Der Schlüſſel fand ſich alſo nicht? — So wird
Man die Schatulle mir erbrechen müſſen,
Und zwar ſogleich —

(Da ſie die Prinzeſſinn von Eboli gewahr wird, welche ſich ihr nähert und ihr die Hand küßt.)

Willkommen, liebe Fürſtinn.
Mich freut, Sie wieder hergeſtellt zu finden —
Zwar noch ſehr blaß —

Fuentes (etwas tückiſch.)

Die Schuld des böſen Fiebers,

Das ganz erſtaunlich an die Nerven greift.
Nicht wahr, Prinzeſſinn?

Königinn.

Sehr hab' ich gewünſcht

Sie zu beſuchen, meine Liebe. — Doch
Ich darf ja nicht.

Olivarez.

Die Fürſtinn Eboli
Litt wenigſtens nicht Mangel an Geſellſchaft. —

Königinn.

Das glaub' ich gern. Was haben Sie? Sie zittern.

Eboli.

Nichts -- gar nichts, meine Königinn. Ich bitte
Um die Erlaubniß wegzugehen —

Königinn.

Sie

Verhehlen uns, ſind kränker gar, als Sie
Uns glauben machen wollen? Auch das Stehn
Wird Ihnen ſauer. Helfen Sie ihr, Gräfinn,
Auf dieſes Tabouret ſich niederſetzen.

Eboli.

Im Freyen wird mir beſſer.

(Sie geht ab.)

Königinn.

Folgen Sie

Ihr, Gräfinn — Welche Anwandlung!

(Ein Page tritt herein, und ſpricht mit der Herzoginn, welche ſich alsdann zur Königinn wendet.)

Olivarez.

Der Marquis
Von Poſa, Ihre Majeſtät — Er kommt
Von Seiner Majeſtät dem König.

Königinn.

Ich
Erwart' ihn.

(Der Page geht ab und öffnet dem Marquis die Thüre.)

Zweyter Auftritt.

Marquis von Poſa. Die Vorigen.

(Der Marquis läßt ſich auf ein Knie vor der Königinn nieder, welche ihm einen Wink giebt aufzuſtehen.)

Königinn.

Was iſt meines Herrn Befehl?
Darf ich ihn öffentlich —

Marquis.

Mein Auftrag lautet
An Ihre königliche Majeſtät allein.

(Die Damen entfernen ſich auf einen Wink der Königinn.)

Dritter Auftritt.

Die Königinn. Marquis von Poſa.

Königinn (voll Verwunderung.)

Wie? Darf ich meinen Augen trauen, Marquis?
Sie an mich abgeſchickt vom König?

Marquis.
Dünkt
Das Ihro Majeſtät ſo ſonderbar?
Mir ganz und gar nicht.

Königinn.
Nun ſo iſt die Welt
Aus ihrer Bahn gewichen. Sie und Er —
Ich muß geſtehen.

Marquis.
Daß es ſeltſam klingt?
Das mag wohl ſeyn. — Die gegenwärt'ge Zeit
Iſt noch an mehrern Wunderdingen fruchtbar.

Königinn.
An größern kaum.

Marquis.
Geſetzt, ich hätte mich
Bekehren laſſen endlich — wär' es müde,
An Philipps Hof den Sonderling zu ſpielen?
Den Sonderling! Was heißt auch das? Wer ſich
Den Menſchen nützlich machen will, muß doch
Zuerſt ſich ihnen gleich zu ſtellen ſuchen.
Wozu der Sekte prahleriſche Tracht?
Geſetzt — Wer iſt von Eitelkeit ſo frey,
Um nicht für ſeinen Glauben gern zu werben?
Geſetzt, ich ginge damit um, den meinen
Auf einen Thron zu ſetzen?

Königinn.
Nein! — Nein, Marquis.

Auch nicht einmal im Scherze möcht' ich dieſer
Unreifen Einbildung Sie zeihn. Sie ſind
Der Träumer nicht, der etwas unternähme,
Was nicht geendigt werden kann.

Marquis.

Das eben
Wär' noch die Frage, denk' ich.

Königinn.

Was ich höchſtens
Sie zeihen könnte, Marquis — was von Ihnen
Mich faſt befremden könnte, wäre — wäre —

Marquis.

Zweydeuteley. Kann ſeyn.

Königinn.

Unredlichkeit
Zum wenigſten. Der König wollte mir
Wahrſcheinlich nicht durch Sie entbieten laſſen,
Was Sie mir ſagen werden.

Marquis.

Nein.

Königinn.

Und kann
Die gute Sache ſchlimme Mittel adeln?
Kann ſich — verzeihen Sie mir dieſen Zweifel!
Ihr edler Stolz zu dieſem Amte borgen?
Kaum glaub' ich es. —

Marquis.

Auch ich nicht, wenn es hier

Nur gelten ſoll, den König zu betrügen.
Doch das iſt meine Meinung nicht. Ihm ſelbſt
Gedenk' ich dießmal redlicher zu dienen,
Als er mir aufgetragen hat.

Königinn.

Daran
Erkenn' ich Sie, und nun genug! Was macht er?

Marquis.

Der König? — Wie es ſcheint, bin ich ſehr bald
An meiner ſtrengen Richterinn gerächt.
Was ich ſo ſehr nicht zu erzählen eile,
Eilt Ihre Majeſtät, wie mir geſchienen,
Noch weit, weit weniger zu hören. — Doch
Gehört muß es doch werden! Der Monarch
Läßt Ihre Majeſtät erſuchen, dem
Ambaſſadeur von Frankreich kein Gehör
Für heute zu bewilligen. Das war
Mein Auftrag. Er iſt abgethan.

Königinn.

Und das
Iſt alles, Marquis, was Sie mir von ihm
Zu ſagen haben?

Marquis.

Alles ungefähr,
Was mich berechtigt hier zu ſeyn.

Königinn.

Ich will

Mich gern beſcheiden, Marquis, nicht zu wiſſen,
Was mir vielleicht Geheimniß bleiben muß —

Marquis.

Das muß es, meine Königinn — Zwar, wären
Sie nicht Sie ſelbſt, ich würde eilen, Sie
Von ein'gen Dingen zu belehren, vor
Gewiſſen Menſchen Sie zu warnen — doch
Das braucht es nicht bey Ihnen. Die Gefahr
Mag auf- und untergehen um Sie her,
Sie ſollen's nie erfahren. Alles dieß
Iſt ja nicht ſo viel werth, den goldnen Schlaf
Von eines Engels Stirne zu verjagen.
Auch war es das nicht, was mich hergeführt.
Prinz Karlos —

Königinn.

Wie verließen Sie ihn?

Marquis.

Wie
Den einz'gen Weiſen ſeiner Zeit, dem es
Verbrechen iſt die Wahrheit anzubeten —
Und eben ſo beherzt für ſeine Liebe,
Wie jener für die ſeinige zu ſterben.
Ich bringe wenig Worte — Aber hier,
Hier iſt er ſelbſt.

(Er giebt der Königinn einen Brief.)

Königinn (nachdem ſie ihn geleſen.)

Er muß mich ſprechen, ſagt er.

Marquis.

Das ſag ich' auch.

Königinn.

Wird es ihn glücklich machen,
Wenn er mit ſeinen Augen ſieht, daß ich
Es auch nicht bin?

Marquis.

Nein — aber thätiger
Soll es ihn machen und entſchloſſner.

Königinn.

Wie?

Marquis.

Der Herzog Alba iſt ernannt nach Flandern.

Königinn.

Ernannt — ſo hör' ich.

Marquis.

Widerrufen kann
Der König nie. Wir kennen ja den König.
Doch wahr iſt's auch: Hier darf der Prinz nicht bleiben —
Hier nicht, jetzt vollends nicht — und Flandern darf
Nicht aufgeopfert werden.

Königinn.

Wiſſen Sie
Es zu verhindern?

Marquis.

Ja — vielleicht. Das Mittel
Iſt faſt ſo ſchlimm, als die Gefahr. Es iſt
Verwegen, wie Verzweiflung. — Doch ich weiß
Von keinem andern.

Königinn.
Nennen Sie mir's.
Marquis.
Ihnen,
Nur Ihnen, meine Königinn, wag' ich
Es zu entdecken. Nur von Ihnen kann
Es Karlos hören, ohne Abſcheu hören.
Der Name freilich, den es führen wird,
Klingt etwas rauh —
Königinn.
Rebellion —
Marquis.
Er ſoll
Dem König ungehorſam werden, ſoll
Nach Brüſſel heimlich ſich begeben, wo
Mit offnen Armen die Flamänder ihn
Erwarten. Alle Niederlande ſtehen
Auf ſeine Loſung auf. Die gute Sache
Wird ſtark durch einen Königsſohn. Er mache
Den Span'ſchen Thron durch ſeine Waffen zittern.
Was in Madrid der Vater ihm verweigert,
Wird er in Brüſſel ihm bewilligen.
Königinn.
Sie ſprachen
Ihn heute und behaupten das?
Marquis.
Weil ich
Ihn heute ſprach.

Königinn (nach einer Pauſe.)

Der Plan, den Sie mir zeigen,
Erſchreckt und — reizt mich auch zugleich. Ich glaube,
Daß Sie nicht Unrecht haben. — Die Idee
Iſt kühn, und eben darum, glaub' ich,
Gefällt ſie mir. Ich will ſie reifen laſſen.
Weiß ſie der Prinz?

Marquis.

Er ſollte, war mein Plan,
Aus Ihrem Mund zum erſten Mal ſie hören.

Königinn.

Unſtreitig! Die Idee iſt groß. — Wenn anders
Des Prinzen Jugend —

Marquis.

Schadet nichts. Er findet
Dort einen Egmont und Oranien,
Die braven Krieger Kaiſer Karls, ſo klug
Im Kabinet als fürchterlich im Felde.

Königinn (mit Lebhaftigkeit.)

Nein! die Idee iſt groß und ſchön — Der Prinz
Muß handeln. Lebhaft fühl' ich das. Die Rolle,
Die man hier in Madrid ihn ſpielen ſieht,
Drückt mich an ſeiner Statt zu Boden — Frankreich
Verſprech' ich ihm; Savoyen auch. Ich bin
Ganz Ihrer Meynung, Marquis, er muß handeln. —
Doch dieſer Anſchlag fordert Geld.

Marquis.

Auch das liegt ſchon
Bereit —

Königinn.

Und dazu weiß ich Rath.

Marquis.

So darf ich
Zu der Zuſammenkunft ihm Hoffnung geben?

Königinn.

Ich will mir's überlegen.

Marquis.

Karlos bringt
Auf Antwort, Ihre Majeſtät. — Ich hab'
Ihm zugeſagt, nicht leer zurückzukehren.
(Seine Schreibtafel der Königinn reichend.)
Zwo Zeilen ſind für jetzt genug —

Königinn (nachdem ſie geſchrieben.)

Werd' ich
Sie wieder ſehn?

Marquis.

So oft Sie es befehlen.

Königinn.

So oft — ſo oft ich es befehle? — Marquis!
Wie muß ich dieſe Freyheit mir erklären?

Marquis.

So arglos als Sie immer können. Wir
Genießen ſie, das iſt genug — das iſt
Für meine Königinn genug.

Königinn (abbrechend.)

Wie ſollt' es
Mich freuen, Marquis, wenn der Freyheit endlich
Noch dieſe Zuflucht in Europa bliebe!
Wenn ſie durch ihn es bliebe! — Rechnen Sie
Auf meinen ſtillen Antheil —

Marquis (mit Feuer.)

O ich wußt' es,
Ich mußte hier verſtanden werden —

Herzoginn Olivarez (erſcheint an der Thüre.)

Königinn (fremd zum Marquis.)

Was
Von meinem Herrn dem König kommt, werd' ich
Als ein Geſetz verehren. Gehen Sie
Ihm meine Unterwerfung zu verſichern!

(Sie giebt ihm einen Wink. Der Marquis geht ab.)

Vierter Auftritt.

Gallerie.

Don Karlos und Graf Lerma.

Karlos.

Hier ſind wir ungeſtört. Was haben Sie
Mir zu entdecken?

Lerma.

Eure Hoheit hatten
An dieſem Hofe einen Freund.

Karlos (ſtuzt.)

Den ich
Nicht wüßte! — Wie? Was wollen Sie damit?

Lerma.

So muß ich um Vergebung bitten, daß
Ich mehr erfuhr, als ich erfahren durfte.
Doch, Eurer Hoheit zur Beruhigung,
Ich hab' es wenigſtens von treuer Hand,
Denn kurz, ich hab' es von mir ſelbſt.

Karlos.

Von wem
Iſt denn die Rede?

Lerma.

Marquis Poſa —

Karlos.

Nun?

Lerma.

Wenn etwa mehr, als jemand wiſſen darf,
Von Eurer Hoheit ihm bewußt ſeyn ſollte,
Wie ich beynahe fürchte —

Karlos.

Wie Sie fürchten?

Lerma.

— Er war beym König.

Karlos.

So?

Lerma.
Zwo volle Stunden,
Und in ſehr heimlichem Geſpräch.

Karlos.
Wahrhaftig?

Lerma.
Es war von keiner Kleinigkeit die Rede.

Karlos.
Das will ich glauben.

Lerma.
Ihren Namen, Prinz,
Hört' ich zu öftern malen.

Karlos.
Hoffentlich
Kein ſchlimmes Zeichen.

Lerma.
Auch ward heute Morgen
Im Schlafgemache Seiner Majeſtät
Der Königinn ſehr räthſelhaft erwähnt.

Karlos (tritt beſtürzt zurück.)
Graf Lerma?

Lerma.
Als der Marquis weggegangen,
Empfing ich den Befehl, ihn künftighin
Unangemeldet vorzulaſſen.

Karlos.
Das
Iſt wirklich viel.

Lerma.

Ganz ohne Beyſpiel, Prinz,
So lang' mir denkt, daß ich dem König diene.

Karlos.

Viel! Wahrlich viel! — Und wie? wie, ſagten Sie,
Wie ward der Königinn erwähnt?

Lerma (tritt zurück.)

Nein, Prinz,
Nein! Das iſt wider meine Pflicht.

Karlos.

Wie ſeltſam!
Sie ſagen mir das eine, und verhehlen
Das andre mir.

Lerma.

Das erſte war ich Ihnen,
Das zweyte bin ich dem Monarchen ſchuldig.

Karlos.

— Sie haben Recht.

Lerma.

Den Marquis hab' ich zwar
Als Mann von Ehre ſtets gekannt.

Karlos.

Dann haben
Sie ihn ſehr gut gekannt.

Lerma.

Jedwede Tugend
Iſt fleckenfrey — bis auf den Augenblick
Der Probe.

Karlos.

Auch wohl hier und da noch drüber.

Lerma.

Und eines großen Königs Gunſt dünkt mir
Der Frage werth. An dieſem goldnen Angel
Hat manche ſtarke Tugend ſich verblutet.

Karlos.

O ja.

Lerma.

Oft ſogar iſt es weiſe, zu entdecken,
Was nicht verſchwiegen bleiben kann.

Karlos.

Ja! weiſe!
Doch, wie Sie ſagen, haben Sie den Marquis
Als Mann von Ehre nur gekannt?

Lerma.

Iſt er
Es noch, ſo macht mein Zweifel ihn nicht ſchlechter,
Und Sie, mein Prinz, gewinnen doppelt.

(Er will gehen.)

Karlos.

(folgt ihm gerührt und drückt ihm die Hand.)

Dreyfach
Gewinn' ich, edler, würd'ger Mann — ich ſehe
Um einen Freund mich reicher, und es koſtet
Mir den nicht, den ich ſchon beſaß.

(Lerma geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Marquis von Poſa kommt durch die Gallerie. Karlos.

Marquis.

Karl! Karl!

Karlos.

Wer ruft? Ah! Du biſt's! Eben recht. Ich eile
Voraus ins Kloſter. Komm bald nach.

(Er will gehen.)

Marquis.

Nur zwo·
Minuten — bleib.

Karlos.

Wenn man uns überfiele —

Marquis.

Man wird doch nicht. Es iſt ſogleich geſchehen.
Die Königinn —

Karlos.

Du warſt bey meinem Vater?

Marquis.

Er ließ mich rufen; ja.

Karlos (voll Erwartung.)

Nun?

Marquis.

Es iſt richtig.
Du wirſt ſie ſprechen.

Karlos.

Und der König? Was
Will denn der König?

Marquis.

Der? Nicht viel. — Neugierde,
Zu wiſſen wer ich bin. — Dienſtfertigkeit
Von unbeſtellten guten Freunden. Was
Weiß ich? Er bot mir Dienſte an.

Karlos.

Die du
Doch abgelehnt?

Marquis.

Verſteht ſich.

Karlos.

Und wie kamt
Ihr aus einander?

Marquis.

Ziemlich gut.

Karlos.

Von mir
War alſo wohl die Rede nicht?

Marquis.

Von dir?
Doch. Ja. Im Allgemeinen.
(Er zieht ein Souvenir heraus und giebt es dem Prinzen.)
Hier vorläufig
Zwey Worte von der Königinn, und morgen
Werd' ich erfahren, wo und wie —

Karlos.

(lieſt ſehr zerſtreut, ſteckt die Schreibtafel ein, und will gehen.)

Beym Prior
Triffſt du mich alſo.

Marquis.

Warte doch. Was eilſt du?
Es kommt ja niemand.

Karlos (mit erkünſteltem Lächeln.)

Haben wir denn wirklich
Die Rollen umgetauſcht? Du biſt ja heute
Erſtaunlich ſicher.

Marquis.

Heute? Warum heute?

Karlos.

Und was ſchreibt mir die Königinn?

Marquis.

Haſt du
Denn nicht im Augenblick geleſen?

Karlos.

Ich?
Ja ſo.

Marquis.

Was haſt du denn? Was iſt dir?

Karlos.

(lieſt das Geſchriebene noch einmal. Entzückt und feurig.)

Engel
Des Himmels! Ja! Ich will es ſeyn — ich will —
Will deiner werth ſeyn — Große Seelen macht

Die Liebe größer. Sey's auch was es ſey.
Wenn Du es mir gebieteſt, ich gehorche. —
Sie ſchreibt, daß ich auf eine wichtige
Entſchließung mich bereiten ſoll. Was kann
Sie damit meinen? Weißt du nicht?

Marquis.

Wenn ich's
Auch wüßte, Karl — biſt du auch jetzt geſtimmt,
Es anzuhören?

Karlos.

Hab' ich dich beleidigt?
Ich war zerſtreut. Vergieb mir Roderich.

Marquis.

Zerſtreut? Wodurch?

Karlos.

Durch — ich weiß ſelber nicht.
Dieß Souvenir iſt alſo mein?

Marquis.

Nicht ganz!
Vielmehr bin ich gekommen, mir ſogar
Deins auszubitten.

Karlos.

Meins? Wozu?

Marquis.

Und was
Du etwa ſonſt an Kleinigkeiten, die
In keines Dritten Hände fallen dürfen,
An Briefen oder abgeriſſenen

Koncepten bey dir führſt — kurz deine
Brieftaſche —

Karlos.

Wozu aber?

Marquis.

Nur auf alle Fälle.
Wer kann für Ueberraſchung ſtehn? Bey mir
Sucht ſie doch niemand. Gieb.

Karlos (ſehr unruhig.)

Das iſt doch ſeltſam!
Woher auf einmal dieſe —

Marquis.

Sey ganz ruhig.
Ich will nichts damit angedeutet haben.
Gewißlich nicht. Es iſt Behutſamkeit
Vor der Gefahr. So hab' ich's nicht gemeint,
So wahrlich nicht, daß du erſchrecken ſollteſt.

Karlos (giebt ihm die Brieftaſche.)

Verwahr ſie gut.

Marquis.

Das werd' ich.

Karlos (ſieht ihn bedeutend an.)

Roderich!
Ich gab dir viel.

Marquis.

Noch immer nicht ſo viel,
Als ich von dir ſchon habe — Dort alſo
Das übrige, und jetzt leb wohl — leb wohl.

(Er will gehen.)

Karlos.

(Kämpft zweifelhaft mit ſich ſelbſt — endlich ruft er ihn zurück.)

Gieb mir die Briefe doch noch einmal. Einer
Von ihr iſt auch darunter, den ſie damals,
Als ich ſo tödtlich krank gelegen, nach
Alkala mir geſchrieben. Stets hab' ich
Auf meinem Herzen ihn getragen. Mich
Von dieſem Brief zu trennen fällt mir ſchwer.
Laß mir den Brief — nur den — das übrige
Nimm alles.

(Er nimmt ihn heraus und giebt die Brieftaſche zurück.)

Marquis.

Karl, ich thu' es ungern. Juſt
Um dieſen Brief war mir's zu thun.

Karlos.

Leb wohl!

(Er geht langſam und ſtill weg, an der Thüre bleibt er einen Augenblick ſtehen, kehrt wieder um und bringt ihm den Brief.)

Da haſt du ihn.

(Seine Hand zittert. Thränen ſtürzen aus ſeinen Augen, er fällt dem Marquis um den Hals und drückt ſein Geſicht wider deſſen Bruſt.)

Das kann mein Vater nicht?
Nicht wahr, mein Roderich? *Das* kann er doch nicht?

(Er geht ſchnell fort.)

Sechster Auftritt.

Marquis.

(ſieht ihm erſtaunt nach.)

Wär's möglich? Wär' es? Alſo hätt' ich ihn
Doch nicht gekannt? Nicht ganz? In ſeinem Herzen
Wär' dieſe Falte wirklich mir entgangen?
Mißtrauen gegen ſeinen Freund!
Nein! Es iſt Läſterung! — Was that er mir,
Daß ich der Schwächen ſchwächſter ihn verklage?
Was ich ihn zeihe, werd' ich ſelbſt — Befremden —
Das mag es ihn, das glaub' ich gern. Wann hätte
Er dieſer ſeltſamen Verſchloſſenheit
Zu ſeinem Freunde ſich verſehn? — Auch ſchmerzen!
Ich kann dir's nicht erſparen, Karl, und länger
Muß ich noch deine gute Seele quälen.
Der König glaubte dem Gefäß, dem er
Sein heiliges Geheimniß übergeben,
Und Glauben fordert Dankbarkeit. Was wäre
Geſchwätzigkeit, wenn mein Verſtummen dir
Nicht Leiden bringt? Vielleicht erſpart? Warum
Dem Schlafenden die Wetterwolke zeigen,
Die über ſeinem Scheitel hängt? — Genug,
Daß ich ſie ſtill an dir vorüber führe,
Und, wenn du aufwachſt, heller Himmel iſt.

(Er geht ab.)

Kabinet des Königs.

Siebenter Auftritt.

Der **König** in einem Seſſel — neben ihm die Infantinn **Klara Eugenia.**

König.

(nach einem tiefen Stillſchweigen.)

Nein! Es iſt dennoch meine Tochter — Wie
Kann die Natur mit ſolcher Wahrheit lügen?
Dieß blaue Auge iſt ja mein! Find' ich
In jedem dieſer Züge mich nicht wieder?
Kind meiner Liebe, ja du biſt's. Ich drücke
Dich an mein Herz — du biſt mein Blut.

(Er ſtutzt und hält inne.)

Mein Blut!
Was kann ich ſchlimm'res fürchten? Meine Züge
Sind ſie die *ſeinigen* nicht auch?

(Er hat das Medaillon in die Hand genommen, und ſieht wechſelsweiſe auf das Bild und in einen gegenüber ſtehenden Spiegel — endlich wirft er es zur Erde, ſteht ſchnell auf und drückt die Infantinn von ſich.)

Weg! Weg!
In dieſem Abgrund geh' ich unter.

Achter Auftritt.

Graf Lerma. Der König.

Lerma.

Eben

Sind Ihre Majeſtät, die Königinn,
Im Vorgemach erſchienen.

König.

Jetzt?

Lerma.

Und bitten

Um gnädigſtes Gehör —

König.

Jetzt aber? Jetzt?

In dieſer ungewohnten Stunde? — Nein!
Jetzt kann ich ſie nicht ſprechen — jetzt nicht —

Lerma.

Hier

Sind Ihre Majeſtät ſchon ſelbſt —

(Er geht ab.)

Neunter Auftritt.

Der König. Die Königinn (tritt herein.) Die Infantinn.

(Die Letztere fliegt ihr entgegen und ſchmiegt ſich an ſie an. Sie fällt vor dem König nieder, welcher ſtumm und verwirrt ſteht.)

Königinn.

Mein Herr
Und mein Gemahl — ich muß — ich bin gezwungen,
Vor Ihrem Thron Gerechtigkeit zu ſuchen.

König.

Gerechtigkeit? —

Königinn.

Unwürdig ſeh' ich mir
An dieſem Hof begegnet. Meine
Schatulle iſt erbrochen —

König.

Was?

Königinn.

Und Sachen
Von großem Werth für mich daraus verſchwunden —

König.

Von großem Werth für Sie —

Königinn.

Durch die Bedeutung,
Die eines Unbelehrten Dreiſtigkeit
Vermögend wäre —

König.

Dreiſtigkeit — Bedeutung —
Doch — ſtehn Sie auf.

Königinn.

Nicht eher, mein Gemahl,
Bis Sie durch ein Verſprechen Sich gebunden,
Kraft Ihres königlichen Arms zu meiner
Genugthuung den Thäter mir zu ſtellen,
Wo nicht, von einem Hofſtaat mich zu trennen,
Der meinen Dieb verbirgt —

König.

Stehn Sie doch auf —
In dieſer Stellung — Stehn Sie auf —

Königinn (ſteht auf.)

Daß er
Von Range ſeyn muß, weiß ich — denn in der
Schatulle lag an Perlen und Demanten
Weit über eine Million, und er
Begnügte ſich mit Briefen —

König.

Die ich doch —

Königinn.

Recht gerne, mein Gemahl. Es waren Briefe
Und ein Medaillon von dem Infanten.

König.

Von —

Königinn.

Dem Infanten, Ihrem Sohn.

König.

An Sie?

Königinn.

An mich.

König.

Von dem Infanten? Und das ſagen
Sie mir?

Königinn.

Warum nicht Ihnen, mein Gemahl?

König.

Mit dieſer Stirne?

Königinn.

Was fällt Ihnen auf?
Ich denke Sie erinnern Sich der Briefe,
Die mit Bewilligung von beyden Kronen
Don Karlos mir nach Saint Germain geſchrieben.
Ob auch das Bild, womit er ſie begleitet,
In dieſe Freyheit einbedungen worden,
Ob ſeine raſche Hoffnung eigenmächtig
Sich dieſen kühnen Schritt erlaubt — das will
Ich zu entſcheiden mich nicht unterfangen.
Wenn's Uebereilung war, ſo war es die
Verzeihlichſte — da bin ich für ihn Bürge.
Denn damals fiel ihm wohl nicht bey, daß es
Für ſeine Mutter wäre —
(Sieht die Bewegung des Königs.)
Was iſt das?
Was haben Sie?

Infantinn,

(welche unterdeſſen das Medaillon auf dem Boden gefunden und damit geſpielt hat, bringt es der Königinn.)

Ach! Sieh da, meine Mutter!
Das ſchöne Bild —

Königinn.

Was denn, mein —

(Sie erkennt das Medaillon, und bleibt in ſprachloſer Erſtarrung ſtehen. Beyde ſehen einander mit unverwandten Augen an. Nach einem langen Stillſchweigen:)

Wahrlich, Sire!
Dieß Mittel, ſeiner Gattinn Herz zu prüfen,
Dünkt mir ſehr königlich und edel — Doch
Noch eine Frage möcht' ich mir erlauben.

König.

Das Fragen iſt an Mir.

Königinn.

Durch meinen Argwohn
Soll doch die Unſchuld wenigſtens nicht leiden. —
Wenn alſo dieſer Diebſtahl Ihr Befehl
Geweſen —

König.

Ja.

Königinn.

Dann hab' ich niemand anzuklagen
Und niemand weiter zu bedauern — niemand
Als Sie, dem die Gemahlinn nicht geworden,
Bey welcher ſolche Mittel ſich verlohnen.

König.

König.

Die Sprache kenn' ich. — Doch, Madam,
Zum zweyten Male ſoll ſie mich nicht täuſchen,
Wie in Aranjuez ſie mich getäuſcht.
Die engelreine Königinn, die damals
Mit ſo viel Würde ſich vertheidigt — jetzt
Kenn' ich ſie beſſer.

Königinn.

Was iſt das?

König.

Kurz alſo
Und ohne Hinterhalt, Madam! — Iſt's wahr,
Noch wahr, daß Sie mit niemand dort geſprochen?
Mit niemand? Iſt das wirklich wahr?

Königinn.

Mit dem Infanten
Hab' ich geſprochen. Ja.

König.

Ja? — Nun, ſo iſt's
Am Tage. Es iſt offenbar. So frech!
So wenig Schonung meiner Ehre!

Königinn.

Ehre, Sire?
Wenn Ehre zu verletzen war, ſo, fürcht' ich,
Stand eine größ're auf dem Spiel, als mir
Kaſtilien zur Morgengabe brachte.

König.

Warum verläugneten Sie mir?

Königinn.

Weil ich
Es nicht gewohnt bin, Sire, in Gegenwart
Der Höflinge, auf Delinquenten-Weiſe
Verhören mich zu laſſen. Wahrheit werde
Ich nicht verläugnen, wenn mit Ehrerbietung
Und Güte ſie gefordert wird. — Und war
Das wohl der Ton, den Eure Majeſtät
Mir in Aranjuez zu hören gaben?
Iſt etwa die verſammelte Grandezza
Der Richterſtuhl, vor welchen Königinnen
Zu ihrer ſtillen Thaten Rechenſchaft
Gezogen werden? Ich geſtattete
Dem Prinzen die Zuſammenkunft, um die
Er dringend bat. Ich that es, mein Gemahl,
Weil ich es wollte — weil ich den Gebrauch
Nicht über Dinge will zum Richter ſetzen,
Die ich für tadellos erkannt — und Ihnen
Verbarg ich es, weil ich nicht lüſtern war,
Mit Eurer Majeſtät um dieſe Freyheit
Vor meinem Hofgeſinde mich zu ſtreiten.

König.

Sie ſprechen kühn, Madam, ſehr —

Königinn.

Und auch darum,
Setz' ich hinzu, weil der Infant doch ſchwerlich
Der Billigkeit, die er verdient, ſich zu
Erfreuen hat in ſeines Vaters Herzen —

König.

Die er verdient?

Königinn.

Denn warum ſoll ich es
Verbergen, Sire? — ich ſchätz' ihn ſehr und lieb' ihn,
Als meinen theuerſten Verwandten, der
Einſt werth befunden worden, einen Namen
Zu führen, der mich mehr anging — Ich habe
Noch nicht recht einſehn lernen, daß er mir
Gerade darum fremder ſollte ſeyn
Als jeder andre, weil er ehedem
Vor jedem andern theuer mir geweſen.
Wenn Ihre Staatsmaxime Bande knüpft
Wie ſie für gut es findet, ſoll es ihr
Doch etwas ſchwerer werden, ſie zu löſen.
Ich will nicht haſſen, wen ich ſoll — und weil
Man endlich doch zu reden mich gezwungen —
Ich will es nicht — will meine Wahl nicht länger
Gebunden ſehn —

König.

Eliſabeth! Sie haben
In ſchwachen Stunden mich geſehen. Dieſe
Erinnerung macht Sie ſo kühn. Sie trauen
Auf eine Allmacht, die Sie oft genug
An meiner Feſtigkeit geprüft. — Doch fürchten
Sie deſto mehr. Was bis zu Schwächen mich
Gebracht, kann auch zu Raſerey mich führen.

Königinn.

Was hab' ich denn begangen?

König (nimmt ihre Hand.)

Wenn es iſt,
Doch iſt — und iſt es denn nicht ſchon? — wenn Ihrer
Verſchuldung volles, aufgehäuftes Maß
Auch nur um eines Athems Schwere ſteigt —
Wenn ich der Hintergangne bin —

(Er läßt ihre Hand los.)

Ich kann
Auch über dieſe letzte Schwäche ſiegen.
Ich kann's und will's — Dann wehe mir und Ihnen,
Eliſabeth!

Königinn.

Was hab' ich denn begangen?

König.

Dann meinetwegen fließe Blut —

Königinn.

So weit
Iſt es gekommen — Gott!

König.

Ich kenne
Mich ſelbſt nicht mehr — ich ehre keine Sitte
Und keine Stimme der Natur und keinen
Vertrag der Nationen mehr —

Königinn.
Wie ſehr
Beklag' ich Eure Majeſtät —

König (außer Faſſung.)
Beklagen!
Das Mitleid einer Buhlerinn —

Infantinn.
(hängt ſich erſchrocken an ihre Mutter.)
Der König zürnt,
Und meine ſchöne Mutter weint.

König.
(ſtößt das Kind unſanft von der Königinn.)

Königinn.
(mit Sanftmuth und Würde, aber mit zitternder Stimme.)
Dieß Kind
Muß ich doch ſicher ſtellen vor Mißhandlung.
Komm mit mir, meine Tochter.
(Sie nimmt ſie auf den Arm.)
Wenn der König
Dich nicht mehr kennen will, ſo muß ich jenſeits
Der Pyrenäen Bürgen kommen laſſen,
Die unſre Sache führen.
(Sie will gehen.)

König (betreten.)
Königinn?

Königinn.
Ich kann nicht mehr — das iſt zu viel —
(Sie will die Thüre erreichen, und fällt mit dem Kinde an der Schwelle zu Boden.)

König (hinzu eilend, voll Beſtürzung.)

Gott! Was iſt das? —

Infantinn (ruft voll Schrecken.)

Ach! Meine Mutter blutet!

(Sie eilt hinaus.)

König (ängſtlich um ſie beſchäftigt.)

Welch fürchterlicher Zufall! Blut! Verdien' ich,
Daß Sie ſo hart mich ſtrafen? Stehn Sie auf.
Erholen Sie Sich! Stehn Sie auf! Man kommt!
Man überraſcht uns — Stehn Sie auf — Soll ſich
Mein ganzer Hof an dieſem Schauſpiel weiden?
Muß ich Sie bitten, aufzuſtehn?

(Sie richtet ſich auf von dem König unterſtützt.)

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Alba, Domingo, treten erſchrocken herein. Damen folgen.

König.

Man bringe
Die Königinn zu Hauſe. Ihr iſt übel.

(Die Königinn geht ab, begleitet von den Damen. Alba und Domingo treten näher.)

Alba.

Die Königinn in Thränen, und auf ihrem
Geſichte Blut —

König.

Das nimmt die Teufel Wunder,
Die mich verleitet haben.

Alba. Domingo.

Wir?

König.

Die mir
Genug geſagt, zum Raſen mich zu bringen;
Zu meiner Ueberzeugung nichts.

Alba.

Wir gaben,
Was wir gehabt —

König.

Die Hölle dank' es Euch.
Ich habe, was mich reut, gethan. War das
Die Sprache eines ſchuldigen Gewiſſens?

Marquis von Poſa.

(noch außerhalb der Scene.)

Iſt der Monarch zu ſprechen?

Eilfter Auftritt.

Marquis von Poſa. Die Vorigen.

König.

(bey dieſer Stimme lebhaſt auffahrend, und dem Marquis einige Schritte entgegen gehend.)

Ach! Das iſt er!
Seyd mir willkommen, Marquis — Eurer, Herzog,
Bedarf ich jezt nicht mehr. Verlaßt uns.

(Alba und Domingo ſehen einander mit ſtummer Verwunderung an, und gehen.)

Zwölfter Auftritt.

Der König und Marquis von Poſa.

Marquis.

Sire!
Dem alten Manne, der in zwanzig Schlachten
Dem Tod für Sie entgegen ging, fällt es
Doch hart, ſich ſo entfernt zu ſehn!

König.

Euch ziemt
Es, ſo zu denken, ſo zu handeln Mir.
Was ihr in wenig Stunden mir geweſen,
War Er in einem Menſchenalter nicht.
Ich will nicht heimlich thun mit meinem Wohlgefallen;
Das Siegel meiner königlichen Gunſt

Soll hell und weit auf eurer Stirne leuchten.
Ich will den Mann, den ich zum Freund gewählt,
Beneidet ſehn.

Marquis.

Und dann auch, wenn die Hülle
Der Dunkelheit allein ihn fähig machte,
Des Namens werth zu ſeyn?

König.

Was bringt
Ihr mir?

Marquis.

Als ich das Vorgemach durchgehe,
Hör' ich von einem ſchrecklichen Gerüchte,
Das mir unglaublich däucht — Ein heftiger
Wortwechſel — Blut — die Königinn —

König.

Ihr kommt von dort?

Marquis.

Entſetzen ſollt' es mich,
Wenn das Gerücht nicht Unrecht hätte, wenn
Von Eurer Majeſtät indeß vielleicht
Etwas geſchehen wäre — Wichtige
Entdeckungen, die ich gemacht, verändern
Der Sache ganze Lage.

König.

Nun?

Marquis.

Ich fand

Gelegenheit, des Prinzen Portefeuille
Mit einigen Papieren wegzunehmen,
Die, wie ich hoffe, ein'ges Licht —

(Er giebt Karlos Brieftaſche dem König.)

König (durchſieht ſie begierig.)

Ein Schreiben
Vom Kaiſer meinem Vater — — Wie? Von dem
Ich nie gehört zu haben mich entſinne?

(Er lieſt es durch, legt es bey Seite und eilt zu den andern Papieren.)

Der Plan zu einer Feſtung — Abgeriſſne
Gedanken aus dem Tacitus — Und was
Denn hier? — Die Hand ſollt' ich doch kennen!
Es iſt von einer Dame.

(Er lieſt aufmerkſam, bald laut, bald leiſe.)

„Dieſer Schlüſſel — —
Die hintern Zimmer im Pavillon
Der Königinn" — — Ha! Was wird das? — „Hier darf
Die Liebe frey — Erhörung — ſchöner Lohn"
Sataniſche Verrätherey! Jetzt kenn' ich's,
Sie iſt es. Es iſt ihre Hand!

Marquis.

Die Hand
Der Königinn? Unmöglich —

König.

Der Prinzeſſinn
Von Eboli —

Marquis.

So wär' es wahr, was mir
Unlängſt der Page Henarez geſtanden,
Der Brief und Schlüſſel überbrachte.

König.

(des Marquis Hand faſſend, in heftiger Bewegung.)
Marquis!
Ich ſehe mich in fürchterlichen Händen!
Dieß Weib — Ich will es nur geſtehen — Marquis,
Dieß Weib erbrach der Königinn Schatulle,
Die erſte Warnung kam von ihr — Wer weiß,
Wie viel der Mönch drum wiſſen mag — Ich bin
Durch ein verruchtes Bubenſtück betrogen.

Marquis.

Dann wär' es ja noch glücklich —

König.

Marquis! Marquis!
Ich fange an zu fürchten, daß ich meiner
Gemahlinn doch zu viel gethan —

Marquis.

Wenn zwiſchen
Dem Prinzen und der Königinn geheime
Verſtändniſſe geweſen ſind, ſo waren
Sie ſicherlich von weit — weit anderm Innhalt,
Als deſſen man ſie angeklagt. Ich habe
Gewiſſe Nachricht, daß des Prinzen Wunſch,
Nach Flandern abzureiſen, in dem Kopfe
Der Königinn entſprang.

König.

Ich glaubt' es immer.

Marquis.

Die Königinn hat Ehrgeiz — Darf ich mehr
Noch ſagen? — Mit Empfindlichkeit ſieht ſie
In ihrer ſtolzen Hoffnung ſich getäuſcht,
Und von des Thrones Antheil ausgeſchloſſen.
Des Prinzen raſche Jugend bot ſich ihren
Weit blickenden Entwürfen dar — ihr Herz —
Ich zweifle, ob ſie lieben kann.

König.

Vor ihren
Staatsklugen Planen zittr' ich nicht.

Marquis.

Ob ſie geliebt wird? — Ob von dem Infanten
Nichts ſchlimmeres zu fürchten? Dieſe Frage
Scheint mir der Unterſuchung werth. Hier, glaub' ich,
Iſt eine ſtreng're Wachſamkeit vonnöthen —

König.

Ihr haftet mir für ihn. —

Marquis (nach einigem Bedenken.)

Wenn Eure Majeſtät
Mich fähig halten, dieſes Amt zu führen,
So muß ich bitten, es uneingeſchränkt
Und ganz in meine Hand zu übergeben.

König.

Das ſoll geſchehen.

Marquis.

Wenigſtens durch keinen
Gehülfen, welchen Namen er auch habe,
In Unternehmungen, die ich etwa
Für nöthig finden könnte, mich zu ſtören —

König.

Durch keinen. Ich verſprech' es euch. Ihr war't
Mein guter Engel. Wie viel Dank bin ich
Für dieſen Wink euch ſchuldig!
(Zu Lerma, der bei den letzten Worten herein tritt.)
Wie verließt ihr
Die Königinn?

Lerma.

Noch ſehr erſchöpft von ihrer Ohnmacht.
(Er ſieht den Marquis mit zweydeutigen Blicken an und geht.)

Marquis (nach einer Pauſe zum König.)

Noch eine Vorſicht ſcheint mir nöthig.
Der Prinz, fürcht' ich, kann Warnungen erhalten.
Er hat der guten Freunde viel — vielleicht
Verbindungen in Gent mit den Rebellen.
Die Furcht kann zu verzweifelten Entſchlüſſen
Ihn führen — Darum rieth' ich an, gleich jetzt
Vorkehrungen zu treffen, dieſem Fall
Durch ein geſchwindes Mittel zu begegnen.

König.

Ihr habt ganz Recht. Wie aber —

Marquis.

Ein geheimer

Verhaftsbefehl, den Eure Majeſtät
In meine Hände niederlegen, mich
Im Augenblicke der Gefahr ſogleich
Deſſelben zu bedienen — und —
(Wie ſich der König zu bedenken ſcheint.)
Es bleibe
Für's erſte Staatsgeheimniß, bis —

König.

(zum Schreibepult gehend, und den Verhaftsbefehl niederſchreibend.)

Das Reich
Iſt auf dem Spiele — Außerordentliche Mittel
Erlaubt die dringende Gefahr — Hier, Marquis —
Euch brauch' ich keine Schonung zu empfehlen —

Marquis (empfängt den Verhaftsbefehl.)

Es iſt auf's äußerſte, mein König.

König (legt die Hand auf ſeine Schulter.)

Geht,
Geht, lieber Marquis — Ruhe meinem Herzen
Und meinen Nächten Schlaf zurück zu bringen.
(Beide gehen ab zu verſchiedenen Seiten.)

Gallerie.

Dreyzehnter Auftritt.

Karlos kommt in der größten Beängſtigung. Graf Lerma ihm entgegen.

Karlos.

Sie ſuch' ich eben.

Lerma.

Und ich Sie.

Karlos.

Iſt's wahr?
Um Gottes willen, iſt es wahr?

Lerma.

Was denn?

Karlos.

Daß er den Dolch nach ihr gezückt? daß man
Aus ſeinem Zimmer blutig ſie getragen?
Bey allen Heiligen! Antworten Sie.
Was muß ich glauben? Was iſt wahr?

Lerma.

Sie fiel
Ohnmächtig hin und ritzte ſich im Fallen.
Sonſt war es nichts.

Karlos.

Sonſt hat es nicht Gefahr?
Sonſt nicht? Bey Ihrer Ehre, Graf?

Lerma.

Nicht für
Die Königinn — doch deſto mehr für Sie.

Karlos.

Für meine Mutter nicht! Nun Gott ſey Dank!
Mir kam ein ſchreckliches Gerücht zu Ohren,
Der König raſe gegen Kind und Mutter,
Und ein Geheimniß ſey entdeckt.

Lerma.

Das letzte
Kann auch wohl wahr ſeyn —

Karlos.

Wahr ſeyn! Wie?

Lerma.

Prinz, Eine Warnung gab ich Ihnen heute,
Die Sie verachtet haben. Nützen Sie
Die zwote beſſer.

Karlos.

Wie?

Lerma.

Wenn ich mich anders
Nicht irre, Prinz, ſah ich vor wen'gen Tagen
Eine Portefeuille von himmelblauem Sammt,
Mit Gold durchwirkt, in Ihrer Hand —

Karlos (etwas beſtürzt.)

So eine
Beſitz' ich. Ja — Nun? —

Lerma.

Lerma.

Auf der Decke, glaub' ich,
Ein Schattenriß, mit Perlen eingefaßt —

Karlos.

Ganz recht.

Lerma.

Als ich vorhin ganz unvermuthet
Ins Kabinet des Königs trat, glaubt' ich
Das nämliche in ſeiner Hand zu ſehen,
Und Marquis Poſa ſtand bey ihm —

Karlos.

(nach einem kurzen erſtarrenden Stillſchweigen, heftig.)

Das iſt
Nicht wahr.

Lerma (empfindlich.)

Dann freilich bin ich ein Betrüger.

Karlos (ſieht ihn lange an.)

Der ſind Sie. Ja.

Lerma.

Ach! ich verzeih' es Ihnen.

Karlos.

(geht in ſchrecklicher Bewegung auf und nieder, und bleibt endlich vor ihm ſtehen.)

Was hat er dir zu Leid gethan? Was haben
Die unſchuldsvollen Bande dir gethan,
Die du mit hölliſcher Geſchäftigkeit
Zu reißen dich beeiferſt?

Lerma.

Prinz, ich ehre
Den Schmerz, der Sie unbillig macht.

Karlos.

O Gott!
Gott! — Gott! Bewahre mich vor Argwohn!

Lerma.

Auch
Erinnr' ich mich des Königs eigner Worte:
Wie vielen Dank, ſagt' er, als ich herein trat,
Bin ich für dieſe Neuigkeit euch ſchuldig!

Karlos.

O ſtille! ſtille!

Lerma.

Herzog Alba ſoll
Gefallen ſeyn — dem Prinzen Ruy Gomez
Das große Siegel abgenommen und
Dem Marquis übergeben ſeyn —

Karlos (in tiefes Grübeln verloren.)

Und Mir verſchwieg er!
Warum verſchwieg er Mir?

Lerma.

Der ganze Hof
Staunt ihn ſchon als allmächtigen Miniſter,
Als unumſchränkten Günſtling an —

Karlos.

Er hat
Mich lieb gehabt, ſehr lieb. Ich war ihm theuer,

Wie ſeine eigne Seele. O das weiß ich —
Das haben tauſend Proben mir erwieſen.
Doch ſollen Millionen ihm, ſoll ihm
Das Vaterland nicht theurer ſeyn als Einer?
Sein Buſen war für Einen Freund zu groß,
Und Karlos Glück zu klein für ſeine Liebe.
Er opferte mich ſeiner Tugend. Kann
Ich ihn drum ſchelten? — Ja! Es iſt gewiß!
Jetzt iſt's gewiß. Jetzt hab' ich ihn verloren.
(Er geht ſeitwärts und verhüllt das Geſicht.)

Lerma (nach einigem Stillſchweigen.)

Mein beſter Prinz, was kann ich für Sie thun?

Karlos (ohne ihn anzuſehen.)

Zum König gehen und mich auch verrathen.
Ich habe nichts zu ſchenken.

Lerma.

Wollen Sie
Erwarten, was erfolgen mag?

Karlos.

(ſtützt ſich auf das Geländer und ſieht ſtarr vor ſich hinaus.)
Ich hab' ihn
Verloren. O! Jetzt bin ich ganz verlaſſen!

Lerma.

(nähert ſich ihm mit theilnehmender Rührung.)
Sie wollen nicht auf Ihre Rettung denken?

Karlos.

Auf meine Rettung? — Guter Menſch!

Lerma.

Und ſonſt,
Sonſt haben Sie für niemand mehr zu zittern?

Karlos (fährt auf.)

Gott! Woran mahnen Sie mich! — Meine Mutter!
Der Brief, den ich ihm wieder gab! ihm erſt
Nicht laſſen wollte und doch ließ!
(Er geht, heftig und die Hände ringend, auf und nieder.)
Womit
Hat ſie es denn verdient um ihn? Sie hätt' er
Doch ſchonen ſollen. Lerma, hätt' er nicht?
(Raſch, entſchloſſen.)
Ich muß zu ihr — ich muß ſie warnen, muß
Sie vorbereiten — Lerma, lieber Lerma —
Wen ſchick' ich denn? Hab' ich denn niemand mehr?
Gott ſey gelobt! Noch einen Freund — und hier
Iſt nichts mehr zu verſchlimmern.
(Schnell ab.)

Lerma (folgt ihm und ruft ihm nach.)

Prinz! Wohin?
(geht ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Die Königinn. Alba. Domingo.

Alba.

Wenn uns vergönnt iſt, große Königinn —

Königinn.

Was ſteht zu Ihren Dienſten?

Domingo.

Redliche Beſorgniß
Für Ihrer königlichen Majeſtät
Erhabene Perſon erlaubt uns nicht
Bey einem Vorfall müßig ſtill zu ſchweigen,
Der Ihre Sicherheit bedroht.

Alba.

Wir eilen,
Durch unſre zeit'ge Warnung ein Komplott,
Das wider Sie geſpielt wird, zu entkräften —

Domingo.

Und unſern Eifer — unſre Dienſte zu
Den Füßen Ihrer Majeſtät zu legen.

Königinn (ſieht ſie verwundernd an.)

Hochwürd'ger Herr, und Sie, mein edler Herzog,
Sie überraſchen mich wahrhaftig. Solcher
Ergebenheit war ich mir von Domingo
Und Herzog Alba wirklich nicht vermuthend.
Ich weiß, wie ich ſie ſchätzen muß — Sie nennen
Mir ein Komplott, das mich bedrohen ſoll.
Darf ich erfahren, wer — —

Alba.

Wir bitten Sie,
Vor einem Marquis Poſa Sich zu hüten,
Der für des Königs Majeſtät geheime
Geſchäfte führt.

Königinn.

Ich höre mit Vergnügen,
Daß der Monarch ſo gut gewählt. Den Marquis
Hat man mir längſt als einen guten Menſchen,
Als einen großen Mann gerühmt. Nie ward
Die höchſte Gunſt gerechter ausgetheilt —

Domingo.

Gerechter ausgetheilt? Wir wiſſen's beſſer.

Alba.

Es iſt längſt kein Geheimniß mehr, wozu
Sich dieſer Menſch gebrauchen laſſen.

Königinn.

Wie?
Was wär' denn das? Sie ſpannen meine ganze
Erwartung.

Domingo.

— Iſt es ſchon von lange,
Daß Ihre Majeſtät zum letzten Mal in Ihrer
Schatulle nachgeſehen?

Königinn.

Wie?

Domingo.

Und haben
Sie nichts darinn vermißt von Koſtbarkeiten?

Königinn.

Wie ſo? Warum? Was ich vermiſſe, weiß
Mein ganzer Hof — Doch Marquis Poſa? Wie
Kommt Marquis Poſa damit in Verbindung?

Alba.

Sehr nahe, Ihre Majeſtät — denn auch
Dem Prinzen fehlen wichtige Papiere,
Die in des Königs Händen dieſen Morgen
Geſehen worden — als der Chevalier
Geheime Audienz gehabt.

Königinn (nach einigem Nachdenken.).

Seltſam,
Bey Gott! und äußerſt ſonderbar! — Ich finde
Hier einen Feind, von dem mir nie geträumt,
Und wiederum zwey Freunde, die ich nie beſeſſen
Zu haben mich entſinnen kann — Denn wirklich
(indem ſie einen durchdringenden Blick auf beide heftet.)
Muß ich geſtehn, ich war ſchon in Gefahr,
Den ſchlimmen Dienſt, der mir bey meinem Herrn
Geleiſtet worden — Ihnen zu vergeben.

Alba.

Uns?

Königinn.

Ihnen.

Domingo.

Herzog Alba! Uns!

Königinn.

(noch immer die Augen feſt auf ſie gerichtet.)

Wie lieb

Iſt es mir alſo, meiner Uebereilung
So bald gewahr zu werden — Ohnehin
Hatt' ich beſchloſſen, Seine Majeſtät
Noch heut' zu bitten, meinen Kläger mir
Zu ſtellen. Um ſo beſſer nun! So kann ich
Auf Herzog Alba's Zeugniß mich berufen.

Alba.

Auf mich? Das wollten Sie im Ernſt?

Königinn.

Warum nicht?

Domingo.

Um alle Dienſte zu entkräften, die
Wir Ihnen im Verborgnen —

Königinn.

Im Verborgnen?

(Mit Stolz und Ernſt.)

Ich wünſchte doch zu wiſſen, Herzog Alba,
Was Ihres Königs Frau mit Ihnen, oder
Mit Ihnen, Prieſter, abzureden hätte,
Das ihr Gemahl nicht wiſſen darf — — Bin ich
Unſchuldig oder ſchuldig?

Domingo.

Welche Frage!

Alba.

Doch, wenn der König ſo gerecht nicht wäre?
Es jetzt zum mindeſten nicht wäre?

Königinn.

Dann
Muß ich erwarten, bis er's wird — Wohl dem,
Der zu gewinnen hat, wenn er's geworden!

(Sie macht ihnen eine Verbeugung und geht ab; jene entfernen ſich nach einer andern Seite.)

Zimmer der Prinzeſſinn von Eboli.

Fünfzehnter Auftritt.

Prinzeſſinn von Eboli. Gleich darauf Karlos.

Eboli.

So iſt ſie wahr die außerordentliche Zeitung,
Die ſchon den ganzen Hof erfüllt?

Karlos (tritt herein.)

Erſchrecken Sie
Nicht, Fürſtinn! Ich will ſanft ſeyn, wie ein Kind.

Eboli.

Prinz — dieſe Ueberraſchung.

Karlos.

Sind Sie noch
Beleidigt? Noch?

Eboli.

Prinz!

Karlos (dringender.)
Sind Sie noch beleidigt?
Ich bitte, ſagen Sie es mir.

Eboli.
Was ſoll das?
Sie ſcheinen zu vergeſſen, Prinz — Was ſuchen
Sie bey mir?

Karlos (ihre Hand mit Heftigkeit faſſend.)
Mädchen, kannſt Du ewig haſſen?
Verzeiht gekränkte Liebe nie?

Eboli (will ſich losmachen.)
Woran
Erinnern Sie mich, Prinz?

Karlos.
An deine Güte
Und meinen Undank — Ach! ich weiß es wohl!
Schwer hab' ich dich beleidigt, Mädchen, habe
Dein ſanftes Herz zerriſſen, habe Thränen
Gepreßt aus dieſen Engelblicken — ach!
Und bin auch jetzt nicht hier, es zu bereuen.

Eboli.
Prinz, laſſen Sie mich — ich —

Karlos.
Ich bin gekommen,
Weil du ein ſanftes Mädchen biſt, weil ich
Auf deine gute, ſchöne Seele baue.
Sieh, Mädchen, ſieh, ich habe keinen Freund mehr
Auf dieſer Welt, als dich allein. Einſt war'ſt

Du mir ſo gut — du wirſt nicht ewig haſſen.
Und wirſt nicht unverſöhnlich ſeyn.

Eboli (wendet das Geſicht ab.)

O ſtille!
Nichts mehr, um Gottes willen, Prinz —

Karlos.

Laß mich
An jene goldne Zeiten dich erinnern —
An deine Liebe laß mich dich erinnern,
An deine Liebe, Mädchen, gegen die
Ich ſo unwürdig mich verging. Laß mich
Jetzt gelten machen, was ich Dir geweſen,
Was Deines Herzens Träume mir gegeben —
Noch einmal — nur noch Einmal ſtelle mich
So wie ich damals war, vor Deine Seele
Und dieſem Schatten opfre, was Du mir,
Mir ewig nie mehr opfern kannſt.

Eboli.

O Karl!
Wie grauſam ſpielen Sie mit mir!

Karlos.

Sey größer
Als dein Geſchlecht. Vergiß Beleidigungen,
Thu, was vor dir kein Weib gethan — nach dir
Kein Weib mehr thun wird. Etwas unerhörtes
Fordr' ich von dir — Laß mich — auf meinen Knien
Beſchwör' ich dich — laß mich, zwey Worte laß mich
Mit meiner Mutter ſprechen.

(Er wirft ſich vor ihr nieder.)

Sechszehnter Auftritt.

Die Vorigen. Marquis von Poſa ſtürzt herein, hinter ihm zwey Offiziere der königlichen Leibwache.

Marquis.

(athemlos, außer ſich dazwiſchen tretend.)

Was hat er
Geſtanden? Glauben Sie ihm nicht.

Karlos.

(noch auf den Knieen, mit erhobner Stimme.)

Bey allem,
Was heilig —

Marquis (unterbricht ihn mit Heftigkeit.)

Er iſt raſend. Hören Sie
Den Raſenden nicht an.

Karlos (lauter, dringender)

Es gilt um Tod
Und Leben. Führen Sie mich zu ihr.

Marquis.

(zieht die Prinzeſſinn mit Gewalt von ihm.)

Ich
Ermorde Sie, wenn Sie ihn hören.

(Zu einem von den Offizieren.)

Graf
Von Kordua. Im Namen des Monarchen.

(Er zeigt den Verhaftsbefehl.)

Der Prinz iſt Ihr Gefangener.

(Karlos ſteht erſtarrt, wie vom Donner gerührt. Die

Prinzeſſinn ſtößt einen Laut des Schreckens aus und will fliehen, die Offiziere erſtaunen. Eine lange und tiefe Pauſe. Man ſieht den Marquis ſehr heftig zittern und mit Mühe ſeine Faſſung behalten.)

(Zum Prinzen.)

Ich bitte
Um Ihren Degen — Fürſtinn Eboli,
Sie bleiben; und

(Zu dem Offizier.)

Sie haften mir dafür,
Daß Seine Hoheit niemand ſpreche — niemand —
Sie ſelbſt nicht, bey Gefahr des Kopfs!

(Er ſpricht noch einiges leiſe mit dem Offizier, darauf wendet er ſich zum andern.)

Ich werfe
Sogleich mich ſelbſt zu des Monarchen Füßen,
Ihm Rechenſchaft zu geben —

(Zu Karlos.)

Und auch Ihnen —
Erwarten Sie mich, Prinz — in einer Stunde.

(Karlos läßt ſich ohne Zeichen des Bewußtſeyns hinweg führen — Nur im Vorübergehen läßt er einen matten, ſterbenden Blick auf den Marquis fallen, der ſein Geſicht verhüllt. Die Prinzeſſinn verſucht es noch einmal zu entfliehen; der Marquis führt ſie beym Arme zurück.)

Siebzehnter Auftritt.

Prinzeſſinn von Eboli. Marquis von Poſa.

Eboli.

Um aller Himmel willen, laſſen Sie
Mich dieſen Ort —

Marquis.

(führt ſie ganz vor, mit fürchterlichem Ernſt.)

Was hat er Dir geſagt,
Unglückliche?

Eboli.

Nichts — Laſſen Sie mich — Nichts —

Marquis.

(hält ſie mit Gewalt zurück. Ernſter:)

Wie viel haſt du erfahren? Hier iſt kein
Entrinnen mehr. Du wirſt auf dieſer Welt
Es niemand mehr erzählen.

Eboli (ſieht ihm erſchrocken ins Geſicht.)

Großer Gott!
Was meinen Sie damit? Sie wollen mich
Doch nicht ermorden?

Marquis (zieht einen Dolch.)

In der That, das bin
Ich ſehr geſonnen. Mach' es kurz.

Eboli.

Mich? Mich?
O ewige Barmherzigkeit! Was hab'
Ich denn begangen?

Marquis.

(zum Himmel ſehend, den Dolch auf ihre Bruſt gezückt.)

Noch iſt's Zeit. Noch trat
Das Gift nicht über dieſe Lippen. Ich
Zerſchmettre das Gefäß, und alles bleibt
Wie es geweſen — Spaniens Verhängniß
Und eines Weibes Leben! —

(Er bleibt in dieſer Stellung zweifelhaft ruhen.)

Eboli.

(iſt an ihm niedergeſunken, und ſieht ihm feſt in's Geſicht.)

Nun? Was zaudern Sie?
Ich bitte nicht um Schonung — Nein! Ich habe
Verdient zu ſterben, und ich will's.

Marquis.

(läßt die Hand langſam ſinken. Nach einem kurzen Beſinnen:)

Das wäre
So feig als es barbariſch iſt — Nein! Nein!
Gott ſey gelobt! — Noch giebt's ein andres Mittel!

(Er läßt den Dolch fallen und eilt hinaus. Die Prinzeſſinn ſtürzt fort durch eine andere Thüre.)

(Ein Zimmer der Königinn.)

Achtzehnter Auftritt.

Die Königinn zur Gräfinn Fuentes.

Was für ein Auflauf im Pallaſte? Jedes
Getöſe, Gräfinn, macht mir heute Schrecken.
O ſehen Sie doch nach und ſagen mir,
Was es bedeutet.

(Die Gräfinn Fuentes geht ab, und herein ſtürzt die Prinzeſſinn von Eboli.)

Neunzehnter Auftritt.

Königinn. Prinzeſſinn von Eboli.

Eboli.

(athemlos, bleich und entſtellt, vor der Königinn niedergeſunken.)

Königinn! Zu Hülfe!
Er iſt gefangen.

Königinn.

Wer?

Eboli.

Der Marquis Poſa
Nahm auf Befehl des Königs ihn gefangen.

Königinn.

Wen aber? Wen?

Eboli.

Den Prinzen.

Königinn.

Raſeſt du?

Eboli.

So eben führen ſie ihn fort.

Königinn.

Und wer
Nahm ihn gefangen?

Eboli.

Marquis Poſa.

Königinn.

Nun!
Gott ſey gelobt, daß es der Marquis war,
Der ihn gefangen nahm!

Eboli.

Das ſagen Sie
So ruhig, Königinn? ſo kalt? — O Gott!
Sie ahnen nicht — Sie wiſſen nicht —

Königinn.

Warum er
Gefangen worden? — Eines Fehltritts wegen,
Vermuth' ich, der dem heftigen Charakter
Des Jünglings ſehr natürlich war.

Eboli.

Nein! Nein!
Ich weiß es beſſer — Nein — O Königinn!
Verruchte, teufeliſche That! — Für ihn
Iſt keine Rettung mehr! Er ſtirbt!

Königinn.

Er ſtirbt!

Eboli.

Und ſeine Mörderinn bin ich.

Königinn.

Er ſtirbt!

Wahnſinnige, bedenkſt Du?

Eboli.

Und warum —

Warum er ſtirbt! — O hätt' ich wiſſen können,
Daß es bis dahin kommen würde!

Königinn (nimmt ſie gütig bey der Hand.)

Fürſtinn,

Noch ſind Sie außer Faſſung. Sammeln Sie
Erſt Ihre Geiſter, daß Sie ruhiger,
Nicht in ſo grauenvollen Bildern, die
Mein Innerſtes durchſchauern, mir erzählen.
Was wiſſen Sie? Was iſt geſchehen?

Eboli.

O!

Nicht dieſe himmliſche Herablaſſung,
Nicht dieſe Güte, Königinn! Wie Flammen
Der Hölle ſchlägt ſie brennend mein Gewiſſen.
Ich bin nicht würdig, den entweihten Blick
Zu Ihrer Glorie empor zu richten.
Zertreten Sie die Elende, die ſich,
Zerknirſcht von Reue, Scham und Selbſtverachtung,
Zu Ihren Füßen krümmt.

Königinn.

Unglückliche!
Was haben Sie mir zu geſtehen?

Eboli.

Engel
Des Lichtes! Große Heilige! Noch kennen,
Noch ahnen Sie den Teufel nicht, dem Sie
So liebevoll gelächelt — Lernen Sie
Ihn heute kennen. Ich — ich war der Dieb,
Der Sie beſtohlen.

Königinn.

Sie?

Eboli.

Und jene Briefe
Dem König ausgeliefert.

Königinn.

Sie?

Eboli.

Der ſich
Erdreiſtet hat, Sie anzuklagen —

Königinn.

Sie
Sie konnten —

Eboli.

Rache — Liebe — Raſerey —
Ich haßte Sie und liebte den Infanten, —

Königinn.

Weil Sie ihn liebten — ?

Eboli.

Weil ich's ihm geſtanden
Und keine Gegenliebe fand.

Königinn (nach einem Stillſchweigen.)

O jezt
Enträthſelt ſich mir alles! — Stehn Sie auf.
Sie liebten ihn — ich habe ſchon vergeben.
Es iſt nun ſchon vergeſſen — ſtehn Sie auf.

(Sie reicht ihr den Arm.)

Eboli.

Nein! Nein!
Ein ſchreckliches Geſtändniß iſt noch übrig.
Nicht eher, große Königinn —

Königinn (aufmerkſam.)

Was werd' ich
Noch hören müſſen? Reden Sie —

Eboli.

Der König —
Verführung — O Sie blicken weg — Ich leſe
In Ihrem Angeſicht Verwerfung — Das
Verbrechen, deſſen ich Sie zeihte — ich
Beging es ſelbſt.

(Sie drückt ihr glühendes Geſicht auf den Boden. Die Königinn geht ab. Große Pauſe. Die Herzoginn von Olivarez kommt nach einigen Minuten aus dem Kabinet, in welches die Königinn gegangen war, und findet die Fürſtinn noch in der vorigen Stellung liegen. Sie nähert ſich ihr ſtillſchweigend; auf das Geräuſch richtet ſich die leztere auf, und fährt wie eine Raſende in die Höhe, da ſie die Königinn nicht mehr gewahr wird.)

Zwanzigſter Auftritt.

Prinzeſſinn von **Eboli.** Herzoginn von **Olivarez.**

Eboli.
Gott! Sie hat mich verlaſſen!
Jetzt iſt es aus.

Olivarez (tritt ihr näher.)
Prinzeſſinn Eboli —

Eboli.
Ich weiß, warum Sie kommen, Herzoginn.
Die Königinn ſchickt Sie heraus, mein Urtheil
Mir anzukündigen — Geſchwind!

Olivarez.
Ich habe
Befehl von Ihrer Majeſtät, Ihr Kreuz
Und Ihre Schlüſſel in Empfang zu nehmen —

Eboli.
(nimmt ein goldnes Ordenskreuz vom Buſen und giebt es in die Hände der Herzoginn.)
Doch Einmal noch iſt mir vergönnt, die Hand
Der beſten Königinn zu küſſen?

Olivarez.
Im
Marienkloſter wird man Ihnen ſagen,
Was über Sie beſchloſſen iſt.

Eboli (unter hervorſtürzenden Thränen.)
Ich ſehe
Die Königinn nicht wieder?

Olivarez (umarmt ſie mit abgewandtem Geſicht.)
Leben Sie glücklich!

(Sie geht ſchnell fort. Die Prinzeſſinn folgt ihr bis an die Thüre des Kabinets, welche ſogleich hinter der Herzoginn verſchloſſen wird. Einige Minuten bleibt ſie ſtumm und unbeweglich auf den Knieen davor liegen, dann rafft ſie ſich auf und eilt hinweg mit verhülltem Geſicht.)

Ein und zwanzigſter Auftritt.

Die Königinn. Marquis von Poſa.

Königinn.

Ach endlich, Marquis! Glücklich, daß Sie kommen!

Marquis.

(bleich, mit zerſtörtem Geſicht, bebender Stimme und durch dieſen ganzen Auftritt in feierlicher, tiefer Bewegung.)

Sind Ihre Majeſtät allein? Kann niemand
In dieſen nächſten Zimmern uns behorchen?

Königinn.

Kein Menſch — Warum? Was bringen Sie?
(Indem ſie ihn genauer anſieht und erſchrecken zurück tritt.)
Und wie
So ganz verändert! Was iſt das? Sie machen
Mich zittern, Marquis — alle Ihre Züge
Wie eines Sterbenden entſtellt —

Marquis.

Sie wiſſen
Vermuthlich ſchon —

Königinn.
Daß Karl gefangen worden,
Und zwar durch Sie, ſetzt man hinzu — So iſt
Es dennoch wahr? Ich wollt' es keinem Menſchen
Als Ihnen glauben.
Marquis.
Es iſt wahr.
Königinn.
Durch Sie?
Marquis.
Durch mich.
Königinn.
(ſieht ihn einige Augenblicke zweifelhaft an.)
Ich ehre Ihre Handlungen,
Auch wenn ich ſie nicht faſſe — Dießmal aber
Verzeihen Sie dem bangen Weib'. Ich fürchte,
Sie ſpielen ein gewagtes Spiel.
Marquis.
Ich hab' es
Verloren.
Königinn.
Gott im Himmel!
Marquis.
Seyen Sie
Ganz ruhig, meine Königinn. Für ihn
Iſt ſchon geſorgt. Ich hab' es mir verloren.
Königinn.
Was werd' ich hören! Gott!

Marquis.

Denn wer,
Wer hieß auf einen zweifelhaften Wurf
Mich alles ſetzen? Alles? So verwegen,
So zuverſichtlich mit dem Himmel ſpielen?
Wer iſt der Menſch, der ſich vermeſſen will,
Des Zufalls ſchweres Steuer zu regieren,
Und doch nicht der Allwiſſende zu ſeyn?
O es iſt billig! — Doch warum denn jetzt
Von mir? Der Augenblick iſt koſtbar, wie
Das Leben eines Menſchen! Und wer weiß,
Ob aus des Richters karger Hand nicht ſchon
Die letzten Tropfen für mich fallen?

Königinn.

Aus
Des Richters Hand? — Welch feierlicher Ton!
Ich faſſe nicht, was dieſe Reden meinen,
Doch ſie entſetzen mich —

Marquis.

Er iſt gerettet!
Um welchen Preis er's iſt, gleich viel! Doch nur
Für heute. Wenig Augenblicke ſind
Noch ſein. Er ſpare ſie. Noch dieſe Nacht
Muß er Madrid verlaſſen.

Königinn.

Dieſe Nacht noch?

Marquis.

Anſtalten ſind getroffen. In demſelben

Karthäuſerkloſter, das ſchon lange Zeit
Die Zuflucht unſrer Freundſchaft war geweſen,
Erwartet ihn die Poſt. Hier iſt in Wechſeln,
Was mir das Glück auf dieſer Welt gegeben.
Was mangelt, legen Sie noch bey. Zwar hätt' ich
An meinen Karl noch manches auf dem Herzen,
Noch manches, das er wiſſen muß; doch leicht
Könnt' es an Muße mir gebrechen, alles
Perſönlich mit ihm abzuthun — Sie ſprechen
Ihn dieſen Abend, darum wend' ich mich
An Sie —

Königinn.

Um meiner Ruhe willen, Marquis,
Erklären Sie Sich deutlicher — nicht in
So fürchterlichen Räthſeln reden Sie
Mit mir — Was iſt geſchehn?

Marquis.

Ich habe noch
Ein wichtiges Bekenntniß abzulegen;
In Ihre Hände leg' ich's ab. Mir ward
Ein Glück, wie es nur wenigen geworden:
Ich liebte einen Fürſtenſohn — Mein Herz,
Nur einem einzigen geweiht, umſchloß
Die ganze Welt! — In meines Karlos Seele
Schuf ich ein Paradies für Millionen.
O meine Träume waren ſchön — Doch es
Gefiel der Vorſehung, mich vor der Zeit
Von meiner ſchönen Pflanzung abzurufen.

Bald hat er ſeinen Roderich nicht mehr,
Der Freund hört auf in der Geliebten. Hier,
Hier — hier — auf dieſem heiligen Altare,
Im Herzen ſeiner Königinn leg' ich
Mein letztes koſtbares Vermächtniß nieder,
Hier find' er's, wenn ich nicht mehr bin —
(Er wendet ſich ab, Thränen erſticken ſeine Stimme.)

Königinn.

Das iſt
Die Sprache eines Sterbenden. Noch hoff' ich,
Es iſt nur Wirkung Ihres Blutes — oder
Liegt Sinn in dieſen Reden?

Marquis.

(hat ſich zu ſammeln geſucht und fährt mit feſterem Tone fort.)
Sagen Sie
Dem Prinzen, daß er denken ſoll des Eides,
Den wir in jenen ſchwärmeriſchen Tagen
Auf die getheilte Hoſtie geſchworen.
Den meinigen hab' ich gehalten, bin
Ihm treu geblieben bis zum Tod — jetzt iſt's
An ihm, den ſeinigen —

Königinn.

Zum Tod?

Marquis.

Er mache —
O ſagen Sie es ihm! das Traumbild wahr,
Das kühne Traumbild eines neuen Staates,
Der Freundſchaft göttliche Geburt. Er lege

Die erſte Hand an dieſen rohen Stein.
Ob er vollende oder unterliege —
Ihm einerley! Er lege Hand an. Wenn
Jahrhunderte dahin geflohen, wird
Die Vorſicht einen Fürſtenſohn, wie er,
Auf einem Thron, wie ſeiner, wiederholen,
Und ihren neuen Liebling mit derſelben
Begeiſterung entzünden. Sagen Sie
Ihm, daß er für die Träume ſeiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann ſeyn wird,
Nicht öffnen ſoll dem tödtenden Inſekte
Gerühmter beſſerer Vernunft das Herz
Der zarten Götterblume — daß er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeiſterung, die Himmelstochter, läſtert.
Ich hab' es ihm zuvor geſagt —

Königinn.

Wie, Marquis?
Und wozu führt —

Marquis.

Und ſagen Sie ihm, daß
Ich Menſchenglück auf ſeine Seele lege,
Daß ich es ſterbend von ihm fordre — fordre!
Und ſehr dazu berechtigt war. Es hätte
Bey mir geſtanden einen neuen Morgen
Herauf zu führen über dieſe Reiche.
Der König ſchenkte mir ſein Herz. Er nannte

Mich ſeinen Sohn — Ich führe ſeine Siegel,
Und ſeine Alba ſind nicht mehr.

(Er hält inne und ſieht einige Augenblicke ſtillſchweigend auf die Königinn.)

Sie weinen —
O dieſe Thränen kenn' ich, ſchöne Seele;
Die Freude macht ſie fließen. Doch vorbey,
Es iſt vorbey. Karl oder ich. Die Wahl
War ſchnell und ſchrecklich. Einer war verloren,
Und ich will dieſer Eine ſeyn — ich lieber,
Verlangen Sie nicht mehr zu wiſſen.

Königinn.

Jetzt,
Jetzt endlich fang' ich an, Sie zu begreifen —
Unglücklicher, was haben Sie gethan?

Marquis.

Zwo kurze Abendſtunden hingegeben,
Um einen hellen Sommertag zu retten.
Den König geb' ich auf. Was kann ich auch
Dem König ſeyn? — In dieſem ſtarren Boden
Blüht keine meiner Roſen mehr — Europa's
Verhängniß reift in meinem großen Freunde!
Auf ihn verweiſ' ich Spanien — Es blute
Bis dahin unter Philipps Hand! — Doch weh'!
Weh' mir und ihm, wenn ich bereuen ſollte,
Vielleicht das Schlimmere gewählt! — Nein! Nein!
Ich kenne meinen Karlos — das wird nie

Geſchehn — und meine Bürginn, Königinn,
Sind Sie!

(Nach einigem Stillſchweigen.)

Ich ſah ſie keimen dieſe Liebe, ſah
Der Leidenſchaften unglückſeligſte
In ſeinem Herzen Wurzel faſſen — Damals
Stand es in meiner Macht, ſie zu bekämpfen.
Ich that es nicht. Ich nährte dieſe Liebe,
Die mir nicht unglückſelig war. Die Welt
Kann anders richten. Ich bereue nicht.
Mein Herz klagt mich nicht an. Ich ſahe Leben,
Wo ſie nur Tod — In dieſer hoffnungsloſen Flamm
Erkannt' ich früh der Hoffnung goldnen Strahl.
Ich wollt' ihn führen zum Vortrefflichen,
Zur höchſten Schönheit wollt' ich ihn erheben:
Die Sterblichkeit verſagte mir ein Bild,
Die Sprache Worte — da verwies ich ihn
Auf dieſes — meine ganze Leitung war,
Ihm ſeine Liebe zu erklären.

Königinn.

Marquis,
Ihr Freund erfüllte Sie ſo ganz, daß Sie
Mich über ihm vergaßen. Glaubten Sie
Im Ernſt mich aller Weiblichkeit entbunden,
Da Sie zu ſeinem Engel mich gemacht,
Zu ſeinen Waffen Tugend ihm gegeben?
Das überlegten Sie wohl nicht, wie viel

Für unſer Herz zu wagen iſt, wenn wir
Mit ſolchen Namen Leidenſchaft veredeln.

Marquis.

Für alle Weiber, nur für Eines nicht.
Auf Eines ſchwör' ich — Oder ſollten Sie,
Sie der Begierden edelſter ſich ſchämen,
Der Heldentugend Schöpferinn zu ſeyn?
Was geht es König Philipp an, wenn ſeine
Verklärung in Eſkurial den Mahler,
Der vor ihr ſteht, mit Ewigkeit entzündet?
Gehört die ſüße Harmonie, die in
Dem Saitenſpiele ſchlummert, ſeinem Käufer,
Der es mit taubem Ohr bewacht? Er hat
Das Recht erkauft, in Trümmern es zu ſchlagen,
Doch nicht die Kunſt, dem Silberton zu rufen,
Und in des Liedes Wonne zu zerſchmelzen.
Die Wahrheit iſt vorhanden für den Weiſen,
Die Schönheit für ein fühlend Herz. Sie beide
Gehören für einander. Dieſen Glauben
Soll mir kein feiges Vorurtheil zerſtören.
Verſprechen Sie mir, ewig ihn zu lieben,
Von Menſchenfurcht, von falſchem Heldenmuth
Zu nichtiger Verläugnung nie verſucht,
Unwandelbar und ewig ihn zu lieben;
Verſprechen Sie mir dieſes? — Königinn —
Verſprechen Sie's in meine Hand?

Königinn.

Mein Herz,

Verſprech' ich Ihnen, ſoll allein und ewig
Der Richter meiner Liebe ſeyn.

Marquis (zieht ſeine Hand zurück.)

Jetzt ſterb' ich
Beruhigt — Meine Arbeit iſt gethan.

(Er neigt ſich gegen die Königinn und will gehen.)

Königinn (begleitet ihn ſchweigend mit den Augen.)

Sie gehen, Marquis — ohne mir zu ſagen,
Wenn wir — wie bald — uns wiederſehn?

Marquis.

(kommt noch einmal zurück, das Geſicht abgewendet.)

Gewiß!
Wir ſehn uns wieder.

Königinn.

Ich verſtand Sie, Poſa —
Verſtand Sie recht gut — Warum haben Sie
Mir das gethan?

Marquis.

Er oder ich.

Königinn.

Nein! Nein!
Sie ſtürzten Sich in dieſe That, die Sie
Erhaben nennen. Läugnen Sie nur nicht.
Ich kenne Sie, Sie haben längſt darnach
Gedürſtet — Mögen tauſend Herzen brechen,
Was kümmert Sie's, wenn ſich Ihr Stolz nur weidet.
O jetzt — jetzt lern' ich Sie verſtehn! Sie haben
Nur um Bewunderung gebuhlt.

Marquis (betroffen, vor ſich.)
Nein! Darauf
War ich nicht vorbereitet --
Königinn (nach einem Stillſchweigen.)
Marquis!
Iſt keine Rettung möglich?
Marquis.
Keine.
Königinn.
Keine?
Beſinnen Sie Sich wohl. Iſt keine möglich?
Auch nicht durch mich?
Marquis.
Auch nicht durch Sie.
Königinn.
Sie kennen mich
Zur Hälfte nur — ich habe Muth.
Marquis.
Ich weiß es.
Königinn.
Und keine Rettung?
Marquis.
Keine.
Königinn (verläßt ihn und verhüllt das Geſicht.)
Gehen Sie!
Ich ſchätze keinen Mann mehr.
Marquis.

Marquis.

(in der heftigſten Bewegung vor ihr niedergeworfen.)

Königinn!

— O Gott! das Leben iſt doch ſchön.

(Er ſpringt auf und geht ſchnell fort. Die Königinn in ihr Kabinet.)

Vorzimmer des Königs.

Zwey und zwanzigſter Auftritt.

Herzog von **Alba** und **Domingo** gehen ſtillſchweigend und abgeſondert auf und nieder. Graf **Lerma** kommt aus dem Kabinet des Königs, alsdann Don **Raimond** von **Taxis**, der Oberpoſtmeiſter.

Lerma.

Ob ſich der Marquis noch nicht blicken laſſen?

Feria.

Noch nicht.

(Lerma will wieder hinein gehen.)

Taxis (tritt auf.)

Graf Lerma, melden Sie mich an.

Lerma.

Der König iſt für niemand.

Taxis.

Sagen Sie,
Ich muß ihn ſprechen — Seiner Majeſtät
Iſt äußerſt dran gelegen. Eilen Sie.
Es leidet keinen Aufſchub.

(Lerma geht ins Kabinet.)

Alba (tritt zum Oberpoſtmeiſter.)
Lieber Taxis,
Gewöhnen Sie Sich zur Geduld. Sie ſprechen
Den König nicht —

Taxis.

Nicht? Und warum?

Alba.

Sie hätten
Die Vorſicht denn gebraucht, Sich die Erlaubniß
Beym Chevalier von Poſa auszuwirken,
Der Sohn und Vater zu Gefangnen macht.

Taxis.

Von Poſa? Wie? Ganz recht! Das iſt derſelbe,
Aus deſſen Hand ich dieſen Brief empfangen —

Alba.

Brief? Welchen Brief?

Taxis.

Den ich nach Brüſſel habe
Befördern ſollen —

Alba (aufmerkſam.)
Brüſſel?

Taxis.

Den ich eben
Dem König bringe —

Alba.

Brüſſel! Haben Sie
Gehört, Kaplan? Nach Brüſſel!

Domingo (tritt dazu.)

Das iſt ſehr
Verdächtig.

Taxis.

Und wie ängſtlich, wie verlegen
Er mir empfohlen worden!

Domingo.

Aengſtlich? So!

Alba.

An wen iſt denn die Aufſchrift?

Taxis.

An den Prinzen
Von Naſſau und Oranien.

Alba.

An Wilhelm? —
Kaplan! Das iſt Verrätherey.

Domingo.

Was könnt'
Es anders ſeyn? — Ja freilich, dieſen Brief
Muß man ſogleich dem König überliefern.
Welch ein Verdienſt von Ihnen, würd'ger Mann,
So ſtreng zu ſeyn in Ihres Königs Dienſt!

Taxis.

Hochwürd'ger Herr, ich that nur meine Pflicht.

Alba.

Sie thaten wohl.

Lerma.

(kommt aus dem Kabinet. Zum Oberpoſtmeiſter.)

Der König will Sie ſprechen.
(Taxis geht hinein.)
Der Marquis immer noch nicht da?

Domingo.

Man ſucht
Ihn aller Orten.

Alba.

Sonderbar und ſeltſam.
Der Prinz ein Staatsgefangner, und der König
Noch ſelber ungewiß warum?

Domingo.

Er war
Nicht einmal hier, ihm Rechenſchaft zu geben?

Alba.

Wie nahm es denn der König auf?

Lerma.

Der König
Sprach noch kein Wort.
(Geräuſch im Kabinet.)

Alba.

Was war das? Still!

Taxis (aus dem Kabinet.)

Graf Lerma!
(Beide hinein.)

Alba (zu Domingo.)

Was geht hier vor?

Domingo.

Mit dieſem Ton des Schreckens

Wenn dieſer aufgefangne Brief? — Mir ahnet
Nichts gutes, Herzog.

Alba.

Lerma läßt er rufen!
Und wiſſen muß er doch, daß Sie und ich
Im Vorſaal —

Domingo.

Unſre Zeiten ſind vorbey.

Alba.

Bin ich derſelbe denn nicht mehr, dem hier
Sonſt alle Thüren ſprangen? Wie iſt alles
Verwandelt um mich her — wie fremd —

Domingo.

(hat ſich leiſe der Kabinetsthüre genähert, und bleibt lauſchend davor ſtehen.)

Horch!

Alba (nach einer Pauſe.)

Alles
Iſt todtenſtill. Man hört ſie Athem holen.

Domingo.

Die doppelte Tapete dämpft den Schall.

Alba.

Hinweg! Man kommt.

Domingo (verläßt die Thüre.)

Mir iſt ſo feierlich,
So bang, als ſollte dieſer Augenblick
Ein großes Loos entſcheiden.

Drey und zwanzigſter Auftritt.

Der Prinz von Parma, die Herzoge von Feria und Medina Sidonia mit noch einigen andern Granden treten auf. Die Vorigen.

Parma.

Iſt der König
Zu ſprechen?

Alba.

Nein.

Parma.

Nein? wer iſt bey ihm?

Feria.

Marquis
Von Poſa ohne Zweifel?

Alba.

Den erwartet man
So eben.

Parma.

Dieſen Augenblick
Sind wir von Saragoſſa eingetroffen.
Der Schrecken geht durch ganz Madrid — Iſt es
Denn wahr?

Domingo.

Ja, leider!

Feria.

Es iſt wahr? Er iſt
Durch den Maltheſer in Verhaft genommen?

Alba.

So iſt's.

Parma.

Warum? Was iſt geſchehn?

Alba.

Warum?

Das weiß kein Menſch, als Seine Majeſtät
Und Marquis Poſa.

Parma.

Ohne Zuziehung
Der Kortes ſeines Königreichs?

Feria.

Weh dem,
Der Theil gehabt an dieſer Staatsverletzung.

Alba.

Weh ihm! So ruf' ich auch.

Medina Sidonia.

Ich auch.

Die übrigen Granden.

Wir alle.

Alba.

Wer folgt mir in das Kabinet? — Ich werfe
Mich zu des Königs Füßen.

Lerma (ſtürzt aus dem Kabinet.)

Herzog Alba!

Domingo.

Endlich!

Gelobt ſey Gott!

(Alba eilt hinein.)

Lerma (athemlos, in groſser Bewegung.)
Wenn der Malthe'er kommt,
Der Herr iſt jetzo nicht allein, er wird
Ihn rufen laſſen —

Domingo.

(zu Lerma, indem ſich alle übrigen voll neugieriger Erwartung um ihn verſammeln.)
Graf, was iſt geſchehen?
Sie ſind ja blaß wie eine Leiche.

Lerma (will forteilen.)
Das
Iſt teufeliſch!

Parma und Feria.
Was denn? Was denn?

Medina Sidonia.
Was macht
Der König?

Domingo (zugleich.)
Teufeliſch? Was denn?

Lerma.
Der König hat
Geweint.

Domingo.
Geweint?

Alle (zugleich, mit betretnem Erſtaunen.)
Der König hat geweint?

(Man hört eine Glocke im Kabinet. Graf Lerma eilt hinein.)

Domingo (ihm nach, will ihn zurück halten.)
Graf, noch ein Wort — Verziehen Sie — Weg iſt er!
Da ſtehn wir angefeſſelt von Entſetzen.

Vier und zwanzigſter Auftritt.

Prinzeſſinn von Eboli. Feria. Medina Sidonia.
Parma. Domingo und übrige Granden.

Eboli (eilig, außer ſich.)
Wo iſt der König? Wo? Ich muß ihn ſprechen.
(Zu Feria.)
Sie, Herzog, führen mich zu ihm.

Feria.
Der König
Hat wichtige Verhinderung. Kein Menſch
Wird vorgelaſſen.

Eboli.
Unterzeichnet er
Das fürchterliche Urtheil ſchon? Er iſt
Belogen. Ich beweiſ' es ihm, daß er
Belogen iſt.

Domingo.
(giebt ihr von ferne einen bedeutenden Wink.)
Prinzeſſinn Eboli!

Eboli (geht auf ihn zu.)
Sie auch da, Prieſter? Recht! Sie brauch' ich eben.
Sie ſollen mir's bekräftigen.
(Sie ergreift ſeine Hand, und will ihn ins Kabinet mit fortreißen.)

Domingo.

Ich? — Sind
Sie bey Sich, Fürſtinn?

Feria.

Bleiben Sie zurück.
Der König hört Sie jetzt nicht an.

Eboli.

Er muß
Mich hören. Wahrheit muß er hören — Wahrheit!
Und wär' er zehenmal ein Gott!

Domingo.

Weg! Weg!
Sie wagen alles. Bleiben Sie zurück.

Eboli.

Mensch, zittre du vor deines Götzen Zorn.
Ich habe nichts zu wagen.

(Wie ſie in's Kabinet will, ſtürzt heraus)

Herzog Alba.

(Seine Augen funkeln, Triumph iſt in ſeinem Gang. Er eilt auf Domingo zu und umarmt ihn.)

Laſſen Sie
In allen Kirchen ein Te Deum tönen.
Der Sieg iſt unſer.

Domingo.

Unſer?

Alba (zu Domingo und den übrigen Granden.)

Jetzt hinein
Zum Herrn. Sie ſollen weiter von mir hören.

Fünfter Akt.

Erſter Auftritt.

Ein Zimmer im königlichen Pallaſt, durch eine eiſerne Gitterthüre von einem großen Vorhofe abgeſondert, in welchem Wachen auf und nieder gehen.

Karlos an einem Tiſche ſitzend, den Kopf vorwärts auf die Arme gelegt, als wenn er ſchlummerte. Im Hintergrunde des Zimmers einige Offiziere, die mit ihm eingeſchloſſen ſind. Marquis von Poſa tritt herein, ohne von ihm bemerkt zu werden, und ſpricht leiſe mit den Offizieren, welche ſich ſogleich entfernen. Er ſelbſt tritt ganz nahe vor Karlos und betrachtet ihn einige Augenblicke ſchweigend und traurig. Endlich macht er eine Bewegung, welche dieſen aus ſeiner Betäubung erweckt.

Karlos.

(ſteht auf, wird den Marquis gewahr, und fährt erſchrocken zuſammen. Dann ſieht er ihn eine Weile mit großen ſtarren Augen an, und ſtreicht mit der Hand über die Stirne, als ob er ſich auf etwas beſinnen wollte.)

Marquis.

Ich bin es, Karl.

Karlos (giebt ihm die Hand.)
Du kommſt ſogar noch zu mir?
Das iſt doch ſchön von dir.

Marquis.

Ich bildete
Mir ein, du könnteſt deinen Freund hier brauchen.

Karlos.

Wahrhaftig? Meinteſt du das wirklich? Sieh!
Das freut mich — freut mich unbeſchreiblich. Ach!
Ich wußt' es wohl, daß du mir gut geblieben.

Marquis.

Ich hab' es auch um Dich verdient.

Karlos.

Nicht wahr?
O wir verſtehen uns noch ganz. So hab'
Ich's gerne. Dieſe Schonung, dieſe Milde
Steht großen Seelen an, wie du und ich.
Laß ſeyn, daß meiner Forderungen eine
Unbillig und vermeſſen war, mußt' du
Mir darum auch die billigen verſagen?
Hart kann die Tugend ſeyn, doch grauſam nie,
Unmenſchlich nie — Es hat dir viel gekoſtet!
O ja, mir däucht, ich weiß recht gut, wie ſehr
Geblutet hat Dein ſanftes Herz, als Du
Dein Opfer ſchmückteſt zum Altare.

Marquis.

Karlos!
Wie meinſt du das?

Karlos.

Du ſelbſt wirſt jetzt vollenden,
Was ich geſollt und nicht gekonnt — Du wirſt
Den Spaniern die goldnen Tage ſchenken,
Die ſie von mir umſonſt gehofft. Mit mir
Iſt es ja aus — auf immer aus. Das haſt
Du eingeſehn — O dieſe fürchterliche Liebe
Hat alle frühe Blüthen meines Geiſtes
Unwiederbringlich hingerafft. Ich bin
Für Deine große Hoffnungen geſtorben.
Vorſehung oder Zufall führen Dir
Den König zu — Es koſtet mein Geheimniß,
Und er iſt dein — du kannſt ſein Engel werden.
Für mich iſt keine Rettung mehr — vielleicht
Für Spanien — Ach hier iſt nichts verdammlich,
Nichts, nichts, als meine raſende Verblendung,
Bis dieſen Tag nicht eingeſehn zu haben,
Daß du — ſo groß als zärtlich biſt.

Marquis.

Nein! Das,
Das hab' ich nicht vorhergeſehen — nicht
Vorhergeſehn, daß eines Freundes Großmuth
Erfinderiſcher könnte ſeyn, als meine
Weltkluge Sorgfalt. Mein Gebäude ſtürzt
Zuſammen — ich vergaß dein Herz.

Karlos.

Zwar wenn dir's möglich wär' geweſen, ihr
Dieß Schickſal zu erſparen — ſieh, das hätte

Ich unausſprechlich dir gedankt. Konnt' ich
Denn nicht allein es tragen? Mußte ſie
Das zweyte Opfer ſeyn? — Doch ſtill davon!
Ich will mit keinem Vorwurf dich beladen.
Was geht die Königinn *dich* an? Liebſt *du*
Die Königinn? Soll deine ſtrenge Tugend
Die kleinen Sorgen meiner Liebe fragen?
Verzeih mir — ich war ungerecht.

Marquis.

Du biſt's.
Doch — dieſes Vorwurfs wegen nicht. Verdient'
Ich Einen, dann verdient' ich alle — und
Dann würd' ich ſo nicht vor dir ſtehen.
(Er nimmt ſein Portefeuille heraus.)
Hier
Sind von den Briefen ein'ge wieder, die
Du in Verwahrung mir gegeben. Nimm
Sie zu dir.

Karlos.

(ſieht mit Verwunderung bald die Briefe, bald den Marquis an.)
Wie?

Marquis.

Ich gebe ſie dir wieder,
Weil ſie in deinen Händen ſich'rer jetzt
Seyn dürften als in meinen.

Karlos.

Was iſt das?

Der König las ſie alſo nicht? bekam
Sie gar nicht zu Geſichte?

Marquis.

Dieſe Briefe?

Karlos.

Du zeigteſt ihm nicht alle?

Marquis.

Wer ſagt dir,
Daß ich ihm Einen zeigte?

Karlos (äuſerſt erſtaunt.)

Iſt es möglich?
Graf Lerma.

Marquis.

Der hat dir geſagt? — Ja! Nun
Wird alles, alles offenbar! Wer konnte
Das auch vorausſehn? — Lerma alſo? — Nein,
Der Mann hat Lügen nie gelernt. Ganz recht,
Die andern Briefe liegen bey dem König.

Karlos.

(ſieht ihn lange mit ſprachloſem Erſtaunen an.)
Weßwegen bin ich aber hier?

Marquis.

Zur Vorſicht,
Wenn du vielleicht zum zweyten Mal verſucht
Seyn möchteſt, eine Eboli zu deiner
Vertrauten zu erwählen.

Karlos (wie aus einem Traume erwacht.)

Ha! Nun endlich!
Jetzt ſeh' ich — jetzt wird alles Licht —

Marquis (geht nach der Thüre.)

Wer kommt?

Zweyter Auftritt.

Herzog Alba. Die Vorigen.

Alba.

(nähert ſich ehrerbietig dem Prinzen, dem Marquis durch dieſen ganzen Auftritt den Rücken zuwendend.)

Prinz, Sie ſind frey. Der König ſchickt mich ab,
Es Ihnen anzukündigen.

(Karlos ſieht den Marquis verwundernd an. Alle ſchweigen ſtill.)

Zugleich
Schätz' ich mich glücklich, Prinz, der erſte ſeyn
Zu dürfen, der die Gnade hat —

Karlos.

(bemerkt beide mit äußerſter Verwunderung. Nach einer Pauſe zum Herzog.)

Ich werde
Gefangen eingeſetzt und frey erklärt,
Und ohne mir bewußt zu ſeyn, warum
Ich beides werde?

Alba.

Aus Verſehen, Prinz,

So viel ich weiß, zu welchem irgend ein
— Betrüger den Monarchen hingeriſſen.

Karlos.

Doch aber iſt es auf Befehl des Königs,
Daß ich mich hier befinde?

Alba.

Ja, durch ein
Verſehen Seiner Majeſtät.

Karlos.

Das thut
Mir wirklich leid — Doch wenn der König ſich
Verſieht, kommt es dem König zu, in eigner
Perſon den Fehler wieder zu verbeſſern.

(Er ſucht die Augen des Marquis, und beobachtet eine ſtolze Herabſetzung gegen den Herzog.)

Man nennt mich hier Don Philipps Sohn. Die Augen
Der Läſterung und Neugier ruhn auf mir.
Was Seine Majeſtät aus Pflicht gethan,
Will ich nicht ſcheinen ihrer Huld zu danken.
Sonſt bin ich auch bereit, vor dem Gerichte
Der Kortes mich zu ſtellen — Meinen Degen
Nehm' ich aus ſolcher Hand nicht an.

Alba.

Der König
Wird keinen Anſtand nehmen, Eurer Hoheit
Dieß billige Verlangen zu gewähren,
Wenn Sie vergönnen wollen, daß ich Sie
Zu ihm begleiten darf —

Karlos.

Ich bleibe hier,
Bis mich der König, oder ſein Madrid
Aus dieſem Kerker führen. Bringen Sie
Ihm dieſe Antwort.

(Alba entfernt ſich. Man ſieht ihn noch eine Zeit lang im Vorhofe verweilen und Befehle austheilen.)

Dritter Auftritt.

Karlos und Marquis von Poſa.

Karlos.

(nachdem der Herzog hinaus iſt, voll Erwartung und Erſtaunen zum Marquis.)

Was iſt aber das?
Erkläre mir's. Biſt du denn nicht Miniſter?

Marquis.

Ich bin's geweſen, wie du ſiehſt.

(Auf ihn zugehend, mit großer Bewegung.)

O Karl,
Es hat gewirkt. Es hat. Es iſt gelungen.
Jetzt iſt's gethan. Geprieſen ſey die Allmacht,
Die es gelingen ließ.

Karlos.

Gelingen? Was?
Ich faſſe deine Worte nicht.

Marquis (ergreift ſeine Hand.)

Du biſt

Gerettet, Karl — biſt frey — und ich —

(Er hält inne.)

Karlos.

Und du?

Marquis.

Und ich — ich drücke dich an meine Bruſt
Zum erſten Mal mit vollem, ganzem Rechte;
Ich hab' es ja mit allem, allem, was
Mir theuer iſt, erkauft — O Karl, wie ſüß,
Wie groß iſt dieſer Augenblick! Ich bin
Mit mir zufrieden.

Karlos.

Welche plötzliche
Veränderung in deinen Zügen? So
Hab' ich dich nie geſehen. Stolzer hebt
Sich deine Bruſt, und deine Blicke leuchten.

Marquis.

Wir müſſen Abſchied nehmen, Karl. Erſchrick nicht.
O ſey ein Mann. Was du auch hören wirſt,
Verſprich mir, Karl, nicht durch unbänd'gen Schmerz,
Unwürdig großer Seelen, dieſe Trennung
Mir zu erſchweren — Du verlierſt mich, Karl —
Auf viele Jahre — Thoren nennen es
Auf ewig.

(Karlos zieht ſeine Hand zurück, ſieht ihn ſtarr an und antwortet nichts.)

Sey ein Mann. Ich habe ſehr
Auf dich gerechnet, hab' es nicht vermieden,

Die bange Stunde mit dir auszuhalten,
Die man die letzte ſchrecklich nennt — Ja, ſoll
Ich dir's geſtehen, Karl? ich habe mich
Darauf gefreut — Komm, laß uns nieder ſitzen —
Ich fühle mich erſchöpft und matt.

(Er rückt nahe an Karlos, der noch immer in einer todten Erſtarrung iſt, und ſich unwillkührlich von ihm niederziehen läßt.)

Wo biſt du?
Du giebſt mir keine Antwort? — Ich will kurz ſeyn.
Den Tag nachher, als wir zum letztenmal
Bey den Karthäuſern uns geſehn, ließ mich
Der König zu ſich fordern. Den Erfolg
Weißt du, weiß ganz Madrid. Das weißt du nicht,
Daß dein Geheimniß ihm verrathen worden,
Daß Briefe, in der Königinn Schatulle
Gefunden, wider dich gezeugt, daß ich
Aus ſeinem eignen Munde dieß erfahren,
Und daß — ich ſein Vertrauter war.

(Er hält inne, Karlos Antwort zu erfahren: dieſer verharrt in ſeinem Stillſchweigen.)

Ja, Karl!
Mit meinen Lippen brach' ich meine Treue.
Ich ſelbſt regierte das Komplott, das dir
Den Untergang bereitete. Zu laut
Sprach ſchon die That. Dich frey zu ſprechen, war
Zu ſpät. Mich ſeiner Rache zu verſichern,
War alles, was mir übrig blieb — und ſo

Ward ich dein Feind, dir kräftiger zu dienen.
— Du hörſt mich nicht?

Karlos.

Ich höre. Weiter. Weiter.

Marquis.

Bis hierher bin ich ohne Schuld. Doch bald
Verrathen mich die ungewohnten Strahlen
Der neuen königlichen Gunſt. Der Ruf
Dringt bis zu dir, wie ich vorhergeſehn.
Doch ich, von falſcher Zärtlichkeit beſtochen,
Von ſtolzem Wahn geblendet, ohne Dich
Das Wageſtück zu enden, unterſchlage
Der Freundſchaft mein gefährliches Geheimniß.
Das war die große Uebereilung! Schwer
Hab' ich gefehlt. Ich weiß es. Raſerey
War meine Zuverſicht. Verzeih' — ſie war
Auf deiner Freundſchaft Ewigkeit gegründet.

(Hier ſchweigt er. Karlos geht aus ſeiner Verſteinerung in lebhafte Bewegungen über.)

Was ich befürchtete, geſchieht. Man läßt
Dich zittern vor erdichteten Gefahren.
Die Königinn in ihrem Blut — das Schrecken
Des wiederhallenden Pallaſtes — Lerma's
Unglückliche Dienſtfertigkeit — zuletzt
Mein unbegreifliches Verſtummen, alles
Beſtürmt dein überraſchtes Herz — du wankſt —
Giebſt mich verloren — Doch, zu edel ſelbſt,
An deines Freundes Redlichkeit zu zweifeln,

Schmückſt du mit Größe ſeinen Abfall aus,
Nun erſt wagſt du, ihn treulos zu behaupten,
Weil du noch treulos ihn verehren darfſt.
Verlaſſen von dem Einzigen wirfſt du
Der Fürſtinn Eboli dich in die Arme —
Unglücklicher! in eines Teufels Arme;
Denn dieſe war's, die dich verrieth.
(Karlos ſteht auf.)
Ich ſehe
Dich dahin eilen. Eine ſchlimme Ahnung
Fliegt durch mein Herz. Ich folge Dir. Zu ſpät.
Du liegſt zu ihren Füßen. Das Geſtändniß
Floh über deine Lippen ſchon. Für dich
Iſt keine Rettung mehr —

Karlos.

Nein! Nein! Sie war
Gerührt. Du irreſt dich. Gewiß war ſie
Gerührt.

Marquis.

Da wird es Nacht vor meinen Sinnen!
Nichts — Nichts — Kein Ausweg — Keine Hülfe — keine
Im ganzen Umkreis der Natur! Verzweiflung
Macht mich zur Furie, zum Thier — ich ſetze
Den Dolch auf eines Weibes Bruſt — Doch jetzt —
Jetzt fällt ein Sonnenſtrahl in meine Seele.
„Wenn ich den König irrte? Wenn es mir
Gelänge, ſelbſt der Schuldige zu ſcheinen?
Wahrſcheinlich oder nicht! — für ihn genug,

Scheinbar genug für König Philipp, weil
Es übel iſt! Es ſey! ich will es wagen.
Vielleicht ein Donner, der ſo unverhofft
Ihn trifft, macht den Tyrannen ſtutzen — und
Was will ich mehr? Er überlegt, und Karl
Hat Zeit gewonnen, nach Brabant zu flüchten.“

Karlos.

Und das — das hätteſt du gethan?

Marquis.

Ich ſchreibe
An Wilhelm von Oranien, daß ich
Die Königinn geliebt, daß mir's gelungen,
In dem Verdacht, der fälſchlich dich gedrückt,
Des Königs Argwohn zu entgehn — daß ich
Durch den Monarchen ſelbſt den Weg gefunden,
Der Königinn mich frey zu nah'n. Ich ſetze
Hinzu, daß ich entdeckt zu ſeyn beſorge,
Daß du, von meiner Leidenſchaft belehrt,
Zur Fürſtinn Eboli geeilt, vielleicht
Durch ihre Hand die Königinn zu warnen —
Daß ich dich hier gefangen nahm, und nun,
Weil alles doch verloren, Willens ſey,
Nach Brüſſel mich zu werfen — Dieſen Brief —

Karlos (fällt ihm erſchrocken ins Wort.)

Haſt du der Poſt doch nicht vertraut? Du weißt,
Daß alle Briefe nach Brabant und Flandern —

Marquis.

Dem König ausgeliefert werden — Wie

Die Sachen ſtehn, hat Taxis ſeine Pflicht
Bereits gethan.

Karlos.

Gott! So bin ich verloren!

Marquis.

Du? Warum du?

Karlos.

Unglücklicher, und du
Biſt mit verloren. Dieſen ungeheuern
Betrug kann dir mein Vater nicht vergeben.
Nein! den vergiebt er nimmermehr!

Marquis.

Betrug?
Du biſt zerſtreut. Beſinne dich. Wer ſagt ihm,
Daß es Betrug geweſen?

Karlos (ſieht ihm ſtarr in's Geſicht.)

Wer, fragſt du?
Ich ſelbſt.

(Er will fort.)

Marquis.

Du raſeſt; bleib zurück.

Karlos.

Weg! Weg!
Um Gottes willen. Halte mich nicht auf.
Indem ich hier verweile, dingt er ſchon
Die Mörder.

Marquis.

Deſto edler iſt die Zeit.
Wir haben uns noch viel zu ſagen.

Karlos.

Was?
Eh' er noch alles —

(K. will wieder fort. Der Marquis nimmt ihn beym Arme und ſieht ihn bedeutend an.)

Marquis.

Höre, Karlos — War
Ich auch ſo eilig, ſo gewiſſenhaft,
Da du für mich geblutet haſt — ein Knabe?

Karlos.

(bleibt gerührt und voll Verwunderung vor ihm ſtehen.)

O gute Vorſicht!

Marquis.

Rette dich für Flandern!
Das Königreich iſt dein Beruf. Für dich
Zu ſterben war der meinige.

Karlos.

(geht auf ihn zu und nimmt ihn bey der Hand voll der innigſten Empfindung.)

Nein! Nein!
Er wird — er kann nicht widerſtehn! So vieler
Erhabenheit nicht widerſtehn! — Ich will
Dich zu ihm führen. Arm in Arme wollen
Wir zu ihm gehen. Vater, will ich ſagen,
Das hat ein Freund für ſeinen Freund gethan.

Es wird ihn rühren. Glaube mir! er iſt
Nicht ohne Menſchlichkeit, mein Vater. Ja!
Gewiß es wird ihn rühren. Seine Augen werden
Von warmen Thränen übergehn, und dir
Und mir wird er verzeihn —

(Es geſchieht ein Schuß durch die Gitterthüre. Karlos ſpringt auf.)

Ha! Wem galt das?

Marquis.

Ich glaube — mir.

(Er ſinkt nieder.)

Karlos.

(fällt mit einem Schrey des Schmerzes neben ihm zu Boden.)

O himmliſche
Barmherzigkeit!

Marquis (mit brechender Stimme.)

Er iſt geſchwind — der König —
Ich hoffte — länger — Denk auf Deine Rettung —
Hörſt du? — auf deine Rettung — Deine Mutter
Weiß alles — ich kann nicht mehr —

(Karlos bleibt wie todt bey dem Leichnam liegen. Nach einiger Zeit tritt der König herein, von vielen Granden begleitet, und fährt bey dieſem Anblick betreten zurück. Eine allgemeine und tiefe Pauſe. Die Granden ſtellen ſich in einen halben Kreis um dieſe beiden, und ſehen wechſelsweiſe auf den König und ſeinen Sohn. Dieſer liegt noch ohne alle Zeichen des Lebens. — Der König betrachtet ihn mit nachdenkender Stille.)

Vierter Auftritt.

Der König. Karlos. Die Herzoge von Alba, Feria, und Medina Sidonia. Der Prinz von Parma. Graf Lerma. Domingo und viele Granden.

König (mit gütigem Ton.)

Deine Bitte
Hat Statt gefunden, mein Infant. Hier bin ich,
Ich ſelbſt, mit allen Großen meines Reichs,
Dir Freyheit anzukündigen.

(Karlos blickt auf und ſieht um ſich her, wie einer, der aus dem Traume erwacht. Seine Augen heften ſich bald auf den König, bald auf den Todten. Er antwortet nicht.)

Empfange
Dein Schwert zurück. Man hat zu raſch verfahren.

(Er nähert ſich ihm, reicht ihm die Hand und hilft ihm ſich aufrichten.)

Mein Sohn iſt nicht an ſeinem Platz. Steh auf.
Komm in die Arme Deines Vaters.

Karlos.

(empfängt ohne Bewußtſeyn die Arme des Königs — beſinnt ſich aber plötzlich, hält inne und ſieht ihn genauer an.)

Dein
Geruch iſt Mord. Ich kann dich nicht umarmen.

(Er ſtößt ihn zurück, alle Granden kommen in Bewegung.)

Nein! Steht nicht ſo betroffen da! Was hab'
Ich ungeheures denn gethan? Des Himmels
Geſalbten angetaſtet? Fürchtet nichts.

Ich lege keine Hand an ihn. Seht ihr
Das Brandmahl nicht an ſeiner Stirne? Gott
Hat ihn gezeichnet.

König (bricht ſchnell auf.)

Folgt mir, meine Granden.

Karlos.

Wohin? Nicht von der Stelle, Sire —

(Er hält ihn gewaltſam mit beiden Händen, und bekommt mit der einen das Schwert zu faſſen, das der König mitgebracht hat. Es fährt aus der Scheide.)

König.

Das Schwert
Gezückt auf Deinen Vater?

Alle anweſende Granden.

(ziehen die ihrigen.)

Königsmord!

Karlos.

(den König feſt an der einen Hand, das bloße Schwert in der andern.)

Steckt eure Schwerter ein. Was wollt ihr? Glaubt
Ihr, ich ſey raſend? Nein, ich bin nicht raſend.
Wär' ichs, ſo thatet *ihr* nicht gut, mich zu
Erinnern, daß auf meines Schwertes Spitze
Sein Leben ſchwebt. Ich bitte, haltet Euch
Entfernt. Verfaſſungen, wie meine, wollen
Geſchmeichelt ſeyn — drum bleibt zurück. Was ich
Mit dieſem König abzumachen habe,
Geht euern Lehneid nichts an. Seht nur

Wie ſeine Finger bluten! Seht ihn recht an!
Seht ihr? O ſeht auch hieher — Das hat er
Gethan, der große Künſtler!

König.

(zu den Granden, welche ſich beſorgt um ihn herum drängen wollen.)

Tretet alle
Zurück. Wovor erzittert ihr?— Sind wir
Nicht Sohn und Vater? Ich will doch erwarten,
Zu welcher Schandthat die Natur —

Karlos.

Natur?
Ich weiß von keiner. Mord iſt jetzt die Loſung.
Der Menſchheit Bande ſind entzwei. Du ſelbſt
Haſt ſie zerriſſen, Sire, in deinen Reichen.
Soll ich verehren was du höhnſt? — O ſeht!
Seht hieher! Es iſt noch kein Mord geſchehen
Als heute — Giebt es keinen Gott? Was? Dürfen
In ſeiner Schöpfung Könige ſo hauſen?
Ich frage, giebt es keinen Gott? So lange Mütter
Geboren haben, iſt nur Einer — Einer
So unverdient geſtorben — Weißt du auch,
Was du gethan haſt? Nein, er weiß es nicht,
Weiß nicht, daß er ein Leben hat geſtohlen
Aus dieſer Welt, das wichtiger und edler
Und theurer war, als er mit ſeinem ganzen
Jahrhundert.

König (mit gelindem Ton.)
Wenn ich allzuraſch geweſen,
Geziemt es dir, für den ich es geweſen,
Mich zur Verantwortung zu ziehen?

Karlos.
Wie?
Iſt's möglich? Sie errathen nicht wer mir
Der Todte war — O ſagt es ihm — helft ſeiner
Allwiſſenheit das ſchwere Räthſel löſen.
Der Todte war mein Freund — Und wollt ihr wiſſen,
Warum er ſtarb? Für mich iſt er geſtorben.

König.
Ha! meine Ahnung!

Karlos.
Blutender, vergieb,
Daß ich vor ſolchen Ohren es entweihe!
Doch dieſer große Menſchenkenner ſinke
Vor Scham dahin, daß ſeine graue Weisheit
Der Scharfſinn eines Jünglings überliſtet.
Ja, Sire! Wir waren Brüder! Brüder durch
Ein edler Band, als die Natur es ſchmiedet.
Sein ſchöner Lebenslauf war Liebe. Liebe
Für mich ſein großer, ſchöner Tod. Mein war er,
Als Sie mit ſeiner Achtung groß gethan,
Als ſeine ſcherzende Beredſamkeit
Mit Ihrem ſtolzen Rieſengeiſte ſpielte.
Ihn zu beherrſchen wähnten Sie — und waren
Ein folgſam Werkzeug ſeiner höhern Plane.

Daß ich gefangen bin, war ſeiner Freundſchaft
Durchdachtes Werk. Mich zu erretten, ſchrieb
Er an Oranien den Brief — O Gott!
Er war die erſte Lüge ſeines Lebens!
Mich zu erretten, warf er ſich dem Tod,
Den er erlitt, entgegen. Sie beſchenkten ihn
Mit Ihrer Gunſt — er ſtarb für mich. Ihr Herz
Und Ihre Freundſchaft drangen Sie ihm auf,
Ihr Zepter war das Spielwerk ſeiner Hände;
Er warf es hin, und ſtarb für mich!

(Der König ſteht ohne Bewegung, den Blick ſtarr auf den Boden geheftet. Alle Granden ſehen betreten und furchtſam auf ihn.)

Und war
Es möglich? Dieſer groben Lüge konnten
Sie Glauben ſchenken? Wie gering mußt' er
Sie ſchätzen, da er's unternahm, bey Ihnen
Mit dieſem plumpen Gaukelſpiel zu reichen!
Um ſeine Freundſchaft wagten Sie zu buhlen,
Und unterlagen dieſer leichten Probe!
O nein — nein, das war nichts für Sie. Das war
Kein Menſch für Sie! Das wußt' er ſelbſt recht gut,
Als er mit allen Kronen Sie verſtoßen.
Dieß feine Saitenſpiel zerbrach in Ihrer
Metallnen Hand. Sie konnten nichts, als ihn ermorden.

Alba.

(hat den König bis jetzt nicht aus den Augen gelaſſen, und mit ſichtbarer Unruhe die Bewegungen beobachtet, welche in ſeinem Geſichte arbeiten. Jetzt nähert er ſich ihm furchtſam.)

Sire — nicht dieſe Todtenſtille. Sehen
Sie um Sich. Reden Sie mit uns.

Karlos.

Sie waren
Ihm nicht gleichgültig. Seinen Antheil hatten
Sie längſt. Vielleicht! Er hätte Sie noch glücklich
Gemacht. Sein Herz war reich genug, Sie ſelbſt
Von ſeinem Ueberfluſſe zu vergnügen.
Die Splitter ſeines Geiſtes hätten Sie
Zum Gott gemacht. Sich ſelber haben Sie
Beſtohlen — Was werden
Sie bieten, eine Seele zu erſtatten,
Wie dieſe war?

(Ein tiefes Schweigen. Viele von den Granden ſehen weg oder verhüllen das Geſicht in ihren Mänteln.)

O die ihr hier verſammelt ſteht, und vor Entſetzen
Und vor Bewunderung verſtummt — verdammet
Den Jüngling nicht, der dieſe Sprache gegen
Den Vater und den König führt — Seht hieher!
Für mich iſt er geſtorben! Habt ihr Thränen?
Fließt Blut, nicht glühend Erz, in euren Adern?
Seht hieher und verdammt mich nicht.

(Er wendet ſich zum König mit mehr Faſſung und Gelaſſenheit.)

Vielleicht
Erwarten Sie, wie dieſe unnatürliche Geſchichte
Sich enden wird? — Hier iſt mein Schwert. Sie ſind
Mein König wieder. Denken Sie, daß ich
Vor Ihrer Rache zittre? Morden Sie

Mich

Mich auch, wie Sie den Edelſten gemordet.
Mein Leben iſt verwirkt. Ich weiß. Was iſt
Mir jetzt das Leben? Hier entſag' ich allem,
Was mich auf dieſer Welt erwartet. Suchen
Sie unter Fremdlingen Sich einen Sohn —
Da liegen meine Reiche —

(Er ſinkt an dem Leichnam nieder, und nimmt an dem folgenden keinen Antheil mehr. Man hört unterdeſſen von ferne ein verworrenes Getöſe von Stimmen und ein Gedräng vieler Menſchen. Um den König herum iſt eine tiefe Stille. Seine Augen durchlaufen den ganzen Kreis, aber niemand begegnet ſeinen Blicken.)

König.

Nun? Will niemand
Antworten? — Jeder Blick am Boden — jedes
Geſicht verhüllt! — Mein Urtheil iſt geſprochen.
In dieſen ſtummen Mienen leſ' ich es
Verkündigt. Meine Unterthanen haben mich
Gerichtet.

(Das vorige Stillſchweigen — Der Tumult kommt näher und wird lauter. Durch die umſtehenden Granden läuft ein Gemurmel, ſie geben ſich unter einander verlegene Winke; Graf Lerma ſtößt endlich leiſe den Herzog von Alba an.)

Lerma.

Wahrlich! Das iſt Sturm!

Alba (leiſe.)

Es fürcht' ich.

Lerma.

Man dringt herauf. Man kommt.

Fünfter Auftritt.

Ein Offizier von der Leibwache. Die Vorigen.

Offizier (dringend.)

Rebellion!

Wo iſt der König?

(Er arbeitet ſich durch die Menge, und dringt bis zum König.)

Ganz Madrid in Waffen!

Zu Tauſenden umringt der wüthende

Soldat, der Pöbel den Pallaſt. Prinz Karlos,

Verbreitet man, ſey in Verhaft genommen,

Sein Leben in Gefahr. Das Volk will ihn

Lebendig ſehen oder ganz Madrid

In Flammen aufgehn laſſen.

Alle Granden (in Bewegung.)

Rettet! Rettet

Den König!

Alba.

(zum König, der ruhig und unbeweglich ſteht.)

Flüchten Sie Sich, Sire — Es hat

Gefahr — Noch wiſſen wir nicht, wer

Den Pöbel waffnet —

König.

(erwacht aus ſeiner Betäubung, richtet ſich auf, und tritt mit Majeſtät unter ſie.)

Steht mein Thron noch?

Bin ich noch König dieſes Landes? — Nein.

Ich bin es nicht mehr. Dieſe Memmen weinen,

Von einem Knaben weich gemacht. Man wartet
Nur auf die Loſung, von mir abzufallen.
Ich bin verrathen von Rebellen.

Alba.

Sire,
Welch fürchterliche Phantaſie!

König.

Dorthin!
Dort werft Euch nieder! Vor dem blühenden,
Dem jungen König werft euch nieder — Ich
Bin nichts mehr — ein ohnmächt'ger Greis!

Alba.

Dahin
Iſt es gekommen! — Spanier!

(Alle drängen ſich um den König herum und knieen mit gezogenen Schwertern vor ihm nieder. Karlos bleibt allein und von allen verlaſſen bey dem Leichnam.)

König.

(reißt ſeinen Mantel ab und wirft ihn von ſich.)

Bekleidet
Ihn mit dem königlichen Schmuck — Auf meiner
Zertretnen Leiche tragt ihn —

(Er bleibt ohnmächtig in Alba's und Lerma's Armen.)

Lerma.

Hülfe! Gott!

Feria.

Gott! welcher Zufall!

Lerma.

Er iſt von ſich —

Alba.

(läßt den König in Lerma's und Feria's Händen.)

Bringen
Sie ihn zu Bette. Unterdeſſen geb' ich
Madrid den Frieden.

(Er geht ab. Der König wird weggetragen und alle Granden begleiten ihn.)

Sechſter Auftritt.

Karlos bleibt allein bey dem Leichnam zurück. Nach einigen Augenblicken erſcheint Ludwig Merkado, ſieht ſich ſchüchtern um, und ſteht eine Zeit lang ſtillſchweigend hinter dem Prinzen, der ihn nicht bemerkt.

Merkado.

Ich komme
Von Ihrer Majeſtät der Königinn.

(Karlos ſieht wieder weg und giebt ihm keine Antwort.)

Mein Name iſt Merkado — Ich bin Leibarzt
Bey Ihrer Majeſtät — und hier iſt meine
Beglaubigung.

(Er zeigt dem Prinzen einen Siegelring — Dieſer verharrt in ſeinem Stillſchweigen.)

Die Königinn wünſcht ſehr
Sie heute noch zu ſprechen — wichtige
Geſchäfte —

Karlos.

Wichtig iſt mir nichts mehr
Auf dieſer Welt.

Merkado.

Ein Auftrag, ſagte ſie,
Dem Marquis Poſa hinterlaſſen —

Karlos (ſteht ſchnell auf.)

Was?
Sogleich.

(Er will mit ihm gehen.)

Merkado.

Nein! Jetzt nicht, gnäd'ger Prinz. Sie müſſen
Die Nacht erwarten. Jeder Zugang iſt
Beſetzt und alle Wachen dort verdoppelt.
Unmöglich iſt es, dieſen Flügel des
Pallaſtes ungeſehen zu betreten.
Sie würden alles wagen —

Karlos.

Aber —

Merkado.

Nur
Ein Mittel, Prinz, iſt höchſtens noch vorhanden —
Die Königinn hat es erdacht. Sie legt
Es Ihnen vor — Doch es iſt kühn und ſeltſam
Und abenteuerlich.

Karlos.

Das iſt?

Merlado.

Schon längſt
Geht eine Sage, wie Sie wiſſen, daß
Um Mitternacht in den gewölbten Gängen
Der königlichen Burg, in Mönchsgeſtalt
Der abgeſchiedne Geiſt des Kaiſers wandle.
Der Pöbel glaubt an dieß Gerücht, die Wachen
Beziehen nur mit Schauer dieſen Poſten.
Wenn Sie entſchloſſen ſind, Sich dieſer
Verkleidung zu bedienen, können Sie
Durch alle Wachen frey und unverſichert
Bis zum Gemach der Königinn gelangen,
Das dieſer Schlüſſel öffnen wird. Vor jedem Angriff
Schützt Sie die heilige Geſtalt. Doch auf
Der Stelle, Prinz, muß Ihr Entſchluß gefaßt ſeyn.
Das nöth'ge Kleid, die Maske, finden Sie
In Ihrem Zimmer. Ich muß eilen, Ihrer Majeſtät
Antwort zu bringen.

Karlos.

Und die Zeit?

Merlado.

Die Zeit
Iſt zwölf Uhr.

Karlos.

Sagen Sie ihr, daß ſie mich
Erwarten könne.

(Merlado geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Karlos. Graf Lerma.

Lerma.

Retten Sie Sich, Prinz.
Der König wüthet gegen Sie. Ein Anſchlag
Auf Ihre Freyheit — wo nicht auf Ihr Leben.
Befragen Sie mich weiter nicht. Ich habe
Mich weggeſtohlen, Sie zu warnen. Fliehen
Sie ohne Aufſchub.

Karlos.

Ich bin in den Händen
Der Allmacht.

Lerma.

Wie die Königinn mich eben
Hat merken laſſen, ſollen Sie noch heute
Madrid verlaſſen und nach Brüſſel flüchten.
Verſchieben Sie es nicht, ja nicht! Der Aufruhr
Begünſtigt Ihre Flucht. In dieſer Abſicht
Hat ihn die Königinn veranlaßt. Jetzt
Wird man ſich nicht erkühnen, gegen Sie
Gewalt zu brauchen. Im Karthäuſerkloſter
Erwartet Sie die Poſt, und hier ſind Waffen,
Wenn Sie gezwungen ſollten ſeyn —
(Er giebt ihm einen Dolch und Terzerolen.)

Karlos.

Dank, Dank,
Graf Lerma!

Lerma.

Ihre heutige Geſchichte
Hat mich im Innerſten gerührt. So liebt
Kein Freund mehr! Alle Patrioten weinen
Um Sie. Mehr darf ich jetzt nicht ſagen.

Karlos.

Graf Lerma! Dieſer Abgeſchiedne nannte
Sie einen edlen Mann.

Lerma.

Noch einmal, Prinz!
Reiſen Sie glücklich. Schön're Zeiten werden kommen;
Dann aber werd' ich nicht mehr ſeyn. Empfangen
Sie meine Huldigung ſchon hier.

(Er läßt ſich auf ein Knie vor ihm nieder.)

Karlos.

(will ihn zurück halten. Sehr bewegt.)

Nicht alſo —
Nicht alſo, Graf — Sie rühren mich — Ich möchte
Nicht gerne weich ſeyn —

Lerma.

(küßt ſeine Hand mit Empfindung.)

König meiner Kinder!
O meine Kinder werden ſterben dürfen
Für Sie. Ich darf es nicht. Erinnern Sie Sich meiner
In meinen Kindern — Kehren Sie in Frieden
Nach Spanien zurücke. Seyen Sie
Ein Menſch auf König Philipps Thron. Sie haben
Auch Leiden kennen lernen. Unternehmen Sie

Nichts blut'ges gegen Ihren Vater! Ja
Nichts blutiges, mein Prinz! Philipp der zweyte
Zwang Ihren Aeltervater von dem Thron
Zu ſteigen — Dieſer Philipp zittert heute
Vor ſeinem eignen Sohn! Daran gedenken
Sie, Prinz — und ſo geleite Sie der Himmel!

(Er geht ſchnell weg. Karlos iſt im Begriff auf einem andern Wege fortzueilen, kehrt aber plötzlich um und wirft ſich vor dem Leichnam des Marquis nieder, den er noch einmal in ſeine Arme ſchließt. Dann verläßt er ſchnell das Zimmer.)

Vorzimmer des Königs.

Achter Auftritt.

Herzog von Alba und Herzog von Feria kommen im Geſpräch.

Alba.

Die Stadt iſt ruhig. Wie verließen Sie
Den König?

Feria.

In der fürchterlichſten Laune.
Er hat ſich eingeſchloſſen. Was ſich auch
Ereignen würde, keinen Menſchen will
Er vor ſich laſſen. Die Verrätherey
Des Marquis hat auf einmal ſeine ganze
Natur verändert. Wir erkennen ihn
Nicht mehr.

Alba.

Ich muß zu ihm. Ich kann ihn dießmal
Nicht ſchonen. Eine wichtige Entdeckung,
Die eben jetzt gemacht wird —

Feria.

Eine neue
Entdeckung?

Alba.

Ein Karthäuſermönch, der in
Des Prinzen Zimmer heimlich ſich geſtohlen,
Und mit verdächt'ger Wißbegier den Tod
Des Marquis Poſa ſich erzählen laſſen,
Fällt meinen Wachen auf. Man hält ihn an.
Man unterſucht. Die Angſt des Todes preßt
Ihm ein Geſtändniß aus, daß er Papiere
Von großem Werthe bey ſich trage, die
Ihm der Verſtorbne anbefohlen, in
Des Prinzen Hand zu übergeben — wenn
Er ſich vor Sonnenuntergang nicht mehr
Ihm zeigen würde.

Feria.

Nun?

Alba.

Die Briefe lauten,
Daß Karlos binnen Mitternacht und Morgen
Madrid verlaſſen ſoll.

Feria.

Was?

Alba.
Daß ein Schiff
In Cadix ſegelfertig liege, ihn
Nach Vliſſingen zu bringen — daß die Staaten
Der Niederlande ſeiner nur erwarten,
Die Span'ſche Ketten abzuwerfen.

Feria.
Ha!
Was iſt das?

Alba.
Andre Briefe melden,
Daß eine Flotte Solimans bereits
Von Rhodus ausgelaufen — den Monarchen
Von Spanien, laut des geſchloſſnen Bundes,
Im mittelländ'ſchen Meere anzugreifen.

Feria.
Iſt's möglich?

Alba.
Eben dieſe Briefe lehren
Die Reiſen mich verſtehn, die der Malteſer
Durch ganz Europa jüngſt gethan. Es galt
Nichts kleineres, als alle nord'ſchen Mächte
Für der Flamänder Freyheit zu bewaffnen.

Feria.
Das war er!

Alba.
Dieſen Briefen endlich folgt
Ein ausgeführter Plan des ganzen Krieges,

Der von der Span'ſchen Monarchie auf immer
Die Niederlande trennen ſoll. Nichts, nichts
Iſt überſehen, Kraft und Widerſtand
Berechnet, alle Quellen, alle Kräfte
Des Landes pünktlich angegeben, alle
Maximen, welche zu befolgen, alle
Bündniſſe, die zu ſchließen. Der Entwurf
Iſt teufliſch, aber warlich — göttlich.

Feria.

Welch undurchdringlicher Verräther!

Alba.

Noch
Beruft man ſich in dieſem Brief auf eine
Geheime Unterredung, die der Prinz
Am Abend ſeiner Flucht mit ſeiner Mutter
Zu Stande bringen ſollte.

Feria.

Wie? Das wäre
Ja heute.

Alba.

Dieſe Mitternacht. Auch hab' ich
Für dieſen Fall Befehle ſchon gegeben.
Sie ſehen, daß es dringt, kein Augenblick
Iſt zu verlieren -- Oeffnen Sie das Zimmer
Des Königs.

Feria.

Nein! Der Eintritt iſt verboten.

Alba.

So öffn' ich ſelbſt — Die wachſende Gefahr
Rechtfertigt dieſe Kühnheit —

(Wie er gegen die Thüre geht, wird ſie geöffnet, und der König tritt heraus.)

Feria.

Ha, Er ſelbſt!

Neunter Auftritt.

König zu den Vorigen.

Alle erſchrecken über ſeinen Anblick, weichen zurück und laſſen ihn ehrerbietig mitten durch. Er kommt in einem wachen Traume, wie eines Nachtwandlers. — Sein Anzug und ſeine Geſtalt zeigen noch die Unordnung, worein ihn die gehabte Ohnmacht verſetzt hat. Mit langſamen Schritten geht er an den anweſenden Granden vorbey, ſieht jeden ſtarr an, ohne einen einzigen wahrzunehmen. Endlich bleibt er gedankenvoll ſtehen, die Augen zur Erde geſenkt, bis ſeine Gemüthsbewegung nach und nach laut wird.

König.

Gieb dieſen Todten mir heraus. Ich muß
Ihn wieder haben.

Domingo (leiſe zum Herzog von Alba.)

Reden Sie ihn an.

König (wie oben.)

Er dachte klein von mir und ſtarb. Ich muß
Ihn wieder haben. Er muß anders von
Mir denken.

Alba (nähert ſich mit Furcht.)

Sire —

König.

Wer redet hier?

(Er ſieht lange im ganzen Kreis herum.)

Hat man
Vergeſſen wer ich bin? Warum nicht auf
Den Knieen vor mir, Kreatur? Noch bin
Ich König. Unterwerfung will ich ſehen.
Setzt alles mich hintan, weil Einer mich
Verachtet hat?

Alba.

Nichts mehr von ihm, mein König!
Ein neuer Feind, bedeutender als dieſer,
Steht auf im Herzen Ihres Reichs. —

Feria.

Prinz Karlos —

König.

Er hatte einen Freund, der in den Tod
Gegangen iſt für ihn — für ihn! Mit mir
Hätt' er ein Königreich getheilt! — Wie er
Auf mich herunter ſah! So ſtolz ſieht man
Von Thronen nicht herunter. War's nicht ſichtbar,
Wie viel er ſich mit der Erobrung wußte?
Was er verlor, geſtand ſein Schmerz. So wird
Um nichts vergängliches geweint — Daß er noch lebte!
Ich gäb' ein Indien dafür. Troſtloſe Allmacht,
Die nicht einmal in Gräber ihren Arm

Verlängern, eine kleine Uebereilung
Mit Menſchenleben nicht verbeſſern kann!
Die Todten ſtehen nicht mehr auf. Wer darf
Mir ſagen, daß ich glücklich bin? Im Grabe
Wohnt einer, der mir Achtung vorenthalten.
Was gehn die Lebenden mich an? Ein Geiſt,
Ein freyer Mann ſtand auf in dieſem ganzen
Jahrhundert — Einer — Er verachtet mich
Und ſtirbt.

Alba.

So lebten wir umſonſt! — Laßt uns
Zu Grabe gehen, Spanier. Auch noch
Im Tode raubt uns dieſer Menſch das Herz
Des Königs!

König.

(Er ſetzt ſich wieder, den Kopf auf den Arm geſtützt.)
Wär' er *mir* alſo geſtorben!
Ich hab' ihn lieb gehabt, ſehr lieb. Er war
Mir theuer wie ein Sohn. In dieſem Jüngling
Ging mir ein neuer, ſchön'rer Morgen auf.
Wer weiß, was ich ihm aufbehalten! Er
War meine erſte Liebe. Ganz Europa
Verfluche mich! Europa mag mir fluchen.
Von dieſem hab' ich Dank verdient.

Domingo.

Durch welche
Bezauberung —

König.

Und wem bracht' er dieß Opfer?
Dem Knaben meinem Sohne? Nimmermehr.
Ich glaub' es nicht. Für einen Knaben ſtirbt
Ein Poſa nicht. Der Freundſchaft arme Flamme
Füllt eines Poſa Herz nicht aus. Das ſchlug
Der ganzen Menſchheit. Seine Neigung war
Die Welt mit allen kommenden Geſchlechtern.
Sie zu vergnügen fand er einen Thron —
Und geht vorüber? Dieſen Hochverrath
An ſeiner Menſchheit ſollte Poſa ſich
Vergeben? Nein. Ich kenn' ihn beſſer. Nicht
Den Philipp opfert er dem Karlos, nur
Den alten Mann dem Jüngling ſeinem Schüler.
Des Vaters untergeh'nde Sonne lohnt
Das neue Tagwerk nicht mehr. Das verſpart man
Dem nahen Aufgang ſeines Sohns — O es iſt klar!
Auf meinen Hintritt wird gewartet.

Alba.

Leſen Sie
In dieſen Briefen die Bekräftigung.

König (ſteht auf.)

Er könnte ſich verrechnet haben. Noch,
Noch bin ich. Habe Dank, Natur. Ich fühle
In meinen Sehnen Jünglingskraft. Ich will
Ihn zum Gelächter machen. Seine Tugend
Sey eines Träumers Hirngeſpinſt geweſen.
Er ſey geſtorben als ein Thor. Sein Sturz

Erdrücke

Erdrücke ſeinen Freund und ſein Jahrhundert!
Laß ſehen, wie man mich entbehrt. Die Welt
Iſt noch auf einen Abend mein. Ich will
Ihn nützen dieſen Abend, daß nach mir
Kein Pflanzer mehr in zehen Menſchenaltern
Auf dieſer Brandſtatt ärnten ſoll. Er brachte
Der Menſchheit, ſeinem Götzen, mich zum Opfer;
Die Menſchheit büße mir für ihn! — Und jetzt —
Mit ſeiner Puppe fang' ich an.

(Zum Herzog von Alba.)

Was war's
Mit dem Infanten? Wiederholt es mir. Was lehren
Mich dieſe Briefe?

Alba.

Dieſe Briefe, Sire,
Enthalten die Verlaſſenſchaft des Marquis
Von Poſa an Prinz Karl.

König.

(durchläuft die Papiere, wobey er von allen Umſtehenden ſcharf beobachtet wird. Nachdem er eine Zeit lang geleſen, legt er ſie weg, und geht ſtillſchweigend durch das Zimmer.)

Man rufe mir
Den Inquiſiter Kardinal. Ich laß'
Ihn bitten, eine Stunde mir zu ſchenken.

(Einer von den Granden geht hinaus. Der König nimmt dieſe Papiere wieder, lieſt fort, und legt ſie abermals weg.)

In dieſer Nacht alſo?

Taxis.

Schlag zwey Uhr ſoll
Die Poſt vor dem Karthäuſerkloſter halten.

Alba.

Und Leute, die ich ausgeſendet, ſahen
Verſchiednes Reiſgeräthe, an dem Wappen
Der Krone kenntlich, nach dem Kloſter tragen.

Feria.

Auch ſollen große Summen auf den Namen
Der Königinn bey Mauriſchen Agenten
Betrieben worden ſeyn, in Brüſſel zu
Erheben.

König.

Wo verließ man den Infanten?

Alba.

Beym Leichnam des Maltheſers.

König.

Iſt noch Licht im Zimmer
Der Königinn?

Alba.

Dort iſt alles ſtill. Auch hat
Sie ihre Kammerfrauen zeitiger,
Als ſonſten zu geſchehen pflegt, entlaſſen.
Die Herzoginn von Arkos, die zuletzt
Aus ihrem Zimmer ging, verließ ſie ſchon
In tiefem Schlafe.

(Ein Offizier von der Leibwache tritt herein, zieht den Herzog von Feria auf die Seite und ſpricht leiſe mit ihm. Dieſer wendet ſich betreten zum Herzog von Alba, andre drängen ſich hinzu, und es entſteht ein Gemurmel.)

Feria, Taxis, Domingo (zugleich.)

Sonderbar!

König.

Was giebt es?

Feria.

Eine Nachricht, Sire, die kaum
Zu glauben iſt —

Domingo.

Zween Schweizer, die ſo eben
Von ihrem Poſten kommen, melden — Es
Iſt lächerlich es nachzuſagen.

König.

Nun?

Alba.

Daß in dem linken Flügel des Pallaſts
Der Geiſt des Kaiſers ſich erblicken laſſen,
Und mit beherztem, feierlichem Schritt an ihnen
Vorbey gegangen. Eben dieſe Nachricht
Bekräft'gen alle Wachen, die durch dieſen
Pavillon verbreitet ſtehn, und ſetzen
Hinzu, daß die Erſcheinung in den Zimmern
Der Königinn verſchwunden.

König.

Und in welcher
Geſtalt erſchien er?

Offizier.

In dem nämlichen
Gewand, das er zum letzten Mal in Juſti,
Als Hieronymitermönch getragen.

König.

Als Mönch? Und alſo haben ihn die Wachen
Im Leben noch gekannt? Denn woher wußten
Sie ſonſt, daß es der Kaiſer war?

Offizier.

Daß es
Der Kaiſer müſſe ſeyn, bewies das Zepter,
Das er in Händen trug.

Domingo.

Auch will man ihn
Schon öfters, wie die Sage geht, in dieſer
Geſtalt geſehen haben.

König.

Angeredet hat
Ihn niemand?

Offizier.

Niemand unterſtand ſich.
Die Wachen ſprachen ihr Gebet und ließen
Ihn ehrerbietig mitten durch.

König.

Und in den Zimmern
Der Königinn verlor ſich die Erſcheinung?

Offizier.

Im Vorgemach der Königinn.

(Allgemeines Stillſchweigen.)

König (wendet ſich ſchnell um.)
Wie ſagt ihr?

Alba.

Sire, wir ſind ſtumm.

König.

(nach einigem Beſinnen, zu dem Offizier.)
Laßt meine Garden unter
Die Waffen treten und jedweden Zugang
Zu dieſem Flügel ſperren. Ich bin lüſtern,
Ein Wort mit dieſem Geiſt zu reden.

(Der Offizier geht ab. Gleich darauf ein Page.)

Page.

Sire!
Der Inquiſitor Kardinal.

König (zu den Anweſenden.)
Verlaßt uns.

(Der Kardinal Großinquiſitor, ein Greis von neunzig Jahren und blind, auf einen Stab gelehnt und von zwey Dominikanern geführt. Wie er durch ihre Reihen geht, werfen ſich alle Granden vor ihm nieder und berühren den Saum ſeines Kleides. Er ertheilt ihnen den Segen. Alle entfernen ſich.)

Zehnter Auftritt.

Der König und der Großinquiſitor.

Ein langes Stillſchweigen.

Großinquiſitor.

Steh'
Ich vor dem König?

König.

Ja.

Großinquiſitor.

Ich war mir's nicht mehr
Vermuthend.

König.

Ich erneure einen Auftritt
Vergangner Jahre. Philipp der Infant
Holt Rath bey ſeinem Lehrer.

Großinquiſitor.

Rath bedurfte
Mein Zögling Karl, Ihr großer Vater, niemals.

König.

Um ſo viel glücklicher war er. Ich habe
Gemordet, Kardinal, und keine Ruhe —

Großinquiſitor.

Weßwegen haben Sie gemordet?

König.

Ein Betrug, der ohne Beyſpiel iſt —

Großinquiſitor.

Ich weiß ihn.

König.

Was wiſſet ihr? Durch wen? Seit wann?

Großinquiſitor.

Seit Jahren,
Was Sie ſeit Sonnenuntergang.

König (mit Befremdung.)

Ihr habt
Von dieſem Menſchen ſchon gewußt?

Großinquiſitor.

Sein Leben

Liegt angefangen und beſchloſſen in
Der Santa Caſa heiligen Regiſtern.

König.

Und er ging frey herum?

Großinquiſitor.

Das Seil, an dem
Er flatterte, war lang, doch unzerreißbar.

König.

Er war ſchon außer meines Reiches Gränzen.

Großinquiſitor.

Wo er ſein mochte, war ich auch.

König (geht unwillig auf und nieder.)

Man wußte,
In weſſen Hand ich war — Warum verſäumte man,
Mich zu erinnern?

Großinquiſitor.

Dieſe Frage geb' ich
Zurücke — Warum fragten Sie nicht an,
Da Sie in dieſes Menſchen Arm Sich warfen?
Sie kannten ihn! Ein Blick entlarvte Ihnen
Den Ketzer. — Was vermochte Sie, dieß Opfer
Dem heil'gen Amt zu unterſchlagen? Spielt
Man ſo mit uns? Wenn ſich die Majeſtät
Zur Hehlerinn erniedrigt — hinter unſerm Rücken
Mit unſern ſchlimmſten Feinden ſich verſteht,
Was wird mit uns? Darf Einer Gnade finden,

Mit welchem Rechte wurden hundert tauſend
Geopfert?

König.

Er iſt auch geopfert.

Großinquiſitor.

Nein!
Er iſt ermordet — ruhmlos! freventlich! — Das Blut,
Das unſrer Ehre glorreich fließen ſollte,
Hat eines Meuchelmörders Hand verſpritzt.
Der Menſch war unſer — Was befugte Sie,
Des Ordens heil'ge Güter anzutaſten?
Durch uns zu ſterben war er da. Ihn ſchenkte
Der Nothdurft dieſes Zeitenlaufes Gott,
In ſeines Geiſtes feierlicher Schändung
Die prahlende Vernunft zur Schau zu führen.
Das war mein überlegter Plan. Nun liegt
Sie hingeſtreckt, die Arbeit vieler Jahre!
Wir ſind beſtohlen, und Sie haben nichts
Als blut'ge Hände.

König.

Leidenſchaft riß mich
Dahin. Vergieb mir.

Großinquiſitor.

Leidenſchaft? — Antwortet
Mir Philipp der Infant? Bin ich allein
Zum alten Mann geworden? — Leidenſchaft!
(Mit unwilligem Kopfſchütteln.)
Gieb die Gewiſſen frey in deinen Reichen,
Wenn du in deinen Ketten gehſt.

König.

Ich bin
In dieſen Dingen noch ein Neuling. Habe
Geduld mit mir.

Großinquiſitor.

Nein! Ich bin nicht mit Ihnen
Zufrieden. — Ihren ganzen vorigen
Regentenlauf zu läſtern! Wo war damals
Der Philipp, deſſen feſte Seele wie
Der Angelſtern am Himmel unverändert
Und ewig um ſich ſelber treibt? War eine ganze
Vergangenheit verſunken hinter Ihnen?
War in dem Augenblick die Welt nicht mehr
Die nämliche, da Sie die Hand ihm boten?
Gift nicht mehr Gift? War zwiſchen Gut und Uebel
Und Wahr und Falſch die Scheidewand gefallen?
Was iſt ein Vorſatz? Was Beſtändigkeit,
Was Männertreue, wenn in einer lauen
Minute eine ſechzigjähr'ge Regel
Wie eines Weibes Laune ſchmilzt?

König.

Ich ſah in ſeine Augen — Halte mir
Den Rückfall in die Sterblichkeit zu gut.
Die Welt hat einen Zugang weniger
Zu deinem Herzen. Deine Augen ſind erloſchen.

Großinquiſitor.

Was ſollte Ihnen dieſer Menſch? Was konnte
Er neues Ihnen vorzuzeigen haben,

Worauf Sie nicht bereitet waren? Kennen
Sie Schwärmerſinn und Neuerung ſo wenig?
Der Weltverbeßrer prahleriſche Sprache
Klang Ihrem Ohr ſo ungewohnt? Wenn das
Gebäude Ihrer Ueberzeugung ſchon
Von Worten fällt — mit welcher Stirne, muß
Ich fragen, ſchrieben Sie das Bluturtheil
Der hundert tauſend ſchwachen Seelen, die
Den Holzſtoß für nichts ſchlimmeres beſtiegen?

König.

Mich lüſtete nach einem Menſchen. Dieſe
Domingo —

Großinquiſitor.

Wozu Menſchen? Menſchen ſind
Für Sie nur Zahlen, weiter nichts. Muß ich
Die Elemente der Monarchenkunſt
Mit meinem grauen Schüler überhören?
Der Erde Gott verlerne zu bedürfen,
Was ihm verweigert werden kann — Wenn Sie
Um Mitgefühle wimmern, haben Sie
Der Welt nicht Ihres gleichen zugeſtanden?
Und welche Rechte, möcht' ich wiſſen, haben
Sie aufzuweiſen über Ihres gleichen?

König (wirft ſich in den Seſſel.)

Ich bin ein kleiner Menſch, ich fühl's — Du foderſt
Von dem Geſchöpf, was nur der Schöpfer leiſtet.

Großinquiſitor.

Nein, Sire, Mich hintergeht man nicht. Sie ſind

Durchſchaut — Uns wollten Sie entfliehen.
Des Ordens ſchwere Ketten drücken Sie;
Sie wollten frey und einzig ſeyn.
(Er hält inne. Der König ſchweigt.)
Wir ſind gerochen — Danken Sie der Kirche,
Die ſich begnügt, als Mutter Sie zu ſtrafen.
Die Wahl, die man Sie blindlings treffen laſſen,
War Ihre Züchtigung. Sie ſind belehrt.
Jetzt kehren Sie zu uns zurück — Stünd' ich
Nicht jetzt vor Ihnen — beym lebend'gen Gott!
Sie wären morgen ſo vor mir geſtanden.

König.

Nicht dieſe Sprache! Mäßige dich, Prieſter!
Ich duld' es nicht. Ich kann in dieſem Ton
Nicht mit mir ſprechen hören.

Großinquiſitor.

Warum rufen Sie
Den Schatten Samuels herauf? — Ich gab
Zwey Könige dem Span'ſchen Thron, und hoffte
Ein feſt gegründet Werk zu hinterlaſſen.
Verloren ſeh ich meines Lebens Frucht,
Don Philipp ſelbſt erſchüttert mein Gebäude.
Und jetzo Sire — Wozu bin ich gerufen?
Was ſoll ich hier? — Ich bin nicht Willens, dieſen
Beſuch zu wiederholen.

König.

Eine Arbeit noch,
Die letzte — dann magſt du in Frieden ſcheiden.

Vorbey ſey das Vergangne, Friede ſey
Geſchloſſen zwiſchen uns — Wir ſind verſöhnt?

Großinquiſitor.

Wenn Philipp ſich in Demuth beugt.

König (nach einer Pauſe.)

Mein Sohn
Sinnt auf Empörung.

Großinquiſitor.

Was beſchließen Sie?

König.

Nichts — oder Alles.

Großinquiſitor.

Und was heißt hier Alles?

König.

Ich laß' ihn fliehen, wenn ich ihn
Nicht ſterben laſſen kann.

Großinquiſitor.

Nun Sire?

König.

Kannſt du mir einen neuen Glauben gründen,
Der eines Kindes blut'gen Mord vertheidigt?

Großinquiſitor.

Die ewige Gerechtigkeit zu ſühnen,
Starb an dem Holze Gottes Sohn.

König.

Du willſt
Durch ganz Europa dieſe Meinung pflanzen?

Großinquiſitor.

So weit, als man das Kreuz verehrt.

König.
Ich frevle
An der Natur — auch dieſe mächt'ge Stimme
Willſt du zum Schweigen bringen?
Großinquiſitor.
Vor dem Glauben
Gilt keine Stimme der Natur.
König.
Ich lege
Mein Richteramt in deine Hände — Kann
Ich ganz zurücke treten?
Großinquiſitor.
Geben Sie
Ihn mir.
König.
Es iſt mein einz'ger Sohn — Wem hab' ich
Geſammelt?
Großinquiſitor.
Der Verweſung lieber, als
Der Freyheit.
König (ſteht auf.)
Wir ſind einig. Kommt.
Großinquiſitor.
Wohin?
König.
Aus meiner Hand das Opfer zu empfangen.
(Er führt ihn hinweg.)

Zimmer der Königinn.

Letzter Auftritt.

Karlos. Die **Königinn.** Zuletzt der **König** mit Gefolge.

Karlos.

(in einem Mönchsgewand, eine Maſke vor dem Geſichte, die er eben jetzt abnimmt, unter dem Arme ein bloßes Schwert. Es iſt ganz finſter. Er nähert ſich einer Thüre, welche geöffnet wird. Die Königinn tritt heraus, im Nachtkleide, mit einem brennenden Licht. **Karlos** läßt ſich vor ihr auf ein Knie nieder.)

Eliſabeth!

Königinn.

(mit ſtiller Wehmuth auf ſeinem Anblick verweilend.)

So ſehen wir uns wieder?

Karlos.

So ſehen wir uns wieder!

(Stillſchweigen.)

Königinn (ſucht ſich zu faſſen.)

Stehn Sie auf. Wir wollen
Einander nicht erweichen, Karl. Nicht durch
Ohnmächt'ge Thränen will der große Todte
Gefeiert werden. Thränen mögen fließen
Für klein're Leiden! — Er hat ſich geopfert
Für Sie! Mit ſeinem theuern Leben
Hat er das Ihrige erkauft — Und dieſes Blut
Wär' einem Hirngeſpinſt gefloſſen? — Karlos!
Ich ſelber habe gut geſagt für Sie.
Auf meine Bürgſchaft ſchied er freudiger

Von hinnen. Werden Sie zur Lügnerinn
Mich machen?

Karlos (mit Begeiſterung.)

Einen Leichenſtein will ich
Ihm ſetzen, wie noch keinem Könige
Geworden — Ueber ſeiner Aſche blühe
Ein Paradies!

Königinn.

So hab' ich Sie gewollt!
Das war die große Meinung ſeines Todes!
Mich wählte er zu ſeines letzten Willens
Vollſtreckerinn. Ich mahne Sie. Ich werde
Auf die Erfüllung dieſes Eides halten.
— Und noch ein anderes Vermächtniß legte
Der Sterbende in meine Hand — Ich gab ihm
Mein Wort — und — warum ſoll ich es verſchweigen?
Er übergab mir ſeinen Karl — Ich trotze
Dem Schein — Ich will vor Menſchen nicht mehr zittern,
Will einmal kühn ſeyn wie ein Freund. Mein Herz
Soll reden. Tugend nannt' er unſre Liebe?
Ich glaub' es ihm, und will mein Herz nicht mehr —

Karlos.

Vollenden Sie nicht, Königinn — Ich habe
In einem langen ſchweren Traum gelegen.
Ich liebte — Jetzt bin ich erwacht. Vergeſſen
Sey das Vergangne! Hier ſind Ihre Briefe
Zurück. Vernichten Sie die meinen. Fürchten
Sie keine Wallung mehr von mir. Es iſt

Vorbey. Ein reiner Feuer hat mein Weſen
Geläutert. Meine Leidenſchaft wohnt in den Gräbern
Der Todten. Keine ſterbliche Begierde
Theilt dieſen Buſen mehr.
(Nach einem Stillſchweigen ihre Hand faſſend.)
Ich kam, um Abſchied
Zu nehmen — Mutter, endlich ſeh ich ein,
Es giebt ein höher, wünſchenswerther Gut,
Als dich beſitzen — Eine kurze Nacht
Hat meiner Jahre trägen Lauf beflügelt,
Frühzeitig mich zum Mann gereift. Ich habe
Für dieſes Leben keine Arbeit mehr,
Als die Erinnerung an ihn! Vorbey
Sind alle meine Ernten —
(Er nähert ſich der Königinn, welche das Geſicht verhüllt.)
Sagen Sie
Mir gar nichts, Mutter?

Königinn.

Kehren Sie Sich nicht
An meine Thränen, Karl — Ich kann nicht anders —
Doch glauben Sie mir, ich bewundre Sie.

Karlos.

Sie waren unſers Bundes einzige
Vertraute — Unter dieſem Namen werden
Sie auf der ganzen Welt das Theuerſte
Mir bleiben. Meine Freundſchaft kann ich Ihnen
So wenig, als noch geſtern meine Liebe
Verſchenken an ein andres Weib — Doch heilig

Sey mir die königliche Wittwe, führt
Die Vorſicht mich auf dieſen Thron.

(Der König, begleitet vom Großinquiſitor und ſeinen Granden, erſcheint im Hintergrunde, ohne bemerkt zu werden.)

Jetzt geh' ich
Aus Spanien, und ſehe meinen Vater
Nicht wieder — Nie in dieſem Leben wieder.
Ich ſchätz' ihn nicht mehr. Ausgeſtorben iſt
In meinem Buſen die Natur — Seyn Sie
Ihm wieder Gattinn. Er hat einen Sohn
Verloren. Treten Sie in Ihre Pflichten
Zurück — Ich eile, mein bedrängtes Volk
Zu retten von Tyrannenhand. Madrid
Sieht nur als König oder nie mich wieder.
Und jetzt zum letzten Lebewohl!

(Er küßt ſie.)

Königinn.

O Karl!
Was machen Sie aus mir? — Ich darf mich nicht
Empor zu dieſer Männergröße wagen;
Doch faſſen und bewundern kann ich Sie.

Karlos.

Bin ich nicht ſtark, Eliſabeth? Ich halte
In meinen Armen Sie und wanke nicht.
Von dieſer Stelle hätten mich noch geſtern
Des nahen Todes Schrecken nicht geriſſen.

(Er verläßt ſie.)

Das iſt vorbey. Jetzt trotz' ich jedem Schickſal

Der Sterblichkeit. Ich hielt Sie in den Armen
Und wankte nicht. — Still! Hörten Sie nicht etwas?
(Eine Uhr ſchlägt)

Königinn.

Nichts hör' ich, als die fürchterliche Glocke,
Die uns zur Trennung läutet.

Karlos.

Gute Nacht denn, Mutter.
Aus Gent empfangen Sie den erſten Brief
Von mir, der das Geheimniß unſers Umgangs
Laut machen ſoll. Ich gehe, mit Don Philipp
Jetzt einen öffentlichen Gang zu thun.
Von nun an, will ich, ſey nichts heimliches
Mehr unter uns. Sie brauchen nicht das Auge
Der Welt zu ſcheuen — Dieß hier ſey mein letzter
Betrug.

(Er will nach der Maſke greifen. Der König ſteht zwiſchen ihnen.)

König.

Es iſt dein letzter!
(Die Königinn fällt ohnmächtig nieder.)

Karlos.

(eilt auf ſie zu, und empfängt ſie mit den Armen)
Iſt ſie todt?
O Himmel und Erde!

König.

(kalt und ſtille zum Großinquiſiter)
Kardinal! ich habe
Das Meinige gethan. Thun Sie das Ihre.
(Er geht ab.)

Die
Jungfrau von Orleans.

Eine romantiſche Tragödie.

Perſonen.

Karl der Siebente, König von Frankreich.
Königinn Iſabeau, ſeine Mutter.
Agnes Sorel, ſeine Geliebte.
Philipp der Gute, Herzog von Burgund.
Graf Dünois, Baſtard von Orleans.
La Hire
Dü Chatel } Königliche Offiziere.
Erzbiſchoff von Rheims.
Chatillon, ein burgundiſcher Ritter.
Raoul, ein lothringiſcher Ritter.
Talbot, Feldherr der Engelländer.
Lionel
Faſtolf } Engliſche Anführer.
Montgomery ein Walliſer.
Rathsherren von Orleans.
Ein engliſcher Herold.
Thibaut d'Arc, ein reicher Landmann.
Margot
Louiſon
Johanna } ſeine Töchter.
Etienne
Claude Marie
Raimond } ihre Freier.
Bertrand, ein anderer Landmann.
Die Erſcheinung eines ſchwarzen Ritters.
Köhler und Köhlerweib.
Soldaten und Volk. Königliche Kronbediente, Biſchöffe, Mönche, Marſchälle, Magiſtratsperſonen, Hofleute und andre ſtumme Perſonen im Gefolge des Krönungszuges.

Prolog.

Eine ländliche Gegend. Vorn zur Rechten ein Heiligenbild in einer Kapelle; zur Linken eine hohe Eiche.

Erſter Auftritt.

Thibaut d'Arc. Seine drey Töchter. Drey junge Schäfer, ihre Freier.

Thibaut.

Ja liebe Nachbarn! Heute ſind wir noch
Franzoſen, freie Bürger noch und Herren
Des alten Bodens, den die Väter pflügten;
Wer weiß, wer morgen über uns befiehlt!
Denn aller Orten läßt der Engelländer
Sein ſieghaft Banner fliegen, ſeine Roſſe
Zerſtampfen Frankreichs blühende Gefilde.
Paris hat ihn als Sieger ſchon empfangen,
Und mit der alten Krone Dagoberts
Schmückt es den Sprößling eines fremden Stamms.
Der Enkel unſrer Könige muß irren
Enterbt und flüchtig durch ſein eignes Reich,

Und wider ihn im Heer der Feinde kämpft
Sein nächſter Vetter und ſein erſter Pair,
Ja ſeine Rabenmutter führt es an.
Rings brennen Dörfer, Städte. Näher ſtets
Und näher wälzt ſich der Verheerung Rauch
An dieſe Thäler, die noch friedlich ruhn.
— Drum liebe Nachbarn, hab ich mich mit Gott
Entſchloſſen, weil ichs heute noch vermag,
Die Töchter zu verſorgen; denn das Weib
Bedarf in Kriegesnöthen des Beſchützers,
Und treue Lieb' hilft alle Laſten heben.

(zu dem erſten Schäfer.)

— Kommt Etienne! Ihr werbt um meine Margot.
Die Aecker grenzen nachbarlich zuſammen,
Die Herzen ſtimmen überein — das ſtiftet
Ein gutes Ehband!

(zu dem zweiten.)

Claude Marie! Ihr ſchweigt,
Und meine Louiſon ſchlägt die Augen nieder?
Werd' ich zwey Herzen trennen, die ſich fanden,
Weil ihr nicht Schätze mir zu bieten habt?
Wer hat jetzt Schätze? Haus und Scheune ſind
Des nächſten Feindes oder Feuers Raub —
Die treue Bruſt des braven Manns allein
Iſt ein ſturmfeſtes Dach in dieſen Zeiten.

Louiſon.

Mein Vater!

Claude Marie.

Meine Louiſon!

Louiſon (Johanna umarmend.)

Liebe Schweſter!

Thibaut.

Ich gebe jeder dreißig Acker Landes
Und Stall und Hof und eine Heerde — Gott
Hat mich geſegnet und ſo ſegn' er euch!

Margot (Johanna umarmend.)

Erfreue unſern Vater. Nimm ein Beiſpiel!
Laß dieſen Tag drey frohe Bande ſchließen.

Thibaut.

Geht! Machet Anſtalt. Morgen iſt die Hochzeit,
Ich will, das ganze Dorf ſoll ſie mit feiern.

(Die zwey Paare gehen Arm in Arm geſchlungen ab.)

Zweiter Auftritt.

Thibaut. Raimond. Johanna.

Thibaut.

Jeannette, deine Schweſtern machen Hochzeit,
Ich ſeh ſie glücklich, ſie erfreun mein Alter,
Du, meine jüngſte, machſt mir Gram und Schmerz.

Raimond.

Was fällt euch ein! Was ſcheltet ihr die Tochter?

Thibaut.

Hier dieſer wackre Jüngling, dem ſich keiner
Vergleicht im ganzen Dorf, der Treflichſte,

Er hat dir ſeine Neigung zugewendet,
Und wirbt um dich, ſchon iſts der dritte Herbſt,
Mit ſtillem Wunſch, mit herzlichem Bemühn,
Du ſtößeſt ihn verſchloſſen, kalt, zurück,
Noch ſonſt ein andrer von den Hirten allen
Mag dir ein gütig Lächeln abgewinnen.
— Ich ſehe dich in Jugendfülle prangen,
Dein Lenz iſt da, es iſt die Zeit der Hoffnung,
Entfaltet iſt die Blume deines Leibes,
Doch ſtets vergebens harr' ich, daß die Blume
Der zarten Lieb' aus ihrer Knoſpe breche,
Und freudig reife zu der goldnen Frucht!
O das gefällt mir nimmermehr und deutet
Auf eine ſchwere Irrung der Natur!
Das Herz gefällt mir nicht, das ſtreng und kalt
Sich zuſchließt in den Jahren des Gefühls.

Raimond.

Laßt's gut ſeyn Vater Arc! Laßt ſie gewähren!
Die Liebe meiner trefflichen Johanna
Iſt eine edle zarte Himmelsfrucht,
Und ſtill allmählig reift das Köſtliche!
Jetzt liebt ſie noch, zu wohnen auf den Bergen,
Und von der freien Heide fürchtet ſie
Herabzuſteigen in das niedre Dach
Der Menſchen, wo die engen Sorgen wohnen.
Oft ſeh ich ihr aus tiefem Thal mit ſtillem
Erſtaunen zu, wenn ſie auf hoher Trift
In Mitte ihrer Heerde ragend ſteht,

Mit edelm Leibe, und den ernſten Blick
Herabſenkt auf der Erde kleine Länder,
Da ſcheint ſie mir was Höh'res zu bedeuten,
Und dünkt mir's oft, ſie ſtamm' aus andern Zeiten.

Thibaut.

Das iſt es, was mir nicht gefallen will!
Sie flieht der Schweſtern fröhliche Gemeinſchaft,
Die öden Berge ſucht ſie auf, verläßet
Ihr nächtlich Lager vor dem Hahnenruf,
Und in der Schreckensſtunde, wo der Menſch
Sich gern vertraulich an den Menſchen ſchließt,
Schleicht ſie, gleich dem einſiedleriſchen Vogel,
Heraus ins graulich düſtre Geiſterreich
Der Nacht, tritt auf den Kreuzweg hin und pflegt
Geheime Zwieſprach mit der Luft des Bergs.
Warum erwählt ſie immer dieſen Ort
Und treibt gerade hieher ihre Heerde?
Ich ſehe ſie zu ganzen Stunden ſinnend
Dort unter dem Druidenbaume ſitzen,
Den alle glückliche Geſchöpfe fliehn.
Denn nicht geheur iſts hier, ein böſes Weſen
Hat ſeinen Wohnſitz unter dieſem Baum
Schon ſeit der alten grauen Heidenzeit.
Die Aelteſten im Dorf erzählen ſich
Von dieſem Baume ſchauerhafte Mähren,
Seltſamer Stimmen wunderſamen Klang,
Vernimmt man oft aus ſeinen düſtern Zweigen.
Ich ſelbſt, als mich in ſpäter Dämmerung einſt

Der Weg an dieſem Baum vorüberführte,
Hab ein geſpenſtiſch Weib hier ſitzen ſehn.
Das ſtreckte mir aus weitgefaltetem
Gewande langſam eine dürre Hand
Entgegen, gleich als winkt' es, doch ich eilte
Fürbaß und Gott befahl ich meine Seele.

Raimond.

(auf das Heiligenbild in der Kapelle zeigend.)

Des Gnadenbildes ſegenreiche Näh,
Das hier des Himmels Frieden um ſich ſtreut,
Nicht Satans Werk führt eure Tochter her.

Thibaut.

O nein! nein! Nicht vergebens zeigt ſich's mir
In Träumen an und ängſtlichen Geſichten.
Zu dreien Mahlen hab' ich ſie geſehn
Zu Rheims auf unſrer Könige Stuhle ſitzen,
Ein funkelnd Diadem von ſieben Sternen
Auf ihrem Haupt, das Scepter in der Hand,
Aus dem drey weiße Lilien entſprangen,
Und ich, ihr Vater, ihre beiden Schweſtern
Und alle Fürſten, Grafen, Erzbiſchöfe,
Der König ſelber, neigten ſich vor ihr.
Wie kommt mir ſolcher Glanz in meine Hütte?
O das bedeutet einen tiefen Fall!
Sinnbildlich ſtellt mir dieſer Warnungstraum
Das eitle Trachten ihres Herzens dar.
Sie ſchämt ſich ihrer Niedrigkeit — weil Gott
Mit reicher Schönheit ihren Leib geſchmückt,

Mit hohen Wundergaben ſie geſegnet,
Vor allen Hirtenmädchen dieſes Thals,
So nährt ſie ſünd'gen Hochmuth in dem Herzen,
Und Hochmuth iſt's, wodurch die Engel fielen,
Woran der Höllengeiſt den Menſchen faßt.

Raimond.

Wer hegt beſcheidnern tugendlichern Sinn
Als eure fromme Tochter? Iſt ſie's nicht
Die ihren ältern Schweſtern freudig dient?
Sie iſt die Hochbegabteſte von allen,
Doch ſeht ihr ſie wie eine niedre Magd
Die ſchwerſten Pflichten ſtill gehorſam üben,
Und unter ihren Händen wunderbar
Gedeihen euch die Heerden und die Saaten;
Um alles was ſie ſchafft ergießet ſich
Ein unbegreiflich überſchwenglich Glück.

Thibaut.

Ja wohl! Ein unbegreiflich Glück — Mir kommt
Ein eigen Grauen an bei dieſem Seegen!
— Nichts mehr davon. Ich ſchweige. Ich will ſchweigen;
Soll ich mein eigen theures Kind anklagen?
Ich kann nichts thun als warnen, für ſie beten!
Doch warnen muß ich — Fliehe dieſen Baum,
Bleib nicht allein, und grabe keine Wurzeln
Um Mitternacht, bereite keine Tränke,
Und ſchreibe keine Zeichen in den Sand —
Leicht aufzuritzen iſt das Reich der Geiſter,
Sie liegen wartend unter dünner Decke,

Und leiſe hörend flüſtern ſie herauf.
Bleib nicht allein, denn in der Wüſte trat
Der Satansengel ſelbſt zum Herrn des Himmels.

Dritter Auftritt.

Bertrand tritt auf, einen Helm in der Hand. Thibaut. Raimond. Johanna.

Raimond.

Still! Da kommt Bertrand aus der Stadt zurück.
Sieh was er trägt!

Bertrand.

Ihr ſtaunt mich an, ihr ſeid
Verwundert ob des ſeltſamen Geräthes
In meiner Hand.

Thibaut.

Das ſind wir. Saget an.
Wie kamt ihr zu dem Helm, was bringt ihr uns
Das böſe Zeichen in die Friedensgegend?

(Johanna, welche in beiden vorigen Scenen ſtill und ohne Antheil auf der Seite geſtanden, wird aufmerkſam und tritt näher.)

Bertrand.

Kaum weiß ich ſelbſt zu ſagen, wie das Ding
Mir in die Hand gerieth. Ich hatte eiſernes
Geräth mir eingekauft zu Vaucouleurs,
Ein groſſes Drängen fand ich auf dem Markt,
Denn flücht'ges Volk war eben angelangt

Von Orleans mit böſer Kriegespoſt.
Im Aufruhr lief die ganze Stadt zuſammen,
Und als ich Bahn mir mache durchs Gewühl,
Da tritt ein braun Bohemerweib mich an
Mit dieſem Helm, faßt mich ins Auge ſcharf,
Und ſpricht: Geſell, ihr ſuchet einen Helm,
Ich weiß, ihr ſuchet einen. Da! Nehmt hin!
Um ein geringes ſteht er euch zu Kaufe.
— Geht zu den Lanzenknechten, ſagt' ich ihr,
Ich bin ein Landmann, brauche nicht des Helmes.
Sie aber ließ nicht ab und ſagte ferner:
Kein Menſch vermag zu ſagen, ob er nicht
Des Helmes braucht. Ein ſtählern Dach fürs Haupt
Iſt jetzo mehr werth als ein ſteinern Haus.
So trieb ſie mich durch alle Gaſſen, mir
Den Helm aufnöthigend, den ich nicht wollte.
Ich ſah den Helm, daß er ſo blank und ſchön
Und würdig eines ritterlichen Haupts,
Und da ich zweifelnd in der Hand ihn wog,
Des Abentheuers Seltſamkeit bedenkend,
Da war das Weib mir aus den Augen, ſchnell,
Hinweggeriſſen hatte ſie der Strom
Des Volkes, und der Helm blieb mir in Händen.

Johanna.

(raſch und begierig darnach greifend.)

Gebt mir den Helm!

Bertrand.

Was frommt euch dieß Geräthe?
Das iſt kein Schmuck für ein jungfräulich Haupt.

Johanna (entreißt ihm den Helm.)
Mein iſt der Helm und mir gehört er zu.

Thibaut.

Was fällt dem Mädchen ein?

Raimond.

Laßt ihr den Willen!
Wohl ziemt ihr dieſer kriegeriſche Schmuck,
Denn ihre Bruſt verſchließt ein männlich Herz.
Denkt nach, wie ſie den Tigerwolf bezwang,
Das grimmig wilde Thier, das unſre Heerden
Verwüſtete, den Schrecken aller Hirten.
Sie ganz allein, die löwenherz'ge Jungfrau,
Stritt mit dem Wolf und rang das Lamm ihm ab,
Das er im blut'gen Rachen ſchon davon trug.
Welch tapfres Haupt auch dieſer Helm bedeckt,
Er kann kein würdigeres zieren!

Thibaut (zu Bertrand.)

Sprecht!
Welch neues Kriegesunglück iſt geſchehn?
Was brachten jene Flüchtigen?

Bertrand.

Gott helfe
Dem König und erbarme ſich des Landes!
Geſchlagen ſind wir in zwey großen Schlachten,
Mitten in Frankreich ſteht der Feind, verloren
Sind alle Länder bis an die Loire —
Jetzt hat er ſeine ganze Macht zuſammen
Geführt, womit er Orleans belagert.

Thibaut.

Gott ſchütze den König!

Bertrand.

Unermeßliches
Geſchütz iſt aufgebracht von allen Enden,
Und wie der Bienen dunkelnde Geſchwader
Den Korb umſchwärmen in des Sommers Tagen,
Wie aus geſchwärzter Luft die Heuſchreckwolke
Herunter fällt und Meilenlang die Felder
Bedeckt in unabſehbarem Gewimmel,
So goß ſich eine Kriegeswelle aus
Von Völkern über Orleans Gefilde,
Und von der Sprachen unverſtändlichem
Gemiſch verworren dumpf erbraus't das Lager.
Denn auch der mächtige Burgund, der Länder-
Gewaltige hat ſeine Mannen alle
Herbeigeführt, die Lütticher, Luxemburger,
Die Hennegauer, die vom Lande Namur,
Und die das glückliche Brabant bewohnen,
Die üpp'gen Genter, die in Sammt und Seide
Stolzieren, die von Seeland, deren Städte
Sich reinlich aus dem Meeres-Waſſer heben,
Die Heerdenmelkenden Holländer, die
Von Utrecht, ja vom äußerſten Weſtfriesland,
Die nach dem Eispol ſchaun — Sie folgen alle
Dem Heerbann des gewaltig herrſchenden
Burgund und wollen Orleans bezwingen.

Thibaut.

O des unſelig jammervollen Zwiſts,
Der Frankreichs Waffen wider Frankreich wendet!

Bertrand.

Auch ſie, die alte Königinn, ſieht man,
Die ſtolze Iſabeau, die Baierfürſtinn,
In Stahl gekleidet durch das Lager reiten,
Mit gift'gen Stachelworten alle Völker
Zur Wuth aufregen wider ihren Sohn,
Den ſie in ihrem Mutterſchooß getragen!

Thibaut.

Fluch treffe ſie! Und möge Gott ſie einſt
Wie jene ſtolze Jeſabel verderben!

Bertrand.

Der fürchterliche Salsbury, der Mauren-
zertrümmerer, führt die Belagrung an,
Mit ihm des Löwen Bruder Lionel,
Und Talbot, der mit mörderiſchem Schwert
Die Völker niedermähet in den Schlachten.
In frechem Muthe haben ſie geſchworen,
Der Schmach zu weihen alle Jungfrauen,
Und was das Schwert geführt, dem Schwert zu opfern.
Vier hohe Warten haben ſie erbaut,
Die Stadt zu überragen; oben ſpäht
Graf Salsbury mit mordbegier'gem Blick,
Und zählt den ſchnellen Wandrer auf den Gaſſen.
Viel tauſend Kugeln ſchon von Centners Laſt
Sind in die Stadt geſchleudert, Kirchen liegen

Zertrümmert, und der königliche Thurm
Von Notre Dame beugt ſein erhabnes Haupt.
Auch Pulvergänge haben ſie gegraben
Und über einem Höllenreiche ſteht
Die bange Stadt, gewärtig jede Stunde,
Daß es mit Donners Krachen ſich entzünde.

(Johanna horcht mit geſpannter Aufmerkſamkeit und ſetzt ſich den Helm auf.)

Thibaut.

Wo aber waren denn die tapfern Degen
Saintrailles, La Hire und Frankreichs Bruſtwehr,
Der Heldenmüth'ge Baſtard, daß der Feind
So allgewaltig reiſſend vorwärts drang?
Wo iſt der König ſelbſt, und ſieht er müſſig
Des Reiches Noth und ſeiner Städte Fall?

Bertrand.

Zu Chinon hält der König ſeinen Hof,
Es fehlt an Volk, er kann das Feld nicht halten.
Was nützt der Führer Muth, der Helden Arm,
Wenn bleiche Furcht die Heere lähmt?
Ein Schrecken, wie von Gott herab geſandt,
Hat auch die Bruſt der Tapferſten ergriffen.
Umſonſt erſchallt der Fürſten Aufgebot.
Wie ſich die Schaafe bang zuſammen drängen,
Wenn ſich des Wolfes Heulen hören läßt,
So ſucht der Franke, ſeines alten Ruhms
Vergeſſend, nur die Sicherheit der Burgen.
Ein einz'ger Ritter nur, hört' ich erzählen,

Hab' eine ſchwache Mannſchaft aufgebracht,
Und zieh' dem König zu mit ſechszehn Fahnen.

Johanna (ſchnell.)

Wie heißt der Ritter?

Bertrand.

Baudricour. Doch ſchwerlich
Möcht' er des Feindes Kundſchaft hintergehn,
Der mit zwey Heeren ſeinen Ferſen folgt.

Johanna.

Wo hält der Ritter? Sagt mirs, wenn ihrs wiſſet.

Bertrand.

Er ſteht kaum eine Tagereiſe weit
Von Vaucouleurs.

Thibaut (zu Johanna.)

Was kümmerts dich! Du fragſt
Nach Dingen, Mädchen, die dir nicht geziemen.

Bertrand.

Weil nun der Feind ſo mächtig und kein Schutz
Vom König mehr zu hoffen, haben ſie
Zu Vaucouleurs einmüthig den Beſchluß
Gefaßt, ſich dem Burgund zu übergeben.
So tragen wir nicht fremdes Joch und bleiben
Beim alten Königsſtamme — ja vielleicht
Zur alten Krone fallen wir zurück,
Wenn einſt Burgund und Frankreich ſich verſöhnen.

Johanna (in Begeiſterung.)

Nichts von Verträgen! Nichts von Uebergabe!
Der Retter naht, er rüſtet ſich zum Kampf.

Vor Orleans ſoll das Glück des Feindes ſcheitern,
Sein Maaß iſt voll, er iſt zur Aernte reif.
Mit ihrer Sichel wird die Jungfrau kommen,
Und ſeines Stolzes Saaten niedermähn,
Herab vom Himmel reißt ſie ſeinen Ruhm,
Den er hoch an den Sternen aufgehangen.
Verzagt nicht! Fliehet nicht! Denn eh der Rocken
Gelb wird, eh ſich die Mondesſcheibe füllt,
Wird kein engländiſch Roß mehr aus den Wellen
Der prächtig ſtrömenden Loire trinken.

Bertrand.

Ach! Es geſchehen keine Wunder mehr!

Johanna.

Es geſchehn noch Wunder — Eine weiße Taube
Wird fliegen und mit Adlerskühnheit dieſe Geier
Anfallen, die das Vaterland zerreißen.
Darnieder kämpfen wird ſie dieſen ſtolzen
Burgund, den Reichsverräther, dieſen Talbot
Den himmelſtürmend hunderthändigen,
Und dieſen Salsbury, den Tempelſchänder,
Und dieſe frechen Inſelwohner alle
Wie eine Heerde Lämmer vor ſich jagen.
Der Herr wird mit ihr ſeyn, der Schlachten Gott.
Sein zitterndes Geſchöpf wird er erwählen,
Durch eine zarte Jungfrau wird er ſich
Verherrlichen, denn er iſt der Allmächt'ge!

Thibaut.

Was für ein Geiſt ergreift die Dirn?

Raimond.

Es iſt
Der Helm, der ſie ſo kriegeriſch beſeelt.
Seht eure Tochter an. Ihr Auge blitzt,
Und glühend Feuer ſprühen ihre Wangen!

Johanna.

Dieß Reich ſoll fallen? Dieſes Land des Ruhms,
Das ſchönſte, das die ew'ge Sonne ſieht
In ihrem Lauf, das Paradies der Länder,
Das Gott liebt, wie den Apfel ſeines Auges,
Die Feſſeln tragen eines fremden Volks!
— Hier ſcheiterte der Heiden Macht. Hier war
Das erſte Kreuz, das Gnadenbild erhöht,
Hier ruht der Staub des heil'gen Ludewig,
Von hier aus ward Jeruſalem erobert.

Bertrand (erſtaunt.)

Hört ihre Rede! Woher ſchöpfte ſie
Die hohe Offenbarung — Vater Arc!
Euch gab Gott eine wundervolle Tochter!

Johanna.

Wir ſollen keine eigne Könige
Mehr haben, keinen eingebohrnen Herrn —
Der König, der nie ſtirbt, ſoll aus der Welt
Verſchwinden — der den heil'gen Pflug beſchützt,
Der die Trifft beſchützt und fruchtbar macht die Erde,
Der die Leibeignen in die Freiheit führt,
Der die Städte freudig ſtellt um ſeinen Thron —
Der dem Schwachen beiſteht und den Böſen ſchreckt,

Der den Neid nicht kennet, denn er iſt der Größte,
Der ein Menſch iſt und ein Engel der Erbarmung
Auf der feindſel'gen Erde. — Denn der Thron
Der Könige, der von Golde ſchimmert, iſt
Das Obdach der Verlaſſenen — hier ſteht
Die Macht und die Barmherzigkeit — es zittert
Der Schuldige, vertrauend naht ſich der Gerechte,
Und ſcherzet mit den Löwen um den Thron!
Der fremde König, der von auſſen kommt,
Dem keines Ahnherrn heilige Gebeine
In dieſem Lande ruhn, kann er es lieben?
Der nicht jung war mit unſern Jünglingen,
Dem unſre Worte nicht zum Herzen tönen,
Kann er ein Vater ſeyn zu ſeinen Söhnen?

Thibaut.

Gott ſchütze Frankreich und den König! Wir
Sind friedliche Landleute, wiſſen nicht
Das Schwert zu führen, noch das kriegeriſche Roß
Zu tummeln. — Laßt uns ſtill gehorchend harren,
Wen uns der Sieg zum König geben wird.
Das Glück der Schlachten iſt das Urtheil Gottes,
Und unſer Herr iſt, wer die heil'ge Oelung
Empfängt und ſich die Kron' aufſetzt zu Rheims.
— Kommt an die Arbeit! Kommt! Und denke jeder
Nur an das Nächſte! Laſſen wir die Großen,
Der Erde Fürſten um die Erde looſen,
Wir können ruhig die Zerſtörung ſchauen,
Denn ſturmfeſt ſteht der Boden, den wir bauen.

Die Flamme brenne unſre Dörfer nieder,
Die Saat zerſtampfe ihrer Roſſe Tritt,
Der neue Lenz bringt neue Saaten mit,
Und ſchnell erſtehn die leichten Hütten wieder!
(Alle auſſer der Jungfrau gehen ab.)

Vierter Auftritt.

Johanna (allein.)

Lebt wohl ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich ſtillen Thäler lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln
Johanna ſagt euch ewig Lebewohl.
Ihr Wieſen, die ich wäſſerte! Ihr Bäume,
Die ich gepflanzet, grünet fröhlich fort!
Lebt wohl ihr Grotten und ihr kühlen Brunnen!
Du Echo, holde Stimme dieſes Thals,
Die oft mir Antwort gab auf meine Lieder,
Johanna geht und nimmer kehrt ſie wieder!

Ihr Plätze alle meiner ſtillen Freuden
Euch laß ich hinter mir auf immerdar!
Zerſtreuet euch ihr Lämmer auf der Heiden,
Ihr ſeid jetzt eine hirtenloſe Schaar,
Denn eine andre Heerde muß ich weiden,
Dort auf dem blut'gen Felde der Gefahr.
So iſt des Geiſtes Ruf an mich ergangen,
Mich treibt nicht eitles, irdiſches Verlangen.

Denn der zu Moſen auf des Horebs Höhen
Im feur'gen Buſch ſich flammend niederließ,
Und ihm befahl, vor Pharao zu ſtehen,
Der einſt den frommen Knaben Iſai's,
Den Hirten, ſich zum Streiter auserſehen,
Der ſtets den Hirten gnädig ſich bewies,
Er ſprach zu mir aus dieſes Baumes Zweigen:
„Geh hin! Du ſollſt auf Erden für mich zeugen.

In rauhes Erz ſollſt du die Glieder ſchnüren,
Mit Stahl bedecken deine zarte Bruſt,
Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren
Mit ſünd'gen Flammen eitler Erdenluſt,
Nie wird der Brautkranz deine Locke zieren,
Dir blüht kein lieblich Kind an deiner Bruſt,
Doch werd' ich dich mit kriegeriſchen Ehren,
Vor allen Erdenfrauen dich verklären.

Denn wenn im Kampf die Muthigſten verzagen,
Wenn Frankreichs leztes Schickſal nun ſich naht,
Dann wirſt du meine Oriflamme tragen
Und wie die raſche Schnitterinn die Saat,
Den ſtolzen Ueberwinder niederſchlagen,
Umwälzen wirſt du ſeines Glückes Rad,
Errettung bringen Frankreichs Heldenſöhnen,
Und Rheims befreyn und deinen König krönen!“

Ein Zeichen hat der Himmel mir verheiſſen,
Er ſendet mir den Helm, er kommt von ihm,
Mit Götterkraft berühret mich ſein Eiſen,
Und mich durchflammt der Muth der Cherubim,
In's Kriegsgewühl hinein will es mich reißen,
Es treibt mich fort mit Sturmes Ungeſtüm,
Den Feldruf hör' ich mächtig zu mir dringen,
Das Schlachtroß ſteigt und die Trompeten klingen.

(ſie geht ab.)

Erſter Aufzug.

Hoflager König Karls zu Chinon.

Erſter Auftritt.

Dunois und Du Chatel.

Dunois.

Nein, ich ertrag' es länger nicht. Ich ſage
Mich los von dieſem König, der unrühmlich
Sich ſelbſt verläßt. Mir blutet in der Bruſt
Das tapfre Herz und glüh'nde Thränen möcht' ich weinen,
Daß Räuber in das königliche Frankreich
Sich theilen mit dem Schwert, die edeln Städte,
Die mit der Monarchie gealtert ſind,
Dem Feind die roſt'gen Schlüſſel überliefern,
Indeß wir hier in thatenloſer Ruh
Die köſtlich edle Rettungszeit verſchwenden.
— Ich höre Orleans bedroht, ich fliege
Herbei aus der entlegnen Normandie,
Den König denk' ich kriegeriſch gerüſtet
An ſeines Heeres Spitze ſchon zu finden,

Und find' ihn — hier! umringt von Gaukelſpielern
Und Troubadours, ſpitzfind'ge Räthſel löſend
Und der Sorel galante Feſte gebend,
Als waltete im Reich der tiefſte Friede!
— Der Konnetable geht, er kann den Greul
Nicht länger anſehn. — Ich verlaß ihn auch,
Und übergeb' ihn ſeinem böſen Schickſal.

Du Chatel.

Da kommt der König!

Zweiter Auftritt.

König Karl zu den Vorigen.

Karl.

Der Konnetable ſchickt ſein Schwert zurück,
Und ſagt den Dienſt mir auf. — In Gottes Nahmen!
So ſind wir eines mürr'ſchen Mannes los,
Der unverträglich uns nur meiſtern wollte.

Dunois.

Ein Mann iſt viel werth in ſo theurer Zeit,
Ich möcht' ihn nicht mit leichtem Sinn verlieren.

Karl.

Das ſagſt du nur aus Luſt des Widerſpruchs,
So lang er da war, warſt du nie ſein Freund,

Dunois.

Er war ein ſtolz verdrießlich ſchwerer Narr,
Und wußte nie zu enden — dießmal aber

Weiß er's. Er weiß zu rechter Zeit zu gehn,
Wo keine Ehre mehr zu hohlen iſt.

Karl.

Du biſt in deiner angenehmen Laune,
Ich will dich nicht drinn ſtören. — Du Chatel!
Es ſind Geſandte da vom alten König
René', belobte Meiſter im Geſang,
Und weit berühmt. — Man muß ſie wohl bewirthen,
Und jedem eine goldne Kette reichen.

(zum Baſtard.)

Worüber lachſt du?

Dunois.

Daß du goldne Ketten
Aus deinem Munde ſchüttelſt.

Du Chatel.

Sire! Es iſt
Kein Geld in deinem Schatze mehr vorhanden.

Karl.

So ſchaffe welches. — Edle Sänger dürfen
Nicht ungeehrt von meinem Hofe ziehn.
Sie machen uns den dürren Scepter blühn,
Sie flechten den unſterblich grünen Zweig
Des Lebens in die unfruchtbare Krone,
Sie ſtellen herrſchend ſich den Herrſchern gleich,
Aus leichten Wünſchen bauen ſie ſich Throne,
Und nicht im Raume liegt ihr harmlos Reich,
Drum ſoll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menſchheit Höhen!

Du Chatel.

Mein königlicher Herr! Ich hab' dein Ohr
Verſchont, ſo lang noch Rath und Hülfe war,
Doch endlich löst die Nothdurft mir die Zunge.
— Du haſt nichts mehr zu ſchenken, ach! du haſt
Nicht mehr, wovon du morgen könnteſt leben!
Die hohe Flut des Reichthums iſt zerfloſſen,
Und tiefe Ebbe iſt in deinem Schatz.
Den Truppen iſt der Sold noch nicht bezahlt,
Sie drohen murrend abzuziehn. — Kaum weiß
Ich Rath, dein eignes königliches Haus
Nothdürftig nur, nicht fürſtlich, zu erhalten.

Karl.

Verpfände meine königlichen Zölle,
Und laß dir Geld darleihn von den Lombarden.

Du Chatel.

Sire, deine Kroneinkünfte, deine Zölle
Sind auf drei Jahre ſchon voraus verpfändet.

Dunois.

Und unterdeß geht Pfand und Land verlorn.

Karl.

Uns bleiben noch viel reiche ſchöne Länder

Dunois.

So lang es Gott gefällt und Talbots Schwert!
Wenn Orleans genommen iſt, magſt du
Mit deinem König René Schaafe hüten.

Karl.

Stets übſt du deinen Witz an dieſem König,

Doch iſt es dieſer länderloſe Fürſt,
Der eben heut mich königlich beſchenkte.

Dunois.

Nur nicht mit ſeiner Krone von Neapel,
Um Gottes willen nicht! Denn die iſt feil,
Hab' ich gehört, ſeitdem er Schaafe weidet.

Karl.

Das iſt ein Scherz, ein heitres Spiel, ein Feſt,
Das er ſich ſelbſt und ſeinem Herzen giebt,
Sich eine ſchuldlos reine Welt zu gründen,
In dieſer rauh barbar'ſchen Wirklichkeit.
Doch was er großes, königliches will —
Er will die alten Zeiten wieder bringen,
Wo zarte Minne herrſchte, wo die Liebe
Der Ritter große Heldenherzen hob,
Und edle Frauen zu Gerichte ſaßen,
Mit zartem Sinne alles Feine ſchlichtend.
In jenen Zeiten wohnt der heitre Greis,
Und wie ſie noch in alten Liedern leben,
So will er ſie, wie eine Himmelſtadt
In goldnen Wolken, auf die Erde ſetzen —
Gegründet hat er einen Liebeshof,
Wohin die edlen Ritter ſollen wallen,
Wo keuſche Frauen herrlich ſollen thronen,
Wo reine Minne wiederkehren ſoll,
Und mich hat er erwählt zum Fürſt der Liebe.

Dunois.

Ich bin ſo ſehr nicht aus der Art geſchlagen,

Daß ich der Liebe Herrſchaft ſollte ſchmähn.
Ich nenne mich nach ihr, ich bin ihr Sohn,
Und all mein Erbe liegt in ihrem Reich.
Mein Vater war der Prinz von Orleans,
Ihm war kein weiblich Herz unüberwindlich,
Doch auch kein feindlich Schloß war ihm zu feſt.
Willſt du der Liebe Fürſt dich würdig nennen,
So ſei der Tapfern Tapferſter! — Wie ich
Aus jenen alten Büchern mir geleſen,
War Liebe ſtets mit hoher Ritterthat
Gepaart und Helden, hat man mich gelehrt,
Nicht Schäfer ſaßen an der Tafelrunde.
Wer nicht die Schönheit tapfer kann beſchützen,
Verdient nicht ihren goldnen Preiß. — Hier iſt
Der Fechtplatz! Kämpf' um deiner Väter Krone!
Vertheidige mit ritterlichem Schwert
Dein Eigenthum und edler Frauen Ehre —
Und haſt du dir aus Strömen Feindesbluts
Die angeſtammte Krone kühn erobert,
Dann iſt es Zeit und ſteht dir fürſtlich an,
Dich mit der Liebe Myrten zu bekrönen.

Karl.

(zu einem Edelknecht, der hereintritt.)

Was giebt's?

Edelknecht.

Rathsherrn von Orleans ſtehn um Gehör.

Karl.

Führ ſie herein.

(Edelknecht geht ab.)

Sie werden Hülfe fodern,
Was kann ich thun, der ſelber hülflos iſt!

Dritter Auftritt.

Drey Rathsherren zu den Vorigen.

Karl.

Willkommen meine vielgetreuen Bürger
Aus Orleans! Wie ſteht's um meine gute Stadt?
Fährt ſie noch fort mit dem gewohnten Muth
Dem Feind zu widerſtehn, der ſie belagert?

Rathsherr.

Ach Sire! Es drängt die höchſte Noth, und ſtündlich wachſend
Schwillt das Verderben an die Stadt heran.
Die äußern Werke ſind zerſtört, der Feind
Gewinnt mit jedem Sturme neuen Boden.
Entblößt ſind von Vertheidigern die Mauern,
Denn raſtlos fechtend fällt die Mannſchaft aus,
Doch wen'ge ſehn die Heimatpforte wieder,
Und auch des Hungers Plage droht der Stadt.
Drum hat der edle Graf von Rochepierre,
Der drinn befiehlt, in dieſer höchſten Noth
Vertragen mit dem Feind, nach altem Brauch,
Sich zu ergeben auf den zwölften Tag,
Wenn binnen dieſer Zeit kein Heer im Feld
Erſchien, zahlreich genug, die Stadt zu retten.

(Dunois macht eine heftige Bewegung des Zorns.)

Karl.

Die Friſt iſt kurz.

Rathsherr.

Und jetzo ſind wir hier
Mit Feinds Geleit, daß wir dein fürſtlich Herz
Anflehen, deiner Stadt dich zu erbarmen,
Und Hülf' zu ſenden binnen dieſer Friſt,
Sonſt übergiebt er ſie am zwölften Tage.

Dunois.

Saintrailles konnte ſeine Stimme geben
Zu ſolchem ſchimpflichen Vertrag!

Rathsherr.

Nein, Herr!
Solang der Tapfre lebte, durfte nie
Die Rede ſeyn von Fried' und Uebergabe.

Dunois.

So iſt er todt!

Rathsherr.

An unſern Mauern ſank
Der edle Held für ſeines Königs Sache.

Karl.

Saintrailles todt! O in dem einz'gen Mann
Sinkt mir ein Heer!

(Ein Ritter kommt und ſpricht einige Worte leiſe mit dem Baſtard, welcher betroffen auffährt.)

Dunois.

Auch das noch!

Karl.

Nun! Was giebt's?

Dunois.

Graf Douglas ſendet her. Die ſchott'ſchen Völker
Empören ſich und drohen abzuziehn,
Wenn ſie nicht heut den Rückſtand noch erhalten.

Karl.

Du Chatel!

Du Chatel (zuckt die Achſeln.)

Sire! Ich weiß nicht Rath.

Karl.

Verſprich,
Verpfände was du haſt, mein halbes Reich —

Du Chatel.

Hilft nichts! Sie ſind zu oft vertröſtet worden!

Karl.

Es ſind die beſten Truppen meines Heers!
Sie ſollen mich jetzt nicht, nicht jetzt verlaſſen!

Rathsherr (mit einem Fußfall.)

O König hilf uns! Unſrer Noth gedenke!

Karl (verzweiflungsvoll.)

Kann ich Armeen aus der Erde ſtampfen?
Wächſt mir ein Kornfeld in der flachen Hand?
Reißt mich in Stücken, reißt das Herz mir aus,
Und münzet es ſtatt Goldes! Blut hab' ich
Für euch, nicht Silber hab' ich, noch Soldaten!

(er ſieht die Sorel hereintreten, und eilt ihr mit ausgebreiteten Armen entgegen.)

Vierter Auftritt.

Agnes Sorel ein Käſtchen in der Hand. Zu den Vorigen.

Karl.

O meine Agnes! Mein geliebtes Leben!
Du kommſt, mich der Verzweiflung zu entreißen!
Ich habe dich, ich flieh an deine Bruſt,
Nichts iſt verloren, denn du biſt noch mein.

Sorel.

Mein theurer König!
(mit ängſtlich fragendem Blick umher ſchauend.)
Dunois! Iſt's wahr?
Du Chatel?

Du Chatel.

Leider!

Sorel.

Iſt die Noth ſo groß?
Es fehlt am Sold? Die Truppen wollen abziehn?

Du Chatel.

Ja leider iſt es ſo!

Sorel.

(ihm das Käſtchen aufdringend.)
Hier, hier iſt Gold,
Hier ſind Juwelen — Schmelzt mein Silber ein —
Verkauft, verpfändet meine Schlöſſer — Leihet
Auf meine Güter in Provence — Macht alles
Zu Gelde und befriediget die Truppen.

Fort! Keine Zeit verloren!

(treibt ihn fort.)

Karl.

Nun Dunois? Nun Du Chatel? Bin ich euch
Noch arm, da ich die Krone aller Frauen
Beſitze? — Sie iſt edel, wie ich ſelbſt
Gebohren, ſelbſt das königliche Blut
Der Valois iſt nicht reiner, zieren würde ſie
Den erſten Thron der Welt — doch ſie verſchmäht ihn,
Nur meine Liebe will ſie ſeyn und heißen.
Erlaubte ſie mir jemals ein Geſchenk
Von höherm Werth, als eine frühe Blume
Im Winter oder ſeltne Frucht! Von mir
Nimmt ſie kein Opfer an, und bringt mir alle!
Wagt ihren ganzen Reichthum und Beſitz
Großmüthig an mein unterſinkend Glück.

Dunois.

Ja ſie iſt eine Raſende wie du,
Und wirft ihr Alles in ein brennend Haus,
Und ſchöpft ins lecke Faß der Danaiden.
Dich wird ſie nicht erretten, nur ſich ſelbſt
Wird ſie mit dir verderben —

Sorel.

Glaub' ihm nicht.
Er hat ſein Leben zehenmal für dich
Gewagt und zürnt, daß ich mein Geld jezt wage.
Wie? Hab' ich dir nicht alles froh geopfert,
Was mehr geachtet wird als Geld und Perlen,

Und ſollte jetzt mein Glück für mich behalten?
Komm! Laß uns allen überflüß'gen Schmuck
Des Lebens von uns werfen! Laß mich dir
Ein edles Beiſpiel der Entſagung geben!
Verwandle deinen Hofſtaat in Soldaten,
Dein Gold in Eiſen, alles was du haſt,
Wirf es entſchloſſen hin nach deiner Krone!
Komm! Komm! Wir theilen Mangel und Gefahr!
Das kriegeriſche Roß laß uns beſteigen,
Den zarten Leib dem glühn'den Pfeil der Sonne
Preiß geben, die Gewölke über uns
Zur Decke nehmen, und den Stein zum Pfühl.
Der rauhe Krieger wird ſein eignes Weh
Geduldig tragen, ſieht er ſeinen König
Dem Aermſten gleich ausdauren und entbehren!

Karl (lächelnd.)

Ja, nun erfüllt ſich mir ein altes Wort
Der Weißagung, das eine Nonne mir
Zu Klermont im prophet'ſchen Geiſte ſprach.
Ein Weib, verhieß die Nonne, würde mich
Zum Sieger machen über alle Feinde,
Und meiner Väter Krone mir erkämpfen.
Fern ſucht' ich ſie im Feindeslager auf,
Das Herz der Mutter hofft' ich zu verſöhnen,
Hier ſteht die Heldinn, die nach Rheims mich führt,
Durch meiner Agnes Liebe werd' ich ſiegen!

Sorel.

Du wirſt's durch deiner Feinde tapfres Schwert.

Karl.

Auch von der Feinde Zwietracht hoff' ich viel —
Denn mir iſt ſichre Kunde zugekommen,
Daß zwiſchen dieſen ſtolzen Lords von England
Und meinem Vetter von Burgund nicht alles mehr
So ſteht wie ſonſt — Drum hab' ich den La Hire
Mit Botſchaft an den Herzog abgefertigt,
Ob mir's gelänge, den erzürnten Pair
Zur alten Pflicht und Treu zurückzuführen —
Mit jeder Stunde wart' ich ſeiner Ankunft.

Du Chatel (am Fenſter.)

Der Ritter ſprengt ſo eben in den Hof

Karl.

Willkommner Bote! Nun ſo werden wir
Bald wiſſen, ob wir weichen oder ſiegen.

Fünfter Auftritt.

La Hire zu den Vorigen.

Karl (geht ihm entgegen.)

La Hire! Bringſt du uns Hoffnung oder keine?
Erklär' dich kurz. Was hab' ich zu erwarten?

La Hire.

Erwarte nichts mehr als von deinem Schwert.

Karl.

Der ſtolze Herzog läßt ſich nicht verſöhnen!
O ſprich! Wie nahm er meine Botſchaft auf?

La Hire.

Vor allen Dingen und bevor er noch
Ein Ohr dir könne leihen, fodert er,
Daß ihm Du Chatel ausgeliefert werde,
Den er den Mörder ſeines Vaters nennt.

Karl.

Und, weigern wir uns dieſer Schmachbedingung?

La Hire.

Dann ſei der Bund zertrennt, noch eh' er anfing.

Karl.

Haſt du ihn drauf, wie ich dir anbefahl,
Zum Kampf mit mir gefodert auf der Brücke
Zu Montereau, allwo ſein Vater fiel?

La Hire.

Ich warf ihm deinen Handſchuh hin und ſprach:
Du wollteſt deiner Hoheit dich begeben,
Und als ein Ritter kämpfen um dein Reich.
Doch er verſetzte: nimmer thät's ihm Noth,
Um das zu fechten, was er ſchon beſitze.
Doch wenn dich ſo nach Kämpfen lüſtete,
So würdeſt du vor Orleans ihn finden,
Wohin er morgen willens ſei zu gehn;
Und damit kehrt' er lachend mir den Rücken.

Karl.

Erhob ſich nicht in meinem Parlamente
Die reine Stimme der Gerechtigkeit?

La Hire.

Sie iſt verſtummt vor der Partheien Wuth.

Ein Schluß des Parlaments erklärte dich
Des Throns verluſtig, dich und dein Geſchlecht.

Dunois.

Ha frecher Stolz des Herrgewordnen Bürgers!

Karl.

Haſt du bei meiner Mutter nichts verſucht?

La Hire.

Bei deiner Mutter!

Karl.

Ja! Wie ließ ſie ſich vernehmen?

La Hire.

(nachdem er einige Augenblicke ſich bedacht.)

Es war gerad das Feſt der Königskrönung,
Als ich zu Saint Denis eintrat. Geſchmückt
Wie zum Triumphe waren die Pariſer,
In jeder Gaſſe ſtiegen Ehrenbogen,
Durch die der engelländiſche König zog.
Beſtreut mit Blumen war der Weg und jauchzend,
Als hätte Frankreich ſeinen ſchönſten Sieg
Erfochten, ſprang der Pöbel um den Wagen.

Sorel.

Sie jauchzten — jauchzten, daß ſie auf das Herz
Des liebevollen ſanften Königs traten!

La Hire.

Ich ſah den jungen Harry Lancaſter,
Den Knaben, auf dem königlichen Stuhle
Sankt Ludwigs ſitzen, ſeine ſtolzen Oehme
Bedford und Gloſter ſtanden neben ihm,

Und Herzog Philipp kniet' am Throne nieder
Und leiſtete den Eid für ſeine Länder.

Karl.

O ehrvergeßner Pair! Unwürd'ger Vetter!

La Hire.

Das Kind war bang und ſtrauchelte, da es
Die hohen Stufen an dem Thron hinan ſtieg.
Ein böſes Omen! murmelte das Volk,
Und es erhub ſich ſchallendes Gelächter.
Da trat die alte Königinn, deine Mutter,
Hinzu, und — mich entrüſtet es zu ſagen!

Karl.

Nun?

La Hire.

In die Arme faßte ſie den Knaben,
Und ſetzt' ihn ſelbſt auf deines Vaters Stuhl.

Karl.

O Mutter! Mutter!

La Hire.

Selbſt die wüthenden
Burgundier, die mordgewohnten Banden,
Erglüheten vor Schaam bei dieſem Anblick.
Sie nahm es wahr und an das Volk gewendet
Rief ſie mit lauter Stimm': Dankt mir's, Franzoſen,
Daß ich den kranken Stamm mit reinem Zweig
Veredle, euch bewahre vor dem miß-
Gebohrnen Sohn des Hirnverrückten Vaters!

(Der König verhüllt ſich, Agnes eilt auf ihn zu und ſchließt ihn in die Arme, alle Umſtehenden drücken ihren Abſcheu, ihr Entſetzen aus.)

Dunois.

Die Wölfinn! die wuthſchnaubende Megäre!

Karl.

(nach einer Pauſe zu den Rathsherren.)

Ihr habt gehört, wie hier die Sachen ſtehn.
Verweilt nicht länger, geht nach Orleans
Zurück, und meldet meiner treuen Stadt:
Des Eides gegen mich entlaß ich ſie.
Sie mag ihr Heil beherzigen und ſich
Der Gnade des Burgundiers ergeben,
Er heißt der gute, er wird menſchlich ſeyn.

Dunois.

Wie Sire! Du wollteſt Orleans verlaſſen!

Rathsherr (kniet nieder.)

Mein königlicher Herr! Zieh deine Hand
Nicht von uns ab! Gieb deine treue Stadt
Nicht unter Englands harte Herrſchaft hin.
Sie iſt ein edler Stein in deiner Krone,
Und keine hat den Königen, deinen Ahnherrn,
Die Treue heiliger bewahrt.

Dunois.

Sind wir
Geſchlagen? Iſt's erlaubt, das Feld zu räumen,
Eh noch ein Schwertſtreich um die Stadt geſchehn?
Mit einem leichten Wörtlein, ehe Blut

Geſetzt iſt, denkſt du die beſte Stadt,
Aus Frankreichs Herzen weg zu geben?

Karl.

Genug
Des Blutes iſt gefloſſen und vergebens!
Des Himmels ſchwere Hand iſt gegen mich,
Geſchlagen wird mein Heer in allen Schlachten,
Mein Parlement verwirft mich, meine Hauptſtadt,
Mein Volk nimmt meinen Gegner jauchzend auf,
Die mir die nächſten ſind am Blut, verlaſſen
Verrathen mich — Die eigne Mutter nährt
Die fremde Feindesbrut an ihren Brüſten.
— Wir wollen jenſeits der Loire uns ziehn,
Und der gewalt'gen Hand des Himmels weichen,
Der mit dem Engelländer iſt.

Sorel.

Das wolle Gott nicht, daß wir, an uns ſelbſt
Verzweifelnd, dieſem Reich den Rücken wenden!
Dieß Wort kam nicht aus deiner tapfern Bruſt.
Der Mutter unnatürlich rohe That
Hat meines Königs Heldenherz gebrochen!
Du wirſt dich wieder finden, männlich faſſen,
Mit edelm Muth dem Schickſal widerſtehen,
Das grimmig dir entgegen kämpft.

Karl.

(in düſtres Sinnen verloren.)

Iſt es nicht wahr?
Ein finſter furchtbares Verhängniß waltet

Durch Valois Geſchlecht, es iſt verworfen
Von Gott, der Mutter Laſterthaten führten
Die Furien herein in dieſes Haus,
Mein Vater lag im Wahnſinn zwanzig Jahre,
Drei ältre Brüder hat der Tod vor mir
Hinweggemäht, es iſt des Himmels Schluß,
Das Haus des ſechsten Karls ſoll untergehn.

Sorel.

In dir wird es ſich neu verjüngt erheben!
Hab Glauben an dich ſelbſt. — O! nicht umſonſt
Hat dich ein gnädig Schickſal aufgeſpart
Von deinen Brüdern allen, dich den jüngſten
Gerufen auf den ungehofften Thron.
In deiner ſanften Seele hat der Himmel
Den Arzt für alle Wunden ſich bereitet,
Die der Partheien Wuth dem Lande ſchlug.
Des Bürgerkrieges Flammen wirſt du löſchen,
Mir ſagt's das Herz, den Frieden wirſt du pflanzen,
Des Frankenreiches neuer Stifter ſeyn.

Karl.

Nicht ich. Die rauhe ſturmbewegte Zeit
Heiſcht einen kraftbegabtern Steuermann.
Ich hätt' ein friedlich Volk beglücken können,
Ein wild empörtes kann ich nicht bezähmen,
Nicht mir die Herzen öffnen mit dem Schwert,
Die ſich entfremdet mir in Haß verſchließen.

Sorel.

Verblendet iſt das Volk, ein Wahn betäubt es,

Doch dieſer Taumel wird vorübergehn,
Erwachen wird, nicht fern mehr iſt der Tag,
Die Liebe zu dem angeſtammten König,
Die tief gepflanzt iſt in des Franken Bruſt,
Der alte Haß, die Eiferſucht erwachen,
Die beide Völker ewig feindlich trennt;
Den ſtolzen Sieger ſtürzt ſein eignes Glück.
Darum verlaſſe nicht mit Uebereilung
Den Kampfplatz, ring' um jeden Fußbreit Erde,
Wie deine eigne Bruſt vertheidige
Dies Orleans! Laß alle Fähren lieber
Verſenken, alle Brücken niederbrennen,
Die über dieſe Scheide deines Reichs
Das Stygiſche Waſſer der Loire dich führen.

Karl.

Was ich vermocht, hab' ich gethan. Ich habe
Mich dargeſtellt zum ritterlichen Kampf
Um meine Krone. — Man verweigert ihn.
Umſonſt verſchwend' ich meines Volkes Leben,
Und meine Städte ſinken in den Staub.
Soll ich gleich jener unnatürlichen Mutter
Mein Kind zertheilen laſſen mit dem Schwert?
Nein, daß es lebe, will ich ihm entſagen.

Dunois.

Wie Sire? Iſt das die Sprache eines Königs?
Giebt man ſo eine Krone auf? Es ſetzt
Der ſchlechteſte deines Volkes Gut und Blut
An ſeine Meinung, ſeinen Haß und Liebe,

Partheyen wird alles, wenn das blut'ge Zeichen
Des Bürgerkrieges ausgehangen iſt.
Der Ackersmann verläßt den Pflug, das Weib
Den Rocken, Kinder, Greiſe waffnen ſich,
Der Bürger zündet ſeine Stadt, der Landmann
Mit eignen Händen ſeine Saaten an,
Um dir zu ſchaden oder wohl zu thun
Und ſeines Herzens Wollen zu behaupten.
Nichts ſchont er ſelber und erwartet ſich
Nicht Schonung, wenn die Ehre ruft, wenn er
Für ſeine Götter oder Götzen kämpft.
Drum weg mit dieſem weichlichen Mitleiden,
Das einer Königsbruſt nicht ziemt. — Laß du
Den Krieg ausraſen, wie er angefangen,
Du haſt ihn nicht leichtſinnig ſelbſt entflammt.
Für ſeinen König muß das Volk ſich opfern,
Das iſt das Schickſal und Geſetz der Welt.
Der Franke weiß es nicht und will's nicht anders.
Nichtswürdig iſt die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig ſetzt an ihre Ehre.

Karl (zu den Rathsherren.)

Erwartet keinen andern Beſcheid.
Gott ſchütz euch. Ich kann nicht mehr.

Dunois.

Nun ſo kehre
Der Siegesgott auf ewig dir den Rücken,
Wie du dem väterlichen Reich. Du haſt
Dich ſelbſt verlaſſen, ſo verlaß ich dich.

Nicht Englands und Burgunds vereinte Macht,
Dich ſtürzt der eigne Kleinmuth von dem Thron.
Die Könige Frankreichs ſind geborne Helden,
Du aber biſt unkriegeriſch gezeugt.

(zu den Rathsherren.)

Der König giebt euch auf. Ich aber will
In Orleans, meines Vaters Stadt, mich werfen,
Und unter ihren Trümmern mich begraben.

(er will gehen. Agnes Sorel hält ihn auf.)

Sorel (zum König.)

O laß ihn nicht im Zorne von dir gehn!
Sein Mund ſpricht rauhe Worte, doch ſein Herz
Iſt treu wie Gold, es iſt derſelbe doch,
Der warm dich liebt und oft für dich geblutet.
Kommt Dunois! Geſteht, daß euch die Hitze
Des edeln Zorns zu weit geführt — Du aber
Verzeih dem treuen Freund die heft'ge Rede!
O kommt, kommt! Laßt mich eure Herzen ſchnell
Vereinigen, eh ſich der raſche Zorn
Unlöſchbar, der verderbliche, entflammt!
(Dunois fixirt den König und ſcheint eine Antwort zu erwarten.)

Karl (zu Du Chatel.)

Wir gehen über die Loire. Laßt mein
Geräth zu Schiffe bringen!

Dunois (ſchnell zur Sorel.)

Lebet wohl!

(wendet ſich ſchnell und geht. Rathsherren folgen.)

Sorel.

Sorel.

(ringt verzweiflungsvoll die Hände.)

O wenn er geht, ſo ſind wir ganz verlaſſen!
— Folgt ihm La Hire. O ſucht ihn zu begüt'gen.

(La Hire geht ab.)

Sechster Auftritt.

Karl. Sorel. Du Chatel.

Karl.

Iſt denn die Krone ein ſo einzig Gut?
Iſt es ſo bitter ſchwer, davon zu ſcheiden?
Ich kenne was noch ſchwerer ſich erträgt.
Von dieſen trotzig herriſchen Gemüthern
Sich meiſtern laſſen, von der Gnade leben
Hochſinnig eigenwilliger Vaſallen,
Das iſt das harte für ein edles Herz,
Und bitterer als dem Schickſal unterliegen!

(zu Du Chatel, der noch zaudert.)

Thu, was ich dir befohlen!

Du Chatel.

(wirft ſich zu ſeinen Füßen.)

O mein König!

Karl.

Es iſt beſchloſſen. Keine Worte weiter!

Du Chatel.

Mach Frieden mit dem Herzog von Burgund,
Sonſt ſeh ich keine Rettung mehr für dich.

Karl.

Du räthſt mir dieſes, und dein Blut iſt es
Womit ich dieſen Frieden ſoll verſiegeln?

Du Chatel.

Hier iſt mein Haupt. Ich hab' es oft für dich
Gewagt in Schlachten und ich leg' es jetzt
Für dich mit Freuden auf das Blutgerüſte.
Befriedige den Herzog. Ueberliefre mich
Der ganzen Strenge ſeines Zorns und laß
Mein fließend Blut den alten Haß verſöhnen!

Karl.

(blickt ihn eine Zeitlang gerührt und ſchweigend an.)

Iſt es denn wahr? Steht es ſo ſchlimm mit mir,
Daß meine Freunde, die mein Herz durchſchauen,
Den Weg der Schande mir zur Rettung zeigen?
Ja, jetzt erkenn' ich meinen tiefen Fall,
Denn das Vertrau'n iſt hin auf meine Ehre.

Du Chatel.

Bedenk' —

Karl.

Kein Wort mehr! Bringe mich nicht auf!
Müßt' ich zehn Reiche mit dem Rücken ſchauen,
Ich rette mich nicht mit des Freundes Leben.
— Thu was ich dir befohlen. Geh und laß
Mein Heergeräth einſchiffen.

Du Chatel.

Es wird ſchnell
Gethan ſeyn.

(ſteht auf und geht, Agnes Sorel weint heftig.)

Siebenter Auftritt.

Karl und Agnes Sorel.

Karl (ihre Hand faſſend.)
Sei nicht traurig meine Agnes.
Auch jenſeits der Loire liegt noch ein Frankreich,
Wir gehen in ein glücklicheres Land.
Da lacht ein milder nie bewölkter Himmel
Und leichtre Lüfte wehn, und ſanftre Sitten
Empfangen uns, da wohnen die Geſänge
Und ſchöner blüht das Leben und die Liebe.

Sorel.
O muß ich dieſen Tag des Jammers ſchauen!
Der König muß in die Verbannung gehn,
Der Sohn auswandern aus des Vaters Hauſe
Und ſeine Wiege mit dem Rücken ſchauen.
O angenehmes Land das wir verlaſſen,
Nie werden wir dich freudig mehr betreten.

Achter Auftritt.

La Hire kommt zurück. Karl und Sorel.

Sorel.
Ihr kommt allein. Ihr bringt ihn nicht zurück?
(indem ſie ihn näher anſieht.)
La Hire! Was giebt's? Was ſagt mir euer Blick?
Ein neues Unglück iſt geſchehn!

La Hire.

Das Unglück
Hat ſich erſchöpft und Sonnenſchein iſt wieder!

Sorel.

Was iſt's? Ich bitt' euch.

La Hire (zum König.)

Ruf die Abgeſandten
Von Orleans zurück!

Karl.

Warum? Was giebt's?

La Hire.

Ruf ſie zurück. Dein Glück hat ſich gewendet,
Ein Treffen iſt geſchehn, du haſt geſiegt.

Sorel.

Geſiegt! O himmliſche Muſik des Wortes!

Karl.

La Hire! Dich täuſcht ein fabelhaft Gerücht.
Geſiegt! Ich glaub' an keine Siege mehr.

La Hire.

O du wirſt bald noch größre Wunder glauben.
— Da kommt der Erzbiſchoff. Er führt den Baſtard
In deinen Arm zurück —

Sorel.

O ſchöne Blume
Des Siegs, die gleich die edeln Himmelsfrüchte,
Fried' und Verſöhnung trägt!

Neunter Auftritt.

Erzbiſchoff von Rheims. Dunois. Du Chatel
mit Raoul einem geharniſchten Ritter zu den Vorigen.

Erzbiſchoff.

(führt den Baſtard zu dem König und legt ihre Hände in einander.)

Umarmt euch Prinzen!
Laßt allen Groll und Hader jetzo ſchwinden,
Da ſich der Himmel ſelbſt für uns erklärt.

(Dunois umarmt den König.)

Karl.

Reißt mich aus meinem Zweifel und Erſtaunen.
Was kündigt dieſer feierliche Ernſt mir an?
Was wirkte dieſen ſchnellen Wechſel?

Erzbiſchoff.

(führt den Ritter hervor und ſtellt ihn vor den König.)

Redet!

Raoul.

Wir hatten ſechzehn Fähnlein aufgebracht
Lothringiſch Volk, zu deinem Heer zu ſtoßen,
Und Ritter Baudricour aus Vaucouleurs
War unſer Führer. Als wir nun die Höhen
Bei Vermanton erreicht und in das Thal,
Das die Yonne durchſtrömt, herunter ſtiegen,
Da ſtand in weiter Ebene vor uns der Feind,
Und Waffen blitzten, da wir rückwärts ſahn.
Umrungen ſahn wir uns von beiden Heeren,
Nicht Hoffnung war zu ſiegen noch zu fliehn,

Da ſank dem Tapferſten das Herz und alles,
Verzweiflungsvoll, will ſchon die Waffen ſtrecken.
Als nun die Führer miteinander noch
Rath ſuchten und nicht fanden — ſieh da ſtellte ſich
Ein ſeltſam Wunder unſern Augen dar!
Denn aus der Tiefe des Gehölzes plötzlich
Trat eine Jungfrau, mit behelmtem Haupt
Wie eine Kriegesgöttinn, ſchön zugleich
Und ſchrecklich anzuſehn, um ihren Nacken
In dunkeln Ringen fiel das Haar, ein Glanz
Vom Himmel ſchien die Hohe zu umleuchten,
Als ſie die Stimm' erhub und alſo ſprach:
Was zagt ihr tapfre Franken! Auf den Feind!
Und wären ſein mehr denn des Sands im Meere,
Gott und die heil'ge Jungfrau führt euch an!
Und ſchnell dem Fahnenträger aus der Hand
Riß ſie die Fahn' und vor dem Zuge her
Mit kühnem Anſtand ſchritt die Mächtige.
Wir, ſtumm vor Staunen, ſelbſt nicht wollend, folgen
Der hohen Fahn' und ihrer Trägerinn,
Und auf den Feind gerad an ſtürmen wir.
Der, hochbetroffen, ſteht bewegungslos
Mit weit geöffnet ſtarrem Blick das Wunder
Anſtaunend, das ſich ſeinen Augen zeigt —
Doch ſchnell als hätten Gottes Schrecken ihn
Ergriffen, wendet er ſich um
Zur Flucht, und Wehr und Waffen von ſich werfend
Entſchaart das ganze Heer ſich im Gefilde,

Da hilft kein Machtwort, keines Führers Ruf,
Vor Schrecken ſinnlos, ohne rückzuſchau'n,
Stürzt Mann und Roß ſich in des Fluſſes Bette,
Und läßt ſich würgen ohne Widerſtand,
Ein Schlachten war's nicht eine Schlacht zu nennen!
Zweitauſend Feinde deckten das Gefild',
Die nicht gerechnet die der Fluß verſchlang,
Und von den Unſern ward kein Mann vermißt.

Karl.

Seltſam bei Gott! höchſt wunderbar und ſeltſam!

Sorel.

Und eine Jungfrau wirkte dieſes Wunder?
Wo kam ſie her? Wer iſt ſie?

Raoul.

Wer ſie ſei,
Will ſie allein dem König offenbaren.
Sie nennt ſich eine Seherinn und Gott-
Geſendete Prophetinn, und verſpricht
Orleans zu retten, eh der Mond noch wechſelt.
Ihr glaubt das Volk und dürſtet nach Gefechten.
Sie folgt dem Heer, gleich wird ſie ſelbſt hier ſeyn.

(Man hört Glocken und ein Geklirr von Waffen, die aneinander geſchlagen werden.)

Hört ihr den Auflauf? Das Geläut der Glocken?
Sie iſt's, das Volk begrüßt die Gottgeſandte.

Karl (zu Du Chatel.)

Führt ſie herein —

(zum Erzbiſchof.)

Was ſoll ich davon denken!
Ein Mädchen bringt mir Sieg und eben jezt,
Da nur ein Götterarm mich retten kann!
Das iſt nicht in dem Laufe der Natur,
Und darf ich — Biſchoff, darf ich Wunder glauben?

Viele Stimmen (hinter der Scene.)

Heil, Heil der Jungfrau, der Erretterinn!

Karl.

Sie kommt!

(zu Dunois.)

Nehmt meinen Platz ein Dunois!
Wir wollen dieſes Wundermädchen prüfen,
Iſt ſie begeiſtert und von Gott geſandt,
Wird ſie den König zu entdecken wiſſen.

(Dunois ſezt ſich, der König ſteht zu ſeiner Rechten, neben ihm Agnes Sorel, der Erzbiſchoff mit den übrigen gegenüber, daß der mittlere Raum leer bleibt.)

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Johanna begleitet von den Rathsherren und vielen Rittern, welche den Hintergrund der Scene anfüllen; mit edelm Anſtand tritt ſie vorwärts, und ſchaut die Umſtehenden der Reihe nach an.

Dunois.

(nach einer tiefen feierlichen Stille.)

Biſt du es wunderbares Mädchen —

Johanna.

(unterbricht ihn, mit Klarheit und Hoheit ihn anſchauend.)

Baſtard von Orleans! Du willſt Gott verſuchen!
Steh auf von dieſem Platz, der dir nicht ziemt,
An dieſen Größeren bin ich geſendet.

(Sie geht mit entſchiedenem Schritt auf den König zu, beugt ein Knie vor ihm und ſteht ſogleich wieder auf, zurücktretend. Alle Anweſenden drücken ihr Erſtaunen aus. Dunois verläßt ſeinen Sitz und es wird Raum vor dem König.)

Karl.

Du ſiehſt mein Antlitz heut zum erſtenmal,
Von wannen kommt dir dieſe Wiſſenſchaft?

Johanna.

Ich ſah dich, wo dich niemand ſah als Gott.

(ſie nähert ſich dem König und ſpricht geheimnißvoll.)

In jüngſt verwichner Nacht, beſinne dich!
Als alles um dich her in tiefem Schlaf
Begraben lag, da ſtandſt du auf von deinem Lager,
Und thatſt ein brünſtiges Gebet zu Gott.
Laß die hinausgehn und ich nenne dir
Den Inhalt des Gebets.

Karl.

Was ich dem Himmel
Vertraut, brauch' ich vor Menſchen nicht zu bergen.
Entdecke mir den Inhalt meines Flehns,
So zweifl' ich nicht mehr, daß dich Gott begeiſtert.

Johanna.

Es waren drei Gebete die du thatſt.

Gieb wohl acht, Dauphin, ob ich dir ſie nenne!
Zum erſten flehteſt du den Himmel an,
Wenn unrecht Gut an dieſer Krone hafte,
Wenn eine andre ſchwere Schuld, noch nicht
Gebüßt, von deiner Väter Zeiten her,
Dieſen thränenvollen Krieg herbeygerufen,
Dich zum Opfer anzunehmen für dein Volk,
Und auszugießen auf dein einzig Haupt
Die ganze Schaale ſeines Zorns.

Karl.

(tritt mit Schrecken zurück.)

Wer biſt du, mächtig Weſen? Woher kömmſt du?

(Alle zeigen ihr Erſtaunen.)

Johanna.

Du thatſt dem Himmel dieſe zweite Bitte.
Wenn es ſein hoher Schluß und Wille ſei,
Das Scepter deinem Stamme zu entwinden,
Dir alles zu entziehn, was deine Väter
Die Könige in dieſem Reich beſaßen,
Drei einz'ge Güter flehteſt du ihn an
Dir zu bewahren, die zufriedne Bruſt,
Des Freundes Herz und deiner Agnes Liebe.

(König verbirgt das Geſicht heftig weinend, große Bewegung des Erſtaunens unter den Anweſenden. Nach einer Pauſe.)

Soll ich dein dritt' Gebet dir nun noch nennen?

Karl.

Genug! Ich glaube dir! Soviel vermag
Kein Menſch! Dich hat der höchſte Gott geſendet.

Erzbiſchoff.

Wer biſt du heilig wunderbares Mädchen!
Welch glücklich Land gebahr dich? Sprich! Wer ſind
Die Gottgeliebten Aeltern, die dich zeugten?

Johanna.

Ehrwürd'ger Herr, Johanna nennt man mich,
Ich bin nur eines Hirten niedre Tochter
Aus meines Königs Flecken Dom Remi,
Der in dem Kirchenſprengel liegt von Toul,
Und hütete die Schaafe meines Vaters
Von Kind auf — Und ich hörte viel und oft
Erzählen von dem fremden Inſelvolk,
Das über Meer gekommen, uns zu Knechten
Zu machen, und den fremdgebohrnen Herrn
Uns aufzuzwingen, der das Volk nicht liebt;
Und daß ſie ſchon die große Stadt Paris
Inn' hätten und des Reiches ſich ermächtigt.
Da rief ich flehend Gottes Mutter an,
Von uns zu wenden fremder Ketten Schmach,
Uns den einheimiſchen König zu bewahren.
Und vor dem Dorf, wo ich gebohren, ſteht
Ein uralt Muttergottes Bild, zu dem
Der frommen Pilgerfahrten viel geſchahn,
Und eine heil'ge Eiche ſteht darneben,
Durch vieler Wunder Segenskraft berühmt.
Und in der Eiche Schatten ſaß ich gern,
Die Heerde weidend, denn mich zog das Herz.
Und ging ein Lamm mir in den wüſten Bergen

Verloren, immer zeigte mir's der Traum,
Wenn ich im Schatten dieſer Eiche ſchlief.
— Und einsmals als ich eine lange Nacht
In frommer Andacht unter dieſem Baum
Geſeſſen und dem Schlafe widerſtand,
Da trat die Heilige zu mir, ein Schwert
Und Fahne tragend, aber ſonſt wie ich
Als Schäferinn gekleidet, und ſie ſprach zu mir:
„Ich bin's. Steh auf Johanna. Laß die Heerde.
„Dich ruft der Herr zu einem anderen Geſchäft!
„Nimm dieſe Fahne! Dieſes Schwert umgürte dir!
„Damit vertilge meines Volkes Feinde,
„Und führe deines Herren Sohn nach Rheims,
„Und krön' ihn mit der königlichen Krone!"
Ich aber ſprach: Wie kann ich ſolcher That
Mich unterwinden, eine zarte Magd,
Unkundig des verderblichen Gefechts!
Und ſie verſetzte: „Eine reine Jungfrau
„Vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden,
„Wenn ſie der ird'ſchen Liebe widerſteht.
„Sieh mich an! Eine keuſche Magd wie du
„Hab' ich den Herrn, den göttlichen, gebohren,
„Und göttlich bin ich ſelbſt!" — Und ſie berührte
Mein Augenlied, und als ich aufwärts ſah,
Da war der Himmel voll von Engelknaben,
Die trugen weiße Lilien in der Hand,
Und ſüßer Ton verſchwebte in den Lüften.
— Und ſo drei Nächte nach einander ließ

Die Heil'ge ſich ſehn, und rief: „Steh auf Johanna
„Dich ruft der Herr zu einem anderen Geſchäft.“
Und als ſie in der dritten Nacht erſchien,
Da zürnte ſie und ſcheltend ſprach ſie dieſes Wort:
„Gehorſam iſt des Weibes Pflicht auf Erden,
„Das harte Dulden iſt ihr ſchweres Loos,
„Durch ſtrengen Dienſt muß ſie geläutert werden,
„Die hier gedienet, iſt dort oben groß.“
Und alſo ſprechend ließ ſie das Gewand
Der Hirtinn fallen und als Königinn
Der Himmel ſtand ſie da im Glanz der Sonnen,
Und goldne Wolken trugen ſie hinauf
Langſam verſchwindend in das Land der Wonnen.

(Alle ſind gerührt, Agnes Sorel heftig weinend verbirgt ihr Geſicht an des Königs Bruſt.)

Erzbiſchoff

(nach einem langen Stillſchweigen.)

Vor ſolcher göttlicher Beglaubigung
Muß jeder Zweifel ird'ſcher Klugheit ſchweigen.
Die That bewährt es, daß ſie Wahrheit ſpricht,
Nur Gott allein kann ſolche Wunder wirken.

Dunois.

Nicht ihren Wundern, ihrem Auge glaub' ich,
Der reinen Unſchuld ihres Angeſichts.

Karl.

Und bin ich ſünd'ger ſolcher Gnade werth!
Untrüglich allerforſchend Aug', du ſiehſt
Mein Innerſtes und kenneſt meine Demuth!

Johanna.

Der Hohen Demuth leuchtet hell dort oben,
Du beugteſt dich, drum hat er dich erhoben.

Karl.

So werd' ich meinen Feinden widerſtehn?

Johanna.

Bezwungen leg' ich Frankreich dir zu Füſſen!

Karl.

Und Orleans ſagſt du, wird nicht übergehn?

Johanna.

Eh ſieheſt du die Loire zurücke fließen.

Karl.

Werd' ich nach Rheims als Ueberwinder ziehn?

Johanna.

Durch tauſend Feinde führ' ich dich dahin.

(Alle anweſende Ritter erregen ein Getöſe mit ihren Lanzen und Schilden, und geben Zeichen des Muths.)

Dunois.

Stell uns die Jungfrau an des Heeres Spitze,
Wir folgen blind, wohin die Göttliche
Uns führt! Ihr Seherauge ſoll uns leiten,
Und ſchützen ſoll ſie dieſes tapfre Schwert!

La Hire.

Nicht eine Welt in Waffen fürchten wir,
Wenn ſie einher vor unſern Schaaren zieht.
Der Gott des Sieges wandelt ihr zur Seite,
Sie führ' uns an, die mächtige, im Streite!

(Die Ritter erregen ein großes Waffengetös und treten vorwärts.)

Karl.

Ja heilig' Mädchen, führe du mein Heer,
Und ſeine Fürſten ſollen dir gehorchen.
Dieß Schwert der höchſten Kriegsgewalt, das uns
Der Kronfeldherr im Zorn zurückgeſendet,
Hat eine würdigere Hand gefunden.
Empfange du es, heilige Prophetinn,
Und ſei fortan —

Johanna.

Nicht alſo edler Dauphin!
Nicht durch dieß Werkzeug irdiſcher Gewalt
Iſt meinem Herrn der Sieg verliehn. Ich weiß
Ein ander Schwert, durch das ich ſiegen werde.
Ich will es dir bezeichnen, wie's der Geiſt
Mich lehrte, ſende hin und laß es holen.

Karl.

Nenn es, Johanna.

Johanna.

Sende nach der alten Stadt
Fierbois, dort, auf Sankt Kathrinens Kirchhof
Iſt ein Gewölb, wo vieles Eiſen liegt,
Von alter Siegesbeute aufgehäuft.
Das Schwert iſt drunter, das mir dienen ſoll.
An dreyen goldnen Lilien iſt's zu kennen,
Die auf der Klinge eingeſchlagen ſind,
Dieß Schwert laß hohlen, denn durch dieſes wirſt du ſiegen.

Karl.

Man ſende hin und thue wie ſie ſagt.

Johanna.

Und eine weiße Fahne laß mich tragen,
Mit einem Saum von Purpur eingefaßt.
Auf dieſer Fahne ſei die Himmelskönigin
Zu ſehen mit dem ſchönen Jeſusknaben,
Die über einer Erdenkugel ſchwebt,
Denn alſo zeigte mir's die heil'ge Mutter.

Karl.

Es ſei ſo wie du ſagſt.

Johanna (zum Erzbiſchoff.)

Ehrwürd'ger Biſchoff,
Legt eure prieſterliche Hand auf mich,
Und ſprecht den Segen über eure Tochter!

(kniet nieder.)

Erzbiſchoff.

Du biſt gekommen, Segen auszutheilen,
Nicht zu empfangen — Geh mit Gottes Kraft!
Wir aber ſind Unwürdige und Sünder.

(ſie ſteht auf.)

Edelknecht.

Ein Herold kommt vom engelländiſchen Feldherrn.

Johanna.

Laß ihn eintreten, denn ihn ſendet Gott!

(Der König winkt dem Edelknecht, der hinaus geht.)

Eilfter Auftritt.

Der Herold zu den Vorigen.

Karl.

Was bringſt du Herold? Sage deinen Auftrag.

Herold.

Wer iſt es, der für Karln von Valois,
Den Grafen von Ponthieu das Wort hier führt?

Dunois.

Nichtswürd'ger Herold! Niederträcht'ger Bube!
Erfrechſt du dich, den König der Franzoſen
Auf ſeinem eignen Boden zu verläugnen.
Dich ſchützt dein Wappenrock, ſonſt ſollteſt du —

Herold.

Frankreich erkennt nur einen einz'gen König,
Und dieſer lebt im engelländiſchen Lager.

Karl.

Seid ruhig Vetter! Deinen Auftrag Herold!

Herold.

Mein edler Feldherr, den des Blutes jammert,
Das ſchon gefloſſen und noch fließen ſoll,
Hält ſeiner Krieger Schwert noch in der Scheide,
Und ehe Orleans im Sturme fällt,
Läßt er noch gütlichen Vergleich dir bieten.

Karl.

Laß hören!

Johanna (tritt hervor.)

Sire! Laß mich an deiner Statt
Mit dieſem Herold reden.

Karl.

Thu das, Mädchen!
Entſcheide du, ob Krieg ſei oder Friede.

Johanna (zum Herold.)

Wer ſendet dich und ſpricht durch deinen Mund?

Herold.

Der Britten Feldherr, Graf von Sal'sbury.

Johanna.

Herold du lügſt! Der Lord ſpricht nicht durch dich.
Nur die Lebend'gen ſprechen, nicht die Todten.

Herold.

Mein Feldherr lebt in Fülle der Geſundheit
Und Kraft, und lebt euch allen zum Verderben.

Johanna.

Er lebte, da du abgingſt. Dieſen Morgen
Streckt' ihn ein Schuß aus Orleans zu Boden,
Als er von Thurm La Tournelle niederſah.
— Du lachſt, weil ich Entferntes dir verkünde?
Nicht meiner Rede, deinen Augen glaube!
Begegnen wird dir ſeiner Leiche Zug,
Wenn deine Füße dich zurücke tragen!
Jetzt Herold ſprich und ſage deinen Auftrag.

Herold.

Wenn du Verborgnes zu enthüllen weißt,
So kennſt du ihn, noch eh' ich dir ihn ſag'.

Johanna.

Ich brauch' ihn nicht zu wiſſen, aber du
Vernimm den meinen jetzt! und dieſe Worte

Verkündige den Fürſten, die dich ſandten!
— König von England, und ihr, Herzoge
Bedford und Gloſter, die das Reich verweſen!
Gebt Rechenſchaft dem Könige des Himmels
Von wegen des vergoßnen Blutes! Gebt
Heraus die Schlüſſel alle von den Städten,
Die ihr bezwungen wider göttlich Recht,
Die Jungfrau kommt vom Könige des Himmels
Euch Frieden zu bieten oder blut'gen Krieg.
Wählt! Denn das ſag' ich euch, damit ihr's wiſſet,
Euch iſt das ſchöne Frankreich nicht beſchieden
Vom Sohne der Maria — ſondern Karl
Mein Herr und Dauphin, dem es Gott gegeben,
Wird königlich einziehen zu Paris,
Von allen Großen ſeines Reichs begleitet.
— Jetzt Herold geh und mach dich eilends fort,
Denn eh' du noch das Lager magſt erreichen,
Und Botſchaft bringen, iſt die Jungfrau dort,
Und pflanzt in Orleans das Siegeszeichen.
(ſie geht, alles ſetzt ſich in Bewegung, der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Gegend von Felſen begrenzt.

Erſter Auftritt.

Talbot und **Lionel**, engliſche Heerführer. **Philipp** Herzog von Burgund. Ritter **Faſtolf** und **Chatillon** mit Soldaten und Fahnen.

Talbot.

Hier unter dieſen Felſen laſſet uns
Halt machen und ein feſtes Lager ſchlagen,
Ob wir vielleicht die flücht'gen Völker wieder ſammeln,
Die in dem erſten Schrecken ſich zerſtreut.
Stellt gute Wachen aus, beſetzt die Höhn!
Zwar ſichert uns die Nacht vor der Verfolgung,
Und wenn der Gegner nicht auch Flügel hat,
So fürcht' ich keinen Ueberfall. — Dennoch
Bedarf's der Vorſicht, denn wir haben es
Mit einem kecken Feind und ſind geſchlagen.

(Ritter Faſtolf geht ab mit den Soldaten.)

Lionel.

Geſchlagen! Feldherr, nennt das Wort nicht mehr.

Ich darf es mir nicht denken, daß der Franke
Des Engelländers Rücken heut geſehn.
— O Orleans! Orleans! Grab unſers Ruhms!
Auf deinen Feldern liegt die Ehre Englands.
Beſchimpfend lächerliche Niederlage!
Wer wird es glauben in der künft'gen Zeit!
Die Sieger bei Poitiers, Crequi
Und Azincourt gejagt von einem Weibe!

Burgund.

Das muß uns tröſten. Wir ſind nicht von Menſchen
Beſiegt, wir ſind vom Teufel überwunden.

Talbot.

Vom Teufel unſrer Narrheit — Wie Burgund?
Schreckt dieß Geſpenſt des Pöbels auch die Fürſten?
Der Aberglaube iſt ein ſchlechter Mantel
Für eure Feigheit — Eure Völker flohn zuerſt.

Burgund.

Niemand hielt Stand. Das Fliehn war allgemein.

Talbot.

Nein Herr! Auf eurem Flügel fing es an.
Ihr ſtürztet euch in unſer Lager, ſchreiend:
Die Höll' iſt los, der Satan kämpft für Frankreich!
Und brachtet ſo die andern in Verwirrung.

Lionel.

Ihr könnt's nicht läugnen. Euer Flügel wich
Zuerſt.

Burgund.

Weil dort der erſte Angriff war.

Talbot.
Das Mädchen kannte unſers Lagers Blöße,
Sie wußte, wo die Furcht zu finden war.
Burgund.
Wie? Soll Burgund die Schuld des Unglücks tragen?
Lionel.
Wir Engelländer, waren wir allein,
Bei Gott! Wir hätten Orleans nicht verloren!
Burgund.
Nein — denn ihr hättet Orleans nie geſehn!
Wer bahnte euch den Weg in dieſes Reich,
Reicht' euch die treue Freundeshand, als ihr
An dieſe feindlich fremde Küſte ſtieget?
Wer krönte euren Heinrich zu Paris,
Und unterwarf ihm der Franzoſen Herzen?
Bei Gott! Wenn dieſer ſtarke Arm euch nicht
Herein geführt, ihr ſahet nie den Rauch
Von einem fränkiſchen Kamine ſteigen!
Lionel.
Wenn es die großen Worte thäten, Herzog,
So hättet ihr allein Frankreich erobert.
Burgund.
Ihr ſeid unluſtig, weil euch Orleans
Entging und laßt nun eures Zornes Galle
An mir, dem Bundesfreund, aus. Warum entging
Uns Orleans, als eurer Habſucht wegen?
Es war bereit, ſich mir zu übergeben,
Ihr, euer Neid allein hat es verhindert.

Talbot.
Nicht eurentwegen haben wir's belagert.
Burgund.
Wie ſtünd's um euch, zög' ich mein Heer zurück?
Lionel.
Nicht ſchlimmer, glaubt mir, als bei Azincourt,
Wo wir mit euch und mit ganz Frankreich fertig wurden.
Burgund.
Doch that's euch ſehr um unſre Freundſchaft Noth,
Und theuer kaufte ſie der Reichsverweſer.
Talbot.
Ja theuer, theuer haben wir ſie heut
Vor Orleans bezahlt mit unſrer Ehre.
Burgund.
Treibt es nicht weiter Lord, es könnt' euch reuen!
Verließ ich meines Herrn gerechte Fahnen,
Lud auf mein Haupt den Namen des Verräthers,
Um von dem Fremdling ſolches zu ertragen?
Was thu ich hier und fechte gegen Frankreich?
Wenn ich dem Undankbaren dienen ſoll,
So will ich's meinem angebohrnen König.
Talbot.
Ihr ſteht in Unterhandlung mit dem Dauphin,
Wir wiſſen's, doch wir werden Mittel finden,
Uns vor Verrath zu ſchützen.
Burgund.
Tod und Hölle!
Begegnet man mir ſo? — Chatillon!

Laßt meine Völker ſich zum Aufbruch rüſten,
Wir gehn in unſer Land zurück.

(Chatillon geht ab.)

Lionel.

Glück auf den Weg!
Nie war der Ruhm des Britten glänzender,
Als da er ſeinem guten Schwert allein
Vertrauend ohne Helfershelfer focht.
Es kämpfe jeder ſeine Schlacht allein,
Denn ewig bleibt es wahr! Franzöſiſch Blut
Und Engliſch kann ſich redlich nie vermiſchen.

Zweiter Auftritt.

Königinn Iſabeau von einem Pagen begleitet, zu den Vorigen.

Iſabeau.

Was muß ich hören Feldherrn! Haltet ein!
Was für ein Hirnverrückender Planet
Verwirrt euch alſo die geſunden Sinne?
Jezt, da euch Eintracht nur erhalten kann,
Wollt ihr in Haß euch trennen und euch ſelbſt
Befehdend euren Untergang bereiten?
— Ich bitt' euch edler Herzog. Ruft den raſchen
Befehl zurück. — Und ihr, ruhmvoller Talbot,
Beſänftiget den aufgebrachten Freund!
Kommt Lionel, helft mir die ſtolzen Geiſter
Zufrieden ſprechen und Verſöhnung ſtiften.

Lionel.

Ich nicht Milady. Mir iſt alles gleich.
Ich denke ſo: was nicht zuſammen kann
Beſtehen, thut am beſten ſich zu löſen.

Iſabeau.

Wie? Wirkt der Hölle Gaukelkunſt, die uns
Im Treffen ſo verderblich war, auch hier
Noch fort uns Sinnverwirrend zu bethören?
Wer fing den Zank an? Redet! — Edler Lord!
(zu Talbot)
Seid ihr's, der ſeines Vortheils ſo vergaß,
Den werthen Bundsgenoſſen zu verletzen?
Was wollt ihr ſchaffen ohne dieſen Arm?
Er baute eurem König ſeinen Thron,
Er hält ihn noch und ſtürzt ihn wenn er will,
Sein Heer verſtärkt euch und noch mehr ſein Nahme.
Ganz England, ſtrömt' es alle ſeine Bürger
Auf unſre Küſten aus, vermöchte nicht
Dieß Reich zu zwingen, wenn es einig iſt,
Nur Frankreich konnte Frankreich überwinden.

Talbot.

Wir wiſſen den getreuen Freund zu ehren.
Dem falſchen wehren iſt der Klugheit Pflicht.

Burgund.

Wer treulos ſich des Dankes will entſchlagen,
Dem fehlt des Lügners freche Stirne nicht.

Iſabeau.

Wie edler Herzog? Könntet ihr ſo ſehr

Der Schaam abjagen und der Fürſtenehre,
In jene Hand, die euren Vater mordete,
Die eurige zu legen? Wärt ihr raſend
Genug, an eine redliche Verſöhnung
Zu glauben mit dem Dauphin, den ihr ſelbſt
An des Verderbens Rand geſchleudert habt?
So nah dem Falle wolltet ihr ihn halten,
Und euer Werk wahnſinnig ſelbſt zerſtören?
Hier ſtehen eure Freunde. Euer Heil
Ruht in dem feſten Bunde nur mit England.

Burgund.

Fern iſt mein Sinn vom Frieden mit dem Dauphin,
Doch die Verachtung und den Uebermuth
Des ſtolzen Englands kann ich nicht ertragen.

Iſabeau.

Kommt! Haltet ihm ein raſches Wort zu gut.
Schwer iſt der Kummer, der den Feldherrn drückt,
Und ungerecht, ihr wißt es, macht das Unglück.
Kommt! Kommt! Umarmt euch, laßt mich dieſen Riß
Schnell heilend ſchließen, eh er ewig wird.

Talbot.

Was dünket euch Burgund? Ein edles Herz
Bekennt ſich gern von der Vernunft beſiegt.
Die Königinn hat ein kluges Wort geredet,
Laßt dieſen Händedruck die Wunde heilen,
Die meine Zunge übereilend ſchlug.

Burgund.

Madame ſprach ein verſtändig Wort, und mein
Gerechter Zorn weicht der Nothwendigkeit.

Iſabeau.

Wohl! So beſiegelt den erneuten Bund
Mit einem brüderlichen Kuß und mögen
Die Winde das Geſprochene verwehen.

(Burgund und Talbot umarmen ſich.)

Lionel.

(betrachtet die Gruppe, für ſich.)

Glück zu dem Frieden, den die Furie ſtiftet!

Iſabeau.

Wir haben eine Schlacht verloren Feldherrn,
Das Glück war uns zuwider, darum aber
Entſink' euch nicht der edle Muth. Der Dauphin
Verzweifelt an des Himmels Schutz und ruft
Des Satans Kunſt zu Hülfe, doch er habe
Umſonſt ſich der Verdammniß übergeben,
Und ſeine Hölle ſelbſt errett' ihn nicht.
Ein ſieghaft Mädchen führt des Feindes Heer,
Ich will das eure führen, ich will euch
Statt einer Jungfrau und Prophetinn ſeyn.

Lionel.

Madame, geht nach Paris zurück. Wir wollen
Mit guten Waffen, nicht mit Weibern ſiegen.

Talbot.

Geht! Geht! Seit ihr im Lager ſeid, geht alles
Zurück, kein Segen iſt mehr in unſern Waffen.

Burgund.

Geht! Eure Gegenwart ſchafft hier nichts Gutes,
Der Krieger nimmt ein Aergerniß an euch.

Iſabeau.

(ſieht einen um den andern erſtaunt an.)

Ihr auch Burgund? Ihr nehmet wider mich
Parthey mit dieſen undankbaren Lords?

Burgund.

Geht! Der Soldat verliert den guten Muth,
Wenn er für Eure Sache glaubt zu fechten.

Iſabeau.

Ich hab' kaum Frieden zwiſchen euch geſtiftet,
So macht ihr ſchon ein Bündniß wider mich?

Talbot.

Geht, geht mit Gott Madame. Wir fürchten uns
Vor keinem Teufel mehr, ſobald ihr weg ſeid.

Iſabeau.

Bin ich nicht eure treue Bundsgenoſſinn?
Iſt eure Sache nicht die meinige?

Talbot.

Doch eure nicht die unſrige. Wir ſind
In einem ehrlich guten Streit begriffen.

Burgund.

Ich räche eines Vaters blut'gen Mord,
Die fromme Sohnspflicht heiligt meine Waffen.

Talbot.

Doch grad heraus! Was ihr am Dauphin thut
Iſt weder menſchlich gut, noch göttlich recht.

Iſabeau.

Fluch ſoll ihn treffen bis ins zehnte Glied!
Er hat gefrevelt an dem Haupt der Mutter.

Burgund.

Er rächte einen Vater und Gemahl.

Iſabeau.

Er warf ſich auf zum Richter meiner Sitten!

Lionel.

Das war unehrerbietig von dem Sohn!

Iſabeau.

In die Verbannung hat er mich geſchickt.

Talbot.

Die öffentliche Stimme zu vollziehn.

Iſabeau.

Fluch treffe mich, wenn ich ihm je vergebe!
Und eh er herrſcht in ſeines Vaters Reich —

Talbot.

Eh opfert ihr die Ehre ſeiner Mutter!

Iſabeau.

Ihr wißt nicht, ſchwache Seelen,
Was ein beleidigt Mutterherz vermag.
Ich liebe, wer mir Gutes thut und haſſe
Wer mich verletzt, und iſt's der eigne Sohn
Den ich gebohren, deſto haſſenswerther.
Dem ich das Daſeyn gab, will ich es rauben,
Wenn er mit ruchlos frechem Uebermuth
Den eignen Schoos verletzt, der ihn getragen.
Ihr, die ihr Krieg führt gegen meinen Sohn,
Ihr habt nicht Recht, noch Grund ihn zu berauben.
Was hat der Dauphin ſchweres gegen Euch
Verſchuldet? Welche Pflichten brach er Euch?

Euch treibt die Ehrſucht, der gemeine Neid,
Ich darf ihn haſſen, ich hab' ihn gebohren.

Talbot.

Wohl, an der Rache fühlt er ſeine Mutter!

Iſabeau.

Armſel'ge Gleißner, wie veracht' ich euch,
Die ihr euch ſelbſt ſo wie die Welt belügt!
Ihr Engelländer ſtreckt die Räuberhände
Nach dieſem Frankreich aus, wo ihr nicht Recht
Noch gült'gen Anſpruch habt auf ſo viel Erde
Als eines Pferdes Huf bedeckt. — Und dieſer Herzog
Der ſich den *Guten* ſchelten läßt, verkauft
Sein Vaterland, das Erbreich ſeiner Ahnen
Dem Reichsfeind und dem fremden Herrn. — Gleichwohl
Iſt euch das dritte Wort Gerechtigkeit.
— Die Heucheley veracht' ich. Wie ich bin,
So ſehe mich das Aug' der Welt.

Burgund.

Wahr iſt's!
Den Ruhm habt ihr mit ſtarkem Geiſt behauptet.

Iſabeau.

Ich habe Leidenſchaften, warmes Blut
Wie eine andre, und ich kam als Königinn
In dieſes Land, zu leben, nicht zu ſcheinen.
Sollt' ich der Freud' abſterben, weil der Fluch
Des Schickſals meine lebensfrohe Jugend
Zu dem wahnſinn'gen Gatten hat geſellt?
Mehr als das Leben lieb' ich meine Freiheit,

Und wer mich hier verwundet — Doch warum
Mit euch mich ſtreiten über meine Rechte?
Schwer fließt das dicke Blut in euren Adern,
Ihr kennt nicht das Vergnügen, nur die Wuth!
Und dieſer Herzog, der ſein Lebenlang
Geſchwankt hat zwiſchen Bös und Gut, kann nicht
Von Herzen haſſen noch von Herzen lieben.
— Ich geh nach Melün. Gebt mir dieſen da,
(auf Lionel zeigend)
Der mir gefällt, zur Kurzweil und Geſellſchaft,
Und dann macht was ihr wollt! Ich frage nichts
Nach den Burgundern noch den Engelländern.
(Sie winkt ihrem Pagen und will gehen.)

Lionel.

Verlaßt euch drauf. Die ſchönſten Frankenknaben
Die wir erbeuten, ſchicken wir nach Melün.

Iſabeau (zurückkommend.)

Wohl taugt ihr, mit dem Schwerte drein zu ſchlagen,
Der Franke nur weiß zierliches zu ſagen.
(ſie geht ab.)

Dritter Auftritt.

Talbot. Burgund. Lionel.

Talbot.

Was für ein Weib!

Lionel.

Nun eure Meinung Feldherrn!

Fliehn wir noch weiter oder wenden uns
Zurück, durch einen ſchnellen kühnen Streich
Den Schimpf des heut'gen Tages auszulöſchen?

Burgund.

Wir ſind zu ſchwach, die Völker ſind zerſtreut,
Zu neu iſt noch der Schrecken in dem Heer.

Talbot.

Ein blinder Schrecken nur hat uns beſiegt,
Der ſchnelle Eindruck eines Augenblicks.
Dieß Furchtbild der erſchreckten Einbildung
Wird, näher angeſehn, in Nichts verſchwinden.
Drum iſt mein Rath, wir führen die Armee
Mit Tagesanbruch über den Strom zurück,
Dem Feind entgegen.

Burgund.

Ueberlegt —

Lionel.

Mit eurer
Erlaubniß. Hier iſt nichts zu überlegen.
Wir müſſen das Verlorne ſchleunig wieder
Gewinnen oder ſind beſchimpft auf ewig.

Talbot.

Es iſt beſchloſſen. Morgen ſchlagen wir.
Und dieß Phantom des Schreckens zu zerſtören,
Das unſre Völker blendet und entmannt,
Laßt uns mit dieſem jungfräulichen Teufel
Uns meſſen in perſönlichem Gefecht.
Stellt ſie ſich unſerm tapfern Schwert, nun dann

So hat ſie uns zum letztenmal geſchadet,
Stellt ſie ſich nicht, und ſeid gewiß, ſie meidet
Den ernſten Kampf, ſo iſt das Heer entzaubert.

Lionel.

So ſeys! Und *mir*, mein Feldherr, überlaſſet
Dieß leichte Kampfſpiel, wo kein Blut ſoll fließen.
Denn lebend denk ich das Geſpenſt zu fangen,
Und vor des Baſtards Augen, ihres Buhlen,
Trag ich auf dieſen Armen ſie herüber
Zur Luſt des Heers, in das brittann'ſche Lager.

Burgund.

Verſprechet nicht zuviel.

Talbot.

Erreich ich ſie,
Ich denke ſie ſo ſanft nicht zu umarmen.
Kommt jetzo, die ermüdete Natur
Durch einen leichten Schlummer zu erquicken,
Und dann zum Aufbruch mit der Morgenröthe.
(Sie gehen ab.)

Vierter Auftritt.

Johanna mit der Fahne, im Helm und Bruſtharniſch, ſonſt aber weiblich gekleidet, **Dunois**, **La Hire**, **Ritter** und **Soldaten** zeigen ſich oben auf dem Felſenweg, ziehen ſtill darüber hinweg, und erſcheinen gleich darauf auf der Scene.

Johanna.

(zu den Rittern, die ſie umgeben, indem der Zug oben immer noch fortwährt.)

Erſtiegen iſt der Wall, wir ſind im Lager!
Jetzt werft die Hülle der verſchwiegnen Nacht
Von euch, die euren ſtillen Zug verhehlte,
Und macht dem Feinde eure Schreckensnähe
Durch lauten Schlachtruf kund — Gott und die Jungfrau!

Alle.

(rufen laut unter wildem Waffengetöſ.)

Gott und die Jungfrau!

(Trommeln und Trompeten.)

Schildwache (hinter der Scene.)

Feinde! Feinde! Feinde!

Johanna.

Jetzt Fackeln her! Werft Feuer in die Zelte!
Der Flammen Wuth vermehre das Entſetzen,
Und drohend rings umfange ſie der Tod!

(Soldaten eilen fort, ſie will folgen.)

Dunois (hält ſie zurück.)

Du haſt das deine nun erfüllt Johanna!

Mitten in's Lager haſt du uns geführt,
Den Feind haſt du in unſre Hand gegeben,
Jetzt aber bleibe von dem Kampf zurück,
Uns überlaß die blutige Entſcheidung.

La Hire.

Den Weg des Siegs bezeichne du dem Heer,
Die Fahne trag' uns vor in reiner Hand,
Doch nimm das Schwert, das tödtliche, nicht ſelbſt,
Verſuche nicht den falſchen Gott der Schlachten,
Denn blind und ohne Schonung waltet er.

Johanna.

Wer darf mir Halt gebieten? Wer dem Geiſt
Vorſchreiben, der mich führt? Der Pfeil muß fliegen,
Wohin die Hand ihn ſeines Schützen treibt.
Wo die Gefahr iſt muß Johanna ſeyn,
Nicht heut, nicht hier iſt mir beſtimmt zu fallen,
Die Krone muß ich ſehn auf meines Königs Haupt,
Dieß Leben wird kein Gegner mir entreiſſen,
Bis ich vollendet was mir Gott geheiſſen.
(Sie geht ab.)

La Hire.

Kommt Dunois! Laßt uns der Heldinn folgen,
Und ihr die tapfre Bruſt zum Schilde leihn!
(Gehen ab.)

Fünfter Auftritt.

Engliſche Soldaten fliehen über die Bühne. Hierauf Talbot.

Erſter.

Das Mädchen! Mitten im Lager!

Zweiter.

Nicht möglich! Nimmermehr! Wie kam ſie in das Lager?

Dritter.

Durch die Luft! Der Teufel hilft ihr!

Vierter und Fünfter.

Flieht! Flieht! Wir ſind alle des Todes!

(gehen ab.)

Talbot (kommt.)

Sie hören nicht — Sie wollen mir nicht ſtehn!
Gelöſt ſind alle Bande des Gehorſams,
Als ob die Hölle ihre Legionen
Verdammter Geiſter ausgeſpieen, reißt
Ein Taumelwahn den Tapfern und den Feigen
Gehirnlos fort, nicht eine kleine Schaar
Kann ich der Feinde Flut entgegenſtellen,
Die wachſend, wogend in das Lager dringt!
— Bin ich der einzig nüchterne und alles
Muß um mich her in Fiebers Hitze raſen?
Vor dieſen Fränkiſchen Weichlingen zu fliehn,
Die wir in zwanzig Schlachten überwunden! —
Wer iſt ſie denn, die Unbezwingliche,
Die Schreckensgöttinn, die der Schlachten Glück

Auf einmal wendet, und ein ſchüchtern Heer
Von feigen Reh'n in Löwen umgewandelt?
Eine Gauklerinn, die die gelernte Rolle
Der Heldinn ſpielt, ſoll wahre Helden ſchrecken?
Ein Weib entriß mir allen Siegesruhm?

Soldat (ſtürzt herein.)

Das Mädchen! Flieh! Flieh Feldherr!

Talbot (ſtößt ihn nieder.)

Flieh zur Hölle
Du ſelbſt! Den ſoll dieß Schwert durchbohren,
Der mir von Furcht ſpricht und von feiger Flucht!

(er geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Der Proſpekt öfnet ſich. Man ſieht das engliſche Lager in vollen Flammen ſtehen. Trommeln, Flucht und Verfolgung. Nach einer Weile kommt Montgomery.

Montgomery (allein.)

Wo ſoll ich hinfliehn? Feinde rings umher und Tod!
Hier der ergrimmte Feldherr, der mit droh'ndem Schwert
Die Flucht verſperrend uns dem Tod entgegen treibt.
Dort die Fürchterliche, die verderblich um ſich her
Wie die Brunſt des Feuers raſet — Und rings um kein Buſch,
Der mich verbärge, keiner Höhle ſichrer Raum!
O wär ich nimmer über Meer hieher geſchifft,
Ich Unglückſelger! Eitler Wahn bethörte mich,
Wohlfeilen Ruhm zu ſuchen in dem Frankenkrieg.

Und jetzo führt mich das verderbliche Geſchick
In dieſe blut'ge Mordſchlacht. — Wär' ich weit von hier
Daheim noch an der Savern' blühendem Geſtad
Im ſichern Vaterhauſe, wo die Mutter mir
In Gram zurückblieb und die zarte ſüße Braut.

(Johanna zeigt ſich in der Ferne.)

Weh mir! Was ſeh ich! Dort erſcheint die Schreckliche!
Aus Brandes Flammen, düſter leuchtend, hebt ſie ſich,
Wie aus der Hölle Rachen ein Geſpenſt der Nacht
Hervor. — Wohin entrinn' ich! Schon ergreift ſie mich
Mit ihren Feueraugen, wirft von fern
Der Blicke Schlingen nimmer fehlend nach mir aus.
Um meine Füße, feſt und feſter, wirret ſich
Das Zauberknäul, daß ſie gefeſſelt mir die Flucht
Verſagen! Hinſehn muß ich, wie das Herz mir auch
Dagegen kämpfe, nach der tödtlichen Geſtalt!

(Johanna thut einige Schritte ihm entgegen, und bleibt wieder ſtehen.)

Sie naht! Ich will nicht warten, bis die Grimmige
Zuerſt mich anfällt! Bittend will ich ihre Knie
Umfaſſen, um mein Leben flehn, ſie iſt ein Weib,
Ob ich vielleicht durch Thränen ſie erweichen kann!

(indem er auf ſie zugehen will, tritt ſie ihm raſch entgegen.)

Siebenter Auftritt.

Johanna. Montgomery.

Johanna.

Du biſt des Todes! Eine britt'ſche Mutter zeugte dich.

Montgomery (fällt ihr zu Füßen.)

Halt ein Furchtbare! Nicht den unvertheidigten
Durchbohre. Weggeworfen hab' ich Schwert und Schild,
Zu deinen Füßen ſink ich wehrlos, flehend hin.
Laß mir das Licht des Lebens, nimm ein Löſegeld.
Reich an Beſitzthum wohnt der Vater mir daheim
Im ſchönen Lande Wallis, wo die ſchlängelnde
Savern' durch grüne Auen rollt den Silberſtrom,
Und funfzig Dörfer kennen ſeine Herrſchaft an.
Mit reichem Golde löſ't er den geliebten Sohn,
Wenn er mich im Frankenlager lebend noch vernimmt.

Johanna.

Betrogner Thor! Verlorner! In der Jungfrau Hand
Biſt du gefallen, die verderbliche, woraus
Nicht Rettung noch Erlöſung mehr zu hoffen iſt.
Wenn dich das Unglück in des Krokodils Gewalt
Gegeben oder des gefleckten Tigers Klaun,
Wenn du der Löwenmutter junge Brut geraubt,
Du könnteſt Mitleid finden und Barmherzigkeit,
Doch tödtlich iſt's, der Jungfrau zu begegnen.
Denn dem Geiſterreich, dem ſtrengen, unverletzlichen,
Verpflichtet mich der furchtbar bindende Vertrag,

Mit dem Schwert zu tödten alles Lebende, das mir
Der Schlachten Gott verhängnißvoll entgegen ſchickt.

Montgomery.

Furchtbar iſt deine Rede, doch dein Blick iſt ſanft,
Nicht ſchrecklich biſt du in der Nähe anzuſchaun,
Es zieht das Herz mich zu der lieblichen Geſtalt.
O bei der Milde deines zärtlichen Geſchlechts
Fleh ich dich an. Erbarme meiner Jugend dich!

Johanna.

Nicht mein Geſchlecht beſchwöre! Nenne mich nicht Weib.
Gleichwie die körperloſen Geiſter, die nicht freyn
Auf ird'ſche Weiſe, ſchließ ich mich an kein Geſchlecht
Der Menſchen an, und dieſer Panzer deckt kein Herz.

Montgomery.

O bei der Liebe heilig waltendem Geſetz
Dem alle Herzen huldigen, beſchwör' ich dich.
Daheim gelaſſen hab' ich eine holde Braut,
Schön wie du ſelbſt biſt, blühend in der Jugend Reiz.
Sie harret weinend des Geliebten Wiederkunft,
O wenn du ſelber je zu lieben hoffſt, und hoffſt
Beglückt zu ſeyn durch Liebe! Trenne grauſam nicht
Zwey Herzen, die der Liebe heilig Bündniß knüpft!

Johanna.

Du rufeſt lauter irdiſch fremde Götter an,
Die mir nicht heilig, noch verehrlich ſind. Ich weiß
Nichts von der Liebe Bündniß, das du mir beſchwörſt,
Und nimmer kennen werd' ich ihren eiteln Dienſt.
Vertheidige dein Leben, denn dir ruft der Tod.

Montgomery.

O ſo erbarme meiner jammervollen Aeltern dich,
Die ich zu Haus verlaſſen. Ja gewiß auch du
Verließeſt Aeltern, die die Sorge quält um dich.

Johanna.

Unglücklicher! Und du erinnerſt mich daran,
Wie viele Mütter dieſes Landes kinderlos,
Wie viele zarte Kinder vaterlos, wie viel
Verlobte Bräute Wittwen worden ſind durch euch!
Auch Englands Mütter mögen die Verzweiflung nun
Erfahren, und die Thränen kennen lernen,
Die Frankreichs jammervolle Gattinnen geweint.

Montgomery.

O ſchwer iſt's, in der Fremde ſterben unbeweint.

Johanna.

Wer rief euch in das fremde Land, den blüh'nden Fleiß
Der Felder zu verwüſten, von dem heim'ſchen Heerd
Uns zu verjagen und des Krieges Feuerbrand
Zu werfen in der Städte friedlich Heiligthum?
Ihr träumtet ſchon in eures Herzens eitelm Wahn
Den freigebohrnen Franken in der Knechtſchaft Schmach
Zu ſtürzen und dieß große Land, gleichwie ein Boot,
An euer ſtolzes Meerſchiff zu befeſtigen!
Ihr Thoren! Frankreichs königliches Wappen hängt
Am Throne Gottes, eher rißt ihr einen Stern
Vom Himmelwagen, als ein Dorf aus dieſem Reich,
Dem unzertrennlich ewig einigen! — Der Tag
Der Rache iſt gekommen, nicht lebendig mehr

Zurücke meſſen werdet ihr das heil'ge Meer,
Das Gott zur Länderſcheide zwiſchen euch und uns
Geſetzt, und das ihr frevelnd überſchritten habt.

Montgomery (läßt ihre Hand los.)

O ich muß ſterben! Grauſend faßt mich ſchon der Tod.

Johanna.

Stirb Freund! Warum ſo zaghaft zittern vor dem Tod,
Dem unentfliehbaren Geſchick? — Sieh mich an! Sieh!
Ich bin nur eine Jungfrau, eine Schäferinn
Gebohren, nicht des Schwerts gewohnt iſt dieſe Hand,
Die den unſchuldig frommen Hirtenſtab geführt.
Doch weggeriſſen von der heimatlichen Flur,
Vom Vaters Buſen, von der Schweſtern lieber Bruſt
Muß ich hier, ich muß — mich treibt die Götterſtimme, nicht
Eignes Gelüſten, — euch zu bitterm Harm, mir nicht
Zur Freude, ein Geſpenſt des Schreckens würgend gehn,
Den Tod verbreiten und ſein Opfer ſeyn zuletzt!
Denn nicht den Tag der frohen Heimkehr werd' ich ſehn,
Noch vielen von den Euren werd' ich tödtlich ſeyn,
Noch viele Wittwen machen, aber endlich werd'
Ich ſelbſt umkommen und erfüllen mein Geſchick.
— Erfülle du auch deines. Greife friſch zum Schwert,
Und um des Lebens ſüße Beute kämpfen wir.

Montgomery (ſteht auf.)

Nun, wenn du ſterblich biſt wie ich und Waffen dich
Verwunden, kann's auch meinem Arm beſchieden ſeyn,
Zur Höll dich ſendend Englands Noth zu endigen.

In Gottes gnäd'ge Hände leg' ich mein Geſchick.
Ruf' du Verdammte deine Höllengeiſter an,
Dir beyzuſtehen! Wehre deines Lebens dich!

(er ergreift Schild und Schwert und dringt auf ſie ein, kriegeriſche Muſik erſchallt in der Ferne, nach einem kurzen Gefechte fällt Montgomery.)

Achter Auftritt.

Johanna (allein.)

Dich trug dein Fuß zum Tode — Fahre hin!

(Sie tritt von ihm weg und bleibt gedankenvoll ſtehen.)

Erhabne Jungfrau, du wirkſt mächtiges in mir!
Du rüſteſt den unkriegeriſchen Arm mit Kraft,
Dieß Herz mit Unerbittlichkeit bewaffneſt du.
In Mitleid ſchmilzt die Seele und die Hand erbebt,
Als bräche ſie in eines Tempels heil'gen Bau,
Den blühenden Leib des Gegners zu verletzen,
Schon vor des Eiſens blanker Scheide ſchaudert mir,
Doch wenn es Noth thut, alsbald iſt die Kraft mir da,
Und nimmer irrend in der zitternden Hand regiert
Das Schwert ſich ſelbſt, als wär' es ein lebend'ger Geiſt.

Neunter Auftritt.

Ein **Ritter** mit geſchloßnem Viſier. **Johanna.**

Ritter.

Verfluchte! Deine Stunde iſt gekommen,
Dich ſucht' ich auf dem ganzen Feld der Schlacht
Verderblich Blendwerk! Fahre zu der Hölle
Zurück, aus der du aufgeſtiegen biſt.

Johanna.

Wer biſt du, den ſein böſer Engel mir
Entgegen ſchickt? Gleich eines Fürſten iſt
Dein Anſtand, auch kein Britte ſcheinſt du mir,
Denn dich bezeichnet die Burgundiche Binde,
Vor der ſich meines Schwertes Spitze neigt.

Ritter.

Verworfne, du verdienteſt nicht zu fallen
Von eines Fürſten edler Hand. Das Beil
Des Henkers ſollte dein verdammtes Haupt
Vom Rumpfe trennen, nicht der tapfre Degen
Des königlichen Herzogs von Burgund.

Johanna.

So biſt du dieſer edle Herzog ſelbſt?

Ritter (ſchlägt das Viſier auf.)

Ich bin's. Elende zittre und verzweifle!
Die Satanskünſte ſchützen dich nicht mehr,
Du haſt bis jezt nur Schwächlinge bezwungen,
Ein Mann ſteht vor dir.

Zehnter Auftritt.

Dunois und La Hire zu den Vorigen.

Dunois.

Wende dich Burgund!
Mit Männern kämpfe, nicht mit Jungfrauen.

La Hire.

Wir ſchützen der Prophetinn heilig Haupt,
Erſt muß dein Degen dieſe Bruſt durchbohren —

Burgund.

Nicht dieſe buhleriſche Circe fürcht' ich,
Noch euch, die ſie ſo ſchimpflich hat verwandelt.
Erröthe Baſtard, Schande dir La Hire,
Daß du die alte Tapferkeit zu Künſten
Der Höll' erniedrigſt, den verächtlichen
Schildknappen einer Teufelsdirne machſt.
Kommt her! Euch allen biet' ich's! Der verzweifelt
An Gottes Schutz, der zu dem Teufel flieht.

(Sie bereiten ſich zum Kampf, Johanna tritt dazwiſchen.)

Johanna.

Haltet inne!

Burgund.

Zitterſt du für deinen Buhlen?
Vor deinen Augen ſoll er —

(dringt auf Dunois ein.)

Johanna.

Haltet inne!
Trennt ſie La Hire — Kein franzöſiſch Blut ſoll fließen!

Nicht Schwerter ſollen dieſen Streit entſcheiden.
Ein andres iſt beſchloſſen in den Sternen —
Aus einander ſag' ich — Höret und verehrt
Den Geiſt, der mich ergreift, der aus mir redet!

Dunois.

Was hältſt du meinen aufgehobnen Arm,
Und hemmſt des Schwertes blutige Entſcheidung?
Das Eiſen iſt gezückt, es fällt der Streich,
Der Frankreich rächen und verſöhnen ſoll.

Johanna.

(ſtellt ſich in die Mitte und trennt beide Theile durch einen weiten Zwiſchenraum, zum Baſtard.)

Tritt auf die Seite!

(zu La Hire.)

Bleib gefeſſelt ſtehen!
Ich habe mit dem Herzoge zu reden.

(nachdem alles ruhig iſt.)

Was willſt du thun Burgund? Wer iſt der Feind,
Den deine Blicke mordbegierig ſuchen?
Dieſer edle Prinz iſt Frankreichs Sohn wie du,
Dieſer Tapfre iſt dein Waffenfreund und Landsmann,
Ich ſelbſt bin deines Vaterlandes Tochter.
Wir alle, die du zu vertilgen ſtrebſt,
Gehören zu den Deinen — unſre Arme
Sind aufgethan dich zu empfangen, unſre Knie
Bereit dich zu verehren — unſer Schwert
Hat keine Spitze gegen dich. Ehrwürdig
Iſt uns das Antlitz, ſelbſt im Feindeshelm,
Das unſers Königs theure Züge trägt.

Burgund.

Mit ſüßer Rede ſchmeichleriſchem Ton
Willſt du Sirene! deine Opfer locken.
Argliſt'ge, mich bethörſt du nicht. Verwahrt
Iſt mir das Ohr vor deiner Rede Schlingen
Und deines Auges Feuerpfeile gleiten
Am guten Harniſch meines Buſens ab.
Zu den Waffen Dunois!
Mit Streichen nicht mit Worten laß uns fechten.

Dunois.

Erſt Worte und dann Streiche. Fürchteſt du
Vor Worten dich? Auch das iſt Feigheit
Und der Verräther einer böſen Sache.

Johanna.

Uns treibt nicht die gebieteriſche Noth
Zu deinen Füßen, nicht als Flehende
Erſcheinen wir vor dir. — Blick um dich her!
In Aſche liegt das engelländ'ſche Lager,
Und eure Todten decken das Gefild.
Du hörſt der Franken Kriegstrommete tönen,
Gott hat entſchieden, unſer iſt der Sieg.
Des ſchönen Lorbeers friſch gebrochnen Zweig
Sind wir bereit, mit unſerm Freund zu theilen.
— O komm herüber! Edler Flüchtling komm!
Herüber, wo das Recht iſt und der Sieg.
Ich ſelbſt, die Gottgeſandte, reiche dir
Die ſchweſterliche Hand. Ich will dich rettend
Herüberziehn auf unſre reine Seite! —

Der Himmel iſt für Frankreich. Seine Engel,
Du ſiehſt ſie nicht, ſie fechten für den König,
Sie alle ſind mit Lilien geſchmückt,
Lichtweiß wie dieſe Fahn' iſt unſre Sache,
Die reine Jungfrau iſt ihr keuſches Sinnbild.

Burgund.

Verſtrickend iſt der Lüge trüglich Wort,
Doch ihre Rede iſt wie eines Kindes.
Wenn böſe Geiſter ihr die Worte leihn,
So ahmen ſie die Unſchuld ſiegreich nach.
Ich will nicht weiter hören. Zu den Waffen!
Mein Ohr, ich fühl's, iſt ſchwächer als mein Arm.

Johanna.

Du nennſt mich eine Zauberinn, giebſt mir Künſte
Der Hölle Schuld — Iſt Frieden ſtiften, Haß
Verſöhnen, ein Geſchäft der Hölle? Kommt
Die Eintracht aus dem ew'gen Pfuhl hervor?
Was iſt unſchuldig, heilig, menſchlich gut,
Wenn es der Kampf nicht iſt um's Vaterland?
Seit wann iſt die Natur ſo mit ſich ſelbſt
Im Streite, daß der Himmel die gerechte Sache
Verläßt, und daß die Teufel ſie beſchützen?
Iſt aber das, was ich dir ſage, gut,
Wo anders als von oben konnt' ich's ſchöpfen?
Wer hätte ſich auf meiner Schäfertrift
Zu mir geſellt, das kind'ſche Hirtenmädchen
In königlichen Dingen einzuweihn?
Ich bin vor hohen Fürſten nie geſtanden,

Die Kunſt der Rede iſt dem Munde fremd.
Doch jezt, da ich's bedarf dich zu bewegen,
Beſitz' ich Einſicht, hoher Dinge Kunde,
Der Länder und der Könige Geſchick
Liegt ſonnenhell vor meinem Kindesblick,
Und einen Donnerkeil führ' ich im Munde.

Burgund.

(lebhaft bewegt, ſchlägt die Augen zu ihr auf und betrachtet ſie mit Erſtaunen und Rührung.)

Wie wird mir? Wie geſchieht mir? Iſt's ein Gott,
Der mir das Herz im tiefſten Buſen wendet!
— Sie trügt nicht dieſe rührende Geſtalt!
Nein! Nein! Bin ich durch Zaubers Macht geblendet,
So iſt's durch eine himmliſche Gewalt,
Mir ſagt's das Herz, ſie iſt von Gott geſendet.

Johanna.

Er iſt gerührt, er iſt's! Ich habe nicht
Umſonſt gefleht, des Zornes Donnerwolke ſchmilzt
Von ſeiner Stirne thränenthauend hin,
Und aus den Augen, Friede ſtrahlend, bricht
Die goldne Sonne des Gefühls hervor.
— Weg mit den Waffen — drücket Herz an Herz —
Er weint, er iſt bezwungen, er iſt unſer!

(Schwert und Fahne entſinken ihr, ſie eilt auf ihn zu mit ausgebreiteten Armen und umſchlingt ihn mit leidenſchaftlichem Ungeſtüm. La Hire und Dunois laſſen die Schwerter fallen und eilen ihn zu umarmen.)

Dritter Aufzug.

Hoflager des Königs zu Chalons an der Marne.

Erſter Auftritt.

Dunois und La Hire.

Dunois.

Wir waren Herzensfreunde, Waffenbrüder,
Für Eine Sache hoben wir den Arm
Und hielten feſt in Noth und Tod zuſammen.
Laßt Weiberliebe nicht das Band zertrennen,
Das jeden Schickſalswechſel ausgehalten.

La Hire.

Prinz hört mich an!

Dunois.

Ihr liebt das wunderbare Mädchen,
Und mir iſt wohl bekannt, worauf Ihr ſinnt.
Zum König denkt ihr ſteh'nden Fußes jetzt
Zu gehen, und die Jungfrau zum Geſchenk
Euch zu erbitten — Eurer Tapferkeit
Kann er den wohlverdienten Preiß nicht weigern.
Doch wißt — eh ich in eines andern Arm
Sie ſehe —

La Hire.

Hört mich Prinz!

Dunois.

Es zieht mich nicht
Der Augen flüchtig ſchnelle Luſt zu ihr.
Den unbezwungnen Sinn hat nie ein Weib
Gerührt, bis ich die Wunderbare ſah,
Die eines Gottes Schickung dieſem Reich
Zur Retterinn beſtimmt und mir zum Weibe,
Und in dem Augenblick gelobt' ich mir
Mit heil'gem Schwur als Braut ſie heimzuführen.
Denn nur die Starke kann die Freundinn ſeyn
Des ſtarken Mannes, und dieß glüh'nde Herz
Sehnt ſich an einer gleichen Bruſt zu ruhn,
Die ſeine Kraft kann faſſen und ertragen.

La Hire.

Wie könnt' ich's wagen Prinz, mein ſchwach Verdienſt
Mit eures Nahmens Heldenruhm zu meſſen!
Wo ſich Graf Dunois in die Schranken ſtellt,
Muß jeder andre Mitbewerber weichen.
Doch eine niedre Schäferinn kann nicht
Als Gattinn würdig euch zur Seite ſtehn,
Das königliche Blut, das eure Adern
Durchrinnt, verſchmäht ſo niedrige Vermiſchung.

Dunois.

Sie iſt das Götterkind der heiligen
Natur wie ich, und iſt mir ebenbürtig.
Sie ſollte eines Fürſten Hand entehren,

Die eine Braut der reinen Engel iſt,
Die ſich das Haupt mit einem Götterſchein
Umgiebt, der heller ſtrahlt als irdſche Kronen,
Die jedes Größte, Höchſte dieſer Erden
Klein unter ihren Füßen liegen ſieht;
Denn alle Fürſtenthronen auf einander
Geſtellt, bis zu den Sternen fortgebaut,
Erreichten nicht die Höhe, wo ſie ſteht,
In ihrer Engels-Majeſtät!

La Hire.

Der König mag entſcheiden.

Dunois.

Nein ſie ſelbſt
Entſcheide! Sie hat Frankreich frey gemacht
Und ſelber frey muß ſie ihr Herz verſchenken.

La Hire.

Da kommt der König!

Zweiter Auftritt.

Karl. Agnes Sorel. Du Chatel und **Chatillon** zu den Vorigen.

Karl (zu Chatillon.)

Er kommt! Er will als ſeinen König mich
Erkennen, ſagt ihr, und mir huldigen?

Chatillon.

Hier, Sire, in deiner königlichen Stadt
Chalons will ſich der Herzog, mein Gebieter,

Zu deinen Füßen werfen. — Mir befahl er,
Als meinen Herrn und König dich zu grüßen,
Er folgt mir auf dem Fuß, gleich naht er ſelbſt.

Sorel.

Er kommt! O ſchöne Sonne dieſes Tags,
Der Freude bringt und Friede und Verſöhnung!

Chatillon.

Mein Herr wird kommen mit zweihundert Rittern,
Er wird zu deinen Füßen niederknien,
Doch er erwartet, daß du es nicht duldeſt,
Als deinen Vetter freundlich ihn umarmeſt.

Karl.

Mein Herz glüht, an dem ſeinigen zu ſchlagen.

Chatillon.

Der Herzog bittet, daß des alten Streits
Beim erſten Wiederſehn mit keinem Worte
Meldung geſcheh!

Karl.

Verſenkt im Lethe ſei
Auf ewig das Vergangene. Wir wollen
Nur in der Zukunft heitre Tage ſehn.

Chatillon.

Die für Burgund gefochten, alle ſollen
In die Verſöhnung aufgenommen ſeyn.

Karl.

Ich werde ſo mein Königreich verdoppeln!

Chatillon.
Die Königinn Iſabeau ſoll in dem Frieden
Mit eingeſchloſſen ſeyn, wenn ſie ihn annimmt.
Karl.
Sie führet Krieg mit mir, nicht ich mit ihr.
Unſer Streit iſt aus, ſobald ſie ſelbſt ihn endigt.
Chatillon.
Zwölf Ritter ſollen bürgen für dein Wort.
Karl.
Mein Wort iſt heilig.
Chatillon.
Und der Erzbiſchoff
Soll eine Hoſtie theilen zwiſchen dir und ihm,
Zum Pfand und Siegel redlicher Verſöhnung.
Karl.
So ſei mein Antheil an dem ew'gen Heil,
Als Herz und Handſchlag bei mir einig ſind.
Welch andres Pfand verlangt der Herzog noch?
Chatillon.
(mit einem Blick auf Du Chatel.)
Hier ſeh ich Einen, deſſen Gegenwart
Den erſten Gruß vergiften könnte.
(Du Chatel geht ſchweigend.)
Karl.
Geh
Du Chatel! Bis der Herzog deinen Anblick
Ertragen kann, magſt du verborgen bleiben!
(er folgt ihm mit den Augen, dann eilt er ihm nach und umarmt ihn.)

Rechtſchaffner Freund! Du wollteſt mehr als dieß
Für meine Ruhe thun!

(Du Chatel geht ab.)

Chatillon.

Die andern Punkte nennt dieß Inſtrument.

Karl (zum Erzbiſchoff.)

Bringt es in Ordnung. Wir genehm'gen alles,
Für einen Freund iſt uns kein Preiß zu hoch.
Geht Dunois! Nehmt hundert edle Ritter
Mit euch und hohlt den Herzog freundlich ein.
Die Truppen alle ſollen ſich mit Zweigen
Bekränzen, ihre Brüder zu empfangen.
Zum Feſte ſchmücke ſich die ganze Stadt,
Und alle Glocken ſollen es verkünden,
Daß Frankreich und Burgund ſich neu verbinden.

(Ein Edelknecht kommt. Man hört die Trompeten.)

Horch! Was bedeutet der Trompeten Ruf?

Edelknecht.

Der Herzog von Burgund hält ſeinen Einzug.

(geht ab.)

Dunois (geht mit La Hire und Chatillon.)

Auf! ihm entgegen!

Karl (zur Sorel.)

Agnes du weinſt? Beinah gebricht auch mir
Die Stärke, dieſen Auftritt zu ertragen.
Wie viele Todesopfer mußten fallen,
Bis wir uns friedlich konnten wiederſehn.
Doch endlich legt ſich jedes Sturmes Wut,

Tag wird es auf die dickſte Nacht, und kommt
Die Zeit, ſo reifen auch die ſpätſten Früchte!

Erzbiſchoff (am Fenſter.)

Der Herzog kann ſich des Gedränges kaum
Entledigen. Sie heben ihn vom Pferd,
Sie küſſen ſeinen Mantel, ſeine Sporen.

Karl.

Es iſt ein gutes Volk, in ſeiner Liebe
Raſchlodernd wie in ſeinem Zorn. — Wie ſchnell
Vergeſſen iſt's, daß eben dieſer Herzog
Die Väter ihnen und die Söhne ſchlug,
Der Augenblick verſchlingt ein ganzes Leben!
— Faß dich, Sorel! Auch deine heft'ge Freude
Möcht' ihm ein Stachel in die Seele ſeyn,
Nichts ſoll ihn hier beſchämen, noch betrüben.

Dritter Auftritt.

Herzog von Burgund. Dunois. La Hire. Chatillon und noch zwey andere Ritter von des Herzogs Gefolge. Der Herzog bleibt am Eingang ſtehen, der König bewegt ſich gegen ihn, ſogleich nähert ſich Burgund und in dem Augenblick, wo er ſich auf ein Knie will niederlaſſen, empfängt ihn der König in ſeinen Armen.

Karl.

Ihr habt uns überraſcht — Euch einzuhohlen
Gedachten wir — Doch ihr habt ſchnelle Pferde.

Burgund.

Sie trugen mich zu meiner Pflicht.
(er umarmt die Sorel, und küßt ſie auf die Stirne.)
Mit eurer
Erlaubniß Baaſe. Das iſt unſer Herrenrecht
Zu Arras und kein ſchönes Weib darf ſich
Der Sitte weigern.

Karl.

Eure Hofſtatt iſt
Der Sitz der Minne, ſagt man, und der Markt,
Wo alles Schöne muß den Stapel halten.

Burgund.

Wir ſind ein handeltreibend Volk, mein König.
Was köſtlich wächſt in allen Himmelſtrichen
Wird ausgeſtellt zur Schau und zum Genuß
Auf unſerm Markt zu Brügg, das höchſte aber
Von allen Gütern iſt der Frauen Schönheit.

Sorel.

Der Frauen Treue gilt noch höhern Preiß,
Doch auf dem Markte wird ſie nicht geſehn.

Karl.

Ihr ſteht in böſem Ruf und Leumund Vetter,
Daß ihr der Frauen ſchönſte Tugend ſchmäht.

Burgund.

Die Ketzerei ſtraft ſich am ſchwerſten ſelbſt.
Wohl euch mein König! Früh hat euch das Herz,
Was mich ein wildes Leben ſpät, gelehrt!
(er bemerkt den Erzbiſchoff und reicht ihm die Hand.)

Ehrwürdiger Mann Gottes! Euren Segen!
Euch trifft man immer auf dem rechten Platz,
Wer euch will finden, muß im Guten wandeln.

Erzbiſchoff.

Mein Meiſter rufe wann er will, dieß Herz
Iſt freudenſatt und ich kann fröhlich ſcheiden,
Da meine Augen dieſen Tag geſehn!

Burgund (zur Sorel.)

Man ſpricht, ihr habt euch, eurer edeln Steine
Beraubt, um Waffen gegen mich daraus
Zu ſchmieden? Wie? Seid ihr ſo kriegeriſch
Geſinnt? War's euch ſo ernſt mich zu verderben?
Doch unſer Streit iſt nun vorbei, es findet
Sich alles wieder, was verloren war,
Auch euer Schmuck hat ſich zurück gefunden,
Zum Kriege wider mich war er beſtimmt,
Nehmt ihn aus meiner Hand zum Friedenszeichen.

(er empfängt von einem ſeiner Begleiter das Schmuckkäſtchen und überreicht es ihr geöffnet. Agnes Sorel ſieht den König betroffen an.)

Karl.

Nimm das Geſchenk, es iſt ein zweifach theures Pfand
Der ſchönen Liebe mir und der Verſöhnung.

Burgund.

(indem er eine brillantne Roſe in ihre Haare ſteckt.)

Warum iſt es nicht Frankreichs Königskrone?
Ich würde ſie mit gleich geneigtem Herzen
Auf dieſem ſchönen Haupt befeſtigen.

(ihre Hand bedeutend faſſend.)

Und — zählt auf mich, wenn ihr dereinſt des Freundes
Bedürfen ſolltet!

(Agnes Sorel in Thränen ausbrechend tritt auf die Seite, auch der König bekämpft eine große Bewegung, alle Umſtehende blicken gerührt auf beyde Fürſten.)

Burgund.

(nachdem er alle der Reihe nach angeſehen, wirft er ſich in die Arme des Königs.)

O mein König!

(in demſelben Augenblick eilen die drey burgundiſchen Ritter auf Dunois, La Hire und den Erzbiſchoff zu und umarmen einander. Beyde Fürſten liegen eine Zeitlang einander ſprachlos in den Armen.)

Euch konnt' ich haſſen! Euch konnt' ich entſagen!

Karl.

Still! Still! Nicht weiter!

Burgund.

Dieſen Engelländer
Konnt' ich krönen! Dieſem Fremdling Treue ſchwören!
Euch meinen König in's Verderben ſtürzen!

Karl.

Vergeßt es! Alles iſt verziehen. Alles
Tilgt dieſer einz'ge Augenblick. Es war
Ein Schickſal, ein unglückliches Geſtirn!

Burgund (faßt ſeine Hand.)

Ich will gut machen! Glaubet mir, ich will's.
Alle Leiden ſollen euch erſtattet werden,

Euer ganzes Königreich ſollt ihr zurück
Empfangen — nicht ein Dorf ſoll daran fehlen!

Karl.

Wir ſind vereint. Ich fürchte keinen Feind mehr.

Burgund.

Glaubt mir, ich führte nicht mit frohem Herzen
Die Waffen wider euch. O wüßtet ihr —
Warum habt ihr mir dieſe nicht geſchickt?
(auf die Sorel zeigend.)
Nicht widerſtanden hätt' ich ihren Thränen.
— Nun ſoll uns keine Macht der Hölle mehr
Entzweien, da wir Bruſt an Bruſt geſchloſſen!
Jetzt hab' ich meinen wahren Ort gefunden.
An dieſem Herzen endet meine Irrfahrt.

Erzbiſchoff.
(tritt zwiſchen beide.)

Ihr ſeyd vereinigt Fürſten! Frankreich ſteigt
Ein neu verjüngter Phönix aus der Aſche,
Uns lächelt eine ſchöne Zukunft an.
Des Landes tiefe Wunden werden heilen,
Die Dörfer, die verwüſteten, die Städte
Aus ihrem Schutt ſich prangender erheben,
Die Felder decken ſich mit neuem Grün —
Doch, die das Opfer eures Zwiſts gefallen,
Die Todten ſtehen nicht mehr auf, die Thränen,
Die eurem Streit gefloſſen, ſind und bleiben
Geweint! Das kommende Geſchlecht wird blühen,
Doch das vergangne war des Elends Raub,

Der Enkel Glück erweckt nicht mehr die Väter.
Das ſind die Früchte eures Bruderzwiſts!
Laßt's euch zur Lehre dienen! Fürchtet die Gottheit
Des Schwerts, eh' ihr's der Scheid' entreißt. Loslaſſen
Kann der Gewaltige den Krieg, doch nicht,
Gelehrig wie der Falk ſich aus den Lüften
Zurückſchwingt auf des Jägers Hand, gehorcht
Der wilde Gott dem Ruf der Menſchenſtimme.
Nicht zweymal kommt im rechten Augenblick
Wie heut die Hand des Retters aus den Wolken.

Burgund.

O Sire! Euch wohnt ein Engel an der Seite.
— Wo iſt ſie? Warum ſeh ich ſie nicht hier?

Karl.

Wo iſt Johanna? Warum fehlt ſie uns
In dieſem feſtlich ſchönen Augenblick,
Den ſie uns ſchenkte?

Erzbiſchoff.

Sire! Das heil'ge Mädchen
Liebt nicht die Ruhe eines müß'gen Hofs,
Und ruft ſie nicht der göttliche Befehl
An's Licht der Welt hervor, ſo meidet ſie
Verſchämt den eitlen Blick gemeiner Augen!
Gewiß beſpricht ſie ſich mit Gott, wenn ſie
Für Frankreichs Wohlfahrt nicht geſchäftig iſt,
Denn allen ihren Schritten folgt der Segen.

Vierter Auftritt.

Johanna zu den Vorigen.

(Sie iſt im Harniſch, aber ohne Helm, und trägt einen Kranz in den Haaren.)

Karl.

Du kommſt als Prieſterinn geſchmückt Johanna,
Den Bund, den du geſtiftet, einzuweihn?

Burgund.

Wie ſchrecklich war die Jungfrau in der Schlacht,
Und wie umſtrahlt mit Anmuth ſie der Friede!
— Hab' ich mein Wort gelöſ't Johanna? Biſt du
Befriedigt und verdien' ich deinen Beyfall?

Johanna.

Dir ſelbſt haſt du die größte Gunſt erzeigt.
Jetzt ſchimmerſt du in ſegenvollem Licht,
Da du vorhin in blutrothdüſterm Schein
Ein Schreckensmond an dieſem Himmel hingſt.
(ſich umſchauend.)
Viel edle Ritter find' ich hier verſammelt
Und alle Augen glänzen freudenhell,
Nur Einem Traurigen hab' ich begegnet,
Der ſich verbergen muß, wo alles jauchzt.

Burgund.

Und wer iſt ſich ſo ſchwerer Schuld bewußt,
Daß er an unſrer Huld verzweifeln müßte?

Johanna.

Darf er ſich nahn? O ſage, daß er's darf?

Mach dein Verdienſt vollkommen. Eine Verſöhnung
Iſt keine, die das Herz nicht ganz befreit.
Ein Tropfe Haß, der in dem Freudenbecher
Zurückbleibt, macht den Segenstrank zum Gift.
— Kein Unrecht ſei ſo blutig, daß Burgund
An dieſem Freudentag es nicht vergebe!

Burgund.

Ha, ich verſtehe dich!

Johanna.

Und willſt verzeihn?
Du willſt es, Herzog? — Komm herein Du Chatel!

(Sie öffnet die Thür und führt Du Chatel herein, dieſer bleibt in der Entfernung ſtehen.)

Der Herzog iſt mit ſeinen Feinden allen
Verſöhnt, er iſt es auch mit dir.

(Du Chatel tritt einige Schritte näher und ſucht in den Augen des Herzogs zu leſen.)

Burgund.

Was machſt du
Aus mir, Johanna? Weißt du was du forderſt?

Johanna.

Ein güt'ger Herr thut ſeine Pforten auf
Für alle Gäſte, keinen ſchließt er aus;
Frei wie das Firmament die Welt umſpannt,
So muß die Gnade Freund und Feind umſchließen.
Es ſchickt die Sonne ihre Strahlen gleich
Nach allen Räumen der Unendlichkeit,
Gleichmeſſend gießt der Himmel ſeinen Thau

Auf alle durſtenden Gewächſe aus.
Was irgend gut iſt und von oben kommt,
Iſt allgemein und ohne Vorbehalt,
Doch in den Falten wohnt die Finſterniß!

Burgund.

O ſie kann mit mir ſchalten wie ſie will,
Mein Herz iſt weiches Wachs in ihrer Hand.
— Umarmt mich Du Chatel; Ich vergeb' euch.
Geiſt meines Vaters zürne nicht, wenn ich
Die Hand, die dich getödtet, freundlich faſſe.
Ihr Todesgötter rechnet mir's nicht zu,
Daß ich mein ſchrecklich Rachgelübde breche.
Bei euch dort unten in der ew'gen Nacht,
Da ſchlägt kein Herz mehr, da iſt alles ewig,
Steht alles unbeweglich feſt — doch anders
Iſt es hier oben in der Sonne Licht.
Der Menſch iſt, der lebendig fühlende,
Der leichte Raub des mächt'gen Augenblicks.

Karl (zur Johanna.)

Was dank ich dir nicht alles hohe Jungfrau!
Wie ſchön haſt du dein Wort gelöſ't!
Wie ſchnell mein ganzes Schickſal umgewandelt!
Die Freunde haſt du mir verſöhnt, die Feinde
Mir in den Staub geſtürzt, und meine Städte
Dem fremden Joch entriſſen. — Du allein
Vollbrachteſt alles. — Sprich wie lohn ich dir!

Johanna.

Sei immer menſchlich Herr im Glück, wie du's

Im

Im Unglück warſt — Und auf der Größe Gipfel
Vergiß nicht, was ein Freund wiegt in der Noth,
Du haſt's in der Erniedrigung erfahren.
Verweigre nicht Gerechtigkeit und Gnade
Dem letzten deines Volks, denn von der Heerde
Berief dir Gott die Retterinn — du wirſt
Ganz Frankreich ſammeln unter deinen Scepter,
Der Ahn- und Stammherr großer Fürſten ſeyn,
Die nach dir kommen, werden heller leuchten,
Als die dir auf dem Thron vorangegangen.
Dein Stamm wird blühn, ſo lang er ſich die Liebe
Bewahrt im Herzen ſeines Volks,
Der Hochmuth nur kann ihn zum Falle führen,
Und von den niedern Hütten, wo dir jetzt
Der Retter ausging, droht geheimnißvoll
Den ſchuldbefleckten Enkeln das Verderben!

Burgund.

Erleuchtet Mädchen, das der Geiſt beſeelt,
Wenn deine Augen in die Zukunft dringen,
So ſprich mir auch von meinem Stamm! Wird er
Sich herrlich breiten wie er angefangen?

Johanna.

Burgund! Hoch bis zu Throneshöhe haſt
Du deinen Stuhl geſetzt, und höher ſtrebt
Das ſtolze Herz, es hebt bis in die Wolken
Den kühnen Bau. — Doch eine Hand von oben
Wird ſeinem Wachsthum ſchleunig Halt gebieten.
Doch fürchte drum nicht deines Hauſes Fall!

In einer Jungfrau lebt es glänzend fort,
Und Sceptertragende Monarchen, Hirten
Der Völker, werden ihrem Schooß entblühn.
Sie werden herrſchen auf zwey großen Thronen,
Geſetze ſchreiben der bekannten Welt
Und einer neuen, welche Gottes Hand
Noch zudeckt hinter unbeſchifften Meeren.

Karl.

O ſprich, wenn es der Geiſt dir offenbaret,
Wird dieſes Freundesbündniß, das wir jetzt
Erneut, auch noch die ſpäten Enkelſöhne
Vereinigen?

Johanna.

(nach einem Stillſchweigen.)

Ihr Könige und Herrſcher!
Fürchtet die Zwietracht! Wecket nicht den Streit
Aus ſeiner Höhle wo er ſchläft, denn Einmal
Erwacht bezähmt er ſpät ſich wieder! Enkel
Erzeugt er ſich, ein eiſernes Geſchlecht,
Fortzündet an dem Brande ſich der Brand.
— Verlangt nicht mehr zu wiſſen! Freuet euch
Der Gegenwart, laßt mich die Zukunft ſtill
Bedecken!

Sorel.

Heilig Mädchen, du erforſcheſt
Mein Herz, du weißt ob es nach Größe eitel ſtrebt,
Auch mir gieb ein erfreuliches Orakel.

Johanna.

Mir zeigt der Geiſt nur große Weltgeſchicke,
Dein Schickſal ruht in deiner eignen Bruſt!

Dunois.

Was aber wird dein eigen Schickſal ſeyn,
Erhabnes Mädchen, das der Himmel liebt!
Dir blüht gewiß das ſchönſte Glück der Erden,
Da du ſo fromm und heilig biſt.

Johanna.

Das Glück
Wohnt droben in dem Schooß des ew'gen Vaters.

Karl.

Dein Glück ſei fortan deines Königs Sorge!
Denn deinen Namen will ich herrlich machen
In Frankreich, ſelig preiſen ſollen dich
Die ſpäteſten Geſchlechter — und gleich jetzt
Erfüll' ich es. — Knie nieder!

(er zieht das Schwert und berührt ſie mit demſelben.)

Und ſteh auf
Als eine Edle! Ich erhebe dich,
Dein König, aus dem Staube deiner dunkeln
Geburt — Im Grabe adl' ich deine Väter —
Du ſollſt die Lilie im Wappen tragen,
Den Beſten ſollſt du ebenbürtig ſeyn
In Frankreich, nur das königliche Blut
Von Valois ſei edler als das deine!
Der Größte meiner Großen fühle ſich

Durch deine Hand geehrt, mein ſei die Sorge,
Dich einem edeln Gatten zu vermählen.

Dunois (tritt vor.)

Mein Herz erkor ſie, da ſie niedrig war,
Die neue Ehre, die ihr Haupt umglänzt,
Erhöht nicht ihr Verdienſt, noch meine Liebe.
Hier in dem Angeſichte meines Königs
Und dieſes heil'gen Biſchoffs reich' ich ihr
Die Hand als meiner fürſtlichen Gemahlinn,
Wenn ſie mich würdig hält, ſie zu empfangen.

Karl.

Unwiderſtehlich Mädchen, du häufſt Wunder
Auf Wunder! Ja, nun glaub' ich, daß dir nichts
Unmöglich iſt. Du haſt dies ſtolze Herz
Bezwungen, das der Liebe Allgewalt
Hohn ſprach bis jetzt.

La Hire (tritt vor.)

Johanna's ſchönſter Schmuck,
Kenn ich ſie recht, iſt ihr beſcheidnes Herz.
Der Huldigung des Größten iſt ſie werth,
Doch nie wird ſie den Wunſch ſo hoch erheben.
Sie ſtrebt nicht ſchwindelnd eitler Hoheit nach,
Die treue Neigung eines redlichen
Gemüths genügt ihr, und das ſtille Loos,
Das ich mit dieſer Hand ihr anerbiete.

Karl.

Auch du La Hire? Zwei treffliche Bewerber
An Heldentugend gleich und Kriegesruhm!

— Willſt du, die meine Feinde mir verſöhnt,
Mein Reich vereinigt, mir die liebſten Freunde
Entzweyn? Es kann ſie Einer nur beſitzen,
Und jeden acht' ich ſolches Preiſes werth.
So rede du, dein Herz muß hier entſcheiden.

Sorel (tritt näher.)

Die edle Jungfrau ſeh ich überraſcht,
Und ihre Wangen färbt die zücht'ge Schaam.
Man geb' ihr Zeit, ihr Herz zu fragen, ſich
Der Freundinn zu vertrauen und das Siegel
Zu löſen von der feſt verſchloßnen Bruſt.
Jetzt iſt der Augenblick gekommen, wo
Auch ich der ſtrengen Jungfrau ſchweſterlich
Mich nahen, ihr den treu verſchwiegnen Buſen
Darbieten darf. — Man laß uns weiblich erſt
Das Weibliche bedenken und erwarte,
Was wir beſchließen werden.

Karl (im Begriff zu gehen.)

Alſo ſei's!

Johanna.

Nicht alſo Sire! Was meine Wangen färbte,
War die Verwirrung nicht der blöden Schaam.
Ich habe dieſer edeln Frau nichts zu vertraun,
Deſſ' ich vor Männern mich zu ſchämen hätte.
Hoch ehrt mich dieſer edeln Ritter Wahl,
Doch nicht verließ ich meine Schäfertrift,
Um weltlich eitle Hoheit zu erjagen,
Noch mir den Brautkranz in das Haar zu flechten,

Legt' ich die ehrne Waffenrüſtung an.
Berufen bin ich zu ganz anderm Werk,
Die reine Jungfrau nur kann es vollenden.
Ich bin die Kriegerinn des höchſten Gottes,
Und keinem Manne kann ich Gattinn ſeyn.

Erzbiſchoff.

Dem Mann zur liebenden Gefährtinn iſt
Das Weib gebohren — wenn ſie der Natur
Gehorcht, dient ſie am würdigſten dem Himmel!
Und haſt du dem Befehle deines Gottes,
Der in das Feld dich rief, genug gethan,
So wirſt du deine Waffen von dir legen,
Und wiederkehren zu dem ſanfteren
Geſchlecht, das du verläugnet haſt, das nicht
Berufen iſt zum blut'gen Werk der Waffen.

Johanna.

Ehrwürd'ger Herr, ich weiß noch nicht zu ſagen,
Was mir der Geiſt gebieten wird zu thun;
Doch wenn die Zeit kommt, wird mir ſeine Stimme
Nicht ſchweigen, und gehorchen werd ich ihr.
Jetzt aber heißt er mich mein Werk vollenden,
Die Stirne meines Herren iſt noch nicht
Gekrönt, das heil'ge Oel hat ſeine Scheitel
Noch nicht benetzt, noch heißt mein Herr nicht König.

Karl.

Wir ſind begriffen auf dem Weg nach Rheims.

Johanna.

Laß uns nicht ſtill ſtehn, denn geſchäftig ſind

Die Feinde rings, den Weg dir zu verſchließen,
Doch mitten durch ſie alle führ' ich dich!

Dunois.

Wenn aber alles wird vollendet ſeyn,
Wenn wir zu Rheims nun ſiegend eingezogen,
Wirſt du mir dann vergönnen, heilig Mädchen —

Johanna.

Will es der Himmel, daß ich ſieggekrönt
Aus dieſem Kampf des Todes wiederkehre,
So iſt mein Werk vollendet — und die Hirtin
Hat kein Geſchäft mehr in des Königs Hauſe.

Karl (ihre Hand faſſend.)

Dich treibt des Geiſtes Stimme jetzt, es ſchweigt
Die Liebe in dem Gotterfüllten Buſen.
Sie wird nicht immer ſchweigen, glaube mir!
Die Waffen werden ruhn, es führt der Sieg
Den Frieden an der Hand, dann kehrt die Freude
In jeden Buſen ein, und ſanftere
Gefühle wachen auf in allen Herzen —
Sie werden auch in deiner Bruſt erwachen,
Und Thränen ſüßer Sehnſucht wirſt du weinen,
Wie ſie dein Auge nie vergoß — dieß Herz,
Das jetzt der Himmel ganz erfüllt, wird ſich
Zu einem ird'ſchen Freunde liebend wenden —
Jetzt haſt du rettend tauſende beglückt,
Und Einen zu beglücken wirſt du enden!

Johanna.

Dauphin! Biſt du der göttlichen Erſcheinung

Schon müde, daß du ihr Gefäß zerſtören,
Die reine Jungfrau, die dir Gott geſendet,
Herab willſt ziehn in den gemeinen Staub?
Ihr blinden Herzen! Ihr Kleingläubigen!
Des Himmels Herrlichkeit umleuchtet euch,
Vor eurem Aug' enthüllt er ſeine Wunder,
Und ihr erblickt in mir nichts als ein Weib.
Darf ſich ein Weib mit kriegeriſchem Erz
Umgeben, in die Männerſchlacht ſich miſchen?
Weh mir, wenn ich das Rachſchwert meines Gottes
In Händen führte, und im eiteln Herzen
Die Neigung trüge an dem ird'ſchen Mann!
Mir wäre beſſer, ich wär' nie gebohren!
Kein ſolches Wort mehr, ſag' ich euch, wenn ihr
Den Geiſt in mir nicht zürnend wollt entrüſten!
Der Männer Auge ſchon, das mich begehrt,
Iſt mir ein Grauen und Entheiligung.

Karl.

Brecht ab. Es iſt umſonſt ſie zu bewegen.

Johanna.

Befiehl, daß man die Kriegstrommete blaſe!
Mich preßt und ängſtigt dieſe Waffenſtille,
Es jagt mich auf aus dieſer müß'gen Ruh,
Und treibt mich fort, daß ich mein Werk erfülle,
Gebietriſch mahnend meinem Schickſal zu.

Fünfter Auftritt.

Ein Ritter eilfertig.

Karl.

Was iſt's?

Ritter.

Der Feind iſt über die Marne gegangen.
Und ſtellt ſein Heer zum Treffen.

Johanna (begeiſtert.)

Schlacht und Kampf!
Jetzt iſt die Seele ihrer Banden frey.
Bewaffnet euch, ich ordn' indeß die Schaaren.

(ſie eilt hinaus.)

Karl.

Folgt ihr La Hire — Sie wollen uns am Thore
Von Rheims noch um die Krone kämpfen laſſen!

Dunois.

Sie treibt nicht wahrer Muth. Es iſt der letzte
Verſuch ohnmächtig wüthender Verzweiflung.

Karl.

Burgund, euch ſporn ich nicht. Heut iſt der Tag,
Um viele böſe Tage zu vergüten.

Burgund.

Ihr ſollt mit mir zufrieden ſeyn.

Karl.

Ich ſelbſt
Will euch voran gehn auf dem Weg des Ruhms,
Und in dem Angeſicht der Krönungsſtadt

Die Krone mir erfechten. — Meine Agnes!
Dein Ritter ſagt dir Lebewohl!

Agnes (umarmt ihn.)

Ich weine nicht, ich zittre nicht für dich,
Mein Glaube greift vertrauend in die Wolken!
So viele Pfänder ſeiner Gnade gab
Der Himmel nicht, daß wir am Ende trauern!
Vom Sieg gekrönt umarm ich meinen Herrn,
Mir ſagt's das Herz, in Rheims bezwungnen Mauern.

(Trompeten erſchallen mit muthigem Ton und gehen, während daß verwandelt wird, in ein wildes Kriegsgetümmel über, das Orcheſter fällt ein bei offener Scene und wird von kriegeriſchen Inſtrumenten hinter der Scene begleitet.)

Sechſter Auftritt.

Der Schauplatz verwandelt ſich in eine freie Gegend, die von Bäumen begrenzt wird. Man ſieht während der Muſik Soldaten über den Hintergrund ſchnell wegziehen.

Talbot auf **Faſtolf** geſtützt und von **Soldaten** begleitet. Gleich darauf **Lionel**.

Talbot.

Hier unter dieſen Bäumen ſetzt mich nieder,
Und ihr begebt euch in die Schlacht zurück,
Ich brauche keines Beiſtands um zu ſterben.

Faſtolf.

O unglückſelig jammervoller Tag!

(Lionel tritt auf.)

Zu welchem Anblick kommt ihr Lionel!
Hier liegt der Feldherr auf den Tod verwundet.

Lionel.

Das wolle Gott nicht! Edler Lord ſteht auf!
Jetzt iſt's nicht Zeit, ermattet hinzuſinken.
Weicht nicht dem Tod, gebietet der Natur
Mit eurem mächt'gen Willen, daß ſie lebe!

Talbot.

Umſonſt! Der Tag des Schickſals iſt gekommen,
Der unſern Thron in Frankreich ſtürzen ſoll.
Vergebens in verzweiflungsvollem Kampf
Wagt' ich das letzte noch, ihn abzuwenden.
Vom Strahl dahin geſchmettert lieg ich hier,
Um nicht mehr aufzuſtehn. — Rheims iſt verloren,
So eilt, Paris zu retten!

Lionel.

Paris hat ſich vertragen mit dem Dauphin,
So eben bringt ein Eilbot uns die Nachricht.

Talbot (reißt den Verband auf.)

So ſtrömet hin ihr Bäche meines Bluts,
Denn überdrüßig bin ich dieſer Sonne!

Lionel.

Ich kann nicht bleiben. — Faſtolf, bringt den Feldherrn
An einen ſichern Ort, wir können uns
Nicht lange mehr auf dieſem Poſten halten.
Die Unſern fliehen ſchon von allen Seiten,
Unwiderſtehlich dringt das Mädchen vor —

Talbot.

Unſinn, du ſiegſt und ich muß untergehn!
Mit der Dummheit kämpfen Götter ſelbſt vergebens.
Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes, weiſe Gründerinn
Des Weltgebäudes, Führerinn der Sterne,
Wer biſt du denn, wenn du dem tollen Roß
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
Ohnmächtig rufend, mit dem Trunkenen
Dich ſehend in den Abgrund ſtürzen mußt!
Verflucht ſei, wer ſein Leben an das Große
Und Würd'ge wendet und bedachte Plane
Mit weiſem Geiſt entwirft! Dem Narrenkönig
Gehört die Welt —

Lionel.

Mylord! Ihr habt nur noch
Für wenige Augenblicke Leben — denkt
An euren Schöpfer!

Talbot.

Wären wir als Tapfre
Durch andre Tapfere beſiegt, wir könnten
Uns tröſten mit dem allgemeinen Schickſal,
Das immer wechſelnd ſeine Kugel dreht —
Doch ſolchem groben Gaukelſpiel erliegen!
War unſer ernſtes arbeitvolles Leben
Keines ernſthaftern Ausgangs werth?

Lionel (reicht ihm die Hand.)

Mylord fahrt wohl! Der Thränen ſchuld'gen Zoll

Will ich euch redlich nach der Schlacht entrichten,
Wenn ich alsdann noch übrig bin. Jetzt aber
Ruft das Geſchick mich fort, das auf dem Schlachtfeld
Noch richtend ſitzt und ſeine Looſe ſchüttelt.
Auf Wiederſehn in einer andern Welt,
Kurz iſt der Abſchied für die lange Freundſchaft.
(geht ab.)

Talbot.

Bald iſt's vorüber und der Erde geb' ich,
Der ew'gen Sonne die Atome wieder,
Die ſich zu Schmerz und Luſt in mir gefügt —
Und von dem mächtgen Talbot, der die Welt
Mit ſeinem Kriegsruhm füllte, bleibt nichts übrig,
Als eine Handvoll leichten Staubs. — So geht
Der Menſch zu Ende — und die einzige
Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens
Wegtragen, iſt die Einſicht in das Nichts,
Und herzliche Verachtung alles deſſen,
Was uns erhaben ſchien und wünſchenswerth —

Siebenter Auftritt.

Karl. Burgund. Dunois. Du Chatel und Soldaten treten auf.

Burgund.

Die Schanze iſt erſtürmt.

Dunois.

Der Tag iſt unſer.

Karl (Talbot bemerkend.)

Seht, wer es iſt, der dort vom Licht der Sonne
Den unfreiwillig ſchweren Abſchied nimmt?
Die Rüſtung zeigt mir keinen ſchlechten Mann,
Geht, ſpringt ihm bei, wenn ihm noch Hülfe frommt.

(Soldaten aus des Königs Gefolge treten hinzu.)

Faſtolf.

Zurück! Bleibt fern! Habt Achtung vor dem Todten,
Dem ihr im Leben nie zu nahn gewünſcht!

Burgund.

Was ſeh ich! Talbot liegt in ſeinem Blut!

(er geht auf ihn zu. Talbot blickt ihn ſtarr an und ſtirbt.)

Faſtolf.

Hinweg Burgund! Den letzten Blick des Helden
Vergifte nicht der Anblick des Verräthers!

Dunois.

Furchtbarer Talbot! Unbezwinglicher!
Nimmſt du vorlieb mit ſo geringem Raum,
Und Frankreichs weite Erde konnte nicht
Dem Streben deines Rieſengeiſtes gnügen.
— Erſt jetzo, Sire, begrüß ich euch als König,
Die Krone zitterte auf eurem Haupt,
Solang ein Geiſt in dieſem Körper lebte.

Karl.

(nachdem er den Todten ſtillſchweigend betrachtet.)

Ihn hat ein Höherer beſiegt, nicht wir!
Er liegt auf Frankreichs Erde, wie der Held
Auf ſeinem Schild, den er nicht laſſen wollte.

Bringt ihn hinweg!

(Soldaten heben den Leichnam auf und tragen ihn fort.)

Fried' ſei mit ſeinem Staube!
Ihm ſoll ein ehrenvolles Denkmal werden,
Mitten in Frankreich, wo er ſeinen Lauf
Als Held geendet, ruhe ſein Gebein!
So weit als er, drang noch kein feindlich Schwert,
Seine Grabſchrift ſei der Ort, wo man ihn findet.

Faſtolf (gibt ſein Schwert ab.)

Herr, ich bin dein Gefangener.

Karl (gibt ihm ſein Schwert zurück.)

Nicht alſo!
Die fromme Pflicht ehrt auch der rohe Krieg,
Frei ſollt ihr eurem Herrn zu Grabe folgen.
Jetzt eilt Du Chatel — Meine Agnes zittert —
Entreißt ſie ihrer Angſt um uns — Bringt ihr
Die Botſchaft, daß wir leben, daß wir ſiegten,
Und führt ſie im Triumph nach Rheims!

(Du Chatel geht ab.)

Achter Auftritt.

La Hire zu den Vorigen.

Dunois.

La Hire

Wo iſt die Jungfrau?

La Hire.

Wie? Das frag' ich Euch.
An Eurer Seite fechtend ließ ich ſie.

Dunois.

Von Eurem Arme glaubt' ich ſie beſchützt,
Als ich dem König beizuſpringen eilte.

Burgund.

Im dichtſten Feindeshaufen ſah ich noch
Vor Kurzem ihre weiße Fahne wehn.

Dunois.

Weh uns, wo iſt ſie? Böſes ahnet mir!
Kommt, eilen wir ſie zu befreyn. — Ich fürchte,
Sie hat der kühne Muth zuweit geführt,
Umringt von Feinden kämpft ſie ganz allein,
Und hülflos unterliegt ſie jezt der Menge.

Karl.

Eilt, rettet ſie!

La Hire.

Ich folg' euch, kommt!

Burgund.

Wir alle!
(ſie eilen fort.)

Neunter Auftritt.

(Eine andre öde Gegend des Schlachtfelds. Man ſieht die Thürme von Rheims in der Ferne von der Sonne beleuchtet.)

Ein Ritter in ganz ſchwarzer Rüſtung, mit geſchloßnem Viſier. **Johanna** verfolgt ihn bis auf die vordere Bühne, wo er ſtille ſteht und ſie erwartet.

Johanna.

Argliſt'ger! Jetzt erkenn' ich deine Tücke!

Du

Du haſt mich trüglich durch verſtellte Flucht
Vom Schlachtfeld weggelockt und Tod und Schickſal
Von vieler Brittenſöhne Haupt entfernt.
Doch jetzt ereilt dich ſelber das Verderben.

Schwarzer Ritter.

Warum verfolgſt du mich und hefteſt dich
So wuthentbrannt an meine Ferſen? Mir
Iſt nicht beſtimmt, von deiner Hand zu fallen.

Johanna.

Verhaßt in tiefſter Seele biſt du mir,
Gleich wie die Nacht, die deine Farbe iſt.
Dich weg zu tilgen von dem Licht des Tags
Treibt mich die unbezwingliche Begier.
Wer biſt du? Oeffne dein Viſier. — Hätt' ich
Den kriegeriſchen Talbot in der Schlacht
Nicht fallen ſehn, ſo ſagt' ich, du wärſt Talbot.

Schwarzer Ritter.

Schweigt dir die Stimme des Prophetengeiſtes?

Johanna.

Sie redet laut in meiner tiefſten Bruſt,
Daß mir das Unglück an der Seite ſteht.

Schwarzer Ritter.

Johanna d'Arc! Bis an die Thore Rheims
Biſt du gedrungen auf des Sieges Flügeln.
Dir gnüge der erworbne Ruhm. Entlaſſe
Das Glück, das dir als Sclave hat gedient,
Eh es ſich zürnend ſelbſt befreit, es haßt
Die Treu und keinem dient es bis an's Ende.

Johanna.

Was heiſſeſt du in Mitte meines Laufs
Mich ſtille ſtehen und mein Werk verlaſſen?
Ich führ' es aus und löſe mein Gelübde!

Schwarzer Ritter.

Nichts kann dir, du gewalt'ge, widerſtehn,
In jedem Kampfe ſiegſt du. — Aber gehe.
In keinen Kampf mehr. Höre meine Warnung!

Johanna.

Nicht aus den Händen leg' ich dieſes Schwert,
Als bis das ſtolze England niederliegt.

Schwarzer Ritter.

Schau hin! Dort hebt ſich Rheims mit ſeinen Thürmen,
Das Ziel und Ende deiner Fahrt — die Kuppel
Der hohen Kathedrale ſiehſt du leuchten,
Dort wirſt du einziehn im Triumphgepräng,
Deinen König krönen, dein Gelübde löſen.
— Geh nicht hinein. Kehr' um. Hör' meine Warnung.

Johanna.

Wer biſt du doppelzüngig falſches Weſen,
Das mich erſchrecken und verwirren will?
Was maßeſt du dir an, mir falſch Orakel
Betrüglich zu verkündigen?
(Der ſchwarze Ritter will abgehen, ſie tritt ihm in den Weg.)
Nein, du ſtehſt
Mir Rede, oder ſtirbſt von meinen Händen!
(Sie will einen Streich auf ihn führen.)

Schwarzer Ritter.

(berührt ſie mit der Hand, ſie bleibt unbeweglich ſtehen.)

Tödte was ſterblich iſt!

(Nacht, Blitz und Donnerſchlag. Der Ritter verſinkt.)

Johanna.

(ſteht anfangs erſtaunt, faßt ſich aber bald wieder.)

Es war nichts lebendes. — Ein trüglich Bild
Der Hölle war's, ein widerſpenſt'ger Geiſt,
Herauf geſtiegen aus dem Feuerpfuhl,
Mein edles Herz im Buſen zu erſchüttern.
Wen fürcht' ich mit dem Schwerte meines Gottes?
Siegreich vollenden will ich meine Bahn,
Und käm' die Hölle ſelber in die Schranken,
Mir ſoll der Muth nicht weichen und nicht wanken!

(ſie will abgehen.)

Zehnter Auftritt.

Lionel. Johanna.

Lionel.

Verfluchte rüſte dich zum Kampf — Nicht beide
Verlaſſen wir lebendig dieſen Platz.
Du haſt die beſten meines Volks getödtet,
Der edle Talbot hat die große Seele
In meinen Buſen ausgehaucht. — Ich räche
Den Tapfern oder theile ſein Geſchick.
Und daß du wiſſeſt, wer dir Ruhm verleiht,
Er ſterbe oder ſiege — Ich bin Lionel,

Der letzte von den Fürſten unſers Heers,
Und unbezwungen noch iſt dieſer Arm.

(er dringt auf ſie ein, nach einem kurzen Gefecht ſchlägt ſie ihm das Schwert aus der Hand.)

Treuloſes Glück!

(er ringt mit ihr.)

Johanna.

(ergreift ihn von hinten zu am Helmbuſch und reißt ihm den Helm gewaltſam herunter, daß ſein Geſicht entblößt wird, zugleich zuckt ſie das Schwert mit der Rechten.)

Erleide was du ſuchteſt,
Die heil'ge Jungfrau opfert dich durch mich!

(in dieſem Augenblicke ſieht ſie ihm in's Geſicht, ſein Anblick ergreift ſie, ſie bleibt unbeweglich ſtehen und läßt dann langſam den Arm ſinken.)

Lionel.

Was zauderſt du und hemmſt den Todesſtreich?
Nimm mir das Leben auch, du nahmſt den Ruhm,
Ich bin in deiner Hand, ich will nicht Schonung.

(ſie giebt ihm ein Zeichen mit der Hand, ſich zu entfernen.)

Entfliehen ſoll ich? Dir ſoll ich mein Leben
Verdanken? — Eher ſterben!

Johanna (mit abgewandtem Geſicht.)

Ich will nichts davon wiſſen, daß dein Leben
In meine Macht gegeben war.

Lionel.

Ich haſſe dich und dein Geſchenk — Ich will
Nicht Schonung — tödte deinen Feind, der dich
Verabſcheut, der dich tödten wollte.

Johanna.
Tödte mich
— Und fliehe!

Lionel.
Ha! Was iſt das?

Johanna (verbirgt das Geſicht.)
Wehe mir!

Lionel (tritt ihr näher.)
Du tödteſt, ſagt man, alle Engelländer,
Die du im Kampf bezwingſt — Warum nur mich
Verſchonen?

Johanna.
(erhebt das Schwert mit einer raſchen Bewegung gegen ihn, läßt es aber, wie ſie ihn in's Geſicht faßt, ſchnell wieder ſinken.)
Heil'ge Jungfrau!

Lionel.
Warum nennſt du
Die Heil'ge? Sie weiß nichts von dir, der Himmel
Hat keinen Theil an dir.

Johanna (in der heftigſten Beängſtigung.)
Was hab' ich
Gethan! Gebrochen hab' ich mein Gelübde!
(ſie ringt verzweifelnd die Hände.)

Lionel.
(betrachtet ſie mit Theilnahme und tritt ihr näher.)
Unglücklich Mädchen! Ich beklage dich,
Du rührſt mich, du haſt Großmuth ausgeübt

An mir allein, ich fühle, daß mein Haß
Verſchwindet, ich muß Antheil an dir nehmen!
— Wer biſt du? Woher kommſt du?

Johanna.

Fort! Entfliehe!

Lionel.

Mich jammert deine Jugend, deine Schönheit!
Dein Anblick dringt mir an das Herz. Ich möchte
Dich gerne retten — Sage mir, wie kann ich's!
Komm! Komm! Entſage dieſer gräßlichen
Verbindung — Wirf ſie von dir dieſe Waffen!

Johanna.

Ich bin unwürdig, ſie zu führen!

Lionel.

Wirf
Sie von dir, ſchnell, und folge mir!

Johanna (mit Entſetzen.)

Dir folgen!

Lionel.

Du kannſt gerettet werden. Folge mir!
Ich will dich retten, aber ſäume nicht.
Mich faßt ein ungeheurer Schmerz um dich,
Und ein unnennbar Sehnen, dich zu retten —
(bemächtigt ſich ihres Armes.)

Johanna.

Der Baſtard naht! Sie ſind's! Sie ſuchen mich!
Wenn ſie dich finden —

Lionel.

Ich beſchütze dich!

Johanna.

Ich ſterbe, wenn du fällſt von ihren Händen!

Lionel.

Bin ich dir theuer?

Johanna.

Heilige des Himmels!

Lionel.

Werd' ich dich wiederſehen? Von dir hören?

Johanna.

Nie! Niemals!

Lionel.

Dieſes Schwert zum Pfand, daß ich
Dich wiederſehe!

(er entreißt ihr das Schwert.)

Johanna.

Raſender du wagſt es?

Lionel.

Jezt weich ich der Gewalt, ich ſeh dich wieder!

(er geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Dunois und La Hire. Johanna.

La Hire.

Sie lebt! Sie iſt's!

Dunois.

Johanna, fürchte nichts!
Die Freunde ſtehen mächtig dir zur Seite.

La Hire.

Flieht dort nicht Lionel?

Dunois.

Laß ihn entfliehn!
Johanna, die gerechte Sache ſiegt,
Rheims öffnet ſeine Thore, alles Volk
Strömt jauchzend ſeinem Könige entgegen —

La Hire.

Was iſt der Jungfrau? Sie erbleicht, ſie ſinkt!

(Johanna ſchwindelt und will ſinken.)

Dunois.

Sie iſt verwundet — Reißt den Panzer auf —
Es iſt der Arm und leicht iſt die Verletzung.

La Hire.

Ihr Blut entfließt.

Johanna.

Laßt es mit meinem Leben
Hinſtrömen!

(ſie liegt ohnmächtig in La Hire's Armen.)

Vierter Aufzug.

Ein feſtlich ausgeſchmückter Saal, die Säulen ſind mit Feſtons umwunden, hinter der Scene Flöten und Hoboen.

Erſter Auftritt.

Johanna.

Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme ſchweigen,
Auf blut'ge Schlachten folgt Geſang und Tanz,
Durch alle Straßen tönt der muntre Reigen,
Altar und Kirche prangt in Feſtes Glanz,
Und Pforten bauen ſich aus grünen Zweigen,
Und um die Säule windet ſich der Kranz,
Das weite Rheims faßt nicht die Zahl der Gäſte,
Die wallend ſtrömen zu dem Völkerfeſte.

Und Einer Freude Hochgefühl entbrennet,
Und Ein Gedanke ſchlägt in jeder Bruſt,
Was ſich noch jüngſt in blut'gem Haß getrennet,
Das theilt entzückt die allgemeine Luſt,
Wer nur zum Stamm der Franken ſich bekennet,
Der iſt des Nahmens ſtolzer ſich bewußt,

Erneuert iſt der Glanz der alten Krone,
Und Frankreich huldigt ſeinem Königsſohne.

Doch mich, die all dieß Herrliche vollendet,
Mich rührt es nicht das allgemeine Glück,
Mir iſt das Herz verwandelt und gewendet,
Es flieht von dieſer Feſtlichkeit zurück,
In's Britt'ſche Lager iſt es hingewendet,
Hinüber zu dem Feinde ſchweift der Blick,
Und aus der Freude Kreis muß ich mich ſtehlen,
Die ſchwere Schuld des Buſens zu verhehlen.

Wer? Ich? Ich eines Mannes Bild
In meinem reinen Buſen tragen?
Dieß Herz, von Himmels Glanz erfüllt,
Darf einer ird'ſchen Liebe ſchlagen?
Ich meines Landes Retterinn,
Des höchſten Gottes Kriegerinn,
Für meines Landes Feind entbrennen!
Darf ich's der keuſchen Sonne nennen,
Und mich vernichtet nicht die Schaam!

(Die Muſik hinter der Scene geht in eine weiche ſchmelzende Melodie über.)

Wehe! Weh mir! Welche Töne
Wie verführen ſie mein Ohr!
Jeder ruft mir ſeine Stimme,
Zaubert mir ſein Bild hervor!

Daß der Sturm der Schlacht mich faßte,
Speere ſauſend mich umtönten
In des heißen Streites Wuth!
Wieder fänd' ich meinen Muth!

Dieſe Stimmen, dieſe Töne,
Wie umſtricken ſie mein Herz,
Jede Kraft in meinem Buſen,
Löſen ſie in weichem Sehnen
Schmelzen ſie in Wehmuths Thränen!

(nach einer Pauſe lebhafter.)

Sollt' ich ihn tödten? Konnt' ich's, da ich ihm
In's Auge ſah? Ihn tödten! Eher hätt' ich
Den Mordſtahl auf die eigne Bruſt gezückt!
Und bin ich ſtrafbar, weil ich menſchlich war?
Iſt Mitleid Sünde? -- Mitleid! Hörteſt du
Des Mitleids Stimme und der Menſchlichkeit
Auch bei den andern, die dein Schwert geopfert?
Warum verſtummte ſie, als der Walliſer dich,
Der zarte Jüngling, um ſein Leben flehte?
Argliſtig Herz! Du lügſt dem ew'gen Licht,
Dich trieb des Mitleids fromme Stimme nicht!

Warum mußt' ich ihm in die Augen ſehn!
Die Züge ſchaun des edeln Angeſichts!
Mit deinem Blick fing dein Verbrechen an
Unglückliche! Ein blindes Werkzeug fodert Gott,
Mit blinden Augen mußteſt du's vollbringen!

Sobald du ſahſt, verließ dich Gottes Schild,
Ergriffen dich der Hölle Schlingen!

(Die Flöten wiederholen, ſie verſinkt in eine ſtille Wehmuth.)

Frommer Stab! O hätt' ich nimmer
Mit dem Schwerte dich vertauſcht!
Hätt' es nie in deinen Zweigen,
Heil'ge Eiche! mir gerauſcht!
Wärſt du nimmer mir erſchienen,
Hohe Himmelskönigin!
Nimm, ich kann ſie nicht verdienen,
Deine Krone nimm ſie hin!

Ach, ich ſah den Himmel offen
Und der Sel'gen Angeſicht!
Doch auf Erden iſt mein Hoffen,
Und im Himmel iſt es nicht!
Mußteſt du ihn auf mich laden
Dieſen furchtbaren Beruf,
Konnt' ich dieſes Herz verhärten,
Das der Himmel fühlend ſchuf!

Willſt du deine Macht verkünden,
Wähle ſie, die frei von Sünden
Stehn in deinem ew'gen Haus,
Deine Geiſter ſende aus,
Die Unſterblichen, die Reinen,
Die nicht fühlen, die nicht weinen!

Nicht die zarte Jungfrau wähle,
Nicht der Hirtinn weiche Seele!

Kümmert *mich* das Loos der Schlachten,
Mich der Zwiſt der Könige?
Schuldlos trieb ich meine Lämmer
Auf des ſtillen Berges Höh.
Doch du riſſeſt mich in's Leben,
In den ſtolzen Fürſtenſaal,
Mich der Schuld dahin zu geben,
Ach! es war nicht meine Wahl!

Zweyter Auftritt.

Agnes Sorel. Johanna.

Sorel

(kommt in lebhafter Rührung, wie ſie die Jungfrau erblickt, eilt ſie auf ſie zu und fällt ihr um den Hals; plötzlich beſinnt ſie ſich, läßt ſie los und fällt vor ihr nieder.)

Nein! Nicht ſo! Hier im Staub vor dir —

Johanna (will ſie aufheben.)

Steh auf!
Was iſt dir? Du vergiſſeſt dich und mich.

Sorel.

Laß mich! Es iſt der Freude Drang, der mich
Zu deinen Füßen niederwirft — ich muß
Mein überwallend Herz vor Gott ergießen,
Den Unſichtbaren bet' ich an in *dir*.

Du biſt der Engel, der mir meinen Herrn
Nach Rheims geführt und mit der Krone ſchmückt.
Was ich zu ſehen nie geträumt, es iſt
Erfüllt! Der Krönungszug bereitet ſich,
Der König ſteht im feſtlichen Ornat,
Verſammelt ſind die Pairs, die Mächtigen
Der Krone, die Inſignien zu tragen,
Zur Kathedrale wallend ſtrömt das Volk,
Es ſchallt der Reigen und die Glocken tönen,
O dieſes Glückes Fülle trag' ich nicht!

(Johanna hebt ſie ſanft in die Höhe. Agnes Sorel hält einen Augenblick inne, indem ſie der Jungfrau näher in's Auge ſieht.)

Doch du bleibſt immer ernſt und ſtreng, du kannſt
Das Glück erſchaffen, doch du theilſt es nicht.
Dein Herz iſt kalt, du fühlſt nicht unſre Freuden,
Du haſt der Himmel Herrlichkeit geſehn,
Die reine Bruſt bewegt kein irdiſch Glück.

(Johanna ergreift ihre Hand mit Heftigkeit, läßt ſie aber ſchnell wieder fahren.)

O könnteſt du ein Weib ſeyn und empfinden!
Leg dieſe Rüſtung ab, kein Krieg iſt mehr,
Bekenne dich zum ſanfteren Geſchlechte!
Mein liebend Herz flieht ſcheu vor dir zurück,
So lange du der ſtrengen Pallas gleichſt.

Johanna.

Was foderſt du von mir!

Sorel.

Entwaffne dich!

Leg dieſe Rüſtung ab, die Liebe fürchtet,
Sich dieſer ſtahlbedeckten Bruſt zu nahn.
O ſey ein Weib und du wirſt Liebe fühlen!

Johanna.

Jetzt ſoll ich mich entwaffnen! Jetzt! Dem Tod
Will ich die Bruſt entblößen in der Schlacht!
Jetzt nicht — o möchte ſiebenfaches Erz
Vor euren Feſten, vor mir ſelbſt mich ſchützen!

Sorel.

Dich liebt Graf Dunois. Sein edles Herz
Dem Ruhm nur offen und der Heldentugend,
Es glüht für dich in heiligem Gefühl.
O es iſt ſchön, von einem Helden ſich geliebt
Zu ſehn — es iſt noch ſchöner, ihn zu lieben!
(Johanna wendet ſich mit Abſcheu hinweg.)
Du haſſeſt ihn! — Nein, nein du kannſt ihn nur
Nicht lieben — Doch wie ſollteſt du ihn haſſen!
Man haßt nur den, der den Geliebten uns
Entreißt, doch dir iſt keiner der Geliebte!
Dein Herz iſt ruhig — Wenn es fühlen könnte —

Johanna.

Beklage mich! Beweine mein Geſchick!

Sorel.

Was könnte dir zu deinem Glücke mangeln?
Du haſt dein Wort gelöſ't, Frankreich iſt frey,
Bis in die Krönungsſtadt haſt du den König
Siegreich geführt, und hohen Ruhm erſtritten,
Dir huldiget, dich preiſ't ein glücklich Volk,

Von allen Zungen überſtrömend fließt
Dein Lob, du biſt die Göttinn dieſes Feſtes,
Der König ſelbſt mit ſeiner Krone ſtrahlt
Nicht herrlicher als du.

Johanna.

O könnt' ich mich
Verbergen in den tiefſten Schooß der Erde!

Sorel.

Was iſt dir? Welche ſeltſame Bewegung!
Wer dürfte frey aufſchaun an dieſem Tage,
Wenn du die Blicke niederſchlagen ſollſt!
Mich laß erröthen, mich, die neben dir
So klein ſich fühlt, zu deiner Heldenſtärke ſich
Zu deiner Hoheit nicht erheben kann!
Denn ſoll ich meine ganze Schwäche dir
Geſtehen? — Nicht der Ruhm des Vaterlandes,
Nicht der erneute Glanz des Thrones, nicht
Der Völker Hochgefühl und Siegesfreude
Beſchäftigt dieſes ſchwache Herz. Es iſt
Nur Einer, der es ganz erfüllt, es hat
Nur Raum für dieſes einzige Gefühl:
Er iſt der Angebetete, ihm jauchzt das Volk,
Ihn ſegnet es, ihm ſtreut es dieſe Blumen,
Er iſt der Meine, der Geliebte iſt's.

Johanna.

O du biſt glücklich! Selig preiſe dich!
Du liebſt, wo alles liebt! Du darfſt dein Herz
Aufſchließen, laut ausſprechen dein Entzücken

Und offen tragen vor der Menſchen Blicken!
Dieß Feſt des Reichs iſt deiner Liebe Feſt,
Die Völker alle, die unendlichen,
Die ſich in dieſen Mauren flutend drängen,
Sie theilen dein Gefühl, ſie heil'gen es,
Dir jauchzen ſie, dir flechten ſie den Kranz,
Eins biſt du mit der allgemeinen Wonne,
Du liebſt das all erfreuende, die Sonne,
Und was du ſiehſt, iſt deiner Liebe Glanz!

Sorel

(ihr um den Hals fallend.)

O du entzückſt mich, du verſtehſt mich ganz!
Ja ich verkannte dich, du kennſt die Liebe,
Und was ich fühle, ſprichſt du mächtig aus.
Von ſeiner Furcht und Scheue löſ't ſich mir
Das Herz, es wallt vertrauend dir entgegen —

Johanna

(entreißt ſich mit Heftigkeit ihren Armen.)

Verlaß mich. Wende dich von mir! Beflecke
Dich nicht mit meiner peſterfüllten Nähe!
Sei glücklich, geh, mich laß in tiefſter Nacht
Mein Unglück, meine Schande, mein Entſetzen
Verbergen —

Sorel.

Du erſchreckſt mich, ich begreife
Dich nicht, doch ich begriff dich nie — und ſtets
Verhüllt war mir dein dunkel tiefes Weſen.

Wer möcht' es faſſen, was dein heilig Herz,
Der reinen Seele Zartgefühl erſchreckt!

Johanna.

Du biſt die Heilige! Du biſt die Reine!
Sähſt du mein Innerſtes, du ſtießeſt ſchaudernd
Die Feindinn von dir, die Verrätherinn!

Dritter Auftritt.

Dunois. Du Chatel und La Hire
mit der Fahne der Johanna.

Dunois.

Dich ſuchen wir Johanna. Alles iſt
Bereit, der König ſendet uns, er will
Daß du vor ihm die heil'ge Fahne trageſt,
Du ſollſt dich ſchließen an der Fürſten Reihn,
Die nächſte an ihm ſelber ſollſt du gehn,
Denn er verläugnet's nicht und alle Welt
Soll es bezeugen, daß er dir allein
Die Ehre dieſes Tages zuerkennt.

La Hire.

Hier iſt die Fahne. Nimm ſie edle Jungfrau,
Die Fürſten warten und es harrt das Volk.

Johanna.

Ich vor ihm herziehn! Ich die Fahne tragen!

Dunois.

Wem anders ziemt' es! Welche andre Hand
Iſt rein genug, das Heiligthum zu tragen!

Du ſchwangſt ſie im Gefechte, trage ſie
Zur Zierde nun auf dieſem Weg der Freude.
(La Hire will ihr die Fahne überreichen, ſie bebt ſchaudernd davor zurück.)

Johanna.

Hinweg! Hinweg!

La Hire.

Was iſt dir? Du erſchrickſt
Vor deiner eignen Fahne! — Sieh ſie an!
(er rollt die Fahne auseinander)
Es iſt dieſelbe, die du ſiegend ſchwangſt.
Die Himmelsköniginn iſt drauf gebildet,
Die über einer Erdenkugel ſchwebt,
Denn alſo lehrte dich's die heil'ge Mutter.

Johanna.

(mit Entſetzen hinſchauend.)
Sie iſt's! Sie ſelbſt! Ganz ſo erſchien ſie mir.
Seht wie ſie herblickt und die Stirne faltet,
Zornglühend aus den finſtern Wimpern ſchaut!

Sorel.

O ſie iſt außer ſich! Komm zu dir ſelbſt!
Erkenne dich, du ſiehſt nichts wirkliches!
Das iſt ihr irdiſch nachgeahmtes Bild,
Sie ſelber wandelt in des Himmels Chören!

Johanna.

Furchtbare, kommſt du dein Geſchöpf zu ſtrafen?
Verderbe, ſtrafe mich, nimm deine Blitze,
Und laß ſie fallen auf mein ſchuldig Haupt.

Gebrochen hab' ich meinen Bund, entweiht,
Geläſtert hab' ich deinen heil'gen Nahmen!

Dunois.

Weh uns! Was iſt das! Welch' unſel'ge Reden!

La Hire (erſtaunt zu Du Chatel.)

Begreift ihr dieſe ſeltſame Bewegung?

Du Chatel.

Ich ſehe, was ich ſeh. Ich hab' es längſt
Gefürchtet.

Dunois.

Wie? Was ſagt ihr?

Du Chatel.

Was ich denke,
Darf ich nicht ſagen. Wollte Gott, es wäre
Vorüber und der König wär' gekrönt!

La Hire.

Wie? Hat der Schrecken, der von dieſer Fahne
Ausging, ſich auf dich ſelbſt zurück gewendet?
Den Britten laß vor dieſem Zeichen zittern,
Den Feinden Frankreichs iſt es fürchterlich,
Doch ſeinen treuen Bürgern iſt es gnädig.

Johanna.

Ja du ſagſt recht! Den Freunden iſt es hold,
Und auf die Feinde ſendet es Entſetzen!

(Man hört den Krönungsmarſch.)

Dunois.

So nimm die Fahne! Nimm ſie! Sie beginnen
Den Zug, kein Augenblick iſt zu verlieren!

(Sie dringen ihr die Fahne auf, ſie ergreift ſie mit heftigem Widerſtreben und geht ab, die andern folgen.)

Vierter Auftritt.

Die Scene verwandelt ſich in einen freien Platz vor der Kathedralkirche.

Zuſchauer erfüllen den Hintergrund, aus ihnen heraus treten Bertrand, Claude Marie und Etienne und kommen vorwärts, in der Folge auch Margot und Louiſon. Der Krönungsmarſch erſchallt gedämpft aus der Ferne.

Bertrand.

Hört die Muſik! Sie ſind's! Sie nahen ſchon!
Was iſt das Beſte? Steigen wir hinauf
Auf die Platforme, oder drängen uns
Durch's Volk, daß wir vom Aufzug nichts verlieren?

Etienne.

Es iſt nicht durchzukommen. Alle Straſen ſind
Von Menſchen vollgedrängt, zu Roß und Wagen.
Laßt uns hieher an dieſe Häuſer treten,
Hier können wir den Zug gemächlich ſehen,
Wenn er vorüber kommt!

Claude Marie.

Iſt's doch, als ob
Halb Frankreich ſich zuſammen hier gefunden
So allgewaltig iſt die Flut, daß ſie

Auch uns im fernen lothringiſchen Land
Hat aufgehoben und hieher geſpühlt!

Bertrand.

Wer wird
In ſeinem Winkel müßig ſitzen, wenn
Das Große ſich begiebt im Vaterland!
Es hat auch Schweiß und Blut genug gekoſtet,
Bis daß die Krone kam auf's rechte Haupt!
Und unſer König, der der wahre iſt,
Dem wir die Kron' itzt geben, ſoll nicht ſchlechter
Begleitet ſeyn, als der Pariſer ihrer,
Den ſie zu Saint Denis gekrönt! Der iſt
Kein Wohlgeſinnter, der von dieſem Feſt
Wegbleibt, und nicht mit ruft: es lebe der König!

Fünfter Auftritt.

Margot und Louiſon treten zu ihnen.

Louiſon.

Wir werden unſre Schweſter ſehen, Margot!
Mir pocht das Herz.

Margot.

Wir werden ſie im Glanz
Und in der Hoheit ſehn, und zu uns ſagen:
Es iſt Johanna, es iſt unſre Schweſter!

Louiſon.

Ich kann's nicht glauben, bis ich ſie mit Augen
Geſehn, daß dieſe Mächtige, die man

Die Jungfrau nennt von Orleans, unſre Schweſter
Johanna iſt, die uns verloren ging.

(Der Marſch kommt immer näher.

Margot.

Du zweifelſt noch! Du wirſt's mit Augen ſehn!

Bertrand.

Gebt acht! Sie kommen!

Sechster Auftritt.

Flötenſpieler und Hoboiſten eröffnen den Zug. Kinder folgen, weiß gekleidet, mit Zweigen in der Hand, hinter dieſen zwey Herolde. Darauf ein Zug von Hellebardierern. Magiſtratsperſonen in der Robe folgen. Hierauf zwey Marſchälle mit dem Stabe, Herzog von Burgund das Schwert tragend, Dunois mit dem Scepter, andere Große mit der Krone, dem Reichsapfel und dem Gerichtsſtabe, andere mit Opfergaben; hinter dieſen Ritter in ihrem Ordensſchmuck, Chorknaben mit dem Rauchfaß, dann zwey Biſchöffe mit der S'Ampoule, Erzbiſchoff mit dem Crucifix; ihm folgt Johanna mit der Fahne. Sie geht mit geſenktem Haupt und ungewiſſen Schritten, die Schweſtern geben bei ihrem Anblick Zeichen des Erſtaunens und der Freude. Hinter ihr kommt der König, unter einem Thronhimmel, welchen vier Barone tragen, Hofleute folgen, Soldaten ſchließen. Wenn der Zug in die Kirche hinein iſt, ſchweigt der Marſch.

Siebenter Auftritt.

Louiſon. Margot. Claude Marie. Etienne. Bertrand.

Margot.

Sahſt du die Schweſter?

Claude Marie.

Die im goldnen Harniſch,
Die vor dem König herging mit der Fahne!

Margot.

Sie war's. Es war Johanna unſre Schweſter!

Louiſon.

Und ſie erkannt' uns nicht! Sie ahnete
Die Nähe nicht der ſchweſterlichen Bruſt.
Sie ſah zur Erde und erſchien ſo blaß,
Und unter ihrer Fahne ging ſie zitternd —
Ich konnte mich nicht freun, da ich ſie ſah.

Margot.

So hab' ich unſre Schweſter nun im Glanz
Und in der Herrlichkeit geſehn. — Wer hätte
Auch nur im Traum geahnet und gedacht,
Da ſie die Heerde trieb auf unſern Bergen,
Daß wir in ſolcher Pracht ſie würden ſchauen.

Louiſon.

Der Traum des Vaters iſt erfüllt, daß wir

Zu Rheims uns vor der Schweſter würden neigen.
Das iſt die Kirche, die der Vater ſah
Im Traum, und alles hat ſich nun erfüllt.
Doch der Vater ſah auch traurige Geſichte,
Ach, mich bekümmert's, ſie ſo groß zu ſehn!

Bertrand.

Was ſtehn wir müßig hier? Kommt in die Kirche,
Die heil'ge Handlung anzuſehn!

Margot.

Ja kommt!
Vielleicht, daß wir der Schweſter dort begegnen.

Louiſon.

Wir haben ſie geſehen, kehren wir
In unſer Dorf zurück.

Margot.

Was? Eh wir ſie
Begrüßt und angeredet?

Louiſon.

Sie gehört
Uns nicht mehr an, bei Fürſten iſt ihr Platz
Und Königen — Wer ſind wir, daß wir uns
Zu ihrem Glanze rühmend eitel drängen?
Sie war uns fremd, da ſie noch unſer war!

Margot.

Wird ſie ſich unſer ſchämen, uns verachten?

Bertrand.

Der König ſelber ſchämt ſich unſer nicht,
Er grüßte freundlich auch den Niedrigſten.

Sei ſie ſo hoch geſtiegen als ſie will,
Der König iſt doch gröſſer!

(Trompeten und Paucken erſchallen aus der Kirche.)

Claude Marie.

Kommt zur Kirche!

(Sie eilen nach dem Hintergrund, wo ſie ſich unter dem Volke verlieren.)

Achter Auftritt.

Thibaut kommt, ſchwarz gekleidet, **Raimond** folgt ihm und will ihn zurück halten.

Raimond.

Bleibt Vater Thibaut! Bleibt aus dem Gedränge
Zurück! Hier ſeht ihr lauter frohe Menſchen,
Und euer Gram beleidigt dieſes Feſt.
Kommt! Fliehn wir aus der Stadt mit eil'gen Schritten.

Thibaut.

Sah du mein unglückſelig Kind? Haſt du
Sie recht betrachtet?

Raimond.

O ich bitt' euch, flieht!

Thibaut.

Bemerkteſt du, wie ihre Schritte wankten,
Wie bleich und wie verſtört ihr Antlitz war!
Die Unglückſelige fühlt ihren Zuſtand,
Das iſt der Augenblick, mein Kind zu retten,
Ich will ihn nutzen.

(er will gehen.)

Raimond.

Bleibt! Was wollt ihr thun?

Thibaut.

Ich will ſie überraſchen, will ſie ſtürzen
Von ihrem eiteln Glück, ja mit Gewalt
Will ich zu ihrem Gott, dem ſie entſagt,
Zurück ſie führen.

Raimond.

Ach! Erwägt es wohl!
Stürzt euer eigen Kind nicht in's Verderben!

Thibaut.

Lebt ihre Seele nur, ihr Leib mag ſterben.

(Johanna ſtürzt aus der Kirche heraus, ohne ihre Fahne, Volk dringt zu, adorirt ſie und küßt ihre Kleider, ſie wird durch das Gedränge im Hintergrunde aufgehalten.)

Sie kommt! Sie iſt's! Bleich ſtürzt ſie aus der Kirche,
Es treibt die Angſt ſie aus dem Heiligthum,
Das iſt das göttliche Gericht, das ſich
An ihr verkündiget! —

Raimond.

Lebt wohl!
Verlangt nicht, daß ich länger euch begleite!
Ich kam voll Hoffnung, und ich geh voll Schmerz.
Ich habe eure Tochter wieder geſehn,
Und fühle, daß ich ſie auf's neu verliere!

(Er geht ab, Thibaut entfernt ſich auf der entgegengeſetzten Seite.)

Neunter Auftritt.

Johanna. Volk. Hernach ihre Schweſtern.

Johanna.
(hat ſich des Volks erwehrt und kommt vorwärts.)

Ich kann nicht bleiben — Geiſter jagen mich,
Wie Donner ſchallen mir der Orgel Töne,
Des Doms Gewölbe ſtürzen auf mich ein,
Des freien Himmels Weite muß ich ſuchen!
Die Fahne ließ ich in dem Heiligthum,
Nie, nie ſoll dieſe Hand ſie mehr berühren!
— Mir war's, als hätt' ich die geliebten Schweſtern,
Margot und Louiſen, gleich einem Traum
An mir vorüber gleiten ſehen. — Ach!
Es war nur eine täuſchende Erſcheinung!
Fern ſind ſie, fern und unerreichbar weit,
Wie meiner Kindheit, meiner Unſchuld Glück!

Margot (hervortretend.)

Sie iſt's, Johanna iſt's.

Louiſon (eilt ihr entgegen.)

O meine Schweſter!

Johanna.

So war's kein Wahn — Ihr ſeid es — Ich umfaß euch,
Dich meine Louiſon! Dich meine Margot!
Hier in der fremden Menſchenreichen Oede
Umfang ich die vertraute Schweſterbruſt!

Margot.

Sie kennt uns noch, iſt noch die gute Schweſter.

Johanna.

Und eure Liebe führt euch zu mir her
So weit, ſo weit! Ihr zürnt der Schweſter nicht,
Die lieblos ohne Abſchied euch verließ!

Louiſon.

Dich führte Gottes dunkle Schickung fort.

Margot.

Der Ruf von dir, der alle Welt bewegt,
Der deinen Nahmen trägt auf allen Zungen,
Hat uns erweckt in unſerm ſtillen Dorf,
Und hergeführt zu dieſes Feſtes Feier.
Wir kommen deine Herrlichkeit zu ſehn,
Und wir ſind nicht allein!

Johanna (ſchnell.)

Der Vater iſt mit euch!
Wo, wo iſt er? Warum verbirgt er ſich?

Margot.

Der Vater iſt nicht mit uns.

Johanna.

Nicht? Er will ſein Kind
Nicht ſehn? Ihr bringt mir ſeinen Segen nicht?

Louiſon.

Er weiß nicht, daß wir hier ſind.

Johanna.

Weiß es nicht!

Warum nicht? — Ihr verwirret euch? Ihr ſchweigt
Und ſeht zur Erde! Sagt, wo iſt der Vater?

Margot.

Seitdem du weg biſt —

Louiſon (winkt ihr.)

Margot!

Margot.

Iſt der Vater
Schwermüthig worden.

Johanna.

Schwermüthig!

Louiſon.

Tröſte dich!
Du kennſt des Vaters ahnungsvolle Seele!
Er wird ſich faſſen, ſich zufrieden geben,
Wenn wir ihm ſagen, daß du glücklich biſt.

Margot.

Du biſt doch glücklich? Ja du mußt es ſeyn,
Da du ſo groß biſt und geehrt!

Johanna.

Ich bins,
Da ich euch wieder ſehe, eure Stimme
Vernehme, den geliebten Ton, mich heim
Erinnre an die väterliche Flur.
Da ich die Heerde trieb auf unſern Höhen,
Da war ich glücklich wie im Paradieß —
Kann ich's nicht wieder ſeyn, nicht wieder werden!

(Sie verbirgt ihr Geſicht an Louiſons Bruſt. Claude Marie, Etienne und Bertrand zeigen ſich und bleiben ſchüchtern in der Ferne ſtehen.)

Margot.

Kommt Etienne! Bertrand! Claude Marie!
Die Schweſter iſt nicht ſtolz, ſie iſt ſo ſanft
Und ſpricht ſo freundlich, als ſie nie gethan,
Da ſie noch in dem Dorf mit uns gelebt.

(Jene treten näher und wollen ihr die Hand reichen, Johanna ſieht ſie mit ſtarren Blicken an, und fällt in ein tiefes Staunen.)

Johanna.

Wo war ich? Sagt mir! War das alles nur
Ein langer Traum, und ich bin aufgewacht?
Bin ich hinweg aus Dom Remi? Nicht wahr!
Ich war entſchlafen unterm Zauberbaum,
Und bin erwacht, und ihr ſteht um mich her,
Die wohlbekannten traulichen Geſtalten?
Mir hat von dieſen Königen und Schlachten
Und Kriegesthaten nur geträumt — es waren
Nur Schatten, die an mir vorüber gingen,
Denn lebhaft träumt ſich's unter dieſem Baum.
Wie kämet ihr nach Rheims? Wie käm' ich ſelbſt
Hieher? Nie, nie verließ ich Dom Remi!
Geſteht mir's offen und erfreut mein Herz.

Louiſon.

Wir ſind zu Rheims. Dir hat von dieſen Thaten
Nicht blos geträumt, du haſt ſie alle wirklich

Vollbracht. — Erkenne dich, blick um dich her.
Befühle deine glänzend goldne Rüſtung!

(Johanna fährt mit der Hand nach der Bruſt, beſinnt ſich und erſchrickt.)

Bertrand.

Aus meiner Hand empfiengt ihr dieſen Helm.

Claude Marie.

Es iſt kein Wunder, daß ihr denkt zu träumen,
Denn was ihr ausgerichtet und gethan,
Kann ſich im Traum nicht wunderbarer fügen.

Johanna (ſchnell.)

Kommt, laßt uns fliehn! Ich geh mit euch, ich kehre
In unſer Dorf, in Vaters Schooß zurück.

Louiſon.

O komm! komm mit uns!

Johanna.

Dieſe Menſchen alle
Erheben mich weit über mein Verdienſt!
Ihr habt mich kindiſch, klein und ſchwach geſehn,
Ihr liebt mich, doch ihr betet mich nicht an!

Margot.

Du wollteſt allen dieſen Glanz verlaſſen!

Johanna.

Ich werf ihn von mir den verhaßten Schmuck,
Der euer Herz von meinem Herzen trennt,
Und eine Hirtinn will ich wieder werden.
Wie eine niedre Magd will ich euch dienen,

Und

Und büßen will ich's mit der ſtrengſten Buße,
Daß ich mich eitel über euch erhob!

(Trompeten erſchallen.)

Zehnter Auftritt.

Der König tritt aus der Kirche, er iſt im Krönungs-Ornat, Agnes Sorel, Erzbiſchoff, Burgund, Dunois, La Hire, Du Chatel, Ritter, Hofleute und Volk.

Alle Stimmen

(rufen wiederhohlt, während daß der König vorwärts kommt.)

Es lebe der König! Karl der Siebente!

(Trompeten fallen ein. Auf ein Zeichen, das der König giebt, gebieten die Herolde mit erhobenem Stabe Stillſchweigen.)

König.

Mein gutes Volk! Habt Dank für eure Liebe!
Die Krone, die uns Gott auf's Haupt geſetzt,
Durch's Schwert ward ſie gewonnen und erobert,
Mit edelm Bürgerblut iſt ſie benetzt,
Doch friedlich ſoll der Oelzweig ſie umgrünen.
Gedankt ſey allen, die für uns gefochten,
Und allen, die uns widerſtanden, ſei
Verziehn, denn Gnade hat uns Gott erzeigt,
Und unſer erſtes Königswort ſei — Gnade!

Volk.

Es lebe der König! Karl der Gütige!

König.

Von Gott allein, dem höchſten Herrſchenden,
Empfangen Frankreichs Könige die Krone.
Wir aber haben ſie ſichtbarer weiſe
Aus ſeiner Hand empfangen.
(zur Jungfrau ſich wendend.)
Hier ſteht die Gottgeſendete, die euch
Den angeſtammten König wieder gab,
Das Joch der fremden Tyrannei zerbrochen!
Ihr Name ſoll dem heiligen Denis
Gleich ſeyn, der dieſes Landes Schützer iſt,
Und ein Altar ſich ihrem Ruhm erheben!

Volk.

Heil, Heil der Jungfrau, der Erretterinn!

(Trompeten.)

König (zur Johanna.)

Wenn du von Menſchen biſt gezeugt wie wir,
So ſage, welches Glück dich kann erfreuen;
Doch wenn dein Vaterland dort oben iſt,
Wenn du die Strahlen himmliſcher Natur
In dieſem jungfräulichen Leib verhüllſt,
So nimm das Band hinweg von unſern Sinnen
Und laß dich ſehn in deiner Lichtgeſtalt,
Wie dich der Himmel ſieht, daß wir anbetend
Im Staube dich verehren.

(ein allgemeines Stillſchweigen, jedes Auge iſt auf die Jungfrau gerichtet.)

Johanna.
(plötzlich aufſchreiend.)
Gott! Mein Vater!

Eilfter Auftritt.

Thibaut tritt aus der Menge und ſteht ihr gerade gegenüber.

Mehrere Stimmen.
Ihr Vater!

Thibaut.
Ja ihr jammervoller Vater,
Der die Unglückliche gezeugt, den Gottes
Gericht hertreibt, die eigne Tochter anzuklagen.

Burgund.
Ha! Was iſt das!

Du Chatel.
Jetzt wird es ſchrecklich tagen!

Thibaut (zum König.)
Gerettet glaubſt du dich durch Gottes Macht?
Betrogner Fürſt! Verblendet Volk der Franken!
Du biſt gerettet durch des Teufels Kunſt.
(Alle treten mit Entſetzen zurück.)

Dunois.
Raſ't dieſer Menſch?

Thibaut.
Nicht ich, du aber raſeſt.
Und dieſe hier, und dieſer weiſe Biſchoff.

Die glauben, daß der Herr der Himmel ſich
Durch eine ſchlechte Magd verkünden werde.
Laß ſehn, ob ſie auch in des Vaters Stirn'
Der dreiſten Lüge Gaukelſpiel behauptet,
Womit ſie Volk und König hinterging.
Antworte mir im Namen des Dreieinen,
Gehörſt du zu den Heiligen und Reinen?

(allgemeine Stille, alle Blicke ſind auf ſie geſpannt, ſie ſteht unbeweglich.)

Sorel.

Gott, ſie verſtummt!

Thibaut.

Das muß ſie vor dem furchtbarn Namen
Der in der Hölle Tiefen ſelbſt
Gefürchtet wird! — Sie eine Heilige,
Von Gott geſendet! — An verfluchter Stätte
Ward es erſonnen, unterm Zauberbaum,
Wo ſchon von Alters her die böſen Geiſter
Den Sabbat halten — hier verkaufte ſie
Dem Feind der Menſchen ihr unſterblich Theil,
Daß er mit kurzem Weltruhm ſie verherrliche.
Laßt ſie den Arm aufſtreifen, ſeht die Punkte,
Womit die Hölle ſie gezeichnet hat!

Burgund.

Entſetzlich! — Doch dem Vater muß man glauben,
Der wider ſeine eigne Tochter zeugt!

Dunois.

Nein, nicht zu glauben iſt dem Raſenden,
Der in dem eignen Kind ſich ſelber ſchändet!

Sorel (zur Johanna.)

O rede! Brich dieß unglückſel'ge Schweigen!
Wir glauben dir! Wir trauen feſt auf dich!
Ein Wort aus deinem Mund, ein einzig Wort
Soll uns genügen — Aber ſprich! Vernichte
Die gräßliche Beſchuldigung — Erkläre,
Du ſeyſt unſchuldig und wir glauben dir.

(Johanna ſteht unbeweglich. Agnes Sorel tritt mit Entſetzen von ihr hinweg.)

La Hire.

Sie iſt erſchreckt. Erſtaunen und Entſetzen
Schließt ihr den Mund. — Vor ſolcher gräßlichen
Anklage muß die Unſchuld ſelbſt erbeben.

(er nähert ſich ihr.)

Faß dich Johanna. Fühle dich. Die Unſchuld
Hat eine Sprache, einen Siegerblick,
Der die Verläumdung mächtig niederblitzt!
In edelm Zorn erhebe dich, blick auf,
Beſchäme, ſtrafe den unwürd'gen Zweifel,
Der deine heil'ge Tugend ſchmäht.

(Johanna ſteht unbeweglich. La Hire tritt entſetzt zurück, die Bewegung vermehrt ſich.)

Dunois.

Was zagt das Volk? Was zittern ſelbſt die Fürſten?
Sie iſt unſchuldig — Ich verbürge mich,
Ich ſelbſt, für ſie mit meiner Fürſtenehre!
Hier werf ich meinen Ritterhandſchuh hin,
Wer wagt's, ſie eine Schuldige zu nennen?

(Ein heftiger Donnerſchlag, alle ſtehen entſetzt.)

Thibaut.

Antworte bei dem Gott, der droben donnert!
Sprich, du ſeyſt ſchuldlos. Läugn' es, daß der Feind
In deinem Herzen iſt, und ſtraf' mich Lügen!

(Ein zweiter ſtärkerer Schlag, das Volk entflieht zu allen Seiten.)

Burgund.

Gott ſchütz' uns! Welche fürchterliche Zeichen!

Du Chatel (zum König.)

Kommt! Kommt mein König! Fliehet dieſen Ort!

Erzbiſchoff (zur Johanna.)

Im Namen Gottes frag' ich dich. Schweigſt du
Aus dem Gefühl der Unſchuld oder Schuld?
Wenn dieſes Donners Stimme für dich zeugt,
So faſſe dieſes Kreuz und gieb ein Zeichen!

(Johanna bleibt unbeweglich. Neue heftige Donnerſchläge. Der König, Agnes Sorel, Erzbiſchoff, Burgund, La Hire und Du Chatel gehen ab.)

Zwölfter Auftritt.

Dunois. Johanna.

Dunois.

Du biſt mein Weib — Ich hab' an dich geglaubt
Beim erſten Blick, und alſo denk' ich noch.
Dir glaub' ich mehr als dieſen Zeichen allen,
Als dieſem Donner ſelbſt, der droben ſpricht.
Du ſchweigſt in edelm Zorn, verachteſt es,
In deine heil'ge Unſchuld eingehüllt,
So ſchändlichen Verdacht zu widerlegen.

– Veracht' es, aber mir vertraue dich,
n deiner Unſchuld hab' ich nie gezweifelt.
Sag mir kein Wort, die Hand nur reiche mir
Zum Pfand und Zeichen, daß du meinem Arme
Getroſt vertrauſt und deiner guten Sache.

(er reicht ihr die Hand hin, ſie wendet ſich mit einer zuckenden Bewegung von ihm hinweg; er bleibt in ſtarrem Entſetzen ſtehen.)

Dreizehnter Auftritt.

Johanna. Du Chatel. Dunois, zuletzt Raimond.

Du Chatel (zurückkommend.)

Johanna d'Arc! Der König will erlauben,
Daß ihr die Stadt verlaſſet ungekränkt.
Die Thore ſtehn euch offen. Fürchtet keine
Beleidigung. Euch ſchützt des Königs Frieden —
Folgt mir Graf Dunois — Ihr habt nicht Ehre,
Hier länger zu verweilen — Welch ein Ausgang!

(er geht. Dunois fährt aus ſeiner Erſtarrung auf, wirft noch einen Blick auf Johanna und geht ab. Dieſe ſteht einen Augenblick ganz allein. Endlich erſcheint Raimond, bleibt eine Weile in der Ferne ſtehen, und betrachtet ſie mit ſtillem Schmerz. Dann tritt er auf ſie zu und faßt ſie bey der Hand.)

Raimond.

Ergreift den Augenblick. Die Straßen
Sind leer. Gebt mir die Hand. Ich will euch führen.

(Bei ſeinem Anblick giebt ſie das erſte Zeichen der Empfindung, ſieht ihn ſtarr an, und blickt zum Himmel, dann ergreift ſie ihn heftig bei der Hand und geht ab.)

Fünfter Aufzug.

(Ein wilder Wald, in der Ferne Köhlerhütten. Es iſt ganz dunkel, heftiges Donnern und Blitzen, dazwiſchen Schießen.

Erſter Auftritt.

Köhler und Köhlerweib.

Das iſt ein grauſam, mörd'riſch Ungewitter,
Der Himmel droht in Feuerbächen ſich
Herabzugießen, und am hellen Tag
Iſt's Nacht, daß man die Sterne könnte ſehn.
Wie eine losgelaßne Hölle tobt
Der Sturm, die Erde bebt und krachend beugen
Die alt verjährten Eſchen ihre Krone.
Und dieſer fürchterliche Krieg dort oben,
Der auch die wilden Thiere Sanftmuth lehrt,
Daß ſie ſich zahm in ihre Gruben bergen,
Kann unter Menſchen keinen Frieden ſtiften —
Aus dem Geheul der Winde und des Sturms
Heraus hört ihr das Knallen des Geſchützes;
Die beiden Heere ſtehen ſich ſo nah,
Daß nur der Wald ſie trennt, und jede Stunde
Kann es ſich blutig fürchterlich entladen.

Köhlerweib.

Gott ſteh uns bei! Die Feinde waren ja
Schon ganz auf's Haupt geſchlagen und zerſtreut,
Wie kommts, daß ſie auf's neu uns ängſtigen?

Köhler.

Das macht, weil ſie den König nicht mehr fürchten.
Seitdem das Mädchen eine Hexe ward
Zu Rheims, der böſe Feind uns nicht mehr hilft,
Geht alles rückwärts.

Köhlerweib.

Horch! Wer naht ſich da?

Zweiter Auftritt.

Raimond und Johanna zu den Vorigen.

Raimond.

Hier ſeh ich Hütten. Kommt, hier finden wir
Ein Obdach vor dem wüth'gen Sturm. Ihr haltet's
Nicht länger aus, drei Tage ſchon ſeyd ihr
Herumgeirrt, der Menſchen Auge fliehend,
Und wilde Wurzeln waren eure Speiſe.
(Der Sturm legt ſich, es wird hell und heiter.)
Es ſind mitleid'ge Köhler. Kommt herein.

Köhler.

Ihr ſcheint der Ruhe zu bedürfen. Kommt!
Was unſer ſchlechtes Dach vermag, iſt euer.

Köhlerweib.

Was will die zarte Jungfrau unter Waffen?
Doch freilich! Jezt iſt eine ſchwere Zeit.
Wo auch das Weib ſich in den Panzer ſteckt!
Die Königinn ſelbſt, Frau Iſabeau, ſagt man,
Läßt ſich gewaffnet ſehn in Feindes Lager,
Und eine Jungfrau, eines Schäfers Dirn,
Hat für den König unſern Herrn gefochten.

Köhler.

Was redet ihr? Geht in die Hütte, bringt
Der Jungfrau einen Becher zur Erquickung.

(Köhlerweib geht nach der Hütte.)

Raimond (zur Johanna.)

Ihr ſeht, es ſind nicht alle Menſchen grauſam,
Auch in der Wildniß wohnen ſanfte Herzen.
Erheitert euch! Der Sturm hat ausgetobt,
Und friedlich ſtrahlend geht die Sonne nieder.

Köhler.

Ich denk', ihr wollt zu unſers Königs Heer,
Weil ihr in Waffen reiſet — Seht euch vor!
Die Engelländer ſtehen nah' gelagert,
Und ihre Schaaren ſtreifen durch den Wald.

Raimond.

Weh uns! Wie iſt da zu entkommen?

Köhler.

Bleibt,
Bis daß mein Bub zurück iſt aus der Stadt,
Der ſoll euch auf verborgnen Pfaden führen,

Daß ihr nichts zu befürchten habt. Wir kennen
Die Schliche.

Raimond (zur Johanna.)

Legt den Helm ab und die Rüſtung,
Sie macht euch kenntlich und beſchützt euch nicht.

(Johanna ſchüttelt den Kopf.)

Köhler.

Die Jungfrau iſt ſehr traurig — Still! Wer kommt da?

Dritter Auftritt.

Köhlerweib kommt aus der Hütte mit einem Becher. Köhlerbub.

Köhlerweib.

Es iſt der Bub, den wir zurück erwarten.

(zur Johanna.)

Trinkt edle Jungfrau! Mög's euch Gott geſegnen!

Köhler (zu ſeinem Sohn.)

Kommſt du Anet? Was bringſt du?

Köhlerbub.

(hat die Jungfrau in's Auge gefaßt, welche eben den Becher an den Mund ſezt; er erkennt ſie, tritt auf ſie zu und reißt ihr den Becher vom Munde.)

Mutter! Mutter!
Was macht ihr? Wen bewirthet ihr? Das iſt die Hexe
Von Orleans!

Köhler und Köhlerweib.

Gott ſei uns gnädig!

(bekreuzen ſich und entfliehen.)

Vierter Auftritt.

Raimond. Johanna.

Johanna (gefaßt und ſanft.)
Du ſiehſt, mir folgt der Fluch, und alles flieht mich,
Sorg' für dich ſelber und verlaß mich auch.

Raimond.
Ich euch verlaſſen! Jezt! Und wer ſoll euer
Begleiter ſeyn?

Johanna.
Ich bin nicht unbegleitet.
Du haſt den Donner über mir gehört.
Mein Schickſal führt mich. Sorge nicht, ich werde
An's Ziel gelangen, ohne daß ich's ſuche.

Raimond.
Wo wollt ihr hin? Hier ſtehn die Engelländer,
Die euch die grimmig blut'ge Rache ſchwuren —
Dort ſtehn die Unſern, die euch ausgeſtoſſen,
Verbannt —

Johanna.
Mich wird nichts treffen, als was ſeyn muß.

Raimond.
Wer ſoll euch Nahrung ſuchen? Wer euch ſchützen
Vor wilden Thieren und noch wildern Menſchen?
Euch pflegen, wenn ihr krank und elend werdet?

Johanna.
Ich kenne alle Kräuter, alle Wurzeln,
Von meinen Schaafen lernt' ich das Geſunde

Vom Gift'gen unterſcheiden — ich verſtehe
Den Lauf der Sterne und der Wolken Zug
Und die verborgnen Quellen hör' ich rauſchen.
Der Menſch braucht wenig und an Leben reich
Iſt die Natur.

Raimond (faßt ſie bei der Hand.)

Wollt ihr nicht in euch gehn?
Euch nicht mit Gott verſöhnen — in den Schooß
Der heil'gen Kirche reuend wiederkehren?

Johanna.

Auch du hältſt mich der ſchweren Sünde ſchuldig?

Raimond.

Muß ich nicht? Euer ſchweigendes Geſtändniß —

Johanna.

Du, der mir in das Elend nachgefolgt,
Das einz'ge Weſen, das mir treu geblieben,
Sich an mich kettet, da mich alle Welt
Ausſtieß, du hältſt mich auch für die Verworfne,
Die ihrem Gott entſagt —

(Raimond ſchweigt.)

O das iſt hart!

Raimond (erſtaunt.)

Ihr wäret wirklich keine Zauberinn?

Johanna.

Ich eine Zauberinn!

Raimond.

Und dieſe Wunder,

Ihr hättet ſie vollbracht mit Gottes Kraft
Und ſeiner Heiligen?

Johanna.

Mit welcher ſonſt!

Raimond.

Und ihr verſtummtet auf die gräßliche
Beſchuldigung? Ihr redet jezt, und vor dem König,
Wo es zu reden galt, verſtummtet ihr!

Johanna.

Ich unterwarf mich ſchweigend dem Geſchick,
Das Gott, mein Meiſter, über mich verhängte.

Raimond.

Ihr konntet eurem Vater nichts erwiedern!

Johanna.

Weil es vom Vater kam, ſo kam's von Gott,
Und väterlich wird auch die Prüfung ſeyn.

Raimond.

Der Himmel ſelbſt bezeugte eure Schuld!

Johanna.

Der Himmel ſprach, drum ſchwieg ich.

Raimond.

Wie? Ihr konntet
Mit einem Wort euch reinigen, und ließt
Die Welt in dieſem unglückſel'gen Irrthum?

Johanna.

Es war kein Irrthum, eine Schickung war's.

Raimond.

Ihr littet alle dieſe Schmach unſchuldig,

Und keine Klage kam von euren Lippen!
— Ich ſtaune über euch, ich ſteh erſchüttert,
Im tiefſten Buſen kehrt ſich mir das Herz!
O gerne nehm' ich euer Wort für Wahrheit,
Denn ſchwer ward mir's, an eure Schuld zu glauben.
Doch konnt' ich träumen, daß ein menſchlich Herz
Das Ungeheure ſchweigend würde tragen!

Johanna.

Verdient' ich's, die Geſendete zu ſeyn,
Wenn ich nicht blind des Meiſters Willen ehrte!
Und ich bin nicht ſo elend, als du glaubſt.
Ich leide Mangel, doch das iſt kein Unglück
Für meinen Stand; ich bin verbannt und flüchtig,
Doch in der Oede lernt' ich mich erkennen.
Da, als der Ehre Schimmer mich umgab,
Da war der Streit in meiner Bruſt, ich war
Die Unglückſeligſte, da ich der Welt
Am meiſten zu beneiden ſchien — Jezt bin ich
Geheilt, und dieſer Sturm in der Natur,
Der ihr das Ende drohte, war mein Freund,
Er hat die Welt gereinigt und auch mich.
In mir iſt Friede — Komme was da will,
Ich bin mir keiner Schwachheit mehr bewußt!

Raimond.

O kommt, kommt, laßt uns eilen, eure Unſchuld
Laut, laut vor aller Welt zu offenbaren!

Johanna.

Der die Verwirrung ſandte, wird ſie löſen!

Nur wann ſie reif iſt, fällt des Schickſals Frucht!
Ein Tag wird kommen, der mich reiniget.
Und die mich jezt verworfen und verdammt,
Sie werden ihres Wahnes inne werden,
Und Thränen werden meinem Schickſal fließen.

Raimond.

Ich ſollte ſchweigend dulden, bis der Zufall —

Johanna

(ihn ſanft bei der Hand faſſend.)

Du ſiehſt nur das Natürliche der Dinge,
Denn deinen Blick umhüllt das ird'ſche Band.
Ich habe das Unſterbliche mit Augen
Geſehen — ohne Götter fällt kein Haar
Vom Haupt des Menſchen — Siehſt du dort die Sonne
Am Himmel niedergehen — So gewiß
Sie morgen wiederkehrt in ihrer Klarheit,
So unausbleiblich kommt der Tag der Wahrheit!

Fünfter Auftritt.

Königinn Iſabeau mit Soldaten erſcheint im Hintergrund.

Iſabeau

(noch hinter der Scene.)

Dieß iſt der Weg in's engelländiſche Lager!

Raimond.

Weh uns! die Feinde!

(Soldaten treten auf, bemerken im Hervorkommen die Johanna, und taumeln erſchrocken zurück.)

Iſabeau.

Iſabeau.

Nun! was hält der Zug!

Soldaten.

Gott ſteh uns bei!

Iſabeau.

Erſchreckt euch ein Geſpenſt!
Seid ihr Soldaten? Memmen ſeid ihr! — Wie?

(ſie drängt ſich durch die andern, tritt hervor und fährt zurück, wie ſie die Jungfrau erblickt.)

Was ſeh' ich! Ha!

(ſchnell faßt ſie ſich und tritt ihr entgegen.)

Ergieb dich! Du biſt meine
Gefangene.

Johanna.

Ich bin's.

(Raimond entflieht mit Zeichen der Verzweiflung.)

Iſabeau (zu den Soldaten.)

Legt ſie in Ketten!

(Die Soldaten nahen ſich der Jungfrau ſchüchtern, ſie reicht den Arm hin und wird gefeſſelt.)

Iſt das die Mächtige, Gefürchtete,
Die eure Schaaren wie die Lämmer ſcheuchte,
Die jezt ſich ſelber nicht beſchützen kann?
Thut ſie nur Wunder wo man Glauben hat,
Und wird zum Weib, wenn ihr ein Mann begegnet?

(zur Jungfrau.)

Warum verließeſt du dein Heer? Wo bleibt
Graf Dunois, dein Ritter und Beſchützer?

Johanna.

Ich bin verbannt.

Iſabeau (erſtaunt zurücktretend.)

Was? Wie? Du biſt verbannt?
Verbannt vom Dauphin!

Johanna.

Frage nicht! Ich bin
In deiner Macht, beſtimme mein Geſchick.

Iſabeau.

Verbannt, weil du vom Abgrund ihn gerettet,
Die Krone ihm haſt aufgeſezt zu Rheims,
Zum König über Frankreich ihn gemacht?
Verbannt! Daran erkenn' ich meinen Sohn!
— Führt ſie in's Lager. Zeiget der Armee
Das Furchtgeſpenſt, vor dem ſie ſo gezittert!
Sie eine Zauberinn! Ihr ganzer Zauber
Iſt euer Wahn und euer feiges Herz!
Eine Närrinn iſt ſie, die für ihren König
Sich opferte, und jezt den Königslohn
Dafür empfängt — Bringt ſie zu Lionel —
Das Glück der Franken ſend' ich ihm gebunden,
Gleich folg' ich ſelbſt.

Johanna.

Zu Lionel! Ermorde mich
Gleich hier, eh du zu Lionel mich ſendeſt.

Iſabeau (zu den Soldaten.)

Gehorchet dem Befehle. Fort mit ihr!

(geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Johanna. Soldaten.

Johanna (zu den Soldaten.)

Engländer, duldet nicht, daß ich lebendig
Aus eurer Hand entkomme! Rächet euch!
Zieht eure Schwerter, taucht ſie mir in's Herz,
Reißt mich entſeelt zu eures Feldherrn Füßen!
Denkt, daß Ich's war, die eure Treflichſten
Getödtet, die kein Mitleid mit euch trug,
Die ganze Ströme Engelländſchen Bluts
Vergoſſen, euren tapfern Heldenſöhnen
Den Tag der frohen Wiederkehr geraubt!
Nehmt eine blut'ge Rache! Tödtet mich!
Ihr habt mich jezt, nicht immer möchtet ihr
So ſchwach mich ſehn —

Anführer der Soldaten.

Thut was die Königinn befahl!

Johanna.

Sollt' ich
Noch unglückſel'ger werden als ich war!
Furchtbare Heil'ge! deine Hand iſt ſchwer!
Haſt du mich ganz aus deiner Huld verſtoßen?
Kein Gott erſcheint, kein Engel zeigt ſich mehr,
Die Wunder ruhn, der Himmel iſt verſchloſſen.
(ſie folgt den Soldaten.)

Siebenter Auftritt.

Das franzöſiſche Lager.

Dunois zwiſchen dem Erzbiſchoff und Du Chatel.

Erzbiſchoff.

Bezwinget euern finſtern Unmuth, Prinz!
Kommt mit uns! Kehrt zurück zu euerm König!
Verlaſſet nicht die allgemeine Sache
In dieſem Augenblick, da wir auf's neu
Bedränget, eures Heldenarms bedürfen.

Dunois.

Warum ſind wir bedrängt? Warum erhebt
Der Feind ſich wieder? Alles war gethan,
Frankreich war ſiegend und der Krieg geendigt.
Die Retterinn habt ihr verbannt, nun rettet
Euch ſelbſt! Ich aber will das Lager
Nicht wieder ſehen, wo ſie nicht mehr iſt.

Du Chatel.

Nehmt beſſern Rath an, Prinz. Entlaßt uns nicht
Mit einer ſolchen Antwort!

Dunois.

Schweigt Du Chatel!
Ich haſſe euch, von euch will ich nichts hören.
Ihr ſeid es, der zuerſt an ihr gezweifelt.

Erzbiſchoff.

Wer ward nicht irr' an ihr und hätte nicht

Gewankt an dieſem unglückſel'gen Tage,
Da alle Zeichen gegen ſie bewieſen!
Wir waren überraſcht, betäubt, der Schlag
Traf zu erſchütternd unſer Herz — Wer konnte
In dieſer Schreckensſtunde prüfend wägen?
Jetzt kehrt uns die Beſonnenheit zurück,
Wir ſehn ſie, wie ſie unter uns gewandelt,
Und keinen Tadel finden wir an ihr.
Wir ſind verwirrt — wir fürchten, ſchweres Unrecht
Gethan zu haben. — Reue fühlt der König,
Der Herzog klagt ſich an, La Hire iſt troſtlos,
Und jedes Herz hüllt ſich in Trauer ein.

Dunois.

Sie eine Lügnerinn! Wenn ſich die Wahrheit
Verkörpern will in ſichtbarer Geſtalt,
So muß ſie ihre Züge an ſich tragen!
Wenn Unſchuld, Treue, Herzensreinigkeit,
Auf Erden irgend wohnt — auf ihren Lippen,
In ihren klaren Augen muß ſie wohnen!

Erzbiſchoff.

Der Himmel ſchlage durch ein Wunder ſich
Ins Mittel, und erleuchte dieß Geheimniß,
Das unſer ſterblich Auge nicht durchdringt —
Doch wie ſich's auch entwirren mag und löſen,
Eins von den beiden haben wir verſchuldet!
Wir haben uns mit höll'ſchen Zauberwaffen
Vertheidigt oder eine Heilige verbannt!

Und beides ruſt des Himmels Zorn und Strafen
Herab auf dieſes unglückſel'ge Land!

Achter Auftritt.

Ein Edelmann zu den Vorigen, hernach Raimond.

Edelmann.

Ein junger Schäfer fragt nach deiner Hoheit,
Er fodert dringend, mit dir ſelbſt zu reden,
Er komme, ſagt er, von der Jungfrau —

Dunois.

Eile!
Bring ihn herein! Er kommt von ihr!

(Edelmann öffnet dem Raimond die Thüre, Dunois eilt ihm entgegen.)

Wo iſt ſie?
Wo iſt die Jungfrau?

Raimond.

Heil euch edler Prinz,
Und Heil mir, daß ich dieſen frommen Biſchoff,
Den heil'gen Mann, den Schirm der Unterdrückten,
Den Vater der Verlaßnen bei euch finde!

Dunois.

Wo iſt die Jungfrau?

Erzbiſchoff.

Sag es uns, mein Sohn!

Raimond.

Herr, ſie iſt keine ſchwarze Zauberinn!
Bei Gott und allen Heiligen bezeug' ich's.
Im Irrthum iſt das Volk. Ihr habt die Unſchuld
Verbannt, die Gottgeſendete verſtoßen!

Dunois.

Wo iſt ſie? Sage!

Raimond.

Ihr Gefährte war ich
Auf ihrer Flucht in dem Ardennerwald,
Mir hat ſie dort ihr Innerſtes gebeichtet.
In Martern will ich ſterben, meine Seele
Hab' keinen Antheil an dem ew'gen Heil,
Wenn ſie nicht rein iſt, Herr, von aller Schuld!

Dunois.

Die Sonne ſelbſt am Himmel iſt nicht reiner!
Wo iſt ſie, ſprich!

Raimond.

O wenn euch Gott das Herz
Gewendet hat — So eilt! So rettet ſie!
Sie iſt gefangen bei den Engelländern.

Dunois.

Gefangen! Was!

Erzbiſchoff.

Die Unglückſelige!

Raimond.

In den Ardennen, wo wir Obdach ſuchten,
Ward ſie ergriffen von der Königinn,

Und in der Engelländer Hand geliefert.
O rettet ſie, die euch gerettet hat,
Von einem grauſenvollen Tode!

Dunois.

Zu den Waffen! Auf! Schlagt Lermen! Rührt die Trommeln!
Führt alle Völker in's Gefecht! Ganz Frankreich
Bewaffne ſich! Die Ehre iſt verpfändet,
Die Krone, das Palladium entwendet,
Setzt alles Blut! Setzt euer Leben ein!
Frei muß ſie ſeyn, noch eh der Tag ſich endet!

(gehen ab.)

Ein Wartthurm, oben eine Oefnung.

Neunter Auftritt.

Johanna und Lionel.

Faſtolf
(eilig hereintretend.)

Das Volk iſt länger nicht zu bändigen.
Sie fodern wüthend, daß die Jungfrau ſterbe.
Ihr widerſteht vergebens. Tödtet ſie,
Und werft ihr Haupt von dieſes Thurmes Zinnen,
Ihr fließend Blut allein verſöhnt das Heer.

Iſabeau (kommt.)

Sie ſetzen Leitern an, ſie laufen Sturm!
Befriediget das Volk. Wollt ihr erwarten,
Bis ſie den ganzen Thurm in blinder Wuth

Umkehren und wir alle mit verderben?
Ihr könnt ſie nicht beſchützen, gebt ſie hin.

Lionel.

Laßt ſie anſtürmen! Laßt ſie wüthend toben!
Dieß Schloß iſt feſt, und unter ſeinen Trümmern
Begrab' ich mich, eh mich ihr Wille zwingt.
— Antworte mir Johanna! Sei die Meine,
Und gegen eine Welt beſchütz ich dich.

Iſabeau.

Seid ihr ein Mann?

Lionel.

Verſtoßen haben dich
Die Deinen, aller Pflichten biſt du ledig
Für dein unwürdig Vaterland. Die Feigen,
Die um dich warben, ſie verließen dich,
Sie wagten nicht den Kampf um deine Ehre.
Ich aber, gegen mein Volk und das deine
Behaupt' ich dich. — Einſt ließeſt du mich glauben,
Daß dir mein Leben theuer ſei! Und damals
Stand ich im Kampf als Feind dir gegenüber,
Jezt haſt du keinen Freund als mich!

Johanna.

Du biſt
Der Feind mir, der verhaßte, meines Volks.
Nichts kann gemein ſeyn zwiſchen dir und mir.
Nicht lieben kann ich dich, doch wenn dein Herz
Sich zu mir neigt, ſo laß es Segen bringen
Für unſre Völker. — Führe deine Heere

Hinweg von meines Vaterlandes Boden,
Die Schlüſſel aller Städte gieb heraus,
Die ihr bezwungen, allen Raub vergüte,
Gieb die Gefangnen ledig, ſende Geiſeln
Des heiligen Vertrags, ſo biet' ich dir
Den Frieden an in meines Königs Nahmen.

Iſabeau.

Willſt du in Banden uns Geſetze geben?

Johanna.

Thu es bei Zeiten, denn du mußt es doch.
Frankreich wird nimmer Englands Feſſeln tragen.
Nie, nie wird das geſchehen! Eher wird es
Ein weites Grab für eure Heere ſeyn.
Gefallen ſind euch eure Beſten, denkt
Auf eine ſichre Rückkehr, euer Ruhm
Iſt doch verloren, eure Macht iſt hin.

Iſabeau.

Könnt ihr den Trotz der Raſenden ertragen?

Zehnter Auftritt.

Ein Hauptmann kommt eilig.

Hauptmann.

Eilt Feldherr, eilt, das Heer zur Schlacht zu ſtellen,
Die Franken rücken an mit fliegenden Fahnen,
Von ihren Waffen blitzt das ganze Thal.

Johanna (begeiſtert.)

Die Franken rücken an! Jetzt ſtolzes England,
Heraus in's Feld, jetzt gilt es, friſch zu fechten!

Faſtolf.

Unſinnige, bezähme deine Freude!
Du wirſt das Ende dieſes Tags nicht ſehn.

Johanna.

Mein Volk wird ſiegen und ich werde ſterben,
Die Tapfern brauchen meines Arms nicht mehr.

Lionel.

Ich ſpotte dieſer Weichlinge! Wir haben
Sie vor uns her geſcheucht in zwanzig Schlachten,
Eh dieſes Heldenmädchen für ſie ſtritt!
Das ganze Volk veracht' ich bis auf Eine,
Und dieſe haben ſie verbannt. — Kommt Faſtolf!
Wir wollen ihnen einen zweiten Tag
Bei Crequi und Poitiers bereiten.
Ihr, Königinn, bleibt in dieſem Thurm, bewacht
Die Jungfrau, bis das Treffen ſich entſchieden,
Ich laß euch funfzig Ritter zur Bedeckung.

Faſtolf.

Was? Sollen wir dem Feind entgegen gehn,
Und dieſe Wüthende im Rücken laſſen?

Johanna.

Erſchreckt dich ein gefeſſelt Weib?

Lionel.

Gieb mir
Dein Wort, Johanna, dich nicht zu befreien!

Johanna.

Mich zu befreien iſt mein einz'ger Wunſch.

Iſabeau.

Legt ihr dreifache Feſſeln an. Mein Leben
Verbürg' ich, daß ſie nicht entkommen ſoll.
(Sie wird mit ſchweren Ketten um den Leib und um die Arme gefeſſelt.)

Lionel (zur Johanna.)

Du willſt es ſo! Du zwingſt uns! Noch ſteht's bei dir!
Entſage Frankreich! Trage Englands Fahne,
Und du biſt frey, und dieſe Wüthenden,
Die jezt dein Blut verlangen, dienen dir!

Faſtolf (dringend.)

Fort, fort mein Feldherr!

Johanna.

Spare deine Worte!
Die Franken rücken an, vertheid'ge dich!
(Trompeten ertönen, Lionel eilt fort.)
Ihr wißt, was ihr zu thun habt, Königinn!
Erklärt das Glück ſich gegen uns, ſeht ihr
Daß unſre Völker fliehen —

Iſabeau (einen Dolch ziehend.)

Sorget nicht!
Sie ſoll nicht leben, unſern Fall zu ſehn.

Faſtolf (zur Johanna.)

Du weißt was dich erwartet. Jezt erflehe
Glück für die Waffen deines Volks!
(er geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Iſabeau. Johanna. Soldaten.

Johanna.

Das will ich!
Daran ſoll niemand mich verhindern. — Horch!
Das iſt der Kriegsmarſch meines Volks! Wie muthig
Er in das Herz mir ſchallt und ſiegverkündend!
Verderben über England! Sieg den Franken!
Auf, meine Tapfern! Auf! Die Jungfrau iſt
Euch nah, ſie kann nicht vor euch her wie ſonſt
Die Fahne tragen — ſchwere Bande feſſeln ſie,
Doch frey aus ihrem Kerker ſchwingt die Seele
Sich auf den Flügeln eures Kriegsgeſangs.

Iſabeau (zu einem Soldaten.)

Steig auf die Warte dort, die nach dem Feld
Hin ſieht und ſag uns, wie die Schlacht ſich wendet.
(Soldat ſteigt hinauf.)

Johanna.

Muth, Muth, mein Volk! Es iſt der letzte Kampf!
Den Einen Sieg noch, und der Feind liegt nieder.

Iſabeau.

Was ſieheſt du?

Soldat.

Schon ſind ſie aneinander,
Ein Wüthender auf einem Barberroß,
Im Tigerfell, ſprengt vor mit den Gendarmen.

Johanna.

Das iſt Graf Dunois! Friſch wackrer Streiter!
Der Sieg iſt mit dir!

Soldat.

Der Burgunder greift
Die Brücke an.

Iſabeau.

Daß zehen Lanzen ihm
In's falſche Herz eindrängen, dem Verräther!

Soldat.

Lord Faſtolf thut ihm mannhaft Widerſtand.
Sie ſitzen ab, ſie kämpfen Mann für Mann,
Des Herzogs Leute und die unſrigen.

Iſabeau.

Siehſt du den Dauphin nicht? Erkennſt du nicht
Die königlichen Zeichen?

Soldat.

Alles iſt
In Staub vermengt. Ich kann nichts unterſcheiden.

Johanna.

Hätt' er mein Auge oder ſtünd' ich oben,
Das Kleinſte nicht entginge meinem Blick!
Das wilde Huhn kann ich im Fluge zählen,
Den Falk erkenn ich in den höchſten Lüften.

Soldat.

Am Graben iſt ein fürchterlich Gedräng,
Die Größten, ſcheint's, die Erſten kämpfen dort.

Iſabeau.

Schwebt unſre Fahne noch?

Soldat.
Hoch flattert ſie.

Johanna.
Könnt' ich nur durch der Mauer Ritze ſchauen,
Mit meinem Blick wollt' ich die Schlacht regieren!

Soldat.
Weh mir! Was ſeh ich! Unſer Feldherr iſt
Umzingelt!

Iſabeau (zuckt den Dolch auf Johanna.)
Stirb Unglückliche!

Soldat (ſchnell.)
Er iſt befreit.
Im Rücken faßt der tapfere Faſtolf
Den Feind — er bricht in ſeine dichteſten Schaaren.

Iſabeau (zieht den Dolch zurück.)
Das ſprach dein Engel!

Soldat.
Sieg! Sieg! Sie entfliehen!

Iſabeau.
Wer flieht?

Soldat.
Die Franken, die Burgunder fliehn,
Bedeckt mit Flüchtigen iſt das Gefilde.

Johanna.
Gott! Gott! So ſehr wirſt du mich nicht verlaſſen!

Soldat.
Ein ſchwer Verwundeter wird dort geführt.
Viel Volk ſprengt ihm zu Hülf', es iſt ein Fürſt.

Iſabeau.

Der unſern einer oder fränkiſchen?

Soldat.

Sie löſen ihm den Helm, Graf Dunois iſt's.

Johanna.

(greift mit krampfhafter Anſtrengung in ihre Ketten.)

Und ich bin nichts als ein gefeſſelt Weib!

Soldat.

Sieh! Halt! Wer trägt den himmelblauen Mantel
Verbrämt mit Gold?

Johanna (lebhaft.)

Das iſt mein Herr, der König!

Soldat.

Sein Roß wird ſcheu — es überſchlägt ſich — ſtürzt,
Er windet ſchwer arbeitend ſich hervor —

(Johanna begleitet dieſe Worte mit leidenſchaftlichen Bewegungen.)

Die Unſern nahen ſchon in vollem Lauf —
Sie haben ihn erreicht — umringen ihn —

Johanna.

O hat der Himmel keine Engel mehr!

Iſabeau (hohnlachend.)

Jetzt iſt es Zeit! Jetzt Retterinn errette!

Johanna.

(ſtürzt auf die Knie, mit gewaltſam heftiger Stimme betend.)

Höre mich Gott, in meiner höchſten Noth,
Hinauf zu dir, in heißem Flehenswunſch,

In deine Himmel ſend' ich meine Seele.
Du kannſt die Fäden eines Spinngewebs
Stark machen, wie die Taue eines Schiffs,
Leicht iſt es deiner Allmacht, ehrne Bande
In dünnes Spinngewebe zu verwandeln —
Du willſt, und dieſe Ketten fallen ab,
Und dieſe Thurmwand ſpaltet ſich — du halfſt
Dem Simſon, da er blind war und gefeſſelt,
Und ſeiner ſtolzen Feinde bittern Spott
Erduldete. — Auf dich vertrauend faßt' er
Die Pfoſten ſeines Kerkers mächtig an,
Und neigte ſich und ſtürzte das Gebäude —

Soldat.

Triumph! Triumph!

Iſabeau.

Was iſt's?

Soldat.

Der König iſt
Gefangen!

Johanna (ſpringt auf.)

So ſey Gott mir gnädig!

(Sie hat ihre Ketten mit beiden Händen kraftvoll gefaßt und zerriſſen. In demſelben Augenblick ſtürzt ſie ſich auf den nächſtſtehenden Soldaten, entreißt ihm ſein Schwert und eilt hinaus. Alle ſehen ihr mit ſtarrem Erſtaunen nach.)

Zwölfter Auftritt.

Vorige ohne Johanna.

Iſabeau.

(nach einer langen Pauſe.)

Was war das? Träumte mir? Wo kam ſie hin?
Wie brach ſie dieſe Zentnerſchweren Bande?
Nicht glauben würd' ich's einer ganzen Welt,
Hätt' ich's nicht ſelbſt geſehn mit meinen Augen.

Soldat (auf der Warte.)

Wie? Hat ſie Flügel? Hat der Sturmwind ſie
Hinabgeführt?

Iſabeau.

Sprich, iſt ſie unten?

Soldat.

Mitten
Im Kampfe ſchreitet ſie — Ihr Lauf iſt ſchneller
Als mein Geſicht — Jezt iſt ſie hier — jezt dort —
Ich ſehe ſie zugleich an vielen Orten!
— Sie theilt die Haufen — Alles weicht vor ihr,
Die Franken ſtehn, ſie ſtellen ſich auf's neu!
— Weh mir! Was ſeh ich! Unſre Völker werfen
Die Waffen von ſich, unſre Fahnen ſinken —

Iſabeau.

Was? Will ſie uns den ſichern Sieg entreißen?

Soldat.

Grad' auf den König dringt ſie an — Sie hat ihn
Erreicht — Sie reißt ihn mächtig aus dem Kampf.
— Lord Faſtolf ſtürzt — Der Feldherr iſt gefang'n.

Iſabeau.

Ich will nicht weiter hören. Komm herab.

Soldat.

Flieht Königinn! Ihr werdet überfallen.
Gewaffnet Volk dringt an den Thurm heran.
(er ſteigt herunter.)

Iſabeau (das Schwert ziehend.)

So fechtet Memmen!

Dreyzehenter Auftritt.

La Hire mit Soldaten kommt. Bei ſeinem Eintritt ſtreckt das Volk der Königinn die Waffen.

La Hire.

(naht ihr ehrerbietig.)

Königinn, unterwerft euch
Der Allmacht — Eure Ritter haben ſich
Ergeben, aller Widerſtand iſt unnütz!
— Nehmt meine Dienſte an. Befehlt, wohin
Ihr wollt begleitet ſeyn.

Iſabeau.

Jedweder Ort
Gilt gleich, wo ich dem Dauphin nicht begegne.
(giebt ihr Schwert ab und folgt ihm mit den Soldaten.)
Die Scene verwandelt ſich in das Schlachtfeld.

Vierzehnter Auftritt.

Soldaten mit fliegenden Fahnen erfüllen den Hintergrund. Vor ihnen der König und der Herzog von Burgund, in den Armen beider Fürſten liegt Johanna tödtlich verwundet, ohne Zeichen des Lebens. Sie treten langſam vorwärts. Agnes Sorel ſtürzt herein.

Sorel
(wirft ſich an des Königs Bruſt.)

Ihr ſeyd befreit — ihr lebt — Ich hab' euch wieder!

König.

Ich bin befreit — Ich bin's um dieſen Preis!
(zeigt auf Johanna.)

Sorel.

Johanna! Gott! Sie ſtirbt!

Burgund.

Sie hat geendet!
Seht einen Engel ſcheiden! Seht wie ſie da liegt,
Schmerzlos und ruhig wie ein ſchlafend Kind!
Des Himmels Friede ſpielt um ihre Züge,
Kein Athem hebt den Buſen mehr, doch Leben
Iſt noch zu ſpüren in der warmen Hand.

König.

Sie iſt dahin — Sie wird nicht mehr erwachen,
Ihr Auge wird das Ird'ſche nicht mehr ſchauen.
Schon ſchwebt ſie droben ein verklärter Geiſt,
Sieht unſern Schmerz nicht mehr und unſre Reue.

Sorel.

Sorel.

Sie ſchlägt die Augen auf, ſie lebt!

Burgund (erſtaunt.)

Kehrt ſie
Uns aus dem Grab zurück? Zwingt ſie den Tod?
Sie richtet ſich empor! Sie ſteht!

Johanna.

(ſteht ganz aufgerichtet und ſchaut umher.)

Wo bin ich?

Burgund.

Bei deinem Volk Johanna! Bei den Deinen!

König.

In deiner Freunde, deines Königs Armen!

Johanna.

(nachdem ſie ihn lange ſtarr angeſehen.)

Nein, ich bin keine Zauberinn! Gewiß
Ich bin's nicht.

König.

Du biſt heilig wie ein Engel,
Doch unſer Auge war mit Nacht bedeckt.

Johanna.

(ſieht heiter lächelnd umher.)

Und bin ich wirklich unter meinem Volk,
Und bin nicht mehr verachtet und verſtoßen?
Man flucht mir nicht, man ſieht mich gütig an?
— Ja jezt erkenn' ich deutlich alles wieder!
Das iſt mein König! Das ſind Frankreichs Fahnen!
Doch meine Fahne ſeh ich nicht — Wo iſt ſie?

Nicht ohne meine Fahne darf ich kommen,
Von meinem Meiſter ward ſie mir vertraut,
Vor ſeinem Thron muß ich ſie niederlegen,
Ich darf ſie zeigen, denn ich trug ſie treu.

König.

(mit abgewandtem Geſichte.)

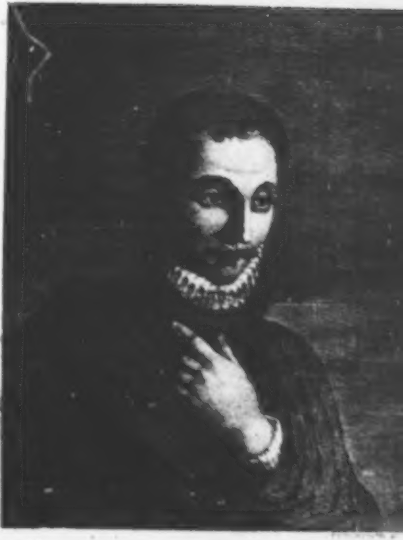
Gebt ihr die Fahne!

(man reicht ſie ihr. Sie ſteht ganz frey aufgerichtet, die Fahne in der Hand — Der Himmel iſt von einem roſigten Schein beleuchtet.)

Johanna.

Seht ihr den Regenbogen in der Luft?
Der Himmel öffnet ſeine goldnen Thore,
Im Chor der Engel ſteht ſie glänzend da,
Sie hält den ew'gen Sohn an ihrer Bruſt,
Die Arme ſtreckt ſie lächelnd mir entgegen.
Wie wird mir — Leichte Wolken heben mich —
Der ſchwere Panzer wird zum Flügelkleide.
Hinauf — hinauf — die Erde flieht zurück —
Kurz iſt der Schmerz und ewig iſt die Freude!

(Die Fahne entfällt ihr, ſie ſinkt todt darauf nieder — Alle ſtehen lange in ſprachloſer Rührung — Auf einen leiſen Wink des Königs werden alle Fahnen ſanft auf ſie niedergelaſſen, daß ſie ganz davon bedeckt wird.)



Fiesko.

Theater

von

Schiller.

Die Räuber.
Die Verſchwörung des Fiesko.
Kabale und Liebe.
Der Paraſit.

Zweyter Band.

Mit dem Portrait des Fiesko.

Tübingen
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
1806.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Nachricht für den Buchbinder.

Das zu dieſem Band gehörige Titelkupfer kann erſt mit dem folgenden nachgeliefert werden.

Ankündigungen
der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Tübingen.

Der Hr. Geheime Rath v. Göthe wird ſeine ſämmtlichen Werke in zwölf Bänden, welche in drey Lieferungen erſcheinen ſollen, in unſerem Verlage herausgeben. Die erſte erfolgt Oſtern 1806, die zweyte Oſtern 1807, und die dritte Oſtern 1808.

Von neuen darin erſcheinenden Arbeiten nennen wir vorläufig nur: Die Laune des Verliebten, Nachſpiel in Verſen; Elpenor und Zauberflöte, zweyter Theil, Fragmente; Achilleis, erſter Geſang; Fauſt um die Hälfte vermehrt.

Das Ganze wird eine ſaubere und geſchmackvolle Handausgabe geben; wer darauf bei uns ſubſcribirt, erhält:

1) Die Ausgabe auf ſchön Schweizer-Papier von 12 Bänden für 3 Carolin oder 12 Laubthaler, wovon 1/3 bey der Unterzeichnung, 1/3 bey der Ablieferung der erſten, und 1/3 bey Ablieferung der zweyten Abtheilung zahlbar iſt;
2) auf ſchön Druckpapier für 2 Carolin;
3) auf ordinair Druckpapier 1 1/2 Carolin;

beide gleichfalls in obigem Verhältniß zahlbar.

Wer die Zahlung auf Einmal leiſten will, darf für die Ausgabe auf Schweizer-Papier nur 10 Laubthaler, für die Ausgabe auf ſchön Druckpapier nur 7 Laubthaler, für die Ausgabe auf ordinair Druckpapier nur 5 Laubthaler zahlen.

Dieſe Subſcriptions- und Pränumerations-Vortheile dauern bis Ende Auguſt 1806. — Der nachherige Ladenpreis wird das Doppelte ſeyn.

Die Namen der Subſcribenten werden vorgedruckt. Auf 10 Exempl. erhält man das 11te gratis. — Velinpapier-Exempl. werden nur auf ausdrückliches Verlangen abgedruckt, und koſten 4 Carolin Vorausbezahlung aufs Ganze.

Von Herder's ſämmtlichen Werken iſt die 1ſte Lieferung, in 6 Bänden, welche von der
1ſten Abtheil. (Religion und Theologie) Band 1. 2.
2ten —— (ſchönen Literatur und Kunſt) Bd. 1. 2. 3.
3ten —— (Philoſophie und Geſchichte) Bd. 1.
enthält, erſchienen.

Da von der dritten Abtheilung diesmal nur ein Band erſchienen, ſo wird die zweite bis Oſtern erfolgende Lieferung dagegen drei Bände dieſer Abtheilung enthalten.

Der Subſcriptionspreis der zweiten, ſo wie der erſten Lieferung, iſt:

auf Velinpapier	16 Rthlr.	16 gr.	oder	30 fl.
— weiß Druckp.	9 — —	9 —	—	16 — 52 kr.
— ord. — —	6 — —	6 —	—	12 — 15 kr.

Die

Räuber.

Ein

Schauspiel.

Hippocrates.

Quæ medicamenta non sanant, *ferrum* sanat, quæ ferrum non sanat, *ignis* sanat.

Perſonen:

Maximilian, regierender Graf von Moor.
Karl,
Franz, ſeine Söhne.
Amalia, von Edelreich.
Spiegelberg,
Schweizer,
Grimm,
Razmann,
Schufterle, Libertiner, nachher Banditen.
Roller,
Koſinsky,
Schwarz,
Herrmann, Baſtard von einem Edelmann.
Daniel, Hausknecht des Grafen von Moor.
Paſtor Moſer.
Ein Pater.
Räuberbande.
Nebenperſonen.

(Der Ort der Geſchichte iſt Teutſchland, die Zeit ohngefähr zwei Jahre.)

Vorrede.

Man nehme dieſes Schauſpiel für nichts anderes, als eine dramatiſche Geſchichte, die die Vortheile der dramatiſchen Methode, die Seele gleichſam bei ihren geheimſten Operationen zu ertappen, benuzt, ohne ſich übrigens in die Schranken eines Theaterſtücks einzuzäunen, oder nach dem ſo zweifelhaften Gewinn bei theatraliſcher Verkörperung zu geizen. Man wird mir einräumen, daß es eine widerſinnige Zumuthung iſt, binnen drei Stunden drei auſſerordentliche Menſchen zu erſchöpfen, deren Thätigkeit von vielleicht tauſend Räderchen abhänget, ſo wie es in der Natur der Dinge unmöglich kann gegründet ſeyn, daß ſich drei auſſerordentliche Menſchen auch dem durchdringendſten Geiſterkenner innerhalb vier und zwanzig Stunden entblöſſen. Hier war Fülle in einander gedrungener Realitäten vorhanden, die ich unmöglich in die allzuengen Palliſaden des Ariſtoteles und Batteux einkeilen konnte.

Nun iſt es aber nicht ſowohl die Maſſe meines Schauſpiels, als vielmehr ſein Inhalt, der es von der Bühne verbannet. Die Oekonomie deſſelben machte es nothwendig, daß mancher Charakter auftreten mußte, der das feinere Gefühl der Tugend beleidigt, und die Zärtlichkeit unſerer Sitten empört. Jeder Menſchenmaler iſt in dieſe Nothwendigkeit geſezt, wenn er anders eine Kopie der wirklichen Welt, und keine idealiſchen Affektationen, keine Kompendienmenſchen will geliefert haben. Es iſt einmal ſo die Mode in der Welt, daß die Guten durch die Böſen ſchattirt werden, und die Tugend im Kontraſte mit dem Laſter das lebendigſte Kolorit erhält. Wer ſich den Zweck vorgezeichnet hat, das Laſter zu ſtürzen, und Religion, Moral und bürgerliche Geſetze an ihren Feinden zu rächen, ein ſolcher muß das Laſter in ſeiner nakten Abſcheulichkeit enthüllen, und in ſeiner koloſſaliſchen Gröſſe vor das Auge der Menſchheit ſtellen — er ſelbſt muß augenblicklich ſeine nächtlichen Labyrinthe durchwandern, — er muß ſich in Empfindungen hineinzuzwingen wiſſen, unter deren Widernatürlichkeit ſich ſeine Seele ſträubt.

Das Laſter wird hier mit ſamt ſeinem ganzen innern Räderwerk entfaltet. Es lößt in Franzen all die verworrenen Schauer des Gewiſſens in ohnmächtige Abſtraktionen auf, ſkeletiſirt die richtende Empfindung, und ſcherzt die ernſthafte Stimme der Religion hinweg. Wer es einmal ſo weit gebracht hat, (ein Ruhm, den wir ihm nicht beneiden) ſeinen Verſtand auf Unkoſten ſeines Herzens zu verfeinern, dem iſt das Heiligſte nicht heilig mehr — dem iſt die Menſchheit, die Gottheit nichts — beide Welten ſind nichts in ſeinen Augen. Ich habe verſucht, von einem Mißmenſchen dieſer Art ein treffendes lebendiges Konterfey hinzuwerfen, die vollſtändige Mechanik ſeines Laſterſyſtems auseinander zu gliedern — und ihre Kraft an der Wahrheit zu prüfen. Man unterrichte ſich demnach im Verfolg dieſer Geſchichte, wie weit ihr's gelungen hat — Ich denke, ich habe die Natur getroffen.

Nächſt an dieſem ſtehet ein anderer, der vielleicht nicht wenige meiner Leſer in Verlegenheit ſetzen möchte. Ein Geiſt, den das äuſſerſte Laſter nur reitzet um der Gröſſe willen, die ihm anhänget, um der Kraft willen, die es erheiſchet, um der Gefahren willen, die es begleiten. Ein merkwürdiger wichtiger Menſch, ausgeſtattet mit aller Kraft, nach der Richtung, die dieſe bekömmt, nothwendig entweder ein Brutus oder ein Katilina zu werden. Unglückliche Konjunkturen entſcheiden für das zweyte, und erſt am Ende einer ungeheuren Verirrung gelangt er zu dem erſten. Falſche Begriffe von Thätigkeit und Einfluß, Fülle von Kraft, die alle Geſetze überſprudelt, mußten ſich natürlicher Weiſe an bürgerlichen Verhältniſſen zerſchlagen, und zu dieſen enthuſiaſtiſchen Träumen von Größe und Wirkſamkeit durfte ſich nur eine Bitterkeit gegen die unidealiſche Welt geſellen, ſo war der ſeltſame Donquixote fertig, den wir im Räuber Moor verabſcheuen und lieben, bewundern und bedauern. Ich werde es hoffentlich nicht erſt anmerken dörfen, daß ich dieſes Gemählde ſo wenig nur allein Räubern vorhalte, als die Satyre des Spaniers nur allein Ritter geiſſelt.

Auch iſt itzo der groſſe Geſchmack, ſeinen Witz auf Koſten der Religion ſpielen zu laſſen, daß man beinahe für kein Genie mehr paſſirt, wenn man nicht ſeinen gottloſen Satyr auf ihren heiligſten Wahrheiten ſich herumtummeln läßt. Die edle Einfalt der Schrift muß ſich in alltäglichen Aſſembleen von den ſogenannten witzigen Köpfen mißhandeln, und ins Lächerliche verzerren laſſen; denn was iſt ſo heilig und ernſthaft, das, wenn man es falſch verdreht, nicht belacht werden kann? — Ich kann hoffen, daß ich der Religion und der wahren Moral keine gemeine Rache verſchafft habe, wenn ich dieſe muthwillige Schriftverächter in der

Perſon meiner ſchändlichſten Räuber dem Abſcheu der Welt überliefere.

Aber noch mehr. Dieſe unmoraliſche Charaktere, von denen vorhin geſprochen wurde, mußten von gewiſſen Seiten glänzen, ja oft von Seiten des Geiſtes gewinnen, was ſie von Seiten des Herzens verlieren. Hierin habe ich nur die Natur gleichſam wörtlich abgeſchrieben. Jedem, auch dem Laſterhafteſten iſt gewiſſermaaſen der Stempel des göttlichen Ebenbilds aufgedrückt, und vielleicht hat der große Böſewicht keinen ſo weiten Weg zum großen Rechtſchaffenen, als der kleine; denn die Moralität hält gleichen Gang mit den Kräften, und je weiter die Fähigkeit, deſto weiter und ungeheurer ihre Verirrung, deſto imputabler ihre Verfälſchung.

Klopſtok's Adramelech weckt in uns eine Empfindung, worin Bewunderung in Abſcheu ſchmilzt. Milton's Satan folgen wir mit ſchauderndem Erſtaunen durch das unwegſame Chaos. Die Medea der alten Dramatiker bleibt bei all ihren Greueln noch ein großes ſtaunenswürdiges Weib, und Shakeſpear's Richard hat ſo gewiß am Leſer einen Bewunderer, als er auch ihn haſſen würde, wenn er ihm vor der Sonne ſtünde. Wenn es mir darum zu thun iſt, ganze Menſchen hinzuſtellen, ſo muß ich auch ihre Vollkommenheiten mitnehmen, die auch dem Böſeſten nie ganz fehlen. Wenn ich vor dem Tyger gewarnt haben will, ſo darf ich ſeine ſchöne blendende Fleckenhaut nicht übergehen, damit man nicht den Tyger beim Tyger vermiſſe. Auch iſt ein Menſch, der ganz Bosheit iſt, ſchlechterdings kein Gegenſtand der Kunſt, und äuſſert eine zurückſtoſſende Kraft, ſtatt daß er die Aufmerkſamkeit der Leſer feſſeln ſollte. Man würde umblättern, wenn er redet. Eine edle Seele erträgt ſo wenig anhaltende moraliſche Diſſonanzen, als das Ohr das Gekrizel eines Meſſers auf Glas.

Aber eben darum will ich ſelbſt mißrathen haben, dieſes mein Schauſpiel auf der Bühne zu wagen. Es gehört beiderſeits, beim Dichter und ſeinem Leſer, ſchon ein gewiſſer Gehalt von Geiſteskraft dazu: bei jenem, daß er das Laſter nicht ziere, bei dieſem, daß er ſich nicht von einer ſchönen Seite beſtechen laſſe, auch den häßlichen Grund zu ſchätzen. Meinerſeits entſcheide ein Dritter — aber von meinen Leſern bin ich es nicht ganz geſichert. Der Pöbel, worunter ich keineswegs die Gaſſenkehrer allein will verſtanden wiſſen, der Pöbel wurzelt, (unter uns geſagt) weit um, und gibt zum Unglück — den Ton an. Zu kurzſichtig, mein Ganzes auszureichen, zu kleingeiſtiſch, mein Groſſes zu begreifen, zu boshaft, mein Gutes wiſſen zu wollen, wird er, fürcht' ich, faſt meine Abſicht vereiteln, wird vielleicht eine Apologie des Laſters, das ich ſtürze, darin zu finden meynen, und ſeine eigene Einfalt den armen Dichter entgelten laſſen, dem man gemeiniglich alles, nur nicht Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Es iſt das ewige Dacapo mit Abdera und Demokrit, und unſre guten Hippokrate müßten ganze Plantagen Nießwurz erſchöpfen, wenn ſie dem Unweſen durch ein heilſames Dekokt abhelfen wollten. Noch ſo viele Freunde der Wahrheit mögen zuſammenſtehen, ihren Mitbürgern auf Kanzel und Schaubühne Schule zu halten, der Pöbel hört nie auf, Pöbel zu ſeyn, und wenn Sonne und Mond ſich wandeln, und Himmel und Erde veralten wie ein Kleid. Vielleicht hätt' ich, den Schwachherzigen zu frommen, der Natur minder getreu ſeyn ſollen; aber wenn jener Käfer, den wir alle kennen, auch den Miſt aus den Perlen ſtört, wenn man Exempel hat, daß Feuer verbrannt, und Waſſer erſäuft habe; ſoll darum Perle — Feuer — und Waſſer konfiſcirt werden?

Ich darf meiner Schrift, zufolge ihrer merkwürdigen Kataſtrophe, mit Recht einen Platz unter den moraliſchen Büchern verſprechen; das Laſter nimmt den Ausgang, der ſeiner würdig iſt. Der Verirrte tritt wieder in das Geleiſe der Geſetze. Die Tugend geht ſiegend davon. Wer nur ſo billig gegen mich handelt, mich ganz zu leſen, mich verſtehen zu wollen, von dem kann ich erwarten, daß er — nicht den Dichter bewundere, aber den rechtſchaffenen Mann in mir hochſchätze.

Geſchrieben in der Oſtermeſſe.
1781.

Der Herausgeber.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Franken.

Saal im Moriſchen Schloß.

Franz. Der alte Moor.

Franz. Aber iſt euch auch wohl, Vater? Ihr ſeht ſo blaß.

Der alte Moor. Ganz wohl, mein Sohn — was hatteſt du mir zu ſagen?

Franz. Die Poſt iſt angekommen — ein Brief von unſerm Korreſpondenten in Leipzig —

D. a. Moor. (Begierig.) Nachrichten von meinem Sohne Karl?

Franz. Hm! hm! — So iſt es. Aber ich fürchte — ich weiß nicht — ob ich — eurer Geſundheit? — Iſt euch wirklich ganz wohl, mein Vater?

D. a. Moor. Wie dem Fiſch im Waſſer! Von meinem Sohne ſchreibt er? — wie, kommſt du zu dieſer Beſorgniß? Du haſt mich zweymal gefragt.

Franz. Wenn ihr krank ſeyd — nur die leiſeſte Ahnung habt, es zu werden, ſo laßt mich — ich will zu gelegnerer Zeit zu euch reden, (halb vor ſich.) Dieſe Zeitung iſt nicht für einen zerbrechlichen Körper.

D. a. Moor. Gott! Gott! was werd' ich hören?

Franz. Laßt mich vorerſt auf die Seite gehn, und eine Thräne des Mitleids vergieſſen um meinen verlornen Bruder — ich ſollte ſchweigen auf ewig — denn er iſt euer Sohn: Ich ſollte ſeine Schande verhüllen auf ewig — denn er iſt mein Bruder. — Aber euch gehorchen, iſt meine erſte traurige Pflicht — darum vergebt mir.

D. a. Moor. O Karl! Karl! wüßteſt du wie deine Aufführung das Vaterherz foltert! Wie eine einzige frohe Nachricht von dir meinem Leben zehen Jahre zuſetzen würde — mich zum Jüngling machen würde — da mich nun jede, ach! — einen Schritt näher ans Grab rückt!

Franz. Iſt es das, alter Mann, ſo lebt wohl — wir alle würden noch heute die Haare ausraufen über eurem Sarge.

D. a. Moor. Bleib! — Es iſt noch um den kleinen kurzen Schritt zu thun — laß ihm ſeinen Willen, (indem er ſich niederſetzt.) Die Sünden ſeiner Väter werden heimgeſucht im dritten und vierten Glied — laß ihns vollenden.

Franz (nimmt den Brief aus der Taſche.) Ihr kennt unſern Korreſpondenten! Seht! Den Finger meiner rechten Hand wollt ich drum geben, dürft' ich ſagen, er iſt ein Lügner, ein ſchwarzer giftiger Lügner — — Faßt euch! Ihr vergebt mir, wenn ich euch den Brief nicht ſelbſt leſen laſſe — Noch dörft ihr nicht alles hören.

D. a. Moor. Alles, alles — mein Sohn, du erſparſt mir die Krücke.

Franz (liest.) „Leipzig vom 1ſten May. — Verbände mich nicht eine unverbrüchliche Zuſage, dir auch nicht das geringſte zu verhelen, was ich von den Schickſalen deines Bruders auffangen kann, liebſter Freund, nimmermehr würde meine unſchuldige Feder an dir zur Tyranninn geworden ſeyn. Ich kann aus hundert Briefen von dir abnehmen, wie Nachrichten dieſer Art dein brüderliches Herz durchbohren müſſen, mir iſts als ſäh ich dich ſchon um den Nichtswürdigen, den Abſcheulichen" — — (Der alte Moor verbirgt ſein Geſicht.) Seht, Vater! ich leſe euch nur das Glimpflichſte — „den Abſcheulichen in tauſend Thränen ergoſſen," ach ſie floſſen — ſtürzten ſtromweis von dieſer mitleidigen Wange — „mir iſt's, als ſäh ich ſchon deinen alten, frommen Vater todtenbleich" — Jeſus Maria! ihr ſeyd's, eh' ihr noch das Mindeſte wiſſet?

D. a. Moor. Weiter! Weiter!

Franz. „Todtenbleich in ſeinen Stuhl zurücktaumeln, und dem Tage fluchen, an dem ihm zum erſtenmal Vater entgegengeſtammelt ward. Man hat mir nicht alles entdecken mögen, und von dem Wenigen, das ich weiß, erfährſt du nur weniges. Dein Bruder ſcheint nun das Maas ſeiner Schande gefüllt zu haben; ich wenigſtens kenne nichts über dem, was er wirklich erreicht hat, wenn nicht ſein Genie das meinige hierin überſteigt. Geſtern um Mitternacht hatte er den großen Entſchluß, nach vierzig tauſend Dukaten Schulden — ein hübſches Taſchengeld, Vater —

nachdem er zuvor die Tochter eines reichen Banquiers allhier entjungfert, und ihren Galan, einen braven Jungen von Stand, im Duell auf den Tod verwundet, mit ſieben andern, die er mit in ſein Luderleben gezogen, dem Arm der Juſtiz zu entlaufen" — Vater! Um Gotteswillen, Vater! wie wird euch?

D. a. Moor. Es iſt genug. Laß ab, mein Sohn!

Franz. Ich ſchone eurer — „man hat ihm Steckbriefe nachgeſchickt, die Beleidigten ſchreyen laut um Genugthuung, ein Preiß iſt auf ſeinen Kopf geſetzt — der Name Moor" — Nein! Meine armen Lippen ſollen nimmermehr einen Vater ermorden! (zerreißt den Brief.) Glaubt es nicht, Vater! glaubt ihm keine Sylbe!

D. a. Moor (weint bitterlich.) Mein Name! Mein ehrlicher Name!

Franz (fällt ihm um den Hals.) Schändlicher, dreimal ſchändlicher Karl! Ahnete mirs nicht, da er noch ein Knabe den Mädels ſo nachſchlenderte, mit Gaſſenjungen und elendem Geſindel auf Wieſen und Bergen ſich herumhezte, den Anblick der Kirche, wie ein Miſſethäter das Gefängniß, floh, und die Pfennige, die er euch abquälte, dem erſten dem beſten Bettler in den Hut warf, während daß wir daheim mit frommen Gebeten und heiligen Predigtbüchern uns erbauten? — Ahnete mirs nicht, da er die Abentheuer des Julius Cäſar und Alexander Magnus und anderer ſtockfinſterer Heiden lieber las, als die Geſchichte des bußfertigen Tobias? — Hundertmal hab' ichs euch geweiſſagt, denn meine Liebe zu ihm war immer in den Schranken der kindlichen

Pflicht,

Pflicht, — der Junge wird uns alle noch in Elend und Schande ſtürzen! — O daß er Moors Namen nicht trüge! daß mein Herz nicht ſo warm für ihn ſchlüge! Die gottloſe Liebe, die ich nicht vertilgen kann, wird mich noch einmal vor Gottes Richterſtuhl anklagen.

D. a. Moor. O — meine Ausſichten! Meine goldenen Träume!

Franz. Das weiß ich wohl. Das iſt es ja, was ich eben ſagte. Der feurige Geiſt, der in dem Buben lodert, ſagtet ihr immer, der ihn für jeden Reiz von Größe und Schönheit ſo empfindlich macht; dieſe Offenheit, die ſeine Seele auf dem Auge ſpiegelt, dieſe Weichheit des Gefühls, die ihn bei jedem Leiden in weinende Sympathie dahinſchmelzt, dieſer männliche Muth, der ihn auf den Wipfel hundertjähriger Eichen treibet, und über Gräben und Paliſaden und reiſſende Flüſſe jagt, dieſer kindiſche Ehrgeiz, dieſer unüberwindliche Starrſinn und alle dieſe ſchönen glänzenden Tugenden, die im Vaterſöhnchen keimten, werden ihn dereinſt zu einem warmen Freund eines Freundes, zu einem trefflichen Bürger, zu einem Helden, zu einem groſſen, groſſen Manne machen — ſeht ihrs nun, Vater! — der feurige Geiſt hat ſich entwickelt, ausgebreitet, herrliche Früchte hat er getragen. Seht dieſe Offenheit, wie hübſch ſie ſich zur Frechheit herumgedreht hat, ſeht dieſe Weichheit, wie zärtlich ſie für Koketten girret, wie ſo empfindſam für die Reitze einer Phryne! Seht dieſes feurige Genie, wie es das Oel ſeines Lebens in ſechs Jährgen ſo rein weggebrannt hat, daß er bei lebendigem Leibe umgeht, und da kommen die

Leute, und ſind ſo unverſchämt und ſagen: c'est l'amour qui a fait ça! Ah! ſeht doch dieſen kühnen unternehmenden Kopf, wie er Plane ſchmiedet und ausführt, vor denen die Heldenthaten eines Kartouches und Howards verſchwinden! — Und wenn erſt dieſe prächtigen Keime zur vollen Reife erwachſen — was läßt ſich auch von einem ſo zarten Alter Vollkommenes erwarten? — Vielleicht, Vater, erlebet ihr noch die Freude, ihn an der Fronte eines Heeres zu erblicken, das in der heiligen Stille der Wälder reſidiret, und dem müden Wanderer ſeine Reiſe um die Hälfte der Bürde erleichtert — vielleicht könnt ihr noch, eh' ihr zu Grabe geht, eine Wallfahrt nach ſeinem Monumente thun, das er ſich zwiſchen Himmel und Erden errichtet — vielleicht, o Vater, Vater, Vater — ſeht euch nach einem andern Namen um, ſonſt deuten Krämer und Gaſſenjungen mit Fingern auf euch, die euren Herrn Sohn auf dem Leipziger Marktplatz im Portrait geſehen haben.

D. a. Moor. Und auch du, mein Franz, auch du? O meine Kinder! Wie ſie nach meinem Herzen zielen!

Franz. Ihr ſeht, ich kann auch witzig ſeyn, aber mein Witz iſt Skorpionſtich. — Und dann der trockne Alltagsmenſch, der kalte, hölzerne Franz, und wie die Titelgen alle heiſſen mögen, die euch der Contraſt zwiſchen ihm und mir mochte eingegeben haben, wenn er euch auf dem Schooſe ſaß, oder in die Backen zwickte — der wird einmal zwiſchen ſeinen Gränzſteinen ſterben, und modern, und vergeſſen werden, wenn der Ruhm dieſes Univerſalkopfs von einem Pole zum andern fliegt — Ha! mit gefaltnen Händen dankt dir, o Himmel! der kalte, trockne, hölzerne Franz — daß er nicht iſt, wie dieſer!

D. a. Moor. Vergib mir, mein Kind; zürne nicht auf einen Vater, der ſich in ſeinen Planen betrogen findet. Der Gott, der mir durch Karln Thränen zuſendet, wird ſie durch dich, mein Franz, aus meinen Augen wiſchen.

Franz. Ja Vater, aus euren Augen ſoll er ſie wiſchen. Euer Franz wird ſein Leben dran ſetzen, das eurige zu verlängern. Euer Leben iſt das Orakel, das ich vor allen zu Rathe ziehe, über dem, was ich thun will, der Spiegel, durch den ich alles betrachte — keine Pflicht iſt mir ſo heilig, die ich nicht zu brechen bereit bin, wenn's um euer koſtbares Leben zu thun iſt. — Ihr glaubt mir das?

D. a. Moor. Du haſt noch groſſe Pflichten auf dir, mein Sohn — Gott ſegne dich für das, was du mir warſt und ſeyn wirſt!

Franz. Nun ſagt mir einmal — Wenn ihr dieſen Sohn nicht den euren nennen müßtet, ihr wär't ein glücklicher Mann?

D. a. Moor. Stille, o ſtille! da ihn die Wehmutter mir brachte, hub ich ihn gen Himmel, und rief: Bin ich nicht ein glücklicher Mann?

Franz. Das ſagtet ihr. Nun habt ihr's gefunden? Ihr beneidet den ſchlechteſten eurer Bauren, daß er nicht Vater iſt zu dieſem — Ihr habt Kummer, ſo lang ihr dieſen Sohn habt. Dieſer Kummer wird wachſen mit Karln. Dieſer Kummer wird euer Leben untergraben.

D. a. Moor. O! er hat mich zu einem achtzigjährigen Manne gemacht.

Franz. Nun alſo — wenn ihr dieſes Sohnes euch entäuſſertet?

D. a. Moor (auffahrend.) Franz! Franz! was ſagſt du?

Franz. Iſt es nicht dieſe Liebe zu ihm, die euch all den Gram macht? Ohne dieſe Liebe iſt er für euch nicht da. Ohne dieſe ſtrafbare, dieſe verdammliche Liebe iſt er euch geſtorben — iſt er euch nie gebohren. Nicht Fleiſch und Blut, das Herz macht uns zu Vätern und Söhnen. Liebt ihr ihn nicht mehr, ſo iſt dieſe Abart auch euer Sohn nicht mehr, und wär' er aus eurem Fleiſche geſchnitten. Er iſt euer Augapfel geweſen bisher, nun aber, ärgert dich dein Auge, ſagt die Schrift, ſo reiß es aus. Es iſt beſſer einäugig gen Himmel, als mit zwei Augen in die Hölle. Es iſt beſſer kinderlos gen Himmel, als wenn beide, Vater und Sohn, in die Hölle fahren. So ſpricht die Gottheit!

D. a. Moor. Du willſt, ich ſoll meinen Sohn verfluchen?

Franz. Nicht doch! nicht doch! — Euren Sohn ſollt ihr nicht verfluchen. Was heißt ihr euren Sohn? — dem ihr das Leben gegeben habt, wenn er ſich auch alle erſinnliche Mühe gibt, das eurige zu verkürzen?

D. a. Moor. O das iſt allzuwahr! das iſt ein Gericht über mich. Der Herr hat's ihn geheiſſen!

Franz. Seht ihr's, wie kindlich euer Buſenkind an euch handelt. Durch eure väterliche Theilnehmung erwürgt er euch, mordet euch durch eure Liebe, hat euer Vaterherz ſelbſt beſtochen, euch den Garaus zu machen. Seid ihr einmal nicht mehr, ſo iſt er Herr eurer Güter, König ſeiner Triebe.

Der Damm iſt weg, und der Strom ſeiner Lüſte kann izt freyer dahinbrauſen. Denkt euch einmal an ſeine Stelle! Wie oft muß er den Vater unter die Erde wünſchen — wie oft den Bruder — die ihm im Lauf ſeiner Exceſſe ſo unbarmherzig im Weg ſtehen. Iſt das aber Liebe gegen Liebe? Iſt das kindliche Dankbarkeit gegen väterliche Milde? Wenn er dem geilen Kitzel eines Augenblicks zehn Jahre eures Lebens aufopfert? wenn er den Ruhm ſeiner Väter, der ſich ſchon ſieben Jahrhunderte unbefleckt erhalten hat, in einer wollüſtigen Minute aufs Spiel ſetzt? Heißt ihr das euren Sohn? Antwortet? heißt ihr das einen Sohn?

D. a. Moor. Ein unzärtliches Kind! ach! aber mein Kind doch! mein Kind doch!

Franz. Ein allerliebſtes, köſtliches Kind, deſſen ewiges Studium iſt, keinen Vater zu haben — O daß ihr's begreifen lerntet! daß euch die Schuppen fielen vom Auge! aber eure Nachſicht muß ihn in ſeinen Liederlichkeiten beveſtigen; euer Vorſchub ihnen Rechtmäßigkeit geben. Ihr werdet freilich den Fluch von ſeinem Haupte laden, auf euch, Vater, auf euch wird der Fluch der Verdammniß fallen.

D. a. Moor. Gerecht! ſehr gerecht! — Mein, mein iſt alle Schuld!

Franz. Wie viele Tauſende, die voll geſoffen haben vom Becher der Wolluſt, ſind durch Leiden gebeſſert worden! Und iſt nicht der körperliche Schmerz, den jedes Uebermaas begleitet, ein Fingerzeig des göttlichen Willens. Sollte ihn der Menſch durch ſeine grauſame Zärtlichkeit verkehren? Soll der Vater das ihm anvertraute Pfand auf ewig zu Grunde richten? — Bedenkt, Vater, wenn ihr ihn ſeinem Elend auf einige Zeit preiß geben werdet, wird er nicht entweder umkehren müſſen und ſich beſſern? oder er wird auch in der großen Schule des Elends ein Schurke bleiben, und dann — wehe dem Vater, der die Rathſchlüſſe einer höheren Weisheit durch Verzärtlung zernichtet! — Nun, Vater?

D. a. Moor. Ich will ihm ſchreiben, daß ich meine Hand von ihm wende.

Franz. Da thut ihr recht und klug daran.

D. a. Moor. Daß er nimmer vor meine Augen komme.

Franz. Das wird eine heilſame Wirkung thun.

D. a. Moor (zärtlich.) Bis er anders worden!

Franz. Schon recht, ſchon recht — Aber, wenn er nun kommt mit der Larve des Heuchlers, euer Mitleid erweint, eure Vergebung ſich erſchmeichelt, und morgen hingeht und eurer Schwachheit ſpottet im Arm ſeiner Huren? — Nein, Vater! Er wird freywillig wiederkehren, wenn ihn ſein Gewiſſen reingeſprochen hat.

D. a. Moor. So will ich ihm das auf der Stelle ſchreiben.

Franz. Halt! noch ein Wort, Vater! Eure Entrüſtung, fürchte ich, möchte euch zu harte Worte in die Feder werfen, die ihm das Herz zerſpalten würden — und dann — glaubt ihr nicht, daß er das ſchon für Verzeihung nehmen werde, wenn ihr ihn noch eines eigenhändigen Schreibens werth haltet? Darum wird's beſſer ſeyn, ihr überlaßt das Schreiben mir.

D. a. Moor. Thu' das, mein Sohn. — Ach! es hätte mir doch das Herz gebrochen! Schreib ihm — —

Franz (ſchnell.) Dabei bleibt's alſo?

D. a. Moor. Schreib ihm, daß ich tauſend blutige Thränen, tauſend ſchlafloſe Nächte — Aber bring meinen Sohn nicht zur Verzweiflung.

Franz. Wollt ihr euch nicht zu Bette legen, Vater? Es griff euch hart an.

D. a. Moor. Schreib ihm, daß die väterliche Bruſt — Ich ſage dir, bring meinen Sohn nicht zur Verzweiflung.

(Geht traurig ab.)

Franz (mit Lachen ihm nachſehend.) Tröſte dich, Alter, du wirſt ihn nimmer an dieſe Bruſt drücken, der Weg dazu iſt ihm verrammelt, wie den Himmel der Hölle — Er war aus deinen Armen geriſſen, ehe du wußteſt, daß du es wollen könnteſt — da müßt' ich ein erbärmlicher Stümper ſeyn, wenn ich's nicht einmal ſo weit gebracht hätte, einen Sohn vom Herzen des Vaters los zu löſen, und wenn er mit ehernen Banden daran geklammert wäre — Ich hab' einen magiſchen Kreis von Flüchen um dich gezogen, den er nicht überſpringen ſoll — Glück zu, Franz! Weg iſt das Schooskind — Der Wald iſt heller. Ich muß dieſe Papiere vollends aufheben, wie leicht könnte jemand meine Handſchrift kennen? (er liest die zerriſſenen Briefſtücke zuſammen.) — Und Gram wird auch den Alten bald fortſchaffen, — und ihr muß ich dieſen Karl aus dem Herzen reißen, wenn auch ihr halbes Leben dran hängen bleiben ſollte.*

Ich habe große Rechte, über die Natur ungehalten zu ſeyn, und bei meiner Ehre! ich will ſie geltend machen. — Warum bin ich nicht der Erſte aus Mutterleib gekrochen? Warum nicht der Einzige? Warum mußte ſie mir dieſe Bürde von Häßlichkeit aufladen? gerade mir? Nicht anders, als ob ſie bei meiner Geburt einen Reſt geſetzt hätte? Warum gerade mir die Lappländersnaſe? Gerade mir dieſes Mohrenmaul? Dieſe Hottentottenaugen? Wirklich, ich glaube, ſie hat von allen Menſchenſorten das Scheußliche auf einen Haufen geworfen, und mich daraus gebacken. Mord und Tod! Wer hat ihr die Vollmacht gegeben, jenem dieſes zu verleihen, und mir vorzuenthalten? Könnte ihr jemand darum hofiren, eh' er entſtund? Oder ſie beleidigen, eh' er ſelbſt wurde? Warum gieng ſie ſo partheylich zu Werke?

Nein! Nein! Ich thu' ihr Unrecht. Gab ſie uns doch Erfindungsgeiſt mit, ſetzte uns nackt und armſelig ans Ufer dieſes großen Ozeans, Welt — Schwimme, wer ſchwimmen kann, und wer plump iſt, geht unter! Sie gab mir nichts mit; wozu ich mich machen will, das iſt nun meine Sache. Jeder hat gleiches Recht zum Größten und Kleinſten, Anſpruch wird an Anſpruch, Trieb an Trieb, und Kraft an Kraft zernichtet. Das Recht wohnet beim Ueberwältiger, und die Schranken unſerer Kraft ſind unſere Geſetze.

Wohl gibt es gewiſſe gemeinſchaftliche Pakta, die man geſchloſſen hat, die Pulſe des Weltcirkels zu treiben. Ehrlicher Name! — Wahrhaftig eine reichhaltige Münze, mit der ſich meiſterlich ſchachern läßt, wer's verſteht, ſie gut auszugeben. Gewiſſen, — o ja, freilich! ein tüchtiger Lumpenmann, Sperlinge von Kirſchbäumen wegzuſchröcken! — auch das ein gut geſchriebener Wechſelbrief, mit dem auch der Bankerotirer zur Noth noch hinauslangt.

In der That ſehr lobenswürdige Anſtalten, die Narren im Reſpekt und den Pöbel unter dem Pantoffel zu halten, damit die Geſcheiden es deſto bequemer haben. Ohne Anſtand, recht ſchnackiſche Anſtalten! Kommen mir für, wie die Hecken, die meine Bauren gar ſchlau um ihre Felder herumführen, daß ja kein Haaſe drüber ſetzt, ja beileibe kein Häaſe! — Aber der gnädige Herr gibt ſeinem Rappen den Sporn, und galoppirt weich über der weiland Aerndte.

Armer Haaſe! Es iſt doch eine jämmerliche Rolle, der Haaſe ſeyn müſſen auf dieſer Welt — Aber der gnädige Herr braucht Haaſen!

Alſo friſch drüber hinweg! Wer nichts fürchtet, iſt nicht weniger mächtig, als der, den alles fürchtet. Es iſt itzo die Mode, Schnallen an den Beinkleidern zu tragen, womit man ſie nach Belieben weiter und enger ſchnürt. Wir wollen uns ein Gewiſſen nach der neueſten Façon anmeſſen laſſen, um es hübſch weiter aufzuſchnallen, wie wir zulegen. Was können wir dafür? Geht zum Schneider! Ich habe Langes und Breites von einer ſogenannten Blutliebe ſchwatzen gehört, das einem ordentlichen Hausmann den Kopf heiß machen könnte — Das iſt dein Bruder! — das iſt verdollmetſcht: Er iſt aus eben dem Ofen geſchoſſen worden, aus dem du geſchoſſen biſt — alſo ſey er dir heilig! — Merkt doch einmal dieſe verzwickte Conſequenz, dieſen poſſierlichen Schluß von der Nachbarſchaft der Leiber auf die

Harmonie der Geiſter; von eben derſelben Heimath zu eben derſelben Empfindung; von einerley Koſt zu einerley Neigung. Aber weiter — es iſt dein Vater! Er hat dir das Leben gegeben, du biſt ſein Fleiſch, ſein Blut — alſo ſey er dir heilig. Wiederum eine ſchlaue Conſequenz! Ich möchte doch fragen, warum hat er mich gemacht? doch wohl nicht gar aus Liebe zu mir, der erſt ein Ich werden ſollte? Hat er mich gekannt, ehe er mich machte? Oder hat er an mich gedacht, wie er mich machte? Oder hat er mich gewünſcht, da er mich machte? Wußte er, was ich werden würde? das wollt' ich ihm nicht rathen, ſonſt möcht' ich ihn dafür ſtrafen, daß er mich doch gemacht hat? Kann ich's ihm Dank wiſſen, daß ich ein Mann wurde? So wenig, als ich ihn verklagen könnte, wenn er ein Weib aus mir gemacht hätte. Kann ich eine Liebe erkennen, die ſich nicht auf Achtung gegen mein Selbſt gründet? Konnte Achtung gegen mein Selbſt vorhanden ſeyn, das erſt dadurch entſtehen ſollte, davon es die Vorausſetzung ſeyn muß? Wo ſteckt dann nun das Heilige? Etwa im Aktus ſelber, durch den ich entſtund? — Als wenn dieſer etwas mehr wäre, als viehiſcher Proceß zur Stillung viehiſcher Begierden? Oder ſteckt es vielleicht im Reſultat dieſes Aktus, der doch nichts iſt, als eiſerne Nothwendigkeit, die man ſo gern wegwünſchte, wenn's nicht auf Unkoſten von Fleiſch und Blut geſchehen müßte. Soll ich ihm etwa darum gute Worte geben, daß er mich liebt? das iſt eine Eitelkeit von ihm, die Schoosſünde aller Künſtler, die ſich in ihrem Werk kokettiren, wär' es auch noch ſo häßlich. — Sehet alſo, das iſt die ganze

Hexerey, die ihr in einen heiligen Nebel verſchleyert, unſre Furchtſamkeit zu mißbrauchen. Soll auch ich mich dadurch gängeln laſſen, wie einen Knaben?

Friſch alſo! muthig an's Werk! — Ich will alles um mich her ausrotten, was mich einſchränkt, daß ich nicht Herr bin. Herr muß ich ſeyn, daß ich das mit Gewalt ertrotze, wozu mir die Liebenswürdigkeit gebricht. (ab)

Zweite Scene.

Schenke an den Gränzen von Sachſen.

Karl von Moor (in ein Buch vertieft.) **Spiegelberg** (trinkend am Tiſch.).

Karl v. Moor (legt das Buch weg.) Mir eckelt vor dieſem Tintenklekſenden Seculum, wenn ich in meinem Plutarch leſe von großen Menſchen.

Spiegelberg (ſtellt ihm ein Glas hin, und trinkt.) Den Joſephus mußt du leſen.

Moor. Der lohe Lichtfunke Prometheus iſt ausgebrannt, dafür nimmt man itzt die Flamme von Berlappenmehl — Theaterfeuer, das keine Pfeife Tabak anzündet. Da krobbeln ſie nun, wie die Ratten auf der Keule des Herkules, und ſtudiren ſich das Mark aus dem Schädel, was das für ein Ding ſey, das er in ſeinen Hoden geführt hat? Ein franzöſiſcher Abbé docirt, Alexander ſey ein Haaſenfuß geweſen, ein ſchwindſüchtiger Profeſſor hält ſich bei jedem Wort ein Fläſchgen Salmiakgeiſt vor die Naſe, und lieſt ein Collegium über die Kraft. Kerls, die in Ohnmacht fallen, wenn ſie einen Buben gemacht haben, kritteln über die Taktik des Hannibals — feuchtohrige Buben fiſchen Phraſes aus der Schlacht bei Kannä, und greinen über die Siege des Scipio, weil ſie ſie exponiren müſſen.

Spiegelberg. Das iſt ja recht Alexandriniſch geflännt.

Moor. Schöner Preiß für euren Schweiß in der Feldſchlacht, daß ihr jetzt in Gymnaſien lebet, und eure Unſterblichkeit in einem Bücherriemen müh'ſam fortgeſchleppt wird. Koſtbarer Erſatz eures verpraßten Blutes, von einem Nürnberger Krämer um Lebkuchen gewickelt — oder, wenn's glücklich geht, von einem franzöſiſchen Tragödienſchreiber auf Stelzen geſchraubt, und mit Drathfäden gezogen zu werden. Hahaha!

Spiegelberg (trinkt.) Lies den Joſephus, ich bitte dich drum.

Moor. Pfui! Pfui über das ſchlappe Kaſtraten-Jahrhundert, zu nichts nütze, als die Thaten der Vorzeit wiederzukäuen, und die Helden des Alterthums mit Kommentationen zu ſchinden und zu verhunzen mit Trauerſpielen. Die Kraft ſeiner Lenden iſt verſiegen gegangen, und nun muß Bierheſe den Menſchen fortpflanzen helfen.

Spiegelberg. Thee, Bruder, Thee!

Moor. Da verrammeln ſie ſich die geſunde Natur mit abgeſchmakten Conventionen, haben das Herz nicht, ein Glas zu leeren, weil ſie Geſundheit dazu trinken müſſen — belecken den Schuhputzer, daß er ſie vertrete bei Ihro Gnaden, und hudeln den armen Schelm, den ſie nicht fürchten. Vergöckern ſich um ein Mittageſſen, und möchten einander vergiften um ein Unterbett, das ihnen beim Aufſtreich überboten wird. — Verdammen den Sadduzäer, der nicht fleißig genug in die Kirche kommt, und berechnen ihren Judenzins am Altare — fallen auf die Knie, damit ſie ja ihren Schlamp ausbreiten können — wenden kein Aug von dem Pfarrer, damit ſie ſehen, wie ſeine Perücke friſirt iſt. — Fallen in Ohnmacht, wenn ſie eine Gans bluten ſehen, und klatſchen in die Hände, wenn ihr Nebenbuhler bankerott von der Börſe geht — — So warm ich ihnen die Hand drückte — „nur noch einen Tag" — Umſonſt! — Ins Loch mit dem Hund! — Bitten! Schwüre! Thränen (auf den Boden ſtampfend.) Hölle und Teufel!

Spiegelberg. Und um ſo ein paar tauſend lauſige Dukaten —

Moor. Nein, ich mag nicht daran denken. Ich ſoll meinen Leib preſſen in eine Schnürbruſt, und meinen Willen ſchnüren in Geſetze. Das Geſetz hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre. Das Geſetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freyheit brütet Koloſſe und Extremitäten aus. Sie verpalliſadiren ſich ins Bauchfell eines Tyrannen, hofiren der Laune ſeines Magens, und laſſen ſich klemmen von ſeinen Winden. — Ah! daß der Geiſt Herrmanns noch in der Aſche glimmte! — Stelle mich vor ein Heer Kerls, wie ich, und aus Deutſchland ſoll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöſter ſeyn ſollen. (Er wirft den Degen auf den Tiſch, und ſteht auf.)

Spiegelberg (aufſpringend.) Bravo! Braviſſimo! du bringſt mich eben recht auf das Chapitre. Ich will dir was in's Ohr ſagen, Moor, das ſchon lang mit mir umgeht, und du biſt der Mann dazu — ſauf Bruder, ſauf — wie wär's, wenn wir Juden würden, und das Königreich wieder auf's Tapet brächten?

Moor (lacht aus vollem Halſe.) Ah! Nun merk' ich — nun merk' ich — du willſt die Vorhaut aus der Mode bringen, weil der Barbier die deinige ſchon hat?

Spiegelberg. Daß dich, Bärenhäuter! Ich bin freylich wunderbarerweis ſchon voraus beſchnitten. Aber ſag, iſt das nicht ein ſchlauer und herzhafter Plan? Wir laſſen ein Manifeſt ausgehen in alle vier Enden der Welt, und citiren nach Paläſtina, was kein Schweinefleiſch ißt. Da beweis ich nun durch triftige Dokumente, Herodes, der Vierfürſt, ſey mein Großahnherr geweſen, und ſo ferner. Das wird ein Viktoria abgeben, Kerl, wenn ſie wieder in's Trockene kommen, und Jeruſalem wieder aufbauen dörfen. Itzt friſch mit den Türken aus Aſien, weil's Eiſen noch warm iſt, und Cedern gehauen aus dem Libanon, und Schiffe gebaut, und geſchachert mit alten Borten und Schnallen das ganze Volk. Mittlerweile —

Moor (nimmt ihn lächelnd bei der Hand.) Kamerad! Mit den Narrenſtreichen iſt's nun am Ende.

Spiegelberg (ſtutzig.) Pfui, du wirſt doch nicht gar den verlorenen Sohn ſpielen wollen? Ein Kerl, wie du, der mit dem Degen mehr auf die Geſichter gekritzelt hat, als drei Subſtituten in einem Schaltjahr in's Befehlbuch ſchreiben! Soll ich dir von der groſſen Hundsleiche vorerzählen? ha! ich muß nur dein eigenes Bild wieder vor dich rufen, das wird Feuer in deine Adern blaſen, wenn dich ſonſt nichts mehr begeiſtert. Weißt du noch, wie die Herren vom Collegio deiner Dogge das Bein hatten abſchieſſen laſſen, und du zur Revange lieſſeſt ein Faſten ausſchreiben in der ganzen Stadt. Man ſchmollte über dein Reſcript. Aber du nicht faul, läſſeſt alles Fleiſch aufkaufen in ganz L . ., daß in acht Stund kein Knoch mehr zu nagen iſt in der ganzen Rundung, und die Fiſche anfangen im Preiße zu ſteigen. Magiſtrat und Bürgerſchaft dürſteten Rache. Wir Purſche friſch heraus zu ſiebzehnhundert, und du an der Spitze, und Mezger und Schneider und Krämer hinterher, und Wirth und Barbierer und alle Zünfte, und fluchen, Sturm zu laufen wider die Stadt, wenn man den Purſchen ein Haar krümmen wollte. Da gieng's aus, wie's Schieſſen zu Hornberg, und mußten abziehen mit langer Naſe. Du läſſeſt Doktores kommen ein ganzes Concilium, und botſt drei Dukaten, wer dem Hund ein Recept ſchreiben würde. Wir ſorgten, die Herren werden zuviel Ehr im Leib haben und Nein ſagen, und hattens ſchon verabredt, ſie zu forciren. Aber das war unnöthig, die Herren ſchlugen ſich um die drei Dukaten, und kam's im Abſtreich herab auf drei Bazen, in einer Stund ſind zwölf Recepte geſchrieben, daß das Thier auch bald drauf verreckte.

Moor. Schändliche Kerls!

Spiegelberg. Der Leichenpomp wird veranſtaltet in aller Pracht, Carmina gab's die ſchwere Meng' um den

Hund, und zogen wir aus des Nachts gegen tauſend, eine Laterne in der einen Hand, unſre Rauſdegen in der andern, und ſo fort durch die Stadt mit Glockenſpiel und Geklimper, bis der Hund beigeſetzt war. Drauf gab's ein Freſſen, das währt bis an den lichten Morgen, da bedankteſt du dich bei den Herren für das herzliche Beileid, und ließeſt das Fleiſch verkaufen ums halbe Geld. Mort de ma vie, da hatten wir dir Reſpekt, wie eine Garniſon in einer eroberten Veſtung —

Moor. Und du ſchämſt dich nicht damit groß zu prahlen? Haſt nicht einmal ſo viel Schaam, dich dieſer Streiche zu ſchämen?

Spiegelberg. Geh, geh. Du biſt nicht mehr Moor. Weißt du noch, wie tauſendmal du, die Flaſche in der Hand, den alten Filzen haſt aufgezogen, und geſagt: Er ſoll nur drauf los ſchaben und ſcharren, du wolleſt dir dafür die Gurgel abſaufen. — Weißt du noch? he? weißt du noch? O du heilloſer, erbärmlicher Prahlhans! das war noch männlich geſprochen, und edelmänniſch, aber —

Moor. Verflucht ſeyſt du, daß du mich dran erinnerſt! Verflucht ich, daß ich es ſagte! Aber es war nur im Dampfe des Weins, und mein Herz hörte nicht, was meine Zunge prahlte.

Spiegelberg (ſchüttelt den Kopf.) Nein! nein! nein! das kann nicht ſeyn. Unmöglich, Bruder, das kann dein Ernſt nicht ſeyn. Sag, Brüderchen, iſt es nicht die Noth, die dich ſo ſtimmt? Komm, laß dir ein Stückchen aus meinen Bubenjahren erzählen. Da hatt' ich neben meinem

Haus

Haus einen Graben, der, wie wenig, ſeine acht Schuh breit war, wo wir Buben uns in die Wette bemühten, hinüber zu ſpringen. Aber das war umſonſt. Pflumpf! lagſt du, und ward ein Geziſch und Gelächter über dir, und wurdeſt mit Schneeballen geſchmiſſen über und über. Neben meinem Haus lag eines Jägers Hund an einer Kette, eine ſo bißige Beſtie, die dir die Mädels wie der Bliz am Rockzipfel hatte, wenn ſie ſichs verſahn, und zu nah' dran vorbey ſtrichen. Das war nun mein Seelengaudium, den Hund überall zu necken, wo ich nur konnte, und wollt' halb krepiren vor Lachen, wenn mich dann das Luder ſo giftig anſtierte, und ſo gern auf mich losgerannt wär', wenn's nur gekonnt hätte. — Was geſchieht? Ein andermal mach' ich's ihm auch wieder ſo, und werf' ihn mit einem Stein ſo derb an die Ripp', daß er vor Wuth von der Kette reißt, und auf mich dar, und ich, wie alle Donnerwetter, reiß aus, und davon — Tauſend Schwernoth! Da iſt dir juſt der vermaledeyte Graben dazwiſchen. Was zu thun? Der Hund iſt mir hart an den Ferſen und wüthig, alſo kurz reſolvirt — ein Anlauf genommen — drüben bin ich. Dem Sprung hatt' ich Leib und Leben zu danken; die Beſtie hätte mich zu Schanden geriſſen.

Moor. Aber wozu izt das?

Spiegelberg. Dazu — daß du ſehen ſollſt, wie die Kräfte wachſen in der Noth. Darum laß ich mir's auch nicht bange ſeyn, wenn's auf's äuſſerſte kommt. Der Muth wächſt mit der Gefahr; die Kraft erhebt ſich im Drang.

Das Schickſal muß einen großen Mann aus mir haben wollen, weil's mir ſo queer durch den Weg ſtreicht.

Moor (ärgerlich.) Ich wüßte nicht, wozu wir den Muth noch haben ſollten, und noch nicht gehabt hätten.

Spiegelberg. So? — Und du willſt alſo deine Gaben in dir verwittern laſſen? Dein Pfund vergraben? Meynſt du, deine Stinkereyen in Leipzig machen die Gränzen des menſchlichen Witzes aus? Da laß uns erſt in die große Welt kommen. Paris und London! — wo man Ohrfeigen einhandelt, wenn man einen mit dem Namen eines ehrlichen Mannes grüßt. Da iſt es auch ein Seelenjubilo, wenn man das Handwerk in's Große prakticirt. — Du wirſt gaffen! Du wirſt Augen machen! Wart, und wie man Handſchriften nachmacht, Würfel verdreht, Schlöſſer aufbricht, und den Koffern das Eingeweid ausſchüttet — das ſollſt du noch von Spiegelberg lernen! Die Kanaille ſoll man an den nächſten beſten Galgen knüpfen, die bei *geraden* Fingern verhungern will.

Moor (zerſtreut.) Wie? du haſt es wohl gar noch weiter gebracht?

Spiegelberg. Ich glaube gar, du ſitzeſt ein Mißtrauen in mich. Wart, laß mich erſt warm werden; du ſollſt Wunder ſehen, dein Gehirnchen ſoll ſich im Schädel umdrehen, wenn mein kreiſender Witz in die Wochen kommt. — (ſteht auf, hitzig.) Wie es ſich aufhellt in mir! Große Gedanken dämmern auf in meiner Seele! Rieſenplane gähren in meinem ſchöpfriſchen Schedel. Verfluchte Schlafſucht! (Sich vor'n Kopf ſchlagend.) die bisher meine Kräfte in Ketten ſchlug, meine Ausſichten ſperrte und ſpannte; ich erwache, fühle, wer ich bin — wer ich werden muß!

Moor. Du biſt ein Narr. Der Wein bramarbaſirt aus deinem Gehirne.

Spiegelberg (hitziger.) Spiegelberg, wird es heiſſen, kannſt du hexen, Spiegelberg? Es iſt Schade, daß du kein General worden biſt, Spiegelberg, wird der König ſagen, du hätteſt die Oeſtreicher durch ein Knopfloch gejagt. Ja, hör' ich die Doktors jammern, es iſt unverantwortlich, daß der Mann nicht die Medizin ſtudirt hat, er hätte ein neues Kropfpulver erfunden. Ach! und daß er das Kamerale nicht zum Fach genommen hat, werden die Sully's in ihren Kabinetten ſeufzen, er hätte aus Steinen Louisd'ore hervorgezaubert. Und Spiegelberg wird es heiſſen in Oſten und Weſten, und in den Koth mit euch, ihr Memmen, ihr Kröten, indeß Spiegelberg mit ausgeſpreiteten Flügeln zum Tempel des Nachruhms empor fliegt.

Moor. Glück auf den Weg! Steig du auf Schandſäulen zum Gipfel des Ruhms. Im Schatten meiner väterlichen Haine, in den Armen meiner Amalia lockt mich ein edler Vergnügen. Schon die vorige Woche hab' ich meinem Vater um Vergebung geſchrieben, hab' ihm nicht den kleinſten Umſtand verſchwiegen, und wo Aufrichtigkeit iſt, iſt auch Mitleid und Hilfe. Laß uns Abſchied nehmen, Moriz. Wir ſehen uns heut und nie mehr. Die Poſt iſt angelangt. Die Verzeihung meines Vaters iſt ſchon innerhalb dieſer Stadtmauren.

Schweizer. Grimm. Roller. Schufterle. Razmann (treten auf.)

Roller. Wißt ihr auch, daß man uns auskundſchaftet?

Grimm. Daß wir keinen Augenblick ſicher ſind, aufgehoben zu werden?

Moor. Mich wundert's nicht. Es gehe, wie es will! ſah't ihr den Schwarz nicht? ſagt er euch von keinem Brief, den er an mich hätte?

Roller. Schon lang ſucht er dich, ich vermuthe ſo etwas.

Moor. Wo iſt er, wo, wo? (will eilig fort.)

Roller. Bleib! wir haben ihn hieher beſchieden. Du zitterſt? —

Moor. Ich zittre nicht. Warum ſollt' ich auch zittern? Kameraden! dieſer Brief — freut euch mit mir! Ich bin der Glücklichſte unter der Sonne, warum ſollt' ich zittern?

Schwarz (tritt auf.)

Moor (fliegt ihm entgegen.) Bruder, Bruder, den Brief! den Brief!

Schwarz (giebt ihm den Brief, den er haſtig aufbricht.) Was iſt dir? wirſt du nicht wie die Wand?

Moor. Meines Bruders Hand!

Schwarz. Was treibt denn der Spiegelberg?

Grimm. Der Kerl iſt unſinnig. Er macht Geſtus wie beim Sanct Veits-Tanz.

Schufterle. Sein Verſtand geht im Ring herum. Ich glaub' er macht Verſe.

Razmann. Spiegelberg! He Spiegelberg! — Die Beſtie hört nicht.

Grimm (ſchüttelt ihn.) Kerl! träumſt du, oder? —

Spiegelberg (der ſich die ganze Zeit über mit den Pantomimen eines Projektmachers im Stubeneck abgearbeitet hat, ſpringt wild auf.) La Bourse ou la vie! (und packt Schweizern an der Gurgel, der ihn gelaſſen an die Wand wirft, — Moor läßt den Brief fallen, und rennt hinaus. Alle fahren auf.)

Roller (ihm nach.) Moor! wonaus, Moor? was beginnſt du?

Grimm. Was hat er, was hat er? Er iſt bleich wie die Leiche.

Schweizer. Das müſſen ſchöne Neuigkeiten ſeyn! Laß doch ſehen!

Roller (nimmt den Brief von der Erde, und lieſt.) „Unglücklicher Bruder!" der Anfang klingt luſtig. „Nur kürzlich muß ich dir melden, daß deine Hoffnung vereitelt iſt — du ſollſt hingehen, läßt dir der Vater ſagen, wohin dich deine Schandthaten führen. Auch, ſagt er, werdeſt du dir keine Hoffnung machen, jemals Gnade zu ſeinen Füſſen zu erwimmern, wenn du nicht gewärtig ſeyn wolleſt, im unterſten Gewölb ſeiner Thürme mit Waſſer und Brod ſo lang traktirt zu werden, bis deine Haare wachſen wie Adlers-Federn, und deine Nägel wie Vogelsklauen werden. Das ſind ſeine eigene Worte. Er befiehlt mir, den Brief zu ſchlieſſen. Leb wohl auf ewig! Ich bedaure dich —

Franz von Moor."

Schweizer. Ein zuckerſüſſes Brüdergen! In der That! — Franz heißt die Kanaille?

Spiegelberg. (ſachte herbey ſchleichend.) Von Waſſer und Brod iſt die Rede? Ein ſchönes Leben! Da hab ich anders für euch geſorgt! Sagt' ichs nicht, ich müßt' am Ende für euch alle denken?

Schweizer. Was ſagt der Schafskopf? der Eſel will für uns alle denken?

Spiegelberg. Haſen, Krüppel, lahme Hunde ſeyd ihr alle, wenn ihr das Herz nicht habt, etwas Groſſes zu wagen?

Roller. Nun, das wären wir freylich, du haſt recht — aber wird es uns auch aus dieſer vermaledeyten Lage reiſſen, was du wagen wirſt? wird es? —

Spiegelberg (mit einem ſtolzen Gelächter.) Armer Tropf! aus dieſer Lage reiſſen? hahaha! — aus dieſer Lage reiſſen? — und auf mehr raffinirt dein Fingerhut voll Gehirn nicht? und damit trabt deine Mähre zum Stalle? Spiegelberg müßte ein Hundsvott ſeyn, wenn er mit dem nur anfangen wollte. Zu Helden, ſag ich dir, zu Freyherrn, zu Fürſten, zu Göttern wirds euch machen!

Ratzmann. Das iſt viel auf einen Hieb, wahrlich! Aber es wird wohl eine halsbrechende Arbeit ſeyn, den Kopf wirds wenigſtens koſten.

Spiegelberg. Es will nichts als Muth, denn was den Witz betrifft, den nehm ich ganz über mich. Muth, ſag ich, Schweizer! Muth, Roller, Grimm, Ratzmann, Schufterle! Muth! —

Schweizer. Muth? Wenn's nur das iſt — Muth hab ich genug um baarfuß mitten durch die Hölle zu gehn.

Schufterle. Muth genug, mich unterm lichten Galgen mit dem leibhaftigen Teufel um einen armen Sünder zu balgen.

Spiegelberg. So gefällt mir's! Wenn ihr Muth habt, tret einer auf, und ſag: Er habe noch etwas zu verlieren, und nicht alles zu gewinnen! —

Schwarz. Wahrhaftig, da gäb's manches zu verlieren, wenn ich das verlieren wollte, was ich noch zu gewinnen habe!

Razmann. Ja, zum Teufel! und manches zu gewinnen, wenn ich das gewinnen wollte, was ich nicht verlieren kann.

Schufterle. Wenn ich das verlieren müßte, was ich auf Borgs auf dem Leibe trage, ſo hätt' ich allenfalls morgen nichts mehr zu verlieren.

Spiegelberg. Alſo denn! (Er ſtellt ſich mitten unter ſie mit beſchwörendem Ton.) Wenn noch ein Tropfen deutſchen Heldenbluts in euren Adern rinnt — kommt! Wir wollen uns in den böhmiſchen Wäldern niederlaſſen, dort eine Räuberbande zuſammen ziehen, und — Was gafft ihr mich an? — iſt euer Bißgen Muth ſchon verdampft?

Roller. Du biſt wohl nicht der erſte Gauner, der über den hohen Galgen weggeſehen hat — und doch — Was hätten wir ſonſt noch für eine Wahl übrig?

Spiegelberg. Wahl? Was? nichts habt ihr zu wählen! Wollt ihr im Schuldthurm ſtecken, und zuſammenſchnurren, bis man zum jüngſten Tag poſaunt? Wollt ihr euch mit der Schaufel und Haue um einen Biſſen trocken Brod abquälen? Wollt ihr an der Leute Fenſter mit einem Bänkelſänger-Lied ein mageres Allmoſen erpreſſen? oder wollt ihr zum Kalbsfell ſchwören — und da iſt erſt noch die Frage, ob man euren Geſichtern traut — und dort unter der milzſüchtigen Laune eines gebieteriſchen Korporals das Fegfeuer zum voraus abverdienen? oder bey klingendem Spiel nach dem Takt der Trommel ſpatzieren gehn, oder im Galioten-Paradies das ganze Eiſen-Magazin Vulkans hinterherſchleifen? Seht, das habt ihr zu wählen, da iſt es beyſammen, was ihr wählen könnt!

Roller. So unrecht hat der Spiegelberg eben nicht. Ich hab auch meine Plane ſchon zuſammen gemacht, aber ſie treffen endlich auf eins. Wie wär's, dacht' ich, wenn ihr euch hinſetztet, und ein Taſchenbuch oder einen Almanach, oder ſo was ähnlichs zuſammenſudeltet, und um den lieben Groſchen recenſirtet, wie's wirklich Mode iſt?

Schuſterle. Zum Henker! ihr rathet nah zu meinen Projekten. Ich dachte bey mir ſelbſt, wie wenn du ein Pietiſt würdeſt, und wöchentlich deine Erbauungsſtunden hielteſt?

Grimm. Getroffen! und wenn das nicht geht, ein Atheiſt! Wir könnten die vier Evangeliſten auf's Maul ſchlagen, lieſſen unſer Buch durch den Schinder verbrennen, und ſo gieng's reiſſend ab.

Razmann. Oder zögen wir wider die Franzoſen zu Felde — ich kenne einen Doktor, der ſich ein Haus von purem Queckſilber gebauet hat, wie das Epigramm auf der Hausthüre lautet.

Schweizer. (Steht auf und gibt Spiegelberg die Hand.) Moriz, du biſt ein groſſer Mann! — oder es hat ein blindes Schwein eine Eichel gefunden.

Schwarz. Vortreffliche Plane! honnete Gewerbe! Wie doch die groſſen Geiſter ſympathiſiren! Izt fehlte nur noch, daß wir Weiber und Kupplerinnen würden, oder gar unſere Jungferſchaft zu Markte trieben.

Spiegelberg. Poſſen, Poſſen! Und was hinderts, daß ihr nicht das meiſte in einer Perſon ſeyn könnt? Mein Plan wird euch immer am höchſten pouſſiren, und da habt ihr noch Ruhm und Unſterblichkeit! Seht arme Schlucker! Auch ſo weit muß man hinausdenken! Auch auf den Nachruhm, das ſüſſe Gefühl von Unvergeßlichkeit —

Roller. Und oben an in der Liſte der ehrlichen Leute! Du biſt ein Meiſter-Redner, Spiegelberg, wenn's drauf ankommt, aus einem ehrlichen Mann einen Hollunken zu machen — Aber ſag doch einer, wo der Moor bleibt? —

Spiegelberg. Ehrlich, ſagſt du? Meynſt du, du ſeyſt nachher weniger ehrlich, als du izt biſt? Was heiſt du ehrlich? Reichen Filzen ein Drittheil ihrer Sorgen vom Hals ſchaffen, die ihnen nur den goldnen Schlaf verſcheuchen, das ſtockende Geld in Umlauf bringen, das Gleichgewicht der Güter wieder herſtellen, mit. einem Wort, das goldne Alter wieder zurückrufen, dem lieben Gott von manchem läſtigen Koſtgänger helfen, ihm Krieg, Peſtilenz, theure Zeit und Doktors erſparen — ſiehſt du, das heiß ich ehrlich ſeyn, das heiß ich ein würdiges Werkzeug in der Hand der Vorſehung abgeben, — und ſo bey jedem Braten, den man ißt, den ſchmeichelhaften Gedanken zu haben: den haben dir deine Finten, dein Löwenmuth, deine Nachtwachen erworben — von groß und klein reſpektirt zu werden —

Roller. Und endlich gar bey lebendigem Leibe gen Himmel fahren, und troz Sturm und Wind, troz dem gefräſſigen Magen der alten Urahne Zeit unter Sonn und Mond und allen Fixſternen ſchweben, wo ſelbſt die unvernünftigen Vögel des Himmels, von edler Begierde herbeygelockt, ihr himmliſches Koncert muſiciren, und die Engel mit Schwänzen ihr hochheiliges Synedrium halten? Nicht wahr? — und wenn Monarchen und Potentaten von Motten und Würmern verzehrt werden, die Ehre haben zu dürfen, von Jupiters königlichem Vogel Viſiten anzunehmen? — Moriz, Moriz, Moriz! nimm dich in Acht, vor dem dreybeinigten Thiere!

Spiegelberg. Und das ſchröckt dich, Haſenherz? iſt doch ſchon manches Univerſal-Genie, das die Welt hätte reformiren können, auf dem Schind-Anger verfault, und ſpricht man nicht von ſo einem Jahrhunderte, Jahrtauſende lang, da mancher König und Kurfürſt in der Geſchichte überhüpft würde, wenn ſein Geſchichtſchreiber die Lücke in der Succeſſions-Leiter nicht ſcheute, und ſein Buch dadurch nicht um ein paar Oktavſeiten gewönne, die ihm der Verleger mit baarem Gelde bezahlt — Und wenn dich der Wanderer ſo hin und her fliegen ſieht im Winde — der muß auch kein Waſſer im Hirn gehabt haben, brummt er in den Bart, und ſeufzt über die elenden Zeiten.

Schweizer. (klopft ihn auf die Achſel.) Meiſterlich, Spiegelberg! Meiſterlich! Was, zum Teufel, ſteht ihr da, und zaudert?

Schwarz. Und laß es auch Proſtitution heiſſen — Was folgt weiter? Kann man nicht auf den Fall immer ein Pülverchen mit ſich führen, das einen ſo im ſtillen übern Acheron fördert, wo kein Hahn darnach kräht! Nein, Bruder Moriz! dein Vorſchlag iſt gut. So lautet auch mein Katechiſmus.

Schufterle. Bliz! Und der meine nicht minder. Spiegelberg, du haſt mich geworben!

Razmann. Du haſt, wie ein anderer Orpheus, die heulende Beſtie, mein Gewiſſen, in den Schlaf geſungen. Nimm mich ganz, wie ich da bin.

Grimm. Si omnes conseptiunt ego non dissentio. Wohlgemerkt ohne Komma. Es iſt ein Aufſtreich in meinem Kopf; Pietiſten — Quackſalber — Rezenſenten und Gauner. Wer am meiſten bietet, der hat mich. Nimm dieſe Hand, Moriz.

Roller. Und auch du Schweizer? (gibt Spiegelberg die rechte Hand.) Alſo verpfänd ich meine Seele dem Teufel.

Spiegelberg. Und deinen Namen den Sternen! was liegt daran, wohin auch die Seele fährt? Wenn Schaaren vorausgeſprengter Kuriere unſere Niederfahrt melden, daß ſich die Satane feſttäglich herausputzen, ſich den tauſendjährigen Ruß aus den Wimpern ſtäuben, und Myriaden gehörnter Köpfe aus der rauchenden Mündung ihrer Schwefel-Kamine hervorwachſen, unſern Einzug zu ſehen? Kameraden! (aufgeſprungen) friſch auf! Kameraden! was in der Welt wiegt dieſen Rauſch des Entzückens auf? Kommt Kameraden!

Roller. Sachte nur! Sachte! wohin? das Thier muß auch ſeinen Kopf haben, Kinder.

Spiegelberg. (Giftig.) Was predigt der Zauderer? Stand nicht der Kopf ſchon, eh noch ein Glied ſich regte? folgt Kameraden!

Roller. Gemach ſag ich. Auch die Freyheit muß ihren Herrn haben. Ohne Oberhaupt gieng Rom und Sparta zu Grunde.

Spiegelberg. (Geſchmeidig.) Ja — haltet — Roller ſagt recht. Und das muß ein erleuchteter Kopf ſeyn. Verſteht ihr? Ein feiner politiſcher Kopf muß das ſeyn. Ja! wenn ich mir's denke, was ihr vor einer Stunde waret, was ihr izt ſeyd, — durch Einen glücklichen Gedanken ſeyd — Ja freylich, freylich, müßt ihr einen Chef haben — Und wer dieſen Gedanken entſponnen, ſagt, muß das nicht ein erleuchteter politiſcher Kopf ſeyn?

Roller. Wenn ſich's hoffen ließe — träumen ließe — Aber ich fürchte, er wird es nicht thun.

Spiegelberg. Warum nicht? Sag's keck heraus, Freund! — So ſchwer es iſt, das kämpfende Schiff gegen die Winde zu lenken, ſo ſchwer ſie auch drückt die Laſt der Kronen — Sag's unverzagt, Roller — Vielleicht wird ers doch thun.

Roller. Und leck iſt das Ganze, wenn er's nicht thut. Ohne den Moor ſind wir Leib ohne Seele.

Spiegelberg. (Unwillig von ihm weg.) Stockfiſch!

Moor. (tritt herein in wilder Bewegung, und läuft heftig im Zimmer auf und nieder, mit ſich ſelber.)

Moor. Menſchen — Menſchen! falſche, heuchleriſche Krokodilbrut! Ihre Augen ſind Waſſer! Ihre Herzen ſind Erz! Küſſe auf den Lippen! Schwerter im Buſen! Löwen und Leoparde füttern ihre Jungen, Raben tiſchen ihren Kleinen auf dem Aas, und Er, Er — Bosheit hab ich dulden gelernt, kann dazu lächeln, wenn mein erboster Feind mir mein eigen Herzblut zutrinkt — aber wenn Blutliebe zur Verrätherinn, wenn Vaterliebe zur Megäre wird; o ſo fange Feuer, männliche Gelaſſenheit, verwilde zum Tyger, ſanftmüthiges Lamm, und jede Faſer recke ſich auf zum Grimm und Verderben!

Roller. Höre Moor! Was denkſt du davon? Ein Räuberleben iſt doch auch beſſer, als bey Waſſer und Brod im unterſten Gewölbe der Thürme?

Moor. Warum iſt dieſer Geiſt nicht in einen Tyger gefahren, der ſein wüthendes Gebiß in Menſchenfleiſch haut? Iſt das Vatertreue? Iſt das Liebe für Liebe? Ich möchte ein Bär ſeyn, und die Bären des Nordlands wider dies mörderiſche Geſchlecht anhetzen — Reue, und keine Gnade! — Oh ich möchte den Ocean vergiften, daß ſie den Tod aus allen Quellen ſaufen! Vertrauen, unüberwindliche Zuverſicht, und kein Erbarmen!

Roller. So höre doch, Moor, was ich dir ſage!

Moor. Es iſt unglaublich, es iſt ein Traum, eine Täuſchung — So eine rührende Bitte, ſo eine lebendige

Schilderung des Elends und der zerflieſſenden Reue — die wilde Beſtie wär' in Mitleid zerſchmolzen! Steine hätten Thränen vergoſſen, und doch — man würde es für ein boshaftes Pasquill auf's Menſchengeſchlecht halten, wenn ich's ausſagen wollte — und doch, doch — oh daß ich durch die ganze Natur das Horn des Aufruhrs blaſen könnte, Luft, Erde und Meer wider das Hyänen-Gezücht in's Treffen zu führen!

Grimm. Höre doch, höre! vor Raſen hörſt du ja nicht.

Moor. Weg, weg von mir! Iſt dein Name nicht Menſch? Hat dich das Weib nicht gebohren? — Aus meinen Augen du mit dem Menſchengeſicht! — Ich hab ihn ſo unausſprechlich geliebt! ſo liebte kein Sohn, ich hätte tauſend Leben für ihn — (ſchäumend auf die Erde ſtampfend.) ha! — wer mir izt ein Schwerdt in die Hand gäbe, dieſer Otternbrut eine brennende Wunde zu verſetzen! wer mir ſagte: wo ich das Herz ihres Lebens erzielen, zermalmen, zernichten — Er ſey mein Freund, mein Engel, mein Gott — ich will ihn anbeten!

Roller. Eben dieſe Freunde wollen ja wir ſeyn, laß dich doch weiſen!

Schwarz. Komm mit uns in die böhmiſchen Wälder! Wir wollen eine Räuberbande ſammeln, und du — (Moor ſtiert ihn an.)

Schweizer. Du ſollſt unſer Hauptmann ſeyn! du mußt unſer Hauptmann ſeyn!

Spiegelberg (wirft ſich wild in einen Seſſel.) Sklaven und Memmen!

Moor. Wer blies dir das Wort ein? Höre, Kerl! (indem er Rollern hart ergreift) das haſt du nicht aus deiner Menſchenſeele hervorgeholt! wer blies dir das Wort ein? Ja, bey dem tauſendarmigen Tod! das wollen wir, das müſſen wir! der Gedanke verdient Vergötterung — Räuber und Mörder! — So wahr meine Seele lebt, ich bin euer Hauptmann!

Alle. (mit lärmendem Geſchrey.) Es lebe der Hauptmann!

Spiegelberg (aufſpringend, vor ſich.) Bis ich ihm hinhelfe!

Moor. Siehe, da fällts wie der Staar von meinen Augen! was für ein Thor ich war, daß ich in's Keficht zurückwollte! — Mein Geiſt dürſtet nach Thaten, mein Athem nach Freyheit, — Mörder, Räuber! — mit dieſem Wort war das Geſetz unter meine Füße gerollt — Menſchen haben Menſchheit vor mir verborgen, da ich an Menſchheit appellirte, weg dann von mir Sympathie und menſchliche Schonung! — Ich habe keinen Vater mehr, ich habe keine Liebe mehr, und Blut und Tod ſoll mich vergeſſen lehren, daß mir jemals etwas theuer war! — Kommt, kommt! — O ich will mir eine fürchterliche Zerſtreuung machen — es bleibt dabey, ich bin euer Hauptmann! und Glück zu dem Meiſter unter euch, der am wildeſten ſengt, am gräßlichſten mordet, denn ich ſage euch, er ſoll königlich belohnet werden — tretet her um mich ein jeder, und ſchwöret mir Treu und Gehorſam zu bis in den Tod! — ſchwört mir das bey dieſer männlichen Rechte.

Alle (geben ihm die Hand.) Wir ſchwören dir Treu und Gehorſam bis in den Tod!

Moor. Nun und bey dieſer männlichen Rechte! ſchwör ich euch hier, treu und ſtandhaft euer Hauptmann zu bleiben bis in den Tod! Den ſoll dieſer Arm gleich zur Leiche machen, der jemals zagt oder zweifelt, oder zurücktritt! Ein gleiches widerfahre mir von jedem unter euch, wenn ich meinen Schwur verletze! Seyd ihr's zufrieden? (Spiegelberg läuft wüthend auf und nieder.)

Alle (mit aufgeworfenen Hüthen.) Wir ſind's zufrieden.

Moor. Nun dann, ſo laßt uns geh'n! Fürchtet euch nicht vor Tod und Gefahr, denn über uns waltet ein unbeugſames Fatum! Jeden ereilet endlich ſein Tag, es ſey auf dem weichen Kiſſen von Pflaum, oder im rauhen Gewühl des Gefechtes, oder auf offenem Galgen und Rad! Eins davon iſt unſer Schickſal!

(Sie gehen ab.)

Spiegelberg (ihnen nachſehend, nach einer Pauſe.) Dein Regiſter hat ein Loch. Du haſt das Gift weggelaſſen. (Ab)

Dritte Scene.

Im Mooriſchen Schloß, Amaliens Zimmer.

Franz. Amalia.

Franz. Du ſiehſt weg, Amalia? verdien ich weniger, als der, den der Vater verflucht hat?

Amalia. Weg! — ha des liebevollen barmherzigen

Vaters,

Vaters, der ſeinen Sohn Wölffen und Ungeheuern Preis gibt! daheim labt er ſich mit ſüſſem köſtlichem Wein, und pflegt ſeiner morſchen Glieder in Kiſſen von Eider, während ſein groſer herrlicher Sohn darbt — ſchämt euch, ihr Unmenſchen! ſchämt euch, ihr Drachenſeelen, ihr Schande der Menſchheit! — ſeinen einzigen Sohn!

Franz. Ich dächte, er hätt ihrer zween.

Amalia. Ja, er verdient ſolche Söhne zu haben, wie du biſt. Auf ſeinem Todbett wird er umſonſt die welken Hände ausſtrecken nach ſeinem Karl, und ſchaudernd zurückfahren, wenn er die eiskalte Hand ſeines Franzens faßt — oh es iſt ſüß, es iſt köſtlich ſüß, von deinem Vater verflucht zu werden! Sprich Franz, liebe brüderliche Seele! was muß man thun, wenn man von ihm verflucht ſeyn will?

Franz. Du ſchwärmſt, meine Liebe, du biſt zu bedauren.

Amalia. O ich bitte dich — bedauerſt du deinen Bruder? — Nein Unmenſch, du haſſeſt ihn! du haſſeſt mich doch auch?

Franz. Ich liebe dich wie mich ſelbſt, Amalia.

Amalia. Wenn du mich liebſt, kannſt du mir wohl eine Bitte abſchlagen?

Franz. Keine, keine! wenn ſie nicht mehr iſt als mein Leben.

Amalia. O, wenn das iſt! Eine Bitte, die du ſo leicht, ſo gern erfüllen wirſt (ſtolz.) — Haſſe mich! Ich müßte feuerroth werden vor Scham, wenn ich an Karln denke, und mir eben einfiel, daß du mich nicht haſſeſt. Du verſprichſt mir's doch? — Itzt geh, und laß mich, ich bin ſo gern allein!

Franz. Allerliebſte Träumerinn! wie ſehr bewundere Ich dein ſanftes liebevolles Herz, (ihr auf die Bruſt klopfend.) Hier, hier herrſchte Karl wie ein Gott in ſeinem Tempel, Karl ſtand vor dir im Wachen, Karl regierte in deinen Träumen, die ganze Schöpfung ſchien dir nur in den einzigen zu zerflieſſen, den einzigen wiederzuſtralen, den einzigen dir entgegen zu tönen.

Amalia. (bewegt.) Ja wahrhaftig, ich geſteh es. Euch Barbaren zum Trutz will ich's vor aller Welt geſtehen — ich lieb ihn!

Franz. Unmenſchlich, grauſam! Dieſe Liebe ſo zu belohnen! Die zu vergeſſen —

Amalia. (auffahrend.) Was, mich vergeſſen?

Franz. Hatteſt du ihm nicht einen Ring an den Finger geſteckt? einen Diamantring zum Unterpfand deiner Treue! — Freylich nun, wie kann auch ein Jüngling den Reitzen einer Metze Widerſtand thun? Wer wird's ihm auch verdenken, da ihm ſonſt nichts mehr übrig war wegzugeben, — und bezahlte ſie ihn nicht mit Wucher dafür mit ihren Liebkoſungen, ihren Umarmungen?

Amalia (aufgebracht.) Meinen Ring einer Metze?

Franz. Pfui, pfui! das iſt ſchändlich. Wohl aber, wenn's nur das wäre! — Ein Ring, ſo koſtbar er auch iſt, iſt im Grunde bey jedem Juden wieder zu haben — vielleicht mag ihm die Arbeit daran nicht gefallen haben, vielleicht hat er einen ſchönern dafür eingehandelt.

Amalia. (heftig.) Aber meinen Ring — ich ſage meinen Ring?

Franz. Keinen andern, Amalia — ha! ſolch ein Kleinod, und an meinem Finger — und von Amalia! — von hier ſollt' ihn der Tod nicht geriſſen haben — nicht wahr, Amalia? nicht die Koſtbarkeit des Diamants, nicht die Kunſt des Gepräges — die Liebe macht ſeinen Werth aus — Liebſtes Kind, du weineſt? Wehe über den, der dieſe köſtliche Tropfen aus ſo himmliſchen Augen preßt — ach, und wenn du erſt alles wüßteſt, ihn ſelbſt ſäheſt, ihn unter der Geſtalt ſäheſt? —

Amalia. Ungeheuer! wie, unter welcher Geſtalt?

Franz. Stille, ſtille, gute Seele, frage mich nicht aus! (wie vor ſich, aber laut.) Wenn es doch wenigſtens nur einen Schleyer hätte, das garſtige Laſter, ſich dem Auge der Welt zu entſtehlen! aber da blickts ſchrecklich durch den gelben bleyfarbenen Augenring; — da verräth ſichs im todenblaſſen eingefallenen Geſicht, und dreht die Knochen heßlich hervor — da ſtammelts in der halben verſtümmelten Stimme — da predigts fürchterlich laut vom zitternden hinſchwankenden Gerippe — da durchwühlt es der Knochen innerſtes Mark, und bricht die mannhafte Stärke der Jugend — da, da ſprizt es den eitrichten freſſenden Schaum aus Stirn und Wangen und Mund und der ganzen Fläche des Leibes zum ſcheußlichen Ausſaz hervor, und niſtet abſcheulich in den Gruben der viehiſchen Schande — pfui, pfui! mir eckelt. Naſen, Augen, Ohren ſchütteln ſich — du haſt jenen Elenden geſehen, Amalia, der in unſerem Siechenhauſe ſeinen Geiſt auskeuchte, die Schaam ſchien ihr ſcheues Auge vor ihm zuzublinzen — du rufteſt Wehe über ihn aus. Ruf diß Bild noch einmal ganz in deine Seele zurück, und Karl ſteht vor dir! — Seine Küſſe ſind Peſt, ſeine Lippen vergiften die deinen!

Amalia (ſchlägt ihn.) Schaamloſer Läſterer!

Franz. Graut dir vor dieſem Karl? Eckelt dir ſchon vor dem matten Gemälde? Geh, gaff ihn ſelbſt an, deinen ſchönen, engliſchen göttlichen Karl! Geh, ſauge ſeinen balſamiſchen Athem ein, und laß dich von den Ambroſia-Düften begraben, die aus ſeinem Rachen dampfen! der bloſe Hauch ſeines Mundes wird dich in jenen ſchwarzen todähnlichen Schwindel hauchen, der den Geruch eines berſtenden Aaſes und den Anblick eines Leichenvollen Wahlplatzes begleitet.

Amalia (wendet ihr Geſicht ab.)

Franz. Welches Aufwallen der Liebe! Welche Wolluſt in der Umarmung — aber iſt es nicht ungerecht, einen Menſchen um ſeiner ſiechen Auſſenſeite willen zu verdammen? Auch im elendeſten Aeſopiſchen Krüppel kann eine groſe liebenswürdige Seele, wie ein Rubin aus dem Schlamme glänzen, (boshaft lächelnd.) Auch aus blattrichten Lippen kann ja die Liebe —

Freylich, wenn das Laſter auch die Feſten des Karakters erſchüttert, wenn mit der Keuſchheit auch die Tugend davon fliegt, wie der Duft aus der welken Roſe verdampft — wenn mit dem Körper auch der Geiſt zum Krüppel verdirbt —

Amalia (froh aufſpringend.) Ha! Karl! Nun erkenn ich dich wieder! du biſt noch ganz! ganz! alles war Lüge! — weiſt du nicht, Böſewicht, daß Karl unmöglich das werden kann? (Franz ſteht einige Zeit tiefſinnig, dann dreht er ſich plötzlich, um zu gehn.) Wohin ſo eilig, fliehſt du vor deiner eigenen Schande?

Franz (mit verhülltem Geſicht.) Laß mich, laß mich! — meinen Thränen den Lauf laſſen — tyranniſcher Vater! den beſten deiner Söhne ſo hinzugeben dem Elend — der ringsumgebenden Schande — laß mich, Amalia! ich will ihm zu den Füſſen fallen, auf den Knieen will ich ihn beſchwören, den ausgeſprochenen Fluch auf mich, auf mich zu laden — mich zu enterben — mich — mein Blut — mein Leben — alles —

Amalia (fällt ihm um den Hals.) Bruder meines Karls, beſter, liebſter Franz!

Franz. O Amalia! wie lieb ich dich um dieſer unerſchütterten Treue gegen meinen Bruder — Verzeih, daß ich es wagte, deine Liebe auf dieſe harte Probe zu ſetzen! — Wie ſchön haſt du meine Wünſche gerechtfertigt! — Mit dieſen Thränen, dieſen Seufzern, dieſem himmliſchen Unwillen — auch für mich, für mich — unſere Seelen ſtimmten ſo zuſammen.

Amalia. O nein, das thaten ſie nie!

Franz. Ach ſie ſtimmten ſo harmoniſch zuſammen, ich meynte immer, wir müßten Zwillinge ſeyn! und wär der leidige Unterſchied von auſſen nicht, wobey leider freylich Karl verlieren muß, wir würden zehnmal verwechſelt. Du biſt, ſagt' ich oft zu mir ſelbſt, ja du biſt der ganze Karl, ſein Echo, ſein Ebenbild!

Amalia (ſchüttelt den Kopf.) Nein, nein, bey jenem keuſchen Lichte des Himmels! kein Aederchen von ihm, kein Fünkchen von ſeinem Gefühle —

Franz. So ganz gleich in unſern Neigungen — die Roſe war ſeine liebſte Blume — welche Blume war mir über die Roſe? Er liebte die Muſik unausſprechlich, und ihr ſeyd Zeugen, ihr Sterne! ihr habt mich ſo oft in der Todenſtille der Nacht beym Klaviere belauſcht, wenn alles um mich begraben lag in Schatten und Schlummer — und wie kannſt du noch zweifeln, Amalia, wenn unſere Liebe in einer Vollkommenheit zuſammentraf, und wenn die Liebe die nemliche iſt, wie könnten ihre Kinder entarten?

Amalia (ſieht ihn verwundernd an.)

Franz. Es war ein ſtiller, heiterer Abend, der letzte, eh er nach Leipzig abreiſte, da er mich mit ſich in jene Laube nahm, wo ihr ſo oft zuſammenſaßet in Träumen der Liebe — ſtumm blieben wir lang — zuletzt ergriff er meine Hand und ſprach leiſe mit Thränen: ich verlaſſe Amalia, ich weiß nicht — mir ahnets, als hieß es auf ewig — verlaß ſie nicht, Bruder! — ſey ihr Freund — ihr Karl — wenn Karl — nimmer — wiederkehrt — (Er ſtürzt vor ihr nieder und küßt ihr die Hand mit Heftigkeit.) Nimmer, nimmer, nimmer wird er wiederkehren, und ich hab's ihm zugeſagt mit einem heiligen Eide!

Amalia (zurückſpringend.) Verräther, wie ich dich ertappe! In eben dieſer Laube beſchwur er mich, keiner andern Liebe — wenn er ſterben ſollte — ſiehſt du, wie gottlos, wie abſcheulich du — geh aus meinen Augen.

Franz. Du kennſt mich nicht, Amalia, du kennſt mich gar nicht!

Amalia. O ich kenne dich, von itzt an kenn ich dich — und du wollteſt ihm gleich ſeyn? Vor dir ſollt er um mich geweint haben? Vor dir? Ehe hätt' er meinen Namen auf den Pranger geſchrieben! Geh den Augenblick!

Franz. Du beleidigſt mich!

Amalia. Geh, ſag ich. Du haſt mir eine koſtbare Stunde geſtohlen, ſie werde dir an deinem Leben abgezogen.

Franz. Du haſſeſt mich.

Amalia. Ich verachte dich, geh!

Franz (mit den Füſſen ſtampfend.) Wart!, ſo ſollſt du vor mir zittern! mich einem Bettler aufopfern? (Zornig ab.)

Amalia. Geh, Lotterbube — itzt bin ich wieder bey Karln — Bettler, ſagt er? ſo hat die Welt ſich umgedreht, Bettler ſind Könige, und Könige ſind Bettler! — Ich möchte die Lumpen, die er anhat, nicht mit dem Purpur der Geſalbten vertauſchen — der Blick, mit dem er bettelt, das muß ein groſer, ein königlicher Blick ſeyn — ein Blick, der die Herrlichkeit, den Pomp, die Triumphe der Groſen und Reichen zernichtet! In den Staub mit dir, du prangendes Geſchmeide! (Sie reißt ſich die Perlen vom Hals.) Seyd verdammt, Gold und Silber und Juwelen zu tragen, ihr Groſen und Reichen! Seyd verdammt, an üppigen Maalen zu zechen! Verdammt, euren Gliedern wohl zu thun auf weichen Polſtern der Wohlluſt! Karl! Karl! ſo bin ich dein werth — (Ab.)

Zweyter Akt.

Erſte Scene.

Franz von Moor.

(nachdenkend in ſeinem Zimmer.)

Es dauert mir zu lange — der Doktor will, er ſei im Umkehren — das Leben eines Alten iſt doch eine Ewigkeit! — Und nun wär freye, ebene Bahn bis auf dieſen ärgerlichen zähen Klumpen Fleiſch, der mir, gleich dem unterirrdiſchen Zauberhund in den Geiſtermährchen, den Weg zu meinen Schätzen verrammelt.

Müßen denn aber meine Entwürfe ſich unter das eiſerne Joch des Mechanismus beugen? — Soll ſich mein hochfliegender Geiſt an den Schneckengang der Materie ketten laſſen? — Ein Licht ausgeblaſen, das ohnehin nur mit den letzten Oeltropfen noch wuchert — mehr iſt's nicht — Und doch möchte ich das nicht gern ſelbſt gethan haben um der Leute willen. Ich möchte ihn nicht gern getödtet, aber abgelebt. Ich möchte es machen wie der geſcheide Arzt, (nur umgekehrt.) — Nicht der Natur durch einen Queerſtreich den Weg verrannt, ſondern ſie in ihrem eigenen Gange befördert. Und wir vermögen doch wirklich die Bedingungen des Lebens zu verlängern, warum ſollten wir ſie nicht auch verkürzen können?

Philoſophen und Mediziner lehren mich, wie treffend die Stimmungen des Geiſts mit den Bewegungen der Maſchine zuſammen lauten. Gichtriſche Empfindungen werden jederzeit von einer Diſſonanz der mechaniſchen Schwingungen begleitet — Leidenſchaften *mißhandeln* die Lebenskraft — der überladene Geiſt drückt ſein Gehäuſe zu Boden — Wie denn nun? — Wer es verſtünde, dem Tod dieſen ungebahnten Weg in das Schloß des Lebens zu ebenen? — den Körper vom Geiſt aus zu verderben — ha! ein Originalwerk! — wer das zu Stand brächte? — Ein Werk ohne gleichen! — Sinne nach Moor! — das wär' eine Kunſt, die's verdiente, dich zum Erfinder zu haben. Hat man doch die Giftmiſcherey beynahe in den Rang einer ordentlichen Wiſſenſchaft erhoben, und die Natur durch Experimente gezwungen, ihre Schranken anzugeben, daß man nunmehr des Herzens Schläge Jahr lang vorausrechnet, und zu dem Pulſe ſpricht, bis hieher und nicht weiter! *) — Wer ſollte nicht auch hier ſeine Flügel verſuchen?

Und wie ich nun werde zu Werk gehen müſſen, dieſe ſüße friedliche Eintracht der Seele mit ihrem Leibe zu ſtören?

---

*) Eine Frau in Paris ſoll es durch ordentlich angeſtellte Verſuche mit Giftpulvern ſo weit gebracht haben, daß ſie den entfernten Todestag mit ziemlicher Zuverläſſigkeit voraus beſtimmen konnte. Pfui über unſere Aerzte, die dieſe Frau im Prognoſtiziren beſchämt!

Welche Gattung von Empfindniſſen, ich werde wählen müſſen? Welche wohl den Flor des Lebens am grimmigſten anfeinden? *Zorn* — dieſer heißhungrige Wolf frißt ſich zu ſchnell ſatt — *Sorge*? — dieſer Wurm nagt mir zu langſam — *Gram*? — dieſe Natter ſchleicht mir zu träge — *Furcht*? — die Hoffnung läßt ſie nicht umgreifen — was? Sind das all' die Henker des Menſchen? — Iſt das Arſenal des Todes ſo bald erſchöpft? — (tiefſinnend.) Wie? — Nun? — Was? Nein! — Ha! (auffahrend.) *Schreck!* — Was kann der Schreck nicht? — Was kann Vernunft, Religion wider dieſes Giganten eiskalte Umarmung? — Und doch? — Wenn er auch dieſem Sturm ſtünde? — Wenn er? — O ſo komme du mir zu Hülfe *Jammer*, und du *Reue*, hölliſche Eumenide, grabende Schlange, die ihren Fraß wiederkäut, und ihren eigenen Koth wiederfrißt; ewige Zerſtörerinnen und ewige Schöpferinnen eures Giftes, und du heulende *Selbſtverklagung*, die du dein eigen Haus verwüſteſt, und deine eigene Mutter verwundeſt — Und kommt auch ihr mir zu Hülfe, wohlthätige Grazien ſelbſt, ſanftlächelnde *Vergangenheit*, und du mit dem überquellenden Füllhorn blühende *Zukunft*, haltet ihm in euren Spiegeln die Freuden des Himmels vor, wenn euer fliehender Fuß ſeinen geitzigen Armen entgleitet — So fall ich Streich auf Streich, Sturm auf Sturm dieſes zerbrechliche Leben an, bis den Furientrupp zuletzt ſchließt — die *Verzweiflung!* Triumph! Triumph! — Der Plan iſt fertig — Schwer und kunſtvoll wie keiner — zuverläßig — ſicher — denn (ſpöttiſch) des Zergliederers Meſſer findet ja keine Spuren von Wunde oder korroſiviſchem Gift.

(Entſchloſſen.) Wohlan denn, (Herrmann tritt auf.) Ha! Deus ex machina! Herrmann!

Herrmann. Zu euren Dienſten, gnädiger Junker!

Franz (gibt ihm die Hand.) Die du keinem Undankbaren erweiſeſt.

Herrmann. Ich hab' Proben davon.

Franz. Du ſollſt mehr haben mit nächſtem — mit nächſtem, Herrmann! — Ich habe dir etwas zu ſagen, Herrmann.

Herrmann. Ich höre mit tauſend Ohren.

Franz. Ich kenne dich, du biſt ein entſchloß'ner Kerl — Soldaten Herz — Haar auf der Zunge! — Mein Vater hat dich ſehr beleidigt, Herrmann!

Herrmann. Der Teufel hole mich, wenn ich's vergeſſe!

Franz. Das iſt der Ton eines Mann's! Rache geziemt einer männlichen Bruſt. Du gefällſt mir, Herrmann. Nimm dieſen Beutel, Herrmann. Er ſollte ſchwerer ſeyn, wenn ich erſt Herr wäre.

Herrmann. Das iſt ja mein ewiger Wunſch, gnädiger Junker, ich dank euch.

Franz. Wirklich, Herrmann? wünſcheſt du wirklich, ich wäre Herr? — aber mein Vater hat das Mark eines Löwen, und ich bin der jüngere Sohn.

Herrmann. Ich wollt', ihr wär't der ältere Sohn, und euer Vater hätte das Mark eines ſchwindſüchtigen Mädgens.

Franz. Ha! wie dich der ältere Sohn dann belohnen wollte! wie er dich aus dieſem unedlen Staub, der ſich ſo wenig mit deinem Geiſt und Adel verträgt, an's Licht emporheben wollte! — Dann ſollteſt du, ganz wie du da biſt, mit Gold überzogen werden, und mit vier Pferden durch die Straſen dahinraſſeln, wahrhaftig das ſollteſt du! — aber ich vergeſſe, wovon ich dir ſagen wollte — haſt du das Fräulein von Edelreich ſchon vergeſſen, Herrmann?

Herrmann. Wetter Element! was erinnert ihr mich an das?

Franz. Mein Bruder hat ſie dir weggefiſcht.

Herrmann. Er ſoll dafür büßen!

Franz. Sie gab dir einen Korb. Ich glaube gar, er warf dich die Treppen hinunter.

Herrmann. Ich will ihn dafür in die Hölle ſtoſen.

Franz. Er ſagte: man raune ſich einander in's Ohr, du ſeyſt zwiſchen dem Rindfleiſch und Meerrettig gemacht worden, und dein Vater habe dich nie anſehen können, ohne an die Bruſt zu ſchlagen und zu ſeufzen: Gott ſey mir Sünder gnädig!

Herrmann (wild.) Blitz, Donner und Hagel, ſeyd ſtill!

Franz. Er rieth dir, deinen Adelbrief im Aufſtreich zu verkaufen, und deine Strümpfe damit flicken zu laſſen.

Herrmann. Alle Teufel! ich will ihm die Augen mit den Nägeln auskratzen.

Franz. Was? du wirſt böſe? was kannſt du böſe auf ihn ſeyn? Was kannſt du ihm böſes thun? was kann ſo eine Ratze gegen einen Löwen? Dein Zorn verſüßt ihm ſeinen Triumph nur. Du kannſt nichts thun, als deine

Zähne zuſammenſchlagen, und deine Wuth an trocknem Brode auslaſſen.

Herrmann (ſtampft auf den Boden.) Ich will ihn zu Staub zerreiben.

Franz (klopft ihm auf die Achſel.) Pfui, Herrmann! du biſt ein Kavalier. Du muſt den Schimpf nicht auf dir ſitzen laſſen. Du muſt das Fräulein nicht fahren laſſen, nein, das muſt du um alle Welt nicht thun, Herrmann! Hagel und Wetter! ich würde das äuſſerſte verſuchen, wenn ich an deiner Stelle wäre.

Herrmann. Ich ruhe nicht, bis ich Ihn und Ihn unter'm Boden hab.

Franz. Nicht ſo ſtürmiſch, Herrmann! komm näher — du ſollſt Amalia haben!

Herrmann. Das muß ich, trutz dem Teufel! das muß ich!

Franz. Du ſollſt ſie haben, ſag ich dir, und das von meiner Hand. Komm näher, ſag ich — du weiſt vielleicht nicht, daß Karl ſo gut als enterbt iſt?

Herrmann (näher kommend.) Unbegreiflich, das erſte Wort, das ich höre.

Franz. Sey ruhig, und höre weiter! du ſollſt ein andermal mehr davon hören — ja, ich ſage dir, ſeit eilf Monathen ſo gut als verbannt. Aber ſchon bereut der alte den voreiligen Schritt, den er doch, (lachend.) will ich hoffen, nicht ſelbſt gethan hat. Auch liegt ihm die Edelreich täglich hart an mit ihren Vorwürfen und Klagen. Ueber kurz oder lang wird er ihn in allen vier Enden der Welt aufſuchen laſſen, und gute Nacht, Herrmann! wenn er ihn findet. Du kannſt ihm ganz demüthig die Kutſche halten, wenn er mit ihr in die Kirche zur Trauung fährt.

Herrmann. Ich will ihn am Krucifix erwürgen!

Franz. Der Vater wird ihm bald die Herrſchaft abtreten, und in Ruhe auf ſeinen Schlöſſern leben. Itzt hat der ſtolze Strudelkopf den Zügel in Händen, itzt lacht er ſeiner Haſſer und Neider — und ich, der ich dich zu einem wichtigen groſen Manne machen wollte, ich ſelbſt, Herrmann, werde tiefgebückt vor ſeiner Thürſchwelle —

Herrmann (in Hitze.) Nein, ſo wahr ich Herrmann heiſſe, das ſollt ihr nicht! wenn noch ein Fünkchen Verſtand in dieſem Gehirne glostet! das ſollt ihr nicht!

Franz. Wirſt du es hindern? auch dich, mein lieber Herrmann, wird er ſeine Geiſſel fühlen laſſen, wird dir in's Angeſicht ſpeyen, wenn du ihm auf der Straſe begegneſt, und wehe dir dann, wenn du die Achſel zuckſt oder das Maul krümmſt — ſiehe, ſo ſtehts mit deiner Anwerbung um's Fräulein, mit deinen Ausſichten, mit deinen Entwürfen.

Herrmann. Sagt mir! was ſoll ich thun?

Franz. Höre dann, Herrmann! daß du ſiehſt, wie ich mir dein Schickſal zu Herzen nehme als ein redlicher Freund — geh — kleide dich um — mach dich ganz unkenntlich, laß dich beym Alten melden, gib vor, du kämeſt geraden Wegs aus Böhmen, hätteſt mit meinem Bruder dem Treffen bey Prag beygewohnt — hätteſt ihn auf der Wahlſtatt den Geiſt aufgeben ſehen —

Herrmann. Wird man mir glauben?

Franz. Hoho! dafür laß mich ſorgen! Nimm dieſes Paket. Hier findeſt du deine Kommiſſion ausführlich. Und Dokumente dazu, die den Zweifel ſelbſt glaubig machen ſollen — mach itzt nur, daß du fortkommſt, und ungeſehen! ſpring durch die Hinterthüre in den Hof, von da über die Gartenmauer — die Kataſtrophe dieſer Tragi-Komödie überlaß mir!

Herrmann. Und die wird ſeyn: Vivat der neue Herr, Franciſkus von Moor!

Franz (ſtreichelt ihm die Backen.) Wie ſchlau du biſt? — denn ſiehſt du, auf dieſe Art erreichen wir alle Zwecke zumal und bald. Amalia gibt ihre Hoffnung auf ihn auf. Der alte mißt ſich den Tod ſeines Sohnes bey, und — er kränkelt — ein ſchwankendes Gebäude braucht des Erdbebens nicht, um über'n Haufen zu fallen — er wird die Nachricht nicht überleben — dann bin ich ſein einiger Sohn — Amalia hat ihre Stützen verloren, und iſt ein Spiel meines Willens, da kannſt du leicht denken — kurz, alles geht nach Wunſch — aber du mußt dein Wort nicht zurücknehmen.

Herrmann. Was ſagt ihr? (frohlockend.) Eh ſoll die Kugel in ihren Lauf zurückkehren, und in dem Eingeweid ihres Schützen wüthen — rechnet auf mich! Laßt nur mich machen — Adieu!

Franz (ihm nachrufend.) Die Erndte iſt dein, lieber Herrmann! — Wenn der Ochſe den Kornwagen in die Scheune gezogen hat, ſo muß er mit Heu vorlieb nehmen. Dir eine Stallmagd, und keine Amalia! (Geht ab.)

Zweyte Scene.

Des alten Moors Schlafzimmer.

Der alte Moor ſchlafend in einem Lehnſeſſel. **Amalia.**

Amalia (ſachte herbey ſchleichend.) Leiſe, leiſe! er ſchlummert. (Sie ſtellt ſich vor den Schlafenden.) Wie ſchön, wie ehrwürdig! — ehrwürdig, wie man die Heiligen malt — nein, ich kann dir nicht zürnen! Weißlockigtes Haupt, dir kann ich nicht zürnen! Schlumm're ſanft, wache froh auf, ich allein will hingeh'n und leiden.

D. a. Moor (träumend.) Mein Sohn! mein Sohn! mein Sohn!

Amalia (ergreift ſeine Hand.) Horch, horch! ſein Sohn iſt in ſeinen Träumen.

D. a. Moor. Biſt du da? biſt du wirklich? ach! wie ſiehſt du ſo elend? Sieh mich nicht an mit dieſem kummervollen Blick! ich bin elend genug.

Amalia (weckt ihn ſchnell.) Seht auf, lieber Greis! ihr träumtet nur. Faßt euch!

D. a. Moor (halb wach.) Er war nicht da? drückt ich nicht ſeine Hände? Garſtiger Franz! willſt du ihn auch meinen Träumen entreiſſen?

Amalia. Merkſt du's, Amalia?

D. a. Moor (ermuntert ſich.) Wo iſt er? wo? wo bin ich? du da, Amalia?

Amalia. Wie iſt euch? Ihr ſchlieft einen erquickenden Schlummer.

D. a. Moor.

D. a. Moor. Mir träumte von meinem Sohn. Warum hab ich nicht fortgeträumt? Vielleicht hätt' ich Verzeihung erhalten aus ſeinem Munde.

Amalia. Engel grollen nicht — er verzeiht euch. (Faßt ſeine Hand mit Wehmuth.) Vater meines Karls! ich verzeih euch.

D. a. Moor. Nein, meine Tochter! dieſe Todten-Farbe deines Angeſichts verdammet den Vater. Armes Mädgen! Ich brachte dich um die Freuden deiner Jugend — o fluche mir nicht!

Amalia (küßt ſeine Hand mit Zärtlichkeit.) Euch?

D. a. Moor. Kennſt du dieſes Bild, meine Tochter?

Amalia. Karls! —

D. a. Moor. So ſah er, als er in's ſechszehnte Jahr gieng. Itzt iſt er anders — Oh es wüthet in meinem Innern — dieſe Milde iſt Unwillen, dieſes Lächeln Verzweiflung — Nicht wahr, Amalia? Es war an ſeinem Geburtstage in der Jasminlaube, als du ihn malteſt? — Oh meine Tochter! Eure Liebe machte mich ſo glücklich.

Amalia (immer das Aug auf das Bild geheftet.) Nein, nein! er iſt's nicht. Bey Gott! das iſt Karl nicht — Hier, hier (auf Herz und Stirne zeigend.) So ganz, ſo anders. Die träge Farbe reicht nicht, den himmliſchen Geiſt nachzuſpiegeln, der in ſeinem feurigen Auge herrſchte. Weg damit! dis iſt ſo menſchlich! Ich war eine Stümperinn.

D. a. Moor. Dieſer huldreiche, erwärmende Blick — wär' er vor meinem Bette geſtanden, hätte gelebt mitten im Tode! Nie, nie wär' ich geſtorben!

Amalia. Nie, nie wär't ihr geſtorben? Es wär' ein Sprung geweſen, wie man von einem Gedanken auf einen andern und ſchönern hüpſt — dieſer Blick hätt' euch über's Grab hinübergeleuchtet. Dieſer Blick hätt' euch über die Sterne getragen!

D. a. Moor. Es iſt ſchwer, es iſt traurig! Ich ſterbe, und mein Sohn Karl iſt nicht hier — ich werde zu Grabe getragen, und er weint nicht an meinem Grabe — wie ſüß iſt's, eingewiegt zu werden in den Schlaf des Todes von dem Gebet eines Sohns — das iſt Wiegengeſang.

Amalia (ſchwärmend.) Ja ſüß, himmliſch ſüß iſt's, eingewiegt zu werden in den Schlaf des Todes von dem Geſang des Geliebten — vielleicht träumt man auch im Grabe noch fort — ein langer, ewiger, unendlicher Traum, von Karln, bis man die Glocke der Auferſtehung läutet — (aufſpringend, entzückt,) und von itzt an in ſeinen Armen auf ewig, (Pauſe. Sie geht an's Klavier, und ſpielt.)

Willſt dich, Hektor, ewig mir entreiſſen,
Wo des Aeaciden mordend Eiſen
Dem Patroklus ſchröcklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren,
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn hinunter dich der Xanthus ſchlingt?

D. a. Moor. Ein ſchönes Lied, meine Tochter. Das muſt du mir vorſpielen, eh ich ſterbe.

Amalia. Es iſt der Abſchied Andromachas und Hektors — Karl und ich haben's oft zuſammen zu der Laute geſungen. (Spielt fort.)

Theures Weib, geh, hol die Todeslanze,
Laß mich fort zum wilden Kriegestanze,
Meine Schultern tragen Ilium;
Ueber Aſtyanax unſ're Götter!
Hektor fällt, ein Vaterlands Erretter,
Und wir ſeh'n uns wieder im Elyſium.

Daniel.

Daniel. Es wartet drauſſen ein Mann auf euch. Er bittet, vorgelaſſen zu werden, er hab euch eine wichtige Zeitung.

D. a. Moor. Mir iſt auf der Welt nur etwas wichtig, du weiſt's, Amalia — iſt's ein Unglücklicher, der meiner Hülfe bedarf? Er ſoll nicht mit Seufzen von hinnen gehn.

Amalia. Iſt's ein Bettler, er ſoll eilig herauf kommen. (Daniel ab.)

D. a. Moor. Amalia, Amalia! ſchone meiner!

Amalia (ſpielt fort.)

Nimmer lauſch ich deiner Waffen Schalle,
Einſam liegt dein Eiſen in der Halle,
Priams groſer Heldenſtamm verdirbt!
Du wirſt hingeh'n, wo kein Tag mehr ſcheinet,
Der Cocytus durch die Wüſten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe ſtirbt.

All mein Sehnen, all mein Denken
Soll der ſchwarze Letheſluß ertränken,
Aber meine Liebe nicht!

Horch! der Wilde raßt ſchon an den Mauren —
Gürte mir das Schwerdt um, laß das Trauren,
Hektors Liebe ſtirbt im Felde nicht!

Franz. Herrmann (verkappt.) **Daniel.**

Franz. Hier iſt der Mann. Schröckliche Botſchaften, ſagt er, warten auf euch. Könnt ihr ſie hören?

D. a. Moor. Ich kenne nur eine. Tritt her, mein Freund, und ſchone mein nicht! Reicht ihm einen Becher Wein.

Herrmann (mit veränderter Stimme.) Gnädiger Herr! laßt es einen armen Mann nicht entgelten, wenn er wider Willen euer Herz durchbohrt. Ich bin ein Fremdling in dieſem Lande, aber euch kenn ich ſehr gut, ihr ſeyd der Vater Karls von Moor.

D. a. Moor. Woher weiſt du das?

Herrmann. Ich kannte euren Sohn —

Amalia (auffahrend.) Er lebt? lebt? Du kennſt ihn? wo iſt er, wo, wo? (will hinwegrennen.)

D. a. Moor. Du weiſt von meinem Sohn?

Herrmann. Er ſtudierte in Leipzig. Von da zog er, ich weis nicht wie weit, herum. Er durchſchwärmte Deutſchland in die Runde, und, wie er mir ſagte, mit unbedecktem Haupt, barfus, und bettelte ſein Brod vor den Thüren. Fünf Monathe drauf brach der leidige Krieg zwiſchen Preußen und Oeſtreich wieder aus, und da er auf der Welt nichts mehr zu hoffen hatte, zog ihn der Hall von Friderichs ſiegreicher Trommel nach Böhmen. Erlaubt mir, ſagte er, zum groſen Schwerin, daß ich den Tod ſterbe auf dem Bette der Helden, ich hab keinen Vater mehr! —

D. a. Moor. Sieh mich nicht an, Amalia!

Herrmann. Man gab ihm eine Fahne. Er flog den preußiſchen Siegesflug mit. Wir kamen zuſammen unter ein Zelt zu liegen. Er ſprach viel von ſeinem alten Vater und von beſſern, vergangenen Tagen — und von vereitelten Hoffnungen — uns ſtanden die Thränen in den Augen.

D. a. Moor (verhüllt ſein Haupt in das Kiſſen.) Stille, o ſtille!

Herrmann. Acht Tage d'rauf war das heiße Treffen bey Prag — ich darf euch ſagen, euer Sohn hat ſich gehalten wie ein wackerer Kriegsmann. Er that Wunder vor den Augen der Armee. Fünf Regimenter mußten neben ihm wechſeln, er ſtand. Feuerkugeln fielen rechts und links, euer Sohn ſtand. Eine Kugel zerſchmetterte ihm die rechte Hand, euer Sohn nahm die Fahne in die linke, und ſtand —

Amalia (in Entzückung.) Hektor, Hektor! hört ihr's? er ſtand —

Herrmann. Ich traf ihn am Abend der Schlacht niedergeſunken unter Kugel-Gepfeiffe, mit der linken hielt er das ſtürzende Blut, die rechte hatte er in die Erde gegraben. Bruder! rief er mir entgegen, es lief ein Gemurmel durch die Glieder: der General ſey vor einer Stunde gefallen — er iſt gefallen, ſagt' ich, und du? — Nun, wer ein braver Soldat iſt, rief er, und ließ die linke Hand los, der folge ſeinem General, wie ich! Bald darauf hauchte er ſeine groſe Seele dem Helden zu.

Franz (wild auf Herrmann losgehend.) Daß der Tod deine verfluchte Zunge verſiegle! Biſt du hieher kommen, unſerem Vater den Todesſtos zu geben? — Vater! Amalia! Vater!

Herrmann. Es war der letzte Wille meines ſterbenden Kameraden. Nimm diß Schwerdt, röchelte er, du wirſt's meinem alten Vater überliefern, das Blut ſeines Sohnes klebt daran, er iſt gerochen, er mag ſich weiden. Sag ihm, ſein Fluch hätte mich gejagt in Kampf und Tod, ich ſey gefallen in Verzweiflung! Sein letzter Seufzer war Amalia.

Amalia (wie aus einem Todesſchlummer aufgejagt.) Sein letzter Seufzer, Amalia!

D. a. Moor (Gräßlich ſchreyend, ſich die Haare ausraufend.) Mein Fluch ihn gejagt in den Tod! gefallen in Verzweiflung!

Franz (umherirrend im Zimmer.) Oh! Was habt ihr gemacht, Vater? Mein Karl, mein Bruder!

Herrmann. Hier iſt das Schwerdt, und hier iſt auch ein Portrait, das er zu gleicher Zeit aus dem Buſen zog! Es gleicht dieſem Fräulein auf ein Haar. Diß ſoll meinem Bruder Franz, ſagte er, — ich weiß nicht, was er damit ſagen wollte.

Franz (wie erſtaunt.) Mir? Amalia's Portrait? Mir, Karl, Amalia? Mir?

Amalia (heftig auf Herrmann losgehend.) Feiler, Beſtochener, Betrüger! (faßt ihn hart an.)

Herrmann. Das bin ich nicht, gnädiges Fräulein. Sehet ſelbſt, ob's nicht euer Bild iſt — ihr mögt's ihm wohl ſelbſt gegeben haben.

Franz. Bey Gott! Amalia, das deine! Es iſt wahrlich das deine!

Amalia (gibt ihm das Bild zurück.) Mein, mein! O Himmel und Erde!

D. a. Moor (ſchreyend, ſein Geſicht zerfleiſchend.) Wehe, Wehe! mein Fluch ihn gejagt in den Tod! gefallen in Verzweiflung!

Franz. Und er gedachte meiner in der letzten ſchweren Stunde des Scheidens, meiner! Engliſche Seele — da ſchon das ſchwarze Panier des Todes über ihm rauſchte — meiner! —

D. a. Moor (lallend.) Mein Fluch ihn gejagt, in den Tod, gefallen mein Sohn in Verzweiflung! —

Herrmann. Den Jammer ſteh ich nicht aus. Lebt wohl, alter Herr! (leiſe zu Franz.) Warum habt ihr auch das gemacht, Junker? (geht ſchnell ab.)

Amalia (aufſpringend, ihm nach.) Bleib, bleib! Was waren ſeine letzte Worte?

Herrmann (zurückrufend.) Sein letzter Seufzer war Amalia. (ab.)

Amalia. Sein letzter Seufzer war Amalia! — Nein, du biſt kein Betrüger! So iſt es wahr — wahr — er iſt tod! — tod! — (hin und her taumelnd, bis ſie umſinkt.) tod — Carl iſt tod —

Franz. Was ſeh' ich? Was ſteht da auf dem Schwerdt? geſchrieben mit Blut — Amalia!

Amalia. Von ihm?

Franz. Seh' ich recht, oder träum ich? Siehe da mit blutiger Schrift:

Franz, verlaß meine Amalia nicht! Sieh doch, ſieh doch! und auf der andern Seite: Amalia! deinen Eid zerbrach der allgewaltige Tod. — Siehſt du nun, ſiehſt du nun? Er ſchrieb's mit erſtarrender Hand, ſchrieb's mit dem warmen Blut ſeines Herzens, ſchrieb's an der Ewigkeit feyerlichem Rande! ſein fliehender Geiſt verzog, Franz und Amalia noch zuſammen zu knüpfen.

Amalia. Heiliger Gott! es iſt ſeine Hand. — Er hat mich nie geliebt! (ſchnell ab.)

Franz (auf den Boden ſtampfend.) Verzweifelt! meine ganze Kunſt erliegt an dem Starrkopf.

D. a. Moor. Wehe, Wehe! Verlaß mich nicht, meine Tochter! — Franz, Franz! gib mir meinen Sohn wieder!

Franz. Wer war's, der ihm den Fluch gab? Wer war's, der ſeinen Sohn jagte in Kampf und Tod und Verzweiflung? — oh! er war ein Engel! ein Kleinod des Himmels. Fluch über ſeine Henker! Fluch, Fluch über euch ſelber! —

D. a. Moor (ſchlägt mit geballter Fauſt wider Bruſt und Stirn.) Er war ein Engel, war Kleinod des Himmels! Fluch, Fluch, Verderben, Fluch über mich ſelber! Ich bin der Vater, der ſeinen groſen Sohn erſchlug. Mich liebt' er bis in den Tod! mich zu rächen, rannte er in Kampf und Tod! Ungeheuer, Ungeheuer! (wüthet wider ſich ſelber.)

Franz. Er iſt dahin, was helfen ſpäte Klagen? (höniſch lachend.) Es iſt leichter morden, als lebendig machen. Ihr werdet ihn nimmer aus ſeinem Grabe zurückholen.

D. a. Moor. Nimmer, nimmer, nimmer aus dem Grabe zurückholen! Hin, verloren auf ewig! — Und du haſt mir den Fluch aus dem Herzen geſchwäzt, du — du — Meinen Sohn mir wieder!

Franz. Reizt meinen Grimm nicht. Ich verlaß euch im Tode! —

D. a. Moor. Scheuſal! Scheuſal! ſchaff mir meinen Sohn wieder! (fährt aus dem Seſſel, will Franzen an der Gurgel faſſen, der ihn zurück ſchleudert.)

Franz. Kraftloſe Knochen! ihr wagt es — ſterbt! verzweifelt! (ab.)

Der alte Moor.

Tauſend Flüche donnern dir nach! Du haſt mir meinen Sohn aus den Armen geſtohlen (voll Verzweiflung hin und her geworfen im Seſſel.) Wehe, Wehe! Verzweifeln, aber nicht ſterben! — Sie fliehen, verlaſſen mich im Tode — meine gute Engel fliehen von mir, weichen alle die Heilige vom eisgrauen Mörder — Wehe! Wehe! will mir keiner das Haupt halten, will keiner die ringende Seele entbinden? Keine Söhne! keine Töchter! keine Freunde! — Menſchen nur — will keiner, allein — verlaſſen — Wehe! Wehe! — Verzweifeln, aber nicht ſterben!

Amalia (mit verweinten Augen.)

D. a. Moor. Amalia! Bote des Himmels! Kommſt du, meine Seele zu löſen?

Amalia (mit ſanfterem Ton.) Ihr habt einen herrlichen Sohn verloren.

D. a. Moor. Ermordet willſt du ſagen. Mit dieſem Zeugnis belaſtet tret ich vor den Richterſtuhl Gottes.

Amalia. Nicht alſo, jammervoller Greis! der himmliſche Vater rückt' ihn zu ſich. Wir wären zu glücklich geweſen auf dieſer Welt. — Droben, droben über den Sonnen — Wir ſeh'n ihn wieder.

D. a. Moor. Wiederſehen, wiederſehen! Oh es wird mir durch die Seele ſchneiden ein Schwerdt — Wenn ich ein Heiliger ihn unter den Heiligen finde — mitten im Himmel werden durch mich ſchauern Schauer der Hölle! Im Anſchauen des Unendlichen mich zermalmen die Erinnerung: Ich hab meinen Sohn ermordet!

Amalia. Oh, er wird euch die Schmerz-Erinnerung aus der Seele lächeln, ſeyd doch heiter, lieber Vater! ich bin's ſo ganz. Hat er nicht ſchon den himmliſchen Hörern den Namen Amalia vorgeſungen auf der ſeraphiſchen Harfe, und die himmliſchen Hörer liſpelten leiſe ihn nach? Sein letzter Seufzer war ja, Amalia! wird nicht ſein erſter Jubel, Amalia! ſeyn?

D. a. Moor. Himmliſcher Troſt quillt von deinen Lippen! Er wird mir lächeln, ſagſt du? Vergeben? du muſt bey mir bleiben, Geliebte meines Karls, wenn ich ſterbe.

Amalia. Sterben iſt Flug in ſeine Arme. Wohl euch! Ihr ſeyd zu beneiden. Warum ſind dieſe Gebeine nicht mürb? Warum dieſe Haare nicht grau? Wehe über die Kräfte der Jugend! Willkommen, du markloſes Alter! näher gelegen dem Himmel und meinem Karl.

Franz (tritt auf.)

D. a. Moor. Tritt her, mein Sohn! Vergib mir, wenn ich vorhin zu hart gegen dich war! ich vergebe dir alles. Ich möchte ſo gern im Frieden den Geiſt aufgeben.

Franz. Habt ihr genug, um euren Sohn geweint? ſo viel ich ſehe, habt ihr nur einen.

D. a. Moor. Jakob hatte der Söhne zwölf, aber um ſeinen Joſeph hat er blutige Thränen geweint.

Franz. Hum!

D. a. Moor. Geh, nimm die Bibel, meine Tochter, und lies mir die Geſchichte Jakobs und Joſephs! Sie hat mich immer ſo gerührt, und damals bin ich noch nicht Jakob geweſen.

Amalia. Welches ſoll ich euch leſen? (nimmt die Bibel und blättert.)

D. a. Moor. Lis mir den Jammer des verlaſſenen, als er ihn nimmer unter ſeinen Kindern fand — und vergebens ſein harrte im Kreis ſeiner eilfe — und ſein Klagege-Lied, als er vernahm; ſein Joſeph ſey ihm genommen auf ewig —

Amalia. (lieſt.) „Da nahmen ſie Joſephs Rock,
„und ſchlachteten einen Ziegenbock, und tauchten den Rock
„in das Blut, und ſchickten den bunten Rock hin, und
„lieſſen ihn ihrem Vater bringen, und ſagen: Dieſen haben
„wir funden, ſiehe, ob's deines Sohnes Rock ſey, oder nicht?
„(Franz geht plötzlich hinweg.) Er kannte ihn aber und ſprach:
„Es iſt meines Sohnes Rock, ein böſes Thier hat ihn ge-
„freſſen, ein reiſſend Thier hat Joſeph zerriſſen,“ —

D. a. Moor (fällt auf's Kiſſen zurück.) Ein reiſſend Thier hat Joſeph zerriſſen!

Amalia (lieſt weiter.) „Und Jakob zerriß ſeine Klei„der, und legte einen Sack um ſeine Lenden, und trug Leide „um ſeinen Sohn lange Zeit, und all' ſeine Söhne und Töch„ter traten auf, daß ſie ihn tröſteten, aber er wollte ſich „nicht tröſten laſſen und ſprach: Ich werde mit Leid hin„unterfahren —

D. a. Moor. Hör auf, hör auf! Mir wird ſehr übel.

Amalia (hinzuſpringend, läßt das Buch fallen.) Hilf Himmel! Was iſt das?

D. a. Moor. Das iſt der Tod! — Schwarz — ſchwimmt — vor meinen — Augen — ich bitt dich — ruf dem Paſtor — daß er mir — das Abendmahl reiche — Wo iſt — mein Sohn Franz?

Amalia. Er iſt geflohen! Gott erbarme ſich unſer!

D. a. Moor. Geflohen — geflohen von des ſterbenden Bett? — — Und das all' — all' — von zwey Kindern voll Hoffnung — du haſt ſie — gegeben — haſt ſie — genommen — — dein Name ſey — —

Amalia (mit einem plötzlichen Schrey.) Tod! alles Tod! (ab in Verzweiflung.)

Franz (hüpft frohlockend herein.)

Tod, ſchreyen ſie, tod! Itzt bin ich Herr. Im ganzen Schloſſe zettert es, tod! — Wie aber, ſchläft er vielleicht nur? — freylich, ach freylich! das iſt nun freylich ein

Schlaf, wo es ewig niemals, Guten Morgen, heißt — Schlaf und Tod ſind nur Zwillinge. Wir wollen einmal die Namen wechſeln! Wakerer, willkommener Schlaf! Wir wollen dich Tod heiſſen! (Er drückt ihm die Augen zu.) Wer wird nun kommen, und es wagen, mich vor Gericht zu fordern? oder mir in's Angeſicht zu ſagen: du biſt ein Schurke! Weg dann mit dieſer läſtigen Larve von Sanftmuth und Tugend! Nun ſollt ihr den nakten Franz ſehen, und euch entſetzen! Mein Vater überzuckerte ſeine Forderungen, ſchuf ſein Gebieth zu einem Familienzirkel um, ſas liebreich lächelnd am Thor, und grüßte ſie Brüder und Kinder. — Meine Aug-Braunen ſollen über euch herhangen wie Gewitter-Wolken, mein herriſcher Name ſchweben wie ein drohender Komet über dieſen Gebirgen, meine Stirne ſoll euer Wetterglas ſeyn! Er ſtreichelte und koßte den Nacken, der gegen ihn ſtörrig zurück ſchlug. Streicheln und Koſen iſt meine Sache nicht. Ich will euch die zackichte Sporen in's Fleiſch hauen, und die ſcharfe Geißel verſuchen. — In meinem Gebiet ſoll's ſo weit kommen, daß Kartoffeln und dünn Bier ein Traktament für Feſttage werden, und wehe dem, der mir mit vollen feurigen Backen unter die Augen tritt! Bläſſe der Armuth und ſclaviſchen Furcht ſind meine Leibfarbe: in dieſe Liverey will ich euch kleiden!

(Er geht ab.)

Dritte Scene.

Die böhmiſchen Wälder.

Spiegelberg, Razmann, Räuberhaufen.

Razmann. Biſt da? biſts wirklich? So laß dich doch zu Brey zuſammen drucken, lieber Herzens-Bruder Moriz! Willkommen in den Böhmiſchen Wäldern! Biſt ja gros worden und ſtark. Stern-Kreuz-Bataillon! Bringſt ja Rekruten mit einen ganzen Trieb, du trefflicher Werber!

Spiegelberg. Gelt Bruder? Gelt? Und das ganze Kerl darzu! — du glaubſt nicht, Gottes ſichtbarer Seegen iſt bey mir, war dir ein armer hungriger Tropf, hatte nichts als dieſen Stab, da ich über den Jordan gieng, und itzt ſind unſerer acht und ſiebenzig, meiſtens ruinirte Krämer, rejicirte Magiſter und Schreiber aus den ſchwäbiſchen Provinzen, das iſt dir ein Korps Kerles, Bruder, deliciöſe Burſche, ſag ich dir, wo als einer dem andern die Knöpfe von den Hoſen ſtiehlt, und mit geladener Flinte neben ihm ſicher iſt — und haben voll auf, und ſtehen dir in einem Renommee vierzig Meilen weit, das nicht zu begreifen iſt. Da iſt dir keine Zeitung, wo du nicht ein Artikelchen von dem Schlaukopf Spiegelberg wirſt getreffen haben, ich halte ſie mir auch pur deswegen — vom Kopf bis zun Füſſen haben ſie mich dir hingeſtellt, du meynſt, du ſiehſt mich, — ſo gar meine Rokknöpfe haben ſie nicht vergeſſen. Aber wir führen ſie erbärmlich am Narrenſeil herum. Ich geh lezthin in die Druckerey, geb vor, ich hätte den berüchtigten Spiegelberg geſehn, und diktir einem Skrizler, der dort ſaß, das leibhafte Bild von einem dortigen Wurmdoktor in die Feder, das Ding kommt um, der Kerl wird eingezogen, par force inquirirt, und in der Angſt und in der Dummheit geſteht er dir, hol mich der Teufel! geſteht dir, er ſey der Spiegelberg — Donner und Wetter! ich war eben auf dem Sprung, mich beym Magiſtrat anzugeben, daß die Kanaille mir meinen Namen ſo verhunzen ſoll — wie ich ſage, drey Monath d'rauf hangt er. Ich mußte nachher eine derbe Priſe Toback in die Naſe reiben, als ich am Galgen vorbeyſpatzierte, und den Pſeudo-Spiegelberg in ſeiner Glorie da paradiren ſah — und unterdeſſen daß Spiegelberg hangt, ſchleicht ſich Spiegelberg ganz ſachte aus den Schlingen, und deutet der ſuperklugen Gerechtigkeit hinterrucks Eſelsohren, daß's zum Erbarmen iſt.

Razmann (lacht.) Du biſt eben noch immer der alte.

Spiegelberg. Das bin ich, wie du ſiehſt, an Leib und Seel. Narr! einen Spaß muß ich dir doch erzählen, den ich neulich im Cäcilien-Kloſter angerichtet habe. Ich treffe das Kloſter auf meiner Wanderſchaft ſo gegen die Dämmerung, und da ich eben den Tag noch keine Patrone verſchoſſen hatte, du weiſt, ich haſſe das diem perdidi auf den Tod, ſo mußte die Nacht noch durch einen Streich verherrlicht werden, und ſollt's dem Teufel um ein Ohr gelten! Wir halten uns ruhig, bis in die ſpäte Nacht. Es wird mausſtill. Die Lichter gehen aus. Wir denken die Nonnen könnten itzt in den Federn ſeyn. Nun nehm' ich meinen Kameraden Grimm mit mir, heiſ' die andern warten vorm Thor, bis ſie mein Pfeifchen hören würden, — verſicherte mich des Kloſterwächters, nehm' ihm die Schlüſſel ab, ſchleich' mich hinein, wo die Mägde ſchliefen, praktizier ihnen die Kleider weg, und heraus mit dem Pack zum Thor. Wir gehn weiter von Zelle zu Zelle, nehmen einer Schweſter nach der andern die Kleider, endlich auch der Aebtiſſin. — Itzt pfeif ich, und meine Kerls drauſſen fangen an zu ſtürmen und zu haſſeliren als käm der jüngſte Tag, und hinein mit veſtialiſchem Gepolter in die Zellen der Schweſtern! — hahaha! — da hätteſt du die Hatz ſehen ſollen, wie die armen Thiergen in der Finſtere nach ihren Röcken tappten, und ſich jämmerlich geberdeten, wie ſie zum Teufel waren, und wir indeß wie alle Donnerwetter zugeſetzt, und wie ſie ſich vor Schreck und Beſtürzung in Bettlacken wickelten, oder unter den Ofen zuſammenkrochen wie Katzen, andere in der Angſt ihres Herzens die Stube ſo beſprengten, daß du hätteſt das Schwimmen darinnen lernen können, und das erbärmliche Gezetter und Lamento, und endlich gar die alte Schnurre die Aebtiſſin, angezogen wie Eva vor dem Fall — du weiſt, Bruder, daß mir auf dieſem weiten Erdenrund kein Geſchöpf ſo zuwider iſt, als eine Spinne und ein altes Weib, und nun denk' dir einmal die ſchwarzbraune, runzlichte, zottige Vettel vor mir herumtanzen, mich bey ihrerer jungfräulichen Sittſamkeit

keit beſchwören — alle Teufel! ich hatte ſchon den Ellenbogen angeſetzt, ihr die übriggebliebenen wenigen edlen vollends in den Maſtdarm zu ſtoßen — kurz reſolvirt! entweder heraus mit dem Silbergeſchirr, mit dem Kloſterſchatz und allen den blanken Thälerchen, oder — meine Kerls verſtanden mich ſchon — ich ſage dir, ich hab' aus dem Kloſter mehr dann tauſend Thaler Werths geſchleift, und den Spaß obendrein, und meine Kerls haben ihnen ein Andenken hinterlaſſen, ſie werden ihre neun Monathe dran zu ſchleppen haben.

Razmann. (auf den Boden ſtampfend.) Daß mich der Donner da weg hatte.

Spiegelberg. Siehſt du? Sag' du mehr, ob das kein Luder-Leben iſt! Und dabey bleibt man friſch und ſtark, und das Korpus iſt noch beyſammen, und ſchwillt dir ſtündlich wie ein Prälats-Bauch — ich weiß nicht, ich muß was magnetiſches an mir haben, das dir alles Lumpengeſindel auf Gottes Erdboden anzieht wie Stahl und Eiſen.

Razmann. Schöner Magnet du! Aber ſo möcht' ich Henkers doch wiſſen, was für Hexereyen du brauchſt —

Spiegelberg. Hexereyen? Braucht keiner Hexereyen — Kopf mußt du haben! Ein gewiſſes praktiſches Judicium, das man freilich nicht in der Gerſte frißt — denn ſiehſt du, ich pfleg' immer zu ſagen: einen honnetten Mann kann man aus jedem Weidenſtozen formen, aber zu einem Spitzbuben will's Grüz — auch gehört dazu ein eignes National-Genie, ein gewiſſes, daß ich ſo ſage, Spitzbuben-Klima, und da rath' ich dir, reiſ' du ins Graubündner-Land, das iſt das Athen der heutigen Gauner.

Razmann. Bruder! man hat mir überhaupt das ganze Italien gerühmt.

Spiegelberg. Ja ja! man muß niemand ſein Recht vorenthalten, Italien weiſt auch ſeine Männer auf, und wenn Deutſchland ſo fortmacht, wie es bereits auf dem Weg iſt, und die Bibel vollends hinaus votirt, wie es die glänzendſten Aſpekten hat, ſo kann mit der Zeit auch noch aus Deutſchland was Gutes kommen, — überhaupt aber, muß ich dir ſagen, macht das Klima nicht ſonderlich viel, das Genie kommt überall fort, und das übrige, Bruder — ein Holzapfel, weiſt du wohl, wird im Paradies-Gärtlein ſelber ewig keine Ananas — aber daß ich dir weiter ſage, — wo bin ich ſtehen geblieben?

Razmann. Bey den Kunſtgriffen!

Spiegelberg. Ja recht, bey den Kunſtgriffen. So iſt dein erſtes, wenn du in die Stadt kommſt, du ziehſt bey den Bettelvögten, Stadt-Patrollanten und Zuchtknechten Kundſchaft ein, wer ſo am fleiſſigſten bey ihnen einſpreche, die Ehre gebe, und dieſe Kunden ſuchſt du auf — ferner niſteſt du dich in die Kaffeehäuſer, Bordelle, Wirthshäuſer ein, ſpähſt, ſondirſt, wer am meiſten über die wohlfeile Zeit, die fünf pro cent, über die einreiſſende Peſt der Policeyverbeſſerungen ſchreyt, wer am meiſten über die Regierung ſchimpft, oder wider die Phyſiognomik eifert und dergleichen Bruder! das iſt die rechte Höhe! die Ehrlichkeit wakkelt wie ein hohler Zahn, du darfſt nur den Pelikan anſetzen, — oder beſſer und kürzer: du gehſt und wirfſt einen vollen Beutel auf die offene Straſe, verſtackſt dich irgendwo, und merkſt dir wohl, wer ihn aufhebt — eine Weile drauf jagſt du hinterher, ſuchſt, ſchreyſt, und fragſt nur ſo im Vorbeygehen, haben der Herr nicht etwa einen Geldbeutel gefunden? Sagt er, **ja**? — nun ſo hat's der Teufel geſehen; leugnet er's aber? der Herr verzeihen — ich wüßte mich nicht zu entſinnen, — ich bedaure. (aufſpringend.) Bruder! Triumph, Bruder! Löſch deine Laterne aus, ſchlauer Diogenes! — du haſt deinen Mann gefunden.

Razmann. Du biſt ein ausgelernter Prakticus.

Spiegelberg. Mein Gott! als ob ich noch jemals dran gezweifelt hätte — Nun du deinen Mann in dem Hamen haſt, muſt du's auch fein ſchlau angreifen, daß du ihn hebſt! — Siehſt du, mein Sohn? das hab' ich ſo gemacht: — So bald ich einmal die Färthe hatte, hängt' ich mich meinem Kandidaten an wie eine Klette, ſaufte Brüderſchaft mit ihm, und Notabene! Zechfrey muſt du ihn halten! da geht freylich ein ſchönes drauf, aber das achteſt du nicht — — du gehſt weiter, du führſt ihn in Spiel-Kompagnien und bey liederlichen Menſchern ein, verwickelſt ihn in Schlägereyen, und ſchelmiſche Streiche, bis er an Saft und Kraft und Geld und Gewiſſen, und gutem Namen bankruz wird, denn incidenter muß ich dir ſagen, du richteſt nichts aus, wenn du nicht Leib und Seele verderbſt — Glaube mir Bruder! das hab' ich aus meiner ſtarken Praxi wohl fünfzigmal abſtrahirt, wenn der ehrliche Mann einmal aus dem Neſt gejagt iſt, ſo iſt der Teufel Meiſter — Der Schritt iſt dann ſo leicht — o ſo leicht, als der Sprung von einer Hure zu einer Betſchweſter. — Horch doch! was für ein Knall war das?

Razmann. Es war gedonnert, nur fortgemacht!

Spiegelberg. Noch ein kürzerer beſſerer Weg iſt der, du plünderſt deinem Mann Haus und Hof ab, bis ihm kein Hemd mehr am Leibe hebt, alsdann kommt er dir von ſelber — lern mich die Pfiffe nicht Bruder — frag einmal das Kupfergeſicht dort — Schwere Noth! den hab' ich ſchön in's Garn gekriegt — ich hielt ihm vierzig Dukaten hin, die ſollt' er haben, wenn er mir ſeines Herrn Schlüſſel in Wachs drücken wollte — denk einmal! die dumme Beſtie thuts, bringt mir, hol mich der Teufel! die Schlüſſel, und will itzt das Geld haben — Monſieur, ſagt' ich, weiß er auch, daß ich itzt dieſe Schlüſſel gerades Wegs zum Polizey-Lieutenant trage, und ihm ein Logis am lichten Galgen miethe? — tauſend Sakerment! da hätteſt du den Kerl ſehen ſollen die Augen aufreiſſen, und anfangen zu zappeln wie ein naſſer Pudel — — „Ums Himmels willen, hab' der Herr doch Einſicht! ich will — will —" was will er? will er itzt gleich den Zopf hinaufſchlagen und mit mir zum Teufel geh'n? — „o von Herzen gern, mit Freuden" — hahaha! guter Schlucker, mit Speck fangt man Mäuſe — lach ihn doch aus, Razmann! hahaha!

Razmann. Ja, ja, ich muß geſtehen. Ich will mir dieſe Lektion mit goldnen Ziffern auf meine Hirntafel ſchreiben. Der Satan mag ſeine Leute kennen, daß er dich zu ſeinem Mäckler gemacht hat.

Spiegelberg. Gelt, Bruder? und ich denke, wenn ich ihm zehen ſtelle, läßt er mich frey ausgehen — gibt ja jeder Verleger ſeinem Sammler das zehente Exemplar gratis, warum ſoll der Teufel ſo jüdiſch zu Werk gehn? — Razmann! ich rieche Pulver —

Razmann. Sapperment! ich riech's auch ſchon lang. — Gib Acht, es wird in der Näh was geſetzt haben! — Ja ja! wie ich dir ſage, Moriz — du wirſt dem Hauptmann mit deinen Rekruten willkommen ſeyn — er hat auch ſchon brave Kerl angelockt.

Spiegelberg. Aber die meinen! die meinen — Pah —

Razmann. Nun ja! ſie mögen hübſche Fingerchen haben — aber ich ſage dir, der Ruf unſers Hauptmanns hat auch ſchon ehrliche Kerls in Verſuchung geführt.

Spiegelberg. Ich will nicht hoffen.

Razmann. Sans Spaß! und ſie ſchämen ſich nicht unter ihm zu dienen. Er mordet nicht um des Raubes willen wie wir — nach dem Geld ſchien er nicht mehr zu fragen, ſo bald ers vollauf haben konnte, und ſelbſt ſein Drittheil an der Beute, das ihn von Rechtswegen trifft, verſchenkt er an Waiſenkinder, oder läßt damit arme Jungen von Hoffnung ſtudiren. Aber ſoll er dir einen Landjunker ſchröpffen, der ſeine Bauern wie das Vieh abſchindet, oder einen Schurken mit goldnen Borden unter den Hammer kriegen, der die Geſetze falſchmünzt, und das Auge der Gerechtigkeit überſilbert, oder ſonſt ein Herrchen von dem Gelichter — Kerl! da iſt er dir in ſeinem Element, und haußt teufelmäßig, als wenn jede Faſer an ihm eine Furie wäre.

Spiegelberg. Hum! hum!

Razmann. Neulich erfuhren wir im Wirthshaus, daß ein reicher Graf von Regensburg durchkommen würde, der einen Proceß von einer Million durch die Pfiffe ſeines Advokaten durchgeſetzt hätte, er ſaß eben am Tiſch und brettelte, — wie viel ſind unſerer? frug er mich, indem er haſtig aufſtand, ich ſah ihn die Unterlippe zwiſchen die Zähne klemmen, welches er nur thut, wenn er am grimmigſten iſt — nicht mehr als fünf! ſagt' ich — es iſt genug! ſagt' er, warf der Wirthinn das Geld auf den Tiſch, ließ den Wein, den er ſich hatte reichen laſſen, unberührt ſtehen — wir machten uns auf den Weg. Die ganze Zeit über ſprach er kein Wort, lief abſeitwärts und allein, nur daß er uns von Zeit zu Zeit fragte, ob wir noch nichts gewahr worden wären, und uns befahl das Ohr an die Erde zu legen. Endlich ſo kommt der Graf hergefahren, der Wagen ſchwer bepakt, der Advokat ſaß bey ihm drinn, voraus ein Reuter, nebenher ritten zwey Knechte — da hätteſt du den Mann ſehen ſollen, wie er, zwey Terzerolen in der Hand, vor uns her auf den Wagen zuſprang! und die Stimme, mit der er rief: Halt! — der Kutſcher, der nicht Halt machen wollte, mußte vom Bock herabtanzen, der Graf ſchoß aus dem Wagen in den Wind, die Reuter flohen — dein Geld, Kanaille! rief er donnernd — er lag wie ein Stier unter dem Beil — und biſt du der Schelm, der die Gerechtigkeit zur feilen Hure macht? Der Advokat zitterte, daß ihm die Zähne klapperten, — der Dolch ſtak in ſeinem Bauch wie ein Pfahl in dem Weinberg — ich habe das meine gethan! rief er, und wandte ſich ſtolz von uns weg, das Plündern iſt eure Sache. Und ſomit verſchwand er in den Wald —

Spiegelberg. Hum, hum! Bruder, was ich dir vorhin erzählt habe, bleibt unter uns, er braucht's nicht zu wiſſen. Verſtehſt du?

Razmann. Recht, recht! ich verſteh.

Spiegelberg. Du kennſt ihn ja! Er hat ſo ſeine Grillen. Du verſtehſt mich.

Razmann. Ich verſteh, ich verſteh.

Schwarz (in vollem Lauf.)

Razmann. Wer da? was gibt's da? Paſſagiers im Wald?

Schwarz. Hurtig, hurtig! wo ſind die andern? — tauſend Sakerment! ihr ſteht da, und plaudert! Wißt ihr denn nicht — wißt ihr denn gar nicht? — und Roller —

Razmann. Was dann, was dann?

Schwarz. Roller iſt gehangen, noch vier andere mit —

Razmann. Roller? Schwere Noth! ſeit wann — woher weiſt du's?

Schwarz. Schon über drey Wochen ſitzt er, und wir erfahren nichts, ſchon drey Rechtstäge ſind über ihn gehalten worden, und wir hören nichts, man hat ihn auf der Tortur examinirt, wo der Hauptmann ſey? — Der wackere Burſche hat nichts bekannt, geſtern iſt ihm der Proceß gemacht worden, dieſen Morgen iſt er dem Teufel extra Poſt zugefahren.

Razmann. Vermaledeyt! weiß es der Hauptmann?

Schwarz. Erſt geſtern erfährt er's. Er ſchäumt wie ein Eber. Du weiſt's, er hat immer am meiſten gehalten auf Roller, und nun die Tortur erſt — Strick und Leiter ſind ſchon an den Thurm gebracht worden, es half nichts, er ſelbſt hat ſich ſchon in Kapuciners-Kutte zu ihm geſchlichen, und die Perſon mit ihm wechſeln wollen, Roller ſchlugs hartnäckig ab, itzt hat er einen Eid geſchworen, daß es uns eiskalt über die Leber lief, er wolle ihm eine Todesfackel anzünden, wie ſie noch keinem König geleuchtet hat, die ihnen den Buckel braun und blau brennen ſoll. Mir iſt bang für die Stadt. Er hat ſchon lang eine Pique auf ſie, weil ſie ſo ſchändlich bigott iſt, und du weiſt, wenn er ſagt: ich will's thun! ſo iſt's ſo viel, als wenn's unſer einer gethan hat.

Razmann. Das iſt wahr! ich kenne den Hauptmann. Wenn er dem Teufel ſein Wort drauf gegeben hätte in die Hölle zu fahren, er würde nie beten, wenn er mit einem halben Vater Unſer ſelig werden könnte! — Aber ach! der arme Roller! — der arme Roller! —

Spiegelberg. Memento mori! Aber das regt mich nicht an. (Trillert ein Liedgen.)

Geh ich vorbey am Rabenſteine,
So blinz ich nur das rechte Auge zu,
Und denk, du hängſt mir wohl alleine,
Wer iſt ein Narr, ich oder du?

Razmann (aufſpringend.) Horch! ein Schuß. (Schieſſen und Lermen.)

Spiegelberg. Noch einer!

Razmann. Wieder einer! der Hauptmann!

(Hinter der Scene geſungen.)

Die Nürnberger henken keinen,
Sie hätten ihn denn vor.

Da Capo.

Schweizer. Roller. (Hinter der Scene.) Holla ho! Holla ho!

Razmann. Roller? Roller! Holen mich zehn Teufel!

Schweizer. Roller. (Hinter der Scene.) Razmann! Schwarz! Spiegelberg! Razmann!

Razmann. Roller! Schweizer! Bliz, Donner, Hagel und Wetter! (Fliegen ihm entgegen.)

Räuber Moor (zu Pferd.)
Schweizer. Roller. Grimm. Schufterle. Räubertrupp (mit Koth und Staub bedeckt, treten auf.)

Räuber Moor (vom Pferd ſpringend.) Freyheit! Freyheit! — — du biſt im Trocknen, Roller! — Führ meinen Rappen ab, Schweizer, und waſch ihn mit Wein. (Wirft ſich auf die Erde.) Das hat gegolten!

Razmann (zu Roller.) Nun bey der Feuereſſe des Pluto's! biſt du vom Rad auferſtanden?

Schwarz. Biſt du ſein Geiſt? oder bin ich ein Narr? oder biſt du's wirklich?

Roller (in Athem.) Ich bins. Leibhaftig. Ganz. Wo glaubſt du, daß ich herkomme?

Schwarz. Da frag die Hexe! der Stab war ſchon über dich gebrochen.

Roller. Das war er freylich, und noch mehr. Ich komme recta vom Galgen her. Laß mich nur erſt zu Athem kommen. Der Schweizer wird dir erzählen. Gebt mir ein Glas Brandtenwein! — du auch wieder da, Moriz? Ich dachte dich wo anders wieder zu ſehen — gebt mir doch ein Glas Brandtenwein! meine Knochen fallen auseinander — o mein Hauptmann! wo iſt mein Hauptmann!

Schwarz. Gleich, gleich! — ſo ſag doch, ſo ſchwäz doch! wie biſt du davon kommen? wie haben wir dich wieder? der Kopf geht mir um. Vom Galgen her, ſagſt du?

Roller (ſtürzt eine Flaſche Brandtenwein hinunter.) Ah, das ſchmeckt, das brennt ein! — gerades Wegs vom Galgen her! ſag ich. Ihr ſteht da, und gafft, und könnt's nicht träumen — ich war auch nur drey Schritte von der Sakerments-Leiter, auf der ich in den Schoos Abrahams ſteigen ſollte — ſo nah, ſo nah — war dir ſchon mit Haut und Haar auf die Anatomie verhandelt! hätteſt mein Leben um'n Priſe Schnupftaback haben können, dem Hauptmann dank ich Luft, Freyheit und Leben.

Schweizer. Es war ein Spaß, der ſich hören läßt. Wir hatten den Tag vorher durch unſre Spionen Wind gekriegt, der Roller liege tüchtig im Salz, und wenn der Himmel nicht bey Zeit noch einfallen wollte, ſo werde er morgen am Tag — das war als heut — den Weg alles Fleiſches gehen müſſen — Auf! ſagt der Hauptmann, was wiegt ein Freund nicht? — Wir retten ihn, oder retten ihn nicht, ſo wollen wir ihm wenigſtens doch eine Todesfackel anzünden, wie ſie noch keinem König geleuchtet hat, die ihnen den Buckel braun und blau brennen ſoll. Die ganze Bande wird aufgeboten. Wir ſchicken einen Expreſſen an ihn, der's ihm in einem Zettelchen beybrachte, daß er ihm in die Suppe warf.

Roller. Ich verzweifelte an dem Erfolg.

Schweizer. Wir paßten die Zeit ab, bis die Paſſagen leer waren. Die ganze Stadt zog dem Spektakel nach, Reuter und Fußgänger durch einander und Wagen, der Lerm und der Galgen-Pſalm jolten weit. Izt, ſagt der Hauptmann, brennt an, brennt an! Die Kerl flogen wie Pfeile, ſteckten die Stadt an drey und dreyſig Eken zumal in Brand, werfen feurige Lunten in die Nähe des Pulverthurms, in Kirchen und Scheunen — Mordbleu es war keine Viertelſtunde vergangen, der Nord-Oſt-Wind, der auch ſeinen Zahn auf die Stadt haben muß, kam uns trefflich zu ſtatten, und half die Flamme bis hinauf in die oberſten Gibel jagen. Wir indeß Gaſſe auf Gaſſe nieder, wie Furien — Feuerjo! Feuerjo! durch die ganze Stadt — Geheul, — Geſchrey — Gepolter — fangen an die Brandglocken zu brummen, knallt der Pulverthurm in die Luft, als wär die Erde mitten entzwey geborſten, und der Himmel zerplazt, und die Hölle zehntauſend Klafter tiefer verſunken.

Roller. Und izt ſah mein Gefolge zurück — da lag die Stadt wie Gomorrha und Sodom, der ganze Horizont war Feuer, Schwefel und Rauch, vierzig Gebürge brüllen den infernaliſchen Schwank in die Rund herum nach, ein paniſcher Schreck ſchmeißt alle zu Boden — izt nuz ich den Zeitpunkt, und riſch, wie der Wind! — ich war losgebunden, ſo nah war's dabey — da meine Begleiter verſteinert wie Loths Weib zurückſchaun, Reißaus! zerriſſen die Hauſen! davon! Sechzig Schritte weg werf ich die Kleider ab, ſtürze mich in den Fluß, ſchwimm unter'm Waſſer fort, bis ich glaubte ihnen aus dem Geſichte zu ſeyn. Mein Hauptmann ſchon parat mit Pferden und Kleidern — ſo bin ich entkommen. Moor! Moor! möchteſt du bald auch in den Pfeffer gerathen, daß ich dir gleiches mit gleichem vergelten kann!

Razmann. Ein beſtialiſcher Wunſch, für den man dich hängen ſollte — aber es war ein Streich zum Zerplatzen.

Roller. Es war Hülfe in der Noth, ihr könnt's nicht ſchäzen. Ihr hättet ſollen — den Strick um den Hals — mit lebendigem Leib zu Grabe marſchiren wie ich, und die ſakermentaliſchen Anſtalten und Schinders-Ceremonien, und mit jedem Schritt, den der ſcheue Fuß vorwärts wankte, näher und fürchterlich näher die verfluchte Maſchine, wo ich einlogirt werden ſollte, im Glanz der ſchröklichen Morgenſonne ſteigend, und die laurenden Schinders-Knechte, und die gräßliche Muſik — noch raunt ſie in meinen Ohren — und das Gekrächz hungriger Raben, die an meinem halbfaulen Antezeſſor zu dreyßigen hiengen, und das alles, alles — und obendrein noch der Vorſchmack der Seeligkeit, die mir blühete! — Bruder, Bruder! und auf einmal die Loſung zur Freyheit — Es war ein Knall, als ob dem Himmelsfaß ein Raif geſprungen wäre — hört Kanaillen! ich ſag euch, wenn man aus dem glühenden Ofen in's Eiswaſſer ſpringt, kann man den Abfall nicht ſo ſtark fühlen als ich, da ich am andern Ufer war.

Spiegelberg (lacht.) Armer Schlucker! nun iſt's ja verſchwitzt. (trinkt ihm zu.) Zur glücklichen Wiedergeburt!

Roller (wirft ſein Glas weg.) Nein, bey allen Schätzen des Mammons! ich möchte das nicht zum zweytenmal erleben. Sterben iſt etwas mehr als Harlequins-Sprung, und Todes-Angſt iſt ärger als Sterben.

Spiegelberg. Und der hüpfende Pulverthurn — merkſt du's izt, Razmann? — d'rum ſtank auch die Luft ſo nach Schwefel, ſtundenweit, als würde die ganze Garderobe des Molochs unter dem Firmament ausgelüftet — es war ein Meiſterſtreich, Hauptmann! ich beneide dich d'rum.

Schweizer. Macht ſich die Stadt eine Freude daraus, meinen Kameraden wie ein verheztes Schwein abthun zu ſehen, was, zum Henker! ſollen wir uns ein Gewiſſen daraus machen, unſerem Kameraden zulieb die Stadt drauf gehen zu laſſen? Und neben her hatten unſere Kerls noch das gefundene Freſſen, über den alten Kaiſer zu plündern. — Sagt einmal! Was habt ihr weggekapert?

Einer von der Bande. Ich hab mich während des Durcheinanders in die Stephans-Kirche geſchlichen und die Borten vom Altar-Tuch abgetrennt, der liebe Gott da, ſag' ich, iſt ein reicher Mann, und kann ja Goldfäden aus einem Bazenſtrick machen.

Schweizer. Du haſt wohl gethan — was ſoll auch der Plunder in einer Kirche? Sie tragens dem Schöpfer zu, der über den Trödelkram lachet, und ſeine Geſchöpfe dürfen verhungern. — Und du Spangeler — wo haſt du dein Netz ausgeworfen?

Ein zweyter. Ich und Bügel haben einen Kaufladen geplündert und bringen Zeug für unſer funfzig mit.

Ein Dritter. Zwey gold'ne Sackuhren hab ich weggebirt, und ein Dutzend ſilberne Löffel dazu.

Schweizer. Gut, gut. Und wir haben ihnen ein's angerichtet, d'ran ſie vierzeh'n Tage werden zu löſchen haben. Wenn ſie dem Feuer wehren wollen, ſo müſſen ſie die Stadt durch Waſſer ruiniren — Weiſt du nicht, Schufterle, wie viel es Todte geſetzt hat?

Schufterle. Drey und achtzig ſagt man. Der Thurm allein hat ihrer ſechszig zu Staub zerſchmettert.

Räuber Moor (sehr ernſt.) Roller, du biſt theuer bezahlt.

Schufterle. Pah! pah! was heißt aber das? — ja, wenn's Männer geweſen wären — aber da warens Wickelkinder, die ihre Lacken vergolden, eingeſchnurrte Müttergen, die ihnen die Müken wehrten, ausgedörrte Ofenhocker, die keine Thüre mehr finden konnten — Patienten, die nach dem Doktor winſelten, der in ſeinem gravitätiſchen Trab der Hatz nachgezogen war — Was leichte Beine hatte, war ausgeflogen der Komödie nach, und nur der Bodenſatz der Stadt blieb zurück, die Häuſer zu hüten.

Moor. Oh der armen Gewürme! Kranke, ſagſt du, Greiſe und Kinder? —

Schufterle. Ja zum Teufel! und Kindbetterinnen darzu, und hochſchwangere Weiber, die befürchteten, unterm lichten Galgen zu abortiren, junge Frauen, die beſorgten ſich an den Schinders-Stückchen zu verſehen, und ihrem Kind im Mutterleib den Galgen auf den Buckel zu brennen — Arme Poeten, die keinen Schuh anzuziehen hatten, weil ſie ihr einziges Paar in die Mache gegeben, und was das Hundsgeſindel mehr iſt, es lohnt ſich der Mühe nicht, daß man davon redet. Wie ich von ungefehr ſo an einer Barake vorbeygehe, hör ich drinnen ein Gezetter, ich guk hinein, und wie ich's beym Licht beſehe, was war's? Ein Kind war's, noch friſch und geſund, das lag auf dem Boden unter'm Tiſch, und der Tiſch wollte eben angehen, — Armes Thiergen! ſagt' ich, du verfrierſt ja hier, und warf's in die Flamme —

Moor. Wirklich, Schufterle? — Und dieſe Flamme brenne in deinem Buſen, bis die Ewigkeit grau wird! — Fort Ungeheuer! Laß dich nimmer unter meiner Bande ſehen! Murrt ihr? — Ueberlegt ihr? — Wer überlegt, wann Ich befehle? — Fort mit ihm, ſag ich, — es ſind noch mehr unter euch, die meinem Grimm reif ſind. Ich kenne dich, Spiegelberg. Aber ich will nächſtens unter euch treten, und fürchterlich Muſterung halten. (Sie gehen zitternd ab.)

Moor (allein heftig auf- und abgehend.)

Höre ſie nicht, Rächer im Himmel! — Was kann ich dafür? Was kannſt du dafür, wenn deine Peſtilenz, deine Theurung, deine Waſſerfluten, den Gerechten mit dem Böſewicht auffreſſen? Wer kann der Flamme befehlen, daß ſie nicht auch durch die geſegneten Saaten wüte, wenn ſie das Geniſt der Horniſſel zerſtören ſoll? — O pfui, über den Kinder-Mord! den Weiber-Mord — den Kranken-Mord! Wie beugt mich dieſe That! Sie hat meine ſchönſten Werkvergiftet — da ſteht der Knabe, ſchaamroth und ausgehöhnt vor dem Auge des Himmels, der ſich anmaßte mit Jupiters Keule zu ſpielen, und Pygmeen niederwarf, da er Titanen zerſchmettern ſollte — geh, geh! du biſt der Mann nicht, das Rachſchwerdt des obern Tribunals zu regieren, du erlagſt bey dem erſten Griff — hier entſag' ich dem frechen Plan, gehe, mich in irgend eine Kluft der Erde zu verkriechen, wo der Tag vor meiner Schande zurücktritt. (er will fliehen.)

Räuber (eilig.)

Sieh dich vor, Hauptmann! Es ſpukt! Ganze Haufen böhmiſcher Reuter ſchwadroniren im Holz herum — der hölliſche Blauſtrumpf muß ihnen verrätſcht haben —

Neue Räuber.

Hauptmann, Hauptmann! Sie haben uns die Spur abgelauert — rings ziehen ihrer etliche Tauſend einen Kordon um den mittlern Wald.

Neue Räuber.

Weh, weh, weh! Wir ſind gefangen, gerädert, wir ſind geviertheilt! Viele tauſend Huſaren, Dragoner und Jäger ſprengen um die Anhöhe, und halten die Luft-Löcher beſezt.

(Moor geht ab.)

Schweizer. Grimm. Roller. Schwarz. Schufterle. Spiegelberg. Razmann. Räubertrupp.

Schweizer. Haben wir ſie aus den Federn geſchüttelt? Freu dich doch, Roller! Das hab ich mir lange gewünſcht, mich mit ſo Kommis-Brod-Rittern herumzuhauen — wo iſt der Hauptmann? Iſt die ganze Bande beyſammen? Wir haben doch Pulver genug?

Razmann. Pulver die ſchwere Meng. Aber unſer ſind achtzig in allem, und ſo immer kaum einer gegen ihrer zwanzig.

Schweizer. Deſto beſſer! und laß es fünfzig gegen meinen groſſen Nagel ſeyn — Haben ſie ſo lang gewartet, bis wir ihnen die Streu unterm Arſch angezündet haben — Brüder, Brüder! ſo hat's keine Noth. Sie ſezen ihr Leben an zehen Kreuzer, fechten wir nicht für Hals und Freyheit? — Wir wollen über ſie her wie die Sündflut, und auf ihre Köpfe herabfeuren wie Wetterleuchten — Wo zum Teufel! iſt dann der Hauptmann?

Spiegelberg. Er verläßt uns in dieſer Noth. Können wir denn nicht mehr entwiſchen?

Schweizer. Entwiſchen?

Spiegelberg. Oh! Warum bin ich nicht geblieben in Jeruſalem.

Schweizer. So wollt' ich doch, daß du im Kloak erſtikteſt, Drekſeele du! Bey nakten Nonnen haſt du ein groſſes Maul, aber wenn du zwey Fäuſte ſiehſt, — Memme, zeige dich itzt, oder man ſoll dich in eine Sauhaut nähen, und durch Hunde verhetzen laſſen.

Razmann. Der Hauptmann, der Hauptmann!

Moor (langſam vor ſich.)

Moor. Ich habe ſie vollends ganz einſchlieſſen laſſen, itzt müſſen ſie fechten wie Verzweifelte. (Laut.) Kinder!

Nun gilts! Wir ſind verloren, oder wir müſſen fechten wie angeſchoſſene Eber.

Schweizer. Ha! ich will ihnen mit meinen Zangern den Bauch ſchlizen, daß ihnen die Kutteln ſchuhlang herausplatzen! — Führ uns an, Hauptmann! Wir folgen dir in den Rachen des Todes.

Moor. Ladet alle Gewehre! Es fehlt doch an Pulver nicht?

Schweizer (ſpringt auf.) Pulver genug, die Erde gegen den Mond zu ſprengen!

Razmann. Jeder hat fünf paar Piſtolen geladen, jeder noch drey Kugelbüchſen darzu.

Moor. Gut, gut! Und nun muß ein Theil auf die Bäume klettern, oder ſich in's Dickicht verſtecken, und Feuer auf ſie geben im Hinterhalt —

Schweizer. Da gehörſt du hin, Spiegelberg!

Moor. Wir andern, wie Furien, fallen ihnen in die Flanken.

Schweizer. Darunter bin ich, ich!

Moor. Zugleich muß jeder ſein Pfeifchen hören laſſen, im Wald herumjagen, daß unſere Anzahl ſchröcklicher werde: auch müſſen alle Hunde los, und in ihre Glieder gehetzt werden, daß ſie ſich trennen, zerſtreuen, und euch in den Schuß rennen. Wir drey, Roller, Schweizer und ich, fechten im Gedränge.

Schweizer. Meiſterlich, vortrefflich! — Wir wollen ſie zuſammenwettern, daß ſie nicht wiſſen, wo ſie die Ohrfeigen herkriegen. Ich habe wohl ehe eine Kirſche vom Maul weggeſchoſſen, laß ſie nur anlaufen. (Schufterle zupft Schweizern, dieſer nimmt den Hauptmann beyſeit, und ſpricht leiſe mit ihm.)

Moor. Schweig!

Schweizer. Ich bitte dich —

Moor. Weg! Er dank es ſeiner Schande, ſie hat ihn gerettet. Er ſoll nicht ſterben, wenn ich und mein Schweizer ſterben, und mein Roller. Laß ihn die Kleider ausziehen, ſo will ich ſagen, er ſey ein Reiſender, und ich habe ihn beſtohlen — Sey ruhig, Schweizer! Ich ſchwöre darauf, er wird doch noch gehangen werden.

Pater (tritt auf.)

Pater (vor ſich, ſtuzt.) Iſt das das Drachen-Neſt? — Mit eurer Erlaubniß, meine Herren! Ich bin ein Diener der Kirche, und drauſſen ſtehen ſiebenzehnhundert, die jedes Haar auf meinen Schläfen bewachen.

Schweizer. Bravo! bravo! das war wohlgeſprochen ſich den Magen warm zu halten.

Moor. Schweig, Kamerad! — Sagen Sie kurz, Herr Pater! was haben Sie hier zu thun?

Pater. Mich ſendet die hohe Obrigkeit, die über Leben und Tod ſpricht — ihr Diebe — ihr Mordbrenner — ihr Schelmen — giftige Otterbrut, die im Finſtern ſchleicht, und im Verborgenen ſticht — Ausſaz der Menſchheit — Höllenbrut, — köſtliches Mahl für Raben und Ungeziefer — Kolonie für Galgen und Rad —

Schweizer. Hund! hör auf zu ſchimpfen, oder — (er drückt ihm den Kolben vor's Geſicht.)

Moor. Pfui doch, Schweizer! du verdirbſt ihm ja das Koncept — er hat ſeine Predigt ſo brav auswendig gelernt — nur weiter mein Herr! — „für Galgen und Rad?"

Pater. Und du, feiner Hauptmann! Herzog der Beutelſchneider! Gauner-König! Gros-Mogol aller Schelmen unter der Sonne! — Ganz ähnlich jenem erſten abſcheulichen Rädelsführer, der tauſend Legionen ſchuldloſer Engel in rebelliſches Feuer fachte, und mit ſich hinab in den tiefen Pfuhl der Verdammniß zog — das Zettergeſchrey verlaſſener Mütter heult deinen Ferſen nach, Blut ſaufſt du wie Waſſer, Menſchen wägen auf deinem mörderiſchen Dolch keine Luftblaſe auf. —

Moor. Sehr wahr, ſehr wahr! Nur weiter!

Pater. Was? ſehr wahr, ſehr wahr? iſt das auch eine Antwort?

Moor. Wie, mein Herr? darauf haben Sie ſich wohl nicht gefaßt gemacht? Weiter, nur weiter! Was wollten Sie weiter ſagen?

Pater (im Eifer.) Entſetzlicher Menſch! hebe dich weg von mir! Picht nicht das Blut des ermordeten Reichsgrafen an deinen verfluchten Fingern? Haſt du nicht das Heiligthum des Herrn mit diebiſchen Händen durchbrochen, und mit einem Schelmengriff die geweihten Gefäſſe des Nachtmahls entwandt? Wie? haſt du nicht Feuerbrände in unſere gottesfürchtige Stadt geworfen? und den Pulverthurm über die Häupter guter Chriſten herabgeſtürzt? (Mit zuſammengeſchlagenen Händen.) Greuliche, greuliche Frevel, die bis zum Himmel hinaufſtinken, das jüngſte Gericht waffnen, daß es reiſſend daher bricht! Reif zur Vergeltung, zeitig zur letzten Poſaune!

Moor. Meiſterlich gerathen bis hieher! aber zur Sache! Was läßt mir der hochlöbliche Magiſtrat durch Sie kund machen?

Pater. Was du nie werth biſt, zu empfangen — Schau um dich, Mordbrenner! Was nur dein Auge abſehen kann, biſt du eingeſchloſſen von unſern Reutern — hier iſt kein Raum zum Entrinnen mehr — ſo gewiß Kirſchen auf dieſen Eichen wachſen, und dieſe Tannen Pfirſiche tragen, ſo gewiß werdet ihr unverſehrt dieſen Eichen und dieſen Tannen den Rücken kehren.

Moor. Hörſt du's wohl, Schweizer? — Aber nur weiter!

Pater. Höre dann, wie gütig, wie langmüthig das Gericht mit dir Böſewicht verfährt. Wirſt du itzt gleich zum Kreuz kriechen und um Gnade und Schonung flehen, ſiehe, ſo wird dir die Strenge ſelbſt Erbarmen, die Gerechtigkeit eine liebende Mutter ſeyn — ſie drückt das Auge bey der Hälfte deiner Verbrechen zu, und läßt es — denk doch! — und läßt es bey dem Rade bewenden.

Schweizer. Haſt du's gehört, Hauptmann? Soll ich hingeh'n, und dieſem abgerichteten Schäferhund die Gurgel zuſammen ſchnüren, daß ihm der rothe Saft aus allen Schweißlöchern ſprudelt? —

Roller. Hauptmann! — Sturm! Wetter und Hölle! — Hauptmann, — wie er die Unterlippe zwiſchen die Zähne klemmt! ſoll ich dieſen Kerl das oberſt zu unterſt unter's Firmament wie einen Kegel aufſetzen?

Schweizer. Mir! mir! Laß mich knien, vor dir niederfallen! Mir laß die Wohlluſt, ihn zu Brey zuſammenzureiben! (Pater ſchreyt.)

Moor. Weg von ihm! Wag es keiner, ihn anzurühren! — (Zum Pater, indem er ſeinen Degen zieht!) Sehen Sie, Herr Pater! hier ſtehen neun- und ſiebenzig, deren Hauptmann ich bin, und weiß keiner auf Wink und Kommando zu fliegen, oder nach Kanonen-Muſik zu tanzen, und drauſſen ſteh'n ſiebenzehnhundert unter Mouſqueten ergraut — aber hören Sie nun! ſo redet Moor, der Mordbrenner Hauptmann: Wahr iſt's, ich habe den Reichsgrafen erſchlagen, die Dominikus-Kirche angezündet und geplündert, hab Feuerbrände in eure bigotte Stadt geworfen, und den Pulverthurm über die Häupter guter Chriſten herabgeſtürzt — aber es iſt noch nicht alles. Ich habe noch mehr gethan. (Er ſtreckt ſeine rechte Hand aus.) Bemerken Sie die vier koſtbaren Ringe, die ich an jedem Finger trage — gehen Sie hin, und richten Sie Punkt für Punkt den Herren des Gerichts über Leben und Tod aus, was Sie ſehen und hören werden — dieſen Rubin zog ich einem Miniſter vom Finger, den ich auf der Jagd zu den Füßen ſeines Fürſten niederwarf. Er hatte ſich aus dem Pöbelſtaub zu einem erſten Günſtling empor geſchmeichelt, der Fall ſeines Nachbars war ſeiner Hoheit Schemel — Thränen der Waiſen huben ihn auf. Dieſen Demant zog ich einem Finanzrath ab, der Ehrenſtellen und Aemter an die Meiſtbietenden verkaufte und den trauernden Patrioten von ſeiner Thüre ſtieß. — Dieſen Achat trag ich einem Pfaffen Ihres Gelichters zur Ehre, den ich mit eigener Hand erwürgte, als er auf offener Kanzel geweint hatte, daß die Inquiſition ſo in Zerfall käme — ich könnte Ihnen noch mehr Geſchichten von meinen Ringen erzählen, wenn mich nicht ſchon die paar Worte gereuten, die ich mit Ihnen verſchwendet habe —

Pater. O Pharao! Pharao!

Moor. Hört ihr's wohl? Habt ihr den Seufzer bemerkt? Steht er nicht da, als wollt' er Feuer vom Himmel auf die Rotte Korah herunter beten, richtet mit einem Achſelzucken, verdammt mit einem chriſtlichen Ach! — Kann der Menſch denn ſo blind ſeyn? Er, der die hundert Augen des Argus hat Flecken an ſeinem Bruder zu ſpähen, kann er ſo gar blind gegen ſich ſelbſt ſeyn? — Da donnern ſie Sanftmuth und Duldung aus ihren Wolken, und bringen dem Gott der Liebe Menſchenopfer wie einem feuerarmigen Moloch — predigen Liebe des Nächſten, und fluchen den achtzigjährigen Blinden von ihren Thüren hinweg: — ſtürmen wider den Geiz und haben Peru um gold'ner Spangen willen entvölkert und die Heyden wie Zugvieh vor ihre Wagen geſpannt — Sie zerbrechen ſich die Köpfe, wie es doch möglich geweſen wäre, daß die Natur hätte können einen Iſchariot ſchaffen, und nicht der ſchlimmſte unter ihnen würde den dreyeinigen Gott um zehen Silberlinge verrathen. — O über euch Phariſäer, euch Falſchmünzer der Wahrheit, euch Affen der Gottheit! Ihr ſcheut euch nicht vor Kreuz und Altären zu knien, zerfleiſcht eure Rücken mit Riemen, und foltert euer Fleiſch mit Faſten; ihr wähnt mit dieſen erbärmlichen Gaukeleyen denjenigen einen blauen Dunſt vorzumachen, denn ihr Thoren doch den Allwiſſenden nennt, nicht anders, als wie man der Groſſen am bitterſten ſpottet, wenn man ihnen ſchmeichelt, daß ſie die Schmeichler haſſen; ihr pocht auf Ehrlichkeit und exemplariſchen Wandel, und der Gott, der euer Herz durchſchaut, würde wider den Schöpfer ergrimmen, wenn er nicht eben der wär', der das Ungeheuer am Nilus erſchaffen hat. — Schafft ihn aus meinen Augen.

Pater. Daß ein Böſewicht noch ſo ſtolz ſeyn kann!

Moor. Nicht genug — Itzt will ich ſtolz reden. Geh hin, und ſage dem hochlöblichen Gericht, das über Leben und Tod würfelt — Ich bin kein Dieb, der ſich mit Schlaf und Mitternacht verſchwört, und auf der Leiter gros und herriſch thut — was ich gethan habe, werd ich ohne Zweifel einmal im Schuldbuch des Himmels leſen, aber mit ſeinen erbärmlichen Verweſern will ich kein Wort mehr verlieren. Sag ihnen, mein Handwerk iſt Wiedervergeltung [illegible] Rache iſt mein Gewerbe. (Er kehrt ihm den Rücken zu.)

Pater. Du willſt alſo nicht Schonung und Gnade? — Gut, mit dir bin ich fertig. (Wendet ſich zu der Bande.) So höret dann ihr, was die Gerechtigkeit euch durch mich zu wiſſen thut! — Werdet ihr itzt gleich dieſen verurtheilten Miſſethäter gebunden überliefern, ſeht, ſo ſoll euch die Strafe eurer Greuel bis auf das letzte Andenken erlaſſen ſeyn — die heilige Kirche wird euch verlorne Schafe mit erneuerter Liebe in ihren Mutterſchoos aufnehmen, und jedem unter euch ſoll der Weg zu einem Ehren-Amt offen ſteh'n. (mit triumphirendem Lächeln.) Nun, nun? Wie ſchmeckt das, Euer Majeſtät? — Friſch alſo! Bindet ihn, und ſeyd frey!

Moor. Hört ihr's auch? Hört ihr? Was ſtuzt ihr? Was ſteht ihr verlegen da? Sie bietet euch Freyheit, und ihr ſeyd wirklich ſchon ihre Gefangene. — Sie ſchenkt euch das Leben, und das iſt keine Prahlerey, denn ihr ſeyd wahrhaftig gerichtet. — Sie verheißt euch Ehren und Aemter, und was kann euer Loos anders ſeyn, wenn ihr auch obſiegtet, als Schmach und Fluch und Verfolgung. — Sie kündigt euch Verſöhnung vom Himmel an, und ihr ſeyd wirklich verdammt. Es iſt kein Haar an keinem unter euch, das nicht in die Hölle fährt. Ueberlegt ihr noch? Wankt ihr noch? Iſt es ſo ſchwer zwiſchen Himmel und Hölle zu wählen? Helfen Sie doch, Herr Pater!

Pater (vor ſich.) Iſt der Kerl unſinnig? — Sorgt ihr etwa, daß diß eine Falle ſey, euch lebendig zu fangen? — Leſet ſelbſt, hier iſt der General-Pardon unterſchrieben. (Er gibt Schweizern ein Papier.) Könnt ihr noch zweifeln?

Moor. Seht doch, ſeht doch! Was könnt ihr mehr verlangen? — Unterſchrieben mit eigener Hand — es iſt Gnade über alle Grenzen — oder fürchtet ihr wohl, ſie werden ihr Wort brechen, weil ihr niemal gehört habt, daß man Verräthern nicht Wort hält? — O ſeyd auſſer Furcht! Schon die Politik könnte ſie zwingen, Wort zu halten, wenn ſie es auch dem Satan gegeben hätten. Wer würde ihnen in Zukunft noch Glauben beymeſſen? Wie würden ſie je einen zweyten Gebrauch davon machen können? — Ich wollte darauf ſchwören, ſie meinens aufrichtig. Sie wiſſen, daß ich es bin, der euch empört und erbittert hat, euch halten ſie für unſchuldig. Eure Verbrechen legen ſie für Jugendfehler, für Uebereilungen aus. Mich allein wollen Sie haben, ich allein verdiene zu büſſen. Iſt es nicht ſo, Herr Pater?

Pater. Wie heißt der Teufel, der aus ihm ſpricht? — Ja freylich, freylich iſt es ſo — der Kerl macht mich wirbeln.

Moor. Wie, noch keine Antwort? denkt ihr wohl gar mit den Waffen noch durchzureiſſen? Schaut doch um euch, ſchaut doch um euch! das werdet ihr doch nicht denken, das wäre itzt kindiſche Zuverſicht. — Oder ſchmeichelt ihr euch wohl gar als Helden zu fallen, weil ihr ſaht, daß ich mich auf's Getümmel freute? — Oh glaubt das nicht! Ihr ſeyd nicht Moor. — Ihr ſeyd heilloſe Diebe! Elende Werkzeuge meiner gröſern Plane, wie der Strick verächtlich in der Hand des Henkers! — Diebe können nicht fallen, wie Helden fallen. Das Leben iſt den Dieben Gewinn, dann kommt was ſchröckliches nach — Diebe haben das Recht, vor dem Tode zu zittern. — Höret, wie ihre Hörner tönen! Sehet, wie drohend ihre Säbel daher blinken! wie? noch unſchlüſſig? ſeyd ihr toll? ſeyd ihr wahnwitzig? — Es iſt unverzeihlich! Ich dank euch mein Leben nicht, ich ſchäme mich eures Opfers!

Pater (äuſſerſt erſtaunt.) Ich werde unſinnig, ich laufe davon! Hat man je von ſo was gehört?

Moor. Oder fürchtet ihr wohl, ich werde mich ſelbſt erſtechen, und durch einen Selbſtmord den Vertrag zernichten, der nur an dem Lebendigen haftet? Nein, Kinder! das iſt eine unnütze Furcht. Hier werf ich meinen Dolch weg, und meine Piſtolen und diß Fläſchgen mit Gift, das mir noch wohlkommen ſollte — ich bin ſo elend, daß ich auch die Herrſchaft über mein Leben verloren habe — Was, noch unſchlüſſig? Oder glaubt ihr vielleicht, ich werde mich zur Wehr ſetzen, wenn ihr mich binden wollt? Seht! hier bind ich meine rechte Hand an dieſen Eichenaſt, ich bin ganz wehrlos, ein Kind kann mich umwerfen — Wer iſt der erſte, der ſeinen Hauptmann in der Noth verläßt?

Roller (in wilder Bewegung.) Und wann die Hölle uns neunfach umzingelte! (ſchwenkt ſeinen Degen.) Wer kein Hund iſt, rette den Hauptmann!

Schweizer (Zerreißt den Pardon, und wirft die Stücke dem Pater in's Geſicht.) In unſern Kugeln Pardon! Fort Kanaille! ſag dem Senat, der dich geſandt hat, du träfſt unter Moor's Bande keinen einzigen Verräther an — Rettet, rettet den Hauptmann!

Alle (lermen.) Rettet, rettet, rettet den Hauptmann!

Moor (ſich losreiſſend, freudig.) Itzt ſind wir frey — Kameraden! Ich fühle eine Armee in meiner Fauſt — Tod oder Freyheit! wenigſtens ſollen ſie keinen lebendig haben!

(Man bläst zum Angriff. Lerm und Getümmel. Sie gehen ab mit gezogenem Degen.)

Dritter Akt.

Erſte Scene.

Amalia (im Garten, ſpielt auf der Laute.)

Schön wie Engel, voll Walhalla's Wonne,
Schön vor allen Jünglingen war er,
Himmliſch mild ſein Blick, wie Mayen-Sonne
Rückgeſtralt vom blauen Spiegel-Meer.

Sein Umarmen — wüthendes Entzücken! —
Mächtig feurig klopfte Herz an Herz,
Mund und Ohr gefeſſelt — Nacht vor unſern Blicken —
Und der Geiſt gewirbelt himmelwärts.

Seine Küſſe — paradiſiſch Fühlen! —
Wie zwo Flammen ſich ergreiffen, wie
Harfentöne in einander ſpielen
Zu der himmelvollen Harmonie,

Stürzten, flogen, raſten Geiſt und Geiſt zuſammen,
Lippen, Wangen brannten, zitterten, —
Seele rann in Seele — Erd und Himmel ſchwammen
Wie zerronnen, um die Liebenden.

Er iſt hin — vergebens ach! vergebens
Stöhnet ihm der bange Seufzer nach.
Er iſt hin — und alle Luſt des Lebens
Wimmert hin in ein verlornes Ach! —

Franz tritt auf.

Franz. Schon wieder hier, eigenſinnige Schwärmerinn? Du haſt dich vom frohen Mahle hinweggeſtohlen, und den Gäſten die Freude verdorben.

Amalia. Schade für dieſe unſchuldige Freuden! das Todtenlied muß noch in deinen Ohren murmeln, das deinem Vater zu Grabe hallte —

Franz. Willſt du denn ewig klagen? Laß die Todten ſchlafen, und mache die Lebendigen glücklich! Ich komme —

Amalia. Und wann gehſt du wieder?

Franz. O weh! kein ſo finſteres ſtolzes Geſicht! du betrübſt mich, Amalia. Ich komme dir zu ſagen —

Amalia. Ich muß wol hören, Franz von Moor iſt ja gnädiger Herr worden.

Franz. Ja recht, das wars, worüber ich dich vernehmen wollte — Maximilian iſt ſchlafen gegangen in der Väter Gruft. Ich bin Herr. Aber ich möchte es vollends ganz ſeyn, Amalia. — Du weiſt, was du unſerm Hauſe warſt, du wardſt gehalten wie Moors Tochter, ſelbſt den Tod überlebte ſeine Liebe zu dir, das wirſt du wol niemals vergeſſen? —

Amalia. Niemals, niemals. Wer das auch ſo leichtſinnig beym frohen Mahle hinwegzechen könnte!

Franz. Die Liebe meines Vaters muſt du in ſeinen Söhnen belohnen, und Karl iſt todt — ſtaunſt du? ſchwindelt dir? Ja wahrhaftig, der Gedanke iſt auch ſo ſchmeichelnd erhaben, daß er ſelbſt den Stolz eines Weibes betäubt. Franz tritt die Hofnungen der edelſten Fräuleins mit Füſſen, Franz kommt und bietet einer armen ohne ihn hülfloſen Waiſe ſein Herz, ſeine Hand, und mit ihr all ſein Gold an und all ſeine Schlöſſer und Wälder. — Franz, der Beneidete, der Gefürchtete, erklärt ſich freywillig für Amalia's Sklaven —

Amalia. Warum ſpaltet der Bliz die ruchloſe Zunge nicht, die das Frevelwort ausſpricht! Du haſt meinen Geliebten ermordet, und Amalia ſoll dich Gemahl nennen! Du —

Franz. Nicht ſo ungeſtümm, allergnädigſte Prinzeſſinn! — Freylich krümmt Franz ſich nicht wie ein girrender Seladon vor dir — freylich hat er nicht gelernt, gleich dem ſchmachtenden Schäfer Arkadiens, dem Echo der Grotten und Felſen ſeine Liebesklagen entgegen zu jammern — Franz ſpricht und wenn man nicht antwortet, ſo wird er — befehlen.

Amalia. Wurm du, befehlen? mir befehlen? — und wenn man den Befehl mit Hohnlachen zurückſchickt?

Franz. Das wirſt du nicht. Noch weiß ich Mittel, die den Stolz eines einbildiſchen Starrkopfs ſo hübſch niederbeugen können — Kloſter und Mauren!

Amalia. Bravo! herrlich! und in Kloſter und Mauren mit deinem Baſilisken-Anblick auf ewig verſchont, und

Muſſe genug, an Karln zu denken, zu hangen. Willkommen mit deinem Kloſter! auf, auf mit deinen Mauren!

Franz. Haha! iſt es das? — gib Acht! Izt haſt du mich die Kunſt gelehrt, wie ich dich quälen ſoll — dieſe ewige Grille von Karl ſoll dir mein Anblick gleich einer feuerhaarigen Furie aus dem Kopfe geiſeln, das Schreckbild Franz ſoll hinter dem Bild deines Lieblings im Hinterhalt lauren, gleich dem verzauberten Hund, der auf unterirdiſchen Goldkäſten liegt — an den Haaren will ich dich in die Kapelle ſchleifen, den Degen in der Hand, dir den ehlichen Schwur aus der Seele preſſen, dein jungfräuliches Bette mit Sturm erſteigen, und deine ſtolze Scham mit noch gröſſerem Stolze beſiegen.

Amalia (giebt ihm eine Maulſchelle.) Nimm erſt das zur Ausſteuer hin!

Franz. (aufgebracht.) Ha! wie das zehnfach, und wieder zehnfach geahndet werden ſoll! — Nicht meine Gemahlinn — die Ehre ſollſt du nicht haben — meine Maitreſſe ſollſt du werden, daß die ehrlichen Bauernweiber mit Fingern auf dich deuten, wenn du es wagſt und über die Gaſſe gehſt. Knirſche nur mit den Zähnen — ſpeye Feuer und Mord aus den Augen — mich ergözt der Grimm eines Weibes, macht dich nur ſchöner, begehrenswerther. Komm — dieſes Sträuben wird meinen Triumph zieren und mir die Wohlluſt in erzwungenen Umarmungen würzen — Komm mit in meine Kammer — ich glühe vor Sehnſucht — izt gleich ſollſt du mit mir gehn. (will ſie fortreiſſen)

Amalia (fällt ihm um den Hals.) Verzeih mir Franz!

(wie er ſie umarmen will, reißt ſie ihm den Degen von der Seite und tritt haſtig zurück.) Siehſt du Böſewicht, was ich jetzt aus dir machen kann? — Ich bin ein Weib, aber ein raſendes Weib — wag es einmal mit unzüchtigem Griff meinen Leib zu betaſten — dieſer Stahl ſoll ſeine geile Bruſt mitten durchrennen, und der Geiſt meines Oheims wird mir die Hand dazu führen. Fleuch auf der Stelle! (Sie jagt ihn davon.)

Amalia.

Ah! wie mir wohl iſt — Itzt kann ich frey athmen — ich fühlte mich ſtark wie das funkenſprühende Roß, grimmig wie die Tygerinn dem ſiegbrüllenden Räuber ihrer Jungen nach — In ein Kloſter, ſagt er — Dank dir für dieſe glückliche Entdeckung! — Itzt hat die betrogene Liebe ihre Freyſtatt gefunden — das Kloſter — das Kreuz des Erlöſers iſt die Freyſtatt der betrognen Liebe. (Sie will gehn.)

Hermann (tritt ſchüchtern herein.)

Herrmann. Fräulein Amalia! Fräulein Amalia!

Amalia. Unglücklicher! Was ſtöreſt du mich?

Hermann. Dieſer Zentner muß von meiner Seele, eh er ſie zur Hölle drückt (wirft ſich vor ihr nieder.) Vergebung! Vergebung! Ich hab euch ſehr beleidigt, Fräulein Amalia.

Amalia. Steh auf! Geh! Ich will nichts wiſſen. (Will fort.)

Hermann. (der ſie zurückhält.) Nein! Bleibt! Bey Gott! Bey dem ewigen Gott! Ihr ſollt alles wiſſen!

Amalia.

Amalia. Keinen Laut weiter — Ich vergebe dir — Ziehe heim im Frieden.

(Will hinweg eilen.)

Herrmann. So höret nur ein einziges Wort — es wird euch all' eure Ruhe wiedergeben.

Amalia (kommt zurück und blickt ihn verwundernd an.) Wie Freund? — wer im Himmel und auf Erden kann mir meine Ruhe wiedergeben?

Herrmann. Das kann von meinen Lippen ein einiges Wort — höret mich an.

Amalia (mit Mitleiden ſeine Hand ergreifend.) Guter Menſch — Kann ein Wort von deinen Lippen die Riegel der Ewigkeit aufreiſſen?

Herrmann (ſteht auf.) Karl lebt noch!

Amalia (ſchreyend.) Unglücklicher!

Herrmann. Nicht anders — Nun noch ein Wort — euer Oheim —

Amalia (gegen ihn herſtürzend.) Du lügſt —

Herrmann. Euer Oheim —

Amalia. Karl lebt noch!

Herrmann. Und euer Oheim —

Amalia. Karl lebt noch?

Herrmann. Auch euer Oheim — Verrathet mich nicht. (eilt hinaus.)

Amalia (ſteht lang wie verſteinert. Dann fährt ſie wild auf, eilt ihm nach.) Karl lebt noch!

Zweyte Scene.

Gegend an der Donau.

Die Räuber.

(gelagert auf einer Anhöhe unter Bäumen, die Pferde weiden am Hügel hinunter.)

Moor. Hier muß ich liegen bleiben (wirft ſich auf die Erde.) Meine Glieder wie abgeſchlagen. Meine Zunge trocken, wie eine Scherbe (Schweizer verliert ſich unvermerkt.) Ich wollt' euch bitten, mir eine Handvoll Waſſers aus dieſem Strome zu holen, aber ihr ſeyd alle matt bis in den Tod.

Schwarz. Auch iſt der Wein all in unſern Schläuchen.

Moor. Seht doch, wie ſchön das Getraide ſteht! — Die Bäume brechen faſt unter ihrem Seegen. — Der Weinſtock voll Hoffnung.

Grimm. Es gibt ein fruchtbares Jahr.

Moor. Meinſt du? — Und ſo würde doch *Ein* Schweiß in der Welt bezahlt. *Einer?* —— Aber es kann ja über Nacht ein Hagel fallen und alles zu Grund ſchlagen.

Schwarz. Das iſt leicht möglich. Es kann alles zu Grund gehen, wenige Stunden vorm Schneiden.

Moor. Das ſag ich ja. Es wird alles zu Grund gehn. Warum ſoll dem Menſchen das gelingen, was er von der Ameiſe hat, wenn ihm das fehlſchlägt, was ihn den Göttern gleich macht? — oder iſt hier die Mark ſeiner Beſtimmung?

Schwarz. Ich kenne ſie nicht.

Moor. Du haſt gut geſagt, und noch beſſer gethan, wenn du ſie nie zu kennen verlangteſt! — Bruder — ich habe die Menſchen geſehen, ihre Bienenſorgen, und ihre Rieſenprojekte — ihre Götterplane und ihre Mäuſegeſchäfte, das wunderſeltſame Wettrennen nach Glückſeligkeit; — dieſer dem Schwung ſeines Roſſes anvertraut — ein anderer der Naſe ſeines Eſels — ein dritter ſeinen eigenen Beinen; dieſes bunte Lotto des Lebens, worein ſo mancher ſeine Unſchuld, und — ſeinen Himmel ſetzt, einen Treffer zu haſchen, und — Nullen ſind der Auszug — am Ende war kein Treffer darinn. Es iſt ein Schauſpiel, Bruder, das Thränen in deine Augen lockt, wenn es dein Zwerchfell zum Gelächter kitzelt.

Schwarz. Wie herrlich die Sonne dort untergeht!

Moor (in den Anblick verſenkt) So ſtirbt ein Held! — Anbetenswürdig!

Grimm. Du ſcheinſt tief gerührt.

Moor. Da ich noch ein Bube war — wars mein Lieblings-Gedanke wie ſie zu leben, zu ſterben wie ſie — (mit verbißnem Schmerz.) Es war ein Bubengedanke!

Grimm. Das will ich hoffen.

Moor (drückt den Hut übers Geſicht.) Es war eine Zeit — Laßt mich allein, Kameraden.

Schwarz. Moor! Moor! Was zum Henker? — wie er ſeine Farbe verändert!

Grimm. Alle Teufel! was hat er? wird ihm übel?

Moor. Es war eine Zeit, wo ich nicht ſchlafen konnte, wenn ich mein Nachtgebet vergeſſen hatte —

Grimm. Biſt du wahnſinnig? Willſt du dich von deinen Bubenjahren hofmeiſtern laſſen?

Moor (legt ſein Haupt auf Grimms Bruſt.) Bruder! Bruder!

Grimm. Wie? ſey doch kein Kind — ich bitte dich —

Moor. Wär' ich's — wär' ich's wieder!

Grimm. Pfui! Pfui!

Schwarz. Heitre dich auf. Sieh dieſe mahleriſche Landſchaft — den lieblichen Abend.

Moor. Ja Freunde, dieſe Welt iſt ſo ſchön.

Schwarz. Nun, das war wohl geſprochen.

Moor. Dieſe Erde ſo herrlich.

Grimm. Recht — recht — ſo hör' ich's gerne.

Moor (zurückgeſunken.) Und ich ſo häßlich auf dieſer ſchönen Welt — und ich ein Ungeheuer auf dieſer herrlichen Erde.

Grimm. O weh! o weh!

Moor. Meine Unſchuld! Meine Unſchuld! — Seht! es iſt alles hinausgegangen, ſich im friedlichen Stral des Frühlings zu ſonnen — warum ich allein die Hölle ſaugen aus den Freuden des Himmels? — daß alles ſo glücklich iſt, durch den Geiſt des Friedens alles ſo verſchwiſtert! — die ganze Welt *Eine* Familie und ein Vater dort oben — *Mein* Vater nicht — Ich allein der Verſtoſſene, ich allein ausgemuſtert aus den Reihen der Reinen — mir nicht der ſüße Name Kind — nimmer mir der Geliebten ſchmachtender Blick — nimmer, nimmer des Buſenfreundes Umarmung (wild zurückfahrend.) Umlagert von Mördern — von Nattern umziſcht — angeſchmiedet an das Laſter mit eiſernen Banden — hinausſchwindelnd in's Grab des Verderbens auf des Laſters ſchwankendem Rohr — mitten in den Blumen der glücklichen Welt ein heulender Abbadona!

Schwarz (zu den übrigen.) Unbegreiflich! Ich hab ihn nie ſo geſehen.

Moor (mit Wehmuth.) Daß ich wiederkehren dürfte in meiner Mutter Leib! daß ich ein Bettler geboren werden dürfte! — Nein! ich wollte nicht mehr, o Himmel — daß ich werden dürfte wie dieſer Taglöhner einer! O ich wollte mich abmüden, daß mir das Blut von den Schläfen rollte — mir die Wohlluſt eines einzigen Mittagſchlafs zu erkaufen — die Seligkeit einer einzigen Thräne.

Grimm (zu den andern.) Nur Geduld, der Paroxysmus iſt ſchon im Fallen.

Moor. Es war eine Zeit, wo ſie mir ſo gern floßen — o ihr Tage des Friedens! Du Schloß meines Vaters — ihr grünen ſchwärmeriſchen Thäler! O all ihr Elyſiums-Scenen meiner Kindheit! — Werdet ihr nimmer zurückkehren — nimmer mit köſtlichem Säuſeln meinen brennenden Buſen kühlen? — Traure mit mir Natur — Sie werden nimmer zurückkehren, nimmer mit köſtlichem Säuſeln meinen brennenden Buſen kühlen. — Dahin! dahin! unwiederbringlich! —

Schweizer (mit Waſſer im Hut.)

Schweizer. Sauf zu, Hauptmann — hier iſt Waſſer genug, und friſch wie Eis.

Schwarz. Du bluteſt ja — was haſt du gemacht?

Schweizer. Narr, einen Spaß, der mich bald zwey Beine und einen Hals gekoſtet hätte. Wie ich ſo auf dem Sandhügel am Fluß hintrolle, glitſch, ſo rutſcht der Plunder unter mir ab, und ich zehn rheinländiſche Schuhe lang hinunter — da lag ich, und wie ich mir eben meine fünf Sinne wieder zurecht ſetze, treff ich dir das klarſte Waſſer im Kies. Genug dießmal für den Tanz, dacht' ich, dem Hauptmann wirds wohl ſchmecken.

Moor (gibt ihm den Hut zurück, und wiſcht ihm ſein Geſicht ab.) Sonſt ſieht man ja die Narben nicht, die die böhmiſchen Reuter in deine Stirne gezeichnet haben — dein Waſſer war gut, Schweizer — dieſe Narben ſtehen dir ſchön.

Schweizer. Pah! hat noch Platz genug für ihrer dreyßig.

Moor. Ja, Kinder — es war ein heißer Nachmittag — und nur Einen Mann verloren — mein Roller ſtarb einen ſchönen Tod. Man würde einen Marmor auf ſeine Gebeine ſetzen, wenn er nicht mir geſtorben wäre. Nehmet vorlieb mit dieſem (er wiſcht ſich die Augen.) Wie viel warens doch von den Feinden, die auf dem Platz blieben?

Schweizer. Hundert und ſechszig Huſaren — drey und neunzig Dragoner, gegen vierzig Jäger — dreyhundert in allem.

Moor. Dreyhundert für Einen! — Jeder von Euch hat Anſpruch an dieſen Scheitel! (Er entblößt ſich das Haupt.) Hier heb ich meinen Dolch auf! So wahr meine Seele lebt! Ich will euch niemals verlaſſen.

Schweizer. Schwöre nicht! du weiſt nicht, ob du nicht noch glücklich werden, und bereuen wirſt.

Moor. Bey den Gebeinen meines Rollers! Ich will euch niemals verlaſſen.

Koſinsky (kommt.)

Koſinsky (vor ſich.) In dieſer Revier herum, ſagen ſie, werd ich ihn antreffen — he holla! was ſind das für Geſichter? — Solltens — wie wenn's dieſe — ſie ſind's, ſind's! — ich will ſie anreden.

Schwarz. Gebt Acht! wer kommt da?

Koſinsky. Meine Herrn! verzeihen Sie! Ich weiß nicht, geh ich recht, oder unrecht?

Moor. Und wer müſſen wir ſeyn, wenn Sie recht geh'n?

Koſinsky. Männer!

Schweizer. Ob wir das auch gezeigt haben, Hauptmann?

Koſinsky. Männer ſuch' ich, die dem Tod in's Geſicht ſehen, und die Gefahr wie eine zahme Schlange um ſich ſpielen laſſen, die Freyheit höher ſchätzen, als Ehre und Leben, deren bloſer Name, willkommen dem Armen und Unterdrückten, die Beherzteſten feig und Tyrannen bleich macht.

Schweizer (zum Hauptmann.) Der Burſche gefällt mir. — Höre, guter Freund! Du haſt deine Leute gefunden.

Koſinsky. Das denk' ich, und will hoffen, bald meine Brüder. — So könnt ihr mich dann zu meinem rechten

Manne weiſen, denn ich ſuch euren Hauptmann, den groſen Grafen von Moor.

Schweizer (gibt ihm die Hand mit Wärme.) Lieber Junge! wir dutzen einander.

Moor (näher kommend.) Kennen Sie auch den Hauptmann?

Koſinsky. Du biſt's — in dieſer Miene — wer ſollte dich anſeh'n, und einen andern ſuchen? (ſtarrt ihn lang an.) Ich habe mir immer gewünſcht, den Mann mit dem vernichtenden Blicke zu ſehen, wie er ſaß auf den Ruinen von Karthago — itzt wünſch ich es nicht mehr.

Schweizer. Blitzbub!

Moor. Und was führt Sie zu mir?

Koſinsky. O Hauptmann! mein mehr als grauſames Schickſal — ich habe Schiffbruch gelitten auf der ungeſtümmen See dieſer Welt, die Hoffnungen meines Lebens hab ich müſſen ſehen in den Grund ſinken, und blieb mir nichts übrig, als die marternde Erinnerung ihres Verluſtes, die mich wahnſinnig machen würde, wenn ich ſie nicht durch anderwärtige Thätigkeit zu erſticken ſuchte.

Moor. Schon wieder ein Kläger wider die Gottheit! — Nur weiter.

Koſinsky. Ich wurde Soldat. Das Unglück verfolgte mich auch da — ich machte eine Farth nach Oſtindien mit, mein Schiff ſcheiterte an Klippen — nichts als fehlgeſchlagene Plane! Ich höre endlich weit und breit erzählen von deinen Thaten, **Mordbrennereyen**, wie ſie ſie nannten, und bin hieher gereiſt dreyßig Meilen weit, mit dem feſten Entſchluß, unter dir zu dienen, wenn du meine Dienſte annehmen willſt — Ich bitte dich, würdiger Hauptmann, ſchlage mir's nicht ab!

Schweizer (mit einem Sprung.) Heyſa! Heyſa! So iſt ja unſer Roller zehnhundertfach vergütet! Ein ganzer Mordbruder für unſ're Bande!

Moor. Wie iſt dein Name?

Koſinsky. Koſinsky.

Moor. Wie? Koſinsky! weiſt du auch, daß du ein leichtſinniger Knabe biſt, und über den groſen Schritt deines Lebens weggaukelſt, wie ein unbeſonnenes Mädchen — Hier wirſt du nicht Bälle werfen oder Kegelkugeln ſchieben, wie du dir einbildeſt.

Koſinsky. Ich weiſt, was du ſagen willſt — ich bin vier und zwanzig Jahr alt, aber ich habe Degen blinken geſehen, und Kugeln um mich ſurren gehört.

Moor. So junger Herr? — Und haſt du dein Fechten nur darum gelernt, arme Reiſende um einen Reichsthaler niederzuſtoſſen, oder Weiber hinterrücks in den Bauch zu ſtechen? Geh, geh! du biſt deiner Amme entlaufen, weil ſie dir mit der Ruthe gedroht hat.

Schweizer. Was zum Henker, Hauptmann! was denkſt du? willſt du dieſen Herkules fortſchicken? Sieht er nicht gerade ſo drein, als wollt' er den Marſchall von Sachſen mit einem Rührlöffel über den Ganges-jagen?

Moor. Weil dir deine Lappereyen mißglücken, kommſt du, und willſt ein Schelm, ein Meuchelmörder werden? — Mord, Knabe, verſteht du das Wort auch? du magſt ruhig ſchlafen gegangen ſeyn, wenn du Mohnköpfe abgeſchlagen haſt, aber einen Mord auf der Seele zu tragen. —

Koſinsky. Jeden Mord, den du mich begehen heiſt, will ich verantworten.

Moor. Was? biſt du ſo klug? Willſt du dich anmaſen, einen Mann mit Schmeicheleyen zu fangen? Woher weiſt du, daß ich nicht böſe Träume habe, oder auf dem Todbett nicht werde blaß werden? wie viel haſt du ſchon gethan, wobey du an Verantwortung gedacht haſt?

Koſinsky. Wahrlich! noch ſehr wenig, aber doch dieſe Reiſe zu dir, edler Graf!

Moor. Hat dir dein Hofmeiſter die Geſchichte des Robins in die Hände geſpielt? — Man ſollte dergleichen unvorſichtige Kanaillen auf die Galeere ſchmieden, — die deine kindiſche Phantaſie erhitzte, und dich mit der tollen Sucht zum großen Mann anſteckte? Kützelt dich nach Namen und Ehre? willſt du Unſterblichkeit mit Mordbrennereyen erkaufen? Merk dir's, ehrgeitziger Jüngling! Für Mordbrenner grünet kein Loorbeer! Auf Banditen-Siege iſt kein Triumph geſetzt — aber Fluch, Gefahr, Tod, Schande — ſiehſt du auch das Hochgericht dort auf dem Hügel?

Spiegelberg (unwillig auf und abgehend.) Ey wie dumm! wie abſcheulich, wie unverzeihlich dumm! das iſt die Manier nicht! ich hab's anderſt gemacht.

Koſinsky. Was ſoll der fürchten, der den Tod nicht fürchtet?

Moor. Brav! Unvergleichlich! Du haſt dich wacker in den Schulen gehalten, du haſt deinen Seneka meiſterlich auswendig gelernt. — Aber, lieber Freund, mit dergleichen Sentenzen wirſt du die leidende Natur nicht beſchwätzen, damit wirſt du die Pfeile des Schmerzens nimmermehr ſtumpf machen. — Beſinne dich recht, mein Sohn! (Er nimmt ſeine Hand.) Denk, ich rathe dir als ein Vater — lern erſt die Tiefe des Abgrunds kennen, eh du hineinſpringſt! Wenn du noch in der Welt eine einzige Freude zu erhaſchen weiſt — es könnten Augenblicke kommen, wo du — aufwachſt — und dann — möchte es zu ſpät ſeyn. Du trittſt hier gleichſam aus dem Kreiſe der Menſchheit — entweder mußt du ein höherer Menſch ſeyn, oder du biſt ein Teufel — Noch einmal, mein Sohn! wenn dir noch ein Funken von Hoffnung irgend anderswo glimmt, ſo verlaß dieſen ſchröcklichen Bund, den nur Verzweiflung eingeht, wenn ihn nicht eine höhere Weisheit geſtiftet hat — Man kann ſich täuſchen — glaube mir, man kann das für Stärke des Geiſtes halten, was doch am Ende Verzweiflung iſt — Glaube mir, mir! und mach dich eilig hinweg.

Koſinsky. Nein! ich fliehe itzt nicht mehr. Wenn dich meine Bitten nicht rühren, ſo höre die Geſchichte meines Unglücks. — Du wirſt mir dann ſelbſt den Dolch in die Hände zwingen, du wirſt — lagert euch hier auf dem Boden, und hört mir aufmerkſam zu!

Moor. Ich will Sie hören.

Koſinsky. Wiſſet alſo, ich bin ein böhmiſcher Edelmann, und wurde durch den frühen Tod meines Vaters Herr eines anſehnlichen Ritterguts. Die Gegend war paradiſiſch — denn ſie enthielt einen Engel — ein Mädchen geſchmückt mit allen Reizen der blühenden Jugend, und keuſch wie das Licht des Himmels. Doch, wem ſag ich das? Es ſchallt an euren Ohren vorüber — ihr habt niemals geliebt, ſeyd niemals geliebt worden —

Schweizer. Sachte, ſachte! unſer Hauptmann wird feuerroth.

Moor. Hör auf! ich wills ein andermal hören — morgen, nächſtens, oder — wenn ich Blut geſehen habe.

Koſinsky. Blut, Blut — höre nur weiter! Blut ſag ich dir, wird deine ganze Seele füllen. Sie war bürgerlicher Geburt, eine Deutſche — aber ihr Anblick ſchmelzte die Vorurtheile des Adels hinweg. Mit der ſchüchternſten Beſcheidenheit nahm ſie den Trauring von meiner Hand, und übermorgen ſollte ich meine *Amalia* vor den Altar führen.

Moor (ſteht ſchnell auf.)

Koſinsky. Mitten im Taumel der auf mich wartenden Seligkeit, unter den Zurüſtungen zur Vermählung — werd ich durch einen Expreſſen nach Hof citirt. Ich ſtellte mich. Man zeigte mir Briefe, die ich geſchrieben haben ſollte, voll verrätheriſchen Innhalts. Ich erröthete über der Bosheit — man nahm mir den Degen ab, warf mich ins Gefängniß, alle meine Sinnen waren hinweg.

Schweizer. Und unterdeſſen — nur weiter! ich rieche den Braten ſchon.

Koſinsky. Hier lag ich einen Monath lang, und wußte nicht, wie mir geſchah. Mir bangte für meine Amalia, die meines Schickſals wegen jede Minute einen Tod würde zu leiden haben. Endlich erſchien der erſte Miniſter des Hofes, wünſchte mir zur Entdeckung meiner Unſchuld Glück, mit zuckerſüſſen Worten, lieſt mir den Brief der Freiheit vor, gibt mir meinen Degen wieder. Jtzt im Triumphe nach meinem Schloß, in die Arme meiner Amalia zu fliegen, — ſie war verſchwunden. In der Mitternacht ſey ſie weggebracht worden, wüßte niemand, wohin? und ſeitdem mit keinem Aug mehr geſehen. Hui! ſchoß mirs auf wie der Blitz, ich flieg nach der Stadt, ſondire am Hof — alle Augen wurzelten auf mir, niemand wollte Beſcheid geben — endlich entdeck ich ſie durch ein verborgenes Gitter im Pallaſt — ſie warf mir ein Billetchen zu.

Schweizer. Hab ich's nicht geſagt?

Koſinsky. Hölle, Tod und Teufel! da ſtands! man hatte ihr die Wahl gelaſſen, ob ſie mich lieber ſterben ſehen, oder die Mätreſſe des Fürſten werden wollte. Im Kampf zwiſchen Ehre und Liebe entſchied ſie für das zweyte, und (lachend) ich war gerettet.

Schweizer. Was thatſt du da?

Koſinsky. Da ſtand ich, wie von tauſend Donnern getroffen! — Blut! war mein erſter Gedanke, Blut! mein letzter. Schaum auf dem Munde, renn ich nach Haus, wähle mir einen dreyſpitzigen Degen, und damit in aller Haſt in des Miniſters Haus, denn nur er — er nur war der hölliſche Kuppler geweſen. Man muß mich von der Gaſſe bemerkt haben, denn wie ich hinauf trete, waren alle Zimmer verſchloſſen. Ich ſuche, ich frage: Er ſey zum Fürſten gefahren, war die Antwort. Ich mache mich geradenwegs dahin, man wollte nichts von ihm wiſſen. Ich gehe zurück, ſprenge die Thüren ein, find ihn, wollte eben — aber da ſprangen fünf bis ſechs Bediente aus dem Hinterhalt, und entwanden mir den Degen.

Schweizer (ſtampft auf den Boden.) Und er kriegte nichts, und du zogſt leer ab?

Koſinsky. Ich ward ergriffen, angeklagt, peinlich proceſſirt, infam — merkts euch! — aus beſonderer Gnade infam aus den Gränzen gejagt, meine Güter fielen als Präſent dem Miniſter zu, meine Amalia bleibt in den Klauen des Tygers, verſeufzt und vertrauert ihr Leben, während daß meine Rache faſten, und ſich unter das Joch des Deſpotismus krümmen muß.

Schweizer (aufſtehend ſeinen Degen wetzend.) Das iſt Waſſer auf unſere Mühle, Hauptmann! Da gibts was anzuzünden!

Moor (der bisher in heftigen Bewegungen hin und her gegangen, ſpringt raſch auf, zu den Räubern.) Ich muß ſie ſehen — auf! rafft zuſammen — du bleibſt, Koſinsky — pakt eilig zuſammen!

Die Räuber. Wohin? was?

Moor. Wohin? wer fragt wohin? (heftig zu Schweizern.) Verräther, du willſt mich zurückhalten? Aber bey der Hoffnung des Himmels! —

Schweizer. Verräther ich? — geh in die Hölle, ich folge dir!

Moor (fällt ihm um den Hals.) Bruderherz! du folgſt mir — ſie weint, ſie weint, ſie vertrauert ihr Leben. Auf! hurtig! alle! nach Franken! in acht Tagen müſſen wir dort ſeyn.

(Sie gehen ab.)

Vierter Akt.

Erſte Scene.

Ländliche Gegend um das Moorliſche Schloß.

Räuber Moor. Koſinsky,

in der Ferne.

Moor. Geh voran, und melde mich. Du weiſt doch noch alles, was du ſprechen muſt?

Koſinsky. Ihr ſeyd der Graf von Brand, kommt aus Mecklenburg, ich euer Reutknecht — ſorgt nicht, ich will meine Rolle ſchon ſpielen, lebt wohl! (ab.)

Moor. Sey mir gegrüßt, Vaterlands-Erde! (Er küßt die Erde.) Vaterlands-Himmel! Vaterlands-Sonne! — und Fluren und Hügel und Ströme und Wälder! Seyd alle, alle mir herzlich gegrüßt! — wie ſo köſtlich wehet die Luft von meinen Heimath-Gebürgen! wie ſtrömt balſamiſche Wonne aus euch, dem armen Flüchtling entgegen! — Elyſium! dichteriſche Welt! Halt ein, Moor! dein Fuß wandelt in einem heiligen Tempel.

(Er kommt näher.) Sieh da, auch die Schwalbenneſter im Schloßhof — auch das Gartenthürchen! — und dieſe Ecke am Zaun, wo du ſo oft den Fanger belauſchteſt und neckteſt — und dort unten das Wieſenthal, wo du der Held Alexander deine Macedonier ins Treffen bey Arbela führteſt, und neben dran der graſigte Hügel, von welchem du den perſiſchen Satrapen niederwarfſt — und deine ſiegende Fahne flatterte hoch! (Er lächelt.) Die goldnen Mayenjahre der Knabenzeit leben wieder auf in der Seele des Elenden — da warſt du ſo glücklich, warſt ſo ganz, ſo wolkenlos heiter — und nun — da liegen die Trümmer deiner Entwürfe! Hier ſollteſt du wandeln dereinſt, ein groſer, ſtattlicher, geprieſener Mann — hier dein Knabenleben in Amalia's blühenden Kindern zum zweytenmal leben — hier! hier der Abgott deines Volks — aber der böſe Feind ſchmollte darzu! (Er fährt auf.) Warum bin ich hieher gekommen? daß mir's gienge wie dem Gefangenen, den der klirrende Eiſenring aus Träumen der Freyheit aufjagt — nein, ich gehe in mein Elend zurück! — Der Gefangene hatte das Licht vergeſſen, aber der Traum der Freyheit fuhr über ihm wie ein Bliz in die Nacht, der ſie finſterer zurückläßt — Lebt wohl, ihr Vaterlandsthäler! einſt ſaht ihr den Knaben Karl, und der Knabe Karl war ein glücklicher Knabe — izt ſaht ihr den Mann, und er war in Verzweiflung. (Er dreht ſich ſchnell nach dem äuſſerſten Ende der Gegend, allwo er plözlich ſtille ſteht und nach dem Schloß mit Wehmuth herüberblickt.) Sie nicht ſehen, nicht einen Blick? — und nur eine Mauer geweſen zwiſchen mir und Amalia — Nein! ſehen muß ich ſie — muß ich ihn — es ſoll mich zermalmen! (Er kehrt um.) Vater! Vater! dein Sohn naht — weg mit dir, ſchwarzes rauchendes Blut! weg hohler graſſer zuckender Todesblick! Nur dieſe Stunde laß mir frey — Amalia! Vater! dein Karl naht! (Er geht ſchnell auf das Schloß zu.) — Quäle mich, wenn der Tag erwacht, laß nicht ab von mir, wenn die Nacht kommt — quäle mich in ſchröcklichen Träumen! nur vergifte mir dieſe einzige Wolluſt nicht! (Er ſteht an der Pforte.) Wie wird mir? was iſt das, Moor? Sey ein Mann! — — Todesſchauer — — Schrecken Ahnung — —

(Er geht hinein.)

Dritte Scene.

Gallerie im Schloß.

Räuber Moor. Amalia (treten auf.)

Amalia. Und getrauten Sie ſich wohl ſein Bildnis unter dieſen Gemählden zu erkennen?

Moor. O ganz gewiß. Sein Bild war immer lebendig in mir. (An den Gemählden herumgehend.) Dieſer iſt's, nicht?

Amalia. Errathen! — Er war der Stammvater des gräſlichen Hauſes, und erhielt den Adel vom Barbaroſſa, dem er wider die Seeräuber diente.

Moor (immer an den Gemählden.) Dieſer iſt's auch nicht — auch der nicht — auch nicht jener dort — er iſt nicht unter ihnen.

Amalia. Wie, ſehen Sie doch beſſer! ich dachte, Sie kennten ihn —

Moor. Ich kenne meinen Vater nicht beſſer! Ihm fehlt der ſanftmüthige Zug um den Mund, der ihn aus tauſenden kenntlich machte — er iſt's nicht.

Amalia. Ich erſtaune. Wie? Achtzehn Jahre nicht mehr geſeh'n, und noch —

Moor (ſchnell, mit einer fliegenden Röthe.) Dieſer iſt's! (Er ſteht wie vom Bliz gerührt.)

Amalia. Ein vortreflicher Mann!

Moor (in ſeinem Anblick verſunken.) Vater, Vater! vergib mir! — Ja ein vortreflicher Mann! — (Er wiſcht ſich die Augen.) Ein göttlicher Mann!

Amalia. Sie ſcheinen viel Antheil an ihm zu nehmen.

Moor. Oh ein vortreflicher Mann — und er ſollte dahin ſeyn.

Amalia. Dahin! wie unſere beſten Freuden dahingeh'n — (ſanft ſeine Hand ergreifend.) Lieber Herr Graf, es reift keine Seeligkeit unter dem Monde.

Moor. Sehr wahr, ſehr wahr — und ſollten Sie ſchon dieſe traurige Erfahrung gemacht haben? Sie können nicht drey und zwanzig Jahr alt ſeyn.

Amalia. Und habe ſie gemacht. Alles lebt, um traurig wieder zu ſterben. Wir intereſſiren uns nur darum, wir gewinnen nur darum, daß wir wieder mit Schmerzen verlieren.

Moor. Sie verloren ſchon etwas?

Amalia. Nichts. Alles. Nichts — wollen wir weiter gehen, Herr Graf?

Moor. So eilig? weß iſt diß Bild rechter Hand dort? mich deucht, es iſt eine unglückliche Phyſiognomie.

Amalia. Diß Bild linker Hand iſt der Sohn des Grafen, der wirkliche Herr — kommen Sie, kommen Sie!

Moor. Aber diß Bild rechter Hand?

Amalia. Sie wollen nicht in den Garten geh'n?

Moor. Aber diß Bild rechter Hand? — du weinſt, Amalia?

Amalia (ſchnell ab.)

Moor.

Sie liebt mich, ſie liebt mich! — ihr ganzes Weſen fieng an, ſich zu empören, verrätheriſch rollten die Thränen von ihren Wangen. Sie liebt mich! — Elender, das verdienteſt du um ſie! Steh ich nicht hier wie ein Gerichteter vor dem tödlichen Block? Iſt das der Sopha, wo ich an ihrem Halſe in Wonne ſchwamm? Sind das die väterlichen Säle? (Ergriffen vom Anblick ſeines Vaters.) Du, du — Feuerflammen aus deinem Auge — Fluch, Fluch, Verwerfung! — wo bin ich? Nacht vor meinen Augen — Schreckniſſe Gottes — Ich, ich hab ihn getödtet! (Er rennt davon.)

Franz von Moor in tiefen Gedanken.

Weg mit dieſem Bild! weg, feige Memme! was zagſt du und vor wem? iſt mir's nicht die wenige Stunden, die der Graf in dieſen Mauren wandelt, als ſchlich immer ein Spion der Hölle meinen Ferſen nach — Ich ſollt' ihn kennen! Es iſt ſo was groſes und oft geſehenes in ſeinem wilden ſonnverbrannten Geſicht, das mich beben macht — auch Amalia iſt nicht gleichgültig gegen ihn! Läßt ſie nicht ſo gierig ſchmachtende Blicke auf dem Kerl herumkreuzen, mit denen ſie doch gegen alle Welt ſonſt ſo geitzig thut? — Sah ich's nicht, wie ſie ein paar diebiſche Thränen in den Wein fallen ließ, den er hinter meinem Rücken ſo haſtig in ſich ſchlürfte, als wenn er das Glas mit hineinziehen wollte. Ja, das ſah ich, durch den Spiegel ſah ich's mit dieſen meinen Augen. Holla Franz! ſiehe dich vor! dahinter ſteckt irgend ein Verderbenſchwangeres Ungeheuer!

(Er ſteht forſchend dem Porträt Karls gegenüber.) Sein langer Gänſehals — ſeine ſchwarzen feuerwerfenden Augen, hm! hm! — ſein finſteres überhangendes buſchichtes Augenbraun. (Plötzlich zuſammen fahrend.) — Schadenfrohe Hölle!.jagſt du mir dieſe Ahnung ein? Es iſt Karl! ja itzt werden mir alle Züge wieder lebendig — Er iſt's! trotz ſeiner Larve! — Er iſt's — trotz ſeiner Larve! — Er iſt's — Tod und Verdammniß! (auf und ab mit heftigen Schritten.) Hab ich darum meine Nächte verpraßt, — darum Felſen hinweggeräumt, und Abgründe eben gemacht — bin ich darum gegen alle Inſtinkte der Menſchheit rebelliſch worden, daß mir zuletzt dieſer unſtete Landſtreicher durch meine künſtlichſten Wirbel tölple — Sachte! Nur ſachte! Es iſt nur noch Spielarbeit übrig — Bin ich doch ohnehin ſchon bis an die Ohren in Todſünden gewatet, daß es Unſinn wäre, zurückzuſchwimmen, wenn das Ufer ſchon ſo weit hinten liegt — Ans Umkehren iſt doch nicht mehr zu gedenken — die Gnade ſelbſt würde an den Bettelſtab gebracht, und die unendliche Erbarmung bankerott werden, wenn ſie für meine Schulden all gut ſagen wollte — Alſo vorwärts wie ein Mann — (Er ſchellt.) — Er verſammle ſich zu dem Geiſt ſeines Vaters und komme, der Todten ſpott' ich. — Daniel, he Daniel! — Was gilts, den haben ſie auch ſchon gegen mich aufgewiegelt! Er ſieht ſo geheimnißvoll.

Daniel (kommt.)

Daniel. Was ſteht zu Befehl, mein Gebieter?

Franz. Nichts. Fort, fülle dieſen Becher Wein, aber hurtig! (Daniel ab.) Wart Alter! dich will ich fangen, ins Auge will ich dich faſſen, ſo ſtarr, daß dein getroffenes Gewiſſen durch die Larve erblaſſen ſoll! Er ſoll ſterben! — Der iſt ein Stümper, der ſein Werk nur auf die Helfte bringt, und dann weg geht, und müßig zugafft, wie es weiter damit werden wird.

Daniel (mit Wein.)

Franz. Stell ihn hieher! Sieh mir feſt ins Auge! wie deine Kniee ſchlottern! Wie du zitterſt! Geſteh Alter! Was haſt du gethan?

Daniel. Nichts, gnädiger Herr, ſo wahr Gott lebt, und meine arme Seele.

Franz. Trink dieſen Wein aus! — Was? Du zauderſt? — Heraus, ſchnell! Was haſt du in den Wein geworfen?

Daniel. Hilf Gott! Was? Ich in den Wein?

Franz. Gift haſt du in den Wein geworfen! Biſt du nicht bleich wie Schnee? Geſteh, geſteh! Wer hat dir's gegeben? Nicht wahr! der Graf, der Graf hat dir's gegeben?

Daniel. Der Graf? Jeſus Maria! der Graf hat mir nichts gegeben.

Franz. (Greift ihn hart an.) Ich will dich würgen, daß du blau wirſt, eisgrauer Lügner du! Nichts? Und was ſtacket ihr denn ſo beyſammen? Er und du und Amalia? Und was flüſtertet ihr immer zuſammen? Heraus damit! Was für Geheimniſſe, was für Geheimniſſe hat er dir anvertraut?

Daniel. Das weiß der allwiſſende Gott. Er hat mir keine Geheimniſſe anvertraut.

Franz. Willſt du es läugnen? Was für Kabalen habt ihr angezettelt, mich aus dem Weg zu räumen? Nicht wahr? Mich im Schlaf zu erdroſſeln? Mir beym Bartſcheren die Gurgel abzuſchneiden? Mir im Wein oder im Chokolade zu vergeben? Heraus, heraus! — oder mir in der Suppe den ewigen Schlaf zu geben? Heraus damit! ich weiß alles.

Daniel. So helfe mir Gott, wenn ich in Noth bin, wie ich euch itzt nichts anders ſage, als die reine lautere Wahrheit!

Franz. Dißmal will ich dir verzeihen. Aber gelt, er ſteckte dir gewiß Geld in deinen Beutel? Er drückte dir die Hand ſtärker als der Brauch iſt? ſo ungefähr, wie man ſie ſeinen alten Bekannten zu drücken pflegt?

Daniel. Niemals, mein Gebieter.

Franz. Er ſagte dir, zum Exempel, daß er dich etwa ſchon kenne? — daß du ihn faſt kennen ſollteſt? Daß dir einmal die Decke von den Augen fallen würde — daß — was? Davon ſollt' er dir niemals geſagt haben?

Daniel. Nicht das mindeſte.

Franz. Daß gewiſſe Umſtände ihn abhielten — daß man oft Masken nehmen müſſe, um ſeinen Feinden zuzukönnen — daß er ſich rächen wolle, aufs grimmigſte rächen wolle.

Daniel. Nicht einen Laut von dieſem allem.

Franz. Was? gar nichts? Beſinne dich recht. — Daß er den alten Herrn ſehr genau — beſonders genau gekannt — daß er ihn liebe — ungemein liebe — wie ein Sohn liebe —

Daniel. Etwas dergleichen erinnere ich mich von ihm gehört zu haben.

Franz. (blaß) Hat er, hat er wirklich? Wie, ſo laß mich doch hören! Er ſagte, er ſey mein Bruder?

Daniel. (betroffen) Was, mein Gebieter? — Nein, das ſagte er nicht. Aber wie ihn das Fräulein in der Gallerie herumführte, ich putzte eben den Staub von den Rahmen der Gemählde ab, ſtand er bey dem Portrait des ſeeligen Herrn plözlich ſtill, wie vom Donner gerührt. Das gnädige Fräulein deutete drauf hin, und ſagte: ein vortreflicher Mann! Ja ein vortreflicher Mann, gab er zur Antwort, indem er ſich die Augen wiſchte.

Franz. Höre Daniel! Du weiſt, ich bin immer ein gütiger Herr gegen dich geweſen, ich hab dir Nahrung und Kleider gegeben, und dein ſchwaches Alter in allen Geſchäften geſchonet —

Daniel. Dafür lohn euch der liebe Herr Gott! und ich hab euch immer redlich gedienet.

Franz. Das wollt' ich eben ſagen. Du haſt mir in deinem Leben noch keine Widerrede gegeben, denn du weißt gar zu wohl, daß du mir Gehorſam ſchuldig biſt in allem, was ich dich heiſſe.

Daniel. In allem von ganzem Herzen, wenn es nicht wider Gott und mein Gewiſſen geht.

Franz. Poſſen, Poſſen! Schämſt du dich nicht? Ein alter Mann, und an das Weyhnacht-Mährchen zu glauben! Geh Daniel! das war ein dummer Gedanke. Ich bin ja Herr. Mich werden Gott und Gewiſſen ſtrafen, wenn es ja einen Gott und ein Gewiſſen gibt.

Daniel (ſchlägt die Hände zuſammen.) Barmherziger Himmel!

Franz. Bey deinem Gehorſam! Verſtehſt du das Wort auch? Bey deinem Gehorſam befehl ich dir, morgen darf-der Graf nimmer unter den Lebendigen wandeln.

Daniel. Hilf, heiliger Gott! Weswegen?

Franz. Bey deinem blinden Gehorſam! — und an dich werd ich mich halten.

Daniel. An mich? Hilf ſelige Mutter Gottes! An mich? Was hab' ich alter Mann denn Böſes gethan?

Franz. Hier iſt nicht lang Beſinnszeit, dein Schickſal ſteht in meiner Hand. Willſt du dein Leben im tiefſten meiner Thürme vollends ausſchmachten, wo der Hunger dich zwingen wird, deine eigenen Knochen abzunagen, und der brennende Durſt, dein eigenes Waſſer wieder zu ſaufen? — Oder willſt du lieber dein Brod eſſen im Frieden, und Ruhe habe in deinem Alter?

Daniel. Was Herr? Fried und Ruhe im Alter? und ein Todtſchläger?

Franz. Antwort auf meine Frage!

Daniel. Meine grauen Haare, meine grauen Haare!

Franz. Ja oder Nein!

Daniel. Nein! — Gott erbarme ſich meiner!

Franz. (Im Begrif zu gehen.) Gut, du ſollſts nöthig haben. (Daniel hält ihn auf und fällt vor ihm nieder.)

Daniel. Erbarmen Herr! Erbarmen!

Franz. Ja oder Nein!

Daniel. Gnädiger Herr! ich bin heute ein und ſiebenzig Jahr alt! und hab' Vater und Mutter geehret, und niemand meines Wiſſens um des Hellers Werth im Leben vervortheilt, und hab' an meinem Glauben gehalten, treu und redlich, und hab' in eurem Hauſe gedienet vier und vierzig Jahr, und erwarte itzt ein ruhig ſeeliges Ende, ach Herr, Herr! (Umfaſt ſeine Kniee heftig) und ihr wollt mir den letzten Troſt rauben im Sterben, daß der Wurm des Gewiſſens mich um mein letztes Gebet bringe, daß ich ein Greuel vor Gott und Menſchen ſchlafen gehen ſoll. Nein, nein, mein liebſter beſter, liebſter gnädiger Herr, das woll't ihr nicht, das könn't ihr nicht wollen von einem ein und ſiebenzigjährigen Manne.

Franz. Ja oder Nein! was ſoll das Geplapper?

Daniel. Ich will euch von nun an noch eifriger dienen. Will meine dürren Sehnen in eurem Dienſt wie ein Taglöhner abarbeiten, will früher aufſtehen, will ſpäter mich niederlegen — ach und will euch einſchlieſſen in mein

Abend- und Morgengebet, und Gott wird das Gebet eines alten Mannes nicht wegwerfen.

Franz. Gehorſam iſt beſſer, denn Opfer. Haſt du je gehört, daß ſich der Henker zierte, wenn er ein Urtheil vollſtrecken ſollte?

Daniel. Ach ja wohl! aber eine Unſchuld erwürgen — einen —

Franz. Bin ich dir etwa Rechenſchaft ſchuldig? darf das Beil den Henker fragen, warum dahin und nicht dorthin? — Aber ſieh, wie langmüthig ich bin — ich biete dir eine Belohnung für das, was du mir huldigteſt.

Daniel. Aber ich hoffte, ein Chriſt bleiben zu dörfen, da ich euch huldigte.

Franz. Keine Widerrede! ſiehe ich gebe dir einen ganzen Tag noch Bedenkzeit! Ueberlege es nochmals. Glück und Unglück — hörſt du, verſtehſt du? das höchſte Glück, und das äuſſerſte Unglück! Ich will Wunder thun im Peinigen.

Daniel (Nach einigem Nachdenken.) Ich will's thun, morgen will ich's thun. (ab.)

Franz.

Die Verſuchung iſt ſtark, und der war wohl nicht zum Märtyrer ſeines Glaubens geboren — Wohl bekomms dann, Herr Graf! Allem Anſehen nach werden ſie morgen Abend ihr Henker-Mahl halten! Es kommt alles nur darauf an, wie man davon denkt, und der iſt ein Narr, der wider ſeine Vortheile denkt. Den Vater, der vielleicht eine Bouteille

Wein weiter getrunken hat, kommt der Kitzel an — und drauf wird ein Menſch, und der Menſch war gewiß das letzte, woran bey der ganzen Herkules-Arbeit gedacht wird. Nun kommt mich eben auch der Kitzel an — und dran krepirt ein Menſch, und gewiß iſt hier mehr Verſtand und Abſichten, als dort bey ſeinem Entſtehen war — Hängt nicht das Daſeyn der meiſten Menſchen mehrentheils an der Hitze eines Julius-Mittags, oder am anziehenden Anblick eines Betttuchs, oder an der wagrechten Lage einer ſchlafenden Küchen-Grazie, oder an einem ausgelöſchten Licht? — Iſt die Geburt des Menſchen das Werk einer viehiſchen Anwandlung, eines Ungefährs, wer ſollte wegen der Verneinung ſeiner Geburt ſich einkommen laſſen, an ein bedeutendes Etwas zu denken? Verflucht ſey die Thorheit unſerer Ammen und Wärterinnen, die unſere Phantaſie mit ſchröcklichen Mährchen verderben, und gräßliche Bilder von Strafgerichten in unſer weiches Gehirnmark drücken, daß unwillkührliche Schauder die Glieder des Mannes noch in froſtige Angſt rütteln, unſere kühnſte Entſchloſſenheit ſperren, unſere erwachende Vernunft an Ketten abergläubiſcher Finſterniß legen — Mord! wie eine ganze Hölle von Furien um das Wort flattert — die Natur vergaß einen Mann mehr zu machen — die Nabelſchnur iſt nicht unterbunden worden — der Vater hat in der Hochzeit-Nacht glatten Leib bekommen — und die ganze Schattenſpielerey iſt verſchwunden. Es war etwas und wird nichts — Heißt es nicht eben ſo viel, als: es war nichts und wird nichts und um nichts wird kein Wort mehr gewechſelt — der

Menſch entſtehet aus Moraſt, und watet eine Weile im Moraſt, und macht Moraſt, und gährt wieder zuſammen in Moraſt, bis er zuletzt an den Schuhſohlen ſeines Urenkels unflätig anklebt. Das iſt das Ende vom Lied — der moraſtige Zirkel der menſchlichen Beſtimmung, und ſomit — glückliche Reiſe, Herr Bruder! Der milzſüchtige podagriſche Moraliſt von einem Gewiſſen mag runzlichte Weiber aus Bordellen jagen, und alte Wucherer auf dem Todesbett foltern — bey mir wird er nimmermehr Audienz bekommen. (Er geht ab.)

Vierte Scene.

Andres Zimmer im Schloß.

Räuber Moor. (von der einen Seite.) Daniel (von der andern.)

Moor. (haſtig.) Wo iſt das Fräulein?

Daniel. Gnädiger Herr! Erlaubt einem armen Mann, euch um etwas zu bitten.

Moor. Es iſt dir gewährt, was willſt du?

Daniel. Nicht viel, und alles, ſo wenig und doch ſo viel — laßt mich eure Hand küſſen!

Moor. Das ſollſt du nicht, guter Alter! (umarmt ihn.) den ich Vater nennen möchte.

Daniel. Eure Hand, eure Hand! ich bitt euch.

Moor. Du ſollſt nicht.

Daniel. Ich muß! (Er greift ſie, betrachtet ſie ſchnell, und fällt vor ihm nieder.) Lieber, beſter Karl!

Moor. (erſchrickt, faßt ſich, fremd.) Freund, was ſagſt du? Ich verſtehe dich nicht.

Daniel. Ja, läugnet es nur, verſtellt euch! Schön, ſchön! Ihr ſeyd immer mein beſter köſtlicher Junker — Lieber Gott! daß ich alter Mann noch die Freude — dummer Tölpel ich, daß ich euch nicht gleich — ey du himmliſcher Vater! So ſeyd ihr ja wiedergekommen, und der alte Herr iſt unterm Boden, und da ſeyd ihr ja wieder — was für ein blinder Eſel ich doch war (ſich vor den Kopf ſchlagend) daß ich euch nicht im erſten Hui — ey du mein! Wer hätte ſich das träumen laſſen! — um was ich mit Thränen betete, — Jeſus Chriſtus! Da ſteht er ja leibhaſtig wieder in der alten Stube!

Moor. Was iſt das für eine Sprache? Seyd ihr vom hitzigen Fieber aufgeſprungen, oder wollt ihr eine Komödien-Rolle an mir probiren?

Daniel. Ey pfui doch, pfui doch! Das iſt nicht fein, einen alten Knecht ſo zum beſten haben — Dieſe Narbe! He, wißt ihr noch? — Großer Gott! Was ihr mir da für eine Angſt einjagtet — ich hab' euch immer ſo lieb gehabt, und was ihr mir da für Herzeleid hättet anrichten können — ihr ſaßt mir im Schoos, — wißt ihr noch? — Dort in der runden Stube — gelt Vogel? Das habt ihr freylich vergeſſen — auch den Kukuk, den ihr ſo gern hörtet? — denkt doch! der Kukuk iſt zerſchlagen, in Grunds-Boden geſchlagen — die alte Suſel hat ihn verwettert, wie ſie die Stube fegte — ja freylich, und da ſaß't ihr mir im Schoos, und rief't hotto! und ich lief fort, euch den Hotte-Gaul zu holen — Jeſus Gott! Warum mußt' ich alter Eſel auch fortlaufen? — und wie mir's ſiedigheiß über den Buckel lief — wie ich das Zettergeſchrey höre drauſſen im Oehrn, ſpring herein, und da lief das helle Blut, und laget am Boden, und hattet — heilige Mutter Gottes! War mir's nicht, als wenn mir ein Kübel eiskalt Waſſer übern Nacken ſprizte — aber ſo geht's, wenn man nicht alle Augen auf die Kinder hat. Großer Gott, wenn's in's Aug' gegangen wäre — War's darzu noch die rechte Hand. Mein Lebens-Tag, ſagt' ich, ſoll mir kein Kind mehr ein Meſſer oder eine Scheere oder ſo was ſpitziges, ſagt' ich, in die Hände kriegen, ſagt' ich, — war zum Glück noch Herr und Frau verreiſet — ja ja, das ſoll mir mein Tag des Lebens eine Warnung ſeyn, ſagt' ich — Jemini, jemini! ich hätte vom Dienſt kommen können, ich hätte, Gott der Herr verzeih's euch, gottloſes Kind — aber gottlob! es heilte glücklich, bis auf die wüſte Narbe.

Moor. Ich begreiffe kein Wort von allem, was du ſagſt.

Daniel. Ja gelt, gelt? Das war noch eine Zeit? Wie manches Zuckerbrod, oder Biscuit oder Makrone ich euch hab' zugeſchoben, hab' euch immer am gernſten gehabt, und wißt ihr noch, was ihr mir drunten ſagtet im Stall, wie ich euch auf des alten Herrn ſeinen Schweißfuchſen ſetzte, und euch auf der großen Wieſe ließ herumjagen? Daniel! ſagtet ihr, laß mich nur einen großen Mann werden, Daniel, ſo ſollſt du mein Verwalter ſeyn, und mit mir in der Kutſche fahren, — ja, ſagt' ich, und lachte, wenn Gott Leben und Geſundheit ſchenkt, und ihr euch eines alten Mannes nicht ſchämen werdet, ſagt' ich, ſo will ich euch bitten, mir das Häuschen drunten im Dorf zu räumen, das ſchon eine gute Weil' leer ſteht, und da wollt' ich mir ein Eimer zwanzig Wein einlegen, und wirthſchaften in meinen alten Tagen. — Ja lacht nur, lacht nur! Gelt junger Herr, das habt ihr rein ausgeſchwizt? — den alten Mann will man nicht kennen, da thut man ſo fremd, ſo fürnehm — o ihr ſeyd doch mein goldiger Junker — freylich halt ein bißgen lucker geweſen — nimmt mir's nicht übel! — Wie's eben das junge Fleiſch meiſtens iſt — am Ende kann noch alles gut werden.

Moor (fällt ihm um den Hals.) Ja! Daniel ich will's nicht mehr verhehlen! Ich bin dein Karl, dein verlorner Karl! Was macht meine Amalia?

Daniel (fängt an zu weinen.) Daß ich alter Sünder noch die Freude haben ſoll, — und der Herr ſelig weinete umſonſt! — Ade, ade, weiſer Schedel! mürbe Knochen, fahret in die Grube mit Freuden! Mein Herr und Meiſter lebt, ihn haben meine Augen geſehen!

Moor. Und will halten, was er verſprochen hat, — nimm das, ehrlicher Graukopf, für den Schweisfuchſen im Stall (dringt ihm einen ſchweren Beutel auf) nicht vergeſſen hab ich den alten Mann.

Daniel. Wie, was treibt ihr? Zuviel! Ihr habt euch vergriffen.

Moor. Nicht vergriffen, Daniel! (Daniel will nieder fallen.) Steh auf, ſage mir, was macht meine Amalia?

Daniel.

Daniel. Gottes Lohn! Gottes Lohn! Ey Herr Jemm! — Eure Amalia, oh die wird's nicht überleben, die wird ſterben vor Freude!

Moor (heftig.) Sie vergaß mich nicht?

Daniel. Vergeſſen? Wie ſchwäzt ihr wieder? Euch vergeſſen? — da hättet ihr ſollen dabey ſeyn, hättet's ſollen mit anſehen, wie ſie ſich gebehrdete, als die Zeitung kam, ihr wärt geſtorben, die der gnädige Herr ausſtreuen ließ —

Moor. Was ſagſt du? mein Bruder —

Daniel. Ja euer Bruder, der gnädige Herr, euer Bruder — ich will euch ein andermal mehr davon erzählen, wenn's Zeit dazu iſt — und wie ſauber ſie ihm abkappte, wenn er ihr alle Tage, die Gott ſchickt, ſeinen Antrag machte, und ſie zur gnädigen Frau machen wollte. O ich muß hin, muß hin, ihr ſagen, ihr die Botſchaft bringen (will fort.)

Moor. Halt, halt! ſie darf's nicht wiſſen, darf's niemand wiſſen, auch mein Bruder nicht —

Daniel. Euer Bruder? Nein beyleibe nicht, er darf's nicht wiſſen! Er gar nicht! — Wenn er nicht ſchon mehr weiß, als er wiſſen darf — Oh ich ſage euch, es gibt garſtige Menſchen, garſtige Brüder, garſtige Herren — aber ich möcht' um alles Geld meines Herrn willen kein garſtiger Knecht ſeyn — der gnädige Herr hielt euch todt.

Moor. Hum! Was brummſt du da?

Daniel (leiſer.) Und wenn man freylich ſo ungebeten auferſteht — euer Bruder war des Herrn ſelig einziger Erbe —

Moor. Alter! — Was murmelſt du da zwiſchen den Zähnen, als wenn irgend ein Ungeheuer von Geheimniß auf deiner Zunge ſchwebte, das nicht heraus wollte, und doch heraus ſollte, rede deutlicher!

Daniel. Aber ich will lieber meine alte Knochen abnagen vor Hunger, lieber vor Durſt mein eigenes Waſſer ſaufen, als Wohlleben die Fülle verdienen mit einem Todſchlag. (ſchnell ab.)

Moor (auffahrend aus ſchrecklicher Pauſe.)

Betrogen betrogen! da fährt es über meine Seele wie der Blitz! — Spitzbübiſche Künſte! Himmel und Hölle! nicht du, Vater! Spitzbübiſche Künſte! Mörder, Räuber durch ſpitzbübiſche Künſte! Angeſchwärzt von ihm! verfälſcht, unterdrückt meine Briefe — voll Liebe ſein Herz — o ich Ungeheuer von einem Thoren — voll Liebe ſein Vater-Herz — o Schelmerey, Schelmerey! Es hätte mich einen Fußfall gekoſtet, es hätte mich eine Thräne gekoſtet — o ich blöder, blöder, blöder Thor! (wider die Wand rennend.) Ich hätte glücklich ſeyn können — o Büberey, Büberey! das Glück meines Lebens bübiſch, bübiſch hinweggebetrogen. (Er läuft wüthend auf und nieder.) Mörder, Räuber durch ſpitzbübiſche Künſte! — Er grollte nicht einmal. Nicht ein Gedanke von Fluch in ſeinem Herzen — o Böſewicht! unbegreiflicher, ſchleichender, abſcheulicher Böſewicht!

Koſinsky (kommt.)

Koſinsky. Nun Hauptmann, wo ſteckſt du? Was iſt's? Du willſt noch länger hier bleiben, merk' ich?

Moor. Auf! Sattle die Pferde! Wir müſſen vor Sonnen-Untergang noch über den Gränzen ſeyn!

Koſinsky. Du ſpaſſeſt.

Moor (Befehlend.) Hurtig, hurtig! Zaudre nicht lang, laß alles da! und daß kein Aug' dich gewahr wird.

(Koſinsky ab.)

Moor.

Ich fliehe aus dieſen Mauren. Der geringſte Verzug könnte mich wüthig machen, und er iſt meines Vaters Sohn — Bruder, Bruder! Du haſt mich zum Elendeſten auf Erden gemacht, ich habe dich niemals beleidigt, es war nicht brüderlich gehandelt — Erndte die Früchte deiner Unthat in Ruhe, meine Gegenwart ſoll dir den Genuß nicht länger vergällen — aber gewiß, es war nicht brüderlich gehandelt. Finſterniß verlöſche ſie auf ewig, und der Tod rühre ſie nicht auf!

Koſinsky.

Koſinsky. Die Pferde ſtehn geſattelt, ihr könnt aufſitzen, wann ihr wollt.

Moor. Preſſer, Preſſer! Warum ſo eilig? Soll ich ſie nicht mehr ſehn?

Koſinsky. Ich zäume gleich wieder ab, wenn ihr's haben wollt, ihr hießt mich ja über Hals und Kopf eilen.

Moor. Noch einmal! ein Lebewohl noch! ich muß den Gifttrank dieſer Seeligkeit vollends ausſchlürfen, und dann — halt Koſinsky! Zehn Minuten noch — hinten am Schloßhof — und wir ſprengen davon!

Fünfte Scene.

Im Garten.

Amalia.

Du weinſt Amalia? — und das ſprach er mit einer Stimme! mit einer Stimme — mir wars, als ob die Natur ſich verjüngete — die genoſſenen Lenze der Liebe dämmerten auf mit der Stimme! Die Nachtigall ſchlug wie damals — die Blumen hauchten wie damals — und ich lag Wonne-berauſcht an ſeinem Hals — Ha falſches treuloſes Herz! Wie du deinen Meineid beſchönigen willſt! Nein, nein, weg aus meiner Seele, du Frevel-Bild — ich hab' meinen Eid nicht gebrochen, du Einziger! Weg aus meiner Seele, ihr verrätheriſchen gottloſen Wünſche! im Herzen, wo Karl herrſcht, darf kein Erdenſohn niſten — Aber warum, meine Seele, ſo immer, ſo wider Willen nach dieſem Fremdling? Hängt er ſich nicht ſo hart an das Bild meines Einzigen? Iſt er nicht der ewige Begleite meines Einzigen? Du weinſt Amalia? — Ha ich wil ihn fliehen! — fliehen! — Nimmer ſehen ſoll mein Aug dieſen Fremdling!

Räuber Moor (öfnet die Gartenthüre.)

Amalia (fährt zuſammen.) Horch! horch! Rauſchte die Thüre nicht? (Sie wird Karln gewahr, und ſpringt auf.) Er? — wohin? — was? — da hat mich's angewurzelt, daß ich nicht fliehen kann — Verlaß mich nicht, Gott im Himmel! — Nein du ſollſt mir meinen Karl nicht entreiſſen! Meine Seele hat nicht Raum für zwey Gottheiten, und ich bin ein ſterbliches Mädchen! (Sie nimmt Karls Bild heraus.) Du, mein Karl, ſey mein Genius wider dieſen Fremdling, den Liebeſtörer! dich, dich anſehen, unverwandt, — und weg alle gottloſen Blicke nach dieſem (ſie ſizt ſtumm — das Auge ſtarr auf das Bild geheftet.)

Moor. Sie da, gnädiges Fräulein? — und traurig? und eine Thräne auf dieſem Gemählde? — (Amalia gibt ihm keine Antwort.) — Und wer iſt der Glückliche, um den ſich das Aug' eines Engels verſilbert? darf auch ich dieſen Verherrlichten — (er will das Gemählde betrachten.)

Amalia Nein, ja, nein!

Moor (zurückfahrend.) Ha! — und verdient er dieſe Vergötterung? verdient er? —

Amalia. Wenn Sie ihn gekannt hätten!

Moor. Ich würd' ihn beneidet haben.

Amalia. Angebetet, wollen Sie ſagen.

Moor. Ha!

Amalia. O Sie hätten ihn ſo lieb gehabt — es war ſo viel, ſo viel in ſeinem Angeſichte — in ſeinen Augen —

im Ton ſeiner Stimme, das Ihnen ſo gleich kommt — das ich ſo liebe —

Moor (ſieht zur Erde.)

Amalia. Hier, wo Sie ſtehen, ſtand er tauſendmal — und neben ihm die, die neben ihm Himmel und Erde vergaß — hier durchirrte ſein Aug' die um ihn prangende Gegend — ſie ſchien den großen belohnenden Blick zu empfinden, und ſich unter dem Wohlgefallen ihres Meiſterbilds zu verſchönern — hier hielt er mit himmliſcher Muſik die Hörer der Lüfte gefangen — hier an dieſem Buſch pflückte er Roſen, und pflückte die Roſen für mich — hier hier lag er an meinem Halſe, brannte ſein Mund auf dem meinen, und die Blumen ſtarben gern unter der Liebenden Fußtritt —

Moor. Er iſt nicht mehr?

Amalia. Er ſeegelt auf ungeſtümen Meeren — Amalia's Liebe ſeegelt mit ihm — er wandelt durch ungebahnte ſandigte Wüſten — Amalia's Liebe macht den brennenden Sand unter ihm grünen, und die wilden Geſträuche blühen — der Mittag ſengt ſein entblößtes Haupt, nordiſcher Schnee ſchrumpft ſeine Sohlen zuſammen, ſtürmiſcher Hagel regnet um ſeine Schläſe, und Amalia's Liebe wiegt ihn in Stürmen ein — Meere und Berge und Horizonte zwiſchen den Liebenden — aber die Seelen verſetzen ſich aus dem ſtaubigten Kerker, und treffen ſich im Paradieſe der Liebe — Sie ſcheinen traurig, Herr Graf?

Moor. Die Worte der Liebe machen auch meine Liebe lebendig.

Amalia. (blaß.) Was? Sie lieben eine andre? — Weh mir, was hab ich geſagt?

Moor. Sie glaubte mich todt, und blieb treu dem Todtgeglaubten — ſie hörte wieder, ich lebe, und opferte mir die Krone einer Heiligen auf. Sie weiß mich in Wüſten irren, und im Elend herumſchwärmen, und ihre Liebe fliegt durch Wüſten und Elend mir nach. Auch heißt ſie Amalia, wie Sie, gnädiges Fräulein.

Amalia. Wie beneid' ich Ihre Amalia!

Moor. O ſie iſt ein unglückliches Mädchen, ihre Liebe iſt für einen, der verlohren iſt, und wird — ewig niemals belohnt.

Amalia. Nein, ſie wird im Himmel belohnt. Sagt man nicht, es gebe eine beſſere Welt, wo die Traurigen ſich freuen, und die Liebenden ſich wieder erkennen?

Moor. Ja, eine Welt, wo die Schleyer hinwegfallen, und die Liebe ſich ſchrecklich wiederfindet — Ewigkeit heißt ihr Name — meine Amalia iſt ein unglückliches Mädchen.

Amalia. Unglücklich, und Sie lieben?

Moor. Unglücklich, weil ſie mich liebt! wie, wenn ich ein Todtſchläger wäre? wie mein Fräulein? wenn Ihr Geliebter Ihnen für jeden Kuß einen Mord aufzählen könnte? wehe meiner Amalia! Sie iſt ein unglückliches Mädchen.

Amalia (froh aufhüpfend.) Ha! wie bin ich ein glückliches Mädchen! Mein Einziger iſt Nachſtrahl der Gottheit, und die Gottheit iſt Huld und Erbarmen! Nicht eine Fliege konnt' er leiden ſehen — Seine Seele iſt ſo fern von einem blutigen Gedanken, als fern der Mittag von der Mitternacht iſt.

Moor (kehrt ſich ſchnell ab, in ein Gebüſch, blickt ſtarr in die Gegend.)

Amalia (ſingt und ſpielt auf der Laute.)

Willſt dich Hektor ewig mir entreiſſen,
Wo des Aeaciden mordend Eiſen
Dem Patroklus ſchrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn hinunter dich der Xanthus ſchlingt?

Moor (nimmt die Laute ſtillſchweigend und ſpielt.)

Theures Weib, geh, hol die Todeslanze! —
Laß — mich fort — zum wilden Kriegestanze —

(Er wirft die Laute weg, und flieht davon.)

Fünfte Scene.

Nahgelegener Wald. Nacht.

Ein altes verfallenes Schloß in der Mitte.

Die Räuberbande gelagert auf der Erde.

Die Räuber ſingen.

Stehlen, morden, huren, balgen
Heißt bey uns nur die Zeit zerſtreu'n.
Morgen hangen wir am Galgen,
Drum laßt uns heute luſtig ſeyn.

Ein freyes Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne.
Der Wald iſt unſer Nachtquartier,
Bey Sturm und Wind handthieren wir,
Der Mond iſt unſre Sonne,
Merkurius iſt unſer Mann,
Der's Prakticiren treflich kann.

Heut laden wir bey Pfaffen uns ein,
Bey maſten Pächtern morgen,
Was drüber iſt, da laſſen wir fein
Den lieben Herrgott ſorgen.

Und haben wir im Traubenſaft
Die Gurgel ausgebadet,
So machen wir uns Muth und Kraft
Und mit dem Schwarzen Brüderſchaft,
Der in der Hölle bratet.

Das Wehgeheul geſchlagner Väter,
Der bangen Mütter Klaggezetter,
Das Winſeln der verlaßnen Braut
Iſt Schmauß für unſre Trommelhaut!

Ha! wenn ſie euch unter dem Beile ſo zucken,
Ausbrüllen wie Kälber, umfallen wie Mucken,
Das kitzelt unſern Augenſtern,
Das ſchmeichelt unſern Ohren gern.

Und wenn mein Stündlein kommen nun,
Der Henker ſoll es holen,
So haben wir halt unſern Lohn,
Und ſchmieren unſre Sohlen,
Ein Schlückchen auf den Weg vom heiſſen Traubenſohn,
Und hura rax dax! gehts, als flögen wir davon.

Schweizer. Es wird Nacht, und der Hauptmann noch nicht da!

Razmann. Und verſprach doch Schlag acht Uhr wieder bey uns einzutreffen.

Schweizer. Wenn ihm Leides geſchehen wäre — Kameraden! wir zünden an und morden den Säugling.

Spiegelberg (nimmt Razmann beyſeite.) Auf ein Wort Razmann.

Schwarz (zu Grimm.) Wollen wir nicht Spionen ausſtellen?

Grimm. Laß du ihn! Er wird einen Fang thun, daß wir uns ſchämen müſſen.

Schweizer. Da brennſt du dich, beym Henker! Er gieng nicht von uns wie einer, der einen Schelmenſtreich im Schild führt. Haſt du vergeſſen, was er geſagt hat, als er uns über die Haide führte? — „Wer nur eine Rübe vom Acker ſtiehlt, daß ich's erfahre, läßt ſeinen Kopf hier, ſo wahr ich Moor heiße." — Wir dörfen nicht rauben.

Razmann (leiſe zu Spiegelberg.) Wo will das hinaus — rede deutſcher.

Spiegelberg. Pſt! Pſt! — Ich weiß nicht, was du oder ich für Begriffe von Freyheit haben, daß wir an einem Karrn ziehen, wie Stiere, und dabey wunderviel von Independenz deklamiren — Es gefällt mir nicht.

Schweizer (zu Grimm.) Was wohl dieſer Windkopf hier an der Kunkel hat?

Razmann (leiſe zu Spiegelberg.) Du ſprichſt vom Hauptmann? —

Spiegelberg. Pſt doch! Pſt! — Er hat ſo ſeine Ohren unter uns herumlaufen — Hauptmann ſagſt du? wer hat ihn zum Hauptmann über uns geſetzt, oder hat er nicht dieſen Titel uſurpirt, der von rechtswegen mein iſt? — Wie? legen wir darum unſer Leben auf Würfel — baden darum alle Milzſuchten des Schickſals aus, daß wir am End' noch von Glück ſagen, die Leibeigenen eines Sklaven zu ſeyn? — Leibeigene, da wir Fürſten ſeyn könnten? — Bey Gott! Razmann — das hat mir niemals gefallen.

Schweizer (Zu den andern.) Ja — du biſt mir der rechte Held, Fröſche mit Steinen breit zu ſchmeiſſen —

Schon der Klang ſeiner Naſe, wenn er ſich ſchneuzte, könnte dich durch ein Nadelöhr jagen —

Spiegelberg (zu Razmann.) Ja — Und Jahre ſchon dicht' ich darauf: Es ſoll anders werden. Razmann — wenn du biſt, wofür ich dich immer hielt — Razmann! — Man vermißt ihn — gibt ihn halb verloren — Razmann, mich deucht, ſeine ſchwarze Stunde ſchlägt — wie? Nicht einmal röther wirſt du, da dir die Glocke zur Freyheit läutet? Haſt nicht einmal ſo viel Muth, einen kühnen Wink zu verſtehen?

Razmann. Ha Satan! worinn verſtrickſt du meine Seele?

Spiegelberg. Hats gefangen? — Gut! ſo folge. Ich hab' mir's gemerkt, wo er hinſchlich — Komm! Zwey Piſtolen fehlen ſelten, und dann — ſo ſind wir die erſten, die den Säugling erdroſſeln. (Er will ihn fortreiſſen.)

Schweizer (Zieht wüthend ſein Meſſer.) Ha Beſtie! Eben recht erinnerſt du mich an die böhmiſchen Wälder! — Warſt du nicht die Memme, die anhub zu ſchnadern, als ſie rieffen: **Der Feind kommt?** Ich hab' damals bey meiner Seele geflucht — fahr hin Meuchelmörder (Er ſticht ihn todt.)

Räuber (In Bewegung.) Mordjo! Mordjo! — — Schweizer — Spiegelberg — Reißt ſie auseinander —

Schweizer (Wirft das Meſſer über ihn.) Da! — Und ſo krepir du — Ruhig Kameraden — Laßt euch den Bettel nicht unterbrechen — Die Beſtie iſt dem Hauptmann immer giftig geweſen, und hat keine Narbe auf ihrer ganzen Haut — Noch einmal, gebt euch zufrieden — ha! über den Racker — von hinten her will er Männer zu ſchanden ſchmeiſſen? Männer von hinten her! — Iſt uns darum der helle Schweiß über die Backen gelaufen, daß wir aus der Welt ſchleichen wie Hundsvötter? Beſtie du! Haben wir uns darum unter Feuer und Rauch gebettet, daß wir zulezt wie Ratten verrecken?

Grimm. Aber zum Teufel — Kamerad — was hattet ihr mit einander? — Der Hauptmann wird raſend werden.

Schweizer. Dafür laß mich ſorgen — Und du Helleier (zu Razmann), du warſt ſein Helfershelfer, du! — Pack dich aus meinen Augen — der Schufterle hat's auch ſo gemacht, aber dafür hängt er izt auch in der Schweiz, wie's ihm mein Hauptmann prophezeyt hat — (Man ſchießt.)

Schwarz (aufſpringend.) Horch! ein Piſtolenſchuß! (Man ſchießt wieder.) Noch einer! Holla! Der Hauptmann!

Grimm. Nur Geduld! Er muß zum drittenmal ſchieſſen. (Man hört noch einen Schuß.)

Schwarz. Er iſt's! — Iſt's — Salvier dich, Schweizer — laßt uns ihm antworten.

(Sie ſchieſſen.)

Moor. Koſinsky (treten auf.)

Schweizer (ihnen entgegen.) Sey willkommen, mein Hauptmann — Ich bin ein bischen vorlaut geweſen, ſeit du weg biſt. (Er führt ihn an die Leiche.) Sey du Richter zwiſchen mir und dieſem — von hinten hat er dich ermorden wollen.

Räuber (mit Beſtürzung.) Was? Den Hauptmann?

Moor. (In den Anblick verſunken, bricht heftig aus.) O unbegreiflicher Finger der rachekundigen Nemeſis! — Wars nicht dieſer, der mir das Sirenenlied trillerte? — Weihe diß Meſſer der dunklen Vergelterinn! — das haſt Du nicht gethan, Schweizer.

Schweizer. Bei Gott! ich habs wahrlich gethan, und es iſt beim Teufel nicht das ſchlechtſte, was ich in meinem Leben gethan habe. (geht unwillig ab.)

Moor (Nachdenkend.) Ich verſtehe — Lenker im Himmel — ich verſtehe — die Blätter fallen von den Bäumen — und mein Herbſt iſt kommen — Schafft mir dieſen aus den Augen. (Spiegelbergs Leiche wird hinweg getragen.)

Grimm. Gib uns Ordre, Hauptmann — was ſollen wir weiter thun?

Moor. Bald — bald iſt alles erfüllet — Gebt mir meine Laute — Ich habe mich ſelbſt verloren, ſeit ich dort war — Meine Laute ſag ich — Ich muß mich zurück lullen in meine Kraft — verlaßt mich.

Räuber. Es iſt Mitternacht, Hauptmann.

Moor. Doch warens nur die Thränen im Schauſpielhaus — den Römergeſang muß ich hören, daß mein ſchlafender Genius wieder aufwacht — Meine Laute her — Mitternacht, ſagt ihr?

Schwarz. Wohl bald vorüber. Wie Bley liegt der Schlaf in uns. Seit drei Tagen kein Auge zu.

Moor. Sinkt denn der balſamiſche Schlaf auch auf die Augen der Schelmen? Warum fliehet er mich? Ich bin nie ein Feiger geweſen, oder ein ſchlechter Kerl — Legt euch ſchlafen — Morgen am Tag gehen wir weiter.

Räuber. Gute Nacht, Hauptmann (Sie lagern ſich auf der Erde und ſchlafen ein.)

Tiefe Stille.

Moor. (Nimmt die Laute und ſpielt.)

Brutus.

Sey willkommen friedliches Gefilde,
Nimm den Lezten aller Römer auf!
Von Philippi, wo die Mordſchlacht brüllte
Schleicht mein Gram gebeugter Lauf.
Kaſſius wo biſt du? — Rom verloren!
Hingewürgt mein brüderliches Heer!
Meine Zuflucht zu des Todes Thoren!
Keine Welt für Brutus mehr!

Cäſar.

Wer, mit Schritten eines Niebeſiegten,
Wandert dort vom Felſenhang? —
Ha! wenn meine Augen mir nicht lügten!
Das iſt eines Römers Gang. —
Tyberſohn — von wannen deine Reiſe?
Dauert noch die Siebenhügelſtadt?
Oft geweinet hab ich um die Waiſe,
Daß ſie nimmer einen Cäſar hat.

Brutus.

Ha! du mit der drei und zwanzigfachen Wunde!
Wer rief Todter dich an's Licht?

Schaudre rückwärts, zu des Orkus Schlunde,
Stolzer Weiner! Triumphire nicht!
Auf Philippi's eiſernem Altare
Raucht der Freiheit leztes Opferblut;
Rom verröchelt über Brutus Bahre,
Brutus geht zu Minos — Kreuch in deine Flut.

Cäſar.

O ein Todesſtoß von Brutus Schwerde!
Auch du — Brutus — du?
Sohn — es war dein Vater — Sohn — die Erde
Wär gefallen dir als Erbe zu!
Geh — du biſt der gröſte Römer worden,
Da in Vaters Bruſt dein Eiſen drang,
Geh — und heul es bis zu jenen Pforten:
Brutus iſt der gröſte Römer worden,
Da in Vaters Bruſt ſein Eiſen drang.
Geh — du weißts nun, was an Lethes Strande
Mich noch bannte —
Schwarzer Schiffer, ſtoß vom Lande!

Brutus.

Vater halt! — Im ganzen Sonnenreiche
Hab ich Einen nur gekannt,
Der dem groſen Cäſar gleiche:
Dieſen Einen haſt du Sohn genannt.
Nur ein Cäſar mochte Rom verderben,
Nur nicht Brutus mochte Cäſar ſtehn,
Wo ein Brutus lebt, muß Cäſar ſterben;
Geh du linkwärts, laß mich rechtwärts gehn.

(Er legt die Laute hin, geht tiefdenkend auf und nieder.)

Wer

Wer mir Bürge wäre? — — Es iſt alles ſo finſter — verworrene Labyrinthe — kein Ausgang — kein leitendes Geſtirn — wenns aus wäre mit dieſem letzten Othemzug — Aus wie ein ſchaales Marionettenſpiel — Aber wofür der heiße Hunger nach Glückſeligkeit? Wofür das Ideal einer unerreichten Vollkommenheit? Das Hinausſchieben unvollendeter Plane? — wenn der armſelige Druck dieſes armſeligen Dings (die Piſtolen vors Geſicht haltend) den Weiſen dem Thoren — den Feigen dem Tapfern — den Edlen dem Schelmen gleich macht? — Es iſt doch eine ſo göttliche Harmonie in der ſeelenloſen Natur, warum ſollte dieſer Misklang in der vernünftigen ſeyn? — Nein! Nein! es iſt etwas mehr, denn ich bin noch nicht glücklich geweſen.

Glaubt ihr, ich werde zittern? Geiſter meiner Erwürgten! ich werde nicht zittern. (Heftig zitternd.) — Euer banges Sterbegewinſel — euer ſchwarzgewürgtes Geſicht — eure fürchterlich klaffenden Wunden ſind ja nur Glieder einer unzerbrechlichen Kette des Schickſals, und hängen zuletzt an meinen Feyerabenden, an den Launen meiner Ammen und Hofmeiſter, am Temperament meines Vaters, am Blut meiner Mutter. — (von Schauer geſchüttelt) Warum hat mein Perillus einen Ochſen aus mir gemacht, daß die Menſchheit in meinem glühenden Bauche bratet?

(Er ſetzt die Piſtolen an.) Zeit und Ewigkeit — gekettet an einander durch ein einzig Moment! — Grauſer Schlüſſel, der das Gefängniß des Lebens hinter mir ſchließt, und vor mir aufriegelt die Behauſung der ewigen Nacht —

ſage mir — o ſage mir — wohin — wohin wirſt du mich führen? — Fremdes, nie umſegeltes Land! — Siehe, die Menſchheit erſchlafft unter dieſem Bilde, die Spannkraft des Endlichen läßt nach, und die Phantaſey, der muthwillige Affe der Sinne, gaukelt unſerer Leichtgläubigkeit ſeltſame Schatten vor — Nein! Nein! Ein Mann muß nicht ſtraucheln — Sey wie du willt, namenloſes Jenſeits — bleibt mir nur dieſes mein Selbſt getreu — Sey wie du willt, wenn ich nur mich ſelbſt mit hinübernehme — Außendinge ſind nur der Anſtrich des Manns — Ich bin mein Himmel und meine Hölle.

Wenn du mir irgend einen eingeäſcherten Weltkreis allein ließeſt, den du aus deinen Augen verbannt haſt, wo die einſame Nacht, und die ewige Wüſte meine Ausſichten ſind? — Ich würde dann die ſchweigende Oede mit meinen Phantaſien bevölkern, und hätte die Ewigkeit zur Muſſe, das verworrene Bild des allgemeinen Elends zu zergliedern. — Oder willſt du mich durch immer neue Geburten und immer neue Schauplätze des Elends von Stufe zu Stufe — zur Vernichtung — führen? Kann ich nicht die Lebensfäden, die mir jenſeits gewoben ſind, ſo leicht zerreiſſen, wie dieſen? — Du kannſt mich zu nichts machen — Dieſe Freyheit kannſt du mir nicht nehmen. (Er ladet die Piſtole. Plötzlich hält er inne.) Und ſoll ich für Furcht eines qualvollen Lebens ſterben? — Soll ich dem Elend den Sieg über mich einräumen? — Nein! ich wills dulden. (Er wirft die Piſtole weg.) Die Qual erlahme an meinem Stolz! Ich wills vollenden. (Es wird immer finſterer.)

Herrmann. (Der durch den Wald kommt.) Horch! Horch! grauſig heulet der Kauz — zwölf ſchlägts drüben im Dorf — wohl, wohl — das Bubenſtück ſchläft — in dieſer Wilde kein Lauſcher. (Tritt an das Schloß und pocht.) Komm heraus, Jammermann, Thurmbewohner! — Deine Mahlzeit iſt bereitet.

Moor. (Sachte zurücktretend.) Was ſoll das bedeuten?

Eine Stimme. (aus dem Schloß.) Wer pocht da? He? Biſt du's, Herrmann, mein Rabe?

Herrmann. Bin's, Herrmann, dein Rabe. Steig herauf ans Gitter und iß. (Eulen ſchreyen.) Fürchterlich trillern deine Schlafkameraden, Alter — dir ſchmeckt?

Die Stimme. Hungerte mich ſehr. Habe Dank, Rabenſender, fürs Brod in der Wüſte! — Und wie gehts meinem lieben Kind, Herrmann?

Herrmann. Stille — Horch — Geräuſch wie von Schnarchenden! hörſt du nicht was?

Stimme. Wie? hörſt du etwas?

Herrmann. Den ſeufzenden Windlaut durch die Ritzen des Thurms — Eine Nachtmuſik, davon einem die Zähne klappern und die Nägel blau werden — Horch, noch einmal — Immer iſt mir, als hört' ich ein Schnarchen. — Du haſt Geſellſchaft, Alter — Hu! hu! hu!

Stimme. Siehſt du etwas?

Herrmann. Leb wohl — leb wohl — Grauſig iſt dieſe Stätte — Steig ab ins Loch — droben dein Helfer, dein Rächer — verfluchter Sohn! — (Will fliehen.)

Moor. (Mit Entſetzen hervortretend.) Steh!

Herrmann. (Schreyend.) Oh mir!

Moor. Steh, ſag ich!

Herrmann. Weh! Weh! Weh! Nun iſt alles verrathen!

Moor. Steh! Rede! Wer biſt du? Was haſt du hier zu thun? Rede!

Herrmann. Erbarmen, o Erbarmen, geſtrenger Herr! — Nur Ein Wort höret an, eh ihr mich umbringt.

Moor. (Indem er den Degen zieht.) Was werd' ich hören?

Herrmann. Wohl habt ihr mirs beym Leben verboten — Ich konnt' nicht anders — durft' nicht anders — im Himmel ein Gott — euer leiblicher Vater dort — mich jammerte ſein — Stecht mich nieder.

Moor. Hier ſteckt ein Geheimniß — Heraus! Sprich! Ich will alles wiſſen.

Die Stimme. (Aus dem Schloß.) Weh! Weh! Biſt du's, Herrmann, der da redet? Mit wem redſt du, Herrmann?

Moor. Drunten noch jemand — Was geht hier vor? (Läuft dem Thurme zu.) Iſt's ein Gefangener, den die Menſchen abſchüttelten? — Ich will ſeine Ketten löſen. — Stimme! noch einmal! wo iſt die Thüre?

Herrmann. O habt Barmherzigkeit, Herr — dringt nicht weiter, Herr — geht aus Erbarmen vorüber! (Verrennt ihm den Weg.)

Moor. Vierfach geſchloſſen! Weg da — Es muß heraus — Itzt zum erſtenmal komm mir zu Hülfe, Dieberey! (Er nimmt Brechinſtrumente, und öffnet das Gitterthor. Aus dem Grunde ſteigt ein **Alter**, ausgemergelt wie ein Gerippe.

Der Alte. Erbarmen einem Elenden! Erbarmen!

Moor. (Springt erſchrocken zurück.) Das iſt meines Vaters Stimme!

D. a. Moor. Habe Dank, o Gott! Erſchienen iſt die Stunde der Erlöſung.

Moor. Geiſt des alten Moors! Was hat dich beunruhigt in deinem Grabe? Haſt du eine Sünde in jene Welt geſchleppt, die dir den Eingang in die Pforten des Paradieſes verrammelt? Ich will Meſſen leſen laſſen, den irrenden Geiſt in ſeine Heymath zu ſenden. Haſt du das Geld der Wittwen und Waiſen unter die Erde vergraben, das dich zu dieſer mitternächtlichen Stunde heulend herumtreibt, ich will den unterirdiſchen Schatz aus den Klauen des Zauberdrachen reiſſen, und wenn er tauſend rothe Flammen auf mich ſpeyt, und ſeine ſpitzen Zähne gegen meinen Degen blöckt, oder kommſt du, auf meine Fragen die Räthſel der Ewigkeit zu entfalten? Rede, rede! ich bin der Mann der bleichen Furcht nicht.

D. a. Moor. Ich bin kein Geiſt. Taſte mich an, ich lebe, o ein elendes, erbärmliches Leben!

Moor. Was? Du biſt nicht begraben worden?

D. a. Moor. Ich bin begraben worden — das heißt: ein todter Hund liegt in meiner Väter Gruft; und ich — drey volle Monde ſchmacht' ich ſchon in dieſem finſtern unterirdiſchen Gewölbe, von keinem Strahle beſchienen, von keinem warmen Lüftchen angeweht, von keinem Freunde beſucht, wo wilde Raben krächzen, und mitternächtliche Uhu's heulen. —

Moor. Himmel und Erde! Wer hat das gethan?

D. a. Moor. Verfluch ihn nicht! — Das hat mein Sohn Franz gethan.

Moor. Franz? Franz? — O ewiges Chaos!

D. a. Moor. Wenn du ein Menſch biſt, und ein menſchliches Herz haſt, Erlöſer, den ich nicht kenne, o ſo höre den Jammer eines Vaters, den ihm ſeine Söhne bereitet haben — drey Monden ſchon hab' ich's tauben Felſenwänden zugewinſelt, aber ein hohler Wiederhall äffte meine Klagen nur nach. Darum, wenn du ein Menſch biſt, und ein menſchliches Herz haſt —

Moor. Dieſe Aufforderung könnte die wilden Beſtien aus ihren Löchern hervorrufen!

D. a. Moor. Ich lag eben auf dem Siechbett, hatte kaum angefangen, aus einer ſchweren Krankheit etwas Kräfte zu ſammeln, ſo führte man einen Mann zu mir, der vorgab, mein Erſtgebohrner ſey geſtorben in der Schlacht, und mit ſich brachte ein Schwerdt, gefärbt mit ſeinem Blut, und ſein letztes Lebewohl, und daß ihn mein Fluch gejagt hätte in Kampf und Tod und Verzweiflung.

Moor. (Heftig von ihm abgewandt.) Es iſt offenbar!

D. a. Moor. Höre weiter! ich ward unmächtig bey der Botſchaft. Man muß mich für todt gehalten haben, denn als ich wieder zu mir ſelber kam, lag ich ſchon in der Bahre, und ins Leichentuch gewickelt wie ein Todter. Ich krazte an dem Deckel der Bahre. Er ward aufgethan.

Es war finſtere Nacht, mein Sohn Franz ſtand vor mir. — Was? rief er mit entſetzlicher Stimme, willſt du dann ewig leben? — und gleich flog der Sargdeckel wieder zu. Der Donner dieſer Worte hatte mich meiner Sinne beraubt; als ich wieder erwachte, fühlt' ich den Sarg erhoben und fortgeführt in einem Wagen eine halbe Stunde lang. Endlich ward er geöffnet — ich ſtand am Eingang dieſes Gewölbes, mein Sohn vor mir, und der Mann, der mir das blutige Schwerdt von Karln gebracht hatte — zehnmal umfaßt' ich ſeine Kniee, und bat und flehte, und umfaßte ſie und beſchwur — das Flehen ſeines Vaters reichte nicht an ſein Herz — hinab mit dem Balg! donnerte es von ſeinem Munde, er hat genug gelebt, — und hinab ward ich geſtoſſen ohn' Erbarmen, und mein Sohn Franz ſchloß hinter mir zu.

Moor. Es iſt nicht möglich, nicht möglich! Ihr müßt euch geirrt haben.

D. a. Moor. Ich kann mich geirrt haben. Höre weiter, aber zürne doch nicht! So lag ich zwanzig Stunden, und kein Menſch gedachte meiner Noth. Auch hat keines Menſchen Fußtritt je dieſe Einöde betreten, denn die allgemeine Sage geht, daß die Geſpenſter meiner Väter in dieſen Ruinen raſſelnde Ketten ſchleifen, und in mitternächtlicher Stunde ihr Todtenlied raunen. Endlich hört' ich die Thür wieder aufgehen, dieſer Mann brachte mir Brod und Waſſer, und entdeckte mir, wie ich zum Tod des Hungers verurtheilt geweſen, und wie er ſein Leben in Gefahr ſeze, wenn es herauskäme, daß er mich ſpeiſe. So ward ich kümmerlich erhalten dieſe lange Zeit, aber der unaufhörliche Froſt — die faule Luft meines Unraths, — der grenzenloſe Kummer — meine Kräfte wichen, mein Leib ſchwand, tauſendmal bat ich Gott mit Thränen um den Tod, aber das Maas meiner Strafe muß noch nicht gefüllet ſeyn — oder muß noch irgend eine Freude meiner warten, daß ich ſo wunderbarlich erhalten bin. Aber ich leide gerecht — Mein Karl! mein Karl! — und er hatte noch keine graue Haare.

Moor. Es iſt genug. Auf! ihr Klötze, ihr Eisklumpen! Ihr träge, fühlloſe Schläfer! Auf! will keiner erwachen? (Er thut einen Piſtolenſchuß über die ſchlafenden Räuber.)

Die Räuber. (aufgejagt) He, holla! holla! was giebts da?

Moor. Hat euch die Geſchichte nicht aus dem Schlummer gerüttelt? der ewige Schlaf würde wach worden ſeyn! Schaut her, ſchaut her! die Geſetze der Welt ſind Würfelſpiel worden, das Band der Natur iſt entzwey, die alte Zwietracht iſt los, der Sohn hat ſeinen Vater erſchlagen.

Die Räuber. Was ſagt der Hauptmann?

Moor. Nein, nicht erſchlagen! das Wort iſt Beſchönigung! — der Sohn hat den Vater tauſendmal gerädert, geſpießt, gefoltert, geſchunden! die Worte ſind mir zu menſchlich — worüber die Sünde roth wird, worüber der Kannibale ſchaudert, worauf ſeit Aeonen kein Teufel gekommen iſt. — Der Sohn hat ſeinen eigenen Vater — o ſeht her, ſeht her! er iſt in Unmacht geſunken, — in dieſes Gewölbe hat der Sohn ſeinen Vater — Froſt, Blöſe, — Hunger, — Durſt — o ſeht doch, ſeht doch! — es iſt mein eigner Vater, ich wills nur geſtehn.

Die Räuber (ſpringen herbey und umringen den Alten.) Dein Vater? dein Vater?

Schweizer (tritt ehrerbietig näher, fällt vor ihm nieder.) Vater meines Hauptmanns! Ich küſſe dir die Füſſe! du haſt über meinen Dolch zu befehlen.

Moor. Rache, Rache, Rache dir! grimmig beleidigter, entheiligter Greis! So zerreiß ich von nun an auf ewig das brüderliche Band. (er zerreißt ſein Kleid von oben an bis unten.) So verfluch ich jeden Tropfen brüderlichen Bluts im Antlitz des offenen Himmels! Höre mich, Mond und Geſtirne! Höre mich, mitternächtlicher Himmel! der du auf die Schandthat herunterblickteſt! Höre mich, dreymal ſchröcklicher Gott, der da oben über dem Monde waltet, und rächt und verdammt über den Sternen, und feuerflammt über der Nacht! Hier kniee ich — hier ſtreck ich empor die drey Finger in die Schauer der Nacht — hier ſchwör ich, und ſo ſpeye die Natur mich aus ihren Grenzen wie eine bösartige Beſtie aus, wenn ich dieſen Schwur verletze, ſchwör ich das Licht des Tages nicht mehr zu grüſſen, bis des Vater-Mörders Blut, vor dieſem Steine verſchüttet, gegen die Sonne dampft. (Er ſteht auf.)

Die Räuber. Es iſt ein Belials-Streich! Sag einer, wir ſeyen Schelmen! Nein bey allen Drachen! So bunt haben wirs nie gemacht!

Moor. Ja! und bey allen ſchröcklichen Seufzern derer, die jemals durch eure Dolche ſtarben, derer, die meine Flamme fraß, und mein fallender Thurm zermalmte, eh' ſoll kein Gedanke von Mord oder Raub Platz finden in eurer Bruſt, bis euer aller Kleider von des Verruchten Blute ſcharlachroth gezeichnet ſind — das hat euch wohl niemals geträumet, daß ihr der Arm höherer Majeſtäten ſeyd? Der verworrene Knäuel unſers Schickſals iſt aufgelöſt! Heute, heute hat eine unſichtbare Macht unſer Handwerk geadelt! Betet an vor dem, der euch dies erhabene Loos geſprochen, der euch hieher geführt, der euch gewürdiget hat, die ſchröcklichen Engel ſeines finſtern Gerichts zu ſeyn! Entblößet eure Häupter! Kniect hin in den Staub, und ſtehet geheiliget auf! (ſie knieen.)

Schweizer. Gebeut, Hauptmann! was ſollen wir thun?

Moor. Steh auf, Schweizer! Und rühre dieſe heilige Locken an! (Er führt ihn zu ſeinem Vater, und giebt ihm eine Locke in die Hand.) Du weißt noch, wie du einsmals jenem böhmiſchen Reuter den Kopf ſpalteteſt, da er eben den Säbel über mich zuckte, und ich athemlos und erſchöpft von der Arbeit in die Kniee geſunken war? dazumal verhieß ich dir eine Belohnung, die königlich wäre, ich konnte dieſe Schuld bisher niemals bezahlen. —

Schweizer. Das ſchwurſt du mir, es iſt wahr, aber laß mich dich ewig meinen Schuldner nennen!

Moor. Nein, itzt will ich bezahlen. Schweizer, ſo iſt noch kein Sterblicher geehrt worden wie du! — Räche meinen Vater! (Schweizer ſteht auf.)

Schweizer. Großer Hauptmann! heute haſt du mich zum erſtenmal ſtolz gemacht! — Gebeut, wo, wie, wann ſoll ich ihn ſchlagen?

Moor. Die Minuten ſind geweiht, du muſt eilends gehn — lies dir die Würdigſten aus der Bande, und führe ſie gerade nach des Edelmanns Schloß! zerr ihn aus dem Bette, wenn er ſchläft, oder in den Armen der Wolluſt liegt, ſchlepp ihn vom Mahle weg, wenn er beſoffen iſt, reiß ihn vom Kruzifix, wenn er betend vor ihm auf den Knieen liegt! Aber ich ſage dir, ich ſchärf es dir hart ein, liefr' ihn mir nicht todt! deſſen Fleiſch will ich in Stücken reiſſen, und hungrigen Geiern zur Speiſe geben, der ihm nur die Haut ritzt, oder ein Haar kränkt! Ganz muß ich ihn haben, und wenn du ihn ganz und lebendig bringſt, ſo ſollſt du eine Million zur Belohnung haben, ich will ſie einem Könige mit Gefahr meines Lebens ſtehlen, und du ſollſt frey ausgehn, wie die weite Luft — haſt du mich verſtanden, ſo eile davon!

Schweizer. Genug, Hauptmann — hier haſt du meine Hand darauf: Entweder, du ſiehſt zwey zurückkommen, oder gar keinen. Schweizers Würgengel kommt! (ab mit einem Geſchwader.)

Moor. Ihr Uebrigen zerſtreut euch im Wald — Ich bleibe.

Fünfter Akt.

Erſte Scene.

Ausſicht von vielen Zimmern.

Finſtre Nacht.

Daniel (kommt mit einer Laterne und einem Reiſebündel.)

Lebe wohl, theures Mutterhaus — Hab ſo manch Guts und Liebs in dir genoſſen, da der Herr ſeeliger noch lebete — Thränen auf deine Gebeine, du lange Verfaulter! das verlangt er von einem alten Knecht — es war das Obdach der Waiſen, und der Port der Verlaſſenen, und dieſer Sohn hats gemacht zur Mördergrube — Lebe wohl, du guter Boden! wie oft hat der alte Daniel dich abgefegt — Lebe wohl, du lieber Ofen, der alte Daniel nimmt ſchweren Abſchied von dir — es war dir alles ſo vertraut worden — wird dir weh thun, alter Elieſer — Aber Gott bewahre mich in Gnaden vor dem Trug und Liſt des Argen — Leer kam ich hieher — leer zieh ich wieder hin — aber meine Seele iſt gerettet. (wie er gehen will, kömmt)

Franz (im Schlafrock hereingeſtürzt.)

Daniel. Gott ſteh mir bey! Mein Herr! (Löſcht die Laterne aus.)

Franz. Verrathen! Verrathen! Geiſter ausgeſpieen aus Gräbern — Losgerüttelt das Todtenreich aus dem ewigen Schlaf brüllt wider mich, Mörder! Mörder! — wer regt ſich da?

Daniel (ängſtlich.) Hilf, heilige Mutter Gottes! ſeyd ihr's, geſtrenger Herre, der ſo gräßlich durch die Gewölbe ſchreit, daß alle Schläfer auffahren?

Franz. Schläfer? Wer heißt euch ſchlafen? Fort, zünde Licht an. (Daniel ab, es kommt ein andrer Bedienter.) Es ſoll niemand ſchlafen in dieſer Stunde. Hörſt du? Alles ſoll auf ſeyn — in Waffen — alle Gewehre geladen — Sahſt du ſie dort den Bogengang hinſchweben?

Bedienter. Wen, gnädiger Herr?

Franz. Wen, Dummkopf, wen? So kalt, ſo leer fragſt du, wen? hat mich's doch angepackt, wie der Schwindel! wen, Eſelskopf! wen? Geiſter und Teufel! wie weit iſt's in der Nacht?

Bedienter. Eben izt ruft der Nachtwächter zwey an.

Franz. Was? will dieſe Nacht währen bis an den jüngſten Tag? hörteſt du keinen Tumult in der Nähe? Kein Siegsgeſchrey? Kein Geräuſch galoppirender Pferde? wo iſt Kar — der Graf, will ich ſagen?

Bedienter. Ich weiß nicht, mein Gebieter!

Franz. Du weißt's nicht? Du biſt auch unter der Rotte? Ich will dir das Herz aus den Rippen ſtampfen!

mit deinem verfluchten: ich weiß nicht! Fort, hole den Paſtor!

Bedienter. Gnädiger Herr!

Franz. Murrſt du? zögerſt du? (Erſter Bedienter eilend ab.) Was? auch Bettler wider mich verſchworen? Himmel, Hölle! alles wider mich verſchworen?

Daniel (kommt mit dem Licht.) Mein Gebieter —

Franz. Nein! ich zittere nicht! Es war ledig ein Traum. Die Todten ſtehen noch nicht auf — wer ſagt, daß ich zittere und bleich bin? Es iſt mir ja ſo leicht, ſo wohl.

Daniel. Ihr ſeyd todtenbleich, eure Stimme iſt bang und lallet.

Franz. Ich habe das Fieber. Sage du nur, wenn der Paſtor kommt, ich habe das Fieber. Ich will morgen zur Ader laſſen, ſage dem Paſtor.

Daniel. Befehlt ihr, daß ich euch Lebensbalſam auf Zucker tröpfle?

Franz. Tröpfle mir auf Zucker! der Paſtor wird nicht ſogleich da ſeyn. Meine Stimme iſt bang und lallet, gib Lebensbalſam auf Zucker!

Daniel. Gebt mir erſt die Schlüſſel, ich will drunten holen im Schrank —

Franz. Nein, nein, nein! Bleib! oder ich will mit dir geh'n. Du ſiehſt, ich kann nicht allein ſeyn! wie leicht könnt' ich, du ſiehſt ja — unmächtig — wenn ich allein bin. Laß nur, laß nur! Es wird vorübergehen, du bleibſt.

Daniel. Oh ihr ſeyd *ernſtlich* krank.

Franz. Ja freylich, freylich! das iſts alles. — Und Krankheit verſtöret das Gehirn, und brütet tolle und wunderliche Träume aus. — Träume bedeuten nichts — nicht wahr, Daniel? Träume kommen ja aus dem Bauch, und Träume bedeuten nichts — ich hatte ſo eben einen luſtigen Traum. (er ſinkt unmächtig nieder)

Daniel. Jeſus Chriſtus! was iſt das? Georg! Conrad! Baſtian! Martin! ſo gebt doch nur eine Urkund von euch! (Rüttelt ihn.) Maria, Magdalena und Joſeph! ſo nimmt doch nur Vernunft an! So wirds heiſſen, ich hab ihn todt gemacht, Gott erbarme ſich meiner!

Franz (verwirrt.) Weg — weg! was rüttelſt du mich ſo, ſcheußliches Todtengerippe? — die Todten ſtehen noch nicht auf —

Daniel. O du ewige Güte! Er hat den Verſtand verloren.

Franz. (richtet ſich matt auf) Wo bin ich? — du Daniel? was hab ich geſagt? merke nicht drauf! ich hab eine Lüge geſagt, es ſey was es wolle — komm! hilf mir auf! — es iſt nur ein Anſtoß von Schwindel — weil ich — weil ich — nicht ausgeſchlafen habe.

Daniel. Wär' nur der Johann da! ich will Hülfe rufen, ich will nach Aerzten rufen.

Franz. Bleib! ſez dich neben mich auf dieſen Sopha! — ſo — du biſt ein geſcheuter Mann, ein guter Mann. laß dir erzählen!

Daniel. Itzt nicht, ein andermal! ich will euch zu Bette bringen, Ruhe iſt euch beſſer.

Franz. Nein, ich bitte dich, laß dir erzählen, und lache mich derb aus! — Siehe, mir däuchte, ich hätte ein königlich Mahl gehalten, und mein Herz wär' guter Dinge, und ich läge berauſcht im Raſen des Schloßgartens, und plözlich — es war zur Stunde des Mittags — plözlich, aber ich ſage dir, lache mich derb aus! —

Daniel. Plözlich?

Franz. Plözlich traf ein ungeheurer Donner mein ſchlummerndes Ohr, ich taumelte bebend auf, und ſiehe da war mir's, als ſäh' ich aufflammen den ganzen Horizont in feuriger Lohe, und Berge und Städte und Wälder wie Wachs im Ofen zerſchmolzen, und eine heulende Windsbraut fegte von hinnen Meer, Himmel und Erde — da erſcholl's wie aus ehernen Poſaunen: Erde gib deine Todten, gib deine Todten, Meer, und das nakte Gefild begann zu kreiſen, und aufzuwerfen Schädel und Rippen und Kinnbacken und Beine, die ſich zuſammenzogen in menſchliche Leiber, und daherſtrömten unüberſehlich, ein lebendiger Sturm. Damals ſah ich aufwärts, und ſiehe, ich ſtand am Fuß des donnernden Sina, und über mir Gewimmel und unter mir, und oben auf der Höhe des Bergs auf drey rauchenden Stühlen drey Männer, vor deren Blick floh die Kreatur —

Daniel. Das iſt ja das leibhafte Konterfey vom jüngſten Tage.

Franz. Nicht wahr? das iſt tolles Gezeuge? Da trat hervor Einer, anzuſehen wie die Sternennacht, der hatte in ſeiner Hand einen eiſernen Siegelring, den hielt er zwiſchen Aufgang und Niedergang und ſprach: Ewig,

heilig,

heilig, gerecht, unverfälſchbar! Es iſt nur Eine Wahrheit, es iſt nur Eine Tugend! Wehe, wehe, wehe dem zweifelnden Wurme! — Da trat hervor ein Zweyter, der hatte in ſeiner Hand einen blitzenden Spiegel, den hielt er zwiſchen Aufgang und Niedergang, und ſprach: Dieſer Spiegel iſt Wahrheit; Heucheley und Larven beſtehen nicht — da erſchrack ich und alles Volk, denn wir ſahen Schlangen- und Tieger- und Leoparden-Geſichter zurückgeworfen aus dem entſetzlichen Spiegel. — Da trat hervor ein Dritter, der hatte in ſeiner Hand eine eherne Wage, die hielt er zwiſchen Aufgang und Niedergang, und ſprach: tretet herzu, ihr Kinder von Adam — ich wäge die Gedanken in der Schaale meines Zornes! und die Werke mit dem Gewicht meines Grimms! —

Daniel. Gott erbarme ſich meiner!

Franz. Schneebleich ſtunden alle, ängſtlich klopfte die Erwartung in jeglicher Bruſt. Da war mir's, als hört' ich meinen Namen zuerſt genannt aus den Wettern des Berges, und mein innerſtes Mark gefror in mir, und meine Zähne klapperten laut. Schnell begonn die Waage zu klingen, zu donnern der Fels, und die Stunden zogen vorüber, eine nach der andern an der links hangenden Schaale, und eine nach der andern warf eine Todſünde hinein —

Daniel. O, Gott vergeb euch!

Franz. Das that er nicht! — die Schaale wuchs zu einem Gebirge, aber die andere voll von Blut der Verſöhnung hielt ſie noch immer hoch in den Lüften — zuletzt kam ein alter Mann, ſchwer gebeuget von Gram, angebiſſen den Arm von wüthendem Hunger, aller Augen wandten ſich ſcheu vor dem Mann, ich kannte den Mann, er ſchnitt eine Locke von ſeinem ſilbernen Haupthaar, warf ſie hinein in die Schaale der Sünden, und ſiehe, ſie ſank, ſank plötzlich zum Abgrund, und die Schaale der Verſöhnung flatterte hoch auf! — Da hört' ich eine Stimme ſchallen aus dem Rauche des Felſen: Gnade, Gnade jedem Sünder der Erde und des Abgrunds! du allein biſt verworfen! — (Tiefe Pauſe.) Nun, warum lachſt du nicht?

Daniel. Kann ich lachen, wenn mir die Haut ſchauert? Träume kommen von Gott.

Franz. Pfui doch, pfui doch! ſage das nicht! Heiß mich einen Narren, einen aberwitzigen, abgeſchmackten Narren! Thu das, lieber Daniel, ich bitte dich drum, ſpotte mich tüchtig aus!

Daniel. Träume kommen von Gott. Ich will für euch beten.

Franz. Du lügſt, ſag ich — geh den Augenblick, lauf, ſpring, ſieh, wo der Paſtor bleibt, heiß ihn eilen, eilen, aber ich ſage dir, du lügſt.

Daniel (im Abgehen.) Gott ſey euch gnädig!

Franz.

Pöbel-Weisheit, Pöbel-Furcht! — Es iſt ja noch nicht ausgemacht, ob das Vergangne nicht vergangen iſt, oder ein Auge findet über den Sternen — hum, hum! wer raunte mir das ein? Rächet denn droben über den Sterben einer? — Nein, nein! Ja, ja! Fürchterlich ziſchelts um mich: Richtet droben einer über den Sternen! Entgegen gehen dem Rächer über den Sternen dieſe Nacht noch! Nein! ſag ich. — Elender Schlupfwinkel, hinter den ſich deine Feigheit verſtecken will — öd, einſam, taub iſt's droben über den Sternen — Wenn's aber doch etwas mehr wäre? Nein, nein, es iſt nicht! Ich befehle, es iſt nicht! Wenn's aber doch wäre? Weh dir, wenn's nachgezählt worden wäre! wenn's dir vorgezählt würde dieſe Nacht noch! — Warum ſchaudert mir ſo durch die Knochen? — Sterben! warum packt mich das Wort ſo? Rechenſchaft geben dem Rächer droben über den Sternen — und wenn er gerecht iſt, Waiſen und Witwen, Unterdrückte, Geplagte heulen zu ihm auf, und wenn er gerecht iſt? — warum haben ſie gelitten, warum haſt du über ſie triumphiret? —

Paſtor Moſer (tritt auf.)

Moſer. Ihr ließt mich holen, gnädiger Herr! Ich erſtaune. Das erſtemal in meinem Leben! Habt ihr im Sinn, über die Religion zu ſpotten, oder fangt ihr an vor ihr zu zittern?

Franz. Spotten oder zittern, je nachdem du mir antworteſt. — Höre, Moſer, ich will dir zeigen, daß du ein Narr biſt, oder die Welt für'n Narren halten willſt, und du ſollſt mir antworten. Hörſt du? Auf dein Leben ſollſt du mir antworten.

Moſer. Ihr fordert einen Höheren vor euren Richterſtuhl. Der Höhere wird euch dermaleins antworten.

Franz. Itzt will ichs wiſſen, itzt, dieſen Augenblick, damit ich nicht die ſchändliche Thorheit begehe, und im Drange der Noth den Götzen des Pöbels anrufe. Ich habs dir oft mit Hohnlachen bey Burgunder zugeſoffen: Es iſt kein Gott! — Itzt red' ich im Ernſte mit dir, ich ſage dir: es iſt keiner! Du ſollſt mich mit allen Waffen widerlegen, die du in deiner Gewalt haſt, aber ich blaſe ſie weg mit dem Hauch meines Mundes.

Moſer. Wenn du auch eben ſo leicht den Donner wegblaſen könnteſt, der mit zehntauſendfachem Centner-Gewicht auf deine ſtolze Seele fallen wird! Dieſer allwiſſende Gott, den du Thor und Böſewicht mitten aus ſeiner Schöpfung zernichteſt, braucht ſich nicht durch den Mund des Staubes zu rechtfertigen. Er iſt eben ſo groß in deinen Tyranneien, als irgend in einem Lächeln der ſiegenden Tugend.

Franz. Ungemein gut, Pfaffe! So gefällſt du mir.

Moſer. Ich ſtehe hier in den Angelegenheiten eines gröſeren Herrn, und rede mit einem, der Wurm iſt wie ich, dem ich nicht gefallen will. Freylich müßt' ich Wunder thun können, wenn ich deiner halsſtarrigen Bosheit das Geſtändniß abzwingen könnte, — aber wenn deine Ueberzeugung ſo feſt iſt, warum ließeſt du mich rufen? Sage mir doch, warum ließeſt du mich in der Mitternacht rufen?

Franz. Weil ich lange Weile hab, und eben am Schachbret keinen Geſchmack finde. Ich will mir einen Spaß machen, mich mit Pfaffen herumzubeißen. Mit dem leeren Schrecken wirſt du meinen Muth nicht entmannen. Ich weiß wohl, daß derjenige auf Ewigkeit hoft, der hier zu kurz gekommen iſt: aber er wird garſtig betrogen. Ich hab's immer geleſen, daß unſer Weſen nichts iſt, als Sprung des Geblüts, und mit dem letzten Blutstropfen zerrinnt auch Geiſt und Gedanke. Er macht alle Schwachheiten des Körpers mit, wird er nicht auch aufhören bey ſeiner Zerſtörung? nicht bey ſeiner Fäulung verdampfen? Laß einen Waſſertropfen in deinem Gehirne verirren, und dein Leben macht eine plötzliche Pauſe, die zunächſt an das Nichtſeyn gränzt, und ihre Fortdauer iſt der Tod. Empfindung iſt Schwingung einiger Saiten, und das zerſchlagene Klavier tönet nicht mehr. Wenn ich meine ſieben Schlöſſer ſchleifen laſſe, wenn ich dieſe Venus zerſchlage, ſo iſt's Symmetrie und Schönheit *geweſen*. Siehe da! das iſt eure unſterbliche Seele!

Moſer. Das iſt die Philoſophie eurer Verzweiflung. Aber euer eigenes Herz, das bey dieſen Beweiſen ängſtlich bebend wider eure Rippen ſchlägt, ſtraft euch Lügen. Dieſe Spinnweben von Syſtemen zerreißt das einzige Wort: du mußt ſterben! — Ich fordere euch auf, das ſoll die Probe ſeyn, wenn ihr im Tode annoch feſte ſteht, wenn euch eure Grundſätze auch da nicht im Stiche laſſen, ſo ſollt ihr gewonnen haben; wenn euch im Tode nur der mindeſte Schauer anwandelt, weh euch dann! ihr habt euch betrogen.

Franz (verwirrt.) Wenn mich im Tode ein Schauer anwandelt?

Moſer. Ich habe wohl mehr ſolche Elende geſeh'n, die bis hieher der Wahrheit Rieſentroz boten, aber im Tode ſelbſt flattert die Täuſchung dahin. Ich will an eurem Bette ſteh'n, wenn ihr ſterbet — ich möchte ſo gar gern einen Tyrannen ſehen dahinfahren — ich will dabey ſteh'n, und euch ſtarr ins Auge faſſen, wenn der Arzt eure kalte naſſe Hand ergreift, und den verloren ſchleichenden Puls kaum mehr finden kann, und aufſchaut, und mit jenem ſchröklichen Achſelzucken zu euch ſpricht: menſchliche Hülfe iſt umſonſt! Hütet euch dann, o hütet euch ja, daß ihr da ausſeh't, wie Richard und Nero!

Franz. Nein, nein!

Moſer. Auch dieſes Nein wird dann zu einem heulenden Ja — ein inneres Tribunal, das ihr nimmermehr durch ſteptiſche Grübeleyen beſtechen könnt, wird izo erwachen, und Gericht über euch halten. Aber es wird ein Erwachen ſeyn, wie des Lebendigbegrabenen im Bauche des Kirchhof's, es wird ein Unwille ſeyn, wie des Selbſtmörders, wenn er den tödlichen Streich ſchon gethan hat und bereut, es wird ein Bliz ſeyn, der die Mitternacht eures Lebens zumal überflammt, es wird Ein Blick ſeyn, und wenn ihr da noch feſte ſteh't, ſo ſollt ihr gewonnen haben!

Franz. (unruhig im Zimmer auf- und abgehend) Pfaffengewäſche, Pfaffengewäſche!

Moſer. Izt zum erſtenmal werden die Schwerter einer Ewigkeit durch eure Seele ſchneiden, und izt zum erſtenmal zu ſpät. — Der Gedanke Gott weckt einen fürchterlichen Nachbar auf, ſein Name heißt Richter. Sehet Moor, ihr habt das Leben von Tauſenden an der Spitze eutes Fingers, und von dieſen Tauſenden habt ihr neunhundert neun und neunzig elend gemacht. Euch fehlt zu einem Nero nur das römiſche Reich, und nur Peru zu einem Pizarro. Nun glaubt ihr wohl, Gott werde es zugeben, daß ein einziger Menſch in ſeiner Welt wie ein Wüthrich hauſe, und das Oberſte zu unterſt kehre? Glaubt ihr wohl, dieſe neunhundert und neun und neunzig ſeyen nur zum Verderben, nur zu Puppen eures ſataniſchen Spieles da? O glaubt das nicht! Er wird jede Minute, die ihr ihnen getödtet, jede Freude, die ihr ihnen vergiftet, jede Vollkommenheit, die ihr ihnen verſperret habt, von euch fodern dereinſt, und wenn ihr darauf antwortet, Moor, ſo ſollt ihr gewonnen haben.

Franz. Nichts mehr, kein Wort mehr! willſt du, daß ich deinen ſchwerzlebrigen Grillen zu Gebote ſteh'?

Moſer. Sehet zu, das Schickſal der Menſchen ſtehet unter ſich in fürchterlich ſchönem Gleichgewicht. Die Waagſchale dieſes Lebens ſinkend wird hochſteigen in jenem, ſteigend in dieſem, wird in jenem zu Boden fallen. Aber was hier zeitliches Leiden war, wird dort ewiger Triumph, was hier endlicher Triumph war, wird dort ewige unendliche Verzweiflung.

Franz. (wild auf ihn losgehend) Daß dich der Donner ſtumm mache, Lügengeiſt, du! Ich will dir die verfluchte Zunge aus dem Munde reißen!

Moſer. Fühlt ihr die Laſt der Wahrheit ſo früh? Ich habe ja noch nichts von Beweiſen geſagt. Laßt mich nur erſt zu den Beweiſen —

Franz. Schweig, geh in die Hölle mit deinen Beweiſen! zernichtet wird die Seele, ſag ich dir, und ſollſt mir nicht darauf antworten!

Moſer. Darum winſeln auch die Geiſter des Abgrunds, aber der im Himmel ſchüttelt das Haupt. Meynt ihr dem Arm des Vergelters im öden Reich des Nichts zu entlaufen? Und führet ihr gen Himmel, ſo iſt er da! und bettetet ihr euch in der Hölle, ſo iſt er wieder da! und ſprächet ihr zu der Nacht: **verhülle mich!** und zu der Finſterniß: **birg mich!** ſo muß die Finſterniß leuchten um euch, und um den Verdammten die Mitternacht tagen — aber euer unſterblicher Geiſt ſträubt ſich unter dem Wort, und ſiegt über den blinden Gedanken.

Franz. Ich will aber nicht unſterblich ſeyn — ſey es, wer da will, ich will's nicht hindern. Ich will ihn zwingen, daß er mich zernichte, ich will ihn zur Wuth reizen, daß er mich in der Wuth zernichte. Sag mir, was iſt die gröſte Sünde, und die ihn am grimmigſten aufbringt?

Moſer. Ich kenne nur zwo. Aber ſie werden nicht von Menſchen begangen, auch ahnden ſie Menſchen nicht.

Franz. Dieſe zwo! —

Moſer (ſehr bedeutend.) Vatermord heißt die eine, Brudermord die andere — Was macht euch auf einmal ſo bleich?

Franz. Was Alter? Stehſt du mit dem Himmel oder mit der Hölle im Bündniß? Wer hat dir das geſagt?

Moſer. Wehe dem, der ſie beyde auf dem Herzen hat!

Jhm wäre beſſer, daß er nie geboren wäre! Aber ſeyd ruhig, ihr habt weder Vater noch Bruder mehr!

Franz. Ha! — was, du kennſt keine drüber? Beſinne dich nochmals — Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammniß ſchwebt auf dem Laut deines Mundes — keine einzige drüber?

Moſer. Keine einzige drüber.

Franz (fällt in einen Stuhl.) Zernichtung! Zernichtung!

Moſer. Freut euch, freut euch doch! preißt euch doch glücklich! — Bey allen euren Greueln ſeyd ihr noch ein Heiliger gegen den Vatermörder. Der Fluch, der euch trift, iſt gegen den, der auf dieſen lauert, ein Geſang der Liebe — die Vergeltung —

Franz (aufgeſprungen.) Geh in tauſend Grüfte, du Eule! wer hieß dich hieher kommen? Geh, ſag ich, oder ich ſtoß dich durch und durch!

Moſer. Kann das Pfaffengewäſche ſo einen Philoſophen in Harniſch jagen? Blaſt es doch weg mit dem Hauch eures Mundes! (geht ab.)

Franz (wirft ſich in ſeinem Seſſel herum in ſchröcklichen Bewegungen, tiefe Pauſe.)

Ein Bedienter (eilig.)

Bedienter. Amalia iſt entſprungen, der Graf iſt plötzlich verſchwunden.

Daniel (kommt ängſtlich.)

Daniel. Gnädiger Herr, jagt ein Trupp feuriger Reuter die Staig herab, ſchreyen Mordjo, Mordjo — das ganze Dorf in Allarm.

Franz. Geh, laß alle Glocken zuſammenläuten, alles ſoll in die Kirche — auf die Kniee fallen alles — beten für mich — alle Gefang'ne ſollen los ſeyn und ledig, ich will den Armen alles doppelt und dreyfach wiedergeben, ich will — ſo geh doch — ſo ruf doch den Beichtvater, daß er mir meine Sünden hinwegſegne — Biſt du noch nicht fort? (Das Getümmel wird hörbarer.)

Daniel. Gott verzeih mir meine ſchwere Sünde! Wie ſoll ich das wieder reimen? Ihr habt ja immer das liebe Gebet über alle Häuſer hinausgeworfen, habt mir ſo manche Poſtill und Bibelbuch an den Kopf gejagt, wenn ihr mich ob dem Beten ertapptet —

Franz. Nichts mehr davon — Sterben! ſiehſt du? Sterben! — Es wird zu ſpät (man hört Schweizern toben.) Bete doch! Bete!

Daniel. Ich ſagt's euch immer — ihr verachtet das liebe Gebet ſo — aber gebt acht, gebt acht! wenn die Noth an Mann geht, wenn euch das Waſſer an die Seele geht, ihr werdet alle Schätze der Welt um ein chriſtliches Seufzerlein geben — Seht ihr's? Ihr verſchimpfiret mich! Da habt ihr's nun! Seht ihr's?

Franz (umarmt ihn ungeſtüm.) Verzeih, lieber, goldner Perlendaniel, verzeih — ich will dich kleiden von Fuß auf — ſo bet doch — ich will dich zum Hochzeiter machen — ich will — ſo bet doch — ich beſchwöre dich — auf den Knieen beſchwör ich dich — Ins T—ls Namen! ſo bet doch (Tumult auf den Straſſen, Geſchrey — Gepolter —)

Schweizer (auf der Gaſſe.) Stürmt! Schlagt todt! Brecht ein! Ich ſehe Licht! dort muß er ſeyn.

Franz (auf den Knieen.) Höre mich beten, Gott im Himmel! — Es iſt das erſtemal — ſoll auch gewiß nimmer geſchehen — Erhöre mich, Gott im Himmel!

Daniel. Mein doch! Was treibt ihr? Das iſt ja gottlos gebetet.

Volksauflauf.

Volk. Diebe! Mörder! wer lärmt ſo gräßlich in dieſer Mitternachtsſtunde!

Schweizer (immer auf der Gaſſe.) Schlag ſie zurück, Kamerad — der Teufel iſts, und will euren Herrn holen — Wo iſt der Schwarz mit ſeinen Haufen? — Poſtir dich ums Schloß, Grimm — Lauf Sturm wider die Ringmauer!

Grimm. Holt ihr Feuerbrände — wir hinauf oder er herunter — Ich will Feuer in ſeine Säle ſchmeißen.

Franz (betet.) Ich bin kein gemeiner Mörder geweſen, mein Herrgott — hab mich nie mit Kleinigkeiten abgegeben, mein Herrgott —

Daniel. Gott ſey uns gnädig! Auch ſeine Gebete werden zu Sünden. (Es fliegen Steine und Feuerbrände. Die Scheiben fallen. Das Schloß brennt.)

Franz. Ich kann nicht beten — hier, hier! (Auf Bruſt und Stirn ſchlagend.) Alles ſo öd — ſo verdorret (ſteht auf.) Nein, ich will auch nicht beten — dieſen Sieg ſoll der Himmel nicht haben, dieſen Spott mir nicht anthun die Hölle —

Daniel. Jeſus Maria! helft — rettet — das ganze Schloß ſteht in Flammen!

Franz. Hier, nimm dieſen Degen. Hurtig. Jag mir ihn hinterrücks in den Bauch, daß nicht dieſe Buben kommen und treiben ihren Spott mit mir. (Das Feuer nimmt überhand.)

Daniel. Bewahre! Bewahre! Ich mag niemand zu früh in den Himmel fördern, viel weniger zu früh (er entrinnt)

Franz (ihm graß nachſtierend, nach einer Pauſe.)

In die Hölle wollteſt du ſagen — Wirklich! ich wittere ſo etwas — (wahnſinnig.) Sind das ihre hellen Triller? hör ich euch ziſchen, ihr Nattern des Abgrunds? — Sie dringen herauf — Belagern die Thüre — warum zag ich ſo vor dieſer bohrenden Spitze? — die Thüre kracht — ſtürzt — unentrinnbar — Ha! ſo erbarm du dich meiner! (er reißt ſeine goldene Hutſchnur ab, und erdroſſelt ſich.)

Schweizer (mit ſeinen Leuten.)

Schweizer. Mordkanaille, wo biſt du? — Saht ihr, wie ſie flohen? — hat er ſo wenig Freunde? — Wohin hat ſich die Beſtie verkrochen?

Grimm (ſtößt an die Leiche.) Halt! was liegt hier im Weg? Zündet hieher —

Schwarz. Er hat das Prevenire geſpielt. Steckt eure Schwerter ein, hier liegt er wie eine Katze verreckt.

Schweizer. Todt! was? todt? ohne mich todt — Erlogen ſag ich — Gebt acht, wie hurtig er auf die Beine ſpringt? (rüttelt ihn.) Heh du! Es gibt einen Vater zu ermorden.

Grimm. Gib dir keine Müh. Er iſt maustodt.

Schweizer (tritt von ihm weg.) Ja! Er freut ſich nicht — Er iſt maustodt — Gehet zurück, und ſaget meinem Hauptmann: Er iſt maustodt — mich ſieht er nicht wieder. (Schießt ſich vor die Stirn.)

Zweyte Scene.

Der Schauplatz wie in der letzten Scene des vorigen Akts.

Der alte Moor (auf einem Stein ſitzend) **Räuber Moor** (gegenüber.) **Räuber** (hin und her im Wald.)

R. Moor. Er kommt nicht! (Schlägt mit dem Dolch auf einen Stein, daß es Funken gibt.)

D. a. Moor. Verzeihung ſey ſeine Strafe — meine Rache verdoppelte Liebe.

R. Moor. Nein, bey meiner grimmigen Seele! das ſoll nicht ſeyn. Ich wills nicht haben. Die groſe Schandthat ſoll er mit ſich in die Ewigkeit hinüber ſchleppen! — Wofür hab ich ihn dann umgebracht?

D. a. Moor (in Thränen ausbrechend.) O mein Kind!

R. Moor. Was? — du weinſt um ihn — an dieſem Thurme?

D. a. Moor. Erbarmung! o Erbarmung! (Heftig die Hände ringend.) Itzt — itzt wird mein Kind gerichtet!

R. Moor (erſchrocken.) Welches?

D. a. Moor. Ha! was iſt das für eine Frage?

R. Moor. Nichts! Nichts!

D. a. Moor. Biſt du kommen, Hohngelächter anzuſtimmen über meinem Jammer?

R. Moor. Verrätheriſches Gewiſſen! — Merket nicht auf meine Rede!

D. a. Moor. Ja, ich hab einen Sohn gequält, und ein Sohn mußte mich wieder quälen, das iſt Gottes Finger. — O mein Karl! mein Karl! wenn du um mich ſchwebſt, im Gewand des Friedens! Vergib mir! O vergib mir!

R. Moor (ſchnell.) Er vergibt euch. (Betroffen.) Wenn er's werth iſt, euer Sohn zu heiſſen — Er muß euch vergeben.

D. a. Moor. Ha! Er war zu herrlich für mich — Aber ich will ihm entgegen mit meinen Thränen, meinen ſchlafloſen Nächten, meinen quälenden Träumen, ſeine Knie will ich umfaſſen — rufen — laut rufen: Ich hab geſündigt im Himmel und vor dir. Ich bin nicht werth, daß du mich Vater nennſt.

R. Moor (ſehr gerührt.) Er war euch lieb, euer andrer Sohn?

D. a. Moor. Du weißt es, o Himmel. Warum ließ ich mich doch durch die Ränke eines böſen Sohnes bethören? Ein geprieſener Vater ging ich einher unter den Vätern der Menſchen. Schön um mich blühten meine Kinder voll Hoffnung. Aber — o der unglückſeligen Stunde! — der böſe Geiſt fuhr in das Herz meines zweyten, ich traute der Schlange — verloren meine Kinder beyde. (Verhüllt ſich das Geſicht.)

Moor (geht weit von ihm weg.) Ewig verloren!

D. a. Moor. O, ich fühl es tief, was mir Amalia ſagte, der Geiſt der Rache ſprach aus ihrem Munde. Vergebens ausſtrecken deine ſterbenden Hände wirſt du nach einem Sohn, vergebens wähnen zu umfaſſen die warme Hand deines Karls, der nimmermehr an deinem Bette ſteht —

K. Moor (reicht ihm die Hand mit abgewandtem Geſicht.)

D. a. Moor. Wär'ſt du meines Karls Hand! — Aber er liegt fern im engen Hauſe, ſchläft ſchon den eiſernen Schlaf, höret nimmer die Stimme meines Jammers — weh mir! Sterben in den Armen eines Fremdlings — Kein Sohn mehr — kein Sohn mehr, der mir die Augen zudrüken könnte —

K. Moor (in der heftigſten Bewegung.) Izt muß es ſeyn — izt — verlaßt mich (zu den Räubern.) Und doch — kann ich ihm denn ſeinen Sohn wieder ſchenken? — Ich kan ihm ſeinen Sohn doch nicht mehr ſchenken — Nein! Ich will's nicht thun.

D. a. Moor. Wie Freund? Was haſt du da gemurmelt?

K. Moor. Dein Sohn — ja alter Mann — (ſtammelnd.) dein Sohn — iſt — ewig verloren.

D. a. Moor. Ewig?

K. Moor (in der fürchterlichſten Beklemmung gen Himmel ſtarrend.) O nur dißmal — Laß meine Seele nicht matt werden — nur dißmal halte mich aufrecht!

D. a. Moor. Ewig, ſagſt du?

K. Moor. Frage nichts weiter. Ewig, ſagt' ich.

D. a. Moor. Fremdling! Fremdling! Warum zogſt du mich aus dem Thurme?

R. Moor. Und wie? — Wenn ich jetzt ſeinen Segen weghaſchte — haſchte wie ein Dieb, und mich davon ſchliche mit der göttlichen Beute? — Vaterſegen, ſagt man, geht niemals verloren.

D. a. Moor. Auch mein Franz verloren? —

R. Moor (ſtürzt vor ihm nieder.) Ich zerbrach die Riegel deines Thurms — Gib mir deinen Segen.

D. a. Moor (mit Schmerz.) Daß du den Sohn vertilgen mußteſt, Retter des Vaters! — Siehe, die Gottheit ermüdet nicht im Erbarmen, und wir armſeligen Würmer gehen ſchlafen mit unſerm Groll (legt ſeine Hand auf des Räubers Haupt.) Sey ſo glücklich, als du dich erbarmeſt.

R. Moor (weichmüthig aufſtehend.) O — wo iſt meine Mannheit? Meine Sehnen werden ſchlapp, der Dolch ſinkt aus meinen Händen.

D. a. Moor. Wie köſtlich iſt's, wenn Brüder einträchtig beyſammen wohnen, wie der Thau, der vom Hermon fällt auf die Berge Zion — Lern dieſe Wolluſt verdienen, junger Mann, und die Engel des Himmels werden ſich ſonnen in deiner Glorie. Deine Weisheit ſey die Weisheit der grauen Haare, aber dein Herz — dein Herz ſey das Herz der unſchuldigen Kindheit.

R. Moor. O einen Vorſchmack dieſer Wolluſt! Küſſe mich, göttlicher Greis!

D. a. Moor (küßt ihn.) Denk, es ſey Vaterskuß,

ſo

will ich denken, ich küſſe meinen Sohn — du kannſt auch weinen?

R. Moor. Ich dacht', es ſei Vaterskuß! — Weh mir, wenn ſie ihn jetzt brächten!

(Schweizers Gefährten treten auf im ſtummen Trauerzug, mit geſenkten Häuptern, und verhüllten Geſichtern.)

R. Moor. Himmel! (tritt ſcheu zurück, und ſucht ſich zu verbergen. Sie ziehen an ihm vorüber. Er ſieht weg von ihnen. Tiefe Pauſe. Sie halten.)

Grimm (mit geſenktem Ton.) Mein Hauptmann! (R. Moor antwortet nicht, und tritt weiter zurück.)

Schwarz. Theurer Hauptmann! (Räuber Moor weicht weiter zurück.)

Grimm. Wir ſind unſchuldig, mein Hauptmann!

R. Moor (ohne nach ihnen hinzuſchau'n.) Wer ſeid ihr?

Grimm. Du blickſt uns nicht an? Deine Getreuen.

R. Moor. Weh euch, wenn ihr mir getreu wär't!

Grimm. Das letzte Lebewohl von deinem Knecht Schweizer — er kehrt nie wieder, dein Knecht Schweizer.

R. Moor (aufſpringend.) So habt ihr ihn nicht gefunden?

Schwarz. Todt gefunden.

R. Moor (froh empor hüpfend.) Habe Dank, Lenker der Dinge — Umarmet mich, meine Kinder — Erbarmung ſei von nun an die Loſung — Nun wär' auch das überſtanden — Alles überſtanden.

Neue Räuber. Amalia.

Räuber. Heyſa, heyſa! Ein Fang, ein ſuperber Fang!

Amalia (mit fliegenden Haaren.) Die Todten, ſchreyen ſie, ſeyen erſtanden auf ſeine Stimme — mein Oheim lebendig — in dieſem Wald — wo iſt er? Karl! Oheim! — Ha! (Stürzt auf den Alten zu.)

D. a. Moor. Amalia! Meine Tochter! Amalia! (Hält ſie in ſeinen Armen gepreßt.)

R. Moor (zurückſpringend.) Wer bringt diß Bild vor meine Augen?

Amalia (entſpringt dem Alten, und ſpringt auf den Räuber zu, und umſchlingt ihn entzückt.) Ich hab ihn, o ihr Sterne! Ich hab ihn! —

Moor (ſich losreiſſend, zu den Räubern.) Brecht auf, ihr! Der Erzfeind hat mich verrathen!

Amalia. Bräutigam, Bräutigam, du raſeſt! Ha! Vor Entzückung! Warum bin ich auch ſo fühllos, mitten im Wonnewirbel ſo kalt?

D. a. Moor (ſich aufraffend.) Bräutigam? Tochter! Tochter! Ein Bräutigam?

Amalia. Ewig ſein! Ewig, ewig, ewig mein! — Oh ihr Mächte des Himmels! Entlaſtet mich dieſer tödlichen Wolluſt, daß ich nicht unter der Bürde vergehe!

R. Moor. Reißt ſie von meinem Halſe! Tödtet ſie! Tödtet ihn! mich! euch! alles! Die ganze Welt geh zu Grunde! (Er will davon.)

Amalia. Wohin? was? Liebe Ewigkeit! Wonn Unendlichkeit, und du fliehſt?

R. Moor. Weg, weg! — Unglückſeligſte der Bräute!

— Schau ſelbſt, frage ſelbſt, höre! — Unglückſeligſter der Väter! Laß mich immer ewig davon rennen!

Amalia. Haltet mich! Um Gottes willen, haltet mich! — Es wird mir ſo Nacht vor den Augen — Er flieht!

K. Moor. Zu ſpät! Vergebens! Dein Fluch, Vater, — frage mich nichts mehr! — ich bin, ich habe — dein Fluch — dein vermeinter Fluch! — Wer hat mich hergelockt? (Mit gezogenem Degen auf die Räuber losgehend.) Wer von euch hat mich hieher gelockt, ihr Kreaturen des Abgrunds? So vergeh dann, Amalia! — Stirb, Vater! Stirb durch mich zum drittenmal! — Dieſe, deine Retter, ſind Räuber und Mörder! Dein Karl iſt ihr Hauptmann! (Der alte Moor gibt ſeinen Geiſt auf.)

Amalia (ſteht ſtumm, und ſtarr wie eine Bildſäule. Die ganze Bande in fürchterlicher Pauſe.)

K. Moor (wider eine Eiche rennend.) Die Seelen derer, die ich erdroſſelte im Taumel der Liebe — derer, die ich zerſchmetterte im heiligen Schlaf, derer, — hahaha! Hört ihr den Pulverthurm knallen über der Kreiſenden Stühlen? Seht ihr die Flammen ſchlagen an den Wiegen der Säuglinge? das iſt Brautfackel, das iſt Hochzeitmuſik — oh, er vergißt nicht, er weiß zu knüpfen — darum von mir die Wonne der Liebe! darum mir zur Folter die Liebe! das iſt Vergeltung!

Amalia. Es iſt wahr! Herrſcher im Himmel! Es iſt wahr! — Was hab ich gethan, ich unſchuldiges Lamm? Ich hab dieſen geliebt!

K. Moor. Das iſt mehr, als ein Mann erduldet.

Hab ich doch den Tod aus mehr denn tauſend Röhren auf mich zupfeifen gehört, und bin ihm keinen Fußbreit gewichen, ſoll ich itzt erſt lernen beben wie ein Weib? beben vor einem Weib? — Nein, ein Weib erſchüttert meine Mannheit nicht — Blut, Blut! Es iſt nur ein Anſtoß vom Weibe — Blut muß ich ſaufen, es wird vorübergehen. (Er will davon flieh'n.)

Amalia (fällt ihm in die Arme.) Mörder! Teufel! Ich kann dich Engel nicht laſſen.

Moor (ſchleudert ſie von ſich.) Fort, falſche Schlange, du willſt einen Raſenden höhnen, aber ich poche dem Tyrannen-Verhängniß — was, du weineſt? Oh ihr loſen boshaften Geſtirne! Sie thut, als ob ſie weine, als ob um mich eine Seele weine. (Amalia fällt ihm um den Hals.) Ha, was iſt das? Sie ſpeyt mich nicht an, ſtößt mich nicht von ſich — Amalia! Haſt du vergeſſen? weißt du auch, wen du umarmeſt, Amalia?

Amalia. Einziger, Unzertrennlicher!

Moor (aufblühend in ekſtatiſcher Wonne.) Sie vergibt mir, ſie liebt mich! Rein bin ich wie der Aether des Himmels, ſie liebt mich. — Weinenden Dank dir, Erbarmer im Himmel! (Er fällt auf die Knie, und weinet heftig.) Der Friede meiner Seele iſt wiedergekommen, die Qual hat ausgetobt, die Hölle iſt nicht mehr — Sieh, o ſieh, die Kinder des Lichts weinen am Hals der weinenden Teufel — (aufſtehend zu den Räubern.) So weinet doch auch! weinet, weinet, ihr ſeyd ja ſo glücklich — O Amalia! Amalia! Amalia! (Er hängt an ihrem Munde, ſie bleiben in ſtummer Umarmung.)

Ein Räuber (grimmig hervortretend.) Halt ein, Verräther! — Gleich laß dieſen Arm fahren — oder ich will dir ein Wort ſagen, daß dir die Ohren gellen, und deine Zähne vor Entſetzen klappern! (Streckt das Schwert zwiſchen beyde.)

Ein alter Räuber. Denk an die böhmiſchen Wälder! Hörſt du, zagſt du? — an die böhmiſchen Wälder ſollſt du denken! Treuloſer, wo ſind deine Schwüre? Vergißt man Wunden ſo bald? da wir Glück, Ehre und Leben in die Schanze ſchlugen für dich? Da wir dir ſtanden wie Mauren, auffiengen wie Schilder die Hiebe, die deinem Leben galten, — hubſt du da nicht deine Hand zum eiſernen Eid auf, ſchwureſt, *uns nie zu verlaſſen*, wie wir dich nicht verlaſſen haben? — Ehrloſer! Treuvergeſſner! Und du willſt abfallen, wenn eine Metze greint?

Ein dritter Räuber. Pfui, über den Meineid! der Geiſt des geopferten *Rollers*, den du zum Zeugen aus dem Todtenreich zwangeſt, wird erröthen über deine Feigheit, und gewafnet aus ſeinem Grabe ſteigen, dich zu züchtigen.

Die Räuber (durcheinander, reiſſen ihre Kleider auf.) Schau her, ſchau! Kennſt du dieſe Narben? du biſt unſer! Mit unſerm Herzblut haben wir dich zum Leibeigenen angekauft, unſer biſt du, und wenn der Erzengel Michael mit dem Moloch ins Handgemeng kommen ſollte! — Marſch mit uns, *Opfer um Opfer! Amalia für die Bande!*

R. Moor (läßt ihre Hand fahren.) Es iſt aus! — Ich wollte umkehren und zu meinem Vater geh'n, aber der im Himmel ſprach, es ſoll nicht ſeyn. (Kalt.) Blöder Thor ich, warum wollt' ich es auch? Kann denn ein groſſer Sünder noch umkehren? Ein groſſer Sünder kann nimmermehr umkehren, das hätt' ich längſt wiſſen können — Sey ruhig, ich bitte dich, ſey ruhig! ſo iſts ja auch recht — Ich habe nicht gewollt, da er mich ſuchte, itzt da ich ihn ſuche, will Er nicht, was iſt billiger? — Rolle doch deine Augen nicht ſo — er bedarf ja meiner nicht. Hat er nicht Geſchöpfe die Fülle, Einen kann er ſo leicht miſſen, und dieſer Eine bin nun ich. — Kommt, Kameraden!

Amalia (reißt ihn zurück.) Halt, halt! Einen Stoß! einen Todesſtoß! Neu verlaſſen! Zeuch dein Schwert, und erbarme dich!

R. Moor. Das Erbarmen iſt zu den Bären geflohen, — ich tödte dich nicht!

Amalia (ſeine Knie umfaſſend.) Oh, um Gotteswillen, um aller Erbarmungen willen! Ich will ja nicht Liebe mehr, weiß ja wohl, daß droben unſre Sterne feindlich von einander fliehen, — Tod iſt meine Bitte nur. — Verlaſſen, verlaſſen! Nimm es ganz in ſeiner entſetzlichen Fülle, verlaſſen! Ich kanns nicht überdulden. Du ſiehſt ja, das kann kein Weib überdulden. Tod iſt meine Bitte nur! Sieh, meine Hand zittert! Ich habe das Herz nicht, zu ſtoßen. Mir bangt vor der blitzenden Schneide — dir iſts ja ſo leicht, ſo leicht, biſt ja Meiſter im Morden, zeuch dein Schwert, und ich bin glücklich!

R. Moor. Willſt du allein glücklich ſeyn? Fort, ich tödte kein Weib!

Amalia. Ha, Würger! du kannſt nur die Glücklichen tödten, die Lebensſatten gehſt du vorüber! (Kriecht zu den Räubern.) So erbarmet euch meiner, ihr Schüler des Henkers! — Es iſt ein ſo blutdürſtiges Mitleid in euren Blicken, das dem Elenden Troſt iſt — euer Meiſter iſt ein eitler feigherziger Prahler.

R. Moor. Weib, was ſagſt du? (Die Räuber wenden ſich ab.)

Amalia. Kein Freund? auch unter dieſen nicht ein Freund? (Sie ſteht auf.) Nun denn, ſo lehre mich Dido ſterben! (Sie will gehen, ein Räuber zielt.)

R. Moor. Halt! Wag es — Moors Geliebte ſoll nur durch Moor ſterben! (Er ermordet ſie.)

Die Räuber. Hauptmann, Hauptmann! Was machſt du, biſt du wahnſinnig worden?

Moor (auf den Leichnam mit ſtarrem Blick.) Sie iſt getroffen! Diß Zucken noch, und dann wirds vorbey ſeyn — Nun, ſeht doch! habt ihr noch was zu fordern? Ihr opfertet mir ein Leben auf, ein Leben, das ſchon nicht mehr euer war, ein Leben voll Abſcheulichkeit und Schande — ich hab euch einen Engel geſchlachtet. Wie, ſeht doch recht her! Seyd ihr nunmehr zufrieden?

Grimm. Du haſt deine Schuld mit Wucher bezahlt. Du haſt gethan, was kein Mann würde für ſeine Ehre thun. Kommt itzt weiter!

Moor. Sagſt du das? Nicht wahr, das Leben einer Heiligen um das Leben der Schelmen, es iſt ungleicher Tauſch? — O ich ſage euch, wenn jeder unter euch aufs Blutgerüſte gieng, und ſich ein Stük Fleiſch nach dem andern mit glühender Zange abzwicken ließ, daß die Marter eilf Sommertäge dauerte, es wiege dieſe Thränen nicht auf. (Mit bitterem Gelächter.) Die Narben, die böhmiſchen Wälder! Ja, ja! Diß mußte freylich bezahlt werden.

Schwarz. Sey ruhig, Hauptmann! Komm mit uns, der Anblick iſt nicht für dich. Führe uns weiter!

R. Moor. Halt — noch ein Wort, eh wir weiter gehn — Merket auf, ihr ſchadenfrohe Schergen meines barbariſchen Winks — Ich höre von dieſem *Nun* an auf, euer Hauptmann zu ſeyn — Mit Schaam und Grauen leg ich hier dieſen blutigen Stab nieder, worunter zu freveln ihr euch berechtiget wähntet, und mit Werken der Finſterniß diß himmliſche Licht zu beſudeln — Gehet hin zur Rechten und Linken — Wir wollen ewig niemals gemeine Sache machen.

Räuber. Ha, Muthloſer! Wo ſind deine hochfliegenden Plane? Sinds Saifenblaſen geweſen, die beym Hauch eines Weibes zerplatzen?

R. Moor. O über mich Narren, der ich wähnete, die Welt durch Greuel zu verſchönern, und die Geſetze durch Geſetzloſigkeit aufrecht zu halten! Ich nannte es Rache und Recht — Ich maßte mich an, o Vorſicht, die Scharten deines Schwerts auszuwetzen und deine Partheylichkeiten gut zu machen — aber — o eitle Kinderey — da ſteh ich am Rand' eines entſetzlichen Lebens, und erfahre nun mit Zähnklappern und Heulen, daß *zwey Menſchen, wie ich, den ganzen Bau der ſittlichen Welt zu Grunde richten würden.* Gnade — Gnade dem Knaben, der Dir vergreifen wollte — *Dein* eigen allein iſt die Rache.

Du bedarfſt nicht des Menſchen Hand. Freylich ſtehts nun in meiner Macht nicht mehr, die Vergangenheit einzuholen — ſchon bleibt verdorben, was verdorben iſt — was ich geſtürzt habe, ſteht ewig niemals mehr auf — Aber noch blieb mir etwas übrig, womit ich die beleidigten Geſetze verſöhnen, und die mißhandelte Ordnung wiederum heilen kann. Sie bedarf eines Opfers — Eines Opfers, das ihre unverletzbare Majeſtät vor der ganzen Menſchheit entfaltet — dieſes Opfer bin ich ſelbſt. Ich ſelbſt muß für ſie des Todes ſterben.

Räuber. Nimmt ihm den Degen weg — Er will ſich umbringen.

R. Moor. Thoren ihr! Zu ewiger Blindheit verdammt! Meynet ihr wohl gar, eine Todſünde werde das Aequivalent gegen Todſünden ſeyn, meynet ihr, die Harmonie der Welt werde durch dieſen gottloſen Mißlaut gewinnen? (Wirft ihnen ſeine Waffen verächtlich vor die Füße.) Er ſoll mich lebendig haben. Ich gehe, mich ſelbſt in die Hände der Juſtiz zu überliefern.

Räuber. Legt ihn an Ketten! Er iſt raſend worden.

R. Moor. Nicht, als ob ich zweifelte, ſie werde mich zeitig genug finden, wenn die oberen Mächte es ſo wollen. Aber ſie möchte mich im Schlaf überrumpeln, oder auf der Flucht ereilen, oder mit Zwang und Schwert umarmen, und dann wäre mir auch das einige Verdienſt entwiſcht, daß ich mit Willen für ſie geſtorben bin. Was ſoll ich gleich einem Diebe ein Leben länger verheimlichen, das mir ſchon lang im Rathe der himmliſchen Wächter genommen iſt?

Räuber. Laßt ihn hinfahren! Es iſt die Groß-Mann-Sucht. Er will ſein Leben an eitle Bewunderung ſetzen.

R. Moor. Man könnte mich darum bewundern. (Nach einigem Nachſinnen.) Ich erinnere mich, einen armen Schelm geſprochen zu haben, als ich herüberkam, der im Taglohn arbeitet und eilf lebendige Kinder hat — Man hat tauſend Louisdore geboten, wer den großen Räuber lebendig liefert — dem Mann kann geholfen werden. (Er geht ab.)

Die Verſchwörung

des

Fiesko zu Genua.

Ein

republikaniſches Trauerſpiel.

Die Geſchichte dieſer Verſchwörung habe ich vorzüglich aus des Kardinals von Retz Conjuration du Comte Jean Louis de Fiesque, der Histoire des Conjurations, der Histoire de Gênes und Robertſons Geſchichte Karls V — dem 3ten Theile — gezogen. Freiheiten, welche ich mir mit den Begebenheiten herausnahm, wird der Hamburgiſche Dramaturgiſt entſchuldigen, wenn ſie mir geglückt ſind; ſind ſie das nicht, ſo will ich doch lieber meine Phantaſien als facta verdorben haben. Die wahre Kataſtrophe des Komplots, worin der Graf durch einen unglücklichen Zufall am Ziele ſeiner Wünſche zu Grunde geht, mußte durchaus verändert werden, denn die Natur des Drama's duldet den Finger des Ohngefährs oder der unmittelbaren Vorſehung nicht. Es ſollte mich ſehr wundern, warum noch kein tragiſcher Dichter in dieſem Stoffe gearbeitet hat, wenn ich nicht Grund genung in eben dieſer undramatiſchen Wendung fände. Höhere Geiſter ſehen die zarten Spinnenweben einer That durch die ganze Dehnung des Weltſyſtems laufen, und vielleicht an die entlegenſten Gränzen der Zukunft und Vergangenheit anhängen — wo der Menſch nichts, als das in freien Lüften ſchwebende Faktum, ſieht. Aber der Künſtler wählt für das kurze Geſicht der Menſchheit, die er belehren will, nicht für die ſcharfſichtige Allmacht, von der er lernt.

Ich habe in meinen Räubern das Opfer einer ausſchweifenden Empfindung zum Vorwurf genommen. — Hier verſuche ich das Gegentheil, ein Opfer der Kunſt und Kabale. Aber ſo merkwürdig ſich auch das unglückliche Projekt des Fiesko in der Geſchichte gemacht hat, ſo leicht kann es doch dieſe Wirkung auf dem Schauplatz verfehlen. Wenn es wahr iſt, daß nur Empfindung Empfindung weckt, ſo müßte, däucht mich, der politiſche Held in eben dem Grade kein Subjekt für die Bühne ſeyn, in welchem er den Menſchen hintenanſetzen muß, um der politiſche Held zu ſeyn. Es ſtand daher nicht bei mir, meiner Fabel jene lebendige Glut einzuhauchen, welche durch das lautere Produkt der Begeiſterung herrſcht, aber die kalte, unfruchtbare Staatsaktion aus dem menſchlichen Herzen herauszuſpinnen, und eben dadurch an das menſchliche Herz wieder anzuknüpfen — den Mann durch den ſtaatsklugen Kopf zu verwickeln — und von der erfindriſchen Intrigue Situationen für die Menſchheit zu entlehnen — das ſtand bei mir. Mein Verhältniß mit der bürgerlichen Welt machte mich auch mit dem Herzen bekannter, als mit dem Kabinet, und vielleicht iſt eben dieſe politiſche Schwäche zu einer poetiſchen Tugend geworden.

Perſonen.

1. **Andreas Doria. Doge von Genua.**
Ehrwürdiger Greis von 80 Jahren. Spuren von Feuer. Ein Hauptzug: Gewicht und ſtrenge befehlende Kürze.

2. **Gianettino Doria. Neffe des Vorigen. Prätendent.** Mann von 26 Jahren. Rauh und anſtößig in Sprache, Gang und Manieren. Bäuriſchſtolz. Die Bildung zerriſſen.

(Beide Doria tragen Scharlach)

3. **Fieſko Graf von Lavagna. Haupt der Verſchwörung.** Junger, ſchlanker, blühendſchöner Mann von 23 Jahren — ſtolz mit Anſtand — freundlich mit Majeſtät — höfiſchgeſchmeidig, und eben ſo tückiſch.

(Alle Nobili gehen ſchwarz. Die Tracht iſt durchaus altdeutſch.)

4. **Verrina. Verſchworner Republikaner.** Mann von 60 Jahren. Schwer, ernſt und düſter. Tiefe Züge.

5. **Bourgognino. Verſchworner.**
Jüngling von 20 Jahren. Edel und angenehm. Stolz, raſch und natürlich.

6. **Kalkagno. Verſchworner.**
Hagrer Wollüſtling. 30 Jahre. Bildung gefällig und unternehmend.

7. **Sacco. Verſchworner.**
Mann von 45 Jahren. Gewöhnlicher Menſch.

8. **Lomellino. Gianettino's Vertrauter.**
Ein ausgetrockneter Hofmann.

9. **Zenturione.**
0. **Zibo.** } **Mißvergnügte.**
1. **Aßerato.**

12. Romano. Mahler.
Frey, einfach und ſtolz.

13. Muley Haßan. Mohr von Tunis.
Ein confiſzirter Mohrenkopf. Die Phyſiognomie eine originelle Miſchung von Spitzbüberey und Laune.

14. Teutſcher der Herzoglichen Leibwache.
Ehrliche Einfalt. Handfeſte Tapferkeit.

15. 16. 17. Drei aufrühriſche Bürger.

18. Leonore, Fiesko's Gemahlinn.
Dame von 18 Jahren. Blaß und ſchmächtig. Fein und empfindſam. Sehr anziehend, aber weniger blendend. Im Geſicht ſchwärmeriſche Melancholie. Schwarze Kleidung.

19. Julia Gräfinn, Wittwe Imperiali. Doria's Schweſter. Dame von 25 Jahren. Groß und voll. Stolze Kokette. Schönheit verderben durch Bizarrerie. Blendend und nicht gefallend. Im Geſicht ein böſer moquanter Charakter. Schwarze Kleidung.

20. Bertha, Verrina's Tochter.
Unſchuldiges Mädchen.

21. 22. Roſa, Arabella. Leonorens Kammermädchen.

Mehrere Nobili, Bürger, Teutſche, Soldaten, Bediente, Diebe. — Der Schauplatz Genua. Die Zeit 1547.

Erſter Aufzug.

Saal bei Fiesko. Man hört in der Ferne eine Tanzmuſik und den Tumult eines Balls.

Erſter Auftritt.

Leonore (maſkirt.) **Roſa, Arabella**
(fliehen zerſtört auf die Bühne.)

Leonore (reiſt die Maske ab.)

Nichts mehr! Kein Wort mehr! Es iſt am Tag. (ſie wirft ſich in einen Seſſel.) Das wirft mich nieder.

Arabella. Gnädige Frau —

Leonore (aufſtehend.) Vor meinen Augen! eine ſtadtkundige Kokette! im Angeſicht des ganzen Adels von Genua! (wehmüthig.) Roſa! Bella! und vor meinen weinenden Augen!

Roſa. Nehmen Sie die Sache für das, was ſie wirklich war — eine Galanterie —

Leonore. Galanterie? — und das emſige Wechſelſpiel ihrer Augen? Das ängſtliche Lauren auf ihre Spuren? Der lange verweilende Kuß auf ihren entblößten Arm, daß noch die Spur ſeiner Zähne im flammenrothen Fleck zurückblieb? Ha! und die ſtarre tiefe Betäubung, worein er, gleich dem gemahlten Entzücken, verſunken ſaß, als wäre um ihn her die Welt weggeblaſen, und er allein mit dieſer Julia in ewigen Leeren? Galanterie? — gutes Ding, das noch nie geliebt hat, ſtreite mir nicht über Galanterie und Liebe!

Roſa. Deſto beſſer, Madonna! Einen Gemahl verlieren, heißt zehn Cicisbeo Profit machen.

Leonore. Verlieren? — ein kleiner ausſetzender Puls der Empfindung und Fiesko verloren? Geh, giftige Schwätzerinn — komm mir nie wieder vor die Augen! — eine unſchuldige Neckerei — vielleicht eine Galanterie? Iſt es nicht ſo, meine empfindende Bella?

Arabella. O ja! ganz zuverläßig ſo!

Leonore (in Tiefſinn verſunken.) Daß ſie darum in ſeinem Herzen ſich wüßte? — daß hinter jedem ſeiner Gedanken ihr Name im Hinterhalt läge? — ihn anſpräche in jeder Fußtapfe der Natur? — Was iſt das? Wo gerath' ich hin? Daß ihm die ſchöne majeſtätiſche Welt nichts wäre, als der prächtige Demant, worauf nur ihr Bild — nur ihr Bild geſtochen iſt? — daß er ſie liebte? — Julien! O deinen Arm her — halte mich, Bella!

Pauſe. Die Muſik läßt ſich von neuem hören.

Leonore (aufgefahren.) Horch! War das nicht die Stimme Fiesko's, die aus dem Lärmen hervordrang? Kann ko lachen, wenn ſeine Leonore im Einſamen weinet? Nicht doch, mein Kind! Es war Gianettino Doria's bäuriſche Stimme.

Arabella. Sie wars, Signora! Aber kommen Sie in ein anderes Zimmer.

Leonore. Du entfärbſt dich! Bella! du lügſt — Ich leſe in euren Augen — in den Geſichtern der Genueſer ein Etwas — ein Etwas (ſich verhüllend.) O gewiß! dieſe Genueſer wiſſen mehr, als für das Ohr einer Gattinn tauglich.

Roſa. O der alles vergröſſernden Eiferſucht!

Leonore (ſchwermüthig ſchwärmend.) Da er noch Fiesko war — daher trat im Pomeranzenhayn, wo wir Mädchen luſtwandeln gingen, ein blühender Apoll, verſchmolzen in den männlich ſchönen Antinous. Stolz und herrlich trat er daher, nicht anders, als wenn das Durchlauchtige Genua auf ſeinen jungen Schultern ſich wiegte; unſere Augen ſchlichen diebiſch ihm nach, und zuckten zurück, wie auf dem Kirchenraub ergriffen, wenn ſein wetterleuchtender Blick ſie traf. Ach Bella! Wie verſchlangen wir ſeine Blicke! Wie partheyiſch zählte ſie der ängſtliche Neid der Nachbarinn zu! Sie fielen unter uns wie der Goldapfel des Zanks, zärtliche Augen brannten wilder, ſanfte Buſen pochten ſtürmiſcher, Eiferſucht hatte unſere Eintracht zerriſſen.

Arabella. Ich beſinne mich. Das ganze weibliche Genua kam in Aufruhr um dieſe ſchöne Eroberung.

Leonore (begeiſtert.) Und nun Mein ihn zu nennen! Verwegenes, entſetzliches Glück! Mein Genua's gröſten Mann, (mit Anmuth) der vollendet ſprang aus dem Meiſel der unerſchöpflichen Künſtlerinn, alle Größen ſeines Geſchlechts im lieblichſten Schmelze verband — Höret, Mädchen! Kann ich's nun doch nicht mehr verſchweigen! Höret, Mädchen, ich vertraue euch etwas, (geheimnißvoll) einen Gedanken, — als ich am Altar ſtand neben Fiesko — ſeine Hand in meine Hand gelegt — hatte ich den Gedanken, den zu denken dem Weibe verboten iſt: — dieſer Fiesko, deſſen Hand izt in der deinigen liegt — Dein Fiesko — aber ſtill! daß kein Mann uns belauſche, wie hoch wir uns mit dem Abfall ſeiner Fürtreflichkeit brüſten — dieſer dein Fiesko — Weh euch! Wenn das Gefühl euch nicht höher wirft! — wird — Genua von ſeinen Tyrannen erlöſen!

Arabella (erſtaunt.) Und dieſe Vorſtellung kam einem Frauenzimmer am Brauttag?

Leonore. Erſtaune, Roſa! Der Braut in der Wonne des Brauttags! (lebhafter) Ich bin ein Weib — aber ich fühle den Adel meines Bluts, kann es nicht dulden, daß dieſes Haus Doria über unſre Ahnen hinauswachſen will. Jener ſanftmüthige Andreas — es iſt eine Wolluſt, ihm gut zu ſeyn — mag immer Herzog von Genua heiſſen, — aber Gianettino iſt ſein Neffe — ſein Erbe — und Gianettino hat ein freches hochmüthiges Herz. Genua zittert vor ihm und Fiesko (in Wehmuth hinabgefallen.) Fiesko — Weinet um mich — liebt ſeine Schweſter.

Arabella. Arme, unglückliche Frau —

Leonore. Gehet jezt, und ſehet dieſen Halbgott den

Genueſer im ſchamloſen Kreis der Schwelger und Buhldirnen ſizen, ihre Ohren mit unartigem Wize kizelnd, ihnen Mährchen von verwünſchten Prinzeſſinnen erzählen — — Das iſt Fiesko! — Ach Mädchen! Nicht Genua allein verlor ſeinen Helden — auch ich meinen Gemahl!

Roſa. Reden Sie leiſer. Man kömmt durch die Gallerie.

Leonore (zuſammenſchreckend.) Fiesko kommt. Flieht! Flieht! Mein Anblick könnte ihm einen trüben Augenblick machen. (Sie entſpringt in ein Seitenzimmer. Die Mädchen ihr nach.)

Zweiter Auftritt.

Gianettino Doria (maskirt im grünen Mantel.)
Ein Mohr. (Beyde im Geſpräch.)

Gianettino. Du haſt mich verſtanden.

Mohr. Wohl.

Gianettino. Die weiße Maske.

Mohr. Wohl.

Gianettino. Ich ſage — die weiße Maske!

Mohr. Wohl! Wohl! Wohl!

Gianettino. Hörſt du? Du kannſt ſie nur (auf ſeine Bruſt deutend) **hieher** verfehlen.

Mohr. Seyd unbekümmert.

Gianettino. Und einen tüchtigen Stoß!

Mohr. Er ſoll zufrieden ſeyn.

Gianettino (hämiſch.) Daß der arme Graf nicht lange leide.

Mohr. Um Vergebung — Wie ſchwer möchte ohngefähr ſein Kopf ins Gewicht fallen?

Gianettino. Hundert Zechinen ſchwer.

Mohr (bläßt durch die Finger.) Puh! Federleicht.

Gianettino. Was brummſt du da?

Mohr. Ich ſag — es iſt eine leichte Arbeit.

Gianettino. Das iſt deine Sorge. Dieſer Menſch iſt ein Magnet. Alle unruhigen Köpfe fliegen gegen ſeine Pole. Höre Kerl! faſſe ihn ja recht.

Mohr. Aber Herr — ich muß flugs auf die That nach Venedig.

Gianettino. So nimm deinen Dank voraus, (wirft ihm einen Wechſel zu.) In höchſtens drei Tag muß er kalt ſeyn. (ab)

Mohr (indem er den Wechſel vom Boden nimmt.) Das nenn' ich Kredit! Der Herr traut meiner Jaunerparole ohne Handſchrift. (ab)

Dritter Auftritt.

Kalkagno, hinter ihm Sacco. (Beide in ſchwarzen Mänteln.)

Kalkagno. Ich werde gewahr, daß du alle meine Schritte belauerſt.

Sacco. Und ich beobachte, daß du mir alle verbirgſt.

Höre, Kalkagno, ſeit einigen Wochen arbeitet etwas auf deinem Geſichte, das nicht geradezu bloß dem Vaterlande gilt — Ich dächte, Bruder, wir beide könnten ſchon Geheimniß gegen Geheimniß tauſchen, und am Ende hätte keiner beim Schleichhandel verloren — Willſt du aufrichtig ſeyn?

Kalkagno. So ſehr, daß, wenn deine Ohren nicht Luſt haben, in meine Bruſt hinunterzuſteigen, mein Herz dir halbwegs auf meiner Zunge entgegen kommen ſoll — Ich liebe die Gräfinn Fiesko.

Sacco (tritt verwundernd zurück.) Wenigſtens das hätte ich nicht entziffert, hätte ich alle Möglichkeiten Revüe paßiren laſſen — Deine Wahl ſpannt meinen Witz auf die Folter, aber es iſt um ihn geſchehen, wenn ſie glückt.

Kalkagno. Man ſagt, ſie ſey ein Beyſpiel der ſtrengſten Tugend.

Sacco. Man lügt. Sie iſt das ganze Buch über den abgeſchmackten Text. Eins von Beiden, Kalkagno. Gieb dein Gewerb oder dein Herz auf. —

Kalkagno. Der Graf iſt ihr ungetreu. Eiferſucht iſt die abgefeimteſte Kupplerinn. Ein Anſchlag auf die Doria muß den Grafen in Athem halten, und mir im Pallaſte zu ſchaffen geben. Während er nun den Wolf aus der Hürde ſcheucht, ſoll der Marder in ſeinen Hühnerſtall fallen.

Sacco. Unverbeſſerlich, Bruder. Habe Dank. Auch mich haſt du plötzlich des Rothwerdens überhoben. Was ich mich zu denken geſchämt habe, kann ich jetzt laut vor dir ſagen. Ich bin ein Bettler, wenn die itzige Verfaſſung nicht übern Haufen fällt.

Kalkagno. Sind deine Schulden ſo groß?

Sacco. So ungeheuer, daß mein Lebensfaden, achtfach genommen, am erſten Zehentheil abſchnellen muß. Eine Staatsveränderung ſoll mir Luft machen, hoff' ich. Wenn ſie mir auch nicht zum Bezahlen hilft, ſoll ſie doch meinen Gläubigern das Fordern entleiden.

Kalkagno. Ich verſtehe — und am Ende, wenn Genua bei der Gelegenheit frei wird, läßt ſich Sacco Vater des Vaterlands taufen. Wärme mir einer das verdroſchene Mährchen von Redlichkeit auf, wenn der Banquerot eines Taugenichts, und die Brunſt eines Wollüſtlings das Glück eines Staats entſcheiden. Bei Gott, Sacco! Ich bewundre in uns beiden die feine Spekulation des Himmels, der das Herz des Körpers durch die Eiterbeulen der Gliedmaſſen rettet. — Weiß Verrina um deinen Anſchlag?

Sacco. Soweit der Patriot darum wiſſen darf. Genua, weißt du ſelbſt, iſt die Spindel, um welche ſich alle ſeine Gedanken mit einer eiſernen Treue drehen. Auf dem Fiesko hängt itzt ſein Falkenaug. Auch dich hoft er halbwegs zu einem kühnen Komplot.

Kalkagno. Er hat eine trefliche Naſe. Komm, laß uns ihn aufſuchen, und ſeinen Freiheitsſinn mit dem unſrigen ſchüren. (gehen ab.)

Vierter Auftritt.

Julia (erhitzt.) **Fiesko** (der einen weißen Mantel trägt, eilt ihr nach.)

Julia. Lakayen! Läufer!

Fiesko. Gräfinn, wohin? Was beſchließen Sie?

Julia. Nichts, im mindeſten nichts. (Bediente.) Mein Wagen ſoll vorfahren.

Fiesko. Sie erlauben — er ſoll nicht. Hier iſt eine Beleidigung.

Julia. Pah! Doch wohl das nicht — Weg! Sie zerren mir ja die Garnierung in Stücken — Beleidigung? Wer iſt hier, der beleidigen kann? So gehen Sie doch.

Fiesko (auf einem Knie.) Nicht, bis Sie mir den Verwegnen ſagen.

Julia (ſteht ſtill mit angeſtemmten Armen.) Ah ſchön! Schön! Sehenswürdig! Rufte doch jemand die Gräfinn von Lavagna zu dieſem reizenden Schauſpiel! — Wie, Graf? Wo bleibt der Gemahl? Dieſe Stellung taugte ausnehmend in das Schlafgemach Ihrer Frau, wenn ſie im Kalender Ihrer Liebkoſungen blättert, und einen Bruch in der Rechnung findet. Stehen Sie doch auf. Gehen Sie zu Damen, wo Sie wohlfeiler markten. So ſtehen Sie doch auf. Oder wollen Sie die Impertinenzen Ihrer Frau mit Ihren Galanterien abbüßen?

Fiesko (ſpringt auf.) Impertinenzen? Ihnen?

Julia. Aufzubrechen — den Seſſel zurückzuſtoſſen —

der Tafel den Rücken zu kehren — der Tafel, Graf! an der ich ſitze.

Fiesko. Es iſt nicht zu entſchuldigen.

Julia. Und mehr iſt es nicht? — Ueber die Fraze! und iſt es denn meine Schuld, (ſich belächelnd) daß der Graf ſeine Augen hat?

Fiesko. Das Verbrechen Ihrer Schönheit, Madonna, daß er ſie nicht überall hat?

Julia. Keine Delikateſſe, Graf, wo die Ehre das Wort führt. Ich fordre Genugthuung. Finde ich ſie bei Ihnen? oder hinter den Donnern des Herzogs?

Fiesko. In den Armen der Liebe, die Ihnen den Mißtritt der Eiferſucht abbittet.

Julia. Eiferſucht? Eiferſucht? Was will denn das Köpfchen? (vor einem Spiegel geſtikulirend.). Ob ſie wohl eine beſſere Fürſprache für ihren Geſchmack zu erwarten hat, als wenn ich ihn für den meinigen erkläre? (ſtolz.) Doria und Fiesko? — ob ſich die Gräfinn von Lavagna nicht geehrt fühlen muß, wenn die Nichte des Herzogs ihre Wahl beneidenswürdig findet? (freundlich, indem ſie dem Grafen ihre Hand zum Küſſen reicht.) Ich ſetze den Fall, Graf, daß ich ſie ſo fände.

Fiesko (lebhaft.) Grauſamſte! und mich dennoch zu quälen! — Ich weiß es, göttliche Julia, daß ich nur Ehrfurcht gegen Sie fühlen ſollte. Meine Vernunft heißt mich das Knie des Unterthans vor dem Blute Doria beugen, aber mein Herz betet die ſchöne Julia an. Eine Verbrecherinn iſt meine Liebe, aber eine Heldinn zugleich, die kühn genug iſt, die Ringmauer des Rangs durchzubrechen, und gegen die verzehrende Sonne der Majeſtät anzufliegen.

Julia. Eine große gräfliche Lüge, die auf Stelzen heranhinkt — Seine Zunge vergöttert mich, ſein Herz hüpft unter dem Schattenriß einer andern.

Fiesko. Oder beſſer, Signora, es ſchlägt unwillig dagegen, und will ihn hinwegdrücken (indem er die Silhouette Leonorens, die an einem himmelblauen Bande hängt, herabnimmt, und ſie der Julia überliefert.) Stellen Sie Ihr Bild an dieſem Altar auf, ſo können Sie dieſen Götzen zerſtören.

Julia (ſteckt das Bild haſtig zu ſich, vergnügt.) Ein großes Opfer, bei meiner Ehre, das meinen Dank verdient, (ſie hängt ihm die ihrige um.) So Sklave! trage die Farbe deines Herrn. (ſie geht ab.)

Fiesko (mit Feuer.) Julia liebt mich! Julia! Ich beneide keinen Gott (frohlockend im Saal.) Dieſe Nacht ſey eine Faſtnacht der Götter, die Freude ſoll ihr Meiſterſtück machen. Holla! Holla! (Menge Bediente.) Der Boden meiner Zimmer lecke zypriſchen Nektar, Muſik lerme die Mitternacht aus ihrem bleiernen Schlummer auf, tauſend brennende Lampen ſpotten die Morgenſonne hinweg — Allgemein ſey die Luſt, der bacchantiſche Tanz ſtampfe das Todtenreich in polternde Trümmer! (er eilt ab. Rauſchendes Allegro, unter welchem der Mittelvorhang aufgezogen wird und einen großen illuminirten Saal eröfnet, worin viele Maſken tanzen. Zur Seite Schenk- und Spieltiſche von Gäſten beſezt.)

Fünfter Auftritt.

Gianettino. (halb betrunken.) **Lomellin.** **Zibo.** **Zenturione.** **Verrina.** **Sacco.** **Kalkagno** (alle maſkirt.)
Mehrere **Damen** und **Nobili.**

Gianettino (lermend.) Bravo! Bravo! Dieſe Weine glitſchen herrlich, unſre Tänzerinnen ſpringen à merveille. Geh einer von euch, ſtreu es in Genua aus, ich ſey heitern Humors, man könne ſich gütlich thun — Bei meiner Geburt! Sie werden den Tag roth im Kalender zeichnen, und drunter ſchreiben: heute war Prinz Doria luſtig.

Gäſte (ſetzen die Gläſer an.) Die Republik! (Trompetenſtoß.)

Gianettino (wirft das Glas mit Macht auf die Erde.) Hier liegen die Scherben. (drei ſchwarze Masken fahren auf, verſammeln ſich um Gianettino.)

Lomellin (führt den Prinzen vor.) Gnädiger Herr, Sie ſagten mir neulich von einem Frauenzimmer, das Ihnen in der Lorenzokirche begegnete?

Gianettino. Das hab ich auch, Burſche, und muß ihre Bekanntſchaft haben.

Lomellin. Die kann ich Euer Gnaden verſchaffen.

Gianettino (raſch.) Kannſt du! Kannſt du! Lomellin, du haſt dich neulich zur Prokuratorwürde gemeldet. Du ſollſt ſie erhalten.

Lomellin. Gnädiger Prinz, es iſt die zweyte im

Staat, mehr denn ſechzig Edelleute bewerben ſich darum, alle reicher und angeſehener als Euer Gnaden unterthäniger Diener.

Gianettino (ſchnaubt ihn trotzig an.) Donner und Doria! Du ſollſt Prokurator werden. (Die drei Masken kommen vorwärts.) Adel in Genua? Laßt ſie all' ihre Ahnen und Wappen zumal in die Waagſchale ſchmeiſſen, was braucht es mehr, als ein Haar aus dem weiſſen Bart meines Onkels, Genua's ganze Adelſchaft in alle Lüfte zu ſchnellen? Ich will, du ſollſt Prokurator ſeyn, das iſt ſoviel als alle Stimmen der Signoria.

Lomellin (leiſer.) Das Mädchen iſt die einzige Tochter eines gewiſſen Verrina.

Gianettino. Das Mädchen iſt hübſch, und troz allen Teufeln! muß ich ſie brauchen.

Lomellin. Gnädiger Herr! das einzige Kind des ſtarrköpfigſten Republikaners!

Gianettino. Geh in die Hölle mit deinem Republikaner! Der Zorn eines Vaſallen, und meine Leidenſchaft! Das heißt, der Leuchtthurm muß einſtürzen, wenn Buben mit Muſcheln darnach werfen. (die drey ſchwarzen Masken treten mit groſſen Bewegungen näher.) Hat darum Herzog Andreas ſeine Narbe geholt in den Schlachten dieſer Lumpenrepublikaner, daß ſein Neffe die Gunſt ihrer Kinder und Bräute erbetteln ſoll? Donner und Doria! Dieſen Geluſt müſſen ſie niederſchlucken, oder ich will über den Gebeinen meines Oheims einen Galgen aufpflanzen, an dem ihre geunmenſchliche Freiheit ſich zu Tode zappeln ſoll. (die drey Maſken treten zurück)

Lomellin. Das Mädchen iſt eben itzt *allein*. Ihr Vater iſt hier, und eine von den drey Maſker.

Gianettino. Erwünſcht, Lomellin. Gleich bringt mich zu ihr.

Lomellin. Aber Sie werden eine Buhlerinn ſuchen, und eine *Empfindlerinn* finden.

Gianettino. Gewalt iſt die beſte Beredſamkeit. Führe mich alſobald hin; den republikaniſchen Hund will ich ſehen, der am Bären Doria hinaufſpringt. (Fiesko begegnet ihm an der Thüre.) Wo iſt die Gräfinn?

Sechster Auftritt.

Vorige. Fiesko.

Fiesko. Ich habe ſie in den Wagen gehoben. (er faßt Gianettino's Hand, und hält ſie gegen ſeine Bruſt.) Prinz, ich bin itzt doppelt in Ihren Banden. Gianettino herrſcht über meinen Kopf und Genua; über mein Herz Ihre liebenswürdige Schweſter.

Lomellin. Fiesko iſt ganz Epikuräer worden. Die große Welt hat viel an Ihnen verloren.

Fiesko. Aber Fiesko nichts an der großen Welt. Leben heißt *Träumen*; *Weiſe ſeyn*, Lomellin, heißt *angenehm träumen*. Kann man das beſſer unter den Donnern des Throns, wo die Räder der Regierung ewig ins gellende Ohr krachen, als am Buſen eines ſchmachten den Weibes? Gianettino Doria mag über Genua herrſchen. Fiesko wird lieben.

Gianettino. Brich auf, Lomellin. Es wird Mitternacht. Die Zeit rückt heran. Lavagna, wir danken für Deine Bewirthung. Ich war zufrieden.

Fiesko. Das iſt alles, was ich wünſchen kann, Prinz.

Gianettino. Alſo gute Nacht. Morgen iſt Spiel bei Doria, und Fiesko iſt eingeladen. Komm, Prokurator.

Fiesko. Muſik! Lichter!

Gianettino (trozig durch die drei Masken.) Platz dem Namen des Herzogs.

Eine von den drei Masken (murmelt unwillig.) der Hölle! Niemal in Genua!

Gäſte (in Bewegung.) Der Prinz bricht auf. Gute Nacht, Lavagna! (taumeln hinaus.)

Siebenter Auftritt.

ie drei ſchwarzen Masken. Fiesko. (Pauſe.)

Fiesko. Ich werde hier Gäſte gewahr, die die Freu- meines Feſtes nicht theilen.

Masken (murmeln verdrüßlich durcheinander.) Nicht r!

Fiesko (verbindlich.) Sollte mein guter Wille einen

Genueſer mißvergnügt weglaſſen? Hurtig Lakayen! man ſoll den Ball erneuern, und die großen Pokale füllen. Ich wollte nicht, daß jemand hier Langeweile hätte. Darf ich Ihre Augen mit Feuerwerken ergötzen? Wollen Sie die Künſte meines Harlekins hören? Vielleicht finden Sie bei meinem Frauenzimmer Zerſtreuung? Oder wollen wir uns zum Pharao ſetzen, und die Zeit mit Spielen betrügen?

Eine Maske. Wir ſind gewohnt, ſie mit Thaten zu bezahlen!

Fiesko. Eine männliche Antwort, und — das iſt Verrina!

Verrina (nimmt die Maske ab.) Fiesko findet ſeine Freunde geſchwinder in ihren Masken, als ſie ihn in den ſeinigen.

Fiesko. Ich verſtehe das nicht. Aber was ſoll der Trauerflor an deinem Arm? Sollte Verrina jemand begraben haben, und Fiesko nichts darum wiſſen?

Verrina. Trauerpoſt taugt nicht für Fieskos luſtige Feſte.

Fiesko. Doch, wenn ein Freund ihn auffordert. (drückt ſeine Hand mit Wärme.) Freund meiner Seele! Wer iſt **uns beiden** geſtorben?

Verrina. Beiden! Beiden! O allzuwahr! — Aber nicht alle Söhne trauern um ihre Mutter.

Fiesko. Deine Mutter iſt lange vermodert.

Verrina (bedeutend.) Ich beſinne mich, daß Fiesko mich

mich Bruder nannte, weil ich der Sohn ſeines Vaterlands war.

Fiesko (ſcherzhaft.) Ach! iſt es das? Alſo auf einen Spaß war es abgezielt? Trauerkleider um Genua! und es iſt wahr, Genua liegt wirklich in den letzten Zügen. Der Gedanke iſt einzig und neu. Unſer Vetter fängt an, ein witziger Kopf zu werden.

Kalkagno. Er hat es ernſthaft geſagt, Fiesko!

Fiesko. Freilich! Freilich! Das wars eben. So trocken weg, und ſo weinerlich. Der Spaß verliert alles, wenn der Spaßmacher ſelber lacht. Mit einer wahren Leichenbittersmiene! Hätt' ichs je gedacht, daß der finſtre Verrina in ſeinen alten Tagen noch ein ſo luſtiger Vogel würde!

Sacco. Verrina, komm! Er iſt nimmermehr unſer.

Fiesko. Aber luſtig weg, Landsmann. Laßt uns ausſehen, wie liſtige Erben, die heulend hinter der Bahre gehen, und deſto lauter ins Schnupftuch lachen. Doch dürften wir dafür eine harte Stiefmutter kriegen. Sey's drum, wir laſſen ſie keifen, und ſchmauſen.

Verrina (heftig bewegt.) Himmel und Erde! und thun nichts? — Wo biſt du hingekommen, Fiesko? Wo ſoll ich den großen Tyrannenhaßer erfragen? Ich weiß eine Zeit, wo du beim Anblick einer Krone Gichter bekommen hätteſt. — Geſunkener Sohn der Republik! Du wirſts verantworten, daß ich keinen Heller um meine Unſterblichkeit gebe, wenn die Zeit auch Geiſter abnützen kann.

Fiesko. Du biſt der ewige Grillenfänger. Mag er Genua in die Taſche ſtecken, und an einen Kaper von Tunis verſchachern, was kümmerts uns? Wir trinken Cyprier, und küſſen ſchöne Mädchen.

Verrina (blickt ihn ernſt an.) Iſt das deine wahre ernſtliche Meinung?

Fiesko. Warum nicht, Freund? Iſt es denn eine Wolluſt, der Fuß des trägen vielbeinigten Thiers Republik zu ſeyn? Dank es dem, der ihm Flügel giebt, und die Füſſe ihrer Aemter erſezt. Gianettino Doria wird Herzog. Staatsgeſchäfte werden uns keine grauen Haare mehr machen.

Verrina. Fiesko? — Iſt das deine wahre ernſtliche Meinung?

Fiesko. Andreas erklärt ſeinen Neffen zum Sohn und Erben ſeiner Güter, wer will der Thor ſeyn, ihm das Erbe ſeiner Macht abzuſtreiten?

Verrina (mit äuſſerſtem Unmuth.) So kommt, Genueſer! (Er verläßt den Fiesko ſchnell. Die andern folgen.)

Fiesko. Verrina! — Verrina! — Dieſer Republikaner iſt hart wie Stahl! —

Achter Auftritt.

Fiesko. Eine unbekannte Maske.

Maske. Haben Sie eine Minute übrig, Lavagna?

Fiesko (zuvorkommend.) Für Sie eine Stunde!

Maske. So haben Sie die Gnade, einen Gang mit mir vor die Stadt zu thun.

Fiesko. Es iſt fünfzig Minuten auf Mitternacht.

Maske. Sie haben die Gnade, Graf!

Fiesko. Ich werde anſpannen laſſen.

Maske. Das iſt nicht nöthig. Ich ſchicke ein Pferd voraus. Mehr braucht es nicht, denn ich hoffe, es ſoll nur Einer zurückkommen.

Fiesko (betreten.) Und?

Maske. Man wird Ihnen auf eine gewiſſe Thräne eine blutige Antwort abfodern.

Fiesko. Dieſe Thräne?

Maske. Einer gewiſſen Gräfinn von Lavagna. Ich kenne dieſe Dame ſehr gut, und will wiſſen, womit ſie verdient hat, das Opfer einer Närrinn zu werden?

Fiesko. Jetzt verſtehe ich Sie. Darf ich den Namen dieſes ſeltſamen Ausforderers wiſſen?

Maske. Es iſt der nämliche, der das Fräulein von Zibo einſt anbetete, und vor dem Bräutigam Fiesko zurücktrat.

Fiesko. Scipio Bourgognino!

Bourgognino (nimmt die Maske ab.) Und der itzt da iſt, ſeine Ehre zu löſen, die einem Nebenbuhler wich, der klein genug denkt, die Sanftmuth zu quälen.

Fiesko (umarmt ihn mit Feuer.) Edler junger Mann! Gedankt ſeys dem Leiden meiner Gemahlinn, das mir eine ſo werthe Bekanntſchaft macht. Ich fühle die Schönheit Ihres Unwillens, aber ich ſchlage mich nicht.

Bourgognino (einen Schritt zurück.) Der Graf von Lavagna wäre zu feig, ſich gegen die Erſtlinge meines Schwerts zu wagen?

Fiesko. Bourgognino! gegen die ganze Macht Frankreichs, aber nicht gegen Sie! Ich ehre dieſes liebe Feuer für einen liebern Gegenſtand. Einen Lorbeer verdiente der Wille, aber die That wäre kindiſch.

Bourgognino (erregt.) Kindiſch, Graf? Das Frauenzimmer kann über Mißhandlung *nur weinen*. — Wofür iſt der Mann da?

Fiesko. Ungemein gut geſagt, aber ich ſchlage mich nicht.

Bourgognino (dreht ihm den Rücken, will gehen.) Ich werde Sie verachten.

Fiesko (lebhaft.) Bei Gott, Jüngling! das wirſt du nie, und wenn die Tugend im Preis fallen ſollte. (faßt ihn bedächtlich bei der Hand.) Haben Sie jemals etwas gegen mich gefühlt, das man — wie ſoll ich ſagen? — *Ehrfurcht* nennt?

Bourgognino. Wär' ich einem Manne gewichen, den ich nicht für den erſten der Menſchen erklärte?

Fiesko. Alſo, mein Freund! Einen Mann, der einſt meine Ehrfurcht verdiente, würde ich — etwas langſam verachten lernen. Ich dächte doch, das Gewebe eines Meiſters ſollte künſtlicher ſeyn, als dem flüchtigen Anfänger ſo gerade zu in die Augen zu ſpringen — Gehen Sie heim, Bourgognino, und nehmen Sie ſich Zeit zu *überlegen*, warum Fiesko ſo und nicht anders handelt. (Bourgognino geht ſtillſchweigend ab.) Fahr hin, edler Jüngling! Wenn dieſe Flammen ins Vaterland ſchlagen, mögen die Doria veſte ſtehen.

Neunter Auftritt.

Fiesko. Der Mohr (tritt ſchüchtern herein, und ſieht ſich überall ſorgfältig um.)

Fiesko (faßt ihn ſcharf und lang ins Auge.) Was willſt du und wer biſt du?

Mohr (wie oben.) Ein Sklave der Republik.

Fiesko. Sklaverei iſt ein elendes Handwerk. (immer ein ſcharfes Aug' auf ihn.) Was ſuchſt du?

Mohr. Herr, ich bin ein ehrlicher Mann.

Fiesko. Häng immer dieſen Schild vor dein Geſicht hinaus, das wird nicht überflüſſig ſeyn — aber was ſuchſt du?

Mohr (ſucht ihm näher zu kommen, Fiesko weicht aus.) Herr, ich bin kein Spitzbube.

Fiesko. Es iſt gut, daß du das beifügſt, und — doch wieder nicht gut. (ungeduldig.) Aber, was ſuchſt du?

Mohr (rückt wieder näher.) Seyd ihr der Graf Lavagna?

Fiesko (ſtolz.) Die Blinden in Genua kennen meinen Tritt. — Was ſoll dir der Graf?

Mohr. Seyd auf eurer Hut, Lavagna! (hart an ihm.)

Fiesko (ſpringt auf die andre Seite.) Das bin ich wirklich.

Mohr (wie oben.) Man hat nichts Gutes gegen euch vor, Lavagna!

Fiesko (retirirt ſich wieder.) Das ſeh ich.

Mohr. Hütet euch vor dem Doria.

Fiesko (tritt ihm vertraut näher.) Freund! Sollt' ich dir doch wohl Unrecht gethan haben? Dieſen Namen fürchte ich wirklich.

Mohr. So flieht vor dem Mann. Könnt Ihr leſen?

Fiesko. Eine kurzweilige Frage! Du biſt bei manchem Kavalier herumgekommen. Haſt du was ſchriftliches?

Mohr. Euren Namen bei armen Sündern. (Er reicht ihm einen Zettel, und niſtet ſich hart an ihn. Fiesko tritt vor einen Spiegel und ſchielt über das Papier. Der Mohr geht lauernd um ihn herum, endlich zieht er den Dolch und will ſtoßen.)

Fiesko (dreht ſich geſchickt, und fährt nach dem Arm des Mohren.) Sachte, Kanaille! (entreißt ihm den Dolch.)

Mohr (ſtampft wild auf den Boden.) Teufel! — Bitt' um Vergebung! (will ſich abführen.)

Fiesko (packt ihn, mit ſtarker Stimme.) Stephano! Drullo! Antonio! (den Mohren an der Gurgel.) Bleib, guter Freund! Hölliſche Büberei! (Bediente.) Bleib und antworte! Du haſt ſchlechte Arbeit gemacht; an wen haſt du deinen Taglohn zu fordern?

Mohr (nach vielen vergeblichen Verſuchen ſich wegzuſtehlen, entſchloſſen.) Man kann mich nicht höher hängen, als der Galgen iſt.

Fiesko. Nein! tröſte dich! Nicht an die Hörner des Monds, aber doch hoch genug, daß du den Galgen für einen Zahnſtocher anſehen ſollſt. Doch deine Wahl war zu ſtatsklug, als daß ich ſie deinem Mutterwitz zutrauen ſollte. Sprich alſo, wer hat dich gedungen!

Mohr. Herr, einen Schurken könnt ich mich ſchimpfen, aber einen Dummkopf verbitt ich.

Fiesko. Iſt die Beſtie ſtolz? Beſtie, ſprich, wer hat dich gedungen?

Mohr (nachdenkend.) Hum! So wär ich doch nicht allein der Narr? — Wer mich gedungen hat? — und waren's doch nur 100 magre Zechinen! — Wer mich gedungen hat? — Prinz Gianettino.

Fiesko (erbittert auf und nieder.) Hundert Zechinen und nicht mehr für des Fiesko Kopf! (hämiſch.) Schäme dich, Kronprinz von Genua (nach einer Schatoulle eilend.) Hier, Burſche, ſind 1000, und ſag deinem Herrn — er ſey ein knickiger Mörder!

(Mohr betrachtet ihn vom Fuß bis zum Wirbel.)

Fiesko. Du beſinnſt dich, Burſche?

(Mohr nimmt das Geld, ſetzt es nieder, nimmt es wieder, und beſieht ihn mit immer ſteigendem Erſtaunen.)

Fiesko. Was machſt du, Burſche?

Mohr (wirft das Geld entſchloſſen auf den Tiſch.) Herr — das Geld hab ich nicht verdient.

Fiesko. Schaafkopf von einem Gauner! Den Galgen haſt du verdient. Der entrüſtete Elephant zertritt Menſchen, aber nicht Würmer. Dich würd' ich hängen laſſen, wenn es mich nur ſo viel mehr, als zwei Worte koſtete.

Mohr (mit einer frohen Verbeugung.) Der Herr ſind gar zu gütig.

Fiesko. Behüte Gott! Nicht gegen dich. Es gefällt mir nun eben, daß meine Laune einen Schurken, wie du biſt, zu etwas und nichts machen kann, und darum gehſt du frei aus. Begreiſe mich recht. Dein Ungeſchick iſt mir ein Unterpfand des Himmels, daß ich zu etwas Großem aufgehoben bin, und darum bin ich gnädig, und du gehſt frei aus.

Mohr (treuherzig.) Schlagt ein, Lavagna! Eine Ehre iſt der andern werth. Wenn jemand auf dieſer Halbinſel eine Gurgel für euch überzählig hat, befehlt! und ich ſchneide ſie ab, unentgeltlich.

Fiesko. Eine hölliſche Beſtie! Sie will ſich mit fremder Leute Gurgeln bedanken.

Mohr. Wir laſſen uns nichts ſchenken, Herr! Unſer eins hat auch Ehre im Leibe.

Fiesko. Die Ehre der Gurgelſchneider?

Mohr. Iſt wohl feuerfeſter als eurer ehrlichen Leute; ſie brechen ihre Schwüre dem lieben Herrgott; wir halten ſie pünktlich dem Teufel.

Fiesko. Du biſt ein drolligter Gauner.

Mohr. Freut mich, daß Ihr Geſchmack an mir finder. Sezt mich erſt auf die Probe. Ihr werdet einen Mann kennen lernen, der ſein Exerzitium aus dem Stegreif macht. Fordert mich auf. Ich kann euch von jeder Spizbubenzunft mein Teſtimonium aufweiſen, von der unterſten bis zur höchſten.

Fiesko. Was ich nicht höre! (indem er ſich niederſezt.) Alſo auch Schelmen erkennen Geſeze und Rangordnung? Laß mich doch von der unterſten hören.

Mohr. Pfui, gnädiger Herr! Das iſt das verächtliche Heer der langen Finger. Ein elend Gewerb, das keinen großen Mann ausbrütet, arbeitet nur auf Karbatſche und Raſpelhaus, und führt — höchſtens zum Galgen.

Fiesko. Ein reizendes Ziel! Ich bin auf die beſſ're begierig.

Mohr. Das ſind die Spionen und Maſchinen. Bedeutende Herren, denen die Großen ein Ohr leihen, wo ſie ihre Allwiſſenheit holen, die ſich wie Blutigel in Seelen einbeiſſen, das Gift aus dem Herzen ſchlürfen, und an die Behörde ſpeien.

Fiesko. Ich kenne das — fort!

Mohr. Der Rang trift nunmehr die Meuter, Giftmiſcher, und alle, die ihren Mann lang hinhalten, und aus dem Hinterhalt faſſen. Feige Memmen ſinds oft, aber doch Kerls, die dem Teufel das Schulgeld mit ihrer armen Seele bezahlen. Hier thut die Gerechtigkeit ſchon etwas übriges, ſtrickt ihre Knöchel aufs Rad, und pflanzt ihre Schlauköpfe auf Spieße. Das iſt die dritte Zunft.

Fiesko. Aber, ſprich doch, wann wird die deinige kommen?

Mohr. Blitz, gnädiger Herr! Das iſt eben der Pfiff. Ich bin durch dieſe alle gewandert. Mein Genie geilte frühzeitig über jedes Gehege. Geſtern Abend macht' ich mein Meiſterſtück in der dritten, vor einer Stunde war ich — ein Stümper in der vierten.

Fiesko. Dieſe wäre alſo?

Mohr (lebhaft.) Das ſind Männer, (in Hitze.) die ihren Mann zwiſchen 4 Mauern aufſuchen, durch die Gefahr eine Bahn ſich hauen, ihm gerade zu Leib gehen, mit dem erſten Gruß ihm den Großdank für den zweiten erſparen. Unter uns! Man nennt ſie nur die Extrapoſt der Hölle. Wenn Mephiſtopheles einen Geluſt bekommt, brauchts nur einen Wink, und er hat den Braten noch warm.

Fiesko. Du biſt ein hartgeſottener Sünder. Einen ſolchen vermißte ich längſt. Gib mir deine Hand. Ich will dich bei mir behalten.

Mohr. Ernſt oder Spaß?

Fiesko. Mein völliger Ernſt, und gebe dir 1000 Zechinen des Jahrs.

Mohr. Topp, Lavagna! Ich bin euer, und zum Henker fahre das Privatleben. Braucht mich, wozu ihr wollt. Zu eurem Spürhund, zu eurem Parforcehund, zu eurem Fuchs, zu eurer Schlange, zu eurem Kuppler und Henkersknecht. Herr, zu allen Kommiſſionen, nur bei Leibe! zu keiner ehrlichen — dabei benehm ich mich plump wie Holz.

Fiesko. Sey unbeſorgt! Wenn ich ein Lamm ſchenken will, laß ichs durch keinen Wolf überliefern. Geh alſo gleich Morgen durch Genua, und unterſuche die Witterung des Staats. Lege dich wohl auf Kundſchaft, wie man von der Regierung denkt, und vom Haus Doria flüſtert, ſondire daneben, was meine Mitbürger von meinem Schlaraffenleben und meinem Liebesroman halten. Ueberſchwemme ihr Gehirne mit Wein, bis ihre Herzensmeinungen überlaufen. Hier haſt du Geld. Spende davon unter den Seidenhändlern aus.

Mohr (ſieht ihn bedenklich an.) Herr —

Fiesko. Angſt darf dir nicht werden. Es iſt nichts ehrliches — Geh! Rufe deine ganze Bande zu Hülfe. Morgen will ich deine Zeitungen hören. (er geht ab.)

Mohr (ihm nach.) Verlaſt euch auf mich. Jezt iſts früh, vier Uhr! Morgen um Acht habt ihr ſoviel neues erfahren, als in zweimal ſiebenzig Ohren geht. (ab)

Zehnter Auftritt.

Zimmer bei Verrina.

Bertha (rücklings in einem Sopha, den Kopf in die Hand geworfen.) **Verrina** (düſter hereintretend.)

Bertha (erſchrickt, ſpringt auf.) Himmel! da iſt er!

Verrina (ſteht ſtill, beſieht ſie befremdet.) An ihrem Vater erſchrickt meine Tochter!

Bertha. Fliehen Sie! Laſſen Sie mich fliehen! Sie ſind ſchröcklich, mein Vater!

Verrina. Meinem einzigen Kinde?

Bertha (mit einem ſchweren Blick auf ihn.) Nein! Sie müſſen noch eine Tochter haben!

Verrina. Drückt dich meine Zärtlichkeit zu ſchwer?

Bertha. Zu Boden, Vater!

Verrina. Wie? welcher Empfang, meine Tochter? Sonſt, wenn ich nach Hauſe kam, Berge auf meinem Herzen, hüpfte mir meine Bertha entgegen, und meine Bertha lachte ſie weg. Komm, umarme mich, Tochter! An dieſer glühenden Bruſt ſoll mein Herz wieder erwarmen, das am Todtenbett des Vaterlands einfriert. O, mein Kind! Ich habe heute Abrechnung gehalten mit allen Freuden der Natur, und (äuſſerſt ſchwer) nur du biſt mir geblieben.

Bertha (mißt ihn mit einem langen Blick.) Unglücklicher Vater!

Verrina (umarmt ſie beklemmt.) Bertha! Mein einziges Kind! Bertha! meine lezte übrige Hofnung — Genua's Freyheit iſt dahin — Fiesko hin — (indem er ſie heftiger drückt, durch die Zähne.) Werde du eine Hure! —

Bertha (reißt ſie aus ſeinen Armen.) Heiliger Gott! Sie wiſſen?

Verrina (ſteht bebend ſtill.) Was?

Bertha. Meine jungfräuliche Ehre —

Verrina (wüthend.) Was?

Bertha. Dieſe Nacht —

Verrina (wie ein Raſender.) Was?

Bertha. Gewalt! (ſinkt am Sopha nieder.)

Verrina (nach einer langen ſchreckhaften Pauſe, mit dumpfer Stimme.) Noch einen Athemzug, Tochter — den letzten! (mit hohlem gebrochenen Ton.) Wer?

Bertha. Weh mir! nicht dieſen todtenfarben Zorn! Helfe mir, Gott! er ſtammelt und zittert!

Verrina. Ich wüßte doch nicht — Meine Tochter! Wer?

Bertha. Ruhig! Ruhig! mein beſter, mein theurer Vater!

Verrina. Um Gottes willen! — Wer? (will vor ihr niederfallen.)

Bertha. Eine Maſke.

Verrina (tritt zurück, nach einem ſtürmiſchen Nachdenken.) Nein! Das kann nicht ſeyn! Den Gedanken ſendet mir Gott nicht (lacht groß auf.) Alter Geck! als wenn alles Gift nur aus einer und eben der Kröte ſprützte? (zu Bertha, gefaßter.) Die Perſon, wie die meinige, oder kleiner?

Bertha. Größer.

Verrina (raſch.) Die Haare, ſchwarz? kraus?

Bartha. Kohlſchwarz und kraus.

Verrina (taumelnd von ihr hinweg.) Gott! mein Kopf! mein Kopf — Die Stimme?

Bertha. Rauh, eine Baßſtimme.

Verrina (heftig.) Von welcher Farbe? — Nein! ich will nicht mehr hören! — Der Mantel — von welcher Farbe?

Bertha. Der Mantel grün, wie mich däuchte.

Verrina (hält beide Hände vors Geſicht, und wankt in den Sopha.) Sey ruhig. Es iſt nur ein Schwindel, meine Tochter! (läßt die Hände ſinken; ein Todtengeſicht.)

Bertha (die Hände ringend.) Barmherziger Himmel! das iſt mein Vater nicht mehr.

Verrina (nach einer Pauſe, mit bitterm Gelächter.) Recht ſo! Recht ſo, Memme Verrina! — daß der Bube in das Heiligthum der Geſetze griff — dieſe Aufforderung war dir zu matt — Der Bube muſte noch ins Heiligthum deines Bluts greifen — (ſpringt auf.) Geſchwind! Rufe den Nikola — Blei und Pulver — oder halt! halt! ich beſinne mich eben anders — beſſer — Hole mein Schwert herbei, bet' ein Vater unſer (die Hand vor die Stirne.) Was will ich aber?

Bertha. Mir iſt ſehr bange, mein Vater!

Verrina. Komm, ſetze dich zu mir (bedeutend.) Bertha, erzähle mir — Bertha, was that jener eisgraue Römer, als man ſeine Tochter auch ſo — wie nenn' ichs nun — auch ſo artig fand, ſeine Tochter? Höre, Bertha, was ſagte Virginius zu ſeiner verſtümmelten Tochter?

Bertha (mit Schaudern.) Ich weiß nicht, was er ſagte.

Verrina. Närriſches Ding! — Nichts ſagte er. (plötzlich auf, faßt ein Schwert.) Nach einem Schlachtmeſſer griff er.

Bertha (ſtürzt ihm erſchrocken in die Arme.) Großer Gott! Was wollen Sie thun?

Verrina (wirft das Schwert in's Zimmer.) Nein! Noch iſt Gerechtigkeit in Genua!

Eilfter Auftritt.

Sacco. Kalkagno. Vorige.

Kalkagno. Verrina, geſchwind! Mache dich fertig. Heute hebt die Wahlwoche der Republik an. Wir wollen früh in die Signoria, die neuen Senatoren erwählen. Die Gaſſen wimmeln von Volk. Der ganze Adel ſtrömt nach dem Rathhaus. Du begleiteſt uns doch, (ſpöttiſch) den Triumph unſrer Freiheit zu ſehen.

Sacco. Ein Schwert liegt im Saal. Verrina ſchaut wild. Bertha hat rothe Augen.

Kalkagno. Bei Gott! das werd ich nun auch gewahr — Sacco, hier iſt ein Unglück geſchehen.

Verrina (ſtellt zwei Seſſel hin.) Setzt euch.

Sacco. Freund, du erſchreckſt uns.

Kalkagno. So ſah ich dich nie, Freund! Hätte nicht Bertha geweint, ich würde fragen, geht Genua unter?

Verrina (fürchterlich.) Unter! Sitzt nieder.

Kalkagno (erſchrocken, indem ſie beide ſitzen.) Mann! Ich beſchwöre dich!

Verrina. Höret!

Kalkagno. Was ahnet mir, Sacco?

Verrina. Genueſer — ihr beide kennt das Alterthum meines Namens. Eure Ahnen haben den meinigen die Schleppe getragen. Meine Väter fochten die Schlachten des Staats. Meine Mütter waren Muſter der Genueſerinnen. Ehre war unſer einziges Kapital und erbte vom Vater zum Sohn — oder wer weiß es anders?

Sacco. Niemand.

Kalkagno. So wahr Gott lebt, Niemand.

Verrina. Ich bin der Letzte meines Geſchlechts. Mein Weib liegt begraben. Dieſe Tochter iſt ihr einziges Vermächtniß. Genueſer, ihr ſeyd Zeugen, wie ich ſie erzog. Wird jemand auftreten, und Klage führen, daß ich meine Bertha verwahrloste?

Kalkagno. Deine Tochter iſt ein Muſter im Lande.

Verrina. Freunde! Ich bin ein alter Mann. Verliere ich dieſe, darf ich keine mehr hoffen. Mein Gedächtniß löſcht aus (mit einer ſchrecklichen Wendung.) Ich habe ſie verloren. Infam iſt mein Stamm.

Beide (in Bewegung.) Das wolle Gott verhüten! (Bertha wälzt ſich jammernd im Sopha.)

Verrina. Nein! zweifle nicht, Tochter! Dieſe Männer ſind tapfer und gut. Beweinen dich dieſe, wirds irgendwo bluten. Seht nicht ſo betroffen aus, Männer! (langſam, mit Gewicht.) Wer Genua unterjocht, kann doch wohl ein Mädchen bezwingen?

Beide (fahren auf, werfen die Seſſel zurück.) Gianettino Doria!

Bertha

Bertha (mit einem Schrei.) Stürzt über mich, Mauern! Mein Scipio!

Zwölfter Auftritt.

Bourgognino. Die Vorige.

Bourgognino (erhitzt.) Springe hoch, Mädchen! Eine Freudenpoſt! — Edler Verrina, ich komme, meinen Himmel auf Ihre Zunge zu ſetzen. Schon längſt liebte ich Ihre Tochter, und nie durft' ich es wagen, um ihre Hand zu bitten, weil mein ganzes Vermögen auf falſchen Brettern von Coromandel ſchwamm. Eben jetzt fliegt meine Fortuna wohlbehalten in die Rhede, und führt, wie ſie ſagen, unermeßliche Schätze mit. Ich bin ein reicher Mann. Schenken Sie mir Bertha, ich mache ſie glücklich. (Bertha verhüllt ſich. Große Pauſe.)

Verrina (bedächtlich zu Bourgognino.) Haben Sie Luſt, junger Menſch, Ihr Herz in eine Pfütze zu werfen?

Bourgognino (greift nach dem Schwert, zieht aber plötzlich die Hand zurück.) Das ſprach der Vater —

Verrina. Das ſpricht jeder Schurk in Italien. Nehmen Sie mit dem Abtrag von anderer Leute Gaſtung vorlieb?

Bourgognino. Mach mich nicht wahnwitzig, Graukopf!

Kalkagno. Bourgognino! Wahr ſpricht der Graukopf.

Bourgognino (auffahrend, gegen Bertha ſtürzend.) Wahr ſpricht er? Mich hätte eine Dirne genarrt?

Kalkagno. Bourgognino, nicht da hinaus. Das Mädchen iſt engelrein.

Bourgognino (ſteht erſtaunt ſtill.) Nun! ſo wahr ich ſelig werden will. Rein und entehrt! Ich habe keinen Sinn für das. — Sie ſehen ſich an und ſind ſtumm. Irgend ein Unhold von Miſſethat zuckt auf ihren bebenden Zungen. Ich beſchwöre euch! Schiebt meine Vernunft nicht im Kurzweil herum. Rein wäre ſie? Wer ſagte rein?

Verrina. Mein Kind iſt nicht ſchuldig.

Bourgognino. Alſo Gewalt! (faßt das Schwert von dem Boden.) Genueſer! bei allen Sünden unter dem Mond! Wo — Wo find ich den Räuber?

Verrina. Eben dort, wo du den Dieb Genua's findeſt? —

(Bourgognino erſtarrt. Verrina geht gedankenvoll auf und nieder, dann ſteht er ſtill.)

Verrina. Wenn ich deinen Wink verſtehe, ewige Vorſicht, ſo willſt du Genua durch meine Bertha erlöſen! (er tritt zu ihr, indem er den Trauerflor langſam von ſeinem Arme wickelt, darauf feierlich.) Eh das Herzblut eines Doria dieſen häßlichen Flecken aus deiner Ehre wäſcht, ſoll kein Strahl des Tags auf dieſe Wangen fallen. Bis dahin — (er wirft den Flor über ſie.) verblinde.

(Pauſe. Die übrigen ſehen ihn ſchweigend, betreten an.)

Verrina (feierlich, ſeine Hand auf Bertha's Haupt gelegt.)

Verflucht ſey die Luft, die dich fächelt! Verflucht der Schlaf, der dich erquickt! Verflucht jede menſchliche Spur, die deinem Elend willkommen iſt! Geh hinab in das unterſte Gewölb meines Hauſes. Winſ'le, heule, lähme die Zeit mit deinem Gram. (unterbrochen von Schauern fährt er fort.) Dein Leben ſey das gichteriſche Wälzen des ſterbenden Wurms — der hartnäckige zermalmende Kampf zwiſchen Seyn und Vergehen! — Dieſer Fluch hafte auf dir, bis Gianettino den letzten Odem verröchelt hat. — Wo nicht, ſo magſt du ihn nachſchleppen längs der Ewigkeit, bis man ausfindig macht, wo die zwei Enden ihres Rings ineinander greifen.

(Großes Schweigen. Auf allen Geſichtern Entſetzen. Verrina blickt jeden veſt und durchdringend an.)

Bourgognino. Rabenvater! Was haſt du gemacht? Dieſen ungeheuren gräßlichen Fluch deiner armen ſchuldloſen Tochter?

Verrina. Nicht wahr — das iſt ſchröcklich, mein zärtlicher Bräutigam? — (höchſt bedeutend.) Wer von euch wird nun auftreten, und jetzt noch von kaltem Blut und Aufſchube ſchwatzen? Genua's Loos iſt auf meine Bertha geworfen. Mein Vaterherz meiner Bürgerpflicht überantwortet. Wer von uns iſt nun Memme genug, Genua's Erlöſung zu verzögern, wenn er weiß, daß dieſes ſchuldloſe Lamm ſeine Feigheit mit unendlichem Gram bezahlt? — Bei Gott! das war nicht das Gewäſch eines Narren! — Ich hab einen Eid gethan, und werde mich meines Kindes nicht erbarmen, bis ein Doria am Boden zuckt, und ſollt' ich auf Martern raffiniren, wie ein Henkersknecht, und ſollt' ich dieſes unſchuldige Lamm auf kannibaliſcher Folterbank zerknirſchen — Sie zittern — blaß wie Geiſter ſchwindeln ſie mich an. — Noch einmal, Scipio! Ich verwahre ſie zum Geiſel deines Tyrannenmords. An dieſem theuren Faden halt ich deine, meine, eure Pflichten veſt. Genua's Deſpot muß fallen oder das Mädchen verzweifelt. Ich widerrufe nicht.

Bourgognino (wirft ſich der Bertha zu Füßen.) Und fallen ſoll er — fallen für Genua, wie ein Opferſtier. So gewiß ich dies Schwert im Herzen Doria's umkehre, ſo gewiß will ich den Bräutigamskuß auf deine Lippen drücken. (ſteht auf.)

Verrina. Das erſte Paar, das die Furien einſeegnen. Gebt euch die Hände! In Doria's Herzen wirſt du dein Schwert umkehren? Nimm ſie, ſie iſt dein!

Kalkagno (kniet nieder.) Hier kniet noch ein Genueſer, und legt ſeinen furchtbaren Stahl zu den Füßen der Unſchuld. So gewiß möge Kalkagno den Weg zum Himmel ausfündig machen, als dieſes ſein Schwert die Straße zu Doria's Leben. (ſteht auf.)

Sacco. Zuletzt, doch nicht minder entſchloſſen, kniet Raphael Sacco. Wenn dies mein blankes Eiſen Bertha's Gefängniß nicht aufſchließt, ſo ſchließe ſich das Ohr des Erhörers meinem letzten Gebet zu! (ſteht auf.)

Verrina (erheitert.) Genua dankt euch in mir, meine Freunde! Gehe nun, Tochter! Freue dich, des Vaterlands großes Opfer zu ſeyn.

Bourgognino (umarmt ſie im Abgehen.) Geh! Traue auf Gott und Bourgognino. An einem und eben dem Tag werden Bertha und Genua frey ſeyn. (Bertha entfernt ſich.)

Dreizehnter Auftritt.

Vorige (ohne Bertha.)

Kalkagno. Eh wir weiter geh'n, noch ein Wort, Genueſer!

Verrina. Ich errathe es.

Kalkagno. Werden vier Patrioten genug ſeyn, Tyrannei, die mächtige Hyder, zu ſtürzen? Werden wir nicht den Pöbel aufrühren? Nicht den Adel zu unſrer Parthey ziehen müſſen?

Verrina. Ich verſtehe! Hört alſo, ich habe längſt einen Mahler im Solde, der ſeine ganze Kunſt verſchwendet, den Sturz des Appius Claudius zu mahlen. Fieſko iſt ein Anbeter der Kunſt, erhitzt ſich gern an erhabenen Szenen. Wir werden die Mahlerei nach ſeinem Pallaſte bringen, und zugegen ſeyn, wenn er ſie betrachtet. Vielleicht, daß der Anblick ſeinen Genius wieder aufweckt — Vielleicht —

Bourgognino. Weg mit ihm. Verdopple die Gefahr, ſpricht der Held, nicht die Helfer. Ich habe ſchon längſt ein Etwas in meiner Bruſt gefühlt, das ſich von nichts wollte erſättigen laſſen. — Was es war, weiß ich jetzt plötzlich (indem er heroiſch aufſpringt.) Ich hab einen Tyrannen!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Vorzimmer in Fiesko's Pallaſt.

Erſter Auftritt.

Leonore. Arabella.

Arabella. Nein, ſag ich. Sie ſahen falſch. Die Eiferſucht lieh Ihnen die häßlichen Augen.

Leonore. Es war Julia lebendig. Rede mir nichts ein. Meine Silhouette hieng an einem himmelblauen Band, dies war feuerfarb und geflammt. Mein Loos iſt entſchieden.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Julia.

Julia (affektirt hereintretend.) Der Graf bot mir ſein Palais an, den Zug nach dem Rathhaus zu ſehen. Die Zeit wird mir lang werden. Eh die Chokolade gemacht iſt, Madam, unterhalten Sie mich. (Bella entfernt ſich, kommt ſogleich wieder.)

Leonore. Befehlen Sie, daß ich Geſellſchaft hieher bitte?

Julia. Abgeſchmackt. Als wenn ich ſie hier ſuchen müßte? Sie werden mich zerſtreuen, Madam! (auf und ab, ſich den Hof machend.) Wenn Sie das können, Madam — denn ich habe nichts zu verſäumen.

Arabella (boshaft.) Deſto mehr dieſer koſtbare Mohr, Signora! Wie grauſam, bedenken Sie! die Perſpektivchen der jungen Stutzer um dieſe ſchöne Priſe zu bringen? Ach! Und das blitzende Spiel der Perlen, das einem die Augen bald wund brennt — Beim großmächtigen Gott! haben Sie nicht das ganze Meer ausgeplündert!

Julia (vor einem Spiegel.) Das iſt ihr wohl eine Seltenheit, Mamſel? Aber höre Sie, Mamſel, hat Sie ihrer Herrſchaft auch die Zunge verdingt? Scharmant, Madam! Ihre Gäſte durch Domeſtiken bekomplimentiren zu laſſen.

Leonore. Es iſt mein Unglück, Signora, daß meine Laune mir das Vergnügen Ihrer Gegenwart ſchmälert!

Julia. Eine häßliche Unart iſt das, die Sie ſchwerfällig und albern macht. Raſch! lebhaft und witzig! Das iſt der Weg nicht, Ihren Mann anzufeſſeln.

Leonore. Ich weiß nur einen, Gräfinn! Laſſen Sie den Ihrigen immer ein ſympathetiſches Mittel bleiben!

Julia (ohne darauf achten zu wollen.) Und, wie Sie ſich tragen, Madam! Pfui doch! Auch auf Ihren Körper wenden Sie mehr. Nehmen Sie zur Kunſt Ihre Zuflucht, wo die Natur an Ihnen Stiefmutter war. Einen Firniß auf dieſe Wangen, worauf die mißfärbige Leidenſchaft kränkelt. Armes Geſchöpf! So wird Ihr Geſichtgen nie einen Käufer finden.

Leonore (munter zu Bella.) Wünſche mir Glück, Mädchen! Unmöglich hab ich meinen Fiesko verloren, oder ich habe nichts an ihm verloren.

(Bella bringt Chokolade, Bella gießt ein.)

Julia. Von Verlieren murmeln Sie etwas? Aber mein Gott! Wie kam Ihnen auch der tragiſche Einfall, den Fiesko zu nehmen? — Warum auf dieſe Höhe, mein Kind, wo Sie nothwendig geſehen werden müſſen? verglichen werden müſſen? Auf Ehre, mein Schatz, das war ein Schelm oder ein Dummkopf, der Sie dem Fiesko kuppelte. (mitleidig ihre Hand ergreifend.) Gutes Thierchen, der Mann, der in den Aſſembleen des guten Tons gelitten wird, konnte nie deine Parthie ſeyn. (ſie nimmt eine Taſſe.)

Leonore (lächelnd auf Arabellen.) Oder er würde in dieſen Häuſern des guten Tons nicht gelitten ſeyn wollen?

Julia. Der Graf hat Perſon — Welt — Geſchmack. Der Graf war ſo glücklich, Connaiſſanzen von Rang zu machen. Der Graf hat Temperament, Feuer. Nun reißt er ſich warm aus dem delikateſten Zirkel. Er kommt nach

Hauſe. Die Ehefrau bewillkommt ihn mit einer Werktagszärtlichkeit, löſcht ſeine Glut in einem feuchten, froſtigen Kuß, ſchneidet ihm ihre Kareſſen wirthſchaftlich, wie einem Koſtgänger, vor. Der arme Ehmann! Dort lacht ihm ein blühendes Ideal — hier eckelt ihn eine grämliche Empfindſamkeit an. Signora, um Gotteswillen! Wird er nicht den Verſtand verlieren, oder was wird er wählen?

Leonore (bringt ihr eine Taſſe.) Sie, Madam — wenn er ihn verloren hat.

Julia. Gut! Dieſer Biß ſey in dein eigenes Herz gegangen. *Zittre* um dieſen Spott, aber eh du zitterſt, *erröthe*!

Leonore. Kennen Sie das Ding auch, Signora? Doch warum nicht? Es iſt ja ein Toilettenpfiff.

Julia. Man ſehe doch! Erzürnen muß man das Würmchen, will man ihm ein Fünkchen Mutterwitz abjagen. Gut für jetzt. Es war Schmerz, Madam! Geben Sie mir Ihre Hand zur Verſöhnung.

Leonore (giebt ihr die Hand mit vielſagendem Blick.) Imperiali — vor meinem Zorn haben Sie Ruhe.

Julia. Großmüthig, allerdings! Doch ſollt' ichs nicht auch ſeyn können, Gräfinn? (langſam und laurend.) Wenn ich den Schatten einer Perſon bei mir führe, muß es nicht folgen, daß das Original mir werth iſt? Oder was meynen Sie?

Leonore (roth und verwirrt.) Was ſagen Sie? Ich hoffe, dieſer Schluß iſt zu raſch.

Julia. Das denk ich ſelbſt. Das Herz ruft nie die Sinne zu Hülfe. Wahre Empfindung wird ſich nie hinter Schmuckwerk verſchanzen.

Leonore. Großer Gott! Wie kommen Sie zu dieſer Wahrheit?

Julia. Mitleid, bloßes Mitleid — Denn ſehen Sie, ſo iſt es auch umgekehrt wahr — und Sie haben ihren Fiesko noch. (Sie giebt ihr ihre Silhouette, und lacht boshaft auf.)

Leonore (mit auffahrender Erbitterung.) Mein Schattenriß? Ihnen? (wirft ſich ſchmerzvoll in einen Seſſel.) O der heilloſe Mann!

Julia (frohlockend.) Hab ich vergolten? Hab ich? Nun, Madam, keinen Nadelſtich mehr in Bereitſchaft? (laut in die Szene.) Den Wagen vor! Mein Gewerb iſt beſtellt. (zu Leonoren, der ſie das Kinn ſtreicht.) Tröſten Sie ſich, mein Kind! Er gab mir die Silhouette im Wahnwitz. (ab)

Dritter Auftritt.

Kalkagno kommt.

Kalkagno. So erhitzt gieng die Imperiali weg und Sie in Wallung, Madonna?

Leonore (mit durchdringendem Schmerz.) Nein! das war nie erhört!

Kalkagno. Himmel und Erde! Sie weinen doch wohl nicht?

Leonore. Ein Freund vom Unmenſchlichen — Mir aus den Augen!

Kalkagno. Welchem Unmenſchlichen? Sie erſchrökken mich.

Leonore. Von meinem Mann — Nicht ſo! Von dem Fiesko.

Kalkagno. Was muß ich hören?

Leonore. O nur ein Bubenſtück, das bei euch gangbar iſt, Männer!

Kalkagno (faßt ihre Hand mit Heftigkeit.) Gnädige Frau, ich habe ein Herz für die weinende Tugend.

Leonore (ernſt.) Sie ſind ein Mann — es iſt nicht für mich.

Kalkagno. Ganz für Sie — voll von Ihnen — daß Sie wüßten, wie ſehr — wie unendlich ſehr —

Leonore. Mann, du lügſt — du verſicherſt, eh du handelſt.

Kalkagno. Ich ſchwöre Ihnen.

Leonore. Einen Meineid! Hör auf! Ihr ermüdet den Griffel Gottes, der ſie niederſchreibt. Männer! Männer! Wenn eure Eide zu ſoviel Teufeln würden, ſie könnten Sturm gegen den Himmel laufen, und die Engel des Lichts als Gefangene wegführen.

Kalkagno. Sie ſchwärmen, Gräfinn! Ihre Erbitterung macht Sie ungerecht. Soll das Geſchlecht für den Frevel des Einzelnen Rede ſtehen?

Leonore (ſieht ihn groß an.) Menſch! Ich betete das Geſchlecht in dem Einzelnen an, ſoll ich es nicht in ihm verabſcheuen dürfen?

Kalkagno. Verſuchen Sie, Gräfinn — Sie geben Ihr Herz das erſtemal fehl — — Ich wüßte Ihnen den Ort! wo es aufgehoben ſeyn ſollte.

Leonore. Ihr könntet den Schöpfer aus ſeiner Welt hinaus lügen — Ich will nichts von dir hören.

Kalkagno. Dieſen Verdammungsſpruch ſollten Sie heute noch in *meinen* Armen zurückrufen.

Leonore (aufmerkſam.) Rede ganz aus. In Deinen!

Kalkagno. In meinen Armen, die ſich öfnen, eine Verlaſſene aufzunehmen, und für verlorne Liebe zu entſchädigen.

Leonore (ſieht ihn fein an.) Liebe?

Kalkagno (vor ihr nieder mit Feuer.) Ja! es iſt hingeſagt. *Liebe*, Madonna! Leben und Tod liegt auf Ihrer Zunge. Wenn meine Leidenſchaft Sünde iſt, ſo mögen die Enden von Tugend und Laſter in einander fließen, und Himmel und Hölle in eine Verdammniß gerinnen.

Leonore (tritt mit Unwillen und Hoheit zurück.) Da hinaus zielte deine Theilnehmung, Schleicher? — In einer Kniebeugung verräthſt du Freundſchaft und Liebe? Ewig aus meinem Aug'! Abſcheuliches Geſchlecht! Biß izt glaubte ich, du betrügſt nur Weiber; *das* habe ich nie gewußt, daß du auch an dir ſelbſt zum Verräther wirſt.

Kalkagno (ſieht betroffen auf.) Gnädige Frau —

Leonore. Nicht genug, daß er das heilige Siegel des Vertrauens erbrach, auch an den reinen Spiegel der Tugend haucht dieſer Heuchler die Peſt, und will meine Unſchuld im Eidbrechen unterweiſen.

Kalkagno (raſch.) Das Eidbrechen iſt nur ihr Fall nicht, Madonna!

Leonore. Ich verſtehe, und meine Empfindlichkeit ſollte dir meine Empfindung beſtechen? Das wußteſt du nicht, (ſehr groß) daß ſchon allein das erhabene Unglück, um den Fiesko zu brechen, ein Weiberherz adelt. Geh! Fiesko's Schande macht keinen Kalkagno bei mir ſteigen, aber — die Menſchheit ſinken. (ſchnell ab.)

Kalkagno (ſieht ihr betäubt nach, dann ab, mit einem Schlag auf die Stirne.) Dummkopf!

Vierter Auftritt.

Der Mohr. Fiesko.

Fiesko. Wer wars, der da weggieng?

Mohr. Marcheſe Kalkagno.

Fiesko. Auf dem Sopha blieb dieſes Schnupftuch liegen. Meine Frau war hier.

Mohr. Begegnete mir ſo eben in einer ſtarken Erhitzung.

Fiesko. Dieſes Schnupftuch iſt feucht (ſteckt es zu ſich.) Kalkagno hier? Leonore in ſtarker Erhitzung? (nach eini gem Nachdenken zum Mohrer.) Auf den Abend will ich dich fragen, was hier geſchehen iſt.

Mohr. Mamſell Bella hört es gern, daß ſie blond ſey. Will es beantworten.

Fiesko. Und nun ſind dreiſig Stunden vorbey. Haſt du meinen Auftrag vollzogen?

Mohr. Auf ein Jota, mein Gebieter!

Fiesko (ſetzt ſich.) Sag denn, wie pfeift man von Doria und der gegenwärtigen Regierung?

Mohr. O pfui, nach abſcheulichen Weiſen. Schon das Wort: Doria, ſchüttelt ſie wie ein Fieberfroſt. Gianettino iſt gehaßt bis in Tod. Alles murrt. Die Franzoſen, ſagen ſie, ſeyen Genua's Ratten geweſen, Kater Doria habe ſie aufgefreſſen, und laſſe ſich nun die Mäuſe belieben.

Fiesko. Das könnte wahr ſeyn — und wußten ſie keinen Hund für den Kater?

Mohr (leichtfertig.) Die Stadt murmelte langes und breites von einem gewiſſen — einem gewiſſen — Holla! Hätt' ich denn gar den Namen vergeſſen?

Fiesko (ſteht auf.) Dummkopf! Er iſt ſo leicht zu behalten, als *ſchwer* er zu machen war. Hat Genua mehr als den einzigen?

Mohr. So wenig als zween Grafen von Lavagna.

Fiesko (ſetzt ſich.) Das iſt etwas! Und was flüſtert man denn über mein luſtiges Leben?

Mohr (mißt ihn mit großen Augen.) Hört, Graf von Lavagna! Genua muß groß von euch denken. Man kanns nicht verdauen, daß ein Kavalier vom erſten Hauſe — voll

Talenten und Kopf — in vollem Feuer und Einfluß — Herr von vier Millionen Pfund — Fürſtenblut in den Adern — ein Kavalier wie Fiesko, dem auf den erſten Wink alle Herzen zufliegen würden — —

Fiesko (wendet ſich mit Verachtung ab.) Von einem Schurken das anzuhören! —

Mohr. Daß Genua's großer Mann Genua's großen Fall verſchlafe. Viele bedauern, ſehr viele verſpotten, die meiſten verdammen euch. Alle beklagen den Staat, der euch verlor. Ein Jeſuit wollte gerochen haben, daß ein Fuchs im Schafrocke ſtecke.

Fiesko. Ein Fuchs riecht den andern — Was ſpricht man zu meinem Roman mit der Gräfinn Imperiali?

Mohr. Was ich zu wiederholen hübſch unterlaſſen werde.

Fiesko. Frei heraus. Je frecher, deſto willkommener. Was murmelt man?

Mohr. Nichts murmelt man. Auf allen Kaffeehäuſern, Billardtiſchen, Gaſthöfen, Promenaden — auf dem Markte — auf der Börſe ſchreit man laut —

Fiesko. Was? Ich befehl es dir?

Mohr (ſich zurückziehend.) Daß ihr ein Narr ſeyd!

Fiesko. Gut! Hier nimm die Zechine für dieſe Zeitung. Die Schellenkappe hab ich nun aufgeſetzt, daß dieſe Genueſer über mich zu rathen haben, bald will ich mir eine Glatze ſcheeren, daß ſie den Hanswurſt von mir ſpielen. Wie nahmen ſich die Seidenhändler bei meinen Geſchenken?

Mohr (drollig.) Narr, ſie ſtellten ſich wie die armen Sünder —

Fiesko. Narr? Biſt du toll, Burſche?

Mohr. Verzeiht! Ich hätte Luſt zu noch mehr Zechinen.

Fiesko (lacht, giebt ihm eine.) Nun, wie die armen Sünder?

Mohr. Die auf dem Block liegen, und itzt Pardon über ſich hören. Euer ſind ſie mit Seel und Leib.

Fiesko. Das freut mich! Sie geben den Ausſchlag beim Pöbel zu Genua.

Mohr. Was das ein Auftritt war! Wenig fehlte, der Teufel hole mich, daß ich nicht Geſchmack an der Großmuth gefunden hätte. Sie wälzten ſich mir wie unſinnig um den Hals, die Mädel ſchienen ſich bald in meines Vaters Farbe vergaſt zu haben, ſo hitzig fielen ſie über meine Mondsfinſterniß her. Allmächtig iſt doch das Gold, wer da mein Gedanke. Auch Mohren kanns bleichen.

Fiesko. Dein Gedanke war beſſer, als das Miſtbeet, worinn es wuchs. — Die Worte, die du mir hinterbracht haſt, ſind gut, laſſen ſich Thaten daraus ſchließen.

Mohr. Wie aus des Himmels Räuſpern der ausbrechende Sturm. Man ſteckt die Köpfe zuſammen, rottirt ſich zu Hauf, ruft, Hum! ſpuckt ein Fremder vorbei. Durch ganz Genua herrſcht eine dumpfige Schwüle. — Dieſer Mißmuth hängt wie ein ſchweres Wetter über der Republik — nur einen Wind, ſo fallen Schloſſen und Blitze.

Fiesko. Stille! horch! Was iſt das für ein verworrenes Geſumſe?

Mohr (ans Fenſter fliegend.) Es iſt das Geſchrei vieler Menſchen, die vom Rathhaus herabkommen.

Fiesko. Heute iſt Prokuratorwahl. Laß meine Karriole vorfahren. Unmöglich kann die Sitzung ſchon aus ſeyn. Ich will hinauf. Unmöglich kann ſie rechtmäßig aus ſeyn — Schwert und Mantel her. Wo iſt mein Orden?

Mohr. Herr, ich hab ihn geſtohlen und verſetzt.

Fiesko. Das freut mich.

Mohr. Nun wie? Wird mein Präſent bald herausrücken?

Fiesko. Weil du nicht auch den Mantel nahmſt?

Mohr. Weil ich den Dieb ausfündig machte.

Fiesko. Der Tumult wälzt ſich hieher. Horch! Das iſt nicht das Gejauchze des Beifalls. (raſch.) Geſchwind, riegle die Hofpforten auf. Ich habe eine Ahnung. Doria iſt tollkühn. Der Staat gaukelt auf einer Nadelſpitze. Ich wette, auf der Signoria iſt Lerm worden.

Mohr (am Fenſter, ſchreit.) Was iſt das? Die Straſſe Balbi herunter — Troß vieler Tauſende — Hellebarden blitzen — Schwerter — Holla! Senatoren — fliegen hieher —

Fiesko. Es iſt ein Aufruhr! Spreng unter ſie. Nenn meinen Namen. Sieh zu, daß ſie hieher ſich werfen. (Mohr eilt hinunter.) Was die AmeiſeVernunft mühſam zu Haufen ſchleppt, jagt in einem Hui der Wind des Zufalls zuſammen.

Fünfter Auftritt.

Fiesko — Zenturione, Zibo, Aſſerato
(ſtürzen ſtürmiſch ins Zimmer.)

Zibo. Graf, Sie verzeihen unſerm Zorn, daß wir unangemeldet hereintraten.

Zenturione. Ich bin beſchimpft, tödlich beſchimpft vom Neffen des Herzogs, im Angeſichte der ganzen Signoria!

Aſſerato. Doria hat das goldene Buch beſudelt, davon jeder genueſiſche Edelmann ein Blatt iſt.

Zenturione. Darum ſind wir da. Der ganze Adel iſt in mir aufgefordert. Der ganze Adel muß meine Rache theilen. *Meine* Ehre zu rächen, dazu würde ich ſchwerlich Gehülfen fordern.

Zibo. Der ganze Adel iſt in ihm aufgereizt. Der ganze Adel muß Feuer und Flammen ſpeien.

Aſſerato. Die Rechte der Nation ſind zertrümmert. Die republikaniſche Freiheit hat einen Todesſtoß.

Fiesko. Sie ſpannen meine ganze Erwartung.

Zibo. Er war der neun und zwanzigſte unter den Wahlherrn, hatte zur Prokuratorwahl eine goldene Kugel gezogen. Acht und zwanzig Stimmen waren geſammelt.

Vierzehen ſprachen für mich, eben ſoviel für Lomellino! Doria's und die ſeinige ſtanden noch aus.

Zenturione (raſch ins Wort fallend) Standen noch aus. Ich votire für Zibo. Doria — fühlen Sie die Wunde meiner Ehre — Doria —

Aſſerato (fällt ihm wieder ins Wort.) So was erlebte man nicht, ſo lang Ozean um Genua flutet. — —

Zenturione (hiziger fort.) Doria zog ein Schwert, das er unter dem Scharlach verborgen gehalten, ſpießte mein Votum daran, rief in die Verſammlung:

Zibo. „Senatoren, es gilt nicht! Es iſt durchlöchert! Lomellin iſt Prokurator."

Zenturione. „Lomellin iſt Prokurator" und warf ſein Schwert auf die Tafel.

Aſſerato. Und rief „es gilt nicht" und warf ſein Schwert auf die Tafel.

Fiesko (nach einigem Stillſchweigen.) Wozu ſind Sie entſchloſſen?

Zenturione. Die Republik iſt ins Herz geſtoſſen. Wozu wir entſchloſſen ſind?

Fiesko. Zenturione, Binſen mögen vom Athem knikken. Eichen wollen den Sturm. Ich frage, was Sie beſchließen?

Zibo. Ich dächte, man fragte, was Genua beſchließe?

Fiesko. Genua? Genua? Weg damit, es iſt mürbe, bricht, wo Sie es anfaſſen. Sie rechnen auf die Patrizier? Vielleicht weil ſie ſaure Geſichter ſchneiden, die Achſel zukken, wenn von Staatsſachen Rede wird? Weg damit. Ihr Heldenfeuer klemmt ſich in Ballen levantiſcher Waaren, ihre Seelen flattern ängſtlich um ihre oſtindiſche Flotte.

Zenturione. Lernen Sie unſre Patrizier beſſer ſchäzen. Kaum war Doria's trozige That gethan, flohen ihrer einige Hundert mit zerrißnen Kleidern auf den Markt. Die Signoria fuhr auseinander.

Fiesko (ſpöttiſch.) Wie Tauben auseinander flattern, wenn in den Schlag ſich ein Geier wirft?

Zenturione (ſtürmiſch.) Nein! wie Pulvertonnen, wenn eine Lunte hineinfällt.

Zibo. Das Volk wüthet auch, was vermag nicht ein angeſchoſſener Eber?

Fiesko (lacht.) Der blinde unbeholfene Koloß, der mit plumpen Knochen anfangs Gepolter macht, Hohes und Niedres, Nahes und Fernes mit gähnendem Rachen zu verſchlingen droht, und zulezt — über Zwirnsfäden ſtolpert? Genueſer, vergebens! Die Epoche der Meerbeherrſcher iſt vorbei. Genua iſt unter ſeinen Namen geſtürzt. Genua iſt da, wo das unüberwindliche Rom wie ein Federball in die Rakete eines zärtlichen Knaben Oktavius ſprang. Genua kann nicht mehr frei ſeyn. Genua muß von einem Monarchen erwärmt werden. Genua braucht einen Souverain, alſo huldigen Sie dem Schwindelkopf Gianettino.

Zenturione (aufbrauſend.) Wenn ſich die grollenden

Elemente verſöhnen, und der Nordpol dem Südpol nachſpringt — Kommt, Kameraden!

Fiesko. Bleiben Sie! Bleiben Sie! Worüber brüten Sie, Zibo?

Zibo. Ueber nichts oder einem Poſſenſpiel, das das Erdbeben heißen ſoll.

Fiesko (führt ſie zu einer Statue.) Schauen Sie doch dieſe Figur an!

Zenturione. Es iſt die Venus von Florenz. Was ſoll ſie uns hier?

Fiesko. Sie gefällt Ihnen aber?

Zibo. Ich ſollte denken, oder wir wären ſchlechte Italiener. Wie Sie das izt fragen mögen?

Fiesko. Nun, reiſen Sie durch alle Welttheile, und ſuchen unter allen lebendigen Abdrücken des weiblichen Modells den glücklichſten aus, in welchem ſich alle Reize dieſer geträumten Venus umarmen.

Zibo. Und tragen dann für unſre Mühe davon?

Fiesko. Dann werden Sie die Phantaſie der Marktſchreierei überwieſen haben —

Zenturione (ungeduldig.) Und was gewonnen haben?

Fiesko. Gewonnen haben den verjährten Prozeß der Natur mit den Künſtlern.

Zenturione (hizig.) Und dann?

Fiesko. Dann? Dann? (fängt zu lachen an.) Dann haben Sie vergeſſen zu ſehen, daß Genua's Freiheit zu Trümmern geht!

Sechster Auftritt.

Fiesko.

(Getümmel um den Pallaſt nimmt zu.)

Glücklich! Glücklich! das Stroh der Republik iſt in Flammen. Das Feuer hat ſchon Häuſer und Thürme gefaßt — Immerzu! Immerzu! Allgemein werde der Brand, der ſchadenfrohe Wind pfeife in die Verwüſtung!

Siebenter Auftritt.

Mohr (in Eil.) Fiesko.

Mohr. Hauſen über Hauſen!

Fiesko. Mache die Thorflügel weit auf! Laß hereinſtürzen, was Füße hat!

Mohr. Republikaner! Republikaner! Ziehen ihre Freiheit am Joch, keuchen, wie Laſtochſen, unter ihrer ariſtokratiſchen Herrlichkeit.

Fiesko. Narren, die glauben Fiesko von Lavagna werde *fortführen*, was Fiesko von Lavagna nicht *anfing*! Die *Empörung* kommt wie gerufen. Aber die *Verſchwörung* muß meine ſeyn. Sie ſtürmen die Treppe herauf.

Mohr (hinaus.) Holla! Holla! Werden das Haus höflichſt zur Thüre hereinbringen. (Das Volk ſtürmt herein. Die Thür in Trümmer.)

Achter Auftritt.

Fiesko. Zwölf Handwerker.

Alle. Rache an Doria! Rache an Gianettino!

Fiesko. Hübſch gemach, meine Landsleute! Daß ihr mir alle eure Aufwartung ſo machtet, das zeugt von eurem guten Herzen. Aber meine Ohren ſind delikater.

Alle (ungeſtümer.) Zu Boden mit den Doria! zu Boden Oheim und Neffen!

Fiesko (der ſie lächelnd überzählt.) Zwölf ſind ein vornehmes Heer —

Einige. Dieſe Doria müſſen weg! Der Staat muß eine andere Form haben!

Erſter Handwerker. Unſre Friedensrichter die Treppen hinab zu ſchmeiſſen — die Treppen die Friedensrichter!

Zweiter. Denkt doch, Lavagna, die Treppen hinab! als ſie ihm bei der Wahl widerſprachen.

Alle. Soll nicht geduldet werden! Darf nicht geduldet werden!

Ein Dritter. Ein Schwert in den Rath zu nehmen —

Erſter. Ein Schwert! Das Zeichen des Kriegs! im Zimmer des Friedens!

Zweiter. Im Scharlach in den Senat zu kommen! nicht ſchwarz, wie die übrigen Rathsherrn!

Erſter. Mit acht Hengſten durch unſere Hauptſtadt zu fahren.

Alle. Ein Tyrann! Ein Verräther des Lands und der Regierung!

Zweiter. Zweihundert Deutſche zur Leibwache vom Kaiſer zu kaufen —

Erſter. Ausländer wider die Kinder des Vaterlands! Deutſche gegen Italiener! Soldaten neben die Geſetze!

Alle. Hochverrath! Meuterei! Genua's Untergang!

Erſter. Das Wappen der Republik an der Kutſche zu führen —

Zweiter. Die Statue des Andreas mitten im Hof der Signoria! —

Alle. In Stücke mit dem Andreas! In tauſend Stücke den ſteinernen und den lebendigen!

Fiesko. Genueſer, warum mir das alles?

Erſter. Ihr ſollt es nicht dulden! Ihr ſollt ihm den Daumen aufs Aug' halten!

Zweiter. Ihr ſeyd ein kluger Mann, und ſollt es nicht dulden, und ſollt den Verſtand für uns haben!

Erſter. Und ſeyd ein beſſerer Edelmann, und ſollt ihm das eintränken, und ſollt es nicht dulden!

Fiesko. Euer Vertrauen ſchmeichelt mir ſehr! Kann ich es durch Thaten verdienen?

Alle (lermend.) Schlage! Stürze! Erlöſe!

Fiesko. Doch ein gut Wort werdet ihr noch annehmen?

Einige. Redet, Lavagna!

Fiesko (der ſich niederſezt.) Genueſer — Das Reich der Thiere kam einſt in bürgerliche Gährung, Partheyen ſchlugen mit Partheyen, und ein **Fleiſcherhund** bemächtigte ſich des Throns. Dieſer, gewohnt, das Schlachtvieh an das Meſſer zu hetzen, hauste hündiſch im Reich, klaffte, biß, und nagte die Knochen ſeines Volks. Die Nation murrte, die kühnſten traten zuſammen, und erwürgten den fürſtlichen Bullen. Izt ward ein Reichstag gehalten, die große Frage zu entſcheiden, welche Regierung die glücklichſte ſey? Die Stimmen theilten ſich dreifach. Genueſer, für welche hättet ihr entſchieden?

Erſter Bürger. Für's Volk! Alles für's Volk!

Fiesko. Das Volk gewann's. Die Regierung war demokratiſch. Jeder Bürger gab ſeine Stimme. **Mehrheit** ſezte durch. Wenig Wochen vergiengen, ſo kündigte der Menſch dem neugebackenen Freiſtaat den Krieg an. Das Reich kam zuſammen. Roß, Löwe, Tieger, Bär, Elephant und Rhinozeros traten auf und brüllten laut zu den Waffen. Izt kam die Reih an die übrigen. Lamm, Haaſe, Hirſch, Eſel, das ganze Reich der Inſekten, der Vögel, der Fiſche ganzes menſchenſcheues Heer — alle traten dazwiſchen und wimmerten: Friede! Seht, Genueſer! Der

f

Feigen waren mehr, denn der Streitbaren, der Dummen mehr, denn der Klugen — Mehrheit ſetzte durch. Das Thierreich ſtreckte die Waffen, und der Menſch brandſchatzte ſein Gebiet. Dieſes Staatsſyſtem ward alſo verworfen! Genueſer, wozu wäret ihr itzt geneigt geweſen?

Erſter und Zweiter. Zum Ausſchuß! Freilich zum Ausſchuß!

Fiesko. Dieſe Meinung gefiel! die Staatsgeſchäfte theilten ſich in mehrere Kammern. Wölfe beſorgten die Finanzen, Füchſe waren ihre Sekretaire. Tauben führten das Kriminalgericht, Tieger die gütigen Vergleiche, Böcke ſchlichteten Heyrathsprozeſſe. Soldaten waren die Haaſen, Löwen und Elephant blieben bey der Bagage, der Eſel war Geſandte des Reichs, und der Maulwurf Oberaufſeher über die Verwaltung der Aemter. Genueſer, was hoft ihr von dieſer weiſen Vertheilung? Wen der Wolf nicht zerriß, den prellte der Fuchs. Wer dieſem entrann, den tölpelte der Eſel nieder. Tieger erwürgten die Unſchuld; Diebe und Mörder begnadigte die Taube, und am Ende, wenn die Aemter niedergelegt wurden, fand ſie der Maulwurf alle unſträflich verwaltet — Die Thiere empörten ſich. Laßt uns einen Monarchen wählen, riefen ſie einſtimmig, der Klauen und Hirn und nur einen Magen hat — und einem Oberhaupt huldigten alle — einem Genueſer — aber (indem er mit Hoheit unter ſie tritt) es war der Löwe.

Alle (klatſchen, werfen die Müze in die Höh.) Bravo! Bravo! das haben ſie ſchlau gemacht!

Erſter. Und Genua ſolls nachmachen, und Genua hat ſeinen Mann ſchon!

Fiesko. Ich will ihn nicht wiſſen! Gehet heim! Denkt auf den Löwen! (die Bürger tumultuariſch hinaus.) Es geht erwünſcht. Volk und Senat wider Doria. Volk und Senat für Fiesko — Haßan! Haßan! — Ich muß dieſen Haß verſtärken! dieſes Intereſſe anfriſchen! — Heraus, Haßan! Hurenſohn der Hölle! Haßan! Haßan!

Neunter Auftritt.

Mohr kommt. Fiesko.

Mohr (wild.) Meine Sohlen brennen noch! Was giebts ſchon wieder?

Fiesko. Was ich befehle.

Mohr (geſchmeidig.) Wohin lauf ich zuerſt? Wohin zuletzt?

Fiesko. Das Laufen ſey dir diesmal geſchenkt. Du wirſt geſchleift werden. Mache dich gleich gefaßt, ich poſaune jetzt deinen Meuchelmord aus, und übergebe dich gebunden der peinlichen Rota.

Mohr (ſechs Schritte zurück.) Herr! — das iſt wider die Abrede.

Fiesko. Sey ganz ruhig. Es iſt nichts mehr, denn ein Poſſenſpiel. In dieſem Augenblick liegt alles daran, daß Gianettino's Anſchlag auf mein Leben ruchbar wird. Man wird dich peinlich verhören.

Mohr. Ich bekenne dann oder läugne?

Fiesko. Läugneſt. Man wird dich auf die Tortur ſchrauben. Den erſten Grad ſtehſt du aus. Dieſe Witzigung kannſt du auf Konto deines Meuchelmords hinnehmen. Beim zweiten bekennſt du.

Mohr (ſchüttelt den Kopf, bedenklich.) Ein Schelm iſt der Teufel. Die Herrn könnten mich beim Eſſen behalten, und ich würde aus lauter Komödie gerädert.

Fiesko. Du kommſt ganz weg. Ich gebe dir meine gräfliche Ehre. Ich werde mir deine Beſtrafung zur Genugthuung ausbitten, und dich dann vor den Augen der ganzen Republik pardonniren.

Mohr. Ich laſſe mirs gefallen. Sie werden mir das Gelenk auseinander treiben. Das macht geläufiger.

Fiesko. So ritze mir hurtig mit deinem Dolche den Arm auf, bis Blut darnach läuft — Ich werde thun, als hätt ich dich erſt friſch auf der That ergriffen. Gut, (mit gräßlichem Geſchrey.) Mörder! Mörder! Mörder! Beſetzt die Wege! Riegelt die Pforten zu! (Er ſchleppt den Mohren an der Gurgel hinaus. Bediente fliehen über den Schauplatz.)

Zehnter Auftritt.

Leonore. Roſa. (ſtürzen erſchrocken herein.)

Leonore. Mord! ſchrieen ſie, Mord! Von hier kam der Lerm.

Roſa. Ganz gewiß nur ein blinder Tumult, wie alltäglich in Genua.

Leonore. Sie ſchrieen Mord und das Volk murmelte deutlich Fiesko. Armſelige Betrüger! Meine Augen wollen ſie ſchonen, aber mein Herz überliſtet ſie. Geſchwind eile nach, ſieh, ſage mir, wo ſie ihn hinſchleppen.

Roſa. Sammeln Sie ſich. Bella iſt nach.

Leonore. Bella wird ſeinen brechenden Blick noch auffaſſen! Die glückliche Bella! Weh über mich, ſeine Mörderinn! Hätte Fiesko mich lieben können, nie hätte Fiesko ſich in die Welt geſtürzt, nie in die Dolche des Neids! — Bella kommt! Fort! Rede nicht, Bella!

Eilſter Auftritt.

Vorige. Bella.

Bella. Der Graf lebt und iſt ganz. Ich ſah ihn durch die Stadt galoppiren. Nie ſah ich unſern gnädigen Herrn ſo ſchön. Der Rappe prahlte unter ihm, und jagte mit hochmüthigem Huf das andrängende Volk von ſeinem fürſtlichen Reiter. Er erblickte mich, als er vorüber flog, lächelte gnädig, winkte hieher, und warf drei Küſſe zurück. (boshaft) Was mach ich damit, Signora?

Leonore (in Entzückung.) Leichtfertige Schwätzerinn! Bring ſie ihm wieder.

Roſa. Nun ſehen Sie! Izt ſind Sie wieder Scharlach über und über.

Leonore. Sein Herz wirft er der Dirnen nach und ich jage nach einem Blick? — O, Weiber! Weiber! (ge-
hen ab.)

Zwölfter Auftritt.

(Im Pallaſt des Andreas.)

Gianettino. Lomellin. (kommen haſtig.)

Gianettino. Laßt ſie um ihre Freiheit brüllen, wie die Löwinn um ein Junges. Ich bleibe dabei.

Lomellin. Doch, gnädiger Herr —

Gianettino. Zum Teufel mit eurem Doch, dreiſtundenlanger Prokurator! Ich weiche um keines Haares Breite. Laß Genua's Thürme die Köpfe ſchütteln, und die tobende See Nein dareinbrummen. Ich fürchte den Troß nicht!

Lomellin. Der Pöbel iſt freilich das brennende Holz, der der Adel gibt ſeinen Wind dazu. Die ganze Republik Wallung. Volk und Patrizier!

Gianettino. So ſteh ich wie Nero auf dem Berg, ſehe dem poßierlichen Brande zu —

Lomellin. Bis ſich die ganze Maſſe des Aufruhrs nem Parthengänger zuwirft, der ehrgeizig genug iſt, in r Verwüſtung zu ärndten.

Gianettino. Poſſen! Poſſen! Ich kenne nur ei-
n, der fürchterlich werden könnte, und für den iſt ge-
ſorgt.

Lomellin. Seine Durchlaucht? (Andreas kommt. Beide verneigen ſich tief.)

Andreas. Signor Lomellin! Meine Nichte wünſcht auszufahren.

Lomellin. Ich werde die Gnade haben, ſie zu begleiten. (ab)

Dreizehnter Auftritt.

Andreas. Gianettino.

Andreas. Höre, Neffe! Ich bin ſchlimm mit dir zufrieden!

Gianettino. Gönnen Sie mir Gehör, Durchlauchtigſter Oheim!

Andreas. Dem zerlumpteſten Bettler in Genua, wenn er es werth iſt. Einem Buben niemals, und wär er mein Neffe. Gnädig genug, daß ich dir den Oheim zeige; du verdienſt den Herzog und ſeine Signoria zu hören!

Gianettino. Nur ein Wort, gnädigſter Herr —

Andreas. Höre, was du gethan haſt, und verantworte dich dann — — Du haſt ein Gebäude umgeriſſen, das ich in einem halben Jahrhundert ſorgſam zuſammenfügte — Das Mauſoleum deines Oheims — ſeine einzige Pyramide — — die Liebe der Genueſer. Den Leichtſinn verzeiht dir Andreas.

Gianettino. Mein Oheim und Herzog —

Andreas. Unterbrich mich nicht. Du haſt das ſchönſte Kunſtwerk der Regierung verletzt, das ich ſelbſt den Genueſern vom Himmel holte, das mich ſo viele Nächte gekoſtet, ſo viele Gefahren und Blut. Vor ganz Genua haſt du meine fürſtliche Ehre beſudelt, weil du für meine Anſtalt keine Achtung zeigteſt. Wem wird ſie heilig ſeyn, wenn mein Blut ſie verachtet? — Dieſe Dummheit verzeiht dir der Oheim.

Gianettino (beleidigt.) Gnädigſter Herr, Sie haben mich zu Genua's Herzog gezogen.

Andreas. Schweig — du biſt ein Hochverräther des Staats, und haſt das Herz ſeines Lebens verwundet. Merke dir's, Knabe. Es heißt — Unterwerfung! — Weil der Hirte am Abend ſeines Tagwerks zurücktrat, wähnteſt du die Heerde verlaſſen? Weil Andreas eisgraue Haare trägt, trampelteſt du wie ein Gaſſenjunge auf den Geſetzen?

Gianettino (trotzig.) Gemach, Herzog. Auch in meinen Adern ſiedet das Blut des Andreas, vor dem Frankreich erzitterte.

Andreas. Schweig! befehl ich — Ich bin gewohnt, daß das Meer aufhorcht, wenn ich rede — Mitten in ihrem Tempel ſpieſſeſt du die majeſtätiſche Gerechtigkeit an. Weißt du, wie man das ahndet, Rebelle? — Itzt antworte!

(Gianettino heftet den Blick ſprachlos zu Boden.)

Andreas. Unglückſeliger Andreas! In deinem eigenen Herzen haſt du den Wurm deines Verdienſtes angebrütet. — Ich baute den Genueſern ein Haus, das der Vergänglichkeit ſpotten ſollte, und werfe den erſten Feuerbrand hinein — Dieſen! Dank es, Unbeſonnener, dieſem eisgrauen Kopf, der von Familienhänden zur Grube gebracht ſeyn will — Dank es meiner gottloſen Liebe, daß ich den Kopf des Empörers dem beleidigten Staat nicht — vom Blutgerüſte zuwerfe. (ſchnell ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Lomellin (außer Athem, erſchrocken.) Gianettino (ſteht dem Herzog glühend und ſprachlos nach.)

Lomellin. Was hab' ich geſehen? Was angehört? Itzt! Itzt! fliehen Sie, Prinz! Itzt iſt alles verloren.

Gianettino (mit Ingrimm.) Was war zu verlieren?

Lomellin. Genua, Prinz. Ich komme vom Markt. Das Volk drängt ſich um einen Mohren, der an Stricken dahingeſchleift wurde; der Graf von Lavagna, über die dreyhundert Nobili ihm nach bis ins Richthaus, wo die Verbrecher gefoltert werden. Der Mohr war über einem Meuchelmord ertappt worden, den er an dem Fiesko vollſtrecken ſollte.

Gianettino (ſtampft mit dem Fuß.) Was? Sind heut alle Teufel los?

Lomellin. Man inquirirte ſcharf, wer ihn beſtochen. Der Mohr geſtand nichts. Man brachte ihn auf die erſte Folter. Er geſtand nichts. Man brachte ihn auf die zweite. Er ſagte aus, ſagte aus — Gnädiger Herr, wo gedachten Sie hin, da Sie Ihre Ehre einem Taugenichts Preis gaben?

Gianettino (ſchnaubt ihn wild an.) Frage mich nichts.

Lomellin. Hören Sie weiter. Kaum war das Wort Doria ausgeſprochen — lieber hätt' ich meinen Namen auf der Schreibtafel des Teufels geleſen, als hier den Ihrigen gehört — ſo zeigte ſich Fiesko dem Volk. Sie kennen ihn, den Mann, der befehlend flehet, den Wucherer mit den Herzen der Menge. Die ganze Verſammlung hieng ihm athemlos in ſtarren ſchröcklichen Gruppen entgegen, er ſprach wenig, aber ſtreifte den blutenden Arm auf, das Volk ſchlug ſich um die fallenden Tropfen, wie um Reliquien. Der Mohr wurde ſeiner Willkühr übergeben, und Fiesko — ein Herzſtoß für uns — Fiesko begnadigte ihn. Jezt tobte die Stille des Volks in einen brüllenden Laut aus, jeder Athem zernichtete einen Doria, Fiesko wurde auf tauſendſtimmigem Vivat nach Hauſe getragen.

Gianettino (mit einem dumpfen Gelächter.) Der Aufruhr ſchwelle mir an die Gurgel! — Kaiſer Karl! Mit dieſer einzigen Sylbe will ich ſie niederwerfen, daß in ganz Genua auch keine Glocke mehr ſummen ſoll.

Lomellin. Böhmen liegt weit von Italien — Wenn Karl ſich beeilt, kann er noch zeitig genug zu Ihrem Leichenſchmaus kommen.

Gianettino (zieht einen Brief mit groſem Siegel hervor.) Glück genug alſo, daß er ſchon hier iſt! — Verwundert ſich Lomellin? Glaubt er mich tolldreiſt genug, wüthige

Republikaner zu reizen, wenn ſie nicht ſchon verkauft und verrathen wären?

Lomellin (betreten.) Ich weiß nicht, was ich denk.

Gianettino. Ich denke etwas, das du nicht weißt. Der Schluß iſt gefaßt. Uebermorgen fallen 12 Senatoren. Doria wird Monarch, und Kaiſer Karl wird ihn ſchützen — Du trittſt zurück?

Lomellin. Zwölf Senatoren! Mein Herz iſt nicht weit genug, eine Blutſchuld zwölfmal zu faſſen.

Gianettino. Närrchen, am Thron wirft man ſie nieder. Siehſt du, ich überlegte mit Karls Miniſtern, daß Frankreich in Genua noch ſtarke Partheien hätte, die es ihm zum zweitenmal in die Hände ſpielen könnten, wenn man ſie nicht mit der Wurzel vertilgte. Das wurmte beim alten Karl. Er unterſchrieb meinen Anſchlag — und Du ſchreibſt, was ich diktire.

Lomellin. Noch weiß ich nicht —

Gianettino. Setze dich. Schreib.

Lomellin. Was ſchreib ich aber? (ſezt ſich.)

Gianettino. Die Namen der 12 Kandidaten — Franz Zenturione.

Lomellin (ſchreibt.) Zum Dank für ſein Votum führt er den Leichenzug.

Gianettino. Kornelio Kalva.

Lomellin. Kalva.

Gianettino. Michael Zibo.

Lomellin. Eine Abkühlung auf die Prokuratur.

Gianettino. Thomas Aſſerato mit drei Brüdern.

(Lomellin hält inne.)

Gianettino (nachdrücklich.) Mit drei Brüdern.

Lomellin (ſchreibt.) Weiter.

Gianettino. Fiesko von Lavagna.

Lomellin. Geben Sie Acht! Geben Sie Acht! Sie werden über dieſem ſchwarzen Stein noch den Hals brechen.

Gianettino. Scipio Bourgognino.

Lomellin. Der mag anderswo Hochzeit halten.

Gianettino. Wo ich Brautführer bin — Raphael Sacco.

Lomellin. Dem ſollt' ich Pardon auswirken, bis er mir meine fünftauſend Scudi bezahlt hat. (ſchreibt) Der Tod macht quitt.

Gianettino. Vinzent Kalkagno.

Lomellin. Kalkagno — den Zwölften ſchreib ich auf meine Gefahr, oder unſer Todfeind iſt vergeſſen.

Gianettino. Ende gut. Alles gut. Joſeph Verrina.

Lomellin. Das war der Kopf des Wurms. (ſteht auf, ſtreut Sand, fliegt die Schrift durch, reicht ſie dem Prinzen.) Der Tod giebt übermorgen prächtige Galla, und hat zwölf genueſiſche Fürſten geladen.

Gianettino (tritt zum Tiſch, unterzeichnet.) Es iſt geſchehen — In zwei Tagen iſt Dogewahl. Wenn die Signoria verſammelt iſt, werden die Zwölf auf das Signal eines Schnupftuchs mit einem plötzlichen Schuß geſtreckt, wenn zugleich meine 200 Teutſche das Rathhaus mit Sturm beſetzen. Iſt das vorbei, tritt Gianettino Doria in den Saal, und läßt ſich huldigen. (klingelt.)

Lomellin. Und Andreas?

Gianettino (verächtlich.) Iſt ein alter Mann (ein Bedienter.) Wenn der Herzog fragt, ich bin in der Meſſe. (Bedienter ab.) Der Teufel, der in mir ſteckt, kann nur in Heiligenmaske inkognito bleiben.

Lomellin. Aber das Blatt, Prinz?

Gianettino. Nimmſt du, läſſeſt es durch unſre Parthei zirkuliren. Dieſer Brief muß mit Extrapoſt nach Levanto. Er unterrichtet den Spinola von allem, und heißt ihn früh 8 Uhr in der Hauptſtadt hier eintreffen. (will fort.)

Lomellin. Ein Loch im Faß, Prinz! Fiesko beſucht keinen Senat mehr.

Gianettino (zurückrufend.) Doch noch einen Meiſter wird Genua haben? — Ich ſorge dafür. (ab in ein Seitenzimmer. Lomellin fort durch ein anderes.)

Fünfzehnter Auftritt.

Vorzimmer bei Fiesko.

Fiesko (mit Briefen und Wechſeln.) **Mohr.**

Fiesko. Alſo vier Galeeren ſind eingelaufen?

Mohr. Liegen glücklich in der Darſena vor Anker.

Fiesko. Das kommt erwünſcht. Woher die Expreſſen?

Mohr. Von Rom, Piazenza und Frankreich.

Fiesko (bricht die Briefe auf, fliegt ſie durch.) Willkommen, willkommen in Genua. (ſehr aufgeräumt.) Die Kouriere werden fürſtlich bewirthet.

Mohr. Hum (will gehen.)

Fiesko. Halt! Halt! Hier kommt Arbeit für dich die Fülle.

Mohr. Was ſteht zu Befehl? Die Naſe des Spürers, oder der Stachel des Skorpions?

Fiesko. Für jetzt des Lockvogels Schlag. Morgen früh werden 2000 Mann verkappt zur Stadt hereinſchleichen, Dienſte bei mir zu nehmen. Vertheile du deine Handlanger an den Thoren herum, mit der Ordre, auf die eintretenden Paſſagiers ein wachſames Auge zu haben. Einige werden als ein Trupp Pilgrimme kommen, die nach Loretto wallfahrten gehen, andere als Ordensbrüder, oder Savoyarden, oder Komödianten, wieder andre als Krämer, oder als ein Trupp Muſikanten, die meiſten als abgedankte Soldaten, die genueſiſches Brod eſſen wollen. Jeder Fremde wird ausgefragt, wo er einſtelle? antwortet er: zur goldenen Schlange, ſo muß man ihn freundlich grüßen, und meine Wohnung bedeuten. Höre Kerl, aber ich baue auf deine Klugheit.

Mohr. Herr! wie auf meine Bosheit. Entwiſcht mir ein Lock Haar, ſo ſollt ihr meine 2 Augen in eine Windbüchſe laden, und Sperlinge damit ſchießen. (will fort.)

Fiesko. Halt! noch eine Arbeit. Die Galeeren werden der Nation ſcharf in die Augen ſtechen. Merke auf.

wie davon Rede wird. Fragt dich jemand, ſo haſt du **von weitem murmeln gehört**, daß dein Herr damit Jagd auf die Türken mache. Verſteheſt du?

Mohr. Verſtehe. Die Bärte der Beſchnittenen liegen eben drauf. Was im Korb iſt, weiß der Teufel. (will fort.)

Fiesko. Gemach. Noch eine Vorſicht. Gianettino hat neuen Grund, mich zu haſſen, und mir Fallen zu ſtellen. Geh, beobachte deine Kameraden, ob du nicht irgendwo einen Meuchelmord witterſt. Doria beſucht die verdächtigen Häuſer. Hänge dich an die Töchter der Freude. Die Geheimniſſe des Kabinets ſtecken ſich gern in die Falten eines Weiberroks. Verſprich ihnen goldſpeiende Kunden — verſprich deinen Herrn. Nichts kann zu ehrwürdig ſeyn, das du nicht in dieſen Moraſt untertauchen ſollſt, bis du den feſten Boden fühlſt.

Mohr. Halt! Holla! Ich habe den Eingang bei einer gewiſſen Diana Bononi, und bin gegen fünf Vierteljahr ihr Zuführer geweſen. Vorgeſtern ſah ich den Prokurator Lomellino aus ihrem Hauſe kommen.

Fiesko. Wie gerufen. Eben der Lomellino iſt der Hauptſchlüſſel zu allen Tollheiten Doria's. Gleich morgen früh muſt du hingehen. Vielleicht iſt er heute Nacht dieſer keuſchen Luna Endymion.

Mohr. Noch ein Umſtand, gnädiger Herr! Wenn mich die Genueſer fragen — und ich bin des Teufels! das werden ſie — wenn ſie mich itzt fragen, was denkt Fiesko zu Genua? — Werdet ihr eure Maske noch länger tragen, oder was ſoll ich antworten?

Fiesko. Antworten? Wart! Die Frucht iſt ja zeitig. Wehen verkündigen die Geburt — Genua liege auf dem Block, ſollſt du antworten, und dein Herr heiſſe Johann Ludwig Fiesko.

Mohr (ſich froh ſtreckend.) Was ich anbringen will, daß ſich's gewaſchen haben ſoll, bei meiner hundsvöttiſchen Ehre! — Aber nun hell auf, Freund Haßan! In ein Weinhaus zuerſt! Meine Füße haben alle Hände voll zu thun — ich muß meinen Magen kareßiren, daß er bei meinen Beinen das Wort redet. (eilt ab, kommt aber ſchnell zurück.) à propos! Bald hätt' ich das verplaudert. Was zwiſchen eurer Frau und Kalkagno vorgieng, habt Ihr gern wiſſen mögen? — Ein Korb gieng vor, Herr, und das war alles. (läuft davon.)

Sechszehnter Auftritt.

Fiesko (bei ſich.)

Ich bedaure Kalkagno — Meinen Sie etwa, ich würde den empfindlichen Artikel meines Ehebetts Preiß geben, wenn mir meines Weibes Tugend und mein eigner Werth nicht Handſchrift genug ausgeſtellt hätten? Doch willkommen mit dieſer Schwägerſchaft. Du biſt ein guter Soldat. Das ſoll mir deinen Arm zu Doria's Untergang kuppeln! — — (mit ſtarkem Schritt auf und nieder.) Itzt Doria mit mir auf den Kampfplatz! Alle Maſchinen des großen Wageſtücks ſind im Gang. Zum ſchaudernden Konzert alle Inſtrumente geſtimmt. Nichts fehlt, als die Larve herabzureiſſen, und Genua's Patrioten den Fiesko zu zeigen. (man hört kommen.) Ein Beſuch! Wer mag mich izt ſtören?

Siebzehnter Auftritt.

Voriger. Verrina. Romano. (mit einem Tableau.) Sacco. Bourgognino. Kalkagno.

(alle vereinigen ſich.)

Fiesko (ihnen entgegen, voll Heiterkeit.) Willkommen, meine würdigen Freunde! Welche wichtige Angelegenheit führt Sie ſo vollzählig zu mir? — Du auch da, theurer Bruder Verrina? Ich würde bald verlernt haben, dich zu kennen, wären meine Gedanken nicht fleißiger um dich, als meine Augen. War's nicht ſeit dem lezten Ball, daß ich meinen Verrina entbehrte?

Verrina. Zähl' ihm nicht nach, Fiesko. Schwere Laſten haben indeß ſein graues Haupt gebeugt. Doch genug hievon.

Fiesko. Nicht genug für die wißbegierige Liebe. Du wirſt mir mehr ſagen müſſen, wenn wir allein ſind. (zu Bourgognino.) Willkommen, junger Held. Unſre Bekanntſchaft iſt noch grün, aber meine Freundſchaft iſt zeitig. Haben Sie Ihre Meinung von mir verbeſſert?

Bourgognino. Ich bin auf dem Wege.

Fiesko. Verrina, man ſagt mir, daß dieſer junge Kavalier dein Tochtermann werden ſoll. Nimm meinen ganzen Beifall zu dieſer Wahl. Ich hab' ihn nur einmal geſprochen, und doch würd' ich ſtolz ſeyn, wenn er der Mein'ge wäre.

Verrina. Dieſes Urtheil macht mich eitel auf meine Tochter.

Fiesko (zu den andern.) Sacco? Kalkagno? — Lauter ſelt'ne Erſcheinungen in meinem Zimmer! Beinahe möchte ich mich meiner Dienſtfertigkeit ſchämen, wenn Genua's edelſte Zierden ſie vorübergehen. — Und hier begrüße ich einen fünften Gaſt, mir zwar fremd, doch empfohlen genug durch dieſen würdigen Zirkel.

Romano. Es iſt ein Mahler ſchlechtweg, gnädiger Herr, Romano mit Namen, der ſich vom Diebſtahl an der Natur ernährt, kein Wappen hat, als ſeinen Pinſel, und nun gegenwärtig iſt, (mit einer tiefen Verbeugung.) die große Linie zu einem Brutuskopfe zu finden.

Fiesko. Ihre Hand, Romano. Ihre Meiſterinn iſt eine Verwandte meines Hauſes. Ich liebe ſie brüderlich. *Kunſt* iſt die *rechte Hand* der Natur. Dieſe hat *nur Geſchöpfe*, jene hat *Menſchen* gemacht. Was mahlen Sie aber, Romano?

Mahler. Szenen aus dem nervigten Alterthum. Zu Florenz ſteht *mein ſterbender Herkules*, meine *Kleopatra* zu Venedig, der wüthende *Ajax* zu Rom, wo die Helden der Vorwelt — im Vatikan wieder auferſtehen.

Fiesko. Und was iſt wirklich Ihres Pinſels Beſchäftigung.

Romano. Er iſt weggeworfen, gnädiger Herr. Das

Licht des Genies bekam weniger Fett, als das Licht des Lebens. Ueber einen gewiſſen Punkt hinaus brennt nur die *papierne Krone*. Hier iſt meine letzte Arbeit.

Fiesko (aufgeräumt.) Sie könnte nicht erwünſchter gekommen ſeyn. Ich bin heute ganz ungewöhnlich heiter, mein ganzes Weſen feiert eine gewiſſe heroiſche Ruhe, ganz offen für die ſchöne Natur. Stellen Sie Ihr Tableau auf. Ich will mir ein rechtes Feſt daraus bereiten. Tretet herum, meine Freunde. Wir wollen uns ganz dem Künſtler ſchenken. Stellen Sie Ihr Tableau auf.

Verrina (winkt den andern.) Nun merket auf, Genueſer.

Romano (ſtellt die Gemählde zurecht.) Das Licht muß von der Seite ſpielen. Ziehen Sie *jenen* Verhang auf. *Dieſen* laſſen Sie fallen. Gut. (er tritt auf die Seite.) Es iſt die Geſchichte der Virginia, und des Appius Klaudius.

(Lange ausdrucksvolle Pauſe, worinn alle die Mahlerey betrachten.

Verrina (in Begeiſterung.) Spritz zu, eisgrauer Vater! — zuckſt du Tyrann? — Wie ſo bleich ſteht ihr Klötze Römer — ihm nach Römer — das Schlachtmeſſer blinkt — Mir nach, Klötze Genneſer — Nieder mit Doria! Nieder! Nieder! (er haut gegen das Gemählde.)

Fiesko (lächelnd zum Mahler.) Fodern Sie mehr Beifall? Ihre Kunſt macht dieſen alten Mann zum bartloſen Träumer.

Verrina (erſchöpft.) Wo bin ich? Wo ſind ſie hingekommen? Weg wie Blaſen? Du hier, Fiesko? der Tyrann lebt noch, Fiesko?

Fiesko. Siehſt du? Ueber vielem Sehen haſt du die Augen vergeſſen. Dieſen Römerkopf findeſt du bewundernswerth? Weg mit ihm. Hier das Mädchen blick an. Dieſer Ausdruck, wie weich! wie weiblich! Welche Anmuth auch aus den welkenden Lippen! Welche Wolluſt im verlöſchenden Blick! — Unnachahmlich! Göttlich, Romano! — Und noch die weiße blendende Bruſt, wie angenehm ſich von des Athems letzten Wellen gehoben? Mehr ſolche Nymphen, Romano, ſo will ich vor Ihren Phantaſien knien, und der Natur einen Scheidebrief ſchreiben.

Bourgognino. Verrina, iſt das deine gehoffte herrliche Wirkung?

Verrina. Faſſe Muth, Sohn. Gott verwarf den Arm des Fiesko, er muß auf den unſrigen rechnen.

Fiesko (zum Mahler.) Ja, es iſt Ihre letzte Arbeit, Romano. Ihr Mark iſt erſchöpft. Sie rühren keinen Pinſel mehr an. Doch über des Künſtlers Bewunderung vergeß ich das Werk zu verſchlingen. Ich könnte hier ſtehen, und hingaffen, und ein Erdbeben überhören. Nehmen Sie Ihr Gemählde weg. Sollt' ich Ihnen dieſen Virginiakopf bezahlen, müßt' ich Genua in Verſatz geben. Nehmen Sie weg.

Romano. Mit Ehre bezahlt ſich der Künſtler. Ich ſchenke es Ihnen. (er will hinaus.)

Fiesko. Eine kleine Geduld, Romano. (er geht mit majeſtätiſchem Schritt im Zimmer, und ſcheint über etwas Großes zu denken. Zuweilen betrachtet er die andern fliegend und ſcharf, endlich nimmt er den Mahler bei der Hand, führt ihn vor das Gemählde) Tritt her, Mahler. (äuſſerſt ſtolz und mit Würde.) So trotzig ſtehſt du da, weil du Leben auf todten Tüchern heuchelſt, und große Thaten mit kleinem Aufwand verewigſt. Du prahlſt mit Poetenhitze, der Phantaſie markloſem Marionettenſpiel, ohne Herz, ohne Thatenwärmende Kraft; ſtürzeſt Tyrannen auf Leinwand; — biſt ſelbſt ein elender Sklave? Machſt Republiken mit einem Pinſel frei; — kannſt deine eigene Ketten nicht brechen? (voll und befehlend.) Geh! Deine Arbeit iſt Gaukelwerk — der Schein weiche der That — (mit Größe, indem er das Tableau umwirft.) Ich habe gethan, was du — nur mahlteſt. (alle erſchüttert. Romano trägt ſein Tableau mit Beſtürzung fort.)

Achtzehnter Auftritt.

Fiesko. Verrina. Bourgognino.
Sacco. Kalkagno.

Fiesko (unterbricht eine Pauſe des Erſtaunens.) Dachtet ihr, der Löwe ſchliefe, weil er nicht brüllte? Waret ihr eitel genug, euch zu überreden, daß ihr die einzigen wäret, die Genua's Ketten fühlten? Die einzigen, die ſie zu zerreißen wünſchten? Eh' ihr ſie nur fern raſſeln hörtet, hatte ſie ſchon Fiesko zerbrochen. (er öffnet die Schatulle, nimmt ein Paket Briefe heraus, die er alle über die Tafel ſpreitet.) Hier, Soldaten von Parma — hier franzöſiſches Geld — — hier vier Galeeren vom Papſt. Was fehlte noch, einen Tyrannen in ſeinem Neſt aufzujagen? **Was** wißt ihr noch zu erinnern? (da ſie alle erſtarrt ſchweigen, tritt er von der Tafel, mit Selbſtgefühl.) Republikaner! Ihr ſeyd geſchickter, Tyrannen zu verfluchen, als ſie in die Luft zu ſprengen. (alle, außer Verrina, werfen ſich ſprachlos dem Fieſko zu Füßen.)

Verrina. Fieſko! — Mein Geiſt neigt ſich vor dem deinigen — Mein Knie kann es nicht — Du biſt ein großer Menſch; — aber — Steht auf, Genueſer.

Fieſko. Ganz Genua ärgert ſich an dem Weichling Fieſko. Ganz Genua fluchte über den verbuhlten Schurken Fieſko. Genueſer! Genueſer! Meine Buhlerei hat den argliſtigſten Deſpoten betrogen, meine **Tollheit** hat euerm Fürwitz meine gefährliche **Weisheit** verhüllt. In den Windeln der Ueppigkeit lag das erſtaunliche Werk der Verſchwörung gewickelt. Genug. Genua kennt mich in Euch. Mein ungeheuerſter Wunſch iſt befriedigt.

Bourgognino (wirft ſich unmuthig in einen Seſſel.) Bin ich denn gar nichts mehr?

Fieſko. Aber laßt uns ſchleunig von Gedanken zu Thaten gehn. Alle Maſchinen ſind gerichtet. Ich kann die Stadt von Land und Waſſer beſtürmen. Rom, Frankreich und Parma decken mich. Der Adel iſt ſchwürig. Des Pöbels Herzen ſind mein. Die Tyrannen hab ich in Schlummer geſungen. Die Republik iſt zu einem Umguſſe fertig. Mit dem Glück ſind wir fertig. Nichts fehlt — Der Verrina iſt nachdenkend?

Bourgognino. Geduld. Ich hab ein Wörtchen, das ihn raſcher aufſchrecken ſoll, als des jüngſten Tages Poſaunenruf. (er tritt zu Verrina, ruft ihm bedeutend zu.) Vater, wach auf! Deine Bertha verzweifelt.

Verrina. Wer ſprach das? — Zum Werk, Genueſer!

Fiesko. Ueberlegt den Entwurf zur Vollſtreckung. Ueber dem ernſten Geſpräch hat uns die Nacht überraſcht. Genua liegt ſchlafen. Der Tyrann fällt erſchöpft von den Sünden des Tages nieder. Wachet für Beide!

Bourgognino. Ehe wir ſcheiden, laßt uns den heldenmüthigen Bund durch eine Umarmung beſchwören. (ſie ſchließen mit verſchränkten Armen einen Kreis) Hier wachſen Genua's fünf größte Herzen zuſammen, Genua's größtes Loos zu entſcheiden. (drücken ſich inniger.) Wenn der Weltenbau aus einander fällt, und der Spruch des Gerichts auch die Bande des Bluts, auch der Liebe zerſchneidet, bleibt dieſes fünffache Heldenblatt ganz! (treten auseinander.)

Verrina. Wann verſammeln wir uns wieder?

Fiesko. Morgen Mittag will ich eure Meinungen ſammeln.

Verrina. Morgen Mittag denn. Gute Nacht, Fiesko. Bourgognino komm! Du wirſt etwas ſeltſames hören. (beide ab.)

Fiesko (zu den andern.) Geht ihr zu den Hinterthüren hinaus, daß Doria's Spionen nichts merken. (alle entfernen ſich.)

Neunzehnter Auftritt.

Fiesko.

(der nachdenkend auf und nieder gehet.)

Welch ein Aufruhr in meiner Bruſt! Welche heimliche Flucht der Gedanken — Gleich verdächtigen Brüdern, die auf eine ſchwarze That ausgehen, auf den Zehen ſchleichen, und ihr flammroth Geſicht furchtſam zu Boden ſchlagen, ſtehlen ſich die üppigen Phantome an meiner Seele vorbei — Haltet! Haltet! Laßt mich euch ins Angeſicht leuchten — — Ein guter Gedanke ſtählet des Mannes Herz, und zeigt ſich heldenmäßig dem Tage. — Ha! ich kenne euch! — Das iſt die Liverei des ewigen Lügners — Verſchwindet! (wieder Pauſe, darauf lebhafter.) Republikaner Fiesko? Herzog Fiesko? — Gemach — Hier iſt der gähe Hinunterſturz, wo die Mark der Tugend ſich ſchließt, ſich ſcheiden Himmel und Hölle — Eben hier haben Helden geſtrauchelt, und Helden ſind geſunken, und die Welt belegt ihren Namen mit Flüchen — Eben hier haben Helden gezweifelt, und Helden ſind ſtillgeſtanden, und Halbgötter geworden — (raſcher.) Daß ſie mein ſind, die Herzen von Genua? Daß von meinen Händen dahin, dorthin ſich gängeln läßt das furchtbare Genua? — o über die ſchlaue Sünde, die einen Engel vor jeden Teufel ſtellt — Unglückſelige Schwungſucht! Uralte Buhlerei! Engel küßten an deinem Halſe den Himmel hinweg, und der Tod ſprang aus deinem kreiſenden Bauche —

(ſich ſchaudernd ſchüttelnd.) Engel ſingſt du mit Sirenentrillern von Unendlichkeit ein — Menſchen angelſt du mit Gold, Weibern und Kronen! (nach einer nachdenkenden Pauſe, veſt.) Ein Diadem erkämpfen, iſt groß. Es wegwerfen, iſt göttlich. (entſchloſſen.) Geh unter, Tyrann! Sei frei, Genua, und ich, (ſanftgeſchmolzen.) dein glücklichſter Bürger!

Dritter Aufzug.

Furchtbare Wildniß.

Erſter Auftritt.

Verrina. Bourgognino (kommen durch die Nacht.)

Bourgognino (ſteht ſtill.) Aber wohin führſt du mich, Vater? Der dumpfe Schmerz, womit du mich abriefſt, keucht noch immer aus deinem arbeitenden Othem. Unterbrich dieſes grauenvolle Schweigen. Rede. Ich folge nicht weiter.

Verrina. Das iſt der Ort.

Bourgognino. Der ſchröcklichſte, den du auffinden konnteſt. Vater, wenn das, was du hier vornehmen wirſt, dem Orte gleich ſieht, Vater, ſo werden meine Haarſpitzen aufwärts ſpringen.

Verrina. Doch blühet das, gegen die Nacht meiner Seele. Folge mir dahin, wo die Verweſung Leichname morſch frißt, und der Tod ſeine ſchaudernde Tafel hält —

dahin, wo das Gewinſel verlorner Seelen Teufel beluſtigt, und des Jammers undankbare Thränen im durchlöcherten Siebe der Ewigkeit ausrinnen — dahin, mein Sohn, wo die Welt ihre Loſung ändert, und die Gottheit ihr allgütiges Wappen bricht — Dort will ich zu dir durch *Verzerrungen* ſprechen, und mit Zähnklappern wirſt du hören.

Bourgognino. Hören? Was? Ich beſchwöre dich.

Verrina. Jüngling! ich fürchte — Jüngling, dein Blut iſt roſenroth — dein Fleiſch iſt milde geſchmeidig; *dergleichen* Naturen fühlen menſchlich weich; an dieſer empfindenden Flamme ſchmilzt meine grauſame Weisheit. Hätte der Froſt des Alters, oder der bleierne Gram den fröhlichen Sprung deiner Geiſter gelähmt — hätte ſchwarzes klumpigtes Blut der leidenden Natur den Weg zum Herzen geſperret, dann wärſt du geſchickt, die Sprache meines Grams zu verſtehen, und meinen Entſchluß anzuſtaunen.

Bourgognino. Ich werd' ihn hören und *mein* machen.

Verrina. Nicht darum, mein Sohn — Verrina wird damit dein Herz verſchonen. O Scipio, ſchwere Laſten liegen auf dieſer Bruſt — ein Gedanke, grauenvoll wie die lichtſcheue Nacht — ungeheuer genug, eine Mannsbruſt zu ſprengen — Siehſt du? *Allein* will ich ihn *vollführen* — *allein tragen* kann ich ihn nicht. Wenn ich ſtolz wäre, Scipio, ich könnte ſagen, es iſt eine Qual, der *einzige große Mann* zu ſeyn — *Größe* iſt dem Schöpfer zur Laſt gefallen, und er hat Geiſter zu Vertrauten gemacht — Höre, Scipio!

Bourgognino. Meine Seele verſchlingt die deinige.

Verrina. Höre, aber erwiedre nichts. Nichts, junger Menſch! Hörſt du? Kein Wort ſollſt du darauf ſagen — Fiesko muß ſterben!

Bourgognino (mit Beſtürzung.) Sterben! Fiesko!

Verrina. Sterben! — Ich danke dir, Gott! es iſt heraus — Fiesko ſterben, Sohn, ſterben durch mich! — Nun geh — Es giebt Thaten, die ſich keinem Menſchen-Urtheil mehr unterwerfen — nur den Himmel zum Schiedsmann erkennen — Das iſt eine davon. Geh. Ich will weder deinen Tadel, noch deinen Beifall. Ich weiß, was ſie mich koſtet, und damit gut. Doch höre — du könnteſt dich wohl gar wahnſinnig daran denken — Höre — Saheſt du ihn geſtern in unſrer Beſtürzung ſich ſpiegeln? Der Mann, deſſen Lächeln Italien irre führte, wird er ſeines Gleichen in Genua dulden? Geh. Den Tyrannen wird Fiesko ſtürzen, das iſt gewiß! Fiesko wird Genua's gefährlichſter Tyrann werden, das iſt gewiſſer! (er gehet ſchnell ab. Bourgognino blickt ihm ſtaunend und ſprachlos nach, dann folgt er ihm langſam.)

Zweiter Auftritt.

Saal bei Fiesko. In der Mitte des Hintergrundes eine große Glasthüre, die den Proſpekt über das Meer und Genua öffnet. Morgendämmerung.

Fiesko (vorm Fenſter.)

Was iſt das? — Der Mond iſt unter — Der Morgen kommt feurig aus der See — Wilde Phantaſien haben meinen Schlaf aufgeſchwelgt — mein ganzes Weſen krampfig um eine Empfindung gewälzt. — Ich muß mich im Offenen dehnen. (er macht die Glasthür auf. Stadt und Meer vom Morgenroth überflammt. Fiesko mit ſtarken Schritten im Zimmer.) Daß ich der gröſte Mann bin im ganzen Genua! und die kleineren Seelen ſollten ſich nicht unter die groſſe verſammeln? — aber ich verletze die Tugend! (ſteht ſtill.) Tugend? — der erhabene Kopf hat andre Verſuchungen, als der gemeine — Sollt' er Tugend mit ihm zu theilen haben? — Der Harniſch, der des Pygmäen ſchmächtigen Körper zwingt, ſollte der einem Rieſenleib anpaſſen müſſen?

(Die Sonne geht auf über Genua.)

Dieſe majeſtätiſche Stadt! (mit offnen Armen dagegen eilend.) Mein! und darüber emporzuflammen, gleich dem königlichen Tag — darüber zu brüten mit Monarchenkraft — all' die kochenden Begierden — all' die nimmerſatten Wünſche in dieſem grundloſen Ozean unterzutauchen? — — Gewiß! Wenn auch des Betrügers Witz den Betrug nicht adelt, ſo adelt doch der Preis den Betrüger. Es iſt ſchimpflich, eine volle Börſe zu leeren — es iſt frech, eine Million zu veruntreuen, aber es iſt namenlos groß, eine Krone zu ſtehlen. Die Schande nimmt ab mit der wachſenden Sünde. (Pauſe. Dann mit Ausdruck.) Gehorchen! — Herrſchen! — ungeheure ſchwindlichte Kluft — Legt alles hinein, was der Menſch Koſtbares hat — eure gewonnenen Schlachten, Eroberer — Künſtler, eure unſterblichen Werke — eure Wollüſte, Epikure — eure

Meere und Inſeln, ihr Weltumſchiffer! Gehorchen und Herrſchen! Seyn und Nichtſeyn! Wer über den ſchwindlichten Graben vom letzten Seraph zum Unendlichen ſetzt, wird auch dieſen Sprung ausmeſſen. (mit erhabenem Spiel.) Zu ſtehen in jener ſchröcklich erhabenen Höhe — niederzuſchmollen in der Menſchlichkeit reiſſenden Strudel, wo das Rad der blinden Betrügerinn Schickſale ſchelmiſch wälzt — den erſten Mund am Becher der Freude — tief unten den geharniſchten Rieſen Geſetz am Gängelbande zu lenken — ſchlagen zu ſehen unvergoltene Wunden, wenn ſein kurzarmiger Grimm an das Geländer der Majeſtät ohnmächtig poltert — die unbändigen Leidenſchaften des Volks, gleich ſo viel ſtrampfenden Roſſen, mit dem weichen Spiele des Zügels zu zwingen — den emporſtrebenden Stolz der Vaſallen mit einem — einem Athemzug in den Staub zu legen, wenn der ſchöpferiſche Fürſtenſtab auch die Träume des fürſtlichen Fiebers ins Leben ſchwingt. Ha! welche Vorſtellung, die den ſtaunenden Geiſt über ſeine Linien wirbelt! — Ein Augenblick: Fürſt: hat das Mark des ganzen Daſeyns verſchlungen. Nicht der Tummelplatz des Lebens — ſein Gehalt beſtimmt ſeinen Werth. Zerſtücke den Donner in ſeine einfache Sylben, und du wirſt Kinder damit in den Schlummer ſingen: ſchmelze ſie zuſammen in einen plötzlichen Schall, und der monarchiſche Laut wird den ewigen Himmel bewegen — Ich bin entſchloſſen! (heroiſch auf und nieder.)

Dritter Auftritt.

Voriger. Leonore (tritt herein mit merklicher Angſt.)

Leonore. Vergeben Sie, Graf. Ich fürchte, Ihre Morgenruhe zu ſtören.

Fiesko (tritt höchſt betreten zurück.) Gewiß, gnädige Frau, Sie überraſchen mich ſeltſam.

Leonore. Das begegnet nur den Liebenden nie.

Fiesko. Schöne Gräfinn, Sie verrathen Ihre Schönheit an den feindlichen Morgenhauch.

Leonore. Auch wüßt' ich nicht, warum ich den wenigen Reſt für den Gram ſchonen ſollte.

Fiesko. Gram, meine Liebe! Stand ich bisher im Wahn, Staaten nicht umwühlen wollen, heiſſe Gemüthsruhe?

Leonore. Möglich — Doch fühl' ich, daß meine Weiberbruſt unter dieſer Gemüthsruhe bricht. Ich komme, mein Herr, Sie mit einer nichtsbedeutenden Bitte zu beläſtigen, wenn Sie Zeit für mich wegwerfen möchten. Seit ſieben Monaten hatt' ich den ſeltſamen Traum, Gräfinn von Lavagna zu ſeyn. Er iſt verflogen. Der Kopf ſchmerzt mir davon. Ich werde den ganzen Genuß meiner unſchuldigen Kindheit zurückrufen müſſen, meine Geiſter von dieſem lebhaften Phantome zu heilen. Erlauben Sie darum, daß ich in die Arme meiner guten Mutter zurückkehre!

Fiesko (äuſerſt beſtürzt.) Gräfinn!

Leonore. Es iſt ein ſchwaches verzärteltes Ding, mein Herz, mit dem Sie Mitleiden haben müſſen. Auch die geringſten Andenken des Traums könnten meiner kranken Einbildung Schaden thun. Ich ſtelle deswegen die letzten überbliebenen Pfänder ihrem rechtmäßigen Beſitzer zurück. (ſie legt einige Galanterieen auf ein Tiſchgen.) Auch dieſen Dolch, der mein Herz durchfuhr. (ſeinen Liebesbrief.) Auch dieſen — und (indem ſie ſich lautweinend hinausſtürzen will.) behalte nichts, als die Wunde!

Fiesko (erſchüttert, eilt ihr nach, hält ſie auf.) Leonore! Welch ein Auftritt! um Gotteswillen!

Leonore (fällt matt in ſeinen Arm.) Ihre Gemahlinn zu ſeyn hab' ich nicht verdient, aber Ihre Gemahlinn hätte Achtung verdient — Wie ſie itzt ziſchen, die Läſterzungen! Wie ſie auf mich herabſchielen, Genua's Damen und Mädchen! „Seht, wie ſie wegblüht, die Eitle, die den Fiesko heirathete!“ — Grauſame Ahndung meiner weiblichen Hoffart! Ich hatte mein ganzes Geſchlecht verachtet, da mich Fiesko zum Brautaltar führte.

Fiesko. Nein, wirklich Madonna! dieſer Auftritt iſt ſonderbar.

Leonore (für ſich.) Ah, erwünſcht. Er wird blaß und roth. Itzt bin ich muthig.

Fiesko. Nur 2 Tage, Gräfinn, und dann richten Sie mich.

Leonore. Aufgeopfert — Laß mich es nicht vor dir ausſprechen, jungfräuliches Licht! Aufgeopfert einer Buhlerinn. Nein! Sehen Sie mich an, mein Gemahl! Wahrhaftig, die Augen, die ganz Genua in knechtiſches Zittern jagen, müſſen ſich itzt vor den Thränen eines Weibes verkriechen. —

Fiesko (äuſerſt verwirrt.) Nicht mehr, Signora! Nicht weiter!

Leonore (mit Wehmuth und etwas bitter.) Ein ſchwaches Weiberherz zu zerfleiſchen! O es iſt des ſtarken Geſchlechts ſo würdig! — Ich warf mich in die Arme dieſes Mannes. An dieſen Starken ſchmiegten ſich wollüſtig alle meine weiblichen Schwächen. Ich übergab ihm meinen ganzen Himmel — der großmüthige Mann verſchenkt ihn an eine —

Fiesko (ſtürzt ihr mit Heftigkeit ins Wort.) Meine Leonore, nein! —

Leonore. Meine Leonore? — Himmel, habe Dank! Das war wieder ächter Goldklang der Liebe. Haſſen ſollt' ich dich, Falſcher, und werfe mich hungrig auf die Broſamen deiner Zärtlichkeit — Haſſen? Sagte ich Haſſen, Fiesko? O glaub es nicht! Sterben lehrt mich dein Meineid, aber nicht Haſſen. Mein Herz iſt betrogen. (man hört den Mohren.)

Fiesko. Leonore, erfüllen Sie mir eine kleine kindiſche Bitte.

Leonore. Alles, Fiesko, nur nicht Gleichgültigkeit.

Fiesko. Was Sie wollen, wie Sie wollen. — (bedeutend.) Bis Genua um 2 Tage älter iſt, fragen Sie nicht! Verdammen Sie nicht! (er führt ſie mit Anſtand in ein anderes Zimmer.)

Vierter Auftritt.

Mohr (keuchend.) **Fiesko.**

Fiesko. Woher ſo in Athem?

Mohr. Geſchwind, gnädiger Herr —

Fiesko. Iſt was in's Garn gelaufen?

Mohr. Lest dieſen Brief. Bin ich denn wirklich da? Ich glaube, Genua iſt um 12 Gaſſen kürzer werden, oder meine Beine um ſo viel länger. Ihr verblaßt? Ja, um Köpfe werden ſie karten, und der eure iſt Tarock. Wie gefällts euch?

Fiesko (wirft den Brief erſchüttert auf den Tiſch.) Krauskopf und zehen Teufel! wie kommſt du zu dieſem Brief?

Mohr. Ohngefehr wie — Euer Gnaden zur Republik. Ein Expreſſer ſollte damit nach Levanto ſliegen. Ich wittre den Fraß. Laure dem Burſchen in einem Hohlweg auf. Paf, liegt der Marder — Wir haben das Huhn.

Fiesko. Sein Blut über dich! Der Brief iſt nicht mit Gold zu bezahlen.

Mohr. Doch dank ich für Silber. (ernſthaft und wichtig.) Graf von Lavagna! Ich habe neulich einen Geluſt nach eurem Kopf gehabt. (indem er auf den Brief deutet) Hier wär' er wieder — Jetzt, denk ich, wären gnädiger Herr und Halunke quitt. Fürs weitere könnt ihr euch beim guten Freunde bedanken. (reicht ihm einen zweiten Zettel.) Numero 2.

Fiesko (nimmt das Blatt mit Erſtaunen.) Wirſt du toll ſeyn?

Mohr. Numero 2. (er ſtellt ſich trotzig neben ihn, ſtemmt den Elenbogen an.) Der Löwe hat's doch ſo dumm nicht gemacht, daß er die Maus pardonnirte? (arglistig.) Gelt! er hat's ſchlau gemacht, wer hätt' ihn auch ſonſt aus dem Garne genagt? — Nun? Wie behagt Euch das?

Fiesko. Kerl, wie viel Teufel beſoldeſt du?

Mohr. Zu dienen — nur einen, und der ſteht in gräflichem Futter.

Fiesko. Doria's eigene Unterſchrift! — Wo bringſt du das Blatt her?

Mohr. Warm aus den Händen meiner Bononi. Ich machte mich noch die geſtrige Nacht dahin, ließ eure ſchönen Worte, und eure noch ſchönere Zechinen klingen. Die letzten drangen durch. Früh ſechs ſollt' ich wieder anfragen. Der Graf war richtig dort, wie Ihr ſagtet, und bezahlte mit ſchwarz und weiß das Weggeld zu einem konterbandenen Himmelreich.

Fiesko (aufgebracht.) Ueber die feilen Weiberknechte! — Republiken wollen ſie ſtürzen, können einer Metze nicht ſchweigen. Ich ſehe aus dieſen Papieren, daß Doria und ſein Anhang Komplott gemacht haben, mich mit eilf Senatoren zu ermorden, und Gianettino zum ſouverainen Herzog zu machen.

Mohr. Nicht anders, und das ſchon am Morgen der Dogewahl, dem dritten des Monats.

Fiesko (raſch.) Unſere flinke Nacht ſoll dieſen Morgen im Mutterleibe erwürgen — Geſchwind, Haßan! — Meine

Sachen ſind reif — Rufe die andern — Wir wollen ihnen einen blutigen Vorſprung machen — Tummle dich, Haßan!

Mohr. Noch muß ich euch meinen Schubſack von Zeitungen ſtürzen. Zweitauſend Mann ſind glücklich hereinpraktizirt. Ich habe ſie bei den Kapuzinern untergebracht, wo auch kein vorlauter Sonnenſtrahl ſie ausſpioniren ſoll. Sie brennen vor Neugier, ihren Herrn zu ſehen, und es ſind trefliche Kerls.

Fiesko. Aus jedem Kopf blüht ein Skudi für dich — Was murmelte Genua zu meinen Galeeren?

Mohr. Das iſt ein Hauptſpaß, gnädiger Herr! Ueber die 400 Abentheurer, die der Friede zwiſchen Frankreich und Spanien auf den Sand geſetzt hat, niſteten ſich an meine Leute, und beſtürmten ſie, ein gutes Wort für ſie bei euch einzulegen, daß ihr ſie gegen die Ungläubigen ſchicken mögt. Ich habe ſie auf den Abend zu euch in den Schloßhof beſchieden.

Fiesko (froh.) Bald ſollt' ich dir um den Hals fallen, Schurke! Ein Meiſterſtreich! 400 ſagſt du? — Genua iſt nicht mehr zu retten. 400 Skudi ſind dein.

Mohr. (treuherzig.) Gelt, Fiesko? Wir zwei wollen Genua zuſammenſchmeiſſen, daß man die Geſetze mit den Beſen aufkehren kann — Das hab ich euch nie geſagt, daß ich unter der hieſigen Garniſon meine Vögel habe, auf die ich zählen kann, wie auf meine Höllenfahrt. Nun hab ich veranſtaltet, daß wir auf jedem Thor wenigſtens ſechs Kreaturen unter der Wache haben, die genug ſind, die andern zu beſchwäzen, und ihre fünf Sinne unter Wein zu ſetzen. Wenn ihr alſo Luſt habt, dieſe Nacht einen Streich zu wagen, ſo findet ihr die Wachen beſoffen.

Fiesko. Rede nichts mehr. Bis izt habe ich den ungeheuren Quader ohne Menſchenhülfe gewälzt, hart am Ziel ſoll mich der ſchlechteſte Kerl in der Rundung beſchämen? Deine Hand, Burſche! Was dir der Graf ſchuldig bleibt, wird der Herzog hereinholen.

Mohr. Ueberdieß noch ein Billet von der Gräfinn Imperiali. Sie winkte mir von der Gaſſe hinauf, war ſehr gnädig, fragte mich ſpöttelnd, ob die Gräfinn von Lavagna keinen Anfall von Gelbſucht gehabt hätte? Euer Gnaden, ſagt' ich, fragen nur *einem* Befinden nach, ſagt' ich —

Fiesko (hat das Billet geleſen, und wirft es weg.) Sehr gut geſagt, ſie antwortete?

Mohr. Antwortete: Sie bedaure dennoch das Schickſal der armen Wittwe, erbiete ſich auch, ihr Genugthuung zu geben, und Euer Gnaden Galanterien künftig zu verbitten.

Fiesko (hämiſch.) Welche ſich wohl noch vor Welt-Untergang aufheben dürften — *Das* die ganze Erheblichkeit, Haßan?

Mohr (boshaft.) Gnädiger Herr, Angelegenheiten der Damen ſind es zunächſt nach den politiſchen —

Fiesko. O ja freilich, und *dieſe* allerdings. Aber was willſt du mit dieſem Papierchen?

Mohr. Eine Teufelei mit einer andern auskratzen —

dieſe Pulver gab mir Signora, eurer Frau täglich eins in die Schokolade zu rühren.

Fiesko (tritt blaß zurück.) Gab dir?

Mohr. Donna Julia, Gräfinn Imperiali.

Fiesko (reißt ihm ſolche weg, heftig.) Lügſt du, Kanaille, laß ich dich lebendig an den Wetterhahn vom Lorenzothurm ſchmieden, wo dich der Wind in einem Athemzug neunmal herumtreibt — die Pulver?

Mohr (ungeduldig.) Soll ich Eurer Frau in der Schokolade zu ſaufen geben, verordneten Donna Julia Imperiali.

Fiesko (auſſer Faſſung.) Ungeheuer! Ungeheuer! — dieſes holdſelige Geſchöpf? — Hat ſo viel Hölle in einer Frauenſeele Platz? — Doch, ich vergaß dir zu danken, himmliſche Vorſicht, die du es nichtig machſt — Nichtig durch einen ärgern Teufel. Deine Wege ſind ſonderbar. (zum Mohren.) Du verſprichſt zu gehorchen, und ſchweigſt.

Mohr. Sehr wohl. Das letzte kann ich, ſie bezahlte mirs baar.

Fiesko. Dieſes Billet ladet mich zu ihr — Ich will kommen, Madam! Ich will Sie beſchwätzen, bis Sie hieher ſitzen. Gut. Du eilſt nunmehr, was du eilen kannſt, rufſt die ganze Verſchwörung zuſammen.

Mohr. Dieſen Befehl hab ich vorausgewittert, und darum jeden auf meine Fauſt Punkt 10 Uhr hieher beſtellt.

Fiesko. Ich höre Tritte. Sie ſinds. Kerl, du verdienteſt deinen eigenen Galgen, wo noch kein Sohn Adams gezappelt hat. Geh ins Vorzimmer, bis ich läute.

Mohr (im Abgehen.) Der Mohr hat ſeine Arbeit gethan, der Mohr kann gehen. (ab.)

Fünfter Auftritt.

Alle Verſchwornen.

Fiesko (ihnen entgegen.) Das Wetter iſt im Anzug. Die Wolken laufen zuſammen. Tretter leiſ' auf. Laßt beide Schlöſſer vorfallen.

Verrina. Acht Zimmer hinter uns hab ich zugeriegelt, der Argwohn kann auf 100 Mannsſchritte nicht beikommen.

Bourgognino. Hier iſt kein Verräther, wenns unſre Furcht nicht wird.

Fiesko. Furcht kann nicht über meine Schwelle. Willkommen, wer noch der geſtrige iſt. Nehmt eure Plätze. (ſetzen ſich.)

Bourgognino (ſpaziert im Zimmer.) Ich ſitze ungern, wenn ich an's Umreiſſen denke.

Fiesko. Genueſer, das iſt eine merkwürdige Stunde.

Verrina. Du haſt uns aufgefordert, einem Plane zum Tyrannenmord nachzudenken. Frage uns. Wir ſind da, dir Rede zu geben.

Fiesko. Zuerſt alſo — eine Frage, die ſpät genug kommt, um ſeltſam zu klingen — Wer ſoll fallen?

(alle ſchweigen.)

Bourgognino (indem er ſich über Fiesko's Seſſel lehnt, bedeutend.) Die Tyrannen.

Fiesko. Wohlgeſprochen, die Tyrannen. Ich bitte euch, gebt genau Acht auf die ganze Schwere des Worts. Wer die Freiheit zu ſtürzen *Miene macht*, oder Gewicht hat, wer iſt *mehr Tyrann*?

Verrina. Ich haſſe den erſten, den letzten fürchte ich. Andreas Doria falle!

Kalkagno (in Bewegung.) Andreas, der abgelebte Andreas, deſſen Rechnung mit der Natur vielleicht übermorgen zerfallen iſt?

Sacco. Andreas, der ſanftmüthige Alte?

Fiesko. *Furchtbar* iſt dieſes alten Mannes Sanftmuth, mein Sacco! Gianettino's Tolltrotz *nur lächerlich*. Andreas Doria falle. Das ſprach deine Weisheit, Verrina.

Bourgognino. Ketten von Stahl oder Seide — Es ſind Ketten, und Andreas Doria falle.

Fiesko (zum Tiſch gehend.) Alſo den Stab gebrochen über Onkel und Neffe! Unterzeichnet! (alle unterſchreiben.) Das *Wer*? iſt berichtigt. (ſetzen ſich nieder.) Nun zum gleich würdigen Wie? — Reden Sie zuerſt, Freund Kalkagno.

Kalkagno. Wir führen es aus wie *Soldaten* oder wie *Meuter*. *Jenes* iſt *gefährlich*, weil es uns zwingt viele Mitwiſſer zu haben, *gewagt*, weil die Herzen der Nation noch nicht ganz gewonnen ſind — *dieſem* ſind fünf gute Dolche gewachſen. In drei Tagen iſt hohe Meſſe in der Lorenzokirche. Beide Doria halten dort ihre Andacht.

In der Nähe des Allerhöchſten entſchläft auch Tyrannenangſt. Ich ſagte alles.

Fiesko (abgewandt.) Kalkagno — abſcheulich iſt Ihre vernünftige Meinung — Raphael Sacco?

Sacco. Kalkagno's Gründe gefallen mir, ſeine Wahl empört. Beſſer, Fiesko läßt Oheim und Neffen zu einem Gaſtmahle laden, wo ſie dann, zwiſchen den ganzen Groll der Republik gepreßt, die Wahl haben, den Tod entweder an unſern Dolchen zu eſſen, oder im guten Zyprier Beſcheid zu thun. Wenigſtens bequem iſt dieſe Methode.

Fiesko (mit Entſetzen.) Sacco, und wenn der Tropfe Wein, den ihre ſterbende Zunge koſtet, zum ſiedenden Pech wird, ein Vorſchmack der Hölle — Wie dann Sacco? — Weg mit dieſem Rath. Sprich du, Verrina.

Verrina. Ein offenes Herz zeigt eine offene Stirn. Meuchelmord bringt uns in jedes Banditen Brüderſchaft. Das Schwert in der Hand deutet den Helden. Meine Meinung iſt, wir geben laut das Signal des Aufruhrs, rufen Genua's Patrioten ſtürmend zur Rache auf. (er fährt vom Seſſel. Die andern folgen. Bourgognino wirft ſich ihm um den Hals.)

Bourgognino. Und zwingen mit gewaffneter Hand dem Glück eine Gunſt ab? Das iſt die Stimme der Ehre, und die meinige.

Fiesko. Und die meinige. Pfui, Genueſer! (zu Kalkagno und Sacco.) Das Glück hat bereits ſchon zuviel für uns gethan, wir müſſen uns ſelbſt auch noch Arbeit geben

— Alſo Aufruhr, und den noch dieſe Nacht, Genueſer! (Verrina, Bourgognino erſtaunen. Die andern erſchrecken.)

Kalkagno. Was? noch dieſe Nacht? Noch ſind die Tyrannen zu mächtig, noch unſer Anhang zu dünne.

Sacco. Dieſe Nacht noch, und es iſt nichts gethan, und die Sonne geht ſchon herunter?

Fiesko. Eure Bedenklichkeiten ſind ſehr gegründet, aber leſet dieſe Blätter. (er reicht ihnen die Handſchriften Gianettino's und geht, indeß ſie neugierig leſen, hämiſch auf und nieder.) Jzt fahre wohl, Doria, ſchöner Stern! Stolz und vorlaut ſtandſt du da, als hätteſt du den Horizont von Genua verpachtet, und ſaheſt doch, daß auch die Sonne den Himmel räumt, und das Zepter der Welt mit dem Monde theilt. Fahre wohl, Doria, ſchöner Stern!

Auch Patroklus iſt geſtorben
Und war mehr als du.

Bourgognino (nachdem ſie die Blätter geleſen.) Das iſt gräßlich!

Kalkagno. Zwölf auf einen Schuß!

Verrina. Morgen in der Signoria!

Bourgognino. Gebt mir die Zettel. Ich reite ſpornſtreichs durch Genua, halte ſie ſo, ſo werden die Steine hinter mir ſpringen, und die Hunde Zettermordio heulen.

Alle. Rache! Rache! Rache! Dieſe Nacht noch!

Fiesko. Da ſeyd ihr, wo ich euch wollte. Sobald es Abend wird, will ich die vornehmſten Mißvergnügten zu einer Luſtbarkeit bitten; nemlich alle, die auf Gianettino's

Mordliſte ſtehen, und noch überdieß die Sauli, die Gentili, Vivaldi und Veſedimari, alle Todfeinde des Hauſes Doria, die der Meuchelmörder zu fürchten vergaß. Sie werden meinen Anſchlag mit offnen Armen umfaſſen, daran zweifle ich nicht.

Bourgognino. Daran zweifl' ich nicht.

Fiesko. Vor allem müſſen wir uns des **Meers** verſichern. Galeeren und Schiffsvolk hab ich. Die 20 Schiffe der Doria ſind unbetackelt, unbemannt, leicht überrumpelt. Die Mündung der Darſena wird geſtopft. Alle Hoffnung zur Flucht verriegelt. Haben wir den Hafen, ſo liegt Genua in Ketten.

Verrina. Unläugbar.

Fiesko. Dann werden die feſten Plätze der Stadt erobert, und beſetzt. Der wichtigſte iſt das Thomasthor, das zum Hafen führt, und unſre Seemacht mit der Landmacht verknüpft. Beide Doria werden in ihren Palläſten überfallen, ermordet. In allen Gaſſen wird Lerm geſchlagen: die Sturmglocken werden gezogen. Die Bürger herausgerufen, unſre Parthei zu nehmen, und Genua's Freiheit zu verfechten. Begünſtiget uns das Glück, ſo hört ihr in der Signoria das Weitere.

Verrina. Der Plan iſt gut. Laß ſehen, wie wir die Rollen vertheilen.

Fiesko (bedeutend.) Genueſer, ihr ſtelltet mich freiwillig an die Spitze des Komplots. Werdet ihr auch meinen weitern Befehlen gehorchen?

Verrina. So gewiß ſie die beſten ſind.

Fiesko. Verrina, weißt du das Wörtchen unter der Fahne? — Genueſer, ſagts ihm, es heiſſe Subordination! Wenn ich nicht dieſe Köpfe drehen kann, wie ich eben will — Verſteht mich ganz. Wenn ich nicht der Souverain der Verſchwörung bin, ſo hat ſie auch ein Mitglied verloren.

Verrina. Ein freies Leben iſt ein paar knechtiſcher Stunden werth — Wir gehorchen.

Fiesko. So verlaßt mich itzt. Einer von euch wird die Stadt viſitiren, und mir von der Stärke und Schwäche der feſten Plätze Rapport machen. Ein anderer erforſcht die Parole. Ein dritter bemannt die Galeeren. Ein vierter wird die 2000 Mann nach meinem Schloßhof befördern. Ich ſelbſt werde auf den Abend alles berichtigt haben, und noch überdieß, wenn das Glück will, die Bank im Pharao ſprengen. Schlag neun Uhr iſt alles im Schloß, meine lezten Befehle zu hören. (Klingelt.)

Verrina. Ich nehme den Hafen auf mich. (ab.)

Bourgognino. Ich die Soldaten. (auch ab.)

Kalkagno. Die Parole will ich ablauern. (ab.)

Sacco. Ich die Runde durch Genua machen. (ab.)

Sechster Auftritt.

Fiesko. Darauf der Mohr.

Fiesko (hat ſich an ein Pult geſezt und ſchreibt.) Schlagen ſie nicht um gegen das Wörtchen Subordination, wie die Raupe gegen die Nadel? — Aber es iſt zu ſpät, Republikaner!

Mohr (kommt.) Gnädiger Herr —

Fiesko (ſteht auf, giebt ihm einen Zettel.) Alle, deren Namen auf dieſem Blatt ſtehen, ladeſt du zu einer **Komödie** auf die Nacht.

Mohr. Mitzuſpielen vermuthlich. Die Entree wird Gurgeln koſten.

Fiesko (fremd und verächtlich.) Wenn das beſtellt iſt, will ich dich nicht länger in Genua aufhalten. (er geht, und läßt eine Goldbörſe hinter ſich fallen.) Das ſey deine letzte Arbeit. (geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Mohr. (hebt den Beutel langſam von der Erde, indem er ihm ſtutzig nachblickt.)

Steh'n wir ſo miteinander? „Will ich dich nicht mehr in Genua aufhalten.“ Das heißt aus dem Chriſtlichen in mein Heidenthum verdollmetſcht: Wenn ich Herzog bin, laß ich den guten Freund an einen genueſiſchen Galgen hängen. Gut. Er beſorgt, weil ich um ſeine Schliche weiß, werde ich ſeine Ehre über mein Maul ſpringen laſſen, wenn er Herzog iſt. Sachte, Herr Graf! Das letzte wäre noch zu überlegen.

Izt, alter Doria, ſteht mir deine Haut zu Befehl. — Hin biſt du, wenn ich dich nicht warne. Wenn ich jetzt hingehe, und das Komplott angebe, rett' ich dem Herzog von Genua nichts geringers, als ein Leben und ein Herzogthum; nichts geringeres, als dieſer Hut, von Gold geſtrichen voll, kann ſein Dank ſeyn. (er will fort, bleibt aber plötzlich ſtill ſtehen.) Aber ſachte, Freund Haſſan! Du biſt etwa gar auf der Reiſe nach einem dummen Streich? — Wenn die ganze Todſchlägerei itzt zurückgieng, und daraus gar etwas Gutes würde? — Pfui! Pfui! Was will mir mein Geitz für einen Teufelsſtreich ſpielen! — Was ſtiftet größeres Unheil? Wenn ich dieſen Fiesko prelle? — Wenn ich jenen Doria an das Meſſer liefre? — Das klügelt mir aus meine Teufel! — Bringt der Fiesko es hinaus, kann Genua aufkommen. Weg! das kann nicht ſeyn. Schlüpft dieſer Doria durch, bleibt alles wie vor, und Genua hat Frieden — Das wäre noch garſtiger! — Aber das Spektakel, wenn die Köpfe der Rebellen in die Garküche des Henkers fliegen? (auf die andere Seite.) Aber das luſtige Gemetzel dieſer Nacht, wenn Ihre Durchlauchten am Pfiff eines Mohren erwürgen? Nein! aus dieſem Wirrwarr helf ſich ein Chriſt, dem Heiden iſt das Räthſel zu ſpitzig —— Ich will einen Gelehrten fragen. (ab.)

Achter Auftritt.

(Saal bei der Gräfinn Imperiali.)

Julia (im Neglige.) **Gianettino** (tritt herein, zerſtört.)

Gianettino. Guten Abend, Schweſter!

Julia (ſteht auf.) Etwas außerordentliches mag es auch ſeyn, das den Kronprinzen von Genua zu ſeiner Schweſter führt?

Gianettino. Schweſter, biſt du doch ſtets von Schmetterlingen umſchwärmt, und ich von Weſpen. Wer kann abkommen? Setzen wir uns.

Julia. Du machſt mich bald ungeduldig.

Gianettino. Schweſter, wann war's das letztemal, daß dich Fiesko beſuchte?

Julia. Seltſam. Als wenn mein Gehirn dergleichen Nichtigkeiten beherbergte?

Gianettino. Ich muß es durchaus wiſſen.

Julia. Nun — er war geſtern da.

Gianettino. Und zeigte ſich offen?

Julia. Wie gewöhnlich.

Gianettino. Auch noch der alte Phantaſt?

Julia (beleidigt.) Bruder!

Gianettino (mit ſtärkerer Stimme.) Höre! Auch noch der alte Phantaſt?

Julia (ſteht aufgebracht auf.) Wofür halten Sie mich, Bruder?

Gianettino (bleibt ſitzen, hämiſch.) Für ein Stück Weiberfleiſch, in einen großen — großen Adelbrief gewickelt. Unter uns, Schweſter, weil doch niemand auflauert. -

Julia (hitzig.) Unter uns — Sie ſind ein tolldreiſter Affe, der auf dem Kredit ſeines Oncles ſteckenreitet — Weil doch niemand auflauert.

Gianettino. Schweſterchen! Schweſterchen! Nicht böſe — — bin nur luſtig, weil Fiesko noch der alte Phantaſt iſt. Das hab ich wiſſen wollen. Empfehle mich. (will gehen.)

Neunter Auftritt.

Lomellin (kommt.)

Lomellin (küßt der Julia die Hand.) Verzeihung für meine Dreiſtigkeit, gnädige Frau! (zum Gianettino gekehrt.) Gewiſſe Dinge, die ſich nicht aufſchieben laſſen —

Gianettino (nimmt ihn beiſeite. Julia tritt zornig zu einem Flügel, und ſpielt ein Allegro.) Alles angeordnet auf morgen?

Lomellin. Alles, Prinz. Aber der Kourier, der heute früh nach Levanto flog, iſt nicht wieder zurück. Auch Spinola iſt nicht da. Wenn er aufgefangen wäre! — Ich bin in höchſter Verlegenheit.

Gianettino. Beſorge nichts. Du haſt doch die Liſte bei der Hand?

Lomellin (betreten.) Gnädiger Herr — die Liſte — Ich weiß nicht — ich werde ſie in meiner geſtrigen Rocktaſche liegen haben —

Gianettino. Auch gut. Wäre nur Spinola zurück. Fiesko wird morgen früh todt im Bette gefunden. Ich hab die Anſtalt gemacht.

Lomellin. Aber fürchterlich Aufſehen wird's machen.

Gianettino. Das eben iſt unſre Sicherheit, Burſche. Alltagsverbrechen bringen das Blut des Beleidigten in Wallung, und alles kann der Menſch. Außerordentliche

Frevel machen es vor Schrecken gefrieren, und der Menſch iſt nichts. Weißt du das Mährchen mit dem Meduſakopf? Der Anblick macht **Steine** — Was iſt nicht gethan, Burſche, bis Steine erwarmen.

Lomellin. Haben Sie der gnädigen Frau einen Wink gegeben?

Gianettino. Pfui doch! Die muß man des Fiesko wegen delikater behandeln. Doch, wenn ſie erſt die Früchte verſchmeckt, wird ſie die Unkoſten verſchmerzen. Komm! Ich erwarte dieſen Abend noch Truppen von Mailand, und muß an den Thoren die Ordre geben. (zur Julia.) Nun, Schweſter? haſt du deinen Zorn bald verklimpert?

Julia. Gehen Sie! Sie ſind ein wilder Gaſt.

(Gianettino will hinaus, und ſtößt auf Fiesko.)

Zehnter Auftritt.

Fiesko (kommt.)

Gianettino (zurückfahrend.) Ha!

Fiesko (zuvorkommend, verbindlich.) Prinz, Sie überheben mich eines Beſuchs, den ich mir eben vorbehalten hatte —

Gianettino. Auch mir, Graf, konnte nichts erwünſchters, als Ihre Geſellſchaft begegnen.

Fiesko (tritt zu Julien, küßt ihr reſpektvoll die Hand.) Man iſt es bei Ihnen gewohnt, Signora, immer ſeine Erwartungen übertroffen zu ſehen.

Julia. Pfui doch, das würde bei einer andern zweideutig lauten — Aber ich erſchrecke an meinem Negligé. Verzeihen Sie, Graf. (will in ihr Kabinet fliegen.)

Fiesko. O bleiben Sie, ſchöne gnädige Frau! Das Frauenzimmer iſt nie ſo ſchön, als im Schlafgewand; (lächelnd.) es iſt die Tracht ſeines Gewerbes — Dieſe hinaufgezwungenen Haare — Erlauben Sie, daß ich ſie ganz durcheinander werfe.

Julia. Daß ihr Männer ſo gerne verwirret!

Fiesko (unſchuldig gegen Gianettino.) Haare und Republiken! Nicht wahr, das gilt uns gleichviel? — Und auch dieſes Band iſt falſch angeheftet — Setzen Sie ſich, ſchöne Gräfinn — Augen zu betrügen, verſteht Ihre Laura, aber nicht Herzen — Laſſen Sie mich Ihre Kammerfrau ſeyn. (ſie ſetzt ſich, er macht ihr den Anzug zurecht.)

Gianettino (zupft den Lomellin.) Der arme ſorgloſe Wicht!

Fiesko (an Juliens Buſen beſchäftigt.) Sehen Sie — dieſes verſtecke ich weislich. Die Sinne müſſen immer nur blinde Briefträger ſeyn, und nicht wiſſen, was Phantaſie und Natur mit einander abzukarten haben.

Julia. Das iſt leichtfertig.

Fiesko. Ganz und gar nicht, denn, ſehen Sie, die beſte Neuigkeit verliert, ſobald ſie Stadtmährchen wird — Unſre Sinne ſind nur die Grundſuppe unſrer innern Republik. Der Adel lebt von ihnen, aber erhebt ſich über ihren platten Geſchmack. (er hat ſie fertig gemacht, und führt ſie vor einen Spiegel.) Nun bei meiner Ehre! dieſer Anzug muß morgen Mode in Genua ſeyn. (fein.) Darf ich Sie ſo durch die Stadt führen, Gräfinn?

Julia. Ueber den verſchlagenen Kopf! Wie künſtlich er's anlegte, mich in ſeinen Willen hineinzulügen? Aber ich habe Kopfweh, und werde zu Hauſe bleiben.

Fiesko. Verzeihen Sie, Gräfinn — das können Sie, wie Sie wollen, aber Sie wollen es nicht — Dieſen Mittag iſt eine Geſellſchaft florentiniſcher Schauſpieler hier angekommen, und hat ſich erboten, in meinem Pallaſte zu ſpielen — Nun hab ich nicht verhindern können, daß die mehreſten Edeldamen der Stadt Zuſchauerinnen ſeyn werden, welches mich äußerſt verlegen macht, wie ich die vornehmſte Loge beſetzen ſoll, ohne meinen empfindlichen Gäſten eine Sottiſe zu machen. Noch iſt nur ein Ausweg möglich, (mit einer tiefen Verbeugung.) Wollen Sie ſo gnädig ſeyn, Signora?

Julia (wird roth, und geht ſchleunig ins Kabinet.) Laura!

Gianettino (tritt zu Fiesko.) Graf, Sie erinnern ſich einer unangenehmen Geſchichte, die neulich zwiſchen uns beiden vorfiel —

Fiesko. Ich wünſchte, Prinz, wir vergäßen ſie beide — Wir Menſchen handeln gegen uns, wie wir uns kennen, und weſſen Schuld iſts als die meinige, daß mich mein Freund Doria nicht ganz gekannt hat?

Gianettino. Wenigſtens werd' ich nie daran denken, ohne Ihnen von Herzen Abbitte zu thun —

Fiesko. Und ich nie, ohne Ihnen von Herzen zu vergeben — (Julia kommt etwas umgekleidet zurück.)

Gianettino. Eben fällt es mir bei, Graf, Sie laſſen ja gegen die Türken kreutzen?

Fiesko. Dieſen Abend werden die Anker gelichtet —

Ich bin eben darum in einiger Beſorgniß, woraus mich die Gefälligkeit meines Freunds Doria reiſſen könnte.

Gianettino (äuſſerſt höflich.) Mit allem Vergnügen! — Befehlen Sie über meinen ganzen Einfluß!

Fiesko. Der Vorgang dürfte gegen Abend einigen Auflauf gegen den Hafen und meinen Pallaſt verurſachen, welchen der Herzog, Ihr Oheim, mißdeuten könnten — —

Gianettino (treuherzig.) Laſſen Sie mich dafür ſorgen. Machen Sie immer fort, und ich wünſche Ihnen viel Glück zur Unternehmung.

Fiesko (ſchmollt.) Ich bin Ihnen ſehr verbunden.

Eilfter Auftritt.

Vorige. Ein Teutſcher der Leibwache.

Gianettino. Was ſolls?

Teutſcher. Als ich das Thomasthor vorbeigieng, ſah ich gewaffnete Soldaten in groſſer Anzahl der Darſena zueilen, und die Galeeren des Grafen von Lavagna ſegelfertig machen —

Gianettino. Nichts wichtigers? Es wird nicht weiter gemeldet.

Teutſcher. Sehr wohl. Auch aus den Klöſtern der Kapuziner wimmelt verdächtiges Geſindel, und ſchleicht über den Markt; Gang und Anſehen laſſen vermuthen, daß es Soldaten ſind.

Gianettino (zornig.) Ueber den Dienſteifer eines

Dummkopfs! (zu Lomellin zuverſichtlich.) Das ſind meine Mailänder.

Teutſcher. Befehlen Euer Gnaden, daß ſie arretirt werden ſollen?

Gianettino (laut zu Lomellin.) Sehen Sie nach, Lomellino. (wild zum Teutſchen.) Nun fort, es iſt gut. (zu Lomellin.) Bedeuten Sie dem teutſchen Ochſen, daß er das Maul halten ſoll. (Lomellin ab mit dem Teutſchen.)

Fiesko (der bisher mit Julien getändelt, und verſtohlen herübergeſchielt hatte.) Unſer Freund iſt verdrüßlich. Darf ich den Grund wiſſen?

Gianettino. Kein Wunder. Das ewige Anfragen und Melden! (ſchießt hinaus.)

Fiesko. Auch auf uns wartet das Schauſpiel. Darf ich Ihnen den Arm anbieten, gnädige Frau?

Julia. Geduld! Ich muß erſt die Enveloppe umwerfen. Doch kein Trauerſpiel, Graf. Das kommt mir im Traum.

Fiesko (tückiſch.) O, es iſt zum Todlachen, Gräfinn!

(Er führt ſie ab. Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Es iſt Nacht. Schloßhof bei Fieſko. Die Laternen werden angezündet. Waffen hereingetragen. Ein Schloßflügel iſt erleuchtet.

Erſter Auftritt.

Bourgognino führt Soldaten auf.

Bourgognino. Halt! — An das groſſe Hofthor kommen vier Poſten. Zwei an jede Thüre zum Schloß. (Wachen nehmen ihren Poſten.) Wer will, wird hereingelaſſen. Hinaus darf Niemand. Wer Gewalt braucht, niedergeſtochen. (mit den Uebrigen ins Schloß. Schildwachen auf und nieder. Pauſe.)

Zweiter Auftritt.

Wachen am Hofthor (rufen an.) Wer da? (Zenturione kommt.)

Zenturione. Freund von Lavagna. (geht quer über den Hof nach dem rechten Schloßthor.)

Wachen (dort.) Zurück!

Zenturione (ſtutzt und geht nach dem linken Thor.)

Wachen (am linken.) Zurück!

Zenturione (ſteht betreten ſtill. Pauſe. Darauf zur linken Wache.) Freund, wo hinaus gehts zur Komödie?

Wache. Weiß nicht.

Zenturione (auf und ab mit ſteigender Befremdung, darauf zur rechten Wache.) Freund, wann geht die Komödie an?

Wache. Weiß nicht.

Zenturione (erſtaunt auf und nieder. Wird die Waffen gewahr. Beſtürzt.) Freund, was ſoll das?

Wache. Weiß nicht.

Zenturione (hüllt ſich erſchrocken in ſeinen Mantel.) Sonderbar.

Wachen am Hofthor (rufen an.) Wer da?

Dritter Auftritt.

Vorige. Zibo (kommt.)

Zibo (im Hereintreten.) Freund von Lavagna.

Zenturione. Zibo, wo ſind wir?

Zibo. Was?

Zenturione. Schau um dich, Zibo!

Zibo. Wo? Was?

Zenturione. Alle Thüren beſetzt.

Zibo. Hier liegen Waffen.

Zenturione. Niemand giebt Auskunft.

Zibo. Das iſt ſeltſam.

Zenturione. Wie viel iſt die Glocke?

Zibo. Acht Uhr vorüber.

Zenturione. Puh! es iſt grimmkalt.

Zibo. Acht Uhr iſt die beſtellte Stunde.

Zenturione (den Kopf ſchüttelnd.) Hier iſts nicht richtig.

Zibo. Fiesko hat einen Spaß vor.

Zenturione. Morgen iſt Dogewahl — Zibo, hier iſts nicht richtig.

Zibo. Stille! Stille! Stille!

Zenturione. Der rechte Schloßflügel iſt voll Lichter.

Zibo. Hörſt du nichts? Hörſt du nichts?

Zenturione. Hohles Gemurmel darinnen, und mitunter —

Zibo. Dumpfiges Raſſeln wie von Harniſchen, die ſich an einander reiben —

Zenturione. Schauervoll! Schauervoll!

Zibo. Ein Wagen! Er hält an der Pforte!

Wachen am Hofthor (rufen an.) Wer da?

Vierter Auftritt.

Vorige. Vier Aſſerato.

Aſſerato (im Hereintreten.) Freund von Fiesko.

Zibo. Es ſind die vier Aſſerato.

Zenturione. Guten Abend, Landsmann.

Aſſerato. Wir gehen in die Komödie.

Zibo. Glück auf den Weg!

Aſſerato. Geht ihr nicht mit in die Komödie?

Zenturione. Spaziert nur voran. Wir wollen erſt friſche Luft ſchöpfen.

Aſſerato. Es wird bald angehen. Kommt. (gehen weiter.)

Wache. Zurück!

Aſſerato. Wo will das hinaus?

Zenturione (lacht.) Zum Schloß hinaus.

Aſſerato. Hier iſt ein Mißverſtand.

Zibo. Ein handgreiflicher. (Muſik auf dem rechten Flügel.)

Aſſerato. Hört ihr die Symphonie? Das Luſtſpiel wird vor ſich gehen.

Zenturione. Mich deucht, es fieng ſchon an, und wir ſpielten die Narren darinn.

Zibo. Uebrige Hitze hab ich nicht. Ich gehe.

Aſſerato. Waffen hier.

Zibo. Pah! Komödienwaaren.

Zenturione. Sollen wir hier ſtehen, wie die Narren am Acheron? Kommt! zum Kaffeehaus! (alle ſechs eilen gegen die Pforte.)

Wachen (ſchreien heftig.) Zurück!

Zenturione. Mord und Tod! Wir ſind gefangen!

Zibo. Mein Schwert ſagt: Nicht lange.

Aſſerato. Steck ein! Steck ein! Der Graf iſt ein Ehrenmann.

Zibo. Verkauft! Verrathen! Die Komödie war der Speck, hinter der Maus ſchlug die Thüre zu.

Aſſerato. Das wolle Gott nicht. Mich ſchaudert, wie das ſich entwickeln ſoll.

Fünfter Auftritt.

Schildwachen. Wer da? (Verrina. Sacco kommen.)

Verrina. Freunde vom Hauſe. (ſieben andere Nobili kommen nach.)

Zibo. Seine Vertraute! Nun klärt ſich alles auf.

Sacco (im Geſpräch mit Verrina.) Wie ich Ihnen ſagte. Leſcaro hat die Wache am Thomasthor, Doria's beſter Offizier, und ihm blindlings ergeben.

Verrina. Das freut mich.

Zibo (zum Verrina.) Sie kommen erwünſcht, Verrina, uns Allen aus dem Traume zu helfen.

Verrina. Wie ſo? Wie ſo?

Zenturione. Wir ſind zu einer Komödie geladen.

Verrina. So haben wir einen Weg.

Zenturione (ungeduldig.) Den Weg alles Fleiſches. Den weiß ich. Sie ſehen ja, daß die Thüren beſetzt ſind? Wofür hier Thüren beſetzt?

Zibo. Wofür die Wachen?

Zenturione. Wir ſtehen da, wie unter dem Galgen.

Verrina. Der Graf wird ſelbſt kommen.

Zenturione. Er kann ſich betreiben. Meine Geduld reißt den Zaum ab. (alle Nobili gehen im Hintergrunde auf und nieder.)

Bourgognino (aus dem Schloß.) Wie ſtehts im Hafen, Verrina?

Verrina. Alles glücklich an Bord.

Bourgognino. Das Schloß iſt auch gepropft voll Soldaten.

Verrina. Es geht ſtark auf neun Uhr.

Bourgognino. Der Graf macht ſehr lange.

Verrina. Immer zu raſch für ſeine Hofnung. Bourgognino, ich werde zu Eis, wenn ich mir Etwas denke.

Bourgognino. Vater, übereile dich nicht.

Verrina. Es läßt ſich nicht übereilen, wo nicht verzögert werden kann. Wenn ich den zweiten Mord nicht begehe, kann ich den erſten niemals verantworten.

Bourgognino. Aber wann ſoll Fiesko ſterben?

Verrina. Wann Genua frei iſt, ſtirbt Fiesko!

Schildwachen. Wer da?

Sechster Auftritt.

Vorige. Fiesko.

Fiesko (im Hereintreten.) Ein Freund! (alle verneigen ſich. Schildwachen präſentiren.) Willkommen, wertheſte Gäſte. Sie werden geſchmält haben, daß der Hausvater ſo lang auf ſich warten ließ. Verzeihen Sie. (leiſe zu Verrina.) Fertig?

Verrina (ihm ins Ohr.) Nach Wunſch.

Fiesko (leiſe zu Bourgognino.) Und?

Bourgognino. Alles richtig.

Fiesko (zu Sacco.) Und?

Sacco. Alles gut.

Fiesko. Und Kalkagno?

Bourgognino. Fehlt noch.

Fiesko (laut zu den Thorwachen.) Man ſoll ſchlieſſen! (er nimmt den Hut ab, und tritt mit freiem Anſtand zur Verſammlung.)

Meine Herrn!

Ich bin ſo frei geweſen, Sie zu einem Schauſpiel bitten zu laſſen — Nicht aber, Sie zu unterhalten, ſondern Ihnen Rollen darinn aufzutragen.

Lange genug, meine Freunde, haben wir Gianettino Doria's Troz, und die Anmaßungen des Andreas ertragen. Wenn wir Genua retten wollen, Freunde, wird keine Zeit zu verlieren ſeyn. Zu was Ende, glauben Sie, dieſe 20 Galeeren, die den vaterländiſchen Hafen belagern? Zu was Ende die Allianzen, ſo dieſe Doria ſchloſſen? Zu was Ende die fremden Waffen, die ſie ins Herz Genua's zogen? — Jzt iſt es nicht mehr mit Murren und Verwünſchen gethan. Alles zu retten, muß alles gewagt werden. Ein verzweifeltes Uebel will eine verwegene Arznei. Sollte Einer in dieſer Verſammlung ſeyn, der Phlegma genug hat, einen Herrn zu erkennen, der nur ſeines Gleichen iſt? (Gemurmel.) — Hier iſt keiner, deſſen Ahnen nicht um Genua's Wiege ſtanden. Was? bei allem, was heilig iſt! Was? Was haben denn dieſe zween Bürger voraus, daß ſie den frechen Flug über unſere Häupter nehmen? — (wildes Gemurre.) — Jeder von Ihnen iſt feierlich aufgefordert, Genua's Sache gegen ſeine Unterdrücker zu führen — keiner von Ihnen kann ein Haar breit von ſeinen Rechten vergeben, ohne zugleich die Seele des ganzen Staats zu verrathen —

(Ungeſtümme Bewegungen unter den Zuhörern unterbrechen ihn. Dann fährt er fort.)

Sie empfinden — itzt iſt alles gewonnen. Schon hab ich vor Ihnen her den Weg zum Ruhme gebahnt. Wollen Sie folgen? Ich bin bereit, Sie zu führen. Dieſe Anſtalten, die Sie noch kaum mit Entſetzen beſchauen, müſſen Ihnen itzt friſchen Heldenmuth einhauchen. Dieſe Schauder der Bangigkeit müſſen in einen rühmlichen Eifer erwarmen, mit dieſen Patrioten und mir Eine Sache zu machen, und die Tyrannen von Grund aus zu ſtürzen. Der Erfolg wird das Wagſtück begünſtigen, denn meine Anſtalten ſind gut. Das Unternehmen iſt gerecht, denn Genua leidet. Der Gedanke macht uns unſterblich, denn er iſt gefährlich und ungeheuer.

Zenturione (in ſtürmiſcher Aufwallung.) Genug! Genua wird frei! mit dieſem Feldgeſchrei gegen die Hölle!

Zibo. Und wen das nicht aus ſeinem Schlummer jagt, der keuche ewig am Ruder, bis ihn die Poſaune des Weltgerichts losſchließt.

Fiesko. Das waren Worte eines Mannes. Nun erſt verdienen Sie die Gefahr zu wiſſen, die über Ihnen und Genua hieng. (er giebt ihnen die Zettel des Mohren.) Leuchtet, Soldaten! (Nobili drängen ſich um eine Fackel und leſen.) Es gieng, wie ich wünſchte, Freund.

Verrina. Doch rede noch nicht ſo laut. Ich habe dort auf dem linken Flügel Geſichter bleich werden, und Kniee ſchlottern geſehen.

Zenturione (in Wuth.) Zwölf Senatoren! Teufliſch! Faßt alle Schwerter auf! (alle ſtürzen ſich auf die bereitliegenden Waffen, zwei ausgenommen.)

Zibo. Dein Name ſteht auch da, Bourgognino.

Bourgognino. Und noch heute, ſo Gott will, auf Doria's Gurgel.

Zenturione. Zwei Schwerter liegen noch.

Zibo. Was? Was?

Zenturione. Zwei nahmen kein Schwert.

Aſſerato. Meine Brüder können kein Blut ſehen. Verſchont ſie.

Zenturione (heftig.) Was? Was? Kein Tyrannenblut ſehen? Zerreißt die Memmen. Werft ſie zur Republik hinaus, dieſe Baſtarde. (einige von der Geſellſchaft werfen ſich ergrimmt auf die Beiden.)

Fiesko (reißt ſie aus einander.) Haltet! Haltet! Soll Genua Sklaven ſeine Freiheit verdanken? Soll unſer Gold durch dieſes ſchlechte Metall ſeinen guten Klang verlieren? (er befreit ſie.) Sie, meine Herren, nehmen ſo lang mit einem Zimmer in meinem Schloß vorlieb, bis unſre Sachen entſchieden ſind. (zur Wache.) Zwein Arreſtanten! Ihr haftet für ſie! Zwei ſcharfe Poſten an ihre Schwelle! (ſie werden abgeführt.)

Schildwachen am Hofthor. Wer drauſſen? (man pocht.)

Kalkagno (ruft ängſtlich.) Schließt auf! Ein Freund! Schließt um Gotteswillen auf.

Bourgognino. Es iſt Kalkagno. Was ſoll das um Gotteswillen?

Fiesko. Macht ihm auf, Soldaten.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Kalkagno. (auſer Athem, erſchrocken.)

Kalkagno. Aus! Aus! Fliehe, wer fliehen kann! Alles aus!

Bourgognino. Was aus? Haben ſie Fleiſch von Erz, ſind unſre Schwerter von Binſen?

Fiesko. Ueberlegung, Kalkagno! Ein Mißverſtand hier wäre nicht mehr zu vergeben.

Kalkagno. Verrathen ſind wir. Eine hölliſche Wahrheit! Ihr Mohr, Lavagno, der Schelm. Ich komme vom Pallaſt der Signora. Er hatte Audienz beim Herzog. (alle Nobili erblaſſen. Fiesko ſelbſt verändert die Farbe.)

Verrina (entſchloſſen gegen die Thorwache.) Soldaten! ſtreckt mir die Hellebarden vor! Ich will nicht durch die Hände des Henkers ſterben. (alle Nobili rennen beſtürzt durch einander.)

Fiesko (gefaßter.) Wohin? Was macht ihr? — Geh in die Hölle, Kalkagno — Es war ein blinder Schrecken, ihr Herrn — Weib! Das vor dieſen Knaben zu ſagen — Auch du, Verrina? — Bourgognino, du auch? — Wohin du?

Bourgognino (heftig.) Heim, meine Bertha ermorden, und wieder hier ſeyn.

Fiesko (ſchlägt ein Gelächter auf.) Bleibt! Haltet! Iſt das der Muth der Tyrannenmörder? — Meiſterlich ſpielteſt du deine Rolle, Kalkagno — Merktet ihr nicht, daß dieſe Zeitung meine Veranſtaltung war? — Kalkagno, ſprechen Sie, wars nicht mein Befehl, daß Sie dieſe Römer auf die Probe ſtellen ſollten?

Verrina. Nun, wenn du lachen kannſt? — Ich wills glauben, oder dich nimmer für einen Menſchen halten.

Fiesko. Schande über Euch, Männer! In dieſer Knabenprobe zu fallen! — Nehmt eure Waffen wieder — Ihr werdet wie Bären fechten, wollt ihr dieſe Scharte verwetzen. (leiſe zum Kalkagno.) Waren Sie ſelbſt dort?

Kalkagno. Ich drängte mich durch die Trabanten, meinem Auftrag gemäß, die Parole beim Herzog zu holen — Wie ich zurücktrete, bringt man den Mohren.

Fiesko (laut.) Alſo der Alte iſt zu Bette? Wir wollen ihn aus den Federn trommeln. (leis.) Sprach er lang mit dem Herzog?

Kalkagno. Mein erſter Schreck und eure nahe Gefahr ließen mich kaum zwei Minuten dort.

Fiesko (laut und munter.) Sieh doch! wie unſre Landsleute noch zittern.

Kalkagno. Sie hätten auch nicht ſobald herausplatzen ſollen. (leiſe.) Aber um Gotteswillen, Graf! Was wird dieſe Nothlüge fruchten?

Fiesko. Zeit, Freund, und dann iſt der erſte Schreck itzt vorüber. (laut.) He! Man ſoll Wein bringen! (leiſe.) Und ſah'n Sie den Herzog erblaſſen? (laut.) Friſch, Brüder! wir wollen noch ein's Beſcheid thun auf den Tanz dieſer Nacht! (leiſe.) Und ſah'n Sie den Herzog erblaſſen?

Kallagno. Des Mohren erſtes Wort muß: Verſchwörung! gelautet haben, der Alte trat ſchneebleich zurück.

Fiesko (verwirrt.) Hum! Hum! der Teufel iſt ſchlau, Kalkagno — Er verrieth nichts, bis das Meſſer an ihre Gurgel gieng. Itzt iſt er freilich ihr Engel. Der Mohr iſt ſchlau. (Man bringt ihm einen Becher Wein, er hält ihn gegen die Verſammlung, und trinkt.) Unſer gutes Glück, Kameraden! (man pocht.)

Schildwachen. Wer drauſſen?

Eine Stimme. Ordonanz des Herzogs. (Die Nobili ſtürzen verzweifelnd im Hof herum.)

Fiesko (ſpringt unter ſie.) Nein, Kinder! Erſchreckt nicht! Erſchreckt nicht! Ich bin hier. Hurtig! Schafft dieſe Waffen weg. Seyd Männer! ich bitte euch. Dieſer Beſuch läßt mich hoffen, daß Andreas noch zweifelt. Geht hinein. Faßt euch. Schließt auf, Soldaten. (alle entfernen ſich. Das Thor wird geöffnet.)

Achter Auftritt.

Fiesko (als käm' er aus dem Schloß.) **Drei Teutſche**, die den Mohren gebunden bringen.

Fiesko. Wer rief mich in den Hof?

Teutſcher. Führt uns zum Grafen.

Fiesko. Der Graf iſt hier. Wer begehrt mich?

Teutſcher (macht die Honneur vor ihm.) Einen guten Abend vom Herzog. Dieſen Mohren liefert er Euer Gnaden gebunden aus. Er habe ſchändlich herausgeplaudert. Das Weitere ſagt der Zettel.

Fiesko (nimmt ihn gleichgültig.) Und hab ich dir nicht erſt heute die Galeere verkündigt? (zum Teutſchen.) Es iſt gut, Freund. Meinen Reſpekt an den Herzog.

Mohr (ruft ihnen nach.) Und auch meinerſeits einen, und ſag ihm — dem Herzog — wenn er keinen Eſel geſchickt hätte, ſo würd' er erfahren haben, daß im Schloß 2000 Soldaten ſtecken. (Teutſche gehen ab. Nobili kommen zurück.)

Neunter Auftritt.

Fiesko. Verſchworne. Mohr. (trotzig in der Mitte.)

Verſchworne (fahren bebend zurück beim Anblick des Mohren.) Ha! was iſt das?

Fiesko (hat das Billet geleſen, mit verbiſſnem Zorn.) Genueſer! die Gefahr iſt vorbei — aber auch die Verſchwörung.

Verrina (ruft erſtaunt aus.) Was? Sind die Doria todt?

Fiesko (in heftiger Bewegung.) Bei Gott! auf die ganze Kriegsmacht der Republik — auf das war ich nicht gefaßt. Der alte ſchwächliche Mann ſchlägt mit vier Zeilen dritthalbtauſend Mann. (läßt kraftlos die Hände ſinken.) Doria ſchlägt den Fiesko.

Bourgognino. So ſprechen Sie doch! Wir erſtarren.

Fiesko (lieſt.) „Lavagna, Sie haben, deucht mich, „Ein Schickſal mit mir. Wohlthaten werden Ihnen mit „Undank belohnt. Dieſer Mohr warnt mich vor einem „Komplott. — Ich ſende ihn hier gebunden zurück, und „werde heute Nacht ohne Leibwachen ſchlafen.“ (er läßt das Papier fallen. Alle ſehen ſich an.)

Verrina. Nun, Fiesko?

Fiesko (mit Adel.) Ein Doria ſoll mich an Großmuth beſiegt haben? Eine Tugend fehlte im Stamm der Fiesker? — Nein! Sowahr ich ſelber bin! — Geht auseinander, ihr. Ich werde hingehen — und alles bekennen. (will hinausſtürzen.)

Verrina (hält ihn auf.) Biſt du wahnſinnig, Menſch? War es denn irgend ein Bubenſtreich, den wir vorhatten? Halt! Oder wars nicht Sache des Vaterlands! Halt! Oder wollteſt du nur dem Andreas zu Leibe, nicht dem Tyrannen? Halt! ſag' ich — ich verhafte dich, als einen Verräther des Staats —

Verſchworne. Bindet ihn! Werft ihn zu Boden!

Fiesko (reißt einem ein Schwert weg, und macht ſich Bahn.) Sachte doch! Wer iſt der erſte, der das Halfter über den Tyger wirft? — Seht, ihr Herrn — Frei bin ich — könnte durch, wo ich Luſt hätte — Itzt will ich bleiben, denn ich habe mich anders beſonnen.

Bourgognino. Auf Ihre Pflicht beſonnen?

Fiesko (aufgebracht, mit Stolz.) Ha, Knabe! Lernen Sie erſt die Ihrige gegen mich auswendig, und mir nimmer das! — Ruhig, ihr Herrn — Es bleibt alles wie zuvor. — (zum Mohren, deſſen Stricke er zerhaut.) Du haſt das Verdienſt, eine große That zu veranlaſſen — Entfliehe!

Kalkagno (zornig.) Was? Was? Leben ſoll der Heide, leben und uns alle verrathen haben?

Fiesko. Leben, und euch allen — bang gemacht haben. Fort, Burſche! Sorge, daß du Genua auf den Rücken kriegſt, man könnte ſeinen Muth an dir retten wollen.

Mohr. Das heißt, der Teufel läßt keinen Schelmen ſitzen? — Gehorſamer Diener, Ihr Herrn — Ich merke ſchon, in Italien wächſt mein Strick nicht. Ich muß ihn anderswo ſuchen. (ab mit Gelächter.)

Zehnter Auftritt.

Bedienter (kommt.) **Vorige** (ohne den Mohren.)

Bedienter. Die Gräfinn Imperiali fragen ſchon dreimal nach Euer Gnaden.

Fiesko. Potz tauſend! Die Komödie wird freilich wohl angehen müſſen! Sag ihr, ich bin unverzüglich dort — Bleib — Meine Frau bitteſt du, in den Konzertſaal zu treten, und mich hinter den Tapeten zu erwarten. (Bedienter ab.) Ich habe hier euer aller Rollen zu Papier gebracht, wenn jeder die ſeinige erfüllt, ſo iſt nichts mehr zu ſagen — Verrina wird voraus in den Haſen gehen, *und mit einer Kanone das Signal zum Ausbruch geben*, wenn die Schiffe erobert ſind — Ich gehe; mich ruft noch eine große Verrichtung. Ihr werdet ein Glöckchen hören, und alle miteinander in einen Konzertſaal kommen — Indeß geht hinein — und laßt euch meinen Zyprier ſchmecken. (ſie gehen auseinander.)

Eilfter Auftritt.

Konzertſaal.

Leonore. Arabella. Roſa. (alle beängſtiget.)

Leonore. In den Konzertſaal verſprach Fiesko zu kommen, und kommt nicht. Eilf Uhr iſt vorüber. Von Waffen und Menſchen dröhnt fürchterlich der Pallaſt, und kommt kein Fiesko?

Roſa. Sie ſollen ſich hinter die Tapeten verſtecken — Was der gnädige Herr damit wollen mag?

Leonore. Er wills, Roſa; ich weiß alſo genug, um gehorſam zu ſeyn. Bella, genug, um ganz außer Furcht zu ſeyn — Und doch! doch zittr' ich ſo, Bella, und mein Herz klopft ſo ſchrecklich bang. Mädchen, um Gotteswillen! Gehe keines von meiner Seite.

Bella. Fürchten Sie nichts. Unſere Angſt bewacht unſern Fürwitz.

Leonore. Worauf mein Auge ſtößt, begegnen mir fremde Geſichter, wie Geſpenſter hohl und verzerrt. Wen ich anrufe, zittert, wie ein Ergriffener, und flüchtet ſich in die dichteſte Nacht, dieſe gräßliche Herberge des böſen Gewiſſens. Was man antwortet, iſt ein halber heimlicher Laut, der auf bebender Zunge noch ängſtlich zweifelt, ob er noch kecklich entwiſchen darf? — Fiesko? — Ich weiß nicht, was hier grauenvolles geſchmiedet wird — Nur meinen Fiesko (mit Grazie ihre Hände faltend) umflattert, ihr himmliſchen Mächte!

Roſa (zuſammengeſchröckt.) Jeſus! Was rauſcht in der Gallerie?

Bella. Es iſt der Soldat, der dort Wache ſteht. (Die Schildwache ruft auſſen: „Wer da?" man antwortet.)

Leonore. Leute kommen! Hinter die Tapete! Geſchwind! (Sie verſtecken ſich.)

Zwölfter Auftritt.

Julia. Fiesko. (im Geſpräch.)

Julia (ſehr zerſtört.) Hören Sie auf, Graf! Ihre Galanterien fallen nicht mehr in achtloſe Ohren, aber in ein ſiedendes Blut — Wo bin ich? Hier iſt niemand, als die verführeriſche Nacht! Wohin haben Sie mein verwahrloſtes Herz geplaudert?

Fiesko. Wo die verzagte Leidenſchaft kühner wird, und Wallungen freier mit Wallungen reden.

Julia. Halt ein, Fiesko! Bei allem, was heilig iſt, nicht weiter! Wäre die Nacht nicht ſo dichte, du würdeſt meine flammenrothen Wangen ſehen, und dich erbarmen.

Fiesko. Weit gefehlt, Julia! Eben dann würde meine Empfindung die Feuerfahne der deinigen gewahr, und lieſe deſto muthiger über. (er küßt ihr heftig die Hand.)

Julia. Menſch, dein Geſicht brennt fieberiſch, wie dein Geſpräch! Weh, auch aus dem meinigen, ich fühls, ſchlägt wildes, frevelndes Feuer. Laß uns das Licht ſuchen, ich bitte. Die aufgewiegelten Sinnen könnten den gefährlichen Wink dieſer Finſterniß merken. Geh! Dieſe gährenden Rebellen könnten hinter dem Rücken des verſchämten Tags ihre gottloſen Künſte treiben. Geh unter Menſchen, ich beſchwöre dich.

Fiesko (zudringlicher.) Wie ohne Noth beſorgt meine Liebe! Wird je die Gebieterinn ihren Sklaven fürchten?

Julia. Ueber euch Männer und den ewigen Widerſpruch! Als wenn ihr nicht die gefährlichſten Sieger wäret, wenn ihr euch unſ'rer Eigenliebe gefangen gebt. Soll ich dir alles geſtehen, Fiesko? Daß nur mein Laſter meine Tugend bewahrte. Nur mein Stolz deine Künſte verlachte? Nur bis hieher meine Grundſätze Stand hielten? Du

ver-

verzweifelſt an deiner Liſt, und nimmſt deine Zuflucht zu Julia's Blut. Hier verlaſſen Sie mich.

Fiesko (leichtfertig dreiſt.) Und was verlorſt du bei dieſem Verluſte?

Julia (aufgeregt und mit Hitze.) Wenn ich den Schlüſſel zu meinem weiblichen Heiligthum an dich vertändle, womit du mich ſchamroth machſt, wenn du willſt? Was hab ich weniger zu verlieren, als alles? Willſt du mehr wiſſen, Spötter? Das Bekenntniß willſt du noch haben, daß die ganze *geheime Weisheit* unſers Geſchlechts nur eine armſelige Vorkehrung iſt, unſere tödliche Seite zu *entſetzen*, die doch zuletzt allein von euren Schwüren *belagert* wird, die (ich geſteh es erröthend ein) ſo gern *erobert* ſeyn möchte, ſo oft beim erſten Seitenblick der Tugend den Feind verrätheriſch empfängt? — daß alle unſere weiblichen Künſte einzig für dieſes wehrloſe Stichblatt fechten, wie auf dem *Schach* alle Offiziere den wehrloſen König bedecken? Ueberrumpelſt du dieſen — Matt! und wirf getroſt das ganze Bret durch einander. (nach einer Pauſe, mit Ernſt.) Da haſt du das Gemählde unſrer prahleriſchen Demuth — Sey großmüthig.

Fiesko. Und doch, Julia — Wo beſſer, als in meiner unendlichen Leidenſchaft, kannſt du dieſen Schatz niederlegen?

Julia. Gewiß nirgends beſſer, und nirgends ſchlimmer — Höre, Fiesko, wie lang wird dieſe Unendlichkeit währen? — Ach! ſchon zu unglücklich hab ich geſpielt, daß ich nicht auch mein Letztes noch ſetzen ſollte — Dich zu fangen, Fiesko, muthete ich dreiſt meinen Reitzen zu; aber ich mißtraue ihnen die Allmacht, dich *feſtzuhalten* — Pfui doch! was red' ich da? (ſie tritt zurück, und hält die Hände vor's Geſicht.)

Fiesko. Zwo Sünden in *einem* Athem. Das Mißtrauen in meinen Geſchmack, oder das Majeſtätsverbrechen gegen deine Liebenswürdigkeit? — was von beiden iſt ſchwerer zu vergeben?

Julia (matt, unterliegend, mit beweglichem Tone.) Lügen ſind nur die Waffen der Hölle — die braucht Fiesko nicht mehr, ſeine Julia zu fällen. (ſie fällt erſchöpft in einen Sopha; nach einer Pauſe, feierlich) Höre, laß dir noch ein Wörtchen ſagen, Fiesko — Wir ſind *Heldinnen*, wenn wir unſre Tugend *ſicher* wiſſen; — wenn wir ſie *vertheidigen*, *Kinder*; (ihm ſtarr und wild unter die Augen) *Furien*, wenn wir ſie *rächen* — Höre. Wenn du mich kalt würgteſt, Fiesko?

Fiesko (nimmt einen aufgebrachten Ton an.) Kalt? Kalt? Nun, bei Gott! Was fordert denn die unerſättliche Eitelkeit des Weibs, wenn es einen *Mann* vor ſich kriechen ſieht, und noch zweifelt? Ha! er erwacht wieder, ich fühle (den Ton in Kälte verändert.) Noch zu guter Zeit gehen mir die Augen auf — Was wars, das ich eben erbetteln wollte? — Die kleinſte Erniedrigung eines Manns iſt gegen die höchſte Gunſt eines Weibes weggeworfen! (zu ihr mit tiefer froſtiger Verbeugung) Faſſen Sie Muth, Madam! Itzt ſind Sie ſicher.

Julia (beſtürzt.) Graf! welche Anwandlung?

Fiesko (äußerſt gleichgültig.) Nein, Madam! Sie haben vollkommen recht, wir beide haben die Ehre nun einmal auf dem Spiel. (mit einem höflichen Handkuß) Ich habe das Vergnügen, Ihnen bei der Geſellſchaft meinen Reſpekt zu bezeigen. (er will fort)

Julia (ihm nach, reißt ihn zurück.) Bleib! Biſt du raſend? Bleib! Muß ich es denn ſagen — herausſagen, was das ganze Männervolk auf den Knien — in Thränen — auf der Folterbank meinem Stolz nicht abdringen ſollte? — Weh! auch dies dichte Dunkel iſt zu licht, dieſe Feuersbrunſt zu bergen, die das Geſtändniß auf meinen Wangen macht — Fiesko — O ich bohre durchs Herz meines ganzen Geſchlechts — mein ganzes Geſchlecht wird mich ewig haſſen — Ich bete dich an, Fiesko! (fällt vor ihm nieder)

Fiesko (weicht drei Schritte zurück, läßt ſie liegen, und lacht triumphirend auf.) Das bedaur' ich, Signora! (er zieht die Glocke, hebt die Tapete auf, und führt Leonoren hervor) Hier iſt meine Gemahlinn — ein göttliches Weib! (er fällt Leonoren in den Arm)

Julia (ſpringt ſchreiend vom Boden.) Ah! Unerhört betrogen!

Dreizehnter Auftritt.

Die Verſchwornen (welche zumal hereintreten.)
Damen (von der andern Seite.) **Fiesko.**
Leonore und **Julia.**

Leonore. Mein Gemahl, das war allzuſtreng.

Fiesko. Ein ſchlechtes Herz verdiente nicht weniger, Deinen Thränen war ich dieſe Genugthuung ſchuldig. (zur Verſammlung) Nein, meine Herrn und Damen, ich bin nicht gewohnt, bei jedem Anlaß in kindiſche Flammen aufzupraſſeln. Die Thorheiten der Menſchen beluſtigen mich lange, eh ſie mich reitzen. Dieſe verdient meinen ganzen Zorn, denn ſie hat dieſem Engel dieſes Pulver gemiſcht. (er zeigt das Gift der Verſammlung, die mit Abſcheu zurücktritt)

Julia (ihre Wuth in ſich beiſſend.) Gut! Gut! Sehr gut, mein Herr! (will fort)

Fiesko (führt ſie am Arme zurück.) Sie werden Geduld haben, Madam — Noch ſind wir nicht fertig — Dieſe Geſellſchaft möchte gar zu gern wiſſen, warum ich meinen Verſtand ſo verläugnen konnte, den tollen Roman mit Genua's gröſter Närrinn zu ſpielen —

Julia (aufſpringend.) Es iſt nicht auszuhalten! Doch zittre du! (drohend) Doria donnert in Genua, und ich — bin ſeine Schweſter.

Fiesko. Schlimm genug, wenn das Ihre letzte Galle iſt — Leider muß ich Ihnen die Botſchaft bringen, daß Fiesko von Lavagna aus dem geſtohlenen Diadem Ihres Durchlauchtigſten Bruders einen Strick gedreht hat, womit er den Dieb der Republik dieſe Nacht aufzuhängen geſonnen iſt. (da ſie ſich entfärbt, lacht er hämiſch auf) Pfui! das kam unerwartet — und ſehen Sie! (indem er beiſſender fortfährt) darum fand ich für nöthig, den ungebetenen Blicken Ihres Hauſes etwas zu ſchaffen zu geben, darum behängt' ich mich (auf ſie deutend) mit dieſer Harlekinskleidenſchaft, *darum* (auf Leonoren zeigend) ließ ich dieſen Edelſtein fallen, und mein Wild rannte glücklich in den blanken Betrug. Ich dank' für Ihre Gefälligkeit, Signora, und gebe meinen Theaterſchmuck ab. (er überliefert ihr ihren Schattenriß mit einer Verbeugung.)

Leonore (ſchmiegt ſich bittend an den Fiesko.) Mein Ludoviko, ſie *weint*. Darf Ihre Leonore Sie zitternd bitten?

Julia (trotzig zu Leonoren.) Schweig, du Verhaßte —

Fiesko (zu einem Bedienten.) Sey er galant, Freund — biete er dieſer Dame den Arm an; ſie hat Luſt, mein Staatsgefängniß zu ſehen. Er ſteht mir davor, daß Madonna von niemand inkommodirt wird — drauſſen geht eine ſcharfe Luft — der Sturm, der heute Nacht den Stamm Doria ſpaltet, möchte ihr leicht — den Haarputz verderben.

Julia (ſchluchzend.) Die Peſt über dich, ſchwarzer heimtückiſcher Heuchler! (zu Leonoren grimmig.) Freue dich deines Triumphs nicht, auch *dich* wird er verderben, und ſich *ſelbſt*, und — verzweifeln! (ſtürzt hinaus.)

Fiesko (winkt den Gäſten.) Sie waren Zeugen — Retten Sie meine Ehre in Genua! (zu den Verſchwornen) Ihr werdet mich abholen, wenn die Kanone kommt. (alle entfernen ſich.)

Vierzehnter Auftritt.

Leonore. Fiesko.

Leonore (tritt ihm ängſtlich näher.) Fiesko! — Fiesko!

— Ich verſtehe Sie nur halb, aber ich fange an zu zittern.

Fiesko (wichtig.) Leonore — Ich ſahe Sie einſt einer Genueſerinn zur Linken gehen — Ich ſahe Sie in den Aſſembleen des Adels mit dem zweiten Handkuß der Ritter vorlieb nehmen. Leonore — das that meinen Augen weh. Ich beſchloß, es ſoll nicht mehr ſeyn — es wird aufhören. Hören Sie das kriegeriſche Getöſe in meinem Schloß? Was Sie fürchten, iſt wahr — Gehn Sie zu Bette, Gräfinn — morgen will ich — die *Herzoginn* wecken.

Leonore (ſchlägt beide Arme zuſammen und wirft ſich in einen Seſſel.) Gott! meine Ahnung! Ich bin verloren!

Fiesko (geſetzt, mit Würde.) Laſſen Sie mich ausreden, Liebe! Zwei meiner Ahnherrn trugen die dreifache Krone, das Blut der Fiesker fließt nur unter dem Purpur geſund. Soll Ihr Gemahl nur geerbten Glanz von ſich werfen? (lebhafter) Was? Soll er ſich für all ſeine Hoheit beim gaukelnden Zufall bedanken, der in einer erträglichen Laune aus modernden Verdienſten einen Johann Ludwig Fiesko zuſammen flickte? Nein, Leonore! Ich bin zu ſtolz, mir etwas ſchenken zu laſſen, was ich noch ſelbſt zu erwerben weiß. Heute Nacht werf ich meinen Ahnen den geborgten Schmuck in ihr Grab zurück — Die *Grafen* von Lavagna ſtarben aus — *Fürſten* beginnen.

Leonore (ſchüttelt den Kopf, ſtill phantaſirend.) Ich ſehe meinen Gemahl an tiefen tödlichen Wunden zu Boden fallen — (hohler) Ich ſehe die ſtummen Träger den zerriſſenen Leichnam meines Gemahls mir entgegentragen. (erſchrocken aufſpringend) Die erſte — einzige Kugel fliegt durch die Seele Fiesko's.

Fiesko (faßt ſie liebevoll bei der Hand.) Ruhig, mein Kind! Das wird dieſe einzige Kugel nicht.

Leonore (blickt ihn ernſthaft an.) So zuverſichtlich ruft Fiesko den Himmel heraus? Und wäre der tauſendmaltauſendſte Fall nur der mögliche, ſo könnte der tauſendmaltauſendſte wahr werden, und mein Gemahl wäre verloren — denke, du ſpielteſt um den Himmel, Fiesko! Wenn eine Billion Gewinnſte für einen einzigen Fehler fiel, würdeſt du dreiſt genug ſeyn, die Würfel zu ſchütteln, und die freche Wette mit Gott einzugehen? Nein, mein Gemahl! Wenn auf dem Bret **alles** liegt, iſt jeder Wurf Gotteslästerung.

Fiesko (lächelt.) Sey unbeſorgt. Das Glück und ich ſtehen beſſer.

Leonore. Sagſt du das — und ſtandeſt bei jenem geiſterverzerrenden Spiele — ihr nennt es Zeitvertreib — ſaheſt zu der Betrügerinn, wie ſie ihren Günſtling mit kleinen Glückskarten lockte, bis er warm ward, aufſtand, die Bank forderte, — und ihn itzt im Wurf der Verzweiflung verließ? — O mein Gemahl, du gehſt nicht hin, dich den Genueſern zu zeigen und angebetet zu werden. Republikaner aus ihrem Schlaf aufzujagen, das Roß an ſeine Hufen zu mahnen, iſt kein Spaziergang, Fiesko! Traue dieſen Rebellen nicht. Die Klugen, die dich aufhetzten, fürchten dich. Die Dummen, die dich vergöttern, nützen dir wenig, und wo ich hinſehe, iſt Fiesko verloren.

Fiesko (mit ſtarken Schritten im Zimmer.) Kleinmuth iſt die höchſte Gefahr. Größe will auch ein Opfer haben.

Leonore. Größe, Fiesko? — Daß dein Genie meinem Herzen ſo übel will! — Sieh! Ich vertraue deinem Glück, du ſiegſt, will ich ſagen — Weh dann mir Aermſten meines Geſchlechts! Unglückſelig, wenn es mißlingt! wenn es glückt, unglückſeliger! Hier iſt keine Wahl, mein Geliebter! Wenn er den Herzog verfehlt, iſt Fiesko verloren. Mein Gemahl iſt hin, wenn ich den Herzog umarme.

Fiesko. Das verſtehe ich nicht.

Leonore. Doch, mein Fiesko! In dieſer ſtürmiſchen Zone des Throns verdorret das zarte Pflänzchen der Liebe. Das Herz eines Menſchen, und wär' auch ſelbſt Fiesko der Menſch, iſt zu enge für zwei allmächtige Götter — Götter, die ſich ſo gram ſind. Liebe hat Thränen, und kann Thränen verſtehen; Herrſchſucht hat eherne Augen, worinn ewig nie die Empfindung perlt — Liebe hat nur ein Gut, thut Verzicht auf die ganze übrige Schöpfung, Herrſchſucht hungert beim Raube der ganzen Natur — Herrſchſucht zertrümmert die Welt in ein raſſelndes Kettenhaus, Liebe träumt ſich in jeder Wüſte Elyſium. — Wollteſt du jetzt an meinem Buſen dich wiegen, pochte ein ſtörriger Vaſalle an dein Reich — Wollt' ich jetzt in deine Arme mich werfen, hörte deine Despotenangſt einen Mörder aus den Tapeten hervorrauſchen, und jagte dich flüchtig von Zimmer zu Zimmer. Ja der großäugigte Verdacht ſteckte zuletzt auch die häusliche Eintracht an — Wenn deine Leonore dir jetzt einen Labetrank brächte, würdeſt du den Kelch mit Verzuckungen wegſtoſſen, und die Zärtlichkeit eine Giftmiſcherinn ſchelten.

Fiesko (bleibt mit Entſetzen ſtehn.) Leonore, hör auf! Das iſt eine häßliche Vorſtellung —

Leonore. Und doch iſt das Gemählde nicht fertig. Ich würde ſagen, opfre die Liebe der Gröſſe, opfre die Ruhe — wenn nur Fiesko noch bleibt — Gott! das iſt Rathlos! — Selten ſteigen Engel auf den Thron, seltner herunter. Wer keinen Menſchen zu fürchten braucht, wird er ſich eines Menſchen erbarmen? Wer an jeden Wunſch einen Donnerkeil heften kann, wird er für nöthig finden, ihm ein ſanftes Wörtchen zum Geleite zu geben? (ſie hält inne, dann tritt ſie beſcheiden zu ihm und faßt ſeine Hand; mit feinſter Bitterkeit) Fürſten, Fiesko! dieſe mißrathenen Projekte der wollenden und nicht könnenden Natur — ſitzen ſo gern zwiſchen Menſchheit und Gottheit nieder; — heilloſe Geſchöpfe! Schlechter Schöpfer!

Fiesko (ſtürzt ſich beunruhigt durchs Zimmer.) Leonore, hör auf! Die Brücke iſt hinter mir abgehoben —

Leonore (blickt ihn ſchmachtend an.) Und darum, mein Gemahl? Nur Thaten ſind nicht mehr zu tilgen. (ſchmeichelnd zärtlich und etwas ſchelmiſch) Ich hörte dich wohl einſt ſchwören, meine Schönheit habe alle deine Entwürfe geſtürzt — du haſt falſch geſchworen, du Heuchler, oder ſie hat frühzeitig abgeblüht — Frage dein Herz, wer iſt ſchuldig? (feuriger, indem ſie ihn mit beiden Armen umfaßt) Komm zurück! Ermanne dich! Entſage! Die Liebe ſoll dich entſchädigen. Kann mein Herz deinen ungeheuren Hunger nicht ſtillen — o Fiesko! das **Diadem** wird noch ärmer ſeyn — (ſchmeichelnd) Komm! Ich will alle deine Wünſche auswendig lernen, will alle Zauber der Natur in einem Kuß der Liebe zuſammenſchmelzen, den erhabenen Flüchtling ewig in dieſen himmliſchen Banden zu halten — dein Herz iſt unendlich — auch die Liebe des Fiesko. (ſchmelzend) Ein armes Geſchöpf glücklich zu machen — ein Geſchöpf, das ſeinen Himmel an deinem Buſen lebt — Sollte das eine Lücke in deinem Herzen laſſen?

Fiesko (durch und durch erſchüttert.) Leonore, was haſt du gemacht? (er fällt ihr kraftlos um den Hals.) Ich werde keinem Genueſer mehr unter die Augen treten —

Leonore (freudig raſch.) Laß uns fliehen, Fiesko — laß in den Staub uns werfen all dieſe prahlende Nichts, laß in romantiſchen Fluren ganz der Liebe uns leben! (ſie drückt ihn an ihr Herz, mit ſchöner Entzückung.) Unſre Seelen, klar, wie über uns das heitere Blau des Himmels, nehmen dann den ſchwarzen Hauch des Grams nicht mehr an — Unſer Leben rinnt dann melodiſch wie die flötende Quelle zum Schöpfer — (Man hört den Kanonenſchuß. Fiesko ſpringt los. Alle Verſchwornen treten in den Saal.

Fünfzehnter Auftritt.

Verſchworne. Die Zeit iſt da!

Fiesko (zu Leonore, feſt.) Lebe wohl! Ewig — oder Genua liegt morgen zu deinen Füßen. (will fortſtürzen.)

Bourgognino (tritt.) Die Gräfinn ſinkt um. (Leonore in Ohnmacht. Alle ſpringen bei, ſie zu halten. Fiesko vor ihr niedergeworfen.)

Fiesko (mit ſchneidendem Ton.) Leonore! Rettet! Um Gotteswillen! Rettet! (Roſa, Bella, kommen, ſie zurecht zu bringen) Sie ſchlägt die Augen auf — (er ſpringt entſchloſſen in die Höh') Ihr kommt — ſie dem Doria zuzudrücken. (Verſchworne ſtürzen zum Saal hinaus. Vorhang fällt.)"

Fünfter Aufzug.

Nach Mitternacht — Große Straße in Genua — Hier und da leuchten Lampen an einigen Häuſern, die nach und nach auslöſchen — Im Hintergrunde der Bühne ſieht man das Thomasthor, das noch geſchloſſen iſt. In perſpektiviſcher Ferne die See — Einige Menſchen gehen mit Handlaternen über den Platz; darauf die Runde und Patrouillen — Alles iſt ruhig. Nur das Meer wallt etwas ungeſtüm. —

Erſter Auftritt.

Fiesko (kommt gewaffnet, und bleibt vor dem Pallaſt des Andreas Doria ſtehen) darauf **Andreas.**

Fiesko. Der Alte hat Wort gehalten — im Pallaſt alle Lichter aus. Die Wachen ſind fort. Ich will läuten. (läutet) He! Holla! Wach auf, Doria! Verrathener, verkaufter Doria, wach auf! Holla! Holla! Holla! Wach auf!

Andreas (erſcheint auf dem Altane.) Wer zog die Glocke?

Fiesko (mit veränderter Stimme.) Frage nicht. Folge. Dein Stern geht unter, Herzog, Genua ſteht auf wider dich; nahe ſind deine Henker, und du kannſt ſchlafen, Andreas?

Andreas (mit Ehre.) Ich beſinne mich, wie die zürnende See mit meiner Bellona zankte, daß der Kiel krachte, und der oberſte Maſt brach — und Andreas Doria ſchlief ſanft. Wer ſchickt die Henker?

Fiesko. Ein Mann, furchtbarer als deine zürnende See, Johann Ludwig Fiesko.

Andreas (lacht.) Du biſt bei Laune, Freund! Bring deine Schwänke bei Tag. Mitternacht iſt eine ungewöhnliche Stunde.

Fiesko. Du höhnſt deinen Warner?

Andreas. Ich dank ihm und geh zu Bette. Fiesko hat ſich ſchläfrig geſchwelgt, und hat keine Zeit für Doria übrig.

Fiesko. Unglücklicher alter Mann! — traue der Schlange nicht! Sieben Farbenringen auf ihrem ſpiegelnden Rücken — du nahſt — und gählings ſchnürt dich der tödliche Wirbel. Den Wink eines Verräthers verlachteſt du. Verlache den Rath eines Freundes nicht. Ein Pferd ſteht geſattelt in deinem Hof. Fliehe bei Zeit. Verlache den Freund nicht.

Andreas. Fiesko denkt edel. Ich hab ihn niemal beleidigt, und Fiesko verräth mich nicht.

Fiesko. Denkt edel, verräth dich, und gab dir Proben von beidem.

Andreas. So ſteht eine Leibwache da, die kein Fiesko zu Boden wirft, wenn nicht Cherubim unter ihm dienen.

Fiesko (hämiſch.) Ich möchte ſie ſprechen, einen Brief in die Ewigkeit zu beſtellen.

Andreas (groß.) Armer Spötter! Haſt du nie gehört, daß **Andreas Doria Achtzig alt iſt, und Genua — glücklich?** — (er verläßt den Altan.)

Fiesko (blickt ihm ſtarr nach.) Mußt' ich dieſen Mann erſt **ſtürzen,** eh ich lerne, daß es ſchwerer iſt, ihm zu gleichen? (er geht einige Schritte tiefſinnig auf und nieder.) Nein! ich machte Größe mit Größe wett — wir ſind fertig, Andreas! und nun Verderben gehe deinen Gang! (er eilt in die hinterſte Gaſſe — Trommeln tönen von allen Enden. Scharfes Gefecht am Thomasthor. Das Thor wird geſprengt, und öffnet die Ausſicht in den Hafen, worinn Schiffe liegen, mit Fakeln erleuchtet.)

Zweiter Auftritt.

Gianettino Doria (in einen Scharlachmantel geworfen.) **Lomellin. Bediente**
(voraus mit Fakeln. Alle haſtig.)

Gianettino (ſteht ſtill.) Wer befahl Lermen zu ſchlagen?

Lomellin. Auf den Galeeren krachte eine Kanone.

Gianettino. Die Sklaven werden ihre Ketten reiſſen.

(Schüſſe am Thomasthor.)

Lomellin. Feuer dort!

Gianettino. Thor offen! Wachen im Aufruhr! (zu den Bedienten) Hurtig, Schurken! Leuchtet dem Hafen zu. (eilen gegen das Thor.)

Dritter Auftritt.

Vorige. Bourgognino mit Verſchwornen (die vom Thomasthor kommen.)

Bourgognino. Sebaſtian Leskaro iſt ein wakrer Soldat.

Zenturione. Wehrte ſich wie ein Bär, bis er niederfiel.

Gianettino (tritt beſtürzt zurück.) Was hör' ich da? — Haltet!

Bourgognino. Wer dort mit dem Flambeau?

Lomellin. Es ſind Feinde, Prinz! Schleichen Sie links weg.

Bourgognino (ruft hitzig an.) Wer da mit dem Flambeau?

Zenturione. Steht! Eure Loſung?

Gianettino (zieht das Schwert, trotzig.) Unterwerfung und Doria.

Bourgognino (ſchäumend, fürchterlich.) Räuber der Republik und meiner Braut! (zu den Verſchwornen, indem er auf Gianettino ſtürzt) Ein Gang. Profit, Brüder! Seine Teufel liefern ihn ſelbſt aus. (er ſtößt ihn nieder)

Gianettino (fällt mit Gebrülle.) Mord! Mord! Mord! Räche mich, Lomellino!

Lomellin. Bediente (fliehend.) Hülfe! Mörder! Mörder!

Zenturione (ruft mit ſtarker Stimme.) Er iſt getroffen. Haltet den Grafen auf! (Lomellin wird gefangen)

Lomellin (knieend.) Schont meines Lebens, ich trete zu euch über!

Bourgognino. Lebt dieſes Unthier noch? Die Memme mag fliehen. (Lomellino entwiſcht)

Zenturione. Thomasthor unſer! Gianettino kalt! Rennt, was ihr rennen könnt! Sagts dem Fiesko an!

Gianettino (bäumt ſich krämpfig in die Höhe.) Peſt, Fiesko — (ſtirbt.)

Bourgognino (reißt den Stahl aus dem Leichnam.) Genua frei, und meine Bertha! — Dein Schwert, Zenturione. Dies blutige bringſt du meiner Braut. Ihr Kerker iſt geſprengt. Ich werde nachkommen und ihr den Brautkuß geben. (eilen ab zu verſchiedenen Straſſen.)

Vierter Auftritt.

Andreas Doria. Teutſche.

Teutſcher. Der Sturm zog ſich dorthin. Werft euch zu Pferd, Herzog!

Andreas. Laßt mich noch einmal Genua's Thürme

ſchauen

ſchauen und den Himmel! Nein, es iſt kein Traum, und Andreas iſt verrathen.

Teutſcher. Feinde um und um! Fort! Flucht über die Gränze!

Andreas (wirft ſich auf den Leichnam ſeines Neffen.) Hier will ich enden. Rede keiner von Fliehen. Hier liegt die Kraft meines Alters. Meine Bahn iſt aus. (Kalkagno fern mit Verſchwornen.)

Teutſcher. Mörder dort! Mörder! Flieht, alter Fürſt!

Andreas (da die Trommeln wieder anfangen.) Höret, Ausländer! Höret! Das ſind die Genueſer, deren Joch ich brach. (verhüllt ſich) Vergilt man auch ſo in eurem Lande?

Teutſcher. Fort! Fort! Fort! indeß unſere teutſche Knochen Scharten in ihre Klingen ſchlagen. (Kalkagno über.)

Andreas. Rettet euch! Laßt mich! Schröckt Nationen mit der Schauerpoſt: die Genueſer erſchlugen ihren Vater —

Teutſcher. Fort! Zum Erſchlagen hats noch Weile — Kameraden, ſeht! Nehmt den Herzog in die Mitte! (ziehen) Peitſcht dieſen welſchen Hunden Reſpekt für einen Graukopf ein —

Kalkagno (ruft an.) Wer da? Was giebts da?

Teutſche (hauen ein.) Teutſche Hiebe. (gehen fechtend ab. Gianettino's Leichnam wird hinweggebracht.)

Fünfter Auftritt.

Leonore (in Mannskleidern.) **Arabella** (hinter ihr her. Beide ſchleichen ängſtlich hervor.)

Arabella. Kommen Sie, gnädige Frau, o kommen Sie doch —

Leonore. Dahinaus wüthet der Aufruhr — — Horch! war das nicht eines Sterbenden Aechzen? — Weh! ſie umzingeln ihn — Auf Fieſko's Herz deuten ihre gähnenden Rohre — Auf das meinige, Bella — Sie drücken ab — Haltet! Haltet! Es iſt mein Gemahl! (wirft ihre Arme ſchwärmend in die Luft.)

Arabella. Aber um Gotteswillen —

Leonore (immer wild phantaſirend, nach allen Gegenden ſchreiend.) Fieſko! — Fieſko! — Fieſko! — Sie weichen hinter ihm ab, ſeine Getreuen — Rebellentreue iſt wankend. (heftig erſchrocken) Rebellen führt mein Gemahl? Bella! Himmel! Ein Rebell kämpft mein Fieſko?

Arabella. Nicht doch, Signora, als Genua's furchtbarer Schiedsmann!

Leonore (aufmerkſam.) Das wäre etwas — und Leonore hätte gezittert? den erſten Republikaner umarmte die feigſte Republikanerinn? — Geh, Arabella — Wenn die Männer um Länder ſich meſſen, dürfen auch die Weiber ſich fühlen. (Man fängt wieder an zu trommeln.) Ich werfe mich unter die Kämpfer.

Arabella (ſchlägt die Hände zuſammen.) Barmherziger Himmel!

Leonore. Sachte! Woran ſtößt ſich mein Fuß? Hier iſt ein Hut und ein Mantel. Ein Schwert liegt dabei. (ſie wägt es) Ein ſchweres Schwert, meine Bella! doch ſchleppen kann ich noch wohl, und das Schwert macht ſeinem Führer nicht Schande. (Man läutet Sturm.)

Arabella. Hören Sie? Hören Sie? Das wimmert vom Thurm der Dominikaner. Gott erbarme! Wie fürchterlich!

Leonore (ſchwärmend.) Sprich, wie entzückend! In dieſer Sturmglocke ſpricht mein Fiesko mit Genua. (man trommelt ſtärker.) Hurrah! Hurrah! Nie klangen mir Flöten ſo ſüß — Auch dieſe Trommeln belebt mein Fiesko — Wie mein Herz höher wallt! Ganz Genua wird munter — Miethlinge hüpfen hinter ſeinem Namen, und ſein Weib ſollte zaghaft thun? (es ſtürmt auf drei andern Thürmen.) Nein! Eine Heldinn ſoll mein Held umarmen — Mein Brutus ſoll eine Römerinn umarmen. (ſie ſetzt den Hut auf, und wirft den Scharlach um.) Ich bin Porzia.

Arabella. Gnädige Frau, Sie wiſſen nicht, wie entſetzlich Sie ſchwärmen! Nein, das wiſſen Sie nicht. (Sturmläuten und Trommeln.)

Leonore. Elende, die du das alles hörſt und *nicht* ſchwärmſt! *Weinen* möchten dieſe Quader, daß ſie die Beine nicht haben, meinem Fiesko zuzuſpringen — Dieſe Palläſte zürnen über ihren Meiſter, der ſie ſo feſt in die Erde zwang, daß ſie meinem Fiesko nicht zuſpringen können — Die Ufer, könntens ſie's, verließen ihre Pflicht, gäben Genua dem Meere Preis, und tanzen hinter ſeiner Trommel — Was den Tod aus ſeinen Windeln rüttelt, kann deinen Muth nicht wecken? Geh! — Ich finde meinen Weg.

Arabella. Großer Gott! Sie werden doch dieſe Grille nicht wahr machen wollen?

Leonore (ſtolz und heroiſch.) Das ſollt ich meynen, du Alberne — (feurig) Wo am wildeſten das Getümmel wüthet, wo in Perſon mein Fieſko kämpft — Iſt das Lavagna? hör ich ſie fragen — den niemand bezwingen kann, der um Genua eiſerne Würfel ſchwingt, iſt das Lavagna — Genueſer! Er iſts, werd' ich ſagen, und dieſer Mann iſt mein Gemahl, und ich hab auch eine Wunde. (Sacco mit Verſchwornen.)

Sacco (ruft an.) Wer da? Doria oder Fieſko?

Leonore (begeiſtert.) Fieſko und Freiheit! (ſie wirft ſich in eine Gaſſe. Auflauf. Bella wird weggedrängt.)

Sechſter Auftritt.

Sacco (mit einem Haufen.) **Kalkagno** (begegnet ihm mit einem andern.)

Kalkagno. Andreas Doria iſt entflohen.

Sacco. Deine ſchlechteſte Empfehlung bei Fieſko.

Kalkagno. Bären, die Teutſchen! pflanzten ſich vor den Alten wie Felſen. Ich kriegte ihn gar nicht zu Geſicht.

Neun von den Unſrigen ſind fertig. Ich ſelbſt bin am linken Ohrlappen geſtreift. Wenn ſie das fremden Tyrannen thun, alle Teufel! wie müſſen ſie ihre Fürſten bewachen!

Sacco. Wir haben ſchon ſtarken Anhang, und alle Thore ſind unſer.

Kalkagno. Auf der Burg, hör' ich, fechten ſie ſcharf.

Sacco. Bourgognino iſt unter ihnen. Was ſchafft Verrina?

Kalkagno. Liegt zwiſchen Genua und dem Meere, wie der höll'ſche Kettenhund, daß kaum ein Anchove durch kann.

Sacco. Ich laß in der Vorſtadt ſtürmen.

Kalkagno. Ich marſchire über die Piazze Sarzana. Rühre dich, Tambour! (ziehen unter Trommelſchlag weiter.)

Siebenter Auftritt.

Der Mohr. Ein Trupp Diebe (mit Lunten.)

Mohr. Daß ihr's wißt, Schurken! Ich war der Mann, der dieſe Suppe einbrockte — Mir gibt man keinen Löffel. Gut. Die Haz iſt mir eben recht. Wir wollen eins anzünden und plündern. Die drüben baxen ſich um ein Herzogthum, wir heizen die Kirchen ein, daß die erfrornen Apoſtel ſich wärmen. (werfen ſich in die umliegenden Häuſer.)

Achter Auftritt.

Bourgognino. Bertha. (verkleidet.)

Bourgognino. Hier ruhe aus, lieber Kleiner! Du biſt in Sicherheit. Bluteſt du?

Bertha (die Sprache verändert.) Nirgends.

Bourgognino (lebhaft.) Pfui, ſo ſteh auf! Ich will dich hinführen, wo man Wunden für Genua ärndtet — Schön, ſiehſt du? wie dieſe. (er ſtreift ſeinen Arm auf.)

Bertha (zurückfahrend.) O Himmel!

Bourgognino. Du erſchrickſt? Niedlicher Kleiner, zu früh eilſt du in den Mann — Wie alt biſt du?

Bertha. Fünfzehn Jahr.

Bourgognino. Schlimm! Für dieſe Nacht fünf Jahre zu zärtlich — Dein Vater?

Bertha. Der beſte Bürger in Genua.

Bourgognino. Gemach, Knabe! Das iſt nur einer, und ſeine Tochter iſt meine verlobte Braut. Weißt du das Haus des Verrina?

Bertha. Ich dächte.

Bourgognino (raſch.) Und kennſt ſeine göttliche Tochter?

Bertha. Bertha heißt ſeine Tochter.

Bourgognino (hitzig.) Gleich geh, und überliefre ihr dieſen Ring. Es gelte den Trauring, ſagſt du, und der blaue Buſch halte ſich brav. Itzt fahre wohl! Ich muß dorthin. Die Gefahr iſt noch nicht aus. (einige Häuſer brennen.)

Bertha (ruft ihm nach mit ſanfter Stimme.) Scipio!

Bourgognino (ſteht betroffen ſtill.) Bei meinem Schwert! Ich kenne die Stimme.

Bertha (fällt ihm an den Hals.) Bei meinem Herzen! Ich bin hier ſehr bekannt.

Bourgognino (ſchreit.) Bertha! (Sturmläuten in der Vorſtadt. Auflauf. Beide verlieren ſich in einer Umarmung.)

Neunter Auftritt.

Fiesko (tritt hitzig auf.) **Zibo. Gefolge.**

Fiesko. Wer warf das Feuer ein?

Zibo. Die Burg iſt erobert.

Fiesko. Wer warf das Feuer ein?

Zibo (winkt dem Gefolge.) Patrouillen nach dem Thäter! (einige gehen.)

Fiesko (zornig.) Wollen ſie mich zum Mordbrenner machen? Gleich eilt mit Spritzen und Eimern. (Gefolge ab.) Aber Gianettino iſt doch geliefert?

Zibo. So ſagt man.

Fiesko (wild.) Sagt man nur? Wer ſagt das nur? Zibo, bei Ihrer Ehre, iſt er entronnen?

Zibo (bedenklich.) Wenn ich meine Augen gegen die Ausſage eines Edelmanns ſetzen kann, ſo lebt Gianettino.

Fiesko (auffahrend.) Sie reden ſich um den Hals; Zibo!

Zibo. Noch einmal — Ich ſah ihn vor acht Minuten lebendig in gelbem Buſch und Scharlach herumgehen.

Fiesko (auſſer Faſſung.) Himmel und Hölle — Zibo! — den Bourgognino laß ich um einen Kopf kürzer machen. Fliehen Sie, Zibo — Man ſoll alle Stadtthore ſperren — Alle Felouquen ſoll man zuſammen ſchieſſen — ſo kann er nicht zu Waſſer davon — dieſen Demant, Zibo, den reichſten in Genua, Lucca, Venedig und Piſa, — wer mir die Zeitung bringt: Gianettino iſt todt — er ſoll dieſen Demant haben. (Zibo eilt ab.) Fliegen Sie, Zibo!

Zehnter Auftritt.

Fiesko. Sacco. Der Mohr. Soldaten.

Sacco. Den Mohren fanden wir eine brennende Lunte in den Jeſuiterdom werfen —

Fiesko. Deine Verrätherei ging dir hin, weil ſie mich traf. Auf Mordbrennereien ſteht der Strick. Führt ihn gleich ab, hängt ihn am Kirchthor auf.

Mohr. Pfui! Pfui! Pfui! Das kommt mir ungeſchickt — Läßt ſich nichts davon wegplaudern?

Fiesko. Nichts.

Mohr (vertraulich.) Schickt mich einmal zur Probe auf die Galeere.

Fiesko (winkt den andern.) Zum Galgen.

Mohr (trotzig.) So will ich ein Chriſt werden!

Fiesko. Die Kirche bedankt ſich für die Blattern des Heidenthums.

Mohr (ſchmeichelnd.) Schickt mich wenigſtens beſoffen in die Ewigkeit!

Fiesko. Nüchtern.

Mohr. Aber hängt mich nur an keine chriſtliche Kirche!

Fiesko. Ein Ritter hält Wort. Ich verſprach dir deinen eigenen Galgen.

Sacco (brummt.) Nicht viel Federleſens, Heide! Man hat noch mehr zu thun.

Mohr. Doch — wenn halt allenfalls — der Strick bräche? —

Fiesko (zum Sacco.) Man wird ihn doppelt nehmen.

Mohr (reſignirt.) So mags ſeyn — und der Teufel kann ſich auf den Extrafall rüſten. (ab mit Soldaten, die ihn in einiger Entfernung aufhenken.)

Eilfter Auftritt.

Fiesko. Leonore (erſcheint hinten im Scharlachrocke Gianettino's.)

Fiesko (wird ſie gewahr, fährt vor, fährt zurück und murmelt grimmig.) Kenn' ich nicht dieſen Buſch und Mantel? (eilt näher, heftig.) Ich kenne den Buſch und Mantel! (wüthend, indem er auf ſie losſtürzt, und ſie niederſtößt.)

Wenn du drei Leben haſt, ſo ſteh wieder auf und wandle! (Leonore fällt mit einem gebrochenen Laut. Man hört einen Siegesmarſch. Trommeln, Hörner und Hoboen.)

Zwölfter Auftritt.

Fiesko. Kalkagno. Sacco. Zenturione. Zibo. Soldaten (mit Muſik und Fahnen treten auf.)

Fiesko (ihnen entgegen im Triumph.) Genueſer — der Wurf iſt geworfen — Hier liegt der Wurm meiner Seele — die gräßliche Koſt meines Haſſes. Hebet die Schwerter hoch! Gianettino!

Kalkagno. Und ich komme, Ihnen zu ſagen, daß zwei Drittheile von Genua Ihre Parthey ergreifen, und zu den Fiesкiſchen Fahnen ſchwören —

Zibo. Und durch mich ſchickt Ihnen Verrina vom Admiralſchiff ſeinen Gruß, und die Herrſchaft über Hafen und Meer —

Zenturione. Und durch mich der Gouverneur der Stadt ſeinen Kommandoſtab und die Schlüſſel —

Sacco. Und in mir wirft ſich (indem er niederfällt) der große und kleine Rath der Republik knieend vor ſeinen Herrn, und bittet fußfällig um Gnade und Schonung —

Kalkagno. Mich laßt den Erſten ſeyn, der den großen Sieger in ſeinen Mauern willkommen heißt — Heil

Ihnen — Senket die Fahnen tief! — **Herzog von Genua!**

Alle (nehmen die Hüte ab.) **Heil, Heil dem Herzog von Genua!** (Fahnenmarſch.)

Fiesko (ſtand die ganze Zeit über, den Kopf auf die Bruſt geſunken, in einer denkenden Stellung.)

Kalkagno. Volk und Senat ſtehen wartend, ihren gnädigen Oberherrn im Fürſtenornat zu begrüſſen — Erlauben Sie uns, durchlauchtigſter Herzog, Sie im Triumph nach der Signoria zu führen!

Fiesko. Erlaubt mir erſt, daß ich mit meinem Herzen mich abfinde — Ich mußte eine gewiſſe theure Perſon in banger Ahnung zurücklaſſen, eine Perſon, die die Glorie dieſer Nacht mit mir theilen wird. (gerührt zur Geſellſchaft) Habt die Güte und begleitet mich zu eurer liebenswürdigen **Herzoginn!** (er will aufbrechen.)

Kalkagno. Soll der meuchelmörderiſche Bube hier liegen, und ſeine Schande in dieſem Winkel verhehlen?

Zenturione. Steckt ſeinen Kopf auf eine Hellebarde!

Zibo. Laßt ſeinen zerriſſenen Rumpf unſer Pflaſter kehren. (man leuchtet gegen den Leichnam.)

Kalkagno (erſchrocken und etwas leiſe.) Schaut her, Genueſer! Das iſt bei Gott kein Gianettinogeſicht. (Alle ſehen ſtarr auf die Leiche.)

Fiesko (hält ſtill, wirft von der Seite einen forſchenden Blick darauf, den er ſtarr und langſam unter Verzerrungen zurückzieht.) Nein, Teufel — Nein, das iſt kein Gianettinogeſicht, hämiſcher Teufel! (die Augen herumgerollt.) Genua **mein,**

ſagt ihr? Mein? — (hinaus wüthend in einem gräßlichen Schrei.) Spiegelſechterei der Hölle! Es iſt mein Weib!

(Sinkt durchdonnert zu Boden. Verſchworne ſtehen in todter Pauſe und ſchauervollen Gruppen.)

Fiesko (matt aufgerichtet, mit dumpfer Stimme.) Hab ich mein Weib ermordet, Genueſer? — Ich beſchwöre euch, ſchielt nicht ſo geiſterbleich auf dieſes Spiel der Natur — Gott ſey gelobt! Es gibt Schickſale, die der Menſch nicht zu fürchten hat, weil er nur Menſch iſt. Wem Götterwolluſt verſagt iſt, wird keine Teufelqual zugemuthet — dieſe Verirrung wäre etwas mehr. (mit ſchreckhafter Beruhigung.) Genueſer, Gott ſey Dank! Es kann nicht ſeyn.

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Arabella (kommt jammernd.)

Arabella. Mögen ſie mich umbringen, was hab ich auch itzt noch zu verlieren? — Habt Erbarmen, ihr Männer — Hier verließ ich meine gnädige Frau, und nirgends find ich ſie wieder.

Fiesko (tritt ihr näher, mit leiſer bebender Stimme.) Leonore heißt deine gnädige Frau?

Arabella (froh.) O daß Sie da ſind, mein liebſter, guter, gnädiger Herr! — Zürnen Sie nicht über uns, wir konnten ſie nicht mehr zurückhalten.

Fiesko (zürnt ſie dumpfig an.) Du Verhaßte! von was nicht?

Arabella. Daß ſie nicht nachſprang —

Fiesko (heftiger.) Schweig! wohin ſprang?

Arabella. Ins Gedränge —

Fiesko (wüthend.) Daß deine Zunge zu Krokodill ürde — Ihre Kleider?

Arabella. Ein ſcharlach'ner Mantel —

Fiesko (raſend gegen ſie taumelnd.) Geh in den neun n Kreis der Hölle! — der Mantel!

Arabella. Lag hier an dem Boden —

Einige Verſchworne (murmelnd.) Gianettino ward ier ermordet —

Fiesko (todesmatt zurückwankend zu Arabellen.) Deine rau iſt gefunden. (Arabella geht angſtvoll. Fiesko ſucht mit rdrehten Augen im ganzen Kreis herum, darauf mit leiſer bebender Stimme, die ſtufenweis bis zum Toben ſteigt.) ahr iſts — wahr — und ich das Stichblatt des unend chen Bubenſtücks. (viehiſch um ſich hauend) Tretet zurück, r menſchlichen Geſichter — Ah, (mit frechem Zähneblöcken n Himmel.) Hätt' ich nur ſeinen Weltbau zwiſchen ſen Zähnen — Ich fühle mich aufgelegt, die ganze Na r in ein grinzendes Scheuſal zu zerkratzen, bis ſie aus ht, wie mein Schmerz — (zu den andern, die bebend her ſtehen.) Menſch! — wie es itzt daſteht, das erbärmliche eſchlecht, ſich ſegnet und ſelig preiſt, daß es nicht iſt, ie ich — Nicht, wie ich! — (in hohles Beben hingefallen.) h allein habe den Streich — (raſcher, wilder.) Ich? arum ich? Warum nicht mit mir auch dieſe? Warum ſoll ſich mein Schmerz am Schmerz eines Mitgeſchöpfs nicht ſtumpf reiben dürfen?

Kalkagno (furchtſam.) Mein theurer Herzog —

Fiesko (dringt auf ihn ein mit gräßlicher Freude.) Ah, willkommen! Hier, Gott ſey Dank! iſt einer, den auch dieſer Donner quetſcht! (indem er den Kalkagno wüthend in ſeine Arme drückt.) Bruder, Zerſchmetterter! Wohl bekomm die Verdammniß! Sie iſt todt! Du haſt ſie auch geliebt! (er zwingt ihn an den Leichnam, und drückt ihm den Kopf dagegen.) Verzweifle! Sie iſt todt! (den ſtieren Blick in einen Winkel geheftet.) Ah, daß ich ſtünde am Thor der Verdammniß, hinunterſchauen dürfte mein Aug auf die mancherlei Folterſchrauben der ſinnreichen Hölle, ſaugen mein Ohr zerknirſchter Sünder Gewinſel — Könnt' ich ſie ſehen, meine Qual, wer weiß? ich trüge ſie vielleicht! (mit Schauer zur Leiche gehend.) *Mein Weib liegt hier ermordet* — Nein, das will wenig ſagen! (nachdrücklicher.) *Ich, der Bube, habe mein Weib ermordet* — O pfui, ſo etwas kann die Hölle kaum kützeln — Erſt wirbelt ſie mich künſtlich auf der Freude letztes glätteſtes Schwindeldach, ſchwätzt mich bis an die Schwelle des Himmels — und *dann* hinunter — dann — o könnte mein Othem die Peſt unter Seelen blaſen — dann — dann ermord ich mein Weib — Nein! ihr Witz iſt *noch* feiner — dann übereilen ſich (verächtlich) zwei Augen, und (mit ſchrecklichem Nachdruck) *ich ermorde — mein Weib!* (beiſſend lächelnd.) Das iſt ein Meiſterſtück!

(Alle Verſchworne hängen gerührt an ihren Waffen. Einige wiſchen Thränen aus den Augen. Pauſe.)

Fiesko (erſchrockt und ſtiller, indem er im Zirkel herumblickt.) Schluchzt hier jemand? — Ja, bei Gott, *die einen Fürſten würgten, weinen* (in ſtillen Schmerz geſchmolzen.) Redet! Weint ihr über dieſen Hochverrath des Todes, oder weint ihr über meines Geiſtes Memmenfall? (in ernſter rührender Stellung vor der Todten verweilend.) Wo in warme Thränen felſenharte Mörder ſchmelzen, fluchte Fiesko's Verzweiflung! (ſinkt weinend an ihr nieder.) Leonore, vergib — Reue zürnt man dem Himmel nicht ab. (weich mit Wehmuth.) Jahre voraus, Leonore, genoß ich das Feſt einer Stunde, wo ich den Genueſern ihre Herzoginn brachte — Wie lieblich verſchämt ſah ich ſchon deine Wangen erröthen, deinen Buſen wie fürſtlich ſchön unter dem Silberflor ſchwellen, wie angenehm deine liſpelnde Stimme der Entzückung verſagen! (lebhafter.) Ha! wie berauſchend wallte mir ſchon der ſtolze Zuruf zu Ohren, wie ſpiegelte ſich meiner Liebe Triumph im verſinkenden Neide! — Leonore — die Stunde iſt gekommen — Genua's Herzog iſt dein Fiesko — und Genua's ſchlechteſter Bettler beſinnt ſich, ſeine Verachtung an meine Qual und meinen Scharlach zu rauſchen — (rührender.) Eine Gattinn theilt ſeinen Gram — mit wem kann ich meine Herrlichkeit theilen? (er weint heftiger, und verbirgt ſein Geſicht an der Leiche. Rührung auf allen Geſichtern.)

Kalkagno. Es war eine trefliche Dame.

Zibo. Daß man doch ja den Trauerfall dem Volk noch verſchweige. Er nähme den Unſrigen den Muth, und gäb ihn den Feinden.

Fiesko (ſtehet gefaßt und feſt auf.) Höret, Genueſer! —

die Vorſehung, verſteh ich Ihren Wink, ſchlug mir dieſe Wunde nur, mein Herz für die nahe Größe zu prüfen. — Es war die gewagteſte Probe — jezt fürcht' ich weder Qual noch Entzücken mehr. Kommt! *Genua erwarte mich*, ſaget ihr? — Ich will Genua einen Fürſten ſchenken, wie ihn noch kein Europäer ſah — Kommt! dieſer unglücklichen Fürſtinn will ich eine Todtenfeier halten, daß das Leben ſeine Anbeter verlieren, und die Verweſung wie eine Braut glänzen ſoll — Izt folgt eurem Herzog. (gehen ab unter Fahnenmarſch.)

Vierzehnter Auftritt.

Andreas Doria. Lomellino.

Andreas. Dort jauchzen ſie hin.

Lomellin. Ihr Glück hat ſie berauſcht. Die Thore ſind blos gegeben. Der Signoria wälzt ſich alles zu.

Andreas. Nur meinem Neffen ſcheute das Roß. Mein Neffe iſt todt. Hören Sie, Lomellino —

Lomellin. Was? *Noch? Noch?* hoffen Sie, Herzog?

Andreas (ernſt.) Zittre du für dein Leben, weil du mich *Herzog ſpotteſt*, wenn ich auch nicht einmal *hoffen* darf.

Lomellin. Gnädigſter Herr — eine brauſende Nation liegt in der Schale Fiesko's — Was in der Ihrigen?

Andreas (groß und warm.) Der Himmel.

Lomellin (hämiſch die Achſeln zuckend.) Seitdem das Pulver erfunden iſt, kampiren die Engel nicht mehr.

Andreas. Erbärmlicher Affe, der einem verzweifelnden Graukopf ſeinen Gott noch nimmt! (ernſt und gebietend) Geh! Mache bekannt, daß Andreas noch lebe — Andreas, ſagſt du, erſuche ſeine Kinder, ihn doch in ſeinem achtzigſten Jahre nicht zu den Ausländern zu jagen, die dem Andreas den Flor ſeines Vaterlandes niemals verzeihen würden. Sag ihnen das, und Andreas erſuche ſeine Kinder um ſoviel Erde in ſeinem Vaterland für ſoviel Gebeine.

Lomellin. Ich gehorſame, aber verzweifle. (will gehen)

Andreas. Höre, und nimm dieſe eisgraue Haarlocke mit — Sie wär die letzte, ſagſt du, auf meinem Haupt, und ging los in der dritten Jennernacht, als Genua losriß von meinem Herzen, und habe achtzig Jahre gehalten, und habe den Kahlkopf verlaſſen im achtzigſten Jahr — Die Haarlocke iſt mürbe, aber doch ſtark genug, dem ſchlanken Jüngling den Purpur zu knüpfen. (er geht ab mit verhülltem Geſicht. Lomellin eilt in eine entgegengeſetzte Gaſſe. Man hört ein tumultuariſches Freudengeſchrei unter Trompeten und Pauken.)

Fünfzehnter Auftritt.

Verrina (vom Hafen.) **Bertha und Bourgognino.**

Verrina. Man jauchzt. Wem gilt das?

Bourgognino. Sie werden den Fiesko zum Herzog ausrufen.

Bertha (ſchmiegt ſich ängſtlich an Bourgognino.) Mein Vater iſt fürchterlich, Scipio!

Verrina. Laßt mich allein, Kinder! — O Genua! Genua!

Bourgognino. Der Pöbel vergöttert ihn, und forderte wiehernd den Purpur. Der Adel ſah mit Entſetzen zu, und durfte nicht Nein ſagen.

Verrina. Mein Sohn, ich hab alle meine Habſeligkeiten zu Gold gemacht, und auf dein Schiff bringen laſſen. Nimm deine Frau, und ſtich unverzüglich in See. Vielleicht werd ich nachkommen. Vielleicht — nicht mehr. Ihr ſegelt nach Marſeille, und (ſchwer und gepreßt ſie umarmend) Gott geleit euch! (ſchnell ab.)

Bertha. Um Gotteswillen! Worüber brütet mein Vater

Bourgognino. Verſtandſt du den Vater?

Bertha. Fliehen, o Gott! Fliehen in der Brautnacht!

Bourgognino. So ſprach er — und wir gehorchen.

(Beide gehen nach dem Hafen.)

Sechszehnter Auftritt.

Verrina. Fiesko (im herzoglichen Schmuck.)

(Beide treffen aufeinander.)

Fiesko. Verrina! erwünſcht. Eben war ich aus, dich zu ſuchen.

Verrina. Das war auch mein Gang.

Fiesko. Merkt Verrina keine Veränderung an ſeinem Freunde?

Verrina (zurückhaltend.) Ich wünſche keine.

Fiesko. Aber ſiehſt du auch keine?

Verrina (ohne ihn anzuſehen.) Ich hoffe! Nein!

Fiesko. Ich frage, findeſt du keine?

Verrina (nach einem flüchtigen Blick.) Ich finde keine.

Fiesko. Nun, ſiehſt du, ſo muß es doch wahr ſeyn, daß die Gewalt nicht Tyrannen macht. Seit wir uns beyde verlieſſen, bin ich Genua's Herzog geworden, und Verrina (indem er ihn an die Bruſt drückt) findet meine Umarmung noch feurig wie ſonſt.

Verrina. Deſto ſchlimmer, daß ich ſie froſtig erwiedern muß; der Anblick der Majeſtät fällt wie ein ſchneidendes Meſſer zwiſchen mich und den Herzog! Johann Ludwig Fiesko beſaß Länder in meinem Herzen — itzt hat er ja Genua erobert, und ich nehme mein Eigenthum zurück.

Fiesko (betreten.) Das wolle Gott nicht. Für ein Herzogthum wäre der Preiß zu jüdiſch.

Verrina (murmelt düſter.) Hum! Iſt denn etwa die Freiheit in der Mode geſunken, daß man dem Erſten dem Beſten Republiken um ein Schandengeld nachwirſt.

Fiesko (beißt die Lippen zuſammen.) Das ſag du niemand, als dem Fiesko.

Verrina. O natürlich! Ein vorzüglicher Kopf muß es immer ſeyn, von dem die Wahrheit ohne Ohrfeige wegkommt — Aber ſchade! der verſchlagene Spieler hats nur in einer Karte verſehen. Er kalkulirte das ganze Spiel des Neides, aber der raffinirte Witzling ließ zum Unglück die *Patrioten* aus. (ſehr bedeutend.) Hat der Unterdrücker der Freiheit auch einen Kniff auf die Züge der *römiſchen Tugend* zurückbehalten? Ich ſchwör es beim lebendigen Gott, eh die Nachwelt meine Gebeine aus dem Kirchhof eines *Herzogthums* gräbt, ſoll ſie ſie auf dem Rade zuſammenleſen.

Fiesko (nimmt ihn mit Sanftmuth bei der Hand.) Auch nicht, wenn der Herzog dein Bruder iſt? wenn er ſein Fürſtenthum nur zur Schatzkammer ſeiner Wohlthätigkeit macht, die bis itzt bei ſeiner haushälteriſchen Dürftigkeit betteln gieng? Verrina, auch dann nicht?

Verrina. Auch dann nicht — und der verſchenkte Raub hat noch keinem Dieb von dem Galgen geholfen. Ueberdieß gieng dieſe Großmuth bei Verrina fehl. Meinem Mitbürger konnt' ich ſchon erlauben, mir Gutes zu thun — meinem Mitbürger hoff' ich's wett machen zu können. Die Geſchenke eines Fürſten ſind *Gnade* — und Gott iſt mir gnädig.

Fiesko (ärgerlich.) Wollt' ich doch lieber Italien vom Atlantenmeer abreiſſen, als dieſen Starrkopf von ſeinem Wahn!

Verrina. Und Abreiſſen iſt doch ſonſt deine ſchlechteſte Kunſt nicht, davon weiß das Lamm Republik zu erzählen, das du dem Wolf Doria aus dem Rachen nahmſt — es ſelbſt aufzufreſſen. — Aber genug. Nur im Vorbeigehen, Herzog, ſage mir, was verbrach denn der arme Teufel, den ihr am Jeſuiterdom aufknüpftet?

Fiesko. Die Kanaille zündete Genua an.

Verrina. Aber doch die Geſetze ließ die Kanaille noch ganz?

Fiesko. Verrina brandſchatzt meine Freundſchaft.

Verrina. Hinweg mit der Freundſchaft. Ich ſage dir ja, ich liebe dich nicht mehr, ich ſchwöre dir, daß ich dich haſſe — haſſe wie den Wurm des Paradieſes, der den erſten falſchen Wurf in die Schöpfung that, worunter ſchon das fünfte Jahrtauſend blutet — Höre, Fiesko — Nicht Unterthan gegen Herrn — nicht Freund gegen Freund — Menſch gegen Menſch red' ich zu dir. (ſcharf und heftig.) Du haſt eine Schande begangen an der Majeſtät des wahrhaftigen Gottes, daß du dir die Tugend die Hände zu deinem Bubenſtück führen, und Genua's Patrioten mit Genua Unzucht treiben ließeſt — Fiesko, wär' auch ich der Redlichdumme geweſen, den Schalk nicht zu merken, Fiesko! bei allen Schauern der Ewigkeit, einen Strick wollt' ich drehen aus meinen eignen Gedärmen, und mich erdroſſeln, daß meine fliehende Seele in gichtriſchen Schaumblaſen dir zuſprützen ſollte. Das fürſtliche Schelmenſtück drückt wohl die Goldwage menſchlicher Sünden entzwei, aber du haſt den Himmel geneckt, und den Prozeß wird das Weltgericht führen. (Fiesko erſtaunt und ſprachlos mißt ihn mit großen Augen.)

Verrina. Beſinne dich auf keine Antwort. Itzt ſind wir fertig. (nach einigem Auf- und Niedergehen.) Herzog von Genua, auf den Schiffen des geſtrigen Tyrannen lernt' ich eine Gattung armer Geſchöpfe kennen, die eine verjährte Schuld mit jedem Ruderſchlag wiederkäuen, und in den Ozean ihre Thränen weinen, der wie ein reicher Mann zu vornehm iſt, ſie zu zählen — Ein guter Fürſt eröffnet ſein Regiment mit Erbarmen. Wollteſt du dich entſchlieſſen, die Galeerenſklaven zu erlöſen?

Fiesko (ſcharf.) Sie ſeyen die Erſtlinge meiner Tyranney — Geh, und verkündige ihnen allen Erlöſung!

Verrina. So machſt du deine Sache nur halb, wenn du ihre Freude verlierſt. Verſuch es und gehe ſelbſt. Die groſſen Herrn ſind ſo ſelten dabei, wenn ſie Böſes thun, ſollen ſie auch das Gute im Hinterhalt ſtiften? — Ich dächte, der Herzog wäre für keines Bettlers Empfindung zu groß.

Fiesko. Mann, du biſt ſchrecklich, aber ich weiß nicht, warum ich folgen muß. (beide gehen dem Meer zu.)

Verrina (hält ſtill mit Wehmuth.) Aber, noch einmal *umarme* mich, Fiesko! Hier iſt ja niemand, der den Verrina *weinen* ſieht, und einen Fürſten empfinden. (er drückt ihn innig.) Gewiß, nie ſchlugen zwei größere Herzen zuſammen, wir liebten uns doch ſo brüderlich warm — (heftig an Fiesko's Halſe weinend.) Fiesko! Fiesko! du räumſt einen Platz in meiner Bruſt, den das Menſchengeſchlecht, dreifach genommen, nicht mehr beſetzen wird.

Fiesko (ſehr gerührt.) Sey — mein — Freund.

Verrina. Wirf dieſen häßlichen Purpur weg und ich bins! — Der erſte Fürſt war ein Mörder, und führte den Purpur ein, die Flecken ſeiner That in dieſer Blutfarbe zu verſtecken — Höre, Fiesko — ich bin ein Kriegsmann, verſtehe mich wenig auf naſſe Wangen —

Fieſko — das ſind meine erſte Thränen — Wirf dieſen Purpur weg.

Fieſko. Schweig.

Verrina (heftiger.) Fieſko — laß hier alle Kronen dieſes Planeten zum Preis, dort zum Popanz all ſeine Foltern legen, ich ſoll knieen vor einem Sterblichen — ich werne nicht knieen — Fieſko! (indem er niederfällt.) es iſt mein erſter Kniefall — Wirf dieſen Purpur weg.

Fieſko. Steh auf, und reize mich nicht mehr!

Verrina (entſchloſſen.) Ich ſteh auf, reize dich nicht mehr. (ſie ſtehen auf einem Bret, das zu einer Galeere führt.) Der Fürſt hat den Vortritt. (gehen über das Brett.)

Fieſko. Was zerrſt du mich ſo am Mantel? — er fällt!

Verrina (mit fürchterlichem Hohn.) Nun, wenn der Purpur fällt, muß auch der Herzog nach. (er ſtürzt ihn ins Meer.)

Fieſko (ruft aus den Wellen.) Hilf, Genua! Hilf! Hilf deinem Herzog! (ſinkt unter.)

Siebzehnter Auftritt.

Kalkagno. Sacco. Zibo. Zenturione. Verſchworne. Volk.

(Alle eilig. Aengſtlich.)

Kalkagno (ſchreit.) Fieſko! Fieſko! Andreas iſt zurück, halb Genua ſpringt dem Andreas zu. Wo iſt Fieſko?

Verrina (mit feſtem Ton.) Ertrunken!

Zenturione. Antwortet die Hölle oder das Tollhaus?

Verrina. Ertränkt, wenn das hübſcher lautet — Ich geh zum Andreas.

(Alle bleiben in ſtarren Gruppen ſtehen. Der Vorhang fällt.)

Kabale und Liebe.

Ein
bürgerliches Trauerſpiel.

Perſonen.

Präſident von Walter, am Hof eines deutſchen Fürſten.
Ferdinand, ſein Sohn, Major.
Hofmarſchall von Kalb.
Lady Milford, Favoritinn des Fürſten.
Wurm, Hausſekretair des Präſidenten.
Miller, Stadtmuſikant, oder wie man ſie an einigen Orten nennt, Kunſtpfeifer.
Deſſen Frau.
Louiſe, deſſen Tochter.
Sophie, Kammerjungfer der Lady.
Ein Kammerdiener des Fürſten.
Verſchiedene Nebenperſonen.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Zimmer beym Muſikus.

Miller ſteht eben vom Seſſel auf, und ſtellt ſein Violoncell auf die Seite. An einem Tiſch ſitzt Frau Millerinn noch im Nachtgewand, und trinkt ihren Kaffee.

Miller (ſchnell auf- und abgehend.)

Einmal für allemal! Der Handel wird ernſthaft. Meine Tochter kommt mit dem Baron ins Geſchrei. Mein Haus wird verrufen. Der Präſident bekommt Wind, und – kurz und gut, ich biete den Junker aus.

Frau. Du haſt ihn nicht in dein Haus geſchwatzt – haſt ihm deine Tochter nicht nachgeworfen.

Miller. Hab ihn nicht in mein Haus geſchwatzt – hab ihm's Mädel nicht nachgeworfen; wer nimmt Notiz davon? — Ich war Herr im Hauſe. Ich hätte meine

Tochter mehr Foram nehmen ſollen. Ich hätt' dem Major beſſer auſtrumpfen ſollen — oder hätt' gleich alles Seiner Excellenz dem Herrn Papa ſtecken ſollen. Der junge Baron bringts mit einem Wiſcher hinaus, das muß ich wiſſen, und alles Wetter kommt über den Geiger.

Frau (ſchlürft eine Taſſe aus.) Poſſen! Geſchwätz! Was kann über dich kommen? Wer kann dir was anhaben? Du gehſt deiner Profeſſion nach, und raffſt Scholaren zuſammen, wo ſie zu kriegen ſind.

Miller. Aber, ſag mir doch, was wird bey dem ganzen Kommerz auch heraus kommen? — Nehmen kann er das Mädel nicht — Vom Nehmen iſt gar die Rede nicht, und zu einer — daß Gott erbarm? — Guten Morgen! — Gelt, wenn ſo ein Muſje von ſich da und dort, und dort und hier, ſchon herumbeholfen hat, wenn er, der Henker weiß was? als gelöſt hat, ſchmeckts meinem guten Schlucker freilich, einmal auf ſüß Waſſer zu graben. Gib du acht! gib du acht! und wenn du aus jedem Aſtloch ein Auge ſtreckſt, und vor jedem Blutstropfen Schildwache ſtändeſt, er wird ſie, dir auf der Naſe, beſchwatzen, dem Mädel eins hinſetzen, und führt ſich ab, und das Mädel iſt verſchimpfirt auf ihr Lebenlang, bleibt ſitzen, oder hats Handwerk verſchmeckt, treibts fort. (die Fauſt vor die Stirn) Jeſus Chriſtus!

Frau. Gott behüt uns in Gnaden!

Miller. Es hat ſich zu behüten. Worauf kann ſo ein Windfuß wohl ſonſt ſein Abſehen richten? — Das Mädel iſt ſchön — ſchlank — führt ſeinen netten Fuß. Unter'm Dach mags ausſehen, wie's will. Darüber guckt man bey euch Weibsleuten weg, wenn's nur der liebe Gott par Terre nicht hat fehlen laſſen — Stöbert mein Springinsfeld erſt noch dieſes Kapitel aus — heh da! geht ihm ein Licht auf, wie meinem Rodney, wenn er die Witterung eines Franzoſen kriegt, und nun müſſen alle Segel dran, und drauf los, und — ich verdenk's ihm gar nicht. Menſch iſt Menſch. Das muß ich wiſſen.

Frau. Sollteſt nur die wunderhübſche Billeter auch leſen, die der gnädige Herr an deine Tochter als ſchreiben thut. Guter Gott! Da ſieht man's ja ſonnenklar, wie es ihm pur um ihre ſchöne Seele zu thun iſt.

Miller. Das iſt die rechte Höhe! Auf den Sack ſchlägt man; den Eſel meynt man. Wer einen Gruß an das liebe Fleiſch zu beſtellen hat, darf nur das gute Herz Boten gehen laſſen. Wie hab ich's gemacht? Hat man's nur erſt ſo weit im Reinen, daß die Gemüther topp machen, wutſch! nehmen die Körper auch ein Exempel; das Geſind machts der Herrſchaft nach und der ſilberne Mond iſt am End nur der Kuppler geweſen.

Frau. Sieh doch nur erſt die prächtigen Bücher an, die der Herr Major ins Haus geſchaft haben. Deine Tochter betet auch immer draus.

Miller (pfeift.) Hui da! Betet! Du haſt den Witz davon. Die rohen Kraftbrühen der Natur ſind Ihro Gnaden zartem Makronen-Magen noch zu hart — Er muß ſie erſt in der hölliſchen Peſtilenzküche der Belletriſten künſtlich aufkochen laſſen. Ins Feuer mit dem Quark! Da ſangt mir das Mädel — weiß Gott was als für? — überhimmliſche Alfanzereien ein, das läuft dann wie ſpaniſche Mücken ins Blut und wirft mir die Handvoll Chriſtenthum noch gar auseinander, die der Vater mit knapper Noth ſo ſo noch zuſammen hielt. Ins Feuer, ſag ich! Das Mädel ſezt ſich alles Teufels Gezeug in den Kopf; über all dem Herumſchwänzen in der Schlaraffenwelt findet's zulezt ſeine Heimath nicht mehr, vergißt, ſchämt ſich, daß ſein Vater Miller der Geiger iſt, und verſchlägt mir am End einen wackern ehrbaren Schwiegerſohn, der ſich ſo warm in meine Kundſchaft hineingeſezt hätte — — Nein! Gott verdamm mich! (er ſpringt auf, hizig.) Gleich muß die Paſtete auf den Heerd, und dem Major — ja ja dem Major will ich weiſen, wo Meiſter Zimmermann das Loch gemacht hat. (er will fort.)

Frau. Sey artig, Miller! Wie manchen ſchönen Groſchen haben uns nur die Präſenter — —

Miller (kommt zurück und bleibt vor ihr ſtehen.) Das Blutgeld meiner Tochter? — Schier dich zum Satan, infame Kupplerinn! — Eh will ich mit meiner Geig' auf den Bettel herumziehen, und das Konzert um was Warmes geben — eh will ich mein Violoncello zerſchlagen, und Miſt im Sonanzboden führen, eh ich mirs ſchmecken laß von dem Geld, das mein einziges Kind mit Seel und Seligkeit abverdient. — Stell den vermaledeyten Kaffee ein, und das Tobackſchnupfen, ſo brauchſt du deiner Tochter Geſicht nicht zu Markt zu treiben. Ich hab mich ſatt gefreſſen, und immer ein gutes Hemd auf dem Leib gehabt, eh ch ſo ein vertrackter Tauſend Sa Sa! in meine Stube geſchmeckt hat.

Frau. Nur nicht gleich mit der Thür ins Haus. Wie du doch den Augenblick in Feuer und Flammen ſtehſt! Ich ſprech ja nur, man man müſſ' den Herrn Major nicht disguſchthüren, weil Sie des Präſidenten Sohn ſind.

Miller. Da liegt der Haas im Pfeffer. Darum, juſt eben darum, muß die Sach noch heut auseinander! Der Präſident muß es mir Dank wiſſen, wenn er ein rechtſchaffener Vater iſt. Du wirſt mir meinen rothen plüſchenen Rock ausbürſten, und ich werde mich bei Seiner Excellenz anmelden laſſen. Ich werde ſprechen zu Seiner Excellenz: Dero Herr Sohn haben ein Aug auf meine Tochter; meine Tochter iſt zu ſchlecht zu Dero Herrn Sohnes Frau, aber zu Dero Herrn Sohnes Hure iſt meine Tochter zu koſtbar, und damit baſta! — Ich heiße Miller.

Zweyte Scene.

Sekretär Wurm. Die Vorigen.

Frau. Ach! guten Morgen, Herr Sekretare! Hat man auch einmal wieder das Vergnügen von Ihnen?

Wurm. Meinerſeits, meinerſeits, Frau Base! Wo eine Kavaliersgnade einſpricht, kommt mein bürgerliches Vergnügen in gar keine Rechnung.

Frau. Was Sie nicht ſagen, Herr Sekretare! Des

Herrn Majors von Walter hohe Gnade machen uns wohl je und je das Pläſier; doch verachten wir darum niemand.

Miller (verdrüßlich.) Dem Herrn einen Seſſel, Frau! Wollen's ablegen, Herr Landsmann?

Wurm (legt Hut und Stock weg, ſetzt ſich.) Nun! Nun! und wie befinden ſich denn meine Zukünftige — oder Geweſene? — Ich will doch nicht hoffen — kriegt man ſie nicht zu ſehen — Mamſell Louiſen?

Frau. Danken der Nachfrage, Herr Sekertare! Aber meine Tochter iſt doch gar nicht hochmüthig.

Miller (ärgerlich, ſtößt ſie mit dem Ellenbogen.) Weib!

Frau. Bedauerns nur, daß ſie die Ehre nicht haben kann vom Herrn Sekertare. Sie iſt eben in die Meß, meine Tochter.

Wurm. Das freut mich! freut mich! Ich werd' einmal eine fromme chriſtliche Frau an ihr haben!

Frau (lächelt dumm-vornehm.) Ja — aber Herr Sekertare —

Miller (in ſichtbarer Verlegenheit, kneipt ſie in die Ohren.) Weib!

Frau. Wenn Ihnen unſer Haus ſonſt irgendwo dienen kann — Mit allem Vergnügen, Herr Sekertare —

Wurm (macht falſche Augen.) Sonſt irgendwo! Schönen Dank! Schönen Dank — Hem! hem! hem!

Frau. Aber — wie der Herr Sekertare ſelber die Einſicht werden haben —

Miller (voll Zorn ſeine Frau vor den Hintern ſtoßend.) Weib!

Frau. Gut iſt gut, und beſſer iſt beſſer, und einem einzigen Kind mag man doch auch nicht vor ſeinem Glück ſeyn. (bäuriſchſtolz) Sie werden mich ja doch wohl merken, Herr Sekretare?

Wurm (rückt unruhig im Seſſel, kratzt hinter den Ohren, und zupft an Manſchetten und Jabot.) Merken? nicht doch — O ja — Wie meynen Sie denn?

Frau. Nu — Nu — ich dächte nur — ich meyne (hustet) Weil eben halt der liebe Gott meine Tochter baardu zur gnädigen Madam will haben —

Wurm (fährt vom Stuhl.) Was ſagen Sie da? Was?

Miller. Bleiben ſitzen! Bleiben ſitzen, Herr Sekretarius! Das Weib iſt eine alberne Gans! Wo ſoll eine gnädige Madam herkommen? Was für ein Eſel ſtreckt ſein Langohr aus dieſem Geſchwätze?

Frau. Schmäl du, ſo lang du willſt. Was ich weiß, weiß ich — und was der Herr Major geſagt hat, das hat er geſagt.

Miller (aufgebracht, ſpringt nach der Geige.) Willſt du dein Maul halten? Willſt das Violoncello am Hirnkaſten wiſſen? — Was kannſt du wiſſen? Was kann er geſagt haben? — Kehren ſich an das Geklatſch nicht, Herr Vetter! — Marſch du in deine Küche! — Werden mich doch nicht für des Dummkopfs leiblichen Schwager halten, daß ich ebenaus wohl mit dem Mädel? Werden doch das nicht von mir denken, Herr Sekretarius?

Wurm. Auch hab ich es nicht um Sie verdient, Herr Muſikmeiſter! Sie haben mich jederzeit den Mann von Wort ſehen laſſen, und meine Anſprüche auf Ihre Tochter waren ſo gut, als unterſchrieben. Ich habe ein Amt, das ſeinen guten Haushälter nähren kann, der Präſident iſt mir gewogen, an Empfehlung kann es nicht fehlen, wenn ich mich höher pouſſiren will. Sie ſehen, daß meine Abſichten auf Mamſell Louiſen ernſthaft ſind, wenn Sie vielleicht von einem adelichen Windbeutel herumgeholt — —

Frau. Herr Sekretare Wurm! mehr Reſpekt, wenn man bitten darf —

Miller. Halt du dein Maul, ſag ich — Laſſen Sie es gut ſeyn, Herr Vetter! Es bleibt beim Alten. Was ich Ihnen verwichenen Herbſt zum Beſcheid gab, bring' ich heut wieder. Ich zwinge meine Tochter nicht. Stehen Sie ihr an — wohl und gut, ſo mag ſie zuſehen, wie ſie glücklich mit Ihnen wird. Schüttelt ſie den Kopf — noch beſſer — — in Gottes Namen, wollt' ich ſagen — ſo ſtecken Sie den Korb ein, und trinken eine Bouteille mit dem Vater. — Das Mädel muß mit Ihnen leben — ich nicht. — Warum ſoll ich ihr einen Mann, den ſie nicht ſchmecken kann, aus purem klarem Eigenſinn an den Hals werfen? — Daß mich der böſe Feind in meinen eisgrauen Tagen noch wie ſein Wildpret herumhetze — daß ich's in jedem Glas Wein zu ſaufen — in jeder Suppe zu freſſen kriege: Du biſt der Spitzbube, der ſein Kind ruinirt hat.

Frau. Und kurz und gut — ich geb meinen Konſenz abſolut nicht; meine Tochter iſt zu was Hohem gemünzt, und ich lauf in die Gerichte, wenn mein Mann ſich beſchwatzen läßt.

Miller. Willſt du Arm und Bein entzwei haben Wettermaul?

Wurm (zu Millern.) Ein väterlicher Rath vermag bei der Tochter viel, und hoffentlich werden Sie mich kennen, Herr Miller?

Miller. Daß dich alle Hagel! 's Mädel muß Sie kennen. Was ich alter Knaſterbart an Ihnen ablecke, iſt juſt kein Freſſen fürs junge naſchhafte Mädel. Ich will Ihnen aufs Haar hin ſagen, ob Sie ein Mann fürs Orcheſter ſind — aber eine Weiberſeel iſt auch für einen Kapellmeiſter zu ſpitzig. — Und dann von der Bruſt weg, Herr Vetter — ich bin halt ein plumper gerader deutſcher Kerl — für meinen Rath werden Sie ſich zuletzt wenig bedanken. Ich rathe meiner Tochter zu keinem — aber Sie mißrath' ich meiner Tochter, Herr Sekretarius! Laſſen mich ausreden. Einem Liebhaber, der den Vater zu Hilfe ruft, trau ich — erlauben Sie, — keine hohle Haſelnuß zu. Iſt er was, ſo wird er ſich ſchämen, ſeine Talente durch dieſen altmodiſchen Kanal vor ſeine Liebſte zu bringen — Hat er's Kourage nicht, ſo iſt er ein Haſenfuß, und für den ſind keine Louiſen gewachſen — — Da! hinter dem Rücken des Vaters muß er ſein Gewerb an die Tochter beſtellen. Machen muß er, daß das Mädel lieber Vater und Mutter zum Teufel wünſcht, als ihn fahren läßt — oder ſelber kommt, dem Vater zu Füßen ſich wirft, und ſich um Gottes willen den ſchwarzen gelben Tod, oder den Herzeinzigen ausbittet. — Das nenn' ich einen Kerl! das heißt lieben! und wer's bei dem Weibsvolk nicht ſo weit bringt, der ſoll — — auf ſeinem Gänſekiel reiten.

Wurm (greift nach Hut und Stock, und zum Zimmer hinaus.) Obligation, Herr Miller!

Miller (geht ihm langſam nach.) Für was? Für was? Haben Sie ja doch nichts genoſſen, Herr Sekretarius! (zurückkommend.) Nichts hört er, und hin zieht er — — Iſt mirs doch wie Gift und Operment, wenn ich den Federfuchſer zu Geſichte kriege. Ein konfiſzirter widriger Kerl, als hätt' ihn irgend ein Schleichhändler in die Welt meines Herrgotts hineingeſchachert. — Die kleinen tückiſchen Mausaugen, — die Haare brandroth, — das Kinn herausgequollen, gerade als wenn die Natur für purem Gift über das verhunzte Stück Arbeit meinen Schlingel da angefaßt, und in irgend eine Ecke geworfen hätte — Nein! Eh ich meine Tochter an ſo einen Schuft wegwerfe, lieber ſoll ſie mir — Gott verzeih mirs —

Frau (ſpuckt aus, giftig.) Der Hund! — aber man wird dir's Maul ſauber halten!

Miller. Du aber auch mit deinem peſtilenzialiſchen Junker — Haſt mich vorhin auch ſo in Harniſch gebracht. — Biſt doch nie dummer, als wenn du um Gottes willen geſcheid ſeyn ſollteſt. Was hat das Geträtſch von einer gnädigen Madam und deiner Tochter da vorſtellen ſollen? Das iſt mir der Alte! Dem muß man ſo was an die Naſe heften, wenn's Morgen am Marktbrunnen ausgeſchellt ſeyn ſoll. Das iſt juſt ſo ein Muſje, wie ſie in der Leute Häuſern herum riechen, über Keller und Koch reſonniren, und ſpringt einem ein naſenweiſes Wort über's Maul — Bumbs! habens Fürſt und Mätreß und Präſident, und du haſt das ſiedende Donnerwetter am Halſe.

Dritte Scene.

(Louiſe Millerinn kommt, ein Buch in der Hand. Vorige.)

Louiſe (legt das Buch nieder, geht zu Millern und drückt ihm die Hand.) Guten Morgen, lieber Vater!

Miller (warm.) Brav, meine Louiſe! — Freut mich — daß du ſo fleißig an deinen Schöpfer denkſt. Bleib immer ſo, und ſein Arm wird dich halten.

Louiſe. O! ich bin eine ſchwere Sünderinn, Vater! — War er da, Mutter?

Frau. Wer, mein Kind?

Louiſe. Ach! ich vergaß, daß es noch außer ihm Menſchen giebt — Mein Kopf iſt ſo wüſte — Er war nicht da? Walter?

Miller (traurig und ernſthaft.) Ich dächte, meine Louiſe hätte den Namen in der Kirche gelaſſen?

Louiſe (nachdem ſie ihn eine Zeitlang ſtarr angeſehen.) Ich verſteh Ihn, Vater — fühle das Meſſer, das er in mein Gewiſſen ſtößt; aber es kommt zu ſpät. — Ich habe keine Andacht mehr, Vater — der Himmel und Ferdinand reiſſen an meiner blutenden Seele, und ich fürchte — ich fürchte — (nach einer Pauſe.) Doch nein, guter Vater! Wenn wir ihn über dem Gemählde vernachläſſigen, findet ſich ja der Künſtler am feinſten gelobt. — Wenn meine Freude über ſein Meiſterſtück mich ihn ſelbſt überſehen macht, Vater, muß das Gott nicht ergötzen?

Miller (wirft ſich unmuthig auf den Stuhl.) Da haben wirs! Das iſt die Frucht von dem gottloſen Leſen!

Louiſe (tritt unruhig an ein Fenſter.) Wo er wohl jetzt iſt? — Die vornehmen Fräulein, die ihn ſehen — ihn hören — — ich bin ein ſchlechtes vergeſſenes Mädchen (erſchrickt an dem Wort, und ſtürzt ihrem Vater zu.) Doch nein, nein! verzeih er mir. Ich beweine mein Schickſal nicht. Ich will ja nur wenig — an ihn denken — das koſtet ja nichts. Dies Bischen Leben — dürft' ich es hinhauchen in ein leiſes ſchmeichelndes Lüftchen, ſein Geſicht abzukühlen! — Dies Blümchen Jugend — wär' es ein Veilchen, und er träte darauf, und es dürfte beſcheiden unter ihm ſterben! Damit genügte mir, Vater! Wenn die Mücke in ihren Strahlen ſich ſonnet — kann ſie das ſtrafen, die ſtolze majeſtätiſche Sonne?

Miller (beugt ſich gerührt an die Lehne des Stuhls und bedeckt das Geſicht.) Höre, Louiſe — Das Biſſel Bodenſatz meiner Jahre, ich gäb' es hin, hätteſt du den Major nie geſehen.

Louiſe (erſchrocken.) Was ſagt er da? Was? — Nein! er meynt es anders, der gute Vater. Er wird nicht wiſſen, daß Ferdinand mein iſt, mir geſchaffen, mir zur Freude vom Vater der Liebenden. (ſie ſteht nachdenkend.) Als ich ihn das erſtemal ſah — (raſcher) und mir das Blut in die Wangen ſtieg, froher jagten alle Pulſe; jede Wallung ſprach, jeder Athem liſpelte: Er iſts! — und mein Herz den Immermangelnden erkannte, bekräftigte: Er iſts! — und wie das wiederklang durch die ganze mitfreuende Welt! Damals — o damals gieng in meiner Seele der erſte Morgen auf. Tauſend junge Gefühle ſchoſſen aus meinem Herzen, wie die Blumen aus dem Erdreich, wenns Frühling wird. Ich ſah keine Welt mehr, und doch beſinn ich mich, daß ſie niemals ſo ſchön war. Ich wußte von keinem Gott mehr, und doch hatt' ich ihn nie ſo geliebt.

Miller (eilt auf ſie zu, drückt ſie wider ſeine Bruſt.) Louiſe — theures — herrliches Kind — Nimm meinen alten mürben Kopf — nimm alles — alles! — den Major — Gott iſt meine Zeuge — ich kann dir ihn nimmer geben. (er geht ab.)

Louiſe. Auch will ich ihn ja jetzt nicht, mein Vater! Dieſer karge Thautropfe Zeit — ſchon ein Traum von Ferdinand trinkt ihn wollüſtig auf. Ich entſag' ihm für dieſes Leben. Dann, Mutter — dann, wenn die Schranken des Unterſchiedes einſtürzen — wenn von uns abſpringen all die verhaßten Hülſen des Standes — Menſchen nur Menſchen ſind — ich bringe nichts mit mir, als meine Unſchuld, aber der Vater hat ja ſo oft geſagt, daß der Schmuck und die prächtigen Titel wohlfeil werden, wenn Gott kommt, und die Herzen im Preiſe ſteigen. Ich werde dann reich ſeyn. Dort rechnet man Thränen für Triumphe, und ſchöne Gedanken für Ahnen an! Ich werde dann vornehm ſeyn, Mutter! — Was hätte er dann noch vor ſeinem Mädchen voraus?

Frau (fährt in die Höhe.) Louiſe! der Major! Er ſpringt über die Planke! Wo verberg ich mich?

Louiſe (fängt an zu zittern.) Bleib ſie doch, Mutter!

Frau. Mein Gott! Wie ſeh ich aus; Ich muß mich ja ſchämen! Ich darf mich nicht vor Seiner Gnaden ſo ſehen laſſen! (ab)

Vierte Scene.

Ferdinand von Walter. Louiſe.

(Er fliegt auf ſie zu — ſie ſinkt entfärbt und matt auf einen Seſſel — er bleibt vor ihr ſtehn — und ſie ſehen ſich eine Zeitlang ſtillſchweigend an. Pauſe.)

Ferdinand. Du biſt blaß, Louiſe?

Louiſe (ſteht auf und fällt ihm um den Hals.) Es iſt nichts! nichts! Du biſt ja da. Es iſt vorüber!

Ferdinand (ihre Hand nehmend und zum Munde führend.) Und liebt mich meine Louiſe noch? Mein Herz iſt das geſtrige, iſts auch das deine noch? Ich fliege nur her, will ſehen, ob du heiter biſt, und gehn und es auch ſeyn — Du biſts nicht!

Louiſe. Doch, doch, mein Geliebter!

Ferdinand. Rede mir Wahrheit! Du biſt's nicht! Ich ſchaue durch deine Seele, wie durch das klare Waſſer dieſes Brillanten (er zeigt auf ſeinen Ring). Hier wirft ſich kein Bläschen auf, das ich nicht merkte — kein Gedanke tritt in dies Angeſicht, der mir entwiſchte! Was haſt du? Geſchwind! Weiß ich nur dieſen Spiegel helle, ſo läuft keine Welle über die Welt! Was bekümmert dich?

Louiſe (ſieht ihn eine Weile ſtumm und bedeutend an, dann mit Wehmuth.) Ferdinand! Daß du doch wüßteſt, wie ſchön in dieſer Sprache das bürgerliche Mädchen ſich ausnimmt. —

Ferdinand. Was iſt das? (befremdet.) Mädchen! Höre! Wie kommſt du auf das? — Du biſt meine Louiſe! Wer ſagt dir, daß du noch etwas ſeyn ſollteſt? Siehſt du, Falſche! auf welchem Kaltſinn ich dir begegnen muß. Wäreſt du ganz nur Liebe für mich, wann hätteſt du Zeit gehabt eine Vergleichung zu machen? Wenn ich bei dir bin, zerſchmilzt meine Vernunft in einen Blick — in einen Traum von dir, wenn ich weg bin, und du haſt noch eine Klugheit neben deiner Liebe? — Schäme dich! Jeder Augenblick, den du an dieſen Kummer verlorſt, war deinem Jüngling geſtohlen.

Louiſe (faßt ſeine Hand, indem ſie den Kopf ſchüttelt.) Du willſt mich einſchläfern, Ferdinand — willſt meine Augen von dieſem Abgrund hinweglocken, in den ich ganz gewiß ſtürzen muß. Ich ſeh' in die Zukunft — die Stimme des Ruhms — deine Entwürfe — dein Vater — mein

Nichts (erſchrickt, und läßt plötzlich ſeine Hand fahren.) Ferdinand! ein Dolch über dir und mir! Man trennt uns!

Ferdinand. Trennt uns! (er ſpringt auf.) Woher bringſt du dieſe Ahnung, Louiſe? Trennt uns? — Wer kann den Bund zweyer Herzen löſen, oder die Töne eines Accords auseinander reiſſen? — Ich bin ein Edelmann — Laß doch ſehen, ob mein Adelbrief älter iſt, als der Riß zum unendlichen Weltall? oder mein Wappen gültiger, als die Handſchrift des Himmels in Louiſen's Augen: Dieſes Weib iſt für dieſen Mann? — Ich bin des Präſidenten Sohn. Eben darum. Wer, als die Liebe, kann mir die Flüche verſüßen, die mir der Landeswucher meines Vaters vermachen wird?

Louiſe. O wie ſehr fürcht' ich ihn — dieſen Vater! —

Ferdinand. Ich fürchte nichts — nichts — als die Gränzen deiner Liebe! Laß auch Hinderniſſe wie Gebürge zwiſchen uns treten, ich will ſie für Treppen nehmen und drüber hin in Louiſen's Arme fliegen! Die Stürme des widrigen Schickſals ſollen meine Empfindung empor blaſen, Gefahren werden meine Louiſe nur reizender machen. — Alſo nichts mehr von Furcht, meine Liebe! Ich ſelbſt — ich will über dir wachen, wie der Zauberdrach über unterirdiſchem Golde — Mir vertraue dich! Du brauchſt keinen Engel mehr — Ich will mich zwiſchen dich und das Schickſal werfen — empfangen für dich jede Wunde — auffaſſen für dich jeden Tropfen aus dem Becher der Freude — dir ihn bringen in der Schaale der Liebe. (ſie zärtlich umfaſſend) An dieſem

Arm ſoll meine Louiſe durchs Leben hüpfen, ſchöner, als er dich von ſich ließ, ſoll der Himmel dich wieder haben, und mit Verwunderung eingeſtehn, daß nur die Liebe die lezte Hand an die Seelen legte —

Louiſe (drückt ihn von ſich, in groſer Bewegung.) Nichts mehr! Ich bitte dich, ſchweig! — Wüßteſt du — Laß mich — du weißt nicht, daß deine Hofnungen mein Herz, wie urien, anfallen! (will fort.)

Ferdinand (hält ſie auf.) Louiſe? Wie! Was! Welche Anwandlung?

Louiſe. Ich hatte dieſe Träume vergeſſen und war lücklich — Jezt! Jezt! Von heute an — der Friede meines Lebens iſt aus — Wilde Wünſche — ich weiß es — erden in meinem Buſen raſen. — Geh — Gott vergebe ir's! — Du haſt den Feuerbrand in mein junges friedſames Herz geworfen, und es wird nimmer, nimmer gelöſcht erden. (ſie ſtürzt hinaus. Er folgt ihr ſprachlos nach.)

Fünfte Scene.

Saal beim Präſidenten.

er Präſident, ein Ordenskreuz um den Hals, einen Stern an der Seite, und Sekretär Wurm treten auf.

Präſident. Ein ernſthaftes Attachement! Mein hn? — Nein, Wurm, das macht er mich nimmermehr uben!

Wurm. Ihro Exzellenz haben die Gnade mir den Beweis zu befehlen.

Präſident. Daß er der Bürgerkanaille den Hof macht — Flatterien ſagt — auch meinetwegen Empfindungen vorplaudert — Das ſind lauter Sachen, die ich möglich finde — verzeihlich finde — aber — und noch gar die Tochter eines Muſikanten ſagt er?

Wurm. Muſikmeiſter Millers Tochter.

Präſident. Hübſch? — Zwar das verſteht ſich.

Wurm (lebhaft.) Das ſchönſte Exemplar einer Blondine, die, nicht zu viel geſagt, neben den erſten Schönheiten des Hofes noch Figur machen würde.

Präſident (lacht.) Er ſagt mir, Wurm — er habe ein Aug auf das Ding — das find ich. Aber ſieht er, mein lieber Wurm — daß mein Sohn Gefühl für das Frauenzimmer hat, macht mir Hofnung, daß ihn die Damen nicht haſſen werden. Er kann bei Hof etwas durchſetzen. Das Mädchen iſt ſchön, ſagt er, das gefällt mir an meinem Sohn, daß er Geſchmack hat. Spiegelt er der Närrinn ſolide Abſichten vor? Noch beſſer — ſo ſeh ich, daß er Witz genug hat, in ſeinen Beutel zu lügen. Er kann Präſident werden. Sezt er es noch dazu durch? Herrlich! das zeigt mir an, daß er Glück hat. — Schließt ſich die Farce mit einem geſunden Enkel — Unvergleichlich! ſo trink ich auf die guten Aſpekten meines Stammbaums eine Bouteille Malaga mehr, und bezahle die Skortationsſtrafe für ſeine Dirne.

Wurm. Alles, was ich wünſche, Ihr' Exzellenz, iſt, daß Sie nicht nöthig haben möchten dieſe Bouteille zu Ihrer Zerſtreuung zu trinken.

Präſident (ernſthaft.) Wurm, beſinn er ſich, daß ich, wenn ich einmal glaube, hartnäckig glaube, raſe, wenn ich zürne — Ich will einen Spaß daraus machen, daß er mich aufhetzen wollte. Daß er ſich ſeinen Nebenbuhler gern vom Hals geſchaft hätte, glaub ich ihm herzlich gern. Da er meinen Sohn bei dem Mädchen auszuſtechen Mühe haben möchte, ſoll ihm der Vater zur Fliegenklatſche dienen, das find ich wieder begreiflich — und daß er einen ſo herrlichen Anſatz zum Schelmen hat, entzückt mich ſogar — Nur, mein lieber Wurm, muß er mich nicht mit prellen wollen. — Nur, verſteht er mich, muß er den Pfiff nicht bis zum Einbruch in meine Grundſätze treiben! —

Wurm. Ihro Exzellenz verzeihen! Wenn auch wirklich — wie Sie argwohnen — die Eiferſucht hier im Spiel ſeyn ſollte, ſo wäre ſie es wenigſtens nur mit den Augen und nicht mit der Zunge.

Präſident. Und ich dächte, ſie bliebe ganz weg. Dummer Teufel, was verſchlägt es denn ihm, ob er die Karolin friſch aus der Münze, oder vom Banquier bekommt. Tröſt' er ſich mit dem hieſigen Adel; — wiſſentlich oder nicht — bei uns wird ſelten eine Mariage geſchloſſen, wo nicht wenigſtens ein halb Dutzend der Gäſte — oder der Aufwärter — das Paradies des Bräutigams geometriſch ermeſſen kann.

Wurm (verbeugt ſich.) Ich mache hier gern den Bürgersmann, gnädiger Herr!

Präſident. Ueberdies kann er mit nächſtem die Freude haben, ſeinem Nebenbuhler den Spott auf die ſchönſte Art heimzugeben. Eben jezt liegt der Anſchlag im Kabinet, daß, auf Ankunft der neuen Herzoginn, Lady Milford zum Schein den Abſchied erhalten, und, den Betrug vollkommen zu machen, eine Verbindung eingehen ſoll. Er weiß, Wurm, wie ſehr ſich mein Anſehen auf den Einfluß der Lady ſtüzt — wie überhaupt meine mächtigſten Springfedern in die Wallungen des Fürſten hineinſpielen. Der Herzog ſucht eine Parthie für die Milford. Ein anderer kann ſich melden — den Kauf ſchließen, mit der Dame das Vertrauen des Fürſten an ſich reißen, ſich ihm unentbehrlich machen — damit nun der Fürſt im Nez meiner Familie bleibe, ſoll mein Ferdinand die Milford heirathen — — Iſt ihm das helle?

Wurm. Daß mich die Augen beiſſen — — Wenigſtens bewieß der Präſident hier, daß der Vater nur ein Anfänger gegen ihn iſt. Wenn der Major Ihnen eben ſo den gehorſamen Sohn zeigt, als Sie ihm den zärtlichen Vater, ſo dörfte Ihre Anforderung mit Proteſt zurückkommen.

Präſident. Zum Glück war mir noch nie für die Ausführung eines Entwurfes bang, wo ich mich mit einem: Es ſoll ſo ſeyn, einſtellen konnte. — Aber ſieh er nun, Wurm, das hat uns wieder auf den vorigen Punkt geleitet! Ich kündige meinem Sohn noch dieſen Vormittag ſeine Vermählung an. Das Geſicht, das er mir zeigen wird, ſoll ſeinen Argwohn entweder rechtfertigen, oder ganz widerlegen.

Wurm. Gnädiger Herr, ich bitte ſehr um Vergebung! Das finſtre Geſicht, das er Ihnen ganz zuverläſſig zeigt, läßt ſich eben ſo gut auf die Rechnung der Braut ſchreiben, die Sie ihm zuführen, als derjenigen, die Sie ihm nehmen. Ich erſuche Sie um eine ſchärfere Probe! Wählen Sie ihm die untadelhafteſte Parthie im Land, und ſagt er ja, ſo laſſen Sie den Sekretär Wurm drei Jahre Kugeln ſchleifen.

Präſident (beißt die Lippen.) Teufel!

Wurm. Es iſt nicht anders! Die Mutter — die Dummheit ſelbſt — hat mir in der Einfalt zuviel geplaudert.

Präſident (geht auf und nieder, preßt ſeinen Zorn zurück.) Gut! Dieſen Morgen noch.

Wurm. Nur vergeſſen Ew. Exzellenz nicht, daß der Major — der Sohn meines Herrn iſt!

Präſident. Er ſoll geſchont werden, Wurm!

Wurm. Und daß der Dienſt, Ihnen von einer unwillkommenen Schwiegertochter zu helfen —

Präſident. Den Gegendienſt werth iſt, ihm zu einer Frau zu helfen? Auch das, Wurm!

Wurm (bückt ſich vergnügt.) Ewig der Ihrige, gnädiger Herr! (er will gehen.)

Präſident. Was ich ihm vorhin vertraut habe, Wurm! (drohend.) Wenn er plaudert —

Wurm (lacht.) So zeigen Ihr Erzellenz meine falſchen Handſchriften auf! (er geht ab.)

Präſident. Zwar du biſt mir gewiß! Ich halte dich an deiner eigenen Schurkerei, wie den Schröter am Faden!

Ein Kammerdiener (tritt herein.) Hofmarſchall von Kalb —

Präſident. Kommt, wie gerufen! — Er ſoll mir angenehm ſeyn. (Kammerdiener geht.)

Sechſte Scene.

Hofmarſchall von Kalb. (in einem reichen, aber geſchmackloſen Hofkleid, mit Kammerherrnſchlüſſel, zwey Uhren und einem Degen, Chapeau-bas und friſiert a la Heriſſon. Er fliegt mit großem Geräuſch auf den Präſidenten zu, und breitet einen Biſamgeruch über das ganze Parterre.)

Präſident.

Hofmarſchall (ihn umarmend.) Ah! guter Morgen, mein Beſter! Wie geruht? Wie geſchlafen? — Sie verzeihen doch, daß ich ſo ſpät das Vergnügen habe — dringende Geſchäfte — der Küchenzettel — Viſitenbillets — das Arrangement der Parthien auf die heutige Schlittenfahrt — Ah — und dann mußt' ich ja auch bei dem Lever zugegen ſeyn, und Seiner Durchleucht das Wetter verkündigen.

Präſident. Ja, Marſchall, da haben Sie freilich nicht abkommen können!

Hofmarſchall. Oben darein hat mich der Schelm von Schneider noch ſitzen laſſen.

Präſident. Und doch fix und fertig?

Hofmarſchall. Das iſt noch nicht alles! Ein Malheur jagt heute das andere! Hören Sie nur!

Präſident (zerſtreut.) Iſt das möglich?

Hofmarſchall. Hören Sie nur! Ich ſteige kaum aus dem Wagen, ſo werden die Hengſte ſcheu, ſtampfen und ſchlagen aus, daß mir — ich bitte Sie! — der Gaſſenkoth über und über an die Beinkleider ſprüzt. Was anzufangen? Setzen Sie ſich um Gotteswillen in meine Lage, Baron! Da ſtand ich! Spät war es! Eine Tagreiſe iſt es — und in dem Aufzug vor Seine Durchleucht — Gott der Gerechte! Was fällt mir bei? Ich fingire eine Ohnmacht! Man bringt mich über Hals und Kopf in die Kutſche! Ich in voller Carriere nach Haus — wechsle die Kleider — fahre zurück — Was ſagen Sie? — und bin noch der erſte in der Antichambre — Was denken Sie?

Präſident. Ein herrliches Impromtu des menſchlichen Witzes — Doch das beiſeite, Kalb — Sie ſprachen alſo ſchon mit dem Herzog?

Hofmarſchall (wichtig.) Zwanzig Minuten und eine halbe.

Präſident. Das geſteh' ich! — und wiſſen mir alſo ohne Zweifel eine wichtige Neuigkeit?

Hofmarſchall (ernſthaft nach einigem Stillſchweigen.) Seine Durchleucht haben heute einen Merde d'Oye Biber an.

Präſident. Man denke! — Nein, Marſchall, ſo habe ich doch eine beſſere Zeitung für Sie — Daß Lady Milford Majorinn von Walter wird, iſt Ihnen gewiß etwas Neues?

Hofmarſchall. Denken Sie! Und das iſt ſchon richtig gemacht?

Präſident. Unterſchrieben, Marſchall — und Sie verbinden mich, wenn Sie ohne Aufſchub dahin gehen, die Lady auf ſeinen Beſuch präpariren und den Entſchluß meines Ferdinands in der ganzen Reſidenz bekannt machen.

Hofmarſchall (entzückt.) O mit tauſend Freuden, mein Beſter! — Was kann mir erwünſchter kommen? — Ich fliege ſogleich — (umarmt ihn.) Leben Sie wohl — in Dreiviertelſtunden weiß es die ganze Stadt. (hüpft hinaus.)

Präſident (lacht dem Marſchall nach.) Man ſage noch, daß dieſe Geſchöpfe in der Welt zu nichts taugen — — Nun muß ja mein Ferdinand wollen, oder die ganze Stadt hat gelogen. (Klingelt — Wurm kommt) Mein Sohn ſoll hereinkommen! (Wurm geht ab. Der Präſident auf und nieder gedankenvoll.)

Siebente Scene.

Ferdinand. Präſident. Wurm,

(welcher gleich abgeht.)

Ferdinand. Sie haben befohlen, gnädiger Herr Vater—

Präſident. Leider muß ich das, wenn ich meines Sohns einmal froh werden will! — Laß er uns allein, Wurm! — Ferdinand, ich beobachte dich ſchon eine Zeit lang, und finde die offene raſche Jugend nicht mehr, die mich ſonſt ſo entzückt hat! Ein ſeltſamer Gram brütet auf deinem Geſichte! Du fliehſt mich — Du fliehſt deine Zirkel — Pfui! — *Deinen* Jahren verzeiht man jede

Ausſchweifungen vor einer einzigen Grille. Ueberlaß dieſe mir, lieber Sohn! Mich laß an deinem Glück arbeiten, und denke auf nichts, als in meine Entwürfe zu ſpielen. — Komm! umarme mich, Ferdinand!

Ferdinand. Sie ſind heute ſehr gnädig mein Vater!

Präſident. Heute, du Schalk — und dieſes heute noch mit der herben Grimaſſe? (ernſthaft) Ferdinand! — Wem zu lieb hab ich die gefährliche Bahn zum Herzen des Fürſten betreten? Wem zu lieb bin ich auf ewig mit meinem Gewiſſen und dem Himmel zerfallen? — Höre, Ferdinand — Ich ſpreche mit meinem Sohn — Wem hab ich durch die Hinwegräumung meines Vorgängers Platz gemacht — eine Geſchichte, die deſto blutiger in mein Inwendiges ſchneidet, je ſorgfältiger ich das Meſſer der Welt verberge. Höre! Sage mir, Ferdinand! Wem that ich dies alles?

Ferdinand (tritt mit Schrecken zurück.) Doch mir nicht, mein Vater? Doch auf mich ſoll der blutige Widerſchein dieſes Frevels nicht fallen? Beim allmächtigen Gott! Es iſt beſſer, gar nicht gebohren ſeyn, als dieſer Miſſethat zur Ausrede dienen!

Präſident. Was war das? Was? Doch! ich will es dem Romanenkopfe zu gut halten! — Ferdinand — ich will mich nicht erhitzen! — Vorlauter Knabe, lohnſt du mir alſo für meine ſchlafloſen Nächte? Alſo für meine raſtloſe Sorge? Alſo für den ewigen Skorpion meines Gewiſſens? Auf mich fällt die Laſt der Verantwortung — auf mich der Fluch, der Donner des Richters — Du empfängſt dein Glück von der zweiten Hand — Das Verbrechen klebt nicht am Erbe.

Ferdinand (ſtreckt die rechte Hand gen Himmel.) Feierlich entſag ich hier einem Erbe, das mich nur an einen abſcheulichen Vater erinnert!

Präſident. Höre, junger Menſch, bringe mich nicht auf! — Wenn es nach deinem Kopfe gienge, du kröcheſt dein Lebenlang im Staube!

Ferdinand. O, immer noch beſſer, Vater, als ich kröch' um den Thron herum!

Präſident (verbeißt ſeinen Zorn.) Hum! — Zwingen muß man dich, dein Glück zu erkennen! Wo zehn andre mit aller Anſtrengung nicht hinaufklimmen, wirſt du ſpielend, im Schlafe gehoben! Du biſt im zwölften Jahre Fähndrich! Im zwanzigſten Major! Ich hab es durchgeſezt beim Fürſten. Du wirſt die Uniform ausziehen, und in das Miniſterium eintreten! Der Fürſt ſprach vom Geheimenrath — Geſandſchaften — außerordentlichen Gnaden! Eine herrliche Ausſicht dehnt ſich vor dir! — Die ebene Straße zunächſt nach dem Throne — zum Throne ſelbſt, wenn anders die Gewalt ſo viel werth iſt, als ihre Zeichen — das begeiſtert dich nicht?

Ferdinand. Weil meine Begriffe von Größe und Glück nicht ganz die Ihrigen ſind — Ihre Glückſeligkeit macht ſich nur ſelten anders, als durch Verderben bekannt. Neid, Furcht, Verwünſchung ſind die traurigen Spiegel, worinn ſich die Hoheit eines Herrſchers belächelt — Thränen, Flüche, Verzweiflung die entſezliche Mahlzeit, woran dieſe geprieſenen Glücklichen ſchwelgen, von der ſie betrunken aufſtehen, und ſo in die Ewigkeit vor den Thron Gottes taumeln — Mein Ideal von Glück zieht ſich genügſamer in mich ſelbſt zurück! In meinem Herzen liegen alle meine Wünſche begraben! —

Präſident. Meiſterhaft! Unverbeſſerlich! Herrlich! Nach dreißig Jahren die erſte Vorleſung wieder! — Schade nur, daß mein fünfzigjähriger Kopf zu zäh für das Lernen iſt! — Doch — dies ſeltne Talent nicht einroſten zu laſſen, will ich dir jemand an die Stelle geben, bei dem du dich in dieſer buntſcheckigen Tollheit nach Wunſch exerziren kannſt. — Du wirſt dich entſchließen — noch heute entſchließen — eine Frau zu nehmen.

Ferdinand (tritt beſtürzt zurück.) Mein Vater!

Präſident. Ohne Komplimente — Ich habe der Lady Milford in deinem Namen eine Charte geſchickt. Du wirſt dich ohne Aufſchub bequemen, dahin zu gehen, und ihr zu ſagen, daß du ihr Bräutigam biſt!

Ferdinand. Der Milford, mein Vater?

Präſident. Wenn ſie dir bekannt iſt! —

Ferdinand (außer Faſſung.) Welcher Schandſäule im Herzogthum iſt ſie das nicht! — Aber ich bin wohl lächerlich, lieber Vater, daß ich Ihre Laune für Ernſt aufnehme? Würden Sie Vater zu dem Schurken Sohn ſeyn wollen, der eine privilegirte Buhlerinn heirathete?

Präſident. Noch mehr! Ich würde ſelbſt um ſie werben, wenn ſie einen Fünfziger möchte. — Würdeſt du zu dem Schurken Vater nicht Sohn ſeyn wollen?

Ferdinand. Nein! So wahr Gott lebt!

Präſident. Eine Frechheit, bei meiner Ehre! die ich ihrer Seltenheit wegen vergebe —

Ferdinand. Ich bitte Sie, Vater! laſſen Sie mich nicht länger in einer Vermuthung, wo es mir unerträglich wird, mich Ihren Sohn zu nennen!

Präſident. Junge, biſt du toll? Welcher Menſch von Vernunft würde nicht nach der Diſtinktion geitzen, mit ſeinem Landesherrn an einem dritten Orte zu wechſeln?

Ferdinand. Sie werden mir zum Räthſel, mein Vater! Diſtinktion nennen Sie es — Diſtinktion, da mit den Fürſten zu theilen, wo er auch unter den Menſchen hinunterkriecht?

Präſident (ſchlägt ein Gelächter auf.)

Ferdinand. Sie können lachen — und ich will über das hinweggehen, Vater! Mit welchem Geſicht ſoll ich vor den ſchlechteſten Handwerker treten, der mit ſeiner Frau wenigſtens doch einen ganzen Körper zur Mitgift bekommt? Mit welchem Geſicht vor die Welt? Vor den Fürſten? Mit welchem vor die Buhlerinn ſelbſt, die den Brandflecken ihrer Ehre in meiner Schande auswaſchen würde?

Präſident. Wo in aller Welt bringſt du das Maul her, Junge?

Ferdinand. Ich beſchwöre Sie bei Himmel und Erde, Vater! Sie können durch dieſe Hinwerfung Ihres einzigen Sohnes ſo glücklich nicht werden, als Sie ihn unglücklich machen! Ich gebe Ihnen mein Leben, wenn das Sie ſteigen machen kann. Mein Leben hab ich von Ihnen, ich werde keinen Augenblick anſtehen, es ganz Ihrer Größe zu opfern! — Meine Ehre, Vater! — wenn Sie mir dieſe nehmen, ſo war es ein leichtfertiges Schelmenſtück, mir das Leben zu geben, und ich muß den Vater wie den Kuppler verfluchen.

Präſident (freundlich, indem er ihn auf die Achſel klopft.) Brav, lieber Sohn! Jetzt ſeh ich, daß du ein ganzer Kerl biſt, und der beſten Frau im Herzogthum würdig. — Sie ſoll dir werden — Noch dieſen Mittag wirſt du dich mit der Gräfinn von Oſtheim verloben!

Ferdinand (aufs neue betreten.) Iſt dieſe Stunde beſtimmt, mich ganz zu zerſchmettern?

Präſident (einen lauernden Blick auf ihn werfend.) Wo doch hoffentlich deine Ehre nichts einwenden wird.

Ferdinand. Nein, mein Vater! Friderike von Oſtheim könnte jeden andern zum Glücklichſten machen! (vor ſich, in höchſter Verwirrung.) Was ſeine Bosheit an meinem Herzen noch ganz ließ, zerreißt ſeine Güte.

Präſident (noch immer kein Auge von ihm wendend.) Ich warte auf deine Dankbarkeit, Ferdinand! —

Ferdinand (ſtürzt auf ihn zu und küßt ihm feurig die Hand.) Vater! Ihre Gnade entflammt meine ganze Empfindung — Vater! meinen heißeſten Dank für Ihre herzliche Meinung — Ihre Wahl iſt untadelhaft — aber — ich kann — ich darf — Bedauern Sie mich — Ich kann die Gräfinn nicht lieben!

Präſident (tritt einen Schritt zurück.) Holla! Jetzt hab ich den jungen Herrn! Alſo in dieſe Falle gieng er, der liſtige Heuchler — Alſo es war nicht Ehre, die dir die Lady verbot. — Es war nicht die Perſon, ſondern die Heirath, die du verabſcheuteſt? —

Ferdinand (ſteht zuerſt wie verſteinert, dann fährt er auf, und will fortrennen.)

Präſident. Wohin? Halt! Iſt das der Reſpekt, den du mir ſchuldig biſt? (der Major kehrt zurück.) Du biſt der Lady gemeldet. Der Fürſt hat mein Wort! Stadt und Hof wiſſen es richtig! — Wenn du mich zum Lügner machſt, Junge — vor dem Fürſten — der Lady — der Stadt — dem Hof mich zum Lügner machſt — Höre, Junge — oder wenn ich hinter gewiſſe Hiſtorien komme! — Halt! Holla! Was bläßt ſo auf einmal das Feuer in deinen Wangen aus?

Ferdinand (ſchneeblaß und zitternd.) Wie? Was? Es iſt gewiß nichts, mein Vater!

Präſident (einen fürchterlichen Blick auf ihn heftend.) Und wenn es was iſt — und wenn ich die Spur finden ſollte, woher dieſe Widerſetzlichkeit ſtammt? — — Ha, Junge! der bloße Verdacht ſchon bringt mich zum Raſen! Geh den Augenblick! Die Wachtparade fängt an! Du wirſt bei der Lady ſeyn, ſo bald die Parole gegeben iſt! — Wenn ich auftrete, zittert ein Herzogthum! Laß doch ſehen, ob mich ein Starrkopf von Sohn meiſtert! (er geht und kommt noch einmal wieder.) Junge, ich ſage dir, du wirſt dort ſeyn, oder fliehe meinen Zorn! (er geht ab.)

Ferdinand (erwacht aus einer dumpfen Betäubung.) Iſt er weg? War das eines Vaters Stimme? — Ja! ich will zu ihr — will hin — will ihr Dinge ſagen, will ihr einen Spiegel vorhalten — Nichtswürdige! und wenn du auch noch *dann* meine Hand verlangſt — Im Angeſicht des verſammelten Adels, des Militärs und des Volks — Umgürte dich mit dem ganzen Stolze deines Englands — Ich verwerſe dich — ein deutſcher Jüngling!

(er eilt hinaus.)

Zweyter Akt.

Ein Saal im Palais der Lady Milford: zur rechten Hand ſteht ein Sopha, zur linken ein Flügel.

Erſte Scene.

Lady (in einem freien, aber reizenden Negligee, die Haare noch unfriſirt, ſizt vor dem Flügel und phantaſirt; **Sophie** die Kammerjungfer kommt von dem Fenſter.)

Sophie.

Die Offiziers gehen auseinander! Die Wachtparade iſt aus — aber ich ſehe noch keinen Walter!

Lady (ſehr unruhig, indem ſie aufſteht und einen Gang durch den Saal macht.) Ich weiß nicht, wie ich mich heute finde, Sophie — Ich bin noch nie ſo geweſen — Alſo du ſehſt ihn gar nicht? — Freilich wohl — Es wird ihm nicht eilen — Wie ein Verbrechen liegt es auf meiner Bruſt — Geh Sophie — man ſoll mir den wildeſten Renner herausführen, der im Marſtall iſt! Ich muß ins Freie — Menſchen ſehen und blauen Himmel, und mich leichter reiten ums Herz herum.

Sophie. Wenn Sie ſich unpäßlich fühlen, Milady — berufen Sie Aſſemblee hier zuſammen! Laſſen Sie den Herzog hier Tafel halten, oder die l'Hombretiſche vor Ihren Sopha ſetzen! Mir ſollte der Fürſt und ſein ganzer Hof zu Gebote ſtehn, und eine Grille im Kopfe ſurren?

Lady (wirft ſich in den Sopha.) Ich bitte, verſchone mich! Ich gebe dir einen Demant für jede Stunde, wo ich ſie mir vom Hals ſchaffen kann! Soll ich meine Zimmer mit dieſem Volk tapezieren? — Das ſind ſchlechte erbärmliche Menſchen, die ſich entſetzen, wenn mir ein warmes herzliches Wort entwiſcht, Mund und Naſen aufreiſſen, als ſähen ſie einen Geiſt — Sklaven eines einzigen Marionettendrahts, den ich leichter als mein Filet regiere! — Was fang ich mit den Leuten an, deren Seelen ſo gleich als ihre Sackuhren gehen? Kann ich eine Freude dran finden, ſie was zu fragen, wenn ich voraus weiß, was ſie mir antworten werden? Oder Worte mit ihnen wechſeln, wenn ſie das Herz nicht haben, andrer Meinung als ich zu ſeyn? — Weg mit ihnen! Es iſt verdrüßlich ein Roß zu reiten, das nicht auch in den Zügel beißt. (ſie tritt zum Fenſter.)

Sophie. Aber den Fürſten werden Sie doch ausnehmen, Lady? Den ſchönſten Mann — den feurigſten Liebhaber — den witzigſten Kopf in ſeinem ganzen Lande!

Lady (kommt zurück.) Denn es iſt ſein Land — und nur ein Fürſtenthum, Sophie, kann meinem Geſchmack zur erträglichen Ausrede dienen — Du ſagſt, man beneide mich! Armes Ding! Beklagen ſoll man mich vielmehr!

Unter allen, die an den Brüſten der Majeſtät trinken, kömmt die Favoritinn am ſchlechteſten weg, weil ſie allein dem groſſen und reichen Mann auf dem Bettelſtabe begegnet — Wahr iſt's, er kann mit dem Talismann ſeiner Größe jeden Geluſt meines Herzens, wie ein Feenſchloß, aus der Erde rufen! — Er ſezt den Saft von zwei Indien auf die Tafel — ruft Paradieſe aus Wildniſſen — läßt die Quellen ſeines Landes in ſtolzen Bögen gen Himmel ſpringen, oder das Mark ſeiner Unterthanen in einem Feuerwerk hinpuffen — — Aber kann er auch ſeinem Herzen befehlen, gegen ein großes feuriges Herz groß und feurig zu ſchlagen? Kann er ſein darbendes Gehirn auf ein einziges ſchönes Gefühl erequiren? — Mein Herz hungert bei all dem Vollauf der Sinne; und was helfen mich tauſend beſſre Empfindungen, wo ich nur Wallungen löſchen darf?

Sophie (blickt ſie verwundernd an.) Wie lang iſt es denn aber, daß ich Ihnen diene, Milady?

Lady. Weil du erſt heute mit mir bekannt wirſt? — Es iſt wahr, liebe Sophie — ich habe dem Fürſten meine Ehre verkauft; aber mein Herz habe ich frei behalten — ein Herz, meine Gute, das vielleicht eines Mannes noch werth iſt — über welches der wichtige Wind des Hofes nur wie der Hauch über den Spiegel gieng! — Trau es mir zu, meine Liebe, daß ich es längſt gegen dieſen armſeligen Fürſten behauptet hätte, wenn ich es nur von meinem Ehrgeiz erhalten könnte, einer Dame am Hofe den Rang vor mir einzuräumen!

Sophie. Und dieses Herz unterwarf sich dem Ehrgeize so gern?

Lady (lebhaft.) Als wenn es sich nicht schon gerächt hätte? — Nicht jetzt noch sich rächte? — Sophie (bedeutend, indem sie die Hand auf Sophiens Achsel fallen läßt.) Wir Frauenzimmer können nur zwischen Herrschen und Dienen wählen, aber die höchste Wonne der Gewalt ist doch nur ein elender Behelf, wenn uns die größere Wonne versagt wird, Sklavinnen eines Mannes zu seyn, den wir lieben!

Sophie. Eine Wahrheit, Milady, die ich von Ihnen zulezt hören wollte!

Lady. Und warum, meine Sophie? Sieht man es denn dieser kindlichen Führung des Zepters nicht an, daß wir nur für das Gälgenband taugen? Sahst du es denn diesem launischen Flattersinn nicht an — diesen wilden Ergötzungen nicht an, daß sie nur wildere Wünsche in meiner Brust überlärmen sollten?

Sophie (tritt erstaunt zurück.) Lady!

Lady (lebhafter.) Befriedige diese! Gib mir den Mann, den ich jetzt denke — den ich anbethe — sterben, Sophie, oder besitzen muß. (schmelzend) Laß mich aus seinem Munde vernehmen, daß Thränen der Liebe schöner glänzen in unsern Augen, als die Brillanten in unserm Haar, (feurig) und ich werfe dem Fürsten sein Herz und sein Fürstenthum vor die Füße, fliehe mit diesem Manne, fliehe in die entlegenste Wüste der Welt — —

Sophie (blickt ſie erſchrocken an.) Himmel! Was machen Sie? Wie wird Ihnen, Lady?

Lady (beſtürzt.) Du entfärbſt dich? — Hab ich vielleicht etwas zu viel geſagt? — O laß mich deine Zunge mit meinem Zutrauen binden — höre noch mehr — höre alles —

Sophie (ſchaut ſich ängſtlich um.) Ich fürchte, Milady — ich fürchte — ich brauch es nicht mehr zu hören!

Lady. Die Verbindung mit dem Major — Du und die Welt ſtehen im Wahn, ſie ſey eine Hof-Kabale — Sophie — erröthe nicht — ſchäme dich meiner nicht — ſie iſt das Werk — meiner Liebe!

Sophie. Bei Gott! Was mir ahnete!

Lady. Sie ließen ſich beſchwatzen, Sophie — der ſchwache Fürſt — der hofſchlaue Walter — der alberne Marſchall — Jeder von ihnen wird darauf ſchwören, daß dieſe Heirath das unfehlbarſte Mittel ſey, mich dem Herzog zu retten, unſer Band um ſo feſter zu knüpfen! — Ja! es auf ewig zu trennen! auf ewig dieſe ſchändliche Ketten zu brechen! — Belogne Lügner! Von einem ſchwachen Weibe überliſtet! — Ihr ſelbſt führt mir jetzt meinen Geliebten zu! Das war es ja nur, was ich wollte — Hab ich ihn einmal — hab ich ihn — o dann auf immer gute Nacht! abſcheuliche Herrlichkeit —

Zweyte Scene.

Ein alter Kammerdiener des Fürſten, der ein Schmuckkäſtchen trägt. Die Vorige.

Kammerdiener. Seine Durchlaucht der Herzog empfehlen Sich Milady zu Gnaden, und ſchicken Ihnen dieſe Brillanten zur Hochzeit! Sie kommen ſo eben erſt aus Venedig!

Lady (hat das Käſtchen geöffnet, und fährt erſchrocken zurück.) Menſch! was bezahlt dein Herzog für dieſe Steine?

Kammerdiener (mit finſterm Geſicht.) Sie koſten ihn keinen Heller!

Lady. Was? Biſt du raſend? Nichts! — und (indem ſie einen Schritt von ihm wegtritt) du wirfſt mir ja einen Blick zu, als wenn du mich durchbohren wollteſt — Nichts koſten ihn dieſe unermeßlich koſtbaren Steine?

Kammerdiener. Geſtern ſind ſiebentauſend Landskinder nach Amerika fort — die zahlen alles!

Lady (ſetzt den Schmuck plötzlich nieder, und geht raſch durch den Saal, nach einer Pauſe zum Kammerdiener.) Mann! was iſt dir? Ich glaube, du weinſt?

Kammerdiener (wiſcht ſich die Augen, mit ſchrecklicher Stimme, alle Glieder zitternd.) Edelſteine, wie dieſe da — Ich habe auch ein paar Söhne darunter.

Lady (wendet ſich bebend weg, ſeine Hand faſſend.) Doch keinen gezwungenen?

Kammerdiener (lacht fürchterlich.) O Gott! — Nein

— lauter Freiwillige! Es traten wohl ſo etliche vorlaute Burſche vor die Front heraus, und fragten den Oberſten, wie theuer der Fürſt das Joch Menſchen verkaufe? — aber unſer gnädigſter Landesherr ließ alle Regimenter auf dem Paradeplatz aufmarſchieren, und die Maulaffen niederſchießen. Wir hörten die Büchſen knallen, ſahen ihr Gehirn auf das Pflaſter ſprützen, und die ganze Armee ſchrie: Juchhe nach Amerika! —

Lady (fällt mit Entſetzen in den Sopha.) Gott! Gott! — Und ich hörte nichts? Und ich merkte nichts?

Kammerdiener. Ja, gnädige Frau! — warum mußtet Ihr denn mit unſerm Herrn gerad' auf die Bärenhatz reiten, als man den Lermen zum Aufbruch ſchlug? — Die Herrlichkeit hättet Ihr doch nicht verſäumen ſollen, wie uns die gellenden Trommeln verkündigten, es iſt Zeit, und heulende Waiſen dort einen lebendigen Vater verfolgten, und hier eine wüthende Mutter lief, ihr ſäugendes Kind an Bajonetten zu ſpießen, und wie man Bräutigam und Braut mit Säbelhieben auseinander riß, und wie Graubärte verzweiflungsvoll da ſtanden, und den Burſchen auch zuletzt die Krücken noch nachwarfen in die neue Welt — Oh, und mitunter das polternde Wirbelſchlagen, damit der Allwiſſende uns nicht ſollte beten hören —

Lady (ſteht auf, heftig bewegt.) Weg mit dieſen Steinen — ſie blitzen Höllenflammen in mein Herz! (ſanfter zum Kammerdiener.) Mäßige dich, armer alter Mann! Sie werden wieder kommen. Sie werden ihr Vaterland wieder ſehen.

Kammerdiener (warm und voll.) Das weiß der Himmel! Das werden ſie! — Noch am Stadtthor drehten ſie ſich um, und ſchrien: „Gott mit euch, Weib und Kinder! — Es leb' unſer Landesvater — am jüngſten Gerichte ſind wir wieder da!“ —

Lady (mit ſtarkem Schritt auf und niedergehend.) Abſcheulich! Fürchterlich! — Mich beredete man, ich habe ſie alle getrocknet die Thränen des Landes — Schrecklich, ſchrecklich gehen mir die Augen auf — Geh du — Sag deinem Herrn — Ich werd' ihm perſönlich danken! (Kammerdiener will gehen, ſie wirft ihm ihre Geldbörſe in den Hut.) Und das nimm, weil du mir Wahrheit ſagteſt —

Kammerdiener (wirft ſie verächtlich auf den Tiſch zurück.) Legt's zu dem übrigen! (er geht ab.)

Lady (ſieht ihm erſtaunt nach.) Sophie, ſpring ihm nach, frag ihn um ſeinen Namen! Er ſoll ſeine Söhne wieder haben! (Sophie ab. Lady nachdenkend auf und nieder. Pauſe. Zu Sophien, die wieder kommt.) Ging nicht jüngſt ein Gerüchte, daß das Feuer eine Stadt an der Grenze verwüſtet, und bey vierhundert Familien an den Bettelſtab gebracht habe? (ſie klingelt.)

Sophie. Wie kommen Sie auf das? Allerdings iſt es ſo, und die mehreſten dieſer Unglücklichen dienen jetzt ihren Gläubigern als Sklaven, oder verderben in den Schachten der fürſtlichen Silberbergwerke.

Bedienter (kommt.) Was befehlen Milady?

Lady (giebt ihm den Schmuck.) Daß das ohne Verzug in die Landſchaft gebracht werde! — Man ſoll es ſogleich zu

Geld machen, befehl ich, und den Gewinnſt davon unter die Vierhundert vertheilen, die der Brand ruinirt hat!

Sophie. Milady, bedenken Sie, daß Sie die höchſte Ungnade wagen!

Lady (mit Größe.) Soll ich den Fluch ſeines Landes in meinen Haaren tragen? (Sie winkt dem Bedienten, dieſer geht.) Oder willſt du, daß ich unter dem ſchrecklichen Gewicht ſolcher Thränen zu Boden ſinke? — Geh Sophie — Es iſt beſſer, falſche Juwelen im Haar, und das Bewußtſeyn dieſer That im Herzen zu haben!

Sophie. Aber Juwelen, wie dieſe! Hätten Sie nicht Ihre ſchlechtere nehmen können? Nein wahrlich, Milady! Es iſt Ihnen nicht zu vergeben!

Lady. Närriſches Mädchen! Dafür werden in einem Augenblick mehr Brillanten und Perlen für mich fallen, als zehen Könige in ihren Diademen getragen, und ſchönere —

Bedienter (kommt zurück.) Major von Walter —

Sophie (ſpringt auf die Lady zu.) Gott! Sie verblaſſen —

Lady. Der erſte Mann, der mir Schrecken macht — Sophie — Ich ſey unpäßlich, Eduard! — Halt — Iſt er aufgeräumt? Lacht er? Was ſpricht er? O, Sophie! Nicht wahr, ich ſehe häßlich aus?

Sophie. Ich bitte Sie, Lady! —

Bedienter. Befehlen Sie, daß ich ihn abweiſe?

Lady (ſtotternd.) Er ſoll mir willkommen ſeyn. (Bedienter hinaus.) Sprich, Sophie! — Was ſag ich ihm?

Wie empfang ich ihn? — Ich werde ſtumm ſeyn! — Er wird meiner Schwäche ſpotten — Er wird — o was ahnet mir — Du verläſſeſt mich, Sophie? — Bleib — Doch nein! Gehe! — So bleib doch! (der Major kommt durch das Vorzimmer.)

Sophie. Sammeln Sie ſich! Er iſt ſchon da!

Dritte Scene.

Ferdinand von Walter. Die Vorigen.

Ferdinand (mit einer kurzen Verbeugung.) Wenn ich Sie worinn unterbreche, gnädige Frau —

Lady (unter merkbarem Herzklopfen.) In nichts, Herr Major, das mir wichtiger wäre.

Ferdinand. Ich komme auf den Befehl meines Vaters. —

Lady. Ich bin ſeine Schuldnerinn.

Ferdinand. Und ſoll Ihnen melden, daß wir uns heirathen — So weit der Auftrag meines Vaters.

Lady (entfärbt ſich und zittert.) Nicht Ihres eignen Herzens?

Ferdinand. Miniſter und Kuppler pflegen das niemals zu fragen!

Lady (mit einer Beängſtigung, daß ihr die Worte verſagen.) Und Sie ſelbſt hätten ſonſt nichts beyzuſetzen?

Ferdinand (mit einem Blick auf die Mamsell.) Noch ſehr viel, Milady!

Lady (giebt Sophien einen Wink, dieſe entfernt ſich.) Darf ich Ihnen dieſen Sopha anbieten?

Ferdinand. Ich werde kurz ſeyn, Milady!

Lady. Nun?

Ferdinand. Ich bin ein Mann von Ehre!

Lady. Den ich zu ſchäzen weiß!

Ferdinand. Kavalier!

Lady. Kein beſſrer im Herzogthum!

Ferdinand. Und Offizier!

Lady (ſchmeichelhaft.) Sie berühren hier Vorzüge, die auch andere mit Ihnen gemein haben! Warum verſchweigen Sie größere, worinn Sie einzig ſind?

Ferdinand (froſtig.) Hier brauch ich ſie nicht!

Lady (mit immer ſteigender Angſt.) Aber für was muß ich dieſen Vorbericht nehmen?

Ferdinand (langſam und mit Nachdruk.) Für den Einwurf der Ehre, wenn Sie Luſt haben ſollten, meine Hand zu erzwingen!

Lady (auffahrend.) Was iſt das, Herr Major?

Ferdinand (gelaſſen.) Die Sprache meines Herzens — meines Wappens — und dieſes Degens!

Lady. Dieſen Degen gab Ihnen der Fürſt.

Ferdinand. Der Staat gab mir ihn, durch die Hand des Fürſten — Mein Herz Gott — mein Wappen ein halbes Jahrtauſend!

Lady. Der Name des Herzogs —

Ferdinand (hitzig.) Kann der Herzog Geſetze der Menſchheit verdrehen, oder Handlungen münzen, wie ſeine Dreier? — Er ſelbſt iſt nicht über die Ehre erhaben, aber er kann ihren Mund mit ſeinem Golde verſtopfen! Er kann den Hermelin über ſeine Schande herwerfen! Ich bitte mir aus, davon nichts mehr, Milady — Es iſt nicht mehr die Rede von weggeworfenen Ausſichten und Ahnen — oder von dieſer Degenquaſte — oder von der Meynung der Welt! Ich bin bereit, dieß alles mit Füßen zu treten, ſobald Sie mich nur überzeugt haben werden, daß der *Preiß* nicht *ſchlimmer* noch als das *Opfer* iſt!

Lady (ſchmerzhaft von ihm weggehend.) Herr Major! Das hab ich nicht verdient!

Ferdinand (ergreift ihre Hand.) Vergeben Sie! Wir reden hier ohne Zeugen. Der Umſtand, der Sie und mich — heute und nie mehr — zuſammen führt, berechtigt mich, zwingt mich, Ihnen mein geheimſtes Gefühl nicht zurück zu halten! — — Es will mir nicht zu Kopfe, Milady, daß eine Dame von ſo viel Schönheit und Geiſt — Eigenſchaften, die ein Mann ſchätzen würde — ſich an einen Fürſten ſollte wegwerfen können, der nur das *Geſchlecht* an ihr zu bewundern gelernt hat, wenn ſich dieſe Dame nicht *ſchämte*, vor einen Mann mit ihrem *Herzen* zu treten!

Lady (ſchaut ihm groß in's Geſicht.) Reden Sie ganz aus!

Ferdinand. Sie nennen ſich eine *Brittinn*! Erlauben Sie mir — ich kann es nicht glauben, daß Sie eine Brittin ſind! Die freigebohrne Tochter des freieſten Volks unter dem Himmel — das auch zu ſtolz iſt, fremder Tugend zu räuchern, — kann ſich nimmermehr an fremdes Laſter verdingen! Es iſt nicht möglich, daß Sie eine Brittinn ſind, — oder das Herz dieſer Brittinn muß um ſo viel kleiner ſeyn, als größer und kühner Britanniens Adern ſchlagen!

Lady. Sind Sie zu Ende?

Ferdinand. Man könnte antworten, es iſt weibliche Eitelkeit — Leidenſchaft — Temperament — Hang zum Vergnügen! Schon öfters überlebte Tugend die Ehre! Schon manche, die mit Schande in dieſe Schranke trat, hat nachher die Welt durch edle Handlungen mit ſich ausgeſöhnt, und das häßliche Handwerk durch einen ſchönen Gebrauch geadelt — — Aber woher denn jetzt dieſe ungeheure Preſſung des Landes, die vorher nie ſo geweſen? — Das war im Namen des Herzogthums! — Ich bin zu Ende!

Lady (mit Sanftmuth und Hoheit.) Es iſt das erſtemal, Walter, daß ſolche Reden an mich gewagt werden, und Sie ſind der einzige Menſch, dem ich darauf antworte — Daß Sie meine Hand verwerfen, darum ſchätz' ich Sie! Daß Sie mein Herz läſtern, vergebe ich Ihnen! Daß es Ihr Ernſt iſt, glaube ich Ihnen nicht! Wer ſich herausnimmt, Beleidigungen dieſer Art einer Dame zu ſagen, die nicht mehr als eine Nacht braucht, ihn ganz zu verderben, muß dieſer Dame eine große Seele zutrauen, oder — von Sinnen ſeyn. — Daß Sie den Ruin des Landes auf meine

Bruſt wälzen, vergebe Ihnen Gott der Allmächtige, der Sie und mich und den Fürſten einſt gegeneinander ſtellt! — Aber Sie haben die Engländerinn in mir aufgefordert, und auf Vorwürfe dieſer Art muß mein Vaterland Antwort haben!

Ferdinand (auf ſeinen Degen geſtützt.) Ich bin begierig!

Lady. Hören Sie alſo, was ich, außer Ihnen, noch niemand vertraute, noch jemals einem Menſchen vertrauen will! — Ich bin nicht die Abentheurerinn, Walter, für die Sie mich halten! Ich könnte groß thun und ſagen: Ich bin fürſtlichen Geblüts — aus des unglücklichen Thomas Norfolk's Geſchlechte, der für die ſchottiſche Maria ein Opfer ward — Mein Vater, des Königs oberſter Kämmerer, wurde bezüchtigt, in verrätheriſchem Vernehmen mit Frankreich zu ſtehen, durch einen Spruch der Parlamente verdammt, und enthauptet. — Alle unſre Güter fielen der Krone zu! Wir ſelbſt wurden des Landes verwieſen! Meine Mutter ſtarb am Tage der Hinrichtung! Ich — ein vierzehnjähriges Mädchen — floh nach Deutſchland mit meiner Wärterinn — einem Käſtchen Juwelen — und dieſem Familienkreuz, das meine ſterbende Mutter mit ihrem letzten Segen mir in den Buſen ſteckte!

Ferdinand (wird nachdenkend, und heftet wärmere Blicke auf die Lady.)

Lady (fährt fort mit immer zunehmender Rührung.) Krank — ohne Namen — ohne Schutz und Vermögen — eine ausländiſche Waiſe, kam ich nach Hamburg! Ich hatte nichts gelernt, als ein Bißchen Franzöſiſch — ein wenig Filet und den Flügel — deſto beſſer verſtund ich, auf Gold und Silber zu ſpeiſen, unter damaſtenen Decken zu ſchlafen, mit einem Wink zehn Bediente fliegen zu machen, und die Schmeicheleien der Groſſen Ihres Geſchlechts aufzunehmen. — Sechs Jahre waren ſchon hingeweint. — Die lezte Schmucknadel flog dahin — Meine Wärterinn ſtarb — und jezt führte mein Schickſal Ihren Herzog nach Hamburg. Ich ſpazierte damals an den Ufern der Elbe, ſah in den Strom, und fieng eben an zu phantaſiren, ob dieſes Waſſer oder mein Leiden das tiefſte wäre? — Der Herzog ſah mich, verfolgte mich, fand meinen Aufenthalt, lag zu meinen Füßen, und ſchwur, daß er mich liebe. (ſie hält in groſſen Bewegungen inne, dann fährt ſie fort mit weinender Stimme.) Alle Bilder meiner glücklichen Kindheit wachten jezt wieder mit verführendem Schimmer auf — Schwarz wie das Grab grau'te mich eine troſtloſe Zukunft an — Mein Herz brannte nach einem Herzen — Ich ſank an das ſeinige (von ihm wegſtürzend.) Jezt verdammen Sie mich!

Ferdinand (ſehr bewegt, eilt ihr nach, und hält ſie zurück.) Lady! o Himmel! Was hör' ich? Was that ich? — — Schrecklich enthüllt ſich mein Frevel mir! Sie können mir nicht mehr vergeben!

Lady (kommt zurück, und hat ſich zu ſammeln geſucht.) Hören Sie weiter! Der Fürſt überraſchte zwar meine wehrloſe Jugend — aber das Blut der Norfolk empörte ſich in mir: Du eine geborne Fürſtinn, Emilie, rief es, und jezt eines

Fürſten Konkubine? — Stolz und Schickſal kämpften in meiner Bruſt, als der Fürſt mich hieher brachte, und auf einmal die ſchauderndſte Scene vor meinen Augen ſtand! — Die Wolluſt der Großen dieſer Welt iſt die nimmer ſatte Hyäne, die ſich mit Heißhunger Opfer ſucht. — Fürchterlich hatte ſie ſchon in dieſem Lande gewüthet — hatte Braut und Bräutigam zertrennt — hatte ſelbſt der Ehen göttliches Band zerriſſen — — hier das ſtille Glück einer Familie geſchleift — dort ein junges unerfahrnes Herz der verheerenden Peſt aufgeſchloſſen, und ſterbende Schülerinnen ſchäumten den Namen ihres Lehrers unter Flüchen und Zuckungen aus — Ich ſtellte mich zwiſchen das Lamm und den Tiger; nahm einen fürſtlichen Eid von ihm in einer Stunde der Leidenſchaft, und dieſe abſcheuliche Opferung mußte aufhören.

Ferdinand (rennt in der heftigſten Unruhe durch den Saal.) Nichts mehr, Milady! Nicht weiter!

Lady. Die traurige Periode hatte einer noch traurigern Platz gemacht! Hof und Serail wimmelten jezt von Italiens Auswurf! Flatterhafte Pariſerinnen tändelten mit dem furchtbaren Zepter, und das Volk blutete unter ihren Launen — Sie alle erlebten ihren Tag! Ich ſah ſie neben mir in den Staub ſinken, denn ich war mehr Kokette, als ſie alle! Ich nahm dem Tyrannen den Zügel ab, der wollüſtig in meiner Umarmung erſchlaffte — dein Vaterland, Walter, fühlte zum erſtenmal eine Menſchenhand, und ſank vertrauend an meinen Buſen! (Pauſe, worinn ſie ihn ſchmelzend anſieht.) O daß der Mann, von dem ich allein nicht verkannt ſeyn möchte, mich jezt zwingen muß, groß zu prahlen, und meine ſtille Tugend am Licht der Bewunderung zu verſengen! — Walter, ich habe Kerker geſprengt — habe Todesurtheile zerriſſen, und manche entſezliche Ewigkeit auf Galeeren verkürzt! In unheilbare Wunden hab ich doch wenigſtens ſtillenden Balſam gegoſſen — mächtige Frevler in Staub gelegt, und die verlorne Sache der Unſchuld oft noch mit einer buhleriſchen Thräne gerettet — Ha, Jüngling! wie ſüß war mir das! Wie ſtolz konnte mein Herz jede Anklage meiner fürſtlichen Geburt widerlegen! — Und jezt kommt der Mann, der allein mir das alles belohnen ſollte — der Mann, den mein erſchöpftes Schickſal vielleicht zum Erſaz meiner vorigen Leiden ſchuf — der Mann, den ich mit brennender Sehnſucht im Traum ſchon umfaßte —

Ferdinand (fällt ihr ins Wort, durch und durch erſchüttert.) Zuviel! Zuviel! Das iſt wider die Abrede, Lady! Sie ſollten ſich von Anklagen reinigen, und machen mich zu einem Verbrecher! Schonen Sie — ich beſchwöre Sie — ſchonen Sie meines Herzens, das Beſchämung und wüthende Reue zerreiſſen —

Lady (hält ſeine Hand feſt.) Jezt oder nimmermehr! Lange genug hielt die Heldinn Stand — Das Gewicht dieſer Thränen mußt du noch fühlen. (im zärtlichſten Ton.) Höre, Walter! — wenn eine Unglückliche — unwiderſtehlich, allmächtig an dich gezogen — ſich an dich preßt mit einem Buſen voll glühender unerſchöpflicher Liebe — Walter! — und du jezt noch das kalte Wort Ehre ſprichſt — Wenn dieſe Unglückliche — niedergedrückt vom Gefühl ihrer Schande — des Laſters überdrüſſig — heldenmäßig empor gehoben vom Rufe der Tugend — ſich ſo — in deine Arme wirft (ſie umfaßt ihn, beſchwörend und feierlich.) — durch **dich** gerettet — durch **dich** dem Himmel wieder geſchenkt ſeyn will, oder (das Geſicht von ihm abgewandt, mit hohler bebender Stimme) **deinem Bilde zu entfliehen**, dem fürchterlichen Rufe der Verzweiflung gehorſam, in noch abſcheulichere Tiefen des Laſters wieder hinuntertaumelt —

Ferdinand (ſich von ihr losreißend, in der ſchrecklichſten Bedrängniß.) Nein, beim großen Gott! ich kann das nicht aushalten — Lady, ich muß — Himmel und Erde liegen auf mir — ich muß Ihnen ein Geſtändniß thun, Lady!

Lady (von ihm wegfliehend.) Jetzt nicht! Jetzt nicht, bei allem, was heilig iſt — In dieſem entſetzlichen Augenblick nicht, wo mein zerrißnes Herz an tauſend Dolchſtichen blutet — Sey's Tod oder Leben — ich darf es nicht — ich will es nicht hören.

Ferdinand. Doch, doch, beſte Lady! Sie müſſen es. Was ich Ihnen jetzt ſagen werde, wird meine Strafbarkeit mindern, und eine warme Abbitte des Vergangenen ſeyn — Ich habe mich in Ihnen betrogen, Milady — Ich erwartete — ich wünſchte, Sie meiner Verachtung würdig zu finden. Feſt entſchloſſen, Sie zu beleidigen, und Ihren Haß zu verdienen, kam ich hieher. — Glücklich wir beide, wenn mein Vorſatz gelungen wäre! (er ſchweigt eine Weile, darauf leiſer und ſchüchterner) Ich **liebe**, Milady — **liebe** ein **bürgerliches** Mädchen — Louiſe Millerinn, eines

Muſikus Tochter (Lady wendet ſich bleich von ihm weg, er fährt lebhafter fort.) Ich weiß, worein ich mich ſtürze; aber wenn auch Klugheit die *Leidenſchaft* ſchweigen heißt, ſo redet die *Pflicht* deſto lauter — Ich bin der Schuldige. Ich *zuerſt* zerriß ihrer Unſchuld goldenen Frieden — wiegte ihr Herz mit vermeſſenen Hoffnungen, und gab es verrätheriſch der wilden Leidenſchaft Preis — Sie werden mich an Stand — an Geburt — an die Grundſätze meines Vaters erinnern! — aber ich liebe. — Meine Hoffnung ſteigt um ſo höher, je tiefer die Natur mit Convenienzen zerfallen iſt. — Mein Entſchluß und das Vorurtheil! — Wir wollen ſehen, ob die *Mode* oder die *Menſchheit* auf dem Platz bleiben wird. (Lady hat ſich unterdeß bis an das äuſerſte Ende des Zimmers zurückgezogen, und hält das Geſicht mit beiden Händen bedeckt. Er folgt ihr dahin) Sie wollten mir etwas ſagen, Milady?

Lady (im Ausdruck des heftigſten Leidens.) Nichts, Herr von Walter! Nichts, als daß Sie *Sich* und *Mich* und noch eine *Dritte* zu Grund richten.

Ferdinand. Noch eine Dritte?

Lady. Wir können mit einander nicht glücklich werden. Wir müſſen doch der Voreiligkeit Ihres Vaters zum Opfer werden. Nimmermehr werd' ich das Herz eines Mannes haben, der mir ſeine Hand nur gezwungen gab.

Ferdinand. Gezwungen, Lady? Gezwungen gab? und alſo doch gab? Können *Sie* eine Hand ohne Herz erzwingen? *Sie* einem Mädchen den Mann entwenden, der die ganze Welt dieſes Mädchens iſt? *Sie* einen Mann von dem Mädchen reiſſen, das die ganze Welt dieſes Mannes iſt? Sie, Milady — vor einem Augenblick die bewundernswürdige Brittinn? — Sie können das?

Lady. Weil ich es muß. (mit Ernſt und Stärke.) Meine Leidenſchaft, Walter, weicht meiner Zärtlichkeit für Sie. Meine Ehre kanns nicht mehr — Unſre Verbindung iſt das Geſpräch des ganzen Landes. Alle Augen, alle Pfeile des Spottes ſind auf mich geſpannt. Die Beſchimpfung iſt unauslöſchlich, wenn ein Unterthan des Fürſten mich ausſchlägt! Rechten Sie mit Ihrem Vater! Wehren Sie ſich, ſo gut Sie können! — Ich laß alle Minen ſprengen! (ſie geht ſchnell ab. Der Major bleibt in ſprachloſer Erſtarrung ſtehn. Pauſe. Dann ſtürzt er fort durch die Flügelthüre.)

Vierte Scene.

Zimmer beim Muſikanten.

Miller. Frau Millerinn. Louiſe treten auf.

Miller (haſtig ins Zimmer.) Ich habs ja zuvor geſagt! —

Louiſe (ſprengt ihn ängſtlich an.) Was, Vater? Was?

Miller (rennt wie toll auf und nieder.) Meinen Staatsrock her — hurtig — ich muß ihm zuvorkommen — und ein weiſſes Manſchettenhemd! — Das hab ich mir gleich eingebildet!

Louiſe. Um Gotteswillen! Was?

Millerinn. Was gibts denn? Was iſts denn?

Miller (wirft ſeine Perücke ins Zimmer.) Nur gleich zum Friſeur das! — Was es gibt? (vor den Spiegel geſprungen.) Und mein Bart iſt auch wieder Fingerslang — Was es gibt? — Was wird's geben, du Rabenaas? — Der Teufel iſt los, und dich ſoll das Wetter ſchlagen!

Frau. Da ſehe man! Ueber mich muß gleich alles kommen!

Miller. Ueber dich? Ja, blaues Donnermaul! und über wen anders? Heute früh mit deinem diaboliſchen Junker — Hab ichs nicht im Moment geſagt? — Der Wurm hat geplaudert.

Frau. Ah was! Wie kannſt du das wiſſen?

Miller. Wie kann ich das wiſſen? — Da! — unter der Hausthür ſpuckt ein Kerl des Miniſters, und fragt nach dem Geiger!

Louiſe. Ich bin des Todes!

Miller. Du aber auch mit deinen Vergißmeinnichtsaugen! (lacht voll Bosheit.) Das hat ſeine Richtigkeit, wem der Teufel ein Ey in die Wirthſchaft gelegt hat, dem wird eine hübſche Tochter geboren — Jezt hab ichs blank!

Frau. Woher weißt du denn, daß es der Louiſe gilt? Du kannſt dem Herzog rekommandirt worden ſeyn. Er kann dich ins Orcheſter verlangen.

Miller (ſpringt nach ſeinem Rohr.) Daß dich der Schwefelregen von Sodom! — Orcheſter! — Ja, wo du Kuppleihm den Diſkant wirſt heulen, und mein blauer Hinterer den Konterbaß vorſtellen! (wirft ſich in einen Stuhl.) Gott im Himmel!

Louiſe (ſetzt ſich todtenbleich nieder.) Mutter! Vater! Warum wird mir auf einmal ſo bange?

Miller (ſpringt wieder vom Stuhl auf.) Aber ſoll mir der Dintenkleckſer einmal in den Schuß laufen! — Soll er mir laufen! — Es ſey in dieſer oder in jener Welt — Wenn ich ihm nicht Leib und Seel' breyweich zuſammendreſche, alle zehen Gebote und alle ſieben Bitten im Vaterunſer, und alle Bücher Moſis und der Propheten aufs Leder ſchreibe, daß man die blaue Flecken bey der Auferſtehung der Todten noch ſehen ſoll —

Frau. Ja! fluch du und poltre du! Das wird jetzt den Teufel bannen! Hilf, heiliger Herregott! Wohinaus nun? Wie werden wir Rath ſchaffen? Was nun anfangen? Vater Miller, ſo rede doch! (Sie läuft heulend durchs Zimmer.)

Miller. Auf der Stell' zum Miniſter will ich! Ich ſelbſt will mein Maul aufthun — ich ſelbſt will es angeben! Du haſt es vor mir gewußt! Du hätteſt mir einen Wink geben können! Das Mädel hätt' ſich noch weiſen laſſen. Es wäre noch Zeit geweſen — aber nein! — Da hat ſich was mäkeln laſſen; da hat ſich was fiſchen laſſen! Da haſt du noch Holz obendrein zugetragen! — Jetzt ſorg auch für deinen Kuppelpelz. Friß aus, was du einbrockteſt! Ich nehme meine Tochter in Arm, und marſch mit ihr über die Gränze!

Fünfte Scene.

Ferdinand von Walter, ſtürzt erſchrocken und außer Athem ins Zimmer. **Die Vorigen.**

Ferdinand. War mein Vater da?

Louiſe (fährt mit Schrecken auf.) Sein Vater! allmächtiger Gott!

Frau (ſchlägt die Hände zuſammen.) Der Präſident! Es iſt aus mit uns!

Miller (lacht voll Bosheit.) Gottlob! Gottlob! Da haben wir ja die Beſcherung!

Alle zugleich.

Ferdinand (eilt auf Louiſen zu, und drückt ſie ſtark in die Arme.) Mein biſt du, und würfen Höll und Himmel ſich zwiſchen uns!

Louiſe. Mein Tod iſt gewiß — Rede weiter — Du ſprachſt einen ſchrecklichen Namen aus — Dein Vater?

Ferdinand. Nichts! Nichts! Es iſt überſtanden! Ich hab dich ja wieder! Du haſt mich ja wieder! O laß mich Athem ſchöpfen an dieſer Bruſt! Es war eine ſchreckliche Stunde!

Louiſe. Welche? Du tödteſt mich!

Ferdinand (tritt zurück und ſchaut ſie bedeutend an.) Eine Stunde, Louiſe, wo zwiſchen mein Herz und dich eine fremde Geſtalt ſich warf — wo meine Liebe vor meinem Gewiſſen erblaßte — wo meine Louiſe aufhörte, Ihrem Ferdinand **alles** zu ſeyn — —

Louiſe (ſinkt mit verhülltem Geſicht auf den Seſſel nieder.)

Ferdinand (geht ſchnell auf ſie zu, bleibt ſprachlos mit ſtarrem Blick vor ihr ſtehen, dann verläßt er ſie plözlich, in groſſer Bewegung.) Nein! Nimmermehr! Unmöglich, Lady! **Zuviel** verlangt! Ich kann dir dieſe Unſchuld nicht opfern — Nein, beym unendlichen Gott! ich kann meinen Eid nicht verlezen, der mich laut wie des Himmels Donner aus dieſem brechenden Auge mahnt — Lady, blick **hieher** — **hieher**, du Rabenvater! — Ich ſoll dieſen Engel **würgen**? Die Hölle ſoll ich in dieſen himmliſchen Buſen ſchütten? (mit Entſchluß auf ſie zueilend.) Ich will ſie führen vor des Weltrichters Thron, und ob meine Liebe Verbrechen iſt, ſoll der Ewige ſagen (er faßt ſie bey der Hand, und hebt ſie vom Seſſel.) Faſſe Muth, meine Theurſte! — Du haſt gewonnen! Als Sieger komm ich aus dem gefährlichſten Kampf zurück?

Louiſe. Nein! Nein! Verhehle mir nichts! Sprich es aus das entſezliche Urtheil! Deinen **Vater** nannteſt du? Du nannteſt die **Lady**? — Schauer des Todes ergreifen mich — Man ſagt, ſie wird heirathen.

Ferdinand (ſtürzt betäubt zu Louiſens Füßen nieder.) Mich, Unglückſelige!

Louiſe (nach einer Pauſe, mit ſtillem bebenden Ton und chrecklicher Ruhe.) Nun — was erſchreck ich denn? — Der lte Mann dort hat mirs ja oft geſagt — ich hab es ihm ie glauben wollen (Pauſe, dann wirft ſie ſich Millern laut weinend in den Arm.) Vater, hier iſt deine Tochter wieder — Verzeihung, Vater! — Dein Kind kann ja nicht dafür, daß dieſer Traum ſo ſchön war, und — — ſo fürchterlich jezt das Erwachen — —

Miller. Louiſe! Louiſe! — O Gott, ſie iſt von ſich — Meine Tochter, mein armes Kind — Fluch über den Verführer! — Fluch über das Weib, das ſie ihm kuppelte!

Frau (wirft ſich jammernd auf Louiſen.) Verdien ich dieſen Fluch, meine Tochter? Vergebs Ihnen Gott, Baron! — Was hat dieſes Lamm gethan, daß Sie es würgen?

Ferdinand (ſpringt an ihr auf, voll Entſchloſſenheit.) Aber ich will ſeine Kabalen durchbohren — durchreißen will ich alle dieſe eiſerne Ketten des Vorurtheils — Frei wie ein Mann will ich wählen, daß dieſe Inſektenſeelen am Rieſenwerk meiner Liebe hinaufſchwindeln. (er will fort.)

Louiſe (zittert vom Seſſel auf, folgt ihm.) Bleib! Bleib! Wohin willſt du? — Vater — Mutter — in dieſer bangen Stunde verläßt er uns!

Frau (eilt ihm nach, hängt ſich an ihn.) Der Präſident wird hieher kommen — Er wird unſer Kind mißhandeln — Er wird uns mißhandeln — Herr von Walter, und Sie verlaſſen uns?

Miller (lacht wüthend.) Verläßt uns! Freilich! Warum nicht? — Sie gab ihm ja alles hin! (mit der einen Hand den Major, mit der andern Louiſen faſſend.) Geduld, Herr! der Weg aus meinem Hauſe geht nur über dieſe da — Erwarte erſt deinen Vater, wenn du kein Bube biſt. Erzähl' es ihm, wie du dich in ihr Herz ſtahlſt, Betrüger, oder bei Gott (ihm ſeine Tochter zuſchleudernd, wild und heftig.) du ſollſt mir zuvor dieſen wimmernden Wurm zertreten, den Liebe zu dir ſo zu Schanden richtete!

Ferdinand (kommt zurück, und geht auf und ab in tiefen Gedanken.) Zwar die Gewalt des Präſidenten iſt groß — Vaterrecht iſt ein weites Wort — der Frevel ſelbſt kann ſich in ſeinen Falten verſtecken, er kann es weit damit treiben — Weit! — Doch aufs äuſerſte treibts nur die Liebe — Hier, Louiſe! Deine Hand in die meinige (er faßt dieſe heftig.) So wahr mich Gott im lezten Hauch nicht verlaſſen ſoll! — Der Augenblick, der dieſe zwey Hände trennt, zerreißt auch den Faden zwiſchen mir und der Schöpfung!

Louiſe. Mir wird bange! Blick weg! Deine Lippen beben! Dein Auge rollt fürchterlich —

Ferdinand. Nein, Louiſe! Zittre nicht! Es iſt nicht Wahnſinn, was aus mir redet! Es iſt das köſtliche Geſchenk des Himmels, Entſchluß in dem geltenden Augenblick, wo die gepreßte Bruſt nur durch etwas Unerhörtes ſich Luft macht — Ich liebe dich, Louiſe — Du ſollſt mir bleiben, Louiſe — Jezt zu meinem Vater! (er eilt ſchnell fort und rennt — gegen den Präſidenten.)

Sechste Scene.

Der Präſident mit einem Gefolge von Bedienten — Vorige.

Präſident (im Hereintreten.) Da iſt er ſchon!

Alle (erſchrocken.)

Ferdinand (weicht einige Schritte zurück.) Im Hauſe der Unſchuld.

Präſident. Wo der Sohn Gehorſam gegen den Vater lernt!

Ferdinand. Laſſen Sie uns doch — —

Präſident (unterbricht ihn, zu Millern.) Er iſt der Vater!

Miller. Stadtmuſikant Miller.

Präſident (zur Frau.) Sie die Mutter?

Frau. Ach ja! die Mutter!

Ferdinand (zu Millern.) Vater, bring er die Tochter weg — ihr droht eine Ohnmacht.

Präſident. Ueberflüſſge Sorgfalt! Ich will ſie anſtreichen. (zu Louiſen) Wie lang kennt ſie den Sohn des Präſidenten?

Louiſe. Dieſem habe ich nie nachgefragt! Ferdinand von Walter beſucht mich ſeit dem November!

Ferdinand. Betet ſie an!

Präſident. Erhielt ſie Verſicherungen?

Ferdinand. Vor wenig Augenblicken die feierlichſte im Angeſicht Gottes.

Präſident (zornig zu ſeinem Sohn.) Zur Beichte deiner Thorheit wird man dir ſchon das Zeichen geben. (zu Louiſen) Ich erwarte Antwort.

Louiſe. Er ſchwur mir Liebe.

Ferdinand. Und wird ſie halten.

ſich abmachen kann, einen Schmerz, der ſo heilig iſt, daß man ſelbſt mit den Nächſten und Liebſten nicht gern darüber ſpricht. Später wird das Sprechen und die ſüße Erinnerung ein Troſt.

Ach und doch hat der Tod einer vielgeliebten Mutter, wie zerreißend er iſt, wenn er in ſpäten Lebensjahren erfolgt, wie der der deinigen, theure Lotte, nichts gleichſam gewaltſames, unnatürliches. Härter noch, Geliebte, hat dich ſchon die Vorſehung geprüft, und doch iſt ſie allwaltende, ewig unerſchöpfliche Liebe. Sie wende jeden ferneren Verluſt von dir und der guten Frau, ſie laſſe euch nie an dem Sterbebett eines Kindes ſtehen! Amen.

Der Tod der guten liebenswerthen chère mère hat auch mich mit tiefer Wehmuth erfüllt. Es war die erſte Nachricht, die ich meinem Mann mittheilen mußte, der gerade in den Tagen zurück von Burgörner kam, und der es gar nicht glauben wollte, ſo lebensfriſch, ſo theilnehmend an den Leiden und Freuden Andrer war ſie ihm vorgekommen. Ein kindlich reines, ſchönes Gemüth iſt mit ihr geſtorben. Humboldt hat viel Freude gehabt, euch alle wieder zu ſehen, und deine Emilie hat ihm gar ſehr gefallen. Er findet, daß ſie Schiller ähnlich ſieht.

Die Frau von Goethe habe ich geſtern kennen lernen. Man ſagt uns hier, Goethe ſei ganz hergeſtellt. Gott gebe es.

III.

Frau von Kalb,

geboren den 25. Juli 1761, geſtorben den 12. Mai 1843.

Kalbsrieth, den 20. Mai[1] (1788).

Es wäre unverzeihlich, Ihnen auf Ihren lieben Brief vom vorigen Monat ſo ſpät zu antworten, wenn ich nicht ſo gültige Gründe zu meiner Entſchuldigung anzuführen hätte. In den Tagen einer ſehr ermattenden Unpäßlichkeit erhielt ich Ihren Brief; bald darauf fuhren wir, mein Mann und ich, nach Kalbsrieth. Die letzten Tage ſeines Aufenthaltes habe ich ihm gerne gewidmet; auch finde ich hier ſelten, beſonders während der Feiertage Gelegenheit einen Brief nach Weimar zu beſtellen.

Sehr angenehm iſt es mir, liebes Lottchen, daß Sie doch einigermaßen meine Abweſenheit in den letzten Wochen Ihres Aufenthalts in Weimar bemerkten; denn nur das Bewußtſein, daß eine Perſon zu Ihrem Umgang Ihnen fehlte, die Sie achtet und liebt,[2] konnte dieſe Sehnſucht in Ihnen erwecken; nicht das Bedürfniß der Zerſtreuung und Unterhaltung. Viele beklagen ſehr Ihre Entfernung und wünſchen Sie wieder zu ſehen. Wenn die Ausführung meiner Wünſche in meiner Macht immer ſtünde, ſo würde ich Ihnen auch das Verſprechen geben können, dieſen Sommer nach Kochberg und Rudolſtadt zu kommen; da ich aber nichts ſicheres davon ſagen kann, will ich lieber nichts wünſchen — nein, meinen Wünſchen kann ich nicht gebieten — aber nichts verſprechen.

---

[1] Schiller und Lotte Nr. 10. Schiller ſchreibt am 2. Mai: „Frau v. Kalb geht kommenden Mittwoch mit ſeiner Frau nach Kalbsrieth."

[2] Dieſer Ausdruck und die Spuren der Empfindlichkeit laſſen vermuthen, daß der anonyme Brief, Nr. 1. S. 203, von Frau v. Kalb herrührt.

Ich habe nun einige Wochen auf dem ſchönen Landgut meines Schwiegervaters angenehm hingebracht und werde noch einige Zeit bleiben. Nach meiner Neigung möchte ich den ganzen Sommer hier zubringen. Die Gegend hat vorzüglichen Reiz; die Witterung iſt ſchön; wo dieß ſich findet, hat das Daſein eine ſchöne Folie, auf welcher es ſich immer beſſer ausnimmt. Auch habe ich von Büffon und Voltaire einige Bände mit herausgenommen, es fehlt mir alſo nicht an guter Unterhaltung, die ich alle gern entbehrte, wenn ich das Vergnügen hätte, in dem Cirkel Ihrer Familie dieſe Zeit zuzubringen, die Entfaltung, die Mittheilung Ihres angenehmen Geiſtes zu genießen und Ihre liebenswürdige Schweſter und Frau Mutter mehr kennen zu lernen.[1] Empfehlen Sie mich beiden ehrerbietigſt und gehorſamſt.

Sagen Sie Schiller, der wohl jetzt in Ihrer Gegend iſt,[2] daß ich wohl neugierig bin, die Fortſetzung ſeines Geiſterſehers zu leſen, von welcher man mir geſagt, daß ſie an Reichthum von Situationen und begeiſterndem Ton der erſten Abtheilung nichts nachgiebt.

Wie ſind Sie mit den neuen Anpflanzungen in Ihrem Gärtchen zufrieden? Hat der blüthenreiche Mai ſchon ſeinen Segen über ſie ergoſſen? Es gedeihe Alles, was Sie hoffen und pflanzen!

Ihre Freundin

Lotte Kalb.

---

[1] Frau v. Kalb war im Jahr 1787 kurze Zeit in Rudolſtadt geweſen, um Frl. v. Oertel, die bei Frl. v. Lengefeld zu Beſuch war, abzuholen und freute ſich über Lottchens holden Anblick. S. Charlotte. 1851 S. 139 (ihre eigenen Memoiren).

[2] In Volkſtädt.

(Weimar, Mitte Juni 1788).

Ich will dieſen großen Brief, den ich heute für S. erhielt,[1] nicht abgeben laſſen, ohne auch meinem lieben Lottchen einige Zeilen zu ſchreiben. Er wird ihn den Abend beim Spaziergang aus ihren Händen erhalten, und deſto lieber und willkommener wird er ihm ſein.

Ich hatte Sie die vorige Woche hier gewünſcht. Es war der Domherr von Dalberg hier, welcher ein vortrefflicher Virtuos und Componiſt auf dem Klavier iſt. Hier wurde das Gedicht von Herder nach ſeiner Compoſition aufgeführt: „Was ſingt in euch ihr Saiten?" Die Wirkung war allgemein, und ich kann mich nicht erinnern, daß mich leicht etwas mehr hingeriſſen hätte, als der Chor.

Jetzt iſt die Frau von Dieden hier, die auch Virtuos iſt.

Vielleicht ſehe ich Sie dieſen Sommer. Ich werde kommen, wenn die Frau von Stein in Kochberg iſt.

Goethe wird erwartet und Knebel iſt hin; wo, weiß ich nicht, um ihn früher zu ſehen![2]

Weimar, den 21.[3] Juni (1788).

Liebes Lottchen!

Ich eile Ihnen für Ihren lieben Brief aufs zärtlichſte zu danken; aber auch nur dieß kann ich, denn von meinem Leben und Daſein kann ich Ihnen nichts Merkwürdiges und Intereſſantes melden, weil mir nichts ſo vorkommt. Ich genieße von der Welt, oder vielmehr vom Hof, nur ſo viel die Höflichkeit heiſcht; gehe ſelten ſpazieren und bin wenig im Tiefurt[4] geweſen, denn ich pflege mein, und die Ruhe bekommt mir ſehr wohl. Auch wird meine Geſundheit von Tag zu Tag beſſer.

---

[1] Schiller und Lotte Nr. 19. Es war wohl ihr eigener großer Brief „ein kleines Heft," denn ihres „Lebens Looſe waren darin enthalten." Charlotte S. 148.

[2] Er verfehlte ihn. Stein lit. Nachlaß II, S. 242. Frau v. Imhof ſchreibt am 18. Juni: „dieſe Nacht iſt Goethe angekommen, ich habe ihn noch nicht geſehen, es iſt mir aber wohl, daß ich weiß, daß er wieder in Weimar iſt."

[3] Die Zahl iſt nicht deutlich.

[4] Bei der Herzogin Mutter.

Am Donnerſtag gehe ich von hier weg nach Meiningen und Bölkershauſen, wo meine Couſine Waldner iſt, die ich in ſechs Jahren nicht ſah und vielleicht nie wieder ſehen werde, und die ich ſehr liebe. Ich weiß nicht, wie lange ich bleiben werde, wohl vier Wochen.

Sagen Sie Schiller, daß er, wenn er mir etwas zu ſchreiben hätte, die Briefe nach Meiningen adreſſiere.

Die Miß Gore's [1] ſind angekommen. Goethe [2] habe ich kaum geſehen. Ich werde abgerufen, und Sie müſſen für diesmal die Leere und Kürze meines Briefs verzeihen.

Leben Sie wohl!

Lotte.

Weimar, den 19. September (1788).

Ja, meine Liebe, ich war lange ohne ein Wörtchen Ihrer Erinnerung zu erhalten; gedacht habe ich Ihrer oft, aber ich war eben auch in einem etwas zerſtreuten geſelligen Leben, wo mir das Schreiben läſtig gemacht wurde. Ich bin gar gerne in meiner Häuslichkeit, und die muß ſehr ungeſtört ſein, wenn es mir wohl werden ſoll!

Frau von Wolzogen ſtarb eines ſanften Todes; [3] ſie wäre eine vorzügliche Frau geweſen, wenn ihr Kopf ſo gut geweſen wäre, als ihr Herz.

Dem Wolzogen wünſche ich alles erſinnliche Glück; ich habe ihn nachdenkender gefunden; er hat viel Muth!

Möchten Sie doch immer alle Freuden des geſelligen freundſchaftlichen Lebens genießen, zu denen Ihr Herz ſo ſehr geſtimmt iſt.

Schiller ſchreibt mir, [4] daß er angenehme, heitere Tage mit Ihnen verlebt hätte.

---

[1] S. den Brief des Herzogs an Knebel, Nachlaß I. S. 107.

[2] Der am 18. aus Italien zurückgekehrt war und am 19. mit W. bei Hof ſpeiſte.

[3] Am 5. Auguſt.

[4] Vermuthlich in dem Schreiben, worin er Frau v. Kalb aufforderte, nach Rudelſtadt zu kommen. Charlotte S. 147.

Die Herren von Riebecker ſind wieder hier und Knebel in Jena, der das Glück hatte, ſie[1] zu ſehen; er wird künftig in meinem Quartier wohnen.

Leben Sie wohl!

Lotte Kalb.

Weimar, den 24. Jenner (1789[2]).

Was werden Sie von meinem langen Stillſchweigen denken, liebes Lottchen! O ſicher erſcheine ich in einem recht ſträflichen Licht vor Ihnen, und Sie werden mir nicht mehr zutrauen, daß ich Ihnen je gut war. Und ſicher nicht, daß mir ihr Bild und die Erinnerung an Sie eine recht ſüße Erinnerung iſt. Ja, gewiß meine Beſte! meine Zuneigung für Sie iſt wahr und beſtändig. Nur Sie dürfen ſie nie nach der Zahl, und ſelbſt ob ich ſchreibe, nach dieſen ſie nie beurtheilen. Briefe ſind oft eine ſo geringe und meiſt zweckloſe Schadloshaltung gegen die Freuden des Umgangs. Wir können nur halb oft ſagen, was wir denken, werden nur halb verſtanden; unſre Laune iſt oft nicht die, in welcher wir vor dem Freund erſcheinen möchten, und das ärgert uns noch gar wieder, was wir geſchrieben haben. Ach Gott! ſo hat der Briefwechſel manches Leiden. Und wirklich, ich habe manche von dieſen erfahren;[3] wundern Sie ſich alſo nicht, daß ich auch einmal dagegen deklamiere.

Wie geht es Ihnen, mein theures Lottchen? War Ihnen die ſtrenge Kälte auch ſo unbehaglich wie mir? Was leſen Sie? Erzählen Sie mir auch von Ihrer Schweſter der Beulwitzen, Ihren andern Freunden, Ihrer Correſpondenz. Haben Sie nichts wieder von Heron gehört? Was macht Wolzogen in Paris?

---

[1] Wohl „Sie.“

[2] Auf den Brief, welchen Schiller im November nach Weimar mitnahm, hatte Frau v. Kalb nicht geantwortet. Sie konnte ſich lange nicht entſchließen, die Freundſchaft zu gewähren, um welche L. bat. (Charlotte S. 148.) Deſto mehr freute Letztere ſich über dieſe Antwort. Schiller und Lotte S. 225.

[3] Durch Schiller.

Daß Schiller Profeſſor in Jena wird, werden Sie wohl ſchon wiſſen. Möchte es eine neue Epoche der Zufriedenheit für ihn werden! Er iſt ſehr fleißig; ich ſehe ihn kaum alle acht Tage. Bald erſcheinen einige Bände ſeiner Thalia wieder, und ich bin auf deren Inhalt ſehr neugierig!

Ich bin dieſen Winter viel geſunder und heiterer, wie den vorigen. Alles, finde ich überhaupt, iſt hier lebhafter und ungezwungener; ich kann aber die Urſache nicht finden. Auf Einige mag zwar das engliſche Blut [1] Einfluß haben. Mit Redoutenkleidungen beſchäftigt man ſich auch ſehr, und Alles wird hier recht frivol.

Knebel iſt bald hier, bald in Jena; er hat viele Freundinnen; er iſt auch mit wahrer Aufrichtigkeit ihr zärtlicher Verehrer. Wir ſind Alle hier von ſeinem Betragen zufrieden, und ihm wird jetzt am öfteſten eine Lobrede gehalten.

Goethe kenne ich für den geſellſchaftlichen Umgang noch gar wenig; es kommt vielleicht von meiner eigenen Nachläſſigkeit her. Wenn ich ruhig und zufrieden bin, ſo kann ich an mir in der Einſamkeit genug haben.

Die F. Herzogin [2] lebt in Ehre und Gnade-Bezeugungen in Rom. Von der Zeit ihrer Zurückkunft kann man noch wenig Sicheres hoffen.

Herder kommt im künftigen Sommer wieder zurück.

Die Imhoff kann dem Schickſale danken, das es endlich noch ſo gut mit ihr meinte. Ich ſehe einer heitern Zukunft für ſie entgegen. [3]

Ich freue mich auf's Frühjahr. Adieu, liebes Lottchen! Glauben Sie immer, daß ich Sie liebe, wenn ich auch gleich wenig ſchreibe.

Die durch Lottens Verlobung und Heirath entſtandene Lücke in der Correſpondenz dauerte bis zum 27. April 1798, als Charlotte ſich an Schiller wandte, um ſich einen Hofmeiſter für ihren Sohn empfehlen zu laſſen und um die Erlaubniß bat, an ihn deßhalb zu ſchreiben. Ihre Briefe an Schiller ſeit der Zeit ſind erhalten, auch einzelne, aber unbedeutende, aus früherer Zeit.

[1] Gore's.

[2] Mutter.

[3] Nach dem Tode ihres Mannes.

(Ende Mai 1794).[1]

Wie war Ihre Reiſe, wie Ihr Befinden und Behagen in Jena? Für das Letzte wird Ihnen die Anweſenheit der Frau von Humboldt ein großer Gewinn ſein. Empfehlen Sie mich dieſer lieben Frau. Ihre nähere Anſicht, ich kann leider nicht ſagen Bekanntſchaft, iſt mir eine angenehme Erinnerung. Sie, liebes Lottchen, ſcheinen mir nicht ganz wohl, als ich Sie in M. ſah. Geht's jetzt beſſer?

Wie geht's dem Schiller? Ich glaube, die Reiſe hat ihm wohl gethan; denn der Genuß der reinen Luft und Bewegung iſt doch ſicher die ſtärkendſte und erhaltendſte Lebensweiſe für unſere Gattung. Ich freute mich ſehr ihn ſo zu ſehn, denn ich hatte mir ihn viel kränkelnder gedacht. Ich habe jetzt ſehr viel Hoffnung!! Sagen Sie mir etwas von dem, wie Ihnen Jena nach ſo langer Entfernung vorkommt? ob Fichte jetzt dort iſt,[2] und wie ſein Weſen auf Sie wirkt? Ich möchte noch Mancherlei fragen, aber ich will lieber aufhören; es nimmt ſich ſo armſelig aus das Fragen in Briefen; überhaupt wenn man nur ein biſchen klüger wird, ſo wird man endlich dem Briefſchreiben von Herzen gram; und wo man mit ganzer Seele ſein möchte, da haßt man dieſe Schattenzeichen am meiſten.

Die böſe Schreibſucht hatte doch wirklich ihr Weſen am meiſten, wie man auch die Silhouetten-Liebhaberei trieb.

Ich küſſe den kleinen Engel Karl. Er iſt doch recht wohl?

(Waltershauſen, Sommer 1794).

Ich freue mich dieſe Abendſtunde mich mit dem Andenken an Sie zu beſchäftigen, und wünſche ſehr, daß Sie mit freundſchaftlicher Güte gegen mich dieſe Zeilen aufnehmen.

Wie befindet ſich Schiller, was macht Ihr Sohn? Alle Tage wünſchte ich mir neue Nachricht von dieſen Beiden zu haben. Iſt etwas Neues aus Schillers Feder erſchienen?

---

[1] Nach Schillers Rückkehr aus Schwaben am 15.

[2] Seit dem 18.

Das Schreiben iſt mir läſtig, weil ich ſo viel zu fragen hätte. Unbeſcheiden wäre beides, die Fragen und die Erwartung der Antwort auf alle. — Sie leben glücklich in innigem vertrauten Umgang mit Ihren Freundinnen; ich möchte ſie näher kennen, ſowohl die Humboldt als Ihre Schweſter. Durch dieſe würden gewiß die angenehmen Vorſtellungen eines Gemüths vermehrt werden. Wären Sie, und die Sie lieben, geſund, ſo fehlte nichts Ihrer Zufriedenheit.

Jetzt bin ich wieder an die Einſamkeit gewöhnt, und in dieſer wird mir oft eine angenehme Stunde. — Ich fürchte Alles was mich aus dieſer innern Betrachtung zerſtreuen kann, und könnte lieber in dieſer Stille, als unter dem lauten, harmonieloſen Geräuſch der Societät meine Tage verleben wollen.

Ich kann Schillern nicht genug für die Empfehlung[1] des guten Hölderlin danken. Wenn je Fritz ein hoffnungsvoller Knabe wird, ſo iſt er es einzig durch ihn! Er iſt einſichtsvoll und unabläſſig thätig in ſeinem Beruf. Erſuchen Sie Schiller, daß er dieſem jungen Mann bald auf ſeinen Brief antworte und mit einiger Vorliebe das Bruchſtück in die Hand nehme, welches er ihm zuſendet. Sein Urtheil über dieſen Verſuch ſeines bildenden Geiſtes ſei gerecht aber auch gütig; er zürne nicht, nicht Zweifel, ſondern Antheil an H., Beſorgniſſe verleiteten mich zu dieſer Aeußerung.

Daß Fichte oft im Sz.[2] Hauſe, iſt mir von Mehreren geſchrieben worden. Es wundert ſich Jeder männiglich gar hoch, daß auch die Philoſophie das Amt eines Cicisbeo anzunehmen ſcheint.

Fragen Sie Schiller, ob die neueſte Schrift von Fichte[3] für mich verſtändlich ſein kann? Dann laſſ' ich mir ſie kommen.

Sie wiſſen wohl ſchon, daß Herr von Beulwitz mit Frl. von Bibra verſprochen iſt. Sie war mir unter den jungen Damen in Meiningen immer die angenehmſte. Sie hat viel Bildung, ſowohl durch Lekture als durch die Mühe in der Geſellſchaft bedeutend zu ſein; im guten Sinn, auch Klugheit und Weltſitte, einen Hang, auf Viele zu wirken.

---

[1] Vom 1. Oktober 1793 bei Köpke, Charlotte v. Kalb S. 129.

[2] Schütziſchen. Fichte's Leben I. S. 209.

[3] Ueber den Begriff der Wiſſenſchaftslehre.

Bleiben Sie mir gut; ſorgen Sie für Ihre Heiterkeit und küſſen Ihren kleinen Liebling in meinem Namen!

Charlotte.

Weimar, den 16. September (1794).

Hier ein Schlitten, Zuckerplätzchen für den lieben Karl. Gott erhalte ihn! Ich gedenke ſeiner oft und der lieben Dreieinigkeit meiner Freunde! Gott erhalte Sie und laſſe es Ihnen immer beſſer werden! Ich ſehne mich nach Ihnen; ich möchte Sie wohl wieder ſehen!

Hier iſt ein Band, beinahe ſo wie das war, welches ich trug, als ich in Jena war. Iſt's Ihnen recht, ſo ſchmücken Sie ſich damit.

C. Kalb.

Am Donnerstag (Anfang 1796).

Mit dieſer Schwangerſchaft und andern Leiden des Körpers und den Sorgen, womit ich ſo zu ſagen mein und meiner Angehörigen Schickſal fortwälzen muß, habe ich lange Zeit keine Stunde gefunden, in der ich mich der Ruhe mit geſunder Stimmung hätte überlaſſen dürfen!

Ich erwarte jetzt mit Anfang der künftigen Woche meinen Mann und meinen kleinen Auguſt; übrigens bin ich für mancherlei Dinge in großer Thätigkeit! Auch hat Manches ſchon eine andere Geſtalt gewonnen.

Geben Sie an Holderlin[1] dieſen Brief; iſt er nicht mehr in Jena, ſo ſchicken Sie mir ihn wieder.

Leben Sie wohl, Beſte! Ich werde oft an Sie denken, wenn ich gleich lange nicht ſchreiben ſollte.

Charlotte Kalb.

---

[1] Der die Familie verlaſſen hatte und in Jena ſtudierte.

Präſident. Muß ich befehlen, daß du ſchweigſt? — Nahm ſie den Schwur an?

Louiſe (zärtlich.) Ich erwiederte ihn.

Ferdinand (mit feſter Stimme.) Der Bund iſt geſchloſſen!

Präſident. Ich werde das Echo hinauswerfen laſſen. (boshaft zu Louiſen.) Aber er bezahlte ſie doch jederzeit baar?

Louiſe (aufmerkſam.) Dieſe Frage verſtehe ich nicht ganz.

Präſident (mit beißendem Lachen.) Nicht? Nun! ich meyne nur — Jedes Handwerk hat, wie man ſagt, ſeinen goldenen Boden — auch ſie, hoff ich, wird ihre Gunſt nicht verſchenkt haben — oder wars ihr vielleicht mit dem bloßen *Verſchluß* gedient? Wie?

Ferdinand (fährt wie raſend auf.) Hölle! was war das?

Louiſe (zum Major mit Würde und Unwillen.) Herr von Walter, jezt ſind Sie frei!

Ferdinand. Vater! *Ehrfurcht* befiehlt die Tugend auch im Bettlerkleid!

Präſident (lacht lauter.) Eine luſtige Zumuthung! Der Vater ſoll die *Hure* des Sohns reſpektiren.

Louiſe (ſtürzt nieder.) O Himmel und Erde!

Ferdinand (mit Louiſen zu gleicher Zeit, indem er den Degen nach dem Präſidenten zückt, den er aber ſchnell wieder ſinken läßt.) Vater! Sie hatten einmal ein Leben an mich zu

Weimar, den 8. September (1795).

Mein kurzer Aufenthalt bei Ihnen war mir ſehr wohlthätig. Ich fühle zwar meine innere Organiſation, mein Nervenſyſtem noch immer nicht in Ordnung, ungleich, nicht anhaltend energiſch, aber ich weiß doch nun, was die Fortdauer einer andern Lebensart für mich ſein könnte. — Freie Luft, Bewegung, ein ganz unbefangener Umgang mit Ihnen, meine Theuerſte, und dann, wenn Schiller ganz wohl wäre, und wir ſeines Daſeins, ſeines Umgangs uns recht herzlich erfreuen könnten und nicht mehr getrennt lebten, an einem Ort; denn Jena iſt doch weit, und ich komme nicht leicht in die natürliche Stimmung, die unter uns ſein würde, wenn wir länger beiſammen wären; und bliebe ich auch vier Wochen, ich trennte mich doch zu früh. Mir iſt dann die Welt öde, und wenn ich auch hier Freunde hätte, Sie fehlen mir doch.

Herders Gemüthe hat ſehr durch die Revolution gelitten; Sie können über die Sache nicht urtheilen, weil Sie noch, ich möchte ſagen, mit Begierde und Affekt zu einer Partie gehören. Dinge ſchätzen, auf die wir in einem beſſeren Daſein alle reſignieren müſſen.

Mit Schiller kann man über Alles ſprechen und von einem geläuterten Geiſt Urtheil und Meinung hören.

Herder gefällt der Aufſatz von Jacobi [1] gar nicht, und Knebel war wirklich ſehr ergötzend mit ſeiner ſatiriſchen Laune über dieſe Abhandlung. Das Weſentliche in dem Werke hat mir gefallen, und das werden mir individuelle Schwachheiten des Verfaſſers, die auch in dieſem Aufſatz ſtark durchblicken, nicht verderben.

Sie werden wohl wiſſen, daß Meyer bald nach Italien reiſt, um über Kunſt zu denken, zu zeichnen u. dgl.

Goethe ſah ich noch nicht; er iſt aber wieder hier. [2] Meyer ſagte mir, er habe ſchon längſt mich beſuchen, mich zu ſich einladen wollen; aber ſein Mißſtand mit der ganzen Societät hier macht, daß er auch für mich verloren iſt. Das könnte, das ſollte anders ſein.

---

[1] In den Horen, auch Goethen erſchien er wunderlich. (An Schiller Nr. 99.)

[2] Von Karlsbad.

Heute iſt meines Fritzens Geburtstag. Ich gehe mit meinen Kindern nach Bellevue.

Kalbsrieth, den 9. Mai (1797).

Liebe, gütige Freundin!

Sie werden wahrſcheinlich nunmehr auch Ihr ſchönes Gartenhaus[1] bewohnen, in welchem ich Sie dieſen Sommer noch beſuchen muß, um Ihre Heimath zu kennen, die immer, mehr oder minder, den Menſchen verändert. Kenne ich einmal das Lokal einer Gegend, ſo weiß ich faſt immer voraus, wie es mir endlich darin zu Muthe werden muß. Das ſtädtiſche Leben iſt aber ſchwer gut und glücklich zu bilden. Jede ruhige, glückliche Stimmung kann nur auf dem Lande genoſſen werden. Die freie Sicherheit des Gemüths raubt die Mannigfaltigkeit der Perſonen.

Ich höre wenig, thue nichts, und kann nicht leſen, und dennoch iſt es mir lange nicht ſo wohl geweſen!

Wahrſcheinlich komme ich Anfangs Juni nach Jena, um Sie noch zu ſprechen, und vielleicht den jungen Mann kennen zu lernen, den Schiller zum Hofmeiſter meiner Kinder erwählen möchte. Auch habe ich noch eine Empfehlung von Böttiger, der auch in Jena iſt; es ſcheint mir aber nicht, als wenn er die Eigenſchaften vereinigte, die ich für den Lehrer meiner Kinder wünſche. Edda verdient eine ernſtliche, ſorgfältige Entwicklung ihrer ſehr guten Anlagen. Auguſt iſt ein munteres, fähiges Kind. Aber dieſe Kinder dürfen des Tags nicht über drei oder vier Stunden haben, und ich wünſchte ſehr, daß der künftige Lehrer meiner Kinder auch ſo gefällig wäre, mir zu Zeiten vorzuleſen. Ein ernſter, nachdenkender Sinn wäre mir lieber als Lebhaftigkeit, und die Luſt am Studieren muß ihm die Einſamkeit des ländlichen Lebens erfüllen.

---

[1] Das neuangekaufte, das Schiller am 2. Mai bezogen hatte.

Ich empfehle ganz dieſe Sorge meinem Freunde Schiller, der gewiß das möglichſt Beſte wählen wird.

Der jetzige Hofmeiſter geht mit Fritz nach Uffenau. Die Bedingungen ſind gut. Gedenken Sie mein!

Ihre Freundin

Charlotte Kalb.

Meiningen, den 12. März (1800).

Ja wohl werden Sie gelitten haben, liebe Freundin, und Ruhe und Erholung bedürfen. Ich wußte nur Schillers Krankheit nach ſeiner Wiedergeneſung.[1] Gott verhüte ferner ſo ſchmerzliche Tage. Die Freuden der Geneſung ſind groß, aber ſo ein ängſtliches Zagen überwindet ſchwer die menſchliche Natur.

Ich reiſe nicht nach Wien. Es waren Einige dafür, Einige dagegen; nun habe ich den Willen nicht mehr; und Luſt und Neigung hatte ich nie dazu. Es war Ungeduld: ich wollte den langen Kampf eines vergeblichen Streits nicht länger. In der Politik kann ſich Manches zu unſerm Vortheil ändern, oder der gräuliche Krieg unſere und vieler andern Menſchen Hoffnung und Vermögen verſchlingen.

Sie haben doch Niemand, auch nicht der Oberſtallmeiſterin von Stein, ein Wort über mein Vorhaben geſagt? denn ich fürchte jedes Sagen und Meinen.

Seckendorf iſt im Reichshofrath und hat beſondere gegen uns gehandelt; freilich von Mächtigen aufgefordert.

Die Reinwald iſt hier ſehr artig. Er iſt nur ſchwerer zu tragen. Seine Dienſtverhältniſſe plagen ihn.

Der Feldzug iſt wieder eröffnet; am Rhein iſt man in großem Allarm.

Ich habe die ſkandalöſe Schrift vom Arzt Gruner über Fichte. Wenn es nur das letzte Wort iſt. Taubeneinfalt und Schlangenklugheit iſt wenigſtens bei dieſen Herrn ſammt und ſonders nicht zu finden.

---

[1] Christophine an L. Beziehungen Nr. 28.

Wo leben Beide? Wo wird ſich Fichte etablieren?

Freundſchaft, Andenken und Freude an Ihrem Wohlergehen von Ihrer

Charlotte.

Erlangen, den 8. December (1801).

Am 12. November gab ich einen Brief an Schiller auf die hieſige Poſt. Ich ließ mir einen Schein darüber geben, weil an dem richtigen Empfang dieſes Briefes mir viel gelegen war. Ich muß Sie bitten, theure Freundin, mir nur mit wenigen Worten zu ſagen, ob Sie ihn erhalten haben, oder nicht; ich bitte ſehr darum!

Auch dies Billet ſein Sie ſo gütig an Legationsrath Bertuch zu ſchicken und ihm ſagen zu laſſen, Sie wollten ſeine Antwort in Ihrem Brief an mich mit beiſchließen.

Nun Andenken und Gruß von

Charlotte.

Das Mädchen von Orleans. Ich möchte eine Wallfahrt antreten, um es, wo es gut gegeben wird, einigemal aufführen zu ſehen, damit ich ganz den Genuß, den tiefen klaren Eindruck dieſer geiſt- und kraftvollen Idee in Wort und Bildung erfaſſen möchte. Denn wie ein mächtiger Planet wird die Wirkung dieſer Kraft immer neu erweckend und erleuchtend ſein.

Die Maria Stuart habe ich verſtanden. Wer hat noch die iſolierte Seele gezeichnet, für die kein Band, kein Verſtändniß, wo gleichſam Empfindung und Elemente, der entfernteſte Zufall ihre Ablöſung von dieſer Welt der Erſcheinungen bewirken muß.

Ob vielleicht der Legationsrath Bertuch mir nicht antworten will? Es wäre ſo, wie ich es ſchon oft erfahren habe. Es betrifft den Verkauf von Rheinwein, den ich gern an Loder verkaufen möchte. Er hat auch ſchon von dieſer Sorte Vieles verkauft,[1] und jetzt liegen noch zwei Eimer in Kalbsrieth, die ich nicht gerne möchte ſequeſtrieren? (unleſerlich) laſſen.

Homburg an der Höhe, den 20. September 1802.[2]

In Friede und Freundlichkeit! Das erſte bin ich mit Jedermann; beides aber mit Kalb und meinen Kindern. Und was ich wünſche und geſchehen ſoll, iſt ja nur um das Wohlſein Aller zu befördern!

In Völkershauſen ſah ich auch den Rath von Müller aus Weimar. Er hatte Auftrag vom Herzog von Weimar, mit mir über Vermögensangelegenheiten zu ſprechen. Ja gewiß! ſondergleichen war die Verwirrung; aber wahrſcheinlich ändert es ſich zum Beſten! —

Kalb wünſcht auch für mich und Edda einen Aufenthalt an irgend einem angenehmen Hof. Nach der Anfrage hatte ich Gelegenheit, an den Herzog zu ſchreiben; ich ſagte ihm meinen Plan und Wunſch und bat ihn, mich in dieſer Rückſicht der Prinzeß von Thurn und Taxis zu empfehlen. Nun erwarte ich Antwort von Sereniſſimus. Hätte er Ihnen davon geſprochen, es wäre mir lieb! Haben Sie Briefe vom Kurfürſten aus Aſchaffenburg erhalten? Ich ging nicht zu ihm, weil ich nun wieder einen neuen Faden angelegt, und die Gerüchte über ſeine Launen und Verhältniſſe ſehr verſchieden lauten. Gewiß iſt er zufriedener wie ſeine Beurtheiler! Seit Kurzem macht ihn aber das Gerücht zu einem mächtigen Herrn und theilt ihm Würzburg und auch Frankfurt mit, und Bayern erhielt Nürnberg. Eine Reiſe durch die ſonſt geiſtlichen Lande zu unternehmen iſt jetzt intereſſant. Die Lebensgeiſter ſind mehr erregt; jede Rolle ſpielt ſich mit mehr Lebhaftigkeit und Eifer! Und die letzten Dinge ſind in dem Verlöſchen am flackerndſten.

---

[1] Nachdem ſich Goethe vergebens damit geplagt hatte (Körte S. 146).

[2] Von dieſem Jahr an verändert ſich die Handſchrift; die Briefe werden unleſerlich. Das Augenleiden muß Fortſchritte gemacht haben.

Ich ging über Diedendorf. Da habe ich an Ihre liebe Frau gedacht. Wir ſprachen einigemal von den Herrnhutern. Sonderbar kam mir das Weſen vor und ſo unchriſtlich wie möglich! Dies Geſpannte, Beſtrickte, dieſe Stockung des Geiſtes und Willens! So war der Herr nicht! Das ſeltene Höchſte wird immer mißbraucht. Ich dachte nachdem an Wielands Ariſtipp, wie es da dem Plato gehet. Aber es gelang ihm nicht, doch allein Plato blieb hoch, und das Andere iſt durch Wielands feinen Schalksſinn (zwar ohne Befehl) eine leichte Ironie geworden! —

Zu Offenbach beſuchte ich die alte Mutter Laroche. Sie iſt gekleidet in den Nachtnebel des achtzehnten Jahrhunderts; und Bettina Brentano, die Erſtgeburt des neunzehnten, ſtand und lag neben ihr in der gröbſten Naivität des neunzehnten. Sie könnte eben ſo anmuthig mit ihrem ſchönen Kopf ſein, als ſie meiſt unerträglich iſt! Man muß ſie ſehen, nicht Sie (Ihnen wäre es wohl etwas fatal), Goethe, dem ſie ſagen läßt, ſie wäre in ihn entbrannt wie Mignon. Bruder Clemens, der ihr Held iſt, läßt jetzt Mährchen von ihr drucken.

Meine Edda, welch ein Contraſt! Sie hat beſonders Talent zur Muſik! Fritz, der zuweilen für ſeine Kameraden Pferde zureitet, iſt mit einem alten Gaul geſtürzt, hat das Bein gequetſcht und den Knorren geſprengt, trägt aber das Leiden mit Gleichmuth und ſchreibt heitere Briefe, damit ich nicht beſorgt werde!

Das Gedicht Caſſandra hat mir ſehr gefallen. (Den 2. Oktober.) „Noch immer hab' ich vom Herzog von Weimar keine Antwort erhalten.“ Der Winter ſei Ihnen leicht!

Charlotte.

(Homburg, Winter 1806).

Für alle Jahre Glück und Heil! Auch für uns ſcheint ſich der Horizont aufzuheitern. Wie es aber eigentlich wird, weiß ich noch nicht. In Häuslichkeit möchte ich mit meinen Kindern leben; ſonſt aber ja mit Niemand. Ich möchte nicht, daß Fritz lange beim P. Dienſt wäre. Hier iſt es wie in einem Dorf. Da ich zwei Equipagen habe, mache ich ſelbſt zwei Viſiten, bei der P. von Anhalt und Witgenſtein. Alle drei Wochen gehe ich an Hof; einmal ins Concert, ein andermal an Tafel. Der L. Gf. iſt ein Mann, mit dem wohl jeder Gutdenkende gerne iſt. — Ich habe gar keine Neigung zum Reden; zur natürlichen, lautern Mittheilung gehört lange Zeit und ſonderbares Glück der Harmonie! Andres Wirken iſt wirklich etwas Nerven- und Lebenzerrüttendes.

Die Prinzeſſin Auguſte[1] iſt bedeutend, aber meine Indolenz, vielleicht auch kränkliche Stimmung hindert mich ſie mehr aufzuſuchen. — Es wundert mich, daß der L. Gf. nicht ſuchte etwas beſſer ſein Haus durch Weſen zu ornieren. Ich finde keine Worte pour ces gens de la cour.

Berlin, den 29. November (1804).

Liebe Freundin!

Die junge neue Welt, die jetzt in Weimar lebt und die Zeit bewegt, wird auch Ihr Gemüth beſchäftigen. Bei einigen Feſten hätte ich gerne mein Ohr und Herz gegeben, und durch ſolchen Genuß mein Daſein (welches individuell in allem, was in meiner Macht iſt, glücklich iſt), noch durch ruhigen innigen Genuß erhöht.

Für die elegante Welt iſt dieſer Brautzug Glanz und Fülle! Die G. Fürſtin denke ich mir, ſie iſt mir bedeutend. Ich glaube, ſie beſitzt Realität des Charakters, der oft ſo vielen Hoheiten und Menſchlichkeiten fehlt.

Ich bin hier ganz iſoliert und bin faſt eigenſinnig die Mittheilung zu vermeiden, ob es zwar auch für mich ſchwerer ſein würde!

Fichte's Geiſt und ſeelenvolle Gutmüthigkeit iſt eben ſo ſelten, als ſie ſelten iſt; und man ſucht die Quelle zu wenig, vielleicht die ſelten fließt, aus Furcht vergeblich verlangt zu haben. Im Allgemeinen bin ich wohl gut bei Herrn Fichte angezeigt, auch bei Hufelands, die es gerne haben, wenn ich komme.

---

[1] Spätere Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin.

Glücklich bin ich hier nur allein in meinem Zimmer, und glücklich bleibe ich, wenn Sie mich auch einmal daſelbſt beſuchen. Ich habe eigentlich nur Gutes hier erfahren; aber mit dem Alter vermehrt ſich die Scheu für zweckloſe und leere Geſelligkeit. Ich finde aber wenig eigentliche Bildung und Gehalt unter den hieſigen Frauen, die ich kenne.

Berlin, den 28. Juni (1806)

Obwohl meine Seele nur mit einem Andenken ſich beſchäftigt, kann ich doch nicht davon ſchreiben. An Frau von Wolzogen hatte ich Briefe liegen, ich konnte ſie aber nicht abſchicken. Sie, liebe Theure, ſind mir immer im Herzen!

Sein Genius iſt der Welt eine hohe, einzige Gunſt, unvergänglich! Unendlich iſt der Gedanke an ihn in den Herzen ſeiner Freunde. Der Wechſel der Empfindung, ſelbſt die Sehnſucht vermindert ſich in dem Gemüth deſſen, der die Ewigkeit denkt und mit der Gewalt der Liebe zu ſeligen hohen Ahnungen und Erkenntniſſen geleitet wird. Wie kurz iſt für Jeden die Zeit, das Loos der Erſcheinung in dieſer Welt! Durch den Schmerz werden wir noch reicher in der Liebe und in der Hoffnung des ewigen Lebens! Denn nur die hohe, göttliche Liebenswürdigkeit und Vollkommenheit hat allein dieſen Glauben begründet und die Sehnſucht der Jünger.

Liebe, liebe Schiller! Schreiben Sie mir bald, mit Wehmuth, aber mit dem Frieden der Liebe, der Sie ewig beglücken wird.

Den Kindern tauſend Grüße. Ich gedenke an Sie faſt immer, und meine Freundſchaft, meine innige Achtung für Sie ſind mir die liebſten Geſinnungen meines Herzens!

Ch. v. Kalb.

Die ſpäteren Briefe der vielgeprüften Frau ſind traurigen Inhalts. Sie lebt von einem kleinen Handel und macht Speculationen in Spitzen, ruſſiſchem Thee u. dergl., wozu Frau von Schiller hülfreiche Hand bietet, und bewahrt dabei eine heitere Haltung und einen Muth, den man ſtoiſch nennen würde, wenn er nicht chriſtlich wäre.

Den 16. Auguſt.

Mein Sohn Auguſt war bei dem Herrn Geheimenrath Voigt, welcher ihm Manches ſagte, was mir eine beſſere Anſicht gewährt.

Ich habe mich niemals um die Familienangelegenheit bekümmert und that wohl daran, denn ändern hätte ich nichts können; aber jetzo wünſche ich, daß endlich die widrigen Geſchäfte aufhören, und mit Tüchtigkeit und Umſicht zu unterſuchen, wie und was vielleicht zu retten iſt, übrigens aber mich mit endloſer Geſchäftstreiberei ohne Erfolg nicht länger plagen — und meine Anſicht, wie allein dieſe Angelegenheit eine gute Wendung nehmen kann, iſt nicht die der Geſchäftsleute noch der jungen Anfänger, weil dieſe ſich ſelbſt an die Wichtigkeit der Akten halten. Aber ich bin überzeugt, daß Kalbsrieth ganz für die K. verloren iſt, wenn nicht der Wille und die Gnade des Herzogs es ihnen erhält und geſtattet, daß man eine vortheilhaftere Einrichtung des Guts vornehme.

Den 17. Auguſt.

Ich lebe jetzt mehr wie je in der Gegenwart. Das thut das Alter; auch gefällt ſie mir. Meine Augen erblinden; leſen kann ich wenig mehr. Ich bin ſehr heiter, aber muß viel Ruhe haben, um behaglich zu ſein.

Mein äußeres Leben hängt blos von meinem kleinen Handel, und nicht der Meinigen, ſondern ſo mancher Andern — gut iſt es, daß es jetzt ſo gut geht, und Viele, ich möchte ſagen mit Neigung, von mir kaufen.

Berlin, den 30. Auguſt.

Von meinem äußeren Befinden kann ſie Ihnen auch nur Gutes ſagen. Wenn mir der Himmel bis ins Alter oder zum Ende ſo eine Geſundheit gewährt, ſo war es eine Gunſt der Natur, die Wenigen zu Theil geworden iſt. Da ich ſo ganz iſoliert lebe, ſo habe ich auch durch Andere nicht, was mich reizte oder beunruhigen könnte. —

Mein jüngſter Sohn Auguſt kommt auf die hieſige Univerſität. Er iſt für mich eine neue Bekanntſchaft, denn in zwölf Jahren ſah ich ihn nicht. Man läßt mich von ihm viel Gutes hoffen, und ſeine Briefe laſſen es mich auch erwarten. Seine Gegenwart wird wohl meine Lebensweiſe vielleicht mit mehreren Genüſſen bereichern. Es iſt mir aber eine eigene Aufgabe, wie ich für die Exiſtenz dieſes Jünglings ſorgen ſoll, denn ich bin noch immer ganz ohne Einnahme, als nur durch meinen kleinen Handel.[1]

[1] Ein Brief ſchließt mit den Worten: Lächeln Sie nicht über meine Handelsmanie! Hier muß ich auch ſagen wie jener König: hony soit qui mal y pense!

fodern — Es iſt bezahlt. (den Degen einſteckend) Der Schuldbrief der kindlichen Pflicht liegt zerriſſen da —

Miller (der bis jetzt furchtſam auf der Seite geſtanden, tritt hervor in Bewegung, wechſelsweiſe für Wuth mit den Zähnen knirſchend, und für Angſt damit klappernd.) Ew. Erzellenz — Das Kind iſt des Vaters Arbeit — Halten zu Gnaden — Wer das Kind eine Mähre ſchilt, ſchlägt den Vater an's Ohr, und Ohrfeig um Ohrfeig — Das iſt ſo Tax bey uns — Halten zu Gnaden!

Frau. Hilf, Herr und Heiland! — Jetzt bricht auch der Alte los — über unſerm Kopf wird das Wetter zuſammenſchlagen!

Präſident (der es nur halb gehört hat.) Regt ſich der Kuppler auch? — Wir ſprechen uns gleich, Kuppler!

Miller. Halten zu Gnaden! Ich heiße Miller, wenn Sie ein Adagio hören wollen — mit Buhlſchaften dien ich nicht! So lang der Hof noch da Vorrath hat, kommt die Lieferung nicht an uns Bürgersleute! Halten zu Gnaden! —

Frau. Um des Himmels willen, Mann! Du bringſt Weib und Kind um.

Ferdinand. Sie ſpielen hier eine Rolle, mein Vater, wobey Sie ſich wenigſtens die Zeugen hätten erſparen können!

Miller (kommt ihm näher, herzhafter.) Deutſch und verſtändlich! Halten zu Gnaden! Ew. Erzellenz ſchalten und walten im Land! Das iſt meine Stube! Mein devoteſtes Kompliment, wenn ich dermaleins ein Pro memoria bringe.

IV.

J. W. von Goethe.

(Eigenhändig.) (26. Juli 1795.)

An Frau Hofräthin Schiller nach Jena.

Ihr Brief meine Liebe, traf mich zur guten ſonnigen Stunde, deren wir uns nicht oft zu rühmen haben und machte mir ſie noch erfreulicher, hätte nur nicht zugleich die Nachricht von Schillers Uebel wieder eine Wolke davor gezogen. Da wir geiſtiger Weiſe ſo froh zuſammen vorſchreiten, warum können wir es nicht auch dem Körper nach? Selbſt diesmal, wenn wir zuſammen hier geweſen wären, hätte es uns gewiß doppelte Zufriedenheit gegeben. Es ſind manche gute und liebenswürdige Menſchen hier, und da ich doch gewöhnlich ſehr einſam lebe, ſo thut es wohl auch einmal in eine größere, beſonders ſo ſehr zuſammengeſetzte Maſſe zu ſchauen. Von allen Gegenden Deutſchlands ſind Menſchen da, die in ihrer Denkart ſehr kontraſtiren. Anfangs habe ich viel Bekanntſchaft gemacht, zu Ende wird man läſſiger. Gearbeitet hab ich dagegen nichts, die Zerſtreuung hat ihre völligen Rechte behauptet. Heute über acht Tage bin ich wahrſcheinlich ſchon auf dem Wege, und Ihnen um ſo viel näher. Möchte ich Sie doch Beyde recht wohl und munter finden!

Carlsbad den 26. Juli 1795

Goethe.

(Eigenhändig.) (Mai oder Juni 1797.)

Frau Hofrath Schiller.[1]

Nach Ein Uhr komme ich wenn es Ihnen recht iſt, mit Ihnen zu eſſen und dann zurück zu gehen.

G.

(Eigenhändig.) (Mai oder Juni 1797.)

Frau Hofr. Schiller!

Ich ſchicke die Schlüſſel,[2] daß der Tiſcher nicht aufgehalten werde. Melde mich auf den Mittag an und bitte um die Glastäfelchen, durch deren Zuſammendrücken man die ſchönen Farben hervorbringt.[3]

Wünſche wohl geſchlafen zu haben.

G.

Fremde Hand (Seydel). Unterſchrift, wie auf allen Briefen, eigenhändig. (Mai oder Juni 1797.)

Bey dem ſchönen Wetter wäre es wohlgethan, wenn man ſich heute früh in den Garten verfügte, ich dächte Sie ſchickten mir die Schlüſſel, damit ich einſtweilen davon Beſitz nehmen und das Ganze beſchauen und betrachten könnte und Sie kämen alsdann zu welcher Stunde es Ihnen beliebte. Ich hoffe Schiller wird von der Parthie ſeyn.

G.

(Eigenhändig.) 30. December 1797.[4]

Frau Hofrath Schiller.

Wie ſehr wünſcht ich daß Sie in beſſern Tagen zu uns gekommen wären, und auch länger blieben, daß Sie mich mit den Übrigen in meinem Kloſter beſuchen könnten.

---

[1] Im Mai oder Juni 1797, als Sch. ſeinen Garten bezogen hatte und G. im Schloſſe zu Jena wohnte.

[2] Des Gartens.

[3] Dieſes Phänomen erwähnt Goethe an Schiller Nr. 411 (18. Januar 1798), „das Sie ſelbſt ſo ſehr intereſſiert hat.“ Da Goethe im Jahr 1798 nicht mehr in Jena war, am 29. Januar 1797 darauf anſpielte (Nr. 272), iſt das Datum wohl unzweifelhaft.

[4] Goethe an Schiller 401.

Von Schiller hatte ich heute einen Brief, ich habe auch geantwortet — grüßen Sie ihn ſchönſtens!

G.

(Eigenhändig.) (5. März 1798.)[1]

Frau Hofrath Schiller.

Wo Sie auch dieſes Blat antrift, ſoll es Ihnen ſagen: daß man ſehr wünſcht Sie dieſen Abend in Malepartus zu ſehen. Ein frugales Mahl iſt bereitet und Sie ſind zu jeder Stunde willkommen, wenn gleich der Wirth noch einige Wege zu machen hat.

G.

Größere Hand (Seidel). Unterſchrift eigenhändig (wie durchweg bei allen Briefen). (1798.)

Vielmals Dank ſey Ihnen geſagt daß Sie mich zum Schluß der Woche nicht einer Nachricht haben wollen mangeln laſſen, ob ich gleich wünſchte von Schillers Geſundheit das beſſere zu hören.[2]

Vor die ſchöne Homeriſche Welt iſt gleichfalls ein Vorhang gezogen und die nordiſchen Geſtalten, Fauſt und Compagnie, haben ſich eingeſchlichen. Das wenige was ich an dieſer Arbeit gegenwärtig thun kann fördert immer mehr als man denkt, indem der kleinſte Theil, der zur Maſſe hinzugefügt wird, die Stimmung zum folgenden ſehr bedeutend vermehrt.

Ich hoffe mich an Ifflands Erſcheinung für die Zeit die ich ihr aufopfern muß, reichlich zu entſchädigen. Thourets Gegenwart koſtet mich allenfalls vierzehn Tage; auf alle Fälle hoffe ich im halben Mai wieder bey Ihnen zu ſeyn und dann eine längere Zeit in ihrer Nähe zu genießen. Iſt es möglich ſo verſäumen Sie mit Schillern Ifflands Spiel nicht, es macht in unſerm engen Verhältniß immer wieder Epoche.

Hiebey folgt ein Briefchen von Auguſt an Karl und ein Brunnen. Man muß das Gefäß ganz voll Waſſer ſchütten, und alsdann zu plumpen anfangen, wodurch alsdann eine inverſe Danaidenarbeit entſteht, auch hat er noch ein Püppchen beygelegt.

---

[1] Goethe an Schiller 444.

[2] Schiller an Goethe 457.

Leben Sie recht wohl und grüßen Schillern aufs beſte.

Weimar am 14. April 1798.

G.

(1798.)

(Fremde Hand.)

Ihre liebe Hand war mir heute auf dem Couvert nicht erfreulich zu ſehen, noch weniger der Inhalt Ihres Briefs.

Faſt ſollte ich glauben, daß der hohe Barometerſtand Schillern eben ſo ſehr zuwider ſey als ihm der niedere günſtig iſt, wie ich bemerken konnte da ich in Jena war. Möchte er doch bald wieder hergeſtellt ſeyn.

Zur Unterhaltung ſchicke ich einen Brief von Humboldt, der recht viel Intereſſantes enthält. Schade daß ich gerade eine bedeutende Stelle nicht leſen konnte! Ich habe ſie roth vorgeſtrichen, vielleicht haben Sie die Güte ſie ſich von Schillern in einer leidlichen Stunde dictiren zu laſſen, da er mit der Hand beſſer als ich bekannt iſt.

Fauſt rückt alle Tage wenigſtens um ein Dutzend Verſe.

Geſtern habe ich meine Camera obscura wieder zurechte geſtellt und bey Betrachtung des Apparats meinen Gang in dieſem Theile der phyſikaliſchen Wiſſenſchaft bezeichnet. Man ſieht recht die Umwege die man gemacht hat, wenn man die Mittel und die Werkzeuge deren man ſich zu ſeinem Zweck bediente, noch alle vor ſich ſieht.

Ich richte mich ein bey Ifflands Hierſeyn zahlreiche Geſellſchaft zum Frühſtück zu ſehen, wozu Sie auch ſchönſtens eingeladen ſind, die Jahrszeit iſt günſtig, da er fünf Wochen ſpäter kommt als das vorige Mal, und mein Haus iſt groß genug, da ich alle Zimmer und den Garten brauchen kann; ich werde dagegen die Abendeſſen aufgeben.

Dann habe ich noch meinen Pachter in das Roßlaer Gut und Profeſſor Thouret in die hieſige Schloßdecoration einzuführen, iſt das geſchehen, ſo werde ich nach dem Beyſpiel des Kaiſer Aſverus ſagen:

Beſchloſſen hab ich es, nun gehts mich nichts mehr an!

und zu ihnen hinüber eilen. Möchte ich Sie doch Beyde recht wohl mit den Kindern im Garten finden.

Auguſt grüßt Karln auf das Schönſte.

Man ſagt Richter werde auch zu gleicher Zeit mit Iffland eintreffen, nicht weniger bedrohen manche fürſtl. Perſonen unſern Theatraliſchen Jahrmarkt mit ihrer Gegenwart.

Leben Sie recht wohl und verſäumen unſere geiſtreichen Frühſtücke nicht.

Weimar am 18. April 1798.

G.

(Goethes Hand.) (1798.)

Haben Sie Dank daß Sie mir nochmals an Schillers Statt ein Briefchen ſenden wollen, möge es doch bald wieder recht gut gehen. Ungern entſage ich der Hoffnung Sie beyde die nächſte Woche zu ſehen, denn Iffland ſpielt wirklich Dienſtag zum erſtenmal.

Daß ſich die vielen Irrſterne diesmals im ſiebenten Hauſe[1] verſammeln iſt freylich eine bedeutende Conſtellation, wir wollen ſehen was für Witterung daraus entſteht.

Fauſt hat dieſe Tage immer zugenommen; ſo wenig es iſt, bleibt es eine gute Vorbereitung und Vorbedeutung. Was mich ſo lange Jahre abgehalten hat wieder daran zu gehen war die Schwierigkeit den alten geronnenen Stoff wieder ins Schmelzen zu bringen. Ich habe nun auf Celliniſche Weiſe ein Schock zinnerne Teller und eine Portion hartes trocknes Holz dran gewendet und hoffe nun das Werk gehörig im Fluß zu erhalten.

---

[1] Der [illegible] (?). Schon am 9. December 1797 hatte Goethe die ſeltſamen Kometen an dem Himmel Amors und Hymens erwähnt (Schiller 392); jetzt ſpielt er auf die im März von Schiller vorgeleſenen erſten Akte von Wallenſteins Tod (erſte Scene) an. Brinkmann u. A. war im März abgereiſt.

Leben Sie recht wohl grüßen Sie Schillern ſchönſtens und überſtehen Sie geduldig das rauhe Wetter in Hoffnung eines Blüthenreichen Frühlings.

Mittwoch etwas weniges von der erſten Vorſtellung.

Weimar am 21. April 1799.

G.

(Eigenhändig.) (1808.)

Frau Hofrath Schiller.

Darf ich mir auf Morgen Abend von der Mama von Lengefeld und den beyden Töchtern die Ehre zum Thee ausbitten?

G.

(Eigenhändig.) (Winter 1808.)

Hier, wertheſte Freundinn, die Recenſion von Hackerts Bildern. Bey näherer Ueberlegung finde ich daß man beſſer thut ſich nicht mit der Commiſſion zu befaſſen, wenigſtens ſich nicht anzubieten. Indeſſen will ich ihm ſchreiben, wenn er von dorther [1] Aufträge erhält ſich gewiſſenhaft an's Werk zu machen.

Wohlbefinden u. Freude.

G.

(Eigenhändig.) 1808.

Frau Hofrath v. Schiller.

Je ſeltner dem Dichter, in unſrer Zeit, auf ſeine Mittheilungen, eine erwünſchte, theilnehmende Stimme entgegen kommt, um ſo erfreulicher war mir Ihr Blat, das mir einen ſchönen Lohn, für meine ſtillen treuen Arbeiten [2] darbietet. Nehmen Sie dafür meinen herzlichen Dank und verzeihen, wenn ich mit einer Vorleſung zögere. Durch die anhaltende Arbeit, ſo wie durch die vielen Proben, iſt mir eine Art Ueberdruß entſtanden, der ſich.

---

[1] In Petersburg hatte man ſich bei Wolzogen erkundigt, ob man bei Hackert noch Bilder beſtellen ſolle.

[2] Die natürliche Tochter.

hoffe ich bald verlieren wird, um mir, in Ihrer und der Ihrigen Gegenwart einen neuen Genuß zu erlauben. Leben Sie recht wohl.

Weimar den 5. April 1803.

Goethe.

(Große Hand.)

Da Frau von Stael erſt auf den Sonnabend zu kommen gedachte, ſo kann ich ihr den unangenehmen Weg recht gut erſparen und was mir obliegt, dieſe Woche hier vollenden.

Ich ſchreibe ihr das in beyliegendem Briefe und lade ſie auf Sonnabend Mittag zu mir ins weimariſche Haus. Da werden denn auch Sie liebe Frau und Schiller mich mit Ihrer Gegenwart erfreuen. Am liebſten wäre mirs wir hielten uns in ſo kleiner Geſellſchaft; haben Sie aber ſonſt noch irgend einen Gedanken, wen ich einladen könnte; ſo theilen Sie mir ihn inzwiſchen mit. Wir können uns Glück wünſchen, daß dieſe winternächtliche Kranken- und Todtenbilder durch eine ſo geiſtreiche Natur einigermaſen verſcheucht und der Glaube ans Leben wieder geſtärkt wird.

Dank und Gruß.

Jena, den 13. December 1803.

Goethe.

(Große Hand.) (1803.)

Sie ſind ſo freundlich und gut, daß ich ein Paar Worte an Sie zu dictiren wage, ob ich gleich vom böſeſten Humor bin. Dafür bitte ich Sie mir morgen mit dem Boten etwas zu ſagen, wie es in Weimar ausſieht.

Mit unſerer Hauptunternehmung geht es gut, ſchön und vortrefflich! hätte ich bis Neujahr hier bleiben können, ſo wäre alles was mir obliegt mit einem gewiſſen behaglichen Geſchick zu löſen geweſen. Daß ich aber Sonnabends nach Weimar ſoll und will, macht mir eine unausſprechliche Differenz, die ich ganz allein dulden, tragen und ſchleppen muß und wofür mir kein Menſch nichts in die Rechnung ſchreibt. Das iſt das Verwünſchte in dieſen irdiſchen Dingen, daß unſere Freundin, der zu Liebe ich zu gelegner

Zeit dreißig Meilen gern und weiter führe, gerade ankommen muß, wo ich dem liebſten was ich auf der Welt habe, meine Aufmerkſamkeit zu entziehen genöthigt bin. Gerade zu einer Zeit, die mir die verdrießlichſte im Jahre iſt; wo ich recht gut begreiſe wie Heinrich III. den Herzog von Guiſe erſchießen ließ, bloß weil es fatales Wetter war, und wo ich Herdern beneide, wenn ich höre daß er begraben wird.

Demohngeachtet ſollen Sie mich Sonnabends nicht unfreundlich finden und es iſt ſchon etwas beſſer, da ich mir die Erlaubniß genommen habe meinen Unwillen in einigen Worten und Redensarten herauszulaſſen.

Wenn Sie recht freundlich ſind, ſo ſchreiben Sie mir noch einmal vor Sonnabend und ſchicken mir auch ein Blättchen von Schiller und von Frau von Stael. Ich habe nöthiger als jemals mich durch Freundſchaft und guten Willen zu ſtützen und zu ſteifen. Schöben ſich die Umſtände nicht ſo wunderlich über einander, ſo hättet ihr mich ſo bald nicht wieder geſehen. Und ſo ein Lebewohl ohne Bitte um Verzeihung wegen meiner Unarten. Es iſt heute der zwanzigſte! Nach dem Neujahre wird es, will's Gott, beſſer werden.

December 1803. G.

(Goethe's Hand.)

An Frau Hofrath von Schiller,
Hochwohlgeboren,
Weimar.

p. p.

Es bleibt alſo dabey verehrte Freundin, daß Sie morgen Sonnabends um 1 Uhr ſich mit Schillern in meinem Hauſe einfinden und Frau von Stael nochmals einladen ein Gleiches zu thun.

Sie wird mir verzeihen, wenn ich ihr nicht vorher der Form gemäß aufwarte. Ich komme dazu hier nicht früh genug weg.

Leben Sie recht wohl ich freue mich Sie allerſeits zu ſehen.

Jena am 23. December 1803. G.

(Eigenhändig.) (1805.)

Frau Hofrath von Schiller,
Gnaden.

Verzeihen Sie, l. Freundinn wenn ich Ihren Wunſch einen Winkelm. zu beſitzen nicht gleich erfülle. Bey mir iſt nur noch Ein Exemplar und das nicht gebunden.

Bedienen Sie Sich einſtweilen deſſen was der Herzogl. Bibliothek gehört, ein anderes ſoll bald für Sie herbeygeſchafft werden.

Ich freue mich auf den Mittwoch.

Montags. G.

Kleine (Riemers) Hand. (1806.)

Ihr Brief, meine liebe verehrte Freundin, hat mich in meiner Jenaiſchen Einſamkeit ſehr angenehm überraſcht. Ich habe freilich keine ſo ſchönen Berge und Wälder zunächſt um mich, wie die übrigen ſind; doch wiſſen Sie wohl, wenn man einige hundert Schritte geht, ſo iſt man in ganz anmuthigen Gegenden. In Carlsbad iſt es mir und meiner Geſellſchaft ganz gut gegangen und ich finde mich auch gegenwärtig ſehr viel beſſer als vor der Cur. Wir wollen dieſes gute Herbſtwetter noch zu genießen ſuchen, um mit deſto mehr Sicherheit dem Winter entgegen zu gehen. Da ich mich deßhalb ſo viel als möglich in der freien Luft aufzuhalten gedenke, ſo wird, wenn das Glück gut iſt, Mittwoch den 1ſten October unſre erſte Zuſammenkunft ſeyn. Bis dahin ſind Sie ja wohl wieder in Weimar. Ich wünſche uns allen gute Geſundheit, damit wir ununterbrochen unſre Reiſe fortſetzen können, die ich dießmal mit Ihnen über Berg und Thal, Erd und Meer zu machen gedenke. Da wir uns ſo lange in dem Beweglichen aufgehalten haben, ſo iſt es wohl billig, daß wir auch einmal uns zum Stehenden und Feſten wenden. Die Gegenſtände ſind intereſſant genug und es läßt ſich manches erfreuliche und unterrichtende anknüpfen.

Ich lebe alſo, wie ich jetzt erſt merke, zwiſchen zwey Vogelſchießen in der Mitte dem Weimariſchen und dem Rudolſtädtiſchen.

Ich könnte aber auch nicht ſagen, daß ich beſonders tentirt wäre, mich in dieſen Schwarm zu miſchen.

D. Meyern[1] hat es ſehr leid gethan Sie nicht zu treffen. Er hat ſich ſehr ausgebildet und brachte ſein junges, hübſches, wunderliches Weibchen mit, von dem ich allerley zu erzählen habe.

Von Ihrem Herrn Schwager habe ich lange nichts gehört; doch hoffe ich, daß er in der Beſſerung immer fortſchreitet. Grüßen Sie mir Ihre lieben Kleinen vielmals und laſſen Sie uns geſund und froh wieder zuſammen kommen.

Jena den 29. Auguſt 1806.

Goethe.

(Kleine Hand.)

(29. Auguſt 1808.)

Wenn ich Ihnen, meine wertheſte Freundinn, für Ihren frühern lieben Brief noch nicht gedankt, ſo habe ich ihn deſto öfter wieder geleſen: denn in fremden Gegenden ſind Briefe der ſchönſte Theil einer Reiſebibliothek. Ehe ich von hier weggehe gedenke ich meine Verſäumniß gut zu machen dadurch, daß ich nicht allein etwas von mir hören laſſe, ſondern auch etwas ſende. Herr Reinhard, den Sie in Weimar leider verſäumten[2] hat ſich ſehr für meine Farbenlehre intereſſirt und einen Brief an Herrn Villers geſchrieben um ihn zur Ueberſetzung aufzufordern. Dieſer Brief liegt bey und zugleich der Verſuch einer Ueberſetzung verſchiedener Stellen, den H. Reinhard ſelbſt gemacht. In dieſer ſind die unüberſetzlichen Paragraphen, von denen im Brief die Rede iſt, mit einem * bezeichnet. Da ich Ihnen das Original aus der Hand nahm, um es dieſem braven Manne mitzutheilen, ſo iſt es billig, daß Sie auch zuerſt von ſeinen Bemühungen etwas erfahren. Mögen Sie Jemanden durch Vorleſung mittheilen, ſo ſoll es mir angenehm ſeyn. Nur geben Sie es nicht aus Händen.

---

[1] Aus Bremen, an den ſpäter Goethens Frau die bekannten Briefe gerichtet hat.

[2] Reinhard an Goethe, 8. Auguſt S. 5. „Frau v. Schiller iſt leider abweſend.“

aber den ungehobelten Gaſt werf' ich zur Thür hinaus — Halten zu Gnaden!

Präſident (vor Wuth blaß.) Was? — Was iſt das? (tritt ihm näher.)

Miller (zieht ſich ſachte zurück.) Das war nur ſo meine Meynung, Herr — Halten zu Gnaden!

Präſident (in Flammen.) Ha, Spitzbube! Ins Zuchthaus ſpricht dich deine vermeſſene Meynung — Fort! Man ſoll Gerichtsdiener holen (einige vom Gefolg gehen ab; der Präſident rennt voll Wuth durch das Zimmer.) Vater ins Zuchthaus — an den Pranger, Mutter, und Mätze von Tochter! — Die Gerechtigkeit ſoll meiner Wuth ihre Arme borgen! Für dieſen Schimpf muß ich ſchreckliche Genugthuung haben — Ein ſolches Geſindel ſollte meine Plane zerſchlagen, und ungeſtraft Vater und Sohn aneinander hetzen? — Ha, Verfluchte! Ich will meinen Haß an eurem Untergang ſättigen, die ganze Brut, Vater, Mutter und Tochter, will ich meiner brennenden Rache opfern!

Ferdinand (tritt gelaſſen und ſtandhaft unter ſie hin.) O nicht doch! Seyd außer Furcht! Ich bin zugegen (zum Präſidenten mit Unterwürfigkeit.) Keine Uebereilung, mein Vater! Wenn Sie ſich ſelbſt lieben, keine Gewaltthätigkeit — Es gibt eine Gegend in meinem Herzen, worinn das Wort Vater noch nie gehört worden iſt — Dringen Sie nicht bis in dieſe.

Präſident. Nichtswürdiger! Schweig! Reize meinen Grimm nicht noch mehr!

Ich vermuthe Sie noch in Rudolſtadt, deswegen lege ich auch ein paar Bogen bey, die ich über das Carlsbader Geſtein ſchrieb und gleich drucken ließ.[1] Vielleicht finden Sie in Ihrer Nähe Jemand, den dieſer einigermaßen räſonnirende Catalog unterhalten und vergnügen kann. In wenig Tagen gehe ich hier ab, und hoffe Sie bald in Weimar wieder zu ſehen. Ich habe mich dieſes Vierteljahr in der Nähe der warmen Quellen zwar nicht ohne Unbequemlichkeit, doch ohne Noth und Schmerzen befunden; womit ich ſchon zufrieden bin.

Leben Sie recht wohl, grüßen Sie die lieben Ihrigen und gedenken mein. Am 28. Auguſt, als an meinem Geburtstage, den ich im Andenken an meine abweſenden Freunde am beſten zu feyern glaube 1807.

Goethe.

(Eigenhändig.)

Hier liebe Freundinn, der Reinhardtiſche Brief, den Sie Sich abſchreiben wollten. Ich danke auch für dieſe Theilnahme. Der Prolog[2] ſoll auch bald aufwarten. Möchten Sie mir doch das franzöſiſche Journal mittheilen von dem Sie mir ſchrieben daß es Nachricht von einer Familie enthalte, welche die Farben à la Gildemeiſter ſahen. Verzeihung!

Den 9. October 1807.

G.

(Eigenhändig.)

Beyliegende Briefe Auguſts,[3] die ich im engeren Vertrauen mittheile, da er ein wenig frey über ſeine Landsleute urtheilt, werden Ihnen verehrte Freundinn, eine augenblickliche Unterhaltung ſeyn; freylich mag draußen manches anders klingen als er es hier zu vernehmen gewohnt war.

---

[1] Werke 40, 129.

[2] Zur Eröffnung des Theaters in Halle.

[3] Es könnte der in den Briefen an Frau v. Stein III. S. 406 abgedruckte Brief ſein, worin über die Frankfurter und über eine Aufführung des Tell geurtheilt wird. Da aber das vom 2. April datirte Billet die Aufforderung enthält, das Blatt Frau v. Schiller mitzutheilen, muß ein früherer Brief gemeint ſein.

Das Beſte wünſchend.

Den 15. April 1808.

G.

Kleine (Riemers) Hand. (Mitte Auguſt 1808.)

An Frau Hofräthin von Schiller,
geb. von Lengefeld,

fr. Gränze nach Weimar.

Vor meiner Abreiſe von Carlsbad muß ich Ihnen theuerſte Freundinn, noch meinen lebhaften Dank ſagen, für den freundlichen Brief, den ich kurz nach meiner Ankunft erhielt, und der mich ſeit der Zeit in einſamen Stunden, manchmal gar heiter angeblickt hat. Wie ſchätzenswerth iſt es nicht zu erfahren, daß die wenigen Reſultate unſres Lebens, die auf dem Papier mit gedruckten Lettern ſtehn bleiben, unſern Freunden wirklich etwas ſind, unſer Andenken erneuern und an die Stelle der Gegenwart treten. Haben Sie recht vielen Dank daß Sie Ihre Empfindungen und Geſinnungen ſo treu und kräftig ausſprechen mögen. Nicht jedermann vermags und unter den vermögenden ſind nicht alle ſo wohlthätig.

Ich bin nun in der vierzehnten Woche hier. Ich wollte der Sommer ging von neuem an und ich wollte ſo fort mein Leben und Weſen hinführen. Das klingt nicht ſehr höflich für die abweſenden Freunde! und doch habe ich vielleicht in dieſen Wochen auch für Sie mehr gethan als ſonſt in Jahren. Freyheit bey geiſtigen Bedürfniſſen, Mäßigung bey körperlichen gibt ein Gleichgewicht, das man vielleicht nur in einem Verhältniß wie das hieſige, erhalten kann. Ich habe mich ſehr wohl befunden und bringe davon einige Zeugniſſe mit.

Wahrſcheinlich gehe ich Montag den 22. hier weg, und bleibe noch vierzehn Tage in Franzenbrunn, wo ich ſchon etwa zwölf

Tage verſucht habe zu trinken und zu baden, wobey ich mich vortrefflich befand. Hier habe ich viele alte Bekannte wieder geſehen; Niemand aber, ſo viel ich weiß, der Sie beſonders intereſſirte. Auch dießmal bin ich nicht weit vom Ort gekommen, weder nach Prag noch Töpliz; die Zeit geht aber ohnehin ſehr geſchwind herum wenn man eine Cur brauchen, ſich der Geſellſchaft nicht ganz entziehen und noch etwas arbeiten will. Ich weiß wirklich nicht, wo die drey Monate hin ſind. Nun ſteht meine Hoffnung zunächſt, meine lieben weimariſchen Freundinnen verſammelt wieder zu finden, und die Dienſtage die Mittwoche und was ſonſt noch feſtliches vorkommen mag, wieder mit zu feyern. Empfehlen Sie mich Herrn und Frau von Wolzogen zum allerſchönſten, ſo wie auch Frau von Stein. Grüßen Sie mir auch die lieben Ihrigen.

Goethe.

(Eigenhändig.)

Möchten Sie uns wohl theure Freundin, heute zu Mittag Ihre lieben Söhne und den Hofmeiſter[1] als Gäſte zuſenden? Einen wunderbaren Brief Werners theil ich mit.

Den 18. December 1808.

G.

(Kleine Hand.)

An Frau Hofräthin von Schiller.

Morgen zu Mittag werden Herr und Frau von Reck[2] bey uns ein freundſchaftliches Mahl einnehmen. Es wäre ſehr ſchön theure Freundinn, wenn Sie auch von der Geſellſchaft ſeyn wollten. Ich bitte um ein Wort Antwort.

Montag den 3 April 1809.

G.

(Kleine Hand.)

Sie ſind überzeugt, verehrte Freundinn, daß ich mich in Gedanken oft bey Ihnen aufhalte, und Sie nehmen es gut auf, wenn ich mich mit Ihnen nach dem Evangelium, als einer treuen Nachbarin, über einen feſtergriffenen Vorſatz, welcher doch noch etwas mehr iſt als ein gefundener Groſchen, gutmüthig erfreue.

---

[1] Abeken.

[2] Die auch am 17. November 1808 in Weimar waren, lit. Nachlaß I. S. 452.

Aus beyliegendem Blättchen[1] ſehen Sie, daß der Roman anfängt gedruckt zu werden. Laſſen Sie Ihre guten Wünſche bey uns ſeyn, damit wir ihn bald nach Michael gebunden ſehen. Es iſt eine große Reiſe die mir bevorſteht und die ſich leider nicht mit Extrapoſt machen läßt. Leben Sie recht wohl, gedenken Sie mein und grüßen alles Liebe.

Jena den 1. Auguſt 1809.

Goethe.

(Eigenhändig.) Anfang Auguſt 1809.

Dank, liebe Freundin, für die Mittheilung![2] Es iſt zwar ein ſehr trauriger Anblick. Der Himmel geb uns frohere und ſollten wir ſie in der Atmosphäre des Königes[3] ſuchen.

C.

(Eigenhändig.)

Frau Hofrath von Schiller Gnaden.

Tauſend Dank für die guten Worte von Sich und der lieben Schweſter, ſie waren mir ſehr erquicklich zu einer Zeit, wo doch manches Alberne über meine Arbeit[4] zu mir in die Klauſe bringt.

Möge die theure Entfernte doch ja den guten Vorſatz ausführen mir zu ſchreiben, damit auch durch Sie mein Muth belebt werde zu Oſtern den erſten Theil der Wanderjahre herauszugeben.

Die beſten Wünſche!

Den 24. November 1809.

G.

---

[1] Erſtes Kapitel. „Eduard — ſo nennen wir" bis „unter ihr mit Vergnügen."

[2] Ueber Wolzogens Abreiſe?

[3] Von Sachſen, der am 8. in Weimar war?

[4] Die Wahlverwandtſchaften. Goethe war namentlich über Knebels Bedenken ärgerlich. An Knebel 323.

(Eigenhändig.) (1809 oder 1810.)

Zum Abſchied, den ich hätte ſelbſt bringen ſollen, nur ein Paar Worte.

Möge es Ihnen und den lieben Ihrigen recht wohl gehen. Beyliegendes Ihrem guten Hausgenoſſen.[1] Ich ſpreche ihn darüber. Auch Ancillon folgt.

Wünſche gute Unterhaltung.

Frau v. Stein viel Empfehl. G.

(Kleine Hand.)

Es gehört eine Ueberwindung dazu, liebe theilnehmende Freundin, wenn man nach langem Schweigen wieder einmal ſich äußern ſoll. Ihre guten Worte fordern mich indeſſen auf und ich kann nicht ganz ſtumm bleiben.

Wir haben dieſe Zeit her ganz eigentlich gemühet, getrieben das was gethan ſeyn mußte und weiter keine Freude daran gehabt als daß es gethan war. So gingen die ſchönen und mitunter ſehr ſchönen Tage hin, ohne innre Belohnung und ohne Hoffnung einer äußern.

Dabey zeigte ſich noch etwas ſehr Bedenkliches, was aber, wie mich däucht, blos durch eine einſame kritiſche Hypochondrie erzeugt wird. Mir erſchienen nämlich nicht allein das Publicum, ſondern auch Gönner, Freunde, Freundinnen, ſelbſt die nächſten, immer unter jener Geſtalt des Tyrannen, der den Becher ſo lang in den Strudel wirft bis der arme Taucher zugleich mit dem Becher ausbleibt.

Da ich mir ein ſo kühnes Gleichniß erlaubt habe, ſo verzeihen Sie mir gewiß wenn ich nur weniges hinzufüge. Was zunächſt hier zu thun iſt, beſchäftigt uns noch einige Wochen; dann will ich möglichſt eilen, nach Carlsbad zu kommen, weil mein jetziger leidlich behaglicher Zuſtand doch nur ein Scheinweſen iſt, das ehe man ſich's verſieht, in eine ſehr unerfreuliche Wirklichkeit umſchlagen kann.

---

[1] Abeken, der im Frühling 1810 nach Rudolſtadt abging.

Indeſſen muß ich nothwendig noch einmal meine Weimariſchen Lieben beſuchen und ſehen: denn ich finde höchſt nöthig mich von gewiſſen hypochondriſchen Einflüſſen zu befreien. Denken Sie einmal, daß mir ſeit einiger Zeit nichts mehr Vergnügen macht, als Gedichte zu ſchreiben, die man nicht vorleſen kann! Das iſt denn doch, wenn man's genau beſieht, ein pathologiſcher Zuſtand, von dem man ſich je eher je lieber befreien muß.

Leben Sie recht wohl, gedenken und verzeihen Sie

Jena den 27. April 1810. G.

(Kleine [A.] Hand.) (1810.)

Ihr letzter freundlicher Brief theuerſte Freundin, iſt zur guten Morgenſtunde angekommen und mir ſehr erquicklich geweſen. Man ſollte wirklich nicht alles mit ſich ſelbſt verarbeiten, ſondern manchmal eine kleine Beſchwerde führen, damit man ſo freundlich zurecht gewieſen und über ſich ſelbſt aufgeklärt würde. Kaum darf ich hoffen, Sie wieder zu ſehen. Denn ob ich mich gleich ganz leidlich befinde, ſo darf ich mir nicht viel zumuthen, und für kurze Zeit in Weimar wieder anknüpfen, um ſich ſogleich wieder loszureißen, wäre etwas, das mich mehr agitirte als vieles andre. Nehmen Sie deswegen vorläufig ein herzliches Lebewohl. Mögen Sie mich in meiner Abweſenheit erfreuen, ſo erzeigen Sie den Meinigen etwas Gefälliges, die ich wieder, wahrſcheinlich länger als billig iſt allein laſſe. Verſchaffen Sie meiner Frau das Glück, Frau von Humboldt kennen zu lernen und empfehlen mich dieſer lieben Freundin aufs allerbeſte, die ich leider bey ihrer Durchreiſe nicht begrüßen kann. Tauſend Gutes und Liebes an Frau von Wolzogen! Wie ich im Wagen ſitze, um von hier abzufahren, ſo wird ſchon wieder für die Freundinnen gearbeitet, und zu Michael werden ſie genöthigt ſeyn, mit dem alten Wilhelm die Wanderſchaft anzutreten, wo ſie mancherley irdiſche und himmliſche Heilige begegnen ſollen. Glücklicher weiſe habe ich wieder[1] eine von der erſten Sorte adoptiert und ich hoffe ſie nicht übel auszuſtatten.

Leben Sie recht wohl empfehlen mich an guten Orten und Enden. Da ich nicht weiß, ob ich Herrn Cotta hier ſehe, ſo lege ich ein Briefchen für ihn bey. Grüßen Sie ihn zum Schönſten und überreden ihn, daß er den Umweg nicht ſcheue.

Jena den 5. May 1810.

G.

(Eigenhändig.) (Ohne Datum.)

Frau Hofrath v. Schiller.

Da es heute ein ſo ſchöner Tag iſt komme ich nach 10 Uhr Sie in die Ausſtellung abzuhohlen. Gores werden auch hinkommen. Bitte um ein Wort ob Sie nicht verhindert ſind?

Goethe.

(Eigenhändig.) (1810.)

Frau Hofrath von Schiller Gnaden.

Leider kann ich Ihren Wunſch, verehrte Freundinn nicht erfüllen. Da das Weſen erſt Oſtern erſcheinen ſoll habe ich auch kein Exemplar zu mir genommen. Die Aushänge Bogen in zwey Heften iſt das einzige was ich beſitze. Hätte ich ſie zu Hauſe wollt ich wohl ſehr gern dieſe ſenden. Durch ſo gute Gelegenheit ſende ich der Fürſtin ein Exemplar der n. Ausg. von Hermann u. Dorothea. Ich hoffe auf Frühlingsanfang. Aeußere und innere Leiden vermiſchen ſich ſo daß man kaum weis woran man iſt

Der Ihrige.

G.

(Eigenhändig.) (1810?)

Frau Hofrath von Schiller Gnaden.

Befindet ſich, liebe Freundinn, in dem Ancilloniſchen Bande den Sie von mir haben, der Aufſatz sur les grands caractères ſo erbitte ich mir ihn auf kurze Zeit. Ich ſehe Sie doch bald wieder in meiner Einſiedeley?

---

[1] Wie früher „die heilige Ottilie."

G.

(Eigenhändig.)

Hierbey ein Curioſum die ſonderbarſte Recenſion des ſonderbarſten Werkes. Bald mündlich über dieſe u. andre Seltenheiten.

G.

(Große Handſchrift. Unterſchrift eigenhändig.)

Das einzige Exemplar der Gedichte zum Feſtzug[1] iſt ſchon ſeit zwei Tagen in den Händen J. K. H. des Großherzogs, weswegen ich es bis jetzt noch nicht überſenden konnte. Sobald ich es wieder erhalte empfehl ich es einer freundlichen Aufnahme.

Mit den beſten Wünſchen

Weimar den 22 December 1818.

G.

(Kleine Hand.)

Frau Hofrath von Schiller Gnaden.

Erlauben Sie es, verehrte Freundin, ſo kommt mein Wagen morgen Sonntag früh um 11 Uhr, Sie abzuholen, da Sie denn eine kleine freundliche Geſellſchaft bey uns antreffen werden.

treulichſt

Weimar den 13. November 1819.

J. W. v. Goethe.

---

[1] Bei Anweſenheit des Kaiſers von Rußland.

V.

Frau von Stein,

geborne von Schardt.

Kochberg, den 5. Oktober 1782.

Ich danke Ihnen, liebe beſte gute Frau von Lengefeld, daß Sie mir noch Ihren Segen nach Weimar[1] mitgeben, wohin der Weg wegen des übeln Wetters nicht ſehr angenehm ſein wird. Es ſcheint wirklich, der Himmel habe uns die einigen Tage leidlichen Sonnenſchein zu unſerer Zuſammenkunft aufgeſpart gehabt. Jetzt ſehe ich Ihre lieben Berge in ſchwarzgraue Wolken gehüllt, und die ſchöne blaue Ferne erſcheint mir nicht mehr, wenn ich aus meinem Fenſter hinüberſehe.

Das Augenwaſſer, davor ich tauſendmal danke, will ich meinem Manne zuſtellen. Der Geheimerath von Goethe iſt den anderen Tag unſeres Rendezvous in Oberhaſel[2] nach Weimar zurück, ich werde ihm etwas aus Ihrem Brief vorleſen, um ihm wohlzuthun. Wenn Sie auf Ihrer Reiſe[3] lieben Leuten begegnen, ſo gedenken Sie doch an mich zurück, die eben von Ihnen Getrennte, da mir Ihre Bekanntſchaft theuer wurde.

---

[1] Sie kam am 7. zurück. Goethe an Frau v. Stein II. S. 253.

[2] Goethe ſchreibt am 8., eben zurückgekehrt. Das Rendezvous ſollte ſchon am 22. September ſtattfinden, ebend. S. 250.

[3] Nach der Schweiz, die am Oſterdienſtag, den 22. April 1783, angetreten wurde. Während des Winters lebte Frau v. Stein in Weimar.

Ihren Fräulein Töchtern, die ich ſehr lieb habe, ſagen Sie recht freundliche Grüße von mir. Leben Sie wohl und bleiben gut Ihrer mit innigſter Hochachtung und Freundſchaft

gehorſamen Dienerin
von Stein, geb. von Schardt.

4. März 1785.

Vor erſt danke ich meinem lieben Lottchen für Ihren Brief und für das herzliche Andenken, das Sie mir ſchenken, und verſichere Sie, daß wir Alle mit Vergnügen an Sie denken.[1] Mein Mann iſt geſtern früh nach Gotha zum Deputationstag,[2] Frau von Reck[3] geht morgen wieder von hier weg. Sigmund Seckendorf iſt preußiſcher Kammerherr und Geſandter an den ſächſiſchen Höfen[4] ernannt; weil Sie eine Zeit lang mit uns gelebt, ſo intereſſieren Sie vielleicht unſre Neuigkeiten. Unſre gute Herzogin hat ſehr geſunde Wochen, ungeachtet des Verluſtes.[5] Uebrigens haben ſich Liebende getrennt und Liebende wieder vereinigt, unter Leztere gehört Fritze B.[6]

Dem Herrn Schwager ſchicke ich mit vielen ſchönen Grüßen den Timoleon[7] und empfehle ihm die Mémoires de Mr. Scott[8]

---

[1] L. war mit ihrer Mutter und Schweſter im Juni 1784 aus der Schweiz, wo ſie ſich im Franzöſiſchen ausgebildet hatte, zurückgekehrt und im December, um Frau v. Reck zu ſehen, nach Weimar gekommen, wo ſie bei Steins wohnte. Am 27. December fuhr ſie Goethe im Schlitten (III. S. 127), am 6. Januar 1785 gedenkt Goethe ihrer, an Knebel Nr. 54, als anweſend; in der Mitte Februars kehrte ſie nach R. zurück (I. S. 412).

[2] Wahrſcheinlich in Angelegenheiten des Fürſtenbundes.

[3] „Dieſe ſonderbare Frau iſt auch wieder weg," ſchreibt Goethe ſchon am 6. Januar an Knebel.

[4] Geb. 1744. Er war früher in dem engſten Kreiſe des Herzogs und glücklicher Componiſt und Dichter. Seit dem Winter in preußiſchen Dienſten, war er vom 23. Februar bis 18 März des Fürſtenbundes wegen in W. Er ſtarb ſchon am 26. April in Ansbach. Henriette an Knebel Nr. 31.

[5] Ihres neugeborenen Kindes.

[6] v. Voß, die Briefe III. S. 320 erwähnt wird.

[7] Von Fr. Stolberg, den Goethe am 11. Januar an Frau v. Stein ſchickte.

[8] Henriette an Knebel Nr. 56. Die intereſſanteren Bücher gingen aus der herzoglichen Bibliothek von Hand zu Hand.

Miller (kommt aus einer dumpfen Betäubung zu ſich ſelbſt.) Schau du nach deinem Kinde, Frau! Ich laufe zum Herzog! — Der Leibſchneider — das hat mir Gott eingeblaſen — der Leibſchneider lernt die Flöte bey mir! Es kann nicht fehlen beym Herzog (er will gehen.)

Präſident. Beym Herzog, ſagſt du? — Haſt du vergeſſen, daß ich die Schwelle bin, worüber du ſpringen oder den Hals brechen mußt? — Beym Herzog, du Dummkopf? — Verſuch' es, wenn du, lebendig todt, eine Thurmhöhe tief, unter dem Boden im Kerker liegſt, wo die Nacht mit der Hölle liebäugelt, und Schall und Licht wieder umkehren, raßle dann mit deinen Ketten und wimmre: Mir iſt zuviel geſchehen!

Siebente Scene.

Gerichtsdiener. Die Vorigen.

Ferdinand (eilt auf Louiſen zu, die ihm halb todt in den Arm fällt.) Louiſe! Hilfe! Rettung! Der Schrecken überwältigte ſie!

Miller (ergreift ſein ſpaniſches Rohr, ſezt den Hut auf, und macht ſich zum Angriff gefaßt.)

Frau (wirft ſich auf die Knie vor dem Präſidenten.)

Präſident (zu den Gerichtsdienern, ſeinen Orden entblöſſend.) Legt Hand an im Namen des Herzogs — Weg von der Mätze, Junge — Ohnmächtig oder nicht — wenn ſie nur erſt das eiſerne Halsband um hat, wird man ſie ſchon mit Steinwürfen aufwecken!

zu leſen, es iſt ein außerordentlich intereſſantes Buch und kann Ihnen mit einander manchen angenehmen Abend machen.

Die Geſchichte mit der eingeſchloſſenen L. iſt mir bekannt, und zu weitläufig ſie jetzt zu erklären, aber Frau von L.,[1] was ihr auch für Tugenden mangeln können, mangelt nicht die Barmherzigkeit, und ihr Mann mag auch noch ſo wunderlich ſein, ſo hängt doch von ihr ab, ſich eines Elenden anzunehmen; wenn dieſer, eingeſchloſſen von ſeinem Wirth, Hülfe annehmen will, wird ſie ihm gewiß gereicht. Ich will Ihnen die Geſchichte einmal ausführlich, ſo viel ich nämlich davon weiß, ſchreiben. Leben Sie wohl, liebes Lottchen, und behalten mich recht lieb.

von Stein.

Weimar, den 25. April (1785).

Auf die Ankunft unſrer künftigen jungen Frau freue ich mich von Herzen, beſonders weil es Ihre Freundin[2] iſt. Mandelsloh iſt gewiß ein guter und verſtändiger Menſch, und wird ſeine Frau glücklich machen. Es thut mir ſehr leid, daß ich dem Herrn Schwager nicht mit dem Scott aufwarten kann; das Exemplar, was ich geleſen, war der Herzogin Mutter, wenn ich es wo anders ausmachen kann, ſo ſchicke ich es noch. Den de Luc habe ich ſchon längſt leſen wollen; nun Sie ihn empfehlen, will ich nicht mehr ſäumen.

Unſer auserleſen Lied „wie ſie ſo ſanft ruhen,“ iſt der ſeligen Mlle. Schneider in Gotha,[3] bei ihrer Beerdigung, geſungen worden; ihr Leichenconduct in der Nacht, längs der Allee auf dem tiefen Schnee, womit Erde und Himmel bedeckt waren, und der ſchöne Geſang ſoll einen feierlich traurigen Eindruck gemacht haben;

---

[1] Loeberg.

[2] Sophie v. Gleichen, die am 1. Mai Hrn. v. Mandelsloh heirathete. I. S. 413.

[3] Der Freundin des Herzogs Ernſt II. von Gotha. Knebels Nachlaß II. S. 239. Goethe — Stein III. 43.

es hat's uns eine Freundin von ihr erzählt,[1] die zugegen war; der einſam Zurückgebliebene hat dem Zug aus ſeinem Schloß mit vielen Thränen nachgeſehen.

Der Papa Stein und das Brüderchen küſſen Ihnen die Hände, auch einen freundlichen Gruß ſchließ ich bei von dem Geheimerath Goethe. Leben Sie recht wohl.

Ihre treue

von Stein.

(Kochberg, den 7. Oktober 1785.)

Ich danke Ihnen, liebes Lottchen, für Ihr gutes Zettelchen,[2] und ſchicke hier einen Brief von Fritz an Sie, und einen Gruß vom Geheimerath Goethe,[3] von dem ich heute einen Brief erhalten habe. Mittwoch[4] früh um neun Uhr gehe ich von hier weg, da denken Sie an mich. Mit dem Kleinen[5] hoffe ich Sie den Winter in Weimar zu ſehen, und da kehren Sie bei mir ein.

Weimar, den 30. Januar 1786.

Geſtern, liebes Lottchen, erhielt ich Ihren Brief vom 22. und ſchämte mich ſehr auf Ihr Andenken zu meinem Geburtstag[6] nicht eine Sylbe geantwortet zu haben. Ich muß Ihnen ganz (einen Ausdruck der poſſierlichen Göchhauſen zu gebrauchen) wie eine Nebenfreundin vorkommen. Aber Sie handeln recht, wie es einem in den allerliebſten Mährchen du palais de la vérité von der Madame Genlis gelehrt wird: „que la confiance aveugle et l'aimable indulgence forment les liens les plus doux qui puissent unir les coeurs.“ Wenn Sie das Mährchen noch nicht kennen, ſo empfehle ich es Ihnen.

---

[1] Amalie Seidler.

[2] Nach der Rückkehr von einem Beſuch in K. Br. I. S. 415.

[3] Goethe III. S. 193.

[4] Sie ging ſchon am 8. zurück, ebend. S. 194.

[5] Friederike v. Oelſchen, nachherige v. Gleichen.

[6] 25. December 1742.

Ihre Zeichnung iſt allerliebſt, wenn ich meinem Lottchen nicht alles Gute gönnte, ſo könnte ich eiferſüchtig darauf ſein.

Ich möchte Sie gern mit dem, was Goethe über Lavater's Magnetiſieren[1] denkt, befriedigen, aber er iſt der immer Schweigende; ſo viel ſagte er mir, daß ihm der Zuſtand von Lavater's Frau nicht ſo wunderbar vorkäme als es ſchien, indem ſie nur Dinge erkennt, wozu ſie einen Theil ihrer Sinne nicht gebrauchte, die aber doch in den Kreis ihrer Ideen gehörten, und wäre nun ein Beweis, daß der Menſch zu den allerfeinſten Aperceptionen kann geſtimmt werden, welches lang bekannt iſt. Ich will doch ſehen, ob ich das, was Weikert[2] darüber geſchrieben, hier bekommen kann.

Ich habe manches Project gemacht, wie Sie durch eine Gelegenheit über Kochberg uns hier beſuchen könnten, aber leider kommen nur immer Holzfuhren und keine anſtändige Equipage für mein Lottchen daher.

Nun etwas Wirthſchaftliches. Vergeſſen Sie nicht, mir das Kalb von der Kuh, die ſo viel Milch gibt, zu verſchaffen, wenn es ein Kuhkalb iſt; hat es ſchon das Tageslicht erblickt, ſo laſſen Sie es nur dem Engelſchall ſagen, daß er das Abholen beſorgt, und wenn Sie noch mehrere ſolcher berühmten Kühe wiſſen, ſo handeln Sie mir ja alle Kälber davon ein. Sie ſollen Ihre Freude daran haben, wie ſchön ich ſie will erziehen laſſen, und was für guten Rahm Sie bekommen ſollen, wenn Sie mich in Kochberg beſuchen werden.

Nach Carlsbad gehe ich gewiß.

Leben Sie recht wohl!

Ihre treue

von Stein.

Den 13. Mai 86.

Ihr Brieſchen hat mich ſehr gefreut, wenn gleich mein Herz ſeither der Freude entwöhnt iſt. Mein Sohn, der Jagdrage,[3] iſt ſeit Weihnachten krank, und iſt auch wenig Hoffnung zur Beſſerung übrig;[1] der Tod wäre mir das Erträglichſte für ihn, aber ich fürchte, er wird noch lange mit Schmerzen zu kämpfen haben; und Krankheit und Mangel ſind die zwei wirklichen Uebel, die meinem Herzen einſchneiden, wo ich ſie ſehe; denn die übrigen Leiden hängen mehr oder weniger von unſerer Vorſtellungsart ab, gegen jene aber gibt's keine Waffen.

---

[1] Düntzer, Freundesbilder S. 108.

[2] Weikert in Meiningen.

[3] Ernſt, ihr drittes Kind, geb. 29. September 1767.

Ich muß Ihnen noch für die Adreſſe der ſchönen Kühe danken; ſchon jetzt milket eine zehn Maas des Tags, und ich kriege vortreffliche Butter. Die Kuhe ſind für 25 Thlr. eine bezahlt worden.

Weimar, den 20. Auguſt (1786).

Ich muß mich doch erkundigen, was mein Lottchen, die liebe Beulwitz und die liebe Mutter[2] machen, ob der Sprudel wohl bekommen iſt, und ob die Nachhauſereiſe glücklich war?

Lavater[3] wollte zu Ihnen nach Rudolſtadt reiſen, und mein Mann unterwies ihn, wie er reiſen ſollte, als zum Glück meinem Mann noch einfiel, daß Sie abweſend wären. Wie bedaure ich Sie, daß Ihnen die Freude entgangen iſt. Ich bin wegen der Ankunft unſeres Herzogs[4] noch acht Tage länger in Carlsbad geblieben,[5] aber ich habe Sie mit einander ſehr vermißt.

Ich bin über Schneeberg zurückgereiſt, bis wohin mich Goethe begleitet hat.[6] Nun freue ich mich auf Kochberg, und da werde ich auch bald bei Ihnen in Rudolſtadt ſein. Leben Sie indeſſen wohl und empfehlen mich dem ganzen Hauſe.

Den 22. Sehen Sie nun liebes Lottchen, da habe ich ſchändlich meinen Brief liegen laſſen, nun komme ich wohl eher als mein Brief; den 31. bin ich in Kochberg.

---

[1] Am 21. Mai ſchrieb Goethe, er habe Starkens Meinung mitgebracht.

[2] Die in Carlsbad geweſen waren.

[3] Der vom 18—20. Juli in W. geweſen war.

[4] In Carlsbad, wohin er am 1. reiſte.

[5] Bis zum 14.

[6] Briefe III. S. 292.

(Kochberg, September 1786.)

Mein gutes liebes Lottchen! Hier etwas über unſre Luſtreiſe nach Jena. Mittwoch Abend gegen ſieben Uhr komme ich, und wenn es Ihnen recht iſt, fahren wir alsdann Donnerſtag früh nach Jena. Durch dieſen Boten ſchicken Sie mir gleich Antwort, auf daß ich Knebeln kann Nachricht davon geben. Ich eile mit unſrer Reiſe, um das gute Wetter mitzunehmen. Mein Mann reiſt Mittwoch früh von hier ab. Adieu Liebes, fare well, God bless you!

Den 8. September. Heute früh ſind alle meine Weimar'ſchen Freunde fort, laſſen Sie in ihrem Hauſe noch tauſendmal grüßen und haben mir's gedankt, daß ich Sie in ihr liebes Haus geführt habe.[1] Sie bahnen uns nun den Weg zu Knebeln.

25. December 1786.

Hundert tauſend Dank, liebes Lottchen, für's Brieſchen und für die Hoffnung, ſo Sie mir machen, Sie bald zu ſehen. Ich hoffte, es ſollte noch dieſes Jahr geſchehen, um am letzten Tag mit uns in's Neujahrslied einzuſtimmen; ich habe mir eine große Punſchgeſellſchaft dazu gebeten.

Aus Rom habe ich viele hübſche Brieſe vom Goethe, die ich Ihnen, wenn Sie zu uns kommen, will zu leſen geben. Daß er wieder zu uns zurück will, iſt gewiß ſein Vorſatz, aber der Himmel beſchließt manchmal anders, als wir gebundene Sterbliche wollen. Ein bischen unartig hat er ſeine Freunde verlaſſen.[2]

Sehr leid thut mir's, daß ich Sie nicht bei mir logieren kann, aber mein kranker Sohn und Fritz, den ich wieder bei mir habe,[3] nehmen mir allen meinen Platz. Wenn es nur ſchicklich wäre, ich glaube gewiß, Sie und Fritz würden ſich in einer Stube gut vertragen. Aber mein liebes Lottchen muß außerdem fleißig bei mir ſein, denn ich habe nun einmal das erſte Recht auf ſie. Der Papa grüßt Sie recht ſchön und bewundert die ſchöne Weſte.

---

[1] Wahrſcheinlich die Engländer, unter ihnen Heron. Briefe III. S. 258.

[2] Es ſcheint alſo doch, daß Frau v. Stein von dem Reiſeplan vorher nichts wußte.

[3] Nachdem er G's. Haus verlaſſen hatte.

1. Juni (1787).

Den 11. Juni gehe ich von hier ab; meine Gedanken ſind beinahe mehr mit der Rückreiſe als Hinreiſe beſchäftigt, wo ich hernach den Kochberger Weg nach Rudolſtadt recht fleißig bereiſen will.

Wollen Sie wegen meines Sohns[1] durch die Beulwitz oder Ihre Frau Mutter der Erbprinzeſſin ein paar Worte ſagen, ſo iſt mir's lieb; nämlich eine Bitte, ihm bald eine Beſoldung zu geben, weil mein Mann nicht vermögend genug iſt, ſeinem Sohn einen ſtarken Zuſchuß zu geben, beſonders, da noch zwei Söhne ſo gut wie unverſorgt zu Haus ſind, wenn den einen der Tod nicht verſorgt, welches denn eben keine erwünſchte Verſorgung wäre. Ich muß Ihnen doch ſagen, daß es jetzt mit dem Kranken recht leidlich geht, und daß ich doch wieder anfange zu hoffen.[2]

Stellen Sie ſich vor, daß ich durch Goethe vom Graf Statella[3] ein Compliment bekommen habe; er hat ihn bei dem Gouverneur von Sicilien geſehen. Goethe hat des Caglioſtro Mutter und Schweſter kennen lernen, eine ehrbare arme Familie. Sagen Sie doch dem Beulwitz, daß er eine gewiſſe Schrift zu bekommen ſuche, welche ein ſicilianiſcher Rechtsgelehrter geſchrieben hat, und die zum Titel den Stammbaum des Joſephs Balſamo hat. Goethe hat mir's empfohlen, und es hat vermuthlich Beziehung auf Caglioſtro und ſoll intereſſant ſein. In Paris iſt's gedruckt worden.

Ich ſchmiere und ſchreibe durcheinander, daß es keinen Sinn hat, aber daß ich Sie liebe, den Ihrigen von Herzen ergeben bin, werden Sie fühlen und verſtehen.

Adieu Allerbeſtes.

---

[1] Wohl des älteſten, Karl.

[2] Er ſtarb auf der Reiſe nach Carlsbad. Knebel an Herder Nr. 50.

[3] Dem Malteſer, Goethe Werke XXIII. S. 290. Die Nachricht über Caglioſtro ebend. S. 314.

Kochberg, den 4. November 1787.

Haben Sie tauſend Dank, liebes Lottchen, für Ihre Liebe und Treue, die Sie mir mit Ihrer Gegenwart in Kochberg bewieſen haben. Es iſt beſſer wir gehen ohne Abſchied von einander, in der Hoffnung, uns bald wieder zu ſehen. Ich mußte heute einmal hier in die Kirche gehen, um kein Aergerniß zu geben, ſonſt wäre ich doch noch gekommen. Man erzählte mir heute, es ſei eine anſteckende Krankheit in Rudolſtadt, die tödtlich ſei. Ich bin recht beſorgt um ihr Haus, ſchreiben Sie mir ja bald, daß ſie Alle wohl ſind. Mittwoch früh acht Uhr gehe ich von hier ab. Ich bitte um den Egmont [1] zurück.

Ihre treue Freundin

von Stein.

(Weimar), den 28. December 1787.

Daß der [2] Vetter nicht zu mir gekommen iſt, hat mich recht gekränkt, ich intereſſiere mich für Alles, was Sie angeht. Schiller habe ich nur einmal geſehen.[3] Ich glaube, er ſieht nicht gar viel wirkliche Menſchen, um mit ſeinen erdichteten nicht irre zu werden, die ihm vielleicht wohler thun.

Goethe ſchreibt mir alle Sonntage und iſt glücklich, fröhlich und ganz ſelig. Im letzten Brief [4] ſchickte er mir aus ſeiner umgeſchmolzenen Claudine einen Vers; hier iſt er:

Liebe ſchwärmt auf allen Wegen,
Treue wohnt für ſich allein;
Liebe kommt euch raſch entgegen,
Aufgeſucht will Treue ſein.

---

[1] Den Goethe am 1. September abgeſchickt hatte. Werke XXIV. S. 96. Daß er bei Frau v. Stein angekommen, weiß Goethe am 27. Oktober, ebend. S. 131. Auf ihr Urtheil bezieht er ſich am 3. November, ebend. S. 146—149. 162. 167. Sie war mit Klärchen nicht zufrieden.

[2] Wilhelm v. Wolzogen.

[3] Im Auguſt.

[4] Dieſer Brief fehlt. Claudine wurde zu Anfang November angefangen und am 6. Februar 1788 fertig abgeſchickt. Darüber, daß das Liedchen Frau v. Stein gefallen hatte, drückt er am 8. December ſeine Freude aus. Werke XXIV. S. 162.

Heute iſt mein Mann wieder von Gotha zurück und hat mir viel ſchöne Sachen zum hl. Chriſt beſcheert, und iſt ſo artig gegen mich, daß ich allen guten Frauen ein gleiches Betragen von ihren Männern wünſchte. Die arme Imhoff iſt deſto unglücklicher.[1] Mein Herz blutet oft ihretwegen, und meine arme Mutter ſchmerzt mich, eins von ihren liebſten Kindern ſo unglücklich zu ſehen. Ach, wenn man immer wüßte, wie Alles endigt, wie würde man ſich fürchten, anzufangen.

Knebel grüßt Sie ſämmtlich recht herzlich, und Sie ſollen ihn ein wenig im Andenken behalten.

Sie wünſchen einige Wochen hier zuzubringen, liebes Lottchen, und ich hatte Ihnen ſchon ein Quartier in Goethe's Haus ausgemacht, aber da logiert jetzt ein Italiener, und es möchte nun nicht ſchicklich ſein. Bei mir ſelbſt hat es auch allerhand Schwierigkeiten, und da ich die Ordnung liebe, möchte ich's doch auch meinem Gaſt nicht fehlen laſſen.

(Weimar), den 12. Januar 1789.

Könnte nur der Bote, der mir Ihren Brief vom 4. Januar brachte, warten; ich wollte meinem lieben Lottchen recht viel ſchreiben. Verjagen Sie ja die trüben Wolken aus Ihrer Seele;[2] über alle Uebel kann man Herr werden, außer nur nicht über Mangel und Krankheit; an beiden leiden Sie nicht, und eine liebe Schweſter haben Sie auch um ſich; ermuntern Sie auch Ihre Frau Mutter. Wenn ich nur immer mit Ihnen ſein könnte! Grüßen Sie ſie tauſendmal, ſo auch meine gute Beulwitz. Das Project, bei Boſens zu logieren, habe ich gehofft, ſollte gehen, doch ſehe ich aus Ihrem Brief, daß Sie noch keine Antwort darüber haben.[3]

Der Italiener, auf welchen Sie neugierig ſind, iſt der Sohn von Goethe's Hauswirth, ein Zuckerbäcker in Rom, und ſoll die Herzogin Mutter auf ihrer Reiſe nach Italien begleiten. Goethe hat ihn ihr geſchickt, weil ſie Niemand um ſich hat, der die Sprache verſteht. Alles will nach Italien bei uns; ich ſage Alles, und es iſt doch nicht ſo ganz wahr; ich ſelbſt lobe mir mein Zuhaus, und wem zuhaus nicht wohl iſt, dem iſt nirgend wohl, und iſt nur eine ſolche Reiſe eine Palliativcur.[1] Ein andres iſt's in der Jugend, welche glaubt, es ſei noch außen herum etwas zu finden. Meine arme Schweſter iſt wie ein Schatten aus dem Grabe, ihr Blühen und ihre Munterkeit iſt alles dahin; noch iſt's nicht decidiert, ob die Trennung vor ſich geht. Wollte Gott, es geſchehe!

---

[1] Mit ihrem Manne, der im Auguſt 1788 in München ſtarb.

[2] vergl. Bd. I. S. 50. Herons Abreiſe mochte wohl an dieſer Verſtimmung ihren Theil haben.

[3] L. logierte im Februar bei Frau v. Imhof und erneuerte Schillers Bekanntſchaft.

Ich danke Ihnen für's Liedchen. Hier iſt wieder ein Liedchen aus einem von Goethe's Stücken.[2] Geben Sie es nur nicht weiter. Ich male an meiner letzten Landſchaft; ſobald ſie fertig, komme ich nach Kochberg und klebe ſie auf.

(Weimar), den 18. November 1788.

Es hat mir ſehr leid gethan, daß Sie nicht, liebes Lollochen, bei Ihrem erſten Vorſatz den Freitag in Erfurt zu bleiben, beharrt haben. Die Pferde waren ſchon beſtellt, und ich wäre mit der Imhoff gekommen, Sie ein paar Stunden zu ſehen.[3] Mein Bruder wird Ihnen geſagt haben, daß vom Imhoff'ſchen Vermögen doch noch ſo viel übrig iſt, daß ſeine Frau und Kinder zu leben haben. Sie nehmen ja an der Imhoff Schickſal Theil.

Die Viſite vom Onkel iſt alſo doch erträglich abgelaufen. Man bildet ſich oft ein, unſere Moralität hinge mehr von uns ab, als es wahr iſt. Ach! die Thorheiten überfallen manchmal den Menſchen eben ſo wie die Krankheiten.[4]

Ich danke Ihnen für Ihre Oſſian'ſche Ueberſetzung.[5] Die

---

[1] Goethe.

[2] Wohl aus Erwin und Elmire.

[3] Schiller und Lotte S. 110.

[4] Goethe hatte damals das Verhältniß mit ſeiner ſpätern Frau angeknüpft.

[5] Schiller und Lotte S. 206.

Stelle gefällt mir beſonders wohl, wenn er von der Sonne ſagt: „Daß du ſchläfſt in deiner Wolken Gruft, höreſt nimmer, wenn der Morgen ruft." Unſre Engländer können nicht begreifen, daß uns Oſſian ſo leicht iſt; ich begreife hingegen nicht, daß ihnen Klopſtock ſo leicht iſt.

Die Boten eilen, leben Sie wohl, der Schweſter viele tauſend Grüße!

Den 13. Januar 1789.

Mein allerliebſtes Lollochen!

Sie verzeihen mir's doch ja, daß ich eine ſo ſaumſelige Schreiberin bin,[1] doch geht gewiß kein Tag vorbei, wo ich nicht an Sie denke.

Meine Schweſter hat endlich ihre beſchwerliche Reiſe im offenen Schlitten[2] in dieſer ſtrengen Kälte zurückgelegt; vorigen Sonntag bin ich ihr bis Jena entgegen gereiſt, zu Mittag waren wir bei Knebeln, welchen wir mit herüber genommen.[3] Meiner Schweſter Reiſe iſt überhaupt ſehr glücklich geweſen, alle die Verdrießlichkeiten mit ihrer Kinder Vormund ſind geſchlichtet, und er hat ſich gegen ſie ſehr freundſchaftlich betragen. Der kleine Ernſt iſt bei einem guten Erzieher in Bayreuth unter ſeinen Verwandten, und meiner Schweſter Vermögensumſtände immer beſſer, als man's erwarten konnte.

Es iſt mir auch lieb, daß Schiller eine Beſtimmung kriegt;[4] bloß in der Autorſchaft zu leben, iſt gewiß nicht gut. Daß Wiedeburg[5] todt, iſt mir recht nahe gegangen; den Abend, ehe er ſtarb,

---

[1] Schiller und Lotte S. 217 ſchreibt Lotte am 15. Januar: „Von der Stein hörte ich lange nichts."

[2] Ebend. S. 218.

[3] Düntzer, Freundesbilder S. 491.

[4] Worauf ſich die Meinung gründet, Schiller habe die Profeſſur Frau v. Stein zu danken (Briefe von Goethe an Friedrich v. Stein S. 7), iſt mir unbekannt.

[5] Profeſſor der Philoſophie zu Jena, geb. 1733, war am 1. Januar geſtorben.

Frau. Erbarmung, Ihro Exzellenz! Erbarmung! Erbarmung!

Miller (reißt ſeine Frau in die Höhe.) Knie vor Gott, alte Heulhure, und nicht vor — Schelmen, weil ich ja doch ſchon ins Zuchthaus muß!

Präſident (beißt die Lippen.) Du kannſt dich verrechnen, Bube! Es ſtehen noch Galgen leer! (zu den Gerichtsdienern.) Muß ich es noch einmal ſagen?

Gerichtsdiener (dringen auf Louiſen ein.)

Ferdinand (ſpringt an ihr auf, und ſtellt ſich vor ſie, grimmig.) Wer will was? (Er zieht den Degen ſammt der Scheide, und wehrt ſich mit dem Gefäß.) Wag es, ſie anzurühren, wer nicht auch die Hirnſchale an die Gerichte vermiethet hat. (zum Präſidenten.) Schonen Sie Ihrer ſelbſt! Treiben Sie mich nicht weiter, mein Vater!

Präſident (drohend zu den Gerichtsdienern.) Wenn euch euer Brod lieb iſt, Memmen —

Gerichtsdiener (greifen Louiſen wieder an.)

Ferdinand. Tod und alle Teufel! Ich ſage: Zurück! — Noch einmal. Haben Sie Erbarmen mit ſich ſelbſt! Treiben Sie mich nicht aufs äußerſte, Vater!

Präſident (aufgebracht zu den Gerichtsdienern.) Iſt das euer Dienſteifer, Schurken?

Gerichtsdiener (greifen hitziger an.)

Ferdinand. Wenn es denn ſeyn muß (indem er den Degen zieht und einige von denſelben verwundet.) ſo verzeihe mir, Gerechtigkeit!

hat er Knebeln noch einen recht launigen Brief geſchrieben und ihm einen Kalender geſchenkt, und nun ſind ſeine armen Kinder ohne Brod. Die Griesbachen[1] handelt wie Mutter an ihnen. Wie wir in Jena waren, ſchickte uns der alte Büttner[2] ſein Geſicht friſch in Gyps abgegoſſen, nämlich die Form, die war aber noch ganz weich. Wir ließen ihn bitten, uns lieber ſein eigenes Geſicht zu präſentieren, aber es war leider zu ſpät, und wir fuhren fort, ehe er ſeine Toilette gemacht hatte; es hat mich der kindiſche Einfall recht gelächert. Wie weh wird mir's thun, wenn auch der gute Alte dahin muß, und — wo fliegt's hin?

Ich habe die Gräfin Bogda kennen lernen, die ſich in Jena curieren läßt, es iſt eine luſtige Frau; ſie liebt das Leben außerordentlich und ſagte mir, das gewiſſe Plätzchen hier wäre ihr lieber, als das ungewiſſe, was da kommen ſollte. Ich habe keine Anhänglichkeit daran und freue mich auf den Schlaf, denn ich bin müde.[3] Aus des Aeſchylus und Sophokles Tragödien kann man ſehen, daß die nämlichen Leiden damals in der Menſchheit zu Hauſe waren, wie jetzt, man findet darin tiefe Gefühle davon. Eben kommt Knebel und grüßt Sie recht ſchön, er gibt ſich viele Mühe, den Volney zu ſchaffen, hat ihn aber nicht bekommen können.[4]

(Weimar), den 28. Januar 1789.

Gewiß, mein liebes Lottchen, ſind Sie meinem Herzen eingegraben, und wie auch mein Stillſchweigen[5] ſein könnte, ſo würde darin meine Correſpondenz mit Ihnen nicht aufhören. Mich freut herzlich, daß endlich die guten Prinzenkinder ſich in der Welt umſehen ſollen, und davon auch etwas zu unſerem Genuß zurückfällt.

---

[1] Seine Schwägerin.

[2] Der Bibliothekar.

[3] Goethe.

[4] Lotte an Knebel S. 84.

[5] Schiller und Lotte S. 296.

Auf künftigen Winter will ich Ihnen und den Ihrigen alles arrangieren; für 6 Gr. haben Sie Drei zu eſſen ohne Brod und Trank und bleibt noch etwas für den Abend übrig. So eſſen jetzt Lichtenbergs aus dem Gaſthof, und ſind zufrieden.

Wegen der Reiſe nach Lauchſtädt[1] will ich mir noch eine Möglichkeit denken mit Ihnen zu gehen, wenn ich gleich einem großen Hinderniß entgegen ſehe, nämlich dem, daß ich mich ſchon mit Egloffſteins engagiert habe nach Ems zu gehen, welches Bad mir der Medicus empfohlen. Weil ich aber ſchon im April dieſe Reiſe thue, und Sie vermuthlich die Ihrige ſpäter, ſo ginge ich auch noch mit Ihnen, wenn mein Geld bis dazu hinreicht. Daß ich dieſe Reiſe thue, weiß hier noch Niemand, ich ſage Ihnen das nur unter uns.

Schiller hat ich letzt zu Tiſch; Madame Reinhard von Gotha,[2] welche bei mir war, wollte ihn gern kennen lernen, aber ungeachtet ich ihm zweimal darum anlag, ſchlug er mir's doch ab, weil er zu viel zu thun habe.

Moritz[3] hat ihn einigemal beſucht, aber er enthält ſich aller Geſellſchaft. Moritz werden wir nun bald verlieren, weil er im Februar mit dem Herzog nach Berlin geht. Wie viel er meinen Kopf ſchon aufgeklärt hat, kann ich Ihnen gar nicht ſagen, er iſt wie ein überirdiſches Weſen, ſo rein, ſo gleichmüthig, und zu jedem Weſen läßt er ſich herab und bleibt doch vornehm in ſich. Wenn er den Sommer einmal wieder hierher kommen ſollte, wird er mich in Kochberg beſuchen, und dann bringe ich ihn Ihnen.

Schreiben Sie mir doch, wie viel Stuben Sie brauchen, denn das Quartier wird das Schwerſte zu finden und das Theuerſte hier ſein: Holz thun Sie am beſten wagenweiſe auf dem Markt zu kaufen. Das wollen wir ſchon mündlich noch mit einander abreden. Ich freue mich herzlich über dieſe Hoffnung.

---

[1] Lotte am 26. „Es hält uns dann nichts in R. und wir machen allerlei Pläne, Jena wird nicht vergeſſen."

[2] Die Seidler, penſionierte Pflegerin der im Jahr 17[illegible] geſtorbenen Prinzeſſin Luiſe, 1786 mit dem Oberbibliothekar Reinhard in Gotha verheirathet. Frau v. Stein hatte ihr durch Goethe 1786 eine Gratifikation angewieſen. S. Stein, III. 159 und 160.

[3] Der die Monate December und Januar auf ſeiner Rückreiſe von Rom in W. zubrachte.

Der Brief im Februarheft des Merkurs von Neapel iſt von Goethe, welchen er jetzt geſchrieben zur Antwort eines Handbriefs von Knebel, welchen letzten er ihm aber übel genommen, aber es bleibt unter uns.[1]

Den 29. März (1789).

Ich war in der Meinung, mein beſtes Lottchen, ich hätte Ihnen ſchon wegen der Veränderung Ihrer Frau Mutter[2] geſchrieben. Mich freut es, daß ſie ſich an dieſem Platz gefällt, und ich finde es in vielem Betracht gut, nur fürchte ich, ich werde Ihr Haus darüber nicht mehr ſo viel genießen können, ich müßte denn auch zur Theegeſellſchaft der Prinzeſſinnen aufgenommen werden; im Grund bin ich den Kindern gut.

Ich war den Winter immer nicht wohl, und da wird man geneigter zum Nachdenken, das einen im Leben nicht glücklicher macht; der andere mir mühſame Begriff von meinem ehemaligen vierzehn Jahre lang geweſenen Freund[3] liegt mir auch manchesmal wie eine Krankheit auf, und iſt mir nun wie ein ſchöner Stern, der mir vom Himmel gefallen; wenn ich Sie ſehen werde, will ich Ihnen mancherlei darüber erzählen, das ich nicht ſchreiben mag.

Mein Fritz iſt Hofjunker und Kammeraſſeſſor geworden,[4] doch geht er erſt auf die Univerſität.

---

[1] H. Düntzer, Freundesbilder S. 494. Goethe an Knebel auch am 28. Januar Nr. 84.

[2] Die aufs Schloß zu den Prinzeſſinnen zog.

[3] Am 15. Februar hatte Goethe noch die erſte Scene des Taſſo bei Frau v. Stein vorgeleſen (an Knebel Nr. 85. Knebel an Henriette Nr. 86); am 19. hatte ſie nach der Vorſtellung des „ſchwarzen Mannes" Goethe's Beſuch abgelehnt (Briefe III. S. 325).

[4] Lottens Glückwunſch vom 6. April, Briefe von Goethe an Fritz v. Stein S. 128.

Es ſind noch viele Avancements hier vorgegangen, die Sie im Weimar'ſchen Wochenblättchen leſen können. Vorgeſtern iſt die älteſte Fräulein Volkſtädt geſtorben. Das ſind alle unſere Neuigkeiten.

Haben Sie im Cahier de lecture la folle en pélerinage geleſen? Es iſt ungemein hübſch erzählt und die Romanze allerliebſt.[1] Ich möchte nur wiſſen, von wem ſie wäre.

Tauſend Grüße an Ihr liebes Haus. Das Gedicht über die Kunſt[2] hat mir ungemein gefallen, ich leſe es immer wieder. Vom Schiller höre und ſehe ich nichts. Er hat ſich ſo zur Einſamkeit gewöhnt, daß er, glaube ich, gar keine Sprache mehr für die Menſchen hat.

Wiesbaden, den 27. Mai 1789.

So bald werden wir uns noch nicht wiederſehen, doch bleibt mir's eine angenehme Hoffnung auf den Herbſt, wo ich dann die Früchte Ihrer mir ſo theuren Freundſchaft genießen werde. Ich gehe den 4. Juni nach Ems und bleibe daſelbſt noch vier Wochen.

Ich bin hier ſehr einſam und habe bis jetzt keine Bekanntſchaften gemacht, als nur mit der ſchönen Gegend. Im Herweg lernte ich aber doch Frau von Laroche kennen, und ſie gefiel mir ſehr wohl.[3] Ich kann nicht ſagen, daß ich mich nach neuen Bekanntſchaften ſehne, ich will lieber meine alten Freunde im Herzen allein verwahren.

Daß Madame Oſterwald weg iſt, wird Ihnen Fritz geſchrieben haben; laſſen Sie die kleine Line ſich in Ihrer Geſellſchaft bilden; geben Sie ihr täglich etwas Franzöſiſches abzuſchreiben aus einem guten Schriftſteller, das hilft mehr als man denkt; laſſen Sie ſie die deutſche Geſchichte von Schmidt leſen, und die Geographie von Büſching, die Landkarte vor ſich; wenn ſie nur alle Tage vier

---

[1] Es iſt bekanntlich der Stoff zu „der Müllerin Verrath."
[2] Schillers Künſtler.
[3] Von Goethe's Mutter ſchweigt ſie (Briefe III. S. 331).

Stunden dazu ein Jahr durch nimmt, kann ſie ſchon das Nothwendigſte für ſich lernen, und dieſes iſt nichts Schweres. Ihrer Frau Mutter ſage ich tauſend Empfehlungen, und ſo auch der lieben Beulwitz. Ich wünſche, daß der Reiſende[1] alle ſeine Humors in fremden Ländern laſſen möge. Adieu, mein beſtes Lottchen.

(28. oder 29. December 1789.)

Liebes Lottchen, ich muß mit Ihnen ſchmälen, daß Sie ſo lange weggeblieben; ich muß Sie aber heute noch ſprechen wegen S. Ich habe mit dem Herzog geſprochen;[2] kommen Sie nur eine Viertelſtunde zu mir um vier Uhr, da bin ich allein, ehe Sch(iller) geht.

(6. März 1790.)

Liebes Lollochen! Mit jedem Sonnenblick verbinde ich den Gedanken, daß er mich bald zu Ihnen führen ſoll. Ich danke Ihnen für Ihre lieben Zeilen von heute, die ich ſchon früh im Bette erhielt. Ich würde mich gut zu Ihrem einſamen Leben ſchicken, aber ſo bald darf ich meinen Mann noch nicht verlaſſen, der ſich immer mit dem Gedanken quält, daß er den Verſtand verliert; ſonſt käme ich ſchon jetzt und bliebe vierzehn Tage bei Ihnen.

Nun etwas von unſern Bekannten! Knebel iſt ganz toll; wir haben uns über die Franzoſen ſo entzweit, daß er in acht Tagen nicht wieder zu mir kommen will. Goethe reiſt der Herzogin Mutter nach Italien entgegen und zwar, wie ich gehört, in wenig Tagen. Lips hat die Herzogin gezeichnet, ſehr ähnlich, aber in keinem angenehmen Blick. Herders ſah ich ſchon lange nicht; das letztemal beſuchte ich ſie nur auf eine Stunde und traf Wieland und Knebel dort an. Sie ſtritten ſich ſo heftig, als ich hineinkam, daß ſie alle zugleich ſchrieen. Endlich kam die Rede auf Schiller, von dem Wieland ſehr gut ſprach und ihm ein ſchönes

---

[1] Hr. v. Beulwitz.

[2] Wegen der Penſion von 200 Thlr. (Schiller an K. II. S. 158.) Dieſe hat Frau v. Stein Schiller verſchafft, nicht die erſte Anſtellung in Jena.

Prognoſtikon auf ſein künftiges Glück ſtellte. Ich fügte den Engelscharakter ſeiner Frau hinzu; darauf ſtieg Wieland auf und ſagte, dafür müßte er mir die Hand küſſen. Ich weiß nicht, warum ich da ſeine Dankbarkeit verdient, aber ſo viel weiß ich, daß er mir nun lieber iſt, da ich ihn als Ihr beider Freund erkannt habe.

Ich habe orientaliſche Erzählungen, die Herder gehören, von Ihnen mitbringen ſollen und ſie vermuthlich liegen laſſen; ich bitte alſo mit nächſtem darum. Das Zeitungsblatt kann ich noch nicht ſchaffen.

Tauſend Grüße an die liebe Caroline und unſern Schiller. Grüßen Sie auch die Griesbachs von mir. Adieu, Liebes, Beſtes!

Ihre getreue

Stein.

17. (März 1790.)

Für's erſte danke ich Ihnen, liebe Lollo, für Ihre horaziſche Ode. Der Caroline habe ich nicht geantwortet, weil ich glaubte, ſie bald ſelbſt zu ſehen; nun gehe ich aber auf den Freitag nach Kochberg und komme erſt vor Oſtern zurück.

Ich hätte Ihnen eigentlich viel zu ſagen, aber ich werde immer geſtört und bin nicht allein.

Noch eine Anfrage muß ich herzuſetzen. Könnte Schiller die hier beigeſchloſſene Ueberſetzung einer engliſchen Komödie vielleicht an einen Buchhändler verhandeln für was ihm gut dünkt? Ich bin darum erſucht worden.

Ich werde in dem Brief ſo entſetzlich geſtört, daß ich gar nicht mehr weiß, was ich ſchreibe. Meine Geſundheit iſt leidlich, ohne Zahnweh; möge mein gutes Lollochen mit Schiller und Caroline nur auch wohl ſein!

Fritz wird's mit der Zeichnung beſorgen.

von Stein.

Sobald wie möglich muß ich Sie miteinander ſehen; Sie ſind mir am Herzen wie meine Kinder.

Weimar, den 25. April 1790.[1]

An Ihrem Brief freut mich am meiſten, daß Sie glücklich ſind. Daß es die Mutter wegen ihrer Sorglichkeit nicht ſo iſt, ſchreiben Sie dem ſchwerer nehmenden Alter zu; ich fühle an mir ſelbſt, daß dieſes eine Eigenſchaft der ſich häufenden Jahre wird, zu der uns die Erfahrung berechtigt, welche man aber wegwerfen muß, wenn es zu nichts dient, als unſere Vorſtellung zu trüben; laſſen Sie uns alſo in einer erhöhteren Ausſicht in's Weite ahnen!

Knebel iſt fort und hat Sie, vermuthe ich, in Rudolſtadt beſucht, wenigſtens war es ſein Vorſatz. Ich ſehne mich recht, mit Ihnen in Jena zu ſein, aber wo mit dem Stein hin? Seine Hypochondrie benimmt ihm alle Geiſteskräfte, und ich darf ihn gar nicht verlaſſen; aber ich ſuche es doch möglich zu machen.

Frau von Berlepſch war einige Wochen hier. Es iſt eine angenehme Frau; am liebſten ſpricht ſie von Liebe, habe ich ihr abgemerkt. Sie wollte nach Jena, Hr. Schiller kennen zu lernen und bedauerte ſehr, wie ich ihr ſagte, daß er abweſend ſei. Ich hätte ſie dahin begleitet.

Der Herzog iſt auf einige Tage hier. Krieg wird ſchwerlich, ſondern nur eine bewaffnete Negotiation, wo von beiden Theilen geſagt wird: gib mir das — oder laß mir das — ſonſt ſchlag' ich zu.

Sonnabend, Ende April 1790

Nur in Eil, liebe Beſte, bitte ich um die Erlaubniß auf einige Tage bei Ihnen zu ſein, und werde auf den Dienſtag mich mit der Mandelsloh und meiner Schweſter auf den ſchönen Weg machen. Heute iſt mein Kopf ſchwer und meine Hand zitternd; bei Ihnen ſoll Alles wieder gut werden.

Geſtern Abend hat der Herzog Ihnen beiden viel Glück prophezeit.

---

[1] Nach Rudolſtadt geſchrieben, wo Schiller die Ferien zubrachte.

1. Mai 1790.

Für die guten Tage, die ich bei Ihnen genoſſen habe, ſage ich Ihnen meinen beſten Dank. Ihr guter Geiſt hat mich begleitet, und ich hoffe auch ferner auf ihn. Hier bin ich vorerſt von traurigen und lächerlichen Scenen der Waſſersnoth unterhalten worden; geſtern ging ich ſelbſt, einige eingeſtürzte Häuſer zu ſehen. Ein Taglöhnersmädchen erzählte mir, wie ein alter kranker Mann von ihrer Familie, den ſie nicht wegbringen konnten, ſie gehen hieß und ſich gelaſſen dem Waſſer ergab, ſie aber dennoch blieben, eine Bleiche nach der andern einſtürzen hörten, der Wind ihnen zuletzt das Licht auslöſchte und ſie ſo in der Erwartung ihres Endes doch den Morgen wiederſahen. Meiner kleinen Schwägerin gibt man Schuld, ſie habe geſagt: ach! wer wird mich retten! 2c. 2c.

Der Caroline habe ich geſtern durch einen Kochberger Boten geſchrieben und ihr erzählt, wie glücklich ich bei Ihnen war. In Kochberg hat uns das Wetter wenig geſchadet. Hier hat es auch dem Egloffſtein für 600 Thlr. Baumaterialien weggeführt, ſein Waſchhaus eingeriſſen und den Waſchkeſſel in die weite Welt geſchwemmt. Man hat die Bemerkung gemacht, daß Weimar alle Unglücke immer im Mai beträfen. Unterdeſſen ſind die Leute doch im Vauxhall wieder luſtig geweſen; ich traf bei meiner Ankunft noch volle Geſellſchaft und Muſik drinnen an.

Herrn Schiller ſagen Sie tauſend ſchöne Grüße von mir; er ſoll ja fleißig ſpazieren gehen, dieſes gehört noch zu ſeiner übrigen Mäßigkeit, ſonſt möchte er auch noch einmal ſagen: „dann über Büchern und Papier, trübſel'ger Freund, erſchienſt du mir!“

Die Imhoff grüßt Sie recht freundlich. Wegen Graf Dürkheim habe ich meine Mutter gefragt; ſie glaubt, es habe ihm Jemand in Jena etwas gegen Schillers Vorleſung geſagt,[1] wenigſtens habe ſie es aus einer Antwort, welche Herr von Türk, auch ein Meininger Student, ihr darüber gab, ſchließen können. Das Wahre und Gute muß doch endlich ſiegen, und ſo wird Schiller überwinden.

---

[1] Offenbar eine politiſche Denunciation.

Weimar, den 5. Mai 1790.

Die kleine Abhandlung von Kant hat mir viel Vergnügen gemacht. Es wird ein artiges Leben ſein, wenn einmal die Welt zu einer ſolchen vollkommenen Staatsverfaſſung geſtiegen iſt. In dieſen bürgerlich guten Staat gehört nun aber auch noch eine vollkommene Arznei-Wiſſenſchaft und ebenſo vollkommene Phyſikkenntniß; erſtere um den verzehrenden Krankheiten zu ſteuern und letztere die zerſtörenden Naturphänomene abzuweiſen; und ich glaube auch dran, daß beide Uebel dieſe zwei ſo wichtigen Künſte zu ihrer möglichſten Vollkommenheit herauspreſſen werden.

Ich ſchicke Ihnen die Blätter noch nicht, Fritz will es leſen. Die Thalia kommt auch noch nicht, ich hab's der Herzogin geben müſſen. Die metaphyſiſche Unterredung des Prinzen und des H. v. F.[1] iſt ſehr intereſſant; die hatte ſie nicht geleſen, und ich den Anfang nicht. Schicken Sie mir doch das fünfte Heft; ich habe es allerwegens ſo rühmen hören; noch geſtern ſagte mir die Herzogin viel Schönes davon. Sie haben mir das heimliche Gericht[2] verſprochen: ich fordere ſo Alles geradezu, liebe Lollo, weil ich wohl weiß, daß Sie mir es gern geben.

Die Schrift von Müller hat Herder auf's Land geliehen, Sie werden ſie aber bald bekommen.

Sonnabend, (Juni 1790).

Die ganze Nacht war ich im Traum bei Ihnen, nun ſage ich Ihnen hier einen guten Morgen. Ihren lieben Brief vom Dienſtag und die Muſik habe ich erhalten und danke Ihnen recht ſehr für alles Liebe und Gute, was Sie mir darin eingeſchloſſen.

Hier folgt Guſtav zurück, es hat mir aber nicht recht gefallen, es war mir oft langweilig. Den dreißigjährigen Krieg von Schiller werde ich lieber leſen.

Ich werde gewiß, wenn es angeht, auf einige Tage wieder zu Ihnen, geliebte Freunde, kommen, und zwar mit der Imhof, und im Schloß logieren. Heute kommt die Herzogin von Curland und bleibt ein paar Tage. Bode iſt verliebt in ſie; ſie hat ihn immer Väterchen geheißen. Die Herzogin bittet ihr alle ſchönen Geiſter bei Hofe, und dem Coadjutor hat ſie einen Huſaren geſchickt, der muß ihr, weil es eine hübſche Frau iſt, die Cour machen.

---

[1] Im Geiſterſeher.

[2] Von Huber.

Adieu, liebe Beſte! Zuvor noch etwas! Die Charlotte Kalb hat mir zum erſtenmal von ihren Griefs gegen Sie und Schiller geſprochen und meint, Sie beide hätten ſie nicht des Vertrauens gewürdigt, das ſie verdient hätte. Ich wußte gar nicht recht, was ich antworten ſollte, wenn ich mir gleich Schillers und Ihr Betragen zurecht legen konnte. Mündlich ein Mehreres; ich glaube doch, ſie iſt noch Schillers Freundin.

Weimar, den 16. Juni 1799.

Ich ſchrieb Ihnen die vorige Woche nicht, weil ich Ihnen eine lange Abhandlung zugedacht hatte, wodurch ich Ihre Parteilichkeit für die Männer widerlegen wollte, und worüber ich die Stelle in einem von Ihren vorigen Briefen unberührt gelaſſen. Nun kommt gar meine kleine Schwägerin und verſichert mir, ſie möchte nicht einmal in den Himmel, wenn lauter Frauen drin wären; alſo will ich nur ſtill ſchweigen, denn ich werde doch nicht die Roſe zum Baum beweiſen, die ſich in ſeinem Schatten wohl befindet.

Kommen Sie ja und trinken Sonntag früh Kaffee bei mir; Sie können wohl auch den Mittag und den ganzen Tag bleiben. Karl iſt fort[1] und hat Ihren Gruß nicht mehr bekommen, er hat das Bild, das ich für Sie gezeichnet habe, entführt; aber ich habe wieder eines angefangen, noch ähnlicher, und in wenig Tagen iſt es fertig und wird mit vielem Vergnügen zu Ihnen reiſen.

Den Geiſterſeher ſchicke ich bald zurück; indeſſen kommen hier verſchiedene von Ihren Büchern, die lange bei mir gewohnt haben. Was haben Sie denn für eine poſſierliche Gewiſſenhaftigkeit, Ihres

---

[1] Nach Mecklenburg, wo er angeſtellt war.

Präſident (voll Zorn.) Ich will doch ſehen, ob auch ich dieſen Degen fühle (er faßt Louiſen ſelbſt, zerrt ſie in die Höhe und übergiebt ſie einem Gerichtsknecht.)

Ferdinand (lacht erbittert.) Vater, Vater, Sie machen hier ein beſſeres Pasquill auf die Gottheit, die ſich ſo übel auf ihre Leute verſtund, und aus *vollkommenen Henkersknechten ſchlechte Miniſter* machte!

Präſident (zu den übrigen.) Fort mit ihr!

Ferdinand. Vater, ſie ſoll an dem Pranger ſtehn, aber mit dem Major, des Präſidenten Sohn — — Beſtehen Sie noch darauf?

Präſident. Deſto poſſierlicher wird das Spektakel — Fort!

Ferdinand. Vater! ich werfe meinen Offiziers-Degen auf das Mädchen — — Beſtehen Sie noch darauf? —

Präſident. Das Port d'Epee iſt an *deiner* Seite des Prangerſtehens gewohnt worden — Fort! Fort! Ihr wißt meinen Willen!

Ferdinand (drückt einen Gerichtsdiener weg, faßt Louiſen mit einem Arm, mit dem andern zückt er den Degen auf ſie.) Vater! Eh Sie meine Gemahlinn beſchimpfen, durchſtoß ich ſie — Beſtehen Sie noch darauf?

Präſident. Thu es, wenn deine Klinge auch ſpitzig iſt!

Ferdinand (läßt Louiſen fahren, und blickt fürchterlich zum Himmel.) Du Allmächtiger biſt Zeuge! Kein *menſch-*

Mannes Werke nicht zu verleihen? Es iſt ja bekannt genug, daß ſie ſich ſelbſt empfehlen.

Daß Sie nicht immer in unſerer Nähe bleiben werden, iſt wohl gewiß, und ich bin beſonders übel daran, weil mir das Schreiben ein zu ärmlicher Genuß iſt mit meinen Freunden zu theilen. Madame Geoffrin hat geſagt: jamais ce qu'on dit à son amie ne peut-il valoir ce qu'on sent à ses côtés.

Auf den Sonntag erwartet man die Herzogin-Mutter. Der Coadjutor war vorigen Sonntag hier, er war allerliebſt, und iſt mir's noch mehr, weil er Ihnen und den Ihrigen hold iſt. Er hat mir ein allegoriſches Gemälde verſprochen, das ihm ſchon zum Voraus Spaß macht. Laſſen Sie ſich das heimliche Gericht von ihm zurückgeben; ich habe es ihm auf ſein Verlangen geliehen. Dieſes Drama hat mir ſehr wohlgefallen; Sie hat nun Schiller ſchon mehr zur Kunſtrichterin gebildet.

Ihre treue

Stein.

Weimar, den 28. Auguſt 1790.

Ich hoffte immer, Sie ſollten bei dem ſchönen Mondſchein unſern Vauxhall beſuchen, aber nun hat ihn das geſtrige Gewitter entführt; unſer nächſtes Wiederſehen wird wohl in Rudolſtadt ſein. Den 6. September gedenke ich nach Kochberg zu gehen. Ich ſchicke Ihnen indeß mein Bildchen zum Andenken.

Wenn ich nicht gefürchtet hätte, Sie ſie zu beläſtigen, ſo hätte ich Ihnen einmal unſere luſtige Engländerin[1] gebracht mit ihrem Begleiter; ſie würden Ihnen gewiß gefallen haben. Wieland war recht grob gegen dieſe Fremde; wie, erzähle ich Ihnen, wenn wir uns ſehen.

Hier das heimliche Gericht in einer andern Geſtalt. Aus dem Geiſterſeher muß ich mir noch einiges ausziehen; es iſt ein ſchönes

---

[1] Bd. I S. 430.

Werk und wichtige Gedanken des Lebens darin auf- und untergewogen. Was wird aus dem Armenier werden?

Auf den Dienſtag habe ich mir vorgenommen, dem Coadjutor noch ein Lebewohl zu ſagen; er wird, wie es hier heißt in weniger Zeit Erfurt verlaſſen, welches mir ſehr leid thut.

Sonntag früh den 8. November (1790).

Endlich läßt ſich die Sonne wieder ſehen, und unter ihrem freundlichen Einfluß wende ich meine Gedanken zu meinem lieben Lollochen, denn ich war die Tage her immer in trauriger Geſellſchaft von meiner Mutter. Vorgeſtern früh iſt mein Vater geſtorben im achtzigſten Jahr; er hat die ſchöne Welt ſehr ungern verlaſſen.

Ich ſehne mich Sie bald bei mir zu ſehen. Grüßen Sie Schiller auf's Beſte. Jetzt leſe ich den dreißigjährigen Krieg der Herzogin vor, die ihn aber ſchon einmal für ſich geleſen hat, und es macht uns viel Freude. Ich wollte, Schiller hätte für jeden Buchſtaben einen Dukaten.

Den 28. December (1790).

Mein allerbeſtes Lollochen, wie danke ich Ihnen genug und unſerm Schiller für die guten Biſſen, ſo Sie mir geſchickt haben.[1] Es iſt mir das Liebſte, was mir zu meinem Geburtstag geſchenkt worden, denn es hat ganz den Anſtrich Ihres treuen Herzens, und wie artig, daß Sie mir von demjenigen, der Ihnen am theuerſten iſt, etwas geben können, ohne etwas dabei einzubüßen.

Ich freue mich Sie, Liebe, auf den Freitag einige Stunden zu ſehen und mir damit mein altes Jahr ſo angenehm zu ſchließen; Sie können zu Mittag bei uns eſſen und kommen noch zeitig genug nach Erfurt.

Geſtern hat Beck den Hamlet gemacht, allerliebſt, man kann ſich an dem Stück nie müde ſehen. Heute läßt ſich ſeine Frau in in der Entführung aus dem Serail hören; im Concert habe ich ſie ſchon ſingen hören, und ſie hat mir und allgemein ſehr gefallen.

---

[1] Das elfte Heft der Thalia.

Adieu, mein Allerbeſtes! Tauſend Grüße an Schiller; hat er das Chriſtbäumchen recht poetiſch geputzt?

Sonntag (16) (Januar 1791).

Hier ſchick ich Ihnen, Liebe, ſechs Flaſchen Selzer Waſſer; ich hoffe es ſoll gut ſein.

Ich habe mich geſtern noch lange geängſtigt[1] und bin noch nicht ganz ruhig über Schiller. Schreiben Sie mir ein Wort, was er macht, oder bitten Sie Starke, darüber zu ſchreiben. Dieſes Zettelchen ſchickte mir heute früh Charlotte.[2]

Donnerſtag (20. Januar 1791).

Ich kann mir Ihre Angſt wohl vorſtellen; es thut mir nur leid, daß ich nicht bei Ihnen ſein kann, um Ihnen Muth zu machen. Morgen iſt der neunte Tag, da wird der Kranke vermuthlich wieder etwas leiden; daß er nur ja nicht aus der Tranſpiration kommt. Sagen Sie ihm, daß mir's ſehr lieb wäre, daß er ſich ſo hübſch eingepackt hält. Ich habe gute Hoffnung in meinem Gemüthe für ihn.

Das Selzer Waſſer habe ich mir aus dem Hofkeller geben laſſen; ich ſchicke eben wieder hin und hoffe noch ſechs Flaſchen zu bekommen; denn da bekomme ich's gewiß gut. Wenn wieder friſches Selzer Waſſer durch die Fuhrleute kommt, erſetze ich's in natura; alsdann will ich Ihnen die Rechnung darüber ſchicken.

Jedermann will hier von Schillers Geſundheit wiſſen, und Alles wünſcht ihm eine baldige Erholung. Der Herzog nahm auch recht viel Antheil daran. Mir liegt er doppelt am Herzen.

---

[1] Bd. I. S. [illegible].

[2] Das beigefügte Zettelchen lautet:

„Haben Sie die Güte, Frau v. Stein, mir wiſſen zu laſſen, wie es mit Schiller geht? denn vermuthlich iſt Ihr [illegible] wieder zurück.

Charlotte Kalb."

27. Januar (1791).

Es iſt mir ſehr lieb, daß Sie Ihre Frau Schweſter haben; wie gern wäre ich auch bei Ihnen geweſen! Daß ſich nur Schiller recht ſchont und recht auskuriert; was ſagt denn Starke? Er fürchtet doch nichts mehr für ihn?

Nach Thee habe ich ausgeſchickt, ſelbſt habe ich keinen. Bekomme ich nichts, ſo ſchicke ich Ihnen wenigſtens einige Portionen von dem meinigen.

Schreiben Sie mir, ob ich Sie bald beſuchen kann. Grüßen Sie Schiller, und es wäre auch recht artig, daß er nicht geſtorben wäre.

Adieu, liebes Beſtes! Ich verlange recht Sie zu ſehen und mich mit eigenen Augen Schillers Geneſung zu erfreuen.

Dienſtag (1. Februar 1791).

Ich nehme innigſten Antheil an der Beſſerung Ihres lieben Schiller. Ich kann nicht leugnen, daß mich eine heimliche Furcht quälte, ſeine Gewißheit beim erſten Anfall der Krankheit in Erfurt zu ſterben, wie er mir erzählte, ſei ein Vorgefühl geweſen und werde nun in Erfüllung gehen. Ich fühlte ganz, wie unausſprechliches Leiden meine arme Lollo würde ergriffen haben, und freue mich nun der neuen Hoffnung mit Ihnen.

Brauchen Sie etwas von hier, ſo ſchreiben Sie mir's und laſſen mich Ihnen zu etwas nützlich ſein.

Geſtern Abend war der Prinz Chriſtian[1] bei mir, und wir ſpielten Schach zu Vieren. Ich will ihm Ihren Auftrag ausrichten.

Grüßen Sie den armen Kranken und wenn ich bei ihm wäre, wollte ich ihm auch vorleſen. Adieu, Liebe!

von Stein.

Auch ich bin ſeit Ihrem letzten Briefe wieder recht froh und freue mich mit herzlicher Theilnahme an der Beſſerung des Kranken.

---

[1] Bruder der Herzogin.

8. Februar (1791).

Wenn das Wetter nicht gar zu bös wäre, ſo beſuchte ich Sie, um auch zugleich die gute Mutter und Schweſter zu ſehen. Vielleicht wird's künftige Woche beſſer.

Ich hoffe, mit Schiller geht's immer beſſer; ſorgen Sie nun für Ihre Geſundheit.

Geſtern wurde eine Operette, die Zigeuner, gegeben; darin hat Mad. Beck wie ein Schatz geſpielt; morgen gibt man ſie noch einmal; leider gehen beide nun bald weg.

Den 9. Februar 1791).

Ich bin ganz glücklich, doch nicht ganz ohne Furcht nach Hauſe gekommen, weil unſer Kutſcher zweimal den Weg verfehlte. Im Mühlthal hatte ich große Luſt wieder umzukehren, um ſo mehr, da Sie mich gewiß wieder freundlich empfangen hätten und die Wahl zwiſchen einem freundlichen: „guten Abend!“ von lieben Freunden und die Möglichkeit am Berg den Hals zu brechen wohl nicht zweifelhaft ſein ſollte; aber Schach wollte es nicht zugeben, ſo ſehr der Kutſcher verſicherte, daß er nur auf ein Ohngefähr fortführe, denn man konnte vor dem Schneegeſtöber nichts von Himmel und Erde unterſcheiden.

Jedermann hat mich nach Schillers Geſundheit gefragt, und ſo Vieler gute Wünſche müſſen ihm gedeihen. Der Herzog wird ihm den beſten Madeirawein ſchicken.[1]

Geſtern war der Coadjutor hier; er grüßt Sie alle herzlich. Ich erzählte ihm, daß ich Sie Tags vorher beſucht, darauf ſagte er mir: „Ich danke Ihnen auch, daß Sie es gethan!“ So ſehr ich damit meiner eigenen Neigung gütig that, indem ich liebe Freunde wiederſah, ſo gefiel mir doch dieſer Dank, der die Güte ſeines liebenden Herzens ſo ſehr bezeichnete, äußerſt wohl. Es iſt gewiß ſelten, daß bei einem ſolchen Weltmann dieſes Gefühl ſo unverdorben geblieben iſt. Ein anderer ſaß hinter ihm (es war in der Komödie, denn es ſchon mehr abgeſtumpſt war, der Berliner Geſandte in Mainz H. v. Stein. Nach einem Streit ſagte letzterer endlich: non, vous êtes le meilleur Coadjuteur possible.

---

[1] An K. II. S. 253.

W. den 20. April (1791).

Ich war ſchon lang in keiner Stimmung meiner lieben Lolo zu ſchreiben; mein trauriger, kranker Geſellſchafter[1] hemmt den Lauf meiner Gedanken, und ich werde ſtumm mit ihm. Zu Beſchäftigungen, die mir lieb ſind, bin ich jetzt immer unfähig, daher ſuche ich nur die hervor, die mir Ruhe oder gar Schmerzen machen; und weil aus der Verbindung der Dinge entweder, wenn es zum Schlimmen geht, eine gänzliche Zerſtörung oder etwas Gutes wieder entſtehen muß, ſo werden Sie bald aus mir eine Virtuoſin einer guten Wirthſchaftsfrau ſehen, denn ich beſorge Alles ordentlich, was ehemals meine Jungfer, die nunmehr weg iſt, ſehr unordentlich beſorgte. Dieſes nimmt mir die ſchöne Zeit, die ich ſonſt zum Leſen, Schreiben, Zeichnen anwendete, ziemlich ganz hinweg, ermüdet meine Füße und legt mich in einen feſten Schlaf wie gewöhnlich, ja läßt ſogar meine Einbildungskraft von allen Träumen ruhen. Ich darf mir aber nicht deutlich machen, daß ich auch Ihrer vielleicht dadurch werde beraubt werden. Ich ſehe gar nicht, wie ich meinen Mann mehr verlaſſen kann, beſonders wenn Fritz nach Jena iſt; ich will mir aber vor alle dieſe Schwierigkeiten und traurigen Ausſichten einen Verhang ziehen.

Der Schauſpieler Schröder war einen Tag hier, ich habe ihn aber nicht geſehen. Von ſeinem Stammbuch hörte ich erzählen, und das, was ihm Leſſing hineingeſchrieben, habe ich mir geben laſſen und ſchließe es hier bei. Moritz iſt geſtern oder ehegeſtern hier angekommen, aber er iſt krank.

Eben erhalte ich den vergeſſenen Brief und danke Ihnen tauſendmal dafür. Es iſt beſonders, daß Sie mir eben von der Dresdener

---

[1] Ihr Mann, den ein Schlag am Arm gelähmt hatte. (Br. I. S. 433.)

Reiſe[1] ſprechen, da ich geſtern einſam an dem Ufer der Ilm weg ging und das ſchon lang gemachte Projekt dieſer Reiſe überdachte, und mich doch ſo allerwegens gebunden ſehe. Vielleicht iſt mir noch wo eine Freude mit meinen Freunden beſchert; kennen Sie den Vers?

Die Furcht zerknickt des Geiſtes leichte Schwingen,
Die Hoffnung plaudert Ammen gleich,
Führt durch ein Feenreich,
Uns in den Tod zu ſingen.

Es thut mir ſehr leid, daß Schiller noch nicht ganz wohl iſt; ich hoffe, er verſäumt doch nichts an ſeiner Geſundheit. Sollte er nicht die Eſelsmilch trinken?

Mein Mann wird vermuthlich nach Lauchſtädt müſſen; dahin führt mich alſo auch mein Schickſal. Zu Anfang Juni ſoll er gehen. Genug, ein paar Tage ſehe ich Sie wo, in Rudolſtadt oder in Erfurt.

Weimar, den 11. Juni (1791).

Dieſes Briefchen ſoll Ihnen noch ein Lebewohl ſagen, da ich nicht ſelbſt kommen kann. Den 20. reiſen wir nach dem ennuyanten Lauchſtädt ab. Was macht Schiller? und wann werden Sie nach Erfurt gehen? Ich habe dem Coadjutor, der kürzlich hier war, verſprochen nach Erfurt zu kommen, wenn Sie binnen der Zeit, daß ich noch hier bin, hingehen. Ich träumte letzt von Ihnen und Ihrem guten Schiller, als wenn Sie nicht vergnügt von Ihrem jetzigen Aufenthalt wären, und ich bemühte mich beim Coadjutor Ihnen einen anderen zu verſchaffen. Sagen Sie mir doch, wie es Ihnen geht.

Knebel und ſeine Schweſter[2] ſind hier; erſterer iſt noch immer der alte, wo nicht gar noch unruhiger. Ich habe mich ſo mit ihm entzweit, daß meine Schweſter glaubte, ich wollte ihm eine Ohrfeige geben, und ſeine Schweſter wünſchte, daß ich es nur möchte gethan haben. Letztere iſt gar eine verſtändige, gute Perſon und ſchickt ſich in unſern Zirkel.

---

[1] Die nicht ausgeführt wurde.

[2] Henriette, Knebels Schweſter, die in dieſem Jahr nach Weimar gekommen war.

Können Sie mir ſagen, in welchem Blatt der Litteraturzeitung Schillers Recenſion über Bürger ſteht; ich habe es ſo außerordentlich loben hören, daß ich es gerne leſen möchte.

Unſer regierender Herzog geht mit Sack und Pack künftigen Montag nach Eiſenach.

(Nach Rudolſtadt). 18. Juni (1791).

Dies Blatt hat mir ſehr gefallen; die ewigen Marthasgeſchäfte hinderten mich das Weitere zu leſen. Wie ſehr wünſchte ich, Schiller wäre ein Jahr ruhig in irgend einem ſchönen Klima, um ſich zu erholen. Der Coadjutor äußerte wie gewöhnlich, ſobald er könnte, Schiller zu unterſtützen. Den Schindanger will ich beſuchen; hat nicht die Beulwitz ein Monument dort gelaſſen? Genug, Ihre Tritte waren doch einmal da.

Weimar, den 5. Auguſt 1791.

Ihr liebes Andenken durch Herder hat mich hier empfangen, wie ich von Lauchſtädt kam. Wie freute mich zu hören, daß Ihrem lieben Schiller gleich die erſten Tage der Brunnen Erleichterung geſchafft; ſchreiben Sie mir nur bald, wie es ihm jetzt geht.

Ich war in Lauchſtädt recht iſoliert, und mein Herz begehrte nicht einmal ſich nach jemanden dort umzuſehen. Ihren Spaziergang mit dem unpoetiſchen Namen[1] habe ich aufgeſucht. Ich fand in der Gegend eine Art Inſelchen von einem Bach umfloſſen, mit Bäumen beſetzt und eine Raſenbank am Ende. Ich dachte erſt, Sie hätten daſelbſt den Ruheplatz gemacht und ſetzte mich um ſo lieber da nieder; ich erfuhr nachher, daß es der Prediger des Ortes geweſen war.

---

[1] Schindanger.

Es iſt mir ſehr lieb, daß Sie Caroline bei ſich haben; wie geht es ihr? Zwei Schweſtern ſind die ſicherſten Freundinnen; in Gedanken bin ich oft unter Ihnen. Wieland iſt recht von Herzen Schillers Freund; das habe ich bei jetzigem Vorfall ſeiner Krankheit geſehen und habe ihn darum lieber gekriegt.

Mit meinem Mann geht es immer ſchlechter, und ſeine Krankheit iſt von der Art, daß man ſein Leben nicht wünſchen kann. Der Medicus in Lauchſtädt ſagte mir auch, ſein Kopf ſei nicht zu curieren. Es iſt etwas, das mir nicht unerwartet kommt, und ich ſehe überhaupt ſchon eine Weile dem Leben gleichgültig zu.

Recht aufgefallen iſt mir bei Durchleſung der Sakontala, daß vor neunzehn Jahrhunderten bei einem denkenden Menſchen das Gefühl ſchon exiſtierte, ſich mit einer Bitte an die Gottheit zu wenden, ihn in dieſe vergängliche Welt, den Schauplatz der Verbrechen und der Strafen, nicht wieder kommen zu laſſen. Ich hoffe, Sie haben Sakontala geleſen; es hat mir ungemein wohlgefallen. Aber könnte es nicht wie Oſſian vielleicht etwas Zuſammengeſetztes ſein? Was ſagt Schiller dazu? Grüßen Sie ihn tauſendmal, und wie herzlich ich wünſchte, daß er ſich möchte die ſchönſte Geſundheit aus dem Sprudel trinken, und Sie auch, liebes Lollochen, deren Wohl und Weh ich von dem meinigen nicht trennen kann.

*

W. 23. Auguſt 1791.

Ich habe das Vergnügen gehabt, von Ihnen, liebe Lolo, etwas durch den Coadjutor zu hören. Schreiben Sie mir, wann ich Sie in Erfurt beſuchen kann; logieren Sie im Wirthshauſe, ſo ſteige ich da ab, und wir gehen zum Coadjutor, den ich doppelt liebe, weil er Schiller und Ihnen ſo wohl will.

Ich gehe Anfang September nach Kochberg, alſo müſſen Sie mir einen Tag vorher nennen, wenn auch die Beulwitz indeſſen noch nicht angekommen wäre; ich habe doch die Hoffnung, letztere in Rudolſtadt zu ſehen. Mit dem Coadjutor hatte ich abgeredet, nicht eher zu kommen, als ſie da wäre. Es ſoll mich freuen, Schiller wieder ganz unter den Lebendigen zu ſehen; ſo Vieler Wünſche und Bitten halten ihn feſt; es iſt unmöglich, daß man ihn nicht von den Unterirdiſchen erflehen ſollte. Hat denn Ihre Geſundheit gewonnen? und ſind denn alle Invaliden wieder geneſen, die Sie nach dem Karlsbad nahmen? Wie Sie mir alle die Kranken nannten, wunderte ich mich, daß der ſo lange kranke Grigri nicht auch dabei war.

Mit meinem Mann geht es nicht beſſer; er leidet zwar keine Schmerzen, aber führt ein trauriges Leben. Jetzt iſt er einige Tage in Kochberg.

Ich bringe die Knebel mit nach Erfurt; es iſt ein ſchönes Gemüth in ihr, wir paſſen recht zuſammen, und wenn wir noch eine Colonie auf einer Inſel am Rhein aufrichteten, würde ſie ein würdiges Mitglied davon ſein können.

W. den 26. Oktober 1791.

Ich hoffe Sie bald ſelbſt zu beſuchen in wenigen Tagen; ich erwarte nur noch einen Brief von meiner Schweſter, wenn dieſe in Jena ankommen wird. Es ſoll mich recht freuen, wenn es mit Schiller immer beſſer geht; grüßen Sie ihn auf's allerbeſte und liebreichſte von mir. Auch unſer lieber Coadjutor ſchickt Ihnen beiden einen Gruß; er war einen Tag hier.

Der Himmel iſt ſchön, und ich verlaſſe Sie hier, doch nur um des Himmels willen. Ich will mich zu Pferde ſetzen und meinen ſchweren Athem in der Luft erleichtern.

Den 7. December 1791.

Daß Sie jetzt ruhig und leidlich leben, freut mich von Herzen; wenn ich nur öfter mit Ihnen ſein könnte, oder Sie mit uns. Es hält immer ſchwer, ehe ich einmal in Ihr ſchönes Thal wandere; bald hält mich das unbeſtändige Wetter, bald meine ebenſo unbeſtändige Geſundheit zurück.

liches Mittel ließ ich unverſucht — ich muß zu einem *teufliſchen* ſchreiten — Ihr führt ſie zum Pranger fort, unterdeſſen (zum Präſidenten, ins Ohr rufend) erzähl' ich der Reſidenz eine Geſchichte, *wie man Präſident wird.* (ab.)

Präſident (wie vom Bliz gerührt.) Was iſt das? — Ferdinand! — Laßt ſie ledig!

(er eilt dem Major nach.)

Es ſollte mich ſehr freuen, wenn ich zu Schillers Geſundheit durch das Kochbergiſche Billard etwas beitragen könnte. Wenn es Ihnen nur brauchbar zu machen iſt, denn es iſt ein Ungeheuer an Größe und gar zerriſſen; doch habe ich geſtern nach Kochberg geſchrieben, ob es zwei Leute zerlegt bis Jena tragen könnten, und wie viel die zwei Boten dafür verlangen. Auch laß ich mir das Maß davon ſchicken, welches ich Ihnen mittheilen will, daß Sie erſt meſſen, ob es in Ihre Stube paßt. Auf einen Schubkarren geht es nicht, weil zu transportieren die Platte viel zu groß iſt.

Die gute Mutter hat mir auch kürzlich geſchrieben. Wie ſehr verdient ſie in ihren Kindern glücklich zu ſein: in Ihnen wird ſie es auch ſein; wer Anſprüche auf Ihr Herz hat, geht nicht fehl, Sie ſind auch mein einziger Liebhaber, auf den ich nie den kleinſten Verdacht hatte.

Den 13. December 1791.

Wie danke ich Ihnen, lieber beſter Engel, daß Sie mir dieſe unausſprechlich freudige Nachricht ſogleich mitgetheilt haben.[1] Ich hatte Kopfweh, war traurig aufgeſtanden, und nun ich Ihren Brief geleſen habe, iſt Alles vorbei; ich möchte zu Ihnen fliegen, wäre ich nur meiner Geſundheit und der Witterung ſicherer. Auf der Reiſe meines Lebens habe ich einige Dinge, die mich ſchmerzten, eingepackt und dieſe Bürden mir nicht mehr bewußt auf meinem Herzen getragen. Nun kann ich Ihnen auf Ehre verſichern, daß mir ordentlich phyſiſch eine davon durch Ihre Nachricht weggehoben wurde.

Fragen Sie doch Fritz, wenn er herüber gedenkt, ſo will ich kommen und ihn abholen; und wenn das Wetter gar zu ſchlimm wäre, um bei der Nacht ſich auf den Weg zu machen, will ich lieber den andern Morgen wieder herüber, und Sie oder Fritz machen mir nur ein Stübchen für die Nacht im Gaſthof aus. Da wollen wir dann überlegen, wie Schiller, ohne ſeine älteren Freunde zu verletzen, ſein ihm jetzt angebotenes Glück auf die Zukunft nicht von ſich weiſe. Grüßen Sie ihn auf's allerherzlichſte von mir, und daß er ja in der äußerſten Ordnung lebe und ſich behandle wie ein Siebenmonatskind. Wie wird ſich Ihre gute Mutter freuen, und wie gönne ich's ihr; ſie hat mir letzt einen traurigen Brief geſchrieben.

---

[1] v. Schimmelmanns Brief.

Ich hoffe, Sie kriegen den Brief noch heute Abend, der Sie des lebhafteſten herzlichſten Antheils Ihrer treuen Freundin verſichert.

von Stein.

25. Februar 1792.

Ich freue mich, liebe Lollo, daß Sie Schiller wohl angetroffen haben,[1] und wünſche, daß er ſo geſund ſein möge, uns bald ſelbſt beſuchen zu können. Sein Kupfer[2] hat mir viel Freude gemacht, und ich danke Ihnen recht ſehr dafür.

Man ſagt, auf den Dienſtag werde Don Carlos geſpielt .....

Den 27. So weit hatte ich geſchrieben, als ich geſtört wurde und meinen Brief mußte liegen laſſen. Ich habe mir viel Mühe gegeben, den Cophta zu bekommen, um Schillers Wunſch zu erfüllen, aber Goethe gibt ihn nicht, als nur einigen Wenigen, die ihn nicht weiter geben dürfen.[3] Es iſt nur ein Exemplar gedruckt und nicht ganz.

Viele Grüße an Schiller und auch einen ſchönen Gruß an die Tiſchgeſellſchaft.

Ihre Stein.

Grünen Donnerſtag (6. April 1792).

Es iſt mir lieb, daß Sie noch nicht fort ſind,[4] denn wirklich iſt die Witterung noch zu rauh für Schiller. Ich wollte, der böſe Krampf bliebe auf immer und ewig weg. Reiſen Sie ja nicht, ohne daß es Starke erlaubt. Wie gerne wäre ich mit Ihnen nach Dresden gegangen, aber mich bindet auf vielleicht noch viele Jahre der elende Zuſtand meines Mannes, ſo daß ich ganz aufhöre, mich auf irgend eine Ausſicht zu freuen.

---

[1] Lotte war am 21. Februar in Weimar.

[2] Von Müller nach Graff geſtochen 1792.

[3] Herder hatte das Manuſcript geleſen (aus Herders Nachlaß I. S. 181). Goethe ſelbſt anzugeben, wagte alſo Frau v. Stein nicht; es iſt klar, daß ſie damals in keinem Verkehr ſtand.

[4] Nach Dresden.

Ich danke Ihnen und Schiller für Ihre Liebe für Fritz; ich ſehe es ihm an, wie wohl es ihm bekommt; er wird Ihnen wohl heute noch ſelber ſchreiben,[1] wenn er vor Viſiten in der Verwandtſchaft dazu kommen kann.

Wenn mir noch etwas von Dresden zu haben einfallen ſollte, will ich's Ihnen nachſchreiben; für jetzt weiß ich nichts, als daß Sie ja auf's Beſte und Schönſte Körners von mir grüßen, und beſonders auch Mlle. Stock und ihr in meinem Namen noch für mein ſchönes Bildchen danken. Sagen Sie ihr, ich wäre immer darauf ausgegangen, etwas zu zeichnen, das ich ihr hätte erwiedern können, aber mein Genie wäre arm und hätte mir bis jetzt nichts gewähren wollen, das ihrer werth wäre. Auf das nächſte Heft der Thalia freue ich mich.

Mittwoch, den 11. Juli 1792.

Daß Sie die Welt nicht mehr wie ehemals im ſchönen Glanze ſehen und das Glück, das Sie ſich durch ſo viel Widerſprüche dennoch errungen hatten, nicht genießen können, fühl' ich innigſt mit Ihnen; denn jede Faſſung und Ergebung in das Schickſal beraubt uns auch der neben herumliegenden Freuden. Doch wenn man noch jung iſt, wie Sie ſind, und der Weg noch lang, bringt das Erdreich mit ſich, daß einem noch hie und da Blumen begegnen; meiner iſt leider durch Wieſe, Garten und Feld ſchon vorüber, ich ſitze nun am Abhang und ſehe in das ruhige dunkle Thal.

Mittwoch (im Auguſt 1792).

Hier überſchicke ich Ihnen, beſte Lollo, den Cophta. Weil ich der Herzogin geſagt, Schiller wünſchte ihn zu leſen, hat ſie mir ihn, ſobald als ſie ihn erhalten, für Schiller geliehen. Ich bin neugierig, was er darüber ſagt; für mich hat das Stück kein Intereſſe. Nicht einmal den Ritter läßt er ganz rein und das ohne Noth: man mag doch wenigſtens auf der Bühne noch gerne ſolche Charaktere ſehen, eben je weniger ſie vielleicht im wirklichen Leben zu finden ſind.

---

[1] Br. I. 2. 436.

Grüßen Sie Fritz; ich danke ihm für's Bildchen, aber heute kann ich nicht ſchreiben. Sagen Sie ihm auch, er ſolle mir ſobald wie möglich einen Begriff machen, inwiefern Hufeland über die franzöſiſche Conſtitution lieſt.[1] Ich habe einen Auftrag, Fritz darüber zu fragen. Man ſagt hier, er habe über fünfhundert Zuhörer, und man glaubt, er wolle ihnen die franzöſiſche Conſtitution einprägen.

(Nach Rudolſtadt)[2] Kochberg, den 14. September 1792.

Es thut mir leid, daß Fiſchenich nun fort muß, meine beſten Wünſche begleiten ihn. Sagen Sie mir doch, was hat denn Schiller zur Vertheidigung oder zum Lobe der Revolution geſchrieben, weil ich einen Brief bekommen habe, worin man mir ſchreibt, die jetzige Nationalverſammlung habe allen auswärtigen Schriftſtellern, die ihr zu Gunſten geſchrieben, angeboten, franzöſiſche Bürger zu werden; man glaube aber, Schiller[3] werde es natürlicherweiſe ausſchlagen und auf dieſe Ehre für jetzt keinen Anſpruch machen.

Mein Mann iſt nicht beſſer, doch weiß unſer Pfarrer ſo gut mit ihm umzugehen, daß er mir dadurch eine große Laſt vom Hals nimmt, immer in Geſellſchaft eines an Geiſt ſo kranken Mannes zu ſein.

---

[1] Dieſe Vorleſungen des Juriſten Gottlieb H. erregten in Preußen und Sachſen großen Anſtoß. S. das Schreiben des Herzogs vom 4. September bei Schöll, Karl-Auguſt-Büchlein S. 87 f., Vgl. Diezmann, aus Weimars Glanzzeit S. 59 ff.

[2] Wohin Schiller mit ſeiner Frau, ſeiner Mutter und Schweſter gereiſt war, und wo er zehn Tage, bis zum 4. Oktober, blieb, an K. II. S. 336.

[3] Der Beſchluß ſtand im Moniteur vom 6. Auguſt.

Kochberg, den 1. Oktober (1792).

Ich muß mich doch erkundigen, was die liebe Geſellſchaft in Rudolſtadt macht. Geſtern hoffte ich, Schiller und Frau v. Beulwitz würden geritten kommen, es war ein Tag wie mitten im Sommer, wo ich für die hieſige Luſt für Schiller hätte ſtehen wollen. Ich glaube, Sie haben die Ariſtokratin[1] alle zuſammen vergeſſen.

Wenn Sie und Nanette gut zu Fuß ſind, ſo ſollten Sie ſich nach Empfang dieſes auf den Weg hieher machen, und den andern Tag wieder zurück. Ich glaube, daß das Wetter hält.

Weimar, den 15. Oktober (1792).

Liebe Lollo, Ihr Brief, der mich gleich hier empfangen hat, hat mich recht gefreut. Auch die Verſicherung, daß Sie mich doch noch lieber haben als Fiſchenich, denn gutwillig gebe ich nichts von Ihrer Liebe ab als an Schiller. Ich hoffe, letzterer iſt leidlich mit ſeiner Geſundheit, wenigſtens iſt es mein innigſter Wunſch.

Die Charlotte[2] iſt hier um Abſchied zu nehmen; ſie bleibt nur zehn Tage. Sie frug mich geſtern, ob Schiller das franzöſiſche Bürgerrecht angenommen hätte; ich ſagte ihr, daß es nur eine Zeitungsnachricht ſei, und Schiller wiſſe gar nichts davon; für jetzt mag wohl das franzöſiſche Bürgerrecht das Banditenrecht ſein. Blumenbach iſt hier geweſen. Man hat mir erzählt, er thue den Hut nicht mehr ab und ſage nicht mehr „gehorſamer Diener“ oder dergleichen. Auch war eine franzöſiſche Dame hier, in die ſich Wieland verliebt hat, vor welcher ihr Bedienter auch nicht mehr den Hut abzog. Aber vielleicht wiſſen Sie das ſchon Alles, da ich als eine Frau vom Lande erſt dieſes als Neuigkeiten mir habe erzählen laſſen. Wollte Gott, die Franzoſen hätten es nur bei ridicules bewenden laſſen und nicht bei Scenen, wovor der Menſchheit ſchaudert.

---

[1] Man ſieht, daß die Gerüchte über Schillers Intereſſe für die franzöſiſche Revolution am weimariſchen Hofe Eindruck gemacht hatten.

[2] v. Kalb.

An Schillers Mutter und Schweſter ſagen Sie auch die freundlichſten Grüße von mir. Ueber Ihr mir ehemals ſo wohlthuendes mütterliches Haus hat ſich mir eine ſchwarze Wolke gezogen;[1] möge nun über dem Ihrigen immer ein heiterer Himmel bleiben!

Mein älteſter Sohn iſt wieder nach Mecklenburg; er hat ſich ſehr zu ſeinem Vortheil geändert und iſt mir ein angenehmer Geſellſchafter geweſen.

Habe ich Ihnen denn das Büchelchen von Rehberg[2] wieder geſchickt?

W., den 24. März (1793).

Fritz hat den Hamlet[3] nicht bekommen können, ſonſt hätte er ihn Ihnen gleich geſchickt.

So ungern ich Sie aus der Nähe verliere,[4] ſo iſt mir's doch für Schiller lieb, daß er wieder zur Heimath ſeiner Liebe kehrt; gewiß wird er dort ſeine völlige Geneſung finden. Die Nähe des Gartens, die Ausſicht des näheren Himmels aus dem mütterlichen Haus, die freundliche Sorge Ihrer Verwandten wird Ihnen beiden wohl thun, und meine Lolo wird ihre Gliederſchmerzen auch verlieren. Ich habe meine Geſundheit ſchon ſo lang verloren, daß ich nun aufgehört habe, ferneren Anſpruch darauf zu machen; aber um ſo weher thut mir's, wenn ich geliebte Freunde auch dieſen Weg betreten ſehe; es iſt auch eine Art von Trennung, weil keiner dem andern beiſtehen kann. Sollte ſich noch ein Tag finden, wo ich Sie beſuchen könnte, ſo laß ich's Ihnen ſagen; vielleicht mit dem Wagen, der Wedel[5] abholt. Beſuchen Sie ja die Wedel, ſie hat ihren Mann ſo lieb und alſo auch wie Sie viel gelitten bei ihres Mannes Krankheit, es wird ihr wohl thun.

---

[1] Das Verhältniß Carolinens zu Beulwitz.

[2] Ueber Erziehungskunſt.

[3] Den Schiller zu ſeinen äſthetiſchen Unterſuchungen brauchte. S. Briefe an Körner III. S. 118.

[4] Nach Schwaben.

[5] Den Kammerherrn, „den ſchönen Wedel."

Adieu, meine Allerbeſte, ich ſchließe Schiller mit in meine Liebe für Sie ein. Sagen Sie ihm, daß mich Alles angeht, was ihm wohl oder weh machen könnte.

von Stein.

Können Sie mir den zweiten Theil von Bahrdts Leben verſchaffen? Den erſten Theil hatte ich von Ihnen.

Sonntag, (April 1793).

Schon längſt hätte ich Ihnen auf Ihren vorletzten Brief geantwortet, aber ich habe beinahe drei Wochen zu Bett gelegen, und noch verläßt mich die Müdigkeit nicht. Doch kann ich wieder einige Gedanken aneinander reihen; ich glaubte wirklich, ich würde in Steins Zuſtand verfallen. Jetzt kann ich mir wohl vorſtellen, daß die böſe Witterung auf Sie und unſern lieben Schiller keinen guten Einfluß haben kann. Mich ängſtigt, daß Sie beide bei der Kälte im Garten wohnen;[1] ziehen Sie doch lieber wieder in's Haus, bis es beſſer wird. Die Gartenhäuſer ſind ſo ſchlecht verwahrt, es war ja noch gar kein ſchöner Frühlingstag: wie ſind Sie denn ſchon in den Garten gelockt worden?

Vorgeſtern Nachts träumte ich, ich tanzte mit Schiller einen Dreher, und das ging vortrefflich. Dabei bewunderte ich, daß ich gar nicht wie ſonſt im Dreher ſchwindlicht wurde; fragen Sie ihn doch, ob er ſich nicht etwas von dieſem Ball zu erinnern weiß.

Wenn Sie mich gern ſehen, ohne einen unruhigen Geiſt bei mir anzutreffen, ſo kann ich Ihnen ſagen, daß Knebel gar nicht mehr zu mir kommt.[2] Ich begreiſe nicht, wie er nach einer ſo langen Gewohnheit von Beſuchen, ohne daß wir uns entzweit hätten, abgebrochen hat. Vielleicht kriegt er endlich einmal eine vernünftige Exiſtenz zu Hauſe, und mir iſt auch damit gedient.

Der Churfürſt von Mainz war vorgeſtern hier; ich habe ihn aber nur von weitem von der Gallerie herunter geſehen und unſern guten Coadjuter von oben herunter gegrüßt. Letzterer ſah ganz vergnügt aus. Ich hoffe, mit den Franzoſen in Mainz ſoll's nicht lange mehr werden, denn die Unordnung im Innern des Reichs kann ja die äußeren Armeen nicht erhalten. Dumouriez wollte etwas zur Rettung thun, aber das Reich iſt zu ſehr in des Pöbels und der Räuber Händen, und dieſe ſind doch immer allerwegens die Stärkeren. Das Manifeſt vom Prinzen von Coburg hat mir gar gut gefallen,[1] aber bei den Franzoſen ſchlägt nichts mehr an.

---

[1] Seit dem 7. April, an Körner III. S. 87.

[2] Ueber Knebels Verſtimmung und Unzufriedenheit im Jahr 1792 und 1793 Düntzer, Freundesbilder S. 514 ff.

Vorgeſtern war auch Beulwitz bei mir; ich bin froh, daß der Fürſt zur Ruh iſt, ich wollte, Stein wär's auch: er hat mir vom alten Kettelhodt[2] erzählt, daß er ſich fürchtet, in der Beiden Zuſtand zu kommen, indem ſie drei Spielkameraden waren.

Weimar, den 12. September 1793 (nach Heilbronn).

Durch mein Teleſkop ſah ich die letzte Sonnenfinſterniß ganz prächtig. Die Himmelskörper ſind mir wunderbar; das nicht weniger Wunderbare dieſer Erde wird man ſo gewohnt.

In meiner Nachbarſchaft ſieht's rechts und links übel aus. Wedel iſt von Karlsbad krank zurückgekommen, und der armen Luck gibt der Medicus nur noch drei Monate Lebensfriſt. Mein Mann iſt noch immer in ſeinem alten traurigen Zuſtand. Geſtern erhielten wir die Nachricht, daß Prinz Conſtantin den 6. dieſes an der Ruhr geſtorben iſt. Mich dauert die arme Herzogin Mutter; ſein Leichnam iſt nach Eiſenach geſchafft, wo er morgen, glaube ich, begraben wird. Fröhliche Neuigkeiten weiß ich nicht, ich hoffe auf welche von Ihnen.

Den 4. December 1793.

Schon lange, liebe Lollo, wollte ich Ihnen wieder ein paar Worte ſagen; jetzt kommt mir nun noch eine herzliche Sehnſucht dazu, nur einen Laut wieder von Ihnen und Schiller zu hören, wie es ſeiner Geſundheit geht und was die heilige Marie mit ihrem Kindchen macht?

---

[1] Offenbar das erſte gemäßigte vom 5. April, das mit Dumouriez verabredet war. (Sybel II. S. 262.) Frau v. Stein zeigt ein ſehr geſundes Urtheil.

[2] Dem Kanzler.

Von der guten Mutter habe ich kürzlich einen Brief gehabt und werde ihr bald wieder ſchreiben, um wo möglich ihr ein freundſchaftliches Wort des Troſtes zu ſagen, denn das unglückliche Verhältniß der Beulwitz mit ihrem Manne mag ſie wohl ſehr drücken.

Den 5.

Die Nacht ſah ich die liebe Freundin im Traum; Sie ſahen freundlich und hübſch aus und hatten gar ein ſchönes Kleid von Tarletan an mit einer bunten Kante, das Ihnen ſehr gut ſtand. Aber es war, als wären Sie Lottchen Lengefeld, vom kleinen Sohn und Schiller ſah ich gar nichts; ich bitte Schiller deßwegen um Verzeihung. Weiter im Traum ſah ich auch ohne Beziehung auf Sie Schiller, als wäre er in einer Freimaurergeſellſchaft; er kam eben, als ich ihn hinwegrufte, der übrigen Geſellſchaft ein Spielchen zu lehren. Sehen Sie, ſo ſind doch wenigſtens meine Träume ſo gefällig, mich in meiner Freunde Geſellſchaft zu verſetzen, wenn die Weite mich trennt.

Den 6.

Unſern Herzog erwarten wir den 15. dieſes,[1] wenn ihn ſein gutes Glück bis dahin am Leben erhält, denn die Franzoſen ſind immer auf den Beinen, und den 29. und 30. November[2] ſind blutige Gefechte vorgefallen. Sehr hat mich der General Kalkreuth gedauert, der vielleicht nunmehro todt iſt, denn der Herzog ſchrieb, er ſei ſehr verwundet. Abgerechnet, daß er ein guter General iſt, ſo iſt er auch ohne dies ein ſehr liebenswürdiger Mann. Daß ich nichts meinem Herzen ganz Nahes im Kriege habe, iſt mir ſehr lieb; ich begreiſe nicht, wie man's ertragen kann. Iſt denn Schiller wohl jetzt ganz über die franzöſiſche Revolution bekehrt, und darf ich wohl jetzt den Nationalconvent Räuber nennen, ohne daß er ſich wie ſchon einmal darüber entſetzt? Es iſt mir lieb, daß er ein Deutſcher iſt, ſonſt wäre er dennoch ſchon lang unter der Guillotine; denn wo nur ein edler Blutstropfen iſt, den vertilgen ſie.

---

[1] Nach Schöll, Karl Auguſt S. 96, wäre er ſchon am 8. December angekommen.

[2] Oktober? bei Kaiſerslautern.

Tauſend Grüße an Schiller. Was hat er jetzt für Ausſichten? iſt denn nicht vielleicht ein Glück für ihn in ſeinem Vaterland zu machen? Ich bin dann und wann ſorglich für Sie beide, doch Sie haben alle beide einen guten Schutzgeiſt.

W., den 15. Januar 1794.

Daß mein Mann den 27. December endlich aus ſeinem traurigen Zuſtand erlöſt worden, werden Sie vielleicht ſchon wiſſen. Nun habe ich allerhand in Ordnung zu bringen und dann auch zu ſterben. Doch hoffe ich Sie erſt noch recht oft zu ſehen und Ihr kleines Söhnchen mich noch rufen zu hören.

Ich hoffte zeither, es ſollte Schiller vielleicht gegen das Sprüchwort ein Glück in ſeinem Vaterlande aufgehoben ſein. Man ſagt viel Gutes vom neuen Herzog, und er iſt doch auch ein reicherer Herr als unſer Fürſt. Mit tauſend Thalern hier zu leben iſt ſchwer, denn ſelbſt wegen Schillers Namen könnten Sie keine ſo ganz eingezogene Haushaltung führen. Ich rede gegen mein eigenes Intereſſe, denn nichts wäre mir erwünſchter als Sie hier wohnhaft zu ſehen. Auch noch etwas habe ich zu erinnern: es hält ſehr ſchwer, daß hier eine Wittwe Penſion kriegt, wenn es der Mann nicht ausgemacht hat. Könnte Schiller dort Dienſte bekommen, ſo könnte er auch dieſes ſich ausmachen. Ich ſpreche nun freilich ganz ohne Kenntniß von der dortigen Lage nur aus dem Trieb, daß Schiller das Beſte und Glücklichſte für ſich ergreifen möchte.

Ihre liebe Mutter werde ich bald das Vergnügen haben zu

Dritter Akt.

Erſte Scene.

Saal beym Präſidenten.

Der Präſident und Sekretär Wurm kommen.

Präſident. Der Streich war verwünſcht!

Wurm. Wie ich befürchtete, gnädiger Herr! Zwang *erbittert* die Schwärmer immer, aber *bekehrt* ſie nie!

Präſident. Ich hatte mein beſtes Vertrauen in dieſen Anſchlag geſezt! Ich urtheilte ſo: Wenn das Mädchen *beſchimpft* wird, muß er, als Offizier, zurücktreten! —

Wurm. Ganz vortreflich! Aber zum *Beſchimpfen* hätt' es auch kommen ſollen!

Präſident. Und doch — wenn ich es jezt mit kaltem Blut überdenke — Ich hätte mich nicht ſollen eintreiben laſſen! — Es war eine Drohung, woraus er wohl nimmermehr Ernſt gemacht hätte!

ſehen; ſie wird zu Ende dieſes Monats mit ſämmtlichen Prinzeſſinnen hieher kommen. Wenn die Beulwitz mit ihrer ökonomiſchen Lage fertig werden kann, ſo wünſchte ich ſelbſt, ſie würde geſchieden; es kann für beide kein Glück mehr aus dieſer Ehe kommen. Wenn ſie bei Ihnen iſt, ſo grüßen Sie ſie von mir. Herzogin Louiſe ſagt Ihnen und Schiller viele Grüße und dankt letzterem für die Thalia, welche ſie erhalten. Sie erſucht Sie, Moſer, wenn Sie ihn ſehen ſollten, viele Grüße von ihr zu ſagen und wünſcht zu wiſſen, wie es ihm jetzt geht. Der Coadjutor war vor einigen Tagen bei mir und trägt mir auf, Ihnen beiden viel Freundſchaftliches zu ſagen. Seine Familie, ſagt er mir, ſei nun durch die Franzoſen ganz ruiniert. Er ſelbſt hat traurige Ausſichten, aber er trägt dieſes Alles mit vieler Faſſung.

Nach den Zeitungen benehmen ſich Schillers Landsleute recht patriotiſch, daß ſie der deutſchen Nation Ehre machen; alſo hoffe ich, werden Sie nichts von den Franzoſen zu befürchten haben. Ich kann nicht leugnen, daß mir's um Ihretwillen auch ein wenig ängſtlich war, als wir die fatalen Nachrichten von dem Sieg der Franzoſen[1] erhielten. Der älteſte Niebecker, der die letzten drei Jahre der Revolution in Paris zubrachte und von unglaublichen Schandthaten der Augenzeuge war, iſt jetzt hier; aber ich weiß nicht, was er ſich muß haben zu Schulden kommen laſſen, der Herzog hat ihn nicht bei Hof acceptiert und ihm geantwortet, daß ſeine politiſchen Verhältniſſe es nicht erlaubten. Eine Anekdote, die uns unbekannt war, hat er erzählt. Die Anhänger des Königs, da ſie ihn nicht retten konnten, hatten ſich vorgenommen, um ihn von der Hand des Henkers zu befreien, ihn zum Fenſter heraus ſchnell durch einen Schuß zu tödten, indem er auf einem offenen Wagen und ſehr langſam gefahren wurde. Daher kam der Befehl, daß ſich Niemand am Fenſter ſollte ſehen laſſen, weil die Abſicht verrathen worden war.

Unſer Herzog bleibt, wie man ſagt, bis im März bei uns;

---

[1] Ueber Wurmſer bei Hagenau und Weißenburg.

alsdann geht's wieder zur Armee.[1] Ich habe keine Angſt mehr um ihn. Da er einmal eine unüberwindliche Neigung zum Militär hat und für die ihm näheren Pflichten keinen Sinn, ſo findet er entweder da die ihm erwünſchte Art des Todes, oder kommt er davon, bleiben ihm die mit ſeinem Weſen übereinſtimmenden liebſten Erinnerungen. Wenn wir Jemand lieben, wollen wir immer die Perſon nach unſrer Art glücklich wiſſen, das iſt ein Irrthum; ſo habe ich mich endlich über unſern Herzog beruhigt. Wer kann wiſſen, in wie weit des Menſchen Handlung von ihm ſelbſt abhängt? Wie oft habe ich mich über den unrichtigen Gang der Begriffe und Handlungen des armen Stein geärgert; wie man ſeinen Kopf öffnete, fand man einen Knochen, der ihm in's Gehirn gewachſen war. Es iſt mir nun, als möchte ich zu Allem ſchweigen. Nur Ihrer Liebe will ich antworten und immer wiederholen, daß Ihnen die meinige ewig bleiben wird.

Mein älteſter Sohn, der mir unvermuthet den Tag vor ſeines Vaters Tod ankam, ſagt Ihnen die ſchönſten Grüße.

Den 16. April (1794).

Ich habe Ihre Frau Mutter ziemlich ruhig gefunden, ohne daß ſie doch eben eine Auskunft wußte; vielleicht macht es die Zeit gut, wenn man dieſe Trennung noch eine Weile hinziehen kann.

Wegen Ihres Projekts, liebe Lollo, für Schiller habe ich wirklich mit der Herzogin geſprochen: wenn ſie Mittel und Wege hätte, Schiller in eine ruhige Lage zu ſetzen, ſo thäte ſie es gewiß von Herzen gern, denn ſie ſchätzt Schiller ſehr und liebt meine Lollo; aber die ungewiſſe Geſundheit unſers guten Schiller war ein allzu großes Hinderniß in ihren Augen; aber ſie antwortete mir mit recht vieler Theilnahme von Ihnen beiden.

Den 21.

So geſchwind ich Ihnen den Brief zuſchicken wollte, ſo gegen meinen Willen iſt er ungeendet geblieben. Die Ankunft meines jüngſten Sohnes, ſein kurzer Aufenthalt hier, wo noch Vieles auf ſeine weite Reiſe[1] zu beſorgen war, alles dieſes und noch ein paar Tage von meinem böſen Kopfweh haben ihn in meinen Schreibtiſch verdammt. Fritz iſt vorgeſtern früh fort und empfiehlt ſich Ihnen noch auf's beſte. Bald werde ich wieder ganz einſam ſein; im Mai geht mein älteſter Sohn wieder nach Mecklenburg zurück, doch freue ich mich, Sie, meine geliebte Freundin, in dem nämlichen Monat wieder zu ſehen und die Bekanntſchaft von Ihrem kleinen Carl zu machen.

---

[1] Bekanntlich kam es nicht dazu, da der H. ſeine Entlaſſung nahm.

Der Coadjutor war kürzlich bei mir, Ihr immer treuer Freund; ungeachtet alles Unglücks, das die franzöſiſche Freiheit über ihn und die Seinigen gebracht, ſcheint er mir ganz ruhig und lacht und ſpaßt wie gewöhnlich. Morgen reiſe ich zu ihm nach Erfurt.

Wedel, werden Sie wohl ſchon wiſſen, iſt todt; der armen Bürgermeiſter in Bohlen älteſter Sohn iſt auch geſtorben.

Kommen Sie, meine liebe Lolle, meine innigſt geliebte Freundin, geſund mit den Ihrigen bald zurück; die ſchönen Blüthen werden dann und wann auf Ihrer Reiſe Ihren Weg beſtreuen, und ich hoffe ſchöne Früchte auf Ihr übriges Leben.

Den 3. Auguſt (1794).

Es ſollte mich freuen, wenn der angelegte Plan,[2] wovon Sie mir ſchreiben, gelingen ſollte, und wenn es nur auf einige Jahre wäre. Laſſen Sie die Viſite mit Humboldt bei Goethe recht bald ſtattfinden, indeſſen die Herrn zur Erleuchtung der Welt etwas Neues verabreden werden, wollen wir in der Dämmerung beiſammen ausruhen, denn mein Lollochen iſt auch oft müde.

Ihre Gefühle über den Krieg ſind ſehr richtig. Ich fürchte, wir werden noch alle von den Franzoſen verſchlungen werden.

---

[1] Nach England.

[2] Die Herausgabe der Horen.

Den 30. Auguſt 1794.

Ich würde Sie, liebe Lollo, die Woche noch beſuchen, denn das ſchöne Wetter hat mich lang dazu eingeladen; aber mein älteſter Sohn iſt angekommen und geht erſt künftige Woche nach Kochberg; alsdann komm ich wohl, um auch etwas von dem Ich und Nicht-Ich zu hören.[1] Wenn ich nicht ſo bald kommen kann, ſo werde ich der Caroline ſchreiben; ich danke ihr für ihren Brief, und wenn ſie glücklich wird, ſo wird mich's nicht allein für ſie, ſondern auch für die mir geliebten Perſonen, denen ſie gehört, freuen. Uebrigens will ich's dick ablügen, bis es Zeit iſt zu bekennen.

Des Robeſpierre Schickſal kam mir gar nicht unerwartet; ich nehme es als etwas ſchon Ausgemachtes an, daß dieſe Scheuſale der Menſchheit ſich einander ſelbſt auffreſſen müſſen.

Die ſchönſten Grüße an Schiller. Goethe iſt wieder hier.[2]

Den 30. Auguſt 1794 (nach Rudolſtadt).

Hier ſchicke ich Ihnen, liebe Lollo, die Erzählungen von der Königin von Navarra, welche ich bitte der Frau v. Beulwitz zu geben, die ſie Herrn v. Humboldt mittheilen kann; denn ſo viel ich von ihr verſtanden, iſt es das Buch, welches er unlängſt, wie Sie mir ſchrieben, zu haben wünſchte. Da es nach der Geſchichte eine ſehr decente Dame geſchrieben hat und ich es auch aus der Bibliothek einer ſehr decenten Dame, unſerer Herzogin Louiſe, geliehen habe, ſo wird ja wohl niemand in Ihrem kleinen Cirkel ein Aergerniß daran nehmen.

Den 7. November (1794).

Vielleicht, wenn das Wetter erträglich bleibt, komm' ich den Montag, aber doch nur einige Stunden. Sie haben wohl recht, daß man mehr als einige Stunden braucht, um das nach und nach zu entwickeln, was man ſich zum Knäul für ſeine Freunde geſammelt hat; ich wollte, wir könnten ihn gegenſeitig recht allmählig verbrauchen. Von der Veränderung, die Schiller betrifft und wovon Fritz wiſſen möchte,[1] weiß ich ſelbſt nichts, wenn Sie mir's nicht anvertrauen wollen.

---

[1] Fichte war ſeit Oſtern in Jena mit 200 Thlr. angeſtellt.

[2] Schiller an Goethe Nr. 4.

Die bewußten Elegien habe ich ſchon mehrmals loben hören, aber mir ſie zu leſen zu geben, hat mich der ehemalige Freund vermuthlich nicht würdig gefunden. Er wollte ſie vor einigen Jahren drucken laſſen, der Herzog widerrieth's ihm aber;[2] wie unſern gnädigſten Herrn juſt einen Moment dieſe pedantiſche Sittlichkeit überfallen hat, begreife ich nicht.

Die Herzogin grüßt Sie beide auf's beſte und dankt recht ſehr für die überſchickte Thalia; ich thue meinen Dank wie billig auch hinzu, indem ich es mit vielem Vergnügen leſe.

Da Ihnen die gelehrte Welt bekannter iſt als mir, ſo ſchreiben Sie mir doch, wer der Hölderlin[3] iſt; die Fragmente haben mich ſehr intereſſiert, es iſt etwas Wertheriſches drin, und recht kindiſch muß ich ſagen, daß mir die griechiſchen Namen ſo wohl gefallen haben.

Unſer armer guter Fiſchenich! Wie wird's dem gehen; ſchon lange dachte ich an ihn, und wenn mir die Franzoſen einfallen, ſo ſinkt mir aller Muth. Wenn der Coadjutor alle ſeine ſchönen Ausſichten verlieren ſollte, da ſeine ganze Familie ruiniert iſt, das würde mich ſehr ſchmerzen. Ich mag gar nicht daran denken. Für mich iſt die Welt bald vorbei, aber ich möchte doch gern die Zurückgebliebenen glücklich verlaſſen.

Ihre Stein.

19. Februar 1795.

Wenn der Unmuth über phyſiſche und moraliſche Leiden bei mir anwächst, ſo ſtelle ich mir vor, daß ich eine ganze Ewigkeit habe, worin dieſe Leiden nur hin und wieder Punkte ſind, auch ſelbſt wenn im ganzen Gegenwärtigen ein und mehreremale dieſe Leiden zur langen Linie würden. Immer hilft's freilich nicht. Alsdann klagen wir's einander, mein gutes Lollochen, da wir uns beide verſtehen.

---

[1] Vielleicht die Ausſicht, nach Tübingen berufen zu werden.

[2] Siehe des Herzogs Brief an Schiller vom 9. Juli 1795, Karl Auguſts erſtes Anknüpfen mit Schiller, Nr. 8.

[3] Er war damals Hofmeiſter des jungen Fritz v. Kalb und kam im December mit Frau v. Kalb nach Weimar.

Die Briefe[1] im zweiten Stück der Horen habe ich noch nicht geleſen, ſie kommen mir ſchwer vor. Dem Goethe ſcheint's gar nicht mehr Ernſt um's Schreiben zu ſein, daß er die bekannte Geſchichte der Mlle. Clairon, die er nach Italien transportiert,[2] die vom Klopfen, welche mir vor drei Jahren Herr von Pannewitz erzählte, daß ſie ſich in ſeiner Eltern Haus zugetragen, und die aus des Baſſompierre ſehr bekannten mémoires, die er doch wahrhaftig nicht wird für eine Geiſtergeſchichte wollte paſſieren laſſen, indem ſie ſehr körperlich war, gut genug zum Inhalt eines ſo reſpektabeln Journals wie die Horen hält.[3]

25. Februar (1796).

Schillers Briefe in den Horen haben mir ganz ungemein gefallen. Wenn wir zuſammen wohnten, möchte ich mich noch viel mit ihm darüber unterhalten und mir noch Manches erklären laſſen; aber mit dieſen ſchönen Ideen kann man doch den Stoff nicht umbilden, aus dem nun einmal die Menſchen geformt ſind; immer werden nur einige Einzelne gerettet werden.

Daß Goethe ſich Schiller immer mehr nähert, fühle ich auch, denn ſeitdem ſcheint er mich wieder ein klein wenig in der Welt zu bemerken. Es kommt mir vor, er ſei einige Jahre auf eine Südſeeinſel verſchlagen geweſen und fange nun an auf den Weg wieder nach Hauſe zu denken. Ich wollte, Sie hätten mir noch mehr von den gelbröthlichen Streifen geſchrieben, die ſich durch die Maſſe des Gehirns ſchlingen, und ob ſie dem Gehirn des Thieres fehlen. Aber die Vernunft iſt nur ein Reſultat, ich kann alſo nicht glauben, daß ſie wo in unſerem Kopfe ſollte ſichtbar ſein.

---

[1] Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchengeſchlechts.

[2] Eine Nachwirkung dieſes Urtheils bei Goethe an Schiller Nr. 132.

[3] Daſſelbe Urtheil fällt Körner (III. S. 264) und das Berliner Publikum bei Humboldt (Briefwechſel S. 112).

Die Kalb ſah ich nur zweimal, ſeitdem ſie hier iſt, und ich höre nicht einmal etwas von ihr, außer geſtern, wo die Reinbaben, welche ſie täglich beſucht hatte, mir erzählte, ſie habe ſie an Schiller ſchreibend angetroffen über ſeine Briefe in den Horen; und letzthin ſagte ſie, mir däucht zur Herzogin, ſie habe ſich ſo drin vertieft, daß ihr Mädchen, als ſie in die Stube kam, ſie braun und blau gefunden. Mir geht's nicht ſo; was ich drin verſtehe, macht mir eine angenehme Empfindung im Kopfe, vermuthlich weil es dem verſtändigen Organe recht angemeſſen iſt, und was ich nicht verſtehe, das laß ich beſcheiden liegen.

Weimar, den 19. Mai (1796).

Ich finde nicht, daß der Coadjutor noch auch Humboldts durch etwas Indelikates, wie es Ihnen vielleicht vorkommt, in ihrem Benehmen ſich verdächtig gemacht haben. Ich kann es Ihnen nicht ſo fein hinlegen, als ich es fühle, wie dem Coadjutor wohl einfallen konnte, Schiller im Moment unterſtützen zu wollen, da er es ſo geſchwind mit dem Fechenbach[1] nicht bewerkſtelligen konnte, und ſo mögen es Humboldts auch wohl angeſehen und ſich nicht für berechtigt gehalten haben, die gute Abſicht des Coadjutors Ihnen zu verbergen. Ich werde den Coadjutor bei meiner Durchreiſe nicht ſehen, denn er iſt nach Würzburg, ſoviel ich weiß.

---

[1] Georg v. Fechenbach, Fürſtbiſchof in Würzburg, wo Dalberg Domherr war. Die oben angedeutete Verhandlung, über die nichts weiter bekannt iſt, ſcheint durch die ökonomiſchen Betrachtungen veranlaßt zu ſein, wozu Schiller der Ruf nach Tübingen vermochte (an Körner III. S. 255. An Goethe Nr. 62). Der Herzog verhieß eventuell Verdoppelung des Gehalts, die am 11. November 1799 verfügt wurde (Karl-August-Büchlein S. 109). Auf dergleichen Geſpräche bezieht ſich der etwas ältere Brief Dalbergs vom 2. November 1794.

4. Juli (1796).

Es freut mich herzlich, daß Sie wieder beſſer ſind, mein gutes Lollochen, und ſich der ſchönen Natur in Blüthenbäumen und Mondſchein erfreuen können. Meine Kur bekommt mir recht wohl und ſchafft mir Balſam in's Blut, doch bin ich beſtimmt, ſelten ohne körperliche Leiden zu ſein, weil ich gar zu ſehr von der Witterung abhänge und die Elemente immer ihre Verwandtſchaft mit meinem Körper reklamieren, bis ſie mich endlich wieder haben werden.

Die Bibliothèque de campagne iſt hier nirgends als bei Wieland zu haben, und der verleiht keine Bücher mehr, weil man ihn gar zu viel drum gebracht hat. Die Herzogin Mutter hat mir für Schiller les contes de Tressan angeboten: wollen Sie ſie, ſo laß ich mir's geben. Ich hoffe, Goethe ſoll von Carlsbad wieder geſund zurückkommen. Seit dem Winter auf der Redoute habe ich ihn nicht wieder geſehen, als letzt einen Augenblick im Garten, wo er aber ſo eilte aus der Luft zu kommen,[1] daß ich meine Anſprache gegen ihn nicht endigen konnte.

Der Kalb neugebornes Töchterchen iſt geſtern begraben worden.

27. Juli 1796.

Fritz wird Ihnen, geliebte Lollo, meinen beſten Gruß überbracht haben. Das Wetter war zu böſe, um mit ihm zu gehen; es wird mir auch immer ſchwerer, mich aus meiner Wohnung zu entfernen; ich möchte ſie lieber mit Ihnen theilen. Zwar ſieht ſie jetzt wüſt aus, ich laſſe meine Stuben wieder friſch malen, und die Arbeiter zaudern ſo lang.

Herders Urtheil über die Elegieen iſt mir nicht bekannt geworden, aber ich will's Ihnen gewiß plaudern, ſobald ich etwas höre, weil Sie es wünſchen. Das meinige iſt zu unbedeutend darüber, denn ich habe für dieſe Art Gedichte keinen Sinn. In einer einzigen, der ſechsten, war etwas von einem innigeren Gefühl; ich glaube, daß ſie ſchön ſind, ſie thun mir aber nicht wohl.

---

[1] Er war im Juni krank geweſen. An Schiller Nr. 73 f.

Wenn Wieland üppige Schilderungen machte, ſo lief es doch zuletzt auf Moral hinaus, oder er verband es mit ridicules, ſoviel ich davon geleſen habe. Auch ſchrieb er dieſe Scenen nicht von ſich ſelbſt.

Bei Gelegenheit dieſer Elegieen ſagte Herder der Herzogin, Goethe ſei in Italien ſehr ſinnlich geworden, ihn aber habe es daſelbſt angeekelt. Daß der Herzog an Schiller einen Brief über dieſe Elegieen geſchrieben, habe ich von der Herzogin gehört; auch ſagte ſie mir etwas aus Schillers Brief an den Herzog darüber. Schillers ernſthafte Briefe neben den leichtfertigen Elegieen machen einen ſonderbaren Contraſt. Wenn Sie ſie verſtehen, ſo hat ſie Schiller vermuthlich mit dem Gegenſtand bekannt gemacht; mir ſind ſie ſchwer.

Sobald ich den erſten Theil von den contes de Tressan wieder bekomme, ſchicke ich den andern.

29. Auguſt 1796.

Für die überſchickten Gedichte,[1] auf die ich mich recht freue, danke ich Schiller und Ihnen, liebes Lottchen, tauſendmal; ich will recht meine Andacht drin halten. Geſtern wollte eine große Geſellſchaft im Mondſchein ſpazieren, aber das Wetter trieb uns zu Herrn Schwarz, welcher der Wirth von den untern Stuben in meinem Hauſe iſt. Es wurde Punſch getrunken, das Lied an die Freude von Schiller angeſtimmt und ſeine Geſundheit vorher mit Klang der Gläſer getrunken. Möge ſie kräftig genug geweſen ſein, um ihn erreicht zu haben!

Geſtern war die Kalb bei mir; ich wünſchte ihr auch ein wenig mehr Ruhe, aber die Ruhe thut uns beiden nur ſo wohl, weil wir leidend ſind, anderen geſunden und lebhaften Menſchen kommen wir gewiß langweilig vor, denn man kann uns gar nicht dramatiſieren, mich beſonders gar nicht.

Auf den Dienstag kommt ein alter treuer Freund, Herr von

---

[1] Für die Horen und den Muſenalmanach.

Dürkheim[1] aus Meiningen, zu mir und wird bei mir logieren. So ſehr ich mich auf ihn freue, ſo fürchte ich doch, daß meine Geſundheit mir's nicht ganz rein wird genießen laſſen, und mit ihm kann ich doch nicht wie mit meinem Lollochen ausruhen. Den Mittwoch wird unſere Herzogin auch wieder hier ſein.

Hier wieder ein Theil Erzählungen. Mögen ſie Schiller ſo gut einſchläfern, wie Goethe's Mährchen neulich Wieland, als Goethe in einer Geſellſchaft bei ſich vorlas.[2]

Morgen geht Fritz fort nach Dieskau zum Geh. Hofmann auf acht oder vierzehn Tage, alsdann nach Schleſien. Es iſt mir ſehr unangenehm, ihn ſo lang zu entbehren.

7. September 1796.

Wenn ich Ihnen, liebe Lollo, noch viel in Gedanken zu ſchreiben habe, ſo wird meiſtens in der Wirklichkeit nichts daraus, weil mir die Zeit dazu nicht lange genug ſcheint. Ich will alſo heute den Fehler ſo gut wie möglich überwinden. Mein alter Freund iſt nicht fort, wie Sie glauben, ſondern wird auch wohl noch acht Tage hier bleiben. Er hat ein glückliches geſundes Alter und war dennoch in ſeiner Jugend beinahe mit denſelben Umſtänden leidend wie Schiller; alſo können Schiller auch noch recht geſunde Tage bevorſtehen.

Schillers zwei letzte Gedichte haben mir viel Vergnügen gemacht; bei der Würde der Frauen ſieht man recht, daß mein Lollochen der Gegenſtand war, aus dem er es ſchöpfte; heimlich aber hat er doch nach der Kantiſchen Philoſophie den Mann zum Tugendhaften gemacht. Die Ideale haben mich gerührt, und ich begreife nicht, daß es Jemand gibt, der nicht ganz mit Fett umwachſen iſt, dem es nicht dieſelbe Wirkung thun ſollte.[3] Wem

---

[1] Geheimerath und Oberhofmeiſter.

[2] Wieland äußerte ſich über den Schluß des Mährchens, das in den Horen (Heft 10) erſchien, ungünſtig, Böttiger Mem. I. S. 165.

[3] Humboldt und ſeiner Frau nicht, dagegen Goethe beſonders (Briefwechſel S. 171 und 180).

Wurm. Das denken Sie ja nicht! Der gereizten Leidenſchaft iſt keine Thorheit zu bunt! Sie ſagen mir, der Herr Major habe immer den Kopf zu Ihrer Regierung geſchüttelt! Ich glaubs. Die Grundſätze, die er aus Akademien hieherbrachte, wollten mir gleich nicht recht einleuchten! Was ſollten auch die phantaſtiſchen Träumereien von Seelengröße und perſönlichem Adel an einem Hof, wo die größte Weisheit diejenige iſt, im rechten Tempo, auf eine geſchickte Art, groß und klein zu ſeyn! Er iſt zu jung und zu feurig, um Geſchmack am langſamen krummen Gang der Kabale zu finden, und nichts wird ſeine Ambition in Bewegung ſetzen, als was groß iſt und abentheuerlich!

Präſident (verdrüßlich.) Aber was wird dieſe wohlweiſe Anmerkung an unſerm Handel verbeſſern?

Wurm. Sie wird Ewr. Exzellenz auf die Wunde hinweiſen, und auch vielleicht auf den Verband! Einen ſolchen Charakter — erlauben Sie — hätte man entweder nie zum Vertrauten, oder niemals zum Feind machen ſollen! Er verabſcheut das Mittel, wodurch Sie geſtiegen ſind! Vielleicht war es bis jezt nur der Sohn, der die Zunge des Verräthers band! Geben Sie ihm Gelegenheit, jenen rechtmäßig abzuſchütteln! Machen Sie ihn durch wiederholte Stürme auf ſeine Leidenſchaft glauben, daß Sie der zärtliche Vater nicht ſind, ſo dringen die Pflichten des Patrioten bey ihm vor! Ja, ſchon allein die ſeltſame Phantaſie, der Gerechtigkeit ein ſo merkwürdiges Opfer zu brindieſes Gedicht ſeiner Empfindung anſchlägt, iſt's wie ein Labetrunk einem Durſtigen oder ein Ruhebett einem Müden, genug, wie eine Antwort auf Empfindungen, die ſich wenige Menſchen ſelbſt ausdrücken können.

von Stein.

23. September 1796.

Ich erwarte Fritz alle Tage, und ehe er ſeine lange Abweſenheit antritt, wird er Sie, gute Seele, gewiß noch beſuchen, und ich wo möglich mit. Jetzt kann ich unſere gute Herzogin nicht verlaſſen, welche die Ruhr hat. Ich will ihr heute Schillers Gedichte mitnehmen und vorleſen. Schicken Sie mir auch bald das Verſprochene.

Es ſcheint, daß Schillers Krankheit ihm ſein Geiſtiges noch geiſtiger macht; für das Bier will ich ſorgen; es iſt gut, daß man ihn mit etwas Irdiſchem nähre, daß er uns endlich nicht gar unſichtbar werde.

Meine Geſundheit iſt wie gewöhnlich ſehr abwechſelnd, und wenn ich mich recht zur Statue machen kann, bin ich am wohlſten; ich darf mir weder Freud noch Leid erlauben.

9. Oktober (1795).

Das Wetter iſt heute wieder ſehr ſchön, aber die Wettergläſer über die Nacht gefallen, und übermorgen möchte ich doch auf einen Tag nach Kochberg; bitten Sie die Wettergeiſter, daß ſie meiner Reiſe günſtig ſein mögen. Fritz geht mit, um von ſeinem Bruder[1] und den Bergen und Wäldern Abſchied zu nehmen.

Hier ſchick' ich Ihnen für unſern lieben Schiller den letzten Theil von den Erzählungen; mögen ihm doch bald beſſer durchſchlafene Nächte dieſe Lektüre entbehrlich machen!

Geſtern Abend iſt unſere Herzogin wieder von dem Beſuch bei ihrem Bruder[2] und Schwägerin in Eiſenach zurückgekommen; der

---

[1] Karl, der das Gut übernommen hatte.

[2] Dem Landgrafen von Darmſtadt.

Herzog aber iſt noch dort. Fritz will Ihnen heute noch ſchreiben. Adieu, Liebes! Möge es Ihnen im Kopf und Herzen immer heiter bleiben.

Ihre treue Stein.

Sonnabend (Oktober 1786).

Mich freut, daß Schiller zeither leidlich war; mir däucht, ſeine Geſundheit nehme ein wenig zu. Die Horen habe ich noch nicht geleſen, überhaupt leide ich ſo am Kopf, daß ich recht wenig leſen und beinahe nichts thun kann. Ich habe einen immerwährenden Krampf am Herzen. Da dieſes ſchon ſo verſchiedene Jahre dauert, ſo bin ich auch reſigniert; ich glaube mein Herz verſteinert nach und nach, ich fühle, wie mir der Ausdruck immer mehr und mehr verſagt, Liebe und Wohlwollen zu erkennen zu geben; aber wenn ich auch ganz verſteinert wäre, ſo wird nie der innere Funke, der meiner getreuen Lollo gehört, ausgelöſcht werden.

Daß Herders ſich mit der Einſiedel[1] hier ſo affichiert haben, hat im Publikum keine gute Wirkung gemacht. Auch hat die Herzogin Mutter ſich beſonders benommen; ſie iſt zu Herders gegangen und hat die Einſiedel zu ſich geholt, und war wie beim Vater im Himmel eine Freude im Haus über einen Sünder, der Buße thut, mehr als über tauſend Gerechte.

Von Fritz habe ich einen Brief von Dresden, wo er glücklich angekommen iſt. Körners hat er recht froh und zufrieden angetroffen.

11. November (1786).

Auch leg' ich noch ein Buch bei. Wenn es die rechte Bibliothèque de campagne iſt, die Schiller wünſcht, ſo kann ich Ihnen nach und nach viele Theile ſchicken; ich habe dieſe ungefähr entdeckt.

---

[1] Der frühern Frau v. Werther, die nach ihrer afrikaniſchen Expedition 1786 von ihrem Mann geſchieden und mit dem Bergrath v. Einſiedel verheirathet war. Frau v. Stein hatte an ihren vorgeblichen Tod gleich nicht geglaubt und die Reiſe nach Afrika mit Einſiedel errathen. (Goethe Briefe III. S. 166.) Herders waren mit Einſiedel und dem alten Verehrer der Frau, Knebel, ſchon länger befreundet.

Das fünfte Buch von Wilhelm, auch das Glaubensbekenntniß hat mir ſehr wohl gefallen. Ich glaube beinahe, es iſt von einem Frauenzimmer, und er hat es nur zugeſtutzt. Eine einzige widerliche Stelle iſt in dieſer Confeſſion.[1]

Adieu, lieber Engel! Wenn Sie wiſſen mögen, wo ich heute bin, im Tanzclub, welcher heute der Frau von Coudenhoven[2] zu Ehren gegeben wird. Die ſchönſten Grüße an Schiller. Seine Elegie[3] in den letzten Horen iſt vortrefflich; es hat mir lang nichts ſo wohl gefallen. Ueber allen unſern Marthasgeſchäften weiß ich gar nicht, ob ich ihm etwas darüber in Jena geſagt habe.

Sonntag (12. November 1796).

Die Kalb ſcheint jetzt ſehr vergnügt, aber an Hof kommen beide nicht.

6. December 1796.

So einſam Sie leben, ſo ſehr bin ich jetzt in Geſellſchaft verwickelt. Eigentlich genießt nur der Einſame ſeines innern Lebens; die Tage der Geſellſchaft ſind mir wie ein Traum, und am meiſten hebt ſich mir da eine Empfindung heraus, die ich ſchon verſchiedene Jahre trage, als wenn ich Niemanden angehörte, und habe doch ſo ein paar treue Freundinnen als Sie und die Herzogin Louiſe. Bei Ihnen vermiß ich die Gegenwart, und bei der Herzogin legt doch der Unterſchied des Standes mir etwas in den Weg.

Sonnabend, December 1796.

Donnerſtag Nacht träumte ich, Sie wären bei mir, aber ſehr traurig und weinten, und zwar, weil Sie wieder guter Hoffnung wären.

---

[1] Werke XVII. S. 108.
[2] Goethe XXVII. S. 60.
[3] Der Spaziergang.

Wenn mich der Brauinſpektor nicht wieder belogen hat, ſo müſſen Sie das Bier geſtern Abend mit der Poſt erhalten haben. Es muß eine Betrügerei darunter im Brauhauſe ſelbſt ſtecken, denn er hat mich bitten laſſen, es ja nicht dem Herzog zu ſagen; er wollte es Ihnen ganz gewiß ſchicken. Wenn er Ihnen nur auch jetzt gutes Bier ſchickt; ſchreiben Sie mir's, ſonſt ſag' ich's doch dem Herzog, denn lange hat mich nichts ſo geärgert, als daß ich dem armen Schiller nicht dieſe geringe Erquickung habe verſchaffen können.

Das elfte Stück der Horen werde ich ſobald wie möglich leſen. Jetzt leſe ich ein tolles Buch „Hesperus;“ aber ſo toll es iſt, ſo ſchöne Gedanken ſind doch darin.[1]

In dieſes Jahr ſcheint folgender undatierte Brief zu gehören:

Mittwoch.

Ich bitte Sie, mein beſter Herr Schiller, beikommenden Tiſch in Abweſenheit unſerer Lolloden in Ihre Stube zu ſetzen. Ein guter Freund[2] von Ihnen beiden hat mir den Auftrag gegeben, und ich habe es mit Vergnügen beſorgt.

Goethe war letzt bei mir und hat ſehr gut von Ihnen geſprochen; es ſtimmte mit dem überein, was Sie von Ihrer neulichen Unterredung von ihm ſagten, und es freute mich, daß es bei Goethe kein nur flüchtiger Eindruck war.

Sonnabend (den 30. Januar 1796).

Nun ſind es ſchon vier Wochen, daß ich krank bin und zu allen Geſchäften unfähig. Alle Feierlichkeiten, die hier vergangen ſind,[3] habe ich auch verſäumt. Ich hoffe nunmehr wenigſtens den Frühling rein zu genießen, da ich ſo lange leiden muß.

---

[1] Goethe an Schiller Nr. 73. 75. 132 f. Jean Paul kam im folgenden Sommer ſelbſt nach W.

[2] Goethe. Ernſt v. Schiller ſchenkte ihn wieder Auguſt v. Goethe bei deſſen Hochzeit.

[3] Zu Ehren des Darmſtädter Hofs, dem die Herzogin durch ihre Geburt angehörte. Goethe an Schiller 147.

Ich habe den Muſenalmanach von der Herzogin geſchenkt bekommen, weil ſie ihn einmal gekauft und auch von Goethe geſchenkt bekommen hatte; ich ſchicke Ihnen alſo den Übrigen zurück, weil Sie vielleicht noch Jemanden einen Gefallen damit erweiſen könnten. Schillers Sachen haben ein beſonderes Intereſſe für mich; unter dieſen Poeſien iſt etwas für immer.

Vom 20. März bis 21. April war Schiller mit ſeiner Frau in Weimar. Dann empfing er den Beſuch der Körner'ſchen Familie in Jena.

3. Mai (1796).

Jetzt iſt mein Sohn hier und ſchickt ſich zu ſeiner Mecklenburger Reiſe. Alsdann komme ich wo möglich nach Jena. Ich möchte Körners gerne ein freundliches Wort ſagen für die liebreiche Begegnung, die mir Fritz von ihnen gerühmt hat und die ich ihnen gerne hier vergolten hätte.

Es iſt recht poſſierlich, daß die Kalb nicht die gehörigen Worte zu ihren Gedanken finden kann; man ſollte meinen, Schiller trüge ein hären Hemd und geißelte ſich.

Eben tritt Auguſt zu mir herein und bringt mir Blumen. In Gedanken ſagte ich ihm: „Guten Morgen, mein liebes Carlchen!“ weil ich das liebe Kind mit ihm ſah. Er brachte mir Blumen und einen Gruß von ſeinem Vater, und er wäre nach Jena gereiſt. Ich glaube, die Mutter hat's ihm geſagt, ſonſt wär's viel von einem Kinde, daß er's ſo lange gemerkt hätte. Hier folgen die Räuber; dieſe waren wirkliche Gewaltthätigkeiten der Seele, nach der Kalb zu reden. Grüßen Sie Schiller recht herzlich von mir, auch Körners ſagen Sie etwas.

14. Mai (1796).

Schon lang haben Sie mir's in einem Traum, den ich von Ihnen hatte, erzählt, daß Sie guter Hoffnung wären; ich habe es Ihnen auch damals geſagt,[1] mir iſt es lieb, daß Ihre Leiden alſo doch von keiner Ungeſundheit herkommen.

---

[1] S. 308.

Die ganze Zeit hoffte ich auf gut Wetter, um zu Ihnen zu kommen, aber der Wind iſt recht gegen meine Natur; doch will ich mir nun den Montag verſetzen, um Körners noch zu ſehen. Ich dachte immer, daß auch der Goethe erſt wieder zurück ſein ſollte.[1] So wäre ich eine Nacht in Jena geblieben und hätte mir vom Herzog die Erlaubniß ausgebeten, in Knebels Stube zu logieren; ſo iſt aber kein Platz. Die Amelie bring ich mit. Ich wollte, ich könnte der Stock auch einen guten, wohlhabenden Mann verſchaffen, bei dem ſie nicht um der häuslichen Sorgen willen brauchte ihr Talent zu vernachläſſigen.

Die Kalb iſt recht empfindlich geweſen, daß Schiller ſie nicht beſucht hat; ſie hat es gegen meine Schwägerin geäußert. Ich werde es ihr aber noch begreiflich machen, wie wirklich ſeine Hypochondrie ihn gehindert hat, einen Beſuch zu machen.

Carlchen einen Kuß von mir. Auguſt geht noch immer den Weg, den ihn Carlchen gelehrt hat; adieu, mein Allerbeſtes!

Mittwoch, (den 18. Mai 1796).

Manchmal verhindert mich ein böſer Geiſt Ihnen zu ſchreiben, heute war's aber ein guter, und ſo bekommen Sie nur ein paar Worte, weil, indem ich meinen Brief anfangen wollte, die Herzogin hereintrat und mich zu einem Spaziergang abrief.

Ich bin ganz glücklich von Jena nach Hauſe gekommen und bin froh Sie nun ein wenig in Ruhe zu wiſſen. Körners haben mir einen angenehmen Eindruck hinterlaſſen; im nächſten Briefe, den Schiller etwa an ſie ſchreibt, ſetzen Sie, liebe Lollo, einen freundlichen Gruß von mir hinzu.

28. Mai (1796).

Ich habe vor einigen Tagen einen kleinen Roman ohne fünften Akt geleſen, da ſind Sie mir immer bei der Heldin des Buchs eingefallen; es iſt, als wenn es der Autor nach Ihrem Charakter ſtudiert hätte: der Titel iſt: Jean Pauls Biographie; es iſt von

---

[1] Von Jena. Knebel war in Weimar.

Richter, aber nicht mit ſeinen gewöhnlichen Katarakten von Gedanken. An der Stelle, wo die Leontine ſagt: „ich habe noch Niemand vergeſſen," habe ich Sie ganz vor mir geſehen. Mich haben viele Stellen ſehr gerührt, und die Liebeserklärung vom Lismore im Innern ſeines Herzens an ſein Ideal, im Falle die vor ihm ſtehende Geliebte vielleicht nicht die wäre, der er angehörte, iſt gar zu hübſch.

Die Franzoſen ſind doch die Räuber der ganzen Welt, nun werden ſie den Italienern alle ihre Kunſtwerke fortſchleppen und die Bettelfreiheit laſſen.

Viele Grüße an Schiller. Die Kalb hat mir geſtern geſagt, ſie hätte unrecht gehabt, Körners übel zu nehmen, daß ſie nicht zu ihr gekommen wären.

(Ende Mai 1796.)

Niemand kann beſſer Ihre Leiden fühlen als ich, denn mir war dieſes Geſchäfte auch auf eine ſchwere Art auferlegt. Von Thränen ermüdet ſchlief ich nur ein und ſchleppte mich wieder beim Erwachen einen Tag, und ſchwer lag der Gedanke auf mir, warum die Natur ihr halbes Geſchlecht zu dieſer Pein beſtimmt habe. Man ſollte den Weibern deßwegen viele andere Vorzüge des Lebens laſſen, aber auch darin hat man ſie verkürzt, und man glaubt nicht, wie zu ſo viel tauſend kleinen Geſchäften des Lebens, die wir beſorgen müſſen, mehr Geiſteskraft muß aufgewendet werden, die uns für nichts angerechnet wird, als die eines Genies, der Ehre und Ruhm einerntet.

Die Mlle. Schröder[1] war ſehr empfindlich über Körners, daß ſie ihr gar nichts hatten ſagen laſſen, nach Jena zu kommen. Ich ſagte ihr, daß ſie Ihnen nicht gerne hätten mehr Gäſte an den Tiſch bringen wollen. Dem Herder habe ich den Gruß von Körners ausgerichtet; er war recht freundlich, aber übrigens voller

---

[1] Corona Schröter war in Leipzig, wo Goethe ſie 1776 veranlaßte, nach Weimar zu kommen, von Körner bewundert worden und mit Schiller 1787 in freundlichem Verkehr geweſen.

Blicks aufs Leben und die menſchliche Natur. Nichts curiert einen mehr von einem ſolchen Zuſtand, als wenn man eine recht ſchmerzliche Erfahrung gemacht hat. So bin ich durch Goethes Abſchied für alle mir noch bevorſtehenden Schmerzen geheilt worden; ich kann Alles dulden und Alles verzeihen.[1]

Donnerstag, Juni (1796?).

Ich habe Ihren lieben Brief, worin Sie mir den Göritz[2] melden, erhalten und mit Göritz über ſein Anliegen geſprochen; auch habe ich's der Herzogin vorgetragen, die nur erwartet, daß ihr Voigt, an welchen ich Göritz vorgeſchlagen ſich zu wenden, ihr etwas darüber ſage, alsdann will ſie den verlangten Brief ſchreiben.

Ich kann immer das Epigramm: „Frech wohl bin ich geworden,"[3] das man mir eben vorlas, wie ich ſo krank war, nicht aus meinem Kopfe kriegen und kann nicht ausfindig machen, ob der naive und ſentimentaliſche Dichtergeiſt darin beiſammen ſteht; aber meinem Spitz muß ich's immer verſagen, wenn ihm ſo recht hündiſch wohl iſt, denn er iſt mir recht treu und recht fromm, er beißt Niemanden und iſt wirklich kein Schuft.

Donnerstag (den 2. Juni 1796).

Ueber Schillers heiteres Ausſehen habe ich mich gefreut; grüßen Sie ihn recht ſchön von mir, und wenn Sie's für gut finden, ſo ſagen Sie auch dem dicken Geheimerath[1] einen guten Abend in meinem Namen. Wenn er ſich wieder um die Zeit bei Ihnen einfindet, vergeſſen Sie nicht ihn zu fragen, wann die Zauberflöte geſpielt wird, und dann bleiben Sie bei mir einen rechten vollen Tag.

---

[1] Dieſe eine Stelle würde hinreichen, um Lewes Urtheil: „er hatte aufgehört ſie zu lieben, dieß Eine löſchte die ganze Vergangenheit aus . . . Das Herz der Frau v. Stein hatte nur ein Gedächtniß für ſeine Wunden" (II. S. 135 der Ueberſetzung) zu widerlegen.

[2] Was dieß für ein Anliegen war, iſt mir unbekannt. Göritz, der frühere Tiſchgenoſſe, war damals zum zweitenmale in Jena und machte L. „mehr Noth als Freude." Andenken an Fiſchenich S. 32 f. auch Ch. 1. S. 448. Vielleicht wollte er, um Medicin zu ſtudieren, eine Unterſtützung. Das Datum dieſes und des folgenden Briefs iſt wegen der Erwähnung von J. Paul gegeben, aber zweifelhaft. Die Zauberflöte und der dicke Geheimerath deuten auf eine ſpätere Zeit.

[3] Goethe I. S. 290. Nr. 74 und 75.

19. Juni 1796.

Ein Wort zum Dank für Ihre lieben Zeilen! Ich freue mich, daß Ihre Geſundheit leidlich iſt. Göritz wird Ihnen etwas von Richter[2] erzählen können; ich ſelbſt habe nur wenige Worte mit ihm geſprochen. Die Kalb[3] hätte aber am allermeiſten ſagen können, denn ſie hat ihn in die Weimariſche Welt introduciert, nach Tiefurth zur Herzogin Mutter geführt, ihre guten Freundinnen und Freunde[4] zu ſich eingeladen und uns ihm vorgeſtellt. Wir machten ihm alle eine ganz höfliche Verbeugung, die er ohne Verlegenheit erwiederte, bis zuletzt Mlle. Schröder kam, die mit einer etwas theatraliſchen Stellung ſich zuerſt zu Frau v. Kalb wandte und ihr für eine Bekanntſchaft dankte von dem Manne — indem ſie ſich zu ihm wandte —, den ſie ſchon lange in ihrem Herzen ſchätzte und verehrte, und zu uns ſagte ſie, daß ſie immer die Auszüge von ſeinen Schriften in ihrer Taſche trage. Ihm wurde angſt und bang dabei, und er hätte ihr gern das Lob geſchenkt. Den Abend haben wir uns, meine Nièce Amelie und meine Schweſter, die Scene wieder vorgeſpielt, und ich kann ſie noch nicht vergeſſen, ſo komiſch war es. Wenn mir noch andere Scenen vorkommen, ſollen Sie ſie auch noch haben.

Viele Küſſe für Carlchen. Auguſtchen brachte mir gar letzt ſeinen Vater geführt, als ich unter den Orangenbäumen vor meinem

---

[1] Goethe, der von Mai bis Juni in Jena war? Freilich iſt das Beiwort ſehr auffallend. Oder Wolzogen?

[2] Jean Paul. Goethe ſchreibt am 18. von ihm. Nr. 169.

[3] Die in Jena war um eine Freundin zu pflegen. Schiller an Goethe 170.

[4] Am 11. Spazier, J. P. Richter IV, 19.

Hauſe ſaß. Er nahm es an, ſich neben mich zu ſetzen; es iſt mir noch immer unbegreiflich, daß er mir ſo fremd werden konnte.

Adieu, Liebes, mir immer Bleibendes! Ich wollte, Sie läſen den kleinen Roman von Richter, Lismore, aber ohne Vorurtheil gegen den Autor; in einigen Stunden iſt er geleſen.

Weimar, den 12. Juli 1796.

An Schiller.

Wie ſehr Sie mich mit der guten Nachricht erfreut haben, kann ich Ihnen nicht beſchreiben, beſonders da mich noch geſtern Mittag ein Brief von Lollo über ihr Leiden beunruhigte. Ich wünſche Ihnen tauſend Glück zum geſunden Knaben und daß ihm beſtimmt ſei, eine ſchöne Poeſie ſeines Lebens zu genießen. Habe ich denn nicht am Freitag[1] Abends um acht Uhr vor Ihrer Thüre leiſe angepocht, denn ich war Ihnen ganz nahe, fuhr hinten am Graben mit der Herzogin vorbei und wünſchte Ihnen beiden einen guten Abend.

Den Auftrag wegen Utzens Bild will ich beſorgen.[2]

25. Juli (1796).

Hat denn Schiller Briefe von den Seinigen aus Schwaben?[3] Wie werden nicht noch Alles die Franzoſen ausbrandſchatzen! Unſern armen Jägern iſt es trübſelig ergangen. Mein Bruder hat ſeine Kleider in acht Tagen nicht vom Leib gebracht. Ein guter Geiſtlicher in Würtemberg ſagte ihm: „es iſcht mir eine Freud Ihnen Wäſch zu geben,“ und wollte ihm einige Hemden ſchenken; brachte ihm auch alle Abend ein Stückchen Schweizerkäs. Ich möchte in einem Planeten wohnen, wo kein Krieg in ſeine Conſtitution einnaturt wäre.

---

[1] Den 7. Juli, wo Frau v. Stein in Jena war.

[2] Schiller wünſchte es vor ſeinen Kalender zu ſetzen. Goethe an Knebel Nr. 136.

[3] S. Chriſtophinens Briefe, Beziehungen S. 243 ff.

gen, könnte Reiz genug für ihn haben, ſelbſt ſeinen Vater zu ſtürzen!

Präſident. Wurm — Wurm — Er führt mich da vor einen entſezlichen Abgrund!

Wurm. Ich will Sie zurückführen, gnädiger Herr! Darf ich freymüthig reden?

Präſident (indem er ſich nieder ſezt.) Wie ein Verdammter zum Mitverdammten!

Wurm. Alſo verzeihen Sie — Sie haben, dünkt mich, der biegſamen Hofkunſt den ganzen Präſidenten zu danken, warum vertrauten Sie ihr nicht auch den Vater an? Ich beſinne mich, mit welcher Offenheit Sie Ihren Vorgänger damals zu einer Parthie Piquet beredeten, und bey ihm die halbe Nacht mit freundſchaftlichem Burgunder hinwegſchwemmten, und das war doch die nämliche Nacht, wo die groſſe Mine losgehen, und den guten Mann in die Luft blaſen ſollte — Warum zeigten Sie Ihrem Sohne den Feind? Nimmermehr hätte dieſer erfahren ſollen, daß ich um ſeine Liebesangelegenheit wiſſe! Sie hätten den Roman von Seiten des Mädchens unterhöhlt, und das Herz Ihres Sohnes behalten! Sie hätten den klugen General geſpielt, der den Feind nicht am Kern ſeiner Truppe faßt, ſondern Spaltungen unter den Gliedern ſtiftet!

Präſident. Wie war das zu machen?

Wurm. Auf die einfachſte Art — und die Karten ſind noch nicht ganz vergeben! Unterdrücken Sie eine Zeitlang, daß Sie Vater ſind. Meſſen Sie ſich mit einer Leidenſchaft nicht, die jeder Widerſtand nur mächtiger machte — Ueberlaſſen

(Kochberg, den 26. September 1796).

Schreiben Sie mir hierher durch die Poſt von Rudolſtadt, was Sie machen? ob Sie mit den Ihrigen wohl ſind? ob Frau von Wolzogen noch bei Ihnen iſt ꝛc., an welche ich das Beigeſchloſſene bitte abzugeben. Sagen Sie ihr, daß mir's ſehr wohlgefallen, und ich beneide ſie um die Leichtigkeit der Jamben, womit ich mein Stück gern geziert hätte.[1]

Da ich Schiller Madame Rollands Memoires nicht habe ſchaffen können, ſo weiß ich andere aus ältern Zeiten, die ich ihm in einiger Zeit ſchaffen kann. Sie ſind von einem Mr. Pontis; mich haben ſie ſehr unterhalten.

Iſt Auguſt bei Ihnen? Ehe ich von Weimar abreiste, erzählte er mir, ſeine Mutter würde im Monat Oktober auf vier Wochen nach Jena gehen, um daſelbſt reiten zu lernen; da kann ja Madame Paulus mit ihr reiten.

Ich habe mich zeither recht gefreut, daß die Franzoſen ſo gejagt werden. Vor einigen Tagen marſchierten Sachſen hier durch. Möchte doch bald Alles recht ruhig nach Hauſe gehen.

Den 2. November 1796.

Was die Xenien betrifft, die ich nun geleſen habe, ſo ſehe ich wohl, daß nicht mein alter Freund den Schiller dazu inſpiriert hat, ſondern Lollochen hat ſie vermuthlich alle ſelbſt damals in der Phantaſie gemacht, als der Verleger kam und den noch nicht fertigen Kalender holen wollte, und nun beſinnt ſie ſich nicht mehr darauf; daß ich ja nicht etwa noch eine über meine Tragödie darin finde. Aber eigentlich iſt mir's politiſch nicht recht, daß die beiden guten Freunde dieſe Späße haben drucken laſſen; Goethe ſchadet's zwar nicht, aber Schiller könnte es in der Folge ſchaden, beſonders im Holſteiniſchen; man lebt doch nicht vom Verſtand allein. Ich denke freilich nicht wie eine Poetin, ſondern hausmütterlich.

---

[1] Nach dem Tode ihres Mannes legte Frau v. Stein, wie ihr alter Freund im Werther, den Geſchwiſtern und Taſſo, ihre überſtandenen Schmerzen in ein Gedicht nieder, deſſen Sujet aus der Erinnerung an die 1777 aufgeführte Poſſe (Riemer II. S. 621) und Schillers Bearbeitung Virgils entnommen ſein mochte, eine Tragödie Dido in Proſa.

Sonnabend (den 19. November 1796?).

Ich habe der Wolzogen vergebliche Hoffnung gemacht. Herzog und Herzogin waren gut für ihn disponiert; geſtern Abends klagte mir die Herzogin, man habe den Herzog wieder herumgebracht, denn er habe auf einmal geſagt, es ſei keine Stelle für ihn offen; alſo vermuthe ich, daß Herr von Hendrich Gönner hat, die ihm ſeinen Platz erhalten wollen, und vermuthlich hat er nur pro forma ſeinen Abſchied bekommen.

Ich freue mich, daß Sie Carl ein bischen geſehen hat; ich glaube beinahe, er heirathet gar nicht und nimmt ſich zuletzt ein Mamſellchen wie Goethe, denn er findet das ſo artig an ihm, und mir ſind dieſe Verhältniſſe zum Ekel.

Ich hab' die Berlepſch nur einmal geſehen; ſie war luſtig und munter und dick und fett. Vielleicht macht ſie jetzt mehr Eindruck auf Goethe, als da ſie mager und ſentimentaliſch war; ſie ſieht auch etwas gemeiner aus.

Meine Dido habe ich der Eliza Gore gegeben, und die lieſt entſetzlich lang daran, weil ihr die Hand und auch die Sprache ſchwer iſt; ſobald ich's zurückbekomme, ſollen Sie's haben, aber Schiller wird's keinen Spaß machen, denn wie kann dem Meiſter ſo etwas gefallen? Es iſt nun zwei Jahr, daß ich's abſchreiben will und komme immer nicht dazu; es mag auch wohl noch mancher Schreib- und Sprachfehler drin ſein.

30. November (1796).

Was Wolzogen betrifft,[1] ſo weiß ich ganz gewiß, daß der Herzog nichts gegen ihn hat, ſondern ſein Conſeil hat es nicht gut gefunden, wie ich muthmaße. Es hat mich gereut, daß ich Ihnen den Anſchein, daß es geben würde, mitgetheilt habe, weil eine vergebliche Hoffnung unſerm Gefühl ſchmerzlicher iſt als gar nicht gehofft zu haben. Wolzogen könnte auch noch an Geheimerath Fritſch ſchreiben, wenn es jetzt noch ſchicklich iſt.

---

[1] Der, vom Herzog von Meiningen empfohlen, eine Anſtellung in Weimar ſuchte und zuletzt fand. Geſchichte des Wolzogen'ſchen Geſchlechts II. S. 169. Der entſcheidende Brief Schillers, „der ſonntägige" (Goethe 250), welcher eine ausführliche Charakteriſtik Wolzogens enthielt, fehlt leider.

12. December (1796).

Wegen Wolzogen habe ich noch ein wenig Hoffnung; es muß ſich nun bald ausweiſen.

Die neueſte Schrift von Madame de Staël [1] iſt mir etwas bekannt; Knebel, der nach Leſung derſelben den ſonderbaren Frauen, worunter er mich auch zu rechnen ſchien, verziehen und ſie wieder beſuchen will (ſo ungefähr klang das, was er mir ſagte), hat mir verſchiedene Stellen daraus vorgeleſen, die er ſich ausgezogen hatte. Es ſcheint ein gedankenreiches Buch zu ſein, die Verfaſſerin aber wirklich ſehr ſonderbar; zur Frau von Berlepſch, [2] welche ſie kennt, ſagte ſie einmal: j'aimerais mieux être mise un jour au pilori que d'en passer un sans qu'on parlât de moi.

Daß Schiller mein Drama [3] gefallen, freut mich recht ſehr.

Ich habe nun Hoffnung, daß Fritz in hieſigen Dienſten bleibt; der Miniſter [4] hat ihm ein Departement verſprochen, ihm ſogar die

---

[1] De l'influence des passions. Goethe verlangt ſie von Schiller am 17. zurück, dem er ſie am 7. geſchickt und am 30. November angekündigt hatte. Knebel wünſcht das Buch wieder zu haben in einem undatierten Billet Nr. 143, das alſo zwiſchen den 7. und 17. fällt. Schiller macht am 27. Körner darauf aufmerkſam, man ſieht, wie lebhaft und wie raſch das Intereſſe für neue Erſcheinungen war.

[2] Die bei Herder viel galt und damals noch in W. war.

[3] Schiller ſchickte es am 2. Januar 1797 mit einem ſehr beifälligen Urtheil zurück (Briefe an Frau v. Stein S. 172). Die erbetene Copie des merkwürdigen Stücks exiſtiert und wird nächſtens veröffentlicht werden.

[4] v. Hoym. Die Herzogin Louiſe hatte die Abſicht, Fritz ihrem Sohn beizugeben (darauf beziehen ſich ſeine Aeußerungen über Erziehung Br. I. S. 448). Goethe's freundliche Vermittlung bezeugen ſeine Briefe an Frau v. Stein III. S. 389 ff. Im Sommer 1797 entſchied ſich erſt, daß Fritz den weimariſchen Dienſt verließ.

Zeit genannt, wann er es bekommen ſoll, ohne zu verlangen, daß er hier abdanke, und das war Alles, was Fritz wünſchte.

24. December 1796.

Wegen des bei Leſung des Werkes von Madame Staël in Ihnen erregten Wunſches nach Leidenſchaften laſſen Sie's nur gut ſein; Sie werden mit Ihrem ſanften Hinleben das Gute gerne thun, was Ihnen in den Weg kommt. Das Gute, das man aufſucht, thut nicht allemal die Wirkung, die man glaubt.

Ich hoffe nun durch Wolzogens Sie und die gute Mutter öfters zu ſehen als zeither. Weil ich weiß, daß die chère mère ſo ſehnlichſt wünſchte, Wolzogens hier zu ſehen, ſo habe ich ihr's, ſobald ich Gewißheit wußte, geſchrieben. Die gute Mutter dankt mir heute ſo herzlich dafür, und doch habe ich kein Verdienſt davon, ſonder bloß der Herzog von Meiningen.

In der Xenie von 100 Dukaten iſt recht viel Witz und Herz; ſie hat mich ganz außerordentlich gefreut.

Schicken Sie mir doch mit nächſter Botenfrau meine Dido; ich habe außer dieſer für mich keine Abſchrift; ich will mir ſie noch einmal abſchreiben.

Vor dem Jahr war heute ein luſtiger Tag bei mir, alle die Meinen, außer Fritz, waren da und der Lichterchen und des Beſcheerens kein Ende. Der heutige Abend wird dunkel ſein, Carl ſteckt in Kochberg, meine Mutter krank ꝛc. Adieu, lieber Engel; was wird ſich Carlchen freuen heute Abend.

3. Januar 1797.

Hier ſchließ' ich ein Manuſcript[1] von einem Emigrierten bei, ob es vielleicht Schiller aus Barmherzigkeit an einen Buchhändler anbringen konnte, daß er etwas dafür bekäme; es iſt von einem Protégé meiner Schwägerin, Mr. Pernev; die hat mich darum gebeten. Mein berühmtes Manuſcript ſchicken Sie mir doch auch

[1] Republikaniſche Anekdoten.

bei Gelegenheit wieder; auch haben Sie noch die Memoiren von Mr. Pontis, welche der Herzogin gehören.

Daß Goethe mit dem Herzog[1] nach Leipzig auf dem Schlitten gefahren iſt, werden ſie wohl wiſſen; wenn es noch ein Weilchen währet, werden ſie wieder herſchwimmen können. Stellen Sie ſich vor, daß die Jungfer Vulpius mir eine Torte zum Geburtstag[2] geſchickt hat; Goethe iſt ein ungeſchickter Menſch, er wollte, Auguſt ſollte mich damit anbinden; konnte er nicht ein Zettelchen dazu ſchreiben, anſtatt daß die Magd mit dem ſtattlichen Kuchen und einem Compliment von der Mlle. V., eben da ich Beſuch hatte, mir ins Kabinet trat. Das gibt nun eine ordentliche Stadtgeſchichte, wo ich drüber ausgelacht werde.

So weit war ich, als ich Ihren lieben Brief mit dem Ausdruck Ihrer mir immer treuen Liebe erhalte: auch Schillers Brief iſt mir ein recht liebes Geſchenk zum neuen Jahr; bis ich ſelbſt ſchreibe, ſagen Sie ihm meinen beſten Dank dafür, heute iſt's ſchon zu dunkel.

20. April 1797.

Das Stützeriſche Haus,[3] das Sie gerne wollten, hatte ich Wolzogens beſtimmt, weil Stallungen für Pferde darin ſind und Ihre Frau Schweſter mir ſchon lange geſchrieben, daß ich ihr das Haus miethen ſollte. Es iſt ſehr theuer, denn er verlangt 100 Thlr. und dafür wenig Gelaß, und iſt der eigenſinnigſte Hauswirth, den man ſich denken kann. Mein Vorſchlag wäre, Sie nähmen eins hier auf ein halb Jahr; indeſſen geben verſchiedene Quartiere auf, die ich habe beſprechen laſſen, vielleicht auch das, wovon Ihnen Goethe geſagt, und dann könnten Sie mit Wolzogens in eins ziehen. Es iſt jetzt kein Quartier hier zu haben als das Germeriſche.

---

[1] Am 27. December. Er kam am 11. zurück; über das Thauwetter klagt er an Schiller Nr. 265.

[2] 26. December.

[3] Schiller hatte ſchon damals den Plan, nach Weimar zu ziehen, Bd. I. S. 446.

Das ganze Haus koſtet auch 100 Thlr., aber es wird auch einzeln weggegeben; es liegt ganz nah am Erfurter Thor. Dieſes Haus hatte ich eigentlich Wolzogens beſtimmt, denn es iſt ſehr bequem; aber ſie ſchrieb mir, ſie möchte es nicht, weil es in der Nachbarſchaft vom Narrenhauſe iſt; man hat mir aber geſagt, es ſeien jetzt keine drinnen. Antworten Sie mir recht geſchwind darauf, oder kommen Sie ſelbſt, es anzuſehen, denn die Quartiere hier ſind äußerſt rar und außerordentlich theuer.

4. Februar 1797.

Ob ich gleich nur ein Viertelſtündchen Zeit habe zu ſchreiben, ſo verſäume ich nicht, Ihnen mit ein paar Worten zuzureden, daß Sie ja das Haus mit dem Garten in Jena kaufen möchten.[1] Es iſt ein unintereſſierter, freundſchaftlicher Rath: Sie finden hier nicht, weder ökonomiſch noch in andern Rückſichten, was Sie ſich vielleicht vorſtellen. Mündlich ein Mehreres. Ein Quartier mit einem Garten hier zu finden, iſt beinahe unmöglich.

7. Februar (1797).

Goethe hat eine Elegie gemacht,[2] worin er das Publikum wegen der Xenien wieder verſöhnen wird, denn ſie iſt recht poetiſch ſchön und iſt wie Anakreon würde von ſich gedichtet haben. Nur ſchade, daß bei der Gattin, die am reinlichen Herd kocht, immer die Jungfer Vulpius die Illuſion verdirbt. Vielleicht haben Sie ſie ſchon geleſen; ich habe ſie durch die dritte Hand bekommen.

Schon lange wollte ich Ihnen ſagen, daß mir Agnes von Lilien in den Horen viel beſſer gefällt als im Manuſcript, ich glaube, das Gedruckte imponiert mir.

11. Februar (1797).

Ich habe mich recht bei Eröffnung der Schachtel gefreut, Schillers Basrelief darin zu finden, beſonders da es ſehr ähnlich iſt und hübſch gearbeitet; haben Sie tauſend Dank und ſagen Sie auch ihm meinen innigſten Dank dafür.

---

[1] Schiller an K. IV. S. 8.

[2] I. S. 262.

Heute über acht Tage ſpielt die Jagemann, wie man ſagt, zum erſtenmal, und zwar im Oberon; kommen Sie ja, durch Goethe können Sie's ja erfahren.

Ich habe mit dem Quartier[1] Richtigkeit gemacht.

Was ſagen Sie denn zu Wielands Entſagung des Stadtlebens?[2] Da wäre nun ein hübſches Haus zu haben, aber ohne Garten.

15. Februar 1797.

Ich habe noch nicht erfahren können, wann die Jagemann ſpielt, aber nun wiſſen Sie's ja wohl durch Goethe, der, wie ich höre, in Jena war oder noch da iſt.

Schillers Basrelief gefällt mir alle Tage beſſer, es iſt recht ausdrucksvoll. Einen Spaß macht mirs, die Köpfe von Wieland, Herder, Goethe mit ihm zu vergleichen; Herder, Goethe, Schiller haben alle einen Ausdruck von Stolz, der vom Schiller iſt der vornehmſte, vom Goethe iſt er trutzig und vom Herder grob; in Wielands Büſte finde ich gar keinen.

Sie haben doch Fritzens Brief bekommen; die Beſchreibung vom Hermes[3] hat mich gelächert und hat Sie wohl auch amüſiert.

Fräulein Göchhauſen hat mir geſagt, daß Agnes Lilien von der Wolzogen wäre. Einen Moment, muß ich ſagen, hab ich's einmal gedacht, aber weil mein Lollochen ſo treuherzig unwiſſend beim Manuſcript that, ſo glaubte ich, wie ich's gedruckt las, es ſei von der Kalb, denn mir war's, als müßte es eine Frau geſchrieben haben. Ich habe es damals im Manuſcript ſehr flüchtig überleſen und gar nicht die Schönheiten ſo bemerkt, wie ich mir ſie jetzt darin unterſtreiche. Es findet bei der Leſewelt einen außerordentlichen Beifall, und ich habe es ſchon dreimal geleſen. Das Wolzogchen hat es charmant gemacht, dieſen Vorläufer, ehe ſie kommt, uns vorauszuſchicken. Ich habe vorhin die Leſewelt genannt, denn die Kritiker kann ich nicht gut leiden; mir däucht, das Gefühl wäre der beſte Kritikus. Mit Knebel habe ich mich letzt darüber gezankt, der mir Verſe, die mich gerührt hatten, herunterſetzte und mir ſie recht abgeſchmackt verlas, und ich habe ſie ihm aus den Händen geriſſen.

---

[1] Für Wolzogen, das Stilgeriſche Haus.

[2] Er zog im April nach Oßmannſtedt. Sein Haus kaufte Geheimerath Voigt.

[3] Bd. I. S. 446.

Knebel läßt ſich dann und wann wieder in der Welt ſehen.

Adieu, mein lieber Ritter, dem ich nach Paläſtina nachreiſen würde.[1]

Freitag (den 3. März 1797).

Ihren lieben Brief vom 28. Februar habe ich erhalten und der Amelie[2] den des Ami[3] zugeſtellt, die Ihnen ſelbſt wird geſchrieben haben.

Sie haben eine hübſche Illuſion, wenn Ihnen im Geiſt däucht, Sie arbeiteten mit Goethe und Schiller und wären auch wieder müßig mit Ihnen. Wer weiß, ob Sie nicht gar der gute Geiſt ſind, der ſie beide inſpiriert, wenigſtens in Hermann und Dorothea. Grüßen Sie Schiller recht herzlich von mir; ich habe mich recht gefreut, daß ich ihn heiter und wohl gefunden habe. Wenn es Ihnen gemütlich iſt, ſo grüßen Sie auch Goethe von mir.

Mittwoch (den 9. April 1797).

Ich habe die Kalb, ſeitdem ſie einmal bei mir war, nicht wieder geſehen. Wir haben eine ganz richtige Bemerkung über ſie gemacht: ſie kann ſich recht hübſch das, was ſie gerne hat, weis machen als eine Pflicht, die ſie zu erfüllen hätte. Doch fand ich dieſen Zug mehr bei Männern als bei unſerem Geſchlecht. Kant und Schiller können wohl Recht haben, daß unſer Geſchlecht mehr aus Neigung als aus Pflicht handle, aber nur deßwegen, wie ich bei vielen ſehe, weil ihre Pflicht ihnen zur Neigung wird. Ich könnte viele Beiſpiele davon anführen, unter andern meine Mutter. Sie gefiel ſich ſo wohl in den beſtändigen Aufopferungen, die ſie zu machen hatte, daß, nachdem ſie nach vielen Jahren zu ihrem eigenen freiwilligen Genuß kam, ſie eine Oede in ſich empfand, die ſie noch bis jetzt nicht ganz überwinden kann. Ueberhaupt, glaube ich, hat die Natur dafür geſorgt, daß in unſerem Geſchlecht die ganz echte Tugend ſoll wohnend bleiben, indem bei uns kein Stolz noch Ruhm eine Triebfeder ſein kann; denn unſere zu bearbeitenden Aufgaben, eben wegen ihrer tauſendfältigen Kleinlichkeit etwas drückend auszuüben und doch ſo nothwendig im Leben, ſind weder der Stoff für einen Dichter noch des Geſchichtſchreibers; auf's höchſte können ſie einmal ſo nebenher wie die Wäſche der Nauſikaa und das Gewebe der Penelope angeführt werden, denn die beſte Hausfrau iſt die allerunbedeutendſte für die Welt.

---

[1] Der Ritter Toggenburg wurde in dieſem Jahr gedichtet.

[2] Amelie war einige Tage in Jena und am 26. von Frau v. Stein abgeholt worden. Br. I. S. 447 und Briefe an Frau v. Stein S. 134, wo ſtatt 1796 zu leſen iſt 1797, wie ſchon Schüll zu Briefe III. S. 342 bemerkt hat.

[3] Alexanders v. Humboldt.

Daß Goethe die Welt luſtig anſieht, macht, weil dieſe Seite ſeines Verſtandes die ſtärkſte iſt; er hat begriffen, daß ihre Natur von der Beſchaffenheit ſei, daß ſie keine Philoſophen je verbeſſern werden; und da er ſich ſelbſt wie billig auch zu der Welt rechnet, weiß er wohl, daß auch er nicht anders ſein kann, und je mehr ihn dieſe Dinge ſonſt gequält und er ſie durchdacht, hat er ſich gemüthlich darüber zur Ruhe geſetzt. Dabei hat er jetzt eine gute Geſundheit und mehr Fleiſch im Topf als der arme Rouſſeau, um ſich gute Bouillons kochen zu laſſen.

Ihre Liebe iſt die einzige, die mir wohl thut; alle andere geweſene oder noch beſtehende haben mich nicht ſelten gequält; könnte ich's Ihnen vergelten!

12. April 1797.

Ich komme aus der Kirche oder vielmehr von der Kommunion, und da muß man ein gutes Werk thun, darum verzeihen Sie, liebe Lollo, wenn ich Ihnen das beigeſchloſſene Manuſcript zuſchicke,[1] nebſt dem Billet von meiner Schwägerin an mich.

Was macht Ernſtchen[2] und was Humboldts Kind?[3] und wie gehen die Herzensangelegenheiten von unſern großen Kindern?[4] aber beſonders was machen Sie, geliebte treue Freundin! Die Milkau ſagte mir, ſie habe Schiller ſehr munter gefunden, und das macht wohl die Freude an ſeinem Garten. Ich freue mich ſelbſt darüber, als wenn er halb mein wäre, und bei ſchönen Tagen ſpaziere ich auch in Gedanken hinein.

Die Humboldt hat der Amelie ein goldgeſticktes Tuch geſchenkt, und anſtatt ſich damit zu putzen, ſchickt ſie's der Mutter, daß ſie es geſchwind ſehen ſoll. Weil Jemand die Dame gern geputzt ſieht, war mir's nicht recht; ich habe geſagt, es müſſe retour gehen.

25. April 1797.

Ich habe mich unendlich gefreut, daß mit der Nachricht vom Frieden, die geſtern Abend kam und mich für ſo viele Leidende unendlich erfreut hat, mir auch heute ein Brief von meiner geliebten Lollo kommt, der mich über ihre zeitherigen Unruhen tröſtet.

Die Wolzogen iſt mir eine angenehme Geſellſchaft, aber meiner treuen Lollo gehöre ich ganz allein; ſeien Sie nur nicht eiferſüchtig, letzt fand ich wo eine Bemerkung: wer mit Eiferſucht liebt, liebt mehr, wer ohne Eiferſucht liebt, liebt beſſer.

Den Humboldt[5] habe ich zu wenig geſehen, um etwas über ihn ſagen zu können, doch wäre mir's lieb, ihn zum Neveu zu haben; ich glaube, wenn wir bekannt würden, wir vertrügen uns mit einander recht gut. Wäre er länger hier geblieben, ſo hätte laſſen Sie es **mir**, an ihrem eigenen Feuer den Wurm auszubrüten, der Sie zerfrißt.

---

[1] Des Mr. Bernay, Anekdoten aus der franz. Revolution.

[2] E. war am 4. geimpft (an K. IV. S. 22).

[3] Am kalten Fieber, an G. 297.

[4] Wohl Carl, der ſich mit Fräulein v. Seebach verheirathete, und Amalie v. Imhof.

[5] Alexander, der ſich für Amalie v. Imhof ſehr intereſſiert hatte.

Präſident. Ich bin begierig.

Wurm. Ich müßte mich ſchlecht auf den Barometer der Seele verſtehen, oder der Herr Major iſt in der Eiferſucht ſchrecklich, wie in der Liebe! Machen Sie ihm das Mädchen verdächtig — — Wahrſcheinlich oder nicht. Ein **Gran** Hefe reicht hin, die ganze Maſſe in eine zerſtörende Gährung zu jagen!

Präſident. Aber woher dieſen Gran nehmen?

Wurm. Da ſind wir auf dem Punkt — Vor allen Dingen, gnädiger Herr! erklären Sie ſich mir, wie viel Sie bey der fernern Weigerung des Majors auf dem Spiel haben — in welchem Grade es Ihnen wichtig iſt, den Roman mit dem Bürgermädchen zu endigen, und die Verbindung mit Lady Milford zu Stande zu bringen?

Präſident. Kann er noch fragen, Wurm? — Mein ganzer Einfluß iſt in Gefahr, wenn die Parthie mit der Lady zurückgeht, und wenn ich den Major zwinge, mein Hals!

Wurm (munter.) Jetzt haben Sie die Gnade und hören! — Den Herrn Major umſpinnen wir mit Liſt. Gegen das Mädchen nehmen wir Ihre ganze Gewalt zu Hilfe. Wir diktiren ihr ein Billetdoux an eine dritte Perſon in die Feder, und ſpielen das mit guter Art dem Major in die Hände.

Präſident. Toller Einfall! Als ob ſie ſich ſo geich ihn einmal zum Déjeuner oder Thee eingeladen, ſo aber kam ich nicht dazu.

Mich freut's gar ſehr, Schiller bald in ſeinem Garten zu wiſſen, und balde, balde [1] beſuche ich Sie beide darin.

Adieu, mein beſter Engel, mein Schutzgeiſt! Ein liebender Freund oder Freundin ſind mehr Schutzgeiſt, als ſie es ſelbſt wiſſen.

17. Mai 1797.

Wie freu' ich mich des ſchönen Tags, den Sie heute in Ihrem Garten genießen; in allen Fleckchen weiß ich Ihnen ſchon zu begegnen. Wenn ich ſicherer in meiner Geſundheit wäre, wie gern blieb' ich ein paar Tage bei Ihnen! Schiller iſt auch ſo ein guter Geſellſchafter, ſo nachſichtig, es läßt ſich ſo hübſch mit ihm ſtreiten, und die dicken Mauern, die meine Gedanken umgeben, würden ſich gewiß in ſeiner Geſellſchaft öffnen. Aber die Zeit muß mir auch gefällig ſich dazu ausdehnen.

Sonnabend (den 2. September 1797).

Wenn das Wetter gut iſt, ſo begleite ich Fritz den Dienſtag bis Jena, und wir bitten Lollochen, uns zu Mittag aufzunehmen; auch Carl wird von der Reiſe ſein.

Daß ich ſo ganz von meinen Kindern getrennt werde, beſonders wenn Carl auch bald nach Mecklenburg zurück müßte, benimmt mir alle Poeſie meines Lebens. Wenn ich katholiſch wäre, ſo verſchlöß' ich mich jetzt in ein Kloſter und mein Lollochen beſuchte mich manchmal darin. Ich malte und ſtickte dann Heilige, und den ſchönſten und frömmſten ſollte allemal mein Lollochen haben. Für Schiller könnte ich keine Heilige machen, die frömmer und beſſer wären als mein Lollochen ſelbſt.

(5. September 1797).

Hier die verſprochenen Reiſen mit meinen herzlichſten Grüßen an Schiller. Für mein allerliebſtes Carlchen einen Pfefferkuchen, von welchem Ernſtchen ſich doch nur ein Stückchen wird müſſen gefallen laſſen; und für mein Lollochen ocimum polystachium, Samen und Reſedaſamen.[1]

---

[1] Reminiscenz aus Goethe's Nachtlied.

Das ocimum ſäen Sie nur mitſammt der Schale. Die Körnchen ſind ſo klein, daß man ſie nicht ſeparieren kann.

9. September 1797.

Herzlichen Dank für die Pflaumen; ich freue mich recht, daß ſie mir Carlchen hat helfen aufleſen.[2] Heute kommen die verlangten contemporaines,[3] ſechs Stück, indeſſen es ſind noch mehrere da; le coeur humain dévoilé iſt mir auch verſprochen.

Fritz hat mir von Altenburg aus geſchrieben. Es war ihm, als hätte er Weimar nur in der letzten Abendſonne geſehen. Gebe ihm ſein Schickſal eine heitere Morgenſonne in dem Ort, den er ſich wählt.

Wenn ich eine Stimmung hätte, etwas zu ſchreiben, ſo würde ich's um Schillers Beifall thun, aber ich bin zu geiſtesarm.

27. Februar 1798.

Das Souper[4] muß Sie doch amüſiert haben, wie es der H. M. in ihrer Albernheit, und B. und Amelie im Element der Eitelkeit wohl war. Ich ſah Brinkmann nur einmal, aber er machte auf mich den Eindruck der Herzloſigkeit und Eitelkeit, ohngeachtet er immer auf wohlwollende Empfindungen in ſeinen Erzählungen zielte.

Ich danke Ihnen für die Mittheilung der Briefe. Ich bin der Schimmelmann gut, weil ſie ſich ein hübſches Bild von Ihnen macht; hingegen ärgerte mich einen Augenblick das kleine paſſionierte Weſen meiner Schwägerin. Sie hatte vorher noch einen ſchlimmen

---

[1] Für den Garten, Schiller an Goethe Nr. 367.

[2] Bei der Obſternte im Garten, Schiller a. a. O.

[3] Von Retif de la Bretonne.

[4] Bei der Herzogin Mutter, wo Carl Guſtav v. Brinkmann (1764—1847), den Goethe am 18. an Schiller empfohlen hatte, Nr. 433, „gar großes Glück" machte (Schiller Nr. 435). Dieſe war zur Aufführung der Zauberflöte am 21. nach W. gegangen. Vgl. Ch. Briefe an Frau v. Wolzogen lit. Nachl. II. S. 264 ff.

Brief geſchrieben, den ſie mir vorlas, welchen ich mir aber ſehr verbat und es ſehr ungerecht fand, daß für eine Gutheit, die Schiller gehabt hätte, ihm etwas Unhöfliches ſollte erwieſen werden.[1] Wie ſanft und gut iſt der Charakter in den Briefen der Schimmelmann, aber doch bin ich bald eiferſüchtig, daß ſie auch ſo hübſche Briefe von Ihnen erhält als ich.

Was die Erzählung in Verſen betrifft von der Michal, die Sie mir auftragen, ſo möchte ich ſie gern übernehmen, wenn ich nur welche machen könnte. Sie hatte gewiß einen rechten Prinzeſſinanſtand, und es mußte ihr abſcheulich vorkommen, wie ihr königlicher Gemahl, von ſeinem Ornat entkleidet, vor der Bundeslade der Hanswurſtsſprünge macht, und der ganze Enthuſiasmus, den ſie vorher für ihn hatte, war nun auf einmal vorüber. Liebes Lollochen, ich bitte, machen Sie aus der Michal eine Erzählung. Wenn man immer an ſo einer ſchönen Quelle wohnt wie Sie, ich dächte, man könnte ſich manchmal ein Brünnlein ableiten; um mich herum iſt Alles unpoetiſch.

Die hieſigen Neuigkeiten ſchreibt Ihnen wohl die Wolzogen. Geſtern ſind unſere Herrſchaften von Gotha wieder zurück. Der Erbprinz und Erbprinzeſſin von Gotha kamen aber auch mit, und war noch geſtern Abend Ball.[2] Die Tänzer ſollten Oppels[3] Leiche begleiten; ich weiß nicht, was das für einen Contraſt muß verurſacht haben. Ich fand mich glücklich, geſtern Abend einſam und allein zu ſein.

Beilage.

Zur Charakteriſtik des paſſionierten Weſens von Frau v. Schardt diene folgender Brief (23. Auguſt 1800):

„Ich bin hier auf dieſem dürren, von allen guten Geiſtern verlaſſenen Boden geblieben, und oftmals, wenn ich, durch die ſchöne Luft des Himmels gereizt, hinausging und dann den Park betrat, bin ich, von unwiderſtehlichem Widerwillen ergriffen, wieder umgekehrt, um all das wohlbekannte, magere, dürre, zubereitete Weſen nicht zu ſehen.

---

[1] Die „Anekdoten" waren durch ein Mißverſtändniß auch in Reinhardts Journal gerathen. Frau v. Schardt's Brief iſt vorhanden und ſehr pikiert.

[2] Goethe an Schiller 440.

[3] Goethe an Knebel 168.

„Das Einzige, was mir noch etwas gewährt, iſt der Umgang von St. Aignan. Ich dachte nicht, daß ich in meinem Herzen wieder ſolch eine Zuneigung finden könnte.

„Der Goethe iſt ſeit einigen Tagen zurückgekehrt (von Berka) — ich fand ihn unvermuthet bei der Stein, da war er eben gekommen; den Moment kehrte noch die Freude in mich zurück — die alte. Er war milde und ſchien geſund.

„Weimar iſt und bleibt ein ſtehender Sumpf, wo man Gott dankt, wenn nur noch Fröſche darin quaken ....

„Ergebung, hinweg gewandt das Herz vom Irdiſchen!“

24. Mai 1798.

Sie machen in Ihrem Brief Bemerkungen über Stimmungen des Gemüths durch Leiden von Krankheit, wovon ich auch den Gewinnſt manchmal gefühlt habe; aber die Reſignationen haben ſich bei mir zu oft wiederholt, und ich bin gleichgültiger gegen das Leben oder die Lebenswirthſchaft geworden, als ich ſelbſt wünſche. Sie und die Herzogin Luiſe halten mich allein durch Ihre Liebe, und manchmal begreiſe ich gar nicht, daß Sie mich noch lieb haben können, und möchte Ihnen gerne auch etwas Angenehmes in Ihr Leben flechten.

Die vier Trauungen[1] auf einmal haben mich nicht wie ſonſt, wenn ich dieſe Feierlichkeit ſah, traurig gemacht Wenn es nicht aus Taubheit meiner Gefühle kommt, ſo hoffe ich, es kommt aus Gründen, daß dieſe Ehen, was den Charakter gegeneinander betrifft, alle glücklich ſein werden. Es war Alles zum Ball bei dieſem Feſte gebeten, Goethe ging aber den Tag fort. Man hat ihm hier Schuld gegeben, er habe ſich gefürchtet, ein Kränzchen zu bekommen.

---

[1] Am 20. Mai wurden gleichzeitig vom Generalſuperintendenten Herder getraut:

1) Carl v. Stein auf Kochberg, Kammerherr und nachmaliger mecklenburg-ſchwerin'ſcher Oberlanddroſt, mit Fräulein Amalie v. Seebach.

2) Friedrich v. Seebach, nachmaliger großherzoglich ſächſiſcher Oberſtallmeiſter, General und wirklicher Geheimerath, mit Fräulein Henriette v. Stein aus dem Hauſe Nordheim.

3) Louis v. Seebach, † als Oberforſtmeiſter in der Zillbach, im Großherzogthum Weimar, mit Fräulein v. Beulwitz.

4) Hr. v. Breitenbauch mit Fräulein v. Oldershauſen.

26. Mai.

Wenn Kämpfers Reiſen Schiller intereſſiert haben, ſo könnte er ſie ja länger behalten. Die Herzogin gibt ſie ihm gern; weil ſie ihr gefallen haben, hat ſie mir ſie beſonders für ihn gegeben. Sie gehen mit der Dido um, wie man mit einem einzigen Kind zu thun pflegt, machen ihr viel weis und halten ihr die Fehler zu gut, daß Sie ſie immer noch leſen mögen, wie Sie mir ſchreiben. So ſehr mich's freut, daß ſie Schiller gefällt, ſo kann ich mich doch nicht entſchließen, ſie drucken zu laſſen. Wenn mir die angefangene Komödie glücken ſollte, ſo könnte ich mich eher dazu entſchließen mit Schillers Beifall. Mit erſterer könnte ich mir Feinde machen. In der Abſchrift von dem Chorgeſang finde ich in meinem Exemplar von der Dido einige Schreibfehler. Ueberhaupt gefallen mir dieſe Verſe nicht, und ich habe gar keine Gabe, welche zu machen; ſonſt würde ich mit Freuden ſie zum Muſenalmanach bringen.

Ende Mai 1798.

Ich freue mich, wenn es meinem alten Freunde bei Ihnen wohl iſt; ich wußte gar nicht, warum mein kleiner Morgenbeſuch ſeither ausgeblieben war. Die Mutter macht ſich in Jena auf dem Land luſtig. Neulich war ſie mit meiner Mutter ihrer Löwern auf einem Ball in Lobeda und bat ſich ihren Beſuch in Weimar aus, beſonders aber bei ihrer Schweſter, welche ſie recht vor der Verführung der Männer warnt, wie ſie ſagte. Er mag wohl das arme Weſen recht drucken, dem's mit einer gemeinen Natur gewiß wohler geweſen wäre als mit dem Genie.

Mittwoch (den 13. Juni 1798).

Wir waren nach Ihrer Abreiſe [1] noch recht in Sorge um Sie. Ich habe das Gewitter bis zu Ende bei der Wolzogen abgewartet. In Kochberg war am Sonnabend ein fürchterlich Gewitter, und ein Dorf, das zu Kochberg gehört, iſt ganz verhagelt. Den Kochberger Feldern hat's nichts gethan. Die neue Ehe hat ſich alſo gleich mit einem Hauskreuz angefangen.

In Ihrem Garten iſt es wohl ſehr ſchön. Ein eigenes Fleckchen wäre mir auch lieber als der große Park, worin ich wohne. Ich begreiſe nicht, daß ſich Goethe in das Schloß in Jena ſtecken kann, da er hier in eignen Gärten wohnt, er müßte denn viel mit Ihnen beiden ſein; denn ſein hieſiges häusliches Verhältniß muß ihn ganz abpoetiſieren. Thät' ich der Herzogin nicht weh damit, ich würde doch endlich meine Wohnung in Kochberg aufſchlagen.

Wird denn der Roman in den Horen fortgeſetzt: „Briefe von Amanda und Eduard?“ Ich habe ſie erſt geſtern geleſen und finde ſie recht intereſſant. Sie ſind wohl von Madame Mereau; [2] ich möchte ſie wohl einmal kennen lernen, wenn ich nach Jena komme.

Adieu Liebes, Einziges, das ſage ich ohne Rauſch. Emilie Gore erzählte mir, daß, als ſie letzt zugleich mit Goethe bei Hof aß, er mit Ausdruck ſüßen Weins nach der Tafel vor ſie trat und zu ihrer größten Verwunderung ſagte: ma chère, seule, unique amie! Er muß doch noch ein Winkelchen im Herzen haben, wo ihm noch Liebe ſitzt.

Kochberg, den 10. September 1798.

Vorigen Mittwoch bin ich in Rudolſtadt bei der chère mère geweſen, und alle Berge, Wälder und Fußpfade hier herum erinnern mich, mit welchem Vergnügen ich Ihnen entgegen oder zu Ihnen ging, und ich danke es dem Genius der Freundſchaft, daß er uns noch immer in einer Nähe zuſammen erhalten hat.

---

[1] Lotte war alſo von Rudolſtadt (Br. I. S. 243) über Weimar nach Jena gereiſt, wo ſie Goethe fand.

[2] Schiller an Goethe Nr. 337.

Mir hat's auch ſehr leid gethan, daß ich Sie in Weimar verſäumt habe;[1] ſchreiben Sie mir, wie es Ihnen da gegangen iſt.

Daß Ihnen meine Komödie gefällt, hat mir rechte Luſt gemacht, weiter zu ſchreiben; doch kann ich hier nicht recht fleißig ſein. Es lebt ſich hier ſo hübſch vom Genuß des Anſchauens: meine Kinder treiben ſo eine hübſche Wirthſchaft, und meine Schwiegertochter iſt recht verſtändig und gut; und wenn ich erſt Großmama werde, dann wird's wohl mit dem Komödienſchreiben gar zu Ende ſein. Wenn ich nur eher auf den Einfall gekommen wäre, wie Geiſt und Antheil an Allem lebhafter war. Im Traum ſah ich ein dickes, ſchön gedrucktes und gebundenes Buch, das ich geſchrieben hatte, und war mir doch gar nicht erinnerlich, daß ich dieſen Reichthum hervorgebracht hätte. Dieß war ein guter Traum; vorher hatte ich aber einen böſen Traum, nämlich meine Guitarre war zerfallen. Es iſt eine Warnung meines Schutzgeiſtes, daß ich dem Vergnügen, worin ich lebe, nicht zu ſehr trauen ſoll; aber Ihre Liebe und Treue kann mir nichts nehmen, und in dieſer kann ich bei Allem ruhen.

12. November 1798.

Ich leſe ganz früh noch bei Licht Schillers Muſenalmanach. Wenn ſo Alles ſtill um mich herum iſt und ich noch nicht in Geſchäfte der Welt zerſtreut bin, kann ich das poetiſche Frühſtück beſſer genießen. Ich finde ſehr viel Schönes darin; beſonders hat mir ſehr wohl gefallen: „Einer,“[2] überſchrieben; und es macht mir einen Spaß, zu errathen, dieß hat Goethe, dieß hat Schiller gemacht. Goethe iſt wieder hier.[3]

---

[1] Lotte war im Auguſt in W. Schiller an Goethe 498.

[2] Unleſerlich, muß verſchrieben ſein, denn ſolch ein Gedicht findet ſich nicht im Almanach für 1799.

[3] Von Reßlo.

Nun muß ich von dieſem Brief weg an einen ſehr traurigen, nämlich an Staff in Eiſenach, der mir geſtern den Tod ſeiner Frau notificiert. Sie hat mir unendlich leid gethan, ſechs kleine Kinder läßt ſie ihm, dem armen Mann, der ohnedieß eine ärmliche, ängſtliche Natur hat.

24. November 1798.

Ich habe die Schriften der Frau v. Berlepſch nicht geleſen, außer wenige Briefe auf einer Reiſe. Ich kann aber über unſer Geſchlecht nicht ſo beſcheiden ſein, wie Sie ſind. Ich glaube, daß, wenn ebenſo viel Frauen Schriftſtellerinnen wären, als Männer es ſind, und wir nicht durch ſo tauſend Kleinigkeiten in unſerer Haushaltung herabgeſtimmt würden, man vielleicht auch einige gute darunter finden würde, denn wie wenige gute gibt es nicht unter den Autoren ohne Zahl. Die Organiſation iſt wohl einerlei und wohl gar unſere noch feiner zum Denken, aber es iſt nun einmal unſere Beſtimmung nicht; darin bin ich, mein liebes Lollochen, ganz Ihrer Meinung. Grüßen Sie Schiller auf's Beſte von mir, und ich laſſe mir's wie Sie ganz behaglich ſein, ſeine Schriften zu leſen. Hier ſchließe ich Ihnen auch ein Gedicht von Salis bei, im Fall Sie es noch nicht haben. Nein, ich ſchicke es auf den Sonnabend.

29. December 1798.

Ich danke Ihnen, liebe Lollo, für Ihre Treue; gewiß, Sie haben recht, ein ſchöneres Geſchenk als welkende Blumen. Ich danke Ihnen auch für Ihren Antheil an Fritz. Wie ich die Nachricht bekam, daß er Kriegs- und Domänenrath geworden, hätte ich mich gern mit noch Jemand gefreut, aber ich war ſo allein und danke es um ſo mehr der Wolzogen, die bald hernach zu mir gelaufen kam und ſich mit mir freute. Die Herzogin war eben bei mir, aber dieſe Freundin theilt meine Freude nicht, denn ſie verzeiht Fritzen nicht, daß er weggegangen iſt.

(Anfangs 1799).

Den Muſenalmanach habe ich der Herzogin zugeſtellt, wofür ſie Schiller recht freundlich dankt. Ich habe noch nicht mit Muße drin leſen können, denn ich beſitze ihn nicht ſelbſt, aber von der Herzogin bekomme ich ihn noch. Von Schiller, Lollochen und Goethe habe ich mir nur geſchwind etwas aufgeſucht. Das Glück von Schiller finde ich ſehr ſchön; Goethe's Elegie auf die B.[1] hat mich ſehr intereſſiert, doch iſt mir etwas dunkel drin, aber die Ueberſetzung von der Romanze aus der folle en pélerinage[2] hat mir nicht ganz gefallen; und mein Lollochen beneide ich ein wenig, daß ich nicht auch etwas ſo Artiges machen kann.[3]

Den letzten ſchönen Tag habe ich auf einem Spaziergang auf die Säulen mir in Gedanken ein franzöſiſch Liedchen überſetzt, das ich ſchon, als ich noch Hofdame war, gern hatte. Ich leg' es bei, es wird Ihnen wohl auch aus dem Rouſſeau bekannt ſein.

Ich habe nun nicht mehr Zeit, das Lied abzuſchreiben, und ſchicke es mit nächſtem.[4]

9. Februar 1799.

Es iſt mir ganz einſam, nun meine gute, treue Lollo fort iſt;[5] indeſſen ſchreib ich ein paar Worte des Danks meiner lieben Freundin, daß Sie mir, ſoviel Sie konnten, alle Ihre Stunden hier ſchenkten. Den ſchönen Florian hat mir Goethe geſchenkt; er hat mir ſchon manche angenehme Stunde gemacht, und wenn Sie ihn leſen wollen, will ich Ihnen nach und nach immer einen Theil ſchicken.

Die Herzogin Luiſe hat mein Lollochen mir recht gelobt und mir geſagt, der Ausdruck ihres Geſichts thäte ihr im Innern wohl, und das thut mir auch wohl, wenn man mir ſo etwas ſagt.

---

[1] Becker, Euphroſyne.

[2] Der Müllerin Verrath. An Knebel 181.

[3] Die drei Gedichte, unterzeichnet „Louiſe", S. 77. 150. 174.

[4] Es fehlt.

[5] Nach einem fünfwöchentlichen Aufenthalt, wegen der Aufführung der Piccolomini.

Ich war vorgeſtern in Geſellſchaft der Kalb; ſie frug mich, ob Goethe mich beſuchte, ich ſagte: nein. Welche Härte, rief ſie aus, und ſie wollte es ihm vorhalten; in Eil', denn mein Wagen ſtand ſchon vor der Thür, bat ich ſie recht ſehr, es nicht zu thun, denn ich liebe meine Einſamkeit und bin gar nicht auf Viſiten geſtimmt. Wenn ſie mir nur nicht etwas Albernes macht: ich habe gar nicht gern, wenn man zu Goethe von mir ſpricht; ich habe ein zu lebhaftes Gefühl davon, daß er gar kein Intereſſe an mir nehmen kann, ich aber habe noch ſoviel Intereſſe an ihm, daß ich nicht leiden kann, daß man ihn damit plagt.

Auguſt iſt bei mir, ſein Geſichtchen thut mir auch wohl; er wollte an Carlchen ſchreiben und freute ſich über's Couvertchen, das ich ihm gemacht habe. Poſſierlich iſt's, daß er ſich das Siegel in meinem Schreibtiſch ausgeſucht hat, das mir ſein Vater, ich glaube vor zwanzig Jahren, geſchenkt.[1] Laſſen Sie ihn es nicht ſehen.[2]

Weimar, den 28. Februar (1799).

Was werden Sie von mir denken, daß ich Ihnen gar nicht ſchrieb, aber ich habe, wie der Prinz Tamino, mit meinen Gedanken immer um Sie geflötet, indeſſen Sie in den Fluthen waren. Haben Sie denn meinen allererſten Brief, nachdem ſie weg waren von hier, erhalten? Ich hatte auch das Recept zur Sauce mitgeſchickt, die Ihren Beifall hatte, als Schiller und Wolzogens zu Mittag bei mir waren, auch hatte Auguſt ein Briefchen an Carl mit eingelegt.

Geſtern war ich in der Komödie; die Läſterſchule wurde gegeben, es würde Sie gewiß recht amüſiert haben, und wurde auch ziemlich gut gegeben. Ich möchte ſie gemacht haben. Die meinige iſt fertig, doch habe ich mancherlei dran zu corrigieren, denn immer ſchwind hin bequemen würde, ihr eigenes Todesurtheil zu ſchreiben?

---

[1] Mit dem Motto: „Alles um Liebe," als Wechſelgeſchenk. S. Brief vom 8. November 1776, I. S. 70.

[2] Dieſe eine Zeile wiegt ſchwerer als alle Verunglimpfungen der neueſten Tadler.

Wurm. Sie **muß**, wenn Sie mir freie Hand laſſen wollen. Ich kenne das gute Herz auf und nieder. Sie hat nicht mehr als zwey tödliche Seiten, durch welche wir ihr Gewiſſen beſtürmen können — ihren Vater und den Major. Der letztere bleibt ganz und gar aus dem Spiel, deſto freier können wir mit dem Muſikanten umſpringen. —

Präſident. Als zum Exempel?

Wurm. Nach dem, was Ewr. Exzellenz mir von dem Auftritt in ſeinem Hauſe geſagt haben, wird nichts leichter ſeyn, als den Vater mit einem Halsprozeß zu bedrohen! Die Perſon des Günſtlings und Siegelbewahrers iſt gewiſſermaßen der Schatten der Majeſtät. — Beleidigungen gegen jenen ſind Verletzungen dieſer. — Wenigſtens will ich den armen Schächer mit dieſem zuſammengeflickten Kobold durch ein Nadelöhr jagen.

Präſident. Doch — ernſthaft dürfte der Handel nicht werden.

Wurm. Ganz und gar nicht — Nur in ſo weit als es nöthig iſt, die Familie in die Klemme zu treiben — Wir ſetzen alſo in aller Stille den Muſikus feſt — Die Noth um ſo dringender zu machen, könnte man auch die Mutter mitnehmen, — ſprechen von peinlicher Anklage, vom Schaffot, von ewiger Veſtung, und machen den **Brief der Tochter** zur einzigen Bedingniß ſeiner Befreiung.

Präſident. Gut! Gut! Ich verſtehe!

ertapp' ich den Autor noch auf manchen Unrichtigkeiten oder Widerſprüchen.

Prinz Friedrich von Gotha iſt hier, ſonſt weiß ich gar nichts Neues. Ja, doch noch etwas: Herr von Haren, der künftige Cavalier vom Prinzen, iſt angekommen, ein ältlicher Mann, der einen auf's erſte Anſehen weder für noch gegen ſich einnimmt. Nun ich ihn einigemal geſehen habe, kommt er mir beſcheiden vor. Er ſpricht ſehr ſchön franzöſiſch, und zwei Neigungen habe ich ihm abgemerkt: er liebt das geſellige Leben und die Jagd, denn er wollte viel lieber blind als taub werden, zum Beweis des erſteren, und dann hörte ich ihn verſchiedentlich von Anekdoten erzählen, die ihm auf der Jagd begegnet waren.

Adieu, mein Liebes, das ich ſehr vermiſſe. Keine ſo treue, liebevolle, mir ſo wohlthuende Freundin betritt meine Schwelle; nach Ihnen die einzige Herzogin Luiſe, die es aufrichtig gut mit mir meint, aber ich kann ihr immer nichts recht machen, und wir leben in ewigem Streit. Letzt ſagte ſie mir, ſie könnte ſich recht vorſtellen, daß mich Goethe nicht hätte können lieb behalten, ob ſie mich gleich immer würde lieb haben. Ich habe ihr geantwortet, ich wollte ihr zugeben, daß ſie mich ſtärker liebte, ich ſie aber beſſer.

Sonntag, 3. März (1799).

Den 28. vorigen Monats iſt meine Schwiegertochter von einem Sohn entbunden worden. Den 7. gehe ich nach Kochberg mit meiner Mutter, um ihn aus der Taufe zu heben.

Indeſſen bei der freudigen Begebenheit bekam ich geſtern Abend einen Brief, der meinem Herzen ſchwer aufliegt. Fritz iſt ſehr krank, der Brief war vom 20. Februar; er hatte ihn ſeinem Bedienten diktiert, zuletzt hatte er mir einige Zeilen dazu geſchrieben. Die Züge waren aber ſeiner gewöhnlichen, ſehr reinlichen Hand ſo unähnlich, als wenn ſie ein Kind geſchrieben hätte. Dieß gab mir einen Stich durch's Herz, wovon ich mich nicht erholen kann, denn im Brief des Bedienten ſtand, er wäre wieder außer Gefahr, nur noch bettlägerig, aber vierzehn Tage ſei er recht krank geweſen, Fritz, der nie krank war, außer in Hamburg, da er die Gelbſucht hatte. Mir fiel ein, er habe vielleicht Händel gehabt, genug, ich muß ſeit geſtern immer weinen. Man ſagt, die Thränen linderten, aber mir bekommen ſie ſehr übel, weil es mir gleich heftig Kopfweh erregt; ach! die fünfzig Meilen weit dazu, nun kann ich lang nichts hören.

Der Diebſtahl des Manuſcripts von Wallenſteins Lager iſt ganz abſcheulich. Böttiger wäre wohl zu ſo etwas fähig; daß es ja Schiller nicht ununterſucht läßt.[1]

Mittwoch, (13. März 1799).

Von Fritz habe ich mit der letzten Poſt nichts gehört, hier iſt aber ein Brief von voriger Poſt von der Gräfin Maltzan. Aus dem Brief kann man ſehen, daß es eine treue Freundin iſt; ſchicken Sie mir ihn aber wieder. Sie verſprachen mir einen von der Gräfin Schimmelmann.

Haben Sie noch nicht erfahren, wer das Manuſcript von Wallenſteins Lager entwendet hat? Schreiben Sie mir bald, daß Sie völlig wieder wohl ſind und die Muſen wieder bei Ihnen. Zu mir werden ſie ſobald nicht wieder kommen, mich hat ſo eine Traurigkeit über Fritzens Krankheit ergriffen, die mein Gemüth ganz abſtimmt; wenn es nur keine Ahndung iſt, die mir ſo ſchwer aufliegt, daß dieſe Krankheit doch der Nagel zu ſeinem Sarge iſt, wenn auch jetzt die Gefahr vorüber. Ich ſage mir oft vor, daß ich's mit Faſſung ertragen will, ſage mir oft vor, wie viel unglückliche Mütter, was noch ſchlimmer war, hoffnungsvolle Söhne durch die Guillotine und die bitterſten Leiden in den jetzigen Zeiten mußten fallen ſehen, aber immer nagt mir's am Herzen.

15. März.

Dieſer Brief war liegen geblieben, weil mir Goethe den behalten hatte, ſo ich mitſchicken wollte. Nun habe ich geſtern einige Zeilen von Fritz ſelbſt vom 9. erhalten.

---

[1] Schiller an Goethe 578.

12. Juni (1799).

Ich danke Ihnen, liebe Lollo, für die paar Stunden, die Sie mir vorigen Sonntag[1] ſchenkten, und daß Sie mir nicht meine leidenden Züge vorwarfen, wie die Herzogin. Hier iſt die Orange, die ich Schiller noch zum Wagen hineinreichen wollte, aber die Unbehülflichkeit meiner Füße machte, daß ich es verſäumte, und zu ſchnell war Ihr Wagen von mir weggedreht.

Wiſſen Sie nicht, ob Milkau noch im Schloß logiert? Ich möchte mich gern auf ein paar Tage da einquartieren, ſonſt könnte ich wohl die Zimmer nicht bekommen, und die andern hat ja der Goethe. Ich bitte alsdann den Herzog darum, der morgen wieder kommt.

Ich möchte auch heute mit den Melliſchen[2] bei Ihnen ſein. Der Herzog kommt morgen Nachmittag, er bringt den Herrn von Haugwitz, preußiſchen Miniſter, mit. Es iſt ein ehemaliger Bekannter von Goethe, alſo hat die Herzogin ihren Läufer nach Roßla geſchickt, um Goethe, der mit ſeiner Familie die Landluſt genießen wollte, wieder heimzuholen.[3] Ich träumte, mein Mann fuhr mit meiner Mutter fort. Da ich eben etwas zu überſetzen angefangen habe, ſo ärgerte ich mich im Traum, daß ich's vergeſſen hatte mitzunehmen und meine Arbeit nicht vollenden konnte. Auch träumte ich einige Nächte vorher, meine Tinte war ausgeſchrieben und war etwas wie trübes Waſſer, oder vielmehr wie ein dicklichter Saft drin. In der Traumtheorie ſteht, daß wenn die Träume nicht eintreffen ſollen, man ſie erzählen muß; drum folg' ich dem Aberglauben, um noch mit meiner Lollo ein Weilchen das Leben zu genießen.

27. Juli 1799.

Das, worauf eigentlich die Welt beruht, ſollte man gar nicht in Verſuchung kommen können ein Uebel zu nennen; es muß bei der Schöpfung ein Verſehen vorgegangen ſein, dafür der Urheber uns anderswo wird entſchädigen müſſen. Indeſſen möchte ich in Anſehung Ihrer dießmal einen Vortheil für mich herausziehen, und zu Ihrer Zerſtreuung ſchlag ich Ihnen vor, acht Tage oder ſo lang Sie wollen, zu mir zu kommen; Goethe geht indeſſen zu Schiller, und die Chriſtine bleibt bei den Kindern im Garten, und Sie erholen ſich bei mir in Ruhe.

---

[1] Schiller an Goethe 609.

[2] Der engliſche Conſul Melliſh, ebend. 610.

[3] Er kam nicht, ebend. 612.

Geſtern aß ich mit der Laroche bei Goethe,[1] es war ein empfindſames Diner; wir mußten uns jedes nach unſeren Namen auf dem Couvert ſetzen, und Nachbarn oder vis à vis, eines oder das andere, waren am ſchicklichſten zur Unterhaltung ausgeſucht. Auf dem Tiſch ſtanden anſtatt der Gerichte Blumennäpfe mit raren Gewächſen und Bouteillen mit Wein dazwiſchen. Die Unterhaltung ging gleich auf die Blumen, und nach einer Weile wurden uns vorgelegte Speiſen gebracht. Gegen das Deſſert erhob ſich eine unſichtbare, ſanfte Muſik, und endlich trug man ſchöne Früchte und wohlgeſtaltete Kuchen auf den Tiſch zwiſchen die Blumenſtöcke, die auch Carlchen und Ernſtchen würden intereſſiert haben.[2] Außer einigen Perſonen war dieſelbe Geſellſchaft Abends bei der Herzogin im römiſchen Hauſe zum Thee.

Wieland ſah ungern, daß die Laroche ſich bei uns gefiel; er will ſie nur für ſich in Osmannſtädt haben, wo ſie ihm helfen muß ſeine confessions ſchreiben; denn da ſie ein ſehr gutes Gedächtniß noch bis jetzt hat, weiß ſie vermuthlich noch alle ſeine Jugendſünden, die er ſchon längſtens vergeſſen hatte; dieß iſt aber nur eine médisance von mir.

Die Herzogin läßt Ihnen ſagen, Sie ſollten Geduld haben, denn ſie hätte ihrer gar ſieben gehabt, und das wäre nun einmal unſere Beſtimmung.

---

[1] Goethe an Schiller 633, wonach das Mahl am 25. ſtattfinden ſollte, und 634.

[2] Frau v. la Roche's eigene Beſchreibung bei Düntzer, Frauenbilder, Seite 548.

Mittwoch, (Auguſt 1799).

Kotzebue kenn' ich ſchon lang; er hat ein etwas, wenigſtens in ſeinem Aeußern, von den drei Eigenſchaften, die Sie ſich von ihm gedacht haben. Mir iſt er leichtſinnig und unzuverläſſig vorgekommen; mein Gemüth trug mich ohne weiteres Nachſinnen nicht zu ihm. Nun will ich einmal ſehen, wie er mir jetzt wird vorkommen. Wenn mein Kopfweh nachläßt, gehe ich den Abend in ſein Stück: das Epigramm; im Leſen hat mir's gefallen. Ich habe leider den Geſchmack des Publikums, alſo eigentlich den gemeinen, denn ich kann die Kotzebue'ſchen Stücke nicht ſo übel finden, und wenn ich ſchreiben könnte, würde vermuthlich auch nichts Beſſeres herauskommen. Sollte es Schiller gelingen, mir den rechten Begriff davon beizubringen, ſo hoffe ich, wenn ich einmal wieder in die Welt komme, etwas der Kunſt Gefälliges hervorzubringen; jetzt wäre es zu ſpät, denn zu einem noch nie gehabten Begriff muß ſich in uns ſogar erſt ein Organ bilden, womit man ihn faſſen kann, und im Winter der Jahre iſt dieſes wie phyſiſch unmöglich. Indeſſen, da ich bloß auf Schillers Befehl eine Komödie geſchrieben habe, ſo muß er ſich ein bischen ihrer annehmen. Ich ſchreibe den letzten Akt ab, und dann ſoll es ein correcter Abſchreiber in's Reine bringen und einen breiten Rand dran laſſen. Was mir im Vorleſen noch eingefallen iſt, und Schiller, daß man wegen der Entwicklung irre geführt würde, erinnerte, ändere ich halbweg.

Geſtern erzählte mir die Herzogin, als ſie tête à tête bei mir Kaffee frühſtückte, ſie ließe Ihnen eine Kaffeekanne, Milchtöpfchen und Zuckerſchachtel von Silber machen.[1]

28. Auguſt (1799).

Ich habe flüchtig die Xenien im Athenäum[2] geleſen, aber ich habe keine Freude an dieſem Witz. In Berlin, hat mir die Herzogin geſagt, hat die Polizei Befehl, auf Schlegel und Fichte Achtung zu geben; darum zieht er wohl auch noch nach Jena.

---

[1] Schiller zeigt den Empfang des Geſchenks am 26. September Körner an IV. S. 161.

[2] Schillers Urtheil an Goethe 645.

Die Herzogin hat wieder neue Reiſen für Schiller; ſie läßt ſie nur erſt binden, dann bekomme ich ſie. Der Verfaſſer hat ein ſehr hübſches Geſicht, ſein Kupfer ſteht voran. In acht Tagen, habe ich gehört, wird die ſchöne Silberarbeit fertig ſein.

Die junge Herder iſt in die Wochen gekommen, und die Frau von Werther aus Jena hat das Kind gehoben, und der Großvater getauft. Es iſt ſonderbar, daß Herder ſich dieſe Frau zur Gevatterin ſeines Enkels auserleſen hat; als erſter Geiſtlicher des Landes ſollte er doch den Anſtand mehr reſpektieren.

Heute iſt Goethe's Geburtstag, wozu ihm vermuthlich die Schlegel werden Oden gemacht haben.

26. Oktober 1799.

Sehr angenehm hat mich die Nachricht, daß Sie, liebe Lollo, ein Töchterchen haben, in Weimar empfangen.

Betrübt, beinahe mit Thränen, verließ ich Fritz in Leipzig, und nun kommt mir durch Sie, daß Sie mir von Neuem ſammt einem Töchterchen geſchenkt, wieder eine Freude in mein Herz.

Sobald ein ſchöner Tag ſcheint, beſuche ich Sie; ich darf mich nicht in die üble Witterung wagen.

Schiller danke ich tauſendmal für den Brief, den er mir nach Leipzig geſchrieben, wenn ich ihn gleich nicht erhalten habe. Wenn er retour kommt, bitte ich ihn mir noch aus, daß ich ihn unter meine Heiligthümer lege.

Sonnabend, 23. November 1799.

Wie freu' ich mich, da ich eben von einem Spaziergang zurückkomme, Ihren lieben Brief vom 21.[1] zu finden! beſonders, da ich mir vorgeſetzt hatte, Ihnen, liebe Lollo, heute auch ein paar Zeilen zu ſchreiben, und mich auf künftigen Montag[1] anzumelden.

---

[1] Nach Lottens ſchwerer Krankheit.

Sobald es Ihre Kräfte erlauben, ſo kommen Sie auf einige Wochen zu mir; ich warte und pflege Sie dann, wie es die chère mère gethan hat, und wir wollen dann noch einen recht vergnügten Winter mit einander zubringen.

(Sonnabend, 6. März 1802) Abends halb 8 Uhr.

Nun etwas vom Leben! Der Herzog hat, unter uns geſagt, die verfehlte Geſellſchaft im Stadthaus[2] meiner Schwägerin zugeſpielt, auf den Dienſtag, ſie hat mich dazu eingeladen. Da es aber der einzige Tag iſt, wo ich künftige Woche mit der Herzogin ſein kann, ſo wäre es doch beleidigend, wenn ich die Herzogin darum wollte ſitzen laſſen. Dieß ſag' ich Ihnen nur, meiner Schwägerin ſag' ich's erſt Dienſtags ab, ſonſt gibt's eine Verhandlung, deren Gang ich ſchon auswendig weiß.

Adieu, mein treues, getreues Herz, die mir beſſer als Nichten ſind. Ich habe geſtern eine Scene mit den drei Precieuſen gehabt,[3] die mir heimlich böſes Blut gemacht.

Strachwitz, den 20. April 1803.[4]

Ich ſitze hier wie im Himmel, nachdem ich unter vielen Trübſalen, die ich weiter unten beſchreiben will, angelangt bin. Fritz iſt ganz hergeſtellt,[5] doch finde ich ihn ſehr mager und ohne Eßluſt; das gefällt mir nicht; übrigens iſt er heiter, ruhig und verſtändig und hat Alles um mich herum recht con amore zu recht gemacht. — Ich ſchreibe dieſes, weil ich weiß, daß das enfant und ich meine gute Lollo intereſſieren und ſie wie er, mein geliebtes Kind ſind. —

---

[1] Am 8. reiſte L. mit C. und ihrer Mutter nach W. Ohne Zweifel hatte Frau v. Stein ſie perſönlich eingeladen, bei ihr zu wohnen.

[2] Bd. I. S. 23.

[3] Amalie ſollte am 5. die Königin von Spanien ſpielen.

[4] Wir theilen dieſe Briefe ganz mit, weil ſie die Anmuth der jetzt wieder glücklichen Mutter in ihren Plaudereien bezeichnen. Mit Goethe war offenbar ein gutes Vernehmen hergeſtellt.

[5] Von ſeiner Wunde. Bd. I. S. 471.

Strachwitz liegt an der Straße vor Breslau,[1] und Fritz empfing mich gleich hier, und wenn ich von der Reiſe werde ausgeruht haben, geh' ich nach Breslau, um einige von ſeinen guten Freunden da kennen zu lernen.

Nun zu meinen unglücklichen Begebenheiten.[2] — Schon ehe ich nach Leipzig kam, ſprach mein Fuhrmann von zwei Pferden Vorſpann, welches Schach, um mich nicht unwillig zu machen, verſchwieg. Wie ich von Wurzen wegfahren wollte, ſagte er, ſein Pferd ſei lahm, und wollte nicht weiter. In unſerm Accord war aber, daß er dafür ſtehen müſſe. Indeſſen verging dieſes durch ein anderes aufgeſchlagenes Eiſen. Eine Stunde vor Dresden verlangte er als ein Recht abermals Vorſpann, und da ich's nicht in meinem Accord hatte, verſicherte er mir, ſo was verſtünde ſich von ſelbſt; und da ich ſo viel länger auf der Welt wäre, wie er, müßte ich das wohl wiſſen. Voſens hätten ihm die ganze Reiſe zwei Pferde Vorſpann bezahlt, auch Altenhoff, welches er mir aber doch in Weimar verſchwieg, da ich ihn frug, ob auch ſeine zwei Pferde eine ſo weite Reiſe aushalten könnten. Um der Pein los zu ſein, ſagte ich ihm, ich wolle es aus gutem Willen thun; aber es half mir auch dieß nicht, denn ſo oft uns ein Wagen begegnete, bot er mich aus und wollte deren Paſſagiers retour bringen, die denn eben ſo wenig Luſt hatten, auf der Landſtraße umzupacken, als ich. Da mich die Vorſpann unendlich Geld koſtete, und ich doch nicht geſchwinder kam, weil er nicht litt, daß die Vorſpann zufahren durfte, ſo ſchlug ich ihm vor, ſeine Pferde auszuſpannen und ſie ſachte hintendrein zu führen, und ich wollte die Vorſpann allein vor dem Wagen nehmen. Das wollte er wieder nicht, denn das Geſchwindefahren ſchade ſeinem Wagen. Nun wußte ich ihm weiter nichts zu ſagen noch zu helfen, als ob er ſich nicht mit ſammt den Pferden in den Wagen ſetzen wollte und mich vorſpannen. Dieß nahm er ſehr übel, und wie ich in Bunzlau vor der Poſt hielt, wo man viſitiert, und eben ſehr großer Markt war, fing er an ganz laut über mich zu ſchimpfen und zu lügen: ich müßte verborgene ſchwere Sachen bei mir haben (und er hatte doch ſelbſt Alles aufgepackt), ich hätte ihm verſchwiegen, daß ich mein Mädchen mitnähme, ich hätte ihm geſagt, daß Breslau nicht weiter wäre wie Stuttgart, da ich ihm doch an den Fingern abgezählt hatte, daß es ſieben Meilen weiter ſei, und ihm ausdrücklich geſagt hatte, daß ich Marie mitnehmen würde, obſchon Schach und Marie den halben Weg neben ſeinem Wagen hergegangen ſind. Nun kam ein fatales Geſicht von einem Poſthalter vor meinen Wagen, las mir die Moral, daß ich den Mann doch nicht ſo drücken ſollte, er wollte mir eine Chaiſe geben, und ſo könnte ich auf jeder Station eine haben. Ich antwortete gar nicht mehr und blieb feſt im Wagen ſitzen. Endlich kam er noch einmal: der Fuhrmann wollte mich bis Breslau mit fernerem Vorſpann bringen, wenn ich ihm auf der Stelle ſein gedungenes Geld auszahlen wollte. Das that ich nicht; ich ſollte alſo ein ſchriftliches Zeugniß ausſtellen, daß ich ihm nichts davon abziehen würde. Ich that's auch nicht, ſondern ſagte, ich würde ihm das Geld geben. Der kleine fatale Poſthalter wollte mich ordentlich kommandieren; er ſtand mir ſo recht zur Hand am Wagen, daß, hätte ich mich nicht vor den Leuten geſchämt, ich ihm gern eine rechte Ohrfeige gegeben hätte. Meinen Fuhrmann ſtachen eigentlich die Retourfuhren, deren ſo viele auf die Meſſe gingen, in die Naſe. Genug, er bequemte ſich endlich, mich 2½ Meilen bis Liegnitz zu fahren. Hier fing er abermals an, mich auszubieten; in dieſer Gegend ſind die Lohnkutſcher ſehr wohlfeil; alſo profitierte mein Fuhrmann, wenn er mich für etwas Weniges, das er übernehmen mußte, bis Breslau fahren ließ und den andern Morgen ſeine Chaiſe zurückriegte, für deren Schaden der Lohnkutſcher ſtand. Ich zahlte ihm alſo ſeine 65 Thlr.

---

[1] ½ Meilen vor Breslau, jetzt im Beſitze des Commerzienraths Schaller. Fritz hatte es gekauft.

[2] So reiste man vor ſechzig Jahren!

12 ggr., nachdem die Vorſpann, Trinkgelder ꝛc. mich noch außerdem 35 Thlr. gekoſtet haben. Dafür hätte ich können von Weimar aus mit drei Poſtpferden in fünf Tagen hier ſein.

Sagen Sie nur an Wolzogen mit einem ſchönen Gruß, daß ich hundertmal an ihn gedacht und bereut hätte, nicht ſeinem Rath gefolgt zu haben. Rouſſeau hätte gewiß an meiner Stelle geglaubt, dieß ſei eine beſondere Verſchwörung gegen ihn geweſen. Ich glaube, es war Fauſts Mephiſtopheles, der neben mir ſteckte, und den ich recht andächtig den ganzen Weg durch geleſen, und nur dann und wann in Rouſſeau's Reverien geſehen hatte, weil der Druck ſehr klein war. Grüßen Sie doch Goethen von mir. Noch haben wir ſein Stück[1] nicht eröffnet, und es bleibt pour la bonne bouche.

Strachwitz, den 21. Ap[illegible] 1808.

Das Enfant iſt heute früh um Sieben in die Kammer nach Breslau geritten und kommt um Fünf wieder zurück. Das Haus iſt groß und regelmäßig, aber nicht altritterſitzhaft, wie Kochberg. Es ſind auch nur einige Stuben meubliert; doch um mich herum iſt es ſehr comfortable. Fritz iſt beinah nach ſeinem kleinen Vermögen ſo galant gegen mich geweſen, wie der König Stanislaus für Madame Geoffrin, die in Warſchau ſich völlig in ihrem Haus wie in Paris fand.

Den 26.

Vor lauter Viſiten und neuen Bekanntſchaften konnte ich nicht zu dieſem Blatt wieder kommen, aber ich denke immer mit dem Enfant an meine gute Lollo. Heute bin ich in Liſſa, eine Stunde von hier, beim Grafen Maltzan[2] zu Mittag geweſen. Fritz ſagte mir, der Geiſt der Anmuth, als die Frau vom Haus[3] noch gelebt, ſei nun freilich verſchwunden; ich fand aber noch hübſche Erinnerungen

---

[1] Die natürliche Tochter.

[2] Alexander, † 1850, dem Vater des 1844 verſtorbenen preußiſchen Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, Mortimer.

[3] Eine Tochter des Miniſters Grafen von Hoym, eine berühmte Schönheit.

Wurm. Sie liebt ihren Vater — bis zur Leidenſchaft, möcht' ich ſagen. Die Gefahr ſeines Lebens — ſeiner Freiheit zum mindeſten — Die Vorwürfe ihres Gewiſſens, den Anlaß dazu gegeben zu haben — Die Unmöglichkeit, den Major zu beſitzen — endlich die Betäubung ihres Kopfs, die ich auf *mich* nehme — Es kann nicht fehlen — Sie muß in die Falle gehn.

Präſident. Aber mein Sohn? Wird er nicht auf der Stelle Wind davon haben? Wird er nicht wüthender werden?

Wurm. Das laſſen Sie meine Sorge ſeyn, gnädiger Herr! — Vater und Mutter werden nicht eher frei gelaſſen, bis die ganze Familie einen körperlichen Eid darauf abgelegt, den ganzen Vorgang geheim zu halten, und den Betrug zu beſtätigen.

Präſident. Einen Eid? Was wird ein Eid fruchten, Dummkopf?

Wurm. Nichts bey uns, gnädiger Herr! Bey *dieſer* Menſchenart alles — Und ſehen Sie nun, wie ſchön wir beide auf dieſe Manier zum Ziel kommen werden — Das Mädchen verliert die Liebe des Majors, und den Ruf ihrer Tugend! Vater und Mutter ziehen gelindere Saiten auf, und durch und durch weich gemacht von Schickſalen dieſer Art, erkennen ſie's noch zulezt für Erbarmung, wenn ich der Tochter durch meine Hand ihre Reputation wieder gebe.

Präſident (lacht unter Kopfſchütteln.) Ja! ich gebe mich dir überwunden, Schurke! Das Geweb iſt ſataniſch fein! Der Schüler übertrift ſeinen Meiſter — — Nun iſt die Frage, von ihr. Die Büſte von ihr hätte mich zu Thränen rühren können, hätte ich mich nicht ſchnell weggewandt; ich ſah noch ihre Bücherkabinetchen, eine Orgel, die ſie ſpielte, ihr Bild in ihres Mannes Schlafzimmer ꝛc. Er iſt auch muſikaliſch, bläſt allerhand Inſtrumente, hat einen Muſiker immer bei ſich, der ihn accompagniert, zeichnet, hat eine ſchöne Kupferſammlung, auch einen Park, ohngefähr wie in Tiefurt, aber größer; ein größerer Fluß, die Schweidnitz, geht durch; aber doch nicht ſo anmuthige Plätzchen, wie in Tiefurt.

Liſſa iſt wegen der Schlacht[1] berühmt, wodurch Friedrich der Große Schleſien gewann. In dem Zimmer, wo der König die erſte Nacht ſchlief, ſteht ein Monument von ſchwarzem Marmor mit goldener Inſchrift, wo ſein Bett geſtanden hat. Der damalige Beſitzer, Herr von Mobrach, aber mußte über ſein verwüſtetes und verpeſtetes Haus, — denn ſogar auf der Treppe lagen Kranke und Todte, über die er hinwegſchreiten mußte, als er herausflüchtete, — ſein Leben einbüßen, weil er ſchon angeſteckt nach Breslau kam. Uebrigens hat mir die Geſellſchaft von jungen Leuten, Fritzens Freunden, die Graf Maltzan gebeten hatte, recht wohl gefallen. Den Fritz hat man hier recht lieb; ich bekomme manchmal ſowohl von Herren als Damen Kaffee- und Theeviſiten. Zwei Tage war ich in Breslau hintereinander, einmal in der Komödie, daß ich Ihnen doch erzählen kann, wie das Breslauer Theater ausſieht, wenn ich zurückkomme. Man ſpielte eben die Huſſiten von Kotzebue. Es wurde gelobt und getadelt; es hat mich nicht angezogen.

Am Montag darauf war ich zur Miniſterin geladen; es waren aber meiſt alte Damen und Herren. Der Miniſter und ſie ſagten mir viel Gutes über Fritzen. Sagen Sie dem Herzog, daß ſein Andenken beſonders den Herrn von Rothkirch erfreut hätte, den ich auch in der Geſellſchaft kennen lernte; aber er ſieht völlig aus wie ein Geiſt; es iſt ein geiſtlicher Herr, der Weihbiſchof.

---

[1] Bei Leuthen.

Den 27.

Nun bin ich acht Tage hier, und den erſten Abend, als ich ankam, empfingen mich die Nachtigallen die, wie es ſcheint, hier früher ſchlagen wie bei uns, ungeachtet man immer einheizen muß. Indeſſen blühen doch die Bäume, und es wird alle Tage grüner. Meine Ausſicht iſt wie in Weimar, auch in den Garten; nur im Grund eine blaue Ferne und Dörfer.

Den 28.

Heute iſt ein ſchöner, warmer Tag; ich war ſchon ſpazieren. Fritz kommt erſt morgen Abend zu mir. Der Garten iſt groß, die Nachtigallen, die Blüthen, und die grünen Ebenen unendlich; könnten Sie nur mit mir gehen! Die Herzogin Mutter iſt wohl noch nicht nach Tiefurt, und da gibt's wohl noch Montagsgeſellſchaft?

Breslau, den 1. Mai 1803.

Geſtern war ich zum Diner beim Miniſter, und eigentlich finde ich den Miniſter den artigſten, aufgeweckteſten und witzigſten Mann von denen, die ich ſah. Er hat auch was Liebreiches an ſich, ſo daß man ihm geneigt wird; aber er iſt eben jetzt ſehr leidend, und ſeine Tochter, ſagte mir die Miniſterin, habe alle ſeine und ihre Freuden mit in's Grab genommen. Wenn die Kreuzfahrer hier nicht wären geſpielt worden, hätte ſich Fritz getraut, eine hübſche, reiche Gräfin Haugwitz zu bekommen, mit der er ſehr gut ſtand. Das Stück hat aber die Katholiken ſo aufgebracht, daß der Vater[1] laut in einer Geſellſchaft deklarierte, er werde ſeine Tochter nie einem Lutheraner geben, die ſo undelikat wären, katholiſche Gebräuche auf dem Theater zu entheiligen. Das Fräulein durfte nachmals nie wieder in einer Geſellſchaft erſcheinen, wo Fritz war, und wurde wieder unter Kindergeſellſchaften geſteckt. Die katholiſche Geiſtlichkeit hat dem Miniſter vorgetragen, das Stück zu verbieten, aber er hat geantwortet, daß, wenn in einem Stück nichts gegen den Staat und nichts gegen die Religion ſei, ſo ſei der Befehl des Königs, es ſpielen zu laſſen.

---

[1] Wahrſcheinlich damals Oberamtsregierungsrath aus dem Hauſe Piſchkowitz in der Grafſchaft Glatz.

Den 6.

Vom Prinzen von Mecklenburg,[1] der mich neulich beſuchte, bekomme ich Romane, und er ſelbſt hat Welt und ein artiges Betragen; er iſt, glaube ich, drei Jahre älter als unſer Prinz. Sagen Sie doch Letzterem freundliche Grüße von mir. Ich hoffe, daß wenigſtens der Prinz[2] von Württemberg ihm ſeine Braut nicht entführen wird, nachdem er ſein väterlich Haus ſo unhold verlaſſen. Ich habe von der Herzogin einen guten Brief, aber doch mit einigen dunklen Flecken auf dem Punkt, worüber ich nicht mehr mit ihr ſpreche, wenn wir beiſammen ſind;[3] weil ich ſie liebe, thut mir's immer weh. Wenn ich zurückkomme, ſollen Sie ihn leſen; empfehlen Sie mich ihr zu Gnaden und danken ihr in meinem Namen für ihr Andenken.

Heute war ein ſchönes Gewitter, dabei ſich die Nachtigallen gar nicht ſtören ließen. Wie ich nachher in das ſchöne Grün aus dem Fenſter ſah, und die Blüthengerüche mich andufteten, wünſchte ich Sie, liebe Lolo, an meine Seite; nur Sie vermiſſe ich hier, Sie ſchweben mir immer vor, und an jedem hübſchen Plätzchen im Garten möchte ich Sie neben mich ſetzen. Heute Abend kommt Fritz wieder, und da freue ich mich allemal, wenn ich von weitem in der Allee die Schimmel ſehe. Es ſtößt auf die Mitte vom Haus eine Allee; vor der Hausthür iſt eine erhöhte Raſenbank im halben Zirkel, dahinter man herauffährt. Die vordere Avenue des Hauſes iſt mit einem Staket und hohen Pappeln umſetzt. Hinten iſt der Wirthſchaftshof, und zwei große Schwemmteiche. Uebrigens iſt gar nicht ein Plätzchen da, das zum Zeichnen wäre; es ſind nur lauter ſchöne grüne Ebenen, worin man gemächlich herum wandern kann, wie in elyſeiſchen Feldern.

---

[1] Guſtav Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, geb. 31. Januar 1781, damals Major im Küraſſierregiment v. Dolff.

[2] Eugen?

[3] Der Fortgang von Fritz.

Den 8.

Es waren zwei Tage hier viele Mäuler zu füttern; — eine Commiſſion von Landesälteſten und Taxatoren wegen eines Proceſſes des vorigen Beſitzers von Strachwitz mit ſeinem geweſenen Pächter, und Fritz hat ſie aus Höflichkeit beköſtigt. Mir wurde bang, als er erzählte, der eine ein Herr von Seidlitz,[1] ein dickes, rundes Männchen, könne in einer Mahlzeit einen ganzen Kalbsbraten aufeſſen. Er ließ ſich zwar den Braten ſehr gut ſchmecken, aber ſo arg war's doch nicht. Uebrigens waren's keine unintereſſanten Leute in ihrer Art; ich hörte viel über die ſchleſiſche Landwirthſchaft ſprechen und freute mich über die klaren Begriffe, die Fritz in dieſen Zweigen beſitzt, und wie viel ſchneller hier als bei uns gute Anſtalten können durchgeſetzt werden. Geſtern Nachmittag fuhr ich ein paar Stunden mit Fritzen in ſeinen Feldern herum, auch nach Hermannsdorf,[2] das zu Strachwitz gehört, wo eine katholiſche und evangeliſche Kirche iſt, welch erſtere recht niedlich und maleriſch iſt, letztere aber wie eine Arche mit vielen Fenſtern und recht albern ausſieht. Erſtere gehörte den Lutheranern; ſie wurde ihnen aber mit Gewalt genommen, und von den Bauern, die ſie vertheidigten, büßten einige das Leben ein. Ich fand auch hier in der Nähe an der Schweidnitz eine hübſche Mühle; vielleicht zeichne ich Ihnen die zwei Stellen.

Den 9.

Geſtern ſah ich, es war Sonntag und ſehr gut Wetter, eine Menge junger Mädchen Arm in Arm ſpazieren gehen und hörte ſie immer im Chor ſingen. Ich winkte ſie herbei; ſie wußten eine unzählige Menge Volkslieder, aber in der Nähe wollten ſie nicht ſingen, denn die Jungen, die nicht weit davon Kegel ſchoben, würden ſie auslachen. Ich ging alſo mit ihnen die Allee hinunter, und nun war's der Lieder kein Ende, und Stimmen, aus denen man hätte was machen können; ſie ſangen auch polniſche Lieder. Die Mädchen waren von zwölf, dreizehn und ſechzehn Jahren; die jungen Leute kommen mir hier viel luſtiger wie bei uns vor. Der reiche, ergiebige Boden muß ihnen das einflößen. Uebrigens ſehen aber ihre Wohnungen viel ärmlicher aus wie bei uns; aber ſehr ſind ſie darauf bedacht, daß eine gemalte Feuereſſe zu dem Strohdach herausgucken muß.

---

[1] Präſident der Oberamtsregierung (jetzt Appellationsgericht).

[2] ½ Stunde entfernt.

Unter uns geſagt, Goethens Stück hat mir im Leſen doch nicht ſo gefallen, wie bei der Vorſtellung, anſtatt daß mir das bei Schillers Stücken umgekehrt iſt; man braucht bei ihnen durch nichts beſtochen zu werden. Die Jamben wurden mir auch ſehr ſchwer; manche Stellen mußte ich zwei-, dreimal leſen, ehe ich ſie faſſen konnte, aber das mag wohl in meinen unpoetiſchen Organen liegen. Grüßen Sie meinen ehemaligen Freund auch auf's beſte von mir. Sie haben nun einmal meine alte Zuneigung zu ihm geerbt.

Strachwitz, den 2. Juni 1803.

Hätte ich nur ein beſſer Gedächtniß, ich wollte Sie recht damit zu lachen machen, was er mir alles erzählt hat; ich würde aber gern mit ihm umgehen, und er würde Ihnen gewiß gefallen; wenigſtens iſt er nichts Alltägliches, und gewiſſe Begebenheiten ſeines Lebens weiß er ſehr gut vorzutragen.

Es hat einen alten Dichter gegeben, deſſen Namen ich vergeſſen habe, der iſt wegen ſeiner ſchlechten Verſe unter lauter Ohrfeigen geſtorben; ich glaube, ſo wird's Kotzebue endlich auch ergehen. Eben meldet ſich Hermes auf zwei Tage bei mir an. Dieſes geſchieht blos um Ihretwillen, denn ich habe ihm geſagt, eine Dame von Weimar (und habe Sie genannt) habe mir aufgetragen, ihn kennen zu lernen.

Sagen Sie doch der Amelie: da es Krieg würde und der

Bruder nach England zurück müſſe, ſo könnte ſie ja — — — nein, ſagen Sie nichts, man folgt nie des Andern Rath. Goethe läßt ſeine Eugenie auch das Gegentheil von dem, was ihr der Mönch ſagt, thun.

Strachwitz, den 9. Juni 1808.

Geſtern war ich in Arnoldsmühle, nicht weit von hier, ein hübſcher Buſch an der Schweidnitz (ſo nennt man hier die Wäldchen). Indeſſen war Herr von Langwehr[1] und Wolfskeehl,[2] die ich beide noch nicht kenne, zum Beſuch gekommen. Erſterer kam erſt von Paris; es that mir leid, ſie verfehlt zu haben, denn Langwehr ſoll intereſſante Dinge von da erzählen und ſelbſt intereſſant ſein.

Den 10.

Die Leute wundern ſich hier zu todt, daß ich das berühmte ſchleſiſche Gebirge nicht bereiſen will, aber ich pflege der Ruhe hier in den Ebenen und will meine Kräfte bewahren, wieder nach Hauſe zu können.

„Den 2. Mai 1806.

Ich danke Ihnen für Ihr Andenken in Leipzig. Ich vermiſſe Sie ſehr, und es iſt mir, als wenn Alles, was mich liebt, mit Ihnen fort wäre, und meine Liebe habe ich auch Niemanden zu geben, der ſie möchte; genug, ich bin bei Ihnen in Gedanken.

Ich ſchreibe heute Abend die paar Worte, weil der Vormittag morgen[3] bei Goethe zugebracht wird. Prinzeß und Fräulein Knebel grüßen Sie auf's beſte. Der Herzogin will ich morgen Ihren Gruß ausrichten, ſie wird auch zu Goethe kommen. Leben Sie wohl!

3. Mai. Heute iſt die Helwig mit einer Tochter niedergekommen.

---

[1] Major im Infanterieregiment Treuenfels.

[2] Sohn eines württembergiſchen Oberſten, preußiſcher Officier.

[3] Wie jeden Donnerſtag. Br. I. S. 487.

Kochberg, den 22. September 1804.

Ich ſitze vor dem Schreibtiſch, wo ſich manche gute Freunde auf die Platte ſchrieben, unter andern Goethe anno 75[1] und anno 80 noch einmal mit dem Zuſatz: ebenderſelbe. Alle dieſe Freunde beſitze ich nicht mehr, aber Sie, treue Lolle, bleiben mir.

Ich habe die gute chère mère hier geſehen; vom déjeûner ſoll Ihnen Fräulein von Knebel[2] erzählen.

Adieu, mein Gutes. Ich hoffe, Schiller iſt leidlich; an die Kinder ſagen Sie ein freundlich Wort von mir, und hier iſt auch etwas zum Zeichen, daß ich an ſie dächte.

Ihre Stein.

(9. October 1804).

Wahrheit, Natur und Kunſt ſtellten dieſe liebliche Begrüßung[3] recht bezaubernd zuſammen; ich habe es mit Rührung und Ergötzung geleſen; danken Sie Schiller tauſendmal in meinem Namen für die Mittheilung dieſer Blätter. Werde ich Sie am Hof ſehen, liebe Lolle![4]

Weimar, den 26. Juni 1806.

Von Wilhelmsthal habe ich nichts gehört; die regierende Herzogin ſchreibt der Gore[5] ſehr oft, und in der That gönn' ich's der Herzogin, wenn ihr dieſe Freundin wohler wie ich machen kann. Indeſſen freue ich mich, liebe Lolle, wenn Sie wieder bei mir ſein werden, wenn ich auch immer ſtill mit Ihnen trauern werde.

Von Goethe habe ich, ſeit Sie weg ſind, nichts geſehen, gehört habe ich von der Gochhauſen, daß Jacobi bei ihm iſt.[6] Geſtern wollten Voſſens[1] mich beſuchen, und unglücklicherweiſe war ich ſchon fort bei Gore; ſie brachten mir ein Roſenſtöckchen, das will ich mir auf mein Grab zu ihrem Andenken pflanzen laſſen, denn nun werde ich die guten Leute nicht mehr ſehen.

---

[1] Bald nach ſeiner Ankunft (7. Nov. 1775). Briefe I. S. 59. III. S. 180.

[2] Henriette an Knebel Nr. 208.

[3] Huldigung der Künſte.

[4] Br. I. S. 496.

[5] Der Herzog hatte ſie ſchon 1788 als eine wünſchenswerthe Freundin ſeiner Gemahlin bezeichnet. Knebels Nachlaß I. S. 167. Ueber die Familie Gore, W. Merkwürdigkeiten S. 118. Ein Brief folgt in der Beilage.

[6] Br. I. S. 532.

Die Göchhauſen grüßt tauſendmal und iſt mit mir von Tiefurt herausgefahren, bei mir abgeſtiegen und in den Park gegangen, um Philoſophen aufzuſuchen, aber es begegnete uns nur einer, der Toren Wieland, er hatte bei Goethe mit Jacobi und des Jacobi Schweſter zu Mittag gegeſſen. Die Vulpia war von der Geſellſchaft ***. Am Tiſch, ſagt Wieland, habe er (der Hausherr) ihr mit zarten Attentionen begegnet, und doch iſt's entweder Lüge, oder er müßte eine Analogie mit der Magdenatur haben. Voſſens waren nicht da, und ich habe nichts wieder von ihnen gehört.

Vom 14. Auguſt 1806.

Wenn Sie in Rudolſtadt das Literaturblatt vom 9. Auguſt Nr. 184 bekommen, ſo leſen Sie die Recenſion über: Wielands drei Geſpräche über das Leben nach dem Tode. Recenſent nimmt die Rolle des Selmar gegen Willibald auf, ſagt ihm, er habe mitunter etwas ſchwach und allzu höflich, nirgends aber mit der gehörigen Schärfe geantwortet, und nun kommen die ſtärkſten Gründe, die man ſagen kann, für Fortdauer und Zuſammenbleiben unſers Geiſtes mit unſern verſtorbenen Geliebten. Leſen Sie es ja; es wird Ihnen überaus wohl thun, da Sie einen theuern Gegenſtand, der Ihnen vorausgegangen, in jenem Leben haben.

Goethe war vorgeſtern ziemlich lange bei mir[2], ſehr geſprächig und heiter und zufrieden vom Karlsbad.

Geſtern war die Herzogin zum Frühſtück bei mir und trug mir einen Gruß an Sie auf. Sie war ziemlich ruhig geſtimmt und liebenswürdig, und da wurde mir's auch wohl dabei. Sie bemerkte, als wäre es über ſich ſelbſt, man würde nicht beſſer, wenn man zu ſehr in der Geſellſchaft ausgeſpendet ſei, und die Einſamkeit thue ihr wohl.

---

[1] Um Abſchied zu nehmen; ſie gingen nach Heidelberg.

[2] Alſo nicht vor Mitte Auguſt in Jena (Briefe an Cotta III. 200), von wo er am 18. an Zelter ſchreibt (Nr. 96).

Den 7. September 1807.

Früh fünf Uhr iſt ein Mitglied unſrer Montagsgeſellſchaft von uns geſchieden; die Göchhauſen iſt nicht mehr.[1] Für das Geſellſchaftliche hat ſie viel Verdienſt gehabt. Die Montagsgeſellſchaft wird wohl mit ihr ein Ende nehmen. Meine Breslauer Kinder ſind fort;[2] nun iſt Alles todt und ſtille um mich, und Sie fehlen mir ſehr. Von Auerſtädt bekam ich einige Zeilen von Fritz. Er ſchrieb mir: Mariechen[3] habe von jedem einzelnen Baum im Webicht Abſchied genommen. In was für ein zerſtörtes Vaterland kehren nun die armen Kinder zurück, und was für tauſend Sorgen liegen nun dem armen Fritz auf dem Hals!? Ich fürchte, dieſe edle, gute Natur wird zu Grunde gehen.

Daß Wolzogen nach Paris iſt, fürchte ich, wird eine vergebliche Reiſe ſein, aber ich glaube, für ſeine und der Frau Geſundheit gut.

Goethe hat mir wieder geſchrieben[4] und wird nun bald zurückkehren. Dem Boulou hab' ich ein Grabſteinchen machen laſſen; wenn Sie wieder kommen, ſollen Sie ſein Grab hinter dem Brunnen beſuchen. Es ſteht lateiniſch darauf: have anima, wie es die Alten auf die Gräber eines geliebten Thiers zu ſetzen pflegten,[5] und heißt: Ruhe wohl Seelchen!

Ilmenau, 11. Juli 1808.

Dem Goethe ſchrieb' ich wohl gern, aber die diktierten Briefe zur Antwort ſind mir fieberhaft. Sagen Sie ihm nur ein freundlich Wort von mir, oder wenn er in Jena iſt, ſo ſchreiben Sie es wohl.

---

[1] Henriette an Knebel Nr. 318. Einen andern Freundſchaftstag, Sonnabend Vormittag, bei Fl. v. Göchhauſen, erwähnt Weimars Album 122 f. Die H. Amalie war am 10. April geſtorben.

[2] Bd. I. S. 501.

[3] Jetzige Frau v. Zedlitz auf [illegible].

[4] III. S. 277.

[5] Von wem mag dieſe Gelehrſamkeit herrühren?

Kochberg, 31. Juli 1809.

Das Enfant iſt nach Königsberg berufen worden, um 121 Meilen weiter von Weimar; das iſt mir ganz betrübt. Er ſoll im Departement des Innern unter Graf Dohna arbeiten, hat ſich aber vorgenommen, keine andern Dienſte wieder zu nehmen, als die ihn nach Schleſien zurückbringen würden, oder in ſein Vaterland.

Den 4. September 1808.

Geſtern bekam ich einen eigenhändigen, ſtattlichen Brief von Goethe,[1] der durch die Anweſenheit aller unſrer Fürſtlichkeiten in Jena[2] elektriſiert war. Der Brief ſah völlig oder vielmehr ſprach zu einem, wie ein Herr mit Degen und Orden im Hofkleid. Ich glaube, Sie haben mich verrathen, daß ich die diktierten Briefe nicht mag.

Geſtern Abend war ich wegen des Herzogs Geburtstag am Hof. Es war brillant; aber beſonders bei Feſten wird mir's traurig, und mir fällt die große Geſellſchaft auf den Schlachtfeldern ein; die Hauptperſon war geſchwind weg, ich auch. Es war ein ſchöner Abend; ich ging in Begleitung meiner Jungfer (es war ſchon dunkel) nach dem römiſchen Haus, und als ich mich bemühte, an den ausgeputzten Säulen noch etwas zu erkennen, ſagte mir Friederike, daß der Herzog mit Mlle. Jagemann unter den Säulen da ſäße. Ich wandte geſchwind um. Auf dem Hereinweg begegnete ich Hausknechten mit dem Souper, und ſo machte ſich unſer Landesvater mit ſeinem Schätzchen luſtig, indeſſen man bei Hof im Schweiß des Angeſichts ſeinen Geburtstag feierte, denn es war fürchterlich heiß in den Zimmern, wo man den ſchönen geſtirnten Himmel entbehren mußte. Heute Nacht träumte mir, ich zerdrückte ein Knöspchen Balſaminenſamen unter freiem Himmel, und mit Gewalt ſchlug mir der Same aus der Hand nach dem Himmel, daß ich nichts davon ſehen konnte. Ich finde den Traum ſo hübſch allegoriſch, drum ſchreib' ich's Ihnen, theure Lollo. Fritz hat mir ſchon dreimal von Königsberg geſchrieben, bis Weihnachten geht er aber nach Breslau zurück. Es iſt ihm ſehr lieb unter Humboldten zu arbeiten, und es gefällt ihm in Königsberg.

---

[1] Briefe III. S. 414.

[2] Br. I. S. 588.

Weimar, den 9. September 1810.

Nun iſt endlich Käthchens Bräutigam angekommen, und ich ſehe um mich, wie Goethe ſagt, zwei Liebende, ein Schauſpiel für Götter; — aber fühle auch, wie Muſäus meinte, daß einen dieſes Schauſpiel als Menſch ſehr ennuyirt, Drittes dabei zu ſein.

Den 11. gehen wir nach Kochberg; daſelbſt wird die Trauung[1] ſein. Sobald die jungen Eheleute abgereiſt ſind, werde ich noch nach Ilmenau gehen, die Schlackenbäder zu brauchen, wegen meiner ewigen Müdigkeit.

Deron mißfällt mir nicht; doch weiß ich ihn noch nicht zu beurtheilen; er ſieht gutmüthig aus, ſetzt großen Werth, wie mir ſcheint, auf Reichthum. Er hat eine hübſche Stirn, ſchöne Augenbrauen, hübſche Augen, hat mehr einen engliſchen als ſchwediſchen Schnitt ꝛc., ſieht etwas traurig aus, ſo weit. Ich hoffe, Käthchen wird mit ihm glücklich ſein; er ſcheint ſie ſehr zu lieben.

An der Eiſenmacher großem Unglück werden Sie wohl ſehr Antheil genommen haben. Es hat mir ſeither alle fröhlichen Gefühle hinweggenommen. Was ſchenken uns nicht Alles die Franzoſen![2]

Weimar, (Freitag) den 1. März 1811.

Nun müſſen Sie freilich noch die Redoute[3] abwarten, um den Kindern den Spaß nicht zu verderben, da ſo bald nicht viel mehr wird zu genießen ſein.

Geſtern hat der Herzog von Oldenburg einen ſehr rührenden Brief an die Großfürſtin geſchrieben. Man hat ihn gehen heißen, und er wird ſeinen Wanderſtab nach Rußland ſetzen. Was hat man ſich zu erwarten?

---

[1] Am 15. Knebel an Henriette 509.

[2] Ebend.; eine Pulvermühle war in die Luft geflogen.

[3] In Rudolſtadt. Bd. I. S. 571.

Dienſtag Abend brachte die Großfürſtin bei mir zu. Sie fehlten uns. Uebrigens hatte der Meiſter eine gute Stimmung und über mancherlei Gedanken aufweckende Gegenſtände wurde geſprochen. Sie mochte gar nicht gehen, ſo müde ſie auch war, und blieb bis um halb zehn Uhr. In der nächſten Montagsgeſellſchaft ſind Sie hoffentlich wieder bei uns.

Vorgeſtern war ich in der Komödie, wo ich mich entſetzlich ennuyirt habe; ein Stück von Kotzebue: „der Pachter Feldkümmel,“ ſo platt, daß nicht einmal die Großfürſtin gelacht hat, die doch gerne lachen mag.

Ilmenau, den 28. Mai (1812).

Daß das allerliebſte Kind, der kleine Spiegel,[1] ſo geſchwind verblüht iſt, hat mich recht betrübt. So manche ſchöne Blume wird zertreten, ſo mancher vorzügliche Menſch vor der Zeit abgemäht; es kümmert die Natur nichts, ſie iſt unerſchöpflich; aber wir armen Weſen können den großen Gedanken nicht faſſen. Ergebung iſt unſer Loos.

Der Herzogin Hülfe bei der Landesnoth wundert mich gar nicht, denn ſie iſt eine von den wenigen Fürſtinnen, die aller Aufopferung fähig ſind. Addio, liebe Lollo! Ich mag das franzöſiſche Gottbefohlen auch nicht mehr.

Es iſt mehr Sonne hier als meine Augen brauchen können, aber eine ſcharfe Luft, und ſo komme ich vom Hammer gar nicht weg.

Ich freue mich, daß Ihnen, geliebte Lollo, die Nachtigallen ſingen. Ueber meinem Fenſter haben Schwalben gebaut, die flüſtern nur mit ihrer kleinen Familie.

Den 6. Juni 1812 (nach Rudelſtadt).

Unſer Herzog iſt wieder hier. Von dem großen Naturalienkabinet von Kaiſern und Königen, das er in Dresden geſehen, erzählt er wenig. Die Gore reist Sonntag, nämlich morgen ab. Ich kann mir's gar nicht denken, daß ſie ſo ganz von uns ſoll getrennt ſein. Die Herzogin behauptet, ſie käme wieder.

---

[1] Egmont, Sohn des Hofmarſchalls.

Sonntag.

Noch iſt die Gore nicht abgereist. Sie war geſtern ſo angegriffen von vielem Abſchiednehmen, daß ſie heute krank iſt, und geht morgen oder übermorgen; dabei mußte ſie die letzte Zeit ſo viel mit der Großfürſtin ſein, daß ſie nicht wußte, wo die Zeit hernehmen.

Den 19. (Juni 1812).

Auf Humboldten[1] freue ich mich; aber das iſt ja nichts, nur einen Tag hier zu bleiben! St. Aignan[2] wird bald nach Rudolſtadt kommen; morgen reist er ab, ſeine tournée zu machen; doch weiß ich nicht, wo er zuerſt hingehen wird.

Die Goethen iſt auch nach Karlsbad, den 14. Juni, abgereist. Goethe ſitzt in völliger Arbeit auf dem Parnaß, den zwei Kaiſerinnen, die nach Karlsbad kommen, entgegen zu ſingen.

Den 14. Juli 1813 (nach der Ruhl).

Geſtern ſchlug das Gewitter eine Stunde von hier ein in Tasdorf, und brannten zwei Häuſer ab; eines gehörte einer reichen Frau, das andere einer armen. Letzterer zwei Söhne waren eben zum Schanzen in Erfurt; und da ſie müde nach Hauſe kamen, fanden ſie kein Obdach mehr. Manche Menſchen werden beſonders vom Schickſal verfolgt, und nun muß noch ein Menſch in die Welt kommen, der es überbietet.

Knebels Gedicht, Ermunterung an ſich ſelbſt,[3] hat mir ſehr gefallen. Er wird es Ihnen wohl zugeſchickt haben. Der Tod ſeiner Schweſter drückt ihn ſehr.

Vom Fritz habe ich noch immer keine Nachricht.

---

[1] Bd. I. S. 635.

[2] Der franzöſiſche Geſandte. Bd. I. S. 623.

[3] Knebels lit. Nachlaß I. S. 65.

Kochberg, den 11. September 1818.

Dem Meiſter habe ich den Tag vor meiner Abreiſe eine Ananas zu ſeinen Füßen geſchoben, die ich ihm zum Geburtstag beſtimmt hatte, ganz ſtill bei Mondenſchein, als er (où peut-on Être mieux, wie man ſagen könnte, qu'au sein de sa famille) ſaß und ſich von Mlle. Engels auf der Guitarre vorſpielen ließ. Ich war mit meinen Fräulein hinten zum Garten hineingegangen, hoffentlich hat er ſie gefunden.

Köſen, den 19. Juni 1818.

Mir däucht, die Sonne ſei hier heller als in Weimar, und den Mond, der unbeſchreiblich ſchön über den Berg kam, habe ich geſtern Abend an meinem Fenſter begrüßt. Ich wohne überhaupt ſehr freundlich. Die Saale ſehe ich nur in der Ferne; aber hinter meinem Hauſe iſt viel Poeſie, nämlich der Gottesacker. Ein junges Mädchen wurde eben den Tag begraben als ich ankam, und die flitternden Kränze mit Blumen auf dem Sarg, wo die Sonne dem Tod zum Trotz ſehr glänzend lebendig darauf ſchien, machte einen rührenden Anblick.

Es thut mir ſehr leid, daß unſer Freund Goethe krank war;[1] er ſollte nur bald nach Karlsbad reiſen. Es iſt recht betrübt, daß man ihm nicht mit Liebe beikommen kann, ſondern nur mit der Kunſt.

Sie, liebe Lollo, theilen die Herzlichkeit.

Den 3. September 1819.

Wenn ich Ihnen gleich alles Gute gönne in der ſchönen Gegend und der Umgebung der lieben Kinder, ſo wünſche ich mir doch den Oktober bald heran in der Hoffnung, Sie da wieder zu ſehen; denn ich bin von allen Kindern entfernt und Sie ſind mir ein liebes Kind, das mir biſher geblieben iſt. Meine Geſundheit wird immer ſchlechter: „ich fühle meinen Geiſt in jeder Zeit ermatten und keinen Trieb als nach der Ruh," ſagt Haller.

---

[1] In Jena, Lotte an Knebel Nr. 111.

Nun kann ich nicht weiter. — Man möchte lieber mit dem Geiſt ſprechen als durch Buchſtaben, ſchreibt mir Knebel, und ſo geht mir's auch.

(Fräulein v. Staff an Lotte.) 27. Juli 1821

— — — Knebel war am Sonntag hier, aß bei Goethe; er ſah recht wohl aus, ſollte morgen Mittwoch bei einem Picknick, das der Kanzler anſtellte ihm zu Ehren, in Tiefurt ſein. Da aber Knebel nicht wohl wurde, ſo unterblieb es. Goethe iſt geſtern nach Marienbad. Er war ſo artig, vor der Abreiſe Frau v. Stein ſein letztes Werk, Wilhelm Meiſter, mit einem ſehr artigen Abſchiedsbillet [1] zu ſchicken.

26. December 1824.

Wie danke ich Ihnen für die ſchöne Torte und Blumen zu meinem Geburtstag; ich hätte gern Alles in einen Tempel geſetzt zum ewigen Andenken. Wiederſehen, ach! Wiederſehen, darum iſt's wohl geſchehen.

(Frau von Ahlefeld, geborne von Seebach.) 2. April 1825.

Daß am 21. März in der Nacht unſer gutes altes Theater, der Schauplatz unſerer ſämmtlichen Jugenderinnerungen, an den ſich ſo manches heilige Andenken knüpfte, ganz und gar mit Allem, was es enthielt, abgebrannt iſt, werden Sie aus den Zeitungen ſchon geſehen haben. Es war ſehr ſtilles Wetter und die ungeheure Flamme ſtieg daher, ohne die nachbarlichen Gebäude zu gefährden, kerzengerade in dem Dunkel der ruhigen Nacht empor. Auch iſt, Gott ſei Dank, Niemand verunglückt. Frau von Steins Befinden iſt ſehr ſchwach und leidend, da faſt immerwährende Schmerzen ihr keine Ruhe laſſen. Am Geiſt werden Sie ſie nicht verändert finden.

---

[1] Briefe III. S. 457. Schölls Vermuthung, „des Wanderers Bild und Gleichniß" beziehe ſich auf die Wanderjahre, iſt alſo richtig.

Den 27. December 1825.

Liebe Lolle! Tauſend Dank für Ihr gütiges Andenken an meinem Geburtstag.

Das waltende Schickſal begleite Sie Alle, Caroline und Emilie, mit der guten Mutter freundlich durch's Leben.

Dieß iſt Alles, was mir meine Kraftloſigkeit und viele Schmerzen zu ſagen erlauben.

Ihre treue

Stein.

Charlotte empfing dieſen Brief in Köln bei ihrem Sohne. Frau v. Stein überlebte ihre jüngere Freundin; ſie ſtarb am 6. Januar 1827, fünfundachtzig Jahre alt.

Beilage.

Emilie Gore.

(Wahrſcheinlich April 1800.)

C'est avec le plus grand plaisir, ma chère Madame Schiller, que j'apprends les bonnes nouvelles que vous avez eu la bonté de me donner de la santé de Monsieur Schiller. Je vous assure que nous avons tous pris beaucoup de part à toutes vos inquiétudes et nous désirons sincèrement pouvoir vous féliciter bientôt sur son parfait rétablissement.

Je viens de parcourir avec mon père chaque volume de l'ouvrage en question et je vous envoye ci-joint tout ce qui s'y trouve d'ancien et de moderne qui a rapport à la malheureuse reine d'Écosse. Monsieur Schiller aura sans doute consulté Camden et Robertson. Mon père me charge pourtant de les lui envoyer ainsi que Brantome et un volume d'un Biographical dictionary où il y a encore beaucoup d'anecdotes. Nous prenons tous le plus grand intérêt à cet ouvrage de Monsieur Schiller, et nous nous en faisons d'avance

une grande fête. L'histoire en elle-même est si intéressante que le génie supérieur de Monsieur Schiller ne peut manquer d'en faire un chef-d'oeuvre. Mon père et ma soeur me chargent de lui faire mille compliments pour eux ainsi que pour vous-même, et je vous prie, ma chère Madame Schiller, de me croire avec la plus parfaite estime votre très-dévouée

Émilie Gore.

Der Däniſche Kreis.

1.

Graf und Gräfin von Schimmelmann.

An S. vom Grafen Schimmelmann.

Seeluſt bei Kopenhagen,
25. Auguſt 1796.

Nach einem ſo langen Stillſchweigen können Sie keine Antwort[1] mehr von mir erwarten; Sie können ſie nur verzeihen. Für Ihre Briefe, für Ihre und der Muſen Geſchenke nicht einmal den gewöhnlichſten Dank zu erwiedern, ſcheint eine ungewöhnliche Unerkenntlichkeit und Unempfindlichkeit zu ſein. Ich ſchmeichle mir ſogar damit, daß eine ſolche Vernachläſſigung von mir Ihnen noch unbegreiflicher geblieben. Wie es aber nun iſt, daß ich nicht eher geantwortet, ſo liegt es nur darin, daß ich nicht vermochte, Ihnen ſo zu antworten, wie ich es wünſchte. Ich hätte es ſogleich aufgeben ſollen, Ihnen das Intereſſe Ihrer Briefe und Abhandlungen für mich auszudrücken, und ich hätte mir einen gerechten Vorwurf erſpart.

Wenn ich auch darüber geſchwiegen, ſo hat mich Ihr Genius mit neuen Ideen belebt, und dieſe Erwiederung Ihrer Anrede, weiß ich, iſt für Sie mehr als leere Worte, welche öfters Geſinnungen und Empfindungen heucheln.

Sie haben noch unergründete Tiefen des Geiſtes und des Herzens erforſcht und mit der Zauberkraft Ihres Vermögens das

---

[1] Ohne Zweifel auf die Zuſendung der Horen, worin die Briefe über äſthetiſche Erziehung an den Prinzen von Holſtein enthalten waren.

Präſident. Noch beſſer — Aber die Anſtalten ſollen mit Vorſicht getroffen werden, ſagt ihm, daß kein Aufſtand erfolgt.

Kammerdiener. Sehr wohl, Ihr' Exzellenz!

Präſident. Verſteht ihr? Ganz in der Stille.

Kammerdiener. Ganz gut, Ihro Exzellenz! (ab)

Zweyte Scene.

Der Präſident und der Hofmarſchall.

Hofmarſchall (eilfertig.) Nur en passant, mein Beſter! — Wie leben Sie? Wie befinden Sie ſich? — Heute Abend iſt groſſe Opera Dido — das ſuperbeſte Feuerwerk — eine ganze Stadt brennt zuſammen — Sie ſehen ſie doch auch brennen? Was?

Präſident. Ich habe Feuerwerks genug in meinem eigenen Hauſe, das meine ganze Herrlichkeit in die Luft nimmt — Sie kommen erwünſcht, lieber Marſchall, mir in einer Sache zu rathen, thätig zu helfen, die uns beide pouſſirt oder völlig zu Grund richtet! Setzen Sie ſich.

Hofmarſchall. Machen Sie mir nicht Angſt, mein Süßer!

Präſident. Wie geſagt — pouſſirt oder ganz zu Grund richtet! Sie wiſſen mein Projekt mit dem Major und der Lady. Sie begreifen auch, wie unentbehrlich es war, unſer beider Glück zu fixiren! Es kann alles zuſammen fallen, Kalb! Mein Ferdinand will nicht!

Abſtrakte in der Darſtellung gerettet und mit Liebenswürdigkeit bekleidet.

Ich weiß kaum, ob wir Ihnen hier auf Seeluſt, wo wir Ihre letzten Briefe mit mehrerer Muße geleſen, immer folgen können, ob wir immer Ihre Gedanken mit Ihnen denken; wenn aber auch nicht für uns alle Objekte mit dem Tageslicht erleuchtet ſind, ſo ſchimmern doch die Strahlen der Morgenröthe über ſie.

Welche freie Vereinigung unter den Menſchen würde es nicht ſein, wenn das Beſchränkte, Kleinliche, Niedrige ſich nicht mehr mit ihrem durch Schönheit gehobenen Sinn vertrüge.

Es iſt ſo viel von Conſtitution geſprochen worden, ſo viel für ſie oder in ihrem Namen geſchehen. Die ſchlimme Wirklichkeit hat bis jetzt ihr leichtſinniges Spiel mit den prächtigen Worten und Verſprechen getrieben und die Kämpfer für und wider in ein Chaos der Verworrenheit geſtürzt. Es könnte aber ſein, daß man es nicht verſtanden, oder nicht erreichen können, oder zu ſchwach am Glauben geweſen, um ſich an eine durch eine höhere Lebendigkeit rege Urtheilskraft zu wenden und Ihnen durch ihnen angemeſſene Formen hervorzurufen, welche den Sieg des Guten vorbereiten und herbeiführen konnten. Nun ſcheint es zuweilen, daß ein bergeſchweres Gewicht des Alltäglichen über die Titanen der jetzigen Zeit gerollt würde.

Die Bemerkungen über Ihre Erforſchungen wären unerſchöpflich. Es iſt aber vielleicht ſchon gewagt, ſie in einem Briefe nur zu berühren.

Ich hoffe, daß mein Schweigen eine Correſpondenz, welche mir ſo viele Freude gewährt, nicht ganz abgebrochen; es wird immer ein Bedürfniß meines Herzens bleiben, daß Sie nicht glauben mögen, daß Ihre Erinnerung jemals hier erlöſchen könnte.

Schimmelmann.

Gräfin Sch. an Baggeſens Frau. (Ende März 1795.)

(Der Anfang fehlt.)

— im zweiten Stück der Horen, mit Entzücken habe ich ſie geleſen. O warum haben wir nicht hier in unſerer Mitte dieſen

Mann geſehen, der ſo ſchreibt, ſo denkt, ſo empfindet! Wie wunderſchön und reich an Inhalt ſind dieſe Briefe! Wie viel verſprechend; es iſt eine neue Welt, die ſich ſeinem genialiſchen Blicke öffnet; es iſt eine neue belebte Darſtellung; es iſt mehr als lebendige Sprache dem lebenden Geiſt; es iſt eine Auferſtehung, eine verklärte Menſchheit; es iſt mehr als Worte auszudrücken vermögen. O daß ich doch den ganzen Kant geleſen und durchſchauet hätte, damit ich Schiller ganz verſtehen könnte! Eine hohe Ahnung bringt mich ſeinem Geiſte näher, aber nur Ahnung — eine innere Ueberzeugung, die ich in mir ſelbſt vielleicht nicht ganz zu erklären vermag — — ſollten die Franken nicht bald im hohen Flug den unſterblichen Geiſt faſſen können — noch ſind ſie zu weltlich, zu ſehr im Sprudel der That hingeriſſen; aber auch ſie haben die Ahnung und haſchen nach dem Bilde der Menſchheit in Schiller'ſchem Sinn; ſie ahnen ihre nahe Gegenwart und kennen ſie nicht. — — Verzeihen Sie, liebe Sophie, dieſen Ausbruch über Schiller und ſagen Sie ihm doch einmal von mir, was ich ihm ſo gerne ſelbſt ſagte.

Baggeſen wird jetzt in P.(aris) ſein. Sie ſind einſam zurückgeblieben, aber nicht allein; alle Ihre Freunde umgeben ſie im Geiſte; alle meine Wünſche begleiten Ihre Schritte, das wiſſen Sie.

Hier iſt Alles wohl.

An Schiller. Kopenhagen, den 20. December 1796.

Aus Ihrem Briefe, der mir viele Freude machte, ſah ich, daß ich von Ihnen nicht mißverſtanden wurde. Was Sie meinen Tadel[1] nannten, wußten Sie mir zu verzeihen; auch war dieſe offene Herzensſprache ein Beweis meiner ganzen Achtung; ich war es Ihnen ſchuldig, lieber Schiller, ſo ſchien es mir, und ſo haben Sie es ſelbſt gefunden. Ich brauchte keine neue Ueberzeugung, doch bin ich jetzt über Ihre enge Verbindung mit Goethe ſo ruhig, daß ich mich durch kein fremdes Urtheil werde irre führen laſſen. Alles, was Sie mir über ſeine Lage, ſein häusliches Weſen ſagen, iſt mir genug. Ich glaube ſo gern an wahre Größe des Geiſtes und huldige ſo gern der ächten Tugend; es iſt erfreulich, im Namen der Menſchheit ſie anzuerkennen. Die Alltagsmenſchen, die um uns herum wimmeln, machen es uns noch mehr zum Bedürfniß der Seele, höhere Geiſter zu ſuchen, an dieſen feſt zu halten. Sie verkannt zu ſehen, macht traurig. In dieſer Stimmung ſchrieb ich Ihnen letzt. Sie belebten aber meine beſte Hoffnung aufs neue. Ich erwarte ſehr viel, und mehr noch als Sie mit Worten verſprachen, von Ihrer Vereinigung mit Goethe. Eine doppelte Blüthe gibt in der phyſiſchen Natur nicht die ſchönſten Früchte, hier aber wird ſie eine doppelt ſchöne Frucht uns im Geiſterreiche bringen.

---

[1] Ueber die Xenien und das Verhältniß zu Goethe, der als Verführer betrachtet wurde. Sch. an G. Nr. 245 (nicht 235).

Ich hätte ſo gerne heute noch Ihrer lieben Frau für ihren ſchönen Brief gedankt. Ich überlaſſe es Ihnen aber, ihr Alles aus meinem Herzen zu ſagen, ſo lebendig, ſo warm, wie es Worte nicht ausdrücken, zumal nicht aus meiner Feder, die mir immer ſo kalt und nichtsſagend erſcheint in ſolchen Augenblicken, wo das Herz, von tiefen Gefühlen durchdrungen, nicht Worte findet, die ſich hinſchreiben laſſen.

Daß wir ſo im Raume getrennt leben müſſen, iſt traurig. Doch Sie gedenken unſrer mit Freundſchaft, Sie kennen uns, und wir kennen Sie, ſo klage ich nicht mehr und danke vielmehr einem guten Schickſal, welches uns auf dieſe beſſere Art näherte.

Ernſt Schimmelmann ſahen Sie im Geiſte ſo wie er iſt, ruhig und heiter im Strudel der Geſchäfte unter politiſchen Stürmen. Seine Seele erhält ſich dabei frei und rein. Einige trübe Momente über die oft traurigen Phänomene unſrer Zeiten ſtören zwar die ſonſt ununterbrochene Heiterkeit ſeiner Seele — wer wird dieß beſſer mit empfinden als Sie?

Die Frauen, die mehr zum Idealiſieren geneigt ſind, machen ſich es leichter; dieß muß ich manchmal hören, indem ich feſter im Glauben an die Menſchheit überhaupt zu ſein ſcheine, doch muß ich oft auch nachgeben, wäre es nur augenblicklich. Eine ſo fürchterliche Gährung ſollte wohl am Ende doch den höheren Kräften des Menſchen den Sieg verſprechen, und jede Bewegung ſcheint mir doch beſſer und natürlicher als Todesſtille. Doch dieſes würde mich zu weit führen.

Purgſtall iſt jetzt in Edinburg, wo er in Stewarts Umgang viel für Geiſt und Herz findet. Es iſt überhaupt ein intereſſanter Aufenthalt. Purgſtall vergißt aber nicht Jena. Er fragt uns oft, wie es Ihnen geht.

Eben höre ich, daß Mantua erobert ſein ſoll. Die Franzoſen hier verſichern es poſitiv. Auch ſoll die öſterreichiſche Armee faſt vernichtet ſein. Was wird aus Italien werden? Nur nicht une république à la Batave . . .

Leben Sie Beide wohl und gedenken Sie Ihrer Kopenhagener Freunde.

Charl. Schimmelmann.

Voß iſt Gottlob für dieſes Mal gerettet! Er war dem Tod ſehr nahe; es wäre ein gar zu großer Verluſt geweſen!

Kopenhagen, den 25. April 1797.

Als ich Ihren ſchönen ſeelenvollen Brief erhielt, liebe Frau Schiller, war ich krank; ſeitdem bin ich matt und dumm geweſen. So wollte ich mich nicht Ihnen zeigen; einen halben Dank wollte ich Ihnen nicht für einen ſolchen Brief bringen; doch wo finde ich Worte, es ſo auszudrücken, wie ich es wollte, wie lieb und erfreulich dieſer Brief mir war? Wir ſollten nicht immer, ſo ſcheint es mir, von Ihnen ſo getrennt im Raume leben. Der gute Purgſtall hat es Ihnen geſagt, wir wären es nicht ganz unwerth, im engen Kreiſe mit Ihnen und Schiller einen ſchönen Umgang zu genießen, der allein glücklich macht. Doch müſſen Sie ſich ja nicht über uns täuſchen. Purgſtall hat Ihnen mit ſchwärmeriſchen Farben der Freundſchaft das Gemälde unſeres Hauſes gezeigt. Der gute edle Jüngling hat uns ſeit einem ganzen Jahr verlaſſen, hat ſeine Zeit in Schottland und England nicht verloren. Jetzt ſind die Heere der Franken in Steyermark, wo er ſeine Güter hat. Es wird ihm gehen wie ſo manchem Andern in dieſer ſtürmiſchen Zeit; nur wird er es beſſer zu tragen wiſſen; er hat an ſich ſelbſt ein großes unwandelbares Gut.

Die Baggeſen haben uns verlaſſen, ſind jetzt in Kiel. Sie wollten weiter und den ſüdlichen milderen Himmel ſuchen. Ach leider, den Himmel wird ſie wohl nicht mehr auf der Erde finden; ſie war ſehr ſchlecht, in der größten Gefahr, die mit jedem Tage zunimmt. Er iſt unglücklich und fühlt es tief. Die armen Kinder, zwei Knaben verlieren an ihr eine zärtliche gute Mutter!

Ich kann heute nicht mehr ſchreiben; ſagen könnte ich Ihnen noch ſo Vieles, aus dem Herzen es Ihnen ſagen. Vielleicht werde ich einſt das Glück haben.

Geben Sie uns bald Nachricht von Schillers Geſundheit, von Ihrer ganzen Exiſtenz, von Ihren lieben Kindern. Gott erhalte ſie Ihnen und gebe Ihnen die beſten Mutterfreuden an dieſen beiden Geſchöpfen!

Vielleicht ſehen Sie die Frau Brun[1], die vermuthlich bald heimkehrt. Sie hat ihre einzige Schweſter hier verloren, eine gute ſanfte Frau, die Mann und Kinder in Thränen der Wehmuth zurückließ; ihre alte Mutter wird es ſchwerlich überleben. Doch es umſchweben mich heute nur Trauerbilder. Verzeihen Sie, Liebe, meinem Mann iſt heute nicht ganz wohl; dieſes ſtimmt mich vielleicht ſo düſter.

Seeluſt bei Kopenhagen, den 1. September 1797.

Wie oft wollte ich Ihren ſchönen Brief beantworten — wie nahe waren wir einander im Geiſte, als ich Ihre Stimme ſo lebendig vernahm, liebe Frau Schiller; auch Sie hörten und empfanden, was ich einſt mit Worten Ihnen ſagte — auch Schillers freundlichen Gruß erwiederte ich aus ganzer Seele.

---

[1] Friederike, geb. Münter, die Schriftſtellerin.

Ich wünſche Ihnen Beiden Glück zur neuen ländlichen Wohnung. Möchten Sie doch in dieſem ruhigen Aufenthalt viele wahre Freuden ungeſtört genießen, und Schillers Geſundheit ſich recht befeſtigen unter dem freien Himmel, daß er ſich immer mehr in Ihrem belebenden Umgang ſich ſeines beſſeren Lebens freuen möge, und noch lange, noch viel für uns Alle mannigfaltig leben! Nur im Tempel der Natur findet die hohe Wahrheit ihre ſchönſten Altäre; in dieſem unentweihten Tempel gedeihen ihre Früchte; da auch duften ihre Blüthen lieblicher im jugendlichen Schoße der Grazien. Dieſe holden Schutzgöttinnen winken freundlich dem Dichter, ihn zur ernſten Muſe führend bis in das heilige Gebiet der höheren Gedanken und Empfindungen, wo der unſterbliche Geiſt die wahre Heimath findet — ſo ſehe ich Schiller ins reinere Element ſeines beſſeren Daſeins verſetzt und freue mich Ihrer Ruhe in der belebten Einſamkeit.

Auch wir genießen hier im Sommer Momente der Ruhe, die für meinen Mann wohlthätig ſind, mitten im Wirbel der Geſchäfte. Er trägt ſie in ſein inneres Weſen, dieſe Ruhe der Seele, die dem Menſchenfreund in jeder Lage ſo unentbehrlich iſt, die ihm Kraft gibt, allen Stürmen von Außen zu widerſtehen und ſie zu beſiegen. Wir leben in einer Epoche der Umwälzungen; nur in uns müſſen wir ſuchen Ordnung und Feſtigkeit zu erhalten, einen ſtarken guten Willen immer neu zu beleben, und dann allen Begebenheiten, die wir nicht ändern können, ruhig zuſehen, in der Hoffnung beſſerer Zeiten.

Oft glaubte ich, daß wir ſchon einige Strahlen der neuen Morgenröthe erblicken würden; es ſind aber der Wolken ſo viele und ſo trübe dazwiſchen gekommen — ſie verhüllen uns das Licht — doch nicht auf immer; verzeihen Sie, daß ich mich ſo hinreißen ließ, und ſo lange hierüber ſchwatzte.

Die Frau Brun iſt endlich angelangt nach der langen Reiſe. Sie hat ihre Geſundheit in der Alpenluft wieder geſunden und verſichert, daß der italieniſche Himmel ihr lange nicht ſo günſtig war wie der ſchweizeriſche. Sie findet ſich jetzt glücklich und vergnügt in der Heimath, von ihren Kindern umgeben, und genießet fröhlicher das Leben im Gefühle der Geſundheit. Ihr Mann, der ehrliche Brun, hat unterdeſſen im Handel ſich große Reichthümer erworben; ſie werden gewiß Beide davon den beſten, zweckmäßigſten Gebrauch machen. In Bern hat ſie nicht ihre Zeit verloren und bringt uns Schätze mit, die in Dänemark fremd ſind.

Nun leben Sie mit Schiller und Ihren lieben Kindern recht glücklich! Gedenken Sie unſerer als wahrer Freunde!

Charl. Schimmelmann.

Wir danken für die Hefte der Horen. Könnten wir ſie doch mit einander durchgehen!

Den 8.

Als ich dies Blatt wegſchicken wollte, wurde ich zur Stadt gerufen. Unſere königl. Prinzeſſin wurde Mutter von einem Sohne, den ſie mit großen Schmerzen gebar. Alles jubelte; der königl. Prinz war ganz Freude. Er hat ſchon drei Kinder verloren; es blieb ihm nur eine Tochter übrig; nun hatte er endlich einen Sohn wieder. Das Kind lebte nur vier Tage, litt unausſprechlich, und die zärtlichen Eltern ſind in die tiefſte Trauer zurückgeſchleudert, von der höchſten Stufe der Freude — ſie weinen nicht um den Thronerben, ſie haben ihr geliebtes Kind verloren! Es iſt für uns Alle, die wir ſie lieben und ſchätzen, recht traurig.

Kopenhagen, den 19. December 1798.

Daß ich Ihren ſchönen Brief ſo lange unbeantwortet ließ, lag nicht an meinem Herzen, glauben Sie es feſt, liebe Frau Schiller. Die innere Stimme des Danks vernahmen Sie ſogleich, ſo ſchien es mir. Auch kann ich noch nicht Ihnen auf dieſem Blatte meine Empfindungen beim Empfang eines ſolchen Briefes mittheilen. Nur ſchwach ſind alle Ausdrücke der ungeübten Feder in ſolchen Momenten des Lebens. Daß ich aber mit innigen wahren Empfindungen des Herzens mich Ihnen Beiden näherte, als ich die ſchönen Briefe erhielt, dies wiſſen Sie gewiß, und ich brauche nicht es Ihnen zu verſichern.

Der Muſenalmanach war mir eine liebliche Erſcheinung. Einen ſolchen Genuß verdankt man gerne den Muſen ſelbſt, im Namen ihrer Lieblinge. So brachte ich auch meinen Dank auf unſichtbaren Altären im Stillen und feierte Schillers Andenken, ohne es ihm ſelbſt ſogleich ſagen zu können.

Mit der Frau Brun, die eben zu mir kam, theilte ich zuerſt den Genuß. Mit beſcheidenem Blicke fand ſie ihren eigenen Namen, freute ſich doch kindlich der Aufnahme und nahm auch ſo im reinen Herzen jede Schönheit auf, die ihr neue Blumen und Blüthen brachten. Friederike Brun hat ein ſeltenes vortreffliches Herz. Dieſes erhebt für mich jede geiſtige Gabe, die ihr reichlich zu Theil wurden, und die Natur krönte dadurch alle übrigen Geſchenke an ihr.

Der Profeſſor Baggeſen iſt aus der Schweiz und aus Paris endlich zum Vaterlande zurückgekommen. Seine Schwiegermutter, die alte Frau von Haller, iſt mit ihm hergereiſt. Hier umſchweben ſie beide die Erinnerung der holden Sophie Baggeſen, die auch Ihnen ſo lieb war. Zwei kleine Knaben bleiben ihm noch, die aber mutterlos ſind. Baggeſen ſchildert uns Paris, nicht aber im magiſchen Spiegel, wie's zur Zeit der Hoffnung war; es iſt Alles verſchwunden, jede Spur der Freiheit, auch nicht ein Phantom davon übrig. Die Pariſer ſinken immer tiefer in den Abgrund der Laſter und Frivolität hinein. Sie glauben an nichts mehr, am wenigſten an ſich ſelbſt, noch weniger an Wahrheit und Tugend. Die ſchönſten Werke der Kunſt liegen im Chaos unbenutzt und ungeſchätzt. Auf einem ſolchen Boden blühet die ſchöne Kunſt eben ſo wenig als die Roſe in einer Sandwüſte; und da, wo das ſchöne Ideal verſchwunden iſt, nimmt die finſtere Geſtalt des moraliſchen Todes die Oberhand. Ihre Freiheitsbäume blüheten nie, die bittere Frucht entſtand im Gebiete des menſchlichen Elendes; es ſind traurige Gegenſtände!

Was Sie von Ihren Kindern mir ſagen, hat mich innig gerührt; könnte ich ſie doch einmal ſehen und umarmen! Für den kleinen Ernſt erlauben Sie, daß ich zu Neujahr ein kleines Geſchenk zum Andenken ſende, für welches er Spielſachen ſtatt Bücher ſich verſchaffen wird. Mein Mann theilt ſo ganz mit mir den Wunſch, Ihnen Beiden einmal im Raume nahe zu kommen. Meine ſchwache Geſundheit erinnert mich nur zu oft an ſolche Wünſche, die alsdann zur Sehnſucht werden.

Wir erwarten mit Ungeduld die neue Tragödie von Schiller. Sein ſchönes Programm läßt uns ſchon den höheren Genius ahnen und verſpricht viel. Es wird gewiß in der Handlung ein lebendiger Geiſt ſiegen, der den ſchlafenden aufwecken muß.

Eben höre ich, daß Buonaparte gefallen ſein ſoll. Kaum kann ich es glauben. Sollte dieſes große Drama wirklich in Egypten ſich endigen? ſollte der Held unter dieſen Ruinen fallen? — In Europa gehörte er freilich nicht mehr hin!

Sagen Sie doch Schiller Alles, was ich ihm ſelbſt ſo gerne noch heute ſchreiben möchte. Dieſer Brief ſei auch für ihn. Ich kann die Feder nicht länger halten; der trübe Wintertag verfinſtert Alles um mich herum. Dieſes ſei meine Entſchuldigung auch für die Unordnung dieſer Zeilen.

Kopenhagen, den 16. Februar 1799.

Für Ihren ſchönen Brief aus Weimar ſage ich Ihnen meinen herzlichen innigen Dank, liebe Frau Schiller. So ganz habe ich Ihr Herz verſtanden, indem Sie mir Schiller ſo gefühlvoll und innig nannten. Wie oft war auch ich durch ſeinen hohen Genius glücklich gemacht! Wie ſollte ich es nicht wiſſen, was er Ihnen in ſolchen Momenten ſein muß. Eine gewiſſe Beſcheidenheit der Frauen für ihre Männer iſt nicht natürlich, ſo wenig wie ein gewiſſer Stolz darauf es nicht wäre. Der heiligen Wahrheit muß vor Allem gehuldigt werden; nur in ihrem Namen ſind reine Gefühle vorhanden. Im Ausdrucke der Worte können ſie freilich entweiht werden, doch iſt dies nicht der Fall, wo Herz an Herzen trifft. Doppelt mußte ich das Ihrige verſtehen, liebe Frau, da ich oft im ſüßen Genuß der Dankbarkeit mich verlor, als mein Mann für dieſes Land nicht ganz ohne Nutzen ſeine Kräfte und Talente gebrauchte, ja ich darf ſagen, daß am öfteſten, wo er nicht zu handeln ſchien, ſein ſeltener Genius mächtig wirkte. Er hat bei einer unbeſchreiblichen Sanftheit des Herzens eine unerſchütterliche Feſtigkeit im Blicke und ſieht vorwärts im Großen; dabei belebt die reinſte Menſchenliebe ſein inneres Weſen beſtändig, und eine ſeltene Beſcheidenheit macht es ihm möglich, in Staatsgeſchäften durchzuſetzen, was Viele (im Anfang) nicht verſtanden, noch billigten; dabei bleibt doch noch ſo mancher unerfüllte Wunſch ihm übrig im Herzen; es gehört oft Reſignation im thätigen Leben, nicht noch thätiger zu ſein. Noch mehr muß ein hoher Geiſt ſich unterwerfen, um das Ideal nicht gar zu feſt zu halten, ein Ideal, welches weniger erſcheint, zumal am Staatsruder.

Bei allem dieſem darf ich behaupten, daß Wenige Schiller als Dichter ſo verſtehen, ſo genießen wie er. Die Sympathie für Schönheit begeiſtert und vereinigt ſolche Geiſter.

Wir erwarten mit Ungeduld den Wallenſtein, die Fortſetzung nämlich. Wir hoffen, an einem von dieſen Tagen Wallenſteins Lager hier im Hauſe aufgeführt zu ſehen. Es iſt nämlich eine Geſellſchaft junger Männer, die ſich hier vereinigen, und meinem Mann die Ueberraſchung machen werden. Wir haben einen großen Saal, der wird auf einen Abend ſo beehrt werden. Die Unternehmung iſt nicht gering, es wird meinem Mann die größte Freude machen, da er es im Manuſcript mit Entzücken vorleſen hörte.[1] Ein junger Mann, der in Jena ſtudierte und Riſt heißt, iſt Sekretär hier im Hauſe. Er iſt geiſtvoll und voll Feuer. Dieſer unternimmt es mit einigen ſeiner Freunde, Wallen-

---

[1] Dieſe Nachricht verſetzte Schiller in große Aufregung. — Er vermuthete, daß Böttiger das Werk ſich in Weimar verſchafft und nach Kopenhagen befördert hatte. An G. Nr. 578. 579. 581.

Hofmarſchall. Will nicht — will nicht — ich habs ja in der ganzen Stadt ſchon herum geſagt! Die Mariage iſt ja in Jedermanns Munde!

Präſident. Sie können vor der ganzen Stadt als Windmacher da ſtehen! Er liebt eine andere!

Hofmarſchall. Sie ſcherzen! Iſt das auch wohl ein Hinderniß?

Präſident. Bey dem Trotzkopf das unüberwindlichſte.

Hofmarſchall. Er ſollte ſo wahnſinnig ſeyn, und ſein Fortune von ſich ſtoßen? Was?

Präſident. Fragen Sie ihn das, und hören Sie, was er antwortet!

Hofmarſchall. Aber, mon Dieu! Was kann er denn antworten?

Präſident. Daß er der ganzen Welt das Verbrechen entdecken wolle, wodurch wir geſtiegen ſind — daß er unſere falſchen Briefe und Quittungen angeben — daß er uns beide an's Meſſer liefern wolle — Das kann er antworten!

Hofmarſchall. Sind Sie von Sinnen?

Präſident. Das hat er geantwortet. Das war er ſchon Willens in's Werk zu richten — Davon hab ich ihn kaum noch durch meine höchſte Erniedrigung abgebracht. Was wiſſen Sie hierauf zu ſagen?

Hofmarſchall (mit einem Schaafsgeſicht.) Mein Verſtand ſteht ſtill!

Präſident. Das könnte noch hingehen! Aber zuſteins Lager aufzuführen, und ſo werden wir bald, wie ich hoffe, Schiller einen ſchönen Abend hier verdanken. Wäre er doch ſelbſt hier! Nun begreifen Sie, mit welcher Ungeduld wir die Piccolomini erwarten.

Daß Schillers Geſundheit es ihm erlaubt, ſo thätig in Weimar bei der Aufführung zu ſein, macht uns um ſo mehr Freude, da Burgſtall mir oft erzählte, wie einſam und ruhig er im Winter eingeſperrt leben mußte. Dieſe Auswanderung iſt ein guter Beweis und wird gute Folgen haben.

Ein Bild von mir exiſtiert nicht; nur ein einziges hat mein Mann, und ich verſichere Sie, liebe Frau Schiller, daß Sie wenig daran haben würden; doch bin ich nicht weniger dankbar und gerührt bei dem Gedanken, daß Sie es wollten. Es iſt mir viel vortheilhafter, ſo idealiſch unter Ihnen zu leben, und ich wünſche ſo ſehr von Ihnen Beiden nie vergeſſen zu werden. Auch Sie Beide leben unter uns auf immer.

Burgſtall iſt, wie ich hoffe, glücklich. Er ſchreibt mir oft; doch kenne ich nicht ſeine Frau, auch nicht recht durch ſeine Briefe. In ſeinem Vaterlande kann er nicht wirken; er lebt allzu einſam. Solche Seelen werden im Weltgetümmel verkannt. Die heutige Politik benebelt alles Schöne.

Für Italien bin ich traurig, doch wer weiß, ob die Zukunft nicht beſſer für dies ſchöne Land wird.

Baggeſen heirathet wieder, eine Genferin, die jetzt mit ihrem Vater in Paris lebt. Dort ſah er ſie, und ſie wird mit dem alten Vater herkommen. Baggeſens Muſe ſchweigt, und es iſt ſchade um ihn.

Die Auftritte wegen Fichte[1] in Deutſchland finde ich höchſt abgeſchmackt. Seine ächten Schüler können wohl nicht gefährliche Weltbürger werden. Es iſt recht ärgerlich; mehr mag ich nicht hierüber ſagen.

---

[1] Die bekannte Streitigkeit, die ihm ſeiner vermeintlichen Irreligioſität wegen angehängt wurde und ihn von Jena vertrieb.

Daß ich ſo viel von meinem Mann Ihnen ſchrieb, braucht wohl keine Apologie; viel mehr hätte ich Ihnen noch gerne über ihn geſagt.

Charl. Schimmelmann.

P. S. Noch muß ich Ihnen im Poſtſcript ein Wort über einen Gegenſtand unſeres Hauſes ſagen, da Sie ſo gütig und theilnehmend für uns ſind.

Seit vier Jahren habe ich ein kleines Mädchen zur Erziehung zu mir genommen;[1] ſie war arm, elend; der Vater ſtarb auf ſeinem Krankenlager; die Mutter habe ich nie geſehen. Dieſe Kleine, Louiſe genannt, zeigte ſchon viele Talente an, und etwas Außerordentliches fand ich in ihrem Weſen, welches übrigens damals ganz verſtimmt war. Jetzt macht mir dies Kind große Freude; ich habe ſie beſtändig unter meinen Augen; ſie iſt liebend, gut und ganz ſonderbar von der Natur mit Talenten ausgerüſtet. Ganz muſikaliſch, ſingend, tanzend, als wäre ſie fürs Theater erzogen, und ſie lernte nie tanzen; ſie hat kleine, niedliche, beflügelte Füße; ich ſuche Alles in ihr zu entwickeln; ſie iſt nicht hübſch, aber doch angenehm und ſo klug ausſehend; ganz Grazie und dabei natürlich; ſie lernt gern und nimmt an Allem Antheil, iſt von einer Lebhaftigkeit, die hier ganz ungewöhnlich iſt. Vielleicht hat Purgſtall Ihnen dies kleine Geſchöpf genannt. Jetzt, da ſie über acht Jahre alt iſt, fängt ſie an ſehr intereſſant zu werden. Wir lieben ſie, als wäre ſie unſer eigen Kind. Eine Mutter weiß, wie viel damit geſagt iſt. Da dieſe Kleine ſo ganz in unſern engen Kreis gehört, mußte ich ſie Ihnen nennen. Dies Kind hat ſich unglaublich veredelt, ſeitdem es bei uns iſt; doch hat die gütige Natur Alles für ſie gethan. Ganz einfach wird ſie erzogen und weiß von keinem äußeren Glanz, der ihrer Seele, wie ich hoffe, immer fremd bleiben wird. Oft im Anfang erinnerte ſie mich an Mignon. Wir nennen ſie Louiſon.

---

[1] Spätere dal Borgo.

Kopenhagen, den 19. Mai 1799.

Ich kann Ihnen meine Freude nicht beſchreiben, liebe Frau Schiller, als ich geſtern den Wallenſtein bekam von den lieben Briefen begleitet. Morgen Abend unternehmen wir die Lektüre im engen Kreiſe. Hat der Herzog von Auguſtenburg Zeit, ſo kommt er auch zu uns und theilt unſern Genuß. Sonſt wird gewiß kein Menſch dies ſchätzbare Manuſcript in die Hände bekommen, das verſpreche ich Ihnen. Sie wiſſen, daß aus der Vorſtellung hier im Hauſe nichts wurde.[1] Wäre es geſchehen, ſo hätten Alle dabei die gewiſſenhafteſte Discretion beobachtet; ſonſt hätten wir uns einen ſolchen Genuß nicht einmal in Gedanken erlaubt. Und da wir es vollſtändig aus Schillers eigener Hand bekamen, wird uns das Leſen eine liebliche Erſcheinung ſeines Geiſtes verſchaffen; und glauben Sie mir Beide, daß wir ganz den Werth eines ſolchen Geſchenkes zu ſchätzen wiſſen; daß auch kein Mißbrauch, keine Entweihung ſtatt haben kann. Die Zahl der vertrauten Freunde iſt klein — hier wie überall — nur mit ſolchen Seelenverwandten werden wir ein ſolches höheres Vergnügen genießen.

Von der Frau von Stein hörte ich in meiner Jugend meine ältere geliebte Schweſter oft reden; dieſer Name iſt mir weder neu noch fremd. Wohl Ihnen, daß Sie eine ſolche Freundin fanden und behielten! Hätte die Frau von Stein meine Schweſter ganz kennen gelernt, ſo würde ſie Ihnen ſagen können, welche ſeltene Gattin und Mutter aus ihr geworden iſt. Ihre Seele iſt engelrein, und ihr ganzer Charakter groß, dabei ſanft und milde im höchſten Grade. Ihre Kinder ſind auf eine ſeltene Art gut erzogen. Ihr Mann iſt Graf Ludwig Reventlow, der auf ſeinem Gute Trolleburg wahre Wunder hervorgebracht hat. Er iſt der däniſche Rouſſeau, nur noch liberaler; im ſtrengſten Sinn ein Menſchenfreund. Er hat ein Erziehungsinſtitut auf ſeinem Gute geſtiftet, vor zwei Jahren, wo Knaben aller Alter erzogen und unterrichtet werden, ich darf ſagen, vortrefflich gebildet für den geringen Preis von 90 bis 100 Rthlr. jährlich. Auch ein vorzüglich gutes Landſchul-Seminarium iſt in der Nähe, oder vielmehr damit verbunden. In dieſem ſchönen Kreiſe lebt meine Schweſter. Ihre älteſte Tochter, ein ganz ausgezeichnetes Mädchen von achtzehn Jahren, hat dieſen Monat geheirathet, wohnt ganz in der Nähe ihrer Eltern, wird auch glücklich, wie ich hoffe. Ihr Mann, der noch jung iſt, iſt Beſitzer von großen Gütern, wo Alles, wie ich hoffe, einſt auf Trollenburger Art, im Namen der Menſchheit, eingerichtet wird.

---

[1] S. den vorigen Brief. Schiller hatte ſich alſo über jenen Vorfall beruhigt und das Manuſcript des ganzen W. geſchickt.

Mein Bruder,[1] der ſich der Frau von Stein auch erinnern wird, iſt liebenswürdig, und hat ein ſeltenes Herz. Er hat es behalten, obgleich er ſeit ſeiner Jugend ein Diplomat iſt. Er war däniſcher Geſandte im Haag, als die Franzoſen einrückten. Da hat er, ich darf es ſagen, manche Thräne getrocknet. Seine Frau, eine Holländerin, hat ihre Freunde und Verwandte in dieſem unglücklichen Lande. Jetzt iſt er Geſandter in Spanien, und Gott weiß, was er da erleben wird. Die Hofintriguen überſteigen alle Erwartung in dieſem Lande, und das Volk iſt gedrückt auf eine ſchreckliche Art.

Dieſes Alles über meine Schweſter und meinen Bruder, die Sie mir ſo theilnehmend nannten, daß ich nicht widerſtehen konnte, ſie Ihnen darzuſtellen; obgleich ich von beiden faſt getrennt lebe, ſo ſind wir immer im Geiſte mit einander und verſtehen uns ſo vollkommen über Alles, was dem Menſchen heilig und wichtig iſt.

Louiſen iſt ein liebes Kind, die ich Ihnen ſo gerne zeigte. Es iſt ein Ideal, ein kunſtloſes Geſchöpf, für die ſchöne Kunſt geboren, ein kindliches Weſen, voller Vernunft, wenig ſcheinende Entwicklung und dabei große Fähigkeiten, herrliche Anlagen in eine Grazie gehüllt, die nur die Natur geben kann. Sie wird aber erſt neun Jahre alt; die Zukunft ſteht bei den Göttern.

---

[1] Baron Schubart.

Kopenhagen, den 6. Oktober 1799.

Ich erhielt in Trolleburg bei meiner Schweſter im Auguſt Ihren lieben Brief, und glaubte nicht erſt im Oktober Ihnen meinen Dank zuzurufen; ich begreife ſelbſt nicht, wie es möglich war. Meine gute Schweſter theilte ſo ganz meinen Genuß beim Empfange Ihres lieben Briefes. Als ſie den Namen der liebenswürdigen Frau von Stein hörte, ſtiegen ihr mit Freuden die lieblichen Bilder der Jugend in der Seele auf; unvergeßlich ſind ihr die Stunden, die ſie mit ihr zubrachte. Auch ich hörte damals, faſt ein Kind noch, mit Freuden dieſen Namen. Mein Bruder war ihr auch ſo ganz zugethan. Jetzt lebt er einſam in Spanien, wo er mit dem Hof den ganzen Sommer hat herum emigrieren müſſen, die heißeſten Monate in Madrid zubringend. Jetzt ſchreibt er aus St. Ildefonſo, wo die Natur doch etwas günſtiger ſein ſoll. Aranjuez iſt ein trauriger Kunſtgarten. Dieſes diplomatiſche Leben iſt aber auch leider ganz künſtlich, und dabei iſt mein Bruder ſo ziemlich unbefangen geblieben; faſt ſo heiter und jugendlich, als ihn die Frau von Stein kannte. Seine Frau, eine Holländerin, iſt ernſter und trauert über ihr Vaterland, wo ſie den Anfang der Umwälzungen ſah. Wie es am Ende in dieſer Bataviarepublik ausſehen wird, weiß Gott. Auch für Helvetien iſt Alles zu fürchten, nachdem es Alles gelitten hat. Es ſieht überhaupt dunkel und traurig in der politiſchen, ſowie in der moraliſchen Welt aus. Wir müſſen Gott danken für die Ruhe, die uns bis jetzt gegönnt ward. Unſer Nachbar, der mächtige K . . ., wird uns auch wohl noch ſo laſſen. Er ſchien unruhig über die däniſchen Zeitſchriften, die freilich ſehr tobend und zuletzt ganz unpaſſend waren; doch hätte die Regierung wohl dabei nichts gewagt, es ſo zu laſſen. Sie beſchäftigte ſich indeſſen ſchon ſeit einem Jahr mit Plänen, damit dieſe literariſche Unordnung ein Ende nehmen ſollte. Nun da aber von innerer Ruhe zugleich mit der äußeren Ruhe die Rede ſein konnte, ſo hat die Regierung endlich in dieſen Tagen ein Edikt herausgegeben wegen der Preßfreiheit; die Meinung iſt gewiß liberal und gut, doch ſcheint die Form etwas ſtrenge. Wäre dieſes vor zehn Jahren ſo geſchehen, ſo hätte wohl der Vernünftige es mit Recht tadeln können. Nun aber, da der Kronprinz ſchon ſo viele Jahre es angeſehen hat, mit Geduld ertragen, daß ſeine eigene Perſon oft nicht geſchont ward; nun da der freche Ton einiger Pamphletiſten auf's äußerſte geſtiegen war, ohne daß man dabei beſſere däniſche Schriften daneben ſah, nun war es wohl in jeder Rückſicht Zeit, dieſen Strom zu hemmen. Im Auslande wird dieſe Maßregel vermuthlich nicht gebilligt; ich wünſche nur, daß jeder Fremde die letzten periodiſchen Blätter und Schriften hier beurtheilen könnte. Alles, was den Menſchen heilig iſt, wurde angegriffen; dabei waren Streitſchriften im unwürdigſten Ton faſt die einzigen geworden, und die Perſonalitäten hörten nicht auf. Alle dieſe Angriffe blieben von den Beſſeren unbeantwortet, und ſo verfiel die däniſche Literatur in das kläglichſte Chaos. Nun werden unſere jungen Studierenden auf etwas Beſſeres ſinnen müſſen, und die Welt wird dabei nichts verlieren.

Verzeihen Sie, Liebe, daß ich Ihnen ſo ausführlich dieſes Alles darſtelle; mündlich könnte ich es viel beſſer. Mein Mann hat gewiß die Preßfreiheit lange für heilig gehalten, auch iſt er faſt nie angegriffen worden; doch unſere Epoche iſt eine Ausnahme in der großen Weltgeſchichte, Gott weiß, wie die kommende ſein wird.

Wir ſind erſt ſeit acht Tagen hier in Kopenhagen zurück. Zwei ruhige Monate brachte ich in Trolleburg zu. Mein Mann beſuchte unterdeſſen ſeine Güter in Jütland, wo er viel Gutes zur Veredlung und zum Wohl ſeiner Bauern gemacht hat; ſie ſind ſchon lange unabhängig, ſtehen ſich dabei gut, und ihre Kinder genießen die Vortheile des beſſeren Schulunterrichts im Lande. Fünf ſchöne Schulen hat mein Mann aufbauen laſſen in einer Gegend, wo man ſonſt von keiner ordentlichen Schule wußte. Dabei haben wir vortreffliche Lehrer, die wohl etwas beſſer als die von Rochow ſind. Indem ich dieſes von unſern Gütern erzähle, muß ich doch meinen Schwager Ludwig Reventlow erwähnen. Er war der Erſte im Lande, der ſchon vor fünfzehn Jahren dies Beiſpiel gab; nun folgen Einige, es geht aber noch langſam, doch ſiegt am Ende die Wahrheit. Auf dieſem Gute Trolleburg in Fühnen war es, wo ich zwei Monate ſo vergnügt zubrachte. Da auch wurde der Wallenſtein geleſen, verſtanden und ganz genoſſen. Meine Schweſter war entzückt; Schillers Geiſt lebte unter uns, und wir verdankten ihm die herrlichſten Momente unſeres Zuſammenſeyns.

Charl. Schimmelmann.

Den 7.

Im Augenblick, als ich dieſen Brief auf die Poſt ſenden will, erhalte ich den Ihrigen. Auf Schiller ſein neues Drama bin ich ganz Erwartung und Sehnſucht. Man begreift es hier nicht und verzeiht es ihm kaum, daß der Wallenſtein und Piccolomini noch nicht im Druck erſcheinen. Ich werde ſo geplagt um das Manuſcript und darf es nicht aus den Händen laſſen. Bitten Sie Schiller im Namen Aller hier, ja nicht zu zögern.

Ich war nicht in Altona mit meinem Mann; leider kann ich nicht ſolche ſchnelle Reiſen ertragen. Gott erhalte uns den Frieden; ich hoffe es mit Zuverſicht.

Den Auftrag an die Brun übernehme ich gern; ſie iſt noch auf dem Lande, und das böſe Wetter trennt uns. Die Kornernte leidet, die ganze Natur trauert; es iſt ein doppelter Herbſt.

Kopenhagen, den 27. Januar 1800.

Schon oft, liebe Frau Schiller, antwortete ich in Gedanken Ihrem Brief, der mir doppelte Freude machte, weil ich daraus Ihre völlige Geneſung erfuhr.

Wir haben einen ſo ſtrengen Winter gehabt im Anfang dieſes Jahres, daß unſere Briefe nicht über den Belt kommen konnten. Aus dieſer Urſache erhielt ich ſpäter Ihren lieben Brief, und die

Antwort wäre am Ufer geblieben. Jetzt vermindern ſich unſere Eisgebirge; ſie trennen uns doch noch von der übrigen Welt.

Dieſe Hofdame, die in Weimar geſtorben iſt,[1] war die Mutter und Wohlthäterin meines Bruders; ſie hatte ſeine Frau erzogen und liebte ſie beide; ich ſah ſie nie, doch ſchätzte ich ſie ſehr; ihren Tod erfuhr ich erſt durch Ihren Brief.

Die Nachrichten aus Frankreich lauten doch jetzt tröſtend; nur iſt noch nicht die wahre Hoffnung des Friedens erſchienen. Man verſichert, daß Buonaparte den Frieden will; aus England erwartet man die Möglichkeit oder Unmöglichkeit. Mir kommt es vor, daß Buonaparte der gefährlichſte und thätigſte Gegner der Jakobiner ſich zeigte, und da der blutige Krieg gegen dieſe Faktion geführt ward, und nicht gegen die franzöſiſche Nation, ſo kommt es mir vor, daß es jetzt hohe Zeit wäre, dieſem Elende des Kriegs ein Ende zu machen. Deutſchland iſt fürchterlich bedroht, und das Schickſal der Schweizer ſollte doch warnend ſein; ein ſolcher Jammer iſt unerhört. Hier wünſcht man einige der unglücklichen Kinder, die in den Wäldern herum irren, zu retten. Die gute Frau Brun hat eine Subſcription eröffnet und findet mitleidige Herzen, obgleich der Winter für unſere eigenen Armen dringender als je iſt, denn die Ernte war ſchlecht, und alle Folgen der jetzigen Kriſis laſſen ſich hier wie überall fühlen; doch ſind die Kopenhagener Armen dieſen Winter ſchon unter einer wohlthätigen Aufſicht. Man hat hier Rumfords Schriften nicht umſonſt geleſen; jetzt iſt das Armenweſen faſt ſo wie in München eingerichtet; dadurch werden viele Kinder gerettet, an ihren Seelen gerettet; kein armes Kind leidet Hunger, ſie werden zur Arbeit früh gewöhnt, und die Eltern, die nicht mehr betteln dürfen, können nicht mehr wie ſonſt ihre Kinder zum Betteln brauchen. Dieſe wohlthätige Einrichtung hat uns Alle hier in Bewegung gebracht; es iſt die heiligſte Pflicht, der Anfang iſt aber ſchwer, denn die Mißbräuche waren unglaublich, viele Tauſende verſchmachteten, und doch ſind die Kopenhagener Einwohner von jeher wohlthätig gedeihen; es iſt aber nicht genug die Almoſen auszutheilen, die Organiſation des Ganzen war die Hauptſache.

---

[1] Fräulein v. Göchhauſen.

Einige ſehr intereſſante Emigranten vom 18. Fructidor haben bei unſern Verwandten in Holſtein gelebt; jetzt kehren ſie zur Heimath zurück. Portalis unter andern, mit ſeinem neunzehnjährigen Sohn. Dieſer ehrwürdige Greis iſt faſt blind; dabei aber ſo thätig und lebendig, als wäre er ein Jüngling. Der Sohn iſt ſeine rechte Hand.

Der General Dumas auteur des précis militaires geht auch nach Frankreich zurück, unſere Freunde verlaſſend. Der edle Liancourt, den ich perſönlich kenne, iſt auch gottlob jetzt ſchon in Paris. Er hat ſein hartes Schickſal als ein Mann ertragen; nie ſah ich ein rührenderes Beiſpiel von Milde, Feſtigkeit und Würde. Er hat über die Gefängniſſe von Philadelphia geſchrieben. Leſen Sie dieſes Buch; möchte es recht bekannt werden. Er ſchickte es mir aus ſeinem Exil.

Daß Sie mit der Frau von Stein ſo glückliche Stunden zubringen, iſt eine wahre Freude. Einen herzlichen Dank für Ihre gütige Theilnahme an uns.

Eben höre ich, daß die Friedensvorſchläge aus Frankreich nicht in England angenommen wurden!

Ach, daß Schiller uns ſelbſt die Piccolomini vorleſen könnte! Nein, dies wäre gar zu ſchön. Seinen Brief habe ich mit Freuden, und innig gerührt, geleſen. Wir ſind ſo ganz in ſeiner Schuld, mögen es auch ſo gerne ſein. Die herrlichſten Momente des Lebens einem zu geben, der edel denkt, was könnte wohl dafür wieder gegeben werden? nichts als Geſinnungen und reine dankbare Gefühle.

Den 21.

Wir kennen nun die Piccolomini. Obgleich wir viel erwarteten, machte dieſe neue Erſcheinung uns die ſchönſte Ueberraſchung! Welche Wahrheit, Natur und Lebendigkeit! Wie richtig und wie fein die Gefühle! Wie tief aus dem Herzen, und wie tief in die Herzen hineingeſchaut! Welche herrliche Sprache für die erhabenſten Gedanken! Wie feierlich und rührend iſt die Stimmung des edlen jungen Piccolomini! Kurz ich hörte nicht auf und ſagte Ihnen doch nicht die Hälfte von Allem, was ſich ſagen und nicht ſagen läßt in ſolchen Augenblicken. Ich wünſchte, daß Schiller nicht dieſe unordentlichen Zeilen leſe, nur ſagen Sie ihm, was in mir vorging, auch haben wir noch nicht das Letzte geleſen. Mein Mann muß einen ruhigen Abend finden, dies iſt ſchwer, er iſt außerordentlich zufrieden, und ganz Intereſſe für dies neue ſeltene Schauſpiel. Der Herzog konnte nicht kommen, er wird es aber bald, wie ich hoffe, ſelbſt leſen, da Schiller es erlaubte. Bitten Sie ihn flehentlich, es bald drucken zu laſſen. Ach, daß wir nicht auch bei der Vorſtellung in Weimar wären! So von Schiller ſelbſt angeordnet, mit Goethe, ſo wird es wohl nie aufgeführt. Wären auch andere Schauſpieler vollkommener als die Weimariſchen, die doch gut ſein müſſen, ſonſt wäre es unmöglich geweſen. Daß die Planeten ſo harmoniſch dichteriſch mit vorkommen, die Scene umſchweben, dies feierlich myſtiſche Gewebe, Alles dieſes ergreift das innere Weſen und berührt jede Saite der Seele im ſchönſten Einklang. Auch muß dieſes erſte ächt deutſche Schauſpiel in Deutſchland mächtig wirken.

Klopſtocks Hermann iſt ein Germanier, iſt ſo entfernt dagegen. Hier entwickelt ſich auch die deutſche Sprache weit ſchöner, weit humaner, möchte ich ſagen.

Nur für Sie allein, liebe Frau Schiller, ſind dieſe flüchtigen Zeilen hingeſchrieben oder hingedacht. An Worten bin ich arm, fürchte auch ſo ſehr die Verſchwendung der Worte.

Daß ich Schiller ſelbſt heute nicht ſchreibe, iſt wahrlich nur aus Blödigkeit. Sie müſſen ihm meinen ſchönſten Dank bringen.

Seeluſt, den 27. Mai 1800.

Unſere Wohnung an der Oſtſee iſt lieblich. Die ſchönſten Buchenwälder umgeben unſere blumigen Wieſen auf der einen Seite gleich hinterbringen mir meine Spionen, daß der Oberſchenk von Bock auf dem Sprunge ſey, um die Lady zu werben!

Hofmarſchall. Sie machen mich raſend! Wer ſagen Sie? Von Bock, ſagen Sie? — Wiſſen Sie denn auch, daß wir Todfeinde zuſammen ſind? Wiſſen Sie auch, warum wir es ſind?

Präſident. Das erſte Wort, das ich höre!

Hofmarſchall. Beſter! Sie werden hören und aus der Haut werden Sie fahren — Wenn Sie ſich noch des Hofballs entſinnen — — es geht jetzt in's ein und zwanzigſte Jahr — wiſſen Sie, worauf man den erſten Engliſchen tanzte, und dem Grafen von Meerſchaum das heiße Wachs von einem Kronleuchter auf den Domino tröpfelte — Ach Gott! das müſſen Sie freilich noch wiſſen!

Präſident. Wer könnte ſo was vergeſſen?

Hofmarſchall. Sehen Sie! Da hatte Prinzeſſinn Amalie in der Hitze des Tanzes ein Strumpfband verloren. — Alles kommt, wie begreiflich iſt, in Allarm — von Bock und ich — wir waren noch Kammerjunker — wir kriechen durch den ganzen Redoutenſaal, das Strumpfband zu ſuchen — endlich erblick ichs — von Bock merkts — von Bock darauf zu — reißt es mir aus den Händen — ich bitte Sie! — bringts der Prinzeſſinn und ſchnappt mir glücklich das Kompliment weg — Was denken Sie?

Präſident. Impertinent!

Hofmarſchall. Schnappt mir das Kompliment weg — Ich meyne in Ohnmacht zu ſinken. Eine ſolche des Hügels; an der andern umgibt uns das Meer, von der ſchwediſchen Küſte begrenzt, die ſich uns in mannigfaltigen Geſtalten zeigt. Am ſtillen Abend lagern ſich oft Schiffe aus allen Weltgegenden um uns herum; ſelbſt Fregatten und Kriegsſchiffe aller Art zeigen ſich ſo in ihrer Pracht, in unſerer Nähe, und weit bis zum Sunde hin erſtreckt ſich der Anblick, einige Hundert Schiffsmaſten oder Segel, die wir auf einmal ſehen. Dabei rudern die kleinen Fiſcherböte in der Bucht herum, da wir rechts und links von Fiſcherdörfern umgeben ſind. Dieſer Anblick des Meeres erneuert ſich täglich und ſtündlich in beſtändiger Abwechslung. Unſer Garten erſtreckt ſich auf einem Abhang bis zur See. Ganz nahe am Ufer entſpringt eine Quelle vom ſchönſten Waſſer am Fuße eines Hügels. Dieſer Lieblingsplatz iſt für Jeden offen und verſchönert den Landweg. Der Wanderer findet hier Erfriſchung und Schatten; ſelbſt die Schiffsleute landen hier oft an unſerer Quelle und füllen ihre Waſſertonnen. Ein feierliches doch einfaches Monument wurde hier von meinem Mann errichtet zum Andenken ſeiner erſten geliebten Gattin. Ihr Name und die heiligen Erinnerungen ihrer ſchönen Exiſtenz auf Erden verewigen die Schönheiten dieſes Ortes. Vielleicht wird unſer Freund Purgſtall Ihnen eine beſſere Beſchreibung von Seeluſt gemacht haben. Er liebte dieſe Gegend und vergaß hier ſeine vaterländiſchen Gebirge und Flüſſe. Dieſe fehlen uns in Dänemark; dagegen haben wir liebliche Bäche. Ein ſolcher verſchönert auch unſere hieſige Landſchaft. Das ſanfte Rieſeln dieſes Baches vermiſcht ſich hier mit der ſpielenden Welle des Meeres; er gleitet durch die Wieſe am Ufer und verliert ſich in die Oſtſee.

Wir leſen mit Schaudern und mit traurigen Gefühlen die Zeitungen; die Verheerung des Kriegs trifft Deutſchland auf's Neue. Buonaparte hatte den Frieden angeboten. Mit banger Ahnung hörten wir hier, daß die Friedensvorſchläge nicht angenommen wurden, indem Carnot wieder thätig wurde und Moreau ernannt wurde; dabei wurde der Erzherzog Karl zurückgerufen.

Dies alles waren ſchlimme Vorboten. Möchte doch das Blutvergießen bald ein Ende haben!

Da Sie meinen Bruder mit Güte oft nannten, muß ich Ihnen doch ſagen, daß er auf einige Monate Urlaub hat, ſeinen Poſten in Madrid zu verlaſſen, und daß er im Herbſt vielleicht uns hier erſcheint. Spanien iſt ein trauriges Land, und die Atmoſphäre des Hofes iſt drückend. Ein denkender Mann findet dort keine Geiſtesnahrung, dagegen aber ſehr viel Stoff zum Nachdenken über die Zukunft und finſtere Ausſichten.

Seeluſt bei Kopenhagen, den 28. September 1800.

Erſt am 20. September erhielt ich das ſchöne Geſchenk von Wallenſtein aus Schillers eigener Hand von ſeinem Briefe begleitet mit dem Ihrigen, liebe Frau. Sagen Sie ihm recht ſo ganz aus meinem Herzen einen warmen Dank. Ich hatte ſchon längſt aus dem Buchladen dieſes Werk erhalten, ſo auch Schillers Gedichte, die mir ſo viele Freude gewähren; einen doppelten Werth als Gabe ſeiner Hand hat es aber natürlich für uns.

Daß Sie beide Ihren einſamen Sommer glücklich erlebten, hat mich herzlich erfreut. Ich kenne aus eigener Erfahrung dieſen Werth der Einſamkeit, obgleich wir oft im Strudel der Welt augenblicklich leben müſſen. So z. B. heute iſt hier im Hauſe ein großes Diner für den Lord Whitworth; aber im Ganzen führen wir, ich darf es ſagen, ein vernünftiges Leben.

Dieſe ſchönen Herbſttage haben wir auch recht im Genuſſe der Natur verlebt. Ich nannte Ihnen dieſen Lord W. Seine Wohnung hier gab uns eine recht ſtürmiſche Epoche. Wir ſahen uns plötzlich hier am friedlichen Ufer unſerer Inſel von einer Flotte umgeben, die uns gar nicht friedeverſprechend ausſah. Alle dieſe blitzbewaffneten Schiffe umgaben unſere Landhäuſer, vom Sunde ab bis zur Kopenhagener Rhede. Dabei kann ich Ihnen doch verſichern, daß unſere gute und gerechte Sache einem Jeden ſo viel Muth gab und eine ſolche Spannung der Gemüther verurſachte, daß Keiner ſich fürchtete. Es war nur eine Stimme, eine Geſinnung, die Alle vereinigte. Unſer Kronprinz zeigte ſich in ſeinem wahren Charakter, thätig, unerſchrocken, ſehr lebhaft, doch auch moderiert. Der engliſche Negotiator, der die Welt kennt, ſah dieſes alles ein, und ſo endigte ſich die Unterhandlung ehrenvoll für Dänemark. Wir wären lieber unter den Trümmern unſeres Landes Alle geblieben, als entehrt davon gekommen. Dieſes war eine allgemeine wahre Empfindung; ſelbſt der ruhige Landmann eilte herbei aus der Provinz, ſeine Ernte verlaſſend, mit Enthuſiasmus wollte er fechten für Vaterland und Ehre. Auch Kinder, Frauen, Jünglinge gaben thätige Beweiſe ihres Eifers. Für Vieles hätte ich nicht dieſe Scene entbehrt; es war mir eine ſo neue Erfahrung. Freilich müſſen wir die Koſten jetzt ertragen und werden es alle lange fühlen, doch trägt ein Jeder willig ſein Opfer; obgleich die Theurung, die ungewöhnlich iſt, ſehr drückend iſt. Doch, wie dürfen wir klagen? Bedenken wir nur einen Augenblick die Noth und das Unglück der Bewohner Deutſchlands, am Rhein, an der Donau! auch in Italien. Mit Schrecken hören wir eben, daß der furchtbare Krieg vielleicht wieder anfängt, und für welchen Zweck? Wie wird die große Schreckensſcene endigen? Es ſind unerhörte Begebenheiten, ein fürchterliches Dunkel umgibt uns. Die franzöſiſche Regierung hat uns an der Sendung des Miniſters Bourgoing einen wahren Beweis der Achtung gegeben. Er iſt aufgeklärt, milde, ein ſehr intereſſanter Mann, der eine Regierung wie die unſerige ſchätzen und verſtehen wird. Der Kaiſer von Rußland, der es gut meint, hat uns auch thätige Beweiſe ſeiner Theilnahme in dieſer kritiſchen Epoche gegeben. In dieſer Theilnahme vereinigen ſich ſo wunderbar dieſe beiden Extreme der politiſchen Welt.

Das letzte Werk der Mad. de Staël leſen wir denn zugleich auch hier mit wahrem Intereſſe. Sie muß eine ſeltene Frau ſein, eine ernſthafte bedeutende Erſcheinung, mitten im Gaukel des Pariſer Leichtſinnes. Als Philoſophin aber wollen wir ſie nicht richten. Auch in der deutſchen Literatur fand ich ſeltſame, unerwartete, höchſt intereſſante Erſcheinungen. Fichte's Beſtimmung des Menſchen, Tieck, ſeine heilige Genoveva, und noch ſo Manches im Athenäum.

Die Zeiten der Letargie nehmen ein Ende. Die abgeſchmackte tödtende Kälte muß auch weichen. Die theophilanthropiſche Leere wird aufhören (dieſe war mir immer vor allen verhaßt und odiös). Was aber aus dieſen Umwälzungen noch entſtehen wird, durch welche Irrgänge die Wahrheit noch geſucht werden muß! Dabei ſchwindelt mir oft, ich geſtehe es, mein armer ſchwacher Kopf. Sehe ich die Werke von Schelling vor mir liegen, ſo bin ich, ich geſtehe es, wie Tantalus verſetzt, ohne Hoffnung der Möglichkeit eines wahren Genuſſes, weil ich unvermögend bin, zu folgen. Doch ahnen kann ich ſo Manches, und dieſe Ahnung führt mich weit hinüber und hinaus.

Wie benimmt ſich Goethe bei der Vergötterung, die er mit Shakſpeare, Dante theilen muß? Wann werden wir ihn wieder in Lebensgröße auftreten ſehen?

Finden Sie noch in dem Umgang dieſes Titanen, was Sie vormals fanden? Schließt er ſich in der Wirklichkeit an dieſe neuen Giganten, die er mit hervorbringen half? Baut er ſelbſt mit an dem neuen Tempel, oder begnügt er ſich damit ihn bauen zu laſſen, wie ſo mancher Geweihte? Kurz, ich hörte nicht zu fragen auf, folgte ich der Neigung, die von jeher den Sterblichen zum dunkeln Hain des Orakels trieb. Ein wahrhaft liebendes Herz und einen freien Geiſt hinzubringen, iſt, was ich wünſche, was ich wollte.

Verzeihen Sie, liebe Frau Schiller, die Unordnung dieſer Zeilen. Sie wären auch an Schiller gerichtet, hätten ſie mehr Werth. Seien Sie meine Fürſprecherin, bringen Sie ihm meinen Dank für ſeinen Brief. Er kann uns nicht verkennen, kannte er uns einſt, und ſo wird er auch nie an unſeren Geſinnungen zweifeln.[1]

---

[1] Schillers Antwort auf dieſen Brief vom 23. November iſt im Altonaer Merkur, 1858, Nr. 57 und Hamburger Correſpondenten vom 9. März 1858 zum erſtenmale gedruckt worden.

Kopenhagen, den 29. April 1801.

Wir haben unruhige Zeiten erleben müſſen, und Gott weiß es allein, ob wir die Hoffnung des Friedens bald im Herzen aufnehmen dürfen. Wäre der neue Kaiſer Alexander nicht plötzlich aufgetreten, ſo wären wir ganz gewiß als Opfer der Treue und Redlichkeit gefallen. Der wüthende Kaiſer Paul, der uns allein hier gegen eine ſolche Macht den größten Gefahren ausſetzte, dieſer Kaiſer, wir wiſſen es ſchon, hätte uns mit ſeinem Dank belohnt. Wir hatten aber, Gott ſei es gedankt, in uns hier eine Kraft zum Widerſtand, die beſſer als jede Hülfe eines Alliirten uns ſtützte. Die däniſche Nation zeigte ſich muthig und unerſchrocken, ſie war von edlen Gefühlen durchdrungen, als der unedle Angriff der Engländer ſie bedrohte. Nie hatten wir den ſtolzen Britten gereizt, nur Kaiſer Paul hatte ſie mit Härte und Ungerechtigkeit gereizt. Hätten ſie ihre Armada gegen ihn auf Flügeln des Sturmes geſandt, wahrlich, ich ſelbſt als Dänin hätte es faſt billigen müſſen. Doch dieſes thaten ſie nicht, ihrem großen wahren Feind wollten ſie vielleicht nur drohen. Wir aber, die wir für ſeine Sache ſtanden, wir, die wir allein für den ganzen Norden ſtanden, wir wurden angegriffen. Der Held von Abukir glaubte uns muthlos zu finden, er ſelbſt aber hat es geſtehen müſſen, daß die Dänen keinen Spaß verſtehen in der blutigen Schlacht. Hätte Nelſon nicht parlamentiert, ſo wäre von unſerer Seite der Widerſtand über alle Erwartung anhaltend geweſen. Die Landtruppen brannten vor Begierde, ſich mit dem Feind zu meſſen, und jeder Bürger von Kopenhagen fühlte ſich Krieger. Der Enthuſiasmus, die Erbitterung war unbeſchreiblich. Dieſes ſonſt ſo ruhige Volk war ganz feurig, ganz rachgierig geworden. Das Blut der am 2. April gefallenen Brüder entzündete jede ſonſt ſo friedliche Bruſt, es war nur eine Stimme, auch dieſe erſcholl im ganzen Lande allmählig, doch mußte die Regierung ſanft führend auftreten. Dieſer Angriff der Engländer hier war nicht der einzige. Sie hatten Dänemarks Vermögen in ihren Händen; durch ein unerhörtes Embargo auf däniſches Eigenthum haben ſie dem Kaiſer Paul nachgeahmt und ſich unſerer Schiffe bemächtiget, die noch in ihren Händen ſind. Doch deſſen ungeachtet war die Regierung nur auf die Ehre der Nation bedacht im kritiſchen Augenblick. Hätten die Engländer uns etwas Entehrendes vorgeſchlagen im Augenblick, wo ſie Waffenſtillſtand anboten, es wäre jeder Mann unter den Ruinen des Landes eher gefallen. Der Kronprinz hätte Leben, Reich und Vermögen eher aufgeopfert, und ſo dachten auch alle Dänen. Sie haben es nicht allein am 2. April, ſondern lange nachher bewieſen. Unſere jungen Seeofficiere ſind wahrlich durch ihre Beſcheidenheit eben ſo intereſſant, als ſie durch ihren Heldenmuth ausgezeichnet ſind. Ein junger Lieutenant Willemoſe führte ſeine ſchwimmende Batterie ſo glücklich gegen Nelſons donnernde Schiffe, daß dieſer darüber erſtaunt ſeinen Namen wiſſen wollte. Man ſagte ihm, er ſei achtzehn Jahre alt. „Der muß Admiral werden,“ erwiederte Nelſon. Der Kronprinz ſoll geſagt haben: dann hätte ich viele Admirale zu ernennen. Dieſer junge Held iſt in Trolleburg erzogen, in einer Schule, die von Ludwig Reventlow geſtiftet iſt. Er iſt ganz genialiſch in ſeinem Aeußeren, eine ſchöne Phyſiognomie, dabei ganz jugendlich und unbefangen. Ich müßte Ihnen aber Viele nennen, die ich vor dem 2. April nicht kannte, wollte ich Ihnen eine treue Schilderung dieſes Tages machen; viele Anführer der tapferen Menge. Einen Matroſen habe ich geſehen, der mitten im heftigſten Feuer die däniſche Flagge dreimal wieder aufnahm, als die Kugeln der Engländer ſie herunter ſchleuderten. Zuletzt war auch kein Maſt am Schiffe übrig da hielt der kecke Däne die Flagge mit ſtarkem Arm ausgeſtreckt, bis die Uebermacht am Ende ſiegte. Dieſen Helden ſah ich einige Tage nach der Schlacht, er iſt groß und ſchön, hat edle Züge, braunes, lockiges Haar, iſt dabei ganz beſcheiden, faſt ſanft im Ausdruck und fühlt nur die Begierde, im Treffen wieder zu ſtehen oder zu fallen. Er hat Frau und Kinder, die er liebt. Unſere Verwundeten haben brüderliche Hulfe gefunden; es iſt unbeſchreiblich, mit welcher Liebe und Sorgfalt ſie gepflegt wurden. Mit welchem Muth, faſt mit Freude haben ſie gelitten und für's Vaterland geblutet. Nicht eine Klage in den Spitälern unter dieſen meiſt ſchrecklich Verwundeten. Auch ſterbend gedachten ſie nur des Vaterlandes; es ſind unzählige Züge der Art. Die Wittwen und Waiſen ſind reichlich verſorgt, es ſind erſtaunliche Summen zuſammen gebracht als freiwillige Gaben.

Sie ſehen, wie ſehr ich auf Ihren und Schillers Antheil an uns rechne. Iſt es nicht traurig, daß wir noch nicht die Maria Stuart hier kennen? Einen doppelten Genuß haben wir nun zwar zu erwarten, indem Sie uns die Johanna d'Arc nannten. Mit Sehnſucht erwarte ich dieſe neue Erſcheinung ſeines reichen mannigfaltigen Genius. Möchte er doch ſo noch lange dabei bleiben, für Deutſchlands Ruhm dableiben! Hier haben wir Kriegsgeſänge die Menge gehabt, die meiſten wirklich ſchön, unſere beſten Dichter ſind recht begeiſtert geweſen! Ein ſchönes Corps von Freiwilligen ſind unſere Studierenden hier, über tauſend an der Zahl; faſt alle junge, wohl geſtaltete, muthige Jünglinge. Ihre Kleidung iſt einfach, aber doch hübſch, ihr militäriſcher Anſtand über alle Erwartung, da ſie eigentlich kaum vierzehn Tage ſich übten, ihre Muſik ſehr ſchön, da die königliche Kapelle mit Freuden ſich erbot, an die Spitze ſolcher Soldaten ſich zu ſtellen. Ihr Chef, der Oberhofmarſchall des Königs, Stauch, iſt ein edler gebildeter Mann.

Ueber Ludwig Reventlows Tod glaube ich Ihnen geſchrieben zu haben; ach, die Zeit tröſtet hier nicht!

Mein Bruder iſt aus Spanien hier jetzt ſeit dem Januar angelangt.

Seeluſt, den 2. Oktober 1801.

Schon längſt hätten Sie meinen Dank vernommen für die Sendung der ſchönen Johanna, von ſolchen Briefen begleitet, hätte ich genau den Ort Ihres Aufenthaltes gewußt. Die Zeitungen nannten Berlin, dies machte uns irre. Möchte Schiller doch die Freude haben, ſeine Johanna gut aufgeführt zu ſehen. Wahrlich, er verdiente dieſen Genuß, wäre es nur um der Freude willen, die er ſo manchem Leſer ſchon durch dieſes ſeltene Stück gewährte; doch ich vergeſſe, daß es noch nicht gedruckt erſchien. Hier haben es nur wenige Freunde gehört, ich durfte es nicht als Manuſcript aus meinen Händen laſſen. Ich geſtehe, daß ich die franzöſiſche Ueberſetzung, die vermuthlich bald folgen wird, fürchte, und doch wäre es ein großes, hohes Intereſſe, dieſe Jeanne d'Arc auf ihrem Nationalboden auftreten zu ſehen; nur ſind ſolche reine Töne für franzöſiſche Ohren meiſtens verloren, oder ſie verſtehen ſie anders als der begeiſterte deutſche Dichter es wollte. Das feine unſichtbare Gewebe, unausgeſprochene Empfindungen ahnen ſie kaum, die Pariſer nämlich, die ſich allein im Beſitze du bon goût glauben. Neulich las ich im Moniteur einen recht dummen Aufſatz, wo Schillers Heldin ſchon vorkam; es war recht ekelhaft, ich hätte es aber dieſen Augenblick vergeſſen ſollen, indem ich Ihnen Beiden ſo gerne unſern Genuß beim Leſen dieſes herrlichen Stückes mittheilte. Meine kleine Louiſe, die eben erſt eilf Jahre alt iſt und übrigens ſehr kindiſch in allen ihren Spielen, wurde bei dieſer Lectüre ſo hingeriſſen, daß ſie nichts träumte, nichts ſah und nichts empfand, als dieſe ihr ſo neue Heldin. Viele Zuhörer oder Leſer werden mehr davon verſtehen als ſie, wenige aber werden es beſſer verſtehen, davon bin ich überzeugt. Manche Thränen hat ſie vergoſſen, als Johanna die Ihrigen wieder ſah; andere Thränen der Wehmuth bei ihrem ſchönen idealiſchen Tod; ſchweigend und wie verſteinert ſaß die Kleine einige Stunden nachher, da ſie gar nicht aus dieſer Zauberwelt heraus konnte; auf einmal fuhr ſie mit Heftigkeit auf (es wurde von andern Sachen geſprochen) und frug lebhaft: aber wo blieb Dunois? Nun wollte ſie durchaus wiſſen, ob er an der ſchweren Wunde geſtorben ſei, und ſagte ſo rührend: „er blieb ihr doch ſo treu.“ Ich weiß es, liebe Frau Schiller, daß der erhabene Dichter ein ſolches Lob der Unſchuld nicht verſchmäht; im reinen Gemüth des Kindes kann die heilige Muſe auch ihre Altäre finden; die zarteſte Knospe darf auch den Kranz der

Unſterblichkeit ſchmücken. Dieſes ſeltene genialiſche Kind würden Sie lieben, ihre Erziehung war kunſtlos; nur ihrem eigenen Weſen treu zu bleiben, und ihr ein reines Element zu ſchaffen, war mein Beſtreben. Dieſes iſt wirklich in der ſogenannten großen Welt nicht ganz leicht. Dieſe iſt an Kleinigkeiten ſo reich, an wahren Gedanken ſo arm, ſo leer und kalt; in der Bücherwelt geht es nicht viel beſſer, auch da iſt Leere, eine gefährliche Leere für Herz und Kopf. Auf dieſe Weiſe iſt unſere heranwachſende Jugend ſchlecht umgeben.

Noch eine Pflegetochter wurde mir ſeit einem Jahre anvertraut, die auch eilf Jahre alt iſt, ein edles gutes Geſchöpf, die uns viele Freude macht. Ihr Vater war der Graf Schimmelmann in Hamburg, der voriges Jahr geſtorben iſt, ein jüngerer Bruder von meinem Mann. Es ſind heilige Bande, die mich an dieſes Kind feſſeln, ſonſt hätte ich es nicht unternehmen dürfen, da ich allein Erzieherin bin; ich fürchte die Gouvernantinnen über Alles, zumal die franzöſiſchen, die doch noch in der Mode bleiben.

Von der Maria Stuart ſagte ich Ihnen noch nichts, möchte Ihnen doch ſo gerne alles mittheilen, was ich bei der Lektüre empfand, als dieſe treu geſchilderten Geſtalten der Vorzeit uns ſo lebendig umringten. Dieſe Maria zeigte ſich uns ſo ganz in ihren Reizen, ſowie die kalte Eliſabeth auch recht getroffen iſt; ſie würde, könnte ſie es erblicken, vor ihrem eigenen Bild zurück ſchaudern, indem es gar zu wahr daſteht. Shakeſpeare würde ganz zufrieden mit ſeinem Macbeth ſich Glück wünſchen, in ſolchen Händen ſich umgearbeitet zu ſehen; ſein hoher Geiſt muß wahrlich jezt die Heimath in Deutſchland aufſuchen.

Das kleine Gedicht von Schiller[1] über die jetzige politiſche Lage war uns hier in Dänemark recht willkommen. Wir haben auch den Polypenarm der Britten fühlen müſſen; gottlob, daß wir noch nicht den harten Druck der Franken empfanden. Indem wir den General Macdonald hier ſo friedlich müßig ſehen, fiel es mir oft ein, mich darüber zu freuen. Ich glaube, daß dieſer junge Held

---

[1] „Der Antritt des neuen Jahrhunderts.“

Langeweile hier leiden muß. Wäre er doch vorigen Winter hier geweſen, ſtatt nun, ſo wäre es in jeder Rückſicht beſſer geweſen. So wird er es vermuthlich in der ihm ganz fremden Diplomatik nicht lange aushalten. Wir finden an ihm nichts Ausgezeichnetes, vielleicht iſt es unſere Schuld. Kopenhagen kann für ihn nichts Intereſſantes haben.

Hätten wir doch auch in Dänemark Geſundheitsquellen und Brunnen, ſo würden wir vielleicht hoffen dürfen, Sie Beide hier zu ſehen, ſo aber müſſen wir leider an Auswandern gegen Süden denken, wenn davon die Rede iſt. Auch hoffe ich immer noch, daß mein Mann ſich auf einige Monate losmachen könnte, und vielleicht irgendwo eine Zuſammenkunft in Deutſchland möglich wäre, oder wer weiß noch, wie es möglich wäre! Oft träume ich dergleichen, unſere Wünſche nehmen ſo oft Traumgeſtalten an. Gewiſſe Eroberungen für Dänemark im Geiſterreiche zu machen, waren von jeher Lieblingswünſche, ſo wenig ich ſonſt für Eroberungsſyſteme bin, wo nicht der wahre Gewinn mir deutlich werden kann.

Den 13.

Wir erfahren ſo eben, daß ein friedlicher Stern über uns Alle aufgeht. Dieſe Friedensgerüchte ſind ſo angenehm, enthalten ſo neue Hoffnungen für die Menſchheit, daß man wahrlich nicht alle auf einmal faſſen kann. Dieſes fühlt man aber, daß es hohe Zeit war, und daß der ſchwere Traum nur zu lange dauerte. Möchte doch ein wahres Erwachen vorgehen. Täuſchung und Irrthum führten uns am Gängelbande. Die ſogenannten Starken fühlten zuletzt vielleicht ſelbſt ihre Ohnmacht, ſonſt hätte der Kampf vermuthlich noch lange gedauert, und wir hätten uns Gott weiß wohin führen laſſen. Jetzt iſt es Zeit für den erhabenen Dichter, ſeine Stimme zu heben; im hohen Fluge des Geſanges enthüllt ſich die Wahrheit nur unſterblichen Geiſtern, im Zauber der Poeſie liegt ein ſicherer Vereinigungspunkt für die leidende troſtſuchende Menſchheit, ſie ſucht vergebens ſonſt einen irdiſchen Zufluchtsort.

Malice iſt gar nicht erlebt worden. — Endlich ermann ich mich, nähere mich Ihrer Durchlaucht und ſpreche: Gnädige Frau! von Bock war ſo glücklich, Höchſtdenenſelben das Strumpfband zu überreichen, aber wer das Strumpfband zuerſt erblickte, belohnt ſich in der Stille und ſchweigt.

Präſident. Bravo, Marſchall! Braviſſimo!

Hofmarſchall. Und ſchweigt — Aber ich werds dem von Bock bis zum jüngſten Gerichte noch nachtragen — der niederträchtige kriechende Schmeichler! — und das war noch nicht genug — Wie wir beide zugleich auf das Strumpfband zu Boden fallen, wiſcht mir von Bock an der rechten Friſur allen Puder weg, und ich bin ruinirt auf den ganzen Ball.

Präſident. Das iſt der Mann, der die Milford heirathen, und die erſte Perſon am Hof werden wird.

Hofmarſchall. Sie ſtoßen mir ein Meſſer ins Herz. Wird? Wird? Warum wird er? Wo iſt die Nothwendigkeit?

Präſident. Weil mein Ferdinand nicht will, und ſonſt keiner ſich meldet.

Hofmarſchall. Aber wiſſen Sie denn gar kein einziges Mittel, den Major zum Entſchluß zu bringen? — — Seys auch noch ſo biſarr! ſo verzweifelt! — Was in der Welt kann ſo widrig ſeyn, das uns jetzt nicht willkommen wäre, den verhaßten von Bock auszuſtechen?

Präſident. Ich weiß nur eines, und das bey Ihnen ſteht!

Hofmarſchall. Bey mir ſteht? Und das iſt?

Seeluſt bei Kopenhagen, Juni 1802.

— — Meinen Mann nannte ich nicht; hören Sie etwas von Dänemark, ſo iſt es mir, als hörten Sie auch von ihm. Leider iſt ſein Schickſal mit dem Schickſal eines ganzen Landes verbunden; leider, ſage ich für ihn, nicht für das Land, und doch iſt die neuere Politik ſo kalt geworden, ſo kalkulierend, daß der Genius, der Alles belebende nämlich, faſt nicht mehr ans Staatsruder hingehört. Alles ſcheint mir ſo ſteif und zugleich ſo ſchlaff geworden zu ſein. Alle Augen ſind auf zwei Mächte gerichtet, ihr Friede oder Fehde ſoll Alles für alle Anderen beſtimmen. Dabei ſoll der Einzige als Geſetzgeber der Welt auftreten. Möchte er ſich ſo groß in der Zukunft zeigen, wie die Franzoſen es erwarten! Eine recht lange Zukunft bereiten ſie ihm und vergeſſen, daß ſie ſo unbeſtändig und leichtſinnig ſind, als er ihnen jetzt groß ſcheinet. Verzeihen Sie, Liebe, daß ich, als ich mir meinen Mann einen Augenblick wie Staatsmann dachte, ſo mich ausdrückte; ſelten erſcheint er mir ſo, und doch ſeh' ich ihn täglich und ſtündlich mehr als gewöhnlich Opfer am Altar des Vaterlandes bringend, ſich vergeſſend, an keinen Ruhm denkend; der wahre und bleibende Lohn liegt tief und ungeſehen; er reicht weiter hinaus, wo die meiſten menſchlichen Blicke nicht nachſtreben, wo die Worte aufhören.

Nun komme ich ſo gerne auf Ihren lieben Brief zurück, dieſer verſetzte mich auch in beſſere Regionen. Gerne folge ich Ihren Schritten; überall, wo Sie mich hinführten, wandelte ich ſo gerne mit Ihnen; ich ſehe dieſe ſtille Wohnung, die Sie ſich beide wählten: ich kenne dieſe Gegend, wo Sie leben, als lebte ich wirklich in ihrer Nähe. Manches Weſen in meiner Nähe iſt mir auch wahrlich viel entfernter, viel fremder, als dieſer enge kleine Kreis Ihres Aufenthaltes, wo Ihre Geiſter mir erſcheinen. Wir ſind jetzt auf dem Lande, man athmet freier im Tempel der Natur, als in den Paläſten der Stadt. Hier haben wir eine ländliche Wohnung, die mitten im Garten liegt, von Bosquetten umgeben, die immer einem Jeden offen ſtehen, wo ſehr viele auch luſtwandeln, hier aber iſt

Ruhe, weil die lächelnde Natur ſie dem Menſchen ſo gerne gönnet, trotz allem Zwang der Etiquette und Verhältniſſe ꝛc., die doch auch hier exiſtieren, nur daß die Natur ſich ſo ſiegend zeigt, gibt man ihr nur Gehör.

Daß Schiller ſeine geliebte Mutter verlor, war Ihnen Beiden eine Trauerſcene, die ich mit empfand, doch tröſtend ſind die Erinnerungen, ihr ſo viel im Alter geweſen zu ſein. Ich lebe viel mit meinen beiden Kleinen in den Zeiten der Alten. Dieſe Vorzeit erinnert einen oft an unſere letzt verfloſſenen zehn bis zwölf Jahre. Auch wir hatten Republikanismus, auch Heldenthaten, nur haben die neueren nicht die Originale, Bonhommie noch Wahrheit gekannt, man fühlt die Imitation der letzteren. Auch ſahen wir es ſo ſchnell verſchwinden, kaum entſtehen. Bei den Alten war der Kern geſund, hier fehlte er ganz, doch bleibt die Aehnlichkeit auffallend. Vergleicht man die Volksſcenen, dieſe Stimmung des Augenblicks iſt mit allen Nuancen überall vorhanden, und Shakeſpeare hat es mit unſterblichen Zügen geſchildert; auch ſeine Landsleute in Maſſe waren ſo, doch hat das römiſche Volk in den guten Zeiten ſich ſehr ausgezeichnet. Meine Kleinen finden ſehr viel Intereſſe an der Lektüre vom guten Rollin, ich führe ſie aber durch und oft mit etwas ſchnellerem Schritte, doch nimmt meine Verehrung für ihn zu, ſo wie ich ihn näher kennen lerne. Eine ſolche Sprache kennen die Franzoſen nicht mehr; ich glaube, ſie lernen die Alten auswendig jetzt, ohne ſich um ihren Geiſt zu bekümmern; ſonſt war es anders, und überall möchte es wohl ſo gehen. Das viele Wiſſen führt wohl vom wahren Wiſſen ab. Das Fabrikweſen der öffentlichen Schulen möchte am Ende den Geiſt tödten. Die häusliche Erziehung hat freilich auch viele Mängel, wäre es nur das Beiſpiel und die Erſchlaffung, doch bleibt es dabei möglich, einen eigenen Weg zu gehen und ſich ſelbſt treu zu bleiben.

Vielleicht haben Sie jetzt Kotzebue in Ihrer Nähe. Seine Geſchichte reißt mich augenblicklich hin, er kann einen gewiß einnehmen. Vor vielen Jahren war ich mit meiner Schweſter in

Pyrmont; da ſahen wir ihn oft und viel, faſt ganz vertraulich, er war damals nicht berühmt, wenig gekannt, und durch ſeine häusliche Lage ſchien er uns ſehr intereſſant, auch war er es wirklich im Umgang damals, er wollte verborgen leben, vermied die große Welt und ſchien ſich nie in ihren Strudel hinein begeben zu wollen; ſeitdem hat er ſich gezeigt. Mein Urtheil über ihn war immer etwas parteiiſch. Seine Theaterſtücke, die ſo theatraliſch glänzen, die leſe ich ſo ziemlich kalt, doch reißen ſie einen hin. Hat man drei Scenen geleſen, ſo folgen die andern, oder verfolgen einen, kurz, es iſt mir räthſelhaft. Uebrigens leſe ich ſehr ſpät dieſe überall zirkulierenden Schauſpiele, die ganze Welt kannte ſie, als ich den Anfang damit machte, und meine Kleinen waren auch daran Schuld, ſie hören von dieſen Stücken und können ſolchen Bekanntſchaften nicht ganz entgehen, auch iſt wahrlich manches Gute mitunter verwebt, und dieſe Mannigfaltigkeit, worüber ich oft lache, hat ihren Zauber. Kotzebue hat meiſtens für ein kindiſches Publikum gedichtet, er kennt ſein Zeitalter, wird es auch treu zur Nachwelt hinüber bringen. Ob dieſe Nachwelt viel ernſthafter geſtimmt ſein wird, ob ſie die höheren Geiſter unſerer jetzigen Epoche (Ihnen nenne ich keinen), ob dieſe Nachwelt dieſen huldigen wird, ausſchließlich nämlich, nicht ſo tolerant ſein wird, wie wir, das wiſſen nur die Götter. Die Hoffnung raubten ſie uns nie. Wir wollen alſo hoffen. Ihr Ernſt wird ſich nicht, wie Sie es ſagen, mit einer gewöhnlichen Erziehung behelfen. Sie werden ihn nie aus den Augen laſſen. Sie werden ſelbſt das heilige Feuer bewachen, und ſo wird die Flamme ſich rein erhalten. Eine Dichterſeele zu entwickeln, iſt eine ganz eigene Sache, nur mit Hülfe des Genius kann dieſe Bildung gelingen. Nur ein mütterliches, liebendes Herz, wie das Ihrige, kann die treue Leitung gewähren, und ſo ſcheint mir Ihr kleiner Ernſt recht glücklich hingeſtellt vom Schickſal. Bis jetzt traf die Bemerkung ſonſt ein, die ziemlich allgemein iſt, daß die nämliche Krone des Ruhms nie für Vater und Sohn blühete, warum? Dieſes Problem zu löſen, bleibt Ihnen vielleicht noch übrig. Daß der Dichter nur Menſchen erzieht, nicht Kinder erzieht, iſt wahr, doch findet er ſchon im Kinde die hohe Natur des Menſchen, ſollte der Vater nicht dieſes doppelt fühlen? Gewiß, doch iſt die Mutter dabei wohl die Handelnde. In dieſer Hinſicht ſcheint mir der kleine Ernſt recht glücklich. Es ſind nicht Complimente, aus dem Herzen kamen dieſe Zeilen, aus dieſer Quelle kann nur Wahrheit entſpringen.

Von unſerer guten liebenswürdigen Kronprinzeß und ihrer kleinen neunjährigen Tochter, die eine Freundin meiner Kleinen iſt, könnte ich Ihnen manches Schöne, Rührende erzählen. Sie iſt eine ſeltene Mutter, ein wahrer Engel von Milde und ächter Tugend, dabei ſo einnehmend, ſehr graziös. Der Kronprinz faßt ihren ganzen Werth, er iſt ein Muſter d'un bon père de famille, ein wahres Ideal.

Meine beiden Kleinen haben oft Gelegenheit ihn ſo zu ſehen, und ſo ſieht die Welt ihn nicht. Sie ſind beide wahrhaft tugendhaft, ſo auch ihre Kleinen, die ſie erziehen.

Kopenhagen, den 24. December 1802.

Das anvertraute Geheimniß[1] werde ich im Herzen aufbewahren. Möchte es nicht lange geheim bleiben. Ich erwarte viel, bin aber doch überzeugt, daß wir überraſcht werden. Je mehr unſre jetzigen Theaterſtücke trivial und von Alltagsweſen herabgewürdigt bis zum Erſchlaffenden ſind, je größer und wohlthätiger ſind ſolche wahre Dichtergaben für's Theater. Herkules in der Hölle iſt mir noch täglich gegenwärtig, ſollte einem Jeden unvergeßlich bleiben.

Die Prinzeß Turandot, die uns ſo ganz neu war (da Gozzi uns ganz unbekannt bis dahin blieb), gewährte uns recht angenehme Abendſtunden dieſen Herbſt.

Zuerſt aber hätte ich Ihnen einen herzlichen Dank dafür ſagen mögen, daß ich von Ihnen ſelbſt, Liebe, es recht erfuhr, was uns die Zeitungen ſo unvollſtändig ſchon längſt meldeten. Kaum glaubte ich meinen Augen, als ich einen ſolchen Zeitungsartikel fand. Zu ſelten ſind ſolche Begebenheiten in unſern Zeiten; alle Quellen in der politiſchen Welt ſind ſo trübe jetzt, daß ich wahrlich nicht wußte, wo ich dieſe aufſuchen ſollte; ſo natürlich war dieſes ſonſt, daß es mir dadurch unnatürlich ſchien. Schiller ſeinem Namen einen neuen Glanz zu geben, dies vermag zwar kein Kaiſer; doch dieſem Moment einen ſo edlen Stempel zu geben, für die Geſchichte unſres Zeitalters ſo in die Zukunft zu ſorgen, dieß können die Fürſten, die Regierer. Wohl ihnen, wenn es ihnen einmal gelingt, alles Edle mit dem Adel zu verbinden! Nur ein ſolcher Adel hat den wahren Gehalt, der immer beſteht, auch durch alle Revolutionen der Meinungen und Begebenheiten beſteht.

---

[1] Die Braut von Meſſina.

Von Ihrem Herzog oder Herzogin hatte ich immer eine hohe Meinung; dieſes erhöhet wirklich ihren Werth in meinen Augen. An einem ſolchen Hof erſcheinen zu müſſen, hat nichts Drückendes; im Gegentheil, ich fühle es, ich unterwürfe mich lieber dieſem Zwang, als die Ehre in St. Cloud aufzuwarten.

Die Familie von Gore iſt mir durch viele intereſſante Menſchen bekannt, mehr als durch mich ſelbſt, da ich ſie doch geſehen habe. Mein Bruder, als er Geſandter in Holland war, kam viel und oft in die Familie, wo alle Talente ſich vereinigten; er hat an ihren Zeichnungen, wie ich glaube, mit gearbeitet. Ich ſah ſie nur in Holſtein vor vielen Jahren, ohne ihren alten Vater, der damals juſt in Kopenhagen war. Die älteſte[1] ſchien mir, wie Sie ſagen, zum längeren Leben juſt beſtimmt, da die damals ſehr intereſſante, aber ſchwächliche Emilie Gore mir faſt als eine idealiſche, vorübergehende Geſtalt erſchien. Ich werde nie dieſe ſeltene Geſtalt vergeſſen; ganz romantiſch war der Eindruck ihres Weſens; und obgleich ich faſt nur dieſe eine ſah, ſo iſt es mir auch, als wären die drei unzertrennlich. Ich empfand ſehr tief dieſe traurige Nachricht.

Sehr wohl verſtand ich, was Sie mir ſo ſinn- und geiſtreich über Kotzebue und ſeinen Umgang ſagten; es blieb auch ganz unter uns. Nun hat er ſich eine neue Scene in Berlin gewählt, wie ich ſehe. Glauben Sie, daß G. noch mehrere Stücke von Voltaire uns verdeutſchen wird? Ich habe wahrlich der deutſchen Sprache bei der Gelegenheit auf's neue gehuldigt; aber auch Voltaire's Geiſt mußte ich dabei wie auf's neue bewundern. Wie geſunken iſt die moderne franzöſiſche Literatur dagegen, und in welche Vergeſſenheit ſind ihre Helden ihnen verſchwunden. Freilich haben ſie ſeitdem ihre héros en casque gehabt. Deutſchland hat es empfunden und ſeufzt täglich unter dem neuen Joche; es unterwirft ſich aber. Wir ſchweigen; wird die Nachwelt wohl ſprechen?

---

[1] Eliſe Gore war im November geſtorben.

Hier haben wir dieſer Tage einen Staatsminiſter verloren, der uns Freund und Verwandter war. Sie werden in der Zeitung es leſen, daß der Graf Reventlow ſeinen Abſchied nahm. Er hatte die alten Rechte des alten holſtein'ſchen Adels (nicht für ſich ſelbſt) retten wollen. Er iſt kein Ariſtokrat, ſondern ein edler Vertheidiger dieſer Rechte wünſchte er zu ſein. Nun ſtemmte ſich dagegen der Strom der Zeiten, und er glaubte, die Ruhe, die er lange wünſchte, jetzt ſuchen zu dürfen. Er wird vermuthlich verkannt; ich ſelbſt, wäre er nicht unſer Freund, würde mich vielleicht gegen ihn beſtimmen, da dieſe Sache ſo verſchiedene Seiten hat. Da ich ihn aber ſo genau und ſo lange kenne, muß ich nur bedauern, daß ein ſolcher Mißverſtand uns einen ſolchen Freund hier raubt. Eine ſo edle Seele bedarf nicht den Glanz des Miniſteriums. Unſer Kronprinz hat in dieſer Sache wie immer ſich ſehr feſt gezeigt. Oft wünſchte man, eine ſolche Feſtigkeit gemildert zu ſehen. Darf der Regent vielleicht nicht ſich immer dieſe Milde erlauben? il ne péchera jamais par le coeur, ſo viel iſt gewiß, mehr kann ich hierüber nicht ſagen. Die ganze Sache thut uns leid. Hätte mein Mann es Alles abwenden können, wäre es ihm lieb geweſen. Auch er hat einen wahren Antheil an dieſer Nachricht, die Sie und Ihre ganze Familie angeht, genommen. Die Staatsgeſchäfte, ſo ſehr ſie als eine Laſt auf ihm liegen, ſo drückend ſie auch oft ſind, werden doch nie auf ſein inneres Weſen drücken. Sein wahrer Antheil an allem Edlen, ſein inniges Gefühl für alles Große und Schöne bleibt wie immer lebendig und jugendlich, warm, möchte ich ſagen.

Daß Baggeſen in Paris mit ſeiner ganz franzöſiſchen Frau ſo traurig und verlaſſen exiſtiert, thut uns leid. Dieſer Entſchluß war aber nicht zu ändern. Im kalten Norden kann er phyſiſch nicht leben. Ob er in Frankreich beſſer lebt? Wir hörten lange nichts von ihm. Auch ich habe ſeine Sophie H. gekannt und ganz geſchätzt; ſie ſtand hier auf Erden verpflanzt; ſie hätte nie ihre Alpen verlaſſen ſollen; doch — ſie hat nicht Helvetiens Fall geſehen!

Peſtalozzi's neue Schule hat für mich einen großen Reiz; ſchon lange las ich Peſtalozzi's Schriften mit einer ganz eigenen Empfindung von Rührung, Intereſſe und Hoffnung. Jetzt folge ich ihm ſo gerne auf der Spur; es iſt ein eigener Gang, der für mich viel Anziehendes hat.

Die Schule von Burgdorf iſt wahrlich ein Phänomen von ſehr bedeutender Art, ſo ſcheint es mir. Leſen Sie doch des Profeſſors Ith Bericht darüber, vor Allem aber Peſtalozzi's Buch: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt.“

Die traurigſte Epoche meines Lebens habe ich im vorigen Oktober und November erlebt. Meine einzige, innig geliebte Schweſter hat eine Tochter verloren, die ſechzehn Jahre alt war, und welche Tochter!

Kopenhagen, den 3. Januar 1804.

Ich hatte eben dieſe letzte Zeit mit Schiller im Geiſte oft und herrlich gelebt; auch ſeiner Braut von Meſſina wurde gehuldigt, mit Karl Schimmelmann, Bruder unſerer Joſephine, einem Jüngling von ſechzehn Jahren. Ich hatte ihm dieſe Braut zu Weihnachten geſchenkt, nachdem wir mit lebhaftem Intereſſe dieſe Lectüre hier unter uns wieder genoſſen hatten. Und dieſe Braut gewinnt wahrlich, je öfter man ſich ihr nähert. Die Chöre ſind herrlich, eine herzerhebende, wahre Poeſie, die einen mit Zaubermacht beflügelt und wegführt. Nun können Sie ſich leicht denken, wie wir uns auf den Wilhelm Tell freuen! Ich wünſche Glück und bin froh, dieſen Helden in ſolchen Händen zu wiſſen. Ja wohl iſt dieſe Schweiz eine große Scene, nur unſern Augen zu oft verſchleiert geweſen. Dieſe letzten Jahre, wo der moderne Freiheitsgeiſt den ächten alten zu verdrängen wußte, und doch ſiegte dieſer im reinen Aether der Alpenluft, nur wurde ſie verkannt, die mächtige Geſtalt; ich bin hierüber ganz Ihrer Meinung.

Herders Tod, den wir erwarteten, hat uns auch hier innig betrübt. Ich begreife, daß dieſer Verluſt in Ihrer Mitte unerſetzlich iſt. Auch in ſeinem Gebiete, für uns Alle wird er nie ganz erſetzt.

Daß die Frau von Staël ſo ſein muß, wie Sie ſie mir ſchildern, hätte ich errathen können; doch iſt die Darſtellung ſo lebendig, daß ich ſelbſt mir ſie nicht ſo hätte vorſtellen können. Nur in Weimar kann ein ſolches Meteor erſcheinen, ohne zu verdunkeln, ohne zu blenden. Ob dieſer Glanz in ihrem Umgang ſich ſouteniert, ich weiß nicht. Ihr Zauberſtil, ihre ſchöne Sprache hat mich oft hingeriſſen; auch ihre Gedanken ſind kühn, oft neu, doch iſt ihr die Venus Urania noch nicht, wie ich glaube, im reinen Glanz erſchienen; die irdiſche, die franzöſiſche hat oft die höhere verſcheucht. Auf ihre Entrevue mit Goethe bin ich recht neugierig. Sollte er es nicht ermüdend finden, auf die Länge ſo mit einem lebendigen Buche umzugehen? Wäre die Frau von Staël ſehr ſchön, ſo würde er vielleicht noch die Mühe ihres Umgangs übernehmen. Daß ihr die beflügelte Jeanne d'Arc zu hoch fliegt, in unbekannten Regionen ihr verſchwindet, begreife ich ſehr wohl. Die Frau von Staël will ihre Geſtalten ganz detailliert ausgemalt ſehen und hören; und doch möchte ich ſagen, daß ihre Unpoeſie den Franzoſen Poeſie iſt. Sie hat gedichtet in der franzöſiſchen Welt, und ſchön gedichtet.

Geben Sie uns doch auch einige Nachrichten über ihren

Aufenthalt im deutſchen Athen; ſo dachte ſie ſich gewiß die Weimariſche Welt, und nicht mit Unrecht; wir werden gewiß nur unter uns es leſen, was Sie mir ſo geiſtreich hierüber ſagen werden.

Die Delphine habe ich nur bis zum 3. Vol. genießen können. Man fühlt es oft zu ſehr, daß ſie ſelbſt (wie ſie es Ihnen geſagt hat) ſich die Heldin iſt. Ueber ihren Vater möchte ich ſie reden hören, auch über Manches, was in St. Cloud vorgeht. Die Geheimniſſe dieſes Hofes werden ihr wohl recht anſchaulich ſein. Daß ſie doch in dieſer Nähe ſo gerne lebte, habe ich ihr nicht verzeihen können; es möchten denn die Reize der Verfolgung ſein, die ſie hinzogen — Ihr Vater wird da noch oft genannt. Wieland ſollte ſie doch kennen und ſchätzen, faſt anbeten, möchte ich ſagen. Er wird ſie doch auch gerne ſehen wollen? nur Schade, daß ſie ſo ſpät kam.

Die arme Brun hat ſeit ihrer Ankunft hier nur vegetiert; ſie war ſehr leidend, als ſie herkam, wurde auch ganz krank. Nun kam die Verſtimmung dazu! Alle ihre Umgebungen ſcheinen mir ſo incohärent, ſo contraſtierend, daß ich mich nicht hinein noch heraus finden kann. Die älteſte Tochter von ſechzehn Jahren, ein gutes Mädchen, recht ſanft, dieſe ließ ſie zurück, als ſie wegreiste, in einem wichtigen Augenblick für ein Mädchen. Die kleine Ida iſt eine geborne Künſtlerin, nur zu früh und zu oft hat ſie es gehört, auch dabei von Reichthümern ſo manches Verſtimmende vernommen, es iſt aber ein allerliebſtes Mädchen im Ganzen.

Was Sie mir von Ihrem kleinen Ernſt ſagen, beweist mir auch, daß Sie auf Fleiß halten; ohne eine gewiſſe Anſtrengung in der Jugend iſt kein feſter Charakter zu hoffen. Die Tändelei hat unſere Jugend geknickt; es entſtanden nur unreife Früchte und verzärtelte Weſen, die ohne Energie hinſanken oder hintaumelten; daher iſt mir Peſtalozzi's Methode als Elementarunterricht ſo viel werth, die brauchten wir jetzt ſo ſehr!

Ueber Goethe's Eugenie ſollte ich Ihnen doch etwas ſagen; es war uns eine herrliche Ueberraſchung, doch bleibt es ſo ſtehen, ſo iſt die Erwartung des Künftigen etwas ſtörend, und doch iſt es in ſeiner Art ſo vollendet, auch ohne Ende. Sollten wir keine Fortſetzung erwarten? Das wäre ſchlimm!

Sollte Schiller einmal zu einer Geiſtesſpielſtunde uns nicht ein leichtes kleines Drama arrangieren wollen, ſo für junge Mädchen zur Aufführung beſtimmt? Im Geſchmack der Pr. Turandot, auch rührend komiſch, ohne Roman zum Beiſpiel, doch gerne etwas ſentimental, nur Spaß. Ich bin eben dabei, für meine Kleinen, die meinen Mann überraſchen wollten, eine Poſſe umzuarbeiten für uns hier; ich eigentlich nicht, denn wir haben im Hauſe einen ſehr intereſſanten Mann, der half und verſtand mich. Ich bin zu gefeſſelt dem Geiſte nach, ſo etwas zu erfinden und zu entwickeln. Nun dachte ich mir, daß es für Schiller's hohen Geiſt ein Ausruhen ſein würde, ſo im leichten Dialog uns etwas zu geben, wo ein reiner Ton ſich mit dem Leichten verbände. Doch ſagen Sie es ihm nicht ſo, ich bitte!

Kopenhagen, den 8. April 1804.

Dieſe Frau von Staël, die Sie mir ſo zeigten, erinnerte mich oft an eine Freundin meiner jüngeren Jahre, eine Baronin Krüdener, die auch jetzt als Verfaſſerin der Valerie berühmt wurde; dieſe iſt, obgleich weniger franzöſiſch, weil ſie eine Liefländerin iſt, dennoch ſo in dieſer Art. Doch eigentlich mehr gefühlvoll und weit romanhafter iſt die Krüdener. Als ich ſie hier zuerſt ſah, war ſie jung, unſchuldig, geiſtreich und ſo anziehend, wie mir noch keine Frau vorgekommen war. Ihr Mann, der ruſſiſche Geſandte hier, war faſt ſo, wie ſie in Valerie ihren Mann ſchildert. Sie war aber ſchon damals eine gebildete Frau und hatte vielen natürlichen Verſtand. So brachte ich einen ganzen Winter mit ihr zu, faſt jeden Tag und jede Stunde des Tages mit ihr im ſchönſten Einklang. Seitdem kam ſie in andere Verhältniſſe, auf Reiſen, in die große Welt, und nun war auch für mich das ſchöne Ideal verſchwunden. Wir ſahen uns wieder, ich war älter und erfahrener

Präſident. Den Major mit ſeiner Geliebten zu entzweyen.

Hofmarſchall. Zu entzweyen? Wie meynen Sie das? – und wie mach ich das?

Präſident. Alles iſt gewonnen, ſobald wir ihm das Mädchen verdächtig machen!

Hofmarſchall. Daß ſie ſtehle, meynen Sie?

Präſident. Ach nein doch! Wie glaubte er das? – daß ſie es noch mit einem andern habe.

Hofmarſchall. Dieſer andre?

Präſident. Müßten Sie ſeyn, Baron!

Hofmarſchall. Ich ſeyn? Ich? – Iſt ſie von Adel?

Präſident. Wozu das? Welcher Einfall! – eines Muſikanten Tochter!

Hofmarſchall. Bürgerlich alſo? Das wird nicht angehen! Was?

Präſident. Was wird nicht angehen? Narrenspoſſen! Wem unter der Sonne wird es einfallen, ein paar runde Wangen nach dem Stammbaum zu fragen?

Hofmarſchall. Aber bedenken Sie doch, ein Ehmann! und meine Reputation bey Hofe!

Präſident. Das iſt was anders! Verzeyhen Sie! Ich hab das noch nicht gewußt, daß Ihnen der Mann von unbeſcholtenen Sitten mehr iſt, als der von Einfluß. Wollen wir abbrechen?

Hofmarſchall. Seyen Sie klug, Baron! Es war ja nicht ſo verſtanden!

geworden, ſie ſchien mir kälter, nicht mehr kunſtlos, und ſo kann die Welt eine ſchöne Seele verbilden. Sollte es nicht auch der Fall von der Frau von Staël ſein? Wäre ſie nicht fähig geweſen, Schiller und Goethe zu verſtehen, ſo wenig ſie es jetzt zu ſeyn ſcheint? ich glaube es faſt. Sie erklären ſo ganz das Heterogene in ihrem Weſen, indem Sie ihre Umgebungen uns ſchildern. Ich muß mehr als jede Andere in dieſer Hinſicht für ſie um Gnade bitten, für dieſes unſtäte Suchen intereſſanter und verſchieden denkender Menſchen. Auch ich kränkelte einſt an dieſem Suchen, und da ich oft und viele Fremde aus verſchiedenen Ländern ſah, ſo hätte ich Ihnen vielleicht auch ſo geſchienen, hätten Sie mich damals im bunten Kreiſe gefunden; doch nicht weniger fühlte ich recht tief den Werth der Edelſten unter ihnen, wünſchte auch eigentlich nur die vertraut zu ſehen, mußte aber, wie vom Schickſal getrieben, auch die andern mit ihrem Vernis du grand monde ſehen, weil ich wußte, daß auch ſie durch gute Eigenſchaften intereſſant waren, und auch, weil ſie zu dem Cirkel gehörten, den wir ſehen mußten. Ein kleiner Umſtand kann oft für Frauen entſcheidender ſein, als man glaubt; ſo auch eine geringe Nuance in der Erziehung auf empfängliche Gemüther. Ich wurde, ſo wie meine Schweſter, ganz im Franzöſiſchen unterrichtet, in keiner andern Sprache; daher z. B. mein ſchlechtes deutſch Schreiben und meine Blödigkeit, da ich eigentlich nur franzöſiſch ſchreiben kann, gewiß nicht, weil ich die Sprache vorziehe. Als ich zuerſt Goethe las, und nachher Schiller, da war mein Geſchmack bald entſchieden. Nicht ſo leicht aber erhält man die Fertigkeit, in ſpäteren Jahren eine Sprache zu lernen, zumal alsdann nicht, wenn man daneben Engliſch, Italieniſch und andere Sprachen zum Leſen wiſſen will. Dieſes war mein Fall und diſtrahierte mich oft; gewiß habe ich nicht dabei gewonnen. So vom eigenen Beiſpiel gewarnt, laſſe ich unſere Joſephine ſo vollkommen grammatikaliſch Deutſch lernen, daß ſie jetzt mit vierzehn Jahren keinen Sprachfehler, auch den kleinſten nicht, begehen kann.

Von Voßens Sohn hörte ich ſo viel Gutes, daß ich einmal ſehnlich wünſche, ihn hier zu haben. Auch für Joſephine und ihren Bruder Karl Schimmelmann hatte ich ſo ſehr auf den jungen Voß einen Augenblick gerechnet. Da fand ihn aber der Vater noch zu jung, ſeine Studien aufzuhören, und er hatte wohl recht; ich aber wurde damals darüber traurig, da ich ſo ſehr viel Gutes und Schönes von ihm gehört hatte.

Ach dieſer Hauch der ſogenannten großen Welt, vor dem ich meine beiden Kleinen ſo zu bewahren ſuchte, dieſer Hauch kann einen doch nicht ganz ungeſtraft oft anwehen. Dieſe oft oberflächliche Bildung iſt doch ſchon genug, um eine Frau augenblicklich auszuzeichnen, und wie theuer muß man es bezahlen, könnte es einen auch einen Augenblick aus Unerfahrenheit kitzeln. Wie entſetzlich mißverſtanden wird man oft, indem man nichts davon ahnet; aber auch leider wie gleichgültig wird man am Ende über dieſe Urtheile der Welt. Wie tröſtend und ſtärkend ſind die milderen Urtheile der wenigen Edeln dagegen! Ja, dieſe weiß man doch immer zu ſchätzen, zu wünſchen und zu verdienen ſich beſtreben wollen.

Dieſes Verhältniß zwiſchen Goethe und der Staël hat uns ſehr amüſiert. Kühn, wie eine Franzöſin es nur ſein kann, ſtellte ich ſie mir dabei vor, als ſie Goethe ſelbſt ſo über ſeine Eugenie zu Rede ſtellen durfte. Juſt dieſes heilige Dunkel, über ſeinen Geſtalten ſchwebend, juſt dieſe Ungenannten hatten für mich einen eigenen Reiz; ich fürchtete vielmehr zu viel zu hören und zu ſehen, und weniger zu ahnen; ich ärgerte mich faſt darüber, als Jemand ſie mir zuerſt nannte, die wahre Heldin! ein ätheriſcher Vorhang verhüllte ſie mir bis dahin. Goethe ſelbſt ſollte mir ihn nicht heben, ſo ſchien es mir damals bei der erſten Erſcheinung; und dieſes Stück muß mehr als einmal geleſen werden, es dringt ſo tief in's menſchliche Herz hinein; Alles läßt ſich nicht ſogleich faſſen, ſogleich genießen. Denken Sie ſich dann mein Erſtaunen bei dem Ausforſchen der Frau von Staël, und wie ich es für den

Dichter empfand, wie ich dasjenige verſtand, was er Ihnen ſo geſtehen mußte.

Von dem Wilhelm Tell verſprechen wir uns den reinſten Genuß. Laſſen Sie uns doch ein gedrucktes Exemplar bald hier haben, und ich verſpreche heilig, es ſoll nicht aus unſern Händen kommen. In ſolchen Fällen iſt meine Stube ein ſicherer Ort, auch keine entweihte Stätte. Das Forſchen à la Mad. de Staël, um z. B. Schelling zu verſtehen, dieſes Forſchen iſt mir nicht gegeben. Daß Schelling mich doch oft hinriß, kann ich nicht leugnen; daß die Staël mich dafür auslachen würde, müßte ich ihr auch verzeihen.

Ueber Johannes Müllers Aeußeres werfen Sie einen ſo anmuthigen Schleier, daß ich faſt wünſchen könnte, ihn auch zu ſehen; ob ich aber von ſeinen Kenntniſſen einen ſolchen Gebrauch zu machen wüßte, daran zweifle ich ſehr.

Der junge, vortreffliche Kaiſer Alexander tröſtet mich oft für die gedrückte Menſchheit; aber ſein Reich iſt ſo groß, es war ſo dunkel und iſt es noch; er iſt ſo weit von uns entfernt; doch, wir wollen hoffen.

Für Italien, wo ich meinen einzigen Bruder habe, bin ich auch nicht ruhig. Doch er ſah ſo oft die franzöſiſchen Heere in der Nähe, in Holland, in der Schweiz, auch in Spanien ſah er ihren Befehlshaber; es war ihm nichts mehr neu in dieſem Fache, als ich ihn letzt hier ſah, und ſein froher Sinn iſt unerſchütterlich; doch kann man es am Ende recht ſatt werden.

Wie glücklich für Johannes Müller, den Wilhelm Tell juſt bei der erſten Aufführung in Ihrer Nähe zu ſehen! Es muß ihm wahrlich entzückende Momente ſeines Lebens bereitet haben. Wie warm muß ſein Dank an Schiller ſein! Es muß ihm in dieſem Augenblick ein zweites, neues Leben gewähren!

Den 14. April.

Als ich dieſen zu langen Brief Ihnen ſenden wollte, kamen die höchſt traurigen Nachrichten aus Paris oder Vincennes. Einen ſolchen Namen, den Namen vom großen Condé, ſo endigen zu ſehen! Ein ſolches enlèvement im heiligen römiſchen Reich! Alle Nebenumſtände des tragiſchen Todes des jungen Helden, ich verſichere Sie, Liebe, daß ich mich im Geiſte wie gelähmt fand, und dieſes Alles muß man ruhig hören, ſehen und dulden. Ein ſolcher Jakobinismus im Schoße der deſpotiſchen Pracht und Glanz; ein ſolches Stillſchweigen des großen Volks, welches ſo aufgeopfert wird: man hat wirklich keine Worte für ſolche Empfindungen.

Eben höre ich, daß die Frau von Staël zum Vater heimkehrt und Deutſchland verläßt. Sollte ſie nicht bald in Paris wieder erſcheinen wollen? Da, und nur da iſt ihr Element.

Seeluſt, den 6. Juni 1804.

Liebe Frau von Schiller! Schon vor mehr als acht Tagen her wollte ich Ihrem edlen Gemahl ſelbſt danken, für ſeinen ſchönen Brief und für die herrliche Sendung, für ſeinen Wilhelm Tell; da wurde ich aber ſo leidend, bin noch ſo ſehr von böſen Rheumatismen geplagt, daß ich heute nur ein paar flüchtige Zeilen ſchreiben kann. In der Schweiz lebte ich wirklich, als ich von der magiſchen Scene umgeben war, Dank ſei es Schillers Genius! Auch mit dem Wilhelm Tell habe ich gelebt, ſo mußte er ſein, ſo, gar nicht anders, war es möglich! Ein ſolches biederes Weſen, ein ſolcher Held, ſo einfach groß, iſt uns jetzt fabelhaft geworden, jetzt unter uns lebend; doch damals, und vielleicht nur noch im Schooß der Alpen, iſt dieſe Erſcheinung ſo wahr, ſo unverfälſcht möglich. Ach, welcher Abſtand beim Anblick der Republik, die einen Kaiſer hervorbrachte! La montagne qui accouche d'une souris, erinnern Sie ſich dieſer alten Fabel, die unſre Kinder lernen? Doch dieſer glänzende Hofſtaat, dieſer K. Mantel, dieſe Reden, die Menge der K. Hoheiten, dieſes Viele und Neue bringt zum Stillſchweigen. Wir Alle müſſen huldigen, bewundern und glauben an die Größe, da ſo viele Millionen daran zu glauben ſcheinen. Wir müſſen bekennen, daß wir kurzſichtig waren, und jetzt, wo nicht blind, ſo doch verblendet ſtehen, in welcher Erwartung! das wiſſen die Götter.

Auch meinem Mann iſt der Wilhelm Tell ſo erſchienen, wie der Dichter es wollte. Sein Blick in die Schweiz war auch der Blick des Geiſtes des höheren Genuſſes. Auch er wünſcht ſo verſetzt zu werden von der traurigen Wirklichkeit in's Reich der Ideale. In dieſem Genuß ſindet Schiller ſeinen Dank.

Seeluſt, den 22. Juni 1804.

Mit inniger Rührung und mit Freuden las ich die Zeilen, die mir der Herr von Linſtow endlich brachte; es war in der vorigen Woche, als er plötzlich hier in Seeluſt uns erſchien. Er traf aber leider einen ſo gar nicht ruhigen Tag im ſonſt ſo ruhigen Seeluſt. Der Erbprinz Friedrich wollte einen ganzen Tag hier zum Abſchied bei uns zubringen; mit ſeiner ganzen Familie war er juſt hier bis zum ſpäten Abend, als ſich den Nachmittag der gute Linſtow melden ließ. Joſephine ſaß gleich nach Tiſche am Klavier mit dem Prinzen Chriſtian, dem älteſten (ein ſehr intereſſanter ſchöner Jüngling, der die Muſik ſehr liebt und mit der Stimme ſie accompagnierte); ich wollte mit Linſtow unterdeſſen in der Nebenſtube eine kleine Unterredung anſpinnen, da die übrige Geſellſchaft im Muſikzimmer blieb; kaum hatten wir uns zwei Worte geſagt, da erſchien uns der Erbprinz mit ſeinen beiden Töchtern und dem jüngſten Prinzen (die ſehr hübſch und liebenswürdig ſind). Nun mußte ich mich ihnen widmen. Der arme Herr von Linſtow wurde ihnen nach der Promenade im Garten präſentiert. Kurz, es war unmöglich, ſich ſo zu finden und zu ſprechen. Daß er den Wilhelm Tell hat aufführen ſehen und ſo ſchön aufgeführt — dieſes beneiden wir ihn Alle; doch er hat es genoſſen und ſcheint mir einen ſolchen Genuß zu verdienen; ich weiß nicht ob mit Recht, aber ich bin ſehr für ihn geſtimmt. Er hatte Ihren Brief und Ihre Empfehlung für ſich und hatte in meinem Herzen davon nicht wenig.

Sie nannten auch Moreau. Ach wie trube iſt Alles ſeitdem noch um ihn geworden! Welcher Glanz neben dieſem Helden entſteht in Paris! welche neue Huldigungen! welcher Jubel! Für dieſe armen Gefangenen im Tempelthurm wären Klagelieder paſſender. Doch genug hievon!

In dieſem Augenblick erfahre ich Moreau's Befreiung, er iſt ausgeſtrichen de la liste des brigands qui éternise le nom du gr. juge, auch die Polignacs ſtanden dort — Moreau's Reden gaben ſeinen Siegen einen neuen Glanz. Er wurde gezwungen, ſie in Erinnerung zu bringen, und Frankreich hörte einmal wieder die Stimme der Wahrheit.

Seeluſt, 14. Oktober 1804.

Aus der Zeitung erfuhr ich zuerſt die überſtandene Gefahr Ihres Gemahls.[1] Es ergriff mich ein Schauder beim Gedanken Ihrer Angſt, Ihrer Leiden. Nun kam der Brief, der ſo tröſtend, beruhigend und erfreulich war; auch dieſe Gewißheit, daß Sie nicht Weimar gegen Berlin vertauſchen. Ich danke Ihnen für dieſen Beweis Ihres Zutrauens und werde keinen Mißbrauch davon machen. Daß Sie in Berlin eine ſolche Jugendfreundin[2] vorfanden, habe ich mit herzlicher Theilnahme erfahren; es iſt ein ſchönes Wiederſehen, und eine liebliche Erſcheinung mußte es Ihrem Herzen ſein. Ach zu oft verſchwinden die Blüthen der lächelnden Jugend, ohne Frucht zu tragen; nur ſchöne Seelen blühen noch in reiferen Jahren die zarten Blumen der Kindheit.

Die Baudiſſinſche Familie iſt intereſſant. Er iſt ein kultivierter Mann; ſeine Talente, ſeine Geiſtesgaben verwelkten nicht im Hauch der großen Welt, obgleich er zum Weltmann beſtimmt wurde. Sie hat eine Herzensgüte, die unverkennbar iſt.

Sie und wir Alle waren im lieblichen Trolleburg recht vergnügt. Den ganzen September, beim herrlichen Wetter, brachten wir dort zu. Auch mein Mann war zehn Tage dort mit uns recht froh. Nachher mußte er weiter bis nach Holſtein, Altona, Wandsbeck; bald kommt er uns zurück. So einſam, wie Seeluſt ohne ihn mir vorkommt, läßt ſich nicht beſchreiben, und doch wünſchte ich ſelbſt ſeinen Aufenthalt unter Freunden, Schweſtern und Brüdern verlängert zu wiſſen. Alle ſind durch ſeine Gegenwart ſo beglückt; unſere hieſigen Freunde, ja ſelbſt der Kronprinz. Alle gönnen ihm dieſe Ruhe von den Geſchäften, und doch hat er deren auch in Holſtein und Altona.

---

[1] Der im Juli in Jena erkrankt war.

[2] Wohl Frau v. Hagen.

Unſer junger Prinz Chriſtian, der auch liebenswürdig iſt, hätte nie eine beſſere Gemahlin einſt finden können. Dieſes ſage ich Ihnen im Vertrauen. Hätte er meinen Rath verlangt oder gehört, ſo hätte mein Herz und meine Vernunft ihm dieſe genannt. Doch die Liebe hat hier gewählt. Sagen Sie mir, ganz unter uns, was wiſſen Sie von der Prinzeß von Mecklenburg-Schwerin? Ich kenne ihre Mutter, die hat Geiſtesgaben und Würde. Gerne hörte ich, wie ihre Tochter den beſſeren Menſchen gefiele. Vielleicht wird dieſe einſt Königin von Dänemark. Dieſer Gedanke macht es mir wichtig, etwas Wahres darüber zu hören; es bliebe ganz unter uns Beiden. Der Prinz Chriſtian hat ſeltene und liebenswürdige Eigenſchaften; er verdiente ein ſchönes Loos, er iſt ein ſchöner Jüngling und für 18 Jahre ſo entwickelt, als wäre er 25 Jahre alt.

Kopenhagen, den 22. December 1804.

Ich kann Ihnen immer nicht genug, liebe Frau v. Schiller, für Ihre Briefe danken; es liegt in jedem Wort ein Zauber des Lebens, möchte ich ſagen, der ſo ganz das offene Herz durchſtrömt.

Ihre liebenswürdige Großfürſtin ſchildern Sie ſo anmuthig, daß ich gerne daran glaube, um ſo mehr, da unſere Kronprinzeſſin wirklich in mancher Hinſicht eben ſo geſchildert werden könnte. Auch ſie verbindet Würde mit Sanftmuth bis zur Erhabenheit, und der Ausdruck ihres Weſens trägt auch ein ſolches Gepräge von Reinheit und Einfachheit; nur hat Ihre Herzogin den Vorzug der Jugend. Dagegen hat unſere Kronprinzeſſin ſich als eine Heldin im größten Unglück gezeigt. Von ſechs oder ſieben Kindern blieb ihr nur die einzige Tochter, die ſie muſterhaft erziebt; da ſie ſelbſt viele Geiſteskultur beſitzt, ſo hält ſie aufs gründliche Lernen, wie man es ſelten jetzt thut; dabei eine ſo wahre Religioſität, ein ſo inniges Gefühl für alles Schöne und Große gibt ſie ihren Kleinen, weil ſie ſelbſt es beſitzt. Die kleine Louiſe, die Sie oft mit Güte nannten, und nennen hörten, iſt jetzt von uns adoptiert; der König hat die Akten unterſchrieben, hat ihr ein adeliges Wappen zugeſtanden mit einem Rang, der ihr nicht läſtig wird, der ihr angenehm ſein wird, ohne ihr den Neid der jungen Mitgeſpielen zuzuziehen. Hätte ſie den Rang als wahre Tochter erhalten (dieß wäre eben ſo leicht geworden zu bekommen), ſo wäre ſie über alle junge Damen hier emporgeſtiegen. Dieſe Verlegenheit hielt uns lange zurück, indem mein Mann der erſte Miniſter hier iſt; auch gibt das blaue Band einen ſolchen Rang hier; nun iſt Alles einfacher geworden, und der Neid wird ſchweigen. Der Graf Bernſtorff zeigte ſich von jeher und jetzt noch ſo gütig, väterlich und theilnehmend für dieſe Kleine.

Eben ſehe ich, daß die Zeitungsſchreiber auch dieſe Kleinigkeit erwähnen. In unſern Zeiten, wo ſo viele und große Kaiſerliche Hoh. Alt. impériales erſchaffen ſind, iſt wahrlich ein ſo kleiner Punkt nicht der Aufmerkſamkeit werth.

Es ſieht jetzt in der literariſchen Welt ſo trübe aus; ſo viele Bücher enthalten ſo wenig für den Geiſt. Eine ſolche Armuth hat wirklich etwas Trauriges für denkende Weſen; dagegen glänzen die vergänglichen Gaben des mächtigen Plutus. Dieſer falſche Schimmer bringt einen augenblicklichen Schwindel hervor, wobei der Geiſt ermattet. Die große Flitterwelt ſoll die Nacht uns verbergen, die allmählig ſiegen wird, vielleicht nur auf kurze Zeit, wer weiß, — für uns aber ſcheint die Epoche nur zu viel umfaſſend zu werden. Hier in Dänemark iſt unſere Regierung Gottlob noch ſo gut geſinnt wie immer; das Landvolk wird nicht vergeſſen; alle Geſetze gehen darauf hinaus, ihr Glück und Wohlſtand zu befördern; an Aufmunterung zur Thätigkeit fehlt es auch nicht. Unſer Kronprinz oder Regent giebt in jeder Hinſicht gute Beiſpiele; er opfert ſich ſo ganz ſeinen Pflichten auf; iſt ſo ganz uneigennützig und rechtſchaffen in ſeinem Wandel; hat ein Herz in jeder Hinſicht und einen geraden geſunden Verſtand.

Ueber die Schlegel urtheilen Sie, wie ich. Ihr anmaßender Ton iſt mir ganz unausſtehlich. Ihre Myſterien verſtehe ich nicht, und ihr Element iſt mir fremd. Eine ſolche Unreinheit der Bilder und Ausdrücke ſtößt mich zurück, und ihre Muße iſt mir eine zu neue Erſcheinung, an die ich mich nicht gewöhnen kann noch mag. Doch ihre Gaben, ihr Talent kann ich nicht leugnen noch bezweifeln.

Daß Tieck auch ſo für mich verloren geht, bedaure ich, da ich dabei verliere. Seinen K. Octavian habe ich nicht aushalten können. Ihre Religion iſt mir auch zu räthſelhaft; da bleibe ich an der Schwelle ſtehen und kann wahrlich nicht folgen.

Kopenhagen, den 29. Mai 1805.

Seit dem Anfang des traurigen Mai's lag ich am Scharlachfieber ſehr krank darnieder; auch Joſephine hatte zugleich dieſe Krankheit. Kaum waren wir aus dem Bette, als ich die Schreckenszeitung in die Hand bekam. — Gott! welcher Schlag für mein Herz! Ich ſank zurück wie ohnmächtig, konnte keine mildernde Thräne finden in dem Augenblick. Auch Joſephine und Louiſe wurden todtenblaß und weinten.

Wie der Name Schiller ausgeſprochen wurde, wie mein Mann es tief empfand, daß ein ſolcher Verluſt unerſetzlich ſei — ſollte ich Ihnen, Liebe, dieſes ſagen wollen! — Wie Sie als Gattin, als Mutter unſerm Geiſte erſchienen, unſerm Herzen ſo nahe waren — ach wie könnte ich Ihnen dieſes ſagen! — Noch bin ich ſo matt, ſo angegriffen von der böſen Krankheit, noch kann ich ſo wenig ſchreiben. — Ach, laſſen Sie uns bald eine Zeile Ihrer Hand ſehen, ſo bald es Ihnen möglich iſt, ſo ſchreiben Sie mir ein Wort aus Ihrem zerriſſenen Herzen. — Ich umarme Ihre lieben Kinder! — Mehr kann ich nicht heute ſagen! — Schonen Sie Ihre Geſundheit im Namen des Geliebten! Seien Sie auch hierin eine Mutter, wie es wenige waren und ſind. Unſere ganze innige Theilnahme wiſſen Sie; was auch wir verloren haben, wiſſen Sie kaum; — aber ein ſolcher Geiſt lebt ewig. Dieſes fühlen wir mit Ihnen; dagegen iſt ſeine Unſterblichkeit hier nur ein kleiner Troſt; doch auch ein ſchätzbarer Troſt — ſo ſelten als ſchätzbar.

Möchte ich doch bald einige tröſtende Worte von Ihrer lieben Hand ſehen!

Charl. Schimmelmann.

Meine Hand hat ſehr in der Krankheit gelitten, daher dieß elende Schreiben mit Fingerhandſchuhen geſchrieben.

Seeluſt, den 22. Juni 1806.

Als ich vor acht Tagen Ihnen, liebe Frau von Schiller, einige Zeilen ſchrieb, die mein Neveu, der Graf Reventlow, Ihnen bringen wird, als ich dieſe hinſchrieb im Augenblick, wo er mich verließ, da glaubte ich nicht, daß ich juſt den Tag darauf die Freude oder vielmehr den Troſt haben würde, von Ihrer Hand die erſten Zeilen zu ſehen, die ich ſo ſehr bedurfte; und dabei erhielten wir noch ein ſo theures ſchönes Andenken,[1] ein ſo rührender Beweis Ihrer Beiden Freundſchaft — ach Liebe, mit Worten vermag ich es nicht auszudrücken, wie wir es geleſen und empfunden haben. Ein ſo herrlicher geweihter Ton herrſcht im Ganzen. Wie muß dieſer Auftritt alle Herzen erſchüttert haben; beſonders aber die liebenswürdige Großfürſtin, die es ſo ſehr verdiente, ſo ſchön im Tempel der Kunſt aufgenommen zu werden. Wohl ihr! wohl ihrem ſchönen Herzen, daß ſie ſich mütterlich der Söhne Schillers

---

[1] Die Huldigung der Künſte.

Präſident (froſtig.) Nein — nein! Sie haben vollkommen Recht. Ich bin es auch müde. Ich laſſe den Karren ſtehen. Dem von Bock wünſch ich Glück zum Premierminiſter. Die Welt iſt noch anderswo. Ich fordre meine Entlaſſung vom Herzog!

Hofmarſchall. Und ich? — Sie haben gut ſchwatzen, Sie! Sie ſind ein Studirter! Aber ich, — mon Dieu! was bin denn ich, wenn mich Seine Durchlaucht entlaſſen?

Präſident. Ein Bonmot von Vorgeſtern! Die Mode vom vorigen Jahr!

Hofmarſchall. Ich beſchwöre Sie, Theurer, Goldner! — Erſticken Sie dieſen Gedanken! Ich will mir ja alles gefallen laſſen!

Präſident. Wollen Sie Ihren Namen zu einem Rendez-vous hergeben, den Ihnen dieſe Millerinn ſchriftlich vorſchlagen ſoll?

Hofmarſchall. In Gottes Namen! Ich will ihn hergeben!

Präſident. Und den Brief irgendwo herausfallen laſſen, wo er dem Major zu Geſicht kommen muß?

Hofmarſchall. Zum Exempel auf der Parade will ich ihn, als von ohngefähr, mit dem Schnupftuch herausſchleudern!

Präſident. Und die Rolle ihres Liebhabers gegen den Major behaupten?

Hofmarſchall. Mort de ma vie! Ich will ihn ſchon annimmt. Ach leider, ein ſolches Weſen noch einmal auf Erden zu finden, iſt nicht möglich zu hoffen; unſere jetzigen Zeiten ſind ſo klein, ſo armſelig. Das Reich der Ideale iſt nun wie verſchloſſen. Schiller half uns noch hineinblicken; er wirkte mächtig, gab einem noch Kraft zum Widerſtand. Jetzt iſt die Erſchlaffung allein à l'ordre du jour — und wahrlich iſt die neuere Philoſophie recht troſtlos; ſie öffnet mir keine Bahn zum helleren Licht, wohl aber zum dunklen Schattenreiche ſtehen vielleicht neue Thüren auf.

Wie beneide ich nicht den jungen Reventlow um das Glück, Sie in Weimar künftigen Monat zu ſehen. Nur kurze Zeit wird er dort bleiben können; doch hoffe ich, daß dieſe Freude ihm zu Theil wird.

Kotzebue's Erinnerungen aus dem ſchönen Italien ſind nicht erbaulich, nicht erfreulich. Der kalte Geiſt weht einen auf jedem Blatte an.

Die longobardiſchen Scenen ſind ſehr glänzend, und dieſe eiſerne Krone iſt ſtrahlend; ich möchte keine Krone in der Nähe tragen, ſie gedeihen nicht, und man ahnet neue Auftritte.

Den 23.

Als ich geſtern zu ſchreiben aufhörte, ſah ich eben in der Zeitung, daß Genua zur franzöſiſchen Provinz verwandelt war. — Nun auch kein Wort mehr von der leidigen Politik. — Ach wie gerne ſähe ich ſie in Ihrer Nähe und hörte Ihnen zu über ihn! Wie Manches möchte ich noch wiſſen und hören. Es ſind gewiß noch viele ungedruckte Schätze; ſammeln Sie ja Alles ſorgfältig, daß keine fremde Hand ſich nähere. Doch Sie werden Alles im Geiſte und nach Ihrem Herzen am beſten einrichten, damit nichts verloren gehe.

Seeluſt, den 15. Auguſt 1805.

Wie herzlich dankbar bin ich Ihnen für dieſen ſchönen Brief. Er zeigte mir ſo rührend Ihr ganzes offenes Herz; und wie gerne ſchaute ich wie in einen klaren Spiegel in Ihre ſchöne Seele hinein. Alles, was Sie über Schiller ſagen, iſt mir ſo deutlich, wahr; ſo herzlich ausgeſprochen, daß auch nur Sie Schiller ſo nennen können. Ja wohl iſt er Ihnen nahe und bleibt es ewig. Sie machten ihm dieſe Erde lieblich; an Ihrer liebenden Hand fand er ſich und ſein herrlicher Geiſt, dem wir ſo viel verdanken. Wie unerſetzlich iſt auch unſer Verluſt; immer fühle ich es mehr, daß ein ſolcher Geiſt nie mehr uns hier erſcheint; immer vermiſſe ich ihn mehr, und bei jeder Gelegenheit erweckt ſich die Sehnſucht nach dem verlornen hohen Genuß. So wie er unſere Geiſter zu heben vermochte, vermag es keiner mehr nach ihm.

Wenn Sie meinen Mann ſo nennen, als kennten Sie ihn wirklich, ſo bin ich Ihnen auch ſo herzlich dankbar, daß Worte nicht ausdrücken, was in meinem Innerſten dabei vorgeht. — Ach, hätte er Schiller nur einmal im Leben begegnen können, wie hätten ſich ſolche hohe Geiſter verſtanden! — Welcher Einklang, welche Harmonie wäre entſtanden, ſelbſt bei der Verſchiedenheit mancher Anſicht vielleicht. Schiller hätte ſich, ich darf es ſagen, in ſeiner Heimath gefunden in der Nähe von Ernſt Schimmelmann — ſo auch wäre es meinem Mann zu Muthe geworden. In einer Region hätten ſie ſich ſo begegnet, wie vielleicht wenige Sterbliche zuſammentreffen. Solche Geiſter ſind von allem Irdiſchen ſo entfeſſelt, der freie Schwung iſt ihnen gegeben aus Götter Hand, und nur Wenige folgen, weil Wenige die Bahn ſehen, oder ſie zu oft verlaſſen. So gedenke ich mir Goethe's Zuſtand. Alle ſeine Umgebungen müſſen doch den unſterblichen Geiſt drücken. Iſt er noch ſo leblos geblieben? Sehen Sie ſich wieder? Und wie? — Blieb er noch unthätig? —

Kopenhagen, den 27., 29. Oktober 1806.

Anfangs Oktober kam ich hier zurück nach einer Reiſe, die für unſere Herzen wirklich wohlthätig war, da wir ſo manchen ſchönen Genuſſes im Kreiſe der geliebten Freunde uns erfreuten.

Mein Mann, der noch etwas länger in Holſtein gern geblieben wäre (da er nicht ſo wie ich die ſpätere Jahreszeit fürchtete), mußte in aller Eile zurück, nahm das erſte Schiff, welches in Kiel fertig lag, und iſt wirklich beinahe in Gefahr geweſen. Der Sturm vom 6. Oktober überfiel ihn, und ich, die ich nicht dieſe Seereiſe ahnete, ich war an dieſem Tage ſo bedroht, wie ich es kaum noch zu denken, noch weniger auszuſprechen vermag! Doch der mächtige Führer unſerer Schickſale rettete uns. Am 8. Oktober erſchien er hier in unſerer Mitte, und ſeine Geſundheit hat gottlob nicht gelitten. Sein Sekretär, Kammerdiener, Bediente, alle lagen im Schiffe wie Halbtodte, konnten ihm nicht Hülfe leiſten, als die Wellen ſo fürchterlich drohend alle Paſſagiere überſchwemmten; Alle kamen doch Gottlob glücklich ans Land, und nun iſt Alles vergeſſen; doch war die Erſchütterung für mich Schwache zu heftig; ich fühlte es lange nachher, da die kalte Jahreszeit auch mich angreifend ſchon vorhanden war.

Der Dr. Gall findet auch hier vielen Beifall, hat etwas ſehr Einfaches und Einnehmendes. Ich ſah ihn ſchon einigemale bei uns zu Mittag und finde ihn ſehr intereſſant im Geſpräche. Näher werde ich ihn ſchwerlich kennen lernen, da ich nicht fähig bin, ſeine Schädellehre ſo zu faſſen, wie er es von den Damen ſich wünſcht. Ich ſchätze ſeine wichtigen Entdeckungen im Namen der Menſchheit. Ich muß ihm meine ganze Achtung weihen und weiß es mit Gewißheit, daß er ein verdienſtvoller Anatomiker iſt. Unſere berühmteſten Aerzte und Chirurgen müſſen meinem Urtheil beiſtimmen. Sie geſtehen es alle, daß Gall für ihre Kunſt ganz neue Entdeckungen machte und noch täglich macht; inſoferne iſt er gewiß für die ganze Menſchheit eine bedeutende Erſcheinung; für uns Laien ſcheint er mir nicht genießbar; ſeine logiſchen Schlüſſe ſollen ſo beſonders ſein, ſo wenig feſt ſtehen, ſeine Philoſophie ſoll ſo ſeichte oder oberflächlich ſein, daß er in dieſen höheren Hinſichten wohl ſchwerlich ſelbſt etwas leiſten wird; auch ſoll er hierüber ganz ruhig ſein. Ein Mann, der ſolche Erfahrungen gemacht hat, der mit einem ſolchen unermüdeten Fleiß ſie noch ſammelt; ein ſolcher Mann kann wahrlich mit ſich ſelbſt zufrieden ſein und braucht nicht mehr zu wollen. Ob Andere aber nach ihm ſeine Erfahrungen in höheren Sphären brauchen werden, wird die Zeit lehren. Für Gall iſt dieſe Hoffnung ſehr ſchön und belohnend, für uns Andere auch ſehr wichtig. Ich huldige ſo ganz und ſo gerne einem ſo ſeltenen Beobachter und Menſchenfreund; nur kann ich nicht in ſeine Gebiete hineintreten, da ich in einem gar zu fremden Land mich befinden würde. Mehrere Damen hier ſind ſeine Zuhörerinnen geweſen oder wollten es ſein. Ob ſie befriedigt ſind, ich weiß es nicht. Durch den Herzog von Auguſtenburg, der ſeine Vorleſungen hörte, habe ich genug davon erfahren, um dieſe Lehre in Rückſicht auf mich nicht näher zu kennen zu verlangen; doch ſagt dieſes gar nichts in Hinſicht der anatomiſchen Entdeckungen, für welche auch ich Gall danken muß — und es ahnen, daß er eine neue Bahn öffnete; daß dieſe mir verſchloſſen bleibt, iſt meine Schuld, nicht Gall ſeine.

In Hamburg iſt ein franzöſiſcher Geſandte des Kaiſers Napoleon, der Bourienne heißt. Dieſer hat es bis jetzt übernommen, die Hamburger Zeitung ſo ſtrenge zu kontrolieren, daß wir nicht mehr wiſſen, welche Nachricht die ächte ſein mag. Jetzt wollen wir die Berliner uns ſenden laſſen. — Ach, Liebe, mit welcher tiefen Rührung haben Sie daraus leſen müſſen, was uns ſo innig erſchütterte, als Wallenſteins Lager ſo wirkte! in einem ſo wichtigen und entſcheidenden Moment für Deutſchland! Der große unſterbliche Geiſt Ihres Schiller erſchien wie aufs neue lebend, und dieſer Sieg über den Schlaf des Todes war eine Krone werth, die höher glänzt, als unſere Augen reichen. Ja, Liebe, dieſer unſterbliche Geiſt waltet noch über ſein irdiſches Vaterland. Möchten die deutſchen Helden von dieſem belebt ſich ſo zeigen, wie er es gewünſcht hätte. Auch die Schweden müſſen ſich ſeiner erinnern und ſeinem hohen Geiſte huldigen!

Wir haben hier ſo eben viele Nachrichten von der Perſon des

Kaiſers Napoleon gehabt, da der Prinz von Württemberg (Onkel Ihrer liebenswürdigen Großfürſtin) aus Stuttgart hieher zurückeilte. Er hat drei bis vier Tage mit Napoleon zugebracht, hat ſeine Armee geſehen, hat Vieles uns zu erzählen noch, obgleich er uns ſchon viel über dieſen ſeltenen Mann ſagte. In Württemberg hat er gefallen wollen; auch iſt es ihm gelungen, unſern guten Prinzen faſt einzunehmen, da ſein Betragen dort einfach, faſt offen zu ſein ſchien. Doch dieſer Napoleon kann, was er will, und dort wollte er die Herzen gewinnen. Die franzöſiſche Armee hat unſern Prinzen in Erſtaunen geſetzt (ich halte ihn für einen ausgezeichneten Militär, und ſo wird er auch hier allgemein geſchätzt); er findet dieſe Geduld, dieſe Beharrlichkeit und dieſen Muth der Franzoſen in einer ſolchen Lage beiſpiellos. Was dieſe Soldaten gelitten hatten, als der Prinz ſie ſah, läßt ſich nicht beſchreiben. Einen ſolchen Marſch von Boulogne, dabei dieſen Mangel an allen Lebensmitteln, dieſes Ausdauern ohne Schlaf, ohne Ruhe, und dabei eine ſolche Ergebung! Der Prinz hat ſie nicht genug bewundern können; doch hält er die Hälfte dieſer Armee für todt oder aufgerieben an den Folgen einer ſolchen Behandlung.

Die heutige Zeitung, die nun eben ankam, lautet ſo traurig für Deutſchland, daß wir andere Nachrichten mit Sehnſucht erwarten. Ach, es ſind trübe Zeiten! Gott erhalte Ihnen mit all' den Ihrigen die beſte Geſundheit, Ruhe und Zufriedenheit. Der Himmel erhalte Ihnen Ihre geliebte Großfürſtin! Möchte doch ihr Bruder, der wahre Menſchenfreund, Alexander, möchte dieſer die bedrängte Welt retten! Er will es und thut im edelſten Sinn Alles, was möglich iſt. O wie entgegengeſetzt iſt ein ſolcher wahrhaft großer Fürſt! Der kleine Eroberer, ja wohl klein als Menſch, indem er die Menſchen wie Automaten braucht, und ſie laſſen ſich brauchen dieſe Gallier, die für eine beſſere Sache zu fechten verdienten. Das Elend unter ihnen ſoll unbeſchreiblich ſein, trotz aller Siege ihrer Waffen. Die Berichte des franzöſiſchen Kriegsminiſters ſind ein wenig zu ſehr im Marktſchreierton; es iſt unmöglich, daß ſolche Berichte in Frankreich ſo wirken, wie die Ausrufenden es glauben. Noch weniger können die Völker Italiens noch an ihre Befreiung glauben; und doch ſind die Bewunderer der großen Macht unzählig; noch glauben Viele aus der Volksklaſſe, daß Frankreich für die Freiheit ſiegen will und muß!

Daß Menſchenglück der Zweck Napoleons ſei — möchten die Deutſchen es nicht zu ſchmerzlich fühlen, daß ſie getäuſcht und geblendet die Starken noch ſtärker machten auf ihre Koſten! Für Frankreichs Glück und Befreiung weiß man wahrlich nichts zu wünſchen; ſie ſelbſt wählten dieſe Ordnung der Dinge.

In dieſem Moment erhält mein Mann durch den General Victor, der hier Geſandte iſt, die Nachricht von der Niederlage der ganzen deutſchen oder öſterreichiſchen Armee bei Ulm. Der General Mack ſoll gefangen ſein, und alle ſeine Heere ſind es. Vielleicht iſt der Krieg dann ſo vollendet.

Ch. Schimmelmann.

P. S. Als ich eben die Feder niederlegte, erblicke ich auf meinem Tiſch ein Büchlein über Schiller; das erſte, welches mir vorkam; es heißt: Schiller oder Scenen und ꝛc. Ich durchblättere es eilig und finde es im Ganzen geiſtlos, obgleich der Verfaſſer es gewiß recht gut meinte. Es war mir doch ſo ſehr intereſſant, daß ich es nicht weglegen konnte; nur weil ich Schillers Namen auf jeder Seite fand, und da es herzlich ausgeſprochen iſt.

Ich umarme in Gedanken Ihre lieben Kinder alle.

Kopenhagen, den 7. December 1805.

Welche Zeitungen erhalten wir eben! Für welche Sache muß der edle, großmüthige Alexander ſo viel wagen: ach, für ſein Leben bin ich ſo unruhig, daß ich es nicht ausdrücken kann. Wären alle Verbündeten, wie er es iſt, ſo fürs Gute beſeelt und ſo fähig für die Sache der Menſchheit zu kämpfen, ſo dürften wir noch viel hoffen. Alles, was Sie mir von ihm erzählen, hat mein ganzes Herz durchdrungen und erfreut. So als Menſch hörte ich ihn nie ganz geprieſen; ich ahnete zwar die ſchönen Züge, die Sie mir in der Nähe zeigten; er mußte ſo ſein, wie Sie ihn uns zeigen, es war aber eine ſchöne Ueberzeugung zum Troſte mehr; ja, ein ſolcher edler Mann kann viel, wenn er will, fürs Gute, und wenn er mit Kraft und Muth ſich beharrlich zeigt; wir ſahen Folgen der Beharrlichkeit für Zwecke, die nicht Zwecke unſerer Herzen ſind. Sollten wir nicht auch hier im beſten Sinn ſehen, was wir hoffen? — Ach, Ihre herrliche junge Großfürſtin, wie iſt ſie meinem Herzen ſo nahe, ſeitdem Sie ſie mich ſo kennen lehrten. Gerne ſähe ich es, daß ſie als Schweſter des guten Alexander nicht ſo in der Nähe dieſer Auftritte lebte. Mit einem Zauberſtab möchte ich ſie in Sicherheit bringen, oder ihre Geſtalt ſo verhüllen, daß keine irdiſche Hand ſich ihr nähern könnte in dieſen ſchlimmen Zeiten, wo keine Sicherheit vorhanden iſt. Doch Sie verſtehen gewiß — für den erhabenen Bruder war man beſorgt einen Augenblick; der Gedanke an eine ſolche Gefahr ergreift die Seele!

Der junge Reventlow ging gerade nach Wien, als er Weimar verließ; er wollte den Winter in Italien zubringen, wo mein Bruder, der dort Geſandter am neapolitaniſchen Hof iſt, ihn mit Freuden erwartete, als leider der ſchöne Plan vereitelt wurde. Reventlow blieb in Wien bis zum letzten Augenblicke, wo Alle einpackten, und mein Bruder bat ihn flehentlich, nicht durch dieſe Armeen ſich als Reiſender auszuſetzen, bat ihn zurückzukehren und nach Berlin zu gehen.

Die Tante Louiſe Stolberg wollte ihn aber auch noch in Holſtein gern ſehen, ſo iſt er vielleicht jetzt dort. Ihr Gut heißt Windebye, liegt in der Nähe von Kiel. Stolberg hat dieſes Windebye ſo ſehr verſchönert, daß Jedermann ſich über die Verwandlung der Gegend freut; doch ſind ſie erſt ſeit fünf Jahren dort. Die Gräfin Louiſe Stolberg beſitzt ein eigenes Talent, ihr Haus lieblich einzurichten, ohne Pracht noch Luxus, ſo einfach und comfortable (wie die Engländer ſagen). Der Graf Stolberg verſteht es auch und iſt ein ſeltener Landwirth; er hat mehrere

Sachkenntniſſe in dieſem Fache, verbeſſert ſo auffallend ſeine Ländereien, daß der Werth ſeines Landes unglaublich ſteigt; dabei iſt er noch immer derſelbe Dichter Stolberg. Seine ausgeſuchte Bibliothek behält den alten erſten Platz im Hauſe. Zehn Tage des Septembers war ich mit unſern Pflegekindern in Windebye, wo die herrliche Louiſe Stolberg, meine mütterliche treue Freundin uns ſo aufnahm, daß es uns ſchwer wurde, weiter zu reiſen.

Als eine ſchwache Frau bin ich nicht ſtark in der Politik; es kam mir aber wie ein Traum vor, als ich von Kosciusko hörte (der mit 5000 Polen beim franzöſiſchen Kaiſer ſein ſoll), daß der große Alexander dieſen Mann gewinnen ſollte, ihm für Polen verſprechen, dieſes Ideal der Republik wieder aufleben zu laſſen. Er würde gewiß nicht dieſes Wort Republik ſo ſehr fürchten; eine Entſchädigung käme ihm und Preußen zwar zu; dieſes aber in Deutſchland oder Ungarn zu erhalten, wäre vielleicht bei den jetzigen Umwälzungen nicht ſo ſchwer aufzufinden; kann man Kronen ſchaffen, Throne umwerfen, andere wieder herſtellen, ſo könnte wohl eine Republik auch wieder entſtehen und für ſolche Nachbarn wie Preußen und Rußland nicht gefährlich werden.

Kopenhagen, den 22. März 1806.

Unſere Joſephine iſt Braut, und juſt an dem Tage wurde es entſchieden. Der Jüngling iſt edel und gut; es iſt der einzige Sohn meiner geliebten Schweſter, der junge Graf Detlef Reventlow. Nun thut es mir dreifach leid, daß Sie ihn nicht ſahen, als er ſo ſchnell in Weimar erſchien, und daß er nicht dieſes Glück genoß; doch er gewinnt wirklich ſehr, näher geſehen zu werden, und Sie hätten ihn kaum erblickt; er iſt ſehr beſcheiden und hat die große Welt wenig geſehen.

Kopenhagen, den 15. December 1806.

Daß es meinem Herzen wohl that, Ihre Hand, Ihre Zeilen aus Weimar wieder zu ſehen, zu leſen, das begreifen Sie gewiß ſo ganz, liebe Frau v. Schiller! Sehr beſorgt war ich für Ihre

Geſundheit, Ihre Ruhe, Ihr Wohlſein! Ich hörte durch die Gr. Louiſe Stolberg, daß die edle Herzogin in ihrer Nähe einige Damen aufgenommen hätte, und dieß beruhigte mich wirklich; doch verlangte ich ſo ſehr nach näheren Umſtänden aus der Quelle ſelbſt. Leider iſt es mit dem Schreiben eine unvollſtändige Unterredung, und mehr als jemals nicht hinreichend. So Manches bleibt im Herzen übrig, läßt ſich nicht ausſprechen. Die Feſſeln des Geiſtes ſind ſchwer zu ertragen und werden täglich fühlbarer, ſo wie die Handlung im großen Kreiſe der Begebenheiten an Mannigfaltigkeit und Neuheit zunimmt. Die raſche Umwälzung, dieſer ſichtbare Wechſel der Dinge, das Elend aller Art, das Leiden der Menſchheit, dieſes alles bringt zum ſtummen Erſtaunen. Es iſt ein mächtiger Strudel, der Alles zu verſchlingen droht, und doch bleiben die Meiſten im leichtſinnigen Hoffen oder im ängſtlichen Zagen verblendet. Es iſt wahrlich ein troſtloſer Zuſtand aller Dinge. Ein großer Koloß, auf Sand gebaut, iſt gefallen, ſo ſchnell und ſo plötzlich, daß die Nachwelt es kaum glauben wird. Was noch im Norden fallen, oder zerrüttet werden ſoll, wird täglich erwartet, auch nur erwartet; denn es gibt nirgends weder Zweck noch feſten Willen, noch Entſchließung, noch Vereinigung. Nur in einem Kopfe gibt es einen Plan, eine Anſicht; dieſer iſt ſo neu, der Grund liegt ſo verborgen, ſo tief, daß alles Uebrige in flüchtigen Geſtalten leicht vorüber eilt und ſich an der nächſten Zukunft hält, vom Schickſal alles erwartend. Dankbar müſſen wir Dänen es noch erkennen, daß ſolche Greuelſcenen unſere friedlichen Inſeln noch nicht betrübten. Wir hatten hier einen kleinen Vorſchmack, als wir den 2. April 1801 erlebten. Dieſe Erinnerungen der Schreckenstage haben ſich lebhaft erneuert. Mit dankbarem Herzen ſollten wir unaufhörlich dieſe Erinnerungen feiern. Doch der Menſch, ſtets im Widerſpruch mit ſich ſelbſt, vergißt zu leicht, was da war, und was noch werden kann.

Nun richten ſich alle Blicke nach Polen hin. Wäre dieſes Land mit Klugheit und Milde behandelt worden, ſo ſähe es jetzt vielleicht anders aus. Preußen hat ſeine eigene Exiſtenz aufgeopfert, indem es bloß durch kriegeriſches Anſehen glänzen wollte. Wie ſchwach es im Innern dadurch wurde, iſt jetzt bewieſen; es war nirgends Kraft noch Ordnung, Alles war künſtliche Nachahmung Anderer. Und als ein neuer Geiſt entſtand, da mußte das Alte in Trümmer fallen; Alles ſchwankte noch, ſollte plötzlich ſtehen, und nun war kein Grund vorhanden. Daß Deutſchland ſo aufgeopfert wird, iſt ſicher; welche Keime für die Zukunft noch im Verborgenen liegen, können wir nicht beurtheilen. Wodurch wir dieſes Elend verdient haben? Ach, es würde zu weit führen, in dieſe Labyrinthe ſich zu verlieren! Es iſt gewiß, daß alle Greuel der Revolution vergeſſen waren, und daß der Leichtſinn ſo ſehr überhand nahm, daß es ſo nicht lange halten konnte. Ehrwürdige Ruinen wurden zu den Füßen getreten, und leichte, glänzende Kartenhäuſer wurden darauf gebaut, ſo leicht wie die jetzige Generation. Nun kam eine ſiegende Macht, und in Schrecken gerieth ſie bald, ſo flüchtete ſich dieſe leichte Schaar, wie wir es geſehen haben. Die, die ein Opfer fielen, die ſind nicht mehr; auch dieſe durften nicht auf eigene Kraft ſich ſtützen; die Edlen fielen, und Deutſchland wird ſie doch nicht vergeſſen, ich hoffe es. Daß der alte Herzog von Braunſchweig ſo fiel, nach ſolchen Begebenheiten verſchwand, war für ihn noch das Beſte; daß aber eine franzöſiſche Actrice ihn zum Sterbebette begleitete, nachdem ſie am 14. October in ſeinem Hauptquartier war, das iſt traurig zu hören und erklärt mir ſo Manches. Ich erfuhr es erſt geſtern, und es iſt gewiß.

Ihre edle, liebenswürdige Erbprinzeſſin hoffen wir hier zu ſehen. Doch wie dürfen wir es wünſchen, ſie ſehnt ſich nach Weimar. Sie hat in Holſtein alle Herzen gewonnen, und unſere Kronprinzeſſin, die ganz ſo iſt, ſo gut und ſo edel, hat es gleich vernommen, wie ſie für einander paßten.

Von Ihrer regierenden Herzogin hörte ich ſchon Alles, was Sie mir ſagen, und daß Napoleon eine ſolche tugendhafte Frau ſchätzen kann, wundert mich nicht. Hätte er doch mehrere ſolche Weſen auf ſeinem glänzenden Wege gefunden!

waſchen! Ich will dem Naſeweis den Appetit nach meinen Amouren verleiden!

Präſident. Nun gehts nach Wunſch! Der Brief muß noch heute geſchrieben ſeyn! Sie müſſen vor Abend noch her kommen, ihn abzuholen, und Ihre Rolle mit mir zu berichtigen!

Hofmarſchall. Sobald ich ſechszehn Viſiten werde gegeben haben, die von allerhöchſter Importance ſind. Verzeihen Sie alſo, wenn ich mich ohne Aufſchub beurlaube! (geht.)

Präſident (klingelt.) Ich zähle auf Ihre Verſchlagenheit, Marſchall!

Hofmarſchall (ruft zurück.) Ah, mon Dieu! Sie kennen mich ja!

Dritte Scene.

Der Präſident und Wurm.

Wurm. Der Geiger und ſeine Frau ſind glücklich und ohne alles Geräuſch in Verhaft gebracht! Wollen Ewr. Exzellenz jetzt den Brief überleſen?

Präſident (nachdem er geleſen.) Herrlich! Herrlich, Sekretär! Auch der Marſchall hat angebiſſen! — Ein Gift, wie das, müßte die Geſundheit ſelbſt in eiternden Ausſatz verwandeln — Nur gleich mit den Verſchlägen zum Vater, und dann warm zu der Tochter! (gehen ab zu verſchiedenen Seiten.)

Goethe's ſkandalöſe Hochzeit hat einen Jeden geärgert. Man ſchrieb uns gleich, daß die Kanonen von Jena ſein Hochzeitlied und ſieben brennende Häuſer in W. ſeine Hochzeitfackeln geweſen wären! Und eine ſolche Wahl der Perſon! Alles war in Harmonie, nur keine Muſe war dabei.

Wie lange man uns hier ruhig läßt? Gott weiß es! Wir ſind zwiſchen zwei Feuern: England und Frankreich. Wir ſind zu leicht erreicht; doch waren wir immer wahrhaft neutral, ohne Intrigue!

Kopenhagen, den 10. März 1807.

Die erſten Tage des Februar ſind Schreckenstage geweſen. Ströme von Blut floſſen, und wann wird es aufhören? Hier, wo die Nachrichten zu Schiffe kommen, aus den Gegenden des Kriegs, hier lauten ſie anders, als in den Hamburger Zeitungen. Die Franzoſen ſind mit Ehre gefallen, haben ſich willig in den Tod gegeben; dieſes muß man geſtehen. Noch erreichten ſie nicht die Stadt, die ihnen zum Zweck dargeſtellt wurde, zum Zweck des blutigen Kampfes, die Königsberg; dagegen ſind die Ruſſen auch noch nicht an der Weichſel. Dieſe haben wie die Löwen gefochten und jede Schmach der vorigen Feldzüge getilgt. Es ſind beiſpielloſe Gefechte geweſen. Man behauptet, daß der Kern der galliſchen Heere gefallen ſei. Man ſpricht von Friedensvorſchlägen, die es beweiſen würden, mit welcher Mühe Polens Befreier dieſen Kampf fortſetzen würden. Man iſt nicht gewohnt, den Kaiſer Napoleon aufgehalten zu ſehen in ſeinen großen Plänen. Man kann ſich nicht daran gewöhnen, es zu glauben. Was man aber noch weniger ertragen kann, iſt das Bild von Deutſchlands Elend und Unterjochung. Könnten die Deutſchen ſich es vorwerfen, es verdient zu haben, ſo wäre die drückende Laſt noch ſchwerer zu tragen. Doch wer weiß, wie Alles ſich noch in kurzer Zeit zum Beſſern oder Schlimmern verwandeln wird; viel ſchlimmer kann es nicht werden. Die gütige Vorſehung wird ſich unſer Aller erbarmen. Wir können hier nicht ausdrucken den Dank, keine Empfindungen des Danks finden, für ſolche ſeltene Wohlthaten! Doch wir ſind nicht Egoiſten, wir waren es nie. Brüderlich theilten wir mit unſern Mitmenſchen dieſes Elend, welches uns in ſo ferne auch traf. Wer könnte leben nur für ſich und Leben finden in einer ſolchen Exiſtenz?

Rendsburg, den 9. November 1807.

Ich glaubte nicht, liebe Frau von Schiller, als ich Ihnen letzt ſchrieb, daß mein erſter Brief aus Rendsburg ſein würde. Es iſt eine Feſtung an der Eider. Unſer König iſt unſer nächſter Nachbar und bewohnt ein Haus, nicht viel größer als das unſrige, welches ſehr enge iſt. Unſere unerhörte Geſchichte haben Sie theils aus der Zeitung erfahren, theils auch vielleicht aus Erzählungen. Genug, wir ſahen noch am 9. Auguſt dieſe ungeheure große engliſche Flotte vor unſern Augen am friedlichen Ufer Seelands liegen und ahneten keine Gefahr, als am 12. Auguſt wir uns genöthigt ſahen, Kopenhagen zu verlaſſen, unſerem König und Kronprinzen nach Holſtein zu folgen, und das in einer ſolchen Eile, daß wir kaum einige Kleider mitbrachten. Da der große Belt von den Engländern geſperrt war, mußten wir ſo eilen. Ich hatte das Glück, mit meinem großen Reiſewagen und mit Anderen glücklich über den Belt zu gehen, von engliſchen Schiffen rechts und links umgeben. Keiner unterſuchte unſer Schiff, noch meinem Mann ſeines. Dagegen wurden Viele angehalten und examiniert, die vor und nach uns übergingen, unter andern der König und Kronprinz, die incognito waren; auch der franzöſiſche Miniſter Didelot und der ſpaniſche Geſandte; ſie kamen doch durch. Leider mußten wir erfahren, daß am 18. Auguſt ſchon die engliſche Landung vor ſich ging, und die erſten Tage vom September waren ſolche Schreckenstage in Kopenhagen, daß meine Feder nicht dieſe Schilderung unternehmen kann! Ein ſolches Bombardement, mit ſolchen abſcheulichen Feuerſchlunden, Feuerkugeln; Raketen neuer Erfindung, 72 Mörſer, kurz Alles, was die Hölle der ganz neuen Kriegsſchule erfunden hat, wurde gegen die wehrloſe, ruhige Hauptſtadt drei Tage und Nächte angewandt zur Zerſtörung! Daneben noch ein fürchterlicher Angriff von der Seeſeite gegen eine Flotte, die ganz abgetakelt im Hafen lag, oder vielmehr gegen dieſen Theil der Stadt, da ſie unſere ſchönen Schiffe gerne ganz haben wollten. Dieſes iſt ihnen zum Theil gelungen, aber die Heldenthaten unſerer kleinen Flottille haben ſie ſelbſt bewundern müſſen; auch war das Feuer unſerer Seebatterie ſo ſtark, daß ſie dieſe Seite der Stadt aufgaben. Unſere jungen Seeoffiziere und Seeleute haben wie die Löwen gefochten. Manche ſchöne Heldenthat der Art wird in der Geſchichte rühmlich erwähnt werden. Nicht ſo unſere Bauern der Inſel Seeland, die wahrlich auch kaum bewaffnet waren. In Kopenhagen hat ſich unſere männliche Jugend tapfer und unerſchrocken gezeigt. Viele ſind mit Ruhm gefallen, aber im Ganzen war unſer Militär dort in dem Augenblick ganz desorganiſiert. Alles gute war an der Grenze in Holſtein. Das wußten die Edeln, die uns überfielen; ſie ſtellten ſich, als glaubten ſie die Franzoſen im Lande, und ſie ſahen nicht einen einzigen. Ach, ſie wären eben ſo wenig zu uns gekommen, als ſie nach Pommern oder Stralſund kamen! Die Treuloſen verließen in dem Augenblick ihre Alliierten, die Schweden und Deutſchen und zogen ihre großen Schiffe aus Stralſund, um noch mit dieſen über uns zu fallen. Eine ſolche attaque iſt in der Geſchichte unerhört und wird England wahrlich nicht Glück bringen. Nun hat man es geſehen, was Napoleon längſt ſagte von ihnen, daß ſie nur den Untergang des Continents wollen, in ſo fern ſie ſelbſt nur gut beſtehen. Junge Dänen, die eben aus England kommen, ſagen es, daß ſie bis dahin behaupteten, Alles, was auf dem Continent vorgienge, wäre ihnen gleichgültig. Nun fühlen ſie es aber ſchon, daß ſie ſich ſelbſt den größten Schaden zugefügt haben. Seitdem unſere Meere, die ihnen ſo offen ſtanden, ſeitdem dieſe ihnen geſperrt ſind, fühlen ſie ſich wie gelähmt; Alles ſtockt, der Handel, die Fabriken, Alles leidet, und jedes edle Herz im Auslande iſt gegen ſie geſtimmt. Die ſogenannte Freiheit von Europa war in ihren Händen ſchlecht beſchützt. Dänemark, ſo treu und redlich in der Neutralität, hatte dieſes nicht von ihnen verdient. Unſer Verluſt iſt ſehr groß, unſere Reichthümer verſchwinden; es bleibt uns aber ein Nationalgeiſt, der neu erweckt iſt. Von dem franzöſiſchen Kaiſer können wir uns rühmen, er hat uns nur angeboten, was wir anzunehmen wünſchen konnten. Als die ganze große engliſche Seemacht noch in unſerem Meere um uns gelagert lag, ſind unſere ſchönſten Regimenter allein in der Nacht nach Seeland übergekommen. Willig hat Jeder Alles gelitten und aufgeopfert. Nun iſt die böſe Jahreszeit vorhanden, und die Engländer ſind mit ihrer Beute davon gegangen. Die hannöverſchen Offiziere haben ſich laut darüber bei uns geäußert; ſie waren ſelbſt empört und haßten ihre Obern, indem ſie gezwungen waren, feindlich gegen uns zu handeln. Viele haben ſich ſchön und edel gezeigt; auch unter den engliſchen Offizieren ſind einige gutmüthig geweſen, im Ganzen doch rauh und hart. Die Engländer und die Hannoveraner waren oft ſo gegen einander aufgebracht, daß ſie auf einander ſchoßen und ſich bleſſierten. Die armen Hannoveraner fühlten ihre Schmach, als Söldner ſolche Heldenthaten mitzumachen. Ach, die Deutſchen, überall müßen ſie ſich ſelbſt verläugnen und keine vaterländiſche Tugend mehr kennen! Die Stadt Kopenhagen wird dieſes Unglück lange fühlen. So viele unglückliche kleine Familien haben Haus und Alles verloren. Frauen, Kinder ſind auch gefallen, auch verwundet, verarmt. Es war eine Jammerſcene beiſpiellos. Unſere Häuſer im ſchönen Quartier Amalienburg haben weniger gelitten. Unſere Wohnung iſt doch ſehr beſchädigt; drei Bomben haben viel zerſchmettert, unter andern große Spiegel in der Prachtſtube, auch Gemälde, die ich ſehr liebte; doch unſere Bücher wurden verſchont. Der größte, ſchönſte Saal hat nur an allen Fenſtern und am Balkon gelitten. Einige Büſten von Canova ſind unverletzt. Meines Mannes Stuben, auch die meinigen ſind verſchont geblieben. Dagegen hat einer unſerer Kammerdiener und ſeine Frau Alles verloren durch die eine Bombe. Ein alter, achtzigjähriger Koch, ein Franzoſe, der uns lange gedient hat, blieb ruhig liegen, verließ nicht ſeine Stube noch Bett, und ſagte: je ne crains pas les bombes anglaises. Er hatte Recht, er blieb ruhig, und gottlob alle unſere Leute kamen glücklich durch. Im gewölbten Keller des Hauſes hatten ſich beinahe hundert Menſchen behelfen müſſen, drei Tage und Nächte, Frauen, Kinder, Greiſe. Die Hitze ſoll erſtickend geweſen ſein. Meines Mannes Reiſe mit dem König und der Regierung war ziemlich glücklich. In Colding, einer abſcheulichen Stadt, mit einem noch abſcheulicheren Schloſſe, mußten ſie drei Wochen bleiben. Ich war mit Luiſe in der Nähe, in Chriſtiansfelde, einer Herrnhuter Colonie, einer hübſchen, reinlichen, kleinen Stadt. Dort ging es uns ſo gut, wie es damals möglich war. Alle unſere fremden Geſandten, die auch aus Kopenhagen, wie wir, geflüchtet waren, befanden ſich auch zu der Zeit in Chriſtiansfelde; nur der franzöſiſche, Herr Didelot, ein recht artiger Mann, war in Kiel bei dem Kronprinzen. Meine Joſephine war bei meiner Schweſter in Trolleburg geblieben; dort lebte ſie ruhig und glücklich in der Erwartung des Bräutigams, des jungen Grafen Reventlow, Sohns meiner Schweſter. Er war im Auguſt in England, in Schottland vielmehr, und ahnete nichts bei uns. Endlich, als er zu Hauſe wollte, war die Communication geſperrt. Doch kam er gottlob am 18. Oktober fort, und dieſer Tage kam er in Trolleburg glücklich zur Geliebten zurück. Ich ſah ihn hier einen Tag. Sein Herz hat in England gelitten. Er verſichert, daß die beſſeren Menſchen dort dieſen Zug gegen uns verabſcheuen, und in Schottland war man ganz däniſch. Ueberhaupt iſt er von Schottland ganz eingenommen. Auch die Nation iſt viel aufgeklärter, liberaler, milder. Die Damen dort ſo liebenswürdig, ſo talentvoll. Sonſt hat er in England viel Intereſſantes und Neues geſehen; in Hinſicht des Ackerbaues, dieß war ſein Hauptgegenſtand, hat er viel gelernt und einen jungen Dänen mitgebracht, der ſich dort in der beſten Schule des Ackerbaues gebildet hat. Es liegen noch viele große Strecken Land ganz unangebaut in England. Alles hat ſich mit Fabriken beſchäftigt, und Reventlow verſichert, daß dieſe Jugend, die ſo aufgeopfert wird (kleine Kinder arbeiten ſchon in den Fabriken), daß dieſe ihn oft traurig machten; ſie lernten nichts als ihre Arbeit. Auch ſind die Schulen erbärmlich, oder fehlen vielmehr ganz. Keine wahre Humanität kann dabei ſtattfinden. Dieſes Alles kann wohl nicht ſo beſtehen. Nun müſſen wir auch wünſchen, was die neueren Franzoſen lange wünſchten, ihren Untergang. Sie haben ihre Macht zu ſchlecht gebraucht. Auch Portugal wird untergehen, als Freunde der Engländer und Sicilien. Auch dieſer König iſt aufgeopfert! Von Preußen ſchweige ich.

Sollten Sie den Profeſſor Fichte ſehen, ſo möchte ich Sie bitten, ihm meinen Dank für ſeinen Abſchiedsbrief aus Kopenhagen vom 11. Auguſt zu ſagen. Er war uns ſehr intereſſant.

Bei unſerer geliebten Kronprinzeß in Kiel ſah ich ein ſchönes Bild Ihrer jungen Fürſtin. Ach, warum nur ihr Bild! Auch ihr Bruder hat ſich für uns laut erklärt. England hat ſich ſehr geſchadet überall.

Von meinem Mann habe ich nichts geſagt. Was ſein Herz für Dänemark gelitten hat, läßt ſich nicht ausdrücken, und die dunkle Zukunft auch! Gott hat ſeine Geſundheit geſtärkt, und er arbeitet wie immer. Unſer Kronprinz iſt jetzt in Kopenhagen.

Rendsburg, den 3. December 1807.

Wie ganz theilten wir mit Ihnen im Oktober 1806, und nun — ſind wir die Ausgewanderten; doch können wir Gott nicht genug danken, daß es uns bis jetzt nicht ſchlimm ging. Verarmt ſind wir durch die Engländer, auch iſt manches Elend in Kopenhagen noch zu ſpüren; doch blieben wir auf eine gewiſſe Art verſchont. „Was noch kommen kann? es ſteht bei Gott; wer iſt ſicher in unſern Zeiten? Sie ſehen aus den Zeitungen, wie es bei uns ausſieht. Das däniſche Volk iſt zur See nicht ſo leicht zu bezwingen.

könnten Sie unſere jungen Seeoffiziere zum Beiſpiel ſehen, die ſo muthig, ſo keck, ſo unerſchrocken jeder Gefahr des ſtärkſten Kanonenfeuers entgegen gehen; ſie haben ein ſo beſcheidenes, ſtilles, faſt ſanftes Weſen, ſind ſo höflich, ſo ganz ohne Prahlerei, begreifen nicht, daß man anders handeln könnte im Augenblicke der Gefahr; ſo ſind überhaupt unſere Seeleute, ſchöne Menſchen, die etwas recht Humanes haben. Dagegen ſind unſere Matroſen wohl etwas rauh und roh, doch lieben ſie ihre Frauen und Kinder ſehr. Dieſe Frauen ſind nicht liebenswürdig, aber auch keck und kühn. Nun haben wir ſchon faſt mehr Priſen der Engländer gemacht in wenigen Monaten, als die Holländer im ganzen Kriege. Freilich können wir nicht dem ſtolzen Feind ſo ſchaden, wie er uns ſchaden kann, doch ihn etwas demüthigen. Und warum ließen ſie uns nicht ruhig, da wir ſo friedlich und geduldig waren! Ein ſolches Miniſterium kann England nicht beglücken, noch das Volk veredeln. Der arme alte König, Onkel unſeres Kronprinzen, hat es vielleicht vergeſſen, daß ſeine 77jährige, alte, unglückliche Schweſter, die Herzogin von Braunſchweig, bei uns Schutz fand, hier ruhig den vorigen Winter verlebte und ſo nach 46 Jahren Trennung ihren Bruder wieder ſah. Kaum war ſie zurück, ſo ſandte er uns zum Dank dieſe Mörderflotte! Hat Napoleon nicht Recht, wenn er ſo die ſchwachen Fürſten beurtheilt! und welche Folgen für Europa! Nun eilt er zum Kapitol, wird vielleicht Griechenlands gedenken, und ſo bringen ihn Flügel nach Byzanz. So flog auch einſt der alte Adler Roms hinüber. Europa ſieht es an mit Staunen im Stillen.

Es ſoll gewiß ſein, daß der ruſſiſche Kaiſer England auch verläßt. Schon lange verließ England dieſen mächtigen Alliierten. Nur Gold wußte es zu geben, ſo nur lohnte es für ſo manches große Opfer, für ſo viel Menſchenblut! Und wie beſchützte es die Familie der Bourbons! Nur treulos gegen dieſe hat es ſich auch bewieſen. Sieht man jetzt die Auftritte im innern Spanien, ſo muß man der Familien von Agamemnon und Oedipus gedenken! Welche Jammerſcenen! welches Verhängniß! Daß der alte König von England nicht dieſes fühlt und ſieht, daß er ſo mit Blindheit geſchlagen war, dafür kann er ſeinen Miniſtern danken! Das engliſche Volk iſt wie alle Völker unſerer Zeit und hätte ſolche Vorzüge haben können!

Der junge Reventlow, der eben daher kam, der viel im Lande war, verſichert, daß keine Landſchule exiſtiert; die Kinder werden ſogleich gebraucht als Inſtrumente in den Fabriken und lernen weder Leſen noch Schreiben, wiſſen von Nichts. In den höheren Ständen iſt das Verhältniß vielleicht nicht beſſer. Manchen jungen Lord aus den reichſten Familien ſah ich die letzten Jahre bei uns. Ihr Umgang war langweilig, beſchränkt in ihren Ideen und Kenntniſſen, vor allem ſehr egoiſtiſch. Sie wollten nachäffen Pitt oder Fox. Der eigene Charakter fehlte ganz. Und welches Muſter für Sitten und Moralität! Ich war ſonſt nicht gegen die Engländer in gewiſſer Hinſicht geſtimmt. Nun aber fühlen wir die Folgen ihrer Politik und werden nicht mehr dort den Hafen im Sturme ſuchen, im Sturme der moraliſchen Gebiete!

Ich las neulich eine Reiſe in Griechenland, von Pouqueville, ſie iſt ſehr unterhaltend und jetzt ſehr intereſſant. Ich habe nun meinen Bruder lange in Italien. Der wünſchte es ſo ſehnlich ſchon vor Jahren, einen Sprung nach Griechenland, durch die ſieben Inſeln, und weiter bis Conſtantinopel zu machen. Er wünſchte es vergebens. Auch Niebuhr, der lange bei uns war, fand eigentlich ſeine Heimath dort. Sollten Sie den Niebuhr ſehen, und ich wünſche es recht, ſo würden Sie einen ſeltenen Mann an ihm finden, einen ächten Griechen. Kann der wohl in Preußen paſſen, einem kleinen, unterjochten Lande? Doch es iſt mir lieb, ihn jetzt nicht in Rendsburg zu ſehen; hier wäre es ihm enge. Dieſe Stadt, dieſes Haus iſt uns, im Vergleich mit dem unſrigen in Kopenhagen, wie ein Käfig; und doch iſt es mir gelungen, es erträglich zu machen. Nur zwei bis drei Stuben mehr, ſo würden wir beinahe nichts vermiſſen. Unſere Leute aber, wovon einige doch hier mit uns ſind, die finden Rendsburg entſetzlich klein und würden ſich für uns ſchämen, ſähen ſie nicht, daß es unſer eigentliches Weſen nicht angreift. Viele Betrachtungen kann man ſo über ein großes Haus anſtellen, über die Nichtigkeit der Vorzüge; nur eins würden wir ſchmerzlich fühlen. Diese Menge von Leuten, die an uns hängen, die ohne uns nicht leben können, wo ſollten die bleiben? und ſo manche Kinder, deren Eltern wir in mancher Hinſicht waren. Doch hievon nichts mehr.

Unſere Joſephine feierte am 29. November ihre Hochzeit in Trolleburg ohne uns, doch glücklich, und ſie hat an meiner Schweſter eine Mutter in jeder Hinſicht gefunden.

Ich muß heute hier aufhören. Eben hörte ich von großen Veränderungen, die auch die Schweſter Ihrer geliebten Großfürſtin ſehr nahe angehen. Von Vergrößerungen einiger Fürſtenthümer, neuen Kronen. Kurz, es vergeht kein Tag in unſern Zeiten, wo nicht neue Geſtalten erſcheinen im Reiche der Politik. Möchte alles Gute für jeden Edlen auch darauf folgen!

Johann Müllers neuer Beruf in Deutſchland gibt auch Stoff zum Nachdenken.

Den 7. December.

Durch ein Verſehen blieb dieſer Brief liegen. Eben ſehe ich aus der Zeitung, daß die Engländer nun auch Rußland gegen ſich haben, und daß unſer Kronprinz ſo genannt wird in der ruſſiſchen Note, wie er es für ſeinen feſten Charakter verdient. Warum ließ man uns nicht ruhig? da wir keinem ſchaden wollten!

Seeluſt, den 2. September 1808.

Mit wahrer Freude und Rührung habe ich Ihren Brief empfangen, liebe Frau von Schiller, und mehr als einmal durchgeleſen. Daß einige unſerer Bekannten uns nannten in Ihrem kleinen Kreiſe, iſt mir ſehr lieb zu denken. Reinhard[1] ſah ich leider nicht, als ich doch in ſeiner Nähe einige Monate zubrachte; es that mir ſehr leid, doch bleibt man ſich nahe, auch ohne direkte Mittheilung, hat man ſich einmal gefunden und verſtanden! Daß Ihr Sohn Ernſt auf der blumigen Spur ſeines verewigten Vaters geht, iſt mir ſo ſehr lieb zu wiſſen; ſchicken Sie uns bald ein Blümlein der Art, nur als Vorſchmack. Solche Strahlen der Hoffnung müſſen Ihrem mütterlichen Herzen recht belebend und tröſtend ſein! Der Name Schiller wird ſo in jugendlicher Blüthe uns wieder tönen und wehmüthige Erinnerungen erneuern. Ach, er ſollte nicht erleben, was wir noch ſehen. Auch Dänemarks Schickſal hätte ſeine Seele erſchüttert. Nun ſind unſere Feinde wieder in anderen Gegenden ſo thätig, wie ſie es bei uns vor zwei Jahren juſt zu der Zeit waren. Nur konnte man ſie in der Gegend, wo ſie jetzt ſind, erwarten. Wie dieſes Trauerſpiel aber endigen wird? Bomben und Brandraketen, Kanonen und Schwerter entſcheiden jetzt das Loos der armen Sterblichen. Die Folgen in der moraliſchen Region können wir nicht berechnen. So wie es nun iſt, kann es wohl nicht lange bleiben. Dieſe Ruinen, die uns umgeben, deuten auf neue Epochen. Doch uns werden ſie vielleicht ſpät kommen, da ſie in der großen Anordnung der Dinge vielleicht ſchleunig genug ſich umwandeln werden.

---

[1] Der wohl in Hamburg bei ſeinen Schwiegereltern Reimarus, und im Auguſt in Weimar geweſen war.

Ich war dieſen Frühling ſehr krank, an der Roſe im Kopfe habe ich gelitten, und dieſes Uebel ſchlägt Wurzeln in unſerem Klima. Dieſe Roſe iſt an Dornen zu reich, ich fühle ſie noch. Mein Mann geht mit Muth und Feſtigkeit dem Kampf der Zeiten entgegen; er fügt ſich in den Willen einer höheren Macht, die doch am Ende Alles zum Beſten lenken wird. Arm werden wir, möchten wir nur nicht geiſtesarm werden! nicht ſinken, indem Alles zuſammenſtürzt. Ich habe viel geleſen in dieſer Zeit und möchte gern mit Ihnen manchen Genuß theilen. Kennen Sie die Ueberſetzung des Calderon von Schlegel? Leſen Sie das Stück der „ſtandhafte Prinz.“ Joſephine, die Sie ſo gütig nennen, beſuchte uns vor einigen Wochen; ſie iſt ſehr glücklich und verdient es zu ſein, aber die

Vierte Scene.

Zimmer in Millers Wohnung.

Louiſe und Ferdinand.

Louiſe. Ich bitte dich, höre auf! Ich glaube an keine glückliche Tage mehr! Alle meine Hoffnungen ſind geſunken!

Ferdinand. So ſind die meinigen geſtiegen! Mein Vater iſt aufgereizt! Mein Vater wird alle Geſchütze gegen uns richten! Er wird mich zwingen, den unmenſchlichen Sohn zu machen! Ich ſtehe nicht mehr für meine kindliche Pflicht! Wuth und Verzweiflung werden mir das ſchwarze Geheimniß ſeiner Mordthat erpreſſen! Der Sohn wird den Vater in die Hände des Henkers liefern — Es iſt die *höchſte* Gefahr — — und die höchſte Gefahr mußte da ſeyn, wenn meine Liebe den Rieſenſprung wagen ſollte — — Höre, Louiſe! — ein Gedanke, groß und vermeſſen wie meine Leidenſchaft, drängt ſich vor meine Seele — *Du*, Louiſe und *ich* und die *Liebe*! — — Liegt nicht in dieſem Cirkel der ganze Himmel? oder brauchſt du noch etwas Viertes dazu?

Louiſe. Brich ab! Nichts mehr! Ich erblaſſe über das, was du ſagen willſt!

Ferdinand. Haben wir an die Welt keine Forderung mehr, warum denn ihren Beifall erbetteln? Warum wagen, wo nichts gewonnen wird und alles verloren werden

Mutterfreuden fehlen noch. Sie iſt neunzehn Jahre alt, er ſechsundzwanzig, ſo iſt die Hoffnung nicht verſchwunden. Beide ſind edel und gut, wahre Menſchenfreunde. Meine Schweſter iſt eine glückliche Mutter und verdient es zu ſein; auch ſie war neulich hier. Sonſt führen wir ein ſtilles Leben hier, am Ufer der See, wo ſo Manches uns Erinnerungen bringt, die wir gerne entbehrten, die wir ſonſt nicht ahneten.

Ihre Angſt für die Geſundheit des Freundes,[1] für Ihre Frau Schweſter habe ich ſo ganz getheilt. Möchte er doch recht wieder hergeſtellt in Ihrer Mitte ſich mit Ihnen des Lebens freuen.

Des Herzogs von Auguſtenburg Bruder, unſer braver nordiſcher Feldherr, hat eine Krone, die ihm angeboten ward, im Anfang ausgeſchlagen. Er trachtet nach beſſeren Freuden, da er ein denkender und rechtſchaffener Mann iſt, der die Welt und die Menſchen kennt. Wie es in der nördlichen Gegend geht, wiſſen wir hier noch nicht ſo ganz genau. Der große Nachbar der Schweden wird wohl über die Entſcheidung im Ganzen beſtimmen, ſoweit die Sterblichen überhaupt das Schickſal der Völker und Länder beſtimmen können. Eine Macht von Oben entſcheidet am Ende Alles. Dieſes iſt ein tröſtender Gedanke. Unſer Freund Purgſtall iſt nun gottlob frei und ſoll in Grätz mit Frau und Kindern ruhig leben nach der ſtürmiſchen Epoche. Doch wer weiß ſich ſelbſt oder Andere ſicher jetzt?

Unſere Königin wird nun bald wieder nach Kopenhagen kommen, wir hoffen es und brauchen wahrlich die Gegenwart eines ſolchen Engels. Ihr Wandel iſt ſo rein und unſchuldig, ihr Geiſt ſo ſehr gebildet. Auf dem Throne, in der Krone ſind ſolche Perlen die ſchönſte Zierde, und die einzigen dauerhaften; ſolche Schätze werden mit jedem Tage ſeltener.

Soeben ſprach ich mit einem unſerer Schullehrer aus Jütland, wo mein Mann große Güter hat und 5—6 neue Schulen eingerichtet hat. Er verſicherte, daß dieſe Jugend ſo gebildet, eine andere

---

[1] Vermuthlich Wolzogens. Goethe war im September in Jena krank.

Art Menſchen wird. Es ſind doch 4—500 Kinder, die daran Theil nehmen, und die ſich jährlich erneuern. Dieſes iſt ein bleibendes Werk, wenn man etwas Menſchliches ſo nennen darf. In einer weiten unbewohnten Gegend hat er Fabriken angelegt, in der Mitte eine Schule, wo 60—70 Kinder Unterricht haben. Noch vor 16 Jahren war nie ein Menſch in der Art Wüſte geweſen, es waren Sumpfmoore ꝛc.

Kopenhagen, den 25. Februar 1810.

Ich kann Ihnen nicht recht meinen innigen Genuß ausdrücken, als ich neulich Ihren lieben intereſſanten Brief erhielt, und Oehlenſchläger [1] juſt gegenüber am Tiſch beim Frühſtück ſaß, ſeine Braut neben mir auf dem Sopha im traulichen Geſpräch. Nun wurde er wirklich ſo froh, wie er es ſelten hier wird, als er ſeinen Namen ſo genannt fand in Ihrem lieben Brief. Auch die Verſicherung, daß Goethe ihn liebt, iſt ihm mehr werth, als er zu ſagen vermochte, und er brauchte dieſe Ueberzeugung von ſo guter Quelle zu erhalten. Er wurde nach dieſer Lektion ſo ſchön geſtimmt, daß er mit Luiſe am Clavier einige herrliche Lieder noch ſchöner ſang als ſonſt. Seine Stimme mögen wir Alle ſo gerne, und dieſer Ausdruck des Sängers trägt ein lebendiges, ſeltenes Gepräge. Er iſt dabei, wie Sie es ſo richtig ſagen, ganz beſcheiden, einfach und kindlich im Umgang. Seine Braut, ein hübſches Mädchen von 28 Jahren, würde Ihnen gewiß gefallen; ſie iſt ſanft, beſcheiden im höchſten Grade, dabei gebildet und angenehm im Umgang; eine ſeltene Feſtigkeit des Charakters und eine Reinheit in ihren Geſinnungen, die auch ſelten iſt, macht ſie mir ſo ſehr intereſſant, daß ſie mir es nicht mehr werden kann als Braut von Oehlenſchläger. Sie liebt ihn unausſprechlich, lebt nur für ihn und in ihm; er weiß ſie ganz zu ſchätzen und ahnet auch dankbar ſein Glück. Da ſie viel Verſtand hat, auch Erfahrung, ſo iſt ſie häuslich, wie Goethe es z. B. haben will; ſie wird eine verſtändige Hausfrau werden, und der Dichter, der wenig auf der kleinen Erde verweilt, braucht juſt eine ſolche Gattin. Bis jetzt konnten ſie ſich nicht etablieren, die Zeiten ſind ſo drückend, die Theuerung außerordentlich. Die Fräulein Steger wollte alſo warten, obgleich ſie ſo lange verſprochen ſind. Nun haben wir das Glück, ihnen die erſten Monate angenehmer zu machen, da ſie im Mai alsdann ihre Hochzeit im Stillen feiern werden. Wir beſitzen nämlich ganz nahe bei Seeluſt (unſerer Sommerwohnung in der ſchönſten Gegend) ein recht gutes Haus, zu groß für eine ſo kleine Wirthſchaft. Da können ſie einige hübſche Stuben bewohnen; es liegt im Walde, und doch recht nahe am Ufer des Meeres. Hohe Pappeln in der Nähe der Wohnung geben einen romantiſch-feierlichen Ausdruck im Ganzen. Dieſer ruhige Aufenthalt in unſerer Nähe ſcheint ihnen Beiden lieb zu ſein, und der kleine Garten unten, der gar keine Rolle ſpielt im Gemälde, hat für die Steger viel Intereſſe, da ſie eine große und geſchickte Gärtnerin iſt; es iſt nur ein Frucht- und Küchengarten; wir können ihn entbehren, da unſer Garten eigentlich nur bei Seeluſt angelegt iſt, wo wir gleich aus dem Bosquet in Gebiete der ländlichen Wohnung (für Oekonomie beſtimmt) hineintreten. Da haben wir eine Meierei, die die beſte Milch der ganzen Gegend bringt; es iſt alſo ganz patriarchaliſch ländlich und ſonſt unbewohnt, weil man nicht gerne ſo nahe Nachbarn hat. Die Pächterfamilie, die uns trennt, iſt beinahe intereſſant, da ſie hübſche Kinder haben; dieſe iſt im Vorhof von Chriſtiansholm etabliert (ſo heißt dieſer Ort, der, wie ich hoffe, zum Parnaß umgeſchaffen wird). Oehlenſchläger arbeitet jetzt an einer däniſchen Oper, die etwas verſpricht. Sein Axel und Valbg. wurde hier zum Geburtstag des Königs aufgeführt, doch leider mäßig geſpielt. Er hielt dieſe Feuerprobe mit ſeiner Steger recht gut aus. Er blieb ruhig, und die Tragödie machte doch einen tiefen, rührenden Eindruck.

---

[1] Er war im November 1809 zu Weimar geweſen. Henriette an Knebel Nr. 427 ff.

Oehlenſchläger theilte ſo ganz mit mir Ihre Trauer bei dem Verluſt Ihres Herrn Schwagers; und daß Ihre gute edle Frau

Schweſter nun nicht in Ihrer Nähe bleibt, iſt traurig. Ich hörte ſchon die Verlobung Ihrer guten Pr. C. mit dem Erbprinzen von Mecklenburg. Er ſoll ſchöne Kinder haben.

Hier im Norden leben wir ſo ziemlich ruhig, da die Schweden nicht mehr als Feinde uns ſo nahe wohnen. Der Frühling wird uns wohl unſre Feinde zur See wieder bringen; es iſt keine liebliche Erwartung, doch wo ſieht es jetzt nicht trübe aus am politiſchen Horizonte? Wir ſollen Alle entbehren lernen; Gott wird ſich ſo vieler Armen erbarmen! Das Elend iſt groß überall; nur die göttliche Hand kann retten!

O wie ſchön wäre es, wenn Sie uns einmal erſchienen! Oehlenſchläger hat mir von Ihren lieblichen Kindern erzählt; doch das Erzählen iſt ſo ſeine Sache nicht. Die Dänen ſind im Ganzen auf ihn ſtolz als Dichter; doch findet ſich auch unter den Lobenden eine ſchwache Stimme des Neides. Er iſt zu vielumfaſſend für dieſe kleinen Sonnen, aber eben dadurch wird er wirken.

Als ich Ihnen Dieſes ſchicken wollte, Liebe, wurde ich krank. Nun bin ich ſo ſo — die große Heirath beſchäftigt — möchte das Blutvergießen und Thränenvergießen dadurch ein Ende nehmen können! Sollte Ihre edle, gute Großfürſtin nicht den Correggio mit Wohlgefallen leſen und vielleicht eine kleine Aufmunterung für den Dichter an ſeine Braut ſchicken wollen! Doch dieſes unter uns Beiden! Sind ſie einmal etabliert, ſo wird Oehlenſchläger gut fortkommen können, aber dieſer Anfang iſt ſchwer; doch nur von einer ſolchen Hand, ſo edel und ſo rein, würde ich ſo etwas für unſern Dichter wünſchen können. Er iſt ſo durchaus edel, ſo feſt, ſo energiſch; ein ſolcher Dichter iſt wahrlich ein Sohn des Apollo, ein Götterkind!

Daß Goethe die Schwäche des Alters fühlt,[1] iſt traurig. Seine Ottilie iſt noch ſo jugendlich; alle Farben ſo friſch in dieſem Roman, wo Alles lebt und mit Wahrheit ſpricht.

---

[1] Ueber ſeine Kränklichkeit Knebel an Henriette, Nr. 430.

Seeluſt, den 17. Auguſt 1814.

Mit inniger Rührung und tiefem Gefühle der Wehmuth habe ich Ihren lieben Brief vom 2. Auguſt geleſen. Daß Schiller in Deutſchland ſo wirkte und noch immer dort lebt, muß Ihnen, liebe Freundin, unausſprechlich viel werth ſein. Ja wohl hat er Alles prophetiſch geahnet, er kannte Germaniens Geiſt und wußte ihn zu erwecken. Eben las ich der Frau von Staël ihr Werk. Es iſt ihr nicht gegeben, Deutſchland ſo zu kennen, wie ſie es glaubt. Ihr Verſtand iſt groß, ihre Gedanken ſind treffend, ihre Gefühle ſind, ich will es hoffen, tief und wahr. Doch bleibt ſie eine Franzöſin, und ihre Bilder ſcheinen mir en transparent, le fond y manque. Sie hat Schiller aufrichtig bewundert, manches von ihm im Fluge aufgefaßt, aber — doch Sie wiſſen das richtiger zu beurtheilen und darzuſtellen, als ich es vermag. Ich wurde oft ungeduldig und machte es wieder gut durch meine Bewunderung. Nichts iſt contraſtierender als Goethe's Leben (der dritte Theil erſchien uns zugleich mit der Staël). Goethe iſt und bleibt ein Zauberer; ſeine Macht iſt die der Natur, und doch iſt die Kunſt nicht verſäumt. Wie läßt er dieſe ſchönen Sterne an Deutſchlands Horizont aufgeben und untergehen; ſein eigenes hohes Weſen in der Mitte. Beſcheiden als Jüngling zeigt er ſich ſtolz, als Dichter und Mann fühlt er ſich nicht weniger. Seine Milde hat mich oft gerührt; ſeine Urtheile niemals ſtrenge, doch wahr und gerecht. Wären alle Geiſter ſo geſtimmt geweſen vor Jahren, ſo hätten wir nicht ſo oft Aerger gehabt, da wo wir Wahrheit zu finden hofften. Doch dieſes Beiſpiel von Goethe muß wirken.

Leſen Sie, Liebe, die neuen engliſchen Dichter Scott, Byron, Southey? es ſind neue Conſtellationen, die im eigenen Glanz ſich uns zeigen, nachdem der große Verfinſterer auf Elba herrſcht. Er, der die Welt beherrſchen wollte, kann ſich ſo begnügen? Jämmerlicher zeigte ſich noch am Ende kein Despot. Wilde Thiere zu bezähmen wäre ihm genug. Warum wurde er nicht ins Innere von Afrika geſchickt? Man ſagt, daß der Kaiſer Alexander über

Napoleon unglaublich gerührt, ihm dieſe Souveränität verſchaffte, und die Millionen? für dieſe bin ich bange. Er wird in Gallien noch herum ſchleichen; Viele ſind da bereit, das goldene Kalb anzubeten, Napoleon war und bleibt ihr Abgott. Vielleicht wird der gute verſtändige Ludwig noch ein Opfer fallen! In England war er ruhig, glücklich und geachtet. Unter den neuen Franzoſen geht es ihm nicht ſo gut, doch wir wollen hoffen. An einem Franzoſen im Norden haben wir viel zu leiden. Er war es, der uns daran hinderte, in England und in Europa gehört und verſtanden zu werden, als wir aufrichtig es wünſchten, an der guten Seite zu ſtehen. Doch hierüber nichts mehr. Nur fühlen wir es eben jetzt ſchmerzlich, daß er Norwegen bekriegen wollte, damit es ein erobertes Land ihm wurde; kann der Gallier ſich im Norden friedlich anſetzen? Dieſe Völker des Nordens ſind ihm fremd, wie die Franzoſen dem Corſikaner fremd waren. Norwegen iſt ein Hirtenvolk, es blieb ſeinem König treu im ſchwerſten Leiden. Als unſer Unglück es wollte, daß wir Norwegen abtreten ſollten (und es geſchah aufrichtig nur zu ſehr), als dieſes ſein mußte von Dänemarks Seite, da wollten die Norweger nicht einem fremden Beherrſcher huldigen. Prinz Chriſtian, ein tugendhafter Mann, war ihr Liebling geworden, er war Erbe von Norwegen. Das Volk, ſonſt ſo ruhig duldend, zeigte ſich ſtürmiſch wild. Viel Blut wäre gefloſſen. Prinz Chriſtian hinderte dieſes; daß er nicht an ſich dachte, iſt ſicher. Sein theuerſtes Pfand ließ er hier zurück, ſeinen einzigen Sohn. Er liebt dieſes ſchöne Kind leidenſchaftlich und fühlte es ſchmerzlich, daß er ſich von ſeinem Sohne trennen mußte, ſich ſelbſt vergeſſend; er hat oft rührend darüber geſchrieben, wie er ſich in Norwegen einſam und verlaſſen fühlte. Die Herren Commiſſäre von den alliierten Mächten haben ihn nun geſehen und ihn kennen gelernt; auch ſeinen Gegner ſahen ſie in der Nähe, mehr kann ich nicht ſagen. Auch in Deutſchland war er. Nun hat die blutige Scene ihren Anfang genommen. Gott wird Alles lenken und zum beſten Ziel führen. Daß Norwegen nie mehr

Dänemark gehören wird, davon bin ich ſicher, und daß wir es hier nicht mehr wünſchen, iſt wahr; doch will der ſchwediſche Kronprinz das Gegentheil behaupten. Ach wäre der edle Herzog von Auguſtenburg noch am Leben, er ertrüge es nicht; er iſt im eigentlichen Sinn daran geſtorben, ſein Herz war ihm gebrochen; er konnte es nicht überleben, Dänemark ſo verkannt zu wiſſen und Norwegen ſo aufgeopfert zu ſehen; er war zu warm für dieſe Sache, und noch ſind wir gedrückt und werden verarmt im Augenblick, wo ganz Europa auflebt und ſich der neuen Exiſtenz erfreut. Dieſes iſt das ſchmerzlichſte Gefühl in unſerer jetzigen Lage. Ihre edle liebenswürdige Großfürſtin, die unſere Königin kannte, die würde dieſes alles einſehen, wäre ſie in der Nähe. Ihr erhabener Bruder kann nicht Dänemarks Untergang *wollen*, auch nicht vorziehen den franzöſiſchen Prinzen, der es laut ſagt, wie groß ſeine Pläne in der Zukunft ſind. Er wird keinen Nachbar ruhig dulden; er iſt ein Zögling der großen revolutionären Schule. Sie fragen, wie unſer Freund der Herzog ſeine edle Bahn verließ? ganz ruhig und heiter; er ſprach nicht vom Tode und ſchlummerte ſanft hin! Ich hatte einen Brief von ihm zwölf Tage vor ſeinem Tode; er fühlte ſich krank, doch keine Gefahr ſchien er zu ahnen. Als er den zweiten Poſttag ſich matt fühlte, bat er die Herzogin, mir zu ſchreiben (die letzten fünf Jahre ſchrieb er mir jeden Poſttag, obgleich ich nicht immer antworten konnte, da ich oft nicht wohl war). Seine Gemahlin glaubte, wie es die Aerzte ſagten, es würde vorüber gehen; ach, nur zu kurz dauerte ihre Hoffnung! Die Prinzeſſin Karoline, die einzige achtzehnjährige Tochter, war untröſtlich; ſie iſt ein wahrer Engel, unſchuldig, ſchön und gut. Die beiden Prinzen weinen noch am Grabe des geliebten Vaters; der älteſte iſt fünfzehn oder ſechzehn Jahre alt. Ihre Herzensausdrücke, Liebe, bei der Gelegenheit haben mich bis zu Thränen gerührt. Auch Luiſe hat unſern Verluſt empfunden. Der Herzog liebte ſie als junges Mädchen ſo väterlich und ſchrieb mir einſt, als er ſeine Tochter wieder ſah: „Ich hoffe, ſie wird mit Ihrer Louiſe

Aehnlichkeit haben. Dieſes iſt Alles geſagt.“ Er war ſonſt ſtrenge im Urtheil.

Was Sie mir über Ihren älteſten Sohn ſagen, iſt erfreulich. Den Namen Schiller wieder aufleben zu ſehen, wäre für Deutſchland eine große Hoffnung. Daß er mit Fleiß ſtudiert, wird er nicht bereuen. Solche Bande ſind nicht Feſſeln; ein ſtrebender Geiſt bedarf dieſe Geſetze der Nothwendigkeit. Sie kennen vielleicht den Baron Steigenteſch perſönlich. Seine Werke kannte ich bis jetzt zu wenig. Er war hier als Commiſſär für Norwegen; ſehr intereſſant iſt er im Umgang; lebendig und originell, ganz Weltbürger; der weiß Schiller zu ſchätzen! Der Baron Martens hat ſich als preußiſcher Militär gut gezeigt; ſein eiſernes Kreuz ſtand ihm gut. Für Preußens Krieger habe ich einen großen Reſpekt. Martens war auch Commiſſarius in Norwegen. Auch er fand an dem Prinzen Chriſtian einen rechtlichen, edlen Mann. Wie es eigentlich jetzt in Norwegen ausſieht, wiſſen wir hier am wenigſten. Viele verſchiedene Erzählungen ſind im Umlauf. Einige denken ſich dabei einen Leonidas an den Thermopylän; auch an die Pyrenäen denkt man. Ach, Spanien kann man nicht mehr nennen! Wie zeigt ſich dieſer König! Nachdem er unſichtbar für Spanien als ein Schutzengel ſchien; einen ſolchen erbärmlichen Anfang ſah man noch nicht, nach ſolchen großen Thaten.

Wellington, der wahre Held, ahnete nicht dieſes. Wird er nicht einſt den König von Frankreich retten? Stünde der in Norwegen, dieſes Volk zur Seite, dann —

Wir haben einen engliſchen Geſandten hier, der ſchon gefällt, da er Vieles für ſich hat und nicht dieſen Stolz der Inſulaner zeigt, doch hat dieſer abgenommen, ſeitdem die wahre Größe ſiegte. Nennen Sie einmal Goethe, wie arbeitet er an dieſem letzten Buch? Wie weit kann er gehen, wird er ſich nicht zuletzt wie Moſes in der Wolke verbergen? In der Höhe bleibt er uns, und ſo zu verſchwinden nachher, wäre vielleicht wünſchenswerth. Daß er Lavater ſo anziehend fand, hat mir Freude gemacht. Auch ich machte mit

Lavater eine Reiſe, um ihn feſt zu halten. Unſere Ueberfahrt über den großen Belt werde ich nie vergeſſen. Die See war ihm ein neues Element; auch ward er neu begeiſtert und riß uns hin. So hätte ihn Goethe ſehen ſollen. Ein Kriegsſchiff betrachtete er wie ein Wunderwerk, ſo wie ein Kind ein inneres Uhrwerk betrachtet.

Charl. Schimmelmann

So eben höre ich, daß bei Moß in Norwegen blutige Auftritte waren. Die Schweden haben mehrere Tauſend verloren worunter bekannte Grafen, Barone. Zweitauſend Gefangene ſollen die Norweger gemacht haben in der Affaire. Die Erbitterung war ſo groß, daß der norwegiſche König Chriſtian ſein Leben wagte, damit er die Gefangenen rettete!

Ein Amazonenchor von dreihundert Frauen iſt errichtet; ſie haben Wunder gethan. Drei Töchter eines norwegiſchen Predigers, Pihl genannt, führten ſie an; die eine, eine wahre Johanna, die ſich ſo rühmlich als Heldin auszeichnete, dieſe iſt gefallen! Ein ſchöner Tod fürs Vaterland!

Die ſchwediſchen Truppen ſind ſchön, ſind gut gehalten, brillant. Der königliche Prinz von Schweden rechnete ſo ſicher auf den Sieg! Sie geſtehen es, daß die Norweger wie die Löwen fochten.

Vielleicht bringt Graf Bernſtorff dieſen Brief. Sie werden an ihm einen edlen Mann ſehen. Er geht nach Wien zu ſeinem Bruder.

Kopenhagen, den 24. April 185.

Daß ich noch vor meinem Ende Ihre mir ſo liebe Hand ſah, von Ihnen ſo freundſchaftlich erinnert wurde, hat mich innig erfreut und getröſtet. Noch wußten Sie nicht, daß Napoleon wirklich gefallen war. Die großen Auftritte in Paris, ſein Schwanengeſang, als er am 27. März erzählt, daß Alles aus war, es war aus, als Paris ſich deklarierte. Ach, daß der edle deutſche Schiller nicht dieſes ſah, nicht dieſe Befreiung der Welt mit uns theilte!

Oehlenſchläger war nie ein Dichter ſeiner Zeit; er ſteht nur im vergangenen Leben, es thut mir leid; unſer Moment iſt ſo groß, er fühlt es, aber es iſt, als gehörte ihm nicht dieſer Augenblick.

Nun hat das Blutvergießen ein Ende, wir wollen es zu Gott hoffen. Hier im Norden ſind noch ſchwere Wolken, die drohen! Norwegen wurde weggegeben, und ganz aufrichtig geſchah es Alles, leider, nothgezwungen. Nun wollen die Norweger nicht Schweden werden, ſie ſind wie die Spanier ihrem alten Königsſtamm getreu, ſie ſind Bergbewohner, feſt wie ihre Felſen. Der Prinz Chriſtian iſt edel, iſt wahrhaft und gut; er konnte ſie nicht verlaſſen, weil ſie ihn nicht loslaſſen wollten. Er iſt kein Avanturier, point un ambitieux ordinaire.

Er iſt religiös, im ſtrengſten Sinne gottesfürchtig; ſein Herz blutete gewiß, als er, ſeinem König nicht gehorchend, ſich hingab. Sein einziger Sohn, ein ſchöner Knabe von fünf Jahren, ſein Alles, dieſer iſt hier noch geblieben. Der Prinz iſt ganz allein in Norwegen. Er, der nie ohne Familienverhältniſſe lebte, wo er ſich ſo treu und liebend immer zeigte, er hat nicht aus Egoismus ſich entſchieden, an der Spitze des norwegiſchen Volkes zu bleiben; angebetet iſt er von Allen dort. Er vereinigt viele ſeltene Eigenſchaften; eine ſchöne Geſtalt, groß, jugendkräftig, ſehr beredt. Dieſe Beredſamkeit iſt ihm angeboren, eine feine Bildung; doch, betrachten wir ihn nur als Dänen, ſo müſſen wir klagen, und ein wenig für die Zukunft fürchten. Doch die Wahrheit zu ſagen, ein ſolcher ganz franzöſiſcher Held, ſollte der noch ſeinen Zauberſtab halten und Alle blenden?

Welche große Begebenheiten, Liebe! Wie iſt Gottes Hand ſo ſichtbar, ſo mächtig! Wie kurzſehend ſind wir! Wir wollten Napoleons Fall in Moskau ſehen; er mußte aber da gedemüthiget werden, wo er — doch ich höre damit auf. Gott gebe uns Allen Frieden und Ruhe! Verzeihen Sie die Eile dieſer Zeilen.

Der Frau von Staël letztes Werk ſah ich nicht; wir waren kann? — Wird dieſes Auge nicht eben ſo ſchmelzend funkeln, ob es im Rhein oder in der Elbe ſich ſpiegelt oder im baltiſchen Meer? Mein Vaterland iſt, wo mich Louiſe liebt! Deine Fußtapfe in wilden ſandigten Wüſten mir intereſſanter, als das Münſter in meiner Heimat. — Werden wir die Pracht der Städte vermiſſen? Wo wir ſeyn mögen, Louiſe, geht eine Sonne auf, eine unter — Schauſpiele, neben welchen der üppigſte Schwung der Künſte verblaßt! Werden wir Gott in keinem Tempel mehr dienen, ſo ziehet die Nacht mit begeiſternden Schauern auf, der wechſelnde Mond predigt uns Buße, und eine andächtige Kirche von Sternen betet mit uns! Werden wir uns in Geſprächen der Liebe erſchöpfen? — Ein Lächeln meiner Louiſe iſt Stoff für Jahrhunderte, und der Traum des Lebens iſt aus, bis ich dieſe Thräne ergründe!

Louiſe. Und hätteſt du ſonſt keine Pflicht mehr als deine Liebe?

Ferdinand (ſie umarmend.) Dieſe Ruhe iſt meine heiligſte!

Louiſe (ſehr ernſthaft.) So ſchweig, und verlaß mich — Ich habe einen Vater, der kein Vermögen hat, als dieſe einzige Tochter — der morgen ſechzig alt wird — der der Rache des Präſidenten gewiß iſt!

Ferdinand (fällt raſch ein.) Der uns begleiten wird. Darum keinen Einwurf mehr, Liebe! Ich gehe, mache meine Koſtbarkeiten zu Geld, erhebe Summen auf meinen Vater! Es iſt erlaubt, einen Räuber zu plündern, und ſind ſeine Schäze nicht Blutgeld des Vaterlands? — Schlag hier ſo getrennt, ſo bloquiert, von Eis und Schnee umringt. Nun iſt der Frühling da, auch die Blüthen wird er uns bringen.

Von meinem Mann viele herzliche Empfehlungen. Auch er hat gelitten; die Zeiten waren nicht die ſeinigen; nun hofft auch er für die Menſchheit Linderung!

Charl. Schimmelmann.

Die gute Frau Brun, die ſo ſehr ſchlecht war, iſt nun ganz beſſer, Gottlob!

Daß Fichte uns jetzt verſchwand, hat mich innig betrübt und gerührt.

Was macht Goethe, der Unſterbliche? Werden wir nicht ſeinen dritten Theil bald haben? Den vierten, fünften, bis zum fünfzigſten gerne!!

II.

Frau Sophie Baggeſen.

Kopenhagen, den 18. Februar (1794).

Wie kann ich Ihnen unſere Freude beſchreiben, meine Theure! über die Hoffnung, Sie vielleicht ſchon im Frühling hier zu ſehen und über die lieben herrlichen Briefe Ihres Mannes, über ſeine immer beſſere Geſundheit, eigentlich über die ganze, ſchöne, Freuden bringende Begebenheit, die uns einander ſo ſehr näher bringt. Wer hätte doch gedacht, daß aus unſerer kurzen Erſcheinung bei Ihnen, aus unſern, bei mir und Baggeſen wenigſtens leiſen, aber lebhaften Wünſchen, uns doch näher bekannt zu werden, eine Vereinigung entſtehen würde, wie die unſere mit Ihnen; da faſt das nämliche Schickſal uns an dem nämlichen Ort, in eben dem nämlichen Zirkel uns verbindet, der uns ſo glücklich macht, und Sie gewiß nicht weniger erfreuen wird. Und die Vereinigung, um ſie ganz herrlich zu machen, haben wir Niemanden als dem Schickſal zu verdanken, und Ihnen, da Sie uns Beide ſo viel Liebe und Achtung einflößten, daß wir nicht anders als oft und viel von Ihnen ſprechen mußten.

Der große rührende Brief von Ihrem Mann hat mir aber am deutlichſten erklärt, daß es ſo und nicht anders ſein mußte. Mit der innigſten Bewunderung ſah man ein, wie genau ſein voriges Schickſal mit dem künftigen zuſammenhängt, wie unumgänglich nothwendig dieſe Ruhe hier in Dänemark für ihn iſt. Wir konnten nicht anders als mit Entzückungsthränen ausrufen: Gottlob, daß das für Schiller geſchieht, was er ſo ſehr wünſchen mußte, was er ſo ſehr nöthig hatte.

Nur eine faſt eben ſo nothwendige Begebenheit fehlt noch, um uns ganz glücklich und ruhig über das Schickſal eines ſo verdienſtvollen Mannes zu machen, welche iſt, daß Reinhold auch würde hieher kommen. Doch dieß iſt vielleicht im Buche des Schickſals ſchon geſchrieben, nur ſpäter, nur anders; aber gewiß an unſerem Eifer ſoll es nicht fehlen; es iſt zu ſchmerzhaft für ihn, bei dieſen ſtrengen Geſchäften lange ohne ſeinen beſten Freund zu leben. Und o wie ſchön wäre es, wenn wir drei Freundinnen bei einander wären! — Doch wir müſſen nicht zu viel auf einmal wünſchen. Dieſe Erde verträgt nicht ſo viel Genuß!

Sie haben wohl recht, meine Liebe, ſich zu freuen auf die Bekanntſchaft von dem Hauſe Schimmelmann. Der wahrhaft ſublime und doch ſo kindlich liebliche Graf Schimmelmann wird Ihnen und Ihrem Mann unendlich gefallen, ſowie auch ſeine zarte, liebenswürdige Charlotte. Sie freuen ſich mit wahrer Sehnſucht auf Sie und Ihren ſchon ſo angebeteten Mann. Ich ſehe ſchon das lieblichſte Leben vor mir, wenn Sie kommen. Aber wann können, wann dürfen wir dieß mit Gewißheit hoffen? O wie werden wir uns freuen, den edelſten Freund und die lieblichſte Freundin in Ihnen Graf Schimmelmann zu präſentieren!

Und wenn ich von mir ſprechen darf, ſo muß ich Ihnen frei geſtehen, daß ich ſehr eine eigentliche Freundin hier bedarf. Oft weine ich bittere Thränen über die Einzige! Beſte! die ich verlaſſen mußte, und die noch keine erſetzen konnte. Das nämliche Schickſal, das uns aber hier verbinden wird, wird allein ſchon viel dazu beitragen, was mein Herz ſo ſehnlich wünſcht, nämlich eine in Ihnen zu finden, ohne die ich im Paradieſe ſelbſt nicht leben kann.

Mein Mann, der beſte, beſte Mann, vereiniget mit mir dieſe

Wünſche und freut ſich nicht weniger innig auf Schiller, als ich auf ſeine Charlotte.

Erlauben Sie mir, daß ich noch ein paar Worte zu dieſem hinfüge, und das in einem wahren Matronenton über die Art, wie es hier zu leben iſt. Ich werde Ihnen müſſen Langeweile machen, aber ich kann mich nicht enthalten, denn ich weiß, wie gerne ich Anweiſungen auch von der pedantiſcheſten Perſon angehört hätte, ehe ich hierher kam. Ich mußte Alles theuer erfahren. Vielleicht haben Sie ſie aber nicht nöthig, ſo werfen Sie nur dieß Blatt fort, ich werde es Ihnen nicht übel nehmen. Nur ein paar Worte — die ſind:

Wenn Sie hieher kommen, ſo nehmen Sie Alles, Alles mit, was nur zu nehmen iſt; denn es iſt hier Alles unbeſchreiblich theuer; inſonderheit Linges, Meubles, Porcellain ꝛc. Sonſt iſt die Lebensart hier ſehr ſimpel. Aber was nothwendig zur Haushaltung gehört, was das feinſte und Ihnen am liebſten iſt von Ihren Hausgeräthen, nehmen Sie mit u. ſ. w.

Was ich aber am meiſten wünſche, das wäre, daß Sie entweder im Mai oder im Juli kommen möchten, weil ich wahrſcheinlich Ende Mais niederkommen werde und Ihnen dann im geringſten nicht behülflich ſein würde. Sie können vielleicht in unſerem Hauſe logieren, wo es ſcharmant iſt, wenn unſer Freund Moltke ſein Logis quittiert. Er hat vier gute Zimmer mit dem des Bedienten.

Jetzt will ich für dießmal genug commeriert haben. Sonſt ſchreckt es Sie ganz ab, länger zu ſchreiben Ihrer Sie ſo ſehr liebenden

Sophie Baggeſen.

Seeluſt, den 19. October (1790).

Liebe, liebe, beſte Freundin!

Lange, lange ſchon, den Augenblick gleich, als ich Ihren rührenden, allerliebſten Brief erhielt, wollte ich zu Ihnen fliegen, um mit Ihnen über das Uebelſein Ihres Mannes zu trauern, oder wenigſtens in einem Brief Ihnen mein Herz zu ergießen; aber dieſen glücklichen Moment verſäumte ich, und hernach fand ich wegen meines und meiner Kinder Uebelbefindens keine Zeit mehr. Auf dem Lande freilich in Sophienholm bei der Brun erholten wir uns ſchon, aber doch nur ſo, daß ich nicht nach Herzensluſt ſchreiben durfte. Als ich aber ſo wohl war und Alles thun durfte wegen meiner ſchwachen Bruſt, die durch die Landluft und Kuhmilch wieder ganz hergeſtellt wurde, ſo fanden wir bei unſerer Zurückkunft nach Hauſe Alles in einer ſo abſcheulichen Unordnung, daß wir unſere liebſten Geſchäfte aufgeben mußten, welches iſt, an Schiller und Reinhold, und ſo bei mir an deſſen Charlotte und Sophie zu ſchreiben. Aber, meine Geliebte, deſto mehr lagen Sie unſeren Gedanken und Empfindungen nahe. Aber ich denke, wir müſſen darauf Verzicht thun, Sie hier zu ſehen, weil ihr Mann wegen ſeiner Unpäßlichkeit nicht gern den Ort verändern und ſich in einem Lande etablieren will, wo er ſich durchaus mit der Sprache bekannt machen und ſich in eine ganz neue Lage verſetzen müßte, mit einer nicht ganz friſchen Geſundheit. Aber wir thun doch nicht ganz Verzicht darauf, Sie noch dieſen Frühling zu ſehen. Wir werden Sie beſuchen, wenn Sie uns nicht beſuchen wollen. Denn der Prinz iſt ſchon ganz entſchloſſen, Baggeſen für eigentliche Geſchäfte reiſen zu laſſen. Graf Sch. freilich auch; nur dauert es ihn zu ſehr, ſeinen wahrhaften, ſelbſt einzigen Freund in dieſer Art zu verlaſſen, als daß er gerne davon ſpricht. Wir ſind eben bei ihnen, weil wir gerne noch auf dem Lande den freilich kalten Herbſt genießen wollten....

Aber, auf Ihren Brief zu kommen! Meine Beſte! Wie ſehr bedaure ich Sie, daß Sie einen kleinen Grad von dem einzigen Uebel empfinden müſſen, das zwei ſo liebende Seelen, wie Sie und Ihr Mann ſind, treffen kann. Denn Alles iſt Seligkeit, was zwei harmoniſche Seelen mit einander zu ertragen haben, ſollte es auch das Unangenehmſte, Unerträglichſte für andere gleichgültige Menſchen ſein; nur das kann ihnen fatal ſein und ſie ein wenig entzweien, wenn die feindſelige Krankheit und ihre jüngere Schweſter Unpäßlichkeit unter ſie kommt. Da iſt es, als wenn wir verzaubert wären.

Wir haben es leider auch erfahren. Ich war es aber, und nie iſt V. dann ſo böſe auf mich, als wenn ich krank bin. Er ſchmält mich recht, als wäre ich ſchuld an dieſem Beſuch; denn den mag er gar nicht. Und welch eine Angſt für mich, wenn er es iſt! Aber, meine Liebe, ich möchte doch nicht ihn für einen Herkules an Geſundheit vertauſchen; denn dieſe Harmonie! dieſe Harmonie, dieſer Geiſt, der freilich durch ſeine Aktivität den Körper ſchwächt, aber ihn für Ewigkeiten beſeelt, iſt millionenmal mehr werth als alle unzerſtörbaren Geſundheiten. So wird es Ihnen gewiß auch ſein, meine Beſte! Daß Sie aber deswegen nicht hieher kommen, kann uns ſelbſt angenehm werden, weil wir wahrſcheinlich im Frühling verreiſen. Da können wir dann, meine Liebe, wieder gut machen, was das Schickſal gegen uns Beide verdorben hat, da können wir Sie beſuchen, freilich nicht für lange, aber wie wird es mir ſein, die durch's Sehen genauer kennen zu lernen, die mir in dieſen wenigen Augenblicken ſchon ſo theuer geworden iſt, und die durch die Abweſenheit ſelbſt mir ganz zur Freundin geworden iſt. Und die liebe, gute Reinhold, die uns ſo ſchweſterlich aufnahm, mit welch einer Freude werde ich ihr meinen Jungen zeigen und ihr ſagen: ich bin auch Mutter! Ich bin jetzt über das arge Schickſal, daß Sie nicht nach Dänemark kamen, ſo froh, weil es uns ſonſt viel zu wehe thäte, es zu verlaſſen; es iſt freilich nicht ganz recht, denn wir ſollten uns freuen für Andere, die hier Ihre Geſellſchaft genießen würden, und die es wahrlich ſehr werth ſind. Denn meine Anhänglichkeit an die Freunde hier geht ſo weit, daß ich mich faſt nicht auf unſere Reiſe freue und ſie wenigſtens nicht thun möchte, wenn ich nicht die Gewißheit hätte, ſie wieder zu ſehen. Wohin und wofür wir gehen, werde ich Ihnen in einem andern Brief erklären.

Das Einzige und das Beſte iſt gewiß: B. bringt mich in die Schweiz zu meinen Eltern; und von da geht er, wohin ſein Reiſeplan ihn führt. Die ganze Reiſe iſt aber noch ein Geheimniß.

Der gute Graf Schimmelmann und ſeine liebenswürdige Frau, bei denen wir jetzt ſind, mögen nicht gerne daran denken. Ich wahrlich auch nicht.

Leben Sie wohl!

Ihre

Sophie.

Gott gebe, daß Schiller beſſer ſei und Baggeſen ein wenig ſchreiben möge; er wünſcht es ſo ſehr; es könnte ihn vielleicht aufheitern.

Was ſagen Sie zu Frankreich? Welch ein Triumph der Freiheit und der herannahenden Vernunft! Wie müſſen die Könige vor ihnen ſinken! Man ſpricht nichts und hört nichts als Frankreich; es iſt auch das Edelſte, was ſo allgemein gedacht worden iſt. Wie wird der Autor von Don Carlos ſich freuen!

Bern, den 10. Januar (1794).

Liebe, beſte Freundin!

Die Bekanntſchaft mit Mathiſſon und ſeiner liebenswürdigen Frau hat mir viel Freude gemacht.

Wie macht's die Reinhold mit ihrem Kinde? Die wunderbare Frau ſchreibt mir von Allem, nur nicht darüber, auch kein Wort von ihren Kindern. Von Reinhold, dem Freund aller Freunde, erhielt ich einen herzlichen Brief; er ſagt mir doch, daß ſ[illegible] Kinderchen wohl ſind, welche Verſicherung, ſo platt ſie auch ſcheint, wenn man ſie hinſchreibt, ſehr dem Freunde wohl thut.

Du weißt gewiß wohl, daß Erhard als Doktor einen Ruf nach Philadelphia bekommen hat und dieſen Frühling dahin abreiſen will? Ob und wie er ſeine kränkliche, ſchwächliche Frau und Kind mitnehmen wird, weiß ich nicht.

Herr Mathiſſon freut ſich eurer Bekanntſchaft, und ich bin ſicher, daß dir die ſeinige auch Freude machen wird. Auch hoffe ich, wird er dich, liebe Charlotte, angenehm erinnern

Deiner

Dich beſtändig treu liebenden
Sophie Baggeſen.

Stuttgart, den 3. März 1796.

Liebſte Freundin!

Schon bin ich an dem Ort deines angenehmen Aufenthaltes mit Schiller und deinem beiden Knaben und bald werde ich in den Grenzen und in der Nähe deines jetzigen Aufenthaltes wieder ſein und ſo bald wie möglich in deine freundſchaftlichen Arme fliegen.

Wir reiſen freilich durch Gotha mit unſerer lieben (Lotte) Wieland, die wir glücklich und wohlbehalten ihren Eltern wieder bringen. Ich werde mich dort in der darauf folgenden Abweſenheit meines Mannes, der nach Paris von da reiſet, die ganze Zeit aufhalten und bin nichts deſto weniger gewiß, daß wir in der Zeit oft die Freude haben werden, einander in dieſer Nähe zu beſuchen.

Nun aber, meine Beſte, bei der ſüßen Vorahnung unſeres Wiederſehens, ſchreibe ich dir dieſe Zeilen und fühle mich ſchon weit glücklicher mich iſt der Stadt zu finden, die ein ſo angenehmer Aufenthalt für dich war. Den Augenblick erhalte ich ein ſehr liebliches Billet von Baroneſſe v. Wolzogen, deiner dir ſo theuern Schweſter. Ich eile mit Baggeſen hin und werde nach Herzensluſt von ihrer ſo lieben Schweſter ſprechen können und Nachrichten von ihr einholen. Die liebe Lotte W. iſt ſehr unpäßlich und kann zu ihrem Herzeleid nicht mit uns hin.

Weimar, den 13.

Nun ſind wir endlich nach überſtandenen Gefahren und großen Beſchwerlichkeiten, auch nach vielen Freuden, die wir durch die

Bekanntſchaft deiner herz- und geiſtvollen Schweſter (hatten), glücklich in dem Schooße der beſten und theuerſten Familie angekommen, wo unſere Lotte ihren theuren Vater, und wir an ihm unſern beſten Freund, und ich möchte ſagen, auch Vater, wieder ſo wohl, erfreut und liebenswürdig wieder fanden. O welch ein Jubel war dieſe Ankunft, und welche himmliſche Thränen gab es bei dieſem herrlichen Wiederſehen! Die würdige Mutter, alle Geſchwiſter waren ſo herzlich gerührt und erfreut; nichts ging aber über den Anblick, als der Vater nach Hauſe kam, wie er ſeine wieder erhaltene theure Tochter in ſeine Arme ſchloß. Sie waren beiderſeits ſo ganz glücklich. Wir ſind es auch, denn wie kann man anders als ſelig in dieſem für Kopf und Herz ſo intereſſanten Hauſe ſein? Nun ſteht uns dieſe nahe Trennung bevor, die B. ſchleunig nach Paris führen muß. Ach, wäre ſie doch ſchon vorbei, dieſe fatale Reiſe für mich; doch ſie konnte nicht früher geſchehen, denn er erhielt den Auftrag erſt in Zürich. Und wir konnten nicht in der ganzen Abweſenheit ſo lange noch von Weimar entfernt bleiben. Auch danken wir dem Himmel, daß wir dieſen Weg zurück haben, denn dieſer war das Wichtigſte. Das Uebrige wird der Himmel wohl auch am wohlthätigſten fügen. So froh ich aber auch bin, nicht mehr den Weg zurück nach der Schweiz zu machen, ſo unvergeßlich werden mir auch meine Freunde in Bern und noch mehr die äußerſt liebenswürdigen Bekanntſchaften in Zürich bleiben.

Ich hoffe und bin faſt gewiß, dich entweder mit B. oder ohne ihn in Jena oder ſogar in Weimar ſelbſt zu ſehen.

Ewig deine

getreue Freundin

Sophie.

Weimar, den 12. April (1795), Sonntag Morgens.

Liebſte Freundin!

Ich habe ſchon ſeit ein paar Poſttagen einen Brief liegen von der Gräfin Schimmelmann, der allein dafür geſchrieben ſcheint, um deinem Schiller einen angenehmen Augenblick zu machen. Es war gleich mein erſter Gedanke, wie ich ihn las, wie würde es Schiller freuen zu ſehen, wie eine ſo liebenswürdige und ſchätzbare Dame, wie die Gräfin Schimmelmann, mit ihm ſo harmoniſch denkt und ihn zu ſchätzen weiß. Ich wollte ihn ſogleich ſchicken, aber es hielt mich ein ſtarker Schnupfen von allem Schreiben ab. Und hernach mußte ich Briefe an und für Baggeſen zu ſeiner Beruhigung ſchreiben, ſo daß ich ſo ſpät damit komme, da er ſchon durch den Kleinen (Karl) verunglückt iſt und deinem Manne vielleicht nicht ſo Freude macht, wie ich im erſten Augenblick dachte. Ich mußte das Uebrige wegreißen, weil es dich nicht intereſſieren konnte; aber um einen finſtern Augenblick zu verdrängen, wenn ja dein Mann eines fähig iſt, würde der Brief vollkommen ſeinen Zweck erreicht haben.

Wieland iſt ſo munter und froh, daß er ganz vergnügt ſcheint.

B. kann vielleicht jetzt nicht nach Paris, ſo daß er früher zurückkommt und wir deſto früher auch nach Kiel reiſen.

Sophie Baggeſen.

ein Uhr um Mitternacht wird ein Wagen hieher anfahren. Ihr werft euch hinein! Wir fliehen!

Louiſe. Und der Fluch deines Vaters uns nach? — ein Fluch, Unbeſonnener, den auch Mörder nie ohne Erhörung ausſprechen, den die Rache des Himmels auch dem Dieb auf dem Rade hält, der uns Flüchtlinge, unbarmherzig, wie ein Geſpenſt, von Meer zu Meer jagen würde? — Nein, mein Geliebter! Wenn nur ein Frevel dich mir erhalten kann, ſo hab ich noch Stärke, dich zu verlieren!

Ferdinand (ſteht ſtill und murmelt düſter.) Wirklich?

Louiſe. Verlieren! — O ohne Gränzen entſetzlich iſt der Gedanke — Gräßlich genug, den unſterblichen Geiſt zu durchbohren, und die glühende Wange der Freude zu bleichen — Ferdinand! Dich zu verlieren! — Doch, man verliert ja nur, was man beſeſſen hat, und dein Herz gehört deinem Stande — Mein Anſpruch war Kirchenraub, und ſchaudernd geb ich ihn auf.

Ferdinand (das Geſicht verzerrt, und an der Unterlippe nagend.) Gibſt du ihn auf?

Louiſe. Nein! Sieh mich an, lieber Walter! Nicht ſo bitter die Zähne geknirſcht. Komm! Laß mich jetzt deinen ſterbenden Muth durch mein Beyſpiel beleben! Laß mich die Heldinn dieſes Augenblicks ſeyn — einem Vater den entflohenen Sohn wieder ſchenken — einem Bündniß entſagen, das die Fugen der Bürgerwelt auseinander treiben, und die gemeine ewige Ordnung zu Grund ſtürzen würde — Ich bin die Verbrecherinn — mit frechen thörichten Wünſchen hat ſich mein Buſen getragen — mein Unglück

III.

Frau Ida Brun,

geborne Münter.

Sophienholm bei Kopenhagen, den 22. Juni 1799.

Darf eine beinahe Unbekannte und vielleicht ſchon ganz wieder Vergeſſene ſich Ihnen mit einer kleinen Mühwaltung nahen? Daß Ihre liebenswürdige Freundlichkeit nie vergeſſen bei mir iſt, beweiſe Ihnen der Muth, den ich habe, mich mit meinem Kindlein an Sie zu wenden, Sie bittend, die kleinen Hülfloſen heimlich dem Gemahl in die lorbeerumſchattete Wiege des Muſenalmanachs für das zukunftvolle Jahr 1800 zu legen.

Wie leben Sie in Ihren attiſchen Gefilden? Alle Götter haben über euch gewaltet und den Flammen der Zwietracht und Verheerung gewehrt — einige philoſophiſche Scharmützel abgerechnet, auf daß doch nicht die Waffen aller Art roſten.

Wann kommen Sie einmal zu uns? Unſere buchenumkränzten Seen ſind ſchön, und der Himmel dieß Jahr hier milder, als im Süden.

Wir Menſchen ſind recht gut — und Ihr, könntet wohl mit uns zu Werk ſtellen, was Apoll mit den Arkadiern.

Leben Sie wohl, liebe Gütige, und ſagen Sie mir durch eine Zeile, daß Sie Brief und Einlage empfangen.

Die Muſik des Alpenrösleins ſpielen Sie dem Gemahl vor; ſie iſt einzig ſchön.

Der Componiſt iſt Schulzens geliebter und einziger Zögling.

Friederike Brun,
geb. Münter.

Kopenhagen, den 8. November 1804.

Ihnen darf ich es wohl ſagen, liebe und liebenswürdige Frau des großen Dichters, mit welchem innigen, nie gefühlten Entzücken ich Schillers Wilhelm Tell las und empfand! Es iſt dies Stück ſo in mein Herz, ſo aus meiner Seele geſchrieben; dieſe Schweizer ſind ſo ganz meine — meine mit tauſend Thränen, mit brennenden Thränen des Herzens beweinten Schweizer. Ich war ſo ganz mit Empfindung und Einbildungskraft daheim bei Leſung dieſes Meiſterſtücks der Kunſt, die zur Einfalt und Wahrheit geworden, daß ich die Stunden, in denen mein Sohn es mir vorlas, mit zu den genußreichſten meines Lebens rechne. Die beigefügten Compoſitionen ſind von dem berühmten Klavierſpieler und Componiſten Weiſe, des unſterblichen Schulz einzigem Schüler. Er iſt wie Kind in meinem Hauſe, und ich darf ſagen, er iſt der einzig Fähige, den muſikaliſchen Theil des Wilhelm Tell zu übernehmen. Seine Einbildungskraft iſt hoch und kindlich, und die Töne ſeiner Phantaſie ſo neu als reich. Er iſt ein Alpenkatarakt von Harmonie. Dieſer Genius aber iſt träge, wo er ſich mit Zeichen darſtellen ſoll, unerſchöpflich im Phantaſieren, allgemein bewundert in den Werken, die das Publikum kennt; ein ſo gelehrter Theoriſt, als korrekt ſeine Compoſition. Solcher iſt Weiſe.

Nun bitte ich Sie, Ihrem Gemahl dieſe beiden Romanzen (aber ja recht einfach) vortragen zu laſſen. Gefällt ihm der Geiſt des Tonkünſtlers, ſo würde, glaub' ich, ein Wort der Aufmunterung ihn beflügeln. Er bedarf deſſen in unſerem kunſtarmen Lande, wo dem Genie die Flügel abfrieren, oder doch, von ſchweren Nebeln durchnäßt, kraftlos darnieder ſinken.

Denken Sie mit Gute mein. Mein Daſein iſt ein unabgebrochenes Gewebe von Leiden, und keine Hoffnung, daß es je unter dieſem eiſernen Himmel anders werde! Auch habe ich gelernt, mein Daſein nur in der Zukunft in meinen edeln Kindern zu fühlen.

Adieu, liebe Gute! Laſſen Sie mich durch ein paar Zeilen wiſſen, daß Sie dieſen Brief empfangen haben.

Friederike Brun,
geb. Münter.

Dieſe Ballade iſt mein letztes Gedicht, das einzige, das ich ſeit meiner Zurückkunft machte. Dieſe Ballade nebſt der Melodie ſind noch nicht bekannt, darf ich ſie Ihnen ſchenken?

Charlotte von Schiller

und

ihre Freunde.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1865.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Inhalt des dritten Bandes.

Seite
Einleitung von L. Urlichs V
Emilie von Schiller an ihre Schweſter Caroline XXI

Der Dreſdener Kreis.

I. Johanna Dorothea Stock 3
II. Anna Maria Jakobine Körner, geb. Stock 32
Beilage. Prinzeſſin Marianne von Preußen 49
III. Körner 51
Beilage 63
IV. v. Schönberg 68

Der Jenaer Kreis.

I. Guſtav Behaghel von Adlerskron 75
II. Dr. Erhard aus Nürnberg 85
III. J. K. von Fichard aus Frankfurt 96
IV. Bartholomäus Fiſchenich 98
V. Karl Graß aus Liefland 130
VI. Johann Dietrich Gries 160
VII. Dr. Joſeph Harbaur 165
VIII. Friedrich von Hardenberg (Novalis) 173
Beilage. Schmid an Schiller 179
IX. Frau N. Niethammer 181
X. Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und Frau 185
XI. Erneſtine Voß, geb. Boie 189
XII. Heinrich Voß 201

Andere Freunde.

I. Fr. Wilhelm von Hoven und Frau 250
II. Karl von La Roche 262
III. Karl Ludwig von Knebel 295

Einleitung.

Charlotte von Lengefeld wurde am 22. November 1766 in Rudolſtadt geboren. Ihre Familie war von beiden Seiten dort anſäßig, mit dem fürſtlichen Hofe nahe verbunden und ſtand bei mäßigem Vermögen an demſelben in wohlverdientem Anſehen. Ihr Vater, Karl Chriſtoph, Herr auf Reſchwitz und Pippelsdorf, entſtammte der dritten Ehe ſeines Vaters Verdin Alexander und ward geboren am 15. Mai 1715. Da ſein älterer Bruder Anton Heinrich, welcher ſich der Jägerei gewidmet hatte, 1734 geſtorben war, wendete ſich Karl Chriſtoph, der ſich in ſeinen Studien beſonders der Mathematik befliſſen hatte, um ſo mehr jener Beſchäftigung zu, welcher mehrere ſeiner Geſchlechtsgenoſſen Ehren und Aemter verdankten. Er lernte zwei Jahre hindurch die Jägerei unter dem Oberjägermeiſter von Feilitzſch und wurde von demſelben am 2. Februar 1735 als in ſeiner Kunſt wohl erfahren entlaſſen. Der junge Lengefeld, welcher ſeinen Vater, ſeit 1709 fürſtlichen Oberforſtmeiſter, Rath und Landeshauptmann zu Rudolſtadt, 1726 verloren hatte, rückte raſch im Dienſte ſeines Fürſten Anton Friedrich vor, wurde Kammerjunker, Rath und vor 1743 Oberforſtmeiſter. Im Jahre 1744 traf ihn ein gefährlicher Schlaganfall, welcher ihn dem Tode nahe brachte. Während eines langwierigen Krankenlagers im Jägerhauſe hinter dem fürſtlichen Schloſſe von Diebſtahl und Brandſtiftung iſt meine Strafe, ſo laß mir doch jezt die ſüße ſchmeichelnde Täuſchung, daß es mein Opfer war — Wirſt du mir dieſe Wolluſt mißgönnen?

Ferdinand (hat in der Zerſtreuung und Wuth eine Violine ergriffen, und auf derſelben zu ſpielen verſucht — Jezt zerreißt er die Saiten, zerſchmettert das Inſtrument auf dem Boden, und bricht in ein lautes Gelächter aus.)

Louiſe. Walter! Gott im Himmel! Was ſoll das? — Ermanne dich! Faſſung verlangt dieſe Stunde — es iſt eine trennende! Du haſt ein Herz, lieber Walter! Ich kenne es! — Warm wie Leben iſt deine Liebe, und ohne Schranken, wie das Unermeßliche. — Schenke ſie einer Edeln und Würdigern — ſie wird die glücklichſten ihres Geſchlechts nicht beneiden — — (Thränen unterdrückend.) mich ſollſt du nicht mehr ſehn — Das eitle betrogene Mädchen verweine ſeinen Gram in einſamen Mauern, um ſeine Thränen wird ſich niemand bekümmern — Leer und erſtorben iſt meine Zukunft — Doch werd ich noch je und je am verwelkten Strauß der Vergangenheit riechen (indem ſie ihm mit abgewandtem Geſicht ihre zitternde Hand gibt.) Leben Sie wohl, Herr von Walter!

Ferdinand (ſpringt aus ſeiner Betäubung auf.) Ich entfliehe, Louiſe! Wirſt du mir wirklich nicht folgen?

Louiſe (hat ſich im Hintergrund des Zimmers niedergeſezt, und hält das Geſicht mit beiden Händen bedeckt.) Meine Pflicht heißt mich bleiben und dulden!

Ferdinand. Schlange, du lügſt! Dich feſſelt was anders hier!

heimgeſucht, errichtete er am 19. Auguſt 1744 ſein Teſtament, nahm es aber am 25. Oktober nach ſeiner Geneſung zurück. Auch nachdem ihn zweimalige Kuren in Karlsbad u. a. O. geſtärkt hatten, erinnerte ihn doch eine Lähmung des rechten Arms und linken Beins fortwährend an die Vergänglichkeit der menſchlichen Dinge: ſie beſtärkte ihn in einer anerzogenen ſchlichten Frömmigkeit.

Mehrere Glieder der Familie hatten in fremden Dienſten ein Unterkommen gefunden. Sein Stiefbruder Anton Friedrich war als venetianiſcher Oberſtlieutenant geſtorben; andere Verwandte gingen in die würtembergiſche, mehrere in die preußiſche Armee und bekämpften einander im ſiebenjährigen Kriege. Unſern Lengefeld brachte ſein wohlverdienter Ruf als Forſtmann in Verbindung mit dem Markgrafen Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt, deſſen Waldungen er im Jahr 1749 zu deſſen höchſter Zufriedenheit ordnete. Freundlichen Schreiben und Geſchenken folgte am 19. Februar 1752 der Antrag, die Stelle eines Schloßhauptmanns und Domänendirektors mit 2000 Thalern Gehalt und Holzbezügen zu übernehmen. Schon war die Beſtallung des Amtes, welches ein eigenhändiges Schreiben des Markgrafen näher erläuterte, am 25. März erfolgt, ein Brief an den Fürſten von Rudolſtadt vom 2. April beigelegt — aber zuletzt überwog Lengefelds Anhänglichkeit an das fürſtliche Haus. Er blieb am Hofe Johann Friedrichs, den er 1761 als „fröhlich und munterer ſchildert; wo man freier redet, eine gewiſſe Einigkeit wahrnimmt,“ hochgeehrt, „ein Liebling ſeines Fürſten,“ wie ihn der Hochzeitsdichter M. Taute nennt, wurde 1761 Stifts-Inſpektor daſelbſt, und der blühende Zuſtand der Rudolſtädtiſchen Wälder war beſonders ſein Werk. Eine große Zahl von Schriften über das Forſtweſen, die ſich im Manuſcript in der Rudolſtädter Bibliothek befinden (ſ. Göckings Journal von Deutſchland 1784, Januar, S. 8—27), zeugt von ſeinem Fleiß und der Einſicht in ſeinem Fache. Benachbarte Höfe zogen ihn zu Rathe und übertrugen ihm beſchwerliche Commiſſionen, ſo z. B. die Herzogin-Regentin von Weimar 1761.

Während er von dieſen Commiſſionsreiſen ſtets in ſeine Stellung zurückkehrte, bot ſich im Jahr 1763 eine Gelegenheit, den Rudelſtädter Dienſt mit dem preußiſchen zu vertauſchen.[1] Er wurde im Januar und Februar von dem Oberſtlieutenant von Anhalt zweimal zu König Friedrich II. nach Leipzig beſchieden und hatte am 10. eine Audienz beim Könige, die wir mit L.'s eigenen Worten beſchreiben:

Den 10. fande mich um 11 Uhr ein, und daſelbſt die Rußiſchen Geſanden, Miniſters Generals und Officiers.

Nach einem kurzen Verweilen wurde geruffen und Seiner Königl. Majeſtät redeten mich folgendergeſtalt an:

Ich habe ihn kommen laſſen, Er ſoll mir meine Marcken in Ordnung bringen, Kämpe anlegen, Holz anſäen und neue Schläge einrichten,

und dergleichen mehr, welches eine gute Zeit dauerte ꝛc. Unter andrem auf die Vorſtellung meines Unvermögens auf allerley weiſe ꝛc. erfolgte die Antwort

Er verſtehet es.

Daß die Ausmeſſung höchſt nöthig ſey ꝛc.

Meine Ingenieurs brauche bey der Armee Er ſoll aber die Plane haben.

Daß dergleichen Holz Anbaue nicht alle gerathen wollten.

Wo gefolget worden, iſt alles gerathen weil Er es verſtehet.

Daß es eine zu wichtige Arbeit werde ꝛc.

Ich weiß Er ſchreibt gut, und mir darf Er nur kurz ſchreiben, und hat mit niemand anders zu thun, weil die Cammern unter Ihm ſeyn ſollen.

Daß die Forſt Arbeit nicht ſogleich und kaum in etlichen Jahren ſichtlich werde ꝛc.

Das weiß ich Er verſtehet es aber, und alſo mache Er es wie es angehen will.

---

[1] Cum Deo. Leipziger Reiſe, 1763. So iſt die Sammlung der auf dieſen Ruf bezüglichen Papiere von Lengefeld betitelt.

Daß auch erfoderne Untergebene nöthig wären um etwas gutes zu ſchaffen ꝛc.

Engagire Er mir die zwey Leuthe weil meine nicht zu gebrauchen, und wen Er nicht gut findet melde Er mir.

Daß nur einſtweile ein Verſuch gemachet werden dürfe ꝛc.

Es brauchet keinen Verſuch Er verſtehet es.

Daß die Innwohner eine gute Erkenntniß von der Holz Arbeit haben müſſen ꝛc.

Ich gebe Ihm 6 Feld Jäger mit inſtruire Er mir ſolche bald denn Er verſtehet es.

Bringe Er ſeine Sachen balde in Ordnung, und mache Er ſich loß, damit Er nechſtens kommen kan.

Daß vor dem May und Jun. die Wälder nicht zu beurtheilen ꝛc.

Es ſchadet nicht komme Er nur bald, ich ſchicke Ihm einen vorſpann Paß.

Nach Rudolſtadt zurückgekehrt, wurde Lengefeld von ſeinem Fürſten in beweglichen Schreiben gebeten, ihn nicht zu verlaſſen. Seine Anhänglichkeit, Kränklichkeit und verſchiedene Bedenken bewogen ihn, die Verhandlungen über die Landjägermeiſterſtelle, die ihm hohen Rang und ein Einkommen von 6000 Reichsthalern verſprach, in die Länge zu ziehen, bis ſie ſich im Sommer zerſchlugen.

Im Jahre 1761 hatte ſich L. mit Louiſe Juliane Eleonore Friederike von Wurmb, geb. 27. Juli 1743, verlobt, deren verwittwete Mutter auf dem Gute Wolkramshauſen lebte; Fräulein von Wurmb war in Rudolſtadt wohl bekannt, von der Prinzeſſin Sophie Albertine geliebt, vom Fürſten geſchätzt. Deßwegen wurde dieſe Verbindung freudig willkommen geheißen, und auf dem Feſtmahl, das dem Ordensfeſte am 29. Juli folgte, die Geſundheit der Braut vom Fürſten und der Fürſtin ausgebracht. L. hielt dieſelbe Anfangs geheim und miethete das Quartier, welches „Gott endlich beſcheert“ („es war zwar etwas theuer, 100 Thaler Miethgeld, hatte dafür aber auch viele Gemächlichkeiten“) unter dem

Namen Dalwig. Am 31. Oktober 1761 wurde die Ehe in Wolframshauſen geſchloſſen; ſie wurde mit zwei Töchtern, Caroline, geb. am 3. Februar 1763, und Charlotte, geb. am 22. November 1766 geſegnet; ein Sohn ſtarb in zartem Alter.

Beide Eltern waren wohl geeignet, das Glück ihrer Kinder zu begründen. Der Vater, ein Ehrenmann von ſtrengen und frommen Sitten, in ſeinem Fache tüchtig, war beſtrebt, ſeinen Kindern eine gute Erziehung zu geben und durch ſeine günſtige Lage dazu im Stande. Die Mutter nennt der Bräutigam „ein ſchelmiſch Ding, die von Eitelkeiten erzählt und ſogar von Tanzen, das er freilich im Ernſte nicht füglich dulden könnte;" ſie war aber von Herzen fromm und in beſchränkten Verhältniſſen aufgewachſen, welche von ihren beiden Brüdern den einen Friedrich nicht auf dem Gute duldeten.[1] Nach mehrfachen Verſuchen gelang es ihm, im Jahre 1774 als Underkoepmann nach Batavia zu kommen, wo er in ziemlichem Wohlſtande ſtarb (ſeine letzten Briefe ſind vom Jahr 1781). Der andere Ludwig blieb auf dem Gute und wurde der Vater jener Chriſtiane von Wurmb, der man die Aufzeichnungen über Schiller aus dem Jahre 1802 (Frau v. Wolzogen, Schillers Leben S. 286) verdankt; ſie ſtarb 1854 als die Gattin des hochverdienten Schulmannes und Gelehrten, Schulraths Abeken in Osnabrück. Frau v. Lengefeld hatte ſich früh gewöhnt, für das Fortkommen ihrer Nächſten zu ſorgen, und bemühte ſich ihr Leben lang darum. Der Grundzug ihres Weſens war Herzensgüte, Frömmigkeit und Gewiſſenhaftigkeit, ihre Begriffe von äußerem Anſtand und würdevollem Benehmen waren ſtreng, ihr Betragen gegen den älteren Gatten, die Kinder, Hof und Land muſterhaft, und der wohlthätige Einfluß, den ſie ſeit 1789 als Erzieherin der Prinzeſſinnen, ſowie ſpäter als Oberhofmeiſterin übte, wird durch die dankbarſten ſchriftlichen Zeugniſſe der Fürſten und Fürſtinnen bezeugt. Wie eine mütterliche Freundin verehrt, ſuchte ſie manche Härten ſpäterer Verhältniſſe auszugleichen. Die Erziehung ihrer Töchter leitete ſie mit Einſicht und Wohlwollen, ließ es aber auch an ſtrengen Vorſtellungen nicht fehlen; und nicht der geringſte Beweis für ihr ſeltenes Gemüth liegt darin, daß ſie es ohne Bitterkeit ertrug, die mühſamen Vorbereitungen, welche ſie für die Verſorgung ihrer Töchter getroffen hatte, durch deren abweichende Neigungen vereitelt oder verhindert zu ſehen.

---

[1] Den Helden der Geſchichte. Schillers Werke X. 60. (Ausg. von 1860.)

Unter Aufſicht ſolcher Eltern, von einem zahlreichen Kreiſe von Verwandten und Freunden, deren 52 bei Carolinen, 75 bei Charlotten Pathenſtelle vertreten hatten, wuchſen die Töchter heran. „Es freuet mich ungemein,“ ſchreibt ihr Bruder am 19. April 1772, „daß die Mövägens ſo ſchön franzöſiſch lernen, und daß Du überhaupt ſo große Sorge und Fleiß anwendeſt, das Glück dieſer lieben kleinen Geſchöpfe in ihrer Erziehung zu gründen.“ Beide haben ihre Kindheit beſchrieben, Caroline in Schillers Leben S. 107 ff., Charlotte in dem I. 81 mitgetheilten Aufſatze. Größere Kunſt wird man in jener, wärmere Empfindung und echtere Natürlichkeit in dieſer Schilderung nicht verkennen.

Der Tod des Vaters riß in dies harmoniſche Stillleben eine ſchmerzliche Lücke. Die Mutter ſchwankte, ob ſie mit ihren Kindern ſich nach Wolframshauſen zurückziehen ſollte, entſchied ſich aber mit Rückſicht auf die dortigen Umſtände, die Freunde in Rudolſtadt und die Leichtigkeit der Erziehung für das Bleiben und ſah ſich für ihr Ausharren reichlich belohnt. Der aufſtrebende Geiſt Carolinens, den ſie in einem noch erhaltenen Schreiben zu zügeln ſuchte, ihre Talente und ihre Lebendigkeit fanden frühe Verehrer; Herr von Beulwitz, ein Enkel des Hofmarſchalls und Sohn des Geheimeraths, deſſen Verwandte Chriſtiane den Vetter ihres Mannes geheirathet hatte, bewarb ſich um das ſechzehnjährige Mädchen, und die Mutter, im Einverſtändniß mit ſeinem Plane gönnte ihm Zeit, die Neigung ihrer Tochter zu gewinnen.

Für die lieblich aufblühende zweite Tochter bot ſich eine andere Ausſicht dar. Durch die Miethe des Stein'ſchen Hauſes waren die Familien Lengefeld und Stein in nähere Berührung gekommen, welche durch die im Jahre 1764 erfolgte Heirath des herzoglich Weimariſchen Oberſtallmeiſters Friedrich von Stein mit Fräulein von Schardt der Frau von Lengefeld eine an Schönheit und Anmuth wenigſtens gleiche, an Geiſt und Bildung überlegene Freundin zuführte. Frau von Stein, die Perle der Weimariſchen Geſellſchaft, verlebte den Sommer meiſt in Geſellſchaft ihrer Kinder auf dem eine Meile von Rudolſtadt gelegenen Gute ihres Mannes und unterhielt mit dem Rudolſtädter Hofe, von dem der Fürſt, zwei Prinzen mit ihren Gemahlinnen und drei Prinzeſſinnen 1765 Pathen ihres erſten Sohnes Karl wurden, ſowie mit den vornehmeren Familien eine innige Verbindung, welche auf die jugendliche Charlotte den wohlthätigſten Einfluß äußern ſollte. Der damals ſteife Umgangston von Rudolſtadt konnte den lebhaften, talentvollen Mädchen nicht genügen; ihr Geſchmack für Litteratur und Poeſie fand auch bei den weinliebenden Männern keine Befriedigung, und die jüngere Tochter Charlotte brachte einen Theil des Sommers auf dem Gute ihrer mütterlichen Freundin zu. Dort lernte ſie ohne Zweifel Goethe kennen, der nach ſeinem eigenen Zeugniſſe in der Morphologie Schillers Gattin „von Kindheit auf“ zu lieben und zu ſchätzen gewohnt war und ihr auch von Italien aus 1788 ſeine Grüße ſandte. Frau von Stein iſt Zeitlebens die warme Freundin Charlottens geblieben; ſie hat um ihre Bildung, ihre Liebe, wie um ihr äußeres Glück ſich unſchätzbare Verdienſte erworben, und nach Schillers Tode iſt ſie vorzugsweiſe die Tröſterin der Betrübten geworden. Mit ihrem Lieblingsſohne Fritz ſtand Lotte in einem geſchwiſterlichen Verhältniſſe, das die ſechs Jahre ältere Frau mitunter ſcherzweiſe in ein mütterliches zu verwandeln ſuchte. Frau von Stein erkannte die Talente und das Naturell des jungen Mädchens und unternahm, es in den glänzenden Kreis von Bildung und Hoheit einzuführen, welchen Weimar damals vor allen Höfen Deutſchlands auszeichnete. Damals [illegible] die [illegible] [illegible] einer [illegible], welcher der Vermählung ihrer Freundin [illegible] wurde. Da dieſe als Hofdame der Herzogin Amalie geglänzt hatte, ſo ſollte Charlotte der jungen Herzogin Louiſe als Hofdame zugeſellt werden. Die Verhältniſſe waren günſtig, da die Herzogin eine junge Freundin ſchmerzlich entbehrte. Die Anlagen und den Geſchmack für die Künſte, ſowie eine reiche poetiſche Empfänglichkeit hatte Frau von Stein an Lotten entdeckt, die weitere Bildung konnte ſie ihr zuwenden; auch die Herzogin zeigte ſich geneigt. Was ihr zu ihrem Berufe fehlte, namentlich völlige Herrſchaft über die franzöſiſche Sprache, war die liebevolle Mutter gern bereit, ihr zu verſchaffen. Nachdem Lotte ſich im Winter 1782 in Weimar umgeſehen hatte,[1] wurde der ſchon im Herbſt gefaßte Plan, ſich eine Zeitlang in der franzöſiſchen Schweiz aufzuhalten, ins Werk geſetzt. Beide Töchter begleiteten die Mutter, und der künftige Schwiegerſohn, Herr von Beulwitz, der als Anverwandter galt, hatte für das Aeußere der Reiſe zu ſorgen. Sie ward am 28. April 1783 angetreten und führte über Stuttgart, wo Frau von Wolzogen die Reiſenden auf die Solitude zu Schillers Familie führte. Lottens anmuthiges Bild prägte ſich Schillers älteſter Schweſter deutlich ein. Die alte Tante Reinwald erzählte Frau von Gleichen in ihrem 89. Lebensjahre mit der größten Lebendigkeit, Lotte habe im Jahre 1783 durch ihre ſchöne Figur in einem reizend kleidenden himmelblauen Jäckchen einen tiefen Eindruck auf ſie gemacht, welchen ſie ewig lebendig im Herzen behalten werde. Als ſie den Schnitt dieſes Jäckchens lobte, habe

---

[1] Die früheſte Erwähnung Weimars findet ſich in zwei Stammbuchblättern der Fräulein von Oertel aus dem Jahr 1779.

Lotte ihr angeboten, das Muſter abzuſchneiden, und in der größten Eile ſei das Werk in einem Nebenzimmer vollbracht worden. Die Reiſe bis Vevay erzählt Lotte ſelbſt I. 37 ff. Dort fühlte ſie ſich heimiſch. Mit fleißigen Studien im Franzöſiſchen, Engliſchen, Zeichnen und Muſik[1] vereinigte ſich eine muntere und geiſtreiche Geſelligkeit, den jungen Damen den Aufenthalt unvergeßlich zu machen. Vevay war damals der Sitz einer ausgewählten Geſellſchaft des berniſchen und waadtländiſchen Patriciats, die in dem Hauſe des Landvogts Lentulus einen Anhalt, und in regelmäßigen Zuſammenkünften am Sonntag und beſonders Dienſtag ihren Mittelpunkt fand. Lotte war die Seele der Vereinigungen, und während ihre Schweſter ritt und badete, belebte ſie den Kreis ihrer Freunde durch eine reizende coquetterie d'esprit, welche ſpäter auch Schiller anzog. Die zahlreichen Freundinnen, unter denen Julie May, die Nichte von Lentulus, ſpäter die Gattin des Landvogts von Aarberg, Herrn von Werdt, die vertrauteſte war, wurden nicht müde, nachher in Briefen ihre Anmuth, ihre niedliche Figur, ihr freundliches Geſicht zu preiſen, und ihre ſpöttiſche Schmollmiene galt für unerreichbar. Es fehlte nicht an Neckereien wegen flüchtiger Neigungen, und vielleicht blieb Lottens Herz nicht ungerührt.[2] Herr von Beulwitz machte unterdeſſen einen Abſtecher nach Lyon; in der günſtigen Jahreszeit beſuchten die Damen mehrere Theile der Schweiz, bewunderten die Gletſcher des Berner Oberlandes und zeichneten in Rouſſeau's Zimmer auf der Petersinſel im Bieler See ihre Namen ein.

Endlich nach Jahresfriſt war der Zweck der Reiſe erreicht. Lavaters Andenken zog die Reiſenden im Mai 1784 nach Zürich zurück; von dort beſuchten ſie die Familie May auf ihrem Schloſſe

---

[1] Ihre Lehrer waren u. A. ein Exjeſuit Fauconnier und Potie.

[2] Zu der Aeußerung Lottens (Schiller und Lotte S. 460). „Einmal glaubte ich in der Schweiz zu lieben," findet ſich in den Schweizer Briefen kein Schlüſſel. Wohl aber ſcheinen die Gedichte I. 3 und 4 ſich darauf zu beziehen.

Scheffland im Aargau und gingen über Olten und Baſel den Rhein hinunter über Colmar, wo ſie einige Stunden bei Pfeffel, in deſſen Penſion die jungen May'ſchen Söhne lebten, verweilten; begrüßten Frau von Laroche in Speyer, brachten am 6. Juli Schiller in Mannheim Grüße von der Familie Wolzogen und langten über Meiningen in dem ſtillen Rudolſtadt wieder an. Dort verarbeitete Charlotte das Gewonnene, unterhielt mit ihren Schweizer Freunden einen lebhaften und langen Briefwechſel und entwarf Pläne zu einer zweiten Reiſe. Die Sehnſucht blieb ihr wie die lebendige Erinnerung, welche auf Schillers Tell befruchtend und anregend wirken ſollte.

Aber ſtill wird es ihr in Rudolſtadt vorgekommen ſein. Die Ehe, welche Caroline mit dem gebildeten und kenntnißreichen Beulwitz ſchloß, wiegte ſie Anfangs in Tantenträume, aber allmählig unterließ ſie es, das Ehepaar in ihren Briefen zu erwähnen. Den Sommer verlebte ſie in eifrigen Studien, deutſcher, engliſcher und franzöſiſcher Correſpondenz, und verſenkte ſich in die Lektüre der engliſchen Dichter und Romane, ohne dabei ihren Garten und die ſchöne Natur zu vergeſſen. Der Winter 1784 auf 1785 brachte ſie December bis Februar in Weimar zu, und zwar im Hauſe der Frau von Stein, wo Platz war, da Fritz bei Goethe wohnte, ohne Zweifel, um das Verhältniß zur Herzogin zu pflegen. Sie malte ihren Schweizer Freundinnen die glänzenden Hoffeſte, welche gegen die Rudolſtädter Einſamkeit grell abſtachen, ließ ſich von Goethe im Schlitten fahren. Im folgenden Winter mußte ſie ſich mit der Rudolſtädter Geſelligkeit begnügen. Sie ſelbſt litt damals zuerſt an den Augen, Mutter und Schweſter an Kränklichkeit. Auch hatten ſich häusliche Sorgen eingeſtellt. Die Erbſchaft, welche Frau von Lengefeld 1785 von ihrem Bruder in Batavia gemacht hatte, wurde durch unerwartete Forderungen an den Nachlaß bedeutend geſchmälert, und ſie ſah mit trüben Gedanken in die Zukunft.[1]

---

[1] Lit. Nachlaß der Frau von Wolzogen II. 119, vgl. mit 134.

Doch unternahm die Familie am 2. Juli 1786 eine Reiſe nach Karlsbad, wo ſie mit Frau von Stein und Goethe zuſammentraf und Lotte ihr Stammbuch bereicherte. Ueber die ſchöne Reiſe ſchrieb ſie an Julie May voller Entzücken und lebte ſich in Rudolſtadt wieder ein. Bald aber wurde ſie durch Frau von Stein in Kreiſe und Verbindungen eingeführt, welche für ihren Seelenzuſtand folgenreich werden ſollten.

Knebel war nach einer dreijährigen Abweſenheit im Sommer 1785 zurückgekehrt, hatte ſich aber im Herbſt in das alte Schloß zu Jena zurückgezogen und bald wieder eine Reiſe nach Süddeutſchland unternommen, von der er am letzten Februar 1786 in Weimar und Jena wieder anlangte. Frau von Stein, welche Ende Auguſts nach Kochberg ging, empfing dort einen Beſuch ihres alten Freundes, der zwei fremde Begleiter mitbrachte, die beiden Schotten, Lord Inverary und Capitän Heron, welche ſich in Jena aufhielten und ſeinen Mißmuth verſcheuchten. Er machte ſie im Mai mit Goethe bekannt, führte ſie am Weimariſchen Hof ein, wo ſie vom Herzog und beiden Herzoginnen freundlich aufgenommen wurden[1] und auch Frau von Stein kennen lernten. Ihr folgten ſie nach Kochberg und wurden von ihr im Lengefeld'ſchen Hauſe eingeführt. Man gefiel ſich gegenſeitig, und ein Gegenbeſuch in Jena wurde verabredet und bald ausgeführt. Lottens friſche Anmuth machte auf Knebel einen tiefen Eindruck, der ſich bei längeren und häufigen Begegnungen in Kochberg, Jena und Weimar zu dem Wunſche ſie zu beſitzen ſteigerte. Aber Lotte erwiederte die Zuneigung nicht in der gewünſchten Weiſe. Sein lehrhafter Ton, ſeine Suada und die geſuchte Zierlichkeit ſeiner Verſe zog ſie nicht lebhaft zu dem reizbaren 42jährigen Manne, indeſſen entwickelte ſich aus verſchiedenartigen Anziehungen und Abſtoßungen eine Freundſchaft, welche auch die Vereitelung der ſpäteren Hoffnung Knebels, daß wenigſtens ſein Sohn mit der Familie ſich vereinigen würde, überdauerte.

---

[1] Düntzer, Freundesbilder S. 473.

Louiſe (im Ton des tiefſten inwendigen Leidens.) Bleiben Sie bey dieſer Vermuthung — ſie macht vielleicht weniger Elend!

Ferdinand. Kalte Pflicht gegen feurige Liebe! — Und mich ſoll das Märchen blenden? — Ein Liebhaber feſſelt dich, und Weh über dich und ihn, wenn mein Verdacht ſich beſtätigt! (geht ſchnell ab.)

Fünfte Scene.

Louiſe (allein.)

(Sie bleibt noch eine Zeit lang ohne Bewegung und ſtumm in dem Seſſel liegen, endlich ſteht ſie auf, kommt vorwärts, und ſieht furchtſam herum.)

Wo meine Eltern bleiben? — Mein Vater verſprach in wenigen Minuten zurück zu ſeyn, und ſchon ſind fünf volle fürchterliche Stunden vorüber — Wenn ihm ein Unfall — Wie wird mir? — Warum geht mein Othem ſo ängſtlich?

(Jezt tritt Wurm in das Zimmer, und bleibt im Hintergrund ſtehen, ohne von ihr bemerkt zu werden.)

Es iſt nichts wirkliches — Es iſt nichts als das ſchaudernde Gaukelſpiel des erhitzten Geblüts — Hat unſere Seele nur einmal Entſetzen genug in ſich getrunken, so wird das Aug in jedem Winkel Geſpenſter ſehen.

Aber auch Heron blieb nicht ungerührt. Sein männliches Weſen, der feine Geſchmack und die Bereitwilligkeit, womit er Lottens Neigung zur engliſchen Sprache und Litteratur unterſtützte, nahm ſie ebenfalls für ihn ein, und die Bekanntſchaft befeſtigte ſich während des Winters in Weimar, wo Lotte ſich zu der Carnevalsſaiſon mit ihrer liebſten Freundin, Friederike von Holleben,[1] die ſpäter als Frau von Gleichen, die Mutter des Gemahls der jüngſten Tochter Emilie wurde, einfand. Auf den Hoffeſten traf ſie Heron, welcher im Griesbachiſchen Hauſe in Jena, demſelben, das Lotte in der Folge bewohnen ſollte, ſich mit mäßigem Erfolge des Deutſchen befleißigte, und die aufkeimende Neigung entging dem Herzog nicht, welcher ihr freundlich zugethan war. Heron und Knebel ſchrieben ſich im Februar in ihr Stammbuch ein, der Erſtere mit einem Verſe von Otway und einigen ernſten, gefühlvollen Worten, der Letztere mit einem ſüßen Gedichte,[2] das weniger Eindruck machte.

---

[1] Geb. 24. Mai 1765, geſt. 24. Juli 1852.

[2]
Lehrreich wie die Nachtigall,
Wie das Turteltäubchen ſittſam
Und an ſüßen Artigkeiten
Gleich des Waldes ſchönen Sängern,
Die den Thau des Morgens treten (trinken?)
Und auf Aeſten ſchwankend ſchweben,
So geht dort die Schäferin
Und verdunkelt neben ſich
Den Kryſtall der reinen Quelle.

Sie holt aus dem Herzen hier
(Wo ein Neſt voll Lieblichkeiten
Sich der Himmel ſelbſt bereitet)
Der ſchneefiedrichten Gedanken
Einen nach dem andern vor
Und läßt ihn gen Himmel ſteigen,
Wo ſie in Aurorens Licht
Fröhlich eilend ſich verbergen.

Nach Rudolſtadt zurückgekehrt, empfing Lotte um Oſtern Herons Beſuch, welcher einen Brief ihrer Wirthin, Frau von Imhoff, zu beſorgen hatte.[1] Dort ſcheint er ſeine Liebe, aber zugleich deren Hoffnungsloſigkeit ausgeſprochen zu haben, und die empfindungsvollen Briefe, die er von der Reiſe, zuletzt aus Rotterdam ſchrieb, trugen das Ihrige dazu bei, den Schmerz über den Verluſt des über das Meer ziehenden Freundes in Lottens Seele zu vermehren. Die ſorgliche Mutter hatte eine andere Partie im Auge, die in Rudolſtadt ſelbſt nützlich zu werden verſprach,[2] aber Lottens Seele blieb tief verwundet.[3] Sie beſchäftigte ſich mit Oſſian und vertraute trübe Gedanken ihrem Tagebuche an.[4] Ihren Freund hat ſie nie wieder geſehen, aber Pope's Werke, die er ihr zum Abſchied ſchenkte, vererbte ſie als ein theures Vermächtniß ihrer Tochter Emilie. „Verjagen Sie die trüben Wolken aus ihrer Seele," rief Frau von Stein ihr noch am 12. Januar 1788 zu.[5]

In dieſer Stimmung empfing ſie am 6. December 1787[6] jenen Beſuch, welcher zwei für einander geſchaffene Herzen vereinigen ſollte. Schiller trat gegen den 20. November ſeine Reiſe zu Frau Henriette von Wolzogen und ſeiner Schweſter Reinwald nach Meiningen und der Umgegend an. Dort traf er ſeinen Freund Wilhelm

Wie ſie hingeht ändert ſich
Allgemach um ſie die Gegend,
Trüber wird ſie, wenn ſie weicht
Und wird beſſer, wo ſie hintritt.

---

[1] II. 42.

[2] La Roche I. 209.

[3] Frau von Wolzogen, Schillers Leben S. 173.

[4] I. 47.

[5] II. 261.

[6] So in Schiller und Lotte S. 2. Frau von Wolzogen ſpricht irrig von einem Novembermorgen S. 110. Denn Schiller ſchreibt am 19. November von Weimar aus an Körner, und am 8. December, nach einer Abweſenheit von 16 Tagen, iſt er wieder dort.

von Wolzogen, welcher nach ſeiner Entlaſſung von der Karlsſchule im Baufach angeſtellt werden und nach Paris gehen ſollte. Wolzogen begleitete ihn auf der Rückreiſe; ſein Herz war es, das ihn nach Rudolſtadt zog. Schon bei der erſten Begegnung in Stuttgart hatte ihn Caroline intereſſirt; ihr Briefwechſel, welcher zwiſchen Freundſchaft und Neigung ſchwankte, hatte im Jahr 1787 durch Mißverſtändniſſe und Aufklärungen einen wärmern Ton angenommen, und Wolzogen konnte es ſich nicht verſagen, die Verwandten in der Nähe zu beſuchen. Dort wurde ihre Freundſchaft enger, ſie duzten ſich ſeit der Begegnung. Auf Schiller machte die liebenswürdige Familie einen doppelt wohlthätigen Eindruck, weil ihn in Weimar das verzwickte Verhältniß zu Frau von Kalb und der Mangel an vertrauten Freunden quälte. Er trug ſich mit unbeſtimmten Heirathsplänen, dachte einen Augenblick an Wielands Tochter, an die Tochter des Geheimeraths Schmidt, die übrigens damals ſchon mit ihrem ſpäteren Gemahl Swaine bekannt geweſen zu ſein ſcheint;[1] welche von beiden Töchtern der Frau von Lengefeld ihm beſſer gefiel, wußte er wohl ſelbſt nicht.

Eine glückliche Fügung wollte, daß ihm die unverheirathete in Weimar näher kam. Theils um ſie zu zerſtreuen,[2] theils jener Ausſichten auf eine Hofdamenſtelle wegen, wurde ſie zu Ende Januars 1788[3] dorthin gebracht, wo ſie mit ihrer Freundin von Holleben im Imhoff'ſchen Hauſe auf der Esplanade wohnte und bis zum 6. April blieb. Schiller beſuchte ſie in dieſem Hauſe fleißig,[4] ſeit Frau von Kalb am 13. März abgereiſt war, ungeſtört und beklagte ſich, ſie nicht öfter zu ſehen. Wie er ihr dann nach Rudolſtadt folgte, wie ihre Liebe wuchs und endlich auch die Einwilligung der theuren Mutter erfolgte, iſt in dem ſchönen Buche „Schiller und Lotte" mit ſo echten Zügen geſchildert, daß wir es füglich übergehen können; nur das dürfen wir leiſe berühren, daß der letzte Aufenthalt Schillers in Rudolſtadt vom 18. September bis 22. Oktober 1789 Lotten ſchwere Bekümmerniß und Sorge brachte. Sie glaubte, Schiller liebe ihre Schweſter mehr und war bereit, ihre Liebe zum Opfer zu bringen.[1] Dieſe Stimmungen verflogen, und am 22. Februar 1790 wurde ſie ſeine Gattin. Auch ihre Ehe iſt bekannt: ſie war muſterhaft, indem Lotte ganz in den Schickſalen und Intereſſen ihres Gemahls aufging. Die beſcheidene äußere Lebensſtellung, welche er ihr bieten konnte, nahm ſie ohne je, was ſie aufgegeben hatte, zu vermiſſen, freudig an; ſeine Familie, ſeine Freunde und Freundinnen wurden die ihrigen, und mit der aufopferndſten Sorgfalt wachte ſie über das theure Leben ihres Gemahls. Man darf es wohl behaupten, eine beſſere Frau und Mutter hat es nicht gegeben. Eine anſpruchsloſe, aber aufrichtige Frömmigkeit, eine ſeltene Herzensgüte und fleckenloſe Reinheit und ausdauernde Treue waren ihre echten Vorzüge. Nie hat ſie eine Freundſchaft aufgegeben, nie in dem vertrauten Umgange mit den jungen Männern, die in ihrem Hauſe verkehrten, die gerade damals leicht verrückbare Gränze der Freundſchaft überſchritten, und daß ihre Tugenden beſonders im häuslichen Kreiſe ſichtbar wurden, beweiſt die innige Anhänglichkeit Aller, die darin verkehrten, bis auf den Bedienten Rudolph und die treue Chriſtine herab. Mit dieſen Eigenſchaften des Herzens vereinigten ſich anmuthige Geiſtesgaben, die in ihren Briefen wohlthuend hervortreten. Sie waren vielleicht ihrer Schweſter, gewiß der genialen Caroline von Humboldt nicht gleich, aber anmuthig und mannichfaltig, und wurden mit raſtloſem Eifer auch in ſpäteren Jahren ausgebildet. Mit neidloſer Bewunderung ſah ſie zu Goethe empor, dem es in ihrem Hauſe wohler wurde als in ſeinem eigenen, und wenn ſie in einem Punkte ſelbſt von ihrem Manne abzuweichen ſich erlaubte, ſo war es ihre Anhänglichkeit an Herder und Wieland.

---

[1] Lit. Nachlaß der Frau von Wolzogen II. 191.

[2] Frau von Wolzogen Schillers Leben S. 113.

[3] Lit. Nachlaß der Frau von Wolzogen II. 189 heißt es am 25. März, „daß ich faſt 8 Wochen hier bin," und am 2. Februar ſchreibt Wolzogen von „Bällen und Maskeraden" II. 110. In „Schiller und Lotte" S. 2 wird „der Anfang des Februar" angegeben.

[4] Lit. Nachlaß II. 191.

---

[1] II, 119 ff.

Nach dem Tode ihres Mannes blieben ihre alten Freunde treu, und Knebel näherte ſich mit theilnehmender Innigkeit und einer rührenden Anerkennung des Werthes des Entſchlafenen. Sie ſelbſt lebte dem mit eiferſüchtigem Mißtrauen gehüteten Andenken Schillers und der Erziehung ihrer Kinder, welche ihr in Ukert, Abeken, Joh. Schulze u. A. neue und gleich anhängliche Freunde gewann, ſo wie dem Umgang und Briefwechſel mit alten und neuen Bekannten. Die Verhältniſſe in Weimar befriedigten ſie nicht völlig. Zwar erfreute ſie ſich der Achtung und Gunſt der Großherzogin und Großfürſtin in vollem Maaße, der Freundſchaft Goethes und der Frau von Stein, der Liebe der Ihrigen: aber der Schmerz um den verlorenen Gatten zog einen Flor über ihr Leben, zu den Epigonen der Litteratur konnte ſie kein Herz faſſen, und der Mangel an Bildung, dem ſie zuweilen begegnete, verletzte ſie. Die ſchöne Freude über den glorreichen Befreiungskrieg wurde durch die Sorge um das Leben ihrer theuren Freundin, der Prinzeſſin Caroline, getrübt, und als ſie ſich über deren Verluſt getröſtet hatte, mußte ſie die bittere Erfahrung machen, daß ihre Söhne in Weimar keine Stelle fanden. Dennoch blieb ſie an ihr liebes Weimar gefeſſelt, und kehrte von ihren Reiſen dorthin, wie in ihre Heimath zurück. Als ſich die müden Augen ihrer Mutter 1823 geſchloſſen hatten, fingen auch die ihrigen an zu erlöſchen. Sie reiste im Jahr 1824 zu ihren Söhnen Karl und Ernſt, um auf dem Bonner Kirchhofe begraben zu werden.

Urlichs.

XXI

Emilie von Schiller an ihre Schweſter Caroline

(nach Stuttgart).

Köln, den 16. Juli 1826.

Meine innig geliebte Karoline!

Wir haben einen tiefen Schmerz erfahren. Kaum kann ich mir die Möglichkeit oft denken, welche unendliche Lücke in meinem Leben iſt; überall, überall ſuche ich die theure Mutter, und finde ſie hier auf der Erde nicht wieder; doch in höheren Welten wird ſie mir, uns zurückgegeben. O meine Line, laß uns Kraft haben, dieſen tiefen Schmerz mit Faſſung zu ertragen. Laß uns in dem Ewigen Troſt finden, wohin auch ſie zurückgekehrt und uns nahe ſein wird. Der Schlag kam entſetzlich ſchnell; keine Ahnung ihres Todes erfüllte uns; nur Freude und Hoffnung, ihr Augenlicht zurückgekehrt zu wiſſen. Es iſt das erſtemal, daß ich wieder ſchreibe, und was iſt in dieſer Zeit Alles geſchehen! Ich bin ruhig und gefaßt, und ſtille Wehmuth und Sehnſucht nach der Geſchiedenen ergreift mich oft. Ach unendlich viel haben wir verloren! Faſſe dich mit uns, geliebte Schweſter; ihr Segen, die uns ſo innig geliebt, ſoll auf unſerer Liebe ruhen. Wir glaubten, der treue Freund Dannecker würde dir in dieſem traurigen Augenblick der treueſte und tröſtlichſte Freund ſein, und gewiß haben wir uns nicht geirrt. Er wird mit väterlicher Liebe dein wundes Herz getröſtet haben. — So viel es mir heute möglich iſt, will ich dir von den letzten Tagen der innig geliebten Mutter ſagen.

Am Dienſtag Morgen war die Operation, wie ich dir geſchrieben. Sie war glücklich und ſchmerzlos. Einige Augenblicke nach der Operation ſtellte Walther mich und Lottchen vor die

Mutter, und ſie verſicherte uns deutlich ſehen zu können. Dieß war das letztemal, wo ſie mich ſah, und tief bewegt war ihr Gemüth dabei, doch freudig, denn ſie fühlte neue Sehkraft. Von dieſem Augenblicke an lag ſie im Bett, mußte ganz unbeweglich liegen, durfte nur das Allernöthigſte ſprechen, und nur Gerſtenſchleim zu ſich nehmen. Noch am Tag der Operation bekam ſie Kopfſchmerzen, vorzüglich über den Augen.

Walther war hierauf vorbereitet, denn er trug uns auf, ſie öfters nach dem Kopf zu fragen, denn ſobald ſie da Schmerzen fühle, müſſe Ader gelaſſen werden. Dieß geſchah noch an demſelben Tage, und ſie fühlte von dieſem Moment an keine Schmerzen, weder am Kopf, noch unmittelbar an den Augen. Walther kam täglich drei- bis viermal; auch ſahen ſeine Gehülfen nach, und Lottchen wie mir war es die heiligſte Pflicht, Walthers Befehle auf das Treueſte zu erfüllen; wir haben ſie keinen Augenblick verlaſſen. Walther war mit den Augen ſehr zufrieden und verſicherte, ſie könnten nicht beſſer ſein. Von Dienſtag bis Sonnabend blieben ſie geſchloſſen, und am Sonnabend Morgen wurde der erſte Verband herabgenommen, die Augen mit lauem Waſſer von Walther gewaſchen, und die geliebte Mutter ſagte zu Walther: „Ich ſehe Sie ſehr gut ſitzen.“ Sie mußte die Augen wieder ſchließen, und ein neuer Verband wurde genommen. Die Mutter fühlte ſich Sonnabends müder als die vorigen Tage, doch nicht unwohl; im Gegentheil, ſie fühlte eine gewiſſe Behaglichkeit und Wohlſein in dieſer Müdigkeit. Sie aß dann mit großem Vergnügen; nach den zwei erſten Tagen erlaubte ihr Walther Einiges, was ſie ſehr zu eſſen wünſchte. Sie hatte in der ganzen Zeit den natürlichen Geſchmack der Speiſen, und mit einem Wort, es konnte nicht beſſer gehen. Natürlich fühlte ſie ſich müde und angegriffen, aber ihr Gemüth war ruhig; ſie ſchlief viel und ruhig. Nachdem ſie Sonnabend gegeſſen, ſchlief ſie bald ein und ſchlief lang und fing an etwas unruhiger zu athmen; ſie wachte auf einmal auf, ungefähr gegen zwei Uhr, und die erſte Veränderung, die Lottchen und ich bei ihr bemerkten, war in ihrer Stimme, ſie hatte einen andern Ton bekommen. Die Mutter verlangte etwas zu trinken, und als wir ſie frägten, wie es ihr ginge, ſagte ſie, ſie habe Schwindel. Wir ſchickten auf der Stelle zu Walther; dieſer war nicht den Augenblick zu finden, aber ſein Gehülfe kam auf der Stelle, und ſchrieb dieſen matten Zuſtand der großen Wärme zu und beruhigte uns über dieſen Zufall. Doch bald kam Walther, ſah die Mutter, ging in das andere Zimmer, und ſagte: er könne dieſe ungeheure Schwäche nicht begreifen; es könne jeden Augenblick ein Nervenſchlag kommen; ich ſolle Ernſt im Augenblick einen Boten ſchicken. Walther blieb mehrere Stunden; die Füße wurden mit Wein gewaſchen, die Arme; es wurde Senfpflaſter gelegt; ſie bekam ſtarke Tropfen; doch die Schwäche nahm zu; die Beſinnung verlor ſich oft ganz; die Stimme wurde immer mehr verändert; oft kamen helle Augenblicke zurück, wo ſie ſich ganz entſetzlich matt, aber wohl fühlte; keine trübe Phantaſie ängſtigte ſie, immer heitere Bilder ſtanden vor ihrer Seele, doch immer mehr ſchwand die Beſinnung und das Fieber nahm zu. Walther war unermüdlich, doch vergebens; ihr Zuſtand änderte ſich nicht. In hellen Augenblicken wie in der Phantaſie dachte ſie unſerer Aller oft mit Liebe; auch viele ihrer Freunde kamen vor ihrer Seele vorüber; ſie ſah die ſchönſten Eichenwälder, Blumen um ſich herum, keine trübe Ahnung des Todes drückte, nur heiter und ohne Schmerzen war ihr Ende, ihres edlen, herrlichen Lebens würdig. Nach einigen Stunden verließ uns Walther mit der Verſicherung, es gehe ein wenig beſſer, und für die Nacht ſei nichts zu fürchten. Ihr Zuſtand blieb einige Stunden derſelbe; ſie trank viel, nahm ein und trank auch mit der größten Luſt eine von Walther verordnete Taſſe Kaffee. Endlich kam Ernſt gegen zwei Uhr des Nachts; die Mutter hatte oft nach Ernſt gefragt, weil ſie glaubte, es ſei Sonntag, wo er verſprochen zu kommen. Die hellen Augenblicke wurden immer ſeltener; ihre Stimme verlor auch an Deutlichkeit, und oft konnte man kaum die Worte verſtehen; ach, und ihre lieben Hände wurden immer gefühlloſer. Ernſts Stimme erkannte ſie noch; dieß war der letzte helle Augenblick; ſie drückte noch viel Theilnahme und Freude über ihn aus, fragte nach der Lena und Thereschen; doch dann kehrte die Beſinnung nicht wieder zurück; man hörte nur noch unverſtändliche Töne; ſie trank noch viel; auch die Senfpflaſter zogen; aber vergebens, ſie ſollte enden, die liebe, herrliche Mutter! Wir mußten auf Alles gefaßt ſein; die Unmöglichkeit der Rettung war zu klar. Ernſt holte Walther wieder kurz nachdem er angekommen, doch Walther konnte nicht mehr retten. Er gab ihr Moſchus, das letzte Mittel — doch Alles vergebens. Ihre Seele war nicht mehr bei uns, nur der Körper athmete noch, aber ſie war ſchmerzlos; der Athem wurde immer und immer ſchwächer, und endlich entſchlief ſie ſanft.

O liebe Line, wie herrlich war da der Tod! Ein ſanftes, ſanftes Einſchlafen. Ich ſtand dabei, wie der letzte Athemzug geſchah. Unſere herrliche Mutter, wie herrlich war auch ihr Tod! Ein ſolcher Tod iſt ſo viel werth wie ein glückliches Leben! Wie dankbar müſſen wir dem Ewigen für dieſen ſanften Uebergang zu jenem Leben ſein, wo ſie nicht allein ſein wird; dort iſt ja das Theuerſte für ſie ihr ſchon vorangegangen. O Line, herrlich, herrlich war ihr Tod! Keine Spur eines trüben Gefühls, eines traurigen Gedankens war zu finden. So ruhig war auch ihr Ausdruck nach dem Tode. Auf dem ganzen Geſicht herrſchte eine Milde, die ſich nicht ausſprechen läßt, man mußte ſie ſehen. Sie hat mir einen unvergeßlichen Eindruck gemacht, wie ich ihr theures, liebes Geſicht zum letztenmal ſah und von ihr Abſchied nehmen mußte — doch nicht auf ewig, dies ſagt mir mein Herz, einſt werden wir wieder vereinigt werden. Sie ſprach noch von uns Allen. Von dir ſagte ſie: meine Karoline habe ich auch lieb. Manches lallte ſie noch, aber ſchon mit gebrochener Stimme; es klang mehr wie Geſang. Es iſt Alles ſo entſetzlich ſchnell gekommen, daß mir dies unendlich Traurige kaum möglich ſcheint. Wir hatten die beſten Hoffnungen. Die Operation, die Folgen konnten nicht beſſer ſein; ſie fühlte ſich vorher ſo wohl. Ich habe die theure Mutter nie wohler, ruhiger als in dieſen letzten vier Wochen geſehen. Sie ſelbſt hatte die größte Sehnſucht nach Bonn; ſie ließ ſich nicht länger zurückhalten, und Walther hat ſie vier Wochen genau beobachtet, man konnte nicht zufriedener mit ihrem Zuſtande ſein; ihr Vertrauen zu Walther wurde immer größer; ſie hatte auch zum Augenblick der Operation großes Vertrauen, natürlich immer etwas Angſt, wie man immer vor etwas Unbekanntem hat; doch war ihr Vertrauen zu Walther vorherrſchend. Noch am Abend vor der Operation, wo die Augen angefeuchtet wurden, war ſie heiter und ließ ſich noch vorleſen. Auch bis zum Sonnabend hatte ſie immer großes Verlangen, mit heiterem Gemüth mit uns zu ſprechen; aber wir durften ihr oft nicht antworten, um jedes nicht höchſt nöthige Wort bei ihr zu vermeiden. Doch dieſer Nervenſchlag war nicht vorher zu ſehen, und Walther ſagte, er hätte zu jeder Zeit kommen können. Walther hat die theure Mutter mit der größten Sorgfalt behandelt, und dieſer Schlag kam auch ihm ganz unerwartet.

Meine theure Line, mir iſt ſehr bange um dich; du wirſt ſehr angegriffen ſein; ich bitte dich, ſchreibe mir bald, wenn auch nur einige Worte. Ich bin ſehr bange; du biſt kaum ſelbſt geneſen, und dieſer tiefe Schmerz wird dich ſehr verwunden. Schreibe bald, theure Line; erhalte dich aufrecht, denke an deine treue Emilie. Dieſer traurige Schlag ſoll unſere Herzen feſter an einander binden. Die theure Mutter haben wir verloren: in unſern

Sechste Scene.

Louiſe und Sekretär Wurm.

Wurm (kommt näher.) Guten Abend, Jungfer!

Louiſe. Gott! Wer ſpricht da? (ſie dreht ſich um, wird den Sekretär gewahr, und tritt erſchrocken zurück.) Schrecklich! Schrecklich! Meiner ängſtlichen Ahnung eilt ſchon die unglückſeligſte Erfüllung nach! (zum Sekretär mit einem Blick voll Verachtung.) Suchen Sie etwa den Präſidenten? Er iſt nicht mehr da!

Wurm. Jungfer, ich ſuche Sie!

Louiſe. So muß ich mich wundern, daß Sie nicht nach dem Marktplatz giengen!

Wurm. Warum eben dahin?

Louiſe. Ihre Braut von der Schandbühne abzuholen!

Wurm. Mamſell Millerinn, Sie haben einen falſchen Verdacht —

Louiſe (unterdrückt eine Antwort.) Was ſteht Ihnen zu Dienſten?

Wurm. Ich komme, geſchickt von Ihrem Vater!

Louiſe (beſtürzt.) Von meinem Vater? — Wo iſt mein Vater?

Wurm. Wo er nicht gern iſt!

Louiſe. Um Gotteswillen! Geſchwind! Mich befällt eine üble Ahnung — Wo iſt mein Vater?

Wurm. Im Thurm, wenn Sie es ja wiſſen wollen!

Herzen lebt ſie mit uns fort. Mein großer Troſt für dich iſt die für dich ſo wünſchenswerthe Entſcheidung deines Schickſals; dies wird dich aufrichten, beſte Line, du haſt für Andere zu leben; dies wird dich tröſten, dir Lebensmuth geben. Die Mutter war ſehr glücklich über deine Ausſicht; dies muß dir auch unendlich tröſtend ſein, beſte Line. Sie hat ſich innig darüber gefreut. Auch mein Schickſal ruht in des Ewigen Hand. Ihm vertraue ich. In dieſem Augenblick bleibe ich bei Ernſt; doch dann gehe ich zur Tante Wolzogen, dahin treibt mich mein Herz; ich kann ihr vielleicht noch das Leben erheitern, und ich liebe ſie ſo innig; ich hoffe nicht, daß ſie mich zurückweiſt, denn es iſt mein innigſter Wunſch, zu ihr zu gehen. Wir haben beide Trauriges erlebt. Sie wird meine zweite Mutter ſein!

Für heute, gute Line, ſchließe ich.

Deine treue

Emilie.

Lottchen behalte ich bei mir; ich bin ihr dies ſchuldig für ihre Treue und Liebe.

Der gute Ernſt hat natürlich viel gelitten; er iſt ruhig und gefaßt, und mir von großem Troſt, der theure Bruder!

Ich weiß dich, meine gute Line, von treuen Freunden umgeben; dies tröſtet mich ſehr, denn ich bin dir ferne!

Berichtigung zu Seite 68.

Schönberg lebte noch 1869 auf ſeinem Gute Groß-Kraniche bei Bunzlau, ein Greis von mehr als 90 Jahren.

Zuſatz zu Seite 168.

Zu Harbaur iſt beizufügen: geſt. den 28. März 1824 zu Cambrai.

Der Dresdener Kreis.

I.

Johanna Dorothea Stock,[1]

geboren den 6. März 1760, geſtorben den 26. Mai 1832.

Leipzig, den 16. Mai 1799.

Warum mußte ich von dir getrennt werden,[2] meine geliebte Lotte, um recht tief zu fühlen, wie theuer du mir biſt? Kaum kann ich's erwarten bis ich Nachricht von dir erhalte. Ich bin ängſtlich, wie mein guter Schiller die Reiſe überſtanden hat; gieb mir ja bald Nachricht davon, gute Lotte!

Eure Abreiſe hatte mich am Montag[3] ſehr trüb geſtimmt, und ich hatte den unglücklichen Einfall, zu meinem Bruder zu gehen und bei ihm zu eſſen, und bin hart dafür geſtraft worden.

Eine Menge Kleinigkeiten rufte mit ſtarken Zügen die unglücklich durchlebten Tage meiner Jugend[4] zurück; mit einer Blitzſchnelligkeit durchlebte ich alle unangenehme Vorfälle noch einmal. — Nichts, nichts entwiſchte meinem Gedächtniß, bis mich die tiefſte Melancholie ergriff, die mich's tauſendmal bereuen ließ, nach Leipzig gereiſet zu ſein. — Eine ähnliche Empfindung hatte ich nie! —

---

[1] Ein lebendiges Bild dieſer geiſtreichen Künſtlerin ſowie des Körner'ſchen Hauſes überhaupt liefert Adolf Wolff in den ergänzenden Beilagen zu Körners Biographie. Körners Werke (1858) IV. S. 79 ff.

[2] Schiller war mit ſeiner Frau und Fiſchenich im April in Dresden geweſen.

[3] 8. Mai.

[4] Im Hauſe ihres Vaters, des 1773 geſt. Kupferſtechers Stock.

Abends kam Fiſchenich, und wer kam mit ihm???[1] Du erräthſt ihn gewiß, ohne daß ich ihn zu nennen brauche. Die Freude, Fiſchenich zu ſehen, war mir ſehr dadurch verdorben; auch fürchte ich, daß ich in der That unartig gegen den „großen Frager war, denn ich habe ihn ſeitdem nicht wieder geſehen. Ich habe Briefe von Dresden, Körners und Geßler trugen mir viele Grüße an euch auf; Körner iſt ſehr beſorgt über Schillers Unpäßlichkeit.

Dein Dorchen.

Loſchwitz, den 2. Auguſt 1792.

Geſtern iſt Kunze[2] fort, und wir ließen ihn ungern gehen; ſein Hierſein gewährte uns ſchönen freundſchaftlichen Genuß.

Nun kennen und lieben wir uns 11 Jahre und werden einander immer werther, und ſo wird's wohl bis an unſer Ende bleiben. Wir haben recht im Genuß ſchöner Natur geſchwelgt; welche ſchöne Gegenden haben wir geſehen! — Geßler[3] kam von Freiberg, ſah und genoß alles mit uns. Eine vorzüglich ſchöne Gegend haben wir ſo nahe und wußten es nicht, bis uns der Zufall hinführte; ſie iſt zu Ende des Loſchwitzer Grundes, wo du warſt. So romantiſch, ſo traulich ſah ich lange nichts! Auch machte ſie gleiche Wirkung auf uns Alle, und wir genoſſen ein Paar recht ſchöne Stunden.

Funk[4] war hier, wir haben aber wenig von ihm gehabt; er war nur einen Tag bei uns mit ſeiner Frau und da ſieht man ihn blos. Er rühmt ſehr eure Freundſchaft und zuvorkommende Güte gegen ihn. Geſtern iſt er fort, und ſeine Frau wird ihm in acht Wochen folgen. Für dich wird ihr Umgang wenig Angenehmes haben. Was ſoll dir, Kind der Natur, dieſe gezierte Puppe?

Eine Bekanntſchaft habe ich gemacht, die mir lieb iſt, und die auch dir Freude machen wird, wenn du ihn ſiehſt; es iſt Profeſſor

---

[1] Ein Graf C... (Judenbekehrer), über den auch Fiſchenich ſich beklagt.

[2] Kaufmann in Leipzig, Körners alter Freund.

[3] II. S. 449. Seinen Geſandtſchaftspoſten hatte G. aufgegeben.

[4] Sächſiſcher Huſarenoffizier, ſpäter Generallieutenant. Schiller hatte ihn im Juni 1790 kennen gelernt.

Hetſch,[1] ein Künſtler aus Stuttgart und Bekannter von Schiller; er iſt mit Schiller auf der Akademie geweſen, und ſpricht mit Entzücken von ihm; will auch ſeinethalben über Jena gehen.

Ich arbeite jetzt etwas für Schiller; ich denke, es ſoll ihm Freude machen. Was es iſt, ſage ich nicht, denn es iſt ein Geheimniß, und du liebſt die Geheimniſſe nicht.

Daß du meine Herzogin[2] lieb haſt, dafür möchte ich dich küſſen, wenn ich bei dir wäre; ſie wird dich auch lieben, wenn ſie dich kennen wird, und das ſoll und wird geſchehen. Jetzt iſt ſie in Kurland und hat nichts wie unangenehme Tage. Der Adel iſt unzufrieden mit dem Ausſpruch des polniſchen Reichstags und möchte ihr gern zur Laſt legen, wofür ſie nichts kann. Da hat denn die liebe, herrliche Seele viel zu leiden, denn ſie möchte es gern Allen recht machen; ſie will nur Gutes und findet von allen Seiten Widerſtand. Wenn doch Gott ſie nur diesmal von der Politik erlöſte! ſie taugt nicht für uns Weiber, oder wir nicht für ſie; und ſie iſt am wenigſten geſchickt dazu mit ihrem ſanften, liebenden Herzen, das weder Trug noch Liſt kennt! — In Königsberg hat ſie ſich nicht aufhalten können; ſie ließ nur ihre Wagen ausbeſſern und fuhr gleich weiter. Mir iſt eine große Freude dadurch verdorben worden, denn ich glaubte viel von Kant zu erfahren; ich hätte dir's gleich mitgetheilt, und wir hätten dann wichtig gegen ſeine Verehrer gethan.

Dem braven lieben Fiſchenich ſage viel Herzliches und Freundſchaftliches von mir.

Dora.

Leipzig, den 27. Auguſt 1792.

Die Nachricht von deiner Schweſter Kränklichkeit ſchmerzt mich, da ich weiß, wie viel du dabei leiden wirſt. Ich habe im gleichen Fall oft viel gelitten, und finde es weit leichter, eigne Leiden zu ertragen, als andre, die uns lieb ſind, leiden zu ſehen, ohne helfen zu können.

---

[1] Geb. um 1758, Guibals Schüler. Er war 1787 von Rom zurückgekehrt.

[2] Von Kurland, geb. Gräfin Medem, mit der Dora ſeit 1790 enge befreundet war.

Daß mein lieber guter Schiller ſo wohl iſt, hat mir eine recht innige, recht herzliche Freude gemacht. Laß ihn ja dabei bleiben, damit auch du recht heiter und froh ſeyn kannſt. Mein Geheimniß wirſt du nun bald erfahren; ich bin mit meiner Arbeit fertig, und wenn wir wieder in der Stadt wohnen werden, welches bald geſchehen wird, dann ſchicke ich es fort. Aber eher, Liebe, eher darfſt du es nicht wiſſen, denn meine Geheimniſſe ſind immer ſo, daß man ſie nicht wiſſen darf. Wirſt du mich nicht eigenſinnig nennen?

Den dicken Magiſter[1] habe ich an einem Ort geſehen, wo er ſich freilich nicht zum Beſten ausnahm: er war auf der Gallerie. Er war mit Naumann da, der ihn an uns präſentirte. Kennen gelernt haben wir ihn nicht, wir ſahen ihn blos. Wir baten ihn recht höflich, zu uns zu kommen, das ließ er aber hübſch bleiben; er mag von Dambmann gewarnt ſeyn. Erſt bildete ich mir ein, Bode ſchicke ihn an ſeine Freunde, daß ſie ſich an ſeinem Anblick weiden und tröſten ſollten, daß mit ſeinem Tode die Art nicht ausſtürbe. Denn wirklich, der Magiſter iſt ein würdiger Pendant zu ihm.

Fiſchenichs Abreiſe wird eine gewaltige Lücke in eure häusliche Freuden machen. Ich weiß, was das heißt, wenn ein geliebter Freund aus dem Kreiſe tritt, der nur aus wenigen Erwählten beſteht. Der Platz wird vielleicht wieder beſetzt, aber er wird immer und ewig vermißt.

Aus eurer Reiſe an den Rhein wird dieſes Jahr wohl nichts?

Die Kalb hat an Körner geſchrieben und förmlich Abſchied von ihm genommen. Ihre Briefe, ſo ſchreibt ſie, konnten kein Intereſſe mehr für ihn haben, da ſie ſich ganz von der Welt zurückzöge und künftig auf ihrem Landgute[2] leben würde, welches zwar alte, doch dicke Mauern hätte, und wo Oekonomie ihre einzige Beſchäftigung ſein würde. Haſt du nichts davon gehört?

---

[1] Conz aus Württemberg. Körner an Schiller II. 325.

[2] Waltershauſen.

In allen Zeitungen lieſt man von dem Aufſtand, der bei euch geweſen iſt, und du ſchreibſt nicht eine Silbe davon. War's denn wirklich ſo arg? Im Moniteur ſteht auch davon. Aus welchem Grund ſie's da hineingeſetzt haben, wird mir ſchwer zu begreifen.

Kunze reiſete an einem Tag mit Fiſchenich ab, und wir zählten die Stunden, wenn er ankommen müßte; aber er war kaum ein Paar Meilen von Leipzig weggeritten, ſo kam ein heftiger Sturm, der ſein Pferd ſcheu machte und ihn abzuſteigen zwang. Es war wild und wollte ſich nicht führen laſſen; er verſuchte es, wieder aufzuſitzen und da gab ihm das Pferd einen ſo gewaltigen Schlag ans Bein, daß er ſeine Reiſe nicht fortſetzen konnte und in einem Wagen nach Leipzig zurückkehren mußte. Die Kur hielt ihn einige Wochen auf, und dann wagte er's aufs Neue, die Reiſe zu uns zu machen, aber nicht zu Pferde.

Dresden, den 21. September 1792.

Wüßte ich auch nicht, wie lieb du mir biſt, ſo würde ich's heute gefühlt haben, wie ich deinen lieben Brief erhielt. Er hat mir recht innige Freude gemacht, dieſe mir in meiner jetzigen Lage[1] zu geben, iſt ſo leicht nicht, und wird daher der Geberin doppelten Segen bringen. Ich darf nicht klagen, ich bin ja noch reich, habe Freunde, und du, meine liebe, liebe Lotte, wirſt mir ewig treu bleiben.

Herzliche Grüße meinem Schiller, deiner geliebten Schweſter und dem braven Fiſchenich; auch ihm werde ich ſchreiben, wenn ich heiterer geſtimmt bin. Die Trennung von ihm wird Euch viel koſten; auch mir iſt's, als ob ich mehr von ihm getrennt wäre, da er von Euch geht.

Von Körners viel Herzliches.

Ich theile Eure Freuden, die Euch die Gegenwart ſo lieber

---

[1] Nachdem ſich das Verhältniß zu Huber aufgelöſt hatte. (Körner II. 329.) Genaue Auskunft über Hubers (ſeit 1788 ſächſiſcher Legationsſekretär in Mainz) Liebſchaft mit Forſters Frau gibt Klein, G. Forſter in Mainz. 1863. S. 121 ff.

Verwandten[1] gibt; genieße ſie recht rein und unvermiſcht, und laß mich hoffen, daß du oft und gern meiner denkſt.

Dora.

Weißt du nun mein Geheimniß?[2]

Dresden, den 16. October 1792.

Ach, wann wird mein Geiſt wieder frei von der Bürde ſein, die ihn jetzt niederdrückt? Ich bin bei Allem nur mit halber Seele; die Freude ſtreift nur an mir vorüber und erleuchtet nur auf Augenblicke das Dunkle und Trübe in mir. Glaube nicht, theure Lotte, daß ich unthätig gegen dieſe unſelige Stimmung bin; nein, ich biete alle meine Kräfte auf; aber ich finde denn doch am Ende, daß ich nicht weiter bin, als daß ich mich auf einige Zeit betäubt habe; mein Uebel kommt wieder und ich beginne den Kampf von Neuem. Ob ich auch ſiegen werde? — Ich will es, und ſo wird mir's ja doch auch gelingen!

Nun vor allen Dingen von Adlerskron.[3] Ich bin bisher nicht müßig geweſen, aber leider war mein Bemühen fruchtlos. Mit der Herzogin iſt vor der Hand nichts zu machen, da der Herzog in ſo übler Laune wegen der mißlungenen Geſchichten in Polen iſt. Die Kaiſerin kann's ihm nicht verzeihen, daß er ſich an den König von Polen eher als an ſie gewendet und drückt ihn auf eine unerhörte Weiſe, und ſie würde es ihm ſehr übel auslegen, daß er einen Menſchen anſtellte, der aus ihren Dienſten weggegangen iſt. Den Herzog dahin zu bringen, daß er trotz dieſes Umſtandes ihn anſtellte, halte ich für ein unmögliches Beginnen.

Die Herzogin kommt (welches aber noch Geheimniß bleiben muß) das Frühjahr heraus nach Deutſchland; gelingt es uns dann, daß ſie ſich durch perſönliche Bekanntſchaft für ihn intereſſirt, ſo wird ſie leicht Mittel und Wege finden, ihn anzuſtellen. In dem jetzigen Zeitpunkt kann und mag ſie keine Gefälligkeit vom Herzog erbitten; aber freilich wird's den Adlerskron auch lang dünken, wenn er bis zum Frühjahr auf etwas Ungewiſſes warten ſoll. Wegen einer Hofmeiſterſtelle habe ich mir auch Mühe gegeben; aber, lieber Gott, hier Jemanden als Hofmeiſter anzubringen, der eines guten Schickſals werth iſt, würde grauſam ſein. Hier ſind ſie nicht viel mehr als vornehme Bedienten. Vor einem halben Jahr hat Parthey[1] zwei nach Kurland ſchaffen müſſen, die mit ihren Zöglingen auf Reiſen gehen ſollten — wer dies doch gewußt hätte! Indeſſen hat er mir verſprochen, daß er nicht müßig ſein will, und wenn er was hört, wird er mir's berichten. Auch werden ein Paar Kurländer den Winter hier zubringen; vielleicht iſt dann durch dieſe etwas zu machen.

---

[1] Schillers Mutter und Schweſter.

[2] Körners Bild.

[3] Körner an Schiller II. 353. Es handelte ſich um eine Stelle für ihn, in irgend einem ruſſiſchen Hauſe.

Die Nachricht von der Reck ihrer Heirath iſt ganz ungegründet. Ich begreife nicht, wie das Gerücht entſtehen konnte, da ſie jetzt gar kein Attachement hat, was zu dergleichen Vermuthungen Anlaß geben konnte.

Ich denke eurer jetzt immer mit innigem Behagen, weil ich euch ſo glücklich in dem Zirkel eurer Lieben weiß.

Du haſt mir Schillers Mutter und Schweſter ſo intereſſant geſchildert, daß ich ſie wohl hätte ſehen mögen. Nun reiſet ſie wohl bald ab? Ich möchte, daß ſie gern länger bei euch bliebe; ſie würde euch die Trennung von Fiſchenich erleichtern, an dem Ihr doch viel verloren habt.

Sage meinem lieben, theuern Schiller recht viel Herzliches in meinem Namen, daß er ſich das Bild von mir ſo viel Freude machen ließ; er hat mich zehnfach belohnt! Seine Freude hat meinen Muth belebt; ich glaubte doch wieder, daß ich zu etwas nütze in der Welt wäre; ach, bis jetzt war ich ſehr kleinmüthig!

Bald werde ich wieder einen recht ſchönen Kunſtgenuß haben.

---

[1] Damals Hofmeiſter bei der Fürſtin Lieven.

Louiſe (mit einem Blick zum Himmel.) Das noch! das auch noch! — — Im Thurm? Und warum im Thurm?

Wurm. Auf Befehl des Herzogs.

Louiſe. Des Herzogs?

Wurm. Der die Verletzung der Majeſtät in der Perſon ſeines Stellvertreters —

Louiſe. Was? Was? O ewige Allmacht!

Wurm. Auffallend zu ahnen beſchloſſen hat.

Louiſe. Das war noch übrig! Das! — freilich, freilich, mein Herz hatte noch außer dem Major etwas theures — Das durfte nicht übergangen werden — Verletzung der Majeſtät — Himmliſche Vorſicht! Rette! o rette meinen ſinkenden Glauben! — und Ferdinand?

Wurm. Wählt Lady Milford, oder Fluch und Enterbung!

Louiſe. Entſetzliche Freiheit! — und doch — doch iſt er glücklicher. Er hat keinen Vater zu verlieren. Zwar keinen *haben* iſt Verdammniß genug! — Mein Vater auf Verletzung der Majeſtät — mein Geliebter die Lady oder Fluch und Enterbung — Wahrlich bewundernswerth! Eine vollkommene Büberei iſt auch eine Vollkommenheit — Vollkommenheit? Nein! dazu fehlte noch etwas — — Wo iſt meine Mutter?

Wurm. Im Spinnhaus.

Louiſe (mit ſchmerzvollem Lächeln.) Jetzt iſt es völlig! — völlig, und jetzt wär ich ja *frei* — Abgeſchält von allen Pflichten — und Thränen — und Freuden. Abgeſchält von der Vorſicht. Ich brauch ſie ja nicht mehr — (ſchreck-

Ramberg iſt von Italien zurück[1] und wird in acht Tagen hier ſein. Ich brenne vor Begierde ihn zu ſehen, ob wohl Italien dieſen großen Mann noch größer machen kann? Wenn du ihn doch ſaheſt, meine liebe Lotte, welche Freude würde er dir machen, dir, die du die Kunſt ſo liebſt!

Deiner geliebten Schweſter ſage recht viel Herzliches von mir; mache ſie mit mir bekannt und laß mich hoffen, daß ſie mich lieben wird, wenn ſie mich kennt. Oft träume ich mich in euren traulichen Zirkel, ſehe dich, meine treue Lotte, mit deinem freundlichen Geſicht, fühle deine Liebe — und da iſt mir dann, als ob's recht hübſch in der Welt wäre.

Adlerskron iſt wohl ein angenommener Name? Ich fragte Königsfeld, ob's ſo eine Familie gäbe, der verſicherte aber, daß es ſeines Wiſſens nie eine dieſes Namens gegeben hätte.

Dresden, den 7. December 1792.

Ich weiß, es wird meiner theuren Lotte Freude machen zu hören, daß ich wieder ruhiger und heiterer bin. Ich bin wie aus einem ſchweren Traum erwacht, und manches liegt weiter hinter mir, als ich noch vor Kurzem hoffen konnte. Ach, man vermag doch wirklich viel, wenn man nur ernſtlich will!

Wir rechnen jetzt ſtündlich auf die Freude, Geßlern wieder zu ſehen. Ich weiß nicht, ob Körner an Schiller geſchrieben hat, daß er einige Monate in Petersburg war. Es ſollte anfangs ein Geheimniß ſein; da er aber in Petersburg ſich hat unter Menſchen ſehen laſſen, ſo konnte es nicht wohl verſchwiegen bleiben, und hier weiß es nun jedermann. Er hat ſich bei ſeiner Rückreiſe einige Zeit in Königsberg aufgehalten und wird nun von Kant viel zu erzählen haben. Schon vor vier Wochen hatten wir einen Brief von Königsberg von ihm, der uns ſeine Ankunft verkündete, und noch iſt er nicht da; uns wird nun im Ernſt bange um ihn. — Was haſt du vor Nachrichten von unſerm Fiſchenich?

---

[1] Aus Hannover; ſchon im Winter 1791 mit der Körner'ſchen Familie befreundet. Körner an Schiller II. 227.

Es freut mich, daß du auch ſo eine eifrige Politikerin biſt. Ich wollte, ich wäre es nicht! Ich habe ſo manchen Verdruß und Aerger davon, wenn mir's die Leute nicht ſo machen, wie ich's haben will. Alle Zeitungen, die nur exiſtiren, werden von mir geleſen, und ich opfere ihnen manche ſchöne Stunde auf.

Ich kann nicht rühmen, daß ich bisher fleißig war und viel gemalt hätte; außer der Königsfeld ihrem Porträt iſt kein Kunſtwerk von mir gefertigt worden. Ich habe jetzt dem Zingg[1] eine wunderſchöne Weſte geſtickt, wofür ich königlich von ihm belohnt worden bin, denn er hat mir eine von ſeinen ſchönſten Landſchaften dafür geſchenkt. Du wirſt doch geſtehen, daß eine gewiſſe Art von Politik mir nicht fremd iſt?

Ich ſoll dich gar herzlich von Graff und Zingg grüßen, vorzüglich von dem Letzteren. Du haſt dich dem alten Schatz unvergeßlich gemacht.

Deinem Schiller tauſend Grüße von mir.

Dora.

Geßler iſt angekommen und läßt ſchön grüßen. Er hat uns recht ſchöne Sachen von unſerer Herzogin mitgebracht!

Dresden, den 21. Jenner 1793.

Ich ſehne mich diesmal mehr denn jemals nach dem Frühjahr; mir iſt, als würde mir dann erſt völlig wohl ſein, wenn ich ſo Alles grünen und blühen ſehen werde. Sonſt beſchäftige ich mich den Winter viel mit Malen, und dieſes Jahr habe ich faſt nichts gemalt, es fehlte mir an Muth; ich bildete mir ein, daß mir's nicht gelingen würde, und ich machte daher lauter Arbeiten, wo meine Hände nur zu thun hatten, und mein Geiſt ſchweifte indeſſen auf eine wenig erfreuende Art herum. Meine Stickerei iſt nun bald fertig, und dann ſoll mir das Malen um deſto beſſer ſchmecken.

---

[1] Aus St. Gallen, geb. 1734, geſt. 1816, Schüler von Wille, ſeit 1766 Profeſſor der Kupferſtechkunſt an der Akademie, galt als der größte Landſchaftszeichner. Dora hatte 1792 bei ihm Unterricht im Zeichnen; eine unter ſeiner Leitung entſtandene Zeichnung beſitzt Frau von Gleichen.

Gesler iſt in Freiberg und iſt vor Kurzem auch in Leipzig geweſen; er brachte eine ſehr ſchöne Zeichnung von Ramberg mit, die er, ſo lange er noch in Freiberg bleibt, in unſer Zimmer gehängt hat. Oft habe ich ſchon gewünſcht, daß du ſie ſehen möchteſt, weil ich weiß, welchen Genuß es dir, meine liebe liebe Lotte, machen würde. Es iſt der Prater in Wien und ſchildert die dortigen Menſchen trefflich. Du ſollteſt die Bewegung, das Treiben, das Leben ſehen! um — zu eſſen. Ein Geiſt beſeelt ſie Alle — ſich den Magen zu füllen. Es iſt eine Freude, ſo was zu ſehen.

Ramberg macht auch die Zeichnungen zum Wieland; er hat ſchon viele fertig, und ſie ſollen nach Geslers Urtheil meiſterhaft werden. Wenn ihn nur auch der Kupferſtecher faßt, ſonſt kann doch etwas von ſeinem Geiſte verloren gehen.

Ich bin ſehr bekümmert um meine liebe Herzogin; ſie iſt ernſtlich krank geweſen und iſt noch krank an Nervenzufällen. Sie war ſchon unpaß, als der Tumult ausbrach, den du wahrſcheinlich in den Zeitungen geleſen haſt. Der Schreck und der Kummer über dieſe Vorfälle machten ſie noch kränker. Ihr Körper iſt ſo zart, daß jede Erſchütterung ihr ſchädlich werden muß. Ich harre jetzt immer recht ängſtlich auf die Poſttage, die mir Briefe bringen.

Nun fällt mir gleich etwas ein, was mir Körner aufgetragen hat dich zu bitten, du ſollſt Schiller erinnern, daß er das Pezoldiſche Manuſcript[1] wieder zurückſchickt. Körner hat Schiller ſchon darum geſchrieben, aber dieſer hat's wahrſcheinlich vergeſſen.

Den 4. Februar.

Körner konnte nicht eher ſchreiben, und daher ließ ich meinen Brief ſo lange liegen.

Der Tod des unglücklichen Ludwig macht hier viel Senſation; ich habe geweint wie ein Kind. Sein Tod war kein nothwendiges Uebel mehr, und er fiel als ein Opfer einer pöbelhaften und kindiſchen Rache. Pfui der abſcheulichen Menſchen!

---

[1] Ueber den Magnetismus.

Dresden, den 18. März 1793

Schillers Stillſchweigen ängſtiget uns, und auch du, liebe Lotte, ſchreibſt nicht? Wir fürchten, daß Schiller unpaß ſein könnte,[1] und ſehen einem Poſttag nach dem andern mit Verlangen entgegen, der uns Nachrichten von Euch, theure Freunde, bringen könnte. Vielleicht kommt morgen ein Brief, der alle unſere Sorgen hebt!

Ich ſehne mich recht darnach, etwas von dir zu hören, wie ſich Huber bei euch benommen; ſchreibe mir ja alles, denn ich kann jetzt von ihm ſprechen hören, ohne daß mein Herz dabei leidet; bald wird die Geſchichte wie eine fremde ſein. Er ſelbſt trägt am meiſten zu meiner Kur bei. Großer Gott! wer hätte glauben ſollen, daß ich ihn einſt verachten müßte! Leider muß ich es! Ein Aufſatz, von ſeiner eigenen Hand an ſeine Eltern geſchrieben, der die Geſchichte ſeiner Liebe enthält, hat dies bewirkt. Ich glaubte viel Sophiſterei in dieſem Aufſatz zu finden, eine Zuſammenſtellung der Umſtände, die ihr beiderſeitiges Betragen nur einigermaßen entſchuldigen ließe, oder doch verzeihlich machte — nichts von allem dieſem, platte Deklamationen von der Allgewalt der Liebe, „die ihre Herzen auf ewig an einander geknüpft hätte,“ Beſchreibungen von ihrem Werth, „und wie ſie die Achtung und Liebe der ganzen Welt verdiente. Erſt hätten ſie auf Forſters Tod warten wollen (wie edel!), aber die für ſie ſo glücklichen Ereigniſſe in Mainz machten jetzt ſchon ihre Verbindung möglich.“

Nun glaubte ich, würde wenigſtens ein Mäntelchen kommen, welches ihr ſchlechtes Betragen gegen ihren Mann verhüllte. Die ganze Entſchuldigung war die, „daß ſie für ihren Mann nur Freundſchaft habe fühlen können, weil ihr ganzes Herz nur Hubern gehöre, und ihr Mann bedürfe Liebe, alſo würde ihn ihre Trennung von ihm eher glücklich machen.“

Und nun kam eine Stelle, die mir meine Ruhe auf ewig geſichert hat und mir bewies, daß ich nichts an ihm verloren habe;

---

[1] So war es. Schiller an Körner III, 90.

er ſagt, daß ſeine Liebe zu ihr ſchon drei Jahr dauert![1] — Großer Gott, iſt es möglich, daß man ein ſo verdorbenes Herz haben kann? Welche Briefe hat er mir nicht in dieſer Zeit geſchrieben! Er konnte die meinigen leſen, ohne nur einmal gerührt oder erſchüttert zu werden, daß er den Entſchluß gefaßt hätte, wahr gegen eine Perſon zu ſeyn, die ihn ſo viele Jahre gränzenlos liebte mit Aufopferung jedes Glücks, das ſich ihr darbot? — Nein, ich habe nichts verloren; was wäre der Mann nicht alles fähig geweſen, der drei Jahre vorſätzliche Heuchelei und Verſtellung gegen Freund und Geliebte durchführte, trotzdem, daß ſich ihm Gelegenheiten zeigten, wahr zu ſeyn! Er durfte nur offen gegen Kunzen[2] ſein, wie dieſer bei ihm war, wenn's ihm gegen uns zu ſchwer wurde.

Schließlich ſagt er noch, daß nichts ihn von dem „Entſchluß, ſie zu heirathen, abbringen würde, ſelbſt der Zorn ſeiner Eltern nicht, denn er müßte als Mann und Vater handeln."

Vergieb, liebe Lotte, daß ich dich mit dieſer Geſchichte unterhalte, die dich empören muß; aber mir war's Bedürfniß, mich darüber auszureden, und ſie dann in ewige Vergeſſenheit zu begraben. Man erwartet ihn hier; ich werde, während daß er hier iſt, eine Gefangene ſein, denn ſehen möchte ich ihn doch nicht gerne.

Meine liebe Herzogin iſt den 11. März abgereiſet; ſie kommt nach Dresden, um mich abzuholen, daß ich ſie nach Karlsbad begleite. Ich wünſchte, daß ſie ſich einen andern Ort erwählt hätte; ich liebe das Karlsbad nicht. Ja, wenn ich dich, meine liebe Lotte, dort ſehen könnte, dann ſollte mir Karlsbad wohl auch gefallen. Die liebe Herzogin macht mir's diesmal gar nicht recht nach meinem Sinn. Wie hätte ich mich freuen wollen, wenn ſie diesmal nach Weimar gereiſet wäre; dann hätte ich doppelten Genuß gehabt, und auch dir würde es Freude gemacht haben, das liebenswürdige Weib zu ſehen und zu ſprechen. Ich gebe noch nicht alle Hoffnung auf, es wird Alles darauf ankommen, wie lange ſie ſich in Deutſchland aufhält.

---

[1] Klein hat alſo recht gerathen. A. a. O. S. 120.

[2] Den Schiller gern mit Dora verheirathet geſehen hätte. An Körner III. 92. Er ſcheint mit Forſter im Jahr 1791 über ſeine Braut geſprochen zu haben. Ebend. S. 97.

Jetzt iſt Ausſtellung hier; aber außer den Gemälden von Graff, den Landſchaften von Zingg und ſeinen Schülern, einigen ſehr ſchönen Zeichnungen von Seidelmann, und daß ich's nicht vergeſſe, einem ſehr ſchönen Gemälde von Vogel, iſt wenig da, was ſich über die Mittelmäßigkeit erhöbe. Das Auge ermüdet recht, wenn man ſo viel elendes Zeit ſehen muß. Es iſt unbegreiflich, daß es hier noch ſo viele Stümper gibt, bei dem Reichthum von Kunſtwerken, den wir hier beſitzen. Wenigſtens ſollten doch die Menſchen ſehen lernen und dadurch ſo viel Gefühl bekommen, daß ſie nichts Schlechtes ausſtellten; wenn ſie gleich nicht ſo viel Kräfte hätten, etwas Gutes hervorzubringen, ſo ſollten ſie doch wenigſtens mit etwas Schlechtem nicht ſo zufrieden ſein. Das überzeugt mich immer mehr und mehr, daß das Talent muß angeboren ſein, und daß der größeſte Fleiß, der vertrauteſte Umgang mit Allem, was die Kunſt Vortreffliches hat, allenfalls einen Maler, aber nie einen Künſtler hervorbringen wird, weil er das wahre Schöne im Kunſtwerke nicht fühlen kann, wenn ihn nicht ein innerer Sinn darauf hindeutet. Ach, mein Gott, beinahe hätte ich eine ernſthafte Abhandlung über die Kunſt geſchrieben!

Körner grüßt herzlich. Deiner geliebten Schweſter ſage recht viel von mir. Ach wenn ich ſie doch auch einmal ſehen ſollte; vielleicht zu Ende Sommer!

Hat euch Körner noch nichts von unſerm allerliebſten Plane geſchrieben?[1]

Dresden, den 23. September 1798.

Wie werden ſich Humboldts über Karls Geburt freuen! Sie ſind in Seifersdorf bei der Brühlen, und ich kann kaum erwarten, bis ſie zurückkommen, um meine Freude mit ihnen zu theilen.

---

[1] Nach Jena zu kommen. Körner an Schiller III. 92.

Humboldts haben uns viele frohe Stunden gemacht; vorzüglich er, denn ſie genießt man weniger, weil ſie nur für ihre Kinder exiſtirt. Ihn finde ich ſehr liebenswürdig; er hat viel frohe Laune und einen ſo angenehmen Verſtand, der Andere nicht drückt und incommodirt, ſondern nur Freude macht. Morgen gehen ſie nach Freiberg, wo Geßler ihnen die unterirdiſchen Herrlichkeiten zeigen wird. Präſident Kalbs waren auch hier, und ihre Poſſierlichkeiten würden uns vielen Spaß gemacht haben, wäre meine Schweſter nicht ſo krank geweſen.

Viele Grüße an deine vortreffliche Schweſter von uns Allen!

Dresden, den 14. Februar 1794.

Ein Grund mehr, der euch zur Abreiſe [1] antreiben ſollte, iſt, daß Humboldts jetzt in Jena ſind und einige Zeit noch da bleiben werden. Mich dünkt, daß ſein Umgang für Schiller recht wohlthätig ſein müßte; denn ich kenne Niemand, der die Gabe, durch leichten und fröhlichen Witz zu erfreuen, in höherem Grade beſäße, wie er. Wenn er eine Zeitlang mit Körner über wichtige und ernſthafte Gegenſtände ſich unterhalten hatte, kehrte er zu der leichten Unterhaltung mit uns Weibern zurück und ſchien bei dieſer, wie bei jener, mit ganzer Seele zu ſein.

Vor der Mitte des Sommers werden wir wohl ſchwerlich zu euch reiſen können, aber wir werden nun doch öfter von euch hören, und wir werden daher einen guten Theil Sorgen weniger haben.

Das was du mir von Schillers Bild [2] ſchreibſt, macht mich ſehr begierig es zu ſehen; aber es wäre auch recht hübſch von dir geweſen, wenn du mir geſchrieben hätteſt, wie die Künſtlerin hieße, wo ſie ſich aufhielte und ob das Bild Oel oder Paſtell wäre ꝛc. Hat ſie vielleicht vor ihrer Verheirathung Bader geheißen, dann habe ich von ihr gehört und auch eine Zeichnung von ihr geſehen, die mir eine große Idee von ihrem Talent gegeben hat.

---

[1] Von Württemberg.

[2] Von Frau Simanowicz, geb. Reichenbach, das ſchöne Oelbild.

Das Theater hat mir wenig Vergnügen gemacht; du haſt keine Idee, welche elende Stücke gegeben wurden, und doch war das Haus immer voll. Ein Publikum, das mit ſo elender Speiſe vorlieb nehmen kann, verdient nicht, daß man ihm etwas Beſſeres vorſetze. Mir iſt's ein Räthſel, wie die Schauſpielkunſt ſo zurück bleiben kann, da in unſern Zeiten doch Alles nach Vervollkommnung und Veredelung ſtrebt.

Die Herzogin war zwölf Tage hier, und ich habe manche ſchöne Stunde durch ſie und mit ihr genoſſen. Sie wollte mich mit nach Sagan haben, aber ich konnte es nicht über mich gewinnen, ihr ein Opfer meiner hier gewiſſen Freuden zu bringen, um dort ebenſo gewiß Langeweile im hohen Grad zu erfahren. Sieh, ſo egoiſtiſch bin ich geworden! Sagan iſt ein trauriger Ort, der eine erbärmliche Lage hat, und die Menſchen ſind wie ihre Gegend, traurig, trocken und langweilig. Adieu!

Dora.

Dresden, den 16. März 1796.

Vor Weihnachten hatte ich Schillers Bild[1] angefangen und beinahe geendigt, aber die traurige Stimmung, in die ich verſetzt wurde,[2] machte mich lange zu aller Arbeit unfähig. Jetzt habe ich's geendigt, und vor vierzehn Tagen iſt's ſchon von hier abgegangen. Ich fürchte ſehr, daß es unterwegs leiden wird. Begierig bin ich, ob du zufrieden damit ſein wirſt. Schiller hat ſich viel geändert, ſeit Graff[3] dieſes Bild malte, und ganz frappant hielt ich's nie. Mein Bild würde noch etwas beſſer ausſehen, wenn das Glas nicht ſo abſcheulich wäre. Von der Größe konnte ich gar kein gutes bekommen, und ein beſſeres, das ich ſchon hatte, zerſprang beim Einlegen.

---

[1] Nach Graffs Bilde, das in Dresden gemalt wurde, als Schiller ſich 1785 dort aufhielt, und ſpäter vollendet wurde. Das Original kam aus dem Beſitz der Körner'ſchen Familie in die Hände des Hofraths Förſter in Berlin. Doras Paſtellbild beſitzt Frau von Gleichen.

[2] Durch den Tod einer gemeinſchaftlichen Freundin, Frau Hartwig.

[3] Aus Winterthur, geb. 1736, geſt. 1813, Hofmaler. Die Porträts mit Silberſtift ausgeführt (Band I.) hatte beſonders er beliebt gemacht.

Körner trägt ſich mit einem Plane nach Jena zu reiſen. Wenn er zu Stande kommt, werde ich ſehr glücklich ſein, dich meine geliebte Lotte wieder zu ſehen. Du lebſt jetzt gewiß recht angenehm, da du die Humboldts bei dir haſt. Grüße ſie beide herzlich von mir; ſo auch die Hufeland, der ich von ganzer Seele gut bin.

Leb wohl, liebe treue Lolle; küſſe deinen Mann und deinen Karl von

Deiner

dich herzlich liebenden

Dora.

Leſchwitz, den 26. Auguſt (1796).

Ich beſchäftige mich jetzt mehr denn jemals mit der Kunſt; ich male fleißig nach der Natur, und verſchiedene Köpfe ſind mir recht ſehr gelungen. Das macht mich denn ſo zufrieden, ſo glücklich, daß ich noch zu was nütze bin, und gibt mir immer neuen Eifer zu größeren Fortſchritten.

Auch meine Schweſter zeichnet und radirt jetzt viel, und ich habe dich ſchon unzähligemal zu uns gewünſcht, daß wir gemeinſchaftlich die Freude genießen könnten, die die Kunſt denen gibt, die ſie ſo lieben wie wir drei.

Wärſt du nur hier, wie hätteſt du dein Talent ausbilden können, das nur wenig Hülfe bedurfte, um zur Reife zu kommen!

Zingg ſehen wir ſeit einem Jahr gar nicht mehr. Er war beleidigt worden, weil wir ihn nicht zu einer Gaſterei gebeten hatten. Wir merktens nicht und fanden es ſonderbar, daß er mit keinem Schritt zu uns kam. Erſt vor Kurzem haben wir die Urſache ſeines Schmollens erfahren und ſie zu läppiſch gefunden, als daß wir ängſtlich eine Verſöhnung ſuchen ſollten.

Graff, der dich grüßen läßt, iſt geſund und munter und arbeitet ſehr fleißig. Er hat jetzt nach Rußland die Nacht von Correggio copirt und ſo meiſterhaft, daß alle Copien, die vorher von andern Künſtlern gemacht worden ſind, dagegen nicht aufkommen können.

Nun wirſt du bald die Freude haben die Humboldts wieder zu ſehen, ſie kommt doch nach Jena zurück! Es muß dir viel gefehlt haben, ſeit ſie weg iſt, da du ſo an ihren Umgang gewöhnt biſt.

D.

Deinen Mann küſſe recht herzlich in meinem Namen. Wir freuen uns wie die Kinder auf ſeinen Almanach!

Loſchwitz, den 2. Mai (1797).

Hier in dieſer friedlichen Stille fühle ich mich ſo heiter und froh geſtimmt, wie man es ſein muß, wenn man an die Freundin ſchreiben will, die man ſo liebt, wie ich dich liebe.

Du haſt unterdeſſen viel Angſt und Sorge wegen deines Ernſts gehabt.[1] Gottlob es iſt vorüber, und du kannſt dich ſeiner deſto ſichrer freuen. Die armen Körner's hatten vor vierzehn Tagen auch einen großen Schreck mit Karl, der ohne eine ſichtliche Urſache im Comödienhauſe, wie ihn die Mutter eben auf dem Schooß hatte, Convulſionen bekam. Den Schreck und den Jammer kannſt du dir denken! Er iſt wieder ganz geſund, und wir vermuthen, daß Zähne eingetreten ſind, die dieſen Zufall veranlaßten. Aber die arme Mutter kann ſich doch von ihren Sorgen noch nicht erholen und fürchtet immer, das Uebel möchte wieder kommen.

Der Kauf eures Gartens freut mich um Schillers willen doppelt, denn nun wird er ſich doch wieder mit der freien Luft ausſöhnen, ſie genießen und beide geſunder ſein. Nur muß er euch von eurer Reiſe hieher nicht abhalten, welches ich im Stillen fürchte, ſonſt ginge uns eine große Freude verloren, auf die wir ſo feſt rechnen. Im Herbſt iſt Geßler auch wieder zurück,[2] und wir werden manchen ſchönen Kunſtgenuß durch ihn haben; denn er beobachtet richtig, fühlt fein und hat die große Gabe, ſich andern verſtändlich liches Stillſchweigen.) Haben Sie vielleicht noch eine Zeitung? Reden Sie immerhin. Jetzt kann ich alles hören.

---

[1] I. 242.

[2] Von Italien.

Wurm. Was geſchehen iſt, wiſſen Sie.

Louiſe. Alſo nicht, was noch kommen wird? (wiederum Pauſe, worinn ſie den Sekretär von oben bis unten anſieht.) Armer Menſch! Du treibſt ein trauriges Handwerk, wobey du unmöglich ſelig werden kannſt. Unglückliche machen iſt ſchon ſchrecklich genug, aber gräßlich iſt's, es ihnen verkündigen — Ihn vorzuſingen den Eulengeſang, dabey zu ſteh'n, wenn das blutende Herz am eiſernen Schaft der Nothwendigkeit zittert, und Chriſten an Gott zweifeln. — Der Himmel bewahre mich! und würde dir jeder Angſttropfe, den du fallen ſiehſt, mit einer Tonne Goldes aufgewogen — ich möchte nicht du ſeyn — — Was kann noch geſchehen?

Wurm. Ich weiß nicht.

Louiſe. Sie wollen es nicht wiſſen? — Dieſe lichtſcheue Botſchaft fürchtet das Geräuſch der Worte, aber in der Grabſtille Ihres Geſichts zeigt ſich mir das Geſpenſt — Was iſt noch übrig — Sie ſagten vorhin, der Herzog wolle es auffallend ahnden? Was nennen Sie auffallend?

Wurm. Fragen Sie nichts mehr.

Louiſe. Höre, Menſch! Du giengſt beym Henker zur Schule. Wie verſtündeſt du ſonſt, das Eiſen erſt langſambedächtlich an den knirſchenden Gelenken hinaufzuführen, und das zuckende Herz mit dem Streich der Erbarmung zu necken? — Welches Schickſal wartet auf meinen Vater?

und faßlich zu machen. Er bringt eine Menge Gypsköpfe mit, auf die ich mich ſehr freue.

Was ſagſt du liebe Lolo dazu, daß ich jetzt auf der Gallerie male? Der Entſchluß hat mich viel gekoſtet, aber ich ahnte viel Erfreuliches davon und arbeite ſehr an mir, daß ich feſt dabei bleibe. Es iſt ein ganz eigenes Gefühl, um ſich und neben ſich vollendete Meiſterwerke der Alten zu haben, zu ſehen, in welchem begeiſterten Fluge ſie's auf die Leinwand hinzauberten — und mit aller Mühe doch nur nachzukriechen. Dieß Gefühl ſoll mich aber doch nicht muthlos machen; ich will meinen Weg fortgehen. Den erſten Morgen, wie ich da malte, war mir ſonderbar zu Muthe; ich war ganz allein im italieniſchen Saal, und die Stille war ſo groß, daß ich meinen Athemzug hören konnte. Ich ſchauerte einigemal unwillkürlich zuſammen, und mir war, als müßten mir die Geiſter der großen Männer erſcheinen. Dieſe fremde und heilige Stimmung in der ich war, wurde mir nicht lange gelaſſen, denn ich wurde, ſowie Menſchen kamen, ein Gegenſtand der Neugierde, und wenn ich was Gutes male, wird's ein Wunder ſein! denn ohne Aufhören drängen ſich Menſchen um meinen Stuhl herum und ſehen, nicht das Bild welches ich male, noch das Original, nein, mich, mich ſehen ſie an! O es iſt kaum auszuhalten! Welchen albernen Fragen bin ich ausgeſetzt! welche dumme Geſpräche muß ich hören! Nimm noch dazu, daß ich äußerſt furchtſam bin, und gar nichts Gutes machen kann, wenn man nur zuſieht, ſo wirſt du's begreifen können, wenn ich dir ſage, daß ich die erſten Tage Fieber hatte, wie ich nach Hauſe kam. Doch bleibe ich ſtandhaft, doch will ich mich nicht abwendig machen laſſen, will dieſe harten Proben aushalten, um was zu lernen. Jetzt wächst auch mein Muth, da ich auf gutem Wege bin und mir ein Paar große Künſtler geſagt haben, daß ſie mit meiner Arbeit zufrieden ſind. Ich copire die beiden Engel aus dem großen Raphaelſchen Bilde, die in göttlicher Eingebung gemalt zu ſein ſcheinen, und ich bin entzückt, wenn mir ein Zug gelingt. Der eine iſt beinahe ſchon fertig und läßt mich froh auf den andern hinblicken, den ich nun mit weniger Angſt und mehr Freude copiren werde. Auf der Gallerie habe ich die Bekanntſchaft von drei Künſtlern gemacht, die alle drei in ihrer Art vortrefflich ſind. Der eine, Greſſi, den du vielleicht dem Namen nach kennſt,[1] malt in Oel und en miniature, Beides unnachahmlich ſchön. Aber man wird ſeine Kunſt nicht ſo allgemein kennen lernen, da er für einen Kopf in Oel 100 und klein 50 Dukaten nimmt. Das müſſen ſchon reiche Leute ſein, die ſo viel an ihr Geſicht wenden können. Der zweite, ein Portugieſe,[2] iſt Hiſtorienmaler, und iſt ebenſo groß. Auf der Gallerie zeichnet er blos die vorzüglichſten Bilder mit einem Geiſt, Schönheit, Richtigkeit und Schnelligkeit, die unbegreiflich iſt, und zwar nur auf Papier mit ſchwarzer Kreide. Der dritte heißt Schönberger,[3] iſt Landſchaftmaler und ſteht hinter den beiden andern nicht zurück. Es macht mir große Freude ihm zuweilen zuzuſehen, mit welcher Schönheit und Schnelligkeit er ſeine Landſchaften entſtehen läßt. Dieſer Genuß muß mich für die mancherlei Leiden, die mir das Malen auf der Gallerie gibt, ſchadlos halten.

Noch iſt eine Dame hier, die ſehr unzufrieden mit uns ſein wird, Emilie Berlepſch.[4] Herder hatte ihr einen Brief an uns gegeben; wir baten ſie zu Tiſche, aber ſie hat uns Allen wenig gefallen. Sie hat etwas Hartes und Rauhes in ihren Urtheilen, und ſcheint ſich zu wundern, wie man andrer Meinung ſein könnte wie ſie. Uebrigens iſt ihre Unterhaltung natürlich und ungeſucht; aber mein Herz könnte mich nie zu dieſer Frau hinziehen; es fehlt ihr die zarte Weiblichkeit, die nur allein liebenswürdig macht.

[1] Ein Oeſterreicher, geb. 1768, ſeit 1800 Profeſſor an der Akademie in Dresden, deſſen Frauenbildniſſe ſehr geſchätzt wurden.

[2] Vielleicht Pereira, von dem die hieſige Univerſität eine Reihe von Tuſchzeichnungen nach antiken Gemmen aus Böttigers Nachlaß beſitzt.

[3] Aus Oeſterreich, geb. 1770, deſſen Landſchaften eine Zeitlang durch effektvolle Manier großes Aufſehen machten.

[4] Körner IV. S. 12.

Nun erwarten wir Humboldts täglich; ich freue mich recht ernſtlich ſie wieder zu ſehen. Mich dünkt ſie unternehmen aber etwas ſehr Großes mit drei Kindern nach Italien zu gehen. Für ſich kann man man manche Bequemlichkeiten entbehren, allein für die Kinder iſt's ſchwer; auch kann man ihnen ſelten begreiflich machen, warum ſie dieß und jenes entbehren müſſen.

Schlegels [1] werden nun zurück, und ſehr ſchlecht von uns erbaut ſein; denn wir haben die Dame nur ein einzigesmal geſehen. Ich kann nicht läugnen, daß ich mich vor den unangenehmen Erinnerungen fürchtete, die mir ihr Anblick geben würde. Denn ſie war Vertraute zwiſchen der Forſter [2] und Huber. Hier hat man nicht vergeſſen, daß ſie die Böhmer iſt, die auf dem Königſtein geſeſſen, [3] und wir erhielten aus einem großen Hauſe eine Warnung, nicht mit ihr umzugehen. Du kannſt dir alſo leicht denken, daß wir ihre Viſite eben nicht gern erwarteten. Sie kam, und ich fand gar nichts Vorzügliches, ſondern etwas ſehr Gewöhnliches an ihr. Vielleicht wollte ſie ſich auch nicht in ihrem Geiſtesputze zeigen, weil unſere Aufnahme ſo kalt war. Wir machten die Gegenviſite, wie ſie nicht zu Hauſe war, vermieden nachher ſie zu ſehen, und ſo iſt's geblieben. Sie werden daher ſehr aufgebracht auf uns, und überhaupt auf Dreſden ſein, wo man wenig Notiz von ihr genommen hat.

Dreſden, den 24. Februar (1798).

Goethe mit ſeinen Nudeln iſt Schuld, daß du, meine geliebte Lotte, erſt jetzt einen Brief von mir erhältſt. Die Nudelmühle ſtand wegen der großen Kälte ſtille, und ich wollte nicht gerne eher ſchreiben, als bis ich etwas mitſchicken könnte. Grüße Goethen von mir und ſage ihm, daß es mir lieb wäre, daß ſein Magen ihm Gelegenheit gegeben hätte ſich an mich zu erinnern.

---

[1] Auguſt Wilhelm hatte eben geheirathet. Körner an Schiller IV. S. 90.

[2] Die Huber nach Forſters Tod heirathete.

[3] Geborene Michaelis, ebenfalls aus Göttingen. Sie war bei der Flucht aus Mainz in Frankfurt arretiert und auf den Königſtein gebracht worden. Eine Spott-Komödie: die Klubiſten in Königſtein 1793, citiert Klein S. 350; ſie wird dort als Forſters Freundin verſpottet. Ihr Mann, Profeſſor Böhmer, ſpielte unter den Mainzer Klubiſten eine Rolle.

Jetzt fange ich an wieder aufzuleben; der harte Winter hat mich ſo niedergedrückt, daß ich für nichts Sinn hatte, wie für einen warmen Ofen. Alles ſchlief in mir, aber meine Freunde waren mir wo möglich noch lieber; ich litt für ſie mit, und dachte oft mit Rührung, was auch ſie durch den Froſt leiden würden. Du, meine liebe Lolo, warſt mir immer gegenwärtig, und es wurde mir wärmer, wenn ich dich mir wohlbehalten am Ofen dachte. Schiller hat in dieſem Winter eine große Probe für ſeine Geſundheit beſtanden; er wird mehr Zutrauen zu ihr haben und daher wirklich geſunder ſein. Wir ſehen mit großem Verlangen dem Wallenſtein entgegen, und Körnern wird es beſonders ſchwer, der Letzte zu ſein unter denen, die wahren Genuß davon haben. Körners neue Stelle[1] iſt ſehr arbeitsvoll; doch gefällt ihm die Art von Geſchäften, und er hofft, daß er nach einem Jahr mehr Muße haben ſoll. Er will recht fleißig ſein, um das nächſte Jahr nach Jena reiſen zu können.[2] Wir leben ganz in dieſer Ausſicht und leiten ſchon vieles darauf ein, als ob's ſchon wahr wäre.

Gesler wird noch einige Zeit hier bleiben und dann auf ſeine Güter gehen. Man kann den reichen Gesler nicht den glücklichen nennen; ſeit einiger Zeit fängt er an ſich den reinen Genuß am Leben zu verbittern. Er wird hypochondriſch und ängſtlich.

In dieſen Tagen iſt Dr. Weishaar, ein Schwabe, bei uns eingewandert; er kommt gerade von Paris und hatte von Humboldts Briefe an uns. Humboldts befinden ſich in Paris ſehr wohl, werden noch ein Jahr in Paris bleiben, und dann entweder nach England oder Italien gehen.

Dr. Weishaar iſt ein artiger, verſtändiger Mann, der nicht vom Freiheitsſchwindel angeſteckt zu ſein ſcheint und über die Dinge, die er geſehen, mit Ruhe und Unbefangenheit ſpricht.

---

[1] Als Geheimer Referendär. Körner IV. S. [illegible]

[2] Er kam ſchon im Frühling.

Fürſt Reuß in Berlin iſt geſtorben und hat vor ſeinem Tode ſeine Heirath mit Marianna Meyer, der Freundin von Goethe,[1] deklarirt.

Dresden, den 24. Oktober (1798).

Eine Lähmung am rechten Arm, welche mir ängſtliche Sorgen für die Zukunft machte, nöthigte mich ins Karlsbad zu gehen. Die Herzogin reiſete hin und nahm mich wie gewöhnlich mit. Aber dieſe Reiſe hat mir dießmal keine angenehme Erinnerung gelaſſen. Das leere Leben, welches man gewöhnlich im Bade führen muß, wurde durch keine angenehmen und intereſſanten Bekanntſchaften unterbrochen und verſchönert. Alles ennuyirte ſich und Alles klagte darüber, aber keins unternahms den Ton zu ändern. Indeſſen die Langeweile muß geſund ſein, denn die gänzliche Ruhe und Abſpannung meines Geiſtes wirkte ſo wohlthätig auf meinen Körper, daß ich das Gefühl recht geſund zu ſein, welches mir lange fremd war, ganz rein und unvermiſcht genoß.

Unter den mir bekannten Geſichtern, die ich dort fand, waren auch Fichtens; aber ſie hielten ſich immer ſo entfernt von dem Zirkel, in dem ich lebte; kamen nie auf die Bälle und die öffentlichen Geſellſchaften, daß mir's auch mit dem beſten Willen nicht gelingen konnte unſre Bekanntſchaft zu erneuern, die ſie von ihrer Seite ganz zu ignoriren ſchienen. Sie war nur ihres abenteuerlichen Aufzugs wegen merkwürdig; ſelbſt auf den Spaziergängen behielt ſie ihn bei, und man konnte leicht auf den ſchauerlichen, düſteren Plätzen, deren Karlsbad eine Menge darbietet, auf die Gedanken gerathen, daß ſie eine verwünſchte Prinzeſſin ſei. Immer trug ſie wie die Göttin des Ueberfluſſes ein Füllhorn von Blumen um ſich; am liebſten aber wandelte ſie im weißen Gewand mit einem Körbchen von Stroh geflochten in den Haaren; die Blumen im Körbchen waren gleichfalls von Stroh, von den bunteſten Farben und glänzten in üppiger Pracht. Wie leicht und zierlich ihr dieß ließ, wirſt du beurtheilen können, da du mit ihrem Geſicht nicht fremd biſt.

---

[1] Der ſie in den Bädern kennen gelernt hatte. Seine Briefe an ſie ſind in den Wiener Sonntagsblättern von Frankl 1846 abgedruckt. Sie war die Tochter eines jüdiſchen Kaufmanns, ſchön und verkehrte in dem Rahel'ſchen Kreiſe; nach ihrer morganatiſchen Ehe hieß ſie Frau v. Eybenberg. S. Fürſt, Henriette Herz, S. 142 (1. Ausg.).

Schlegels waren hier, wie du weißt, und haben ſich nach unſerm Wunſche entfernt von uns gehalten. Sie hatten die Gallerie in Beſitz genommen und haben mit Schelling und Gries faſt jeden Morgen da zugebracht. Sie ſchrieben auf und docirten, daß es eine Freude war. Ich kam mir oft recht armſelig vor, daß ich ſo entfernt von aller Weisheit bin, daß mir ſogar die ibrige nicht verſtändlich werden wollte. Sie ſprachen zuweilen über Kunſt mit mir, fragten mich ſo manches, welches ich aber gar nicht beantworten konnte. Ich fühle und ich male; aber ich verſtehe die Kunſtſprache nicht, und ſo bin ich ſcheu gegen die, deren höhere Weisheit mich meine Beſchränktheit fühlen läßt. Auch Fichten weihten ſie in die Geheimniſſe der Kunſt ein. Du hätteſt lachen müſſen, liebe Lotte, wenn du die Schlegels mit ihm geſehen hätteſt, wie ſie ihn herum ſchleppten und ihm ihre Ueberzeugung einſtürmten.

Haſt du, Liebe, viel im Athenäum geleſen? Ich geſtehe, daß ich nicht dahin gelangen kann die Fragmente zu verſtehen. Wenn nicht tiefer Sinn darin liegt, der mir zu faſſen vielleicht ganz unmöglich iſt, ſo kann ich nicht läugnen, daß Stellen mir platt und gemein vorkommen.

Wenn ich dich doch einmal mit deinen lieben Jungen ſehen ſollte! Karls Phyſiognomie hat einen bleibenden Eindruck auf mich gemacht, immer ſchwebt mir ſein angenehmes Lächeln, ſein ſchönes Auge und ſeine blonden Locken vor. Ich habe jetzt den Amor gemalt, er iſt mir gelungen, aber doch bleibt Karls liebes Geſicht treu in meiner Phantaſie.

Dresden, den 10. Februar (1800).

Mir iſt wohl, daß ich dich in Weimar weiß; für dein Herz und deinen Geiſt findeſt du Nahrung im Umgang deiner Schweſter und der Stein.

Die geſellſchaftlichen Verhältniſſe werden auch viel Angenehmes für dich haben; ſie werden dich zerſtreuen und zu deiner Geſundheit beitragen, denn in Jena mußteſt du viel einſam leben, weil dir wenig Wahl übrig blieb. Auch um Schillers willen iſt es uns ſehr lieb; er wird ſeine Kräfte mehr kennen lernen und Zutrauen zu ihnen faſſen.

Wir brennen vor Begierde auf ſein neues Produkt; er läßt Körner nichts davon wiſſen, und du wärſt eine recht hübſche, gute Lotte geweſen, wenn du ein Bischen gegen mich geplaudert hätteſt. Durch die Reck weiß ich (der es Böttiger geſchrieben), daß es Maria Stuart iſt und ich kann's gar nicht erwarten mehr davon zu hören. Liebe Lotte, ich beſchwöre dich, wenn du mir wieder ſchreibſt, ſei nicht ſo verſchwiegen! Du glaubſt nicht, was Körner für ein Genuß dadurch entgeht, daß Schiller ſo geizig gegen ihn iſt. Immer freut er ſich wie ein Kind auf den folgenden Poſttag, aber er erfährt darum nichts eher, und nichts mehr, als alle Welt wiſſen wird. Rede doch Schiller ein wenig ins Gewiſſen, liebe Lotte, daß er ſich bekehrt.

Sag deiner lieben Schweſter nebſt vielen Grüßen von mir, daß ich noch, nach dem was ſie geſehen, den Amor von Guido und die Magdalena von Correggio copirt habe. Das letzte iſt das ſchwerſte was ich in meinem Leben gemacht habe. In Paſtell iſt es ein ungeheures Unternehmen, und ich habe acht Wochen darüber gearbeitet. Indeſſen iſt es mir ziemlich gelungen, und ich habe über die triumphirt, die es für unmöglich hielten.

Erneure mein Andenken bei der vortrefflichen Stein.

Dresden, den 17. April 1800.

So kurz dein Briefchen auch war, meine theure Lotte, ſo hat es uns doch viele Freude gemacht, denn es gibt uns die tröſtliche Verſicherung, daß unſer guter Schiller wieder völlig beſſer iſt. Gott, welche Sorge haben wir um ihn gehabt! Muß denn der Genuß, den uns eure Liebe gibt, immer durch die Angſt um eure

Geſundheit geſtört werden? Wie lieb ſoll mir dieſer Frühling werden, denn ich hoffe, daß er jede Spur von Leiden mit wegnehme und eure Geſundheit um ſo feſter und dauerhafter werden ſoll.

Ich denke mir eure Exiſtenz ſehr angenehm in Weimar, vorzüglich für dich, die du in Jena auf freundſchaftlichen Genuß faſt Verzicht thun mußteſt.

Was macht Goethe? was treibt er? Erinnert er ſich meiner noch, ſo grüße ihn recht herzlich von mir.

Dresden, den 20. November (1801).

Deine Briefe, meine geliebte Lotte, erfreuen mich immer, und dein letzter gab mir doppelten Genuß. Ich kann nicht läugnen, daß mir der Auftrag deiner liebenswürdigen Fürſtin[1] außerordentliches Vergnügen macht, und daß ich für Niemanden lieber, als für ſie arbeiten möchte. Alle meine Kunſt müßte ſcheitern, oder es wird ſicher das Beſte, was ich gearbeitet habe, denn das Herz iſt mit dabei beſchäftigt, und die Ahnung ihr Freude zu machen wird meine Hand leiten. Dieſen Herbſt fing ich die Madonna wieder für mich an mit dem Vorſatz, daß ſie beſſer werden ſollte, als die beiden, die ich ſchon gemacht habe; nun ich die ſchöne Beſtimmung weiß, werde ich ſie mit Begeiſterung vollenden, denn ihre Zufriedenheit will ich erringen. Oft wird mir die Sehnſucht nach dir, nach deiner Schweſter recht ſchmerzlich, denn auch ſie iſt meinem Herzen recht werth geworden. Liebe, beſte Lotte, ich beſchwöre dich, beſtärke Schillern in ſeinem Vorſatz zu uns zu kommen, damit die glücklichen Zeiten wiederkehren, die mir jetzt in der Erinnerung noch ſo vielen Genuß geben.

Wir laſſen Wolzogen ungern ſcheiden; er iſt uns lieb geworden; wir gefielen einander gegenſeitig und ſo haben wir frohe Stunden mit einander verlebt.

Den Schönberg[2] haſt du mir rein verdorben, böſe Lotte! Er iſt jetzt gar widerſpenſtig, beruft ſich immer auf dich und will mich immer bei dir verklagen. Machte ich ihm das Leben leichter, ſo ſchliefe er gar ein, und manche ſeiner guten Eigenſchaften verlören ſich in ewigem Schlummer. Euch liebt er ſo ſehr als es ſeine kalte Natur vermag.

---

[1] Von Rudolſtadt.

[2] Den Schillers bei ihrer letzten Anweſenheit in Dresden 1801 kennen gelernt hatten.

Dresden, den 1. Juni (1802).

Daß wir uns dieſen Sommer nicht ſehen ſollen, thut mir wirklich weh. Unſer Beiſammenſein war zu glücklich, um nicht die Wiederholung mit Sehnſucht zu wünſchen. Das künftige Jahr hoffe ich feſt, ſoll uns zuſammen bringen!

Mit welcher Freude erwartete ich nicht den Mai um die Madonna für deine liebenswürdige Fürſtin zu beendigen. Alles war eingerichtet; mein Gerüſte aufgebauet; die göttliche Madonna herabgeſtiegen, um ſich von mir betrachten, bewundern und copiren zu laſſen. Stelle dir nun meinen Verdruß vor, wie mir Riedel den erſten Tag, da ich anfangen wollte, entgegen kam, um mir zu ſagen, daß es unmöglich ſei. Herr Büri war von Berlin angekommen, mit einem Brief von der Königin von Preußen an den Graf Markolini und an den preußiſchen Geſandten, worin ſie um eine Copie durch Büri von der Madonna bittet. Dieſem nun mußte alles nachſtehen, dieß fühlte ich wohl; allein ich glaubte mich mit Büri arrangiren zu können, allein er iſt unbeweglich wie ein Fels! Erſt zeichnete er ſie, dann malte er ſie in Sepia, und nun malt er ſie in Oel, dann wird er ſie in Wachs pouſſiren, vielleicht in Stein aushauen und zuletzt ſie in Brod und Pfefferkuchen backen! O ich war ſo ärgerlich! Mein guter Riedel ſucht indeſſen die Sache ſo gut wie möglich zu machen und erlaubt mir Sonntags, welches unerhört iſt, bei verſchloſſenen Thüren zu malen. Da ſitze ich denn in heiliger, himmliſcher Stille vor dem göttlichen Originale, und wenn dieſe Copie nicht die beſte wird, die ich jemals gemacht habe, ſo betrügt mich die Kunſt, und mein Gefühl! Langſam geht es aber auf dieſe Weiſe, und du kannſt die Fürſtin nur präpariren, daß ich ſie unter zwei Monaten vielleicht nicht fertig machen kann.

Daß du von dem lieben Fiſchenich endlich einmal wieder Briefe haſt, freut mich. Grüße ihn doch gar ſchön von mir; ich war ihm immer herzlich gut, und es freut mich, wenn's ihm wohl geht.

Liebe Lotte! Die Herzogin von Curland kommt nach Weimar; ſie wünſcht herzlich euch kennen zu lernen; erleichtere es ihr, ſo viel du kannſt, wenn's mit deiner Neigung übereinſtimmt! Ich bin überzeugt, daß dir die Herzogin gefallen wird; ſie kann überaus liebenswürdig ſein!

Wir müſſen bald zu der Tante[1] reiſen. Ach wenn wir uns doch in Leipzig ſehen könnten! Es wäre herrlich, wenn ihr auf ein Paar Tage hin kämet. Wir wohnten in einem Gaſthofe zuſammen und könnten uns da recht genießen. Liebe Herzens-Lotte, ſchlage es Schillern vor; es iſt möglich; er kann es möglich machen; ich würde bald toll vor Freude!

Von Körner ſeinem Glück ſchweige ich, es iſt nicht mit Worten zu ſchildern!

Ewig deine treue

Dora.

Zerbſt, den 13. Auguſt (1802).

Hier in dieſem dürren Sandlande, wo die Freude ſpärlich aufkeimt, denke ich deiner mit herzlicher Liebe, und bin froh und fröhlich. Täglich wollte ich dir ſchreiben, aber ich konnte vor dem langweiligſten Müßiggang nicht dazu kommen. Indeſſen die Reiſe war nothwendig, und die gute Tante, die das liebevollſte Weſen iſt, welches ich kenne, ſöhnt uns mit allen Unannehmlichkeiten unſres hieſigen Aufenthaltes aus. Die letzten Tage in Dresden brachten wir noch recht traurig zu. Wir erhielten die Nachricht, daß Kunze gefährlich krank und wenig Hoffnung für ihn ſei. Du kannſt dir unſern Kummer denken! Er war von Karlsbad zurückgekommen,

---

[1] In Zerbſt.

— Es iſt Tod in dem, was du lockend ſagſt; wie mag das ausſehen, was du an dich hältſt? Sprich es aus. Laß mich ſie auf einmal haben die ganze zermalmende Ladung. Was wartet auf meinen Vater?

Wurm. Ein Kriminalprozeß.

Louiſe. Was iſt aber das? — Ich bin ein unwiſſendes unſchuldiges Ding, verſtehe mich wenig auf eure fürchterliche lateiniſche Wörter. Was heißt Kriminalprozeß? —

Wurm. Gericht um Leben und Tod.

Louiſe (ſtandhaft.) So dank ich Ihnen! (ſie eilt ſchnell in ein Seitenzimmer.)

Wurm (ſteht betroffen da.) Wo will das hinaus? Sollte die Närrinn etwa? — Teufel! ſie wird doch nicht — Ich eile nach — ich muß für ihr Leben bürgen (im Begriff, ihr zu folgen.)

Louiſe (kommt zurück, einen Mantel umgeworfen.) Verzeihen Sie, Sekretär! Ich ſchließe das Zimmer.

Wurm. Und wohin denn ſo eilig?

Louiſe. Zum Herzog. (will fort.)

Wurm. Was? Wo hin? (er hält ſie erſchrocken zurück.)

Louiſe. Zum Herzog. Hören Sie nicht? Zu eben dem Herzog, der meinen Vater auf Tod und Leben will richten laſſen — Nein! Nicht will — muß richten laſſen, weil einige Böſewichter wollen; der zu dem ganzen Prozeß der beleidigten Majeſtät nichts hergibt, als eine Majeſtät und ſeine fürſtliche Handſchrift.

Wurm (lacht überlaut.) Zum Herzog!

welches ihm offenbar geſchadet hatte. Hier bei unſrer Ankunft, ſchrieb Wilhelm, daß ſie wieder Hoffnung für ſein Leben hätten, und vor ein Paar Tagen ſchrieb er ſelber einige Zeilen. Er fürchtet, daß der Todesengel nur auf kurze Zeit bei ihm vorüber gegangen ſei. Ich fürchte und freue mich auf unſern Aufenthalt in Leipzig, wo wir den 17. eintreffen werden.

Ehe ich abreiſete, ſchickte ich an die Fürſtin von Rudolſtadt die Madonna; begierig bin ich, wie ſie angekommen und wie ſie der Fürſtin gefallen hat. Das Urtheil aller meiner Freunde iſt, daß es die gelungenſte Copie iſt, die ich je gemacht habe. Ich malte mit Enthuſiasmus und Liebe und erhielt wieder was ich gab, denn ich fühlte, daß mir manches gelungen iſt.[1] Ein kleiner Ehrgeiz war auch im Hinterhalt. Büri gab mir wenig Zeit, und ich wollte ihm zeigen, daß ich davon nicht abhängig war, und wenn die Seele mit malt, die Hände geſchwinder enden.

Mich dauert die Königin von Preußen; ſie wird keine treue Copie haben! Büri malt nun ſchon den ganzen Sommer, aber noch iſt ihm die Madonna nicht erſchienen, und wird ihm auch nicht erſcheinen; er faßt das hohe, himmliſche Ideal nicht; bei ihm iſt ſie ein gemeines, nicht einmal ein ſchönes Weib. Er ſelbſt ſcheint jetzt ein wenig dahinter zu kommen und malt ängſtlich.[2] Noch eine zweite Madonna habe ich dieſen Sommer gemalt, die mir unendliche Freude gemacht hat; ſie iſt nach Bagnacavallo.[3] Ein großes ganz ſchwarzes verdorbenes Gemälde, deſſen wunderbare Schönheit dennoch hervorblickte, unternahm Riedel zu putzen und wieder herzuſtellen. So wie die Madonna aus ihrer Dunkelheit hervorging, unternahm ich die Copie und ließ mich durch alle Flecken und Mängel, welche die Zeit ihr zugefügt, nicht ſtören.

[1] Dieſe Copie der ſixtiniſchen Madonna hängt noch in den Zimmern der verſtorbenen Fürſtin Caroline und erregt das Entzücken der Betrachter.

[2] Büri aus Hanau gehörte zu den erſten Malern, welche ſich für die ältere italieniſche Kunſt begeiſterten. Seine Copie iſt ſehr gelungen.

[3] Schüler Raphaels aus Bologna. Die Autorſchaft des Gemäldes iſt nicht unbezweifelt.

Ach, könnte ich dir doch dieß liebliche Bild zeigen! Die Madonna ſitzt in den Wolken und ſieht mit dem Ausdruck himmliſcher Mutterliebe auf die ſie umgebenden Engel und Apoſtel! Seht mich, ich bin die Mutter von dem Erlöſer, den ich in meinen Armen halte. Sie ſchlägt einen Arm um ihn, nicht um ihn feſt zu halten, nein, er ſteht allein auf einer Wolke, die einen Theil der Kleidung der Mutter verbirgt. Sein Körper hat die zarten Formen eines Kindes; ſein Kopf iſt ausgebildet; Größe und Feſtigkeit blicken doch durch die zarten Züge. Das Ganze iſt vortrefflich gemalt und werth neben Raphael zu ſtehen. Wie freue ich mich dir es zu zeigen!

Liebe Lotte, es iſt nicht fein von dir, daß du uns die wichtigen Vorfälle in Weimar nicht meldeſt. Goethe hat ja ſeine Strunzel verabſchiedet, und Meyer iſt Direktor der Akademie der Künſte mit einer Gehaltsvermehrung von 800 Thaler geworden!

Von Körners den Bundesgruß. Emma und Karl grüßen euch. Ewig mit der innigſten Liebe die Deine!

Dora.

II.

Anna Maria Jacobine Körner,

geborne Stock,

geboren den 11. März 1762, geſtorben den 20. Auguſt 1843.

Dresden, den 22. Mai (1792).

Eure Briefe, liebes Lottchen, wurden von uns mit großer Sehnſucht erwartet! Gott ſey Dank, daß unſer lieber Freund die Reiſe überſtanden hat und ſich doch nicht ſchlimmer drauf befindet.[1] Wenn dir's wohl unter uns geweſen iſt, ſoll's mich doppelt freuen, weil ich dich, mein Lottchen, nicht verhätſchelt habe; hab' ich dir manchmal rauh geſchienen, ſo war's für dich und deine fernern Tage herzlich gut gemeint.

Ich hoffe unſern Schiller einſt, wenn wir uns wiederſehen, geſünder zu ſehen, und dann werden wir noch froher zuſammen ſein. — Sorge ja, mein Lottchen, daß er mehr folgt und ſtrengere Diät hält im Eſſen und Trinken. — Unverändert

Deine Freundin

Minna.

Dresden, den 7. Juli 93.

Ich freue mich recht herzlich, gutes, liebes Lottchen, über die ſchöne Hoffnung, die du und der theure Schiller haſt! Du wirſt eine recht zärtliche Mutter werden, und das kleine Weſen wird manche Leere bei dir ausfüllen. Der Himmel erhalte dich recht geſund; es wird gewiß Alles aufs beſte gehen, und die ganze Begebenheit wird einen ſehr wohlthätigen Einfluß auf deine Geſundheit haben. Was ſagt deine liebe Mutter dazu? Wie lieb und theuer mußt du jetzt ihr noch werden, da du ſie zur Großmutter machſt; deine Schweſter, Alles, was dich liebt, wird ſich deiner mit Innigkeit freuen.

---

[1] Körner an Schiller II. 307.

Wie weh es uns thut, eure und unſere Wünſche nicht erfüllen zu können, da es jetzt unmöglich iſt zu reiſen! Körner wird dem lieben Schiller Alles geſchrieben haben, was uns juſt jetzt abhält,[1] und ich will dich nicht ermüden, es von mir zu leſen; ſei verſichert, daß uns die Fehlſchlagung dieſer Freuden ſehr betrübt. Die Kinder laſſen dich herzlich grüßen. Karl iſt ein munterer, wilder Junge geworden. Er fängt jetzt an zu reden und macht uns tauſend Spaß. Emma iſt gut und ſanft, kann leſen und ſchreiben und ſtrickt ſich ſchon das vierte Paar Strümpfe. Sich in ſeinen Kindern fortleben zu ſehen, gibt doch den ſchönſten Genuß der Welt. Heil dir, mein Lottchen, Heil dir und deinem Geliebten, dieſe neuen Freuden werden dein.

Gott ſegne und ſtärke dich! Unſere beſten Wünſche werden dich begleiten. Reiſe glücklich, und wenn ich dich wieder ſehen werde, kömmſt du mir mit einem kleinen Engel auf dem Arm entgegen.

Deine Freundin

Minna.

Dresden, den 2. Mai 1798.

Schillers langes Stillſchweigen beunruhigt uns ernſtlich. Die jetzige Zeit war ſo krankheitsvoll; hier ging ein Flußfieber um, ähnlich der Influenza von 81, woran wir alle krank waren, und Körner am kränkſten; ich hoffe, daß es nicht in eure Gebirge gekommen iſt.[2] Schillers Arbeit[3] wird ihn am Schreiben gehindert haben.

---

[1] Körner an Schiller III. 126.

[2] Schillers Brief vom 27. April (an K. IV. 78), wonach er wirklich an einem Katarrhfieber erkrankt war, hatten Körners alle noch nicht erhalten.

[3] Am Wallenſtein.

Ein treuer guter Freund von uns wird jetzt die Bekanntſchaft deiner Mutter in Rudolſtadt gemacht haben. Er reiſt in Geſellſchaft mit den Grafen Stolberg-Wernigerode, wo nebenbei der Erbgraf ſich die Töchter kleiner Höfe beſieht. Schönberg iſt der Name unſeres Freundes.

Von Schlegels habe ich nichts wahrgenommen, was mich erfreut; ich fange an unduldſam zu werden. Wir gehen nicht mehr mit Schlegels Familie um, weil ich finde, daß das Leben zu kurz iſt, um ſeine ſchönen Stunden an gleichgültige Menſchen zu geben.

Dresden, den 11. Januar 1801.

Wie ſehr, meine geliebte Freundin, haſt du gelitten! Gottlob, daß du und die theuren Kleinen nun ganz wieder hergeſtellt ſeid.[1] Ich kann mir die Sorge und Angſt unſers Schiller um euch alle denken. Ich begreife nicht, wie er in der Unruhe um euch hat arbeiten können, welches er doch durch Turandot bewieſen hat. Aber ſeinem ſchaffenden Geiſt ſcheint jetzt Alles möglich zu ſeyn.

Turandot hat uns Alle ſehr ergötzt. — Das Wunderbare und Mährchenhafte macht einen eigenen Eindruck und iſt Schiller ſo gut gelungen. Doch war's nur eine Erſcheinung für uns, denn Körner behielt es nur 20 Stunden. Wir freuen uns wie die Kinder, es beſſer zu genießen, wenn Opitz das Exemplar zurückſchickt.

Dresden, den 16. November 1801.

Unſer geliebter Schiller hat mir große Freude durch die Johanna gemacht. Das Aeußere iſt ſo ſchön,[2] daß es gar zierlich den Bücherſchrank putzt; aber welchen Schatz enthält das Innere! Wie hat mich die neue Scene überraſcht,[3] die weder im Manuſcript noch bei der Aufführung war, wie mich dünkt; ſie iſt ſo ſchön, ſie mußte da ſein, um das ganze Meiſterſtück zu vollenden.

Dorchen lieſt unter uns am beſten die Johanna. Körner läßt ſie ihr groß ſchreiben, damit ſie ſie ſtudiren kann, woran ſie der kleine Druck hindert.

---

[1] Von den Maſern. Schiller an Körner IV. 258. Turandot wurde am 8. Januar 1802 von Schiller nach Dresden abgeſchickt, ebend. 255.

[2] „Das ſchöne Exemplar des Kalenders." Schiller an Körner IV. 241.

[3] Zwiſchen Dunois und La Hire zu Anfang des dritten Aufzugs. Ebend. 245.

Ochſenheimer kommt morgen zu uns, und da ſoll er uns durch ſeinen Talbot ergötzen.

Die Johanna wird nach Neujahr hier gegeben. — Das Publikum iſt hier in großer Spannung und Erwartung darüber; man ſpricht hier nur von dem Wunſch ſie zu ſehen. Racknitz hat ſchon eine geiſtreiche Abänderung im Titel gemacht, um ſie hier aufführbar zu machen, worauf er ſich viel zu gute thut. Das Mädchen von Orleans wird's alſo hier heißen („denn Jungfrau, liebe Freundin, ſagte er, kann man aus Achtung für den Kurfürſten ſie nicht heißen"). Ich billigte mit großer Bewunderung dieſe Schonung.

Dorchen hat die Herzogin dießmal ſo wie in der alten Zeit gefunden; gut, liebenswürdig, wie vormals, ehe die Leidenſchaft ihre ſchöne Eigenſchaften verdunkelte, die noch oft ihr bittere Stunden geben wird, da die Binde gefallen iſt. Der Freund hat in Paris geheirathet; ſie iſt zu klug, um zu geſtehen, daß ſie fühlt, daß ſie zehn Jahr betrogen iſt worden; aber ſie geſteht doch, daß ſie ihren glücklichen freien Zuſtand jetzt fühlt.

Den 10. November waren unſre Seelen euch nah; wir feierten unſres Schiller Tag!

Dresden, den 17. Februar 1802.

Geſtern, meine theure Lotte, wurde die Johanna hier zum zweitenmal gegeben. Es war mein Tag in der Comödie; ich war alſo ſo glücklich, mit den Meinen hinein zu gehen. Um 4 Uhr war ſchon das Comödienhaus geöffnet, und Alles war wieder gedruckt voll. Körner und Schönberg gingen ſchon halb 4 über's Theater in den Zirkel. Geheiligt durch den Beifall des Kurfürſten will kein Menſch zurück bleiben. Die älteſten Geſchäftsmänner, die nichts ins Schauſpiel zog, verließen ihre Akten und ſuchten ſich Plätze zu verſchaffen. Ich habe einen hohen ſchönen Genuß gehabt. Die Hartwig hat unübertrefflich wieder geſtern geſpielt. Sie hat ſich alles das noch in ihrem Spiel zu eigen gemacht, was der theure

Schiller wünſchte, bis auf die Kleinigkeit, den Helm unbefedert zu tragen. Unſre Loge iſt die erſte im Theater, alſo hab' ich den Vortheil kein Wort zu verlieren. Es herrſchte eine eigene Stille im Haus; es wurde ſelbſt nicht applaudirt, um nicht die nächſte ſchöne Stelle zu verhören. Unſer Herr hat in der Art, viel zu huſten und ein eigenes Geräuſch von Räuſpern zu machen; auch dieſes war nicht zu hören. Die Prinzeſſin war mit drinnen, und da hat man bemerkt, daß Vater und Mutter ſie auf die ſchönen Stellen aufmerkſam gemacht haben. Die Kleidung von Allen iſt prächtiger und geſchmackvoller als da wir es ſahen. Die Hartwig hat wunderſchöne Stellungen gemacht. Der Dunois wurde von Schirmer ſeelenvoller geſprochen. Wie oft hab' ich an euch gedacht und euch an meine Seite gewünſcht. Ich glaube, daß die Hartwig jetzt der ſtrengſten Forderung Genüge leiſtet.

Geſtern erhielt ich einen Brief aus Wien von einer Freundin, die mir nicht genug es hat beſchreiben können, wie man da die Johanna verhunzt hat. Sorel iſt die Königin Marie, aus der Iſabeau eine Schweſter des Königs, und ſo mehr ſinnreiche Veränderungen gemacht worden; den Seneſchall, den Montgommery und den ſchwarzen Ritter hat man weggelaſſen. In welcher Nacht iſt jetzt der Geſchmack! Auf welcher erhabenen Stufe ſteht nun dadurch der gute Geſchmack unſeres Racknitz! Er thut ſich auch nicht wenig darauf zu gute.

Dorchen hat ein ſchönes Bild gemalt, das der Madonna von Raphael kann zur Seite geſtellt werden, die h. Katharina nach Domenichino. Das Original gehört dem bekannten Graf Truchſeß, der die ſchöne Sammlung in Wien hat. Es wird dir Freude machen es zu ſehen, denn ich rechne feſt darauf euch dieſes Jahr hier zu ſehen, beſonders da deine Schweſter nicht in Weimar iſt. Wie beklag' ich die Arme, ſich ſo oft von ihrem Gatten trennen zu müſſen, da beide ſich ſo innig lieben.

Schlegel mit ſeiner Lucinde ſind hier. Er beſuchte uns; wir waren aber ſehr kalt, und den andern Tag ſchickte er nach der

Johanna, die ich, Schillers Lehren eingedenk, ihm aber abſchlug. Nun iſt er nicht wieder gekommen, was uns denn recht lieb iſt. Haſt du den Florentin geleſen? er iſt von der Lucinde geſchrieben und zeichnet ſich recht aus. Man begegnet zwar manchem bekannten Charakter, das verzeiht man, weil dieſe kleinen Diebſtähle gut angebracht ſind. Lies ihn ja, wenn du ihn noch nicht geleſen haſt.

Unſer Schönberg erliegt faſt unter der Laſt der Hofbälle und ſeiner Arbeiten nebſt den Geſellſchaften in der Stadt; doch behält er ſeine rothen Backen und denkt mit der herzlichſten Anhänglichkeit an euch beide.

Gesler kommt in der Mitte April zu euch. Er kauft ſich am Fuß des Zobtenbergs an; er muß es thun, ſchreibt er, weil Schiller ſagte:

Etwas muß man ſein eigen nennen,
Oder der Menſch wird morden und brennen.

Deine

Minna.

Der trefflichen Stein unſere Achtung.

Loſchwitz, den 30. Mai 1809.

Hier unter der ſchützenden Linde des Weinbergs, wo ich ſchöne Stunden mit dir, theure Lotte, verlebte, finde ich die erſten Augenblicke der Muße, um dir, meine nachſichtige Freundin, zu ſchreiben. — Unſere Einrichtung im neuen Hauſe iſt vollendet; ſie hat viel Unruhe, viel Zeit, viel Geld gekoſtet; aber der Gedanke, es iſt auf Lebenszeit, hat viel erleichtert.

Wir wohnen alle bequem, und jeder Theil iſt zufrieden. — Du kennſt meine oft ungezogene Thätigkeit; die war aber bei dieſer Gelegenheit gut, denn ich war unermüdet die Arbeiter anzutreiben und Alles ſelbſt zu machen, daß ich eher fertig wurde. Dabei hatte ich gichtiſche Schmerzen in den Füßen, daß, wenn der Abend kam und ich kam zum Sitze, mir zwei helfen mußten, um aufzuſtehen und wieder gehen zu können. Nun Gott ſei Dank, es iſt Alles überſtanden und wir ſind Alle geſund. — Der Allmächtige ſchenke dem geliebten Körner und uns Geſundheit, um heiter die Tage im neuen Hauſe zu verleben. Der ſchöne freie Himmel der Neuſtadt ward uns anfänglich ſchwer zu vergeſſen, beſonders der geliebte Palaisgarten den Kindern, wo ſie ihre ſchöne Jugendzeit in ſüßer Freiheit verlebten. Karl fühlte es härter als die zierliche Emma, bei der bald die Jungfrau das ſpielende Mädchen unterdrücken wird. Die Verhältniſſe des Hofmeiſters wollen dem lärmenden Knaben gar nicht behagen. Die Zeit des Säens iſt bei Karl nun gekommen. Es war ſo manches Unkraut unter der milden Hand der Mutter gewachſen, und die Männeraufſicht wird ihm wohlthätig ſein, ſo ſchwer es ihm wird; er wird ſich an die Nothwendigkeit gewöhnen lernen.

Du ſagſt mir in deinem lieben vortrefflichen Brief, daß ihr alle wohl ſeid. Wie ſehr haben uns dieſe Worte erfreut! Du kennſt unſere herzliche Neigung zu euch allen, und ſo waren dieſe Worte die Erfüllung unſrer innigſten Wünſche. Dein Brief hat uns alle ſo erquickt; wenn du ſäheſt, wenn ein Brief von dir ankommt, wie ſich Alles um mich drängt, um von mir zu hören, was die liebe Lotte ſchreibt, du würdeſt mir noch öfterer ſchreiben.

Der Bildhauer Tieck iſt jetzt hier. Die Reiſe hat ihn nicht beſcheidener gemacht. Der Lucinden-Schlegel war — mit ſeiner Schönen kann man zwar nicht ſagen, doch ſeiner Schönen hier. Er iſt wüthend über Körner und uns geweſen, daß wir keine Notiz von ihnen genommen haben, und hat ſich bitter über uns gegen Senfft[1] beklagt. Die ganze Coterie, geſteh' ich, iſt mir ein Gräuel, und ich bezeuge nur dem gern Achtung, für den ich Achtung fühle.

Körner hat mir zum Geburtstag componirt aus der Glocke: „Vom Mädchen reißt ſich ſtolz der Knabe ꝛc.“ als Wechſelgeſang, und beide Kinder ſingen es recht hübſch.

Sag mir nur wie's kommt, daß auf einmal der Goethe wieder ſo Freund mit Reichardt iſt? Er iſt immer auf Giebichenſtein, logirt da, wenn er wegen des Baues vom Comödienhaus in Lauchſtädt ſeyn muß; ſo erzählt die Schweſter von Madam Reichardt, die hübſchen Mädchen mögen ihn wohl anziehen, die Reichardt hat.

---

[1] Den ſpäteren Miniſter.

Die Kalb jammert mich; bei deiner Erzählung ihres geiſtigen Zuſtandes lief mir's ganz kalt über die Haut. Es muß ängſtlich und peinigend für dich und Schiller ſein, wenn ihr ſie oft ſeht. Ich freue mich über deine Freude, die dir Fiſchenichs Brief gemacht haben muß. Nach langen Jahren von Etwas zu hören, das man werth geachtet hat, iſt erfreuend. Du kannſt immer der Dorchen einmal ausführlich darüber ſchreiben; eure Herzen hatten über dieſen Punkt einen Einklang, den ſelbſt die Eiferſucht nicht zerſtören konnte. Sage aber was du willſt von ſeinen Eigenſchaften, ewig werd' ich ihm nicht meine Tochter anvertrauen, ſie über's Waſſer zu führen. — Was macht unſere treffliche Stein? Wir Alle denken mit großer Liebe an ſie.

Dorchen ſchickt dir hier einen Brief an die Herzogin von Kurland, die in einigen Tagen nach Weimar kommt mit ihrem Schwiegerſohn Pignatelli, ihrer Tochter und mit dem Herzog Belmonte Pignatelli. Sie macht eine Reiſe nach den Rheingegenden. Sie wünſcht deine und Schillers Bekanntſchaft, und hat in einem Brief, den Dorchen heute von ihr bekam, gebeten einen Brief an ſie, an euch zu ſchicken. Gib den Brief ihr ſelbſt, oder ſchick ihn hin; mach's wie du willſt.

Dresden, den 17. Oktober (1802).

Dorchen hat dir, wie ich glaube, von dem pikanteſten Theil unſerer Reiſe geſchrieben, der ein Aufenthalt von ein paar Tagen bei Racknitzens auf ihrem Gute war. Wie oft hab ich euch uns zur Seite gewünſcht! Es iſt gewiß ein Theil der romantiſchſten Gegend von Sachſen, die der Mühe werth iſt geſehen zu werden. Körner war ganz begeiſtert, ſo begeiſtert, daß er einige allerliebſte Diſtichen über ſeine Lieblingsplätzchen gemacht hat.

Die Imhoff hat mir Spaß gemacht zu beobachten; ſie iſt recht ſehr angenehm, ſo lange ſie mit Frauen allein iſt, ſo natürlich;

Louiſe. Ich weiß, worüber Sie lachen — aber ich will ja auch kein Erbarmen dort finden — Gott bewahre mich! nur Eckel — Eckel nur an meinem Geſchrei. Man hat mir geſagt, daß die Groſſen der Welt noch nicht belehrt ſind, was *Elend* iſt — nicht wollen belehrt ſeyn. Ich will ihm ſagen, was Elend iſt — will es ihm vormahlen in allen Verzerrungen des Todes, was Elend iſt — will es ihm vorheulen in Mark und Bein zermalmenden Tönen, was Elend iſt — und wenn ihm jetzt über der Beſchreibung die Haare zu Berge fliegen, will ich ihm noch zum Schluß in die Ohren ſchrey'n, daß in der Sterbeſtunde auch die Lungen der Erdengötter zu röcheln anfangen, und das jüngſte Gericht Majeſtäten und Bettler in dem nämlichen Siebe rüttle. (Sie will gehen.)

Wurm (boshaft freundlich.) Gehen Sie, o gehen Sie ja! Sie können wahrlich nichts klügeres thun. Ich rathe es Ihnen, gehen Sie, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß der Herzog willfahren wird.

Louiſe (ſteht plötzlich ſtill.) Wie ſagen Sie? — Sie rathen mir ſelbſt dazu? (kommt ſchnell zurück.) Hm! Was will ich denn? Etwas abſcheuliches muß es ſeyn, weil dieſer Menſch dazu räth — Woher wiſſen Sie, daß der Fürſt mir willfahren wird?

Wurm. Weil er es nicht wird *umſonſt* thun dürfen.

Louiſe. Nicht umſonſt? Welchen Preiß kann er auf eine Menſchlichkeit ſetzen?

Wurm. Dieſe ſchöne Supplikantinn iſt Preiſes genug.

aber erſcheint nur ein soupçon von einem Mann, ſo ziert ſie ſich und iſt ſo unruhig coquet, daß es wirklich poſſirlich iſt. Ich habe ſie einen Abend mit Funk bei uns gehabt. Dieſe beiden eitlen Menſchen nun auf einander ausgehen zu ſehen, das war wohl ein Feſt. Funk liſpelte nur, und war nichts als die ſchönſte Sanftheit, und bei ihr waren alle Batterien ſchußfertig. Dann war ſie auf einen Abend mit Thilemanns in ſtarker Geſellſchaft bei uns, wo aber die Thilemann auch da war. Sie ſchmollte mit Thilemann, das war auch nicht übel. Sie kennt ihren Vortheil nicht; wäre ſie immer ſo natürlich, wie ich ſie wirklich geſehen habe, ſo würde ſie jedermann liebenswürdig erſcheinen.

Die Fräulein Käthchen, erlaube mir ſie Käthe zu nennen, iſt wohl ſehr unbedeutend, und der engliſche Bruder möchte ſo gern das Anſehen eines Nabobs haben.

Dorchen iſt troß der Reiſe ſehr fleißig geweſen. Nach der Madonna von Raphael iſt gewiß die Madonna von Bagnacavallo eines ihrer ſchönſten Bilder. Emma war auch ſehr fleißig; zuletzt fing ſie noch einen Hero und Leander nach einem guten alten italieniſchen Meiſter für Schiller an; ſie konnte es aber nicht vollenden.

Neulich haben meine Kinder an Karls Geburtstag die beiden Billets geſpielt, wo Karl ſehr gut den Schnaps ausführte, ächt komiſch. Wir ſind nie bei ihren Proben geweſen, alſo war's Natur. Emma Röschen und ein Fräulein After den Gürge. Ein kleines Theater hab ich ihnen von Couliſſen, die mir Racknitz borgte, im Zimmer aufbauen laſſen, dieß begeiſterte gleich mehr. Du glaubſt nicht, wie überraſchend für uns Emmas und Karls Spiel war.

Der theure Schiller hat die alte Minna nicht vergeſſen und hat mir die Turandot geſchickt, was ich dem Trefflichen herzlich danke; ich hoffe ſie doch dieſen Winter hier zu ſehen!

Schillern Glück zu wünſchen über den ihm verehrten Adel, fällt mir nicht ein. Wen ſo der Geiſt adelt, der braucht dieſe äußere Zierde nicht. Aber Theil haben wir genommen an der angenehmen Empfindung, die ihm des Herzogs Wohlwollen für euch alle macht. Und für eure Söhne hat's gewiß manchen Vortheil in der Zukunft; dieß muß der Hausvater wohl erwägen und die Minna nicht auslachen, die etwas Freundliches in ihrem Herzen drüber fühlte.

Ich lege dir noch die Diſtichen auf Ringethal bei.

Dresden, den 13. Januar 1803.

Sag dem theuren Schiller meinen innigſten Dank, daß er uns die Bücher[1] geſchickt hat. Ich habe immer gerne etwas, was ich die Kinder kann unbedingt leſen laſſen, und das glaub ich, iſt bei der Flora. Wenn auch nicht Alles Wein iſt, was man da findet, ſo iſt doch das Waſſer unſchädlich; und Karl beſonders iſt ſo ein wüthender Leſer, daß ich bald nicht mehr weiß, was ich ihm geben ſoll.

Unſer geliebter Schiller iſt wohl ſehr fleißig? Wie freuen wir uns, wenn bald was kommen wird. Körner hat vor Sehnſucht Viſionen. Neulich wollte er nicht in die Comödie gehen, weil Poſttag wäre, und das Manuſcript gewiß ankäme; aber er kam mir bald traurig nachgeſchlichen, und beſeufzte ſeine fehlgeſchlagene Hoffnung.[2]

Schiller hat lange nicht geſchrieben, und wir geben alle es der emſigen Arbeit Schuld. Am Sylveſterabend ſpielten meine Kinder den Hahnenſchlag von Kotzebue und den Stammbaum von Anton Wall. Karl gelingen komiſche Rollen beſſer als ſentimentale: ſein Schnaps im Stammbaum beluſtigte alle Zuhörer.

Dresden, den 12. Mai 1803.

Wolzogen war uns eine liebe Erſcheinung, er iſt uns allen ſo werth, daß wir uns kindiſch freuten, wie wir ihn ſahen. Er wird euch Geliebten ſagen, daß wir alle wohl ſind.

Der Prinz[3] hat allgemein hier gefallen; ich hab' ihn zweimal in Geſellſchaft geſehen; einmal am Sonntag bei Racknitz, wo ich bei Tiſch neben ihn zu ſitzen kam; auf der andern Seite war die Racknitz, wo er uns ſo angenehm unterhalten hat, ſo verſtändig, daß wir fanden, daß er viel zu gutmüthig und klug für einen Prinzen wäre. Das zweitemal ſah ich ihn in einer Aſſemblee bei der Felgenheuer, wo er gegen jeden ſo verbindlich war, der in ſeine Nähe kam.

---

[1] [illegible], Memoires und die Zeitſchrift Flora. An K. IV. 306.

[2] Er erhielt die Braut von Meſſina erſt am 17. Februar. K. an Sch. IV. 313.

[3] Der ſpätere Großherzog Karl Friedrich von Weimar.

Loſchwitz, den 12. Juli 1810.

Seit vier Wochen, da wir hier ſind, waren wir noch keinen Tag allein; es ſcheinen ſich alle Menſchen verſchworen zu haben, die nur eine Idee von Bekanntſchaft mit uns hatten, uns ihre Beſuche zu gönnen. Keine Erinnerung von dieſen Tagen bleibt mir zurück. Nur das liebliche Bild unſerer verehrten Stein ſteht größer unter dem bunten Gewirr vor mir da. Ihr Erſcheinen hat uns ſehr erfreut.

Zelter haben wir oft geſehen. Wir ſchienen ihm zu behagen. Er würde uns noch beſſer gefallen haben, wenn er nicht manchmal ganz ſonderbare Sachen ſagte. Er kennt keine Muſik, die nicht etliche hundert Jahr alt iſt. Die neuen Meiſter kennt er gar nicht. Das Stabatmater von Pergoleſe nannte er einen elenden Wiſch, das er nicht hören möchte. Und dieſes alles in einem entſcheidenden Ton geſagt, der jede Erwiederung abſchneiden ſollte, machte ſeine Unterhaltung manchmal läſtig. So zu ſein, muß man etwas Außerordentliches ſchon geleiſtet haben, um daß man dieſen Ton ertragen kann. Noch kennt man von Zelter nichts als ſeine kleinen Lieder, die ich ſehr liebe und die zum Theil ſchön ſind; aber auch viele, wo er den Sinn des Dichters nicht erreicht, z. B. „Was hör' ich draußen vor dem Thor“ iſt gemein; auch noch eins von Schillers neuen Sachen. Sein Taucher iſt ſchön und originell, ſowie der Mahadö. Er kömmt mir wie Schlegels und Tieck vor, die in der Malerei niemand anders als Lukas Kranach und Albrecht Durer gelten laſſen. Wer von Neumanns Kirchenſachen nichts kennt, von Paeſiello, Sarti, Salieri, Paers Opern nichts kennen oder hören mag, thut mir leid. Den Künſtler bei Seite, und Zelter der Menſch iſt gut und ſchätzbar. War er bei euch auch ſo verſchlegelt, oder zeigte er's vor Schiller nicht ſo wie hier? Die Kunſtwuth, die jetzt unter die Menſchen gerathen iſt, iſt ein poſſierliches Phänomen, und die litterariſche Welt wird ſehr mit Produkten darüber bereichert. Da war der Herr Falk von Weimar hier und ſchrieb auf der Gallerie über Kunſt. Ich habe einmal beim Kanzler Zedlitz mit Falks gegeſſen; ſie zogen mich aber nicht ſehr an, und K. auch nicht. Er iſt nach Wien gegangen, um den Wiener ſo recht in ſeiner heitern ruhigen Potenz zu beobachten; vielleicht ſchreibt er auch etwas darüber. Der Ziebinger, Burgsdorf und Tieck ſind nach Nürnberg gegangen, um den Albrecht Dürer an der Quelle zu ſtudiren. Hat dir Dorchen von der neuen Sekte in der Malerei geſchrieben?

Wenn ich mit Körnern den Gang nach der Linde auf- und abgehe, ſo erinnern wir uns überall der frohen Tage, die ihr Theuren unter uns verlebtet!

Was iſt Schillers Rudolph von Habsburg göttlich! Wir leſen uns nicht ſatt daran; jedesmal bringt es eine ſanfte Rührung bei uns hervor, und eine fromme Thräne netzt uns die Augen, gedenken wir des göttlichen Waltens. Gott ſegne den Theuren für die Freuden, die uns ſein Geiſt gibt. Körner möchte gern ſcheel ausſehen, wenn er könnte, daß Schiller ſo lang nicht geſchrieben hat!

Juni 1805.

Kein Wort, geliebte Freundin, kann dir unſre Gefühle ſagen, die uns ergriffen, ſeit wir der verehrten Karoline Brief erhielten! Wir empfinden mit dir alles das unendlich Große, was uns entriſſen wurde! Wir weinen um dich, um uns, daß das Höchſte des Lebens für uns verloren iſt! Du geliebteſte, treue Freundin und Gattin des edelſten Menſchen, ſuche dich aufrecht in deinem endloſen Schmerz für deine Kinder zu erhalten! Gott ſtärke dich ertragen zu lernen! Tröſten können deine Freunde dich nicht.

aber um deine Geſundheit können ſie zum Himmel flehn. Was haſt du, was die Welt, was ſeine Freunde verloren! Welche Schätze ſeines unendlichen Geiſtes ſchlafen nun den ewigen Schlaf! Laß uns zuſammen weinen, laß uns einander die Hand reichen, daß nie die Freundſchaft und Liebe unter uns vergehe, weil er ſich uns entzog, der ſie band.

Sein letzter Brief[1] war in voller Kraft geſchrieben, mit ſo vieler Heiterkeit des Geiſtes; deſto ſtärker traf uns ſein Scheiden. Die erſten Stunden hat mich mein Körner geängſtigt; aber nach einer Stunde Einſamkeit kam er ſehr verweint wieder zu uns, und nun fing er an, alle ſeine Briefe vorzuſuchen, und beſchäftigt ſich ſeit dem unglücklichen Moment in ſtiller Wehmuth nur mit ihm!

Daß die Welt ſo viel an ihm hatte, meine theure Freundin, das kannſt du dir zu deinem Troſt oft ſagen, dazu haſt du viel beigetragen. Die völlige Freiheit, das Streben ſeines Geiſtes wurde nicht von dir gehemmt und gedrückt. Keine Weiblichkeit von deiner Seite zog den Flug ſeiner Phantaſie zur Wirklichkeit nieder. Dieß preiſen deine Freunde an dir, und dieſer Gedanke muß dir lichte Momente geben.

Gott ſei mit dir! Deine Freunde umgeben dich und weinen mit dir.

Minna.

Dresden, den 6. Auguſt 1805.

Nach einer beinahe fünfwöchentlichen Reiſe[2] finde ich bei meiner Nachhauſekunft deinen mir ſo werthen Brief, theure Freundin! Wie ſehr bewundre ich die Stimmung deiner Seele, die Kraft, die du errungen haſt, das Unvermeidliche zu ertragen. In deinem ſchönen Empfinden lebt das Glück deines Lebens, und das hat, meine Theure, dich aufrecht erhalten und dir die Stimmung erworben, womit du jetzt deines Geliebten gedenkeſt. Gott erhalte dir deine Geſundheit! Du ſagſt, daß du dich geſtärkt durch deine Reiſe fühlſt, und deine treffliche Mutter auch.

---

[1] Vom 25. April. An K. IV. 391.

[2] Zu der Tante nach Zerbſt.

Ueberall hat mir's wohl gethan, wo wir waren, den unendlichen Schmerz zu ſehen, womit der edlere Theil der Welt den Verluſt unſeres verewigten Freundes anſieht; an manchem Menſchen, an dem man kalt vorüber gegangen wäre, fand man eine ſchöne Seite, weil er in unſer Trauern einſtimmte.

Wenn du zu uns kommſt, ſollſt du, Liebe, manchen muſikaliſchen Genuß haben. Körner hat nun das erlangt, was er immer ſo wünſchte, alle Wochen einmal eine kleine Verſammlung, die alte geiſtliche Muſik ſingt bei Begleitung eines Pianofortes. Wir haben ſchöne Stimmen, beſonders einen köſtlichen Tenor; es ſind ſchöne Stunden für uns, denn das Ganze iſt gewählt und gut. Ich bin gewiß, es wird dir und deiner Schweſter viel Freude machen.

Den 24. Januar 1807.

Wie ſehr hat mich dein Brief erfreut, theure Freundin! Ich freue mich des Gedeihens deiner Kinder und preiſe dich glücklich, daß dir Gott in ihnen einen Erſatz des großen Verluſtes gibt. Karl iſt der einzige, den ich unter ihnen kenne. Wie ſehr werde ich mich freuen, ſie einmal alle von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, beſonders Ernſt, aus dem der Vater ſo viel machte, und die lieblichen Mädchen. Schreib' mir ja recht viel von ihnen. Mein Karl iſt nun ein großer Menſch, und Oſtern 1808 kommt er aus dem Hauſe. Wie bald wird die Zeit dahin ſein, und wie ſchmerzlich für uns Eltern ihn von uns zu laſſen. Mein Mann wird dir geſagt haben, daß er ſich den Bergbau gewählt hat für ſeine künftige Beſtimmung. Seine Wahl iſt klug; der kluge Bergmann findet überall ſein Brod, wenn's auch nicht im Vaterland iſt; er kommt erſt auf die Bergakademie 2½ Jahr, ehe er andere Univerſitäten beſucht. So haben wir ihn doch die erſte Zeit nur wenige Meilen weit von uns entfernt und können ihn öfter ſehen.

Er iſt viel größer als ich und der Vater, und hat die Schweſter ſehr überwachſen, die auch größer als ich iſt. Er iſt ein guter Menſch und hat uns jetzt nur durch Krankheit betrübt.

Emma iſt ein gutes vortreffliches Mädchen, die ſich jedermanns Achtung erwirbt durch ihren Charakter und ihre Talente. Sie malt brav Oel und Miniatur vorzüglich. Sie ſingt ſehr artig; aber ihre Stimme wird durch Juliens[1] wunderſchöne Stimme verdunkelt. Juliens Geſang iſt wirklich was Vorzügliches; ſie iſt überhaupt ein liebes Mädchen, das ich wie mein eigen Kind liebe. Sie iſt uns auch mit kindlicher Zärtlichkeit zugethan; ſie gehört ſo zum Ganzen.

Verzeih' daß ich dir ſo viel von mir und den Meinen ſage; du haſt mich dazu aufgefordert, und ſo haſt du einen Blick von unſerm Leben und Thun.

Du weißt, daß vor elf Jahren, wie wir zuletzt in Jena waren, die Kalb einen förmlichen Abſagebrief an uns ſchrieb, weil wir nicht nach Weimar kamen. Seit der Zeit haben wir von ihr ſelbſt nichts gehört. Wie Berlin vierzehn Tage eingenommen war und die Poſten wieder gingen, bekam mein Mann einen Brief in ihrer Art von ihr, woraus wir ſahen, daß ſie da lebte, wo ſie dringend um ein Darlehen von 100 Rthlrn. ihn anſprach, woraus man ſah, daß ſie in der drückendſten Lage war. Ich habe wenig Mitleid mit ihr, aber das Schickſal der Tochter geht mir nahe, von der mir Jakobis vor dem Jahr ſo viel Intereſſantes erzählt haben. Wenn man doch etwas Reelles für das arme Kind thun könnte; wie ſchlecht iſt ſie bei ſo einer verrückten Mutter aufgehoben. Ich habe mir hier Mühe bei einer Verwandtin gegeben, aber man findet in jetzigen Zeiten nur ſelbſtſüchtige eiſerne Herzen. Und es iſt doch jetzt eine Zeit, wo dieſes Gefühl in ſteten Anſpruch genommen wird; wer nur viel hätte!

---

[1] Kunze, um welche ſich der Dichter Heinrich von Kleiſt 1808 bewarb. Der Bruch mit ihr wirkte auf Käthchen von Heilbronn ein; die Kunigunde iſt vielleicht Juliens Bild. S. Bülow bei Weiß, Körners Werke IV, S. 101.

Ich habe jetzt erſt die Erfahrung gemacht, daß der Aermere der iſt, der am liebſten giebt. Wo mein Beutel nicht mehr konnte, hab' ich jetzt zu kleinen Sammlungen meine Zuflucht genommen, und da war's das Scherflein der Armen, das am ſchnellſten kam, und am gernſten gegeben wurde.

Ich habe manches ſchöne Herz da kennen lernen. O welche Zeiten der Noth und Bedürfniſſe!

Berlin, den 30. Auguſt 1815.[1]

Du haſt mir freundliche Momente durch deinen Brief, theure Freundin, gegeben, und die ſchöne Vergangenheit hat in meiner Seele gelebt. Die Blumen, die mir blühten, haſt du in ihren erſten Keimen gekannt, wie aber ihr ſchönes ganzes Erblühn. Was waren es für himmliſche Kinder! Ihr Tagewerk war ſo früh vollbracht, und ſie eilten der Heimath zu, ließen aber die arme Mutter troſtlos zurück! Ich ſuche das Leben zu ertragen, weil ich muß, nicht, weil ich es liebe, das erbärmliche, elende Leben. Daß man nicht vor Schmerz, Angſt und Sorge ſtirbt, bin ich ein Beweis. Was iſt das Jahr dreizehn für mich geweſen! ſtets um des Sohnes Leben, um Körners Sicherheit in Sorge, habe ich mein Leben furchtbar dahin gebracht, und nun wurde mir mein tröſtender Engel auch genommen.[2]

Unſere theure Humboldt iſt uns hier ein tröſtender Engel erſchienen. Ihr ganzes Sein hat durch die Jahre gewonnen, und es hat ſich ein liebender Sinn mit ihrem Geiſt verbunden, der für ihre Freunde ſehr wohlthuend iſt. In meinem Alter war wohl das Scheiden mancher Gewohnheit, die ich ſonſt genoß, ſchwer; ich vermiſſe außer dem unendlichen Verluſt noch eine Menge Gefühle, die daran gekettet waren; doch Dreſden zu verlaſſen, wo ich ſo unglücklich war, wurde mir leicht, kein ſehnender Blick blieb dahinten, nur einige treue Seelen vermiſſe ich, die meine Kinder kannten und ſie liebten, und deren Nähe daher wohlthuend für mich war. Unſern guten Schönberg nicht mehr zu ſehen, ward uns ſchwer. Sein Loos traf ihn, wie er es wünſchte, in das Herzogthum Sachſen zu kommen, um da für ſein Vaterland noch zu wirken, für das er ſo treu ſich in den alten Verhältniſſen geopfert hatte. Was Körner und Schönberg ſo treu gethan haben, iſt nicht erkannt, ſondern verkannt worden. Kein Flecken iſt auf dieſen beiden Edlen! Schönberg iſt der Organiſationscommiſſarius der neuen Verfaſſung, die der abgeriſſene Theil Sachſens erhält. Deinen Brief vom 15. Auguſt geſchrieben hab' ich erſt den 28. Auguſt erhalten. Denſelben Tag hab' ich auch einen Brief von Schönberg erhalten, wo er mir vertraut, daß er von Weimar aus das Anerbieten erhalten hätte,[1] wovon du mir auch ſchreibſt. Er ſagt mir: „Ich habe das Zutrauen zu mir, unſeren Theuern, der Wolzogen und Schillern, zu verdanken, was mich tief gerührt hat; aber ich ein Hofmann! Auch kann bei mir nur zweierlei ſtattfinden, entweder Preußen dienen und dadurch meinem Vaterland, oder gar nicht dienen." Doch du ſchreibſt ſo vieles Herzliche und Gute über den Wunſch, daß Schönberg das Anerbieten annehmen möchte, daß ich ihm heute auch ſchreibe, und ihm das mittheile, was du mir ſchreibſt. Du ſiehſt, die Trennung von Schönberg iſt ſchon bei uns geſchehen; doch war der treue Freund noch acht Tage hier bei uns ehe er nach Merſeburg ging. Einer deiner Söhne hat Schönberg beſucht, worüber dieſer ſehr erfreut iſt. Er ſagt mir, er hat mir ſehr gefallen, und ich kann ſagen durch ſeine Geſichtsbildung und Größe recht lebhaft an unſern Theodor erinnert.

---

[1] K. war im April als Staatsrath dahingekommen.

[2] Am 15. März war auch Emma geſtorben.

Machſt du in dieſer Zeit nicht eine Reiſe nach Rudelſtadt? Unſere fromme, vortreffliche Prinzeß Wilhelm iſt da. Du kennſt ſie wohl ſchon? Es würde dir hohen Genuß geben mit dieſem Engel zu ſein.[2]

---

[1] In die Dienſte der Großfürſtin zu treten.

[2] Siehe die Beilage.

Körner iſt wohl und gefällt ſich in ſeinen Dienſtverhältniſſen, wo er auch noch für ſein Vaterland wirken kann.

Lebt Frau von Stein noch?

Deine

Körner.

Körner und meine Schweſter ſagen dir viel Herzliches.

Beilage.

Prinzeſſin Marianne von Preußen.

Berlin, den 13. December 1815.

Wie ſehr bin ich Ihnen dankbar liebe Frau v. Schiller für das ſo gütig mir bewahrte Andenken, und für das theure Erinnerungsblatt von dem ſo unausſprechlich verehrten Schiller. Für beides herzlichen Dank, aber ich fühle das beſſer, wie ich es auszudrücken vermag; das werden Sie ſich ſelbſt dabei ſchon denken, das iſt mein Troſt. Wie gut ſind Sie, ſich für mich von einer ſo lieben Reliquie zu trennen, ich erkenne das ganz wie ich es ſoll, aber das verſichere ich Ihnen auch, daß nach Ihnen es gewiß in keine treuere Hände kommen konnte, es ſoll recht heilig verwahrt bleiben.

Wie werth iſt es mir geweſen, daß auch **Sie** gerade die Zeit mit mir in Rudolſtadt zubrachten und ſie mir noch verſchönerten, das war eine herrliche unvergeßliche Zeit, die mir geiſtig und körperlich ſo wohl gethan hat; ſie hatte mir gleichſam meine Stimmung einmal wieder nach langer Zeit ſo recht aufgeklärt und erheitert, ſo glücklich fand ich mich in der ſchönen Natur der freien Bergluft (beides iſt mein wahres Element), im Seelenumgang der geliebten Schweſtern, in der Umgebung ſo lieber guter Menſchen, die alle ſo freundlich mit mir waren; mein Herz hat das ſo dankbar

Louiſe (bleibt erſtarrt ſtehen, dann mit brechendem Laut.) Allgerechter!

Wurm. Und einen Vater werden Sie doch, will ich hoffen, um dieſe gnädige Taxe nicht überfordert finden?

Louiſe (auf und ab, außer Faſſung.) Ja! Ja! Es iſt wahr! Sie ſind verſchanzt, eure Großen — verſchanzt vor der Wahrheit hinter ihre eigene Laſter, wie hinter Schwerter der Cherubim — Helfe dir der Allmächtige, Vater! Deine Tochter kann für dich ſterben, aber nicht ſündigen!

Wurm. Das mag ihm wohl eine Neuigkeit ſeyn, dem armen verlaſſenen Mann — „Meine Louiſe“, ſagte er mir, „hat mich zu Boden geworfen! Meine Louiſe wird mich auch aufrichten“ — Ich eile, Mamſell, ihm die Antwort zu bringen! (ſtellt ſich, als ob er gienge.)

Louiſe (eilt ihm nach, hält ihn zurück.) Bleiben Sie! Bleiben Sie! Geduld! — Wie flink dieſer Satan iſt, wenn es gilt, Menſchen raſend zu machen! — Ich hab ihn niedergeworfen. Ich muß ihn aufrichten. Reden Sie! Rathen Sie! Was kann ich? Was muß ich thun?

Wurm. Es iſt nur ein Mittel!

Louiſe. Dieſes einzige Mittel?

Wurm. Auch Ihr Vater wünſcht —

Louiſe. Auch mein Vater? — Was iſt das für ein Mittel?

Wurm. Es iſt Ihnen leicht.

Louiſe. Ich kenne nichts ſchwereres als die Schande.

Wurm. Wenn Sie den Major wieder frei machen wollen.

Louiſe. Von ſeiner Liebe? Spotten Sie meiner? —

gerührt anerkannt! Doppelt gnädig war Gott mir dieſe Stärkung geſandt zu haben, vor all den Hoffeſten, in die ich bald darauf verfiel, doch ich will auch darüber nichts ſagen, denn auch dabei hatte ich ſchöne Stunden. Marie wieder zu ſehn und recht zu genießen, war mir lange nicht ſo geworden wie dieſesmal, und das war mir auch eine große Freude. Leider konnte Caroline[1] nicht kommen; ihr Bruder, der ſie beſuchte, fand ſie ſo übel nicht, wie ich jetzt zu meiner Betrübniß höre, daß ſie ſein ſoll; wenn ſie nur die Reiſe nach Italien bald unternehmen wollte!

Danken Sie Ihren Kindern ſehr, daß ſie noch mein gedenken, und grüßen Sie Caroline und Ernſt recht ſehr von mir; recht würde es mich freuen, wenn Ihr älteſter auch einmal herkäme; Sie brauchen ihn weder mir noch dem Prinzen (der ſich Ihnen ſehr empfiehlt) zu empfehlen, er heißt ja Schiller.

Meine Kinder ſind ſehr wohl, Eliſabeth ſehr dick und rothwangig. Adelbert denkt noch oft an Rudolſtadt, vorzüglich an Lill und die Berge.

Beſchämt muß ich Ihnen auch danken, meine Liebe, für die viel zu gute Meinung von mir, daran iſt nur Ihr eignes edles warmes Herz ſchuld, das die andern gern ſehen will wie ſich ſelbſt.

Adieu, vergeſſen Sie mich auch ferner nicht, und glauben Sie an die Geſinnungen der Hochachtung Ihrer Freundin

Marianne Pr. von Preußen.

[1] Die Erbgroßherzogin von Mecklenburg.

Auch Körner unterhielt mit Charlotten einen regelmäßigen Briefwechſel, der bei Gelegenheit der Herausgabe der Schiller'ſchen Werke lebhaft wurde.

III.

Körner.

Dresden, den 2. April 1790.

Zeilen von Ihrer Hand, theuerſte Freundin, ſind mir ein ſehr ſchätzbares Geſchenk. Und Sie äußern ſich auf eine Art über mich, die mir doppelt ſchmeichelhaft iſt. Es ſcheint faſt, als ob ich nicht bloß um Schillers willen hoffen dürfte, Ihr Freund zu werden.

Was Schiller in Ihnen gefunden hat, wird mir immer klarer, und ich freue mich nunmehr ſeines Glücks. Der ganze Ton ſeiner jetzigen Briefe beweiſt ſeine heitere Stimmung, und die Spuren derſelben ſind gewiß in ſeinen nächſten dichteriſchen Arbeiten unverkennbar. Sie ehren mich durch das Zutrauen, daß ich Ihre Gefühle in Ihrer jetzigen Lage verſtehe, und Sie täuſchen ſich nicht. Meine Theilnehmung kann ich Ihnen eben ſo wenig durch Worte ausdrücken, die gewöhnliche Sprache iſt in ſolchen Fällen zu oft ſchon entweiht worden. Ein einziger Tag bei Ihnen zugebracht, würde Sie in Stand ſetzen, in meiner Seele zu leſen.

Wir alle freuen uns auf den Zeitpunkt des Wiederſehens und bedauern noch immer, daß wir uns bei der erſten Zuſammenkunft einander ſo wenig nähern konnten.[1]

Dresden, den 11. Februar 91.[2]

Nach Ihrem verletzten Briefe, theuerſte Freundin, war ich ſchon außer Sorgen und hätte nicht geglaubt, daß Sie noch ſo viel zu überſtehen gehabt hätten. Jetzt iſt hoffentlich bloß die Frage, wie wir in Zukunft dergleichen Vorfälle zu verhüten haben. Ich zweifle, ob er die Vorleſungen ſo bald wird anfangen können, und alle andern Rückſichten müſſen der Geſundheit nachſtehen. Auch ſollte ich nicht glauben, daß irgend etwas, was er in dieſer Abſicht thut oder unterläßt, ihm von denjenigen verargt werden könnte, an deren Meinung ihm etwas gelegen iſt. Der künftige Sommer muß größtentheils der Erholung gewidmet ſein, und ein Theil davon gehört uns. Auch verbitten wir uns ſehr, daß Sie bloß eine Karte bei uns abgeben. Dresden und Loſchwitz beſonders iſt nicht ſo bald abgefertigt.

---

[1] Schiller und Lotte S. 363. Körner an Schiller II 162.

[2] Charlotte an K. II. S. 228 f.

Loſchwitz, den 24. Juni 91.

Herzlichen Dank, theure Freundin, für die liebevolle Aufmerkſamkeit, mich durch öftere Nachrichten zu beruhigen. Ohne dieſe Erleichterung würde es mir zu ſchwer werden, die peinliche Ungewißheit über den Zuſtand unſeres Schiller zu ertragen.

Ich ſehe immer mehr, was für ein Glück es für ihn iſt, eine ſolche Gattin gefunden zu haben, und mit einer ſo würdigen Familie verbunden zu ſein. Ihrer und der Ihrigen zärtlicher Sorgfalt allein haben ſeine Freunde ſeine Geneſung zu verdanken.

Dresden, den 29. September 91.

Daß meine Frau niedergekommen iſt, theure Freundin, wiſſen Sie ſchon aus meinem Briefe an Schiller. Aber was ich Ihnen ſelbſt dabei zu ſagen habe, ſollen Sie noch von mir erfahren. Ich denke mir, daß Sie gern Pathe bei meinem Jungen ſein werden, und wir rechnen auf Ihre Erlaubniß, Ihren Namen zu den Abweſenden ſetzen zu dürfen, die wir gern in Verbindung mit unſerem Kinde denken. Die Herzogin von Curland, Frau v. Recke und Kunze ſind die übrigen Auswärtigen. Der Name iſt Carl Theodor.

Den 17. Mai 1805.

Etwas zur Linderung Ihres Schmerzens beitragen zu können, darf ich nicht hoffen. Aber Leidende kommen gern zuſammen und verſtehen ſich durch einen Händedruck und durch Blicke, für ſo etwas mögen dieſe Zeilen gelten.

Nach ſeinem letzten Briefe an mich,[1] den er vierzehn Tage vor ſeinem Tode ſchrieb, war er damals noch in vollem Gefühl ſeiner Kraft und mit einer neuen Arbeit[2] beſchäftigt. Mir war es, wenn ich bloß an ihn dachte, Erleichterung, daß er auf dieſe Art endete, ohne die Annäherung des Todes zu ahnden und die Leiden des Alters, beſonders bei ſeinem durch Krankheiten zerſtörten Körper, durch Unvermögen zu geiſtiger Thätigkeit doppelt zu empfinden.

Die Zahl ſeiner Verehrer, und beſonders derer, die ſein Perſönliches zu ſchätzen wußten, iſt groß. Es wird Ihnen alſo auch in dieſer Rückſicht nicht an Freunden fehlen. Gibt es aber irgend ein Geſchäft, wobei Sie mich gebrauchen könnten, ſo darf ich Ihnen wohl nicht erſt ſagen, wie ſehr ich mich durch Ihr Vertrauen geehrt fühlen würde. Ihr eigenes wichtigſtes Geſchäft iſt jetzt für Ihre Geſundheit zu ſorgen und ſich Ihren Kindern zu erhalten.

Die Meinigen grüßen herzlich und theilen Ihren Schmerz.

Dresden, 17. Juni 1805.

Haben Sie herzlichen Dank für Ihr theures Geſchenk. Eine Stelle finde ich geändert gegen das Manuſcript, das ich bekommen hatte:

Er ſchafft ſich ein geſittet Volk aus Wilden.

hieß es vorher. Dieß ſollte gemildert werden.[3]

Dresden, am 31. Mai 1806.

Ich hätte gern mit ihm (Cotta) über die Idee geſprochen, Fragmente aus Schillers Briefen herauszugeben, und den Ertrag zu dem Denkmale nach Beckers Idee zu beſtimmen. Daß man in Berlin ſo viel Wärme gezeigt hat, freut mich ſehr. Hamburg hat verhältnißmäßig weit weniger gethan, Leipzig wenig, und Dresden gar nichts.

---

[1] Am 25. April; IV. S. 393.

[2] Dem Trauerſpiel: Prinzeſſin von Celle, deſſen ausgearbeiteter Plan in der neuern Ausgabe der Werke zum erſtenmale veröffentlicht wird.

[3] So hat Körner die Stelle in der Huldigung der Künſte wieder drucken laſſen. (Ausgabe von 1860, IV. 168.)

Dresden, am 28. Juni 1807.

Stein iſt auch einer von meinen Lieblingen, ein Mann von ächt deutſcher Art.

Wie wär' er ſonſt ſo edel, wär' ſo ſtille,
Und doch voll Kraft und Muth?

Dresden, 22. Januar 1808.

Daß Werner bei Goethen Glück machen würde, hätte ich nicht geglaubt. Ich erwartete viel von Wernern nach ſeinen Söhnen des Thales. Das Kreuz an der Oſtſee befriedigte mich ſchon weniger, und bei der Weihe der Kraft hat er an meiner Meinung ſehr verloren. Auch iſt er kein Jüngling mehr, wie ich anfänglich glaubte, bei dem man noch Fortſchritte hoffen könnte.

9. Mai 1809.

Es ſollte mich freuen, wenn meine Bearbeitung (des theatraliſchen Nachlaſſes) nach Ihrem Wunſche ausgefallen wäre. Ich habe, wo es mir möglich war, Schillers eigne Worte beibehalten und mir bloß bei Nachläſſigkeiten, die er ſelbſt dafür erkannt haben würde, eine Abänderung erlaubt. Der Plan zu den Kindern des Hauſes könnte vielleicht ungedruckt bleiben, aber die Ideen über eine dramatiſche Behandlung der Pariſer Polizei möchten ein größeres Intereſſe haben.

Es wird mir ſchwer zu glauben, daß über die Malteſer gar keine Papiere vorhanden ſein ſollten. So viel weiß ich ganz genau, daß er mir bei ſeinem letzten Aufenthalt in Dresden die erſte Scene in Jamben vorgeleſen hat.[1] Mit dem Plane hat er ſich lange beſchäftigt, und mir viel davon geſagt. Wenn Sie nur einige Papiere darüber fänden, ſo würde ich Manches aus dem Gedächtniß ergänzen können.

---

[1] Iſt gedruckt. Die Papiere wurden am 15. December geſchickt. Werke IV. S. 499 ff.

Ihre Frau Schweſter ſchrieb mir, daß Sie noch einige Briefe von mir gefunden habe; dieß iſt mir ſehr lieb, weil ſie zum Zuſammenhange der Schiller'ſchen Briefe in den letzten Jahren mir fehlten.[1]

7. Auguſt 1809.

Es war Ihnen ein Beſuch von meinem Sohne zugedacht, der jetzt nach Werners Vorſchrift mineralogiſche Fußreiſen macht. Aber Werner hat den Plan geändert und ſchickt ihn vorjetzt ins Rieſengebirge. Mein Sohn bildet ſich immer mehr aus und macht uns Freude. Er hat das Praktiſche der bergmänniſchen Geſchäfte aufgegeben, und widmet ſich ganz dem Studium der Naturwiſſenſchaften, wobei er viel Eifer zeigt.

Wir ſelbſt werden eine kleine Reiſe nach Leipzig und zu unſerer Pflegetochter,[2] der Frau von Einſiedel in Grundſtein, machen.

Der öftere Umgang mit Goethe wird Ihnen vielen Genuß geben. Auf ſeinen neuen Roman bin ich äußerſt begierig. Eugenie wird wohl nicht fortgeſetzt? Und die Pandora, wovon im Prometheus Fragmente ſtehen, hoffte man auch bald zu ſehen.

Dresden, am 31. December 1809.

Mit großer Begierde habe ich die Fragmente über die Malteſer geleſen. Sie enthalten genug, um daraus einen ähnlichen Plan wie von Warbeck mit Schillers eignen Worten aufzuſtellen. Indeſſen wird hier dieß Geſchäft ein wenig ſchwieriger.

Emma hat jetzt mit der größten Sorgfalt ein Portrait von Schiller in Miniatur für mich gemacht, das unter allen, die ich beſitze, das ähnlichſte iſt. Die Dannecker'ſche Büſte und Graffs Gemälde liegen dabei zum Grunde, und ſie ſelbſt hatte noch ein lebhaftes Bild von dem Original in der Seele. Mein Sohn iſt fleißig in ſeinem Fache, dabei kräftig und lebensfroh, und zeigt ein nicht gemeines dichteriſches Talent.

---

[1] Siehe die Beilage.

[2] Julie Kunze.

An den Wahlverwandtſchaften habe ich die Hand des Meiſters erkannt und mich ſehr über dieſe Erſcheinung gefreut. Indeſſen wundere ich mich nicht, wenn es Perſonen gibt, die bei aller Empfänglichkeit für die Behandlung in dem Stoffe einiges Anſtößige finden.

Dresden, am 9. Februar 1810.

Von meines Sohns Gedichten werden Sie etwas in Methfeſſels[1] Sammlungen finden. Er hat einige Sachen von ihm recht glücklich componirt. Meine Tochter macht ſich eine Freude daraus, Ihnen eine Copie ihres Miniaturbildes von Schiller zu ſchicken und wird ſobald als möglich damit fertig zu werden ſuchen.[2]

18. Mai 1810.

Die Malteſer hatten bei der Redaction mehr Schwierigkeiten als bei andern Fragmenten und Planen, weil Schiller hier oft ſeine Ideen geändert hatte, und das Ganze weniger geordnet war. Ich habe wieder ſo viel möglich Schillers Worte beibehalten.[3]

4. Juni 1810.

Ihnen habe ich noch einen Vorſchlag zu thun. Schillers Werke, das weiß ich wohl, bedürfen keiner Empfehlung durch einen berühmten Herausgeber. Aber in Schillers Seele würde ich mich freuen, wenn Goethe ſich zur Direction der Herausgabe bekännte und eine Charakteriſtik Schillers dem erſten Bande vorausſchickte. Eine ſolche Erſcheinung wäre an ſich ſchön und würde den mercantiliſchen Werth der Sammlung erhöhen. Goethe ſollte gar keine Arbeit bei der Herausgabe haben. Dieſe wollte ich ganz übernehmen und hoffte in den Grundſätzen mit ihm übereinzuſtimmen, wäre auch äußerſten Falls bereit mich ſeiner Entſcheidung zu unterwerfen. Ich ſehe Goethen in Carlsbad, wohin wir zu Ende des jetzigen Monats abgeben. Wollen Sie mir Auftrag geben, mit ihm darüber zu ſprechen, ſo disponiren Sie über mich. Finden Sie ein Bedenken dabei, ſo ſtehe ich auch allein zu Ihren Dienſten.

---

[1] Hatte ſich auf Koſten der Fürſtin von Schwarzburg-Rudolſtadt in Dresden als Componiſt ausgebildet.

[2] Es wurde am 7. April 1812 abgeſchickt und begleitete Charlotte ſtets auf ihren Reiſen. Nach ihrem Tode bekam es die Tochter Caroline.

[3] Ein anderer Plan bei Boas, Nachträge III. 429 ff.

Daß Sie meine Bearbeitung der Malteſer befriedigt hat, iſt mir ſehr erfreulich. Vielleicht finden ſich noch Papiere zum Menſchenfeind, um ſie ebenſo behandeln zu können.

20. Juni 1810.

Es freut mich ſehr, theuerſte Freundin, daß Sie mit meinen Anſichten über die Herausgabe der Schiller'ſchen Werke einverſtanden ſind. In Carlsbad werde ich die erſte Gelegenheit benützen, um Goethen zu erforſchen, ob und unter welchen Bedingungen er an der Herausgabe Antheil nehmen, und ſelbſt einen Aufſatz über Schiller liefern würde. Ich werde bloß meine Privatwünſche äußern und mich aller Erklärungen enthalten, wodurch Sie oder Cotta zu etwas verbunden wären. Da Humboldt, wie ich höre, als Geſandter nach Wien geht, ſo wird er mehr Muße haben, und ſehr gut etwas über Schiller liefern können.[1] Hoffentlich ſpreche ich ihn bei ſeiner Durchreiſe.

Daß keine Papiere mehr vorhanden ſind, iſt ſehr Schade. Ich finde in Schillers Briefen, daß er ſich einige Male mit dem Menſchenfeind, dem Geiſterſeher[2] beſchäftigt hat, und hoffte über den Plan wenigſtens noch einige Aufſchlüſſe zu erhalten.

5. Auguſt 1810.

Mit Goethen habe ich in Carlsbad über Schillers Werke geſprochen. Ich fand bei ihm zwar Wärme für Schiller, aber keine Neigung ſich mit der Herausgabe der Werke zu befaſſen. Auch zur Fortſetzung des Demetrius ſchien er keine Luſt zu haben. Es wären, meinte er, noch nicht zwei Acte fertig, alſo über die Hälfte noch zu machen. Auf meinen Vorſchlag, daß ich bei der Herausgabe der Werke alles Mühſame beſorgen wolle, und er nur die Direction des Ganzen übernehmen möchte, erwiderte er, daß dieß ſehr thunlich ſein würde, wenn wir an einem Orte wohnten, aber durch Briefe laſſe es ſich nicht machen. Weiter bin ich nicht mit ihm gekommen, und habe mir bloß vorbehalten, ihm noch den Plan zur Billigung vorzulegen. Den Aufſatz über Schillers ſchriftſtelleriſche Eigenthümlichkeit lehnte er unter der Aeußerung ab, daß ihn dieß zu weit führen und zu viel Zeit koſten würde, die er jetzt zu mehreren angeſtrengten Arbeiten nöthig habe.

---

[1] Sein Brief vom 26. Januar 1811 bei Diezmann, Weimars Glanzzeit S. 30 f.

[2] Das philoſophiſche Geſpräch Timons, das Körner IV, S. 44 ff., 66 ff. unverhältnißmäßig fand, ausführlich wieder bei Boas, Nachtr. II. S. 231 und andere Stücke ebenda S. 414.

10. Januar 1811.

Ich kenne Peterſen[1] nicht, aber ſo viel getraue ich mir zu behaupten, daß er von Schillern ſeit ſeinem Aufenthalte in Sachſen nichts wiſſen kann. Ich habe ihn nie von Schiller nennen gehört, auch wüßte ich nicht, daß er von Dresden aus je an ihn geſchrieben hätte. Wie Sie bemerkt haben, daß Schillers Jugendfreunde auf der Stufe ſtehen geblieben waren, auf der er ſie verließ, ſo iſt freilich von ihnen nichts zu erwarten. Schiller in Weimar und Jena war eine ganz andere Art von Weſen als Schiller in Stuttgart.

Die folgenden Briefe enthalten Fragen und Bemerkungen zu Schillers Biographie, von denen die meiſten jetzt kein Intereſſe mehr haben. Sie zeigen eben, wie ſorgfältig und ernſthaft Körner ſeine Aufgabe betrieb.

2. Juni 1811.

Mit dem Biſchof von Würzburg war Schiller, dünkt mich, auch in Correſpondenz. Was wiſſen Sie denn von dieſem Verhältniſſe? Dieſer Fürſt hatte, ſo viel ich weiß, viel Verdienſte um ſein Land.[2]

---

[1] Schillers Freund auf der Karlsſchule, der ebenfalls an einer Biographie Schillers arbeitete.

[2] Georg von Fechenbach. Es hat ſich keine Spur von dieſem Verhältniſſe gefunden, die II. 300 abgedruckte Stelle ausgenommen.

22. October 1811.

Erinnern Sie ſich nicht, ob Schiller ſelbſt ſchon einen Theil des Theaters für den Druck redigirt hatte? Ich finde die Semele ſehr verändert gegen den Druck in der Anthologie.[1] Auch iſt merkwürdig, daß die Räuber nicht nach der zweiten Mannheimer, ſondern ganz nach der erſten Stuttgarter Ausgabe abgedruckt ſind. Dieß muß doch wohl Schiller ſelbſt angeordnet haben.[2]

1. November 1811.

Der beleidigende Ausfall auf Graubündten in den Räubern bleibt in dem jetzigen Abdrucke weg.[3]

Dresden, am 14. November 1811.

Sie erinnern ſich ohne Zweifel, theuerſte Freundin, an wen Schiller im Jahr 1801 außer an Herrn v. Humboldt und mich über ſeine Arbeiten geſchrieben hat. In der Minerva, einem Taſchenbuche für 1812, ſteht ein Brief Schillers über die Jungfrau von Orleans, der das Gepräge der Aechtheit hat und ſehr intereſſant iſt. Es wird geſagt, daß er 1801 an einen Freund geſchrieben wäre, und wie ich höre, iſt Böttiger[4] derjenige, der ihn bekannt gemacht hat. Dieſer Menſch iſt mir zu fatal, als daß ich über irgend etwas, das mir lieb iſt, mit ihm reden könnte, aber Hartmann, mit dem ich darüber ſprach, hat mich auf eine Idee gebracht. Er erinnert ſich von Ihrer Frau Schweſter gehört zu haben, daß Schiller mit der Frau Gräfin von Reventlau[5] correſpondirt

---

[1] Boas, Nachtr. I. S. 197.

[2] Dagegen Meyer in der Ausgabe von 1860 II. S. III—VII.

[3] Hergeſtellt in der Ausg. von 1860, II. 66. Auch die Antwort auf Bürgers Antikritik, Boas II. S. 334 ließ Körner mit Abſicht aus.

[4] Er hatte ſchon im Jahrg. 1811 S. 37 auf die Aufſätze über Wallenſtein (Boas II. 37 ff.) hingewieſen.

[5] Lies: Schimmelmann, vgl. ihren Brief vom 2. Oktober II. 390. Schillers Briefe ſind leider nicht mehr aufzufinden. Auch Körners Bemühungen blieben fruchtlos. Es ſcheint nicht, daß Charlotte ſeinen wiederholten Bitten gemäß die Gräfin Schimmelmann um die Mittheilung jener Briefe erſucht hat; und die kürzlich von Frau von Gleichen gemachten Verſuche haben keinen Erfolg gehabt.

Das meiner Willkühr zu überlaſſen, wozu ich gezwungen ward?

Wurm. So iſt es nicht gemeint, liebe Jungfer! Der Major muß zuerſt und freiwillig zurücktreten.

Louiſe. Er wird nicht.

Wurm. So ſcheint es. Würde man denn wohl ſeine Zuflucht zu Ihnen nehmen, wenn nicht Sie allein dazu helfen könnten?

Louiſe. Kann ich ihn zwingen, daß er mich haſſen muß?

Wurm. Wir wollen verſuchen! Setzen Sie ſich!

Louiſe (betreten.) Menſch! Was brüteſt du?

Wurm. Setzen Sie ſich! Schreiben Sie! Hier iſt Feder, Papier und Dinte!

Louiſe (ſetzt ſich in höchſter Beunruhigung.) Was ſoll ich ſchreiben? An wen ſoll ich ſchreiben?

Wurm. An den Henker Ihres Vaters.

Louiſe. Ha! du verſtehſt dich darauf, Seelen auf die Folter zu ſchrauben! (ergreift eine Feder.)

Wurm (diktirt.) „Gnädiger Herr“ —

Louiſe (ſchreibt mit zitternder Hand.)

Wurm. „Schon drei unerträgliche Tage ſind vorüber — — ſind vorüber — und wir ſahen uns nicht“

Louiſe (ſtutzt, legt die Feder weg.) An wen iſt der Brief?

Wurm. An den Henker Ihres Vaters.

Louiſe. O mein Gott!

Wurm. „Halten Sie ſich deswegen an den Major — an den Major — der mich den ganzen Tag wie ein Argus hütet“

hätte. Daß er nach Dänemark einen Briefwechſel hatte und ſeine neuen Arbeiten dorthin ſchickte, erinnere ich mich auch. Dieſe däniſche Correſpondenz müßte ſehr intereſſant ſein, und es fragt ſich, ob man nicht dazu gelangen könnte.

Dresden, am 18. December 1812.

Meinen Sohn werden Sie in einigen Monaten in Weimar ſehen. Seine Abreiſe von Wien wird durch die verſpätigte Aufführung eines ſeiner größern Stücke verzögert. Es geht ihm dort ſehr wohl, und er hat in den beſten Häuſern eine freundliche Aufnahme gefunden. Was die Welt zur Bildung eines Jünglings beiträgt, iſt in Wien geſchehen, und ich bin mit dem Erfolg ſehr wohl zufrieden. Das Humboldtiſche Haus hat beſonders viel Güte für ihn gehabt. Was Sie mir von der Aufnahme ſeiner Stücke in Weimar ſchreiben, hat mich ſehr gefreut. Indeſſen darf ich ſagen, daß ſeine ſpäteren Arbeiten mehr Gehalt noch haben als dasjenige, was Ihnen bekannt iſt.

Dresden, 27. December 1812.

Meine Frau hat mir von Höckner Schillers Portrait in Stein ſchneiden und in einen Ring antiker Form faſſen laſſen. Mir ſcheint es recht gelungen. Ich lege Ihnen einige Abdrucke bei und bitte Sie, einen Ihrer Frau Schweſter und einen dem Geheimenrath Goethe zuzuſtellen.[1]

28. Januar 1813.

Mein Sohn iſt in Wien bei dem Hoftheater mit 1800 Gulden Gehalt als Theaterdichter angeſtellt worden. Sein Zrini hat viel Beifall gefunden, und ſeine Exiſtenz in Wien wird immer angenehmer. Nach Weimar wird er nun wohl etwas ſpäter kommen, aber ich hoffe doch noch vor dem Sommer.

21. Februar 1813.

Die Ueberſetzung, deren Sie gedenken, iſt wohl das merkwürdige Beiſpiel einer weiblichen Rache in der Thalia. Da aber die Ueberſetzung aus einem bekannten Buche iſt, ſo war ich nicht geſonnen ſie in die Werke aufzunehmen.[1] Ein andrer Fall iſt bei den poetiſchen Originalen[2] und bei den Ueberſetzungen der franzöſiſchen Luſtſpiele.

---

[1] Dieſer Ring iſt im Beſitz des Hofraths Förſter in Berlin.

Von dem Sohne habe ich gute Nachrichten, und bei mir iſt Alles wohl. Auch haben wir bei den öffentlichen Ereigniſſen den Muth nicht verloren.

19. Juli 1813.

Mein Sohn iſt in großer Gefahr geweſen, aber durch göttliche Hülfe gerettet worden, und jetzt habe ich von ihm die beſten Nachrichten. Seit vierzehn Tagen ſind wir wieder hier und üben uns in der Geduld.

3. Januar 1814.

Herzlichen Dank, theuerſte Freundin, für Ihren liebevollen Brief. Ich nehme alle meine Kraft zuſammen, um mich bei meinem Verluſt nicht niederſchlagen zu laſſen. Erleichtert wird es mir dadurch, daß die Geſundheit der Meinigen dieſen harten Schlag auszuhalten ſcheint, ob ſie gleich ſehr dadurch erſchüttert waren, und daß ich beſchäftigt genug bin, um weniger an mich ſelbſt zu denken. Die erhaltene Auszeichnung von dem ruſſiſchen Kaiſer weiß ich zu ſchätzen, aber faſt lieber war mir noch meine Anſtellung zu einer Zeit, wo ich ſo gern für die gute Sache thätig ſein wollte.

Dresden, 30. März 1815.

Daß Sie und Ihre verehrte Frau Schweſter mit uns trauern würden,[3] theuerſte Freundin, waren wir überzeugt. Emma war uns theuer und wurde es immer mehr, je mehr ſich ihr Geiſt und Charakter ausbildete. Seit einigen Jahren hatte ſie ſich beſonders entwickelt. Für manche Verhältniſſe hatte ſie nicht gepaßt, und es war vielleicht eine Wohlthat von Gott, ſie zu einer Zeit von der

---

[1] Jetzt von Boas II. 363 wieder hervorgezogen.

[2] Wohl Schreibfehler ſtatt Uebertragungen. Auch die unbedeutenden Recenſionen (Dietzmann, W. Glanzzeit S. 72) ließ Körner abſichtlich aus.

[3] Ueber den Tod der Tochter Emma.

Welt zu nehmen, da ſie außer dem Tod ihres Bruders von der Nachtſeite des Lebens noch wenig erfahren hatte. An dieſem Bruder hing ſie ſehr, wie ich aus ihren Papieren ſehe, und daß ſie ihn verlor, war der Keim ihres Todes. Sie wird neben ihm begraben.

Die Geſundheit der Mutter und Tante iſt leidlich. Die Geſchäfte der Ortsveränderung gaben einige Erleichterung. Denn in vierzehn Tagen gehe ich von hier nach Berlin, wo ich als Staatsrath bei dem Miniſterium des Innern angeſtellt werde. Mir war es nicht möglich, unter den jetzigen Umſtänden hier zu bleiben. In Berlin verſpreche ich mir einen intereſſanten Wirkungskreis und für mich und die Meinigen manche Annehmlichkeiten. Der Mutter wird es auch wohl thun, ſich von Allem zu entfernen, was ihren Schmerz erneuert.

Der gute Geßler hat ſich gleich aufgemacht, wie er von unſerem Verluſt gehört hat, und ſteht uns hier treulich bei.

Dresden, am 9. April 1815.

Sie erhalten hierbei, theuerſte Freundin, zwei Exemplare der Sammlung, die ich bloß für die Freunde meines Sohnes habe drucken laſſen, eines für Sie und eines für Ihre Frau Schweſter. Von Berlin aus ſchicke ich Ihnen beiden noch Abdrücke von dem Bildniß und von dem Kupferſtich der Grabſtätte.

Berlin, 10. Januar 1817.

General v. Wolzogen wird Ihnen von uns erzählt haben. Bei ſeiner Abreiſe trug er mir auf mich zu erkundigen, ob nicht eine Forſtſecretärſtelle in Schleuſingen vacant wäre, zu der Ihr älterer Herr Sohn gelangen könnte. Eine ſolche Stelle würde wohl noch zu haben ſein, aber es iſt nicht rathſam ſich darum zu bewerben, weil ſie nicht weiter führt. Dagegen wäre vortheilhafter eine Anſtellung bei der Regierung in Merſeburg oder Erfurt als Referendarius in Forſtſachen zu ſuchen, womit zwar keine Beſoldung verbunden iſt, aber wodurch Ausſichten zu guten Stellen eröffnet werden. In Erfurt hätten Sie einen Fürſprecher an dem Grafen Keller, der zugleich Geſandter in Weimar iſt; in Merſeburg würde ſich der Präſident Schönberg gern für die Sache intereſſiren.

Beilage.

Die oben S. 55 erwähnten Briefe Körners an Schiller müſſen in Charlottens Händen zurückgeblieben ſein. Es ſind folgende:

5. Juli 91 (über Sch. Abſicht nach Leipzig zu kommen).

22. Juli 91 (nach Carlsbad).

— — Schreib' mir doch eigentlich, was dich hieher zu kommen hindert. Die Beſchwerlichkeit der Reiſe kann es nicht ſein — — Zeitverſäumniß kann auch nicht die Urſache ſein. Allenfalls kannſt du hier auch in den Vormittagen arbeiten und haſt die Bibliothek bei der Hand. Und ernſtlich darfſt du dieſen Sommer nicht arbeiten. Alſo bliebe nichts übrig als der gelbe Quark. Und von dem iſt doch hoffentlich unter uns die Rede nicht. Zweimal ſo viel als dich die Reiſe koſten kann, gäbe ich gern darum, wenn ich zu dir kommen könnte. Alſo ſei geſcheidt und laß dir von Göſchen geben, ſo viel du brauchſt, oder ſchreib' mir wie du es haben willſt.

Göſchen ſchreibt, du wollteſt von mir einen kleinen Aufſatz über Oxenſtiern haben. Der Auftrag iſt anziehend, und ich will mein Heil verſuchen. (Schiller's Antwort II. 252).

Dresden, den 23. November 92. (Antwort auf II. 348.)

Ehe Dein letzter Brief ankam, hatte mir Göſchen ſchon von einem andern Plane geſchrieben, der mir beſſer gefällt . . . Das achtzehnte Jahrhundert iſt reich an intereſſantem Stoff. Ich habe mir vorjetzt den ſpaniſchen Erbfolgekrieg gewählt, da du nicht haben willſt, daß man auf dich rechnen ſoll. Aber eine allgemeine Ueberſicht über den Zuſtand von Europa zu Anfange des Jahrhunderts konnteſt du doch vorausſchicken. Ob Geſchen wohl thut, daß er mehrere Verfaſſer gebrauchen will, iſt ſeine Sache. Ein buntes Gemiſch wird es werden. Heydenreich hat die Artikel Locke, Leibnitz, Thomaſius, Erhard hat Newton, Hommel den nordiſchen Krieg. Hubers Ankunft iſt mir ſehr ungelegen. Ueberhaupt hätten die Franzoſen etwas Klügeres thun können als Mainz erobern. Dem Coadjutor machen ſie auf alle Fälle ſchlimmes Spiel. Schreib' mir ja gleich, wann Huber nach Jena kommt. Ich muß ihm noch begreiflich machen, wenn er es nicht ſelbſt fühlt, daß er jetzt nicht zu uns kommen darf. Es iſt der dümmſte Streich, der begegnen kann. D. war auf dem beſten Wege. (Sch. Antwort II. 350.)

Dresden, 16. Mai 1802. (S. Sch. Antwort IV. 281).

(Profeſſor Graſſi (nicht Greſſe) wird empfohlen). — — Turandot iſt in Leipzig gegeben worden, um den Geburtstag der Kurfürſtin zu feiern. Die Maskenrollen hat man beibehalten, und Ochſenheimer hat den Pantalon gemacht. — Im Meßkatalogus finde ich eine neue verbeſſerte Auflage deiner Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs. Haſt du denn viel daran geändert?

Dresden, 29. Juli 1802.

Humboldts kommen nicht hieher. Ich hätte ſie gern geſehen. Er hat dem Politiker Gentz einen Brief an mich gegeben. Mir konnte er nicht behagen, und ich wundere mich, daß Humboldt an ihm Geſchmack findet.

Dresden, 18. März 1803. (Antwort auf IV. 318).

— Meine Kinder ſind nunmehr wieder hergeſtellt, und der Arzt hat uns nun geſtanden, daß beide das Scharlachfieber gehabt haben. — Dein neues Werk [1] ſchick' ich zurück und bitte dich mir bald das Theaterexemplar zu ſchicken. Daß du es Opitz nicht gibſt, bedaure ich wirklich nicht, weil ich mir von der hieſigen Aufführung keinen Genuß verſprechen kann, außer etwa bei dem

---

[1] Die Braut von Meſſina.

Monolog der Beatrice. — Wo mir etwas in der Diction aufgefallen iſt, habe ich die Worte mit Bleiſtift angeſtrichen.

Was du zur Rechtfertigung des Ideencoſtüms ſagſt, halte ich zwar für richtig, aber man muß mit der Geſchichte von Sicilien ſehr bekannt ſein, um eine ſolche Eigenheit dieſes Volks wahr zu finden. Es fragt ſich, ob der Dichter dergleichen hiſtoriſche Kenntniſſe bei ſeinem Publikum vorausſetzen darf.

Ich leſe jetzt oft im Euripides. Mir ſcheint, daß er oft falſch beurtheilt wird. Ich finde viel Kraft und Tiefe bei ihm in Darſtellung der Leidenſchaft, und in ſeinen Chören viel rhythmiſche Pracht. Manches, was Ungeſchicklichkeit ſcheint, war wohl abſichtlich, oder vielleicht Folge eines verdorbenen Geſchmacks. Vergleichungen zwiſchen ihm und Sophokles und Aeſchylus, die mehr in's Einzelne gingen, würden zu manchen intereſſanten Bemerkungen Stoff geben.

Haſt du die Delphine ſchon geleſen? u. ſ. w.

17. März 1804. (Antwort auf IV. 257.)

Geſtern kam der Tell an, und morgen ſchicke ich ihn zurück. Aber ehe ich ein Wort darüber ſchreibe, muß es zuvor wegen der Sicherheit deiner Manuſcripte bei mir zwiſchen uns ins Reine kommen. Was Opitz geſchrieben hat, halte ich für eine Windbeutelei, um dir eine unangenehme Empfindung zu machen, weil er ſich durch Verweigerung des Manuſcripts beleidigt fand. So gewiß als man irgend etwas wiſſen kann, weiß ich, daß das Manuſcript nicht aus meinen Zimmern gekommen iſt als einen einzigen Nachmittag, da ich es der Frau von Racknitz mit ihren Schweſtern zu leſen gab. Ich weiß, daß dieſe bis Nachts um zwölf darin geleſen haben, und den andern Morgen früh um acht Uhr hatte ich es wieder. Es müßte alſo in der Zeit von zwölf bis acht von Racknitzens Domeſtiquen abgeſchrieben worden ſein, und ich frage dich, ob dieß wahrſcheinlich iſt. Hätte Racknitz dieß ſelbſt für das Theater veranſtaltet — eine Schurkerei, wozu er wenigſtens zu feig iſt — ſo würde Opitz wohl ſchwerlich etwas davon geäußert haben.

Uebrigens ſei es, wie es wolle, ſo hätteſt du mir einen großen Gefallen gethan, wenn du zu irgend einer andern Zeit über Opitzens Aeußerung geſchrieben hätteſt. Die Ankunft eines neuen Werkes von dir iſt für mich allemal ein Feſt, und auf den Tell hatte ich mich beſonders gefreut. In einem ſolchen Momente iſt jede Diſſonanz eine peinliche Störung. Jedes Kunſtwerk genieße ich gern mit freier unbefangener Seele, und dießmal war ich ſo verſtimmt, daß der ganze Eindruck des erſten Leſens geſchwächt wurde. Erſt beim zweiten Leſen ergriff mich das Werk, ſo wie ich es von einem ſolchen Produkte erwartet hatte.

Der Stoff hatte manche nicht unbedeutende Schwierigkeiten, die du, wie mir däucht, glücklich überwunden haſt. Die Schweizer-Charaktere aus der damaligen Zeit mußten einander ziemlich ähnlich ſein, und gleichwohl brauchteſt du mehrere Perſonen, die ſich durch beſtimmte Umriſſe von einander unterſcheiden ſollten. Eine ſo rechtliche Revolution hatte natürlicher Weiſe einen langſamen bedächtigen Gang, aber in unſern Tagen ſind wir an ſtürmiſche Scenen ſo gewöhnt, daß die gehaltene Kraft auf dem Theater leicht verkannt wird. — Geßler durfte nicht als Carricatur erſcheinen, aber das Widrige an ihm nicht zu ſehr gemildert werden. Haſſen ſoll man ihn, aber nicht verachten. Es muß einleuchten, daß auf ihm das ganze Werk der Unterdrückung beruht, daß ſein Tod die Schweizer von ihrem gefährlichſten Feinde befreit. Du läßt ihn ſehr weislich nur zweimal in den entſcheidendſten Momenten auftreten. — Daß Tell ſeinen Feind nicht im offenen Kampfe tödtet, ſondern auf der Straße auf ihn lauert, macht an ſich einen fatalen Eindruck, und du haſt Alles in dem vorhergehenden Monolog aufgeboten, um dieſe Situation zu heben. Beſonders iſt es dir ſehr gelungen, Tells Widerwillen gegen einen ſolchen Mord auf eine Art anzudeuten, die ſeinen Charakter nicht ſchwächt. Ueberhaupt iſt die biedere Anſpruchloſigkeit in Tell ſehr glücklich mit ſeinem Heroismus gemiſcht.

Johannes Parricida trägt als Gegenſtück des Tell am Schluſſe viel zur Befriedigung bei.[1] In der Darſtellung überhaupt möchte ich nichts anders haben. Das Gemälde iſt reich, aber doch nichts entbehrlich, vielmehr haſt du vielleicht noch manches abgekürzt, wobei man gerne mit Liebe verweilt hätte.

Der Dialog iſt weniger geſchmückt als in deinen frühern Werken, ſo wie es hier der Stoff erfordert. Nur in der erſten Scene des vierten Acts ſpricht vielleicht der Fiſcher noch zu poetiſch. — Die Einmiſchung der ſchweizeriſchen Provinzialworte und die vielen Localzüge geben dem Ganzen eine ſehr willkommene Individualität.

Mehr über das Detail behalte ich mir vor, ſobald ich das Werk länger bei mir haben kann. (Sch. Antwort IV. 358.)

6. Auguſt 1804.

(Ueber Schillers Krankheit u. ſ. w.) — Eine Reiſe würde vielleicht wohlthätig ſein, aber wie ich von Böttiger höre, wird der Erbprinz mit ſeiner Gemahlin bald in Weimar erwartet, und bei ſeiner Ankunft wirſt du gern gegenwärtig ſein wollen. Böttiger habe ich zur Zeit noch ziemlich in gehöriger Entfernung gehalten.[2] Nach dem gewöhnlichen Kartenwechſel iſt er einmal bei mir geweſen. Wir nahmen ihn bloß höflich auf, und kurz darauf war er wieder da. Nun vor dem Einladen wollen wir uns hüten, ob er gleich ganz bequem dazu wäre, manchmal einem Fremden, den wir bei uns ſehen müſſen, etwas vorzureden. Der hieſigen vornehmen Claſſe wird er ohne Zweifel gefallen. Er weiß allerhand Anecdoten und ſucht jedem das zu ſagen, was er gern hört.

---

[1] Dieſe Scene wurde von Charlotte v. Schiller verlangt. Emilie v. Gleichen.

[2] „Zu der neuen Acquiſition, die ihr in Böttiger gemacht, gratulire ich — uns!" ſchreibt Schiller am 4. Januar IV. 354.

IV.

v. Schönberg,

ſtarb als Oberpräſident von Pommern.

Dresden, 8. Oktober 1802.

Minna hat mir geſagt, daß ſie Ihnen geſchrieben und mein Andenken bei Ihnen erneuert habe. Aber ich kann dieſes nicht ſo geſchehen laſſen, ſondern benutze die Gelegenheit, unter dem Schutze meiner Freunde Ihnen einen Brief von dem guten Schönberg zukommen zu laſſen. Sie werden ihn noch kennen, den armen geplagten Menſchen, der von der berühmten Dora ſo viel leiden muß, und deſſen Zufriedenheit nur in der Zeit wieder zunahm, als Sie ihn beſchützten und vertheidigten.

Wenn Sie den Umfang meiner Leiden ganz kännten, ſo würden Sie, durch die Theilnahme und das Mitleid bewogen, Weimar bald wieder verlaſſen und nach Dresden eilen, um mich gegen die Dora zu beſchützen, und das um ſo mehr, weil mich in ganz Dresden Niemand in Schutz nimmt. Die Leute irren ſich in meinem Aeußern, weil ich ſo einen Anſtrich von Geſundheit und Zufriedenheit habe, aber dieſes erhöht den Grad meines Uebels, daß ich auf dieſe Art verkannt werde. Jedoch ich will von meinen Leiden ſchweigen, und es dem Profeſſor Carl von Carlsberg überlaſſen, mich nächſtens zu beſchreiben. Ich eile daher über dieſe Jammerſcenen hinweg, zu meiner Freude und zu meinem herzlichſten Dank, den ich Ihnen für das freundſchaftliche Andenken ſage, deſſen Sie mich von Leipzig ſchriftlich verſicherten.

In der Erinnerung erneuern wir uns das Glück, das wir in den Tagen genoſſen, als der vortreffliche Schiller mit Ihnen unter uns lebte. Ich ſpreche das Uns mit inniger Rührung aus, und Sie fühlen es, meine Freundin, was das heißt, zu Körners zu gehören. Leipzig iſt mir ſeitdem werther geworden, als man Schillers Verdienſt auf eine ſo edle, rühmliche Weiſe öffentlich bezeugt und anerkannt hat. Wie gern wäre ich mit nach Leipzig gereiſt und hätte meine geheime Kanzlei geſchwänzt, aber es war nicht möglich, und ich mußte daher aushalten und das Haus hüten.

Ihre Frau Schweſter hat am 2. dieſes das ſchöne Requiem von Haſſe und geſtern die Oper Acis und Galatea von Neumann gehört. Adolf iſt ſehr zufrieden von Dresden und Weimar hat ſehr bei ihm verloren.

Morgen werden wir Weinleſe halten und den Ort wieder betreten, wo Sie und Schiller wohnten. Sagen Sie dem von mir unausſprechlich verehrten Schiller, daß er mir die Ueberzeugung laſſen ſoll, daß er mit dem Andenken an meine Körners auch das an mich verbinde, daß er mich ſeiner Freundſchaft, ſeines Wohlwollens werth halte

ꝛc. Schönberg.

Merſeburg, den 28. Auguſt 1815.

Ihr lieber Brief, meine verehrte Freundin, hat mich ſehr beglückt. Ihre freundliche, herzliche Anſprache verſetzt mich in jene Zeiten, wo wir einſt wie in einem Familienkreiſe lebten, und als die noch unter uns waren, deren Andenken nie, am wenigſten bei uns verlöſchen wird.

Der treffliche Sohn hat uns recht überraſcht. Ich wußte nicht, daß er ſo nahe von Merſeburg ſich befände und es hat mich recht beglückt, daß er ſeinen alten Freund ſelbſt aufſuchte. Aus dem lieben Knaben iſt ein herrlicher, ſtattlicher Jüngling geworden. Mit großer Liebe ſprach er von der trefflichen Mutter. Wir

Louiſe (ſpringt auf.) Büberei, wie noch keine erhört worden! An wen iſt der Brief?

Wurm. An den Henker Ihres Vaters.

Louiſe (die Hände ringend auf und nieder.) Nein! Nein! Nein! Das iſt tyranniſch, o Himmel! Strafe Menſchen menſchlich, wenn ſie dich reitzen, aber warum mich zwiſchen zwey Schreckniſſe preſſen? Warum zwiſchen Tod und Schande mich hin und her wiegen? Warum dieſen blutſaugenden Teufel mir auf den Nacken ſetzen? — Macht, was ihr wollt! Ich ſchreibe das nimmermehr!

Wurm (greift nach dem Hut.) Wie Sie wollen, Mademoiſelle! Das ſteht ganz in Ihrem Belieben!

Louiſe. Belieben, ſagen Sie? In meinem Belieben? — Geh, Barbar! hänge einen Unglücklichen über den Abgrund der Hölle auf, bitt ihn um etwas, und läſtre Gott, und frag ihn, ob's ihm beliebe? —. O du weißt allzugut, daß unſer Herz an natürlichen Trieben ſo feſt als an Ketten liegt — Nunmehr iſt alles gleich! Diktiren Sie weiter! Ich denke nichts mehr! Ich weiche der überliſtenden Hölle! (ſie ſetzt ſich zum zweytenmal.)

Wurm. „Den ganzen Tag wie ein Argus hütet“ — Haben Sie das?

Louiſe. Weiter! Weiter!

Wurm. „Wir haben geſtern den Präſidenten im Haus „gehabt. Es war poſſierlich zu ſehen, wie der gute Major „um meine Ehre ſich wehrte“

Louiſe. O ſchön, ſchön! o herrlich! — Nur immer fort. —

plauderten über ſeine Zukunft, und es freute mich, daß er den Soldatenſtand nicht als Zweck ſeines künftigen Lebens, ſondern nur als Mittel betrachtete, um ſich zu einer Zeit in die Reihen der Kämpfer zu ſtellen, wo jeder Arm gerüſtet ſein mußte. In der Figur, im Geſicht und der Sprache hat er mich lebhaft an Theodor Körner erinnert.

Ich habe es den lieben Eltern geſchrieben, bei denen ich vor einigen Wochen verſchiedene Tage ſehr glücklich in Berlin gelebt habe.

In einer böſen Zeit habe ich auch mit den Stürmen des Schickſals zu kämpfen gehabt und das Unglück erlebt, mein ſchönes Vaterland getrennt zu ſehen. Eine höhere Anſicht von dem Standpunkt der Völker und der Nationalität hat mich ohne alles Schwanken für den Staat beſtimmt, an den ein Theil von Sachſen und ſomit auch mein Vaterland übergegangen iſt. Ich habe dieſes Bekenntniß zu jeder Zeit frei abgelegt und hoffe ehrenmäßig von dem verbliebenen Sachſen geſchieden zu ſein. Der preußiſche Staat hat mich zuvorkommend und mit Wohlwollen aufgenommen; ihm ſind meine Pflichten geweihet, und ich habe ihm den Eid der Treue und des Gehorſams aus voller Seele geleiſtet. So ſehr daher auch mein Gemüth durch den mich ehrenden Antrag erfüllt wurde, in die Dienſte der erhabenen Großfürſtin zu treten, ſo konnte ich dem Gedanken daran nicht Raum geben. Ich habe dem Grafen Edling, meinem Jugendfreund, über dieſen Gegenſtand geſchrieben und ihm die Gründe weiter auseinandergeſetzt, die mich verpflichten, auf der Bahn dermalen fortzuwandeln, die ich betreten habe. Indeſſen, meine verehrte Freundin, hat mich das Vertrauen und die Huld der herrlichen Großfürſtin ſehr beglückt, und ich bewahre dieſes in meinem Herzen als ein Geſchenk ihrer ſchönen Seele.

Meine liebe Frau iſt ſeit einigen Tagen mit mir vereinigt. Ich habe ein ſehr liebes Kind und bin der Glücklichſte, wenn ich in meinem Familienkreiſe bin. Meine Louiſe iſt ſehr gerührt über das, was Sie über ſie ſagen. Sie will Ihnen freundlichſt empfohlen ſein.

Der Herr gebe ihnen Freude und Segen durch Ihre geliebten Kinder. Gönnen Sie mir die Fortdauer Ihres mich beglückenden Wohlwollens und Ihrer Freundſchaft.

Schönberg.

Merſeburg, 15. Februar 1820.

Der hochverehrte General Graf Kleiſt hatte bei ſeiner mehrmaligen Anweſenheit in dem ſchönen Weimar das Glück, Sie theure Freundin zu ſehen und indem er mir bei ſeiner Zurückkunft immer davon erzählte, verſicherte er mich, daß Sie ſich des alten Freundes mit inniger Theilnahme ſtets erinnert hätten. Der General eilt morgen wieder nach Weimar, um einem, einer ſeltenen Fürſtin geweihten Feſte mit wahrer Huldigung beizuwohnen. Er hat mir verſprochen, Ihnen, meine theure Freundin dieſes Lebenszeichen einzuhändigen, das Ihnen meinen herzlichſten Dank für Ihr liebevolles Andenken darbringen ſoll ꝛc.

Von mir kann ich ſagen, daß es mir wohl geht. Geſunden Körpers und munteren Geiſtes treibe ich Geſchäfte, die großes Intereſſe für mich haben, und wenn ich demnächſt in meine Häuslichkeit ſchaue, meine gute treffliche Frau, mein blühendes nun 11jähriges Mädchen — ach! dann bekenne ich demüthig, daß ich alles des Glücks nicht werth bin ꝛc.

Die guten Körners haben mich zweimal hier beſucht. Wen das Schickſal ſo hart angegriffen hat, wie dieſe, dann kann man von Glück und Zufriedenheit nicht viel ſagen. Sonſt aber geht es ihnen ganz wohl, und nach meiner Ueberzeugung befindet ſich der gute Körner in einer Stellung, die ihm im Ganzen angenehm iſt.

ꝛc. Schönberg.

Der Jenaer Kreis.

Die jungen Freunde und Zuhörer Schillers.

I

Guſtav Behaghel von Adlerskron[1]

aus Friedrichsort bei Dorpat.

„Ein Liefländer, der beſonderer Familienverhältniſſe wegen unter einem angenommenen Namen in Jena ſtudirte, zeigte einen ſo anhaltenden Eifer und eine ſolche Umſicht und Zartheit in Schillers Wartung, daß er dieſem ſehr werth wurde und immer als treuer Hausfreund angeſehen blieb.“ (Frau v. Wolzogen, Schillers Leben S. 226.) Er hatte es in der Garde bis zum Rang eines Capitäns gebracht, reiſte 1788 wegen einer Erbſchaft nach Deutſchland, wo er die Luſt zum ruſſiſchen Militärdienſt verlor. Seine Mutter, mit dem Plane in Deutſchland ſich zum weiteren Fortkommen auszubilden unzufrieden, gab ihm keine Unterſtützung, und er ſtudierte ſeit dem Herbſt 1789 mit einem Wechſel von 150 Thlr. unter dem Namen de Ben in Jena, wo er u. A. bei Schiller Univerſalgeſchichte hörte. Vergl. an Hufeland, bei Diezmann, aus W. Glanzzeit S. 50. Er verließ Jena um Oſtern 1791 und ſetzte ſeine Studien in Stuttgart an der Karlsſchule fort.

Verehrungswürdige Freundin!

Oede iſt mir jetzt jeder Ort, und gleichgültig jeder Blick auf die Menſchen, denn es verändert unſer Gemüth ſehr, wenn eine Veränderung geſchehen mußte, die uns auf eine lange Zeit von unſern Freunden entfernt. Dieſe Trennung eben fühle ich ſehr, und hätte ich keine Hoffnung Sie wieder zu ſehen, ſo wüßte ich nicht, wo ich für mich Troſt hätte finden können, und hätte ich nicht feſte Verſicherungen, daß Sie meine Freundin auch in der Entfernung bleiben, ſo würde mir jeder Ort noch unerträglicher ſein. Ruhe herrſcht jetzt in meiner Seele, und die Zurückerinnerung an die glücklichen Tage meines Lebens, die ich bei Ihnen zubrachte, heitert wieder manche Stunden in mir auf. Ihnen, ſchätzbare Freundin, verdanke ich die glückliche Exiſtenz, die ich in Ihrer Geſellſchaft hatte. Denn mit aller meiner Unwiſſenheit erlaubten Sie mir öfters bei Ihnen zu ſein, und eben dieſes Glück bildete mich, weil kein Tag vorüber ging, wo nicht mein Herz und Verſtand Gelegenheit fanden von Ihnen zu lernen. Nehmen Sie meinen innigen Dank an für Ihre Freundſchaft, für alle die guten Empfindungen, die Sie in mir erweckt haben, und für die Bekanntſchaft mit Ihrer Frau Schweſter. Wenige Menſchen werden ſich rühmen können, das Glück je gehabt zu haben, die Freundſchaft zweier Schweſtern zu beſitzen, die mit ſo vieler Wärme einander lieben. Ich bitte Sie, entziehen Sie mir Ihre Freundſchaft nicht, ſondern unterſtützen Sie durch Ihr öfteres Schreiben das Gute, das Sie in mich legten.

---

[1] Die Liebe und Hochachtung, womit die Jugend in Jena an Schiller hing, zeigte ſich in der rührenden Theilnahme, welche ſeine Krankheit im Winter 1791 fand, und in dem Eifer, womit ſeine Zuhörer die Pflege und Nachtwachen übernahmen. Ein herzliches Freundſchaftsverhältniß knüpfte Mehrere bleibend an beide Gatten, und Schiller ſelbſt nahm ſich derſelben mit dankbarem Eifer an.

Morgen endlich fange ich an meine Collegia zu beſuchen, und ich hoffe hier viel lernen zu können.

Darf ich Sie, meine gnädige Frau, bitten, die beſten Empfehlungen Ihrer Frau Mutter abzuſtatten, und ihr für jede Freundſchaft danken, die ſie mir erwieſen hat, und auch für die Zeilen, die ſie mir zum Andenken gab. Empfehlen Sie mich auch allen guten Menſchen, deren Bekanntſchaft ich gemacht habe, wenn ſie ſich meiner erinnern.

Mit unveränderlichen Geſinnungen bin ich

Ihr aufrichtiger Freund

G. v. Adlerskron.

Stuttgart, den 29. Mai 1791.

Liebenswürdigſte Freundin!

Sie erinnern ſich meiner mit ſo zärtlichen und reinem Gefühlen. Wie glücklich macht mich dieß! Das Gute das Sie von mir denken, fordert mich auf, mir es in dem Grade eigen zu machen. Ja mein Herz hat es mir geſagt, daß ich Ihre Freundſchaft verdienen konnte; nur muß ich erſt ſo gut werden wie Sie, ſonſt kann ich die Dauer Ihrer Freundſchaft nicht fordern; und zwei freundſchaftliche Herzen, wenn ſie ſich nicht gleich, können nicht harmoniren. Ihre Duldſamkeit und gütige Nachſicht ließ Sie meine Fehler noch nicht in ihrem wahren Lichte bemerken. Und dieſes war gerade mein Glück. Die Freundſchaft, die Sie mir geſchenkt haben, fordert mich auf ſelbſt an mir zu arbeiten, alles zu realiſiren nach dem Muſter, das Sie mir durch Ihre vortrefflichen Eigenſchaften gegeben haben.

Ihr lieber Brief war äußerſt wichtig um Ruhe herzuſtellen, aber ich mußte mir eine Freiheit erlauben, die Sie mir verzeihen müſſen. Ihren Brief ſowie ich ihn erhielt, ſchickte ich ſogleich auf die Solitude, wo ſie alle in der größten Unruhe und Schrecken waren über die ausgeſprengte Nachricht von Schillers Tod. Jetzt ſind ſie aber völlig ruhig, und Alle empfehlen ſich Ihnen auf's beſte. O äußerſt traurig iſt es noch für mich, daß die Anfälle wieder kommen. Aber, verehrungswürdige Freundin, haben Sie auch wahr geſprochen, daß keine Gefahr zu befürchten iſt? O ich fühle, wie Sie, eine gewiſſe Bangigkeit, deren ich nicht los werden kann. Es iſt ſchrecklich ſo lange von einer Krankheit gemartert zu werden; doch ich will wohl hoffen, daß ſich Alles beſſern wird, nur zu lange muß dieſe Herſtellung nicht ausbleiben. Möchte nur das Pyrmonter Waſſer die beſte Wirkung thun. Eine Bitte habe ich auch an Sie, und da ich weiß, daß ſie mir gewährt wird, ſo ſchonen Sie ſich doch auch ſelbſt. Ihr Körper bedarf einer anhaltenden Ruhe und eine große Veränderung, um ganz geſund zu werden. Eine Frühjahrskur und mineraliſches Waſſer würde am meiſten Ihnen dienlich ſein, und wenn Sie es nur hübſch einen

Sommer durchziehen, werden Sie die Wirkung deſſelben ſchon gewahr werden. Ihr jetziger Brief hat meine ſo kränkende Unruhe gehoben; beunruhigen Sie ſich nicht durch meinen letzten Brief. Das Schreiben linderte damals meinen Schmerz, und dadurch wurde ich mir ſelbſt überlaſſen mit mir allein zu kämpfen. Ich bitte Sie, meine theure Freundin, fahren Sie immer fort aufrichtig gegen mich zu ſein, und verhehlen Sie mir nichts, denn Ihr Wohl und nicht Ihr Wohlwollen muß ich wiſſen; nichts Schrecklicheres würde für mich ſein, als wenn Sie mir dieſen einzigen Troſt rauben würden; denn an wen ſollte ich mich wenden, da ich doch unmöglich ohne treue Nachrichten von Ihnen zufrieden ſein könnte? Das Ausfahren und jede ſtarke Erſchütterung für Ihren lieben Herrn Gemahl, glaube ich, muß lange ausgeſetzt werden; denn das Fahren hat jetzt ſchon zum zweitenmal üble Wirkungen verurſacht, und öfteres Gehen bei guter Witterung wird ihm am zuträglichſten ſein.

Stuttgart, den 14. Juni 1791.

An Schiller.

Schätzbarer Freund![1]

Welch eine Freude nach langer Zeit empfand mein ganzes Weſen wieder. Ich habe Sie alſo noch theurer Freund; und Ihre vortrefflichen Eltern ebenfalls, die durch eine ausgeſtreute Nachricht von Ihrem Tode ſchon faſt allen Muth verloren hatten. Hier war die ganze Stadt voll von dieſer traurigen Nachricht, und eine Zeitung nach der andern mußte ich erhalten, worin dieſe ſchreckliche Zeilen ſtanden. Jeden Poſttag erwartete ich Nachrichten von Ihnen; und war ich allein für mich, ſo überfiel mich immer eine Traurigkeit, die mich für die Ankunft eines Briefes zittern machte. Vor acht Tagen war ich bei Ihren Eltern,[2] die Troſt von mir verlangten; aber welchen Troſt konnte ich geben, da ich ſelbſt einen bedurfte! Kämpfen mußte ich, um meine innre Empfindung von Wehmuth zu unterdrücken, und bei Ihren Eltern konnte ich nur durch Hoffnung die Möglichkeit dieſer Nachricht widerlegen. Ich wurde ſelbſt immer furchtſamer durch die Beiſpiele, die Ihre Frau Mutter von Krankheiten mir erzählte, und da ſie mir ſagte, Sie hätten ſchon in Ihrer Jugend über Ihre Bruſt geklagt, da wurde mir immer banger; die Furcht bei Ihren vortreflichen Eltern durfte ich auch nicht aufheben, denn ich bereitete ſie äuſerſt ſchonend vor, damit, wenn dieſe ſchrecklichen Nachrichten kommen ſollten, ihre fürchterlichen Wirkungen geſchwächt wären. Bis Sonnabend bat ich um Geduld, wo ich einen Brief für gewiß von Ihnen hoffte, und dieſer Tag wurde von der hingeriſſenen Empfindung zur Entſcheidung beſtimmt. Wie bange war mir für den Tag, wenn ich keinen Brief von Ihnen bekommen hätte! Was ſollte ich für Troſt Ihren Eltern geben? Ja ich hatte es ſchon darauf angelegt eine Hand aus meinem Stammbuch, die mir von Ihnen dreien am leichteſten war, nachzumachen, und ſo einen Brief auf die Solitude zu ſchicken. Nun zu meinem Glück und zur Ruhe meiner bangen Seele bekam ich einen Brief von Ihrer Frau Gemahlin. Sogleich ſchickte ich dieſen Brief auf die Solitude, und nach den Zeilen zu urtheilen, die mir Ihre Eltern auf meinen Brief antworteten, finde ich, daß ſie alle ruhig ſind und keine Gefahr mehr befürchten. Ihre Eltern und Schweſtern ſind vortrefliche Geſchöpfe. Ihr Herr Vater hat einen wahren, ächten, biedern, teutſchen Charakter, voll von Gutmüthigkeit, und ein Herz, das im Stillen äuſerſt weich iſt; Ihre Frau Mutter hingegen iſt ſo zärtlich, als ich noch irgend eine Mutter geſehen habe, aber ängſtlich und durch ihre ſo reizbare Empfindung und Phantaſie furchtſam für jede Erſchütterung, und Ihre beiden Schweſtern von ſehr gutem Herzen und reiner Seele. Aber, verehrungswürdiger Freund, ruhig kann ich noch nicht ſein. Wie, die Anfälle kommen noch immer, und den Schmerzen ſind Sie noch immer ausgeſezt? Wäre ich nicht überzeugt worden von Ihrem ſtarken und gut organiſirten Körper, der nur eine ruhige Zeit braucht, um ſeine völligen Kräfte wieder zu bekommen, o ſo wüßte

---

[1] Nach dem Rückfall in Rudolſtadt, wonach Schiller am 24. Mai an Körner ſchrieb (an Körner II. 21, 27, Charlotte Br. I. S. 235).

[2] Wolzogens Beziehungen S. 56.

Wurm. „Ich nahm meine Zuflucht zu einer Ohnmacht — zu einer Ohnmacht — daß ich nicht laut lachte"

Louiſe. O Himmel!

Wurm. „Aber bald wird mir meine Maſke unerträglich — unerträglich — Wenn ich nur loskommen könnte" —

Louiſe (hält inne, ſteht auf, geht auf und nieder, den Kopf geſenkt, als ſuchte ſie was auf dem Boden; dann ſetzt ſie ſich wiederum, ſchreibt weiter.) „Loskommen könnte"

Wurm. „Morgen hat er den Dienſt — Paſſen Sie ab, wenn er von mir geht, und kommen an den bewußten Ort" — Haben Sie bewußten?

Louiſe. Ich habe alles!

Wurm. „An den bewußten Ort zu Ihrer zärtlichen . . . . . Louiſe"

Louiſe. Nun fehlt die Addreſſe noch!

Wurm. „An Herrn Hofmarſchall von Kalb"

Louiſe. Ewige Vorſicht! ein Name, ſo fremd meinen Ohren, als meinem Herzen dieſe ſchändlichen Zeilen! (ſie ſteht auf, und betrachtet eine groſe Pauſe lang mit ſtarrem Blick das Geſchriebene, endlich reicht ſie es dem Sekretär, mit erſchöpfter hinſterbender Stimme.) Nehmen Sie, mein Herr! Es iſt mein ehrlicher Name — es iſt Ferdinand — iſt die ganze Wonne meines Lebens, was ich jetzt in Ihre Hände gebe — Ich bin eine Bettlerinn!

Wurm. O nein doch! Verzagen Sie nicht, liebe Mademoiſelle! Ich habe herzliches Mitleid mit Ihnen! Vielleicht — wer weiß? — Ich könnte mich noch wohl über geich nicht weder Gründe zu nehmen, mir eine feſte Hoffnung einzuflößen. Ganz leben müſſen Sie bald für uns, und ſchonen Sie nur die Kräfte Ihres Geiſtes. Wie danke ich Ihnen, Sie Wohlthäter meiner Seele, daß Sie mir Ihre Freundſchaft geſchenkt haben; nur haben Sie Geduld mit mir; ich werde ſuchen dieſe Freundſchaft recht zu verdienen, daß es Ihr Herz nie gereuen ſoll, mich zu einem glücklichen Menſchen gemacht zu haben. Ich fühle, ich bin noch empfänglich um das wahre Gute zu empfinden und zu ſchätzen; dieſe Gefühle treiben mich, und die Beiſpiele, die Sie mir gegeben haben, geben mir eine Stärke der Seele, alle Kräfte anzuwenden, mich ſo viel möglich zu vervollkommnen, um Ihre Freundſchaft auf ewig erhalten zu können.

In meinen Arbeiten geht es recht gut, und ich fühle, daß ich meinen Körper anſtrengen kann, ſo viel als ich will, ohne daß ſich eine unangenehme Empfindung äußerte. Das Lateiniſche fange ich an allein für mich zu ſtudiren; es koſtet zwar viele Mühe, doch nur wie jeder Anfang in irgend einer Wiſſenſchaft.

Eben da ich Ihren Brief endigen wollte, trat Ihre Frau Mutter in meine Stube. Eine große Freude hat ſie mir gemacht durch die Ruhe, die ich jetzt in ihr finde, und ich bewundere ihre körperliche Stärke, da ſie zu Fuß von der Solitude gekommen iſt. Wie ſie mir ſagt, hat ſie auch einen Brief an Sie auf die Poſt geſchickt.

Ihr treuer aufrichtiger Freund
G. v. Adlerskron.

Stuttgart, den 14. Juni 1791.

Verehrungswürdige Freundin!

Ihre liebevolle, freundſchaftliche Zeilen haben mir wieder von neuem Ruhe eingeflößt. Sie ſprechen darin von Belohnungen, die mir künftig das Schickſal zuführen ſoll; aber Sie haben vergeſſen, daß Sie mich jetzt aufs höchſte belohnt haben. Wie, Sie nennen mich Ihren Bruder! Sollte ich denn wirklich ſo glücklich ſein, dieſen Namen zu verdienen? Nein, liebenswürdigſte Freundin, zu früh iſt dieſe Belohnung für mich. Doch, ich will dieſes große Geſchenk annehmen; ich gebe es nicht mehr zurück; es ſoll mich anfeuern, anhaltend nach Vervollkommnung, nach völliger Ausbildung zu ſtreben, bis ich mir ſelbſt ſagen kann: jetzt verdiene ich Ihre ſchweſterliche Liebe ganz. Für jetzt bitte ich Sie, nennen Sie mich nur Freund, und nicht Bruder, denn ich fühle eine Beſorgniß, ich möchte nie das Ziel erreichen, es zu verdienen, ſo von Ihnen genannt zu werden. O wie froh bin ich, daß es in Ihrem Herzen auch ruhiger iſt, daß mein inniger und einziger Freund wieder aus aller Gefahr iſt und ſich jetzt beſſer befindet. Grüßen Sie ihn herzlich, und drücken Sie ihm mit eben der Wärme die Hand von mir, wie Sie es gewiß ihm gethan haben, als Sie ihn aus der Gefahr gerettet ſahen.

Liebe beſte Freundin, behalten Sie mich immer in ſo gutem Andenken, wie ich jetzt bei Ihnen ſtehe; es iſt von großer Wichtigkeit zu meiner Beruhigung. Ein großes Glück war mir Ihre Bekanntſchaft, die ich für nichts auf der Welt vertauſche. Hier war es erſt, wo mir mein Schickſal endlich günſtig war; ich glaube, es hat ſeinen letzten Dienſt an mir gethan und wird nie einen wichtigeren leiſten können wie dieſe Bekanntſchaft zweier Freundinnen und eines Freundes.

H. von Wolzogen iſt hier. Vielleicht wird er Sie bald beſuchen. Er iſt ein guter, ſehr munterer Junge.

Ihre Adreſſe bitte ich mir zu melden, wenn Sie nach Erfurt gehen werden.

Stuttgart, den 21. Juni 1791.

Den 9. Juli (1791).

Ein herrlicher Gedanke von Stark! Ich freue mich ſehr über die gute Wirkung, die die Reiſe[1] machen wird, weil Zerſtreuung, andere Luft und die Verlaſſung eines Zimmers, wo man ſo krank gelegen hat, wo einem die Gefühle von Schmerz öfters erneuert werden können, ja ſogar die Verlaſſung eines Bettes, wo man Unruhe und fürchterliche Träume gehabt hat, helfen ſchon viel zur baldigen Geneſung. Das natürliche Eiſenwaſſer wird gewiß beſſer wirken. Sie, verehrungswürdige Freundin, müſſen auch hübſch das Bad brauchen, um wieder recht munter zu werden; denn ich habe wohl gemerkt, wenn Sie um Schiller recht munter ſind, ihn mit Ihrem munteren Geiſt beſchäftigen und mit feiner Art die kleine Coquette machen, dann iſt er auch vergnügt, und ihm iſt ganz wohl. Ueberhaupt die Liebe muß denken, wie ſie ſich immer erhält, um jung und neu zu ſein. Lachen Sie doch herzlich über mich, daß ich Regeln der Liebe vorſchreibe, Ihnen es ſage, die ihren Schiller mit ſo viel Wärme liebt, daß ich jeder Frau wünſchte, Sie zum Muſter zu wählen.

---

[1] Nach Karlsbad.

Ich danke Ihnen innig, daß Sie mich nicht vergeſſen und fleißig an mich immer ſchreiben wollen. Wie glücklich fühle ich mich, unveränderliche Freunde zu haben, die mich lieben! und welch eine Wonne wird es für meine Seele ſein, wenn ich meinen Freund geſund und meine Freundinnen werde zufrieden umarmen können.

Befürchten Sie nicht, daß ich auf der Solitude mein Glück, von Ihnen öfter Nachrichten zu erhalten, entdecken werde. Ich kenne meine Leute, ſie erfahren wenig von mir, nur äußerſt wenig, was ſie wiſſen können. Ich bin klug und keiner fängt mich ſo leicht. Ich ſehe ſie auch ſelten, denn meine Geſchäfte erlauben mir es nicht, öfters ſie zu beſuchen. Zweimal bin ich ſchon auf der Solitude geweſen, und ſchwerlich hoffe ich dieſen Sommer hinaufgehen zu können. Mit dem Alten bin ich in Correſpondenz, und ſo erfahre ich wie es Ihnen eben geht. Nicht wahr, theure Freundin, vom Bade ſchreiben Sie mir, ſo oft es Ihre Zeit erlauben wird, nur immer aufrichtig. Es iſt mir ſo wohl, wenn ich voraus einen Brief von Ihnen erwarte, und ich an dem Poſttag einen erhalte, worin ich auf ſo eine angenehme Art getäuſcht werde, als wären Sie mir alle recht gut. Nein, keine Täuſchung, ſondern ich glaube dieß Glück zu beſitzen.

Schätzbare Freundin!

Wie groß iſt das Geſchenk der Natur, daß die Freundſchaft durch die Kraft unſerer Empfindungen ſich immer höher entwickeln kann, ein Gut, das am erſten das Herz der Menſchen veredeln kann. Ja, hätten Sie, verehrungswürdige Freundin, nicht mit gearbeitet, dieß Gefühl in ſeiner ganzen Größe in mir hervorzurufen, ſo hätte mein Herz noch immer meinem rauhen, froſtigen Vaterland geglichen. Meine Natur iſt ganz anders geworden, die Wirkungskraft in mir hat eine ganz andere Richtung erhalten, und auf der Bahn der Freundſchaft entwickeln ſich Fähigkeiten der Thätigkeit, die man nur auf dieſem Wege findet. Sie haben, liebenswürdigſte Freundin, mit begründet die Gefühle, die ich in meinem Buſen trage. Glücklich, recht glücklich bin ich! Und jetzt kann das härteſte Schickſal, das mir begegnen könnte, nur äußerlich auf mich wirken, aber nicht auf meine Seele; ich will dadurch ſo viel ſagen, daß ſelbſt die Lagen, in die ich noch, Gott weiß, verſetzt werden kann, nicht im Stande wären, das Gefühl der Freundſchaft für Sie auf irgend eine Art vernichten zu können. Dieß Ihr Gepräg iſt mir heilig und unauslöſchbar auf ewig. Wie froh bin ich jetzt, daß Sie und unſer Freund bald die völlige Geſundheit genießen werden. Heitern Sie Ihre Seele, wie es nur immer möglich iſt, auf; genießen Sie bald die völlige Schönheit, die das zufriedene Herz einem darreicht. Wie glücklich, hoffe ich, werde ich dann noch einmal ſein, wenn ich wiederum die ſanften Züge der Ruhe ſehen werde, die Ihr ganzes Weſen ſo verſchönerten.

Stuttgart, den 8. October 1791.

An [illegible].

Theurer Freund!

Lange ſchon habe ich nicht an Sie geſchrieben, verzeihen Sie aber dieſes Stillſchweigen, doch täglich war ich mit meinem Geiſte bei Ihnen, und wie wohl war es mir jedesmal, wenn mein

Gedächtniß alle die Güte und Freundſchaft, die Sie gegen mich hegten, mir vorſtellte, wenn meine Einbildungskraft mich in den angenehmen Zuſtand verſetzte, daß ich glaubte, wirklich um denjenigen zu ſein, bei dem ich ſo viele glückliche Tage verlebte. Aber jetzt wirkt auch dieſe Täuſchung leider nicht mehr! Ich fühle zu ſehr die weite Entfernung von Ihnen, die den Faden meiner ſüßeſten Zufriedenheit zerriſſen hat. Hier finde ich keinen um mich, der nur in etwas dem Manne gliche, den ich zum Muſter mir gewählt habe. Ich muß eingezogen für mich leben und nur aus Büchern mein Herz und meinen Verſtand bereichern; aber wie ſchwach und langſam wirken die wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe auf unſern Geiſt! Zwar erhält er vielen Stoff, auch eine gewiſſe Fertigkeit ſchnell zu denken. Nur geben alle die wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe keine ſo wohlwollende Richtung der Empfindung, als wenn das Auge den Mann immer vor ſich hat, um den ſich alle vortrefflichen Eigenſchaften vereinigen, der die Ideen verknüpfende Kraft in der größten Stärke beſitzt, um immer in einer weiten Sphäre von Schönheit und Größe thätig zu ſein. Ach ich darf nicht an meinen Verluſt denken; ſonſt wird mir das Muß, das mich von Ihnen getrennt hat, noch weit ſchmerzlicher.

Innig freut es mich, verehrungswürdiger Freund, daß Sie wieder wohl ſind, daß die Wohnung Ihrer edlen Seele wieder ganz hergeſtellt iſt, und daß Ihr Geiſt heiter und frei wieder wirken kann, ohne von körperlichen Leiden geſtört zu werden.

Stuttgart, den 5. October 1791.

J'ai bien raison de me fâcher contre ceux qui se sont avisés de vous en imposer par des contes inventés à mon sujet. Ces bonnes gens ne me connaissent pas, et voilà la raison pourquoi ils croient que je ne suis pas content et que je me ruine, puisque je ne fréquente pas les sociétés. Au bout d'un an j'espère avoir l'honneur de vous revoir, persuadé que vous serez bien contente de moi, parceque vous verrez que je ne hais pas le monde, et que je suis toujours de plus en plus

Votre sincère ami
Adlerskron.

Stuttgard, le 20me Nov. 1791.

In dem folgenden Jahre geſtalteten ſich Adlerſkrons Verhältniſſe ungünſtiger, und er ſuchte irgend eine Anſtellung als Erzieher, aber ſeine Bemühungen blieben vergeblich, ſo ſehr ſich auch Schiller und Frau v. Wolzogen für ihn intereſſierten (II. 51, 54, 56, Dora oben S. 8, Körner an Schiller II. 353). Da eröffnete ein Brief der Frau v. Kalb, mit welcher Schiller alle Beziehungen abgebrochen hatte, vom 27. April 1793 (II. 220) eine neue Ausſicht. Schiller verſprach am 8. Mai ſich nach einem Hofmeiſter für ihren Sohn Fritz umzuſehen, und ſchrieb, da Frau v. Kalb am 28. von Neuem ihr Vertrauen auf ſeine Wahl bezeugte, nebſt Lotten an Adlerſkron. Dieſer hatte ſich indeſſen, da der Krieg in den Niederlanden heftiger entbrannt war, um Kriegsdienſte bemüht und hielt ſich damals meiſtens in Homburg auf, wo er durch die verwandtſchaftlichen Beziehungen zwiſchen dem Rudolſtädter und Homburger Hofe empfohlen worden war.

Homburg, den 16. Juni 93.[1]

Schäzbare Freundin!

Eine unerwartende Freude machte mir Ihr lieber Brief; erwünſchter hätte mir die Hofmeiſter-Stelle nicht ſein können wie jezt; und herzlich danke ich Ihnen für Ihre Freundſchaft für Ihre Bemühungen.

Sie hätten ſchon längſt theure Freundin ein Brief von mir erhalten, aber ich wartete immer auf günſtigere Zeit bis ſich meine Umſtände geändert hätten um Sie nicht mit meine traurige Lage bekannt zu machen, da Sie mir öfters überzeugten wie ſehr es Ihnen kränkte wenn es mir nicht wohl gienge. Jezt habe ich nichts zu befürchten, denn durch Ihre Güte iſt mein ſo längſt ſtrebender Wunſch endlich erfüllt.

Täuſchende Hoffnungen verführten mich zu manche Unternehmungen, und ich konnte zu meiner eigenen Beruhigung mit meinem Geſuch nicht eher aufhören, bis alle Verſuche mißlungen und die mir keine Hoffnung mehr übrig blieb. Verſehen mit den beſten empfehlungs Schreiben reißte ich nach Holland; viele vergebliche Reiſen mußte ich mache, bis ich den Prinzen von Orannien erreichte, als freiwilliger auf meine eigene Koſten wollte er mich bei ſeiner Armee annehmen, aber nicht meine Bitte erfüllen mich bei einem Regiment anzuſtellen. Wie ich alſo ſahe, daß ich nichts bei ihm ausrichten konnte, verließ ich den Haag und reißte über Antwerpen, Brüſſel und Mons nach Quievrain in der Hoffnung durch die Briefe, die ich an den Prinzen von Coburg, an den Prinzen Ferdinand von Würtemberg und an den Prinzen von Hohenlohe-Kirchberg hatte, was für mich auszuwürken. Ich überreichte zuerſt den beiden letzteren Prinzen meine Briefe, aber ſie verſicherten mich, in ihre Macht ſtünde es nicht, mich im Kaiſerlichen Dienſt anzunehmen. Meine Hoffnung fieng ſchon an zu ſinken, und ich begab mich wieder zu dem Hauptquartier des Prinzen von Coburg. Viele Mühe koſtete es mich bis ich den Prinzen ſprechen konnte, denn bei allen den Officieren, die ihm umgaben, ſah man den Mißgunſt den Neid aus ihre Augen. Den 1. Mai und den 8. viel vor Valencienes ein Treffen vor; voll Muth, vielleicht was auszurichten, daß dem Prinzen von Coburg bewegen könnte mich in ſeinem Dienſt anzunehmen, ſprang ich auf ein geliehenes Pferd und zog mit den freiwilligen Ulaner und hernach in der Suite vom Prinzen von Coburg zu Felde. Ich wagte viel, rekognoſzierte um viele gefärliche Pleze, ſogar, oft war ich nur auf 10 Schritte von dem feindlichen Vorpoſten und niemand hielt mich an, nichts wurde mir verwehrt, ich konnte thun, was ich wollte und ich fand keine Hinderniſſe vor mir; ja ich hätte bis im feindlichen Lager reiten können und man hätte mir nicht gewahr genommen; ſelbſt die kaiſerliche Vorpoſten ließen mir ab und eingehen. 2 Stunde ſtand ich auf eine kaiſerliche Batterie, die von den Franzoſen beſchoſſen wurde, viele Soldaten wurden neben mir bleſſirt, aber keine Kugel berührt mich. Das Gefecht vom 1. Mai dauerte von 4 Uhr des Morgens bis 7 Uhr des Abends und um mich ſauſten die Kugel aber ich fand doch keine Gelegenheit mich auszuzeichnen. So war es auch den 8. Mai. Bei dem Treffen bemerkte mich der Prinz von Coburg und ich erhielt Audienz. Er ſagte mir, es thäte ihm ſehr leid mich nicht im Dienſt anzunehmen; fremde Officiere anzuſtellen, hänge blos vom Kaiſer ab; und wollte ich durchaus in kaiſerlichen Dienſt eintreten, ſo ſollte ich nach Wien reiſen und dem Kaiſer[1] eine Bittſchrift überreichen. Ich machte noch die Bekanntſchaft mit dem Oberſten Fiſcher und mit dem Oberſten Mack, beide mißriethen mir in Dienſt zu gehen wenn ich nicht viel Geld aufzuopfern hätte, denn kein Dienſt iſt ſo ſchlecht bezahlt; und bei keiner Armee habe ich ſo ein verſchwendriſchen Aufwand gefunden, der jetzt bis zur Bedürfniß eingeriſſen iſt. Ich verließ balde das Hauptquartier und reißte nach Tournai um noch einen Verſuch bei dem Prinzen von Jork (York) zu machen; aber auch da mißlang mir mein Geſuch. Voll Mißmuth zerſprenkte ich meine Piſtolen, ſtumpfte meinen Säbel ab und ſchwur nie mehr in Kriegsdienſte zu gehen. Alle Ausſichten waren mir jezt benommen und ich mußte den Entſchluß faſſen nach Stuttgard zurück zu reiſen um von da nach der Schweiz zu gehen und eine Hofmeiſter-Stelle zu ſuchen. Wie ich in Frankfurt kam, erfuhr ich daß der Fürſt von Rudolſtadt todt ſei und daß der Erbprinz die Regierung angetreten hatte. Mir fiel gleich die Güte des Erbprinz ein die viele Beweiſe die er mir davon gab und die Verſicherungen die er mir gegeben hatte; doch fiel mir auch die Aeußerung des alten Königs von Preußen ein, der als er zum König avancirte vielen Leuten denen er noch als Prinz die Verſicherung gab, daß ſie, wenn er König würde, allen Anſpruch auf ihn machen dürften, bei vorkommenden Fällen antwortete „le Roi ne sait rien de ce que le Prince a promis“ und ſo dachte ich denken eben noch viele Greiſe in der Welt. Ich gieng aber doch nach Homburg bath den Herrn Landgraf und die Frau Landgräfin um ihr gütiges Vorwort; ſie gaben mir den Rath dem Fürſten von Rudolſtadt zu ſchreiben, und ſo lange hier zu bleiben bis der Fürſt hieher kommen würde. An Ihre Frau Schweſter an Ihre Frau Mutter und an den Fürſten ſchrieb ich aber von allen dreien erhielt ich keine Antwort.

---

[1] Wir geben dieſen Brief in dem Deutſch des Verfaſſers, das ihn freilich zu einer Hofmeiſterſtelle nicht ſehr empfehlen konnte.

---

[1] Der übrigens damals bei der Armee war.

Endlich kam der Fürſt den 13. hier an und vor einige Tage machte ich ihm meine Aufwartung. Ehe ich ihm noch meine Bitte vortrug ſchlug er mir alles rund ab, und ſelbſt die Bitten der Fürſtin und der Frau Landgräfin konnten ihm nicht bewegen mein Wunſch zu erfüllen. Niedergeſchlagen durch mein hartes Schickſal fühlte ich mich äußerſt unglücklich. Ich dachte hin und her und konnte kein Mittel mehr finden mir ſelbſt zu helfen, ſo gar keinen Troſt geben, mich zu beruhigen. In dem tiefſten Nachſinnen über meine Beſtimmung erhielt ich Ihr gütiges Schreiben. Ach, wie leicht wurde es mir auf einmal, wie froh wurde mir mein Gemüth; eine Freude, die ich lange nicht empfunden hatte. Ihnen, ſchätzbare Freundin, habe ich meine Ruhe zu verdanken, Sie haben mir meine Heiterkeit wieder gegeben, und ein drückenden Kummer von meinem Herzen abgewälzt. Ewig werde ich Ihnen danken, daß Sie mich nicht vergeſſen haben und ſo im Stillen für mich ſorgen.

Gerne nehme ich dieſe Hofmeiſter-Stelle an; Ihnen und dem lieben G. überlaſſe ich alles; machen Sie die Bedingungen mit der Familie und ich unterwerf mich zu allem. Mein Streben wird immer dahin gerichtet ſein der Familie nützlich zu werden und dem Sohn eine gute Erziehung zu geben. Die Pflichten eines Erziehers ſind zwar wichtig aber ich fühle ihren ganzen Umfang und ich würde erſchrecken, wenn dieſe Empfindung meiner Seele nicht neue Kräfte geben würde, gewiſſenhaft meine Pflichten zu beobachten; ich bitte Sie alſo ſchreiben Sie der Familie daß ich dieſe Stelle annehme und daß Sie ſo bald wie möglich ihre Antwort Ihnen zu ſchicken, der Aufenthalt hier iſt ſehr koſtbar und länger als 14 Tage könnte ich nicht hier bleiben. Ich bitte Sie melden Sie es doch Ihrer lieben Schweſter daß Sie mir eine Stelle verſchafft haben wodurch ich verſorgt bin. Ich würde ihr ſchreiben, aber ich weiß nicht wo ihr auffenthalt iſt, und es ſcheint, als wenn Sie ungehalten über mich wäre. Ich hoffte durch den Herrn von Beulwitz oder durch Ihre Frau Mutter ein Brief von Ihre Frau Schweſter zu bekommen aber ich erhielt keins. Ich wünſchte gerne zu wiſſen wo ihr auffenthalt iſt; warum ſie verreiſt, ob ihre Kränklichkeit noch nicht nachgelaſſen hat, und ob ſie über mich böſe geworden iſt. Ihre Frau Mutter habe ich noch nicht allein ſprechen können, ſonſt hätte ich mich ſchon bei ihr erkundigt.

Sollte Stegmann balde das Glück haben Sie zu ſprechen, ſo bitte ich Sie mich zu entſchuldigen, daß ich nicht an ihm ſchreiben kann. Erzählen Sie ihm wie es mir gegangen iſt, und ſagen Sie ihm daß ich noch immer ſein alter Freund bin.

Mein Namen als Hoffmeiſter würde ich behalten, aber den unnützen Vorwert von wegſtreichen. Ich wünſchte nicht, daß die Familie wüßte, daß ich Rittmeiſter geweſen bin, ſonſt kann ſie alles wiſſen, auch daß ich ein Lievländer von gebuhrt bin.

Meine Reiſe zu der Familie würde ich über Jena machen Ihnen und dem lieben S. mündlich noch meinen Dank abzuſtatten.

Nie werde ich aufhören zu bleiben

Ihr Freund
Adlerskron.

Sie verzeihen doch meine Eilfertigkeit?

Ebenſo dankte Adlerskron Schiller in einem kurzen Briefe. Dieſer zeigte ſeiner Freundin die Bereitwilligkeit des jungen Mannes an, ohne ſeinen Namen zu nennen. Sie erwiederte am 3. Juli, daß er von Frankfurt aus ihren Mann im preußiſchen Lager bei Mainz aufſuchen möge. Als aber Adlerskron ſich zwiſchen dem 11. und 13. Juli bei dem Sekretär des Herzogs von Weimar Weiland nach dem Major v. Kalb erkundigte, war dieſer gerade in Mannheim. Am 14. erhielt derſelbe einen Brief Schillers nebſt einem Billet von Adlerskron, traf aber dieſen nicht mehr an. Schiller ſchrieb nun am 29. Juli noch einmal nach Waltershauſen, wohin Kalb zurückgereiſt war; am 1. Auguſt antwortete Frau v. Kalb, „daß ihr Mann nie einen Menſchen ſeines Standes als Hofmeiſter ſeines Sohnes zu leben beſtimmt ſei.“ Herr v. Kalb bat Schiller, ſich in Schwaben nach einem Hofmeiſter umzuſehen. Schiller verſuchte noch einmal eine Annäherung, und antwortete, wohl beleidigt, auf mehrere Briefe nicht, empfahl aber zu Ende des Jahres Hölderlin, der auch wirklich eintrat.

wiſſe Dinge hinwegſetzen — Wahrlich! Bey Gott! Ich habe Mitleid mit Ihnen!

Louiſe (blickt ihn ſtarr und durchdringend an.) Reden Sie nicht aus, mein Herr! Sie ſind auf dem Wege ſich etwas Entſetzliches zu wünſchen.

Wurm (im Begriff ihre Hand zu küſſen.) Geſetzt, es wäre dieſe niedliche Hand — Wie ſo, liebe Jungfer?

Louiſe (gros und ſchrecklich.) Weil ich dich in der Brautnacht erdroſſelte, und mich dann mit Wolluſt aufs Rad flechten ließe. (ſie will gehen, kommt aber ſchnell zurück.) Sind wir jetzt fertig, mein Herr? Darf die Taube nun fliegen?

Wurm. Nur noch die Kleinigkeit, Jungfer! Sie müſſen mit mir, und das Sakrament darauf nehmen, dieſen Brief für einen freiwilligen zu erkennen.

Louiſe. Gott! Gott! und du ſelbſt mußt das Siegel geben, die Werke der Hölle zu verwahren?

(Wurm zieht ſie fort.)

Adlerskron war inzwiſchen nach Hamburg zurückgekehrt, und reiſte von dort nach Schwaben, wo ſich Caroline bei Cannſtatt aufhielt, dann verweilte er zehn Tage in Jena, wo er Frau v. Kalbs perſönliche Bekanntſchaft machte. „Sie haben mich ſehr gefreut, als Sie Adlerskron für meinen Brief und mich wählten," ſchreibt ſie am 18. Oktober an Schiller. In der Mitte des Oktober reiſte er nach Leipzig, von wo er mit einem Engländer nach Petersburg reiſen wollte. Dieſer ließ ihn vier Wochen auf ſeine Geneſung warten und dann im Stiche. Im Dezember machte er ſich zu Fuß auf den Weg nach Rußland. Vor ſeiner Abreiſe ſchrieb er einen langen Abſchiedsbrief an Frau v. Beulwitz, der auf ein inniges Freundſchaftsverhältniß ſchließen läßt.

(Der Anfang und die Adreſſe fehlt; der Brief iſt aber offenbar an Caroline gerichtet.)

Ihren Rath habe ich befolgt und bin über Jena gereiſt; einen Reiſegeſellſchafter aber habe ich nicht finden können. Einige Tage blieb ich in dem Hauſe der Fräulein v. Segner, die die Artigkeit hatte, mir ein Logis anzubieten.

Denken Sie, wie ſonderbar es ſich traf, hier mußte ich noch die Bekanntſchaft der Frau v. Kalb machen.[1] Eine Frau, die mich äußerſt neugierig machte, ſie kennen zu lernen, und was mich beim erſten Sehen an ihr intereſſirte, war, ſie hatte einiges Aehnliche in ihrem Charakter mit Ihnen. Ganz habe ich ſie nicht prüfen können, dazu war unſere Bekanntſchaft zu kurz; auch ereignete ſich, daß ſie einige Tage nach meiner Ankunft[2] mit einem Sohn niederkam, welches mich hinderte, mehr mit ihr zu ſprechen. So wie ich ſie kennen gelernt habe, iſt ſie eine Frau von vielem Verſtand und Beleſenheit, die eine ſcharfe Beurtheilungskraft beſitzt, und dabei ſehr klug iſt, nur zu viele weibliche Liſt, Eitelkeit und feine Verſtellungskunſt hat, oft auch gewöhnliche Weiberſchwachheiten. Aeußerſt viele Güte des Herzens ſcheint ſie zu haben und beſondere Züge des Charakters, die ihr nur allein eigen und beinahe mit männlichem Stolz verwebt ſind. An Forſchungsgeiſt, an Welt, an Erfahrungen fehlt es ihr nicht, nur zu oft überläßt ſie ſich dem Schwung ihrer Einbildungskraft, verfällt dann in Empfindelei und überläßt ſich ihren Lieblingsideen, wobei innere Gefühle ſie bis zu Thränen in eine tiefe Melancholie bringen. Aeußerſt leicht war ſie zu afficiren, ja manche Begebenheiten konnten ihr ganzes Gemüth erſchüttern, ſo, daß es ſichtbar an ihrem Körper wurde. Gewiß wäre ſie mir intereſſant geworden, wenn ſie ihrem enthuſiaſtiſchen Gefühl und einem ſolchen Charakter gemäßes Genie beſäße und dabei mehr natürliche Sanftmuth und Anmuth in ihrem Charakter und in ihrem Aeußern hätte. Sie iſt in allen Fällen kein gewöhnliches Weib. Ich wünſchte, Sie machten genauer ihre Bekanntſchaft, weil es ſo ſelten iſt, ein Weib dieſer Art zu finden, und intereſſiren wird ſie Sie auf alle Fälle. Sie war ſehr artig gegen mich; gewiß muß der liebe Sch. zu viel Gutes von mir geſchrieben haben, denn ſie hatte hohe Begriffe über mein armſeliges Ich gefaßt, und ich hatte gewiß viel zu thun, ſie zu überführen, daß ich bei weitem ſo nicht bin, wofür ſie mich hält, und ich gerne nie anders ſcheinen möchte, als ich bin. Ich merkte wohl, ſie gab ſich viele Mühe, mich zu ſtudiren und beſonders mich gerne auszuforſchen; ja ſie wendete oft alle ihre Kunſt an, aber jedesmal mißlang es ihr, und ich glaube, ſie erſtaunte oft darüber, daß ich ſchon ſo viele Weiberliſt kannte, mich nicht ſo leicht fangen zu laſſen. Beim Abſchied mußte ich ihr verſprechen, zu ſchreiben; das macht mich wirklich verlegen, denn ich weiß nicht, was ich ihr ſchreiben ſoll, und doch möchte ich eine Correſpondenz mit ihr haben, denn als Menſchenbeobachter würde ich hier vielen Stoff zu neuen Belehrungen bekommen. Bei allen meinen Erfahrungen und Beobachtungen, wie arm iſt die Welt für mich; ſie hat nur eine, und ihr gleicht kein Weib, kein Weſen wird ihr gleichen können, nur hohe Geiſter werden Aehnliches mit ihr haben, wenn ſie das Schöne und Große ſo empfinden, wie es in alle Züge ihres Charakters ausgebreitet iſt.

---

[1] Sie wohnte in demſelben Hauſe. „Mein jetziges Zimmer erinnert mich oft an Sie", ſchreibt ſie an Schiller 28. September; „hier ſind Ihre Bilder, Körners Porträt, Ihre Schweſter, das Tableau vom Fürſten von Rudolſtadt" (eine Scene aus dem Geiſterſeher, noch im Beſitz der Frau v. Gleichen).

[2] Am 7. Oktober.

In Nürnberg habe ich den Herrn Doctor[1] — beſucht. Wir ſprachen viel von Ihrer Krankheit, und in vielen Stücken hatte er Recht; ja er ſagte mir, in einem halben Jahr müßten Sie völlig hergeſtellt ſein, wenn Sie folgen würden. Er wünſche ſehr, von Ihnen einen Brief zu bekommen, worin Sie ihm offenherzig geſtänden, wie Sie ſich befänden, um Ihnen alsdann ſeine Gedanken ſchriftlich zu geben. Er iſt gewiß einer der Vernünftigſten, der Ihnen mit Nutzen behülflich ſein kann, und ich bitte Sie inſtändigſt, verſäumen Sie nicht, oft und balde ſeinen Rath zu befragen und dann ſtrenge zu befolgen.

Wegen eines Umſtandes habe ich beinahe einen Monat hier in Leipzig zubringen müſſen; in einigen Tagen werde ich von hier abreiſen und meine Reiſe nach Hauſe wird ſehr langſam gehen, kaum werde ich vor Neujahr zu Hauſe ſein können.

Darf ich, geliebte Seele, dich bitten, mir dein Portrait zu ſchicken, ach wie glücklich würdeſt du mich machen, wenn ich es gegen Neujahr bekäme.

Wollen Sie die Güte haben, mich der lieben Lotte und Sch. aufs beſte zu empfehlen; danken Sie ihnen beiden für ihre mir erwieſene Freundſchaft und ſagen Sie, nächſtens würde ich ihnen ſchreiben, würde ihnen ſelbſt danken und ihnen dann ſagen, wie glücklich mich ihre Freundſchaft macht. Schreiben Sie mir doch, wie der kleine Sch. ſich befindet, und welch eine Veränderung er in die Herzen der Eltern und auf Sie gemacht hat. Nun ſuchen Sie alle, ihn nur hübſch zu erziehen, erhalten Sie ihm ſeine natürliche Freiheit ſo lange wie möglich, und laſſen Sie ihn die glücklichen Kinderjahre recht genießen, denn dieſe goldene Zeit erlebt man nur einmal; ja verſchönern Sie ſeine Exiſtenz, dann iſt er glücklich und gut erzogen. Lebe wohl, theure Seele. Empfange hier den letzten Abſchiedskuß auf deutſchem Grund und Boden. Dieſe Thränen hier ſind die ſchmerzlichſten, die je aus meinem

---

[1] Erhard; M. ſcheint ihn auf der Reiſe von Cannſtatt nach Jena beſucht zu haben.

Aug' gefloſſen ſind, möchte ich nur nie erleben, noch peinlichere Thränen zu vergießen. Die Vorſehung erhalte mir dein ſchönes Leben recht lange und beglücke es mit heiteren, frohen, geſunden Stunden, daß kein Kummer deine Haare krümme, kein Leiden ſeine Spur in deinem Weſen zurücklaſſe. Und hat die Gottheit ein künftiges Wiederſehen für Herzen, die einander gehören, beſtimmt, o ſo hoffe ich dich doch wieder zu haben, dir zu zeigen, meine Liebe war innig, aufrichtig und treu.

Leipzig, den 6. November 1793.

Beim Durchleſen meines Briefes fand ich, daß ich Ihnen die Urſache meines hieſigen Aufenthalts und warum ich ſo lange unterwegs ſein werde, nicht erwähnt habe. Ich hatte einen kleinen Schaden an meinem Fuß, den ich nicht ſehr achtete; durch die Reiſe und durch innere Unruhe wurde es immer ſchlimmer, ſo daß ich mehrere Wochen zubringen mußte, um ihn gänzlich zu heilen. Jetzt freue ich mich, daß ich hergeſtellt bin, denn zu meinem Vorhaben brauche ich geſunde Füße. — Denken Sie, den Muth habe ich gefaßt, oder ſoll ich ſagen, äußere Umſtände zwangen mich zu dieſem Entſchluß, meine Reiſe bis nach Hauſe zu Fuß zu machen. Alle meine Sachen habe ich verkauft bis auf einige Stücke, die ich in einem Bündel auf meinen Schultern tragen werde. Der Natur ſei gedankt, daß ich Kraft und Körper habe, meinem harten Schickſal Trotz zu bieten, und jetzt fühle ich erſt, nichts kann mich ganz zu Boden drücken, ſo lange meine Seele und Körper in dieſem Sinn genommen geſund ſind. In dieſen Stücken bin ich alſo glücklich! Denn in einer abſcheulichen Lage wäre der Menſch, der in meiner Lage ſich befände und dabei einen ſchwächlichen Körper, nicht Herz genug, keine Standhaftigkeit noch Kraft zu ſolch einem feſten Entſchluß hätte, das unternehmen zu können, was ich jetzt mit frohem Muth ausführen werde. Jetzt ſchreckt mich weder die Jahreszeit noch die größte langweiligſte Reiſe ab, und Neujahr gedenke ich heiter und geſund zu Hauſe zu ſein; und gelingt mir dieſe Fußreiſe, wie viele ſolche große Reiſen ſollen alsdann noch unternommen werden, wenn mich einige Gattungen von Menſchen quälen und zu ſehr mich noch ihre Härte fühlen laſſen wollen. Den 14. dieſes Monats trete ich meine Reiſe an. Möge Ihr Genius mein Schutzengel unterwegs ſein.

Dieſer Brief iſt der letzte — was ſpäter aus A. geworden iſt, weiß ich nicht. [illegible] kam nach Schwaben, oder war er ſchon dort?

II.

Dr. Erhard aus Nürnberg.[1]

Nürnberg, den 13. Mai 1795.

Freundin!

Das Mitgefühl, das Sie mir in Ihrem Brieſe zeigen, iſt für mich der wohlthätigſte Troſt, den ich wünſchen kann, und der einzige, den ich wünſche.

Da Sie das Journal von Leipzig bekommen können, ſo ſchicke ich es Ihnen nicht. Vorrede, Abhandlungen und die Recenſionen bis auf die über Göttlers Kupferſtecherkunſt ſind von mir, das Uebrige von einem Patricier allhier, Herrn Haller, der ſich aber nicht von ſeinem Stammbaume, ſondern von der Kunſt nähren will,[2] er iſt ein Neffe von Herrn v. Thümmel.

Wenn ich um Sie wohnen könnte, wenn ich Schillers Unterhaltung genießen könnte, ſo würde ich ſehr viel glücklicher ſein als jetzt; daß es geſchehen könne, daran verzweiſle ich auch nicht.

Herbert[3] ſcheint mir nicht ſo ſchlecht zu ſtehen, als es Baggeſen glaubt, denn ſein Kredit iſt noch ganz; aber einziehen muß er, wenn er es bleiben ſoll, weil er ſehr durch den Krieg leidet.

Ihr

Erhard.

---

[1] Schiller an Körner II. 240.

[2] Der Reiſende in Griechenland, der Mitentdecker der Aegineten.

[3] Schiller an Körner a. a. O.

III.

J. K. von Fichard aus Frankfurt.[1]

Frankfurt a. M., den 11. April 1820.

Ich fühle es lebhaft, daß die Trennung von Ihren Herren Söhnen Ihnen manche Leere und Sehnſucht nach den Abweſenden verurſacht. Hart iſt der Verluſt des Gatten, härter noch durch die Pflicht, nun allein der Erziehung der Kinder vorzuſtehen. Die Sorgen und das Streben, Alles glücklich zum Ziele zu führen, die einer Dame, ſolcher Leitung zuvor unkundig, nun die beſten Jahre des Lebens durchwebt, ſind Erfüllung von Pflichten, deren Werth, ſowie die dabei gebrachten Opfer ſelten von den Umlebenden gewürdigt und ihrem Werthe gemäß anerkannt werden. Belohnt der Erfolg die Mühe, ſo findet man es ganz natürlich, ohne der Schläge des beſorgten Mutterherzens, das liebevoll der Kinder Geſchick leitete, auch nur zu gedenken. Der Schimmer der Hoffnung, einſt in dem Hauſe des Sohnes als Matrone zu leben, der aufblühenden Generation der Enkel die endliche Sorgfalt zu widmen, Troſt und Beruhigung bei den täglichen Vorfällen des häuslichen Lebens in dem Zuſammenſein mit dem zu finden, dem die Mutter nicht allein das Leben gab, den ſie es auch führen lehrte — ward zum ſteten Wunſch, der in den früheren Zeiten oft erfüllt wurde, wo das beſchränktere einzelne Land die Seinen erhielt und Alles mehr an den Boden der Vaterſtadt gefeſſelt blieb. Die Vereinigung großer Ländermaſſen und die tägliche Verſetzung der Staatsdiener hat den Familienkreis zerriſſen und ſo manche Mutter genöthigt, den Funken des Lichts, der ihr entgegenleuchte, zu den Geſtirnen des Himmels zu ſuchen, weil ſie ihn nicht in den Augen des geliebten Sohnes beobachten kann.

---

[1] Als Student unter der Leitung von Göritz in Jena 1792, Tiſchgenoſſe von Schiller (Fr. v. Wolzogen S. 231), ſpäter großer Geſchichtskenner und Verfaſſer eines geſchätzten Werks über die Geſchichte und Verfaſſung von Frankfurt, 1811—13 Herausgeber des Frankfurter Archivs für ältere deutſche Literatur und Geſchichte; auch Dichter und der Verfaſſer des Pilgers. Charlotte an Knebel (Briefe an einen vertrauten Freund S. 336); Knebels Brief ſ. unten. Er überſandte regelmäßig die Dalbergiſche Penſion von 600 fl.

Euer Gnaden unterthäniger Diener

v. Fichard.

Frankfurt, den 15. Januar 1821.

Die frohen Nachrichten, welche Sie mir von dem Fortſchreiten Ihres Herrn Sohnes auf der beſchrittenen Laufbahn ertheilten, haben mir die größte Freude gemacht, und die Erwähnung des Antheils, welchen Ihr unſterblicher Herr Gemahl an dem Fache der Rechtsgelehrſamkeit durch Beförderung der Ueberſetzung von Pitavals Rechtsfällen nahm, mich an meinen frohen Aufenthalt in Jena erinnert. Dieſe Ueberſetzung ward von Niethammer beſorgt, und ich ſelbſt nahm Antheil an der Uebertragung des erſten Theiles.

Königſtein, den 3. Juli 1822.

Ohnlängſt ſtarb ein ſehr verdienſtvoller und allgemein geſchätzter Mann, Herr Regierungspräſident v. Mühlmann zu Wiesbaden, in ſeinen beſten Jahren. Da er ein früherer Bekannter[1] Ihrer gnädigen Schweſter war, ſo darf ich bitten, ihr dieſen Todesfall zu melden.

---

[1] Der Ami I. 589. II. 92.

IV.

Bartholomäus Fiſchenich,[1]

geboren zu Bonn am 2. Auguſt 1768, geſtorben als Staatsrath und Geheimer Ober-Reviſionsrath am rheiniſchen Reviſions- und Caſſationshof zu Berlin am 4. Juli 1831.

Liebe Mutter! Auf meiner Reiſe hat ſich nichts Merkwürdiges zugetragen, als daß ich nicht weit von Meißen einen braven Landsmann antraf, der mich bis Leipzig begleitete ꝛc.

Am Freitag werde ich Ihnen bis Borsdorf entgegen gehen. Schon jetzt fühle ich's ſehr lebhaft, wie ſchwer mir die Trennung von Ihnen und Ihrem Schiller werden wird, und wie unentbehrlich mir Ihre Geſellſchaft iſt. Noch nie fand ich ſolche Lücke in mir, als ſeit meiner Abreiſe von Dresden.

Leben Sie wohl, und empfehlen Sie mich der Appellationsräthin und der Dorilis beſtens, auch der Doctorin,[2] wenn ſie noch nicht abgereiſt iſt.

Ihr ergebenſter

Fiſchenich.

Leipzig, am 6. Mai 1792.

30. Mai 1792.

Ja, liebe Mutter! wir ſehen uns bald wieder, und noch recht lange wird mir das Vergnügen, in Ihrer Geſellſchaft zu leben, zu Theil werden.

---

[1] S. die ſchöne Schrift von Hennes, Andenken an Bartholomäus Fiſchenich. Stuttgart 1841, worin die Briefe Schillers und ſeiner Frau abgedruckt ſind.

[2] Hartwig.

Ich kann zwar meine Ankunft, die jedoch nach ohngefähr 14 Tagen erfolgen wird, noch nicht genau beſtimmen; ſo viel aber iſt nach Briefen aus Bonn gewiß, daß meine Gegenwart daſelbſt vor dem September nicht nothwendig iſt. Ich bitte Sie daher, mit Stein, den ich herzlich grüße, zu überlegen, ob ich ſein Zimmer bewohnen kann.

Dorchen iſt vor einigen Tagen nach Dresden, und Fleiſcher, Göſchen und Kunze am nämlichen Tage zur Hochzeit abgereiſt. Jene hat mir mehrmalen das Compliment gemacht, ich ſei ein unbegreiflicher Menſch; dem ungeachtet hat ſie mich nach Loſchwitz auf einige Wochen eingeladen, wo mir Schillers Luſthaus eingeräumt werden ſollte.

Mit dem innigſten Vergnügen habe ich vernommen, daß Sie und mein Freund geſund in Jena angekommen ſind; wenn es möglich iſt, ſo laſſen Sie mich noch vor meiner Ankunft etwas von ſeinen Geſundheitsumſtänden erfahren. Möchte er doch endlich einmal wieder einer dauerhaften Geſundheit genießen!

Glauben Sie, meine Freundin! bei keinem kann dieſer Wunſch lebhafter als bei mir ſein.

(Auf der Reiſe) den 13. October 1792.[1]

Sie werden mich ſchon in Bonn vermuthen und ich bin noch hier, und werde erſt morgen von hier nach Mainz und gleich den folgenden Tag weiter reiſen. Vielleicht, daß an einem Beſtimmungsort die Lücke, die ich empfinde, weniger ſchmerzlich ſein wird. Ich kann mich von unſerer Trennung noch kaum überzeugen, und doch bin ich ſchon einige 30 Meilen von den Meinigen, die ich liebe und ſchätze, entfernt. Wann werden wir wieder bei einem frohen Mahl ſchäkern? wann werde ich mit S. fantiſiren, mit ihm entſchlummern und aufwachen? Beſſer, daß ich jetzt ſchweige und eine Zeit abwarte, wo ſich meine Empfindungen weniger durchkreuzen.

---

[1] Fiſchenich war im Sommer noch einmal in Dresden, ſ. oben den Brief von Dora vom 27. Auguſt. So erledigt ſich Hennes Bedenken S. 20. Von Jena reiſte er zu Ende September nach Bonn ab. Dora (21. Sept.) S. 7.

Vierter Akt.

Erſte Scene.

Saal beym Präſidenten.

Ferdinand von Walter, einen offenen Brief in der Hand, kommt ſtürmiſch durch eine Thüre, durch eine andre ein Kammerdiener.

Ferdinand. War kein Marſchall da?

Kammerdiener. Herr Major, der Herr Präſident fragen nach Ihnen!

Ferdinand. Alle Donner! Ich frag, war kein Marſchall da?

Kammerdiener. Der gnädige Herr ſitzen oben am Pharotiſch!

Ferdinand. Der gnädige Herr ſoll im Namen der ganzen Hölle daher kommen.

(Kammerdiener geht.)

Leben Sie wohl, liebe Mutter, empfehlen Sie mich Ihrer Frau Schweſter und der ganzen Tiſchgeſellſchaft.

(Bonn) am 26. Januar 1793.

Iſt es nicht zu beklagen, meine Freundin! daß ſich bald nach meiner Ankunft die Kriegsfurien zwiſchen uns lagern und unſern Briefwechſel als den einzigen Erſatz unſerer Trennung ſtören mußten? So zufrieden ich hier noch immer bei meinen Geſchäften lebe, ſo iſt doch eine Lücke in mir zurückgeblieben, die nichts in der Welt auszufüllen vermag, die manchmal, wenn ich an das Schickſal von Mainz denke, bis zum Uebermaß ſchmerzlich wird. Allein ungeachtet der kritiſchen Lage dieſer Stadt harre ich einer beſſern Zukunft, die uns gewiß mit der Zeit einander näher bringen wird. Die Politik gleicht zu ſehr einem Wetterhahn, als daß man nicht berechtigt ſein ſollte, ſogar gegen alle Wahrſcheinlichkeit, was doch hier nicht der Fall iſt, eine günſtigere Wendung zu hoffen.

Wie leben Sie, wie geht's mit Schillers Geſundheit, iſt nichts merkwürdiges in Ihrer Gegend vorgefallen? Wenn der Krieg ſich nicht bald endigt, ſo entſtehen in hieſigen Gegenden Hungersnoth und anſteckende Krankheiten. In einigen Dörfern, wo ſehr viele Soldaten zuſammen gedrängt liegen, ſind ſchon mehrere Bauern an einem anſteckenden Fieber geſtorben, und in Köln haben ſich die Franziskaner aus ihrem Kloſter geflüchtet, weil in kurzer Zeit zehn Mönche von der unter den Soldaten herrſchenden Krankheit weggerafft wurden. In Köln und den umliegenden Dorfſchaften wimmelt es von Kaiſerlichen, und faſt täglich paſſiren neue Diviſionen. Hier in Bonn liegen nur 1600. In Koblenz haben ſehr viele Bürger zwölf und mehrere Preußen in ihren Wohnungen.

Ich lege Ihnen eine Compoſition der Feuerfarbe bei, und wünſchte Ihr Urtheil darüber zu vernehmen. Sie iſt von einem hieſigen jungen Mann,[1] deſſen muſikaliſche Talente allgemein angerühmt werden, und den nun der Kurfürſt nach Wien zu Haydn geſchickt hat. Er wird auch Schillers Freude und zwar jede Strophe bearbeiten. Ich erwarte etwas Vollkommenes, denn ſo viel ich ihn kenne, iſt er ganz für das Große und Erhabene. Haydn hat hieher berichtet „er würde ihm große Opern aufgeben, und bald aufhören müſſen zu componiren.“ Sonſt gibt er ſich nicht mit ſolchen Kleinigkeiten wie die Beilage iſt, ab, die er nur auf Erſuchen einer Dame verfertigt hat.

---

[1] Beethoven. „Die Compoſition der Feuerfarbe iſt ſehr gut; ich verſpreche mir viel von dem Künſtler,“ ſchreibt Lotte am 11. Februar S. 23. „Das lateiniſche Lied“ aber iſt das Dies irae.

Ich bitte Sie Dorchen für ihr gütiges Andenken zu danken, und der Frau v. Beulwitz und Frau v. Stein mich zu empfehlen. Ich würde Dorchen von hier geſchrieben haben, wenn ich nicht immer einen Brief von ihr erwartet hätte, indem Sie Ihnen kurz vor meiner Abreiſe bedeutete, Sie würde mir hieher ſchreiben, wenn ſie wieder beſſer aufgelegt ſei. Oder iſt ihre Wunde noch nicht geheilt?

Das Dies irae habe ich bisher noch nicht erhalten, obgleich ich einem Organiſten den Auftrag gab.

B. F.

(Ende Juli 1793).[1]

Wie oft bin ich bei Ihnen! Es iſt noch immer mein einziges Vergnügen, der Vergangenheit mich zu erinnern; alle die reinen Freuden, die lehrreichen Unterredungen, das freie Leben ins Gedächtniß zurückzurufen, und einer beſſern Zukunft zu harren, die uns zum wenigſten einander näher bringen wird. Mainz iſt wieder in den Händen der Teutſchen,[2] wahrſcheinlich durch Verrätherei.[3] Die Holländer ſollen die Summe dazu hergegeben haben, um ihre Waaren, die bisher in Köln liegen blieben, wieder nach Mainz ſchiffen zu können. Der durch die Kanonen verurſachte Schaden iſt nicht ſo beträchtlich, als er in den Zeitungen auspoſaunt wird.

---

[1] Antwort auf den Brief vom 21. Juli (Lottes S. 34).

[2] Seit dem 22. Juli.

[3] Von einer Beſtechung des Generals d'Oyré redet auch die braunſchweigiſche Correſpondenz bei Sybel Geſchichte der Revolutionszeit II, 369.

Einige funfzig Häuser sind theils beschädigt, theils zu Grunde gerichtet. Die Clubisten sind nach Koblenz auf die Festung gebracht worden.

Ich hoffe, Ihr Aufenthalt in Heilbronn wird Ihrer und Schillers Gesundheit zuträglich sein. Vollends aber werden Sie erst in Bonn genesen.

Was macht Stein in Hamburg?[1] warum ist er nicht nach Baireuth gegangen? Wird Göritz und sein Eleve[2] nicht nach Jena zurückkommen? Reinhold thut wohl, wenn er nach Kiel geht; in einigen Gegenden Teutschlands sinkt seine Celebrität; man rügt unter andern, daß er jeden seiner Gedanken unter verschiedenen Rubriken drei- bis viermal verkauft und sich ewig wiederholt.

Wenn Sie noch eine oder andere Gegend um Jena gezeichnet haben,[3] und keine bessere Bestimmung für sie wissen, so lasse ich mich empfohlen sein.

Ihr herzlich ergebener

B. F.

Bonn, den 18. November 1793.[4]

Mit innigem Vergnügen lese ich Ihre glückliche Entbindung, und nehme auch daran den wärmsten Antheil, daß ein Sohn nichts zu wünschen übrig läßt. Hätte ich doch diese Freude noch bei Ihnen erlebt, nachdem ich Zeuge von so vielen körperlichen Leiden war. Und wann werde ich ihn sehen, seinen Bruder? Sie wünschen von mir zu hören, wie es mir geht, und wie ich lebe. Meine Vorlesungen werden auch in diesem Jahre ebenso zahlreich besucht, und Ihnen kann ich es wohl sagen, daß meine Zuhörer mir die auffallendsten Beweise ihrer Zuneigung geben.[5] Unter ihnen sind helle Köpfe und thätige junge Männer, von denen ich beſonders für die künftige juriſtiſche Generation viel erwarte. Ich überzeuge mich täglich, welchen herrlichen Wirkungskreis ein Lehrer der Moral und des Naturrechts hat, wie ſehr aber auch dieſe Fächer auf den meiſten Univerſitäten vernachläſſigt werden. Dieß war auch die Urſache, warum ich neulich eine anſehnliche Stelle, die mir angetragen wurde, ausſchlug, weil die Profeſſur ſich nicht damit verbinden ließ. Nun hat mich der Kurfürſt vor einiger Zeit zum wirklichen Hof- und Regierungsrath ernannt.

---

[1] Er reiste am 9. oder 10. September dahin ab (I. 430). Von dem Plane, nach Baireuth zu gehen, ist sonst nichts bekannt.

[2] Richard. Vgl. II. 311.

[3] Hennes S. 23.

[4] Antwort auf Lottens Brief vom 7., Hennes S. 37.

[5] Hennes S. 14.

Vor einigen Tagen hat mich der Herr v. Gutenhof [1] beſucht; er reiste von hier nach Mainz. Es war juſt jemand zugegen, da er mir einen Gruß von dem Profeſſorsclub in Jena brachte; wie, ſagte dieſer, iſt auch ein Club in Jena? er verband gleich mit dieſem Ausdruck den in Frankreich gewöhnlichen Begriff, bis ich ihm das Mißverſtändniß erklärte.

In dieſem Jahr ſind drei junge Männer von hier nach Jena gegangen, um da ihre Studien fortzuſetzen. Sie werden ſich, wie ich glaube, unter den daſigen Studenten an Sitten und Kenntniſſen auszeichnen.

Der Papa [2] iſt wieder in Mainz. Wie man ſagt, will er das zerſtörte Luſtſchloß wieder herſtellen laſſen. Durch dieſes koſtſpielige Unternehmen würde er ſich am Ende ſeiner Lebenstage vollends verächtlich machen, und unter den Flüchen ſeiner Unterthanen hinſcheiden. Vor der Revolution hätte er eher zehn Palläſte bauen können; denn nun wird die Vorſtellung, daß ſo Viele durch ſeine Eitelkeit ihr Hab und Gut verloren, von neuem erwachen und mächtig wirken. Kaum iſt einem Regenten ein Spiegel vorgehalten worden, in dem er ſich in ſeiner ganzen Abſcheulichkeit ſehen konnte, als dieſem während der Anweſenheit der Franzoſen in Mainz. In mehreren Reden ſind alle ſeine Schwachheiten und Laſter aufgedeckt, und wenn nur die Hälfte wahr iſt, ſo hatte die Maitreſſenregierung in Mainz nie ihres Gleichen.

---

[1] Gudenberg?

[2] Der Kurfürſt

Ich grüße Schillern herzlich, und bitte ihn in meinem Namen zu umarmen. Ich war geſinnt, einige Zeilen für ihn beizulegen; allein ich ward unterbrochen, und muß nun dieſen Brief auf die Poſt abgeben.

P. F.

Am 14. April 94.[1]

Die Nachricht von Ihrem Karl erfreut mich ungemein. Daß ich ihn doch kännte, Ihren und Schillers Sohn! Aber es ſcheint dieſe Freude ſoll mir ſo bald nicht zu Theil werden. Leider ſind die politiſchen Conſtellationen von der Art, daß uns vielleicht von unſerm ſchönen Plan mit Mainz nur die Erinnerung übrig bleiben dürfte. Das teutſche Reich ſcheint ſeiner Auflöſung nahe zu ſein, und Mainz mit andern Provinzen das Opfer zu werden. Wenigſtens bin ich davon gewiß, daß eine polniſche Theilung im Plan war; ob aber, und wann die Ausführung erfolgen werde, hängt zu ſehr von gewiſſen Umſtänden ab, als daß man hierüber etwas Beſtimmtes angeben könnte. Daher iſt es auch ganz wahrſcheinlich, daß wir von den Franzoſen keinen Einfall zu befürchten haben; obgleich die am Rhein zurückgelaſſenen Truppen ſeit dem Rückzug der Preußen[2] gar nicht im Stande ſind, dem zahlreichen und kräftigen Feinde wirkſamen Widerſtand zu leiſten. Gibt es nicht bald Frieden, ſo kann das Loos der Rheingegenden kein anderes ſein, als entweder von den Republikanern erobert oder von mächtigeren Reichsfürſten verſchlungen zu werden.

Das iſt das Sublime in der Politik.

Noch iſt, wie mir ſcheint, der Zeitpunkt weit entfernt, der dieſem unſeligen Kriege ein Ende machen wird. Die Ausſichten ſind für die überlegenen Franzoſen zu günſtig; der Krieg iſt ihren inneren Angelegenheiten zu angemeſſen, als daß ſie die Hände zum Frieden bieten werden.

So wenig Energie Oeſterreich eine zeitlang bewieſen hat, ſo wird es dennoch nicht um Frieden betteln. Das Miniſterium kann noch lange durch ſeine Heere gefriſtet werden und durch dieſen ſtarken Arm, freilich nicht auf die Dauer, erſetzen, was ihm an Klugheit und Schnellkraft abgeht.

---

[1] Antwort auf einen verlorenen Brief.

[2] Sybel III. 56.

Sie fragen, was ich mache, wie ich lebe? Mein Leben dreht ſich um Vorleſungen und Akten. Die erſteren ſind meine angenehmſte Beſchäftigung; bei den letzteren bedauere ich nichts mehr, als daß ſie mir keine Zeit übrig laſſen, einige wiſſenſchaftliche Pläne auszuführen. Ich bin ſo voll von manchem Gegenſtand, möchte ſo gerne einige Vorurtheile in der Jurisprudenz bekämpfen, und kann nicht Hand ans Werk legen. Dieſer Drang, meine Freundin, und daß ſo meine beſten Jahre ſchwinden, iſt ein peinliches Gefühl. Gerne wollte ich dieſes Opfer bringen, wenn ich nur einen Menſchen hätte, an den ich mich wie an Schiller anſchließen könnte.

Juſt in dem Zeitpunkt, wo wir uns ſo ganz verſtanden, wo die wichtigſte menſchliche Angelegenheit uns unerſchöpflichen Stoff darbot, mußte ich fort, vielleicht auf immer mich losreißen. Dieſes Bedürfniß iſt drückender als jedes andere; die Zeit iſt kein Heilmittel; denn ſeine Quelle iſt unverſiegbar; es entſpringt aus der Vernunft und ſtürmt in der Bruſt, und kann und ſoll durch jene nicht bekämpft werden.

Ihre Nachricht, daß Schiller eine dramatiſche Arbeit vorhabe,[1] macht mir viel Vergnügen. Ich wünſchte, daß er einmal das Ideal eines ſittlichen Mannes nach kantiſchen Grundſätzen, den Triumph der Moralität über die Klugheit, darſtellte, und dieſen herrlichen Anblick durch die verſchiedenen Gradationen der menſchlichen Handelsweiſe contraſtirte. Schiller könnte mich durch nichts ſo ſehr als durch dieſes Unternehmen verbinden. Ich bin von der mächtigen Wirkung überzeugt. Jeder bewahrt dieſes Ideal in ſich, und wird eine treffliche Nachahmung außer ſich mit Innigkeit umfaſſen. Bei jeder Handlung wird ihm der Held als Richter vorſchweben, und wie an einem Gott wird er ſeinen Muth aufrichten.

---

[1] Wallenſtein. Schiller an Körner III. 167.

Ich kann Ihnen nicht beſchreiben: wie jeder Unbefangene von dem Erhabenen dieſer Moral hingeriſſen wird. Nur diejenigen werden die Kantianer als Phantaſten ſchildern, die ſich ein empiriſches Syſtem zuſammenflickten, und mit ihm all ihr Wiſſen zu verlieren fürchten. Aber ſie heucheln und können den Glanz dieſer Herrlichkeit nicht ertragen. Daß aber jener überraſchende Eindruck bei Manchen ſo bald verlöſcht, iſt wohl ſehr erklärbar; gewiß aber wäre die dramatiſche Darſtellung ein zweckmäßiges Mittel, dieſe Wirkung zu verſtärken und die Sinnlichkeit in ihren Schranken zu halten. Die meiſten Menſchen wollen ihre Ideale außer ſich anſchauen und anbeten; der Sinn will betaſten, was die Vernunft ihm vorhält. Hier iſt eine ſo geheime Sympathie, wie zwiſchen dem Auge und dem Gefühl. Einen Gegenſtand, der uns reizt, verſchlingen wir mit den Augen, und unwillkürlich dehnt ſich unſer Arm nach ihm aus. Wo dieſe Sinne nicht gleichzeitig geübt werden, da wird einer dem andern ſeine Dienſte verſagen. Dieſe Sympathie gab den Gottheiten ihr Daſein, und ohne ſie würde mancher lächerliche Fetiſch wenig Glück gemacht haben. Aber es iſt ein Gott in uns, dem nur die Sinnlichkeit ſo verſchiedene Formen gab, ihn in ſo verſchiedenen Geſtalten anbetet. Dieſe Formen ſind einem ewigen Wechſel unterworfen, dieſe Geſtalten werden untergehen; aber ewig lebt ihr Urbild, immer eins und das nämliche.

Daß ich hier von meinem Wege abgekommen bin, ſehe ich wohl ein; ich wollte nur ſo viel ſagen, laſſen Sie Schillern unſerm kraftloſen ſinnlichen Jahrhundert, das eitle Götzen verehrt, das Ideal der Sittlichkeit perſonificiren. Was wollen Sie damit ſagen, „ich möchte ſo gerne wiſſen, was Sie indeſſen geſehen haben, ſeit ich Ihnen geſchrieben, denn ich weiß ein Geheimniß, das ſich vielleicht jetzt ſchon entwickelt hat.“[1] Gute Mutter, ich habe indeß viel geſehen; Sie müſſen beſtimmter fragen, und ich kann beſtimmt antworten.

---

[1] Steins Beſuch.

Bonn, 12. Auguſt 1794.

Wir ſind hier von neuem in Furcht von den Franzoſen überfallen zu werden. Kaum hat ſich von unten die Gefahr nur etwas entfernt, ſo droht das nämliche Uebel von oben. Trier iſt eingenommen,[1] die weitläuftigen Verſchanzungen ſind geſtürmt, und unſer Schickſal hängt zum Theil davon ab: ob die Franzoſen dieſen mit leichter Mühe errungenen Vortheil benutzen, Koblenz umgeben, und durch die Eifel an den Rhein dringen. In dieſem unfruchtbaren Lande, worin ſie keine Lebensmittel finden, ſind zwar die Päſſe ſehr enge, und ein Berg liegt auf dem andern; aber wenn keine Hülfe kommt, wenn nicht überall Widerſtand geleiſtet wird, ſo kann ihnen ein Durchbruch nicht mißlingen. Denn noch verhalten ſich die beiderſeitigen Armeen wie 10 zu 70, und die Paar Tauſend Mann, die von dem koburgiſchen Corps auf dem Wege nach Trier ſind, werden der Sache keine günſtigere Wendung geben. So eben vernehme ich, daß auch von preußiſcher Seite Verſtärkung ankommen wird. In der Eifel und den umliegenden Ortſchaften wird man die Bauern bewaffnen; aber dieß dürfte unſer Loos verſchlimmern. Alles iſt hier in ängſtlicher Erwartung; Viele, beſonders der Adel flüchtet von hier, worüber der dritte Stand murrt — die Geſchäfte ſtocken zum Theil, und man hört den ganzen langen Tag nichts als von dieſer Angelegenheit ſprechen. Die meiſten Studenten ſind bereits (aus Furcht als Soldaten von den Franzoſen ausgehoben zu werden) von hier gewandert, und dieß hat viele Profeſſoren veranlaßt, ihre Vorleſungen zu endigen. Ich fahre noch immer fort, obgleich die Anzahl meiner Zuhörer in einem Collegium auf 16, in dem andern auf 12 vermindert iſt. Ich kann Ihnen die allgemeine Verwirrung nicht ſchildern, denn man erwartet eine ſchlimme Behandlung. Müſſen ſich die Kaiſerlichen von der Maas zurückziehen (heißt es), ſo würden dieſe das meiſte Eigenthum mit ſich fortſchleppen, um dem Feinde alle nur mögliche Unterſtützung zu entziehen. So fürchtet man zum wenigſten, und daher iſt faſt jeder zu Geſchäften gar nicht aufgelegt. Bisher war ich entſchloſſen, hier zu bleiben und alles abzuwarten, aber ſeitdem mir von mehreren Seiten dringende Vorſtellungen gemacht wurden, habe ich zu wanken angefangen. Das Bedenklichſte bei der Sache iſt, weil man nicht weiß, wie lange die Franzoſen ſich hier behaupten werden. So viel ſcheint mir zwar unbezweifelt, daß Holland und England alles aufopfern werden, um den Rhein wieder zu erhalten, weil ihr Handel durch dieſen Verluſt dahin wäre; aber eben dadurch kann der Krieg noch mehrere Jahre währen, und aus dieſem Grunde muß man Anſtand finden, ſo aufs Gerathewohl auszuwandern. Auf der andern Seite könnte ich aber auch hier als Mitglied der Regierung in unangenehme Vorfälle verwickelt werden. Mein Entſchluß wird zum Theil davon abhängen, wie ſich die Republikaner in den benachbarten Gegenden benehmen werden. Vor der Hand iſt mir ihre Ankunft nicht wahrſcheinlich; der Streich bei Trier ſcheint mir ein Stratagem zu ſeyn, um ihre Abſichten auf Holland deſto ſicherer durchzuſetzen.

---

[1] Sybel III. 259.

Stein[1] hat mich überraſcht. Ich begleitete juſt einen Beſuch bis zur Thür; im Hauſe ſah ich eine Geſtalt, die in der Dämmerung mit einem hieſigen Studenten Aehnlichkeit hatte. Kaum aber hatte mich Stein geſehen, ſo rufte er mir entgegen: „ach da iſt er,“ und ich erkannte ihn gleich an der Stimme. Ich freute mich ungemein, dieſe reine Seele wieder zu ſehen, und hatte gewünſcht, daß er ſich einige Tage aufgehalten hätte. Aber er eilte von hier, hat mir jedoch verſprochen, im September bei ſeiner Rückkunft länger zu verweilen.

Bonn, 4. October 1794.

Endlich ſcheint unſer Schickſal der Entſcheidung nahe, nachdem wir zwei Jahre zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwankten. Die kaiſerliche Armee wird ſich über den Rhein zurückziehen, weil die Uebermacht der Franzoſen ſo groß iſt.[2] Dieſe Nacht ſind ſchon ein paar tauſend durch Bonn gekommen. Die übrigen werden bei Köln über den Rhein gehen. Die Franzoſen verfolgen ſie und werden nun bald hier eintreffen, ſie ſind nicht über 8 Stunden von Bonn entfernt. Ich bin entſchloſſen hier zu bleiben und werde, ſo lang als möglich iſt, dem Schauſpiel zuſehen.

---

[1] Auf der Reiſe nach England.

[2] Sybel III 277.

Der erſte Brief nach dem Einzug der Franzoſen, welchen Lotte am 24. Juli 1799 beantwortete (Hennes S. 50), hat ſich nicht erhalten.

(19. März 1802 abgeſandt.)

In einer Lage, wie die unſrige, iſt ein Brief, wie der Ihrige, meine theuerſte Freundin! ein köſtliches Geſchenk. Ich habe auf einige Augenblicke das tauſendfache Ungemach um mich her vergeſſen und mich ganz dem Eindruck hingegeben, der durch jede Zeile mehr und mehr verſtärkt wurde. Wenn man die Verkehrtheit der Menſchen ſo kennen gelernt hat, wie ich, ſo thut es wohl, einmal wieder an gute Menſchen erinnert zu werden, um nicht den Glauben an ſie vollends zu verlieren.

Welchen Eindruck bei dieſen Empfindungen die Frage auf mich gemacht habe? ob wir uns nicht wieder ſehen würden, und welche meine Plane für die Zukunft ſeien? können Sie leicht denken. Wer kann jenes mehr wünſchen, als ich? Ich hoffe es auch, und dieſe Hoffnung iſt ſo lebhaft in mir, als wenn ich mehr Grund dazu hätte, als ich wirklich habe. Mein Plan für die Zukunft iſt folgender: ſollten dieſe Länder das Unglück haben, mit Frankreich vereinigt zu werden — wozu aber jetzt kein Anſchein mehr iſt, es müßten denn ganz unerwartete Ereigniſſe eintreten[1] —, ſo würde ich dieſe Rheinſeite verlaſſen und auswärtige Dienſte ſuchen. Meine Abneigung gegen die entartete bis auf den Grund verdorbene Nation iſt zur Leidenſchaft geworden, und die ganz verkehrten

---

[1] „Dieſer Brief wurde im März 1800 geſchrieben. Seitdem ſind leider dieſe Ereigniſſe zum großen Unglück für dieſe Länder und zu Deutſchlands unauslöſchlicher Schande eingetreten. Doch läßt ſich noch nicht mit Gewißheit behaupten, daß ſie franzöſiſch bleiben; ſchwerlich aber treten ſie in ihre vorige Verfaſſung zurück."

Zweyte Scene.

Ferdinand allein

(den Brief durchfliegend, bald erſtarrend, bald wüthend herumſtürzend.)

Es iſt nicht möglich! Nicht möglich! Dieſe himmliſche Hülle verſteckt kein ſo teufliſches Herz — — Und doch! doch! Wenn alle Engel herunter ſtiegen, für ihre Unſchuld bürgten — wenn Himmel und Erde, wenn Schöpfung und Schöpfer zuſammen träten, für ihre Unſchuld bürgten — Es iſt ihre Hand — ein unerhörter ungeheurer Betrug, wie die Menſchheit noch keinen erlebte! — Das alſo war's, warum man ſich ſo beharrlich der Flucht widerſetzte! — Darum — o Gott! jetzt erwach ich, jetzt enthüllt ſich mir alles! Darum gab man ſeinen Anſpruch auf meine Liebe mit ſo viel Heldenmuth auf, und bald, bald hätte ſelbſt mich die himmliſche Schminke betrogen!

(er ſtürzt raſcher durchs Zimmer, dann ſteht er wieder nachdenkend ſtill.)

Mich ſo ganz zu ergründen! — Jedes kühne Gefühl, jede leiſe ſchüchterne Bebung zu erwiedern, jede feurige Wallung — An der feinſten Unbeſchreiblichkeit eines ſchwebenden Lauts meine Seele zu faſſen — Mich zu berechnen in einer Thräne — Auf jeden gähen Gipfel der Leidenſchaft mich zu begleiten, mir zu begegnen vor jedem ſchwindelnden Abſturz — Gott! Gott! und alles das nichts als Grimaſſe? — Grimaſſe? — O wenn die Lüge eine ſo halt-

Grundſätze, die zur Tagesordnung geworden ſind, ſtreiten ſo ſehr mit meiner Denkart, daß ich bei jedem Schritt in Colliſion gerathen muß. Dieß hat ſich, als die Landesregierung durch den General Hoche wieder hergeſtellt war, offenbart. Daher ward ich endlich auch, beſonders weil ich mich dem ungereimten Projekt einer Cisrhenaniſchen Republik widerſetzte, mit Gewalt daraus verdrängt. Man hat mir zwar ſeitdem, was ſonderbar genug iſt, mehrere Stellen angeboten, und ich bin, was noch ſonderbarer iſt, von ſolchen, deren Denk- und Handelsweiſe mit der meinigen wenig übereinſtimmt, in Vorſchlag gebracht worden; ich habe aber keine angenommen, und bin auch noch entſchloſſen, außer wenn die Univerſität auf irgend eine Art wieder hergeſtellt wird, keine anzunehmen. Damals hatte ich mir feſt vorgenommen, meinen Poſten bis aufs äußerſte zu behaupten; unſere Lage erforderte dieß, und ich konnte immer noch viel Böſes verhindern, und ſelbſt einiges Gutes wirken. Was ich aber dabei ausgeſtanden habe, hat kein Menſch erfahren, obgleich viele es zu wiſſen glauben. Unter hundert Beiſpielen will ich nur ein einziges anführen. Diejenigen, von denen ich ganz zuverläſſig wußte, daß ſie an meinem Untergange arbeiteten, nahmen in meiner Gegenwart die Maske der innigſten Freundſchaft an. Ich mußte zum Beſten meiner Mitbürger ihre geheuchelten Umarmungen ertragen, und obgleich ich ſie nicht erwiederte, dennoch, da wir täglich in Geſchäften verſammelt waren, ein Betragen beobachten, das mir nicht ans Herz ging. Daß der General Hoche mir und einigen andern Regierungsräthen einmal drohte, uns nach Paris in die Abbaye führen zu laſſen, und ſich wirklich nach dem Stadtcommandanten, der aber juſt aus dem Zimmer gegangen war, umſah, um ihm den Befehl zu ertheilen, rechne ich unter die geringfügigen Vorfälle, die mich wenig rührten. Ich habe mich auch ſo gleichgültig dabei benommen, daß der hochmüthige Soldat, der wahrſcheinlich nur die Abſicht hatte, uns zu ſchrecken, ſich nicht wenig geärgert haben mag, als er ſo ganz ſeinen Zweck verfehlte. Ich werde nie den Ton affektirter Größe vergeſſen, womit er uns fragte: „qui commande le pays?“ Die Geſchichte ausführlich zu erzählen, würde zu viel Raum einnehmen; ſie iſt aber ein Beweis, welche Mittel der Franzoſe ſich erlaubt, wenn es darauf ankommt, ſeine Rache zu befriedigen. Ich würde nicht zu Ende kommen, wenn ich bei dieſen Gegenſtänden länger verweilen wollte; ich kehre alſo wieder zu meinem Plan für die Zukunft zurück.

Auf den Fall, daß dieſe Länder, geſchähe es auch unter einigen Modifikationen, in ihre alte Verfaſſung zurücktreten, bleibe ich in meinem Vaterlande, und dann würde ich Sie höchſtens nur auf eine kurze Zeit beſuchen können. Doch wäre es möglich, daß mich ein glücklicher Stern Ihnen auf einige Zeit näher brächte. Ich hege nämlich ſeit mehreren Jahren im Stillen einen Plan, wodurch dieſes bewirkt werden könnte. Es iſt freilich noch zweifelhaft, ob die Bedingung je eintreten werde, unter der die Ausführung desſelben möglich iſt. Tritt ſie aber ein, ſo werde ich nichts unverſucht laſſen, den Plan ſelbſt auszuführen, und ich habe gegründete Hoffnung dazu.

Sie fragen mich: ob ich noch nicht Schriftſteller ſei? Nein, meine Freundin! noch nicht. Wäre ich's, ſo würde ich Sie und Schiller gewiß davon benachrichtigt haben. Ich glaube, daß man im Wiſſenſchaftlichen noch immer frühe genug vor dem Publikum auftritt. Es wäre aber vielleicht ſchon geſchehen, wenn ich nur Zeit gehabt hätte, ein und anderes, was zur öffentlichen Bekanntmachung beſtimmt iſt, zu vollenden. Haben wir das Glück, in unſere vorige Verfaſſung zurückzukommen, ſo bin ich geſinnt (wahrſcheinlich lachen Sie und Schiller bei dieſem Wort, wenn Sie ſich nur noch an den Katzentiſch erinnern), meine Stelle bei der Regierung niederzulegen und mich ganz den Wiſſenſchaften zu widmen.

Wenn es Sie jedoch intereſſiren kann, ein paar Worte von mir gedruckt zu leſen, ſo kann ich Ihnen wohl dazu verhelfen. In Poſſelts Europäiſchen Annalen vom Jahr 1797 achten Stück finden Sie einen Aufſatz über Pitt und über Englands

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 1530/116

gegenwärtigen Finanzzuſtand. Es iſt ein Auszug aus einem Brief an einen deutſchen Staatsmann, der durch beſondere Umſtände in jenes Journal gekommen iſt.

Bonn, 5. November 1804.

Ich habe vernommen, daß **Schiller** krank ſei; ich bin ſo frei **Sie, meine theuerſte Freundin!** zu bitten, mich hierüber zu beruhigen; oder wenn er vielleicht krank war, mir ſeine Geneſung zu melden. Sollte er aber noch nicht hergeſtellt ſein, und alſo Ihrer Pflege bedürfen, ſo will ich lieber länger in dieſer peinlichen Ungewißheit bleiben, als daß Sie ihm auch nur eine Viertelſtunde Ihre pflegende Hand entziehen ſollten. Nur dann, wenn dieß ohne die geringſte Gefahr geſchehen kann, bitte ich um einige Nachricht.

Daß ich bisher keine Nachricht erhielt, daran bin ich einzig Schuld; wenn Sie aber meine Verhältniſſe kännten, ſo würden Sie mich wenigſtens entſchuldigen. Ich will Sie jetzt nicht damit aufhalten und Ihnen nur ſagen, daß ich ſeit ungefähr zwei Jahren ein neues Amt bekleide, welches ſehr unruhig iſt, und mir wenig Zeit übrig läßt. Ich habe es angenommen, weil ich vorausſah, daß die hieſige Schule bald eingehen würde, wie ſie denn wirklich vor einem Monat aufgehört hat. Zu meiner großen Qual muß ich die Stunden, die ich den Wiſſenſchaften widme, wovon ich nun einmal nicht ablaſſen kann, gleichſam ſtehlen. Es iſt mir aber unmöglich, auf die Dauer in dieſem Zuſtande zu leben; mich auch davon loszureißen, was noch einigermaßen mein Daſein aufrecht hält, dieß würde endlich meine Kräfte aufzehren. Doch ich will nicht klagen, ich weiß, daß Sie, meine liebe gute Mutter, und mein Freund an allem, was mich betrifft, Antheil nehmen. Für jetzt hab' ich keine dringendere Angelegenheit als von Schillers Geſundheit unterrichtet zu ſein.

Bonn, 19. December 1804.

Meine theuerſte liebſte Mutter! Nichts gleicht der Freude, die Ihre Briefe[1] mir gemacht haben. Die frohen Nachrichten, die ſie enthalten, die angenehmen Rückerinnerungen, die ſie herbeiführten, die tröſtlicheren Ausſichten, welche die Freundſchaft mir öffnete, und daß mir dieſe überhaupt mit dem herzlichſten Wohlwollen entgegenkam, alles dies wirkte mit ſolcher Macht auf mich, daß ich wieder einmal des Lebens recht froh ward. So ſehr die Nachricht von Schillers Krankheit (ſie kam von Fr. Schlegel, der ſich jetzt in Köln aufhält, derſelbe, den wir in Dresden kennen lernten) mich beunruhigt hatte, ſo ſehr wurde ich für dieſe Unruhe belohnt, indem dieſer unglückliche Zufall uns, wenn möglich, noch enger und inniger verbunden hat. Bei dieſer Nachricht empfand ich erſt recht lebhaft, wie ſehr ich Ihnen angehöre, wie groß meine Schuld ſei, daß ich ſo lange geſchwiegen hatte. Einen reumüthigeren Sünder aber hat es wohl nie gegeben, und wenn Sie in dieſem Augenblick in meinem Herzen geleſen hätten (wahrſcheinlich haben Sie es), ſo konnten Sie mir nicht unhold werden. Aber Sie ſind mir mit großmüthiger Liebe entgegen gekommen; wo ich wirklich einen liebevollen Verweis verdient hätte, räumen Sie mir ſogar ein Verdienſt ein. Dieſer Zug, deſſen nur eine ganz für Freundſchaft und Liebe geſtimmte Seele fähig iſt, hat mich tief gerührt, und ich ſehe ſeitdem die gänzliche Verwirrung der menſchlichen Angelegenheiten mit etwas heitererem Sinne an.

---

[1] Vom 8. Nov. Hennes S. 66.

Dieſe Verwirrung, meine Freundin, unter der insbeſondere mein unglückliches Vaterland und meine tief gebeugte Vaterſtadt erliegt, iſt es, die mich oft mit Wehmuth erfüllt. Daß ich hier nicht zu helfen vermag, daß ſo viele Verſuche vergeblich ſind, daß ich mich aus gewiſſen Urſachen einem Wirkungskreis entziehen muß, wozu ich mehr Beruf zu haben glaube: dieß und noch manches andere nagt an meiner beſten Lebenskraft, ſo ſehr ich kämpfe und widerſtrebe, ſo ſehr es mir gelungen iſt, ſo viel Heiterkeit beizubehalten, als in dieſer Lage wohl möglich iſt.

Sie ſagen, theuerſte Freundin, Sie fühlten, daß mir nicht wohl ſei, nicht wohl ſein könne. Sie müßten mich wenig kennen, wenn Sie dieß nicht tief fühlten; ich verdiente nicht Ihr Freund zu ſein, wenn es anders wäre. Aber wie ſehr muß ich Ihre Freundſchaft verehren, gütige Mutter! Daß Sie ſogar mit Schiller auf Mittel ſinnen, mich aus dieſem Zuſtande zu befreien, und mein Schickſal zu verbeſſern. Nehmen Sie meinen innigſten Dank für dieſe Ihre liebevolle Theilnahme, und erlauben Sie mir Ihnen und Schiller meine Gedanken mitzutheilen.

Eine Anſtellung bei D.[1] würde ich in mancher Rückſicht vorziehen. Es ſollte mir auch nicht ſchwer werden, einen Geſchäftsmann ausfindig zu machen, der ſich für mich intereſſiren würde, und ich fürchte hier weiter nichts, als daß ſeine Theilnahme ihn zu weit führen könnte. Da aber eine Lehrſtelle, beſonders in den jetzigen Zeiten, den meiſten Reiz für mich hat, ſo wäre die Frage: ob es hierzu auf der Schule zu Aſchaffenburg keine Gelegenheit gäbe? Ihr Freund würde mich alsdann näher kennen und ſich überzeugen, ob ich ihm ſonſt noch Dienſte leiſten könnte.

Beiläufig muß ich Sie benachrichtigen, daß mir im vorigen Jahr ein Antrag von Salzburg gemacht worden, als die dortige Univerſität aufs neue organiſirt wurde. Dieſer Antrag war zwar noch nicht offiziell, aber doch beſtimmt genug, ſo daß ich gefragt wurde, wie ich angeſtellt zu werden wünſchte. Ich war nicht ungeneigt, dieſen Vorſchlag je nach den Bedingungen anzunehmen, als mir ein Freund, der den Geiſt der dortigen Regierung kennt, und der auch mir durch öffentliche Nachrichten verdächtig geworden war, davon abrieth.

Es fällt mir aber noch ein anderer Plan ein, der ſich von vielen Seiten empfiehlt. Mit der Zeit und vielleicht bald wird das Schifffahrtsoctroi auf dem Rheine eingeführt werden. Dieſes iſt bekanntlich dem F. P. zur Entſchädigung angewieſen worden, und er hat alle Stellen bei dieſem Verwaltungszweig auf dem rechten Rheinufer zu vergeben. Dieſe Stellen ſind ziemlich einträglich, und da die Geſchäfte gar nicht häufig ſind, und einen Theil des Jahrs mit der Schifffahrt ganz ruhen, ſo könnte ich der Wiſſenſchaft leben, und doch in mancher Rückſicht nützlich wirken.

---

[1] Dem Fürſten Primas. Lotte wünſchte, daß F. nach Regensburg reiſte.

Ich bitte Sie, liebſte Mutter, dieß mit Schiller zu überlegen. Es würde hier keiner beſonderen Empfehlung eines Geſchäftsmannes bedürfen, da das Geſchäft keine beſondere Geſchicklichkeit vorausſetzt. Doch haben Sie ſich darüber nur zu erklären. Lieber wäre es mir freilich, wenn das Geheimniß unter uns bleiben könnte; denn auf den Fall, daß das ganze Projekt ſcheiterte, wäre es mir nicht angenehm, wenn andere Notiz davon hätten.

In jedem Fall halte ich eine Reiſe zu Ihrem Freunde für zweckmäßig, und ich bin feſt entſchloſſen, dieſen Rath zu befolgen. Nur wünſchte ich zu gleicher Zeit mit Ihnen und Schiller in R. oder A. zu ſeyn. Wäre es nicht möglich, daß Sie Ihre Reiſe bis zum Sommer aufſchöben? So ganz bald kann ich aus folgendem Grunde nicht reiſen. Alle Präſidenten der Wahlverſammlungen, unter deren Zahl ich auch gehöre, ſind zur Krönung des Kaiſers eingeladen worden. Ich habe mich entſchuldigt, und es könnte mir daher ſehr übel gedeutet werden, wenn ich in den erſten Monaten eine Reiſe unternähme, wofür ich die Erlaubniß in Paris nachſuchen muß. Denken Sie mit Schiller über die Sache nach, liebe Freundin! ich werde von meiner Seite das Unmögliche möglich zu machen ſuchen. Endlich, endlich ſoll mir doch wieder die Freude werden, Sie und Schiller zu ſehen, nach ſo langer Trennung, nach ſo vielem Ungemach, das ich gelitten habe, Sie wieder zu ſehen. Bei Ihnen, meine unvergeßlichen Freunde, will ich mein Herz ergießen, ich bin gewiß, daß ich leichter zurückkehren werde. Hätte auch dieſe Reiſe keine andere Folge als Sie geſehen zu haben, ſo wäre ich reichlich belohnt; ſie würde mir ewig theuer bleiben. Ich werde ſie als die Jubelfeier meines Aufenthalts in Jena betrachten. Jedem Menſchen iſt ſeine Bildungsgeſchichte theuer, und es giebt gewiſſe Epochen in dem Laufe ſeines Lebens, die beſonders merkwürdig für ihn ſind. Eine ſolche Epoche in meinem Leben iſt die Zeit, die ich in Ihrem der Freundſchaft und den Muſen gewidmeten

Hauſe zugebracht habe. Eine neue gleich merkwürdige Epoche, wieder durch Sie herbeigeführt, würde für mich beginnen, wenn unſer Plan ausgeführt werden könnte. Und wem wollte ich lieber ein beſſeres und freieres Daſein zu danken haben, als Ihnen, meine Freundin, und Schillern?

Es iſt nur die Frage: ob Schiller es dienlich findet, jetzt gleich an D. zu ſchreiben.

Wenn ich Ihnen ſage, daß ich es bei meinem jetzigen Amte nur mit armen Sündern, nur mit Unterſuchung und Verfolgung der Verbrecher zu thun habe, ſo werden Sie mich vielleicht beklagen. Und doch hab' ich dieſes Amt manchem andern, das ich wohl hätte erhalten können, aus gewiſſen Urſachen vorgezogen. Ich bin nämlich eine Art von Fiscal (magistrat de sûreté) für den Bezirk von Bonn, der eine Bevölkerung von ungefähr 80,000 Seelen enthält. Nach dieſer Volksmenge können Sie ungefähr urtheilen, daß ich mit Einem Sekretär eben nicht feiern darf; und da eine ſolche Umwälzung, wie dieſe Länder erfahren haben, und der Krieg immer Verbrechen nach ſich ziehen, ſo iſt leicht zu denken, daß der peinlichen Fälle nicht wenig vorkommen.

An Steins Glück nehme ich wahren Antheil, ſein reiner ruhiger Sinn hat mich immer intereſſirt. Ich denke mir ihn oft zu Pferd, als er, Schiller, Göritz und ich einen Ritt auf einem verbotenen Weg gemacht hatten, und wir von den Feldhütern angehalten wurden. Alles war in Bewegung, Reiter und Pferde, Argulaffer donnerte den Schützen entgegen; nur Stein blieb ruhig und unbewegt.

Die Fortſchritte der muntern Knaben und die gute Gemüthsart, die ſie und die beredſame Karoline äußern, machen mir viel Vergnügen. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, ſie einſt zu ſehen. Der Himmel laſſe auch die kleine Emilie gedeihen, dieſes theure Pfand, mit dem auch Sie wieder zu neuem Leben erwachten. Mutter! wie hat mich die Stelle Ihres Briefs ergriffen, wo Sie ſagen, Sie hätten gefürchtet mir zum letztenmal zu ſchreiben. Wie groß war die Gefahr, in der ich ſchwebte, und wie muß ich dem Himmel danken, daß ſie glücklich vorüber iſt. Leben Sie wohl, theuerſte Freundin, lange wohl und glücklich, ich umarme Schillern und die lieben Kinder. Ihrer Frau Mutter und Ihrer ganzen Familie wollen Sie mich empfehlen.

Fiſchenich.

Wie doch unſere Entwürfe unter unſern Händen ſchwinden! Noch ehe ich dieſen Brief abſchicke, wirft der Kölniſche Beobachter mein ganzes Kartenhaus über Hauſen. Nach dem was ich in dieſer und in andern Zeitungen über die bevorſtehende Einrichtung der Rheinzölle leſe, kann aus meinem Projekt nichts werden. Die Zahl der Zollſtellen wird vermindert, ſo daß mehrere Beamten mit Penſion in Ruhe verſetzt werden. Außerdem fallen die Gehälter ſehr gering aus.

Bonn, 10. Mai 1806.

Bei dem noch friſchen Schmerz über den Verluſt meiner Schweſter [1] kamen mir Ihre beiden Briefe,[2] liebe Mutter, beſonders erwünſcht. Der erſte hat mich ſogar in eine heitere Stimmung verſetzt, und ich kann noch zur Zeit nicht an die heftige Stelle über das literäriſche Geſindel [3] denken, ohne daß mich ein Lächeln anwandelt. Die Urſache iſt der Contraſt, worin mir immer Ihr Geſicht zu dieſer Philippika erſcheint; denn bei aller Anſtrengung kann ich auch nicht einen Zug herausbringen, der dahin paſſen will. Hieraus folgt denn, daß Sie dieſe Stelle nicht ausſprechen können; denn zu allem, was man von der Art ſagt, muß man ein Geſicht machen, und ſolch ein Geſicht findet ſich durchaus nicht in Ihrem Geſicht.

Sie ſehen, liebe Mutter! wie Ihr Bild in meiner Seele lebt, das Ganze und alle einzelne Züge ſind mir nicht nur klar und deutlich gegenwärtig; ich weiß auch, welches etwas mehr bedeutet, und auf eine höhere Beziehung hinweiſt, wie Sie nicht ausſehen und nicht ausſehen können.

---

[1] Verehelichten Henker, die mit F. bei dem Onkel Lelligen wohnte.

[2] Vom 1. und 14. März. Hennes S. 92 und 95.

[3] Ueber Fr. Schlegel, „den Frager," S. 93.

Uebrigens ſtimme ich Ihrem Urtheil über die gelehrten Renommiſten ganz bei. Dieſe Menſchen, von denen ich außer dem Frager keinen perſönlich kenne, die mir aber aus ihren Schriften bekannt ſind, haben mich lange mit tiefer Verachtung erfüllt; es ſei denn, daß ich die meiſten mehr bemitleide. Sie verfolgen jeden, der nicht von ihrer Zunft iſt, mit vergifteten Waffen, und ſuchen gleich den Kopf oder den Charakter ihrer Gegner, je nachdem ſie das eine oder andere für wirkſamer halten, in ſchlimmen Ruf zu bringen. Verſtand laſſen ſie ihnen wohl, weil ſie ſelbſt darauf keinen Anſpruch machen; aber ſie ſind im ausſchließenden Beſitz der Genialität, die oft nichts als Wahnwitz iſt. Diejenigen, die ſich zu ihnen geſellen und in ihre Albernheiten einſtimmen, werden dafür mit großen Lobeserhebungen belohnt, heimlich aber halten ſie ſie für kleine abhängige Geiſter. Sobald ſie es aber wagen, nur eine Silbe von dem Symbol ihrer Meiſter abzuweichen, werden ſie in den Staub getreten. Die deſpotiſche Demagogie, wonach ſie ſtreben, und der ſich jeder freie Kopf widerſetzen ſollte, hat in ihrer Tendenz ſehr viel Aehnlichkeit mit dem Deſpotismus der franzöſiſchen Demagogen in jener excentriſchen Periode der Revolution. Und was ſind denn ihre Philoſopheme und Dichtungen? Entkleidet man ſie von ihrer myſtiſchen Hülle, nimmt man ihnen den Theaterprunk, womit ſie ſich umgeben, ſo erſcheinen ſie in großer Dürftigkeit. Es iſt ſtolze üppige Armuth, die durch den Schimmer des Witzes der Ironie und abſichtlicher Paradoxen dem gelehrten Pöbel imponirt, oder wenn man es ja Reichthum nennen will, ſo iſt es ein ſehr zweideutiger, oft armſeliger Reichthum, dem es gänzlich an der unzerſtörbaren Solidität und Klarheit eines gebildeten Geiſtes, eines mit ſich ſelbſt einigen harmoniſchen Gemüthes fehlt. Nichts aber iſt widerlicher als daß einige ſogar Wahnwitz affektiren (der ihnen denn endlich auch zu Theil wird), und die abgeſchmackte Rolle literäriſcher Sonderlinge ſpielen, ohne es zu ſein: daß ſie bare Farbe hat, wie gieng es zu, daß ſich kein Teufel noch in das Himmelreich hineinlog?

Da ich ihr die Gefahr unſrer Liebe entdeckte, mit welch überzeugender Täuſchung erblaßte die Falſche da! Mit welch ſiegender Würde ſchlug ſie den frechen Hohn meines Vaters zu Boden, und in eben dem Augenblick fühlte das Weib ſich doch ſchuldig — Was? hielt ſie nicht ſelbſt die Feuerprobe der Wahrheit aus — die Heuchlerin ſinkt in Ohnmacht. Welche Sprache wirſt du jetzt führen, Empfindung? Auch Koketten ſinken in Ohnmacht. Womit wirſt du dich rechtfertigen, Unſchuld? — Auch Mätzen ſinken in Ohnmacht.

Sie weiß, was ſie aus mir gemacht hat. Sie hat meine ganze Seele geſehen. Mein Herz trat beym Erröthen des erſten Kuſſes ſichtbar in meine Augen — und ſie empfand nichts? Empfand vielleicht nur den Triumph ihrer Kunſt? — Da mein glücklicher Wahnſinn den ganzen Himmel in ihr zu umſpannen wähnte! Meine wildeſten Wünſche ſchwiegen! Vor meinem Gemüthe ſtand kein Gedanke, als die Ewigkeit und das Mädchen — Gott! da empfand ſie nichts? Fühlte nichts, als ihren Anſchlag gelungen? Nichts, als ihre Reitze geſchmeichelt? Tod und Rache! Nichts, als daß ich betrogen ſey?

Dritte Scene.

Der Hofmarſchall und Ferdinand.

Hofmarſchall (ins Zimmer trippelnd.) Sie haben den Wunſch blicken laſſen, mein Beſter! —

mit ihrer Unbeſcheidenheit, mit ihrer Inurbanität und man kann wohl ſagen, Impotenz prahlen, und uns zumuthen, von allem dem auf Kraft und Energie zu ſchließen.

Um einen Beweis von ihrer Taktik zu geben, erinnere ich nur daran, daß ſie den ſtillen beſcheidenen Glanz ächten gediegenen Goldes an Andern nicht ertragen können, und jenes ſchimmernde Nichts der Realität, worin ihr ganzes Verdienſt beſteht, verdienten Männern vorwerfen. Was einer von ihnen im Athenäum von Herder ſagt, paßt ganz auf ihn (den Recenſenten) und andere ſeiner Zunftgenoſſen.

Nichts zeigt mir dieſe literäriſche Sanſculotten (Sie wollen dieſen Ausdruck verzeihen) mehr in ihrer wahren Geſtalt, als die Ehrfurcht, mit der ſie unaufhörlich von Goethe ſprechen. Wie iſt es möglich, daß ſie, die an die roheſten Produkte, wenn ſie nur eine ergiebige, obgleich regelloſe Phantaſie verrathen, ſo viel Lob verſchwenden, gegen dieſen Dichter wahre Verehrung hegen können, in deſſen Werken wir jene reizende Einfalt, jene edle Simplicität und hohe Ruhe bewundern, wogegen die beliebte Manier eben ſo ſehr abſticht, als das Manierirte und Moreske phantaſtiſcher Maler von Raphaels idealiſchen Kunſtgebilden. Wenn dieſe Verehrung nicht geheuchelt iſt, ſo ſteht man mit ſich ſelbſt und ſeinen Produkten in dem ungereimteſten Widerſpruch.

Jean Paul hat in ſeiner Vorſchule der Aeſthetik über die Tollheit dieſer Kraftmänner, über ihren Stolz, ihre Grobheit u. ſ. w. manches treffende Wort geſagt, aber — indem er die Geißel hoch aufhebt und ſchwingt, läßt er ſie oft ſehr ſanft niederſinken, und ſeine Streiche gleichen hin und wieder buhleriſchen Neckereien, die beiden Theilen wohl thun. Dieſer reiche aber verſchwenderiſche Menſch (wie ihm die Xenien mit großer Schonung verwieſen haben) würde hin und wieder weniger hart getadelt haben, hin und wieder weniger freigebig mit ſeinem Lobe geweſen ſein, wenn er nicht mitunter dem herrſchenden Geiſte, der wahrlich kein guter iſt, huldigte, wenn er es über ſich vermocht hätte, zuweilen einen witzigen

Gedanken, ein glänzendes Bild, ein kühnes Gleichniß der ſtrengen aber nicht unbilligen Wahrheit zum Opfer zu bringen. Daher iſt auch ſein Lob oft eben ſo zweideutig als ſein Tadel.

Ich habe mich bei dem Geſindel länger aufgehalten, als es anfangs meine Abſicht war; ich muß daher die Antwort auf einen wichtigen Punkt, den Sie in Ihrem Brief berühren, bis nächſtens verſchieben. Nur ſo viel kann ich Ihnen jetzt ſagen, daß ich noch nicht gefunden, aber auch noch nicht geſucht habe.[1]

Noch muß ich Schiller, was ich ſchon längſt hätte thun ſollen, für den reinen hohen Genuß danken, den die feindlichen Brüder mir gewährt haben und noch immer gewähren. Wenn dieſes ächte Kunſtwerk recht gewürdigt wird, ſo muß mit ihm eine neue Epoche für die Bühne beginnen.

Wie ſehr freut mich, daß Ihre Caroline wieder wohl iſt, und daß ſie alle geſund ſind.[2]

Fiſchenich.

Der Frager war noch nicht in Bonn, er hat ſich aber gleich anfangs meiner erinnert, und mich mit einem Beſuch bedroht. Sollte er hieher kommen, ſo dürfen Sie nicht fürchten, daß ich mich mit ihm einlaſſen werde. Leben Sie recht wohl.

Bonn, 30. Mai 1805.

Was ſoll ich Ihnen ſagen, liebe theure Mutter, welchen Troſt kann ich Ihnen bieten? Ihr Schmerz iſt gerecht, und ich bin weit entfernt durch leere Tröſtungen das Uebel nur noch empfindlicher zu machen. Auch für mich iſt der Verluſt dieſes theuerſten Freundes, dieſes edlen herrlichen Menſchen unerſetzlich; aber wenn ich an Sie denke, meine Freundin, ſo hab' ich Muth dieſen Schlag des Schickſals zu ertragen: ſo ſehr ich dabei in zwiefacher Rückſicht leide. Doch ſo gerecht Ihr Schmerz iſt, ſo dürfen Sie ſich ihm nicht ganz überlaſſen; ich bitte Sie an Ihre theure Geſundheit, an Ihre Kinder zu denken, welchen die Erhaltung ihrer Mutter nun um ſo nothwendiger iſt. Ich bin gewiß, daß dieſer Gedanke Ihnen Muth und Kraft verleihen wird. Eine gute edle Mutter vermag mehr zu dulden und zu ertragen, als viele Männer glauben; ſo tief und innig ſie empfindet, ſo wenig gelingt es dem Schmerz ſie zu überwältigen, und es ſcheint als wenn auch er der ſanften Macht des Weibes nicht widerſtehen könnte.

---

[1] Mir ſcheint Hennes Vermuthung irrig zu ſein.

[2] Schiller war todt.

15. Juni.

Dieſe wenigen Zeilen hatte ich auf die erſte traurige Nachricht zu Papier gebracht; ich konnte ſie aber nicht vollenden; es war mir, als wenn ich den theuren Freund noch beim Leben erhalten könnte, ſo lange ich ihn nicht als wirklich verloren bei Ihnen beklagte. Bloß bei Ihnen anzufragen, dazu war die Nachricht zu beſtimmt. Und ſo war ich mit mir in beſtändigem Kampf und in offenbarem Widerſpruch. Ich hatte eigentlich keinen Zweifel und hoffte doch noch, ich täuſchte mich mit Bewußtſein, und doch war es dieſe Täuſchung, die mir die erſte ſchreckliche Botſchaft ertragen half. Jetzt erſt ſeh' ich es ein, wie leicht der Menſch, ſelbſt bei klarer heller Einſicht dazu kommen kann, zu abergläubiſchen Mitteln ſeine Zuflucht zu nehmen, wenn er etwas ſehr fürchtet, aber mit Sehnſucht wünſcht. Aber nun iſt der letzte nichtige Schimmer von Hoffnung verſchwunden, und keine Täuſchung mehr möglich. Wo werde ich einen ähnlichen Freund finden? hätte ich ihn doch nur noch einmal geſehen! Dieſes Jahr iſt für mich ein ſchreckliches.

Verzeihen Sie, liebe Mutter, daß ich Ihren Schmerz erneuere, daß ich klage, indem ich Sie tröſten ſollte. Aber Ihr Brief vom 4. d. M.[1] hat mich überzeugt, daß Sie das Unabänderliche mit Ergebung zu dulden ſich beſtreben. Ich wußte es wohl, daß der Gedanke an Ihre Kinder viel vermögen würde.

Bonn, 9. Juli 1806.[2]

Hielten mich nicht gebieteriſche Verhältniſſe, ſo wäre mein beklommenes Herz vielleicht in dieſem Augenblick, da Sie dieſe Zeilen leſen, ſchon um vieles erleichtert. Daß dieß nicht ſein kann, iſt ein großes Opfer, welches ich nebſt ſo vielen anderen einem unausweichlichen Verhängniß bringen muß. Ich lebte ſonſt nur in der Wiſſenſchaft und durch ſie; ſie war es, die mein ſchwaches Leben friſtete; aber ich fühl' es, daß mit dieſer kräftigen Stütze endlich meine Lebenskräfte ſchwinden werden. Ich entbehre dieſes mächtigen Princips, ſeitdem ich meinen liebſten Wirkungskreis verlaſſen mußte, ſeitdem ich einer höheren Geiſtesbeſchäftigung gleichſam nur diebiſcher Weiſe einige kärgliche Augenblicke widmen kann. Wenn ich Ihnen ſage, daß ich darin ziemlich glücklich bin, jeder Beſchäftigung eine ſchöne Seite abzugewinnen, und ſie mit dem höchſten und edelſten der Menſchheit in Beziehung zu ſtellen, und daß ich dennoch des Lebens nicht froh werde, ſo werden Sie ſich von meiner Exiſtenz einen Begriff machen können. Glauben Sie aber nicht, meine Freundin, daß ich verzage, ich werde, wie bisher geſchehen, redlich kämpfen.

---

[1] Hennes S. 108.

[2] Nach Brückenau, wohin Frau v. Schiller zu kommen aufgefordert hatte.

29. November 1805.[1]

Es iſt ganz in der Ordnung, wenn Sie ſich freuen, daß Gall kein beſonderes Organ der Dichtkunſt ausfindig gemacht habe; aber er nimmt ein Organ der Phantaſie an, welches allen guten Dichtern eigen ſein ſoll. Was mich hierbei am meiſten anzieht, iſt, daß es ſich über der Stirne, gleichſam über alle andere Organe thronend, erhebt, und zwiſchen dem Organ der Gutmüthigkeit, und jenem der Theoſophie in der Mitte, doch dieſem näher, das Menſchliche mit dem Göttlichen vermittelt. Aber darin kann ich ihm nicht beiſtimmen, daß er ſo viel auf körperliche Züchtigung hält. Wer dieſer Meinung iſt, kann der Menſchheit nichts Gutes und nichts Großes zutrauen, und ſtürzt ſie immer tiefer in den Schlamm der Thierheit, aus dem ſie ſich endlich jeder höheren Kraft beraubt, nie erheben wird. Körperliche Züchtigung iſt, ſelbſt beim Thier, das äußerſte, und dabei ein höchſt gefährliches Mittel. Es iſt, als

---

[1] Antwort auf den Brief vom 21. Auguſt. Hennes S. 117.

Univ. Bibl.
München

wenn auch ſie das ſchimpfliche der Schläge mehr als den körperlichen Schmerz empfänden. Nur der Hund (bei dem doch das Organ des Muths, aber ſchwerlich das Organ des Stolzes häufig angetroffen wird) leckt die Peitſche, die ihn mißhandelt. Aber auch der Chineſe küßt die Ruthe, die ihn züchtigt; dieſe chineſiſche oder Hundesdemuth möchte aber wohl der Menſchheit nicht frommen. Wenn Galls oder ſeiner Schüler Beobachtungen gegründet ſind, ſo findet man die Stelle, wo das Organ des Stolzes ſeinen Sitz hat, jetzt nur bei wenigen Menſchen vertieft. Es wäre zu wünſchen, daß wenigſtens der Schluß, den man aus dieſer Beobachtung ziehen könnte, als Thatſache ſich bewährte, und daß man der erlaubten Schätzung eigener Kräfte nur eine beſcheidene Richtung gäbe.

Sie haben vor Kurzem einen hohen Gaſt[1] in Weimar gehabt, ich bitte Sie mir etwas über ihn in Ihrem nächſten Brief zu ſagen. Sollte ſich einmal eine ſchickliche Gelegenheit darbieten, ſo wollen Sie der regierenden Herzogin meine Verehrung bezeugen. Das Bild dieſer Fürſtin iſt mir, wie wenig andere, geblieben. Sie erſcheint mir immer in hoher freundlicher Ruhe, und ich kann ſie mir nicht anders als gut und gütig denken.

Mit beſonderer Freude hab' ich in einigen Zeitungen geleſen, daß man das Andenken Schillers durch ein Denkmal ehren will. Dieſes Monument würde dem Teutſchen Ehre machen, der vor lauter Weltbürgerſinn ſeine großen Männer ſehr vernachläſſigt.

Ich muß ſchließen, liebe Freundin! Raum und Zeit, obgleich unſere Freundſchaft davon unabhängig iſt, gebieten es. Ich habe jetzt wieder eine recht heitere Stunde gehabt; und wenn es wahr iſt, daß jedes Lächeln, wie Sterne ſagt, das Leben um eine Spanne verlängert, ſo danke ich Ihnen, meine unvergeßliche Freundin, ſchon Jahre. Ich bin überhaupt ſo heiter, als es unter gewiſſen gegebenen Umſtänden nur möglich iſt. Zu Ihrer Beruhigung kann ich Ihnen ſogar ſagen, daß ich mitunter viel Urſache habe, zufrieden zu ſein. Leben Sie wohl.

---

[1] Kaiſer Alexander.

1. Jänner 1806.

Noch denke ich des ſchönen Abends, da ich Sie und ihn (ach daß ich immer Ihre Wunden erneuern muß) zum erſtenmal ſah, da mein Herz ſich ſogleich auf immer beſtimmte, und es klar und deutlich in mir ſprach, daß auch Sie Vertrauen zu mir gefaßt hätten. Ich hatte ſchon viele Menſchen geſehen; aber nie hatte ich dieß ſichere Gefühl des Vertrauens, nie hatte ich mich ſo im erſten Augenblick veräußert, weil ich nie ſo gewiß war, den reichſten Erſatz dafür zu finden.

Am 14. Jänner.

Es hat mir viel Freude gemacht, daß die Herzogin ſich meiner ſo huldreich erinnert hat. Gedenken Sie zuweilen meiner bei dieſer verehrungswürdigen Fürſtin; ihr holdes ruhiges Bild wird ſtets in meinem Andenken leben. Ich denke mir Sie beide oft in Geſellſchaft in einem engeren ausgeſuchten Cirkel; es iſt ein ſchönes Bild, das ich mir entwerfe, und ich verweile gerne dabei.

Was muß jener ſchöne Menſch,[1] der Sie ſo begeiſtert hat (denn ſchön iſt er ſowie ſie ihn beſchreiben, nach den ſtrengſten Grundſätzen der Aeſthetik) vor kurzem nicht gelitten haben! Nie iſt wohl jemand mit dieſem ungeheuren Schmerz in der Bruſt nach Hauſe gekehrt. Möchte es nur um ſeine Stirne heiter bleiben! Es iſt traurig, daß die Welt ſo ſehr nach dem Erfolg urtheilt, und den feurigen Willen ſo wenig in Anſchlag bringt. Dieſes ungerechte Urtheil hat manchen großen Plan vereitelt. Mutter, liebe Mutter, das Herz blutet mir, wenn ich um mich ſchaue, wenn ich vor- oder rückwärts blicke. Die Welt ſchwankt über ihren Angeln. Wann wird das Gleichgewicht und die unſcheinbare Ordnung hergeſtellt werden?

Bonn, 8. Mai 1807.

Ihr Plan iſt ſchön; aber nach Heidelberg zu reiſen und mich dort einige Zeit aufzuhalten, darauf muß ich leider! Verzicht leiſten.

---

[1] Kaiſer Alexander.

Eher wäre es möglich Sie in Frankfurt auf einige Tage zu beſuchen. Es würde gewiß großes Intereſſe für mich haben, den Ueberſetzer des Homer, den Sänger der Luiſe, dieſen bei weitem nicht genug verehrten Dichter und ſeine Familie kennen zu lernen. Die perſönliche Bekanntſchaft dieſes teutſchen Griechen müßte ich eigentlich noch machen; denn außer ihm kenne ich die größten Dichter unſerer Zeit und vieler anderer Zeiten. Auch den Profeſſor Thibaut kenne ich aus ſeinen Schriften; er iſt mir werther, als viele andere unſerer Zunftgenoſſen; ich habe daher auch eine vertrautere Bekanntſchaft mit ihm gemacht.

Den Tod der Herzogin Mutter bedauere ich ſehr. Der unglückliche Krieg hat wahrſcheinlich auch dieſem Leben, wie dem Leben ſo vieler Edlen ein ſchnelleres Ende gemacht. Für Wielanden iſt dieſer Verluſt nicht zu verſchmerzen; ich fürchte, daß er ihn nicht lange überleben wird. Iſt die regierende Herzogin in Weimar? Wenn es erlaubt wäre, ſo würde ich Sie bitten bei der erſten ſchicklichen Gelegenheit dieſer vortrefflichen Fürſtin von neuem meine tiefſte Verehrung zu bezeugen. Es war mir nicht fremd, was Sie von ihr geſagt haben (in Ihrem Brief vom 30. November v. J.). So mußte ſie handeln; ſie wird in jeder Lage ihrer würdig handeln. Wie ſchön und groß erſcheint ſie in der Scene mit ihrem Sohne! Hier ſehen wir die zarte Weiblichkeit liebend dem Ruf der Pflicht nachgeben, oder vielmehr eine höhere Liebe ſiegen.

Der Plan, wovon ich Ihnen in meinem letzten im allgemeinen etwas geſagt habe, iſt durch den Krieg wenigſtens einſtweilen vereitelt worden. Die Univerſität von Duisburg ſollte nach Düſſeldorf verlegt und auf's neue organiſirt werden. Die Liſte der Profeſſoren war fertig, und die Vorleſungen ſollten im November eröffnet werden. Auf dieſer Liſte befand ich mich auch. Gerade in dem Augenblick aber, als die letzte Hand an's Werk gelegt werden ſollte, brach der Krieg aus. Ich ſehe es nun als ein Glück an, daß die Schule ihren Anfang noch nicht genommen hatte; denn mancher Lehrer wäre ſicher dadurch in Verlegenheit gekommen. Ich würde auch eine Lehrſtelle angenommen haben, da die Bedingungen, ſo viel ich vernommen hatte, annehmlich waren.

16. September 1810.

Liebe Freundin! Zanken Sie nicht mit mir, beklagen Sie mich, ich habe einen großen, unerſetzlichen Verluſt erlitten; mein treueſter, geliebteſter Freund iſt plötzlich geſtorben, ein ehemaliger Profeſſor an der hieſigen Univerſität, Namens Odenkirchen. Er war gerade auf dem Lande bei dem Grafen Belderbuſch, der ihn nicht minder liebte und ſchätzte; noch zwei Tage vorher hatte ich ihn geſehen und geſprochen, und nun auf einmal die ſchreckliche Nachricht, er ſtarb vom Schlage gerührt. Es war eine kindlich reine Seele, vom ächten Geiſt der Wiſſenſchaft beſeelt. Sich immer gleich ertrug er die Stürme der Zeit, die ihn ſeinem eigentlichen Beruf entzogen. Aber er feierte darum nicht, er lehrte, rieth, half und förderte, wo ſich eine Gelegenheit darbot, wohlwiſſend, daß der geringſte Keim in der großen Saat der Zeit nicht verloren geht. Sein ganzes Weſen war ſtilles, beſcheidenes Wirken.

Wie reich iſt man durch Einen wahren Freund! Und bin ich nicht noch reich durch Ihre Freundſchaft, liebe theure Freundin! Ihr Brief kam gerade den folgenden Tag, nachdem ich die traurige Botſchaft erhalten hatte. Ein guter Geiſt hatte Ihnen eingegeben mir zu ſchreiben, ſo viel Urſache Sie hatten, noch damit zu warten. Wie gütig, edel und großmüthig ſind Sie, beſte Mutter! Aber Sie kennen meine Geſinnungen, Sie kennen mein dankbares Herz, Sie wiſſen und müſſen es tief fühlen, daß meine Freundſchaft ewig iſt. War es Zufall, daß Sie mir gerade um dieſe Zeit ſchrieben? Entweder iſt alles Zufall, oder nichts.

Noch in einer anderen Rückſicht kam Ihr lieber Brief zur rechten Zeit. Durch eine neue Einrichtung im Juſtizweſen hört meine jetzige Stelle auf; ich werde alſo in den Fall kommen, entweder Bonn verlaſſen, oder eine Stelle annehmen zu müſſen, die in der Rangordnung und an Gehalt unter derjenigen iſt, die ich jetzt bekleide. Wenn man ſo lange an einem Orte gewohnt hat, wie ich hier, wenn man mit ſo mancherlei Weſen in Beziehung getreten, an ſo mancherlei Umgebungen gewohnt iſt, wenn man nun auch in dieſem Orte geboren iſt, und unzweideutige Beweiſe der Liebe ſeiner Mitbürger erhalten hat, ſo wird man wohl nicht verlangen, daß man ſich von allem dem gleichgültig losreiße. Aber ich habe den Muth auch dieſes Opfer zu bringen, ich habe frühe entbehren gelernt, und mich von dem, was mir lieb iſt, zu trennen. Ich habe ein Probeſtück beſtanden, nach dem mir die übrigen wohl nicht ſo ſehr ſchwer werden können.

Haben Sie Thibaut geſehen? ich ſchätze den Mann, den ich nur aus ſeinen Schriften kenne, ſehr; aber auch ſeine Perſönlichkeit iſt mir werth geworden, nach dem, was Sie mir einmal von ihm geſagt haben. Wenn Sie ihn ſehen und eine ſchickliche Gelegenheit ſich darbietet, ſo verſichern Sie ihn meiner Hochachtung.

Aachen, 25. November 1811.

Ich bin nicht Präfect, wie man Ihnen geſagt hat, dieſe Stellen werden hier Teutſchen nicht zu Theil; auch habe ich nie darnach geſtrebt. Ich bin Präſident des Civilgerichts des Bezirks von Aachen, aber doch täglich im Falle mich mit peinlichen Sachen abzugeben.

Wie freue ich mich liebe Freundin, Carln zu ſehen, Ihren Sohn und den Sohn meines Freundes. Laſſen Sie ihn doch ja hieher kommen; er muß bei mir, während er ſich hier aufhält, wohnen, ich werde für ihn, wie es einem älteren Bruder geziemt, ſorgen.

Der hieſige Präfect, M. de Ladoucette, hat Wielands Agathon in's Franzöſiſche überſetzt; er ſagte mir neulich: er habe vor einiger Zeit Wielanden geſchrieben, und, wenn ich nicht irre, ihm ein Exemplar ſeiner Ueberſetzung zugeſchickt. Da er keine Antwort erhalten, vermuthet er, daß der Brief nicht zu ſeiner Beſtimmung gekommen. Wollten Sie wohl die Güte haben, Wielanden, der, wie ich mit Vergnügen vernommen habe, wieder hergeſtellt iſt, desfalls zu fragen, und mir einige Antwort zukommen zu laſſen.

Aachen, 6. Februar 1816.

Ungeachtet des Friedens iſt unſere Lage hier an der Grenze nicht ganz geheuer. In Frankreich ſind die Dinge bei weitem noch nicht in's Gleichgewicht gekommen, und ich fürchte: die eine und andere Macht geht mit Projekten um, die für uns gefährlich werden könnten, wenigſtens in Rückſicht unſeres politiſchen Daſeins. Das iſt ein trauriges Leben, liebe Freundin! in dieſer ewigen Ungewißheit zu bleiben. Die Sachen wollen ſich noch nicht geſtalten, und ich ſehe mit Beſorgniß in die Zukunft.

Seit einiger Zeit hat ſich hier in der ganzen Gegend das Gerücht verbreitet: ich habe einen Ruf nach Berlin erhalten. Ich weiß aber nichts davon, als daß die Sage geht: mir iſt nicht die geringſte Eröffnung geſchehen. Ich melde es Ihnen; denn es wäre möglich, daß das Gerücht bis zu Ihnen dränge, wie ich denn ſchon einige Briefe aus dem Innern von Teutſchland erhalten habe, worin davon Erwähnung geſchieht.

Berlin, 27. October 1820.

Ihren Brief vom 25. September, liebe Freundin, habe ich erſt vor einigen Tagen durch Herrn Dr. Kohlrauſch erhalten, dem Herr Hofrath Meyer ihn zugeſtellt hatte, um ihn mir einzuhändigen. Ich habe dieſen nicht geſehen, da ich eine Einladung von Herrn Kohlrauſch (in deſſen Hauſe ich nicht mehr wohne) gerade nicht annehmen konnte. Er iſt mir jedoch aus einigen Aufſätzen bekannt, insbeſondere aus Winkelmann und ſein Jahrhundert, von Goethe herausgegeben.

Ich habe Ihnen ſo lange nicht geſchrieben, weil ich immer glaubte Ihnen die Zeit meiner Abreiſe anzeigen zu können. Dieſe war längſtens auf dieſen Monat feſtgeſetzt; es ſind aber Hinderniſſe eingetreten, daß ich noch ſobald nicht werde reiſen können. In jedem Falle werde ich Sie vorläufig davon benachrichtigen; ich habe Ihre freundſchaftliche Einladung nicht vergeſſen, die ich ſtillſchweigend dankbar annahm. Wenn es nur immer möglich iſt, werde ich mich einige Tage in Weimar aufhalten. Ich habe Ihnen

Ferdinand (vor ſich hinmurmelnd.) Einem Schurken den Hals zu brechen. (laut) Marſchall, dieſer Brief muß Ihnen bey der Parade aus der Taſche gefallen ſeyn — und ich (mit boshaftem Lachen) war zum Glück noch der Finder.

Hofmarſchall. Sie?

Ferdinand. Durch den luſtigſten Zufall. Machen Sie's mit der Allmacht aus.

Hofmarſchall. Sie ſehen, wie ich erſchrecke, Baron! —

Ferdinand. Leſen Sie! Leſen Sie! (von ihm weggehend) Bin ich auch ſchon zum Liebhaber zu ſchlecht, vielleicht laß ich mich deſto beſſer als Kuppler an. (während daß jener liest, tritt er zur Wand und nimmt zwey Piſtolen herunter.)

Hofmarſchall (wirft den Brief auf den Tiſch, und will ſich davon machen.) Verflucht!

Ferdinand (führt ihn am Arm zurück.) Geduld, lieber Marſchall! Die Zeitungen dünken mich angenehm! Ich will meinen Finderlohn haben! (hier zeigt er ihm die Piſtolen.)

Hofmarſchall (tritt beſtürzt zurück.) Sie werden vernünftig ſeyn, Beſter!

Ferdinand (mit ſtarker ſchrecklicher Stimme.) Mehr als zu viel, um einen Schelmen, wie du biſt, in jene Welt zu ſchicken! (er dringt ihm die eine Piſtole auf, zugleich zieht er ſein Schnupftuch.) Nehmen Sie! dieſes Schnupftuch da faſſen Sie! Ich habs von der Buhlerinn!

liebe Freundin, viel zu ſagen, was ſich dem Papier nicht anvertrauen läßt.[1]

Wie ſehr ich wünſche, daß Ernſt ſeine Abſicht erreichen möge, darf ich wohl nicht ſagen: ich fürchte aber, daß es dießmal noch nicht gelingen werde. Bei der neuen Organiſation konnten viele Beamten, die bis dahin in Richter- oder ähnlichen Poſten ſtanden, nicht ſogleich wieder auf dieſelbe Weiſe angeſtellt werden; auf dieſe wird man vorzüglich Bedacht nehmen. Herr v. Beyme iſt ſeit der letzten Veränderung bloß auf die Reviſion der Geſetzgebung beſchränkt, mit der Organiſation und der Verwaltung überhaupt hat er nichts mehr zu thun. Sie dürfen demungeachtet verſichert ſein, daß ich an Ernſt denken und jede Gelegenheit ergreifen werde, ihm nützlich zu ſein. Ich wünſchte ſehr, daß er in Köln bleiben könnte, theils meiner künftigen Beſtimmung wegen, theils, weil der für dieſes Gericht ernannte Präſident,[2] der es auch früher war, ein hieſiger Reviſionsrath, der auch an den Rhein zurückkehren wird, mein genauer Freund und ein wackerer Mann iſt, der gewiß alles mögliche für ihn thun würde.

Wie geht es dem guten Carl? Sie haben mir lange nichts von ihm geſagt. Er war der erſte, den ich geſehen, eine äußerſt freundliche Erſcheinung, die mir noch wohl thut.

---

[1] Dieß Wiederſehen fand wirklich ſtatt.

[2] Ruppenthal.

V.

Karl Graß[1] aus Lievland.

Theologe, dann Schriftſteller und Landſchaftsmaler.

(Schiller an Körner II. S. 241.) Geſtorben 1815 in Rom (II. 210).

Arnſtadt, den 3. Juli 91.

An Herrn Hofrath Schiller.

Durch Herrn v. Hardenberg,[2] der, ohne daß ich ihn kannte, mein Begleiter nach Arnſtadt geworden iſt, bin ich ſo freimüthig, Ihnen wenige Worte zu ſchreiben. Ich freue mich dadurch um ſo mehr dieſer meiner letzten Bekanntſchaft in dieſen Gegenden, da ohnehin ſein gutes, unverdorbenes Gefühl, ſeine warme Liebe für die Wiſſenſchaft und beſonders auch für Sie ihn mir ſehr werth gemacht haben. Sie können kaum glauben, wie wir uns oft in dem Gedanken an Sie und Geſprächen von Ihnen ſo ganz verloren, und wie wir ſo ernſtlich das Liebſte entbehren und hingeben wollten, um Sie wieder geſund zu wiſſen. Wenn ich doch mitgehen könnte![3] Wenn ich doch nicht bloß, weil ich ſo herzlich und innig Ihre Geneſung wünſche, Ihr Wohlbefinden ahndete!

Wenn ich mir all' die Menſchen denke, die ſo theilnehmend dem Augenblicke Ihrer völligen Wiedergeneſung entgegenſehen, und ſo Vieles mir denke, was ich nicht aus einander ſetzen will, dann kann ich's mir nicht denken, daß Sie noch lange krank ſein können, und ich möchte in heiligem Eifer mit Toby im Triſtram Shandy ausrufen: Bei Gott, er ſoll nicht ſterben! O es wird mir ein geweihter Tag ſein, an welchem ich höre: Schiller iſt wieder geſund!

---

[1] In Nagler's Künſtler-Lexikon, als K. Graß und Martin Graß in zwei Perſonen getheilt, erwähnt.

[2] Novalis.

[3] Nach Karlsbad.

Meine Rückreiſe nach Jena[1] war über meine Erwartung angenehm. Ich fand die Menſchen, die ich vor drei Jahren kennen gelernt hatte, eben ſo gut und wohlwollend, wie ich ſie immer verlaſſen hatte, und die Gegenden ſchienen mir weitaus ſchöner als ſonſt, vielleicht weil ich mich ſeitdem weit mehr geübt habe, das Maleriſche in Formen, Farben, Lichtern 2c. wahrzunehmen. Vorzüglich ſchön fand ich die Gegend vor Ublſtädt und ein von der Straße entfernt liegendes Thal, der Reinſtädter Grund genannt. Dieſer Grund iſt wegen ſeiner Kirſchen berühmt, indem das Dorf darin in manchen Jahren für 2000 Thaler Kirſchen verkauft hat. Auf dieſem Wege hab' ich auch das Gedicht auf den Rheinfall[2] geendigt, aber vollenden kann ich's nicht.

Und hiemit hätt' ich alſo meine wenigen Geſchäfte in Beziehung auf Sie geendigt, und das glückliche Verhältniß, in dem ich zu Ihnen ſtand, wäre, wie der frohere Theil meines Lebens, vorübergegangen! Ich fühl' es mit gerührtem Herzen, wie viel ich Ihnen zu danken habe, und wie von Ihnen erwärmt und ermuntert meine Seelenkräfte höher ſich zu heben ſtrebten. Daher kann ich ſagen, daß Ihr Verluſt mir unerſetzlich iſt, weil nie ein Menſch das über mich vermochte und das in mir wirkte, mit dieſem hohen Gefühl für jede Veredlung mich beſeelte, wie Sie, theuerſter Hofrath. Daher werd' ich aber auch nie die Stunden vergeſſen, in welchen ich, wenn auch furchtſam Ihnen nahte, und die Wehmuth, die mich ergriff, als ich zum letztenmal auf dem Stuhl gelehnt Sie ſtumm betrachtete, wird noch oft mein Auge feuchten.

---

[1] Von Rudolſtadt. Graß war, wie es ſcheint, aus der Schweiz (Schiller an Körner II. 241) direkt nach Rudolſtadt gereiſt, wo Schiller ſich in den Oſterferien aufhielt und einen ſchweren Krankheitsfall überſtand.

[2] In der Thalia von 1791 abgedruckt.

Ich bitte Sie mit der herzlichſten Verſicherung meines Dankes, der lieben Frau Hofräthin und der Frau Vicekanzlerin mich zu empfehlen. Ich kann Ihnen nicht meine Empfindung über die Liebe dieſer trefflichen Schweſtern unter einander und zu Ihnen bergen. Es war mir oft, als ob die Frau Hofmeiſterin nur Eine Tochter, und Sie, wie der alte Graf von Gleichen, laut der Sage, zwei Frauen hätten.

Wie Vieles hätt' ich Ihnen zu ſagen und wie Manches zu fragen, aber ich bin zu wehmüthig geweſen, um mich ſogleich ſammeln zu können, und es könnte Ihnen vielleicht gerade nicht lieb ſein, daß ich jetzt, da ich nicht weiß wie Ihr Befinden iſt, mehr ſchriebe.

Ich will daher abbrechen und, wenn ich Sie nicht wieder ſehe, mich darin beruhigen, daß ich Andere kenne, die ſich eben ſo ſehr freuen, und es Ihnen eben ſo ſehr danken, und vielleicht auch deſſen werther ſind, in Ihrer Nähe zu ſein und zu bleiben, und dank' es auch in dieſer Rückſicht meinem lieben Reiſegefährten, daß er mich begleitete.

Wenn Sie nur für die Welt bleiben, und den Lieben, die um Sie ſind und ein näheres Recht auf Sie haben, bleiben! Mag auch mich die Welle meines Schickſals zu einem ferneren dunklen Ufer drängen!

Gott helfe Ihnen auf und erhalte Sie uns allen, die ſo herzlich und innig Sie lieben!

Ihr Freund und Verehrer

Karl Graß.

(Aus Lievland 1796.)

Es ſind vier Jahre, vier Jahre! verfloſſen, ſeit ich in Rudolſtadt von Ihnen ging; nur wenn ich auf die Lebhaftigkeit meiner Rückerinnerungen an jene Augenblicke ſehe, ſcheinen es mir ſo viel Tage zu ſein. Ich ſehe noch jeden einzelnen Moment unverrückt und deutlich vor mir. Wie wir am Bett ſaßen und Ihnen vorlaſen und was wir laſen; wie wir die Mondlandſchaft vor Ihnen aufſtellten; dann wieder wie Ihre Gattin an Ihrem Bett kniete und die Thränen verbarg und Ihre Hände ſie umſchlangen; wie Sie mit mir Malaga und auf Wiederſehen tranken; dieß alles, und was Sie mir ſagten und was ich empfand — dieß alles iſt mir ſo gegenwärtig, wie von geſtern her. Ich kenne jeden Zug Ihres Geſichts, ich höre Ihre Stimme, und die leiſeſte Berührung dieſer Erinnerungen durchdringt meine ganze Seele, und doch ließ ich vier Jahre hingehen, ohne von jener Erlaubniß Ihnen zu ſchreiben Gebrauch zu machen.

Es ſcheint auffallend zu ſein, aber es hängt mit einer ſo innigen Anhänglichkeit an Sie auf's genaueſte zuſammen. Ich konnte Ihnen nicht ſchreiben, weil ich Ihnen hätte ſagen müſſen: Sie hatten doch Recht, als Sie ſagten ich würde nicht zurückkehren. Ich wollte Sie durchaus widerlegen durch ein: „da bin ich!“ und dieß ſollte der Kampfpreis meiner Entbehrungen und Anſtrengungen ſein.

Bei alledem war ich nie ohne Nachricht von Ihnen. Meine Freunde und Bekannte ſchrieben oder erzählten mir, daß Sie ſich meiner erinnerten. Dieß verdoppelte meine Anſtrengung mich los zu machen. Ich ſchickte eine Vocation zu einer Predigerſtelle zweimal zurück. Ich nährte Geſippſchafts- und Unterdrückungshaß und verbarg dieß gar nicht, dennoch konnte ich die Menſchen, mit denen ich's zu thun hatte, nicht einmal gegen mich aufbringen. Man rechnete darauf, daß die Noth mich endlich doch zwingen würde, und von den Pflichten gegen meine Eltern und Geſchwiſter konnt' ich mich nicht losſagen, weil ſie meiner bedurften, oder, was eben ſo viel war, weil ich das glaubte. Mögliche ſpätere Vorwürfe, die ich von der Aengſtlichkeit meines Gefühls zu befürchten hatte, ließen mich keinen raſchen Schritt thun. Dazu kam die Vorſtellung von der Beſchaffenheit meiner körperlichen Conſtitution. Ich bin zwar geſund, aber doch von Wind und Wetter ſehr abhängig.

Dieß machte mich gegen meine Empfindungen ſehr mißtrauiſch, und es ſchien mir ausgemacht: Kunſtfreude ſei nur eine Blüthe des Jugendalters. Die Erfahrungen, die ich von Menſchen in ſo mancher Rückſicht machte, ſchlugen mich noch mehr nieder. Ich ſah überall, wie man ſich höchſtens für den Künſtler, ſelten für die Kunſt intereſſirt. Sein Werth hängt von ſeiner perſönlichen Beziehung auf die Genuſſes- und Modetriebe ab. Er hat keine Aufmunterung, und Kennerruhm muß den Künſtler ſpornen, oder er wird Brodarbeiter und Handwerker. Wie furchtbar iſt nicht ſchon jede Nacht für das Aug' des Künſtlers! und nun erſt der Gedanke an Alter!

Ich will nicht unterſuchen, in wie fern ich Recht hatte, was meiner Verſtimmtheit, dem Klima, Genoſſen, Gefühlsvorurtheilen aus der Kindheit u. ſ. w. gehörte; genug mir fehlte Muth. Uebrigens hatte ich bei meinem Privatunterricht in der Stadt ein reichliches Einkommen, ſo daß ich darauf rechnen konnte für mehrere Jahre in der Zukunft mir Unterhalt zu erwerben. Ich hielt daher für's Dienlichſte, eine Zeitlang mein Schifflein auf's Gerathewohl treiben zu laſſen.

Unbeſchreiblich iſt es, welche innere angreifende Gefühlszuſtände meine Seele in dieſer ganzen Zeit durchlief. In dem erſten Jahr hab' ich oft mein Lager naß geweint, weil man meine Unzufriedenheit für Ueberſpanntheit u. ſ. w. erklärte, bis ich mich in mir ſelber verſchloß.

Ich nährte den geheimen innern Schmerz als den Wächter meiner beſſeren Empfindungen. Mein gutes Schickſal gab mir einen Freund. Ein weiblicher Freund wurde mir in dem letzten Jahre unendlich tröſtlich und wohlthätig. Wäre Liebe in mein Loos verwebt geweſen, vielleicht wäre mir längſt Friede geworden. Aber nirgends iſt ein Mann in Anſehung ſeiner billigen Forderungen an Geiſt und Herz der Weiber ſchlechter berathen als hier; und wenn es auch eine oder die andere Ausnahme gegeben hätte, ſo legte meine Conſequenz in Anſehung der Forderungen an mich ſelbſt mir unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg. Vielleicht kam meine Idealiſirkunſt hiebei mit ins Spiel. In eine der ſchlimmſten Situationen brachte mich die Idee vom häuslichen Leben, die höchſte Wahrſcheinlichkeit die Stelle meines Vaters annehmen zu müſſen, eine vakante Predigerſtelle in der Nähe der Stadt — und ein Bild der Phantaſie zum Handeln. Ich bewarb mich; die Landleute verlangten mich, aber das Bild meiner Phantaſie täuſchte mich bitter, bitter, und meine Freiheit war verloren.

Und zu eben dieſer Zeit, da ich mir die eine Brücke abgebrochen habe, hat ſich die Lage in Anſehung meiner Eltern und Geſchwiſter ſo glücklich verändert, daß ich von der Seite nun frei wäre; zu eben dieſer Zeit wird mir eine Reiſe nach der Schweiz angetragen, und meine Geſundheit hat in dieſen vier Jahren ſehr viel gelitten, ſo daß es mir faſt nothwendiges Bedürfniß geworden iſt an eine erheiternde Reiſe zu denken; ich hätte auch Vermögen dazu, aber nun bin ich durch meine gethanen Schritte und die öffentliche Meinung gebunden.

Wie unglücklich wär' ich jetzt, wenn ich gar kein Intereſſe für bürgerliche Wirkſamkeit und Nützlichkeit hätte! Ich kenne zwar alle Beſchwerden des hieſigen Landpredigers und ſeine ſo wenig innere Satisfaktion als äußere Aufmunterung gebende Lage. Aber ich weiß und fühl' es auch, daß ich gerade die Eigenſchaften habe, durch welche ein Prediger wenigſtens für den Augenblick wohlthätig werden kann. Ich habe einen unausſprechlichen Widerwillen gegen alle Bauchpfafferei, und ich glaube ſagen zu können, daß mich jetzt weder Noth noch bequeme Lage von den Ideen und Gefühlen, die zu meiner Humanität gehören, abbringen werden. Dieſer innere determinirte Wille, der Freund dieſer Menſchen zu ſein, iſt jetzt das Gegengewicht meiner bisherigen Kunſtneigungen und Gefühle. Vielleicht wird dieſer Schritt am Ende noch für meine eigene Ruhe der möglichſt beſte. Die Dinge in der Welt haben ſo unzählige Seiten der Anſicht. Ein feſter Punkt, ein beſtimmtes Gefühl von dem was man iſt und ſein ſoll, und die Möglichkeit zu häuslicher

Verbindung zu gelangen, ſcheinen doch die Grundlagen des Gebäudes der Zufriedenheit zu ſein. Meine kleinen Talente ſind da gerade am rechten Orte, wo ſie mir bloß das Leben verſchönern ſollen. Ich beſitze hier, was man doch auch erſt nach und nach erwirbt, die Freundſchaft und Theilnahme vieler Menſchen. Ich kann nicht mehr durch Ausbreitung, ich muß durch Einſchränkung mein inneres Leben mir erhalten. Das Alles ſehe ich ein, aber ich ſah einſt ſo manche entgegengeſetzte Vorſtellung eben ſo hell ein, und noch bin ich in den neu ergriffenen Punkten nicht feſt. Daher gibt es jetzt häufiger als je Augenblicke, wo ich in mir wie zuſammen ſinke.

Hier haben Sie einen kurzen Abriß meiner Geiſtes- und Herzensgeſchichte, in der meine Phantaſie immer eine große Rolle geſpielt hat und noch ſpielt. Was hätt' ich darum gegeben nur einen Tag bei Ihnen zuzubringen. Sie hätten mir gewiß beſtimmte Ideen gegeben, denn Sie vermögen unendlich viel über mich, und meine Liebe für Sie iſt eine Art Schwärmerei.

Wenn es ſein kann, ſo geben Sie mir ein Wort der Beruhigung und der Weiſung zu leſen. Es iſt nicht dieß oder jenes warum ich dieß ſo ſehr wünſche, es iſt das beſtimmte Gefühl, was ein ſolches Freundſchaftswort von Ihnen, unvergeßlicher Schiller, mir in meinem Stilleben, das ſo wenig Aufmunterndes hat, ſein würde. Das Einzige woran ich mich aufrichten kann, iſt der geheime große Bund, der unter allen denkenden beſſeren Menſchen in allen Erdgegenden exiſtirt. Ich werde mich feſt und immer feſter an dieſe erhebende Idee anſchließen, wenn ich nur das Gefuhl habe nicht von Ihnen getrennt zu ſein.

Den Gedanken nach Deutſchland zu kommen, wann es auch ſei und auf wie lang oder kurz es ſei, geb' ich nicht auf. Ich kann immer für einige Monate abkommen, und ich werde eine gewiſſe Summe dazu deponiren.

Wenn ich auch nicht weiter ſchreiten kann, ſo will ich doch durchaus nicht zurückkommen. Aus dieſem Grunde wollt' ich lieber in die ſchlechteſte neue Lage mich begeben, als in die ſonſt bequeme, aber mir bis ins Detail bekannte bei meinem Vater. Ich bin ſeit meiner Kindheit, die ich dort verlebte, ganz ein anderer Menſch geworden; ich kann und darf nicht in die alten Formen meiner Vorſtellungen zurückkehren. Freilich iſt meine neue Lage der alten ähnlich, aber es iſt doch nicht dieſelbe. Hier formire ich meine Verhältniſſe; dort hätten die Verhältniſſe mich gezwungen. Dieſe Beſorgniß mich mir ſelber rauben zu laſſen hat mir eine gewiſſe Zurückgezogenheit zum Bedürfniß gemacht, und Alles zuſammen hat mir eine gewiſſe Eigenthümlichkeit gegeben, die weder Originalität noch Sonderbarkeit iſt, die mir aber meine erworbene Art zu ſehen, zu denken und zu fühlen verbürgt. Freilich werde ich eben dadurch auch öfter anſtoßen, aber das hat auch ſein Gutes.

Meine Kunſtfertigkeit hat ſich erweitert, die Liebhaberei verloren. Die Kunſt als Kunſt hat mich nie ſehr gereizt, nur in Beziehung auf höhere Zwecke war ſie mir theuer. Je weniger man bei der jetzigen Lage der Dinge von dieſem Einfluß auf ſittliche Kultur der Menſchen wahrnehmen kann, deſto mehr muß ſie verlieren. Aber liegen laſſe ich meine Malkunſt nicht. Sie ſoll mir Freude und Wein einbringen und auch dazu dienen mich unabhängig zu erhalten.

Meine kleine vena poetica iſt nicht ganz verſiegt, beſonders war ſie im letzten Jahr ergiebig, als ich im Sturm und Drang ſo mancher Gefühle lebte. Was ich gearbeitet, ſind Romanzen von größerem Umfange, worin die Hülle des Abenteuerlichen immer gewiſſe moraliſche Hauptideen verbirgt, um ſie deſto hervorſpringender zu machen. Dann Gemälde aus den Tagen meiner Schweizer Wanderungen. Dann Epiſteln meiſt didaktiſchen Inhalts. Endlich Ergießungen in einzelnen augenblicklichen Seelenſtimmungen; theils melancholiſch, theils äſthetiſch moraliſchen Inhalts, und dann noch einige Lieder für den Geſang.

Ich füge zu dieſem Briefe einige Abſchriften von kleineren Sachen. Aendern und ſtreichen Sie weg, wie und was Sie wollen, wenn

Sie Einiges davon für werth halten, in Ihre Horen aufzunehmen. Mir iſt das Wenige, was ich von der Dichtkunſt und größtentheils durch Sie habe, und das Wenige, was ich von Ihrer Kritik hörte, unbeſchreiblich werth geweſen und geworden. Meine Schmerzgefühle nahmen durch die Dichtkunſt immer eine mildere Geſtalt an. Aus dem trüben Gebiete der ſtürmenden Phantaſie führte ſie mich ſo oft in das reine, ruhige, lichte Gebiet des moraliſchen Ideals. Ich vergaß oft mit ihr die zurückſchreckende Wirklichkeit und kehrte himmliſch getröſtet mit Muth und Heiterkeit zu ihr zurück. Selten hatte ich einen reinen Moment des reinen Freundſchaftsgenuſſes oder der Freude an Natur, an Güte und Wahrheit, den ich nicht bezeichnete. So entſtanden allerhand kleine Verſuche, die ich größtentheils ſelbſt noch nicht wieder geleſen habe.

Das Lied an die Liebe ſchrieb ich in einer Zeit, da meine Phantaſie viel liebliche Träume hatte. Es iſt mir werth, weil es aus Gefühlen entſprungen iſt, die Ihr Lied an die Freude, das immer mein großes Halleluja war und ſo oft mich beruhigte und erhob, in mir hervorrief. Sie werden finden, daß die Liebe, die ſich auf eigennützige Triebe bezieht, mich weniger begeiſterte, als die, die ſingt: ſeid umſchlungen Millionen! Ich wünſche, daß Sie es nicht Ihres Beifalls oder der Aenderung ganz unwerth finden. Was ich fürchte iſt, daß hin und wieder etwas Phöbus ſchimmert.

Mehr oder weniger iſt Alles, was ich geſchrieben, Abdruck individueller Stimmungen und Lagen, und in der Zeitordnung zuſammen gereiht enthielten dieſe zerſtreuten Blätter eine Geſchichte meines Herzens und Geiſtes.

Ich will Ihren Rath hören, welchen Gebrauch ich davon machen ſoll. Dann und wann werde ich nun Einiges Ihnen zuſchicken, welches Sie, wo es angeht, mit meinem Namen einrücken laſſen werden, im Fall es je der Mühe lohnte, daß ich etwas mit meinem Namen ſammelte und bekannt machte.

Der einzige Grund, den ich dafür haben könnte — denn mir hat die Arbeit Genuß gewährt, und daran hab' ich genug — wäre

Hofmarſchall. Ueber dem Schnupftuch? Raſen Sie? Wohin denken Sie?

Ferdinand. Faß dieſes End' an, ſag ich! Sonſt wirſt du ja fehl ſchießen, Memme! — Wie ſie zittert, die Memme! Du ſollteſt Gott danken, Memme, daß du zum erſtenmal etwas in deinen Hirnkaſten kriegſt! (Hofmarſchall macht ſich auf die Beine.) Sachte! Dafür wird gebeten ſeyn. (er überholt ihn, und riegelt die Thüre.)

Hofmarſchall. Auf dem Zimmer, Baron?

Ferdinand. Als ob ſich mit dir ein Gang vor den Wall verlohnte? — Schatz, ſo knallts deſto lauter, und das iſt ja doch wohl das erſte Geräuſch, das du in der Welt machſt — Schlag an!

Hofmarſchall (wiſcht ſich die Stirn.) Und Sie wollen Ihr koſtbares Leben ſo ausſetzen, junger hoffnungsvoller Mann?

Ferdinand. Schlag an, ſag ich! Ich habe nichts mehr in dieſer Welt zu thun!

Hofmarſchall. Aber ich deſto mehr, mein Allervortreflichſter!

Ferdinand. Du, Burſche? Was, du? — Der Nothnagel zu ſeyn, wo die *Menſchen* ſich rar machen? In *Einem* Augenblick ſiebenmal kurz und ſiebenmal lang zu werden, wie der Schmetterling an der Nadel? Ein Regiſter zu führen über die Stuhlgänge deines Herrn, und der Miethgaul ſeines Witzes zu ſeyn? Eben ſo gut. Ich führe dich, wie irgend ein ſeltenes Murmelthier mit mir. Wie ein zahmer Affe ſollſt du zum Geheul der Verdammten tander, mir, wär' es auch nur durch Vorurtheil, hier ſo viel Namen zu ſchaffen, daß ich nicht nothwendig an meine Stelle gebunden wäre. Aus dieſer nämlichen Urſache will ich mich auch vorzüglich auf Kanzelberedſamkeit legen. Ueberhaupt ſollen und müſſen die Wiſſenſchaften mir theuer bleiben, und ich bitte Sie auch in dieſer Hinſicht, mir ein oder das andere Werk, das beſondere Aufmerkſamkeit verdiente, wie Sie es ſonſt thaten, zu empfehlen.

Das Lied oder Gedicht von Conz an Ihre Gattin erfreute mich ſehr, und als ich hörte, daß Sie Vater wären, hüpfte ich vor Freude umher. In dem Augenblicke ſprach mein Herz den wärmſten Dank für Ihre Erhaltung und die innigſten Wünſche für die Zukunft Ihrer Tage aus. Ich werde und kann Sie nie vergeſſen. In der Geſchichte meines Geiſtes und Herzens und meiner ganzen Humanität komme ich immer auf Sie zurück. Schon damals, als ich zuerſt nach Dresden kam und ich Sie noch nicht kannte, hieng mein Gefühl an Ihnen. Ich gehe nun bald aufs Land. Ihre Werke und Ihr Bild von Müller begleiten mich in meine Einſamkeit. Meine Liebe für Sie geht mit mir durch das Leben. Wenn es Ihnen nicht zu viel Zeit raubt, ſo antworten Sie mir nur etwas, das auf mein künftiges Leben Beziehung hat. Es wird ein Feuerfunke meiner Seele ſein. Grüßen Sie herzlich Ihre edle Gattin! Küſſen Sie Ihren Sohn für mich. Wie heißt der kleine Menſch?

Adieu!

K. Graß.

An Schiller. Zürich, den 15. Januar 1797.

Ich ſollte Sie wegen meines Briefes, den ich Ihnen vor einem Jahr aus Lievland ſchrieb, um Verzeihung bitten. Sie haben aber unfehlbar aus dem Briefe ſelbſt errathen, in welchem Seelenzuſtande er geſchrieben war, und mein Herz rechnet auf Ihre freundſchaftliche Nachſicht. Jene Lage und jene Zeit iſt nicht mehr. Gerade die Umſtände, die mich phyſiſch und moraliſch zu vernichten drohten, haben mich dahin gebracht, wohin ich nie zu gelangen hoffte, daß ich meiner inneren Beſtimmung für das Studium der Kunſt folgen darf.

So hinderlich in dieſer Rückſicht auch die Lage in meinem Vaterlande war, ſo diente ſie doch dazu, mir die Unabhängigkeit vom Erwerb zu verſchaffen. Geſundheit, Ruhe und Kräfte fand ich auf den Bergen der Schweiz wieder. Jetzt wohne ich in Zürich und bereite mich vor auf eine Reiſe nach Rom, die ich ungeachtet der Kriegsunruhen im Frühling machen will. Sie werden gewiß einigen Antheil an dieſer Kataſtrophe meines Lebens nehmen, und ich vergeſſe es nie, daß der Funke, den keine Zeit ganz auslöſchen konnte, von Ihnen in meine Seele geworfen wurde.

K. Graß.

(Sils im Domleſchger Thal, Anfang 1799).

Verehrteſte Frau Hofräthin!

Ich will mich über mein langes Stillſchweigen nicht entſchuldigen. Rechtfertigungen der Art beweiſen meiſtens nur das Gegentheil und in großer Entfernung macht man keine Vorwürfe. Hätte ich meine Zwecke, wie ich wünſchte, erreichen können, ſo würde ich wahrſcheinlich ohngeachtet der vielen Schwierigkeiten Briefe ſicher zu befördern nicht geſchwiegen haben. Damit iſt Alles erklärt.

Bald nach Abſendung meines letzten Briefes an Sie, aus Zürich, wurde ich ſehr krank und wäre bald das Opfer des Reinigungsſyſtems eines ſonſt verehrten Arztes geworden. Die widerlichen politiſchen Aktienen und Reaktionen in der Schweiz, welche dem Eindringen der Franzoſen vorhergiengen, verleideten mir meinen dortigen Aufenthalt. Ich floh meiner Geſundheit wegen, und um Italien näher zu kommen, nach Bündten. Der franzöſiſche Reſident verſagte mir als ruſſiſchem Unterthanen einen Paß nach Rom. Im Herbſt wurden alle Ruſſen, die im Auslande ſich befanden, bei Verluſt des Heimathsrechts zurückberufen. Dieſe Nachricht, die ich lange, nachdem der geſetzliche Termin verfloſſen war, erhielt, machte mir vielen Kummer, denn ich ſah mich nun von ſehr werthen Menſchen auf immer getrennt, und meine ſehr richtig berechneten Plane waren durchſtrichen.

Indeſſen war meine Geſundheit durch die geſunde Bergluft wieder hergeſtellt worden. Ich kehrte nach Zürich und Baſel zurück, aber die Ankunft der franzöſiſchen Armee verdrängte mich von neuem.

Die weiteren Fortſchritte der Franzoſen bedrohten endlich auch Bündten, und ich mußte den Bitten meiner Freunde nachgeben, ſie in der bedenklichſten Lage nicht zu verlaſſen. Dieſes habe ich gethan, und dieſe Zeit reut mich nicht, wenn gleich mein Kunſtſtudium dabei gelitten hat. Die Zeiten der Gefahr und Noth ſind für den Menſchen ſo wichtig, lehrreich und bildend, daß der Verluſt für den Künſtler nicht in Anſchlag kommt. Ich habe mir in dieſer Zeit Freunde erworben, die es für meine ganze Lebenszeit ſein werden, auch wenn ich, welches ich noch nicht beſtimmt ſagen kann, auf meine frühere Heimath Verzicht thun müßte.

Es wäre für einen Brief zu weitläufig, wenn ich Ihnen einiges Detail von den Scenen geben wollte, die ich erlebte. Nur das muß ich bemerken, daß ich vielleicht in meinem ganzen Leben nicht mir ſelber mehr lebte, als in dieſer Zeit der Unruhe und Verwirrung. Vieles aus meiner früheren Zeit iſt mir helle geworden; vieles ordnete ſich in meinen Begriffen und Gefühlen, und ich bin um vieles ruhiger, geſunder und glücklicher geworden. Sollte ich jemals das Glück haben, Ihnen näher zu leben, ſo wird es mir viele Freude machen, Ihnen Alles mitzutheilen, was allgemeineres Intereſſe erwecken kann. Ich wohnte in einem der ſchönſten Thäler Bündtens im Domleſchg. Der Rhein durchirrt dieſes fruchtbare Revier, in welchem welſche Nußbäume, Pfirſich und ſelbſt Weinbau gedeihen.

Den ganzen Sommer hindurch ſieht man ſchneebedeckte Gipfel. Wie oft dacht' ich daran, daß es einſt mein höchſter Wunſch war, ein Bergthalbewohner zu ſein, und ſchon dieſe Erinnerung machte mich genugſam und dankbar. Sie haben es gewiß noch nicht vergeſſen, edle Frau! wie es einem an den ſchönen Tagen auf den Bergen ſo wohl iſt. Bis jetzt hab' ich noch keinen Kummer erfahren, den ich hier nicht vergeſſen könnte.

Ohngeachtet ich in der Kunſt keine Fortſchritte machen konnte, ſo ſtand ich doch nicht ſtill. Ich lernte die Natur ſehen, und die Empfindung von dem, was ich wahrnahm, blieb meinem Herzen eingedrückt. In Italien hätte mir der reinere Spiegel, worin allein die Erſcheinungen des Reizenden und Schönen aufgefaßt werden, die innere Ruhe gefehlt.

Was mir hier fehlte, war Umgang mit Künſtlern und Kunſtfreunden, eine Gallerie und Gelegenheit Bücher zu bekommen. Jetzt erwarte ich die Rückkehr eines nach Frankreich deportirten Freundes, deſſen Hausweſen und Oekonomie ich einſtweilen beſorgen half, um dann zu ſehen, was weiter für mich in der Welt zu thun ſei. Meine frühere Abſicht war, über das praktiſche Studium verſchiedener Arten der Malerei Erfahrung und Kenntniſſe zu ſammeln, um dadurch nützlich zu werden. Dieſes war für meine Heimath berechnet. Als eigentlicher Künſtler habe ich nie auftreten wollen, weil man dazu nur in dem früheſten Jugendalter gebildet wird. Ob ich noch, wenn es Frieden geben ſollte, nach Italien gehen werde, kann ich jetzt nicht beſtimmen. Ich kann das dortige Klima nicht wohl ertragen. Lieber wär' ich in Paris oder in Deutſchland. Vieles hört man von Weimar und dem Aufblühen der Künſte unter des Geheimen Raths v. Goethe Leitung. Fürchtete ich mich nicht vor dem niederſchlagenden Gefühl meines Nichts in der Künſtlerwelt, ſo käm' ich vielleicht auch in jene Gegend. Irgend einmal aber wird mir doch, wie ich hoffe, die Freude zu Theil werden, jene mir unvergeßlichen Augenblicke, in welchen ich Ihre und Herrn Hofrath Schillers Bekanntſchaft machte, zu erneuern.

Sehr vielen Dank bin ich Ihnen noch für Ihren ſehr freundſchaftlichen Brief ſchuldig. Ich erhielt ihn, wie wohl ſehr ſpät, in Zürich. Sie erſuchen mich darin um ein paar Gedichte; ich habe aber von den wenigſten Abſchriften, weil die wenigſten etwas taugen. Jetzt iſt's damit gar vorbei, ſeit die Kanonen mich umdonnert haben.

Indeſſen will ich eine oder zwei Kleinigkeiten[1] beilegen. Eingerückt iſt nirgends etwas von mir, außer im helvetiſchen Almanach von 1797. Am liebſten hätt' ich Ihnen eine Romanze, die Rhätusburg, geſchickt, weil ſie mit einer Schilderung dieſes Thals anhebt, aber ſie iſt für einen Brief, von dem ich nicht weiß, ob er richtig gehen wird, zu lang.

Rom, den 12. Juni 1803.

Ihnen, edle Frau! verdanke ich einen der beglückendſten Genüſſe, die ich in Italien hatte — das Gefühl deutſcher Humanität und das lebendige Anſchauen Ihrer ſchönen, treuen Seele. Niemals werde ich die reizende Promenade an der Meeresküſte bei Neapel vergeſſen; denn dort war es, wo ich Ihren Brief erhielt und an einem ſchönen Morgen unter duftenden Orangebäumen las. Konnte der Zufall Ihre freundſchaftliche Idee, mir durch Ihr Andenken und Schillers Gruß Freude zu machen, beſſer ausführen?

Unſtreitig gehören die Tage, die ich in Italien lebe, zu den ſchöneren, die mir je zu Theil wurden. Ich werde mich immer freuen, hier geweſen zu ſein, wenn ich gleich nur geringen Nutzen von meinem hieſigen Aufenthalte ziehen kann. In dieſem Lande reicht ein Jahr kaum hin, um ſehen zu lernen; ich kann und mag aber nicht längere Zeit hier verweilen, nachdem ich durch den unglücklichen Krieg Jahre verloren habe.

Ich komme ſo eben von einer kleinen Reiſe ins neapolitaniſche Gebiet zurück. Noch iſt mein ganzes Herz von den Eindrücken dieſer himmliſchen Natur bewegt; nicht umſonſt ſehnte es ſich immer nach dem Süden. Wie glücklich macht ſchon das bloße Daſein in einem ſolchen Klima! Dieſer beinahe immer heitere Himmel iſt doch ganz etwas anders als der nebelvolle Norden. An der Stelle von Dornhecken und Heidekraut ſieht man hier Myrthen, Lorbeer und Akazienbüſche am Wege. Der Frühling gießt Schaaren von Roſen über ſie aus, während unter Feigen- und Granatbäumen das reife Aehrenfeld den Schnitter erwartet. Die Wahl wird mir hier ſchwer, weil Alles mein Auge feſſelt, durch Form ſowohl als durch Farbe. Hier ſehe ich Berge über Berge emporſteigen und daneben die unermeßliche Ebene und das Meer mit ſeinen Golfen und Inſeln. Weinrebenguirlanden umſchlingen den ſchlanken Stamm der Pappel, und neben Trümmern einer größeren Vorzeit ſteigt die Pinie und die majeſtätiſche Cypreſſe in die Luft. Ich ſtaune und erſchrecke faſt, indem ich dieſe Fülle von Pracht und Schönheit erblicke. Hier oder nirgends, ſage ich zu mir, wandelten die Götter auf der Erde. Ich habe nur einen kleinen Theil des neapolitaniſchen Gebietes geſehen; aber was ich ſah, ſah ich mit Aufmerkſamkeit, indem ich mich an mehreren Orten gleichſam häuslich etablirte. So verrufen auch die Neapolitaner ſind, ſo konnte ich doch überall ſehr gut mit ihnen auskommen. Sie haben bei aller Rohheit einen großen Reſpekt für auswärtige Nationen — ſelbſt die Franzoſen nicht ausgenommen — und trauen bei allem ihrem eigenen Mißtrauen einem Engländer oder Deutſchen ſchnell. Im Ganzen aber iſt dieſes Volk freilich entſetzlich verwildert, woran wohl die Pfaffen hauptſächlich Schuld ſein mögen. Durch ihr elendes Gaukelſpiel, wobei kein Menſch etwas Vernünftiges denken kann, wird der wohlthätigſte Zweck der Religion, nämlich Einfluß aufs Leben, auf Geſinnung und Handlung, ganz vernichtet. Es wird große Vorſicht erfordert, um mit Sicherheit in dieſem Lande zu reiſen, beſonders wenn man zeichnen will. Man gilt ſogleich für einen Spion, wenn nicht gar für einen Zauberer, denn daß ich senza inchiostro — ohne Tinte — ſchreiben könne, kam Mehreren gar nicht richtig vor. Vor jedem elenden Kerl muß man zittern, da jeder mit Gewehr oder Dolch bewaffnet iſt und Niemand ſich viel aus der Juſtiz macht. Dieß bleibt für jeden Fremden etwas Abſcheuliches, und daher könnte mich Italien mit allen ſeinen Herrlichkeiten doch nie feſſeln. Die Tücke iſt hier den Leuten wie angeboren. Die Buben werfen ſich mit Steinen, und unter den Erwachſenen ſah ich öfters, daß einer mit einem Ziegel, oder was ihm in die Hand kam, auf den Kopf des andern loskeulte, wie wenn es eine Cocusnuß wäre. Selten vergeht ein Tag, daß nicht da oder dort Jemand ermordet wird. Solche Falle erzählt man ſich mit der größten Gleichgültigkeit, und man denkt ſich bei dem Worte ammazzato, von einem Menſchen gebraucht, nicht mehr, als wenn von irgend einem andern Wildpret die Rede wäre. Am längſten hielt ich mich in der Gegend des Veſuvs, in Caſtellamare, la Cava, Salerno, Perſano und Päſtum auf. Am frohſten war ich auf der Inſel Capri. Dort lebt man ganz ſicher. Die Leute ſind gutmüthig und treuherzig. Die Schlangen haben dort kein Gift, und auf den Ruinen aus Griechen- und Römerzeit wächst vortrefflicher Wein. Auch Iſchia mit ſeinem vulkaniſchen Boden und ſeinen Bädern iſt ſehr intereſſant. Dagegen hat Bajä und das durch die Dichter verewigte Gefilde mir in der Wirklichkeit am wenigſten gefallen. Ich wäre vielleicht auch noch nach Sicilien gereiſt, aber da brach zum zweitenmal der Krieg zwiſchen Frankreich und England aus, und überdieß machten die afrikaniſchen Kaper das ſiciliſche Meer ſehr unſicher.

---

[1] Der Morgen auf dem hohen Falkniß (September 1798) und Blick in die Zukunft (1799), im Matthiſſon'ſchen Geſchmack. Bald nachher gieng Graß, vielleicht jenes deportirten Freundes wegen, nach Paris, wo ihn Frau v. Humboldt kennen lernte (II. 189), von dort nach Italien.

Rom hat meine Erwartungen nicht getäuſcht; dennoch war der Winter, den ich hier verlebte, nicht ſehr angenehm. Die feuchte Luft iſt ebenſo angreifend als die Kälte, und an vielen Orten iſt ſie ſehr ungeſund. Der Zugang zu den Kunſtſchätzen iſt ſehr erſchwert. Der Ton unter den Künſtlern hat etwas Zurückſtoßendes. Ueberhaupt mag es für die wenigſten Deutſchen zuträglich ſein, lange in Italien zu bleiben. Ils se marient avec le pays, wenigſtens möchte es von den meiſten gelten. Herrn v. Humboldts Erſcheinung in Rom mit ſeiner liebenswürdigen Familie war in der That für alle Fremde, die ſich hier aufhalten, eine große Wohlthat.

Sie ſind ſo gütig, edle Frau! noch beſonders meinem Thun und meinen Ausſichten nachzufragen. Meine Hauptabſicht war immer, mir genugſame Kenntniſſe zu erwerben, um auf die Verbildung und Richtung des aufkeimenden Kunſttalentes zu wirken. Zu dieſem Ende übte ich mich in verſchiedenen Theilen der praktiſchen Kunſt und ſah und verglich, ſo viel ich konnte. In Rom konnte ich weniger als ich gehofft hatte für meinen Zweck thun, weil die mehrſten Künſtler ſich in ihre Ateliers einſchließen und kaum etwas von ihren Studien weiſen. Daher wandt' ich mehrere Zeit auf die Sprache und las den Taſſo und Arioſt. Dieſen Sommer denk ich in der umliegenden Gegend zu benutzen, im Herbſt nach Florenz und ſo allgemach nach meiner Heimath zu gehen, wo das Wenige, was ich weiß, größeren Werth hat als anderswo. Ich freue mich nicht auf die Rückkehr, aber ich fürchte ſie auch nicht. Wird mich doch der ſchwarze Rock nicht mehr drücken! und ich komme zu vielen vortrefflichen Menſchen. Vor einem Jahre wurde mir eine ganz gute Stelle in Aarau angetragen, aber meine Begriffe über die Schweiz und die Schweizer haben ſich ſo ſehr geändert, daß ich es nicht mehr für ein Glück achten könnte, dort zu leben.

Bei Ihrer Aufforderung, Ihnen von meinen Gedichten etwas zu ſenden, erröthete ich. Ich hätte Ihnen nie welche ſchicken ſollen, da es bei mir doch nur Spielerei war. Daher habe ich auch von keinem einzigen eine Abſchrift behalten, ſelbſt von den beſſer gerathenen nicht. Ich bin überhaupt etwas kleinmuthig und mißtrauiſch gegen meine Kräfte geworden, beſonders ſeit ich einen Verſuch einer Darſtellung des verſtorbenen Künſtlers Ludwig Heß, woran ich mit Liebe und Leidenſchaft gearbeitet hatte, dem Herrn Geheimenrath v. Goethe zuſandte. Ich hoffte durch dieſe Arbeit für ähnliche Verſuche ein erhöhtes Intereſſe zu bekommen, wenn auch nur etwas Gutes an der Ausführung der erſten Idee war. Ich habe aber ſeit zwei Jahren über jenes Manuſcript, das ich nur auf Anrathen mehrerer Kunſtkenner und Kritiker, z. B. des

Profeſſor Horner in Zürich u. a., nach Weimar zu ſchicken wagte, nie ein Wort weiter vernommen, als daß es mir zurückgeſandt werden ſolle, weil man es nicht brauchen könne. Dieſe Auskunft erhielt ich im vorigen Herbſt durch gedachten Profeſſor Horner von Herrn Meyer aus Weimar.

Karl Graß.

Rom, den 2. März 1804.

Edle Frau!

Ich eile, ein paar Worte zu ſchreiben, die ich der Frau v. Humboldt mitgeben werde. Warum mußte ich auch ſo ſpät erfahren, daß ſie nach Deutſchland ginge! Ich hätte Ihnen ſo gern eine Zeichnung als ein Andenken aus Italien verfertigt und hätte es mit der guten Gelegenheit entſchuldigt, wenn ich Ihnen auch von poetiſchen Kritzeleien etwas abſchrieb. Worin ich aber ganz unbedingt meinem Gefühle gefolgt wäre, wäre dieſes geweſen, daß ich Ihnen recht viel geſchrieben hätte. Sicher iſt's, daß die Periode von meiner Rückkunft aus Neapel an bis jetzt die ſchönſte war, die ich in Italien lebte. Einſam und abgeſondert von Allen, um freier zu ſein, durchzog ich die reizendſten Gegenden um Rom, lebte mich ganz unter den Bewohnern derſelben ein, war geſund, froh, unermüdet thätig und brachte ein ziemlich beträchtliches Portefeuille und einen glücklichen Ueberfluß heiterer Erinnerungen zurück. Dieß war im November. Seitdem ſchloß ich mich wieder mehr an die Menſchenwelt an. Die gemachten Erfahrungen lehrten mich ſicher gehen; der Zufall brachte mich in angenehmere Verbindungen als die bisherigen waren, und ein Winter, in welchem man gar keine Kälte ſpürte, trug auch dazu bei, daß mir die Tage wie ein Traum verfloßen. Von dieſen ohne Reue und bei beſtändigem Bewußtſein des Guten, das ich genoß, gelebten Tagen hätte ich Ihnen kleine Gemälde geliefert. Ich hätte die Landſchaften mit kleinen Staffagen aus dem wirklichen Leben unterbrochen, zwiſchen der Proſa hätte ich Verſe und zwiſchen den Reverien Abenteuer eingemiſcht, vielleicht auch Vignetten.

Das Alles geht nun — und am Ende wahrſcheinlich doch — glücklicher Weiſe verloren, denn das beſte bei Allem wäre doch der gute Wille geweſen, Ihnen, was ich Erfreulicheres hatte, mitzutheilen. Bezweifeln Sie dieſen, auch wenn Sie nichts erhalten? Ich habe den Glauben zu mir ſelber und zu Ihnen, daß Sie nicht zweifeln, und da ich Ihre Gutmüthigkeit kenne, ſo laſſen Sie ſichs auch wohl leid ſein, daß die Idee nicht zur Ausführung kam. Hierüber kann ich Sie indeſſen vollkommen beruhigen. Sie haben nun doch ohngefähr Titel und Ueberſchriften, und die ſind doch gemeiniglich das Beſte.

Ich komme noch einmal auf Ihren Brief. Er war mir unbeſchreiblich werth. Sie ſelbſt wußten es nicht, was Sie mir gaben, als Sie mir jenen Brief nach wenigſtens 9 Jahren, ſeit ich bei Schiller und Ihnen war, ſchrieben. An vielen Orten und bei vielen Menſchen war ich ſeitdem. Ein Grab verſchlang die Bilder von den meiſten. Wie widrig iſt dieſe Leere, wenn man hinter ſich blickt. Das ſind für mich die ſchreckenden Bilder des Todes, des Vergehens und Verſchwindens.

Ich ſchreibe nun wieder, wie ichs fühle und wie es mir in den Sinn kommt, denn jeder wahre Ausdruck hat wenigſtens um der Wahrheit willen einigen Werth. Alſo darf ich auch wohl von meiner Liebe zu Schiller reden? Es iſt doch für mich gewiß und ausgemacht, daß keines Menſchen Worte und Gedanken ſo fühlbar meine Seele — leider kann ich nicht ſagen meinen Geiſt — aufgeregt hätten, wie die ſeinigen. Hätte ein lebendigerer Funke in mir aufgeregt werden können, ſo hätte es in ſeiner Nähe geſchehen müſſen. Unglücklicher Weiſe verreiſte ich damals ſo ſchnell, als jetzt vielleicht glücklicher Weiſe die Frau v. Humboldt. Es iſt doch gewiß ein ſchöner Lohn für einen Dichter, im Herzen ſeines Zeitalters zu leben. Ein Gedicht von Schiller, eine Stelle, ein Wort von ihm iſt das Stigma, woran man ſich erkennt. Die Fahrt von Iſchia nach Neapel blieb mir werther als manche andere, weil Jeder, der im Kahn war, irgend etwas, das Schiller gedichtet zen, apportiren und aufwarten, und mit deinen höfiſchen Künſten die ewige Verzweiflung beluſtigen.

Hofmarſchall. Was Sie befehlen, Herr, wie Sie belieben — Nur die Piſtolen weg!

Ferdinand. Wie er da ſteht, der Schmerzensſohn! — Da ſteht, dem ſechſten Schöpfungstag zum Schimpf! Als wenn ihn ein Tübinger Buchdrucker dem Allmächtigen nachgedruckt hätte! — Schade nur, ewig Schade für die Unze Gehirn, die ſo ſchlecht in dieſem undankbaren Schädel wuchert! Dieſe einzige Unze hätte dem Pavian noch vollends zum Menſchen geholfen, da ſie jetzt nur einen Bruch von Vernunft macht — Und mit dieſem ihr Herz zu theilen? — Ungeheuer! Unverantwortlich! — Einen Kerl, mehr gemacht, von Sünden zu entwöhnen, als dazu anzureitzen.

Hofmarſchall. O! Gott ſey ewig Dank! Er wird witzig!

Ferdinand. Ich will ihn gelten laſſen! Die Toleranz, die der Raupe ſchont, ſoll auch dieſem zu gute kommen! Man begegnet ihm, zuckt etwa die Achſel, bewundert vielleicht noch die kluge Wirthſchaft des Himmels, der auch mit Träbern und Bodenſatz noch Kreaturen ſpeißt; der dem Raben am Hochgericht, und einem Höfling im Schlamme der Majeſtäten den Tiſch deckt — Zuletzt erſtaunt man noch über die große Polizei der Vorſicht, die auch in der Geiſterwelt ihre Blindſchleichen und Taranteln zur Ausfuhr des Gifts beſoldet — Aber (indem ſeine Wuth ſich erneuert) an meine Blume ſoll mir das Ungeziefer nicht kriechen, hatte, auswendig wußte, und in einem Kreis von ganz verſchiedenen Menſchen ſchloßen wir die letzte Nacht des Jahres auf ähnliche Weiſe. Doppelt freue ich mich dann, weil ich ihn perſönlich kannte und ihm doch etwas näher anzugehören glaube, als es bei manchen der Andern der Fall ſein mag. Aus dieſer Liebe und unbegrenzten Achtung für Schiller kann ichs mir auch erklären, warum ich nie Bedenken getragen hätte, mit allen meinen Blößen vor Schiller zu erſcheinen. Selbſt mein Todesurtheil hätte mich aus ſeinem Munde nicht erſchreckt. Daher kann ich es mir kaum verzeihen, daß ich meinen Verſuch über Heß, den Künſtler, nicht ihm zuſchickte. Von Goethe erhielt ich jene Blätter, die ich nur auf Anrathen mehrerer Perſonen ihm zuzuſchicken wagte, nach zwei Jahren zurück, und zwar ohne eine Zeile Antwort. Wenig liegt mir daran, daß ich von jener Arbeit gar keinen Gebrauch machen konnte, aber es hat mich ſehr bekümmert, daß mir für die gehabte Anſtrengung auch nicht die geringſte Ermunterung wurde. Ein drückender Kleinmuth lähmte für lange Zeit alle meine Kräfte. Erſt ſeit Kurzem habe ich wieder einigen Muth bekommen, auf eigenem Wege fortzugehen, und mehrere kleine Arbeiten, die ich in dieſen Tagen mit vieler Leichtigkeit und nicht ohne allen Erfolg, wie ich glaube, ausführte, bewieſen mir, daß das etwaige Leben in mir nicht ganz erloſchen iſt.

Ich habe ſoeben das erſte Oelgemälde vollendet, das ich in Italien verfertigte. Ich hatte dabei mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, weil die hieſigen Künſtler ſehr unzugänglich ſind. Dennoch habe ich die Schwierigkeiten durch mich ſelbſt überwunden, und keine geringe Satisfaktion iſt es für mich, daß Reinhard mit meiner Arbeit zufrieden iſt. Eben deßwegen habe ich auch meinen hieſigen Aufenthalt verlängert, und wenn es mir möglich iſt, ſo gehe ich in dieſem Sommer noch einmal nach Neapel und vielleicht ſelbſt nach Sicilien. Ueber meine eigentliche Beſtimmung kann ich mir aber keinen deutlichen Plan machen. So viel iſt gewiß, daß die Rückkehr zum Norden mir immer ſchwerer wird. Es iſt mir, als müſſe ich noch einmal in die Schweiz zurückkehren, um dort zu entſcheiden, für welche Art der Darſtellung ich mich eigentlich beſtimmen ſoll. So ſehr mich Italien entzückt, ſo behält jene Natur doch immer noch anziehenden Reiz für mich, und der Schatten meines Freundes und Lehrers Heß führt mich oft wieder in die freundliche Welt ſeiner Dichtungen zurück.

Ich ſeh' das Land in Schmelz zerrinnen;
Es dehnt Sabina, Latium,
Es dehnt der Kranz der Apenninen,
Als blühte er um mich herum.

Ich folg' dem ſanften Gang der Höhen
Und weiß es kaum wie mir geſchieht,
Wann über Ebnen, Städte, Seen
Des Meeres Glanz die Grenze zieht.

Doch dort auch füllte mich Entzücken,
Wo mich der Berge Graun umſchloß
Und von dem ſchneebeladnen Rücken
Des Himmels Klarheit niederfloß.

Wo Bäche von dem Felſen bebten
Das Thal in blaue Tiefen ſchwand,
Auf Wolken glühende Gipfel ſchwebten,
Auch dort ſah ich ein Zauberland!

Sie ſehen, edle Frau, daß es eine lebendige Sehnſucht iſt, die mich in jene Gegenden zieht, aber ich würde bei einer neueren Ruckkehr in die Schweiz mit größeren Hinderniſſen zu kämpfen haben, weil ich in die alten Verbindungen, die mir ſo wohlthätig waren, durchaus nicht zurückkehren will. Ich müßte durchaus durch mich ſelbſt exiſtiren und auch etwas erwerben können, um nicht gerade Alles, was ich in meiner Heimath erwarb, zu verzehren.

Von meinen Kunſtarbeiten ſollen Sie ein Andenken erhalten, ſobald ſich wieder Gelegenheit darbietet, denn etwas, das nicht von Anfang an dazu beſtimmt wurde, mag ich Ihnen nicht ſchicken. Inzwiſchen lege ich Ihnen, wie Sie wünſchten, ein kleines Gedicht bei, das ich gerade in dieſen Tagen ſchrieb, und zwar eine Abſchrift, worin noch die Correkturen ſtehen. Wenn Schiller ſich die Mühe nimmt, es zu leſen, ſo wird mir ſein Urtheil, das ich gelegentlich von Ihnen zu erfahren hoffe, um ſo intereſſanter ſein.[1]

Ich habe Schillers Braut von Meſſina, ſeinen Rudolph von Habsburg, Goethe's Eugenie und die kleine Erzählung von der Frau von Wolzogen im Damenkalender geleſen. Auch das gehörte zu meinen Freuden in Rom.

(Palermo), den 2. Juli 1804.

Sie wiſſen, edle Frau, daß mir nichts theurer iſt als der Wunſch, auch in weiterer Ferne nie ganz von Ihrem Andenken getrennt zu ſein. Ich bin daher ſo frei, Ihnen beifolgende Kinder des Augenblicks[2] zu ſenden, die Ihnen wenigſtens ſagen, daß ich eine ſehr heitere Reiſe nach Sicilien machte. Meine Gefährten waren ein junger Gelehrter, Herr Rehfuß,[3] und zwei junge Architekten, Schinkel[1] und Steinmeier aus Berlin. Niemals hatte ich eine angenehmere Reiſegeſellſchaft, und dieſe Tage werden mir um ſo unvergeßlicher ſein, je weniger ich darauf gerechnet hatte, dieſe Excurſion zu machen.

---

[1] Die Harfnerin, Romanze. Ich bezweifle, daß Schillers Urtheil ſehr günſtig geweſen iſt.

[2] Zwei Blätter Skizzen, „Sicilische Reiſe“ betitelt, welche der große Künſtler Schick aus Rom, 28. Juli, mit folgendem [illegible] überſandte:

„Von Herrn Graß erhielt ich in einem Briefe aus Palermo dieſe beiden Blättchen, wobei er mich bat, Ihnen dieſelben, wenn ich ſie durchleſen, nach Weimar zu ſchicken. Ich fürchte, daß, wenn Ihnen das Andenken von Graß nicht aus andern Gründen theuer iſt, dieſe Gedichtchen eben nicht fähig ſein werden, Sie für ihn einzunehmen. Dennoch würde es mir auch leid thun, der Ueberſchicker derſelben geweſen zu ſein. Sie, edle Frau! ſind an zu hohe Koſt gewöhnt, um an dieſen [illegible] noch Geſchmack zu finden.“

Sie fanden ſpäter 1805 Eingang in das Morgenblatt, welches auch andere Gedichte von Graß enthält.

[3] Aus Tübingen, geb. 1779, geſt. 1843, Bibliothekar des Kronprinzen von Württemberg, ſpäter Kreisdirektor und Univerſitäts-Curator in Bonn bis 1842; Verfaſſer der Werke: Scipio Cicala, die neue Medea ꝛc.

Meine Freunde reiſen heute zurück nach Neapel; ich bleibe allein zurück, trotz der Hitze, vor der ich mich ſo ſehr fürchtete. Vorſicht und Enthaltſamkeit werden meine Geſundheit bewahren, und ein ſo ſchönes Land und ſolchen Himmel wie hier ſehe ich wohl nicht ſo bald wieder.

Die Zeit erlaubte mir kaum, dieß Wenige zu ſchreiben. Entſchuldigen Sie mich immer, wenn ichs wage, Ihnen etwas von meiner Arbeit zuzuſenden. Ich thue es aber auch nicht eher wieder, als bis ich von Ihnen oder Schiller zwei Zeilen erhalte.

Neapel, den 10. Auguſt 1805.

Edle Frau!

Dießmal wird es mir ſchwer, Ihnen zu antworten, und unwillkürlich habe ich ſeit vierzehn Tagen (in welchen freilich das Erdbeben hier war) dieß Geſchäft verſchoben. Ich bin ſtumm und meine Bruſt iſt wie der lautloſe Stein. Die Welt iſt mir verödet und ſo gleichgültig, daß ich mitten unter der Unruhe der Menſchen beinahe furcht- und gedankenlos umher wandle. Unaufgerollt liegen um mich meine aus Sicilien mitgebrachten Zeichnungen, und Alles, was ich dort arbeitete, ſchiebe ich als etwas Werth- und Reizloſes auf die Seite.

Ich muß an Sie denken, edle Freundin! Erlauben Sie, daß ich in dieſem Brief Sie alſo nenne. Ich muß an Ihren Kummer denken, um wieder Leben und Empfindung zu bekommen. Arme Charlotte, ſag' ich zu mir, wie ertrugſt du das? Aber nach einigen Augenblicken verſink ich wieder in meinen apathiſchen Gemüthszuſtand und weiß keine Worte hervorzubringen. Und doch muß ich Ihnen antworten. Kommt gleich mein Brief ſpät in Ihre Hände, ſo weiß ichs doch, daß er Ihnen nicht gleichgültig ſein wird.[1] Sie wiſſen, wie ich ihn liebte, und ſelbſt meine Klage um ihn wird Ihnen tröſtlich ſein. Kann man etwas anders thun als klagen, daß auch das Vortrefflichſte hienieden nicht dauern kann? Aber ſanft und melodiſch ſei die Klage um ihn, deſſen Seele ſo ganz Harmonie war. Entweihung ſeines Andenkens dünkt mich jede zu laute Aeußerung des Schmerzens über ſein Vorübergehn. So erhebt meine Seele Schillers edler Schatten, wann ich ſeiner Urne nahe; aber dann übermannt mich plötzlich die Schwäche des Herzens, und ich weine laut mit Ihnen, daß er nicht mehr iſt. Arme Charlotte, wie ertrugſt du das? ſage ich noch einmal. Ach, es gibt Augenblicke, die man nicht überleben zu können glaubt, und doch müſſen ſie überlebt werden. Die kalte Pflicht tritt hier vor die Leidende und ruft: erhalte dich den Lebenden!

---

[1] Vergl. aus Schinkel's Nachlaß I. 107 ff. Auch Graß hat ſeine Reiſe in einem Werke beſchrieben, das 1810 bei Cotta herauskam. (Siciliſche Reiſe oder Auszüge aus dem Tagebuche eines Landſchaftsmalers.)

Das ſind unſtreitig die erhabenſten Momente im Leben, da die Seele dieſen großen inneren Kampf kämpft und mit göttlicher Hoheit dem Schmerze Stille und Verſtummen gebeut. In ſolchen Augenblicken glaube ich die Worte zu verſtehen: „Und ein Engel nahte ſich ihm, ihn zu ſtärken.“ Bei dieſem Gedanken ſchöpfe ich wieder Athem. O, der Engel des Muthes hat Sie, edle Frau, gewiß nicht verlaſſen. Ihre ſanfte, liebevolle Seele fand eine Hülfe in ſich, die nichts Aeußeres ihr zu geben vermochte.

Vergebens ſchildere ich Ihnen den Augenblick, als ich bei meiner Ankunft in Neapel die Nachricht von Schillers Tode und faſt zu gleicher Zeit ſeinen Brief mit dem Ihrigen vom 2. April[2] erhielt. So reich und ſo arm machte mich dieſelbe Minute! Sein heller milder Geiſt ſchwebte vor mir wie ein freundlicher Stern, aber die Erde war mir ein leerer Raum geworden, denn ſeine Stelle darin war verſchwunden. Dennoch können Sie ſich denken, was mir das ſinnliche Zeichen ſeines Dageweſenſeins, der letzte Zuruf ſeines Andenkens und ſeiner Liebe ſeyn mußte! „Ich ſehe mit Sehnſucht einem Worte des Andenkens von Ihnen entgegen.“ Das ſind die letzten Zeilen jenes Briefes. Sie haben unbeſchreiblich mein Herz ergriffen. Es war mir, als kämen mir die Worte aus einer andern Welt herab. Als ich nun darnach Ihren Brief las und die nach ſo vielen trüben Tagen wieder auflebende Hoffnung Ihrer Seele darin wahrnahm und mirs hinzu dachte, wie dieſe Hoffnung vernichtet wurde: da konnt' ich nur mit einer Art von Bitterkeit aufs Leben hinabſehen. Ich erſtickte die Stimme der Sehnſucht, die ſich in das Gebiet des Unendlichen wirft. Was lockeſt du mich, täuſchender Nachklang meiner Empfindung, wann die Saiten des Harfners zerriſſen ſind! Aber in dem ruhigeren Augenblick des Denkens machte ich mich los von den Umgebungen der ſinnlicheren und eigennützigeren Gefühle. Ich überſah mit hellerem Blick den Gang des Mannes, den ein ſo göttlicher Geiſt beſeelte. Ich verglich ſeine ſtille Bahn mit den geprieſenen Bahnen des rauſchenden Ruhms. Dann freute ich mich auch des Vorübergegangenen. Ja, ich konnte mich freuen — verzeihen Sie mir den Ausdruck — daß er um ſo beneidenswerther in der Blüthe der Jahre ſtarb.

---

[1] Er machte in der That auf Charlotte einen tiefen Eindruck. Hennes, Andenken S. 128 f. Oben II. 23.

[2] Durch die Reiſenden von Herda II. 291.

Edle Leidende! Wie ſehne ich mich nach einem Laute von Ihnen! Werd' ichs hören, daß Sie ſich faſſen konnten? Was gäb ich nicht darum, wenn ich in dieſen bedeutenden Augenblicken Ihres Lebens Ihnen hätte näher ſein und durch die Liebe ſelbſt, die ich für Sie trage, wie ich ſie für Schiller trug, hätte tröſtlich werden können! Ich befand mich wahrſcheinlich, als Sie den Freund Ihres Lebens verloren, auf den Höhen, welche die Ebene von Syrakus umgeben. Dort verlebte ich den Mai. Im Juli verließ ich die Inſel, auf welcher ich eins der unvergeßlicheren Jahre meines Lebens lebte. Ich habe Ihnen ein kleines Blättchen, das einige Diſtichen zum Andenken meiner erſten Reiſe durch Sicilien enthielt, geſandt. Ich weiß nicht, ob es in Ihre Hände gekommen iſt. Nachher habe ich nicht wieder geſchrieben, weil ich mich leicht fürchte, Briefe zu verſenden, wenn ſie nicht Antworten ſind. Dieß müſſen Sie nicht als Mißtrauen auslegen. Es iſt eine gewiſſe Aengſtlichkeit, die ich wohl immer behalten werde.

Ueber meine eigenen Angelegenheiten ſchreibe ich Ihnen dießmal nicht. Es iſt auch wenig darüber zu ſagen. Ich habe ſehr wenige Plane und ſehr wenige Bedürfniſſe, und gehöre inſoferne zu den glücklicheren Menſchen, zumal da meine Geſundheit, ſeit ich in Italien lebte, gut iſt. Sollte ich nicht mit Ruhe und Freiheit, wie bisher, in dieſen Gegenden bleiben können, ſo werde ich mich in meine kalte Heimath zurückziehen, mich dort in den Mantel hüllen, wenns ſtürmt, und unberühmt, doch nicht freundlos, ſterben. Ich danke Ihnen für alle Aeußerungen Ihrer Theilnahme, für die gerade, offene und daher mir ſo unbeſchreiblich wohlthuende Weiſe, mit der Sie ſchreiben, für die Sorgfalt, mit der Sie mich mit Ihrem Kummer und mit Ihren Freuden bekannt machen. Ich hoffe, Sie, wenigſtens für Augenblicke, in meinem Leben noch wieder zu ſehen. Ich hoffe, Sie werden mir noch dann und wann von Schiller etwas ſchreiben. Er lebt für mich in ſeinen Werken und in Ihrer Seele, die ſeine Vertraute und der ſchöne Troſt ſeines Lebens war.

Leben Sie wohl! Empfehlen Sie mich Ihrer verehrten Frau Schweſter. Muth bis zum letzten Augenblick! Muth haben, heißt leben.

Ewig der Ihrige

K. Graß.

Beilage.

Zu einem Brief, der einen weiten Weg zu laufen hat, iſt es wohl erlaubt, eine Beilage hinzuzufügen; aber immer wird etwas Unbefriedigtes in meiner Seele zurückbleiben, denn es iſt gewiß, wenn ich jetzo bei Ihnen wäre, ich könnte mich nicht ſatt reden über Schiller. Erlauben Sie alſo, daß ich Einiges, ihn betreffend, ſage und frage, wie es mir einfällt. Es mag für Andre noch ſo große Kleinigkeit ſeyn; genug, daß Sie es nicht ſo anſehn. Alſo zuerſt eine Erinnerung, die Sie betrifft. Erinnern Sie ſich eines Augenblicks, der mir unvergeßlich iſt, als Schiller in Rudolſtadt ſo krank war: Ich befand mich in ſeinem Zimmer und hatte, indem ich am Fenſter ſtand und las, mir das Bild des Leidenden und das Edle und Große, welches ſeine Form und ſeine Züge umſchwebte, tief eingeprägt. Er hatte, ſo viel ich weiß, etwas Opium genommen, die heftigen Krämpfe zu ſtillen, und lag da, leicht entſchlummert, wie ein Marmorbild. Sie befanden ſich im Nebenzimmer, wo ich Ihnen die Schillerſche Ueberſetzung des vierten Buchs der Aeneide vorgeleſen hatte, und von Zeit zu Zeit kamen Sie an die Thüre, ſich nach Schillern umzuſehen. Sie ſahen ihn alſo da liegen und nahten leiſe auf bloßen Strümpfen, und eben ſo leiſe knieten Sie mit gefalteten Händen vor ſein Bette hin. Ihr loſes dunkles Haar floß über die Schulter. Still weinte Ihr Auge. Sie hatten es wohl kaum bemerkt, daß noch Jemand im Zimmer war. Der ohnmächtige Kranke ſchlug indeſſen etwas die Augen auf. Er erblickte Sie; mit Leidenſchaft umſchlangen plötzlich ſeine Arme Ihr Haupt, und ſo blieb er auf Ihrem Nacken ruhen, indem ihn die Kraft von neuem verließ. Verzeihen Sie, daß ich's wagte, Ihnen eine Scene zu ſchildern, die ſo heilig und himmliſch war, daß nur Unſterbliche ſie belauſchen ſollten. Begreifen Sie nun, daß ich Schiller und Sie nie vergeſſen konnte?

Eine Frage und Bitte. Als ich eben damals mehrere Tage in Ihrer Nähe verlebte, von denen ich noch immer kaum begreife, wie mir ſelbige wurden, ſprachen Sie mir von einem Lied an die Sonne, das Schiller geſchrieben hätte.[1] Unzähligemal habe ich an dieſes Sonnenlied gedacht, weil mich die Sonne ſelbſt und was mir die Sonne in meinem Leben war, ſo oft an das denken machte, was Schiller darüber geſagt haben möchte. Sollte ſich jenes Gedicht finden, ſo erfreuen und beſchenken Sie mich mit einer Abſchrift davon. Von allen Symbolen, unter denen ſich die Völker die Gottheit malten, iſt jenes das einzige, vor dem ich willig mit niederkniee, und die Zerſtörung des Sonnentempels in Peru ſchmerzt mich eben ſo ſehr als die des olympiſchen Jupiters.

---

[1] Ohne Zweifel „die Prieſterinnen der Sonne," jenes beſtrittene Gedicht, für deſſen Aechtheit alſo hier das beſtimmteſte Zeugniß vorliegt. Man ſehe über den Streit J. Meyers vorzügliche Schrift: Beiträge zur Feſtſtellung des Schiller'ſchen Textes, 1858, S. 13.

Eine andre Frage. Iſt es wahr, daß Schiller ein großes Trauerſpiel unter Händen gehabt habe: der Johanniter-Orden betitelt?[1]

Andre Fragen. Darf ich es nicht wiſſen, wer den Nachlaß von Schillers Papieren ordnen wird, damit ich mich im Voraus darauf freue? So weiß ich z. B., daß Johannes Müller eine Biographie von Herder ſchreibt; wer wird über Schiller ein treffendes Gemälde, wie es zu wünſchen wäre, entwerfen? Welche ihm eigenthümliche Milde und Humanität zeichnete ihn aus! Mit ſeinem Geiſte und ſeinem Herzen ſchloß er ſich gleich innig an zwei verſchiedene Welten. Bei Schiller dem Menſchen vergaß ich den hochfliegenden Geiſt, und ſeinem Geiſte folgend verlor ich ſein Individuum. Unvergeßlich wird es mir bleiben, was mir Schillers Mutter in der Solitude bei Stuttgart aus Briefen des Sohnes an die Mutter mittheilte, und wie ſie über ſeine Kindlichkeit ſprach. Schiller war einmal im Jünglingsalter eine kurze Zeit abweſend geweſen. Er fand die Mutter in einer großen Geſellſchaft. Die Lebhaftigkeit ſeines Herzens riß ihn hin. Er flog, ſie nur ſehend, der Mutter in die Arme und konnte ſich kaum wieder von ihr losreißen.

Schreiben Sie ſelbſt Erinnerungen über Schiller nieder — nicht fürs Publikum — ſondern als ein Vermächtniß an Ihre Kinder. Eine weibliche Hand ſollte doch auch dem Manne eine

---

[1] Die Malteſer.

Cypreſſe pflanzen, der das Lob der Frauen ſo ſchön ſang! Wer konnte das am beſten?

Wär es nicht möglich, daß Schillers Räuber nach der allererſten, faſt nicht zu habenden, gleichſam unterdrückten Ausgabe, herausgegeben würden?

Ich begnüge mich, Ihnen dieſe wenigen Fragen, Erinnerungen, Wünſche vorgelegt zu haben. Sollten dringende Arbeiten mir nicht alle Zeit im nächſten Winter wegnehmen, ſo will ich mir ſelber ein Blatt zum Andenken an den Unvergeßlichen malen. Meine ſchönſten Erinnerungen aus Sicilien ſollten es bereichern, und die Arbeit ſelbſt ſollte eine Unterhaltung mit ihm ſein. Freunde ſollten mir dabei ſeine Werke vorleſen. Ihnen würde ich das Bild beſchreiben und eben ſo gerne geben, wenn ich Gelegenheit dazu hätte. Ich fürchte aber, daß mir äußerſt wenige Zeit bleiben wird, weil ich die ſchon beſtimmten Arbeiten nicht verſchieben darf und mehreres zugleich nicht zu unternehmen wage.

Leben Sie wohl! Es iſt mir immer als hätte ich noch nichts geſagt. Möchte doch etwas Sie erfreuen!

C. G.

Palazzuola am Albaner-See, den 30. Auguſt 1808.

Glauben Sie es mir, verehrte Freundin! daß ich wie nach einer Himmelserſcheinung, nach einer Wiederkehr Ihres Geiſtes zu mir mich ſehne. Ich trage für Sie eine unauslöſchliche Liebe in meinem Herzen, und ich kann die Stunden nicht erwarten, bis ich durch einige Zeilen von Ihnen ein anſchauliches Bild von Ihrem Leben, ſeit ihrem Alleinſein, erhalte. Ich genoß einer ſeltenen Zufriedenheit, die das Reſultat gereifterer Lebensanſichten war, und meine Freude an Kunſt und an Menſchen hat um vieles zugenommen, ſeit ich das Schöne beſſer zu fühlen, das Humane beſſer zu ergreifen weiß. In dieſem Gefühl von mir ſelber empfand ich lebendiger die Nähe des für die Welt unſterblichen Schiller. Nie habe ich mich von ihm getrennt geglaubt, ja nie ihm näher gelebt, als ſeit es mir tieferes Bedürfniß war, an ihn zu denken.

kriechen, oder ich will es (den Marſchall faſſend, und unſanft herumſchüttelnd) ſo und ſo und wieder ſo durcheinander quetſchen.

Hofmarſchall (für ſich hinſeufzend.) O mein Gott! Wer hier weg wäre! Hundert Meilen von hier im Bicetre zu Paris! nur bey dieſem nicht!

Ferdinand. Bube! Wenn ſie nicht rein mehr iſt! Bube! Wenn du genoſſeſt, wo ich anbetete! (wüthender) Schwelgteſt, wo ich einen Gott mich fühlte! (plötzlich ſchweigt er, darauf fürchterlich.) Dir wäre beſſer, Bube, du flöheſt der Hölle zu, als daß dir mein Zorn im Himmel begegnete! — Wie weit kamſt du mit dem Mädchen? Bekenne!

Hofmarſchall. Laſſen Sie mich los! Ich will alles verrathen.

Ferdinand. O! Es muß reitzender ſeyn mit dieſem Mädchen zu buhlen, als mit andern noch ſo himmliſch zu ſchwärmen — Wollte ſie ausſchweifen, wollte ſie, ſie könnte den Werth der Seele herunter bringen, und die Tugend mit der Wolluſt verfälſchen. (dem Marſchall die Piſtole auf's Herz drückend.) Wie weit kamſt du mit ihr? Ich drücke ab, oder bekenne!

Hofmarſchall. Es iſt nichts — iſt ja alles nichts! Haben Sie nur eine Minute Geduld! Sie ſind ja betrogen! —

Ferdinand. Und daran mahnſt du mich, Böſewicht? — Wie weit kamſt du mit ihr? Du biſt des Todes, oder bekenne!

Die Ruhe meines Geiſtes kam mir wohl zu ſtatten, weil ich ein langes beſchwerliches Uebel zu überwinden hatte. Ich plagte mich nämlich vierzehn bis ſechzehn Monate lang mit einem kalten viertägigen Fieber, das ich mir durch Unvorſichtigkeit zugezogen hatte. Die Berge Urbinos, zu denen ich flüchtete, befreiten mich endlich von dieſem Weh, und ich genoß ſeitdem eine höhere Geſundheit.

Von meinen Arbeiten will ich Ihnen nur dieſes ſagen, daß ſie hauptſächlich in drei mühevollen Gemälden beſtanden, die ich mir ſelber zum Andenken Siciliens, wo ich über ein Jahr lebte, malte. Später ſchrieb ich den erſten Theil einer Künſtlerreiſe durch Sicilien, die bei Cotta herauskommen wird. In Cottas Morgenblatt wurde eine ſiciliſche Diſtichenreihe von mir gedruckt und verſchiedenes Andere. Nie iſt meine Muſe, wenn ich meine kleine poetiſche Anlage ſo nennen darf, ergiebiger geweſen, als in den letzten drei Monaten. Ich bitte Herrn Cotta, dem ich dieſes Blatt zuſende, Ihnen das Lacryma-Lied mitzutheilen, das ich im Mai dieſes Jahrs in Neapel ſchrieb, weil ich darin Schillers und Herders Namen genannt habe. Während meines Fiebers ſchrieb ich ein philoſophiſches Gedicht, „Errungener Friede“ betitelt, und meiner Heimath zu lieb für eine dort herauskommende Sammlung religiöſer Geſänge zwölf Lieder, die dem Herzen entquollen ſind. Vieles widmete ich der Frau von Humboldt, die ich ſehr innig verehre. Darunter war ein Gedicht „Mnemoſyne,“ ein anderes „das Grab“ überſchrieben, eine neue Ballade „der Jungfrau Unglücksweg,“ die ich auch für Cottas Morgenblatt geſandt habe, die ihr und Humboldt beſonders lieb waren.

Herr Cotta hat mir geſagt, daß Sie einmal an ihn meinetwegen geſchrieben hatten. Das hat mich ſehr gerührt. Glauben Sie es, edle Frau, der Segen des guten Willens geht nie verloren.

Rom, Sonnabend Abends den 17. December 1808.

Wie haben mich Ihre lieben liebe- und ſeelenvollen Zeilen ergriffen! O das läßt ſich nicht ſagen; aber tief habe ich's gefühlt und bewahre es als etwas Heiliges, daß Ihre Empfindung zu mir von dem ſprechen konnte, was Ihnen das Heiligſte iſt und ſein muß — von Ihrem Schmerz. Brich immerhin, du armes Herz! möchte man in gewiſſen Fällen ſagen, nur dann biſt du es werth, ſolchen Schmerz zu leiden. Ach, ſo tief, ſo innig, ſo liebend habe ich Sie noch nicht gekannt, und nun erſt erhalten alle jene nie verleſchenen Eindrücke, die ich von Ihrer milden weiblichen Erſcheinung mit mir nahm, himmliſche Blüthen; nun erſt weiß ich's, daß meine Liebe zu Ihnen etwas höher Gebotenes war. Sie ſehen, edle Charlotte, wie ich mich ohne alle Furcht ausſpreche, weil ich das Glück fühle, mich ſo ausſprechen zu dürfen. Wie wahr haben Sie über das Schweigen geſprochen! Ihnen müſſen die hörbarwerdenden Laute vernehmlich werden, wie ſie in mir erklingen, denn ich trage eine innere Wahrheit in mir und einen Glauben an die Stimmen in einer unverfälſchten Menſchennatur, auf dem allein des Dichters Seligkeiten beruhen. Ich habe dieſes Wort in tieferem Sinne faſſen gelernt. Das Leben iſt mir wie verſchwunden, aber das Symbol des Lebendigen iſt mir geblieben. Eine neue reinere Jugend der Seele iſt zu mir herabgekommen, und eine Welt mit leuchtender Sonne und einer heiligen Sternennacht iſt in mir aufgegangen. Alles das iſt geſchehen kurz nachdem ich Ihnen geſchrieben hatte, nach einem Abendgeſpräch, in welchem Frau von Humboldt mir erzählte — während wir am hohen Rand des Albaner-Sees wandelten — wie Schiller ſich meiner erinnert habe mit Ihnen. Da kam, als ich zu den Lorbeerbäumen und der Stille des Kloſters kehrte, der Geiſt Gottes über mich, und eine mir unbekannt geweſene Welt der Dichtung trat mit funkelnden Bildern des lebendigſten Lebens aus mir hervor. Ich ſchrieb das Mährchen von der Sonnenkönigin oder das heilige Mährchen der Liebe und der Verwandlungen der Liebe in zehn Gemälden in zwei Tagen. Als ich fertig war, weinte ich helle Freudenthränen und flog in die Himmel den Geiſt Schillers aufzuſuchen, da ich ihn auf der Erde nicht mehr zu finden wußte. Seitdem bin ich ein andrer

Menſch. Ein Saitenſpiel ruht über meinem Herzen, und von ſelbſt kommen die Töne. Ich ſchrieb ein zweites Gedicht, die Perleninſel, in 24 Stunden; dann Maria oder die heiligen Blumen in zwölf Gemälden; dann Sigmunds heilige Wallfahrten in drei für ſich beſtehenden Gemälden, ähnlich dem vorigen. Heute habe ich das letzte Gedicht verſandt, das ich in dieſem Jahre ſchrieb, ſo glaube ichs, es heißt die heilige Dichtung von der Freundſchaft, ein Pilgerlied. Der vielen kleinen Sachen erwähne ich gar nicht. Vieles hab' ich Cotta geſandt für ſein Morgenblatt, denn wir ſind nun Freunde. Ich wollte, daß das kleine Lied: die heilige Quelle der Liebe mit Küſters trefflicher Muſik ſich zu Ihnen verirrte, wie die Muſik des Lacryma-Liedes u. ſ. w. Von dem Liede: die ſtille Welt, iſt mir meine eigene einfache Compoſition lieber; mir kommt nämlich mit jedem Liede auch eine Melodie. Das Alles ſage ich nur Ihnen und Ihrer guten Schweſter; Andere ſollen es nicht wiſſen; aus eben dem Grunde, warum Sie mit Wenigen von Ihrem Schmerze ſprechen konnen. Ich muß Ihnen hiebei etwas bekennen. Ich habe das Mährchen von der Treue ebenfalls durchgearbeitet, weil Schiller es liebte und herausgeben wollte, und deßwegen und um Ihnen doch einen kleinen ſchwachen Beweis meiner Liebe öffentlich zu geben, hab ich es Ihnen dedicirt und es freut mich nun doppelt, daß ich meinem Herzen folgte. Wohl weiß ich, daß das Mährchen ſelbſt in Vielem anders hätte ſein können; aber die Hauptidee, die ſich zuletzt einfach entwickelt, wird mir immer theuer ſein, und um dieſer Idee willen durfte ich das Ganze Ihnen zueignen. Werden Sie damit zufrieden ſein? O gewiß! Sie können nicht anders. Sehen Sie, wie gewiß ich das weiß!

Gegenwärtig ſchreibe ich an dem zweiten Theil meiner ſicilianiſchen Reiſe, der zugleich ein pſychologiſches Fragment aus der Geſchichte meines Lebens, neben der Schilderung des ungekannten Siciliens ſein wird. Mit neuer Liebe arbeite ich nun daran, weil ich denke, daß es Ihnen Unterhaltung und Genuß gewähren könnte.

Nebenbei ſchreib ich Anticharaden oder Geſchichten, die Räthſel ſein ſollen, aber dem wahren Gefühl ſich vor der Auflöſung offenbaren müſſen. Den Sommer hab' ich vier Oelgemälde vollendet, die meine beſtgemalten ſind. Daß Sie meinen Freund Caumern ſahen, freut mich ſehr. Es iſt einer der reinſten Menſchen geweſen, die ich ſeit vielen Jahren gekannt habe, und ſeine Erſcheinung hat auf mich unglaublich gewirkt. Er war, ſeit ich von der Heimath fort bin, der Einzige, der die Bäume meiner Kindheit ſah. Die Zeichnungen waren nur Schattenrißſtriche, und keines der vielen Gedichte, die ich im Mai ſchrieb, z. B. das Weib im Schleier, der Jungfrau Unglücksweg, das frühe Maibild, Camaldoli, Epiſtel an Eliſe, an Dorothea, das Grab, Erfahrungsvermächtniß u. ſ. w. von denen er Abſchriften hatte, hat er vollendet geſehen; aber geſchrieben hab' ich ihm, und der letzte Brief an ihn veranlaßte die erwähnte heilige Dichtung von der Freundſchaft.

Ich genieße einer guten Geſundheit und vieler Zufriedenheit, nachdem ich mich durch Unzähliges durchgerungen habe. Oefters ſah ich die Fr. v. H., gebe ihrer Tochter einen Religionsunterricht, den ich in dem Kloſter am Albaner See, mit Rückſicht auf das Bedürfniß unſerer Zeit geſchrieben habe. Die Arbeit und mein reiner Wille werden mir werth bleiben, ſei der Erfolg welcher er wolle. Wie ſehr danke ich Ihnen, daß Sie mir von Ihrer Wohnung und Ihren Kindern ausführlich ſprachen. Nun kenne ich Alle und lebe im Geiſte mit Allen und lerne ſie lieben, ehe ich ſie ſah. Die Frage: ob ich Sie wieder ſehen werde? macht mich wehmüthig. Wenn es auf ſolche Fragen kommt, dann verhülle ich gern meine Augen und will nichts wiſſen, ſondern ſage kindlich: wie Gott es will! Nur die Liebe iſt mein. Dieſe Unendliche kennt keine Schranken und drängt mit Gotteskraft ſich über alle Zeit hinaus. Ich laſſe ſie walten, wie es ihr natürlich iſt, und bete die unendliche Natur an und glaube und hoffe alles Gute, Alles woran mein Sehnen hängt, um der Liebe willen. Die Liebe ſegne, erfreue, tröſte Sie!

Rom, den 21. December 1808.

Meine ganze Empfindung ſegnet Sie für Ihren Brief und für den Reichthum der himmliſchen Liebe, die er enthält. Welch eine heilige Weihnachtswoche für mich! denn ich lebte ſie mit Ihnen, mit Schiller und allen allen Erinnerungen von Ihnen Beiden. Ihnen dank' ich's auch, daß ich mich ausſprechen und ausweinen konnte, wie ich es vorher nicht konnte. Ich erſchrak vor dem bloßen Gedanken ein Gedicht auf Schillers Nichtmehrſein unter uns zu machen, und doch drückte es mir das Herz ab ſo ſtumm zu bleiben und thränenlos, wie wenn ich ein Fremder wäre. Endlich meine Freundin wagte ich's, und in einer halben Stunde ſchrieb ich auf das Couvert Ihres Briefes die heilige Klage, die ich Ihnen ſende. Einige der erſten Ausdrücke waren individueller, als ſie jetzt ausgedrückt ſind, denn im erſten Augenblicke dacht' ich nur an Sie und mich, und vergaß, daß er der Welt gehörte. Sie werden es empfinden, daß es empfunden iſt. Bei dem ſechsten Vers hab ich mich ausgeweint. Nun iſt mir wohl. O es iſt etwas Wunderbares um die Liebe; aber nur Wenige kennen ſie! An dem gleichen Morgen ſchrieb ich ein anderes Gedicht, überſchrieben: die drei ernſten Worte des Freundes, und am Tage darauf: der ſchwerſte Moment des Schickſals. Beide ſind für Karoline H. und kommen in die Sammlung meiner heiligen Lieder. Sobald ich Ihnen wieder ſchreibe, werd' ich Ihnen abſchreiben, was mir das liebere iſt. Dieſem Brief will ich ſeine Einheit nicht nehmen. Aber werden Sie mir nicht wieder ſchreiben? oder wollen Sie wieder lange Zeit vergehen laſſen? Thun Sie es nicht! Ihre Klarheit, Innigkeit und Wahrheit iſt wahres Oel des Lebens in die Lampe meines Geiſtes. Niemand kann mir das beglückende Gefühl geben, das Sie mir geben; denn ich habe einen unbegrenzten Glauben zu Ihnen, und ſind es nicht zwölf oder vierzehn Jahre, ſeit ich Sie am letzten ſah? Wahrlich das Einzige, was uns bei dem fliehenden Leben für ſeine Flucht entſchädigen kann, iſt die bewährtere Empfindung der Freundſchaft; aber auch dieſe kennen nur Wenige.

In meinem nächſten Brief hoff' ich Ihnen mehr von den kleinen Erzählungen zu ſagen, die ich ſchreiben will. Drei ſind unvermerkt fertig geworden. Der Roman von den beiden Fiſchen, Eginhards Reiſe nach Chamouny und veau de Grill oder das Namen-Lotto.[1]

Es fehlt mir nicht an guter Laune, aber ſehr an Zeit, ungeachtet ich faſt zu Niemand gehe.

(Beilage zum 21. December 1806.)

Heilige Klage um Friedrich Schiller.

Abgeſchrieben für Charlotte Schiller von ihrem Freunde.

Wo der Bach durch Frühlingsblüthe rinnet,
Wo die ſtille goldne Quelle quillt,
Wo am Quell das blaue Blümchen ſinnet,
Zaubriſch wiederglänzt des Himmels Bild;
Wo die Kindheit mit den Kindern ſpielet,
Wo das Mädchen Roſenkränze flicht —,
Wo der Jüngling hohe Wonne fühlet:
Kennt ihr jene ſel'gen Fluren nicht? —

Welche Stimme tönt aus ferner Welle? —
Zur Verwandlung rief dich das Geſchick;
Suche nie die vor'ge Blüthenſtelle,
Liebe führ' zum Urquell dich zurück.
Ach, verändert ſind des Lebens Zeugen!
Aus den Blumen ſtieg ein dunkler Wald!
Und die ſüßen Frühlingsſänger ſchweigen;
Und der Wonne Laute ſind verhallt.

Wo die Kindheit ſpielte, ſtarrt die Bahre,
Und verſchwunden iſt der Quelle Glanz.
Seht! die Jungfrau wallt mit loſem Haare,
Und im Staube traurt der ſchönſte Kranz.
Von dem Jüngling, der am Maies-Tage
Sie mit heil'ger, treuer Lieb' umſchlang,
Steht der Name nur — am Sarkophage,
Und verſtummt iſt ſeiner Harfe Klang.

---

[1] Das Gedicht „der Spiegel der Diana" im Taſchenbuch aus Rom 1810 S. 76 ſcheint auch von Graß zu ſein.

In der Himmelslampe bleichem Glänzen
Sieht die Weinende aus Nacht empor;
Und aus ungemeſſnen Lebens Grenzen
Schweben ihr der Hoffnung Bilder vor.
Bietet ihr der Erde Herrlichkeiten
Und was je die Welt für Großes nahm:
Ihre Wonne weilt in fernen Weiten
Seligkeit giebt ihr — allein der Gram.

Such' ich euch ihr lichten Morgenauen?
Such' ich vor'ger Roſenmonde Glück? —
Nein, dich will ich, dich, du Heil'ge ſchauen,
Mit des Schmerzens tiefſtem heil'gen Blick.
Will mit dir an dunklen Urnen weinen,
Mühſam irren, wo kein Menſch mich ſieht,
Und in ſtillen, ernſten Todeshainen
Sing' ich dann mein ſchönſtes tiefſtes Lied.

Um den Mann, den jede Nachwelt nenne;
Der zu frühe ſeiner Zeit entgieng;
Um den Freund, von dem kein Herz ſich trenne,
Das von ihm ein ſchöneres Sein empfieng.
Frommer Schmerz! entſteige du dem Buſen!
Reiner ſtrömt aus dir Begeiſt'rung her.
Weinet alle Grazien und Muſen!
Schiller's, Schiller's Stimme tönt nicht mehr!

Zu den Sternen iſt er hingezogen,
Denn ein Stern war unter Menſchen er,
Und der ganze volle Himmelsbogen
Gieng im Klang des Liedes vor ihm her.
Quellen horchten, wo ſonſt Bäche rauſchten,
Und der Freunde ſchönſtes Feſt begann;
Alle Genien der Menſchheit lauſchten,
Nur die Sänger ſah'n ſich ſtaunend an.

Fliegt ihm nach im vollſten Chor vereinet,
Dankestöne von der Menſchenflur!
Deutſchlands Mütter! Deutſchlands Töchter weinet,
Männer, Söhne ehrt des Edlen Spur!
Himmliſche Gewalt hat uns ihm anverbunden,
Nicht entreißen ſoll uns ihn die Zeit.
Heil'ge Liebe kennt kein Maß der Stunden
Und ihr Himmel iſt Unendlichkeit!

VI.

Johann Dietrich Gries,

geboren den 7. Februar 1775, geſtorben den 9. Februar 1842.

Jena, den 18. April 1813.

Sie werden, verehrte Frau, es mir hoffentlich nicht abſchlagen, wenn ich Sie erſuche, das beikommende Werk als ein Zeichen meiner alten und unvertilgbaren Hochachtung freundlich aufzunehmen. Wem könnte ich es lieber überreichen, als Ihnen, die Sie ſeit ſo langer Zeit mich mit Ihrem Wohlwollen erfreut haben? Wem lieber, als der Gattin des Unvergeßlichen, dem ich ſo unendlich viel, ſo viel mehr verdanke, als er ſelbſt vielleicht wußte?

So oft ich mich meiner frohen Jugend erinnere, fallen mir die glücklichen Tage wieder ein, wo ich Schillers Umgang, Aufmunterung und Belehrung genoß. Wenn ich in meinen Beſtrebungen nicht ganz unglücklich geweſen bin, ſo habe ich es wahrlich ihm allein zu verdanken. Sie wiſſen es ja, mit welcher himmliſchen Güte er ein ſtrebendes Gemüth an ſich zu ziehen, aufzumuntern, anzuregen wußte.[1] Auch iſt mit ihm mein Beſtes dahin gegangen. Seit er uns verließ, habe ich es faſt nicht mehr gewagt, mich in eigenen Dichtungen zu verſuchen. Ich begnüge mich, mir durch Uebertragung fremder Arbeiten einiges, wenn gleich nur untergeordnetes Verdienſt, zu erwerben.

---

[1] A. Diezmann, aus Weimars Glanzzeit. S. 25.

Wie anders würde die Vorſtellung der Zenobia ausgefallen ſein, wenn Schiller ſich ihrer angenommen hätte! Jetzt muß ich mich freuen, daß es nur ſo leidlich gegangen iſt, und daß die Zeitungen, die ihren gänzlichen Sturz und Untergang verkündigen, doch nicht durchaus Recht haben.[1] Doch möchten ſie auch: auf allgemeinen, rauſchenden Beifall kann eine ſo fremdartige Erſcheinung keinen Anſpruch machen. Ich bin zufrieden, wenn die wenigen Freunde ächter Poeſie den großen Dichter in meiner Nachbildung nicht ganz verkannt haben.

Ihr ergebenſter

J. D. Gries.

---

[1] Calderons Zenobia wurde am 30. Januar aufgeführt und u. a. in der Allgemeinen Zeitung Ungünſtiges von ihrer Aufnahme berichtet. Charlotte an Knebel S. 175. 183. 194.

VII.

Dr. Joſeph Harbaur,

hatte als junger Mediciner Schiller während ſeiner Krankheit im Winter 1799 bis 1801 treu gepflegt und war von der Zeit an enge mit der Familie verbunden. Als Schiller die Jungfrau von Orleans ausarbeitete, ſuchte er einen ſtillen Aufenthalt.

Jena le 16 Août 1800.

Madame,

Maintenant je viens de chez Niethammer. Je vous avais déjà parlé d'une belle chambre, qui à mon avis aurait pu convenir à Monsieur Schiller, mais aujourd'hui ils m'en ont montré une plus belle encore en haut, où il ne pourrait pas être gêné du tout. — Il y serait aussi seul, aussi peu gêné et aussi commode qu'à Etersbourg, et certainement aussi agréable. Mr. et Mde. Niethammer m'assurent que cela ne leur ferait pas le moindre embarras, et la manière dont ils m'ont démontré les arrangemens dans la maison, ne me laisse aucun doute qu'ils ne l'attendent avec plaisir. Quant à moi je ne manque pas d'apprendre l'hombre pour pouvoir être de la partie les soirs quand Schiller voudra se reposer. Alors il n'irait pas se coucher la tête échauffée de ses travaux, et il se portera mieux — —

Schiller war am 14. nach Ober-Weimar gezogen. I. 270, an Goethe Nr. 759. Im Jahr 1801 gieng H. nach Paris (II. 70 ff.), von wo er am 24. Februar 1804 u. a. ſchreibt: „Ich habe immer viele Kranke und bin glücklich in dem Lärm." 1804 ſchickte er an Schiller folgende Karte: „Herrn Hofrath v. Schiller

Hofmarſchall. Mon Dieu! Mein Gott! Ich ſpreche ja — So hören Sie doch nur — Ihr Vater — Ihr eigener leiblicher Vater —

Ferdinand (grimmiger.) Hat ſeine Tochter an dich verkuppelt? Und wie weit kamſt du mit ihr? Ich ermorde dich, oder bekenne!

Hofmarſchall. Sie raſen. Sie hören nicht. Ich ſah ſie nie. Ich kenne ſie nicht. Ich weiß gar nichts von ihr. —

Ferdinand (zurücktretend.) Du ſahſt ſie nie? Kennſt ſie nicht? Weißt gar nichts von ihr? — Die Millerinn iſt *verlohren* um deinetwillen, du läugneſt ſie dreimal in Einem Athem hinweg? — Fort, ſchlechter Kerl! (er giebt ihm mit der Piſtole einen Streich, und ſtößt ihn aus dem Zimmer.) Für Deinesgleichen iſt kein Pulver erfunden!

Vierte Scene.

Ferdinand

(nach einem langen Stillſchweigen, worinn ſeine Züge einen ſchrecklichen Gedanken entwickeln.)

Verloren! Ja, Unglückſelige! — Ich bin es. Du biſt es auch. Ja, bey dem groſſen Gott! Wenn ich verloren bin, biſt du es auch! — Richter der Welt! Fordre ſie mir nicht ab. Das Mädchen iſt mein. Ich trat dir deine ganze Welt für das Mädchen ab, habe Verzicht gethan auf deine ganze herrliche Schöpfung. Laß mir das Mädchen! — Richter der Welt! Dort winſeln Millionen Seebittet um freundliche Aufnahme des Herrn Dr. Gmelin aus Tübingen[1] ſein ewig treuer Harbaur. Herr Dr. Gmelin wird Ihnen ſagen von dem Antrag des Fürſten Oranien Fuld an mich. Ich wünſchte ſobald wie möglich Ihre Meinung darüber zu leſen." Der Antrag wurde angenommen, und im Juni 1805 begrüßte er Charlotten in Fuld als Direkter des Medicinal-Collegiums (I. 386). 1810 gieng er, nachdem das Fürſtenthum aufgehört hatte, nach Petersburg, wo er zwei Jahre im Hauſe des Grafen Kotſchubey lebte.

Petersburg 27. April 1810.

In Berlin erſt wurde mir wieder wohl wie vorher in Weimar, ich fand mich wieder mehr unter den Meinen, und hatte auch was anders zu thun als blos zu eſſen zu trinken. Auch hier wo mir bis jetzt, außer den ſchönen Häuſern und breiten Straßen, alſo der Todten Pracht, nichts poſitiv gefällt, iſt mir nicht unwohl. Niemand iſt mir zudringlich und zum erſtenmal ſeit zehn Jahren genieße ich das Wohlthätige der Einſamkeit ohne müßig zu ſein und das Leben zu verlieren.

Der Gedanke an meine Familie für die ich mich exilirt habe, gibt mir forthin dieſelbe Zufriedenheit wie von Anfang an wo ich das luſtigere Leben verließ. Das Haus in dem ich bin iſt gut, man iſt ſich allgemein wohlwollend, gefällig, zuvorkommend, alſo hierin bin ich ſehr glücklich gefallen. Der Wunſch des Grafen und vorzüglich der Gräfin auf ihre Güter in der Ukraine zu ziehen, und da allerlei ſchöne wohlthätige Anſtalten zu errichten, iſt zwar immer rege, Andere aber wollen mir wegen der Nothwendigkeit ſeiner Gegenwart in dem Reichsconſeil verſichern, daß er dieſe Abweſenheit nicht wird zu Stande bringen. Die Großfürſtin hat der Kaiſerin Mutter in mehreren Briefen ſchon vor meiner Ankunft eine ſehr vortheilhafte Meinung von mir zu geben die Gnade gehabt, ich bin deßwegen letzten Sonntag ſehr gnädig von der Kaiſerin empfangen worden. Was macht Ernſt? Sie haben wohlgethan mir ihn nicht mitzugeben, welches Klima! noch friert es

[1] Er traf Schiller gerade in Jena während ſeines gefährlichen Krankheitsanfalls im Juli 1804 und gab Körner Nachrichten. Ueber ſeinen Beſuch ſchreibt Körner IV. 371.

jede Nacht. Die todten Häuſer und Straßen ſind ſchön, aber die ganze Natur ſcheint leblos und die Sonne kann nicht durch die dicke Eisrinde in das Innere weder der Erde noch der Menſchen, wenn welche da ſind, dringen. Die Newa ſoll prächtig ſein, ich habe ſie aber noch nicht geſehen, fahre aber oft über das Eis, unter dem ſie verborgen ſein ſoll.

Petersburg, den 18. December 1811.

Meine zwei Jahre ſind nun bald zu Ende, ich habe mein Engagement ausgehalten, aufgehoben, und bin wieder in mein natürliches Leben die freie Praxis zurückgekehrt. Dadurch daß Graf Kotſchoubey nicht wie wir glaubten mit ſeiner Familie auf Reiſen lebte, ſondern hier blieb, haben ſich meine Geſchäfte ſo vermehrt, daß ich ſie nirgends beſſer finden könnte. Das Leben hier iſt ein wenig ſehr mühſam, das iſt wahr, aber ich kann es ſchon aushalten und befinde mich wohl dabei; ob die Arbeit mir für die Zukunft etwas mehr Bequemlichkeit des Lebens ſichern werde, kann ich erſt nach einiger Zeit beurtheilen. Viel Zufriedenheit, inwiefern ſie von unſern Umſtänden abhängen könnte, ließ ſich wirklich ſchöpfen, aus dem allgemeinen Zutrauen durch das ich Eingang finde. So hat man ohne mein Hinzuthun mich zum Mitglied des Medicinalraths ernannt, welcher nur für Rußland errichtet iſt, welches eine ehrenvolle Auszeichnung iſt und meine Geſchäfte nicht ſtört. Auch bin ich der ordentliche Arzt der Guides des kaiſerlichen Generalſtabs, ohne jedoch in Dienſtverhältniſſe getreten zu ſein.

So will ich es denn nun einige Zeit treiben und ſehen was ich bewirken kann.

Louvain ce 7 Août 1818.

Espérant d'une année à l'autre d'avoir enfin un établissement stable, je remettais toujours à cet heureux moment de retrouver le fil de mes anciennes relations dont le souvenir est gravé dans mon ame à un point que tous les jours je puis me ramener à 20 années en arrière, et me retracer toutes les circonstances comme si ce n'était que d'hier.

Je n'ai cependant pas manqué de Vos nouvelles tout à fait, ayant rencontré plusieurs fois le prince Bernhard.[1] Ma mère nous avait encore vus pendant six mois à mon retour de la Russie avec ma femme, et bien contente, mais les infirmités qu'elle avait conservées des prisons[2] l'ont épuisée et elle est morte d'hydropisie de poitrine il y a quatre ans. Depuis ma soeur Bärbchen a resté avec nous et nous a suivis jusqu'ici disposée à y rester toujours. Mais un professeur d'histoire naturelle principalement de botanique que j'ai appelé de Wurzbourg il y a un an, Mr. Adelmann, frère de notre professeur en chirurgie à Fulde, vient de la demander en mariage, et j'y ai déjà donné mon consentement. La première année j'étais chargé de la réorganisation de toutes les affaires et instructions médicales de ce pays, et obligé de voyager dans toutes les villes en retournant à tout instant à la Haye. La seconde année j'ai eu notre Roi assez sérieusement indisposé pour en être très-préoccupé continuellement, sans que cela devait paraître. Cela passé je fus chargé comme *rector magnificus* de réorganiser l'université à Louvain avec des élémens bien hétérogènes, savoir quelques têtes exaltées de l'Allemagne et les restes de l'ancienne Université avec tous leurs préjugés et entêtement, dans un pays où depuis des siècles on n'était guère content. Enfin cela va bien aussi, mieux que je n'avais osé espérer de ces différentes têtes qui toutes commencent à s'entendre. J'espère néanmoins qu'enfin on m'y laissera une fois tranquille à l'exception des voyages à la Haye ou à Bruxelles en cas de besoin, afin de jouir un peu de la vie après 20 années de tourments — —

Dr. Harbaur.

---

[1] Von Weimar, in niederländiſchen Dienſten.

[2] Während der Revolutionszeit.

VIII.

Friedrich v. Hardenberg,

genannt Novalis.

Geboren den 2. Mai 1772, geſtorben den 25. März 1801.

Beſter Herr Hofrath!

Mein widerwärtiges Schickſal verhindert dießmal meine ſo lang erſehnte Reiſe nach Erfurt. Es iſt hier in ganz Jena für heute kein Wagen und noch viel weniger ein Pferd zu bekommen. Meine angeſtrengteſte Mühe ging verloren und es bleibt mir nichts übrig, als meine Phantaſie ſo lebendig als möglich die Darſtellung des auf mich wartenden Vergnügens vollenden zu laſſen. Wie gern hätte ich Sie nicht geſehen, wie gern an Ihrer Seite ſo glühend und froh den Dichter des Don Karlos und die gelungenſten Augenblicke der Kunſt in der Vorſtellung genoſſen und verſchlungen; wie freute ich mich nicht zugleich auf die perſönliche Bekanntſchaft mit dem guten, ſeelenvollen Dalberg, der leider nur noch faſt einzig unter den Fürſten Deutſchlands ſteht, und den ich ſchon deßwegen hochſchätzen würde, wenn er ſich nur für meinen lieben Schiller recht warm und innig intereſſirte; aber nun iſt dieß alles vereitelt, und ich muß mich reſigniren; welches ich auch deſto leichter kann, da mir wenigſtens die Hoffnung nicht benommen iſt, doch Sie noch während dieſer Ferien einmal zu ſehen. Offenherzig war Ihre perſönliche Bekanntſchaft und Ihr freundſchaftlicher

Umgang auch das Einzige, was ich höchſt ungern in Jena verlaſſe und was ich in Leipzig nicht aufhören werde zu vermiſſen. Ein Wort von Ihnen wirkte mehr auf mich, als die wiederholten Ermahnungen und Belehrungen Anderer. Es entzündete tauſend andere Funken in mir und ward mir nützlicher und hülfreicher zu meiner Bildung und Denkungsart als die gründlichſten Deductionen und Beweisgründe. Unendlich viel hätte ich in dieſem Winter von Ihnen gewonnen, was des angewandteſten Fleißes, des willigſten Beſtrebens ungeachtet mir vielleicht nicht in Jahren erreichbar wird. Und ſelbſt dieß abgerechnet, ſo wäre Ihr freundſchaftliches Herz, Ihre ganze Individualität, der ich ſo nah mich wußte, genug geweſen um Jena mir angenehm und unvergeßlich zu machen. Und doch werde ich Alles leichter ertragen, wenn mich nur das Bewußtſein begleitet, daß ich Ihnen ein bischen lieb bleibe, und daß ich, wenn ich Sie wieder ſehe, noch immer die alte Stelle in Ihrem Herzen finde. Denn wen ſollte nicht das überſchwänglich ſelige Gefühl, ſich von Ihnen wärmer umfaßt zu wiſſen, für Alles und ſelbſt den perſönlichen Umgang mit Ihnen entſchädigen. Ihnen größtentheils werde ich es zuſchreiben, wenn dieſen Winter mein eifrigſter Wille meine Kräfte unterſtützt, um die gefährlichſte Klippe eines jungen, lebendigen Kopfs, die ſauren anhaltenden Vorarbeiten zu einem künftigen, beſtimmten Beruf, glücklich zu überſteigen; denn ſie machten mich auf den mehr als alltägigen Zweck aufmerkſam, den ein geſunder Kopf ſich hier wählen könne und müſſe, und gaben mir damit den letzten, entſcheidenden Stoß, der wenigſtens meinen Willen ſogleich feſt beſtimmte und meiner herumirrenden Thätigkeit eine zu allen meinen Verhältniſſen leicht bezogene und paſſende Richtung gab. Ich kann Ihnen zwar nicht verhehlen, daß ich ſtets glaube, daß meine Neigung zu den ſüßen Künſten der Muſen nie erlöſchen und meine liebe, freundliche Begleiterin durch's Leben ſein wird, daß immer die Worte der Lieblinge Apolls einen unnennbaren Zauber für meine Seele behalten werden, und ich nie ungeneigt ſein werde, dem Wunſche des Königs von

Preußen beizupflicken, wenn gleich auf eine ganz verſchiedene Art, der die Zayre Voltaires lieber gemacht haben wollte, als Sieger in ſo vielen Schlachten geweſen zu ſein; daß ich endlich ſelbſt in manchen ſüßen, heimlichen Augenblicken-Funken vom heiligen Altar der Kunſt zu entwenden mir nicht entbrechen werde und ſelbſt an der Seite der ſtrengen Göttin, zu deren Prieſter ich mich an Kopf und Herzen combabiſiren laſſen ſoll, noch manchen verſtohlenen Blick und manchen liebeathmenden Seufzer den glücklicheren Lieblingen der Grazien und Muſen und ihren Schutzgöttinnen zuzuwerfen, aber dem ungeachtet hoffe ich auch zu Gunſten meines beſſern aber vielleicht kleinſten Selbſts, der Vernunft meinem gefaßten Vorſatz und dem mir am fernen Ziel winkenden Genius der höheren Pflicht treu zu bleiben und dem Rufe des Schickſals gehorſam zu ſein, das aus meinen Verhältniſſen unverkennbar deutlich zu mir ſpricht. Aber zuſeufzen werde ich Ihnen doch noch zuweilen: ora pro nobis. Der Frau Hofräthin bitte ich Sie mich unterthänigſt zu empfehlen und Sie, beſter Herr Hofrath, wünſche ich bald geſunder als jemals und im vollen Gefühl erneuter Jugendkraft und Munterkeit zu umarmen und Ihnen mündlich wärmer und inniger ſagen zu können, mit welchen tiefen Empfindungen von Liebe und Hochachtung ich nie aufhören werde mich zu nennen

Ihren gehorſamen Diener

Friedrich v. Hardenberg.

Jena, den 11. September 1791.

Weißenfels am 7. October 1791.

Ich hoffe, daß mein Brief Sie ſchon wieder in Jena trifft. Wie gern hätte ich mir nicht ſelbſt das Vergnügen Sie zu überraſchen gegönnt, wenn es irgend möglich geweſen wäre. Auf Weihnachten geſchieht es gewiß. Von Ihrer Geſundheit hoffe und wünſche ich alles mögliche Gute aus vollem Herzen. Wie ſelig wäre ich, wenn ich Ihnen die Hälfte meines jetzigen Wohlbefindens abtreten könnte; meine eigene Heiterkeit würde gewinnen. Ich lebe und webe in der friſchen Herbſtluft und neue Ströme von Lebensluſt fließen in mich mit jedem Athemzug. Die ſchöne Gegend und eine Harmloſigkeit, in die ich aufgelöst bin, zaubern mich in die blühenden Reiche der Phantaſie hinüber, die ein ebenſo magiſcher, dünner Nebel umſchwimmt, als die ferne Landſchaft unter meinen Füßen. Ich freue mich mit dem letzten Lächeln des ſcheidenden Lebens der Natur und dem milden Sonnenblick des erkaltenden Himmels. Die fruchtbare Reife beginnt in Verweſung überzugehen und mir iſt der Anblick der langſam hinſterbenden Natur beinahe reicher und größer als ihr Aufblühen und Lebendigwerden im Frühling. Ich fühle mich mehr zu edlen und erhabenen Empfindungen jetzt geſtimmt als im Frühjahr, wo die Seele im unthätigen, wollüſtigen Empfangen und Genießen ſchwimmt und, anſtatt ſich in ſich ſelbſt zurückzuziehen, von jedem anziehenden Gegenſtande angezogen und zerſtreut wird. Schon das Losreißen von ſo viel ſchönen lieben Gegenſtänden macht die Empfindungen zuſammengeſetzter und intereſſanter. Daher fühle ich mich auch nie ſo rein geſinnt und empfänglich für alle Eindrücke der höheren, heiligern Muſe als im Herbſt. Ich habe jetzt die Odyſſee und den Don Karlos geleſen; auf einem Weinberg geleſen, mitten zwiſchen hochaufgeſchoſſenen, vollen Rebenbüſchen, und beide waren wieder für mich neu. So unterſchieden ſich die dadurch in mir erregten Empfindungen zu anderen Zeiten und in dieſer romantiſchen Lage von einander. Ich habe den Homer wieder ſo lieb gewonnen in ſeiner heiligen, einfachen, häuslichen, gutmüthigen Sinn- und Denkart, daß ich Kronen darum gegeben hätte dem biedern Alten um den Hals fallen und mein erröthendes Geſicht in ſeinem dichten, ehrwürdigen Barte verbergen zu können. So, dachte ich mir, ging er, ſo ſprach er, ſo trug er ſich. Jung und Alt umhüpfte den heiligen Greis und baten ihn um ein Lied von ihren Heroenvätern vor Troja: und dann ſang er es ihnen in der ſimpelſten, faßlichſten, melodiſchten Volksart und Weiſe kunſtlos aber tief erſchütternd, anſchmiegend an jedes Herz und Sinn, und die himmliſche Grazie ſchwebte leiſe und ihm nur ſichtbar um ſeine Lippen, und Natur und Einfalt lehnten ſich über ſeine Schultern.

Wenn ich mich in dieſen entzückenden Augenblicken des freiſten Geiſtesgenuſſes hätte ärgern können, ſo wär's gewiß geſchehen über alle die Schulfüchſe und moraliſchen Krüppel und Zwerge, die aus ſeinem einfachen, ſchlichten Wanderſtabe bald einen Pariſer badin, bald eine Krücke für ſeinen ſeinwollenden Nachfolger und Schüler verwahrloſt an Herz und Kopf ſchmiegten, und bald mit Lob bald mit Frechheit und Ueberreiz die um ſein Grabmal ſchwebenden Geiſter beleidigten, die moraliſche Grazie und die gerechte Nemeſis. Jeder paßte ſeinen äſthetiſchen oder moraliſchen Leiſten mit hohem, zermalmenden Schulwitz dem ehrlichen Alten an und gab dann nach einer angeſtellten, elenden Vergleichung ſein decisum ſtreng und unerbittlich, wem er ſeinen demüthigenden Beifall gnädig zuwinken wollte und wen ſein Tadel in den Staub niederwürfe. Genoſſen und empfunden will Homer ſein von ſeinen Zeitgenoſſen und wer ſich nicht zu ſeinen Zeitgenoſſen erheben kann und will, der bleibe von ferne ſtehen, ſchlage an ſeine Bruſt, und ſage: Gott ſei mir Sünder gnädig. Oſſian und Homer, Milton und Arioſt, Virgil und Klopſtock, jeder iſt, was er wollte und konnte; aber keiner wollte je ein infallibler, einziger Codex der Geſetze der Schönheit und Wahrheit ſein und ein Idol für alle Zeiten und Völker abgeben; ja gewiß, lieber Herr Hofrath, geben Sie mir hierin recht, und verzeihen allenfalls meinem jugendlichen Eifer. Aber ein Fehler ganzer Generationen auf Unkoſten des gemeinen, reinen Menſchenſinnes, der die Entweihung unſerer Lieblinge angeht, könnte einen zu dem Feuereifer eines Elias berechtigen, der die Baalspfaffen auf gut jüdiſch am Bache Kidron ſchlachten ließ. Mir iſt Alles lieb im Homer, wie mir Alles in der Natur lieb und werth iſt und ſo muß es mit jedem großen Menſchen ſein, deſſen Geiſt eine runde, vollendete Form hat, wenn ſie gleich von der andern himmelweit unterſchieden iſt. So finde ich auch im Arioſt, im Oſſian, im Werther, im Don Karlos mehr Homeriſches, mehr ächte Homerheit als im Apollonius Rhodius und andern Nachahmern Homers, in deren Händen der Göttliche eine Anthropomorphoſe ausſtehen muß.

Aber ich breche hiervon ab, beſonders da ich es gewagt habe, vertieft und verloren in dieſe Betrachtungen einen längeren Aufſatz über Homer, ſeinen Charakter, ſeine Sinnesart, ſeine Beurtheilung und den Geiſt ſeines Zeitalters im Allgemeinen betreffend, anzufangen, den ich Ihnen vielleicht zur Prüfung nach ſeiner Vollendung mitzutheilen wagen werde.

Bei Gelegenheit der Lektüre des Don Karlos habe ich noch einmal die Recenſion von Bürgers Gedichten geleſen und ſie iſt mir beinahe in der Stimmung, worein ſie mich verſetzt hatte, noch zu gelind vorgekommen; da wenigſtens der Maßſtab, den Sie darin, nicht, wie Viele gethan haben, von der Erfahrung mehrerer Jahrhunderte abſtrahirten, ſondern ihn a priori aus einem den Geſetzen der Sittlichkeit correſpondirenden Geſetze aufſtellten und dadurch der Wiſſenſchaft zu einem einzigen Geſichtspunkt verhalfen, der ihr bis dahin mangelte, ihr eine Anwendung und Grenze zeigten, wodurch unfehlbar alles dazu nicht gehörende und falſch angemaßte getrennt und ihr ein Ziel geſetzt wird, das im innerſten Heiligthum der Schönheit und Wahrheit ſteht und unendliche Sonnenwege dem forſchenden Zuge des Genius eröffnet, und dadurch ſo viel für ſie thaten, wie Prometheus der Lichträuber für die Sterblichen, da wenigſtens der Maßſtab, ſage ich, ſich zu den meiſten von Bürgers Gedichten nicht harmoniſch verhält. O! ich lerne immer mehr einſehen, daß nur moraliſche Schönheit, je abſichtsloſer ſie bewirkt zu ſein ſcheint, den einzig unabhängig wahren Werth eines jedweden Werks des dichteriſchen Genius ausmacht: daß nur ſie demſelben den Stempel der Unſterblichkeit aufdrücken kann und ſie mit dem Siegel der Klaſſicität bezeichnet. Eine einzige erhabene, moraliſche Stelle im Don Karlos iſt mehr werth als Voltaires Candide und mehr werth vielleicht im Auge der Nemeſis der ſchönen Künſte als ſeine Werke zuſammen genommen. Ein witziger Gedanke verziſcht wie eine Raquete; der Erguß einer veredelten reinen Empfindung iſt ewig, wie die Welt und jedem Edeln ein nie zu erſchöpfender, nie zu verlierender Schatz. Jeder iſt ein Erbtheil und Eigenthum der Menſchheit, das ſelbſt die Zeit nie veräußern kann. Hätte Idris tauſendmal ſchönere Stanzen noch als Oberon, ſo würde er doch an Werth dieſem untergeordnet bleiben. Nur gehört freilich viel zur vollendeten Schönheit, was nicht eingeſchränkt genug gewöhnlichen Nutzen aufgeopfert werden darf, ohne Verletzung der weſentlichſten Formen; das utile muß nicht Zweck werden, ſonſt fielen wir zu moraliſchen Predigern und Schlendrianiſten herab. Eine ächt erhabene Stelle, im größten Sinne dieſes Worts, kann nur moraliſch ſein. Sie ergreift die Seele in ihren mächtigſten Tiefen und bewegt den ganzen Ocean der Empfindungen. Sie erhebt uns über uns ſelbſt und täuſcht ſelbſt den Laſterhaften mit einer augenblicklichen ſittlichen Exiſtenz. Sie ſetzt alle Kräfte in Bewegung und läßt uns höher denken und empfinden. Sie bleibt das unzerſtörbare Monument der ewigen Schönheit der Seele, in der ſie entſtand. O! wie viel verdankte ich Ihnen nicht, wenn ich Ihnen auch nur dieſe eine Ueberzeugung verdankte. Sie könnte mich allein zu Werken begeiſtern, die einen ſichern Urſprung verriethen, und was noch mehr iſt, nur ein Quell des heiterſten Bewußtſeins, der himmliſchen Empfindungen werden. Könnte ich doch dieſe Liebe zur ſittlichen Grazie, zur moraliſchen Schönheit, zur reinſten, edelſten Leidenſchaft entflammen, die je einen ſterblichen Buſen durchglühte. Zwar unterbricht ſie den ruhigen Strom des Nachdenkens, aber ſie läßt uns auch ſchnell die Größe eines Gedankens erfaſſen, der zwar längſt geahndet, doch dem ſtilleren Herzen unerreichbar noch lange geblieben wäre. Sie gibt unſern Empfindungen, unſern Gefühlen einen Schwung, deſſen Schnellkraft auch gegen verdoppelte Hinderniſſe und die dicke Atmoſphäre der Sinnlichkeit aushält. Der Entſchluß tritt dem Entwurfe in die Fußſtapfe. Tagtäglich ſuche ich der Grazien meine Seele würdiger zu machen und an jede Stunde einen kleinen Sieg über meine befangene Seele anzuknüpfen. Die vorüber fließenden Eindrücke und Typen des Schönen halte ich feſt und entlaſſe ſie nicht eher, als bis ſie ſich auf manchem zerſtreuten Blatte meiner Seele verewigten. Vielleicht len nach dir — Dorthin kehre das Auge deines Erbarmens — Mich laß allein machen, Richter der Welt! (indem er ſchrecklich die Hände faltet.) Sollte der reiche, vermögende Schöpfer mit einer Seele geitzen, die noch dazu die ſchlechteſte ſeiner Schöpfung iſt? — Das Mädchen iſt mein! Ich einſt ihr Gott, jetzt ihr Teufel!

(Die Augen groß in einen Winkel geworfen.)

Eine Ewigkeit mit ihr auf ein Rad der Verdammniß geflochten — Augen in Augen wurzelnd — Haare zu Berge ſtehend gegen Haare — Auch unſer hohles Wimmern in eins geſchmolzen — Und jetzt zu wiederholen meine Zärtlichkeiten, und jetzt ihr vorzuſingen ihre Schwüre — Gott! Gott! Die Vermählung iſt fürchterlich — aber ewig!. (er will ſchnell hinaus. Der Präſident tritt herein.)

Fünfte Scene.

Der Präſident und Ferdinand.

Ferdinand (zurücktretend.) O! — Mein Vater!

Präſident. Sehr gut, daß wir uns finden, mein Sohn! Ich komme, dir etwas angenehmes zu verkündigen, und etwas, lieber Sohn, das dich ganz gewiß überraſchen wird. Wollen wir uns ſetzen?

Ferdinand (ſieht ihn lange Zeit ſtarr an.) Mein Vater! (mit ſtärkerer Bewegung zu ihm gehend und ſeine Hand faſſend.) Mein Vater! (ſeine Hand küſſend, vor ihm niederfallend) O mein Vater!

daß einſt das mißgeſtimmte Inſtrument rein und voll tönt, und Natur und Einfalt ihren verlorenen Sohn wieder finden, daß Künſtler erneuern, was Pfuſcher verdarben, und was Künſtelei verſtümperte, die Kunſt wieder edelt. Vielleicht daß auch die Muſe, die hier ſich um die Schönheit windet, dort auch an das Gute ſich ſchmiegt und auf ihrem ſanftgeſchwungenen Pfade Schönheit und Wahrheit ſich findet und Herz und Geiſt mit den zarteſten Faden und im reichſten Bunde vereinigt. Jünglinge, die ihr mit mir einem gleichen Wege nachſpürt, bei den Grazien, folget dieſer Spur, die uns unſer Lehrer, unſer angebeteter Schiller zeigte. Ihr werdet glücklich ſein. Verzeihen Sie mir, beſter Herr Hofrath, dieſen wortreichen Erguß des herrſchenden Enthuſiasmus meiner Seele, ich war zu voll davon und konnte ich wohl mich beſſer ausſchütten als in den Buſen eines zärtlich geliebten, duldſamen Freundes, denn Sie unter dieſer Bezeichnung zu denken wird immer der Stolz ſein

Ihres

Sie innig liebenden Verehrers
Friedrich Leopold v. Hardenberg.

Beilage.

(An Schiller nach Rudolſtadt.)

Wie ſehr wünſchte ich, daß meine Verhältniſſe mirs verſtatteten, die Freude, Sie nach ſo ſchweren und gefährlichen Zufällen wieder ziemlich wohl, und wie der Arzt glaubt, gefahrfrei zu ſehen, mit meinem Hardenberg theilen zu dürfen. Mir iſt aber nichts in meiner Lage möglich, als Sie meiner innigſten Theilnahme an Allem, was Sie betrifft, durch dieß Blatt zu verſichern. Ich habe die ſchönſte Hoffnung, von nun an an mehr frohen Nachrichten von Ihrem Wohlſein mich zu laben, als ich bisher durch niederſchlagende Berichte von Ihren Krankheiten gelitten habe. Der brave Vater des jungen Hardenberg weiß es und freut ſich, daß ſeines Sohnes ganzes Herz mit Achtung und Vertrauen Ihnen zugehört; und darauf ſtützt ſich ſeine Bitte, die ich Ihnen vorzulegen Auftrag habe, Sie möchten das unbedingte Zutrauen, das dieſer junge Menſch einem ſo würdigen Manne gewidmet hat, durch eine gelegentliche und gleichſam ungefähre Unterredung, die ihm ſein Rechtsſtudium und die ernſte Vorbereitung zum künftigen Geſchäftsleben wichtig und intereſſant machte, zu ſeinem eignen Beſten und zur Beförderung des Wohls ſeiner Familie, die in ſeiner Perſon eine Stütze erwartet, nach Ihrer beſten Ueberzeugung benützen.

Mehr als irgend ein Menſch können Sie auf dieſen guten und anlagevollen Menſchen wirken, und der rechtſchaffene Vater mißkennt Sie gewiß nicht, wenn er an Ihrem gütigen Willen gar nicht zweifelt.

Mit der innigſten Achtung und Ergebung des Herzens

Ihr

Ihnen gänzlich zugethaner

Schmid.[1]

Jena, den 1. Juli 1791.

Arnſtadt, den 26. Mai 1797.

Beſte Frau Hofräthin!

Sie erhalten hier eine Locke meiner verewigten Freundin. Sophie erinnerte ſich oft in den letzten Tagen Ihrer Liebe und Theilnahme. Sie ſchien ſich Hoffnung auf einen nähern Umgang mit Ihnen zu machen. Dieſes kleine Andenken an das köſtliche Mädchen wird Ihnen gewiß lieb ſein. Möchte es Ihnen zugleich ein Beweis ſein, wie herzlich ich Sie verehre, wie unvergeßlich mir Ihr Gefühl für Sophiechen ſein wird.

Empfehlen Sie mich dem Herrn Hofrath.

Hardenberg.

---

[1] Daß Schiller dieſe Bitte, welche ihm alſo der Profeſſor, nicht der Vater Hardenbergs, wie Frau v. Wolzogen angiebt (Schillers Leben S. 226) ausſprach, erfüllt hat, zeigt der vorſtehende Brief.

IX.

Frau N. Niethammer,

geborne Eccard,[1] verwittwete Döderlein.

Würzburg, den 25. Oktober 1804.

Schon ſo lange iſt es, daß mich mein Schickſal aus Ihrer Nähe führte, und noch war es mir nicht möglich, Ihnen, meine Liebe! etwas von unſerm Sein und Thun in Würzburg zu ſagen. Wir wohnen in einer der beſten Straßen gegen Mittag, wo uns immer der freundliche Himmel freundlich ins Herz ſpricht — die alten Jenenſer ſchließen ſich ſehr an uns an, vorzüglich Paulus, ob es Neigung oder Noth iſt, unterſuche ich nicht; ſo lange ich mich gut dabei befinde, frage ich nicht, nach welchem Motiv ſie handeln. Sie kennen ſie, wiſſen, daß ſie ſehr liebenswürdig ſein kann, und ſo zeigte ſie ſich jetzo mir, wirkt alſo dadurch angenehm auf mich und meine Laune. Vertrauen kann man nicht zu ihr faſſen, weil ihr nichts wichtig und lieb iſt als ihr eignes Ich; ſie lebt hier aber ganz anders als in Jena, viel geſelliger, weiblicher; auch ihn bringt ſie dadurch mehr unter die Menſchen, was gut für ſeine Geſundheit iſt. Uebrigens iſt er auch der alte Paulus noch, der ſo heimlich ſeinen Weg geht, der aber mit allen Leuten gut auskommt, außer mit Schelling: an dieſer Fehde mußte er mit Theil nehmen, denn die Weiber ſchürten ſo lange, bis es lichterloh brannte; Paulus hätte ſich gewiß ruhig durchgedrückt, ſo ruhten ſie aber nicht eher mit hin und her ſagen, bis denn jeder Theil daran nehmen mußte. Die Schelling,[1] wie ſie her kam, war noch mit der Paulus geſpannt, raiſonniert alſo über die Paulus ganz abſcheulich, weil ſie glaubte, ſich damit rein zu waſchen; ſie mochte aber raiſonnieren ſo viel ſie wollte, ſo konnte ſie weder den Königſtein noch Mainz wegwaſchen, da wußten die Würzburger ſehr gut, was für eine Rolle ſie dort geſpielt hatte. Dieß wurde der Paulus aus Freundſchaft oder Klatſchſucht wieder geſagt; ſie gieng aber doch zur Schelling um des äußern Anſtands wegen, und dieſe Dame ließ ſich dann auch artig finden, daß ſie beide den alten Groll vergeſſend ſich aufs Neue aneinander anſchloßen. So formirten denn die Madam Schelling, Paulus, Hoven, Hufeland eine hübſche Quadrille, bis die Schelling ihre Herrſchſucht wieder lebendig werden und wirken ließ. Das war nun freilich hart für die Damen, die alle ſelbſt ſehr klug ſind; das Reich zerfiel alſo zum zweiten Mal und ſteht nun in öffentlicher Fehde gegeneinander. Wie ich hierher kam, wurde ich mit nichts als mit Grobheiten, Anmaßungen und Lügen, die die Schelling alle ſollte begangen haben, unterhalten, am meiſten iſt aber die Hoven wüthend auf ſie; die wird nicht fertig, von der Heldendame zu reden, ſo daß ich wirklich dieſes unerſchöpflichen Themas wegen wenig noch von ihr weiß, als daß ſie ſehr von der Frau Luzifern muß gemißhandelt worden ſein, und darinnen wohl auch der Grund mit liegt, daß es ihr hier nicht gefällt. Dieſe iſt ſehr unzufrieden mit Würzburg, freilich mag ſie in Ludwigsburg eine angenehmere Lage gehabt haben, um deßwillen ſie die hieſige nicht lieb gewinnen könne; nur iſt daran das arme Würzburg unſchuldig. Hufelands befinden ſich ſehr gut, er geht nicht mehr ſo ängſtlich auf der Bahn der Kunſt und Aeſthetik, ſondern erlaubt ſich auch zuweilen wie ein guter ehrlicher Würzburger zu ſein und zu leben, was ihm aber recht gut ſteht, und wir meinen oft, daß wenn wir ihn ſo in der Natürlichkeit ſehn, es ſtehe ihm beſſer, als wenn er ſo par force der Kunſt huldigt; ſie iſt ſich gleich geblieben, ich bin ihr gut und gehe gerne mit ihr um. Kürzlich hat ſich das ſchöne Kleeblatt der Conſiſtorial-Räthe geformt. Martini iſt angekommen; ob er der Kirche eine neue Kerze anzünden wird, dieß ſollte man kaum glauben, doch hat er eine nette Frau mitgebracht, dieß iſt mir wenigſtens genug.

---

[1] Niethammer, geb. 1766, ſeit 1793 in Jena Docent und Profeſſor der Theologie und Philoſophie, war 1804 von der neuen bayeriſchen Regierung mit den Juriſten Hufeland, Paulus, Schelling nach Würzburg berufen. Da die Mißhelligkeiten der Neuberufenen oder vielmehr ihrer Frauen ſchon in v. Hovens Biographie, Nürnberg 1840, beſprochen ſind, tragen wir kein Bedenken, die Briefe der Betheiligten bekannt zu machen. Schiller gab Niethammers am 14. Auguſt 1804 einen herzlichen Empfehlungsbrief mit, Hoven S. 386.

---

[1] Geborne Michaelis aus Göttingen, an Dr. Böhmer in Mainz verheirathet, ſaß wegen ihrer Betheiligung an dem Mainzer Freiheitsſchwindel auf dem Königſtein, war dann mit A. v. Schlegel, zuletzt mit Schelling verheirathet.

Beinah ſchäme ich mich meiner Zufriedenheit, daß ich das alte liebe Jena, wo ich ſo manche hohe Freude, manchen herben Schmerz genoſſen und gelitten habe, ſo bald vermiſſen kann; denn aufrichtig, ich fühle mich recht zufrieden hier: meine häusliche Einrichtung hat ſich ganz nach meinem Wunſche gemacht, alle Lebensmittel ſind beſſer als in Jena, und nicht nur nicht theurer, im Gegentheil wohlfeiler; freilich hat man mehr Gelegenheit, Geld auszugeben, aber deßhalb wenn man ſo lebt wie man gelebt hat, kann man mit eben dieſem Gelde auskommen, dieß braucht uns alſo auch keine Unruh zu machen; was die Menſchen betrifft, bin ich freilich noch fremd, doch der Niethammer, den ſeine Geſchäfte ſchon in einen größern Kreis führten, iſt ſehr zufrieden, er wird mit Achtung und Vertrauen aufgenommen, wodurch er rechte Liebe für ſeinen Wirkungskreis bekömmt und mit allen Kräften für die gute Sache arbeitet.

Wenn ich auch Alles preiſe und rühme, ſo kann ich dieß unmöglich von unſrem Theater, ohne unter die ſtrengen Kritiker zu gehören, daß hier die Kunſt nicht auf der Bühne weilt; ſie wird auch freilich nicht oder nur von Wenigen geſucht, Graf von Soden ſucht durch das Theater Geld zu gewinnen, aber nicht die Kunſt hier einzuführen, und das Würzburger Publikum, freilich nicht verwöhnt durch ein Weimariſches Theater, findet und ſuchet Kurzweil, uns Verwöhnten iſt es gemein und langweilig.

Ich wünſche wohl zuweilen nur eine halbe Stunde bei Ihnen zu ſein, um mich deutlich zu überzeugen, daß Sie mit allen Ihren Lieben geſund ſind; zuweilen ſind wir auch beſorgt um Schiller, weil wir noch keine Nachricht von ſeiner gänzlichen Geneſung haben, ich bitte Sie dringend, uns bald die Gewißheit ſeiner völligen Herſtellung zu ſchenken. Gedeiht das liebe neue Geſchöpfchen ſchön unter Ihrer mütterlichen Liebe und Pflege? Die großen Kinder küſſen Sie von mir und meinem Julius. Der Ludwig[1] iſt nicht mehr bei uns, vorige Woche haben wir ihn in die zärtliche Liebe und Aufſicht ſeines Onkels nach Windsheim gebracht, wo er ſehr gut für Körper und Geiſt verſorgt iſt, deßhalb habe ich ihn auch mit der größten Herzensruhe von mir gelaſſen.

Sie werden nun wohl bald recht ſchöne Feierlichkeit haben, wenn die längſt erwartete Großfürſtin kommt! Sie werden mir doch auch eine kleine Schilderung davon mittheilen, ich ſehe ſie auch noch als meine Landesfürſtin an; wir wollen auch auf ihr Wohl die Gläſer anſtoßen und ihr vom Herzen wünſchen, daß es ihr in ihrem neuen Reich ſo gut gefallen mag als uns in unſrer kleinen beſchränkten Wohnung.

Endlich iſt es Zeit zu enden und Ihnen nur noch zu ſagen, daß mir Ihre Freundſchaft ein ſüßer Gedanke iſt. Sagen Sie Schiller, daß ich oft mit frommem Herzen für ſeine Erhaltung betete. Auch Ihrer Schweſter mein Andenken

Ihre

N. Niethammer.

---

[1] Döderlein aus der erſten Ehe, der berühmte Philolog und Schulmann, der im Jahr 1863 in Erlangen ſtarb.

X.

Heinrich Eberhard Gottlob Paulus,

geboren den 1. September 1761, geſtorben den 10. Auguſt 1851,

und

Frau Caroline,[1]

geboren den 14. September 1767, geſtorben den 11. März 1844.

An Schiller.

Endlich, liebſte Beede, iſt unſer Wunſch erfüllt und heute Mittag ein Mädchen, das ſeiner kleinen Mutter vollkommenes dicklichſtes Ebenbild iſt, nur mit ziemlicher Größe und Stärke ſeinen ſichtbaren Lebenslauf angetreten hat, bei uns erſchienen. Wenn Sie es nur gleich ſehen könnten. Es iſt gar ein hübſches Püppchen.[2]

Und nun, liebſte Beede! ſollen Sie dem Kindchen auch durch Formeln ſich ſo nahe verbinden laſſen, als Sie gewiß bald ſeiner ſelbſt wegen im Herzen ihm gut ſein werden, wenn Sie es nur erſt geſehen haben. Schreiben Sie uns doch, wie bald Sie ohnehin hieher kommen würden. Iſt dieß nicht gar zu entfernt, ſo bleibt das Kleine immer indeß eine Heidin. Sollten Sie aber gar zu lange nicht kommen, um bei uns zu bleiben, ſo giebt Ihnen vielleicht der chriſtliche Geiſt, mit dem Sie getauft ſind, eine frühere kleine Hieherreiſe ein, wie Sie uns neulich ſo lieb überraſcht haben. Sollten Sie auch den Tag nicht beſtimmen können und nur auf einige Tage ungefähr anſagen, ſo iſt's recht gut. Und das Taufwaſſer, da wirs doch nicht vom Jordan holen laſſen, hoffe ich, ſoll bald parat ſein, wenn auch Ihre Ankunft unbeſtimmt wäre. Wir wollen neben Ihnen noch Reinholds und Griesbachs bitten, Sie wiſſen ſelbſt nach welchen Verhältniſſen.

---

[1] Mit Schiller zu Anfang ſeines Jenaer Aufenthalts ſehr liiert. Mit der Frau, „einem neckiſchen Weſen" (Goethe an Schiller 849), hatte das Verhältniß Lottens bald aufgehört, intim zu ſein (Hennes S. 56), da ihr Benehmen und ihre Natur von einander abwichen. Doch blieb die freundſchaftliche Verbindung ungeſtört. Herzliche Briefe von Paulus aus den Jahren 1813 und 1814 theilt Reichlin-Meldegg, H. Paulus und ſeine Zeit. II Bände. Stuttgart 1853. II, 258—60 mit.

[2] Geſtorben den 5. Mai 1847.

Alles übrige mündlich. Mit tauſend Küſſen von uns Beeden und auch ſchon von dem allerkleinſteſten Kußmäulchen.

Der Ihrige

Paulus.

Jena, den 3. September 1791.

Einen Boten, wie Schmid, verdient unſere Kleine. Durch ihn ſollen Sie, liebſte Beede! wenigſtens ein bischen Nachricht von ihr haben. Wäre ſie 16 Jahre älter, ſo käme ſie vielleicht ſelbſt mit dem braven Pſychologen.

Die chriſtliche Waſchung gieng letzten Montag vor; durch Herrn Mezel, weil Oemler ſchon ein Aergerniß an unſrem Warten genommen hatte und nun auch nicht kommen wollte, wenn wir wollten. Nun deſto beſſer! Sie, liebſte Beede haben alſo nun Ihr kleines gutes Pathchen in beſter Form, mit Kreuzen und Segen geweiht und mit hübſchen Namen geziert. Denn ſie heißt Caroline, Friederika, Sophie, Charlotte, Amalie, Eberhardine, Eleutherie. Möchten Sie ſie doch bald recht geſund und wohl herzen können. Liebſter, beſter Schiller! ſeien Sie doch ja fein recht ſkrupulös genau, in Allem, was Ihnen verträglich ſein kann und laſſen Sie ſich doch ja nicht durch irgend eine äußere Gêne zu einiger Anſtrengung zwingen.

Meine beſten Wünſche und tauſend Küſſe vom Mütterchen. Leben Sie wohl, meine Theuerſten!

Ihr

W.

Jena, 15. September 1791.

(Würzburg), den 11. März (1804).

Ich und der Vater ſind dieſen Winter recht geſund und wohl, beträchtlich wohler als in Jena geweſen; dieſer Vortheil überwiegt bei weitem alles Nachtheilige, was man mit Recht über Würzburg ſagen könnte. Die Menſchen haben wenig Bildung, wenig natürlichen Verſtand, und dabei eine Trägheit, die ich an einem Ort, wo der Steinwein wächſt, nicht vermuthet hätte.

Daß wir mit Hovens in einem Hauſe[1] wohnen, macht uns ſehr glücklich. Sie iſt beinahe mein einziger Umgang, denn ich bin ſeit einiger Zeit wieder ganz zu meiner alten ſtillen Lebensweiſe zurückgekehrt, weil ich gar zu ungern in Geſellſchaften gehe, wo man nichts Vernünftiges hört.

Von dem Uebel, wie Schiller zu Hufeland ſagte, ſind wir ſo ziemlich befreit. Dieſe bösartige Natur hat durch eben ſo boshafte als dumm erfundene Lügen über mich die Hoven abhalten wollen mit mir umzugehen; als ſie ſah, daß ihr dieß nicht gelang, ſo wurde ſie gegen die Hoven impertinent, und nun ſehen wir ſie gar nicht mehr. Auch Schelling hat bei dieſer Gelegenheit bewieſen, daß er ein folgſamer Ehemann iſt und daß die böſen Einflüſſe dieſer Madame Luzifer kräftig auf ihn wirken. Es iſt recht gut, daß unſere Wohnung durch eine Kirche von der ihrigen getrennt iſt, wo nach katholiſcher Sitte fleißig geräuchert wird.

Die Hufeland ſehe ich wenig. Es giebt hier ſo viele Caſinos, Maskenbälle, Concerte ꝛc., daß ſie ſelten durch die Langeweile zu mir getrieben wird.

---

[1] Damals noch im Hauptgebäude des Seminariums, ſpäter im [illegible] der Univerſität.

Gegenwärtig iſt Graf von Thürheim[1] hier, ein äußerſt liebenswürdiger Mann, der aus allen Kräften für die Verbeſſerung der Univerſität arbeitet.

Sagen Sie doch Goethe gelegentlich, daß Madame Luzifer ihm die Ehre anthut, auf eine beſcheidene Art merken zu laſſen, daß er unter die Zahl ihrer ſtillen Verehrer gehört. Er wird ſich gewiß auf dieſe Auszeichnung nicht wenig zu gute thun.

Caroline Paulus.

Lange, lange ſchon, verehrteſte Freundin! hätte ich auf Ihre freundſchaftvolle Bewillkommnung in Heidelberg antworten ſollen. Anfangs wollte ich nur ein wenig zuwarten, um Ihnen von Ihrem Herrn Sohn deſto mehr erwünſchtes ſchreiben zu können. Darauf kam die Hoffnung, daß wir bald Sie ſelbſt in dem ſchönen Heidelberger Frühling würden umherführen dürfen. Jetzt, da dieſe verſchwindet oder wenigſtens hinausgerückt ſein ſoll, darf der liebe Carl nicht abgehen, ohne daß ich ihn in Gedanken zu der lieben Mama begleite. Schon ſein Anblick ſagt Ihnen alles erfreuliche. So geſund, natürlich, kräftig, bieder, ſieht ein junger Mann nicht aus, wenn er nicht gerade ſo brav lebt, wie er. Ich habe deßwegen eine herzliche Freude, ſo oft ich ihn ſehe. Wie lieb wird erſt der guten Mutter dieſer — ſeltene — Anblick des wunderbaren Jünglings ſein, dieſe ſichere Gewährleiſtung für das Glück ſeines Lebens! für die Erfüllung Ihrer zärtlichſten Hoffnungen!!

Meine Wenigkeit iſt meiſt bei denen, die einſt gelebt haben. Bei ihnen verſchwindet aller Zwiſt der Zeit und es iſt gar zu angenehm, ſich aus allen Jahrhunderten eine Geſellſchaft zuſammen zu bitten, wie man nun eben eine zu haben gelaunt iſt. Auch meine Geſundheit hält ſich dabei ſo ganz leidlich gut.

Der Ihrige

Heidelberg, den 7. März 1812. H. E. G. Paulus.

---

[1] Kurator der Univerſität.

Präſident. Was iſt dir, mein Sohn? Steh auf! Deine Hand brennt und zittert!

Ferdinand (mit wilder feuriger Empfindung.) Verzeihung für meinen Undank, mein Vater! Ich bin ein verworfener Menſch! Ich habe Ihre Güte mißkannt! Sie meynten es mit mir ſo **väterlich** — O! Sie hatten eine weiſſagende Seele — Jetzt iſt es zu ſpät — Verzeihung! Verzeihung! Ihren Segen, mein Vater!

Präſident (heuchelt eine ſchuldloſe Miene.) Steh auf, mein Sohn! Beſinne dich, daß du mir Räthſel ſprichſt!

Ferdinand. Dieſe Millerinn, mein Vater! — O, Sie kennen den Menſchen — Ihre Wuth war damals ſo gerecht, ſo edel, ſo väterlich warm — Nur verfehlte der warme Vatereifer des Weges — Dieſe Millerinn!

Präſident. Martre mich nicht, mein Sohn! Ich verfluche meine Härte! Ich bin gekommen dir abzubitten! —

Ferdinand. Abbitten an **mir!** — Verfluchen an **mir!** — Ihre Mißbilligung war Weisheit! Ihre Härte war himmliſches Mitleid — — Dieſe Millerinn, Vater —

Präſident. Iſt ein edles, ein liebes Mädchen! — Ich widerrufe meinen übereilten Verdacht! Sie hat meine Achtung erworben!

Ferdinand (ſpringt erſchüttert auf.) Was? auch Sie? — Vater! auch Sie? — Und nicht wahr, mein Vater, ein Geſchöpf wie die Unſchuld? — und es iſt ſo menſchlich, dieſes Mädchen zu lieben?

XI.

Erneſtine Voß,

geborne Boie,

geſtorben den 10. März 1834, im 78. Jahre ihres Alters.

Jena, den 24. October 1803.

Ihre freundliche Zeilen, meine Liebe, haben uns geſtern unendlich gefreut. Wir ſind nicht eitel; aber wo wir lieb haben wie bei Schillers, da thut es uns in der Seele wohl, wieder geliebt zu werden. Wir reden noch von nichts lieber als von den ſchönen traulichen Stunden, die uns Schiller geſchenkt, wir nennen ihn ſo gerne den unſern, und klagen nur darüber, daß Sie nicht dabei waren. Dieſe Stunden ſind wahre Sonnenblicke für uns geweſen, deren wir bedürfen, um uns einigermaßen heimiſch zu fühlen.

Ihre

Erneſtine Voß.

Jena, den 5. November 1803.

Voß ladet Schiller auf ein echt nordiſches Getränk, auf den herzerfreuenden Stahl-Punſch ein; dabei will er ihm von wiederkehrender Jugendkraft erzählen; und gewiß werden wir Weiber gerne zuhören, wenn unſer Geſchäft, die Kolbe zu glühen und die Kanne in Sauſen zu bringen, geendet iſt. Dann klingen wir herzhaft mit an, wenn wir auch nicht herzhaft mit trinken. Wäret ihr unſre Nachbarn, ich führte es heute aus, obgleich auf die

Tafel nichts als eine Leberwurſt kömmt! Auch unſer Heinrich[1] wird jetzt recht ernſtlich wieder geſund, ſonſt könnten wir doch nicht fröhlich ſein. Gerade in dieſer frohen Stimmung hatte Goethe uns getroffen, deſſen Beſuch uns ſehr erfreut. Wir hoffen ihn noch öfterer zu ſehen. Bald ſehen wir uns, kommt ihr nicht zu uns, ſo kommen wir zu euch.

E. Voß.

(Winter 1804.)

Wie gerne kämen wir heute ſelbſt zum Wilhelm Tell, aber Voß iſt gewaltig beſchäftigt, er kann unmöglich abbrechen, wenn die Arbeit, die er unter Händen hat, gelingen ſoll. Ich denke noch mit lebhafter Freude an den ſchönen Tag, den ich bei Ihnen zubrachte; ſeitdem war ich immer nicht ganz wohl, aber der Frühling wird alles gut machen. Künftig ſehen wir uns oft, das iſt ein froher Gedanke, der mit dem Gefühl einer wieder erlangten Heimath uns wieder jung und rüſtig machen wird. Wir grüßen euch beide als liebe Nachbarn und theilnehmende Freunde herzlich.

Ihre

E. Voß.

Heidelberg, den 15. August 1805.

Weil ich es mir ſelbſt verzeihen kann meine Theuerſte, daß ich auf drei ſo herzliche Briefe nicht geantwortet, ſo weiß ich auch ganz zuverſichtlich, daß Sie es mir verzeihen. Dieß feſte Vertrauen auf freundliche Nachſicht iſt eins der ſchönſten Gefühle, das ich mit in die Fremde genommen habe. Ihre Freundſchaft iſt ein heiliger Schatz für uns, wir denken beide nie ohne die innigſte Rührung an die ſchönen Stunden, die wir mit Ihnen in Ihrem einſamen Hauſe gelebt, an den ſchönen Abend im Park, wo gewiß Schillers Geiſt uns nahe war, weil wir alle ſo lebhaft fühlten, daß kein Tod vereinte Seelen ſcheidet! Die ſchöne Ruhe, mit der Sie ihr Schickſal aus Gottes Hand zu tragen ſtreben, hat das Band, was uns bindet, wo möglich noch feſter gezogen! Wir hätten es beide ein Glück genannt, mit Ihnen vereint den Weg des Lebens fortzuwandeln, aber auch dieß ſollte nicht ſein! warum es nicht ſein ſollte, daß ſich hie und da einige Umſtände anders fügten, das weiß nur der, der oft an die kleinſten Umſtände große Dinge knüpft. Wir haben unter den Umſtänden, die uns hieher brachten, nicht anders handeln können, und ſehen mit froher Zuverſicht in die Zukunft, weil wir ſchon jetzt überzeugt ſind, der Wechſel wird uns nicht gereuen.

---

[1] Er [illegible] an der [illegible] (Briefe an H. Voß III. [illegible]).

Was ſo vorzüglich wichtig für Voß iſt, ſind die herrlichen Spaziergänge im Schatten, die einem ſelbſt in der Stadt nahe liegen. Alle die unendlichen Berge und Hügel, die man nicht ſchöner geformt ſehen kann, ſind vom Fuß bis zur Spitze angebaut. Hohe Berge mit Kaſtanien- und Obſtbäumen, Wein, Gemüſe, Korn, alles in der ſchönſten Miſchung. An der Landſtraße Alleen von Nuß- und Obſtbäumen.

Wir gehen gar zu gerne allein ſpazieren und entdecken neue Schönheiten; man braucht nur bei jedem Schritt Auge zu ſein, ſo überraſcht einen etwas neues. Lauben, wie man hier allenthalben findet, träumt man ſich kaum. Einen großen Birnbaum mit geſenkten Zweigen, in den von unten bis zur Spitze der Wein rankt! ich möchte immer laut jubeln. Sie meine theure Lotte, ſollen uns noch die Freude machen und ein Weilchen mit uns leben, wenn wir erſt ein eignes Haus haben, und einen Birnbaum, in den der Wein rankt, dann ſollen Ihre und Schillers Kinder um uns herum ſpielen, und wir wollen der Gegenwart genießend von Vergangenheit und Zukunft reden. Wir haben ziemlich nahe Ausſicht, ein Haus zu bekommen, und wollen unſere Mobilien für beſtimmte Plätze machen laſſen, denn es iſt unſer ernſter Wille, hier Wurzel zu ſchlagen und zu gedeihen. Die Menſchen ſind recht gutartig hier. Leichter fröhlicher Natur und ſehr zuvorkommend. In einigen Familien iſt uns ſchon recht wohl geworden.

Voß fängt doch den Vormittag ſchon wieder an zu arbeiten, und ich thue auch manchmal, als ob ich fleißig bin. Voß dankt es Ihrer Schweſter und Ihnen noch ſehr, daß Sie ihm zu einem Beſuch in Eiſenach den Rath gaben. Er hat in jedem Betracht die größte Urſache, mit ſeiner Aufnahme zufrieden zu ſein. Die Großfürſtin hat ihn angezogen, wie ſie alle Menſchen anzieht; ſie hat ihn dringend gebeten wiederzukehren, und nicht in Jena, ſondern in Weimar zu wohnen, ſo auch der Erbprinz, ja ſelbſt der Herzog, und alle mit der väterlichſten Freundlichkeit. Auch Ihren Herrn Schwager, den er dort zuerſt geſehen, hat er ſehr lieb gewonnen. Dieß alles hat meinem Voß ſehr wohl gethan, recht von Herzen wohl! er hatte auf einen ſolchen Empfang nicht gerechnet. Sonderbar genug iſt es, daß es ſich ſo hat fügen müſſen, daß Voß gerade beim Abſchied den erſten Beſuch machte, und doch gieng alles ſo natürlich zu; er hatte es durchaus nicht in ſeiner Gewalt, früher zu thun, was er gerne früher gethan hätte. Mit Goethe ſind wir gerade da ſtehen geblieben, wo wir ſtanden, als ich Sie zuletzt ſahe. Es iſt auch nicht eine Silbe von unſerem Wegziehen geredet. Es iſt nicht ein herzliches Wort geſprochen. Goethe iſt nicht beſtimmt, das wohlthätige, was herzliche Verbindung geben kann, ſich zu eigen zu machen; ich beneide auch ſeine einſamen Stunden nicht, denn er muß doch manchmal eine dunkle Ahndung davon haben, daß es nicht gut iſt, daß der Menſch allein ſtehe. Ich habe auch keine Sehnſucht nach ſeiner Nähe; mir iſt gottlob die Welt noch nicht wieder ſo eng geweſen, als in ſeinen Zimmern!

E. Voß.

(1810.)

Es iſt mir noch wie ein Traum, daß Sie mit den lieben Kindern unter uns lebten. Das Herz fühlt aber, es ſei mehr als ein Traum. Wir rechnen es für einen großen Gewinn, daß wir uns durch Zuſammenleben näher gekommen ſind, und hoffen mit herzlicher Zuverſicht, daß auch Ihnen unſer Andenken ein Gewinn fürs Leben ſei, wo man auf ſo vieles ſtößt, das man nicht des Anſchließens werth hält.

Ihre treue E. Voß.

Heidelberg, den 25. Februar 1811.

Wir ſind jetzt alle recht heiter, denn auch Heinrich iſt vollkommen der Alte. Es hat ſich ſehr langſam mit ihm gemacht. Vater und Sohn arbeiten rüſtig zuſammen, und daran hat die Mutter Freude und geht nicht aus dem Hauſe, als wenn es beſtimmt ſein muß. Vor wenig Tagen ward Voß ſechzig Jahr! Das war ein recht froher Tag, der mit ſchönen, ſelbſt gezogenen Blumen und Gläſerklang gefeiert ward. Wie Wenige haben auf dieſer Stufe eine ſo rüſtige Kraft des Leibes und der Seele und ein ſo warmes, jugendliches Herz. Er ſagte zu mir: Die ſechzehn Jahre bis zur goldenen Hochzeit habe ich noch recht Muth durchzumachen, wenn du nur bei mir bleibſt! Dieß habe ich mit freudigem Handſchlag verſprochen, wenn es Gottes Wille iſt, und ich hoffe, es wird Gottes Wille ſein. Er hat uns ja bis jetzt ſo viel Gutes, in uns ſelbſt und in unſern Kindern zugemeſſen, worauf wir kaum zu rechnen wagten!

Bis Rudolſtadt kommen wir auch dieſen Sommer. Die Holſteiner Reiſe führen wir nicht aus, weil ſie zu unſerer Erheiterung jetzt nicht dienen kann. Allenthalben, wo wir hinkommen, finden wir Umwandlung der gegenwärtigen Exiſtenz, und in jeder Familie die erſte Beſtürzung des Fügens in ganz neue und ungewohnte Verhältniſſe.

Overbeck,[1] der neulich auf ſeiner Reiſe nach Paris hier war, hat uns ſelbſt dringend gebeten, nicht zu reiſen. Sein Anblick ging uns dießmal recht durch's Herz. Er muß jetzt danken für das, was ſein ganzes Sein untergräbt. Ein Mann, der ſo von ganzer Seele für das Wohl des Ganzen wirkte und ſchon ſo viel Gutes gedeihen ſah, was er ſelbſt baute und mit Liebe pflegte! Etwas beſſer wird es vielleicht noch, wenn erſt Alles geordnet iſt.

Ihre

E. Voß.

---

[1] Der Vater des Malers.

Heidelberg, den 30. December 1811.

Seit wir uns ſahen, war es immer helle bei uns, deß freuen Sie ſich herzlich. Zu kurz war unſer Sehen für dießmal, aber wir freuen uns doch noch oft des ſchönen Tages, den Sie uns mit der lieben Schweſter ſchenkten; er gehört mit zu den freundlichſten Erinnerungen unſerer Reiſe. Dießmal widerſtand es unſerem Gefühl, nach Weimar zu kommen, weil Goethe ſo kalt, ſo ſteif war. Voß hätte doch zu ihm gehen müſſen, und wer ſieht ſo was gerne mehr als einmal? Einmal iſt faſt ſchon zu viel, beſonders wenn man ſich keiner Veranlaſſung dazu bewußt iſt. Wie ſolches Benehmen in einem fühlenden Herzen Platz einnehmen kann, verſtehe ich nicht, und manchmal hat er doch, als wir Nachbarn waren, ein Herz ſelbſt uns nicht verhehlt. Es wird mir jetzt weit ſchwerer als vor der Reiſe, das Bild des liebenswürdigen Goethe in meine Seele zurückzurufen; den Schaden fühlt er nicht, aber ich fühle ihn wenigſtens noch eine Weile. Sonſt waren die Nachgefühle dieſer herrlichen Reiſe ungetrübt, ſo daß ſie uns noch leben. Es geht nichts von Allem verloren, das fühlen wir recht, wenn wir in unſern traulichen Stunden Alles wieder auffriſchen. Einen der herrlichſten Genüſſe hat mir die nähere Bekanntſchaft Ihrer lieben Mutter gebracht. Dieſe herrliche Frau müſſen wir einmal mit einander recht durchloben! Aber durch reine Liebe loben wir ſie am meiſten, und darin will ich mit Ihnen wetteifern.

Nennen Sie mich aber auch nicht zu keck! Ich kann ihr auch keinen andern Namen als den allgemeinen: der lieben Mutter, geben! So heiter, ſo theilnehmend, ſo freundlich habe ich nie etwas beiſammen geſehen.

Wenn ſie doch Wort hielte und einmal eine Zeitlang mit Ihnen bei uns lebte. Schon in Gotha wollte ich ihr ſchreiben, aber ich fühlte, daß es nicht in Worte ſich fügen wollte, was mein Herz erfüllte. Da nehmen Sie es nur auf ſich, dieſen reinen Herzensdank für alle Freundlichkeiten darzubringen, den wir ihr und der herrlichen Fürſtin ſo gerne fühlbar machten für alle kleinen und großen Freundlichkeiten; für die kleinen, die am meiſten zu Herzen gehen, iſt der Dank gerade am ſchwerſten, und er ſtrebt doch ſo lebendig, ſich auszuſprechen. Die letzte Stunde des Abends, als wir zuſammen am Fenſter ſtanden und von oben herab über ſo viel ſtilles Schönes ſprachen, was die Fürſtin durch ſich und durch die liebe Mutter thut, iſt mir eine der unvergeßlichſten. Die Zeiten müſſen wiederkehren, dann führt mich auch die liebe Mutter in's Eckhaus, wo die Mädchen zu ſtillen Tugenden erzogen werden. Wir haben eine unbeſchreibliche Sehnſucht, die herrliche Fürſtin einmal einen Tag in unſerer Burg zu bewirthen; wir glauben mit Zuverſicht, es ſoll ihr ungefähr ſo zu Muthe ſein bei uns, wie uns bei ihr! Der Abraham iſt wahrlich ein Glückskind zu nennen, unter ſolchen Einflüſſen zu leben. Wären Voß und ich als junge Leute in ſolche Lage gerathen! Das malen wir uns oft aus, aber ſagen doch am Ende: der liebe Gott wußte es doch wohl beſſer, daß es zu unſerem Wohl nöthig war, durch mancherlei Dornen und ungebahnte Wege in eine ruhige Ebene zu gelangen. Wir ſind auch ſo dankbar, daß wir jetzt Alles ſo licht und eben um und vor uns ſehen. In dieſer ſchönen ernſten Stimmung lebe ich gar zu gerne, beſonders am Schluſſe des Jahrs, wo man ſo gerne Gutes und nicht Gutes gegen einander abwägt.

Heinrich war einige Monate etwas leidend, aber bei weitem nicht in dem Grade, wie Sie ihn geſehen. Seine Heiterkeit und der Glaube an baldige Beſſerung hat ihn nicht verlaſſen, auch hat ihn die Schlafſucht nie überwältigt. Jetzt fängt er wieder an zu eſſen und mit Luſt zu arbeiten, ſeine zwei Spaziergänge jeden Tag hat er nie verſäumt. Er iſt gar brav in ſeinen Verhältniſſen zu uns und macht uns das Zuſammenleben mit ihm faſt unentbehrlich; doch können wir den Wunſch nicht unterdrücken, daß er auch bald ein Haus baue, weil wir noch da ſind, denn er iſt für's häusliche Leben geſchaffen, mehr als er ſelbſt denkt. Voß tröſtet mich immer damit, ſeine rechte Stunde habe noch nicht geſchlagen!

Wir reden nicht mehr mit ihm über dieſen Punkt, weil wir deutlich fühlen, daß es nicht gut auf ihn wirkt. Oſtern geht er wieder zum Truchſeß, das wird ihn vollends geſund machen. Vom Truchſeß ſollte ich Ihnen erzählen! Da fände ich heute kein Ende, wenn ich es mir recht machen wollte, und am Ende wäre es doch nicht, was Sie befriedigte. Das iſt wahrhaft ein Mann aus der alten Kernzeit, der aber mit der jetzigen fortſchreitet, ſo weit es löblich iſt. Man iſt gleich zu Hauſe bei ihm und leidet, ohne ſelbſt zu wiſſen wie, Alles mit, was einen umgibt. Seine Geſpräche gehen auf eine eigene Weiſe zu Herzen, ſelbſt die leichteſten Scherze. Seine Anlagen, in denen er ſo gerne herum fährt, ſind der reine Abdruck ſeiner Seele; man hat Achtung für die kleinſten ſeiner Inſchriften, weil alle Spielerei entfernt iſt. Eine ganz eigene Art, die Hand zu drücken, hat er, wenn man etwas mit Wärme bemerkt und ſagt, was ihm gefällt. Aus vier Tagen, die wir dort ſein wollten, wurden unbemerkt elf, und es ſchien uns nicht zu viel, als wir von ſeinem Segen geleitet abfuhren. Mich hat er zu ſeiner Zwillingsſchweſter angenommen, worauf ich ſtolz bin. Voß ſollte nicht Bruder heißen, es ward ein anderes Wort geſucht. Ein Wort von Voß machte ihm unbeſchreibliche Freude. Beide erzählten ſich aus ihrem Leben die Hauptzüge mit lebendigem Intereſſe. Da fand es ſich denn, daß Voß gerade in dem Jahr, als Truchſeß von einem höchſt elenden Hofmeiſter geleitet nach Gießen ging, in eine ſehr drückende Lage als Hofmeiſter zu einem Landedelmann in Mecklenburg gerieth. Warum, ſagte Voß, bin ich nicht Euer Hofmeiſter geworden, da wären wir ja Beide glücklich geweſen. Wie hat er ihn bei dieſen Worten geherzt und gedrückt und es immer von neuem wiederholt. Ihm vorzuleſen iſt ein rechter Genuß, wie lebendig er Alles auffaßt und feſthält. Wie muſterhaft ſpricht der glückliche Zuſtand ſeiner Bauern für ihn, die er an Leib und Seele verwahrloſt übernommen. Wie einzig in ſeiner Art iſt ſein Verhältniß zu ſeinen Hausgenoſſen, die eigentlich ſeine wohlverſorgte Familie heißen können, obgleich keiner die Grenze des Anſtandes überſchreitet. Das Ganze wird durchaus von ihm geleitet, ſelbſt die Küche, ohne daß er je hinein guckt oder Männerwürde verletzt. Für Bequemlichkeit und Behaglichkeit iſt auf alle erdenkliche Art geſorgt. Die kleinen Freundlichkeiten gehen in's Unendliche, und ſie ſind immer ſo angebracht, daß ſie dem Geber mehr zum Bedürfniß waren, als ſie dem ſind, der ſie annimmt. Man fühlt ſich in ſeiner Nähe ſo fern von Allem, was dem Staub anhaftet, ſo durchdrungen von der Sehnſucht, gut und brav zu ſein. Die ganze Lebensweiſe dieſer fränkiſchen Ritter (wir haben mehrere Burgen beſucht) hat für uns etwas beſonders Anziehendes, weil ſie ſich ſo ſehr der der Ditmarſchen Bauern nähert, unter denen wir oft ſo glücklich waren. Davon erzähle ich Ihnen auch einmal. Sein Verhältniß zu ſeinem Bruder iſt auch einzig. Dieſer Bruder ſcheint für den erſten Anblick ein roher Jagdjunker, aber wie ſchämt man ſich nach zweien Tagen dieſes raſchen Urtheils! Deſſen Haus und Hausweſen und Gartenanlage iſt in einem faſt entgegengeſetzten Ausdruck Original, aber eben ſo mit Verſtand und Liebe angelegt und ausgeführt. Man wird feſtgehalten hier und dort, und jeder hat die ausgedehnteſte rührendſte Theilnahme an den Liebſchaften des andern. Doch neigt der ältere ſein Haupt tief vor dem jüngeren in der natürlichſten Stellung. Wenn wir einmal vorzüglich artig geweſen ſind, ſo belohnen wir uns mit einer Reiſe zum einzigen Truchſeß! Er hat auch verſprochen, einmal bei uns zu hauſen, nur trennt er ſich ungern von ſeiner Burg. Hätte der Mann den völligen Gebrauch ſeines Gehörs und Geſichts, wie viel glücklicher wäre er dann, aber er trägt beides mit ruhiger Heiterkeit. Meiſtens muß er ſich mit ſeinem ſchlechten Vorleſer begnügen, und ehe die Sonne anfängt zu ſinken, kann er das Wenige, was er von ſeinen ſchönen Anlagen ſieht, auch nicht einmal ſehen. Die mühſelige ſchriftliche Unterhaltung mit ſeinen Freunden drückt ihn am meiſten. Das harte Schickſal unſers Jakobi hat uns tief betrübt. Man fühlt es ſtärker, wenn man die ſchönen Verhältniſſe mit Augen ſah

Die Eltern lebten einzig in dieſem hoffnungsvollen Jüngling, der aber ſchon lange den Keim des Todes in der Bruſt trug; er ſah elend aus und war ſo ſchnell aufgeſchoſſen. J. v. Neveu, der den Sommer bei uns war, ſchrieb neulich an Voß, Jakobi wäre zu einer gewiſſen heitern, ruhigen Ergebung gelangt, er lebte in der Vergangenheit und der tröſtenden Zukunft, die Mutter hingegen wäre für keinen Troſt empfänglich. Die arme Mutter! Sie iſt ſehr lebhaft und ſah in ihm eine kräftige Stütze für's Alter, nun ſteht ſie ganz einſam, wenn Jakobi zur Ruhe geht! Ganz einſam iſt auch ſchrecklich! Das Schickſal der armen Louiſe Wieland hörte ich zuerſt von Ihnen, nachher umſtändlicher durch die Griesbach. Gott ſei Dank, daß Vater und Tochter ſo vollkommen hergeſtellt ſind. Die Geduld und Ruhe, mit der dieſe reine Seele ſo ſchweres Leiden ertrug, hat mich unbeſchreiblich gerührt, aber man traut es ihr vollkommen zu, wenn man eine Weile mit ihr gelebt hat. Grüßen Sie ſie recht herzlich von uns Beiden, und ſo bald ein Exemplar der neuen Ausgabe der Louiſe in Ihren Händen iſt, fragen Sie dieſe unſere Lieblinge, ob ſie auch eins bekommen, beſtellt iſt beides beim Verleger. Ihr Karl iſt recht heiter von ſeiner Schweizer Reiſe zurückgekehrt, er hat uns mancherlei erzählt, obgleich es noch immer etwas ſchwer hält, ihn zu einem traulichen Geſpräch zu bringen; er lebt ſtill und ruhig, und ſein freies offenes Auge ſagt, daß er ſeine Zeit gut anwendet.

Voß iſt dieſen Winter ganz unbeſchreiblich fleißig; er wollte erſt an ſeine alte Geographie gehen, kam aber auf eine eigene Art davon ab und gerieth an den Ariſtophanes. Die übermüthige Vorrede, die Wolf zu der Ueberſetzung der Wolken gegeben, machte ihm zuerſt Luſt, eine Scene zu verſuchen; ſeine eigene Freude an der Arbeit und unſere Bitten halten ihn feſt dabei, und nun kann er gar nicht ablaſſen. Die Heiterkeit, die er bei jeder Arbeit hat, iſt wirklich etwas Einziges in ihrer Art, ſie theilt ſich gleich jedem mit, der ihm naht. Vor fünf weckt ihn ſchon die Sehnſucht, und Abends um acht iſt er ſelten fertig, wenn die Teller klappern.

Präſident. Sage ſo: Es iſt Verbrechen, es nicht zu lieben!

Ferdinand. Unerhört! Ungeheuer! — Und Sie ſchauen ja doch ſonſt die Herzen ſo durch! Sahen Sie noch dazu mit Augen des Haſſes! — Heuchelei ohne Beyſpiel — Dieſe Millerinn, Vater! —

Präſident. Iſt es werth, meine Tochter zu ſeyn! Ich rechne ihre Tugend für Ahnen, und ihre Schönheit für Gold. Meine Grundſäze weichen deiner Liebe — Sie ſey dein!

Ferdinand (ſtürzt fürchterlich aus dem Zimmer.) Das fehlte noch! — Leben Sie wohl, mein Vater! (ab)

Präſident (ihm nachgehend.) Bleib! Bleib! Wohin ſtürmſt du? (ab)

Sechste Scene.

Ein ſehr prächtiger Saal bey der Lady.

Lady und Sophie (treten herein.)

Lady. Alſo ſahſt du ſie? Wird ſie kommen?

Sophie. Dieſen Augenblick! Sie war noch im Hausgewand, und wollte ſich nur in der Geſchwindigkeit umkleiden.

Lady. Sage mir nichts von ihr — Stille — wie eine Verbrecherinn zittre ich, die Glückliche zu ſehen, die mit meinem Herzen ſo ſchrecklich harmoniſch fühlt — Und wie nahm ſie ſich bey der Einladung?

Doch darf ich in der Zwiſchenzeit nahen, wenn ich will, und muß ſogar manchmal eine Stimme für dieſen oder jenen Ausdruck geben. Die Dämmerungsſtunde bleibt für andere Geſpräche, wenn ſie auch zuweilen etwas gekürzt wird, Abends nach Tiſch iſt der Kopf frei; er iſt jetzt ſchon am dritten Stück. Mich zieht dieſe Arbeit auch gewaltig an, wenn ich nur über gewiſſe Unſauberkeiten hinweg könnte. Das Leben, das darin herrſcht, geht über alle Beſchreibung, man wird gleich hinein geſetzt, als ob die Menſchen vor einem ſtänden. So geht der Winter ſchnell und heiter vorüber. Auch in meinem Zimmer geht es nicht unfleißig her, zum Lohn dafür blühen Roſen und andere Blumen.

Ihre treue Freundin

E. Voß.

Heidelberg, den 9. März 1823.

Sie zürnten mir nicht, verehrliche Freundin, daß ich Ihren herzlichen, theilnehmenden Brief bei unſerer harten Prüfung unbeantwortet ließ. Gewiß, ich habe die Art, wie Sie mit uns getrauert, von ganzer Seele empfunden, aber ich war erſchöpft, durchaus erſchöpft von der langen Anſtrengung, dem unausſprechlich Leidenden mit heiterem Geſicht Stütze und Troſt bis zum letzten Augenblick zu ſein. Voß hat redlich dieſe Pflege mit mir getheilt und iſt der Starke geweſen, der ſich und mich gehoben hat, mit ſtiller Ergebung zu tragen, was Gott ſendet. Was wir verloren, was wir entbehren, das können Wenige mit uns empfinden. Aber unſer Ziel iſt ja nicht mehr fern, wo wir wieder finden, was uns voran ging, und erfahren, warum dieſer Weg der beſte war! — Voß iſt wohl und mir geht es leidlich. Wir ſehnen uns herzlich nach dem Frühling, wo wir unſere Kinder in Offenburg und in Kreuznach beſuchen wollen; wir fühlen Beide, daß wir dieſer Zerſtreuung bedürfen für Leib und Seele, obgleich wir uns auch fürchten für die Heimkehr, wo ſonſt der treu liebende Sohn uns empfing. Jetzt bitte ich Sie recht herzlich, ſchreiben

Sie mir mit erſter Poſt einige Zeilen über unſern Goethe. Möge es Gottes Wille ſein, daß er wieder geneſe und noch eine Zeit lang unter uns weile. Die Zeitungen geben ſo unbeſtimmte Nachrichten und nicht alle Tage; wir wollten ſo gerne genau wiſſen, wie viel zu hoffen iſt, recht beſtimmt, wie weit die Gefahr überſtanden. Einen Abend nahm man alle Hoffnung, die letzte Nachricht ſprach von überſtandener Gefahr. Wie lebhaft dachten wir in dieſer Zeit jeder ſchönen Stunde, die wir ihm danken, jedes Zeichens der Liebe, wodurch er unſers Sohnes Herz an ſich gefeſſelt. Sie werden uns ſehr erfreuen, je ſchneller je beſſer. Wir hielten ihn noch ſo gerne feſt auf dieſer Erde, wo noch ſo manches Gute zu wirken iſt; die Wenigen, die dieſen höheren Beruf fühlen und zu ſchätzen wiſſen, ſchweben in Angſt und Sorge, wenn einer, nach dem ſo Viele blicken, in Gefahr ſchwebt, abgerufen zu werden.

Möge er in Beſſerung ſein, der liebe Goethe! Gott ſegne jede Mittel, die helfen. Könnte herzliche Theilnahme retten, ſo würde er bald wieder friſch und freute ſich ſeines Lebens und Aller, die ihn lieb haben.

Ihre

Erneſtine Voß.

XII.

Heinrich Voß,

geboren 1779, geſtorben 1822.

Weimar, den 28. Juni 1805.

Wie ſoll ich Ihnen für das Geſchenk des Stehpults und der Pfeiſe danken! Wie mir Karl die Pfeiſe brachte, ich wußte dem guten Jungen nichts zu ſagen, ich war zu ſehr gerührt. Das Stehpult ehre ich täglich durch würdigen Gebrauch. Es hat einen unendlichen Werth für mich. An dieſem Pulte arbeite ich gerne ſtehend, was ich ſonſt vielleicht nicht ſo häufig und auf Unkoſten meiner Geſundheit gethan hätte. Jetzt bin ich ſchon ſo daran gewöhnt, daß ich nur ſelten ſitze.

Jakobi, der liebenswürdige Mann, iſt hier ſeit fünf Tagen und bleibt bis Montag. Geſtern und vorgeſtern brachte er in Jena bei meinen Eltern zu. Ich beſuche ihn alle Morgen. Ich habe ihm viel von Ihnen und von den Kindern erzählt. Seine Liebe und Verehrung für Schillern iſt ſehr groß, und deßhalb thut es mir leid, daß er nicht früher kam und noch Sie, gnädige Frau, hier fand. Er hat es bei Goethe glücklicher getroffen[1] als meine Eltern,[2] denn jetzt iſt Goethe um Vieles heiterer.

Goethe hat vorigen Sonnabend einen Anſtoß ſeiner Krankheit gehabt, aber ſchon wieder ſchwächer als das letztemal. Starke

---

[1] Düntzer, Freundesbilder.

[2] Siehe oben S. 190.

Prophezeihung trifft ein: die Anfälle kehren von Zeit zu Zeit ſeltener und ſchwächer zurück, ehe ſie ganz aufhören. Nur zwei Stunden hat Goethe gelitten, dann ruhig geſchlafen, und am andern Morgen iſt er wieder ſpazieren gegangen. Dieſes Uebel hat in ihm gewühlt, als meine Eltern hier waren.[1] Jakobi iſt nach dem Ausbruch gekommen und hat einen äußerſt heiteren, geſelligen und mitunter luſtigen Goethe gefunden.

Goethe hat ſogar einen Genieſtreich gemacht. Kaum iſt Jakobi nach Jena abgereiſt, ſo folgt ihm Goethe nach und überraſcht ihn daſelbſt. Das freut mich herzlich, daß Goethe meine Eltern noch einmal in Jena ſieht.

Meine Eltern reiſen in der folgenden Woche nach Heidelberg ab.

Ich bin mit Hochachtung und freundſchaftlichem Herzen

Ihr ergebener

Heinrich Voß.

Weimar, den 8. Juli 1805.

Goethe wird nicht lange in Lauchſtedt bleiben, ſondern wohl nach Karlsbad gehen, aber erſt nach W. zurückkommen. Es gefällt ihm in Lauchſtedt nicht, es ſoll auch miſerabel dort ſein. Sein Wohlbefinden kann man rühmen. Ich wünſchte auch, er ginge nach Brückenau hin. Ich habe aber kein Wort davon geſagt, obgleich ich ihm heute geſchrieben habe. Auguſt macht ſich gar artig in der Schule. Seit der Frankfurter Reiſe hat er ein ſchönes, freies Weſen bekommen; auch intereſſirt ihn jetzt die Wiſſenſchaft, auch iſt er fleißig und ſehr voll guten Willens.

Meine Eltern gehen morgen hier durch und zum letztenmal; ich bin wehmüthig über ihre Abreiſe, aber nicht traurig, denn wir ſind nicht geſchieden, und meinem Vater ſoll wohl werden im Auslande. Mir läßt er ſeinen väterlichen Segen zurück, er wie meine theure Mutter, und da wird es mir wohl gehen. Ich habe ja, bei allen einzelnen Wünſchen und Beſtrebungen, doch nur den einen Hauptwunſch, zur Freude meiner Eltern zu leben. Meine Eltern werden auch von Heidelberg aus auf mich mit Freude blicken.

---

[1] Wie reimt ſich das mit dem Briefe von H. Voß I. 64?

(Winter 1806.)

Ihr Brief, gnädige Frau, den mir geſtern Nachmittag die kleine Emilie brachte, hat mich ſehr gerührt wegen der milden Geſinnungen, die er für meinen Freund[1] enthielt. Ich habe es erwartet, daß er keinen unangenehmen Eindruck machen würde, ſobald er ſeinem Herzen einen freien Gang verſtattete; aber daß er dieß bei der erſten Erſcheinung thun würde, habe ich bei ſeiner Blödigkeit nicht mit Sicherheit erwartet. — Aber er hat mir den Aufſchluß gegeben: „ihm ſei gar nicht zu Muthe geweſen wie in einem fremden Hauſe, die freundliche Aufnahme habe das ganze Zutrauen ſeines Herzens rege gemacht.“ — Ich habe ihm den Antrag gethan, er hat mich darauf vor Freuden umarmt und geſagt: „Ich will den Kindern Alles ſein, was ich kann, den Kindern, die du ſo lieb haſt.“ Heinrich Voß.

Jena, den 12. März 1806.

Wie ſoll ich Ihnen, verehrte Frau Hofräthin, würdig danken für Ihre Theilnahme an unſerem Schickſal, an dem Verluſte unſerer Familie.[2] Ihre Freundſchaft iſt ſegenbringend, und wohl dem, der dieſes Segens genießen darf. Wie wird es dem Herzen meiner armen, gebeugten Tante wohl thun, wenn ich ihr dieſen Zuruf inniger Freundſchaft von Ihnen überbringe; er wird wehmüthige Empfindungen in ihrer Seele erwecken, aber gerade dieſe werden zu ihrem Troſte beitragen. — Sie haben ſich zu einer freundſchaftlichen Hülfeleiſtung erboten, wofür ich Ihnen, gnädige Frau, im Namen meiner Eltern und aller ſorgenden Anverwandten meinen herzlichen Dank abſtatte. Wollte Gott, die Sachen ſtünden ſo, daß die Angelegenheiten der Familien im ebenen Gang fortgehen könnten, aber leider ſtehen ſie ſo ſchlimm, daß eine Verwendung der edlen Schimmelmann'ſchen Familie und eine Vermittelung von Ihnen — die bei einem angenehmen Gegenſtande noch ſegenbringender ſein würden — bei einem unangenehmen als erwünſcht angeſehen ſein werden.

---

[1] Martens.

[2] Dem Tode Boie's, ſeines Onkels und Lehrers. Briefe III. 8.

Gott ſegne Sie für Ihre Liebe, edle, vortreffliche Frau! Welch ein heiliger Name iſt mir ſchon lange der Name Schiller!

Die Regenſpurger Todtenfeier hat mich ſehr gefreut. Möge ſie immerhin unvollkommen und — beſonders in der Mitte — unzuſammenhängend ſein, ſo iſt ſie doch mit Liebe und Ehrfurcht zuſammengeſtellt.

Voß.

Jena, (Ende März 1806.)

Er hat wenig gelitten, ſeine letzte Entkräftung iſt ihm wohlthätig geweſen, denn ſie hat ihm die Empfindung ſeiner Schmerzen geraubt und ihn ſanft einſchlummern laſſen. — Sein Leichenbegängniß iſt feierlich und ſchön geweſen; nur den auserleſenen Freunden iſt es verſtattet worden, ihm zu folgen. Ganz Meldorf und Unzählige aus den benachbarten Dörfern ſind in ſchwarzer Kleidung hinzugeſtrömt, um den letzten Dank zu zollen, und Wenige nur, um eine ewige Abbitte zu thun. — Nur ein paar Widerſacher hatte der gute Onkel, die Andern liebten und verehrten ihn als einen Landesvater und Vater.

Meine Mutter hat mir noch nicht geſchrieben, ich habe mich gefreut, daß ſie dieſen Schlag mit ſolcher Faſſung trägt. Nicht die Zeit wird ihren Schmerz lindern, ſondern die treue Erinnerung an Alles, was uns den Verſtorbenen ſo werth machte; Boie war nicht mehr er ſelbſt in den letzten Jahren, er hat wenig genoſſen, wenig geliebt und iſt ſich oft ſelbſt eine Laſt geweſen. Dieſe Jahre mögen ſeinen Freunden aus der Erinnerung ſchwinden, ſein anderes Leben werden ſie zu einem ſchönen Troſte um ſo feſter halten.

Die Theilnahme ſo vieler trefflichen Menſchen, die ich auch hier erfahre, rührt mich; Ihnen, gnädige Frau, und Ihren gütigen

Aeußerungen danke ich's, daß ſich auch die Herzogin und Großfürſtin nach meinem Befinden erkundigt haben.

Johann Heinrich Voß.

Jena, den 10. April 1806.

Mein Onkel war ein ſeltener Mann, von immer gleicher und gar ſchöner Laune, und von einer Innigkeit des Herzens, die uns gewaltig an ſich zog. Er war nicht beſtimmt, in einem ſo abgeſchiedenen Winkel zu leben, und wäre er ſtatt in Meldorf in Weimar geweſen, etwa an Voigts Stelle oder Goethe's, ſo lebte er noch in friſcher Jugendkraft. Die Natur hat ihm ein langes Leben zugemeſſen; ein widriges Loos hat ſeine Tage zur Unzeit gekürzt. Er lebte auf, ſobald ein Mann von Geiſt und Herz ihn freundſchaftlich anſprach; was wäre er geweſen, wenn er in einem Elemente gelebt hätte, das ihm alle ſeine Bedürfniſſe befriedigt und wo er nicht nöthig gehabt hätte, ſeine Lebensfreuden als etwas Flüchtiges, Vorübereilendes mühſam einzuhaſchen! Meldorf konnte ihm nicht genügen, davon ſind ſeine Briefe, beſonders die aus den letzten acht Jahren, ſprechende Beweiſe.

Weimar, den 14. September 1806.

Seit Donnerſtag Nachmittag, gnädige Frau, bin ich wieder in Weimar,[1] froher und geſunder, als ich vor vier Wochen abreiſte; das ſüdliche Klima hat mich geſtärkt und ich habe einen Schatz von Erinnerungen mitgebracht, der mir noch manchen Nachgenuß gewähren wird.

Die Thibaut iſt ſehr heiter; er war ein wenig ungenießbar der vielen zerſtreuenden Geſchäfte wegen; er hat einen unangenehmen, klagenden Ton angenommen und Alles, was er ſagt und thut, iſt mit dieſer Farbe tingirt; ich hoffe, es ſoll ſich mit künftigen Oſtern geben, wenn ſein Prorektorat zu Ende geht und auf den dicken fröhlichen Ackermann gewälzt wird.

Meine Eltern ſind recht heiter und ich habe jetzt die Ueberzeugung, daß ſie in ihrer wahren Heimath leben. An der Creuzer hat meine Mutter eine treffliche Freundin gefunden. Mit der Thibaut und ihrer Schweſter lebt ſie in noch engerem Verhältniſſe wie zu Jena.

---

[1] Von Heidelberg zurück.

Creuzer iſt ein gar herzlicher Mann, dem ich nichts mehr wünſche, als daß er die Nachricht vom Tode der Tian[1] möge überſtanden haben. Ein trauriges Schickſal hat dieſe Freundſchaft geknüpft, die ſo ſchrecklich geendet hat. Die Tian hat ſchon zwei Jahre lang beſtändig einen Dolch bei ſich geführt und in mehreren ihrer Gedichte, wie in Novalis' Liedern, iſt die Sehnſucht nach dem irdiſchen Tode ausgedrückt. Zwei merkwürdige Sonette von C—r an Tian werde ich Ihnen hoffentlich mittheilen können; ich fürchte, daß eben dieſe, wie ganz anders ſie auch mögen gemeint ſein, ihren Tod beſchleunigt haben, und wenn ich etwas für C—r wünſche, ſo iſt es, daß er nie möchte dieſe Gedichte geſchrieben haben. Das Weitere in Weimar mündlich.

Vielleicht wird nach Neujahr mein künftiges Schickſal anders entſchieden, als ich vor der Reiſe nach Heidelberg glaubte; das Nähere hierüber enthält mein Brief an Martens. Ich habe Weimar herzlich, herzlich lieb, aber meine Heimath ſcheint es nicht zu ſein. Wenn es wahrhaft die Stimme des Schickſals iſt, die mich ruft, ſo werde ich folgen; in meinem Herzen muß ich die Verſicherung finden. Heinrich Voß.

(Ende Oktober 1806.)

Den Inhalt Ihres geſtrigen Briefes, gnädige Frau, habe ich meinem Freunde mitgetheilt. Er ſieht, wie ich, die Nothwendigkeit ſeiner Trennung ein; er hat jetzt Entſchluß und Muth zur Reiſe nach Holſtein gefaßt und wird von hier gehen, ſobald er hoffen kann, daß der Poſtwechſel bis nach Holſtein hin eröffnet ſein möchte.

So viel in Eile, denn ich ſoll Abſchiedsbeſuche machen; heute Nachmittag, wenn ich zur Ruhe gekommen bin, will ich meinen lieben Ernſt beſuchen.

---

[1] Günderode, die ſich bekanntlich das Leben nahm.

Heidelberg, den 29. November 1806.

Zwiſchen Eiſenach und Frankfurt habe ich an Zahnſchmerzen gelitten, unter Zahnſchmerzen habe ich in Frankfurt einen Brief an Scheel geſchrieben, unter Zahnſchmerzen habe ich die alte, herrliche, mitleidige Mama Goethe beſucht, die mich auf das Zärtlichſte aufnahm, nachdem ich ihr ein artiges Billet überſchickt hatte und ſich recht von mir von ihrem Wolfgang erzählen ließ. Fritz Schloſſer[1] ſprach ich nur kurze Zeit. Mittwoch Abend um 6 Uhr beſtiegen wir die Diligence, und Donnerſtag früh um 9 Uhr, am zehnten Tag nach unſerer Abreiſe, kamen wir in Frankfurt an.

Heinrich Voß.

Heidelberg, (December 1806.)

Ich habe von Ihnen keinen Abſchied genommen. Ich wollte noch einmal wieder kommen; allein es war, als wenn eine unſichtbare Hand mich zurückhielte. Ich bin am letzten Tage an Ihrem Haus vorbeigegangen und habe einen traurigen Blick auf die Zimmer geworfen, in denen ich ſo frohe, in der Erinnerung heilig fortlebende Stunden genoſſen, und gerade in dem Augenblick ward es mir unmöglich, noch einmal über die Schwelle zu gehen, in dem Gefühle, ſie nie wieder betreten zu dürfen. Gott! wo ſind die ſchönen Zeiten hingeſchwunden, als Sie zuerſt in Ihrem Hauſe mich aufnahmen und mit Freundſchaft und Güte mir entgegen kamen, Sie, verehrte Frau Hofräthin, und unſer theurer Entſchlafene, der ſtets ſo liebreich gegen mich war und mild wie ein Vater! Wenn ich jener Zeiten gedenke, wie ganz anders ſie waren als die jetzigen, wie damals noch die Freude in Ihrem Hauſe herrſchte, wie auch auf die trüberen Tage noch helle Sonnenblicke zu folgen pflegten, ſo muß mein Herz vor Schmerz weinen über den traurigen Wechſel; die Erinnerung an ſchöne Zeiten, die einſt waren und nicht mehr ſind, iſt ein ſchönes Eigenthum und ein heiliges Vorrecht der Menſchen; dieſe labt, wenn auch der

---

[1] Univerſitätsfreund von Halle. Briefe III. 14.

Genuß mit Wehmuth begleitet iſt. Mir fiel ein ſeltenes Loos zu Theil, in der edelſten Familie Aufnahme zu finden, mir der theuerſten und verehrteſten Menſchen Vertrauen und Liebe zu erwerben; an alles Gute, was ich von Ihnen, edle Gattin des theuerſten Mannes, empfangen habe, denke ich jetzt, da mir das Schickſal nicht länger vergönnt, in Ihrer Nähe zu bleiben, und ſolche Erinnerungen thun mir wohl an Herz und Geiſt, denn ſie erheben und muntern zu allem Guten auf. Gott ſegne Ihnen mit ſeinem beſten Segen die mir erwieſenen Wohlthaten. Schenken Sie mir auch aus der Ferne Ihr Vertrauen, Ihre Freundſchaft; erhalten Sie mir auch ferner die Liebe der Kinder; ſehen Sie mich auch in Zukunft als den warmen Freund Schillers an und Alles, was ihm angehörte, als er noch unter uns war. Hierum bitte ich Sie von ganzer Seele!

Welch eine Freude haben Sie mir in der letzten Zeit mit der Taſſe gemacht, die unverletzt in Heidelberg angekommen iſt! Sie iſt mir wie eine heilige Reliquie: ſie iſt Schillern von Ihrer Frau Mutter geſchenkt worden — Gott weiß es, wie ich ſie mein Leben lang ehren werde! Noch andere theure Andenken beſitze ich von Schillern: die Pfeife, einen freundlichen Brief und einen Tell, den ich vor zwei Jahren zum Geburtstage geſchenkt erhielt.[1] Von Ihnen, gnädige Frau, und von den Kindern beſitze ich ebenfalls Andenken dieſer Art, die mir unſchätzbar ſind. Das Stehpult habe ich leider zurücklaſſen müſſen; ich wollte es mitnehmen, allein da es ſich nicht zerlegen ließ, war es unmöglich.[2]

In Frankfurt habe ich Goethe's Mutter beſucht, ſie ſehr wohl gefunden und ihr manche beruhigende Nachricht über das Schickſal Weimars und ihres Sohnes gegeben.

Die Freude meiner Eltern war nicht weniger groß als die meinige über dieſe Wiedervereinigung; faſt wie der verlorene Sohn, ſo ward ich aufgenommen; auch meinen Bruder Wilhelm fand ich,

---

[1] Briefe I. 56.

[2] Es gehört jetzt Sr. Majeſtät König Ludwig I. von Bayern.

Sophie. Sie ſchien beſtürzt, wurde nachdenkend, ſah mich mit großen Augen an, und ſchwieg. Ich hatte mich ſchon auf ihre Ausflüchte vorbereitet, als ſie mit einem Blick, der mich ganz überraſchte, zur Antwort gab: Ihre Dame befiehlt mir, was ich mir morgen erbitten wollte.

Lady (ſehr unruhig.) Laß mich, Sophie! Beklage mich! Ich muß erröthen, wenn ſie nur das gewöhnliche Weib iſt, und wenn ſie mehr iſt, verzagen.

Sophie. Aber, Milady! — Das iſt die Laune nicht, eine Nebenbuhlerinn zu empfangen! Erinnern Sie ſich, wer Sie ſind! Rufen Sie Ihre Geburt, Ihren Rang, Ihre Macht zu Hülfe! Ein ſtolzeres Herz muß die ſtolze Pracht Ihres Anblicks erheben!

Lady (zerſtreut.) Was ſchwazt die Närrinn da?

Sophie (boshaft.) Oder es iſt vielleicht Zufall, daß eben heute die koſtbarſten Brillanten an Ihnen blitzen? Zufall, daß eben heute der reichſte Stoff Sie bekleiden muß — daß Ihre Antiſchamber von Heiducken und Pagen wimmelt, und das Bürgermädchen im fürſtlichen Saal Ihres Pallaſtes erwartet wird?

Lady (auf und ab voll Erbitterung.) Verwünſcht! Unerträglich! Daß Weiber für Weibesſchwächen ſolche Luchsaugen haben! — — Aber wie tief, wie tief muß ich ſchon geſunken ſeyn, daß eine ſolche Kreatur mich ergründet!

Ein Kammerdiener (tritt auf.) Mamſell Millerinn! —

Lady (zu Sophien.) Hinweg, du! Entferne dich! (drohend, da dieſe noch zaudert.) Hinweg! Ich befehle es!

der, ſeit ich ihn nicht geſehen habe, ſich nicht im geringſten verändert und ſehr an Kenntniß und Geſundheit zugenommen hat. Ihr Brief, gnädige Frau, hat meinen Eltern große Freude gemacht und große Rührung gewährt.

Mit meiner Geſundheit bin ich jetzt ziemlich zufrieden; es wird zuſehends beſſer mit der Lippe, wiewohl die völlige Beſſerung leicht noch einige Monate zögern mag. Collegia zu leſen hat mir Dr. Ackermann für dieſen Winter unterſagt, obgleich ſich zweiundzwanzig Studenten unaufgefordert zu einem Collegium bei mir unterſchrieben hatten. Ich werde alſo dieſen Winter nur für meine Geſundheit leben und mich mit Muße auf meine drei Collegia des künftigen Sommerhalbjahrs vorbereiten. Außer Hauſes bin ich ſelten, weil ich die Abendluft ſcheue; meine Freunde hingegen verſammeln ſich oft in unſerem Hauſe zu herzlichen Abendgeſprächen. Briefe habe ich bisher nur wenige erhalten, unter andern von Martens einen, der geſund bei den Seinigen nach vierzehn langen Tagen angekommen iſt.

Ueber Karl und Ernſt bin ich vorerſt ohne Sorgen, da ich ſie unter der Leitung eines geſchickten jungen Mannes[1] weiß, von dem ich in Eiſenach ſehr viel Gutes gehört habe.

Der Wunſch, Sie, gnädige Frau, bei uns zu ſehen, wird bei mir manchmal ſo lebhaft, daß ich gar nicht an der Ausführung Ihres halb gegebenen Verſprechens zweifle. Sie glauben kaum, mit wie herzlicher Liebe man Sie und die Kinder hier empfangen würde; und Sie würden auch Manche finden, von denen ich beſonders wünſchte, daß Sie ſie kennen lernten. Daub iſt ein gar liebenswürdiger Mann: in ſeinem großen blauen Auge, in ſeinen freien Mienen ſieht man, daß ſie von einem edlen Geiſte beſeelt werden; er iſt ein gar lebendiger Mann, voll Gutherzigkeit, ein herrlicher Geſellſchafter, ernſt in Geſchäften und heiter unter Freunden. Wenn Schiller ihn gekannt hätte, er hätte ihn gewiß ſeiner Freundſchaft gewürdigt.

---

[1] Gabler, der nur kurze Zeit blieb.

Jung habe ich auf kurze Zeit nur geſehen; er hat mich mit Ehrfurcht erfüllt, in ſeinem Weſen liegt etwas Majeſtätiſches. Er iſt jetzt nach Karlsruhe gereiſt; der Großherzog will ihn den Winter um ſich haben, er will ſich am Spätabende ſeines Lebens am Feuer dieſes Mannes erwärmen.

Heute nach Tiſche machten wir Alle, durch das überköſtliche Wetter gelockt, einen Spaziergang auf die Mannheimer Ebene. Wie iſt doch Alles grün, auf den Wieſen wurde gemäht, an jedem Zaun fanden und pflückten wir Frühlingsblumen, Hepatike und Veilchen; einen Apfelbaum ſahen wir, an dem zwei Blüthen ſich hervordrängten. Köſtlich ſahen die himmelhohen Berge aus, deren Gehänge von oben bis unten mit Weingärten durchſchnitten waren. Es war, als ob das Jahr ſich noch einmal etwas zu gute thun, noch einmal fröhlich ſein wollte vor dem Winterſchlafe. Wann ſoll der Winter kommen? Will uns die Natur tröſten für die Verheerungen des Krieges? — Da es einmal ſo ſteht, ſo wünſche ich von ganzem Herzen den Franzoſen ferneren Sieg und baldigen Frieden; ein preußiſcher Patriot bin ich nie geweſen, wer kann es in dieſem Jahrhundert ſein?

Heidelberg, den 12. Jenner 1807.

Sie fragen mich wegen Martens; ob ich rathen möchte, ihm einen neuen Antrag zu thun? Ich habe die Sache mit meinen Eltern beſprochen; wir ſind ſehr übereinſtimmend der Meinung, daß dieß nicht geſchehen dürfte; eine zweite Verbindung der Art kann ſich nie ſo feſt ſchließen, wie die erſte vor dem Abbruch.

Die Kirchenräthin Griesbach hat Ihnen Ukert vorgeſchlagen; dieſer iſt für einen Hofmeiſter und zugleich Erzieher Ihrer Kinder, auch nach dem Urtheile meiner Eltern, viel tauglicher. Wenn ich vor zwei Jahren, als ich Ihnen Martens zuerſt nannte, zwiſchen ihm und Ukert die Wahl gehabt hätte, ſo würde ich unbedenklich Ukert vorgezogen haben; aber damals hatte Ukert ſchon eine gute Stelle in einem Danziger Hauſe, die er, weil ſie ſo einträglich war, daß er zugleich ſeinen in Helmſtädt ſtudirenden Bruder mit unterſtützen konnte, doch nicht aufgegeben hätte. Jetzt ſind ſeine Eleven herangewachſen; der Krieg hat ihn früher als anfangs beſtimmt war, aus Danzig nach Eutin zurückgetrieben. Dort lebt er jetzt einſtweilen bei ſeinen Eltern und ſucht eine neue Stelle. Vor einigen Tagen wandte ſich der Erzieher der Prinzen von Hohenlohe-Ingelfingen-Oehringen an meinen Vater mit der Bitte, ihm einen Nachfolger für den Poſten zu nennen, den er eben zu verlaſſen Willens war; und mein Vater ſchlug ihm darauf Ukert vor. Allein bei dieſer Stelle ſind mehrere Aber, z. B. daß Ukert ſich auf acht Jahre verbindlich machen ſolle; und wer mag ſich auf ſo lange Zeit zum Sklaven hingeben? Wir glauben, daß Ukert, wenn ihm die Wahl zwiſchen dieſer Stelle und einer in Ihrem Hauſe gelaſſen wird, die letztere vorziehen wird. Ukert iſt ein ſo braver, gewiſſenhafter Menſch, wie talentvoll und geſchickt und kenntnißreich. In den Sprachen iſt er durchaus gründlich, daneben ein tüchtiger Mathematiker. Nicht bloß Kenntniſſe können die Kinder erlernen, ſondern die Kunſt ſich durch eigenen Antrieb Kenntniſſe zu erwerben. Was auch Griesbachs Gutes mögen von Ukert geſagt haben, wir beſtätigen Alles mit gewiſſenhaftem Herzen. Ich darf wohl ſagen, Schiller würde mit der Wahl zufrieden geweſen ſein; und Ukert wird es zu ſchätzen wiſſen, wenn er bei Kindern dieſes von Allen geliebten und verehrten Mannes Hofmeiſter ſein dürfte. Ich weiß keinen würdigeren Nachfolger von Martens zu nennen, und ich möchte auch im Namen der Kinder verſprechen, daß ſie ihm ihre ganze Liebe und völliges Zutrauen ſchenken werden.

Ich werde heute Abend ſelbſt an Ukert ſchreiben, doch ohne eines Engagements zu erwähnen, nur vorläufig ihn auf einen etwaigen Antrag präveniren.

Daß Adolph in Zukunft mit Karl und Ernſt ſoll gemeinſam Stunden haben, hat mich ſehr gefreut; die Knaben ſind von jeher ſo eines Sinnes geweſen und werden ſich gegenſeitig und durch einander nun recht zu Fortſchritten anfeuern. Es iſt gewiß auch für Adolph recht gut, daß er nicht mehr allein Unterricht hat; das einſame Lernen gedeiht ſelten, und Adolph hat ſo herrliche Anlagen, denen man eine günſtige und glückliche Ausbildung wünſcht. Ich habe dieſe Vereinigung lange gewünſcht und freue mich, daß ſie zu Stande gekommen iſt.

Auch Goethe grüßen Sie herzlich von mir. Ich habe ihm auch ſchon geſchrieben und habe das Verſprechen von ihm, daß er mir antworten wolle.[1] Ihr

Heinrich Voß.

Heidelberg, den 12. Februar 1807.

Vor einigen Tagen ſchreibt mir mein Freund Ukert, daß ihn Griesbachs in Ihrem Namen als Lehrer der drei Kinder engagirt hätten. Er war, als er dieſen Brief erhielt, noch nicht ganz von der Oehringiſchen Unterhandlung los und wird daher noch nicht beſtimmt und entſchieden geantwortet haben. Da ich aber beſtimmt ſagen kann, daß Ukert nicht nach Oehringen geht, ſo nehme ich auch nicht Anſtand, Ihnen jetzt ſchon meine Freude zu bezeugen, daß mein Freund in Ihrem Hauſe eine Aufnahme finden wird. Er wird auch Ihnen, gnädige Frau, ein nicht unwillkommener Geſellſchafter ſein, und beſonders gerne vorleſen, wie Sie dieſes ja zu lieben pflegten. Nur einen kenne ich, der noch vorzüglicher ſein möchte, meinen Univerſitätsfreund Solger in Berlin; an den dachte ich lange und ſchon vor zwei Jahren; aber er wäre aus Berlin nie weggegangen.

Mein Vater arbeitet an einer Schrift gegen Körte, der noch immer nicht aufhört, wegen der zurückgeforderten Briefe aus dem Gleimiſchen Archiv laut und ungeziemend zu ſchmähen. Die Schrift wird ſcharf, aber wie mit lachendem Geſichte geſchrieben.

Heute ſind es drei Jahr, als ich nach Weimar kam, um mich zu präſentiren. Mit Rührung denke ich der herzlichen Aufnahme, die ich bei Goethe fand, und in Ihrem Hauſe, von Ihnen und dem edlen, ſo freundlichen und liebreichen Schiller. Was hat ſich alles zugetragen in dieſem kurzen Zeitraume!

---

[1] Briefe I. 106.

Unſere Akademie wird eine förmliche Juriſtenakademie; über Thibaut iſt Klüber geſetzt, neben ihn Zachariä aus Wittenberg. Von Savigny wird auch wohl herkommen. Die armen Theologen dagegen müſſen ſich in ihrer Fakultät mit neuem Anwachs behelfen. Es iſt unbeſchreiblich, wie viele Gelehrte nach Heidelberg, wie ins gelobte Land, hinſtreben. Noch vor kurzem ſtanden die Gelehrten in ſo hohem Cours, jetzt ſind ſie um ein Spottgeld einzuwechſeln. Ich bin noch ſo eben ins Paradies mit eingeſchlüpft; bald wird die Pforte geſchloſſen ſein und ein Engel mit feurigem Schwerte zur Wache davor geſtellt werden. Görres iſt ſeit einem halben Jahre hier und lieſt mit Beifall; er iſt ein wunderbarer Menſch, kalt von Herzen, aber mit glühender Phantaſie, mehr originell als klar, mehr witzig als wahrhaft; denn einem Einfalle zu Liebe gibt er Deutlichkeit und Beſtimmtheit preis. Wenn man ihn reden hört, ſo glaubt man, der innere Menſch ſei ganz vom äußern getrennt; er ſitzt wie eine Sprechmaſchine, keine Miene, keine Bewegung des Körpers, ſelbſt ſein Auge nicht entſpricht dem, was er ſagt. Auch ſpricht er nie unaufgefordert, ſondern ſitzt ſtumm und unbeweglich in der Geſellſchaft. Seinen Zuhörern gefällt, was er ſagt, aber keiner weiß anzugeben, warum ihm der Lehrer gefällt, keiner kann wiedererzählen, wovon die Rede geweſen ſei. Man fühlt ſich amüſirt durch ein ewiges Bildergegaukel; es behagt, wenn die Phantaſie ſo von einem glänzenden Bilde zum andern hinüberſpielen kann; die jungen Leute fühlen ſich bei ihm ganz von logiſchen Feſſeln frei, und das ſcheint das Bequemſte. An Geiſt hat er mit Jean Paul Aehnlichkeit, nur ſcheint mir dieſer reeller und gründlicher zu ſein. Jean Pauls Levana hat ſehr viel Schönes und ungemein Herzerhebendes.

Vor vierzehn Tagen etwa wurden wir durch einen unvermutheten Beſuch des Herrn von Wolzogen recht freudig überraſcht. Aber der liebe Mann konnte nur kurz bei uns bleiben und kaum in Ruhe Kaffee trinken. Ich verordnete, daß ihm Schillers Taſſe vorgeſetzt wurde, die ich, ſolche Fälle ausgenommen, wie ein Heiligthum, wie eine theure Reliquie bewahre.

Heidelberg, den 7. März 1807.

Sie haben ſchon eine günſtige Meinung für unſer Heidelberg, Sie werden ſie noch mehr bekommen, ſobald Sie Heidelberg erſt in ſeiner jetzigen Geſtalt kennen lernen. Die Trauben ſind hier ſchön, aber die Traubenluſt iſt noch ſchöner, die macht uns hier geſchickt, uns der Trauben freuen zu können. Ein gar herrlicher Schlag von Menſchen und ein recht ächter deutſcher, behaglicher Ton, der das Ganze hier zuſammenhält und gleichſam alle zu Einer Familie vereinigt. Obenan unſer Jung, den ich wahrlich einen Apoſtel nennen möchte. Er hat in ſeiner Miene viel Energiſches und dabei eine faſt kindliche Unſchuld, die ſich bei jeder Gelegenheit im Geſpräche kund gibt. Er nähert ſich ſchon dem Greiſesalter, aber er bleibt ein ſchöner Greis in Jünglingskraft. Das war Gleim auch;[1] aber Gleim war für ſeine Jahre zu ungeſtüm. Jung iſt weit milder und inniger. Beide ſind jetzt in Karlsruhe, Jung als Freund und Geſellſchafter unſeres alten guten Großherzogs. — Daub iſt einer von den Männern, die aller Leute, auch der verſchiedenartigſten, Liebe und Zutrauen gewinnen — eine ſolche Bravheit und Offenheit, ein ſo heller klarer Verſtand und ſo umfaſſender Geiſt! Er erinnert mich unaufhörlich an Schiller, und doch habe ich mir nie ſagen können, daß er mit Schillern eine andere Aehnlichkeit habe, als — daß man beide unwillkürlich lieben und verehren mußte. Beide ſind ganz verſchieden ausgebildet. Daub neigt ſich ſtark zum Myſticismus hin, ich möchte ihn mit dem Verfaſſer der Reden über die Religion vergleichen. Daub iſt ein gar zärtlicher Vater von zwei allerliebſten Kindern. Mit ſeinem kleinen Georg, der zu laufen anfängt, habe ich ihn oft, wie Schiller mit der kleinen Emilie, ſpielen ſehen. Creuzer iſt ein recht wackerer und geiſtreicher Mann; allein Zutrauen kann ich nicht zu ihm gewinnen. Sein Charakter iſt verſteckt und zurückhaltend, was ich anfangs für eine Art von Blödigkeit hielt. Deſto offener iſt Schwarz, wiewohl dieſem die Eigenſchaften fehlen, die Creuzer ſo intereſſant, und — wo nicht als Freund, doch als Geſellſchafter ſo liebenswürdig machen. — Gar liebenswürdig iſt die Mamſell Rudolphi, beſonders wenn man ſie in ihrem Hauſe als eine geſchäftige Wirthin ſieht. Sie verſteht die Kunſt, es jedem Beſuchenden ſo recht behaglich in ihrem Hauſe zu machen; und man darf wohl ſagen, daß der Frohſinn in ihrer Nähe wohnt. In ihren Geſprächen iſt ſie geiſtreich, lebhaft, gutherzig; jeder hört ihr gerne zu. Manchmal überfällt ſie die Nucke, brilliren zu wollen — und zwar durch Moralität, und das iſt freilich nicht ihre angenehmſte Seite, da ſie ſie aber ſo ſelten zeigt und ſo viele andere liebenswürdige Seiten daneben hat, ſo darf man wohl in ihrem Namen Toleranz fordern. Sie iſt auch durchgängig hier beliebt und als eine Dame von dem vortrefflichſten Charakter geſchätzt. Mein Bruder Abraham iſt Hauslehrer bei den Mädchen ihres Inſtituts und führt dort ein ſehr glückliches Leben. — Mit allen dieſen Genannten möcht' ich Sie, gnädige Frau, noch ſo gerne bekannt machen. Sie ſchreiben, Sie wollten hier Ihren Glauben an redliche Menſchen befeſtigen. O gewiß, die ſind hier; und was das Schöne dabei iſt, ſie vereinzeln ſich nicht, ſie fühlen das Bedürfniß, ſich wechſelſeitig zu unterſtützen, zu gemeinſamen hohen Zwecken zuſammenzuhalten. Das iſt eben das, was Heidelberg ſo ſehr von andern Univerſitäten unterſcheidet: es herrſcht hier Gemeinſchaft.

---

[1] Den H. Voß im Jahr 1794 kennen lernte (III. 11).

Vor vierzehn Tagen feierten wir den Geburtstag meines Vaters in einer Geſellſchaft von ſiebenundzwanzig Perſonen, die meine Mutter geladen hatte. Wir ſetzten uns — nach Dithmarſiſcher Weiſe — an ſieben kleinen Tiſchen immer vier und vier zuſammen, und meine Mutter mit vier ſelbſt gewählten jungen Mädchen beſorgten die Aufwartung. Die gute Mutter war den Abend recht fröhlich und die übrige Geſellſchaft nicht minder. Geſungen ward viel — auch Schillers Reiterlied und der Hymnus an die Freude — und dann Claudius Rheinweinlied, welches in der Nähe des Rheins und der Vogeſen noch einmal ſo herzlich klingt. „Nur ein Geburtstag kommt im Jahr,“ war der Wahlſpruch, dem wir nachlebten. Da ich einige Tage vorher meine Profeſſorbeſtallung erhalten hatte, ſo war die allgemeine Freude um ſo lebhafter. Mein Vater wurde von der Rudolphi und Kirchenräthin Schwarz (Jungs Tochter) mit einem Lorbeerkranz geſchmückt, und unſere katholiſche Hausmagd behauptete, er habe darin „ſo rührend, wie Chriſtus mit der Dornenkrone“ ausgeſehen. Auch Schillers Taſſe, die nur an hohen Feſttagen zum Vorſchein kommt, ward dießmal unter die übrigen geſtellt und ich reichte ſie der Rudolphi.

Mein Vater iſt unbeſchreiblich froh, daß er mich wieder bei ſich hat; ſein Plan nach Würzburg,[1] in welchen ich nicht einſtimmen konnte, ſcheiterte, und ſeit der Zeit hat er die Hoffnung, mich wieder bei ſich zu ſehen, fahren laſſen. Jetzt haben wir ſchon mehrere Arbeiten verabredet, die wir mit gemeinſamen Kräften ausführen wollen; es iſt mir eine gar ſchöne Ausſicht, daß ich beitragen kann, ſein angehendes Alter zu erheitern; auch daß ich ihn durch mich mit der Akademie in Verbindung ſehen kann. Mein Vater ſchreibt ſehr an einer Schrift gegen Körte, die ſtark wird. Jakobi, der von dieſem Gleimiden neulich auf eine ſehr entehrende Weiſe angegriffen iſt und nicht antworten darf, weil er Alles, was in Zukunft von Körte kommt, zu ignoriren angelobt hat, wird ſich freuen, daß ein Anderer ſtatt ſeiner redet. Aber, aufrichtig bekennt, Jakobis Sache gegen Körte ſteht nicht ganz rein; ich hoffe, meines Vaters Sache wird reiner ſein.

Wie traurige Nachrichten bringen die Zeitungen fortdauernd; wann ſollen die wüſten Zeiten aufhören? Alſo Falk iſt von den Franzoſen wieder abgetreten und will wieder ſeinen Tartaros fortſetzen? Kotzebue, Merkel und mein Freund Reinhardt ſollen, laut einer Journalnachricht, freiwillig nach Sibirien gewandert ſein. Wie, wenn ſie eine Zeitſchrift Zerberus herausgeben wollten? Giftig und ſcorpionsmäßig würde ſie ſchon werden. Im Grunde dauert mich indeß Reinhardt, oder vielmehr ſeine Familie; es iſt ſchrecklich, daß dieſe ſich unter der Sündenlaſt des Vaters beugen muß!

---

[1] Briefe I. 8 ff. 26 f.

Daß der herrliche Goethe ſich ſo wohl befindet! Gott ſegne ihm die neue Badreiſe, wie die vorige. Nun kann ich recht mit Ruhe an ihn denken, denn ich habe die Ueberzeugung, daß ihm ein ruhiges, mildes Alter zu Theil werden wird. Wie elend war Goethe in der Zeit, als uns der theure Schiller entriſſen ward. Noch ſtündlich denke ich dieſes Edlen, Herrlichen, und wenn ich mich recht erquicken will, ſo leſe ich den freundlichen Brief, den ich von ihm beſitze, und beſehe die Reliquien dieſes verehrten Heiligen.

Wenn Sie den Geheimerath Goethe ſehen, ſo bitte ich Sie, mich ihm zu empfehlen. Nächſtens ſchicke ich ihm etwas, was geſtern in meine Hände gerathen iſt und ihm Freude machen wird.

Heidelberg, den 15. April 1807.

Meine gute Mutter fängt nun auch an, ſich recht zu erholen; den Tag über iſt ſie mit meinem Vater in unſerem neuen Garten und pflanzt Bäume, von denen ſie noch viele Ernten zu erleben hofft. Auch Sie, liebe Frau Hofräthin, ſollen uns im Herbſt einen Baum pflanzen, wie mehrere unſerer hieſigen Freunde, und einen pflanzen wir gemeinſchaftlich dem Andenken unſeres theuren Schiller.

Ich habe vor Kurzem Hubers Leben geleſen, von ſeiner Gattin geſchrieben; dabei konnte ich einen Wunſch nicht unterdrücken, den ich Ihnen mittheilen muß: daß Sie ein Leben Schillers nicht blos in Grundzügen entwerfen, ſondern mit aller Ausführlichkeit und Umſtändlichkeit darſtellen möchten. Ich denke dabei durchaus nicht an das größere Publikum, ſondern einzig an Sie, und beſonders an die Kinder. Es kann nicht anders ſein, eine ſolche Arbeit, während der Sie die ſchönen Tage der Vergangenheit noch einmal mit Innigkeit durchleben, muß Ihrem Herzen wohl thun. In ſeinen Schriften hat ſich Schiller ſelbſt das edelſte Monument ſeiner Größe und Göttlichkeit geſetzt; aber ſeine menſchliche Seite — und dieſe war an dem Göttlichen die göttlichſte — fordert auch ein Monument, welches nur Sie errichten können. Wer kennt Schiller als Gatten, als Vater, als Dulder, als Hausvater, als Freund, als heiteren Geſellſchafter! und ſo viele Eigenſchaften, für die ich bei ihm keinen Namen weiß, die nicht genannt, aber von einem liebenden Gemüthe auf das vollkommenſte dargeſtellt werden können. Aber ohne Rückſicht auf das Publikum, ſchreiben Sie einzig für Ihre Kinder. Karl, der ſeinen herrlichen Vater am meiſten kannte, war doch zu jung, als daß er ihn ganz hätte kennen können; und manche Erinnerung wird in ſeinem Gedächtniſſe ſchwach werden, manche ganz verlöſchen. Von Ernſt und Karolinchen gilt dieß noch weit mehr, und beſonders für das kleine arme Emilchen, die ihren Vater ja gar nicht gekannt hat. Schreiben Sie für die, ſchenken Sie der Kleinen auf dieſe Weiſe ihren Vater wieder. Nur Sie können eine Darſtellung liefern, in der ſich Schiller ſelbſt mit Freuden würde erkannt haben. Dieß iſt der Wunſch, verehrte Frau Hofräthin, der mir ſeit einiger Zeit am Herzen liegt, und der vor einigen Tagen beim Anblicke von Schillers Bilde, welches mir die Griesbach ſchickte,[1] ſich ſo lebendig erneuerte. Dieß Bildniß hat mich mit wehmüthiger Freude erfüllt; es hat etwas von den traurigen Zügen, die ich auf Schillers Geſichte ſah, als ich die erſte Nacht bei ihm zubrachte. Auch in der Haltung des Kopfes liegt etwas Leidendes. Ich ſah Schiller auch in fröhlichen Stunden, und die Miene, die er dann hatte, war gewiß ſeine wahre, urſprüngliche; aber auch dieß Bild hat Wahrheit für andere Zuſtände ſeines Lebens, in denen der Schmerz vorwaltete. Die Ruhe, die in dem Geſichte herrſcht, erquickt mich; ich habe es ohne Thränen im Auge nicht aus der Hand legen können.

---

[1] Briefe I. 81.

(Sophie geht ab. Lady macht einen Gang durch den Saal.) Gut! Recht gut, daß ich in Wallung kam! Ich bin, wie ich wünſchte! (zum Kammerdiener.) Die Mamſell mag hereintreten. (Kammerdiener geht. Sie wirft ſich in den Sopha, und nimmt eine vornehm-nachläſſige Lage an.)

Siebente Scene.

Louiſe Millerinn tritt ſchüchtern herein, und bleibt in einer großen Entfernung von der Lady ſtehen; **Lady** hat ihr den Rücken zugewandt, und betrachtet ſie eine Zeitlang aufmerkſam in dem gegenüberſtehenden Spiegel.

(Nach einer Pauſe.)

Louiſe. Gnädige Frau, ich erwarte Ihre Befehle!

Lady (dreht ſich nach Louiſen um, und nickt nur eben mit dem Kopf, fremd und zurückgezogen.) Aha! Iſt Sie hier? — Ohne Zweifel die Mamſell — eine gewiſſe — Wie nennt man ſie doch?

Louiſe (etwas empfindlich.) Miller nennt ſich mein Vater, und Ihro Gnaden ſchickten nach ſeiner Tochter! —

Lady. Recht! Recht! Ich entſinne mich — die arme Geigerstochter, wovon neulich die Rede war. (nach einer Pauſe, vor ſich.) Sehr intereſſant, und doch keine Schönheit — (laut zu Louiſen.) Trete ſie näher, mein Kind! (wieder vor ſich) Augen, die ſich im Weinen übten — Wie lieb' ich ſie, die-

Heidelberg, den 16. Juni 1807.

Der Sterbetag unſeres entſchlafenen Schiller iſt dießmal auch von einer Anzahl Heidelberger auf eine würdige Weiſe gefeiert worden. Herr von Sydow gab uns ein Declamatorium in einer geſchmackvollen Auswahl von Schiller'ſchen Gedichten und Monologen, von denen die herrlichen Worte des Glaubens den Beſchluß machten. Es war der allgemeine Wunſch der Verſammlung und deſſen, der uns durch ſeinen geiſtvollen Vortrag ſo innig bewegte, daß der Gattin und den Kindern des Entſchlafenen ein kleines Denkmal dieſer feierlichen Stunde möchte überſandt werden. Mit Freuden habe ich die Ueberſendung übernommen. Nur wenige Zuhörer waren zugegen, denn die Anzeige vom zu haltenden Declamatorium konnte nicht allgemein und nicht ſchnell genug verbreitet werden; aber die kleine Verſammlung enthielt herzliche Verehrer des Unvergeßlichen!

Ihr letzter Brief enthielt traurige Nachrichten, den Tod der edlen Amalia und die Krankheit des Fürſten von Rudolſtadt, der ja ſeitdem auch geſtorben iſt. So ſcheiden die Guten aus Weimar; einer nach dem andern geht zur Ruhe. Ich begreife die Größe dieſes doppelten Verluſtes für Sie ganz. Amalie wird ewig in der Liebe und Verehrung der Weimaraner zunächſt und dann Deutſchlands fortleben; ſie iſt die Stifterin von vielem Guten, das nicht untergehen kann. Goethe's Rede iſt herrlich, einfach und rührend durch dieß Einfache. Der Fürſt von Rudolſtadt, den ich nie geſehen, und von dem ich nie etwas vernommen, iſt mir immer liebenswürdig vorgekommen durch ſeine Kinder, von denen ich vier kenne. Daß es dem Ukert ſo wohl in Ihrem Hauſe gefällt, und daß er Ihnen ſo gefällt, iſt mir gar erfreulich; ich liebe den Ukert von ganzem Herzen. Von Kindheit auf liebten wir uns wie Brüder, lebten in und miteinander, ſtrebten zuſammen, genoſſen jede Jugendfreude nur gemeinſam miteinander. Ein widriges Loos verſchlug ihn nach Danzig, als ich in Weimar war, und jetzt, da wir wieder hätten zuſammenleben können, führt mich das Schickſal in ein anderes Land hin.

Sie vermuthen mich ſehr beſchäftigt, gnädige Frau, und nicht mit Unrecht. Ich brauche zu mancher Stunde, die ich leſe, fünf Stunden Vorbereitung; und oft, wenn ich erſt Abends um 7 Uhr zu einem Spaziergange komme, bin ich recht ermüdet; aber dann laſſen ſich die hieſigen Gegenden auch am beſten genießen; ſie erquicken wie ein Labetrunk am ſchwülen Gewittertage.

Mit meinen Collegien fahre ich ſehr wohl; ich beſitze die Liebe und das Vertrauen von allen Zuhörern und habe mein Auditorium für einen Anfänger ſehr reichlich beſetzt. Ich ſehe einer glücklichen Zukunft entgegen. Dießmal leſe ich den Orpheus (deſſen Argonautenfahrt), den Feldzug des Xenophon unter dem jüngeren Cyrus gegen Artaxerxes Mnemon, und die Satiren des Horaz; außerdem noch die alte Geographie, in hiſtoriſcher Rückſicht. Mich kümmert in dieſem Collegium die wahre Geſtalt und Beſchaffenheit der Erde wenig, ſondern die Vorſtellungen, welche ſich zu verſchiedenen Perioden verſchiedene Männer von Erde, Himmel, Unterwelt und dergl. bildeten. Dieß Studium iſt nicht blos als ein ſelbſtſtändiges von großem Intereſſe, ſondern auch beſonders als ein Hülfsſtudium von großer Wichtigkeit. Denn ohne dieſes iſt ein anſchauliches Verſtändniß des Homer, des Heſiodus, des Herodot gar nicht einmal möglich. Wollten wir mit modernen und von allen kindlichen Irrthümern geläuterten Begriffen an den Homer gehen, ſo würden wir aus dem alten Homer einen modernen herausleſen. Die Charte, welche mein Vater zu ſeinem Homer gegeben hat, kann ſchon zum Verſtändniß des Homer ſehr genügen. Vor gelehrten Zuhörern muß ich indeß einen Schritt weiter gehen und jede Behauptung, die dort praktiſch niedergelegt iſt, mit einer mühſamen Beweisführung begleiten. Zu nächſten Winter werde ich wieder an meinen Aeſchylus gehen, von dem mich ehemals meine Kränklichkeit, jetzt meine neue Amtsbeſchäftigung zurückgehalten hat. Uebrigens habe ich dieſen Sommer, um doch nicht ganz und allein nur meinem Amte zu leben, noch Manches aus Anhänglichkeit für Jena und aus Liebe zu Eichſtädt für die Jenaiſche Zeitung recenſirt.

Mein Umgang iſt ſehr beſchränkt. Außer Taub, Minng und dem Kaufmann Fries ſehe ich nur einige jüngere Freunde und Bekannte, unter denen mir Martens bei weitem der liebſte. Nun geht auch mein Bruder Wilhelm fort, nach Eutin, um dort zu prakticiren.

Aber Apel gefällt mir nicht; er verfährt in ſeinen eigenen Geiſteswerken[1] eben ſo abſtract, wie er ehmals bei der Recenſion von Schillers Jungfrau in der A. L. Z. zu Werke gieng.

Heidelberg, den 7. Juli 1807.

Ich habe ſo eben meine Collegiengeſchäfte beendigt und ſehe drei herrliche Stunden vor mir. Dieſe ſollen Ihnen und der Mittheilung einer großen Freude geweiht ſein, die uns vor einigen Tagen zu Theil wurde. Ich habe einen herrlichen Mann kennen gelernt, einen Freund von Ihnen, von Ihren Kindern, von unſerem entſchlafenen Schiller, einen Mann, den Sie mehrmals einen edlen Mann genannt haben, den theuren, lieben Herrn von Gleichen aus Rudolſtadt. Ich bin einen ganzen Tag mit ihm zuſammengeweſen, und der Tag wird mir unvergeßlich ſein.

Einen herrlichen, liebenswürdigen Mann nennen ihn auch meine Eltern und bedauern, daß er ſo frühe uns wieder verlaſſen mußte. Von unſerer neuen Wohnung, von der herrlichen Ausſicht, die wir aus allen Fenſtern genießen, wird ihnen der Herr von Gleichen gewiß erzählen.

Mein Arbeitstiſch ſteht ſo, daß ich beim Aufblicken die reizendſte Ausſicht vor mir habe, drei Berge bis an die Spitze grün von Wein und Kaſtanien, und zwei fruchtbare Thäler dazwiſchen mit Korn und Wein bepflanzt. Die einzelnen Häuſer auf den Bergen präſentiren ſich ſehr ſchön. Und dann am Abend, wann die Sonne untergeht, ein Blick auf die Mannheimer Ebene, auf den Rhein, auf die Vogeſen, die von unſerem Altan aus einen ſo ſchönen

---

[1] Der Metrik.

Proſpekt gewähren! Nie haben wir ſchöner gewohnt, nie uns glücklicher gefühlt in einer eigenen Wohnung. Unſern Garten hat mein Vater äußerſt geſchmackvoll eingerichtet, Hügel und krumme Gänge angebracht, mit Weinlauben und Obſtbäumen bepflanzt. Den Küchengarten beſorge ich mit meiner Mutter; und wir ſind ſchon recht ſtolz darauf, daß wir alles Gemüſe, was unſere Haushaltung fordert, aus unſerem Garten liefern können.

Daß Ukert ein ſo fleißiger Vorleſer iſt, freut mich, beſonders daß er auch angefangen, aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen vorzuleſen. Eine Ueberſetzung aus dem Stegreif hat für den momentanen Genuß vielleicht noch mehr Reiz als eine ſtudierte gedruckte. Jene gibt das Originelle der Wendungen ungetrübter, und den Hauch des ausländiſchen Geiſtes lebendiger und eindringlicher.

Es ſollte der Zweck aller Ueberſetzungen dahin gehen, nicht Werke des Auslandes in unſerer einmal gangbaren Sprache darzuſtellen, ſondern unſere Sprache, die dieß verſtattet, bis an die fernſten Grenzen einer fremden Nation hinzuführen und ihr den Genius des Auslandes anzubilden. Aber wir machen es oft gerade umgekehrt. Statt uns zu weiten Sphären zu erheben, ziehen wir Alles in enge Kreiſe hinab. Es iſt ein Vorrecht, das wir Deutſche haben vor andern Nationen. Wir können durch unſere ſo reichhaltige und bildſame Sprache jeden fremdartigen Charakter uns aneignen, ohne daß wir darum unſere deutſche Selbſtſtändigkeit aufgeben. Aber dieß Vorrecht wird noch von vielen verkannt, und nirgends zeigt ſich dieß mehr als in Ueberſetzungen. Wie unerträglich todt ſind unſere Ueberſetzungen der griechiſchen Tragiker, wenn ich die Werke von Stolbergen, und den Euripides von Bothe, der aber auch noch große Mängel hat, ausnehme.

Wie unerträglich iſt der neulich erſchienene deutſche Pindar,[1] der einmal ſo recht zu der Niedrigkeit eines Leipziger (nicht einmal deutſchen) Magiſters herabgewürdigt iſt. Schleiermacher iſt auf rechtem Wege; ſein letzter Band des Plato iſt ſchon um Vieles vollkommener als der erſte; und je mehr er ſich die Jakobiſche Leichtigkeit aneignen wird, je mehr werden wir berechtigt ſein, einmal von ihm einen Plato zu erwarten, der ganz vom lebendigen Hauch des Griechen Plato durchdrungen iſt. Auch der Tieckiſche Don Quixote hat viel vom Hauche des ſüdlichen Klimas. Man fühlt wohl, ein urſprünglicher Deutſcher hätte ſo nicht geredet, und doch kann ich dieß Werk wieder ein echt deutſches Werk nennen. Etwas zu pedantiſch iſt mitunter der Schlegel'ſche Shakeſpeare; er ſpricht nicht unmittelbar an, wenigſtens nicht überall. Aber den Geiſt dieſer Arbeit und Schlegels Grundſätze lobe ich ſehr. Ich werde nächſtens eine Recenſion des Schlegel'ſchen Shakeſpeare ſchreiben, ſo bald ich den 9. Theil ſeines Shakeſpeare habe, der nun erſcheinen ſoll. Hier werde ich freimüthig reden, laut und derbe und hoffe vernommen zu werden. Die Sache liegt mir am Herzen, und da mag ich nicht ſchweigen. Schlegels Sommernachtstraum iſt vortrefflich, ſo auch ſein Romeo, die Scene ausgenommen, wo Julia mit Romeo vom Fenſter herabredet. Kann man es z. B. billigen, wenn der Ueberſetzer die Julia ſtatt swear by thy gracious self ſagen läßt: Schwöre bei deinem edlen Selbſt? Der Hamlet iſt auch nicht frei von ſolchen Dingen: z. B. wenn Horatio vom Geiſte ſagt making the night hideous, ſo läßt Schlegel ſagen: die Nacht entſtellend.

---

[1] Von Fähſe. 1804–6.

Neulich erhielt ich von Schlegel einen Brief aus Coppet, wohin er zurückgekehrt iſt. Mein Lear und Othello haben ihn wieder aufgeregt; er bietet mir einen Wettkampf an; allein ich will vor dem Meiſter zurücktreten und mich nun um ſo ernſtlicher an meinen Aeſchylus halten, weil ich doch fühle, daß ich mehr der antiken als der romantiſchen Poeſie angehöre. Mich ſchmerzt es um Schlegel, daß er der Madame Staël zu Liebe ſeine Selbſtändigkeit Preis gibt; er ſoll in Genève den galant-homme ſpielen, auf Theatern agiren und ſich wegen ſeines ſchlechten franzöſiſchen Dialektes und

Recenſents auslachen laſſen. Wie derbe eiferte er vor vier Jahren in einem Sonette gegen ſein jetziges Leben, in jenem berüchtigten Sonette, wo er Mäander, Skamander, Alexander und noch einen —ander[1] reimte. Wie hat Schiller einmal über dieß Sonett ſich luſtig gemacht! Wenn ihm jemand dieß Sonett auf einer Viſitenkarte gedruckt nach Coppet überſchickte? Es iſt wirklich Schade, daß dieſer Mann nicht geworden iſt, was er konnte, und noch trauriger, daß er nicht hat werden wollen, was er konnte. Schleiermacher iſt nun in Berlin und lieſt Philoſophie. Neulich hatte ich einen ſehr herzlichen Brief von ihm.

Meine Collegia machen mir eine große Freude, beſonders die alte Geographie und der Orpheus. Herr von Gleichen meinte, ich thäte wohl, alte Geographie zu leſen, da es mit der neuen heutzutage nichts ſei. Ja wohl! Nächſten Winter will ich den Sophokles leſen, und noch mehr freue ich mich zum Aeſchylos, den ich im künftigen Sommer vorzutragen gedenke. Seit einem Jahre ſchon laure ich vergeblich auf den Humboldt'ſchen Agamemnon. Wenn doch der erſchiene! Ich erwarte formelle Dienſte von dieſer Arbeit; im lebendigen Ausdrucke, im feurigen Schwung wird er Stolbergen nachſtehen, deſſen Genius mit dem Aeſchyliſchen befreundeter iſt, und deſſen Arbeit jedem künftigen Ueberſetzer zur Norm dienen müßte. Es erregt mir ein trauriges Gefühl, daß dieſe zwei Männer, die ich ſo gerne als deutſche denke, im Auslande Deutſche ſind. Aber Schlegel ſcheint zurückkehren zu wollen; denn er fängt ſchon an über ſeine Verbannung zu elegiſiren, das ſind gute Ausſichten.

Heidelberg, den 2. Auguſt 1807.

Was der Herr von Gleichen über Stolberg ſagte, iſt durchaus wahr und einzig wahr; und dieß Wort iſt mir ein ſicherer Maßſtab für ſeine Anſichten über andere Menſchen, und ſeine Liebe für Schiller begreife ich, daran gehalten um ſo vollkommener, und ich fühle ſie um ſo inniger und ſo tiefer. Sie, gnädige Frau, haben an dem Herrn von Gleichen einen Freund, wie außer ihm keinen, und Ihre Kinder werden ihm ihr Lebelang mit Kindestreue ergeben ſein.

---

[1] Salamander. Werke I. 368.

Um in dieſer Zeit doch nicht ganz müßig zu ſein, habe ich mich viel mit Recenſionen und mechaniſchen Arbeiten beſchäftigt. Unter anderen iſt mir ein äußerſt gehaltreiches und echt patriotiſches Werk in zwei dicken Oktavbänden in die Hände gefallen (über den Wortreichthum der deutſchen und franzöſiſchen Sprache und die Anlage beider zur Poeſie), von welchem ich geſtern die Recenſion beendigt habe. In dem Herzen dieſes edlen Mannes glüht noch Vaterlandsliebe, die ſich ja heutiges Tags nur in der Anhänglichkeit an deutſchen Genius und deutſche Sprache offenbaren kann. Der Mann iſt blos Grammatiker, aber ein ſo geiſtreicher, daß man ihn in ſeinen Analyſen und Reflexionen faſt Dichter nennen könnte. Wenn Schiller dieſes Buch erlebt hätte, wie würde es ihm Freude gemacht haben, ſo durchaus verſtanden zu ſein. Dieſer ungenannte Profeſſor hat gleichen Sinn für Goethes naives Lied und für Klopſtocks erhabenſte Oden. Dabei iſt er der franzöſiſchen Sprache mächtig, wie nur ein geborner Franzoſe, ein Villers es ſein kann. Ich habe Eichſtätt gebeten, dieſen Mann noch von einigen Andern recenſiren zu laſſen, um ihm ſo ſeine Achtung zu bezeugen. Denn jetzt iſt leider! der Zeitpunkt, wo man einem Deutſchen ſeinen Patriotismus zum Verdienſt anrechnen muß. — Geſtern und vorgeſtern bin ich auch noch Uhrmacher geweſen und Klavierſtimmer. Jetzt will ich auch wieder Tapezierer werden, und es macht mich nicht wenig ſtolz, daß unter meiner Direktion Geſell und Burſche arbeiten ſoll. Ich denke noch mit Selbſtgefühl, als ich unſern Jenaiſchen Saal in der Bachgaſſe[1] tapeziert hatte, daß Goethe einmal ſagte: er wolle mich zum Hoftapezier in Weimar creiren. Wenn es Michaelis nicht mit den gelehrten Arbeiten gehen will, ſo werde ich Vogelkäfige flechten; auch werde ich dafür ſorgen, daß ich wieder eine Drechſelbank erhalte. So will ich mir ſchon zu helfen wiſſen, und das beſtändige Zuſammenleben mit meinen geliebten Eltern, und dem treuen, anhänglichen Martens — Sie kennen ihn ja ganz! — ſoll mich dann vor Mißmuth und Hypochondrie ſchützen. Mein Bruder Wilhelm iſt in Eutin, und ich hoffe, es wird ihm dort wohl gehen. Kurz vor ſeiner Abreiſe hat er eine ungemein gelehrte Diſſertation drucken laſſen, die ihm Anſehen in Eutin verſchafft hat. Dieß hat mich lachen gemacht; denn dieß gelehrte Werk iſt dieſen Winter unter vielem Lachen geſchmiedet worden, und es iſt nichts in der Welt leichter, als grenzenlos gelehrt zu ſcheinen, oder ein — Böttiger zu ſein. Es gehören dazu nur Finger und etwa 120 Bücher, um mit Citaten zu prunken. Mir fiel, als ich Wilhelms Brief las, Wilhelm Meiſters Reiſejournal ein, das in ſeiner Vaterſtadt ſo viel Aufſehen machte. Aber mein Bruder wird ein tüchtiger, praktiſcher Arzt werden; er hat ſo ganz das gehörige Weſen, um ſich beliebt zu machen und Zutrauen zu erwecken. Von meinem Bruder Hans werde ich Ihnen nächſtens auch etwas Gutes ſchreiben, oder noch beſſer — ſagen können. Meine Eltern ſind ſehr vergnügt, daß ſie die Anſtellung ihrer Kinder erleben ſollen. In dem Abraham ſteckt ein tüchtiger Schullehrer, und er wird ſeinen Poſten ſchon finden. Aber hier in Heidelberg möchte doch ſeine Anſtellung ſchwer werden.

---

[1] 1803. Briefe III. 19.

Der Geheimerath v. Goethe wird wohl nun zurück ſein. Am Ende dieſer Woche ſchreibe ich ihm. Daß er ſeinen Auguſt herſchicken will, ſehe ich als ein Compliment für Heidelberg an. Beſſer noch, wenn er ihn ſelbſt brächte. Er hat nicht ſchlechte Luſt dazu; aber zwiſchen Wollen und Ausführen iſt eine beträchtliche Kluft, und dann hängt Goethe auch von ſeiner Geſundheit ab. Ob es dem Goethe aber hier gefallen würde, das möchte ich nicht zum voraus bejahen. Es herrſcht nicht der freie Geiſt auf dieſer Akademie, der Jena auszeichnet. Man iſt hier auf allen Seiten beſchränkt. Und die Juriſtenfakultät iſt im Grunde ſo überwiegend, daß wohl nie Harmonie kommen möchte. Die armen Göttinger! oder ſoll ich ſagen die Glücklichen? Was will aber der König von Weſtphalen mit ſeinen, ich glaube fünf Akademien. Welche von dieſen werden die andern verſchlingen? Denn daß die Hälfte wird verſchlungen werden, ſetze ich ſtillſchweigend voraus. Nur die mageren, worunter wohl Rinteln hauptſächlich zu rechnen, ſollten die andern nicht verſchlingen. Das Schickſal der pharaoniſchen Kühe hat gezeigt, daß ſie darum doch nicht fett werden durften. Unſere Akademie will nun auch eine Litteraturzeitung anlegen. Recht gut, damit wir auch eine Stimme haben und nicht in dem Nachtheile ſtehen, daß wir über uns Mißurtheile leſen, ohne wieder zu urtheilen. Aber im Vertrauen, ich verſpreche mir wenig davon, weil hier kein Mann von Eichſtädts Kraft und Talenten iſt, das Ganze aufrecht zu halten. Solche Inſtitute werden fürs erſte in Süddeutſchland noch nicht gelingen. Mag auch Heidelberg ein heller Punkt ſein, ſo iſt doch rund um uns her, wenigſtens an den meiſten Orten Dunkelheit.

Wer Geiſt zeigt, wird für einen Schwärmer gehalten, als wenn es in der That nur böſe und geſunkene Dämonen wären, die die Menſchen in Bewegung ſetzen.

H. Voß.

Heidelberg, den 28. Auguſt 1807.

Von den neuern Produkten der Litteratur iſt mir jüngſt der Almanach (bei Willmens) in die Hände gefallen, der meines Bedünkens ſehr ſchlecht iſt. Von Görres ſind Kindermährchen darin, von Chriſtkindchen handelnd, die kaum kindiſch, vielmehr aberwitzig zu nennen ſind. Dieſer Görres gehört unter die Arabeskenſchriftſteller. Er hat Witz und Phantaſie, aber durchaus keinen Geſchmack; auch etwas mehr Nüchternheit und Beſonnenheit könnte ihm nicht ſchaden. Ich fürchte, ſeine ungeregelte Phantaſie wird ihn noch einmal ins Narrenhaus bringen. Er predigt den Heidelbergern jetzt die Rungiſchen Arabesken, myſtiſchen Inhalts, findet aber, ſeinen gläubigen Profeſſor de Wette ausgenommen, und etwa ein paar Studenten, wenigen Beifall. Jean Paul iſt ſein Heros, Schiller verdient nicht den Namen eines Dichters; Goethe ſoll einige Anlage gezeigt haben, aber die gemeine Natur hat den Sieg davon getragen. Im Wilhelm Meiſter herrſcht eine niedrig ökonomiſche Anſicht des Lebens, ein irreligiöſer Dualismus. Soll man die Seele, die ſo faſeln, nicht aus Herzensgrunde bemitleiden, ſo weiß ich nicht, was Mitleiden verdient. Schade iſt es um manchen guten Kopf, der durch eine ſolche querköpfige Anſicht zu Grunde geht. Wo ſoll dieſe Hyperſthenie des Geiſtes einmal ſeine Schranken finden?

Der Titel des Buches, nach welchem Sie fragen, iſt: „Ueber den Wortreichthum der deutſchen und franzöſiſchen Sprache und die Anlage beider zur Poeſie." Doch möchte ich bitten, wenn Ihnen dieß Buch in die Hand kömmt, etwa durch Goethe, der es wohl beſitzt, leſen Sie es nicht, ſondern laſſen Sie ſich daraus vorleſen.

Daß Sie ſich wollen den Heſiodus und Orpheus vorleſen laſſen, hat mir große Freude gemacht. Ich wollte, daß ich ihn Ihnen vorleſen könnte, wie einmal die Louiſe und aus dem Oſſian. Der Orpheus iſt an vielen Stellen homeriſch, nur iſt ſeine Darſtellung nicht ſo umſtändlich. Vieles wird faſt zu kurz abgefertigt, daß man es eher eine Relation als eine Darſtellung nennen möchte. Aber was kann ſchöner ſein, als des Peleus Beſuch bei dem Centauren Cheiron, bei dem der kleine Achilles die Zither ſpielen lernt; dann der Wettgeſang zwiſchen dem Cheiron und Orpheus, wie die Raubthiere von den Zaubertönen herbeigelockt halb vor der Höhle ſtille ſtehen, halb fliehen möchten; und wie die Vögel, gleichwie der Pindariſche Adler auf dem Scepter des Zeus, in wollüſtiger Ermattung die Schwingen hängen laſſen; dann die prachtvolle Schilderung, wie der Schlaf die ganze lebende Natur bewältigt und ſelbſt der gräßliche Drache, der das Vließ bewacht, ſeiner Gewalt nicht widerſtehen kann. Wenn der Verfaſſer auch kein ſe Augen! (wiederum laut.) Nur näher — Nur ganz nah — Gutes Kind, ich glaube, du fürchteſt mich!

Louiſe (groß mit entſcheidendem Ton.) Nein, Milady! Ich verachte das Urtheil der Menge!

Lady (vor ſich.) Sieh doch! — und dieſen Trotzkopf hat ſie von ihm. (laut.) Man hat ſie mir empfohlen, Mamſell! Sie ſoll was gelernt haben, und ſonſt auch zu leben wiſſen — Nun ja. Ich wills glauben — auch nähm ich die ganze Welt nicht, einen ſo warmen Fürſprecher Lügen zu ſtrafen.

Louiſe. Doch kenn ich niemand, Milady, der ſich Mühe gäbe, mir eine Patroninn zu ſuchen!

Lady (geſchraubt.) Mühe um die Klientinn oder Patroninn?

Louiſe. Das iſt mir zu hoch, gnädige Frau!

Lady. Mehr Schelmerei, als dieſe offene Bildung vermuthen läßt! Louiſe nennt ſie ſich? Und wie jung, wenn man fragen darf?

Louiſe. Sechszehn geweſen.

Lady (ſteht raſch auf.) Nun iſts heraus! Sechszehen Jahre! Der erſte Puls dieſer Leidenſchaft! — Auf dem unberührten Klavier der erſte einweihende Silberton! — Nichts iſt verführender — Setz dich, ich bin dir gut, liebes Mädchen — Und auch er liebt zum erſtenmal — Was Wunder, wenn ſich die Strahlen eines Morgenroths finden? (ſehr freundlich, und ihre Hand ergreifend.) Es bleibt dabey, ich will dein Glück machen, Liebe — Nichts, nichts als die ſüße frühverfliegende Träumerei. (Louiſen auf die Wangen klo-

Homer iſt, ſo iſt er doch nicht der letzte der Homeriden. Noch mancher Grieche iſt, wie dieſer Orpheus, der einem Ueberſetzer entgegenſieht und allgemein von den Deutſchen geleſen zu werden verdiente.

Humboldts Agamemnon, auch ſeinen Pindariſchen Hymnen ſehe ich verlangensvoll entgegen. Nur fürchte ich, daß er ſeinen Agamemnon in den letzten Jahren durch große Künſtelei mag verbildet haben. Humboldt gehört zu denen, wie auch unſer Knebel, die lieber ihrem Gefühle und deſſen unmittelbarer Leitung folgen ſollten. Aber Beide haben ſich in anderen Zeiten etwas zu ſehr in die Kunſt der Technik hineingeworfen und wollen dieſe dem Werke ihres Genius anpaſſen. Daraus entſtehen dann die unſeligen Mitteldinge, in denen weder der Genius in ſeiner Reinheit, noch die Kunſt in ihrer Vollkommenheit ſichtbar iſt. Knebel arbeitet ſeinen Lucrez immer von Neuem und macht es immer künſtlicher, aber nicht beſſer. Wie es mit Humboldt ſein wird, bin ich nun begierig zu erfahren.

Iſt Goethe denn noch wirklich im Karlsbade oder nach Wien gereiſt, wie es hier heißt? Ich fürchte, er iſt nach ſeiner Vermählung nicht ſo glücklich wie vorher. Vielleicht bleibt er lange auf der Reiſe, um ſich zu zerſtreuen und Heiterkeit für den Winter zu holen. Wolle ihm ein gutes Geſchick die geben nach dem letzten für ihn doch zum Theil trüben Winter. Daß er ſeinen Auguſt zu uns ſchickt, iſt wohl gewiß; wenigſtens mir hat er es als beſtimmt geſchrieben.

Habe ich Ihnen ſchon geſchrieben, daß Herr v. Seckendorf auf eine Zeitlang nach Heidelberg zieht? Ich freue mich ſehr darauf, denn wir intereſſiren uns für Einen Gegenſtand. Vor einigen Tagen ſchickte er mir ſeinen Muſenalmanach, der viel Schönes enthält, beſonders einige Romanzen aus dem Cid. Er hat die Romanzenſprache und Romanzenmetrik völlig inne; nur etwas Rauhes klebt ihm noch an, das ſich nach und nach abſchleifen muß. Gegen ſeine poetiſchen Freunde iſt er indeß zu nachſichtig geweſen, wie ich ihm dieſes auch aufrichtig geſchrieben; er gibt Manchen für einen Dichter aus, der kaum ein Reimſchmied dürfte genannt werden. Seinen Schwager, den Grafen Benzel-Sternau, werde ich auch nächſtens kennen lernen. Als geiſtreichen Verfaſſer vom goldenen Kalbe kenne ich ihn lange; als trefflichen Mann rühmt ihn Jeder, der ihn in Karlsruhe hat kennen lernen.

Geſtern fiel mir die Xenie in die Hände:

Oedipus reißet die Augen ſich aus, Jokaſta erhenkt ſich,
Und ſo hat ſich das Stück endlich harmoniſch gelöſt.

Ich war muthwillig genug, folgende Parodie zu machen:

Stella ſticht mit dem Dolche ſich todt, Fernando erſchießt ſich,
Und ſo hat ſich das Stück endlich harmoniſch gelöſt.

Unbegreiflich iſt mir's, wie Goethe dieſe Aenderung hat machen mögen und können. Aber ich bitte, verrathen Sie mich und meinen Muthwillen ihm ja nicht.

Heidelberg, den 17. October 1807.

Noch täglich ſprechen wir von dem Beſuche der Frau v. Wolzogen und freuen uns ihres gegebenen Verſprechens, auf der Rückreiſe — und Gott gebe, daß dieſe bald ſei — einen Tag bei uns zuzubringen. Es war meiner guten Mutter eine ſo angenehme Ueberraſchung, wie die Frau v. W. noch einmal den andern Morgen kam, nachdem ſie ſchon den Abend vorher Abſchied genommen hatte. Wir hatten einen Spaziergang gemacht nach dem Schloßberge und über die Neckarbrücke, und es fand ſich nachher noch gerade ſo viel Zeit übrig, um noch einen kleinen Beſuch bei meinen Eltern zu machen. Viel Liebes und Schönes hat uns Ihre Frau Schweſter erzählt von Ihnen, von dem Gedeihen der Kinder, von der Niedlichkeit der kleinen Emilie, von dem theuern Herrn v. Gleichen, der in unſerem Hauſe noch in ſo friſchem Andenken lebt, von Ukert, von Adolf, von Vielem, was mir in Weimar ſo werth iſt.

Ich habe mit Rührung Ihre Freude getheilt, wieder in Weimar und in Ihrer Wohnung zu ſein, in den Zimmern, wo der

Unvergeßliche die Freuden und die Schmerzen des Lebens empfand, an der Stelle, die er liebte, wo ich ihn ſo oft fröhlich und mit ſeinen Kindern ſpielen ſah. Gott gebe Ihnen, edle Frau, in Zukunft Ruhe in dieſer heiligen Stätte. Wann Sie dieſen Brief empfangen, wird das Andenken an die vorjährigen ſchrecklichen Ereigniſſe in Ihnen lebendig ſein. Ach! das war keine Zeit, wo Sie in Schillers Wohnung das Bild der Gegenwart durch ſüße Erinnerungen aus der Vergangenheit aufheitern konnten. Gott gebe Ihnen Ruhe und erhalte Ihnen die Freude an Ihren guten Kindern, die Sie jetzt ſchon in ſo vollem Maße genießen.

Goethe's Geſundheit ſcheint nun doch wirklich feſt zu ſein; er ſchrieb es mir ſelbſt neulich und forderte Einiges (das ich jetzt ſchon abgeſchickt habe) von mir, woraus ich auf Heiterkeit in ſeinem Gemüthe ſchließen konnte. Gott erhalte uns dieſen Edeln an Geiſt und Herzen. Noch denke ich mit Freude eines Abends, wo Schiller in unſerem Hauſe, auf unſerem ſchwarzen Sopha, unter Agnes Bilde, ich möchte ſagen, mit Begeiſterung von Goethe's durchaus edler, aber oft verkannter Natur ſprach. Und aus welch einem Herzen entſprangen dieſe Worte! Wahrlich, eine ſchönere Verherrlichung gibt es nicht! kann es nicht geben! Die Nachwelt wird ſtaunen über die Größe und Tiefe ſeines Geiſtes. Lieben und mit Innigkeit an ihm hangen wird ſie, wenn ſie erfährt, daß ihn Schiller mit ganzer Seele geliebt hat. Den Vorzug hat Schiller in ſeinen Werken vor Goethe, daß er keiner Verherrlichung durch Andere bedarf. Wer ihn, den Menſchen, auch nicht aus den theatraliſchen Werken ganz erkennt (denn auch Böſewichter und Schurken hat er mit objektiver Wahrheit darzuſtellen gewußt), der braucht nur in ſeinen Gedichten zu leſen; dem möchte ich das Lied an die Freude zu leſen geben, worin ſo ganz das Herz und die Geſinnung redet. Es ſchmerzt mich tief, ſo oft ich ſehe, daß der Edle von dieſer Seite verkannt wird, oder wenn ich ein Urtheil der Art höre: „Schiller ſei nicht überall objektiv geweſen.“ Soll denn bloß und allein das Werth haben, was allen großen Geiſtern gemein iſt, das von allem Menſchlichen entäußerte Göttliche im Menſchen, das, worin Shakeſpeare, Goethe, Cervantes, Schiller ununterſcheidbar eins ſind? Iſt nicht auch die menſchliche Seite des Menſchen göttlich, beſonders in einer Natur wie Schillers? Und laſſen ſich beide Seiten denn auch ſo trennen, daß man ſie wie abgeſonderte Theile neben einander hinſtellen kann? — Wie ſehr wünſchte ich, daß auch Goethe mehr ſolcher Gedichte gegeben hätte, durch die man unmittelbar in ſein Herz blicken könnte. Was gäbe ich darum, wenn Shakeſpeare nur ein einziges Sonett hinterlaſſen hätte, in welchem man ihn als Menſchen leben und weben ſehen könnte? In ſeinem Fernando, in der Desdemona, in der Julie kann ich's nicht; denn dagegen ſtellt ſich mir ein Jago, eine Lady Macbeth auf, die gerade ſo viel Abſcheu fordern, wie Jene Liebe und Hingebung. — Wenn ich mir Schiller denke, wie er als Menſch war, wie er die Verhältniſſe des Lebens anſah und ſeine Geſinnungen darüber äußerte, wie er in allen Verwirrungen Einheit und Harmonie erblickte, wie er alles Gute, Schöne und Wahre mit liebendem Herzen umfing, wenn ich zu Thränen gerührt werde über die Güte und Milde, die in ihm war — o wer vermag ſeine Natur auszuſprechen! — dann fühle ich erſt recht den Werth der Gedichte, die Ihn mir bis auf Geſtalt und Miene vergegenwärtigen!

Vor Kurzem, verehrte Frau Hofräthin, habe ich den Geiſterſeher, der in dieſer Zeit mein Lieblingsbuch iſt, von Neuem geleſen.[1] Ich will Ihnen keine Kritik über das Werk des Herrn Follenius[2] ſchreiben, das Sie höchſt wahrſcheinlich nicht einmal kennen; aber ich kann nicht umhin, meine Meinung gegen Sie auszuſprechen, daß ſelbſt Schiller dieſe Arbeit nicht durchaus kann getadelt haben. Man hat dem Verfaſſer Anmaßung vorgeworfen und wohl nicht ganz mit Unrecht, denn kühn war es, ein Werk von der Rieſengröße fortzuſetzen; aber zu ſeiner Entſchuldigung dient: er wartete ſieben

---

[1] Daſſelbe Urtheil wie Briefe I. 98.

[2] Des Fortſetzers.

Jahre, und erſt als von allen Seiten Gerüchte erſchollen, der Meiſter habe ſein Werk liegen laſſen und aufgegeben, ging er an ſeine Arbeit. Begeiſtert wie er war, wäre es grauſam geweſen, wenn man ihm das Schreiben hätte verbieten wollen. Das Geſchriebene hätte er freilich ungedruckt laſſen können. Allein hier werden ihn die Herren Pſychologen vertheidigen, die da beweiſen werden, es ſei unmöglich, daß ein Autor, beſonders ein junger Autor, die Gewalt über ſich haben könne. — Mir iſt ein paarmal der Gedanke eingekommen, Follenius könne Schillern den Entſchluß haben befeſtigen helfen, ſein Werk nicht fortzuſetzen. Dann ruhte ein ſchwerer Fluch auf dieſer Arbeit. Eine merkwürdige — auch in pſychologiſcher Hinſicht merkwürdige Erſcheinung bleibt die Arbeit immer. Es iſt, als hätte Schillers Werk den Verfaſſer aus dem Nichts ins Daſein gerufen.

Große Freude hat uns gemacht, was Sie, verehrte Frau Hofräthin, über die Louiſe geſchrieben haben. Gewiß haben dieſe lieblichen Idyllen nun erſt ihre völlige Reife erhalten. Die letzte Bearbeitung war übereilt. Mein Vater wollte damals — gewiſſer Umſtände wegen — in einer feſtgeſetzten Zeit fertig ſein, und ſo mußte manche Situation im Schatten liegen bleiben, die jetzt erſt ihr gehöriges Licht empfangen hat. Die einzelnen Charaktere haben mehr Haltung bekommen; die Situationen ſind mehr motivirt; mancher liebliche Zug, der wohl, ohne dem Ganzen Eintrag zu thun, fehlen konnte, den man aber jetzt, nun er da iſt, nicht entbehren mag, iſt hinzugekommen. Die alte verſtändige Hausfrau war mitunter zu ſparſam bedacht; jetzt handelt ſie, wie und wo es ihr zukommt. Auch die treue Suſanne und Hedwig und der ehrliche Hans erregen jetzt mehr Intereſſe. Und ſo ſoll es auch ſein. In einer Idylle wie dieſe gilt kein Groß und Klein, kein Hohes und Niederes. Jedes muß in ſeiner höchſten Vollendung, bis ins kleinſte Detail ausgebildet daſtehen. Wie ſehr iſt Homer auch hier Meiſter: der Sauhirt Eumäos, König Odyſſeus, die treue Penelope, die üppigen Freier, die Schweine, der Hund Argos und die Götter — iſt nicht Alles vom Dichter mit gleicher Liebe behandelt und dargeſtellt? — Wie viel hat in der erſten Idylle die Waſſerfahrt gewonnen. Alle einzelnen Theile ſind jetzt erſt recht in ein zuſammenhaltendes Gemälde voll Einheit gebracht worden, ſowie der Kahn fortſchiffend, ſucceſſiv dem Auge des Betrachters ſich darſtellt. Wir glauben ſelber im Kahn zu ſein und an der Fahrt Theil zu nehmen, und jeden einzelnen Proſpekt der reizenden Gegend, wie ſich das Bild bei jedem Fortſchritte etwas verändert, vor uns zu ſehen. Ihr Wunſch, verehrte Frau Hofräthin, wegen der Fortſetzung kann, wenn er erfüllt wird, nur hier in dieſem reizenden Lande erfüllt werden.

Von Auguſt Wilhelm Schlegel habe ich neulich einen recht frohen Brief gehabt. Er will für den Winter nach Deutſchland zurückkehren. So eben läßt er — was nicht ſehr patriotiſch iſt — in *franzöſiſcher Sprache* eine Vergleichung von Racinens und des Euripides Phädra drucken. Er will es mir zuſchicken, ſobald es die Preſſe verlaſſen, und ich bin ſehr begierig darauf. Soll es zur Belehrung und Bekehrung der Franzoſen ſein, ſo möchte er bei dieſem Waſſervolke wohl in den Wind geſprochen haben. Aber freilich hat auch der heilige Antonius den Fiſchen gepredigt.

Oehlenſchläger will — höre ich — nach Weimar zurückkehren. In Paris wird ihm bei jetzigen Zeitumſtänden der Unterhalt ſchwer. Von Baggeſen las ich geſtern zu meinem Erſtaunen den Anfang einer Oceania. Es ſoll ein Gedicht in ſechs Geſängen werden, und der Inhalt Cooks Reiſe um die Welt. Wie wenig praktiſch iſt der Gegenſtand. Baggeſen hat die ſinnliche Größe des Gegenſtandes mit der inneren verwechſelt. Ein Argonautenzug nach Kolchis kann zu einer Zeit, wo die Schifffahrt noch in ihrer Kindheit iſt, durch die Anſtrengung der Helden, durch den Aufwand von Kraft und Beharrlichkeit, der dort Noth thut, wohl unſere Theilnahme erwecken. Aber eine Reiſe um die Welt *in unſeren Tagen* kann an und für ſich kein poetiſches Intereſſe erwecken, und wenn auch noch ſo viel

Waſſerwellen, und Stürme, und Donner und Blitz dabei aufgebraucht werden. Liebliche Situationen und Einzelnheiten werden wir wohl erwarten dürfen; aber das geſtehe ich, die möchte ich doch lieber in einzelnen ſüdoceaniſchen Idyllen leſen, als in einer ſtolz einher prangenden Oceania.

Heidelberg, den 23. December 1807.

Jetzt nehme ich wieder an geſellſchaftlichen Freuden Theil, und was das beſte iſt, ich kann arbeiten, ſowie denn beſonders im letzten Vierteljahre die Jenaer Litteraturzeitung voll iſt von Recenſionen von mir, deren einige ich mit vieler Anſtrengung ausgearbeitet habe. Doch am meiſten beſchäftigt mich mein Aeſchylus. Den Prometheus und die Sieben gegen Theben habe ich ſchon fertig liegen, auch ſchon Vieles aus dem Agamemnon. Wenn Humboldt nun nicht eilt, ſo werde ich ihm zuvorkommen. Der Theil des Agamemnon, worin die Kaſſandra auftritt, wird von mir überſetzt in Seckendorfs Prometheus erſcheinen; Anderes vorläufig im Morgenblatt. Bin ich mit dem Aeſchylus fertig, ſo kehre ich vielleicht zum Shakeſpeare zurück. Ich hoffe nun mehr leiſten zu können, als mit meinem erſten Verſuche, in welchem die jungen Kräfte noch zu oft im Momente des Ringens ſichtbar ſind. Es muß eine Zeit kommen, wo ſie durch das Ringen geläutert, feſt und ſicher ſich offenbaren.

Ein gewiſſer Reinbeck, der von Weimar zu uns gekommen iſt, der Ehegemahl einer unendlich vierſchrötigen Semiramis, hat vier abgeſchmackte Briefe über Heidelberg ins Morgenblatt einrücken laſſen. Das hat uns Heidelberger verdroſſen. Achtzehn Männer, Jünglinge und Knaben ſind hierauf aufgetreten und haben Reinbeck, Cotta und die Redaktoren des Morgenblattes auf ihre Ehre, auf Gewiſſen und aus Pflicht für ehrlos erklärt. Reinbeck hat ſchon geantwortet, bieder und brav, und hat den Ausſpruch der Ehrloſigkeit den Heidelbergern zurückgeſchoben; was Cotta thun wird, erfahren wir vielleicht heute. Ich glaube, er wird einen Injurienproceß beginnen und als Sieger davon gehen. Und unter diesen achtzehn Männern ist ein Mann wie Daub; es schmerzt mich, dieß schreiben zu müssen. Geht das nicht zu weit? Und was hat denn Reinbeck Böses gethan? Das Meiste, was er sagt, ist unläugbar, nur in einem abgeschmackten Tone vorgetragen und mit einigen unwürdigen Klätschereien versetzt, die auf Rechnung seiner Gewährsmänner fallen, welche sich hier von einigen Familien beleidigt wähnen.

Wie wird Goethe lachen, wenn er die grimmige, unbesonnene, aufgeblasene — und unlogische Relegation cum infamia liest; wie wird der Herr v. Gleichen lachen! Der Verfasser ist Görres, er, in dem alle Teufel zu wohnen scheinen, die ehemals die Gergesener Heerde beseelt haben. Was den Görres in dieser Achterklärung besonders instigirt hat, sind zwei beißende Epigramme gegen ihn im Morgenblatte, durch die er sich getroffen fühlt.

Neulich hatten wir Wernern bei uns. Er hat hier im Allgemeinen sein Glück gemacht. Ob er aber dieser Sphäre, in die er sich begeben, gewachsen ist? Mir kömmt es vor, als ob er sich auf Mystik und Religion nur wie auf eine Handthierung gelegt habe. Ich wollte, er kehrte zur frühern Manier zurück, und daß er dieß wolle, darauf deuten auch alle Aspecte hin. Goethe kann gut auf ihn wirken, und ich hoffe, es werde geschehen sein. — Goethe will uns seinen August herschicken. Bleibt es denn dabei?

Heidelberg, den 5. April 1808.

Ukerts Weggang ist für die Kinder ein großer Verlust gewesen. Daß der junge Gabler ihn nicht ersetzen konnte, wußte ich, und ich freue mich, daß er nun wegkommt und dem Abeken Platz macht.

Abeken ist ein Verehrer von Schiller wie Wenige, und ein würdiger Verehrer, denn er versteht ihn. Sie kennen ihn schon, und der selige Schiller kannte ihn und hatte ihn lieb; Sie sind auch gewiß überzeugt, daß er ein warmer Freund der Ihrigen und ein unzertrennliches Mitglied Ihrer Familie sein wird.

Gottlob, daß ich meinen Mund wieder gebrauchen kann; nun darf ich mir keine Gewalt mehr anthun, darf mit Begeiſterung wieder reden bei tragiſchen Chören.

Vor allen bin ich jetzo meinem Aeſchylus ergeben. Ich laſſe in alle Journale und Zeitungen Fragmente drucken; denn warten kann und mag ich nicht, bis das Ganze fertig iſt. Ich hoffe auch, daß mein Bemühen nicht ganz vergebens ſein wird. Ich werde täglich vertrauter mit Aeſchyleiſchem Tone, die Sprache gehorcht mir je mehr und mehr, und bald hoffe ich auch ganz dem Chorrhythmus gebieten zu können, der noch immer etwas widerſpenſtig iſt und nicht thun will, wie ich will.

Wahrlich in unſern dichterarmen Zeiten, wo die heilige Kunſt durch ſo viel Unwürdiges entweiht wird, thut es noth, die ehrwürdigen Todten aus dem Grabe zu erwecken. Iſt unſer Feuer erloſchen, ſo müſſen wir uns, um nicht zu Tode zu frieren, an fremdem Feuer erwärmen. Wie habe ich mich daher gefreut über Kannegießers Unternehmen, den Beaumont und Fletcher zu überſetzen. Ich bin ſo eben dabei den erſten erſchienenen Band zu recenſiren, der nur unglücklicherweiſe nicht die beſte Auswahl getroffen hat. Aber es ſind ein paar wackere Männer. Vielleicht iſt es beiſpiellos, daß damals Männer, wie Shakſpeare, Beaumont, Fletcher, Maſſinger, Ben Jonſon, Doman ꝛc. nicht blos zu gleicher Zeit lebten, ſondern auch in einander lebten, zuſammenwirkten, ſich äußerten. So war es in Rom zu Auguſts Zeiten, und in Weimar, als Schiller noch da war und ſeinen Goethe beſuchte. Dieſe genannten engliſchen Dichter hielten nächtliche Zuſammenkünfte, laſen ſich ihre Werke vor, ſchwächere Stellen wurden gemeinſam geändert; Shakſpeare dichtete in Fletchers Tragödien ganze Scenen hinein und beſtreute ſie mit Funken ſeines unerſchöpflichen Geiſtes. Wer mag ſagen, wenn wir in Fletchers Tragödien Stellen finden, die Shakſpeares vollkommen würdig ſind, daß dieſe nicht von Shakſpeare herrühren. Ich habe dieſer Tage ſieben Tragödien von Beaumont und Fletcher geleſen, die mich gerührt und entzündet haben. Welcher von unſern heutigen jungen Dichtern iſt im Stande ein Stück wie Philaſter zu ſchreiben und wir Deutſchen kennen dieſe Schätze nicht einmal.

O über unſere heutigen Dichter! der Verfaſſer der Lacrymas, der Niobe! eine Schande iſt es, daß dieſer noch irgend einen Verehrer von Talent findet, doch kann es nur Verblendung ſein, die nicht wie der ſchwarze Staar ewig dauert. Den Graf und die Gräfin v. Gleichen habe ich geleſen, aber blos des Namens wegen.

Dieſer Schütz iſt durchaus geiſtlos; nur Nachahmertalent hat er und eine erhitzte Fieberphantaſie; was wie gedacht ausſieht, iſt ſo verworren und unbeſtimmt wie möglich. Man ſieht, er iſt nicht Herr in ſeiner Sphäre, in der er dichtet, entweder er entrinnet ihr, oder ſie entfliegt ihm. Da haben wir Swifts Luftinſel Laputa. Und dann der Dichtergarten von Roſtorf, den Wilhelm Schlegel und Aſt bis zu den Wolken erheben. Mir iſt es, als wenn die Gergeſener Säue mit einer ganzen Legion von Teufeln darin herumwühlten. Alles was eine friſche Farbe hat, Roſen, Nelken, Lilien, treten ſie nieder, und ziehen eine mondſcheinbleiche Viole heraus, die Maria ſtatt mit Quellwaſſer, mit heiligem Salböle tränkt; daher duftet es auch im Garten nicht nach Blumen, ſondern nach der Lampe, und des alten Gärtners Lied iſt in prophetiſchem Tone geſungen: „ſag, wo ſind die Roſen hin?“ mit dem immer wiederkehrenden Schluſſe: „Freund! du biſt umſonſt bemüht, dieſe Roſen ſind verblüht.“ Nun vollends in Aſts Journale, die Lieder von Rottmanner; Talent und dabei eine ſo exceſſive Verkehrtheit! Und endlich unſere Heidelberger Einſiedler-Zeitung von Arnim herausgegeben (über deſſen Ariels Weiſſagung ſchon vor einigen Jahren Schiller zu lachen pflegte); drin kommen überſchwängliche Gedichte vor, welche die arme Luiſe Reichardt componiren ſoll. Dieſe Leute ſtudieren gar nicht, ſpiegeln ſich nie in fremden Formen, ſondern beſchauen nur ſich und ihr kleines Gemüth, das ihnen ein unendlicher Abgrund dünkt. Und dann machen ſie’s wie die Spinne, die ja auch ihr Netz aus ihrem eigenen Gemüthe heraushaſpelt, zieht.) Meine Sophie heirathet! Du sollſt ihre Stelle haben — Sechszehn Jahr! Es kann nicht von Dauer ſeyn!

Louiſe (küßt ihr ehrerbietig die Hand.) Ich danke für dieſe Gnade, Milady, als wenn ich ſie annehmen dürfte.

Lady (in Entrüſtung zurückfallend.) Man ſehe die große Dame! — Sonſt wiſſen ſich Jungfern ihrer Herkunft noch glücklich, wenn ſie Herrſchaften finden. — Wo will denn ſie hinaus, meine Koſtbare? Sind dieſe Finger zur Arbeit zu niedlich? Iſt es ihr Bißchen Geſicht, worauf ſie ſo trozig thut?

Louiſe. Mein Geſicht, gnädige Frau, gehört mir ſo wenig, als meine Herkunft!

Lady. Oder glaubt ſie vielleicht, das werde nimmer ein Ende nehmen? — Armes Geſchöpf, wer dir das in den Kopf ſetzte — mag er ſeyn, wer er will — er hat euch beide zum Beſten gehabt. Dieſe Wangen ſind nicht im Feuer vergoldet. Was dir dein Spiegel für maßiv und ewig verkauft, iſt nur ein dünner angeflogener Goldſchaum, der deinem Anbeter über kurz oder lang in der Hand bleiben muß. — Was werden wir dann machen?

Louiſe. Den Anbeter bedauern, Milady, der einen Demant kaufte, weil er in Gold ſchien gefaßt zu ſeyn.

Lady (ohne darauf achten zu wollen.) Ein Mädchen von ihren Jahren hat immer zwey Spiegel zugleich, den wahren und ihren Bewunderer — Die gefällige Geſchmeidigkeit des letztern macht die rauhe Offenherzigkeit des erſtern wieder und wozu das? — um nachher Fliegen zu fangen. Es gibt deren, die ſich entſetzlich über dieſen Unfug ärgern; zu denen gehöre ich nicht, wenigſtens dauert bei mir ein Aerger in der Art nicht über ein paar Minuten, deſto mehr erſcheint es mir komiſch. Man laſſe die Leute treiben und thun, was ſie nicht laſſen können. Durch ſolchen Unſinn hindurch angeblickt mag das bischen Geiſt ſich immerhin ein wenig für das Auge vervielfältigen und brechen.

Dieſe Menſchen werden gewiß nicht bedeutend ins Rad der Zeit eingreifen.

Leid thut es mir in der That, daß auch Werner, der unergründliche Talente hat, dieſes Weges mitwandelt. Was Sie mir über ſein Talent ſchreiben, hat meinen völligen Beifall. Gewiß hat die Natur ihn eher zu einem Luſtſpieldichter beſtimmt, als zu einem frommen Menſchen. Dieſe Frömmigkeit ſteckt nicht im Gemüthe, ſondern iſt eine poetiſche Coketterie mit Gott, Maria und den Wunden Jeſu, und dem heiligen allegoriſchen Karfunkelſtein. Sonſt halte ich Werner für einen guten Menſchen, wenigſtens hat er hier ſich nicht anders gezeigt. Nur unerträglich war mir an ihm, daß er von Haus zu Haus ging und declamirte und ſo ſeine Kunſt herabwürdigt. Er biegt ſich und ſchmiegt ſich wie kein Weltmann und iſt mit Eitelkeit angefüllt wie kein Dichter. Die Manier, mit der er unſerer guten Mademoiſelle Rudolphi die Hand küßte, vergeſſe ich mein Leben nicht, das wäre eine Scene für Chodowiecki oder Hogarth geweſen, oder für Werner ſelbſt in einem ſeiner künftigen Luſtſpiele. Originell iſt Werner immer noch in ſeiner Form, und er gefällt am meiſten, wo er darauf ausgeht, in romantiſcher und lyriſcher Weiſe unmittelbar auf die Phantaſie zu wirken. Da er ſo lange in Weimar bleibt, ſo bin ich ſchon auf die Vermuthung gekommen, er möchte vielleicht für immer da bleiben. In dieſem Falle werde ich, wenn Sie meine Gratulation annehmen, ja wohl gratuliren müſſen. Von Daub habe ich nicht mehr die vortheilhafte Idee wie ehemals, wiewohl ich ihn für eine urſprünglich edle Natur halte. Seine erſte Bekanntſchaft hatte für mich etwas

Rührendes, weil er mich gar ſehr an Schiller erinnerte; es war mir eine Erquickung, einmal wieder einen Mann mit Herzenswärme reden zu hören. Aber Daub hat etwas von Lavaters Janusnatur; ich ſchreibe dieß mit Betrübniß hin, aber es iſt wahr. Ein Mann, der ſich göttlicher Eingebungen rühmt, ein Mann, der ſtatt durch die Kraft ſeines Gemüthes zu wirken, darauf ausgeht, ſich durch Logen Anſehen und einen Anhang zu verſchaffen, muß mir nach und nach etwas verdächtig werden. Habe ich ihn je mit Schiller verglichen, oder vielleicht Ihnen in ſolcher Verbindung genannt, ſo werden Sie mir dieß leicht verzeihen. Es war nicht Verkennung Schillers, ſondern Verkennung Daubs, der ſich mir damals nur von der edlen Seite offenbart hatte.

Das Haus meiner Eltern iſt nun recht patriarchaliſch eingerichtet, und unſer Leben iſt ein wahrhaft friedliches und glückliches.

Mein Vater hat ſo eben die letzte Hand an ſeinen Theokrit und die beiden andern Bukoliker gelegt, und es iſt nach ſo viel früherem Fleiß kaum glaublich, wie die Arbeit noch gewonnen hat. Jetzt wird ſtark daran gedruckt. Auch hat er in dieſer Zeit eine ſtattliche Recenſion über .... Doch ich beſinne mich eben, daß ich dieß nicht verrathen darf; alſo nächſtens davon.

Ich habe in dieſen Tagen auch wieder die ehrliche Inſel Felſenburg geleſen. Welch eine Gemüthlichkeit, Wahrheit und Treuherzigkeit in dieſem Buche. Der Verfaſſer iſt ein ächt romantiſches Genie geweſen, kein aſtromantiſches. Die Idee, ein gebildetes Völkchen in paradieſiſcher Unſchuld darzuſtellen iſt lieblich und ungemein glücklich ausgeführt. Die otaheitiſche Unſchuld, die in den Jahren 80 ſo geprieſen ward, liebe ich ſo wenig, wie die in den Geßner'ſchen Hirtenidyllen, denn wer möchte dieſe Unſchuld durch ſolche Beſchränktheit erkaufen. Wie ehrwürdig iſt mir der alte Albert Julius, als Haupt ſeiner von ihm abgeſtammten Colonie! Welch eine herrliche Rolle ſpielen unter andern die Affen auf der Inſel. Es iſt mir, als ob die paar Leute die Affen zu Menſchen machen, um in ihrer Einſamkeit ein paar Menſchen mehr zu haben.

Es ſind wirklich Menſchen, ſie haben ſo viel Empfindung, wie die Roſſe des Achilleus, oder der ehrwürdige Hund des Odyſſeus. Und wie ehrenvoll benennt ſie auch der Verfaſſer. Der Affe, dem ſein Weibchen geſtorben, heißt der „Affenwittwer.“ Die eine Aeffin ſtirbt ihm „auf dem Heldenbette.“ Von einem Affen heißt es ſogar, er habe ein „durchteufeltes Gemüth“ gehabt, recht als wenn die guten Thierchen der Erbſünde theilhaft, und der Seligkeit im Himmel fähig wären. Und auch dieſer Mann, der uns ein ſolches Nationalwerk geſchrieben, wird nun unter die verſchollenen Schriftſteller gezählt, oder iſt vielmehr verſchollen. In dieſen Tagen alſo ſoll Auguſt Goethe kommen; und der Vater will ihn nicht herbringen?

Reinbeck, der den Mann von Geiſt in dem Mannheim'ſchen Cirkel eine Zeitlang ſpielte, geht nun nach Stuttgart mit ſeiner theuern Ehehälfte. Wehe den Heidelberger Achtzehnern, wenn er Sitz und Stimme im Morgenblatt bekommt.

Heidelberg, den 24. Oktober 1808.

Vor wenig Wochen bin ich auf 14 Tage in Stuttgart geweſen, wo ich auch ſo viele Freunde und Jugendbekannte von Schiller getroffen habe, die ſich denn immer recht bei mir beliebt machten, wenn ſie mir viel von Schiller erzählten. Sie haben mich das Fenſter ſehen laſſen in Schillers Zimmer, als er auf der Akademie wohnte. Die mich dort am meiſten angeſprochen haben, ſind Dannecker und Haug.

Einen enthuſiaſtiſchern Freund hat Schiller nicht gehabt als den Dannecker; dem ſtehen die hellen Thränen in den Augen, wenn er von Schiller redet. Auf ſeine coloſſale Büſte von Schiller war ich nach dem, was mir Herr v. Gleichen geſagt hatte, äußerſt geſpannt, wiewohl ich einige Furcht hatte, Schillern in coloſſaler Geſtalt zu erblicken. Aber wie ſchwand dieſe, als ich vor dem ſeelenvollen Bilde ſtand. Ich glaubte den Schiller in verklärter Geſtalt vor mir zu ſehen, den hohen Ernſt, und dabei die unausſprechliche Güte und Milde; wie hat dieß alles der Künſtler in dem kalten Steine darzuſtellen und dem Marmor Leben zu ertheilen gewußt! Die coleſſale Geſtalt ſcheint mir ſo ganz paſſend zu ſein, ja die Büſte, die daneben ſtand, und nur die gewöhnliche Lebensgröße hatte, mochte ich neben dieſer gar nicht anſehen. Es iſt als ob dieſe Geſtalt ſo recht mit der Rieſengröße ſeines Geiſtes harmonirte. Es iſt ſo durchaus Schillers Geſicht, Alles bis in die kleinſten Nüancen hinein, und wenn die Büſte lachen und weinen könnte, ſie müßte wie Schiller lachen und weinen.

Aber welch eine freundliche Erſcheinung iſt der Dannecker; wie habe ich mich an ſeinem ſcharfen Auge ergötzt, und an ſeinem lieblichen Weſen, das ich nur mit dem ſchwäbiſchen Ausdruck herzig zu bezeichnen weiß. Ja er iſt ein recht herziger Menſch, dem ich durch und durch gut bin. Mir merkte er es bald an, wie ich Schiller liebte und verehrte, und darum iſt er mir auch ein wenig gut geworden. Auch in dem biedern Haug habe ich einen warmen Freund Schillers gefunden. Der iſt ein recht treuherziger und im Umgange liebenswürdiger Mann, wiewohl ich ihn an Feinheit und Zartheit nicht mit Danneckern vergleichen kann.

Dannecker hat meinem Vater nicht Ruhe gelaſſen, bis er ihm verſprochen, am Anfange des Novembers wieder nach Stuttgart zu kommen, und 14 Tage bei ihm zu wohnen. Er will ihn auch wie Schiller büſtiren. Außerdem habe ich noch einen Kaufmann, Namens Rapp, kennen gelernt, in deſſen Hauſe ich viel gelebt habe, und wo gewöhnlich der Sammelplatz unſerer abendlichen Zuſammenkünfte war.

Seine Frau iſt ein munteres „Weible,“ flink wie ein Reh, und gar geſellig und angenehm im Umgange. Dieſe zeigte mir einen Brief von Schiller, an den Vater Ihres Freunds v. Hoven,[1] den ſie in Abſchrift beſaß. Ich habe mir auch eine Abſchrift genommen, die ich Ihnen hier, verehrte Frau Hofräthin beilege. Wahrſcheinlich kennen Sie dieſen Brief nicht, und er muß Ihnen bekannt werden Faſt alle Abend, wenn wir bei Rapp verſammelt waren, hieß es: „Voß, Sie müſſen uns den Schiller'ſchen Brief noch einmal verleſen, denn die und die hat ihn noch nicht gehört.“ Und das that ich denn auch ſo gerne. Ich habe den alten v. Hoven auch kennen gelernt, und er iſt mir durch dieſen Brief noch ehrwürdiger geworden.

---

[1] Gedruckt in Hovens Biographie. (Nürnberg 1840.) S. 378 ff.

Vor acht Tagen hatten wir Baggeſen hier, der nun wieder fort iſt. Wahrſcheinlich kommt er auch zu Ihnen nach Weimar. Er war dießmal gar liebenswürdig, und ich habe mich ſehr eng an ihn geſchloſſen, ſo daß wir oft noch halbe Nächte aufblieben, nachdem meine Eltern ſchon zur Ruhe gegangen waren, und kritiſirten und mit einander plauderten. Er hat große Freude Sie gnädige Frau wiederzuſehen, und die Kinder, die er noch wenig kennt. Er ſcheint mir viel geſetzter geworden zu ſein, und beſonders gefiel mir die Art, wie er von ſeiner Frau und ſeinem jüngſten Kinde ſprach. Ich wollte nur, er wäre in einer beſſeren äußern Lage, damit er ſorgenfrei nach außen wirken könnte. Er hat nun endlich ſein Haſchen nach Bombaſt aufgegeben, und weiß den Geiſt im Sanften und Ruhigen, und nicht blos im Heulen des Sturmes zu finden. Er war ſonſt zu ſehr in tönende Worte verliebt, wie heutzutage Auguſt Wilhelm Schlegel.

Bitten Sie ihn, daß er Ihnen ſeine vier Romanzen vorlieſt; die ſind ungemein geiſtig gedacht und zart dargeſtellt, nach Art und Weiſe von Klopſtocks Bardieten.

Meine Eltern ſind ſehr vergnügt von ihrer Reiſe zurückgekommen. Sie ſind bei dem Freiburger Jacobi und bei dem ewigen Jünglinge Pfeffel geweſen, der ſie auf eine rührend herzliche Weiſe aufgenommen hat. Dann haben ſie in Lahr den dort anſäſſigen Bruder Hans beſucht. In Straßburg haben ſie den Münſter erſtiegen In Stuttgart traf ich mit ihnen zuſammen. Meine Mutter iſt ſo wohl auf dieſer Reiſe geweſen, daß ſogar ihre Kopfſchmerzen ſie faſt verlaſſen haben. Meine Eltern grüßen Sie und die liebe verehrte Frau von Wolzogen recht herzlich.

Heidelberg, den 12. November 1809.

Von meinen Eltern ſoll ich Ihnen viel Liebes ſagen, und Gottlob, daß ich von meiner Mutter ſagen kann: ſie iſt recht ſehr geſund. Von meinem Vater verſteht ſich das von ſelber. Ihn beſchäftigt jetzt ganz ſein Tibull, von dem die Ueberſetzung, mit ſehr gelehrten Anmerkungen begleitet, Oſtern erſcheint. Daneben wird Alles geleſen, was die heutige Litteratur Schönes hervorbringt, aber deſſen iſt leider nur wenig. Auch vielleicht nicht übel, denn das Wenige wird dann um ſo weniger genoſſen. Jetzt ſehen meine Eltern den Goethe'ſchen Wahlverwandtſchaften entgegen.

Bei Cotta's bin ich vierzehn Tage geweſen und bin mit Achtung und Liebe für dieſe Familie wieder weggereiſt, und dem feſten Vorſatze, einmal wieder zu erſcheinen. Man muß vor der Thätigkeit Cotta's, die wirklich ins Unglaubliche geht, Achtung bekommen, man muß in ihm den durchaus rechtſchaffenen Mann ehren, und ihn als Gatten und Vater lieb gewinnen. Sie iſt die Güte ſelbſt, und eine ſehr verſtändige, unterrichtete und zart fühlende Frau.

Mir war es auch ſehr intereſſant, ſo ein vierzehn Tage unter Büchern und Manuſcripten zu leben, die mir alle zu Gebot ſtanden; da habe ich denn auch Goethes Wahlverwandtſchaften geleſen, von denen ich viel erwartete und doch noch viel mehr fand. Die Erzählung beginnt ſo einfach, in ſo kleinem Raume, und wie erweitert ſich das alles! Mir iſt, als wenn Goethe den ganzen Reichthum ſeiner Erfahrungen und Lebensanſichten hier niederlegen wollen: aber der Mann iſt unerſchöpflich wie die Gottheit, von jedem ſeiner künftigen Werke werde ich daſſelbige ſagen müſſen. Ottilie iſt ein lieblicher Engel — ein bloßes Geſchöpf der Einbildungskraft? Das glaube ich nimmermehr. Aber das arme Kind jammert mich, ſo oft ich daran denke; ſo eben hat es noch „ſo vernünftig in die Welt geguckt,“ und nun dieſen Tod! — aber es muß ſterben — nur kann ich den Jammer um ſeinen Tod nicht überwinden. So weit habe ich geleſen; die folgenden Bogen fehlten Cotta'n noch — meine Sehnſucht nach dem Ende iſt unbegrenzt.

Auch die Tauſend und eine Nacht von Hagen habe ich im Manuſcript geleſen; es werden ſechs andere Bände werden. Leicht ſind die Erzählungen, erreichen aber nicht die Galland'ſchen, weder in Erfindung noch Ausführung. Galland muß ausgewählt und das Beſte voraus weggenommen haben.

Von Ernſt Wagner habe ich auch einige Romane geleſen. Die edle Tendenz des Verfaſſers fordert Achtung; als Kunſtwerke ſtehen ſie mir nicht ſo hoch, wie ſie Andern ſcheinen. Werners Kunigunde entſchlüpfte mir wieder, ich hatte ſie ſchon in Händen; wie der Wind war ſie mir wieder fort. Ich habe auch Geduld zu warten; ſie wird ſehr gerühmt und ſoll der Madame Hendel eine neue Krone aufſetzen.

Von den Tübinger Gelehrten habe ich nur wenige kennen gelernt; die meiſten — unter dieſen Kielmaier — waren verreiſt. Im Hauſe des lieben Cotta vermißte ich auch wenig — mir wurde gar wohl und heimiſch dort. Der alte Schnurrer — Griesbachs[1] vieljähriger Freund — iſt ein würdiger Mann, den habe ich oft beſucht. Conz iſt brav und liebenswürdig, auch geiſtreich, hat aber doch einen kleinen Zuſatz von Philiſterei, freilich nur einen kleinen. Froriep fühlt ſich ſehr glücklich und genießt einer allgemeinen Achtung; ſeine Frau fand ich munterer wie ſonſt.

In Stuttgart lebte ich ſechs Tage bei meiner Hin- und ſieben Tage auf meiner Rückreiſe. Es iſt einer meiner liebſten Orte — mehr Geſelligkeit ſucht man anderswo vergebens. Außer Haug, Weiſſer und Reinbeck, die ich ſchon kannte, lernte ich auch Hartmann und den Präſidenten v. Wangenheim kennen, von denen beſonders der erſte mein Liebling geworden. Hartmann iſt ein Mann voll Seele, etwas zur Schwärmerei geneigt, unendlich brav und verſtändig und der liebenswürdigſte Mann im Umgang, deſſen bloße Gegenwart ſchon erfreulich iſt. Sie werden ſich ſeiner wohl noch erinnern, ſeines freundlichen Blickes unter den finſtern Augbrauen.

---

[1] Und Paulus.

Wangenheim iſt bedeutend jünger, ſehr jovialiſch und voll witziger Einfälle, ein angenehmer Geſellſchafter. Haug iſt immer der alte, biedere, herzliche, der, obgleich er Epigrammatiker von Profeſſion iſt, noch keinem wehe gethan hat, ſelbſt ſeinen Feinden nicht — aber deren hat er keine, kann ſie nicht haben. Ob Sie Reinbecken kennen, weiß ich nicht — er war in Weimar — er iſt viel angenehmer als ſeine Frau, die aus dem Titanengeſchlechte abzuſtammen ſcheint, und zum mindeſten mit der Läſtrygonenkönigin verwandt iſt. Dannecker grüßt Sie herzlich — Schillers herrliche Büſte ſtand noch an der ſelbigen Stelle, wo ich ſie vor einem Jahre fand, und Dannecker weiß ſie auch recht mit Liebe zu betrachten, ſowie er ſie mit aller Liebe ſeines Gemüthes geſchaffen hat.

Matthiſſon habe ich auch in Stuttgart wieder geſehen, aber wenig Freude an ihm gehabt. Sein Dichtertalent iſt verflogen, und an die leere Stelle hat ſich eine unerträgliche Eitelkeit eingeniſtet, die die Miene der Beſcheidenheit annimmt. Seine vom Könige empfangene Ehre hat ihn ſchwindeln gemacht, ſo fand ich ihn. Lachen kann ich nicht über ihn — ſein Anblick machte mich manchmal traurig, denn ich mußte mir ſagen, daß Matthiſſon vor zehn bis fünfzehn Jahren mehr war als jetzt. So ein Bergunterſteigen in den beſten Lebensjahren erregt wehmüthige Empfindungen. Nun iſt Matthiſſon auch ein ſo arger Schmeichler geworden, wie ich je einen geſehen, und man ſieht ihm deutlich an, daß er ſich vorbereitet auf ſeine Schmeicheleien, denn er gibt ſie mit ſolcher Grazie und ſo elegant eingekleidet, als ob er auch dieſen das Siegel der Unſterblichkeit aufdrücken müßte.

Oehlenſchläger kam mit mir zugleich in Heidelberg an und blieb zwei Tage; der iſt recht der Liebling meiner Eltern geworden. Seine Trauerſpiele wird er nun auch Ihnen vorgeleſen haben. Er macht Rieſenſchritte; aber als Lyriker will er mir noch nicht genügen. Baggeſen iſt dreimal bei uns geweſen, zuletzt vorige Oſtern. Er iſt ein liebenswürdiger Abenteurer, ohne Charakter, aber voll Talente und von gutherziger Natur. Seine traurige Lage macht ihn mitunter etwas wunderlich, und man hat alle Augenblick Urſache, ihm böſe zu ſein — ſieht man ihn aber wieder, ſo iſt Alles vergeſſen. Als er zuletzt hier war, beſchäftigten wir uns viel mit bouts-rimés — nämlich Baggeſen, Schreiber, Martens und ich. Es war unſer Spiel Abends nach Tiſche, Sonette nach Endreimen zu dichten, und aufgegebenem Inhalt — wer zuerſt fertig war, wurde Sieger genannt. Dieſe Sonette hat Baggeſen in einem ſehr launigen Almanach drucken laſſen, der eben anfängt viel Lärm zu machen. Baggeſens Einleitungen ſind vortrefflich, und bei aller Laune ſo durchaus gutmüthig — in dieſer Sphäre habe ich ihn am liebſten; als erhabenen Dichter ſchätze ich ihn gar nicht. Seine Parthenais hat einzelnes Schöne, aber das meiſte iſt Unnatur und karrikirte Manier.

An Goethe ſchreibe ich in der nächſten Woche; ſehen Sie ihn früher, ſo bringen Sie ihm meinen Gruß.

Heidelberg, den 6. December 1809.

Herzlichen Dank für Ihren freundſchaftlichen Brief, den ich vor einigen Tagen erhielt, verehrte Frau Hofräthin, nachdem mir Abeken, wenige Tage früher, ſeinen Ruf aus Rudolſtadter Gymnaſium gemeldet hatte. So ſehr ich mich über Abeken freue, denn dieſes Amt in dieſer Gegend ſcheint mir ſo ganz ſeiner Neigung angemeſſen, ſo ſehr fühle ich es auch mit Ihnen, was Sie und die Kinder an ihm verlieren, und es hat mir dieß die Zeit über recht im Sinne gelegen.

Sie wiſſen, wie Schiller ſchon vor fünf Jahren davon ſprach, ſeine Kinder auf die Schule zu ſchicken.

Ich weiß aus Erfahrung, wie das treibt und ſpornt, wenn man mit Mehreren zugleich lernt, und wie viel mehr hier in viel weniger Zeit beſchafft werden kann. Und treffliche Lehrer hat das Gymnaſium an Paſſow und Schulz, junge Männer, die es ernſtlich mit der Wiſſenſchaft meinen und den Kindern — was mehr werth iſt, als alles poſitive Lernen — die Luſt zum Lernen und Sinn für alles Hohe, Große und Ganze einpflanzen werden.

Der Tibull meines Vaters, nach dem Sie fragen, iſt beinahe fertig; wenn dann Cotta auch eilt, ſo erhalten Sie ihn Oſtern mit dem erſten Theile meines Shakſpeare, den ich nun im Ernſte fortſetzen will, da Schlegel unverzeihlich ſäumt. Ich habe mir dieſen Sommer mein ſieches Leben damit verſüßt; jetzt, da ich wieder Kräfte habe, ſetze ich den Aeſchylos fort, der freilich ein wenig ſchwerer zu bewältigen iſt. Daneben ſchreibe ich viel Kritiſches für die Jena'ſche Litteraturzeitung, beſonders was die Tragiker und den Theokritos betrifft — und dieß alles iſt Vorarbeit für meine Aeſchylosausgabe, die ich gern mit einem guten kritiſchen Commentar ausrüſten möchte; und da hier alles ineinander greift, ſo muß ich, um den Aeſchylos gut zu commentiren, auch gewiſſermaßen den Sophokles, Euripides u. A. mit commentiren. Es iſt doch ein herrliches Vergnügen, mit den Alten umzugehen, und wohl muß ich mein Schickſal preiſen, das mir vergönnt, es unter ſo glücklichen Umſtänden zu können. Ach! Weimar war mein Elyſium, und iſt mir jetzt in der Erinnerung ſogar ein verklärtes Elyſium. Heidelberg iſt ſo gut nicht, aber iſt auch gut! Wird aber Weimar immer bleiben, was es war? iſt es noch, was es war? Wenn auch Goethe einmal dahin iſt — wer iſt dann noch übrig vom heiligen Götterhaine? — Oehlenſchläger iſt ein vortrefflicher Tragiker und wird es noch immer mehr werden. Mit wenig Anſtrengung, durch einfache Mittel vermag er viel; das iſt das Zeichen des Genies. Er ragt über die andern aufblühenden Genien Deutſchland weit hervor — ſelbſt Tieck nicht ausgenommen. Aber freilich, was ſind das Andere auch für Genien. In der Tauſend und einen Nacht kom̃t ein junger Genius vor, der mit einer Dattelſchale todt geworfen wird — das iſt das Symbol unſerer Dichterlinge, die wie Pilze aufſchießen und wie die Pilze in ſich ſelbſt zuſammenfallen und vermodern. Und doch ſind mir die verrückten noch lieber als die freimüthigen Leerköpfe, die ihr Ultimum der Gemeinheit gut. Der eine ſagt eine häßliche Flatternarbe. Weit gefehlt, ſagt der andere, es iſt ein Grübchen der Grazien. Ihr guten Kinder glaubt jenem nur, was euch dieſer geſagt hat, hüpft von einem zum andern, bis ihr zuletzt die Ausſagen beider verwechſelt — — Warum begafft ſie mich ſo?

Louiſe. Verzeihen Sie, gnädige Frau! — Ich war ſo eben im Begriff, dieſen prächtig blitzenden Rubin zu beweinen, der es nicht wiſſen muß, daß ſeine Beſitzerinn ſo ſcharf wider Eitelkeit eifert.

Lady (erröthend.) Keinen Seitenſprung, Loſe! — Wenn es nicht die Promeſſen ihrer Geſtalt ſind, was in der Welt könnte ſie abhalten, einen Stand zu erwählen, der der einzige iſt, wo ſie Manieren und Welt lernen kann, der einzige iſt, wo ſie ſich ihrer bürgerlichen Vorurtheile entledigen kann?

Louiſe. Auch meiner bürgerlichen Unſchuld, Milady!

Lady. Läppiſcher Einwurf! Der ausgelaſſenſte Bube iſt zu verzagt, uns etwas beſchimpfendes zuzumuthen, wenn wir ihm nicht ſelbſt ermunternd entgegen gehn. Zeige ſie, wer ſie iſt. Gebe ſie ſich Ehre und Würde, und ich ſage ihrer Jugend für alle Verſuchung gut.

Louiſe. Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich mich unterſtehe, daran zu zweifeln! Die Palläſte gewiſſer Damen ſind oft die Freiſtätten der frechſten Ergötzlichkeit. Wer ſollte der Tochter des armen Geigers den Heldenmuth zutrauen, den Heldenmuth, mitten in die Peſt ſich zu werfen, und jetzt in dem Herrn Kuhn (ein Weimaraner aus der Kotzebue'ſchen Klaſſe) erreicht haben.

Heinrich Voß.

Heidelberg, am Pfingſtmontage 1810.

Paſſow hat Ihnen meinen Shakſpeare zugeſchickt, ich füge die Bitte hinzu, daß Sie ihn freundlich annehmen. Nun will ich wirklich fortſetzen, was Schlegel unvollendet gelaſſen, und mein Bruder unterſtützt mich redlich. Schlegel hat gewiß das höhere Talent zu dieſer Arbeit, aber ihm fehlt, ſeit er ein Franzoſe iſt, ganz die Begeiſterung dazu, und deren rühme ich mich, die ſchlafloſen Nächte ſegnend, die mich Shakſpeare ſchon gekoſtet. Daß Ihnen mein Macbeth Freude mache, fordere ich nicht, da Ihnen die herrliche Bearbeitung von Schiller immer die einzige bleiben muß. Aber gewiß werden Sie mich nicht im Verdachte der Anmaßung haben, daß ich nach Schiller mich an ſo etwas machte; denn mein Macbeth iſt nicht ſelbſtändige Bearbeitung, ſondern nur ſclaviſch treue Ueberſetzung. Eine ſolche war noch neben dem Schiller'ſchen Macbeth nothwendig. Wie konnte Schiller, der reiche, der freie, ſich in das Sclavenjoch des Ueberſetzers fügen; überall iſt in ſeinem Shakſpeare der eigene Genius ſichtbar und ich möchte ſagen, Shakſpeares Werk hat ſich aufs herrlichſte in Schillers Genius verklärt. Mein Macbeth will nichts ſein, als eine möglichſt treue Copie des rein Shakſpeare'ſchen Werkes. Daher habe ich die gemeine Pförtnerſcene, die Shakſpeare für ein ſchlechtes Publikum dichtete, beibehalten müſſen, wo Schiller eine der erhabenſten Dichtungen gibt; darum die proſaiſche Nachtwandlerſcene, die mich vis-à-vis der Schiller'ſchen immer kalt läßt.

Meine Mutter iſt immer die fleißige Gärtnerin, und mein Vater ſteckt nun anderthalb Jahre im Tibull. Bald iſt er fertig. Dieſes Werkes ſollen auch Sie ſich freuen, zumal da ſehr genießbare Bemerkungen den Genuß erleichtern.

Daß ich von meinem theuren Leop. Stolberg ſo beſchenkt bin wird Ihnen Abeken geſagt haben. Er ſchreibt mir öfters. Seine Briefe theile ich Ihnen mit, wenn Sie zu uns kommen.

Heinrich Voß.

Heidelberg, den 12. November 1810.

In Stuttgart wurde ich von meinen Freunden Hartmann, Wangenheim, Haug und Reinbeck wieder ſo herzlich aufgenommen wie vorigen Herbſt, und ich bin vier Wochen hindurch mit Allen täglich zuſammengeweſen. Ich fand bei Wangenheim den Ritter von der Bettenburg, den hochgeſinnten und biederherzigen Freiherrn von Truchſeß.[1] Sie beſinnen ſich wohl, daß Graf Benzel uns von dem Manne erzählte, wie wir die Burgen in Neckarſteinach beſahen. Damals ahndete ich nicht, daß ich ihn in ſo kurzer Friſt ſehen, und mir — worauf ich ſtolz bin — ſeine Freundſchaft erwerben ſollte. Laſſen Sie ſich meine Briefe an Abeken und Abraham zuſenden, beiden habe ich viel über den herrlichen Mann geſchrieben. Zehn Tage habe ich mit ihm gelebt, und bin in ſeiner wahrhaft beſeligenden Nähe mir wie ein rechtes Kind des Glückes vorgekommen. Mein erſter Brief über ihn an Abraham hat den Abeken ſo begeiſtert, daß er, wie mein Bruder ſchreibt, von nichts anderem ſpräche als der Bettenburg und ſogar Nachts davon träumte. Nun ſo hoffe ich, daß mein zweiter Brief den Abeken ganz in Feuer und Flammen verſetzen wird. Oſtern reiſe ich auf die Burg, meine beiden Rudolſtädter kommen auch hin, mich abzuholen, ſo iſt's mit dem edlen Ritter abgemacht. Wie wäre es, wenn Ernſt mitreiſte. Er könnte wohl nirgendwo beſſer aufgehoben ſein, und wie würde der Truchſeß, der alle Schiller'ſchen Gedichte, ich möchte ſagen auswendig weiß, der, mit ſo inniger Rührung vor Schillers Bilde ſtand, wie würde der den Sohn ſeines Seelenfreundes an ſein deutſches Herz drücken! — Dannecker habe ich nicht ſehr häufig geſehen, ich konnte bei meinen gereizten Nerven den Geruch des Thons und Gypſes in ſeinem Hauſe nicht vertragen;

---

[1] S. Briefe von H. Voß an Chriſtian v. Truchſeß. 1834.

das letztemal, da ich bei ihm war, zeigte er mir Ihren ſchönen Brief an das Rapp'ſche Haus. Hartmann habe ich täglich geſehen, bis auf ſechs Tage, die er verreist war, und die ich darum zu einer Reiſe nach Ulm verwandte. Er iſt mir beinah der Liebſte von den Stuttgartern, er iſt gediegen, hat eine ſo ſchöne Miſchung von Feſtem und Sanftem, ja bis zur Schwärmerei Zärtlichem, und an Treue übertrifft ihn keiner. Herr von Wangenheim iſt ein trefflicher Mann, ein feuriger Kopf, der alles Gute und Edle ergreift, nur ein wenig zu tief in den Peſtalozzi verſunken. In Ulm habe ich zwei ſchöne Tage bei Miller verlebt. Miller iſt freilich kein Stolberg, auch iſt er ſogar unter die Ulmer Philiſter gerathen, aber ſobald er aufthaut und ſich in die alten Göttinger Zeiten hineinſpricht, iſt er gar liebenswürdig. Er hat zwei Kinder von 6 und 1 Jahr, die ihn unendlich glücklich machen.

Frau von Helwig und ihre Schweſter gefallen ſich hier recht gut. Ich ſehe ſie ziemlich oft und bin gerne bei ihnen.

Heidelberg, den 25. Februar 1811.

Mein Vater iſt ſchon mit dem dritten Buche des Properz fertig; an dieſer Ueberſetzung ſollen Sie recht Ihre Freude haben. Der naiv komiſche Ton des Properz iſt ihm herrlich gelungen.

Wohl haben Sie Recht in dem, was Sie über Freundſchaft ſagen. Mein Vater hat Overbecken, Esmarch und Millern beinahe vierzig Jahre, ſo würde er Holty haben, wenn er lebte. Zehn Jahre habe ich Abeken, von meiner Kindheit Uckert. Gibt Gott mir Lebensdauer, ſo bin ich mit Abeken nach vierzig Jahren noch eben ſo verbunden, wie jetzt, und wahre Freundſchaft folgt in die Ewigkeit. Doch die, welche man Freunde nennt, ſind ſelten; ſelbſt die guten Freunde, die man auch recht lieb haben kann, haben nichts mit der Freundſchaft zu thun. Der Mann, den Sie Overbecken gegenüberſtellen,[1] ſinkt freilich ſehr bei ſolchem Vergleiche; aber darum wollen wir ihn doch in ſeiner Sphäre anerkennen, wie auch Sie dieß ſchon in Ihrem Briefe thun. Eine intereſſante Erſcheinung iſt er gewiß, talentvoll, wenn auch nicht geiſtreich, und bieder und gut iſt er auch; meine Eltern haben ihn recht lieb; jetzt auch meine Mutter, die ſich anfangs an ſeine Schwächen (unter denen Eitelkeit mir die unliebſte iſt) nicht gewöhnen konnte. Er war einige Stunden bei uns, wie er nach Hanau reiſte, und verſprach einen Abend wieder zu kommen, wo wir ihn mit einer Feſtgans und einem ungeheuern Karpfen erwarteten. Er kam aber nicht, ſondern den andern Tag nur auf einige Stunden. Mein Vater hat eben ſeinetwegen an den Miniſter v. Schuckmann, ſeinen Mecklenburger Jugendfreund, geſchrieben (der auch N., den er in Heidelberg und Mannheim kennen lernte, liebt und ſchätzt). Wir hoffen, es ſoll gelingen, ihn nach einer preußiſchen Akademie, oder auf eine Schule als Lehrer der Sprache und Litteratur hinzubringen.

---

[1] Joh. Schulze.

Frau von Helwig ſehe ich nicht oft und mitunter recht gern. Ich wollte, ſie wäre allemal, wie zuweilen. Sollte ſie ſo ganz frei ſein von Anſprüchen? ich zweifle. Ihr Cirkel gefällt mir nicht; ich fühle mich nicht behaglich darin. Wo in jedem Geſpräche esprit gefordert wird, da halte ich mich fern, weil ich es nicht leiſten kann. In dieſem Stücke iſt Herr Bertram[1] der Rechte. Ein paarmal habe ich Frau von Helwig recht liebenswürdig geſehen in unſerem Hauſe. Neulich las ſie ihre „Schweſtern von Corcyra“ vor, ein idylliſches Drama, worin viel ſchönes Einzelne iſt. Der Kreis der Zuhörer war groß; keiner ſagte eine Sylbe, ich, weil ich nichts zu ſagen wußte, und mir ein Compliment jedesmal im Munde erſtirbt, den Uebrigen mochte es ebenſo gehen. Es war der Verfaſſerin ſehr unlieb, wie ich deutlich merkte. Endlich ermannte ſich Nägele: „Meine Gnädige, Sie haben ein treffliches Werk gedichtet, und wie erſtaunlich es gewirkt, ſehen Sie aus dem allgemeinen Staunen der Zuhörer.“ Ich ſtand wie auf Kohlen, aber die

---

[1] Der Freund der Gebrüder Boiſſerée.

Helwig nahm das gar nicht übel. Sie kam dadurch in eine heitere Laune, und bemerkte nur: „eine laute Aeußerung wäre ihr doch lieber geweſen, als jene ſtumme Huldigung." Darauf nahm das Geſpräch einen allgemeinern Inhalt an, und des Stückes wurde nicht mehr gedacht. Jetzt aber halte ich mit der Frau von Helwig kritiſche Geſpräche darüber, und ſehe zu meiner Freude, daß ſie auch Ohr hat für die Stimme des Tadels. Schreiber lieſt ihr ein Collegium über Weltgeſchichte. Er iſt aber erſt beim peloponneſiſchen Krieg. Das Uebrige wird er wohl auf Siebenmeilenſtiefeln durchrennen müſſen.

Haben Sie ſchon Arnims Halle und Jeruſalem geleſen? Meine Mutter hat ſich baß daran ſcandaliſirt. Und ich muß geſtehen, daß ich auch dieß ungebührliche Handhaben der Myſtik, dieß Getändel und Prangen mit Religion nicht zu würdigen weiß. Aber Talent zu komiſchen Darſtellungen hat er gewiß. Warum will der Sonderling nicht in der Sphäre bleiben, wohin ihn die Natur geſtellt hat? Es ſtäke vielleicht ein Holberg, ein Molière in ihm; er will aber auch zugleich ein idealiſirter Platon, und das Ideal an ſich, ohne Fleiſch und Blut ſein, als Urgeiſt des Univerſums. Ich meine, auch Werner, der ja auch katholiſch geworden ſein ſoll, iſt mehr Komiker als Myſtiker. Arnim heirathet Bettine Brentano, und erbt von einer alten Tante, die in letzten Zügen liegt, 150,000 Thaler. Wir haben aus unſerer Litteraturzeitung, die ſeit Neujahr neu organiſirt worden iſt, all' dieſe Geiſter ausgetrieben; nun wollen wir einmal verſuchen, ob ſie ſich durch das, was Windiſchmann klaſſiſche Philiſterei nennt, heben kann. Thibaut iſt Gift und Galle gegen dieſe Leute; das bin ich nun nicht; ich bewundere ihre großen Talente und lache oder weine (in dieſem Falle iſt beides eins) über ihre Verirrungen.

Wir ſollen Sie dieſen Sommer wiederſehen? Das iſt herrlich, und Ernſt kommt doch auch wieder mit, und Karolinchen und Emilchen? Ich denke noch mit Vergnügen an die Morgenſtunde, die ich bei Ihnen zubrachte. Die waren mir noch einiger Troſt in jener für mich trüben Zeit. Aber ehe Sie zu uns kommen, komme ich nach Weimar. Ende Mai reiſe ich ab zu meinem herrlichen Bettenburger, der mir eine heilige Reliquie dünkt aus jener Zeit, wo deutſche Treue und deutſcher Heroismus noch mehr waren, als Namen, mit denen man jetzt kaum einen Hund aus dem Loche jagen kann. Er hat ſich nicht durch Geſänge und Schriften verdient gemacht; doch trage ich kein Bedenken, ihn einem Goethe, einem Schiller, einem Stolberg zur Seite zu ſtellen. O daß Sie ihn kennten, den Herrlichen! Und Sie müſſen ihn kennen lernen. Auch meine Mutter will ihn auf ſeiner Burg beſuchen und freut ſich ſchon jetzt darauf.

Overbeck, der arme Overbeck war einen Tag bei uns. Aber dießmal war er nicht der heitere, ſondern der melancholiſche Overbeck. Ein Zug von Melancholie wohnt immer in ſeinem Geſichte. Jetzt ſchien alle Freude von ſeinen düſtern Mienen gewichen. Doch eine hat er noch im Herzen wie er ſagte: „Seine Freude an ſeinen Kindern.“ Der jüngſte, gegenwärtig in Rom, verſpricht einen edlen Künſtler. Er ſoll ſchon jetzt, wie Reiſende erzählen, die Bewunderung älterer Künſtler in Rom haben und Aller Aufmerkſamkeit ſpannen.

Heidelberg, den 19. October 1811.

Hier ſchicke ich die Sachen von Tian, die außer dem Gedichte in den Studien gedruckt ſind. Leider hat es ſo lange gedauert. Sie mußten erſt aus Frankfurt verſchrieben werden, woher ſie vorgeſtern Abend angelangt ſind. Die unglückliche Verfaſſerin erregt durch ihren tragiſchen Tod auch hier noch allgemeines Intereſſe. Der hat alle Verirrungen, die man ihr Schuld gab, ſelig geſprochen. Wie C. . . wieder froh werden kann, begreiſe ich nicht; aber bei dem Mann iſt Alles nur Talent, ſelbſt die Religion und die Freude.

Meine Eltern ſind ſehr froh, Sie, verehrte Freundin, wiedergeſehen zu haben, wenn auch nur kurz, und bitten mich, Ihnen das zu ſagen, und wie ſie ſich freuen, Sie künftigen Sommer —

o auf recht lange! — in Heidelberg zu ſehen. Aber über Goethens Aufnahme ſind ſie nicht froh geweſen. Ich geſtehe Ihnen, daß mich lange nichts ſo ſehr gekränkt hat. Meine Aufnahme war, wie ich hinterdrein merke, im Grunde auch ſehr kalt; ich merkte das nur damals nicht, weil meine Freude, den Mann wieder zu ſehen, zu groß war, und weil er wirklich das zweite- und drittemal anders war. So wäre er auch meinem Vater geworden, aber dem verdenke ich's nicht, wenn er es nach dem erſtenmal nicht zum zweitenmal verſuchen wollte. Daß mein Vater ihm — zum mindeſten geſprochen — gleichgültig geworden iſt, ſehe ich deutlich; auch fand ich — was ich meinen Eltern nicht ſagen will — im Gartenſaale ſeine Büſte nicht mehr, die ihm ehemals ſo theuer war. Wie würde Schiller ſich gefreut haben, meine herrlichen Eltern wiederzuſehen!

Von meinem Shakſpeare, Theil 2, der das Wintermährchen, den Coriolan und Titus Andronicus enthält, iſt nun ein Bogen gedruckt. Der Titus Andronicus wird Ihnen keine Freude machen; es iſt ein barbariſches Stück, vielleicht die erſte Jugendarbeit des Dichters, aber voll einzelner genialer Züge, z. B. des Titus Wahnſinn, der ſich bei Tödtung einer Fliege äußert, die Unterredung mit dem Bauern, die Verkleidung der Königin Tamora als Göttin der Rache u. ſ. w. Er mußte mit überſetzt werden und da war's gerathener, ihn zweien Stücken anzuhängen, die ihn ſchon fortziehen können, als ihn mit einem andern untergeordneten Stücke in Einem Bande zu geben. Schlegels Richard habe ich in der Jenaer Litteraturzeitung recenſirt, auf eine eigene Weiſe, durchaus praktiſch. Ich wünſchte, Sie läſen dieſe Arbeit, die ich mit erſinnlichem Fleiß gemacht habe. Was ich geſagt habe, iſt meine innige Ueberzeugung. Es wird keine Anmaßung ſcheinen, wenn ich mich jetzt, da meine Schwingen etwas gewachſen ſind, ihm völlig an die Seite ſtelle, da ich es ſonſt eben ſo freimüthig bekannte, er ſei mein Meiſter, als er es noch war. Die Sammlung der Schlegel'ſchen Gedichte, die ſo eben bei Zimmer herausgekommen iſt, hat meinen

Beifall nicht. Alles, was je aus ſeiner Feder — ich mag nicht ſagen Genie — gefloſſen iſt, findet ſeinen Platz. Die Elegie „Rom“ hat in meinen Augen bloß und allein techniſchen Werth, ſo mehrere ſeiner Balladen. Und die geringe Anzahl guter Gedichte kommen doch nicht denen eines Goethe, Schiller, Voß, Bürger, Stolberg bei. Das Meiſte von ihm iſt gemacht, nur Weniges hat ſich ſelbſt gemacht, und was Schlegel in ſeinen Vorleſungen über Don Carlos ſo ungerecht und ſeiner ſo unwürdig „von mühſam erworbenen Gedanken“ ſpricht, kann ſo recht eigentlich auf ihn angewandt werden.

Frau von Helwig iſt gegenwärtig in Köln, wird aber bald zurückerwartet. Ich ſehe ſie noch ziemlich oft, auch meine Mutter, mein Vater nie. Sie gibt mit La Motte-Fouqué einen altdeutſchen Almanach heraus, von dem ich ihrerſeits nach der Legende von der Pförtnerin, bei der die Mutter Gottes Kupplerdienſte übernimmt, wenig erwarte. Eine leichte Verſifikation iſt dieſer Dichterin nicht abzuſprechen. Von Seiten der Phantaſie und Erfindung möchte ich der Madame Chezy den Vorzug geben. Dieſe iſt jetzt beim Fürſten Primas und genießt deſſen hoher Gnade. Auch von Seiten der Religioſität hat ſie ſich ſtark bei ihm inſinuirt; Gott weiß, wie ſie's angefangen hat.

Andere Freunde.

doch haben vor der Vergiftung zu ſchaudern? Wer ſollte ſich träumen laſſen, daß Lady Milford ihrem Gewiſſen einen ewigen Skorpion halte, daß ſie Geldſummen aufwende, um den Vortheil zu haben, jeden Augenblick ſchamroth zu werden? — Ich bin offenherzig, gnädige Frau! — Würde Sie mein Anblick ergötzen, wenn Sie einem Vergnügen entgegen gingen? Würden Sie ihn ertragen, wenn Sie zurückkämen? — — O beſſer! beſſer! Sie laſſen Himmelsſtriche uns trennen — Sie laſſen Meere zwiſchen uns fließen! — Sehen Sie ſich wohl für, Milady! — Stunden der Nüchternheit, Augenblicke der Erſchöpfung könnten ſich melden — Schlangen der Reue könnten Ihren Buſen anfallen, und nun — welche Folter für Sie, im Geſichte Ihres Dienſtmädchens die heitre Ruhe zu leſen, womit die Unſchuld ein reines Herz zu belohnen pflegt. (ſie tritt einen Schritt zurück.) Noch einmal, gnädige Frau! Ich bitte ſehr um Vergebung!

Lady (in großer innrer Bewegung herumgehend.) Unerträglich, daß ſie mir das ſagt! Unerträglicher, daß ſie recht hat! (zu Louiſen tretend, und ihr ſtarr in die Augen ſehend.) Mädchen, du wirſt mich nicht überliſten! So warm ſprechen Meynungen nicht. Hinter dieſen Maximen lauert ein feuriges Intereſſe, das dir meine Dienſte beſonders abſcheulich mahlt — das dein Geſpräch ſo erhitzte — das ich (drohend) entdecken muß.

Louiſe (gelaſſen und edel.) Und wenn Sie es nun entdecken? und wenn Ihr verächtlicher Ferſenſtoß den beleidigten Wurm aufweckte, dem ſein Schöpfer gegen Miß-

I.

Fr. Wilhelm von Hoven,

geboren den 11. März 1760, geſtorben den 6. Februar 1838.

Henriette von Hoven,

geboren 1770, geſtorben den 7. December 1827.

Ludwigsburg, den 14. November 1796.

Was werden Sie von mir denken, meine Freundin, daß ich Ihre lieben Briefe ſo lange nicht beantwortet habe? Wäre ich mir nicht ſo innig bewußt, daß ich ſtets mit Liebe an Sie denke, daß meine Geſinnungen unverändert dieſelben ſind, ſo würde ich in der That ſehr beſchämt ſein, indem ich jetzt die Feder ergreife, um eine ſchriftliche Unterhaltung wieder in Gang zu bringen, die zu lange von meiner Seite unterbrochen worden iſt.

Die traurigen Nachrichten von der Solitude müſſen freilich auf Sie und Ihren lieben Mann ſtark gewirkt haben. Es war ſo viel in kurzer Zeit. Nanette that mir leid wie Ihnen. Dem alten Vater aber war es wohl zu gönnen, daß er doch endlich einmal von ſeinen großen Schmerzen durch den Tod befreit wurde. Gern hätte mein Mann mehr für ihn gethan, aber er ſah bald, daß dem guten Manne nicht mehr zu helfen war. Die Mutter iſt eine wahre Heldin. Wie viel hat ſie ſchon gelitten, und noch ſteht ſie feſt. Ich habe das Vergnügen, ſie von Zeit zu Zeit zu ſehen, und durch ſie etwas von Ihnen zu hören. Die Rheinwald hat mich auch beſucht. Es war eine große Erleichterung für die Mutter auf der Solitude, daß die ſorgſame Tochter gerade zu dieſer Zeit ſie beſuchte, und Sie und Schiller konnten um ſo ruhiger ſein. Ihre erſten Briefe geben uns frohe Nachrichten über Schillers Geſundheit. Nach Ihrem letzten Schreiben aber hat der gute Mann wieder viel gelitten. Wir bedauern das von ganzem Herzen, hoffen aber mit Ihnen, daß das Leben in Ihrem Garten und der freien Luft ihm recht gut thun und ſeine Geſundheit nach und nach wieder befeſtigen werde. Ich hoffte ſehr viel von Schillers Entſchluß, auf einige Zeit nach Weimar zu gehen. Der Umgang mit Goethe hätte vielleicht einen beſſern Einfluß auf ihn gehabt als alle Arzneien. Auch Sie, meine Freundin, müßten dort angenehme Tage gelebt haben. Aus Ihrem letzten Brief ſehe ich aber, daß der Plan nicht ausgeführt worden iſt. Wie vergnügt müſſen Sie geweſen ſein, da Sie alle ſo beiſammen verſammelt waren, Geſundheit und Zufriedenheit Sie alle beglückte, und überhaupt alles ſo gut in Ihrer Familie ſtand! Ihre Frau Schweſter ſprach ich einigemal während ihres Aufenthalts in unſerer Gegend. Ich hatte aber nicht das Vergnügen, ſie vor ihrer endlichen Abreiſe aus dem Lande noch einmal zu ſehen. Ich erwartete ſie bei mir und freute mich ſehr auf dieſen Beſuch. Aber die Umſtände müſſen ihr nicht erlaubt haben, ſich hier zu verweilen. Ich bekam Abends ſpät die Nachricht von ihrer Ankunft allhier, da ſie aber mein Mann des andern Morgens beſuchen wollte, war ſie ſchon abgereiſt. Es that mir ſehr leid, daß meine Hoffnung ſo vereitelt worden war. Herr von Maucler,[1] nach dem Sie ſich in Ihrem Briefe erkundigen, iſt eben auch ſo, wie andere Menſchen geſtorben, doch ſo lang es nur möglich war, behielt er ſeine Gravität und ſein ceremoniöſes Weſen bei. Seine Frau iſt nach Stuttgart gezogen. Für die Kinder hat der Herzog zu ſorgen verſprochen.

---

[1] Der Prinzenerzieher. — v. Hovens Autobiographie. Nürnberg 1840. S. 90.

Nun ſoll ich Ihnen auch etwas von mir und den Meinigen ſagen. Sie können es ſich wohl denken, liebe Freundin, in welche bange Beſorgniſſe wir durch das Vorrücken der franzöſiſchen Armee geſetzt wurden. Es war uns ſchon bange vor dem Rückzug der Kaiſerlichen. Man hatte uns geſagt, daß wir wegen des Separatfriedens mit der Republik nichts Gutes von ihnen zu erwarten hätten. Indeſſen betrugen ſie ſich ſehr gut. Es war furchtbar dieſe Retirade zu ſehen, Tag und Nacht gieng der Zug von Truppen und Wägen durch unſere Stadt. Das Hauptquartier kam hieher. Der Erzherzog langte des Vormittags in großer Begleitung hier an, aber ſchon des Abends brach er wieder auf; denn die Franzoſen waren ſchnell gegen Stuttgart vorgedrungen und hatten die Oeſterreicher aus der Stadt vertrieben. Da mußte der Erzherzog eilen, über den Neckar zu kommen, um nicht abgeſchnitten zu werden. Bei dem Gefechte bei Cannſtatt, nach welchem die Kaiſerlichen ſich vollends über den Neckar zogen, hörte man hier jeden Schuß. Auf dem Salon ſah man einen Theil der Truppen. Die ganze Gegend war mit Rauch erfüllt. Es war ein ſchauderhafter Anblick. Eine Diviſion der franzöſiſchen Armee zog durch die Stadt. Wir ſahen die Menſchen, die ſich ſo furchtbar gemacht hatten und die halbe Welt umkehrten. In der Stadt ſelbſt war ein Gefecht. Die Sachſen überfielen eines Tags die wenigen Franzoſen, die hier waren, machten mehrere Gefangene und erbeuteten Pferde und andere Dinge. Sie ſchoſſen ſich mit den Franzoſen auf den Straßen herum. Ich konnte es ſelbſt aus meinem Fenſter mit anſehen, wie ſie ſich jagten und fiengen. Viele Franzoſen flüchteten ſich in die Häuſer, verſteckten ſich in den Ställen unter das Heu, und man ſah ſogar einen General durch die aufgehobenen Ziegel eines Daches hervorſchauen. Der ganze Vorfall war aber mehr komiſch als ſchreckhaft. Die hieſige Stadt hat faſt gar nichts gelitten bei allen dieſen Durchzügen. Man legte ihr weiter nichts auf als die Truppen zu nähren. Die Moreau'ſche Armee nahm bei ihrem Rückzug einen andern Weg, und wir ſahen keinen Franzoſen mehr.

Jetzt erwarten wir mit großem Verlangen einen glücklichen Ausgang der Verhandlungen in Raſtatt. Es iſt doch traurig, immer ſo zwiſchen Furcht und Hoffnung zu ſchweben. Ich bin geſund und mein Mann und meine Kinder auch. Die Kleinen entwickeln ſich immer mehr. Meine Mine iſt für ihr Alter ſehr groß und ſtark. Sie kann mich nun ſchon in vielen Geſchäften unterſtützen. Auguſt lernt gut, er hat Unterricht im Klavier und verſpricht ein guter Spieler zu werden. Hoven hat ſich in der letzten Zeit viel mit ſeiner Medicin beſchäftigt. Sein Beruf macht ihm Vieles zu ſchaffen und er ſehnt ſich immer mehr nach einem Platz, der ihm mehr Zeit für ſich ſelbſt geſtattet. Gegenwärtig überſetzt er ſehr emſig an einem franzöſiſchen medíciniſchen Buch. An ſeinem Roman iſt nicht viel gethan worden, doch gedenkt er nach dem Winter ſolchen wieder vorzunehmen. Der Herzog hat ſich dieſen Sommer mit ſeiner Gemahlin hier aufgehalten und ſoll das nächſte Jahr wieder kommen. Er hat einen ſehr kleinen Hofſtaat bei ſich, und deßwegen wird unſere Stadt um nichts lebhafter. Aber in Anſehung ihrer Schönheit ſoll ſie, wie der Herzog glaubt, ſehr gewonnen haben, und durch ſeine Anlagen in der Folge noch mehr gewinnen. Ich für meinen Theil will nicht eher urtheilen, bis ich das Ganze vollendet ſehe. Er hat allerlei Gartenanlagen gemacht. Auf dem großen Platz vor dem Schloß, der in der Folge noch zu einem ſchönen Garten umgeſchaffen werden ſoll, iſt ein kleiner See mit einer Fontaine. Hinter dem Schloß, in der Gegend des großen Opernhauſes hat er, was ehedem ein Steinbruch mit Weinſtöcken beſetzt war, nach engliſchem Geſchmack angelegt. Es ſind da Ruinen, Seen mit Schiffchen und Schwanen, Inſeln, Brücken, Waſſerfälle, kleine Häuschen, Felſengänge, Wäldchen, Berge, Flüſſe und wildes und zahmes Geflügel jeder Art. Ein Theil des nahen Favoritewaldes iſt nun in der Stadt und in Verbindung mit den neuen Anlagen. Die Stadtmauer iſt eingeriſſen, um in einem größern Umfang wieder aufgeführt zu werden. Das ſchöne Schlößchen im Walde wird wirklich ausgebaut, weil es der Herzog auf den Sommer bewohnen will. Der Wald ſelbſt iſt mit vielen Hirſchen und andern Thieren verſehen worden, und nun darf Niemand mehr dahin gehen. Mir iſt dieſes leid, es war mein Lieblingsſpaziergang. Die Herzogin iſt hier und im ganzen Lande beliebt. Sie iſt ſehr klug und ohne alle Prätenſionen. Sie liebt die Stille, die Simplicität, und iſt äußerſt gutmüthig. Sie arbeitet gerne, und des Vormittags unterrichtet ſie ihre angetretene Tochter in der Geographie, Geſchichte und im Zeichnen. Sie iſt Fürſtin, Gattin und Mutter im vollkommenſten Sinn des Worts. Hohenheim iſt nun nichts mehr. Man hat es all ſeiner Schönheiten beraubt; was noch zu gebrauchen war, iſt hieher geſchleppt worden. Carls Paradies iſt nun eine Stuterei geworden. Das Schloß ſteht noch in ſeiner ganzen äußern Pracht da, aber ſeinen innern Schmuck hat man ihm abgenommen.

Conz iſt nun hier, und für meinen Mann iſt dieſes ſehr erwünſcht, da ohnehin an Gelehrten ein großer Mangel hier iſt. Haug beſucht uns öfters, er bleibt in Anſehung der guten Laune immer derſelbe. Daß der gute Haller in Stuttgart geſtorben iſt, wird Ihnen und Schiller gewiß auch leid gethan haben.

Man iſt bei uns höchſt begierig auf Schillers Wallenſtein. Goethe ſoll, wie er das letztemal in Stuttgart war, viel davon geſprochen haben, und zwar ſo, daß Aller Erwartung auf's höchſte geſpannt iſt. Ich hätte wohl mögen Goethe auch von Angeſicht zu Angeſicht ſehen; wenn ich aber Hermann und Dorothea hätte von ihm vorleſen hören können, ſo würde ich mir auch gerne haben die Augen verbinden laſſen. Dannecker hat mir davon erzählt und mich ſo lüſtern gemacht. Das Gedicht habe ich ſelbſt und habe es herzlich lieb. Von Agnes von Lilien haben Sie mir in allen Briefen nicht ein Wörtchen geſchrieben. Ich war ſehr überraſcht, wie ich dieſen zarten, lieblichen Roman in meine Hände bekam, und konnte mich nicht enthalten, die liebenswürdige Verfaſſerin recht innig dafür in Gedanken an mein Herz zu drücken. Vor einigen Wochen beſuchte mich eine Dichterin, die Wilhelmine Maiſch.

Aber weder ihr Aeußeres, noch irgend etwas an ihr hat mir gefallen. Wie groß ihre Einbildung von ſich ſelbſt ſein muß, können Sie daraus abnehmen, daß ſie mir ganz beſtimmt ſagte: „Wenn ich Erziehung und Ausbildung in meiner Jugend genoſſen hätte, ſo würde ich eine zweite Sappho geworden ſein.“ Ich konnte mich nicht enthalten, ſie in meinem Herzen zu bedauern.

Schon vor mehreren Monaten kam die Schweſter Ihrer Chriſtine zu mir; ſie ſagte, daß Sie mich dieſes Jahr in Jena erwarteten, ich konnte nicht begreifen, wie dieſes kam, und endlich hörte ich von ihr, daß die Mutter von Schiller Ihnen es geſchrieben hätte. Die gute Frau muß mich mißverſtanden haben, denn ich ſagte ihr nur, daß ich keinen größeren Wunſch hätte, als Sie einmal in Jena zu beſuchen, und daß mir auch dieſer Wunſch noch in Erfüllung gehen müßte, und er wäre mir ſo angelegen, daß ich ſchon die Art ausgedacht hätte, wie ich zu Ihnen kommen könnte: ich würde mich an Cotta, oder einen andern Buchhändler, der die Leipziger Meſſe bereiste, anſchließen, und Sie und Schiller überraſchen.

Vor einigen Tagen iſt der berühmte Reichshofrath v. Moſer hier geſtorben; er iſt 75 Jahr alt geworden und behielt ſeine Geiſteskräfte bis in ſeinen Tod. Meinem Mann geht dieſer Verluſt ſehr nahe, denn er kannte ſein Gutes, und ſeinen Geiſt, und ſchätzte ihn hoch. Nun iſt es aber Zeit, daß ich ſchließe.

Ganz die Ihrige

Henriette Hoven.

Ludwigsburg, den 8. April 1801.

Gottlob! der Friede iſt endlich zu Stande gekommen, und wir hoffen auf's Neue wieder aufzuleben. Sie können nicht glauben, wie viel wir Schwaben gelitten haben. Die ewigen Durchmärſche, die vielen läſtigen Einquartierungen, wo man ſich von den rohen Soldaten Alles gefallen laſſen muß; die häufigen, faſt nicht zu erſchwingenden Abgaben, die Theurung faſt aller Lebensmittel, und die durch das alles verurſachte Niedergeſchlagenheit des Gemüths.

Es war kein Leben, keine Freude mehr. Ich hoffe, es ſoll jetzt beſſer werden, wiewohl wir die Wunden noch lange fühlen werden, die dem Lande geſchlagen worden ſind, und dann wollen wir uns auch wieder mehr nähern und uns fleißiger ſchreiben. Sie haben von allen dieſen Widerwärtigkeiten nichts erfahren; wie herzlich gönne ich Ihnen Ihr beſſeres Loos!

Mit wahrer Theilnahme erfuhr ich, daß Sie, beſte Freundin, nun zum drittenmal Mutter geworden ſind. Wie glücklich muß Sie und Schiller dieſer Zuwachs Ihrer kleinen Familie gemacht haben, wie viele Freuden werden Ihnen dieſe holden Geſchöpfe machen, und wie werden Sie ſich's angelegen ſein laſſen, ſie zu bilden! Wie gerne möchte ich ein Zeuge Ihres Lebens unter dieſer lieblichen Jugend ſein! Daß Carl wenig Muth hat, das mag nun freilich ein bischen von der Mama herrühren, nach der ſich die Kleinen ſo gerne bilden. Doch Sie ſind ja aufrichtig und haben es ſelbſt geſtanden, daß Herzhaftigkeit eben nicht Ihre Sache iſt, und ich muß leider bekennen, daß ich in gleichem Falle bin, und daß, wenn Guſtel einmal ein Held wird, ſeine Mutter keinen Anſpruch machen kann, ihm dieſe Tugend gegeben zu haben. Ich möchte wohl den kleinen Ernſt mit ſeinen Eigenthümlichkeiten einmal ſehen und ihn auch liebgewinnen, wie Andere. Ich bitte Sie, liebſte Freundin, mir in Ihrem nächſten Brief recht viel von Ihren lieben Kindern zu ſagen.

Ich höre, daß Sie nun in Weimar leben, Schiller einer guten Geſundheit genießt und fleißig arbeitet. Wir haben den Wallenſtein mit Vergnügen geleſen, der Schillers Ruhm aufs Neue erhöhte. Der Oberhofmeiſter am Hofe zu Anhalt-Köthen, Herr v. Rieger, der hier ein Haus hat, und von Zeit zu Zeit hieher kommt, hat mir erzählt, daß er zu Weimar den Wallenſtein habe aufführen ſehen, daß er neben Herdern geſtanden, und wie dieſer das Stück ſo ſchön gefunden und ſehr viel zu Schillers Ehre geſagt habe. Auch das haben wir erfahren, daß die Königin von Preußen, die eine ſehr vortreffliche und geiſtreiche Dame ſein ſoll, und von der

der General Nikolai, der kürzlich in Berlin war, nicht Rühmliches genug ſchreiben konnte, Schillern vorzüglich ausgezeichnet habe. Wie muß ihn das gefreut haben, und wie vergnügt müſſen Sie geweſen ſein, den Triumph mitgenoſſen zu haben, der ihm bei der Vorſtellung dieſes Stücks zu Theil wurde! Möchte er uns doch mehrere ſolcher Meiſterſtücke geben. Das Publikum ſpricht von einigen neuen Werken Schillers, und wir ſehen ihrer Erſcheinung mit Verlangen entgegen.

Mein Mann iſt traurig, daß ihm ſeine Amtsgeſchäfte faſt alle Zeit wegnehmen, daß er faſt gar nichts ſchreiben kann, daß er ſo gebunden iſt, daß er beinahe keinen Tag abweſend ſein, und alſo gar nicht an eine Reiſe zu ſeinem lieben alten Freunde denken kann. Sie können denken, wie wehe auch mir das thun müſſe, denn es iſt immer noch der liebſte meiner Wünſche, Sie, liebſte Freundin, und Schiller einmal in Sachſen zu beſuchen.

Die Frau v. Moſer iſt ſeit einiger Zeit in Straßburg bei ihrem Bruder, ſie wird aber wieder kommen. Moſers Tod gieng Hoven nahe; er wird dieſen Mann nie vergeſſen. Er liebte ihn. Er fand Belehrung und Unterhaltung in ſeinem Umgang. Er konnte ihn nicht retten, ſo gerne er's wollte. Schwäche, eine Folge des Alters, raffte ihn weg.

Conz nebſt ſeiner Frau iſt wohl. Er iſt hier wegen ſeiner Biederkeit allgemein geſchätzt. Herr Stoll erinnert ſich noch mit vielem Vergnügen der angenehmen Abende, die er in Ihrem Hauſe zugebracht, und ſagt, ſo etwas komme nicht wieder, wo Geiſt und Herz gleichviel Befriedigung gefunden.

Der Herzog hat das Mauclerʼſche Haus und das des General Nikolai gekauft, und wünſcht ſehr in der dortigen Gegend wenigſtens alle Gärten zu beſitzen, um ſeine Anlagen erweitern zu können. Da er ſehr ungehalten auf die Stuttgarter iſt, die etwas derb über ſeine Handlungen geurtheilt haben, ſo wird er, wie man ſagt, nie mehr dahin gehen, und dann wird es in Ludwigburg ſehr lebhaft werden, denn er will Alles hieher ziehen, was er kann.

Ihre Frau Schwiegermutter befindet ſich, wie ich höre, ganz wohl. Sie lebt in Leonberg in ziemlich gemächlichen Umſtänden. Es iſt der guten Frau wohl zu gönnen, die in der letzten Zeit ſo Vieles und ſo mancherlei hat erdulden müſſen.

Von ganzem Herzen die Ihrige

Henriette Hoven.

Ludwigsburg, den 5. September 1801.

Deine Frau hat in ihrem letzten Briefe geäußert, daß Ihr mich gerne näher bei euch haben möchtet, und bereits ernſtliche Plane zu machen anfanget, mich entweder an Hufelands Stelle nach Jena, oder wohl gar nach Weimar ſelbſt zu bringen. Ich geſtehe dir, liebſter Freund, daß mir die Sache gar nicht übel gefällt. Mein Amt iſt beſchwerlich; litterariſchen Umgang, der ein weſentliches Bedürfniß für mich iſt, habe ich beinahe gar keinen; zum Studieren, das von jeher meine Lieblingsbeſchäftigung war, habe ich nur ſehr wenig, und zum Schreiben faſt gar keine Zeit. Beinahe den ganzen Tag muß ich herumlaufen, und wenn mir auch hie und da ein paar Stunden zum Arbeiten übrig bleiben, ſo bin ich zu müde und mein Kopf iſt zu ſtumpf, als daß ich ein Geſchäft, das viel Nachdenken fordert, unternehmen könnte. Ich glaube, daß es mich keine ſehr große Ueberwindung koſten würde, meine gegenwärtige Stelle zu verlaſſen, und, wie ich ſchon geäußert habe, ich bin gar nicht abgeneigt, an einen von beiden Plätzen, nach Jena oder nach Weimar, zu gehen. Aber freilich würde ich mich, wie du leicht denken kannſt, dazu nur unter der Bedingung entſchließen können, daß ich bei dem Wechſel nichts verlöre, ſondern vielmehr gewänne. Als erſter Phyſikus in Ludwigsburg kann ich mein jährliches Einkommen auf 2000—2500 fl. rechnen, und in Ludwigsburg iſt es nicht theuer zu leben. Um nichts zu verlieren, würde ich alſo eine Profeſſorsſtelle in Jena nicht annehmen können, wenn ich nicht auf eine fixirte Beſoldung von 1500 fl. nach württembergiſchem Gelde und auf Erſatz der Reiſekoſten rechnen könnte:

und ſollte ich nach Weimar gehen, ſo würde ich, vorausgeſetzt, daß ich nur in der Qualität als wirklicher herzoglicher Leibarzt dahin gehen würde, immer eine fixirte Beſoldung von 2000 fl. nebſt freier Dahinreiſe verlangen. Es fragt ſich nun, werden wohl dieſe Bedingungen eingegangen werden können, und wenn ſie es können, welche von beiden Stellen würdeſt du mir rathen? Was mich betrifft, ſo war es zwar von jeher mein Wunſch, einmal eine Lehrſtelle auf einer Akademie zu bekommen, und die Ausſicht, die, wie es ſcheint, nicht ſo ganz ferne iſt, Profeſſor in Tübingen zu werden, hat dieſen Wunſch ſeit einiger Zeit lebhafter in mir gemacht. Allein da ich doch ſchon 42 Jahre alt bin, und es in meinem Alter nicht mehr ſo ganz leicht iſt, ſich in ein ganz neues Fach zu begeben, ſo würde ich lieber in meiner bisherigen praktiſchen Laufbahn bleiben, und die Stelle eines Leibarztes in Weimar der Stelle eines Profeſſors in Jena vorziehen. So viel ich weiß, hat der Herzog bisher keinen eigentlichen Leibarzt, wenigſtens nicht in Weimar, gehabt; allein die bevorſtehende Vergrößerung der fürſtlichen Familie zieht vielleicht hierin eine Veränderung nach ſich, und dann würde es dir ein Leichtes ſein, für mich etwas Gutes zu wirken. Wie glücklich wäre ich, mich mit dir und den Deinigen in denſelben Mauern, oder doch wenigſtens nahe bei dir zu wiſſen! Prüfe und überlege alſo, was ich dir geſchrieben habe, und ſieh zu, was zu machen iſt. Ich verlaſſe mich ganz auf deine Freundſchaft und auf deinen Rath. Du kennſt mich und weißt am beſten, was für mich taugt. Mit vollem Vertrauen lege ich mein Schickſal in deine Hände.

Dein Hoven.

Schillers Antwort (Hovens Autobiographie S. 386 ff.). Die Unterhandlungen wegen einer Profeſſur in Jena dauerten bis 1803, und wurden durch Hovens Entſchluß, nach Würzburg zu gehen, abgebrochen. Ebd. S. 153

Ludwigsburg, den 28. November 1802.

Ihre liebe Schweſter war drei Wochen bei uns. Ihre Gegenwart ſchuf jene freundlichen Tage wieder, deren Andenken uns ſeit handlung noch einen Stachel gab? — Ich fürchte Ihre Rache nicht, Lady! — Die arme Sünderinn auf dem berüchtigten Henkerſtuhl lacht zum Weltuntergang. — Mein Elend iſt ſo hoch geſtiegen, daß ſelbſt Aufrichtigkeit es nicht mehr vergröſſern kann. (nach einer Pauſe, ſehr ernſthaft.) Sie wollen mich aus dem Staub meiner Herkunft reiſſen. Ich will ſie nicht zergliedern, dieſe verdächtige Gnade. Ich will nur fragen, was Milady bewegen konnte, mich für die Thörinn zu halten, die über ihre Herkunft erröthet? Was ſie berechtigen konnte, ſich zur Schöpferinn meines Glücks aufzuwerfen, ehe ſie noch wußte, ob ich mein Glück auch von ihren Händen empfangen wolle? — Ich hatte meinen ewigen Anſpruch auf die Freuden der Welt zerriſſen. — Ich hatte dem Glück ſeine Uebereilung vergeben — Warum mahnen Sie mich aufs neue an dieſelbe? — Wenn ſelbſt die Gottheit dem Blick der Erſchaffenen ihre Strahlen verbirgt, daß nicht ihr oberſter Seraph vor ſeiner Verfinſterung zurückſchauere — warum wollen Menſchen ſo grauſam barmherzig ſeyn? — Wie kommt es, Milady, daß Ihr geprieſenes Glück das Elend ſo gern um Neid und Bewunderung anbettelt? — Hat Ihre Wonne die Verzweiflung ſo nöthig zur Folie? — O! ſo gönnen Sie mir doch lieber eine Blindheit, die mich allein noch mit meinem barbariſchen Loos verſöhnt. — Fühlt ſich doch das Inſekt in einem Tropfen Waſſers ſo ſelig, als wär es ein Himmelreich, ſo froh und ſo ſelig, bis man ihm von einem Weltmeer erzählt, worinn Flotten und Wallfiſche ſpielen! — — Aber glücklich wollen Sie mich ja wiſſen? (nach einer Pauſe neun Jahren immer ſüß und ſchmerzlich war. Wir haben uns einmal wieder glücklich gefühlt. Es war Erſatz für manche Entbehrungen, und es blieb uns nur Ein Wunſch übrig. Sie und Schiller hätten die herrlichen Abende mit uns theilen ſollen! Ich kann es Ihnen nicht ſagen, wie manchfaltigen Genuß mein Herz durch den Umgang dieſer vortrefflichen Frau hatte. Wir haben auch eine Menge Projekte zuſammen gemacht, und alle lieſen dahin, uns einander näher zu bringen, möchten ſie doch realiſirt werden! Ihre

Henriette Hoven.

Ludwigsburg, den 14 Februar 1803.

Die Huberin habe ich ſeither nicht mehr geſehen. Ihre Frau Schweſter kann Ihnen erzählen, wie ſie ſich überhaupt, und beſonders bei ihrem letzten Beſuch gegen mich benommen hat; dieſer Beſuch ſoll, wenn ich es vermeiden kann, auch der letzte bleiben. Sie iſt eine verſtändige Frau, ſie beſitzt viele Kenntniſſe, und weiß von Dingen zu reden, die ich nicht verſtehe. Dafür erlaubt ſie ſich aber Vieles, das ich und manche Andere, die wir weit weniger Bildung haben, gewiß nie thun würden. Mit Caroline Schlegel iſt ſie völlig entzweit; die Schilderung, die ſie von ihr macht, empfiehlt jene nicht im mindeſten, ich werde dieſe Dame wohl dieſes Frühjahr auch ſehen; Schelling will ſie mit zu ſeinen Eltern nehmen, und dieſe, Verwandte und geſchätzte Freunde von uns, haben den Sohn uns zum Beſuch angeſagt, da wird ſie wohl mitkommen. Nach dem, was mir die Frau von Wolzogen von dieſer Frau erzählt hat und was Sie mir ſchreiben, iſt es mir ordentlich bange auf ſie. Ihre

H. H.

Würzburg, den 2. Jenner 1804.

Ich fand meinen Mann geſund und ſehr zufrieden mit ſeiner Lage. Unſere Wohnung im adelichen Seminarium wurde erſt eingerichtet, ich mußte mich die erſten Wochen ſehr behelfen. Meine

Wohnung iſt übrigens bequem und ſehr geräumig, wir haben zehn Zimmer auf einem Boden, ich wohne zwei Treppen hoch, recht freundlich und angenehm. Paulus wohnt unter uns und Schelling in einem andern Flügel des Hauſes. Von Würzburg ſelbſt kann ich eigentlich noch wenig ſagen, weil ich faſt nie aus meinen Zimmern komme. Ich habe ſchon viele Menſchen geſprochen, aber noch Niemand gefunden, an den ſich mein Herz anſchließen möchte. Ich denke mit Wehmuth an meine fernen Lieben. Die eingebornen Würzburger, die ich bis jetzt ſah, gefallen mir nicht, und die Damen aus Jena — paſſen mit einer ſchwäbiſchen Hausfrau nicht zuſammen. Ich lebe alſo ganz meiner Familie und mir ſelbſt. Was Sie von den drei Frauen ſagten, finde ich völlig beſtätigt. Paulus iſt noch nicht ganz eingerichtet, aber die beiden Andern ſcheinen ſich auf einen großen Fuß zu ſetzen, ſie thun gewaltig vornehm. Ich ſehe von ferne zu, beklage ihre Verkehrtheit und ihre armen Männer.

Schelling iſt mir recht lieb, er iſt ein guter Menſch, er hat eine Schweſter bei ſich, ein gutes Mädchen von 20 Jahren, die — gebildet werden ſoll.

Wir ſprechen oft von einer Reiſe nach Weimar, liebe Freundin. Hoven ſieht Sie vielleicht bald. Graf Thürheim will Schillers Bekanntſchaft erneuern und mit Hoven einmal zu Ihnen reiſen.

Ihre treue Freundin

Henriette Hoven.

Würzburg, den 4. April 1804.

Ich lebte bisher in dieſer volkreichen Stadt ſo ſtill und einſam, daß die Briefe meiner fernen Freunde meine einzige Erholung waren. Die gewöhnliche Krankheit der Schwaben — das Heimweh, überfiel mich oft ſo ſehr, daß ich mich der Thränen nicht erwehren konnte. Hoven war mit Geſchäften überhäuft, ich ſah ihn wenig, und wenn ich ihn ſah, ſo ſuchte ich mich zuſammen zu nehmen, um ihm ſeinen Muth, ſeine Zufriedenheit nicht zu verderben. So ſchlich der Winter langſam hin. Zeit und Vernunft verminderten allmählig die traurige Gemüthsſtimmung und lehrten mich, das Gute und für Hoven in der That ſehr viel Beſſere unſerer jetzigen Lage erkennen. Dazu kam noch die perſönliche Bekanntſchaft des Grafen v. Thürheim, deſſen öfterer Umgang, deſſen Wohlwollen, deſſen Theilnahme an uns mir Alles in einem freundlicheren Lichte zeigte; ich fühlte mich nun nimmer ſo fremd und verlaſſen. Jetzt athme ich auch darum leichter, daß ich mich aus allen Verhältniſſen mit meiner tugendhaften Hausprinzeſſin losgemacht habe. Sie werden ſich darüber nicht ſehr wundern — vielleicht mehr über mein angeſtrengtes Bemühen, in äußerlichem gutem Vernehmen mit ihr zu ſtehen. Sie wollen, daß ich Ihnen über dieſen Punkt umſtändlich ſchreiben ſoll, ich kann und will Sie deßhalb zur Genüge befriedigen. Die Nachrichten, die ich über die berühmte Dame erhalten hatte, der Eindruck, den ihr perſönliches Betragen auf mich machte, waren nicht geeignet, mir Muth zu machen und ihren Umgang zu wünſchen; im Gegentheil, es fiel mir ſchwer, wenn ich mich mit ihr in einem Hauſe dachte, und darum weigerte ich mich, unſere freie Wohnung zu beziehen. Hoven tröſtete mich damit, daß mit dem Teufel gut auszukommen ſei, wenn man ihn kenne. Die Eltern von S., die ſeit meiner frühen Jugend viel Liebe für mich hatten, verhehlten mir nicht, daß ſie befürchteten, dieſer böſe Dämon möchte meinen Frieden ſtören. Ich nahm mir nun vor, recht klug, gefällig und höflich zu ſein und mich übrigens entfernt zu halten. Ich geſtehe, daß es mich Ueberwindung koſtete, die äußeren Zeichen der Achtung zu beobachten; ich zwang mich um Hovens, um ihres Mannes willen. Schon in Ludwigsburg hatte ſie angefangen, nach Hoven ihr Netz auszuwerfen; als er hier ankam, gab ſie ſich alle Mühe, ihm gefällig zu ſein; ſie ſchmeichelte, liſpelte, that gelehrt, ſüß, verſchämt, putzte ſich, hüpfte um ihn her, wollte für ihn ſorgen, kurz, ſie bot alle Künſte auf. Meine Ankunft war ihr höchſt fatal, ob ſie ſich gleich freundlich gegen mich zeigte. Sie fing bald an, mich bearbeiten zu wollen und meine Gefälligkeit zu mißbrauchen. Mein höflicher Widerſtand machte ſie nur dreiſter

Sie verſuchte mit ihrer Gelehrſamkeit zu imponiren, ich bemerkte es nicht. Sie putzte ſich wie ein fünfzehnjähriges Mädchen und zeigte mir dieſe Herrlichkeiten mit gravitätiſchem Schritte; ich that, als ſähe ich es nicht und zog immer wieder mein gewöhnliches Kleid an. Sie ließ ſich austragen, ausfahren, ich ſollte ſie begleiten; ich entſchuldigte mich. Sie legte Spitzen, Zeuge, allerlei Dinge vor mir aus und ſetzte mit beſtimmtem Tone dazu, daß ich ſolches kaufen und — haben müßte. Ich erwiederte kalt, daß ich keine Luſt hätte. Sie tadelte meine häusliche Einrichtung, ich lächelte dazu; ſie ſpottete über dieſes und jenes, ich hörte es nicht, zog mich aber natürlich immer mehr von ihr zurück. Demungeachtet hofmeiſterte, corrigirte ſie unaufhörlich, borgte Verſchiedenes aus meiner Haushaltung, als wären die Sachen nur für ſie da. Als ich wegen künftigen Geſellſchaften allerlei anſchaffen ſollte und mit dürren Worten erklärte, daß wir nie Geſellſchaften geben würden, ward ſie wüthend, lief davon, ſchalt mich träge, geizig. — — — Ich verfolgte ruhig meinen Lebensplan und achtete nicht auf ihr glänzendes Beiſpiel. Weder die Menge der prächtigen Kleider, die Trumeaus zu 100 Thalern, die Fußteppiche, koſtbaren Ofenſchirme, türkiſchen Sitze, noch die Bedienung änderten das Mindeſte in meiner häuslichen Einrichtung. Dafür erhielt ich freilich einen Ehrentitel — die ſchwäbiſche Küchenmagd! Mit Hoven kam ſie nicht weiter, er blieb ſtets derſelbe, höflich und munter, ſprach lieber mit dem Manne als mit ihr und kam ſeit meiner Ankunft weniger hinüber. Dieß nahm ſie natürlich höchlich übel und verwünſchte das fatale ſchwäbiſche Weib, mit der gar nichts anzufangen ſei. Sie mochte ſich freilich ganz was anderes von mir verſprochen haben, mich bildſam, gelehrig, gehorſam glauben und brauchbar zur Folie, wodurch ſie gerne deſto mehr geglänzt hätte, dieſer ſchlecht geſchliffene böhmiſche Stein! Als ſie das letztemal zu mir wollte, war ich ausgegangen; darüber entbrannte ſie, war grob gegen Minchen und ſeitdem ſah ich ſie — dem Himmel ſei Dank, nicht wieder, es ſind jetzt ſechs Wochen. Sie veranlaßte ihren Mann, unhöflich gegen Hoven zu ſein, nun ſehen ſich dieſe Beiden auch nimmer. Was ſie vollends recht in Harniſch gebracht hat, ſind die Beſuche des Grafen bei uns, und überhaupt Hovens Verhältniſſe mit ihm. Daß wir dieſen Grafen nicht zu ihr brachten, ſie nicht herüber baten, dieß iſt, wie Hoven ſagt, die Sünde wider den heiligen Geiſt — die nie vergeben wird. Hier ſcheint ſie ihr Glück nicht zu machen und ihre Rechnung zu verfehlen; ſie wollte ganz Würzburg dreſſiren. Die Weiber fliehen ſie und die Männer lachen ſie aus. Auch iſt ihre Lebensgeſchichte ziemlich im Umlaufe. Ihren Aeußerungen nach ſteht ſie in beſonders guten Verhältniſſen mit Goethe, was ich aber ſehr bezweifle. Was haben denn Sie an ihr geſündigt? Sie und Schiller ſtehen gar nicht in Gnaden. Ueberhaupt ſcheint es mir, daß Niemand einen eigentlichen Werth bei ihr hat, als ihr eigenes Ich, ſogar ihr unterthäniger Gemahl nicht, ob ſie gleich höchſt zärtlich thut, ihm die Hände tauſendmal leckt und, wie Hoven ſagt, mit ihm gründugelt. Er iſt ein unglücklicher Menſch. Sie wird ihm überall ſeine Exiſtenz verkümmern. Es iſt ſehr zu beklagen, daß ſie ſo mächtigen Einfluß auf ihn hat, ob ſie ihn gleich oft mißhandelt und deſpotiſirt und dann wieder auf der Erde kriecht. Die Augen werden ihm noch ſchrecklich aufgehen.

Bei all ihrem Wiſſen benimmt ſie ſich oft recht dumm und unvorſichtig. So ſprach ſie zum Beweis mit einigen Profeſſoren über die Univerſität mit der unverſchämteſten Anmaßung: „Jener muſſe berufen, dieſer abgeſchafft werden, der dürfe durchaus nicht angeſtellt werden — das leiden wir nicht,“ rief ſie aus. Dem Profeſſor der Artiſtik gab ſie die Weiſung mit folgenden Worten: „Ordnen Sie nur indeſſen Ihr Cabinet, dann will ich kommen und ſehen, wer mehr davon verſteht, Sie oder ich.“ Ein andermal ſagte ſie zum Präſident Leiden: „Die Schriftſteller regieren die Welt.“

Dieſe und ähnliche unzählige Aeußerungen wirken nichts Gutes weder für ſie, noch für ihren Mann. Sie war anfangs ſehr bemüht, Paulus und uns von einander entfernt zu halten; vermuthlich darum, weil ſie fürchtete, daß wir durch dieſelben etwas von ihrer Geſchichte erfahren möchten; allein dieſe Furcht war überflüſſig, Paulus hätte uns nichts Neues ſagen können; wir wiſſen von ihrer früheren Lebensart vielleicht mehr, als die Jenaer und der glückliche Ehemann ſelbſt. Weder Hufelands noch Paulus' kommen mehr zu ihr.

Mit Paulus' kommen wir öfters zuſammen, ſie ſind ſehr freundſchaftlich und gefällig gegen uns. Er iſt ein vorzüglicher Mann. Sie hat viel Verſtand und eine unterhaltende Lebhaftigkeit — ſie ſucht keinen Umgang, lebt ſtill für ſich und ihre Familie. Der kleine Wilhelm macht ihr viel Freude, ſie hat ihn immer um ſich. Die Hufeland treibt ſich in Geſellſchaften umher, putzt ſich übermäßig und ſcheint übrigens recht leer zu ſein. Sie war einige mal bei mir, ich fühle kein Bedürfniß, die Bekanntſchaft fortzuſetzen. Die Würzburger Damen ſind von beſonderer Art. Der Ton in Geſellſchaften iſt gemein, die Sitten verdorben, der Luxus übertrieben. Bei öffentlichen Vergnügungen herrſcht eine Unordnung und Ausgelaſſenheit, daß man ſich gern davon hält. Die Stadt hat manches Sehenswürdige und die Umgebungen ſind zum Theil angenehm für das Auge. Der Main mit ſeinen vielen Schiffen gibt dem Ganzen ein lebhaftes Intereſſe. Vom Katholicismus merkt man nicht viel, außer daß das Volk fleißig nach den Kirchen rennt, übrigens betrügt, wo es nur kann.

Hoven ſpricht immer von der Reiſe nach Weimar, er ſieht Sie gewiß dieſen Sommer. Graf v. Thürheim freut ſich auch recht auf Schiller. Dieſer Mann wird Ihnen recht wohl gefallen, ich weiß es im voraus. Ihre treue

H. Hoven.

Würzburg, den 4. Auguſt 1804.

Die Nachrichten Ihrer Reiſe, die Schilderungen der Berliner, der Stadt ſelbſt haben mich recht gefreut. Die Erinnerung des manchfaltigen Genuſſes wird Ihnen ſtets angenehm bleiben. Was Sie mir von Iffland ſagen, iſt mir ſehr intereſſant. Ein würtembergiſcher Officier brachte die Nachricht zu uns, daß Iffland die Theaterdirektion in Stuttgart angenommen habe mit 5000 Gulden Gehalt, freier Wohnung und Koſt. Letzteres wird ihm wohl das Angenehmſte ſein. Indeſſen zweifle ich noch an dieſer Nachricht.

Meine Hausfrau P. wird wahrſcheinlich auch nach dem Vaterlande gehen. Sie hält jetzt Pferde und Chaiſe mit ihrem Bruder, fährt fleißig ſpazieren und reitet als Amazone. Ihr Mann iſt mit ſeiner Geſundheit beſſer zufrieden als mit ſeiner Lage.

Von der Dame Lucifer kann ich Ihnen zu meinem Troſt ſagen, daß ich ſie nicht wieder geſehen habe. Sie ſitzt völlig verlaſſen bei ihren Meubles. Es kommt Niemand mehr zu ihr außer ihrem — Freund, Profeſſor Köhler, der ſie das Ideal der Weiber, die Vollkommenheit der Welt nennt. Man erzählt, ſie ſchimpfe giftig über das Univerſitätsweſen, die Curatel und die Regierung; es war dieß zu erwarten, denn jetzt ſieht ſie ihre Richtigkeit, die Frucht ihrer Anmaßungen und Impertinenz. Seit ſechs Wochen hat ſie eine Jugendfreundin bei ſich, die vormalige Forkel, geb. Wedekind, jetzt die Frau des Oberamtmanns Liebeskind in Ansbach. Gewiß werden Sie auch von dieſer Perſon gehört haben. Die Schweſter von Sch. iſt abgereist. Die Unzufriedenheit der Dame über die Veränderung ihrer Wohnung äußert ſich laut. Das Seminarium wird zu den Cabinetten der Univerſität verwendet, die drei Profeſſoren, die es ſeither bewohnten, bekommen nun eine andere Wohnung in einem neuen angenehmeren Hauſe. Die Dame geht den Tauſch ungerne ein, ſie iſt gut eingerichtet; vielleicht paßt nicht Alles wieder im neuen Hauſe, wie es im alten paßte. Bei ihrer Hierherkunft machte ſie den Verwaltern des Seminariums weiß, daß der Regierung an Sch. am meiſten gelegen ſei, daß man mit der Einrichtung ihrer Wohnung vorzüglich Rückſicht nehmen müſſe. Die Leute glaubten dieß anfänglich, daher kam es, daß man ſie die beſte Wohnung wählen ließ, daß ſolche am meiſten Geld koſtete und daß man nach ihrer Phantaſie baute. Nachher merkte man freilich, daß ſie ſich zu viel herausgenommen hatte. Die unverſchämten Menſchen gewinnen immer für den Moment. Jetzt gilt dieſe Liſt nichts mehr, man kennt ſie zu gut. Deſſen ungeachtet wählte ſie im neuen Hauſe die untere Etage, die zehn Zimmer hat, verlangte aber auf den beiden anderen Etagen gleichfalls Zimmer, ein Auditorium im — Keller u. ſ. w. Als ſie den Handwerksleuten ihre Befehle ertheilt hatte, wurden die Wohnungen von der Curatel angewieſen und die untere Etage mir beſtimmt. Nun iſt ihre Galle rege. Sie erhält den mittleren Stock, der zehn Zimmer hat, allein damit iſt ihre Begehrlichkeit nicht zufrieden. Sie werden finden, daß ſie es weit treibt, zumal da ſie ſicher nie halb ſo gut gewohnt hat in ihrem ganzen Leben. Sie war vor Kurzem in einer Geſellſchaft, bei der ein gewiſſer Präſident Seuffert ſich befand; ſie ſchimpfte auf die vormalige ſchlechte Regierung, tadelte ziemlich unhöflich den Mangel an Bäumen und Schatten; dieſer Seuffert, der bei der vorigen Regierung Alles galt, fand ſich beleidigt durch ihre Aeußerungen; er antwortete ihr: „Sie wiſſen es ja von Mainz her, Frau Profeſſorin, wie es iſt auf Feſtungen.“ — Dieſe bittere Pille verſchluckte ſie gutwillig. Hier in Würzburg hat ſie Alles verloren, ſie ſchimpft auch tüchtig über das dumme, ungebildete Volk.

Schlegel war hier, aber es gab keine zärtliche Scene; er war zwar im Hauſe bei P. und erkundigte ſich nach ſeiner ehemaligen Hälfte, doch ſehen, ſprechen wollte er ſie nicht. Gleichwohl erzählte ſie Jedermann, daß Schlegel — lange bei ihr geweſen ſei; dieß gab zu manchen Spöttereien Anlaß. Die Aeußerung von Goethe iſt ganz vortrefflich; indeſſen wird ſie gar nicht müde, den Leuten zu ſagen: „Goethe iſt der Mann meines Herzens.“ Daß der Fall bei ihm umgekehrt iſt, wußte ich voraus. Schiller thut ſie nicht ſo viele Ehre an, ſie geht noch weiter, ſie behauptet, Schiller könne — kein Gedicht machen, er habe gar kein Genie, kurz, ſie ſpricht das allertollſte Zeug. Da ſie Schiller von der moraliſchen Seite nicht angreifen kann, ſo verſuchte ſie es von Seiten der Talente, der Wiſſenſchaften. Die Thörin! Es wäre zweckmäßiger für ihre Lage, wenn ſie wüßte, wie man eine gute Suppe kocht und eine Waſch behandeln muß.

Ihre treue Freundin

H. Hoven.

Würzburg, den 17. September 1805.

Wie ſehr habe ich mich gefreut über Ihren Brief, theure, liebe Freundin, über die Ankunft des treuen Rudolph. Er hat mir Vieles erzählt von Ihnen Allen. Reichlich floſſen meine Thränen, als er von Schiller ſprach. Die Anhänglichkeit dieſes Dieners rührte mich ſehr; er mußte einen Tag länger hier bleiben und mir beſtändig erzählen bis in die ſpäte Nacht. Beſuchen Sie mich ja künftiges Jahr, liebe Freundin! Wir wollen in der Vergangenheit leben und nichts ſoll uns ſtören. Mögen auch jene gefürchteten Damen hier gegenwärtig ſein, ſo ſollen ſie es wenigſtens für uns nicht ſein; ich habe ſo wenig Berührung mit ihnen, daß ich ſie ſtets für abweſend halte. Selten ſehen wir uns, und geſchieht dieſes einmal, ſo gehen wir kalt vorüber. Ich bin an vertrauten Umgang mit redlichen Menſchen gewöhnt, dieſe meinen es mit Niemand redlich. Wenn ſie beiſammen ſind, thun ſie freundlich, vertraut, ſchmauſen zuſammen, belachen die Abweſenden und nachher ſchimpfen ſie über einander. Die Niethammer mag viel Verſtand haben und artig ſein, doch vermeide ich ihren Umgang; aber P., H. und N. ſind viel zuſammen; die Sch. geht einſam ihren eigenen Weg, doch iſt ſie mit N. weniger feindlich als mit den beiden andern. Wer Alle kennt, gibt der H. den Vorzug, man hält ſie für gutmüthig. Wenn P. über Disharmonie klagt, ſo hat er ganz recht; die meiſten Profeſſoren kommen mir vor wie das Theatervolk. Diejenigen, die ſich gut ſtehen, werden von den Andern beneidet, ſind aber ſelbſt am wenigſten zufrieden mit ihrer Lage und würden es auch dann nicht ſein, wenn man ihnen ihre Einnahmen verdoppelte. Auch klagen ſie über Mangel an Anſehen, an Achtung. Freilich ſind in einer Stadt wie Würzburg die Profeſſoren nicht die Erſten, und Achtung — die muß man verdienen. P. iſt nicht beliebt, man hält ihn für einen Schleicher, für herrſchſüchtig und eigennützig. Wer ihn mit Undank belohnte, weiß ich nicht, eben ſo wenig weiß ich, wen er ſich verpflichtet hat; aber wahrſcheinlich iſt es mir, daß er den Grafen Th. meint, den er gerne — regiert hätte, und der ſich von ihm nicht regieren ließ. Gegen uns war P. immer freundlich, gefällig und artig unter das Geſicht, hinterher kratzte er uns deſto mehr, jetzt kennen wir ſeine Manier. Hovens Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit, vorzüglich ſeine Offenheit wurden ſehr mißbraucht, die Familie nennt ihn mit einem Spitznamen, womit jeder Bekannte getauft wird; auch mir ward gleiche Ehre zu Theil. Von Hoven behaupteten ſie, daß es ihm im Cranium fehle.

Bald trennt uns ein weiterer Raum als bisher, dann ſehen wir uns noch ſeltener. N. möchte ſich gerne wichtig machen und ebenfalls herrſchen.

Die Martini's ſind eine ſehr würdige Familie, die Frau iſt beſonders liebenswürdig. An dem P. Fuchs, der wieder nach Jena geht, verlieren wir einen wahren Freund und allgemein geſchätzten Mann; er war oft bei uns und kann Ihnen Vieles von uns erzählen. Ungerne läßt die Regierung ihn ziehen, aber er hängt feſt an ſeinem Vaterlande und an Jena vorzüglich.

Durch die Ankunft des Hofes haben wir unſere Wohnung verloren, alle Familien, die in der Univerſität wohnen, müſſen heraus; wir haben Hoffnung, ins Hoſpital zu kommen, die Andern erhalten Hauszins und können ſich Wohnungen in der Stadt wählen. Die Theurung iſt auch bei uns empfindlich und ſteigt beträchtlich, ſeit der Hof hier iſt; kommt vollends das bayeriſche Militär nach Franken, ſo wird die Noth nicht gering ſein. Bricht der Krieg aus, ſo ſehen wir wieder tauſend Jammer und Sorgen entgegen. Hier ſpricht man von der Wahrſcheinlichkeit, daß mein Vaterland ein Theil der Entſchädigung für Bayern werden könnte, und gibt dafür dem dicken Herrn etwas von Holland. Geſchieht dieß, ſo plötzlich zur Lady hintretend und mit Ueberraſchung ſie fragend.) Sind Sie glücklich, Milady? (dieſe verläßt ſie ſchnell und betroffen, Louiſe folgt ihr, und hält ihr die Hand vor den Buſen) Hat dieſes Herz auch die lachende Geſtalt Ihres Standes? Und wenn wir jetzt Bruſt gegen Bruſt, und Schickſal gegen Schickſal auswechſeln ſollten — und wenn ich in kindlicher Unſchuld — und wenn ich auf Ihr Gewiſſen — und wenn ich als meine Mutter Sie fragte — Würden Sie mir wohl zu dem Tauſche rathen?

Lady (heftig bewegt in den Sopha ſich werfend.) Unerhört! Unbegreiflich! Nein, Mädchen! Nein! Dieſe Gröſſe haſt du nicht auf die Welt gebracht, und für deinen Vater iſt ſie zu jugendlich. Lüge mir nicht! Ich höre einen andern Lehrer —

Louiſe (fein und ſcharf ihr in die Augen ſehend.) Es ſollte mich doch wundern, Milady, wenn Sie jetzt erſt auf dieſen Lehrer fielen, und doch vorhin ſchon eine Kondition für mich wußten!

Lady (ſpringt auf.) Es iſt nicht auszuhalten! — Ja, denn! weil ich dir doch nicht entwiſchen kann. Ich kenn' ihn — weiß alles — weiß mehr, als ich wiſſen mag! (plötzlich hält ſie inne, darauf mit einer Heftigkeit, die nach und nach bis beynahe zum Toben ſteigt.) Aber wag' es, Unglückliche — wag' es, ihn jetzt noch zu lieben, oder von ihm geliebt zu werden — Was ſage ich? — Wag' es an ihn zu denken, oder einer von ſeinen Gedanken zu ſeyn — Ich bin mächtig, Unglückliche — fürchterlich — So wahr Gott lebt! du biſt verloren!

können die getreuen Unterthanen es nicht hindern, und Er bekäme dann doch Waſſer genug, um Enten und Gondeln darauf zu ſetzen. Gegenwärtig beſchäftigen die Vermählungsfeſte des Herzogs Paul tauſend Hände. Die älteſten Herren und Damen des Hofes müſſen dem neuen Paar, nach alter Ritterſitte, den Fackeltanz ins Brautgemach vortanzen. Die dortige Welt wird Wunder ſchauen.

Von Adolph hat mir Rudolph auch Vieles erzählt, ſo wie von Ihren Kindern, von jedem ſo viel Gutes und Liebes. Carl ſei ſo ſchön, ganz ſeinem Vater ähnlich, Ernſt ſo klug und wißbegierig, die Mädchen ſo lieblich, zart und hübſch. Mit naſſen Augen hörte ich ihm zu und dachte ſchmerzlich an den zärtlichen Vater, an die liebende Mutter. Ich habe Rudolph Briefe mitgegeben nach Ludwigsburg und Stuttgart, und hoffe, er ſoll freundlich aufgenommen worden ſein von den Meinigen. Rudolph fühlt wohl, daß er nirgends mehr einen ſolchen Herrn finden wird, wie er einen hatte.

Schreiben Sie mir bald wieder. Fuchs ſoll Ihnen einen Brief von mir bringen. R. reiſt, wie ich höre, morgen nach Jena ab; P. iſt wieder zurückgekommen aus Schwaben.

Ihre treue

Henriette Hoven.

Würzburg, den 8. März 1806.

Wir ſind Alle recht geſund, trotz allen äußeren Stürmen. Ich lebe in einer ſehr kleinen Wohnung, aber ſie ſichert uns vor mancher Unannehmlichkeit. Rudolphs Ankunft hat mich gefreut, ich ſah voraus, daß er wieder zu Ihnen zurückkehren würde.

Von Schwaben werden Sie Manches hören durch Rudolph, leider wenig Erfreuliches. Es ſind mehrere Zeichnungen vorhanden über die Königswürde. Auch ſind folgende Verſe im Umlauf: Heſekiel Kap. 7, V. 5. 12. Heſekiel Kap. 21, V. 26—27. Alles dieſes führt freilich zu Nichts, es hilft der Noth nicht ab. Man erwartet einen neuen Miniſter Krätſchmann — der wird das Elend aufs Höchſte bringen, dieſer fehlt noch! Ich habe Seckendorf geſprochen, er verſichert, daß er unſchuldig ſei, daß ihm Unrecht geſchehen ſei; ich kann nicht entſcheiden, aber im Lande ſagt man ihm viel Schlimmes nach.

Hoven verliert einen ſchönen Wirkungskreis, er fühlt dieß wohl, aber er weiß auch, daß man überall Gutes wirken kann. Aus dem Univerſitätsleben macht er ſich wenig, er würde es ſogar mit jeder andern Stelle vertauſchen, wenn Guſtel nicht zum Studiren beſtimmt wäre. Noch iſt nichts Gewiſſes entſchieden, wahrſcheinlich kommen wir nach Ansbach, wohin auch der Herr Graf gehen wird; ob wir dort bleiben werden, muß ſich ſpäter entſcheiden. Höchſt ungerne zöge ich auf eine Univerſität, zumal in eine kleine Stadt, wo man nur dieſen und keinen andern Umgang haben kann. Die Jenaer Damen werden ſich ſchwerlich mehr ſo nahe kommen, als ſie es bis jetzt waren. Niethammer lebt in Bamberg, Hufeland geht nach Landshut, Paulus weiß noch nicht wohin, und unſere allerliebſte Freundin will nach — Italien, nach Rom. Die Gräfin Törring iſt nach München gezogen vorige Woche, an ihr verloren wir die letzte von unſern Freunden hier. Nun ſtehen wir ganz allein da und harren auf Erlöſung. Hoven verſieht ſein Amt und macht dadurch die Aerzte, die ihn verjagen wollten durch ihre Kabalen, ganz irre, darum verhalten ſie ſich ruhiger und fürchten ſich. Vermuthlich erhält ein Salzburger dieſe Stelle, um die ſich ſo viele Einheimiſche balgen und verfolgen. Wir haben Vieles erfahren in der letzten Zeit, was uns fremd war. Ueberhaupt waren die zwei Jahre reich an Begebenheiten mancher Art.

Ihre treue

Hoven.

Nürnberg, den 6. Auguſt 1807.

Hoven hat die Freude, daß ſeine Plane für die Wohlthatsanſtalten realiſirt wurden. Dieß macht ihn glücklich, er lebt in dieſer Idee, Gutes zu wirken, wo er kann, und hat dazu reichlich Gelegenheit. Die Lage der Welt hat ihn ernſt gemacht, er betrachtet ſie mit trüben Blicken. — Wir bekommen nun eine freie Wohnung, die wir vor dem Winter noch beziehen werden; ich hoffe dann endlich einmal in Ruhe bleiben zu können, ich bin des Herumtreibens müde.

Sie fragen nach der Jenaer Colonie. P. iſt in Bamberg, und ſo viel ich weiß, zufrieden; ſie war immer gerne an dieſem Ort und hat alte Freunde wieder gefunden; ſie reiſte vor ſechs bis acht Wochen aus Schwaben hier durch, ich ſah ſie aber nicht. N. lebt in der Nähe des Hofs. Sie ging ungern von Bamberg weg. Die Freundin H. in Landshut zeigt ſich zum öftern in der Reſidenz und ergötzt Augen und Ohren durch Figur und Geſang. Dieß iſt Erholung für ſie, denn Landshut ſoll undankbar ſein gegen ſie. Die Krone aller Weiber lebt einſam und — ſparſam, die Umſtände wollen es ſo, und Niemand ſtört ihren philoſophiſchen Gang. Sch. iſt bei Manchen beliebt, vielleicht in der Stille bei Vielen. Breyer iſt allgemein ſehr geſchätzt, er hat einen thätigen Freund an Jakobi. Es war unterhaltend und zum Theil belehrend, alle die Aeußerungen und Handlungsweiſen dieſer Colonie in W. zu vernehmen; die Beobachtung dieſer Menſchen hat meine Erfahrung nicht wenig bereichert, mitunter gab es ſeltſame Auftritte; ich hielt mich zurückgezogen und kam mit einem blauen Auge davon. Ich ſegne mich, daß ich nicht mehr unter ihnen leben muß.

Wie lebt Goethe? Iſt ſeine Geſundheit nun beſſer? Man erzählt, er habe an dem Tage der Schlacht bei Jena die Vulpius geheirathet.

Nürnberg, den 1. December 1812.

Der Beitrag zu Schillers Biographie, welchen ich Herrn Körner zugeſchickt habe, iſt leider nur ein ſehr unvollkommenes Bruchſtück. Ein Mann wie er verdient eine recht ausführliche Biographie, und ich kann bloß bedauern, daß ich nicht im Stande bin, eine ſolche zu liefern. Welche Arbeit hätte mir intereſſanter ſein können als dieſe! Körner hat dieſe Arbeit über ſich genommen, und ich hoffe, daß er unſere Erwartung erfüllen werde.

Ihr Freund

Hoven.

II.

Karl von La Roche.[1]

Ich mag es nicht verſäumen, dir recht bald auf deinen ſo herzlich freundſchaftlichen Brief zu antworten und dich bald aus der Sorge über unſere theure Caroline zu ziehen. Vergib ihr, liebe L., wenn ſie das Schreiben zu lang aufgeſchoben hat — ihr waret ihr in jedem Augenblick, den ſie in höherem, größerem Genuß mit ihrem Wilhelm zugebracht, ſo nah und ſo werth, aber jeder ihrer Augenblicke war auch ſo ganz dieſem Gefühl geweiht — daß ſie zum Schreiben die Zeit nicht fand, und wenn ich es ſo ſagen darf, das Herz nicht genug herunter ſtimmen konnte, um langſam, was ſie ſo feurig empfand, mit todten Worten auf's Papier zu bringen. Ich habe ſie ſeit verſchiedenen Jahren nicht ſo geſund geſehen, als die beiden letzten Monate in Burgörner — und ob ſie glücklich war? — Lotte! ach, ſie war es ſo ſehr — das war ein Anblick, Lotte! der Teufel in Engel hätte verwandeln können, wenn man dieß hohe, ſo rein geſchöpfte Glück ſprechend über das ganze Mädchen ausgegoſſen ſah. Ich war unausſprechlich glücklich! — Seit dem 4. September ſah ich Li. nur fünf Minuten allein, an dem letzten Tag, wo ich da geweſen bin.

Den 20. oder 21. dieſes ſind ſie von Burgörner auf einige

---

[1] Der Sohn von Sophie La Roche, geb. Brentano, Humboldts und ſeiner Braut innigſter Freund, den Leſern ſchon aus „Schiller und Lotte" bekannt, ſtarb als Geheimer Staatsrath in Berlin.

Tage nach Auleben und von da nach Erfurt abgegangen, und vielleicht haſt du ſchon Nachricht, ehe du dieſen Brief erhältſt.

W. hat ſeine Li. am 14. verlaſſen, und auch mir erlaubten die Umſtände durchaus nicht, ſie nachher noch wieder zu ſehen. Doch habe ich alle Hoffnung, daß ſie ſtark genug war, die Trennung mit ruhigerem Schmerz zu tragen; es gibt eine Höhe der Gefühle, wo ſelbſt der Schmerz ſich harmoniſch löst — gleichſam nur die tiefere Decime ſcheint — denn ganz ſo rein wie die Octave mag ich es doch nicht vergleichen — indeſſen du kannſt fühlen, was ich dir hier nicht zu ſagen vermag.

Von ihren übrigen Verhältniſſen muß dich Li. ſelbſt unterrichten, und es wird dir alsdann ſüßer klingen, und meine Zeit iſt mir heute nur karg zugetheilt — nur ſo viel zu deiner Beruhigung, daß wenigſtens auch bei manchem Unangenehmen doch kein Schlimmes oder Nachtheiliges dabei iſt.

Ich kehre nun noch auf einige Augenblicke zu mehreren Stellen deines Briefes zurück, die mein Herz ſo wohlthätig gerührt haben. Die ungekünſtelte, ungeſuchte Güte deines Weſens liegt ſo klar in ihnen, ſpricht mit ſo redlicher, uneigennütziger Freundſchaft zu mir. Du haſt meinem Herzen viele Freude gemacht, theure Lotte; wäre ich unglücklich geweſen, ich hätte meinen Schmerz in dem ſüßen Gefühl leicht verloren, und ſanfte Freude wäre an ſeine Stelle getreten. Nimm die Ueberzeugung, liebe Lotte, daß ich mich glücklich fühle — und freue dich deſſen, wie ich mich deines und S. Glücks freue. Die man liebt, glücklich zu ſehen, iſt eine reiche Ernte im Leben, die man mit keiner Ausſaat, mit keiner Mühe zu theuer erkauft — und dem Himmel ſei Dank, ſie wird mir bis jetzt in reichem Maße. Könnteſt du mein ganzes Inneres durchſchauen, liebe Lotte, du würdeſt Freude an mir haben, aber ſagen kann ich es nicht, wie mir's iſt — und mein ganzes Weſen und alle meine Schickſale ſind zu verſchieden von euer Aller ihren, als daß ihr die Geſtalten, die mein Inneres beim Uebergang in's Leben beſtimmt annehmen muß — euch alle ganz wahr erklären könntet.

Ich bin vielleicht oft ſonderbar, aber es ſind auch ſonderbare Dinge über mich ergangen — und was braucht es denn mehr — ihr wißt, daß ich das Gute liebe — in Rückſicht des Glücks, glaub' es mir, darin paſſe ich zu euch — ich fühle mich wohl und glücklich — und ſollte ich das nicht in eurer Liebe? Laß mich meine Wege gehen — und hoffe mit Zuverſicht von mir, was du von mir wünſcheſt.

Ich hätte heute gern länger mit dir geplaudert, aber die Zeit verbietet es mir. Ich werde euch dieſen Winter nicht ſehen, es iſt mir unmöglich.

Sage Linen tauſend Schönes und daß ich ihr bald ſchreiben würde — ſage S., daß ich ſeines Glückes ſo innig mich freue — und erhalte mir die Freundſchaft und Liebe deines Herzens, und deinem Herzen ſeine lautere Güte und Unſchuld — dann wirſt du Glück verbreiten und glücklich ſein.

Ewig dein Freund

Karl.

Den 19. September 1790.

Halle, den 23. April 1792.

Mir iſt es immer, als wenn ich mich ſeit einer Zeit her gar ſehr geändert hätte und euch im Grunde nur gar ſehr wenig intereſſant ſein könnte; ich fühle es, ich denke in gar vielen Dingen völlig verſchieden von Humboldt und den beiden Carolinen, wahrſcheinlich auch von dir und von S., ob ich gleich euch Beide viel weniger genau als jene Drei kenne. — Uebrigens — daß zwei Menſchen eine verſchiedene Anſicht der Dinge haben, das kömmt ja wohl in der Welt vor, man kann ſich auch deßhalb doch recht gut ſein. So geht es mir mit euch, nur das engere Intereſſe fällt weg — und dann wüßte ich eigentlich nicht, was ich noch weiter Intereſſantes in euren Augen haben ſollte, da ich lang den Geiſt und die Ausbildung des Geiſtes nicht habe, welche ihr bei euch Eines in dem Anderen finden könnt.

Ich freue mich erſtaunend, liebe Lotte! ſo oft ich von dir höre, daß du glücklich lebſt — ich habe einen ganz beſonderen Hang zu den Menſchen, die ſich glücklich fühlen — man findet ſich in dem Zuſtand in einer ſo ſchönen Harmonie mit dem Ganzen, ſo wie Unglückliche mir immer intereſſant ſind wegen der verſchiedenen Grade der Disharmonien und der verſchiedenen Art der falſchen Anſichten, welche dieſe Disharmonie mit dem Uebrigen hervorbringen. Bei dir kommt noch hinzu, daß ich weiß, du und S., ihr verdient glücklich zu ſein, und wenn ich euer Glück ſehe, ſo iſt dieß nur die Erfüllung meines Wunſches, den ich noch dazu für euch ganz im beſonderen und ſtärker noch als gewöhnlich hege.

Von Humboldts habe ich, ſeit ſie von Burgörner weg ſind, nichts gehört, und nehme dieß als ein Zeichen, daß ſie wohl und vergnügt ſind. Ihre Entbindung kann nicht mehr weit ſein — der Himmel möge ihr eine glückliche Stunde geben; aber (ich weiß eigentlich ſelbſt nicht deutlich warum) ich fürchte für ſie — vielleicht iſt auch nur der heiße Wunſch für ihr Wohlſein die Urſache dieſer Furcht. Meine arme Mutter iſt noch immer untröſtlich über den Verluſt von Franz — in dieſen Tagen, glaube ich, wird ſie nach Offenbach zurückkommen, und ich fürchte ein neues Erwachen ihres Schmerzes, wenn alle die Gegenſtände ſie wiederum an den Verluſt lebhafter erinnern.

Berlin, den 29. December 1810.

Mit Freude und Stolz hat mich Ihr Andenken erfüllt und mit kindlichem Dank gegen den Himmel, der mich freundlich hat gehen laſſen durch eine lange Zeit im ſchönen Kreiſe der theuren Freunde, in jugendlichem Muthe und Empfinden, zur ſehr beglückenden Erinnerung, zum ſehr beglückenden Genuß auf das ganze Leben.

Es war ein ſchöner Kreis — und nie werden wir aufhören dürfen zu trauern, daß ihn theure Glieder — und das theuerſte und würdigſte — ſchon verlaſſen haben. Doch wer zu gerechter Klage Grund hat, der hat auch viele Urſache, Gott zu danken, daß ihm ſolch Glück gegeben war, daß er ſo lang es fromm genießen durfte, daß ihm unvermindert die ſüße Erinnerung nun im treuen Herzen wohnet.

Selten nur habe ich von Ihnen gehört, meine theuerſte Freundin, aber immer bin ich mit treuer Theilnahme dem Gange Ihres Lebens gefolgt, ſo gut ich die Gelegenheit hatte, und oft habe ich Nachricht vernommen, daß es Ihnen im Ganzen wohl ergehe. Bei Ihrem ſanften, liebenswürdigen Charakter darf ich nicht zweifeln, daß Ihr Herz ruhig iſt und Ihnen manche Freude das Leben erheitert — wie es den Guten nie fehlt. Mehr kann man von dem äußeren Leben nicht erwarten; das Weitere kann man ſich nur ſelbſt ſchaffen im gottergebenen Gemüthe.

Mit innigem Dank empfinde ich, daß mir der Himmel viel gegeben hat, in einem trefflichen und lieben Weibe, in gut gerathenen Kindern, einer Tochter von ſiebenzehn und einem Knaben von dreizehn Jahren — in treuen, ſehr theuren Freunden und indem er mir vergönnt hat, ſeinen Frieden aufzunehmen in meine Bruſt. Kein Menſchenleben geht in ungeſtörter Ruhe und ſoll auch nicht — aber es läßt ſich im innerſten Gemüth eine ſichere Richtung feſtſtellen, auf die man bald wieder zurückkömmt, und vermöge deren man nicht irre werden kann an irgend etwas, was unter Gottes Augen geſchieht, vermöge deren man nicht gleich mit ſich ganz unzufrieden iſt, wenn einen eine menſchliche Unvollkommenheit berückt, ſich bälder beſinnt und ermannt, und dann wieder froh empfindet, daß Gottes reicher Segen auf der Erde ruhet und ein einfacher Sinn daran ſtets ſeinen Antheil hat.

Faſt klingt es ſtolz, was ich Ihnen hier geſchrieben habe; ich bin aber überzeugt, daß Sie dieſelben Empfindungen in ſich tragen und Sie ſich freuen, ſie auch in mir ſich denken zu dürfen, dem Sie mit unveralteter Freundſchaft ein theilnehmendes Andenken gewähren.

Berlin, den 9. November 1816.

Humboldts Schickſal hat ſich, wie Sie wiſſen werden, ganz geändert, und er geht nun ſtatt nach Paris nach London. Hinter der Sache liegt noch etwas, das ich nicht habe erfahren können. Hier erzählt man ſich allerhand Nachtheiliges über Humboldt — auch mitunter Dummes, was ich ihm nicht zutrauen kann. Er hat allerdings gegen ſich, daß er geſcheiter iſt als die Andern, und das können ſie (wie ich ganz billig finde) nicht vertragen — es iſt immer unangenehm, Jemand um ſich zu haben, der mehr Verſtand im kleinen Finger hat als unſer eins in einem noch ſo dicken Kopf. — Vorerſt freue ich mich, die geliebten Menſchen wieder hier zu ſehen, das Weitere auszumachen — eben weil ſie geſcheiter ſind, werden ſie es wohl recht zu machen wiſſen.

Unſere Freude ſehen wir immer an den Hedemanns-Leuten, wie dieſe glücklich ſind, und ſie ein gar liebes Frauchen geworden iſt — Gott erhalte es ihnen.

Berlin, 11. April 1818.

Sie waren krank, ſelbſt gefährlich, und der Auflöſung nahe; dieß hat mich erſchreckt, und ich wünſche innigſt, daß Sie wieder recht vollkommen hergeſtellt ſein mögen. Ihre Sehnſucht nach jenſeits konnte nur durch die Treue gegen die Kinder gedämpft werden; ich freue mich, daß es in Ihnen ſo war, denn ſo iſt es recht. Und ich hoffe, daß ihre Ergebung vollſtändig iſt, und Sie Kraft und Freudigkeit weiter im Leben fühlen, denn ſo muß es ſein.

Es gibt nur eine einige Quelle alles Unglücks, alles Mißmuths, alles ſich gedruckt fühlens auf Erden. Dieſe iſt anders wollen als Gott will; und nur eine einige Quelle des glücklich- und des ſeligſeins auf Erden. Dieſe iſt aufgegangenſein in dem Willen Gottes. Dieſe Seligkeit kann in ihrer Lebendigkeit herabgeſtimmt werden durch den Verluſt der gütigen Gaben Gottes und des Gewohnten, aber dieſes herabgeſtimmt werden iſt fruchtbar, auf die Wahrheit und Weſenheit des Menſchen wirkend, damit er nicht in die Meinung verfalle, irgend etwas als ſein, als ihm angehörend zu betrachten, damit des Menſchen ganze Weſenheit auf das Ewige zurückgebracht werde, dem er allein angehört, wo er allein nur ein Eigenthum hat, wo allein Wahrheit iſt.

Meine Freundin! Furcht vor dem Tode und Sehnſucht nach dem Tode halte ich beides gewurzelt in Eigenliebe und Täuſchung, und nur die Vollführung von Gottes heiligem Willen ſoll dem Menſchen Sehnſucht und Freudigkeit und Seligkeit ſein. Alle Eigenliebigkeit, wenn ſie uns auch auf noch ſo edlem Grunde entſproſſen ſcheint, muß ganz ausgerottet werden, damit wir in das Ganze des ewigen Seins Gottes eintreten. Darum meine Freundin! freue ich mich unendlich, daß Gottes Wille in Ihrem Gemüth, als das heiligſte, hehrſte und einzige Leben iſt. Bleiben Sie ſtandhaft, gegen alles Andere, auch gegen das Liebſte ankämpfend, dabei.

Mir ſcheint, es ſind da falſche Anſichten in unſer Religiöſes gebracht worden. Chriſtus ſagt: Wer mir nachfolgen will, der nehme ſein Kreuz auf ſich.

Daß wir ihm nachfolgen ſollen, iſt doch wohl gewiß; denn nur er allein iſt der Weg zum Vater, und nur durch ihn können wir zum Vater kommen.

Nun nimmt man aber das Kreuztragen an, als ſei darunter zu verſtehen das geduldige Dulden der zeitlichen Uebel.

Chriſtus kannte aber keine zeitlichen Uebel, weil ſie ihm alle in dem Willen des Vaters aufgingen.

Er hat meines Erachtens das Kreuz, das Leiden gemeint, welches uns ſinnlichen Menſchen daraus entſpringt, daß wir in ſeiner Nachfolge uns von aller Begehrlichkeit, von allem Feſthaltenwollen irgend eines Lieben, was aus der Zeit iſt, los machen ſollen, daß wir keine uns theure und liebe Gabe Gottes um ihrer ſelbſt willen lieben, ſondern Gott den Geber in ihr. Und dieß meine Freundin! iſt ein beſtändiger hartnäckiger Kampf gegen unſere in die Zeit eingewöhnte Natur, und ein beſtändiges Kreuz, vermehrt durch das Gefühl unſerer Schwäche und das beſtändige Sündigen gegen das Gebot, auch bei unſerem beſten Willen. Und doch iſt es der einzige Weg zur Seligkeit, die uns verheißen iſt, die uns aber nicht werden kann, wenn wir nicht hier ſchon den völligen Vorſchmack, die völlige Eigenſchaft errungen, ſie hier ſchon

Louiſe (ſtandhaft.) Ohne Rettung, Milady, ſobald Sie ihn zwingen, daß er Sie *lieben* muß!

Lady. Ich verſtehe dich — aber er *ſoll* mich nicht lieben! Ich will über dieſe ſchimpfliche Leidenſchaft ſiegen, mein Herz unterdrücken, und das deinige zermalmen — Felſen und Abgründe will ich zwiſchen euch werfen; eine Furie will ich mitten durch euren Himmel gehn; mein Name ſoll eure Küſſe, wie ein Geſpenſt Verbrecher, auseinander ſcheuchen; deine junge blühende Geſtalt unter ſeiner Umarmung welk wie eine Mumie zuſammenfallen — Ich kann nicht mit ihm glücklich werden — aber *Du* ſollſt es auch nicht werden — Wiſſe das, Elende! Seligkeit zerſtören iſt auch Seligkeit!

Louiſe. Eine Seligkeit, um die man Sie ſchon gebracht hat, Milady! Läſtern Sie Ihr eigenes Herz nicht. Sie ſind nicht fähig, das auszuüben, was Sie ſo drohend auf mich herabſchwören! Sie ſind nicht fähig ein Geſchöpf zu quälen, das Ihnen nichts zu Leide gethan, als daß es empfunden hat, wie Sie — Aber ich liebe Sie um dieſer Wallung willen, Milady!

Lady (die ſich jezt gefaßt hat.) Wo bin ich? Wo war ich? Was hab ich merken laſſen? *Wem* hab ichs merken laſſen? — O Louiſe, edle, groſe, göttliche Seele! Vergib einer Raſenden — Ich will dir kein Haar kränken, mein Kind! Wünſche! Fordre! Ich will dich auf den Händen tragen, deine Freundinn, deine Schweſter will ich ſeyn — Du biſt arm — Sieh! (einige Brillanten herunternehmend) Ich will dieſen Schmuck verkaufen — meine Garderobe, geſchmeckt haben, in der freudigen Unterwerfung unter des Vaters Willen. Mit dieſem lebendigen Gefühl der Freudigkeit, dieſes Erdenlebens in Gott, im Ewigen Geiſtigen Einigen Wahrhaftigen, ſegne Sie Gott, und möge er mich in dem ernſten Beſtreben darnach muthig erhalten. Erringen aber kann der Menſch Alles was Chriſtus geboten hat, ſonſt hätte er es nicht geboten — denn er war ein Menſch wie wir und hat Alles geleiſtet und war ein Sohn Gottes, wie wir Kinder Gottes werden ſollen. Hundertmal finden wir dieſes in der Bibel, aus ſeinem heiligen Gemüth deutlich ausgeſprochen, ja wir ſollen ſogar vollkommen werden, wie der Vater im Himmel vollkommen iſt, und wir dürfen nicht wähnen, daß etwas wahrhaft unerreichbar ſein könne, was Chriſtus geboten hat. In ſeinen Geboten liegt uns die Freudigkeit des Lebens und die ewige Seligkeit, durch das völlige Verſinken in Gott.

Nun laſſen Sie mich hier unmittelbar anknüpfend Ihnen ſagen meine Freundin, wie mir Ihre freundliche Liebe und Ihr Feſthalten an den alten treuen Verhältniſſen wohl thut. Warum ſollte aber auch eins von uns ſich ändern in den Geſinnungen gegen das andere? iſt unſere Freundſchaft nicht geſchloſſen in reiner jugendlicher Freudigkeit, und hat ſie nicht das beſtändige Beſtreben, im Leben reiner zu werden und dadurch zur wahren Freudigkeit zu gelangen, ſtets begleitet auf allen unſeren Wegen? Dadurch, glaube ich, iſt uns vergönnt, dieſe ſelbe Freudigkeit als Gabe Gottes bis an das Grab zu behalten, ohne Begehrlichkeit Gott ergeben.

Von Caroline Humboldt hören wir öfter durch Hedemanns. Sie ſchreibt auch öfters an meine Frau, in deren Sein ſie ein großes Vertrauen gefaßt zu haben ſcheint. Caroline lebt angenehm in Rom, wo ſie Alles anſpricht. Im Juni will ſie nach Deutſchland kommen. Nach England zu gehen iſt ſie bis jetzt noch nicht geſonnen, und dieß gründet ſich wohl auf die Erwartung, daß irgend eine günſtige Veränderung in unſerem Staate Humboldt zurückführen wird. Hedemanns ſind den Eltern eine große Freude.

er ein nobler, lieber, ehrenvoller Mann, ſie ein gar ſehr zu lebendes, liebes Frauchen. Ob Gabriele wirklich verſprochen iſt, weiß ich nicht, aber wohl daß die Eltern ihre Liebe mit Herrn v. Bülow, Legationsrath bei Humboldt, nicht mißbilligen. Bülow iſt ein braver, ehrenwerther, junger Mann, und wenn Gabriele, dieß lebendige warmklimatige Gemüth, nie mehr fordern will, als ein braver Mann von Bildung geben kann und mag, ſo möchte ſie wohl mit Bülow glücklich leben können.

Berlin, den 18. December 1818.

Meine verehrte Freundin!

Humboldt hat ſich nach ſicheren Nachrichten in Aachen ſehr gut und würdig benommen. Er iſt jetzt in Frankfurt, um noch einige Geſchäfte zu beendigen, und wird dann hierher kommen und ſeine Stelle im Staatsrath behalten, ohne weitere beſtimmte Geſchäfte. So iſt ſein Wunſch und Wille, und befinde ich es ſehr recht. Das Weitere wird ſich finden, wenn man wieder einmal die ernſte Nothwendigkeit fühlen wird, einen Kopf wie den ſeinigen benützen zu müſſen.

Berlin, den 10. April 1819.

Verehrte Freundin!

Wir freuen uns ſehr auf die Ausſicht, nun Humboldts bald hier zu ſehen; er war ängſtlich, die Frau bei ihrer Kränklichkeit mit den beiden Töchtern ſo weit weg zu wiſſen, und vom Manne darf unſer Staat viel Gutes und Tüchtiges erwarten, eine Rückſicht, in der man ſehr froh ſein muß.

Berlin, den 10. Oktober 1820.

Seit langer Zeit, meine theure Freundin! hat mir keiner ihrer freundlichen Briefe ſo viele Freude gemacht, als der zuletzt erhaltene, der mir eine ſo ſchöne Ruhe und Heiterkeit Ihres Geiſtes und Gemüths ausſprach. Gott wolle Ihnen Kraft geben, ſich darin zu erhalten, denn von ihm muß uns alles Gute gegeben werden, und unſere eigene Kraft darf dabei nicht ruhen, nicht müßig ſein. Denn wir ſollen nach den himmliſchen Gaben trachten und durch ein freies Aufſehen uns dafür die Empfänglichkeit erhalten. Gott der Herr und wahre Vater läßt es uns aber nicht fehlen, wenn wir nur den rechten Sinn dafür haben, in Demuth des Herzens und Verläugnung des eigenen Willens, der ſelbſt gemachten Ideen und Projekte; wiſſen wir doch, daß ſelbſt Kummer und Leiden nur Mittel ſind, uns zu höheren geiſtigen Gütern zu leiten und himmliſche Früchte in irdiſchen Herzen zu erzeugen. Gott erhalte und ſegne es Ihnen meine Freundin über alle kommenden Tage Ihres Lebens.

Im Ganzen war unſere Reiſe ſehr vergnügt, ſehr erfreulich und glücklich. Zu den Freuden derſelben rechnen wir auch, daß wir unſere Freundin Humboldt in Töplitz geſehen und ein paar Wochen dort mit ihr verlebt haben. Wir fanden ſie dann auch in Dresden wieder. Seit einigen Tagen iſt nun die ganze Familie hier, und zwar vollſtändig, indem auch Theodor mit ſeiner Frau und der Bräutigam Bülow hier ſind. Theodors Frau, eine ſehr angenehme, liebe, junge Frau, wird zur Pflege ihrer Geſundheit ein ganzes Jahr bei den Schwiegereltern bleiben, und ſie könnte wahrlich nirgends liebevoller aufgehoben ſein. Theodor wird nach einigen Wochen wieder zu ſeinem Regiment nach Münſter gehen. Herr v. Bülow kömmt uns nach ſeinem Aufenthalt in London viel liebenswürdiger vor, und man darf nicht zweifeln, daß die Ehe glücklich ſein wird.

Frau v. Humboldt iſt das Trinken von Carlsbad und die Nachkur in Töplitz ſehr wohl bekommen. Wer einmal ſo lange Jahre gelitten hat, wird nie zu einer vollſtändigen Geſundheit kommen. Sie iſt aber weniger leidend als ſeit langer Zeit, und ſieht ſehr wohl aus. Humboldt iſt ſtets derſelbe, heiter, geiſtreich und liebenswürdig. Gelehrte Arbeiten, die er ſich nach Belieben wählt, füllen ſeine Zeit ſo aus, daß er eigentlich der Geſellſchaft nur wenig lebt; in ſeiner Familie fühlt er ſich glücklich und hat Urſache genug dazu. Gott erhalte uns dieſen lieben Menſchen.

Berlin, den 10. April 1821.

Anfangs Mai werden Humboldts nach dem neuen Gut Ottmachau in Schleſien, dann nach Töpliz, zuletzt nach Burgörner gehen. Die Schwiegertochter, eine liebe Frau, welche ſich bei der liebevollen Pflege täglich wohler fühlt, wird zu ihren Verwandten gehen. Theodor, immer der alte, bleibt ruhig, bei ſeinem Regiment. In Tegel haben Humboldts einen großen Bau vor, der beſonders auf einen angemeſſenen Saal, zur Aufſtellung ihrer Kunſtſachen, zielt. Es iſt eine Lieblingsidee von Humboldt, mit der ſie nicht ſo ganz übereinſtimmt, und inſofern mit Recht, weil es verhältnißmäßig ſehr theuer wird.

Uebrigens leben dieſe ausgezeichneten Menſchen in ihrem inneren Gehalt und Werth zufrieden und glücklich. Humboldt beſonders bleibt unverändert der geiſtreich joviale Menſch. Wir verdanken der Freundſchaft dieſer lieben Menſchen viel recht Erfreuliches und Wohlthuendes.

Gott erhalte Ihnen Ihre guten Kinder. Alles was Sie uns von ihnen ſagen, hat uns mit freudiger Theilnahme an der Freundin Glück erfüllt. Je älter man wird, und je mehr einem dieſe und jene eitle Freude, welche früher die Zerſtreuung in der Welt gab, abſtirbt, deſto mehr lernt man das Glück erkennen, das man in guten geliebten Kindern genießt.

III.

Karl Ludwig von Knebel,

geboren den 30. November 1744, geſtorben den 23. Februar 1834.

Beichte für Fräulein Lotte v. Lengefeld.[1]

Ich bekenne hiemit vor Gott und meinen Nebenmenſchen, daß ich leider bisher noch gar wenig geſündiget habe.

Da ich aber von Adam, und hauptſächlich von meiner Stammmutter Eva her, unter dem groben Joch der Sünde und des Verderbniſſes gar leidig gefangen bin, ſo bekenne ich mich auch als eine allgemeine Sünderin, die von dem uns anhangenden Loos der Eitelkeit und Erbſünde nichts weniger als ausgenommen iſt. Vorzüglich aber habe ich mich darin vergangen, daß ich den heilſamen Ermahnungen und Lehren, die mir von Kindheit an eingeflößet werden, nicht in allen Stücken blinden Glauben beigemeſſen, ſondern ſelbſt zu unterſuchen und zu zweifeln angefangen, davon das Ende der ſichere Tod iſt, und wozu mich hauptſächlich die böſen heidniſchen Sittenlehrer, und andere der Vernunft vortheilhafte, dem Glauben aber höchſt ſchädliche Bücher verführet und verleitet haben. So habe ich unſerer Mutter Eva gleich zuerſt nach der Frucht der Erkenntniß gereicht, die unſere Adame nicht verſuchten, und habe mich dadurch den traurigen Folgen verderbter Grundſätze und eines wankenden irrigen Glaubens ausgeſetzt.

---

[1] „Von Knebel im Jahr 1787." Bemerkung von Lottens Hand; wohl zu Oſtern, nachdem Lotte aus Weimar zurückgekehrt war. Dieſelbe Art von Scherzen wurde Schiller im Jahr 1788 angeſonnen (Schiller und Lotte S. 57); ſie ſcheint alſo damals Mode geweſen zu ſein.

Darin habe ich mich auch gegen eine hohe Obrigkeit und gegen meinen Nebenmenſchen gewaltig verſündigt, daß ich erſterer mich nicht ſo unterthan hielte, als es ſich in allen Stücken gebührt; meinen Verſtand nicht, gleich einer böſen Leidenſchaft, unter ihren Geboten gefangen hielt, und mir einen Wahn von Freiheit machte, da ich nur für Sünde und Knechtſchaft geboren bin, und die Freiheit die Wurzel alles Uebels und Elends iſt. Gegen meine Nebenmenſchen habe ich mich aber hauptſächlich darin vergangen, daß ich ſie nicht zu allen Zeiten ſo lieb hatte, wie ich ſie wohl hätte haben ſollen, nur nach der Menge der Freunde und Freundinnen trachtete, ſolchen jedoch am Ende Fremde und Ausländer vorgezogen, deren Beifall ich mir vorzüglich zu erwerben ſuchte; ja, daß ich ſogar ihre Vögelſprache erlernet, ſolche in Briefen mit ihnen gewechſelt habe, und noch auf andere Weiſe ihr und hauptſächlich mein eigenes Herz in Gefahr geſetzt, ſo, daß mich auch das Schickſal beſtraft und mir einen verwandelten Reiher[1] ſtatt eines lebendigen Menſchen auf die Stube geſetzt, davon der lächerliche Anblick mich noch erſchrecket und mir zeiget, wie ungerecht es geweſen, den lebendigen Vogel in ſo ferne Lande zu ſchicken.

Für alle dieſe Sünden bekenne ich mich höchſt reumüthig, und verſpreche dafür, meiner Natur nicht mehr zu folgen, ſondern ſolche vielmehr umzukehren und ihr in allen Stücken zu widerſtreben, den Zeichendeutern, Wahrſagern und Hexengeſchichten keinen Glauben mehr beizumeſſen; das Liebenswürdige zu haſſen und das Unmögliche für wahr zu halten; meine Zimmer, Stühle und Tiſche in guter Ordnung zu halten und bei keiner Gelegenheit mich irgend einer Zerſtreuung ſchuldig zu geben; ſtatt der Philoſophie den Katechismus, ſtatt der Hiſtorie die Stricknadel zu ſtudiren;

---

[1] Herrn S. I. 420. Das Geſchenk muß alſo ſchon 1787 gemacht und bis 1788 in Weimar ſtehen geblieben ſein.

alle Wißbegierde zu verabſcheuen und meinen Freunden ewig treu zu bleiben.

Lotte von Lengefeld.

Gnädiges Fräulein!

Verzeihen Sie, wenn wir geſtern Ihre Empfindlichkeit vielleicht ein wenig gereizt haben. Es freute mich Sie als angehenden Autor kennen zu lernen, und der ſittſame Schleier, womit Sie auch dieſes Verdienſt bedecken, macht es nur um deſto liebenswürdiger.

Das Talent der Poeſie ſcheint mir nur wie die Knoſpe und Blüthe zu allen übrigen feinen und beſſern Talenten. Wenn auch nicht ſtets große Dichterweſen daraus erwachſen, ſo iſt doch gewiß Grund und Trieb zu jeder feinern Vervollkommnung unſerer Exiſtenz da. Wer früh gerne nach der Laute greift, wird die Mißtöne des Lebens in der Folgezeit feiner fühlen und ſich nicht ſo leicht an dieſelben gewöhnen können. Dieſe zarten Gefühle können nur einen Schaden bewirken; ſie können die Seele zu ſehr erweichen, oder ſie durch überſpanntes Gefühl erſchlaffen und Unthätigkeit bewirken. Für beides wird Sie die ächte Philoſophie und die Liebe und Neigung, die Sie für andere Kenntniſſe und Wiſſenſchaften tragen, mächtig bewahren.

Nehmen Sie meinen Dank für die kleinen Entdeckungen, die Sie uns geſtern erlaubt haben, und wenn Sie noch etwas mehr Zutrauen zu mir erworben, ſo laſſen Sie mich an den fernern Früchten Ihres Geiſtes und Herzens einigen Antheil nehmen. Das Auge eines Freundes, dem Ihre Ehre lieb iſt, wird unverfälſcht ſehen und ſeinem Munde Wahrheit lehren.

Da ich jetzt durch neuere Ueberſetzungen noch etwas in dem Oſſian bin, ſo ſchrieb ich geſtern Abend noch einige Zeilen hin, die ich Ihnen auf ein beſonders Blättchen abſchreiben will. Leben Sie recht wohl!

Knebel.

Weimar, den 13. Februar 1788.

An Fräulein von Lengefeld.

Den 12. Februar 1788.

Strafe mit allzu jungfräulichem Ernſt nicht
Deines früheren Lenzes zarte Blumen:
Jedes Weſtes erwachender Athem weckt nur
reichere Blüthen.

Doch hat erſt die wärmende Sonne weiter
Ihren ſtrahlenden Mantel ausgefaltet,
So entſproſſen reicher den ſaft'gen Stielen
Blumen und Früchte.

Aller Dinge Geſtalten reift die Zeit nur;
Oft zerſtört auch ein Froſt die ſüße Hoffnung:
Doch wen mit dem Hauche des günſt'gen Schickſals
eigener Antrieb

Mächtig belebt, der läuft des Fleißes und der
Immer regeren Uebung goldne Laufbahn
Muthig fort und beſtrebet den am Ende
ſeltneren Kranz ſich.

Weimar, den 7. April 1788.

Und ſo reiſen Sie dann glücklich! Ihr guter Genius begleite Sie überall. Laſſen Sie ſich in Rudolſtadt die Zeit nicht lange werden, und denken, was man ſich ſelbſten ſchenkt, das hat man nur, und das ſuchen auch andere bei uns. Sie haben ſich viel zu ſchenken. Sie haben die Freundſchaft lieb, und dieß iſt das Gefühl der beſten edelſten Seelen. Erhöhen Sie den Werth derſelben bei Ihnen, indem Sie ſich ſelbſt erhöhen, ſo werden Sie lange noch Verehrer haben, wenn Sie auch keine Liebhaber mehr brauchen und mögen. Es müſſen immer beſſere Geſchöpfe ſein, welche andere wieder erziehen helfen.

Schreiben Sie mir zuweilen; es wird Ihnen nichts ſchaden, und laſſen Sie mich wiſſen, was Sie etwa von Büchern oder andern Sachen haben möchten. Empfehlen Sie mich Ihrer würdigen

Frau Mutter und Schweſter. Sie werden ſich freuen, Sie wieder in ihren Armen zu haben.

Ich hoffe Sie bald in Jena, oder auch wohl gewiß in Rudolſtadt wieder zu ſprechen.

Adieu, liebes Lottchen! Ich küſſe noch Ihr artiges Händchen.

K.

Weimar, den 12. April 1788.

Die armen Bäumchen glaubten ſchon ganz von Ihnen vergeſſen zu ſein, weil niemand nach ihnen fragen ließ.

Gewiß iſt es jetzt in Rudolſtadt recht ſchön, und um Weimar würde es noch einmal ſo ſchön ſein, wenn unter Ihren Augen der Frühling ſich da bildete. So kömmt er etwas langſam und erwartet gleichſam, als wenn ihm noch jemand fehlte, dem er mehr gefallen wollte. Ich habe erſt heute die erſten Veilchen geſehen.

Knebel.

Die Bäume ſind, wie mir Lynker ſagt, amerikaniſche Ulmen oder Ypern.

Sonntags Nachmittag, den 27. April 1788.

Ich habe noch eine Stunde Zeit übrig, ehe ich nach Hof gehe, und dieſe will ich anwenden, mich für den übeln langen Tag ſchadlos zu halten, und Ihr eben erhaltenes liebenswürdiges Briefchen zu beantworten.

Ich war ſchon recht verdrießlich ſo lange keine Zeile von Ihnen zu ſehen. Nun freut es mich, daß die Bäume wohl angekommen ſind, und daß Sie alles ſo wohl nehmen und ſo zufrieden ſind. Haben Sie mit erſtern nur Geduld, ſowie mit ihren Freunden, und ſie werden ſchon zu ſeiner Zeit grünen und blühen, und was nicht taugt, kann man ja zu ſeiner Zeit wegſchmeißen. Es ſind keine rachſüchtige Freunde darunter.

Daß Sie meine Briefe aus der Schweiz[1] ſo wohl nehmen, freut mich gar ſehr. Sie ſind mit etwas zu viel Wärme geſchrieben, und deßwegen wollt ich ſie gerne unterdrücken. Aus Tyrol[1] habe ich mancherlei Briefe an den Herzog und auch an Goethe geſchrieben; ſie ſind aber nicht in meinen Händen. Die Landſchaft iſt dort ſchön und hat bei mir faſt Vorzüge vor der Schweiz, weil auch die Sitten des Volkes ſchon leichter nach dem Italieniſchen hinhauchen. Ich halte auch die Nation an ſich für feiner, obgleich es an wiſſenſchaftlicher Geiſteskultur noch gar ſehr fehlt, wodurch die Schweizer ſich und ihrem Lande die Reputation verſchafft haben.

---

[1] 1780. Lit. Nachlaß III. 113.

In Schillers Gedicht[2] habe ich eine warme Verſifikation und einzelne gute und angenehme Bilder gefunden, welche jedoch bei mehrerer Arbeit noch ſehr hätten gewinnen können. Das Ende iſt fatal, ganz falſch empfunden und in der That anſtößig. Ich habe es nicht laſſen können, und einige flüchtige Zeilen in den neueſten Merkur rücken laſſen. Es heißt: über Polytheismus.[3] Wann Sie den Merkur nicht ſelbſt haben, ſo kann ich Ihnen das Stück, ſobald es herauskommt, überſchicken.

K.

Weimar, den 2. Mai 1788.

So ſchöne Maitage, und ich kann ſie nicht ganz empfinden. Hier ſchicke ich Ihnen einen meiner ehemaligen Lieblingsautoren,[4] dem ich den größten Theil meiner Bildung, wenn ich mich etwas davon rühmen kann, ſchuldig bin. Ich denke, er wird auf Sie auch Wirkung machen, wenn Sie ihn nicht ſchon geleſen haben. Die Ueberſetzung iſt von Spalding und etwas alt; doch läßt ſie ſich trefflich leſen. Mit der Zeit erhalten Sie auch ſeine andern Schriften engliſch. Fangen Sie nur bei der 183ſten Seite an; der ſchönſten Hymne auf die Natur.[5]

---

[1] 1786. Die Briefe an Goethe ſind leider nicht mehr vorhanden, weil ſie Goethe 1797 mit andern verbrannte. S. Guhrauer, Briefwechſel zwiſchen Goethe und Knebel I. S. VII.

[2] Die Götter Griechenlands.

[3] Lit. Nachlaß III. 185. Knebel hat ſich ſchwerlich dadurch ſehr empfohlen.

[4] Thomſon.

[5] Später von Knebel überſetzt. Lit. Nachlaß I. 12.

[illegible] wagen verkaufen — Dein ſey alles, aber entſag ihm!

Louiſe (tritt zurück voll Befremdung.) Spottet ſie einer Verzweifelnden, oder ſollte ſie an der barbariſchen That im Ernſt keinen Antheil gehabt haben? — Ha! So könnt' ich mir ja noch den Schein einer Heldinn geben, und meine Ohnmacht zu einem Verdienſt aufputzen. (ſie ſteht eine Weile gedankenvoll, dann tritt ſie näher zur Lady, faßt ihre Hand und ſieht ſie ſtarr und bedeutend an.) Nehmen Sie ihn denn hin, Milady! — Freiwillig tret ich Ihnen ab den Mann, den man mit Hacken der Hölle von meinem blutenden Herzen riß. — — Vielleicht wiſſen Sie es ſelbſt nicht, Milady, aber Sie haben den Himmel zweyer Liebenden geſchleift, von einander gezerrt zwey Herzen, die Gott aneinander band; zerſchmettert ein Geſchöpf, das ihm nahe gieng, wie Sie, das er zur Freude ſchuf, wie Sie, das ihn geprieſen hat, wie Sie, und ihn nun nimmermehr preiſen wird — Lady! Ins Ohr des Allwiſſenden ſchreit auch der letzte Krampf des zertretenen Wurms — es wird ihm nicht gleichgültig ſeyn, wenn man Seelen in ſeinen Händen mordet! Jetzt iſt er Ihnen! Jetzt, Milady, nehmen Sie ihn hin! Rennen Sie in ſeine Arme! Reiſſen Sie ihn zum Altar — Nur vergeſſen Sie nicht, daß zwiſchen Ihren Brautkuß das Geſpenſt einer Selbſtmörderinn ſtürzen wird — Gott wird barmherzig ſeyn — Ich kann mir nicht anders helfen! (ſie ſtürzt hinaus.)

Es iſt gar hübſch, daß Sie ſo fleißig dem ernſthaften Studium der Natur nachgehen. Dieß allein gibt der Seele, (wenn ich ſo ſagen darf) ihren wahren Wuchs, Feſtigkeit und Stärke. Aber ich muß auch von den eigenen Produkten Ihres Geiſtes bald etwas beſitzen. Verſäumen Sie ſich hierinnen nicht gänzlich. Schreiben Sie nieder, gerade und wahr, wie Sie empfinden, ohne an Schriftſtellerkunſt oder Schmuck zu denken. Dieß iſt die größte Kunſt, ſich ſelbſt ſagen zu können, und dazu gehört Uebung und Ausbildung ſeines eigenen Beobachtungsgeiſtes.

K.

Jena, den 21. Mai 1788.

Ich bin Ihnen ſeit etlichen Tagen ſchon ein paar Stunden näher, und ich denke, der gute Geiſt wird mich noch wohl zu Ihnen führen. Geſtern war ich in Lobeda bei unſerer Dichterin, und ich ſah recht heiter auf Ihre Berge hin. So ſehr gefällt es mir auf's neue in dieſem ſchönen Saalthale, daß ich wünſche nur immer in demſelben zu bleiben.

Mich freut es, daß der flüchtige Aufſatz über Polytheismus einigen Beifall von Ihnen hat.

Unſer Schiller iſt gewiß ein herzensguter Mann; er ſchreibt mit Wärme, und es fehlt ihm nicht an Vorſtellungsart und glücklichen Bildern. Aber mich dünkt, aus zu ſchneller Wärme tritt er zuweilen in eine Bahn, deren Ende er nicht abſieht, und vertraut ſich etwas auf gerathewohl den Wogen der Imagination. In ſeiner Geſpenſtergeſchichte (in der Thalia) ſagt man, ſei es ihm gelungen, ob ſie gleich noch nicht zu Ende iſt. Was er über die griechiſchen Götter geſagt hat, kommt mir vor, als wenn einer das Lob des Karo- oder Pickkönigs auf Unkoſten der Kaiſer Mark-Antonin und Julius Cäſar machen wollte, blos weil er ſich mit den erſten Majeſtäten vielleicht öfters amuſirt hat.

Ich höre, Schiller zieht auf einige Zeit zu Ihnen nach Rudolſtadt. Es freut mich, wenn es ihm wohl geht und er ſeine Muſe, die er wohl gebrauchen kann, gut genießet.

Daß Sie zuweilen ein Wölkchen über Ihr zartes Stirnchen laufen laſſen, kann ich mir wohl einbilden; aber es muß ſolches Ihren Geiſt nicht trübe machen, und Sie müſſen dem Klima zum Trotz eine fröhliche Heiterkeit bewahren!

Kochberg, Freitag Morgens.

Unſere Gedanken haben Sie geſtern auf dem naſſen Wege verfolgt, und Frau v. Stein hätte bald nachgeſchickt, Sie wieder zurückholen zu laſſen, als ſie ſah, daß es mit dem Regen Ernſt ſei. Heute iſt der Himmel mehr als zweideutig. So gerne ich mein Verſprechen erfüllte und mich im Voraus über die gütige Aufnahme freue, die Sie mir verſprochen haben, auch dazu keine naſſen Wege ſcheue, ſo würde es Ihnen doch gewiß wenig Freude machen, mir ihre angenehmen Gegenden in einem trüben Himmelslichte zu zeigen. Morgen wiſſen es ſchon alle Leute hier, daß es beſſer Wetter werden wird.

(Ohne Datum.)

Sie haben die Gnade und entſchuldigen mich bei Ihrer gnädigen Frau Mutter, Frau Schweſter und deren Ehegemahl, daß ich dieſen Mittag die Ehre nicht habe, bei Ihnen aufzuwarten. Ich möchte gerne von Ihrer ſchönen Gegend recht profitiren und habe dieſen Morgen unſere geſtrigen Fußpfade wieder aufgeſucht, und mich um dieſen Mittag bei Schiller hier außen[1] zu Gaſte gebeten. Gegen Abend habe ich die Ehre, meine Aufwartung zu machen.

Knebel.

Dienstag Abends, den 27. Mai.

Meine kurze Kriegsgeſchichte iſt folgende: Nachdem ich die liebe Schweizerfamilie in Rudolſtadt verlaſſen hatte, (die keiner daſelbſt an herziger guter Geſinnung weichet, aber in manchen Stücken noch viel zum voraus hat) ſo war mir mein Schickſal dieſen Morgen noch nicht ungnädig. Ich machte mich dieſen Morgen um ſieben Uhr auf den Weg, und ob es gleich warm zu werden ſchien, ſo machte die heitere Luft und die ſchöne Gegend die Wärme doch erträglich. Es war abermals herrlich ſchön. Mein Geiſt beſchäftigte ſich mit ernſten Ideen, die mit dem Genuß der ſchönen Natur zuſammenfloßen. Ich war unwillig auf mich, daß ich nichts erfinden konnte, was den Eindruck der Gegenſtände auf mich ſchilderte. Ich fand nichts, als Reinheit der Ideen und moraliſche Reinheit, welches, von menſchlicher Seite, die Natur in ihrer vollkommenen Schönheit abdrücken könnte. Um halb zehn Uhr kam ich in Naſchhauſen an. Ich hatte mir vorgenommen, die Mittagshitze in dem am beſten gelegenen Dorfe abzuwarten, und wahrlich, Naſchhauſen liegt himmliſch ſchön. Ruhig ſtieg ich ab und erwartete das Schickſal des Gaſthofes. Ich wünſchte, er ſollte eine Ausſicht auf die Saale haben, aber die hatte er nicht. Die Gutmüthigkeit der Wirthsleute mußte mir dieß erſetzen, und nachdem ſie mich mit einem vortrefflichen Glas Milch gelabt hatten, machte ich mich auf die Reiſe zu Fuß, um das gegenſeitige Ufer und Höhen aufzuſuchen. Es war ſehr warm. Ich ging alſo nicht ſehr weit, und lagerte mich auf die nächſte Höhe. Hier hatte ich eine himmliſche Ausſicht. Orlamünde links, die Luchtenburg rechts auf den Bergen, die begrünten und blühenden Hügel, die Saale und die ganze reizende Ebene, mit ihren regen Bewohnern. Verlangen hatte ich ſchon ſeit Rudolſtadt getragen, meinen Bacon aufzublättern, und hier las ich in ſeinen Gedanken und Einfällen, was ſich zu meiner Seele verhielt, wie die umliegende Gegend zu meinen Sinnen. Ich brachte ein paar Stunden unter dem Baume liegend hier zu, beinahe in einer neuen Welt, wenigſtens in einer unendlich ausgedehntern, als die gewöhnliche iſt, und nun erwartete mich der warme Heimweg. Er dauerte nicht zu lange; ich wurde recht erträglich und noch mit mehrerer Sorgfalt bewirthet, und die Wirthin kam nach dem Eſſen (als wenn die Hoſpitalität nichts ohne gute Unterhaltung werth wäre), mich recht artig zu unterhalten. Ich legte ihrethalben meinen Bacon bei Seite und machte ihr dadurch ein Opfer, das ſie nicht wußte, und ließ mir von ihr den Zuſtand des Dorfes, der Nahrung, ihrer Aecker, die übrige Einrichtung, und zuletzt die Trauerfälle von einigen erſoffenen Kindern und Menſchen erzählen. Alles ſagte ſie mit gar guter Natur und Verſtand, manches mit nicht gemeiner Delikateſſe, und ich machte zuletzt die Betrachtung, daß der Verſtand beim weiblichen Geſchlecht überhaupt viel biegſamer und gelenkiger ſei, und deßhalb ſo wohlthuend und zum Theil ſo reizend für den Umgang.

---

[1] In Volkſtädt.

Um fünf Uhr ritt ich weiter. Die Gewitterwolken hatten ſich ſchon ſpüren laſſen und zum Theil Tropfen verſchüttet; ich glaubte ihnen unterwegs zu begegnen. Es war nicht ſo, und ſie zeigten mir nur einen mannichfaltigen Himmel und drückten balſamiſche Düfte zur Erde. Ich dachte über die Natur dieſer Wolken, und fand Folgendes: (wo ich irre, weiſen Sie mich zurecht; ich ſchrieb es Ihnen deßhalb.) Die Wolken werden von wäſſerichten Dünſten erregt; da dieſe Dünſte in Bläschen beſtehen, die mit inflammabler Luft viel angefüllt ſind, ſo ſteigen ſie nach Art der Mongolfière in die Höhe. Sie ziehen die Elektricität der Atmoſphäre an ſich, denn das Feuchte und Wäſſerichte iſt ein ſtarker Ableiter der elektriſchen Materie. So reinigen ſie in ihrem Laufe die Luft von elektriſchem Ueberfluß und leeren ſich gemeiniglich in Blitzen aus. Wenn aber die Atmoſphäre ſelbſt noch einige Feuchtigkeit hat, wie zum Exempel heute, ſo leitet ſolche nach und nach die elektriſche Materie wieder aus dieſen Wolken ab, und die Wolken zergehen ohne Gewitter am Himmel. Dieß ſah ich heute.

Weimar, den 13. Juni 1788.

Ihr Brief hat mir unendliche Freude gemacht, und Sie ſind gar liebenswürdig, daß Sie ſich ſo mit mir unterhalten mögen. Seitdem haben wir recht artigen, wohlthuenden Beſuch hier gehabt. Herr v. Dalberg, der jüngſte Bruder des Coadjutors zu Mainz, war hier und logirte bei Herdern. Es iſt keine Seele, die ich mehr lieben könnte, als die ſeinige. Sie iſt der ſanfteſten und doch innigſten und tiefſten Melodie gleich; auch lebt er beinahe nur in Geſang und Harmonien. Seine Muſik, in der er Meiſter iſt, hat neue Begriffe in mir erregt, und meine Seele zu dem höchſten Wohllaut, deſſen ſie fähig iſt, geſtimmt. Frau v. Seckendorf aus Mannheim war auch mit ihm hier. Ein ſüßes, artiges, wohltönendes Weſen, das Sie vielleicht kennen. Dieſen Morgen ſind Beide wieder fort; und nun iſt unſer Hof mit Fremden beſetzt, aber kein Wohlklang tönt mir entgegen. Herder wird erſt im Auguſt mit Herrn v. Dalberg nach Frankreich und Italien gehen;[1] indeß erwarten wir jetzt Goethe jeden Tag.[2]

Daß Ihnen die Beſchreibung meiner kleinen Reiſe von Rudolſtadt bis Jena einiges Vergnügen gemacht, freut mich gar ſehr. Sie war nur gar ſchnell hingekratzt. Die Beſchreibung meines Aufenthaltes in Rudolſtadt habe ich mit Fleiß weggelaſſen; ich hätte nur Ihr und Ihren werthen Angehörigen Lob ſagen müſſen. Vielleicht komme ich bald wieder dahin, wenn ich weiß, daß ich nicht allzu beſchwerlich bin.

Schiller iſt gewiß ein guter Menſch. Ich habe ihn recht lieb. Sagen Sie ihm, daß ich meine Gedanken anjetzt in eine Art von Syſtem bringe, das ich bogenweiſe an Herdern abliefere, der damit wohl zufrieden ſcheint.[3] Wenn wir einmal werden näher zuſammen kommen, ſo will ich ihm davon vortragen. Er wird wenigſtens damit zufrieden ſein, daß ich die Sachen auf's allgemeinſte zu faſſen ſuche und den innigſten Spuren der Wahrheit und Natur nachgehe.

Es iſt ſo hübſch, daß Sie ſich immer zu beſchäftigen ſuchen, und für die höhern und geiſtigen Vergnügungen ſo viel Gefühl haben. Schreiben und überſetzen Sie doch auch zuweilen, und ſchicken mir es zu! Ich wollte, ich könnte Ihnen zu etwas behülflich ſein.

Ich werde bald anfangen ein Zugvogel zu werden, nur um Ihnen Beſchreibungen zuſchicken zu können, weil Sie daran Gefallen haben. In der That fängt ſich ſo was an in mir zu regen, und ich habe Luſt meinen hieſigen Aufenthalt bald auf längere Zeit zu verwechſeln. Für's erſte will ich nur noch abwarten, wie es mit Goethe geht, deſſen Schickſal mir ſehr am Herzen liegt.

---

[1] Die Reiſe fiel nicht harmoniſch aus. Herder an Knebel. Lit. Nachlaß II. 247.

[2] Er kam am 18.

[3] Des Menſchen Leben und Streben. Lit. Nachlaß III. 191.

Büffons Ideen von Entſtehung der Erde durch Feuer kann ich nicht beiſtimmen. Zwar ſind ſich die Elemente ohnehin ſehr nahe verwandt; aber die nächſte Entſtehung dieſer Erde rührt ohne allen Zweifel vom Waſſer her.

Ilmenau, den 21. Juni 1788.

Seit acht Tagen bin ich hier, und habe ſchon öfters an Sie gedacht, wenn ich die alten waldichten Berge mit ihren hellgrünen Wieſen und Angern vor mir ſehe. Es iſt recht ſchön hier; ernſt und feierlich und doch dabei einladend und lächelnd. Man wandelt in den feierlich ſchönen Thälern, wie unter Grabmälern mit Pyramiden der Tannen und Fichten bepflanzt, und nur der rauſchende Bach erinnert uns an das Leben. Was Sie indeß weit mehr intereſſiren dürfte, als alle Berge und Steine, iſt, daß ich geſtern einen Brief von unſerem Freunde Heron erhalten habe, der mir aus — Madera ſchreibt.[1] Stellen Sie ſich vor, aus Madera! Heron geht mit ſeinem Regimente nach Indien. Er bittet mich gar ſehr alles zu grüßen und vorzüglich in Rudolſtadt, there is a charm in the very name, ſetzt er hinzu. So iſt der Vogel ein Seevogel geworden, und ſo weit von uns geflogen! Es iſt etwas wehmüthiges für mich in dem Gedanken. Doch hoffe ich ihn wieder zu ſehen! Ich habe für Sie ein Glasbecherchen zu den Steinen mit beigelegt. Laſſen Sie ein H darauf ſchneiden, und trinken Sie daraus zuweilen zum Andenken unſers Freundes. Ich werde es auch ſo thun.

Empfehlen Sie mich Ihrer beſten Frau Mutter und Frau Schweſter und allen Freunden, und bleiben Sie mir ein wenig gewogen! Grüßen Sie auch Schiller gar ſchön!

K.

---

[1] Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund. Nr. 557.

Weimar, den 30. Juni 1788.

Liebe Fräulein Charlotte!

Wenn Sie nach Ilmenau gekommen wären, ſo hätte ich Ihnen wenigſtens eine kleine Reparation wegen des von mir jüngſt in meinem Briefe an Sie ſo ſpröd verworfenen Büffon'ſchen Feuerſyſtems geben können. Indem ich mich in denen dort befindlichen Eiſenhämmern zuweilen aufhielt, ſo bin ich über die Hälfte zu Büffons Meinung zurückgekommen, und es ſcheint mir, daß dieſe Entſtehung der Erde aus Waſſer, die ich vor mir ſehe, doch nur gleichſam eine zweite Entſtehung ſein könne.

Goethe iſt ſo unglücklich nicht hier. Er kennt die Dinge, und weiß, daß man die vergangenen als einen Traum anſehen muß. Indeß, wenn der Traum gut geweſen iſt, bleiben doch noch Erinnerungen, die den Zeitpunkt, worinnen wir leben, glücklich und reich machen können. Das Beſte iſt, daß wir in der Zeit leben, worinnen wir ſind, und uns nicht mit leeren Erwartungen täuſchen. Hier haben Sie Herons Brief. Er kann Ihnen ſtatt unſerer aller Briefe gelten; er iſt recht lieb. Haben Sie die Güte, mir ihn bald wieder zu ſenden.

Jena, den 15. Auguſt 1788.

Heute iſt unſere Herzogin Mutter hier durch nach Neuſtadt an der Orla auf ihrer italieniſchen Reiſe gegangen, und hat bei mir gefrühſtückt. Morgen habe ich daſſelbe Glück von den beiden Engländerinnen Gores nebſt ihrem Vater,[1] dem Herzog und einigen unſerer jungen Engländer. Ich wollte Sie könnten mit zugegen ſein; ihre Gegenwart würde mir das meiſte Intereſſe geben. Weſſen Gegenwart ſolches Ihnen geben würde, weiß ich nicht. Die jungen Engländer ſind lange nicht ſo intereſſant, als unſere guten Schottländer. Schreiben Sie mir bald, was Sie machen! und die werthen Ihrigen? Herder iſt Dienſtag vor vier Tagen ſchon von Weimar fort, und wird anjetzt wahrſcheinlich in Nürnberg oder Ansbach ſein, an welchem letztern Orte ich ihn gebeten, ein paar Tage zu verweilen.[1]

---

[1] Die am 1. Juni zurückgekehrt waren, um ſich in W. niederzulaſſen.

Grüßen Sie Schillern, und ſeien Sie ſelbſt recht herzlich von mir gegrüßt.

Jena, den 10. September 1788.

Ich weiß nicht recht, wo ich Sie ſuchen ſoll, ob in Kochberg oder in Rudolſtadt? und doch möchte ich Ihnen recht bald was recht Artiges ſagen, und meinen beſten Dank für Ihren und Ihrer Frau Mutter und Frau Schweſter gütigen und lieben Beſuch auf Ihre Lippen legen. Hauchen Sie ihn davon ſo fein und artig dieſen beiden letzten Damen zu, als immer die Töne aus Ihrem Herzen hervorzukommen pflegen, und erhalten Sie auch noch für ſich den wahrſten Dank und die wahrſte Hochachtung, die Ihnen mein Herz geben kann.

Der alte Büttner iſt ſeitdem viel bläſſer geworden, ſeitdem Sie fort ſind, und wir tröſten uns zuſammen wie zwei wahre Verliebte.

Geſtern war ich bei Reinhold, der es ſehr bedauert hat, Ihre Bekanntſchaft hier nicht zu machen.

Der alte Botanikus diktirt alle Tage an den Pflanzen für Sie, und ſie ſind nun fertig. Wann Sie ſolche wollen, ſo ſchicken Sie mir den Boten.

Leben Sie recht wohl und vergeſſen die alten Teufelslöcher nicht, noch den ſchönen Mondſchein über den Bergen, noch die hohe Altane! K.

Jena, den 28. October 1788.

Sie ſind wohl ein liebes gutes Weſen; das ſagt jede Zeile von Ihrer Hand. Wenn Sie zuweilen unartig ſind, und die ſchönen Geſellſchaften nicht gern frequentiren, ſo ſei Ihnen das verziehen; denn Sie ſind ja eine Philoſophin, und Weſen dieſer Art ſind nicht immer zu jeder Geſellſchaft gut. Ich danke Ihnen für das Ueberſchickte. Kiſtchen und Papiere ſind mir jetzt noch einmal ſo lieb, da ſie von Ihrer Hand zurückkommen.

---

[1] Henriette an Knebel. Nr. 76.

Wenn ich auch unartig geweſen bin, und Sie nicht von Kochberg aus beſucht habe, ſo verzeihen Sie mir auch dieß für dießmal. Ich hatte meine Zeit ſo zugeſchnitten, und fürchtete das böſe Wetter, das auch wirklich kam, ſobald ich nur in das Haus hereingeritten war. Frau v. Stein war Ihnen ja Unterhaltung genug, und wird Ihnen das Beſte von mir geſagt haben. Sie iſt jetzt in Weimar, und ich habe noch keine Zeile von ihr, habe ihr auch keine geſchrieben. Das iſt wieder nicht artig; aber ich weiß, daß ſie deſſen ſchon entbehren kann, und was habe ich aus meiner Einſamkeit viel zu ſagen? Zwar geht mir hier das Intereſſe nicht aus, und ich habe alle Tage etwas Neues, das mich unterhält, ſo, daß ich beinahe die Freuden und Herrlichkeiten von Weimar darüber vergeſſe. Ach, wie viel liebe Dinge gibt es noch in der Welt, die dem Menſchen Freude und Zufriedenheit ſchaffen können, wenn er auch blos zu ſeiner Stube ſollte verbannt ſein! Aber geſellſchaftliche Theilnehmung gehört doch dazu, und dieſe fehlt mir hier, da ich Niemand habe, den ich recht lieb hätte, und der in den Zirkel paßt, worinnen ich empfinde. In Weimar iſt man zu zerſtreut, und bald hie und da und nirgends recht, und dieß gibt keine Zufriedenheit. Goethe hat mich einigemal hier beſucht, und iſt letzthin acht Tage bei mir geweſen. Sein Umgang iſt reich und koſtbar, aber wie ſtarke Getränke.

K.

Jena, den 12. November 1788.

Ich danke Ihnen für ihre kleine Reiſegeſchichte. Wenn man mit ſo viel gutem Sinn und Willen ausreiſt wie Sie, ſo findet man gemeiniglich etwas, das den Verſtand oder das Herz unterhalten kann. Goethe iſt ſeit 14 Tagen bei mir[1] und wird wohl noch einige Tage hier bleiben.

K.

---

[1] Seit dem 3. Goethe an Knebel, Nr. 82.

Weimar, den 5. December 1788.

Geſtern kam Moritz zu mir, der Verfaſſer des Anton Reiſer u. ſ. f. Er kommt von Rom zurück. Es iſt ein gar guter Menſch. Unſere erſte Unterhaltung von ein paar Stunden war wie Rede und Antwort aus demſelben Verſtand und Herzen. Nun iſt er bei Goethe und wird wohl acht oder vierzehn Tage hier bleiben. Schiller iſt auch wieder hier. Ich habe ihn bei Frau v. Kalb und ſehr gut gefunden. Die Arbeit hat ihn etwas angegriffen.

Bei Frau v. Kalb hatten wir vor etlichen Tagen einen ſehr artigen Ball. Sie ſelbſt wußte, ohne ſich merken zu machen, die Geſellſchaft ſehr angenehm zu beſeelen, und alles war artig und vergnügt, nur war Frau v. Stein nicht dabei.

Herdern geht es ſehr gut. Die Vornehmſten in Rom begegnen ihm mit vieler Achtung, und ſein Leben nimmt eine gefälligere Geſtalt. Wenn Sie hieher kommen, wie ich hoffe, ſo wird es Sie freuen einige ſeiner Briefe bei der Herdern zu ſehen. Sie gibt ſolche aber nicht weg. Von Heron höre ich nichts; es freut mich aber, daß ſein Andenken bei Ihnen nicht verloſchen iſt.

Die Göchhauſen hat mir ein paarmal[1] geſchrieben und lobt alles und iſt in Extaſe. Ich lobe ihr dagegen Thüringen, das Land wo man hübſch deutſch ſpricht, und wo man warme Oefen hat. Man kann überall glücklich ſein, wo man artig iſt, Freude hat und eben keine Nothdurft. Ihr

Knebel.

Weimar, den 24. December 1788.

Hüllen Sie ſich nur in die wärmſten Deckchen, und verlaſſen Sie ja nicht das warme Zimmerchen, damit Sie mir nicht erfrieren! Die langen dicken Kräuſellöckchen werden das Köpfchen ſchon warm halten, das ohnehin nicht gerne zu viel Kälte einläßt.

Ich habe Frau v. Stein ſchon erſucht, Sie zu einem Winterbeſuch bei uns einzuladen. Aber jetzt eben brauſt es zu fürchterlich,

---

[1] Aus Italien.

Achte Scene.

Lady allein

(ſteht erſchüttert und auſer ſich, den ſtarren Blick nach der Thür gerichtet, durch welche die Millerinn weggeeilt, endlich erwacht ſie aus ihrer Betäubung.)

Wie war das? Wie geſchah mir? Was ſprach die Unglückliche? — Noch, o Himmel! noch zerreiſſen ſie mein Ohr die fürchterlichen mich verdammenden Worte: Nehmen Sie ihn hin! — Wen, Unglückſelige? Das Geſchenk deines Sterberöchelns — das ſchauervolle Vermächtniß deiner Verzweiflung! Gott! Gott! Bin ich ſo tief geſunken — ſo plötzlich von allen Thronen meines Stolzes herabgeſtürzt, daß ich heißhungrig erwarte, was einer Bettlerinn Großmuth aus ihrem letzten Todeskampfe mir zuwerfen wird? — Nehmen Sie ihn hin, und das ſpricht ſie mit einem Tone, begleitet ſie mit einem Blicke — — Ha! Emilie! Biſt du darum über die Gränzen deines Geſchlechts weggeſchritten? Mußteſt du darum um den prächtigen Namen des groſſen brittiſchen Weibes buhlen, daß das prahlende Gebäude deiner Ehre neben der höheren Tugend einer verwahrloſten Bürgerdirne verſinken ſoll? — Nein, ſtolze Unglückliche! Nein! — Beſchämen läßt ſich Emilie Milford! — doch beſchimpfen nie! Auch ich habe Kraft, zu entſagen!

(mit majeſtätiſchen Schritten auf und nieder.)

Verkrieche dich jetzt, weichres, leidendes Weib! — Fahret

hin,

als daß ich wünſchte, daß Sie einen Ihrer Tritte dem wilden Winde anvertrauen möchten. Bei uns würde gewiß durch Ihre Gegenwart die rauhe Luft viel erträglicher werden. Moritz iſt noch immer hier und wird wahrſcheinlich noch eine Weile hier bleiben. Er hat durch ſeine feine Dialektik auf unſere wahrheitsforſchenden Damen viel Eindruck gemacht. Dabei iſt er ein gar guter Menſch.

Weimar, den 13. Februar 1789.

Ich habe dieſen Morgen an Herder geſchrieben, der zu Neapel am Meer in einem eigenen traurig-ſüßen Gefühl in den Vollkommenheiten der dortigen Natur lebt. Ich fürchte, meine nordiſche Seele, wenn ſie dahin gelangte, würde wohl gar zerſchmelzen; beſſer iſt's alſo, daß uns Erde und Eis noch zuſammenhalten.

Frau v. Stein iſt ſeit einiger Zeit immer recht wohl geweſen. Sie gibt mancher unſerer Stunden ſüßen Glanz und Wärme der Freundſchaft.

Ihr aufrichtiger Freund

Knebel.

Weimar, den 5. April 1789.

Man hatte mir ſchon geſagt, Sie ſeien Oberhofmeiſterin geworden, und nun that ich Verzicht auf die gefälligen Zeilen Ihrer Hand und lobte das Schickſal, das Ihnen einen ſo würdigen Platz angewieſen hatte. In der That eine weibliche Seele, die ſich ſchon ſo früh in den Maximen des weiſeſten aller Kaiſer gebildet hat, wie ſollte die nicht geſchickt ſein, das Rudolſtädtiſche Glück durch ein Paar liebenswürdige Prinzeſſinnen befördern zu helfen? Daß man, wie ich jetzt erfahre, Ihre Frau Mutter lieber zu dieſem Geſchäfte erwählt, verräth noch ein kleines Vorurtheil der Welt. Man hätte die Prinzeſſinnen wohl nach ihr bilden dürfen; dieß rechtfertigte das Beiſpiel der liebenswürdigen Töchter; aber da der Jugend irgend ein beſchwerliches Amt leichter wird, ſo hätte, nach meinem Bedünken, Minerva ſich die jungfräuliche Hand lieber erwählt.

Indeſſen ſagen Sie Ihrer verehrungswertheſten Frau Mutter viel Gutes und Glückwünſchendes zu ihrem neuen Geſchäfte. Sie ſelbſt aber nehmen meinen beſten Dank für Ihre ſüße Güte, für Ihr Zutrauen und für alle guten und vorzüglichen Eigenſchaften Ihres Herzens, die Sie ſich, wie ich fühle, ſo ſchön erhalten. Nun wollen Sie auch noch etwas von mir und von Weimar wiſſen? Das iſt ſchwer zu ſagen; denn Weimar ſelbſt iſt nur als ein Mittel anzuſehen, wodurch man zur Noth wohnt, nicht aber eigentlich lebt, und ich bin das geringſte darin.

Die Kinder des Tages, die uns ſeither erſchienen ſind, ſind mancherlei; doch iſt auch ihre Geſtalt vorübergehend geweſen. So iſt geſtern die letzte Komödie gegeben worden, und dieſe hat ſich mit Julius Cäſar nach Shakeſpeare beſchloſſen. Die Disparitäten des Stückes ſelbſt ſind wahrſcheinlich durch ſeinen Verbeſſerer, dann durch Schauſpieler und Theater noch mehr vermehrt worden; doch konnte man ſich reiche Goldſtücke daraus wegnehmen.

Karl v. Knebel.

Jena, den 16. Mai 1789.

Hier wohne ich in einem Garten vor der Stadt. Die aufgehende Sonne reicht an meine Fenſter, das weite Saalthal liegt vor mir mit allen den Gärten, Feldern (wo Menſchen arbeiten), Bäumen, den Flüſſen und den Nachtigallen. Jenſeits iſt der ſchöne Reif von Bergen bis an das Kunitzer Schloß und weiter, welches letztere mir von dem dunkeln Berg gar unter wunderlichen Geſtalten abwechſelnd erſcheint. Hier fehlte mir nichts, um mein Glück vollkommen zu machen, als zuweilen eine Erſcheinung, wie die Ihrige. Schiller iſt nun auch hier, und hat mich kürzlich in meinem Garten hier beſucht. Es ſcheint ihm ganz wohl zu gefallen, nur dünkt es ihm etwas einſam. Mir kommt es nicht ſo vor, denn ich finde mich nur einſam in den Häuſern der Menſchen, nicht in der freien Natur.

Bürger habe ich in Weimar nicht geſehen. Er ſoll eine armſelige Figur machen. Reichardt hat uns viel vorgeſpielt und iſt in ſeinem Rückweg hier in Jena bei mir geweſen. Er hat etwas, das nicht alle Menſchen vertragen mögen. Seine Vertheidigung von Lavater mag ihn wohl gereut haben. Herrn Reichardt's Mantel iſt übrigens zu kurz, um die Sünden eines ſo großen Propheten zu decken.

Ihr

Knebel.

Weimar, den 12. Juni 1789.

Sobald ich einmal kann oder wieder nach Jena komme, ſo ſtöre ich Ihre Einſamkeit. Dieſes habe ich mir vorgenommen; hier hält mich anjetzt noch einige Zeit die Nothwendigkeit der Geſellſchaft. Dann will ich die reifen Erdbeeren und Kirſchen, die unter dieſem ſtets flüſſigen Himmel wachſen, verzehren helfen, und wenigſtens holdere Schönheiten, als die Otaheiti'ſchen, anbeten! Zur Zeit muß ich mir noch immer ein wenig mit der Phantaſie helfen, um alles ſo recht erträglich zu finden, zumalen ſeitdem ich aus dem holden Saalthal abgeſchieden bin. An der Treue und Beſtändigkeit der Frauen habe ich niemals gezweifelt, ſo lange zumalen ihr Herz, d. h. ihre Neigung nichts gegen die Meinung hat. Die Propheten und Gaukler haben gemeiniglich das Geheimniß, die Meinung zu täuſchen und die Neigung für ſich zu gewinnen; deßhalb ſie bei Fürſten und beim weiblichen Geſchlecht jederzeit viel gegolten haben. Der Kaiſer Geta, ſagt die Geſchichte, hatte einen Gaukler und Quackſalber, der Salmonikus hieß; dieſen nannte er ſein fünftes Element; ſo wenig mochte er ohne denſelben ſein. Wie in unſern Tagen der heilige Lavater die Herzen zu gewinnen weiß, liegt am Tage, und mich wundert deſto weniger, daß Ihr Herr Schwager auch von ihm iſt erobert worden, da ſein Herz ſchon ſo zubereitet zu ihm kam. Gewiß, es fehlt nicht viel, ſo könnten wir die Rudolſtädter Damen jeden Heiligen aufbinden, und wenn es auch der heilige Caglioſtro wäre.

Ich kann Ihnen nicht viel ſagen, noch weniger ſchreiben, von dem was ich jetzt treibe. Da ich meiſt immer am Hofe bin, ſo bin ich meiſt immer zerſtreut, wenn ich auch nicht da bin. Abgezogene Stille und Freundlichkeit kann nur allein ſo was bei mir hervorbringen. Leben Sie ferner der Natur, Ihren heilenden ſäuſelnden Pappeln, dem freien wohlwohlenden Gefühl Ihrer Seele und gönnen Sie auch mir etwas davon!

Kn.

Weimar, den 20. Juli 1789.

Ich bin ſeit 8 Tagen beinahe wieder hier und lebe recht in der Gegenwart meiner Freunde. Frau v. Stein iſt recht wohl zurückgekehrt, und ſo auch Herder, der viel Zufriedenheit für ſich und andere mitgebracht hat. Wie artig wird es ſein, wenn Sie künftigen Winter hier ſind! Es wird ſich recht vieles erzählen. Mir wird ordentlich die Zeit lange, den alten Schnee wieder auf den Dächern zu ſehen. Den Brief an Madame Griesbach beſorge ich ſogleich. Haben Sie Dank für Ihre liebe Reiſegeſchichte, die mich recht erfreut hat. Daß in Lauchſtedt nicht der Himmel iſt, habe ich mir wohl vorgeſtellt. Ihre Gegenwart wird ihn nur deſto mehr vermiſſen machen, weil man glauben ſollte, er müßte da ſein, wo Sie ſich aufhalten.

Die Verlobung und Heirath Goethes, welche Knebel wohl am wenigſten geahnt hatte, ſowie ſeine Spannung mit der Geſellſchaft in Folge ſeiner Heirath brachte den Briefwechſel mehrere Jahre ins Stocken. Erſt nach Schillers Tode wurde er lebhafter.

Weimar, den 26. December 1796.

Erlauben Sie, daß ich die jüngſt an Schiller verſprochenen Reiſen Ihnen zuſchicken darf!

Dieß iſt die wahre Zeit, Reiſebeſchreibungen zu leſen, und man findet hier Gegenden von aller Art; man mag ſich nun unter die heißen oder kalten Zonen zu verſetzen wünſchen. Dabei iſt das Herz des Verfaſſers von einem guten temperirten Klima.

Knebel.

Ilmenau, den 20. März 1804.

Es iſt doch recht hübſch, daß ich mit meiner Freunde Briefen wuchern kann, und daß mir ein einziger engliſcher Goldfiſch ſo einen reichen Fang von allerliebſten Erſcheinungen zugeführt hat. Sie, gnädige, liebe Freundin ſind allezeit großmüthig geweſen, und ſo haben Sie auch meine kleine Aufopferung reichlich belohnt; wofür ich danke.

Daß Sie ſich der Tage voriger Zeit erinnern mögen, das iſt recht hübſch und andächtig von Ihnen; könnten wir nur unſern guten Herrn auch durch unſer Andenken wieder zurückrufen! Es war ſo ein edler Menſch, als wie ich keinen edlern habe kennen lernen; und er hatte Sie auch recht herzlich lieb.

Das iſt doch ein garſtiges Ding mit der langen Abweſenheit und dem Tod! Ich denke tagtäglich daran; aber ich weiß mir nichts vernünftiges herauszubringen.

Fragen Sie doch Schiller; vielleicht weiß er's. Er hat ja ſchon manchen Todten wieder zum Leben gebracht. Neuerlich den Wilhelm Tell, von dem Sie mir wohl ein Stück hätten beilegen können, um meine Ueberzeugung von Ihrer wahren Großmuth noch mehr zu erhöhen. Ich denke, da ſoll mir die Schweiz wieder aufgehen.

Die Frau von Staël iſt ein wunderſam Weſen. Sie hat — wie ich eben meiner Schweſter ſchrieb — innere und äußere Aktivität zugleich, welches ſelten ſchicklich und in einem bedeutenden Grade beiſammen ſteht. Aber ſo viel macht frühe Bildung und Umgang mit vielen Menſchen, wenn man ſelbſt in einem bedeutenden Range ſteht. Wir andern Allemannier behandeln das Geiſteswerk, wie das Schatzgraben, heimlich und bei Licht, und glauben, der Schatz wäre ſchon entflohen, wenn wir nur den Mund aufthäten. Wenn wir nur bei aller unſrer Sorgfalt nicht auch zuweilen getäuſcht würden! Doch wollte ich, daß man die Worte und Urtheile der Frau von Staël aufgeſchrieben hätte. Was ich davon gehört habe, hat mir ſo fein und richtig geſchienen; und es iſt doch zuweilen auch gut, ſich in einem fremden Spiegel zu ſehen. Nun leben Sie wohl, liebe gnädige Frau.

Grüßen Sie Schiller, den Todtenerwecker, auf's herzlichſte und ſein Sie immer recht gütig und wohl!

Ihr

Knebel.

Jena, den 12. Mai 1806.

Liebe gnädige Frau!

Meine Schweſter ſchreibt mir, mit welcher Güte und Sorgfalt Sie ſich meiner kleinen Aufſätze annehmen, die ich ihr jüngſt zugeſchickt habe. Ich danke Ihnen auf das verbindlichſte dafür und wünſche nur, daß ſolche auch einigen innern Werth für Sie haben möchten.

Ihr ergebenſter

Knebel.

Jena, den 19. Mai 1806.

Ich danke Ihnen, gütige liebe Freundin, gar ſehr für den Antheil, den Sie an mir und meinen kleinen Arbeiten nehmen. Das iſt recht hübſch von Ihnen und ermuntert mich ſehr. Ich habe jeder Zeit das gegenwärtige Gefühl meiner Seele auszudrücken geſucht, und da ich die Sache, die ich ſchreibe, empfinden muß, ſo glaube ich auch, daß es Gemüther gibt, die ſie wieder empfinden. Gleiches iſt auch der Fall mit den proſaiſchen Aufſätzen. Meine Hauptabſicht war Heiterkeit, frohen Sinn und Muth in die Gemüther durch eigene und richtige Anſicht der Dinge zu bringen; und dieß, glaube ich, iſt den Zeitumſtänden gemäß und heilſam für viele Kranke. Wenn man ernſte Sachen ſagt, muß man ſie leicht und kurz ſagen, und ich glaube, ihr Gegenſtand iſt allgemein genug. Auch haben dieſe kleinen Aufſätze Wielands großen Beifall erhalten.

Wie ſehr es mich rührt, daß unſer ſonſt ſtumpfes Publikum etwas mehr Gefühl gegen Schillers Verdienſt zeigt, kann ich nicht genug ſagen. Auch Ihren Kindern iſt es zu großer Ermunterung.

Mein Karl freut ſich ſchon im voraus, ſeinem holden Freunde zum ſchönen Geſchenk Glück wünſchen zu können. Er ſelbſt fühlt die Verehrung für den großen Dichter, da er Wilhelm Tell ſchon dreimal geleſen hat. Eine kleine Anzeige von dem Leben und Charakter der Frau von Hutten will ich mir vielleicht für künftig einmal vorbehalten, wenn ich mehrere Data hiezu von ihren Freunden werde erhalten haben, die ich mit nächſtem darum erſuchen werde.

Knebel.

Jena, den 17. Januar 1807.

Herr Cotta hat mir ganz kürzlich ſelbſt geſchrieben und mich zu Beiträgen für ſeine Morgenblätter aufgefordert.

Das Leben, das Madame Huber von ihrem Manne aufgeſetzt hat, haben Sie ohne Zweifel geleſen. Mir hat es großes Vergnügen gemacht, und mehr als Einmal ſagte ich mir: nur die Damen können dergleichen ſchreiben. So viel feine und reife Bemerkungen, und das alles ſo hübſch vorgebracht!

Knebel.

Jena, den 20. April 1807.

Liebe gnädige Freundin!

Sie erhalten hier die Erzählung, der Sie jüngſt einigen Beifall ſchenkten und ſich ihrer anzunehmen verſprachen. Wenn ſie Herr Cotta brauchen kann, ſo ſteht ſie ihm zu Dienſten, unter welcher Bedingung es ihm gefällig ſein wird.

Ich kann nicht leugnen, daß mir in dieſen letzten Tagen der Gedanke doch wieder aufgeſtiegen iſt, künftig einige Zeit in Weimar zuzubringen. Sowohl die hier täglich mehr abnehmende Geſellſchaft, als vorzüglich die Sorge für meinen Knaben, dem es hier — man ſollte es bei einer Akademie nicht glauben — faſt gänzlich am gehörigen Unterricht fehlt, wozu doch meine Kräfte nicht mehr hinreichen wollen, zwinget mich beinahe einen Entſchluß zu faſſen, der ſonſt nicht ganz in meiner Neigung liegt. Nur das ſtillſte Leben würde ich mir da vorbehalten. Die Funken der Freundſchaft, die mir ſo manche treffliche und gütige Seelen erhalten haben, könnten vielleicht die Reſte meines Lebens noch erheitern und erwärmen, das, ohne ſie, einer letzten Erkältung ziemlich näher rückt.

Knebel.

Jena, den 9. Oktober 1810.

Ihr lieber Brief, gütige Freundin, iſt mir eine holde Erſcheinung, ſowohl indem er mir Nachricht von Ihrem eigenen Wohlſein gibt, als daß er mir ſelbſt auch einen Weg der Mittheilung öffnet, der mir ſo angenehm als nothwendig iſt.

Ich freue mich ſehr Ihrer glücklichen Reiſe, und daß dieſe einen ſo erwünſchten Einfluß auf Ihr Wohlſein gehabt hat. Ob Sie mir gleich mit keinem Worte andeuten, wo Sie eigentlich geweſen ſind, noch *welche* Gegenden Sie beſucht haben, ſo läßt es mich meine Einbildungskraft doch errathen, und ich kann mir denken, wie ſehr Sie jene Gegenden beglückt haben. Auch haben Sie wohl Recht, zu ſagen, daß der Glaube an die allbelebende Natur die Menſchen immer wieder auf's Neue zum Guten erweckt, und ſie auch das Gute um ſie her lebendiger und leichter empfinden macht.

Indeſſen freue ich mich auch der Werke der Kunſt, die Sie beſonders in Stuttgart geſehen, und der trefflichen Büſte unſers Schillers, die ein Denkmal ſeines Werthes iſt, ſo wie der eigenen guten Aufnahme, die wohl Ihnen und Ihren lieben Kindern nirgends fehlen konnte. Welch Glück, der Freundſchaft zu genießen, die uns unſern eigenen Werth und das Verdienſt unſerer Geliebten gibt!

Die Theilnahme, die Sie an meiner Schweſter nehmen und von jeher genommen haben, macht mich ſehr glücklich. Aus den wenigen Briefen, die ich bis jetzt noch von ihr erhalten habe, kann ich Sie verſichern, daß ihr Loos nicht zu beklagen iſt.

Für den trefflichen Mannheimer Geiſt küſſ' ich Ihnen die Hand. Ich ſchicke Ihnen hier dafür etwas von dem meinigen.[1]

---

[1] Den Hymnus an die Erde. An Henriette. S. 496.

Jena, den 4. Januar 1811.

Ueber die Weltangelegenheiten wollen wir uns lieber nun im neuen Jahre gar nicht bekümmern. Wir kommen damit am Ende eben ſo weit — und unſere Sorgen helfen zu nichts, ſchaden uns aber. Wenn der Ameiſenhauſen aufgerührt wird, ſind die Völker alle in Unruhe und Bewegung; doch trägt jedes ſein Ei wieder an die ſichere Stelle — und ſo wollen wir es eben auch machen, ſo lange wir noch ein ruhiges Plätzchen finden. Wir wollen uns nicht grämen noch kümmern, von wem und wie der Hauſen iſt umgerührt worden, da wir einmal daran nichts ändern können.

Uebrigens ſei Ihnen, geiſtreiche und liebe Freundin, alles Lob ertheilt, daß Sie ſich im Kampfe mit den Trauergeſtalten bei Frau v. Stein[1] ſo brav und ritterlich gehalten haben. Gewiſſe Perſonen können ſich doch nicht enthalten, ihre Empfindungen, wenn ſie auch an ſich wahr und gegründet ſind, zur Schau zu tragen. Was haben ſolche Menſchen in der Geſellſchaft zu thun? Gibt es nicht in W. andere Gelegenheiten, ſeinen Schmerz öffentlich zu zerſtreuen, wenn er ja öffentlich zerſtreut werden ſoll? Aber die Oſtentation zeigt ſich immer bei einem leeren Grund.

Jena, den 15. Januar 1811.

Der Geheimerath Goethe iſt hier[2] wie in W. ziemlich zurückgezogen und fleißig. Einen halben Tag bracht' er doch bei uns zu. Es iſt nur ſchlimm, daß uns die unangenehmen weiten Straßen trennen. Ich habe vorgeſtern auf dem glatten Eis einen empfindlichen Fall gemacht.

Alfieri iſt ein beſonderer Heiliger — das iſt wahr! — und ſeine Prinzeſſin! — Sie muß doch eine hohe Frau geweſen ſein — aber auf beſondere Art. Ich kann keine Hoheit im äußeren Glanz finden.

---

[1] Knebel war im December 1810 zweimal in Weimar geweſen und hatte „eben nicht viel Tröſtliches gefunden." An Henriette Nr. 522 u. 525.

[2] Seit dem 10. An Henriette S. 516.

Den 5. Februar (1811), Abends.

Daß Sie ſich, liebe Freundin, mit geiſtigen Kräften rüſten, um dem Schickſal auf jeden Fall den Sieg ſtreitig zu machen, das iſt höchſt rühmenswerth. Ich muß ſagen, daß ich auf eben dem Wege mit Ihnen bin, und wünſche, daß es mir eben auch ſo gelingen möge. — Die Vernunft kann vieler Dinge mächtig werden, ob aller, weiß ich nicht genau, doch das Verlangen zu ſiegen macht den Sieg leichter. Aus Büchern läßt ſich hiezu nicht alles holen; ich möchte faſt ſagen, das wenigſte, wenn es nicht zugleich durch den Geiſt geſtärkt und geſtählt wird. Hier liegt es; Charakter iſt mehr als Wiſſen, aber beides mag doch nicht gänzlich getrennt ſein. — Ich leſe jetzt den Tacitus, und ich muß ſagen, wenn ein Schriftſteller die Kraft hat, die Seele gleichſam zu hämmern, ſo iſt es dieſer; — doch möchte er nicht für Jedermann ſein, und ich muß geſtehen, ſein Stil kommt mir ſelbſt zuweilen zu gedrängt und zu ſtreng vor. — Beſſer leſen Sie den Hume, den ich mir auch vorgenommen habe in Balde zu leſen, wenn ich zuvor mich noch mit einigen Alten in ihrer Sprache näher werde bekannt gemacht haben. — Von alten Philoſophen leſe ich jetzt, wie faſt immer, den Mark Antonin, das Gold meiner Seele. Von Neuern leſe ich gar nichts, wenn es nicht etwa Phyſiker ſind. — Noch leſe ich jetzt auch Niebuhrs Reiſen in das Morgenland. Mit meinem Karl leſe ich faſt alle Tage den Horaz, und zwar für's erſte die Oden. Er begreift leicht, doch hat er zu hiſtoriſchen Sachen mehr Neigung.

Donnerſtag Morgens, den 14. Februar 1811.

Ihr lieber Brief, den ich eben erhalte, hat mich recht erfreut. Das Gefühlvolle und Edle kommt aus Ihrer Seele, wie aus einer natürlichen Quelle, und ſo konnte auch die Vorſtellung des ſtandhaften Prinzen[1] ſeine Wirkung bei Ihnen nicht verfehlen. Was Sie mir darüber ſagen, kann mir zum Theil den Verluſt erſetzen, hin, ſüße goldene Bilder der Liebe — Großmuth allein ſey jetzt meine Führerinn! — — Dieſes liebende Paar iſt verloren, oder Milford muß ihren Anſpruch vertilgen, und im Herzen des Fürſten erlöſchen! (nach einer Pauſe, lebhaft.) Es iſt geſchehen! — Gehoben das furchtbare Hinderniß — Zerbrochen alle Bande zwiſchen mir und dem Herzog, geriſſen aus meinem Buſen dieſe wüthende Liebe! — — In deine Arme werf ich mich, Tugend! — Nimm ſie auf, deine reuige Tochter Emilie! — Ha! wie mir ſo wohl iſt! Wie ich auf einmal ſo leicht, ſo gehoben mich fühle! — Groß, wie eine fallende Sonne, will ich heut vom Gipfel meiner Hoheit herunterſinken, meine Herrlichkeit ſterbe mit meiner Liebe, und nichts als mein **Herz** begleite mich in dieſe ſtolze Verweiſung. (entſchloſſen zum Schreibpult gehend.) Jetzt gleich muß es geſchehen — jetzt auf der Stelle, ehe die Reitze des lieben Jünglings den blutigen Kampf meines Herzens erneuern.

---

[1] Siehe Bd. I. S. 567.

(Sie ſetzt ſich nieder, und fängt an zu ſchreiben.)

Neunte Scene.

Lady. Ein Kammerdiener. Sophie, hernach der Hofmarſchall, zuletzt Bediente.

Kammerdiener. Hofmarſchall von Kalb ſtehen im Vorzimmer mit einem Auftrag vom Herzog.

Lady (in der Hitze des Schreibens.) Austaumeln wird ſie die fürſtliche Drahtpuppe! Freilich! der Einfall iſt auch dieſes Schauſpiel ſelbſt nicht geſehen zu haben. Ich will es mir aber denken und ſuchen, die Standhaftigkeit des edeln Prinzen (ſo viel meiner ſchwächeren Natur erlaubt ſein mag) im Leben nachzuahmen. — Wahrlich, wenn je, ſo iſt es jetzt die Zeit dazu! Ich ſehe zwar die Zeitumſtände nicht ſo gefährlich an, wie Sie; im Gegentheil glaube ich, daß etwas Gewaltſames kommen mußte, um den feigen und ſchlaffen Charakter unſerer Nation zu erwecken; wir wollen alſo getroſt ſein und dem Schickſal vertrauen, wenn es auch Einzelne und uns ſelbſt zu Grunde richten ſollte — wenn wir es nur für unſern Theil nicht verdient haben.

Ich fühle mich übrigens ſelbſt gar oft in ähnlicher Gemüthslage mit der Ihrigen. In meiner ſtillen, einſamen Stube finde ich mich oft heftiger bewegt und gereizt, als es ſein ſollte — und da ich keinen Freund hier habe, dem ich das Innere meines Herzens gänzlich anvertrauen, noch der mich hinlänglich verſtehen könnte, ſo muß ich den Tumult deſſelben ſelbſt zu beſänftigen mich bemühen. Dazu iſt nun zuweilen Geduld vonnöthen, Geduld mit mir ſelbſt. Deßhalb muß ich auch ſo ſehr die großen Geſellſchaften anjetzt zu vermeiden ſuchen, weil mir dieſe die Herrſchaft über mich ſelbſt benehmen, ja mich noch vielmehr aufreizen. — Man wird reizbar mit den Jahren. Der leichte Sinn, der uns ſonſt über ſo manches wegtrug, iſt verſchwunden; die Vernunft iſt an ſeine Stelle gekommen, und dieſe will erlernt und geübt ſein — ſo alt wir auch ſein mögen. Dann reizen anjetzt die Zeitumſtände und die Menſchen darin (die ſelbſt ungewöhnlich gereizt ſind) mehr als jemals. In dieſer Rückſicht hauptſächlich kann man es eine ſchwere Zeit nennen; denn was uns ſonſt zu den Menſchen brachte, das hält uns beinahe jetzt, wenn wir es recht bedenken, von ihnen zurück. Unmuth ſteckt den Unmuth an; nur Wenige, Wenige ſind im Stande uns zu beruhigen, da ſie ſogar in ihrer Unzufriedenheit eine Pflicht zu finden glauben.

Verzeihen Sie mir alſo, gütige Freundin, und helfen mir bei unſern Freunden meinen Rückzug zur Einſamkeit mir zu verzeihen.

Die große, ſtille, ewig in ſich fortdauernde Natur kann uns unter dieſen Umſtänden allein wahre Beruhigung verleihen. Es kommt und geht immer wieder, in holder Abwechslung, das große Schauſpiel — und wir gehen und vergehen mit ihm.

Ja, die Natur ſoll mich tröſten! Und was hat der Menſch am Ende zu fürchten, als den Tod? — Und was iſt der Tod? Er war vor uns und wird nach uns ſein. Unſer Leben iſt ja doch nur eine Blaſe, die aufſchwimmt. Hat ſie freundlich im Sonnenlicht geglänzt, wohl ihr! Iſt ſie ſchaumig und trüb, nun ſo mag ſie vergehen! Eine hellere wird vielleicht nach ihr aufſteigen — und gelingt es auch dieſer nicht, der Strom muß ſich zuletzt abtrüben, wie oder wo, in welcher Gegend oder an welcher Küſte. Wir müſſen uns doch einmal dem Allgemeinen, dem Ganzen übergeben; können wir es nicht voraus in unſern Gedanken thun, wenn wir dadurch allein die Ruhe erhalten können? Ruhe, Ruhe allein iſt für uns der glücklichſte Zuſtand. Selbſt die größten Bewegungen können nicht hervorgebracht werden ohne einen ruhigen Punkt, und der ſoll unſer Herz ſein.

Wie ſchön und richtig ſagen Sie: „Wenn man an das Große und Edle nicht mehr glaubt, ſo iſt es auch nicht mehr.“ Und wo iſt dieſer Glaube zu finden? ſeufze ich hinzu — wo wird er erweckt, genährt? — und bei uns? — Wo kann er, möchte ich beinahe ſagen, bei uns von dem Theater zu dem Publikum herabſteigen? Hat nicht jeder mit ſeiner elenden Häuslichkeit genug zu thun und muß auf guten oder ſchlechten Wegen dieſelbe zu erhalten ſuchen? Und dann, kommt er etwa bei Hofe an oder bei den Edeln, die meiſt noch knechtiſcher oder abhängiger ſind als die übrigen? — Man ſehe die ganze preußiſche Monarchie an, bei und nach der Schlacht bei Jena. Wo war dieſer Funke in einem Einzigen genährt? — Man ſagt, ein paar Junker ſollen ihn gehabt haben. Die Jugend iſt meiſt immer edel — und daher auch wäre es der Menſch, wenn dieſer Keim durch unſere Verfaſſungen genährt würde. Nun iſt dieſer Glaube nur noch in

Spanien zu ſuchen — oder unter verbrannten Rittern. Bei uns würde er zum lumpigſten Elend — ſogar zu allgemeiner Verachtung führen. Wer bei uns in einer Ideenwelt leben will, der muß ein Metaphyſiker oder ein Narr ſein — oder er muß ſich in die ſtille Einſamkeit zurückbegeben und den Hunger nicht ſcheuen. Bei unſerer geringen Achtung für den Menſchen, als Menſch, und wenn er zu nichts in der Geſellſchaft geſtempelt iſt, würde er ſich in dieſer auf keine Weiſe erhalten können. Wer den wahren Glauben noch hat, muß ihn zu verbergen wiſſen, und das für die Klügſten und Geſcheiteſten.

Verzeihen Sie meinen langen Phantaſien, in denen ich doch ſo gerne lebe. Phantaſien ſind's, in denen das Gute und Edle lebt; aber wer möchte, wer dürfte ganz ohne ſie ſein? Sie machen das Leben, das geiſtige Leben, ohne welches alles Andere ein Nichts, ein Traum, eine Spreu iſt, die keinen Werth hat.

Ich fühle jetzt und ſchon länger, daß es in W. eine gewaltige Disharmonie der Gemüther, Denkungsarten u. ſ. w. gibt. Deßhalb weigerte ſich auch mein Gemüth ſo ſehr, dahin zu gehen. Es zerreißt mir das Gefühl und das Herz.

An Goethe habe ich zweimal ſeit Kurzem geſchrieben; er hat mir aber nicht geantwortet. Das iſt nun nicht freundlich, doch mag er Urſachen haben.[1]

Wir ſollten zuſammenhalten, freundlich und einig ſein; dadurch ließe ſich das Schickſal einigermaßen zähmen und das Leben ſich erträglich machen. So wird es von allen Seiten aufgereizt, verwirrt, getrübt. O wehe, der falſchen Politik! der falſchen Anſicht der Dinge! — Wir wollen gewaltthätig ſein, die wir alle Augenblicke über die Gewaltthätigkeit am meiſten ſchreien!

Ich möchte Ihnen gerne einen Vorſchlag thun, und dieſer iſt, daß, wenn Sie in künftiger Woche nach Rudolſtadt gehen, Sie über Jena fahren.

---

[1] An Henriette, S. 522. Goethe antwortete am 27. Februar (Briefwechſel zwiſchen Goethe und Knebel. II. 31).

A propos! Haben Sie etwas von Brandes' Geiſt der Zeit[1] ꝛc. geleſen? — Das müſſen Sie leſen. Ich beſitze das Buch und gebe es Ihnen mit, wenn Sie hierher kommen.

Jena, den 19. März 1811.

Daß Sie der blauen Saale Ihre lieben Grüße aufgetragen haben, glaube ich faſt verſpürt zu haben, denn ſie rollte die Eisſchollen mit ſchnellerer Eile fort, um dem wärmeren Hauche Platz zu machen. Auch freut es mich, daß Sie an der Seite Ihrer liebenswürdigen Fürſtin dem Winter in dortiger Gegend einige Freundlichkeit abgewonnen haben. Wahrlich, wer, wie Sie ſagen, ſich an die Abwechſlungen der Natur gewöhnt hat und ihren Sinn verſtehen gelernt, dem kann ſie ſelten langweilig werden. Jetzt wickelt ſich der junge Frühling wie ein Kind aus ſeinen Windeln, aus den Nebeln hinter den Bergen hervor, und ſtreut ſchon mit zarter Hand Veilchen und andere Blümchen aus. Ich freue mich recht, ihn hervorkommen zu ſehen, und die Vögel begrüßen ihn ſo freundlich und ſo artig. — In der That, es iſt ein beſſerer Zeitvertreib, als in den Zeitungen die ſpaniſchen Geſchichten zu leſen oder manches leere Geſchwätz in der Welt anhören zu müſſen.

A propos vom Geſchwätz! — Die Fama ſagt ſo mancherlei von neuerlichen Händeln, die ſich am Hof ſollen zugetragen haben. Sagen Sie mir darüber ein Wort, wenn Sie mögen! Ich will auch Ihren Brief ſogleich verbrennen, ſo leid es mir thun wird! — wenn er etwas Gefährliches enthalten ſollte.

Ein Epigramm habe ich an Goethe gemacht,[2] das ich Ihnen leſen will, wenn Sie herüber kommen. Ich freue mich, zuweilen ein Kränzchen in Verſen zu flechten, und habe noch ein paar im Kopf, die aber noch nicht recht zu Papier kommen wollen. Hier iſt doch gar kein Menſch, dem ich ſo was nur vortragen möchte — und dieß ſollte doch ſein!

---

[1] An Henriette S. 521.

[2] Lit. Nachlaß I. 47.

Jena, den 2. April 1811.

Schlegels Vorleſungen[1] habe ich auch kürzlich geleſen. Es iſt gar viel Treffliches, Genaues und Wohlbedachtes darin. Bei allem dem hat er den für den Kritiker wahren Fehler, bald zu viel und bald zu wenig an ſeinem Gegenſtande zu ſehen. Die Art, wie er Shakſpeare, Calderon lobpreiſt, iſt offenbar mitunter übertrieben; dafür ſetzt er Einige zu hämiſch herunter. Er hat Favoriten, und dieſe ſollte ein Richter ſo wenig als ein Fürſt haben. Uebrigens iſt viel ſchöner und trefflicher Unterricht in dem Werke.

Jena, den 18. April 1811.

Der ſtandhafte Prinz hat mir ſehr wohl gefallen, und ich glaube Goethe's Deutung zu verſtehen, nach welcher es ein ſehr vorzügliches Stück iſt. Der vornehme und edle Charakter deſſelben muß wohl jedem Gemüth auffallen. Dieſes, das Gemüth nämlich, ſpricht es auch ſonderlich an, mehr als ein Stück, das ich kenne, und die Geſchichte iſt auch hiezu geeignet.

Was den Saul[2] betrifft, ſo wirkt er mehr auf Verſtand und Charakter und gehört gewiſſermaßen unter die eigentlichen moraliſchen Stücke. In dieſer Rückſicht verdiente er öfters aufgeführt zu werden.

Jena, den 30. April 1811.

Nebſt meinem beſten Dank erhalten Sie hier das Büchlein wieder, das mir viel Vergnügen und Belehrung verſchafft hat. Niemand kann beſſer die erhabenen Dinge, wodurch wir beſtehen und die uns mit dem Ganzen vereinigen, denken, darſtellen und ſagen, als Herr Hufeland. Ich kann nicht läugnen, daß mir während des Leſens öfters der herzliche Wunſch gekommen iſt, dieſen trefflichen Denker hier zu beſitzen. Er iſt Der, bei dem man Aufſchluß über ſo Manches erhalten könnte, wovon andere zwar auch ſchwatzen, die er aber nur allein durch Grunde zuſammen zu reihen weiß. Sollten Sie ihn ſprechen, ſo bitte ich Sie, ihm meine Freude und meinen Dank über dieſe ſeltene und ſchön vollendete Schrift zu erkennen zu geben.

---

[1] „Ueber die neuere Geſchichte," an Goethe II. S. 42. Es ſcheinen aber Auguſt Schlegels Vorleſungen gemeint zu ſein.

[2] Von Alfieri in Knebels Ueberſetzung, der am 6. aufgeführt war. An Henriette S. 529.

Seitdem iſt auch Herr Profeſſor Voß bei mir geweſen, hat aber ſo von hier nach W. zu Ihnen geeilt, daß ich ihn nur wenige Minuten bei mir geſehen habe.

Auch unſere Herrſchaften brachten vorigen Sonntag[1] bei uns zu, und wir bedauerten nur, daß die Witterung eben aufgehört hatte ſo günſtig wie vorher zu ſein. Demungeachtet ſchienen ſie und auch unſer guter Goethe recht heiter und vergnügt.

Sonntag früh, den 9. Juni 1811.

Ich ſende Ihnen, gütige Freundin, die mitgetheilten Blätter[2] ſogleich mit meinem verbindlichſten Danke zurück.

Die Erzählung von dem Tode der Königin L. iſt wirklich rührend — mehr durch die Schwäche der vorgeſtellten Perſonen, als durch Größe ihres Charakters. Die Königin war wirklich eine liebenswürdige, gute Frau, aber keinen großen Charakter hatte ſie nicht. Der König iſt armſelig. Ich glaube, manche Züge hier hätten unterdrückt werden müſſen.

Jena, den 9. Juli 1811.

Allerlei Umſtände haben mir die Ruhe zum Schreiben benommen, worunter die unerwartete Ankunft von unſerm Goethe[3] keiner der unbedeutendſten iſt. Er kam mit nicht ganz heiterem Muthe von ſeinem gewöhnlichen Heilbade zurück, doch ein Geiſt wie der ſeinige iſt ſchneller Heilung fähig, und ſo lebt er jetzt recht munter unter uns. Seine Geſchäfte treibt er fortgeſetzt wie immer, doch ſind wir auch täglich beiſammen.

Ein anderer Freund aus Bayreuth, nämlich Dr. Seebeck, iſt dieſer Tage dazu gekommen und hat nicht wenig beigetragen, unſere

---

[1] An Henriette S. 537.

[2] Briefe von Sch. Gattin S. 76.

[3] Am 2. An Henriette S. 551.

Unterhaltung zu erheitern und zu befruchten. Letzterer iſt dieſen Morgen wieder abgereist und geht zwar nach Liefland, häuslicher Geſchäfte willen. Er iſt noch im Zweifel, ob und wann er von da zurückkommen werde, indeß hat er ſeine Familie in Bayreuth zurückgelaſſen.[1]

Goethe gedenkt, wie es ſcheint, dieſen Monat bei uns zuzubringen, um einen Theil ſeiner vorhabenden Arbeiten zu vollenden. Hier findet er freilich die Ruhe, die an andern Orten etwas ſeltener iſt, im Ueberfluß.

Man glaubt es nicht, was an unſern meiſten deutſchen Höfen für ein inneres Elend herrſcht, als bis einmal ein Anſpruch an wirkliche, wahre Vernunft an ſie gemacht wird. So leben ſie in ihrer Gemeinheit und Beſtialität fort und finden leider immer Knechte genug, die ihre Herrlichkeit preiſen oder ſich wenigſtens von ihr nähren müſſen.

Dienſtag, den 30. Juli 1811.

Wie gern hätte ich letzthin den Griesbachsberg erſtiegen, um Sie und Ihre gütige Frau Schweſter wenigſtens mit einigen Worten zu begrüßen — aber es war mir nicht wohl möglich. Auch beſuchte ich Goethen, der den folgenden Morgen wieder abreiſen wollte.

Der alte Voß[2] iſt mit Herrn Abeken wieder nach Rudolſtadt und wird ſich da wohl noch einige Tage verweilen. Ich denke immer, er hat Luſt, ſich da ganz niederzulaſſen, wenn es die Umſtände erlauben, denn in Heidelberg gefällt es ihm doch ſo ſehr nicht mehr.

Sonnabend den 31. Juli (1811).

Wieland hab' ich geſtern beſucht. Er ſah recht wohl aus und war auch heiteres Gemüths. Er gab mir die Urſachen von dem Wechſel ſeines Aufenthalts auf einige Wochen an, und ich mußte ihm Beifall geben. Sie laſſen ſich leicht errathen.

Von G.(oethe) ſprachen wir nicht. Sie kennen aber Wielands

---

[1] Seine Rückkehr. An Henriette S. 566.

[2] An Henriette S. 564. An Goethe II. 40.

Gemüthsart. Es iſt natürlich, daß er gegen das Außerordentliche ſehr reizbar iſt; harmonirt nun dieſes nicht gerade mit ſeiner Anſicht und Stimmung, ſo iſt er dagegen aufgebracht, und überſchreitet, da ſich Phantaſie dazu miſcht, öfter im Ausdruck das Maß. Derſelbe Gegenſtand darf ſich aber nur wieder etwas in ſeine Anſicht fügen, ſo iſt er eben ſo zum Beifall und Lobe geneigt. G. hat freilich manches, das ſeinem Weſen und ſeiner Natur aufſtößt, und ohne einige Eiferſucht kann es auch nicht unter zwei berühmten Künſtlern bleiben: aber ich bin verſichert, daß er ihn im Herzen doch ſehr hoch hält.

Jena, den 15. October 1811.

Ich beklage Sie, wenn Sie den Plato nach der Schleiermacher'ſchen Ueberſetzung ſtudiren müſſen. Ich habe vor Kurzem ein paar Geſpräche in dieſer geleſen, aber — aber!! Indem er Voſſiſch-treu die langen griechiſchen Perioden von Wort zu Wort überſetzt, wird er unausſtehlich. Das iſt nicht Plato, der ohne ſeine Zierlichkeit und Kunſt, ſeinen Atticismus faſt gar nicht zu genießen iſt. Sie werden ſich allerdings noch immer etwas daraus nehmen können — aber ich beklage Sie! Faſt wollte ich Ihnen lieber den engliſchen Shaftesbury vorſchlagen, deſſen Characteristics unvergleichlich ſind und mein früheſtes Studium ausmachten. Ich beſitze ſie ſelbſt.

Freitag, den 8. November 1811.

Eins iſt mir geſtern Abend, als ich die hübſche Vertheidigung der Lucretia von Eſte im Leben des Papſtes Leo X. von Roſcoe las, eingefallen, daß unſere Prinzeſſinnen mehr leidende als thätige Vorzüglichkeiten haben. Welche vorzügliche Menſchen und Männer hat nicht dieſe Lucretia zu herrlichen Gedichten und Thaten beſeelt, da unſere freilich ſehr deutſchen Tugenden ſo gar nichts hervorzubringen vermögen. Auch glaube ich, daß die Nation daran ſchuld iſt, denn in Rußland z. B. ging es doch ſchon anders. Wir haben gar zu reformirte Tugenden und ſorgen höchſtens nur für die Armen und Bettler — und für die Diebe. — — —

Ich habe geſtern Abend noch eine Recenſion des Dellbrück'ſchen Buchs über die Gemüthswelt geleſen. Dieſer war Erzieher des Kronprinzen von Preußen. Es iſt ſchrecklich, wenn man ſich einen Menſchen von ſo peinlicher Gemüthsart als Erzieher eines Kronprinzen denkt. Und dieſen konnte man dazu wählen? — Ach, wie weit ſind wir noch mit allen unſern paſſiven Tugenden zurück!

Jhren Einſchluß habe ich geſtern dem Geheimenrath Goethe ſogleich vor ſeiner Abreiſe noch zugeſchickt. Sein kurzer Aufenthalt allhier hat uns viel Vergnügen gemacht.

Donnerſtag Morgen, den 12. November 1811.

Ich habe ſeit einigen Tagen eine Lektüre vorgehabt, die mich ungemein vergnügt hat. Es iſt nämlich der Profeſſor Spix (ein wunderlicher Name) in München. Anſichten über Zoologie u. ſ. w.[1] Der junge Mann iſt tief in die Natur eingedrungen und zeigt große Kenntniſſe. Wenn uns eine ſolche Wiſſenſchaft zur Ueberſicht von einem Solchen hingeſtellt wird, ſo befällt uns ein ähnlicher Schauer, wie jetzt, wenn wir das nächtliche Sternengewölbe anſehen, und indem die Seele vom Unendlichen gleichſam verſchlungen wird, erhebt ſie ſich durch das eigene Gefühl ihrer Geringfügigkeit.

Grüßen Sie Goethe auf's herzlichſte von mir. Ich kann ihm noch nicht ſchreiben, weil meine Seele noch in einem Kometenwirbel verwirrt iſt.

Mich freut es, daß Sie im Plato leſen, aus mehr als einer Urſache. Leſen Sie ihn nur nicht, wie ihn Stolberg geleſen hat. Wenn man den Plato als einen Menſchen betrachtet, ſo wird er ein Gott.

Jena, den 3. December 1811.

Ich habe unter andern friſchen Erinnerungen an dieſen Abenden des Herrn Prof. Schulze Schrift über den ſtandhaften Prinzen geleſen und mehr zu meinem Vergnügen darin gefunden, als ich mir ſogleich beim erſten, etwas wunderlichen Anfange davon verſprochen. Es iſt viel geiſtiges, viel ſchönes redneriſches darin, zarte und feine Bemerkungen. Schade, daß der Autor nicht immer weiß, ſeinen Gedanken Ziel und Maß zu ſetzen — und ſo zuweilen in's übergeſchüttete, unſchickliche verfällt.

---

[1] An Goethe II. 47.

Ich mache in meinem Sophokles, den ich nun im Griechiſchen zu ſtudiren anfange, nur ſchwache Schritte, doch dieſe erfüllen mich ſchon mit hoher Ehrfurcht für die ehrwürdige Geſtalt des erhabenen Dichters. Es kommt mir wunderlich vor, daß unſere neuen Kunſtrichter ein chriſtliches Drama durchaus von dem alten heidniſchen (wie ſie es nennen) ſcheiden wollen. Was thut denn die Religion dazu? — Ob es nun heidniſch, braminiſch, chineſiſch, chriſtlich, oder wie Sie es wollen, heißen möge? das ſind ja doch nur die Ceremonien. Der Grund bleibt derſelbe, und Fernande wird im Trauerſpiel dadurch nicht intereſſanter, ob er Kirchen oder Moſcheen aufbaut oder vertheidigt. Aber die Herren wollen immer etwas Neues und holen es, wenn ſie es ſonſt nicht finden können, von der Kleidung oder der Perücke her.

Dienſtag, den 10. December 1811.

Das Schickſal des Herrn Becker[1] hat mich auch betroffen. In ſeinen gedruckten Blättern findet man nichts, was ihm dieſe Begegniß hätte zuziehen können. Es muß alſo andere Gründe haben. Man ſagt, es ſei wegen einer engliſchen Correſpondenz. Ich kann es mir kaum denken. Vorſichtiger ſollten freilich die Herren endlich werden und die langen Arme des Kaiſers anfangen zu ſcheuen. Indeß glaube ich, es ſei mehr um Schrecken zu erregen und die Sache wird ſo arg nicht werden. Es iſt noch eine andere Schrift herausgekommen, um deren Herausgeber (unter uns geſagt) mir es banger iſt. Es iſt ein Nachlaß von dem alten Seume. Sie haben ihn ohne Zweifel gekannt! Es war ein eiſerner Menſch — und ſo iſt auch dieſe Schrift. Schade, daß ſo viel Treffliches darin iſt — denn ſie iſt ſchon überall verboten. Mit Weglaſſung von zwanzig drollig genug, ſo eine durchlauchtige Hirnſchaale auseinander zu treiben! — Seine Hofſchranzen werden wirbeln — Das ganze Land wird in Gährung kommen.

---

[1] Der von den Franzoſen aufgehoben wurde.

Kammerdiener und **Sophie.** Der Hofmarſchall, Milady! —

Lady (dreht ſich um.) Wer? Was? — Deſto beſſer! Dieſe Sorte von Geſchöpfen iſt zum Sacktragen auf der Welt! Er ſoll mir willkommen ſeyn!

Kammerdiener (geht ab.)

Sophie (ängſtlich näher kommend.) Wenn ich nicht fürchten müßte, Milady, es wäre Vermeſſenheit. (Lady ſchreibt hitzig fort.) Die Millerinn ſtürzte außer ſich durch den Vorſaal — Sie glühen — Sie ſprechen mit ſich ſelbſt! (Lady ſchreibt immer fort.) Ich erſchrecke — Was muß geſchehen ſeyn?

Hofmarſchall (tritt herein, macht dem Rücken der Lady tauſend Verbeugungen; da ſie ihn nicht bemerkt, kommt er näher, ſtellt ſich hinter ihren Seſſel, ſucht den Zipfel ihres Kleids wegzukriegen, und drückt einen Kuß darauf, mit furchtſamem Liſpeln.) Sereniſſimus! —

Lady (indem ſie Sand ſtreut, und das Geſchriebene durchfliegt.) Er wird mir ſchwarzen Undank zur Laſt legen — Ich war eine Verlaſſene! Er hat mich aus dem Elend gezogen — Aus dem Elend? — Abſcheulicher Tauſch! — Zerreiße deine Rechnung, Verführer! Meine ewige Schaamröthe bezahlt ſie mit Wucher.

Hofmarſchall (nachdem er die Lady vergeblich von allen Seiten umgangen hat.) Milady ſcheinen etwas diſtrait zu oder dreißig Artikeln wäre das Buch unſchädlich und einzig in ſeiner Art. Aber unſere Schriftſteller wiſſen kein Maß zu finden, und unbeſonnene oder wohl gar ſchlechte Freunde finden ſich denn auch.

Dieſes iſt wohl auch der Fall mit dem guten Schulze. Allen ſeinen Sachen fehlt das Maß, ſonſt könnte er noch etwas Gutes hervorbringen.

Es iſt Schade, daß Sie nicht bei meinen Lektionen zugegen ſein können, die ich zuweilen meinem Karl über die Sermonen oder Satiren des Horaz gebe. Nicht um meiner eigenen Gelehrſamkeit wegen, ſondern um mein Entzücken zu ſehen, mit welchem ich die hohe Vortrefflichkeit und Gebundenheit dieſes Dichters auffaſſe. Der treffliche Wieland gibt uns durch ſeine Ueberſetzung und ſeine Noten noch eine reiche Fülle dazu dar, und wir wiſſen ihm nicht genug Dank dafür zu ſagen. Thun Sie es ſtatt unſer, wenn Sie ihn gelegentlich einmal ſprechen.

Jena, den 3. Januar 1812.

Das neue Jahr iſt gekommen. Unter was für Auſpicien, werden Sie wohl zum Theil ſchon vernommen haben. Ich bin wie ein dreiſter Glücksſpieler. Je ſchlechter die Karten fallen, deſto mehr zähl' ich auf das Glück, das kommen wird; denn Alles hat ja ſeinen Wechſel, und was ſich am unfreundlichſten verkündet, ändert oft gar bald zum Lieblichen.

Auf den franzöſiſchen Geſandten fürchten Sie ſich nur nicht. Es kann ſo leicht anders kommen. Ich denke ſogar, daß Napoleon auf dieſe Art die Deutſchen etwas auszuſöhnen ſucht. Und dann haben wir ja die Emigranten ſo lange gehabt — und welcher Nation gehören wir nicht?!

Jena, den 21. Januar 1812.

Der angenehme Aufenthalt unſers guten Goethe allhier ſeit ungefähr acht Tagen hat mir einen Theil meiner Zeit auf höhere Intereſſen anlegen laſſen, wie gewöhnlich, und dadurch hat ſich in den kleinen Umſtänden doch manches geſammelt, das ich jetzt erſt auseinander bringen muß.

Was einen Theil des Inhalts Ihres letzten Briefes betrifft, ſo bin ich wirklich der Meinung, daß Sie ſich in Zukunft beſſer hier befinden würden, als in Weimar. Wenn Sie Ihr Haus für einen hübſchen Preis verkaufen oder einſtweilen vermiethen können, ſo ziehen Sie hieher. Sie brauchen Ruhe, in jedem Verſtand, und dieſe werden Sie, bei den unvermeidlichen Beſorgniſſen für Ihre Familie hier, ich darf ſagen, faſt allein nur erhalten können.

Freitag den 29. Januar 1812.

Sie werden meinen letzten Brief erhalten haben. Schreiben Sie mir doch ja bald, wie es in Weimar ſteht, und ob man glaubt, daß fremde Völker bei uns ankommen dürften! Schlechtgeſinnte Menſchen ſtreuen hier allerlei Nachrichten aus, die Furcht und Schrecken unter dem gemeinen Haufen erregen ſollen. Ich glaube von dem allen nichts, doch iſt es gut, immer eine gewiſſe Vorſicht zu gebrauchen.

Sehen Sie den jungen Schubert?[1] Grüßen Sie ihn von mir, und ſagen ihm, er ſoll mich beſuchen, wenn er herüber kommt. Sein Freund Rückert iſt ein braver Mann.

Donnerſtag den 27. Februar 1812.

Es thut mir leid, wenn Sie die Zeit beunruhigt. Es ſchweigt jetzt wieder vom Kriege, und vielleicht ſind es nur Demonſtrationen. Man ſagt, Napoleon wolle nur die Seeküſten beſetzen — und das mag freilich in ſeinem Plan liegen. Uebrigens liegt es nicht ſowohl an der Zeit, als an uns, die wir uns nicht in dieſe Zeit fügen können. Die Zeit war immer ſchlecht und gut, nachdem ſie jeder fand. Dieſe Zeit verlangt eine geſpanntere Aufmerkſamkeit, an die wir nicht gewohnt ſind, und ſo drückt ſie uns mehr nieder, als ſie ſollte. Freilich müßte dieſes Alles von Oben herein gerichtet ſein, woran es bei uns gemeiniglich fehlt.

Es iſt ſehr artig, daß Sie mir über die Gedichte des Herrn

---

[1] Der nach Mecklenburg ging.

Collin etwas ſagen mögen, und Ihr Urtheil dünkt mich trefflich. Ich möchte wohl dieſe Gedichte einmal zu Geſichte bekommen können, ſo wollte ich Ihnen auch meine Meinung über die Erzählung von Maximilian dem Erſten mittheilen. Die Empfindung der Freiheit der Nachtigall iſt wohl ausgedrückt.

Ich bin eben jetzt im Begriff alle meine alten Papiere durchzuſehen, ob ich etwa darin etwas zu unſerm künftigen Muſenalmanach finden könnte, das einigermaßen der Aufbewahrung werth ſein dürfte. Da fehlt mir nun freilich ein geneigtes, verſtändiges Ohr, das ich hier zu dieſer Abſicht nicht finde. Ich will Ihnen hier eines beilegen,[1] das ich dieſen Morgen nicht mit andern vernichten wollte. Es iſt eigentlich auch nur Reflexion, aber die zuſammengedrängte Reflexion des Gemüths, und ſo, wie mich däucht, tauglich zum Gedicht.

Jena, den 18. März 1812.

Unſere Herrſchaften ſind äußerſt liebenswürdig und gütig geweſen, und es iſt beinahe unmöglich, gefälliger und herablaſſender mit ſo viel ſchöner Art zu ſein.[2]

Goethes Anblick hat mich auch erfreut. Nur war mir ſeine Gegenwart für mich zu kurz.

Jena, den 7. April 1812.

Was Sie mir von unſerer Dichterin[3] in Heidelberg ſchreiben, mag ich wohl glauben, nämlich, daß ſie nur wenigen gefällig iſt. Es iſt ſo ein Umſtand mit dem Talent, zumal mit dem dichteriſchen. Der Geiſt ſetzt ſich nicht gern aus ſeiner Spannung wieder heraus — und das fällt beſchwerlich. Uebrigens ſind ihre Tageszeiten ein Cyklus von lieblichen Gedichten.

Der gute Thibaut — von dem ich einen herrlichen Brief erhalten habe — mag ſich freilich nicht gern vorleſen laſſen. Und zum zweitenmale — das iſt zu arg!

---

[1] [illegible], l. lit. Nachlaß I. 73.

[2] An Henriette S. 506.

[3] Frau v. Helwig.

Jena, den 12. April 1812.

Man ſagt mir, Goethe werde nächſten Sonntag herüber kommen, was mich ſehr erfreut. Es thut Noth, in dieſer kalten Zeit einem ſo verſtändigen Freund ſein Herz zu eröffnen.

Jena, den 1. Mai 1812.

Goethe iſt geſtern mit den erſten lauen Lüften dieſes Frühjahrs abgereiſt. Er dankt Ihnen noch recht ſehr, daß Sie wenigſtens noch ein Gleichniß gefunden haben, ihm die berühmte ruſſiſche Dame vor Augen zu ſtellen. Mit Ihren Bedingungen und Ausnahmen zuſammen gerechnet, hat er ſich ſolche recht klar gemacht. Er war übrigens gefällig und freundlich hier, und nie kann man, wie Sie wohl wiſſen, ohne Nutzen ſeine Geſellſchaft genießen.

Wie ſehr uns Ihr letzter kleiner Beſuch erfreut habe, mögen Sie wohl ſelbſt an uns wahrgenommen haben.

Jena, den 5. Mai 1812.

Geſtern hat unſer Herr Profeſſor Köthen eine recht hübſche und wohlgeſetzte Rede zum Andenken des guten Griesbach in deſſen Auditorio gehalten. Viele Menſchen, auch Damen, waren da, und der alte Geheimerath Fritſch kam aus Weimar dazu herüber.

Jena, den 30. Juni 1812.

Daß unſere Herrſchaften vorigen Sonnabend hier geweſen ſind und einen großen Theil des Tages hier zugebracht haben, wiſſen Sie ſchon. Sie waren ſämmtlich ſo liebenswürdig, als man es ſich nur denken kann; doch geſtehe ich, daß ich unſerer Herzogin vor Allen noch den Vorzug laſſen muß. Es iſt einem Menſchen in meinen Jahren und bei meinen Anſichten nichts mehr ſo reſpektabel, als das Bemühen, ſich ſelbſt nach Grundſätzen beherrſchen zu wollen. Sollten dieſe Grundſätze auch nicht immer die richtigen ſein, ſollte uns die Ausführung auch nicht immer gelingen können, ſo iſt doch das Princip, der Vorſatz dazu, das Höchſte unſerer Natur. Hier ſind alle Kräfte im Einverſtändniß zu einem beſtimmten Zweck. Die Herzogin mag ſich zuweilen etwas zu ſtrenge behandeln, zuweilen nach nicht ganz richtigen Grundſätzen, aber ihr Wille iſt vortrefflich, und ſie hat es in der Ausführung zu einem Grade gebracht, der ihr wirklich zu hoher Ehre gereicht.

Den Julian Apoſtata von Kettenburg kann ich Ihnen wohl ſchicken. Ich habe ihn nur eben nicht hier, und ich weiß nicht, wer ihn hat. Er iſt in der That nicht ſchlecht, nur bemerkte Goethe ſehr richtig, daß er ſich zu ſehr auf Meinungen gründet — und dieſe ſind nicht immer die richtigen.

Die Verſe von Goethe möchte ich gerne leſen, aber es iſt wohl ſchwer, ſie zu bekommen. Ich habe mir recht vorgenommen, ſobald es nur etwas ſchönes Wetter wird, auf ein paar Tage nach Weimar zu kommen, vielleicht ſehe ich ſie dann.

Ich war recht beſorgt um Goethe während dieſer Feierlichkeiten, indem ich fürchtete, daß die Bemühung darum leicht ſeine Geſundheit angreifen möchte. Was ich fürchtete, iſt leider eingetroffen. Vorgeſtern habe ich ihm durch ein paar Reiſende nach dem Karlsbad geſchrieben.

Daß der gute Wieland nicht ganz guter Laune ſein mag, kann ich mir bei den Umſtänden wohl denken. Weimar iſt nicht der Ort ſich hinlänglich von äußeren Eindrücken zurückzuhalten. Sein Attachement an die Großfürſtin muß ihn jetzt noch mehr das Ungeſchick der Zeiten fühlen machen.

Was iſt zu ſagen? was zu thun? — ich weiß es nicht. „Dulde und enthalte dich!" ſagt der weiſe Epikur. Das war ſeine einzige Regel, und uns bleibt auch nicht viel anders über. Nach einer Regel muß nun einmal gelebt ſein, oder es geht Alles ins Irre.

An Wieland habe ich letzthin einen langen Brief geſchrieben, und er drückte die Empfindungen meines Gemüths recht wohl aus; er kam mir aber, als ich ihn wieder durchlas, zu feierlich vor, und da dacht' ich, Wieland würde darüber lachen. Sagen Sie dem hochverehrten Manne das Beſte von mir.

Ueber den Entſchluß der Frau von Staël wundere ich mich —

und wundere ich mich nicht. Es iſt ſchwer, wenn man das Gemüth durch geiſtige Reize zu einer gewiſſen Höhe geſpannt hat, ſolches mehr im Zaum zu halten.

Donnerſtag den 9. Juli 1812.

Die Lage der Großfürſtin hat mir ſeither ſchon öfters das Gemüth in Bewegung geſetzt. Es iſt ſo ſchwer über dieſe Dinge etwas zu ſagen. Das Würfelſpiel der Großen iſt ſo viel gefährlicher als das unſrige, weil der Verluſt ſo ſchwer zu erſetzen iſt. Je höher die Stufen aufwärts ſteigen, deſto tiefer iſt auch der Abgrund unter ihnen.

Ich möchte die Großfürſtin nicht täuſchen, aber ich erwarte nichts Gutes. Ich glaube, daß ihre Seele ſtark genug iſt, ſich durch Reſignation auf ihre Perſon zu erhalten, aber das Erſchüttern der Andern wird ihr ſchwer werden zu ertragen. Es iſt nicht immer zu fordern, daß ſich der Menſch ſo hoch über ſein Schickſal erhebe, um, was Alle anſtaunen und bewundern, für gering und unbedeutend zu halten. Ich wünſche, daß ſie ihren Blick, wo möglich, von den politiſchen Dingen abziehen möge, um keine vergeblichen Hoffnungen ausbrüten zu laſſen.

Von Madame Griesbach höre ich, daß Wieland, vielleicht noch in dieſer Woche, auf einige Zeit zu ihr in den Garten ziehen werde. Dieß freut mich gar ſehr, wenn ich nur oft davon profitiren kann — denn ich fange nach und nach an ein krüppelichter Menſch zu werden.

Dienſtag den 11. Auguſt 1812.

Unſer Freund Wieland ſcheint recht wohl hier zu gedeihen. Ich beſuche ihn meiſt über den andern Tag, und er zwingt ſich in den weiblichen Kreis ganz zufrieden ein. Noch haben wir ihn nicht bei uns geſehen, wegen der allzu ungewiſſen Witterung, und weil der Weg von ihm zu uns weit iſt, doch verſprechen wir uns dieſes Vergnügen morgen oder übermorgen.

Die Herzogin war kürzlich ſehr huldreich, die Großfürſtin nicht ſehr guten Humors, wie es ſchien.

Dienſtag den 18. Auguſt 1812.

Der Herzog iſt ſehr wohl und freundlich von Töplitz wieder zurückgekommen und hat ein leichteres Leben mitgebracht. Die öſterreichiſche Kaiſerin ſcheint guten Einfluß auf ihn und unſern abweſenden Freund gehabt zu haben, und ſcheint überhaupt eine Dame zu ſein, deren Umgang erheitert und erweckt. Sie hat ſich viel von Goethe vorleſen laſſen und aus dieſen Vorleſungen lebendige Nahrung gezogen.

Von Goethe erhalte ich ſelbſt dieſen Morgen einen recht gemüthlichen Brief durch ſeine Frau, die geſtern hier angekommen iſt.[1] Er ſchreibt mir nichts von ſeinen Geſundheitsumſtänden, jedoch daß er ſuchen müſſe das Gleichgewicht in ſich, das durch die Unruhen einiger Wochen beinahe verloren gegangen ſei, durch Ruhe wiederherzuſtellen. Uebrigens ſei er fleißig u. ſ. w.

Mit unſerm Wieland habe ich auch ſchon ein paar Abende l'Hombre geſpielt und ſonſt viel Gutes und Artiges von ihm gehört. Obgleich das Fontenelleſche écouter nicht eben ſeine Hauptmaxime ſein mag, ſo iſt doch ſeine Converſation ſehr unterhaltend; da ſein Wiſſen ſehr ausgebreitet und verarbeiteter iſt, als bei den gewöhnlichen Gelehrten, zumal auf den Univerſitäten, er auch die eigene Gabe des Vortrags beſitzt, ſo iſt es immer ergötzlich, ihm zuzuhören. Seine kleinen Ungerechtigkeiten ſind meiſt Kinder der Laune, und wer dieſe vertragen kann und ihn übrigens kennt, legt kein ſonderlich Gewicht darauf. Freilich iſt es nicht überall und bei Allen ſo, und da wäre wohl zu wünſchen, daß er das Maß der Billigkeit richtiger und feſter hielte. Er hat feine Gefühle für das menſchliche Herz und Leben, und doch beurtheilt er ſo viele Hauptcharaktere falſch und kann ſie nicht überſehen noch durchdringen. So iſt es in ſeinen Schriften wie in ſeinem Leben.

Jena, den 23. Auguſt 1812.

Den Julian habe ich erhalten. Die Großfürſtin ſcheint ihn nicht mit ſonderlicher Erbauung geleſen zu haben, auch ſcheint wohl überhaupt die deutſche Poeſie ſie nicht ſehr zu intereſſiren.

---

[1] Briefwechſel II. 56.

Dienſtag früh den 29. September 1812.

Meine Verſe auf Wieland — von denen Sie mir nichts ſchreiben — haben ihnen[1] ſehr gefallen.

Jena, den 13. Oktober 1812.

Der Zuſtand unſerer guten Großfürſtin iſt höchſt bedauernswürdig. Der Blitz trifft nur die höchſten Spitzen am ſchärfſten; ihr Zuſtand ängſtigt mich deßhalb doppelt, weil ihr ſo ſchwer zu helfen iſt. Zu einem hohen Stande erzogen und gebildet, kann ſie die Tröſtungen einer geiſtigen Reſignation nicht wohl annehmen. Und was iſt, außer dieſer, zu thun und zu ſagen? Die Größten, die Reichſten haben dieſen, zumal zu jetziger Zeit, am meiſten vonnöthen. Und dann die Anhänglichkeit an die Ihrigen — die ſo menſchlich iſt — das iſt zehnfaches Leiden! Ich ſchweige, denn ich fühle es.

Dienſtag den 24. November 1812.

Sie, gütige Freundin, nehmen an allem Theil, was Wahrheit, Rechtſchaffenheit und Freundſchaft betrifft. So war ich auch im Voraus der Theilnahme gewiß, die Sie an dem Kummer und Verdruß nehmen würden, den mir in dieſen Tagen einige niederträchtige Menſchen verurſacht haben.

Ich mag Sie nicht von der häßlichen Geſchichte[2] unterhalten, aber wenn nicht heimtückiſche Bosheit von der einen Seite und niederträchtige ſklaviſche Furcht und Dummheit von der andern dabei obgewaltet hätten, ſo würde ſie mich, wie Sie wohl glauben können, weniger alterirt haben.

Uebrigens, wie immer dergleichen Fälle, wenn ſie gute und rechtſchaffene Menſchen treffen (worunter ich die Meinigen rechnen kann), wieder ihr Gutes hervorbringen, ſo hat auch dieſer Fall dießmal für mich manches Gute hervorgebracht. Es iſt ein Vortheil, die Schlechten ganz in ihrer Niedrigkeit kennen zu lernen, und der Himmel hat es gewollt, daß ich beſonders in meinem Sohn

[1] Den Mecklenburgern. Dieſe Verſe ſtehen im lit. Nachlaß I, 69.

[2] Karls [illegible] wegen eines Duells. An Henriette S. 431.

bei dieſer Gelegenheit Eigenſchaften fand, die ich nicht in ihm vermuthet hätte. Außer der Reinheit und natürlichen Bravheit ſeines Charakters hat ſich ſogar in ihm ein Talent entdeckt, wovon ich nie die geringſte Ahnung bei ihm hatte. Aus den beigelegten kleinen Verſen, die er mir, ſowie ich ſie Ihnen ſende, aus ſeinem Gefängniß brachte, werden Sie ſehen, was ich darunter meine. Sie werden wenigſtens daraus die gänzliche Unſchuld und Reinheit ſeines Herzens erkennen. Und dieſen Menſchen konnten die Väter dieſes akademiſchen Staates wie einen niedrigen Verbrecher behandeln!! —

Unſerm wahren Freund Goethe bin ich und ſind die Meinigen am meiſten wegen unſerer Rettung ſchuld, und ich bitte auch Sie, ihm bei Gelegenheit unſre Dankbarkeit zu bezeugen.

Jena, den 1. November 1812.

Ein anderes Geſchäft, das mit dieſem nicht ſcheint in Verbindung zu ſtehen, aber dennoch es iſt, machte ich mir zur Unterhaltung dieſes Tages. Es war nämlich die Antwort auf ein paar Briefe und die Ueberſendung ihres neueſten Taſchenbuches an unſere Frau v. Helwig.

Es wurde mir nicht leicht, das weibliche, zarte Gefühl nicht zu beleidigen, und doch die Wahrheit, die ſie verlangte, über den Inhalt dieſer kleinen Sammlung zu ſagen. Je mehr ich den Gegenſtand überdachte, deſto mehr fand ich Urſache in mir, nicht, wie gewöhnlich, mit leeren Schmeicheleien ein in der That ſo vorzügliches Talent abzufertigen. Die Wahrheit übermochte, und ich habe ihr das Leere und zum Theil Alberne dieſer modiſchen Schwärmereien und Gaukelſpiele, mit Anerkennung ihrer eigenen trefflichen dichteriſchen Eigenſchaften, wie mich däucht, ziemlich nahe unter Augen und an das Gemüth gerückt.

Es iſt unbegreiflich, wie der Wahnſinn die armen Deutſchen immer von einem Extrem aufs andere bringt, und daß ſo ſchwer ein würdiger inniger Begriff von irgend einer Sache in ihnen bleiben mag.

Montag den 14. December 1812.

Nun lädt mich Goethe durch einen freundſchaftlichen Brief[1] auf nächſten Sonnabend ein, wo Iffland, wie er ſagt, zuerſt auftreten wird. Wenn die froſtigen Eiswinde nicht zu gebieteriſch wehen und es mir die Umſtände erlauben, ſo denke ich mich einzuſtellen.

Man erzählt hier von einem Unfall, den der gute Wieland mit ſeiner Tochter ſoll gehabt haben, da ſie geſtern oder vorgeſtern beide nach Tiefurt fahren wollten. Da uns dieſes nahe geht, ſo bitten wir, uns nur mit einer Zeile darüber Nachricht zu geben.

Dienſtag den 12. Januar 1813.

Was Sie mir von Ifflands Betragen gegen Sie und die Ihrigen ſchreiben,[2] thut mir wohl, als wenn ich es ſelbſt erhalten hätte. Wahre Treue iſt ſo ſelten, daß ihre Erſcheinung immer erquicklich wirkt. Ich kann mir Iffland im gutherzigen Polterer recht einverleibt denken.

Freitag den 22. Januar 1813.

Der Tod unſers guten Wieland hat uns Alle in nicht geringe Bewegung geſetzt.

Von dem Prinzen von Oldenburg[3] hat man mir Gutes geſagt; auch war er ja ein Discipel von dem alten Voß.

Dienſtags Abend den 26. Januar 1813.

Alles, was Sie mir bei Gelegenheit des Abſchiedes unſers verehrten Freundes ſagen, iſt mir in Sinn und Herz übergegangen. Man kann ſich in der That nicht vorſtellen, wie Jemand, mit dem man lange Zeit innig und vertraut gelebt hat, nicht mehr ſein könne. Das Reich der Geiſter ſcheint viel weſentlicher und inniger zu ſein, als alles, was uns von Außen umgibt. Darum lebt man doch eigentlich auch nur in ſich und ſeinen Freunden; das Uebrige iſt nur Dekoration.

---

[1] Briefwechſel II, 65.

[2] Briefw. von Sch. Gattin S. 87.

[3] Der eben in Jever geſtorben war. An Knebel S. 92.

ſeyn — Ich werde mir wohl ſelbſt die Kühnheit erlauben müſſen. (ſehr laut.) Sereniſſimus ſchicken mich, Milady, zu fragen, ob dieſen Abend Vauxhall ſeyn werde, oder deutſche Komödie?

Lady (lachend aufſtehend.) Eins von beiden, mein Engel! — Unterdeſſen bringen Sie Ihrem Herzog dieſe Charte zum Deſſert! (gegen Sophien.) Du, Sophie, befiehlſt, daß man anſpannen ſoll, und rufſt meine ganze Garderobe in dieſen Saal zuſammen. —

Sophie (geht ab voll Beſtürzung.) O Himmel! Was ahnet mir? Was wird das noch werden?

Hofmarſchall. Sie ſind echauffirt, meine Gnädige?

Lady. Um ſo weniger wird hier gelogen ſeyn — Hurrah, Herr Hofmarſchall! Es wird eine Stelle vakant. Gut Wetter für Kuppler! (da der Marſchall einen zweifelhaften Blick auf den Zettel wirft.) Leſen Sie, leſen Sie! Es iſt mein Wille, daß der Inhalt nicht unter vier Augen bleibe!

Hofmarſchall (lieſt; unterdeſſen ſammeln ſich die Bedienten der Lady im Hintergrund.)

„Gnädigſter Herr!

„Ein Vertrag, den *Sie* ſo leichtſinnig brachen, kann „*mich* nicht mehr binden. Die Glückſeligkeit Ihres Landes „war die Bedingung meiner Liebe. Drei Jahre währte der „Betrug. Die Binde fällt mir von den Augen! Ich verab„ſcheue Gunſtbezeugungen, die von den Thränen der Unter„thanen triefen. — Schenken Sie die Liebe, die *ich* Ihnen „nicht mehr erwiedern kann, ihrem weinenden Lande, und

Jena, den 15. Februar 1813.

Der Großfürſtin dürfte eine gewiſſe Anſicht der Dinge, wie Sie ihr ſolche mittheilen können, gewiß nicht ohne Werth ſein. Es iſt ein Unglück, ich ſage es aus Ueberzeugung, in einem hohen Stande erzogen zu ſein.

Es erzeugen ſich da gewiſſe Farbenbilder, wenn ich ſie ſo nennen darf, die das Auge über die gewöhnlichen Dinge leicht verrücken und ihnen andere Geſtalten ertheilen, als die, in welchen wir andern Sterblichen ſie ſehen. Das Gemeine bleibt dabei doch nicht ganz weg, und indem wir ihm einen höheren Ton zu geben ſuchen, wird es dadurch nur gleichſam privilegirter.

Man leſe die Memoiren der Markgräfin von Bayreuth, die Anekdoten der ehemaligen Pfalzgräfin, Mutter des Regenten, und man wird vollkommen einſehen, was ich meine. Auch Ihr Urtheil über unſere gute geiſtreiche Frau v. Helwig und ihr Weſen iſt nicht ohne Grund. Sie braucht, wie mehrere Naturen dieſer Art, einen äußeren Ring, der ſie zuſammenhält, damit ſie die Phantaſie nicht auflöſe. Was ihr Mann nun wirken wird, ſteht zu erwarten; doch war mir gleichfalls die Nachricht von ſeiner Ankunft ſehr genehm. Sie iſt, wie ich anderwärts höre, durch meinen letzten Brief eben nicht ganz bekehrt worden. Es mag ſein, und ich will ſie vom Wege zur Heiligen eben nicht weiter abhalten: nur wünſche ich, daß ſie ihre zeitliche Nahrung und Glück nicht auf Schriftſtellerei zu bauen Urſache haben möge.

Was Sie von ſich ſelbſt ſchreiben, daß es Ihnen an Kraft fehle, ſich in großen Geſellſchaften zu unterhalten, iſt ſo ſehr mein Fall, daß mich dieſe vielmehr ganz vernichten. Es hat aber auch ſeine natürlichen Gründe. Man muß den Menſchen in großen Geſellſchaften etwas zu präſentiren haben, ſei es nun Schein oder Wahrheit, und zu beiden ſind wir nicht aufgelegt. Wer nun zumal nicht die halbe Welt durchreiſt hat, und von dieſer Lügen oder Wahrheiten zu erzählen weiß, der iſt gänzlich verloren. Was wir aus uns geben können, intereſſirt die Wenigſten, und davon darf auch in guten Geſellſchaften gar nicht die Rede ſein. Eins gilt noch, daß man völlig unkonſequent oder ein Narr ſei; da amüſirt man wenigſtens eine Zeit lang.

Sonntag früh den 28. Februar 1813.

Mein Rath wäre, Sie verließen jetzt auf einige Zeit Ihr geliebtes Weimar, wenn anders die Umſtände es Ihnen erlauben.

Hier oder in Ilmenau — oder wo ſonſt! würden Sie ohne Zweifel weniger von äußeren Unruhen zu beſorgen haben, und dann kann auch der Verſtand ſich leichter zur Beruhigung des Gemüths erheben. Dieſer Wechſel würde ſehr wohlthätig für Sie ſein.

Freitag früh (den 19. März 1813).

Ich glaube wohl, daß Ihnen, geliebte Freundin, die Anrede eines Mannes, wie Goethe iſt, zuweilen ſehr wohlthätig wäre![1] Da er ſich aber ungerne mündlich und ſo völlig und ſchön in Schriften mittheilt, ſo müſſen wir ihn ſchon da ſuchen, wo er zu finden iſt.

In gegenwärtigem Zeitpunkt iſt nichts gefährlicher für unſere Ruhe, als der Umgang mit vielen und vielerlei Menſchen. Einer ſteckt den andern mit Mißmuth und Furchtſamkeit an, auch ohne daß er es will. Ein Freund wäre das Beſte, aber wo iſt der überall zu finden?

Anfang April 1813.

Ich glaube nicht, daß wir die Ruſſen hieher bekommen werden, noch daß ſie ſich ſo weit vorwagen ſollten ohne einen beſtimmten Zweck. Wie ich höre, ſo marſchieren bereits durch Gotha Franzoſen zu Tauſenden ihnen entgegen. Ich glaube ſchwerlich, daß ſie ſie weiter vorrücken laſſen, denn noch iſt Napoleon nicht ganz begraben. Einem etwas hitzigen Jahre ſehen wir freilich entgegen; doch, wie ich hoffe, nicht in unſern Gegenden, und vielleicht kommt nachher der erwünſchte Friede.

Faſſen Sie alſo nur Muth und folgen dem Dichter, welcher ſagt:

„Und fürchte nicht das Uebel bis es kommt.“

---

[1] Vgl. Br. S. 115.

Auch unterhalten Sie lieber Ihre Söhne mit nichts Politiſchem, und laſſen die Sachen gehen, wie ſie kommen. Das Schlimmſte, was uns bei allen Dingen bevorſtehen könnte, wäre doch nur ein — heiteres Wieland'ſches Ende — und das wollen wir ruhig abwarten. Der Geiſt der Zeit iſt für uns, die wir ihn betrachten können — groß. Was nicht auf feſtem Grund erbaut iſt, ſtürzt ein. Und wo ſollen wir den feſten Grund ſuchen, als hier, in unſrer Bruſt?

Freitag den 9. April 1813.

Geſtern hatten wir einen Trupp Koſaken hier. Sie ſehen ganz aſiatiſch aus; übrigens gefallen mir die Kerls ganz gut, ſie ſind ſo richtig in ihrem Daſein beſchränkt. Mehrere hatten lange Bärte, andere runde, glatte, mongoliſche Köpfe und Geſichter, auch die chineſiſchen Augen. Sie haben was freies und gutherziges, ohne Prahlerei und Prätention. Sie liegen wie ein Haufen Hummeln zuſammen. Mann und Pferd haben faſt eine Geſtalt; die Kerls kurze unterſetzte Geſtalten. Sie lieben auch, wie es ſcheint, den Putz, und haben ſich mit mancherlei Zierrathen und Fetzen ihrer Beute behangen; doch alles in einer gewiſſen Beſtimmtheit und Ordnung.

Reiten hab' ich ſie nicht geſehen, doch ſagt man, ſie ritten ſehr ſchnell; auch habe ich ſie nicht ſingen gehört. Man ſagt, ſie ſangen hübſch. Nachmittags ſind ſie wieder nach Naumburg zurückgekehrt, verſprachen aber wieder zu kommen. Sie rauchen keinen Taback, auch keiner war betrunken — dahingegen unſere Leute deſto mehr beſoffen waren. Es iſt wohl das erſtemal, daß man aſiatiſche Völker in Jena geſehen hat.

Vorgeſtern iſt unſere Großfürſtin an hieſiger Stadt vorbei nach Drakendorf gefahren, wo ſie das Dejeuner genommen hat. Man ſagte, ſie reiſe über Altenburg nach Töplitz, um daſelbſt ihre Frau Schweſter zu ſehen. Schreiben Sie mir doch etwas, und ob ſie die Kinder mitgenommen hat!

Freitag den 7. Mai 1813.

Das Uebrige im Laufe der Dinge wollen wir gehen laſſen, wie es kann und wie es will. Wir können doch nichts daran andern. Der einzelne Menſch kann und muß ſich auf einen höhern Punkt über die Dinge ſtellen. Dieſes lehrt ja ſchon die Religion und auch die Philoſophie. Allzugroße Theilnahme am Einzelnen, wo man nicht helfen kann, zerſplittert und vernichtet das Gemüth nur. Die beſten Aerzte ſind auch nicht immer diejenigen, die an den einzelnen Leiden den meiſten Theil nehmen. Aus großen Uebeln entſpringen öfters große Wohlthaten, und ich glaube nicht ganz falſch zu träumen, daß auch aus den jetzigen manches Gute hervorgehen dürfte. Schon zeigt ſich unter der Nation mehr Charakter und Energie, und an dem hat es uns wahrlich bisher gefehlt. Es iſt Zeit, daß wir aus dem trägen Schlummer erwachen — nur auf eine vernünftige Art!

Von Geſelligkeit iſt hier nicht viel zu ſagen; ich habe faſt Niemand als den jungen Voigt, der mich täglich beſucht. Für die andern hüte ich mich mehr: ſie ſind mir meiſt zu abgeſchmackt oder parteiiſch. Es iſt im Allgemeinen ein armſeliges Volk um die Profeſſors und Standesgelehrten. Sie haben weder Vernunft noch Charakter. Man glaubt es nicht, wie elend ſie ſind, wenn es auf etwas nicht Gewöhnliches im Leben ankommt. Dieſes wird am Ende auch noch die Univerſität zu Grunde richten; denn man hätte ihnen ſchon längſt einen Mann von Verſtand und Charakter zum Vorſteher geben ſollen.

Dienſtag den 11. Mai 1813.

Der Wechſel der Dinge hat auch bei mir manche Anſicht verändert: doch darüber kann ich mich nur perſönlich auslaſſen.

Freitag den 21. Mai 1813.

Was hört man von Goethe und von Töplitz? — Ich glaube, daß ſie da wunderliche Nachrichten von uns ausſtreuen mögen.

Der Tod des jungen Voigt hat mich doch hauptſächlich um des Vaters willen ſehr erſchreckt. Es iſt, als wenn die Nemeſis an allen Ecken hauſte und die Welt durch die Menſchen ſich wieder in ein Chaos verwandeln wollte. Wer nur Verſe machen konnte! aber das will auch nicht gehen, und die Proſa wird einem widrig.

Was macht Frau von Stein? Sagen Sie ihr das Beſte, und daß ich mich jüngſt recht an dem geraden und ſchlichten Sinn ihres Sohnes erfreut hatte. So wie er iſt, kann man die Welt noch mit anſehen.

Dienſtag den 25. Mai 1813.

Daß Goethe fort iſt, hat er wohl gemacht. Doch glaube ich eben nicht ſehr an die Töplitzer Fröhlichkeit.

Freitag den 11. Juni 1813.

Von politiſchen Händeln, die jetzt alle Sinnen und Nichtſinnen erfüllen, kann und mag ich Ihnen nicht ſprechen. Die Nachricht vom Waffenſtillſtande, dem hoffentlich bald der Friede folgen wird, iſt mir ſehr tröſtlich. Was ſoll aus dem ewigen Morden und Verwüſten kommen? Doch giebt es Menſchen, und deren nicht wenige, die einen Frieden für das größte Unglück jetzt anſehen. Sie mögen es mit ſich ausmachen! Ich bekümmere mich wenig um ihre Meinungen und nehme das breiteſte Ende, das vor mir liegt, willig und fröhlich an. Es iſt noch niemals aus unſrer Politik viel Tröſtliches und Geſcheidtes herausgekommen . .

Jena, den 13. Juli 1813.

Die traurige Nachricht von dem Tode meiner lieben Schweſter, deren Sie in Ihrem letzten Briefe erwähnen, und woran Sie ſo wahren und herzlichen Antheil nehmen, hat mich wirklich einige Tage außer Vermögen geſetzt, mich mittheilen zu können. Es iſt ſo viel was man ſagen kann, — aber das Sagen will uns nicht genug thun. Auch tröſten kann man ſich — aber wie? mit dem was kein Troſt iſt! Es iſt eben da geweſen — ſo lange da geweſen — und iſt nicht mehr da!

Wenn ich mir durch meinen ganzen Lebenslauf bedenke, was mir meine Henriette geweſen iſt, dann möchte mir das Herz brechen, zu denken, daß ſie nicht mehr iſt. Aber ich bin ſchon ein altes

Kind, und meine Zeit wird auch bald vorüber ſein. Vergeſſen lernen muß man in der Welt — das Gute wie das Böſe — ſich ſelbſt, wie andre!

Jena, den 30. Auguſt 1813.

Daß Goethe jetzt mit dem Herzog und dem Prinzen Bernhard in Ilmenau iſt, werden Sie wiſſen. Er brachte bei ſeiner Rückreiſe von Töplitz ein paar Stunden bei mir zu und befindet ſich recht wohl.

Hier befinden ſich die Einwohner ſeit Kurzem ſehr wohl, da ſie keine Einquartierung mehr haben und die täglichen Trommeln nicht mehr hören. Wie lange dieſes Glück dauern dürfte, weiß der Himmel!

Jena, den 20. September 1813.

Noch einen Augenblick auf meinen Aufenthalt in Ilmenau zurückzukommen, ſo hab' ich daſelbſt das Glück gehabt, Ihre Durchlaucht Fürſtin nebſt ihrer Frau Schweſter zu ſehen, welches mich ſehr erfreut hat. Wir machten ihnen ſchon ein paar Tage zuvor unſere Aufwartung in dem romantiſchen Schwarzburg, wo uns die Feen ſogar ein Feſt zu bereiten ſchienen, indem ſie ihren blumigen Bogen von einem Waldberge zum andern am dunkeln Himmel ausſpannten. Die Göttinnen (damit ich etwas in der poetiſchen Sprache fortfahre), die das ſchöne Schloß bewohnten, waren nicht minder huldreich als der Ort es erwarten ließ, und auch unſre Herzogin (obgleich immer kränklich) machte doch dieſer Tag ſehr vergnügt.

Uebrigens war unſer Aufenthalt in Ilmenau immer heiter und zufrieden, und nur die Stöße auf der Dreſchke des ſehr guten Grafen Edling ſetzten meinem Rücken etwas mehr zu, als er wohl vertragen mochte.

Von unſrer guten Frau von Stein habe ich ſchon in zwei Botentagen keinen Brief erhalten, da ſie doch ſonſt ſogleich antwortet. Ich bin deßhalb etwas beſorgt, zumal da jetzt, wie ich höre, die Umſtände in Weimar durch Einrückung von einigen Hundert Franzoſen wieder etwas unruhiger ſind. Ich wollte deßhalb Ihnen ſelbſt, liebe Freundin, rathen, ſich noch einige

Zeit in Rudolſtadt zu verweilen. Die Franzoſen ſind zwar nur als Garniſon da, um die Stadt vor einem Anlauf zu ſchützen; indeß weiß ich doch, daß dieſes Ihnen Unruhe und Beſchwerde verurſachen würde. Hier bei uns in Jena iſt es noch ganz ſtill, und Gott gebe, daß es ſo bleibe, denn ich weiß mir jetzt nichts beſſeres als Ruhe.

Jena, den 19. October 1813.

Sagen Sie mir doch etwas von des jungen Körner Umſtänden, und wodurch er zum Kriegsweſen beſtimmt worden? Meine Kinder würde ich, ohne Pflichten gegen die Obrigkeit, anjetzt nicht in den Krieg gehen laſſen; — ſonſt bin ich mit der Welt noch ganz leidlich zufrieden, ſo lange wir noch zu eſſen haben. Es iſt ein Schauſpiel für *Weiſe*; man muß nur über die Gegenwart ein wenig hinausſehen und der Zeit Zeit laſſen, wie die Spanier im Sprichwort zu ſagen pflegen.

Jena, den 22. October 1813.

Haben Sie den Brief geleſen, den der Kronprinz von Schweden an Napoleon ſoll geſchrieben haben? Er enthält viel Wahres. Sie werden ihn in der Allgemeinen Zeitung finden.

Geſtern brachte man mir Nachrichten von gelieferten Bataillen hier in der Nähe nach Hauſe. Man hat den ganzen Tag hier kanonieren gehört. Abends kamen einige Koſaken hier an. Man ſagte, ein Corps Franzoſen habe ſich gegen Weimar zu, nach Umpferſtadt gezogen. Nun dieſen Morgen erzählt man mir von einer Menge öſterreichiſcher Truppen aller Art, die dieſen Weg einſchlugen.

Die Verſe des jungen Körner haben uns ſämmtliche, denen ich ſie las, tief getroffen. Ich ſehe nicht ſo ſehr auf die Größe ſeines Genies, als auf den Werth ſeines Charakters; und ein Menſch, der in dieſen Umſtänden dieſe Zeilen ſchreiben kann, iſt mir in der That ein vortrefflicher und außerordentlicher Menſch.

Die Titanen mögen ihren Himmel und ihre Erde für ſich haben. Sie haben jenen nicht erſtürmt, und dieſer nichts gebracht.

als Felſen und Ruinen; — ich liebe den Menſchen, und täglich ſehe ich mehr ein, wie viel dazu gehört, ein Menſch zu ſein!

Unſern guten Körner hat freilich — wie ſo manche andre — der Moment der Zeit verführt. Was iſt zu ſagen? Mir bricht die Thräne hervor, wenn ich daran denke .... Ach, wann wird der Edelmuth dieſer Jugend eine ſichere und feſtere Leitung erhalten!

Es wäre Schade, wenn Sie ſich durch die Gegenwart des vortrefflichen Miniſters St. Aignan nicht mehr Gelegenheit zu Erhaltung neuerer franzöſiſchen Schriften verſchafft hätten. Es kommen intereſſante, zum Theil aus dem Engliſchen überſetzte Schriften heraus, von denen allen wir hier leider gar nichts zu ſehen bekommen.

Ich kann es nicht läugnen, ich habe ein Vorurtheil für die meiſten franzöſiſchen Schriften, die Darſtellung und Urtheil über das Leben angehen.

Sie ſind darin weit feiner und geſchmackvoller als die Teutſchen.

Jena, den 27. October 1818.

Geſtern hatte ich das Vergnügen, den Herrn Miniſter v. Humboldt auf wenige Augenblicke bei mir zu ſehen. Er reiste nach Weimar und wußte nicht, ob es ihm ſeine Zeit zulaſſen würde, Sie zu beſuchen, doch hofft er es.

Wie viel hat ſich ſeit ſo kurzer Zeit nicht geändert! — Das Schickſal bewährt ſeine Macht und dreht das unterſte zu oberſt ꝛc.

Ich bin etwas ermüdet von den täglichen fremden Beſuchen, d. h. Einquartierungen. Indeß habe ich gute und brave Menſchen dabei kennen lernen, und faſt alle ſind in der kurzen Zeit unſere Freunde geworden. So läßt ſich aus dem Uebel ein Gutes ziehen. Nun hoffen wir auf beſſere Tage. Der Himmel wolle ſie ſchicken, und daß wir unter einander ſie genießen können.

Es wäre ein großer Genuß für mich, mich mit verſtändigen Freunden über den Lauf der Dinge ausſprechen zu können. Der Einzelne darf nun wieder an's Licht treten, nachdem die Tauſende ohne Unterſchied hingewürgt worden.

Jena, den 15. November 1813.

Nun ſogleich auf's erſte zu kommen, wegen Ihrer guten Frau Schweſter, ſo beklage ich dieſe recht ſehr, wenn ſie ihre Ruhe vergeblich dem Schickſale ihres Sohnes aufopfert. Ich habe mir dieſen Gegenſtand oft und ſorgfältig bedacht, und gefunden, daß wenn man übrigens ſeine Pflicht nach Art und Umſtänden thut und gethan hat, man durchaus nicht um das Schickſal ſeines eigenen Kindes allzu ängſtlich beſorgt ſein müſſe. Oft kann man dadurch nur mehr verderben; denn jeder Menſch hat ſein eigenes Schickſal, und was ich ihm öfters als Noth aus dem Wege räumen will, kann gerade zu ſeinem Vortheile gereichen. Kein Menſch iſt noch ohne Herumwerfen vom Glück zum Unglück zu irgend etwas gekommen, und ſelbſt die tiefſte Gefahr hat manchen vom Untergang errettet.

Es iſt eine Zeit im Leben, wo wir den Menſchen — zumal wenn er unſern Rath nicht begreifen kann — abſolut ſeinem Schickſal überlaſſen müſſen. Ich habe mir dieſes bei meinem eigenen Sohne zur Regel gemacht, ob ich gleich keine Beſorgniß habe, ihn je abandonniren zu dürfen. Aber — der Menſch iſt, wie es heißt, ſeines eigenen Glückes Schmied, und wir müſſen ihm nicht zu viel hinein pfuſchen; ja zuweilen ihn der Noth etwas überlaſſen. . . . .

Viel Erſprießliches iſt in dieſen letzten Tagen geſchehen, woran ich ſo ſchnell nicht geglaubt hätte. Es iſt aber gut, daß Napoleon und die Welt ſehe und glaube, daß es noch ein Schickſal giebt, das die höchſten Gebäude des Glücks in einem Augenblick zerſtören kann. Denn daß Alles durch die Weisheit unſerer Herren Strategiker gekommen ſei, mögen ſie uns nicht weiß machen. Sie haben gewiß von vielem nichts gewußt, das der Zufall herbeigeführt hat — und das allmächtig waltende Schickſal. Dieß kann uns erfreuen, die wir auch Kinder des Schickſals ſind und uns nicht immer auf die Weisheit unſerer Obern verlaſſen können.

Donnerſtag Abends, ſpät (Winter 1813).

Ihr Ernſt iſt, wie ich höre, hier geweſen. Wenn er in mein Haus kommen mag, ſo ſteht es ihm offen, wie ſein väterliches Haus. Mehr will ich nicht ſagen.

Donnerſtag den 23. December 1813.

Jeden Tag ſchon wollte ich an Sie ſchreiben, aber die Krankheit meines Sohnes und die Ermüdung, die nachher bei mir darauf folgte, da ich Tag und Nacht abwechſelnd mit ſeiner Mutter Wache bei ihm hielt, verhinderten mich daran. Nun iſt gottlob das Uebel größtentheils vorüber gezogen, und mit dem ändernden Jahr hoffe ich ſollen ſich auch die Sorgen ändern.

Ich las in dieſen Tagen eine für den jetzigen Zeitpunkt höchſt intereſſante Schrift: Sur le système continental et sur ses rapports avec la Suède.[1] Sie iſt eigentlich gegen Napoleon geſchrieben, aber mit Einſicht und Verſtand, und wie es ſcheint auch mit vieler Wahrheit. Ich empfehle ſie Ihnen an, und allen Freunden, die ſich über den jetzigen Lauf der Dinge unterrichten wollen.

Auch hat mir ein aus dem Spaniſchen überſetztes Gedicht von *Friedländer*, Pyrenäus, gar ſehr gefallen. Auf unſerm teutſchen Kriegs-Parnaß erſchienen dergleichen Gedichte nicht. Sehen Sie, daß Sie es zu leſen bekommen.

Jena, den 14. Januar 1814.

Ich kann nicht läugnen, daß mir der Abmarſch ſo vieler jungen Leute doch etwas nahe geht. Im Ganzen mag es gut ſein, denn das Kriegswesen löst von einer gewiſſen Einſeitigkeit und Stumpfheit — wenn nur nicht andere gute Eigenſchaften dabei verloren gehen.

Jena, den 25. Januar 1814.

Was nun vorerſt unſere Söhne anlangt, ſo wollen wir ſie ihrem Schickſal überlaſſen. Wir haben als treue Eltern gethan — und werden ferner thun — was in unſerm Vermögen ſteht. Ferner an ihrem Glück künſteln zu wollen, könnte es vielleicht verderben — und allzu viel Sorgen ſchadet uns und ihnen. Von

---

[1] Von A. W. Schlegel.

„lernen von einer brittiſchen Fürſtinn Erbarmen ge„gen Ihr deutſches Volk. In einer Stunde bin ich über „der Gränze.

Johanna Norfolk.

Alle Bediente (murmeln beſtürzt durcheinander.) Ueber der Gränze?

Hofmarſchall (legt die Charte erſchrocken auf den Tiſch.) Behüte der Himmel, meine Beſte und Gnädige! Dem Ueberbringer müßte der Hals eben ſo zucken, als der Schreiberinn.

Lady. Das iſt deine Sorge, du Goldmann! — Leider weiß ich es, daß du und deinesgleichen am Nachbeten deſſen, was andre gethan haben, erwürgen! — **Mein** Rath wäre, man backte den Zettel in eine Wildpretpaſtete, ſo fänden ihn Sereniſſimus auf dem Teller —

Hofmarſchall. Ciel! Dieſe Vermeſſenheit! — So erwägen Sie doch, ſo bedenken Sie doch, wie ſehr Sie ſich in Disgrace ſetzen, Lady!

Lady (wendet ſich zu der verſammelten Dienerſchaft, und ſpricht das Folgende mit der innigſten Rührung.) Ihr ſteht beſtürzt, gute Leute, erwartet angſtvoll, wie ſich das Räthſel entwickeln wird? — Kommt näher, meine Lieben! — Ihr dientet mir redlich und warm, ſahet mir öfter in die Augen, als in dieſe Börſe, euer Gehorſam war eure Leidenſchaft, euer Stolz — meine Gnade! — — Daß das Andenken eurer Treue zugleich das Gedächtniß meiner Erniedrigung ſeyn muß! Trauriges Schickſal, daß meine ſchwärzeſten Tage eure glücklichen waren! (mit Thränen in den Augen.)

uns ſieben Kindern hat ſich jedes ſein Schickſal ſelber gemacht, ohne großes Zuthun der Eltern — ja, um beſſer zu ſagen, unſer Schickſal hat ſich von ſelbſt gemacht — oft ohne unſer Willen.

Mein Karl hat muntere Briefe von Arnſtadt und Eiſenach geſchrieben. Die gewaltigen Schneewehen haben ihnen auf dem Marſche großen Spaß gemacht, und der darauffolgende heftige Froſt hat ihm keinen Schaden gebracht, obgleich manche von den Gemeinen Naſen und Ohren dabei erfroren haben.

Der Himmel ſchütze ſie ferner!

Ihr Ernſt hat mich noch nicht beſucht. Ich nehme es ihm nicht übel, denn ich weiß, wie die jungen Leute ſind, und das Alter hat eben nicht viel Anziehendes, und ſie mögen ſich nicht gern aus ihrem Kreis bringen laſſen, durch Vermahnungen und Lehren von dieſen.

Das Einzige, was ich ihm rathen möchte, iſt, bei ſeinen übrigen Studien die Naturwiſſenſchaften und das Zeichnen nicht zu verſäumen. Junge Leute, denen ich dieſes gerathen und die es verſäumt haben, haben mir nachher ihre große Reue darüber bezeugt. In beiden, vorzüglich aber in der Naturwiſſenſchaft, haben wir hier vortreffliche Lehrer, von denen ich vorzüglich den Bergrath Voigt empfehle, den auch Goethe ſehr hoch ſchätzt.

Indeſſen muß ich Ihnen doch bekennen, daß man gegenwärtig ſehr darüber klagt, daß ſich junge Leute ſo wenig zu älteren und zu ihren Lehrern wenden. Das bringt ihnen wenigſtens keinen Ruhm, und ſie gerathen unter ihres Gleichen gar häufig in einen Schwindelgeiſt, von dem man ſie dann nur mit Mühe losreißt.

Ich habe dieſes an meinem eigenen Sohn erfahren und manche ſind darüber gar zu Grund gegangen.

Jena, den 1. Februar 1814.

Von der holden Kaiſerin[1] erzählen Sie mir recht viel. Ich möcht' alles von den unſchuldigen Geſchöpfen wiſſen, denn der andern ihr Sein und Weſen haben wir erkannt.

---

[1] Von Rußland.

Nun da die Erde auch anfängt, ſich allgemach ihrer Bande zu entledigen, nun wollen wir beſſeres für die Freiheit hoffen.

Der große Napoleon iſt ein meſchanter Barbar, der nichts als das Joch der Gewalt und Noth gelten läßt. Der gräßlichſte Winter iſt nicht ſo erſtarrend, wie Er. Nimmer ſoll er mehr in unſre Bergſtraßen kommen, noch Land und Leute verderben und verwüſten.

Unſern Poeten thut auch die Freiheit recht wohl — wenn ſie anders nicht der Hunger nagt. Ich habe in meinem Leben nicht ſo viel Gedichte auf einmal über einen Gegenſtand kommen ſehen.

Dienſtag den 15. Februar 1814.

Mein Dank für Ihre letzten lieben Zeilen und die Schilderung der holden Kaiſerin hat ſich etwas lange verzögert — und Sie werden es verzeihen!

Die Nachricht von einem gewonnenen Siege der Alliirten ſcheint ſich doch nunmehr zu beſtätigen, da ſie anfänglich hier zweifelhaft gemacht wurde.

Ich kann nicht läugnen, daß ich jetzt etwas leidenſchaftlich an der Sache und dem Glück der Verbündeten hänge, nicht ſowohl aus bloßem Patriotismus, ſondern auch, weil man täglich mehr einſieht, auf welchen ſchlechten Gründen die Handlungen und Thaten des großen Napoleon beruhen, ſo, daß deſſen Zerſtörungsgeiſte mit Gewalt ein Ende muß gemacht werden. Gott helfe das Werk glücklich vollenden, und ſchone dabei des Lebens und Wohlſeins unſrer Geliebten!

Von meinem Karl haben wir dieſen Mittag wieder einen Brief erhalten, aus einem Dorfe nahe bei Deventer. Es iſt eine Fortſetzung ſeines kleinen Diariums an uns. Er beſchreibt die dortige Gegend als eine nicht ſonderlich angenehme, und durch Kälte auch Näſſe haben ſie bei ihrem Marſche ſehr gelitten. Doch iſt er munter und legt ſeinen Briefen auch immer kleine Zeichnungen bei. Daß er mit dem Depot marſchirt, daß er mit dem Lieutenant

Cotta zugleich kommandirt, mag ihm gewiſſermaßen erſprießlicher ſein, als wenn er beim Bataillon wäre, da er dadurch wahrſcheinlich beſſere Einquartierung erhält.

Freitag den 25. Februar 1814.

Wir haben heute eine Eskadron preußiſche Reiterei hier in Jena zur Einquartierung, und man kann mir nicht genug ſagen, wie friſch und munter die Leute ſind.

Ich könnte um meinen Karl Beſorgniß haben, zumal da der arme Menſch mit ſeinen Füßen den naſſen Schnee durchtreten muß und die Einquartierungen und die mit Torf erwärmten Kamine im Holländiſchen eben nicht ſonderlich lobt; ich überlaſſe aber dieſe Sorge nun einmal dem Himmel, und hoffe, daß ſein guter Genius ihn auch da durchführen wird.

Freitag den 4. März 1814.

Unter den vielen Zeitſchriften, die ich jetzt gleichſam gedrungen leſen muß, hat mir doch die Schrift des Benjamin Conſtant, des Freundes der Frau von Staël, sur l'esprit de conquête et de l'usurpation, vorzüglich gewichtig geſchienen.[1] Es hebt gleichſam den Napoleonismus aus ſeinen tiefſten Gründen heraus.

Von dem Werke der Frau von Staël[2] habe ich auch den erſten Theil geleſen. Er iſt ſehr geiſtreich und einnehmend geſchrieben. Ihre Bemerkungen ſind zum Theil äußerſt fein und richtig; ſonſt gleicht das Werk mehr einem geiſtreichen Roman als einer mit Ernſt prüfenden Darſtellung. Der Styl iſt vortrefflich, zumal von vorne herein.

Jena, den 24. März 1814.

Ich hatte ſchon von dem Unfall in Ihrem Hauſe[3] gehört und wollte ſeither täglich an Sie ſchreiben; aber wie Sie wohl auch wiſſen, man findet nicht immer die gute Stunde, ſich mit Freunden zu unterhalten — oder glaubt ſie wenigſtens nicht immer finden zu können. Ich wollte, das Schickſal muthete Ihnen weniger zu, und ſetzte Ihre Standhaftigkeit weniger auf die Probe. Es iſt zu viel für eine Seele wie die Ihrige. Dazu kommt leider, daß ſich bei Ihnen und in Weimar die Uebel durch den Umgang, gleichſam durch Reperkuſſion oder Reverberation, in der Phantaſie häufen, die bei einem iſolirten Zuſtande nur einfach auffallen, ſowie Mitklagende das Elend nur vermehren.

---

[1] An Goethe II. 139.

[2] Sur l'Allemagne.

[3] Dem Tod der treuen Chriſtine.

Ich las in dieſen Tagen die kleinen Gedichte unſers Schiller wieder. Da hat mich manches ſehr erfreut, und kam mir ganz wie neu vor. Da herrſcht ein ſchöner, edler Geiſt!

Oſtermontag den 11. April 1814.

Es ſcheint, treue und vielverehrte Freundin, daß ſich unſre Seelen zuweilen begegnen. So war ich geſtern Morgen bekümmert, ſo lange nichts von Ihnen erhalten zu haben und wollte mich eben ſetzen, an Sie zu ſchreiben, als mir Ihr Brief in die Hand gegeben wurde, der mir doppelte Freude brachte, ſowohl wegen Ihres und der Ihrigen Wohlſeins, als wegen der glorreichen Siegesnachricht, von der Sie die Gefälligkeit hatten, mir zu melden. So geht denn zuletzt noch alles gut in der Welt, und ſie iſt ſo ſchlimm nicht, wie man ſich zuweilen in der Bedrängniß vorſtellen mag. Ein ſolches Reinigungsmittel, wie uns der wüthende Napoleon gebracht hat, iſt zwar etwas angreifend und ſtark, aber es kann doch manches Gute hervorſprießen, das ohne dieſes nicht gekommen wäre.

Wir ſehen und klagen meiſt nur den individuellen Fall, wie es denn für uns kurzlebende Menſchen auch ſo natürlich iſt, und meinen, das Gute hätte auch auf andere Art bezweckt werden können; es iſt aber nicht immer ſo, und die Menſchen, die immer auch Kinder bleiben, wollen zuweilen durch ſcharfe Mittel angetrieben werden, worunter denn freilich der einzelne Unſchuldige auch mitleidet. Deßhalb iſt es gut, daß die Menſchen für den Glauben an das Ganze religiöſe Heilmittel erfunden haben, weil ihre Vernunft nicht überall zulangen will.

Sie, holde Freundin, können ſich mit beiden tröſten: nur müſſen Sie Ihre allzuzarte Empfindlichkeit zuweilen etwas zu bändigen ſuchen.

Der Einzug der Alliirten in Paris macht mich unendlich glücklich. Es iſt eine Begebenheit, die auch nicht ohne große moraliſche Folgen bleiben kann. Es iſt gut, daß die Welt ſehe, wie eine wilde Leidenſchaft, wenn ſie auch durch das größte Talent unterſtützt wird, doch endlich in ſich zerfällt und durch ſich ſelbſt vernichtet wird.

Eben erhalte ich durch unſern Bergrath Voigt noch die Nachricht, daß Napoleon am 1. April auch wirklich vom Senat und Volk zu Paris abgeſetzt worden. So wäre denn das lateiniſche Sprüchwort erfüllt: „In einem Augenblick ereignet ſich oft, was man Jahre lang nicht hoffen konnte.“ So viel Jahre von grauſamer Liſt, Trug und Bosheit ſcheinen nun ihr Ende erreichen zu wollen. Welch Schauſpiel der Welt in ſo kurzer Zeit, deſſen Ende ich nicht zu ſehen hoffen konnte! Welch ernſte, ſichtbare Lehre, daß Schelmerei doch endlich zu Grunde geht und ihr eigenes Verderben iſt!

Es wird noch lange nicht alles wieder hergeſtellt ſein, aber die Welt kann doch einmal wieder Athem holen. Wie mag es in der Seele des Tyrannen ausſehen, gegen den Mephiſtopheles ſelbſt nur ein ſpaßhafter Zeitvertreib war!

Jena, den 14. April 1814.

Ein Freund ſchreibt uns aus Ebersdorf, daß daſelbſt hundert Ruſſen, die im Quartier gelegen wären, bei der Nachricht von der Uebergabe von Paris, aufs Feld gegangen ſeien, ſich mit entblößtem Knie im Kreis auf die Erde niedergelaſſen hätten, und ſo ein Te Deum angeſtimmt. Dagegen ſind nun wir die Barbaren und die Gemeinheit iſt unſer Antheil. Doch, wir wollen nichts als gutes in dieſen fröhlichen Tagen ſagen! Schreiben Sie mir nur recht viel und ſchicken mir auch die Gedichte und empfehlen mich auch Ihrer theuren Frau Schweſter und allen Angehörigen.

Jena, den 3. Juni 1814.

Ich erhalte immer etwas liebenswürdiges von Ihnen, gütige Freundin! Letzthin ſchickten Sie mir Ihren guten Karl zu, an dem ich mich recht väterlich erfreute. Seine ſchöne Uniform gab ihm ein recht ſtattliches Anſehen, und ſeine gute Gemüthsart ſprach auch zu unſerem Gemüthe. Wir wünſchen ihm von Herzen Glück, und zweifeln auch nicht, daß er ſolches erreichen wird.

Geſtern beſuchte mich auch Ihr Ernſt und brachte mir einen Gruß von Ihnen. Beide Söhne ſchlagen in die Art ihrer guten Eltern; das gereicht ihnen zum großen Lob.

Auch bei unſern zurückgekommenen jungen Kriegsmännern bemerke ich, daß der kurze militäriſche Ausflug gutes für ſie bewirkt hat. Von meinem Karl habe ich gute Briefe vom Anfang des Mai. Ich hoffe ihn nun bald wieder zu ſehen.

Die Affaire mit dem jungen Goethe iſt mir ſowohl ſeinetwegen, als auch vorzüglich um des Vaters willen, verdrießlich, ſo wie Ihnen. Ich glaube, daß dabei etwas Unvorſichtigkeit von Seite des jungen Menſchen, ſowie des wohlmeinenden Erbprinzen ſtattgefunden hat; auf der andern Seite iſt aber auch Neid und Jalouſie, davon man einen Theil von dem Vater auf den Sohn überträgt.

Mag doch die gute Frau von Staël noch ſo viel ſchreiben, unter den Deutſchen waltet immer ein kleinlicher Geiſt, der ächte Verdienſte nicht mit liberalem Auge anzuſehen und zu ſchätzen weiß. Was ſchadet es denn, wenn man dem Sohn um des Vaters willen mehr Ehre als andern anthut? Nur für Geburt, Rang und Titel hat dieſes Volk unbedingten Reſpekt. Wenn ſie nicht im lächerlichen Enthuſiasmus auffahren können, ſo wiſſen ſie gleich gar nichts mehr zu ſchätzen!

Dienſtag früh den 28. Juni 1814.

Von dem Herrn Hofmarſchall v. Oertzen habe ich auch die Beweiſe der thätigſten und edelmüthigſten Theilnahme in der Erbſchaftsangelegenheit meiner guten Schweſter erhalten.

Dergleichen könnte ich freilich von unſern Geſchäftsmännern nicht hoffen noch erwarten. Dieß iſt auch Urſache, warum ich mich von ihnen etwas entfernt halten mag, und warum ich auch die nähere Bekanntſchaft unſers Herrn v. Gersdorf — den Sie mir ohne Zweifel mit Recht loben — noch nicht geſucht habe. Ein gewiſſer Dünkel von beſonderer Staatswichtigkeit, der die meiſten dieſer Herren umgiebt, und der doch auf ſehr wenigem ruhen mag, hält mich immer mehr noch zurück. In der Geſellſchaft der Damen wird ſich dieſer freilich etwas weniger fühlbar machen. Den Grafen Edling allein muß ich jedoch von dieſer Beſchuldigung gänzlich ausnehmen. Er hat etwas vornehmeres.

Mich freut es, daß Sie Ihre Ruhe und Zufriedenheit in der Poeſie wieder ſuchen, dazu ſcheint mir dieſe gemacht. Neulich, als mich hier der Geheime Rath Wolf wieder verließ, und wir viel vom Homer geſprochen hatten, nahm ich meine Odyſſee im Griechiſchen wieder vor und ſtudierte ein paar Seiten. Ich kann nicht ſagen, mit welcher Vortrefflichkeit mich dieſes erhoben hat, und mich von den alltäglichen Anſichten gleichſam gereinigt. Dieſes iſt der Himmel, den uns die Poeſie giebt, und den ſo wenige kennen. Oft finde ich mich nicht würdig genug, ihn nur zu genießen.

Pindar, Homer — wohin erheben ſie die Seele nicht? Aehnliches läßt ſich nur von wenigen Neueren ſagen. Die Begeiſterung fehlt. Die Neueren, zumal die romantiſchen Dichter, berauſchen mehr als ſie ſtärken und wahrhaft erheben. Weisheit fehlt. Sie meinen, die Kraft erſetze alles. Ich nehme freilich Schiller, Goethe, Shakeſpeare u. A. in vielen ihrer Stücke aus, doch haben ſie auch wieder in andern ihr eigenes Verdienſt.

Es iſt ſeltſam, daß ich in den heidniſchen Gedichten weit mehr wahre Religioſität finde, als in den meiſten chriſtlichen. Nehmen Sie eine Tragödie von Sophokles, und ſehen Sie, ob nicht Religioſität durch das ganze Stück herrſcht.

Schiller iſt mir in dieſer Rückſicht vorzüglich ſchätzbar.

Jena, den 8. Juli 1814.

Das Schickſal der guten Helwig geht mir ſehr nahe. Ich kann Ihnen nicht verſchweigen, daß man in Heidelberg, wie ich höre, die Schuld von dem Betragen ihres Mannes gegen ſie, auf ſie legt. Das thut mir deſto weher, und ich kann es nicht begreifen.

Zeltern möchte ich wohl geſehen und gehört haben. Ich glaube die wahre Muſik, wie er ſie treibt, würde mir jetzt beſonders wohl thun. Den Mangel an Umgang mit ächten Kunſtkennern und Freunden ſpüre ich hier gar ſehr.

Jena, den 26. Juli 1814.

Goethe iſt abgereist, ohne mir ein Wort davon zu ſagen. Nun iſt es bald ein Jahr, daß er nicht hier geweſen iſt; denn geſtern feierten wir meines Bernhards Geburtstag, den er kaum geſehen hat.

Sagen Sie mir doch etwas über den Primas, und wo er lebt und was er macht? Ich ſollte wohl glauben, er habe unter ſein Geiſtiges zu viel Irdiſches gemiſcht, und die ungleiche Maſſe habe im Feuer das Gefäß zerſprengt.

Unſerm armen Gries iſt ein Vergnügen erwachſen, worüber ich mich freue. Man hat ihm nämlich eines ſeiner Stucke aus dem Calderon für das Weimariſche Theater abgefordert — ich glaube, das Leben ein Traum. Er hat ſich ſchon lange beklagt, daß man in Weimar ſo gar nichts für ihn thue, und ſogar ſeine Zenobia nicht gegeben habe.

Jena, den 19. Auguſt 1814.

Daß wir unſere vortreffliche Herzogin hier ganzer acht Tage lang zu verehren Gelegenheit hatten, wiſſen Sie. Es läßt ſich Ihrer huldreichen Sorgfalt und Güte nichts gleich ſetzen — deren ich mich auch beſonders zu rühmen habe — und ſo war auch ihre Umgebung von der freundlichſten und gefälligſten Stimmung.

Vor ein paar Tagen war der Profeſſor Abeken aus Rudolſtadt bei mir, der von Berlin kam, wo er die Feierlichkeiten mit angeſehen hat. Er wußte viel zu erzählen. Goethe's Stück ſoll erſt nach dem Kongreß aufgeführt werden.

Jena, Donnerſtag den 15. September 1814.

Daß Sie ſich auf eine Zeitlang nach Rudolſtadt begeben, billige ich ſehr. Es muß Ihnen doch eine angenehme Veränderung ſein, bei Ihrer ehrwürdigen Frau Mutter und bei der hochverehrten und geliebten Fürſtin. Es herrſcht ein guter humaner Geiſt in Rudolſtadt.

Jena, den 21. September 1814.

Wenn Sie ſich an einem herrlichen Hochzeitmahl ergötzen wollen, ſo kommen Sie übermorgen zu uns herüber, wo wir zu dem Vermählungsfeſte des Herrn Hofrath Oken mit Mlle. Stark eingeladen ſind.

Sollten Sie Herrn Kanzler von Beulwitz zu ſehen bekommen, ſo haben Sie ja die Güte, mich bei ihm zu entſchuldigen, daß ich ſeinen gütigen Brief noch nicht beantwortet habe. Die Schwäche meines rechten Armes macht es mir aber für jetzt unmöglich. Sein Herr Sohn, ein recht liebenswürdiger junger Mann,[1] hat uns jüngſt die Ehre erwieſen, uns zu beſuchen.

Jena, den 19. Januar 1815.

Darin beſteht die Göttlichkeit der Dichtkunſt für die, die für ſie empfänglich ſind, daß ſie die Seele aus der Gemeinheit der Welt zu erheben weiß. Ein Dichter wie Shakeſpeare wirkt ſo auf Ihre Seele, und mit Recht nennen Sie ihn einen göttlichen Mann.

Was Sie bei dieſer Gelegenheit über Schlegels u. dergl. Ueberſetzungen ſagen, hat mir ungemein gefallen. Dieſe Herren möchten ja, daß ihre Kunſt nicht unbemerkt bliebe, und vergeſſen darüber den Geiſt ihres Dichters, oder vielmehr, ſie ſind nicht fähig, ihn wahrhaft zu ergreifen. Dieſes möchte ich von allen den ſogenannten treuen Ueberſetzungen ſagen — die Voſſiſchen nicht ausgeſchloſſen — obgleich bei dieſen ein anderes Prinzip vorherrſcht. Doch aber auch bei ihm macht der Ueberſetzer größeren Anſpruch als der Autor, und, wie Sie ſehr wohl ſagen, ſein Gerüſte ſcheint uns überall durch.

[1] Kommandant von Jena? An Goethe II. 166.

Goethe ſcheint mir deßhalb nicht ganz unrecht zu haben, wenn er in ſeinem dritten Bande die Ueberſetzungen in Proſa denen in Verſen, für junge Leute wenigſtens, vorzieht . . .

Jena, den 14. Februar 1815.

Die politiſchen Dinge rühren mich nun faſt gar nicht mehr; da ich überzeugt bin, daß es ſo bald nicht Krieg giebt, ſo überlaſſe ich das übrige dem Schickſal, das ſo lange gewaltet hat. Viel ſchlechter wird es ja doch nicht werden, als es ſchon geweſen iſt, und da haben wir doch auch gelebt. Große Erwartungen kann man wohl von dem übrigen nicht haben. Wer ſich über alles Schlechte der Welt ärgern wollte, der kann ſich nur heute zu Grabe legen, und eben ſo iſt es mit den Freuden, die man nur im Einzelnen ſuchen muß.

Dienſtag, den 7. März (1815).

Für Ihre Nachricht über die Proſerpina[1] danke ich Ihnen gar ſehr. Ich hätte gar zu gern dieſe Vorſtellung ſehen mögen, zumal da mich auch die Figuren darin immer ſehr intereſſirt haben. Es iſt doch eine Herrlichkeit um die griechiſch-heidniſche Welt, die auch den Greueln und Abſcheulichkeiten — die bei andern nur Ekel erwecken — eine intereſſante Geſtalt hat geben können! Wie wichtig ſind dieſe Beſchäftigungen der Verdammten, und welchen nahen Bezug haben ſie auf das wirkliche Leben! Wie dumm iſt unſere chriſtliche Hölle dagegen!

Jena, den 19. April 1815.

Ich bin jetzt an Sammlung meiner kleinen Gedichte, die Herr Göſchen drucken will. Ich nehme nur das wenigſte heraus, und das meiſt eine moraliſche Tendenz hat. Dieß hält ſich doch noch am längſten. Es werden kaum ſieben Bogen werden. Wozu auch das viele? Wenn nur ein paar Zeilen darunter ſind, die Sie erfreuen und ergötzen könnten, ſo bin ich ſchon belohnt. Einen

---

[1] Von Goethe, die zuerſt am 3. Februar aufgeführt war. Br. S. 175 u. 185.

Ich entlaſſe euch, meine Kinder! — — Lady Milford iſt nicht mehr, und Johanna von Norfolk zu arm, ihre Schuld abzutragen — Mein Schatzmeiſter ſtürze meine Schatulle unter euch — Dieſer Pallaſt bleibt dem Herzog — Der Aermſte von euch wird reicher von hinnen gehen als ſeine Gebieterinn. (ſie reicht ihre Hände hin, die alle nach einander mit Leidenſchaft küſſen.) Ich verſtehe euch, meine guten — Lebt wohl! Lebt ewig wohl! (faßt ſich aus ihrer Beklemmung.) Ich höre den Wagen vorfahren. (ſie reißt ſich los, will hinaus, der Hofmarſchall verrennt ihr den Weg.) Mann des Erbarmens, ſtehſt du noch immer da?

Hofmarſchall (der dieſe ganze Zeit über mit einem Geiſtesbankerott auf den Zettel ſah.) Und dieſes Billet ſoll ich Seiner Hochfürſtlichen Durchlaucht zu höchſteigenen Händen geben?

Lady. Mann des Erbarmens! zu höchſteigenen Händen, und ſollſt melden zu höchſteigenen Ohren, weil ich nicht baarfuß nach Loretto könne, ſo werde ich um den Taglohn arbeiten, mich zu reinigen von dem Schimpf, ihn beherrſcht zu haben.

(Sie eilt ab. Alle übrigen gehen ſehr bewegt auseinander.)

Shakeſpeare oder Goethe werden Sie nicht in mir ſuchen — auch keinen Schiller.

Daß man Herrn Mounier[1] ſo gar häuslich und freundlich in Weimar aufnimmt, verwundert die Leute hier ſehr. Er iſt ſogar, ſo viel ich weiß, aus Grenoble, und da kann er Ihnen von den Geſinnungen ſeiner dortigen Landsleute etwas erzählen. Auch muß er den Geiſt Napoleons genau kennen.

Jena, den 20. Juni 1815.

Es iſt recht freundlich von Ihnen, daß Sie mich auch im Getümmel Ihrer Welt nicht vergeſſen mögen. Der Himmel wird Sie auch ſchon für Ihre Treue ſegnen.

Daß unſere gute Frau von Stein nicht ganz jugendlich friſch von ihren Eiſenbädern[2] unter den hohen Fichtenwäldern zurückgekommen iſt, gehört unter die Dinge, die man eben ertragen muß. Ich kann nicht läugnen, daß ich dieſe Freundin als einen großen Beſtandtheil meines eigenen Glückes anſehe, da ich ſo viel gutes von ihr erhalten habe.

Ich habe in dieſen Tagen das Schattenbild eines deutſchen jungen Prinzen in den Briefen des Pr. von Neuwied an ſeine Mutter geleſen. Nicht bald hat mich eine ſchriftliche Unterhaltung ſo angezogen. Eine ſolche Ingenuität und Bravheit. Haben Sie das Büchelchen nicht, ſo kann ich es Ihnen ſchicken.

Andere philoſophiſche Werke kann ich auch zum Theil rühmen, als: die Geſpräche Julius und Evagoras von Profeſſor Fries in Heidelberg; dann Vorleſungen über das höchſte Gut von Profeſſor Wyß in Bern. Beide dieſe Schriftſteller haben ſich ziemlich von Vorurtheilen rein zu machen geſucht, und man findet treffliche Wahrheiten in ihren Schriften. Kennen Sie die deutſchen Blätter von Weltmann? Darin ſollen auch Aufſätze von ſeiner Frau ſein, die ich ſehr ſchätze. Dieſe hat böhmiſche Sagen herausgegeben, die ſehr intereſſant ſein müſſen.

---

[1] Den Sohn des frühern Leiters einer Erziehungsanſtalt. Düntzer zu Br. S. 190.

[2] In Ilmenau.

Jena, den 15. September 1815.

Was Sie mir über Wielands Briefe [1] ſchreiben, iſt intereſſant. Ich habe ſie noch nicht geſehen, doch wünſcht man, der theure Sohn hätte ſie in kleinerer Anzahl drucken laſſen. Sie drücken ſich über Wielands Genius gar wohl aus. Mehr Anmuth in Phantaſie und Verſtand, als Kraft und Energie in der Erfindung und Darſtellung. Seine Helden und Weiſen ſehen ſich ſo ziemlich alle gleich. Auch ſtand ihm das Leben höher als die Kunſt, obgleich beide ſich genau bei ihm mit einander verſchwiſterten.

Jena, den 24. Oktober 1815.

Den Tod der guten und — wie Sie wohl ſagen — rechtſchaffenen Frau v. Wedell habe ich mit Ihnen, und gewiß mit vielen Freunden, betrauert. Ihre Stelle wird ſobald nicht wieder erſetzt werden, und die gute Herzogin wird auch den Verluſt lange fühlen. Sie hat ſich recht mit-Geiſt und Studium in ihre Stelle einzupaſſen geſucht, um den Willen ihrer Herrſcherin zu befolgen.

So hat mich auch des jungen Bertuchs Tod ſehr tief verwundet, und wenn der Vater nicht mit ſo ſtarken Banden an die Erde gebunden wäre, ſo ſähe ich nicht, wie er es aushalten könnte.

Darum wollen wir es uns zu Nutze ziehen, was die Frau v. Staël von den Deutſchen ſagt, daß ſie nur mit dem Univerſum leben können — und dabei wollen wir bleiben!

Sonne und Mond ſind ſeit mehreren Tagen ſehr freundlich geweſen, und ſonderlich hat letzterer an dem großen Feſtabend, den 18. Oktober, mir ein höchſt feſtliches Schauſpiel gegeben. Das Feuer auf dem Hausberg diente ihm zum Altar, über das ſich erſtlich der jetzt ſo hell glänzende Mars feierlich hinzog und gleichſam über der Spitze deſſelben zu verweilen ſchien, dem darauf bald der helle ſilberne Mond nachfolgte und dieſelbe Stellung nahm. Das ganze Thal und die Berge waren wie mit einem ſchwarzen Tuch behangen, an welchem nur die Spitzen und Gipfel der Bäume hervorragten und die ſchönſten Silhouetten bildeten, tief unten aber ein glänzender Strich der vorbeifließenden Saale. Ich habe in meinem Leben kein feierlicheres Schauſpiel geſehen, wo ſich Himmel und Erde ſo geiſtig zu vereinen ſchienen. Früh am Morgen deſſelben Tages hat ein heftiger Blitz und Donnerſchlag ſolchen angekündigt.

---

[1] Auswahl denkwürdiger Briefe Wielands. Wien 1815.

Was Sie mir vom General Czernitſchef ſagen, iſt mir ſehr intereſſant, zumalen daß er ſich nicht ſo ſehr von den Pariſer Erſcheinungen angelockt fühlt, die ſeinen Herrn und Meiſter feſter ſcheinen gefeſſelt zu haben. Man ſagt jetzt gar viel von den genauen Verbindungen der Ruſſen und Franzoſen, und daß erſtere ſcheinen die armen Preußen im Stich laſſen zu wollen. Es war wohl zu erwarten.

Jena, den 7. November 1815.

Wenn meine Gedichte weiter keine Verdienſte haben, ſo iſt es doch, daß einmal ein anderer Ton angeſtimmt werde gegen dieſes ewige Zauber-, Ritter-, Hexen- und Gaukelweſen, und man Religioſität zu finden habe, wo auch nicht ewig das Kreuz angemalt iſt.

Jena, den 17. November 1815.

Ich nehme beſondern Antheil an dem Schickſal der vortrefflichen Kaiſerin, ob ich ſie gleich nicht geſehen habe. Was dieſe Zeiten gutes haben möchten, iſt, daß ſie die irdiſchen Gottheiten etwas näher aus ihrem Olymp zu uns herunter gerückt haben und uns alſo das Wahre an ihnen genauer haben kennen gelehrt. Manche gewinnen dabei, ſowie andere wiederum verlieren. Die von Ihrem Geſchlecht gewinnen am öfterſten, ſowie ſie doch in der Regel am verborgenſten bleiben.

Seien Sie unbeſorgt wegen Ihrer Söhne! Das Schickſal und ihr eigenes Vermögen wird ihnen gewiß ſchon den Weg anweiſen, der jedem der ſchicklichſte iſt, und unſere Sorgen und Plane helfen uns nichts.

Sie ſind beide brave und verſtändige junge Leute, von guten

Eltern, deren Beiſpiel ſie vor ſich haben, ſowie auch den Ruhm ihres Vaters. Da wird es ihnen nicht fehlen. Mich dünkt, daß es gut ſei, daß Ihr Karl — wenigſtens auf eine Zeitlang — aus dem Jägerſtande ſei herausgehoben worden. Dieſer Stand hatte für ſeine Exiſtenz etwas zu beſchränktes.

Dienſtag den 28. November 1815.

Daß meine kleine Sammlung ſo noch zur rechten Stunde bei Ihnen angelangt iſt, rechne ich zu den guten Zufällen meines Lebens. Gleiches ſchreibt mir auch unſere gute Erbprinzeſſin aus Mecklenburg in lieben Zeilen.

Was wird denn aus Ihrem Theater werden, wenn die Wölfe fortgehen? Es ſcheint, es treibt ſich mehreres nach dem Abzug.

Freitag den 15. December 1815.

Goethe war vorgeſtern den ganzen Abend noch hier. Ernſt beſucht mich fleißig.

Donnerſtag, den 11. Januar 1816.

Grüßen Sie Ihre beiden Söhne und den abreiſenden Karl! Ernſt ſoll mich nur bald wieder beſuchen. Seien Sie nicht allzu beſorgt um die guten Menſchen. Das Schickſal ſorgt ſchon.

„Allzu bemühete Sorge
„Raubt ihm den Willen hinweg.“

(Siehe Knebels Gedichte, das Lied der Hoffnung.)[1]

Ich hoffe nicht, daß der Vers Ihres lieben Briefes:

„Der Einſame verſinkt ſtille“

auf Sie anzuwenden ſein ſoll!

Freitag früh den 19. Januar 1816.

Seit geſtern ſagt man ſchon unſere theure Prinzeſſin Caroline hier todt. Ich empfinde, was alle empfinden müſſen, die ſie gekannt haben; doch kann ich nicht ſagen, daß ich ſehr traurig ſei. Ich ſah das Unglück kommen, und nun, da es vorüber iſt, freue ich mich gewiſſermaßen, daß der Engel erlöst iſt!

---

[1] Lit. Nachlaß I. 45.

Wen ich betraure, das ſind die armen Kinder und die zunächſt bei ihrem Abſchiede zugegen waren. Der Eindruck muß unauslöſchlich bleiben — doch kann es noch Troſt verſchaffen, irgend eine Linderung dem ſcheidenden Engel gegeben zu haben.

Jena, den 30. Januar (1816).

Mittwoch, ſagt man, ſei Epimenides;[1] davon müſſen Sie mir auch ſchreiben. Auch ſpricht man allerlei, was in Berlin paſſirt ſein ſoll — davon möchte ich auch wiſſen. Auch was an der Geſchichte vom Prinzen Bernhard wahr iſt! Fürchten Sie nichts, ich verbrenne die Briefe.

Jena, den 2. Februar 1816.

Ich kann Ihnen nur im Vertrauen ſagen, daß die letzten Zeilen, welche meine kleine Sammlung Gedichte ſchließen, von unſerer theuren Prinzeſſin Caroline ſelbſt ſind. Sie ſcheint darin gleichſam eine ſelige Ahnung ihres kurzen Aufenthalts auf der Erde gehabt zu haben.

Dienſtag den 13. Februar (1816).

Noch haben Sie mir keine Zeile von ſo wichtigen Nachrichten geſchrieben, die ſich nun faſt täglich in Weimar zutragen. Jetzt ſind ſie alle Staatsleute! das macht das neue politiſche Syſtem und die Wachſamkeit! Auch von Epimenides noch nicht ein Wort! Man lobt die Dekorationen ſehr.

Es iſt vielleicht gut, daß Ihr neuer Falkenorden die Gemüther etwas in Bewegung ſetzt. Etwas muß ſie ja doch beſchäftigen. Die Raubvögel deuten übrigens immer auf Unruhe.

Uebrigens, denke ich, ſie werden die Singvögel in Weimar gar vertreiben heißen.

---

[1] Es wurde des Todes der Prinzeſſin Caroline wegen erſt am 7. Februar gegeben.

Jena, den 16. Februar 1816.

Für Ihre gefällige und geiſtreiche Schilderung des Epimenides danke ich Ihnen. Sie ſehen mit wohlgefälligen Augen und hören auch ſo. Andere waren nicht ſo zufrieden. Die Muſik wollte ihnen nicht recht ans Herz gehen, und dann fanden ſie, daß manches in der Allegorie zu fein und daher zu unbeſtimmt für den anſchauenden Sinn ſei. Das läßt ſich nun wohl denken, und man müßte ein ſolches Spiel öfters geſehen haben. Zuletzt aber die Miſchung von moderner Tracht und Sitte mit der antiken that ihnen gewaltig weh — und auch das kann ich mir denken. Wir wollen alſo nur das Stück fleißig leſen, das ſo viel vortreffliches und gemüthliches enthält. Es iſt ſchwer für das jetzige Publikum zu ſchreiben und zu dichten. Der Hauptgrund liegt im Unverſtand; dann aber ſind die Geſchmacke ſo getheilt, wie das politiſche Deutſchland. Ich glaube, wenn man den alten Hermann hätte auftreten laſſen, und das nordiſche Unzeug, hätten manche mehr Gefallen daran gehabt ꝛc.

Jena, den 12. März 1816.

Die unerwartete Ankunft meines Karls hat mein Haus etwas in Unruhe geſetzt; nicht ſowohl durch ſeine Perſon, als durch die mancherlei Beſuche, die ſich bei dergleichen Gelegenheiten einſtellen. Geſtern belaſtete mich noch ein beſonderes Unglück. Herr Kanzler v. Müller ſchickte mir aus Gefälligkeit das neueſte Werk von Herrn Baron v. Fouqué, die Fahrten Thiodolfs des Isländers. Weil ich von dieſem Autor noch ſo wenig geleſen habe, ſo wollte ich dieſes Werk ſtudiren, um die Talente und Eigenſchaften des geprieſenen Mannes daraus zu erkennen. Wie fand ich mich aber in den geringſten Erwartungen davon äußerſt betrogen! Nichts unwürdigeres, ſchlechteres, abgeſchmackteres und elenderes iſt mir noch vorgekommen. Und meiſt eben darum, weil der Verfaſſer, wie es ſcheint, Prätenzion auf Genie macht. Von den Charakteren will ich gar nichts ſagen. Sein Held, Herr Thiodolf, iſt der beſoffenſte, brutalſte Student, dergleichen es ehemals in Halle oder Jena gab, Gottlob aber nicht mehr gibt. Dieß iſt nun der Lieblingsautor der deutſchen Nation!! Dieſer Gedanke verſetzte mich in tiefere Betrübniß, als es wohl hätte ſein ſollen. Da ich jetzt ſo oft, zumal in den engliſchen Journalen, das Mißtrauen der Ausländer gegen alles, was deutſcher Witz oder Geſchmack heißt, leſen muß, ſo überfiel mich die Scham, wenn ich bedachte, was Ausländer von einem ſolchen Produkte und denen, die es leſen, denken müßten. Ich habe lange keinen ſo ſchwermüthigen Abend gehabt.

Von nun an ſoll dergleichen aber nicht mehr auf meinen Tiſch kommen, und kein Name ſoll mich täuſchen!

Doch noch Eins! Von Religion, Ritterthum und Chriſtenthum wagen es dieſe Menſchen dennoch zu ſprechen, und wollen ſich ein Verdienſt machen, dieſe unter ihre Dummheiten gelegentlich mit einzuſchmuggeln. Die Elenden, Verächtlichen, Abgeſchmackten!!

Etwas anders hat es doch noch unſer heiliger Werner traktirt, der jetzt, wie ich höre, als Fuldaiſcher Penſionär dem Großherzog von Weimar heimgefallen iſt. Welch ein Troſt für unſere gute heilig gewordene Frau v. Schardt, die jetzt den Heiland ſo viel näher hat!

„Daß die Bäume nicht zu hoch wachſen, dafür iſt ſchon geſorgt," hat Goethe zu einem Motto genommen; und daß die Menſchen nicht zu verſtändig werden, dafür wohl auch!

Dienſtag den 23. April 1816.

Ich komme eben von Wielands Briefen her, deren Lektüre ich ſo lange aufgeſchoben habe, und die mir noch — ich weiß nicht welche — Ungenügſamkeit geben. Ich finde den Mann ganz darin, aber wir wünſchten von unſern verklärten Freunden etwas verklärteres zu haben. Die Schuld liegt an mir, ich weiß es; aber ich kann nicht dafür. Wenn ich in dem Zirkel der Welt mitlebte, ſo wäre ich vielleicht leichter zu begnügen. Wenn man ſich längere Zeit genauer gekannt hat, ſo iſt uns ſchon ſo vieles bekannt, und wir möchten gern fortſchreiten!

Jean Pauls Muſeum habe ich mit größerem Vergnügen ſeit ein paar Tagen geleſen. Er iſt voll Ideen, voll Vorſtellungen und Bilder. Es ſprudelt gleichſam. Eins verdrängt das andere und löſcht leider zu oft den Eindruck des vorhergehenden wieder auf. Aber man ergötzt ſich doch an dem Witz und Scharfſinn und an dem Neuen, das er immer wieder mit tauſend Wendungen aus dem Boden heraus zu ſchürfen vermag. Von Schubert verſpreche ich mir doch viel Gutes, wenn man ſich anders an ſeine Individualität einigermaßen gewöhnen kann. Er hat viel Aehnliches mit Moritz und beſitzt große Wiſſenſchaft.

Jena, den 17. Mai 1816.

Goethe iſt noch hier und wird wohl, wie wir hoffen, noch ein paar Tage hier bleiben. Er beſucht mich fleißig, und ſeine Gegenwart klärt mir das Gemüth auf. Unſere gemeinſchaftliche Freundin Griesbach iſt jetzt nach der Inſel Rügen gereiſt, um dort einen Freund zu begrüßen. So weit haben wir es doch nicht!

Jena, den 7. Juni 1816.

Nun bitte ich Sie, daß Sie mir bald genaue Nachricht geben von dem, was in Weimar während dieſer Feſtlichkeiten vorgefallen iſt — auch wie Ihnen die neue Herzogin Ida[1] gefällt ꝛc. Goethe[2] und ſein Haus betrüben mich ſehr. Schreiben Sie mir auch hierüber etwas, wo möglich tröſtliches. In W. ſind ſie recht glückſelig, da freut ſich einer an des andern Falkenorden und ſingen Lieder zuſammen, die ſie drucken laſſen! das ſind ſelige Menſchen!

Jena, den 12. Auguſt 1816.

Daß Sie die Nähe Ihres Gartens allhier[3] und den Hintergrund des hübſch geformten Berges ungern vermiſſen, kann ich mir wohl denken. Ich weiß nicht, wer es ſagt, daß man öfters einen erhabenen Gegenſtand ſich vor Augen ſtellen ſolle, weil ſich mit dem Anblick zugleich die Seele erhebt. Aehnliches empfinden wir ſchon bei ſich erhebenden Waſſerkünſten und beim Steigen der Kaskaden, das uns deshalb Vergnügen macht. Auch mit hohen Gebäuden und Säulen erhebt ſich die Seele — was mag es erſt mit den Pyramiden ſein?

---

[1] Von Meiningen, die ſich mit dem Herzog Bernhard vermählt hatte.

[2] Deſſen Frau am 6. geſtorben war.

[3] Frau v. Schiller hatte ſich einige Zeit in Jena aufgehalten.

Iſt denn die Erbprinzeſſin von Oranien[1] in Weimar geweſen?

Was Sie mir über das neue Produkt des Herrn Benjamin Conſtant[2] ſagen, iſt mir ſehr einleuchtend. Ich liebe dieſe Verſtandesnaturen nicht. Das Beſte muß bei mir aus dem Gemüth kommen, ſonſt taugt es nicht viel. Bei dieſen Naturen iſt Dünkel, Ehrgeiz, Seinwollen ſo ſehr mit allen ihren Gefühlen und ihren ſogenannten Pflichten vermengt, daß es mir davor grauſet. Es kann wohl ein guter Menſch ſchreiben wollen, aber dann muß er uns keine falſchen Zwecke aufdringen. Der Menſch, der nicht kerngut iſt, der kann vielleicht auch nützlich ſein, aber mir taugt er nichts.

Donnerſtag früh den 29. Auguſt (1816).

Mehrere Beſuche von Freunden haben mich ſeit ein paar Tagen in Bewegung geſetzt, deren ich nicht gewohnt bin. Unter Andern brachte auch der Exminiſter von Altenſtein ein paar Tage bei uns zu, die mir ſehr unterhaltend und mich unterrichtend waren.

Wenn man ſo die Dinge der Zeit und die Perſonen, die ſolche hervorbringen, durch ein paar ziemlich helle Augen anzuſehen in Stand geſetzt wird, ſo erſcheint manches doch noch anders, als man es geradezu aus den Zeitungen zu vernehmen gewohnt iſt. Man erfährt die Beſtätigung des Sprüchworts: „daß die Welt nur durch mittelmäßige Weisheit regiert wird,“ oder, möchte man hinzuſetzen, durch gar keine, vielmehr nur durch Convenienz, Leidenſchaften der einen, Blindheit der andern u. ſ. w. Die wichtigſte Rolle dabei ſpielen meiſt nur die Schelme, oder diejenigen, die den Bündel auf ſich zu nehmen ſich gefallen laſſen.

Unſers Freundes Goethe Geburtstag haben wir geſtern im

---

[1] Schweſter der Großfürſtin.

[2] Ein Roman, Adolphe.

Herzen gefeiert. Es ſcheint, er wird ſich mit den Jahren nicht ganz von dem Looſe aller außerordentlichen Menſchen losſprechen können, welche die Nichtigkeit der Dinge immer ſchwerer fühlen. Sein fleißiges Naturſtudium allein kann ihn in der Höhe halten, die ihm den Genuß des Lebens nicht verächtlich macht. Dazu ſcheint er auch eine unverſiegliche Quelle in ſich zu haben. Wer es bloß mit den Menſchen in ihren äußeren Verbindungen hält, der kann ſchwerlich zu einer dauernden Zufriedenheit durch ſie gelangen; — nur in den Herzen wahrer Freunde wohnt ſichere Ruhe.

Jena, den 25. September 1816.

Ich wünſchte wohl des Malers Cornelius Zeichnungen aus Goethes Fauſt zu ſehen. Es iſt ein geſchickter Künſtler, und er hat gewiß die intereſſanteſten Punkte gewählt. Es iſt ſeltſam, wie dieſer Fauſt insbeſondere alle Malernaturen an ſich zieht. In ſolchen Vorſtellungen lebt am meiſten unſere Natur. Die mehr heiteren Vorſtellungen der Griechen ſind uns ſchon fremder. Dieſes mag auch ſo ſein, nur kann ich die Metzeleien und Schindereien der Heiligen, auch in den Vorſtellungen der größten italieniſchen Meiſter, nicht wohl vertragen. Je näher der Natur, deſto ſchrecklicher, möchte ich wohl ſagen. Mich ſoll der Künſtler mit mir zufrieden machen, und da ich ihm in den Vortrefflichkeiten ſeiner Kunſt nicht immer nachgehen kann, ſo ſoll wenigſtens das Ganze einen angenehmen Eindruck auf mich machen.

Das Bild von der Gräfin Edling, das Sie mir machen, freut mich ſehr. Ich war im Voraus von der Wahl ihres Gemahls verſichert.

Ich las vor ein paar Abenden Schillers kleine Gedichte mit großer Zufriedenheit wieder. Es ſind ſo vortreffliche, auf jeden Bezug des Lebens ſo abgemeſſene, richtige und glückliche Gedanken und Worte darin, die bei jeder andern Nation gleichſam ſprüchwörtlich unter den Menſchen herumgehen würden. Die unſrige weidet ſich nur an der Fülle immer neuer Produkte.

Fünfter Akt.

(Abends zwiſchen Licht, in einem Zimmer beym Muſikanten.)

Erſte Scene.

Louiſe ſitzt ſtumm und ohne ſich zu rühren in dem finſtern Winkel des Zimmers, den Kopf auf den Arm geſunken. Nach einer großen und tiefen Pauſe kommt **Miller** mit einer Handlaterne, leuchtet ängſtlich im Zimmer herum, ohne Louiſen zu bemerken, dann legt er den Hut auf den Tiſch, und ſetzt die Laterne nieder.

Miller. Hier iſt ſie auch nicht! Hier wieder nicht — Durch alle Gaſſen bin ich gezogen, bey allen Bekannten bin ich geweſen, auf allen Thoren hab ich gefragt — Mein Kind hat man nirgends geſehen! (nach einigem Stillſchweigen.) Geduld, armer unglücklicher Vater! Warte ab, bis es morgen wird. Vielleicht kommt deine Einzige dann an's Ufer geſchwommen. — — Gott! Gott! Wenn ich mein Herz zu abgöttiſch an dieſe Tochter hieng? — Die Strafe iſt hart. Himmliſcher Vater, hart! Ich will nicht murren, himmli-

Freitag den 4. October 1816.

Um Riemers Vorrede[1] muß ich doch bald wieder bitten. Ich leſe jetzt nichts wie Philoſophien und zwar unſeres **Bachmanns Philoſophie unſerer Zeit**, die ich ganz kürzlich von ihm erhalten habe[2]. Es iſt viel Gutes für mich in dem Buch, ob ich gleich nicht weiß, wie die Welt damit zufrieden ſein wird. Ich lerne erſt unſere Philoſophen Kant, Fichte, Jakobi, Schelling ꝛc. etwas näher daraus kennen. Es iſt wunderbar, wie ſie ſich zum Theil zerarbeitet haben, um das Unmögliche zu erkennen. Das, was vor ihnen lag, die Natur nämlich, achteten ſie und erkannten ſie deſto weniger. Ich weiß nicht, wie weit es Herr Bachmann noch bringen wird, denn ich bin erſt in der Mitte des Buches. Leid thut es mir, daß er dem armen Fries zu nahe auf den Leib tritt, den wir nun nächſtens hieher erhalten werden.

Dienſtag den 8. October (1816).

Daß Sie ſich von dem jetzigen Hofleben auf einige Zeit wieder in Ihr Rudolſtadt zurück ziehen, finde ich ganz gut, nur wünſchte ich einige Meilen näher dieſem Orte zu wohnen. Unſer geſellſchaftliches Leben führt übrigens nicht immer zum gemüthlichen Leben, und nur dieſes liebe ich. Wer unſer geſellſchaftliches Hofleben ehrenhaft mitmachen will, muß wenigſtens den größten Theil von Europa durchreiſt haben, mit den ausgezeichnetſten Perſonen in Bekanntſchaft ſein und viel zu erzählen wiſſen, ſonſt iſt er nur ein armer Figurant!

Ich möchte Ihnen gerne ein paar hübſche Lieder ſchicken, die auf die verſtorbene Kaiſerin von Oeſterreich ſind gemacht worden von Max von Schenkendorf; noch habe ich ſie nicht abgeſchrieben. Vielleicht erhalten ſie ſolche im Buchladen. Es ſind nur 1½ Bogen. Wenn Sie den Muſen Almanach von Cotta[3] haben, worin Goethe's Gedichte ſind, ſo leihen Sie mir ſolchen auf zwei Tage.

---

[1] Zu ſeinem griechiſchen Wörterbuch.

[2] An Goethe II. 204.

[3] Das Taſchenbuch für Damen für 1817.

Freitag den 11. October (1816).

Mit tauſend Dank ſchicke ich Ihnen, gütige Freundin, das Taſchenbuch wieder. Ich habe es beinahe ganz durchgeleſen.

Otto und Sarella von Lafontaine haben mich am meiſten angezogen. Die Erzählung iſt meiſterhaft. Nach dieſer haben wohl Rückerts Sonette das meiſte originelle Verdienſt. Jean Paul hat trefflichen Witz und Beobachtung. Goethe's orientaliſche Gedichte werden wenige Bewunderung finden, weil ſie auch von gar wenigen verſtanden werden. Das übrige, zumal die Poeſien, bleibt im mittleren Fach. Unendlich iſt doch dieſer Almanach dem von Alois Schreiber, Cornelia betitelt, vorzuziehen. Dort iſt faſt gar nichts. Ueberhaupt ſcheint aber unſere dießjährige poetiſche Ernte etwas vom Froſt gelitten zu haben.

Das indiſche Gedicht Ramayana[1] hat mich ſchon längſt angezogen. Ich kenne Stellen daraus, die groß ſind. Ich hoffe, das engliſche Original durch Sartorius in Göttingen zu erhalten, der es mir verſprochen, aber nicht Wort hält. Ich wünſchte daraus noch in meinen alten Tagen überſetzen zu können. Etwas viel Mythologie ſcheint darunter zu ſein, die ins Abenteuerliche fällt.

Profeſſor Thierſch aus München iſt bei mir geweſen. Er hat Pindars Oden überſetzt und zwar in die mit dem Originale gleichen Sylbenmaße. Eine entſetzliche Arbeit! Ich machte ihm meine Zweifel darüber, er meinte aber ohne dieſes gienge der Pindar verloren.

Er unterrichtet die königl. Prinzeſſinnen in München und lehrt dieſe auch nach ſolchen Sylbenmaßen leſen. Dieß ſoll nach und nach in allen bayriſchen Schulen eingeführt werden.

Was das für eine poetiſche Zeit werden wird!

Jena, den 25. October 1816.

Da der Himmel in trüben Tagen immer den ihm vertrauenden guten Menſchen etwas zur Linderung ſchickt, ſo waren mir es in dieſen letzten Tagen mehrere Bogen von Goethe's Reiſe nach Italien, die mir zu Händen kamen. Sie ſind ungemein heiter geſchrieben, zumal vom Anfang herein, und trieben mir wirklich die Wolken von der Seele. Ich kann Ihnen nicht gutes genug von dieſen Erzählungen ſagen, und hoffe, daß Sie ſolche nun ſelbſt bald erhalten werden. Der große Vortheil von Goethe's Schriften dieſer Art iſt es, daß er uns mit ſeiner ganzen Menſchheit in die Dinge einführt, und daß wir gleichſam auf dieſe Art mit ihm ſchauen, lernen und ſind.

---

[1] Pr. S. [illegible]

Daß Sie in unſerm heiteren Saalthale, in der Höhe des ſchönen Rudolſtädter Schloſſes ſich wohl befinden, freut mich gar ſehr. In der That iſt eine anmuthigere und etwas impoſantere Anſicht der Gegenſtände um uns her, in dieſen kleinlichen ſeelendürftigen Zeiten, dem Gemüthe faſt unumgänglich nothwendig. Dieſe äußere Natur muß uns halten, daß die innere nicht endlich verſchrumpft und zu Grunde geht. So hat es Goethe auch oft auf ſeiner Reiſe empfunden, wo er ſich nicht auf Werken der Kunſt erheben konnte.

Auch Ludens haben wieder ein Söhnchen erhalten. Ich ſchickte ihm zum Glückwunſch folgende Zeilen:

Trüb iſt die Welt; ja trüb, nicht minder von außen als innen;
Drum erweckeſt du dir ſchönerer Hoffnungen Keim:
Mög' er zu Segen und Glück aufblühen den liebenden Eltern,
Und ſo ſchließen den Kranz fröhlicher Jugend um ſie!

Grüßen Sie Ihre jungen Profeſſors und Dichter, Göttling und Voß, wenn Sie ſie ſehen, und laſſen ſich von erſterem ſeinen Helieder vorleſen.

Jena, den 14. November 1816

Der Todesfall Ihres Freundes v. Gleichen[1] geht auch mir ſehr nahe. Sagen Sie mir doch, ob es derſelbige iſt, der ſeither Freund und Geſellſchafter des Fürſten in Rudolſtadt war? Ich hatte auch eine beſondere Neigung für ihn, und ſprach ihn noch zuletzt, als ich mit unſrer Großherzogin in Schwarzburg war. Die Gleichen haben alle, ſo viel ich ſie kenne, Geiſt und Gemüth. Auch dieſer unterſchied ſich dadurch, ob er mir gleich etwas Phlegma zu haben ſchien. Ihr Verhältniß zu ihm hat freilich noch mehr Anzügliches, und er muß durch ſeine ſchönen Kenntniſſe doppelt intereſſant für Sie geweſen ſein.

---

[1] Siehe Nr. S. 316

Freitag den 29. November 1816.

Vorgeſtern war ein Doktor der Arzneikunde, Herr Bloch aus Danzig bei mir. Er kam von Wien und Berlin, wo er eine Zeit lang ſtudierte, und trug uns mit vieler Laune und unendlichem Gedächtniſſe ganze Stücke von dem luſtigen Theater in Wien vor.

Dieſe Farcen haben mehr Geiſt und ich möchte ſagen, mehr Talent als der größte Theil unſrer neueſten Trauerſpiele. Der Witz iſt mitunter ganz ariſtophaniſch. Das Stück: „Jupiters Beſuch bei der Prinzeſſin Europa, oder, wie geht es im Olymp zu?“ iſt voll treffenden beißenden Witzes. Wir haben nicht aufhören können zu lachen.

Der junge Menſch hat ein treffliches Talent, dergleichen vorzutragen.

Jena, den 24. Januar 1817.

Eine Erſcheinung, wie die Humboldt'ſche bei Ihnen war, ſetzt das Gemüth in eigene Beruhigung mit ſich ſelbſt. Man ſieht ſo viele Geſtalten an ſich vorüber gehen, und weiß am Ende doch nicht, wem man eigentlich angehört. Alte Freunde überzeugen uns erſt, daß wir noch dieſelben ſind, die wir einſt waren, und die wir uns ſchmeichelten ſein und bleiben zu dürfen. Humboldt iſt ein rechtſchaffener, ſicherer Mann, und von ſeiner Frau, die ich perſönlich nicht kenne, ſagt man mir noch mehr Vorzügliches. Da Sie ſolche für Ihre Schweſter erkennen, ſo kann mir das Geſagte nicht zweifelhaft ſein. Auch die vergnügten Stunden bei Goethe kann ich mir wohl denken. Perſonen, die ſo viel geiſtig gelebt haben, wie Humboldts, ſind auch gewiß unterhaltend, und nicht gewöhnliche Erſcheinungen. Wir müſſen unſere Weltkenntniſſe meiſt nur aus Büchern holen.

Unſere gelehrte Welt geräth jetzt ſehr in Krieg. Berliner Gelehrte haben gegen Wolf geſchrieben, und der jüngere Voß hat, wie ich höre, ein ganzes Buch gegen ihn herausgegeben. Alles wird jetzt gedruckt, und ſo erfährt die Welt doch etwas. Auch die Roſtocker Profeſſors haben gegen den renommiſtiſchen Oken ein paar Bogen in die Welt geſchickt, mit großer Höflichkeit, wie ich höre.

Dienſtag den 28. Januar 1812. (Gehört zu Seite 330.)

Ich dachte gewiß morgen in Weimar zu ſein und Ihnen perſönlich für Ihre letzten lieben Zeilen danken zu können. Nun da Goethe's Stück[1] erſt Sonnabends aufgeführt wird, werde ich nicht eher eintreffen.

Dieſen Morgen hatten wir den Herzog, die Großfürſtin und ihren Gemahl hier. Sie waren ſo freundlich, daß wir wirklich die kalte Winterluft nicht ſpürten.

Frau von Stein hat mir letzthin noch recht liebe Zeilen geſchrieben. Ich denke ſo oft an ſie, die ihr Leben doch ſo ſchön für ihre Freunde fortgeführt hat, und wünſche ihr den fröhlichſten Muth.

Daß Sie ſich glücklich fühlen, mit Einem der kleinen, ſchönen Geiſter, die Sie um ſich haben, ſich nicht mehr abgeben zu dürfen,[2] das verdenke ich Ihnen wohl nicht. Ach, wie drucken dieſe Menſchen die Natur herunter, und wie unwohl machen ſie uns!

Jena, den 11. Februar (1817).

Ihre Anſicht über Graf Stolbergs Alfred iſt gar richtig. Er dürfte zuweilen poetiſcher ſein. Seine Anſichten über unſere neueſte deutſche Poeſie am Ende des Buches gefielen mir ſehr.

---

[1] Romeo und Julie.

[2] Etwa Falk, der ausgezogen war? I. 616.

Gott weiß, was aus unſrer Poeſie noch für ein Geklingel und Gefaſel werden ſoll! Nichts ſtark hervortretendes, nichts männliches!

Das ſind wir größtentheils den Reformatoren, den Schlegeln, ſchuldig, und das Publikum läßt ſich ja alles gefallen!

Schaffen Sie mir doch nur das neueſte Taſchenbuch: Sagen und Legenden von Frau von Helwig! Die Frau verzweifelt, wenn ich ihr nicht antworte. Geben Sie doch den Alfred unſerm Erbgroßherzog, damit er einſehen lerne, daß die ſchönen Wiſſenſchaften dem Regenten nicht ſchaden, ſondern daß man ſich, wie Sie wohl ſagen, ſelbſt dadurch zu veredeln ſuchen muß!

Jena, den 24. Februar 1817.

Der Tod des Fürſt Primas hat auch mich betroffen. Er iſt gleiches Alters mit mir geweſen, und da mag man ſich doch wohl zur Abfahrt bereit halten. Dann hinterläßt er keine Kinder, und dieß konnte ihm das Ende leichter machen.

Was nun die Freunde und die Welt betrifft, ſo mag freilich für jene ſein Tod bitter ſein, denn er war ein höchſt gemüthlicher Mann; für die Welt aber, man darf es wohl ſagen, hatte er bereits ſchon etwas zu lange gelebt. Sein empfängliches Gemüth hat ihn in die böſen Schlingen des ſchlaueſten Böſewichts gerathen laſſen, und dieß hat leider ſeinem Charakter eine große Makel gebracht. Was man vielleicht an dem Freunde, an dem gewöhnlichen Mann entſchuldigen möchte, das kann an dem Weltmann, an dem Fürſten, nie entſchuldigt werden. Wer in einem hohen Stande lebt, muß wiſſen, daß er auch ſchwerere Verantwortung für Welt und Nachwelt hat. Iſt es noch ein geborner Fürſt, ſo trägt man Mitleid mit ſeinem Stand und ſeiner Geburt, aber ein Staatsmann, ein Weiſer, für den er ſo lange gegolten hat, und in der That alle Lehren und Grundſätze ſeines Berufes von früher Jugend eingeſaugt, der darf, ohne Verluſt ſeines Namens, an keiner ſolchen Klippe hangen bleiben. Friede ſei mit ſeiner Aſche!

Er war ein guter Mann, aber aus Gutmüthigkeit zuweilen etwas ſchwach und eitel. Auch hatte in ſeinem Geiſte nicht alles feſten Grund, ſondern ſchwebte und zerfloß in ungewiſſen und allzuweiten Räumen.

Genug, meine Liebe! Seien Sie nicht böſe auf mein etwas ſtrenges Urtheil, aber ich glaube, wer ſo hoch im Leben ſteht, der müſſe auch eine höhere Tugend haben!

Jena, den 7. März 1817.

Vor ein paar Tagen ſchickte mir die gute Frau von Stein das Taſchenbuch für Sagen und Legenden von ihrer Frau Nichte zu. Da ſtudierte ich den Antheil, der davon an dieſe gehört, ſogleich die halbe Nacht hindurch. Man kann den phantaſiereichen Ausdruck, die bilderreiche Sprache, kurz, was die Maler das Colorit nennen, an dieſer nicht genug loben. Schade, daß ſie faſt etwas zu reich aufträgt, und daß die meiſten der Gegenſtände, die ſie ſich anjetzt wählt, ihres Pinſels nicht würdig ſind. Sie hat ſich wahrſcheinlich durch die alten Bilder, die ihre Bewunderung ſo ſehr an ſich gezogen, und dann durch den Modegeſchmack, ſonderlich des Herrn v. Fouqué, verführen laſſen, ihre Imagination mit albernen Bildern lächerlicher Selbſtverläugnung und pfäffiſchen Wundergeſchichten anzufüllen, wovon das Reſultat auf etwas Abgeſchmacktes hinausführt. Da ich ihr geſtern ſogleich geſchrieben, ſo habe ich ihr das unſtatthafte, unwürdige und widrige dieſer Geſchichtchen einigermaßen vor die Augen zu legen geſucht.

Ueber das, was Sie mir von Dalberg ſagen, bin ich vollkommen einſtimmig mit Ihnen. Es war ein edler, vortrefflicher Mann. Nur ſuchte er zu viel zu umfaſſen, und das brachte ihn leider in die Hände des Satans.

Er ſoll aber doch unter die Heiligen gezählt werden.

Freitag, den 28. März 1817.

Daß Sie durch Anſtellung Ihres guten Karls etwas außer Sorgen ſeinethalben geſetzt ſind, freut mich außerordentlich. So waltet denn über Ihre lieben Kinder ein gutes Schickſal, und ſie verdienen es doppelt, durch ſich ſelbſt und durch die guten Eltern.

Gott wolle auch für die meinigen ſorgen. Beſſer iſt es auf jeden Fall, daß ſie von Weimar weggeſchafft ſind, und ſo gereicht ihnen die nicht freundliche Aufnahme daſelbſt vielmehr zum Glück. Ich wenigſtens bin ſehr froh, daß mein Karl auswärts iſt, und auch er ſcheint mit ſeinem Schickſale zufrieden.

Was Sie mir in Ihrem letzten Briefe wegen des Theaters ſchreiben,[1] beherzige ich alles wohl. Ich habe und werde ferner von dem, was mir auch Frau v. Stein geſchrieben, einigen Gebrauch machen. Freilich muß man außerordentlichen Menſchen von Geiſtestrieb und Geiſtesfähigkeiten manches zu gute halten, zumal bei vorgerücktem Alter. Sie werden in manchen Stucken reizbarer und intoleranter, zumal wenn die Sachen nicht überall nach ihren Vorſtellungen gehen wollen. Dafür ſind ſie aber in mancher andern Rückſicht wieder milder und gelinder.

Goethe beſucht uns hier fleißig und täglich. Er hat auch ſchon ein fröhlicheres Ausſehen, als er von Weimar mitgebracht hat. Wir wollen ihm das nicht benehmen. Er iſt dabei äußerſt thätig und geſchäftig.

Jena, den 15. April 1817.

Etwas unruhiger wie gewöhnlich gieng es ſeit einiger Zeit in meinem Hauſe her; ſowohl Goethe's Gegenwart als die Beſuche verſchiedener durchreiſender Freunde, die öfters den Vormittag zu ihrer Gelegenheit nahmen, ſtörten mich an ruhigen Geſchäften.

Man ſagte mir jüngſt, Sie würden in Kurzem uns auf einige Zeit hier beſuchen. Ihr Ernſt wird doch alsdann auch hier ſein; ich habe ihn ſeit langem nicht geſehen.

Schreiben Sie mir nur, was es Neues in Weimar giebt und was ſich ſonderlich für Begebenheiten auf Ihrem Theater ereignen, wovon man im Geheim viel ſpricht.

---

[1] Goethe hatte die Theaterlaſt in alten Tagen nochmals auf ſich genommen (an Knebel II 212), gerieth aber mit dem Einfluß der Jagemann in Colliſionen, denen er bei Gelegenheit der „Hundes von Aubry" nach Jena auswich und endlich weichen mußte.

Donnerſtag den 17. April 1817.

Die Zufriedenheit, die Sie über das immer mehr ſich befeſtigende Schickſal Ihrer guten Söhne erhalten, freut mich ſehr.

Was die luſtig unluſtige Komödie anbetrifft, ſo mag ich darüber eben nicht viel ſagen. Man kann ſie ja als einen Einfall paſſieren laſſen, der, zumal den eifrigen Hundefreunden, zu verzeihen iſt. Wenn aber das Stück übrigens und an und für ſich ſelbſt ſchlecht iſt, ſo iſt nicht der Hund, ſondern der Menſch in Rechenſchaft zu ziehen, und dann iſt der Spaß in der That platt. Ich habe jedoch Leute gehört, denen das Stück gefallen hat.

Auch die Schrift des Prinzen Stourdza[1] kann ich nicht zu ſehr loben. Dumpf gegen alle Wahrheiten, die neuere Denker und Philoſophen aufgedeckt haben, legt der Verfaſſer Sätze zum Grunde, die allen Menſchenverſtand zurückſtoßen. Iſt denn Dummheit Religion? und darf ſich der platteſte Aberglauben unter dieſer Hülle dem menſchlichen Geiſte präſentieren? — Schöne Stellen in dem Buche läugne ich nicht, aber ſie ſind doch wunderlich myſtifizirt, verkehren und verdrehen den Verſtand. Es iſt wahrſcheinlich, daß der Verfaſſer durch dieſes Buch dem auch in Rußland um ſich greifenden Katholicismus hat Einhalt thun ſollen — und in dieſer Hinſicht mag es ſich vertheidigen laſſen.

Das Andenken unſrer lieben vortrefflichen Emilie Gore iſt mir äußerſt erfreulich. Wie oft denke ich nicht an ſie, da ich ſie als das Muſter aller weiblichen Vortrefflichkeiten ſtets in meinem Herzen verehrt habe.

Dienſtag, den 29. April 1817.

Meiner ſorgenvollen theuren Freundin muß ich doch mit einigen Worten für Ihren lieben Brief Dank ſagen.

Schreiben Sie mir ſogleich, wie es mit dem Examen abgelaufen iſt. Ohne Zweifel hat ſich unſer guter Ernſt mit einigen neuen Lorbern bedeckt

---

[1] Ueber die Lehre und den Geiſt der orthodoxen Kirche, von Kotzebue überſetzt.

Sorgen Sie nur nicht zu ſehr, und nehmen Sie an den Begegniſſen der Welt, die ſich um Sie ereignen, nicht zu lebhaften Antheil.

Goethe geht fleißig auf dem Muſeum herum, beſucht Botanik und Chemie, und iſt dabei ſehr thätig, beſucht uns auch fleißig. Ich kann mich mit dieſen irdiſchen Sachen nun nicht mehr abgeben und bin zu alt dazu, auch noch viel zu lernen. Indeſſen nehme ich Theil an allem, wenn es bis zu meinem Bereich reicht.

Jena, den 1. Juni 1817.

Mit Goethen bin ich dieſen Morgen ſpazieren gefahren. Es war kalt wie im November. Sein linker Fuß iſt etwas geſchwollen;[1] ſonſt befindet er ſich ganz wohl. Wir müſſen alle den Schaden des Alters tragen.

Ich freue mich auch noch über die vergnügte Ausſicht, die Sie bei der Anſtellung Ihres Karls haben.

Montag früh (2. Juni)

Goethe war geſtern Abend noch bei mir und will dieſen Mittag bei uns eſſen. Sein Zufall am linken Fuß iſt eben nicht von Bedeutung, ſowie ich auch ſelbſt mit dem meinigen nicht in Ordnung bin. Er hätte ſich etwas mehr in Acht nehmen ſollen und nicht ſo lange im Garten über dem feuchten Boden ſitzen bleiben.

Goethe habe ich geſtern im botaniſchen Garten, wo er jetzt wohnt, und wohin er mich in ſeinem Wagen abholen ließ, beſucht. Er iſt heiter und geſchäftig und wohnt daſelbſt ungemein angenehm.

Jena, den 10. Juni 1817.

Sie erhalten, theure Freundin, hier die herrlichen Gedichte[2] wieder mit vielem Danke zurück.

Sie haben mich mehr wie erfreut, ſie haben mich tief gerührt, ſowohl von Seiten der Kunſt und des Talents als auch der Perſönlichkeit des Dichters. Gleichſam mit einem glühenden Griffel zeichnet er ſeine Gefühle tief ins Herz hinein. Kein Dichter iſt ihm ſcher Vater, aber die Strafe iſt hart! (er wirft ſich gramvoll in einen Stuhl.)

---

[1] Briefw. II. 223.

[2] Byrons.

Louiſe (ſpricht aus dem Winkel.) Du thuſt recht, armer alter Mann! Lerne bey Zeit noch verlieren.

Miller (ſpringt auf.) Biſt du da, mein Kind? Biſt du? — Aber warum denn ſo einſam und ohne Licht?

Louiſe. Ich bin darum doch nicht einſam. Wenns ſo recht ſchwarz wird um mich herum, hab ich meine beſten Beſuche.

Miller. Gott bewahre dich! Nur der Gewiſſenswurm ſchwärmt mit der Eule. Sünder und böſe Geiſter ſcheuen das Licht.

Louiſe. Auch die Ewigkeit, Vater, die mit der Seele ohne Gehilfen redet!

Miller. Kind! Kind! Was für Reden ſind das?

Louiſe (ſteht auf und kommt vorwärts.) Ich hab einen harten Kampf gekämpft! Er weiß es, Vater! Gott gab mir Kraft! Der Kampf iſt entſchieden! Vater, man pflegt unſer Geſchlecht zart und zerbrechlich zu nennen! Glaub er das nicht mehr! Vor einer Spinne ſchütteln wir uns, aber das ſchwarze Ungeheuer Verweſung drücken wir im Spaß in die Arme! Dieſes zur Nachricht, Vater! Seine Louiſe iſt luſtig!

Miller. Höre, Tochter! Ich wollte, du heulteſt. Du gefielſt mir ſo beſſer.

Louiſe. Wie ich ihn überliſten will, Vater! Wie ich den Tyrannen betrügen will! — Die Liebe iſt ſchlauer als die Bosheit und kühner — das hat er nicht gewußt, der Mann hierin gleich. Er iſt ein ſeltenes Original. Sie mußten noch die Recenſion von ſeinen Gedichten im Quarterly Review leſen, die gleichfalls gerecht und vortrefflich iſt. Den Renouard können Sie noch nicht erhalten. Goethe hat ihn an einen hieſigen Neugriechen[1] gegeben, um danach eine neugriechiſche Grammatik zu verfertigen. Er iſt nur grammatiſch, und ſein ganzer Inhalt iſt, zu zeigen aus den älteſten Dokumenten, wie die franzöſiſche Sprache nach und nach geworden iſt. Ob er gleich dieſes, wie es uns ſcheint, mit großem Fleiße und Einſicht gethan hat, ſo würde es Ihnen doch wenig Unterhaltung geben können.

Da Goethe heute nach Weimar abgegangen iſt, ſo ſehen und ſprechen Sie ihn vielleicht ſelbſt darüber.

Jena, den 17. Juni 1817.

Morgen iſt großes Feſt hier, und das Paradies ſoll illuminirt werden. Das thun die Studenten, die ſich des Siegestages freuen!

Jena, den 27. Juni 1817.

Dank für Ihre lieben Zeilen und noch mehr für Ihren und der guten Karoline freundlichen Beſuch. Er hat uns alle ſehr erfreut.

Geſtern fuhr ich mit Goethe ſpazieren. Er gehört eigentlich mehr ſeinen Geſchäften an als uns; doch iſt er auch äußerſt zuvorkommend, mittheilend und gut gegen ſeine Freunde, — ſo weit ſie nicht gar zu ſehr ſeine Zirkel ſtören.

(4. Auguſt 1817 nach Rudolſtadt).

Goethe holt mich gemeiniglich gegen Abend in ſeinem Wagen ab, und da ergötz' ich mich an der Ueberſicht des Segens. Es ſcheint nicht, als ob Goethe Luſt hätte, in dieſem Jahre nach dem Bade zu reiſen. Ob er es den Winter über hier aushalten dürfte, weiß ich nicht. Es iſt hier nicht gut, ohne Familie lange zu leben. Doch bis zum Winter haben wir noch Zeit. Seine zweite Abtheilung der italieniſchen Reiſe iſt vollendet. Er hat mir einige Bogen davon zu leſen gegeben, die mich ſehr erfreut haben.

[1] Paradernies

Den 28. Auguſt, an Goethe's Geburtstag 1817.

Geſtern beſuchte mich unſer Herr Kanzler, der aus dem Karlsbade zurückkam. Er iſt reich an Bekanntſchaften aller Art zurückgekommen. Es war mir bei ſeinen Erzählungen wie einem, der aus einer dunkeln Kammer, worin er lange Zeit gelebt, auf einmal zur glänzenden Vorſtellung einer Oper käme. Das ſind ja herrliche Sachen, dachte ich. Auf einmal beſann ich mich, daß es nur Maſken ſeien und ein jeder in ſeinem Hauſe vielleicht ein anderer.

Ich ſchicke meinen Saul durch Profeſſor Walch aus Berlin, der eben hier iſt, an Grafen Brühl zur Vorſtellung. Ich will ſehen, was ſie daraus machen.

Die Sprache des Herzens hat der Dichter gewiß oft und energiſch darin geſprochen.

Jena, den 19. September 1817.

Schicken Sie mir doch gelegentlich etwas von Ihres Ernſt poetiſchen Verſuchen und Ausarbeitungen. Ich habe großes Vertrauen zu ihm, und wenn er auch nicht der Sohn ſeines Vaters und ſeiner geiſtigen Mutter wäre!

Jena, den 7. October 1817.

Nun muß ich Ihnen ſagen, daß wir geſtern den alten Voß nebſt Frau und Sohn bei uns hatten. Ich wagte ein verwegenes Stück und begab mich zu Fuß im regnichten Wetter nach dem Griesbach'ſchen Garten, wo er ſich aufhielt. Er kam mir geſunder und kräftiger vor wie ſonſt; nur die Frau litt am Fieber, das ſie ſchon in Lübeck hatte. Ich ſuchte die gewöhnliche Steifigkeit eines gelehrten Umgangs zu unterbrechen und ſprach von allem, was mir vorkam. Er iſt ſehr unterrichtend zumal über gewiſſe Punkte. Wir kamen alſo auf Klopſtock, von dem er viel Partikulares weiß, da er einige Zeit mit ihm gelebt hat. Wir beklagten, daß die jetzige junge und alte Welt ihn ſo ſehr außer Augen ſetze, und er lobte mir ſonderlich ſeine Proſa, welche Leſſing für die vorzüglichſte deutſcher Sprache gehalten habe. (Wenn Sie etwas von dieſer haben, oder mir auftreiben können, ſo bitte ich mir ſolches zuzuſchicken). Vorzüglich pries er Klopſtocks Ueberſetzungen aus dem Tacitus, wovon in jener Republik Stellen vorhanden wären. Er ſagte mir noch, daß drei Bände ſeines Shakeſpeares mit Oſtern bei Brockhaus zum Vorſchein kämen, und daß er unter den bisherigen Ueberſetzungen die Wieland'ſche noch für die beſte hielte.

Jena, den 11. October 1817.

Was Sie mir über die Voßiſchen Ueberſetzungen des Shakſpeare ſagen, iſt mir ſehr intereſſant; denn in der That, nach der Meinung, die man mir davon beygebracht hatte, wollte ich ſchon ſie ſogleich aus dem Buchladen abholen laſſen. Jetzt möchte ich nur vorerſt eine Probe davon ſehen, und wenn Sie ſo was haben, ſo bitte ich, es mir nur auf ein paar Tage zu überſchicken. Ich möchte gerne mit Augen ſehen. Daß es der Voßiſchen Familie an Genialität zu dieſer Ueberſetzung fehlen möchte, muthmaßete ich ſchon etwas vorher. Doch, wer weiß es! Gott thut Wunder und Menſchen halfen auch ſchon zuvor. Das Bekenntniß des alten Voß, daß man den Shakeſpeare durchaus wie einen alten Klaſſiker behandeln müſſe, und Wort für Wort wieder geben, erſchreckte mich ſchon ſehr, da ich nicht einmal glaube, daß man die alten Klaſſiker ſo behandeln dürfe.

Jena, Freitag den 24. October.

Vor allem muß ich ſagen, daß mich das, was Sie mir von dem Autodafe ſchreiben, das unſere Jünglinge in Eiſenach angeſtellt haben, ſehr ergötzt hat. Sie haben, wie ich nun höre, noch einen heſſiſchen Zopf, einen bayriſchen Prügel, eine preußiſche Schnurbruſt ꝛc. den berühmten Schriften hinzugethan, und die Flamme ſoll hoch emporgeſtiegen ſein. Könnte man doch allen Unſinn auf einmal verbrennen!

Daß einer aus Boſton[1] kommen muß, um Ihnen und Ihrem Namen was liebes und gutes zu ſagen, das freut mich ſehr. Doch ſind auch wir ſo unerkenntlich nicht, und wir lieben und ehren Sie in Ihrem theuern Gemahl. Sein reines, edles Herz, das ſich durch ſeinen Geiſt ausſprach, hat ihm die Liebe und Bewunderung aller Welt zugezogen.

---

[1] Der Amerikaner, deſſen Goethe gedenkt, an Knebel II. 238.

Wir feiern heute im Stillen, obgleich bei trübem Wetter, den Geburtstag unſrer verſtorbenen Herzogin Amalia. Die Erinnerung an die guten Verſtorbenen ſoll uns bleiben. Ihr Andenken ſei uns heilig. Man kann das wahre Leben, das in Erinnerung des Guten beſteht, nicht genug fortpflanzen. Wie viel Gutes liegt darin!

Jena, den 4. November 1817.

Heute will ich der verehrten Freundin nur mit wenigen Zeilen unſern herzlichſten Dank für den letzten lieben Beſuch abſtatten, der uns ſo ſehr erfreut hat.

Jena, den 13. November 1817.

Goethe iſt, wie Sie wohl wiſſen werden, ſeit einigen Tagen wieder bei uns und beſucht uns täglich. Der Hauptgegenſtand unſrer Unterhaltungen war meiſt — außerdem was die Zeit ſo reichlich mit ſich bringt — Lord Byron's Manfred. Goethe hat es mitgebracht und überſetzt daran — was er eigentlich nur geſchickt zu Stande bringen möchte. Es iſt ein gewaltiger Geiſt in dem Stück — man möchte faſt ſagen ein Uebergeiſt — denn er bändigt die Geiſter, die ihm häufig in dem Stück erſcheinen; und um deren willen das Ganze da zu ſein ſcheint. Man kann nicht zweifeln, daß Lord Byron eine Notiz von Goethe's Fauſt gehabt habe, und aus dieſem Geiſt ſcheint ſein Werk entſprungen zu ſein. Aber ſtatt daß Goethe das Innere, Gewaltige nach Außen wendet, treibt es der engliſche Dichter von Außen nach Innen und ſucht ſeine Hölle in ſich auf. Ich darf Ihnen nicht mehr von dem Werke ſagen, um nicht räthſelhaft zu werden, da Sie es wahrſcheinlich noch nicht geleſen haben. Aber es wird Sie wunderbar ergreifen, und man kann es ſo leicht nicht wieder aus den Gedanken bringen. Vergeſſen darf ich es doch nicht, daß die höchſten und herrlichſten Gegenſtände der Natur in demſelben auf das trefflichſte hingeſtellt ſind und die leiſeſten Gefühle berührt.

Die Begebenheiten der Zeit erzählen uns gar manches. Der Eiſenacher Studentenkongreß macht mehr Aufſehen, als es zu wünſchen wäre. Mich däucht, unſer Großherzog hat keine ungeſchickte Rolle dabei geſpielt, und es iſt zu wünſchen, daß ſich die Regierungen nicht darein miſchen möchten. Man ſagt mir, daß Hofrath Luden und Martin ſich entſchloſſen hätten, zu der Zeitſchrift für die Burſchen Beiträge zu geben, und darin den Geiſt derſelben etwas zu mildern. Das ſcheint mir in der That das klügſte, ſo wird ſich der gewaltige Enthuſiasmus nach und nach legen und zu mehrerer Einſicht und Reife gelangen; durch Strenge und Gewalt wird hier nichts Gutes gethan.

Von Ludwig Wieland's Talent zu ſchreiben, habe ich eine gute Meinung. Ohne ihn gehen die Oppoſitions-Blätter zu Grunde. Freilich iſt er zuweilen etwas ſchroff — aber oft bringen es auch die Gegenſtände mit ſich. Sein Urtheil iſt meiſt ſcharf und richtig. Uebrigens möchte es doch nicht übel ſein, wenn die Wahrheit zuweilen ſo wie ſie iſt dargeſtellt würde. Es erwüchſe dadurch wenigſtens eine Opinion im Volke, die man zu ſcheuen hätte, und die bisher gar zu wenig reſpektirt wurde. Was hätte es z. B. zu ſagen, wenn man Schnürbrüſte für das Militär als lächerlich darſtellte? was ſie doch in der That ſind und ſogar der Geſundheit höchſt nachtheilig! Wir ſind noch lange nicht an der engliſchen Freiheit. Hier fällt mir noch ein, daß ich kürzlich von einer antiken Statue des Antinous geleſen habe, an welcher man die hohe Bruſt, als weibiſch mit Recht tadelt — und damit ſollen ſich jetzt die preußiſchen Krieger ſchmücken!!

Den 14. November Morgens.

Goethe iſt alle Tage bei uns. Er hat ſich ein Reich der Kenntniſſe und Wiſſenſchaften erſchaffen, worin er ſich immer zu beſchäftigen weiß, und ſeine faſt unerſchöpfliche Produktivität ſichert ſeinen Geiſt vor äußern Anfällen des Schickſals. Dabei hat er

Ruhm, Ehre, Vermögen — mächtige Stützen, zumal für die Ausſicht in die Zukunft, die ihm, bei dem Stand und den Eigenſchaften ſeines Sohnes, nicht zweifelhaft ſein kann. Ich mag ihm mit meinen kleinen Sorgen durchaus nicht hinderlich fallen, ſondern ſuche, wo möglich, ſein Gemüth noch zu erheitern. Dieß iſt die Pflicht des Freundes, deren Erfüllung uns ſelbſt wieder Kraft ertheilt.

Dienſtag den 2. December 1817.

Goethe ſelbſt beehrte mich mit einigen Verſen[1] und brachte den Mittag mit dem wackern Döbereiner und dem Griechen Papadopulos bei uns zu. So war mir auch der Abend vergnüglich, an dem ich mir vorzüglich die lieben Briefe meiner Freunde wiederholte. Da am Sonntage Concert war, dem die meiſten beiwohnten, ſo gaben wir ihnen geſtern ein kleines Abend-Convivium, wozu auch mein Karl ganz unerwartet aus Erfurt kam und uns die neueſten Nachrichten von Frau v. Krüdener hinterbrachte, die er Tags zuvor mit mehreren andern Officiers in Dietendorf geſprochen hatte. Sie ſehen aus ſeinem Briefe, den er nun ſelbſt mitbrachte, daß die Frau eine wahre Närrin iſt und Aufſehen zu machen verlangt. Karls mündliche Erzählung beſtätigt dieſes noch mehr.

Jena, den 9. December 1817.

Das an meinem Geburtsmorgen Verfertigte[2] kann ich noch nicht überſchicken. Goethe hat noch einen Theil davon, und ich bin mit dem übrigen ſelbſt noch nicht ganz im reinen. Uebrigens iſt das Gedicht ſelbſt wohl etwas zu ſchaurig für Ihre Einbildungskraft.

Es freut mich, daß Ihr Karl Hoffnung hat, wohl angeſtellt zu werden. Ach, das Wohl der Kinder macht uns manche Sorge.

Ulm mag ein altes Neſt ſein — aber das Schwabenland iſt gut!

Mein Karl hat mir geſtern noch viel aus unſers Schillers artigen Büchlein, die Sie mir geſchenkt, vorgeleſen. Es war mir nicht alles davon ſo gegenwärtig. Man freut ſich, Schiller's Herz und Geiſt zugleich mit ſeiner poetiſchen Fülle hervortreten zu ſehen!

---

[1] Zu Knebels Geburtstag, 30. November.

[2] Die Ueberſetzung aus Byrons Werner.

Byron's Manfred, Calderon's Magico und Goethe's Fauſt ſind eigentlich nicht in Parallele zu ſetzen. Letzterer hat wohl zum Manfred die Idee gegeben — aber wie verſchieden doch in der Ausführung — und vom Calderon iſt faſt gar nichts zu vergleichen.

Goethe's Fauſt iſt eine große Welt- und Menſchenanſicht, Manfred eine tiefe Geiſteranſicht, und Calderon eine Liebesgeſchichte, mit etwas metaphyſiſchem Geſchwätz und Zauberwerk vermiſcht. Manfred's Höllenfahrt in ſein eigenes Herz zeugt von unglaublicher Kraft der Phantaſie, die ſich doch nie in dem Sinnlichgräßlichen verliert, ſondern immer vornehm und bedeutend bleibt.

Jena, den 16. December 1817.

Ich möchte gern wiſſen, wie Voſſens Ueberſetzung von Shakeſpeare ausfallen dürfte. Wenn Sie mir etwas davon mittheilen können, ſo thun Sie es. Voß hat in ſeinen Ueberſetzungen das Beſchreibende oft ſehr gut, ja meiſterhaft wiedergegeben; hingegen für das feinere, zärtliche und rührende im Ausdruck hat er faſt gar keinen Sinn. Leider mag ſich dieſes bei ſeinen beſtändigen Schularbeiten gänzlich verloren haben.

Ueber Frau v. Krüdener iſt weiter nichts zu ſprechen. Es iſt ſchon zu viel von ihr geſagt worden. Ihr Gefühl des Mitleids finde ich für das menſchlichſte — nur hätte man dieſe Frau ſchon längſt aus der Geſellſchaft und der Berührung mit Andern bringen ſollen.

Daß Herrn v. K(otzebue) die Weimar'ſche Luft ſchlecht bekommt, iſt mir wohl begreiflich. Sie iſt uns andern, die wir doch von verſchiedener Beſchaffenheit ſind, nicht immer zuträglich geweſen.

Von unſern Staatsmännern war es ein großes Verſehen, die Preßfreiheit ſo ganz unbedingt hinzugeben. Was auf einen großen Staat paſſen könnte, paßt wahrlich nicht auf ſo einen kleinen. Doch wir möchten uns gerne groß dünken!

Am heiligen Chriſtmorgen 1817.

Geſtern brachte Geheimerath Goethe und unſer Profeſſor Koſegarten den Mittag bei uns zu, denen ſich auch Herr Hofrath Starke Abends zugeſellte, um den Chriſtbaum glänzen zu ſehen.

Frau von Schwendler hat mich über manches belehrt, das mir zu wiſſen angenehm iſt, beſonders über den Charakter der Frau v. Krüdener und ihr Verhältniß zu einem gewiſſen Hof. Daß der Abbé de St. Pierre ihr Lehrmeiſter in Frankreich geweſen iſt, war mir beſonders auffallend.

Jena, den 9. Januar 1818.

Ich habe mir zu dieſem Jahrgang ein großes Buch binden laſſen, worein ich täglich meine Begebenheiten und Gemüthszuſtände einſchreiben will.[1] Ich habe aber noch nicht angefangen, weil ich noch nicht in der Laune war. Was es werden ſoll, weiß ich noch nicht — aber jeder Tag, dem 364 andere folgen, iſt ja ein neues Jahr.

Dieſe Nacht las ich im Glenarvon. Das mag ein gutes Buch für junge Frauenzimmer und andere Weltleute ſein. Für mich iſt es nicht mehr; doch ſind Stellen darin, die mich amüſirt haben. Das Ganze von dem Werk kann ich eigentlich noch nicht faſſen. Das vorzüglichſte ſcheint mir in perſönlichen Schilderungen zu beſtehen.

An Goethe habe ich das Ihrige ausgerichtet. Er iſt freundlich und erwidert ſolches. Uebrigens iſt er arbeitſam und beſucht uns auch noch fleißig.

Dienſtag den 13. Januar 1818.

Wegen eines ſchnellen Urtheils über Glenarvon, das ich kürzlich mit zu leichter Feder gab, muß ich um Vergebung bitten. Er hat jetzt angefangen beim zweiten Theil mich ſehr zu intereſſiren. Es iſt nun klar, daß es hauptſächlich darauf angeſehen ſei, Lord Byrons ſeltſames Daſein und Charakter lebendig darzuſtellen. Das war nun wohl keine leichte Sache, den außerordenlichen Eigenſchaften dieſes jungen Mannes volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen und doch die Quelle aufzudecken, woraus alles ſein Unheil entſprang. Eben dieſe Eigenſchaften, die auch im Aeußeren ſo glänzend hervortraten, richteten ihn zu Grund und mußten ihm alle Zufriedenheit mit ſich ſelbſt benehmen. Hiezu kam Eitelkeit, die auch von den kräftigſten und feinſten Seelen nicht entfernt bleibt. Bei ihm wurde ſie zur Gewalt, zur deſpotiſchen Gewalt, zumal gegen das weibliche Geſchlecht, das ſich durch ſeinen Geiſt, durch ſeine Geſtalt, durch ſeinen außerordentlichen Reiz und Anmuth in Ausdruck, Worten und Geberden, beinahe unwiderſtehlich angezogen fühlte. Was man in zu großem Uebermaße hat und genießt, verachtet man endlich. Man will zuletzt nur das allerausgeſuchteſte, allerfeinſte, um auch das tyranniſiren zu können. In einem ſo hohen dichteriſchen Gemüthe muß aber das Frevelhafte ſeiner Unthat bald wieder auf ihn zurückfallen. Er erkennt ſich ſelbſt — und nun wird er ſich ſelbſt zur Hölle — noch mehr, wenn er fühlt, daß er andere durch ſein Betragen unglücklich gemacht hat.

---

[1] Lit. Nachlaß III. 406.

Sonnabend den 23. Januar 1818.

Der Pilgerfahrer[1] iſt in der That ſo unbedeutend nicht, als mich anfänglich die Aufſchrift (Weihnachtsgabe) und der elegiſche Eingang befürchten ließ. Seine kleinen Stanzen ſind meiſt wohl gearbeitet, und er hat ein richtiges Gefühl für Sprache und Wohlklang. Auch der Gang des Gedichtes und die Naturſchilderungen ſind wohl gefaßt und gefällig hingeſtellt. Dieſes Gedicht verdient eine gute Aufnahme und Ermunterung für den Verfaſſer. Da ich ſolche nicht ſelbſt abfaſſen kann, ſo habe ich das Gedicht unſerem Freunde Döring übergeben, der ſich nicht unzweckmäßig mit ſchöner Litteratur abgibt und bisheriger Redakteur der Zeitſchwingungen (sic) war, die ſich vor der Hand mit einer treffenden Kritik ſeines Freundes Löfler (der gleichfalls hier ſtudirt) über den Yngurd geſchloſſen haben, aber bald wieder von neuem erſcheinen ſollen.

---

[1] Von Richard. Briefe von Sch. Gattin S. 336.

Mit dem Redakteur der hieſigen Literaturzeitung, Herrn Eichſtedt, iſt nichts zu machen. Dieſer iſt ein ungefälliger Mann, der die Sachen in die Ewigkeit aufſchiebt, oder ſie gar nach Parteilichkeit liegen läßt. Weiter ſtehe ich mit keinem der Journaliſten in irgend einiger Verbindung; auch ſind ſie größtentheils, poetiſche Werke zu beurtheilen, ſehr unfähig. Ueber das, was mir bei Leſung des Gedichts in den Sinn gekommen, muß ich noch etwas ſagen. Es iſt nämlich zu bedauern, daß unſere jungen Männer, denen es nicht an Talent fehlt, ſolches nicht auf Gegenſtände anwenden, die an und für ſich von dauerndem Gehalt ſein möchten. Ich meine Gegenſtände der Philoſophie, der Naturlehre u. ſ. w., die reichen Stoff zur Poeſie enthalten. Die Gedichte des Lucrez, die Georgica des Virgils u. ſ. w. werden ewig leben durch ihre eigene Kraft, wenn gleich keine Abenteuer und Zaubergeſchichten darin vorkommen. Aber der Geiſt ſcheint ausgegangen zu ſein, und wohl leider daher, weil unſere jungen Leute nicht vorher etwas Tüchtiges in den Wiſſenſchaften thun mögen, bevor ſie ſchreiben und dichten. Sie glauben, ein leichtes Spiel der Phantaſie in wohlgereimten Stanzen — die wir nun leider genug haben — ſei ſchon hinlänglich einen Dichter auszumachen. Aber dieſer Flitter ſtreift ſich endlich ab und vom Kern bleibt faſt nichts übrig. Ein wahres poetiſches Genie hält es aber bei weitem nicht unter ſeiner Würde, dem Kern das meiſte Gewicht beizulegen.

Dieſer Gegenſtand iſt ſehr beherzigenswerth. Wieland hat ſogar ſeine Laufbahn mit einem ſehr ernſten Lehrgedicht angefangen und Virgil erſt in ſeinen fünfziger Jahren die Eklogen gedichtet. Wir laſſen unſere Früchte etwas zu früh reif werden — oder geben allenfalls nur die Blüthen dafür hin.

Ich weiß nicht, ob Ihr Dichter Lord Byrons pilgrimage ſollte vor Augen gehabt haben? Dieß iſt freilich ein Gedicht eigner Art, das ich nicht unter die klaſſiſchen rechnen möchte; aber der Geiſt und die Gewalt des Dichters hat ihm freilich ein außerordentliches Intereſſe gegeben. Dieß iſt aber nicht jedermanns Sache, mit dem traurigen Stern — O! ſie ſind pfiffig, ſo lang ſie es nur mit dem Kopf zu thun haben, aber ſobald ſie mit dem Herzen anbinden, werden die Böſewichter dumm — — Mit einem Eid gedachte er ſeinen Betrug zu verſiegeln! Eide, Vater, binden wohl die Lebendigen, im Tode ſchmilzt auch der Sakramente eiſernes Band! Ferdinand wird ſeine Louiſe kennen! — Will er mir dies Billet beſorgen, Vater? Will er ſo gut ſeyn?

Miller. An wen, meine Tochter?

Louiſe. Seltſame Frage! Die Unendlichkeit und mein Herz haben mit einander nicht Raum genug für einen einzigen Gedanken an ihn — Wenn hätt' ich denn wohl an ſonſt jemand ſchreiben ſollen?

Miller (unruhig.) Höre, Louiſe! Ich erbreche den Brief!

Louiſe. Wie er will, Vater! — aber er wird nicht klug daraus werden. Die Buchſtaben liegen wie kalte Leichname da, und leben nur Augen der Liebe.

Miller (lieſt.) „Du biſt verrathen, Ferdinand! — ein Bubenſtück ohne Beyſpiel zerriß den Bund unſrer Herzen, aber ein ſchröcklicher Schwur hat meine Zunge gebunden, und dein Vater hat überall ſeine Horcher geſtellt. Doch, wenn du Muth haſt, Geliebter! — ich weiß einen dritten Ort, wo kein Eidſchwur mehr bindet, und wohin ihm kein Horcher geht." (Miller hält inne, und ſieht ihr ernſthaft ins Geſicht.)

Louiſe. Warum ſieht er mich ſo an? Les' er doch ganz aus, Vater!

und die Nachahmung würde ſehr gefährlich ausfallen; denn ohne dieſes Intereſſe und die eigene Kunſt des Dichters läßt ſich ſo was nicht leicht denken. Es iſt deßhalb beſſer, dem Verſtande durch die Einbildungskraft einige Nahrung zu geben, als an leeren Geſtalten herum zu irren.

Jena, den 30. Januar 1818 früh.

Mir thut es leid, daß ein ſo trüber Fleck dieſen ſchönen Tag[1] verunſtaltet; denn in der That, der Abſchied des Gr. Edl.(ing) iſt ein großer Verluſt für Weimar. Unter den vielen Incongruenzen und Inconvenienzen wäre es ein großes Glück geweſen, wenn wir dieſe hätten vermeiden können, aber die Erhaltung und lange Dauer der Dinge ſcheint einmal nicht in unſer Staatsſyſtem zu gehören. Man ſieht meiſt die wichtigen Sachen — und Menſchen — zu gleichgültig, und die gleichgültigen und unbedeutenden zu wichtig an. Solch eine literariſche Büberei[2] muß unſer ganzes Staatsweſen aus der Angel heben!

Ich habe nun den Glenarvon zu Ende geleſen und werde ihn heute wieder an Vulpius zurückſchicken. Er iſt wohl intereſſant; am meiſten aber doch für die, die den Lord Byron ſchon etwas aus ſeinen Gedichten kennen und von dieſes räthſelhaften Mannes Charakter näher möchten unterrichtet ſein.

Ganz kann ich aus dem Buche dennoch nicht klug werden. Es ſcheint — wenigſtens großen Theils — von einer Frau geſchrieben zu ſein, die tiefe und gewaltige Tücke gegen den Mann gefaßt hat. Vieles muß wahr ſein, und man erkennt — möchte ich ſagen — beinahe des Dichters eigene Feder in dieſem Roman, wenigſtens eine ſehr vertraute Bekanntſchaft mit ihm und ſeinem Styl; dennoch wollte ich nicht, daß es auf dieſe Weiſe geendigt hätte.

Freitag den 6. Februar 1818.

Geſtern hatten wir große Geſellſchaft bei uns — d. h. groß in Rückſicht meiner kleinen Stube. Sie beſtand aus Geh. Hofrath

---

[1] Den Geburtstag der Großherzogin Louiſe.

[2] Etwa die Schrift von Stourdza über Deutſchland?

Starke nebſt ſeiner ganzen Familie, die ſich bei uns anſagen ließen. Dann waren noch Frommanns, Oberſt Linker, Goethe und eine Menge junger Leute da, die wir doch auch an der Geſellſchaft wollten Theil nehmen laſſen.

Ich möchte Ihnen gern ein indiſches Buch zur Erbauung ſchicken, ich weiß aber nicht recht, wo ich es herholen ſoll. Ich will Ihnen indeſſen eines hier beilegen, das mir Goethe jüngſt zum Präſent machte. Es iſt ein Buch der Weisheit aus dem Perſiſchen.[1] Es iſt nicht zum Durchleſen; ſchlagen Sie es aber nur hie und da auf, was der weiſe König ſeinem Sohne zur Lehre gab.

Ich habe Goethen ein anderes dafür gegeben, das Sie mehr amüſiren würde und faſt aus lauter Fabeln zuſammengewebt beſteht, es iſt aber leider griechiſch und lateiniſch.

Was Sie mir über Graf Edling und Frau ſagen, iſt mir ſehr intereſſant. Ich ſeufze im Herzen, daß es keinem rechtlichen Gemüthe in der Länge in Weimar ganz wohl werden kann. Edlings ſind der letzte Beweis; die gute, mir klug geſchilderte Frau kenne ich — jetzt faſt zu meinem Troſte — nicht. Aber er iſt der gemüthlichſte Mann, den ich kenne. Wenn es dem nicht wohl wird bei ſeinem ſo guten Willen und übrigen Vermögen, ſo iſt es ein ſchlimmes Zeichen. Auf eine leichte, ungewiſſe Baſis läßt ſich freilich kein feſtes Schloß erbauen. Wir ſtreben in die Höhe, aber forſchen nicht, ob der Grund feſt iſt!

Ich habe die hieſige Preßlicenz ſchon bei Erſcheinung des erſten Blattes der Iſis täglich betrauert, denn ich ahnete, daß ſo was böſe Folgen haben müſſe und nicht beſtehen könne. Man hat mit der gewöhnlichen Leichtigkeit darüber hingeſehen. Jetzt, da — erlauben Sie mir das niedere Gleichniß — die Schweine groß geworden ſind, wundere ich mich nicht mehr und tröſte mich leichter. Es thut mir leid, daß der gänzliche Mangel an Schicklichkeit und

---

[1] Das Buch Kabus. Goethe an Knebel Nr. 534

Takt die gute Sache verdirbt und manches ſonſt ſchätzbare Talent zur Schmach herabwürdigt.

Goethe iſt wohl und bringt den Tag in ſeiner neuen Wohnung in der Tanne[1] an der Saale zu.

Den 13. Februar (1818) Morgens.

Perſonen, die Neigung zur Korpulenz haben, müſſen öfters ſpazieren gehen. So macht es Goethe, der jetzt alle Tage ein oder ein paar Stunden geht. Ich befinde mich beſſer beim Gegentheil, denn ich bin dieſen ganzen Winter kaum einmal aus dem Hauſe gegangen.

Mein Karl wird morgen nach Weimar gehen, um den Geburtstagsfeſten der Großfürſtin[2] mit beizuwohnen. Mit Ende dieſes Monats verläßt er uns wieder und geht nach ſeinem Erfurt zurück. Er hat ſich während ſeines Aufenthalts hier gar hübſch betragen, und wir verlieren ihn ungern. Auch Goethe liebt und ſchätzt ihn und erkennt ſeine Neigung und ſeinen Verſtand für das Ernſtere.

Goethe grüßt Sie freundlichſt und dankt für die Nachricht über Meier. Er freut ſich ſeiner Wiederkunft.[3] Jetzt beſchäftigen ihn Zeichnungen nach den altgriechiſchen Monumenten, die Louiſe Seidler in München verfertigt und ihm zugeſchickt hat.[4]

Goethe lebt in den Zimmern der Tanne, die Sie ehemals bewohnten, und befindet ſich ungemein wohl daſelbſt.

Jena, den 24. Februar 1818.

Ich glaube, daß man in Weimar bei Hof und in der Stadt jetzt bloß in Verſen ſpricht — und zwar in Stanzen, denn die Deviſenverſe ſind doch gar zu pöbelhaft und gemein. An Schmeichlern und Schmeicheleien darf es auch nicht fehlen, denn darin haben unſere Dichter — wie ſchon Frau v. Staël von ihnen ſagt — den höchſten Gipfel erreicht. So kann es denn an Wohlgefallen nirgends fehlen, denn wo etwa irgend etwas abgehen ſollte, wiſſen es dieſe ſogleich zu erſetzen. „Das Glück der Zeiten" darf man, wie billig, in goldenen Buchſtaben über die Thore von Weimar ſetzen, damit jeder Wanderer es zu finden weiß.

---

[1] Zu Camerer. Düntzer Freundesbilder S. 592.

[2] Am 16. Februar.

[3] Aus der Schweiz. Br. von Sch. Gattin S. 341.

[4] Etwa die Elginiſchen Marmorabzeichnungen? Knebel an Goethe Nr. 508.

Die Rolle von Götz von Berlichingen mag gut für Ernſt gepaßt haben. Grüßen Sie ihn!

Jetzt macht alles Verſe; doch Goethe meint, es ſei niemals weniger Poeſie auf der Welt geweſen, als eben jetzt. Vermuthlich werden Sie Goethen jetzt auch in Weimar ſehen. Er war etwas kränklich, als er abreiste.[1] Hoffentlich wird er ſich wieder erholt haben.

Daß Sie gute Nachrichten von Ihrem Karl haben, freut mich ſehr. Er iſt ein lieber Menſch, und er wird gewiß ſein Glück machen. Auch freut es mich, daß er in ſeinem eigentlichen Vaterlande iſt. Man wünſcht freilich die Kinder um ſich zu haben — und doch müſſen ſie fort, ſonſt wird es ja nichts mit ihnen. Ich danke Gott, daß mein Karl nicht in weimariſchen Dienſten iſt.

Nachſchrift.

Herr v. Reizenſtein, der eben hier iſt und bei dem Maskenzug in Weimar zugegen war, kann uns nicht Herrliches genug von dieſem Aufzug erzählen. In der That muß er ſchön geweſen ſein, und, wie man ſagt, wird er heute wieder gegeben. Ich möchte nicht, daß die Herren, welche die Güte hatten, mir die dabei ausgetheilten Gedichte zuzuſenden, von denen ich nicht ſo ganz begeiſtert mich zeigen konnte, glauben könnten, daß ich deßhalb nicht mit dem Ganzen zufrieden wäre. Nehmen Sie alſo meine Partie, wenn ungefähr die Rede davon ſein ſollte, und ſagen Sie, daß ich mich ſehr darüber gefreut hätte. Es iſt ſo ein Umſtand mit dergleichen Dingen; wenn man nicht ſelbſt zugegen iſt und ſie ſieht, ſo machen ſie in der Erzählung weniger Eindruck. Doch kann ich aus dieſer wahrnehmen, daß alles ſehr glänzend und artig eingerichtet war.

---

[1] An Knebel Nr. 532.

Jena, den 10. März 1818.

Meiſt in allem ſtimme ich mit Ihnen überein in dem, was Sie über Herder ſagen. Ich habe ſeither viel über ihn gedacht. Das Hauptreſultat iſt: daß eine Natur, die, wie die ſeinige, nach dem höchſten Reinen ſtrebt, ſich mit den Dingen der Welt nicht wohl vertragen kann. Da er ſich aber von dieſer nicht wohl losſagen wollte noch konnte, ſo entſtand ein ewiger Streit in ihm, wie jetzt in der Luft Kälte und Wärme mit einander ſtreitet, um den Frühling hervorzubringen. Wenn er noch einige Jahre gelebt hätte und ſich von den öffentlichen Geſchäften hätte losmachen können, ſo wäre er vielleicht in den Zuſtand der Reife und Ruhe mit ſich ſelbſt gekommen.

Goethe iſt nicht gar wohl in Weimar, wie ich höre, und wird bald wieder herüber kommen.[1] Er hat ſich bei einigen Gelegenheiten verdorben.

Vorgeſtern kam unſer Geheimer Hofrath Starke von Hildburghauſen zurück. Die Herzogin ſoll gar nicht wohl ſein und beſondere Zufälle haben. Die Kronprinzeſſin von Bayern, die da iſt, lobt er ſehr. Wer ſollte nicht die deutſchen Prinzeſſinnen loben, wenn ſie gleich nicht immer ſo gelehrt ſind, wie andere!

Freitag den 3. April 1818.

Ich freue mich doch, daß Edlings wieder in Weimar ſind.[2] Vielleicht werde ich die geiſtige Gräfin auch einmal zu Geſicht bekommen.

Leſen Sie doch Six weeks in Paris! Es amuſirt mich ſehr, ſo wie auch Goethen.

Freitag den 10. April 1818.

Goethe hat geſtern fröhliche Nachricht von der Niederkunft ſeiner Schwiegertochter erhalten und wird, wie ich höre, nächſten Montag ſich wieder auf einige Zeit nach Weimar begeben.

---

[1] Br. von Sch. Gattin S. 359. Er kam zu Anfang April. An Kn. Nr. 531.
[2] Br. von Sch. Gattin S. 371.

Den 25. April 1818.

Geſtern war ihr guter Ernſt bei mir. Er klagte mir, daß er wieder ſollte examinirt werden, was doch wider die Gewohnheit ſei. Ich ſuchte ihn zu tröſten. Thun Sie dieſes auch und machen ihm die Sache leicht. Ich tauge nicht zum Staatsmann, denn ich kann mich über nichts examiniren laſſen.

Freitag Morgens (15. Mai).

Die Gräfin Beuſt und Egloffſtein kamen in Begleitung des Kanzlers aus Drakendorf bei uns an, in deren Geſellſchaft auch Goethe war. Goethe blieb den Abend hier.

Hat denn das Examen von Ihrem guten Ernſt noch kein Ende? Ich wünſchte, daß er, und ſeine gute Mutter durch ihn, beruhigt ſein möchten![1]

Dienſtag den 19. Mai 1818.

Geſtern war ich in Dornburg und fand daſelbſt alles heiter und wohl. Die Gegend ſieht aus wie ein Meerſund, wo viele Inſeln herumſchwimmen und nur die einzelnen Höhen hervorragen. Es iſt dennoch anmuthig zu ſehen. Die Herrſchaften waren ſehr freundlich und gnädig. Im Rückweg ſind wir eigentlich zurückgeſchwommen, denn die Fluthen ſtürzten einher und zerriſſen die Wege. So geht es hier! In Weimar ſoll auch das Waſſer Unglück angeſtiftet haben und im Park eine Brücke weggeriſſen. Goethe fährt heute nach Dornburg.

Freitag den 17. Juli 1818.

Uns freut es, daß Ihr kurzer Aufenthalt allhier Ihnen wenigſtens einige Zufriedenheit gelaſſen hat. Freilich muß man an jeglichen Ort vorzüglich ſich ſelbſt hinbringen, denn auch die beſten Freunde können uns nur wenig geben. Weder Ihnen noch den Ihrigen fehlt es an gutem Vorrath im Herzen.

---

[1] Ernſt unterwarf ſich auch dem zweiten Examen, ſtudierte zu dem Ende in Jena, wo er promovierte, dann erhielt er die Ausſicht, angeſtellt zu werden, aber erſt nach einem Andern, der von Fulda übernommen war. Ueber dieſe Verzögerungen, die der Abneigung beider Beamten zugeſchrieben wurden, erzürnt, ſuchte er das Land zu verlaſſen.

Goethe hat uns geſtern auf einige Augenblicke hier beſucht. Er kam mit Madame Mylius herüber und reiſte mit dieſer wieder zurück. Sonntags denkt er wieder herüber zu kommen und dann nach ein paar Tagen ins Karlsbad abzureiſen. Ich habe ihn ſehr wohlausſehend gefunden.

Dienſtag den 28. Juli 1818.

Das Beſte[1] war für den Abend aufbehalten, denn wir hatten eine kleine Geſellſchaft gebeten, wobei auch Ihr Herr Sohn war, und das Ganze ſchloß mit einem kleinen Feuerwerk, das Goethe an dieſem Tage abzubrennen befohlen hatte; auch hatte er ſchon zuvor die Büſte des alten Franklins mit einem ſchönen Blumenkranze zu zieren verordnet. Tags darauf war die Großherzogin hier, und ihre Gegenwart machte uns, wie immer, Freude. Bei dieſer Gelegenheit lernte ich die Frau v. Bielke kennen, die eine eigene Figur unter den übrigen Weſen macht. Sie ſcheint mir die wahre ingenue zu ſein und iſt äußerſt naiv.

Dienſtag den 18. Auguſt 1818.

Seit den Feſtivitäten in Weimar[2] iſt aller Ruf von daher gänzlich verſchollen, und man könnte ſagen eine Windſtille wie auf dem Meer ſei erfolgt. Auch hier iſt es ganz ſtill; auch die Winde brauſen nicht einmal, und wir leben in einem Mittelzuſtand zwiſchen Dürre und Regen — im moraliſchen wie im phyſiſchen Sinn.

Man ſagt, daß Müllner, der Verfaſſer des Yngurd, als Profeſſor hieher käme!!!

Freitag den 28. Auguſt 1818.

Seit einigen Tagen iſt es etwas unruhig in meinem Hauſe hergegangen, da wir häufig Beſuch erhielten. Ein alter Freund, den Sie auch kennen müſſen, Herr Robinſon[3] aus London, kam unvermuthet bei uns an. Wir erfreuten uns ſehr ſeiner Erſcheinung, doch bald darauf kam auch der Erbprinz von Ebersdorf mit Herrn Heinemann, und dieſe brachten meinen Karl aus Erfurt mit. Dieſe ganze muntere Geſellſchaft quartierte ſich bei uns ein und blieben über Nacht. Daß dieſes die Hausfrau in einige Bewegung verſetzt habe, läßt ſich wohl denken. Doch lief alles wohl ab; alles wurde einquartiert und war zufrieden. Der Prinz und mein Karl reisten andern Morgens ab, aber Robinſon blieb und wird vierzehn Tage bei uns bleiben.

---

[1] Der Geburtstagsfeier des kleinen Bernhard am 25.

[2] Wegen der Geburt und Taufe des jetzigen Großherzogs (geb. 24. Juni; Br. von Sch. Gattin S. 394. Goethe an Knebel Nr. 536.

[3] Knebel an Goethe Nr. 538.

Er brachte Schätze von engliſcher Poeſie mit, und nun wird den ganzen Tag nichts als Engliſch ſtudirt. Ich glaubte nicht, daß die Engländer auch an dieſen Schätzen ſo reich wären. Herrliche Sachen haben wir ſchon durchleſen, die mir ganz fremd waren. Byrons Werke in ſechs trefflichen engliſchen Bänden prangen nun auch unter meinen Büchern. Aber noch haben ſie andere, faſt eben ſo große Dichter, die ich nicht kannte

Robinſon iſt durch ſeine große Bekanntſchaft mit Büchern und mit der Welt äußerſt intereſſant. Man kann nicht aufhören, ihn erzählen zu hören. Dabei iſt er der rechtlichſte, ſinnvollſte Menſch in der Welt. Er iſt Niemand durch ſeine Gegenwart beſchwerlich, und man kann leben von ihm lernen.

Ihr guter Sohn war geſtern bei mir und iſt ganz heiter. Heute, zu Goethes Geburtstag, haben wir einige Freunde zu uns gebeten. Darunter iſt Herr v. Quiſtorp, ein ſehr feiner und ſchöner junger Mann, ein Freund von Robinſon. Morgen reist er ab. Man ſollte ſagen, es ginge bei uns zu, wie beim reichen Mann — der ich doch wahrlich nicht bin — aber die Freunde werde ich nicht von mir treiben; auch nehmen ſie mit wenigem vorlieb.

Den 30. September 1818.

Hegels aus Heidelberg waren auch einige Tage bei uns und logirten bei Frommanns. Sie iſt eine liebe Frau, obwohl nicht ganz geſund, und hat zwei liebe Jungen. Er hat noch ſehr gewonnen an Freiheit und Art des Umgangs. Dabei gefällt mir ſein ironiſches Weſen, womit er ſeine kleinen Sophiſtereien zu decken weiß. Sie gehen nach Berlin.

Montag früh (den 12. October 1818).

Eben war Döbereiner bei mir, der von Aachen und den dortigen Gegenden kommt. Seine Erzählungen ſind prächtig. Die ganze Gegend war bei der Ankunft der Kaiſer gleichſam in Aufruhr, und der Einzug des Kaiſers Franz mehrere Stunden weit ein völliger Jubelzug. Der Kaiſer Alexander kam gegen Mitternacht an unter vieler tauſend Fackeln Begleitung. Alles iſt in Bewegung — und auch wohl etwas in Verwirrung!

Dieſe Nacht hat man hier alle Bücherpreſſen und Bücherverlage verſiegelt!

Jena, den 13. November 1818.

Bei der Unwiſſenheit Ihrer Hofleute[1] fällt mir ein, daß ich in dieſen Tagen einen Gelehrten (Mathematiker) bei mir hatte, der nicht einmal wußte, wer Hiob geweſen. Daß übrigens das Studium der ſogenannten ſchönen Wiſſenſchaften anjetzt ſo gar ſchlecht und nachläſſig bei unſerer Jugend traktirt wird, iſt unverantwortlich. Dieſes hat doch den größten Einfluß auf unſere Unterhaltung und Betragen. Alles will — zumal in Weimar — Verſtand haben, und dadurch wird man ſich leer und unerträglich, denn es tilgt und trocknet das Leben aus.

Goethe iſt geſtern wieder zurück nach Weimar gefahren. Er ſchien mir ſelbſt noch nicht recht poetiſirt. Unter unſern neuern Göttern hat ſich Apollo noch nicht recht eingefunden. Sie ſind mehr für den mechaniſchen Nutzen und Gebrauch. Beiliegendes Blatt enthält etwas über Schiller.[2]

---

[1] Im Homer, aus dem ein Aufzug der Götter und Helden zu Ehren der Kaiſerin Mutter vorbereitet wurde. Br. von Sch. Gattin S. 426.

[2] Eine Recenſion in der Jenaer L.-Z. Br. von Sch. Gattin S. 430.

Miller. „Aber Muth genug mußt du haben, eine finſtre Straße zu wandeln, wo dir nichts leuchtet, als deine Louiſe und Gott. — Ganz nur Liebe mußt du kommen, daheim laſſen alle deine Hofnungen, und alle deine brauſenden Wünſche; nichts kannſt du brauchen als dein Herz. Willſt du — ſo brich auf, wenn die Glocke den zwölften Streich thut auf dem Karmeliterthurm. Bangt dir — ſo durchſtreiche das Wort ſtark vor deinem Geſchlechte, denn ein Mädchen hat dich zu ſchanden gemacht.“ (Miller legt das Billet nieder, ſchaut lange mit einem ſchmerzlichen ſtarren Blick vor ſich hinaus, endlich kehrt er ſich gegen ſie, und ſagt mit leiſer gebrochener Stimme.) Und dieſer dritte Ort, meine Tochter?

Louiſe. Er kennt ihn nicht, er kennt ihn wirklich nicht, Vater! — Sonderbar! Der Ort iſt zum Finden gemahlt. Ferdinand wird ihn finden.

Miller. Ham! Rede deutlicher!

Louiſe. Ich weiß ſo eben kein liebliches Wort dafür. — Er muß nicht erſchrecken, Vater, wenn ich ihm ein häßliches nenne. Dieſer Ort — O warum hat die Liebe nicht Namen erfunden! Den ſchönſten hätte ſie dieſem gegeben. Der dritte Ort, guter Vater — aber er muß mich ausreden laſſen — der dritte Ort iſt das Grab.

Miller (zu einem Seſſel hinwankend.) O mein Gott!

Louiſe (geht auf ihn zu, und hält ihn.) Nicht doch, mein Vater! Das ſind nur Schauer, die ſich um das Wort herum lagern! — Weg mit dieſem, und es liegt ein Brautbette da, worüber der Morgen ſeinen goldnen Tep-

Jena, den 27. November 1818.

Mit einer kleinen Schrift, die mir der Kanzler Müller — der geſtern hier war — geliehen, „Ueber Deutſchlands Zuſtand und Bundesverfaſſung, von Herrn v. Gagern,“ brachte ich einen Theil dieſer Nacht zu. Die Schreibart iſt nicht ſonderlich, aber kernhafte Gedanken und Geſinnungen eines Patrioten finden ſich darin. Er weiß die Stellen zu finden, wo es bei uns ſchadhaft iſt, und ob er gleich menſchenfreundliche Hoffnungen läßt, ſo iſt doch in der That wenig zu erwarten. Die Haupturſache iſt wohl, daß es unſern Häuptern wenig wahrer Ernſt für das allgemeine Wohl werden kann, und ſie ſich meiſt doch lieber mit kleinlichem Spielkram unterhalten. Dieſes liegt auch ſchon in ihrer Erziehung, wo alles nur nach außen, zur Präſentation gebildet wird — und wahre Ehre und Gefühl vernachläſſigt. Was iſt auch überhaupt unſer äußeres Leben im Vergleich mit den Alten?

Mittwoch den 16. December 1818.

Von der Feier des geſtrigen Tages[1] wird Ihnen ohne Zweifel Herr Weller, der dieſen Brief überbringt, und der ſelbſt dabei gegenwärtig war, zuverläſſige Nachricht ertheilen. Ich mußte mich bloß mit dem Hörenſagen begnügen, das ich in der wohltemperirten Luft meines Zimmers ruhiger vernehmen konnte.

Graf Edling, der uns auf einen Augenblick beſuchte, ſagte mir von der Schrift des Grafen Stourdza,[2] und will mir ſie vielleicht ſchicken. Er hat ſie, wie er mir ſagt, auf höhere Veranlaſſung geſchrieben. Er ſelbſt ſagt, daß man von unſern deutſchen Angelegenheiten nur wenig unterrichtet ſei, und daß die Sachen viel zu gefährlich beim Congreß ſeien vorgeſtellt worden. Schlimm, ſehr ſchlimm iſt, wenn wir Ausländer in unſerer deutſchen Küche mitarbeiten laſſen. Aber wir ſind ſchwach, ſehr ſchwach, ſelbſt durch unſre Größe ſchwach!

---

[1] Wohl bei einer Gelegenheit eines Beſuchs des Kaiſers von Rußland.

[2] Sur l'état actuel de l'Allemagne.

Riemers Verſe[1] machen mir Freude. Er hat die Sachen ſehr artig geſtellt und ausgeſprochen.

Die goldene Europa wollen wir alle ſehen in ihrem königlichen Schmuck.[2] Machen Sie ja, daß ſie ihren Anzug einmal mit herüber bringt!

Dienſtag den 29. December 1818.

Man ſagt hier, Profeſſor Riemer hätte für ſeine ſchönen und ſinnigen Gedichte kein Geſchenk von der Kaiſerin erhalten. Sagen Sie mir, ob es ſo iſt! Es ſollte mir ſehr wehe thun, da nicht leicht jemand es beſſer verdient — und braucht!

Abends am letzten December 1818.

Die Erſcheinung des Herrn Schulze bei Ihnen hat mich erfreut. Es iſt ſeltſam, aber ich muß geſtehen, daß auch ich unter die Zahl derjenigen gehöre, die dieſen guten Mann — wenigſtens für halb verloren hingegeben haben. Seine allzugroße, enthuſiaſtiſche Herzlichkeit beläſtigte mich beinahe, und dann — als er mir einen Theil ſeiner Ueberſetzung des Thukydides aus Hanau zuſchickte — mußte ich ihn faſt ganz aufgeben. Sie war nicht zu leſen, und ich ſchrieb es ihm in halber Verzweiflung. Hierauf hat er mir nicht wieder geantwortet; doch iſt die Ueberſetzung, ſo viel ich weiß, auch nicht gedruckt worden.[3]

Daß der Mann Glück in der Welt macht, freut mich, ſeines guten Herzens und wohl auch ſeines Fleißes wegen. Ich glaube, daß er thätig und betriebſam iſt.

Was den Grafen Edling anlangt, ſo kann ich nicht in den kleinen Verdacht gegen ihn mit Ihnen eingehen. Ich habe von einer Tendenz zur Proſelytenmacherei noch nicht die geringſte Anzeige bei ihm, im Gegentheil weiß ich, daß da in Rom, auch vorzüglich durch unſern berühmten Werner, in ihn gedrungen wurde, unſern Profeſſor Bernhard bei ſeiner Anweſenheit zum Katholicismus zu bekehren, er ſich mächtig dagegen ſträubte.

---

[1] Zu den Charaden, die am 18. aufgeführt wurden. S. Riemers Gedichte I. 59 ff. Emilie von Schiller trat einmal als Europa in einer Gruppe der vier Welttheile, ein andermal als eine der beiden Säulen des Hercules auf; die andere war ein Fräulein v. Witzleben. Siehe Briefe von Sch. Gattin S. 443 und 449.

[2] Einem Geſchenk der Großfürſtin.

[3] Doch, als ein Hanauer Programm. 1812.

Jena, den 11. Januar 1819.

Ich glaube nicht, daß Goethe nach Berlin gehen dürfte, um da die Faßnachtsſpiele anzuordnen. Auch glaube ich nicht, daß er gerade die Aufführung von Fauſt für Prinzen und Prinzeſſinnen gut und anſtändig finden möchte. Das Vortreffliche darin verſtehen ſie ja nicht einmal, und zum Abenteuerlichen ſind ſie nur zu ſehr geneigt.

Ein Franzoſe ſoll letzthin geſagt haben: Les Allemands font tout en caricature. Sie lieben das Uebertriebene ſehr. Man mag von den franzöſiſchen Trauerſpielen ſagen was man will, ſo hat doch das Sententiöſe und Edle darin, wenigſtens auf die äußere Anſtändigkeit der Nation ſehr gewirkt. Unſer Myſticismus wirkt das nicht. Es iſt Sünde, daß unſre Prinzen nicht von Jugend auf zu ernſteren Dingen gebildet werden. Sie wollen immer nur Spaß haben.

Die Fürſten halten vorzüglich auf Mathematiker und Feldmeſſer bei Erziehung ihrer Prinzen. Die Alten dachten nicht ſo. Die Matheſis iſt allerdings von großem Verdienſt und dient zur richtigen Anwendung des Geiſtes; aber dabei war das, was wir humaniora nennen (Redekunſt und Poeſie), ihr erſtes Studium. So bildeten ſich große Männer, ſo bilden ſich auch die Engländer, und ſo bildete ſich Friedrich der Große, der kein Mathematiker war, aber dabei doch ein großer General.

Leſen Sie doch die Bemerkungen über das Memoire des Herrn v. Stourdza in den neueſten Oppoſitionsblättern! Sie ſcheinen zwar anfänglich etwas breit zu gehen, aber das Ende iſt gut, und der ziemlich moderirte Ton darin gefällt mir auch.

Jena, den 9. Februar 1819.

Ihrem guten Ernſt wünſche ich viel Glück zu ſeiner Anſtellung. Er kommt nun in ein neues — hoffentlich froheres Reich. Wir andern ſehnen uns auch nach etwas; aber wir müſſen es mehr in der Nähe ſuchen.

Jena, Morgens den 14. Februar 1819.

Auch ich könnte klagen, liebe Freundin, und zwar noch aus andern Gründen. Daß uns Münchow nächſtens verläßt und nach Bonn zieht, iſt ein wahrer empfindlicher Verluſt für mich. Er iſt ſehr zur Freundſchaft geſchaffen, hat einen trefflichen Verſtand und mehr Wiſſenſchaft, als keiner der hieſigen Profeſſoren beſitzt. Wir können ihn nicht wieder hier erſetzen. So geht ein Freund nach dem andern fort, immer die beſten, und was übrig bleibt iſt —

Die Schilderung, die Sie mir von dem Grafen Stourdza machen, ſcheint mir ſehr wohl getroffen. Er hat ein ruſſiſches Talent, dumpf und hell, a Christian and — a beast — wie Johnson ſagt. Ich glaube nicht, daß dieſe Sekte Gutes ſtiftet. Dabei haben ſie ein wunderliches Vertrauen an ihrem Hof, das ihnen eine fatale importance giebt. Der Religionsteufel — wenn ich ſo ſagen darf — iſt gar der ſchlimmſte, und er ſpukt jetzt allenthalben.

Abends ſpät.

Die Nachricht, die ich heute erhielt, daß von dem öſterreichiſchen Hof ein Reſcript hieher gekommen ſei, daß alle ungariſche und ſiebenbürgiſche hier Studierende dieſe Univerſität verlaſſen ſollten, kam mir größtentheils als eine Folge der Stourdzaiſchen Schrift vor — und ich bedachte, welchen Nutzen uns dieſe vornehmen Ausländer bringen, die man bei uns ſo fleißig pflegt! Ich will mich nicht weiter darüber einlaſſen, aber es leuchtet von ſelbſt hervor, welchen Schaden dieſer Stadt, die durch die Univerſität gleichſam lebt, noch bevorſteht.

Man ſagt, aus Rußland werde ein gleiches Verbot erſcheinen. Und was ſoll es denn dann werden, wenn auch — und immer —

unſere beſten und brauchbarſten Menſchen fortgeben? Ich mag nichts weiter ſagen; aber der Rückgang iſt in allen Dingen etwas Trauriges, und eine ſchlimme Ausſicht iſt faſt ſchlimmer als eine ſchlimme Gegenwart.

Herr v. Stourdza hat ohne Zweifel wohlgethan, ſich nach Dresden zu retiriren. Es dürften ſich hier unangenehme Begegniſſe für ihn ereignet haben — und wohl nicht ganz mit Unrecht. — Ach, die frommen Menſchen!

Dienſtag den 16. Februar 1819.

Von Weimar erzählt man uns eine fatale Geſchichte. Die Geliebte ſoll hier ins Irrenhaus gebracht ſein.

Ein junger Freund erzählte mir geſtern, wie ſehr gütig ſich Ihre Frau v. Schardt des Herrn v. Stourdza annehme. Das iſt recht, denn ſie iſt zugänglicher Natur, und Herr v. Stourdza iſt ja auch fromm.

Daß aber ein Menſch durch verläumderiſche Schrift eine ganze Stadt zu Grunde richten könne, und das im Angeſicht des Hofes, der ihn protegirt, und von dem er Gutes empfängt — das iſt eine Sache, die ſchlimmer iſt als das Wartburger Verbrennen, und die nur den gutmüthigen!! Deutſchen paſſiren kann!

Freitag den 5. März (1819).

Bei uns ſcheint eine wahre Wanderung vorzugehen, und Freunde und Bekannte werden mich hier bald alle verlaſſen. Münchow mit ſeiner Familie reiſt ab. Profeſſor Haſſe, ſein Freund, iſt ſchon abgereiſt. Kethens ziehen nach Allſtedt. Medicinalrath Lebel ſtirbt. Hofrath Luders iſt ſchon todt — und nun höre ich, daß uns Roux auch verlaſſen wollen und noch vor Oſtern nach Heidelberg ziehen. Auf Michaelis gehen die Prinzen auch dahin. Was ſoll aus allem dieſen werden!

Der Wechſel der Dinge iſt groß — und was beſſeres iſt nicht zu erwarten. Jetzt, da wir eben auf dem Gipfel unſrer akademiſchen Proſperität zu ſtehen glaubten — ſo ſchneller Abfall! Ich möchte glauben, an allem dieſen wäre der verruchte Stourdza ſchuld!!

Freitag den 26. März 1819.

Senden Sie mir doch, was etwa auf den Tod des Herrn Geheimenrath Voigt gedruckt erſcheinen ſollte! Das Gedicht der guten K. Herder iſt ganz in dem Geiſt ihres Vaters.

Jena, den 30. März 1819.

Ihren Brief, liebe Freundin, und Ihre Gedanken über die Kotzebue'ſche Geſchichte habe ich mit Beifall geleſen. Daß der Student Sand ſchon ſeit geraumer Zeit mit einem ſtillen Wahnſinn behaftet geweſen, ſcheint aus allen Umſtänden erweislich; indeß wird es doch auch wahrſcheinlich, daß Einfluß von außen dieſe fixe Idee bei ihm mehr und mehr geſtärkt und zum Ausbruch gebracht hat. Dieſes kann noch zu ſchwerer Verantwortung ziehen, und die Ausſicht darauf iſt mir nichts weniger als erfreulich. Ich mag übrigens von dieſer Sache nichts mehr reden, und kaum reden hören. Sie iſt an ſich abſcheulich — und fatal iſt es mir nur, daß ſie einen garſtigen Flecken auf das hieſige Weſen legen kann — woran ſo manche Gelegenheit finden zu arbeiten. Gewiſſermaßen verdient es unſere Schlaffheit.

Lord Byron lebt jetzt in Venedig und arbeitet mit vielem Fleiße an einem großen Gedicht; indeſſen hat er auch ſchon wieder ein paar kleine herausgegeben.

Freitag den 16. April 1819.

Menſchen, die uns über Religion quäſtioniren, ſollte man ſogleich von ſich weiſen. Jeder denkende Menſch hat ſeine eigene Religion, und es iſt nichts dummer, als einem die ſeinige aufdringen wollen. Es wird übrigens anjetzt ein rechter Mißbrauch mit dieſem Religionsgeſchwätz getrieben, und ein abgeſchmackter Fanatismus reißt überall ein.

Schreiben Sie mir, wenn Ernſt abgeht. Ich will ihm dann die verſprochenen Briefe überſchicken und auch die Stammbuchsblätter.

Donnerſtag den 22. April 1819.

Weil Sie das Ernſte jetzt ſo lieben, ſo darf ich Ihnen wohl auch die Zeilen ſchicken, die ich jüngſt auf meinen Hans Knebel verfertigte.[1] Ich lege ſie hier bei; vielleicht mögen Sie ſolche gelegentlich auch der Frau von Stein vorleſen.

Freitag Morgens.

Sagen Sie doch Ernſt, er ſoll mir es wiſſen laſſen, wann er abreiſt. Ich will ihm einen Brief an den Miniſter Altenſtein mitgeben und einen an Gerning in Frankfurt.

Man macht ſich jetzt viel närriſche Erzählungen über die Kotzebue'ſche Geſchichte. Wenn 20,000 in einer Bataille bleiben, ſpricht man nicht ſo viel davon. Auch hängen und morden ſich ja die Menſchen ſelbſt jetzt aller Orten. Da ich den Dolch beſitze, womit ein Student Napoleon hat umbringen wollen, ſo fürchte ich, man wird bei mir auch noch einmal Nachſuche halten!

Sonntag den 2. Mai 1819.

Ich habe mich ſeit ein paar Tagen faſt blos mit der Iſis von Oken beſchäftigt. Hier iſt auch das Bittere mit dem Süßen, oder vielmehr das Lächerliche mit dem Ernſten und Guten vermiſcht. Oken kennt ſein Publikum, und da er weiß, daß das Reine allein gar ſelten Wirkung auf daſſelbe macht, ſo hilft ihm ſeine etwas gemeine Natur trefflich durch — denn das Publikum ergötzt ſich doch an Schimpfreden auf die Vornehmen am meiſten.

Dieſe weiß er auch trefflich zu handhaben, und er läßt keine Gelegenheit vorbeigehen, ſeine Bremſenſtiche — wie er ſie ſelbſt nennt — anzubringen. Sonſten iſt in dieſen Blättern, vorzüglich in Betreff der Naturgeſchichte, viel Neues und Anzügliches zu finden, und das Ganze wäre wohl kombiniert, wenn nicht die gemeinen leidenſchaftlichen Makeln es entſtellten.

---

[1] Vgl. Nachlaß I. 51.

Freitag den 7. Mai 1819.

Ihr Ernſt hat mir Hoffnung zu Ihrer baldigen Beſſerung gegeben. Die Veränderung der Luft, vom Warmen zum Kalten und Naſſen, hat viel Einfluß, zumal auf die Bruſt.

Dienſtag den 18. Mai (1819).

Der Beſuch der Frau von Stein hat uns ſehr erfreut. Tags darauf kam auch Goethe, brachte beide Abende ſeines Hierſeins bei uns zu und verließ uns wieder am Sonntag. Er will, wie mir Weller ſagt, zu Ende dieſer Woche wieder kommen. Dieſer, Weller nämlich, empfiehlt ſich zu Gnaden, und entſchuldigt ſich, daß er jüngſt wegen Geſchäfte nicht wieder kommen konnte. Er verlangt ſehr zu wiſſen, wie ſich Ernſt befinde, und empfiehlt ſich dieſem vielmals.

Die Iſis von Herrn Oken ſoll jetzt verboten ſein. Das hätte man ſchon längſt thun ſollen, um ſich nicht überall Feinde zu machen. Ich habe bei meiner neulichen Leſung des neueſten Heftes folgendes Epigramm darauf gemacht:

Iſis.

Iſis ſitzt auf dem Thron die hehre geprieſene Göttin;
Anubis ſtehet zunächſt, deutend auf Hundegebell.

Dienſtag den 22. Juni 1819.

Sie dürften wohl heute einen kleinen Troſtbrief von mir erwarten, da, wie ich höre, Ihr guter Ernſt heute von Weimar abreiſt. Indeß, da ich beinahe überzeugt bin, daß ſeine neue Anſtellung zu ſeinem wahren Vortheil gereicht, ſo glaube ich, daß Sie, als eine verſtändige gute Mutter, ſich bald darüber tröſten werden. Es iſt nicht ſo bei uns eingerichtet, daß man an dem Ort, wo man geboren und erzogen iſt, für beſtändig verbleiben dürfte. Die jungen Adler müſſen aus dem Neſte.

Jena, den 28. Juli 1819.

Goethe war dieſe Zeit über bei uns, und hat ſich erſt ſeit ein paar Tagen wieder nach Weimar verfügt. Dabei wurden nun die entfernten Freunde — gewiß nicht vergeſſen, ſondern nur in ſchriftlicher Rückſicht etwas verabſäumt.

Die Nachricht von Ihrem Wohlbefinden hat mich ſehr erfreut; auch glaube ich, daß ein Beſuch bei Ihrem Herrn Sohn für Ihre Geſundheit wohlthätig ſein dürfte. Man muß das Gemüth zuweilen mit neuen Gegenſtänden erfriſchen. Dieſes wirkt auch wohlthätig auf den Körper.

Unſere Frau von Stein iſt, wie mir die gute Staff ſchreibt, auch ſehr wohl und vergnügt von ihrem Köſener Bad zurückgekommen.

Haben Sie Briefe von Ihrem Ernſt? Ich hoffe, daß auch er zufrieden ſein wird — und dieſes muß Sie wegen ſeiner Entfernung tröſten.

Jena, den 3. September 1819.

Die Nachrichten von uns ſeit Ihrer Abreiſe ſind eben von keiner ſonderlichen Bedeutung. Daß wir die Frau Markgräfin von Baden bei uns geſehen haben, wiſſen Sie ohne Zweifel. Ihr Bruder, Landgraf Chriſtian, begleitete ſie. Beide waren auf einen Tag auch hier, und ich freute mich die gute Markgräfin, die ich ſchon ſonſt verehrte, wieder zu ſehen; auch ſchien ihr meine Aufwartung Vergnügen zu machen. Goethe iſt vor 8 Tagen von hier nach Karlsbad abgereiſt. Er war in der letzten Zeit ſehr wohl, und beſchenkte mich auch mit ſeinem neu herausgekommenen Divan, der mir viel Freude macht. Sie werden ihn künftig — zumal die Anmerkungen — mit Vergnügen leſen, und ſich wundern, wie ein Mann in Goethe's Jahren noch ſo jugendlich phantaſieren kann.

Indeſſen habe ich auch Schiller's Biographie geleſen, die ſich im V. Bande der Biographien, die Herr Brockhaus herausgibt, befindet. Einige Nachrichten von ihm, die aus ſeinen eigenen Briefen genommen ſind, waren mir ſehr intereſſant. Ein Mann, der ſich ſo wie er, gleichſam aus ſich ſelbſt heraus bildet, iſt ein intereſſanter Gegenſtand. Phantaſie und Urtheil ſchwebten bei ihm in ziemlich gleicher Wage; nur das angeborene Talent gab zuweilen den Ueberſchlag.

Goethe's Geburtstag wurde kürzlich in Weimar gefeiert. In Frankfurt, ſeiner Vaterſtadt, wie ich höre, weit prächtiger. Eine goldene Lorberkrone, mit Smaragden ausgeſchmückt, ſoll ihm von da zugeſendet worden ſein.

Freitag den 26. November 1819.

Ich danke Ihnen, liebe Freundin, für die geiſtreiche und klare Darſtellung, die Sie mir von der Boiſſerée'ſchen Bilderſammlung gegeben haben.[1] Sie haben mit aufmerkſamem und gefühlvollem Auge geſehen, und mir einen deutlichern Begriff von dieſer Sammlung gegeben, als ich noch zuvor hatte. Ich kann mir nun wohl denken, worein jene Künſtler die höchſte Vollkommenheit eines Gemäldes geſetzt haben, und wie ſie ſolche erreicht. Der herrliche Fleiß dieſer Künſtler mit dem ſcharfen Blick auf die Natur und auf die Köſtlichkeit der Farben hat ſie auf eine hohe Stufe gebracht, und ihre Werke unvergänglicher Dauer würdig gemacht. Auch mag es wohl ſein, daß die Religioſität ſelbſt viel beigetragen hat, gleichſam durch ihren Pinſel ins glänzende Leben zu treten. Ich habe auch in Nürnberg noch manches von Albrecht Dürer geſehen, das ſich in Anſicht und Ausführung mit dieſem vergleichen läßt. Sein Gemälde in der daſigen Imhof'ſchen Kapelle, das den Tod einer Frau von Imhof vorſtellt, muß ſehr viel Aehnlichkeit haben mit dem von Hemmling,[2] wovon Sie mir ſchreiben. Es iſt ein vortreffliches Gemälde, ſo rührend innig und wahr.

Zu bedauern iſt es nun freilich, daß dieſe ſo vortrefflichen Künſtler ſich nicht zu dem hohen Ideal der italieniſchen und antiken Kunſt haben ſchwingen können. Ihre Vortrefflichkeit beſteht mehr in der Ausführung des untergeordneten Einzelnen.

Selbſt der Geiſt der Religion, der ſie huldigten, ließ ſie das Höchſte mehr im Ueberirdiſchen, als in der reinen erhabenen irdiſchen Darſtellung ſuchen.

---

[1] Der Brief hat ſich nicht erhalten.

[2] Wohl der Tod der Maria.

pich breitet, und die Frühlinge ihre bunten Guirlanden ſtreuen. Nur ein heulender Sünder konnte den Tod ein Gerippe ſchelten; es iſt ein holder niedlicher Knabe, blühend, wie ſie den Liebesgott mahlen, aber ſo tückiſch nicht — ein ſtiller dienſtbarer Genius, der der erſchöpften Pilgerinn Seele den Arm bietet über den Graben der Zeit, das Feenſchloß der ewigen Herrlichkeit aufſchließt, freundlich nickt, und verſchwindet.

Miller. Was haſt du vor, meine Tochter? — Du willſt eigenmächtig Hand an dich legen.

Louiſe. Nenn er es nicht ſo, mein Vater! Eine Geſellſchaft räumen, wo ich nicht wohl gelitten bin. — An einen Ort vorausſpringen, den ich nicht länger miſſen kann — Iſt denn das Sünde?

Miller. Selbſtmord iſt die abſcheulichſte, mein Kind! — die einzige, die man nicht mehr bereuen kann, weil Tod und Miſſethat zuſammenfallen.

Louiſe (bleibt erſtarrt ſtehen.) Entſetzlich! — Aber ſo raſch wird es doch nicht gehn. Ich will in den Fluß ſpringen, Vater, und im Hinunterſinken Gott den Allmächtigen um Erbarmen bitten!

Miller. Das heißt, du willſt den Diebſtahl bereuen, ſobald du das Geſtohlene in Sicherheit weißt. — Tochter! Tochter! gieb Acht, daß du Gottes nicht ſpotteſt, wenn du ſeiner am meiſten vonnöthen haſt. O! es iſt weit, weit mit dir gekommen! — Du haſt dein Gebeth aufgegeben, und der Barmherzige zog ſeine Hand von dir!

Louiſe. Iſt lieben denn Frevel, mein Vater?

Jena, den 30 November 1819.

Daß Sie ſo gute Nachrichten von Ihrem Ernſt haben, freut mich inniglich. Es war ein wahres Glück für Ihren Ernſt — und alſo auch für Sie — daß er von Weimar weg kam. Hier konnte er ſich nicht entwickeln, und die Kräfte führten vielmehr auf's Verderbliche. Seien Sie alſo zufrieden darüber, und beklagen es nicht, daß Sie — obwohl in der Entfernung — einen beſſern und wenigſtens glücklichern Sohn haben. Obwohl die Umſtände meinen Karl nicht zu gleichen Vorzügen erzogen haben, ſo dank' ich es doch dem Himmel, daß er durch ähnliche Verhängniſſe in einen größeren Weltzirkel gleichſam geſtoßen werden. Was ſollte er hier und in Weimar werden?

Jena, den 16. December 1819.

Die armen Mecklenburger dauern mich. In dem Verſtorbenen[1] waltete wirklich ein wohlwollender edler Geiſt. Ich bin nur froh, daß die guten Kinder ſo wohl untergebracht ſind. Der Himmel wird ſie ſegnen!

Der arme Wieland hat mich doch gedauert. Sie beurtheilen ihn in Ihrem Briefe richtig. Unter allen unſern politiſchen Schriftſtellern war er mir noch der liebſte. Seine Beurtheilung war ſcharf und meiſt richtig. Die fatalen Zeitumſtände — und vielleicht auch Noth — haben ihn fortgeriſſen. Er hat noch acht Tage vor ſeinem Tode gearbeitet und geſchrieben — um ſich zu erhalten. Stoiſch iſt er übrigens, bei vielem Leiden, geſtorben. Außer dem armen Werneburg hat kein Menſch ſeine Leiche begleitet. So ſind die Freunde — und die deutſchen Patrioten. Nur wenige unter ihnen konnten ſich ſeines Talentes und Geiſtes rühmen.

Es iſt hübſch, daß Sie an unſern Freund Heren denken mögen, und ſich ihn ſo nahe geſtellt haben. Ich habe auch noch eine kleine Zeichnung von ihm ſtets in meiner Kammer.

Ich kann nicht läugnen, daß dieſe Freunde — die engliſchen nämlich — von beſonderem Metall waren, das man nicht überall findet. Ich habe ſeit kurzem wieder herrliche Züge von einigen geleſen. Auch unſern Freund Byron nicht dabei zu vergeſſen. Wegen des Nachruhms und der Nachrede der Frau v. Staël ſeien Sie unbeſorgt. Sie erhält ſich.

---

[1] Erbgroßherzog.

Mit unſerm armen Voß ſieht es etwas anders aus. Sein etwas neidiſcher und klatſchiger Gevatter hat ſich auf einem ſchlimmern Wege Blößen gegeben. Sie fallen nun über ihn her wie die Hunde. Doch iſt er ſelbſt ſchuld. Wenn er ſich nicht durch ſeinen Eifer gegen den Katholicismus, den ich auch haſſe, zu entſchuldigen weiß, ſo möcht' es ihm ſchlimm gehen. Schlimm iſt es, daß er auch mehr den Grafen,[1] als den Renegaten angegriffen hat. Gegen letzteren wär' ihm der Mangel an Schonung noch zu verzeihen.

Haben Sie etwas Neues von Voß, von ſeiner Verantwortung, ſo ſchicken Sie mir ſolches.

Ich habe das neue Trauerſpiel von Herrn v. Arnim, habe aber nicht Zeit noch Geduld es zu leſen, zumal da mich die erſte Scene ſogleich abgeſchreckt hat. Da man mir aber doch ſagt, daß manches im Stück erträglicher wäre — ſo wage ich es, Ihnen ſolches zuzuſchicken, um mir vielleicht die beſſern Stellen auszuzeichnen. Ganz leſe ich es nimmermehr!

Am Thomastag 1819.

Ich erhalte die Voß'ſche Schrift, um ſie Ihnen mitzutheilen, gütige Freundin!

Fritz Stolberg iſt todt, das werden Sie wiſſen. Das Schickſal hat ihn noch bewahrt, ſein Voßiſches Urtheil zu vernehmen.

Ich habe dieſe Nacht des Kaiſers Mark Aurel Korreſpondenz mit Fronto geleſen. Das ſollten Sie können! Herzlicheres, Traulicheres läßt ſich nichts finden, als dieſe Kaiſer ſchreiben. Wir ſind kalte Fröſche. Das beweiſt auch ſchon Goethe's Suleika und Juſſuf; denn wer liebt jetzt wie dieſe?

---

[1] Stolberg.

Jena, den 27. December 1819.

Sie ſind doch eine gar gute und liebe Freundin, daß Sie uns ſo bald Nachricht geben mögen. Die Krankheit von Goethe hat uns wirklich erſchreckt; doch höre ich, daß es ſchon wieder beſſer, und es hat weiter nichts zu bedeuten.

Es iſt ein eigenes Geſchlecht um das Voßiſche. Es iſt, als wenn ſie vom Meiſter Grobſchmied wären gehämmert worden. Alle Züge ihres Charakters ſind ſo hart ausgedrückt. Dieß iſt auch in ſeinen Schriften — und vorzüglich in ſeinen Ueberſetzungen. Auch die zarten und feinen Züge in ſeinen Originalien drückt er ſo hart und vorſtehend aus, daß ſie faſt alle Grazie verlieren. Wer den Homer nur aus ſeiner Ueberſetzung kennt, kennt ihn nicht ganz. Den Virgil noch weniger. Bei dieſem iſt er zuweilen unausſtehlich. Und wie hat er den Horaz zugerichtet! Das iſt eine Sünde. Uebrigens weiß er was und hat Verſtand, auch eine gewaltige Gewandtheit der Sprache — nur fällt dieſe zu oft ins Gemeine und Platte.

Freitag Morgens, 7. Januar 1820.

Oſſians Gedichte möchten auch mitunter eine angenehme Lektüre für Ihre Emilie ſein. Sie ſind ziemlich homeriſch. Im zwölften Heft von Herders Adraſtea ſteht eine Ueberſetzung von mir.[1] Dieſes Heft habe ich verliehen und nicht wieder erhalten. Könnten Sie mir's einmal verſchaffen, ſo wollt' ich mir das Meinige daraus abſchreiben laſſen.

Dienſtag den 11. Januar 1820.

Ich unterhalte mich mit Leſen und habe in dieſer Nacht Okens neueſtes Iſisheft durchblättert — das denn iſt, wie er ſelbſt, ein zuſammengeworfener Plunder von allerlei wiſſentlichem und unwiſſentlichem.

Mir ſcheint dieſes dicke Heft ziemlich unbedeutend. Einiges phyſikaliſche, davon ich nicht urtheilen mag. Uebrigens hat er zur die Preßfreiheit — er, der ſie ſo gemißbraucht hat — viel Gemeines geſchrieben in einem ihm eigenen, gemeinen Styl. Manches dürfte in Wien ſehr auffallen. Er weiß ſich nicht zu mäßigen.

---

[1] Alſo nicht von Herder, wie Düntzer S. 181 meint.

Jena, den 7. Februar 1820.

Die Gêne, die Ihnen der Hof und der Umgang mit der großen Welt macht, taugt nicht mehr für Ihre Conſtitution. Sie folgen dieſem, wie Sie ſagen, aus Liebe für Ihre Fräulein Töchter — aber ich ſehe eben nicht, was Sie noch dieſe ſonderlich dadurch gewinnen. Sie könnten ſich ohne dieſes doch ziemlich für Menſchen und Welt bilden. Aber freilich nicht in Weimar! Dort iſt beinahe alle Exiſtenz noch zu genau mit dem Hof verbunden. Ich ſchlage nichts vor, aber ſollten Sie nicht z. B. in Rudolſtadt eine viel freiere und ungenirtere Exiſtenz haben?

Das Schlimmſte bei unſern Schriftſtellern iſt, daß ſie eher ſchreiben als denken; oder, daß ſie glauben, das Denken werde ſchon unter dem Schreiben kommen. Virgil gab ſeine Hirtengedichte im 54. Jahre heraus, und Thukydides fing ſeine Geſchichte erſt im 67. Jahre an.

Jena, den 11. Februar 1820.

Verzeihen Sie, theure Freundin, wenn Ihnen vielleicht mein letzter Brief etwas ungefällig ſollte gekommen ſein! Mir war — und iſt es nur um Ihr Wohlſein zu thun, und ich empfand lebhaft, daß Ihrer Conſtitution dauernde Anſtrengungen nicht mehr zuträglich ſind. Was Sie freilich in Rückſicht Ihrer lieben Familie auf ſich nehmen, iſt alles lobenswürdig, doch iſt die *Erhaltung* unſer erſtes Geſetz.

Ich hörte wohl, daß es in Rudolſtadt gegenwärtiger Zeit nicht eben ſehr muſenſelig ſein ſoll — doch glaubte ich, man hätte daſelbſt Freiheit zu leben nach eigenem Willen und Gutdünken. Da nun dieſes mit Ihrer Perſon ſich eben nicht ſo verhalten möchte, ſo erkenne ich die Richtigkeit Ihrer Gründe, nicht daſelbſt ſich zu etabliren, gar wohl.

Bleiben Sie deßhalb wo Sie ſind! Sie werden überall geliebt und geachtet ſein, und die Freunde, die Sie in Weimar — und in der nahen Gegend — haben, ſind Ihnen gewiß. Mögen Sie einen Theil des Frühjahrs oder Sommers hier in Jena zubringen, ſo wird dieſer Entſchluß uns gewiß zum größten Vergnügen gereichen. Auch haben Sie ja ohnedieß ein altes Bürgerrecht in Jena!

Jena, den 10. März, Nachmittags (1820).

Ihre gute Karoline war uns letzthin eine recht liebliche Erſcheinung, nur that es uns leid, daß ſie dieſe ſo enge beſchneiden mußte. Sie hat Herz und Geiſt von ihrer Mutter.

(14. März.)

Die gute Luiſe Herder hat mir Hamanns ſibylliniſche Blätter zugeſchickt. Was darin über weltliche Dinge und Geſchäfte geſagt iſt, iſt meiſt tief und trefflich. Seine myſtiſchen Erſcheinungen und Ausſprüche gefallen mir nicht ſo; ſie ſind meiſt räthſelhaft eingehüllt, und zum Theil auch wohl etwas flach und ohne Bedeutung. Ich beklage das Loos dieſes Mannes, das ihn wahrſcheinlich von der einen Seite zu tief niedergedrückt hat, und dadurch die Seite, wo er reich und trefflich war, nämlich die des Geiſtes zu wunderlichen Erſcheinungen überſpannte.

Donnerſtag den 23. März 1820.

Ihr Plutarch hat Sie — Sie verzeihen mir! — auf wunderliche Gedanken gebracht — indem Sie mich zu einem Gaſtmahle der ſieben Weiſen einladen.[1]

Ach, wie ganz verſchieden ſind doch unſere Zeiten, Zuſammenkünfte und Umſtände von jenen! Ich erinnere mich, einmal einem Gaſtmahle beigewohnt zu haben, das die Herzogin Amalia unſern Weiſen gab, und dazu das artige Haus an der Ettersberger Ecke auserſehen hatte. Merk von Darmſtadt war damals juſt zugegen, dann Herder, Goethe, Wieland ꝛc. Wer das Wort an der Tafel führte, war — der Kammerherr v. Schardt! — der jetzt in

---

[1] Br. von Sch. Gattin S. 490.

Ilmenau wohnt!! Ein Schwert hielt das andere in der Scheide. Die Weiſen aßen und ſprachen faſt nichts — und der Diskurs roulirte meiſt über gemeine Stadtgeſchichten. So ſieht es bei uns — vielleicht auch jetzt noch — mit der geſellſchaftlichen Weisheit aus. Ein jeder behalte die ſeinige für ſich — und brauche ſie dann bei Gelegenheit!

Mittwoch den 12. April 1820.

Ich leſe jetzt den Don Juan von Lord Byron, den mir Goethe mitgetheilt; das iſt ein Hexenwerk. Mehr Witz und Talent dürfte ſich ſchwerlich in einem Gedichte finden. Aber auch eine heilloſe Manier, das Tollſte ſelbſt mit Grazie zu ſagen. Unerſchöpflich iſt ſeine Laune wie ſeine Phantaſie; hier findet man keine Hypochondrie, aber eine Ausgelaſſenheit — faſt mehr als recht iſt.

Sonntag den letzten April 1820.

Goethe war bei ſeinem Hierſein, wie gewöhnlich, freundlich, und brachte ein paar Mittage bei uns zu. Seine Geiſteskräfte ſcheinen nicht abnehmen zu wollen; doch ſcheint es mir, daß ſich über ſein Inneres ein Flor ziehe, der ihm das Leben eben nicht, wie man ſagt, im roſenfarbenen Licht erſcheinen läßt.

Dieß iſt nun in meinem und ſeinem Alter nicht eben zu verwundern, am wenigſten bei dem, der das Leben immer von einer ſtrengen und aufmerkſamen Seite in ſeiner Wirklichkeit und Conſequenz genommen hat. Mit dem Tode ſcheint die Conſequenz aufzuhören. Sie bleibt nur für andere zurück.

Jena, den 14. Juni 1820.

Goethe iſt auch am letzten Tage des vergangenen Monats bei uns angekommen und befindet ſich zum Verwundern wohl. Er iſt ſehr fleißig und ſchafft faſt täglich neue Nahrung für die Preſſe.

Jena, den 24. Juni 1820.

Goethe iſt noch bei uns und wird uns wahrſcheinlich erſt gegen Ende des Monats verlaſſen. Auch andere Freunde haben uns beſucht, und Haus und Garten iſt annehmlicher geworden.

Heute, ſagt man, käme Frau v. Helwig hier an, um auf ein paar Wochen hier zu reſidiren. Sie beſuchte uns letzthin auf ein paar Stunden mit Geſellſchaft.

Madame Schopenhauer hat uns vorgeſtern mit ihrer Fräulein Tochter auch beſucht. Letztere hat ein Bild, nach Goethe's Ballade, die Hochzeit, ausgeſchnitten, dergleichen ich nicht leicht etwas zierlicheres und geiſtreicheres geſehen habe. Es iſt ein Reichthum von Phantaſie darin.

Freitag den 11. Auguſt 1820.

Goethe befindet ſich bei ſeinem Aufenthalte allhier meiſt immer ſehr wohl, und das iſt ihm wohl zu gönnen; doch wird er wahrſcheinlich noch in dieſem Monate uns verlaſſen.

Montag den 4. September 1820.

Ihr Andenken an Goethe habe ich ihm noch geſtern überbracht, und er dankt recht freundlich dafür. Was die Gedichte zu ſeinem Geburtstag anbelangt, die hier ausgetheilt werden, ſo habe ich, was nicht lateiniſch iſt, an Fr. v. Stein geſandt. Sie ſind nicht von hohem Belang, und man verliert nicht viel dabei, wenn man ſie nicht geleſen hat. Des Versmachens iſt jetzt kein Ende, und man bezahlt auch in kleiner Münze. Ein kleines Drama, das mir Goethe mitgetheilt, „die Entführung, zwei Akte in Frankfurter Mundart,“[1] wiegt ganze Scheffel ſolcher Gedichte auf.

Jena, den 9. October 1820.

Die Beſuche verſchiedener Art ſind ſeit einiger Zeit ſo häufig bei uns geweſen, daß ſie mir nicht gute Zeit ließen, mich mit meinen abweſenden Freunden zu unterhalten. Ob ich nun gleich weiß, daß dieſe Beſuche meiſt nur um Goethe's willen ſich bei mir einſtellen, ſo mag ich ſie — der ich keine anderweitige vorzügliche Beſchäftigung vorweiſen kann — doch nicht gerne von mir zurückweiſen. Auch iſt es nicht ganz ohne Intereſſe, verſchiedene Geſichter und Anſichten zu prüfen.

---

[1] Der Bürgerkapitän.

Schreiben Sie mir doch etwas über Ihren neuen General-Superintendenten. Goethe iſt ſehr zufrieden mit ihm; auch hat er mir ſeine letzte Rede in Zeiz gegeben, die recht brav iſt.

Jena, den 17. October 1820.

Noch bin ich Ihnen, liebe Freundin, den Dank für Ihre guten Zeilen und den hier beiliegenden Brief an Ihren Ernſt ſchuldig. Ich habe letzteren auch Goethe mitgetheilt, und wir freuen uns des guten Inhalts.

Wir haben hier ſeit einiger Zeit wieder mancherlei Beſuche gehabt. Herr Thierſch aus München war wohl auch bei Ihnen. Sein Pindar möchte Ihnen wohl etwas zu undeutlich ſein.

Ich wünſchte, daß Ihre gute Frau Schweſter die kleine Sammlung Pindariſcher Gedichte verſuchen und finden möchte. Es ſind einige darunter von Steinbrüchel und auch von mir, die ich nicht mehr beſitze, und die ich ſehr wünſchte. Man macht ſo etwas in alten Tagen nicht mehr.

Donnerstag den 9. November 1820.

Karl mußte ſich mit einem andern Officier — den er als Vorſteher der Tiſchgeſellſchaft zur Bezahlung ſeiner Rechnung antrieb — auf Piſtolen ſchlagen. Dieſer hatte ſich vorgenommen, ihn zu erſchießen, und als ihm Karl den erſten Schuß zuließ, ſah er, daß er ihm gerade nach dem Herzen zielte. Er traf auch wirklich dahin, und hätte Karl die Hand, worin er ſelbſt das Piſtel hielt, nicht vorgehalten, ſo hätte er ihn vielleicht um ein paar Finger breit gerade todtgeſchoſſen. Indeſſen wurde Karl an dem Knöchel der Fauſt ſtark von der Kugel geſtreift. Da Karl ſah, daß dieſer durchaus ſeinen Tod gewollt hatte, ſo ſchoß er ihn gleichfalls mitten durch die vorgehaltene Hand, die nun für ihn unbrauchbar wurde. Ich erzähle Ihnen bloß dieſe Mordgeſchichte, daß, wenn Sie davon hören ſollten, Sie nicht ganz ununterrichtet wären. — Sie mögen ſich unſern Antheil und unſere Freude denken, da der Himmel den guten Menſchen ſo errettet hat. Karl hat ſich gewiß ungemein brav dabei verhalten, und wenn er nicht die Abſicht ſeines Feindes auf ihn bemerkt hätte, ſo würde er nicht auf ihn, ſondern in die Luft geſchoſſen haben.

Jena, den 1. December 1820.

Noch muß ich erwähnen, daß mir Tags zuvor[1] die Abdrücke des Profils, das Herr Tieck von meinem Kopf gemacht hatte,[2] zukamen, und daß auch Goethe einige liebliche Verſe, die Beziehung auf meinen Geburtstag hatten, meinem Bernhard auf ſein Stammbuchblatt zuſchickte.[3]

Donnerstag Nachmittag, den 25. Januar 1821.

Schiller las ſo gern die Nordreiſen. Es geht mir faſt auch ſo, weil wir dann den Winter bei uns noch ganz erträglich finden. Man muß nicht immer an die Citronenwälder denken. Sie haben auch ihr Ungemach. Krankheiten und Muskitos plagen da die Menſchen.

Jena, den 1. März 1821.

Daß Sie die Welt für ſo gar unglücklich wegen der politiſchen Unruhen halten, daran möcht' ich doch auch noch zweifeln. Möchten Sie wohl die Ruhe, die der Kaiſer von Oeſterreich ſeinen Landen wünſcht, „daß alles hübſch beim Alten bleiben ſolle," für ſehr heilbringend halten? Junge Leute erfreuen ſich mehr im Krieg als in dem *beſchwerlichen Frieden*, und eine osmaniſche Ruhe macht wahrlich die Menſchen zehnmal unglücklicher als ſelbſt ein bitterer Krieg. Gehen denn in den meiſten Reichen der Welt im ſogenannten Frieden nicht faſt eben ſo viel Grauſamkeiten und Unterdrückungen vor, als im Krieg? Und wie möchte es Ihnen gefallen, kein Buch zu leſen, keine Rede zu führen noch anzuhören, die nicht der Imperator vorgeſchrieben hätte? Das iſt ja gräßlich! Alſo wollen wir die Welt gehen laſſen, wie ſie geht!

---

[1] Vor dem Geburtstag.

[2] Siehe das Titelkupfer zu Knebels lit. Nachlaß.

[3] Goethe an Knebel Nr. 557.

Beſtändiger Friede iſt nicht möglich, und wäre nicht einmal gut. Denken Sie einmal an die liebe, heilige Inquiſition, und Sie werden das jetzige Loos der Spanier nicht beklagen dürfen. Die Vernunft wird und muß im ewigen Streit mit der Unvernunft bleiben; und das Recht der Vernunft muß leider zuweilen auch mit der Fauſt erkämpft werden.

Ich bin deßhalb kein Friedensſtörer noch Aufwiegler und haſſe den garſtigen, blutdürſtigen Krieg, wie ihn Napoleon geführt. Aber die Rechte der Menſchheit müſſen Vertheidigung finden!

In der That hat ein gutes Schickſal Ihren Ernſt von hier weg und in ferne Gegenden verſetzt. Es freut mich, ihn in einem Geſchäfte zu wiſſen, das ihm ſo wohl anſteht, in dem er als ein Mann auftreten kann. Er hat viel — viel von ſeinem guten Vater. In Weimar wäre nichts aus ihm geworden.

Jena, den 16. März 1821.

Wir leben nicht ohne allen Beſuch. So hat uns jüngſt der Beſuch Ihres jungen und artigen Lord Ruſſel[1] ſehr erfreut. Man ſagt ja, Lord Byron werde nächſtens nach Weimar kommen. Wenn er uns nur nicht alle Damen wegnimmt!

Sonntag, den 6. Mai 1821.

Mit der neueſten deutſchen Literatur — zumal mit der tragiſchen — bin ich gar wenig bekannt. Ich ſuche auch die Bekanntſchaft nicht ſehr. Wir haben hier, ſo viel ich weiß, drei tragiſche Dichter, die nicht lange aus den Studentenjahren mögen herausgekommen ſein. Nächſtens wird ein Trauerſpiel von dem einen gedruckt hier erſcheinen. Da ſoll es grauſam zugehen. Wird es nun auf irgend einem der Theater — wie zu hoffen — auf die Bühne gebracht, ſo iſt der Dichter anerkannt und fertig. Was ſoll da herauskommen? Der ſchlechte Geſchmack des Publikums erhält und nährt die ſchlechtſten Produkte. So iſt es! Man klagt, und es bleibt doch dabei. Die das Gute vom Schlechten

---

[1] Knebel an Goethe Nr. 574.

Miller. Wenn du Gott liebſt, wirſt du nie bis zum Frevel lieben. —— Du haſt mich tief gebeugt, meine Einzige! tief, tief, vielleicht zur Grube gebeugt. — Doch! ich will dir dein Herz nicht noch ſchwerer machen. — Tochter! ich ſprach vorhin etwas. Ich glaubte allein zu ſeyn! Du haſt mich behorcht! und warum ſollt ich's noch länger geheim halten? Du warſt mein Abgott! Höre, Louiſe, wenn du noch Platz für das Gefühl eines Vaters haſt. — Du warſt mein Alles! Jetzt verthuſt du nichts mehr von deinem Eigenthum. Auch ich hab alles zu verlieren! Du ſiehſt, mein Haar fängt an grau zu werden! Die Zeit meldet ſich allgemach bey mir, wo uns Vätern die Kapitale zu ſtatten kommen, die wir im Herzen unſrer Kinder anlegten. — Willſt du mich darum betrügen, Louiſe? Wirſt du dich mit dem Haab und Gut deines Vaters auf und davon machen?

Louiſe (küßt ſeine Hand mit der heftigſten Rührung.) Nein, mein Vater! Ich gehe als ſeine große Schuldnerinn aus der Welt, und werde in der Ewigkeit mit Wucher bezahlen.

Miller. Gib Acht, ob du dich da nicht verrechneſt, mein Kind! (ſehr ernſt und feierlich.) Werden wir uns dort wohl noch finden? — — Sieh! Wie du blaß wirſt! — Meine Louiſe begreift es von ſelbſt, daß ich ſie in jener Welt nicht wohl mehr einholen kann, weil ich nicht ſo früh dahin eile, wie ſie. (Louiſe ſtürzt ihm in den Arm, von Schauern ergriffen — Er drückt ſie mit Feuer an ſeine Bruſt und fährt fort mit beſchwörender Stimme.) O Tochter! Tochter! Gefallene, vielleicht ſchon verlorne Tochter! Beherzige das ernſthafte Vaunterſcheiden könnten, ſind ſelten und ohne Einfluß. Meiſt kommt doch das Uebel von oben herab.

Freitag, den 1. Juni 1821.

Hamann war in ſeiner Art ein großer Mann, aber zerdrückt, möchte man ſagen, vom Schickſal. Auch hatte er in ſeiner Natur widerſpenſtige Eigenſchaften, die ihn nicht ganz aufkommen ließen. Sein äußerer Zuſtand ward dadurch noch ärmer und geringer, als ſein Geiſt es ertrug. Nun flüchtete er ſich zum Chriſtenthum, das für die Armen immer tröſtend iſt, und verwickelte ſich, durch ſeine Geiſtesthätigkeit, in Myſticismus eigener Art. Hier haben wir wenigſtens einen gewiſſen Theil des Inhalts und der Tendenz ſeiner Schriften. Wer das Verſchloſſene noch außer der Natur ſucht, der geht weit irre, und er kann uns zu nichts helfen. Das iſt eine trübe Ausſicht!

Jena, den 12. Juni 1821.

Ich hätte faſt Anſtand genommen, Ihnen, theuerſte Freundin, ein Exemplar meines Lukrez zuzuſchicken, weil es Menſchen gibt, die in dieſem Buche Gefährliches finden. Daß es ganz, ſo wie es iſt, jungen Perſonen vorzulegen wäre, möchte ich eben nicht ſagen, ob es gleich viel gefährlichere Bücher gibt, die man nicht vor den Augen unſerer Jugend zu verbergen pflegt.

Der Ernſt, der in dieſem Gedichte herrſcht, wird ohnehin die meiſten abhalten, ſich viel damit abzugeben. Dieſes überlaſſe ich nun Ihrer mütterlichen Sorgfalt, und ich möchte kein Blatt, das von mir in die Welt gekommen, Ihren Augen entziehen. Nehmen Sie alſo den braven Lukrez gütig auf, und ergötzen ſich, wie ich verſichert bin, an ſeinem Geiſt und ſeinen Gedanken.

Wiſſen Sie nicht, wann und ob Goethe nach dem Bade reiſt? Dieſen wollte ich vorher hier erwarten.

Nachſchrift.

(Ende Juni 1821.)

Da Sie auch an Kleinigkeiten Theil nehmen, ſo muß ich Ihnen doch auch folgende mittheilen:

Als ich am 18. Juni aufſtand, und alles ſo ſtill um mich fand, ja hören mußte, daß man alle Feierlichkeiten an dieſem Tage durchaus verboten habe, ſo ergrimmte ich in mir und ſchrieb folgende Zeilen nieder, die der Lehrer meines Bernhards nachher einer Geſellſchaft Studioſen, die ſich an dieſem Tage in Dornburg verſammelten, mittheilte:

Den 18. Juni 1821.[1]

Feiert den herrlichen Tag, und ehrt das Blut der Erſchlagenen,
Das für das Vaterland freudig zum Himmel aufſprang.
Stahl vor der Bruſt, und Erkenntniß im Geiſt, und Gefühl in dem Herzen,
Das iſt's, was nur den Mann hoch zu Unſterblichen hebt.

Ein paar Tage darauf brachten mir die Studioſen, in großer Anzahl, ein Vivat! Ich ſah daraus, daß es den Jungen nicht an Gefühl, den Alten aber oft an Kopf und Gefühl fehlt, und antwortete Folgendes:

Zum Dank.

Unerwartet; doch lieblich, erſchallt der Ton mir zurücke,
Den ein gemüthlicher Vers euch in den Seelen erweckt;
Mög' ein günſtig Geſchick den herzlichen Wunſch mir erfüllen,
Daß die kräftige Frucht künftig der Blüthe noch gleicht!

Jena, den 21. Auguſt 1821 (nach Köln).

Frau von Stein ſchreibt mir noch recht gute Zeilen! Letzthin beſuchte ich ſie und Goethe in Weimar. Dieſer iſt jetzt in Marienbad und ſoll ſich da recht wohl befinden.

Jena, den 2. Januar 1822.

Herr Döring hat mir geſtern ſeinen Schiller zum Neujahrsgeſchenk überbracht. Ich habe noch nichts daraus geleſen, als das Sonett, das mir recht wohl gefällt. Der gute Menſch! Er ſchreibt um's Brod und muß es alſo hernehmen, wo er es ſchicklicher Weiſe kann. Das iſt leider der Beruf zum Schreiben von wenigſtens neun Zehnteln unſerer neueſten Schriftſteller. Verzeihen Sie alſo dem guten Menſchen, wenn er es nicht überall richtig getroffen hat. Er hat es gewiß gut gemeint, und an Talent fehlte es ihm auch nicht, wenn er es nur gehörig abwarten könnte.

---

[1] Lit. Nachlaß I. 101.

Nachmittags.

Von einem Freunde höre ich ſo eben, daß Goethe mit der Arbeit des Herrn Döring recht wohl zufrieden ſein ſoll, indem er manches darin gefunden hätte, was ihm ſelbſt von ſeinem Freunde unbekannt geweſen wäre u. ſ. w. Er meint, andere, die es beſſer wüßten, könnten es wieder beſſer ſchreiben; indeß ſei es doch Verdienſt, von einem Manne Data der Welt überliefert zu haben, die ſonſt unbeachtet möchten geblieben ſein ꝛc.

Man wünſcht deßhalb, wie es ſcheint, daß Sie, gütige Freundin, gegen dieſes Werk und den Herausgeber nachſichtiger ſein möchten, indem es dieſem doch einen Theil wenigſtens ſeines Glückes befördern helfe.

Faſnacht, den 19. Februar 1822.

Ich habe geſtern einen Aufſatz von Schiller „über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen“ geleſen, der mich gar ſehr erfreut hat. Er hat dieſen Aufſatz noch in der Militärſchule zu Ludwigsburg geſchrieben. Ich glaubte nicht, daß Schiller ſo viel ärztliche pſychologiſche Erforſchung in der Natur des Menſchen gehabt hätte. Der Aufſatz iſt ungemein gut geſchrieben. Die Herausgeber der neuen Berliner Monatſchrift haben ihn als einen noch ungedruckten Theil der Schiller'ſchen Schriften herausgegeben. Er verdiente gar wohl in die Sammlung ſeiner Schriften aufgenommen zu werden.[1] Noch einmal geſagt, er hat mich erfreut und belehrt. Die Ausſichten darin ſind weit und trefflich.

---

[1] Iſt ſeitdem geſchehen. Ausgabe von 1860. X. S. 3 ff.

Freitag, den 22. Februar 1822.

Ich weiß nicht, welchen Anſtand Herr Körner finden kann, die Abhandlung Schillers unter die Sammlung ſeiner Werke zu bringen.

So ſind die Menſchen! Sie wiſſen ſelten, was wahr, recht und gut iſt

So geht es auch mit dem litterariſchen Ruhme, den Goethe nicht mit Unrecht höchſtens auf 50 Jahre hinausſetzt.

Am Oſterſonntag Morgens 1822.

Daß Sie Ihre Abende ſo wohl bei geſchickten Vorleſungen zubringen, freut mich gar ſehr. Ich habe mir ſchon Gutes von Herrn Peucer [1] ſagen laſſen, und es freut mich, wenn ſeine letzten Ueberſetzungen beſſer gerathen, als die vorgehenden. Aber freilich ſcheint es mir eine bedenkliche Sache, wenn ein Conſiſtorialpräſident durch Ueberſetzung franzöſiſcher Komödien Ruhm zu erlangen ſucht, den er weit beſſer bei treulicher Beſorgung ſeines Amtes erwerben konnte. In dieſem Fache hat Herr Peucer, ſo viel ich weiß, noch nichts Erſprießliches gethan, ja, unſer Unterrichtsweſen liegt hier in gänzlicher Vernachläſſigung, worüber die armen Eltern, unter deren Zahl ich auch gehöre, ſeufzen müſſen. Wir haben hier nicht eine Anſtalt, worin die Kinder, die zur Bildung des Staates künftig beitragen ſollten, Unterricht erhielten. Man hat die kleinen Inſtitute, wie die Nothwendigkeit ſie hie und da gleichſam erzwang, mit einem Coup de plume weggeſtrichen und ſogar verboten; dafür auf die allgemeine Bürgerſchule angewieſen, die, ihrer Natur nach, ſo beſchaffen iſt, daß man mit Recht Anſtand nehmen muß, ſeine Kinder dahin zu ſchicken, obgleich der Rektor derſelben, Herr Kluge, gelobt wird, der aber außerdem mit Stunden überhäuft iſt. Einige Wohlhabendere ſchicken daher ihre Kinder auf auswärtige Schulen, welches Koſten verurſacht, die nicht viele tragen können, und weder Eltern noch Kindern zum großen Nutzen gereicht.

---

[1] Vergl. Goethe an Knebel Nr. 431.

Die Errichtung eines Inſtituts für Kinder vom neunten bis zehnten Jahre, bis ungefähr zur Zeit der Univerſität, wäre daher von der größten Nothwendigkeit, und wäre wohl mit leichten Koſten zu errichten; dazu fehlt es aber dem Staat an Fonds, und den Oberaufſehern an Einſicht und Weisheit!

Jena, den 21. Mai 1822.

Sie wollen wiſſen, warum Göttling wieder in Jena iſt? Von den näheren Umſtänden weiß ich nichts, mochte ihn auch nicht darum befragen. Er iſt ein muthiger Menſch, hat Fleiß, Kenntniß und Wiſſenſchaft. In Neuwied, ſagte er mir, ſei nach allen dieſen Dingen gar nicht die Frage. Es ſei eine zuſammengelaufene Menſchheit. Kein Plan, keine Einrichtung, Anweiſung und Ordnung. Er habe es ſatt gekriegt und ſei alſo abgegangen. Er arbeitet hier fleiſſig. Das Griechiſche iſt hauptſächlich ſein Studium.

Jetzt brachte er mir ſeinen Heliodor, einen griechiſchen Roman,[1] überſetzt. Man ſieht daraus, daß er die Sprache verſteht. Er hat noch manches andere herausgegeben und beſchäftigt ſich mit mehrerem in dieſem Fache.

Sonntag Morgens, den 6. Juni 1822.

Es ſcheint mir natürlich, daß Sie, als eine ſo nahe Freundin, manches in dem Leben unſers Schiller durch Herrn Döring unrichtig, ja wohl widrig finden können. Ein Verſehen oder Fehler des guten Döring war es, das Manuſcript Ihnen ſelbſt nicht vorher vorgelegt zu haben.

Ich habe erſt ungefähr ein Drittel des Werkes durchleſen — da mich andere Lektüren abhielten — doch durchaus nichts gefunden, was Schillern nachtheilig ſein könnte. Dieß ſei genug!

Recht artig wäre es, wenn Sie, oder Ihre Frau Schweſter, einen Nachtrag — unter welchem Titel es auch ſei — zu dem Werke gäben! Der könnte ſehr fein abgefaßt ſein, und mehr auf das Innere des Mannes deuten.

---

[1] Heliodors äthiopiſche Geſchichte. Frankfurt a. M. 1822.

Uebrigens iſt wohl noch keine Biographie in der Welt geſchrieben, welche das Innere irgend eines ausgezeichneten Mannes hinlänglich aufgedeckt hätte. Wir ſelbſt, wenn wir unſer eigenes Leben beſchreiben, ſind es kaum im Stande. Man muß das Eigenſte immer nur errathen laſſen.

So viel in der Eile auf Ihren lieben Brief. Böſe Abſicht iſt bei dem Verfaſſer des Buches nicht zu denken.

Jena, den 17. Juni 1822.

Unſer Goethe war mehrere Tage hier und beſuchte uns täglich; am geſtrigen Morgen iſt er wieder von Weimar hier durch in ſein böhmiſches Bad abgereiſt. Er war bei ſeinem hieſigen Aufenthalt meiſt immer ſehr wohl.

Jena, den 9. Juli 1822.

Goethe's letztes morphologiſches Heft hat mich ſeit einigen Tagen trefflich unterhalten. Es iſt viel darin — auch gegen die Widerſacher.

Sonntag, den 1. September 1822.

Um in meiner Nachbarſchaft zu bleiben, ſo hat uns der Tod der jungen Gattin unſres Freundes Koſegarten in nicht geringe Betrübniß verſetzt. Sie war eine ſchöne zarte Natur, und der Mann, der ſich in dergleichen Umſtände nicht fügen kann, iſt dadurch beinahe gänzlich niedergeſchlagen. Sie hinterläßt noch einen Sohn von drei Jahren; denn der zweite, der nur einige Monate alt war, iſt vor kurzem geſtorben, und man gibt deſſen ſchwere Geburt als eine Miturſache ihres Todes an.

Mancherlei Zufälle ähnlicher Art erſcheinen auch hie und da; von allen hat mich aber die ſchreckbare Geſchichte des Lord Caſtlereagh wunderbar betroffen. Was ſoll man hiezu ſagen? Iſt es Zeichen der gewaltigen Nemeſis, die einen Mann von ſo hohem Stande, beinahe den Mittelpunkt aller europäiſchen Politik, durch ſich ſelbſt auf ſo gewaltſame Weiſe vernichtete? Mögen andere darüber nachdenken. Ich möchte beinahe glauben, daß die Schickſale des türkiſchen Großadmirals mit denen des engliſchen erſten Staatsminiſters in dem Buche der Nemeſis auf einer Seite geſchrieben ſtünden.

Daß die römiſche Geſchichte von Erzählung der Wölfin an, bis weiter hin, nur aus Sagen und Mährchen entſtanden ſei, hat wohl Niebuhr klar dargethan. So iſt es mit dem übrigen; nur der Geiſt und die Vorzüglichkeit des Geſchichtſchreibers kommt in Anſchlag.

Freitag, den 20. September 1822.

Mich freut es, daß Sie mit Ihrer jetzigen Lage doch wieder zufrieden ſind, und nach dem großen Rhein ſich doch auch wieder mit der ſchwachen Jlm vertragen können. Ich habe manche Freuden und Leiden an ihrem Ufer ertragen. Immer rechne ich noch auf ein Rendezvous, das wir uns in unſerem ehemals ſo geliebten Tiefurt geben wollen. Doch müſſen wir wohl die Abreiſe der Großfürſtin dazu erſt abwarten. Ich bin immer dem lieben Tiefurt noch einige Abſchiedsverſe ſchuldig. Ich wollte, es machte ſie ein anderer für mich. Die von unſerer lieben mecklenburgiſchen Prinzeſſin beſitze ich noch.

Dienſtag, den 14. Januar 1823.

Geſchichten der Welt, und was darin vorgeht, müſſen mir meiſt meine engliſchen Journale erzählen, in die ich ganz verliebt bin, und die halben Nächte mit ihnen zubringe. Nicht ſelten zeigen ſie mir auch auf den Namen Schiller, den ich mit großem Vergnügen erblicke, da er mir meiſt immer auf was Gutes hindeutet, indeß meine übrigen Landsleute es erlauben müſſen, daß man ſie zuweilen verſpottet und auslacht. Wir gehören eigentlich zu gar keiner Nation, wie die Juden; nur wenn unſere franzöſiſchen Assemblees erſt recht in Schwung kommen werden, ſo können wir vielleicht für Halbfranzoſen paſſiren.

Daß ich Ihnen jedoch etwas recht Erfreuliches für mich und die Meinigen erzählen mag, ſo iſt es, daß mein Karl die ſehr beſchwerlichen Militärdienſte verläßt, da ihn der junge Fürſt von Reuß-Ebersdorf zuerſt unter dem Charakter als Hauptmann bei ſich aufnehmen will. Dieſer junge Fürſt iſt ihm auf eine ſo edle und freimüthige Art entgegen gekommen, daß ich es wirklich meinem Karl zum Glück rechnen muß. Er gibt ihm die Ausſicht, ihn künftig zur Oberaufſicht bei ſeinen Forſten, die ſehr bedeutend ſind, anzuſtellen, wo ſich dann auch ſein Gehalt um ein merkliches verbeſſern wird.

Sonntag, den 19. Januar 1823.

Ihre Unzufriedenheit mit dem ſchönen, obgleich etwas froſtigen Wetter beklage ich ſehr. Haben wir nicht ſo viele heitere Tage hinter einander gehabt, wie ich mir ſie kaum zu irgend einer andern Jahreszeit zu erinnern vermag? Wer heißt Sie denn die ſtumpfen abgekürzten Erlenbäume zu beſuchen, da Sie in Ihrem Belvedere die Flora einer ganzen Welt vor ſich haben! Wo kann es reizender ausſehen als auf Ihren Tänzen, Bällen und Schauſpielen! dergleichen Herrlichkeiten wir hier alle entbehren müſſen. Ein Tag iſt bei uns wie der andere. Man ſteht etwas ſpäter auf, weil man Nachts etwas länger gewacht hat. Die Stube iſt warm. Der Kaffee iſt da. Nun ſchaut man nach dem Wetter, nach dem Schwer- und Wärmemeſſer, und prophezeit für den Tag. Auch der Ort wird erforſcht, wo die Sonne nun früher aufgeht, und ſpäter untergeht. Die weißen Hügel und Gärten zeigen ſich wie ein unbeſchriebenes Papier, worauf die herbeifliegenden ſchwarzen Raben eine unleſerliche Schrift ſetzen, und die kleinen Vögel die Interpunkte. Meine Frau füttert ſie täglich mit dem Ueberſetzen von Kartoffeln, die wir in dieſem Jahre aus unſerem Garten erhalten haben, und das gibt dann eine große Luſt unter dieſen Thieren.

Mittags ſpeiſen wir immer im Oberzimmerchen, bei fröhlicher Ausſicht, wo der weiße Berg prangt, und wo wir durch die hohen Linden im Paradies — die wie Schildwachen daſtehen, und nur auf die ordres der Sonne warten, um wieder aufzugrünen — die Schlittſchuhfahrer auf dem glänzenden Eis beobachten können.

Der Abend kommt uns eben auch nicht zu früh. Da gibt es allerlei beim Kerzenlicht; Zeitungen und Journale bleiben nicht aus. Die Nacht empfängt die nothwendigſten und ernſten Lektüren, denn Geſellſchaft halten wir ſelten. Doch kommt immer Eins oder das Andere. Solches könnten Sie alles auch haben, wenn Sie ſich entſchließen könnten ein paar Wintermonate hier zuzubringen, da Ihnen der Weimariſche Hofton nicht wohl anpaßt. Mir iſt es ſchon lange ſo, und ich finde keinen Trieb in mir, meine Einſamkeit zu vertauſchen!

Jena, den 20. März 1823.

Heute, liebe Freundin, nehmen Sie Beifolgendes[1] ſtatt eines Briefes auf!

Haben Sie die Güte, ein Exemplar der guten Luiſe Herder zukommen zu laſſen. Ich bin außer Stand heute ſelbſt zu ſchreiben.

Freitag, den 21. März 1823.

Ich freue mich mit Ihnen der Wiederherſtellung unſeres guten Goethe,[2] und hoffe ihn in dieſem Frühjahr noch bei uns zu ſehen.

Dienſtag, den 13. Mai 1823.

Da Sie jetzt die reichſten Unterhaltungen am Hofe haben, ſo werden Ihnen meine geringen Nachrichten höchſt überflüſſig ſein. Vielmehr erwarte ich von Ihnen reichliche Auskunft über alles, was Ihnen die neuen Gegenſtände präſentiren. Vergeſſen Sie dabei nicht, daß die Bayern dermalen halbe Landsleute von mir ſind, ſeitdem Franken durch die hohen Ereigniſſe des Bundestages an Bayern heimgefallen iſt.

Ich wünſchte, daß Sie dieſes bei Gelegenheit in Erinnerung brächten, da ſich mein und meiner Söhne Herz immer mehr nach dem Süden neigt.

Daß unſere gute und vortreffliche Frau Großherzogin wieder vom Grabe erweckt worden, macht ein allgemeines Freudenfeſt.

---

[1] Hymnus zum Schluſſe der Jahreszeiten von Thomſon. Lit. Nachl. I. 12. III. 86. Knebel an Goethe Nr. 603 u. 604. Br. von Sch. Gattin S. 541.

[2] Br. von Schiller's Gattin S. 536.

Unter den ſchwankenden Umſtänden in Weimar iſt ſie es wohl faſt allein, die noch einige Stütze gibt.

Wegen des langen und ſehr unfruchtbaren Hofſtudiums der franzöſiſchen Sprache haben Sie wohl Recht. Es benimmt den armen Menſchen vollends allen Charakter. Doch ſo iſt es!

Jena, den 28. Juli 1823.

Von Goethe habe ich vor kurzem [1] gute Nachrichten von ſeiner eigenen Hand aus Marienbad erhalten.

Ich habe mich ſeit einigen Tagen damit beſchäftigt, den Werner von L. Byron zu überſetzen. Da ich aber mit dieſer Arbeit für mich allein nicht fertig werden kann, ſo ſuche ich mir eine Geſellſchaft dazu zu erwecken, die wechſelsweiſe die einzelnen Scenen übernimmt. [2] Vielleicht möchten auch Sie uns einigen Beiſtand dazu verleihen!

Jena, den 3. Oktober 1823.

Meine Unterhaltung mit der Welt beſteht hauptſächlich in dem Leſen geiſtiger Werke, und vorzüglich auch einiger engliſchen Journale. Dieſe führen mich durch ihre oft ungemein trefflichen Erzählungen und Launen (humours) immer wieder in die Welt ein. Sie verführen mich ſogar, daß ich manches daraus in unſere deutſche Sprache überzubringen verſuchen möchte, das mir doch nicht immer recht gerathen will. Heute finde ich in einem derſelben eine Ueberſetzung von Schillers Gods of Greece, die mich ungemein erfreut hat. Die Engländer ſind ſo viel geſchickter als wir Deutſchen, den ganzen Charakter eines Gedichtes überzutragen. Unſere lahmen Tagsarbeiter geben uns meiſt nur Hülſen ſtatt Kern.

In den letzten Blättern des Converſationsblattes habe ich eine vortreffliche Anzeige, voll Geiſt und Witz, von Zacharias Werners Leben, das in Berlin herausgekommen iſt, gefunden. Ich wünſchte den Autor davon zu kennen. Es iſt der Mühe werth, daß Sie ſich dieſe Blätter geben laſſen.

---

[1] Vom 11. Briefwechſel Nr. 608.

[2] U. A. Frau v. Goethe. Briefwechſel Nr. 609.

terwort! Ich kann nicht über dich wachen. Ich kann dir die Meſſer nehmen, du kannſt dich mit einer Stricknadel tödten. Für Gift kann ich dich bewahren, du kannſt dich mit einer Schnur Perlen erwürgen. — Louiſe — Louiſe — nur warnen kann ich dich noch. — Willſt du es darauf ankommen laſſen, daß dein treuloſes Gaukelbild auf der ſchröcklichen Brücke zwiſchen Zeit und Ewigkeit von dir weiche? — Willſt du dich vor des Allwiſſenden Thron mit der Lüge wagen: Deinetwegen, Schöpfer, bin ich da! wenn deine ſtrafbare Augen ihre ſterbliche Puppe ſuchen? — Und wenn dieſer zerbrechliche Gott deines Gehirns, jetzt Wurm wie du, zu den Füßen deines Richters ſich windet, deine gottloſe Zuverſicht in dieſem ſchwankenden Augenblick Lügen ſtraft, und deine betrogene Hofnungen an die ewige Erbarmung verweißt, die der Elende für ſich ſelbſt kaum erflehen kann. — Wie dann? (nachdrücklicher, lauter.) Wie dann, Unglückſelige? (er hält ſie feſter, blickt ſie eine Weile ſtarr und durchdringend an, dann verläßt er ſie ſchnell.) Jetzt weiß ich nichts mehr — (mit aufgehobener Rechte) ſtehe dir, Gott Richter! für dieſe Seele nicht mehr. Thu was du willſt. Bring deinem ſchlanken Jüngling ein Opfer, daß deine Teufel jauchzen, und deine guten Engel zurücktreten. — Zieh hin! Lade alle deine Sünden auf, lade auch dieſe, die letzte, die entſetzlichſte auf, und wenn die Laſt noch zu leicht iſt, ſo mache mein Fluch das Gewicht vollkommen. — Hier iſt ein Meſſer — durchſtich dein Herz, und (indem er lautweinend fortſtürzen will) das Vaterherz!

Louiſe (ſpringt auf und eilt ihm nach.) Halt! Halt! O

Uebrigens iſt noch die Dorfzeitung, die in Hildburghauſen herauskommt, meine Lektüre. Man freut ſich, wenn man nur hie und da etwas geſunden Witz und Laune in unſerer neueſten deutſchen Literatur antrifft.

Jena, den 2. December 1823.

Der Antheil ſo vieler Perſonen, von denen ich es nicht erwartete, an meinem Biſchen Leben, hat mich an meinem Geburtstage gerührt. Auch habe ich gehört, daß ſich eine gute Zahl Studioſen verſammelt hätten, den Tag zu feiern. An Gedichten und Verſen in deutſcher, lateiniſcher, engliſcher, ſogar griechiſcher Sprache hat es auch nicht gefehlt; und wenn ſie auch nicht alle gleich gut waren, ſo waren ſie doch herzlich.

Was Sie mir von Ihren Anſichten über Werner[1] ſchreiben, hat mich ſehr befriedigt. Ich denke ungefähr auch ſo, doch iſt mir jetzt nicht alles ſogleich gegenwärtig. Es ſind die Arten und Weiſen unſerer neueren Dichter jetzt gar ſonderbar und abweichend. Man will immer Original ſeyn, und verfehlt dann zuweilen die rechte Straße. Wenn unſer trefflicher Klopſtock z. B. nicht durchaus originell hätte ſein wollen, ſo wäre es um vieles beſſer geweſen. Gedanken und Sprache haben auch ihr gewiſſes Ziel.

Ich höre von einer Sammlung von Erzählungen, die von Ihrer trefflichen Frau Schweſter kommen ſollen.[2] Könnte ich ſie nicht zu ſehen bekommen?

Jena, den 19. December 1823.

Erſt vor wenigen Tagen höre ich, daß Sie Ihre würdige Frau Mutter verloren haben. Ob ſie nun wohl gleich, den Jahren nach, dem gewöhnlichen Laufe der Natur gefolgt iſt, ſo muß doch dieſer Verluſt Ihnen und den lieben Angehörigen ſehr ſchmerzlich ſein. Empfangen Sie, theure Freundin, meine und der Meinigen wahre Theilnahme, und tröſten ſich mit dem Gedanken, daß wir bald auch den Weg nehmen werden, den Ihre Frau Mutter genommen hat.

---

[1] S. 552.

[2] Briefe von Sch. Gattin S. 555.

Man ſcheidet ſich nach und nach von den Dingen, und leider auch von den Menſchen ab. Zur Linken, zur Rechten fällt ein Stamm nach dem andern, und die noch übrig bleiben, bezahlen mit uns die Forderungen eines längeren Lebens. Man darf mit der Natur nicht rechten. Sie hat uns den Anblick einer ſchönen Welt gegönnt, jedoch nur auf kurze Zeit. Eine längere dürfte ihn ohne Zweifel weniger erfreulich machen. Dieſe erſezt ſich dann in den Nachkommen, und unſere Kinder leben unſer zweites Leben. Dieß iſt der Lauf der Natur. Dieſelben Formen würden die Jahre nicht ausdauern.

Spätere Briefe haben ſich nicht vorgefunden.

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52551-6
SCHILLING,F.G. FN. 15301/027

Gloſſen

über

einige Gegenden und Städte

des

nördlichen Deutſchlands.

Im Jahr 1806.

Gloſſen.

Glück auf, guter Walter, ich bin am Ziele. Am Ziel der Reiſe, heißt das, denn die übrigen flohen wie Irrlichter; wie des Mädchens Wahn, wie des Jünglings Entwürfe. Neue glänzen mir aus dunkler Ferne, aber ſie werden nichts beſſeres ſeyn. Genug davon! Nicht von getäuſchten Erwartungen und geſcheiterten Plänen, nur von dem Bedeutenden — von den Erſcheinungen nur, die mich etwa im Laufe dieſes Ausflugs überraſchten, ſoll hier die Rede ſeyn.

Du mußt wiſſen, lieber Walter, daß ich für einen Augenblick in Verſuchung war, Dich zum Beſten der Darſtellung in eine kluge Frau, in unſere hochgelahrte Tante, oder wohl gar in Deine holde, wißbegierige Liddi zu vermein Vater! — Daß die Zärtlichkeit noch barbariſcher zwingt, als Tyrannenwuth! — Was ſoll ich? Ich kann nicht! Was muß ich thun?

Miller. Wenn die Küſſe deines Majors heißer brennen als die Thränen deines Vaters — ſtirb!

Louiſe (nach einem qualvollen Kampf mit einiger Feſtigkeit.) Vater! Hier iſt meine Hand! Ich will — Gott! Gott! was thu ich? was will ich? — Vater, ich ſchwöre — Wehe mir, wehe! Verbrecherinn, wohin ich mich neige! — Vater, es ſey! — Ferdinand — Gott ſieht herab! — So zernicht' ich ſein letztes Gedächtniß. (ſie zerreißt ihren Brief.)

Miller (ſtürzt ihr freudetrunken an den Hals.) Das iſt meine Tochter! Blick auf! Um einen Liebhaber biſt du leichter, dafür haſt du einen glücklichen Vater gemacht. (unter Lachen und Weinen ſie umarmend.) Kind! Kind, daß ich den Tag meines Lebens nicht werth war! Gott weiß, wie ich ſchlechter Mann zu dieſem Engel gekommen bin! — Meine Louiſe, mein Himmelreich! — O Gott! ich verſtehe ja wenig vom Lieben, aber daß es eine Quaal ſeyn muß, aufzuhören — ſo was begreif ich noch!

Louiſe. Doch hinweg aus dieſer Gegend, mein Vater! — Weg von der Stadt, wo meine Geſpielinnen meiner ſpotten, und mein guter Name dahin iſt auf immerdar — Weg, weg, weit weg von dem Ort, wo mich ſo viele Spuren der verlorenen Seligkeit anreden. — Weg, wenn es möglich iſt! —

Miller. Wohin du nur willſt, meine Tochter! Das Brod unſers Herrgotts wächſt überall, und Ohren wird er wandeln. Der Gönnerin, der Matrone, der Freundin, die Trotz jener Mitgift doch ein Weib blieb, ließ ſich ja mit Hülfe angenehmer, volltönender Worte ſo manches ſagen, was ein gewiegter und geſetzter Vetter Deines Gepräges, als Schellenklang und leeren Phraſen-Kram verwirft, der doch bey ſo geringer Koſt zum unentbehrlichen Gemüſe wird. Bald aber erſchöpfte mich der kaum begonnene Eyertanz. Ich fand es, der ernſten, von jedem ungewählten Ausdruck geärgerten Saba, oder der ſchnell erröthenden Liddi gegenüber, ohnmöglich, gewiſſer Anſchauungen und Eindrücke zu gedenken; fand es beengend und läſtig, den freyen, nur zur Nothdurft verſchleierten Genius, gleich einem evangeliſchen Bruder, bis an das Kinn verhüllen zu müſſen, und gab Dir, Odem ſchöpfend, die werthen Kennzeichen und Vorrechte unſers Geſchlechtes zurück.

Es war ein heller, freundlicher Sonntags-Abend, an dem wir die Grenz-Stazion erreichten. Die Bürger kehrten eben, im Feierkleide, mit den geſchwätzigen Hausfrauen und den käuenden und gähnenden Kleinen von der Vogelwieſe zurück. Des Königs Majeſtät marſchirte unter Janitſcharen-Muſik, umgeben von allem was das kleine Städtchen Großes hatte, hinter unſerer Batarde. Das Volk kritiſirte den Glücklichen und ſeine Schüſſe, die Führer der bewaffneten Macht ſchritten, wie Cäſar und Antonius einher, der Hauptmann ſchien geneigt zu platzen. Beneidenswerthes Helden-Chor! möge Dich nie ein feindlicher Huſar in Verlegenheit ſetzen. Im Poſthaus ſah es um ſo trauriger aus. In Hinſicht auf uns, heißt das, und auch in dieſer nur zum Theil, denn eben trat des Poſtmeiſters reitzende Tochter in den unreinlichen Hof. Auch ſie kam von der Krönungs-Wieſe, ein Kleinod des zerſchoſſenen Vogels ſah aus ihrem Strickſack hervor; die Beute des Vaters vielleicht, oder des Bruders, oder eines ihr noch liebern Schützen. Das Mädchen weilte, theils um die beyden Reiſenden ausſteigen zu ſehn, theils um von ihnen in dem beſcheidenen Glanz ihrer Herrlichkeit geſehn zu werden, eine Minute lang an der Thür und mit ihr verſchwand das Heil der Gäſte.

Der ſorgloſe Papa ſaß noch in der Nähe der Vogelſtange und daheim nahm indeß die Anarchie überhand. Die Gebote eines alten Magiſters der für heute das Haus- und Poſt-Regiment zu führen beauftragt ſchien, wurden von den müſſigen Poſtknechten verlacht, deren keiner uns fahren mochte, weil der Fahrende auf dem Heimwege den Koloſſen der ordinairen Poſt mit zurückbringen ſollte. Der neutrale, dienſteifrige Wagenmeiſter trabte ins Dorf zum öftern, mit den Meldungen, Beſchwerden und Nothſchüſſen des Magiſters, nach dem Schützenplatz hin, mit Entſcheidungen, die immer neuen Widerſpruch fanden, zurück, und die Poſtknechte dehnten ſich, nach wie vor, gemächlich auf ihrer Ruhebank. Dieſe Fahrläſſigkeit — und welcher Reiſende fand nicht überall, wo die ruinirten Poſtmeiſter nur um Gottes Willen fort dienen, Veranlaſſung über ähnliche zu ſchreien — war mir übrigens dieß Mahl nicht unwillkommen. Noch hatte ich, zu meiner Schande ſey's geſtanden, bis jetzt keinen unſerer neuen Schönredner zu belauſchen und zu bewundern, Gelegenheit gefunden und dieſem Kunſtarmen Winkel war es vorbehalten, des Pilgers Ohr und Herz mit einem Declamatorio zu ergötzen. Auf Schillers Glocke, auf Shakespears Monologen, auf Bürgers Hohes Lied, und nebenher ſelbſt auf die Anfälle der Gähnſucht gefaßt, die ein Wechſelarmes, einförmiges Ton- und Gebehrden-Spiel meines Bedünkens erregen mußte, fand ich mich von der verſtändigen Wahl des Redners überraſcht, der beſonnen und zweckvoll, einen viel kürzern, uns Layen näher liegenden Stoff erkoren hatte. Voll edler Zuverſicht trat der Künſtler vor das beſchränkte Publikum und ſprach —

Wenn ich artig bin,
Und ohn' — Eigenſinn
Thue was ich ſoll
O, wie iſt mir wohl —

Et caetera. Papa und Mama kommen nun bekanntlich und loben ihn. Wir thaten daſſelbe, rühmten und prieſen den Virtuoſen und meine Lippe traf, als ich ihn jetzt, zugleich mit ſeiner holden Schweſter, auf eine und dieſelbe Stelle küßte, ein wenig an die ihre. Da wendete ſich plötzlich die verletzte Charis ab und ſchenkte dem Kleinen in ihrer Verlegenheit — das ſeltſame Kleinod mit dem man ſie auf der Vogelwieſe beſchwert hatte.

Landkundige, unpartheiiſche Correſpondenten nennen bekanntlich die Heimath der Brennen ein trauriges, mit Kiefern und Sümpfen, mit Moor und Geröhrig bedecktes, von Gott verlaſſenes Churfürſtenthum; vergleichen die Lage Berlins der von Palmira und jene bergloſe, bis an das Meer hinabrinnende Sandſee den Steppen der unwirthlichſten Erdwinkel. Drey erſchreckende Sinnbilder der Haber- und Hungersnoth ſchleppten uns jetzt unter die Fittiche des Adlers. Die Sonne brannte, der Sandſtaub verdunkelte ſie — die Lerche ſchwieg, die Unken klagten, der Kibitz ſang ſein miserere; zahlloſe Gänſe wandelten in trauriger Eintracht um den ſchleichenden Wagen her. Schweinheerden verdrängten ſie und dieſe wurden wiederum an den Schlagbäumen von ihren Halbbrüden abgelöſt — von der Dorf-Jugend mein' ich, die uns bettelnd verfolgte, und ſich endlich, wenn ihr Gebrüll unerhört blieb, mit einigen Steinwürfen oder Verwünſchungen beurlaubte. Entflohen war die ſtille Weihe, das rein poetiſche Gefühl, dem ſich der Pilger innerſtes Gemüth unter den Blüthen und den Wundern des gelobten Landes hingab, aus dem ſie in dieſen Sandſtrom herabfielen. Mir war wie Franzen als er zu beten verſuchte, ich konnte nur fluchen. Ich wünſchte mir ein Eichhorn zu ſeyn. Ich begriff nicht, wie man hier leben und lieben, lächeln und dulden — zwiſchen dem verſengenden Sande und dem verſengten Schilfe dieſer Pfützen die leiſeſte Anwandlung des amour sacré, der die Brennen einſt zu großen Thaten führte, empfangen und empfinden könne.

Die Gegend iſt übrigens zunächſt der Grenze viel erträglicher, als ſie verwöhnten Augen ſcheint. Noch immer begegnet man da von Stunde zu Stunde recht angenehmen, parallel laufenden Hügel-Reihen, die den wohlbebauten Flächen zu einem freundlichen, oft mahleriſchen Anſehen helfen und einem Reichthum von Gebüſchen aller Art, deren herrliches Grün, deren üppiger Baumſchlag, deren gefällige Gruppirung die Blößen der herrſchenden Gemeinheit verſteckt.

Jetzt kamen wir nach Treuen-Brietzen. Es giebt der armſeligen Landſtädte viele, dieſe Treue gehört unter die häßlichſten. Als Grenz- und Außenpoſt eines großen Staats erſchien ſie mir wie der ſchmutzige Stadt-Soldat an den Leipziger Thoren. Hier werden Reiſende zum erſten Mahl von ungebetenen Begleitern in den Gaſthof verfolgt. Unſaubere Fäuſte dürfen von nun an in ſeiner Wäſche, ſeinen Kleidern, ſeinen verletzbarſten Habſeligkeiten wühlen, und das geſchah denn hier mit einem Eifer, einer Rohheit, einem Argwohn, der den Mann von Ehre um ſo tiefer verletzt, da es bekanntlich von Canton bis Archangel und faſt überall nur einer milden Hand bedarf um alle Dienſteifrige dieſes Gepräges zu entwaffnen.

Belitz iſt noch häßlicher. Doch muß alda, mit dem ſeligen Hübner zu reden, ein gutes Bier gebrauet werden, denn das begehrte war von ſeltnem Wohlgeſchmack. Schon in Brietzen verſammelten ſich, von unſerm Wagen angezogen, die Bettler am Poſthaus; hier nahm eines der entſtellteſten weiblichen Schreckbilder auf derſelben Bank mit uns Platz. Ein Opfer der Wolluſt vielleicht, von dem nahen Paphos ausgeſpien, das trotz der Gabe die uns ihr Anblick und ihr Geflitzer abdrang, nicht zu entfernen war. Ein Lazarus kroch jetzt als Seitenſtück an ihre Seite. Furchtbare Simpathie-Vögel! der eine ſchien des andern Troſt. Das Elend verknüpft und dieſe beyden verſtanden ſich!

Potsdam.

Der tiefe, leichenfarbige Sand wird plötzlich, wie von einem Zauberer beſchworen, zur prächtigen Kunſtſtraße, die ſchwankende Vorſpann zu Wettläufern, der bleierne Poſtknecht zum Jokey. Du fliegſt, wie von Adlern getragen, durch den ſchattigen Wald. Ein goldner Thurm ſtrahlt durch die Wipfel, der Wagen rollt den Berg hinab, die Bäume ſchwinden, die breite Havel blinkt, das hochgeſchmückte Potsdam ſpringt hervor. Ueber ihm glänzen, auf Gipfeln der wohlgeformten Hügelreihe, ſtolze Königs-Schlöſſer und das geweihte Sans Souci über dem heiligen Hayne. Sie flimmten, ſtill verklärt, wie Friedrich und ſein Ruhm, vom Abendgold geröthet, und die ſtattlichen, raſch bewegten Windmühlen zwiſchen den Pracht-Coloſſen erinnerten an Poſa's ſchönes Traumgebild. „Wo Bürgerglück verſöhnt mit Fürſten-Größe wandelt.“ Mir war zu Muthe, wie in jenen

Stunden wo mich das Feen-Mährchen der ma Bonne aus der unwirthlichen Wüſte in das Perlenſchloß des wunderreichen Floramunds verſetzte. Jetzt, guter Walter, blitzte das Flammen-Auge der ſinkenden Sonne, dicht über uns, durch eine Spalte des verwobenen, hoch erglühenden Laubes, gleich, als ſähe das Auge des großen Königs noch ein Mahl auf die Schöpfung ſeines ſchönen Tagewerks herab, und ſchlöſſe ſich dann plötzlich und für immer. Er ruhe ſanft, der Einzige! Die beſſere Hore floh mit ihm.

Potsdam war einſt beſtimmt das Verſailles des Nordens zu werden. Die ſtolze Königstochter ward gewaltſam in den Staub getreten, doch ihre Halbſchweſter war nur ein geputztes Wayſenkind das nach der Gönner Tode in den Kreis der angeſtammten Dürftigkeit heimkehrte. Auch einer verwittweten Königin dürfte es ſich vergleichen laſſen; der vergeſſenen Matrone, die von altfränkiſchem Glanz umgeben, in der Abgeſchiedenheit walauch meiner Geige beſcheeren. Ja! Laß auch alles dahingehn. — Ich ſetze die Geſchichte deines Grams auf die Laute, ſinge dann ein Lied von der Tochter, die, ihren Vater zu ehren, ihr Herz zerriß — wir betteln mit der Ballade von Thüre zu Thüre, und das Allmoſen wird köſtlich ſchmecken von den Händen der Weinenden. —

Zweyte Scene.

Ferdinand zu den Vorigen.

Louiſe (wird ihn zuerſt gewahr, und wirft ſich Millern laut ſchreiend um den Hals.) Gott! Da iſt er! Ich bin verloren!

Miller. Wo? Wer?

Louiſe (zeigt mit abgewandtem Geſicht auf den Major, und drückt ſich feſter an ihren Vater.) Er! Er ſelbſt! — Seh er nur um ſich, Vater — Mich zu ermorden iſt er da!

Miller (erblickt ihn, fährt zurück.) Was? Sie hier, Baron?

Ferdinand (kommt langſam näher, bleibt Louiſen gegenüber ſtehn, und läßt den ſtarren forſchenden Blick auf ihr ruhen, nach einer Pauſe.) Ueberraſchtes Gewiſſen, habe Dank! — Dein Bekenntniß iſt ſchrecklich, aber ſchnell, und gewiß, und erſpart mir die Folterung! — Guten Abend, Miller!

Miller. Aber um Gotteswillen! Was wollen Sie, Baron? Was führt Sie her? Was ſoll dieſer Ueberfall?

Ferdinand. Ich weiß eine Zeit, wo man den Tag in ſeine Sekunden zerſtückte, wo Sehnſucht nach mir ſich an tet und ſelten nur und nur Ehren halber von den mündigen Kindern und Enkeln beſucht wird. Es iſt zu bewundern, daß die große Maſſe der Geſchäftloſen, die hier auf ihren Lorbern ruht, nicht längſt vor langer Weile ſtarb und ausſtarb. Stundenlang hab ich den bedeutendſten Theil der Stadt durchkreuzt, und auſſer einigen Befehlshabern der Garniſon, kein Weſen wahrgenommen, das ſich zu der Kette von Palläſten und Prachtgebäuden gereimt hätte, die hier in gedrängter Reihe das Auge täuſchen. Jenes Staatskluge, auf das decipiatur berechnete Siſtem des Scheins ſpricht ſich hier, am Sitz des Zauberers, dem es ſo manches Spiel gewann, lauter als irgendwo aus.

Der Gaſthof, in welchem wir abtraten, glich einem fürſtlichen Sommer-Palaſte: daß er auch im Winter bewohnbar ſey, läßt ſich bey den gegenwärtigen Holz-Preiſen, k um erwarten. Man wies uns eine Tempelartige Halle von ungeheurer Höhe zum Aufenthalt, und einen verſchobenen, armſeligen, hart daran ſtoßenden Verſchlag zum Schlafgemach an. In jener gab es marmorne Conſolen und Tiſchplatten, viel Vergoldung, modiſche Geräthſchaften vom beſten Geſchmack und zwey Fenſter von der Höhe eines gewöhnlichen Wohnzimmers. Ich trat an das nächſte und glaubte mich in eine Prachtſtraße der Welt-Hauptſtadt verſetzt; lange genug aber blieb ein Pflaſterer der ſie ausbeſſerte, das einzige, auf ihr ſichtbare Weſen. Jetzt ſchollen Fußtritte — Zwey Garde du Corps ſtiegen vorüber — lange Pauſe. Da kömmt ein Feldwebel der Leib-Grenadiere. Stimmen tönen. Es iſt ein Pfeifer von des Königs Regiment, der die Rettiche der Höckin zu theuer findet. Das Getöſe wird lebhafter, zwey reitende Artilleriſten haben ſich des Muſikers angenommen. Jetzt raſſelt zum Ueberfluß eine ausgediente, hochgelbe Miethkutſche vorüber — ich ſah ſie noch oft und immer dieſelbe. So ohngefähr mag es, wenn der Genius des gelben Fiebers dort einzieht, in den See-Städten der neuen Welt ausſehn. Selbſt von der glänzenden und zahlreichen Garniſon erblickt man verhältnißmäßig nur wenige, und mir iſt in den Paar Tagen meines dortigen Aufenthalts, ſeltſam genug, auch nicht ein Mann der ehemaligen alten Garde zu Geſicht gekommen. Die Garden überhaupt gehören ohnſtreitig unter die ſchönſten Truppen unſers Erdtheils und der Gedanke, dieſe Sammlung der geglückteſten Formen, dieſe Maſſe auserleſener Jünglinge und Männer dem Tode, und nebenher, Kraft ihres luftigen, nur auf die Eroberung von Afrika berechneten Anzugs, den Schrecken der Feld-Lazarethe geweiht zu ſehn, beklemmt das Herz des Menſchenfreundes. Nicht minder betrübend iſt es, dieſen ehrwürdigen Stand und nahmentlich ſeine alternden, zum Theil mit Wunden bedeckten Veterane faſt überall, bald in dieſes, bald in jenes Jäckchen gepreßt, bald dieſer, bald jener nothdürftigen Bequemlichkeit beraubt zu ſehn. Es wäre allerdings wohl endlich Zeit, nach ſo manchem fehlgeſchlagenen Verſuch, nach ſo mancher belobten und wieder verworfenen Tracht, nach ſo unzähligen, meiſt unnützen oder lächerlichen Veränderungen, mit dem Anzug der europäiſchen Soldaten aufs Reine zu kommen, den allerzweckmäßigſten zu erfinden, und ſie dann, Trotz dem Wechſel der Moden und der Launen und der Dinge, in Ruhe zu laſſen. Jene Peſthöfe, voll langſam dahin ſterbender Opfer der Ruhr und ähnlicher Epidemien; jene Höhlen des Todes die ſich im Felde, Herbſt für Herbſt mit den Leichnamen der blühendſten Söhne des Vaterlands anfüllen, würden bey einer vernünftigen, das phyſiſche Wohlſeyn der Krieger ſchützenden Bekleidung, größtentheils leer bleiben, und ſo mancher Mutter der Sohn, ſo mancher Familie der Vater, dem Staat ſo mancher Mann erhalten werden, den bis jetzt nicht des Feindes Waffe, ſondern das Schwert der Mode oder der heilloſen Plusmacherey zu den Todten warf. Aber würde dann nicht vielleicht die Wachtparade ihren höchſten Reitz verlieren? würde der Soldat dann noch ſo gut in's Auge fallen? würde nicht der junge Officier zu nachtheilig gegen die Civiliſten ſeines Alters und Ranges abſtechen? Würde nicht die Legion armſeliger Kleinmeiſter deren Erfindungsgeiſt ſich an der

Form und Stellung eines Hoſenknopfs erſchöpft, im Kampfe mit dem Geiſt der Zeit und des Geſchmacks erliegen, und der arme Subaltern noch unabläſſiger als bisher mit dem Huth- und Zopf- und Weſten-Maßſtabe von ihnen verfolgt werden?

Es gälte den Verſuch! Der gute, der wahre Geſchmack ſteht immerdar, gleich der ſchönſten Geſtalt, zwiſchen dem Mangel und dem Ueberfluß, zwiſchen dem Pedantiſchen und dem Geckenhaften, jedem Auge wohlthuend, mitten inne und ziert den Jüngling wie den Greis. Aber das iſt der Fluch des Menſchen, daß er immerdar das Beſte ſelbſt, noch beſſer machen will, und dann verſchlimmert. Verläßt die Gunſt der wechſelhaften Mode das Extrem, ſo ſinkt es zur Karrikatur, und ſoll die Uniform ſich jedem poſſenhaften Schnitt des Tages fügen, ſo hört ſie auf ein Ehrenkleid zu ſeyn. Das nothwendigſte, von dieſem auszeichnenden Gewand genährte Vorurtheil des Soldaten hat überdem, ſeit der Einführung der Civil-Uniformen, einen ſo bedenklichen Abbruch erlitten, daß es ohnfehlbar ſehr gut gethan ſeyn würde, ihn durch eine neue Auszeichnung von den unzähligen Küchen- und Stall- und Cammer-Offizieren, deren Tracht ſein wohl erworbenes, faſt einziges Vorrecht bekränkt, zu unterſcheiden. Man hat dazu in manchen Staaten, vielleicht aus nur gedachter Rückſicht, den Helm gewählt. Der aber ward meiſt überall ſo Hieb- und Stich- und Kugelfeſt geformt, daß unter ſeiner Schwere der Nacken leidet und das Haupt erliegt. Iſt nun der Reitz der Neuheit hin, ſo klagt und ſchilt und tadelt man den unbequemen und alles wünſcht den Huth zurück. Der Greis verlangt ihn, wie er ihn als Knabe trug, gleichſchenklich, winzig klein; der Jüngling will ihn ungeheuer; jener ihn einfach, dieſer befiedert, und ſo jagt, zum Verderben der Mittelloſen, eine Veränderung die andere. — Hier ſind bequeme Kleider! — Was ſollen uns die Prieſterröcke? Ein Koller nur ziemt dem Soldaten! Wohin nun mit dem Taſchen-Tuch und aller Nothdurft? Nur auf Gefahr der Verrenkung läßt ſich die geſtutzte

Löwenhaut anlegen, und wer zur linken Taſche will, muß ſie mit der rechten Hand von hinten zu erhaſchen trachten. Ein Herbſtwind weht! Mich friert! denkt jeder der ſich ſchämt es zu geſtehn, und zieht Ihr nun in's Feld, ſo fallen ſie, den Fliegen gleich, zu Boden, und die nächſte kalte Nacht wird zum Würgengel der ärger als des Feindes Schwerter wüthet.

Sonſt gewährte die Klappe des Rocks, nothigen Falls, eine gedoppelte Bedeckung; jetzt iſt ſie überall nur aufgenäht und dem Frierenden auch dieſe letzte Zuflucht geraubt. Sonſt ward er noch zur Nothdurft in einen wärmenden Stoff gekleidet, ſeit dem Steigen der Preiſe wirft man ihm eine Spinnenwebe zu, die Regen, Wind und Schnee im erſten Augenblick durchdringen. Das Scherſlein des Soldes endlich, von dem er den Nahmen trägt, ſcheint fürwahr mehr als alles geeignet, ihn zum Verächter eines Lebens zu machen, durch das ihn die Genien der Knechtſchaft und des Hungers zu Grabe treiben. — Dem Sohn eines Soldaten vergiebſt Du dieſe Abſchweifung. —

Von den Garden ſprach ich? Ihr Anblick ergötzt das Auge. Sie beſtehen, die reitende ungerechnet, aus einem erſten Bataillon, das bey dem Schlachtfeſt von Collin die hohe Vorliebe Friedrichs rechtfertigte; aus dem Regiment Garde, aus dem Grenadiergarde-Bataillon, und aus dem, von einigen Compagnien jener Corps zuſammengeſetzten Grenadier-Bataillon der Garde, von welchem, als den Superlativen eines Superlativs, ſich denn allerdings, wenn ihre Stunde ſchlägt, Wunder der Tapferkeit, der Ausdauer und der Treue erwarten laſſen. Man hat ſie dazu, kurz vor dem letzten Feldzug, mit Bajonetten von einer ungewöhnlichen Länge, die aber für dies Mahl bekanntlich keinen Gegenſtand fanden, ausgerüſtet; dagegen ſollen ſie die ſilbernen Litzen verlieren, mit denen ihr Feigenblatt bisher geſchmückt war, wodurch dem Schatz allerdings einige hundert Thaler zufallen werden.

Die preuſſiſchen, ſchon zu Friedrichs Zeit, als koloſſal verſchrienen Offizier-Hüthe, ſcheinen ſich im Verhältniß zu dem Wachsthum des Staates vergrößert zu haben, und es dürfte anderwärts vielleicht als eine militairiſche Strafe gelten, einen ſolchen, bey heftigem Wind, oder vom Regen durchweicht, eine oder einige Stunden tragen zu müſſen. Die weißen, Ellenhohen fernhin leuchtenden Federſtütze womit ſie geſchmückt ſind, fallen allerdings gut ins Auge, müſſen aber den feindlichen Schützen ein willkommnes, und für das Haupt von dem ſie ihm winken, höchſt verderbliches Abkommen geben. — Ueberhaupt bleibt der dreyeckige, Kraft ſeiner Form überall anſtoßende Huth, die unzweckmäßigſte Kopfbedeckung, und ein leichter, geſchmackvoller Helm, eine wohlgeformte Mütze von Filz oder Tuch für Offiziere und Gemeine die paſſendſte Tracht. Doch genug von Soldaten und Soldaten-Weſen. Gott geb' ihnen Friede, Brot und — Pelzweſten! Oder einen Krieg der Deutſchland endlich von der Schmach erläßt und alles beſſer macht; ſelbſt hie und da die Generale.

Ich könnte Dir nun viel von Sans Souci erzählen, auch von dem neuen und dem Potsdamer Schloſſe; desgleichen von dem Marmorhaus und ſeinen Herrlichkeiten, aber Du würdeſt die oft beſchriebenen mißmuthig überſchlagen und darüber villeicht auch das freundliche Heiligthum der argloſen Königin — ich meine ihre Wohnzimmer in Potsdam, überſehn, in denen mich der ſeltene Geiſt des beſten Geſchmacks und erfreuender Häuslichkeit anwehte. Du ſchreiteſt, geblendet von dem Farbenſpiel mehrerer von ihr verjüngter, faſt überladener Pracht-Säle, in die ſchmuckloſen Gemächer. Alexander der Holde, lächelt wohlgetroffen über dem Sopha; mancherley weibliche Geräthſchaften bezeugen die Geſchäftigkeit der thätigen Hausfrau, ein Haufe gebrauchter Bücher aller Art, unter denen mehrere, ſchön gebundene Zueignungen deutſcher Dichter hervorglänzten, ihren Sinn für die

die Gewichte der zögernden Wanduhr hing, und auf den Aderſchlag lauerte, unter dem ich erſcheinen ſollte. — Wie kommts, daß ich jetzt überraſche?

Miller. Gehen Sie, gehen Sie, Baron! — Wenn noch ein Funke von Menſchlichkeit in Ihrem Herzen zurückblieb, wenn Sie die nicht erwürgen wollen, die Sie zu lieben vorgeben, fliehen Sie, bleiben Sie keinen Augenblick länger. Der Segen war fort aus meiner Hütte, ſobald Sie einen Fuß darein ſetzten. — Sie haben das Elend unter mein Dach gerufen, wo ſonſt nur die Freude zu Hauſe war. Sind Sie *noch* nicht zufrieden? Wollen Sie auch in der Wunde noch *wühlen*, die Ihre unglückliche Bekanntſchaft meinem einzigen Kinde ſchlug?

Ferdinand. Wunderlicher Vater, jetzt komm ich ja, deiner Tochter etwas erfreuliches zu ſagen!

Miller. Neue Hofnungen etwa zu einer neuen Verzweiflung? — Geh, Unglücksbote! Dein Geſicht ſchimpft deine Waare.

Ferdinand. Endlich iſt es erſchienen, das Ziel meiner Hofnungen! Lady Milford, das furchtbarſte Hinderniß unſrer Liebe, floh dieſen Augenblick aus dem Lande. Mein Vater billigt meine Wahl. Das Schickſal läßt nach, uns zu verfolgen. Unſre glücklichen Sterne gehen auf. — Ich bin jetzt da, mein gegebenes Wort einzulöſen, und meine Braut zum Altar abzuholen.

Miller. Hörſt du ihn, meine Tochter? Hörſt du ihn ſein Geſpötte mit deinen getäuſchten Hofnungen treiben? O vaterländiſche Litteratur. Befremdend war es mir, des Herrn Profeſſor Wötzels ſaubere Geiſter-Erſcheinung in dieſer Geſellſchaft zu finden; betrübend aber, ohnfern ihres Bettes einem franzöſiſchen, die Tanzkunſt lehrenden Felianten zu begegnen, denn faſt immer hat ſich Terpſichore bis jetzt, grauſam genug, an jeder ſiegreichen Nebenbuhlerin gerächt. Das königliche Bett iſt einfach und gefällig, ohne Behänge, nur mit unterlegtem Mouſſelin bedeckt. Eine Lampe von Milchglas verbreitet ihren Zauberſchein über das Heilige. Keine Garde wacht in der Nähe, ihr Genius macht ſie entbehrlich und ſtatt aller Wächter ſchläft nur ein Garderobe-Mädchen neben an.

Engliſche Kupfer und einige neuere Gemählde von ſeltner Trefflichkeit erheitern die übrigen.

In Friedrichs reich vergoldeten Zimmern ſteht hier, zur Freude des Beſchauers faſt noch alles auf dem alten Platz. Du wagſt Dich, angeſprochen von Erinnerungen zu dem vielbeſprützten, Tintevollen Arbeitstiſche und ſiehſt hier, Kraft der Stellung einiger Spiegel, von ſeinem Sitze aus, was auf der Brücke ſich, was in dem Garten ſich begiebt. Und wieviel weiter noch ſah dieſes Königs Auge von dieſem Verſteck aus! Sein Ordensband und Krückenſtock, die Feder mit welcher er ſein Tagewerk beſchloß, der Degen deſſen Klinge, ein treffendes Emblem, ſich gegen die zu enge Scheide ſträubt, ſind als Reliquien hier ausgeſtellt, und welcher Deutſche würde ſie nicht gern in wunderthätige verwandelt ſehn?

Seinem Thron-Erben genügte es nicht, das verwaiſte Sans Souci, zu Gunſten des Marmorſchloſſes, der prächtigen Colonade die es ſchmückte, zu berauben. Er machte auch die Wohnzimmer des großen Ohms für eine Weile zu den ſeinen, und irre ich nicht, ſo blieb bloß eines in dem Stande, wie Friedrich es verließ. Hier findeſt Du noch jetzt, wie dort, den oft gebrauchten Arbeitstiſch, und nimmſt von dem unſaubern Sitz hinter ihm nur eine Bildſäule der Gerechtigkeit wahr, ohnfern der Gräber aufgeſtellt, die ſeine treuſten Lieblinge, die Biche, den Haſenfuß und andre mehr bedecken. Ob er die göttliche Juſtizia wohl Tag für Tag und unverrückt im Auge hielt?

Wir ſchlichen ſtill ergriffen zu der Stätte, von der ſein kühner Geiſt entfloh, in's Sterbezimmer. — Sie haben es geputzt, geſchmückt — entheiligt. Kein Wort von der Bilder-Gallerie. Der Tempel den ſie ziert, iſt ihrer würdig; ſechzehn rieſenhafte, aus einem Stück gehauene Säulen von carariſchem Marmor tragen ihn: das Licht fällt durch die Kuppel, Basreliefs von Nero's Grabmahl dienen zu Super-Porten und der Aufſeher, Herr Hofrath Puhlmann iſt ein freundlicher, belehrender Führer; doch entſprachen zwey niedliche, noch auf der Staffeley befindliche Stücke ſeiner Arbeit, in Hinſicht auf die Erfindung ſowohl, als auf die Wahl, weil es Copien waren, unſerer Erwartung nicht. Amor von der Größe eines Maykäfers fliſtert ſeiner Mutter, ſteif genug, irgend einen loſen

Gedanken zu. Ein Engel bietet auf dem andern der Magdala (und wenn werden die Mahler endlich dieſe ſchmiegſame Betſchweſter verſchmähn lernen) einen ſo irdiſch plumpen, mit Gras und Blumen überladenen Kranz an, daß man einen Bettelknaben zu ſehen glaubt, der wegen des nahen Johannistags im Korne war und nebenher des Nachbars Garten plünderte.

Das ſogenannte neue, nun ſchon bejahrte Schloß ward im Zeitraum von ſechs Jahren hervorgezaubert, auch zeigen hie und da geſprungene Wände und das geworfene Tafelwerk, wie ſehr damit auf Koſten der Dauer geeilt ward. Ueberſättigt von dem Gold und dem Glanz und dem Anſchaun der Gemählde, denen man leider nur einige Blicke ſchenken kann, wird das erſchöpfte Auge plötzlich durch einen Pracht-Saal überraſcht, der wirklich in Erſtaunen ſetzt. Das Marmorſchloß hat in ihm Platz, aber die Eurythmie ſeiner Verhältniſſe verjüngt den ungeheuren Raum. Dieß ſchon erwähnte Marmorhaus iſt eine Schöpfung Friedrich Wilhelms des zweiten. Es liegt, entfernt von den übrigen Luſtſchlöſſern, in einer Niederung am heiligen See, und war zuerſt ein beſcheidenes Wohngebäude, in deſſen Dunkel einſt gewiſſe Meiſter mit gewiſſen Thoren ſpielten. Wilhelms Vorliebe für dieſe magiſche Laterne, ſchuf ſie nach Friedrichs Tod in einen Feenſitz um. Alles Land das ihn umgab, ward nun für jeden Preiß gekauft und zu dem Park gezogen, dem jedoch, Trotz ſeiner Ausbreitung, noch manches fehlt um dieſen Nahmen zu verdienen. Niemand durfte bey ſchwerer Ahndung in den letzten Regierungsjahren dieſes Monarchen einen Fuß in den verzauberten Hayn ſetzen; hier waltete die gemeine Lichtenau mit eiſernem Zepter und ihr ahnte damals nicht, daß ſie ihn bald als Staats-Gefangene, mit Abſcheu belaſtet, bewohnen und verlaſſen würde. Ihretwegen, der aus mancherley Urſachen daran lag, mit dem König unter einem Dache zu hauſen, ward die Colonnade von Sans Souci zu Vergrößerung des Schloſſes hierher verpflanzt, aber noch war der neue Bau nicht geendet, als der Tod den Bauherrn abrief und ſo ſteht er noch, der letzten Hand gewärtig, verlaſſen da.

Merkwürdiger als alle Kunſtſchätze und Reitze dieſer Feenburg, die Trotz der Kleinlichkeit ihres Styls die Sinne gefangen nimmt, waren mir einige Pappeln, welche der König als eine Pflanzung ſeiner eignen oder einer andern, theuern Hand, oder als werthe Vehikel ſüßer Erinnerungen zu ſchonen befahl. Das Schloß mußte daher, zu Gunſten dieſer Raupen-Neſter, auf Pfähle in den See gebaut werden, ein Umſtand der die Baukoſten um mehr als hunderttauſend Thaler vergrößerte. Sechs herrliche, mit zwölftauſend Piſtolen bezahlte, noch unaufgeſtellte Landſchaften von Hackert, gehören unter die beſten Zierden dieſes lachenden, mit Marmor aller Gattungen bedeckten, mit Antiken die Herr von Erdmannsdorf aus Rom entführte, mit trefflichen Basreliefs von Canova und köſtlichen Geräthſchaften aller Art geſchmückten Wunderhauſes, das, zu unſerm Befremden, von einer wohl getroffenen, im Wohnzimmer des verſtorbenen Königs noch immer geduldeten Büſte der Rietz geſchändet wird. Der Feldſtuhl endlich, in welchem Friedrich Wilhelm, umgeben von den Genien der üppigſten Genüſſe, des Todes herben Becher leeren mußte, erſchien mir hier, wie Jonas in Niuive. Vergebens ſpricht er unter dieſen lockenden, den Lebensreitz erhöhenden Umgebungen, das traurige Memento mori aus.

Die Börſe des Wißbegierigen wird übrigens nirgends mehr als auf dieſer Geiſter-Halbinſel in Anſpruch genommen. An der äußern Pforte empfing uns ein Thorhüter; er führt die Geſpannten, um ſein Trinkgeld nicht ganz umſonſt zu empfangen, auf langweiligen Umwegen nach dem Schloſſe hin, vergleicht die leidliche Ausſicht den reitzendſten der Erde, ſpricht bald von dieſer, bald von jener unbedeutenden Anlage mit Ehrfurcht, und von dem nachbarlichen Waſſerſpiel wie Matthiſſon vom Genfer-See; hat für jeden Platz eine Anekdote, für jede Anekdote eine

Betheurung, und hält nun an des Schloſſes Pforte, wo er Dir erſt nöthig zu werden ſcheint, ſich beurlaubend, die geöffnete Hand hin. Ein feiner, gebildeter Mann, Kaſtellan des Schloſſes, übernahm uns hier; der Reichthum an ſehenswerthen Gegenſtänden machte ihn ausführlich und die gefällige, nicht zu ermüdende Güte des Gentlemans mußte, wie billig, nach Würden belohnt werden. Zwey königliche Diener, welche hie und da Fenſter und Thüren aufthaten, fixirten jetzt die Hand der Geber und kaum waren ſie abgefunden, als ein fünfter Cizerone uns Erſchöpfte von des Schloſſes Pforte, den See entlang, zu einigen Armſeligkeiten hintrieb, die er auf dem Wege für Weltwunder ausgab und anpries. Auch er mußte, wie die vorigen vergnügt werden, und als wir nun fertig zu ſeyn glaubten, trat uns des Menſchen Frau oder Haushälterin in den Weg und verſprach ſich, für das Oefnen irgend eines Fenſters, ein kleines Grazial. Jeder Wegbeſſerer endlich, an dem wir vorüber gingen, fiel zum Beſchluß mit vorgehaltenem Rechen oder entblößtem Haupte die luſtwandelnde Gnaden-Kaſſe meines freigebigen Freundes an. In den Schlöſſern von Potsdam und Sans Souci ſcheint die Leitung der Fremden den Ehehälften oder Töchtern der Caſtellane ausſchließlich übertragen, auch würden hübſchere, ſprachſeligere, gefälligere als die, denen wir jedes Wort abfragen mußten, dieſe Finanz-Spekulazion der Herrn Bettmeiſter allerdings rechtfertigen. Merkwürdig iſt es, daß uns auf dem Kreuzzuge durch die königlichen Parks und Gärten, an einem der ſchönſten Sommertage niemand, ſage niemand begegnete. Ob den Potsdamern der Zutritt unterſagt oder erſchwert iſt? Ein ſolches Interdikt aber, läßt ſich von dieſer, mehr als populairen Regierung ſchwerlich fürchten; der Pöbel nur, der hier frecher und ruchloſer als an tauſend andern Orten, alle Bildſäulen und Kunſtwerke, zu denen er unbemerkt gelangen kann, verſtümmelt, bleibt allerdings mit Recht verwieſen.

Die ſchauerhafte, aus dem Mangel an lebendigen Weſen hervorgehende Stille erhebt das Herz zu dem Gefilde der Wehmuth und es trauert mit dem Genius dieſer Palläſte über den Unbeſtand alles Irrdiſchen.

Du wirſt von einem Kupferſtiche gehört haben, auf dem ſich der Kaiſer von Rußland und der König von Preuſſen an Friedrichs des Großen Sarg ewige Freundſchaft geloben, und Dir leicht einbilden daß es nicht unſer letztes Geſchäft war nach dem Staubbehälter des großen Todten zu wallfahrten. Wir fanden ihn in einer, unter der Kanzel der Garniſon-Kirche, zu ebener Erde angebrachten Gruft. Zur Rechten ruht ſein Vater in einem marmornen, zur Linken Friedrich in einem zinnernen Sarge. Die Kanzel ſelbſt iſt ein unförmlicher, mit Schnörkeln überladener Marmor-Klumpen, deſſen ſtarre Pracht gegen die Armſeligkeit dieſer, von dem königlichen Hauſe und den Garden regelmäßig beſuchten Hofkirche ſeltſam und verletzend abſticht. Ich weiß wahrlich, Baron! Es ſteht dem Verführer ſo ſchön, an ſeinem Verbrechen ſeinen Witz noch zu kützeln.

Ferdinand. Du glaubſt, ich ſcherze? Bey meiner Ehre nicht! Meine Ausſage iſt wahr, wie die Liebe meiner Louiſe, und heilig will ich ſie halten, wie ſie ihre Eide — Ich kenne nichts heiligers — Noch zweifelſt du? Noch kein freudiges Erröthen auf den Wangen meiner ſchönen Gemahlinn? Sonderbar! Die Lüge muß hier gangbare Münze ſeyn, wenn die Wahrheit ſo wenig Glauben findet. Ihr mißtraut meinen Worten? So glaubt dieſem ſchriftlichen Zeugniß. (er wirft Louiſen den Brief an den Marſchall zu.)

Louiſe (ſchlägt ihn auseinander, und ſinkt leichenblaß nieder.)

Miller (ohne das zu bemerken, zum Major.) Was ſoll das bedeuten, Baron? Ich verſtehe Sie nicht!

Ferdinand (führt ihn zu Louiſen hin.) Deſto beſſer hat mich dieſe verſtanden!

Miller (fällt an ihr nieder.) O Gott! meine Tochter!

Ferdinand. Bleich, wie der Tod! — Jetzt erſt gefällt ſie mir, deine Tochter! So ſchön war ſie nie, die fromme rechtſchaffene Tochter — Mit dieſem Leichengeſicht — — Der Othem des Weltgerichts, der den Firniß von jeder Lüge ſtreift, hat jetzt die Schminke verblaſen, womit die Tauſendkünſtlerinn auch die Engel des Lichts hintergangen hat. — Es iſt ihr ſchönſtes Geſicht! Es iſt ihr erſtes wahres Geſicht! Laß mich es küſſen. (Er will auf ſie zugehen.)

Miller. Zurück! Weg! Greife nicht an das Vaterherz, Knabe!

allerdings daß die Einfalt der Bethäuſer eine Bedingung des reformirten Kultus ausmacht, aber es giebt einen Genius der ſie zur Grazie veredelt und von dieſer findeſt Du hier keine Spur. Man glaubt in eine große, unſaubere Dorfkirche zu treten. Die Majeſtät des Monarchen ſucht ſich einen Platz auf dem Chore; dieſer ſtaubbedeckte, irr ich nicht, hölzerne Verſchlag mit einigen gemeinen Stühlen iſt die Emporkirche der Königin, und der Wächter des heiligen Grabes ein Bockſteifer, Bruſtkranker, jedes ihm abgefragte Wort mit einem Ausbruch des Keuchhuſtens begleitender Küſter. Seiner Ausſage nach war es die Königin, welche, Hand in Hand mit dem Selbſtherrſcher aller Reuſſen, in jener Nacht an Friedrichs Sarge weilte; ihr gerührter Gemahl aber hatte während dem, des großen Ahns gedenkend, an der Ecke des Eingangs ſeinen Platz genommen, und die Darſtellung auf jenem viel gekauften Kupferſtich wäre ſonach eine poetiſche, auf die Stimmung jener Tage berechnete Freiheit. Dem ſey denn wie ihm wolle, ſo blieb dem jungen Herrſcher doch der Ruhm ſein kaiſerliches Wort geehrt zu haben und ſeine holdſelige Freundin der ſtille Genius des gefährdeten Staats. Das Siſtem aber, welches die Regierung in dem Drang und Sturme dieſer Zeiten, Trotz der lauten Mißbilligung beſchränkter Patrioten, Trotz aller Rückſichten, Zudringlichkeiten und perſönlicher Verbindungen am Ende dennoch feſthielt und dann unverrückt verfolgte, hat wohl allerdings, ſo Würdelos es auch erſcheinen mochte, die Monarchie gerettet. Alle dieſe Schatten-Maſſen aber, welche freilich für den Augenblick den Glanz des preuſſiſchen Adlers verdunkelten, wären ohnfehlbar zu ſo viel Glorien geworden, wenn man ſich, ſchon zur Zeit des Lüneviller Friedens, jene unnatürlichen, den Staat in die Verhängniſſe des ſüdlichen Deutſchlands hinabziehenden Beſitzungen vom Halſe geſchaft hätte, die dennoch ſpäterhin, und in einem viel ungünſtigern Zeitpunkt, ihren natürlichen Beſtimmungen und Verhältniſſen überlaſſen werden mußten.

Unter allen, zur Zeit noch unverſuchten Mitteln, das ſchöne, dürftige und öde Potsdam bey dem Range zu erhalten, den ihm die Größe ſeiner Anlage, die Pracht der Gebäude, die Reitze der Lage und der Umgebungen anweiſen, wäre vielleicht die Errichtung einer militairiſchen Univerſität eines der anwendbarſten. Der Vorſchlag klingt ein wenig paradox, denn die Idee iſt neu und bis jetzt noch nirgends ausgeführt, aber können wir es uns verhehlen, daß der gewöhnliche Kriegsmann, in Hinſicht auf Bildung und Kenntniſſe, zu den übrigen, im Lauf der letzten Jahrzehende weit fortgeſchrittenen Ständen in einem auffallenden, der Achtung die er ihnen abverlangt entgegen wirkenden Mißverhältniß ſteht? Wir haben zwar Cadetten-Häuſer, Regiments-Schulen und Ritter-Academien; jene aber ſind meiſt alle nur militairiſche Kinderſtuben, dieſe zu beſchränkt um ins Große zu wirken und den Forderungen zu genügen, die das Publikum an die zeitigen Pelotons- und künftigen Regiments-Commandeure machen dürfte. Die Flegel-Jahre der Ignoranz, die

Triumphe der Barbarey ſind vorüber; unſinnigen, ſeit Jahrhunderten geſchonten Vorurtheilen wird endlich ihr Recht angethan und weder Titel noch Ehrenkleid, weder Degen noch Ordensbänder werden in Zukunft ausreichen die Blößen der Unwiſſenheit, der Rohheit und einer vernachläſſigten Erziehung zu bedecken, deren einziger und täglicher Verſteck die liebe Wachtſtube war. Der Ignorant iſt überall ſein eigener Spott, in der Uniform aber ein ambulantes, beißendes Epigramm auf den ganzen Stand. Zwar behaupten viel gewiegte Veterane, daß ein gelehrter Offizier in der Regel als Soldat nichts tauge, daß ihn der Einfluß der Muſen mit dem kleinlichen aber nothwendigen und unerläßlichen Getriebe des kleinen Dienſtes entzweye; daß ein höheres Maß von Bildung den kecken, jeden Stier bey dem Horne faſſenden Muth entwaffne; daß mit einem Wort die Gunſt der Pallas Athene den kühnen, ſchlagfertigen Heros gewöhnlich in einen feigherzigen, unmännlichen Federhelden, in einen Mack, z. B. verwandle. Aber wir verlangen ja nur vermenſchlichte, unterrichtete Offiziere, fähig in den Kreiſen gebildeter Staatsbürger eine Stimme zu haben, vertraut unter anderm, mit den Götterthaten der Griechen und Römer, die ein edles Gemüth, weit ſchneller und mächtiger als die Prahlereyen gemeiner Raufbolde, zum Wetteifer und zur Nachahmung des Großen und des Schönen entflammen. Die zweckmäßigſte Einrichtung einer ſolchen univerſellen, für den Stand des Soldaten berechneten Lehr = und Bildungsanſtalt, bliebe wie billig, den Genien der Rüchel, Le Coq, Maſſenbach, Scharnhorſt und ähnlicher Grund = und Strebepfeiler der preuſſiſchen Armee überlaſſen. — Oder man nöthige (um zur Ameliorirung Potsdams, das ich ſo gern auf einem grünen Zweige ſähe, zurück zu kommen) alle in Penſion ſtehende Stabs = Offiziere und Generale, ſo wie Oeſterreich die ſeinigen vor Kurzem ſammt und ſonders aus der Hauptſtadt vertrieb, ſich daſelbſt nieder zu laſſen. — Man weiſe es irgend einem üppig grünenden Zweige des Hauſes zum Hoflager an und ſuche nebenher, ein Häuschen privati=

ſirender, vom Sturm der Zeit verwehter Biſchöffe, Domherrn und Reichsſtände; verdrießliche Nürnberger, troſtloſe Frankfurther, malkontente Knaiſen, rebelliſche Baſſen, in effigie gehangene Irrländer, alles mit einem Worte, was Geld und Gut aber kein Vaterland hat, unter dem Schatten dieſes rieſenhaften Sarkophags Friedrichs des zweiten zu fixiren. Ey, wieviel willkommene Nebenbuhlerinnen würden dann meiner armen, ſtündlich erblickten, hochgelben Miethkutſche zuwachſen; wie viel leichter würde ſich dann die Anhäufung des Schuttes und Unraths, der den Platz am ſtehn gebliebenen Portal der abgebrannten Kirche bedeckte, entſchuldigen laſſen. — Wieviel *Wunderſchöne* Zucker-Püppchen würden dann jenen beyden den Rang ſtreitig machen, die uns der Küper als ſolche, nach dem erſten, über Langeweile verlohrnen Klageton in den ehrenveſten Töchtern der Frau C . . . empfahl, und auf der Stelle zuführen und aufdringen wollte. O tempora, o mores! Ein's nur bewundre ich: daß man nicht dort und zu Berlin, wie in Otahaiti zu geſchehen pflegt, coram populo, vor aller Welt Augen, heißt das, am hellen Mittag, auf öffentlichem Markt dem Gartengott die Ehre giebt.

Berlin.

Denn wäre dieſe ſchöne Hauptſtadt eine heidniſche, ſo würde Priapus, ſtatt der Siegs-Göttin auf dem Brandenburger Thor, die ohnehin (in der Entfernung nemlich) nur einem Raben mit ausgeſpreitzten Flügeln gleicht, wohl ganz an ſeinem Platze ſeyn. Ein angenehmer Schutz-Patron, zu welchem, ſtünd er dort, mehr Blicke, feurigere Bitten, heißere Gelübde als zu irgend einem neuern geſchlechtloſen Heiligen, ſich emporſtehlen dürften.

Ich hatte mir das Ausſehn dieſer Meiſterſtadt viel imponirender gedacht, doch die verwünſchte Flachheit des Landes verflächt auch das Erhabene und entzieht ihm ſo die eigenthümliche Würde und den beſten Theil des Zaubers, durch den das wahrhaft Schöne die Gemüther rührt. — Und dennoch nimmt die helle, heitre Capitale den Fremden im erſten Augenblick zu ihrem Vortheil ein. Zwar blieb auch dieſe viel geprieſene Brandenburger Porta, der Himmel weiß, warum, unter meiner Erwartung, doch fanden wir uns dafür von der ſeltenen und um ſo wohlthuenderen Beſcheidenheit der artigen, im Schatten des Triumphwagens hauſenden Güter-Beſchauer überraſcht, die ich mir hier, am Quelle des Akzis-Höllenſtroms, im Voraus als grimmige, ſelbſt das unverpönte Eigenthum knurrend und brummend durch einander werfende Hatz- und Fanghunde der Plusmacherey gedacht hatte. Ein Musketier geleitete uns in die Stadt Rom. Ihr Papſt ſprang dienſtfertig an den Wagen, hieß uns willkommen und half den Gäſten über einen Arm der Pontiniſchen Sümpfe, die auch dieſen Pracht-Theil der Stadt verunreinigen.

Die Chronik des Tags war eben ſehr reichhaltig. Gegen zwey tauſend Schiffe, die Blüthen des preuſſiſchen Handels, ſchienen verlohren, die Behauptung der hannöveriſchen Länder ward täglich zweifelhafter, der energiſche Schweden-König ſprach an der Spitze von 12000 Mann, oder Männern vielmehr, allen Vorſchlägen zur Güte und den Colonnen Hohn, die zur Deckung Pommerns und Stettin's herbey eilten. Den friedfertigen, allverehrten Monarchen glaubte man unpaß, die geliebte Königin bruſtkrank, den Steuermann des Staats-Schiffs in Verlegenheit, aber Karl der fünfte und ſein luſtiger Rath, Doktor Luther und ſein Famulus, Magiſter Melanchthon und die mitſpielenden Pferde hatten alle Nachtſchatten beſchworen und verdrängt. Nur von der Weihe der Kraft, dem bewußten Ritter-Schauſpiel in fünf Aufzügen, das eben am Tage unſerer Ankunft zum ſechſten Mahl, bey einem, zum Erſticken angefüllten Hauſe gegeben ward, war die Rede.

Du weißt, lieber Walter, daß dem Nord-Europäiſchen Publikum bekanntlich mit keinem Stücke mehr gedient iſt, in dem nicht wenigſtens ein Cavallerie-Piket auf dem Theater ſchwenkt, eine Mine gezündet, ein Nonnen-Chor zur Nothzucht vorbereitet, ein Judenkind beſchnitten, oder ein Menſchenfreſſer zum

Knabe! Vor deinen Liebkoſungen konnt' ich ſie nicht bewahren, aber ich kann es vor deinen Mißhandlungen.

Ferdinand. Was willſt du, Graukopf? Mit dir hab ich nichts zu ſchaffen. Menge dich ja nicht in ein Spiel, das ſo offenbar verloren iſt — oder biſt du auch vielleicht klüger, als ich dir zugetraut habe? Haſt du die Weisheit deiner ſechzig Jahre zu den Buhlſchaften deiner Tochter geborgt, und dies ehrwürdige Haar mit dem Gewerb eines Kupplers geſchändet? — O! wenn das nicht iſt, unglücklicher alter Mann, lege dich nieder und ſtirb — Noch iſt es Zeit. Noch kannſt du in dem ſüßen Taumel entſchlafen: Ich war ein glücklicher Vater! — einen Augenblick ſpäter, und du ſchleuderſt die giftige Natter ihrer hölliſchen Heimat zu, verfluchſt das Geſchenk und den Geber, und fährſt mit der Gottesläſterung in die Grube. (zu Louiſen.) Sprich, Unglückſelige! Schriebſt du dieſen Brief?

Miller (warnend zu Louiſen.) Um Gotteswillen, Tochter! Vergiß nicht! Vergiß nicht!

Louiſe. O dieſer Brief, mein Vater! —

Ferdinand. Daß er in die unrechte Hände fiel? — Geprieſen ſey mir der Zufall, er hat größere Thaten gethan als die klügelnde Vernunft, und wird beſſer beſtehn an jenem Tag, als der Witz aller Weiſen. — Zufall, ſage ich? — O die Vorſehung iſt dabey, wenn Sperlinge fallen, warum nicht, wo ein Teufel entlarvt werden ſoll? — Antwort will ich! — Schriebſt du dieſen Brief?

Miller (ſeitwärts zu ihr mit Beſchwörung.) Standhaft

Sentenzen-Krämer gemacht wird, und wir müſſen es den Polizeyen Dank wiſſen, daß ſie, bey aller Schonung eines ſo ſeltſamen Geſchmacks, doch immer noch gewiſſe Kataſtrophen ſolcher Dramen, als zum Beiſpiel den gewöhnlichen Ehebruch, die peinliche Frage, Entbindungen und Kaiſerſchnitte nur hinter den Couliſſen dulden wollen.

Daß die Weihe der Kraft ſich über die gemeinen Aus- und Mißgeburten des Ungeſchmacks erhebt und ihrem Dichter Ehre macht, iſt längſt erwieſen. Und ſo ſo möge ſie denn als ein ergreifendes, anziehendes Kunſtwerk, als ein Mahnbrief des großen, faſt vergeſſenen Mannes, als ein unerbetteltes, ſein Andenken würdig auffriſchendes Monument, das geſammelte Gemüth des Leſers ergötzen, auf der Bühne aber dürfte das Stück, meines Bedünken's, nur erſt nach dem Ausſterben einer kriſtlich, das heißt, in der Ehrfurcht für das Geheiligte und Geweihte erzogenen Generazien, und überhaupt dann erſt auf dem Repertoir an ſeinem Platze ſeyn, wenn es außer unſern Herzen keinen Altar mehr geben und das ernſte Liebes-Mahl, in eine Collazion verwandelt, gelegentlich beym nächſten Kellerwirth genoſſen werden ſollte. Nein, dieſe Breter, auf denen geſtern ein Hanswurſt Poſſen riß, auf denen morgen ein Wahnſinniger den Himmel läſtert, ſind wahrlich nicht geeignet, an die Stelle unſerer Tempel zu treten,*) und ein Publikum, das hier nur Götzen und Würger anzuſtaunen, die Thorheit zu verlachen, die Schwäche zu beweinen gewöhnt ward, mit den profanirten Heiligthümern ſeines Glaubens und ſeiner Andacht zu erbauen. Mir wenigſtens erſchienen die geweihten Kirchen-Geſänge, welche man hier anſtimmte, gemißbraucht, und manches Gemüth empörte ſich, als Doktor Luther der uns noch kurz zuvor als Vatermörder in den Räubern mit Entſetzen erfüllt hatte, von dem Reichstag zurückkehrend das *Herr Gott, dich loben* wir ꝛc. vor dem Soufleur-Kaſten intonirt ꝛc.

---

*) Die Bühnen nehmlich, wie ſie ſind und ſeyn und bleiben dürften bis wir Griechen werden. Das, denk ich, hat noch Zeit.

Fromme, vor Gott wandelnde, ſelig in dem Herrn entſchlafene Groß- und Voreltern, denen ſelbſt das kindliche Schäferſpiel eine Thorheit war, ſicherlich wär es, hättet ihr dieſen Feierabend der lieben, loſen, frevelnden Enkel erblickt, um Eure ewige Ruhe geſchehn.

Kenner und Layen, Kinder ſelbſt und Greiſe, Gallerie und erſter Rang — Alles ſchien, von einem eiſernen Geſetz, vom Talisman des Tons gezwungen, die Vorſtellung unübertrefflich zu finden; Gott erbarme ſich daher des armen Fremdlings, der es — und überdieß noch, ohne je ein Wort dramatiſcher Weihe vernommen zu haben — zu geſtehen wagt, daß ſie ihn nur in ſeltenen Momenten befriedigte.

Homo sum! und wenn auch von den Grazien geflohen, doch mit Kopf und Herz und Sinnen, mit Augen und mit Ohren und allem dem zur Nothdurft ausgerüſtet, was ein Menſch bedarf das Wahre von dem Schein, die Künſteley von der Kunſt, mit einem Worte Schwarz und Weiß zu unterſcheiden. Dazu fiel ich gleichſam wie aus den Wolken, ohne Vorurtheil, ohne Kenntniß des Stücks und der Darſteller, den Meiſter ausgenommen, in dies Haus. Aus den Wolken, ſagt' ich? Wollte Gott! denn das Gedränge war erſtickend. Wir hatten, ſchon vor Jahr und Tag, in den Propyläen der Dresdner Nußſchale Leib und Leben an Islands Spiel gewagt, hier aber gieng es, Trotz der Größe des Hauſes, noch viel ſtürmiſcher her und hier wie dort fanden wir nach dem Eindringen alle Sitze des Parterrs von den Begünſtigten eingenommen, denen man vor Oefnung der Thüren, auf Schleifwegen herein geholfen hatte. Dergleichen walzende, nach einem Punkt hinſtrebende Menſchen-Ströme erſcheinen mir wie Eisfahrten und Waſſerfälle. Die Herren, in ſo fern ſie recht lang, oder recht ſtark, oder recht grob, oder das alles zugleich ſind (Engländer, zum Beyſpiel) ſtellen das eigentliche Grund- und Treibeis dar. In, mit und zwiſchen ihm entgleiten die leichtern, ſchlüpfrigern, Wegbahnenden Schollen, hagere, gewandte Juden, Aalförmige Hofjunker, ältliche, determinirte Mamſellen mit verletzenden Hüften und Ellbogen, ſammt einigen grimmigen und ſiegreichen Daviden und Zwerghelden. Endlich und zuletzt kommen Laub und Gras, Spielſachen und Hausgeräth, halb zermalmte Duodez-Männerchen und ſchmiegſame Jungfern, kecke Knaben und tollkühne Frauen geſchwommen, und verſchwinden bald im Wogenſturz des letzten Falls.

Mir ward — Dank ſey der Artigkeit der zurückenden Berliner — nach dem erſten, den Fremdling verrathenden Worte ein Seiten-Plätzchen zugeſtanden, von welchem ſich jedoch das Theater nur durch gewiſſe, beſchwerliche Verdrehungen des Körpers und des Kopfs erblicken ließ. Glühende, zarte, vom raſenden Gedräng' entſchleyerte Frauenzimmer verlängerten jetzt, nach einem Sitze ſchmachtend, hart neben, vor und hinter mir den Schwanenhals, ſahn mich gewöhnlich, nach der vergeblichen Umherſicht, mit kläglichen oder verlangenden, mein Sitzmittel in Anſpruch nehmenden Blicken an und fächerten ſich ſo ungeſtüm, daß der erregte Zephir meine Wangen zugleich mit den ihren kühlte. Du kannſt wohl glauben, Freund, daß ich, wie Paris einſt, auf Kohlen ſaß, nicht wiſſend, welcher dieſer üppigen theils, theils überfeinen Hüften ich einen handbreiten, abhängigen, von dem Theater abgewandten Schmollwinkel zugeſtehn ſollte? „Sie erlauben doch“ ſprach der Triumph der Kindespflicht aus dem ſchönen Munde der endlich erkorenen, nächſten Nachbarin „daß ich das Plätzchen meiner Mutter abtrete?“ — Einer Mutter? O! Und dieſer Runzelvollen, Gebrechlichen? Dieſer Undankbaren, die mich ſchon in der folgenden Minute mit bittern Klagen über die Glätte, die Stellung, die Kürze des überlaſſenen Sitzes behelligte und mich zum Ueberfluß, durch eine Bewegung ihrer verletzenden Stelzfüße, von der lieblichen Tochter abſchnitt, deren eben erworbenes Wohlwollen mir, dem einſamen Fremdlinge, in den Interakten wuchern ſollte. Leere Hofnung! außer ihr noch von einem vierſchrötigen Oheim vereitelt, der ſich jetzt plötzlich ganz ſchmal und es Kraft dieſer Zuſammenziehung der eben erſt erkannten Nichte möglich machte, die Weihe der Kraft an ſeiner Seite zu genießen. Nie, ich geſtehe Dir's, war mir die Einmiſchung eines unberufenen Dritten mehr zuwider. Ich bot der Erhitzten, um wenigſtens das Gefühl ihrer Verpflichtung nicht mit dieſer Gluth verkühlen zu ſehn, eine Hand voll Orangen. „Gott bewahre!“ Eis! „Das ſey ihr zu kalt“ — Gewärmtes gab es nicht. Limonade! Sie verſagte. Dazu biß der finſterſehende Oheim in's Querholz ſeines Krückenſtocks und ſah mich an, wie Luther einſtmahls den Verſucher. „Ach!“ lispelte jetzt die Silberſtimme eines andern, erſchöpften, hinter mir ſtehenden Engels in's Ohr der Nachbarin, „was gäb' ich jetzt für zwey Orangen!“ — Die Rache iſt ſo ſüß! Schnell drückt' ich die verſchmähten Zwillinge in ihre Hand und warf einen hohnlächelnden Blick auf das Geſicht der Verſchmäherin, die jetzt zuerſt den Krücken-Beiſſer, dann die ſchmolzende Mutter, dann ihren fliegenden Bruſtſtreif anſah und ordnete. Wie Mädchenhaft ſich meine Sehnſüchtige ſträubte. Gleich Even ſtand ſie da, die Goldfrucht in der Hand, und ich — ich kam ihr ganz ohnſtreitig wie die Schlange vor. „O, mein Herr! — Ach mein Herr!“ (und dies o, ach, mein Herr! Ach, O! das dringt, von einer Berlinerin betont, tief in das Innerſte —) Endlich empfing ſie! und mit welcher erkenntlichen, rührenden Weiſe! Es ließe ſich ein pſychologiſcher Roman über den kleinen Wortwechſel ſchreiben. Ein Beitrag wenigſtens für den nächſten Damen-Calender. Wer weiß, was ich thue.

„Ach!“ fliſterte, viel leiſer noch als ihre Freundin vorhin, die zweyte Lilie „ach, ohne Eis zerlauf ich hier.“ Die Atmosphäre glich allerdings der Temperatur eines ruſſiſchen Dampfbades, doch dies Geſtändniß, guter Walter, erſchreckte mich. Ein zerlaufendes

Frauenzimmer! Ich lief, ein Aergerniß der ärgſten Art zu verhüten, nach dem Verlangten. Die Ueberraſchte nahm es hin und dankte herablaſſend. Jene ſaugte ſchweigend und lauſchend, mit Bienen-Lippen an den Orangen, dieſe ſprach mit Wahl und Weihe über verſchiedene, höchſt anziehende Gegenſtände und ihre Blicke — ihre Seufzer — Aber, Du lächelſt, guter Freund und bedauerſt gewiß ſchon im Voraus den täuſchbaren Thoren, der von dem Schimmerlicht betrüglicher Hetären geblendet, ſein Eis, ſeinen Weihrauch und ſeine Myrrhen auf einem Altare vergeudet, an dem vielleicht ſchon mancher Querpfeifer bivakirte. Dies Mahl aber wird der Spötter erröthen, und der Verlachte ſich eines ſeltenen Triumphs freun. Weißt Du wohl, daß die Aeltere nur aus Mangel an Zähnen zum Säuglinge ward, daß die jüngere als Augenzeugin von der Zerſtörungs-Wuth der Sachſen in Charlottenburg ſprach, und daß es Deinen Freund ergötzte, ſich mitten unter Charitinnen, zum Figaro alter Schachteln verdammt zu ſehn, deren gebrechlichſte noch immer von Minute zu Minute den ſchlüpfrigen, verſchobenen Sitz, zu welchem ich ihr half, verwünſchte? — Groß wird dafür mein Lohn im Himmel ſeyn!

Jetzt vergiß, wie ich, bey dem Geſange: Ein' feſte Burg iſt unſer Gott! das Spital mit dem ich mein Weſen trieb, und laß Dir erzählen — Erzählen? Nein, mit nichten. Reifere, geübtere Kritiker mögen das, ich greif' in meinen Buſen und verſtumme. Aber nicht ganz! Einiges läßt ſich denn doch, ohne einen Commentar ſchreiben zu müſſen, mit wenigen, vernehmlichen Worten äußern. Schon Doktor Luthers noch bekannte Züge, ſein, durch wohlgetroffene Bildniſſe bis auf uns gekommenes Ausſehn (ich meine nicht den Holzſchnitt im Katechismus) ſteht dem Darſteller des Helden im Wege, und dieſer frömmelnde Ton, dies pietiſtiſche Gebehrdenſpiel war dem rohen, kernderben, allen Heuchelſchein verſchmähenden Mann wohl ſchwerlich eigen. Die Sprache ſank wenn ſich ein Unſtern nahte, gar oft zum klagenden Geſti-

Standhaſt, meine Tochter! Nur noch das einzige Ja, und alles iſt überwunden.

Ferdinand. Luſtig! Luſtig! Auch der Vater betrogen. Alles betrogen! Nun ſieh, wie ſie da ſteht, die Schändliche, und ſelbſt ihre Zunge nun ihrer letzten Lüge den Gehorſam aufkündigt! Schwöre bey Gott! bey dem fürchterlich Wahren! Schriebſt du dieſen Brief?

Louiſe (nach einem qualvollen Kampf, worinn ſie durch Blicke mit ihrem Vater geſprochen hat, feſt und entſcheidend.) Ich ſchrieb ihn!

Ferdinand (bleibt erſchrocken ſtehn.) Louiſe! — Nein! So wahr meine Seele lebt! du lügſt — Auch die Unſchuld bekennt ſich auf der Folterbank zu Freveln, die ſie nie begieng — Ich fragte zu heftig — Nicht wahr, Louiſe! — Du bekannteſt nur, weil ich heftig fragte?

Louiſe. Ich bekannte, was wahr iſt!

Ferdinand. Nein, ſag ich! Nein! Nein! Du ſchriebſt nicht. Es iſt deine Hand gar nicht — Und wäre ſie's, warum ſollten Handſchriften ſchwerer nachzumachen ſeyn, als Herzen zu verderben? Rede mir wahr, Louiſe! — oder nein, nein, thu es nicht, du könnteſt Ja ſagen, und ich wär' verloren. — Eine Lüge, Louiſe! — eine Lüge — O — wenn du jetzt eine wüßteſt, mir hinwürfeſt mit der offenen Engelmiene, nur mein Ohr, nur mein Auge überredeteſt, dieſes Herz auch noch ſo abſcheulich täuſchteſt — O Louiſe! Alle Wahrheit möchte dann mit dieſem Hauch aus der Schöpfung wandern, und die gute Sache ihren ſtarren Hals ſter und es ward uns leid um den Mann, deſſen tobender Eifer dann gleich darauf und ohne Uebergang, das Haus erſchütterte. Wie man ihm aber, (wenn auch als allegoriſche Perſon) ein verkleidetes, liebliches Mädchen, Mamſel Mebus, zum Famulus geben konnte, begreif' ich nicht. Statt des bärtigen, alten Junggeſellen, den die Phantaſie, wie billig, dem Kirchenlehrer zudenkt, überraſcht Dich ein kindlich blühender Ganimed — ein Götterknabe, deſſen Meiſterſpiel den Mißgriff nicht vergeſſen machte. Statt Oberons Horne trägt ſich der kleine Zauberer mit einer Flöte die unſern Doktor faſt zu oft erquicken und begeiſtern muß. Der Kleine bläſt, ſobald ſein Gönner nur ein ſcheeles Geſicht macht und führt ſie ſelbſt auf dem Reichstag zu Worms unter dem Arme. Karls Hofnarr, denn auch ein ſolcher gehört zu dem anſehnlichen, mindeſtens hundert Mann ſtarken Perſonale, geberdete ſich für einen Gecken wohl etwas zu feierlich, ſein Kaiſer aber wie König Grimmbart im Puppenſpiele. Eine poſſierliche Majeſtät, die dem Pfaue gleich einher ſtolzirt und grämliche Geſichter macht; das gekrönte Haupt, dem Hirſche gleich, zurück geworfen, auf den Nacken ſtützt und die Worte mit gezierter, hohler Stimme nur ſo vom Dache kollern läßt. Katharine Bora, vom Dichter verzeichnet, hatte unter dieſer Geſtalt wohl ſchwerlich unſern Doktor gefeſſelt, auch ſchien Madam Bethmann nicht geneigt eins jener glänzenden Talente, die man an ihr vergöttert, in dieſer undankbaren Rolle verſchwenden zu wollen und ſtarrte faſt immerdar, als zeige ſich ein Comet auf dem Feuerboden, den Himmel an. Herr Mattauſch endlich ward im letzten Akt zum Ideal eines Beſeſſenen, und wütete und tobte, heulte, brüllte und wimmerte ſo gräßlich und unerhört daß er ohne Weiteres dem L.... Parterre vorgeworfen zu werden, verdient hätte.

Die Wirkung der Dekorazionen, die Pracht des wohl getroffenen Coſtum's, der Aufzug und das Reichs-Gericht (gewöhnliche parties honteuses faſt aller übrigen Theater) verſöhnte, uns mit dieſen Menſchlichkeiten.

Aber großmächtigſter Kayſer, durchlauchtigſte Churfürſten, die Sie da auf ſtolzen Gäulen und zum Theil ganz unbefangen, zur Herrlichkeit einritten, iſt es denn ſo ganz ohnmöglich daß dieſen, gutartigen zwar und edeln aber doch unvernünftigen Creaturen, irgend etwas Thieriſches zuſtoßen könne? Ich deute damit weniger auf Zufälle die ein Gelächter als auf ſolche die ein Unglück veranlaſſen und einem oder etlichen Mitgliedern des hohen Chur-Collegii Arm und Beine oder wohl gar den Hals koſten dürften. Mir fiel, als ich Sie reiten und das Schlachtroß Seiner apoſtoliſchen Majeſtät ein wenig in Verſuchung geführt ſah, Shakeſpears armer Toms ein, den der Teufel ſo übermüthig machte auf einem braunrothen Gaul über vier Zoll breite Stege zu traben. Gott bewahre doch jeden unter Ihnen auf einem ſo gefährlichen Berufswege, uns aber vor den Schreckens-Szenen die ein raſches, ſcheu gewordenes, entzügeltes Roß über Bühne, Orcheſter und Parterre verbreiten würde.

Das Spital von dem ich Dich vorhin unterhielt, band indeß, während der Interakte von neuem mit mir an. Die Augenzeugin der Charlottenburger Plünderung wollte von reſpektabeln Perſonen gehört haben, daß andere, noch reſpektablere Perſonen durch Zulaſſung dieſes geiſtlichen Stücks die endliche, völlige Bekehrung der ſentimentalen, ſchon längſt in ihrem Glauben wankenden, Berliner Judenſchaft beabſichtigten. Jene aber lachte ihr darob gerade zu in's Geſicht. Sie wußte es beſſer. Nur um der Anſpruchloſen Stadt einen Anſpruch auf das künftige Lutheriſche Nazional-Denkmahl zu verſchaffen das man den armen Mansfeldern nun ein Mahl nicht gönnen will, werde jetzt dieſe Abgötterey mit dem ſeligen Doktor getrieben.

Ich für mein Theil fürchte nur daß der Cardinal Feſch die Aufſtellung eines ſolchen in Deutſchland, überall gar nicht zulaſſen werde.

Bald nach dem Schauſpiele ſchlugen ſie Feuerlärm. Ein Hinterhaus brannte, es fehlte, wie allerwärts, weder an Wirbeln, noch an Gaffern, noch an verwirrendem Getöſe; die Anſtalten ſchienen übrigens unter die beſſern zu gehören. Wie kömmt es nur, daß die Truppen bey ſolchen Fällen faſt überall noch immer eine ſo unbedeutende Rolle ſpielen? Sie, mit denen ſich, Kraft des Talismans der blinden Folgſamkeit, Kraft des Machtworts das zu ihrer Leitung hinreicht, Kraft des Muths und der Sehnſucht nach Auszeichnung die wir in ihnen vorausſetzen, ſo vieles leiſten ließe!

Schneller Widerſtand, augenblickliche Hülfe ſind nirgends wirkſamer. Zehn Hände vermögen im Laufe der erſten Stunde mehr als zehn Spritzen in der folgenden. Warum wird nicht, ſtatt ſo mancher überflüſſigen oder unnützen Poſt, täglich eine Feuer-Reſerve auf jeder Wachtſtube in Bereitſchaft gehalten, und jedes dieſer Gebäude mit einem Vorrath von Feuer-Geräthſchaften verſehn? Unbewaffnet eilten dann die Commandirten, von ihrem Offizier geführt, mit den nöthigen Eimern verſehn, dem Feuer zu und reichten für den Augenblick hin ihm gewiſſe Schranken zu ſetzen, ja oft genug, manche verheerende Gluth im Keime zu erſticken. Aber die militairiſche Pedanterey geſtattet das nicht. Jede Compagnie muß erſt vor Capitains Quartier, unter den Flügeln ihrer Hauptleute verſammelt, dann auf den Waffenplatz geführt werden und erſt von hier aus wird der Beyſtand möglich, wenn ſie anders nicht zum Theil aus unſichern Landläufern und Ausländern beſteht, die eben da am ſchärfſten im Auge, alſo auf dem Platz, in Reih und Gliede feſt gehalten werden müſſen. Wie unſicher aber ruht ein Staat auf ſolchen Pfeilern!

Mavors Dienern folgt, wie billig, das ſanftere Geſchlecht. Stehn die Berliner Schönen auch, in Hinſicht auf edle Geſichtszüge und roſige Jugendblüthe den Sachſinnen, auf Form und Geſtalt den Rheinländerinnen, auf üppige, ſchnellkräftige Fülle ihren nördlichen Schweſtern nach, ſo wird doch dieſer Mangel durch ein höheres Maß von Bildung, durch die gewinnende Magie der Weiblichkeit, durch Geſchmeidigkeit der Glieder, Gewandtheit im Ausdruck und vor allem, durch den lieblichen Wohllaut ihrer Stimmen vergütet. Dem Ohre ſchmeichelnd gleitet er in's Herz und giebt ſelbſt den Locktönen der Freudenmädchen etwas Sirenenhaftes. Aber daß man dieſe ambulanten Gemein-Weiden, welche dort, zuſammt den Kindern Israels, viel gelittener als anderwärts ſind, ſelbſt in den Logen des erſten Ranges duldet, nimmt mich Wunder. Trügen ſie wenigſtens, wie ehedem die Hebräer, ein gelbes Läppchen oder eine ähnliche Auszeichnung auf dem Kleide, ſo würde dem Fremden nicht ſelten die Beſchämung erſpart, den Aufwand von Achtungs-Bezeigungen mit denen ſich der Gebildete einer reizenden, für rechtlich gehaltnen Nachbarin nähert, bereuen zu müſſen.

Die weite, gegen ſiebzig Stunden lange Strecke bis Hamburg iſt eine der traurigſten. Berlin verſchwindet, die Kunſtſtraße wird zur Sandfluth, Dir iſt wie dem erſten Reiſenden war, als ihn der Schöpfer aus Edens Roſenhayn in die öde Wüſte hinaus trieb. Bedrängt vom Schmerz der Trennung und der Sehnſucht ſah ich nach der ſchönen Stadt zurück; nach der einzigen die mich die ſchönere Heimath ſchnell vergeſſen machte, die an gebildeten und gefälligen Menſchen, an hellen Köpfen und geiſtreichen Frauen, wohl reicher als jede andere dieſes Ranges und überhaupt, die bleiche zwar und fleckenvolle, aber doch wohlthuende, leuchtende Sonne des Nordens iſt und bleiben wird.

Der Sand ziſchte unter den Rädern, aus Kiefern = Dunkel ſtieg der Mond empor, der Unken Klagelied ſang uns in Schlummer, und als ich die Augen wieder aufſchlug war die kurze Nacht entflohn, der Wagen rollte über eine Feldbrücke, ein Ebenteuer, jenem ähnlich das Herr von Kotzebue erzählt, mach=

te mich munter. „Ein Pferd!“ rief der Poſtknecht, wies in den Graben unter der Brücke und vermißte erſt in der nächſten Minute eines der ſeinigen. Auf der Wildbahn gehend, war die ſchwankende Roſinante von der ſchmalen Brücke hinabgedrängt worden, und das elende mit Bindfaden geflickte Zeug im Nu zerſprungen: uns wie ihn hatte der Ruck geweckt. Er fluchte; wir mit ihm. Da lag das Pferd, in Schlamm verſunken, zwiſchen den ſteilen Wänden des Landgrabens auf dem Rücken, und die erſte und einzige Bewegung des hart gefallenen, erſchöpften Thieres war eine Neigung des Kopfes nach dem hohen Graſe des Abhangs, um ſich in dieſer, der Weide allerdings höchſt ungünſtigen Stellung, ſo gut es ſich thun ließ, zu erquicken.

Spricht Dich nun jemahls, wenn Du ſtolz über die Erde rollſt, ein armer, müder Pilgersmann um einen Platz auf dem ledigen Packbret oder Kutſcherſitz des Wagens an, ſo ſage Ja! und denke daß Dir ihn vielleicht die Vorſicht zuſchickt. Der Wanderer, dem wir geſtern ſchon dies Räumlein gönnten, kam dem troſtloſen Poſtknecht jetzt mit Rath und That zu Hülfe, ſprang an unſerer Statt in den Moraſt, kroch unter das verlohren ſcheinende Roß und half ihm, vereint mit jenem, der es mittelſt eines angelegten Stricks am Schwanze zog, auf die Füſſe.

Jetzt lächelte uns **Perleberg** an, ein liebliches Kleinod! Kein Menſch ließ ſich blicken; bald aber ſtieß der Sauhirt in's Horn und der magiſche Ruf bevölkerte plötzlich die unflätbige Straſſe. Irgend ein Spötter hat, wie ich glaube, dem häßlichſten und brennbarſten aller Schmutz-Winkel dieſen Feenhaften Nahmen verliehen. **Lenzen**, das ſich zu dem Lenze wie jenes zu den Perlen reimt, iſt bey allen dem, Kraft des Elbzolls der in wichtigem, holländiſchen Golde erlegt werden muß, eine Perl der Krone und zugleich das Thor der zehnſtündigen, Menſchenleeren Wüſte die ſich von da nach Lübtheene hinzieht, und eine der langweiligſten Stazionen des heiligen römiſchen Reiches ausmacht. Der Adler weicht von nun an zu einem höfiſchen Bückling beugen! (mit ſcheuem bebenden Ton.) Schriebſt du dieſen Brief?

Louiſe. Bey Gott! Bey dem fürchterlich Wahren! Ja! —

Ferdinand (nach einer Pauſe, im Ausdruck des tiefſten Schmerzens.) Weib! Weib! — Das Geſicht, mit dem du jetzt vor mir ſtehſt! — Theile mit dieſem Geſicht Paradieſe aus, du wirſt ſelbſt im Reich der Verdammniß keinen Käufer finden — Wußteſt du, was du mir wareſt, Louiſe? Unmöglich! Nein! Du wußteſt nicht, daß du mir Alles warſt! Alles! — Es iſt ein armes verächtliches Wort, aber die Ewigkeit hat Mühe, es zu umwandern, Weltſyſteme vollenden ihre Bahnen darinnen. — Alles! Und ſo frevelhaſt damit zu ſpielen. — O es iſt ſchrecklich. —

Louiſe. Sie haben mein Geſtändniß, Herr von Walter! Ich habe mich ſelbſt verdammt! Gehen Sie nun! Verlaſſen Sie ein Haus, wo Sie ſo unglücklich waren.

Ferdinand. Gut! Gut! Ich bin ja ruhig — ruhig, ſagt man ja, iſt auch der ſchaudernde Strich Landes, worüber die Peſt gieng — ich bins (nach einigem Nachdenken.) Noch eine Bitte, Louiſe — die letzte! Mein Kopf brennt ſo fieberiſch! Ich brauche Kühlung — Willſt du mir ein Glas Limonade zurecht machen? (Louiſe geht ab.)

dem Büffels-Kopfe, an die Stelle der elenden, verhungerten Kreaturen die ſich faſt in allen P. Poſthäuſern gleichen, treten zur Freude des Reiſenden kräftige Roſſe und gutes Geſchirr, aber Schlagbäume ohne Zahl verſperren nun, im Lauf der erſten Meile, die öde, zwiſchen Steinfeldern und Sandſtrecken hinlaufende Straße und nöthigen den Poſtknecht, unabläſſig auf und ab zu ſteigen, ſie auf und wieder zuzuthun. Kein menſchliches Weſen hat ſich hier angeſiedelt und eine einſam im Walde gelegene Mühle iſt der einzige, Trank- und Speiſeloſe Ruhepunkt auf dieſer erſchöpfenden Tagereiſe.

Nur der entmannenden Feigheit die unſer Zeitalter und überhaupt den Verfall des Menſchen-Geſchlechts bezeichnet, verdanken wir ohnſtreitig die bewunderungswürdige Sicherheit der Straßen, in ſolchen und ähnlichen, den Räuber begünſtigenden Heiden und Steppen durch welche fort und fort bedeutende Geldmaſſen, faſt unbeſchützt nach den Seeſtädten ausgeführt werden. Ein um ſo auffallenderes

Phänomen da die Staaten Deutſchlands, außer dem furchtbar zunehmenden Diebs-Geſindel, alljährlich mit mehrern hunderten *) entſprungener, gefährlicher Verbrecher überſchwemmt werden, welche theils den verfallenen Kerkern, theils der Fahrläſſigkeit oder Büberey der Gerichtsdiener und der Furcht vor koſtſpieligen Prozeſſen ihre Rettung zuſchreiben. Vogelfrey und unbedeckt, von Hunger und Kummer, Froſt und Verzweiflung getrieben, irrt die Mehrheit dieſer Flüchtlinge ohne Obdach umher, und dennoch bleibt der Straßenraub — dieſes tägliche Brot des brittiſchen, minder geſunkenen Taugenichts — in Deutſchland eine ſeltene Erſcheinung, die am Rheine nur der verwildernde Krieg für eine Weile im Schwange zu erhalten vermochte. — Von allen Waffen die den herzhaften Reiſenden — denn in der Hand des angſthaften

---

*) Wem dieſe Summe übertrieben ſcheint, der zähle nur die Steckbriefe des letzten Jahrgangs der nächſten, beſten Zeitung die deren aufführt, der Leipziger, zum Beyſpiel, durch.

wird ſelbſt Bayards Degen zum Strohhalm — von Nutzen ſeyn können, iſt wohl ein Ellen langer, etwa zwey Zoll ſtarker, mit Eiſen beſchlagener Knüttel, der alles was er trift, zerquetſcht oder lähmt, und Kraft ſeiner Kürze innerhalb der Kutſche zu handhaben iſt, die beſte. Nächſtdem führe man eine Wagentaſche voll Sand um ihn dem Angreifer raſch und unverzagt in die Augen zu werfen. Ungeladene Piſtolen imponiren in verdächtigen Wirthshäuſern, geladene ſind ein gefährliches Reiſe-Geräthe und wo es gilt die unzuverläſſigſten von allen Waffen. Wer Bedienten mitführt, hat ohnehin wenig zu fürchten, nur geb' er ihnen ſtatt der zweckloſen Säbel und Hirſchfänger die im Gefecht faſt immer flach fallen und nichts entſcheiden, lange, mit Eiſen oder Bley beſchwerte Knotenſtöcke, mit denen auch der ſchwächſte Menſch, beſonders von der Höhe herab, leicht jedes Cranium zerſchmettert. Wo es Kunſtſtraßen giebt, ließe ſich überhaupt die Sicherheit der Wege mit geringem Aufwand für immer begründen. Man dürfte nur die zahlreichen, zu ihrer Unterhaltung angeſtellten Wegbeſſerer, mit wenigen aber zweckmäßigen Waffen ausgerüſtet, in die Chauſſee-Häuſer einquartiren. Jeder dort hauſende Einnehmer verträte zugleich die Stelle eines Weg-Aufſehers und Offiziers dieſer Straßen-Garde, welche ſich aus den Halb-Invaliden des Heeres ergänzte und die Geld- und Poſtwagen ꝛc. von einem Chauſſee-Haus zu dem andern begleitete. Bald würden dann auch die Plagen des Landes, freche Bettler und Vagabonden verſchwinden, zu deren Feſthaltung und Abführung in die Arbeitshäuſer ſich Trotz aller Befehle, aus gerechter Furcht vor Brandſtiftung, kein Dorf-Bewohner bis jetzt verſtehen will.

Die Sonne ſank, der Wagen hielt, wir traten in das nette, freundliche, Meklenburgiſche Poſthaus zu Lübtheene. Je beſchränkter ein Staat iſt, je artiger, beſcheidner und dienſtfertiger ſind in der Regel die Beamten; die Poſtmeiſter ſelbſt, und das iſt viel geſagt. Lob ſey dem Lübtheener! dem edlen Wein, den gewählten, ſchmackhaften Speiſen, und vor allem dem wohlthuenden, zu lange ſchon vermißten Genius der zierenden Reinlichkeit die dort den Reiſenden erheiternd und erhebend anſpricht. Wenn es anders nicht zu gewagt iſt, von dem Betragen und der Stimmung der Diener auf den Geiſt ihrer Herrſchaft oder Regierung zu ſchließen, ſo muß hier ein ſehr guter, milder, den Weltbürger erfreuender Genius, ſtill aber kräftig von oben herab wirken. Selbſt der Huſar, welcher eben als wir hier auflebten, eine Depeſche von Ludwigsluſt überbrachte, war ſo reinlich und gefällig gekleidet, ſo emſig für ſein braves Pferd beſorgt, ſo ehrbar und dienſteifrig, daß er einem modiſchen Schriftſteller zum Model des Huſaren, wie er ſeyn ſoll, hätte dienen können. Mit Anſtand beantwortete er unſre Fragen und unterhielt uns von der edeln Tochter des Herzogs die eben heute ein Prinz von Dännemark zur königlichen Hoheit machte und der ich denn im Herzen die ſeltenſte von allen Himmelsgaben, das Heil eines glücklichen Eheſtands anwünſchte.

Ueber Boitzenburg läßt ſich weiter nichts ſagen, als daß es die netteſte, freundlichſte, anmuthigſte aller Duodez-Städte iſt, die ich von der Saar bis zum Rhein, vom Rhein bis zur Werre und von ihr bis zur Trave durchzog. Vor kurzem noch war ſie das Haupt-Quartier des ſchwediſchen Königs, von deſſen kleinem aber ausgewähltem Heere man hier und überall wo es weilte, recht con amore und mit einer Achtung ſprach, die ſo ſelten ungebetenen Gäſten zu Theil wird. Auch dürfte es wenigſtens, ſtatt beſſerer Lorbern, die Ueberzeugung mit über das Meer zurück nehmen, durch edeln Trotz die unverſchuldete Schmach gerächt zu haben, welche den Glanz ſeiner Fahnen im Laufe des ſiebenjährigen Krieges verdunkelte. — Glückliche Schweden, noch habt Ihr ein Vaterland! Rauh aber ſchön, arm aber ſelbſtſtändig, geweiht der Uebermacht zu trotzen, liegt es wie ein geborgenes Schiff, von ſeinen Klippen und Seen, ſeinen Felſen und Meeren gedeckt, jenſeit des raſtloſen, alles verſchlingenden Strudels, in den nur blinder Uebermuth, kindiſcher Frevel und die thörichte Ruhmſucht ein kräftiges und edles Volk hinabdrängen könnte.

Ganz wider Vermuthen ſahen wir uns jetzt in einer bergigen Gegend, auf deren Abhange ſich der Weg bis in die Nähe Hamburgs hinzieht, und welche das Gemüth des Wanderers erhebt, den die fade, hügelloſe Sandfläche der Mark, wie der zielloſe Meeresplan den Seefahrer, abſtieß und aneckelte. Zum Natur-Mahler verdorben, bemerke ich nur daß man von Boitzenburg aus, eine reitzende, weit ausgebreitete Landſchaft überſchaut, die jenſeit der Elbe durch den Anblick von Lüneburg gehoben wird das, aus dieſer Ferne geſehn, einer bedeutenden Stadt ähnelt.

Bergedorf mit ſeinen engen, zum Verſinken unſaubern Gaſſen und Hütten, ſeinen zahlloſen Kramläden, ſeinem überraſchenden Verkehr und Menſchengedränge, iſt ein winziges Vorbild der ſchmutzigen, Gewühlvollen Hanſa, die wir ſchon auf den Höhen vor Eſcheburg, gleich dem grauen Poſeidon, in einer Nebelwolke ſchwimmend, erblickten. Bergedorf, ſag ich Dir, gleicht dem Juden-Quartier ehemaliger Reichsſtädte und der Himmel weiß, welche unſichtbare Handels-Gewalt, dieſe Maſſe von Kaufluſtigen, bey der Nähe Hamburgs und Altonas, hier verſammelt.

Ich freute mich im Voraus auf die Kunſt-Straße die man in dem Gebiete seiner Republik, der ganz Nord-Deutſchland zinsbar iſt, wie billig vorausſetzt, aber der Weg blieb den Sächſiſchen gleich, und wir vergaßen ihn bald über dem Anſchaun des mächtigen Handels-Coloſſes der ſich jetzt, von einem Maſten-Wald umgeben, vor unſern Augen entwickelte. Die Sonne hob den Torf- und Kohlenqualm, der die Fürſtin der Elbe wie die Königin der Themſe verſchleyert und vergoldete ihre Dächer und Thürme. Mit Altona in Eins verſchmolzen, ſtellt die glückliche, von neuem gerettete Hammonia ein Rieſenbild dar. Möge ſie die heilige Urkunde der Menſchenrechte mit treuem Eifer bewahren und den hart verfolgten Genius der Freiheit bis zur beſſern Stunde dieſſeit des Ozeans feſthalten, denn Weh uns allen, wenn die Hand der Gewalt auch dies letzte, werthe Kleeblatt ſeines Kranzes verſtörte.

Hamburg.

Endlich ein Mahl ein Thor ohne Güter-Beſchauer. Gern würfe man den anſehnlichen, ſchon in der Hand bereit gehaltenen Biſſen, mit welchem dieſe Cerberuſſe bisher beſchwichtigt wurden, dem nächſten, beſten Armen zu. Ein Unter-Offizier der Wacht erbittet ſich den wertheſten Nahmen und nun fährſt Du unaufgehalten durch eine Reihe verſchobener, zum Theil kaum ſechs Schritt breiter Kreuz- und Quer-Gäßchen, deren himmelhohe, häßliche Häuſer keinen Sonenſtrahl zulaſſen. Menſchen und Karren, Schleifen und Stuhlwagen Waaren und Kothhügel verſperren den Weg, aber wunderſam löſt ſich, ſelbſt der verwirrteſte Knoten, hart vor den Köpfen der Vorder-Pferde und Männer, Weiber, Kinder die man mit Entſetzen unter ihren Füſſen, oder bereits überfahren wähnt, werden jenſeit der Hinter-Räder ganz unverletzt wieder ſichtbar. Statt des Mayen-Odems der Dich noch kurz zuvor

Dritte Scene.

Ferdinand und Miller.

(Beide gehen ohne ein Wort zu reden einige Pauſen lang auf den entgegengeſetzten Seiten des Zimmers auf und ab.)

Miller (bleibt endlich ſtehen und betrachtet den Major mit trauriger Miene.) Lieber Baron, kann es Ihren Gram vielleicht mindern, wenn ich Ihnen geſtehe, daß ich Sie herzlich bedaure?

Ferdinand. Laß er es gut ſeyn, Miller! (wieder einige Schritte.) Miller, ich weiß nur kaum noch, wie ich in ſein Haus kam — Was war die Veranlaſſung?

Miller. Wie, Herr Major? Sie wollten ja Lektion auf der Flöte bey mir nehmen? Das wiſſen Sie nicht mehr?

Ferdinand (raſch.) Ich ſah ſeine Tochter! (wiederum einige Pauſen.) Er hat nicht Wort gehalten, Freund! Wir akkordirten Ruhe für meine einſame Stunden. Er betrog mich, und verkaufte mir Scorpionen. (da er Millers Bewegung ſieht.) Nein! erſchrick nur nicht, alter Mann! (gerührt an ſeinem Hals.) Du biſt nicht ſchuldig!

Miller (die Augen wiſchend.) Das weiß der allwiſſende Gott!

Ferdinand (aufs neue hin und her, in düſtres Grübeln verſunken.) Seltſam, o unbegreiflich ſeltſam ſpielt Gott mit uns! An dünnen unmerkbaren Seilen hängen oft fürchterliaus zahlloſen Blumen-Gärten anblies, athmeſt Du hier ein Amalgama von Sumpf- und Kloak-Dämpfen, mit denen der Geſtank fauler Fiſche, der Qualm des Torf und des Steinkohlen-Feuers, des Gaſſenkoths, der Würz-Waaren und des Tabacks der hier auf offener Straße geraucht wird, ſich zur Folter jeder Geruchfähigen Naſe verbindet und die Schneideriſche Haut überreitzt.

Endlich gelangten wir in den Kaiſerlichen Hof. Er liegt zunächſt der Börſe, alſo für unſere Zwecke ſehr bequem, und dem Rathhauſe gegenüber, vor dem ſo eben gegen zwanzig wohl geformte, meiſt engliſche Wagen, die dort verſammelten Senatoren erwarteten. Sie erſchienen. Ihre alt ſpaniſche Amtstracht überraſcht, imponirt und eine modiſche, verſchnittene Civil-Uniform unſerer Tage, müßte, neben dieſe Würde gebende geſtellt, den Unterſchied des alten Ehrenveſten und des neuen lockern und loſen Zeitgeiſtes treffend darſtellen. Kaum war das Geräuſch der abfahrenden Wagen verhallt, als ein ſeltſames

Summen und Brummen mich an das zweyte, nach einer andern Seite hinſehende Fenſter zog, von dem es heraufſcholl. Welch ein Auflauf! Mehr als tauſend, faſt durchaus mit runden Hüthen bedeckte, meiſt anſtändig, faſt gleichförmig gekleidete Männer trieben und drängten ſich hier auf einem eng beſchränkten, zum Theil überbauten Raume, ohne irgend einen ſichtbaren Zweck unabläſſig herum, und immer lauter ward das Brummen, immer dicker der Haufe, immer wogender die Bewegung. Wahrſcheinlich ein Halsgericht, dacht' ich, von der Nähe des Rathhauſes zu dem Trugſchluß verleitet und ſah mich lange vergebens nach armen Sündern um. Meine Neugierde wuchs! Was es nur geben mochte? Du weißt, wie überall, wo zwey oder drey etwa ſtill ſtehen und nach einem Punkte hinſehen, nun auch ein vierter, fünfter ſtehen bleibt und gleich wie ſie, was ſich begiebt, zu ſehen trachtet; wie ſchnell die Maſſe wächſt und ſo weiter. — Um ſo mehr fiel es mir auf daß die Menge der Vorübergehenden dieß ſeltſame Gedränge kaum eines Blickes würdigte und ohne im geringſten zu verweilen, ohne ein nachfragendes Wort fallen zu laſſen, ihres Weges zog — daß die Grenadiere der Raths-Wacht weder den Strickſtrumpf noch die Pfeife aus der Hand legten und ihr Offizier, als ſey dies alles in der Regel, die Sache gut ſeyn ließ.

Eh, c' est la bourse, Monsieur! erwiederte der herbey gerufene Küper. Comment? la bourse? Die Börſe, das? Er lächelte wie ein Großſtädter, ich aber gedachte des nil admirari und ſchämte mich faſt.

La bourse alſo? Das Wort iſt klein doch Innhaltſchwer und der Welt Looſung; ein Talisman der jeden Zauber löſt, das goldne Kalb vor dem ſie alle knien. „Gold, ihr Götter!“ ruft Shakeſpears Timon aus und hängt ein langes Verzeichniß der Wunder die es thut, an den Ausruf — Aber lies die Stelle ſelbſt, guter Walter, um mir eine Tirade zu erſparen die ich ſo eben vom Zaun brechen wollte.

Die zahlreichen, Straßenbreiten Kanäle dieſer Stadt, welche nebenher auch zu Ableitern und Niederlagen alles nur erdenklichen Unflaths dienen, ſtellen während der Ebbe, die ſie täglich ſechs Stunden lang vom Waſſer entblößt, ein Bild des Cozytus dar. In ſchwülen, Windloſen Sommertagen entbindet hier die Sonne eine Maſſe von Dünſten die in der heißern Zone tödtlich ſind und Batavia von jeher zum Grab der Europäer machten. Darum wird auch das Tabackrauchen hier auf offener Straße und ſelbſt an Orten geduldet, wo die Verwahrloſung des Feuers von den ſchrecklichſten Folgen ſeyn müßte. Selbſt die Damen der Halle haben zu dieſem Gegengift gegriffen und gewähren, mit der Holländiſchen Pfeife im Mund ihr Gewerbe treibend, einen ſeltſamen Anblick.

Aber die Fluth rauſcht heran, der Moraſt wird zum Spiegel und Well' auf Welle hebt die Ever aus dem Schlamm, in welchen ſie, wie Charons Kahn, verſunken lagen. Wir eilen dem Hafen zu, der Trotz der engliſchen Fregatte die am Thor der Elbe lauert und deren Gebieter das Amt der Schlüſſel nach Gefallen übt, mit Fahrzeugen jedes Ranges erfüllt iſt. Die Zwietracht flieht, wo Hermes waltet, wohlthuend verbindet der friedliche Gott, was ſich jenſeit der letzten Tonne feindſelig meiden oder befehden würde, mit dem ſanften, magiſchen Band des Verkehrs.

Vergebens ſucht man übrigens hier einen reitzenden Kay; ſelbſt der mächtige Strom wird von den Inſeln die ihn brechen und verſtecken, um ſein Anſehn gebracht, das Mißverhältniß der ſchmalen Waſſerfläche zu den Koloſſen die ſie trägt, verkleinert die Anſicht und täuſcht die Erwartung des Binnenländers dem von einem Seehafen träumt. Und ſo giebt es denn hienieden faſt keinen Genuß den die beflügelnde, raſtlos idealiſirende Phantaſie nicht in Voraus verkümmerte. Schnell genug zerrann indeß das vorgefaßte, höhere Bild vor dem bunten, raſchen Wechſelſpiel der Wirklichkeit und vor dem Reihentanze der Erſcheinungen die den Beobachter anziehn und den Reuling ergreifen. Europa liegt, in eine Nußſchale gepreßt, vor ihm da; die Sternen-Flaggen der neuen Welt flattern keck und fröhlich, wie Schwingen der Freyheit, zwiſchen dem Pavillon unbeſchränkter Despoten, das Stadtwappen der Lammfrommen Hanſe neben Albions Blutpaniere, Papenburgs Wimpel im Schatten Weltumſegelnder Dreymaſter. Von dieſem Verdecke tönt ein nordiſches Lied, von jenem die hesperiſche Canzone; dort ſchallt ein plattdeutſcher Willkommen vom Maſtkorb, hier begegnet ein foutre dem God dam des ſchmollenden Britten. Halb nackte Mohren hängen wie die Schreckgeſtalten ſchwerer Träume in dem Takelwerk dieſes Weſtindiers; der Abſchaum des Negerpöbels, deſſen Anblick an das Nachtſtück von Domingo erinnert. Welche Zerrbilder, welche Pavians-Natur! welche ſprechende Verkündigung des guten Willens, dieſe weißen Erbfeinde nach der Sitte von Hayti zwiſchen Bretern zu zerſägen, oder wie Feigen zu Dutzenden auf Bambus anzuſpießen. Die Mohren, welche wir hier und da im Gefolge großer Herren erblicken, ſind Antinouſſe gegen dieſe bittern Satyren auf das Menſchen-Geſchlecht.

Vergebens ſtrebte jetzt mein hart verletztes Auge, in dem Anſchaun der Frau Eliſabeth zu geneſen, deren rieſenhaftes, in Oehl gemahltes Bruſtſtück am Hinter-Kaſtel eines Oſtfrieſen prangte. Gleicht ſie dem Bilde, ſo iſt dem Schiffherrn zu der Blokade die ihn von dieſer Molly entfernt hält, und dem Schiff zu einem Conterfey Glück zu wünſchen, deſſen Anblick den entſchloſſenſten Korſaren verſcheuchen muß.

Hamburgs Seemacht hat ſich als ein ſprechendes Sinnbild bewaffneter Neutralität, fern von dieſem Gewirre in den offenen Strom gebettet. Sie beſteht in einer bildſchönen Jacht, als dem einzigen, bewaffnetem Schiffe des Staats, das mit zehn Vierpfündern ausgerüſtet aber gewöhnlich nur mit einem einzigen Matroſen beſetzt iſt, der den Fremden, wenn ſie ſich für dieſen Zweck eine Karte verſchaffen, an Bord hilft. Dieſe Jacht iſt, obſchon in England gebaut, einer der ſchlechteſten Segler aber ein Prachtſchiff das über funfzig tauſend ſächſiſche Thaler gekoſtet hat. Mit Wohlgefallen verweilt man in den zierlich geſchmückten, mit allen Bequemlichkeiten des Lebens ſinnreich ausgeſtatteten Zimmern dieſes Fahrzeugs, das alljährlich einige Beauftragte des Senats nach Kurhafen und wieder zurück bringt, und deſſen Kanonen, an Jedermanns Tode ganz unſchuldig, nur der Freude dienen, Toaſte begleiten und die Feſte der Stadt und des Hafens verherrlichen helfen. Eben als wir dieſen befuhren, feyerte ein dortiger Rheder am Borde ſeines Schiffes die ſilberne Hochzeit. Alle Fahrzeuge des Hafens flaggten dem Brautpaar zu Ehren, weithin ſcholl die raſche Muſik mit dem Jubel der Gäſte, das grobe Geſchütz begrüßte die Stadt und die fliegenden Wimpel des theilnehmenden Welttheils; ein großer, zehn Kanonen führender Amerikaner wünſchte mit dieſen im Nahmen Columbia's Glück, neue Salven begleiteten jeden folgenden Tuſch und der Pulverdampf ward allgemach zur Wolke die ſich Wellenförmig über den Strom ſenkte. Nur hie und da ragten einzelne Theile der zahlloſen Fahrzeuge aus dem Nebel=Meer hervor das dieſe Flotten zu verſchlingen ſchien und das Bild eines ungeheuern Schiffbruchs ſo mahleriſch als täuſchend darſtellte.

Merkwürdiger als alles war mir indeß ein Triumph der Mechanik, deren Göttergleiche Kraft ſo manches Wunder thut. Gegen ſechzig Matroſen, die an mehrere, auf dem Werfte befeſtigte, horizontale Winden vertheilt waren, zogen mit einem mäßigen Aufwande von Kraft, einen der größten Kauffahrer, deſſen Kiel der Ausbeſſerung bedurfte, aus dem Strome und den Stapel entlang, mehrere Hundert Schuh weit Berg aufwärts. Ihr vereintes, oft kurz abbrechendes Geſchrey ſchien den Takt der Arbeit bezeichnen zu ſollen, die ein ſchnelles, pünktliches Zuſammentreffen jeder individuellen Kraft=Aeuſſerung nöthig machte, und während dem der Koloſſus, im Gefolge dieſer Anſtrengung, Zoll bey Zoll fortrückte, rüttelte der auf dem Schiff zurück gebliebene Theil der Mannſchaft von Zeit zu Zeit die Tackellage, um durch das, mittelſt dieſer Bewegung veranlaßte Schwanken der Maſten, die vim inertiae zu vermindern. Beyde Haupt-Taue aber, welche das Gebäude mit den Winden in Verbindung ſetzten, hingen in eiſernen, an dem Körper des Schiffes befeſtigten Hacken und jene gewaltige, mehr als zehntauſend Centner ſchwere Laſt vermochte nicht, ſie ſtraff zu ziehn.

Du kannſt leicht denken, daß ich dieſen Tummelplatz des thätigſten Lebens, ſo oft es ſich nur thun ließ, beſuchte, auch gelang es mir bald, die Gebäude der verſchiedenen Nazionen, welche hier bunt durch einander verſtreut liegen, an gewiſſen eigenthümlichen Kennzeichen zu unterſcheiden. Vor allen zeichnen ſich die Spaniſchen durch ihre Größe und Plumpheit, den hohen Bord, den dunkeln Anſtrich und die Heiligen-Nahmen, Holländiſche durch Breite und ſchwerfälliges Anſehen, Nordamerika durch die vorzügliche, ins Auge ſpringende Güte des Holzwerks und eine che Gewichte. — Wüßte der Menſch, daß er an dieſem Apfel den Tod eſſen ſollte. — Hum! — wüßte er das? (heftiger auf und nieder, dann Millers Hand mit ſtarker Bewegung faſſend.) Mann! ich bezahlte dir dein Bischen Flöte zu theuer — — und du gewinnſt nicht einmal — auch du verlierſt vielleicht alles. (gepreßt von ihm weggehend.) Unglückſeliges Flötenſpiel, das mir nie hätte einfallen ſollen! —

Miller (ſucht ſeine Rührung zu verbergen.) Die Limonade bleibt auch gar zu lang auſſen. Ich denke, ich ſehe nach, wenn Sie mirs nicht für übel nehmen. —

Ferdinand. Es eilt nicht, lieber Miller! (vor ſich hinmurmelnd) zumal für den Vater nicht — Bleib er nur — Was hatt' ich doch fragen wollen? — Ja! Iſt Louiſe ſeine einzige Tochter? Sonſt hat er keine Kinder mehr?

Miller (warm.) Habe ſonſt keins mehr, Baron! — wünſch mir auch keins mehr. Das Mädel iſt juſt ſo recht, mein ganzes Vaterherz einzuſtecken — hab meine ganze Baarſchaft von Liebe an der Tochter ſchon zugeſetzt.

Ferdinand (heftig erſchüttert.) Ha! — — Seh er doch lieber nach dem Trank, guter Miller! (Miller geht ab.)

Vierte Scene.

Ferdinand (allein.)

Das einzige Kind! — Fühlſt du das? Mörder! Das einzige, Mörder! hörſt du, das einzige? — Und der leichte gefällige Geſtalt, England durch die Gedrungenheit der Form, Dänemark durch äußere Nettigkeit und ſchöne Maſten aus, doch alle ſchienen mir, in Hinſicht des Total-Eindrucks, den Hamburgern nachzuſtehen.

Wunderſchön iſt die Ausſicht von dem Theile des Walles der zunächſt an den Hafen ſtößt. Bilder häufen ſich auf Bilder, eine Erſcheinung drängt im raſchen, raſtloſen Wechſel die andre. Unter Dir ſtarrt ein Wald von ſchneeweißen Maſtbäumen; Schiff an Schiff bedeckt den Strom, die Verdecke gleichen den Schaubühnen, auf jeder ſpielt ein anderes Stück. Kanonen donnern, neue Gäſte rauſchen mit der Fluth herbey, andere laſſen bereits den Anker fallen und die Schiffjungen hängen wie Kletten im Tauwerk und greifen ſich, die Segel einzureffen, keck und ſchwindelfrey an der ſchwankenden Querſtange fort. Grünende, zum Theil bewohnte Inſeln ſchmücken den Mittelgrund, jenſeits erblickt man die Dächer von Haarburg und eine reitzende, mit Höhen bekränzte, vielfarbige Landſchaft. Zur Rechten thürmt ſich Altona auf Hügelreihen, zur Linken verliert ſich das Auge in den ſeltſam verſchobenen Maſſen des unüberſehlichen Hamburgs und begegnet im Oſten einem zweyten Wald von Rieſen-Lanzen die aus dem Flußhafen emporſteigen. Noch größer und herrlicher erſcheint dies reiche Panoram jenſeits Altona in dem hochgelegenen Garten eines Reſtaurateurs. Schade nur daß Herr Rein- oder Rainville den Fremden den Genuß dieſer Ausſicht durch ungemeſſene Rechnungen verkümmert und uns Zweyen z. B. für eine Flaſche Burgunder und etwas Hammelbraten, zehn Mark acht Schilling abverlangte. Um ſo lauter muß ich es rühmen, auf einer Strecke von mehr als hundert deutſchen Meilen nur dies eine Mahl und überdieß von einem Undeutſchen überſetzt werden, wohl öfter aber, über den gemäßigten Betrag der Forderung erſtaunt zu ſeyn. Vorzüglich fanden wir im Engel zu Dresden, in der Stadt Rom zu Berlin, in der Stadt Hamburg zu Lübeck ſowohl, als in dem gleichnahmigen Gaſthof zu Travemünde und endlich im Kaiſerlichen Hofe zu Hamburg die billigſte Behandlung neben der erſchöpfenden Befriedigung jedes billigen Wunſches; auch wird die Wirthin des letztern, eine gebohrene Holländerin wohl nie in den Fall kommen, zu dem verzweifelten Hülfsmittel ihrer Harlemer Amts-Schweſter greifen zu müſſen.

Noch immer wächſt die Zahl der lieblichen Villen, welche die unliebliche Stadt nach allen Seiten hin umgeben, und hie und da bereits eine Stundenlange, in ihrer Art einzige Vorſtadt bilden. Da hinaus lädt der gaſtfreye Hamburger ſeine Freunde und thut mit milder Hand das Füllhorn des Ueberfluſſes vor ihnen auf. Scherz und Freude, die reitzenden Töchter der Gleichheit und Freyheit würzen das üppige Mahl und „ihre Zauber binden wieder, was die Mode ſtreng getheilt“ — Sey daher auch wer Du willſt, hier biſt Du nur ein Herr ſchlechtweg und man vermeidet es, zu Gunſten der Geſelligkeit, durch die läſtige, anderwärts unerläßliche Beyfügung unnützer

Titel, an Rang und Würden und Anſprüche zu erinnern die überall ſo manches Gaſtmahl verſteinern und den Lebensluſtigſten Menſchenkreis in eine Sprach= und Bewegungsloſe Wachs=Geſellſchaft verwandeln.

Hamburg war bekanntlich noch vor zwanzig Jahren eine altmodiſche, ehrbare Kleinſtädterin, die mit dem Tage aufſtand, mit dem Schlage der Mittagsſtunde zu Tiſche, und in der Regel ſtets vor Mitternacht zur Ruhe gieng. Jetzt wird vor acht Uhr kein Gewölbe geöffnet, vor eilf Uhr nicht gefrühſtückt, das Mittags=Mahl nur im hohen Sommer bey Tageslicht und um die Zeit der ſonſtigen Schlafſtunden das Abendbrot eingenommen. Sonſt galt allein die alte, vaterländiſche Sitte, jetzt die entlehnte, fremde nur — ſonſt war ein undeutſcher Geck dort der Knaben Spott, jetzt wimmelt es von Quasi Brittiſchen Geſellen, von Deutſch=Franzöſiſchen Mamſellen und Haushaltungen. Die Hamburger danken dieſe Verwandlung theils dem unſeligen, allen Deutſchen eigenen

Inſtinkt, ſich in der Rolle des Affen zu gefallen, theils den zahlreichen Gäſten, welche ihnen die groſſe Revoluzion zuführte, glänzenden Thoren und verworfenen Roués. Zwar hat der Fittich der Nemeſis dieſe Säer zahlloſen Unkrauts verweht, doch ihre Saat wuchert üppig und unvertilgbar fort und kaum würde hier noch ein Blümchen für den Kranz der Veſta gedeihen, unterſtützte nicht dieſe abſpannende, jeden mäßigen Trieb ſchon im Keim erſtickende Sumpf- und Unkenluft die Maßregeln und Anſtrengungen der Mütter und der Erzieherinnen.

Die Zahl der Hundeblumen aber, die am Wege blühn, der Neſſeln die an jeder Mauer niſten, geht in's Unglaubliche. Mehrere Gaſſen in der Nähe des Jungfernſtiegs werden ausſchließlich von dieſen Novizen der anatomiſchen Fleiſchbank bewohnt, und wen es gelüſtet, die entweibte Männin in ihrer bodenloſen Verſunkenheit zu erblicken, der faſſe Muth und mache einen Gang durch dieſe Hölle. Sie ſitzen längs den Fenſtern des Erdgeſchoſſes, theils kaum bedeckt, theils unverhüllt und lauern, den Spinnen gleich, auf einfältige oder übermüthige Fliegen. Wunderſchöne Weſen mitunter, die den Beobachter mit dem eiſernen Verhängniß entzweyen das ſo manch edles Blümchen aus dem Heiligthum ſtiehlt und oft die ſchönſte Roſe der Flur in den Dornenkranz der Verworfenheit einwebt. Da nickt ein Amorköpfchen von dem ſchneeweißen Arm der zum innigen Umfangen geformt ſcheint. Wir ſehen in ein kindlich holdes, argloſes Antlitz, aus dem der Zauber frommer Unſchuld ſpricht und würden ſchwerlich unſern Augen trauen wenn ſie nicht eben jetzt von dem Zeichenſpiel ihres frevelnden Mundes verletzt würden. Was dieſes Lügenbild nur ſchweigend bezeichnete, ſpricht neben ihr ein Kleeblatt jubelnder Mänaden aus, aber die Pantomime der Gürtelloſen, Flammenäugigen Mulattin dort hinter den Nelkenſtöcken, ſpottet der weißen, armſeligen Pfuſcherinnen die den Drang und die wilde Begierde, von der dieſer glühende Dämon verzehrt wird, nur heucheln. Auch die alternden, ehrſamen Baſen und die verehrungswürdigen Mütter dieſer lieblichen Sippſchaft lodern

Dich unter den Baum der Erkenntniß, und rühmen die reiche, zu Tage liegende Ausſtattung ihrer wohlgezogenen Kinder und Nichten. So wie hier, wimmelt es faſt in jedem Erdgeſchoß der Gaſſen, welche zunächſt dem Walle hinlaufen, von Sodoms-Aepfeln jedes Ranges, vor allen ſind jedoch die Spelunken Altonas und des Hamburger Berges berüchtigt, in welche ſich, Kraft der Natur ihres Verkehrs mit dem Abſchaum toller Matroſen, nur die rieſigſten und fühlloſeſten Schandſäulen der Unweiblichkeit wagen. Hier ſollen auch, der Sage nach, die Lockvögel unſichtbarer Menſchen-Mäkler ihr heilloſes Spiel treiben; doch hat der Hanſeatiſche Bürger jetzt wohl eher die Länder- als die Seelen-Verkäufer zu fürchten und im Auge zu halten.

Nirgends auf Erden findet ſich übrigens, wie ich glaube, dieſer überſchwengliche Reichthum lockender, ſchnellkräftiger Fülle und die Junoniſche Buſen-Form, welche die Hamburgerinnen jedes Standes und Alters, faſt ohne Ausnahme, vor ihren ſüdlichen Schweſtern auszeichnet. O, wie karg hat die alma mater in dieſer Hinſicht unſre lieben Landsmänninnen bedacht und wie verdient würde ſich ein freygebiger Reiſender um ſo manche ſeiner holden Muhmen und Bekanntinnen machen, wenn dieſe magiſche Zierde des Weibes gleich anderm Putzkram hier zu kaufen ſtünde und er daheim den Bedürftigen ſo ein Sortiment ächter Patent-Hälſe in die Hand ſpielen könnte. Ich ſehe das entzückende Geſchenk im Geiſt aus einer in die andre gehn, ſehe ſie wählen und anpaſſen, ein Dankopfer in ihren Augen und auf dem nächſten Ball manche ſonſt verhüllte Veſtale zum Erſchrecken der Neiderinnen, mit dem neuen Hamburgiſchen Adam prahlen. So ſind ſie nun — Ja, könnt' ich nur!

Herrlich iſt der Lindengang und das Laub-Gewölbe auf Altonas längſter und reitzendſter Straße, die zur Linken von Rainville's Zauber-Laterne, zur Rechten von einem Gottes-Acker begrenzt wird, auf welchem der geweihte Sänger des heiligen Meſſias ſchläft.

Der müden Pilger Leiden,
Sind dort nicht mehr!

An den Kirchhof reihen ſich, wie jenſeits, geſchmackvolle Landhäuſer der Altonaer und Hamburger, deren einſtiger, gegenſeitiger National Haß, Dank ſey der edeln, jedes Menſchenrecht ehrenden, Däniſchen Regierung, ſich in nachbarliches Einverſtändniß und gegenſeitiges Wohlwollen aufgelöſt zu haben ſcheint und ſo führt der Weg durch eine Kette blühender, von den ſchönſten Ausſichten umgebener Anlagen bis Blankeneſe, deſſen Bewohner ein originelles, durch manche Eigenheit, durch eine ſeltſame Tracht, durch ihre Kühnheit in Gefahren ausgezeichnetes Völkchen ſind. Hier wird der Himmel noch im Kirchen-Gebete um einen geſegneten Strand angeſprochen, und dies Strandrecht, minder barbariſch zwar, als ehedem überall, aber dennoch behauptet und ausgeübt. Iſt nehmlich ein Schiff auf dem unſichern, hier beſonders gefährlichen Strom in der Noth, ſo fragt man erſt an, ob es geborgen ſeyn will und das geſchieht dann, wie ſehr auch der Sturm tobe, oft mit der entſchiedenſten Lebensgefahr. Doch ſehen die Schiffsherrn in dieſem Vorſchlage zur Güte nur eine furchtbare Gabe der Danaiden und nehmen ihn daher bloß im Falle des augenſcheinlichen Untergangs an, denn ein Drittheil des geborgenen Gutes wird für die Berger, ein zweytes für den König in Beſchlag genommen, und dem Geretteten alſo wenig mehr als das Leben erhalten.

Während des ſchrecklichen, faſt Beyſpielloſen Orkans, der in den letzten Tagen des verwichenen Februars längs der Nordküſte Deutſchlands wüthete, verſchmähte hier ein kühner, mit dem Untergang ringender Schiffer dieſe liebloſe Hülfe, überließ ſich dem Sturm und der Gewalt der Hügelhohen Wogen, die ihn mit Pfeiles Schnelle fort, über Hamburg hinauftrieb und das Schiff zuletzt, weit über den Strand hinaus, auf eine hochliegende Wieſe warf. Das Gut ward gebor-

Mann hat auf der großen Welt Gottes nichts, als ſein Inſtrument und das einzige. — Du willſt's ihm rauben?

Rauben? — Rauben den letzten Nothpfenning einem Bettler? Die Krücke zerbrochen vor die Füße werfen dem Lahmen? Wie? Hab ich auch Bruſt für das? — — Und wenn er nun hineilt, und nicht erwarten kann, die ganze Summe ſeiner Freuden vom Geſicht dieſer Tochter herunter zu zählen, und hereintritt, und ſie da liegt, die Blume — welk — todt — zertreten, muthwillig die letzte, einzige, unüberſchwengliche Hofnung. — Ha! und er da ſteht vor ihr, und da ſteht, und ihm die ganze Natur den lebendigen Othem anhält, und ſein erſtarrter Blick die entvölkerte Unendlichkeit fruchtlos durchwandert, Gott ſucht, und Gott nicht mehr finden kann, und leer zurückkommt. — — Gott! Gott! aber auch mein Vater hat dieſen einzigen Sohn — den einzigen Sohn, doch nicht den einzigen Reichthum. — (nach einer Pauſe.) Doch wie? was verliert er denn? Das Mädchen, dem die heiligſten Gefühle der Liebe nur Puppen waren, wird es den Vater glücklich machen können? — Es wird nicht! Es wird nicht! Und ich verdiene noch Dank, daß ich die Natter zertrete, ehe ſie auch noch den Vater verwundet.

Fünfte Scene.

Miller, der zurück kommt und Ferdinand.

Miller. Gleich ſollen Sie bedient ſeyn, Baron! —

gen, der edle Trotz durch den wundergleichen Erfolg belohnt und das entſprungene Fahrzeug bald darauf, nicht ohne die größte Anſtrengung, doch glücklich in den Strom zurückgebracht.

Minder glücklich waren die Matroſen eines Fahrzeugs in dem Hafen von Emden, wo derſelbe Sturm die ohnehin nimmer raſtenden Wellen des Dollarts zu Bergen thürmte. Vergebens ſtrebten ſie die Taue zu lüften, welche das Schiff an den Pfählen feſthielt, die für dieſen Zweck längs des Ufers in den Grund gerammt ſind. Das Boot ſchlug um, doch glückte es ihnen noch, ſich an jenen Pfählen empor zu arbeiten und auf der obern Fläche des einen und des andern für den Augenblick einen Ruhepunkt zu finden. Dort hingen ſie, vom Schreck betäubt, erſtarrt von der Kälte, vom Orkan gedrängt, der die Ellenſtarken Streben wie Splitter rüttelte, hülflos und für jeden Zuruf taub über der brauſenden Fluth, die ſelbſt das ſtärkſte Sprachrohr überſchrie. Die Rettung ſchien bey dieſer unbedeutenden, kaum dreyßig Schritt betragenden Entfernung vom Ufer, leicht, und doch verſuchten jetzt ſelbſt die kühnſten Schiffer nur das Ohnmögliche. Vergebens boten brave Männer Geld und Vergeltung, vergebens rief man ihnen zu, die Seile, welche jene Pfähle mit ihrem Schiff verbanden, zu erfaſſen und ſich längs dieſer nach dem Bord hin zu greifen; die Erſchöpften verſtanden und vermochten das nicht und ſchwankten noch lange, zum Schrecken der Umſtehenden, zwiſchen Leben und Tod, bis endlich ihre letzte Kraft verging und einer nach dem andern in die ſchäumende Tiefe glitt und für immer verſchwand.

Gern führt' ich Dich jetzt, zur Erhohlung von dieſem Nachtſtück, ins Schauſpiel, aber erſtens verkündigte der Zettel während meines Dortſeyns faſt immer nur das oft geſehene Mittelgut, zweytens ſaßen wir um die Zeit des Anfangs noch oft bey Tafel, drittens ſchreckten mich die Propyläen dieſes Thalien-Tempels ab, welche zur Schande Hamburgs den Spelunken gleichen, an denen wir vorhin vorüber ſchlichen. Denke Dir die liederlichſte Hütte einer uralten Vorſtadt, ſo wird der Eingang dieſes Schauſpielhauſes vor Dir ſtehn. Ueberhaupt fand ich es an ſchönen Abenden gerathener, ſtatt der verdorbenen, ſtickenden Luft, die man im Sommer dort einzieht, eine reinere, in Hamburg überall ſeltene aufzuſuchen, und die Stadt längs des oft geprieſenen und nie genug zu preiſenden Walles, den ein Denkmahl, dem edlen Büſch gewidmet, ziert, zu umwandern. Man hat, theils der Ausſicht wegen, theils um die Stadt fortan keiner Belagerung auszuſetzen, die Bruſtwehr abgetragen und arbeitet mit Erfolg darauf hin, ſie nach dem Beyſpiel von Leipzig mit einem Kranze von Laubwerk zu umfangen, der wohl allgemach überall die unnützen, gebrechlichen Mauer-Kronen erſetzen wird. Nur ſorge man, ſorgfältiger als dort geſchieht, für die Ableitung der faulen, die Luft verpeſtenden Graben-Gewäſſer, deren Aushauch den Leipziger Feen-Hayn in der heißen Jahreszeit mit unerträglichem Geſtank und zur vorzüglichen

Qual der Damen und der Kinder mit Millionen blutgieriger Mücken erfüllt.

Nächſt dem Wall iſt endlich der Jungferſtieg ein mit Recht beſuchter, lieblicher Luſtpfad. Die Alſter bildet nehmlich, wie bekannt, im Bezirke der Stadt einen mächtigen See deſſen Ufer mit vorzüglichen Häuſern, mit ſchattenden Bäumen und einem reich verſehenen Erfriſchungs-Hauſe verſehn ſind. Am Ausgange der Allee bietet zum Ueberfluß ein Jude unächte Cigarros und nebenher, zum Entſetzen des Moraliſten eine Waare feil, die Abälard entbehren konnte, die nur der Wüſtling ſucht, von der unſere ſeligen Vorfahren keinen Begriff hatten und deren Erſcheinung im Handel und auf offener Straße den Zuſtand unſerer Sitten rein und erſchöpfend ausſpricht.

Hat man ſich müde gegangen ſo thut die Börſen-Halle ihr glänzendes Thor vor dem dort eingeführten Fremden auf und befriedigt alle Bedürfniſſe des Leibes und des Geiſtes im

Ueberſchwang. Willſt Du eſſen? Eine reich verſehene Tafel ſteht gedeckt. Trinken? Der Schwelger hat die Wahl unter den edelſten Weinen der Erde. Wiſſen, woher der Wind wehe? Die Windroſe dort zeigt ihn an und ſagt es treulich jedem der ſein Schiff erwartet oder ſeine Braut, ſeinen Gläubiger, ſeine Waaren in See weiß, ob und was er hoffen dürfe. Gelüſtet Dich nach Politik? Alle Zeitungen Europens, alle deutſche und die geleſenſten ausländiſchen Journale liegen dort aufgeſtapelt und neben ihnen zum Ueberfluß ein Foliant für die gefällige, ſchriftliche Mittheilung bedeutender Neuigkeiten, die von unpartheyiſchen Correſpondenten aus allen Enden der Erde an ihre Handlungs-Freunde berichtet, von Tag zu Tage, zu Waſſer und zu Lande hier einlaufen. Zahlreiche Küper fliegen auf Deinen Wink, die Spieltiſche ſind bereit, und wer die Karten zuſammt der Lektüre verſchmäht, findet in dem Kreiſe der gebildeten Hamburger und der vielgereiſten, bedeutenden Fremden die ſich täglich hier einfinden, eine nie verſiegende Quelle des belehrendſten Zeitvertreibes, eine Wechſelbank für Ideen, eine Börſen-Anſtalt für den Geiſt.

Es hält bey einiger Bekanntſchaft nicht ſchwer, die nöthige, den Zutritt bahnende Abonnements-Karte zu erhalten, welche monatlich gegen Erlegung von ſechs Mark im Leſezimmer erneuert wird. Die Nro. 2239. mit welcher mein Billet bezeichnet war, beweiſt wenigſtens wie geſucht dieſe trefliche, jedem Bedürfniß des gemeinen wie des höhern Lebens genügende Anſtalt iſt, die übrigens außer Hamburg im lieben, deutſchen Vaterlande wohl nirgends in dieſem Umfang beſtehen könnte.

Dem Binnenländer wird es ſehr ſchwer, die Sprache des hieſigen Bürgers und faſt ohnmöglich die des gemeinen Volks und beſonders der Matroſen, ſelbſt wenn ſie, ihrer Meinung nach, Hochdeutſch ſprechen, zu verſtehen, und ich würde mich oft, zum Beyſpiel auf dem Boot im Hafen, wo mir von hundert Antworten auf ſo viele Fragen nicht eine genug that, ohne den verdolmetſchenden Lohn-Bedienten wie bey den Gegenfüßlern beſunden haben. Dieſe Bedienten ſind hier eine nicht zu verachtende Menſchen-Klaſſe, reden zum Theil drey bis vier Sprachen geläufig, haben meiſt alle England, Frankreich, Italien, und mehrere von ihnen ſelbſt Griechenland und Nord-Amerika geſehn; laſſen in Hinſicht auf Dienſtfertigkeit und Gewandheit wenig zu wünſchen übrig, ſind aber durch Milords verwöhnt und in ihren Erwartungen viel ausſchweifender als die armen, genügſamern Berliner und Dresdner. Kuppler ſind alle, doch wehe jedem der in eins der Netze geht, mit dem die Schlauen ihren Mann umſtellen.

Ueberhaupt iſt die Zahl und die Begehrlichkeit und die nimmerſatte, kein Mittel verſchmähende Habſucht der dienſtbaren Geiſter, eine von den drückendſten Reiſe-Beſchwerden und der Fremde gleicht, wenn nun der Wagen beſpannt, die Rechnung gedeckt, alles bereit iſt, dem Schmerzenbild Laokoons, den eine gierige Schlange nach der andern umklammert. Kaum iſt das vierte, fünfte Pferd, nach langem, zweifelhaften Kampf mit dem ungeſchliffenen Poſtmeiſter zurück gewieſen, der nie zufriedene Wagenmeiſter beſchwichtigt, der kriechende Lohnlakay abgelohnt, ſo ſteht der Ober-Küper eines anſehnlichen und überflüſſigen, die Jungfer (!) eines in der Regel verdienten, der Hausknecht des gewöhnlichen Trinkgelds gewärtig; der Koch rechnet auf die Großmuth, der Thürhüter auf das Pflichtgefühl des Gaſtes, die Kellner und die Mägde werden zu Bettelbriefen, was Augen hat ſtarrt mit verlangender Sehnſucht die Hände des Scheidenden an und wendet ſich, wenn ſie leer bleiben, ſchmollend von dem kargen Habenichts ab.

Lübeck.

Schon als Knabe war das unendliche Meer mein Lieblings-Gedanke, waren Seereiſen, Robinſonaden und die beſtandenen Abenteuer der Columben, der Anſon und der Magellane meine liebſte Lektüre. Dieſe ſeltſame Vorliebe für Poſeidons Reich, wuchs mit dem Jünglinge und lebte in der Phantaſie des Mannes fort. Jetzt endlich ſollte die große, lang erſehnte Stunde der Gewährung ſchlagen, mein Auge das Meer ſehn! Wir hatten die Wahl zwiſchen der Oſt und Weſtſee und flogen jener, als der nächſten zu. Wir flogen, ſag ich, denn der Hamburgiſche, für dieſen Zweck gedungene Lohnkutſcher legte Trotz des abſcheulichen Steindammes, dieſe zehn Meilen in ſo viel Stunden zurück. Ganz zerſchlagen kamen wir an einem der heiterſten Sonntags-Abende meines Lebens, in dem hellen, freundlichen Lübeck an und traten in der „Stadt Hamburg" bey Herrn Ißleiber ab. Niemand ſchließe jedoch von dieſem kategoriſchen, den Kanibalen verkündigenden Imperativ, auf den menſchenfreundlichſten aller Gaſtgeber, deſſen gebildete, Achtungswerthe Gattin mit reger Sorgfalt für die Behaglichkeit der Gäſte ſorgt, und ſie durch den freundlichen, von ihr ausgehenden Genius des Anſtands, der Ordnung und der Nettigkeit zu gewinnen verſteht.

Hamburg ſtellt an Sonn- und Feſttagen, zu Folge der allgemeinen Flucht auf die Landhäuſer, das Bild einer verlaſſenen, nur von Krüppeln und Matronen gehüteten Stadt dar; In Lübeck fanden wir dieſelbe Todtenſtille und begegneten während des angenehmen, rings um den Wall gemachten Spaziergangs nicht einem Menſchen. Und dieſer Wall verdient es doch, Kraft der herrlichen Alleen, des ebenen Bodens und der Ausſichten die er gewährt, ganz vorzüglich, von Alleen die ſich eines ſchönen Abends freun und gern reine Luft ſchöpfen möchten, beſucht zu werden. Wenn er auch ſchon, in Hinſicht des Reichthums der Umgebungen und der Größe des Stils, dem Hamburger nachſteht, ſo wächſt ihm doch, Draußen ſitzt das arme Ding, und will ſich zu Tode weinen. Sie wird Ihnen mit der Limonade auch Thränen zu trinken geben.

Ferdinand. Und wohl, wenns nur Thränen wären! — — Weil wir vorhin von der Muſik ſprachen, Miller! (eine Börſe ziehend.) Ich bin noch ſein Schuldner.

Miller. Wie? Was? Gehen Sie mir, Baron! Wofür halten Sie mich? Das ſteht ja in guter Hand, thun Sie mir doch den Schimpf nicht an, und ſind wir ja, wills Gott, nicht das letztemal bey einander.

Ferdinand. Wer kann das wiſſen? Nehm er nur. Es iſt für Leben und Sterben.

Miller (lachend.) O deßwegen, Baron! Auf den Fall, denk ich, kann mans wagen bey Ihnen.

Ferdinand. Man wagte wirklich. — Hat er noch nie gehört, daß Jünglinge gefallen ſind. — Mädchen und Jünglinge, die Kinder der Hofnung, die Luftſchlöſſer betrogener Väter. — Was Wurm und Alter nicht thun, kann oft ein Donnerſchlag ausrichten. — Auch ſeine Louiſe iſt nicht unſterblich.

Miller. Ich hab ſie von Gott.

Ferdinand. Hör er. — Ich ſag ihm, ſie iſt nicht unſterblich. Dieſe Tochter iſt ſein Augapfel. Er hat ſich mit Herz und Seel an dieſe Tochter gehängt. Sey er vorſichtig, Miller! Nur ein verzweifelter Spieler ſetzt alles auf einen einzigen Wurf. Einen Waghals nennt man den Kaufmann, der auf ein Schiff ſein ganzes Vermögen ladet. —

ſelbſt aus dieſer Beſchränkung, ein Reitz zu und ich fühlte mich hier von dem heimlichen, traulichen Geiſt, der auf der Heimath Hügeln waltet, angeſprochen. Die Stadt ſelbſt trägt denſelben Charakter. Hamburgs kaum paſſierliche Lehmſpalten gleichen dem Nadelöhr, durch welches der reiche Mann in das Reich Gottes eingehen ſoll, Lübecks Straßen der ſeligen Mittelbahn; und ſtehn auch ſeine Bewohner den Kleinſtädtern näher, ſo ſind ſie dafür auch wohl biederer und nach dem Wahlſpruch unſerer Ur-Väter „In Trau faß.“

Wir durchzogen nach der Rückkehr vom Walle, ſtatt die Rumpel-Kammer der Hanſe und den rußigen Rathskeller zu beſichtigen, die Stadt, ſahen nicht ohne Befremdung in jedem Hausraum einen zum Theil recht zierlich aufgeputzten Saal, aus welchem man, da er das ganze Erdgeſchoß einnimmt, unmittelbar auf die Straße tritt. Der Platz vor den Fenſtern iſt dann gewöhnlich mit einem Damenbret von Marmor-Quadern belegt und mit Bänken verſehn, auf denen die Kinder des

Hauſes ihr Spiel treiben der Kreis der Gevatterinnen Gericht hält oder der alte Herr ſich von der verſtändigen Hausfrau und den blühenden Töchtern umgeben in Schlafrock und Pantoffeln darſtellt und ſein Pfeifchen raucht.

Mit dem Abend kehrten die Schaaren der Spaziergänger zurück und es wurden nun wieder einige Geſtalten auf den leeren Gaſſen ſichtbar. Ueberhaupt ſcheint die Stadt im Verhältniß zu ihrer Größe und der ſonſtigen Bedeutenheit ſehr Menſchenarm und ſich gleich ihren Thürmen, welche insgeſamt, von der Gewalt der dortigen Weſtwinde gebeugt, gen Oſten hängen, dem allmähligen Verfalle zuzuneigen. Daß endlich an einem Orte wo es, Gottlob, noch ſchlecht und recht, noch bürgerlich und altdeutſch hergeht, die Wirthstafel erſt gegen zehn Uhr des Abends gedeckt ward, verdient, wie billig, eine Rüge.

Die Sonne ſtieg jetzt, noch herrlicher und unbeſchreibbarer als ſie der fromme Ewald vom

Travemünder Leuchtthurm aus erſah und beſchrieb, über den fernſten Saum der entbrennenden See. Jeder Tropfe ward zum Funken, jede Welle zur Flamme, ein vielfarbiges Gluthmeer ſtrömte von Oſten her, die grünende, blühende Erde zu umfangen. Hinaus! Hinaus! rief ich dem Schiffer zu und ſprang in das nächſte Boot. Ein ſteifer Landwind blähte die Segel, pfeilſchnell durchſchnitten wir das flüſſige Gold der Fluth und die purpurnen, tanzenden Wellen der Tiefe. Geblendet von dem Flammenſpiel, warf ich einen Blick nach dem Hafen zurück; die beleuchteten, nur eben noch ſichtbaren Dächer von Travemünde glichen dem rothen, am Ufer ausgebreiteten Shawl einer Lübecker Krämerin, der Leuchtthurm einem Maſt, es ſchien unſern Führern Zeit, allgemach umzukehren. Sie begannen deshalb von den hohen Wogen der offnen See, von der Gefahr die dort dem wehrloſen Boote drohe, von der Möglichkeit plötzlicher Windſtöße zu erzählen und der Steuermann zeigte mit bedenklichem Geſicht nach einer dunkeln Wolke hin, die auf den

Höhen des Holſteiner Waldes ruhte. Ich aber zeigte ihm einen däniſchen-Thaler und beſchwor den Feigen nur eine Weile noch nach Oſten hin, den höhern Wogen zuzuſteuern die den Horizont, gleich einer Hügelreihe begrenzten. Der harte Thaler unterſtützte, vom Morgenſtrahl verſilbert, beredtſam meinen Widerſpruch, die Schiffer gehorchten. Eben ſah noch die Spitze des Leuchtthurms aus dem Meer und die Ufer Meklenburgs glichen bereits blaßgrauen Dünſten, als der Seewind die Landluft zurückwies und jene gefürchtete Wolke auf Windes Flügeln daher trug. Einem Rieſen gleich, trat ſie zwiſchen das Boot und die Sonne, und warf ihren Trauerſchleier über die erblindende, empörte See. Meine plattdeutſchen Delphine riefen ſich, ſchnell beſtürzt, unvernehmliche Worte zu, rangen lange vergebens mit dem entzügelten Segel, und Well' auf Welle ſprang, in kühnen Sätzen, über den ſchwankenden Kahn hin, der bald empor gedrückt, bald abwärts nach der dunkeln Tiefe ſinkend, ſchon halb voll Waſſer ſtand. Erkrankt und ſchwindelnd, ſank ich an den gebogenen Maſt zurück, die Weißagung des Steuerers ſchien der Erfüllung nah und das letzte Stündlein des Verwegenen im Laufe ſeiner erſten Seefahrt ſchlagen zu wollen. Ein ſchallender Angſtruf beyder Schiffer verkündigte mir jetzt die Größe der Gefahr, die Nähe einer Rieſen-Welle die uns in den Orkus hinab drängen wollte; aber ein Windſtoß zerriß ſie hart vor dem Boote und aus dem klaffenden Schlunde ſtieg ein Mohr und weckte mich.

Ein Mohr, ſag ich Dir; der flinkſte aller Jßleiberſchen Körper, ein Kaiſerlich Haytiſcher Unterthan. Wer aber, wie ich, erſt um zehn Uhr zu Abend eſſen konnte und wie ich, unter den Gedanken an die Erſcheinungen des morgenden Tages entſchlief, wird im Traume ſchwerlich einem Schiffbruch entgehn und weckte mich Jean nicht, ſo wär' ich vielleicht noch im Bauch des nächſten Wallfiſches nach Rügen gefahren und hätte einer Koſegartenſchen Strandpredigt oder dem pleno plenorum des Vorpommerſchen Reichstages beygewohnt.

Schnell genug ward mir indeß die Freude, dem Abgrund des Meeres entgangen zu ſeyn, durch den herabſtrömenden Regen und ein Nebelmeer verkümmert das die Stadt, und nebenher auch die nahe See in einen aſchgrauen Schleier hüllte, und die entzückende Verheißung des geſtrigen, Wolkenloſen Abends Lügen ſtrafte. Fürwahr, man fühlt ſich oft verſucht, an das Daſeyn, an die Wirkſamkeit, an das ſchadenfrohe Spiel eines böſen, hämiſchen Dämons zu glauben, deſſen höchſter Genuß in der Zerſtörung der ſeligſten, bang und heiß erſehnten Menſchen-Freuden zu beſtehen ſcheint. Es iſt derſelbe der uns z. B. eben da, wo wir gern mit Auswahl und nebenbey ſo verſtändig als möglich ſprächen, die Zunge lähmt, jede Phraſe auf den Lippen verzerrt, die erbauendſte Sentenz zur Schnurre, den gedachteſten Gedanken zur Albernheit, das Wort der Weihe zum verbrauchten Gemeinſpruch verkehrt. Es iſt derſelbe, der mich, ſtatt des gehofften Treffers, fort und fort kahle Nieten ziehen läßt; der ſelbſt den Rieſen oft, an der Schwelle des geprieſenſten Zieles, zur Jammervollen, keines Strohhalms mächtigen Pigmäe, den Anbeter mitten im Laufe der Begrüſſung ſeiner Vergötterten ſtolpern macht, und für den fallenden Patenthuth eine Kothvolle Pfütze bereit hält. Dieſer vermaledeyte Geſchäftsträger der Ate hatte nun, wie ich Dir ſage, die halbe Südſee in dem Zenithe von Lubeck verſammelt und ließ ſie jetzt, ſo weit das Auge trug, theils als Nebelwolken, theils in dichten Strömen herab fallen. Wir frühſtückten indeß, mitten im Aerger, wie angehende Seefahrer, der Himmel ſchien ſich, durch das Rum-Glas beſehn, allgemach ausheitern zu wollen, es trieb uns fort. Ich fand, obſchon das Glas gelogen hatte, die erſte Hälfte des Weges, Trotz des tiefen Sandes ſehr angenehm und in dem ſtattlichen Wald durch den er ſich hinzieht, einen Park im höhern Stile. Möven und See-Schwalben ſchwirrten jetzt um den Wagen her und bewillkommten uns im Nahmen des alten Ozeanus, der funfzig Töchter des Nereus, der Thetis und der Amphitrite.

Travemünde.

Die winzig kleine Stadt hat ihre Beſatzung, Wälle, Kanonen, einen Leuchtthurm, das freundlich anlockende Seebad und längſt dem Kay eine Reihe wohl gebauter Gaſthöfe, welche neben den armſeligen Hütten des Neſtes, zu Palläſten werden. Mehrere franzöſiſche Damen hatten ſich ſo eben nach Petersburg eingeſchifft. Das Fahrzeug hob den Anker, die Furchtſamen wehklagten. Wir gaben ihnen, Trotz dem Regen und dem Ungewitter, bis über den Pharus hinaus, längſt dem Ufer hin, das Geleite, ſtanden jetzt verſtummt und beſchauend, am Strande der ruhigen, im Mittelgrund mit Nebelſtreifen überdeckten See, ſahen traurig unſre geſpannten Erwartungen in ſeine Tiefe hinabſinken und laſen endlich Kieſel, Seegras und Muſcheln auf, um ſie den Freunden und den Kindern, als Beweiſe unſers Andenkens, als Reminiszenzen an den verblichenen Sonnenpunkt der Reiſe mitzubringen. Ein angenehmer Dorſch war indeß zu unſerm Troſt in Seewaſſer geſotten worden und wir fanden in der Stadt Hamburg eine beſſere Bewirthung, ſchmackhafteres Eſſen, gefälligere Menſchen und eine billigere Rechnung als noch irgendwo. Zum Ueberfluß würzte eine gute Fee uns den Nachtiſch. Sie hatte Meer und Land mit ihrem Zauberſtab berührt, den Nebel weggewieſen und durch den Riß getrennter Wolken ſchien die Sonne. Hocherfreut eilten wir dem beſtellten Boote zu und derſelbe Weſt-Süd-Weſt, der mich in verwichener Nacht unter die Wogen der hohen See führte, ſchwellte jetzt des Schiffleins Segel und trieb uns, wie auf Schwalbenflügeln, aus der Bucht, weit in die Rhede hin. Es war eine theuere, werthe Stunde in der ich den früheſten und ſteteſten meiner Wünſche nun endlich befriedigt und die gewaltige Fluth gen Nordoſt hin ziellos und mit dem Himmel vermiſcht ſah; dennoch muß ich Dir frey geſtehn daß mir der Anblick der See, als die Gewalt des erſten Eindrucks nachließ, nicht genug that und ich das Ganze in ſo mancher

Hinſicht tief unter der gehegten Erwartung fand. Zwar liegt ein Halbzirkel von vielleicht acht Meilen im Durchſchnitt vor Dir ausgebreitet, aber die einförmige Fläche deckt und verkürzt ſich, Kraft des Wellenſpieles, ſo auffallend, daß man den Geſichtskreis auf den Raum einer halben Stunde beſchränkt wähnt. Zufolge einer zweyten Selbſttäuſchung hofft' ich, gleich dem Berg an Steigenden, von Minute zu Minute auf eine weitere Ausſicht und erwartete ſie beſtimmt in dem Augenblick wo das Schiff die Höhe des ſanft anlaufenden, ſcheinbar hart vor uns ſich erhebenden Hügels erreicht haben würde, der doch am Ende nur die Wölbung des See-Horizonts iſt.

Aus der Ferne geſehn, gleicht das Meer einer bläulichen Bergkette, und dem Unkundigen würde es nicht einfallen dieſe ſchief liegende Fläche für Wogen des flüſſigen Elements zu halten. Vom Ufer aus betrachtet, erſcheint ſie im ruhigen Zuſtand und bey trübem Wetter, als eine Erdfahle, mit farbigem, theils hellgrünem, theils violettem Moos bewachſene

Hör er, denk er der Warnung nach. — — Aber warum nimmt er ſein Geld nicht?

Miller. Was, Herr? Die ganze allmächtige Börſe? Wohin denken Euer Gnaden?

Ferdinand. Auf meine Schuldigkeit. — Da! (er wirft den Beutel auf den Tiſch, daß Goldſtücke herausfallen.) Ich kann den Quark nicht eine Ewigkeit ſo halten.

Miller (beſtürzt.) Was, beym großen Gott? Das klang nicht wie Silbergeld! (er tritt zum Tiſch, und ruft mit Entſetzen.) Wie, um aller Himmel willen, Baron? Baron! Was ſind Sie? Was treiben Sie, Baron? Das nenn ich mir Zerſtreuung! (mit zuſammengeſchlagenen Händen.) Hier liegt ja — oder bin ich verhert, oder — Gott verdamm mich! Da greif ich ja das baare gelbe leibhafte Gottesgeld. — — Nein, Satanas! Du ſollſt mich nicht daran kriegen!

Ferdinand. Hat er Alten oder Neuen getrunken, Miller?

Miller (grob.) Donner und Wetter! Da ſchauen Sie nur hin! — Gold!

Ferdinand. Und was nun weiter?

Miller. Ins Henkers Namen — ich ſage — ich bitte Sie um Gottes Chriſti willen — Geld!

Ferdinand. Das iſt nun freilich etwas merkwürdiges!

Miller (nach einigem Stillſchweigen zu ihm gehend mit Empfindung.) Gnädiger Herr, ich bin ein ſchlichter gerader Mann, wenn Sie mich etwa zu einem Bubenſtück an-

Steppe. Dies Moos-Gebild entſteht aus dem Spiele des Landwinds, der die Spitzen der ſanften Wellen faßt und kräuſelt, doch reicht ein Blick der Sonne hin dieſe Nuanzen in die Farbe des Laubfroſches aufzulöſen und die graugelbe Wüſte in eine Fluth grüner Tinte zu verwandeln deren Wunderglanz dem Auge wohlthut. Im Glaſe zeigt es ſich dagegen weiß und Kryſtallhell, und iſt ſo rein und ſo durchſichtig, daß man ſelbſt bey beträchtlichen Tiefen jeden Kieſel und die Vegetazionen des Grundes zu unterſcheiden vermag. Was endlich den Geſchmack betrift, ſo fand ich es, an der Quelle geſchöpft, dem Selter-Waſſer ähnlich, nur ſchärfer, herber, ſalziger; erſt nach dem zweyten, dritten Schlucke bitter und widrig.

Du weißt, wie oft ſich bey Schiffbrüchen die Beſatzung in ihre Chalouppen und Böte wirft, und nicht ſelten mehrere hundert Meilen weit, ganz unbedenklich, durch eine ſtürmiſche See, nach dem nächſten, beſten Lande ſegelt. Gleichwohl weigerten ſich die Schiffer geradezu, in dieſem offnen zwar, doch Seegereichten Boot auf die Höhe des offenen Meeres zu ſteuren und betheuerten, als wir ihnen Geld boten, dieſes Wagſtück in einem unbedeckten Fahrzeug um keinen erdenkbaren Preis unternehmen zu können. Derſelben Meinung war ein alter Waſſermann, der uns während des Aufenthalts in Hamburg eines Tages, gegen Wind und Fluth die Elbe hinabfuhr und Trotz dieſer Herkuliſchen Arbeit noch Odem genug hatte, die Kette von Gefahren zu ſchildern in denen er auf ſeinem, überdieß bedeckten Ever, während der mit ihm gewagten Fahrt nach London geſchwebt habe. Ohne Deck, aber verſicherte er, eile man da geradezu dem ſichern Untergang entgegen.

Dieſe Aeußerungen ſtehen, wie mich däucht, im offenen Widerſpruche mit dem täglichen Berufs-Geſchäft der Helgolander Lootſen, der Holländiſchen und nordiſchen Fiſcher, und der oben erwähnten, die halbe Südſee auf offenem, nicht ſelten überladenem Boot durchſegelnden Flüchtlinge. Brittiſche Matroſen hätten uns ohnfehlbar ganz ohne Widerrede wohl bis nach Bornholm gebracht und ſelbſt im Fall der Noth, der jedoch im hohen Sommer nur ſelten eintritt, eine Reihe von Hülfsmitteln gekannt und entwickelt, die unſere minder kühnen Landsleute, vielleicht bey gleicher Fähigkeit nicht zu ergreifen wagen. Uebrigens erſcheinen die Norddeutſchen Seeleute viel weniger roh, ſittlicher, genügſamer und menſchlicher als ihre ausländiſchen Collegen; nur einem Duc of Bronte würden ſie, Kraft ihrer Abneigung vor den Hügelwellen der Seewüſte, weniger als jene zugeſagt haben.

Unter den Söldnern, welche von einem Ende der Welt bis zum andern, theils zum Schutze des vaterländiſchen, theils des nächſten, beſten, ſtockfremden Landes die Waffen tragen, iſt, wie mich dünkt, den Kriegs-Knechten der Hanſee-Städte noch immer das erträglichſte Loos gefallen. Sie marſchiren nicht, ſie ſchlagen ſich nicht, ſie dienen nur, gleich jenen Männchen, taliter qualiter, und

Magiſtratus ernähret ſie doch. Um ſo auffallender war mir die Geſchichte eines Aufruhrs, durch welchen der Lübecker Wehrſtand die Fortdauer des weggefallenen Brot-Zuſchuſſes zu ertrotzen verſuchte. Ein Haufe der Entſchloſſenſten fiel deshalb den Dienſthabenden Stabs-Offizier im Lauf der Wacht-Parade mit rauhen Worten an, zog, als dieſer die Sprecher mit noch rauhern zurück und die Offiziers zu ihrer Beſtrafung antrieb, vom Leder und ſetzte ſich mit Wort und That gegen die Zurechtweiſung der Obern und ihre Fuchtel. Ohnfehlbar würde man anderwärts, wo Rathswächter und Soldat, nicht wie hier, Synonime ſind, den zehnten Mann erſchoſſen, die übrigen etwa zwanzig Mahl durch die Gaſſe gejagt und ſehr wohl daran gethan haben, da ein Regiment, das heute mit dem Säbel in der Fauſt ungeſtraft eine Wohlthat erzwingt, morgen vielleicht ſeine Wohlthäter ausplündern und niedermachen würde. Hier begnügte man ſich damit, das Todes-Urtheil nur an zwey der Unbändigſten vollziehn, und ſie, auf einem Schemmel feſt gebunden, vor der

Hauptwacht erſchießen zu laſſen, die übrigen Häuptlinge aber mit raſirter Scheitel über die Grenze zu ſchicken. Der Major, deſſen lobenswerthes, entſchloſſenes Benehmen wider Erwarten Oehl in das Feuer goß, iſt, ganz zur Ungebühr vor Gram über die veranlaßte, blutige Störung des alten Schlendrians geſtorben. Die Lübecker Miliz ſteht übrigens in Hinſicht der Nettigkeit des Anzugs und alles deſſen was man militairiſchen Pli nennt, noch unter der Hamburgiſchen, deren Grenadiere zu den Rieſenhafteſten und deren Dragoner zu den formirteſten Truppen Deutſchlands gehören; ein Vorzug den ſie der Auflöſung des Hanöverſchen Militairs danken, das zum Theil hier Brot und Unterkommen ſuchte, welches bey der Beſchränktheit des H. Kriegsſtaats nur den Auserleſenſten gewährt werden konnte.

Eine Doppelpoſt dieſer Dragoner hält Tag für Tag auf dem Hamburger Berge, um etwanige Ausſchweifungen der ſtreitluſtigen, ſich dort vorzüglich häufenden Matroſen im

Keime zu erſticken und giebt hier der wehrloſen Reichsſtadt ein kriegeriſches Anſehn.*) Dieſe Cavallerie iſt wohl gekleidet, gut beritten und die Größe der Mannſchaft ſteht im richtigen Verhältniß zu der Stärke und dem Vermögen des Pferdes. Ueberhaupt glaub' ich bemerkt zu haben, daß man in Nord=Deutſchland und den Preußiſchen Staaten die ſchwere Reiterey, nicht wie in Sachſen, Oeſterreich, Frankreich ꝛc. auf Koſten ihrer Brauchbarkeit, mit Rieſen rekrutirt. Die Berliner Gens d'Armerie, ein Regiment von entſchiedenem Ruf, beſteht faſt durchgängig aus Leuten mittler Größe, welche das deutſche, Kraft ſeiner Schwerfälligkeit ohnehin nicht zum Felddienſt geſchickte Roß noch allenfalls, zuſammt dem

---

*) Die unverzagte, Abend für Abend aufziehende Bürger=Wacht arbeitet dagegen, als ein non plus ultra Spießbürgerlicher Ueberhebung, auf die Vertilgung jenes marzialiſchen Eindrucks hin. Hier würde Shakeſpear ſeinem Falſtaff begegnen und Hogarts Satyr ſich gekitzelt fühlen.

Sack und Pack ertragen kann. Warum aber dieſe braven Gens d'Armes — verwünſcht ſey, in parenthesi, ihr undeutſcher Nahme — bey jeder Wachtparade, gleich der Linien-Infanterie mit einer Litaney von Handgriffen in Verſuchung geführt wurden, iſt nicht wohl abzuſehn. Zweckdienlicher dürfte es ſeyn, ſolche armſelige, nur zur Qual des ohnehin gequälten Soldaten erſonnene, nur von Pedanten begünſtigte Schnörkel und Kunſtſtücke bis auf zwey oder drey der unentbehrlichſten wegzuwerfen und ihn dafür in dem weſentlichen Gebrauche ſeiner Waffen zu üben. Dieſſeit des Rheins aber, arbeitet Alles nur für den Paradeplatz und die Soldaten ſehn deshalb in der Exerzier-Zeit eine Reihe von Marterwochen die ſie mit Recht in die Hölle wünſchen. Wie wenig endlich dieſe Kette peinlicher Spielereyen im Felde nutzt, beweiſt der letzte Feldzug der Oeſterreicher, welche doch ohnſtreitig die gedrillteſten Waffen-Tänzer unſers Erdtheils ſind.

Lüneburg.

Dieſe berüchtigte, den Flächenraum manches Zaunkönigreichs aufwiegende Heide, iſt allerdings ein höchſt unwirthlicher, heilloſer Erdſtrich, aber die Stadt von der ſie den Namen trägt, verdient auch fürwahr keine beſſere Umgebung. Gleich der Schönen von hinten, ſpannt ſie, aus der Ferne geſehn, die Erwartung des Reiſenden; doch dieſe verſprechenden Maſſen und Thürme gemahnen mich wie lügenhafte Buchhändler=Anzeigen und Selbſt=Rezenſionen, die am Ende ihr eigener Spott und dem Betrogenen ein Aergerniß werden. Jedem, der ſich, von dem gleißenden Trugbild getäuſcht, eine bedeutende Stadt, oder wenigſtens mehr als die Beſtandtheile eines elenden Neſtes verſprach, fällt bey dem Anblick dieſer uralten, verkrüppelten Hütten und Häuſer, der rußigen Schmutzfarbe die ſie bedeckt, der krummen, Menſchenleeren Kreuz= und Quer=Spalten, deren Hintergrund nir=

gends ein erheiterndes Bild ſehen läßt, das Herz vor die Füße. Der Markt war, gleich den Gaſſen Perlebergs, theils mit einer Heerde anſehnlicher Schweine, theils mit mehrern plump zugehauenen, auf ihm feſt gemachten Bänken, welche den unkundigen Fußgänger in dunkler Nacht leicht um den Hals bringen können, theils endlich mit der Hauptwacht eines Pommerſchen Regiments dekorirt, das an den Platz der Franzoſen getreten iſt. Gleich nach unſerm Eintritt in den Gaſthof zum Schötten, übergab mir der Wirth eine gedruckte, mit nicht weniger als ſieben, von den Fremden auszufüllenden Rubriken, verſehene Tabelle, deren zweyte, das Alter des Wanderers betreffende Gewiſſens-Frage, wenigſtens für die Mehrheit reiſender Damen ein Stein des Anſtoßes ſeyn und daher wohl ſelten nach Pflicht und Gewiſſen beantwortet werden dürfte. Ein unreinlicher, um das Schickſal der herabhangenden Unterkleider wenig bekümmert ſcheinender Aufwärter, verdarb uns zum Ueberfluß den Genuß der zahlreichen, wohl bereiteten Speiſen die den Hungrigen, in dieſem

Univ. Bibl. München

ſo wenig verſprechenden Gaſthauſe, angenehm überraſchen.

Außer der preußiſchen, in dem unglücklichen Lande nirgends gern geſehenen Beſatzung, ſtatt deren man überall die eigenen, nach Irrland und allen Winden hin verſtobenen Landes-Truppen, oder wenn denn nun ein Mahl der ungebetene Gaſt hier ſchalten ſoll, die Franzoſen zurück wünſcht, iſt mir im Laufe des langen Nachmittags faſt kein lebendiger Menſch, und außer den, bereits in Kreuznach, Halle und anderwärts geſehenen Salzwerken, und einem kupfernen, hie und da mit Schindeln geflicktem Kirchdache, nichts merkwürdiges vorgekommen.

ſpannen wollen — denn ſo viel Geld läßt ſich, weiß Gott, nicht mit etwas Gutem verdienen!

Ferdinand (bewegt.) Sey er ganz getroſt, lieber Miller! Das Geld hat er längſt verdient, und Gott bewahre mich, daß ich mich mit ſeinem guten Gewiſſen dafür bezahlt machen ſollte!

Miller (wie ein Halbnarr in die Höhe ſpringend.) Mein, alſo! Mein! Mit des guten Gottes Wiſſen und Willen, mein! (nach der Thüre laufend, ſchreyend.) Weib! Tochter! Viktoria! Herbey! (zurückkommend.) Aber du lieber Himmel! wie komm ich denn ſo auf einmal zu dem ganzen grauſamen Reichthum? Wie verdien ich ihn? Lohn ich ihn? He?

Ferdinand. Nicht mit ſeinen Muſikſtunden, Miller! — Mit dem Geld hier bezahl ich ihm (von Schauern ergriffen hält er inn) bezahl ich ihm (nach einer Pauſe mit Wehmuth) den dreimonatlang unglücklichen Traum von ſeiner Tochter.

Miller (faßt ſeine Hand, die er ſtark drückt.) Gnädiger Herr! Wären Sie ein ſchlechter geringer Bürgersmann — (raſch) und mein Mädel liebte Sie nicht: erſtechen wollt' ich's, das Mädel (wieder beym Geld, darauf niedergeſchlagen.) Aber da hab ich ja nun alles, und Sie nichts, und da werd ich nun das ganze Gaudium wieder heraus blechen müſſen? Heh?

Ferdinand. Laß er ſich das nicht anfechten, Freund! — Ich reiſe ab, und in dem Land, wo ich mich zu ſetzen gedenke, gelten die Stempel nicht.

Braunſchweig

aber, die räucherige, von noch engern, hier und da durch Strebebalken vor dem drohenden Zuſammenſturz geſchützten Gaſſen und armſeligen Caduzitäten entſtellte Reſidenz- und Handelsſtadt, erhebt ſich, Kraft des fürſtlichen Helden, der dort auf unverwelklichen Lorbern ruht, Kraft der Meſſen, des lebendigen Verkehrs, der dreyfach ſtärkern Bevölkerung und des mahleriſchen Hintergrundes den ihr der Harz leiht, weit über jenes, ſein Ebenbild. Auch ſtehen hier vier wohl gekleidete und eingeübte Braunſchweigiſche Infanterie Regimenter, die dem kleinen, bey der Nähe des preußiſchen Adlers, nur einer Polizey-Wacht bedürfenden Staat wohl in alle Weiſe zur Laſt und neben dem Muſter militairiſcher Trefflichkeit das der Herzog in Halberſtadt aufgeſtellt hat und mit raſtloſer Sorgfalt hegt und pflegt, in den Schatten zurück fallen.

Wäre die Lüneburger Heide in Böhmen, Ober-Sachſen oder den Heſſiſchen Landen gelegen, ſo würde man in den ſpärlichen Gaſthäuſern, welche zu halben Tagereiſen von einander entfernt liegen, außer ungenießbarem Bier nur trocknes Brot und etwa ein Paar Eyer vorfinden. In Groß Oeſingen dagegen, einem unbedeutenden, mitten in der Steppe liegenden Dorfe, das der Endpunkt einer zwölfſtündigen, die Geduld des Reiſenden erſchöpfenden Stazion iſt, wurden wir bald nach der Ankunft durch eine Reihe der gewählteſten Speiſen, durch trinkbaren Franzwein, und eine mehr als kriſtliche, nur 28 Gr. Kaſſengeld betragende Forderung, mit allen Laſten und Beſchwerden dieſer langweiligen Tagereiſe verſöhnt. Fürwahr, ich habe mich in manchem der beſuchteſten Frankfurter, Leipziger und Berliner Gaſthöfe, für das Gedoppelte kaum halb ſo gut beköſtigt geſehn, als in dem iſolirten, von allen Quellen des Genuſſes und der Tafel-Bedürfniſſe abgeſchnittenen Poſt- und Gaſthaus der verrufenen Heide, in welcher wir den Blocksberg und ſeine Brüder, in der Entfernung von mehr als zehn Meilen, als ein Dunſtgewölk am Horizont aufſteigen ſahen und bald darauf im Schimmer der Abendſonne die ganze, mahleriſche Gebirgs-Kette deutlich und mit unbewaffnetem Auge zu unterſcheiden vermochten.

Eine vollendete Kunſtſtraße läuft von Braunſchweig bis an die grundloſe ſächſiſche Grenze, durch das hérrliche Land. Man fühlt ſich gleichſam gerettet und wiedergebohren und der Gedanke an die Wüſte, die ſich zu dieſen Umgebungen, wie der graue, beſudelte Correktur-Bogen zu dem Prachtblatt auf Velin verhält, gleicht einem ſchweren Traum den der Morgenkuß der lächelnden Hore verſcheuchte. Weiden-Hayne bekränzen die Bahn, Thurmknöpfe blitzen durch das Düſter waldiger Hügel; in ſanften Wogen wallt das Korn, ein Segenreicher, unüberſehbarer Strom in den Thälern: hoch über den blühenden, fröhligen Landſchaft thürmt ſich der blaue Harz und entrückt den Geiſt in das ſchauerliche Gewölk der Vorzeit, als des Brockens wilder

Gipfel den verfolgten Ureltern noch zum ſichern Verſtecke, zum Tempel bald, und bald zum Torus diente. Uns aber ſchützt kein Gipfel mehr!

Aber was ſeh ich? iſt es ein Traum? das Gaukelſpiel der müſſigen, vom Aether des Labeweins entzügelten Phantaſie? Oder dämmert wohl gar die goldne Unſchuldswelt zwiſchen Braunſchweig und Groß-Kugel wieder auf? Siehſt Du nicht dort das leuchtende Zwillings-Paar, das gleich dem blendenden Caſtor und dem weißglühenden Pollux, aus dem nächtlich ſchönen Dunkel des Laub-Behänges am Wege hervorglänzt? Nur Früchte mein' ich, guter Walter, doch fürwahr die köſtlichſten der Erde; ſo eben verklärt das Gold der Abendſonne ſie zu Hesperiſchen. O, Schade, Schade nur daß jetzt der Schleier ſinkt, der Verhang über dem zarten Heiligthum niederrauſcht, das der Blick des Lauſchers verletzte. Erröthend nahm die Drias wahr, in welchem Schatz mein Auge ſchwelgte und warf in Eil' ihr oſtindiſches Tuch über die reitzenden

Vorbitter um dieſen leeren Platz im Wagen. Eine holde, wohlgekleidete Pilgerin hatte, wie Dir vielleicht bereits klar worden iſt, von der Hitze des Tages erſchöpft, hinter den Weiden ihren Nachttiſch gemacht und den bedrängten, geſegneten, ſo eben geprieſenen Werkzeugen der Reſpirazion etwas mehr als nothdürftigen Spielraum verſchaft. Jetzt endlich faßt ſie ihr beſcheidenes Päckchen und beginnt, nach einem halben, den Zuſchauern in der Batarde geltenden Knix, ihre niedlichen, mit Staub bedeckten Füße in einer und derſelben Richtung mit uns fortzuſetzen.

Wär es gefällig? fragten wir beyde zugleich und jeder öffnete die Thür auf ſeiner Seite. Die Pilgerin verneigte ſich viel gefälliger als vorhin und erwiederte mit ſilberheller, wohlthuender Stimme einige Worte die ohngefähr das „Ja und Nein“ ausſprachen, mit welchem Mutter Eva einſt dem Verſucher Hoffnung machte. „Sie fürchten doch nicht?“ Das Mädchen ſah mir traulich in's Geſicht. Wir ſind ehrliche Leute! „betheuerte mein

Nachbar" Kaufleute! Gatten überdieß und Väter! Du erſtaunſt über dieſe gewiſſenhafte Aufzählung nöthig werdender argumenta ad hominem? Wiſſe denn, daß ſie ausreichten; daß die holde Unbekannte im nächſten Augenblicke nach dem zuſagenden, melodiſch betonten à la bonne heure! mit der Flugfertigkeit einer Ballet-Tänzerin in den Wagen hüpfte und daß ich, ſchneller noch als ſie, mich auf den Rückſitz warf und ihr federleichtes Päckchen voll Dienſtbefliſſenheit auf meinen Schooß verſetzte. Mit ſanfter Gewalt entzog es die Gefährtin, dieſer Hand, um es in einen viel üppigern zu betten, dankte jetzt mit kindlicher Gemüthlichkeit für unſere Güte und ließ mein Auge nun nach Herzensluſt auf der Roſenflur ihrer Wangen weiden und einen Himmel voll Luſt aus dieſem blauen, blinkenden, das reinſte Wohlwollen ausſtrahlenden Augen-Paare trinken. Ach, die ganze Natur wollte jetzt Deinem Freunde wohl! zum Engel verſöhnte ſie das Abendroth und ein Zephir nach dem andern blies den Staub von dem oſtindiſchen Tuch, und oft ſelbſt dieſe oder jene Falte hinweg. Vergebens berührte ſie, im augenſcheinlichen Beſtreben eine faſt nothwendig werdende Nadel aufzufinden, mit prüfendem Finger bald dieſe, bald jene Stelle ihres füllreichen Baues, bis endlich mein keuſcher Freund ſo Schadenfroh war, ihr den Koloſſus anzubieten, welcher unſere Marſch-Route an der Seitenwand feſthielt. Raſch ergriff ſie die mächtige und verriegelte vor meinen Augen das Paradies.

Wer ſie war? Jungfrau? Mädchen? Gattin? Woher des Landes? Und warum ſo unbeſchützt, mit dieſer Juwelen-Maſſe ganz allein auf der Straße? Hinter dem Buſch ſogar, in einem ſo befremdenden Geſchäfte? Welche Reihe kitzlicher Fragen die ſich faſt nur an Gerichtsſtelle unbedenklich und unumwunden wagen laſſen und ſelbſt dort, einer ſolchen Arreſtatin gegenüber, nur ſelten zur Erkenntniß führen.

Ihre Heimath „hob ich, eben als mein Freund wieder eingenickt war, mit dem leiſen, gemeſſenen Tone der Ehrerbietung an“ iſt wohl ohnfehlbar in der Nähe?

Bewahre Gott „entgegnete ſie mit einer Schnelligkeit der mein Gehör's-Organ kaum zu folgen vermochte“ ich bin aus dem Reiche, mein Herr, aus der Rheinpfalz; aus dem Leiningiſchen bin ich, oder vielmehr aus dem Salm-Krautheimiſchen, oder wie es jetzt heißen mag, denn wir haben es ſchon vor neun Wochen verlaſſen. Aber mein guter Mann wird nicht wiſſen wo ich geblieben bin, denn er trägt mir die Harfe nach und ſein Violonzell obendrein, und das iſt der Rede werth in dieſer Hitze.

Ich fiel aus dem Himmel. Dieſe bezaubernde, Engelſchöne Hülle diente alſo nur einer gemeinen Harfeniſtin zum Köder, nur den Wallungen eines Prager Studenten oder Leiningen-Amorbachiſchen Bierfiedlers zum Ableiter, der uns vielleicht dieſen eingeübten Lockvogel, Asmodi weiß, für welchen heimtückiſchen Zweck, mit gutem Bedacht in den Weg geſtellt hatte? mich wohl gar vielleicht einer Entführung zeihen oder uns, durch die magiſche Gewalt der gemißbrauchten Anmuth, in eine noch viel tiefere Grube locken wollte?

Ey „rief ich nach der Wagenthüre greifend“ dann iſt es freylich Ihre Pflicht, ihn auf der Straße zu erwarten. Die Harfnerin warf lächelnd meine Hand zurück und erbat ſich das Vergnügen, uns bis Halberſtadt Geſellſchaft leiſten zu dürfen; dort habe ſie eine Frau Muhme bey der ſie ihre Wochen zu halten geſonnen ſey, ihr Freundchen aber wiſſe Beſcheid und werde nicht ausbleiben.

Erfreuliche Aufſchlüſſe! Eine Verehrungswerthe, auserleſene Gefährtin! Schade nur, daß wir der viel verſprechenden, angenehmen Bekanntſchaft ihres gewiß noch weit trefflichern Eheherrn verluſtig gehn ſollten. Ich fühlte mich im erſten Aerger verſucht, auf der Befolgung meines Rathes zu beſtehn, die Harfeniſtin aber öffnete gemüthlich ihr Paket, kramte Börſen und Kämme, Tabacksbeutel und elaſtiſche Strumpfbänder, engliſches Pflaſter und Springgläſer auf ihrem Schooß aus und bat inſtändig, ſie in Nahrung zu ſetzen. Mir fiel das ſeltſame Sortiment des Juden am Jungfernſtieg ein, das hier wohl noch viel eher an ſeinem Platz geweſen wäre, und ein Preußiſcher Thaler half uns, als der Wagen jetzt vor dem Roklumer Poſthauſe hielt, von dem Jahrmarkt und der Verkäuferin, die mir außerdem, während der bevorſtehenden Nachtreiſe, noch manche Antwort, manchen Seufzer der Reue, vielleicht ſelbſt manche Handreichung abzunöthigen gewußt haben würde. Das kleine, Harmloſe Ebenteuer glich übrigens, wie Du finden wirſt, einem ſchlechten Sonnette, an deſſen myſtiſch erhabenem, hochtrabenden Eingange ein ganz gemeines Ende hängt, und wir können uns bey allen dem Glück wünſchen, im Lauf von mehr als hundert Meilen nur dies einzige Mahl in Satans Stricke gefallen zu ſeyn und dem Verſucher zum Böſen, ſelbſt in dem Dunkel der Dämmerung, ein ſo entſchiedenes Schnippchen geſchlagen zu haben. Er rächte ſich dafür, in

Miller (unterdeſſen mit unverwandten Augen auf das Geld hingeheftet, voll Entzückung.) Bleibts alſo mein? Bleibts? — Aber das thut mir nur leid, daß Sie verreiſen. — Und wart, was ich jetzt auftreten will! Wie ich die Backen jetzt voll nehmen will! (er ſetzt den Hut auf, und ſchießt durch das Zimmer.) Und auf dem Markt will ich meine Muſikſtunden geben, und Numero fünfe Dreikönig rauchen, und wenn ich wieder auf den Dreibatzenplatz ſitze, ſoll mich der Teufel holen. (will fort.)

Ferdinand. Bleib er! Schweig er! und ſtreich er ſein Geld ein! (nachdrücklich.) Nur dieſen Abend noch ſchweig er, und geb er, mir zu Gefallen, von nun an keine Muſikſtunden mehr.

Miller (noch hitziger, und ihn hart an der Weſte faſſend voll inniger Freude.) Und Herr! meiner Tochter! (ihn wieder loslaſſend.) Geld macht den Mann nicht — Geld nicht — Ich habe Kartoffeln gegeſſen oder ein wildes Huhn; ſatt iſt ſatt, und dieſer Rock da iſt ewig gut, wenn Gottes liebe Sonne nicht durch den Ermel ſcheint. — Für mich iſt das Plunder. — Aber dem Mädel ſoll der Segen bekommen, was ich ihr nur an den Augen abſehen kann, ſoll ſie haben. —

Ferdinand (fällt raſch ein.) Stille, o ſtille —

Miller (immer feuriger.) Und ſoll mir franzöſiſch lernen aus dem Fundament, und Menuettanzen, und Singen, daß mans in den Zeitungen leſen ſoll; und eine Haube ſoll ſie tragen wie die Hofrathstöchter, und einen Kideder ungewaſchenen, Eckel erweckenden Paſſagier-Stube zu Roklum, wo man uns ein Abendmahl auftrug das aus vier Daumenſtarken Butterſchnitten und dem Viertheil einer beinharten Knackwurſt beſtand.

Brocken.

Fürchte nicht, daß mit dieſem Wort der undankbare, tauſend Mahl beſchriebene Blocksberg gemeint ſey, deſſen ſtürmiſcher, umwölkter Gipfel dem Wanderer nur ſelten die Mühe vergilt. Es ſoll vielmehr eine Reihe kurzer Notizen bezeichnen die ich, um mir die weitläuftige Einkleidung zu erſparen, wie ſie das Tagebuch giebt, bunt durcheinander aufgereiht habe; eine poetiſche zwar, aber um ſo verzeihlichere Freyheit, da ſie den Nachtiſch verſehen ſoll, der ja ohnehin, ſelbſt an bedeutendern Tafeln als die iſt, zu der ich Dich laden konnte, nur in beſchränkten Doſen gereicht wird.

„Tranquilitati“ ſteht über der Hausthür von Ifflands Landhaus im Thiergarten. Aber ward die wohl je einem Lebenden? Dubito fore! Am wenigſten wohl dem Bedeutendern und das iſt Iffland ja, in mehr als einem Sinne. Vermag ſie es, ſo mache die Kamöne dieſe Looſung wahr.

In demſelben Thiergarten warfen ſich eines Morgens, als ich eben dort luſtwandelte, zwey Invaliden ihre Gebrechen vor. Ich, für mein Theil „ſagte der Pommer zu dem Ausländer“ habe dem großen Fritzen dreyßig Jahre lang gedient, Du aber liefſt indeß von einem Potentaten zu dem andern und auch dem letzten noch davon, um wieder unſer Brot zu koſten. — Dreyßig Jahre? „fiel jener ein“ aber als Freywächter nur! Das iſt eine Kunſt! Ich that dagegen im Laufe mancher Woche mehr Wachten als Du in Jahresfriſt — Das geb ich zu „entgegnete der Pommer“ es ekelte mich an, Euch Landläufer zu bewachen. So lange wir noch aller Welt Auskehricht aufleſen, dient kein Preuſſe mit Luſt.

Liegt etwas Wahres in dieſen Worten, ſo wird das Aufhören der Reichs-Werbung dem Uebelſtand abhelfen.

Findeſt Du im Südweſtlichen Meklenburg ein Haar in der Suppe, ſo gehört es den Hausdirnen. Die Mägde binden es dort nicht, wie anderwärts, auf, ſondern treiben, gleich dem Holzſchnitt der Xantippe im A. B. C. Buch, ihr Weſen im fliegenden. Gleich des Löwen Mähne (und wahre Löwinnen ſind ſie, an Geſtalt und Muskelkraft) hängt es über ihre Scheitel und Schultern, oft bis zur Hüfte hinab, erinnert an die Hexen des Makbeth und verdirbt dem Fremdling die geſegnete Mahlzeit.

Die Fenſter ſind im Norden Deutſchlands, troß dem unfreundlichen Himmel, von auffallender Größe und die Flügel, Troß dem ewigen Winde, nur nach außen zu öfnen, wo ſie mit Hacken befeſtiget werden, und in den Häuſern der reichen Hamburger und Altonaer faſt durchaus von Spiegelglas. Wunderſchön iſt vorzüglich das Roſenfarbene. Es verbreitet, ſieht man hindurch, das milde Roth der Pfirſich-Blüthe über den Boden, die Vorhänge, Wände und Geräthſchaften der Zimmer, und verklärt die reitzenden Frauen und Töchter des Hauſes zu hoch erglühenden, von einer Glorie des feinſten Roſenlichts umfloſſenen Feen.

„Hier iſt ein Logiament zur Haur!“ ſteht auf dem Zettel, der dort am Fenſter hängt. Das heißt auf deutſch „Hier ſind Quartiere zu vermiethen.“ Nicht ſelten beſchränkt ſich jedoch das ganze Logiament auf das Kämmerchen der Hetäre die dieſen Zettel, hinter dem ſie lauſchend auf den Miethluſtigen harrt, zum Köder braucht und immerdar zur Haur ſteht. — Jedes Hamburgiſche Haus iſt übrigens, außer der gewöhnlichen Nummer, mit dem Namen des Innhabers bezeichnet; ein Vortheil der dem Sucher eine Unzahl läſtiger, oft vergeblicher Nachfragen erſpart.

Wie in Oeſterreich die Offizier-Stelle, iſt dort jedes Staats- und Stadt-Amt, ja ſogar die Stelle eines Krahndrückers oder Laſtträgers feil und ſelbſt dieſe mühſelige wird mit 30 bis 40 Piſtolen bezahlt. Ich weiß nicht genau, ob ein öſterreichiſches Degenband wohlfeilern Kaufes als ein ſolches Hamburger Tragſeil zu haben iſt, wohl aber gewiß, daß es, wo man jenes zur Waare herabwürdigt, an Mackiaden nicht fehlen kann.

In den gemeinnützigen Hamburger Nachrichten, war bey Anzeige der angekommenen Fremden das Wort Gentleman wie folgt, überſetzt und geſtellt. Der Herr Wall, Kaufmann; der Herr Fraſer, Edelmann; kommen von London ꝛc.

Eine geprieſene, von Dichtern und Schmeichlern, wegen ihrer Milde, Menſchlichkeit und Grazie, zum Engel erhobene Fürſtin, hatte ſo eben, im Lauf ihrer Badereiſe, den acht Meilen langen Weg von Halberſtadt nach Braunſchweig in vier Stunden zurück gelegt. Eine ganz unnütze Grauſamkeit, gegen die leidende Creatur ſowohl als gegen die Poſtmeiſter, welche jene zu Fittichen für dieſen fliegluſtigen Genius herleihen mußten.

Am Thor eines hanöverſchen, von den Preußen beſetzten Städtchens, (in Winſen war es, wenn ich nicht irre) that der Unter-Offizier der Wacht die gewöhnlichen, unnützen Fragen „Wie ich heiße?“ So und So! „Der werthe Charakter?“ Ich bin Litterator! Er warf betroffen einen Blick auf den ſchmucken Wagen, einen zweyten auf mich ſelbſt und rief, verwundert — „Viſitator?“ Ich mußte lachen. Mir fiel das Schiff ein,

das Thümmels Viſitator
Und ſeine Nichten trug.

Nirgends giebt es vielleicht, nach Verhältniß, mehr Wagen als in dem Waſſerreichen Hamburg. Erſtens Stuhlwagen mit ſechs bis acht Plätzen, auf denen man unbedeckt ſitzt, gewaltig zerſtoßen wird und die Schienbeine, gleich den Bergleuten, mit Kniebügeln bewaffnen ſollte. Fremde Damen werden ſie, Kraft ihrer Höhe, nur mit Herzklopfen und in Gegenwart umſtehender Männer, nicht ohne roth zu werden, erklettern. Sie ſind geeignet, nach geſchloſſener Börſe, die Caravanen der Miteſſer auf die Landhäuſer zu führen. Hierauf folgen zweytens die ſtattlichen, größtentheils in England gebauten Staats-Wagen, welche gewöhnlich auf den Thüren mit einem ledigen Wappen-Schilde, dem alt Franzöſiſchen ècu d'attente, geſchmückt ſind. Doch, Schild und Kopf mögen immerhin leer ſeyn, wenn nur der Beutel ſtrotzt — La bourse!

Mehrere Tage lang ſtand vor der Grenadier-Wacht des Hamburger Rathhauſes, ein kleiner, etwa zwanzig Zoll langer, hölzerner, mit zwey eiſernen Zapfen verſehener Kaſten, um den ſich, fort und fort, eine Menge von Menſchen verſammelte und ihn in Betracht zog. Man verſuchte dann und wann, ihn aufzuheben, welches jedoch nur den Rüſtigſten ohne ſichtbare Anſtrengung gelang. Ich zerbrach mir, wie am Tage der Ankunft den Kopf und trug doch, aus Furcht vor einem zweyten „Eh, c'est la bourse!“ Bedenken, den Küper um Auskunft zu bitten. Daß ein bedeutender Gold- oder Silber-Kuchen den laſtenden, Trotz ſeiner Kleinheit kaum zu erhebenden Behälter erfüllen müſſe, ſchien mir, aus der Theilnahme der Menge an dem Inhalt, aus der Nähe der Bank, aus der Sorgfalt der Schildwacht die immer in ſeiner Nähe blieb, hervorzugehn, und ich hatte mir ſchon oft mit ſtiller Sehnſucht den theuern, werthen, dieſer reichen Bank höchſt entbehrlichen Inhalt gewünſcht, als mir unſer ſchwächlicher Lohnbedienter mit triumphirender Miene kund that, daß es ihm nun auch gelungen ſey den Vogel dort, ſo hoch zu heben.

„Ein Vogel?“ fragt' ich zweifelhaft und erfuhr, daß in dem Kaſten ein eiſerner, zum gewöhnlichen Königs-Schießen beſtimmter Vogel ſich befinde. Quel bruit pour une omelette!

Der Kaufmann des Binnenlands, ſelbſt der größere, verdient ſein Brot im Schweiße des Angeſichts, der an der See, erwirbt es ſpielend.

Ein Zuckerbecker fertigt monathlich gegen Hundert Tauſend Pfund Zucker; ein, mir bekanntes Haus, das zu den mittleren gehört, verkauft jährlich gegen drey Millionen Pfund.

Der Theil von Meklenburg und der Priegnitz, welchen wir auf der Reiſe von Berlin nach Hamburg durchzogen, ſcheint das Paradies der Ferkel und Gänſe zu ſeyn, die, während dem man ſich vergebens nach Menſchen umſieht, in ungeheuren Schaaren und Heerden die Straßen und Brachen bedecken.

Je größer der Landesherr, je gröber der Poſtmeiſter.

„Ein Mund voll guten Eſſens“ ſagen die Hamburger „iſt und bleibt denn doch das bebarri, wie ſies heiſſen, und von der Geigerstochter ſoll man reden auf vier Meilen weit. —

Ferdinand (ergreift ſeine Hand mit der ſchrecklichſten Bewegung.) Nichts mehr! Nichts mehr! Um Gottes willen, ſchweig er ſtill! Nur noch heute ſchweig er ſtill, das ſey der einzige Dank, den ich von ihm fordre.

Sechste Scene.

Louiſe mit der Limonade und die Vorigen.

Louiſe (mit rothgeweinten Augen, und zitternder Stimme, indem ſie dem Major das Glas auf einem Teller bringt.) Sie befehlen, wenn ſie nicht ſtark genug iſt.

Ferdinand (nimmt das Glas, ſezt es nieder, und kehrt ſich raſch gegen Millern.) O beynahe hätt' ich das vergeſſen! — Darf ich ihn um etwas bitten, lieber Miller? Will er mir einen kleinen Gefallen thun?

Miller. Tauſend für einen! Was befehlen? —

Ferdinand. Man wird mich bey der Tafel erwarten. Zum Unglück habe ich eine ſehr böſe Laune. Es iſt mir ganz unmöglich, unter Menſchen zu gehn. — Will er einen Gang thun zu meinem Vater und mich entſchuldigen? —

Louiſe (erſchrickt, und fällt ſchnell ein.) Den Gang kann ja ich thun.

Miller. Zum Präſidenten?

Ferdinand. Nicht zu ihm ſelbſt. Er übergibt ſeinen ſie!“ Deſto genügſamer ſind ſie in der Wahl ihrer Weine. Lauter ſchwere Bordeaux, Medoc, Chateau-Margot ꝛc. die dem Liebhaber des Burgunders wie ein Glas rothe Tinte munden und überdieß am leichteſten zu verfälſchen, am ſeltenſten ächt ſind.

Unter den zahlloſen, zum Theil höchſt anlockenden und Geſchmackvollen Aushänge-Schildern, welche mir im Laufe der Reiſe aufſtießen, gebührt ohnfehlbar dem Gewerbs-Zeichen eines Berliner Zahnarzts der Preis. Eine Sammlung unzähliger, größtentheils kariöſer Menſchen-Zähne war, Feſtonenartig, hinter den Glasſcheiben ſeiner Wohnung aufgehangen und bildete, vielfach verflochten, ein Behänge der ſeltſamſten Art. Wehe den Augen des ehrbaren und verſchämten Publikums, wenn dieſer Verſuch das Berufs-Geſchäft durch ein, von ihm entlehntes Sinnbild zu bezeichnen, allgemach Eingang und ein Wundarzt oder Geburtshelfer es gerathen fände, die Fenſter mit ähnlichen Früchten ſeiner Anſtrengungen zu verzieren.

Leipzig.

Eichenlaub um die Urne des Mannes, deſſen Einfluß und Schönheitsſinn es gelang, dieſe unnützen Mauern und Wälle in den Zauberſitz einer Fee zu verwandeln und die nette, gefällige Stadt mit dem Gürtel Silvans zu umſchlingen. Statt, wie anderwärts, das nächſte Schattenthal jenſeit der endloſen, ſchlecht gepflaſterten Vorſtädte aufſuchen zu müſſen, begrenzt ein ſolches hier die Thore und ſeine willkommene Nähe macht es ſelbſt dem gebundenſten Geſchäftsmanne leicht, die kurze Feyerſtunde zu einem ſolchen Zerſtreuungs-Gange benutzen und nach langem Ausharren in der feuchten, Lichtarmen Schreibſtube, freye Luft ſchöpfen zu können. Freye, ſag' ich; ſeltner geſunde, da das ſtehende, faule Waſſer der Gräben ſie verdirbt und die trübe, träg und kaum ſichtbar fortſchleichende Pleiſſe durch ihren Aushauch während der Sonnenhitze, ſelbſt den Genuß des heimlichen, ſtillſchönen Roſenthals verkümmert. Die Mücken aber, welche ſich in zahlloſen Schaaren aus dieſen Schlamm- und Waſſermaſſen erheben, ſind halbe Muskiten und fallen, gleich den weſtindiſchen Blutſaugern, vorzüglich die Fremden und die Kinder an.

Unter den zahlreichen, zum Theil bedeutenden Gärten, die die Stadt mit einem zweyten, üppigen Kranz umgeben, hat mir vorzüglich einer wohlgefallen, und mein Gemüth mit Ahnungen des beſſern Lebens erfüllt. Der geſegnete Gellert, der gefeyerte Weiſe, eine Reihe von Edeln ſchlummert hier. Dankbarkeit, Zärtlichkeit und Liebe haben den abſchreckenden Vorhof der Ewigkeit in einen anlockenden Blumengarten verwandelt. Hier keimen Roſen aus des Jünglings Staube, dort duften Veilchen von des Kindes Hügel; Zypreſſen flüſtern an der Mutter Urne, die Myrte grünt am Mädchen-Bette und rührend ſpricht dies liebliche Vergißmeinnicht zum Herzen und die letzte, heiße Bitte der ſcheidenden Pſyche aus. Zahlloſe Maalzeine, die zum Theil außer dem

Todten auch ihren Meiſter loben, entſteigen dem grünenden, üppig wogenden Teppich den eine Reihe vergitterter Grüfte begrenzt. Wie mancher lachende Erbe mag mit einem leiſen Gott Lob! an dieſen Gittern vorüber ſchleichen, wie manches verlohrnen Sohnes Herz, von Schlangen der Erinnerung zerknirſcht, an dieſer Stätte brechen.

Mit erſchreckender Treue hat hier ein Bildhauer den Grauſen erweckenden, zum Schlußſtein eines ſolchen Gewölbes dienenden Kopf des greiſigen Gecken nachgebildet, der im Wahn, ein Arkanum zu Verjüngung der Haut erfunden zu haben, ſein eignes Geſicht dem erſten Verſuch unterwarf und an den Folgen deſſelben (vermuthlich einer ſtyptiſchen, Haut und Knochen verzehrenden Säure) unter den nagendſten Schmerzen ſtarb. Auch fühlt man ſich verſucht, vor allen Blüthen die hier welken, das junge, im Lauf der Schwediſchen Berennung zerſchmetterte Mädchen zu bedauern, über deren Grab an der Kirchenwand die mächtige Kartaunen-Kugel prangt, von der ſie zerriſſen ward. Und wie viel andere, gleich tödtliche Geſchoſſe des fernhin treffenden, treuloſen Gottes mögen hier, zuſammt den Herzen die ſein Pfeil zerriß, begraben liegen!

Jene Platzraubenden, mannigfaltigen Verzierungen, womit die Wohlhabenden ihre künftige Ruheſtätte und die Gräber geliebter Angehöriger umgeben, haben die Anlegung eines neuen, an die beyden ältern Kirchhöfe grenzenden Gottesackers veranlaßt, der bereits zum Theil mit einer Reihe kleiner Gärten bedeckt war und alſo, bald genug, einen vierten nöthig machen wird. Vor allem aber eile man, das unnütze, über die Mauer dieſes letztern ragende Hochgericht wegzuſchaffen, deſſen Anblick unter dieſen Umgebungen empört, deſſen Nähe die geweihte Stätte entheiligt und das ja überhaupt der Geiſt der Zeit und die ſchlaffe, den Verbrecher aufmunternde Criminal-Juſtiz zur Vogelſcheuche herabwürdigte.

Unter den Handelsſtädten des nördlichen Deutſchlands iſt Leipzig nicht allein die wohlgebauteſte und gefälligſte, ſondern auch, Kraft ihres Ueberfluſſes an vermögenden Häuſern des zweyten und dritten Ranges, Kraft der liberalen, den Handel walten laſſenden Regierung, eine der wichtigſten des Continents. Der Senat, von dem Vorbild der Gatſchmid und der Müller geleitet, will und befördert das Gute, die Bürgerſchule und die Armen = Anſtalten verkündigen ſein Lob. Ueberhaupt erſchien mir hier die Mehrheit der Kaufleute (wie überhaupt der ſächſiſche Mittelſtand) humaner und gebildeter als der größere Theil ihrer Collegen an der Küſte. Der glücklich gewordenen Krämerinnen die ſich, Trotz ihrer rohen Gemeinheit für Damen halten und als ſolche geltend zu machen ſuchen, giebt es denn allerdings, ſo hier wie überall wo Maja's Sohn ſein Füllhorn ausſchüttet; aber auch hier, wie überall, manche Charis, deren ſittliche Schöne Dich mit der Hoffahrt, der Albernheit und dem Geldſtolz dieſer Woll = und jener Leder = oder Rauchhändlerin ausſöhnt.

Die Thore der Stadt werden noch immer von einer Schaar ſchmutziger Wächter verunziert, welche ſonſt das Stichblatt der Muſenſöhne waren; dieſe aber ſind jetzt ein ſittliches, beſcheidenes, vor andern rechtlichen Leuten nichts zum Voraus verlangendes Völkchen, deſſen rohere Minderzahl höchſtens nur im Parterre laut wird und dort einen Unfug treibt, den Polizey und Publikum muthwilligen Knaben, wie billig, zu gut hält. Nur ſolten ſie das Spiel der Meiſter ehren und dieſe nicht durch den verbrauchten, werthloſen, längſt an die goldne Mittelmäßigkeit verſchwendeten Herausruf beſchämen. Ich ſah die Hartwig hier in einigen ihrer Hauptrollen und wünſche mir zu dieſem Genuſſe Glück. Ein Mahl nur, ich denk, es war im „Reuß von Plauen“ vergaß ſich die Künſtlerin und trug den Harniſch des Ritters den ſie entwappnen half und deſſen Schwere in der Wirklichkeit ein ſo zart gebautes Weſen faſt zur Erde gebeugt haben würde, hüpfend und unbeſchwert davon. Auch ſchien ſie ſich, der ungemeinen, ſchnellkräftigen Geſchmeidigkeit des Gliederſpiels gewiß, nicht ſelten in gewagten, unnatürlichen und an

Verzerrung grenzenden Stellungen und Fußfällen zu erſchöpfen.

Auf dem Waffenplatz des Regiments, deſſen Wacht-Parade an ſchönen Sonntags-Morgen fleißig beſucht wird, ſteht bekanntlich die marmorne, dem Original ziemlich unähnliche Bildſäule des edeln Landesfürſten, den

Die Geiſterſeuche ſeiner Zeit verſchonte.
Der bey Europens allgemeinen Taumel
Noch aufrecht ſtand, den gift'gen Schierlingstrank
— — — von welchem ſchon das zweyte
Jahrzehend ſich im Schwindel dreht, beherzt
Vom Munde ſtieß. —

Dieſer männliche, feſte, von Milde und Gerechtigkeit geleitete Sinn, vollendet den Fürſten, aber auch als Menſch gilt er für den unbeſcholtenſten Bürger ſeines Landes das er durch Selbſt-Verleugnung, Sparſamkeit und weiſe Mäßigung, aus der Höhle des Elends zum Wohlſtand emporheb. Die unbeſtechliche Klio wird ihm einſt ein dauernderes Denkmahl errichten und mancher künftige Prinzen-Erzieher dieſen Seltnen, den Thron-Er den der Nachwelt zum Muſter und zum Vorbild aufſtellen.

Aber es ward hohe Zeit wieder heim zu kehren und mein Herz ſehnte ſich, mitten unter wohlthuenden Genüſſen, nach Feſten der Enthaltſamkeit; nach dem armen, aber theuern Altare der Hausgötter. Erſt in der Fremde fühlt ein heimiſches Gemüth die Laſt des Fluchs, den Kain trug und das Leid des Verbannten, in deſſen Buſen die Sehnſucht nach der Heimath Bildern, vergebens anſpricht. Wir fuhren jetzt bey Tag und Nacht, in einem ſort und brachten uns durch dieſe Eil um den Genuß der Beſchauung ſo manches ſehenswerthen Gegenſtandes. Raſtlos, im Fluge dahin rollend, gemahnt man ſich wie ein Opferthier das zur Schlachtbank gefahren wird; der Mangel an Schlaf und Ruhe erſchlafft eine Geiſteskraft nach der andern, und entzügelt die Phantaſie, welche dann nicht ſelten die Raben für Adler, die Böcke für Ziegen und das Wellenſpiel des Nebels für Städte von Pekings Umfang anſieht.

Mich zu erheitern, trank ich zu Zeiten aus dem Kelch der Erinnerung und ließ die Maſſe von Erſcheinungen, mit welcher uns die Gunſt des Schickſals im Laufe dieſer Zeit überhäufte, einzeln und zergliedert vor dem Auge meines Geiſtes vorüber gehn. Die gütigen Freunde in deren Kreiſe ſich der Himmel über mir aufklärte, lächelten und ſcherzten wieder, die ſüße, melodiſche Stimme der holden Nachbarinnen glitt von neuem in mein Ohr; ein brauſender Wirbel ſchwellte, wie an jenem Morgen, die Wogen der hellgrünen See; der Ißleiberſche Küper weckte, wie damahls, den Träumer und wie damahls widerlegte die herzliche Dienſtfertigkeit des gutmüthigen Negers den Trugſchluß, zu dem mich die abſtoßende Häßlichkeit ſeiner Brüder verführte. Der weite Raum der ſchnell durchlaufenen Strecke lag, der Milchſtraße gleich, mit allen ſeinen Flecken und Sternen vor mir aufgethan. Ich verglich die ſchmucke, ſächſiſche Lindenſtadt einem geadelten, modiſchen Wechsler, das rußige Hamburg der Eſſe des Goldmachers, Lübeck einer wohlbeleibten, gaſtfreyen Krämerin, Auftrag in der Garderobe einem Kammerdiener. — Zu ſeiner Legitimation iſt hier meine Uhr. — Ich bin noch da, wann er wieder kommt. — Er wartet auf Antwort.

Louiſe (ſehr ängſtlich.) Kann denn ich das nicht auch beſorgen?

Ferdinand (zu Millern, der eben fort will.) Halt, und noch etwas! Hier iſt ein Brief an meinen Vater, der dieſen Abend an mich eingeſchloſſen kam. — Vielleicht dringende Geſchäfte. — Es geht in *einer* Beſtellung hin. —

Miller. Schon gut, Baron!

Louiſe (hängt ſich an ihn, in der entſetzlichſten Bangigkeit.) Aber, mein Vater, dieß alles könnt' ich ja recht gut beſorgen! —

Miller. Du biſt allein, und es iſt finſtre Nacht, meine Tochter! (ab)

Ferdinand. Leuchte deinem Vater, Louiſe! ([illegible]rend dem, daß ſie Millern mit dem Licht begleitet, tritt er zum Tiſch, und wirft Gift in ein Glas Limonade.) Ja! Sie ſoll dran! Sie ſoll! Die obern Mächte nicken mir ihr ſchreckliches *Ja* herunter, die Rache des Himmels unterſchreibt, ihr guter Engel läßt ſie fahren. —

Braunſchweig und Lüneburg einem pohlniſchen Juden-Paare. Die eben ſichtbar werdende Vaterſtadt endlich, erſchien wie der Weſtindiſche Dreymaſter, aus deſſen Lucken mich dort die Mulatten des Dänen, hier die finſtern Dämonen der Sorge und des Stundenkummers feindſelig anſtarrten. Ihr Hurrah betäubte mich. Ich ſtieg an Bord und ſage Dir, der Fluth gewärtig, ein herzliches Lebewohl! Der Wunſch iſt nöthig, denn furchtbar thürmt ſich eben von neuem das Sturm-Gewölk auf. Gott ſey mit Euch! der Schlachten Gott, des Rächers Sichel — Arminius!! Geſchrieben am erſten September 1806.'

Poſtſkripte,

von Walters Hand.

Großen Dank, alter Freund, für den feurigen Wunſch! Aber die Sichel zerbrach in des Schnitters Hand und keinem der Beſchwörer gelang es, den Heros der Vorwelt aus dem eiſernen Schlaf zu erwecken. Pfeilſchnell, wie durch Zauberſchläge ward Europens Verhängniß, während dem Abdruck dieſer Blätter entſchieden und ſo manche Darſtellung des Verfaſſers zur veralteten Skizze. — Wenige

Stunden reichten hin, das geübteſte, ſchlagluſtigſte Heer des Nordens — wenige Wochen, eine Kraftvolle, gewaltige Monarchie zu zertrümmern. Des Fatums erdrückende Hand trieb ihre Stützen nach allen Winden hin, die edlern Körner fielen nutzlos in den Staub, die Streu zerſtäubte, vom Orkan verweht. Der Feige riß den Kühnen, der bleiche Schreck die ruhige Beſonnenheit mit ſich fort, der Fittich des Würgengels peitſchte die Fliehenden und glücklich war zu preiſen, wen ſein Geſchick in die Wellen des Schmerzſtillenden, Schmachertränkenden Lethe hinabwarf.

Die armen Preuſſen! Vergebens haben ſie von Rettung längſt bekränkter Ehre, von der Wiedergeburt des alten, allgemach erblichenen Ruhms, von Austilgung der Flecken geträumt, mit denen der Wankelmuth und die Ländersucht ihrer Steuerleute den Preuſſiſchen Namen verunzierte. „Aber die Nemeſis iſt da“ ſagt ein Weiſer „ſie erſcheint, ſie ereilet!“ Die Pohlen, die Sachſen, die Ruſſen und Britten, Hanover und Franken, Schweden und Oeſtreich verklagen um die Wette den zweydeutigen Nachbar und die puniſche Treue. Darum rechte Boruſſia nicht mit dem Schickſal das unbeſtechlich und gerecht, daß Gleiche immer und überall mit Gleichem vergilt. Die Nemeſis iſt da! ſie erſcheint, ſie ereilet!

Aber die Sachſen? Das preuſſiſche Kriegs-Manifeſt nennt ihren Fürſten eine Zierde des deutſchen Namens, und der Eroberer, noch als Feind, ihn einen Weiſen. Und Amen! rufen alle Völker, denn rein erhielt er Herz und Hand. Ach, hätten alle ſo wie er gethan, da Ehrlich doch am längſten währt. Die Sachſen alſo! Sie haben ſich verſucht und viel gelitten, denn dreyfach iſt das Kreuz das ſein Beruf dem ſchwächern Bundesgenoſſen immerdar und alle Mahl auflegt. Erſtens das gewöhnliche Ungemach, zweytens die Ueberhebung des Mächtigern, der den dienſtwilligen Beyſtand ſo gern zum blinden Werkzeug herabwürdigt. Zuletzt die Eigenſucht und die Mißgunſt, welche ihm ſelten oder nie

Gerechtigkeit wiederfahren läßt, ihn, wenn es ſchief geht, zum Sündenbocke oder zum Sühnopfer macht, das dann vor ſeinen Scheeren verſtummen muß. Fruchtbaum und Lorber blühn in der Regel für den Stärkern nur, und erſchöpft auch der redliche Bundsgenoſſe, treu und Anſpruchlos ſeine Pflicht, ſo wird ihm höchſtens, etwa im Taumel guter Laune, ein Blättchen von dem Abfall zugeworfen. Muß dieſe herkömmliche, ſchnöde Zurückſetzung, dieſer Hoffarts-Dämon, welcher das überſchwenglich nothwendige Einverſtändniß von Grund aus zerſtört; muß dieſe rohe Undankbarkeit nicht den Geiſt der beeinträchtigten Menge verderben? nicht das Gemüth gewiegter, edler Männer empören, die ſich für alles was ſie leiſten und darbringen, nur als Handlanger betrachtet und hintan geſetzt ſehn?

Das Waffenſpiel iſt ſchon im Voraus halb verlohren, wenn man genöthigt iſt, es auf dem eignen Grund und Boden zu beginnen, wo ſich ein jeder hüten muß, dem ohnehin bedrängten Mitbürger weh zu thun, während dem dem Feind alle Quellen des Ueberfluſſes zu Gebot ſtehn. Kömmt ihm, wie hier, noch Kühnheit, Liſt, Kriegs-Uebung, Genius und Ueberlegenheit zu Hülfe, ſo iſt das Loos geworfen, ſo bleibt dem unerrettbaren Vertheidiger des Vaterlands nichts übrig als die Anſprache der feindlichen Großmuth, oder wenn dem Sieger dieſe göttliche Eigenſchaft abgeht, der Tod der Catonen.

Die Gegenwart iſt bekanntlich an Wundern reicher als ſelbſt die Bibel. Auch in der Schlacht bey Jena (denn die, an demſelben Tage, bey Eckartsberg gelieferte, beſteht für ſich) geſchah ein ſolches. Es widerſtanden nämlich vierzig tauſend Mann, die ſeit vier Tagen weder Brod geſehn noch einen Labetrank genoſſen, die Erde zum Bett und die kalten Herbſt-Nebel zur Decke gehabt — kein Wort des Troſtes wohl aber ſchon manche Hiobs-Poſt vernommen hatten, dem vierfach ſtärkern, Sieg gewohnten, wohl genährten, von den Helden des Jahrhunderts geführtem Feinde mehrere Stunden lang mit eiſernem Muthe und machten ihm ſogar zuweilen den Sieg ſtreitig!

Wer aber begreift den Leichtſinn und den Frevel mit dem man dieſe Fehde, ſo auf's Gerathe wohl, ohne alle Rückſicht auf die Ungleichheit der Kräfte, auf den Mangel an Alliirten, an Magazinen, baſirenden Feſtungen, an allen unerläßlichen Bedingungen, vom Zaune brach. Der übereilte Feldzug ward im Beginnen ſchon durch den böſen Geiſt der Zögerung gelähmt. Gleich nach dem erſten, von blinder Tollkühnheit geführtem, verunglückten Schlage, erfolgte der Verluſt des Gepäcks, der Zelter und Decken. Dann fiel das heiß erſehnte Brod in Feindes Hand, nur Froſt und Hunger blieb den Truppen. Faſten und leiblich ſich bereiten iſt aber nur für bußfertige Sünder eine feine, äußerliche Zucht und unverantwortlich bleibt es doch, ein Heer, das mehr als je irgend eines, kräftiger Belebungs-Mittel bedurft hätte, um dem glücklichſten und kühnſten aller Völker mit Erfolg zu trotzen, von Hauſe aus, durch leicht zu vermeidende Niederlagen, übereilte Rückzüge, Hunger und Verabſäumungen aller Art in Verſuchung zu führen und dadurch gleichſam zur Auflöſung zu prädeſtiniren. — Und welcher Pflege hatte ſich der verwundete Soldat zu erfreuen? Wer verband ſeine Wunden? — Das Erbarmen des Siegers! Das Perſonale eines ſehr bedeutenden Feld-Lazareths lag am Tage der Schlacht noch gegen 16 Meilen hinter der Wahlſtatt, in bequemen Quartieren ſtill.

Schon bey Gera wußte man um die Ankunft des Kaiſers in Franken, und daß die franzöſiſche Hauptmacht weder über Weſtphalen noch über Fulda, ſondern über Bamberg und Hof gegen die dieſſeitige, nur von einer ſtarken Wacht-Parade gedeckte Flanke vordringe. Dort alſo, an Sachſens ſüdlichen Haupt-Thoren mußte ein erleſenes, zahlreiches Heer aufgeſtellt werden und fehlte das, ſo blieb es rathſamer Friede zu halten, nach wie vor, in dem alten nicht eben ehrenden, wohl aber nährenden Gleiſe fort zu gehn und ſich in eine Zeit zu ſchicken, deren Rath- und Kraftloſer Genius fürwahr nicht geeignet ſchien, den Flug des Schickſals zu verzögern. Das dennoch unternommene Wagſtück erſcheint jetzt wie der überraſchende Exzeß, zu dem ſich ein ehrbarer, in der Regel vernünftiger und ſittlicher Mann, im Taumel einer ſeltenen Wallung hinreißen ließ. Viel härter als der Schwindler büßt ein ſolcher und viel Schonungsloſer als jener wird er gerichtet.

Der Kaiſer Napoleon erklärte laut, in den Sachſen nur gezwungene Bundsgenoſſen des Preuſſiſchen Hauſes zu erblicken und wirklich war es, ſelbſt durch ſeine Zulaſſung dahin gediehen, daß dieſes Haus den Sachſen nach Gefallen Geſetze gab. Den offenen, dem begehrlichen Nachbar zuſagenden Lauſitzen gegenüber, ſtand außer dem ſchleſiſchen Heere, eine auserleſene, immerdar ſchlagfertige Armee in den Mauern beyder Hauptſtädte. Die Nordgrenze Sachſens ward von dem Preuſſiſchen Hanover umfangen, des Landes Hauptſtrom von Magdeburgs Werken, die ihn zinsbar machten, geſperrt. Der Saalkreis dringt bis in das Herz des Staats und Leipzig könnte von Halle aus in den nächſten Stunden beſetzt werden. Zum Ueberfluß räumte man den Preuſſen die Reichsſtädte Thüringens, ja ſelbſt die einzige Feſtung dieſer Provinz ein und ließ noch überdem Bayreuth in ſeiner Hand. So, rings umſponnen und ſelbſt im Weſten von Heſſen, dem treueſten Anhänger jenes Hauſes begrenzt, glich Sachſen einer bereits übergebenen, Theil-

Siebente Scene.

Ferdinand und Louiſe.

(Sie kommt langſam mit dem Lichte zurück, ſetzt es nieder, und ſtellt ſich auf die entgegengeſetzte Seite vom Major, das Geſicht auf den Boden geſchlagen, und nur zuweilen furchtſam und verſtohlen nach ihm herüber ſchielend. Er ſteht auf der andern Seite, und ſieht ſtarr vor ſich hinaus.)

(Großes Stillſchweigen, das dieſen Auftritt ankündigen muß.)

Louiſe. Wollen Sie mich akkompagniren, Herr von Walter, ſo mach ich einen Gang auf dem Fortepiano! (ſie öfnet den Pantalon.)

(Ferdinand gibt ihr keine Antwort. Pauſe.)

Louiſe. Sie ſind mir auch noch Revange auf dem Schachbret ſchuldig. Wollen wir eine Parthie, Herr von Walter?

(Eine neue Pauſe.)

Louiſe. Herr von Walter, die Brieftaſche, die ich Ihnen einmal zu ſticken verſprochen — Ich habe ſie angefangen — Wollen Sie das Deſſin nicht beſehen?

(wieder eine Pauſe.)

Louiſe. O ich bin ſehr elend!

Ferdinand (in der bisherigen Stellung.) Das könnte wahr ſeyn.

Louiſe. Meine Schuld iſt es nicht, Herr von Walter, daß Sie ſo ſchlecht unterhalten werden!

Ferdinand (lacht beleidigend vor ſich hin.) Denn was kannſt du für meine blöde Beſcheidenheit?

weis ſchon beſetzten Stadt, hatte keinen Willen als den zudringlichen ſeines bewaffneten Nachbarn und verdankte den Schatten, von Unabhängigkeit den man ihm etwa dann und wann noch zugeſtand, nur der Charakterſtärke und dem perſönlichen Werth ſeines edeln Regenten — der ſtillen aber magiſchen Gewalt eherner Rechtlichkeit, der ſelbſt der Verwegenſte nicht ohne Schaam oder Zagen zu nahe tritt.

Louiſe. Ich hab es ja wohl gewußt, daß wir jetzt nicht zuſammen taugen. Ich erſchrack auch gleich, ich bekenne es, als Sie meinen Vater verſchickten. — Herr von Walter, ich vermuthe, dieſer Augenblick wird uns beiden gleich unerträglich ſeyn. — Wenn Sie mirs erlauben wollen, ſo geh ich, und bitte einige von meinen Bekannten her.

Ferdinand. O ja doch, das thu! Ich will auch gleich gehn, und von den meinigen bitten.

Louiſe (ſieht ihn ſtutzend an.) Herr von Walter!

Ferdinand (ſehr hämiſch.) Bey meiner Ehre! der geſcheideſte Einfall, den ein Menſch in dieſer Lage nur haben kann. Wir machen aus dieſem verdrüßlichen Duett eine Luſtbarkeit, und rächen uns mit Hilfe gewiſſer Galanterien an den Grillen der Liebe.

Louiſe. Sie ſind aufgeräumt, Herr von Walter!

Ferdinand. Ganz außerordentlich, um die Knaben auf dem Markt hinter mir herzujagen! Nein! in Wahrheit, Louiſe! Dein Beyſpiel belehrt mich — Du ſollſt meine Lehrerinn ſeyn. Thoren ſinds, die von ewiger Liebe ſchwatzen, ewiges Einerley widerſteht, Veränderung nur iſt das Salz des Vergnügens. — Topp, Louiſe! Ich bin dabey. — Wir hüpfen von Roman zu Roman, wälzen uns von Schlamme zu Schlamme. — Du dahin — Ich dorthin — vielleicht, daß meine verlorne Ruhe ſich in einem Bordell wieder finden läßt — Vielleicht, daß wir dann nach dem luſtigen Weltlauf, zwey modernde Gerippe mit der angenehmſten Ueberraſchung von der Welt zum zweytenmal auf einander ſtoßen, daß wir uns da an dem gemeinſchaftlichen Familienzug, den kein Kind dieſer Mutter verläugnet, wie in Komödien wieder erkennen, daß Eckel und Schaam noch eine Harmonie veranſtalten, die der zärtlichſten Liebe unmöglich geweſen iſt.

Louiſe. O Jüngling! Jüngling! Unglücklich biſt du ſchon, willſt du es auch noch verdienen?

Ferdinand (ergrimmt durch die Zähne murmelnd.) Unglücklich bin ich? Wer hat dir das geſagt? Weib, du biſt zu ſchlecht, um ſelbſt zu empfinden — womit kannſt du eines Andern Empfindungen wägen? — Unglücklich, ſagte ſie? — Ha! dieſes Wort könnte meine Wuth aus dem Grabe rufen! — Unglücklich mußt' ich werden, das wußte ſie. Tod und Verdammniß! das wußte ſie, und hat mich dennoch verrathen. — Siehe, Schlange! Das war der einzige Fleck der Vergebung. — Deine Ausſage bricht dir den Hals — Bis jetzt konnt' ich deinen Frevel mit deiner Einfalt beſchönigen, in meiner Verachtung wärſt du beynahe meiner Rache entſprungen. (indem er haſtig das Glas ergreift.) Alſo leichtſinnig warſt du nicht — dumm warſt du nicht — du warſt nur ein Teufel. (er trinkt.) Die Limonade iſt matt, wie deine Seele — Verſuche!

Louiſe. O Himmel! Nicht umſonſt hab ich dieſen Auftritt gefürchtet.

Ferdinand (gebieteriſch.) Verſuche!

Louiſe (nimmt das Glas etwas unwillig und trinkt.)

Ferdinand (wendet ſich, ſobald ſie das Glas an den Mund ſetzt, mit einer plötzlichen Erblaſſung weg, und eilt nach dem hinterſten Winkel des Zimmers.)

Louiſe. Die Limonade iſt gut.

Ferdinand (ohne ſich umzukehren, von Schauer geſchüttelt.) Wohl bekomms!

Louiſe (nachdem ſie es niedergeſetzt.) O, wenn Sie wüßten, Walter, wie ungeheuer Sie meine Seele beleidigen!

Ferdinand. Hum!

Louiſe. Es wird eine Zeit kommen, Walter! —

Ferdinand (wieder vorwärts kommend.) O! Mit der Zeit wären wir fertig.

Louiſe. Wo der heutige Abend ſchwer auf Ihr Herz fallen dürfte —

Ferdinand (fängt an ſtärker zu gehen, und beunruhigter zu werden, indem er Schärpe und Degen von ſich wirft.) Gute Nacht, Herrendienſt!

Louiſe. Mein Gott! Wie wird Ihnen?

Ferdinand. Heiß und enge — will mirs bequemer machen.

Louiſe. Trinken Sie! Trinken Sie! Der Trank wird Sie kühlen.

Ferdinand. Das wird er auch ganz gewiß — Die Mätze iſt gutherzig, doch! das ſind alle!

Louiſe (mit dem vollen Ausdruck der Liebe ihm in die Arme eilend.) Das deiner Louiſe, Ferdinand?

Ferdinand (drückt ſie von ſich.) Fort! Fort! Dieſe ſanfte ſchmelzende Augen weg! Ich erliege. Komm in deiner ungeheuren Furchtbarkeit, Schlange, ſpring an mir auf, Wurm! — krame vor mir deine gräßliche Knoten aus, bäume deine Wirbel zum Himmel — So abſcheulich als dich jemals der Abgrund ſah — Nur keinen Engel mehr — Nur jetzt keinen Engel mehr — es iſt zu ſpät — Ich muß dich zertreten, wie eine Natter, oder verzweifeln. — Erbarme dich!

Louiſe. O! Daß es ſo weit kommen mußte!

Ferdinand (ſie von der Seite betrachtend.) Dieſes ſchöne Werk des himmliſchen Bildners — Wer kann das glauben? — Wer ſollte das glauben? (ihre Hand faſſend und emporhaltend.) Ich will dich nicht zur Rede ſtellen, Gott Schöpfer! — aber warum denn dein Gift in ſo ſchönen Gefäſſen? — — Kann das Laſter in dieſem milden Himmelsſtrich fortkommen? — O es iſt ſeltſam.

Louiſe. Das anzuhören, und ſchweigen zu müſſen!

Ferdinand. Und die ſüße melodiſche Stimme — Wie kann ſo viel Wohlklang kommen aus zerriſſenen Saiten? (mit trockenem Aug auf ihrem Anblick verweilend.) Alles ſo ſchön — ſo voll Ebenmaas — ſo göttlich vollkommen! — Ueberall das Werk ſeiner himmliſchen Schöpferſtunde! Bey Gott! als wäre die große Welt nur entſtanden, den Schöpfer für dieſes Meiſterſtück in Laune zu ſetzen! — — Und nur in der **Seele** ſollte Gott ſich vergriffen haben? Iſt es möglich, daß dieſe empörende Mißgeburt in die Natur ohne Tadel kam? (indem er ſie ſchnell verläßt.) Oder ſah er einen Engel unter dem Meiſſel hervorgehen, und half dieſem Irrthum in der Eile mit einem deſto ſchlechtern Herzen ab?

Louiſe. O des frevelhaften Eigenſinns! Ehe er ſich eine Uebereilung geſtände, greift er lieber den Himmel an.

Ferdinand (ſtürzt ihr heftig weinend an den Hals.) Noch einmal, Louiſe! — Noch einmal, wie am Tag unſers erſten Kuſſes, da du Ferdinand ſtammelteſt, und das erſte Du auf deine brennende Lippen trat — O eine Saat unendlicher unausſprechlicher Freuden ſchien in dem Augenblick wie in der Knoſpe zu liegen. — Da lag die Ewigkeit wie ein ſchöner Maitag vor unſern Augen; goldne Jahrtauſende hüpften, wie Bräute, vor unſrer Seele vorbey. — — Da war ich der Glückliche! — O Louiſe! Louiſe! Louiſe! Warum haſt du mir das gethan?

Louiſe. Weinen Sie, weinen Sie, Walter! Ihre Wehmuth wird gerechter gegen mich ſeyn, als Ihre Entrüſtung. —

Ferdinand. Du betrügſt dich. Das ſind ihre Thränen nicht — Nicht jener warme wollüſtige Thau, der in die Wunde der Seele balſamiſch fließt, und das ſtarre Rad der Empfindung wieder in Gang bringt. Es ſind einzelne — kalte Tropfen — das ſchauerliche ewige Lebewohl meiner Liebe. (furchtbarfeierlich, indem er die Hand auf ihren Kopf ſinken läßt.) Thränen um deine Seele, Louiſe! — Thränen um die Gottheit, die ihres unendlichen Wohlwollens hier verfehlte, die ſo muthwillig um das herrlichſte ihrer Werke kommt. — O mich däucht, die ganze Schöpfung ſollte den Flor anlegen, und über das Beyſpiel betreten ſeyn, das in ihrer Mitte geſchieht. — Es iſt was gemeines, daß Menſchen fallen, und Paradieſe verloren werden; aber wenn die Peſt unter Engel wüthet, ſo rufe man Trauer aus durch die ganze Natur.

Louiſe. Treiben Sie mich nicht aufs äußerſte, Walter! Ich habe Seelenſtärke ſo gut wie eine — aber ſie muß auf eine menſchliche Probe kommen. Walter, das Wort noch, und dann geſchieden — — Ein entſetzliches Schickſal hat die Sprache unſrer Herzen verwirrt. Dürft' ich den Mund aufthun, Walter, ich könnte dir Dinge ſagen — ich könnte — — aber das harte Verhängniß band meine Zunge, wie meine Liebe, und dulden muß ichs, wenn du mich wie eine gemeine Mötze mißhandelſt.

Ferdinand. Fühlſt du dich wohl, Louiſe?

Louiſe. Wozu dieſe Frage?

Ferdinand. Sonſt ſollte mirs leid um dich thun, wenn du mit dieſer Lüge von hinnen müßteſt.

Louiſe. Ich beſchwöre Sie, Walter! —

Ferdinand (unter heftigen Bewegungen.) Nein! Nein! zu ſataniſch wäre dieſe Rache! Nein, Gott bewahre mich! in *jene* Welt hinaus will ichs nicht treiben. — Louiſe! Haſt du den Marſchall geliebt? Du wirſt nicht mehr aus dieſem Zimmer gehen.

Louiſe. Fragen Sie, was Sie wollen. Ich antworte nichts mehr. (ſie ſetzt ſich nieder.)

Ferdinand (ernſter.) Sorge für deine unſterbliche Seele, Louiſe! — Haſt du den Marſchall geliebt? Du wirſt nicht mehr aus dieſem Zimmer gehen.

Louiſe. Ich antworte nichts mehr.

Ferdinand (fällt in fürchterlicher Bewegung vor ihr nieder.) Louiſe! Haſt du den Marſchall geliebt? Ehe dieſes Licht noch ausbrennt — ſtehſt du — vor Gott!

Louiſe (fährt erſchrocken in die Höhe.) Jeſus! Was iſt das?

— — — und mir wird ſehr übel. (ſie ſinkt auf den Seſſel zurück.)

Ferdinand. Schon? — Ueber euch Weiber und das ewige Räthſel! Die zärtliche Nerve hält Freveln feſt, die die Menſchheit an ihren Wurzeln zernagen; ein elender Gran Arſenik wirft ſie um. —

Louiſe. Gift! Gift! O mein Herrgott!

Ferdinand. So fürcht' ich. Deine Limonade war in der Hölle gewürzt. Du haſt ſie dem Tod zugetrunken.

Louiſe. Sterben! Sterben! Gott, Allbarmherziger! Gift in der Limonade und ſterben. — O meiner Seele erbarme dich, Gott der Erbarmer!

Ferdinand. Das iſt die Hauptſache. Ich bitt ihn auch darum.

Louiſe. Und meine Mutter — mein Vater — Heiland der Welt! mein armer verlorener Vater! Iſt keine Rettung mehr? Mein junges Leben und keine Rettung! und muß ich jetzt ſchon dahin?

Ferdinand. Keine Rettung, mußt jetzt ſchon dahin — aber ſey ruhig. Wir machen die Reiſe zuſammen.

Louiſe. Ferdinand auch du! Gift, Ferdinand! Von dir? O Gott, vergib es ihm — Gott der Gnade, nimm die Sünde von ihm —

Ferdinand. Sieh du nach deinen Rechnungen — Ich fürchte, ſie ſtehen übel.

Louiſe. Ferdinand! Ferdinand! — O — Nun kann ich nicht mehr ſchweigen. — Der Tod — der Tod hebt alle Eide auf. — Ferdinand! — Himmel und Erde hat nichts unglückſeligers als dich! — Ich ſterbe unſchuldig, Ferdinand!

Ferdinand (erſchrocken.) Was ſagt ſie da? — Eine Lüge pflegt man doch ſonſt nicht auf dieſe Reiſe zu nehmen?

Louiſe. Ich lüge nicht — lüge nicht — hab nur einmal gelogen mein Lebenlang. — Huh! Wie das eiskalt durch meine Adern ſchauert — — als ich den Brief ſchrieb an den Hofmarſchall —

Ferdinand. Ha! dieſer Brief! — Gottlob! Jetzt hab ich all meine Mannheit wieder.

Louiſe (ihre Zunge wird ſchwerer, ihre Finger fangen an gichteriſch zu zucken.) Dieſer Brief — Faſſe dich, ein entſetzliches Wort zu hören — Meine Hand ſchrieb, was mein Herz verdammte — dein Vater hat ihn diktirt.

Ferdinand (ſtarr und einer Bildſäule gleich, in langer todter Pauſe hingewurzelt, fällt endlich wie von einem Donnerſchlag nieder.)

Louiſe. O! des kläglichen Mißverſtands — Ferdinand — Man zwang mich — vergieb — deine Louiſe hätte den Tod vorgezogen — aber mein Vater — die Gefahr — ſie machten es liſtig.

Ferdinand (ſchrecklich emporgeworfen.) Gelobet ſey Gott! Noch ſpür ich den Gift nicht. (er reißt den Degen heraus.)

Louiſe (von Schwäche zu Schwäche ſinkend.) Weh! Was beginnſt du? Es iſt dein Vater —

Ferdinand (im Ausdruck der unbändigſten Wuth.) Mörder und Mördervater! — Mit muß er, daß der Richter der Welt nur gegen den Schuldigen raſe. (will hinaus.)

Louiſe. Sterbend vergab mein Erlöſer — Heil über dich und ihn. (ſie ſtirbt.)

Ferdinand (kehrt ſchnell um, wird ihr lezte ſterbende Bewegungen gewahr und fällt in Schmerz aufgelöſt vor der Todten nieder.) Halt! Halt! Entſpringe mir nicht, Engel des Himmels! (er faßt ihre Hand an, und läßt ſie ſchnell wieder fallen.) Kalt, kalt und feucht! Ihre Seele iſt dahin. (er ſpringt wieder auf.) Gott meiner Louiſe! Gnade! Gnade dem verruchteſten der Mörder! Es war ihr leztes Gebet! — — Wie reizend und ſchön auch im Leichnam! Der gerührte Würger gieng ſchonend über dieſe freundliche Wangen hin. — Dieſe Sanftmuth war keine Larve, ſie hat auch dem Tod Stand gehalten. (nach einer Pauſe.) Aber wie? Warum fühl ich nichts? Will die Kraft meiner Jugend mich retten? Undankbare Mühe! Das iſt meine Meynung nicht. (er greift nach dem Glaſe.)

Lezte Scene.

Ferdinand. Der Präſident. Wurm und **Bediente**, welche alle voll Schrecken ins Zimmer ſtürzen, darauf **Miller** mit Volk und **Gerichtsdienern**, welche ſich im Hintergrund ſammeln.

Präſident (Den Brief in der Hand.) Sohn, was iſt das? — Ich will doch nimmermehr glauben. —

Ferdinand (wirft ihm das Glas vor die Füße.) So ſieh, Mörder!

Präſident (taumelt hinter ſich. Alle erſtarren. Eine ſchreckliche Pauſe.) Mein Sohn! Warum haſt du mir das gethan?

Ferdinand (ohne ihn anzuſehen.) O ja freilich! Ich hätte den Staatsmann erſt hören ſollen, ob der Streich auch zu ſeinen Karten paſſe? — Fein und bewundernswerth, ich geſteh's, war die Finte, den Bund unſrer Herzen zu zerreiſſen durch Eiferſucht. — Die Rechnung hatte ein Meiſter gemacht, aber ſchade nur, daß die zürnende *Liebe* dem Draht nicht ſo gehorſam blieb, wie deine hölzerne Puppe.

Präſident (ſucht mit verdrehten Augen im ganzen Kreis herum.) Iſt hier niemand, der um einen troſtloſen Vater weinte?

Miller (hinter der Scene rufend.) Laßt mich hinein! Um Gotteswillen! Laßt mich!

Ferdinand. Das Mädchen iſt eine Heilige — für *ſie* muß ein anderer rechten. (er öffnet Millern die Thüre, der mit Volk und Gerichtsdienern hereinſtürzt.)

Miller (in der fürchterlichſten Angſt.) Mein Kind! Mein Kind! — Gift, ſchreyt man, ſey hier genommen worden. — Meine Tochter! Wo biſt du?

Ferdinand (führt ihn zwiſchen den Präſidenten und Louiſen's Leiche.) Ich bin unſchuldig. — Danke *dieſem* hier.

Miller (fällt an ihr zu Boden.) O Jeſus!

Ferdinand. In wenig Worten, Vater! — ſie fangen an mir koſtbar zu werden. — Ich bin bübiſch um mein Leben beſtohlen, beſtohlen durch *Sie*. Wie ich mit Gott ſtehe, zittre ich; — doch ein Böſewicht bin ich niemals geweſen. Mein ewiges Loos falle, wie es will — auf *Sie* ſoll es nicht. — Aber ich hab einen Mord begangen, (mit furchtbar erhobener Stimme) einen Mord, den *du* mir nicht zumuthen wirſt *allein* vor den Richter der Welt hinzuſchleppen. Feierlich wälz ich dir hier die gröſte gräßlichſte Hälfte zu: wie du damit zurecht kommen magſt, ſiehe du ſelber. (ihn zu Louiſen hinführend.) Hier, Barbar! weide dich an der entſetzlichen Frucht deines Witzes, auf dieſes Geſicht iſt mit Verzerrung dein Name geſchrieben, und die Würgengel werden ihn leſen. — Eine Geſtalt, wie dieſe, ziehe den Vorhang von deinem Bette, wenn du ſchläfſt, und gebe dir ihre eiskalte Hand. — Eine Geſtalt, wie dieſe, ſtehe vor deiner Seele, wenn du ſtirbſt, und dränge dein letztes Gebet weg. — Eine Geſtalt, wie dieſe, ſtehe auf deinem Grabe, wenn du auferſtehſt — und neben Gott, wenn er dich richtet. (er wird ohnmächtig, Bediente halten ihn.)

Präſident (eine ſchreckliche Bewegung des Arms gegen den Himmel.) Von mir nicht, von mir nicht, Richter der Welt, fordre dieſe Seelen, von *dieſem*! (er geht auf Wurm zu.)

Wurm (auffahrend.) Von mir?

Präſident. „Verfluchter, von dir! Von dir, Satan! — Du, du gabſt den Schlangenrath — Ueber *dich* die Verantwortung — Ich waſche die Hände.

Wurm. Ueber mich? (er fängt gräßlich an zu lachen.) Luſtig! Luſtig! So weiß ich doch nun auch, auf was für Art ſich die Teufel danken. — Ueber mich, dummer Böſewicht? War es *mein* Sohn? War *ich* dein Gebieter? — Ueber mich die Verantwortung? Ha! bey dieſem Anblick, der alles Mark in meinen Gebeinen erkältet! Ueber mich ſoll ſie kommen! — Jetzt will ich verloren ſeyn, aber du ſollſt es mit mir ſeyn. — Auf! Auf! Ruft Mord durch die Gaſſen! Weckt die Juſtiz auf! Gerichtsdiener, bindet mich! Führt mich von hinnen! Ich will Geheimniſſe aufdecken, daß denen, die ſie hören, die Haut ſchauern ſoll. (will gehen.)

Präſident (hält ihn.) Du wirſt doch nicht, Raſender? —

Wurm (klopft ihn auf die Schultern.) Ich werde, Kamerad! Ich werde. — Raſend bin ich, das iſt wahr — das iſt dein Werk — ſo will ich auch jetzt handeln, wie ein Raſender. — Arm in Arm mit dir zum Blutgerüſt! Arm in Arm mit dir zur Hölle! Es ſoll mich kitzeln, Bube, mit dir verdammt zu ſeyn! (er wird abgeführt.)

Miller (der die ganze Zeit über, den Kopf in Louiſen's Schoos geſunken, in ſtummem Schmerze gelegen hat, ſteht ſchnell auf, und wirft dem Major die Börſe vor die Füße.) Giftmiſcher! Behalt dein verfluchtes Geld! — Wollteſt du mir mein Kind damit abkaufen? (er ſtürzt aus dem Zimmer.)

Ferdinand (mit brechender Stimme.) Geht ihm nach! Er verzweifelt. — Das Geld hier ſoll man ihm retten. — Es iſt meine fürchterliche Erkenntlichkeit. Louiſe! — Louiſe — Ich komme. — — Lebt wohl. — — Laßt mich an dieſem Altar verſcheiden. —

Präſident (aus einer dumpfen Betäubung zu ſeinem Sohn.) Sohn! Ferdinand! Soll kein Blick mehr auf einen zerſchmetterten Vater fallen? (der Major wird neben Louiſen niedergelaſſen.)

Ferdinand. Gott dem Erbarmenden gehört dieſer letzte.

Präſident (in der ſchrecklichſten Qual vor ihm niederfallend.) Geſchöpf und Schöpfer verlaſſen mich. — Soll kein Blick mehr zu meiner letzten Erquickung fallen?

Ferdinand (reicht ihm ſeine ſterbende Hand.)

Präſident (ſteht ſchnell auf.) Er vergab mir! (zu den Andern.) Jetzt euer Gefangener! (er geht ab, Gerichtsdiener folgen ihm, der Vorhang fällt.)

Der Paraſit
oder
Die Kunſt ſein Glück zu machen.
Ein
Luſtſpiel.
(Nach dem Franzöſiſchen.)

Perſonen.

arbonne, Miniſter.
adame Belmont, ſeine Mutter.
harlotte, ſeine Tochter.
elicour,
a Roche, } Subalternen des Miniſters.
irmin.
arl Firmin, des letztern Sohn, Lieutenant.
ichel, Kammerdiener des Miniſters.
obinau, ein junger Bauer, Selicours Vetter.

Die Scene iſt zu Paris in einem Vorgemach des Miniſters.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Firmin der Vater und Karl Firmin.

Karl. Welch glücklicher Zufall — denken Sie doch, Vater! —

Firmin. Was iſts?

Karl. Ich habe ſie wieder gefunden.

Firmin. Wen?

Karl. Charlotten. Seitdem ich in Paris bin, ſuchte ich ſie an allen öffentlichen Plätzen vergebens — und das erſtemal, daß ich zu Ihnen aufs Büreau komme, führt mein Glücksſtern ſie mir entgegen.

Firmin. Aber wie denn? —

Karl. Denken Sie doch nur! Dieſes herrliche Mädchen, das ich zu Kolmar im Haus ihrer Tante beſuchte — dieſe Charlotte, die ich liebe und ewig lieben werde — Sie iſt die Tochter! —

Firmin. Weſſen?

Karl. Ihres Prinzipals, des neuen Miniſters. — Ich kannte ſie immer nur unter dem Namen Charlotte. —

Firmin. Sie iſt die Tochter?

Karl. Des Herrn von Narbonne.

Firmin. Und du liebſt ſie *noch*?

Karl. Mehr als jemals, mein Vater! — Sie hat mich nicht erkannt, glaub ich, ich wollte ihr eben meine Verbeugung machen, als Sie hereintraten. — Und gut, daß Sie mich ſtörten! denn was hätte ich ihr ſagen können! Meine Verwirrung mußte ihr ſichtbar werden und meine Gefühle verrathen! — Ich beherrſche mich nicht mehr. Seit den ſechs Monaten, daß ich von ihr getrennt bin, iſt ſie mein einziger Gedanke — ſie iſt der Inhalt, die Seele meiner Gedichte — der Beyfall, den man mir gezollt, ihr allein gebührt er; denn meine Liebe iſt der Gott, der mich begeiſtert.

Firmin. Ein Poet und ein Verliebter überredet ſich vieles, wenn er zwanzig Jahr alt iſt. — Auch ich habe in deinen Jahren meine Verſe und meine Zeit verloren. — Schade, daß über dem ſchönen Wahn des Lebens beſte Hälfte dahin geht. — Und wenn doch nur wenigſtens einige Hofnung bey dieſer Liebe wäre — Aber nach etwas zu ſtreben, was man niemals erreichen kann! — Charlotte Narbonne iſt eines reichen und vornehmen Mannes Tochter — Unſer ganzer Reichthum iſt meine Stelle und deine Lieutenantsgage.

Karl. Aber iſt das nicht ein wenig Ihre eigene Schuld, mein Vater? Verzeihen Sie! Mit Ihren Fähigkeiten, wornach könnten Sie nicht ſtreben! Wollten Sie Ihren Werth geltend machen, Sie wären vielleicht ſelbſt Miniſter, anſtatt ſein Commis zu ſeyn, und Ihr Sohn dürfte ungeſcheut ſeine Anſprüche zu Charlotten erheben.

Firmin. Dein Vater iſt das größte Genie, wenn man dich hört! Laß gut ſeyn, mein Sohn, ich weiß beſſer, was ich werth bin! Ich habe einige Uebung und bin zu brauchen — aber wie viele ganz andere Männer, als ich bin, bleiben im Dunkeln und ſehen ſich von unverſchämten Glückspilzen verdrängt — Nein, mein Sohn! Laß uns nicht zu hoch hinaus wollen!

Karl. Aber auch nicht zu wenig auf uns halten! Wie? Sollten Sie nicht unendlich mehr werth ſeyn, als dieſer Selicour, Ihr Vorgeſetzter — dieſer aufgeblaſene Hohlkopf, der unter dem vorigen Miniſter alles machte, der ſich durch Niederträchtigkeiten in ſeine Gunſt einſchmeichelte, Stellen vergab, Penſionen erſchlich, und der jetzt auch ſchon bey dem neuen Miniſter alles gilt, wie ich höre?

Firmin. Was haſt du gegen dieſen Selicour? Wird ſein Geſchäft nicht gethan, wie es ſeyn ſoll?

Karl. Ja, weil Sie ihm helfen. — Sie können nicht läugnen, daß Sie drey Viertheile ſeiner Arbeit verrichten.

Firmin. Man muß einander wechſelſeitig zu Gefallen ſeyn. Verſeh ich ſeine Stelle, ſo verſieht er auch oft die meinige.

Karl. Ganz recht, darum ſollten Sie an ſeinem Platze ſtehen, und er an dem Ihren.

Firmin. Ich will keinen andern aus ſeinem Platze verdrängen, und bin gern da, wo ich ſtehe, in der Dunkelheit.

Karl. Sie ſollten ſo hoch ſtreben, als Sie reichen können — daß Sie unter dem vorigen Miniſter ſich in der Entfernung hielten, machte Ihrer Denkungsart Ehre, und ich bewunderte Sie darum nur deſto mehr. — Sie fühlten ſich zu edel, um durch die Kunſt erlangen zu wollen, was Ihrem Verdienſt gebührte. Aber Narbonne, ſagt man, iſt ein vortreflicher Mann, der das Verdienſt aufſucht, der das Gute will. Warum wollen Sie aus übertriebener Beſcheidenheit auch jetzt noch der Unfähigkeit und Intrigue das Feld überlaſſen?

Firmin. Deine Leidenſchaft verführt dich, Selicours Fehler und mein Verdienſt zu übertreiben — Sey es auch, daß Selicour für ſein mittelmäßiges Talent zu hoch hinaus will, er iſt redlich und meynt es gut. Mag er ſeine Arbeit thun oder durch einen andern thun laſſen — wenn ſie nur gethan wird! — Und geſetzt, er taugte weniger, tauge ich um deſſentwillen mehr? Wächſt mir ein Verdienſt zu aus ſeinem Unwerth? Ich habe mir bisher in meiner Verborgenheit ganz wohl gefallen und nach keinem höhern Ziel geſtrebt. Soll ich in meinem Alter meine Geſinnung ändern? — Mein Platz ſey zu ſchlecht für mich! Immerhin! Weit beſſer, als wenn ich zu ſchlecht für meine Stelle wäre!

Karl. Und ich müßte alſo Charlotten entſagen!

Zweyter Auftritt.

La Roche. Beide Firmin.

Firmin. Kommt da nicht La Roche?

La Roche (niedergeſchlagen.) Er ſelbſt.

Firmin. So ſchwermüthig? Was iſt Ihnen begegnet?

La Roche. Sie gehen aufs Büreau! Wie glücklich ſind Sie! — Ich — ich will den angenehmen Morgen genießen, und auf dem Wall promeniren.

Firmin. La Roche! Was iſt das? Sollten Sie nicht mehr —

La Roche (zuckt die Achſeln.) Nicht mehr. — Mein Platz iſt vergeben. Seit geſtern Abend hab ich meinen Laufpaß erhalten.

Karl. Um Gotteswillen!

La Roche. Meine Frau weiß noch nichts davon. Laſſen Sie ſich ja nichts gegen ſie merken. Sie iſt krank, ſie würde den Tod davon haben.

Karl. Sorgen Sie nicht. Von uns ſoll ſie nichts erfahren.

Firmin. Aber ſagen Sie mir, La Roche, wie —

La Roche. Hat man mir das Geringſte vorzuwerfen? Ich will mich nicht ſelbſt loben, aber ich kann ein Regiſter halten, meine Correſpondenz führen, denk' ich, ſo gut als ein anderer. Ich habe keine Schulden, gegen meine Sitten iſt nichts zu ſagen. — Auf dem Büreau bin ich der Erſte, der kommt, und der Letzte, der abgeht, und doch verabſchiedet!

Firmin. Wer Sie kennt, muß Ihnen das Zeugniß geben. —

Karl. Aber wer kann Ihnen dieſen ſchlimmen Dienſt geleiſtet haben?

La Roche. Wer? Es iſt ein Freundſchaftsdienſt von dem Selicour.

Karl. Iſts möglich?

La Roche. Ich hab es von guter Hand.

Firmin. Aber wie? —

La Roche. Der Selicour iſt aus meinem Ort, wie Sie wiſſen. Wir haben beide gleiches Alter. Sein bischen Schreiben hat er von mir gelernt, denn mein Vater war Cantor in unſerm Dorf. Ich hab ihn in die Geſchäfte eingeführt. Zum Dank dafür ſchickt er mich jetzt fort, um, ich weiß nicht welchen, Vetter von dem Kammerdiener unſers neuen Miniſters in meinen Platz einzuſchieben.

Karl. Ein ſaubres Plänchen!

Firmin. Aber wäre da nicht noch Rath zu ſchaffen?

La Roche. Den erwart' ich von Ihnen, Herr Firmin! — Zu Ihnen wollt' ich mich eben wenden. — Sie denken rechtſchaffen. — Hören Sie! Um meine Stelle iſt mirs nicht zu thun, aber rächen will ich mich. Dieſer unverſchämte Bube, der gegen ſeine Obern ſo geſchmeidig, ſo kriechend iſt, glaubt einem armen Schlucker, wie ich bin, ungeſtraft ein Bein unterſchlagen zu können. — Aber nimm dich in Acht, Freund Selicour! — Der verachtete Gegner ſoll dir ſehr ernſthafte Händel anrichten! — Und ſollt' es mir meine Stelle, meine Verſorgung auf immer koſten — ich muß Rache haben! Für meine Freunde gehe ich ins Feuer, aber meine Feinde mögen an mich denken.

Firmin. Nicht doch, lieber La Roche! — Vergeben und vergeſſen iſt die Rache des braven Mannes.

La Roche. Keine Barmherzigkeit, Herr, mit den Schelmen! Schlechte Burſche zu entlarven iſt ein gutes, ein verdienſtliches Werk. — Seine Stelle, das wiſſen Sie recht gut, gebührt von Gott und Rechtswegen Jhnen — und das aus mehr als einem Grund. Aber arbeitet, zerſchwitzt euch, laßts euch ſauer werden, ihr habt doch nur Zeit und Mühe umſonſt vergeudet! Wer fragt nach eurem Verdienſte? Wer bekümmert ſich darum? — Kriecht, ſchmeichelt, macht den Krummpuckel, ſtreicht den Katzenſchwanz, das empfiehlt ſeinen Mann! Das iſt der Weg zum Glück und zur Ehre! — So hats dieſer Selicour gemacht, und ihr ſeht, wie wohl er ſich dabey befindet!

Firmin. Aber thun Sie dem guten Manne nicht Unrecht, lieber La Roche?

La Roche. Ich ihm Unrecht! Nun, nun — ich will mich eben für keinen tiefen Menſchenkenner geben, aber dieſen Selicour, den ſeh ich durch! den hab ich — ich kenne mich ſelbſt nicht ſo gut, als ich den kenne. — Schon in der Schule ſah man, welch Früchtgen das geben würde! Das ſchwänzelte um den Lehrmeiſter herum und horchte und ſchmeichelte und wußte ſich fremdes Verdienſt zuzueignen, und ſeine Eier in fremde Neſter zu legen. Das erſchrack vor keiner

Niederträchtigkeit, um ſich einzuſchmeicheln, einzuniſten. Als er älter ward, gieng das alles ins Große. Bald ſpielte er den Heuchler, bald den Spaßmacher, wie's die Zeit heiſchte; mit jedem Winde wußte er zu ſegeln. Denken Sie nicht, daß ich ihn verläumde! Man weiß, wie es unter dem vorigen Miniſter zugieng. — Nun, er iſt todt — ich will ihm nichts böſes nachreden. — Aber wie wußte dieſer Selicour ſeinen Schwächen, ſeinen Laſtern durch die ſchändlichſten Kupplerdienſte zu ſchmeicheln! — Und kaum fällt der Miniſter, ſo iſt er der Erſte, der ihn verläßt, der ihn verläugnet.

Karl. Aber wie kann er ſich bey dem neuen Herrn behaupten, der ein ſo würdiger Mann iſt?

La Roche. Wie? Mit Heucheln. Der weiß ſich nach ſeinen Leuten zu richten, und ſeinen Karakter nach den Umſtänden zu verändern. — Auch auf eine gute Handlung kommts ihm nicht an, wenn dabey etwas zu gewinnen iſt, ſo wenig, als auf ein Bubenſtück, wenn es zum Zwecke führt.

Karl. Aber Herr Narbonne hat einen durchdringenden Geiſt und wird ſeinen Mann bald ausgefunden haben.

La Roche. Das iſts eben, was er fürchtet. — Aber ſo leer ſein Kopf an allen nützlichen Kenntniſſen iſt, ſo reich iſt er an Kniffen. — So, zum Beyſpiel, ſpielt er den Ueberhäuften, den Geſchäftvollen und weiß dadurch jeder gründlichen Unterredung zu entſchlüpfen, wo ſeine Unwiſſenheit ans Licht kommen könnte. — Uebrigens trägt er ſich mit ſeinen kleinen Projekten, ich kenne ſie recht gut, ob er ſie gleich tief zu verbergen glaubt.

Firmin. Wie ſo? Was ſind das für Projekte?

La Roche. Narbonne, der bey dem Gouvernement jetzt ſehr viel zu ſagen hat, ſucht eine fähige Perſon zu einem großen Geſandtſchaftsposten. Er hat die Präſentation, wen er dazu empfiehlt, der iſts. Nun hat dieſer Narbonne auch eine einzige Tochter, ſiebzehn Jahre alt, ſchön und liebenswürdig und von unermeßlichem Vermögen. — Gelingts nun dem Selicour, in einem ſo hohen Poſten aus dem Land und dem hellſehenden Miniſter aus den Augen zu kommen, ſo kann er mit Hilſe eines geſchickten und discreten Sekretärs ſeine Hohlköpfigkeit lange verbergen. — Kommt ſie aber auch endlich an den Tag, wie es nicht fehlen kann, was thut das alsdann dem Schwiegerſohn des Miniſters? Der Miniſter muß alſo zuerſt gewonnen werden, und da gibt man ſich nun die Miene eines geübten Diplomatikers. — Die Mutter des Miniſters iſt eine gute ſchwatzhafte Alte, die eine Kennerinn ſeyn will und ſich viel mit der Muſik weiß. — Bey dieſer Alten hat er ſich eingeniſtet, hat ihr Charaden und Sonnette vorgeſagt, ja und der Stümper hat die Dreiſtigkeit, ihr des Abends Arien und Lieder auf der Guitarre vorzuklimpern. — Das Fräulein hat Romane geleſen, bey ihr macht er den Empfindſamen, den Verliebten, und ſo iſt er der Liebling des ganzen Hauſes, von der Mutter gehätſchelt, von der Tochter geſchätzt. Die Geſandtſchaft iſt ihm ſo gut als ſchon gewiß, und nächſtens wird er um die Hand der Tochter anhalten.

Karl. Was hör ich! Er ſollte die Kühnheit haben, ſich um Charlotten zu bewerben?

La Roche. Die hat er, das können Sie mir glauben.

Karl. Charlotten, die ich liebe! die ich anbete!

La Roche. Sie lieben ſie? Sie?

Firmin. Er iſt ein Narr! Er iſt nicht bey Sinnen! Hören Sie ihn nicht an!

La Roche. Was hör ich! Iſts möglich? — Nein, nein, Herr Firmin! Dieſe Liebe iſt ganz und gar keine Narrheit — wart — wart — die kann uns zu etwas führen. — Dieſe Liebe kommt mir erwünſcht — die paßt ganz in meine Projekte!

Karl. Was träumt er?

La Roche. Dieſer Selicour iſt in die Luft geſprengt! In die Luft, ſag ich. — Rein verloren! — In ſeinem Ehrgeiz ſoll ihn der Vater, in ſeiner Liebe ſoll ihn der Sohn aus dem Sattel heben.

Firmin. Aber ich bitte Sie —

La Roche. Laßt nur *mich* machen! Laßt mich machen, ſag ich! Und über kurz oder lang ſind Sie Ambaſſadeur, und Karl heirathet Fräulein Charlotten.

Karl. Ich Charlotten heirathen!

Firmin. Ich Ambaſſadeur!

La Roche. Nun! Nun! Warum nicht? Sie verdienten es beſſer, ſollt' ich meynen, als dieſer Selicour.

Firmin. Lieber La Roche! Eh Sie uns andern ſo groſſe Stellen verſchaffen, dächte ich, Sie ſorgten Ihre eigne wieder zu erhalten.

Karl. Das gleicht unſerm Freund! So iſt er! Immer unternehmend, immer Plane ſchmiedend! Aber damit langt man nicht aus! Es braucht Gewandtheit und Klugheit zur Ausführung — und daß der Freund es ſo leicht nimmt, das hat ihm ſchon ſchwere Händel angerichtet!

La Roche. Es mag ſeyn, ich verſpreche vielleicht mehr, als ich halten kann. Aber alles, was ich ſehe, belebt meine Hofnung, und der Verſuch kann nichts ſchaden. — Für mich ſelbſt möchte ich um keinen Preiß eine Intrigue ſpielen — aber dieſen Selicour in die Luft zu ſprengen, meinen Freunden einen Dienſt zu leiſten — das iſt löblich, das iſt köſtlich, das macht mir ein himmliſches Vergnügen — und an dem Erfolg — an dem iſt gar nicht zu zweifeln.

Firmin. Nicht zu zweifeln? So haben Sie Ihren Plan ſchon in Ordnung. —

La Roche. In Ordnung — Wie? — Ich habe noch gar nicht daran gedacht, aber das wird ſich finden, wird ſich finden.

Firmin. Ey! — Ey! Dieſer gefährliche Plan iſt noch nicht weit gediehen, wie ich ſehe.

La Roche. Sorgen Sie nicht — ich werde mich mit Ehren herausziehn, dieſer Selicour ſoll es mir nicht abgewinnen, das ſoll er nicht, dafür ſteh ich. — Was brauchts der Umwege? Ich gehe gerade zu, ich melde mich bey dem Miniſter, es iſt nicht ſchwer bey ihm vorzukommen, er liebt Gerechtigkeit, er kann die Wahrheit vertragen. —

Firmin. Wie? Was? Sie hätten die Kühnheit? —

La Roche. Ey was! Ich bin nicht furchtſam. — Ich fürchte niemand. — Kurz und gut. — Ich — ſpreche den Miniſter — ich öfne ihm die Augen. — Er ſieht, wie ſchändlich er betrogen iſt — das iſt das Werk einer halben Stunde — der Selicour muß fort, fort — mit Schimpf und Schande fort, und ich genieße den vollkommenſten Triumph. — Ja, ich ſtehe nicht dafür, daß mich der arme Teufel nicht dauert, wenn er ſo mit Schande aus dem Hauſe muß. —

Karl. Was Sie thun, lieber La Roche! — Mich und meine Liebe laſſen Sie auf jeden Fall aus dem Spiel! Ich hoffe nichts. — Ich darf meine Wünſche nicht ſo hoch erheben! — Aber für meinen Vater können Sie nie zuviel thun.

Firmin. Laß du mich für mich ſelbſt antworten, mein Freund! — Sie meynen es gut, lieber La Roche, aber der gute Wille geht mit der Ueberlegung durch. Was für ein luſtiges Projekt iſt's, das Sie ſich ausgeſonnen haben! Ein leeres Hirngeſpinſt! — Und wäre der Erfolg eben ſo ſicher, als er es nicht iſt, ſo würde ich doch nie meine Stimme dazu geben. Dieſe glänzenden Stellen ſind nicht für mich und ich bin nicht für ſie; Neigung und Schickſal haben mir eine beſcheidenere Sphäre angewieſen. Warum ſoll ich mich verändern, wenn ich mich wohl befinde? Ich hoffe, der Staat wird mich nicht ſuchen, und ich bin zu ſtolz, um ein Amt zu betteln — noch viel mehr aber, um einen andern für mich betteln zu laſſen. — Sorgen Sie alſo nur für ſich ſelbſt! Sie haben Freunde genug, es wird ſich jeder gern für Sie verwenden.

La Roche. Ihr wollt alſo beide meine Dienſte nicht? — Liegt nichts dran! Ich mache euer Glück, ihr mögt es wollen oder nicht! (er geht ab.)

Firmin. Er iſt ein Narr. Aber ein guter, und ſein Unfall geht mir zu Herzen.

Karl. Auch mich bedauern Sie, mein Vater! Ich bin unglücklicher, als er! Ich werde meine Charlotte verlieren!

Firmin. Ich höre kommen — Es iſt der Miniſter mit ſeiner Mutter — Laß uns gehen! — Ich will auch den Schein vermeiden, als ob ich mich ihm in den Weg geſtellt hätte — (gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Narbonne. Madame Belmont.

Madame Belmont. War Herr Selicour ſchon bey dir?

Narbonne. Ich hab ihn heute noch nicht geſehen!

Madame Belmont. Das mußt du doch geſtehen, mein Sohn, daß du einen wahren Schatz in dieſem Manne beſitzeſt.

Narbonne. Er ſcheint ſehr brav in ſeinem Fach! Und da ich mich einmal von meinem ländlichen Aufenthalt in dieſe große Stadt und in einen ſo ſchwierigen Poſten verſetzt ſehe, wo es mit der Bücherweisheit keineswegs gethan iſt, ſo muß ichs für ein großes Glück achten, daß ich einem Manne wie Selicour begegnete.

Madame Belmont. Der alles verſteht — dem nichts fremd iſt! Geſchmack und Kenntniß — die geiſtreichſte Unterhaltung, die angenehmſten Talente. — Muſik, Mahlerey, Verſe, man frage wonach man will, er iſt in allem zu Hauſe.

Narbonne. Nun, und meine Tochter?

Madame Belmont. Gut, daß du mich darauf bringſt. Sie hat ihre ſiebzehn Jahre, ſie hat Augen, dieſer Selicour hat ſo viele Vorzüge. — Und er iſt galant! Sein Ausdruck belebt ſich in ihrer Gegenwart. — O es iſt mir nicht entgangen! Dieſe Delikateſſe, dieſe zarten Aufmerkſamkeiten, die er ihr beweiſt, ſind nur einen kleinen Schritt weit von der Liebe!

Narbonne. Nun, es wäre keine üble Parthie für unſer Kind! Ich ſehe nicht auf die zufälligen Vorzüge der Geburt, hab ich nicht ſelbſt meinen Weg von unten auf gemacht? und dieſer Selicour kann es mit ſeinem Geiſt, ſeinen Kenntniſſen, ſeiner Rechtſchaffenheit noch weit bringen. Ich habe ſelbſt ſchon bey einem ehrenvollen Poſten, wozu man einen tüchtigen und würdigen Mann ſucht, an ihn gedacht. — Nun! Ich will ſeine Fähigkeiten prüfen — zeigt er ſich, wie ich nicht zweifle, eines ſolchen Poſtens würdig, und weiß er meiner Tochter zu gefallen, ſo werde ich ihn mit Freuden zu meinem Sohn annehmen.

Madame Belmont. Das iſt mein einziger Wunſch! Er iſt ein gar zu artiger, gefälliger, allerliebſter Mann!

Vierter Auftritt.

Vorige. Charlotte.

Charlotte. Guten Morgen, lieber Vater!

Narbonne. Sieh da, mein Mädchen! — Nun, wie gefällt dir die große Stadt?

Charlotte. Ach, ich wünſche mich doch wieder aufs Land hinaus — Denn hier muß ich die Zeit abpaſſen, um meinen Vater zu ſehen.

Narbonne. Ja, ich ſelbſt vermiſſe meine redlichen Landleute. Mit ihnen ſcherzte ich und war fröhlich — doch das hoffe ich auch hier zu bleiben. — Mein Poſten ſoll meine Gemüthsart nicht verändern, man kann ein Geſchäftsmann ſeyn, und doch ſeine gute Laune behalten.

Madame Belmont. Mich entzückt dieſer Aufenthalt. Ich — Ich bin hier wie im Himmel. Mit aller Welt ſchon bin ich bekannt — alles kommt mir entgegen — und Herr Selicour wollte mich bey dem Looſe abonniren.

Charlotte. Denken Sie, Großmama, wen ich heute geglaubt habe zu ſehen! —

Madame Belmont. Wen denn?

Charlotte. Den jungen Offizier —

Madame Belmont. Welchen Offizier? —

Charlotte. Den jungen Karl Firmin —

Madame Belmont. Der zu Kolmar alle Abende zu deiner Tante kam —

Charlotte. Der ſich immer mit Ihnen unterhielt. —

Madame Belmont. Ein artiger junger Menſch!

Charlotte. Nicht wahr, Großmama?

Madame Belmont. Der auch ſo hübſche Verſe machte?

Charlotte. Ja, ja, der!

Madame Belmont. Nun, da er hier iſt, wird er ſich auch wohl bey uns melden.

Narbonne. Wo doch der Selicour bleibt? Er läßt dießmal auf ſich warten!

Madame Belmont. Da kommt er eben!

Fünfter Auftritt.

Selicour zu den Vorigen.

Selicour (alles bekomplimentirend.) Ganz zum Entzücken find ich Sie alle hier beiſammen!

Narbonne. Guten Morgen, lieber Selicour!

Selicour (zu Narbonne, Papiere übergebend.) Hier überbringe ich den bewußten Aufſatz — ich hielts für dienlich, ein paar Zeilen zur Erläuterung beyzufügen.

Narbonne. Vortreflich!

Selicour (der Madam ein Billet übergebend.) Der gnädigen Frau habe ich für das neue Stück eine Loge beſprochen.

Madame Belmont. Allerliebſt!

Selicour. Dem gnädigen Fräulein bring ich dieſen moraliſchen Roman.

Charlotte. Sie haben ihn doch geleſen, Herr Selicour?

Selicour. Das erſte Bändchen, ja, hab ich flüchtig durchgeblättert.

Charlotte. Nun, und —

Selicour. Sie werden eine rührende Scene darinn finden. — Ein unglücklicher Vater — eine ausgeartete Tochter! — Aeltern hilflos, im Stich gelaſſen von undankbaren Kindern! — Greuel, die ich nicht faſſe — davon ich mir keinen Begriff machen kann! — Denn wiegt wohl die ganze Dankbarkeit unſers Lebens die Sorgen auf, die ſie unſrer hilfloſen Kindheit beweiſen?

Madame Belmont. In alles, was er ſagt, weiß der würdige Mann doch etwas Delikates zu legen!

Selicour (zu Narbonne.) In unſern Büreau's iſt eben jetzt ein Chef nöthig. — Der Platz iſt von Bedeutung, und viele bewerben ſich darum.

Narbonne. Auf Sie verlaß ich mich! Sie werden die Anſprüche eines jeden zu prüfen wiſſen — die Dienſtjahre, der Eifer, die Fähigkeit und vor allen die Rechtſchaffenheit ſind in Betrachtung zu ziehen. — Aber ich vergeſſe, daß ich zu unterzeichnen habe. Ich gehe!

Selicour. Und ich will auch gleich an meine Geſchäfte! —

Narbonne. Ich bitte Sie recht ſehr, erwarten Sie mich hier, wir haben mit einander zu reden! —

Selicour. Aber ich hätte vor Tiſche noch ſo mancherlei auszufertigen.

Narbonne. Bleiben Sie, oder kommen Sie ſchleunigſt wieder! Ich habe Ihre Gegenwart nöthig! Ein Mann von Ihrer Kenntniß, von Ihrer Rechtſchaffenheit iſt's, was ich gerade brauche! Kommen Sie ja bald zurück! — Ich hab es gut mit Ihnen vor. (er geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Vorige ohne Narbonne.

Madame Belmont. Sie können es ſich gar nicht verſtellen, Herr Selicour, wie große Stücke mein Sohn auf Sie hält! — Aber ich hätte zu thun, dächt' ich. — Unſre Verwandten, unſre Freunde ſpeiſen dieſen Abend hier — Wird man Sie auch ſehen, Herr Selicour?

Selicour. Wenn anders meine vielen Geſchäfte —

Madame Belmont. Daß Sie nur ja nicht ausbleiben, ſonſt würde unſerm Feſt ſeine Krone fehlen. Sie ſind die Seele unſrer Geſellſchaft! — Und Charlotte, wollte ich wohl wetten, würde es recht ſehr übel nehmen, wenn Sie nicht kämen.

Charlotte. Ich, Mama? Nun ja! Ihre und Papa's Freunde ſind mir immer herzlich willkommen!

Madame Belmont. Schon gut! Schon gut! — Jetzt zieh dich an! Es iſt die höchſte Zeit! — Sie müſſen wiſſen, Herr Selicour, daß ich bey dem Putz präſidire.

Selicour. So kommt die ſchöne Kunſt noch der ſchönen Natur zu Hilfe — wer könnte da widerſtehen?

Madame

Madame Belmont. Er iſt ſcharmant! ſcharmant iſt er! Nicht den Mund öfnet er, ohne etwas Geiſtreiches und Galantes zu ſagen. (geht mit Charlotten.)

Siebenter Auftritt.

Selicour. Michel.

Michel (im Hereintreten.) Endlich iſt ſie fort! — Nun kann ich mein Wort anbringen! — Hab ich die Ehre mit Herrn Selicour —

Selicour (grob und verdrüßlich.) Das iſt mein Name!

Michel. Vergönnen Sie, mein Herr! —

Selicour. Muß ich auch hier beläſtigt werden? Was will man von mir? —

Michel. Mein Herr! —

Selicour. Gewiß eine Bettelei — ein Anliegen. — Ich kann nicht dienen. —

Michel. Erlauben Sie, mein Herr!

Selicour. Nichts! Hier iſt der Ort nicht — in meinem Cabinet mag man einmal wieder anfragen! —

Michel. Einen ſo übeln Empfang glaubte ich nicht. —

Selicour. Was beliebt?

Michel. Ich komme ja gar nicht um etwas zu bitten — ich komme dem Herrn Selicour meine gehorſame Dankſagung abzuſtatten!

Selicour. Dankſagung? Wofür?

Michel. Daß Sie meinem Neffen die Stelle verſchaft haben.

Selicour. Was? Wie?

Michel. Ich bin erſt ſeit geſtern hier im Hauſe, weil mich mein Herr auf dem Lande zurück ließ. Als ich Ihnen ſchrieb, hatte ich nicht die Ehre, Sie von Perſon zu kennen.

Selicour. Was Sie ſagen, mein Wertheſter! Sie wären im Dienſt des Miniſters?

Michel. Sein Kammerdiener, Ihnen zu dienen!

Selicour. Mein Gott, welcher Irrthum! Monſieur Michel, Kammerdiener, Leibdiener, Vertrauter des Herrn Miniſters. — Bitte tauſendmal um Verzeihung, Monſieur Michel! — Wahrhaftig, ich ſchäme mich — ich bin untröſtlich, daß ich Sie ſo barſch angelaſſen. Auf Ehre, Monſieur Michel! — Ich hielt Sie für einen Commis.

Michel. Und wenn ich es auch wäre! —

Selicour. Man wird von ſo vielen Zudringlichen belagert! Man kann es nicht allen Leuten am Rock anſehen. —

Michel. Aber gegen alle kann man höflich ſeyn, dächt' ich!

Selicour. Freilich! Freilich! Es war eine unglückliche Zerſtreuung! —

Michel. Eine ſehr unangenehme für mich, Herr Selicour!

Selicour. Es thut mir leid, ſehr leid — ich kann mirs in Ewigkeit nicht vergeben. —

Michel. Laſſen wirds gut ſeyn!

Selicour. Nun! Nun! — Ich habe Ihnen meinen Eifer bewieſen — der liebe, liebe Neffe! der wäre denn nun verſorgt!

Michel. Eben komm ich von ihm her! Er iſt nicht auf den Kopf gefallen, der Burſch!

Selicour. Der junge Mann wird ſeinen Weg machen. Zählen Sie auf mich.

Michel. Schreibt er nicht eine ſaubre Hand?

Selicour. Er ſchreibt gar nicht übel!

Michel. Und die Orthographie —

Selicour. Ja! Das iſt das Weſen!

Michel. Hören Sie, Herr Selicour! Von meinem Briefe an Sie laſſen Sie ſich gegen den gnädigen Herrn nichts merken. Er hat uns, da er zur Stadt reiſte, ſtreng anbefohlen, um nichts zu ſollicitiren. — Er iſt ſo etwas wunderlich, der Herr!

Selicour. Iſt er das? So! So! — Sie kennen ihn wohl ſehr gut, den Herrn Miniſter?

Michel. Da er auf einem vertrauten Fuß mit ſeiner Dienerſchaft umgeht, ſo weiß ich ihn auswendig, — und kann Ihnen, wenn Sie wollen, völlige Auskunft über ihn geben.

Selicour. Ich glaubs! Ich glaubs! Aber ich bin eben nicht neugierig, ganz und gar nicht! Sehn Sie, Meiſter Michel! Mein Grundſatz iſt: Handle" recht, ſcheue niemand.

Michel. Schön geſagt!

Selicour. Nun, alſo weiter! Fahren Sie nur fort, Monſieur Michel! — Der gute Herr iſt alſo ein wenig eigen, ſagen Sie?

Michel. Er iſt wunderlich, aber gut. Sein Herz iſt lauter, wie Gold!

Selicour. Er iſt reich, er iſt ein Wittwer, ein angenehmer Mann und noch in ſeinen beſten Jahren. — Geſtehen Sie's nur. — Er haßt die Weiber nicht, der liebe, würdige Mann.

Michel. Er hat ein gefühlvolles Herz.

Selicour (lächelt fein.) He! He! So einige kleine Liebſchaften, nicht wahr?

Michel. Mag wohl ſeyn! Aber er iſt über dieſen Punkt —

Selicour. Verſtehe, verſtehe, Monſieur Michel! Sie ſind beſcheiden und wiſſen zu ſchweigen. — Ich frage in der beſten Abſicht von der Welt, denn ich bin gewiß, man kann nichts erfahren, als was ihm Ehre bringt.

Michel. Ja! Hören Sie! In einer von den Vorſtädten ſucht er ein Quartier.

Selicour. Ein Quartier und für wen?

Michel. Das will ich ſchon noch herausbringen. — Aber laſſen Sie ſich ja nichts verlauten, hören Sie? —

Selicour. Bewahre Gott!

Michel. Galant war er in der Jugend. —

Selicour. Und da glauben Sie, daß er jetzt noch ſein Liebchen —

Michel. Das eben nicht! Aber —

Selicour. Sey's, was es will! Als ein treuer Diener des würdigen Herrn müſſen Sie einen chriſtlichen Mantel auf ſeine Schwachheit werfen. Und warum könnte es nicht eine heimliche Wohlthat ſeyn? Warum das nicht, Herr Michel? — Ich haſſe die ſchlechten Auslegungen. — In den Tod haſſe ich, was einer übeln Nachrede gleicht. — Man muß immer das beſte von ſeinen Wohlthätern denken. — Nun! Nun! Nun wir ſehen uns wieder, Monſieur Michel! — Sie haben mir doch meinen trockenen Empfang verziehen? Haben Sie? — Auf Ehre! Ich bin noch ganz ſchaamroth darüber! (giebt ihm die Hand.)

Michel (weigert ſich.) O nicht doch, nicht doch, Herr Selicour! Ich kenne meinen Platz, und weiß mich zu beſcheiden.

Selicour. Ohne Umſtände! Zählen Sie mich unter Ihre Freunde! — Ich bitte mir das aus, Monſieur Michel!

Michel. Das werd ich mich nimmer unterſtehen — ich bin nur ein Bedienter.

Selicour. Mein Freund! mein Freund! Kein Unterſchied zwiſchen uns. Ich bitte mirs recht aus, Monſieur Michel! —

(indem ſich beide becomplimentiren, fällt der Vorhang.)

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Narbonne und Selicour (ſitzen.)

Narbonne. Sind wir endlich allein?

Selicour (unbehaglich.) — Ja!

Narbonne. Es liegt mir ſehr viel an dieſer Unterredung. — Ich habe ſchon eine ſehr gute Meynung von Ihnen, Herr Selicour, und bin gewiß, ſie wird ſich um ein groſſes vermehren, ehe wir auseinander gehen. Zur Sache alſo, und die falſche Beſcheidenheit bey Seite. Sie ſollen in der Diplomatik und im Staatsrecht ſehr bewandert ſeyn, ſagt man?

Selicour. Ich habe viel darinn gearbeitet, und vielleicht nicht ganz ohne Frucht. Aber für ſehr kundig möchte ich mich denn darum doch nicht —

Narbonne. Gut! Gut! Fürs erſte alſo laſſen Sie hören — Welches halten Sie für die erſten Erforderniſſe zu einem guten Geſandten?

Selicour (ſtockend.) Vor allen Dingen habe er eine Gewandtheit in Geſchäften.

Narbonne. Eine Gewandtheit, ja, aber die immer mit der ſtrengſten Redlichkeit beſtehe.

Selicour. So meyn ichs.

Narbonne. Weiter.

Selicour. An dem fremden Hofe, wo er ſich aufhält, ſuche er ſich beliebt zu machen.

Narbonne. Ja! Aber ohne ſeiner Würde etwas zu vergeben. Er behaupte die Ehre des Staats, den er vorſtellt, und erwerbe ihm Achtung durch ſein Betragen.

Selicour. Das iſts, was ich ſagen wollte. Er laſſe ſich nichts bieten, und wiſſe ſich ein Anſehen zu geben. —

Narbonne. Ein Anſehen, ja, aber ohne Anmaſſung.

Selicour. So meyn ichs.

Narbonne. Er habe ein wachſames Auge auf alles, was —

Selicour (unterbricht ihn.) Ueberall habe er die Augen, er wiſſe das Verborgenſte auszuſpüren —

Narbonne. Ohne den Aufpaſſer zu machen.

Selicour. So meyn ichs. — Ohne eine ängſtliche Neugierde zu verrathen.

Narbonne. Ohne ſie zu haben. — Er wiſſe zu ſchweigen und eine beſcheidene Zurückhaltung —

Selicour (raſch.) Sein Geſicht ſey ein verſiegelter Brief.

Narbonne. Ohne den Geheimnißkrämer zu machen. —

Selicour. So meyn ichs.

Narbonne. Er beſitze einen Geiſt des Friedens und ſuche jeder gefährlichen Mißhelligkeit —

Selicour. Möglichſt vorzubeugen.

Narbonne. Ganz recht. Er habe eine genaue Kenntniß von der Volksmenge der verſchiedenen Länder —

Selicour. Von ihrer Lage — ihren Erzeugniſſen — ihrer Ein- und Ausfuhr — ihrer Handelsbilance. —

Narbonne. Ganz recht.

Selicour (im Fluß der Rede.) Ihren Verfaſſungen — ihren Bündniſſen — ihren Hilfsquellen — ihrer bewaffneten Macht. —

Narbonne. Zum Beyſpiel: Angenommen alſo, es wäre Schweden oder Rußland, wohin man Sie verſchickte — ſo würden Sie wohl von dieſen Staaten vorläufig die nöthige Kunde haben.

Selicour (verlegen.) Ich — muß geſtehen, daß — Ich habe mich mehr mit Italien beſchäftigt. Den Norden kenn ich weniger.

Narbonne. So! Hm!

Selicour. Aber ich bin jetzt eben daran, ihn zu ſtudieren.

Narbonne. Von Italien alſo!

Selicour. Das Land der Ceſaren feſſelte billig meine Aufmerkſamkeit zuerſt. Hier war die Wiege der Künſte, das Vaterland der Helden, der Schauplatz der erhabenſten Tugend! Welche rührende Erinnerungen für ein Herz, das empfindet!

Narbonne. Wohl! Wohl! Aber auf unſer Thema zurück zu kommen!

Selicour. Wie Sie befehlen! Ach, die ſchönen Künſte haben ſo viel Anziehendes! Es läßt ſich ſo vieles dabey denken!

Narbonne. Venedig iſts, was mir zunächſt einfällt.

Selicour. Venedig! — Recht! Gerade über Venedig habe ich einen Aufſatz angefangen, worinn ich mich über alles ausführlich verbreite. — Ich eile ihn herzuholen. — (ſteht auf.)

Narbonne. Nicht doch! Nicht doch! Eine kleine Geduld!

Zweyter Auftritt.

Vorige. Michel.

Michel. Es iſt jemand draußen, der in einer dringenden Angelegenheit ein geheimes Gehör verlangt. —

Selicour (ſehr eilig.) Ich will nicht ſtören.

Narbonne. Nein! Bleiben Sie, Selicour! Dieſer Jemand wird ſich ja wohl einen Augenblick gedulden.

Selicour. Aber — wenn es dringend —

Narbonne. Das Dringendſte iſt mir jetzt unſre Unterredung.

Selicour. Erlauben Sie, aber —

Michel. Es ſey in ein paar Minuten geſchehen, ſagt der Herr, und habe gar große Eile. (Selicour eilt ab.)

Narbonne. Kommen Sie ja gleich wieder, ich bitte Sie, wenn der Beſuch fort iſt.

Selicour. Ich werde ganz zu Ihren Befehlen ſeyn.

Narbonne (zu Michel.) Laßt ihn eintreten.

Dritter Auftritt.

Narbonne. La Roche.

La Roche (mit vielen Bücklingen.) Ich bin wohl — ich vermuthe — es iſt des Herrn Miniſters Exzellenz, vor dem ich —

Narbonne. Ich bin der Miniſter. Treten Sie immer näher!

La Roche. Bitte ſehr um Vergebung — ich — ich komme — Es iſt — Ich ſollte — Ich bin wirklich in einiger Verwirrung — der große Reſpekt —

Narbonne. Ei, ſo laſſen Sie den Reſpekt und kommen zur Sache! Was führt Sie her?

La Roche. Meine Pflicht, mein Gewiſſen, die Liebe für mein Land! — Ich komme, Ihnen einen bedeutenden Wink zu geben.

Narbonne. Reden Sie!

La Roche. Sie haben Ihr Vertrauen einem Manne geſchenkt, der weder Fähigkeit noch Gewiſſen hat.

Narbonne. Und wer iſt dieſer Mann?

La Roche. Selicour heißt er.

Narbonne. Was? Sel —

La Roche. Gerade heraus. Dieſer Selicour iſt eben ſo unwiſſend, als er niederträchtig iſt. Erlauben Sie, daß ich Ihnen eine kleine Schilderung von ihm mache.

Narbonne. Eine kleine Geduld! (Klingelt. — Michel kommt.) Ruft Herrn Selicour!

La Roche. Mit nichten, Ihr Exzellenz! — Er iſt uns bey dieſem Geſpräche keineswegs nöthig.

Narbonne. Nicht für Sie, das glaub ich, aber das iſt nun einmal meine Weiſe. Ich nehme keine Anklage wider Leute an, die ſich nicht vertheidigen können. — Wenn er Ihnen gegenüber ſteht, mögen Sie Ihre Schilderung anfangen.

La Roche. Es iſt aber doch mißlich, jemand ins Angeſicht —

Narbonne. Wenn man keine Beweiſe hat, allerdings — Iſt das Ihr Fall —

La Roche. Ich hatte nicht darauf gerechnet, es ihm gerade unter die Augen zu ſagen. — Er iſt ein feiner Schelm, ein beſonnener Spitzbube. — Ei nun! Meinetwegen auch ins Angeſicht. — Zum Henker, ich fürchte mich nicht vor ihm. — Er mag kommen! Sie ſollen ſehen, daß ich mich ganz und gar nicht vor ihm fürchte.

Narbonne. Wohl! Wohl! Das wird ſich gleich zeigen. Da kommt er!

Vierter Auftritt.

Vorige. Selicour.

Narbonne. Kennen Sie dieſen Herrn?

Selicour (ſehr verlegen.) Es iſt Herr La Roche.

Narbonne. Ich habe Sie rufen laſſen, ſich gegen ihn zu vertheidigen. Er kommt, Sie anzuklagen. Nun, reden Sie!

La Roche (nachdem er gehuſtet.) Ich muß Ihnen alſo ſagen, daß wir Schulkameraden zuſammen waren, daß er mir vielleicht einige Dankbarkeit ſchuldig iſt. Wir fingen beide unſern Weg zugleich an — es ſind jetzt fünfzehn Jahre, und traten beide in dem nemlichen Büreau als Schreiber ein. Herr Selicour aber machte einen glänzenden Weg, ich — ſitze noch da, wo ich ausgelaufen bin. Daß er den armen Teufel, der ſein Jugendfreund war, ſeit vielen Jahren vergeſſen, das mag ſeyn! Ich habe nichts dagegen. Aber nach einer ſo langen Vergeſſenheit an ſeinen alten Jugendfreund nur darum zu denken, um ihn unverdienter Weiſe aus ſeinem Brod zu treiben, wie er gethan hat, das iſt hart, das muß mich aufbringen! Er kann nicht das geringſte Böſe wider mich ſagen, ich aber ſage von ihm und behaupte dreiſt, daß dieſer Herr Selicour, der jetzt gegen Euer Exzellenz den redlichen Mann ſpielt, einen rechten Spitzbuben machte, da die Zeit dazu war. Jetzt hilft er Ihnen das Gute ausführen. Ihrem Vorgänger, weiß ich gewiß, hat er bey ſeinen ſchlechten Stückchen redlich beygeſtanden.

Wie ein ſpitzbübiſcher Lakey weiß der Heuchler mit der Livree auch jedesmal den Ton ſeines Herrn anzunehmen. Ein Schmeichler iſt er, ein Lügner, ein Großprahler, ein übermüthiger Geſell! Niederträchtig, wenn er etwas ſucht, und hochmüthig, unverſchämt gegen alle, die das Unglück haben, ihn zu brauchen. Als Knabe hatte er noch etwas Gutmüthiges, aber über dieſe menſchliche Schwachheit iſt er jetzt weit hinaus. — Nun hat er ſich in eine prächtige Stelle eingeſchlichen, und ich bin überzeugt, daß er ihr nicht gewachſen iſt. Auf ſich allein zieht er die Augen ſeines Chefs, und Leute von Fähigkeiten, von Genie, Männer, wie Herr Firmin, läßt er nicht aufkommen.

Narbonne. Firmin! Wie? — Iſt Herr Firmin in unſern Büreaus?

La Roche. Ein trefflicher Kopf, das können Sie mir glauben.

Narbonne. Ich weiß von ihm. — Ein ganz vorzüglicher Geſchäftsmann!

La Roche. Und Vater einer Familie! Sein Sohn machte in Kolmar die Bekanntſchaft Ihrer Tochter.

Narbonne. Karl Firmin! Ja! Ja, ganz richtig!

La Roche. Ein talentvoller junger Mann!

Narbonne. — Fahren Sie fort!

La Roche. Nun, das wär es! Ich habe genug geſagt, denk ich!

Narbonne (zu Selicour.) Verantworten Sie ſich!

Selicour. Des Undanks zeiht man mich. — Mich des Undanks, ich hätte gedacht, mein Freund La Roche ſollte mich beſſer kennen! — An meinem Einfluß und nicht an meinem guten Willen fehlte es, wenn er ſo lange in der Dunkelheit geblieben. — Welche harte Beſchuldigungen gegen einen Mann, den er ſeit zwanzig Jahren treu gefunden hat! Mit ſeinem Verdacht ſo raſch zuzufahren, meine Handlungen aufs ſchlimmſte auszulegen, und mich mit dieſer Hitze, dieſer Galle zu verfolgen! — Zum Beweis, wie ſehr ich ſein Freund bin! —

La Roche. Er mein Freund! Hält er mich für einen Dummkopf? — Und welche Proben hat er mir davon gegeben!

Narbonne. Er hat Sie ausreden laſſen!

La Roche. So werde ich Unrecht behalten!

Selicour. Man hat einem andern ſeine Stelle gegeben, das iſt wahr, und keiner verdiente dieſe Zurückſetzung weniger, als er. Aber ich hätte gehoft, mein Freund La Roche, anſtatt mich wie ein Feind anzuklagen, würde als Freund zu mir aufs Zimmer kommen, und eine Erklärung von mir fordern. Darauf, ich geſtehe es, hatte ich gewartet, und mich ſchon im voraus der angenehmen Ueberraſchung gefreut, die ich ihm bereitete. Welche ſüße Freude für mich, ihn über alle Erwartung glücklich zu machen! Eben zu jenem Chef, wovon ich Euer Exzellenz heut ſagte, hatte ich meinen alten Freund La Roche vorzuſchlagen.

La Roche. Mich zum Chef! Großen Dank, Herr Selicour! — Ein Schreiber bin ich und kein Geſchäftsmann! Meine Feder und nicht mein Kopf muß mich empfehlen, und ich bin keiner von denen, die eine Laſt auf ſich nehmen, der ſie nicht gewachſen ſind, um ſie einem andern heimlich aufzuladen und ſich ſelbſt das Verdienſt zuzueignen.

Selicour. Die Stelle ſchickt ſich für dich, Kamerad, glaub *mir*, der dich beſſer kennt als du ſelbſt. (zu Narbonne) — Er iſt ein treflicher Arbeiter, genau, unermüdlich, voll geſunden Verſtandes, er verdient den Vorzug vor allen ſeinen Mitbewerbern. — Ich laſſe Männer von Genie nicht aufkommen, gibt er mir Schuld, und Herr Firmin iſts, den er anführt. — Das Beyſpiel iſt nicht gut gewählt, ſo treflich auch der Mann iſt. — Erſtlich iſt ſeine jetzige Stelle nicht ſchlecht — aber ihm gebührt allerdings eine beßre, und ſie iſt auch ſchon geſunden — denn eben Herrn Firmin wollte ich Euer Exzellenz zu meinem Nachfolger empfehlen, wenn ich in jenen Poſten verſetzt werden ſollte, den mir mein gütiger Gönner beſtimmt. — Ich ſey meinem jetzigen Amte nicht gewachſen, behauptet man. — Ich weiß wohl, daß ich nur mittelmäßige Gaben beſitze. — Aber man ſollte bedenken, daß dieſe Anklage mehr meinen Gönner trift, als mich ſelbſt! — Bin ich meinem Amte in der That nicht gewachſen, ſo iſt der Chef zu tadeln, der es mir anvertraut, und mit meinem ſchwachen Talent ſo oft ſeine Zufriedenheit bezeugt. — Ich ſoll endlich der Mitſchuldige des vorigen Miniſters geweſen ſeyn! — Die Stimme der Wahrheit habe ich ihn hören laſſen, die Sprache des redlichen Mannes habe ich kühnlich zu einer Zeit geredet, wo ſich meine Ankläger vielleicht im Staube vor ihm krümmten — zwanzigmal wollte ich dieſem unfähigen Miniſter den

Dienſt aufkündigen, nichts hielt mich zurück, als die Hofnung, meinem Vaterlande nützlich zu ſeyn. Welche ſüße Belohnung für mein Herz, wenn ich hier etwas Böſes verhindern, dort etwas Gutes wirken konnte! — Seiner Macht habe ich getrotzt, die gute Sache habe ich gegen ihn verfochten, da er noch im Anſehen war! Er fiel, und ich zollte ſeinem Unglück das herzlichſte Mitleid. Iſt das ein Verbrechen, ich bin ſtolz darauf und rühme mich deſſelben. — Es iſt hart, ſehr hart für mich, lieber La Roche, daß ich dich unter meinen Feinden ſehe — daß ich genöthigt bin, mich gegen einen Mann zu vertheidigen, den ich ſchätze und liebe! — Aber komm! Laß uns Frieden machen, ſchenke mir deine Freundſchaft wieder und alles ſey vergeſſen!

La Roche. Der Spitzbube! — Rührt er mich doch faſt ſelbſt!

Narbonne Nun, was haben Sie darauf zu antworten?

La Roche. Ich? — Nichts! Der verwünſchte Schelm bringt mich ganz aus dem Concepte.

Narbonne. Herr La Roche! Es iſt brav und löblich, einen Böſewicht, wo er auch ſtehe, furchtlos anzugreifen und ohne Schonung zu verfolgen — aber auf einem ungerechten Haß eigenſinnig beſtehen, zeigt ein verderbtes Herz.

Selicour. Er haßt mich nicht! Ganz und gar nicht! Mein Freund La Roche hat das beſte Herz von der Welt! Ich kenne ihn — aber er iſt hitzig vor der Stirn — er lebt von ſeiner Stelle — das entſchuldigt ihn! Er glaubte,

ſein

ſein Brod zu verlieren! Ich habe auch gefehlt — ich geſteh es — Komm! Komm, laß dich umarmen, alles ſey vergeſſen!

La Roche. Ich ihn umarmen! In Ewigkeit nicht. — Zwar wie er's anſtellt, weiß ich nicht, um mich ſelbſt — um Euer Erzellenz zu betrügen — aber kurz! Ich bleibe bey meiner Anklage. — Kein Friede zwiſchen uns, bis ich ihn entlarvt, ihn in ſeiner ganzen Blöße dargeſtellt habe!

Narbonne. Ich bin von ſeiner Unſchuld überzeugt. — Wenn nicht Thatſachen, vollwichtige Beweiſe mich eines andern überführen.

La Roche. Thatſachen! Beweiſe! Tauſend für einen!

Narbonne. Heraus damit!

La Roche. Beweiſe genug — die Menge — Aber das iſts eben — ich kann nichts damit beweiſen! Solchen abgefeimten Schelmen läßt ſich nichts beweiſen. — Vormals war er ſo arm wie ich, jetzt ſitzt er im Ueberfluß! Sagt' ich Ihnen, daß er ſeinen vorigen Einfluß zu Geld gemacht, daß ſich ſein ganzer Reichthum davon herſchreibt — ſo kann ich das zwar nicht, wie man ſagt, mit Brief und Siegel belegen. — Aber Gott weiß es, die Wahrheit iſts, ich will darauf leben und ſterben.

Selicour. Dieſe Anklage iſt von zu niedriger Art, um mich zu treffen — übrigens unterwerf ich mich der ſtrengſten Unterſuchung! — Was ich beſitze, iſt die Frucht eines fünfzehnjährigen Fleißes, ich habe es mit ſaurem Schweiß und Nachtwachen erworben, und ich glaub es nicht unedel zu verwenden. Es ernährt meine armen Verwandten, es friſtet das Leben meiner dürftigen Mutter!

La Roche. Erlogen! Erlogen! Ich kann es freilich nicht beweiſen! Aber gelogen, unverſchämt gelogen!

Narbonne. Mäßigen Sie ſich!

Selicour. Mein Gott! Was erleb ich! Mein Freund La Roche iſts, der ſo hart mit mir umgeht. — Was für ein Wahnſinn hat dich ergriffen? Ich weiß nicht, ſoll ich über dieſe Wuth lachen oder böſe werden. — Aber lachen auf Koſten eines Freundes, der ſich für beleidigt hält — Nein, das kann ich nicht! das iſt zu ernſthaft! — Deinen alten Freund ſo zu verkennen! — Komm doch zu dir ſelbſt, lieber La Roche, und bringe dich wenigſtens nicht aus übel angebrachtem Troß um eine ſo trefliche Stelle, als ich dir zugedacht habe!

Narbonne. Die Wahrheit zu ſagen, Herr La Roche, dieſe Halsſtarrigkeit gibt mir keine gute Meynung von Ihnen. — Muß auch ich Sie bitten, gegen Ihren Freund gerecht zu ſeyn? — Auf Ehre! Der arme Herr Selicour dauert mich von Herzen!

La Roche. Ich will das wohl glauben, gnädiger Herr! Hat er mich doch faſt ſelbſt, troß meines gerechten Unwillens, auf einen Augenblick irre gemacht — aber nein, nein! ich kenne ihn zu gut — zu gewiß bin ich meiner Sache. — Krieg, Krieg zwiſchen uns und keine Verſöhnung! Hier, ſehe ich, würde alles weitre Reden vergeblich ſeyn! Aber, wiewohl der Spitzbube mich aufs äußerſte treibt, lieder tauſendmal Hungers ſterben, als ihm mein Brod verdanken. Ich empfehle mich zu Gnaden! (ab)

Fünfter Auftritt.

Narbonne. Selicour.

Narbonne. Begreifen Sie dieſe hartnäckige Verſtocktheit —

Selicour. Hat nichts zu ſagen! Er iſt ein guter Narr! Ich will ihn bald wieder beſänftigen.

Narbonne. Er iſt raſch und unbeſonnen, aber im Grunde mag er ein guter Mann ſeyn.

Selicour. Ein ſeelenguter Mann, dafür ſteh ich — dem aber der Kopf ein wenig verſchoben iſt. — Es kann auch ſeyn, daß ihn ſonſt jemand gegen mich aufhetzt.

Narbonne. Meynen Sie?

Selicour. Es mag ſo etwas dahinter ſtecken. — Wer weiß? irgend ein heimlicher Feind und Neider — denn dieſer arme Teufel iſt nur eine Maſchine.

Narbonne. Wer ſollte aber —

Selicour. Es giebt ſo viele, die meinen Untergang wünſchen!

Narbonne. Haben Sie vielleicht einen Verdacht?

Selicour. Ich unterdrücke ihn! denn daß ich ſo etwas von Herrn Firmin denken ſollte — Pfui! Pfui! das wäre ſchändlich! das iſt nicht möglich!

Narbonne. So denk ich auch! Der Mann ſcheint mir dazu viel zu rechtlich und zu beſcheiden.

Selicour. Beſcheiden, ja, das iſt er!

Narbonne. Sie kennen ihn alſo?

Selicour. Wir ſind Freunde.

Narbonne. Nun, was halten Sie von dem Manne?

Selicour. Herr Firmin, muß ich ſagen, iſt ein Mann, wie man ſich ihn für das Büreau eigentlich wünſcht — wenn auch eben kein Kopf, doch ein geſchickter Arbeiter. — Nicht zwar, als ob es ihm an Verſtand und Kenntniſſen fehlte — Keineswegs! Er mag viel wiſſen, aber man ſiehts ihm nicht an.

Narbonne. Sie machen mich neugierig, ihn zu kennen.

Selicour. Ich hab ihm ſchon längſt darum angelegen, ſich zu zeigen — aber vielleicht fühlt er ſich für eine ſubalterne Rolle und für die Dunkelheit gebohren. Ich will ihn indeſſen —

Narbonne. Bemühen Sie ſich nicht. — Gegen einen Mann von Verdienſten kann unſer einer unbeſchadet ſeines Rangs die erſten Schritte thun. — Ich ſelbſt will Herrn Firmin aufſuchen. — Aber jetzt wieder auf unſer voriges Thema zurück zu kommen, das dieſer La Roche unterbrochen hat. —

Selicour (verlegen.) Es iſt ſchon etwas ſpät. —

Narbonne. Hat nichts zu ſagen.

Selicour. Es wird auch jetzt die Zeit zur Audienz ſeyn.

Narbonne (ſieht nach der Uhr.) Ja, wahrhaftig.

Selicour. Wir können es ja auf morgen —

Narbonne. Gut! Auch das!

Selicour. Ich will alſo —

Narbonne. Noch ein Wort —

Selicour. Was beliebt?

Narbonne. Ein Geſchäft kann ich Ihnen wenigſtens noch auftragen, das zugleich Fähigkeit und Muth erfordert.

Selicour. Befehlen Sie!

Narbonne. Mein Vorgänger hat durch ſeine üble Verwaltung ein Heer von Mißbräuchen einreiſſen laſſen, die troz aller unſrer Bemühungen noch nicht abgeſtellt ſind. Es wäre daher ein Memoire aufzuſetzen, worinn man alle Gebrechen aufdeckte, und der Regierung ſelbſt ohne Schonung die Wahrheit ſagte.

Selicour. Erlauben aber Euer Exzellenz — eine ſolche Schrift könnte für ihren Verfaſſer, könnte für Sie ſelbſt bedenkliche Folgen haben.

Narbonne. Das kümmert uns nicht — Keine Gefahr keine perſönliche Rückſicht darf in Anſchlag kommen, wo die Pflicht gebietet.

Selicour. Das iſt würdig gedacht!

Narbonne. Sie ſind der Mann zu dieſem Werk — Ich brauche Ihnen weiter nichts darüber zu ſagen. — Sie kennen das Uebel ſo gut und beſſer noch, als ich ſelbſt.

Selicour. Und ich bin, hoff' ich, mit Ihnen darüber einerlei Meynung.

Narbonne. Ohne Zweifel. Dies Geſchäft hat Eile, ich verlaſſe Sie, verlieren Sie keine Zeit, es iſt gerade jetzt der günſtige Augenblick — ich möchte es wo möglich noch heute an die Behörde abſenden. — Kurz und bündig — es kann mit wenigem viel geſagt werden! Leben Sie wohl! Gehen Sie ja gleich an die Arbeit! (Er geht ab.)

Sechster Auftritt.

Selicour. Madame Belmont.

Madame Belmont. Sind Sie allein, Herr Selicour? Ich wollte erwarten, bis er weggegangen wäre — er darf nichts davon wiſſen.

Selicour. Wovon iſt die Rede, Madame?

Madame Belmont. Wir wollen heute Abend ein kleines Concert geben, und meine Charlotte ſoll ſich dabey hören laſſen.

Selicour. Sie ſingt ſo ſchön!

Madame Belmont. Sie geben ſich auch zuweilen mit Verſen ab? Nicht wahr?

Selicour. Wer macht nicht einmal in ſeinem Leben Verſe!

Madame Belmont. Nun, ſo machen Sie uns ein Lied oder ſo etwas für heute Abend!

Selicour. Eine Romanze meynen Sie?

Madame Belmont. Gut, die Romanzen lieben wir beſonders!

Selicour. Wenn der Eifer den Mangel des Genies erſetzen könnte —

Madame Belmont. Schon gut! Schon gut! Ich verſtehe.

Selicour. Und ich brauchte allerdings ſo ein leichtes Spielwerk zu meiner Erholung! — Ich bin die ganze Nacht aufgeweſen, um Akten durchzugehen und Rechnungen zu corrigiren!

Madame Belmont. Eine niederträchtige Beſchäftigung!

Selicour. Daß ich mich wirklich ein wenig angegriffen fühle. — Wer weiß! Die Blume der Dichtkunſt erquickt mich vielleicht mit ihrem lieblichen Hauch, und du, Balſam der Herzen, heilige Freundſchaft!

Sibenter Auftritt.

Vorige. Robineau.

Robineau (hinter der Scene.) Nu! Nu! Wenn er drinn iſt, wird mirs wohl auch erlaubt ſeyn, denk ich —

Madame Belmont. Was giebts da?

Robineau (im Eintreten.) Dieſes Bedientenpack bildet ſich mehr ein, als ſeine Herrſchaft. — Ich will den Herrn Selicour ſprechen.

Selicour. Ich bins.

Robineau. Das will ich bald ſehen. — Ja, mein Seel, das iſt er! — leibhaftig — Ich ſeh ihn noch, wie er ſich im Dorf mit den Jungens herum jagte. — Nun ſeh er jetzt auch 'mal mich an — betracht' er mich wohl. Ich bin wohl ein bischen verändert — Kennt er mich?

Selicour. Nein!

Robineau. Ei, ei, ich bin ja des Robineau's Chriſtoph, des Winzers, der die dicke Madelon heirathete, ſeines Großvaters Muhme, Herr Selicour!

Selicour. Ach ſo!

Robineau. Nun — Vetter pflegen ſich ſonſt zu umarmen, denk ich.

Selicour. Mit Vergnügen. — Seyd mir willkommen, Vetter!

Robineau. Großen Dank, Vetter!

Selicour. Aber laßt uns auf mein Zimmer gehen — ich bin hier nicht zu Hauſe.

Madame Belmont. Laſſen Sie ſich nicht ſtören, Herr Selicour! Thun Sie, als wenn ich gar nicht da wäre.

Selicour. Mit Ihrer Erlaubniß, Madame, Sie ſind gar zu gütig! Man muß ihm ſein ſchlichtes Weſen zu gute halten, er iſt ein guter ehrlicher Landmann, und ein Vetter, den ich ſehr lieb habe.

Madame Belmont. Das ſieht Ihnen ähnlich, Herr Selicour!

Robineau. Ich komme ſo eben an, Herr Vetter!

Selicour. So, und woher denn?

Robineau. Ei, woher ſonſt als von unſerm Dorf. — Dieſes Paris iſt aber auch wie zwanzig Dörfer. — Schon über zwey Stunden, daß ich aus dem Poſtwagen geſtiegen, treib ich mich herum, um ihn und den La Roche aufzuſuchen, er weiß ja, ſeinen Nachbar und Schulkameraden. — Nun, da find ich ihn ja endlich, und nun mags gut ſeyn!

Selicour. Er kommt in Geſchäften nach Paris, Vetter?

Robineau. In Geſchäften! Hat ſich wohl! Ein Geſchäft hab ich freilich —

Selicour. Und welches denn? —

Robineau. I nun — mein Glück hier zu machen, Vetter!

Selicour. Ha! Ha!

Robineau. Nun, das Geſchäft iſt wichtig genug, denk ich.

Selicour (zu Madame Belmont.) Excuſiren Sie!

Madame Belmont. Er beluſtigt mich.

Selicour. Er iſt ſehr kurzweilig.

Robineau. Peter, der Kärner, meynte, der Vetter habe ſich in Paris ſeine Pfeifen gut geſchnitten. — Als er noch klein war, der Vetter, da ſey er ein loſer Schelm geweſen, da hätt's geheiſſen: der verdirbt nicht — der wird ſeinen Weg ſchon machen! — Wir hatten auch ſchon von ihm gehört, aber die Nachrichten lauteten gar zu ſchön, als daß wir ſie hätten glauben können. Wie wir aber nicht länger daran zweifeln konnten, ſagte mein Vater zu mir: Geh hin, Chriſtoph! ſuche den Vetter Selicour in Paris auf, die Reiſe wird dich nicht reuen — vielleicht machſt du dein Glück mit einer guten Heirath. — Ich, gleich auf den

Weg, und da bin ich nun! — Nehmen Sie mir's nicht übel, Madam! Die Robineaus gehen gerade aus, was das Herz denkt, muß die Zunge ſagen — und wie ich den lieben Herrn Vetter da ſo vor mir ſah, ſehen Sie, ſo gieng mir das Herz auf.

Madame Belmont. Ei, das iſt ganz natürlich.

Robineau. Hör er, Vetter, ich möchte herzlich gern auch mein Glück machen! Er weiß das Geheimniß, wie man's anfängt, theil er mir's doch mit.

Selicour. Sey immer rechtſchaffen, wahr und beſcheiden! Das iſt mein ganzes Geheimniß, Vetter, weiter hab ich keins. — Es iſt doch alles wohl zu Hauſe?

Robineau. Zum Preiß Gottes, ja! Die Familie gedeiht. Der Bertrand hat ſeine Suſanne geheirathet, ſie wird bald niederkommen, und hoft, der Herr Vetter wird zu Gevatter ſtehen. Es iſt alles in guten Umſtänden bis auf ſeine arme Mutter. — Die meynt, es wär doch hart, daß ſie nothleiden müſſe und einen ſo ſteinreichen Sohn in der Stadt habe.

Selicour (leiſe.) Halts Maul, Dummkopf!

Madame Belmont. Was ſagt er von der Mutter?

Selicour (laut.) Iſt's möglich? Die tauſend Thaler, die ich ihr geſchickt, ſind alſo nicht angekommen? — Das thut mir in der Seele weh! — Was das doch für ſchlechte Anſtalten ſind auf dieſen Poſten — die arme gute Mutter! Was mag ſie ausgeſtanden haben!

Madame Belmont. Ja wohl! Man muß ihr helfen.

Selicour. Das verſteht ſich! Sogleich bitte ich den Miniſter um Urlaub — es iſt eine gerechte Forderung. Ich kann darauf beſtehen — Die Pflicht der Natur geht allen andern vor — Ich eile nach meinem Ort. — in acht Tagen iſt alles abgethan! — Sie hat ſich nicht in Paris niederlaſſen wollen, wie ſehr ich ſie auch darum bat! Die liebe alte Mutter hängt gar zu ſehr an ihrem Geburtsort.

Robineau. So kann ich gar nicht aus ihr klug werden, denn zu uns ſagte ſie, ſie wäre gern nach Paris gekommen, aber der Vetter habe es durchaus nicht haben wollen!

Selicour. Die gute Frau weiß ſelbſt nicht immer, was ſie will! — Aber ſie nothleidend zu wiſſen — Ach Gott! das jammert mich und ſchneidet mir ins Herz.

Madame Belmont. Ich glaubs Ihnen wohl, Herr Selicour! — Aber Sie werden bald Rath geſchafft haben. Ich gehe jetzt und laſſe Sie mit Ihrem Vetter allein. — Glücklich iſt die Gattinn, die Sie einſt beſitzen wird. Ein ſo pflichtvoller Sohn wird gewiß auch ein zärtlicher Gatte werden! (ab)

Achter Auftritt.

Selicour und Robineau.

Robineau. Meiner Treu, Herr Vetter, ich bin ganz verwundert über ihn — eine ſo herzliche Aufnahme hätt' ich mir gar nicht von ihm erwartet. Der iſt gar ſtolz und hochmüthig, hieß es, der wird dich gar nicht mehr erkennen!

Selicour (nachdem er wohl nachgeſehen, ob Madam Belmont auch fort iſt.) Sage mir, du Eſel! Was fällt dir ein, daß du mir hier ſo zur Unzeit über den Hals kommſt!

Robineau. Nun, nun! Wie ich ihm ſchon ſagte, ich komme, mein Glück zu machen!

Selicour. Dein Glück zu machen! Der Schaafskopf!

Robineau. Ei, ei, Vetter! Wie er mit mir umgeht — Ich laſſe mir nicht ſo begegnen.

Selicour. Du thuſt wohl gar empfindlich — Schade um deinen Zorn — Von ſeinem Dorf weg nach Paris zu laufen! Der Tagdieb!

Robineau. Aber was das auf einmal für ein Betragen iſt, Herr Vetter! — Erſt der freundliche Empfang und jetzt dieſen barſchen Ton mit mir! — Das iſt nicht ehrlich und gerade gehandelt, nehm er mirs nicht übel, das iſt falſch — und wenn ich das weiter erzählte, wie er mit mir umgeht — 's würde ihm ſchlechte Ehre bringen! Ja, das würd' es!

Selicour (erſchrocken.) Weiter erzählen! Was?

Robineau. Ja, ja, Vetter!

Selicour. Unterſteh dich, Bube! — Ich will dich unterbringen — ich will für die Mutter ſorgen. Sey ruhig, ich ſchaffe dir einen Platz, verlaß dich darauf.

Robineau. Nun, wenn er das —

Selicour. Aber hier können wir nicht davon reden! Fort! Auf mein Zimmer!

Robineau. Ja, hör er, Vetter! Ich möchte ſo gern ein recht ruhiges und bequemes Brod, wenn er mich ſo bey der Acciſe unterbringen könnte.

Selicour. Verlaß dich drauf, ich ſchaffe dich an den rechten Platz. — Ins Dorf mit dem dummen Dorfteufel über Hals und Kopf — (ab)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

La Roche und Karl Firmin (begegnen einander.)

La Roche. Ich ſuchte Sie ſchon längſt. — Hören Sie! — Nun, ich habe Wort gehalten — ich hab ihn dem Miniſter abgeſchildert, dieſen Selicour.

Karl. Wirklich? Und es iſt alſo vorbey mit ihm? Ganz vorbey!

La Roche. Das nun eben nicht! — noch nicht ganz — denn ich muß Ihnen ſagen, er hat ſich herausgelogen, daß ich da ſtand wie ein rechter Dummkopf — Der Heuchler ſtellte ſich gerührt, er ſpielte den zärtlichen Freund, den Großmüthigen mit mir, er überhäufte mich mit Freundſchaftsverſicherungen und will mich bey dem Büreau als Chef anſtellen.

Karl. Wie? Was? Das iſt ja ganz vortreflich! Da wünſche ich Glück.

La Roche. Für einen Glücksjäger hielt ich ihn, ich hatte geglaubt, daß es ihm nur um Stellen und um Geld zu thun wäre, für ſo falſch und verrätheriſch hätte ich ihn nie gehalten. Der Heuchler mit ſeinem ſüßen Geſchwätz! Ich war aber ſein Narr nicht und hab es rundweg ausgeſchlagen!

Karl. Und ſo ſind wir noch, wo wir waren? Und mein Vater iſt nicht beſſer daran, als vorher?

La Roche. Wohl wahr — aber laſſen Sie mich nur machen! Laſſen Sie mich machen!

Karl. Ich bin auch nicht weiter. In den Garten hab ich mich geſchlichen, ob ich dort vielleicht meiner Geliebten begegnen möchte. — Aber vergebens! Einige Strophen, die ich mir in der Einſamkeit ausdachte, ſind die ganze Ausbeute, die ich zurück bringe.

La Roche. Vortreflich! Brav! Machen Sie Verſe an Ihre Geliebte! Unterdeſſen will ich die Spur meines Wildes verfolgen: der Schelm betrügt ſich ſehr, wenn er glaubt, ich habe meinen Plan aufgegeben!

Karl. Lieber La Roche! Das iſt unter unſerer Würde. Laſſen wir dieſen Elenden ſein ſchmutziges Handwerk treiben, und das durch unſer Verdienſt erzwingen, was er durch Niederträchtigkeit erſchleicht.

La Roche. Weg mit dieſem Stolz! Es iſt Schwachheit, es iſt Vorurtheil! — Wie? Wollen wir warten, bis die Redlichkeit die Welt regiert — da würden wir lange warten müſſen. Alles ſchmiedet Ränke! Wohl, ſo wollen wir einmal für die gute Sache ein gleiches verſuchen. — Das geht übrigens Sie nichts an. — Machen Sie Ihre

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8

SCHILLER,F. FN. 15284/100

Verſe, bilden Sie Ihr Talent aus, ich will es geltend machen, ich — das iſt meine Sache!

Karl. Ja, aber die Klugheit nicht vergeſſen. — Sie haben ſich heute übel ertappen laſſen.

La Roche. Und es wird nicht das letztemal ſeyn. — Aber thut nichts! Ich ſchreite vorwärts, ich laſſe mich nicht abſchrecken, ich werde ihm ſo lange und ſo oft zuſetzen, daß ich ihm endlich doch eins beybringe. Ich bin lange ſein Narr geweſen, jetzt will ich auch ihm einen Poſſen ſpielen. Laſſen wirs den Buben ſo forttreiben, wie ers angefangen, ſo werde ich bald der Schelm, und Ihr Vater der Dummkopf ſeyn müſſen!

Karl. Man kommt!

La Roche. Er iſt es ſelbſt!

Karl. Ich kann ſeinen Anblick nicht ertragen. In den Garten will ich zurück gehen und mein Gedicht vollenden. (ab)

La Roche. Ich will auch fort! Auf der Stelle will ich Hand ans Werk legen. Doch nein — es iſt beſſer, ich bleibe. Der Geck glaubte ſonſt, ich fürchte mich vor ihm!

Zweyter Auftritt.

Selicour und La Roche.

Selicour. Ach ſieh da! Finde ich den Herrn La Roche hier?

La Roche. Ihn ſelbſt, Herr Selicour!

Selicour. Sehr beſchämt, wie ich ſehe.

La Roche. Nicht ſonderlich.

Selicour. Ihr wüthender Ausfall gegen mich hat nichts gefruchtet — Der Freund hat ſeine Bolzen umſonſt verſchoſſen!

La Roche. Hat nichts zu ſagen.

Selicour. Wahrlich, Freund La Roche! So hart Sie mir auch zuſetzten — Sie haben mir leid gethan, mit Ihren närriſchen Grillen.

La Roche. Herr Narbonne iſt jetzt nicht zugegen. — Zwingt euch nicht!

Selicour. Was beliebt?

La Roche. Seyd unverſchämt nach Herzensgelüſten.

Selicour. Sieh doch!

La Roche. Brüſtet euch mit eurem Triumph. Ihr habt mirs abgewonnen!

Selicour. Freilich, es kann einen ſtolz machen, über einen ſo fürchterlichen Gegner geſiegt zu haben.

La Roche. Wenn ichs heute nicht recht machte, in eurer Schule will ichs bald beſſer lernen.

Selicour. Wie, Herr La Roche? Sie haben es noch nicht aufgegeben mir zu ſchaden?

La Roche. Um eines unglücklichen Zugs willen verläßt man das Spiel nicht!

Selicour. Ein treuer Schildknappe alſo des ehrlichen Firmins! — Sieh, ſieh!

La Roche. Er muß dir oft aus der Noth helfen, dieſer ehrliche Firmin.

Selicour. Was giebt er dir für deine Ritterſchaft?

La Roche. Was bezahlſt du ihm für die Exercitien, die er dir ausarbeitet?

Selicour. Nimm dich in Acht, Freund Roche! — Ich könnte dir ſchlimme Händel anrichten.

La Roche. Werde nicht böſe, Freund Selicour! — Der Zorn verräth ein böſes Gewiſſen.

Selicour. Freilich ſollte ich über deine Thorheit nur lachen.

La Roche. Du verachteſt einen Feind, der dir zu ſchwach ſcheint. Ich will darauf denken, deine Achtung zu verdienen! (geht ab.)

Dritter Auftritt.

Selicour (allein.)

Sie wollen den Firmin zum Geſandten haben. — Gemach, Kamerad! — So weit ſind wir noch nicht. — Aber Firmin betrug ſich immer ſo gut gegen mich. — Es iſt der Sohn vermuthlich — der junge Menſch, der ſich mit Verſen abgiebt, ganz gewiß — und dieſer La Roche iſts, der ſie hetzt! — Dieſer Firmin hat Verdienſte, ich muß es geſtehen, und wenn ſie je ſeinen Ehrgeitz aufwecken, ſo kenne ich keinen, der mir gefährlicher wäre. — Das muß verhütet werden! — Aber in welcher Klemme ſehe ich mich! —

Eben dieſe beide Firmins wären mir jetzt gerade höchſt nöthig, der Vater mit ſeinen Einſichten und der Sohn mit ſeinen Verſen. — Laß uns fürs erſte Nutzen von ihnen ziehen und dann ſchaft man ſie ſich ſchon gelegentlich vom Halſe.

Vierter Auftritt.

Firmin der Vater und Selicour.

Selicour. Sind Sie's, Herr Firmin? Eben wollte ich zu Ihnen.

Firmin. Zu mir?

Selicour. Mich mit Ihnen zu erklären —

Firmin. Worüber?

Selicour. Ueber eine Armſeligkeit — Lieber Firmin, es iſt mir ein rechter Troſt Sie zu ſehen. — Man hat uns veruneinigen wollen.

Firmin. Uns veruneinigen!

Selicour. Ganz gewiß. Aber es ſoll ihnen nicht gelingen, hoff ich. Ich bin Ihr wahrer und aufrichtiger Freund, und ich hab es heute bewieſen, denk ich, da dieſer tollköpfige La Roche mich bey dem Miniſter anſchwärzen wollte.

Firmin. Wie? Hätte der La Roche —

Selicour. Er hat mich auf das abſcheulichſte preiß gegeben.

Firmin. Er hat ſeine Stelle verloren. — Setzen Sie ſich an ſeinen Platz.

Selicour. Er iſt ein Undankbarer! Nach allem, was ich für ihn gethan habe — Und es geſchehe, ſagte er, um Ihnen dadurch einen Dienſt zu leiſten. — Er diente Ihnen aber ſchlecht, da er mir zu ſchaden ſuchte. — Was will ich denn anders, als Ihr Glück? — Aber ich weiß beſſer, als dieſer Brauskopf, was Ihnen dient. Darum habe ich mir ſchon ein Plänchen mit Ihnen ausgedacht. — Das lermende Treiben der Büreaux iſt Ihnen verhaßt, das weiß ich, Sie lieben nicht, in der geräuſchvollen Stadt zu leben. — Es ſoll für Sie geſorgt werden, Herr Firmin! — Sie ſuchen ſich irgend ein einſames ſtilles Plätzchen aus, ziehen einen guten Gehalt, ich ſchicke Ihnen Arbeit hinaus, Sie mögen gern arbeiten, es ſoll Ihnen nicht daran fehlen.

Firmin. Aber wie —

Selicour. Das ſind aber bloß noch Ideen, es hat noch Zeit bis dahin. — Glücklich, der auf der ländlichen Flur ſeine Tage lebt! Ach, Herr Firmin! So wohl wird es *mir* nicht! Ich bin in die Stadt gebannt, ein Laſtthier der Verhältniſſe, den Pfeilen der Bosheit preißgegeben. — Auch hielt ichs für die Pflicht eines guten Verwandten, einen Vetter, der ſich hier niederlaſſen wollte, über Hals und Kopf wieder aufs Land zurück zu ſchicken. — Der gute Vetter! Ich bezahlte ihm gern die Reiſekoſten — denn, ſagen Sie ſelbſt, iſts nicht unendlich beſſer, auf dem

Land in der Dunkelheit frei zu leben, als hier in der Stadt ſich zu placken und zu quälen. —

Firmin. Das iſt meine Meynung auch. — Aber was wollten Sie eigentlich bey mir?

Selicour. Nun, wie ich ſagte, vor allen Dingen mich von der Freundſchaft meines lieben Mitbruders überzeugen — Und alsdann — Sie haben mir ſo oft ſchon aus der Verlegenheit geholfen, ich verhehle es nicht, ich bin Ihnen ſo viel — ſo vieles' ſchuldig! — Mein Poſten bringt mich um — Mir liegt ſo vieles auf dem Halſe — Wahrhaftig, es braucht meinen ganzen Kopf, um herum zu kommen — Sie ſind zufrieden mit unſerm Miniſter?

Firmin. Ich bewundere ihn.

Selicour. Ja, das nenn ich einmal einen fähigen Chef! Und wahrlich, es war auch die höchſte Noth, daß ein ſolcher an den Platz kam, wenn nicht alles zu Grunde gehen ſollte. — Es iſt noch nicht alles, wie es ſoll, ſagte ich ihm heute — Wollen Sie, daß alles ſeinen rechten Gang gehe, ſo müßten Sie ein Memoire einreichen, worinn alles, was noch zu verbeſſern iſt, mit der ſtrengſten Wahrheit angezeigt wäre — Dieſe meine Idee hat er mit Eifer ergriffen und will eine ſolche Schrift unverzüglich aufgeſetzt haben. — Er trug ſie mir auf — Aber die unendlichen Geſchäfte, die auf mir liegen — In der That, ich zittre, wenn ich an einen Zuwachs denke —

Firmin. Und da rechnen Sie denn auf mich — Nicht wahr?

Selicour. Nun ja! Ich wills geſtehen!

Firmin. Sie konnten ſich dießmal an keinen beſſern wenden!

Selicour. O das weiß ich! Das weiß ich!

Firmin. Denn da ich ſo lange Zeit von den Mißbräuchen unter der vorigen Verwaltung Augenzeuge war — ſo habe ich, um nicht bloß als müſſiger Zuſchauer darüber zu ſeufzen, meine Beſchwerden und Verbeſſerungsplane dem Papiere anvertraut — und ſo findet ſich, daß die Arbeit, die man von Ihnen verlangt, von mir wirklich ſchon gethan iſt! — Ich hatte mir keinen beſtimmten Gebrauch davon gedacht. — Ich ſchrieb bloß nieder, um mein Herz zu erleichtern.

Selicour. Iſts möglich? Sie hätten —

Firmin. Es liegt alles bereit, wenn Sie davon Gebrauch machen wollen.

Selicour. Ob ich das will! O mit Freuden! — Das iſt ja ein ganz erwünſchter Zufall!

Firmin. Aber die Papiere ſind nicht in der beſten Ordnung!

Selicour. O dieſe kleine Mühe übernehm ich gern — Noch heute Abend ſoll der Miniſter das Memoire haben — Ich nenne Sie als Verfaſſer, Sie ſollen den Ruhm davon haben.

Firmin. Sie wiſſen, daß mirs darauf eben nicht ankommt! Wenn ich nur Gutes ſtifte, gleichviel unter welchem Nahmen.

Selicour. Würdiger, ſcharmanter Mann! Niemand läßt Ihrem beſcheidnen Verdienſt mehr Gerechtigkeit widerfahren, als ich. — Sie wollen mir alſo die Papiere —

Firmin. Ich kann ſie gleich holen, wenn Sie ſo lange verziehen wollen.

Selicour. Ja, gehen Sie! Ich will hier warten.

Firmin. Da kommt mein Sohn — Er kann Ihnen unterdeſſen Geſellſchaft leiſten — Aber ſagen Sie ihm nichts davon — Hören Sie! Ich bitte mirs aus!

Selicour. So! Warum denn nicht?

Firmin. Aus Urſachen.

Selicour. Nun, wenn Sie ſo wollen! — Es wird mir zwar ſauer werden, Ihre Gefälligkeit zu verſchweigen! — (wenn Firmin fort iſt) Der arme Schelm! Er fürchtet wohl gar, ſein Sohn werde ihn auszanken.

Fünfter Auftritt.

Karl. Selicour.

Karl (kommt in einem Papiere leſend, das er beym Anblick Selicour's ſchnell verbirgt.) Schon wieder dieſer Selicour — (will gehen.)

Selicour. Bleiben Sie doch, mein junger Freund! — Warum fliehen Sie ſo die Geſellſchaft?

Karl. Verzeihung, Herr Selicour! — (vor ſich) Daß ich dem Schwätzer in den Weg laufen mußte!

Selicour. Ich habe mich ſchon längſt darnach geſehnt, Sie zu ſehen, mein Beſter! — Was machen die Muſen?

Wie fließen uns die Verſe? — Der gute Herr Firmin hat allerlei dagegen, ich weiß aber, er hat Unrecht. — Sie haben ein ſo entſchiednes Talent! — Wenn die Welt Sie nur erſt kennte — aber das wird kommen! Noch heute früh ſprach ich von Ihnen —

Karl. Von mir?

Selicour. Mit der Mutter unſers Herrn Miniſters — und man hat ſchon ein gutes Vorurtheil für Sie, nach der Art, wie ich Ihrer erwähnte.

Karl. So! Bey welchem Anlaß war das?

Selicour. Sie macht die Kennerinn — ich weiß nicht, wie ſie dazu kommt — Man ſchmeichelt ihr, ihres Sohnes wegen. — Wie? Wenn Sie ihr auf eine geſchickte feine Art den Hof machten — deſſentwegen wollte ich Sie eben aufſuchen. — Sie verlangte ein paar Couplets von mir für dieſen Abend. — Nun habe ich zwar zu meiner Zeit auch meinen Vers gemacht, wie ein andrer, aber der Witz iſt eingeroſtet in den leidigen Geſchäften! Wie wärs nun, wenn Sie ſtatt meiner die Verschen machten — Sie vertrauten Sie mir an — Ich leſe ſie vor — man iſt davon bezaubert — man will von mir wiſſen — Ich — ich *nenne* Sie! Ich ergreife dieſe Gelegenheit, Ihnen eine Lobrede zu halten. — Alles iſt voll von Ihrem Ruhm, und nicht lange, ſo iſt der neue Poet fertig, eben ſo berühmt durch ſeinen Witz, als ſeinen Degen!

Karl. Sie eröffnen mir eine glänzende Ausſicht!

Selicour. Es ſteht ganz in Ihrer Gewalt, ſie wirklich zu machen!

Karl (vor ſich.) Er will mich beſchwatzen! Es iſt lauter Falſchheit, ich weiß es recht gut, daß er falſch iſt — aber, wie ſchwach bin ich gegen das Lob! Wider meinen Willen könnte er mich beſchwatzen. — (zu Selicour.) Man verlangt alſo für dieſen Abend —

Selicour. Eine Kleinigkeit! Ein Nichts! Ein Liedchen — wo ſich auf eine ungezwungene Art ſo ein feiner Zug zum Lobe des Miniſters anbringen ließe. —

Karl. Den Lobredner zu machen iſt meine Sache nicht! Die Würde der Dichtkunſt ſoll durch mich nicht ſo erniedrigt werden. Jedes Lob, auch wenn es noch ſo verdient iſt, iſt Schmeichelei, wenn man es an die Großen richtet.

Selicour. Der ganze Stolz eines ächten Muſenſohns! Nichts von Lobſprüchen alſo — aber ſo etwas von Liebe — Zärtlichkeit — Empfindung —

Karl (ſieht ſein Papier an.) Konnte ich denken, da ich ſie niederſchrieb, daß ich ſobald Gelegenheit haben würde? —

Selicour. Was? Wie? Das ſind doch nicht gar Verſe —

Karl. O verzeihen Sie! Eine ſehr ſchwache Arbeit —

Selicour. Ey was! Mein Gott! Da hätten wir ja gerade, was wir brauchen! — Her damit, geſchwind — Sie ſollen bald die Wirkung davon erfahren — Es braucht auch gerade keine Romanze zu ſeyn — dieſe Kleinigkeiten — dieſe artigen Spielereien thun oft mehr, als man glaubt — dadurch gewinnt man die Frauen, und die Frauen machen alles. — Geben Sie! Geben Sie! — Wie! Sie ſtehen an! Nun, wie Sie wollen! Ich wollte Ihnen nützlich ſeyn —

Sie bekannt machen — Sie wollen nicht bekannt ſeyn — Behalten Sie Ihre Verſe! Es iſt Ihr Vortheil, nicht der meine, den ich dabei beabſichtete.

Karl. Wenn nur —

Selicour. Wenn Sie ſich zieren —

Karl. Ich weiß aber nicht —

Selicour (reißt ihm das Papier aus der Hand.) Sie ſind ein Kind! Geben Sie! Ich will Ihnen wider Ihren Willen dienen — Ihr Vater ſelbſt ſoll Ihrem Talente bald Gerechtigkeit erzeigen. Da kommt er! (er ſteckt das Papier in die rechte Taſche.)

Sechster Auftritt.

Beide Firmin's. Selicour.

Firmin. Hier, mein Freund! — aber reinen Mund gehalten. (gibt ihm das Papier heimlich.)

Selicour. Ich weiß zu ſchweigen. (ſteckt das Papier in die linke Rocktaſche.)

Karl (vor ſich.) That ich Unrecht, ſie ihm zu geben — Was kann er aber auch am Ende mit meinen Verſen machen?

Selicour. Meine werthen Freunde! Sie haben mir eine köſtliche Viertelſtunde geſchenkt — Aber man vergißt ſich in Ihrem Umgang. — Der Miniſter wird auf mich warten — ich reiße mich ungern von Ihnen los, denn man gewinnt immer etwas bey ſo würdigen Perſonen. (geht ab, mit beiden Händen an ſeine Rocktaſche greifend.)

Siebenter Auftritt.

Beide Firmin's.

Firmin. Das iſt nun der Mann, den du einen Ränkeſchmied und Kabalenmacher nennſt — und kein Menſch nimmt hier mehr Antheil an mir, als er!

Karl. Sie mögen mich nun für einen Träumer halten — Aber je mehr er Ihnen ſchön thut, deſto weniger trau ich ihm — Dieſer ſüſſe Ton, den er bey Ihnen annimmt — Entweder er braucht Sie, oder er will Sie zu Grund richten.

Firmin. Pfui über das Mißtrauen! — Nein, mein Sohn! Und wenn ich auch das Opfer der Bosheit werden ſollte — ſo will ich doch ſo ſpät als möglich das Schlechte von Andern glauben.

Achter Auftritt.

Vorige. La Roche.

La Roche. Sind Sie da, Herr Firmin! — Es macht mir herzliche Freude — Der Miniſter will Sie beſuchen.

Karl. Meinen Vater —

Firmin. Mich?

La Roche. Ja, Sie! — Ich hab es wohl bemerkt, wie ich ein Wort von Ihnen fallen ließ, daß Sie ſchon ſeine Aufmerkſamkeit erregt hatten. — Dieſem Selicour iſt auch gar nicht wohl dabey zu Muthe — So iſt mein heutiger Schritt doch zu etwas gut geweſen.

Karl. O ſo ſehen Sie ſich doch wider Ihren eignen Willen ans Licht hervor gezogen! — Welche glückliche Begebenheit!

Firmin. Ja! Ja! Du ſiehſt mich in deinen Gedanken ſchon als Ambaſſadeur und Miniſter — Herr von Narbonne wird mir einen kleinen Auftrag zu geben haben, das wirds alles ſeyn!

La Roche. Nein, nein, ſag ich Ihnen — er will Ihre nähere Bekanntſchaft machen — Und das iſts nicht allein! Nein! Nein! Die Augen ſind ihm endlich aufgegangen! Dieſer Selicour, ich weiß es, iſt ſeinem Fall nahe! Noch heute — Es iſt ſchändlich und abſcheulich — doch ich ſage nichts. — Der Miniſter ließ in Ihrem Hauſe nach Ihnen fragen, man ſagte ihm, Sie ſeyen auf dem Büreau — Ganz gewiß ſucht er Sie hier auf! Sagt' ichs nicht? Sieh, da iſt er ſchon! (er tritt nach dem Hintergrund zurück.)

Neunter Auftritt.

Narbonne zu den Vorigen.

Narbonne. Ich habe Arbeiten von Ihnen geſehen, Herr Firmin, die mir eine hohe Idee von Ihren Einſichten geben, und von allen Seiten hör' ich Ihre Rechtſchaffenheit, Ihre Beſcheidenheit rühmen. — Männer Ihrer Art brauche ich höchſt nöthig — Ich komme deßwegen, mir Ihren Beiſtand, Ihren Rath, Ihre Mitwirkung in dem ſchweren Amte auszubitten, das mir anvertraut iſt. — Wollen Sie mir Ihre Freundſchaft ſchenken, Herr Firmin?

Firmin. So viel Zutrauen beſchämt mich und macht mich ſtolz. — Mit Freude und Dankbarkeit nehme ich dieſes gütige Anerbieten an — aber ich fürchte, man hat Ihnen eine zu hohe Meynung von mir gegeben.

Karl. Man hat Ihnen nicht mehr geſagt, als wahr iſt, Herr von Narbonne! — Ich bitte Sie, meinem Vater in dieſem Punkte nicht zu glauben.

Firmin. Mache nicht zuviel Rühmens, mein Sohn, von einem ganz gemeinen Verdienſt.

Narbonne. Das iſt alſo Ihr Sohn, Herr Firmin?

Firmin. Ja.

Narbonne. Der Karl Firmin, deſſen meine Mutter und Tochter noch heute Morgen gedacht haben?

Karl. Ihre Mutter und die liebenswürdige Charlotte haben ſich noch an Karl Firmin erinnert!

Narbonne. Sie haben mir ſehr viel ſchmeichelhaftes von Ihnen geſagt.

Karl. Möchte ich ſo viele Güte verdienen!

Narbonne. Es ſoll mich freuen mit Ihnen, braver junger Mann, und mit Ihrem würdigen Vater mich näher zu verbinden — Herr Firmin! Wenn es meine Pflicht iſt, Sie aufzuſuchen, ſo iſt es die Ihre nicht weniger, ſich finden zu laſſen. Mag ſich der Unfähige einer ſchimpflichen Trägheit ergeben! — Der Mann von Talent, der ſein Vaterland liebt, ſucht ſelbſt das Auge ſeines Chefs, und bewirbt ſich um die Stelle, die er zu verdienen ſich bewußt iſt. — Der Dummkopf und der Nichtswürdige ſind immer bey der Hand, um ſich mit ihrem anmaßlichen Verdienſte zu brüſten — wie ſoll man das wahre Verdienſt unterſcheiden, wenn es ſich mit ſeinen verächtlichen Nebenbuhlern nicht einmal in die Schranken ſtellt? — Bedenken Sie, Herr Firmin, daß man für das Gute, welches man nicht thut, ſo wie für das Böſe, welches man zuläßt, verantwortlich iſt.

Karl. Hören Sie's nun, mein Vater!

Firmin. Geben Sie mir Gelegenheit, meinem Vaterlande zu dienen, ich werde ſie mit Freuden ergreifen!

Narbonne. Und mehr verlang ich nicht — damit wir beſſer mit einander bekannt werden, ſo ſpeiſen Sie beide dieſen Abend bey mir. Sie finden eine angenehme Geſellſchaft — Ein paar gute Freunde, einige Verwandte — Aller Zwang wird entfernt ſeyn, und meine Mutter, die durch meinen neuen Stand nicht ſtolzer geworden iſt, wird Sie aufs freundlichſte empfangen, das verſprech ich Ihnen.

Firmin. Wir nehmen Ihre gütige Einladung an.

Karl (vor ſich.) Ich werde Charlotten ſehen!

La Roche (bey Seite.) Die Sachen ſind auf gutem Weg — der Augenblick iſt günſtig — Friſch, noch einen Ausfall auf dieſen Selicour! (kommt vorwärts.) So laſſen ſie endlich dem Verdienſt Gerechtigkeit widerfahren, gut! Nun iſt noch übrig, auch das Laſter zu entlarven — Glücklicherweiſe finde ich Sie hier, und kann da fortfahren, wo ich es dieſen Morgen gelaſſen — Dieſer Selicour brachte mich heute zum Stillſchweigen — ich machte es ungeſchickt, ich geſteh es, daß ich ſo mit der Thüre ins Haus fiel, aber wahr bleibt wahr! Ich habe doch recht! Sie verlangten Thatſachen — Ich bin damit verſehen.

Narbonne. Was? Wie?

La Roche. Dieſer Menſch, der ſich das Anſehn giebt, als ob er ſeiner Mutter und ſeiner ganzen Familie zur Stütze diente, er hat einen armen Teufel von Vetter ſchön empfangen, der heute in ſeiner Einfalt, in gutem Vertrauen zu ihm in die Stadt kam, um eine klein. Verſorgung durch ihn zu erhalten. Fortgejagt wie einen Taugenichts hat ihn der Heuchler! So geht er mit ſeinen Verwandten um — und wie ſchlecht ſein Herz iſt, davon kann ſeine nothleidende Mutter —

Firmin. Sie thun ihm ſehr Unrecht, lieber La Roche! Eben dieſer Vetter, den er ſoll fortgejagt haben, kehrt mit ſeinen Wohlthaten überhäuft und von falſchen Hofnungen geheilt in ſein Dorf zurück!

Narbonne. Eben mit dieſem Vetter hat er ſich recht gut betragen.

La Roche. Wie? Was?

Narbonne. Meine Mutter war ja bey dem Geſpräch zugegen.

Firmin. Lieber La Roche! Folgen Sie doch nicht ſo der Eingebung einer blinden Rache.

La Roche. Schön, Herr Firmin! Reden Sie ihm noch das Wort!

Firmin. Er iſt abweſend, es iſt meine Pflicht, ihn zu vertheidigen. —

Narbonne. Dieſe Geſinnung macht Ihnen Ehre.

Herr Firmin; auch hat ſich Herr Selicour in Anſehung Ihrer noch heute eben ſo betragen. — Wie erfreut es mich, mich von ſo würdigen Perſonen umgeben zu ſehen — (zu La Roche.) Sie aber, der den armen Selicour ſo unverſöhnlich verfolgt, Sie ſcheinen mir wahrlich der gute Mann nicht zu ſeyn, für den man Sie hält! — Was ich bis jetzt noch von Ihnen ſah, bringt Ihnen wahrlich ſchlechte Ehre!

La Roche (vor ſich.) Ich möchte berſten — Aber nur Geduld!

Narbonne. Ich bin geneigt, von dem guten Selicour immer beſſer zu denken, je mehr ſchlimmes man mir von ihm ſagt, und ich gehe damit um, ihn mir näher zu verbinden.

Karl (betroffen.) Wie ſo?

Narbonne. Meine Mutter hat gewiſſe Plane, die ich vollkommen gut heiße — Auch mit Ihnen habe ich es gut vor, Herr Firmin! — dieſen Abend ein mehreres. — Bleiben Sie ja nicht lange aus. (zu Karl.) Sie, mein junger Freund, legen ſich auf die Dichtkunſt, hör ich, meine Mutter hat mir heute Ihr Talent gerühmt. — Laſſen Sie uns bald etwas von Ihrer Arbeit hören. — Auch ich liebe die Muſen, ob ich gleich ihrem Dienſt nicht leben kann. — Ihr Diener, meine Herren! — Ich verbitte mir alle Umſtände. (er geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Vorige ohne Narbonne.

Karl. Ich werde ſie ſehen! Ich werde ſie ſprechen! — Aber dieſe gewiſſen Plane der Großmutter — Gott! ich zittre. — Es iſt gar nicht mehr zu zweifeln, daß ſie dieſem Selicour beſtimmt iſt.

Firmin. Nun, mein Sohn! Das iſt ja heute ein glücklicher Tag!

La Roche. Für Sie wohl, Herr Firmin — aber für mich?

Firmin. Seyn Sie außer Sorgen. Ich hoffe alles wieder ins Gleiche zu bringen. — (zu Karl.) Betrage dich klug, mein Sohn! wenigſtens unter den Augen des Miniſters vergiß dich nicht.

Karl. Sorgen Sie nicht! Aber auch Sie, mein Vater, rühren Sie ſich einmal!

Firmin. Schön! Ich erhalte auch meine Lektion.

Karl. Und habe ich nicht recht, Herr La Roche?

Firmin. Laß dir ſein Beyſpiel wenigſtens zu einer Warnung dienen. — Muth gefaßt, La Roche! Wenn meine Fürſprache etwas gilt, ſo iſt Ihre Sache noch nicht verloren. (er geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Karl Firmin und La Roche.

La Roche. Nun, was ſagen Sie? Iſt das erlaubt, daß Ihr Vater ſelbſt mich Lügen ſtraft, und den Schelmen in Schutz nimmt?

Karl. Beſter Freund, ich habe heute früh Ihre Dienſte verſchmäht, jetzt flehe ich um Ihre Hülfe. Es iſt nicht mehr zu zweifeln, daß man ihr den Selicour zum Gemahl beſtimmt. Ich bin nicht werth ſie zu beſitzen, aber noch weniger verdient es dieſer Nichtswürdige!

La Roche. Braucht's noch eines Sporns, mich zu hetzen? Sie ſind Zeuge geweſen, wie man mich um ſeinetwillen mißhandelt hat! Hören Sie mich an! Ich habe in Erfahrung gebracht, daß der Miniſter ihm noch heute eine ſehr wichtige und kitzliche Arbeit aufgetragen, die noch vor Abend fertig ſeyn ſoll. Er wird ſie entweder gar nicht leiſten, oder doch etwas höchſt elendes zu Markte bringen. So kommt ſeine Unfähigkeit ans Licht. Trotz ſeiner ſüßlichten Manieren haſſen ihn alle und wünſchen ſeinen Fall. Keiner wird ihm helfen, dafür ſteh' ich, ſo verhaßt iſt er! —

Karl. Meinen Vater will ich ſchon davon abhalten. — Ich ſehe jetzt wohl, zu welchem Zweck er mir mein Gedicht abſchwatzte. Sollte er wohl die Stirne haben, ſich in meiner Gegenwart für den Verfaſſer auszugeben?

La Roche. Kommen Sie mit mir in den Garten, er darf uns nicht beiſammen antreffen. — Du nennſt dich meinen Meiſter, Freund Selicour! Nimm dich in Acht — — Dein Lehrling formirt ſich, und noch vor Abend ſollſt du bey ihm in die Schule gehen!

(gehen ab.)

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Madame Belmont. Charlotte.

Madame Belmont. Bleib da, Charlotte! Wir haben ein Wörtchen mit einander zu reden, eh die Geſellſchaft kommt. — Sage mir, mein Kind! Was hältſt du von dem Herrn Selicour?

Charlotte. Ich, Mama?

Madame Belmont. Ja, du!

Charlotte. Nun, ein ganz angenehmer, verdienſtvoller, würdiger Mann ſcheint er mir zu ſeyn.

Madame Belmont. Das hör' ich gerne! Ich freue mich, liebes Kind, daß du eine ſo gute Meynung von ihm haſt — denn, wenn dein Vater und ich etwas über dich vermögen, ſo wird Herr Selicour bald dein Gemahl ſeyn.

Charlotte (betroffen.) Mein Gemahl! —

Madame Belmont. Fällt dir das auf?

Charlotte. Herr Selicour?

Madame Belmont. Wir glaubten nicht beſſer für dein Glück ſorgen zu können —

Charlotte. Von Ihren und meines Vaters Händen will ich gerne einen Gatten annehmen — Aber, Sie werden mich für grillenhaft halten, liebe Großmama! — Ich weiß nicht — dieſer Herr Selicour, den ich übrigens hochſchätze — gegen den ich nichts einzuwenden habe — ich weiß nicht, wie es kommt — wenn ich mir ihn als meinen Gemahl denke, ſo — ſo empfinde ich in der Tiefe meines Herzens eine Art von —

Madame Belmont. Doch nicht von Abneigung?

Charlotte. Von Grauen möcht' ichs ſogar nennen! Ich weiß, daß ich ihm Unrecht thue, aber ich kann es nun einmal nicht überwinden. — Ich fühle weit mehr Furcht vor ihm, als Liebe.

Madame Belmont. Schon gut! Dieſe Furcht kennen wir, meine Tochter!

Charlotte. Nein, hören Sie! —

Madame Belmont. Eine angenehme mädchenhafte Schüchternheit! Das muß ich wiſſen, glaube mir. — Bin ich nicht auch einmal jung geweſen? — Uebrigens ſteht dieſe Parthie deiner Familie an. — Ein Mann, der alles weiß — ein Mann von Geſchmack — ein feiner Kenner — und ein ſo gefälliger bewährter Freund. — Auch reißt man ſich in allen Häuſern um ihn. — Wäre er nicht eben jetzt ſeiner Mutter wegen bekümmert, ſo hatte er mir dieſen Abend eine Romanze für dich verſprochen — denn er kann alles, und dir möchte er gern in jeder Kleinigkeit zu Gefallen ſeyn. —

Aber ich hör' ihn kommen! Er läßt doch niemals auf ſich warten! Wahrlich, es giebt ſeines Gleichen nicht!

Zweyter Auftritt.

Selicour zu den Vorigen.

Selicour. Sie verlangten heute ein gefühlvolles zärtliches Lied von mir! Ich habe mein möglichſtes gethan, Madame! — und lege es Ihnen hier zu Füßen.

Madame Belmont. Wie, Herr Selicour? Sie haben es wirklich ſchon fertig? — In der That, ich fürchtete, daß die übeln Nachrichten —

Selicour. Welche Nachrichten?

Madame Belmont. Von Ihrer Mutter —

Selicour. Von meiner Mutter! — Ja — Ich — ich habe eben einen Brief von ihr erhalten — einen Brief, worinn ſie mir meldet, daß ſie endlich —

Madame Belmont. Daß ſie die tauſend Thaler erhalten — Nun, das freut mich —

Selicour. Hätte ich ſonſt die Faſſung haben können? — Aber, dem Himmel ſey Dank! — Jetzt iſt mir dieſer Stein vom Herzen, und in der erſten Freude ſetzte ich dieſe Strophen auf, die ich die Ehre gehabt, Ihnen zu überreichen.

Madame Belmont (zu Charlotten.) Er hätte dich gejammert, wenn du ihn geſehen hätteſt — Da wars, wo ich ſein ganzes treſliches Herz kennen lernte. — Herr Selicour, ich liebe Ihre Romanze, noch eh ich ſie geleſen.

Dritter Auftritt.

Vorige. Narbonne.

Narbonne. Selicour hier bey Ihnen! Ey, ey, liebe Mutter, Sie ziehen mir ihn von nöthigeren Dingen ab. — Er hat ſo dringend zu thun und Sie beladen ihn noch mit unnützen Aufträgen.

Madame Belmont. Sieh, ſieh, mein Sohn! — Will er nicht gar böſe werden!

Narbonne. Was ſoll aus dem Aufſatz werden, der doch ſo wichtig und ſo dringend iſt?

Selicour. Der Aufſatz iſt fertig. Hier iſt er!

Narbonne. Was, ſchon fertig?

Selicour. Und ich bitte Sie, zu glauben, daß ich weder Zeit noch Mühe dabey geſpart habe.

Narbonne. Aber wie iſt das möglich?

Selicour. Die Mißbräuche der vorigen Verwaltung haben mir nur zu oft das Herz ſchwer gemacht — Ich konnte es nicht dabey bewenden laſſen, ſie bloß müſſig zu beklagen — Dem Papiere vertraute ich meinen Unwillen, meinen Tadel, meine Verbeſſerungsplane an, und ſo trift es ſich, daß die Arbeit, die Sie mir auftrugen, ſchon ſeit lange im Stillen von mir gemacht iſt — Es ſollte mir wahrlich auch nicht an Muth gefehlt haben, öffentlich damit hervor zu treten, wenn die Regierung nicht endlich von ſelbſt zur Einſicht gekommen wäre, und in Ihrer Perſon einen Mann aufgeſtellt hätte, der alles wieder in Ordnung bringt — Jetzt iſt der Zeitpunkt da, von dieſen Papieren öffentlichen Gebrauch zu machen — Es fehlte nichts, als die Blätter zurecht zu legen, und das war in wenig Augenblicken geſchehen!

Madame Belmont. Nun, mein Sohn! Du kannſt zufrieden ſeyn, denk ich — Herr Selicour hat deinen Wunſch erfüllt, eh er ihn wußte, hat dir in die Hand gearbeitet, und ihr kommt einander durch den glücklichſten Zufall entgegen —

Narbonne. Mit Freuden ſeh ich, daß wir einverſtanden ſind. — Geben Sie, Herr Selicour, noch heute Abend ſende ich den Aufſatz an die Behörde.

Selicour (vor ſich.) Alles geht gut — Jetzt dieſen Firmin weggeſchaft, der mir im Weg iſt. (laut.) Werden Sie mir verzeihen, Herr von Narbonne? — Es thut mir leid, es zu ſagen — aber ich muß fürchten, daß die Anklage des Herrn La Roche dieſen Morgen doch einigen Eindruck gemacht haben könnte. —

Narbonne. Nicht den mindeſten.

Selicour. Ich habe es befürchtet. — Nach allem, was ich ſehe, hat dieſer La Roche meine Stelle ſchon an jemanden vergeben. —

Narbonne. Wie?

Selicour. Ich habe immer ſehr gut gedacht von

Herrn Firmin, aber, ich geſteh es — ich fange doch endlich an, an ihm irre zu werden.

Narbonne. Wie? Sie haben ja mir noch heute ſeine Gutmüthigkeit gerühmt.

Selicour. Iſt auch dem Gutmüthigſten bis auf einen gewiſſen Punkt zu trauen? — Ich ſehe mich von Feinden umgeben. Man legt mir Fallſtricke. —

Narbonne. Sie thun Herrn Firmin Unrecht. Ich kenne ihn beſſer und ich ſtehe für ihn.

Selicour. Ich wünſchte, daß ich eben ſo von ihm denken könnte.

Narbonne. Der ſchändliche Undank dieſes La Roche muß Sie natürlicherweiſe mißtrauiſch machen. Aber wenn Sie auch nur den Schatten eines Zweifels gegen Herrn Firmin haben, ſo werden Sie ſogleich Gelegenheit haben, von Ihrem Irrthum zurück zu kommen.

Selicour. Wie das?

Narbonne. Er wird im Augenblick ſelbſt hier ſeyn.

Selicour. Herr Firmin — hier?

Narbonne. Hier — Ich konnte mirs nicht verſagen. Ich hab ihn geſehen!

Selicour. Geſehen! Vortrefflich!

Narbonne. Er und ſein Sohn ſpeiſen dieſen Abend mit uns.

Selicour. Speiſen — Sein Sohn! Vortrefflich!

Madame Belmont und Charlotte. Karl Firmin?

Narbonne. Der junge Offizier, deſſen Verdienſte

Sie mir ſo oft gerühmt haben. — Ich habe Vater und Sohn zum Nachteſſen eingeladen.

Madame Belmont. Ich werde ſie mit Vergnügen willkommen heißen.

Narbonne (zu Selicour.) Sie haben doch nichts dawider?

Selicour. Ich bitte ſehr — Ganz im Gegentheil!

Madame Belmont. Ich bin dem Vater ſchon im voraus gut um des Sohnes willen. Und was ſagt unſre Charlotte dazu?

Charlotte. Ich, Mama — ich bin ganz Ihrer Meynung!

Narbonne. Sie können ſich alſo ganz offenherzig gegen einander erklären.

Selicour. O das bedarfs nicht — im geringſten nicht — Wenn ichs geſtehen ſoll, ich habe Herrn Firmin immer für den redlichſten Mann gehalten — und that ich ihm einen Augenblick unrecht, ſo bekenne ich mit Freuden meinen Irrthum — Ich für meinen Theil bin überzeugt, daß er mein Freund iſt.

Narbonne. Er hat es bewieſen! Er ſpricht mit groſſer Achtung von Ihnen — Zwar kenn' ich ihn nur erſt von heute, aber gewiß verdient er —

Selicour (einfallend.) Alle die Lobſprüche, die ich ihm, wie Sie wiſſen, noch vor kurzem ertheilt habe — So bin ich einmal! Mein Herz weiß nichts von Mißgunſt!

Narbonne. Er verbindet einen geſunden Kopf mit einem vortreflichen Herzen, und kein Menſch kann von Ruhmſucht freier ſeyn, als er. Was gilts? Er wär im Stande, einem andern das ganze Verdienſt von dem zu laſſen, was er geleiſtet hat!

Selicour. Meynen Sie?

Narbonne. Er wäre der Mann dazu!

Madame Belmont. Sein Sohn möchte in dieſem Stück nicht ganz ſo denken.

Charlotte. Ja wohl, der iſt ein junger feuriger Dichterkopf, der keinen Scherz verſteht.

Selicour. Würde der wohl einem andern den Ruhm ſeines Werks abtreten?

Charlotte. O daran zweifle ich ſehr!

Narbonne. Ich liebe dieſes Feuer an einem jungen Kriegsmann.

Selicour. O allerdings, das verſpricht!

Narbonne. Jeder an ſeinen rechten Platz geſtellt, werden ſie beide vortreflich zu brauchen ſeyn.

Selicour. Es iſt doch gar ſchön, wie Sie die fähigen Leute ſo aufſuchen!

Narbonne. Das iſt meine Pflicht. (er ſpricht mit ſeiner Tochter.)

Selicour. Das wars! (zu Madame Belmont, bey Seite.) Ein Wort, Madame! — Man könnte doch glauben, Sie zerſtreuten mich von meinen Berufsgeſchäften — Wenn alſo dieſen Abend mein Gedicht ſollte geſungen werden, ſo — nennen Sie mich nicht!

Madame Belmont. Wenn Sie nicht wollen, nein.

Selicour. Ja — mir fällt ein, — Wie? Wenn ich, größerer Sicherheit wegen, jemanden aus der Geſellſchaft darum anſpräche, ſich als Verfaſſer zu bekennen. —

Madame Belmont. Wie? Sie könnten einem andern den Ruhm davon abtreten?

Selicour. Pah! Das iſt eine Kleinigkeit! (beide Firmin treten ein.)

Charlotte (erblickt ſie, lebhaft.) Da kommen ſie!

Vierter Auftritt.

Vorige. Beide Firmin.

Narbonne (ihnen entgegen.) Ich habe Sie längſt erwartet, meine Herren! — Nur herein! Nur näher! Seyn Sie herzlich willkommen! — Hier, Herr Firmin, meine Mutter und hier meine Tochter — Sie ſind kein Fremdling in meiner Familie.

Madame Belmont (zu Karl Firmin.) Ich hatte mirs nicht erwartet, Sie hier in Paris zu ſehen, es iſt ſehr angenehm, ſich mit lieben Freunden ſo unvermuthet zuſammen zu finden.

Karl. Dieſer Name hat einen hohen Werth für mich. (zu Charlotten.) Sie haben Ihre Tante doch wohl verlaſſen?

Charlotte. Ja, Herr Firmin!

Karl. Es waren unvergeßliche Tage, die ich in Ihrem Hauſe verlebte. Dort wars, mein Fräulein —

Narbonne (zu Firmin dem Vater.) Laſſen wir die jungen Leute ihre Bekanntſchaft erneuern. — Nun, Herr Firmin! Da iſt Selicour!

Selicour (zu Firmin.) In der That — ich bin — ich kann nicht genug ſagen, wie erfreut ich bin — Sie bey dem [illegible] von Narbonne eingeführt zu ſehen.

Narbonne. Sie ſind beide die Männer dazu, einander Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. (zu Firmin.) Er hat etwas auf dem Herzen, ich wünſchte, daß Sie ſich gegen einander erklärten, meine Herren!

Selicour. O nicht doch! Nicht doch! Herr Firmin kennt mich, als ſeinen Freund.

Narbonne. Und ſeyn Sie verſichert, er iſt auch der Ihrige. Ich wünſchte, Sie hätten es gehört, mit welcher Wärme er noch heute Ihre Parthey nahm. Ganz gewiß hat dieſer La Roche wieder —

Selicour. Aber was in aller Welt mag doch den La Roche ſo gegen mich aufhetzen?

Narbonne. Dieſer La Roche iſt mein Mann nicht — wenigſtens hab ich eine ſchlechte Meynung von ſeinem Charakter.

Firmin. Sie thun ihm Unrecht. Ich habe heute gegen ihn geſprochen, aber dießmal muß ich ihn vertheidigen.

Selicour. Es iſt ganz und gar nicht nöthig. Ich ſchätze ihn, ich kenne ſein gutes Herz, und kenne auch ſeine Sparren — Und mag er mich am Ende bey der ganzen Welt anſchwärzen, wenn er nur bey Ihnen keinen Glauben fand! — Sie ſehen, wir ſind fertig — Unſer Streit iſt beygelegt, es braucht keiner weitern Erklärung.

Madame Belmont. Nun, wollen Sie nicht Platz nehmen, meine Herren?

Selicour (zu Karl Firmin.) Es iſt ſchon übergeben das Gedicht.

Karl. Wirklich?

Selicour. Die alte Mama hat es, und den Verfaſſer habe ich ihr nicht verſchwiegen. (Madame Belmont bey Seite führend.) Wiſſen Sie, was ich gemacht habe?

Madame Belmont. Nun!

Selicour. Der junge Firmin — Sie wiſſen, er gibt ſich mit Verſemachen ab.

Madame Belmont. Ja! — Nun!

Selicour. Ich hab ihn erſucht, ſich für den Verfaſſer des Liedchens zu bekennen — Er läßt ſichs gefallen!

Madame Belmont. Läßt ſichs gefallen? Das glaub ich!

Selicour. Daß Sie mich ja nicht Lügen ſtrafen!

Narbonne. Aber bis unſre andern Gäſte kommen, liebe Mutter, laſſen Sie uns eine kleine Unterhaltung ausdenken — Zum Spiel lade ich Sie nicht ein — Wir können uns beſſer beſchäftigen.

Firmin. Sie haben zu befehlen.

Karl. Es wird von Madame abhängen.

Charlotte. Lieben Sie noch immer die Muſik, Herr Firmin?

Narbonne. Es iſt ja wahr, du ſingſt nicht übel —

— Laß hören. — Haſt du uns nicht irgend etwas neues vorzutragen?

Karl. Wenn es Fräulein Charlotten nicht zu viel Mühe macht. —

Charlotte. Hier hat man mir ſo eben einige Strophen zugeſtellt.

Narbonne. Gut! Ich werde, mit Ihrer Erlaubniß, unterdeſſen das Memoire unſers Freundes durchleſen.

Selicour. Aber wir werden Sie ſtören, Herr von Narbonne!

Narbonne. Nicht doch! Ich bin gewohnt im ärgſten Geräuſch zu arbeiten — und hier iſt nur vom Leſen die Rede! (er geht auf die entgegengeſetzte Seite, wo er ſich niederſetzt.)

Selicour. Wenn Sie aber doch lieber —

Narbonne. Verzeihen Sie! aber es leidet keinen Aufſchub. Die Pflicht geht allem vor!

Madame Belmont. Laſſen wir ihn denn, wenn er es ſo will, und nehmen unſer Lied vor. (alle ſetzen ſich. Charlotte ans Ende, Madame Belmont neben Charlotten, Selicour zwiſchen Madame Belmont und Karln, neben letztern Firmin der Vater.)

Charlotte. Die Melodie iſt gleich gut gewählt, wie ich ſehe.

Madame Belmont. Der Verfaſſer iſt nicht weit — ich kann ihn ohne Brille ſehen.

Selicour (zu Madame Belmont, leiſe.) Verrathen Sie mich nicht — Das gilt Ihnen, mein Lieber! (zu Karl Firmin.)

Charlotte. Ihm! Wie?

Firmin. Iſt das wahr, Karl? Wäreſt du —

Selicour. Er iſt der Verfaſſer.

Charlotte (zu ihrer Großmutter.) Wie? Herr Firmin wäre der Verfaſſer!

Madame Belmont (laut.) Ja! — (heimlich) Nenne den wahren Verfaſſer ja nicht —

Charlotte. Warum nicht?

Madame Belmont. Aus Urſachen. (zu Selicour.) Wollen Sie Charlotten nicht accompagniren?

Selicour. Mit Vergnügen.

Firmin (ärgerlich zu ſeinem Sohn.) Gewiß wieder eine übereilte Arbeit — aber das muß einmal gedichtet ſeyn —

Karl. Aber, lieber Vater, hören Sie doch erſt, eh Sie richten!

Charlotte (ſingt.)

An der Quelle ſaß der Knabe
Blumen band er ſich zum Kranz
Und er ſah ſie, fortgeriſſen,
Treiben in der Wellen Tanz; —
„Und ſo fliehen meine Tage
„Wie die Quelle raſtlos hin,
„Und ſo ſchwindet meine Jugend
„Wie die Kränze ſchnell verblühn!“

Madame Belmont (Selicour anſehend.) Dieſer Anfang verſpricht ſchon viel!

Selicour (auf Karl Firmin zeigend.) Dieſem Herrn da gehört das Compliment.

Madame

Madame Belmont. Gut! Gut! Ich verſtehe!

Firmin. Der Gedanke iſt alltäglich, gemein.

Karl. Aber er iſt doch wahr.

Narbonne (auf der entgegengeſetzten Seite mit dem Aufſatz beſchäftigt.) Die Einleitung iſt ſehr gut und erweckt ſogleich die Aufmerkſamkeit.

Charlotte (ſingt wieder.)

„Fraget nicht, warum ich traure
„In des Lebens Blüthenzeit,
„Alles freuet ſich und hoffet,
„Wenn der Frühling ſich erneut!
„Aber dieſe tauſend Stimmen
„Der erwachenden Natur
„Wecken in dem tiefen Buſen
„Mir den ſchweren Kummer nur!“

Madame Belmont. Zum Entzücken!

Firmin. Nicht übel.

Selicour (zu Karl Firmin.) Sie ſehen, wie alles Sie bewundert.

Narbonne (leſend.) Treflich entwickelt und nachdrück- ich vorgetragen — Leſen Sie doch mit mir, Herr Firmin!
(Firmin tritt zum Miniſter und lieſt über ſeine linke Schulter.)

Madame Belmont. Ganz göttlich!

Selicour (zu Narbonne tretend.) Ich habe aber freilich em Herrn Firmin viel, ſehr, ſehr viel dabey zu danken.
tritt wieder auf die andre Seite zwiſchen Karl Firmin und Mada- e Belmont, doch ohne die andre Gruppe aus den Augen zu ver- eren.)

Charlotte (ſingt wieder.)

Was kann mir die Freude frommen,
Die der ſchöne Lenz mir beut,
Eine nur iſts, die ich ſuche,
Sie iſt nah und ewig weit.
Sehnend breit' ich meine Arme
Nach dem theuren Schattenbild,
Ach ich kann es nicht erreichen,
Und das Herz bleibt ungeſtillt!

Komm herab, du ſchöne Holde,
Und verlaß dein ſtolzes Schloß,
Blumen, die der Lenz gebohren,
Streu ich dir in deinen Schooß.
Horch, der Hain erſchallt von Liedern
Und die Quelle rieſelt klar!
Raum iſt in der kleinſten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

Madame Belmont. Wie rührend der Schluß iſt! — Das liebe Kind iſt ganz davon bewegt worden.

Charlotte. Ja, es mag es gemacht haben wer will, es iſt aus einem Herzen gefloſſen, das die Liebe kennt!

Selicour (verneigt ſich gegen Charlotten.) Dies iſt ein ſchmeichelhaftes Lob.

Karl. Was? Er bedankt ſich —

Selicour (ſchnell zu Karl Firmin ſich umdrehend.) Nicht wahr, lieber Freund?

Madame Belmont. Ich bin ganz davon hingeriſſen —

Selicour (bückt ſich gegen Madame Belmont.) Gar zu gütig, Madame!

Karl. Wie verſteh ich das?

Selicour (eben ſo ſchnell wieder zu Karl Firmin.) Nun! Sagt' ichs Ihnen nicht! Sie haben den vollkommenſten Sieg davon getragen.

Karl. Hält er mich zum Narren?

Narbonne. Das Werk iſt vortreflich! Ganz vortreflich!

Selicour (zu Firmin dem Vater.) Sie ſehen, ich habe mich ganz an Ihre Ideen gehalten.

Firmin (lächelt.) Ich muß geſtehen, ich merke ſo etwas.

Charlotte. Ich weiß nicht, welchem von beiden Herren —

Selicour (zu Charlotten, indem er auf Karl Firmin deutet.) Ein ſüſſer Triumph für den Verfaſſer!

Narbonne (den Aufſatz zuſammen legend.) Ein wahres Meiſterwerk. In der That!

Selicour (bückt ſich gegen Narbonne.) Gar zu viel Ehre!

Madame Belmont (wiederholt die letzte Strophe.)

Horch, der Hain erſchallt von Liedern
Und die Quelle rieſelt klar!
Raum iſt in der kleinſten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

Schön! Himmliſch! dem widerſtehe wer kann! — Selicour, es bleibt dabey! Sie heirathen meine Charlotte!

Karl. O Himmel!

Charlotte. Was hör' ich!

Narbonne (ſteht auf.) Ich kenne wenig Arbeiten, die ſo vortreflich wären — Selicour, Sie ſind Geſandter!

Karl. Mein Gott!

Narbonne. Sie ſinds! Ich ſtehe Ihnen für Ihre Ernennung! Wer *das* ſchreiben konnte, muß ein rechtſchaffener Mann, muß ein Mann von hohem Genie ſeyn!

Selicour. Aber erlauben Sie — Ich weiß nicht, ob ich es annehmen darf — Zufrieden mit meinem jetzigen Looſe —

Narbonne. Sie müſſen ſich von allem losreißen, wenn der Staat Sie anderswo nöthig hat.

Selicour. Dürfte ich mir nicht wenigſtens Herrn Firmin zu meinem Sekretär ausbitten?

Firmin. Wo denken Sie *hin*? Mich? Mich? Zu Ihrem Sekretär?

Selicour. Ja, Herr Firmin! Ich habe Sie ſehr nöthig.

Karl. Das will ich glauben.

Narbonne. Das wird ſich finden! Nun! Wie iſt die Muſik abgelaufen?

Selicour. Fräulein Charlotte hat ganz himmliſch geſungen.

Fünfter Auftritt.

Michel zu den Vorigen.

Michel. Die Geſellſchaft iſt im Saal verſammelt —

Narbonne. Sie ſind ſo gütig, liebe Mutter, ſie zu empfangen — Ich will dieſes jetzt auf der Stelle abſenden — (leiſe zu Selicour.) Gewinnen Sie die Einwilligung meiner Tochter, und mit Freuden erwähle ich Sie zum Sohn — Noch einmal! Das Werk iſt vortreflich und ich gäbe viel darum, es gemacht zu haben. (ab)

Selicour (zu Karl.) Nun, genießen Sie Ihres Triumphs, Herr Firmin! — (zu Charlotten.) Unſer junger Freund weiß die Complimente ganz gut aufzunehmen.

Charlotte. Nach den hübſchen Sachen, die ich von ihm geſehen, hätte ich nicht geglaubt, daß er nöthig haben würde, ſich mit fremden Federn zu ſchmücken.

Selicour. Bloße Gefälligkeit, mein Fräulein! — Aber die Geſellſchaft wartet —

Firmin (zu ſeinem Sohn.) Nun, du haſt ja ganz gewaltiges Lob eingeärntet! (Selicour giebt Charlotten ſeinen Arm.)

Karl. Ja, ich hab Urſache, mich zu rühmen.

Madame Belmont (zu Selicour.) Recht, recht! Führen Sie Charlotten — Es kleidet ihn doch alles. Er iſt ein ſcharmanter Mann! (ſie nimmt Firmins Arm.)

Selicour (auf Firmin zeigend.) Dieſem Herrn, nicht mir gebührt das Lob — Ich weiß in der That nicht, wie ich mirs zueignen darf — Alles, was ich bin, was ich gelte, iſt ja ſein Verdienſt. (gehen ab.)

Sechster Auftritt.

Karl (allein zurückbleibend.)

Meine Unruhe würde mich verrathen. — Ich muß mich erſt faſſen, eh ich ihnen folgen kann. — Habe ich wirklich die Geduld gehabt, dieß alles zu ertragen? — Ein ſchöner Triumph, den ich davon trug. — Aus Spott machten ſie mir das Compliment. — Es iſt offenbar, daß ſie ihn und nicht mich für den Verfaſſer halten. Ich bin ihr Narr und der Schelm hat allein die Ehre.

Siebenter Auftritt.

Karl. La Roche.

La Roche. Sieh da, Herr Firmin! — So ganz allein — Es geht alles nach Wunſch vermuthlich.

Karl. O ganz vortreflich!

La Roche. Ich habe auch gute Hofnung.

Karl. Selicour ſteht in größerm Anſehen als jemals.

La Roche. Sieh doch! Was Sie ſagen!

Karl. Es giebt keinen fähigern Kopf, keinen bravern Biedermann.

La Roche. Iſts möglich? Aber dieſer wichtige Aufſatz, den der Miniſter ihm aufgetragen, und dem er ſo ganz und gar nicht gewachſen iſt.

Karl. Der Aufſatz iſt fertig.

La Roche. Gehen Sie doch!

Karl. Er iſt fertig, ſag ich Ihnen.

La Roche. Sie ſpotten meiner! Es iſt nicht möglich.

Karl. Ein Meiſterſtück an Styl und Innhalt!

La Roche. Es iſt nicht möglich, ſag' ich Ihnen!

Karl. Ich ſage Ihnen, es iſt! — Der Aufſatz iſt geleſen, bewundert, und wird jetzt eben abgeſchickt.

La Roche. So muß er einen Teufel in ſeinem Solde haben, der für ihn arbeitet.

Karl. Und dieſe Geſandtſchaftsſtelle!

La Roche. Nun, die Geſandtſchaft —

Karl. Er erhält ſie! Er erhält die Hand des Fräuleins!

La Roche. Sie kann ihn nicht leiden.

Karl. Sie wird nachgeben.

La Roche. Die Geſandtſchaft mit ſamt dem Mädchen! Nein, beym Teufel! Das kann nicht ſeyn! Das darf nicht ſeyn! — Wie? Was? Dieſer Heuchler, dieſer niederträchtige Bube ſollte einen Preiß hinwegſchnappen, der nur der Lohn des Verdienſtes iſt. — Nein, ſo wahr ich lebe! Das dürfen wir nicht zugeben, *wir*, die wir ihn kennen. Das iſt gegen unſer Gewiſſen, wir wären ſeine Mitſchuldigen, wenn wir das duldeten!

Karl. Gleich, auf der Stelle will ich die Großmutter aufſuchen. — Ich will ihr die Augen öfnen wegen des Gedichts —

La Roche. Wegen des Gedichts — Von dem Gedicht iſt hier auch die Rede — Bey der alten Mama mag er ſich damit in Gunſt ſetzen, aber meynen Sie, daß der Miniſter ſich nach ſo einer Kleinigkeit beſtimmen laſſe — Nein, Herr! Dieſes Memoire iſts, das ſo vortreflich ſeyn ſoll, und das er irgendwo muß herbey gehext haben — denn gemacht hat ers nicht, nun und nimmer, darauf ſchwör' ich — aber ſeine ganze Hexerei ſind ſeine Kniffe! Und mit ſeinen eignen Waffen müſſen wir ihn ſchlagen. Auf dem geraden Wege giengs nicht — ſo müſſen wir einen krummen verſuchen. Halt, da fällt mir ein — Ja, das wird gehen — Nur fort — fort, daß man uns nicht beiſammen findet.

Karl. Aber keine Unbeſonnenheit, Herr La Roche! Bedenken Sie, was auf dem Spiele ſteht!

La Roche. Meine Ehre ſteht auf dem Spiele, junger Herr, und die liegt mir nicht weniger am Herzen, als euch die Liebe — Fort! Hinein! Sie ſollen weiter von mir hören.

Achter Auftritt.

La Roche (allein.)

Laß ſehen — Er ſuchte von jeher die ſchwachen Seiten ſeiner Obern auszuſpüren, um ſich ihnen nothwendig zu machen. Noch dieſen Morgen hatte ers mit dem Kammerdiener — Der Kerl iſt ein Plauderer — Es wollte etwas von einem galanten Abentheuer des Miniſters verlauten — Er habe Zimmer beſprochen in der Vorſtadt. — Ich glaube kein Wort davon, aber man könnte verſuchen — Doch ſtill! Da kömmt er!

Neunter Aufzug.

La Roche und Selicour.

Selicour (ohne ihn zu bemerken.) Alles geht nach Wunſch und doch bin ich nicht ganz ohne Sorgen — Noch hab ich weder die Stelle noch die Braut, und da iſt Sohn und Vater, die mir auf den Dienſt lauren und mir jeden Augenblick beides wegfiſchen können — Wenn ich ſie entfernen könnte — Aber wie? Dem Miniſter iſt nicht beyzukommen — Dieſe Leute, die ihren geraden Weg gehen, brauchen niemand — man kann ſie nicht in ſeine Gewalt bekommen — Ja, wenn er etwas zu vertuſchen hätte — wenn ich ihm eine Schwäche ablauren könnte, die mich ihm unentbehrlich machte!

La Roche (vor ſich.) Recht ſo! Der läuft mir in die Hände!

Selicour. Ach, ſieh da! Herr La Roche!

La Roche. Ich bin's, und ich komme, Herr Selicour! —

Selicour. Was wollen Sie?

La Roche. Mein Unrecht einzugeſtehen!

Selicour. Aha!

La Roche. Das mir nicht einmal etwas geholfen hat!

Selicour. Das iſt das Beſte! denn es lag wahrlich

ſ

nicht an Ihrer boshaften Zunge, wenn ich nicht ganz zu Grunde gerichtet bin.

La Roche. Das iſt leider wahr, und ich darf daher kaum hoffen, daß Sie mir vergeben können.

Selicour. Aha! Steht es ſo? Fangen wir an geſchmeidiger zu werden?

La Roche. Zu der ſchönen Stelle, die Sie mir zugedacht haben, kann ich mir nun wohl keine Hofnung mehr machen — Aber um unſerer alten Freundſchaft willen, ſchaden Sie mir wenigſtens nicht!

Selicour. Ich Ihnen ſchaden!

La Roche. Thun Sie's nicht! Haben Sie Mitleid mit einem armen Teufel!

Selicour. Aber —

La Roche. Und da ſich jemand gefunden, der ſich bey dem Miniſter meiner annehmen will —

Selicour. So? Hat ſich jemand? Und wer iſt das?

La Roche. Eine Dame, an die der Kammerdiener Michel mich gewieſen hat.

Selicour. Kammerdiener Michel! So! Kennen Sie dieſen Michel?

La Roche. Nicht viel! Aber, weil es ſein Neffe iſt, der mich aus meiner Stelle vertreibt, ſo will er mir gern einen Gefallen erzeigen —

Selicour. Die Dame iſt wohl eine Anverwandte vom Miniſter?

La Roche. Sie ſoll ein ſchönes Frauenzimmer ſeyn — er ſoll in der Vorſtadt ein Quartier für ſie ſuchen —

Selicour. Gut, gut, ich will ja das alles nicht wiſſen. — Und wie heißt die Dame?

La Roche. Das weiß ich nicht.

Selicour. Gut! Gut!

La Roche. Michel wird Ihnen wohl Auskunft darüber geben können.

Selicour. Mir? Meynen Sie, daß mir ſo viel daran liege?

La Roche. Ich ſage das nicht.

Selicour. Ich frage nichts darnach — Ich bekümmre mich ganz und gar nicht um dieſe Sachen — Morgen wollen Sie dieſe Dame ſprechen?

La Roche. Morgen.

Selicour. Es ſcheint da ein großes Geheimniß —

La Roche (ſchnell.) Freilich! Freilich! Darum bitte ich Sie, ſich ja nichts davon merken zu laſſen —

Selicour. Gut! Gut! Nichts mehr davon — Ich werde Ihnen nicht ſchaden, Herr La Roche! — Es iſt einmal mein Schickſal, Undankbare zu verpflichten — Trotz der ſchlimmen Dienſte, die Sie mir haben leiſten wollen, liebe ich Sie noch — und daß Sie ſehen, wie weit meine Gefälligkeit geht, ſo will ich mit Ihrer Beſchützerinn gemeine Sache machen — Ja, das will ich — Zählen Sie darauf.

La Roche. Ach, Sie ſind gar großmüthig!

Selicour. Aber laſſen Sie ſich das künftig zur Lehre dienen —

La Roche. O gewiß, Sie ſollen ſehen —

Selicour. Genug. Laſſen wirs gut ſeyn.

La Roche. Er hat angebiſſen. Er iſt ſo gut, als ſchon gefangen! Wie viel ſchneller kommt man doch mit der Spitzbüberei, als mit der Ehrlichkeit. (ab)

Selicour. Jetzt gleich zu dieſem Kammerdiener Michel! — Es iſt hier ein Liebeshandel. Ganz gewiß — Vortreflich! Ich halte dich feſt, Narbonne! — Du biſt alſo auch ein Menſch — Du haſt Schwachheiten — und ich bin dein Gebieter. (geht ab.)

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

La Roche (kommt.)

Sie ſitzen noch an Tafel — Er wird gleich heraus kommen, der Miniſter — Hab ich mich doch ganz außer Athem gelaufen — Aber, dem Himmel ſey Dank, ich bin auf der Spur, ich weiß alles — Hab' ich dich endlich, Freund Selicour! — Mit dem Miniſter war nichts für dich zu machen, ſo lang er tugendhaft war — aber Gott ſegne mir ſeine Laſter! Da gibts Geheimniſſe zu verſchweigen! Da gibts Dienſte zu erzeigen! Und der Vertraute, der Kuppler hat gewonnen Spiel — Er glaubt dem Miniſter eine Schwachheit abgemerkt zu haben — Welch herrlicher Spielraum für ſeine Niederträchtigkeit! — Nur zu! Nur zu! Wir ſind beſſer unterrichtet, Freund Selicour! — und dir ahnet nicht, daß wir dir eine böſe, böſe Schlinge legen — Der Miniſter kommt — Muth gefaßt! Jetzt gilt es, den entſcheidenden Streich zu thun. —

Zweyter Auftritt.

Narbonne. La Roche.

Narbonne. Was ſeh' ich? Sind Sie es ſchon wieder, der mich hat heraus rufen laſſen?

La Roche. Möge dieß die letzte Unterredung ſeyn, die Sie mir bewilligen, Herr von Narbonne, wenn ich Sie auch diesmal nicht überzeugen kann — Ihre eigene Ehre aber und die meine erfordern es, daß ich darauf beſtehe — Alles, was ich bis jetzt verſucht habe, dieſen Herrn Selicour in Ihrer guten Meynung zu ſtürzen, iſt zu ſeiner Ehre und zu meiner Beſchämung ausgeſchlagen — dennoch gebe ich die Hofnung nicht auf, ihn endlich zu entlarven.

Narbonne. Das geht zu weit! Meine Geduld iſt am Ende!

La Roche. Ein einziges Wort, Herr Miniſter! — Sie ſuchen eben jetzt ein Quartier in der Vorſtadt? Iſts nicht ſo?

Narbonne. Wie? Was iſt das?

La Roche. Es iſt für ein Frauenzimmer beſtimmt, die ſich mit ihrer ganzen Familie im größten Elend befindet. Hab ich nicht recht?

Narbonne. Wie? Was? Sie erdreiſten ſich, meinen Schritten nachzuſpüren?

La Roche. Zürnen Sie nicht — Ich hab es bloß Ihrem Freund Selicour nachgethan. Er war es, der dieſen Morgen zuerſt dieſe Nachricht von Ihrem Kammerdiener heraus zu locken wußte — Er gab der Sache ſogleich die beleidigendſte Auslegung — Ich hingegen habe Urſache, ganz anders davon zu denken. Denn daß ichs nur geſtehe, ich ſtellte genauere Nachforſchung an — ich war dort — ich ſah das Frauenzimmer, von dem die Rede iſt — (er lacht.) ſie hat ein ganz anſehnliches Alter — Selicour hält ſie für eine junge Schönheit — O entrüſten Sie ſich nicht — ich bitte — laſſen Sie ihn ankommen! Hören Sie ihn zu Ende, und wenn Sie ihn nicht als einen ganzen Schurken kennen lernen, ſo will ich mein ganzes Leben lang ein Schelm ſeyn. — Da kommt er — ich will ihm nur Platz machen, damit Sie's auf der Stelle ergründen. (ab)

Narbonne. Der raſende Menſch! Wie weit ihn ſeine Leidenſchaft verblendet! Wie? Selicour könnte — Nein, nein, nein, nein, es iſt nicht möglich! nicht möglich!

Dritter Auftritt.

Narbonne. Selicour.

Selicour (bey Seite.) Er iſt allein! Jetzt kann ichs anbringen! — Wenn ich jetzt nicht eile, mich ihm nothwendig zu machen, ſo ſetzt dieſer Firmin ſich in ſeine Gunſt. — Hab ich einmal ſein Geheimniß, ſo iſt er ganz in meinen Händen.

Narbonne. Ich denke eben daran, lieber Selicour, was man im Miniſterium zu Ihrem Aufſatz ſagen wird — Ich hab ihn ſogleich abgehen laſſen, er wird dieſen Augenblick geleſen und ich zweifle nicht, er wird den vollkommenſten Beyfall haben.

Selicour. Wenn er den Ihrigen hat, ſo ſind alle meine Wünſche befriedigt. (vor ſich.) Wie leit' ichs nur ein? — Wagen kann ich dabey nichts, denn die Sache iſt richtig. Ich will nur gerade zu gehen —

Narbonne. Sie ſcheinen in Gedanken, lieber Selicour!

Selicour. Ja — ich — ich denke nach, welche boshafte Auslegungen doch die Verläumdung den unſchuldigſten Dingen zu geben im Stand iſt.

Narbonne. Was meynen Sie damit?

Selicour. Es muß heraus — Ich darf es nicht länger bey mir behalten — Böſe Zungen haben ſich Angriffe gegen Sie erlaubt — Es hat verlauten wollen — Ich bitte — beantworten Sie mir ein paar Fragen, und verzeihen Sie der beſorgten Freundſchaft, wenn ich unbeſcheiden ſcheine.

Narbonne. Fragen Sie! Ich will alles beantworten.

Selicour. Wenn ich Ihrem Kammerdiener glauben darf, ſo ſuchen Sie ein Quartier in der Vorſtadt.

Narbonne. Weil Sie es denn wiſſen — ja.

Selicour. Und ganz in geheim, hör ich.

Narbonne. Ich habe bis jetzt wenigſtens ein Geheimniß daraus gemacht.

Selicour. Für ein unverheirathetes Frauenzimmer?

Narbonne. Ja!

Selicour. Die Ihnen ſehr — (ſtockt) ſehr werth iſt?

Narbonne. Ich geſtehe es, ich nehme großen Antheil an ihr.

Selicour (vor ſich.) Er hat es gar keinen Hehl — Die Sache iſt richtig. — Und Sie möchten gern das Aufſehen vermeiden, nicht wahr?

Narbonne. Wenn es möglich wäre, ja!

Selicour. Ach gut! Gut! Ich verſtehe! Die Sache iſt von zärtlicher Natur, und die Welt urtheilt ſo boshaft. — Aber ich kann Ihnen dienen.

Narbonne. Sie?

Selicour. Kann Ihnen dienen! Verlaſſen Sie ſich auf mich.

Narbonne. Aber wie denn?

Selicour. Ich ſchaffe Ihnen was Sie brauchen.

Narbonne. Wie denn? Was denn?

Selicour. Ich hab's! Ich ſchaff's Ihnen — Ein ſtilles Häuschen, abgelegen — einfach von außen und unverdächtig! — Aber innen aufs zärtlichſte eingerichtet — die Meubles, die Tapeten nach dem neueſten Geſchmack — ein Cabinet — himmliſch und reizend — kurz — das ſchönſte Boudoir, das weit und breit zu finden.

Narbonne (vor ſich.) Sollte La Roche Recht behalten — (laut) Und welche geheime Urſache hätte ich ein ſolches Quartier zu ſuchen.

Selicour (lächelnd.) In Sachen, die man vor mir geheim halten will, weiß ich mich einer vorlauten Neugier zu enthalten — Erkennen Sie übrigens einen dienſtfertigen Freund in mir — Es iſt nichts, wozu ich nicht bereit wäre, um Ihnen gefällig zu ſeyn. Befehlen Sie, was Sie wollen, ich werde gehorchen, ohne zu unterſuchen — Sie verſtehen mich.

Narbonne. Vollkommen.

Selicour. Man muß Nachſicht haben. — Ich — ich halte zwar auf gute Sitten — Aber was dieſen Punkt betrift — Wenn man nur den öffentlichen Anſtoß vermeidet — Ich gehe vielleicht darinn zu weit — aber das gute Herz reißt mich hin — und mein höchſter Wunſch iſt, Sie glücklich zu ſehen —

Vierter Auftritt.

Vorige. Michel.

Michel. So eben giebt man dieſe Briefe ab.

Narbonne (zu Selicour.) Die ſind für Sie.

Selicour. Mit Ihrer Erlaubniß! Es ſind Geſchäftsbriefe, die gleich expedirt ſeyn wollen — Friſch zur Arbeit und friſch ans Vergnügen. So bin ich einmal!

(geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Narbonne (allein.)

Kaum kann ich mich von meinem Erſtaunen erholen — Dieſer Selicour — ja, nun zweifle ich nicht mehr, dieſer Selicour war der ſchändliche Helfershelfer meines Vorgängers — Ich gebe mich nicht für beſſer, als andere, jeder hat ſeine Fehler — aber ſich mit dieſer Schamloſigkeit anzubieten — Und dieſem Nichtswürdigen wollte ich mein Kind hinopfern — mit dieſem Verräther wollte ich den Staat betrügen? — Aus Freundſchaft will er alles für mich thun, ſagt er! Sind das unſere Freunde, die unſern Laſtern dienen?

Sechster Auftritt.

Narbonne und La Roche.

La Roche. Nun, er gieng ſo eben von Ihnen hinweg — darf ich fragen?

Narbonne. Ich habe *Sie* und *ihn* unrecht beurtheilt — Sie haben mir einen weſentlichen Dienſt erzeigt, Herr La Roche, und ich laſſe Ihnen endlich Gerechtigkeit widerfahren!

La Roche (mit freudiger Rührung.) Bin ich endlich für einen redlichen Mann erkannt? Darf ich das Haupt wieder frei erheben?

Narbonne. Sie haben es erreicht — Sie haben den Betrüger entlarvt — Aber, wie ſoll ich eine ſo lang bewährte Ueberzeugung aufgeben, daß Geiſt und Talent bey keinem verderbten Herzen wohnen? — Dieſer Menſch, den ich jetzt als einen Niederträchtigen kennen lerne, er hat mir noch heute eine Schrift zugeſtellt, die dem größten Staatsmann und Schriftſteller Ehre machte — Iſt es möglich? Ich begreife es nicht — So geſunde Begriffe, ſo viel Geiſt bey einem ſo weggeworfenen Charakter! Ich habe das Memoire auf der Stelle ans Gouvernement geſendet, und ich will wetten, daß die Briefe, die ich ſo eben erhalte, von dem Lobe deſſelben voll ſind. (er erbricht einen der Briefe und lieſt.) Ganz richtig! Es iſt, wie ich ſagte!

La Roche. Ich kann nicht daraus klug werden — Das Werk iſt alſo wirklich gut?

Narbonne. Vortreflich!

La Roche. So wollte ich wetten, daß er nicht der Verfaſſer iſt!

Narbonne. Wer ſollte es denn ſeyn?

La Roche. Er iſts nicht, ich will meine Seele zum Pfand ſetzten — denn am Ende will ich ihm doch noch eher Herz als Kopf zugeſtehen. — Wenn man verſuchte — Ja! — Richtig — Ich hab es — Das muß gelingen — Herr von Narbonne! Wenn Sie mir beyſtehen wollen, ſo ſoll er ſich ſelbſt verrathen.

Narbonne. Wie denn?

La Roche. Laſſen Sie mich machen — Er kömmt! Unterſtützen Sie mich!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Selicour.

La Roche (mit Leidenſchaft.) Mein Gott! Welches entſetzliche Unglück!

Selicour. Was giebts, Herr La Roche?

La Roche. Welche Veränderung in einem einzigen Augenblick!

Selicour. Was haben Sie? Was bedeutet dieſes Jammern, dieſer Ausruf des Schreckens?

La Roche. Ich bin wie vom Donner getroffen!

Selicour. Aber was denn?

La Roche. Dieſer Unglücksbrief — So eben erhält ihn der Miniſter — (zu Narbonne.) Darf ich? Soll ich?

Narbonne. Sagen Sie alles!

La Roche. Er iſt geſtürzt!

Selicour. Um Gottes willen!

La Roche. Seines Amtes entlaſſen!

Selicour. Es iſt nicht möglich!

La Roche. Nur zu wahr! Es wollte ſchon vorhin etwas davon verlauten, ich wollt' es nicht glauben, ich eilte hieher, mich ſelbſt zu unterrichten — und nun beſtätigt es der Miniſter ſelbſt!

Selicour. So iſt ſie wahr, dieſe ſchreckliche Neuigkeit?

(**Narbonne** beſtätigt es mit einem ſtummen Zeichen.)

Letzter Auftritt.

Vorige. Madame Belmont. Charlotte. Beide Firmins.

La Roche. Kommen Sie, Madame! Kommen Sie, Herr Firmin! —

Madame Belmont. Was giebts?

La Roche. Tröſten Sie unſern Herrn — Sprechen Sie ihm Muth zu in ſeinem Unglücke!

Madame Belmont. Seinem Unglücke!

Charlotte. Mein Gott! Was iſt das?

La Roche. Er hat ſeine Stelle verloren.

Charlotte. Großer Gott!

Selicour. Ich bin erſtaunt, wie Sie!

Madame Belmont. Wer konnte ein ſolches Unglück vorherſehen!

Karl Firmin (leidenſchaftlich.) So iſt das Talent geächtet, ſo iſt die Redlichkeit ein Verbrechen in dieſem verderbten Lande! Der rechtſchaffene Mann behauptet ſich kaum einen Tag lang, und das Glück bleibt nur dem Nichtswürdigen getreu.

Narbonne (ſehr ernſt.) Nichts übereilt, junger Mann! — Der Himmel iſt gerecht, und früher oder ſpäter erreicht den Schuldigen die Strafe.

Selicour. Aber ſagen Sie mir! Kennt man denn nicht wenigſtens die Veranlaſſung dieſes unglücklichen Vorfalls?

La Roche. Leider, nur zu gut kennt man ſie. Ein gewiſſes Memoire iſt Schuld an dem ganzen Unglück.

Firmin (lebhaft.) Ein Memoire! Daſſelbe vielleicht, das ich Sie heute leſen ſah. (zum Miniſter.)

Selicour. Wo die Regierung ſelbſt mit einer Freiheit, einer Kühnheit behandelt wurde —

La Roche. Ganz recht! Das nehmliche.

Selicour. Nun da haben wirs! Hatte ich nun Unrecht, zu ſagen, daß es nicht immer räthlich iſt, die Wahrheit zu ſagen?

Narbonne. Wo die Pflicht ſpricht, da bedenke ich nichts. Und was auch der Erfolg ſey, nie werde ichs bereuen, meine Pflicht gethan zu haben.

Selicour. Schön gedacht! Allerdings! aber es koſtet Ihnen auch einen ſchönen Platz!

La Roche. Und damit iſts noch nicht alle! Es könnten wohl auch noch andre um den ihrigen kommen. — Man weiß, daß ein Miniſter ſelten Verfaſſer der Schriften iſt, die aus ſeinen Büreaux herauskommen.

Selicour. Wie ſo? Wie das?

La Roche (vor ſich.) Bey dem fällt kein Streich auf die Erde!

Firmin. Erklären Sie ſich deutlicher!

La Roche. Man will ſchlechterdings herausbringen, wer dieſe heftige Schrift geſchmiedet hat.

Selicour. Will man? Und da würde er wohl in den Sturz des Miniſters mit verwickelt werden?

La Roche. Freilich! Das iſt ſehr zu beſorgen.

Selicour. Nun, ich bins nicht!

Firmin. Ich bin der Verfaſſer!

Narbonne. Was hör' ich?

Madame Belmont. Was? Sie, Herr Firmin?

Firmin. Ich bins, und ich rühme mich deſſen.

La Roche (zu Narbonne.) Nun, was ſagt' ich Ihnen?

Firmin. Den Ruhm dieſer Arbeit konnte ich dem Herrn Selicour gern überlaſſen, aber nicht ſo die Gefahr und die Verantwortung — Ich habe geſchwiegen bis jetzt, aber nun muß ich mich nennen.

Karl. Recht ſo, mein Vater! Das heißt als ein Mann von Ehre geſprochen — Seyen Sie auf Ihr Unglück ſtolz, Herr von Narbonne! — Mein Vater kann nichts ſtrafbares geſchrieben haben — O mein Herz ſagt mir, dieſer Unfall kann eine Quelle des Glückes werden — Charlottens Hand wird kein Opfer der Verhältniſſe mehr ſeyn — Die Größe verſchwindet, und Muth gewinnt die furchtſame Liebe.

Madame Belmont. Was hör' ich! Herr Firmin!

Firmin. Verzeihen Sie der Wärme ſeines Antheils, ſein volles Herz vergreift ſich im Ausdruck ſeiner Gefühle!

Narbonne. So hat denn jeder von Ihnen ſein Geheimniß verrathen — Herr Firmin! Sie ſind der Verfaſſer dieſes Memoire, ſo iſt es billig, daß Sie auch den Ruhm und die Belohnung davon ärnten. — Das Gouvernement ernennt Sie zum Geſandten — (da alle ihr Erſtaunen bezeugen) ja, ich bin noch Miniſter, und ich freue mich es zu ſeyn, da ich es in der Gewalt habe, das wahre Verdienſt zu belohnen.

Madame Belmont. Was iſt das?

Selicour (in der höchſten Beſtürzung.) Was hab ich gemacht!

Narbonne (zu Selicour.) Sie ſehen Ihr Spiel verrathen — Wir kennen Sie nun, Heuchler an Talent und an Tugend — Niedriger Menſch, konnten Sie mich für Ihres Gleichen halten?

La Roche. Wie ſchändlich er eine edle That auslegte! Ich weiß alles aus dem Munde der Dame ſelbſt. Dieſes Frauenzimmer, für das er Ihnen eine ſtrafbare Neigung andichtete — es iſt eine kranke, eine bejahrte Matrone, die Wittwe eines verdienſtvollen Offiziers, der im Dienſt des Vaterlandes ſein Leben ließ und gegen den Sie die Schuld des Stats bezahlten.

Narbonne. Nichts mehr davon, ich bitte Sie! — (zu Selicour) Sie ſehen, daß Sie hier überflüſſig ſind. (Selicour entfernt ſich ſtill.)

La Roche. Es thut mir leid um den armen Schelm — wohl wußt' ich's vorher, mein Haß würde ſich legen, ſobald es mit ſeiner Herrlichkeit aus ſeyn würde.

Firmin (drückt ihm leiſe die Hand.) Laſſen Sie's gut ſeyn. Wir wollen ihn zu tröſten ſuchen.

La Roche. Baſta, ich bin dabey!

Narbonne (zu Karl.) Unſer lebhafter junger Freund iſt auf einmal ganz ſtumm geworden — Ich habe in Ihrem Herzen geleſen, lieber Firmin! — Der Ueberraſchung danke ich Ihr Geheimniß, und werde es nie vergeſſen, daß Ihre Neigung bey unſerm Glücke beſcheiden ſchwieg und nur laut wurde bey unſerm Unglück. — Charlotte! (ſie wirft ſich ſchweigend in ihres Vaters Arme.) Gut, wir verſtehen uns! Erwarte alles von deines Vaters Liebe.

La Roche. Und ich will darauf ſchwören, Karl Firmin iſt der wahre Verfaſſer des Gedichts.

Madame Belmont. Wär's möglich?

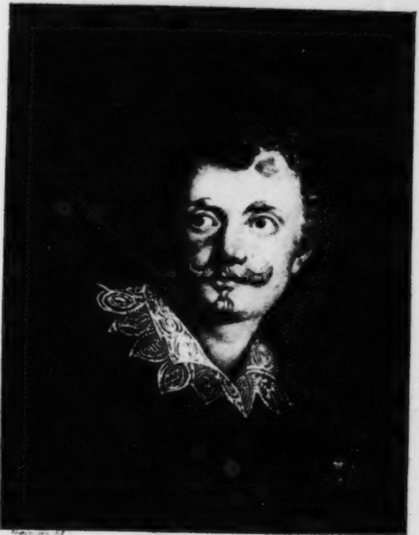
Charlotte (mit einem zärtlichen Blick auf Karln.) Ich habe nie daran gezweifelt! (Karl küßt ihre Hand mit Feuer.)

Madame Belmont. O der beſcheidene junge Mann! Gewiß er wird unſer Kind glücklich machen!

Narbonne. Bilden Sie ſich nach Ihrem Vater, und mit Freuden werde ich Sie zum Sohn annehmen —

(halb zu den Mitſpielenden, halb zu den Zuſchauern)

Dießmal hat das Verdienſt den Sieg behalten. — Nicht immer iſt es ſo. Das Geſpinnſt der Lüge umſtrickt den Beſten, der Redliche kann nicht durchdringen, die kriechende Mittelmäßigkeit kommt weiter, als das geflügelte Talent, der Schein regiert die Welt, und die Gerechtigkeit iſt nur auf der Bühne.



Wallenstein.

Theater

von

Schiller.

Wallenſtein.
Die Braut von Meſſina.

Dritter Band.

Mit dem Porträt des Wallenſtein.

Tübingen
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1806.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Wallenſtein

ein

dramatiſches Gedicht.

Erſter Theil.

Wallenſteins Lager.

Prolog.

Geſprochen bey der Wiedereröffnung der Schaubühne in Weimar im Oktober 1798.

Der ſcherzenden, der ernſten Maske Spiel,
Dem ihr ſo oft ein willig Ohr und Auge
Geliehn, die weiche Seele hingegeben,
Vereinigt uns aufs neu in dieſem Saal —
Und ſieh! er hat ſich neu verjüngt, ihn hat
Die Kunſt zum heitern Tempel ausgeſchmückt,
Und ein harmoniſch hoher Geiſt ſpricht uns
Aus dieſer edlen Säulenordnung an,
Und regt den Sinn zu feſtlichen Gefühlen.
  Und doch iſt dies der alte Schauplatz noch,
Die Wiege mancher jugendlichen Kräfte,
Die Laufbahn manches wachſenden Talents.
Wir ſind die Alten noch, die ſich vor euch
Mit warmem Trieb und Eifer ausgebildet.
Ein edler Meiſter ſtand auf dieſem Platz,
Euch in die heitern Höhen ſeiner Kunſt
Durch ſeinen Schöpfergenius entzückend.

O! möge dieſes Raumes neue Würde
Die Würdigſten in unſre Mitte ziehn,
Und eine Hofnung, die wir lang gehegt,
Sich uns in glänzender Erfüllung zeigen.
Ein großes Muſter weckt Nacheiferung
Und giebt dem Urtheil höhere Geſetze.
So ſtehe dieſer Kreis die neue Bühne
Als Zeugen des vollendeten Talents.
Wo möcht' es auch die Kräfte lieber prüfen,
Den alten Ruhm erfriſchen und verjüngen,
Als hier vor einem auserleſ'nen Kreis,
Der rührbar jedem Zauberſchlag der Kunſt
Mit leisbeweglichem Gefühl den Geiſt
In ſeiner flüchtigſten Erſcheinung haſcht?
Denn ſchnell und ſpurlos geht des Mimen Kunſt,
Die wunderbare, an dem Sinn vorüber,
Wenn das Gebild des Meiſels, der Geſang
Des Dichters nach Jahrtauſenden noch leben.
Hier ſtirbt der Zauber mit dem Künſtler ab.
Und wie der Klang verhallet in dem Ohr,
Verrauſcht des Augenblicks geſchwinde Schöpfung,
Und ihren Ruhm bewahrt kein daurend Werk.
Schwer iſt die Kunſt, vergänglich iſt ihr Preis,
Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze,
Drum muß er geitzen mit der Gegenwart,
Den Augenblick, der ſein iſt, ganz erfüllen,
Muß ſeiner Mitwelt mächtig ſich verſichern,
Und im Gefühl der Würdigſten und Beſten

Ein lebend Denkmal ſich erbaun — So nimmt er
Sich ſeines Nahmens Ewigkeit voraus,
Denn wer den Beſten ſeiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.
Die neue Aera, die der Kunſt Thaliens
Auf dieſer Bühne heut beginnt, macht auch
Den Dichter kühn, die alte Bahn verlaſſend,
Euch aus des Bürgerlebens engem Kreis,
Auf einen höhern Schauplatz zu verſetzen,
Nicht unwerth des erhabenen Moments
Der Zeit, in dem wir ſtrebend uns bewegen.
Denn nur der große Gegenſtand vermag
Den tiefen Grund der Menſchheit aufzuregen,
Im engen Kreis verengert ſich der Sinn,
Es wächſt der Menſch mit ſeinen größern Zwecken.
Und jetzt an des Jahrhunderts ernſtem Ende,
Wo ſelbſt die Wirklichkeit zur Dichtung wird,
Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen
Um ein bedeutend Ziel vor Augen ſehn,
Und um der Menſchheit große Gegenſtände,
Um Herrſchaft und um Freiheit, wird gerungen,
Jetzt darf die Kunſt auf ihrer Schattenbühne
Auch höhern Flug verſuchen, ja ſie muß,
Soll nicht des Lebens Bühne ſie beſchämen.
Zerfallen ſehen wir in dieſen Tagen
Die alte feſte Form, die einſt vor hundert
Und fünfzig Jahren ein willkommner Friede
Europens Reichen gab, die theure Frucht

Von dreyßig jammervollen Kriegesjahren.
Noch einmal laßt des Dichters Phantaſie
Die düſtre Zeit an euch vorüberführen,
Und blicket froher in die Gegenwart
Und in der Zukunft hofnungsreiche Ferne.
In jenes Krieges Mitte ſtellt euch jetzt
Der Dichter. Sechszehn Jahre der Verwüſtung,
Des Raubs, des Elends ſind dahin geflohn,
In trüben Maſſen gähret noch die Welt,
Und keine Friedenshofnung ſtrahlt von fern.
Ein Tummelplatz von Waffen iſt das Reich,
Verödet ſind die Städte, Magdeburg
Iſt Schutt, Gewerb und Kunſtfleiß liegen nieder,
Der Bürger gilt nichts mehr, die Krieger alles,
Strafloſe Frechheit ſpricht den Sitten Hohn,
Und rohe Horden lagern ſich, verwildert
Im langen Krieg, auf dem verheerten Boden.
Auf dieſem finſtern Zeitgrund mahlet ſich
Ein Unternehmen kühnen Uebermuths
Und ein verwegener Charakter ab.
Ihr kennet ihn — den Schöpfer kühner Heere,
Des Laſters Abgott und der Länder Geißel,
Die Stütze und den Schrecken ſeines Kaiſers,
Des Glückes abentheuerlichen Sohn,
Der, von der Zeiten Gunſt emporgetragen,
Der Ehre höchſte Staffel raſch erſtieg,
Und ungeſättigt immer weiter ſtrebend,
Der unbezähmten Ehrſucht Opfer fiel.

Von der Partheien Gunſt und Haß verwirrt
Schwankt ſein Charakterbild in der Geſchichte,
Doch euren Augen ſoll ihn jetzt die Kunſt,
Auch eurem Herzen menſchlich näher bringen.
Denn jedes Aeußerſte führt ſie, die alles
Begränzt und bindet, zur Natur zurück,
Sie ſieht den Menſchen in des Lebens Drang
Und wälzt die größre Hälfte ſeiner Schuld
Den unglückſeligen Geſtirnen zu.
Nicht Er iſts, der auf dieſer Bühne heut
Erſcheinen wird. Doch in den kühnen Schaaren,
Die ſein Befehl gewaltig lenkt, ſein Geiſt
Beſeelt, wird euch ſein Schattenbild begegnen,
Bis ihn die ſcheue Muſe ſelbſt vor euch
Zu ſtellen wagt in lebender Geſtalt,
Denn ſeine Macht iſts, die ſein Herz verführt,
Sein Lager nur erkläret ſein Verbrechen.
Darum verzeiht dem Dichter, wenn er euch
Nicht raſchen Schritts mit Einem mal ans Ziel
Der Handlung reißt, den großen Gegenſtand
In einer Reihe von Gemählden nur
Vor euren Augen abzurollen wagt.
Das heut'ge Spiel gewinne euer Ohr
Und euer Herz den ungewohnten Tönen,
In jenen Zeitraum führ' es euch zurück,
Auf jene fremde kriegeriſche Bühne,
Die unſer Held mit ſeinen Thaten bald
Erfüllen wird.

Und wenn die Muſe heut,
Des Tanzes freie Göttinn und Geſangs,
Ihr altes deutſches Recht, des Reimes Spiel,
Beſcheiden wieder ſodert — tadelts nicht!
Ja danket ihr's, daß ſie das düſtre Bild
Der Wahrheit in das heitre Reich der Kunſt
Hinüberſpielt, die Täuſchung, die ſie ſchafft,
Aufrichtig ſelbſt zerſtört und ihren Schein
Der Wahrheit nicht betrüglich unterſchiebt,
Ernſt iſt das Leben, heiter iſt die Kunſt.

Perſonen.

Wachtmeiſter } von einem Terzkiſchen Karabinierregiment.
Trompeter }
Konſtabler.
Scharfſchützen.
Zwey Holkiſche reitende Jäger.
Buttleriſche Dragoner.
Arkebuſiere vom Regiment Tiefenbach.
Küraſſier von einem walloniſchen } Regiment.
Küraſſier von einem lombardiſchen }
Kroaten.
Uhlanen.
Rekrout.
Bürger.
Bauer.
Bauerknabe.
Kapuziner.
Soldatenſchulmeiſter.
Marketenderinn.
Eine Aufwärterinn.
Soldatenjungen.
Hoboiſten.

Vor der Stadt Pilſen in Böhmen.

Erſter Auftritt.

Marketenderzelte, davor eine Kram- und Trödelbude. Soldaten von allen Farben und Feldzeichen drängen ſich durch einander, alle Tiſche ſind beſetzt. Kroaten und Uhlanen an einem Kohlfeuer kochen, Marketenderinn ſchenkt Wein, Soldatenjungen würfeln auf einer Trommel, im Zelt wird geſungen.

Ein Bauer und ſein Sohn.

Bauerknabe.

Vater, es wird nicht gut ablaufen,
Bleiben wir von dem Soldatenhaufen.
Sind euch gar trotzige Kameraden;
Wenn ſie uns nur nichts am Leibe ſchaden.

Bauer.

Ey was! Sie werden uns ja nicht freſſen,
Treiben ſie's auch ein wenig vermeſſen.
Siehſt du? ſind neue Völker herein,
Kommen friſch von der Saal und dem Main,
Bringen Beut mit, die rarſten Sachen!
Unſer iſt's, wenn wir's nur liſtig machen.

Ein Hauptmann, den ein andrer erſtach,
Ließ mir ein Paar glückliche Würfel nach.
Die will ich heut einmal probiren,
Ob ſie die alte Kraft noch führen.
Mußt dich nur recht erbärmlich ſtellen,
Sind dir gar lockere, leichte Geſellen.
Laſſen ſich gerne ſchön thun und loben,
So wie gewonnen, ſo iſt's zerſtoben.
Nehmen ſie uns das Unſre in Scheffeln,
Müſſen wir's wieder bekommen in Löffeln:
Schlagen ſie grob mit dem Schwerte drein,
So ſind wir pfiffig und treiben's fein.
(Im Zelt wird geſungen und gejubelt.)
Wie ſie jauchzen — das Gott erbarm!
Alles das geht von des Bauern Felle.
Schon acht Monate legt ſich der Schwarm
Uns in die Betten und in die Ställe.
Weit herum iſt in der ganzen Aue
Keine Feder mehr, keine Klaue,
Daß wir für Hunger und Elend ſchier
Nagen müſſen die eigenen Knochen.
War's doch nicht ärger und krauſer hier,
Als der Sachs noch im Lande thät pochen.
Und die nennen ſich Kaiſerliche!

Bauerknabe.

Vater, da kommen ein paar aus der Küche,
Sehen nicht aus als wär viel zu nehmen.

Bauer.
Sind einheimiſche, gebohrne Böhmen,
Von des Terſchkas Karabinieren,
Liegen ſchon lang in dieſen Quartieren.
Unter allen die ſchlimmſten juſt,
Spreitzen ſich, werfen ſich in die Bruſt,
Thun als wenn ſie zu fürnehm wären,
Mit dem Bauer ein Glas zu leeren.
Aber dort ſeh ich die drey ſcharfe Schützen
Linker Hand um ein Feuer ſitzen.
Sehen mir aus wie Tiroler ſchier.
Emmerich komm! An die wollen wir,
Luſtige Vögel, die gerne ſchwatzen,
Tragen ſich ſauber und führen Batzen.

(Gehen nach den Zelten.)

Zweyter Auftritt.

Vorige. Wachtmeiſter. Trompeter. Uhlan.

Trompeter.
Was will der Bauer da? Fort, Halunk!

Bauer.
Gnädige Herren, einen Biſſen und Trunk,
Haben heut noch nichts Warmes gegeſſen.

Trompeter.
Ey das muß immer ſaufen und freſſen.

Uhlan (mit einem Glaſe.)

Nichts gefrühſtückt? Da trink, du Hund!

(Führt den Bauer nach dem Zelte; jene kommen vorwärts.)

Wachtmeiſter (zum Trompeter.)

Meynſt du, man hab' uns ohne Grund
Heute die doppelte Löhnung gegeben,
Nur daß wir flott und luſtig leben?

Trompeter.

Die Herzoginn kommt ja heute herein
Mit dem fürſtlichen Fräulein —

Wachtmeiſter.

Das iſt nur der Schein.
Die Truppen, die aus fremden Landen
Sich hier vor Pilſen zuſammen fanden,
Die ſollen wir gleich an uns locken
Mit gutem Schluck und guten Brocken,
Damit ſie ſich gleich zufrieden finden,
Und feſter ſich mit uns verbinden.

Trompeter.

Ja, es iſt wieder was im Werke!

Wachtmeiſter.

Die Herrn Generäle und Kommandanten —

Trompeter.

Es iſt gar nicht geheuer, wie ich merke.

Wachtmeiſter.

Die ſich ſo dick hier zuſammen fanden —

Trompeter.

Sind nicht für die Langweil herbemüht.

Wachtmeiſter.

Und das Gemunkel, und das Geſchicke —

Trompeter.

Ja! Ja!

Wachtmeiſter.

Und von Wien die alte Perücke,
Die man ſeit geſtern herumgehn ſieht,
Mit der guldnen Gnadenkette,
Das hat was zu bedeuten, ich wette.

Trompeter.

Wieder ſo ein Spürhund, gebt nur Acht,
Der die Jagd auf den Herzog macht.

Wachtmeiſter.

Merkſt du wohl? ſie trauen uns nicht,
Fürchten des Friedländers heimlich Geſicht.
Er iſt ihnen zu hoch geſtiegen,
Möchten ihn gern herunterkriegen.

Trompeter.

Aber wir halten ihn aufrecht, wir.
Dächten doch alle wie ich und ihr!

Wachtmeiſter.

Unſer Regiment und die andern vier,
Die der Terſchka anführt, des Herzogs Schwager,
Das reſoluteſte Corps im Lager,
Sind ihm ergeben und gewogen,
Hat er uns ſelbſt doch herangezogen.
Alle Hauptleute ſetzt' er ein,
Sind alle mit Leib und Leben ſein.

Dritter Auftritt.

Kroat (mit einem Halsſchmuck.) **Scharfſchütze** (folgt.) **Vorige.**

Scharfſchütz.

Kroat, wo haſt du das Halsband geſtohlen?
Handle dir's ab! dir iſt's doch nichts nütz.
Geb dir dafür ein paar Terzerolen.

Kroat.

Nix, nix! du willſt mich betrügen, Schütz.

Scharfſchütz.

Nun! geb dir auch noch die blaue Mütz,
Hab ſie ſo eben im Glücksrad gewonnen.
Siehſt du? Sie iſt zum höchſten Staat.

Kroat

(läßt das Halsband in der Sonne ſpielen.)

'S iſt aber von Perlen und edelm Granat.
Schau, wie das flinkert in der Sonnen!

Scharfſchütz (nimmt das Halsband.)

Die Feldflaſche noch geb ich drein,
(beſieht es.)
Es iſt mir nur um den ſchönen Schein.

Trompeter.

Seht nur, wie der den Kroaten prellt!
Halbpart Schütze, ſo will ich ſchweigen.

Kroat (hat die Mütze aufgeſetzt.)

Deine Mütze mir wohlgefällt.

Scharfſchütz (winkt dem Trompeter.)
Wir tauſchen hier! Die Herrn ſind Zeugen!

Vierter Auftritt.

Vorige. Konſtabler.

Konſtabler (tritt zum Wachtmeiſter.)
Wie iſts, Bruder Karabinier?
Werden wir uns lang noch die Hände wärmen,
Da die Feinde ſchon friſch im Feld herum ſchwärmen?

Wachtmeiſter.
Thut's ihm ſo eilig, Herr Konſtabel?
Die Wege ſind noch nicht practikabel.

Konſtabler.
Mir nicht. Ich ſitze gemächlich hier;
Aber ein Eilbot iſt angekommen,
Meldet, Regensburg ſey genommen.

Trompeter.
Ei, da werden wir bald aufſitzen.

Wachtmeiſter.
Wohl gar! Um dem Baier ſein Land zu ſchützen?
Der dem Fürſten ſo unfreund iſt?
Werden uns eben nicht ſehr erhitzen.

Konſtabler.
Meynt ihr! — Was ihr nicht alles wißt!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Zwey Jäger. Dann Marketenderinn. Soldatenjungen. Schulmeiſter. Aufwärterinn.

Erſter Jäger.

Sieh! ſieh!
Da treffen wir luſtige Compagnie.

Trompeter.

Was für Grünröck mögen das ſeyn?
Treten ganz ſchmuck und ſtattlich ein.

Wachtmeiſter.

Sind Holkiſche Jäger, die ſilbernen Treſſen
Holten ſie ſich nicht auf der Leipziger Meſſen.

Marketenderinn

(kommt und bringt Wein.)

Glück zur Ankunft, ihr Herrn!

Erſter Jäger.

Was? der Blitz!
Das iſt ja die Guſtel aus Blaſewitz.

Marketenderinn.

I freilich! Und er iſt wohl gar Mußjö,
Der lange Peter aus Itzehö?
Der ſeines Vaters goldene Füchſe
Mit unſerm Regiment hat durchgebracht
Zu Glücksſtadt, in einer luſtigen Nacht. —

Erſter Jäger.

Und die Feder vertauſcht mit der Kugelbüchſe.

Marketenderinn.

Ei! da ſind wir alte Bekannte!

Erſter Jäger.

Und treffen uns hier im böhmiſchen Lande.

Marketenderinn.

Heute da, Herr Vetter, und morgen dort —
Wie einen der rauhe Kriegesbeſen
Fegt und ſchüttelt von Ort zu Ort,
Bin indeß weit herum geweſen.

Erſter Jäger.

Will's ihr glauben! Das ſtellt ſich dar.

Marketenderinn.

Bin hinauf bis nach Temeswar
Gekommen, mit den Bagagewagen,
Als wir den Mansfelder thäten jagen.
Lag mit dem Friedländer vor Stralſund,
Ging mir dorten die Wirthſchaft zu Grund.
Zog mit dem Succurs vor Mantua,
Kam wieder heraus mit dem Feria,
Und mit einem ſpaniſchen Regiment
Hab ich einen Abſtecher gemacht nach Gent.
Jetzt will ich's im böhmiſchen Land probiren,
Alte Schulden einkaſſiren —
Ob mir der Fürſt hilft zu meinem Geld.
Und das dort iſt mein Marketenderzelt.

Erſter Jäger.

Nun, da trifft ſie alles beyſammen an!
Doch wo hat ſie den Schottländer hingethan,
Mit dem ſie damals herumgezogen?

Marketenderinn.

Der Spitzbub! der hat mich ſchön betrogen.
Fort iſt er! Mit allem davon gefahren,
Was ich mir thät am Leib erſparen.
Ließ mir nichts, als den Schlingel da!

Soldatenjunge (kommt geſprungen.)

Mutter! ſprichſt du von meinem Papa?

Erſter Jäger.

Nun, nun, das muß der Kaiſer ernähren.
Die Armee ſich immer muß neu gebähren.

Soldatenſchulmeiſter (kommt.)

Fort in die Feldſchule! Marſch, ihr Buben!

Erſter Jäger.

Das fürcht ſich auch vor den engen Stuben!

Aufwärterinn (kommt.)

Baſe, ſie wollen fort.

Marketenderinn.

Gleich! gleich!

Erſter Jäger.

Ei, wer iſt denn das kleine Schelmengeſichte?

Marketenderinn.

'S iſt meiner Schweſter Kind — aus dem Reich.

Erſter Jäger.

Ei, alſo eine liebe Nichte?

(Marketenderinn geht.)

Zweyter Jäger (das Mädchen haltend.)
Bleib ſie bey uns doch, artiges Kind!

Aufwärterinn.
Gäſte dort zu bedienen ſind. (macht ſich los und geht.)

Erſter Jäger.
Das Mädchen iſt kein übler Biſſen! —
Und die Muhme! beym Element!
Was haben die Herren vom Regiment
Sich um das niedliche Lärvchen geriſſen!
Was man nicht alles für Leute kennt!
Und wie die Zeit von dannen rennt. —
Was werd ich noch alles erleben müſſen!
(zum Wachtmeiſter und Trompeter.)
Euch zur Geſundheit, meine Herren! —
Laßt uns hier auch ein Plätzchen nehmen.

Sechster Auftritt.

Jäger. Wachtmeiſter. Trompeter.

Wachtmeiſter.
Wir danken ſchön. Von Herzen gern.
Wir rücken zu. Willkommen in Böhmen!

Erſter Jäger.
Ihr ſitzt hier warm. Wir, in Feindes Land,
Mußten derweil uns ſchlecht bequemen.

Trompeter.
Man ſollt's euch nicht anſehen, ihr ſeyd galant.

Wachtmeiſter.

Ja, ja, im Saalkreis und auch in Meißen
Hört man euch Herrn nicht beſonders preiſen.

Zweyter Jäger.

Seyd mir doch ſtill. Was will das heißen?
Der Kroat es ganz anders trieb,
Uns nur die Nachleſ' übrig blieb.

Trompeter.

Ihr habt da einen ſaubern Spitzen
Am Kragen, und wie euch die Hoſen ſitzen!
Die feine Wäſche, der Federhut!
Was das alles für Wirkung thut!
Daß doch den Burſchen das Glück ſoll ſcheinen,
Und ſo was kommt nie an unſer einen!

Wachtmeiſter.

Dafür ſind wir des Friedländers Regiment,
Man muß uns ehren und reſpectiren.

Erſter Jäger.

Das iſt für uns andre kein Kompliment,
Wir eben ſo gut ſeinen Namen führen.

Wachtmeiſter.

Ja, ihr gehört auch ſo zur ganzen Maſſe.

Erſter Jäger.

Ihr ſeyd wohl von einer beſondern Raſſe?
Der ganze Unterſchied iſt in den Röcken,
Und ich ganz gern mag in meinem ſtecken.

Wachtmeiſter.

Herr Jäger, ich muß euch nur bedauern,
Ihr lebt ſo draußen bey den Bauern;
Der feine Griff und der rechte Ton,
Das lernt ſich nur um des Feldherrn Perſon.

Erſter Jäger.

Sie bekam euch übel, die Lection.
Wie er räuſpert und wie er ſpuckt,
Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt;
Aber ſein Schenie, ich meyne ſein Geiſt,
Sich nicht auf der Wachtparade weiſt.

Zweyter Jäger.

Wetter auch! wo ihr nach uns fragt,
Wir heißen des Friedländers wilde Jagd,
Und machen dem Namen keine Schande —
Ziehen frech durch Feindes und Freundes Lande,
Querfeldein durch die Saat, durch das gelbe Korn —
Sie kennen das Holkiſche Jägerhorn! —
In einem Augenblick fern und nah,
Schnell wie die Sündfluth, ſo ſind wir da —
Wie die Feuerflamme bey dunkler Nacht
In die Häuſer fähret, wenn niemand wacht —
Da hilft keine Gegenwehr, keine Flucht,
Keine Ordnung gilt mehr und keine Zucht. —
Es ſträubt ſich — der Krieg hat kein Erbarmen —
Das Mägdlein in unſern ſennigten Armen —
Fragt nach, ich ſag's nicht um zu prahlen;
In Baireuth, im Voigtland, in Weſtphalen,

Wo wir nur durchgekommen ſind —
Erzählen Kinder und Kindeskind
Nach hundert und aber hundert Jahren
Von dem Holk noch und ſeinen Schaaren.

Wachtmeiſter.

Nun da ſieht man's! Der Saus und Braus
Macht denn der den Soldaten aus?
Das Tempo macht ihn, der Sinn und Schick,
Der Begriff, die Bedeutung, der feine Blick.

Erſter Jäger.

Die Freiheit macht ihn! Mit euren Fratzen!
Daß ich mit euch ſoll darüber ſchwatzen. —
Lief ich darum aus der Schul' und der Lehre,
Daß ich die Frohn und die Galeere,
Die Schreibſtub' und ihre engen Wände
In dem Feldlager wiederfände? —
Flott will ich und müßig gehn,
Alle Tage was Neues ſehn,
Mich dem Augenblick friſch vertrauen,
Nicht zurück, auch nicht vorwärts ſchauen —
Drum hab' ich meine Haut dem Kaiſer verhandelt,
Daß keine Sorg' mich mehr anwandelt.
Führt mich in's Feuer friſch hinein,
Ueber den reißenden, tiefen Rhein,
Der dritte Mann ſoll verloren ſeyn;
Werde mich nicht lang ſperren und zieren. —
Sonſt muß man mich aber, ich bitte ſehr,
Mit nichts weiter incommodiren.

Wachtmeiſter.
Nu, nu, verlangt ihr ſonſt nichts mehr?
Das ließ ſich unter dem Wams da finden.

Erſter Jäger.
Was war das nicht für ein Placken und Schinden
Bey Guſtav dem Schweden, dem Leuteplager!
Der machte eine Kirch' aus ſeinem Lager,
Ließ Betſtunde halten, des Morgens, gleich
Bey der Reveille und beym Zapfenſtreich.
Und wurden wir manchmal ein wenig munter,
Er kanzelt' uns ſelbſt wohl vom Gaul herunter.

Wachtmeiſter.
Ja, es war ein gottesfürchtiger Herr.

Erſter Jäger.
Dirnen, die ließ er gar nicht paſſiren,
Mußten ſie gleich zur Kirche führen.
Da lief ich, konnt's nicht ertragen mehr.

Wachtmeiſter.
Jetzt geht's dort auch wohl anders her.

Erſter Jäger.
So ritt ich hinüber zu den Liguiſten,
Sie thäten ſich juſt gegen Magdeburg rüſten.
Ja, das war ſchon ein ander Ding!
Alles da luſtiger, loſer ging,
Soff und Spiel und Mädels die Menge!
Wahrhaftig, der Spaß war nicht gering.
Denn der Tilly verſtand ſich auf's Kommandiren
Dem eigenen Körper war er ſtrenge;

Dem Soldaten ließ er vieles paſſiren,
Und gieng's nur nicht aus ſeiner Kaſſen,
Sein Spruch war: leben und leben laſſen.
Aber das Glück blieb ihm nicht ſtät, —
Seit der Leipziger Fatalität
Wollt' es eben nirgends mehr flecken,
Alles bey uns gerieth in's Stecken;
Wo wir erſchienen und pochten an,
Ward nicht gegrüßt noch aufgethan.
Wir mußten uns drücken von Ort zu Ort,
Der alte Reſpekt war eben fort. —
Da nahm ich Handgeld von den Sachſen,
Meynte, da müßte mein Glück recht wachſen.

Wachtmeiſter.

Nun! da kamt ihr ja eben recht
Zur böhmiſchen Beute.

Erſter Jäger.

Es gieng mir ſchlecht.
Sollten da ſtrenge Mannszucht halten,
Durften nicht recht als Feinde walten,
Mußten des Kaiſers Schlöſſer bewachen,
Viel Umſtänd' und Komplimente machen,
Führten den Krieg, als wär's nur Scherz,
Hatten für die Sach' nur ein halbes Herz,
Wollten's mit niemand ganz verderben,
Kurz, da war wenig Ehr zu erwerben,
Und ich wär' bald für Ungeduld
Wieder heimgelaufen zum Schreibepult,

Wenn nicht eben auf allen Straßen
Der Friedländer hätte werben laſſen.

Wachtmeiſter.

Und wie lang denkt ihr's hier auszuhalten?

Erſter Jäger.

Spaßt nur! ſo lange der thut walten,
Denk ich euch, mein Seel! an kein Entlaufen.
Kann's der Soldat wo beſſer kaufen? —
Da geht alles nach Kriegesſitt',
Hat alles 'nen großen Schnitt.
Und der Geiſt, der im ganzen Corps thut leben,
Reißet gewaltig, wie Windesweben,
Auch den unterſten Reiter mit.
Da tret ich auf mit beherztem Schritt,
Darf über den Bürger kühn wegſchreiten,
Wie der Feldherr über der Fürſten Haupt.
Es iſt hier wie in den alten Zeiten,
Wo die Klinge noch alles thät bedeuten,
Da giebt's nur Ein Vergehn und Verbrechen:
Der Ordre fürwitzig widerſprechen!
Was nicht verboten iſt, iſt erlaubt;
Da fragt niemand, was einer glaubt.
Es gibt nur zwey Ding überhaupt,
Was zur Armee gehört und nicht,
Und nur der Fahne bin ich verpflicht.

Wachtmeiſter.

Jetzt gefallt ihr mir, Jäger! Ihr ſprecht
Wie ein Friedländiſcher Reitersknecht.

Erſter Jäger.

Der führt's Kommando nicht wie ein Amt,
Wie eine Gewalt, die vom Kaiſer ſtammt!
Es iſt ihm nicht um des Kaiſers Dienſt,
Was bracht' er dem Kaiſer für Gewinnſt?
Was hat er mit ſeiner großen Macht
Zu des Landes Schirm und Schutz vollbracht?
Ein Reich von Soldaten wollt' er gründen,
Die Welt anſtecken und entzünden,
Sich alles vermeſſen und unterwinden —

Trompeter.

Still! Wer wird ſolche Worte wagen!

Erſter Jäger.

Was ich denke, das darf ich ſagen.
Das Wort iſt frei, ſagt der General.

Wachtmeiſter.

So ſagt er, ich hört's wohl einigemal,
Ich ſtand dabey. „Das Wort iſt frei,
„Die That iſt ſtumm, der Gehorſam blind,"
Dies urkundlich ſeine Worte ſind.

Erſter Jäger.

Ob's juſt ſeine Wort' ſind, weiß ich nicht;
Aber die Sach' iſt ſo wie er ſpricht.

Zweyter Jäger.

Ihm ſchlägt das Kriegsglück nimmer um,
Wie's wohl bey andern pflegt zu geſchehen.
Der Tilly überlebte ſeinen Ruhm.

Doch unter des Friedländers Kriegspanieren
Da bin ich gewiß zu victoriſiren.
Er bannet das Glück, es muß ihm ſtehen.
Wer unter ſeinem Zeichen thut fechten,
Der ſteht unter beſondern Mächten.
Denn das weiß ja die ganze Welt,
Daß der Friedländer einen Teufel
Aus der Hölle im Solde hält.

Wachtmeiſter.

Ja, daß er feſt iſt, das iſt kein Zweifel.
Denn in der blut'gen Affair bey Lützen
Ritt er euch unter des Feuers Blitzen
Auf und nieder mit kühlem Blut.
Durchlöchert von Kugeln war ſein Hut,
Durch den Stiefel und Koller fuhren
Die Ballen, man ſah die deutlichen Spuren,
Konnt ihm keiner die Haut nur ritzen,
Weil ihn die hölliſche Salbe thät ſchützen.

Erſter Jäger.

Was wollt ihr da für Wunder bringen!
Er trägt ein Koller von Elendshaut,
Daß keine Kugel kann durchdringen.

Wachtmeiſter.

Nein, es iſt die Salbe von Hexenkraut,
Unter Zauberſprüchen gekocht und gebraut.

Trompeter.

Es geht nicht zu mit rechten Dingen!

Wachtmeiſter.

Sie ſagen, er leſ' auch in den Sternen
Die künftigen Dinge, die nahen und fernen;
Ich weiß aber beſſer, wie's damit iſt.
Ein graues Männlein pflegt bey nächtlicher Friſt
Durch verſchloſſene Thüren zu ihm einzugehen,
Die Schildwachen haben's oft angeſchrien,
Und immer was Großes iſt drauf geſchehen,
Wenn je das graue Röcklein kam und erſchien.

Zweyter Jäger.

Ja, er hat ſich dem Teufel übergeben,
Drum führen wir auch das luſtige Leben.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Ein Rekrout. Ein Bürger. Dragoner.

Rekrout.

(tritt aus dem Zelt, eine Blechhaube auf dem Kopfe, eine Weinflaſche in der Hand.)

Grüß den Vater und Vaters Brüder!
Bin Soldat, komme nimmer wieder.

Erſter Jäger.

Sieh! da bringen ſie einen Neuen!

Bürger.

O! gieb acht, Franz! Es wird dich reuen.

Rekrut (ſingt.)

Trommeln und Pfeifen,
Kriegriſcher Klang!
Wandern und ſtreifen
Die Welt entlang,
Roſſe gelenkt,
Muthig geſchwenkt,
Schwert an der Seite,
Friſch in die Weite,
Flüchtig und flink,
Frei, wie der Fink
Auf Sträuchern und Bäumen
In Himmels Räumen,
Heiſa! ich folge des Friedländers Fahn'!

Zweyter Jäger.

Seht mir! das iſt ein wackrer Kumpan! (ſie begrüßen ihn.)

Bürger.

O! laßt ihn! Er iſt guter Leute Kind.

Erſter Jäger.

Wir auch nicht auf der Straße gefunden ſind.

Bürger.

Ich ſag' euch, er hat Vermögen und Mittel.
Fühlt her, das feine Tüchlein am Kittel!

Trompeter.

Des Kaiſers Rock iſt der höchſte Titel.

Bürger.

Er erbt eine kleine Mützenfabrik.

Zweyter Jäger.

Des Menſchen Wille, das iſt ſein Glück.

Bürger.

Von der Großmutter einen Kram und Laden.

Erſter Jäger.

Pfui! wer handelt mit Schwefelfaden!

Bürger.

Einen Weinſchank dazu von ſeiner Pathen;
Ein Gewölbe mit zwanzig Stückfaß Wein.

Trompeter.

Den theilt er mit ſeinen Kameraden.

Zweyter Jäger.

Hör du! wir müſſen Zeltbrüder ſeyn.

Bürger.

Eine Braut läßt er ſitzen in Thränen und Schmerz.

Erſter Jäger.

Recht ſo, da zeigt er ein eiſernes Herz.

Bürger.

Die Großmutter wird für Kummer ſterben.

Zweyter Jäger.

Deſto beſſer, ſo kann er ſie gleich beerben.

Wachtmeiſter

(tritt gravitätiſch herzu, dem Rekruten die Hand auf die Blechhaube legend.)

Sieht er! das hat er wohl erwogen,
Einen neuen Menſchen hat er angezogen,
Mit dem Helm und Wehrgehäng
Schließt er ſich an eine würdige Meng.
Muß ein fürnehmer Geiſt jetzt in ihn fahren —

Erſter Jäger.

Muß beſonders das Geld nicht ſparen.

Wachtmeiſter.

Auf der Fortuna ihrem Schiff
Iſt er zu ſegeln im Begriff,
Die Weltkugel liegt vor ihm offen,
Wer nichts waget, der darf nichts hoffen.
Es treibt ſich der Bürgersmann, träg und dumm,
Wie des Ferbers Gaul, nur im Ring herum.
Aus dem Soldaten kann Alles werden,
Denn Krieg iſt jetzt die Loſung auf Erden.
Seh' er 'mal mich an! In dieſem Rock
Führ ich, ſieht er, des Kaiſers Stock.
Alles Weltregiment, muß er wiſſen,
Von dem Stock hat ausgehen müſſen;
Und das Zepter in Königs Hand
Iſt ein Stock nur, das iſt bekannt.
Und wer's zum Corporal erſt hat gebracht,
Der ſteht auf der Leiter zur höchſten Macht,
Und ſo weit kann er's auch noch treiben.

Erſter Jäger.

Wenn er nur leſen kann und ſchreiben.

Wachtmeiſter.

Da will ich ihm gleich ein Exempel geben,
Ich thät's vor kurzem ſelbſt erleben.
Da iſt der Schef vom Dragonerkorps,
Heißt Buttler, wir ſtanden als Gemeine
Noch von dreyßig Jahren bey Kölln am Rheine,

Jetzt nennt man ihn Generalmajor.
Das macht, er thät ſich baß hervor,
Thät die Welt mit ſeinem Kriegsruhm füllen,
Doch meine Verdienſte, die blieben im Stillen.
Ja, und der Friedländer ſelbſt, ſieht er,
Unſer Hauptmann und hochgebietender Herr,
Der jetzt alles vermag und kann,
War erſt nur ein ſchlichter Edelmann,
Und weil er der Kriegsgöttinn ſich vertraut,
Hat er ſich dieſe Größ' erbaut,
Iſt nach dem Kaiſer der nächſte Mann,
Und wer weiß, was er noch erreicht und ermißt,
(pfiffig) Denn noch nicht aller Tage Abend iſt.

Erſter Jäger.

Ja, er fing's klein an und iſt jetzt ſo groß,
Denn zu Altdorf im Studentenkragen,
Trieb er's, mit Permiß zu ſagen,
Ein wenig locker und purſchikos,
Hätte ſeinen Famulus bald erſchlagen.
Wollten ihn drauf die Nürnberger Herren
Mir nichts, dir nichts in's Carcer ſperren,
'S war juſt ein neugebautes Neſt,
Der erſte Bewohner ſollt es taufen.
Aber wie fängt er's an? Er läßt
Weislich den Pudel voran erſt laufen.
Nach dem Hunde nennt ſich's bis dieſen Tag:
Ein rechter Kerl ſich daran ſpiegeln mag.

Unter des Herrn großen Thaten allen
Hat mir das Stückchen beſonders gefallen. (Das Mädchen hat unterdeſſen aufgewartet; der zweyte Jäger ſchäkert mit ihr.)

Dragoner (tritt dazwiſchen.)

Kamerad! laß das unterwegen.

Zweyter Jäger.

Wer Henker hat ſich da drein zu legen!

Dragoner.

Ich will's ihm nur ſagen, die Dirn' iſt mein.

Erſter Jäger.

Der will ein Schätzchen für ſich allein!
Dragoner, iſt er bey Troſte! Sag er!

Zweyter Jäger.

Will was apartes haben im Lager.
Einer Dirne ſchön Geſicht
Muß allgemein ſeyn, wie's Sonnenlicht! (küßt ſie.)

Dragoner (reißt ſie weg.)

Ich ſag's noch einmal, das leid ich nicht.

Erſter Jäger.

Luſtig! Luſtig! da kommen die Prager!

Zweyter Jäger.

Sucht er Händel? Ich bin dabey.

Wachtmeiſter.

Fried', ihr Herren! Ein Kuß iſt frey!

Achter Auftritt.

Bergknappen treten auf, und ſpielen einen Walzer, erſt langſam und dann immer geſchwinder. Der erſte Jäger tanzt mit der Aufwärterinn, die Marketenderinn mit dem Rekruten; das Mädchen entſpringt, der Jäger hinter ihr her und bekommt den Kapuziner zu faſſen, der eben hereintritt.

Kapuziner.

Heyſa, Juchheya! Dudeldumdey!
Das geht ja hoch her. Bin auch dabey!
Iſt das eine Armee von Chriſten?
Sind wir Türken? ſind wir Antibaptiſten?
Treibt man ſo mit dem Sonntag Spott,
Als hätte der allmächtige Gott
Das Chiragra, könnte nicht drein ſchlagen?
Iſt's jetzt Zeit zu Saufgelagen?
Zu Banketten und Feiertagen?
Quid hic statis otiosi?
Was ſteht ihr und legt die Hände in Schooß?
Die Kriegsfuri iſt an der Donau los,
Das Bollwerk des Baierlands iſt gefallen,
Regensburg iſt in des Feindes Krallen,
Und die Armee liegt hier in Böhmen,
Pflegt den Bauch, läßt ſich's wenig grämen,
Kümmert ſich mehr um den Krug als den Krieg,
Wetzt lieber den Schnabel als den Sabel,

Hetzt ſich lieber herum mit der Dirn',
Frißt den Ochſen lieber, als den Oxenſtirn.
Die Chriſtenheit trauert in Sack und Aſche,
Der Soldat füllt ſich nur die Taſche.
Es iſt eine Zeit der Thränen und Noth,
Am Himmel geſchehen Zeichen und Wunder
Und aus den Wolken, blutigroth,
Hängt der Herrgott den Kriegsmantel 'runter.
Den Kometen ſteckt er wie eine Ruthe
Drohend am Himmelsfenſter aus,
Die ganze Welt iſt ein Klagehaus,
Die Arche der Kirche ſchwimmt in Blute,
Und das römiſche *Reich* — daß Gott erbarm!
Sollte jetzt heißen römiſch *Arm*,
Der *Rheinſtrom* iſt worden zu einem *Peinſtrom*,
Die *Klöſter* ſind ausgenommene *Neſter*,
Die *Biſthümer* ſind verwandelt in *Wüſtthümer*,
Die *Abteyen* und die *Stifter*
Sind nun *Raubteyen* und *Diebesklüfter*,
Und alle die geſegneten deutſchen *Länder*
Sind verkehrt worden in *Elender* —
Woher kommt das? das will ich euch verkünden,
Das ſchreibt ſich her von euern Laſtern und Sünden,
Von dem Greuel und Heidenleben,
Dem ſich Offizier und Soldaten ergeben.
Denn die Sünd iſt der Magnetenſtein,
Der das Eiſen ziehet in's Land herein.
Auf das Unrecht, da folgt das Uebel,

Wie die Thrän' auf den herben Zwiebel,
Hinter dem U kömmt gleich das Weh,
Das iſt die Ordnung im a, b, c.
Ubi erit victoriae spes,
Si offenditur Deus? Wie ſoll man ſiegen,
Wenn man die Predigt ſchwänzt und die Meß,
Nichts thut als in den Weinhäuſern liegen?
Die Frau in dem Evangelium
Fand den verlohrnen Groſchen wieder,
Der Saul ſeines Vaters Eſel wieder,
Der Joſeph ſeine ſaubern Brüder:
Aber wer bey den Soldaten ſucht
Die Furcht Gottes und die gute Zucht,
Und die Schaam, der wird nicht viel finden,
Thät er auch hundert Laternen anzünden.
Zu dem Prediger in der Wüſten,
Wie wir leſen im Evangeliſten,
Kamen auch die Soldaten gelaufen,
Thaten Buß' und ließen ſich taufen,
Fragten ihn: Quid faciemus nos?
Wie machen wir's, daß wir kommen in Abrahams Schooß?
Et ait illis. Und er ſagt:
Neminem concutiatis,
Wenn ihr niemanden ſchindet und plagt.
Neque calumniam faciatis,
Niemand verläſtert, auf niemand lügt.
Contenti estote, euch begnügt
Stipendiis vestris mit eurer Löhnung

Und verflucht jede böſe Angewöhnung.
Es iſt ein Gebot: Du ſollſt den Namen
Deines Herrgotts nicht eitel auskramen,
Und wo hört man mehr blasphemiren
Als hier in den Friedländiſchen Kriegsquartieren?
Wenn man für jeden Donner und Blitz,
Den ihr losbrennt mit eurer Zungenſpitz,
Die Glocken müßt' läuten im Land umher,
Es wär' bald kein Meßner zu finden mehr.
Und wenn euch für jedes böſe Gebet,
Das aus eurem ungewaſchenen Munde geht,
Ein Härlein ausgieng aus eurem Schopf,
Ueber Nacht wär' es geſchoren glatt,
Und wär' er ſo dick wie Abſalons Zopf.
Der Joſua war doch auch ein Soldat,
König David erſchlug den Goliath,
Und wo ſteht denn geſchrieben zu leſen,
Daß ſie ſolche Fluchmäuler ſind geweſen?
Muß man den Mund doch, ich ſollte meynen,
Nicht weiter aufmachen zu einem Helf Gott!
Als zu einem Kreutz Sackerlot!
Aber weſſen das Gefäß iſt gefüllt,
Davon es ſprudelt und überquillt.
Wieder ein Gebot iſt: Du ſollt nicht ſtehlen,
Ja, das befolgt ihr nach dem Wort,
Denn ihr tragt alles offen fort,
Vor euren Klauen und Geiersgriffen,
Vor euren Praktiken und böſen Kniffen

Iſt das Geld nicht geborgen in der Truh,
Das Kalb nicht ſicher in der Kuh,
Ihr nehmt das Ey und das Huhn dazu.
Was ſagt der Prediger? Contenti estote,
Begnügt euch mit eurem Kommisbrote.
Aber wie ſoll man die Knechte loben,
Kömmt doch das Aergerniß von oben!
Wie die Glieder, ſo auch das Haupt!
Weiß doch niemand, an wen dér glaubt!

Erſter Jäger.

Herr Pfaff! Uns Soldaten mag er ſchimpfen,
Den Feldherrn ſoll er uns nicht verunglimpfen.

Kapuziner.

Ne custodias gregem meam!
Das iſt ſo ein Ahab und Jerobeam,
Der die Völker von der wahren Lehren
Zu falſchen Götzen thut verkehren.

Trompeter und Rekrout.

Laß er uns das nicht zweymal hören!

Kapuziner.

So ein Bramarbas und Eiſenfreſſer,
Will einnehmen alle feſten Schlöſſer.
Rühmte ſich mit ſeinem gottloſen Mund,
Er müſſe haben die Stadt Stralſund,
Und wär' ſie mit Ketten an den Himmel geſchloſſen.

Trompeter.

Stopft ihm keiner ſein Läſtermaul?

Kapuziner.

So ein Teufelsbeſchwörer und König Saul,
So ein Jehu und Holofern,
Verläugnet wie Petrus ſeinen Meiſter und Herrn,
Drum kann er den Hahn nicht hören krähn —

Beyde Jäger.

Pfaffe! jetzt iſt's um dich geſchehn!

Kapuziner.

So ein liſtiger Fuchs Herodes —

Trompeter und beyde Jäger
(auf ihn eindringend.)

Schweig ſtille! Du biſt des Todes.

Kroaten (legen ſich drein.)

Bleib da, Pfäfflein, fürcht dich nit,
Sag' dein Sprüchel und theil's uns mit.

Kapuziner (ſchreit lauter.)

So ein hochmüthiger Nebucadnezer,
So ein Sündenvater und muffiger Ketzer,
Läßt ſich nennen den Wallenſtein,
Ja freilich iſt er uns allen ein Stein
Des Anſtoßes und Aergerniſſes,
Und ſo lang' der Kaiſer dieſen Friedeland
Läßt walten, ſo wird nicht Fried im Land.

(er hat nach und nach bey den letzten Worten, die er mit erhobener Stimme ſpricht, ſeinen Rückzug genommen, indem die Kroaten die übrigen Soldaten von ihm abwehren.)

Neunter Auftritt.

Vorige ohne den Kapuziner.

Erſter Jäger (zum Wachtmeiſter.)
Sagt mir! Was meynt' er mit dem Göckelhahn,
Den der Feldherr nicht krähen hören kann?
Es war wohl nur ſo geſagt ihm zum Schimpf und Hohne?

Wachtmeiſter.
Da will ich euch dienen! Es iſt nicht ganz ohne!
Der Feldherr iſt wunderſam gebohren,
Beſonders hat er gar kitzlichte Ohren.
Kann die Katze nicht hören mauen,
Und wenn der Hahn kräht, ſo macht's ihm Grauen.

Erſter Jäger.
Das hat er mit dem Löwen gemein.

Wachtmeiſter.
Muß alles mausſtill um ihn ſeyn.
Den Befehl haben alle Wachen,
Denn er denkt gar zu tiefe Sachen.

Stimmen (im Zelt. Auflauf.)
Greift ihn, den Schelm! Schlagt zu! Schlagt zu!

Des Bauern Stimme.
Hilfe! Barmherzigkeit!

Andre Stimmen.
Friede! Ruh!

Erſter Jäger.
Hol mich der Teufel! Da ſetzt's Hiebe.

Zweyter Jäger.

Da muß ich dabey ſeyn! (laufen ins Zelt.)

Marketenderinn (kommt heraus.)

Schelmen und Diebe!

Trompeter.

Frau Wirthinn, was ſetzt euch ſo in Eifer?

Marketenderinn.

Der Lump! der Spitzbub! der Straßenläufer!
Das muß mir in meinem Zelt paſſiren!
Es beſchimpft mich bey allen Herrn Offizieren.

Wachtmeiſter.

Bäschen, was giebt's denn?

Marketenderinn.

Was wirds geben?
Da erwiſchten ſie einen Bauer eben,
Der falſche Würfel thät bey ſich haben.

Trompeter.

Sie bringen ihn hier mit ſeinem Knaben.

Zehnter Auftritt.

Soldaten bringen den Bauer geſchleppt.

Erſter Jäger.

Der muß baumeln!

Scharfſchützen und Dragoner.

Zum Profoß! zum Profoß!

Wachtmeiſter.

Das Mandat iſt noch kürzlich ausgegangen,

Marketenderinn.

In einer Stunde ſeh' ich ihn hangen!

Wachtmeiſter.

Böſes Gewerbe bringt böſen Lohn.

Erſter Arkebuſier (zum andern.)

Das kommt von der Deſperation.
Denn ſeht! erſt thut man ſie ruiniren,
Das heißt ſie zum Stehlen ſelbſt verführen.

Trompeter.

Was? was? ihr red't ihm das Wort noch gar?
Dem Hunde! thut euch der Teufel plagen?

Erſter Arkebuſier.

Der Bauer iſt auch ein Menſch — ſo zu ſagen.

Erſter Jäger (zum Trompeter.)

Laß ſie gehen! ſind Tiefenbacher,
Gevatter Schneider und Handſchuhmacher!
Lagen in Garniſon zu Brieg,
Wiſſen viel, was der Brauch iſt im Krieg.

Elfter Auftritt.

Vorige. Küraſſiere.

Erſter Küraſſier.

Friede! Was giebt's mit dem Bauer da?

Erſter Scharfſchütz.

'S iſt ein Schelm, hat im Spiel betrogen!

Erſter Küraſſier.

Hat er dich betrogen etwa?

Erſter Scharfſchütz.

Ja, und hat mich rein ausgezogen.

Erſter Küraſſier.

Wie? du biſt ein Friedländiſcher Mann,
Kannſt dich ſo wegwerfen und blamiren,
Mit einem Bauer dein Glück probiren?
Der laufe was er laufen kann.

(Bauer entwiſcht, die andern laufen zuſammen.)

Erſter Arkebuſier.

Der macht kurze Arbeit, iſt reſolut,
Das iſt mit ſolchem Volke gut.
Was iſt's für einer? Es iſt kein Böhm.

Marketenderinn.

'S iſt ein Wallon! Reſpect vor dem!
Von des Pappenheims Küraſſieren.

Erſter Dragoner (tritt dazu.)

Der Piccolomini, der junge, thut ſie jetzt führen,
Den haben ſie ſich aus eigner Macht
Zum Oberſt geſetzt in der Lützner Schlacht,
Als der Pappenheim umgekommen.

Erſter Arkebuſier.

Haben ſie ſich ſo was 'raus genommen?

Erſter Dragoner.

Dies Regiment hat was voraus,
Es war immer voran bey jedem Strauß.

Darf auch ſeine eigne Juſtiz ausüben,
Und der Friedländer thut's beſonders lieben.

Erſter Küraſſier (zum andern.)

Iſt's auch gewiß? Wer bracht' es aus?

Zweyter Küraſſier.

Ich hab's aus des Oberſts eignem Munde.

Erſter Küraſſier.

Was Teufel! Wir ſind nicht ihre Hunde.

Erſter Jäger.

Was haben die da? ſind voller Gift.

Zweyter Jäger.

Iſt's was, ihr Herrn, das uns mitbetrifft?

Erſter Küraſſier.

Es hat ſich keiner drüber zu freuen.

(Soldaten treten herzu.)

Sie wollen uns in die Niederland' leihen;
Küraſſiere, Jäger, reitende Schützen,
Sollen achttauſend Mann aufſitzen.

Marketenderinn.

Was? was? da ſollen wir wieder wandern?
Bin erſt ſeit geſtern zurück aus Flandern.

Zweyter Küraſſier (zu den Dragonern.)

Ihr Buttleriſchen, ſollt auch mit reiten.

Erſter Küraſſier.

Und abſonderlich wir Wallonen.

Marketenderinn.

Ei, das ſind ja die allerbeſten Schwadronen!

Erſter

Erſter Küraſſier.

Den aus Mailand ſollen wir hinbegleiten.

Erſter Jäger.

Den Infanten! Das iſt ja kurios!

Zweyter Jäger.

Den Pfaffen! Da geht der Teufel los.

Erſter Küraſſier.

Wir ſollen von dem Friedländer laſſen,
Der den Soldaten ſo nobel hält,
Mit dem Spanier ziehen zu Feld,
Dem Knauſer, den wir von Herzen haſſen?
Nein, das geht nicht! Wir laufen fort.

Trompeter.

Was zum Henker! ſollen wir dort?
Dem Kaiſer verkauften wir unſer Blut
Und nicht dem hiſpaniſchen rothen Hut.

Zweyter Jäger.

Auf des Friedländers Wort und Kredit allein
Haben wir Reitersdienſt genommen;
Wär's nicht aus Lieb' für den Wallenſtein,
Der Ferdinand hätte uns nimmer bekommen.

Erſter Dragoner.

Thät uns der Friedländer nicht formiren?
Seine Fortuna ſoll uns führen.

Wachtmeiſter.

Laßt euch bedeuten, hört mich an.
Mit dem Gered' da iſt's nicht gethan.
Ich ſehe weiter als ihr alle,
Dahinter ſteckt eine böſe Falle.

Erſter Jäger.

Hört das Befehlbuch! Stille doch!

Wachtmeiſter.

Bäſchen Guſtel, füllt mir erſt noch
Ein Gläſchen Melnecker für den Magen,
Alsdann will ich euch meine Gedanken ſagen.

Marketenderinn (ihm einſchenkend.)

Hier, Herr Wachtmeiſter! Er macht mir Schrecken.
Es wird doch nichts Böſes dahinter ſtecken!

Wachtmeiſter.

Seht, ihr Herrn, das iſt all recht gut,
Daß jeder das Nächſte bedenken thut;
Aber, pflegt der Feldherr zu ſagen,
Man muß immer das Ganze überſchlagen.
Wir nennen uns alle des Friedländers Truppen.
Der Bürger, er nimmt uns in's Quartier,
Und pflegt uns und kocht uns warme Suppen.
Der Bauer muß den Gaul und den Stier
Vorſpannen an unſre Bagagewagen,
Vergebens wird er ſich drüber beklagen.
Läßt ſich ein Gefreyter mit ſieben Mann
In einem Dorfe von weitem ſpüren,
Er iſt die Obrigkeit drinn und kann
Nach Luſt drinn walten und kommandiren.
Zum Henker! Sie mögen uns alle nicht,
Und ſähen des Teufels ſein Angeſicht
Weit lieber als unſre gelben Kolletter.
Warum ſchmeißen ſie uns nicht aus dem Land? Potz Wetter!

Sind uns an Anzahl doch überlegen,
Führen den Knittel, wie wir den Degen.
Warum dürfen wir ihrer lachen?
Weil wir einen furchtbaren Haufen ausmachen!

Erſter Jäger.

Ja, ja, im Ganzen, da ſitzt die Macht!
Der Friedländer hat das wohl erfahren,
Wie er dem Kaiſer vor acht — neun Jahren
Die große Armee zuſammengebracht.
Sie wollten erſt nur von zwölftauſend hören;
Die, ſagt' er, die kann ich nicht ernähren;
Aber ich will ſechszigtauſend werben,
Die, weiß ich, werden nicht Hungers ſterben.
Und ſo wurden wir Wallenſteiner.

Wachtmeiſter.

Zum Exempel! da hack mir einer
Von den fünf Fingern, die ich hab',
Hier an der rechten den kleinen ab.
Habt ihr mir den Finger blos genommen?
Nein, beym Kukuk! ich bin um die Hand gekommen!
'S iſt nur ein Stumpf, und nichts mehr werth.
Ja, und dieſe achttauſend Pferd,
Die man nach Flandern jetzt begehrt,
Sind von der Armee nur der kleine Finger.
Läßt man ſie ziehen, ihr tröſtet euch,
Wir ſeyen um ein Fünftel nur geringer?
Proſ't Malzeit! da fällt das Ganze gleich.
Die Furcht iſt weg, der Reſpect, die Scheu,

Da ſchwillt dem Bauer der Kamm auf's neu,
Da ſchreiben ſie uns in der Wiener Canzley
Den Quartier- und den Küchenzettel,
Und es iſt wieder der alte Bettel.
Ja, und wie lang wird's ſtehen an,
So nehmen ſie uns auch noch den Feldhauptmann —
Sie ſind ihm am Hofe ſo nicht grün,
Nun, da fällt eben alles hin!
Wer hilft uns dann wohl zu unſerm Geld?
Sorgt, daß man uns die Contracte hält?
Wer hat den Nachdruck und hat den Verſtand,
Den ſchnellen Witz und die feſte Hand,
Dieſe geſtückelten Heeresmaſſen
Zuſammen zu fügen und zu paſſen?
Zum Exempel — Dragoner — ſprich:
Aus welchem Vaterland ſchreibſt du dich?

Erſter Dragoner.

Weit aus Hibernien her komm' ich.

Wachtmeiſter

(zu den beyden Küraſſieren.)

Ihr, das weiß ich, ſeyd ein Wallon,
Ihr ein Welſcher. Man hört's am Ton.

Erſter Küraſſier.

Wer ich bin? ich hab's nie können erfahren,
Sie ſtahlen mich ſchon in jungen Jahren.

Wachtmeiſter.

Und du biſt auch nicht aus der Näh?

Erſter Arkebuſier.

Ich bin von Buchau am Feder-See.

Wachtmeiſter.

Und Ihr, Nachbar?

Zweyter Arkebuſier.

Aus der Schwitz.

Wachtmeiſter (zum zweyten Jäger.)

Was für ein Landsmann biſt du, Jäger?

Zweyter Jäger.

Hinter Wismar iſt meiner Eltern Sitz.

Wachtmeiſter (auf den Trompeter zeigend.)

Und der da und ich, wir ſind aus Eger.
Nun! und wer merkt uns das nun an,
Daß wir aus Süden und aus Norden
Zuſammen geſchneyt und geblaſen worden?
Sehn wir nicht aus, wie aus Einem Spahn?
Stehn wir nicht gegen den Feind geſchloſſen,
Recht wie zuſammengeleimt und gegoſſen?
Greiffen wir nicht wie ein Mühlwerk flink
In einander auf Wort und Wink?
Wer hat uns ſo zuſammengeſchmiedet,
Daß ihr uns nimmer unterſchiedet?
Kein andrer ſonſt als der Wallenſtein!

Erſter Jäger.

Das fiel mir mein Lebtag nimmer ein,
Daß wir ſo gut zuſammen paſſen;
Hab mich immer nur gehen laſſen.

Erſter Küraſſier.
Dem Wachtmeiſter muß ich Beyfall geben.
Dem Kriegsſtand kämen ſie gern an's Leben;
Den Soldaten wollen ſie nieder halten,
Daß ſie alleine können walten.
'S iſt eine Verſchwörung, ein Complott.

Marketenderinn.
Eine Verſchwörung? du lieber Gott!
Da können die Herrn ja nicht mehr zahlen.

Wachtmeiſter.
Freylich! Es wird alles bankerott.
Viele von den Hauptleuten und Generalen
Stellten aus ihren eigenen Kaſſen
Die Regimenter, wollten ſich ſehen laſſen,
Thäten ſich angreifen über Vermögen,
Dachten, es bringt ihnen großen Segen.
Und die alle ſind um ihr Geld,
Wenn das Haupt, wenn der Herzog fällt.

Marketenderinn.
Ach! du mein Heiland! das bringt mir Fluch!
Die halbe Armee ſteht in meinem Buch.
Der Graf Iſolani, der böſe Zahler,
Reſtirt mir allein noch zweyhundert Thaler.

Erſter Küraſſier.
Was iſt da zu machen, Kameraden?
Es iſt nur eins, was uns retten kann,
Verbunden können ſie uns nicht ſchaden,
Wir ſtehen alle für Einen Mann.

Laßt ſie ſchicken und ordenanzen,
Wir wollen uns feſt in Böhmen pflanzen,
Wir geben nicht nach und marſchiren nicht,
Der Soldat jetzt um ſeine Ehre ficht.

Zweyter Jäger.

Wir laſſen uns nicht ſo im Land 'rum führen!
Sie ſollen kommen und ſollen's probiren!

Erſter Arkebuſier.

Liebe Herren, bedenkt's mit Fleiß,
'S iſt des Kaiſers Will' und Geheiß.

Trompeter.

Werden uns viel um den Kaiſer ſcheeren.

Erſter Arkebuſier.

Laß er mich das nicht zweymal hören.

Trompeter.

'S iſt aber doch ſo, wie ich geſagt.

Erſter Jäger.

Ja, ja, ich hört's immer ſo erzählen,
Der Friedländer hab' hier allein zu befehlen.

Wachtmeiſter.

So iſt's auch, das iſt ſein Beding und Pakt.
Abſolute Gewalt hat er, müßt ihr wiſſen,
Krieg zu führen und Frieden zu ſchließen,
Geld und Gut kann er confiſciren,
Kann henken laſſen und pardoniren,
Officiere kann er und Oberſten machen,
Kurz, er hat alle die Ehrenſachen.
Das hat er vom Kaiſer eigenhändig.

Erſter Arkebuſier.

Der Herzog iſt gewaltig und hochverſtändig;
Aber er bleibt doch, ſchlecht und recht,
Wie wir alle, des Kaiſers Knecht.

Wachtmeiſter.

Nicht wie wir alle! das wißt ihr ſchlecht.
Er iſt ein unmittelbarer und freyer
Des Reiches Fürſt, ſo gut wie der Baier.
Sah ich's etwa nicht ſelbſt mit an,
Als ich zu Brandeis die Wach' gethan,
Wie ihm der Kaiſer ſelbſten erlaubt,
Zu bedecken ſein fürſtlich Haupt?

Erſter Arkebuſier.

Das war für das Meklenburger Land,
Das ihm der Kaiſer verſetzt als Pfand.

Erſter Jäger (zum Wachtmeiſter.)

Wie? In des Kaiſers Gegenwart?
Das iſt doch ſeltſam und ſehr apart!

Wachtmeiſter (fährt in die Taſche.)

Wollt ihr mein Wort nicht gelten laſſen,
Sollt ihr's mit Händen greifen und faſſen.
(eine Münze zeigend.)
Weß iſt das Bild und Gepräg?

Marketenderinn.

Weiſt her!
Ei, das iſt ja ein Wallenſteiner!

Wachtmeiſter.

Na! da habt ihr's, was wollt ihr mehr?
Iſt er nicht Fürſt ſo gut als einer?
Schlägt er nicht Geld, wie der Ferdinand?
Hat er nicht eignes Volk und Land?
Eine Durchlauchtigkeit läßt er ſich nennen!
Drum muß er Soldaten halten können.

Erſter Arkebuſier.

Das diſputirt ihm niemand nicht.
Wir aber ſtehn in des Kaiſers Pflicht,
Und wer uns bezahlt, das iſt der Kaiſer.

Trompeter.

Das läugn' ich ihm, ſieht er, in's Angeſicht.
Wer uns *nicht* zahlt, *das* iſt der Kaiſer!
Hat man uns nicht ſeit vierzig Wochen
Die Löhnung immer umſonſt verſprochen?

Erſter Arkebuſier.

Ei was! das ſteht ja in guten Händen.

Erſter Küraſſier.

Fried', ihr Herrn! Wollt ihr mit Schlägen enden?
Iſt denn darüber Zank und Zwiſt,
Ob der Kaiſer unſer Gebieter iſt?
Eben drum, weil wir gern in Ehren
Seine tüchtigen Reiter wären,
Wollen wir nicht ſeine Heerde ſeyn,
Wollen uns nicht von den Pfaffen und Schranzen
Herum laſſen führen und verpflanzen.

Sagt ſelber! Kommt's nicht dem Herrn zu gut,
Wenn ſein Kriegsvolk was auf ſich halten thut?
Wer anders macht ihn als ſeine Soldaten
Zu dem großmächtigen Potentaten?
Verſchafft und bewahrt ihm weit und breit
Das große Wort in der Chriſtenheit?
Mögen ſich die ſein Joch aufladen,
Die miteſſen von ſeinen Gnaden,
Die mit ihm tafeln im goldnen Zimmer.
Wir, wir haben von ſeinem Glanz und Schimmer
Nichts als die Müh' und als die Schmerzen,
Und wofür wir uns halten in unſerm Herzen.

Zweyter Jäger.

Alle großen Tyrannen und Kaiſer
Hielten's ſo und waren viel weiſer.
Alles andre thäten ſie hudeln und ſchänden;
Den Soldaten trugen ſie auf den Händen.

Erſter Küraſſier.

Der Soldat muß ſich können fühlen.
Wer's nicht edel und nobel treibt,
Lieber weit von dem Handwerk bleibt.
Soll ich friſch um mein Leben ſpielen,
Muß mir's noch etwas gelten mehr.
Oder ich laſſe mich eben ſchlachten
Wie der Kroat — und muß mich verachten.

Beyde Jäger.

Ja, über's Leben noch geht die Ehr!

Erſter Küraſſier.

Das Schwert iſt kein Spaten, kein Pflug,
Wer damit ackern wollte, wäre nicht klug.
Es grünt uns kein Halm, es wächſt keine Saat,
Ohne Heimath muß der Soldat
Auf dem Erdboden flüchtig ſchwärmen,
Darf ſich an eignem Heerd nicht wärmen,
Er muß vorbey an der Städte Glanz,
An des Dörfleins luſtigen, grünen Auen,
Die Traubenleſe, den Aerntekranz
Muß er wandernd von ferne ſchauen.
Sagt mir, was hat er an Gut und Werth,
Wenn der Soldat ſich nicht ſelber ehrt?
Etwas muß er ſein eigen nennen,
Oder der Menſch wird morden und brennen.

Erſter Arkebuſier.

Das weiß Gott, 's iſt ein elend Leben!

Erſter Küraſſier.

Möcht's doch nicht für ein andres geben.
Seht, ich bin weit in der Welt 'rum kommen,
Hab' alles in Erfahrung genommen,
Hab' der hiſpaniſchen Monarchie
Gedient und der Republik Venedig
Und dem Königreich Napoli,
Aber das Glück war mir nirgends gnädig.
Hab' den Kaufmann geſehn und den Ritter,
Und den Handwerksmann und den Jeſuiter,

Und kein Rock hat mir unter allen
Wie mein eiſernes Wams gefallen.

Erſter Arkebuſier.

Ne! das kann ich eben nicht ſagen.

Erſter Küraſſier.

Will einer in der Welt was erjagen,
Mag er ſich rühren und mag ſich plagen,
Will er zu hohen Ehren und Würden,
Bück er ſich unter die goldnen Bürden.
Will er genießen den Vaterſegen,
Kinder und Enkelein um ſich pflegen,
Treib er ein ehrlich Gewerb in Ruh.
Ich — ich hab' kein Gemüth dazu.
Frei will ich leben und alſo ſterben,
Niemand berauben und niemand beerben,
Und auf das Gehudel unter mir
Leicht wegſchauen von meinem Thier.

Erſter Jäger.

Bravo! Juſt ſo ergeht es mir.

Erſter Arkebuſier.

Luſtiger freilich mag ſich's haben,
Ueber anderer Köpf' wegtraben.

Erſter Küraſſier.

Kamerad, die Zeiten ſind ſchwer,
Das Schwert iſt nicht bey der Wage mehr;
Aber ſo mag mir keiner verdenken,
Daß ich mich lieber zum Schwert will lenken.

Kann ich im Krieg mich doch menſchlich faſſen,
Aber nicht auf mir trommeln laſſen.

Erſter Arkebuſier.

Wer iſt dran Schuld, als wir Soldaten,
Daß der Nährſtand in Schimpf gerathen?
Der leidige Krieg, und die Noth und Plag
In die ſechzehn Jahr' ſchon währen mag.

Erſter Küraſſier.

Bruder, den lieben Gott da droben,
Es können ihn alle zugleich nicht loben.
Einer will die Sonn', die den andern beſchwert,
Dieſer will's trocken, was jener feucht begehrt.
Wo du nur die Noth ſiehſt und die Plag,
Da ſcheint mir des Lebens heller Tag.
Geht's auf Koſten des Bürgers und Bauern,
Nun wahrhaftig, ſie werden mich dauern;
Aber ich kann's nicht ändern — ſeht,
'S iſt hier juſt, wie's beym Einhau'n geht,
Die Pferde ſchnauben und ſetzen an,
Liege wer will mitten in der Bahn,
Sey's mein Bruder, mein leiblicher Sohn,
Zerriß mir die Seele ſein Jammerton,
Ueber ſeinen Leib weg muß ich jagen,
Kann ihn nicht ſachte bey Seite tragen.

Erſter Jäger.

Ei, wer wird nach dem andern fragen!

Erſter Küraſſier.

Und weil ſich's nun einmal ſo gemacht,
Daß das Glück dem Soldaten lacht,
Laßt's uns mit beyden Händen faſſen,
Lang' werden ſie's uns nicht ſo treiben laſſen.
Der Friede wird kommen über Nacht,
Der dem Weſen ein Ende macht;
Der Soldat zäumt ab, der Bauer ſpannt ein,
Eh' man's denkt, wird's wieder das Alte ſeyn.
Jetzt ſind wir noch beyſammen im Land,
Wir haben's Heft noch in der Hand,
Laſſen wir uns auseinander ſprengen,
Werden ſie uns noch den Brodkorb höher hängen.

Erſter Jäger.

Nein, das darf nimmermehr geſchehn!
Kommt, laßt uns alle für Einen ſtehn.

Zweyter Jäger.

Ja, laßt uns Abrede nehmen, hört!

Erſter Arkebuſier

(ein ledernes Beutelchen ziehend, zur Marketenderinn.)

Gevatterinn, was hab' ich verzehrt?

Marketenderinn.

Ach! es iſt nicht der Rede werth!

(Sie rechnen.)

Trompeter.

Ihr thut wohl, daß ihr weiter geht,
Verderbt uns doch nur die Societät.

(Arkebuſiere gehen ab.)

Erſter Küraſſier.

Schad' um die Leut'! Sind ſonſt wackre Brüder.

Erſter Jäger.

Aber das denkt wie ein Seifenſieder.

Zweyter Jäger.

Jetzt ſind wir unter uns, laßt hören,
Wie wir den neuen Anſchlag ſtöhren.

Trompeter.

Was? wir gehen eben nicht hin.

Erſter Küraſſier.

Nichts, ihr Herren, gegen die Diſciplin!
Jeder geht jetzt zu ſeinem Corps,
Trägt's den Kameraden vernünft'g vor,
Daß ſie's begreifen und einſehen lernen.
Wir dürfen uns nicht ſo weit entfernen.
Für meine Wallonen ſag' ich gut.
So wie ich, jeder denken thut.

Wachtmeiſter.

Terzka's Regimenter zu Roß und Fuß
Stimmen alle in dieſen Schluß.

Zweyter Küraſſier

(ſtellt ſich zum erſten.)

Der Lombard ſich nicht vom Wallonen trennt.

Erſter Jäger.

Freiheit iſt Jägers Element.

Zweyter Jäger.

Freiheit iſt bey der Macht allein.
Ich leb' und ſterb bey dem Wallenſtein.

Erſter Scharfſchütz.

Der Lothringer geht mit der großen Fluth,
Wo der leichte Sinn iſt, und luſtiger Muth.

Dragoner.

Der Irländer folgt des Glückes Stern.

Zweyter Scharfſchütz.

Der Tyroler dient nur dem Landesherrn.

Erſter Küraſſier.

Alſo laßt jedes Regiment
Ein Pro Memoria reinlich ſchreiben:
Daß wir zuſammen wollen bleiben,
Daß uns keine Gewalt noch Liſt
Von dem Friedländer weg ſoll treiben,
Der ein Soldatenvater iſt,
Das reicht man in tiefer Devotion
Dem Piccolomini — ich meyne den Sohn —
Der verſteht ſich auf ſolche Sachen,
Kann bey dem Friedländer alles machen.
Hat auch einen großen Stein im Bret
Bey des Kaiſers und Königs Majeſtät.

Zweyter Jäger.

Kommt! Dabey bleibt's! Schlagt alle ein!
Piccolomini ſoll unſer Sprecher ſeyn.

Trompeter. Dragoner. Erſter Jäger.
Zweyter Küraſſier. Scharfſchützen
(zugleich.)

Piccolomini ſoll unſer Sprecher ſeyn.

(wollen fort.)

Wachtm

Wachtmeiſter.

Erſt noch ein Gläschen, Kameraden!

(trinkt.)

Des Piccolomini hohe Gnaden!

Marketenderinn.

(bringt eine Flaſche.)

Das kommt nicht auf's Kerbholz. Ich geb' es gern.
Gute Verrichtung, meine Herrn!

Küraſſier.

Der Wehrſtand ſoll leben!

Beyde Jäger.

Der Nährſtand ſoll geben!

Dragoner und Scharfſchützen.

Die Armee ſoll floriren!

Trompeter und Wachtmeiſter.

Und der Friedländer ſoll ſie regieren.

Zweyter Küraſſier (ſingt.)

Wohl auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!
In's Feld, in die Freyheit gezogen!
Im Felde, da iſt der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen.
Da tritt kein anderer für ihn ein,
Auf ſich ſelber ſteht er da ganz allein.

(Die Soldaten aus dem Hintergrunde haben ſich während des Geſangs herbeygezogen und machen den Chor.)

Chor.

Da tritt kein anderer für ihn ein,
Auf ſich ſelber ſteht er da ganz allein.

Dragoner.

Aus der Welt die Freyheit verſchwunden iſt,
Man ſieht nur Herren und Knechte;
Die Falſchheit herrſchet, die Hinterliſt
Bey dem feigen Menſchengeſchlechte.
Der dem Tod in's Angeſicht ſchauen kann,
Der Soldat allein, iſt der freye Mann.

Chor.

Der dem Tod in's Angeſicht ſchauen kann,
Der Soldat allein, iſt der freye Mann.

Erſter Jäger.

Des Lebens Aengſten, er wirft ſie weg,
Hat nicht mehr zu fürchten, zu ſorgen;
Er reitet dem Schickſal entgegen keck,
Trifft's heute nicht, trifft es doch morgen,
Und trifft es morgen, ſo laſſet uns heut
Noch ſchlürfen die Neige der köſtlichen Zeit.

Chor.

Und trifft es morgen, ſo laſſet uns heut
Noch ſchlürfen die Neige der köſtlichen Zeit.

(Die Gläſer ſind auf's neue gefüllt worden, ſie ſtoſſen an und trinken.)

Wachtmeiſter.

Von dem Himmel fällt ihm ſein luſtig Loos,
Braucht's nicht mit Müh' zu erſtreben,
Der Fröhner, der ſucht in der Erde Schooß,
Da meynt er den Schatz zu erheben.
Er gräbt und ſchaufelt ſo lang er lebt,
Und gräbt, bis er endlich ſein Grab ſich gräbt.

Chor.

Er gräbt und ſchaufelt ſo lang er lebt,
Und gräbt, bis er endlich ſein Grab ſich gräbt.

Erſter Jäger.

Der Reiter und ſein geſchwindes Roß,
Sie ſind gefürchtete Gäſte;
Es flimmern die Lampen im Hochzeitſchloß,
Ungeladen kommt er zum Feſte,
Er wirbt nicht lange, er zeiget nicht Gold,
Im Sturm erringt er den Minneſold.

Chor.

Er wirbt nicht lange, er zeiget nicht Gold,
Im Sturm erringt er den Minneſold.

Zweyter Küraſſier.

Warum weint die Dirn' und zergrämet ſich ſchier?
Laß fahren dahin, laß fahren!
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann treue Lieb' nicht bewahren.
Das raſche Schickſal, es treibt ihn fort,
Seine Ruh' läßt er an keinem Ort.

Chor.

Das raſche Schickſal, es treibt ihn fort,
Seine Ruh' läßt er an keinem Ort.

Erſter Jäger

(faßt die zwey nächſten an der Hand, die übrigen ahmen es nach; alle, welche geſprochen, bilden einen großen Halbkreis.)

Drum friſch, Kameraden, den Rappen gezäumt,
Die Bruſt im Gefechte gelüftet!
Die Jugend brauſet, das Leben ſchäumt,
Friſch auf! eh' der Geiſt noch verdüſtet.

Und ſetzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen ſeyn.

Chor.

Und ſetzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen ſeyn.

(Der Vorhang fällt, ehe der Chor ganz ausgeſungen.)

Die Piccolomini

in

fünf Aufzügen.

Perſonen.

Wallenſtein, Herzog zu Friedland, kaiſerlicher Generaliſſimus im dreyßigjährigen Kriege.

Octavio Piccolomini, Generallieutenant.

Max Piccolomini, ſein Sohn, Obriſt bey einem Küraſſierregiment.

Graf Terzky, Wallenſtein's Schwager, Chef mehrerer Regimenter.

Illo, Feldmarſchall, Wallenſtein's Vertrauter.

Iſolani, General der Kroaten.

Buttler, Chef eines Dragonerregiments.

Tiefenbach,
Don Maradas,
Götz,
Kolalto,
Generale unter Wallenſtein.

Rittmeiſter Neumann, Terzky's Adjutant.

Kriegsrath von Queſtenberg, vom Kaiſer geſendet.

Baptiſta Seni, Aſtrolog.

Herzoginn von Friedland, Wallenſtein's Gemahlinn.

Thekla, Prinzeſſinn von Friedland, ihre Tochter.

Gräfinn Terzky, der Herzoginn Schweſter.

Ein Kornet.

Kellermeiſter des Grafen Terzky.

Friedländiſche Pagen und Bediente.

Terzkyſche Bediente und Hoboiſten.

Mehrere Oberſten und Generale.

Erſter Aufzug.

Ein alter gothiſcher Saal auf dem Rathhauſe zu Pilſen, mit Fahnen und anderm Kriegsgeräthe decorirt.

Erſter Auftritt.

Illo mit Buttler und Iſolani.

Illo.

Spät kommt ihr — Doch ihr kommt! Der weite Weg,
Graf Iſolan, entſchuldigt euer Säumen.

Iſolani.

Wir kommen auch mit leeren Händen nicht!
Es ward uns angeſagt bey Donauwerth,
Ein ſchwediſcher Transport ſey unterwegs
Mit Proviant an die ſechshundert Wagen. —
Den griffen die Kroaten mir noch auf,
Wir bringen ihn.

Illo.

Er kommt uns grad zu paß,
Die ſtattliche Verſammlung hier zu ſpeiſen.

Buttler.
Es iſt ſchon lebhaft hier, ich ſeh's.
Iſolani.
Ja, ja,
Die Kirchen ſelber liegen voll Soldaten,
(ſich umſchauend.)
Auch auf dem Rathhaus, ſeh' ich, habt ihr euch
Schon ziemlich eingerichtet — Nun! nun! der Soldat
Behilft und ſchickt ſich wie er kann!
Illo.
Von dreyßig Regimentern haben ſich
Die Oberſten zuſammen ſchon gefunden,
Den Terzky trefft ihr hier, den Tiefenbach,
Kolalto, Götz, Maradas, Hinnerſam,
Auch Sohn und Vater Piccolomini, —
Ihr werdet manchen alten Freund begrüßen.
Nur Gallas fehlt uns noch und Altringer.
Buttler.
Auf Gallas wartet nicht.
Illo (ſtutzt.)
Wie ſo? Wißt ihr —
Iſolani (unterbricht ihn.)
Max Piccolomini hier? O! führt mich zu ihm.
Ich ſeh' ihn noch — es ſind jetzt zehen Jahr —
Als wir bey Deſſau mit dem Mansfeld ſchlugen,
Den Rappen ſprengen von der Brück' herab,
Und zu dem Vater, der in Nöthen war,
Sich durch der Elbe reißend Waſſer ſchlagen.

Da ſproßt' ihm kaum der erſte Flaum um's Kinn,
Jetzt, hör' ich, ſoll der Kriegsheld fertig ſeyn.

Illo.

Ihr ſollt ihn heut' noch ſehn. Er führt aus Kärnthen
Die Fürſtinn Friedland her und die Prinzeſſinn,
Sie treffen dieſen Vormittag noch ein.

Buttler.

Auch Frau und Tochter ruft der Fürſt hieher?
Er ruft hier viel zuſammen.

Iſolani.

Deſto beſſer.
Erwartet' ich doch ſchon von nichts als Märſchen
Und Batterien zu hören und Attaken;
Und ſiehe da! der Herzog ſorgt dafür,
Daß auch was Holdes uns das Aug' ergötze.

Illo

(der nachdenkend geſtanden, zu Buttlern, den er ein wenig auf die Seite führt.)

Wie wißt ihr, daß Graf Gallas außen bleibt?

Buttler (mit Bedeutung.)

Weil er auch *mich* geſucht zurück zu halten.

Illo (warm.)

Und ihr ſeyd feſt geblieben?

(drückt ihm die Hand.)

Wackrer Buttler!

Buttler.

Nach der Verbindlichkeit, die mir der Fürſt
Noch kürzlich aufgelegt —

Illo.

Ja, Generalmajor! Ich gratulire!

Iſolani.

Zum Regiment, nicht wahr? daß ihm der Fürſt
Geſchenkt? Und noch dazu daſſelbe, hör' ich,
Wo er vom Reiter hat heraufgedient?
Nun, das iſt wahr! dem ganzen Corps gereicht's
Zum Sporn, zum Beyſpiel, macht einmal ein alter
Verdienter Kriegsmann ſeinen Weg.

Buttler.

Ich bin verlegen,
Ob ich den Glückwunſch ſchon empfangen darf,
— Noch fehlt vom Kaiſer die Beſtätigung.

Iſolani.

Greif zu! greif zu! Die Hand, die ihn dahin
Geſtellt, iſt ſtark genug ihn zu erhalten,
Trotz Kaiſern und Miniſtern.

Illo.

Wenn wir alle
So gar bedenklich wollten ſeyn!
Der Kaiſer giebt uns nichts — vom Herzog
Kommt alles, was wir hoffen, was wir haben.

Iſolani (zu Illo.)

Herr Bruder! Hab' ich's ſchon erzählt? Der Fürſt
Will meine Creditoren contentiren,
Will ſelber mein Kaſſier ſeyn künftighin,
Zu einem ordentlichen Mann mich machen.
Und das iſt nun das drittemal, bedenk' Er!

Daß mich der Königlichgeſinnte vom
Verderben rettet, und zu Ehren bringt.

Illo.

Könnt' er nur immer wie er gerne wollte!
Er ſchenkte Land und Leut' an die Soldaten.
Doch wie verkürzen ſie in Wien ihm nicht den Arm,
Beſchneiden wo ſie können ihm die Flügel! —
Da! dieſe neuen, ſaubern Foderungen,
Die dieſer Queſtenberger bringt!

Buttler.

Ich habe mir
Von dieſen kaiſerlichen Foderungen auch
Erzählen laſſen — doch ich hoffe,
Der Herzog wird in keinem Stücke weichen.

Illo.

Von ſeinem Recht gewißlich nicht, wenn nur nicht
— Vom Platze!

Buttler (betroffen.)

Wißt Ihr etwas? Ihr erſchreckt mich.

Iſolani (zugleich.)

Wir wären alle ruinirt!

Illo.

Brecht ab!
Ich ſehe unſern Mann dort eben kommen
Mit Gen'ralleutnant Piccolomini.

Buttler (den Kopf bedenklich ſchüttelnd.)

Ich fürchte,
Wir gehn nicht von hier, wie wir kamen.

Zweyter Auftritt.

Vorige. Octavio Piccolomini.
Queſtenberg.

Octavio (noch in der Entfernung.)

Wie? Noch der Gäſte mehr? Geſtehn Sie, Freund!
Es brauchte dieſen thränenvollen Krieg,
So vieler Helden ruhmgekrönte Häupter
In Eines Lagers Umkreis zu verſammeln.

Queſtenberg.

In kein Friedländiſch Heereslager komme,
Wer von dem Kriege böſes denken will.
Beynah' vergeſſen hätt' ich ſeine Plagen,
Da mir der Ordnung hoher Geiſt erſchienen,
Durch die er, weltzerſtörend, ſelbſt beſteht,
Das Große mir erſchienen, das er bildet.

Octavio.

Und ſiehe da! ein tapfres Paar, das würdig
Den Heldenreihen ſchließt. Graf Iſolan
Und Obriſt Buttler. — Nun, da haben wir
Vor Augen gleich das ganze Kriegeshandwerk.
(Buttlern und Iſolani präſentirend.)
Es iſt die Stärke, Freund, und Schnelligkeit.

Queſtenberg (zu Octavio.)

Und zwiſchen beyden, der erfahrne Rath.

Octavio

(Queſtenbergen an jene vorſtellend.)

Den Kammerherrn und Kriegsrath Queſtenberg,

Den Ueberbringer kaiſerlicher Befehle,
Der Soldaten großen Gönner und Patron
Verehren wir in dieſem würdigen Gaſte.
(allgemeines Stillſchweigen.)

Illo (nähert ſich Queſtenbergen.)

Es iſt das erſtemal nicht, Herr Miniſter,
Daß Sie im Lager uns die Ehr' erweiſen.

Queſtenberg.

Schon einmal ſah ich mich vor dieſen Fahnen.

Illo.

Und wiſſen Sie, *wo* das geweſen iſt?
Zu Znaim war's, in Mähren, wo Sie ſich
Von Kaiſers wegen eingeſtellt, den Herzog
Um Uebernahm' des Regiments zu flehen.

Queſtenberg.

Zu *flehn*, Herr General? So weit gieng weder
Mein Auftrag, daß ich wüßte, noch mein Eifer.

Illo.

Nun! Ihn zu zwingen, wenn Sie wollen. Ich
Erinnre mich's recht gut — Graf Tilly war
Am Lech auf's Haupt geſchlagen — offen ſtand
Das Baierland dem Feind — nichts hielt ihn auf,
Bis in das Herz von Oeſtreich vorzudringen.
Damals erſchienen *Sie* und Werdenberg.
Vor unſerm Herrn, mit Bitten in ihn ſtürmend,
Und mit der kaiſerlichen Ungnad drohend,
Wenn ſich der Fürſt des Jammers nicht erbarme.

Iſolani (tritt dazu.)

Ja, ja! 's iſt zu begreifen, Herr Miniſter,
Warum Sie ſich bey Ihrem heut'gen Auftrag
An jenen alten juſt nicht gern erinnern.

Queſtenberg.

Wie ſollt' ich nicht! Iſt zwiſchen beyden doch
Kein Widerſpruch! Damalen galt es, Böhmen
Aus Feindes Hand zu reißen, heute ſoll ich's
Befreyn von ſeinen Freunden und Beſchützern.

Illo.

Ein ſchönes Amt! Nachdem wir dieſes Böhmen
Mit unſerm Blut dem Sachſen abgefochten,
Will man zum Dank uns aus dem Lande werfen.

Queſtenberg.

Wenn es nicht blos ein Elend mit dem andern
Vertauſcht ſoll haben, muß das arme Land
Von Freund und Feindes Geißel gleich befreyt ſeyn.

Illo.

Ei was! Es war ein gutes Jahr, der Bauer kann
Schon wieder geben.

Queſtenberg.

Ja, wenn Sie von Heerden
Und Weideplätzen reden, Herr Feldmarſchall —

Iſolani.

Der Krieg ernährt den Krieg. Geh'n Bauern drauf,
Ei, ſo gewinnt der Kaiſer mehr Soldaten.

Queſtenberg.

Und wird um ſo viel Unterthanen ärmer!

Iſo.

Iſolani.

Pah! Seine Unterthanen ſind wir alle!

Queſtenberg.

Mit Unterſchied, Herr Graf! Die einen füllen
Mit nützlicher Geſchäftigkeit den Beutel,
Und andre wiſſen nur ihn brav zu leeren.
Der Degen hat den Kaiſer arm gemacht;
Der Pflug iſt's, der ihn wieder ſtärken muß.

Buttler.

Der Kaiſer wär' nicht arm, wenn nicht ſo viel
— Blutigel ſaugten an dem Mark des Landes.

Iſolani.

So arg kann's auch nicht ſeyn. Ich ſehe ja,
(indem er ſich vor ihn hinſtellt und ſeinen Anzug muſtert.)
Es iſt noch lang nicht alles Gold gemünzt.

Queſtenberg.

Gottlob! Noch etwas weniges hat man
Geflüchtet — vor den Fingern der Kroaten.

Illo.

Da! der Slawata und der Martinitz,
Auf die der Kaiſer, allen guten Böhmen
Zum Aergerniſſe, Gnadengaben häuft —
Die ſich vom Raube der vertriebnen Bürger mäſten —
Die von der allgemeinen Fäulniß wachſen,
Allein im öffentlichen Unglück ärnten —
Mit königlichem Prunk dem Schmerz des Landes
Hohn ſprechen — die und ihres Gleichen laßt

Den Krieg bezahlen, den verderblichen,
Den ſie allein doch angezündet haben.
Buttler.
Und dieſe Landſchmaruzer, die die Füße
Beſtändig unter'm Tiſch des Kaiſers haben,
Nach allen Benefizen hungrig ſchnappen,
Die wollen dem Soldaten, der vorm Feind liegt,
Das Brod vorſchneiden und die Rechnung ſtreichen.
Iſolani.
Mein Lebtag denk' ich dran, wie ich nach Wien
Vor ſieben Jahren kam, um die Remonte
Für unſre Regimenter zu betreiben,
Wie ſie von einer Ante camera
Zur andern mich herumgeſchleppt, mich unter
Den Schranzen ſtehen laſſen, ſtundenlang,
Als wär' ich da, um's Gnadenbrod zu betteln.
Zuletzt — da ſchickten ſie mir einen Kapuziner,
Ich dacht', es wär' um meiner Sünde willen!
Nein doch, das war der Mann, mit dem
Ich um die Reiterpferde ſollte handeln.
Ich mußt' auch abziehn, unverrichteter Ding'.
Der Fürſt nachher verſchaffte mir in drey Tagen,
Was ich zu Wien in dreyßig nicht erlangte.
Queſtenberg.
Ja, ja! Der Poſten fand ſich in der Rechnung,
Ich weiß, wir haben noch daran zu zahlen.
Illo.
Es iſt der Krieg ein roh gewaltſam Handwerk.

Man kommt nicht aus mit ſanften Mitteln, alles
Läßt ſich nicht ſchonen. Wollte man's erpaſſen,
Bis ſie zu Wien aus vier und zwanzig Uebeln
Das kleinſte ausgewählt, man paßte lange!
— Friſch mitten durchgegriffen, das iſt beſſer!
Reiß dann, was mag! — Die Menſchen, in der Regel,
Verſtehen ſich auf's Flicken und auf's Stückeln,
Und finden ſich in ein verhaßtes Müſſen
Weit beſſer als in eine bittre Wahl.

Queſtenberg.

Ja, das iſt wahr! Die Wahl ſpart uns der Fürſt.

Illo.

Der Fürſt trägt Vaterſorge für die Truppen,
Wir ſehen, wie's der Kaiſer mit uns meynt.

Queſtenberg.

Für jeden Stand hat er ein gleiches Herz,
Und kann den einen nicht dem andern opfern.

Iſolani.

Drum ſtößt er uns zum Raubthier in die Wüſte,
Um ſeine theuren Schaafe zu behüten.

Queſtenberg (mit Hohn.)

Herr Graf! Dies Gleichniß machen Sie — nicht ich.

Illo.

Doch wären wir, wofür der Hof uns nimmt,
Gefährlich wär's, die Freyheit uns zu geben.

Queſtenberg (mit Ernſt.)

Genommen iſt die Freyheit, nicht gegeben,
Drum thut es Noth, den Zaum ihr anzulegen.

Illo.

Ein wildes Pferd erwarte man zu finden.

Queſtenberg.

Ein beſſ'rer Reiter wird's beſänftigen.

Illo.

Es tragt den Einen nur, der es gezähmt.

Queſtenberg.

Iſt es gezähmt, ſo folgt es einem Kinde.

Illo.

Das Kind, ich weiß, hat man ihm ſchon gefunden.

Queſtenberg.

Sie kümmre nur die Pflicht und nicht der Name.

Buttler.

(der ſich bisher mit Piccolomini ſeitwärts gehalten, doch mit ſichtbarem Antheil an dem Geſpräch, tritt näher.)

Herr Präſident! Dem Kaiſer ſteht in Deutſchland
Ein ſtattlich Kriegsvolk da, es kantoniren
In dieſem Königreich wohl dreyßigtauſend,
Wohl ſechzehntauſend Mann in Schleſien,
Zehn Regimenter ſtehn am Weſerſtrom,
Am Rhein und Main; in Schwaben bieten ſechs,
In Baiern zwölf den Schwediſchen die Spitze.
Nicht zu gedenken der Beſatzungen,
Die an der Grenz' die feſten Plätze ſchirmen.
All dieſes Volk gehorcht Friedländiſchen
Hauptleuten. Die's befehligen ſind alle
In Eine Schul' gegangen, Eine Milch
Hat ſie ernährt, Ein Herz belebt ſie alle.

Fremdlinge ſtehn ſie da auf dieſem Boden,
Der Dienſt allein iſt ihnen Haus und Heimat.
Sie treibt der Eifer nicht fürs Vaterland,
Denn Tauſende, wie mich, gebahr die Fremde.
Nicht für den Kaiſer, wohl die Hälfte kam
Aus fremdem Dienſt feldflüchtig uns herüber,
Gleichgültig, unter'm Doppeladler fechtend,
Wie unter'm Löwen und den Lilien.
Doch Alle führt an gleich gewalt'gem Zügel
Ein Einziger, durch gleiche Lieb' und Furcht
Zu Einem Volke ſie zuſammenbindend.
Und wie des Blitzes Funke ſicher, ſchnell,
Geleitet an der Wetterſtange, läuft,
Herrſcht ſein Befehl vom letzten fernen Poſten,
Der an die Dünen branden hört den Belt,
Der in der Etſch fruchtbare Thäler ſieht,
Bis zu der Wache, die ihr Schilderhaus
Hat aufgerichtet an der Kaiſerburg.

Queſtenberg.

Was iſt der langen Rede kurzer Sinn?

Buttler.

Daß der Reſpect, die Neigung, das Vertraun,
Das uns dem Friedland unterwürfig macht,
Nicht auf den erſten beſten ſich verpflanzt,
Den uns der Hof aus Wien herüberſendet.
Uns iſt in treuem Angedenken noch,
Wie das Kommando kam in Friedland's Hände.
War's etwa kaiſerliche Majeſtät,

Die ein gemachtes Heer ihm übergab,
Den Führer nur geſucht zu ihren Truppen?
— Noch gar nicht war das Heer. Erſchaffen erſt
Mußt' es der Friedland, er *empfing* es nicht,
Er *gab's* dem Kaiſer! Von dem Kaiſer nicht
Erhielten wir den Wallenſtein zum Feldherrn.
So iſt es nicht, ſo nicht! Vom Wallenſtein
Erhielten wir den Kaiſer erſt zum Herrn;
Er knüpft uns, er allein, an dieſe Fahnen.

Octavio (tritt dazwiſchen.)

Es iſt nur zur Erinnerung, Herr Kriegsrath,
Daß Sie im Lager ſind und unter Kriegern. —
Die Kühnheit macht, die Freyheit den Soldaten. —
Vermöcht' er keck zu handeln, dürft' er nicht
Keck reden auch? — Eins geht in's andre drein. —
Die Kühnheit dieſes würd'gen Officiers,

(auf Buttlern zeigend.)

Die jetzt in ihrem Ziel ſich nur vergriff,
Erhielt, wo nichts als Kühnheit retten konnte,
Bey einem furchtbarn Aufſtand der Beſatzung,
Dem Kaiſer ſeine Hauptſtadt Prag.

(man hört von fern eine Kriegsmuſik.)

Illo.

Das ſind ſie!
Die Wachen ſalutiren — Dies Signal
Bedeutet uns, die Fürſtinn ſey herein.

Octavio (zum Queſtenberg.)

So iſt auch mein Sohn Max zurück. Er hat ſie
Aus Kärnthen abgeholt und hergeleitet.

Iſolani (zu Illo.)

Gehn wir zuſammen hin, ſie zu begrüßen?

Illo.

Wohl! laßt uns gehen. Obriſt Buttler, kommt!
(zum Octavio.)
Erinnert euch, daß wir vor Mittag noch
Mit dieſem Herrn beym Fürſten uns begegnen.

Dritter Auftritt.

Octavio und Queſtenberg die zurückbleiben.

Queſtenberg
(mit dem Zeichen des Erſtaunens.)

Was hab' ich hören müſſen, Generallieutenant!
Welch zügelloſer Trotz! Was für Begriffe!
— Wenn dieſer Geiſt der allgemeine iſt —

Octavio.

Drey Viertel der Armee vernahmen Sie.

Queſtenberg.

Weh uns! Wo dann ein zweytes Heer gleich finden,
Um dieſes zu bewahren! — Dieſer Illo, fürcht' ich,
Denkt noch viel ſchlimmer als er ſpricht. Auch dieſer Buttler
Kann ſeine böſe Meynung nicht verbergen.

Octavio.

Empfindlichkeit — gereizter Stolz — nichts weiter! —
Dieſen Buttler geb' ich noch nicht auf, ich weiß,
Wie dieſer böſe Geiſt zu bannen iſt.

Queſtenberg.

(voll Unruh auf und abgehend)

Nein! das iſt ſchlimmer, o! viel ſchlimmer, Freund!
Als wir's in Wien uns hatten träumen laſſen.
Wir ſahen's nur mit Höflingsaugen an,
Die von dem Glanz des Throns geblendet waren;
Den Feldherrn hatten wir noch nicht geſehn,
Den allvermögenden, in ſeinem Lager.
Hier iſt's ganz anders!
Hier iſt kein Kaiſer mehr. Der Fürſt iſt Kaiſer!
Der Gang, den ich an Ihrer Seite jetzt
Durchs Lager that, ſchlägt meine Hoffnung nieder.

Octavio.

Sie ſeh'n nun ſelbſt, welch ein gefährlich Amt
Es iſt, das Sie vom Hof mir überbrachten —
Wie mißlich die Perſon, die ich hier ſpiele.
Der leiſeſte Verdacht des Generals,
Er würde Freyheit mir und Leben koſten,
Und ſein verwegenes Beginnen nur
Beſchleunigen.

Queſtenberg.

Wo war die Ueberlegung,
Als wir dem Raſenden das Schwert vertraut,
Und ſolche Macht gelegt in ſolche Hand!

Zu ſtark für dieſes ſchlimmverwahrte Herz
War die Verſuchung! Hätte ſie doch ſelbſt
Dem beſſern Mann gefährlich werden müſſen!
Er wird ſich weigern, ſag' ich Ihnen,
Der kaiſerlichen Ordre zu gehorchen. —
Er kann's und wird's. — Sein unbeſtrafter Trotz
Wird unſre Ohnmacht ſchimpflich offenbaren.

Octavio.

Und glauben Sie, daß er Gemahlinn, Tochter,
Umſonſt hieher ins Lager kommen ließ,
Gerade jetzt, da wir zum Krieg uns rüſten?
Daß er die letzten Pfänder ſeiner Treu
Aus Kaiſers Landen führt, das deutet uns
Auf einen nahen Ausbruch der Empörung.

Queſtenberg.

Weh' uns! und wie dem Ungewitter ſtehn,
Das drohend uns umzieht von allen Enden?
Der Reichsfeind an den Grenzen, Meiſter ſchon
Vom Donauſtrom, ſtets weiter um ſich greifend —
Im innern Land des Aufruhrs Feuerglocke —
Der Bauer in Waffen — alle Stände ſchwürig —
Und die Armee, von der wir Hülf' erwarten,
Verführt, verwildert, aller Zucht entwöhnt —
Vom Staat, von ihrem Kaiſer losgeriſſen,
Vom Schwindelnden die ſchwindelnde geführt,
Ein furchtbar Werkzeug dem verwegenſten
Der Menſchen blind gehorchend hingegeben —

Octavio.

Verzagen wir auch nicht zu früh, mein Freund!
Stets iſt die Sprache kecker als die That,
Und mancher, der in blindem Eifer jetzt
Zu jedem Aeußerſten entſchloſſen ſcheint,
Find't unerwartet in der Bruſt ein Herz,
Spricht man des Frevels wahren Namen aus.
Zudem — ganz unvertheidigt ſind wir nicht.
Graf Altringer und Gallas, wiſſen Sie,
Erhalten in der Pflicht ihr kleines Heer —
Verſtärken es noch täglich. — Ueberraſchen
Kann er uns nicht, Sie wiſſen, daß ich ihn
Mit meinen Horchern rings umgeben habe;
Vom kleinſten Schritt erhalt' ich Wiſſenſchaft
Sogleich — ja, mir entdeckt's ſein eigner Mund.

Queſtenberg.

Ganz unbegreiflich iſt's, daß er den Feind nicht merkt
An ſeiner Seite.

Octavio.

Denken Sie nicht etwa,
Daß ich durch Lügenkünſte, gleißneriſche
Gefälligkeit in ſeine Gunſt mich ſtahl,
Durch Heuchelworte ſein Vertrauen nähre.
Befiehlt mir gleich die Klugheit und die Pflicht,
Die ich dem Reich, dem Kaiſer ſchuldig bin,
Daß ich mein wahres Herz vor ihm verberge,
Ein falſches hab' ich niemals ihm geheuchelt!

Queſtenberg.

Es iſt des Himmels ſichtbarliche Fügung.

Octavio.

Ich weiß nicht, was es iſt — was ihn an mich
Und meinen Sohn ſo mächtig zieht und kettet.
Wir waren immer Freunde, Waffenbrüder;
Gewohnheit, gleichgetheilte Abentheuer
Verbanden uns ſchon frühe — doch ich weiß
Den Tag zu nennen, wo mit einem Mal
Sein Herz mir aufgieng, ſein Vertrauen wuchs.
Es war der Morgen vor der Lützner Schlacht —
Mich trieb ein böſer Traum, ihn aufzuſuchen,
Ein ander Pferd zur Schlacht ihm anzubieten.
Fern von den Zelten, unter einem Baum
Fand ich ihn eingeſchlafen. Als ich ihn
Erweckte, mein Bedenken ihm erzählte,
Sah er mich lange ſtaunend an; drauf fiel er
Mir um den Hals, und zeigte eine Rührung,
Wie jener kleine Dienſt ſie gar nicht werth war.
Seit jenem Tag verfolgt mich ſein Vertrauen
In gleichem Maaß, als ihn das meine flieht.

Queſtenberg.

Sie ziehen Ihren Sohn doch in's Geheimniß?

Octavio.

Nein!

Queſtenberg.

Wie? auch warnen wollen Sie ihn nicht,
In welcher ſchlimmen Hand er ſich befinde?

Octavio.

Ich muß ihn ſeiner Unſchuld anvertrauen.
Verſtellung iſt der offnen Seele fremd,
Unwiſſenheit allein kann ihm die Geiſtesfreyheit
Bewahren, die den Herzog ſicher macht.

Queſtenberg (beſorglich).

Mein würd'ger Freund! Ich hab' die beſte Meynung
Vom Oberſt Piccolomini — doch — wenn —
Bedenken Sie —

Octavio.

Ich muß es darauf wagen — Still! Da kommt er.

Vierter Auftritt.

Max Piccolomini. Octavio Piccolomini. Queſtenberg.

Max.

Da iſt er ja gleich ſelbſt. Willkommen, Vater!
(er umarmt ihn. Wie er ſich umwendet, bemerkt er Queſtenbergen und tritt kalt zurück).
Beſchäftigt, wie ich ſeh? Ich will nicht ſtören.

Octavio.

Wie, Max? Sieh dieſen Gaſt doch näher an.
Aufmerkſamkeit verdient ein alter Freund;
Ehrfurcht gebührt dem Boten deines Kaiſers.

Max (trocken).

Von Queſtenberg! Willkommen, wenn was Gutes
In's Hauptquartier Sie herführt.

Queſtenberg (hat ſeine Hand gefaßt).
Ziehen Sie
Die Hand nicht weg, Graf Piccolomini,
Ich faſſe ſie nicht bloß von Meinetwegen,
Und nichts Gemeines will ich damit ſagen.
(Beyder Hände faſſend).
Octavio — Max Piccolomini!
Heilbringend, vorbedeutungsvolle Namen!
Nie wird das Glück von Oeſterreich ſich wenden,
So lang zwey ſolche Sterne, ſegenreich
Und ſchützend, leuchten über ſeinen Heeren.

Max.
Sie fallen aus der Rolle, Herr Miniſter,
Nicht Lobenswegen ſind Sie hier, ich weiß,
Sie ſind geſchickt, zu tadeln und zu ſchelten —
Ich will voraus nichts haben vor den andern.

Octavio (zu Max).
Er kommt vom Hofe, wo man mit dem Herzog
Nicht ganz ſo wohl zufrieden iſt, als hier.

Max.
Was giebt's auf's neu denn an ihm auszuſtellen?
Daß er für ſich allein beſchließt, was er
Allein verſteht? Wohl! daran thut er recht,
Und wird's dabey auch ſein Verbleiben haben. —
Er iſt nun einmal nicht gemacht, nach andern
Geſchmeidig ſich zu fügen und zu wenden,
Es geht ihm wider die Natur, er kann's nicht.
Geworden iſt ihm eine Herrſcherſeele,
Und iſt geſtellt auf einen Herrſcherplatz.

Wohl uns, daß es ſo iſt! Es können ſich
Nur wenige regieren, den Verſtand
Verſtändig brauchen — Wohl dem Ganzen, findet
Sich einmal einer, der ein Mittelpunkt
Für viele tauſend wird, ein Halt; — ſich hinſtellt
Wie eine feſte Säul', an die man ſich
Mit Luſt mag ſchließen und mit Zuverſicht.
So einer iſt der Wallenſtein, und taugte
Dem Hof ein Andrer beſſer — der Armee
Frommt nur ein Solcher.

Queſtenberg.

Der Armee! Ja wohl!

Max.

Und eine Luſt iſt's, wie er alles weckt
Und ſtärkt und neu belebt um ſich herum,
Wie jede Kraft ſich ausſpricht, jede Gabe
Gleich deutlicher ſich wird in ſeiner Nähe!
Jedwedem zieht er ſeine Kraft hervor,
Die eigenthümliche, und zieht ſie groß,
Läßt jeden ganz das bleiben, was er iſt,
Er wacht nur drüber, daß er's immer ſey
Am rechten Ort; ſo weiß er aller Menſchen
Vermögen zu dem ſeinigen zu machen.

Queſtenberg.

Wer ſpricht ihm ab, daß er die Menſchen kenne,
Sie zu gebrauchen wiſſe! Ueber'm Herrſcher
Vergißt er nur den Diener ganz und gar,
Als wär' mit ſeiner Würd' er ſchon geboren.

Max.

Iſt er's denn nicht? Mit jeder Kraft dazu
Iſt er's, und mit der Kraft noch obendrein,
Buchſtäblich zu vollſtrecken die Natur,
Dem Herrſchtalent den Herrſchplatz zu erobern.

Queſtenberg.

So kommt's zuletzt auf ſeine Großmuth an,
Wie viel wir überall noch gelten ſollen!

Max.

Der ſeltne Mann will ſeltenes Vertrauen,
Gebt ihm den Raum, das Ziel wird Er ſich ſetzen.

Queſtenberg.

Die Proben geben's.

Max.

Ja! ſo ſind ſie! Schreckt
Sie alles gleich, was eine Tiefe hat;
Iſt ihnen nirgends wohl, als wo's recht flach iſt.

Octavio (zu Queſtenberg).

Ergeben Sie ſich nur in gutem, Freund!
Mit dem da werden Sie nicht fertig.

Max.

Da rufen ſie den Geiſt an in der Noth,
Und grauet ihnen gleich, wenn er ſich zeigt.
Das Ungemeine ſoll, das Höchſte ſelbſt
Geſchehn wie das Alltägliche. Im Felde
Da dringt die Gegenwart — Perſönliches
Muß herrſchen, eignes Auge ſehn. Es braucht
Der Feldherr jedes Große der Natur,

So gönne man ihm auch, in ihren großen
Verhältniſſen zu leben. Das Orakel
In ſeinem Innern, das Lebendige, —
Nicht todte Bücher, alte Ordnungen,
Nicht modrigte Papiere ſoll er fragen.

Octavio.

Mein Sohn! Laß uns die alten, engen Ordnungen
Gering nicht achten! Köſtlich unſchätzbare
Gewichte ſind's, die der bedrängte Menſch
An ſeiner Dränger raſchen Willen band;
Denn immer war die Willkühr fürchterlich —
Der Weg der Ordnung, gieng er auch durch Krümmen,
Er iſt kein Umweg. Grad aus geht des Blitzes,
Geht des Kanonballs fürchterlicher Pfad —
Schnell, auf dem nächſten Wege, langt er an,
Macht ſich zermalmend Platz, um zu zermalmen.
Mein Sohn! Die Straße, die der Menſch befährt,
Worauf der Segen wandelt, dieſe folgt
Der Flüſſe Lauf, der Thäler freyen Krümmen,
Umgeht das Waizenfeld, den Rebenhügel,
Des Eigenthums gemeßne Grenzen ehrend —
So führt ſie ſpäter, ſicher doch zum Ziel.

Queſtenberg.

O! hören Sie den Vater — hören Sie
Ihn, der ein Held iſt und ein Menſch zugleich.

Octavio.

Das Kind des Lagers ſpricht aus dir, mein Sohn.
Ein fünfzehnjähr'ger Krieg hat dich erzogen,

— Du

— Du haſt den Frieden nie geſehn! Es giebt
Noch höhern Werth, mein Sohn, als kriegeriſchen,
Im Kriege ſelber iſt das letzte nicht der Krieg.
Die großen, ſchnellen Thaten der Gewalt,
Des Augenblicks erſtaunenswerthe Wunder,
Die ſind es nicht, die das Beglückende,
Das ruhig, mächtig Daurende erzeugen.
In Haſt und Eile bauet der Soldat
Von Leinwand ſeine leichte Stadt, da wird
Ein augenblicklich Brauſen und Bewegen,
Der Markt belebt ſich, Straßen, Flüſſe ſind
Bedeckt mit Fracht, es rührt ſich das Gewerbe.
Doch eines Morgens plötzlich ſiehet man
Die Zelte fallen, weiter rückt die Horde,
Und ausgeſtorben, wie ein Kirchhof, bleibt
Der Acker, das zerſtampfte Saatfeld liegen,
Und um des Jahres Aernte iſt's gethan.

Max.

O! laß den Kaiſer Friede machen, Vater!
Den blut'gen Lorbeer geb' ich hin, mit Freuden,
Für's erſte Veilchen, das der März uns bringt,
Das duftige Pfad der neuverjüngten Erde.

Octavio.

Wie wird dir? Was bewegt dich ſo auf einmal?

Max.

Ich hab' den Frieden nie geſehn? — Ich hab' ihn
Geſehen, alter Vater, eben komm' ich —
Jetzt eben davon her — es führte mich

Der Weg durch Länder, wo der Krieg nicht hin
Gekommen — o! das Leben, Vater,
Hat Reitze, die wir nie gekannt. — Wir haben
Des ſchönen Lebens öde Küſte nur
Wie ein umirrend Räubervolk befahren,
Das in ſein dumpfig-enges Schiff gepreßt,
Im wüſten Meer mit wüſten Sitten hauſt,
Vom großen Land nichts als die Buchten kennt,
Wo es die Diebeslandung wagen darf.
Was in den innern Thälern Köſtliches
Das Land verbirgt, o! davon — davon iſt
Auf unſrer wilden Fahrt uns nichts erſchienen.

Octavio (wird aufmerkſam).

Und hätt' es dieſe Reiſe dir gezeigt?

Max.

Es war die erſte Muße meines Lebens.
Sag' mir, was iſt der Arbeit Ziel und Preis,
Der peinlichen, die mir die Jugend ſtahl,
Das Herz mir öde ließ und unerquickt
Den Geiſt, den keine Bildung noch geſchmücket?
Denn dieſes Lagers lärmendes Gewühl,
Der Pferde Wiehern, der Trompete Schmettern,
Des Dienſtes immer gleichgeſtellte Uhr,
Die Waffenübung, das Kommandowort, —
Dem Herzen giebt es nichts, dem lechzenden.
Die Seele fehlt dem nichtigen Geſchäft —
Es giebt ein andres Glück und andre Freuden.

Octavio.

Viel lernteſt du auf dieſem kurzen Weg, mein Sohn!

Max.

O ſchöner Tag! wenn endlich der Soldat
In's Leben heimkehrt, in die Menſchlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen ſich entfalten,
Und heimwärts ſchlägt der ſanfte Friedensmarſch.
Wenn alle Hüte ſich und Helme ſchmücken
Mit grünen Mayen, dem letzten Raub der Felder!
Der Städte Thore gehen auf, von ſelbſt,
Nicht die Petarde braucht ſie mehr zu ſprengen,
Von Menſchen ſind die Wälle rings erfüllt,
Von friedlichen, die in die Lüfte grüßen, —
Hell klingt von allen Thürmen das Geläut,
Des blut'gen Tages frohe Veſper ſchlagend.
Aus Dörfern und aus Städten wimmelnd ſtrömt
Ein jauchzend Volk, mit liebend emſiger
Zudringlichkeit des Heeres Fortzug hindernd —
Da ſchüttelt, froh des noch erlebten Tags,
Dem heimgekehrten Sohn der Greis die Hände.
Ein Fremdling tritt er in ſein Eigenthum,
Das längſtverlaßne, ein, mit breiten Aeſten
Deckt ihn der Baum bey ſeiner Wiederkehr,
Der ſich zur Gerte bog, als er gegangen,
Und ſchaamhaft tritt als Jungfrau ihm entgegen,
Die er einſt an der Amme Bruſt verließ.
O! glücklich, wem dann auch ſich eine Thür,
Sich zarte Arme ſanft umſchlingend öffnen —

Queſtenberg (gerührt).
O! daß Sie von ſo ferner, ferner Zeit,
Und nicht von morgen, nicht von heute ſprechen!

Max.
(mit Heftigkeit ſich zu ihm wendend).
Wer ſonſt iſt ſchuld daran, als ihr in Wien? —
Ich will's nur frey geſtehen, Queſtenberg!
Als ich vorhin Sie ſtehen ſah, es preßte
Der Unmuth mir das Innerſte zuſammen —
Ihr ſeyd es, die den Frieden hindern, ihr!
Der Krieger iſt's, der ihn erzwingen muß.
Dem Fürſten macht ihr's Leben ſauer, macht
Ihm alle Schritte ſchwer, ihr ſchwärzt ihn an —
Warum? Weil an Europa's großem Beſten
Ihm mehr liegt als an ein paar Hufen Landes,
Die Oeſtreich mehr hat oder weniger —
Ihr macht ihn zum Empörer, und, Gott weiß!
Zu was noch mehr, weil er die Sachſen ſchont,
Beym Feind Vertrauen zu erwecken ſucht,
Das doch der einz'ge Weg zum Frieden iſt;
Denn hört der Krieg im Kriege nicht ſchon auf,
Woher ſoll Friede kommen? — Geht nur, geht!
Wie ich das Gute liebe, haſſ' ich euch —
Und hier gelob' ich's an, verſprützen will ich
Für ihn, für dieſen Wallenſtein, mein Blut,
Das letzte meines Herzens, tropfenweiſ', eh' daß
Ihr über ſeinen Fall frohlocken ſollt!
(er geht ab).

Fünfter Auftritt.

Queſtenberg. Octavio Piccolomini.

Queſtenberg.

O weh uns! Steht es ſo?
(dringend und ungeduldig).
Freund, und wir laſſen ihn in dieſem Wahn
Dahingehn, rufen ihn nicht gleich
Zurück, daß wir die Augen auf der Stelle
Ihm öffnen?

Octavio.

(aus einem tiefen Nachdenken zu ſich kommend).
Mir hat Er ſie jetzt geöffnet,
Und mehr erblick' ich, als mich freut.

Queſtenberg.

Was iſt es, Freund?

Octavio.

Fluch über dieſe Reiſe!

Queſtenberg.

Wie ſo? Was iſt es?

Octavio.

Kommen Sie! Ich muß
Sogleich die unglückſelige Spur verfolgen,
Mit meinen Augen ſehen — Kommen Sie —
(will ihn fortführen)

Queſtenberg.

Was denn? Wohin?

Octavio (preßirt).

Zu ihr!

Queſtenberg.

Zu —

Octavio (korrigirt ſich).

Zum Herzog! Gehn wir. O! ich fürchte alles.
Ich ſeh das Netz geworfen über ihn,
Er kommt mir nicht zurück, wie er gegangen.

Queſtenberg.

Erklären Sie mir nur —

Octavio.

Und konnt' ich's nicht
Vorherſehn? Nicht die Reiſe hintertreiben?
Warum verſchwieg ich's ihm? — Sie hatten Recht,
Ich mußt' ihn warnen — Jetzo iſt's zu ſpät.

Queſtenberg.

Was iſt zu ſpät? Beſinnen Sie ſich, Freund,
Daß Sie in lauter Räthſeln zu mir reden.

Octavio (gefaßter).

Wir gehn zum Herzog. Kommen Sie! Die Stunde
Rückt auch heran, die er zur Audienz
Beſtimmt hat. Kommen Sie! —
Verwünſcht! dreymal verwünſcht ſey dieſe Reiſe!

(er führt ihn weg, der Vorhang fällt).

Zweyter Aufzug.

Saal beym Herzog von Friedland.

Erſter Auftritt.

Bediente ſetzen Stühle und breiten Fußteppiche aus. Gleich darauf **Seni**, der Aſtrolog, wie ein italieniſcher Doktor ſchwarz und etwas phantaſtiſch gekleidet. Er tritt in die Mitte des Saals, ein weißes Stäbchen in der Hand, womit er die Himmelsgegenden bezeichnet.

Bedienter.

(mit einem Rauchfaß herumgehend).

Greift an! Macht, daß ein Ende wird! Die Wache
Ruft in's Gewehr. Sie werden gleich erſcheinen.

Zweyter Bedienter.

Warum denn aber ward die Erkerſtube,
Die rothe, abbeſtellt, die doch ſo leuchtet?

Erſter Bedienter.

Das frag' den Mathematikus. Der ſagt,
Es ſey ein Unglückszimmer.

Zweyter Bedienter.

Narrenspoſſen!
Das heißt die Leute ſcheeren. Saal iſt Saal.
Was kann der Ort viel zu bedeuten haben?

Seni (mit Gravität).

Mein Sohn, nichts in der Welt iſt unbedeutend.
Das erſte aber und hauptſächlichſte
Bey allem ird'ſchen Ding iſt Ort und Stunde.

Dritter Bedienter.

Laß dich mit dem nicht ein, Nathanael!
Muß ihm der Herr doch ſelbſt den Willen thun.

Seni (zählt die Stühle).

Eilf! Eine böſe Zahl. Zwölf Stühle ſetzt,
Zwölf Zeichen hat der Thierkreis, fünf und ſieben,
Die heil'gen Zahlen liegen in der Zwölfe.

Zweyter Bedienter.

Was habt ihr gegen Eilf? Das laßt mich wiſſen.

Seni.

Eilf iſt die Sünde. Eilfe überſchreitet
Die zehn Gebote.

Zweyter Bedienter.

So? Und warum nennt ihr
Die Fünfe eine heil'ge Zahl?

Seni.

Fünf iſt
Des Menſchen Seele. Wie der Menſch aus Gutem
Und Böſem iſt gemiſcht, ſo iſt die Fünfe
Die erſte Zahl aus Grad und Ungerade.

Erſter Bedienter.
Der Narr!
Dritter Bedienter.
Ei, laß ihn doch! Ich hör' ihm gerne zu,
Denn mancherley doch denkt ſich bey den Worten.
Zweyter Bedienter.
Hinweg! Sie kommen! Da! zur Seitenthür hinaus.
(ſie eilen fort. Seni folgt langſam)

Zweyter Auftritt.

Wallenſtein. Die Herzoginn.

Wallenſtein.
Nun, Herzoginn? Sie haben Wien berührt,
Sich vorgeſtellt der Königinn von Ungarn?
Herzoginn.
Der Kaiſerinn auch. Bey beyden Majeſtäten
Sind wir zum Handkuß zugelaſſen worden.
Wallenſtein.
Wie nahm man's auf, daß ich Gemahlinn, Tochter
Zu dieſer Winterszeit in's Feld beſchieden?
Herzoginn.
Ich that nach Ihrer Vorſchrift, führte an,
Sie hätten über unſer Kind beſtimmt,
Und möchten gern dem künftigen Gemahl
Noch vor dem Feldzug die Verlobte zeigen.
Wallenſtein.
Muthmaßte man die Wahl, die ich getroffen?

Herzoginn.
Man wünſchte wohl, ſie möcht' auf keinen fremden
Noch lutheriſchen Herrn gefallen ſeyn.

Wallenſtein.
Was wünſchen Sie, Eliſabeth?

Herzoginn.
Ihr Wille, wiſſen Sie, war ſtets der meine.

Wallenſtein (nach einer Pauſe).
Nun — Und wie war die Aufnahm' ſonſt am Hofe?
(Herzoginn ſchlägt die Augen nieder und ſchweigt).
Verbergen Sie mir nichts — Wie war's damit?

Herzoginn.
O! mein Gemahl — Es iſt nicht alles mehr
Wie ſonſt — Es iſt ein Wandel vorgegangen.

Wallenſtein.
Wie? Ließ man's an der alten Achtung fehlen?

Herzoginn.
Nicht an der Achtung. Würdig und voll Anſtand
War das Benehmen — aber an die Stelle
Huldreich vertraulicher Herablaſſung
War feyerliche Förmlichkeit getreten.
Ach! und die zarte Schonung, die man zeigte,
Sie hatte mehr vom Mitleid als der Gunſt.
Nein! Herzog Albrechts fürſtliche Gemahlinn,
Graf Harrachs edle Tochter hätte ſo —
Nicht eben ſo empfangen werden ſollen!

Wallenſtein.
Man ſchalt gewiß mein neueſtes Betragen?

Herzoginn.

O hätte man's gethan! — Ich bin's von lang her
Gewohnt, Sie zu entſchuldigen, zufrieden
Zu ſprechen die entrüſteten Gemüther —
Nein, niemand ſchalt Sie — Man verhüllte ſich
In ein ſo laſtend feyerliches Schweigen.
Ach! hier iſt kein gewöhnlich Mißverſtändniß, keine
Vorübergehende Empfindlichkeit —
Etwas unglücklich, unerſetzliches iſt
Geſchehn — Sonſt pflegte mich die Königinn
Von Ungarn immer ihre liebe Muhme
Zu nennen, mich bey'm Abſchied zu umarmen.

Wallenſtein.

Jetzt unterließ ſie's?

Herzoginn.

(ihre Thränen trocknend, nach einer Pauſe).

Sie umarmte mich,
Doch erſt als ich den Urlaub ſchon genommen, ſchon
Der Thüre zugieng, kam ſie auf mich zu,
Schnell, als beſänne ſie ſich erſt, und drückte
Mich an den Buſen, mehr mit ſchmerzlicher
Als zärtlicher Bewegung.

Wallenſtein (ergreift ihre Hand).

Faſſen Sie ſich! —
Wie war's mit Eggenberg, mit Lichtenſtein
Und mit den andern Freunden?

Herzoginn (den Kopf ſchüttelnd).

Keinen ſah ich.

Wallenſtein.

Und der hiſpaniſche Conte Ambaſſador,
Der ſonſt ſo warm für mich zu ſprechen pflegte?

Herzoginn.

Er hatte keine Zunge mehr für Sie.

Wallenſtein.

Die Sonnen alſo ſcheinen uns nicht mehr,
Fortan muß eignes Feuer uns erleuchten.

Herzoginn.

Und wär' es? Theurer Herzog, wär's an dem,
Was man am Hofe leiſe flüſtert, ſich
Im Lande laut erzählt — Was Pater Lamormain
Durch einige Winke —

Wallenſtein (ſchnell).

Lamormain! Was ſagt der?

Herzoginn.

Man zeihe Sie verwegner Ueberſchreitung
Der anvertrauten Vollmacht, freventlicher
Verhöhnung höchſter, kaiſerlicher Befehle.
Die Spanier, der Baiern ſtolzer Herzog,
Stehn auf als Kläger wider Sie —
Ein Ungewitter zieh' ſich über Ihnen
Zuſammen, noch weit drohender als jenes,
Das Sie vordem zu Regensburg geſtürzt.
Man ſpreche, ſagt er — ach! ich kann's nicht ſagen.

Wallenſtein (geſpannt).

Nun?

Herzoginn.

Von einer zweyten (ſie ſtockt).

Wallenſtein.

Zweyten —

Herzoginn.

Schimpflichern

— Abſetzung.

Wallenſtein.

Spricht man?

(heftig bewegt durch das Zimmer gehend)

O! ſie zwingen mich, ſie ſtoßen
Gewaltſam, wider meinen Willen, mich hinein.

Herzoginn.

(ſich bittend an ihn ſchmiegend)

O! wenn's noch Zeit iſt, mein Gemahl — Wenn es
Mit Unterwerfung, mit Nachgiebigkeit
Kann abgewendet werden — Geben Sie nach —
Gewinnen Sie's dem ſtolzen Herzen ab,
Es iſt Ihr Herr und Kaiſer, dem Sie weichen.
O! laſſen Sie es länger nicht geſchehn,
Daß hämiſche Bosheit Ihre gute Abſicht
Durch giftige, verhaßte Deutung ſchwärze.
Mit Siegeskraft der Wahrheit ſtehen Sie auf,
Die Lügner, die Verläumder zu beſchämen.
Wir haben ſo der guten Freunde wenig.
Sie wiſſen's! Unſer ſchnelles Glück hat uns
Dem Haß der Menſchen bloßgeſtellt — Was ſind wir,
Wenn kaiſerliche Huld ſich von uns wendet!

Dritter Auftritt.

Gräfinn Terzky, welche die Prinzeſſinn **Thekla** an der Hand führt, zu den **Vorigen**.

Gräfinn.

Wie, Schweſter? Von Geſchäften ſchon die Rede,
Und, wie ich ſeh', nicht von erfreulichen,
Eh' er noch ſeines Kindes froh geworden?
Der Freude gehört der erſte Augenblick.
Hier, Vater Friedland! das iſt deine Tochter!

(Thekla nähert ſich ihm ſchüchtern und will ſich auf ſeine Hand beugen: er empfängt ſie in ſeinen Armen, und bleibt einige Zeit in ihrem Anſchauen verlohren ſtehen).

Wallenſtein.

Ja! Schön iſt mir die Hoffnung aufgegangen.
Ich nehme ſie zum Pfande größern Glücks.

Herzoginn.

Ein zartes Kind noch war ſie, als Sie giengen,
Das große Heer dem Kaiſer aufzurichten.
Hernach, als Sie vom Feldzug heimgekehrt
Aus Pommern, war die Tochter ſchon im Stifte,
Wo ſie geblieben iſt bis jetzt.

Wallenſtein.

Indeß
Wir hier im Feld' geſorgt, ſie groß zu machen,
Das höchſte Irdiſche ihr zu erfechten,
Hat Mutter Natur in ſtillen Kloſtermauern

Das Ihrige gethan, dem lieben Kind
Aus freyer Gunſt das Göttliche gegeben,
Und führt ſie ihrem glänzenden Geſchick
Und meiner Hoffnung ſchön geſchmückt entgegen.

Herzoginn (zur Prinzeſſinn).

Du hätteſt deinen Vater wohl nicht wieder
Erkannt, mein Kind? Kaum zählteſt du acht Jahre,
Als du ſein Angeſicht zuletzt geſehn.

Thekla.

Doch, Mutter, auf den erſten Blick — Mein Vater
Hat nicht gealtert — Wie ſein Bild in mir gelebt,
So ſteht er blühend jetzt vor meinen Augen.

Wallenſtein (zur Herzoginn).

Das holde Kind! Wie fein bemerkt und wie
Verſtändig! Sieh', ich zürnte mit dem Schickſal,
Daß mir's den Sohn verſagt, der meines Namens
Und meines Glückes Erbe könnte ſeyn,
In einer ſtolzen Linie von Fürſten
Mein ſchnell verlöſchtes Daſeyn weiter leiten.
Ich that dem Schickſal Unrecht. Hier auf dieſes
Jungfräulich blühende Haupt will ich den Kranz
Des kriegeriſchen Lebens niederlegen,
Nicht für verlohren acht' ich's, wenn ich's einſt,
In einen königlichen Schmuck verwandelt,
Um dieſe ſchöne Stirne flechten kann.

(er hält ſie in ſeinen Armen, wie Piccolomini hereintritt).

Vierter Auftritt.

Max Piccolomini, und bald darauf Graf Terzky zu den Vorigen.

Gräfinn.

Da kommt der Paladin, der uns beſchützte.

Wallenſtein.

Sey mir willkommen, Max. Stets warſt du mir
Der Bringer irgend einer ſchönen Freude,
Und, wie das glückliche Geſtirn des Morgens,
Führſt du die Lebensſonne mir herauf.

Max.

Mein General —

Wallenſtein.

Bis jetzt war es der Kaiſer,
Der dich durch meine Hand belohnt. Heut' haſt du
Den Vater dir, den glücklichen, verpflichtet,
Und dieſe Schuld muß Friedland ſelbſt bezahlen.

Max.

Mein Fürſt! Du eilteſt ſehr, ſie abzutragen.
Ich komme mit Beſchämung, ja, mit Schmerz;
Denn kaum bin ich hier angelangt, hab' Mutter
Und Tochter deinen Armen überliefert,
So wird aus deinem Marſtall, reich geſchirrt,
Ein prächt'ger Jagdzug mir von dir gebracht,
Für die gehabte Müh' mich abzulohnen.
Ja, ja, mich abzulohnen. Eine Müh',

Ein Amt blos wär's! Nicht eine Gunſt, für die
Ich's vorſchnell nahm, und dir ſchon volles Herzens
Zu danken kam — Nein, ſo war's nicht gemeynt,
Daß mein Geſchäft mein ſchönſtes Glück ſeyn ſollte!

(Terzky tritt herein und übergiebt dem Herzog Briefe, welche dieſer ſchnell erbricht).

Gräfinn (zu Max).

Belohnt er Ihre Mühe? Seine Freude
Vergilt er Ihnen. Ihnen ſteht es an,
So zart zu denken, meinem Schwager ziemt's,
Sich immer groß und fürſtlich zu beweiſen.

Thekla.

So müßt' auch ich an ſeiner Liebe zweifeln,
Denn ſeine gütigen Hände ſchmückten mich,
Noch eh' das Herz des Vaters mir geſprochen.

Max.

Ja, er muß immer geben und beglücken!
(er ergreift der Herzoginn Hand, mit ſteigender Wärme).
Was dank' ich ihm nicht alles — o! was ſprech' ich
Nicht alles aus in dieſem theuren Namen, Friedland!
Zeitlebens ſoll ich ein Gefangner ſeyn
Von dieſem Namen — darin blühen ſoll
Mir jedes Glück und jede ſchöne Hoffnung —
Feſt, wie in einem Zauberringe, hält
Das Schickſal mich gebannt in dieſem Namen.

Gräfinn.

(welche unterdeſſen den Herzog ſorgfältig beobachtet, bemerkt, daß er bey den Briefen nachdenkend geworden)

Der Bruder will allein ſeyn. Laßt uns gehen.

Wallenſtein.

(wendet ſich ſchnell um, faßt ſich und ſpricht heiter zur Herzoginn)

Noch einmal, Fürſtinn, heiß' ich Sie im Feld' willkommen.
Sie ſind die Wirthinn dieſes Hofs — Du, Max,
Wirſt diesmal noch dein altes Amt verwalten,
Indeß wir hier des Herrn Geſchäfte treiben.

(Max Piccolomini bietet der Herzoginn den Arm, Gräfinn führt die Prinzeſſinn ab).

Terzky (ihm nachrufend).

Verſäumt nicht, der Verſammlung beyzuwohnen.

Fünfter Auftritt.

Wallenſtein. Terzky.

Wallenſtein.

(in tiefem Nachdenken, zu ſich ſelbſt)

Sie hat ganz recht geſeh'n — So iſts, und ſtimmt
Vollkommen zu den übrigen Berichten —
Sie haben ihren letzten Schluß gefaßt
In Wien, mir den Nachfolger ſchon gegeben.
Der Ungarn König iſt's, der Ferdinand,
Des Kaiſers Söhnlein, der iſt jetzt ihr Heiland.
Das neu aufgehende Geſtirn! Mit uns
Gedenkt man fertig ſchon zu ſeyn, und wie
Ein Abgeſchiedner ſind wir ſchon beerbet.
Drum keine Zeit verlohren!

(indem er ſich umwendet, bemerkt er den Terzky und giebt ihm einen Brief)

Graf Altringer läßt ſich entſchuldigen,
Auch Gallas — Das gefällt mir nicht.

Terzky.

Und wenn du
Noch länger ſäumſt, bricht einer nach dem andern.

Wallenſtein.

Der Altringer hat die Tiroler Päſſe,
Ich muß ihm einen ſchicken, daß er mir
Die Spanier aus Mailand nicht herein läßt.
— Nun! der Seſin, der alte Unterhändler,
Hat ſich ja kürzlich wieder blicken laſſen.
Was bringt er uns vom Grafen Thurn?

Terzky.

Der Graf entbietet dir,
Er hab' den ſchwed'ſchen Kanzler aufgeſucht
Zu Halberſtadt, wo jetzo der Convent iſt:
Der aber ſagt, er ſey es müd', und wolle
Nichts weiter mehr mit dir zu ſchaffen haben.

Wallenſtein.

Wie ſo?

Terzky.

Es ſey dir nimmer Ernſt mit deinen Reden.
Du wollſt die Schweden nur zum Narren haben,
Dich mit den Sachſen gegen ſie verbinden,
Am Ende ſie mit einem elenden Stück Geldes
Abfertigen.

Wallenſtein.

So! Meynt er wohl, ich ſoll ihm

Ein ſchönes deutſches Land zum Raube geben,
Daß wir zuletzt auf eignem Grund und Boden
Selbſt nicht mehr Herren ſind? Sie müſſen fort,
Fort, fort! Wir brauchen keine ſolche Nachbarn.

Terzky.

Gönn' ihnen doch das Fleckchen Land, geht's ja
Nicht von dem Deinen! Was bekümmert's dich,
Wenn du das Spiel gewinneſt, wer es zahlt.

Wallenſtein.

Fort, fort mit ihnen — das verſtehſt du nicht.
Es ſoll nicht von mir heiſſen, daß ich Deutſchland
Zerſtücket hab', verrathen an den Fremdling,
Um meine Portion mir zu erſchleichen.
Mich ſoll das Reich als ſeinen Schirmer ehren,
Reichsfürſtlich mich erweiſend, will ich würdig
Mich bey des Reiches Fürſten niederſetzen.
Es ſoll im Reiche keine fremde Macht
Mir Wurzel faſſen, und am wenigſten
Die Gothen ſollen's, dieſe Hungerleider,
Die nach dem Segen unſers deutſchen Landes
Mit Neidesblicken raubbegierig ſchauen.
Beyſtehen ſollen ſie mir in meinen Planen,
Und dennoch nichts dabey zu fiſchen haben.

Terzky.

Doch mit den Sachſen willſt du ehrlicher
Verfahren? Sie verlieren die Geduld,
Weil du ſo krumme Wege machſt —
Was ſollen alle dieſe Masken? ſprich!

Die Freunde zweifeln, werden irr' an dir —
Der Oxenſtirn, der Arnheim, keiner weiß,
Was er von deinem Zögern halten ſoll.
Am End' bin ich der Lügner, alles geht
Durch mich. Ich hab' nicht einmal deine Handſchrift.

Wallenſtein.

Ich geb' nichts Schriftliches von mir, du weißt's.

Terzky.

Woran erkennt man aber deinen Ernſt,
Wenn auf das Wort die That nicht folgt? Sag' ſelbſt.
Was du bisher verhandelt mit dem Feind,
Hätt' alles auch recht gut geſcheh'n ſeyn können,
Wenn du nichts mehr damit gewollt, als ihn
Zum Beſten haben.

Wallenſtein.

(nach einer Pauſe, indem er ihn ſcharf anſieht)

Und woher weißt du, daß ich ihn nicht wirklich
Zum Beſten habe? Daß ich nicht euch alle
Zum Beſten habe? Kennſt du mich ſo gut?
Ich wüßte nicht, daß ich mein Innerſtes
Dir aufgethan — Der Kaiſer, es iſt wahr,
Hat übel mich behandelt! — *Wenn* ich wollte,
Ich könnt' ihm recht viel Böſes dafür thun.
Es macht mir Freude, meine Macht zu kennen;
Ob ich ſie wirklich brauchen werde, *davon*, denk' ich,
Weißt du nicht mehr zu ſagen, als ein andrer.

Terzky.

So haſt du ſtets dein Spiel mit uns getrieben!

Sechſter Auftritt.

Illo zu den Vorigen.

Wallenſtein.

Wie ſteht es drauſſen? Sind ſie vorbereitet?

Illo.

Du findeſt ſie in der Stimmung, wie du wünſcheſt.
Sie wiſſen um des Kaiſers Foderungen
Und toben.

Wallenſtein.

Wie erklärt ſich Iſolan?

Illo.

Der iſt mit Leib und Seele dein, ſeitdem du
Die Farobank ihm wieder aufgerichtet.

Wallenſtein.

Wie nimmt ſich der Kolalto? Haſt du dich
Des Deodat und Tiefenbach verſichert?

Illo.

Was Piccolomini thut, das thun ſie auch.

Wallenſtein.

So, meynſt du, kann ich was mit ihnen wagen?

Illo.

— Wenn du der Piccolomini gewiß biſt.

Wallenſtein.

Wie meiner ſelbſt. Die laſſen nie von mir.

Terzky.

Doch wollt' ich, daß du dem Octavio,
Dem Fuchs, nicht ſo viel trauteſt.

Wallenſtein.

Lehre du
Mich meine Leute kennen. Sechszehnmal
Bin ich zu Feld' gezogen mit dem Alten,
— Zudem — ich hab' ſein Horoſcop geſtellt,
Wir ſind gebohren unter gleichen Sternen —
Und kurz —

(geheimnißvoll)

Es hat damit ſein eigenes Bewenden.
Wenn du mir alſo gut ſagſt für die andern —

Illo.

Es iſt nur Eine Stimme unter allen:
Du dürfſt das Regiment nicht niederlegen.
Sie werden an dich deputiren, hör' ich.

Wallenſtein.

Wenn ich mich gegen ſie verpflichten ſoll,
So müſſen ſie's auch gegen mich.

Illo.

Verſteht ſich.

Wallenſtein.

Parole müſſen ſie mir geben, eidlich, ſchriftlich,
Sich meinem Dienſt zu weihen, unbedingt.

Illo.

Warum nicht?

Terzky.

Unbedingt? Des Kaiſers Dienſt,
Die Pflichten gegen Oeſtreich werden ſie
Sich immer vorbehalten.

Wallenſtein (den Kopf ſchüttelnd).

Unbedingt
Muß ich ſie haben. Nichts von Vorbehalt!

Illo.

Ich habe einen Einfall — Giebt uns nicht
Graf Terzky ein Bankett heut' Abend?

Terzky.

Ja,
Und alle Generale ſind geladen.

Illo (zum Wallenſtein).

Sag! Willſt du völlig freye Hand mir laſſen?
Ich ſchaffe dir das Wort der Generale,
So wie du's wünſcheſt.

Wallenſtein.

Schaff mir ihre Handſchrift.
Wie du dazu gelangen magſt, iſt deine Sache.

Illo.

Und wenn ich dir's nun bringe, ſchwarz auf weiß,
Daß alle Chefs, die hier zugegen ſind,
Dir blind ſich überliefern — Willſt du dann
Ernſt machen endlich, mit beherzter That
Das Glück verſuchen?

Wallenſtein.

Schaff mir die Verſchreibung!

Illo.
Bedenke, was du thuſt! Du kannſt des Kaiſers
Begehren nicht erfüllen — kannſt das Heer
Nicht ſchwächen laſſen — nicht die Regimenter
Zum Spanier ſtoßen laſſen, willſt du nicht
Die Macht auf ewig aus den Händen geben.
Bedenk' das andre auch! Du kannſt des Kaiſers
Befehl und ernſte Ordre nicht verhöhnen,
Nicht länger Ausflucht ſuchen, temporiſiren,
Willſt du nicht förmlich brechen mit dem Hof.
Entſchließ' dich! Willſt du mit entſchloßner That
Zuvor ihm kommen? Willſt du, ferner zögernd,
Das Aeußerſte erwarten?

Wallenſtein.
Das geziemt ſich,
Eh' man das Aeußerſte beſchließt!

Illo.
O! nimm der Stunde wahr, eh' ſie entſchlüpft.
So ſelten kommt der Augenblick im Leben,
Der wahrhaft wichtig iſt und groß. Wo eine
Entſcheidung ſoll geſchehen, da muß Vieles
Sich glücklich treffen und zuſammenfinden, —
Und einzeln nur, zerſtreuet zeigen ſich
Des Glückes Fäden, die Gelegenheiten,
Die nur in Einem Lebenspunkt zuſammen
Gedrängt, den ſchweren Früchteknoten bilden.
Sieh! Wie entſcheidend, wie verhängnißvoll
Sich's jetzt um dich zuſammenzieht! — Die Häupter

Des Heers, die beſten, treflichſten, um dich,
Den königlichen Führer, her verſammelt,
Nur deinen Wink erwarten ſie — O! laß
Sie ſo nicht wieder auseinander gehen!
So einig führſt du ſie im ganzen Lauf
Des Krieges nicht zum zweytenmal zuſammen.
Die hohe Fluth iſts, die das ſchwere Schiff
Vom Strande hebt — Und jedem Einzelnen
Wächſt das Gemüth im großen Strom der Menge.
Jetzt haſt du ſie, jetzt noch! Bald ſprengt der Krieg
Sie wieder auseinander, dahin, dorthin —
In eignen kleinen Sorgen und Intreſſen
Zerſtreut ſich der gemeine Geiſt. Wer heute,
Vom Strome fortgeriſſen, ſich vergißt,
Wird nüchtern werden, ſieht er ſich allein,
Nur ſeine Ohnmacht fühlen und geſchwind
Umlenken in die alte, breitgetretne
Fahrſtraße der gemeinen Pflicht, nur wohl-
Behalten unter Dach zu kommen ſuchen.

Wallenſtein.

Die Zeit iſt noch nicht da.

Terzky.

So ſagſt du immer.
Wann aber wird es Zeit ſeyn?

Wallenſtein.

Wenn ich's ſage.

Illo.

O! du wirſt auf die Sternenſtunde warten,

Bis dir die Irdiſche entflieht! Glaub' mir,
In deiner Bruſt ſind deines Schickſals Sterne.
Vertrauen zu dir ſelbſt, Entſchloſſenheit
Iſt deine Venus! Der Maleficus,
Der einz'ge, der dir ſchadet, iſt der Zweifel.

Wallenſtein.

Du red'ſt, wie du's verſteh'ſt. Wie oft und vielmals
Erklärt' ich dir's! — Dir ſtieg der Jupiter
Hinab, bey der Geburt, der helle Gott;
Du kannſt in die Geheimniſſe nicht ſchauen.
Nur in der Erde magſt du finſter wühlen,
Blind, wie der Unterirdiſche, der mit dem bleichen
Bleyfarb'nen Schein in's Leben dir geleuchtet.
Das Irdiſche, Gemeine magſt du ſeh'n,
Das Nächſte mit dem Nächſten klug verknüpfen;
Darin vertrau' ich dir und glaube dir.
Doch, was geheimnißvoll bedeutend webt
Und bildet in den Tiefen der Natur, —
Die Geiſterleiter, die aus dieſer Welt des Staubes
Bis in die Sternenwelt, mit tauſend Sproſſen,
Hinauf ſich baut, an der die himmliſchen
Gewalten wirkend auf und nieder wandeln,
— Die Kreiſe in den Kreiſen, die ſich eng
Und enger zieh'n um die centraliſche Sonne —
Die ſieht das Aug' nur, das entſiegelte,
Der hellgebohrnen, heitern Joviskinder.

(nachdem er einen Gang durch den Saal gemacht, bleibt er ſtehen und fährt fort)

Die himmliſchen Geſtirne machen nicht
Bloß Tag und Nacht, Frühling und Sommer — nicht
Dem Sä'mann blos bezeichnen ſie die Zeiten
Der Ausſaat und der Aernte. Auch des Menſchen Thun
Iſt eine Ausſaat von Verhängniſſen,
Geſtreuet in der Zukunft dunkles Land,
Den Schickſalsmächten hoffend übergeben.
Da thut es Noth, die Saatzeit zu erkunden,
Die rechte Sternenſtunde auszuleſen,
Des Himmels Häuſer forſchend zu durchſpüren,
Ob nicht der Feind des Wachſens und Gedeihens
In ſeinen Ecken ſchadend ſich verberge.
Drum laßt mir Zeit. Thut ihr indeß das Eure.
Ich kann jetzt noch nicht ſagen, was ich thun will.
Nachgeben aber werd' ich nicht. Ich nicht!
Abſetzen ſollen ſie mich auch nicht — Darauf
Verlaßt euch.

Kammerdiener (kommt).

Die Herrn Generale.

Wallenſtein.

Laß ſie kommen.

Terzky.

Willſt du, daß alle Chefs zugegen ſeyen?

Wallenſtein.

Das braucht's nicht. Beyde Piccolomini,
Maradas, Buttler, Forgatſch, Deodat,
Karaffa, Iſolani mögen kommen.

(Terzky geht hinaus mit dem Kammerdiener)

Wallenſtein (zu Illo).

Haſt du den Queſtenberg bewachen laſſen?
Sprach er nicht ein'ge in geheim?

Illo.

Ich hab' ihn ſcharf bewacht. Er war mit niemand
Als dem Octavio.

Siebenter Auftritt.

Vorige, Queſtenberg, beyde Piccolomini, Buttler, Iſolani, Maradas und noch drey andere Generale treten herein. Auf den Wink des Generals nimmt Queſtenberg ihm grad gegenüber Platz, die andern folgen nach ihrem Range. Es herrſcht eine augenblickliche Stille.

Wallenſtein.

Ich hab' den Inhalt Ihrer Sendung zwar
Vernommen, Queſtenberg, und wohl erwogen,
Auch meinen Schluß gefaßt, den nichts mehr ändert.
Doch, es gebührt ſich, daß die Kommandeurs
Aus Ihrem Mund' des Kaiſers Willen hören —
Gefall' es Ihnen denn, ſich Ihres Auftrags
Vor dieſen edeln Häuptern zu entledigen.

Queſtenberg.

Ich bin bereit, doch bitt' ich zu bedenken,
Daß kaiſerliche Herrſchgewalt und Würde
Aus meinem Munde ſpricht, nicht eigne Kühnheit.

Wallenſtein.

Den Eingang ſpart.

Queſtenberg.

Als Seine Majeſtät,
Der Kaiſer, ihren muthigen Armeen
Ein ruhmgekröntes, kriegserfahrnes Haupt
Geſchenkt in der Perſon des Herzogs Friedland,
Geſchah's in froher Zuverſicht, das Glück
Des Krieges ſchnell und günſtig umzuwenden.
Auch war der Anfang ihren Wünſchen hold,
Gereiniget war Böheim von den Sachſen,
Der Schweden Siegeslauf gehemmt — es ſchöpften
Auf's neue leichten Athem dieſe Länder,
Als Herzog Friedland die zerſtreuten Feindesheere
Herbey von allen Strömen Deutſchlands zog,
Herbey auf Einen Sammelplatz beſchwor
Den Rheingraf, Bernhard, Banner, Oxenſtirn,
Und jenen nie beſiegten König ſelbſt,
Um endlich hier im Angeſichte Nürnbergs
Das blutig große Kampfſpiel zu entſcheiden.

Wallenſtein.

Zur Sache, wenn's beliebt.

Queſtenberg.

Ein neuer Geiſt
Verkündigte ſogleich den neuen Feldherrn.
Nicht blinde Wuth mehr rang mit blinder Wuth,
In hellgeſchiednem Kampfe ſah man jetzt
Die Feſtigkeit der Kühnheit widerſtehn,

Und weiſe Kunſt die Tapferkeit ermüden.
Vergebens lockt man ihn zur Schlacht, er gräbt
Sich tief und tiefer nur im Lager ein,
Als gält es, hier ein ewig Haus zu gründen.
Verzweifelnd endlich will der König ſtürmen,
Zur Schlachtbank reißt er ſeine Völker hin,
Die ihm des Hungers und der Seuchen Wuth
Im leichenvollen Lager langſam tödtet.
Durch den Verhack des Lagers, hinter welchem
Der Tod aus tauſend Röhren lauert, will
Der Niegehemmte ſtürmend Bahn ſich brechen.
Da ward ein Angriff und ein Widerſtand,
Wie ihn kein glücklich Auge noch geſehn.
Zerriſſen endlich führt ſein Volk der König
Vom Kampfplatz heim, und nicht ein Fußbreit Erde
Gewann es ihm, das grauſe Menſchenopfer.

Wallenſtein.

Erſparen Sie's, uns aus dem Zeitungsblatt
Zu melden, was wir ſchaudernd ſelbſt erlebt.

Queſtenberg.

Anklagen iſt mein Amt und meine Sendung,
Es iſt mein Herz, das gern bey'm Lob verweilt.
In Nürnbergs Lager ließ der Schwediſche König
Den Ruhm — in Lützens Ebenen das Leben.
Doch wer erſtaunte nicht, als Herzog Friedland
Nach dieſem großen Tag, wie ein Beſiegter,
Nach Böheim floh, vom Kriegesſchauplatz ſchwand,
Indeß der junge Weimariſche Held

In's Frankenland unaufgehalten drang,
Bis an die Donau reißend Bahn ſich machte,
Und ſtand mit einem Mal vor Regenſpurg,
Zum Schrecken aller gut kathol'ſchen Chriſten.
Da rief der Baiern wohlverdienter Fürſt
Um ſchnelle Hilf' in ſeiner höchſten Noth, —
Es ſchickt der Kaiſer ſieben Reitende
An Herzog Friedland ab mit dieſer Bitte,
Und fleht, wo er als Herr befehlen kann.
Umſonſt! Es hört in dieſem Augenblick
Der Herzog nur den alten Haß und Groll,
Giebt das gemeine Beſte preis, die Rachgier
An einem alten Feinde zu vergnügen.
Und ſo fällt Regenſpurg!

Wallenſtein.

Von welcher Zeit iſt denn die Rede, Max?
Ich hab' gar kein Gedächtniß mehr.

Max.

Er meynt,
Wie wir in Schleſien waren.

Wallenſtein.

So! So! So!
Was aber hatten wir denn dort zu thun?

Max.

Die Schweden draus zu ſchlagen und die Sachſen.

Wallenſtein.

Recht! Ueber der Beſchreibung da vergeß' ich
Den ganzen Krieg — (zu Queſtenberg)
Nur weiter fortgefahren!

Que-

Queſtenberg.

Am Oderſtrom vielleicht gewann man wieder,
Was an der Donau ſchimpflich ward verlohren.
Erſtaunenswerthe Dinge hoffte man
Auf dieſer Kriegesbühne zu erleben,
Wo Friedland in Perſon zu Felde zog,
Der Nebenbuhler Guſtavs einen — Thurn
Und einen Arnheim vor ſich fand. Und wirklich
Gerieth man nahe gnug hier an einander,
Doch um als Freund, als Gaſt ſich zu bewirthen.
Ganz Deutſchland ſeufzte unter Kriegeslaſt,
Doch Friede war's im Wallenſteiniſchen Lager.

Wallenſtein.

Manch blutig Treffen wird um nichts gefochten,
Weil einen Sieg der junge Feldherr braucht.
Ein Vortheil des bewährten Feldherrn iſt's,
Daß er nicht nöthig hat zu ſchlagen, um
Der Welt zu zeigen, er verſteh' zu ſiegen.
Mir konnt' es wenig helfen, meines Glücks
Mich über einen Arnheim zu bedienen,
Viel nützte Deutſchland meine Mäßigung,
Wär' mir's geglückt, das Bündniß zwiſchen Sachſen
Und Schweden, das verderbliche, zu löſen.

Queſtenberg.

Es glückte aber nicht, und ſo begann
Auf's neu das blut'ge Kriegesſpiel. Hier endlich
Rechtfertigte der Fürſt den alten Ruhm.
Auf Steinau's Feldern ſtreckt das ſchwediſche Heer

Die Waffen, ohne Schwertſtreich überwunden —
Und hier, mit andern, lieferte des Himmels
Gerechtigkeit den alten Aufruhrſtifter,
Die fluchbeladne Fackel dieſes Kriegs,
Matthias Thurn, des Rächers Händen aus.
— Doch in großmüth'ge Hand war er gefallen,
Statt Strafe fand er Lohn, und reich beſchenkt
Entließ der Fürſt den Erzfeind ſeines Kaiſers.

Wallenſtein (lacht).

Ich weiß, ich weiß — Sie hatten ſchon in Wien
Die Fenſter, die Balcons voraus gemiethet,
Ihn auf dem Armenſünderkarrn zu ſehn —
Die Schlacht hätt' ich mit Schimpf verlieren mögen,
Doch das vergeben mir die Wiener nicht,
Daß ich um ein Spectakel ſie betrog.

Queſtenberg.

Befreyt war Schleſien, und alles rief
Den Herzog nun in's hart bedrängte Baiern.
Er ſetzt auch wirklich ſich in Marſch — gemächlich
Durchzieht er Böheim auf dem *längſten* Wege;
Doch eh' er noch den Feind geſehen, wendet
Er ſchleunig um, bezieht ſein Winterlager, drückt
Des Kaiſers Länder mit des Kaiſers Heer.

Wallenſtein.

Das Heer war zum Erbarmen, jede Nothdurft, jede
Bequemlichkeit gebrach — der Winter kam.
Was denkt die Majeſtät von ihren Truppen?
Sind wir nicht Menſchen? Nicht der Kält' und Näſſe.

Nicht jeder Nothdurft ſterblich unterworfen?
Fluchwürdig Schickſal des Soldaten! Wo
Er hinkommt, flieht man vor ihm — wo er weggeht,
Verwünſcht man ihn! Er muß ſich alles nehmen;
Man giebt ihm nichts, und jeglichem gezwungen
Zu nehmen, iſt er jeglichem ein Greuel.
Hier ſtehen meine Generals. Karaffa!
Graf Deodati! Buttler! Sagt es ihm,
Wie lang der Sold den Truppen ausgeblieben?

Buttler.

Ein Jahr ſchon fehlt die Löhnung.

Wallenſtein.

Und ſein Sold
Muß dem Soldaten werden, darnach heißt er!

Queſtenberg.

Das klingt ganz anders, als der Fürſt von Friedland
Vor acht, neun Jahren ſich vernehmen ließ.

Wallenſtein.

Ja, meine Schuld iſt es, weiß wohl, ich ſelbſt
Hab' mir den Kaiſer ſo verwöhnt. Da! Vor neun Jahren,
Beym Dänenkriege, ſtellt' ich eine Macht ihm auf
Von vierzigtauſend Köpfen oder fünfzig,
Die aus dem eignen Seckel keinen Deut
Ihm koſtete — Durch Sachſens Kreiſe zog
Die Kriegesfurie, bis an die Scheeren
Des Belts den Schrecken ſeines Namens tragend.
Da war noch eine Zeit! Im ganzen Kaiſerſtaate
Kein Nam' geehrt, gefeyert wie der meine,

Und Albrecht Wallenſtein, ſo hieß
Der dritte Edelſtein in ſeiner Krone!
Doch auf dem Regenſpurger Fürſtentag
Da brach es auf! Da lag es kund und offen,
Aus welchem Beutel ich gewirthſchaft't hatte.
Und was war nun mein Dank dafür, daß ich,
Ein treuer Fürſtenknecht, der Völker Fluch
Auf mich gebürdet — dieſen Krieg, der nur
Ihn groß gemacht, die Fürſten zahlen laſſen?
Was? Aufgeopfert wurd' ich ihren Klagen,
— Abgeſetzt wurd' ich.

Queſtenberg.

Eure Gnaden weiß,
Wie ſehr auf jenem unglücksvollen Reichstag
Die Freyheit ihm gemangelt.

Wallenſtein.

Tod und Teufel!
Ich hatte, was ihm Freyheit ſchaffen konnte.
— Nein, Herr! Seitdem es mir ſo ſchlecht bekam,
Dem Thron zu dienen, auf des Reiches Koſten,
Hab' ich vom Reich ganz anders denken lernen.
Vom Kaiſer freylich hab' ich dieſen Stab,
Doch führ' ich jetzt ihn als des Reiches Feldherr,
Zur Wohlfahrt aller, zu des Ganzen Heil,
Und nicht mehr zur Vergrößerung des Einen!
— Zur Sache doch. Was iſt's, das man von mir begehrt?

Queſtenberg.

Für's erſte wollen Seine Majeſtät,
Daß die Armee ohn' Aufſchub Böhmen räume.

Wallenſtein.

In dieſer Jahrszeit? Und wohin will man,
Daß wir uns wenden?

Queſtenberg.

Dahin, wo der Feind iſt.
Denn Seine Majeſtät will Regenſpurg
Vor Oſtern noch vom Feind geſäubert ſehn,
Daß länger nicht im Dome Lutheriſch
Gepredigt werde — ketzeriſcher Greul
Des Feſtes reine Feyer nicht beſudle.

Wallenſtein.

Kann das geſchehen, meine Generals?

Illo.

Es iſt nicht möglich.

Buttler.

Es kann nicht geſchehn.

Queſtenberg.

Der Kaiſer hat auch ſchon dem Oberſt Suys
Befehl geſchickt, nach Baiern vorzurücken.

Wallenſtein.

Was that der Suys?

Queſtenberg.

Was er ſchuldig war.
Er rückte vor.

Wallenſtein.

Er rückte vor! Und ich,
Sein Chef, gab ihm Befehl, ausdrücklichen,
Nicht von dem Platz zu weichen! Steht es ſo
Um mein Kommando? Das iſt der Gehorſam,
Den man mir ſchuldig, ohne den kein Kriegsſtand
Zu denken iſt? Sie, meine Generale,
Seyen Richter! Was verdient der Officier,
Der eidvergeſſen ſeine Ordre bricht?

Jllo.

Den Tod!

Wallenſtein.

(da die übrigen bedenklich ſchweigen, mit erhöhter Stimme)

Graf Piccolomini, was hat er
Verdient?

Max (nach einer langen Pauſe).

Nach des Geſetzes Wort — den Tod!

Iſolani.

Den Tod!

Buttler.

Den Tod nach Kriegesrecht!

(Queſtenberg ſteht auf. Wallenſtein folgt, es erheben ſich alle)

Wallenſtein.

Dazu verdammt ihn das Geſetz, nicht ich!
Und wenn ich ihn begnadige, geſchieht's
Aus ſchuld'ger Achtung gegen meinen Kaiſer.

Queſtenberg.

Wenn's ſo ſteht, hab' ich hier nichts mehr zu ſagen.

Wallenſtein.

Nur auf Bedingung nahm ich dies Kommando;
Und gleich die erſte war, daß mir zum Nachtheil
Kein Menſchenkind, auch ſelbſt der Kaiſer nicht,
Bey der Armee zu ſagen haben ſollte.
Wenn für den Ausgang Ich mit meiner Ehre
Und meinem Kopf ſoll haften, muß ich Herr
Darüber ſeyn. Was machte dieſen Guſtav
Unwiderſtehlich, unbeſiegt auf Erden?
Dies: daß er König war in ſeinem Heer!
Ein König aber, einer der es iſt,
Ward nie beſiegt noch, als durch ſeines gleichen —
Jedoch zur Sach'. Das Beſte ſoll noch kommen.

Queſtenberg.

Der Kardinal-Infant wird mit dem Frühjahr
Aus Mailand rücken, und ein ſpaniſch Heer
Durch Deutſchland nach den Niederlanden führen.
Damit er ſicher ſeinen Weg verfolge,
Will der Monarch, daß hier aus der Armee
Acht Regimenter ihn zu Pferd begleiten.

Wallenſtein.

Ich merk', ich merk' — Acht Regimenter — Wohl!
Wohl ausgeſonnen, Pater Lamormain!
Wär' der Gedank' nicht ſo verwünſcht geſcheidt,
Man wär' verſucht, ihn herzlich dumm zu nennen.
Achttauſend Pferde! Ja! ja! es iſt richtig,
Ich ſeh' es kommen.

Queſtenberg.
Es iſt nichts dahinter
Zu ſehn. Die Klugheit räth's, die Noth gebeut's.

Wallenſtein.
Wie, mein Herr Abgeſandter? Ich ſoll's wohl
Nicht merken, daß man's müde iſt, die Macht,
Des Schwertes Griff in meiner Hand zu ſehn?
Daß man begierig dieſen Vorwand haſcht,
Den ſpan'ſchen Namen braucht, mein Volk zu mindern,
In's Reich zu führen eine neue Macht,
Die mir nicht untergeben ſey. Mich ſo
Gerad' bey Seit' zu werfen, dazu bin ich
Euch noch zu mächtig. Mein Vertrag erheiſcht's,
Daß alle Kaiſerheere mir gehorchen,
So weit die deutſche Sprach' geredet wird.
Von ſpan'ſchen Truppen aber und Infanten,
Die durch das Reich als Gäſte wandernd ziehn,
Steht im Vertrage nichts — Da kommt man denn
So in der Stille hinter ihm herum,
Macht mich erſt ſchwächer, dann entbehrlich, bis
Man kürzeren Prozeß kann mit mir machen.
— Wozu die krummen Wege, Herr Miniſter?
Gerad heraus! Den Kaiſer drückt das Pactum
Mit mir. Er möchte gerne, daß ich ginge.
Ich will ihm den Gefallen thun, das war
Beſchloßne Sach', Herr, noch eh' Sie kamen.

(es entſteht eine Bewegung unter den Generalen, welche immer zunimmt)

Es thut mir leid um meine Oberſten,
Noch ſeh' ich nicht, wie ſie zu ihren vorgeſchoßnen Geldern,
Zum wohlverdienten Lohne kommen werden.
Neu Regiment bringt neue Menſchen auf,
Und früheres Verdienſt veraltet ſchnell.
Es dienen viel Ausländiſche im Heer,
Und war der Mann nur ſonſten brav und tüchtig,
Ich pflegte eben nicht nach ſeinem Stammbaum,
Noch ſeinem Katechiſmus viel zu fragen.
Das wird auch anders werden künftighin!
Nun — mich geht's nichts mehr an.
(Er ſetzt ſich)

Max.

Da ſey Gott für,
Daß es bis dah'n kommen ſoll! — Die ganze
Armee wird furchtbar gährend ſich erheben —
Der Kaiſer wird mißbraucht, es kann nicht ſeyn.

Iſolani.

Es kann nicht ſeyn, denn alles ging zu Trümmern.

Wallenſtein.

Das wird es, treuer Iſolan. Zu Trümmern
Wird alles gehn, was wir bedächtig bauten.
Deßwegen aber find't ſich doch ein Feldherr,
Und auch ein Kriegsheer läuft noch wohl dem Kaiſer
Zuſammen, wenn die Trommel wird geſchlagen.

Max.

(geſchäftig, leidenſchaftlich von einem zum andern gehend, und ſie beſänftigend)

Hör' mich, mein Feldherr! Hört mich, Oberſten!

Laß dich beſchwören, Fürſt! Beſchließe nichts,
Bis wir zuſammen Rath gehalten, dir
Vorſtellungen gethan — Kommt, meine Freunde!
Ich hoff', es iſt noch alles herzuſtellen.

Terzky.

Kommt, kommt! im Vorſaal treffen wir die andern.
(gehen)

Buttler (zu Queſtenberg).

Wenn guter Rath Gehör bey Ihnen findet,
Vermeiden Sie's, in dieſen erſten Stunden
Sich öffentlich zu zeigen, ſchwerlich möchte Sie
Der goldne Schlüſſel vor Mißhandlung ſchützen.
(laute Bewegungen drauſſen)

Wallenſtein.

Der Rath iſt gut — Octavio, du wirſt
Für unſers Gaſtes Sicherheit mir haften.
Gehaben Sie ſich wohl, von Queſtenberg!
(als dieſer reden will)
Nichts, nichts von dem verhaßten Gegenſtand!
Sie thaten Ihre Schuldigkeit. Ich weiß
Den Mann von ſeinem Amt zu unterſcheiden.

(Indem Queſtenberg mit dem Octavio abgehen will, dringen **Götz**, **Tiefenbach**, **Kolalto** herein, denen noch mehrere Kommandeurs folgen).

Götz.

Wo iſt er, der uns unſern General —

Tiefenbach (zugleich).

Was müſſen wir erfahren, du willſt uns —

Kolalto (zugleich).

Wir wollen mit dir leben, mit dir ſterben.

Wallenſtein.

(mit Anſehen auf Illo zeigend)

Hier der Feldmarſchall weiß um meinen Willen.

(geht ab).

Dritter Aufzug.

Ein Zimmer.

Erſter Auftritt.

Illo und Terzky.

Terzky.

Nun ſagt mir! Wie gedenkt Ihr's dieſen Abend
Bey'm Gaſtmahl mit den Obriſten zu machen?

Illo.

Gebt Acht! Wir ſetzen eine Formel auf,
Worin wir uns dem Herzog insgeſammt
Verſchreiben, ſein zu ſeyn mit Leib und Leben,
Nicht unſer letztes Blut für ihn zu ſparen;
Jedoch der Eidespflichten unbeſchadet,
Die wir dem Kaiſer ſchuldig ſind. Merkt wohl!
Die nehmen wir in einer eignen Klauſel
Ausdrücklich aus, und retten das Gewiſſen.
Nun hört! Die alſo abgefaßte Schrift
Wird ihnen vorgelegt vor Tiſche, keiner

Wird daran Anſtoß nehmen — Hört nun weiter!
Nach Tafel, wenn der trübe Geiſt des Weins
Das Herz nun öffnet, und die Augen ſchließt,
Läßt man ein unterſchobnes Blatt, worin
Die Klauſel fehlt, zur Unterſchrift herumgehn.

Terzky.

Wie? Denkt Ihr, daß ſie ſich durch einen Eid
Gebunden glauben werden, den wir ihnen
Durch Gaukelkunſt betrüglich abgeliſtet?

Illo.

Gefangen haben wir ſie immer — Laßt ſie
Dann über Argliſt ſchreyn, ſo viel ſie mögen.
Am Hofe glaubt man ihrer Unterſchrift
Doch mehr, als ihrem heiligſten Betheuern.
Verräther ſind ſie einmal, müſſen's ſeyn,
So machen ſie aus der Noth wohl eine Tugend.

Terzky.

Nun, mir iſt alles lieb, geſchieht nur was,
Und rücken wir nur einmal von der Stelle.

Illo.

Und dann — liegt auch ſo viel nicht dran, wie weit
Wir damit langen bey den Generalen,
Genug, wenn wir's dem Herrn nur überreden,
Sie ſeyen ſein — denn handelt er nur erſt
Mit ſeinem Ernſt, als ob er ſie ſchon hätte,
So hat er ſie, und reißt ſie mit ſich fort.

Terzky.

Ich kann mich manchmal gar nicht in ihn finden.

Er leiht dem Feind ſein Ohr, läßt mich dem Thurn,
Dem Arnheim ſchreiben, gegen den Seſina
Geht er mit kühnen Worten frey heraus,
Spricht ſtundenlang mit uns von ſeinen Planen,
Und meyn' ich nun, ich hab' ihn — weg, auf einmal
Entſchlüpft er, und es ſcheint als wär' es ihm
Um nichts zu thun, als nur am Platz zu bleiben.

Illo.

Er ſeine alten Plane aufgegeben!
Ich ſag' euch, daß er wachend, ſchlafend mit
Nichts anderm umgeht, daß er Tag für Tag
Deßwegen die Planeten fragt —

Terzky.

Ja, wißt Ihr,
Daß er ſich in der Nacht, die jetzo kommt,
Im aſtrologiſchen Thurme mit dem Doctor
Einſchließen wird und mit ihm obſerviren?
Denn es ſoll eine wicht'ge Nacht ſeyn, hör' ich,
Und etwas Großes, Langerwartetes
Am Himmel vorgehn.

Illo.

Wenn's hier unten nur geſchieht.
Die Generale ſind voll Eifer jetzt,
Und werden ſich zu allem bringen laſſen,
Nur um den Chef nicht zu verlieren. Seht!
So haben wir den Anlaß vor der Hand,
Zu einem engen Bündniß wider'n Hof,
Unſchuldig iſt der Name zwar, es heißt,

Man will ihn bey'm Kommando bloß erhalten.
Doch wißt Ihr, in der Hitze des Verfolgens
Verliert man bald den Anfang aus den Augen.
Ich denk' es ſchon zu karten, daß der Fürſt
Sie willig finden — willig *glauben* ſoll
Zu jedem Wag'ſtück. Die Gelegenheit
Soll ihn verführen. Iſt der große Schritt
Nur erſt gethan, den ſie zu Wien ihm nicht verzeihn,
So wird der Nothzwang der Begebenheiten
Ihn weiter ſchon und weiter führen, nur
Die Wahl iſt's, was ihm ſchwer wird; drängt die Noth,
Dann kommt ihm ſeine Stärke, ſeine Klarheit.

Terzky.

Das iſt es auch, worauf der Feind nur wartet,
Das Heer uns zuzuführen.

Illo.

Kommt! Wir müſſen
Das Werk in dieſen nächſten Tagen weiter fördern,
Als es in Jahren nicht gedieh — Und ſteht's
Nur erſt hier unten glücklich, gebet Acht,
So werden auch die rechten Sterne ſcheinen!
Kommt zu den Oberſten. Das Eiſen muß
Geſchmiedet werden, weil es glüht.

Terzky.

Geht Ihr hin, Illo.
Ich muß die Gräfinn Terzky hier erwarten.
Wißt, daß wir auch nicht müßig ſind — wenn Ein
Strick reißt, iſt ſchon ein andrer in Bereitſchaft.

Illo.

Ja, Eure Hausfrau lächelte ſo liſtig.
Was habt Ihr?

Terzky.

Ein Geheimniß! Still! Sie kommt!

(Illo geht ab)

Zweyter Auftritt.

Graf und Gräfinn Terzky, (die aus einem Kabinet heraustritt). Hernach ein Bedienter, darauf Illo.

Terzky.

Kommt ſie? Ich halt' ihn länger nicht zurück.

Gräfinn.

Gleich wird ſie da ſeyn. Schick' ihn nur.

Terzky.

Zwar weiß ich nicht, ob wir uns Dank damit
Bey'm Herrn verdienen werden. Ueber dieſen Punkt,
Du weißt's, hat er ſich nie herausgelaſſen.
Du haſt mich überredet, und mußt wiſſen,
Wie weit du gehen kannſt.

Gräfinn.

Ich nehm's auf mich.

(für ſich)

Es braucht hier keiner Vollmacht — Ohne Worte, Schwager,
Verſtehn wir uns — Errath' ich etwa nicht,
Warum die Tochter hergefordert worden,

Warum

Warum juſt er gewählt, ſie abzuholen?
Denn dieſes vorgeſpiegelte Verlöbniß
Mit einem Bräutigam, den niemand kennt,
Mag andre blenden! Ich durchſchaue dich —
Doch dir geziemt es nicht, in ſolchem Spiel
Die Hand zu haben. Nicht doch! Meiner Feinheit
Bleibt alles überlaſſen. Wohl! — Du ſollſt
Dich in der Schweſter nicht betrogen haben.

Bedienter (kommt).

Die Generale! (ab)

Terzky (zur Gräfinn).

Sorg' nur, daß du ihm
Den Kopf recht warm machſt, was zu denken giebſt —
Wenn er zu Tiſch' kommt, daß er ſich nicht lange
Bedenke, bey der Unterſchrift.

Gräfinn.

Sorg' du für deine Gäſte! Geh' und ſchick' ihn.

Terzky.

Denn alles liegt dran, daß er unterſchreibt.

Gräfinn.

Zu deinen Gäſten. Geh!

Illo (kommt zurück).

Wo bleibt Ihr, Terzky?
Das Haus iſt voll, und alles wartet Euer.

Terzky.

Gleich! Gleich!

(zur Gräfinn)

Und daß er nicht zu lang verweilt —
Es möchte bey dem Alten ſonſt Verdacht —

Gräſinn.

Unnöth'ge Sorgfalt!

(Terzky und Illo gehen)

Dritter Auftritt.

Gräſinn Terzky. Max Piccolomini.

Max (blickt ſchüchtern herein).

Baſe Terzky! Darf ich?

(tritt bis in die Mitte des Zimmers, wo er ſich unruhig umſieht)

Sie iſt nicht da! Wo iſt ſie?

Gräſinn.

Sehen Sie nur recht
In jene Ecke, ob ſie hinter'm Schirm
Vielleicht verſteckt —

Max.

Da liegen ihre Handſchuh!

(will haſtig darnach greifen, Gräſinn nimmt ſie zu ſich)

Ungüt'ge Tante! Sie verleugnen mir —
Sie haben Ihre Luſt dran, mich zu quälen.

Gräſinn.

Der Dank für meine Müh'!

Max.

O! fühlten Sie,
Wie mir zu Muthe iſt! — Seitdem wir hier ſind —
So an mich halten, Wort' und Blicke wägen!
Das bin ich nicht gewohnt!

Gräfinn.

Sie werden ſich
An manches noch gewöhnen, ſchöner Freund!
Auf dieſer Probe Ihrer Folgſamkeit
Muß ich durchaus beſtehn, nur unter der Bedingung
Kann ich mich überall damit befaſſen.

Max.

Wo aber iſt ſie? Warum kommt ſie nicht?

Gräfinn.

Sie müſſen's ganz in meine Hände legen.
Wer kann es beſſer auch mit Ihnen meynen!
Kein Menſch darf wiſſen, auch Ihr Vater nicht,
Der gar nicht!

Max.

Damit hat's nicht Noth. Es iſt
Hier kein Geſicht, an das ich's richten möchte,
Was die entzückte Seele mir bewegt.
– O Tante Terzky! Iſt denn alles hier
Verändert, oder bin nur ich's? Ich ſehe mich
Wie unter fremden Menſchen. Keine Spur
Von meinen vor'gen Wünſchen mehr und Freuden.
Wo iſt das alles hin? Ich war doch ſonſt
In eben dieſer Welt nicht unzufrieden.
Wie ſchaal iſt alles nun und wie gemein!
Die Kameraden ſind mir unerträglich,
Der Vater ſelbſt, ich weiß ihm nichts zu ſagen;
Der Dienſt, die Waffen ſind mir eitler Tand.
So müßt' es einem ſel'gen Geiſte ſeyn,

Der aus den Wohnungen der ew'gen Freude,
Zu ſeinen Kinderſpielen und Geſchäften,
Zu ſeinen Neigungen und Brüderſchaften,
Zur ganzen armen Menſchheit wiederkehrte.

Gräfinn.

Doch muß ich bitten, ein'ge Blicke noch
Auf dieſe ganz gemeine Welt zu werfen,
Wo eben jetzt viel Wichtiges geſchieht.

Max.

Es geht hier etwas vor um mich, ich ſeh's
An ungewöhnlich treibender Bewegung,
Wenn's fertig iſt, kommt's wohl auch bis zu mir.
Wo denken Sie, daß ich geweſen, Tante?
Doch keinen Spott! Mich ängſtigte des Lagers
Gewühl, die Fluth zudringlicher Bekannten,
Der fade Scherz, das nichtige Geſpräch,
Es wurde mir zu eng, ich mußte fort,
Stillſchweigen ſuchen dieſem vollen Herzen,
Und eine reine Stelle für mein Glück.
Kein Lächeln, Gräfinn! In der Kirche war ich.
Es iſt ein Kloſter hier, zur Himmelspforte,
Da ging ich hin, da fand ich mich allein.
Ob dem Altar hing eine Mutter Gottes,
Ein ſchlecht Gemählde war's, doch war's der Freund,
Den ich in dieſem Augenblicke ſuchte.
Wie oft hab' ich die Herrliche geſehn
In ihrem Glanz, die Inbrunſt der Verehrer —

Es hat mich nicht gerührt, und jetzt auf einmal
Ward mir die Andacht klar, ſo wie die Liebe.

Gräfinn.

Genießen Sie Ihr Glück. Vergeſſen Sie
Die Welt um ſich herum. Es ſoll die Freundſchaft
Indeſſen wachſam für Sie ſorgen, handeln.
Nur ſey'n Sie dann auch lenkſam, wenn man Ihnen
Den Weg zu Ihrem Glücke zeigen wird.

Max.

Wo aber bleibt ſie denn! — O! goldne Zeit
Der Reiſe, wo uns jede neue Sonne
Vereinigte, die ſpäte Nacht nur trennte!
Da rann kein Sand und keine Glocke ſchlug.
Es ſchien die Zeit dem Ueberſeligen
In ihrem ew'gen Laufe ſtill zu ſtehen.
O! der iſt aus dem Himmel ſchon gefallen,
Der an der Stunden Wechſel denken muß!
Die Uhr ſchlägt keinem Glücklichen.

Gräfinn.

Wie lang iſt es, daß Sie Ihr Herz entdeckten?

Max.

Heut früh wagt' ich das erſte Wort.

Gräfinn.

Wie? Heute erſt in dieſen zwanzig Tagen?

Max.

Auf jenem Jagdſchloß war es, zwiſchen hier
Und Nepomuk, wo Sie uns eingeholt,
Der letzten Station des ganzen Wegs.

In einem Erker ſtanden wir, den Blick
Stumm in das öde Feld hinaus gerichtet,
Und vor uns ritten die Dragoner auf,
Die uns der Herzog zum Geleit geſendet.
Schwer lag auf mir des Scheidens Bangigkeit,
Und zitternd endlich wagt' ich dieſes Wort:
Dies alles mahnt mich, Fräulein, daß ich heut
Von meinem Glücke ſcheiden muß. Sie werden
In wenig Stunden einen Vater finden,
Von neuen Freunden ſich umgeben ſehn,
Ich werde nun ein Fremder für Sie ſeyn,
Verlohren in der Menge — „Sprechen Sie
„Mit meiner Baſe Terzky!“ fiel ſie ſchnell
Mir ein, die Stimme zitterte, ich ſah
Ein glühend Roth die ſchönen Wangen färben,
Und von der Erde langſam ſich erhebend
Trifft mich ihr Auge — ich beherrſche mich
Nicht länger —

(Die Prinzeſſinn erſcheint an der Thüre und bleibt ſtehen, von der Gräfinn, aber nicht von Piccolomini bemerkt)

Faſſe kühn ſie in die Arme
Mein Mund berührt den ihrigen — da rauſcht' es
Im nahen Saal und trennte uns — Sie waren's.
Was nun geſchehen, wiſſen Sie.

Gräfinn.

(nach einer Pauſe, mit einem verſtohlnen Blick auf Thekla)

Und ſind Sie ſo beſcheiden, oder haben

So wenig Neugier, daß Sie mich nicht auch
Um *mein* Geheimniß fragen?

Max.

Ihr Geheimniß?

Gräfinn.

Nun ja! Wie ich unmittelbar nach Ihnen
In's Zimmer trat, wie ich die Nichte fand,
Was ſie in dieſem erſten Augenblick
Des überraſchten Herzens —

Max (lebhaft).

Nun?

Vierter Auftritt.

Vorige. Thekla, welche ſchnell hereintritt.

Thekla.

Spart Euch die Mühe, Tante!
Das hört er beſſer von mir ſelbſt.

Max (tritt zurück).

Mein Fräulein! —
Was ließen Sie mich ſagen, Tante Terzky!

Thekla (zur Gräfinn).

Iſt er ſchon lange hier?

Gräfinn.

Ja wohl, und ſeine Zeit iſt bald vorüber.
Wo bleibt Ihr auch ſo lang?

Thekla.

Die Mutter weinte wieder ſo. Ich ſeh ſie leiden,
— Und kann's nicht ändern, daß ich glücklich bin.

Max (in ihren Anblick verlohren).

Jetzt hab' ich wieder Muth, Sie anzuſehn.
Heut konnt' ich's nicht. Der Glanz der Edelſteine,
Der Sie umgab, verbarg mir die Geliebte.

Thekla.

So ſah mich nur Ihr Auge, nicht Ihr Herz.

Max.

O! dieſen Morgen, als ich Sie im Kreiſe
Der Ihrigen, in Vaters Armen fand,
Mich einen Fremdling ſah in dieſem Kreiſe!
Wie drängte mich's in dieſem Augenblick,
Ihm um den Hals zu fallen, *Vater* ihn
Zu nennen! Doch ſein ſtrenges Auge hieß
Die heftig wallende Empfindung ſchweigen,
Und jene Diamanten ſchreckten mich,
Die wie ein Kranz von Sternen Sie umgaben.
Warum auch muſt' er bey'm Empfange gleich
Den Bann um Sie verbreiten, gleich zum Opfer
Den Engel ſchmücken, auf das heitre Herz
Die traur'ge Bürde ſeines Standes werfen!
Wohl darf die Liebe werben um die Liebe,
Doch ſolchem Glanz darf nur ein König nahn.

Thekla.

O! ſtill von dieſer Mummerey. Sie ſehn,

Wie ſchnell die Bürde abgeworfen ward.
(zur Gräfin)
Er iſt nicht heiter. Warum iſt er's nicht?
Ihr, Tante, habt ihn mir ſo ſchwer gemacht!
War er doch ein ganz andrer auf der Reiſe!
So ruhig hell! So froh beredt! Ich wünſchte,
Sie immer ſo zu ſehn, und niemals anders.

Max.

Sie fanden ſich, in Ihres Vaters Armen,
In einer neuen Welt, die Ihnen huldigt,
Wär's auch durch Neuheit nur, Ihr Auge reizt.

Thekla.

Ja! Vieles reizt mich hier, ich will's nicht läugnen,
Mich reizt die bunte, kriegeriſche Bühne,
Die vielfach mir ein liebes Bild erneuert,
Mir an das Leben, an die Wahrheit knüpft,
Was mir ein ſchöner Traum nur hat geſchienen.

Max.

Mir machte ſie mein wirklich Glück zum Traum.
Auf einer Inſel in des Aethers Höh'n
Hab' ich gelebt in dieſen letzten Tagen,
Sie hat ſich auf die Erd' herabgelaſſen,
Und dieſe Brücke, die zum alten Leben
Zurück mich bringt, trennt mich von meinem Himmel.

Thekla.

Das Spiel des Lebens ſieht ſich heiter an,
Wenn man den ſichern Schatz im Herzen trägt,
Und froher kehr' ich, wenn ich es gemuſtert,

Zu meinem ſchönern Eigenthum zurück —
(abbrechend in einem ſchmerzhaften Ton)
Was hab' ich Neues nicht und Unerhörtes
In dieſer kurzen Gegenwart geſehn!
Und doch muß alles dies dem Wunder weichen,
Das dieſes Schloß geheimnißvoll verwahrt.

Gräfinn (nachſinnend).

Was wäre das? Ich bin doch auch bekannt
In allen dunkeln Ecken dieſes Hauſes.

Thekla (lächelnd).

Von Geiſtern wird der Weg dazu beſchützt,
Zwey Greiſe halten Wache an der Pforte.

Gräfinn (lacht).

Ach ſo! der aſtrologiſche Thurm! Wie hat ſich
Dies Heiligthum, das ſonſt ſo ſtreng verwahrt wird,
Gleich in den erſten Stunden Euch geöffnet?

Thekla.

Ein kleiner, alter Mann mit weißen Haaren
Und freundlichem Geſicht, der ſeine Gunſt
Mir gleich geſchenkt, ſchloß mir die Pforten auf.

Max.

Das iſt des Herzogs Aſtrolog, der Seni.

Thekla.

Er fragte mich nach vielen Dingen, wann ich
Gebohren ſey, in welchem Tag und Monat,
Ob eines Tages — oder Nachtgeburt —

Gräfinn.

Weil er das Horoſcop Euch ſtellen wollte.

Thekla.

Auch meine Hand beſah er, ſchüttelte
Das Haupt bedenklich, und es ſchienen ihm
Die Linien nicht eben zu gefallen.

Gräfinn.

Wie fandet Ihr es denn in dieſem Saal?
Ich hab' mich ſtets nur flüchtig umgeſehn.

Thekla.

Es ward mir wunderbar zu Muth, als ich
Aus vollem Tageslichte ſchnell hinein trat,
Denn eine düſtre Nacht umgab mich plötzlich,
Von ſeltſamer Beleuchtung ſchwach erhellt.
In einem Halbkreis ſtanden um mich her
Sechs oder ſieben große Königsbilder,
Den Scepter in der Hand, und auf dem Haupt
Trug jedes einen Stern, und alles Licht
Im Thurm ſchien von den Sternen nur zu kommen.
Das wären die Planeten, ſagte mir
Mein Führer, ſie regierten das Geſchick,
Drum ſeyen ſie als Könige gebildet.
Der äußerſte, ein grämlich finſtrer Greis,
Mit dem trübgelben Stern, ſey der Saturnus,
Der mit dem rothen Schein, grad von ihm über,
In kriegeriſcher Rüſtung, ſey der Mars,
Und beyde bringen wenig Glück den Menſchen.
Doch eine ſchöne Frau ſtand ihm zur Seite,
Sanft ſchimmerte der Stern auf ihrem Haupt,
Das ſey die Venus, das Geſtirn der Freude.

Zur linken Hand erſchien Merkur geflügelt.
Ganz in der Mitte glänzte ſilberhell
Ein heitrer Mann, mit einer Königsſtirn,
Das ſey der Jupiter, des Vaters Stern,
Und Mond und Sonne ſtanden ihm zur Seite.

Max.

O! nimmer will ich ſeinen Glauben ſchelten
An der Geſtirne, an der Geiſter Macht.
Nicht bloß der Stolz des Menſchen füllt den Raum
Mit Geiſtern, mit geheimnißvollen Kräften,
Auch für ein liebend Herz iſt die gemeine
Natur zu eng, und tiefere Bedeutung
Liegt in dem Mährchen meiner Kinderjahre,
Als in der Wahrheit, die das Leben lehrt.
Die heitre Welt der Wunder iſt's allein,
Die dem entzückten Herzen Antwort giebt,
Die ihre ew'gen Räume mir eröffnet,
Mir tauſend Zweige reich entgegen ſtreckt,
Worauf der trunkne Geiſt ſich ſelig wiegt.
Die Fabel iſt der Liebe Heimathwelt,
Gern wohnt ſie unter Feen, Talismanen,
Glaubt gern an Götter, weil ſie göttlich iſt.
Die alte Fabelweſen ſind nicht mehr,
Das reizende Geſchlecht iſt ausgewandert;
Doch eine Sprache braucht das Herz, es bringt
Der alte Trieb die alten Namen wieder,
Und an dem Sternenhimmel gehn ſie jetzt,
Die ſonſt im Leben freundlich mit gewandelt.

Dort winken ſie dem Liebenden herab,
Und jedes Große bringt uns Jupiter
Noch dieſen Tag, und Venus jedes Schöne.

Thekla.

Wenn das die Sternenkunſt iſt, will ich froh
Zu dieſem heitern Glauben mich bekennen.
Es iſt ein holder, freundlicher Gedanke,
Daß über uns, in unermeßnen Höh'n,
Der Liebe Kranz aus funkelnden Geſtirnen,
Da wir erſt wurden, ſchon geflochten ward.

Gräfinn.

Nicht Roſen bloß, auch Dornen hat der Himmel,
Wohl dir! wenn ſie den Kranz dir nicht verletzen.
Was Venus band, die Bringerinn des Glücks,
Kann Mars, der Stern des Unglücks, ſchnell zerreißen.

Max.

Bald wird ſein düſtres Reich zu Ende ſeyn!
Geſegnet ſey des Fürſten ernſter Eifer,
Er wird den Oelzweig in den Lorbeer flechten,
Und der erfreuten Welt den Frieden ſchenken.
Dann hat ſein großes Herz nichts mehr zu wünſchen,
Er hat genug für ſeinen Ruhm gethan,
Kann jetzt ſich ſelber leben und den Seinen.
Auf ſeine Güter wird er ſich zurückziehn,
Er hat zu Gitſchin einen ſchönen Sitz,
Auch Reichenberg, Schloß Friedland liegen heiter, —
Bis an den Fuß der Rieſenberge hin
Streckt ſich das Jagdgehege ſeiner Wälder.

Dem großen Trieb, dem prächtig ſchaffenden,
Kann er dann ungebunden frey willfahren.
Da kann er fürſtlich jede Kunſt ermuntern,
Und alles würdig Herrliche beſchützen —
Kann bauen, pflanzen, nach den Sternen ſehn —
Ja, wenn die kühne Kraft nicht ruhen kann,
So mag er kämpfen mit dem Element,
Den Fluß ableiten und den Felſen ſprengen,
Und dem Gewerb die leichte Straße bahnen.
Aus unſern Kriegsgeſchichten werden dann
Erzählungen in langen Winternächten —

Gräfinn.

Ich will denn doch gerathen haben, Vetter,
Den Degen nicht zu frühe weg zu legen.
Denn eine Braut, wie die, iſt es wohl werth,
Daß mit dem Schwert um ſie geworben werde.

Max.

O! wäre ſie mit Waffen zu gewinnen!

Gräfinn.

Was war das? Hört ihr nichts? — Mir war's, als hört' ich
Im Tafelzimmer heft'gen Streit und Lärmen.
(ſie geht hinaus).

Fünfter Auftritt.

Thekla und Max Piccolomini.

Thekla.

(ſobald die Gräfinn ſich entfernt hat, ſchnell und heimlich zu Piccolomini.)

Trau ihnen nicht. Sie meynen's falſch.

Max.

Sie könnten —

Thekla.

Trau niemand hier als mir. Ich ſah es gleich,
Sie haben einen Zweck.

Max.

Zweck! Aber welchen?
Was hätten ſie davon, uns Hoffnungen —

Thekla.

Das weiß ich nicht. Doch glaub' mir, es iſt nicht
Ihr Ernſt, uns zu beglücken, zu verbinden.

Max.

Wozu auch dieſe Terzky's? Haben wir
Nicht deine Mutter? Ja, die gütige
Verdient's, daß wir uns kindlich ihr vertrauen.

Thekla.

Sie liebt dich, ſchätzt dich hoch vor allen andern,
Doch nimmer hätte ſie den Muth, ein ſolch
Geheimniß vor dem Vater zu bewahren.

Um ihrer Ruhe willen muß es ihr
Verſchwiegen bleiben.

Max.

Warum überall
Auch das Geheimniß? Weißt du, was ich thun will?
Ich werfe mich zu deines Vaters Füßen,
Er ſoll mein Glück entſcheiden, er iſt wahrhaft,
Iſt unverſtellt und haßt die krummen Wege,
Er iſt ſo gut, ſo edel —

Thekla.

Das biſt du!

Max.

Du kennſt ihn erſt ſeit heut. Ich aber lebe
Schon zehen Jahre unter ſeinen Augen.
Iſt's denn das erſtemal, daß er das Seltne,
Das Ungehoffte thut? Es ſieht ihm gleich,
Zu überraſchen wie ein Gott, er muß
Entzücken ſtets und in Erſtaunen ſetzen.
Wer weiß, ob er in dieſem Augenblick
Nicht mein Geſtändniß, deines bloß erwartet,
Uns zu vereinigen — Du ſchweigſt? Du ſiehſt
Mich zweifelnd an? Was haſt du gegen deinen Vater?

Thekla.

Ich? Nichts — Nur zu beſchäftigt find' ich ihn,
Als daß er Zeit und Muße könnte haben,
An unſer Glück zu denken.

(ihn zärtlich bey der Hand faſſend)

Folge mir!

Laß nicht zu viel uns an die Menſchen glauben,
Wir wollen dieſen Terzky's dankbar ſeyn
Für jede Gunſt, doch ihnen auch nicht mehr
Vertrauen, als ſie würdig ſind, und uns
Im übrigen — auf unſer Herz verlaſſen.

Max.

O! werden wir auch jemals glücklich werden!

Thekla.

Sind wir's denn nicht? Biſt du nicht mein? bin ich
Nicht dein? — In meiner Seele lebt
Ein hoher Muth, die Liebe giebt ihn mir —
Ich ſollte minder offen ſeyn, mein Herz
Dir mehr verbergen, alſo will's die Sitte.
Wo aber wäre Wahrheit hier für dich,
Wenn du ſie nicht auf meinem Munde findeſt?
Wir haben uns gefunden, halten uns
Umſchlungen, feſt und ewig. Glaube mir!
Das iſt um vieles mehr, als ſie gewollt.
Drum laß es uns wie einen heil'gen Raub
In unſers Herzens Innerſtem bewahren.
Aus Himmels Höhen fiel es uns herab,
Und nur dem Himmel wollen wir's verdanken.
Er kann ein Wunder für uns thun.

Sechster Auftritt.

Gräſinn Terzky zu den Vorigen.

Gräſinn (preſſirt).

Mein Mann ſchickt her. Es ſey die höchſte Zeit.
Er ſoll zur Tafel —
(da jene nicht darauf achten, tritt ſie zwiſchen ſie)
Trennt euch!

Thekla.

O! nicht doch!
Es iſt ja kaum ein Augenblick.

Gräſinn.

Die Zeit vergeht euch ſchnell, Prinzeſſinn Nichte.

Max.

Es eilt nicht, Baſe.

Gräſinn.

Fort! Fort! Man vermißt Sie.
Der Vater hat ſich zweymal ſchon erkundigt.

Thekla.

Ei nun! der Vater!

Gräſinn.

Das verſteht Ihr, Nichte.

Thekla.

Was ſoll er überall bey der Geſellſchaft?
Es iſt ſein Umgang nicht, es mögen würd'ge,
Verdiente Männer ſeyn, er aber iſt
Für ſie zu jung, taugt nicht in die Geſellſchaft.

Gräfinn.

Ihr möchtet ihn wohl lieber ganz behalten?

Thekla (lebhaft).

Ihr habt's getroffen. Das iſt meine Meynung.
Ja, laßt ihn ganz hier, laßt den Herren ſagen —

Gräfinn.

Habt Ihr den Kopf verlohren, Nichte? — Graf!
Sie wiſſen die Bedingungen.

Max.

Ich muß gehorchen, Fräulein. Leben Sie wohl!
(da Thekla ſich ſchnell von ihm wendet)
Was ſagen Sie?

Thekla (ohne ihn anzuſehen).

Nichts. Gehen Sie.

Max.

Kann ich's,
Wenn Sie mir zürnen —

(er nähert ſich ihr, ihre Augen begegnen ſich, ſie ſteht einen Augenblick ſchweigend, dann wirft ſie ſich ihm an die Bruſt, er drückt ſie feſt an ſich)

Gräfinn.

Weg! Wenn jemand käme!
Ich höre Lärmen — Fremde Stimmen nahen.

(Max reißt ſich aus ihren Armen und geht, die Gräfinn begleitet ihn. Thekla folgt ihm anfangs mit den Augen, geht unruhig durch das Zimmer und bleibt dann in Gedanken verſenkt ſtehen. Eine Guitarre liegt auf dem Tiſche, ſie ergreift ſie, und nachdem ſie eine Weile ſchwermüthig präludiert hat, fällt ſie in den Geſang)

Siebenter Auftritt.

Thekla (ſpielt und ſingt).

Der Eichwald brauſet, die Wolken ziehn,
Das Mägdlein wandelt an Ufers Grün,
Es bricht ſich die Welle mit Macht, mit Macht,
Und ſie ſingt hinaus in die finſtre Nacht,
Das Auge von Weinen getrübet.

Das Herz iſt geſtorben, die Welt iſt leer,
Und weiter giebt ſie dem Wunſche nichts mehr.
Du Heilige, rufe dein Kind zurück,
Ich habe genoſſen das irdiſche Glück,
Ich habe gelebt und geliebet.

Achter Auftritt.

Gräfinn kommt zurück. **Thekla.**

Gräfinn.

Was war das, Fräulein Nichte? Fy! Ihr werft Euch
Ihm an den Kopf. Ihr ſolltet Euch doch, dächt' ich,
Mit Eurer Perſon ein wenig theurer machen.

Thekla (indem ſie aufſteht).

Was meynt Ihr, Tante?

Gräfinn.

Ihr ſollt nicht vergeſſen,
Wer Ihr ſeyd und wer Er iſt. Ja, das iſt Euch
Noch gar nicht eingefallen, glaub' ich.

Thekla.

Was denn?

Gräfinn.

Daß Ihr des Fürſten Friedland Tochter ſeyd.

Thekla.

Nun? und was mehr?

Gräfinn.

Was? Eine ſchöne Frage!

Thekla.

Was wir geworden ſind, iſt Er gebohren.
Er iſt von alt lombardiſchem Geſchlecht,
Iſt einer Fürſtinn Sohn!

Gräfinn.

Sprecht Ihr im Traum?
Fürwahr! Man wird ihn höflich noch drum bitten,
Die reichſte Erbinn in Europa zu beglücken
Mit ſeiner Hand.

Thekla.

Das wird nicht nöthig ſeyn.

Gräfinn.

Ja, man wird wohl thun, ſich nicht auszuſetzen.

Thekla.

Sein Vater liebt ihn, Graf Octavio
Wird nichts dagegen haben —

Gräfinn.

Sein Vater! Seiner! und der Eure, Nichte?

Thekla.

Nun ja! Ich denk', Ihr fürchtet ſeinen Vater,

Weil Ihr's vor dem, vor ſeinem Vater, meyn' ich,
So ſehr verheimlicht.

Gräfinn (ſieht ſie forſchend an).

Nichte, Ihr ſeyd falſch.

Thekla.

Seyd Ihr empfindlich, Tante? O! ſeyd gut!

Gräfinn.

Ihr haltet Euer Spiel ſchon für gewonnen —
Jauchzt nicht zu frühe!

Thekla.

Seyd nur gut!

Gräfinn.

Es iſt noch nicht ſo weit.

Thekla.

Ich glaub' es wohl.

Gräfinn.

Denkt Ihr, er habe ſein bedeutend Leben
In kriegeriſcher Arbeit aufgewendet,
Jedwedem ſtillen Erdenglück entſagt,
Den Schlaf von ſeinem Lager weggebannt,
Sein edles Haupt der Sorge hingegeben,
Nur um ein glücklich Paar aus Euch zu machen?
Um dich zuletzt aus deinem Stift zu ziehn,
Den Mann dir im Triumphe zuzuführen,
Der deinen Augen wohlgefällt? — Das hätt' er
Wohlfeiler haben können! Dieſe Saat
Ward nicht gepflanzt, daß du mit kind'ſcher Hand

Die Blume brächeſt, und zur leichten Zier
An deinen Buſen ſteckteſt!

Thekla.

Was er mir nicht gepflanzt, das könnte doch
Freywillig mir die ſchönen Früchte tragen.
Und wenn mein gütig freundliches Geſchick
Aus ſeinem furchtbar ungeheuren Daſeyn
Des Lebens Freude mir bereiten will —

Gräfinn.

Du ſiehſt's wie ein verliebtes Mädchen an.
Blick' um dich her. Beſinn' dich, wo du biſt —
Nicht in ein Freudenhaus biſt du getreten,
Zu keiner Hochzeit findeſt du die Wände
Geſchmückt, der Gäſte Haupt bekränzt. Hier iſt
Kein Glanz, als der von Waffen. Oder denkſt du,
Man führte dieſe Tauſende zuſammen,
Bey'm Brautfeſt dir den Reihen aufzuführen?
Du ſiehſt des Vaters Stirn gedankenvoll,
Der Mutter Aug' in Thränen, auf der Waage liegt
Das große Schickſal unſers Hauſes!
Laß jetzt des Mädchens kindiſche Gefühle,
Die kleinen Wünſche hinter dir! Beweiſe,
Daß du des Außerordentlichen Tochter biſt!
Das Weib ſoll ſich nicht ſelber angehören,
An fremdes Schickſal iſt ſie feſt gebunden,
Die aber iſt die beſte, die ſich Fremdes
Aneignen kann mit Wahl, an ihrem Herzen
Es trägt und pflegt mit Innigkeit und Liebe.

Thekla.
So wurde mir's im Kloſter vorgeſagt.
Ich hatte keine Wünſche, kannte mich
Als ſeine Tochter nur, des Mächtigen,
Und ſeines Lebens Schall, der auch zu mir drang,
Gab mir kein anderes Gefühl, als dies:
Ich ſey beſtimmt, mich leidend ihm zu opfern.

Gräfinn.
Das iſt dein Schickſal. Füge dich ihm willig.
Ich und die Mutter geben dir das Beyſpiel.

Thekla.
Das Schickſal hat mir *den* gezeigt, dem ich
Mich opfern ſoll, ich will ihm freudig folgen.

Gräfinn.
Dein Herz, mein liebes Kind, und nicht das Schickſal.

Thekla.
Der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme.
Ich bin die Seine. Sein Geſchenk allein
Iſt dieſes neue Leben, das ich lebe.
Er hat ein Recht an ſein Geſchöpf. Was war ich,
Eh' ſeine ſchöne Liebe mich beſeelte?
Ich will auch von mir ſelbſt nicht kleiner denken,
Als der Geliebte. *Der* kann nicht gering ſeyn,
Der das Unſchätzbare beſitzt. Ich fühle
Die Kraft mit meinem Glücke mir verliehn.
Ernſt liegt das Leben vor der ernſten Seele.
Daß ich mir ſelbſt gehöre, weiß ich nun.
Den feſten Willen hab' ich kennen lernen,

Den unbezwinglichen, in meiner Bruſt,
Und an das Höchſte kann ich alles ſetzen.

Gräfinn.

Du wollteſt dich dem Vater widerſetzen,
Wenn er es anders nun mit dir beſchloſſen?
— Ihm denkſt du's abzuzwingen? Wiſſe, Kind!
Sein Nam' iſt Friedland.

Thekla.

Auch der meinige.
Er ſoll in mir die ächte Tochter finden.

Gräfinn.

Wie? Sein Monarch, ſein Kaiſer zwingt ihn nicht,
Und du, ſein Mädchen, wollteſt mit ihm kämpfen?

Thekla.

Was niemand wagt, kann ſeine Tochter wagen.

Gräfinn.

Nun wahrlich! Darauf iſt er nicht bereitet.
Er hätte jedes Hinderniß beſiegt,
Und in dem eignen Willen ſeiner Tochter
Sollt' ihm der neue Streit entſtehn? Kind! Kind!
Noch haſt du nur das Lächeln deines Vaters,
Haſt ſeines Zornes Auge nicht geſehen.
Wird ſich die Stimme deines Widerſpruchs,
Die zitternde, in ſeine Nähe wagen?
Wohl magſt du dir, wenn du allein biſt, große Dinge
Vorſetzen, ſchöne Rednerblumen flechten,
Mit Löwenmuth den Taubenſinn bewaffnen.
Jedoch verſuch's! Tritt vor ſein Auge hin,

Das feſt auf dich geſpannt iſt, und ſag' Nein!
Vergehen wirſt du vor ihm, wie das zarte Blatt
Der Blume vor dem Feuerblick der Sonne.
— Ich will dich nicht erſchrecken, liebes Kind!
Zum Aeußerſten ſoll's ja nicht kommen, hoff' ich —
Auch weiß ich ſeinen Willen nicht. Kann ſeyn,
Daß ſeine Zwecke deinem Wunſch begegnen.
Doch das kann nimmermehr ſein Wille ſeyn,
Daß du, die ſtolze Tochter ſeines Glücks,
Wie ein verliebtes Mädchen dich gebärdeſt,
Wegwerfeſt an den Mann, der, wenn ihm je
Der hohe Lohn beſtimmt iſt, mit dem höchſten Opfer,
Das Liebe bringt, dafür bezahlen ſoll!
(ſie geht ab)

Neunter Auftritt.

Thekla allein.

Dank dir für deinen Wink! Er macht
Mir meine böſe Ahnung zur Gewißheit.
So iſt's denn wahr? Wir haben keinen Freund
Und keine treue Seele hier — wir haben
Nichts als uns ſelbſt. Uns drohen harte Kämpfe.
Du, Liebe, gieb uns Kraft, du göttliche!
O, ſie ſagt wahr! Nicht frohe Zeichen ſind's,
Die dieſem Bündniß unſrer Herzen leuchten.
Das iſt kein Schauplatz, wo die Hoffnung wohnt,
Nur dumpfes Kriegsgetöſe raſſelt hier,

Und ſelbſt die Liebe, wie in Stahl gerüſtet,
Zum Todeskampf gegürtet, tritt ſie auf.

Es geht ein finſtrer Geiſt durch unſer Haus,
Und ſchleunig will das Schickſal mit uns enden.
Aus ſtiller Freyſtatt treibt es mich heraus,
Ein holder Zauber muß die Seele blenden.
Es lockt mich durch die himmliſche Geſtalt,
Ich ſeh ſie nah und ſeh ſie näher ſchweben,
Es zieht mich fort, mit göttlicher Gewalt,
Dem Abgrund zu, ich kann nicht widerſtreben.

(man hört von ferne die Tafelmuſik)

O! wenn ein Haus im Feuer ſoll vergehn,
Dann treibt der Himmel ſein Gewölk zuſammen,
Es ſchießt der Bliz herab aus heitern Höh'n,
Aus unterird'ſchen Schlünden fahren Flammen,
Blindwüthend ſchleudert ſelbſt der Gott der Freude
Den Pechkranz in das brennende Gebäude!

(ſie geht ab).

Vierter Aufzug.

Scene: Ein großer, feſtlich erleuchteter Saal, in der Mitte deſſelben und nach der Tiefe des Theaters eine reich ausgeſchmückte Tafel, an welcher acht Generale, worunter Octavio Piccolomini, Terzky und Maradas ſitzen. Rechts und links davon, mehr nach hinten zu, noch zwey andere Tafeln, welche jede mit ſechs Gäſten beſetzt ſind. Vorwärts ſteht der Credenztiſch, die ganze vordere Bühne bleibt für die aufwartenden Pagen und Bedienten frey. Alles iſt in Bewegung, Spielleute von Terzky's Regiment ziehen über den Schauplatz um die Tafel herum. Noch ehe ſie ſich ganz entfernt haben, erſcheint Max Piccolomini, ihm kommt Terzky mit einer Schrift, Iſolani mit einem Pokal entgegen.

Erſter Auftritt.

Terzky. Iſolani. Max Piccolomini.

Iſolani.

Herr Bruder, was wir lieben! Nun, wo ſteckt Er?
Geſchwind an Seinen Platz! Der Terzky hat
Der Mutter Ehrenweine preis gegeben,
Es geht hier zu, wie auf dem Heidelberger Schloß.

Das Beſte hat Er ſchon verſäumt. Sie theilen
Dort an der Tafel Fürſtenhüte aus,
Des Eggenberg, Slawata, Lichtenſtein,
Des Sternbergs Güter werden ausgeboten,
Sammt allen großen Böhm'ſchen Lehen, wenn
Er hurtig macht, fällt auch für Ihn was ab.
Marſch! Setz' Er ſich!

Kolalto und Götz.
(rufen an der zweyten Tafel)
Graf Piccolomini!

Terzky.
Ihr ſollt ihn haben! Gleich! — Lies dieſe Eidesformel,
Ob dir's gefällt, ſo wie wir's aufgeſetzt.
Es haben's alle nach der Reih' geleſen,
Und jeder wird den Namen drunter ſetzen.

Max (lieſt).
„Ingratis servire nefas."

Iſolani.
Das klingt wie ein lateiniſcher Spruch — Herr Bruder,
Wie heißt's auf deutſch?

Terzky.
Dem Undankbaren dient kein rechter Mann!

Max.
„Nachdem unſer hochgebietender Feldherr, der Durchlauchtigſte Fürſt von Friedland, wegen vielfältig empfangener Kränkungen, des Kaiſers Dienſt zu verlaſſen gemeynt geweſen, auf unſer einſtimmiges Bitten aber ſich bewegen laſſen, noch länger bey der Armee zu verbleiben, und ohne unſer

„Genehmhalten ſich nicht von uns zu trennen; als verpflichten
„wir uns wieder insgeſammt, und jeder für ſich insbeſondere,
„anſtatt eines körperlichen Eides — auch bey ihm
„ehrlich und getreu zu halten, uns auf keinerley Weiſe von
„ihm zu trennen, und für denſelben alles das Unſrige, bis
„auf den letzten Blutstropfen, aufzuſetzen, ſo weit nämlich
„unſer dem Kaiſer geleiſteter Eid es erlauben
„wird. (die letzten Worte werden von Iſolani nachgeſprochen).
„Wie wir denn auch, wenn einer oder der andre von uns,
„dieſem Verbündniß zuwider, ſich von der gemeinen Sache
„abſondern ſollte, denſelben als einen bundesflüchtigen Verräther
„erklären, und an ſeinem Hab und Gut, Leib und
„Leben Rache dafür zu nehmen verbunden ſeyn wollen. Solches
„bezeugen wir mit Unterſchrift unſers Namens.“

Terzky.

Biſt du gewillt, dies Blatt zu unterſchreiben?

Iſolani.

Was ſollt' er nicht! Jedweder Officier
Von Ehre kann das — muß das — Dint' und Feder!

Terzky.

Laß gut ſeyn, bis nach Tafel.

Iſolani (Max fortziehend).

Komm' Er, komm' Er!

(beyde gehen an die Tafel).

Zweyter Auftritt.

Terzky. Neumann.

Terzky.

(winkt dem Neumann, der am Credenztiſch gewartet, und tritt mit ihm vorwärts).

Bringſt du die Abſchrift, Neumann? Gieb! Sie iſt
Doch ſo verfaßt, daß man ſie leicht verwechſelt?

Neumann.

Ich hab' ſie Zeil' um Zeile nachgemahlt,
Nichts als die Stelle von dem Eid blieb weg,
Wie deine Excellenz es mir geheißen.

Terzky.

Gut! Leg' ſie dorthin, und mit dieſer gleich
In's Feuer! Was ſie ſoll, hat ſie geleiſtet.

(Neumann legt die Copie auf den Tiſch, und tritt wieder zum Schenktiſch).

Dritter Auftritt.

Illo kommt aus dem zweyten Zimmer. **Terzky.**

Illo.

Wie iſt es mit dem Piccolomini?

Terzky.

Ich denke, gut. Er hat nichts eingewendet.

Illo.

Er iſt der einz'ge, dem ich nicht recht traue,
Er und der Vater — Habt ein Aug' auf beyde!

Terzky.

Wie ſieht's an Eurer Tafel aus? Ich hoffe,
Ihr haltet Eure Gäſte warm?

Illo.

Sie ſind
Ganz kordial. Ich denk', wir haben ſie.
Und wie ich's Euch vorausgeſagt — Schon iſt
Die Red' nicht mehr davon, den Herzog bloß
Bey Ehren zu erhalten. Da man einmal
Beyſammen ſey, meynt Montecuculi,
So müſſe man in ſeinem eignen Wien
Dem Kaiſer die Bedingung machen. Glaubt mir,
Wär's nicht um dieſe Piccolomini,
Wir hätten den Betrug uns können ſparen.

Terzky.

Was will der Buttler? Still!

Vierter Auftritt.

Buttler zu den **Vorigen.**

Buttler (von der zweyten Tafel kommend).

Laßt Euch nicht ſtören.
Ich hab' Euch wohl verſtanden, Feldmarſchall.
Glück zum Geſchäfte — und was mich betrifft,
(geheimnißvoll)
So könnt Ihr auf mich rechnen.

Illo (lebhaft).
Können wir's?

Buttler.
Mit oder ohne Klauſel! gilt mir gleich!
Verſteht Ihr mich? Der Fürſt kann meine Treu
Auf jede Probe ſetzen, ſagt ihm das.
Ich bin des Kaiſers Officier, ſo lang ihm
Beliebt, des Kaiſers General zu bleiben,
Und bin des Friedlands Knecht, ſo bald es ihm
Gefallen wird, ſein eigner Herr zu ſeyn.

Terzky.
Ihr treffet einen guten Tauſch. Kein Karger,
Kein Ferdinand iſt's, dem Ihr Euch verpflichtet.

Buttler (ernſthaft).
Ich biete meine Treu nicht feil, Graf Terzky,
Und wollt' Euch nicht gerathen haben, mir
Vor einem halben Jahr noch abzudingen,
Wozu ich jetzt freywillig mich erbiete.
Ja, mich ſammt meinem Regiment bring' ich
Dem Herzog, und nicht ohne Folgen ſoll
Das Beyſpiel bleiben, denk' ich, das ich gebe.

Illo.
Wem iſt es nicht bekannt, daß Oberſt Buttler
Dem ganzen Heer voran als Muſter leuchtet!

Buttler.
Meynt Ihr, Feldmarſchall? Nun, ſo reut mich nicht
Die Treue, vierzig Jahre lang bewahrt,
Wenn mir der wohlgeſparte gute Name

So volle Rache kauft im ſechzigſten! —
Stoßt Euch an meine Rede nicht, Ihr Herrn.
Euch mag es gleichviel ſeyn, wie Ihr mich habt,
Und werdet, hoff' ich, ſelber nicht erwarten,
Daß Euer Spiel mein grades Urtheil krümmt —
Daß Wankelſinn und ſchnell bewegtes Blut,
Noch leichte Urſach ſonſt den alten Mann
Vom langgewohnten Ehrenpfade treibt.
Kommt! Ich bin darum minder nicht entſchloſſen,
Weil ich es deutlich weiß, wovon ich ſcheide.

Illo.

Sagt's rund heraus, wofür wir Euch zu halten —

Buttler.

Für einen Freund! Nehmt meine Hand darauf,
Mit allem, was ich hab', bin ich der Eure.
Nicht Männer bloß, auch Geld bedarf der Fürſt.
Ich hab' in ſeinem Dienſt mir was erworben,
Ich leih' es ihm, und überlebt er mich,
Iſt's ihm vermacht ſchon längſt, er iſt mein Erbe.
Ich ſteh allein da in der Welt, und kenne
Nicht das Gefühl, das an ein theures Weib
Den Mann und an geliebte Kinder bindet,
Mein Name ſtirbt mit mir, mein Daſeyn endet.

Illo.

Nicht Eures Geld's bedarf's — ein Herz, wie Eures,
Wiegt Tonnen Goldes auf und Millionen.

Buttler.

Ich kam, ein ſchlechter Reitersburſch, aus Irland

Nach Prag mit einem Herrn, den ich begrub.
Vom niedern Dienſt im Stalle ſtieg ich auf,
Durch Kriegsgeſchick, zu dieſer Würd' und Höhe,
Das Spielzeug eines grillenhaften Glücks.
Auch Wallenſtein iſt der Fortuna Kind,
Ich liebe einen Weg, der meinem gleicht.

Illo.

Verwandte ſind ſich alle ſtarken Seelen.

Buttler.

Es iſt ein großer Augenblick der Zeit,
Dem Tapfern, dem Entſchloßnen iſt ſie günſtig.
Wie Scheidemünze geht von Hand zu Hand,
Tauſcht Stadt und Schloß den eilenden Beſitzer.
Uralter Häuſer Enkel wandern aus,
Ganz neue Wappen kommen auf und Namen,
Auf deutſcher Erde unwillkommen wagt's
Ein nördlich Volk, ſich bleibend einzubürgern.
Der Prinz von **Weimar** rüſtet ſich mit Kraft,
Am Main ein mächtig Fürſtenthum zu gründen,
Dem **Mansfeld** fehlte nur, dem **Halberſtädter**
Ein längres Leben, mit dem Ritterſchwert
Landeigenthum ſich tapfer zu erfechten.
Wer unter dieſen reicht an unſern Friedland?
Nichts iſt zu hoch, wornach der Starke nicht
Befugniß hat, die Leiter anzuſetzen.

Terzky.

Das iſt geſprochen wie ein Mann!

Buttler.

Verſichert Euch der Spanier und Welſchen,
Den Schotten Leßly will ich auf mich nehmen.
Kommt zur Geſellſchaft! Kommt!

Terzky.

Wo iſt der Kellermeiſter?
Laß aufgehn, was du haſt! die beſten Weine!
Heut' gilt es. Unſre Sachen ſtehen gut.
(gehen, jeder an ſeine Tafel).

Fünfter Auftritt.

Kellermeiſter mit **Neumann** vorwärts kommend. **Bediente** gehen ab und zu.

Kellermeiſter.

Der edle Wein! Wenn meine alte Herrſchaft,
Die Frau Mama, das wilde Leben ſäh,
In ihrem Grabe kehrte ſie ſich um! —
Ja! Ja! Herr Officier! Es geht zurück
Mit dieſem edeln Haus — Kein Maaß noch Ziel!
Und die durchlauchtige Verſchwägerung
Mit dieſem Herzog bringt uns wenig Segen.

Neumann.

Behüte Gott! Jetzt wird der Flor erſt angehn.

Kellermeiſter.

Meynt Er? Es ließ ſich vieles davon ſagen.

Bedienter (kommt).

Burgunder für den vierten Tiſch!

Kellermeiſter.

Das iſt
Die ſiebenzigſte Flaſche nun, Herr Leutnant.

Bedienter.

Das macht, der deutſche Herr, der Tiefenbach
Sitzt dran.
(geht ab)

Kellermeiſter (zu Neumann fortfahrend).

Sie wollen gar zu hoch hinaus. Kurfürſten
Und Königen wollen ſie's im Prunke gleich thun,
Und wo der Fürſt ſich hingetraut, da will der Graf,
Mein gnäd'ger Herre, nicht dahinten bleiben.
(zu den Bedienten)
Was ſteht ihr horchen? Will euch Beine machen.
Seht nach den Tiſchen, nach den Flaſchen! Da!
Graf Palfy hat ein leeres Glas vor ſich!

Zweyter Bedienter (kommt).

Den großen Kelch verlangt man, Kellermeiſter,
Den reichen, güldnen, mit dem böhm'ſchen Wappen,
Ihr wißt ſchon welchen, hat der Herr geſagt.

Kellermeiſter.

Der auf des Friedrichs ſeine Königskrönung
Vom Meiſter Wilhelm iſt verfertigt worden,
Das ſchöne Prachtſtück aus der Prager Beute?

Zweyter Bedienter.

Ja, den! Den Umtrunk wollen ſie mit halten.

Kellermeiſter.

(mit Kopfſchütteln, indem er den Pokal hervorholt und ausſpült)

Das giebt nach Wien was zu berichten wieder!

Neumann.

Zeigt! Das iſt eine Pracht von einem Becher!
Von Golde ſchwer, und in erhabner Arbeit,
Sind kluge Dinge zierlich drauf gebildet.
Gleich auf dem erſten Schildlein, laßt 'mal ſehn!
Die ſtolze Amazone da zu Pferd,
Die über'n Krummſtab ſetzt und Biſchoffsmützen,
Auf einer Stange trägt ſie einen Hut,
Nebſt einer Fahn', worauf ein Kelch zu ſehn.
Könnt Ihr mir ſagen, was das all bedeutet?

Kellermeiſter.

Die Weibsperſon, die Ihr da ſeht zu Roß,
Das iſt die Wahlfreyheit der böhm'ſchen Kron.
Das wird bedeutet durch den runden Hut
Und durch das wilde Roß, auf dem ſie reitet.
Des Menſchen Zierrath iſt der Hut, denn wer
Den Hut nicht ſitzen laſſen darf vor Kaiſern
Und Königen, der iſt kein Mann von Freyheit.

Neumann.

Was aber ſoll der Kelch da auf der Fahn'?

Kellermeiſter.

Der Kelch bezeugt die böhm'ſche Kirchenfreyheit,
Wie ſie geweſen zu der Väter Zeit.
Die Väter im Huſſitenkrieg erſtritten
Sich dieſes ſchöne Vorrecht über'n Papſt,

Der keinem Layen gönnen will den Kelch.
Nichts geht dem Utraquiſten über'n Kelch,
Es iſt ſein köſtlich Kleinod, hat dem Böhmen
Sein theures Blut in mancher Schlacht gekoſtet.

Neumann.

Was ſagt die Rolle, die da drüber ſchwebt?

Kellermeiſter.

Den böhm'ſchen Majeſtätsbrief zeigt ſie an,
Den wir dem Kaiſer Rudolph abgezwungen,
Ein köſtlich unſchätzbares Pergament,
Das frey Geläut' und offenen Geſang
Dem neuen Glauben ſichert, wie dem alten.
Doch ſeit der Grätzer über uns regiert,
Hat das ein End', und nach der Prager Schlacht,
Wo Pfalzgraf Friedrich Kron' und Reich verlohren,
Iſt unſer Glaub' um Kanzel und Altar,
Und unſre Brüder ſehen mit dem Rücken
Die Heimath an, den Majeſtätsbrief aber
Zerſchnitt der Kaiſer ſelbſt mit ſeiner Scheere.

Neumann.

Das alles wißt Ihr! Wohl bewandert ſeyd Ihr
In Eures Landes Chronik, Kellermeiſter.

Kellermeiſter.

Drum waren meine Ahnherrn Taboriten,
Und dienten unter dem Prokop und Ziska.
Fried' ſey mit ihrem Staube! Kämpften ſie
Für eine gute Sache doch — Tragt fort!

Neumann.

Erſt laßt mich noch das zweyte Schildlein ſehn.
Sieh doch, das iſt, wie auf dem Prager Schloß
Des Kaiſers Räthe, Martinitz, Slawata,
Kopf unter ſich herabgeſtürzet werden.
Ganz recht! Da ſteht Graf Thurn, der es befiehlt.

(Bedienter geht mit dem Kelch)

Kellermeiſter.

Schweigt mir von dieſem Tag, es war der drey
Und zwanzigſte des Mays, da man Ein tauſend
Sechs hundert ſchrieb und achtzehn. Iſt mir's doch
Als wär' es heut, und mit dem Unglückstag
Fing's an, das große Herzeleid des Landes.
Seit dieſem Tag, es ſind jetzt ſechzehn Jahr,
Iſt nimmer Fried' geweſen auf der Erden —

An der zweyten Tafel (wird gerufen).

Der Fürſt von Weimar!

An der dritten und vierten Tafel.

Herzog Bernhard lebe!

(Muſik fällt ein)

Erſter Bedienter.

Hört den Tumult!

Zweyter Bedienter (kommt gelaufen).

Habt ihr gehört? Sie laſſen
Den Weimar leben!

Dritter Bedienter.

Oeſtreichs Feind!

Erſter Bedienter.

Dem Lutheraner!

Zweyter Bedienter.

Vorhin da bracht' der Deodat des Kaiſers
Geſundheit aus, da blieb's ganz mäuschenſtille.

Kellermeiſter.

Bey'm Trunk geht vieles drein. Ein ordentlicher
Bedienter muß kein Ohr für ſo was haben.

Dritter Bedienter (bey Seite zum vierten).

Paſſ' ja wohl auf, Johann, daß wir dem Pater
Quiroga recht viel zu erzählen haben,
Er will dafür uns auch viel Ablaß geben.

Vierter Bedienter.

Ich mach' mir an des Illo ſeinem Stuhl
Deßwegen auch zu thun, ſo viel ich kann,
Der führt dir gar verwunderſame Reden.

(gehen zu den Tafeln)

Kellermeiſter (zu Neumann).

Wer mag der ſchwarze Herr ſeyn mit dem Kreuz,
Der mit Graf Palfy ſo vertraulich ſchwatzt?

Neumann.

Das iſt auch einer, dem ſie zu viel trauen,
Maradas nennt er ſich, ein Spanier.

Kellermeiſter.

'S iſt nichts mit den Hiſpaniern, ſag' ich Euch
Die Welſchen alle taugen nichts.

Neumann.

Ey! Ey!
So ſolltet Ihr nicht ſprechen, Kellermeiſter.

Es ſind die erſten Generale drunter,
Auf die der Herzog juſt am meiſten hält.

(Terzky kommt und holt das Papier ab, an den Tafeln entſteht eine Bewegung)

Kellermeiſter (zu den Bedienten).

Der Generalleutenant ſteht auf! Gebt Acht!
Sie machen Aufbruch. Fort und rückt die Seſſel.

(Die Bedienten eilen nach hinten, ein Theil der Gäſte kommt vorwärts).

Sechster Auftritt.

Octavio Piccolomini kommt im Geſpräch mit Maradas, und beyde ſtellen ſich ganz vorne hin, auf eine Seite des Proſceniums. Auf die entgegengeſetzte Seite tritt Max Piccolomini, allein, in ſich gekehrt, und ohne Antheil an der übrigen Handlung. Den mittlern Raum zwiſchen beyden, doch einige Schritte mehr zurück, erfüllen Buttler, Iſolani, Götz, Tiefenbach, Kolalto und bald darauf Graf Terzky.

Iſolani.

(während daß die Geſellſchaft vorwärts kommt)

Gut' Nacht! — Gut' Nacht, Kolalto — Generalleutnant,
Gut' Nacht! Ich ſagte beſſer, guten Morgen.

Götz (zu Tiefenbach).

Herr Bruder! Proſit Mahlzeit!

Tiefenbach.

Das war ein königliches Mahl!

Götz.

Ja, die Frau Gräfinn
Verſteht's. Sie lernt' es ihrer Schwieger ab,
Gott hab' ſie ſelig! Das war eine Hausfrau!

Iſolani (will weggehen).

Lichter! Lichter!

Terzky (kommt mit der Schrift zu Iſolani).

Herr Bruder! Zwey Minuten noch. Hier iſt
Noch was zu unterſchreiben.

Iſolani.

Unterſchreiben
So viel Ihr wollt! Verſchont mich nur mit Leſen.

Terzky.

Ich will Euch nicht bemühn. Es iſt der Eid,
Den Ihr ſchon kennt. Nur einige Federſtriche.
(wie Iſolani die Schrift dem Octavio hinreicht)
Wie's kommt! Wen's eben trifft! Es iſt kein Rang hier.
(Octavio durchläuft die Schrift mit anſcheinender Gleichgültigkeit.
Terzky beobachtet ihn von weitem)

Götz (zu Terzky).

Herr Graf! Erlaubt mir, daß ich mich empfehle.

Terzky.

Eilt doch nicht ſo — Noch einen Schlaftrunk — He!
(zu den Bedienten)

Götz.

Bin's nicht im Stand.

Terzky.

Ein Spielchen.

Götz.

Excuſirt mich.

Tiefenbach (ſetzt ſich).

Vergebt, Ihr Herrn. Das Stehen wird mir ſauer.

Terzky.

Macht's Euch bequem, Herr Generalfeldzeugmeiſter.

Tiefenbach.

Das Haupt iſt friſch, der Magen iſt geſund,
Die Beine aber wollen nicht mehr tragen.

Iſolani (auf ſeine Corpulenz zeigend).

Ihr habt die Laſt auch gar zu groß gemacht.

(Octavio hat unterſchrieben und reicht Terzky die Schrift, der ſie dem Iſolani giebt. Dieſer geht an den Tiſch zu unterſchreiben)

Tiefenbach.

Der Krieg in Pommern hat mir's zugezogen,
Da mußten wir heraus in Schnee und Eis,
Das werd' ich wohl mein Lebtag nicht verwinden.

Götz.

Ja wohl! Der Schwed' frug nach der Jahrszeit nichts.

(Terzky reicht das Papier an Don Maradas; dieſer geht an den Tiſch zu unterſchreiben)

Octavio (nähert ſich Buttlern).

Ihr liebt die Bachusfeſte auch nicht ſehr,
Herr Oberſter! Ich hab' es wohl bemerkt.
Und würdet, däucht mir, beſſer Euch gefallen
Im Toben einer Schlacht, als eines Schmauſes.

Buttler.

Ich muß geſtehen, es iſt nicht in meiner Art.

Octavio (zutraulich näher tretend).

Auch nicht in meiner, kann ich Euch verſichern,
Und mich erfreut's, ſehr würd'ger Oberſt Buttler,
Daß wir uns in der Denkart ſo begegnen.
Ein halbes Dutzend guter Freunde höchſtens
Um einen kleinen, runden Tiſch, ein Gläschen
Tokaierwein, ein offnes Herz dabey
Und ein vernünftiges Geſpräch — ſo lieb' ich's!

Buttler.

Ja, wenn man's haben kann, ich halt' es mit.

(Das Papier kommt an Buttlern, der an den Tiſch geht, zu unterſchreiben. Das Proſcenium wird leer, ſo daß beyde Piccolomini, jener auf ſeiner Seite, allein ſtehen bleiben)

Octavio.

(nachdem er ſeinen Sohn eine Zeitlang aus der Ferne ſtillſchweigend betrachtet, nähert ſich ihm ein wenig)

Du biſt ſehr lange ausgeblieben, Freund.

Max.

(wendet ſich ſchnell um, verlegen)

Ich — dringende Geſchäfte hielten mich.

Octavio.

Doch, wie ich ſehe, biſt du noch nicht hier?

Max.

Du weißt, daß groß Gewühl mich immer ſtill macht.

Octavio (rückt ihm noch näher).
Ich darf nicht wiſſen, was ſo lang dich aufhielt?
(liſtig)
— Und Terzky weiß es doch.

Max.
Was weiß der Terzky?

Octavio (bedeutend).
Er war der einz'ge, der dich nicht vermißte.

Iſolani.
(der von weitem Acht gegeben, tritt dazu).
Recht, alter Vater! Fall' ihm in's Gepäck!
Schlag' die Quartier ihm auf! Es iſt nicht richtig.

Terzky (kommt mit der Schrift).
Fehlt keiner mehr? Hat alles unterſchrieben?

Octavio.
Es haben's alle.

Terzky (rufend).
Nun! Wer unterſchreibt noch?

Buttler (zu Terzky).
Zähl' nach! Juſt dreyßig Namen müſſen's ſeyn.

Terzky.
Ein Kreuz ſteht hier.

Tiefenbach.
Das Kreuz bin ich.

Iſolani (zu Terzky).
Er kann nicht ſchreiben, doch ſein Kreuz iſt gut,
Und wird ihm honorirt von Jud und Chriſt.

Octavio (preſſirt, zu Max).

Gehn wir zuſammen, Oberſt. Es wird ſpät.

Terzky.

Ein Piccolomini nur iſt aufgeſchrieben.

Iſolani (auf Max zeigend).

Gebt Acht! Es fehlt an dieſem ſteinernen Gaſt,
Der uns den ganzen Abend nichts getaugt.

(Max empfängt aus Terzky's Händen das Blatt, in welches er gedankenlos hineinſieht).

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Illo kommt aus dem hintern Zimmer, er hat den goldnen Pokal in der Hand und iſt ſehr erhitzt, ihm folgen Götz und Buttler, die ihn zurückhalten wollen.

Illo.

Was wollt Ihr? Laßt mich.

Götz und Buttler.

Illo! Trinkt nicht mehr.

Illo.

(geht auf den Octavio zu und umarmt ihn, trinkend)

Octavio! das bring' ich dir! Erſäuft
Sey aller Groll in dieſem Bundestrunk!
Weiß wohl, du haſt mich nie geliebt — Gott ſtraf' mich,
Und ich dich auch nicht! Laß Vergangenes
Vergeſſen ſeyn! Ich ſchätze dich unendlich,

(ihn zu wiederholtenmalen küſſend)

Ich bin dein beſter Freund, und, daß ihr's wißt!
Wer mir ihn eine falſche Katze ſchilt,
Der hat's mit mir zu thun.

Terzky (bey Seite).

Biſt du bey Sinnen?
Bedenk' doch, Illo, wo du biſt!

Illo (treuherzig).

Was wollt Ihr? Es ſind lauter gute Freunde.
(ſich mit vergnügtem Geſicht im ganzen Kreiſe herumſehend)
Es iſt kein Schelm hier unter uns, das freut mich.

Terzky (zu Buttler, dringend).

Nehmt ihn doch mit Euch fort! Ich bitt' Euch, Buttler.
(Buttler führt ihn an den Schenktiſch)

Iſolani.

(zu Max, der bisher unverwandt aber gedankenlos in das Papier geſehen)

Wird's bald, Herr Bruder? Hat Er's durchſtudirt?

Max (wie aus einem Traum erwachend).

Was ſoll ich?

Terzky und Iſolani (zugleich).

Seinen Namen drunter ſetzen.
(Man ſieht den Octavio ängſtlich geſpannt den Blick auf ihn richten)

Max (giebt es zurück).

Laßt's ruhn bis morgen. Es iſt ein Geſchäft,
Hab' heute keine Faſſung. Schickt mir's morgen.

Terzky.

Bedenk' Er doch —

Iſolani.

Iſolani.

Friſch! Unterſchrieben! Was!
Er iſt der jüngſte von der ganzen Tafel,
Wird ja allein nicht klüger wollen ſeyn,
Als wir zuſammen? Seh Er her! Der Vater
Hat auch, wir haben alle unterſchrieben.

Terzky (zum Octavio).

Braucht Euer Anſehn doch. Bedeutet ihn.

Octavio.

Mein Sohn iſt mündig.

Illo.

(hat den Pokal auf den Schenktiſch geſetzt)

Wovon iſt die Rede?

Terzky.

Er weigert ſich, das Blatt zu unterſchreiben.

Max.

Es wird bis morgen ruhen können, ſag' ich.

Illo.

Es kann nicht ruhn. Wir unterſchrieben alle,
Und du mußt auch, du mußt dich unterſchreiben.

Max.

Illo, ſchlaf wohl.

Illo.

Nein! So entkömmſt du nicht!
Der Fürſt ſoll ſeine Freunde kennen lernen.

(es ſammeln ſich alle Gäſte um die beyden)

Max.

Wie ich für ihn geſinnt bin, weiß der Fürſt,
Es wiſſen's alle, und der Fratzen braucht's nicht.

Illo.

Das iſt der Dank, das hat der Fürſt davon,
Daß er die Welſchen immer vorgezogen!

Terzky.

(in höchſter Verlegenheit zu den Kommandeurs, die einen Auflauf machen)

Der Wein ſpricht aus ihm! Hört ihn nicht, ich bitt' Euch.

Iſolani (lacht).

Der Wein erfindet nichts, er ſchwatzt's nur aus.

Illo.

Wer nicht iſt *mit mir*, der iſt wider mich.
Die zärtlichen Gewiſſen! Wenn ſie nicht
Durch eine Hinterthür, durch eine Klauſel —

Terzky (fällt ſchnell ein).

Er iſt ganz raſend, gebt nicht Acht auf ihn.

Illo (lauter ſchreyend).

Durch eine Klauſel ſich ſalviren können.
Was Klauſel? Hol der Teufel dieſe Klauſel —

Max.

(wird aufmerkſam und ſieht wieder in die Schrift)

Was iſt denn hier ſo hoch Gefährliches?
Ihr macht mir Neugier, näher hinzuſchaun.

Terzky (bey Seite zu Illo).

Was machſt du, Illo? Du verderbeſt uns!

Tiefenbach (zu Kolalto).

Ich merkt' es wohl, vor Tiſche las man's anders.

Götz.

Es kam mir auch ſo vor.

Iſolani.

Was ficht das mich an?
Wo andre Namen, kann auch meiner ſtehn.

Tiefenbach.

Vor Tiſch war ein gewiſſer Vorbehalt
Und eine Klauſel drin, von Kaiſers Dienſt.

Buttler (zu einem der Kommandeurs).

Schämt Euch, Ihr Herrn! Bedenkt, worauf es ankommt.
Die Frag' iſt jetzt, ob wir den General
Behalten ſollen oder ziehen laſſen?
Man kann's ſo ſcharf nicht nehmen und genau.

Iſolani (zu einem der Generale).

Hat ſich der Fürſt auch ſo verklauſulirt,
Als er dein Regiment dir zugetheilt?

Terzky (zu Götz).

Und Euch die Lieferungen, die an tauſend
Piſtolen Euch in Einem Jahre tragen?

Illo.

Spitzbuben ſelbſt, die uns zu Schelmen machen!
Wer nicht zufrieden iſt, der ſag's! Da bin ich!

Tiefenbach.

Nun! Nun! Man ſpricht ja nur.

Max.

(hat geleſen und giebt das Papier zurück)

Bis morgen alſo!

Illo.

(vor Wuth ſtammelnd und ſeiner nicht mehr mächtig, hält ihm mit der einen Hand die Schrift, mit der andern den Degen vor)

Schreib — Judas!

Iſolani.

Pfuy, Illo!

Octavio. Terzky. Buttler (zugleich).

Degen weg!

Max.

(iſt ihm raſch in den Arm gefallen und hat ihn entwaffnet, zu Graf Terzky)

Bring' ihn zu Bette!

(er geht ab. Illo, fluchend und ſcheltend, wird von einigen Kommandeurs gehalten, unter allgemeinem Aufbruch fällt der Vorhang).

Fünfter Aufzug.

Scene: Ein Zimmer in Piccolomini's Wohnung. Es iſt Nacht.

Erſter Auftritt.

Octavio Piccolomini. Kammerdiener leuchtet. Gleich darauf Max Piccolomini.

Octavio.

So bald mein Sohn herein iſt, weiſet ihn
Zu mir — Was iſt die Glocke?

Kammerdiener.

Gleich iſt's Morgen.

Octavio.

Sezt euer Licht hieher — Wir legen uns
Nicht mehr zu Bette, ihr könnt ſchlafen gehn.

(Kammerdiener ab. Octavio geht nachdenkend durchs Zimmer; Max Piccolomini tritt auf, nicht gleich von ihm bemerkt, und ſieht ihm einige Augenblicke ſchweigend zu.)

Max.

Biſt du mir bös, Octavio? Weiß Gott,
Ich bin nicht ſchuld an dem verhaßten Streit.

— Ich ſahe wohl, da hatteſt unterſchrieben;
Was Du gebilliget, das konnte mir
Auch recht ſeyn — doch es war — du weißt — ich kann
In ſolchen Sachen nur dem eignen Licht,
Nicht fremdem folgen.

Octavio.

(geht auf ihn zu und umarmt ihn)

Folg' ihm ferner auch,
Mein beſter Sohn! Es hat dich treuer jetzt
Geleitet, als das Beyſpiel deines Vaters.

Max.

Erklär' dich deutlicher.

Octavio.

Ich werd' es thun.
Nach dem, was dieſe Nacht geſchehen iſt,
Darf kein Geheimniß bleiben zwiſchen uns.

(nachdem beyde ſich niedergeſetzt)

Max! ſage mir, was denkſt du von dem Eid,
Den man zur Unterſchrift uns vorgelegt?

Max.

Für etwas Unverfänglich's halt' ich ihn,
Obgleich ich dieſes Förmliche nicht liebe.

Octavio.

Du hätteſt dich aus keinem andern Grunde
Der abgedrungnen Unterſchrift geweigert?

Max.

Es war ein ernſt Geſchäft — ich war zerſtreut —
Die Sache ſelbſt erſchien mir nicht ſo dringend —

Octavio.

Sey offen, Max. Du hatteſt keinen Argwohn —

Max.

Worüber Argwohn? Nicht den mindeſten.

Octavio.

Dank's deinem Engel, Piccolomini!
Unwiſſend zog er dich zurück vom Abgrund.

Max.

Ich weiß nicht, was du meynſt.

Octavio.

Ich will dir's ſagen:
Zu einem Schelmſtück ſollteſt du den Namen
Hergeben, deinen Pflichten, deinem Eid
Mit einem einz'gen Federſtrich entſagen.

Max (ſteht auf).

Octavio!

Octavio.

Bleib ſitzen. Viel noch haſt du
Von mir zu hören, Freund, haſt Jahre lang
Gelebt in unbegreiflicher Verblendung.
Das ſchwärzeſte Komplott entſpinnet ſich
Vor deinen Augen, eine Macht der Hölle
Umnebelt deiner Sinne hellen Tag —
Ich darf nicht länger ſchweigen, muß die Binde
Von deinen Augen nehmen.

Max.

Eh' du ſprichſt,
Bedenk' es wohl! Wenn von Vermuthungen

Die Rede ſeyn ſoll — und ich fürchte faſt,
Es iſt nichts weiter — Spare ſie! Ich bin
Jetzt nicht gefaßt, ſie ruhig zu vernehmen.

Octavio.

So ernſten Grund du haſt, dies Licht zu fliehn,
So dringendern hab' ich, daß ich dir's gebe.
Ich konnte dich der Unſchuld deines Herzens,
Dem eignen Urtheil ruhig anvertraun,
Doch deinem Herzen ſelbſt ſeh' ich das Netz
Verderblich jetzt bereiten — Das Geheimniß,
(ihn ſcharf mit den Augen fixirend)
Das Du vor mir verbirgſt, entreißt mir meines.

Max.

(verſucht zu antworten, ſtockt aber und ſchlägt den Blik verlegen zu Boden)

Octavio (nach einer Pauſe).

So wiſſe denn! Man hintergeht dich — ſpielt
Auf's ſchändlichſte mit dir und mit uns allen.
Der Herzog ſtellt ſich an, als wollt' er die
Armee verlaſſen; und in dieſer Stunde
Wird's eingeleitet, die Armee dem Kaiſer
— Zu ſtehlen und dem Feinde zuzuführen!

Max.

Das Pfaffenmährchen kenn' ich, aber nicht
Aus deinem Mund' erwartet' ich's zu hören.

Octavio.

Der Mund, aus dem du's gegenwärtig hörſt,
Verbürget dir, es ſey kein Pfaffenmährchen.

Max.

Zu welchem Raſenden macht man den Herzog!
Er könnte daran denken, dreyßig tauſend
Geprüfter Truppen, ehrlicher Soldaten,
Worunter mehr denn tauſend Edelleute,
Von Eid und Pflicht und Ehre wegzulocken,
Zu einer Schurkenthat ſie zu vereinen?

Octavio.

So was nichtswürdig Schändliches begehrt
Er keineswegs — Was er von uns will,
Führt einen weit unſchuldigeren Namen.
Nichts will er, als dem Reich den Frieden ſchenken;
Und weil der Kaiſer dieſen Frieden haßt,
So will er ihn — er will ihn dazu zwingen!
Zufriedenſtellen will er alle Theile,
Und zum Erſatz für ſeine Mühe Böhmen,
Das er ſchon inne hat, für ſich behalten.

Max.

Hat er's um uns verdient, Octavio,
Daß wir — wir ſo unwürdig von ihm denken?

Octavio.

Von unſerm Denken iſt hier nicht die Rede.
Die Sache ſpricht, die klärſten Beweiſe.
Mein Sohn! Dir iſt nicht unbekannt, wie ſchlimm
Wir mit dem Hofe ſtehn — doch von den Ränken,
Den Lügenkünſten haſt du keine Ahnung,
Die man in Uebung ſetzte, Meuterey
Im Lager auszuſäen. Aufgelöſt

Sind alle Bande, die den Officier
An ſeinen Kaiſer feſſeln, den Soldaten
Vertraulich binden an das Bürgerleben.
Pflicht- und geſetzlos ſteht er gegenüber
Dem Staat gelagert, den er ſchützen ſoll,
Und drohet, gegen ihn das Schwert zu kehren.
Es iſt ſo weit gekommen, daß der Kaiſer
In dieſem Augenblick vor ſeinen eignen
Armeen zittert — der Verräther Dolche
In ſeiner Hauptſtadt fürchtet — ſeiner Burg;
Ja, im Begriffe ſteht, die zarten Enkel
Nicht vor den Schweden, vor den Lutheranern,
— Nein! vor den eignen Truppen wegzuflüchten.

Max.

Hör' auf! Du ängſtigeſt, erſchütterſt mich.
Ich weiß, daß man vor leeren Schrecken zittert;
Doch wahres Unglück bringt der falſche Wahn.

Octavio.

Es iſt kein Wahn. Der bürgerliche Krieg
Entbrennt, der unnatürlichſte von allen,
Wenn wir nicht, ſchleunig rettend, ihm begegnen.
Der Oberſten ſind viele längſt erkauft,
Der Subalternen Treue wankt; es wanken
Schon ganze Regimenter, Garniſonen.
Ausländern ſind die Veſtungen vertraut,
Dem Schafgotſch, dem verdächtigen, hat man
Die ganze Mannſchaft Schleſiens, dem Terzky
Fünf Regimenter, Reiterey und Fußvolk,

Dem Jllo, Kinsky, Buttler, Jſolan
Die beſtmontirten Truppen übergeben.

Max.

Uns beyden auch.

Octavio.

Weil man uns glaubt zu haben,
Zu locken meynt durch glänzende Verſprechen.
So theilt er mir die Fürſtenthümer Glatz
Und Sagan zu, und wohl ſeh' ich den Angel,
Womit man dich zu fangen denkt.

Max.

Nein! Nein!
Nein, ſag' ich dir!

Octavio.

O! öffne doch die Augen!
Weßwegen glaubſt du, daß man uns nach Pilſen
Beorderte? Um mit uns Rath zu pflegen?
Wann hätte Friedland unſers Raths bedurft?
Wir ſind berufen, uns ihm zu verkaufen,
Und weigern wir uns — Geißel ihm zu bleiben.
Deßwegen iſt Graf Gallas weggeblieben —
Auch deinen Vater ſäheſt du nicht hier,
Wenn höh're Pflicht ihn nicht gefeſſelt hielt.

Max.

Er hat es keinen Hehl, daß wir um ſeinetwillen
Hieher berufen ſind — geſtehet ein,
Er brauche unſers Arms, ſich zu erhalten.

Er that ſo viel für uns, und ſo iſt's Pflicht,
Daß wir jetzt auch für ihn was thun!

Octavio.

Und weißt du,
Was dieſes iſt, das wir für ihn thun ſollen?
Des Illo trunkner Muth hat dir's verrathen.
Beſinn' dich doch, was du gehört, geſehn.
Zeugt das verfälſchte Blatt, die weggelaßne,
So ganz entſcheidungsvolle Klauſel nicht,
Man wolle zu nichts Gutem uns verbinden?

Max.

Was mit dem Blatte dieſe Nacht geſchehn,
Iſt mir nichts weiter, als ein ſchlechter Streich
Von dieſem Illo. Dies Geſchlecht von Mäklern
Pflegt alles auf die Spitze gleich zu ſtellen.
Sie ſehen, daß der Herzog mit dem Hof
Zerfallen iſt, vermeynen ihm zu dienen,
Wenn ſie den Bruch unheilbar nur erweitern.
Der Herzog, glaub' mir, weiß von all dem nichts!

Octavio.

Es ſchmerzt mich, deinen Glauben an den Mann,
Der dir ſo wohlgegründet ſcheint, zu ſtürzen.
Doch hier darf keine Schonung ſeyn — Du mußt
Maaßregeln nehmen, ſchleunige, mußt handeln.
— Ich will dir alſo nur geſtehn — daß alles,
Was ich dir jetzt vertraut, was ſo unglaublich
Dir ſcheint, daß — daß ich es aus ſeinem eignen,
— Des Fürſten Munde habe.

Max (in heftiger Bewegung).
Nimmermehr!

Octavio.

Er ſelbſt vertraute mir — was ich zwar längſt
Auf anderm Weg ſchon in Erfahrung brachte:
Daß er zum Schweden wolle übergehn,
Und an der Spitze des verbundnen Heers
Den Kaiſer zwingen wolle —

Max.

Er iſt heftig,
Es hat der Hof empfindlich ihn beleidigt,
In einem Augenblick des Unmuths, ſey's!
Mag er ſich leicht einmal vergeſſen haben.

Octavio.

Bey kaltem Blute war er, als er mir
Dies eingeſtand; und weil er mein Erſtaunen
Als Furcht auslegte, wies er im Vertrau'n
Mir Briefe vor, der Schweden und der Sachſen,
Die zu beſtimmter Hülfe Hoffnung geben.

Max.

Es kann nicht ſeyn! kann nicht ſeyn! kann nicht ſeyn!
Siehſt du, daß es nicht kann! Du hätteſt ihm
Nothwendig deinen Abſcheu ja gezeigt,
Er hätt' ſich weiſen laſſen, oder du
— Du ſtündeſt nicht mehr lebend mir zur Seite!

Octavio.

Wohl hab' ich mein Bedenken ihm geäußert,
Hab' dringend, hab' mit Ernſt ihn abgemahnt,

— Doch meinem Blicken, meine innerſte
Geſinnung hab' ich tief verſteckt.

Max.

Du wärſt
So falſch geweſen? Das ſieht meinem Vater
Nicht gleich! Ich glaubte deinen Worten nicht,
Da du von ihm mir Böſes ſagteſt; kann's
Noch wen'ger jetzt, da du dich ſelbſt verläumdeſt.

Octavio.

Ich drängte mich nicht ſelbſt in ſein Geheimniß.

Max.

Aufrichtigkeit verdiente ſein Vertrau'n.

Octavio.

Nicht würdig war er meiner Wahrheit mehr.

Max.

Noch minder würdig deiner war Betrug.

Octavio.

Mein beſter Sohn! Es iſt nicht immer möglich,
Im Leben ſich ſo kinderrein zu halten,
Wie's uns die Stimme lehrt im Innerſten.
In ſteter Nothwehr gegen arge Liſt
Bleibt auch das redliche Gemüth nicht wahr —
Das eben iſt der Fluch der böſen That,
Daß ſie, fortzeugend, immer Böſes muß gebähren.
Ich klügle nicht, ich thue meine Pflicht,
Der Kaiſer ſchreibt mir mein Betragen vor.
Wohl wär' es beſſer, überall dem Herzen
Zu folgen, doch darüber würde man

Sich manchen guten Zweck verſagen müſſen.
Hier gilt's, mein Sohn, dem Kaiſer wohl zu dienen,
Das Herz mag dazu ſprechen, was es will.

Max.

Ich ſoll dich heut' nicht faſſen, nicht verſtehn.
Der Fürſt, ſagſt du, entdeckte redlich dir ſein Herz
Zu einem böſen Zweck, und Du willſt ihn
Zu einem guten Zweck betrogen haben!
Hör' auf! ich bitte dich — du raubſt den Freund
Mir nicht — Laß mich den Vater nicht verlieren!

Octavio.

(unterdrückt ſeine Empfindlichkeit)

Noch weißt du alles nicht, mein Sohn. Ich habe
Dir noch was zu eröffnen.

(nach einer Pauſe)

Herzog Friedland
Hat ſeine Zurüſtung gemacht. Er traut
Auf ſeine Sterne. Unbereitet denkt er uns
Zu überfallen — mit der ſichern Hand
Meynt er, den goldnen Zirkel ſchon zu faſſen.
Er irret ſich — Wir haben auch gehandelt.
Er faßt ſein bös geheimnißvolles Schickſal.

Max.

Nichts Raſches, Vater! O! bey allem Guten
Laß dich beſchwören. Keine Uebereilung!

Octavio.

Mit leiſen Tritten ſchlich er ſeinen böſen Weg,
So leiſ' und ſchlau iſt ihm die Rache nachgeſchlichen.

Schon ſteht ſie ungeſehen, finſter hinter ihm,
Ein Schritt nur noch, und ſchaudernd rühret er ſie an.
— Du haſt den Queſtenberg bey mir geſehn,
Noch kennſt du nur ſein öffentlich Geſchäft,
Auch ein geheimes hat er mitgebracht,
Das bloß für mich war.

Max.

Darf ich's wiſſen?

Octavio.

Max!
— Des Reiches Wohlfahrt leg' ich mit dem Worte,
Des Vaters Leben, dir in deine Hand.
Der Wallenſtein iſt deinem Herzen theuer,
Ein ſtarkes Band der Liebe, der Verehrung
Knüpft ſeit der frühen Jugend dich an ihn —
Du nährſt den Wunſch — O! laß mich immerhin
Vorgreifen deinem zögernden Vertrauen —
Die Hoffnung nährſt du, ihm viel näher noch
Anzugehören.

Max.

Vater —

Octavio.

Deinem Herzen trau' ich,
Doch, bin ich deiner Faſſung auch gewiß?
Wirſt du's vermögen, ruhigen Geſichts,
Vor dieſen Mann zu treten, wenn ich dir
Sein ganz Geſchick nun anvertrauet habe?

Max.

Max.

Nachdem du ſeine Schuld mir anvertraut!

Octavio.

(nimmt ein Papier aus der Schatulle und reicht es ihm hin)

Max.

Was? Wie? Ein offner kaiſerlicher Brief.

Octavio.

Lies ihn.

Max.

(nachdem er einen Blick hineingeworfen)

Der Fürſt verurtheilt und geächtet!

Octavio.

So iſt's.

Max.

O! das geht weit! O unglückvoller Irrthum!

Octavio.

Lies weiter! Faſſ' dich!

Max.

(nachdem er weiter geleſen, mit einem Blick des Erſtaunens auf ſeinen Vater)

Wie? Was? Du? Du biſt —

Octavio.

Bloß für den Augenblick — und bis der König
Von Ungarn bey dem Heer erſcheinen kann,
Iſt das Kommando *mir* gegeben —

Max.

Und glaubſt du, daß du's ihm entreißen werdeſt?
Das denke ja nicht — Vater! Vater! Vater!

Ein unglückſelig Amt iſt dir geworden.
Dies Blatt hier — dieſes! willſt du geltend machen?
Den Mächtigen in ſeines Heeres Mitte,
Umringt von ſeinen Tauſenden, entwaffnen?
Du biſt verloren — Du, wir alle ſind's!

Octavio.

Was ich dabey zu wagen habe, weiß ich.
Ich ſtehe in der Allmacht Hand; ſie wird
Das fromme Kaiſerhaus mit ihrem Schilde
Bedecken, und das Werk der Nacht zertrümmern.
Der Kaiſer hat noch treue Diener, auch im Lager
Giebt es der braven Männer gnug, die ſich
Zur guten Sache munter ſchlagen werden.
Die Treuen ſind gewarnt, bewacht die andern,
Den erſten Schritt erwart' ich nur, ſogleich —

Max.

Auf den Verdacht hin willſt du raſch gleich handeln?

Octavio.

Fern ſey vom Kaiſer die Tyrannenweiſe!
Den Willen nicht, die That nur will er ſtrafen.
Noch hat der Fürſt ſein Schickſal in der Hand —
Er laſſe das Verbrechen unvollführt,
So wird man ihn ſtill vom Kommando nehmen,
Er wird dem Sohne ſeines Kaiſers weichen.
Ein ehrenvoll Exil auf ſeine Schlöſſer
Wird Wohlthat mehr, als Strafe für ihn ſeyn.
Jedoch der erſte offenbare Schritt —

Max.

Was nennſt du einen ſolchen Schritt? Er wird
Nie einen böſen thun. Du aber könnteſt
(Du haſt's gethan) den frömmſten auch misdeuten.

Octavio.

Wie ſtrafbar auch des Fürſten Zwecke waren,
Die Schritte, die er öffentlich gethan,
Verſtatteten noch eine milde Deutung.
Nicht eher denk' ich dieſes Blatt zu brauchen,
Bis eine That gethan iſt, die unwiderſprechlich
Den Hochverrath bezeugt und ihn verdammt.

Max.

Und wer ſoll Richter drüber ſeyn?

Octavio.

— Du ſelbſt.

Max.

O! dann bedarf es dieſes Blattes nie!
Ich hab' dein Wort, du wirſt nicht eher handeln,
Bevor du mich — mich ſelber überzeugt.

Octavio.

Iſt's möglich? Noch — nach allem, was du weißt,
Kannſt du an ſeine Unſchuld glauben?

Max (lebhaft).

Dein Urtheil kann ſich irren, nicht mein Herz.
(gemäßigter fortfahrend)
Der Geiſt iſt nicht zu faſſen, wie ein andrer.
Wie er ſein Schickſal an die Sterne knüpft,
So gleicht er ihnen auch in wunderbarer,

Geheimer, ewig unbegriffner Bahn.
Glaub' mir, man thut ihm Unrecht. Alles wird
Sich löſen. Glänzend werden wir den Reinen
Aus dieſem ſchwarzen Argwohn treten ſehn.

Octavio.

Ich will's erwarten.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Der Kammerdiener.
Gleich darauf ein Kourier.

Octavio.

Was giebt's?

Kammerdiener.

Ein Eilbot' wartet vor der Thür.

Octavio.

So früh' am Tag! Wer iſt's? Wo kommt er her?

Kammerdiener.

Das wollt' er mir nicht ſagen.

Octavio.

Führ ihn herein. Laß nichts davon verlauten.
(Kammerdiener ab, Kornet tritt ein)
Seyd Ihr's, Kornet? Ihr kommt vom Grafen Gallas?
Gebt her den Brief.

Kornet.

Bloß mündlich iſt mein Auftrag.
Der Generallieutnant traute nicht.

Octavio.

Was iſt's?

Kornet.

Er läßt Euch ſagen — Darf ich frey hier ſprechen?

Octavio.

Mein Sohn weiß alles.

Kornet.

Wir haben ihn.

Octavio.

Wen meynt Ihr?

Kornet.

Den Unterhändler! Den Seſin'.

Octavio (ſchnell).

Habt Ihr?

Kornet.

Im Böhmerwald erwiſcht' ihn Hauptmann Mohrbrand,
Vorgeſtern früh, als er nach Regenſpurg
Zum Schweden unterwegs war mit Depeſchen.

Octavio.

Und die Depeſchen —

Kornet.

Hat der Generalleutnant
Sogleich nach Wien geſchickt mit dem Gefangnen.

Octavio.

Nun endlich! endlich! Das iſt eine große Zeitung!
Der Mann iſt uns ein koſtbares Gefäß,
Das wicht'ge Dinge einſchließt — Fand man viel?

Kornet.

An ſechs Pakete mit Graf Terzky's Wappen.

Octavio.

Kein's von des Fürſten Hand?

Kornet.

Nicht, daß ich wüßte.

Octavio.

Und der Seſina?

Kornet.

Der that ſehr erſchrecken,
Als man ihm ſagt', es ginge nacher Wien.
Graf Altring aber ſprach ihm guten Muth ein,
Wenn er nur alles wollte frey bekennen.

Octavio.

Iſt Altringer bey Eurem Herrn? Ich hörte,
Er läge krank zu Linz.

Kornet.

Schon ſeit drey Tagen
Iſt er zu Frauenberg bey'm Generalleutnant.
Sie haben ſechzig Fähnlein ſchon beyſammen,
Erleſnes Volk, und laſſen Euch entbieten,
Daß ſie von Euch Befehle nur erwarten.

Octavio.

In wenig Tagen kann ſich viel ereignen.
Wann müßt Ihr fort?

Kornet.

Ich wart' auf Eure Ordre.

Octavio.

Bleibt bis zum Abend.

Kornet.

Wohl (will gehen).

Octavio.

Sah Euch doch niemand?

Kornet.

Kein Menſch. Die Kapuziner ließen mich
Durch's Kloſterpförtchen ein, ſo wie gewöhnlich.

Octavio.

Geht, ruht Euch aus und haltet Euch verborgen.
Ich denk' Euch noch vor Abend abzufert'gen.
Die Sachen liegen der Entwicklung nah,
Und eh' der Tag, der eben jetzt am Himmel
Verhängnißvoll heranbricht, untergeht,
Muß ein entſcheidend Loos gefallen ſeyn.

(Kornet geht ab).

Dritter Auftritt.

Beyde Piccolomini.

Octavio.

Was nun, mein Sohn? Jetzt werden wir bald klar ſeyn,
— Denn alles, weiß ich, ging durch den Seſina.

Max

(der während des ganzen vorigen Auftritts in einem heftigen, innern Kampf geſtanden, entſchloſſen)

Ich will auf kürzerm Weg mir Licht verſchaffen.
Leb wohl!

Octavio.

Wohin? Bleib da!

Max.

Zum Fürſten.

Octavio (erſchrickt).

Was?

Max (zurückkommend).

Wenn du geglaubt, ich werde eine Rolle
In deinem Spiele ſpielen, haſt du dich
In mir verrechnet. Mein Weg muß gerad ſeyn.
Ich kann nicht wahr ſeyn mit der Zunge, mit
Dem Herzen falſch — nicht zuſeh'n, daß mir einer
Als ſeinem Freunde traut, und mein Gewiſſen
Damit beſchwichtigen, daß er's auf ſeine
Gefahr thut, daß mein Mund ihn nicht belogen.
Wofür mich einer kauft, das muß ich ſeyn.
— Ich geh' zum Herzog. Heut' noch werd' ich ihn
Auffordern, ſeinen Leumund vor der Welt
Zu retten, Eure künſtlichen Gewebe
Mit einem graden Schritte zu durchreißen.

Octavio.

Das wollteſt du?

Max.

Das will ich. Zweifle nicht.

Octavio.

Ich habe mich in dir verrechnet, ja.
Ich rechnete auf einen weiſen Sohn,
Der die wohlthät'gen Hände würde ſegnen,

Die ihn zurück vom Abgrund ziehn — und einen
Verblendeten entdeck' ich, den zwey Augen
Zum Thoren machten, Leidenſchaft umnebelt,
Den ſelbſt des Tages volles Licht nicht heilt.
Befrag' ihn! Geh! Sey unbeſonnen gnug,
Ihm deines Vaters, deines Kaiſers
Geheimniß preis zu geben. Nöth'ge mich
Zu einem lauten Bruche vor der Zeit!
Und jetzt, nachdem ein Wunderwerk des Himmels
Bis heute mein Geheimniß hat beſchützt,
Des Argwohns helle Blicke eingeſchläfert,
Laß mich's erleben, daß mein eigner Sohn
Mit unbedachtſam raſendem Beginnen
Der Staatskunſt mühevolles Werk vernichtet.

Max.

O! dieſe Staatskunſt, wie verwünſch' ich ſie!
Ihr werdet ihn durch Eure Staatskunſt noch
Zu einem Schritte treiben — Ja, Ihr könntet ihn,
Weil Ihr ihn ſchuldig wollt, noch ſchuldig machen,
O! das kann nicht gut endigen — und, mag ſich's
Entſcheiden wie es will, ich ſehe ahnend
Die unglückſelige Entwicklung nahen. —
Denn dieſer Königliche, wenn er fällt,
Wird eine Welt im Sturze mit ſich reißen,
Und wie ein Schiff, das mitten auf dem Weltmeer
In Brand geräth mit Einem Mal, und berſtend
Auffliegt, und alle Mannſchaft, die es trug,
Ausſchüttet plötzlich zwiſchen Meer und Himmel;

Wird er uns alle, die wir an ſein Glück
Befeſtigt ſind, in ſeinen Fall hinabziehn.

Halte du es wie du willſt! Doch mir vergönne,
Daß ich auf meine Weiſe mich betrage.
Rein muß es bleiben zwiſchen mir und ihm,
Und eh' der Tag ſich neigt, muß ſich's erklären,
Ob ich den Freund, ob ich den Vater ſoll entbehren.
(indem er abgeht, fällt der Vorhang).

Wallenſtein's Tod,

ein

Trauerſpiel

in

fünf Aufzügen.

Perſonen.

Wallenſtein.
Octavio Piccolomini.
Max Piccolomini.
Terzky.
Illo.
Iſolani.
Buttler.
Rittmeiſter Neumann.
Ein Adjutant.
Oberſt Wrangel, von den Schweden geſendet.
Gordon, Kommandant von Eger.
Major Geraldin.
Deveroux, }
Macdonald, } Hauptleute in der Wallenſteiniſchen Armee.
Schwediſcher Hauptmann.
Eine Geſandtſchaft von Küraſſieren.
Bürgermeiſter von Eger.
Seni.
Herzoginn von Friedland.
Gräfinn Terzky.
Thekla.
Fräulein Neubrunn, Hofdame }
von Roſenberg, Stallmeiſter } der Prinzeſſinn.
Dragoner.
Bediente, Pagen, Volk.

Die Scene iſt in den drey erſten Auftritten zu Pilſen, in den zwey letzten zu Eger.

Erſter Aufzug.

Ein Zimmer zu aſtrologiſchen Arbeiten eingerichtet und mit Sphären, Charten, Quadranten und anderm aſtronomiſchen Geräthe verſehen. Der Vorhang von einer Rotunde iſt aufgezogen, in welcher die ſieben Planetenbilder, jedes in einer Niſche, ſeltſam beleuchtet, zu ſehen ſind. **Seni** beobachtet die Sterne, **Wallenſtein** ſteht vor einer großen, ſchwarzen Tafel, auf welcher der Planeten Aſpect gezeichnet iſt.

Erſter Auftritt.

Wallenſtein. Seni.

Wallenſtein.

Laß es jetzt gut ſeyn, Seni. Komm' herab.
Der Tag bricht an, und Mars regiert die Stunde.
Es iſt nicht gut mehr operiren. Komm!
Wir wiſſen gnug.

Seni.

Nur noch die Venus laß mich
Betrachten, Hoheit. Eben geht ſie auf.
Wie eine Sonne glänzt ſie in dem Oſten.

Wallenſtein.

Ja, ſie iſt jetzt in ihrer Erdennäh'
Und wirkt herab mit allen ihren Stärken.
(die Figur auf der Tafel betrachtend)
Glückſeliger Aſpect! So ſtellt ſich endlich
Die große Drey verhängnißvoll zuſammen,
Und beyde Segenſterne, Jupiter
Und Venus, nehmen den verderblichen,
Den tück'ſchen Mars in ihre Mitte, zwingen
Den alten Schadenſtifter mir zu dienen.
Denn lange war er feindlich mir geſinnt,
Und ſchoß mit ſenkrecht — oder ſchräger Strahlung
Bald im Gevierten bald im Doppelſchein
Die rothen Blitzen meinen Sternen zu,
Und ſtörte ihre ſegenvollen Kräfte.
Jetzt haben ſie den alten Feind beſiegt,
Und bringen ihn am Himmel mir gefangen.

Seni.

Und beyde große Lumina von keinem
Malefico beleidigt! der Saturn
Unſchädlich, machtlos, in cadente domo.

Wallenſtein.

Saturnus Reich iſt aus, der die geheime
Geburt der Dinge in dem Erdenſchooß
Und in den Tiefen des Gemüths beherrſcht,
Und über allem, was das Licht ſcheut, waltet.
Nicht Zeit iſt's mehr zu brüten und zu ſinnen,
Denn Jupiter, der glänzende, regiert

Und zieht das dunkel zubereitete Werk
Gewaltig in das Reich des Lichts — Jetzt muß
Gehandelt werden, ſchleunig, eh' die Glücks-
Geſtalt mir wieder wegflieht über'm Haupt,
Denn ſtets in Wandlung iſt der Himmelsbogen.

(es geſchehen Schläge an die Thür)

Man pocht. Sieh', wer es iſt.

Terzky (drauſſen).

Laß öffnen!

Wallenſtein.

Es iſt Terzky.
Was giebt's ſo dringendes? Wir ſind beſchäftigt.

Terzky (drauſſen).

Leg' alles jetzt bey Seit'. Ich bitte dich,
Es leidet keinen Aufſchub.

Wallenſtein.

Oeffne, Seni.

(indem jener dem Terzky aufmacht, zieht Wallenſtein den Vorhang vor die Bilder).

Zweyter Auftritt.

Wallenſtein. Graf Terzky.

Terzky (tritt ein).

Vernahmſt du's ſchon? Er iſt gefangen, iſt
Vom Gallas ſchon dem Kaiſer ausgeliefert?

Wallenſtein (zu Terzky).

Wer iſt gefangen? Wer iſt ausgeliefert?

Terzky.

Wer unſer ganz Geheimniß weiß, um jede
Verhandlung mit den Schweden weiß und Sachſen,
Durch deſſen Hände alles iſt gegangen —

Wallenſtein (zurückfahrend).

Seſin' doch nicht? Sag' nein, ich bitte dich.

Terzky.

Grad' auf dem Weg nach Regenſpurg zum Schweden
Ergriffen ihn des Gallas Abgeſchickte,
Der ihm ſchon lang' die Fährte abgelauert.
Mein ganz Paket an Kinsky, Matthes Thurn,
An Oxenſtirn, an Arnheim führt er bey ſich,
Das alles iſt in ihrer Hand, ſie haben
Die Einſicht nun in alles, was geſchehn.

Dritter Auftritt.

Vorige. Illo kommt.

Illo (zu Terzky).

Weiß er's?

Terzky.

Er weiß es.

Illo (zu Wallenſtein).

Denkſt du deinen Frieden
Nun noch zu machen mit dem Kaiſer, ſein
Vertrau'n zurückzurufen? wär' es auch,
Du wollteſt allen Planen jetzt entſagen.

Man weiß, was du gewollt haſt. Vorwärts mußt du,
Denn rückwärts kannſt du nun nicht mehr.

Terzky.

Sie haben Documente gegen uns
In Händen, die unwiderſprechlich zeugen —

Wallenſtein.

Von meiner Handſchrift nichts. Dich ſtraf ich Lügen.

Illo.

So? Glaubſt du wohl, was dieſer da, dein Schwager,
In deinem Namen unterhandelt hat,
Das werde man nicht dir auf Rechnung ſetzen?
Dem Schweden ſoll *ſein* Wort für deines gelten,
Und deinen Wiener Feinden nicht.

Terzky.

Du gabſt nichts Schriftliches — Beſinn' dich aber,
Wie weit du mündlich gingſt mit dem Seſin'.
Und wird er ſchweigen? Wenn er ſich mit deinem
Geheimniß retten kann, wird er's bewahren?

Illo.

Das fällt dir ſelbſt nicht ein! Und da ſie nun
Berichtet ſind, wie weit du ſchon gegangen,
Sprich! was erwarteſt du? Bewahren kannſt du
Nicht länger dein Kommando, ohne Rettung
Biſt du verlohren, wenn du's niederlegſt.

Wallenſtein.

Das Heer iſt meine Sicherheit. Das Heer
Verläßt mich nicht. Was ſie auch wiſſen mögen,
Die Macht iſt mein, ſie müſſen's niederſchlucken,

— Und ſtell' ich Kaution für meine Treu,
So müſſen ſie ſich ganz zufrieden geben.

Illo.

Das Heer iſt dein; jetzt für den Augenblick
Iſt's dein; doch zittre vor der langſamen,
Der ſtillen Macht der Zeit. Vor offenbarer
Gewalt beſchützt dich heute noch und morgen
Der Truppen Gunſt; doch gönnſt du ihnen Friſt,
Sie werden unvermerkt die gute Meynung,
Worauf du jetzo fußeſt, untergraben,
Dir einen um den andern liſtig ſtehlen —
Bis, wenn der große Erdſtoß nun geſchieht,
Der treulos mürbe Bau zuſammenbricht.

Wallenſtein.

Es iſt ein böſer Zufall!

Illo.

O! einen glücklichen will ich ihn nennen,
Hat er auf dich die Wirkung, die er ſoll,
Treibt dich zu ſchneller That — Der ſchwed'ſche Oberſt –

Wallenſtein.

Er iſt gekommen? Weißt du, was er bringt?

Illo.

Er will nur dir allein ſich anvertrau'n.

Wallenſtein.

Ein böſer, böſer Zufall — Freylich! Freylich!
Seſina weiß zu viel und wird nicht ſchweigen.

Terzky.

Er iſt ein böhmiſcher Rebell und Flüchtling,

Sein Hals iſt ihm verwirkt; kann er ſich retten
Auf deine Koſten, wird er Anſtand nehmen?
Und wenn ſie auf der Folter ihn befragen,
Wird er, der Weichling, Stärke gnug beſitzen? —

Wallenſtein (in Nachſinnen verlohren).

Nicht herzuſtellen mehr iſt das Vertrau'n.
Und mag ich handeln, wie ich will, ich werde
Ein Land'sverräther ihnen ſeyn und bleiben.
Und kehr' ich noch ſo ehrlich auch zurück
Zu meiner Pflicht, es wird mir nichts mehr helfen —

Illo.

Verderben wird es dich. Nicht deiner Treu,
Der Ohnmacht nur wird's zugeſchrieben werden.

Wallenſtein.

(in heftiger Bewegung auf und abgehend)

Wie? Sollt' ich's nun im Ernſt erfüllen müſſen,
Weil ich zu frey geſcherzt mit dem Gedanken?
Verflucht, wer mit dem Teufel ſpielt!

Illo.

Wenn's nur dein Spiel geweſen, glaube mir,
Du wirſt's in ſchwerem Ernſte büßen müſſen.

Wallenſtein.

Und müßt' ich's in Erfüllung bringen, jetzt,
Jetzt, da die Macht noch mein iſt, müßt's geſchehn.

Illo.

Wo möglich, eh' ſie von dem Schlage ſich
In Wien beſinnen und zuvor dir kommen —

Wallenſtein (die Unterſchriften betrachtend).
Das Wort der Generale hab' ich ſchriftlich —
Max Piccolomini ſteht nicht hier. Warum nicht?

Terzky.
Es war — er meynte —

Illo.
Bloßer Eigendünkel!
Es brauche das nicht zwiſchen dir und ihm.

Wallenſtein.
Es braucht das nicht, er hat ganz recht —
Die Regimenter wollen nicht nach Flandern,
Sie haben eine Schrift mir überſandt,
Und widerſetzen laut ſich dem Befehl.
Der erſte Schritt zum Aufruhr iſt geſchehn.

Illo.
Glaub' mir, du wirſt ſie leichter zu dem Feind,
Als zu dem Spanier hinüber führen.

Wallenſtein.
Ich will doch hören, was der Schwede mir
Zu ſagen hat.

Illo (preſſirt).
Wollt Ihr ihn rufen, Terzky?
Er ſteht ſchon draußen.

Wallenſtein.
Warte noch ein wenig.
Es hat mich überraſcht — Es kam zu ſchnell —
Ich bin es nicht gewohnt, daß mich der Zufall
Blind waltend, finſter herrſchend mit ſich führe.

Illo.
Hör' ihn für's erſte nur, erwäg's nachher.
(ſie gehn)

Vierter Auftritt.

Wallenſtein (mit ſich ſelbſt redend).
Wär's möglich? Könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte?
Nicht mehr zurück, wie mir's beliebt? Ich müßte
Die That vollbringen, weil ich ſie gedacht,
Nicht die Verſuchung von mir wies — das Herz
Genährt mit dieſem Traum, auf ungewiſſe
Erfüllung hin die Mittel mir geſpart,
Die Wege bloß mir offen hab' gehalten? —
Bey'm großen Gott des Himmels! Es war nicht
Mein Ernſt, beſchloßne Sache war es nie.
In dem Gedanken bloß gefiel ich mir;
Die Freyheit reizte mich und das Vermögen.
War's unrecht, an dem Gaukelbilde mich
Der königlichen Hoffnung zu ergötzen?
Blieb in der Bruſt mir nicht der Wille frey,
Und ſah ich nicht den guten Weg zur Seite,
Der mir die Rückkehr offen ſtets bewahrte?
Wohin denn ſeh' ich plötzlich mich geführt?
Bahnlos liegt's hinter mir, und eine Mauer
Aus meinen eignen Werken baut ſich auf,
Die mir die Umkehr thürmend hemmt!
(er bleibt tiefſinnig ſtehen)

Strafbar erſchein' ich, und ich kann die Schuld,
Wie ich's verſuchen mag! nicht von mir wälzen;
Denn mich verklagt der Doppelſinn des Lebens,
Und — ſelbſt der frommen Quelle reine That
Wird der Verdacht, ſchlimmdeutend, mir vergiften.
War ich, wofür ich gelte, der Verräther,
Ich hätte mir den guten Schein geſpart,
Die Hülle hätt' ich dicht um mich gezogen,
Dem Unmuth Stimme nie geliehn. Der Unſchuld,
Des unverführten Willens mir bewußt,
Gab ich der Laune Raum, der Leidenſchaft —
Kühn war das Wort, weil es die That nicht war.
Jetzt werden ſie, was planlos iſt geſchehn,
Weitſehend, planvoll mir zuſammen knüpfen,
Und was der Zorn, und was der frohe Muth
Mich ſprechen ließ im Ueberfluß des Herzens,
Zu künſtlichem Gewebe mir vereinen,
Und eine Klage furchtbar draus bereiten,
Dagegen ich verſtummen muß. So hab' ich
Mit eignem Netz verderblich mich verſtrickt,
Und nur Gewaltthat kann es reißend löſen.

(wiederum ſtill ſtehend)

Wie anders! da des Muthes freyer Trieb
Zur kühnen That mich zog, die rauh gebietend
Die Noth jetzt, die Erhaltung von mir heiſcht.
Ernſt iſt der Anblick der Nothwendigkeit.
Nicht ohne Schauder greift des Menſchen Hand
In des Geſchicks geheimnißvolle Urne.

In meiner Bruſt war meine That noch mein:
Einmal entlaſſen aus dem ſichern Winkel
Des Herzens, ihrem mütterlichen Boden,
Hinausgegeben in des Lebens Fremde,
Gehört ſie jenen tück'ſchen Mächten an,
Die keines Menſchen Kunſt vertraulich macht.
(er macht heftige Schritte durch's Zimmer, dann bleibt er wieder ſinnend ſtehen)
Und was iſt dein Beginnen? Haſt du dir's
Auch redlich ſelbſt bekannt? Du willſt die Macht,
Die ruhig, ſicher thronende erſchüttern,
Die in verjährt geheiligtem Beſitz,
In der Gewohnheit feſtgegründet ruht,
Die an der Völker frommem Kinderglauben
Mit tauſend zähen Wurzeln ſich befeſtigt.
Das wird kein Kampf der Kraft ſeyn mit der Kraft.
Den fürcht' ich nicht. Mit jedem Gegner wag' ich's,
Den ich kann ſehen und in's Auge faſſen,
Der, ſelbſt voll Muth, auch mir den Muth entflammt.
Ein unſichtbarer Feind iſt's, den ich fürchte,
Der in der Menſchen Bruſt mir widerſteht,
Durch feige Furcht allein mir fürchterlich —
Nicht was lebendig, kraftvoll ſich verkündigt,
Iſt das gefährlich Furchtbare. Das ganz
Gemeine iſt's, das ewig Geſtrige,
Was immer war und immer wiederkehrt,
Und morgen gilt, weil's heute hat gegolten!
Denn aus Gemeinem iſt der Menſch gemacht,

Und die Gewohnheit nennt er ſeine Amme.
Weh' dem, der an den würdig alten Hausrath
Ihm rührt, das theure Erbſtück ſeiner Ahnen!
Das **Jahr** übt eine heiligende Kraft,
Was grau für Alter iſt, das iſt ihm göttlich.
Sey im Beſitze und du wohnſt im Recht,
Und heilig wird's die Menge dir bewahren.
(zu dem Pagen, der hereintritt)
Der ſchwed'ſche Oberſt? Iſt er's? Nun, er komme.
(Page geht. Wallenſtein hat den Blick nachdenkend auf die Thüre geheftet)
Noch iſt ſie rein — noch! Das Verbrechen kam
Nicht über dieſe Schwelle noch — So ſchmal iſt
Die Grenze, die zwey Lebenspfade ſcheidet!

Fünfter Auftritt.

Wallenſtein und **Wrangel.**

Wollenſtein.
(nachdem er einen forſchenden Blick auf ihn geheftet)
Ihr nennt Euch Wrangel?

Wrangel.
Guſtav Wrangel, Oberſt
Vom blauen Regimente Südermannland.

Wallenſtein.
Ein Wrangel war's, der vor Stralſund viel Böſes
Mir zugefügt, durch tapfre Gegenwehr
Schuld war, daß mir die Seeſtadt widerſtanden.

Wrangel.

Das Werk des Elements, mit dem Sie kämpften,
Nicht mein Verdienſt, Herr Herzog! Seine Freyheit
Vertheidigte mit Sturmes Macht der Welt,
Es ſollte Meer und Land nicht Einem dienen.

Wallenſtein.

Den Admiralshut riſſ't Ihr mir vom Haupt.

Wrangel.

Ich komme, eine Krone drauf zu ſetzen.

Wallenſtein.

(winkt ihm, Platz zu nehmen, ſetzt ſich)

Euer Kreditiv. Kommt Ihr mit ganzer Vollmacht?

Wrangel (bedenklich).

Es ſind ſo manche Zweifel noch zu löſen —

Wallenſtein (nachdem er geleſen).

Der Brief hat Händ' und Füß'. Es iſt ein klug,
Verſtändig Haupt, Herr Wrangel, dem Ihr dienet.
Es ſchreibt der Kanzler: Er vollziehe nur
Den eignen Einfall des verſtorbnen Königs,
Indem er mir zur böhm'ſchen Kron verhelfe.

Wrangel.

Er ſagt, was wahr iſt. Der Hochſelige
Hat immer groß gedacht von Euer Gnaden
Fürtreflichem Verſtand und Feldherrngaben,
Und ſtets der Herrſchverſtändigſte, beliebt' ihm
Zu ſagen, ſollte Herrſcher ſeyn und König.

Wallenſtein.

Er durft' es ſagen.
(ſeine Hand vertraulich faſſend)
Aufrichtig, Oberſt Wrangel — Ich war ſtets
Im Herzen auch gut Schwediſch — Ei, das habt Ihr
In Schleſien erfahren und bey Nürnberg.
Ich hatt' Euch oft in meiner Macht und ließ
Durch eine Hinterthür Euch ſtets entwiſchen.
Das iſt's, was ſie in Wien mir nicht verzeihn,
Was jetzt zu dieſem Schritt mich treibt — Und weil
Nun unſer Vortheil ſo zuſammengeht,
So laßt uns zu einander auch ein recht
Vertrauen faſſen.

Wrangel.

Das Vertrau'n wird kommen,
Hat jeder nur erſt ſeine Sicherheit.

Wallenſtein.

Der Kanzler, merk' ich, traut mir noch nicht recht.
Ja, ich geſteh's — Es liegt das Spiel nicht ganz
Zu meinem Vortheil. Seine Würden meynt,
Wenn ich dem Kaiſer, der mein Herr iſt, ſo
Mitſpielen kann, ich könn' das Gleiche thun
Am Feinde, und das *eine* wäre mir
Noch eher zu verzeihen, als das *andre*.
Iſt das nicht Eure Meynung auch, Herr Wrangel?

Wrangel.

Ich hab' hier bloß ein Amt und keine Meynung.

Wallenſtein.

Der Kaiſer hat mich bis zum äußerſten
Gebracht. Ich kann ihm nicht mehr ehrlich dienen.
Zu meiner Sicherheit, aus Nothwehr thu ich
Den harten Schritt, den mein Bewußtſeyn tadelt.

Wrangel.

Ich glaub's. So weit geht niemand, der nicht muß.
(nach einer Pauſe)
Was Eure Fürſtlichkeit bewegen mag,
Alſo zu thun an Ihrem Herrn und Kaiſer,
Gebührt nicht uns, zu richten und zu deuten.
Der Schwede ficht für ſeine gute Sach'
Mit ſeinem guten Degen und Gewiſſen.
Die Concurrenz iſt, die Gelegenheit
Zu unſrer Gunſt, im Krieg gilt jeder Vortheil,
Wir nehmen unbedenklich, was ſich bietet;
Und wenn ſich alles richtig ſo verhält —

Wallenſtein.

Woran denn zweifelt man? An meinem Willen?
An meinen Kräften? Ich verſprach dem Kanzler,
Wenn *er* mir ſechzehn tauſend Mann vertraut,
Mit achtzehn tauſend von des Kaiſers Heer
Dazu zu ſtoßen —

Wrangel.

Euer Gnaden ſind
Bekannt für einen hohen Kriegesfürſten,
Für einen zweyten Attila und Pyrrhus.
Noch mit Erſtaunen redet man davon,

Wie Sie vor Jahren gegen Menſchendenken,
Ein Heer wie aus dem Nichts hervorgerufen.
Jedennoch —

Wallenſtein.

Dennoch?

Wrangel.

Seine Würden meynt,
Ein leichter Ding doch möcht' es ſeyn, mit Nichts
In's Feld zu ſtellen ſechzig tauſend Krieger,
Als nur ein Sechzigtheil davon —
(er hält inne)

Wallenſtein.

Nun was?
Nur frey heraus!

Wrangel.

Zum Treubruch zu verleiten.

Wallenſtein.

Meynt er? Er urtheilt wie ein Schwed' und wie
Ein Proteſtant. Ihr Lutheriſchen fechtet
Für eure Bibel, euch iſt's um die Sach';
Mit eurem *Herzen* folgt ihr eurer Fahne. —
Wer zu dem Feinde läuft von *euch*, der hat
Mit zweyen Herrn zugleich den Bund gebrochen.
Von all dem iſt die Rede nicht bey uns —

Wrangel.

Herr Gott im Himmel! Hat man hier zu Lande
Denn keine Heimath, keinen Heerd und Kirche?

Wallenſtein.

Ich will euch ſagen, wie das zugeht — Ja,
Der Oeſterreicher *hat* ein Vaterland,
Und liebt's, und hat auch Urſach es zu lieben.
Doch *dieſes* Heer, das kaiſerlich ſich nennt,
Das hier in Böheim hauſet, das hat keins;
Das iſt der Auswurf fremder Länder, iſt
Der aufgegebne Theil des Volks, dem nichts
Gehöret, als die allgemeine Sonne.
Und dieſes böhm'ſche Land, um das wir fechten,
Das hat kein Herz für ſeinen Herrn, den ihm
Der Waffen Glück, nicht eigne Wahl gegeben.
Mit Murren trägt's des Glaubens Tyranney,
Die Macht hat's eingeſchreckt, beruhigt nicht.
Ein glühend, rachvoll Angedenken lebt
Der Greuel, die geſchahn auf dieſem Boden.
Und kann's der Sohn vergeſſen, daß der Vater
Mit Hunden in die Meſſe ward gehetzt?
Ein Volk, dem das geboten wird, iſt ſchrecklich,
Es räche oder dulde die Behandlung.

Wrangel.

Der Adel aber und die Officiere?
Solch eine Flucht und Felonie, Herr Fürſt,
Iſt ohne Beyſpiel in der Welt Geſchichten.

Wallenſtein.

Sie ſind auf jegliche Bedingung mein.

Nicht mir, den eignen Augen mögt ihr glauben.
(Er giebt ihm die Eidesformel. Wrangel durchlieſt ſie, und legt ſie, nachdem er geleſen, ſchweigend auf den Tiſch)
Wie iſt's? Begreift ihr nun?

Wrangel.

Begreif's wer's kann!
Herr Fürſt! Ich laſſ' die Maſke fallen — Ja!
Ich habe Vollmacht, alles abzuſchließen.
Es ſteht der Rheingraf nur vier Tagemärſche
Von hier, mit fünfzehn tauſend Mann, er wartet
Auf Ordre nur, zu Ihrem Heer zu ſtoßen,
Die Ordre ſtell' ich aus, ſo bald wir einig.

Wallenſtein.

Was iſt des Kanzlers Foderung?

Wrangel (bedenklich).

Zwölf Regimenter gilt es, ſchwediſch Volk.
Mein Kopf muß dafür haften. Alles könnte
Zuletzt nur falſches Spiel —

Wallenſtein (fährt fort).

Herr Schwede!

Wrangel (ruhig fortfahrend).

Muß demnach
Darauf beſtehn, daß Herzog Friedland förmlich,
Unwiderruflich breche mit dem Kaiſer,
Sonſt ihm kein ſchwediſch Volk vertrauet wird.

Wallenſtein.

Was iſt die Foderung? Sagt's kurz und gut!

Wrangel.

Die ſpan'ſchen Regimenter, die dem Kaiſer
Ergeben, zu entwaffnen, Prag zu nehmen,
Und dieſe Stadt, wie auch das Grenzſchloß Eger,
Den Schweden einzuräumen.

Wallenſtein.

Viel gefodert!
Prag! Sey's um Eger! Aber Prag? Geht nicht.
Ich leiſt' euch jede Sicherheit, die ihr
Vernünft'gerweiſe von mir fodern möget.
Prag aber — **Böhmen** — kann ich ſelbſt beſchützen.

Wrangel.

Man zweifelt nicht daran. Es iſt uns auch
Nicht um's Beſchützen bloß. Wir wollen Menſchen
Und Geld umſonſt nicht aufgewendet haben.

Wallenſtein.

Wie billig.

Wrangel.

Und ſo lang, bis wir entſchädigt,
Bleibt Prag verpfändet.

Wallenſtein.

Traut ihr uns ſo wenig?

Wrangel (ſteht auf).

Der Schwede muß ſich vorſehn mit dem Deutſchen.
Man hat uns über's Oſtmeer hergerufen;
Gerettet haben wir vom Untergang
Das Reich — mit unſerm Blut des Glaubens Freyheit,
Die heil'ge Lehr des Evangeliums

Verſiegelt — Aber jetzt ſchon fühlet man
Nicht mehr die Wohlthat, nur die Laſt, erblickt
Mit ſcheelem Aug' die Fremdlinge im Reiche,
Und ſchickte gern mit einer Handvoll Geld
Uns heim in unſre Wälder. Nein! wir haben
Um Judas Lohn, um klingend Gold und Silber,
Den König auf der Wahlſtatt nicht gelaſſen,
So vieler Schweden adeliches Blut
Es iſt um Gold und Silber nicht gefloſſen!
Und nicht mit magerm Lorbeer wollen wir
Zum Vaterland die Wimpel wieder lüften,
Wir wollen *Bürger* bleiben auf dem Boden,
Den unſer König fallend ſich erobert.

Wallenſtein.

Helft den gemeinen Feind mir niederhalten,
Das ſchöne Grenzland kann euch nicht entgehn.

Wrangel.

Und liegt zu Boden der gemeine Feind,
Wer knüpft die neue Freundſchaft dann zuſammen?
Uns iſt bekannt, Herr Fürſt — wenn gleich der Schwede
Nichts davon merken ſoll — daß ihr mit Sachſen
Geheime Unterhandlung pflegt. Wer bürgt uns
Dafür, daß *wir* nicht Opfer der Beſchlüſſe ſind,
Die man vor uns zu hehlen nöthig achtet?

Wallenſtein.

Wohl wählte ſich der Kanzler ſeinen Mann,
Er hätt' mir keinen zähern ſchicken können.
(aufſtehend)

Beſinnt euch eines beſſern, Guſtav Wrangel.
Von Prag nichts mehr.

Wrangel.

Hier endigt meine Vollmacht.

Wallenſtein.

Euch meine Hauptſtadt räumen! Lieber tret' ich
Zurück — zu meinem Kaiſer.

Wrangel.

Wenn's noch Zeit iſt.

Wallenſtein.

Das ſteht bey mir, noch jetzt, zu jeder Stunde.

Wrangel.

Vielleicht vor wenig Tagen noch. Heut nicht mehr.
— Seit der Seſin gefangen ſitzt, nicht mehr.
(Wie Wallenſtein betroffen ſchweigt)
Herr Fürſt! wir glauben, daß Sie's ehrlich meynen,
Seit *geſtern* — ſind wir deß gewiß — Und nun
Dies Blatt uns für die *Truppen* bürgt, iſt nichts,
Was dem Vertrauen noch im Wege ſtünde.
Prag ſoll uns nicht entzweyen. Mein Herr Kanzler
Begnügt ſich mit der *Altſtadt*, Euer Gnaden
Läßt er den *Ratſchin* und die *kleine Seite*.
Doch *Eger* muß vor allem ſich uns öffnen,
Eh' an Konjunction zu denken iſt.

Wallenſtein.

Euch alſo ſoll ich trauen, ihr nicht mir?
Ich will den Vorſchlag in Erwägung ziehn.

Wrangel.

In keine gar zu lange, muß ich bitten.
In's zweyte Jahr ſchon ſchleicht die Unterhandlung,
Erfolgt auch diesmal nichts, ſo will der Kanzler
Auf immer ſie für abgebrochen halten.

Wallenſtein.

Ihr drängt mich ſehr. Ein ſolcher Schritt will wohl
Bedacht ſeyn.

Wrangel.

Eh' man überhaupt dran denkt,
Herr Fürſt! durch raſche That nur kann er glücken.
(er geht ab).

Sechster Auftritt.

Wallenſtein. Terzky und Illo kommen zurück.

Illo.

Iſt's richtig?

Terzky.

Seyd ihr einig?

Illo.

Dieſer Schwede
Ging ganz zufrieden fort. Ja, ihr ſeyd einig.

Wallenſtein.

Hört! Noch iſt nichts geſchehn, und — wohl erwogen,
Ich will es lieber doch nicht thun.

Terzky.
Wie? Was iſt das?
Wallenſtein.
Von dieſer Schweden Gnade leben!
Der Uebermüthigen? Ich trüg' es nicht.
Illo.
Kommſt du als Flüchtling, ihre Hülf' erbettelnd?
Du bringeſt ihnen mehr, als du empfängſt.
Wallenſtein.
Wie war's mit jenem königlichen Bourbon,
Der ſeines Volkes Feinden ſich verkaufte,
Und Wunden ſchlug dem eignen Vaterland?
Fluch war ſein Lohn, der Menſchen Abſcheu rächte
Die unnatürlich frevelhafte That.
Illo.
Iſt das *dein* Fall?
Wallenſtein.
Die Treue, ſag ich euch,
Iſt jedem Menſchen, wie der nächſte Blutsfreund,
Als ihren Rächer fühlt er ſich gebohren.
Der Sekten Feindſchaft, der Partheyen Wuth,
Der alte Neid, die Eiferſucht macht Friede,
Was noch ſo wüthend ringt, ſich zu zerſtören,
Verträgt, vergleicht ſich, den *gemeinen* Feind
Der Menſchlichkeit, das wilde Thier zu jagen,
Das mordend einbricht in die ſichre Hürde,
Worin der Menſch geborgen wohnt — denn ganz
Kann ihn die eigne Klugheit nicht beſchirmen.

Nur an die Stirne ſetzt' ihm die Natur
Das Licht der Augen, fromme Treue ſoll
Den bloßgegebnen Rücken ihm beſchützen.

Terzky.

Denk' von dir ſelbſt nicht ſchlimmer, als der Feind,
Der zu der That die Hände freudig bietet.
So zärtlich dachte jener Karl auch nicht,
Der Oehm und Ahnherr dieſes Kaiſerhauſes,
Der nahm den Bourbon auf mit offnen Armen,
Denn nur vom Nutzen wird die Welt regiert.

Siebenter Auftritt.

Gräfinn Terzky zu den Vorigen.

Wallenſtein.

Wer ruft euch? Hier iſt kein Geſchäft für Weiber.

Gräfinn.

Ich komme, meinen Glückwunſch abzulegen.
— Komm' ich zu früh etwa? Ich will nicht hoffen.

Wallenſtein.

Gebrauch' dein Anſehn, Terzky. Heiß' ſie gehn.

Gräfinn.

Ich gab den Böhmen einen König ſchon.

Wallenſtein.

Er war darnach.

Gräfinn (zu den andern).

Nun, woran liegt es? Sprecht!

Terzky.

Der Herzog will nicht.

Gräfinn.

Will nicht, was er muß?

Illo.

An euch iſt's jetzt. Verſucht's, denn ich bin fertig,
Spricht man von Treue mir und von Gewiſſen.

Gräfinn.

Wie? da noch alles lag in weiter Ferne,
Der Weg ſich noch unendlich vor dir dehnte,
Da hatteſt du Entſchluß und Muth — und jetzt,
Da aus dem Traume Wahrheit werden will,
Da die Vollbringung nahe, der Erfolg
Verſichert iſt, da fängſt du an zu zagen?
Nur in Entwürfen biſt du tapfer, feig
In Thaten? Gut! gieb deinen Feinden Recht,
Da eben iſt es, wo ſie dich erwarten.
Den Vorſatz glauben ſie dir gern, ſey ſicher,
Daß ſie's mit Brief und Siegel dir belegen!
Doch an die Möglichkeit der That glaubt keiner,
Da müßten ſie dich fürchten und dich achten.
Iſt's möglich? Da du ſo weit biſt gegangen,
Da man das Schlimmſte weiß, da dir die That
Schon als begangen zugerechnet wird,
Willſt du zurückziehn und die Frucht verlieren?
Entworfen bloß, iſt's ein gemeiner Frevel,
Vollführt, iſt's ein unſterblich Unternehmen:

Und wenn es glückt, ſo iſt es auch verziehn,
Denn aller Ausgang iſt ein Gottes Urthel.

Kammerdiener (tritt herein).

Der Oberſt Piccolomini.

Gräfinn (ſchnell).

Soll warten.

Wallenſtein.

Ich kann ihn jetzt nicht ſehn. Ein andermal.

Kammerdiener.

Nur um zwey Augenblicke bittet er,
Er hab' ein dringendes Geſchäft —

Wallenſtein.

Wer weiß, was er uns bringt. Ich will doch hören.

Gräfinn (lacht).

Wohl mag's ihm dringend ſeyn. Du kannſt's erwarten.

Wallenſtein.

Was iſt's?

Gräfinn.

Du ſollſt es nachher wiſſen,
Jetzt denke dran, den Wrangel abzufert'gen.

(Kammerdiener geht)

Wallenſtein.

Wenn eine Wahl noch wäre — noch ein milderer
Ausweg ſich fände — jetzt noch will ich ihn
Erwählen, und das Aeußerſte vermeiden.

Gräfinn.

Verlangſt du weiter nichts, ein ſolcher Weg
Liegt nah' vor dir. Schick' dieſen Wrangel fort.

Vergiß die alten Hoffnungen, wirf dein
Vergangnes Leben weg, entſchließe dich
Ein neues anzufangen. Auch die Tugend
Hat ihre Helden, wie der Ruhm, das Glück.
Reiſ' hin nach Wien zum Kaiſer ſtehndes Fußes,
Nimm eine volle Kaſſe mit, erklär',
Du habſt der Diener Treue nur erproben,
Den Schweden bloß zum Beſten haben wollen.

Illo.

Auch damit iſt's zu ſpät. Man weiß zu viel.
Er würde nur das Haupt zum Todesblocke tragen.

Gräfinn.

Das fürcht' ich nicht. Geſetzlich ihn zu richten,
Fehlt's an Beweiſen, Willkühr meiden ſie.
Man wird den Herzog ruhig laſſen ziehn.
Ich ſeh, wie alles kommen wird. Der König
Von Ungarn wird erſcheinen, und es wird ſich
Von ſelbſt verſtehen, daß der Herzog geht,
Nicht der Erklärung wird das erſt bedürfen.
Der König wird die Truppen laſſen ſchwören,
Und alles wird in ſeiner Ordnung bleiben.
An einem Morgen iſt der Herzog fort.
Auf ſeinen Schlöſſern wird es nun lebendig,
Dort wird er jagen, bau'n, Geſtütte halten,
Sich eine Hofſtatt gründen, goldne Schlüſſel
Austheilen, gaſtfrey große Tafel geben,
Und kurz ein großer König ſeyn — im Kleinen!
Und weil er klug ſich zu beſcheiden weiß,

Nichts wirklich mehr zu gelten, zu bedeuten,
Läßt man ihn ſcheinen, was er mag, er wird
Ein großer Prinz bis an ſein Ende ſcheinen.
Ey nun! der Herzog iſt dann eben auch
Der neuen Menſchen einer, die der Krieg
Emporgebracht; ein übernächtiges
Geſchöpf der Hofgunſt, die mit gleichem Aufwand
Freyherrn und Fürſten macht.

Wallenſtein (ſteht auf, heftig bewegt).

Zeigt einen Weg mir an, aus dieſem Drang,
Hülfreiche Mächte! einen ſolchen zeigt mir,
Den ich vermag zu gehn — Ich kann mich nicht
Wie ſo ein Wortheld, ſo ein Tugendſchwätzer,
An meinem Willen wärmen und Gedanken —
Nicht zu dem Glück, das mir den Rücken kehrt,
Großthuend ſagen: Geh! Ich brauch' dich nicht.
Wenn ich nicht wirke mehr, bin ich vernichtet;
Nicht Opfer, nicht Gefahren will ich ſcheu'n,
Den letzten Schritt, den äußerſten, zu meiden;
Doch eh' ich ſinke in die Nichtigkeit,
So klein aufhöre, der ſo groß begonnen,
Eh' mich die Welt mit jenen Elenden
Verwechſelt, die der Tag erſchafft und ſtürzt,
Eh' ſpreche Welt und Nachwelt meinen Namen
Mit Abſcheu aus, und Friedland ſey die Loſung
Für jede fluchenswerthe That.

Gräfinn.

Was iſt denn hier ſo wider die Natur?

Ich kann's nicht finden, ſage mir's — o! laß
Des Aberglaubens nächtliche Geſpenſter
Nicht deines hellen Geiſtes Meiſter werden!
Du biſt des Hochverraths verklagt; ob mit
— Ob ohne Recht, iſt jetzo nicht die Frage —
Du biſt verlohren, wenn du dich nicht ſchnell der Macht
Bedienſt, die du beſitzeſt — Ei! wo lebt denn
Das friedſame Geſchöpf, das ſeines Lebens
Sich nicht mit allen Lebenskräften wehrt?
Was iſt ſo kühn, das Nothwehr nicht entſchuldigt?

Wallenſtein.

Einſt war mir dieſer Ferdinand ſo huldreich;
Er liebte mich, er hielt mich werth, ich ſtand
Der nächſte ſeinem Herzen. Welchen Fürſten
Hat er geehrt wie mich? — Und ſo zu enden!

Gräfinn.

So treu bewahrſt du jede kleine Gunſt,
Und für die Kränkung haſt du kein Gedächtniß?
Muß ich dich dran erinnern, wie man dir
Zu Regenſpurg die treuen Dienſte lohnte?
Du hatteſt jeden Stand im Reich beleidigt;
Ihn groß zu machen, hatteſt du den Haß,
Den Fluch der ganzen Welt auf dich geladen,
Im ganzen Deutſchland lebte dir kein Freund,
Weil du allein gelebt für deinen Kaiſer.
An ihn bloß hielteſt du bey jenem Sturme
Dich feſt, der auf dem Regenſpurger Tag
Sich gegen dich zuſammenzog — da ließ er

Dich fallen! Ließ dich fallen! Dich dem Baiern,
Dem Uebermüthigen, zum Opfer, fallen!
Sag' nicht, daß die zurückgegebne Würde,
Das erſte, ſchwere Unrecht ausgeſöhnt.
Nicht wahrlich guter Wille ſtellte dich,
Dich ſtellte das Geſetz der herben Noth
An dieſen Platz, den man dir gern verweigert.

Wallenſtein.

Nicht ihrem guten Willen, das iſt wahr!
Noch ſeiner Neigung dank' ich dieſes Amt. –
Mißbrauch' ich's, ſo mißbrauch' ich kein Vertrauen.

Gräfinn.

Vertrauen? Neigung? — Man bedurfte deiner!
Die ungeſtüme Preſſerinn, die Noth,
Der nicht mit hohlen Namen, Figuranten
Gedient iſt, die die That will, nicht das Zeichen,
Den Größten immer aufſucht und den Beſten,
Ihn an das Ruder ſtellt, und müßte ſie ihn
Aufgreifen aus dem Pöbel ſelbſt — die ſetzte dich
In dieſes Amt, und ſchrieb dir die Beſtallung.
Denn lange, bis es nicht mehr kann, behilft
Sich dies Geſchlecht mit feilen Sklavenſeelen
Und mit den Drahtmaſchinen ſeiner Kunſt —
Doch wenn das Aeußerſte ihm nahe tritt,
Der hohle Schein es nicht mehr thut, da fällt
Es in die ſtarken Hände der Natur,
Des Rieſengeiſtes, der nur ſich gehorcht,

Nichts von Verträgen weiß, und nur auf *ihre*
Bedingung, nicht auf *ſeine*, mit ihm handelt.

Wallenſtein.

Wahr iſt's! Sie ſahen mich immer wie ich bin,
Ich hab' ſie in dem Kaufe nicht betrogen,
Denn nie hielt ich's der Mühe werth, die kühn
Umgreifende Gemüthsart zu verbergen.

Gräfinn.

Vielmehr — du haſt dich furchtbar ſtets gezeigt.
Nicht *Du*, der ſtets ſich ſelber treu geblieben,
Die haben Unrecht, die dich fürchteten,
Und doch die Macht dir in die Hände gaben.
Denn Recht hat jeder eigene Charakter,
Der übereinſtimmt mit ſich ſelbſt, es giebt
Kein andres Unrecht, als den Widerſpruch.
Warſt du ein andrer, als du vor acht Jahren
Mit Feuer und Schwerdt durch Teutſchlands Kreiſe zogſt,
Die Geißel ſchwangeſt über alle Länder,
Hohn ſpracheſt allen Ordnungen des Reichs,
Der Stärke fürchterliches Recht nur übteſt,
Und jede Landeshoheit niedertratſt,
Um deines Sultans Herrſchaft auszubreiten?
Da war es Zeit, den ſtolzen Willen dir
Zu brechen, dich zur Ordnung zu verweiſen!
Doch wohl gefiel dem Kaiſer, was ihm nützte,
Und ſchweigend drückt' er dieſen Frevelthaten
Sein kaiſerliches Siegel auf. Was damals
Gerecht war, weil du's *für ihn* thatſt, iſt's heute

Auf einmal ſchändlich, weil es gegen ihn
Gerichtet wird?

Wallenſtein (aufſtehend).

Von dieſer Seite ſah ich's nie — Ja! dem
Iſt wirklich ſo. Es übte dieſer Kaiſer
Durch meinen Arm im Reiche Thaten aus,
Die nach der Ordnung nie geſchehen ſollten.
Und ſelbſt den Fürſtenmantel, den ich trage,
Verdank' ich Dienſten, die Verbrechen ſind.

Gräfinn.

Geſtehe denn, daß zwiſchen dir und ihm
Die Rede nicht kann ſeyn von Pflicht und Recht,
Nur von der Macht und der Gelegenheit!
Der Augenblick iſt da, wo du die Summe
Der großen Lebensrechnung ziehen ſollſt,
Die Zeichen ſtehen ſieghaft über dir,
Glück winken die Planeten dir herunter
Und rufen: es iſt an der Zeit! Haſt du
Dein Lebenlang umſonſt der Sterne Lauf
Gemeſſen? — den Quadranten und den Zirkel
Geführt? — den Zodiak, die Himmelskugel
Auf dieſen Wänden nachgeahmt, um dich herum
Geſtellt in ſtummen, ahnungsvollen Zeichen
Die ſieben Herrſcher des Geſchicks,
Nur um ein eitles Spiel damit zu treiben?
Führt alle dieſe Zurüſtung zu nichts,
Und iſt kein Mark in dieſer hohlen Kunſt,

Daß ſie dir ſelbſt nichts gilt, nichts über dich
Vermag im Augenblicke der Entſcheidung?

Wallenſtein.

(iſt während dieſer letzten Rede mit heftig arbeitendem Gemüth auf und abgegangen, und ſteht jetzt plötzlich ſtill, die Gräfinn unterbrechend)

Ruft mir den Wrangel, und es ſollen gleich
Drey Boten ſatteln.

Illo.

Nun gelobt ſey Gott!

(eilt hinaus)

Wallenſtein.

Es iſt ſein böſer Geiſt und meiner. Ihn
Straft er durch mich, das Werkzeug ſeiner Herrſchſucht,
Und ich erwart' es, daß der Rache Stahl
Auch ſchon für *meine* Bruſt geſchliffen iſt.
Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne ſä't,
Erfreuliches zu ärnten. Jede Unthat
Trägt ihren eignen Rache-Engel ſchon,
Die böſe Hoffnung, unter ihrem Herzen.

Er kann mir nicht mehr trau'n, — ſo kann ich auch
Nicht mehr zurück. Geſchehe denn, was muß.
Recht ſtets behält das Schickſal, denn das Herz
In uns iſt ſein gebietriſcher Vollzieher.

(zu Terzky)

Bring mir den Wrangel in mein Kabinet,
Die Boten will ich ſelber ſprechen, ſchickt

Nach dem Octavio!
(zur Gräfinn, welche eine triumphirende Miene macht)
Frohlocke nicht!
Denn eiferſüchtig ſind des Schickſals Mächte.
Voreilig Jauchzen greift in ihre Rechte.
Den Saamen legen wir in ihre Hände,
Ob Glück, ob Unglück aufgeht, lehrt das Ende.
(indem er abgeht, fällt der Vorhang).

Zweyter Aufzug.

Ein Zimmer.

Erſter Auftritt.

Wallenſtein. Octavio Piccolomini.
Bald darauf Max Piccolomini.

Wallenſtein.

Mir meldet er aus Linz, er läge krank,
Doch hab' ich ſichre Nachricht, daß er ſich
Zu Frauenberg verſteckt bey'm Grafen Gallas.
Nimm beyde feſt, und ſchick' ſie mir hieher.
Du übernimmſt die ſpaniſchen Regimenter,
Machſt immer Anſtalt, und biſt niemals fertig,
Und treiben ſie dich, gegen mich zu ziehn,
So ſagſt du Ja, und bleibſt gefeſſelt ſtehn.
Ich weiß, daß dir ein Dienſt damit geſchieht,
In dieſem Spiel dich müßig zu verhalten.
Du retteſt gern, ſo lang du kannſt, den Schein;
Extreme Schritte ſind nicht deine Sache,
Drum hab' ich dieſe Rolle für dich ausgeſucht,

Du wirſt mir durch dein Nichtsthun dieſesmal
Am nützlichſten — Erklärt ſich unterdeſſen
Das Glück für mich, ſo weißt du, was zu thun.
(Max Piccolomini tritt ein)
Jetzt, Alter, geh. Du mußt heut Nacht noch fort.
Nimm meine eignen Pferde. — Dieſen da,
Behalt ich hier — Macht's mit dem Abſchied kurz!
Wir werden uns ja, denk' ich, alle froh
Und glücklich wiederſehn.

Octavio (zu ſeinem Sohn).

Wir ſprechen uns noch.
(geht ab).

Zweyter Auftritt.

Wallenſtein. Max Piccolomini.

Max (nähert ſich ihm).

Mein General —

Wallenſtein.

Der bin ich nicht mehr,
Wenn du des Kaiſers Officier dich nennſt.

Max.

So bleibt's dabey, du willſt das Heer verlaſſen?

Wallenſtein.

Ich hab' des Kaiſers Dienſt entſagt.

Max.

Und willſt das Heer verlaſſen?

Wallenſtein.

Vielmehr hoff' ich,
Mir's enger noch und feſter zu verbinden.
(er ſetzt ſich)
Ja, Max. Nicht eher wollt' ich's dir eröffnen,
Als bis des Handelns Stunde würde ſchlagen.
Der Jugend glückliches Gefühl ergreift
Das Rechte leicht, und eine Freude iſt's,
Das eigne Urtheil prüfend auszuüben,
Wo das Exempel rein zu löſen iſt.
Doch, wo von zwey gewiſſen Uebeln eins
Ergriffen werden muß, wo ſich das Herz
Nicht ganz zurückbringt aus dem Streit der Pflichten,
Da iſt es Wohlthat, keine Wahl zu haben,
Und eine Gunſt iſt die Nothwendigkeit.
— Die iſt vorhanden. Blicke nicht zurück.
Es kann dir nichts mehr helfen. Blicke vorwärts!
Urtheile nicht! Bereite dich, zu handeln.
— Der Hof hat meinen Untergang beſchloſſen,
Drum bin ich willens, ihm zuvor zu kommen.
— Wir werden mit den Schweden uns verbinden.
Sehr wackre Leute ſind's und gute Freunde.
(hält ein, Piccolomini's Antwort erwartend)
— Ich hab' dich überraſcht. Antwort' mir nicht.
Ich will dir Zeit vergönnen, dich zu faſſen.
(er ſteht auf, und geht nach hinten. Max ſteht lange unbeweglich, in den heftigſten Schmerz verſetzt, wie er eine Bewegung macht, kömmt Wallenſtein zurück und ſtellt ſich vor ihn hin)

Max.

Mein General! — Du machſt mich heute mündig.
Denn bis auf dieſen Tag war mir's erſpart,
Den Weg mir ſelbſt zu finden und die Richtung.
Dir folgt' ich unbedingt. Auf dich nur braucht' ich
Zu ſehn und war des rechten Pfads gewiß.
Zum erſten Male heut' verweiſeſt du
Mich an mich ſelbſt und zwingſt mich, eine Wahl
Zu treffen zwiſchen dir und meinem Herzen.

Wallenſtein.

Sanft wiegte dich bis heute dein Geſchick,
Du konnteſt ſpielend deine Pflichten üben,
Jedwedem ſchönen Trieb Genüge thun,
Mit ungetheiltem Herzen immer handeln.
So kann's nicht immer bleiben. Feindlich ſcheiden
Die Wege ſich. Mit Pflichten ſtreiten Pflichten.
Du mußt Parthey ergreifen in dem Krieg,
Der zwiſchen deinem Freund und deinem Kaiſer
Sich jetzt entzündet.

Max.

Krieg! Iſt das der Name?
Der Krieg iſt ſchrecklich, wie des Himmels Plagen,
Doch iſt er gut, iſt ein Geſchick, wie ſie.
Iſt das ein guter Krieg, den du dem Kaiſer
Bereiteſt mit des Kaiſers eignem Heer?
O Gott des Himmels, was iſt das für eine
Veränderung! Ziemt ſolche Sprache mir
Mit dir, der wie der feſte Stern des Pols

Mir als die Lebensregel vorgeſchienen!
O! welchen Riß erregſt du mir im Herzen!
Der alten Ehrfurcht eingewachſnen Trieb
Und des Gehorſams heilige Gewohnheit
Soll ich verſagen lernen deinem Namen?
Nein! wende nicht dein Angeſicht von mir,
Es war mir immer eines Gottes Antlitz,
Kann über mich nicht gleich die Macht verlieren;
Die Sinne ſind in deinen Banden noch,
Hat gleich die Seele blutend ſich befreyt!

Wallenſtein.

Max, hör' mich an.

Max.

O! thu es nicht! Thu's nicht!
Sieh! deine reinen, edeln Züge wiſſen
Noch nichts von dieſer unglückſel'gen That.
Bloß deine Einbildung befleckte ſie,
Die Unſchuld will ſich nicht vertreiben laſſen
Aus deiner hoheitblickenden Geſtalt.
Wirf ihn heraus, den ſchwarzen Fleck, den Feind.
Ein böſer Traum bloß iſt es dann geweſen,
Der jede ſichre Tugend warnt. Es mag
Die Menſchheit ſolche Augenblicke haben,
Doch ſiegen muß das glückliche Gefühl.
Nein, du wirſt ſo nicht endigen. Das würde
Verrufen bey den Menſchen jede große
Natur und jedes mächtige Vermögen,
Recht geben würd' es dem gemeinen Wahn,

Der nicht an Edles in der Freyheit glaubt,
Und nur der Ohnmacht ſich vertrauen mag.

Wallenſtein.

Streng wird die Welt mich tadeln, ich erwart' es,
Mir ſelbſt ſchon ſagt' ich, was du ſagen kannſt.
Wer miede nicht, wenn er's umgehen kann,
Das Aeußerſte! Doch hier iſt keine Wahl,
Ich muß Gewalt ausüben oder leiden —
So ſteht der Fall. Nichts anders bleibt mir übrig.

Max.

Sey's denn! Behaupte dich in deinem Poſten
Gewaltſam, widerſetze dich dem Kaiſer,
Wenn's ſeyn muß, treib's zur offenen Empörung,
Nicht loben werd' ich's, doch ich kann's verzeihn,
Will, was ich nicht gut heiße, mit dir theilen.
Nur — zum Verräther werde nicht! Das Wort
Iſt ausgeſprochen. Zum Verräther nicht!
Das iſt kein überſchrittnes Maas! Kein Fehler,
Wohin der Muth verirrt in ſeiner Kraft.
O! das iſt ganz was anders — das iſt ſchwarz,
Schwarz, wie die Hölle!

Wallenſtein.

(mit finſterm Stirnfalten, doch gemäßigt)

Schnell fertig iſt die Jugend mit dem Wort,
Das ſchwer ſich handhabt, wie des Meſſers Schneide,
Aus ihrem heißen Kopfe nimmt ſie keck
Der Dinge Maaß, die nur ſich ſelber richten.
Gleich heißt ihr alles ſchändlich oder würdig,

Bös oder gut — und was die Einbildung
Phantaſtiſch ſchleppt in dieſen dunkeln Namen,
Das bürdet ſie den Sachen auf und Weſen.
Eng iſt die Welt und das Gehirn iſt weit,
Leicht bey einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume ſtoſſen ſich die Sachen,
Wo Eines Platz nimmt, muß das Andre rücken,
Wer nicht vertrieben ſeyn will, muß vertreiben,
Da herrſcht der Streit und nur die Stärke ſiegt.
— Ja, wer durch's Leben gehet ohne Wunſch,
Sich jeden Zweck verſagen kann, der wohnt
Im leichten Feuer mit dem Salamander,
Und hält ſich rein im reinen Element.
Mich ſchuf aus gröberm Stoffe die Natur,
Und zu der Erde zieht mich die Begierde.
Dem böſen Geiſt gehört die Erde, nicht
Dem guten. Was die Göttlichen uns ſenden
Von oben, ſind nur allgemeine Güter,
Ihr Licht erfreut, doch macht es keinen reich,
In ihrem Staat erringt ſich kein Beſitz.
Den Edelſtein, das allgeſchätzte Gold
Muß man den falſchen Mächten abgewinnen,
Die unter'm Tage ſchlimmgeartet hauſen.
Nicht ohne Opfer macht man ſie geneigt,
Und keiner lebet, der aus ihrem Dienſt
Die Seele hätte rein zurückgezogen.

Max (mit Bedeutung).

O! fürchte, fürchte dieſe falſchen Mächte!

Sie halten nicht Wort! Es ſind Lügengeiſter,
Die dich berückend in den Abgrund ziehn.
Trau ihnen nicht! Ich warne dich — O! kehre
Zurück zu deiner Pflicht. Gewiß! du kannſt's!
Schick mich nach Wien. Ja, thue das. Laß mich,
Mich deinen Frieden machen mit dem Kaiſer.
Er kennt dich nicht, ich aber kenne dich,
Er ſoll dich ſehn mit meinem reinen Auge,
Und ſein Vertrauen bring' ich dir zurück.

Wallenſtein.

Es iſt zu ſpät. Du weißt nicht, was geſchehn.

Max.

Und wär's zu ſpät — und wär' es auch ſo weit,
Daß ein Verbrechen nur vom Fall dich rettet,
So falle! falle würdig, wie du ſtandſt.
Verliere das Kommando. Geh vom Schauplatz.
Du kannſt's mit Glanze, thu's mit Unſchuld auch.
— Du haſt für andre viel gelebt, leb' endlich
Einmal dir ſelber, ich begleite dich,
Mein Schickſal trenn' ich nimmer von dem deinen —

Wallenſtein.

Es iſt zu ſpät. Indem du deine Worte
Verlierſt, iſt ſchon ein Meilenzeiger nach dem andern
Zurückgelegt von meinen Eilenden,
Die mein Gebot nach Prag und Eger tragen.
— Ergieb dich drein. Wir handeln, wie wir müſſen,
So laß uns das Nothwendige mit Würde,
Mit feſtem Schritte thun — Was thu ich Schlimmeres,

Als jener Cäſar that, deß Name noch
Bis heut' das Höchſte in der Welt benennet?
Er führte wider Rom die Legionen,
Die Rom ihm zur Beſchützung anvertraut.
Warf er das Schwert von ſich, er war verlohren,
Wie ich es wär', wenn ich entwafnete.
Ich ſpüre was in mir von ſeinem Geiſt.
Gieb mir ſein Glück, das andre will ich tragen.

(Max, der bisher in einem ſchmerzvollen Kampfe geſtanden, geht ſchnell ab. Wallenſtein ſieht ihm verwundert und betroffen nach, und ſteht in tiefe Gedanken verlohren).

Dritter Auftritt.

Wallenſtein. Terzky. Gleich darauf Illo.

Terzky.

Max Piccolomini verließ dich eben?

Wallenſtein.

Wo iſt der Wrangel?

Terzky.

Fort iſt er.

Wallenſtein.

So eilig?

Terzky.

Es war, als ob die Erd' ihn eingeſchluckt.
Er war kaum von dir weg, als ich ihm nachging,
Ich hatt' ihn noch zu ſprechen, — doch weg war er,
Und niemand wußte mir von ihm zu ſagen.

Ich glaub', es iſt der Schwarze ſelbſt geweſen,
Ein Menſch kann nicht auf einmal ſo verſchwinden.

Illo (kommt).

Iſt's wahr, daß du den Alten willſt verſchicken?

Terzky.

Wie? Den Octavio! Wo denkſt du hin?

Wallenſtein.

Er geht nach Frauenberg, die ſpaniſchen
Und welſchen Regimenter anzuführen.

Terzky.

Das wolle Gott nicht, daß du das vollbringſt!

Illo.

Dem Falſchen willſt du Kriegsvolk anvertrauen?
Ihn aus den Augen laſſen, grade jetzt,
In dieſem Augenblicke der Entſcheidung?

Terzky.

Das wirſt du nicht thun. Nein, um Alles nicht!

Wallenſtein.

Seltſame Menſchen ſeyd ihr.

Illo.

O nur dießmal
Gieb unſrer Warnung nach. Laß ihn nicht fort.

Wallenſtein.

Und warum ſoll ich ihm dies Eine Mal
Nicht trauen, da ich's ſtets gethan? Was iſt geſchehn,
Das ihn um meine gute Meynung brächte?
Aus Eurer Grille, nicht der meinen, ſoll ich
Mein alt erprobtes Urtheil von ihm ändern?

Denkt nicht, daß ich ein Weib ſey. Weil ich ihm
Getraut *bis heut'*, will ich auch *heut'* ihm trauen.

Terzky.

Muß es denn *der* juſt ſeyn? Schick einen andern.

Wallenſtein.

Der muß es ſeyn, den hab' ich mir erleſen.
Er taugt zu dem Geſchäft. Drum gab ich's ihm.

Illo.

Weil er ein Welſcher iſt, drum taugt er dir.

Wallenſtein.

Weiß wohl, ihr war't den beyden nie gewogen,
Weil ich ſie achte, liebe, euch und andern
Vorziehe, ſichtbarlich, wie ſie's verdienen,
Drum ſind ſie euch ein Dorn im Auge! Was
Geht euer Neid *mich* an und mein Geſchäft?
Daß ihr ſie haßt, das macht ſie mir nicht ſchlechter.
Liebt oder haßt einander, wie ihr wollt,
Ich laſſe jedem ſeinen Sinn und Neigung,
Weiß doch, was mir ein jeder von euch gilt.

Illo.

Er geht nicht ab — müßt' ich die Räder ihm am Wagen
Zerſchmettern laſſen.

Wallenſtein.

Mäßige dich, Illo!

Terzky.

Der Queſtenberger, als er hier geweſen,
Hat ſtets zuſammen auch geſteckt mit ihm.

Wallenſtein.

Geſchah mit meinem Wiſſen und Erlaubniß.

Terzky.

Und daß geheime Boten an ihn kommen
Vom Gallas, weiß ich auch.

Wallenſtein.

Das iſt nicht wahr.

Illo.

O! du biſt blind mit deinen ſehenden Augen!

Wallenſtein.

Du wirſt mir meinen Glauben nicht erſchüttern,
Der auf die tiefſte Wiſſenſchaft ſich baut.
Lügt Er, dann iſt die ganze Sternkunſt Lüge.
Denn wißt, ich hab' ein Pfand vom Schickſal ſelbſt,
Daß er der treuſte iſt von meinen Freunden.

Illo.

Haſt du auch eins, daß jenes Pfand nicht lüge?

Wallenſtein.

Es giebt im Menſchenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeiſt näher iſt, als ſonſt,
Und eine Frage frey hat an das Schickſal.
Solch ein Moment war's, als ich in der Nacht,
Die vor der Lützner Action vorher ging,
Gedankenvoll an einen Baum gelehnt,
Hinaus ſah in die Ebene. Die Feuer
Des Lagers brannten düſter durch den Nebel,
Der Waffen dumpfes Rauſchen unterbrach,
Der Runden Ruf einförmig nur die Stille.

Mein ganzes Leben ging, vergangenes
Und künftiges, in dieſem Augenblick
An meinem inneren Geſicht vorüber.
Und an des nächſten Morgens Schickſal knüpfte
Der ahnungsvolle Geiſt die fernſte Zukunft.
Da ſagt' ich alſo zu mir ſelbſt: „So vielen
Gebieteſt du! Sie folgen deinen Sternen,
Und ſetzen, wie auf eine große Nummer,
Ihr Alles auf dein einzig Haupt, und ſind
In deines Glückes Schiff mit dir geſtiegen.
Doch kommen wird der Tag, wo dieſe alle
Das Schickſal wieder auseinander ſtreut,
Nur wen'ge werden treu bey dir verharren.
Den möcht' ich wiſſen, der der Treuſte mir
Von allen iſt, die dieſes Lager einſchließt.
Gieb mir ein Zeichen, Schickſal! Der ſoll's ſeyn,
Der an dem nächſten Morgen mir zuerſt
Entgegen kommt mit einem Liebeszeichen."
Und dieſes bey mir denkend, ſchlief ich ein.
Und mitten in die Schlacht ward ich geführt
Im Geiſt. Groß war der Drang. Mir tödtete
Ein Schuß das Pferd, ich ſank, und über mir
Hinweg, gleichgültig, ſetzten Roß und Reiter,
Und keuchend lag ich, wie ein Sterbender,
Zertreten unter ihrer Hufe Schlag.
Da faßte plötzlich hilfreich mich ein Arm,
Es war Octavio's — und ſchnell erwach' ich,
Tag war es, und — Octavio ſtand vor mir.

„Mein Bruder," ſprach er, „reite heute nicht
„Den Schecken, wie du pflegſt. Beſteige lieber
„Das ſichre Thier, das ich dir ausgeſucht.
„Thu's mir zu lieb, es warnte mich ein Traum."
Und dieſes Thieres Schnelligkeit entriß
Mich Bannier's verſolgenden Dragonern.
Mein Vetter ritt den Schecken an dem Tag,
Und Roß und Reiter ſah ich niemals wieder.

Illo.

Das war ein Zufall.

Wallenſtein (bedeutend).

Es giebt keinen Zufall;
Und was uns blindes Ohngefähr nur dünkt,
Gerade das ſteigt aus den tiefſten Quellen.
Verſiegelt hab' ich's und verbrieft, daß Er
Mein guter Engel iſt, und nun kein Wort mehr!

(er geht)

Terzky.

Das iſt mein Troſt, der Max bleibt uns als Geißel.

Illo.

Und der ſoll mir nicht lebend hier vom Platze.

Wallenſtein.

(bleibt ſtehen und kehrt ſich um)

Seyd ihr nicht wie die Weiber, die beſtändig
Zurück nur kommen auf ihr erſtes Wort,
Wenn man Vernunft geſprochen Stundenlang!
— Des Menſchen Thaten und Gedanken, wißt!
Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen.

Die innre Welt, ſein Microcosmus, iſt
Der tiefe Schacht, aus dem ſie ewig quellen.
Sie ſind nothwendig, wie des Baumes Frucht,
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln.
Hab' ich des Menſchen Kern erſt unterſucht,
So weiß ich auch ſein Wollen und ſein Handeln.

(gehen ab).

Vierter Auftritt.

Zimmer in Piccolomini's Wohnung.

Octavio Piccolomini reiſefertig. **Ein Adjutant.**

Octavio.

Iſt das Kommando da?

Adjutant.

Es wartet unten.

Octavio.

Es ſind doch ſichre Leute, Adjutant?
Aus welchem Regimente nahmt ihr ſie?

Adjutant.

Von Tiefenbach.

Octavio.

Dies Regiment iſt treu.
Laßt ſie im Hinterhof ſich ruhig halten,
Sich niemand zeigen, bis ihr klingeln hört,
Dann wird das Haus geſchloſſen, ſcharf bewacht,

Und jeder, den ihr antrefft, bleibt verhaftet.
(Adjutant ab)
Zwar hoff' ich, es bedarf nicht ihres Dienſtes,
Denn meines Kalkuls halt' ich mich gewiß.
Doch es gilt Kaiſers Dienſt, das Spiel iſt groß,
Und beſſer, zu viel Vorſicht, als zu wenig.

Fünfter Auftritt.

Octavio Piccolomini. Iſolani tritt herein.

Iſolani.

Hier bin ich — Nun! wer kommt noch von den andern?

Octavio (geheimnißvoll).

Vorerſt ein Wort mit euch, Graf Iſolani.

Iſolani (geheimnißvoll).

Soll's losgehen, will der Fürſt was unternehmen?
Mir dürft ihr trauen. Setzt mich auf die Probe.

Octavio.

Das kann geſchehn.

Iſolani.

Herr Bruder, ich bin nicht
Von denen, die mit Worten tapfer ſind,
Und kommt's zur That, das Weite ſchimpflich ſuchen.
Der Herzog hat als Freund an mir gethan,
Weiß Gott, ſo iſt's! Ich bin ihm alles ſchuldig.
Auf meine Treue kann er bau'n.

Octavio.

Es wird ſich zeigen.

Iſolani.

Nehmt euch in Acht. Nicht alle denken ſo.
Es halten's hier noch viele mit dem Hof,
Und meynen, daß die Unterſchrift von neulich,
Die abgeſtohlne, ſie zu nichts verbinde.

Octavio.

So? nennt mir doch die Herren, die das meynen.

Iſolani.

Zum Henker! Alle Deutſchen ſprechen ſo.
Auch Eſterhazy, Kaunitz, Deodat
Erklären jetzt, man müſſ' dem Hof gehorchen.

Octavio.

Das freut mich.

Iſolani.

Freut euch?

Octavio.

Daß der Kaiſer noch
So gute Freunde hat und wackre Diener.

Iſolani.

Spaßt nicht. Es ſind nicht eben ſchlechte Männer.

Octavio.

Gewiß nicht. Gott verhüte, daß ich ſpaße!
Sehr ernſtlich freut es mich, die gute Sache
So ſtark zu ſehn.

Iſolani.

Was Teufel? Wie iſt das?
Seyd ihr denn nicht? — Warum bin ich denn hier?

Octavio (mit Anſehen).

Euch zu erklären rund und nett, ob ihr
Ein Freund wollt heißen, oder Feind des Kaiſers?

Iſolani (trotzig).

Darüber werd' ich dem Erklärung geben,
Dem's zukommt, dieſe Frag' an mich zu thun.

Octavio.

Ob mir das zukommt, mag dies Blatt euch lehren.

Iſolani.

Wa — was? Das iſt des Kaiſers Hand und Siegel.
(lieſt)
„Als werden ſämmtliche Hauptleute unſrer
„Armee der Ordre unſres lieben, treuen,
„Des Generalleutnant Piccolomini,
„Wie unſrer eignen" — Hm — Ja — So — Ja, ja!
Ich — mach' euch meinen Glückwunſch, Generalleutnant.

Octavio.

Ihr unterwerft euch dem Befehl?

Iſolani.

Ich — aber
Ihr überraſcht mich auch ſo ſchnell — Man wird
Mir doch Bedenkzeit, hoff' ich —

Octavio.

Zwey Minuten.

Iſolani.

Mein Gott, der Fall iſt aber —

Octavio.

Klar und einfach.
Ihr ſollt erklären, ob ihr euren Herrn
Verrathen wollet, oder treu ihm dienen.

Iſolani.

Verrath — Mein Gott — Wer ſpricht denn von Verrath?

Octavio.

Das iſt der Fall. Der Fürſt iſt ein Verräther,
Will die Armee zum Feind hinüberführen.
Erklärt euch kurz und gut. Wollt ihr dem Kaiſer
Abſchwören? Euch dem Feind verkaufen? Wollt ihr?

Iſolani.

Was denkt ihr? Ich des Kaiſers Majeſtät
Abſchwören? Sagt' ich ſo? Wann hätt' ich das
Geſagt?

Octavio.

Noch habt ihr's nicht geſagt. Noch nicht.
Ich warte drauf, ob ihr es werdet ſagen.

Iſolani.

Nun ſeht, das iſt mir lieb, daß ihr mir ſelbſt
Bezeugt, ich habe ſo was nicht geſagt.

Octavio.

Ihr ſagt euch alſo von dem Fürſten los?

Iſolani.

Spinnt er Verrath — Verrath trennt alle Bande.

Octavio.

Und ſeyd entſchloſſen, gegen ihn zu fechten?

Iſolani.

Er that mir Gutes — doch wenn er ein Schelm iſt,
Verdamm' ihn Gott! die Rechnung iſt zerriſſen.

Octavio.

Mich freut's, daß ihr in Gutem euch gefügt.
Heut' Nacht in aller Stille brecht ihr auf
Mit allen leichten Truppen; es muß ſcheinen,
Als käm' die Ordre von dem Herzog ſelbſt.
Zu Frauenberg iſt der Verſammlungsplatz,
Dort giebt euch Gallas weitere Befehle.

Iſolani.

Es ſoll geſchehn. Gedenkt mir's aber auch
Bey'm Kaiſer, wie bereit ihr mich gefunden.

Octavio.

Ich werd' es rühmen.

(Iſolani geht, es kommt ein Bedienter)

Oberſt Buttler? Gut.

Iſolani (zurückkommend).

Vergebt mir auch mein barſches Weſen, Alter.
Herr Gott! Wie konnt' ich wiſſen, welche große
Perſon ich vor mir hatte!

Octavio.

Laß das gut ſeyn.

Iſolani.

Ich bin ein luſt'ger alter Knab', und wär'
Mir auch ein raſches Wörtlein über'n Hof

Entſchlüpft zuweilen, in der Luſt des Weins,
Ihr wißt ja, bös war's nicht gemeynt.

(geht ab)

Octavio.

Macht euch
Darüber keine Sorge! — Das gelang!
Glück, ſey uns auch ſo günſtig bey den andern!

Sechster Auftritt.

Octavio Piccolomini. Buttler.

Buttler.

Ich bin zu eurer Order, Generallieutnant.

Octavio.

Seyd mir als werther Gaſt und Freund willkommen.

Buttler.

Zu große Ehr' für mich.

Octavio.

(nachdem beyde Platz genommen)

Ihr habt die Neigung nicht erwiedert,
Womit ich geſtern euch entgegen kam.
Wohl gar als leere Formel ſie verkannt.
Von Herzen ging mir jener Wunſch, es war
Mir Ernſt um euch, denn eine Zeit iſt jetzt,
Wo ſich die Guten eng verbinden ſollten.

Buttler.

Die Gleichgeſinnten können es allein.

Octavio.

Und alle Guten nenn' ich gleichgeſinnt.
Dem Menſchen bring' ich nur die That in Rechnung,
Wozu ihn ruhig der Charakter treibt;
Denn blinder Mißverſtändniſſe Gewalt
Drängt oft den Beſten aus dem rechten Gleiſe.
Ihr kam't durch Frauenberg. Hat euch Graf Gallas
Nichts anvertraut? Sagt mir's. Er iſt mein Freund.

Buttler.

Er hat verlohrne Worte nur geſprochen.

Octavio.

Das hör' ich ungern, denn ſein Rath war gut.
Und einen gleichen hätt' ich euch zu geben.

Buttler.

Spart euch die Müh' — mir die Verlegenheit,
So ſchlecht die gute Meinung zu verdienen.

Octavio.

Die Zeit iſt theuer, laßt uns offen reden.
Ihr wißt, wie hier die Sachen ſtehn. Der Herzog
Sinnt auf Verrath, ich kann euch mehr noch ſagen,
Er hat ihn ſchon vollführt, geſchloſſen iſt
Das Bündniß mit dem Feind vor wen'gen Stunden.
Nach Prag und Eger reiten ſchon die Boten,
Und morgen will er zu dem Feind uns führen.
Doch er betrügt ſich, denn die Klugheit wacht,
Noch treue Freunde leben hier dem Kaiſer,
Und mächtig ſteht ihr unſichtbarer Bund.
Dies Manifeſt erklärt ihn in die Acht,

Spricht los das Heer von des Gehorſams Pflichten,
Und alle Gutgeſinnten ruft es auf,
Sich unter meiner Führung zu verſammeln.
Nun wählt, ob ihr mit uns die gute Sache,
Mit ihm der Böſen böſes Loos wollt theilen?

Buttler (ſteht auf).

Sein Loos iſt meines.

Octavio.

Iſt das euer letzter
Entſchluß?

Buttler.

Er iſt's.

Octavio.

Bedenkt euch, Oberſt Buttler.
Noch habt ihr Zeit. In meiner treuen Bruſt
Begraben bleibt das raſchgeſprochne Wort.
Nehmt es zurück. Wählt eine beſſere
Parthey. Ihr habt die gute nicht ergriffen.

Buttler.

Befehlt ihr ſonſt noch etwas, Generallieutnant?

Octavio.

Seht eure weißen Haare! Nehmt's zurück.

Buttler.

Lebt wohl!

Octavio.

Was? Dieſen guten, tapfern Degen
Wollt ihr in ſolchem Streite ziehen? Wollt

In Fluch den Dank verwandeln, den ihr euch
Durch vierzigjähr'ge Treu verdient um Oeſtreich?

Buttler (bitter lachend).

Dank vom Haus Oeſtreich!

(er will gehen)

Octavio.

(läßt ihn bis an die Thüre gehen, dann ruft
Buttler!

Buttler.

Was beliebt?

Octavio.

Wie war es mit dem Grafen?

Buttler.

Grafen! Was?

Octavio.

Dem Grafentitel, meyn' ich.

Buttler (heftig auffahrend).

Tod und Teufel!

Octavio (kalt).

Ihr ſuchtet darum nach. Man wies euch ab.

Buttler.

Nicht ungeſtraft ſollt ihr mich höhnen. Zieht!

Octavio.

Steckt ein. Sagt ruhig, wie es damit ging. Ich will
Genugthuung nachher euch nicht verweigern.

Buttler.

Mag alle Welt doch um die Schwachheit wiſſen,
Die ich mir ſelber nie verzeihen kann!

— Ja! Generallieutnant, ich beſitze Ehrgeiz,
Verachtung hab' ich nie ertragen können.
Es that mir wehe, daß Geburt und Titel
Bey der Armee mehr galten, als Verdienſt.
Nicht ſchlechter wollt' ich ſeyn als meines Gleichen,
So ließ ich mich in unglückſel'ger Stunde
Zu jenem Schritt verleiten — Es war Thorheit!
Doch nicht verdient' ich, ſie ſo hart zu büßen!
— Verſagen konnte man's — Warum die Weigerung
Mit dieſer kränkenden Verachtung ſchärfen,
Den alten Mann, den treu bewährten Diener
Mit ſchwerem Hohn zermalmend niederſchlagen,
An ſeiner Herkunft Schmach ſo rauh ihn mahnen,
Weil er in ſchwacher Stunde ſich vergaß!
Doch einen Stachel gab Natur dem Wurm,
Den Willkühr übermüthig ſpielend tritt —

Octavio.

Ihr müßt verläumdet ſeyn. Vermuthet ihr
Den Feind, der euch den ſchlimmen Dienſt geleiſtet?

Buttler.

Sey's, wer es will! Ein niederträcht'ger Bube,
Ein Höfling muß es ſeyn, ein Spanier,
Der Junker irgend eines alten Hauſes,
Dem ich im Licht mag ſtehn, ein neid'ſcher Schurke
Den meine ſelbſtverdiente Würde kränkt.

Octavio.

Sagt. Billigte der Herzog jenen Schritt?

Buttler.

Er trieb mich dazu an, verwendete
Sich ſelbſt für mich, mit edler Freundeswärme.

Octavio.

So? Wißt ihr das gewiß?

Buttler.

Ich las den Brief.

Octavio (bedeutend).

Ich auch — doch anders lautete ſein Inhalt.

(Buttler wird betroffen)

Durch Zufall bin ich im Beſitz des Briefs,
Kann euch durch eignen Anblick überführen.

(er giebt ihm den Brief)

Buttler.

Ha! was iſt das?

Octavio.

Ich fürchte, Oberſt Buttler,
Man hat mit euch ein ſchändlich Spiel getrieben.
Der Herzog, ſagt ihr, trieb euch zu dem Schritt? —
In dieſem Briefe ſpricht er mit Verachtung
Von euch, räth dem Miniſter, euren Dünkel,
Wie er ihn nennt, zu züchtigen.

(Buttler hat den Brief geleſen, ſeine Kniee zittern, er greift nach einem Stuhl, ſetzt ſich nieder)

Kein Feind verfolgt euch. Niemand will euch übel.
Dem Herzog ſchreibt allein die Kränkung zu,
Die ihr empfangen; deutlich iſt die Abſicht.
Losreiſſen wollt' er euch von eurem Kaiſer —

Von eurer Rache hofft' er zu erlangen,
Was eure wohlbewährte Treu ihm nimmer
Erwarten ließ, bey ruhiger Beſinnung.
Zum blinden Werkzeug wollt' er euch, zum Mittel
Verworfner Zwecke euch verächtlich brauchen.
Er hat's erreicht. Zu gut nur glückt' es ihm,
Euch wegzulocken von dem guten Pfade,
Auf dem ihr vierzig Jahre ſeyd gewandelt.

Buttler (mit der Stimme bebend).

Kann mir des Kaiſers Majeſtät vergeben?

Octavio.

Sie thut noch mehr. Sie macht die Kränkung gut,
Die unverdient dem Würdigen geſchehn.
Aus freyem Trieb beſtätigt ſie die Schenkung,
Die euch der Fürſt zu böſem Zweck gemacht.
Das Regiment iſt euer, das ihr führt.

Buttler.

(will aufſtehen, ſinkt zurück. Sein Gemüth arbeitet heftig, er verſucht zu reden und vermag es nicht. Endlich nimmt er den Degen vom Gehänge, und reicht ihn dem Piccolomini)

Octavio.

Was wollt ihr? Faßt euch.

Buttler.

Nehmt!

Octavio.

Wozu? Beſinnt euch.

Buttler.

Nehmt hin! Nicht werth mehr bin ich dieſes Degens.

Octavio.

Empfangt ihn neu zurück aus meiner Hand,
Und führt ihn ſtets mit Ehre für das Recht.

Buttler.

Die Treue brach ich ſolchem gnäd'gen Kaiſer!

Octavio.

Macht's wieder gut. Schnell trennt euch von dem Herzog.

Buttler.

Mich von ihm trennen!

Octavio.

Wie? Bedenkt ihr euch?

Buttler (furchtbar ausbrechend).

Nur von ihm trennen? O! er ſoll nicht leben!

Octavio.

Folgt mir nach Frauenberg, wo alle Treuen
Bey Gallas ſich und Altringer verſammeln.
Viel andre bracht' ich noch zu ihrer Pflicht
Zurück, heut' Nacht entfliehen ſie aus Pilſen. —

Buttler.

(iſt heftig bewegt auf und ab gegangen, und tritt zu Octavio mit entſchloſſenem Blick)

Graf Piccolomini! Darf euch der Mann
Von Ehre ſprechen, der die Treue brach?

Octavio.

Der darf es, der ſo ernſtlich es bereut.

Buttler.

So laßt mich hier, auf Ehrenwort.

Octavio.

Was ſinnt ihr?

Buttler.

Mit meinem Regimente laßt mich bleiben.

Octavio.

Ich darf euch trau'n. Doch ſagt mir, was ihr brütet?

Buttler.

Die That wird's lehren. Fragt mich jetzt nicht weiter.
Traut mir! Ihr könnt's! Bey Gott! Ihr überlaſſet
Ihn ſeinem guten Engel nicht! — Lebt wohl!

(geht ab)

Bedienter (bringt ein Billet).

Ein Unbekannter bracht's und ging gleich wieder.
Des Fürſten Pferde ſtehen auch ſchon unten.

(ab)

Octavio (lieſt).

„Macht, daß ihr fortkommt. Euer treuer Iſolan."
— O läge dieſe Stadt erſt hinter mir!
So nah dem Hafen ſollten wir noch ſcheitern?
Fort! Fort! Hier iſt nicht länger Sicherheit
Für mich. Wo aber bleibt mein Sohn?

Siebenter Auftritt.

Beyde Piccolomini.

Max.

(kömmt in der heftigſten Gemüthsbewegung, ſeine Blicke rollen wild, ſein Gang iſt unſtät, er ſcheint den Vater nicht zu bemerken, der von ferne ſteht und ihn mitleidig anſieht. Mit großen Schritten geht er durch das Zimmer, bleibt wieder ſtehen, und wirft ſich zuletzt in einen Stuhl, gerad vor ſich hin ſtarrend)

Octavio (nähert ſich ihm).

Ich reiſe ab, mein Sohn.

(da er keine Antwort erhält, faßt er ihn bey der Hand)

Mein Sohn, leb' wohl!

Max.

Leb' wohl!

Octavio.

Du folgſt mir doch bald nach?

Max (ohne ihn anzuſehen).

Ich dir?

Dein Weg iſt krumm, er iſt der meine nicht.

(Octavio läßt ſeine Hand los, fährt zurück)

O! wärſt du wahr geweſen und gerade,
Nie kam es dahin, alles ſtünde anders!
Er hätte nicht das Schreckliche gethan,
Die Guten hätten Kraft bey ihm behalten,
Nicht in der Schlechten Garn wär' er gefallen.
Warum ſo heimlich, hinterliſtig laurend,

Gleich

Gleich einem Dieb und Diebeshelfer ſchleichen?
Unſel'ge Falſchheit! Mutter alles Böſen!
Du jammerbringende, verderbeſt uns!
Wahrhaftigkeit, die reine, hätt' uns alle,
Die welterhaltende, gerettet. Vater!
Ich kann dich nicht entſchuldigen, ich kann's nicht.
Der Herzog hat mich hintergangen, ſchrecklich,
Du aber haſt viel beſſer nicht gehandelt.

Octavio.

Mein Sohn, ach! ich verzeihe deinem Schmerz.

Max.

(ſteht auf, betrachtet ihn mit zweifelhaften Blicken)
Wär's möglich, Vater? Vater? Hätteſt du's
Mit Vorbedacht bis dahin treiben wollen?
Du ſteigſt durch ſeinen Fall. Octavio,
Das will mir nicht gefallen.

Octavio.

Gott im Himmel!

Max.

Weh mir! Ich habe die Natur verändert,
Wie kommt der Argwohn in die freye Seele?
Vertrauen, Glaube, Hoffnung iſt dahin,
Denn alles log mir, was ich hochgeachtet.
Nein! Nein! Nicht alles! Sie ja lebt mir noch,
Und ſie iſt wahr und lauter wie der Himmel.
Betrug iſt überall und Heuchelſchein,
Und Mord und Gift und Meineid und Verrath,

Der einzig reine Ort iſt unſre Liebe,
Der unentweihte in der Menſchlichkeit.

Octavio.

Max! Folg' mir lieber gleich, das iſt doch beſſer.

Max.

Was? Eh' ich Abſchied noch von ihr genommen?
Den letzten — Nimmermehr!

Octavio.

Erſpare dir
Die Quaal der Trennung, der nothwendigen.
Komm' mit mir! Komm, mein Sohn!
(will ihn fortziehn)

Max.

Nein. So wahr Gott lebt!

Octavio (dringender).

Komm' mit mir, ich gebiete dir's, dein Vater.

Max.

Gebiete mir, was menſchlich iſt. Ich bleibe.

Octavio.

Max! In des Kaiſers Namen, folge mir!

Max.

Kein Kaiſer hat dem Herzen vorzuſchreiben.
Und willſt du mir das Einzige noch rauben,
Was mir mein Unglück übrig ließ, ihr Mitleid?
Muß grauſam auch das Grauſame geſchehn?
Das Unabänderliche ſoll ich noch
Unedel thun, mit heimlich feiger Flucht,
Wie ein Unwürdiger mich von ihr ſtehlen?

Sie ſoll mein Leiden ſehen, meinen Schmerz,
Die Klagen hören der zerrißnen Seele,
Und Thränen um mich weinen — O! die Menſchen
Sind grauſam, aber ſie iſt wie ein Engel.
Sie wird von gräßlich wüthender Verzweiflung
Die Seele retten, dieſen Schmerz des Todes
Mit ſanften Troſtesworten klagend löſen.

Octavio.

Du reißeſt dich nicht los, vermagſt es nicht.
O! komm mein Sohn, und rette deine Tugend.

Max.

Verſchwende deine Worte nicht vergebens,
Dem Herzen folg' ich, denn ich darf ihm trauen.

Octavio (außer Faſſung, zitternd).

Max! Max! Wenn das Entſetzliche mich trifft,
Wenn du — mein Sohn — mein eignes Blut — ich darf's
Nicht denken! dich dem Schändlichen verkaufſt,
Dies Brandmal aufdrückſt unſers Hauſes Adel,
Dann ſoll die Welt das Schauderhafte ſehn,
Und von des Vaters Blute triefen ſoll
Des Sohnes Stahl, im gräßlichen Gefechte.

Max.

O! hätteſt du vom Menſchen beſſer ſtets
Gedacht, du hätteſt beſſer auch gehandelt.
Fluchwürd'ger Argwohn! Unglückſel'ger Zweifel!
Es iſt ihm Feſtes nichts und Unverrücktes,
Und alles wanket, wo der Glaube fehlt.

Octavio.

Und trau ich deinem Herzen auch, wird's immer
In deiner Macht auch ſtehen, ihm zu folgen?

Max.

Du haſt des Herzens Stimme nicht bezwungen,
So wenig wird der Herzog es vermögen.

Octavio.

O! Max, ich ſeh' dich niemals wiederkehren!

Max.

Unwürdig deiner wirſt du nie mich ſehn.

Octavio.

Ich geh' nach Frauenberg, die Pappenheimer
Laß ich dir hier, auch Lothringen, Toskana
Und Tiefenbach bleibt da, dich zu bedecken.
Sie lieben dich, und ſind dem Eide treu,
Und werden lieber tapfer ſtreitend fallen,
Als von dem Führer weichen und der Ehre.

Max.

Verlaß dich drauf, ich laſſe fechtend hier
Das Leben, oder führe ſie aus Pilſen.

Octavio (aufbrechend).

Mein Sohn, leb' wohl!

Max.

Leb wohl!

Octavio.

Wie? Keinen Blick
Der Liebe? Keinen Händedruck zum Abſchied?

Es iſt ein blut'ger Krieg, in den wir gehn,
Und ungewiß, verhüllt iſt der Erfolg.
So pflegten wir uns vormals nicht zu trennen.
Iſt es denn wahr? Ich habe keinen Sohn mehr?

(Max fällt in ſeine Arme, ſie halten einander lange ſchweigend umfaßt, dann entfernen ſie ſich nach verſchiedenen Seiten).

Dritter Aufzug.

Saal bey der Herzoginn von Friedland.

Erſter Auftritt.

Gräſinn Terzky. Thekla. Fräulein von Neubrunn.
(beyde letztern mit weiblichen Arbeiten beſchäftigt).

Gräſinn.

Ihr habt mich nichts zu fragen, Thekla? Gar nichts?
Schon lange wart' ich auf ein Wort von euch.
Könnt ihr's ertragen, in ſo langer Zeit
Nicht einmal ſeinen Namen auszuſprechen?
Wie? Oder wär' ich jetzt ſchon überflüßig,
Und gäb' es andre Wege, als durch mich? —
Geſteht mir, Nichte. Habt ihr ihn geſehn?

Thekla.

Ich hab' ihn heut' und geſtern nicht geſehn.

Gräſinn.

Auch nicht von ihm gehört? Verbergt mir nichts.

Thekla.

Kein Wort.

Gräfinn.

Und könnt ſo ruhig ſeyn!

Thekla.

Ich bin's.

Gräfinn.

Verlaßt uns, Neubrunn.

(Fräulein von Neubrunn entfernt ſich).

Zweyter Auftritt.

Gräfinn. Thekla.

Gräfinn.

Es gefällt mir nicht,
Daß er ſich grade jetzt ſo ſtill verhält.

Thekla.

Gerade jetzt!

Gräfinn.

Nachdem er alles weiß!
Denn jetzo war's die Zeit, ſich zu erklären.

Thekla.

Sprecht deutlicher, wenn ich's verſtehen ſoll.

Gräfinn.

In dieſer Abſicht ſchickt' ich ſie hinweg.
Ihr ſeyd kein Kind mehr, Thekla. Euer Herz
Iſt mündig, denn ihr liebt, und kühner Muth

Iſt bey der Liebe. Den habt ihr bewieſen.
Ihr artet mehr nach eures Vaters Geiſt,
Als nach der Mutter ihrem. Darum könnt ihr hören,
Was ſie nicht fähig iſt, zu tragen.

Thekla.

Ich bitt' euch, endet dieſe Vorbereitung.
Sey's, was es ſey. Heraus damit! Es kann
Mich mehr nicht ängſtigen, als dieſer Eingang.
Was habt ihr mir zu ſagen? Faßt es kurz.

Gräfinn.

Ihr müßt nur nicht erſchrecken —

Thekla.

Nennt's! Ich bitt' euch.

Gräfinn.

Es ſteht bey euch, dem Vater einen großen Dienſt
Zu leiſten —

Thekla.

Bey *mir* ſtünde das! Was kann —

Gräfinn.

Max Piccolomini liebt euch. Ihr könnt
Ihn unauflöslich an den Vater binden.

Thekla.

Braucht's dazu meiner? Iſt er es nicht ſchon?

Gräfinn.

Er war's.

Thekla.

Und warum ſollt' er's nicht mehr ſeyn,
Nicht immer bleiben?

Gräfinn.

Auch am Kaiſer hängt er.

Thekla.

Nicht mehr als Pflicht und Ehre von ihm fodern.

Gräfinn.

Von ſeiner Liebe fodert man Beweiſe,
Und nicht von ſeiner Ehre — Pflicht und Ehre!
Das ſind vieldeutig doppelſinn'ge Namen,
Ihr ſollt ſie ihm auslegen, ſeine Liebe
Soll ſeine Ehre ihm erklären.

Thekla.

Wie?

Gräfinn.

Er ſoll dem Kaiſer oder euch entſagen.

Thekla.

Er wird den Vater gern in den Privatſtand
Begleiten. Ihr vernahmt es von ihm ſelbſt,
Wie ſehr er wünſcht, die Waffen wegzulegen.

Gräfinn.

Er ſoll ſie nicht weglegen, iſt die Meynung,
Er ſoll ſie für den Vater ziehn.

Thekla.

Sein Blut,
Sein Leben wird er für den Vater freudig
Verwenden, wenn ihm Unglimpf widerführe.

Gräfinn.

Ihr wollt mich nicht errathen — Nun ſo hört.
Der Vater iſt vom Kaiſer abgefallen,

Steht im Begriff, ſich zu dem Feind zu ſchlagen.
Mit ſamt dem ganzen Heer —

Thekla.

O meine Mutter!

Gräfinn.

Es braucht ein großes Beyſpiel, die Armee
Ihm nachzuziehn. Die Piccolomini
Stehn bey dem Heer in Anſehn, ſie beherrſchen
Die Meynung und entſcheidend iſt ihr Vorgang.
Des Vaters ſind wir ſicher durch den Sohn —
— Ihr habt jetzt viel in eurer Hand.

Thekla.

O jammervolle Mutter! Welcher Streich des Todes
Erwartet dich! — Sie wird's nicht überleben.

Gräfinn.

Sie wird in das Nothwendige ſich fügen.
Ich kenne ſie — Das Ferne, Künftige beängſtigt
Ihr fürchtend Herz, was unabänderlich
Und wirklich da iſt, trägt ſie mit Ergebung.

Thekla.

O meine ahnungsvolle Seele — Jetzt —
Jetzt iſt ſie da, die kalte Schreckenshand,
Die in mein fröhlich Hoffen ſchaudernd greift.
Ich wußt' es wohl — O gleich, als ich hier eintrat,
Weiſſagte mir's das bange Vorgefühl,
Daß über mir die Unglücksſterne ſtünden —
Doch warum denk' ich jetzt zuerſt an mich —
O meine Mutter! meine Mutter!

Gräfinn.

Faßt euch.
Brecht nicht in eitle Klagen aus. Erhaltet
Dem Vater einen Freund, Euch den Geliebten,
So kann noch alles gut und glücklich werden.

Thekla.

Gut werden! Was? Wir ſind getrennt auf immer! —
Ach, davon iſt nun gar nicht mehr die Rede.

Gräfinn.

Er läßt euch nicht! Er kann nicht von euch laſſen.

Thekla.

O der Unglückliche!

Gräfinn.

Wenn er euch wirklich liebt, wird ſein Entſchluß
Geſchwind gefaßt ſeyn.

Thekla.

Sein Entſchluß wird bald
Gefaßt ſeyn, daran zweifelt nicht. Entſchluß!
Iſt hier noch ein Entſchluß?

Gräfinn.

Faßt euch. Ich höre
Die Mutter nahn.

Thekla.

Wie werd' ich ihren Anblick
Ertragen?

Gräfinn.

Faßt euch.

Dritter Auftritt.

Die Herzoginn. Vorige.

Herzoginn (zur Gräfinn).

Schweſter! Wer war hier?
Ich hörte lebhaft reden.

Gräfinn.

Es war niemand.

Herzoginn.

Ich bin ſo ſchreckhaft. Jedes Rauſchen kündigt mir
Den Fußtritt eines Unglücksboten an.
Könnt ihr mir ſagen Schweſter, wie es ſteht?
Wird er dem Kaiſer ſeinen Willen thun,
Dem Kardinal die Reiter ſenden? Sprecht,
Hat er den Queſtenberg mit einer guten
Antwort entlaſſen?

Gräfinn.

— Nein, das hat er nicht.

Herzoginn.

O dann iſt's aus! Ich ſeh' das Aergſte kommen.
Sie werden ihn abſetzen, es wird alles wieder
So werden, wie zu Regenſpurg.

Gräfinn.

So wird's
Nicht werden. Dießmal nicht. Dafür ſeyd ruhig.

(Thekla, heftig bewegt, ſtürzt auf die Mutter zu und ſchließt ſie weinend in die Arme.)

Herzoginn.

O der unbeugſam ungezähmte Mann!
Was hab' ich nicht getragen und gelitten
In dieſer Ehe unglücksvollem Bund;
Denn gleich wie an ein feurig Rad gefeſſelt,
Das raſtlos eilend, ewig, heftig, treibt,
Bracht' ich ein angſtvoll Leben mit ihm zu,
Und ſtets an eines Abgrunds jähem Rande
Sturzdrohend, ſchwindelnd riß er mich dahin.
— Nein, weine nicht mein Kind. Laß dir mein Leiden
Zu keiner böſen Vorbedeutung werden,
Den Stand, der dich erwartet, nicht verleiden.
Es lebt kein zweyter Friedland, du, mein Kind,
Haſt deiner Mutter Schickſal nicht zu fürchten.

Thekla.

O laſſen Sie uns fliehen, liebe Mutter!
Schnell! Schnell! Hier iſt kein Aufenthalt für uns.
Jedwede nächſte Stunde brütet irgend
Ein neues, ungeheures Schreckbild aus!

Herzoginn.

Dir wird ein ruh'geres Loos! — Auch wir,
Ich und dein Vater, ſahen ſchöne Tage,
Der erſten Jahre denk Ich noch mit Luſt.
Da war er noch der fröhlich ſtrebende,
Sein Ehrgeiz war ein mild erwärmend Feuer,
Noch nicht die Flamme, die verzehrend raſ't.
Der Kaiſer liebte ihn, vertraute ihm,
Und was er anfieng, das mußt' ihm gerathen.

Doch ſeit dem Unglückstag zu Regenſpurg,
Der ihn von ſeiner Höh' herunterſtürzte,
Iſt ein unſteter, ungeſell'ger Geiſt
Argwöhniſch, finſter, über ihn gekommen.
Ihn floh die Ruhe, und dem alten Glück,
Der eignen Kraft nicht fröhlich mehr vertrauend
Wandt' er ſein Herz den dunkeln Künſten zu,
Die keinen, der ſie pflegte, noch beglückt.

Gräfinn.

Ihr ſehts mit euren Augen — Aber iſt
Das ein Geſpräch, womit wir ihn erwarten?
Er wird bald hier ſeyn, wißt ihr. Soll er ſie
In dieſem Zuſtand finden?

Herzoginn.

Komm mein Kind.
Wiſch deine Thränen ab. Zeig deinem Vater
Ein heitres Antlitz — Sieh, die Schleife hier
Iſt los — Dieß Haar muß aufgebunden werden.
Komm, trockne deine Thränen. Sie entſtellen
Dein holdes Auge — Was ich ſagen wollte?
Ja, dieſer Piccolomini iſt doch
Ein würd'ger Edelmann und voll Verdienſt.

Gräfinn.

Das iſt er Schweſter.

Thekla (zur Gräfinn beängſtigt).

Tante wollt ihr mich
Entſchuldigen? (will gehen)

Gräfinn.

Wohin? Der Vater kommt.

Thekla.

Ich kann ihn jetzt nicht ſehen.

Gräfinn.

Er wird euch aber
Vermiſſen, nach euch fragen.

Herzoginn.

Warum geht ſie?

Thekla.

Es iſt mir unerträglich, ihn zu ſehn.

Gräfinn (zur Herzoginn).

Ihr iſt nicht wohl. –

Herzoginn (beſorgt).

Was fehlt dem lieben Kinde?

(Beyde folgen dem Fräulein und ſind beſchäftigt, ſie zurückzuhalten. Wallenſtein erſcheint, im Geſpräch mit Illo)

Vierter Auftritt.

Wallenſtein. Illo. Vorige.

Wallenſtein.

Es iſt noch ſtill im Lager?

Illo.

Alles ſtill.

Wallenſtein.

In wenig Stunden kann die Nachricht da ſeyn

Aus Prag, daß dieſe Hauptſtadt unſer iſt.
Dann können wir die Maske von uns werfen,
Den hieſigen Truppen den gethanen Schritt
Zugleich mit dem Erfolg zu wiſſen thun.
In ſolchen Fällen thut das Beyſpiel alles.
Der Menſch iſt ein nachahmendes Geſchöpf,
Und wer der Vorderſte iſt, führt die Heerde.
Die Prager Truppen wiſſen es nicht anders,
Als daß die Pilsner Völker uns gehuldigt,
Und hier in Pilſen ſollen ſie uns ſchwören,
Weil man zu Prag das Beyſpiel hat gegeben.
— Der Buttler, ſagſt du, hat ſich nun erklärt?

Illo.

Aus freyem Trieb, unaufgefodert kam er,
Sich ſelbſt, ſein Regiment dir anzubieten.

Wallenſtein.

Nicht jeder Stimme, find' ich, iſt zu glauben,
Die warnend ſich im Herzen läßt vernehmen.
Uns zu berücken borgt der Lügengeiſt
Nachahmend oft die Stimme von der Wahrheit
Und ſtreut betrügliche Orakel aus.
So hab ich dieſem würdig braven Mann,
Dem Buttler, ſtilles Unrecht abzubitten,
Denn ein Gefühl, deß ich nicht Meiſter bin,
Furcht möcht' ichs nicht gern nennen, überſchleicht
In ſeiner Nähe ſchaudernd mir die Sinne,
Und hemmt der Liebe freud'ge Bewegung.

Und dieſer Redliche, vor dem der Geiſt
Mich warnte, reicht mir das erſte Pfand des Glücks.

Illo.

Und ſein geachtet Beyſpiel, zweifle nicht,
Wird dir die Beſten in dem Heer gewinnen.

Wallenſtein.

Jetzt geh und ſchick mir gleich den Iſolan
Hieher, ich hab ihn mir noch jüngſt verpflichtet.
Mit ihm will ich den Anfang machen. Geh!

(Illo geht hinaus, unterdeſſen ſind die übrigen wieder vorwärts gekommen)

Wallenſtein.

Sieh da die Mutter mit der lieben Tochter!
Wir wollen einmal von Geſchäften ruhn —
Kommt! Mich verlangte, eine heitre Stunde
Im lieben Kreis der Meinen zu verleben.

Gräfinn.

Wir waren lang nicht ſo beyſammen, Bruder.

Wallenſtein (bey Seite zur Gräfinn).

Kann ſie's vernehmen? Iſt ſie vorbereitet?

Gräfinn.

Noch nicht.

Wallenſtein.

Komm her, mein Mädchen. Setz dich zu mir.
Es iſt ein guter Geiſt auf deinen Lippen,
Die Mutter hat mir deine Fertigkeit
Geprieſen, es ſoll eine zarte Stimme
Des Wohllauts in dir wohnen, die die Seele

Bezaubert. Eine ſolche Stimme brauch'
Ich jetzt, den böſen Dämon zu vertreiben,
Der um mein Haupt die ſchwarzen Flügel ſchlägt.

Herzoginn.

Wo haſt du deine Zither, Thekla? Komm.
Laß deinen Vater eine Probe hören
Von deiner Kunſt.

Thekla.

O meine Mutter! Gott!

Herzoginn.

Komm Thekla und erfreue deinen Vater.

Thekla.

Ich kann nicht, Mutter —

Gräfinn.

Wie? Was iſt das Nichte!

Thekla (zur Gräfinn).

Verſchont mich — Singen — jetzt — in dieſer Angſt
Der ſchwer beladnen Seele — vor ihm ſingen —
Der meine Mutter ſtürzt ins Grab!

Herzoginn.

Wie Thekla, Launen? Soll dein güt'ger Vater
Vergeblich einen Wunſch geäußert haben?

Gräfinn.

Hier iſt die Zither.

Thekla.

O mein Gott — Wie kann ich —

(hält das Inſtrument mit zitternder Hand, ihre Seele arbeitet im heftigen Kampf, und im Augenblick, da ſie anfangen ſoll zu ſingen, ſchaudert ſie zuſammen, wirft das Inſtrument weg und geht ſchnell ab)

Herzoginn.

Mein Kind — o ſie iſt krank!

Wallenſtein.

Was iſt dem Mädchen? Pflegt ſie ſo zu ſeyn?

Gräfinn.

Nun weil ſie es denn ſelbſt verräth, ſo will
Auch ich nicht länger ſchweigen.

Wallenſtein.

Wie?

Gräfinn.

Sie liebt ihn.

Wallenſtein.

Liebt! Wen?

Gräfinn.

Den Piccolomini liebt ſie.
Haſt du es nicht bemerkt? Die Schweſter auch nicht?

Herzoginn.

O war es dieß, was ihr das Herz beklemmte!
Gott ſegne dich mein Kind! Du darfſt
Dich deiner Wahl nicht ſchämen.

Gräfinn.

Dieſe Reiſe —
Wenn's deine Abſicht nicht geweſen, ſchreib's
Dir ſelber zu. Du hätteſt einen andern
Begleiter wählen ſollen!

Wallenſtein.

Weiß er's?

Gräfinn.

Er hofft ſie zu beſitzen.

Wallenſtein.

Hofft

Sie zu beſitzen — Iſt der Junge toll?

Gräfinn.

Nun mag ſie's ſelber hören!

Wallenſtein.

Die Friedländerinn

Denkt er davon zu tragen? Nun! Der Einfall
Gefällt mir! Die Gedanken ſtehen ihm nicht niedrig.

Gräfinn.

Weil du ſo viele Gunſt ihm ſtets bezeugt,
So —

Wallenſtein.

— Will er mich auch endlich noch beerben.
Nun ja! ich lieb' ihn, halt' ihn werth, was aber
Hat das mit meiner Tochter Hand zu ſchaffen? -
Sind es die Töchter, ſind's die einz'gen Kinder,
Womit man ſeine Gunſt bezeugt?

Herzoginn.

Sein adelicher Sinn und ſeine Sitten —

Wallenſtein.

Erwerben ihm mein Herz, nicht meine Tochter.

Herzoginn.

Sein Stand und ſeine Ahnen —

Wallenſtein.

Ahnen! Was!
Er iſt ein Unterthan, und meinen Eidam
Will ich mir auf Europens Thronen ſuchen.

Herzoginn.

O lieber Herzog! Streben wir nicht allzu hoch
Hinauf, daß wir zu tief nicht fallen mögen.

Wallenſtein.

Ließ ich mir's ſo viel koſten, in die Höh'
Zu kommen, über die gemeinen Häupter
Der Menſchen weg zu ragen, um zuletzt
Die große Lebensrolle mit gemeiner
Verwandtſchaft zu beſchließen? — Hab' ich darum —
(plötzlich hält er inne, ſich faſſend)
Sie iſt das Einzige, was von mir nachbleibt
Auf Erden, eine Krone will ich ſehn
Auf ihrem Haupte, oder will nicht leben.
Was? Alles — Alles! ſetz' ich dran, um ſie
Recht groß zu machen — ja in der Minute,
Worinn wir ſprechen —
(er beſinnt ſich)
Und ich ſollte nun
Wie ein weichherz'ger Vater, was ſich gern hat
Und liebt, fein bürgerlich zuſammengeben?
Und jetzt ſoll ich das thun, jetzt eben, da ich
Auf mein vollendet Werk den Kranz will ſetzen —
Nein, ſie iſt mir ein langgeſpartes Kleinod,
Die höchſte letzte Münze meines Schatzes,

Nicht niedriger fürwahr gedenk' ich ſie
Als um ein Königsſcepter loszuſchlagen —

Herzoginn.

O mein Gemahl! Sie bauen immer, bauen
Bis in die Wolken, bauen fort und fort
Und denken nicht dran, daß der ſchmale Grund
Das ſchwindelnd ſchwanke Werk nicht tragen kann.

Wallenſtein (zur Gräfinn).

Haſt du ihr angekündigt, welchen Wohnſitz
Ich ihr beſtimmt?

Gräfinn.

Noch nicht. Entdeckt's ihr ſelbſt.

Herzoginn.

Wie? Gehen wir nach Kärnthen nicht zurück?

Wallenſtein.

Nein.

Herzoginn.

Oder ſonſt auf keines Ihrer Güter?

Wallenſtein.

Sie würden dort nicht ſicher ſeyn.

Herzoginn.

Nicht ſicher
In Kaiſers Landen, unter Kaiſers Schutz?

Wallenſtein.

Den hat des Friedlands Gattinn nicht zu hoffen.

Herzoginn.

O Gott bis dahin haben Sie's gebracht!

Wallenſtein.

In Holland werden Sie Schutz finden.

Herzoginn.

Was?

Sie ſenden uns in lutheriſche Länder?

Wallenſtein.

Der Herzog Franz von Lauenburg wird Ihr
Geleitsmann dahin ſeyn.

Herzoginn.

Der Lauenburger?

Der's mit dem Schweden hält, des Kaiſers Feind?

Wallenſtein.

Des Kaiſers Feinde ſind die meinen nicht mehr.

Herzoginn.

(ſieht den Herzog und die Gräfinn ſchreckensvoll an)

Iſt's alſo wahr? Es iſt? Sie ſind geſtürzt?
Sind vom Kommando abgeſetzt? O Gott
Im Himmel!

Gräfinn (ſeitwärts zum Herzog).

Laſſen wir ſie bey dem Glauben.

Du ſiehſt, daß ſie die Wahrheit nicht ertrüge.

Fünfter Auftritt.

Graf Terzky. Vorige.

Gräfinn.

Terzky! Was iſt ihm? Welches Bild des Schreckens!
Als hätt' er ein Geſpenſt geſehn!

Terzky.

(Wallenſtein bey Seite führend, heimlich)

Iſt's dein Befehl, daß die Kroaten reiten?

Wallenſtein.

Ich weiß von nichts.

Terzky.

Wir ſind verrathen!

Wallenſtein.

Was?

Terzky.

Sie ſind davon, heut Nacht, die Jäger auch,
Leer ſtehen alle Dörfer in der Runde.

Wallenſtein.

Und Iſolan?

Terzky.

Den haſt du ja verſchickt.

Wallenſtein.

Ich?

Terzky.

Nicht? Du haſt ihn nicht verſchickt? Auch nicht
Den Deodat? Sie ſind verſchwunden beyde.

Sechster Auftritt.

Illo. Vorige.

Illo.

Hat dir der Terzky —

Terzky.
Er weiß alles.

Illo.
Auch daß Maradas, Eſterhazy, Götz,
Kolalto, Kaunitz, dich verlaſſen? —

Terzky.
Teufel!

Wallenſtein (winkt).
Still!

Gräfinn.
(hat ſie von weitem ängſtlich beobachtet, tritt hinzu)
Terzky! Gott! Was giebt's? Was iſt geſchehn?

Wallenſtein (im Begriff aufzubrechen).
Nichts! Laßt uns gehen.

Terzky (will ihm folgen).
Es iſt nichts, Thereſe.

Gräfinn (hält ihn).
Nichts? Seh' ich nicht, daß alles Lebensblut
Aus euren geiſterbleichen Wangen wich,
Daß ſelbſt der Bruder Faſſung nur erkünſtelt?

Page (kommt).
Ein Adjutant fragt nach dem Grafen Terzky.
(Terzky folgt dem Pagen)

Wallenſtein.
Hör, was er bringt — (zu Illo) Das konnte nicht ſo heimlich
Geſchehen ohne Meuterey — Wer hat
Die Wache an den Thoren?

Illo.

Tiefenbach.

Wallenſtein.

Laß Tiefenbach ablöſen unverzüglich,
Und Terzky's Grenadiere aufziehn — Höre!
Haſt du von Buttlern Kundſchaft?

Illo.

Buttlern traf ich.
Gleich iſt er ſelber hier. Der hält dir feſt.

(Illo geht. Wallenſtein will ihm folgen)

Gräfinn.

Laß ihn nicht von dir, Schweſter! Halt' ihn auf —
Es iſt ein Unglück —

Herzoginn.

Großer Gott! Was iſt's?

(hängt ſich an ihn)

Wallenſtein (erwehrt ſich ihrer).

Seyd ruhig! Laßt mich! Schweſter! liebes Weib,
Wir ſind im Lager! Da iſt's nun nicht anders,
Da wechſeln Sturm und Sonnenſchein geſchwind,
Schwer lenken ſich die heftigen Gemüther,
Und Ruhe nie beglückt des Führers Haupt —
Wenn ich ſoll bleiben, geht! Denn übel ſtimmt
Der Weiber Klage zu dem Thun der Männer.

(Er will gehen, Terzky kommt zurück)

Terzky.

Bleib hier. Von dieſem Fenſter muß man's ſehn.

Wallenſtein (zur Gräfinn).

Geht Schweſter!

Gräfinn.

Nimmermehr!

Wallenſtein.

Ich will's.

Terzky.

(führt ſie bey Seite, mit einem bedeutenden Wink auf die Herzoginn)

Thereſe!

Herzoginn.

Komm Schweſter, weil er es befiehlt.

(gehen ab)

Siebenter Auftritt.

Wallenſtein. Graf Terzky.

Wallenſtein (ans Fenſter tretend).

Was giebts denn?

Terzky.

Es iſt ein Rennen und Zuſammenlaufen
Bey allen Truppen. Niemand weiß die Urſach,
Geheimnißvoll, mit einer finſtern Stille,
Stellt jedes Corps ſich unter ſeine Fahnen,
Die Tiefenbacher machen böſe Minen,
Nur die Wallonen ſtehen abgeſondert
In ihrem Lager, laſſen niemand zu,
Und halten ſich geſetzt, ſo wie ſie pflegen.

Wallenſtein.

Zeigt Piccolomini ſich unter ihnen?

Terzky.

Man ſucht ihn, er iſt nirgends anzutreffen.

Wallenſtein.

Was überbrachte denn der Adjutant?

Terzky.

Ihn ſchickten meine Regimenter ab,
Sie ſchwören nochmals Treue dir, erwarten
Voll Kriegesluſt den Aufruf zum Gefechte.

Wallenſtein.

Wie aber kam der Lärmen in das Lager?
Es ſollte ja dem Heer verſchwiegen bleiben,
Bis ſich zu Prag das Glück für uns entſchieden.

Terzky.

O daß du mir geglaubt! Noch geſtern Abends
Beſchwuren wir dich, den Octavio,
Den Schleicher, aus den Thoren nicht zu laſſen,
Du gabſt die Pferde ſelber ihm zur Flucht —

Wallenſtein.

Das alte Lied! Einmal für allemal,
Nichts mehr von dieſem thörichten Verdacht.

Terzky.

Dem Iſolani haſt du auch getraut,
Und war der erſte doch, der dich verließ.

Wallenſtein.

Ich zog ihn geſtern erſt aus ſeinem Elend.
Fahr hin! Ich hab' auf Dank ja nie gerechnet.

Terzky.

Und ſo ſind alle, einer wie der andre.

Wallenſtein.

Und thut er unrecht, daß er von mir geht?
Er folgt dem Gott, dem er ſein Leben lang
Am Spieltiſch hat gedient. Mit meinem Glücke
Schloß er den Bund und bricht ihn, nicht mit mir.
War ich ihm was, er mir? Das Schiff nur bin ich,
Auf das er ſeine Hoffnung hat geladen,
Mit dem er wohlgemuth das freye Meer
Durchſegelte, er ſieht es über Klippen
Gefährlich gehn und rettet ſchnell die Waare.
Leicht, wie der Vogel von dem wirthbarn Zweige,
Wo er geniſtet, fliegt er von mir auf,
Kein menſchlich Band iſt unter uns zerriſſen.
Ja der verdient, betrogen ſich zu ſehn,
Der Herz geſucht bey dem Gedankenloſen!
Mit ſchnell verlöſchten Zügen ſchreiben ſich
Des Lebens Bilder auf die glatte Stirne,
Nichts fällt in eines Buſens ſtillen Grund,
Ein muntrer Sinn bewegt die leichten Säfte,
Doch keine Seele wärmt das Eingeweide.

Terzky.

Doch möcht' ich mich den glatten Stirnen lieber
Als jenen tiefgefurchten anvertrauen.

Achter Auftritt.

Wallenſtein. Terzky. Illo (kommt wüthend).

Illo.

Verrath und Meuterey!

Terzky.

Ha! was nun wieder?

Illo.

Die Tieſenbacher, als ich die Ordre gab,
Sie abzulöſen — Pflichtvergeßne Schelmen!

Terzky.

Nun?

Wallenſtein.

Was denn?

Illo.

Sie verweigern den Gehorſam.

Terzky.

So laß ſie niederſchießen. O gieb Ordre!

Wallenſtein.

Gelaſſen! Welche Urſach geben ſie?

Illo.

Kein andrer ſonſt hab' ihnen zu befehlen,
Als Generallieutnant Piccolomini.

Wallenſtein.

Was — Wie iſt das?

Illo.

So hab' er's hinterlaſſen,
Und eigenhändig vorgezeigt vom Kaiſer.

Terzky.

Vom Kaiſer — Hörſt du's, Fürſt!

Illo.

Auf ſeinen Antrieb
Sind geſtern auch die Oberſten entwichen.

Terzky.

Hörſt du's!

Illo.

Auch Montecuculi, Caraffa,
Und noch ſechs andre Generale werden
Vermißt, die er beredt hat, ihm zu folgen.
Das hab' er alles ſchon ſeit lange ſchriftlich
Bey ſich gehabt vom Kaiſer, und noch jüngſt
Erſt abgeredet mit dem Queſtenberger.

(Wallenſtein ſinkt auf einen Stuhl und verhüllt ſich das Geſicht)

Terzky.

O hätteſt du mir doch geglaubt!

Neunter Auftritt.

Gräfinn. Vorige.

Gräfinn.

Ich kann die Angſt — ich kann's nicht länger tragen,
Um Gotteswillen, ſagt mir, was es iſt.

Illo.

Die Regimenter fallen von uns ab.
Graf Piccolomini iſt ein Verräther.

Gräfinn.

O meine Ahnung!

(ſtürzt aus dem Zimmer)

Terzky.

Hätt' man mir geglaubt!
Da ſiehſt du's, wie die Sterne dir gelogen!

Wallenſtein (richtet ſich auf).

Die Sterne lügen nicht, das aber iſt
Geſchehen wider Sternenlauf und Schickſal.
Die Kunſt iſt redlich, doch dies falſche Herz
Bringt Lug und Trug in den wahrhaft'gen Himmel.
Nur auf der Wahrheit ruht die Wahrſagung,
Wo die Natur aus ihren Grenzen wanket,
Da irret alle Wiſſenſchaft. War es
Ein Aberglaube, menſchliche Geſtalt
Durch keinen ſolchen Argwohn zu entehren,
O nimmer ſchäm' ich dieſer Schwachheit mich!
Religion iſt in der Thiere Trieb,
Es trinkt der Wilde ſelbſt nicht mit dem Opfer,
Dem er das Schwerdt will in den Buſen ſtoßen.
Das war kein Heldenſtück, Octavio!
Nicht deine Klugheit ſiegte über meine,
Dein ſchlechtes Herz hat über mein gerades
Den ſchändlichen Triumph davon getragen.
Kein Schild fing deinen Mordſtreich auf, du führteſt
Ihn ruchlos auf die unbeſchützte Bruſt,
Ein Kind nur bin ich gegen ſolche Waffen.

Zehn-

Zehnter Auftritt.

Vorige. Buttler.

Terzky.

O ſieh da! Buttler! Das iſt noch ein Freund!

Wallenſtein.

(geht ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen, und umfaßt ihn mit Herzlichkeit)

Komm an mein Herz, du alter Kriegsgefährte!
So wohl thut nicht der Sonne Blick im Lenz,
Als Freundes Angeſicht in ſolcher Stunde.

Buttler.

Mein General — Ich komme —

Wallenſtein (ſich auf ſeine Schultern lehnend).

Weißt du's ſchon?
Der Alte hat dem Kaiſer mich verrathen.
Was ſagſt du? Dreißig Jahre haben wir
Zuſammen ausgelebt und ausgehalten.
In Einem Feldbett haben wir geſchlafen,
Aus Einem Glas getrunken, Einen Biſſen
Getheilt, ich ſtützte mich auf ihn, wie ich
Auf deine treue Schulter jetzt mich ſtütze,
Und in dem Augenblick, da liebevoll
Vertrauend meine Bruſt an ſeiner ſchlägt,
Erſieht er ſich den Vortheil, ſticht das Meſſer
Mir liſtig lauernd, langſam, in das Herz!"

(er verbirgt das Geſicht an Buttlers Bruſt)

Buttler.

Vergeßt den Falſchen. Sagt, was wollt ihr thun

Wallenſtein.

Wohl, wohlgeſprochen. Fahre hin! Ich bin
Noch immer reich an Freunden, bin ich nicht?
Das Schickſal liebt mich noch, denn eben jetzt,
Da es des Heuchlers Tücke mir entlarvt,
Hat es ein treues Herz mir zugeſendet.
Nichts mehr von ihm. Denkt nicht, daß ſein Verluſt
Mich ſchmerze, o! mich ſchmerzt nur der Betrug.
Denn werth und theuer waren mir die beiden,
Und jener Max, er liebte mich wahrhaftig,
Er hat mich nicht getäuſcht, er nicht — Genug
Genug davon! Jetzt gilt es ſchnellen Rath —
Der Reitende, den mir Graf Kinsky ſchickt
Aus Prag, kann jeden Augenblick erſcheinen.
Was er auch bringen mag, er darf den Meutern
Nicht in die Hände fallen. Drum geſchwind,
Schickt einen ſichern Boten ihm entgegen,
Der auf geheimem Weg ihn zu mir führe.

(Illo will gehen)

Buttler (hält ihn zurück).

Mein Feldherr, wen erwartet ihr?

Wallenſtein.

Den Eilenden, der mir die Nachricht bringt,
Wie es mit Prag gelungen.

Buttler.

Hum!

Wallenſtein.

Was iſt euch?

Buttler.

So wißt ihr's nicht?

Wallenſtein.

Was denn?

Buttler.

Wie dieſer Lärmen
Ins Lager kam? —

Wallenſtein.

Wie?

Buttler.

Jener Bote —

Wallenſtein (erwartungsvoll).

Nun?

Buttler.

Er iſt herein.

Terzky und Illo.

Er iſt herein?

Wallenſtein.

Mein Bote?

Buttler.

Seit mehrern Stunden.

Wallenſtein.

Und ich weiß es nicht?

Buttler.

Die Wache fing ihn auf.

Illo (ſtampft mit dem Fuß).

Verdammt!

Buttler.

Sein Brief

Iſt aufgebrochen, läuft durchs ganze Lager —

Wallenſtein (geſpannt).

Ihr wißt was er enthält?

Buttler (bedenklich).

Befragt mich nicht!

Terzky.

O — Weh uns Illo! Alles ſtürzt zuſammen!

Wallenſtein.

Verhehlt mir nichts. Ich kann das Schlimmſte hören.
Prag iſt verloren? Iſt's? Geſteht mir's frey.

Buttler.

Es iſt verloren. Alle Regimenter
Zu Budweiß, Tabor, Braunau, Königingrätz,
Zu Brünn und Znaym haben euch verlaſſen,
Dem Kaiſer neu gehuldiget, ihr ſelbſt
Mit Kinsky, Terzky, Illo ſeyd geächtet.

(Terzky und Illo zeigen Schrecken und Wuth. Wallenſtein bleibt feſt und gefaßt ſtehen)

Wallenſtein (nach einer Pauſe).

Es iſt entſchieden, nun iſt's gut — und ſchnell
Bin ich geheilt von allen Zweifelsqualen,
Die Bruſt iſt wieder frey, der Geiſt iſt hell,
Nacht muß es ſeyn, wo Friedlands Sterne ſtrahlen.
Mit zögerndem Entſchluß, mit wankendem Gemüth

Zog ich das Schwert, ich that's mit Widerſtreben,
Da es in meine Wahl noch war gegeben!
Nothwendigkeit iſt da, der Zweifel flieht,
Jetzt fecht' ich für mein Haupt und für mein Leben.
(Er geht ab. Die andern folgen)

Eilfter Auftritt.

Gräfinn Terzky (kommt aus dem Seitenzimmer).

Nein! ich kanns länger nicht — Wo ſind ſie? Alles
Iſt leer. Sie laſſen mich allein — allein,
In dieſer fürchterlichen Angſt — Ich muß
Mich zwingen vor der Schweſter, ruhig ſcheinen,
Und alle Qualen der bedrängten Bruſt
In mir verſchließen — Das ertrag' ich nicht!
— Wenn es uns fehl ſchlägt, wenn er zu dem Schweden
Mit leerer Hand, als Flüchtling, müßte kommen,
Nicht als geehrter Bundsgenoſſe, ſtattlich,
Gefolgt von eines Heeres Macht — Wenn wir
Von Land zu Lande wie der Pfalzgraf müßten wandern,
Ein ſchmählich Denkmal der gefallnen Größe —
Nein, dieſen Tag will ich nicht ſchau'n! und könnt'
Er ſelbſt es auch ertragen, ſo zu ſinken,
Ich trüg's nicht, ſo geſunken ihn zu ſehn.

Zwölfter Auftritt.

Gräfinn. Herzoginn. Thekla.

Thekla.

(will die Herzoginn zurückhalten)

O liebe Mutter, bleiben Sie zurück!

Herzoginn.

Nein, hier iſt noch ein ſchreckliches Geheimniß,
Das mir verhehlt wird — Warum meidet mich
Die Schweſter? Warum ſeh' ich ſie voll Angſt
Umhergetrieben, warum dich voll Schrecken?
Und was bedeuten dieſe ſtummen Winke,
Die du verſtohlen heimlich mit ihr wechſelſt?

Thekla.

Nichts, liebe Mutter!

Herzoginn.

Schweſter, ich will's wiſſen.

Gräfinn.

Was hilft's auch, ein Geheimniß draus zu machen!
Läßt ſich's verbergen? Früher, ſpäter muß
Sie's doch vernehmen lernen und ertragen!
Nicht Zeit iſt's jetzt, der Schwäche nachzugeben,
Muth iſt uns Noth und ein gefaßter Geiſt,
Und in der Stärke müſſen wir uns üben.
Drum beſſer, es entſcheidet ſich ihr Schickſal
Mit einem Wort — Man hintergeht euch, Schweſter.

Ihr glaubt, der Herzog ſey entſetzt — der Herzog
Iſt nicht entſetzt — er iſt —

Thekla (zur Gräfinn gehend).

Wollt ihr ſie tödten?

Gräfinn.

Der Herzog iſt —

Thekla.

(die Arme um die Mutter ſchlagend)

O ſtandhaft meine Mutter!

Gräfinn.

Empört hat ſich der Herzog, zu dem Feind
Hat er ſich ſchlagen wollen, die Armee
Hat ihn verlaſſen, und es iſt mislungen.

(Während dieſer Worte wankt die Herzoginn und fällt ohnmächtig in die Arme ihrer Tochter).

(Ein großer Saal beym Herzog von Friedland).

Dreyzehnter Auftritt.

Wallenſtein (im Harniſch).

Du haſt's erreicht, Octavio — Faſt bin ich
Jetzt ſo verlaſſen wieder, als ich einſt
Vom Regenſpurger Fürſtentage ging.
Da hatt' ich nichts mehr als mich ſelbſt — doch was
Ein Mann kann werth ſeyn, habt ihr ſchon erfahren.
Den Schmuck der Zweige habt ihr abgehauen,
Da ſteh' ich, ein entlaubter Stamm! Doch innen
Im Marke lebt die ſchaffende Gewalt,

Die ſproſſend eine Welt aus ſich gebohren.
Schon einmal galt ich euch ſtatt eines Heers,
Ich einzelner. Dahin geſchmolzen vor
Der Schwed'ſchen Stärke waren eure Heere,
Am Lech ſank Tilly, euer letzter Hort,
Ins Bayerland, wie ein geſchwollner Strom,
Ergoß ſich dieſer Guſtav, und zu Wien
In ſeiner Hofburg zitterte der Kaiſer.
Soldaten waren theuer, denn die Menge
Geht nach dem Glück — Da wandte man die Augen
Auf mich, den Helfer in der Noth, es beugte ſich
Der Stolz des Kaiſers vor dem Schwergekränkten,
Ich ſollte aufſtehn mit dem Schöpfungswort
Und in die hohlen Läger Menſchen ſammeln.
Ich that's. Die Trommel ward gerührt. Mein Nahme
Ging wie ein Kriegsgott durch die Welt. Der Pflug,
Die Werkſtatt wird verlaſſen, alles wimmelt
Der allbekannten Hoffnungsfahne zu —
— Noch fühl' ich mich denſelben, der ich war!
Es iſt der Geiſt, der ſich den Körper baut,
Und Friedland wird ſein Lager um ſich füllen.
Führt eure Tauſende mir kühn entgegen,
Gewohnt wohl ſind ſie, unter mir zu ſiegen,
Nicht gegen mich — Wenn Haupt und Glieder ſich trennen,
Da wird ſich zeigen, wo die Seele wohnte.
(Illo und Terzky treten ein).
Muth, Freunde, Muth! Wir ſind noch nicht zu Boden.
Fünf Regimenter Terzky ſind noch unſer,

Und Buttlers wack're Schaaren — Morgen ſtößt
Ein Heer zu uns von ſechzehntauſend Schweden.
Nicht mächt'ger war ich, als ich vor neun Jahren
Auszog, dem Kaiſer Deutſchland zu erobern.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Neumann.

(der den Grafen Terzky bey Seite führt und mit ihm ſpricht)

Terzky (zu Neumann).

Was ſuchen ſie?

Wallenſtein.

Was giebt's?

Terzky.

Zehn Küraſſiere
Von Pappenheim verlangen dich im Nahmen
Des Regiments zu ſprechen.

Wallenſtein (ſchnell zu Neumann).

Laß ſie kommen.

(Neumann geht hinaus)

Davon erwart' ich etwas. Gebet acht,
Sie zweifeln noch und ſind noch zu gewinnen.

Fünfzehnter Auftritt.

Wallenſtein. Terzky. Illo.
Zehn Küraſſiere.

(von einem Gefreiten geführt, marſchieren auf und ſtellen ſich nach dem Kommando in einem Glied vor den Herzog, die Honneurs machend).

Wallenſtein.

(nachdem er ſie eine Zeitlang mit den Augen gemeſſen, zum Gefreiten).

Ich kenne dich wohl. Du biſt aus Brügg in Flandern,
Dein Nahm' iſt Mercy.

Gefreiter.

Heinrich Mercy heiß ich.

Wallenſtein.

Du wurdeſt abgeſchnitten auf dem Marſch,
Von Heſſiſchen umringt und ſchlugſt dich durch,
Mit hundertachtzig Mann durch ihrer Tauſend.

Gefreiter.

So iſt's, mein General.

Wallenſtein.

Was wurde dir
Für dieſe wack're That?

Gefreiter.

Die Ehr', mein Feldherr,
Um die ich bat, bey dieſem Corps zu dienen.

Wallenſtein (wendet ſich zu einem andern).

Du warſt darunter, als ich die Freywilligen

Heraus ließ treten auf dem Altenberg,
Die ſchwed'ſche Batterie hinweg zu nehmen.

Zweyter Küraſſier.

So iſt's, mein Feldherr.

Wallenſtein.

Ich vergeſſe keinen,
Mit dem ich einmal Worte hab' gewechſelt.
Bringt eure Sache vor.

Gefreiter (kommandirt).

Gewehr in Arm!

Wallenſtein (zu einem dritten gewendet).

Du nennſt dich Risbeck, Köln iſt dein Geburtsort.

Dritter Küraſſier.

Risbeck aus Köln.

Wallenſtein.

Den ſchwed'ſchen Oberſt Dübald brachteſt du
Gefangen ein im Nürenberger Lager.

Dritter Küraſſier.

Ich nicht, mein General.

Wallenſtein.

Ganz recht! Es war
Dein ältrer Bruder, der es that — du hatteſt
Noch einen jüngern Bruder, wo blieb der?

Dritter Küraſſier.

Er ſteht zu Olmütz bey des Kaiſers Heer.

Wallenſtein (zum Gefreiten).

Nun ſo laß hören.

Gefreiter.

Ein kaiſerlicher Brief kam uns zu Handen,
Der uns —

Wallenſtein (unterbricht ihn).

Wer wählte euch?

Gefreiter.

Jedwede Fahn'
Zog ihren Mann durchs Loos.

Wallenſtein.

Nun denn zur Sache!

Gefreiter.

Ein kaiſerlicher Brief kam uns zu Handen,
Der uns befiehlt, die Pflicht dir aufzukünden,
Weil du ein Feind und Landsverräther ſeyſt.

Wallenſtein.

Was habt ihr drauf beſchloſſen?

Gefreiter.

Unſre Kameraden
Zu Braunau, Budweiß, Prag und Olmütz haben
Bereits gehorcht und ihrem Beyſpiel folgten
Die Regimenter Tiefenbach, Toſcana.
— Wir aber glauben's nicht, daß du ein Feind
Und Landsverräther biſt, wir halten's blos
Für Lug und Trug und ſpaniſche Erfindung.
(treuherzig)
Du ſelber ſollſt uns ſagen, was du vor haſt,
Denn du biſt immer wahr mit uns geweſen,
Das höchſte Zutraun haben wir zu dir,

Kein fremder Mund ſoll zwiſchen uns ſich ſchieben,
Den guten Feldherrn und die guten Truppen.

Wallenſtein.

Daran erkenn' ich meine Pappenheimer.

Gefreiter.

Und dies entbietet dir dein Regiment.
Iſt's deine Abſicht blos, dies Kriegesſcepter,
Das dir gebührt, das dir der Kaiſer hat
Vertraut, in deinen Händen zu bewahren,
Oeſtreichs rechtſchaffner Feldhauptmann zu ſeyn,
So wollen wir dir beyſtehn und dich ſchützen
Bey deinem guten Rechte gegen Jeden —
Und wenn die andern Regimenter alle
Sich von dir wenden, wollen wir allein
Dir treu ſeyn, unſer Leben für dich laſſen.
Denn das iſt unſre Reiterpflicht, daß wir
Umkommen lieber, als dich ſinken laſſen.
Wenn's aber ſo iſt, wie des Kaiſers Brief
Beſagt, wenn's wahr iſt, daß du uns zum Feind
Treuloſer Weiſe willſt hinüber führen,
Was Gott verhüte! ja ſo wollen wir
Dich auch verlaſſen und dem Brief gehorchen.

Wallenſtein.

Hört Kinder —

Gefreiter.

Braucht nicht viel Worte. Sprich
Ja oder Nein, ſo ſind wir ſchon zufrieden.

Wallenſtein.

Hört an. Ich weiß, daß ihr verſtändig ſeyd,
Selbſt prüft und denkt und nicht der Heerde folgt,
Drum hab' ich euch, ihr wißt's, auch ehrenvoll
Stets unterſchieden in der Heereswoge,
Denn nur die Fahnen zählt der ſchnelle Blick
Des Feldherrn, er bemerkt kein einzeln Haupt,
Streng herrſcht und blind der eiſerne Befehl,
Es kann der Menſch dem Menſchen hier nichts gelten —
So, wißt ihr, hab' ich's nicht mit euch gehalten,
Wie ihr euch ſelbſt zu faſſen angefangen
Im rohen Handwerk, wie von euren Stirnen
Der menſchliche Gedanke mir geleuchtet,
Hab' ich als freye Männer euch behandelt,
Der eignen Stimme Recht euch zugeſtanden —

Gefreiter.

Ja, würdig haſt du ſtets mit uns verfahren,
Mein Feldherr, uns geehrt durch dein Vertraun,
Uns Gunſt erzeigt vor allen Regimentern.
Wir folgen auch dem großen Haufen nicht,
Du ſiehſt's! Wir wollen treulich bey dir halten.
Sprich nur ein Wort, dein Wort ſoll uns genügen,
Daß es Verrath nicht ſey, worauf du ſinnſt,
Daß du das Heer zum Feind nicht wolleſt führen.

Wallenſtein.

Mich, mich verräth man! Aufgeopfert hat mich
Der Kaiſer meinen Feinden, fallen muß ich,
Wenn meine braven Truppen mich nicht retten.

Euch will ich mich vertrauen — Euer Herz
Sey meine Veſtung! Seht, auf dieſe Bruſt
Zielt man! Nach dieſem greiſen Haupte! — Das
Iſt ſpan'ſche Dankbarkeit, das haben wir
Für jene Mordſchlacht auf der alten Veſte,
Auf Lützens Ebnen! Darum warfen wir
Die nakte Bruſt der Partiſan' entgegen,
Drum machten wir die eisbedeckte Erde,
Den harten Stein zu unſerm Pfühl, kein Strom
War uns zu ſchnell, kein Wald zu undurchdringlich,
Wir folgten jenem Mansfeld unverdroſſen
Durch alle Schlangen-Krümmen ſeiner Flucht,
Ein ruheloſer Marſch war unſer Leben,
Und wie des Windes Sauſen, heimatlos,
Durchſtürmten wir die kriegbewegte Erde.
Und jezt, da wir die ſchwere Waffenarbeit,
Die undankbare, fluchbeladene gethan,
Mit unermüdet treuem Arm des Krieges Laſt
Gewälzt, ſoll dieſer kaiſerliche Jüngling,
Den Frieden leicht wegtragen, ſoll den Oelzweig,
Die wohlverdiente Zierde unſers Haupts,
Sich in die blonden Knabenhaare flechten —

Gefreiter.

Das ſoll er nicht, ſo lang wir's hindern können.
Niemand als du, der ihn mit Ruhm geführt,
Soll dieſen Krieg, den fürchterlichen, enden.
Du führteſt uns heraus ins blut'ge Feld
Des Todes, du, kein andrer, ſollſt uns fröhlich

Heimführen in des Friedens ſchöne Fluren,
Der langen Arbeit Früchte mit uns theilen —

Wallenſtein.

Wie? denkt ihr euch im ſpäten Alter endlich
Der Früchte zu erfreuen? Glaubt das nicht.
Ihr werdet dieſes Kampfes Ende nimmer
Erblicken! Dieſer Krieg verſchlingt uns alle.
Oeſtreich will keinen Frieden, darum eben,
Weil ich den Frieden ſuche, muß ich fallen.
Was kümmert's Oeſtreich, ob der lange Krieg
Die Heere aufreibt und die Welt verwüſtet,
Es will nur wachſen ſtets und Land gewinnen.
Ihr ſeyd gerührt — ich ſeh den edeln Zorn
Aus euren kriegeriſchen Augen blitzen.
O daß mein Geiſt euch jetzt beſeelen möchte,
Kühn wie er einſt in Schlachten euch geführt!
Ihr wollt mir beyſtehn, wollt mich mit den Waffen
Bey meinem Rechte ſchützen — das iſt edelmüthig!
Doch denket nicht, daß ihr's vollenden werdet,
Das kleine Heer! Vergebens werdet ihr
Für euren Feldherrn euch geopfert haben.

(Zutraulich)

Nein! Laßt uns ſicher gehen, Freunde ſuchen,
Der Schwede ſagt uns Hülfe zu, laßt uns
Zum Schein ſie nutzen, bis wir, beiden furchtbar,
Europens Schickſal in den Händen tragen,
Und der erfreuten Welt aus unſerm Lager
Den Frieden ſchön bekränzt entgegen führen.

Gefrei

Gefreiter.

So treibſt du's mit dem Schweden nur zum Schein,
Du willſt den Kaiſer nicht verrathen, willſt uns
Nicht ſchwediſch machen? Sieh, das iſt's allein,
Was wir von dir verlangen zu erfahren.

Wallenſtein.

Was acht der Schwed' mich an? Ich haß ihn, wie
Den Pfuhl der Hölle, und mit Gott gedenk' ich ihn
Bald über ſeine Oſtſee heimzujagen.
Mir iſt's allein ums Ganze. Seht! Ich hab'
Ein Herz, der Jammer dieſes deutſchen Volks erbarmt mich.
Ihr ſeyd gemeine Männer nur, doch denkt
Ihr nicht gemein, ihr ſcheint mir's werth vor andern,
Daß ich ein traulich Wörtlein zu euch rede —
Seht! Fünfzehn Jahr ſchon brennt die Kriegesfackel,
Und noch iſt nirgends Stillſtand. Schwed' und Deutſcher!
Papiſt und Lutheraner! Keiner will
Dem andern weichen! Jede Hand iſt wider
Die andre! Alles iſt Parthey und nirgends
Kein Richter! Sagt wo ſoll das enden? Wer
Den Knäul entwirren, der ſich endlos ſelbſt
Vermehrend wächſt — Er muß zerhauen werden.
Ich fühl's, daß ich der Mann des Schickſals bin,
Und hoff's mit eurer Hilfe zu vollführen.

Sechszehnter Auftritt.

Buttler. Vorige.

Buttler (im Eifer).

Das iſt nicht wohlgethan, mein Feldherr.

Wallenſtein.

Was?

Buttler.

Das muß uns ſchaden bey den Gutgeſinnten.

Wallenſtein.

Was denn?

Buttler.

Es heißt den Aufruhr öffentlich erklären!

Wallenſtein.

Was iſt es denn?

Buttler.

Graf Terzky's Regimenter reißen
Den kaiſerlichen Adler von den Fahnen,
Und pflanzen deine Zeichen auf.

Gefreiter (zu den Küraſſieren).

Rechts um!

Wallenſtein.

Verflucht ſey dieſer Rath und wer ihn gab!
(zu den Küraſſieren, welche abmarſchieren)
Halt Kinder, halt — Es iſt ein Irrthum — Hört —
Und ſtreng will ich's beſtrafen — Hört doch! Bleibt.
Sie hören nicht (zu Illo). Geh nach, bedeute ſie,

Bring' ſie zurück, es koſte, was es wolle.

(Illo eilt hinaus.)

Das ſtürzt uns ins Verderben — Buttler! Buttler!
Ihr ſeyd mein böſer Dämon, warum mußtet ihr's
In ihrem Beyſeyn melden! — Alles war
Auf gutem Weg — Sie waren halb gewonnen —
Die Raſenden, mit ihrer unbedachten
Dienſtfertigkeit! O grauſam ſpielt das Glück
Mit mir! Der Freunde Eifer iſt's, der mich
Zu Grunde richtet, nicht der Haß der Feinde.

Siebenzehnter Auftritt.

Vorige. Die Herzoginn ſtürzt ins Zimmer. Ihr folgt Thekla und die Gräfinn. Dann Illo.

Herzoginn.

O Albrecht! Was haſt du gethan!

Wallenſtein.

Nun das noch!

Gräfinn.

Verzeih mir, Bruder. Ich vermocht' es nicht,
Sie wiſſen alles.

Herzoginn.

Was haſt du gethan?

Gräfinn (zu Terzky).

Iſt keine Hoffnung mehr? Iſt alles denn
Verloren?

Terzky.

Alles. Prag iſt in des Kaiſers Hand,
Die Regimenter haben neu gehuldigt.

Gräfinn.

Heimtückiſcher Octavio! — Und auch
Graf Max iſt fort?

Terzky.

Wo ſollt' er ſeyn? Er iſt
Mit ſeinem Vater über zu dem Kaiſer.

(Thekla ſtürzt in die Arme ihrer Mutter, das Geſicht an ihrem Buſen verbergend)

Herzoginn (ſie in die Arme ſchließend).

Unglücklich Kind! Unglücklichere Mutter!

Wallenſtein.

(bey Seite gehend mit Terzky)

Laß einen Reiſewagen ſchnell bereit ſeyn
Im Hinterhofe, dieſe wegzubringen.

(auf die Frauen zeigend)

Der Scherfenberg kann mit, der iſt uns treu,
Nach Eger bringt er ſie, wir folgen nach.

(zu Illo, der wieder kommt)

Du bringſt ſie nicht zurück?

Illo.

Hörſt du den Aufruf?
Das ganze Corps der Pappenheimer iſt
Im Anzug. Sie verlangen ihren Oberſt,
Den Max zurück, er ſey hier auf dem Schloß,
Behaupten ſie, du halteſt ihn mit Zwang.

Und wenn du ihn nicht losgebſt, werde man
Ihn mit dem Schwerte zu befreien wiſſen.
(Alle ſtehen erſtaunt)

Terzky.

Was ſoll man daraus machen?

Wallenſtein.

Sagt' ich's nicht?
O mein wahrſagend Herz! Er iſt noch hier.
Er hat mich nicht verrathen, hat es nicht
Vermocht — Ich habe nie daran gezweifelt.

Gräfinn.

Iſt er noch hier, o dann iſt alles gut,
Dann weiß ich, was ihn ewig halten ſoll!
(Thekla umarmend)

Terzky.

Es kann nicht ſeyn. Bedenke doch! Der Alte
Hat uns verrathen, iſt zum Kaiſer über,
Wie kann er's wagen hier zu ſeyn?

Illo (zum Wallenſtein).

Den Jagdzug,
Den du ihm kürzlich ſchenkteſt, ſah ich noch
Vor wenig Stunden übern Markt wegführen.

Gräfinn.

O Nichte, dann iſt er nicht weit!

Thekla.

(hat den Blick nach der Thüre geheftet und ruft lebhaft)

Da iſt er!

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Max Piccolomini.

Max (mitten in den Saal tretend).

Ja! Ja! da iſt er! Ich vermag's nicht länger,
Mit leiſem Tritt um dieſes Haus zu ſchleichen,
Den günſt'gen Augenblick verſtohlen zu
Erlauern — Dieſes Harren, dieſe Angſt
Geht über meine Kräfte!

(Auf Thekla zugehend, welche ſich ihrer Mutter in die Arme geworfen.)

O ſieh mich an! Sieh nicht weg, holder Engel.
Bekenn' es frei vor Allen. Fürchte niemand.
Es höre, wer es will, daß wir uns lieben.
Wozu es noch verbergen? Das Geheimniß
Iſt für die Glücklichen, das Unglück braucht,
Das hoffnungsloſe, keinen Schleier mehr,
Frei unter tauſend Sonnen kann es handeln.

(Er bemerkt die Gräfin, welche mit frohlockendem Geſicht auf Thekla blickt.)

Nein, Baſe Terzky! Seht mich nicht erwartend,
Nicht hoffend an! Ich komme nicht, zu bleiben.
Abſchied zu nehmen komm' ich — Es iſt aus.
Ich muß, muß dich verlaſſen, Thekla — muß!
Nur einen Blick des Mitleids gönne mir.
Doch deinen Haß kann ich nicht mit mir nehmen.
Sag', daß du mich nicht haſſeſt. Sag' mir's, Thekla.

(indem er ihre Hand faßt, heftig bewegt.)

O Gott! — Gott! ich kann nicht von dieſer Stelle.
Ich kann es nicht — kann dieſe Hand nicht laſſen.
Sag' Thekla, daß du Mitleid mit mir haſt,
Dich ſelber überzeugſt, ich kann nicht anders.
(Thekla, ſeinen Blick vermeidend, zeigt mit der Hand auf ihren Vater, er wendet ſich nach dem Herzog um, den er jetzt erſt gewahr wird).
Du hier? — Nicht du biſt's, den ich hier geſucht.
Dich ſollten meine Augen nicht mehr ſchauen.
Ich hab' es nur mit ihr allein. Hier will ich
Von dieſem Herzen freygeſprochen ſeyn,
An allen andern iſt nichts mehr gelegen.

Wallenſtein.

Denkſt du, ich ſoll der Thor ſeyn und dich ziehen laſſen,
Und eine Großmuthsſcene mit dir ſpielen?
Dein Vater iſt zum Schelm an mir geworden,
Du biſt mir nichts mehr als ſein Sohn, ſollſt nicht
Umſonſt in meine Macht gegeben ſeyn.
Denk nicht, daß ich die alte Freundſchaft ehren werde,
Die er ſo ruchlos hat verletzt. Die Zeiten
Der Liebe ſind vorbey, der zarten Schonung,
Und Haß und Rache kommen an die Reihe.

Max.

Du wirſt mit mir verfahren, wie du Macht haſt.
Wohl aber weißt du, daß ich deinem Zorn
Nicht trotze, noch ihn fürchte. Was mich hier
Zurück hält, weißt du!
(Thekla bey der Hand faſſend)

Sieh! Alles — alles wollt' ich dir verdanken,
Das Loos der Seligen wollt' ich empfangen
Aus deiner väterlichen Hand. Du haſt's
Zerſtört, doch daran liegt dir nichts. Gleichgültig
Trittſt du das Glück der Deinen in den Staub,
Der Gott, dem du dienſt, iſt kein Gott der Gnade.
Wie das gemüthlos blinde Element,
Das Furchtbare, mit dem kein Bund zu ſchließen,
Folgſt du des Herzens wildem Trieb' allein.
Weh' denen, die auf dich vertrau'n, an dich
Die ſich're Hütte ihres Glückes lehnen,
Gelockt von deiner gaſtlichen Geſtalt!
Schnell, unverhofft, bei nächtlich ſtiller Weile
Gährt's in dem tück'ſchen Feuerſchlunde, ladet
Sich aus mit tobender Gewalt, und weg
Treibt über alle Pflanzungen der Menſchen
Der wilde Strom in grauſamer Zerſtörung.

Wallenſtein.

Du ſchilderſt deines Vaters Herz. Wie du's
Beſchreibſt, ſo iſt's in ſeinem Eingeweide,
In dieſer ſchwarzen Heuchlers-Bruſt geſtaltet.
O mich hat Höllenkunſt getäuſcht. Mir ſandte
Der Abgrund den verſteckteſten der Geiſter,
Den lügenkundigſten herauf, und ſtellt' ihn
Als Freund an meine Seite. Wer vermag
Der Hölle Macht zu widerſtehn! Ich zog
Den Baſilisken auf an meinem Buſen,
Mit meinem Herzblut nährt' ich ihn, er ſog

Sich ſchwelgend voll an meiner Liebe Brüſten,
Ich hatte nimmer Arges gegen ihn,
Weit offen ließ ich des Gedankens Thore,
Und warf die Schlüſſel weiſer Vorſicht weg —
Am Sternenhimmel ſuchten meine Augen,
Im weiten Weltenraum den Feind, den ich
Im Herzen meines Herzens eingeſchloſſen.
— Wär' ich dem Ferdinand geweſen, was
Octavio mir war — Ich hätt' ihm nie
Krieg angekündigt — nie hätt' ich's vermocht.
Er war mein ſtrenger Herr nur, nicht mein Freund.
Nicht meiner Treu' vertraute ſich der Kaiſer,
Krieg war ſchon zwiſchen mir und ihm, als er
Den Feldherrnſtab in meine Hände legte,
Denn Krieg iſt ewig zwiſchen Liſt und Argwohn,
Nur zwiſchen Glauben und Vertrau'n iſt Friede.
Wer das Vertrau'n vergiftet, o der mordet
Das werdende Geſchlecht im Leib der Mutter!

Max.

Ich will den Vater nicht vertheidigen.
Weh mir, daß ich's nicht kann!
Unglücklich ſchwere Thaten ſind geſchehn,
Und eine Frevelhandlung faßt die andre
In enggeſchloßner Kette grauſend an.
Denn wie geriethen wir, die nichts verſchuldet,
In dieſen Kreis des Unglücks und Verbrechens?
Wem brachen wir die Treue? Warum muß
Der Väter Doppelſchuld und Frevelthat

Uns gräßlich wie ein Schlangenpaar umwinden?
Warum der Väter unverſöhnter Haß
Auch uns, die Liebenden, zerreiſſend ſcheiden?

(Er umſchlingt Thekla mit heftigem Schmerz).

Wallenſtein.

(hat den Blick ſchweigend auf ihn geheftet und nähert ſich jetzt)

Max! bleibe bey mir. — Geh' nicht von mir, Max!
Sieh, als man dich im Prag'ſchen Winterlager
Ins Zelt mir brachte, einen zarten Knaben,
Des deutſchen Winters ungewohnt, die Hand
War dir erſtarrt an der gewicht'gen Fahne,
Du wollteſt männlich ſie nicht laſſen, damals nahm ich
Dich auf, bedeckte dich mit meinem Mantel,
Ich ſelbſt war deine Wärterinn, nicht ſchämt' ich
Der kleinen Dienſte mich, ich pflegte deiner
Mit weiblich ſorgender Geſchäftigkeit,
Bis du von mir erwärmt, an meinem Herzen,
Das junge Leben wieder freudig fühlteſt.
Wann hab' ich ſeitdem meinen Sinn verändert?
Ich habe viele Tauſend reich gemacht,
Mit Ländereyen ſie beſchenkt, belohnt
Mit Ehrenſtellen — Dich hab' ich geliebt,
Mein Herz, mich ſelber hab' ich dir ergeben.
Sie alle waren Fremdlinge, du warſt
Das Kind des Hauſes — Max! du kannſt mich nicht verlaſſen!
Es kann nicht ſeyn, ich mag's und will's nicht glauben,
Daß mich der Max verlaſſen kann.

Max.

O Gott!

Wallenſtein.

Ich habe dich gehalten und getragen
Von Kindesbeinen an — Was that dein Vater
Für dich, das ich nicht reichlich auch gethan?
Ein Liebesnetz hab' ich um dich geſponnen,
Zerreiß es, wenn du kannſt — Du biſt an mich
Geknüpft mit jedem zarten Seelenbande,
Mit jeder heil'gen Feſſel der Natur,
Die Menſchen an einander ketten kann.
Geh' hin, verlaß mich, diene deinem Kaiſer,
Laß dich mit einem goldnen Gnadenkettlein
Mit ſeinem Widderfell dafür belohnen,
Daß dir der Freund, der Vater deiner Jugend,
Daß dir das heiligſte Gefühl nichts galt.

Max (in heftigem Kampf).

O Gott! Wie kann ich anders? Muß ich nicht?
Mein Eid — die Pflicht —

Wallenſtein.

Pflicht, gegen wen? Wer biſt du?
Wenn ich am Kaiſer unrecht handle, iſt's
Mein Unrecht, nicht das deinige. Gehörſt
Du dir? Biſt du dein eigener Gebieter,
Stehſt frey da in der Welt wie ich, daß du
Der Thäter deiner Thaten könnteſt ſeyn? —
Auf mich biſt du gepflanzt, ich bin dein Kaiſer,
Mir angehören, mir gehorchen, das

Iſt deine Ehre, dein Naturgeſetz.
Und wenn der Stern, auf dem du lebſt und wohnſt,
Aus ſeinem Gleiſe tritt, ſich brennend wirft
Auf eine nächſte Welt und ſie entzündet,
Du kannſt nicht wählen, ob du folgen willſt,
Fort reißt er dich in ſeines Schwunges Kraft,
Samt ſeinem Ring und allen ſeinen Monden.
Mit leichter Schuld geh'ſt du in dieſen Streit,
Dich wird die Welt nicht tadeln, ſie wird's loben,
Daß dir der Freund das meiſte hat gegolten.

Neunzehnter Auftritt.

Vorige. Neumann.

Wallenſtein.

Was giebts?

Neumann.

Die Pappenheimiſchen ſind abgeſeſſen
Und rücken an zu Fuß, ſie ſind entſchloſſen,
Den Degen in der Hand das Haus zu ſtürmen,
Den Grafen wollen ſie befreyn.

Wallenſtein (zu Terzky).

Man ſoll
Die Ketten vorziehn, das Geſchütz aufpflanzen.
Mit Kettenkugeln will ich ſie empfangen.
(Terzky geht)
Mir vorzuſchreiben mit dem Schwert! Geh Neumann,

Sie ſollen ſich zurückziehn, augenblicks,
Iſt mein Befehl, und in der Ordnung *ſchweigend* warten,
Was mir gefallen wird zu thun.
(Neumann geht ab. Illo iſt ans Fenſter getreten).

Gräfinn.

Entlaß ihn.
Ich bitte dich, entlaß ihn.

Illo (am Fenſter).

Tod und Teufel!

Wallenſtein.

Was iſt's?

Illo.

Auf's Rathhaus ſteigen ſie, das Dach
Wird abgedeckt, ſie richten die Kanonen
Aufs Haus —

Max.

Die Raſenden!

Illo.

Sie machen Anſtalt,
Uns zu beſchießen —

Herzoginn und Gräfinn.

Gott im Himmel!

Max (zu Wallenſtein).

Laß mich
Hinunter, ſie bedeuten —

Wallenſtein.

Keinen Schritt!

Max.

(auf Thekla und die Herzogin zeigend)

Ihr Leben aber! Deins!

Wallenſtein.

Was bringſt du, Terzky?

Zwanzigſter Auftritt.

Vorige. Terzky (kommt zurück).

Terzky.

Botſchaft von unſern treuen Regimentern.
Ihr Muth ſey länger nicht zu bändigen.
Sie flehen um Erlaubniß anzugreifen.
Vom Prager — und vom Mühlthor ſind ſie Herr,
Und wenn du nur die Loſung wollteſt geben,
So könnten ſie den Feind im Rücken faſſen,
Ihn in die Stadt einkeilen, in der Enge
Der Straßen leicht ihn überwältigen.

Illo.

O komm! Laß ihren Eifer nicht erkalten!
Die Butleriſchen halten treu zu uns,
Wir ſind die größre Zahl und werfen ſie,
Und enden hier in Pilſen die Empörung.

Wallenſtein.

Soll dieſe Stadt zum Schlachtgefilde werden,
Und brüderliche Zwietracht, feueraugig,
Durch ihre Straßen losgelaſſen toben?
Dem tauben Grimm, der keinen Führer hört,

Soll die Entſcheidung übereilet ſeyn?
Hier iſt nicht Raum zum Schlagen, nur zum Würgen.
Die losgebundnen Furien der Wuth
Ruft keines Herrſchers Stimme mehr zurück.
Wohl, es mag ſeyn! Ich hab' es lang bedacht,
So mag ſich's raſch und blutig denn entladen.
(zu Max gewendet)
Wie iſt's? Willſt du den Gang mit mir verſuchen?
Freyheit zu gehen haſt du. Stelle dich
Mir gegenüber. Führe ſie zum Kampf.
Den Krieg verſtehſt du, haſt bey mir etwas
Gelernt, ich darf des Gegners mich nicht ſchämen,
Und keinen ſchönern Tag erlebſt du, mir
Die Schule zu bezahlen.

Gräfinn.

Iſt es dahin
Gekommen? Vetter! Vetter! könnt ihr's tragen?

Max.

Die Regimenter, die mir anvertraut ſind,
Dem Kaiſer treu hinwegzuführen, hab' ich
Gelobt, dies will ich halten oder ſterben.
Mehr fodert keine Pflicht von mir. Ich fechte
Nicht gegen dich, wenn ich's vermeiden kann,
Denn auch dein feindlich Haupt iſt mir noch heilig.
(Es geſchehen zwey Schüſſe. Illo und Terzky eilen ans Fenſter)

Wallenſtein.

Was iſt das?

Terzky.

Er ſtürzt.

Wallenſtein.

Stürzt! Wer?

Illo.

Die Tiefenbacher thaten
Den Schuß.

Wallenſtein.

Auf wen?

Illo.

Auf dieſen Neumann, den
Du ſchickteſt —

Wallenſtein (auffahrend).

Tod und Teufel! So will ich —
(will gehen)

Terzky.

Dich ihrer blinden Wuth entgegen ſtellen?

Herzoginn und Gräfinn.

Um Gotteswillen nicht!

Illo.

Jetzt nicht, mein Feldherr.

Gräfinn.

O halt ihn! halt ihn!

Wallenſtein.

Laß mich!

Max.

Thu' es nicht,
Jetzt nicht. Die blutig raſche That hat ſie
In Wuth geſetzt, erwarte ihre Reue —

Wallenſtein.

Hinweg! Zu lange ſchon hab' ich gezaudert.
Das konnten ſie ſich freventlich erkühnen,
Weil ſie mein Angeſicht nicht ſahn — Sie ſollen
Mein Antlitz ſehen, meine Stimme hören —
Sind es nicht meine Truppen? Bin ich nicht
Ihr Feldherr und gefürchteter Gebieter?
Laß ſehn, ob ſie das Antlitz nicht mehr kennen,
Das ihre Sonne war in dunkler Schlacht.
Es braucht der Waffen nicht. Ich zeige mich
Vom Altan dem Rebellenheer und ſchnell
Bezähmt, gebt acht, kehrt der empörte Sinn
In's alte Bette des Gehorſams wieder.

(Er geht. Ihm folgen Illo, Terzky und Buttler).

Ein und zwanzigſter Auftritt.

Gräfinn. Herzoginn. Max und Thekla.

Gräfinn (zur Herzoginn).

Wenn ſie ihn ſehn — Es iſt noch Hoffnung, Schweſter.

Herzoginn.

Hoffnung! ich habe keine.

Max.

(der während des letzten Auftritts in einem ſichtbaren Kampf von ferne geſtanden, tritt näher)

Das ertrag' ich nicht.

Ich kam hieher mit feſt entſchiedner Seele,
Ich glaubte recht und tadellos zu thun,
Und muß hier ſtehen, wie ein Haſſenswerther,
Ein roh unmenſchlicher, vom Fluch belaſtet,
Vom Abſcheu aller, die mir theuer ſind,
Unwürdig ſchwer bedrängt die Lieben ſehn,
Die ich mit einem Wort beglücken kann —
Das Herz in mir empört ſich, es erheben
Zwey Stimmen ſtreitend ſich in meiner Bruſt,
In mir iſt Nacht, ich weiß das Rechte nicht zu wählen.
O wohl, wohl haſt du wahr geredet, Vater,
Zu viel vertraut' ich auf das eigne Herz,
Ich ſtehe wankend, weiß nicht was ich ſoll.

Gräfinn.

Sie wiſſens nicht? Ihr Herz ſagts Ihnen nicht?
So will ich's Ihnen ſagen!
Ihr Vater hat den ſchreyenden Verrath
An uns begangen, an des Fürſten Haupt
Gefrevelt, uns in Schmach geſtürzt, daraus
Ergiebt ſich klar, was Sie, ſein Sohn, thun ſollen,
Gutmachen, was der Schändliche verbrochen,
Ein Beyſpiel aufzuſtellen frommer Treu,
Daß nicht der Nahme Piccolomini
Ein Schandlied ſey, ein ew'ger Fluch im Haus
Der Wallenſteiner.

Max.

Wo iſt eine Stimme
Der Wahrheit, der ich folgen darf? Uns alle

Bewegt der Wunſch, die Leidenſchaft. Daß jetzt
Ein Engel mir vom Himmel niederſtiege,
Das Rechte mir, das Unverfälſchte, ſchöpfte
Am reinen Lichtquell, mit der reinen Hand!
(Indem ſeine Augen auf Thekla fallen)
Wie? Such' ich dieſen Engel noch? Erwart' ich
Noch einen andern?
(Er nähert ſich ihr, den Arm um ſie ſchlagend)
Hier, auf dieſes Herz
Das unfehlbare, heilig reine will
Ich's legen, deine Liebe will ich fragen,
Die nur den Glücklichen beglücken kann,
Vom unglückſelig Schuldigen ſich wendet.
Kannſt du mich dann noch lieben, wenn ich bleibe?
Erkläre, daß du's kannſt und ich bin euer.

Gräfinn (mit Bedeutung).

Bedenkt —

Max (unterbricht ſie).

Bedenke nichts. Sag wie du's fühlſt.

Gräfinn.

An euren Vater denkt —

Max (unterbricht ſie).

Nicht Friedlands Tochter.
Ich frage dich, dich, die Geliebte frag' ich!
Es gilt nicht eine Krone zu gewinnen,
Das möchteſt du mit klugem Geiſt bedenken.
Die Ruhe deines Freundes gilts, das Glück
Von einem Tauſend tapfrer Heldenherzen,

Die ſeine That zum Muſter nehmen werden.
Soll ich dem Kaiſer Eid und Pflicht abſchwören?
Soll ich ins Lager des Octavio
Die vatermörderiſche Kugel ſenden?
Denn wenn die Kugel los iſt aus dem Lauf,
Iſt ſie kein todtes Werkzeug mehr, ſie lebt,
Ein Geiſt fährt in ſie, die Erinnyen
Ergreifen ſie, des Frevels Rächerinnen,
Und führen tückiſch ſie den ärgſten Weg.

Thekla.

O Max —

Max (unterbricht ſie).

Nein, übereile dich auch nicht.
Ich kenne dich. Dem edlen Herzen könnte
Die ſchwerſte Pflicht die nächſte ſcheinen. Nicht
Das Große, nur das Menſchliche geſchehe.
Denk, was der Fürſt von je an mir gethan.
Denk auch, wie's ihm mein Vater hat vergolten.
O auch die ſchönen, freyen Regungen
Der Gaſtlichkeit, der frommen Freundestreue
Sind eine heilige Religion dem Herzen,
Schwer rächen ſie die Schauder der Natur
An dem Barbaren, der ſie gräßlich ſchändet.
Leg' alles, alles in die Wage, ſprich
Und laß dein Herz entſcheiden.

Thekla.

O das deine

Hat längſt entſchieden, folge deinem erſten
Gefühl —

Gräfinn.

Unglückliche!

Thekla.

Wie könnte das
Das Rechte ſeyn, was dieſes zarte Herz
Nicht gleich zuerſt ergriffen und gefunden?
Geh' und erfülle deine Pflicht. Ich würde
Dich immer lieben. Was du auch erwählt,
Du würdeſt edel ſtets und deiner würdig
Gehandelt haben — aber Reue ſoll
Nicht deiner Seele ſchönen Frieden ſtören.

Max.

So muß ich dich verlaſſen, von dir ſcheiden!

Thekla.

Wie du dir ſelbſt getreu bleibſt, biſt du's mir.
Uns trennt das Schickſal, unſre Herzen bleiben einig.
Ein blut'ger Haß entzweyt auf ew'ge Tage
Die Häuſer Friedland, Piccolomini.
Doch wir gehören nicht zu unſerm Hauſe.
— Fort! Eile! Eile! deine gute Sache
Von unſrer unglückſeligen zu trennen.
Auf unſerm Haupte liegt der Fluch des Himmels,
Es iſt dem Untergang geweiht. Auch mich
Wird meines Vaters Schuld mit ins Verderben

Hinabziehn. Traure nicht um mich, mein Schickſal
Wird bald entſchieden ſeyn.

(Max faßt ſie in die Arme, heftig bewegt. Man hört hinter der Scene ein lautes, wildes, langverhallendes Geſchrey: Vivat Ferdinandus, von kriegeriſchen Inſtrumenten begleitet. Max und Thekla halten einander unbeweglich in den Armen)

Zwey und zwanzigſter Auftritt.

Vorige. Terzky.

Gräfinn (ihm entgegen).

Was war das? Was bedeutete das Rufen?

Terzky.

Es iſt vorbey und alles iſt verloren.

Gräfinn.

Wie, und ſie gaben nichts auf ſeinen Anblick?

Terzky.

Nichts. Alles war umſonſt.

Herzoginn.

Sie riefen Vivat.

Terzky.

Dem Kaiſer.

Gräfinn.

O die Pflichtvergeſſenen!

Terzky.

Man ließ ihn nicht einmal zum Worte kommen.
Als er zu reden anfieng, fielen ſie

Mit kriegeriſchem Spiel betäubend ein.
— Hier kommt er.

Drey und zwanzigſter Auftritt.

Vorige. Wallenſtein begleitet von Illo und Buttler. Darauf Küraſſiere.

Wallenſtein (im Kommen).

Terzky!

Terzky.

Mein Fürſt!

Wallenſtein.

Laß unſre Regimenter
Sich fertig halten, heut noch aufzubrechen,
Denn wir verlaſſen Pilſen noch vor Abend.

(Terzky geht ab)

Buttler —

Buttler.

Mein General?

Wallenſtein.

Der Kommandant zu Eger
Iſt euer Freund und Landsmann. Schreibt ihm gleich
Durch einen Eilenden, er ſoll bereit ſeyn,
Uns morgen in die Veſtung einzunehmen —
Ihr folgt uns ſelbſt mit eurem Regiment.

Buttler.

Es ſoll geſchehn, mein Feldherr.

Wallenſtein.

(tritt zwiſchen Max und Thekla, welche ſich während dieſer Zeit feſt umſchlungen gehalten)

Scheidet!

Max.

Gott!

(Küraſſiere mit gezogenem Gewehr treten in den Saal und ſammeln ſich im Hintergrunde. Zugleich hört man unten einige muthige Paſſagen aus dem Pappenheimer Marſch, welche dem Max zu rufen ſcheinen)

Wallenſtein (zu den Küraſſieren).

Hier iſt er. Er iſt frey. Ich halt ihn nicht mehr

(Er ſteht abgewendet und ſo, daß Max ihm nicht beykommen, noch ſich dem Fräulein nähern kann).

Max.

Du haſſeſt mich, treibſt mich im Zorn von dir.
Zerreiſſen ſoll das Band der alten Liebe,
Nicht ſanft ſich löſen und du willſt den Riß,
Den ſchmerzlichen, mir ſchmerzlicher noch machen!
Du weißt, ich habe ohne dich zu leben
Noch nicht gelernt — in eine Wüſte geh' ich
Hinaus, und alles was mir werth iſt, alles
Bleibt hier zurück — O wende deine Augen
Nicht von mir weg! Noch einmal zeige mir
Dein ewig theures und verehrtes Antlitz.
Verſtoß mich nicht —

(Er will ſeine Hand faſſen. Wallenſtein zieht ſie zurück. Er wendet ſich an die Gräfinn)

Iſt hier kein andres Auge,
Das Mitleid für mich hätte — Baaſe Terzky —
(Sie wendet ſich von ihm; er kehrt ſich zur Herzoginn)
Ehrwürd'ge Mutter —

Herzoginn.

Gehn Sie Graf, wohin
Die Pflicht Sie ruft — So können Sie uns einſt
Ein treuer Freund, ein guter Engel werden
Am Thron des Kaiſers.

Max.

Hoffnung geben Sie mir,
Sie wollen mich nicht ganz verzweifeln laſſen.
O täuſchen Sie mich nicht mit leerem Blendwerk,
Mein Unglück iſt gewiß, und, Dank dem Himmel!
Der mir ein Mittel eingiebt, es zu enden.
(Die Kriegsmuſik beginnt wieder. Der Saal füllt ſich mehr und mehr mit Bewaffneten an. Er ſieht Buttlern daſtehn)
Ihr auch hier, Oberſt Buttler — Und ihr wollt mir
Nicht folgen? — Wohl! Bleibt eurem neuen Herrn
Getreuer als dem alten. Kommt! Verſprecht mir,
Die Hand gebt mir darauf, daß ihr ſein Leben
Beſchützen, unverletzlich wollt bewahren.
(Buttler verweigert ſeine Hand)
Des Kaiſers Acht hängt über ihm, und giebt
Sein fürſtlich Haupt jedwedem Mordknecht preiß,
Der ſich den Lohn der Blutthat will verdienen;
Jetzt thät ihm eines Freundes fromme Sorge,

Der Liebe treues Auge noch — und die
Ich ſcheidend um ihn ſeh' —

(Zweydeutige Blicke auf Illo und Buttler richtend).

Illo.

Sucht die Verräther
In eures Vaters, in des Gallas Lager.
Hier iſt nur Einer noch. Geht und befreyt uns
Von ſeinem haſſenswürd'gen Anblick. Geht.

(Max verſucht es noch einmal, ſich der Thekla zu nähern. Wallenſtein verhindert es. Er ſteht unſchlüſſig, ſchmerzvoll; indeß füllt ſich der Saal immer mehr und mehr und die Hörner ertönen unten immer auffodernder und in immer kürzeren Pauſen).

Max.

Blaſ't! Blaſ't! — O wären es die ſchwed'ſchen Hörner,
Und gings von hier gerad' ins Feld des Todes,
Und alle Schwerter, alle, die ich hier
Entblößt muß ſehn, durchdrängen meinen Buſen!
Was wollt ihr? Kommt ihr, mich von hier hinweg
Zu reißen — o treibt mich nicht zur Verzweiflung!
Thut's nicht! Ihr könntet es bereuen!

(Der Saal iſt ganz mit Bewaffneten erfüllt)

Noch mehr — Es hängt Gewicht ſich an Gewicht
Und ihre Maſſe zieht mich ſchwer hinab. —
Bedenket was ihr thut. Es iſt nicht wohlgethan,
Zum Führer den Verzweifelnden zu wählen.
Ihr reißt mich weg von meinem Glück, wohlan
Der Rachegöttinn weih' ich eure Seelen!

Ihr habt gewählt zum eigenen Verderben,
Wer mit mir geht, der ſey bereit zu ſterben!

(Indem er ſich nach dem Hintergrund wendet, entſteht eine raſche Bewegung unter den Küraſſiren, ſie umgeben und begleiten ihn in wildem Tumult. Wallenſtein bleibt unbeweglich, Thekla ſinkt in ihrer Mutter Arme. Der Vorhang fällt).

Vierter Aufzug.

(In des Bürgermeiſters Hauſe zu Eger).

Erſter Auftritt.

Buttler (der eben anlangt).

Er iſt herein. Ihn führte ſein Verhängniß.
Der Rechen iſt gefallen hinter ihm,
Und wie die Brücke, die ihn trug, beweglich
Sich niederließ und ſchwebend wieder hob,
Iſt jeder Rettungsweg ihm abgeſchnitten.
Bis hieher Friedland und nicht weiter! ſagt
Die Schickſalsgöttinn. Aus der böhmiſchen Erde
Erhub ſich dein bewundert Meteor,
Weit durch den Himmel einen Glanzweg ziehend,
Und hier an Böhmens Grenze muß es ſinken!
— Du haſt die alten Fahnen abgeſchworen,
Verblendeter, und trauſt dem alten Glück!
Den Krieg zu tragen in des Kaiſers Länder,
Den heil'gen Heerd der Laren umzuſtürzen,
Bewaffneſt du die frevelhafte Hand.

Nimm dich in Acht! dich treibt der böſe Geiſt
Der Rache — daß dich Rache nicht verderbe!

Zweyter Auftritt.

Buttler und Gordon.

Gordon.

Seyd ihr's? O wie verlangt mich, euch zu hören.
Der Herzog ein Verräther! O mein Gott!
Und flüchtig! Und ſein fürſtlich Haupt geächtet!
Ich bitt' euch, General, ſagt mir ausführlich,
Wie alles dies zu Pilſen ſich begeben?

Buttler.

Ihr habt den Brief erhalten, den ich euch
Durch einen Eilenden vorausgeſendet?

Gordon.

Und habe treu gethan, wie ihr mich hießt,
Die Veſtung unbedenklich ihm geöffnet,
Denn mir befiehlt ein kaiſerlicher Brief,
Nach eurer Ordre blindlings mich zu fügen.
Jedoch verzeiht! als ich den Fürſten ſelbſt
Nun ſah, da fing ich wieder an zu zweifeln.
Denn wahrlich! nicht als ein Geächteter
Trat Herzog Friedland ein in dieſe Stadt.
Von ſeiner Stirne leuchtete wie ſonſt
Des Herrſchers Majeſtät, Gehorſam fodernd,
Und ruhig, wie in Tagen guter Ordnung,

Nahm er des Amtes Rechenſchaft mir ab.
Leutſelig macht das Mißgeſchick, die Schuld,
Und ſchmeichelnd zum geringern Manne pflegt
Gefallner Stolz herunter ſich zu beugen;
Doch ſparſam und mit Würde wog der Fürſt
Mir jedes Wort des Beyfalls, wie der Herr
Den Diener lobt, der ſeine Pflicht gethan.

Buttler.

Wie ich euch ſchrieb, ſo iſt's genau geſchehn.
Es hat der Fürſt dem Feinde die Armee
Verkauft, ihm Prag und Eger öffnen wollen.
Verlaſſen haben ihn auf dies Gerücht
Die Regimenter alle bis auf fünfe,
Die Terzkyſchen, die ihm hieher gefolgt.
Die Acht iſt ausgeſprochen über ihn,
Und ihn zu liefern, lebend oder todt,
Iſt jeder treue Diener aufgefodert.

Gordon.

Verräther an dem Kaiſer — ſolch ein Herr!
So hochbegabt! O was iſt Menſchengröße!
Ich ſagt' es oft: das kann nicht glücklich enden,
Zum Fallſtrick ward ihm ſeine Größ' und Macht
Und dieſe dunkelſchwankende Gewalt.
Denn um ſich greift der Menſch, nicht darf man ihn
Der eignen Mäßigung vertraun. Ihn hält
In Schranken nur das deutliche Geſetz,
Und der Gebräuche tiefgetretne Spur.
Doch unnatürlich war und neuer Art

Die Kriegsgewalt in dieſes Mannes Händen;
Dem Kaiſer ſelber ſtellte ſie ihn gleich.
Der ſtolze Geiſt verlernte ſich zu beugen.
O ſchad' um ſolchen Mann! denn keiner möchte
Da feſte ſtehen, meyn' ich, wo er fiel.

Buttler.

Spart eure Klagen, bis er Mitleid braucht,
Denn jetzt noch iſt der Mächtige zu fürchten.
Die Schweden ſind im Anmarſch gegen Eger,
Und ſchnell, wenn wir's nicht raſch entſchloſſen hindern
Wird die Vereinigung geſchehn. Das darf nicht ſeyn!
Es darf der Fürſt nicht freyen Fußes mehr
Aus dieſem Platz, denn Ehr' und Leben hab' ich
Verpfändet, ihn gefangen hier zu nehmen,
Und euer Beyſtand iſt's, auf den ich rechne.

Gordon.

O hätt' ich nimmer dieſen Tag geſehn!
Aus ſeiner Hand empfing ich dieſe Würde,
Er ſelber hat dies Schloß mir anvertraut,
Das ich in ſeinen Kerker ſoll verwandeln.
Wir Subalternen haben keinen Willen,
Der freye Mann, der mächtige allein
Gehorcht dem ſchönen menſchlichen Gefühl.
Wir aber ſind nur Schergen des Geſetzes,
Des Grauſamen, Gehorſam heißt die Tugend,
Um die der Niedre ſich bewerben darf.

Buttler.

Laßt euch das enggebundene Vermögen

Nicht leid thun. Wo viel Freyheit, iſt viel Irrthum,
Doch ſicher iſt der ſchmale Weg der Pflicht.

Gordon.

So hat ihn alles denn verlaſſen, ſagt ihr?
Er hat das Glück von Tauſenden gegründet,
Denn königlich war ſein Gemüth und ſtets
Zum Geben war die volle Hand geöffnet —
(mit einem Seitenblick auf Buttlern)
Vom Staube hat er manchen aufgeleſen,
Zu hoher Ehr' und Würden ihn erhöht,
Und hat ſich keinen Freund damit, nicht Einen
Erkauft, der in der Noth ihm Farbe hielt!

Buttler.

Hier lebt ihm einer, den er kaum gehofft.

Gordon.

Ich hab' mich keiner Gunſt von ihm erfreut.
Faſt zweifl' ich, ob er je in ſeiner Größe
Sich eines Jugendfreunds erinnert hat —
Denn fern von ihm hielt mich der Dienſt, ſein Auge
Verlor mich in den Mauren dieſer Burg,
Wo ich, von ſeiner Gnade nicht erreicht,
Das freye Herz im Stillen mir bewahrte.
Denn als er mich in dieſes Schloß geſetzt,
War's ihm noch Ernſt um ſeine Pflicht, nicht ſein
Vertrauen täuſch ich, wenn ich treu bewahre,
Was meiner Treue übergeben ward.

Buttler.

So ſagt, wollt ihr die Acht an ihm vollziehn,
Mir eure Hülfe leih'n, ihn zu verhaften?

Gordon.

(Nach einem nachdenklichen Stillſchweigen, kummervoll)

Iſt es an dem — verhält ſich's, wie ihr ſprecht —
Hat er den Kaiſer ſeinen Herrn verrathen,
Das Heer verkauft, die Feſtungen des Landes
Dem Reichsfeind öffnen wollen — Ja, dann iſt
Nicht Rettung mehr für ihn — Doch es iſt hart,
Daß unter allen eben mich das Loos
Zum Werkzeug ſeines Sturzes muß erwählen.
Denn Pagen waren wir am Hof zu Burgau
Zu gleicher Zeit, ich aber war der ältere.

Buttler.

Ich weiß davon.

Gordon.

Wohl dreißig Jahre ſind's. Da ſtrebte ſchon
Der kühne Muth im zwanzigjähr'gen Jüngling.
Ernſt über ſeine Jahre war ſein Sinn,
Auf große Dinge männlich nur gerichtet,
Durch unſre Mitte ging er ſtillen Geiſts,
Sich ſelber die Geſellſchaft, nicht die Luſt,
Die kindiſche, der Knaben zog ihn an,
Doch oft ergriff's ihn plötzlich wunderſam,
Und der geheimnißvollen Bruſt entfuhr,
Sinnvoll, und leuchtend, ein Gedankenſtrahl,

Daß wir uns ſtaunend anſahn, nicht recht wiſſend,
Ob Wahnſinn, ob ein Gott aus ihm geſprochen.

Buttler.

Dort war's, wo er zwey Stock hoch niederſtürzte,
Als er im Fenſterbogen eingeſchlummert,
Und unbeſchädigt ſtand er wieder auf.
Von dieſem Tag an, ſagt man, ließen ſich
Anwandlungen des Wahnſinns bey ihm ſpühren.

Gordon.

Tiefſinn'ger wurd' er, das iſt wahr, er wurde
Katoliſch. Wunderbar hatt' ihn das Wunder
Der Rettung umgekehrt. Er hielt ſich nun
Für ein begünſtigt und befreytes Weſen,
Und keck wie einer, der nicht ſtraucheln kann,
Lief er auf ſchwankem Seil des Lebens hin.
Nachher führt' uns das Schickſal auseinander,
Weit, weit, er ging der Größe kühnen Weg.
Mit ſchnellem Schritt, ich ſah ihn ſchwindelnd gehn,
Ward Graf und Fürſt und Herzog und Dictator,
Und jetzt iſt alles ihm zu klein, er ſtreckt
Die Hände nach der Königskrone aus,
Und ſtürzt in unermeßliches Verderben!

Buttler.

Brecht ab. Er kommt.

Dritter Auftritt.

Wallenſtein im Geſpräch mit dem Bürgermeiſter von Eger. Die Vorigen.

Wallenſtein.

Ihr war't ſonſt eine freye Stadt? Ich ſeh',
Ihr führt den halben Adler in dem Wappen.
Warum den halben nur?

Bürgermeiſter.

Wir waren reichsfrey,
Doch ſeit zweyhundert Jahren iſt die Stadt
Der böhm'ſchen Kron' verpfändet. Daher rührt's,
Daß wir nur noch den halben Adler führen.
Der untre Theil iſt cancellirt, bis etwa
Das Reich uns wieder einlöſt.

Wallenſtein.

Ihr verdientet
Die Freyheit. Haltet euch nur brav. Gebt keinem
Aufwieglervolk Gehör. Wie hoch ſeyd ihr
Beſteuert?

Bürgermeiſter (zuckt die Achſeln).

Daß wir's kaum erſchwingen können.
Die Garniſon lebt auch auf unſre Koſten.

Wallenſtein.

Ihr ſollt erleichtert werden. Sagt mir an,
Es ſind noch Proteſtanten in der Stadt?

(Bürgermeiſter ſtutzt)

Ja, ja. Ich weiß es. Es verbergen ſich noch viele
In dieſen Mauren — ja! geſteht's nur frey —
Ihr ſelbſt — Nicht wahr?

(fixirt ihn mit den Augen. Bürgermeiſter erſchrickt)

Seyd ohne Furcht ich haſſe
Die Jeſuiten — Läg's an mir, ſie wären längſt
Aus Reiches Grenzen — Meßbuch oder Bibel!
Mir iſts all eins — Ich hab's der Welt bewieſen —
In Glogau hab' ich ſelber eine Kirch
Den Evangeliſchen erbauen laſſen.
— Hört, Bürgermeiſter — wie iſt euer Nahme?

Bürgermeiſter.

Pachhälbel, mein erlauchter Fürſt.

Wallenſtein.

Hört — aber ſagt's nicht weiter, was ich euch
Jetzt im Vertraun eröffne.

(Ihm die Hand auf die Achſel legend, mit einer gewiſſen Feyerlichkeit)

Die Erfüllung
Der Zeiten iſt gekommen, Bürgermeiſter,
Die Hohen werden fallen und die Niedrigen
Erheben ſich — Behaltet's aber bey Euch!
Die ſpaniſche Doppelherrſchaft neiget ſich
Zu ihrem Ende, eine neue Ordnung
Der Dinge führt ſich ein — Ihr ſaht doch jüngſt
Am Himmel die drey Monde?

Bürgermeiſter.

Mit Entſetzen.

Wallenſtein.

Davon ſich zwey in blut'ge Dolchgeſtalt
Verzogen und verwandelten. Nur einer,
Der mittlere, blieb ſtehn in ſeiner Klarheit.

Bürgermeiſter.

Wir zogens auf den Türken.

Wallenſtein.

Türken! Was?
Zwey Reiche werden blutig untergehen,
Im Oſten und im Weſten, ſag' ich euch,
Und nur der lutheriſche Glaub' wird bleiben.
(Er bemerkt die zwey andern)
Ein ſtarkes Schießen war ja dieſen Abend
Zur linken Hand, als wir den Weg hieher
Gemacht. Vernahm man's auch hier in der Veſtung?

Gordon.

Wohl hörten wir's, mein General. Es brachte
Der Wind den Schall gerad von Süden her.

Buttler.

Von Neuſtadt oder Weiden ſchien's zu kommen.

Wallenſtein.

Das iſt der Weg, auf dem die Schweden nahn.
Wie ſtark iſt die Beſatzung?

Gordon.

Hundert achtzig
Dienſtfähige Mann, der Reſt ſind Invaliden.

Wallenſtein.

Und wieviel ſtehn im Jochimsthal?

Gordon.

Zweyhundert
Arkebuſierer hab' ich hingeſchickt,
Den Poſten zu verſtärken gegen die Schweden.

Wallenſtein.

Ich lobe eure Vorſicht. An den Werken
Wird auch gebaut. Ich ſah's bey der Hereinfahrt.

Gordon.

Weil uns der Rheingraf jetzt ſo nah bedrängt,
Ließ ich noch zwey Paſteyen ſchnell errichten.

Wallenſtein.

Ihr ſeyd genau in eures Kaiſers Dienſt.
Ich bin mit euch zufrieden, Oberſtlieutenant.

(zu Buttlern)

Der Poſten in dem Jochimsthal ſoll abziehn,
Sammt allen, die dem Feind entgegen ſtehn.

(zu Gordon)

In euren treuen Händen, Kommandant,
Laß ich mein Weib, mein Kind und meine Schweſter.
Denn hier iſt meines Bleibens nicht, nur Briefe
Erwart' ich, mit dem früheſten die Veſtung
Sammt allen Regimentern zu verlaſſen.

Vierter Auftritt.

Vorige. Terzky.

Terzky.

Willkommne Botſchaft! Frohe Zeitungen!

Wallenſtein.

Was bringſt du?

Terzky.

Eine Schlacht iſt vorgefallen
Bey Neuſtadt und die Schweden blieben Sieger.

Wallenſtein.

Was ſagſt du? Woher kommt dir dieſe Nachricht?

Terzky.

Ein Landmann bracht' es mit von Tirſchenreit,
Nach Sonnenuntergang hab's angefangen,
Ein kaiſerlicher Trupp von Tachau her
Sey eingebrochen in das ſchwed'ſche Lager,
Zwey Stunden hab' das Schieſſen angehalten,
Und tauſend Kaiſerliche ſey'n geblieben,
Ihr Oberſt mit, mehr wußt' er nicht zu ſagen.

Wallenſtein.

Wie käme kaiſerliches Volk nach Neuſtadt?
Der Altringer, er müßte Flügel haben,
Stand geſtern vierzehn Meilen noch von da,
Des Gallas Völker ſammeln ſich zu Frau'nberg
Und ſind noch nicht beyſammen. Hätte ſich
Der Suys etwa ſo weit vorgewagt?
Es kann nicht ſeyn.

(Illo erſcheint)

Terzky.

Wir werden's alsbald hören,
Denn hier kommt Illo, fröhlich und voll Eile.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Illo.

Illo (zu Wallenſtein).
Ein Reitender iſt da und will dich ſprechen.

Terzky.
Hat's mit dem Siege ſich beſtätigt? Sprich!

Wallenſtein.
Was bringt er? Woher kommt er?

Illo.
Von dem Rheingraf,
Und was er bringt, will ich voraus dir melden.
Die Schweden ſtehn fünf Meilen nur von hier,
Bey Neuſtadt hab' der Piccolomini
Sich mit der Reiterey auf ſie geworfen,
Ein fürchterliches Morden ſey geſchehn,
Doch endlich hab' die Menge überwältigt,
Die Pappenheimer alle, auch der Max,
Der ſie geführt — ſey'n auf dem Platz geblieben.

Wallenſtein.
Wo iſt der Bote? Bringt mich zu ihm.

(Will abgehen. Indem ſtürzt Fräulein Neubrunn ins Zimmer, ihr folgen einige Bediente, die durch den Saal rennen).

Neubrunn.
Hilfe! Hilfe!

Illo und Terzky.
Was giebts?

Neubrunn.

Das Fräulein!

Wallenſtein und Terzky.

Weiß ſie's?

Neubrunn.

Sie will ſterben.

(eilt fort)

(Wallenſtein mit Terzky und Illo ihr nach)

Sechster Auftritt.

Buttler und Gordon.

Gordon (erſtaunt).

Erklärt mir. Was bedeutete der Auftritt?

Buttler.

Sie hat den Mann verloren, den ſie liebte,
Der Piccolomini war's, der umgekommen.

Gordon.

Unglücklich Fräulein!

Buttler.

Ihr habt gehört, was dieſer Illo brachte,
Daß ſich die Schweden ſiegend nahn.

Gordon.

Wohl hört' ichs.

Buttler.

Zwölf Regimenter ſind ſie ſtark, und fünf
Stehn in der Näh, den Herzog zu beſchützen.

Wir haben nur mein einzig Regiment,
Und nicht zweyhundert ſtark iſt die Beſatzung.

Gordon.

So iſt's.

Buttler.

Nicht möglich iſt's, mit ſo geringer Mannſchaft
Solch einen Staatsgefangnen zu bewahren.

Gordon.

Das ſeh' ich ein.

Buttler.

Die Menge hätte bald das kleine Häuflein
Entwaffnet, ihn befreyt.

Gordon.

Das iſt zu fürchten.

Buttler (nach einer Pauſe).

Wißt! ich bin Bürge worden für den Ausgang,
Mit meinem Haupt haft ich für das ſeine.
Wort muß ich halten, führ's wohin es will,
Und iſt der Lebende nicht zu bewahren,
So iſt — der Todte uns gewiß.

Gordon.

Verſteh ich Euch? Gerechter Gott! Ihr könntet —

Buttler.

Er darf nicht leben.

Gordon.

Ihr vermöchtet's?

Buttler.

Ihr oder ich. Er ſah den letzten Morgen.

Gordon.

Ermorden wollt ihr ihn?

Buttler.

Das iſt mein Vorſatz.

Gordon.

Der eurer Treu vertraut!

Buttler.

Sein böſes Schickſal!

Gordon.

Des Feldherrn heilige Perſon!

Buttler.

Das war er!

Gordon.

O was er war, löſcht kein Verbrechen aus!
Ohn Urthel?

Buttler.

Die Vollſtreckung iſt ſtatt Urthels.

Gordon.

Das wäre Mord und nicht Gerechtigkeit,
Denn hören muß ſie auch den Schuldigſten.

Buttler.

Klar iſt die Schuld, der Kaiſer hat gerichtet,
Und ſeinen Willen nur vollſtrecken wir.

Gordon.

Den blut'gen Spruch muß man nicht raſch vollziehn,
Ein Wort nimmt ſich, ein Leben nie zurück.

Buttler.

Der hurt'ge Dienſt gefällt den Königen.

Gordon.

Zu Henkers Dienſt drängt ſich kein edler Mann.

Buttler.

Kein muthiger erbleicht vor kühner That.

Gordon.

Das Leben wagt der Muth, nicht das Gewiſſen.

Buttler.

Was? Soll er frey ausgehn, des Krieges Flamme,
Die unauslöſchliche, aufs neu entzünden?

Gordon.

Nehmt ihn gefangen, tödtet ihn nur nicht,
Greift blutig nicht dem Gnadenengel vor.

Buttler.

Wär' die Armee des Kaiſers nicht geſchlagen,
Möcht' ich lebendig ihn erhalten haben.

Gordon.

O warum ſchloß ich ihm die Veſtung auf!

Buttler.

Der Ort nicht, ſein Verhängniß tödtet ihn.

Gordon.

Auf dieſen Wällen wär' ich ritterlich,
Des Kaiſers Schloß vertheidigend, geſunken.

Buttler.

Und tauſend brave Männer kämen um!

Gordon.

In ihrer Pflicht — Das ſchmückt und ehrt den Mann;
Doch ſchwarzen Mord verfluchte die Natur.

Buttler (eine Schrift hervorlangend).

Hier iſt das Manifeſt, das uns befiehlt,
Uns ſeiner zu bemächtigen. Es iſt an euch
Gerichtet, wie an mich. Wollt ihr die Folgen tragen,
Wenn er zum Feind entrinnt durch unſre Schuld?

Gordon.

Ich, der Ohnmächtige, o Gott!

Buttler.

Nehmt ihr's auf euch. Steht für die Folgen ein!
Mag werden draus was will! Ich leg's auf euch.

Gordon.

O Gott im Himmel!

Buttler.

Wißt ihr andern Rath,
Des Kaiſers Meynung zu vollziehen? Sprecht!
Denn ſtürzen, nicht vernichten will ich ihn.

Gordon.

O Gott! Was ſeyn muß ſeh' ich klar wie ihr,
Doch anders ſchlägt das Herz in meiner Bruſt.

Buttler.

Auch dieſer Illo, dieſer Terzky dürfen
Nicht leben, wenn der Herzog fällt.

Gordon.

O nicht um dieſe thut mirs Leid. Sie trieb
Ihr ſchlechtes Herz, nicht die Gewalt der Sterne.
Sie waren's, die in ſeine ruh'ge Bruſt
Den Saamen böſer Leidenſchaft geſtreut,
Die mit fluchwürdiger Geſchäftigkeit

Die Unglücksfrucht in ihm genährt — Mag ſie
Des böſen Dienſtes böſer Lohn ereilen!

Buttler.

Auch ſollen ſie im Tod ihm gleich voran.
Verabredt iſt ſchon alles. Dieſen Abend
Bey eines Gaſtmahls Freuden wollten wir
Sie lebend greifen, und im Schloß bewahren.
Viel kürzer iſt es ſo. Ich geh' ſogleich,
Die nöthigen Befehle zu ertheilen.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Illo und Terzky.

Terzky.

Nun ſoll's bald anders werden! Morgen ziehn
Die Schweden ein, zwölftauſend tapfre Krieger.
Dann grad auf Wien. He! Luſtig Alter! Kein
So herb Geſicht zu ſolcher Freudenbotſchaft.

Illo.

Jetzt iſt's an uns, Geſetze vorzuſchreiben,
Und Rach' zu nehmen an den ſchlechten Menſchen,
Den ſchändlichen, die uns verlaſſen. Einer
Hat's ſchon gebüßt, der Piccolomini.
Gings allen ſo, die's übel mit uns meynen!
Wie ſchwer trift dieſer Schlag das alte Haupt!
Der hat ſein ganzes Lebenlang ſich ab-
Gequält, ſein altes Grafenhaus zu fürſten,
Und jetzt begräbt er ſeinen einz'gen Sohn!

Buttler.

Schad iſt's doch um den heldenmüth'gen Jüngling.
Dem Herzog ſelbſt gings nah, man ſah es wohl.

Illo.

Hört alter Freund! Das iſt es, was mir nie
Am Herrn gefiel, es war mein ew'ger Zank!
Er hat die Welſchen immer vorgezogen.
Auch jetzo noch, ich ſchwör's bey meiner Seele,
Säh' er uns alle lieber zehnmal todt,
Könnt' er den Freund damit ins Leben rufen.

Terzky.

Still! Still! Nicht weiter! Laß die Todten ruh'n!
Heut gilt es, wer den andern niedertrinkt,
Denn euer Regiment will uns bewirthen.
Wir wollen eine luſt'ge Faſtnacht halten,
Die Nacht ſey einmal Tag, bey allen Gläſern
Erwarten wir die ſchwed'ſche Avantgarde.

Illo.

Ja, laßt uns heut noch guter Dinge ſeyn,
Denn heiße Tage ſtehen uns bevor,
Nicht ruh'n ſoll dieſer Degen, bis er ſich
In Oeſterreich'ſchem Blute ſatt gebadet.

Gordon.

Pfui, welche Red' iſt das Herr Feldmarſchall,
Warum ſo wüthen gegen euren Kaiſer —.

Buttler.

Hofft nicht zu viel von dieſem erſten Sieg.

Bedenkt, wie ſchnell des Glückes Rad ſich dreht,
Denn immer noch ſehr mächtig iſt der Kaiſer.

Illo.

Der Kaiſer hat Soldaten, keinen Feldherrn,
Denn dieſer König Ferdinand von Ungarn
Verſteht den Krieg nicht — Gallas? Hat kein Glück,
Und war von jeher nur ein Heerverderber.
Und dieſe Schlange, der Octavio,
Kann in die Ferſen heimlich wohl verwunden,
Doch nicht in offner Schlacht dem Friedland ſtehn.

Terzky.

Nicht fehlen kanns uns, glaubt mir's nur. Das Glück
Verläßt den Herzog nicht, bekannt iſt's ja,
Nur unterm Wallenſtein kann Oeſtreich ſiegen.

Illo.

Der Fürſt wird eheſtens ein großes Heer
Beyſammen haben, alles drängt ſich, ſtrömt
Herbey zum alten Ruhme ſeiner Fahnen.
Die alten Tage ſeh' ich wiederkehren,
Der Große wird er wieder, der er war,
Wie werden ſich die Thoren dann ins Aug'
Geſchlagen haben, die ihn jetzt verließen!
Denn Länder ſchenken wird er ſeinen Freunden
Und treue Dienſte kaiſerlich belohnen.
Wir aber ſind in ſeiner Gunſt die nächſten.

(zu Gordon)

Auch eurer wird er dann gedenken, wird euch

Aus dieſem Neſte ziehen, eure Treu
In einem höhern Poſten glänzen laſſen.

Gordon.

Ich bin vergnügt, verlange höher nicht
Hinauf; wo große Höh, iſt große Tiefe.

Illo.

Ihr habt hier weiter nichts mehr zu beſtellen,
Denn morgen ziehn die Schweden in die Veſtung.
Kommt Terzky. Es wird Zeit zum Abendeſſen.
Was meynt Ihr? Laſſen wir die Stadt erleuchten,
Dem Schwediſchen zur Ehr', und wer's nicht thut,
Der iſt ein Spaniſcher und ein Verräther.

Terzky.

Laßt das. Es wird dem Herzog nicht gefallen.

Illo.

Was! Wir ſind Meiſter hier, und keiner ſoll ſich
Für kaiſerlich bekennen, wo wir herrſchen.
— Gut' Nacht, Gordon. Laßt euch zum letztenmal
Den Platz empfohlen ſeyn, ſchickt Runden aus,
Zur Sicherheit kann man das Wort noch ändern.
Schlag Zehn bringt ihr dem Herzog ſelbſt die Schlüſſel,
Dann ſeyd ihr eures Schließeramtes quitt,
Denn morgen ziehn die Schweden in die Veſtung.

Terzky (im Abgehn zu Buttler).

Ihr kommt doch auch aufs Schloß?

Buttler.

Zu rechter Zeit.

(Jene gehen ab).

Achter Auftritt.

Buttler und Gordon.

Gordon (ihnen nachſehend).

Die Unglückſeligen! Wie ahnungslos
Sie in das ausgeſpannte Mordnetz ſtürzen,
In ihrer blinden Siegestrunkenheit! —
Ich kann ſie nicht beklagen. Dieſer Illo,
Der übermüthig freche Böſewicht,
Der ſich in ſeines Kaiſers Blut will baden!

Buttler.

Thut wie er euch befohlen. Schickt Patrouillen
Herum, ſorgt für die Sicherheit der Veſtung;
Sind jene oben, ſchließ ich gleich die Burg,
Daß in der Stadt nichts von der That verlaute!

Gordon (ängſtlich).

O eilt nicht ſo! Erſt ſagt mir —

Buttler.

Ihr vernahmt's,
Der nächſte Morgen ſchon gehört den Schweden.
Die Nacht nur iſt noch unſer, ſie ſind ſchnell,
Noch ſchneller wollen *wir* ſeyn — Lebet wohl.

Gordon.

Ach eure Blicke ſagen mir nichts Gutes.
Verſprechet mir —

Buttler.

Der Sonne Licht iſt unter,

Herab ſteigt ein verhängnißvoller Abend —
Sie macht ihr Dunkel ſicher. Wehrlos giebt ſie
Ihr böſer Stern in unſre Hand, und mitten
In ihrem trunknen Glückeswahne ſoll
Der ſcharfe Stahl ihr Leben raſch zerſchneiden.
Ein großer Rechenkünſtler war der Fürſt
Von jeher, alles wußt' er zu berechnen,
Die Menſchen wußt' er, gleich des Bretſpiels Steinen,
Nach ſeinem Zweck zu ſetzen und zu ſchieben,
Nicht Anſtand nahm er, andrer Ehr und Würde
Und guten Ruf zu würfeln und zu ſpielen.
Gerechnet hat er fort und fort und endlich
Wird doch der Kalkul irrig ſeyn, er wird
Sein Leben ſelbſt hinein gerechnet haben,
Wie jener dort in ſeinem Zirkel fallen.

Gordon.

O ſeiner Fehler nicht gedenket jetzt!
An ſeine Größe denkt, an ſeine Milde,
An ſeines Herzens liebenswerthe Züge,
An alle Edelthaten ſeines Lebens,
Und laßt ſie in das aufgehobne Schwert
Als Engel bittend, gnadeflehend fallen.

Buttler.

Es iſt zu ſpät. Nicht Mitleid darf ich fühlen;
Ich darf nur blutige Gedanken haben.
(Gordons Hand faſſend)
Gordon! Nicht meines Haſſes Trieb — Ich liebe
Den Herzog nicht, und hab dazu nicht Urſach —

Doch nicht mein Haß macht mich zu ſeinem Mörder.
Sein böſes Schickſal iſt's. Das Unglück treibt mich,
Die feindliche Zuſammenkunft der Dinge.
Es denkt der Menſch die freye That zu thun,
Umſonſt! Er iſt das Spielwerk nur der blinden
Gewalt, die aus der eignen Wahl ihm ſchnell
Die furchtbare Nothwendigkeit erſchafft.
Was hälf's ihm auch, wenn mir für ihn im Herzen
Was redete — Ich muß ihn dennoch tödten.

Gordon.

O wenn das Herz euch warnt, folgt ſeinem Triebe!
Das Herz iſt Gottes Stimme, Menſchenwerk
Iſt aller Klugheit künſtliche Berechnung.
Was kann aus blut'ger That euch glückliches
Gedeihen? O aus Blut entſpringt nichts Gutes!
Soll ſie die Staffel euch zur Gröſſe bauen?
O glaubt das nicht — Es kann der Mord bisweilen
Den Königen, der Mörder nie gefallen.

Buttler.

Ihr wißt nicht. Fragt nicht. Warum mußten auch
Die Schweden ſiegen und ſo eilend nahn!
Gern überließ ich ihn des Kaiſers Gnade,
Sein Blut nicht will ich. Nein, er möchte leben.
Doch meines Wortes Ehre muß ich löſen,
Und ſterben muß er, oder — Hört und wißt!
Ich bin entehrt, wenn uns der Fürſt entkommt.

Gordon.

O ſolchen Mann zu retten —

Buttler (ſchnell).

Was?

Gordon.

Iſt eines Opfers werth — Seyd edelmüthig!
Das Herz und nicht die Meynung ehrt den Mann.

Buttler (kalt und ſtolz).

Er iſt ein großer Herr, der Fürſt — Ich aber
Bin nur ein kleines Haupt, das wollt ihr ſagen.
Was liegt der Welt dran, meynt ihr, ob der niedrig
Gebohrene ſich ehret oder ſchändet,
Wenn nur der Fürſtliche gerettet wird.
— Ein jeder giebt den Werth ſich ſelbſt. Wie hoch ich
Mich ſelbſt anſchlagen will, das ſteht bey mir.
So hoch geſtellt iſt keiner auf der Erde,
Daß ich mich ſelber neben ihm verachte.
Den Menſchen macht ſein Wille groß und klein,
Und weil ich meinem treu bin, muß er ſterben.

Gordon.

O einen Felſen ſtreb' ich zu bewegen!
Ihr ſeyd von Menſchen menſchlich nicht gezeugt,
Nicht hindern kann ich euch, ihn aber rette
Ein Gott aus eurer fürchterlichen Hand.

(Sie gehen ab).

Neunter Auftritt.

(Ein Zimmer bey der Herzoginn).

Thekla (in einem Seſſel, bleich, mit geſchloſſenen Augen). Herzoginn und Fräulein von Neubrunn (um ſie beſchäftigt). Wallenſtein und die Gräfinn (im Geſpräch).

Wallenſtein.

Wie wußte ſie es ſo denn ſo ſchnell?

Gräfinn.

Sie ſcheint
Unglück geahnt zu haben. Das Gerücht
Von einer Schlacht erſchreckte ſie, worinn
Der kaiſerliche Oberſt ſey gefallen.
Ich ſah es gleich. Sie flog dem ſchwediſchen
Kourier entgegen und entriß ihm ſchnell
Durch Fragen das unglückliche Geheimniß.
Zu ſpät vermißten wir ſie, eilten nach,
Ohnmächtig lag ſie ſchon in ſeinen Armen.

Wallenſtein.

So unbereitet mußte dieſer Schlag
Sie treffen! Armes Kind! — Wie iſt's? Erhohlt ſie ſich?

(Indem er ſich zur Herzoginn wendet)

Herzoginn.

Sie ſchlägt die Augen auf.

Gräfinn.

Sie lebt!

Thekla (ſich umſchauend).

Wo bin ich?

Wallenſtein.

(tritt zu ihr, ſie mit ſeinen Armen aufrichtend)

Komm zu dir, Thekla. Sey mein ſtarkes Mädchen!
Sieh deiner Mutter liebende Geſtalt
Und deines Vaters Arme, die dich halten.

Thekla (richtet ſich auf).

Wo iſt er? Iſt er nicht mehr hier?

Herzoginn.

Wer, meine Tochter?

Thekla.

Der dieſes Unglückswort ausſprach —

Herzoginn.

O denke nicht daran, mein Kind! Hinweg
Von dieſem Bilde wende die Gedanken.

Wallenſtein.

Laßt ihren Kummer reden! Laßt ſie klagen!
Miſcht eure Thränen mit den ihrigen.
Denn einen großen Schmerz hat ſie erfahren;
Doch wird ſie's überſtehn, denn meine Thekla
Hat ihres Vaters unbezwungnes Herz.

Thekla.

Ich bin nicht krank. Ich habe Kraft zu ſtehn.
Was weint die Mutter? Hab' ich ſie erſchreckt?
Es iſt vorüber, ich beſinne mich wieder.

(Sie iſt aufgeſtanden, und ſucht mit den Augen im Zimmer)

Wo iſt er? Man verberge mir ihn nicht.
Ich habe Stärke gnug, ich will ihn hören.

Herzoginn.

Mein Thekla! Dieſer Unglücksbote ſoll
Nie wieder unter deine Augen treten.

Thekla.

Mein Vater —

Wallenſtein.

Liebes Kind!

Thekla.

Ich bin nicht ſchwach,
Ich werde mich auch bald noch mehr erholen.
Gewähren Sie mir eine Bitte.

Wallenſtein.

Sprich!

Thekla.

Erlauben Sie, daß dieſer fremde Mann
Gerufen werde, daß ich ihn allein
Vernehme und befrage.

Herzoginn.

Nimmermehr!

Gräfinn.

Nein! Das iſt nicht zu rathen! Gieb's nicht zu!

Wallenſtein.

Warum willſt du ihn ſprechen, meine Tochter?

Thekla.

Ich bin gefaßter, wenn ich alles weiß.
Ich will nicht hintergangen ſeyn. Die Mutter

Will mich nur ſchonen. Ich will nicht geſchont ſeyn.
Das Schrecklichſte iſt ja geſagt, ich kann
Nichts ſchrecklichers mehr hören.

Gräfinn und Herzoginn (zu Wallenſtein).

Thu es nicht!

Thekla.

Ich wurde überraſcht von meinem Schrecken,
Mein Herz verrieth mich bey dem fremden Mann,
Er war ein Zeuge meiner Schwachheit, ja,
Ich ſank in ſeine Arme — das beſchämt mich.
Herſtellen muß ich mich in ſeiner Achtung,
Und ſprechen muß ich ihn, nothwendig, daß
Der fremde Mann nicht ungleich von mir denke.

Wallenſtein.

Ich finde, ſie hat recht — und bin geneigt,
Ihr dieſe Bitte zu gewähren. Ruft ihn.

(Fräulein Neubrunn geht hinaus).

Herzoginn.

Ich, deine Mutter, aber will dabey ſeyn.

Thekla.

Am liebſten ſpräch ich ihn allein. Ich werde
Alsdann um ſo gefaßter mich betragen.

Wallenſtein (zur Herzoginn).

Laß es geſchehen. Laß ſie's mit ihm allein
Ausmachen. Es giebt Schmerzen, wo der Menſch
Sich ſelbſt nur helfen kann, ein ſtarkes Herz
Will ſich auf ſeine Stärke nur verlaſſen.
In *ihrer*, nicht an fremder Bruſt muß ſie

Kraft ſchöpfen, dieſen Schlag zu überſtehn.
Es iſt mein ſtarkes Mädchen, nicht als Weib,
Als Heldinn will ich ſie behandelt ſehn.

(Er will gehen).

Gräfinn (hält ihn).

Wo gehſt du hin? Ich hörte Terzky ſagen,
Du denkeſt morgen früh von hier zu gehn
Uns aber hier zu laſſen.

Wallenſtein.

Ja, ihr bleibt
Dem Schutze wackrer Männer übergeben.

Gräfinn.

O nimm uns mit dir, Bruder! Laß uns nicht
In dieſer düſtern Einſamkeit dem Ausgang
Mit ſorgendem Gemüth entgegen harren.
Das gegenwärt'ge Unglück trägt ſich leicht,
Doch grauenvoll vergrößert es der Zweifel
Und der Erwartung Qual dem weit Entfernten.

Wallenſtein.

Wer ſpricht von Unglück? Beſſre deine Rede.
Ich hab' ganz andre Hoffnungen.

Gräfinn.

So nimm uns mit. O laß uns nicht zurück
In dieſem Ort der traurigen Bedeutung.
Denn ſchwer iſt mir das Herz in dieſen Mauern,
Und wie ein Todtenkeller haucht mich's an,
Ich kann nicht ſagen, wie der Ort mir widert.

O führ' uns weg! Komm Schweſter, bitt' ihn auch,
Daß er uns fortnimmt! Hilf mir, liebe Nichte.

Wallenſtein.

Des Ortes böſe Zeichen will ich ändern,
Er ſey's, der mir mein Theuerſtes bewahrte.

Neubrunn (kommt zurück).

Der ſchwed'ſche Herr!

Wallenſtein.

Laßt ſie mit ihm allein. (ab)

Herzoginn (zu Thekla).

Sieh, wie du dich entfärbteſt! Kind, du kannſt ihn
Unmöglich ſprechen. Folge deiner Mutter.

Thekla.

Die Neubrunn mag denn in der Nähe bleiben.
(Herzoginn und Gräfinn gehen ab).

Zehnter Auftritt.

Thekla. Der ſchwediſche Hauptmann. Fräulein Neubrunn.

Hauptmann (naht ſich ehrerbietig).

Prinzeſſinn — ich — muß um Verzeihung bitten,
Mein unbeſonnen raſches Wort — Wie konnt' ich —

Thekla (mit edelm Anſtand).

Sie haben mich in meinem Schmerz geſehn,
Ein unglücksvoller Zufall machte Sie
Aus einem Fremdling ſchnell mir zum Vertrauten.

Hauptmann.

Ich fürchte, daß Sie meinen Anblick haſſen,
Denn meine Zunge ſprach ein traurig Wort.

Thekla.

Die Schuld iſt mein. Ich ſelbſt entriß es Ihnen,
Sie waren nur die Stimme meines Schickſals.
Mein Schrecken unterbrach den angefang'nen
Bericht. Ich bitte drum, daß Sie ihn enden.

Hauptmann (bedenklich).

Prinzeſſinn, es wird Ihren Schmerz erneuern.

Thekla.

Ich bin darauf gefaßt — — Ich will gefaßt ſeyn.
Wie fieng das Treffen an? Vollenden Sie.

Hauptmann.

Wir ſtanden, keines Ueberfalls gewärtig,
Bey Neuſtadt ſchwach verſchanzt in unſerm Lager,
Als gegen Abend eine Wolke Staubes
Aufſtieg vom Wald her, unſer Vortrab fliehend
Ins Lager ſtürzte, rief: der Feind ſey da.
Wir hatten eben nur noch Zeit, uns ſchnell
Aufs Pferd zu werfen, da durchbrachen ſchon,
In vollem Roſſeslauf daher geſprengt,
Die Pappenheimer den Verhack, ſchnell war
Der Graben auch, der ſich ums Lager zog,
Von dieſen ſtürm'ſchen Schaaren überflogen.
Doch unbeſonnen hatte ſie der Muth
Vorausgeführt den andern, weit dahinten

War noch das Fußvolk, nur die Pappenheimer waren
Dem kühnen Führer kühn gefolgt. —

(Thekla macht eine Bewegung. Der Hauptmann hält einen Augenblick inne, bis ſie ihm einen Wink giebt, fortzufahren).

Hauptmann.

Von vorn und von den Flanken faßten wir
Sie jetzo mit der ganzen Reiterey,
Und drängten ſie zurück zum Graben, wo
Das Fußvolk, ſchnell geordnet, einen Rechen
Von Piken ihnen ſtarr entgegenſtreckte.
Nicht vorwärts konnten ſie, auch nicht zurück,
Gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge.
Da rief der Rheingraf ihrem Führer zu,
In guter Schlacht ſich ehrlich zu ergeben,
Doch Oberſt Piccolomini —

(Thekla ſchwindelnd, faßt einen Seſſel)

Ihn machte
Der Helmbuſch kenntlich und das lange Haar,
Vom raſchen Ritte war's ihm losgegangen —
Zum Graben winkt er, ſprengt, der erſte, ſelbſt
Sein edles Roß darüber weg, ihm ſtürzt
Das Regiment nach — doch — ſchon war's geſchehn!
Sein Pferd, von einer Partiſan durchſtoßen, bäumt
Sich wüthend, ſchleudert weit den Reiter ab,
Und hoch weg über ihn geht die Gewalt
Der Roſſe, keinem Zügel mehr gehorchend.

(Thekla, welche die letzten Reden mit allen Zeichen wachſender Angſt begleitet, verfällt in ein heftiges Zittern, ſie will ſinken, Fräulein Neubrunn eilt hinzu und empfängt ſie in ihren Armen).

Neubrunn.

Mein theures Fräulein —

Hauptmann (gerührt).

Ich entferne mich.

Thekla.

Es iſt vorüber — Bringen Sie's zu Ende.

Hauptmann.

Da ergriff, als ſie den Führer fallen ſahn,
Die Truppen grimmig wüthende Verzweiflung.
Der eignen Rettung denkt jetzt keiner mehr,
Gleich wilden Tigern fechten ſie, es reizt
Ihr ſtarrer Widerſtand die unſrigen,
Und eher nicht erfolgt des Kampfes Ende,
Als bis der letzte Mann gefallen iſt.

Thekla (mit zitternder Stimme).

Und wo — wo iſt — Sie ſagten mir nicht alles.

Hauptmann (nach einer Pauſe).

Heut früh beſtatteten wir ihn. Ihn trugen
Zwölf Jünglinge der edelſten Geſchlechter,
Das ganze Heer begleitete die Bahre.
Ein Lorbeer ſchmückte ſeinen Sarg, drauf legte
Der Rheingraf ſelbſt den eignen Siegerdegen.
Auch Thränen fehlten ſeinem Schickſal nicht,
Denn viele ſind bey uns, die ſeine Großmuth
Und ſeiner Sitten Freundlichkeit erfahren,
Und alle rührte ſein Geſchick. Gern hätte
Der Rheingraf ihn gerettet, doch er ſelbſt
Vereitelt' es, man ſagt, er wollte ſterben.

Neubrunn.

(gerührt zu Thekla, welche ihr Angeſicht verhüllt hat)
Mein theures Fräulein — Fräulein, ſehn Sie auf.
O warum mußten Sie darauf beſtehn?

Thekla.

— Wo iſt ſein Grab?

Hauptmann.

In einer Kloſterkirche
Bey Neuſtadt iſt er beygeſetzt, bis man
Von ſeinem Vater Nachricht eingezogen.

Thekla.

Wie heißt das Kloſter?

Hauptmann.

Sankt Kathrinenſtift.

Thekla.

Iſt's weit bis dahin?

Hauptmann.

Sieben Meilen zählt man.

Thekla.

Wie geht der Weg?

Hauptmann.

Man kommt bey Tirſchenreit
Und Falkenberg durch unſ're erſten Poſten.

Thekla.

Wer kommandirt ſie?

Hauptmann.

Oberſt Seckendorf.

Thekla.

(tritt an den Tiſch und nimmt aus dem Schmuckkäſtchen einen Ring).

Sie haben mich in meinem Schmerz geſehn,
Und mir ein menſchlich Herz gezeigt — Empfangen Sie
(indem ſie ihm den Ring giebt)
Ein Angedenken dieſer Stunde — Gehn Sie.

Hauptmann (beſtürzt).

Prinzeſſinn —

(Thekla winkt ihm ſchweigend zu gehen und verläßt ihn. Hauptmann zaudert und will reden. Fräulein Neubrunn wiederholt den Wink. Er geht ab).

Eilfter Auftritt.

Neubrunn. Thekla.

Thekla.

(fällt der Neubrunn um den Hals)

Jetzt, gute Neubrunn, zeige mir die Liebe,
Die du mir ſtets gelobt, beweiſe dich
Als meine treue Freundinn und Gefährtinn!
— Wir müſſen fort, noch dieſe Nacht.

Neubrunn.

Fort, und wohin?

Thekla.

Wohin? Es iſt nur Ein Ort in der Welt!
Wo er beſtattet liegt, zu ſeinem Sarge.

Neubrunn.
Was können Sie dort wollen, theures Fräulein?
Thekla.
Was dort, Unglückliche! So würdeſt du
Nicht fragen, wenn du je geliebt. Dort, dort
Iſt alles, was noch übrig iſt von ihm,
Der einz'ge Fleck iſt mir die ganze Erde.
— O halte mich nicht auf! Komm und mach' Anſtalt.
Laß uns auf Mittel denken, zu entfliehen.
Neubrunn.
Bedachten Sie auch Ihres Vaters Zorn?
Thekla.
Ich fürchte keines Menſchen Zürnen mehr.
Neubrunn.
Den Hohn der Welt! des Tadels arge Zunge!
Thekla.
Ich ſuche einen auf, der nicht mehr iſt,
Will ich denn in die Arme — O mein Gott!
Ich will ja in die Gruft nur des Geliebten.
Neubrunn.
Und wir allein, zwey hilflos ſchwache Weiber?
Thekla.
Wir waffnen uns, mein Arm ſoll dich beſchützen.
Neubrunn.
Bey dunkler Nachtzeit?
Thekla.
Nacht wird uns verbergen.

Neubrunn.

In dieſer rauhen Sturmnacht?

Thekla.

Ward *ihm* ſanft
Gebettet, unter den Hufen ſeiner Roſſe?

Neubrunn.

O Gott! Und dann die vielen Feindespoſten!
Man wird uns nicht durchlaſſen.

Thekla.

Es ſind Menſchen,
Frey geht das Unglück durch die ganze Erde!

Neubrunn.

Die weite Reiſe —

Thekla.

Zählt der Pilger Meilen,
Wenn er zum fernen Gnadenbilde wallt?

Neubrunn.

Die Möglichkeit aus dieſer Stadt zu kommen?

Thekla.

Gold öffnet uns die Thore. Geh' nur, geh'!

Neubrunn.

Wenn man uns kennt?

Thekla.

In einer Flüchtigen,
Verzweifelnden ſucht niemand Friedlands Tochter.

Neubrunn.

Wo finden wir die Pferde zu der Flucht?

Thekla.

Mein Kavalier verſchafft ſie. Geh' und ruf' ihn.

Neubrunn.

Wagt er das ohne Wiſſen ſeines Herrn?

Thekla.

Er wird es thun. O geh' nur! Zaudre nicht.

Neubrunn.

Ach! Und was wird aus Ihrer Mutter werden,
Wenn Sie verſchwunden ſind?

Thekla.

(ſich beſinnend und ſchmerzvoll vor ſich hinſchauend)
O meine Mutter!

Neubrunn.

So viel ſchon leidet ſie, die gute Mutter,
Soll ſie auch dieſer letzte Schlag noch treffen?

Thekla.

Ich kann's ihr nicht erſparen! — Geh' nur, geh.

Neubrunn.

Bedenken Sie doch ja wohl, was Sie thun.

Thekla.

Bedacht iſt ſchon, was zu bedenken iſt.

Neubrunn.

Und ſind wir dort, was ſoll mit Ihnen werden?

Thekla.

Dort wird's ein Gott mir in die Seele geben.

Neubrunn.

Ihr Herz iſt jetzt voll Unruh, theures Fräulein,
Das iſt der Weg nicht, der zur Ruhe führt.

Thekla.

Zur tiefen Ruh, wie er ſie auch gefunden.
— O eile! geh! Mach keine Worte mehr!
Es zieht mich fort, ich weiß nicht, wie ich's nenne,
Unwiderſtehlich fort zu ſeinem Grabe!
Dort wird mir leichter werden, augenblicklich!
Das herzerſtickende Band des Schmerzens wird
Sich löſen — Meine Thränen werden fließen.
O geh', wir könnten längſt ſchon auf dem Weg ſeyn.
Nicht Ruhe find' ich, bis ich dieſen Mauern
Entronnen bin — ſie ſtürzen auf mich ein —
Fortſtoßend treibt mich eine dunkle Macht
Von dannen — Was iſt das für ein Gefühl!
Es füllen ſich mir alle Räume dieſes Hauſes
Mit bleichen, hohlen Geiſterbildern an —
Ich habe keinen Platz mehr — Immer neue!
Es drängt mich das entſetzliche Gewimmel
Aus dieſen Wänden fort, die lebende!

Neubrunn.

Sie ſetzen mich in Angſt und Schrecken, Fräulein,
Daß ich nun ſelber nicht zu bleiben wage.
Ich geh' und rufe gleich den Roſenberg.
(geht ab).

Zwölfter Auftritt.

Thekla.

Sein Geiſt iſt's, der mich ruft. Es iſt die Schaar

Der Treuen, die ſich rächend ihm geopfert.
Unedler Säumniß klagen ſie mich an.
Sie wollten auch im Tod nicht von ihm laſſen,
Der ihres Lebens Führer war — Das thaten
Die rohen Herzen, und ich ſollte leben!
— Nein! Auch für mich ward jener Lorbeerkranz,
Der deine Todtenbahre ſchmückt, gewunden.
Was iſt das Leben ohne Liebesglanz?
Ich werf' es hin, da ſein Gehalt verſchwunden.
Ja, da ich dich den Liebenden gefunden,
Da war das Leben etwas. Glänzend lag
Vor mir der neue goldne Tag!
Mir träumte von zwey himmelſchönen Stunden.
Du ſtandeſt an dem Eingang in die Welt,
Die ich betrat mit klöſterlichem Zagen,
Sie war von tauſend Sonnen aufgehellt,
Ein guter Engel ſchienſt du hingeſtellt,
Mich aus der Kindheit fabelhaften Tagen
Schnell auf des Lebens Gipfel hinzutragen,
Mein erſt Empfinden war des Himmels Glück,
In dein Herz fiel mein erſter Blick!
(Sie ſinkt hier in Nachdenken, und fährt dann mit Zeichen des Grauens auf)
— Da kommt das Schickſal — Roh und kalt
Faßt es des Freundes zärtliche Geſtalt
Und wirft ihn unter den Hufſchlag ſeiner Pferde —
— Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!

Dreyzehnter Auftritt.

Thekla. Fräulein Neubrunn mit dem Stallmeiſter.

Neubrunn.

Hier iſt er, Fräulein, und er will es thun.

Thekla.

Willſt du uns Pferde ſchaffen, Roſenberg?

Stallmeiſter.

Ich will ſie ſchaffen.

Thekla.

Willſt du uns begleiten?

Stallmeiſter.

Mein Fräulein bis ans End' der Welt.

Thekla.

Du kannſt
Zum Herzog aber nicht zurück mehr kehren.

Stallmeiſter.

Ich bleib' bey Ihnen.

Thekla.

Ich will dich belohnen,
Und einem andern Herrn empfehlen. Kannſt du
Uns aus der Veſtung bringen unentdeckt?

Stallmeiſter.

Ich kann's.

Thekla.

Wann kann ich gehn?

Stallmeiſter.

In dieſer Stunde.

— Wo geht die Reiſe hin?

Thekla.

Nach — ſag's ihm, Neubrunn!

Neubrunn.

Nach Neuſtadt.

Stallmeiſter.

Wohl, ich geh' es zu beſorgen. (ab)

Neubrunn.

Ach, da kommt Ihre Mutter, Fräulein.

Thekla.

Gott!

Vierzehnter Auftritt.

Thekla. Neubrunn. Die Herzoginn.

Herzoginn.

Er iſt hinweg, ich finde dich gefaßter.

Thekla.

Ich bin es, Mutter — Laſſen Sie mich jetzt
Bald ſchlafen gehen und die Neubrunn um mich ſeyn.
Ich brauche Ruh.

Herzoginn.

Du ſollſt ſie haben, Thekla.
Ich geh' getröſtet weg, da ich den Vater
Beruhigen kann.

Thekla.

Gut' Nacht denn, liebe Mutter.

(ſie fällt ihr um den Hals und umarmt ſie in großer Bewegung)

Herzoginn.

Du biſt noch nicht ganz ruhig, meine Tochter.
Du zitterſt ja ſo heftig und dein Herz
Klopft hörbar an dem meinen.

Thekla.

Schlaf wird es
Beſänftigen — Gut Nacht, geliebte Mutter!

(indem ſie aus den Armen der Mutter ſich losmacht, fällt der Vorhang).

Fünfter Aufzug.

(Buttlers Zimmer).

Erſter Auftritt.

Buttler. Major Geraldin.

Buttler.

Zwölf rüſtige Dragoner ſucht ihr aus,
Bewaffnet ſie mit Piken, denn kein Schuß
Darf fallen — an dem Eßſaal nebenbey
Verſteckt ihr ſie, und wenn der Nachtiſch auf-
Geſetzt, dringt ihr herein und ruft: Wer iſt
Gut kaiſerlich? — Ich will den Tiſch umſtürzen —
Dann werft ihr euch auf Beide, ſtoßt ſie nieder.
Das Schloß wird wohl verriegelt und bewacht,
Daß kein Gerücht davon zum Fürſten dringe.
Geht jetzt — Habt ihr nach Hauptmann Deveroux
Und Macdonald geſchickt?

Geraldin.

Gleich ſind ſie hier.

(geht ab).

Buttler.

Kein Aufſchub iſt zu wagen. Auch die Bürger
Erklären ſich für ihn, ich weiß nicht, welch
Ein Schwindelgeiſt die ganze Stadt ergriffen.
Sie ſehn im Herzog einen Friedensfürſten
Und einen Stifter neuer goldner Zeit.
Der Rath hat Waffen ausgetheilt, ſchon haben
Sich ihrer hundert angeboten, Wache
Bey ihm zu thun. Drum gilt es, ſchnell zu ſeyn,
Denn Feinde drohn von außen und von innen.

Zweyter Auftritt.

Buttler. Hauptmann Deveroux und Macdonald.

Macdonald.

Da ſind wir, General.

Deveroux.

Was iſt die Loſung?

Buttler.

Es lebe der Kaiſer!

Beide (treten zurück).

Wie?

Buttler.

Haus Oeſtreich lebe!

Deveroux.

Iſt's nicht der Friedland, dem wir Treu geſchworen?

Macdonald.

Sind wir nicht hergeführt, ihn zu beſchützen?

Buttler.

Wir einen Reichsfeind und Verräther ſchützen?

Deveroux.

Nun ja, du nahmſt uns ja für ihn in Pflicht.

Macdonald.

Und biſt ihm ja hieher gefolgt nach Eger.

Buttler.

Ich that's, ihn deſto ſichrer zu verderben.

Deveroux.

Ja ſo!

Macdonald.

Das iſt was anders.

Buttler (zu Deveroux).

Elender!

So leicht entweichſt du von der Pflicht und Fahne?

Deveroux.

Zum Teufel, Herr! Ich folgte deinem Beyſpiel,

Kann der ein Schelm ſeyn, dacht' ich, kannſt du's auch.

Macdonald.

Wir denken nicht nach. Das iſt deine Sache!

Du biſt der General und kommandirſt,

Wir folgen dir, und wenn's zur Hölle ginge.

Buttler (beſänftigt).

Nun gut! Wir kennen einander.

Macdonald.

Ja, das denk' ich.

Deveroux.

Wir ſind Soldaten der Fortuna, wer
Das meiſte bietet, hat uns.

Macdonald.

Ja, ſo iſt's.

Buttler.

Jetzt ſollt ihr ehrliche Soldaten bleiben.

Deveroux.

Das ſind wir gerne.

Buttler.

Und Fortüne machen.

Macdonald.

Das iſt noch beſſer.

Buttler.

Hört an.

Beide.

~~Wir hören.~~

Buttler.

Es iſt des Kaiſers Will' und Ordonanz,
Den Friedland, lebend oder todt, zu fahen.

Deveroux.

So ſteht's im Brief.

Macdonald.

Ja, lebend oder todt!

Buttler.

Und ſtattliche Belohnung wartet deſſen,
An Geld und Gütern, der die That vollführt.

Deveroux.

Es klingt ganz gut. Das Wort klingt immer gut
Von dorten her. Ja, ja! Wir wiſſen ſchon!
So eine guldne Gnadenkett' etwa,
Ein krummes Roß, ein Pergament und ſo was.
— Der Fürſt zahlt beſſer.

Macdonald.

Ja, der iſt ſplendid.

Buttler.

Mit dem iſt's aus. Sein Glücksſtern iſt gefallen.

Macdonald.

Iſt das gewiß?

Buttler.

Ich ſag's euch.

Deveroux.

Iſt's vorbey
Mit ſeinem Glück?

Buttler.

Vorbey auf immerdar.
Er iſt ſo arm wie wir.

Macdonald.

So arm wie wir?

Deveroux.

Ja Macdonald, da muß man ihn verlaſſen!

Buttler.

Verlaſſen iſt er ſchon von Zwanzigtauſend.
Wir müſſen mehr thun, Landsmann. Kurz und gut!
— Wir müſſen ihn tödten.

(Beide fahren zurück)

Beide.

Tödten!

Buttler.

Tödten ſag' ich.
— Und dazu hab' ich euch erleſen.

Beide.

Uns?

Buttler.

Euch, Hauptmann Deveroux und Macdonald.

Deveroux (nach einer Pauſe).

Wählt einen andern.

Macdonald.

Ja, wählt einen andern.

Buttler (zu Deveroux).

Erſchreckt's dich! feige Memme? Wie? Du haſt
Schon deine dreyßig Seelen auf dir liegen —

Deveroux.

Hand an den Feldherrn legen — das bedenk'!

Macdonald.

Dem wir das Jurament geleiſtet haben!

Buttler.

Das Jurament iſt null mit ſeiner Treu.

Deveroux.

Hör', General! Das dünkt mir doch zu gräßlich.

Macdonald.

Ja, das iſt wahr! Man hat auch ein Gewiſſen.

Deveroux.

Wenn's nur der Chef nicht wär, der uns ſo lang
Gekommandirt hat und Reſpect gefodert.

Buttler.

Iſt das der Anſtoß?

Deveroux.

Ja! Hör'! *Wen* du ſonſt willſt!
Dem eignen Sohn, wenn's Kaiſers Dienſt verlangt,
Will ich das Schwert ins Eingeweide bohren —
Doch ſieh, wir ſind Soldaten, und den *Feldherrn*
Ermorden, das iſt eine Sünd' und Frevel,
Davon kein Beichtmönch abſolviren kann.

Buttler.

Ich bin dein Papſt und abſolvire dich.
Entſchließt euch ſchnell.

Deveroux (ſteht bedenklich).

Es geht nicht.

Macdonald.

Nein, es geht nicht.

Buttler.

Nun denn, ſo geht — und — ſchickt mir Peſtalutzen.

Deveroux (ſtutzt).

Den Peſtalutz — Hum!

Macdonald.

Was willſt du mit dieſem?

Buttler.

Wenn ihr's verſchmäht, es finden ſich genug —

Deveroux.

Nein, wenn er fallen muß, ſo können wir
Den Preis ſo gut verdienen, als ein andrer.
— Was denkſt du, Bruder Macdonald?

Macdonald.

Ja wenn
Er fallen *muß* und *ſoll* und 's iſt nicht anders,
So mag ich's dieſem Peſtalutz nicht gönnen.

Deveroux (nach einigem Beſinnen).

Wann ſoll er fallen?

Buttler.

Heut, in dieſer Nacht,
Denn morgen ſtehn die Schweden vor den Thoren.

Deveroux.

Stehſt du mir für die Folgen, General?

Buttler.

Ich ſteh' für alles.

Deveroux.

Iſt's des Kaiſers Will'?
Sein netter, runder Will'? Man hat Exempel,
Daß man den Mord liebt und den Mörder ſtraft.

Buttler.

Das Manifeſt ſagt: lebend oder todt.
Und lebend iſt's nicht möglich, ſeht ihr ſelbſt —

Deveroux.

Todt alſo! Todt — Wie aber kommt man an ihn?
Die Stadt iſt angefüllt mit Terzkyſchen.

Macdo-

Macdonald.

Und dann iſt noch der Terzky und der Illo —

Buttler.

Mit dieſen beiden fängt man an, verſteht ſich.

Deveroux.

Was? Sollen die auch fallen?

Buttler.

Die zuerſt.

Macdonald.

Hör Deveroux — das wird ein blut'ger Abend.

Deveroux.

Haſt du ſchon deinen Mann dazu? Trag's mir auf.

Buttler.

Dem Major Geraldin iſt's übergeben.
Es iſt heut Faßnacht und ein Eſſen wird
Gegeben auf dem Schloß, dort wird man ſie
Bey Tafel überfallen, niederſtoßen —
Der Peſtalutz, der Leßley ſind dabey —

Deveroux.

Hör' General! Dir kann es nichts verſchlagen.
Hör' — laß mich tauſchen mit dem Geraldin.

Buttler.

Die kleinere Gefahr iſt bey dem Herzog.

Deveroux.

Gefahr! Was, Teufel! denkſt du von mir, Herr?
Des Herzogs Aug, nicht ſeinen Degen fürcht' ich.

Buttler.

Was kann ſein Aug dir ſchaden?

Deveroux.

Alle Teufel!
Du kennſt mich, daß ich keine Memme bin.
Doch ſieh, es ſind noch nicht acht Tag, daß mir
Der Herzog zwanzig Goldſtück' reichen laſſen,
Zu dieſem warmen Rock, den ich hier anhab' —
Und wenn er mich nun mit der Pike ſieht
Daſtehn, mir auf den Rock ſieht — ſieh — ſo — ſo —
Der Teufel hohl mich! ich bin keine Memme.

Buttler.

Der Herzog gab dir dieſen warmen Rock,
Und du, ein armer Wicht, bedenkſt dich, ihm
Dafür den Degen durch den Leib zu rennen.
Und einen Rock, der noch viel wärmer hält,
Hing ihm der Kaiſer um, den Fürſtenmantel.
Wie dankt er's ihm? Mit Aufruhr und Verrath.

Deveroux.

Das iſt auch wahr. Den Danker hohl der Teufel!
Ich — bring' ihn um.

Buttler.

Und willſt du dein Gewiſſen
Beruhigen, darfſt du den Rock nur ausziehn,
So kannſt du's friſch und wohlgemuth vollbringen.

Macdonald.

Ja! da iſt aber noch was zu bedenken —

Buttler.

Was giebt's noch zu bedenken, Macdonald?

Macdonald.

Was hilft uns Wehr und Waffe wider *den*?
Er iſt nicht zu verwunden, er iſt *feſt*.

Buttler (fährt auf).

Was wird er —

Macdonald.

Gegen Schuß und Hieb! Er iſt
Gefroren, mit der Teufelskunſt behaftet,
Sein Leib iſt undurchdringlich, ſag ich dir.

Deveroux.

Ja, ja! In Ingolſtadt war auch ſo einer,
Dem war die Haut ſo feſt wie Stahl, man mußt' ihn
Zuletzt mit Flintenkolben niederſchlagen.

Macdonald.

Hört, was ich thun will!

Deveroux.

Sprich.

Macdonald.

Ich kenne hier
Im Kloſter einen Bruder Dominikaner
Aus unſrer Landsmannſchaft, der ſoll mir Schwert
Und Pike tauchen in geweihtes Waſſer,
Und einen kräft'gen Segen drüber ſprechen,
Das iſt bewährt, hilft gegen jeden Bann.

Buttler.

Das thue, Macdonald. Jetzt aber geht.
Wählt aus dem Regimente zwanzig, dreißig
Handfeſte Kerls, laßt ſie dem Kaiſer ſchwören —

Wenn's eilf geſchlagen — wenn die erſten Runden
Paſſirt ſind, führt ihr ſie in aller Stille
Dem Hauſe zu — Ich werde ſelbſt nicht weit ſeyn.

Devereux.

Wie kommen wir durch die Hartſchiers und Garden,
Die in dem innern Hofraum Wache ſtehn?

Buttler.

Ich hab' des Orts Gelegenheit erkundigt.
Durch eine hintre Pforte führ' ich euch,
Die nur durch Einen Mann vertheidigt wird.
Mir giebt mein Rang und Amt zu jeder Stunde
Einlaß beym Herzog. Ich will euch vorangehn,
Und ſchnell mit einem Dolchſtoß in die Kehle
Durchbohr' ich den Hartſchier und mach' euch Bahn.

Devereux.

Und ſind wir oben, wie erreichen wir
Das Schlafgemach des Fürſten, ohne daß
Das Hofgeſind erwacht und Lärmen ruft?
Denn er iſt hier mit großem Comitat.

Buttler.

Die Dienerſchaft iſt auf dem rechten Flügel,
Er haßt Geräuſch, wohnt auf dem linken ganz allein.

Devereux.

Wär's nur vorüber, Macdonald — Mir iſt
Seltſam dabey zu Muthe, weiß der Teufel.

Macdonald.

Mir auch. Es iſt ein gar zu großes Haupt.
Man wird uns für zwey Böſewichter halten.

Buttler.

In Glanz und Ehr' und Ueberfluß könnt ihr
Der Menſchen Urtheil und Gered' verlachen.

Deveroux.

Wenn's mit der Ehr' nur auch ſo recht gewiß iſt.

Buttler.

Seyd unbeſorgt. Ihr rettet Kron und Reich
Dem Ferdinand. Der Lohn kann nicht gering ſeyn.

Deveroux.

So iſt's ſein Zweck, den Kaiſer zu entthronen?

Buttler.

Das iſt er! Kron und Leben ihm zu rauben!

Deveroux.

So müßt' er fallen durch des Henkers Hand,
Wenn wir nach Wien lebendig ihn geliefert?

Buttler.

Dieß Schickſal könnt' er nimmermehr vermeiden.

Deveroux.

Komm Macdonald! Er ſoll als Feldherr enden
Und ehrlich fallen von Soldatenhänden.

(Sie gehen ab).

Dritter Auftritt.

Ein Saal, aus dem man in eine Gallerie gelangt, die ſich weit nach hinten verliert.

Wallenſtein (ſitzt an einem Tiſch). **Der ſchwediſche Hauptmann** (ſteht vor ihm). Bald darauf **Gräfinn Terzky.**

Wallenſtein.

Empfehlt mich eurem Herrn. Ich nehme Theil
An ſeinem guten Glück, und wenn ihr mich
So viele Freude nicht bezeugen ſeht,
Als dieſe Siegespoſt verdienen mag,
So glaubt, es iſt nicht Mangel guten Willens,
Denn unſer Glück iſt nunmehr eins. Lebt wohl!
Nehmt meinen Dank für eure Müh. Die Veſtung
Soll ſich euch aufthun morgen, wann ihr kommt.

(Schwediſcher Hauptmann geht ab. Wallenſtein ſitzt in tiefen Gedanken, ſtarr vor ſich hinſehend, den Kopf in die Hand geſenkt. Gräfinn Terzky tritt herein, und ſteht eine Zeitlang vor ihm unbemerkt, endlich macht er eine raſche Bewegung, erblickt ſie und faßt ſich ſchnell.)

Kommſt du von ihr? Erholt ſie ſich? Was macht ſie?

Gräfinn.

Sie ſoll gefaßter ſeyn nach dem Geſpräch,
Sagt mir die Schweſter — Jetzt iſt ſie zu Bette.

Wallenſtein.

Ihr Schmerz wird ſanfter werden. Sie wird weinen.

Gräfinn.

Auch dich, mein Bruder, find' ich nicht wie ſonſt.
Nach einem Sieg erwartet' ich dich heitrer.
O bleibe ſtark! Erhalte du uns aufrecht,
Denn du biſt unſer Licht und unſre Sonne.

Wallenſtein.

Sey ruhig. Mir iſt nichts — Wo iſt dein Mann?

Gräfinn.

Zu einem Gaſtmahl ſind ſie, er und Illo.

Wallenſtein.

(ſteht auf und macht einige Schritte durch den Saal)

Es iſt ſchon finſtre Nacht — Geh' auf dein Zimmer.

Gräfinn.

Heiß mich nicht gehn, o laß mich um dich bleiben.

Wallenſtein (iſt ans Fenſter getreten).

Am Himmel iſt geſchäftige Bewegung,
Des Thurmes Fahne jagt der Wind, ſchnell geht
Der Wolken Zug, die Mondesſichel wankt,
Und durch die Nacht zuckt ungewiſſe Helle.
— Kein Sternbild iſt zu ſehn! Der matte Schein dort,
Der einzelne, iſt aus der Kaſſiopeja,
Und dahin ſteht der Jupiter — Doch jetzt
Deckt ihn die Schwärze des Gewitterhimmels!

(Er verſinkt in Tiefſinn und ſieht ſtarr hinaus)

Gräfinn.

(die ihm traurig zuſieht, faßt ihn bey der Hand)

Was ſinnſt du?

Wallenſtein.

Mir däucht, wenn ich ihn ſähe, wär' mir wohl.
Es iſt der Stern, der meinem Leben ſtrahlt,
Und wunderbar oft ſtärkte mich ſein Anblick.

(Pauſe)

Gräfinn.

Du wirſt ihn wieder ſehn.

Wallenſtein.

(iſt wieder in eine tiefe Zerſtreuung gefallen, er ermuntert ſich und wendet ſich ſchnell zur Gräfinn)

Ihn wiederſehn? — O niemals wieder!

Gräfinn.

Wie?

Wallenſtein.

Er iſt dahin — iſt Staub!

Gräfinn.

Wen meynſt du denn?

Wallenſtein.

Er iſt der glückliche. Er hat vollendet.
Für ihn iſt keine Zukunft mehr, ihm ſpinnt
Das Schickſal keine Tücke mehr, — ſein Leben
Liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet,
Kein dunkler Flecken blieb darinn zurück,
Und unglückbringend pocht ihm keine Stunde.
Weg iſt er über Wunſch und Furcht, gehört
Nicht mehr den trüglich wankenden Planeten —
O ihm iſt wohl! Wer aber weiß, was uns
Die nächſte Stunde ſchwarz verſchleiert bringt!

Gräfinn.

Du ſprichſt von Piccolomini. Wie ſtarb er?
Der Bote ging juſt von dir, als ich kam.
(Wallenſtein bedeutet ſie mit der Hand zu ſchweigen)
O wende deine Blicke nicht zurück!
Vorwärts in hell're Tage laß uns ſchauen.
Freu' dich des Siegs, vergiß was er dir koſtet.
Nicht heute erſt ward dir der Freund geraubt,
Als er ſich von dir ſchied, da ſtarb er dir.

Wallenſtein.

Verſchmerzen werd' ich dieſen Schlag, das weiß ich,
Denn was verſchmerzte nicht der Menſch! Vom Höchſten
Wie vom Gemeinſten lernt er ſich entwöhnen,
Denn ihn beſiegen die gewalt'gen Stunden.
Doch fühl' ich's wohl, was ich in ihm verlor.
Die Blume iſt hinweg aus meinem Leben,
Und kalt und farblos ſeh' ich's vor mir liegen.
Denn Er ſtand neben mir, wie meine Jugend,
Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröthe webend —
Im Feuer ſeines liebenden Gefühls
Erhoben ſich, mir ſelber zum Erſtaunen,
Des Lebens flach alltägliche Geſtalten.
— Was ich mir ferner auch erſtreben mag,
Das Schöne iſt doch weg, das kommt nicht wieder,
Denn über alles Glück geht doch der Freund,
Der's fühlend erſt erſchafft, der's theilend mehrt.

Gräfinn.

Verzag' nicht an der eignen Kraft. Dein Herz
Iſt reich genug, ſich ſelber zu beleben.
Du liebſt und preiſeſt Tugenden an ihm,
Die du in ihm gepflanzt, in ihm entfaltet.

Wallenſtein (an die Thüre gehend).

Wer ſtört uns noch in ſpäter Nacht? — Es iſt
Der Kommandant. Er bringt die Veſtungsſchlüſſel.
Verlaß uns, Schweſter, Mitternacht iſt da.

Gräfinn.

O mir wird heut ſo ſchwer von dir zu gehn,
Und bange Furcht bewegt mich.

Wallenſtein.

Furcht! Wovor?

Gräfinn.

Du möchteſt ſchnell wegreiſen dieſe Nacht,
Und beym Erwachen fänden wir dich nimmer.

Wallenſtein.

Einbildungen!

Gräfinn.

O meine Seele wird
Schon lang von trüben Ahnungen geängſtigt,
Und wenn ich wachend ſie bekämpft, ſie fallen
Mein banges Herz in düſtern Träumen an.
— Ich ſah dich geſtern Nacht mit deiner erſten
Gemahlinn, reich geputzt, zu Tiſche ſitzen —

Wallenſtein.

Das iſt ein Traum erwünſchter Vorbedeutung,
Denn jene Heirath ſtiftete mein Glück.

Gräfinn.

Und heute träumte mir, ich ſuchte dich
In deinem Zimmer auf — Wie ich hineintrat,
So war's dein Zimmer nicht mehr, die Karthauſe
Zu Gitſchin war's, die du geſtiftet haſt,
Und wo du willſt, daß man dich hin begrabe.

Wallenſtein.

Dein Geiſt iſt nun einmal damit beſchäftigt.

Gräfinn.

Wie? Glaubſt du nicht, daß eine Warnungsſtimme
In Träumen vorbedeutend zu uns ſpricht?

Wallenſtein.

Dergleichen Stimmen giebt's — Es iſt kein Zweifel!
Doch Warnungsſtimmen möcht ich ſie nicht nennen,
Die nur das Unvermeidliche verkünden.
Wie ſich der Sonne Scheinbild in dem Dunſtkreis
Mahlt, eh' ſie kommt, ſo ſchreiten auch den großen
Geſchicken ihre Geiſter ſchon voran,
Und in dem Heute wandelt ſchon das Morgen.
Es machte mir ſtets eigene Gedanken,
Was man vom Tod des vierten Heinrichs lieſt.
Der König fühlte das Geſpenſt des Meſſers
Lang vorher in der Bruſt, eh' ſich der Mörder
Ravaillac damit waffnete. Ihn floh
Die Ruh, es jagt' ihn auf in ſeinem Louvre.

Ins Freye trieb es ihn, wie Leichenfeyer
Klang ihm der Gattinn Krönungsfeſt, er hörte
Im ahnungsvollen Ohr der Füße Tritt,
Die durch die Gaſſen von Paris ihn ſuchten

Gräfinn.

Sagt dir die inn're Ahnungsſtimme nichts?

Wallenſtein.

Nichts. Sey ganz ruhig!

Gräfinn (in düſtres Nachſinnen verloren).

Und ein andermal,
Als ich dir eilend nachging, liefſt du vor mir
Durch einen langen Gang, durch weite Säle,
Es wollte gar nicht enden — Thüren ſchlugen
Zuſammen, krachend — keuchend folgt' ich, konnte
Dich nicht erreichen — plötzlich fühlt' ich mich
Von hinten angefaßt mit kalter Hand,
Du warſt's, und küßteſt mich, und über uns
Schien eine rothe Decke ſich zu legen —

Wallenſtein.

Das iſt der rothe Teppich meines Zimmers.

Gräfinn (ihn betrachtend).

Wenn's dahin ſollte kommen — Wenn ich dich,
Der jetzt in Lebensfülle vor mir ſteht —
(Sie ſinkt ihm weinend an die Bruſt)

Wallenſtein.

Des Kaiſers Achtbrief ängſtigt dich. Buchſtaben
Verwunden nicht, er findet keine Hände.

Gräfinn.

Fänd' er ſie aber, dann iſt mein Entſchluß
Gefaßt — ich führe bey mir, was mich tröſtet.
(geht ab)

Vierter Auftritt.

Wallenſtein. Gordon. Dann der Kammerdiener.

Wallenſtein.

Iſt's ruhig in der Stadt?

Gordon.

Die Stadt iſt ruhig.

Wallenſtein.

Ich höre rauſchende Muſik, das Schloß iſt
Von Lichtern hell. Wer ſind die Fröhlichen?

Gordon.

Dem Grafen Terzky und dem Feldmarſchall
Wird ein Bankett gegeben auf dem Schloß.

Wallenſtein (vor ſich).

Es iſt des Sieges wegen — Dies Geſchlecht
Kann ſich nicht anders freuen, als bey Tiſch.
(Klingelt. Kammerdiener tritt ein)
Entkleide mich, ich will mich ſchlafen legen.
(Er nimmt die Schlüſſel zu ſich)
So ſind wir denn vor jedem Feind bewahrt,
Und mit den ſichern Freunden eingeſchloſſen,

Denn alles müßt' mich trügen, oder ein
Geſicht wie dies (auf Gordon ſchauend)
ist keines Heuchlers Larve.
(Kammerdiener hat ihm den Mantel, Ringkragen und die Feldbinde abgenommen)
Gieb Acht! was fällt da?

Kammerdiener.

Die goldne Kette iſt entzwey geſprungen.

Wallenſtein.

Nun, ſie hat lang genug gehalten. Gieb!
(Indem er die Kette betrachtet)
Das war des Kaiſers erſte Gunſt. Er hing ſie
Als Erzherzog mir um, im Krieg von Friaul,
Und aus Gewohnheit trug ich ſie bis heut.
— Aus Aberglauben, wenn ihr wollt. Sie ſollte
Ein Taliſman mir ſeyn, ſo lang ich ſie
An meinem Halſe gläubig würde tragen,
Das flücht'ge Glück, deß erſte Gunſt ſie war,
Mir auf Zeitlebens binden — Nun es ſey!
Mir muß fortan ein neues Glück beginnen,
Denn dieſes Bannes Kraft iſt aus.
(Kammerdiener entfernt ſich mit den Kleidern. Wallenſtein ſteht auf, macht einen Gang durch den Saal und bleibt zuletzt nachdenkend vor Gordon ſtehen)
Wie doch die alte Zeit mir näher kommt.
Ich ſeh' mich wieder an dem Hof zu Burgau,
Wo wir zuſammen Edelknaben waren.
Wir hatten öfters Streit, du meynteſt's gut,

Und pflegteſt gern den Sittenprediger
Zu machen, ſchalteſt mich, daß ich nach hohen Dingen
Unmäßig ſtrebte, kühnen Träumen glaubend,
Und prieſeſt mir den goldnen Mittelweg.
— Ey, deine Weisheit hat ſich ſchlecht bewährt,
Sie hat dich früh zum abgelebten Manne
Gemacht, und würde dich, wenn ich mit meinen
Großmüth'gen Sternen nicht dazwiſchen träte,
Im ſchlechten Winkel ſtill verlöſchen laſſen.

Gordon.

Mein Fürſt! Mit leichtem Muthe knüpft der arme Fiſcher
Den kleinen Nachen an im ſichern Port,
Sieht er im Sturm das große Meerſchiff ſtranden.

Wallenſtein.

So biſt du ſchon im Hafen, alter Mann?
Ich nicht. Es treibt der ungeſchwächte Muth
Noch friſch und herrlich auf der Lebenswoge,
Die Hoffnung nenn' ich meine Göttinn noch,
Ein Jüngling iſt der Geiſt, und ſeh' ich mich
Dir gegenüber, ja, ſo möcht' ich rühmend ſagen,
Daß über meinem braunen Scheitelhaar
Die ſchnellen Jahre machtlos hingegangen.

(Er geht mit großen Schritten durchs Zimmer, und bleibt auf der entgegengeſetzten Seite, Gordon gegenüber, ſtehen)

Wer nennt das Glück noch falſch? Mir war es treu,
Hob aus der Menſchen Reihen mich heraus
Mit Liebe, durch des Lebens Stufen mich
Mit kraftvoll leichten Götterarmen tragend.

Nichts iſt gemein in meines Schickſals Wegen,
Noch in den Furchen meiner Hand. Wer möchte
Mein Leben mir nach Menſchenweiſe deuten?
Zwar jetzo ſchien ich tief herabgeſtürzt,
Doch werd' ich wieder ſteigen, hohe Flut
Wird bald auf dieſe Ebbe ſchwellend folgen —

Gordon.

Und doch erinnr' ich an den alten Spruch:
Man ſoll den Tag nicht vor dem Abend loben.
Nicht Hoffnung möcht' ich ſchöpfen aus dem langen Glück,
Dem Unglück iſt die Hoffnung zugeſendet.
Furcht ſoll das Haupt des Glücklichen umſchweben,
Denn ewig wanket des Geſchickes Wage.

Wallenſtein (lächelnd).

Den alten Gordon hör' ich wieder ſprechen.
— Wohl weiß ich, daß die ird'ſchen Dinge wechſeln,
Die böſen Götter fodern ihren Zoll,
Das wußten ſchon die alten Heydenvölker,
Drum wählten ſie ſich ſelbſt freywill'ges Unheil,
Die eiferſücht'ge Gottheit zu verſöhnen,
Und Menſchenopfer bluteten dem Typhon.
(Nach einer Pauſe, ernſt und ſtiller)
Auch ich hab' ihm geopfert — Denn mir fiel
Der liebſte Freund, und fiel durch meine Schuld.
So kann mich keines Glückes Gunſt mehr freuen,
Als dieſer Schlag mich hat geſchmerzt — Der Neid
Des Schickſals iſt geſättigt, es nimmt Leben
Für Leben an, und abgeleitet iſt

Auf das geliebte reine Haupt der Blitz,
Der mich zerſchmetternd ſollte niederſchlagen.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Seni.

Wallenſtein.

Kommt da nicht Seni? Und wie außer ſich!
Was führt dich noch ſo ſpät hieher, Baptiſt?

Seni.

Furcht deinetwegen, Hoheit.

Wallenſtein.

Sag, was giebt's?

Seni.

Flieh, Hoheit, eh' der Tag anbricht. Vertraue dich
Den Schwediſchen nicht an.

Wallenſtein.

Was fällt dir ein?

Seni (mit ſteigendem Ton).

Vertrau' dich dieſen Schweden nicht.

Wallenſtein.

Was iſt's denn?

Seni.

Erwarte nicht die Ankunft dieſer Schweden!
Von falſchen Freunden droht dir nahes Unheil,
Die Zeichen ſtehen grauſenhaft, nah, nahe
Umgeben dich die Netze des Verderbens.

Wallenſtein.

Du träumſt, Baptiſt, die Furcht bethöret dich.

Seni.

O glaube nicht, daß leere Furcht mich täuſche.
Komm, lies es ſelbſt in dem Planetenſtand,
Daß Unglück dir von falſchen Freunden droht.

Wallenſtein.

Von falſchen Freunden ſtammt mein ganzes Unglück,
Die Weiſung hätte früher kommen ſollen,
Jetzt brauch' ich keine Sterne mehr dazu.

Seni.

O komm und ſieh! Glaub deinen eignen Augen.
Ein greulich Zeichen ſteht im Haus des Lebens,
Ein naher Feind, ein Unhold lauert hinter
Den Strahlen deines Sterns — O laß dich warnen!
Nicht dieſen Heyden überliefre dich,
Die Krieg mit unſrer heilgen Kirche führen.

Wallenſtein (lächelnd).

Schallt das Orakel daher? — Ja! Ja! Nun
Beſinn' ich mich — Dieß ſchwed'ſche Bündniß hat
Dir nie gefallen wollen — Leg dich ſchlafen
Baptiſta! Solche Zeichen fürcht' ich nicht.

Gordon.

(der durch dieſe Reden heftig erſchüttert worden, wendet ſich zu Wallenſtein)

Mein fürſtlicher Gebieter! Darf ich reden?
Oft kommt ein nützlich Wort aus ſchlechtem Munde.

Wallenſtein.

Sprich frey!

Gordon.

Mein Fürſt! Wenn's doch kein leeres Furchtbild wäre,
Wenn Gottes Vorſehung ſich dieſes Mundes
Zu Ihrer Rettung wunderbar bediente!

Wallenſtein.

Ihr ſprecht im Fieber, einer wie der andre.
Wie kann mir Unglück kommen von den Schweden?
Sie ſuchten meinen Bund, er iſt ihr Vortheil.

Gordon.

Wenn dennoch eben dieſer Schweden Ankunft —
Gerade die es wär', die das Verderben
Beflügelte auf Ihr ſo ſichres Haupt —
(vor ihm niederſtürzend)
O noch iſt's Zeit, mein Fürſt —

Seni (kniet nieder).

O hör' ihn! hör' ihn!

Wallenſtein.

Zeit, und wozu? Steht auf — Ich will's, ſteht auf.

Gordon (ſteht auf).

Der Rheingraf iſt noch fern. Gebieten Sie,
Und dieſe Veſtung ſoll ſich ihm verſchließen.
Will er uns dann belagern, er verſuch's.
Doch ſag' ich dies: Verderben wird er eher
Mit ſeinem ganzen Volk vor dieſen Wällen,
Als unſres Muthes Tapferkeit ermüden.
Erfahren ſoll er, was ein Heldenhaufe

Vermag, beſeelt von einem Heldenführer,
Dem's Ernſt iſt, ſeinen Fehler gut zu machen.
Das wird den Kaiſer rühren und verſöhnen,
Denn gern zur Milde wendet ſich ſein Herz,
Und Friedland, der bereuend wiederkehrt,
Wird höher ſtehn in ſeines Kaiſers Gnade,
Als je der niegefallne hat geſtanden.

Wallenſtein.

(betrachtet ihn mit Befremdung und Erſtaunen, und ſchweigt eine Zeitlang, eine ſtarke innere Bewegung zeigend)

Gordon — des Eifers Wärme führt euch weit,
Es darf der Jugendfreund ſich was erlauben.
— Blut iſt gefloſſen, Gordon. Nimmer kann
Der Kaiſer mir vergeben. Könnt' er's, ich,
Ich könnte nimmer mir vergeben laſſen.
Hätt' ich vorher gewußt, was nun geſchehn,
Daß es den liebſten Freund mir würde koſten,
Und hätte mir das Herz, wie jetzt geſprochen —
Kann ſeyn, ich hätte mich bedacht — kann ſeyn
Auch nicht — Doch was nun ſchonen noch? Zu ernſthaft
Hat's angefangen, um in Nichts zu enden.
Hab' es denn ſeinen Lauf!

(Indem er ans Fenſter tritt)

Sieh, es iſt Nacht geworden, auf dem Schloß
Iſt's auch ſchon ſtille — Leuchte Kämmerling.

(Kammerdiener, der unterdeſſen ſtill eingetreten, und mit ſichtbarem Antheil in der Ferne geſtanden, tritt hervor, heftig bewegt, und ſtürzt ſich zu des Herzogs Füßen)

Du auch noch? Doch ich weiß es ja, warum
Du meinen Frieden wünſcheſt mit dem Kaiſer.
Der arme Menſch! Er hat im Kärnthnerland
Ein kleines Gut und ſorgt, ſie nehmen's ihm,
Weil er bey *mir* iſt. Bin ich denn ſo arm,
Daß ich den Dienern nicht erſetzen kann?
Nun! Ich will niemand zwingen. Wenn du meynſt,
Daß mich das Glück geflohen, ſo verlaß mich.
Heut magſt du mich zum letztenmal entkleiden,
Und dann zu deinem Kaiſer übergehn —
Gut' Nacht, Gordon!
Ich denke einen langen Schlaf zu thun,
Denn dieſer letzten Tage Qual war groß,
Sorgt, daß ſie nicht zu zeitig mich erwecken.

(Er geht ab. Kammerdiener leuchtet. Seni folgt. Gordon bleibt in der Dunkelheit ſtehen, dem Herzog mit den Augen folgend, bis er in dem äußerſten Gang verſchwunden iſt; dann drückt er durch Gebärden ſeinen Schmerz aus, und lehnt ſich gramvoll an eine Säule).

Sechster Auftritt.

Gordon. Buttler (anfangs hinter der Scene).

Buttler.

Hier ſtehet ſtill, bis ich das Zeichen gebe.

Gordon (fährt auf).

Er iſt's, er bringt die Mörder ſchon.

Buttler.

Die Lichter
Sind aus. In tiefem Schlafe liegt ſchon alles.

Gordon.

Was ſoll ich thun? Verſuch' ich's, ihn zu retten?
Bring' ich das Haus, die Wachen in Bewegung?

Buttler (erſcheint hinten).

Vom Korridor her ſchimmert Licht. Das führt
Zum Schlafgemach des Fürſten.

Gordon.

Aber brech' ich
Nicht meinen Eid dem Kaiſer? Und entkommt er,
Des Feindes Macht verſtärkend, lad' ich nicht
Auf mein Haupt alle fürchterlichen Folgen?

Buttler (etwas näher kommend).

Still! Horch! Wer ſpricht da?

Gordon.

Ach, es iſt doch beſſer,
Ich ſtell's dem Himmel heim. Denn was bin ich,
Daß ich ſo großer That mich unterfinge?
Ich hab' ihn nicht ermordet, wenn er umkommt,
Doch ſeine Rettung wäre *meine* That,
Und jede ſchwere Folge müßt' ich tragen.

Buttler (herzutretend).

Die Stimme kenn' ich.

Gordon.

Buttler.

Buttler.

Es iſt Gordon.
Was ſucht ihr hier? Entließ der Herzog euch
So ſpät?

Gordon.

Ihr tragt die Hand in einer Binde?

Buttler.

Sie iſt verwundet. Dieſer Illo focht
Wie ein Verzweifelter, bis wir ihn endlich
Zu Boden ſtreckten —

Gordon (ſchauert zuſammen).

Sie ſind todt!

Buttler.

Es iſt geſchehn.
— Iſt er zu Bett?

Gordon.

Ach. Buttler!

Buttler (dringend).

Iſt er? Sprecht!
Nicht lange kann die That verborgen bleiben.

Gordon.

Er ſoll nicht ſterben. Nicht durch euch! der Himmel
Will euren Arm nicht. Seht, er iſt verwundet.

Buttler.

Nicht meines Armes braucht's.

Gordon.

Die Schuldigen
Sind todt; genug iſt der Gerechtigkeit

Geſchehn! Laßt dieſes Opfer ſie verſöhnen!

(Kammerdiener kommt den Gang her, mit dem Finger auf dem Mund Stillſchweigen gebietend)

Er ſchläft! O mordet nicht den heil'gen Schlaf!

Buttler.

Nein, er ſoll wachend ſterben.

(will gehen)

Gordon.

Ach, ſein Herz iſt noch
Den ird'ſchen Dingen zugewendet, nicht
Gefaßt iſt er, vor ſeinen Gott zu treten.

Buttler.

Gott iſt barmherzig!

(will gehen)

Gordon (hält ihn).

Nur die Nacht noch gönnt ihm.

Buttler.

Der nächſte Augenblick kann uns verrathen.

Gordon (hält ihn).

Nur eine Stunde!

Buttler.

Laßt mich los. Was kann
Die kurze Friſt ihm helfen?

Gordon.

O die Zeit iſt
Ein wunderthät'ger Gott. In einer Stunde rinnen
Viel tauſend Körner Sandes, ſchnell wie ſie

Bewegen ſich im Menſchen die Gedanken.
Nur eine Stunde! Euer Herz kann ſich,
Das ſeinige ſich wenden — Eine Nachricht
Kann kommen — ein beglückendes Ereigniß
Entſcheidend, rettend, ſchnell vom Himmel fallen —
O was vermag nicht eine Stunde!

Buttler.

Ihr erinnert mich,
Wie koſtbar die Minuten ſind.

(Er ſtampft auf den Boden).

Siebenter Auftritt.

Macdonald. Deveroux mit Hellebardierern treten hervor. Dann Kammerdiener. Vorige.

Gordon.

(ſich zwiſchen ihn und jene werfend)

Nein Unmenſch!
Erſt über meinen Leichnam ſollſt du hingehn,
Denn nicht will ich das Gräßliche erleben.

Buttler (ihn weg drängend).

Schwachſinn'ger Alter!

(Man hört Trompeten in der Ferne)

Macdonald und Deveroux.

Schwediſche Trompeten!
Die Schweden ſtehn vor Eger! Laßt uns eilen!

Gordon.

Gott! Gott!

Buttler.

An euren Poſten, Kommandant.

(Gordon ſtürzt hinaus).

Kammerdiener (eilt herein).

Wer darf hier lärmen? Still, der Herzog ſchläft.

Deveroux.

(mit lauter fürchterlicher Stimme)

Freund! Jetzt iſt's Zeit zu lärmen!

Kammerdiener (Geſchrey erhebend).

Hilfe! Mörder!

Buttler.

Nieder mit ihm!

Kammerdiener.

(von Deveroux durchbohrt, ſtürzt am Eingang der Gallerie)

Jeſus Maria!

Buttler.

Sprengt die Thüren!

(Sie ſchreiten über den Leichnam weg, den Gang hin. Man hört in der Ferne zwey Thüren nach einander ſtürzen — Dumpfe Stimmen — Waffengetöſe — dann plötzlich tiefe Stille).

Achter Auftritt.

Gräfinn Terzky (mit einem Lichte).

Ihr Schlafgemach iſt leer, und ſie iſt nirgends
Zu finden, auch die Neubrunn wird vermißt,

Die bey ihr wachte — Wäre ſie entflohn?
Wo kann ſie hingeflohen ſeyn? Man muß
Nacheilen, alles in Bewegung ſetzen!
Wie wird der Herzog dieſe Schreckenspoſt
Aufnehmen! Wäre nur mein Mann zurück
Vom Gaſtmahl! Ob der Herzog wohl noch wach iſt?
Mir war's, als hört' ich Stimmen hier und Tritte.
Ich will doch hingehn, an der Thüre lauſchen.
Horch! wer iſt das? Es eilt die Trepp' herauf.

Neunter Auftritt.

Gräfinn. Gordon. Dann Buttler.

Gordon.
(eilfertig, athemlos hereinſtürzend)
Es iſt ein Irrthum — es ſind nicht die Schweden.
Ihr ſollt nicht weiter gehen — Buttler — Gott!
Wo iſt er?
(indem er die Gräfinn bemerkt)
Gräfinn, ſagen Sie —

Gräfinn.
Sie kommen von der Burg? Wo iſt mein Mann?

Gordon (entſetzt).
Ihr Mann! — O fragen Sie nicht! Gehen Sie
Hinein — (will fort).

Gräfinn (hält ihn).
Nicht eher, bis Sie mir entdecken —

Gordon (heftig dringend).

An dieſem Augenblicke hängt die Welt!
Um Gotteswillen gehen Sie — Indem
Wir ſprechen — Gott im Himmel!

(laut ſchreyend)

Buttler! Buttler!

Gräfinn.

Der iſt ja auf dem Schloß mit meinem Mann.

(Buttler kommt aus der Gallerie)

Gordon (der ihn erblickt).

Es war ein Irrthum — Es ſind nicht die Schweden —
Die Kaiſerlichen ſind's, die eingedrungen —
Der Generalleutnant ſchickt mich her, er wird
Gleich ſelbſt hier ſeyn — Ihr ſollt nicht weiter gehn —

Buttler.

Er kommt zu ſpät.

Gordon (ſtürzt an die Mauer).

Gott der Barmherzigkeit!

Gräfinn (ahnungsvoll).

Was iſt zu ſpät? Wer wird gleich ſelbſt hier ſeyn?
Octavio in Eger eingedrungen?
Verrätherey! Verrätherey! Wo iſt
Der Herzog?

(eilt dem Gange zu).

Zehnter Auftritt.

Vorige. Seni. Dann Bürgermeiſter.
Page. Kammerfrau. Bediente
(rennen ſchreckenvoll über die Scene).

Seni.
(der mit allen Zeichen des Schreckens aus der Gallerie kommt)
O blutige, entſetzensvolle That!

Gräfinn.
Was iſt
Geſchehen, Seni?

Page (herauskommend).
O erbarmenswürd'ger Anblick!
(Bediente mit Fackeln)

Gräfinn.
Was iſt's? Um Gotteswillen!

Seni.
Fragt ihr noch?
Drinn liegt der Fürſt ermordet, euer Mann iſt
Erſtochen auf der Burg.
(Gräfinn bleibt erſtarrt ſtehen)

Kammerfrau (eilt herein).
Hilf! Hilf der Herzoginn!

Bürgermeiſter (kommt ſchreckenvoll).
Was für ein Ruf
Des Jammers weckt die Schläfer dieſes Hauſes?

Gordon.

Verflucht iſt euer Haus auf ew'ge Tage!
In eurem Hauſe liegt der Fürſt ermordet.

Bürgermeiſter.

Das wolle Gott nicht!

(ſtürzt hinaus)

Erſter Bedienter.

Flieht! Flieht! Sie ermorden
Uns alle!

Zweyter Bedienter (Silbergeräth tragend).

Da hinaus. Die untern Gänge ſind beſetzt.

(Hinter der Scene wird gerufen)

Platz! Platz dem Generalleutnant!

(Bey dieſen Worten richtet ſich die Gräfinn aus ihrer Erſtarrung auf, faßt ſich und geht ſchnell ab)

(Hinter der Scene)

Beſetzt das Thor! Das Volk zurückgehalten!

Eilfter Auftritt.

Vorige, ohne die Gräfinn. Octavio Piccolomini tritt herein mit Gefolge. Deveroux und Macdonald kommen zugleich aus dem Hintergrunde mit Hellebardierern. Wallenſteins Leichnam wird in einem rothen Teppich hinten über die Scene getragen.

Octavio (raſch eintretend).

Es darf nicht ſeyn! Es iſt nicht möglich! Buttler!
Gordon! Ich wills nicht glauben. Saget nein.

Gordon.

(ohne zu antworten, weiſt mit der Hand nach hinten. Octavio geht hin und ſieht vom Entſetzen ergriffen)

Devereux (zu Buttler).

Hier iſt das goldne Vließ, des Fürſten Degen!

Macdonald.

Befehlt ihr, daß man die Kanzley —

Buttler (auf Octavio zeigend).

Hier ſteht er,
Der jetzt allein Befehle hat zu geben.

(Devereux und Macdonald treten ehrerbietig zurück; alles verliert ſich ſtill, daß nur allein Buttler, Octavio und Gordon auf der Scene bleiben)

Octavio (zu Buttlern gewendet).

War das die Meynung, Buttler, als wir ſchieden?
Gott der Gerechtigkeit! Ich hebe meine Hand auf!
Ich bin an dieſer ungeheuren That
Nicht ſchuldig.

Buttler.

Eure Hand iſt rein. Ihr habt
Die meinige dazu gebraucht.

Octavio.

Ruchloſer!
So mußteſt du des Herrn Befehl misbrauchen,
Und blutig gräuenvollen Meuchelmord
Auf deines Kaiſers heilgen Nahmen wälzen?

Buttler (gelaſſen).

Ich hab' des Kaiſers Urthel nur vollſtreckt.

Octavio.

O Fluch der Könige, der ihren Worten
Das fürchterliche Leben giebt, dem ſchnell
Vergänglichen Gedanken gleich die That,
Die feſt unwiderrufliche, ankettet!
Mußt' es ſo raſch gehorcht ſeyn? Konnteſt du
Dem Gnädigen nicht Zeit zur Gnade gönnen?
Des Menſchen Engel iſt die Zeit — die raſche
Vollſtreckung an das Urtheil anzuheften,
Ziemt nur dem unveränderlichen Gott!

Buttler.

Was ſcheltet ihr mich? Was iſt mein Verbrechen?
Ich habe eine gute That gethan,
Ich hab' das Reich von einem furchtbarn Feinde
Befreyt, und mache Anſpruch auf Belohnung.
Der einz'ge Unterſchied iſt zwiſchen eurem
Und meinem Thun: ihr habt den Pfeil geſchärft,
Ich hab' ihn abgedrückt. Ihr ſä'tet Blut,
Und ſteht beſtürzt, daß Blut iſt aufgegangen.
Ich wußte immer, was ich that, und ſo
Erſchreckt und überraſcht mich kein Erfolg.
Habt ihr ſonſt einen Auftrag mir zu geben?
Denn ſteh'nden Fußes reiſ' ich ab nach Wien,
Mein blutend Schwert vor meines Kaiſers Thron
Zu legen und den Beyfall mir zu holen,
Den der geſchwinde, pünktliche Gehorſam
Von dem gerechten Richter fodern darf.

(geht ab)

Zwölf-

Zwölfter Auftritt.

Vorige ohne Buttler. **Gräfinn Terzky** (tritt auf, bleich und entſtellt. Ihre Sprache iſt ſchwach und langſam, ohne Leidenſchaft).

Octavio (ihr entgegen).

O Gräfinn Terzky, mußt' es dahin kommen?
Das ſind die Folgen unglückſel'ger Thaten.

Gräfinn.

Es ſind die Früchte Ihres Thuns — Der Herzog
Iſt todt, mein Mann iſt todt, die Herzoginn
Ringt mit dem Tode, meine Nichte iſt verſchwunden.
Dies Haus des Glanzes und der Herrlichkeit
Steht nun verödet, und durch alle Pforten
Stürzt das erſchreckte Hofgeſinde fort.
Ich bin die letzte drinn, ich ſchloß es ab,
Und liefre hier die Schlüſſel aus.

Octavio (mit tiefem Schmerz).

O Gräfinn,
Auch mein Haus iſt verödet!

Gräfinn.

Wer ſoll noch
Umkommen? Wer ſoll noch mißhandelt werden?
Der Fürſt iſt todt, des Kaiſers Rache kann
Befriedigt ſeyn. Verſchonen Sie die alten Diener,

Daß den Getreuen ihre Lieb' und Treu
Nicht auch zum Frevel angerechnet werde!
Das Schickſal überraſchte meinen Bruder
Zu ſchnell, er konnte nicht mehr an ſie denken.

Octavio.

Nichts von Mißhandlung! Nichts von Rache, Gräfinn!
Die ſchwere Schuld iſt ſchwer gebüßt, der Kaiſer
Verſöhnt, nichts geht vom Vater auf die Tochter
Hinüber, als ſein Ruhm und ſein Verdienſt.
Die Kaiſerinn ehrt Ihr Unglück, öfnet Ihnen
Theilnehmend ihre mütterlichen Arme.
Drum keine Furcht mehr! Faſſen Sie Vertrauen,
Und übergeben Sie ſich hoffnungsvoll
Der kaiſerlichen Gnade.

Gräfinn.

(mit einem Blick zum Himmel)

Ich vertraue mich
Der Gnade eines größern Herrn — Wo ſoll
Der fürſtliche Leichnam ſeine Ruhſtatt finden?
In der Karthauſe, die er ſelbſt geſtiftet,
Zu Gitſchin ruht die Gräfinn Wallenſtein,
An ihrer Seite, die ſein erſtes Glück
Gegründet, wünſcht' er, dankbar, einſt zu ſchlummern.
O laſſen Sie ihn dort begraben ſeyn!
Auch für die Reſte meines Mannes bitt' ich
Um gleiche Gunſt. Der Kaiſer iſt Beſitzer

Von unſern Schlöſſern, gönne man uns nur
Ein Grab noch bey den Gräbern unſrer Ahnen.

Octavio.

Sie zittern, Gräfinn — Sie verbleichen — Gott!
Und welche Deutung geb' ich Ihren Reden?

Gräfinn.

(ſammelt ihre letzte Kraft und ſpricht mit Lebhaftigkeit und Adel)

Sie denken würdiger von mir, als daß Sie glaubten,
Ich überlebte meines Hauſes Fall.
Wir fühlten uns nicht zu gering, die Hand
Nach einer Königskrone zu erheben —
Es ſollte nicht ſeyn — doch wir denken königlich
Und achten einen freyen, muth'gen Tod
Anſtändiger als ein entehrtes Leben.
— Ich habe Gift . . . . .

Octavio.

O rettet! helft!

Gräfinn.

Es iſt zu ſpät.
In wenig Augenblicken iſt mein Schickſal
Erfüllt.

(Sie geht ab)

Gordon.

O Haus des Mordes und Entſetzens!

(Ein Kourier kommt und bringt einen Brief).

Gordon (tritt ihm entgegen).

Was giebt's? Das iſt das kaiſerliche Siegel.

(Er hat die Aufſchrift geleſen, und übergiebt den Brief dem Octavio mit einem Blick des Vorwurfs)

Dem **Fürſten** Piccolomini.

(Octavio erſchrickt und blickt ſchmerzvoll zum Himmel. Der Vorhang fällt).

Die Braut von Meſſina

oder

die feindlichen Brüder

Ein

Trauerſpiel mit Chören.

Perſonen.

Donna Iſabella, Fürſtinn von Meſſina.

Don Manuel, }
Don Ceſar, } ihre Söhne.

Beatrice.

Diego.

Boten.

Chor, beſteht aus dem Gefolge der Brüder.

Die Aelteſten von Meſſina, reden nicht.

Ueber den Gebrauch des Chors in der Tragödie.

Ein poetiſches Werk muß ſich ſelbſt rechtfertigen, und wo die That nicht ſpricht, da wird das Wort nicht viel helfen. Man könnte es alſo gar wohl dem Chor überlaſſen, ſein eigener Sprecher zu ſeyn, wenn er nur erſt ſelbſt auf die gehörige Art zur Darſtellung gebracht wäre. Aber das tragiſche Dichterwerk wird erſt durch die theatraliſche Vorſtellung zu einem Ganzen: nur die Worte giebt der Dichter, Muſik und Tanz müſſen hinzu kommen, ſie zu beleben. So lange alſo dem Chor dieſe ſinnlich mächtige Begleitung fehlt, ſo lange wird er in der Oeconomie des Trauerſpiels als ein Auſſending, als ein fremdartiger Körper, und als ein Aufenthalt erſcheinen, der nur den Gang der Handlung unterbricht, der die Täuſchung ſtört, der den Zuſchauer erkältet. Um dem Chor ſein Recht anzuthun, muß man ſich alſo von der wirklichen Bühne auf eine mögliche verſetzen, aber das muß man überall, wo man zu etwas höherm gelangen will. Was die Kunſt noch nicht hat, das ſoll ſie erwerben; der zufällige Mangel an Hilfsmitteln darf die ſchaffende Einbildungskraft des Dichters nicht beſchränken. Das Würdigſte ſetzt er ſich zum Ziel, einem Ideale ſtrebt er nach, die ausübende Kunſt mag ſich nach den Umſtänden bequemen.

Es iſt nicht wahr, was man gewöhnlich behaupten hört, daß das Publikum die Kunſt herabzieht; der Künſtler zieht das Publikum herab, und zu allen Zeiten, wo die Kunſt verfiel, iſt ſie durch die Künſtler gefallen. Das Publikum braucht nichts als Empfänglichkeit, und dieſe beſitzt es. Es tritt vor den Vorhang mit einem unbeſtimmten Verlangen, mit einem vielſeitigen Vermögen. Zu dem Höchſten bringt es eine Fähigkeit mit, es erfreut ſich an dem Verſtändigen und Rechten, und wenn es damit angefangen hat, ſich mit dem Schlechten zu begnügen, ſo wird es zuverläſſig damit aufhören, das Vortrefliche zu fodern, wenn man es ihm erſt gegeben hat.

Der Dichter, hört man einwenden, hat gut, nach einem Ideal arbeiten, der Kunſtrichter hat gut, nach Ideen urtheilen, die bedingte, beſchränkte, ausübende Kunſt ruht auf dem Bedürfniß. Der Unternehmer will beſtehen, der Schauſpieler will ſich zeigen, der Zuſchauer will unterhalten und in Bewegung geſetzt ſeyn. Das Vergnügen ſucht er, und iſt unzufrieden, wenn man ihm da eine Anſtrengung zumuthet, wo er ein Spiel und eine Erhohlung erwartet.

Aber indem man das Theater ernſthafter behandelt, will man das Vergnügen des Zuſchauers nicht aufheben, ſondern veredeln. Es ſoll ein Spiel bleiben, aber ein poetiſches. Alle Kunſt iſt der Freude gewidmet, und es giebt keine höhere und keine ernſthaftere Aufgabe, als die Menſchen zu beglücken. Die rechte Kunſt iſt nur dieſe, welche den höchſten Genuß verſchaft. Der höchſte Genuß aber iſt die Freyheit des Gemüths in dem lebendigen Spiel aller ſeiner Kräfte.

Jeder Menſch zwar erwartet von den Künſten der Einbildungskraft eine gewiſſe Befreyung von den Schranken des Wirklichen, er will ſich an dem Möglichen ergötzen und ſeiner Phantaſie Raum geben. Der am wenigſten erwartet, will doch ſein Geſchäft, ſein gemeines Leben, ſein Individuum vergeſſen, er will ſich in auſſerordentlichen Lagen fühlen, ſich an den ſeltſamen Combinationen des Zufalls weiden, er will, wenn er von ernſthafterer Natur iſt, die moraliſche Weltregierung, die er im wirklichen Leben vermißt, auf der Schaubühne finden. Aber er weiß ſelbſt recht gut, daß er nur ein leeres Spiel treibt, daß er im eigentlichen Sinn ſich nur an Träumen weidet, und wenn er von dem Schauplatz wieder in die wirkliche Welt zurück kehrt, ſo umgiebt ihn dieſe wieder mit ihrer ganzen drückenden Enge, er iſt ihr Raub wie vorher, denn ſie ſelbſt iſt geblieben was ſie war, und an ihm iſt nichts verändert worden. Dadurch iſt alſo nichts gewonnen als ein gefälliger Wahn des Augenblicks, der beym Erwachen verſchwindet.

Und eben darum, weil es hier nur auf eine vorübergehende Täuſchung abgeſehen iſt, ſo iſt auch nur ein Schein der Wahrheit, oder die beliebte Wahrſcheinlichkeit nöthig, die man ſo gern an die Stelle der Wahrheit ſetzt.

Die wahre Kunſt aber hat es nicht bloß auf ein vorübergehendes Spiel abgeſehen, es iſt ihr ernſt damit, den Menſchen nicht bloß in einen augenblicklichen Traum von Freyheit zu verſetzen, ſondern ihn wirklich und in der That frey zu *machen*, und dieſes dadurch, daß ſie eine Kraft in ihm erweckt, übt und ausbildet, die ſinnliche Welt, die ſonſt nur als ein roher Stoff auf uns laſtet, als eine blinde Macht auf uns drückt, in eine objektive Ferne zu rücken, in ein freyes Werk unſers Geiſtes zu verwandeln, und das Materielle durch Ideen zu beherrſchen.

Und eben darum weil die wahre Kunſt etwas reelles und objektives will, ſo kann ſie ſich nicht bloß mit dem Schein der Wahrheit begnügen; auf der Wahrheit ſelbſt, auf dem feſten und tiefen Grunde der Natur errichtet ſie ihr ideales Gebäude.

Wie aber nun die Kunſt zugleich ganz ideell und doch im tiefſten Sinne reell ſeyn — wie ſie das Wirkliche ganz verlaſſen und doch aufs genaueſte mit der Natur übereinſtimmen ſoll und kann, das iſts, was wenige faſſen, was die Anſicht poetiſcher und plaſtiſcher Werke ſo ſchielend macht, weil beide Foderungen einander im gemeinen Urtheil geradezu aufzuheben ſcheinen.

Auch begegnet es gewöhnlich, daß man das eine mit Aufopferung des andern zu erreichen ſucht, und eben deswegen beides verfehlt. Wem die Natur zwar einen treuen Sinn und eine Innigkeit des Gefühls verliehen, aber die ſchaffende Einbildungskraft verſagte, der wird ein treuer Mahler des Wirklichen ſeyn, er wird die zufälligen Erſcheinungen, aber nie den Geiſt der Natur ergreifen. Nur den Stoff der Welt wird er uns wiederbringen, aber es wird eben darum nicht unſer Werk, nicht das freye Produkt unſers bildenden Geiſtes ſeyn, und kann alſo auch die wohlthätige Wirkung der Kunſt, welche in der Freyheit beſteht, nicht haben. Ernſt zwar, doch unerfreulich iſt die Stimmung, mit der uns ein ſolcher

Künſtler und Dichter entläßt, und wir ſehen uns durch die Kunſt ſelbſt, die uns befreyen ſollte, in die gemeine enge Wirklichkeit peinlich zurück verſetzt. Wem hingegen zwar eine rege Phantaſie, aber ohne Gemüth und Charakter zu Theil geworden, der wird ſich um keine Wahrheit bekümmern; ſondern mit dem Weltſtoff nur ſpielen, nur durch phantaſtiſche und bizarre Combinationen zu überraſchen ſuchen, und wie ſein ganzes Thun nur Schaum und Schein iſt, ſo wird er zwar für den Augenblick unterhalten, aber im Gemüth nichts erbauen und begründen. Sein Spiel iſt, ſo wie der Ernſt des andern, kein poetiſches. Phantaſtiſche Gebilde willkührlich aneinander reihen, heißt nicht ins Ideale gehen, und das Wirkliche nachahmend wieder bringen, heißt nicht die Natur darſtellen. Beide Foderungen ſtehen ſo wenig im Widerſpruch mit einander, daß ſie vielmehr — eine und dieſelbe ſind; daß die Kunſt nur dadurch wahr iſt, daß ſie das Wirkliche ganz verläßt und rein ideell wird. Die Natur ſelbſt iſt nur eine Idee des Geiſtes, die nie in die Sinne fällt. Unter der Decke der Erſcheinungen liegt ſie, aber ſie ſelbſt kommt niemals zur Erſcheinung. Bloß der Kunſt des Ideals iſt es verliehen, oder vielmehr es iſt ihr aufgegeben, dieſen Geiſt des Alls zu ergreifen, und in einer körperlichen Form zu binden. Auch ſie ſelbſt kann ihn zwar nie vor die Sinne, aber doch durch ihre ſchaffende Gewalt vor die Einbildungskraft bringen, und dadurch wahrer ſeyn als alle Wirklichkeit und realer als alle Erfahrung. Es ergiebt ſich daraus von ſelbſt, daß der Künſtler kein einziges Element aus der Wirklichkeit brauchen kann, wie er es findet, daß ſein Werk in allen ſeinen Theilen ideell ſeyn muß, wenn es als ein Ganzes Realität haben und mit der Natur übereinſtimmen ſoll.

Was von Poeſie und Kunſt im Ganzen wahr iſt, gilt auch von allen Gattungen derſelben, und es läßt ſich ohne Mühe von dem jetzt geſagten auf die Tragödie die Anwendung machen. Auch hier hatte man lange und hat noch jetzt mit dem gemeinen Begriff des Natürlichen zu kämpfen, welcher alle Poeſie und Kunſt gerade zu aufhebt und vernichtet. Der bildenden Kunſt giebt man zwar nothdürftig, doch mehr aus convenzionellen als aus innern Gründen, eine gewiſſe Idealität zu, aber von der Poeſie und von der dramatiſchen insbeſondere verlangt man Illuſion, die, wenn ſie auch wirklich zu leiſten wäre, immer nur ein armſeliger Gauklerbetrug ſeyn würde. Alles äußere bey einer dramatiſchen Vorſtellung ſteht dieſem Begriff entgegen — alles iſt nur ein Symbol des Wirklichen. Der Tag ſelbſt auf dem Theater iſt nur ein künſtlicher, die Architectur iſt nur eine ſymboliſche, die metriſche Sprache ſelbſt iſt ideal, aber die Handlung ſoll nun einmal real ſeyn, und der Theil das Ganze zerſtören. So haben die Franzoſen, die den Geiſt der Alten zuerſt ganz misverſtanden, eine Einheit des Orts und der Zeit nach dem gemeinſten empiriſchen Sinn auf der Schaubühne eingeführt, als ob hier ein anderer Ort wäre als der bloß ideale Raum, und eine andere Zeit als bloß die ſtetige Folge der Handlung.

Durch Einführung einer metriſchen Sprache iſt man indeß der poetiſchen Tragödie ſchon um einen großen Schritt näher gekommen. Es ſind einige lyriſche Verſuche auf der Schaubühne glücklich durchgegangen, und die Poeſie hat ſich durch ihre eigene lebendige Kraft, im Einzelnen, manchen Sieg über das herrſchende Vorurtheil errungen. Aber mit den einzelnen iſt wenig gewonnen, wenn nicht der Irrthum im Ganzen fällt, und es iſt nicht genug, daß man das nur als eine poetiſche Freyheit duldet, was doch das Weſen aller Poeſie iſt. Die Einführung des Chors wäre der letzte, der entſcheidende Schritt — und wenn derſelbe auch nur dazu diente, dem Naturaliſm in der Kunſt offen und ehrlich den Krieg zu erklären, ſo ſollte er uns eine lebendige Mauer ſeyn, die die Tragödie um ſich herumzieht, um ſich von der wirklichen Welt rein abzuſchließen, und ſich ihren idealen Boden, ihre poetiſche Freyheit zu bewahren.

Die Tragödie der Griechen iſt, wie man weiß, aus dem Chor entſprungen. Aber ſo wie ſie ſich hiſtoriſch und der Zeitfolge nach daraus loswand, ſo kann man auch ſagen, daß ſie poetiſch und dem Geiſte nach aus demſelben entſtanden, und daß ohne dieſen beharrlichen Zeugen und Träger der Handlung eine ganz andere Dichtung aus ihr geworden wäre. Die Abſchaffung des Chors und die Zuſammenziehung dieſes ſinnlich mächtigen Organs in die charakterloſe langweilig wiederkehrende Figur eines ärmlichen Vertrauten war alſo keine ſo große Verbeſſerung der Tragödie als die Franzoſen und ihre Nachbeter ſich eingebildet haben.

Die alte Tragödie, welche ſich urſprünglich nur mit Göttern, Helden und Königen abgab, brauchte den Chor als eine nothwendige Begleitung, ſie fand ihn in der Natur und brauchte ihn, weil ſie ihn fand. Die Handlungen und Schickſale der Helden und Könige ſind ſchon an ſich ſelbſt öffentlich, und waren es in der einfachen Urzeit noch mehr. Der Chor war folglich in der alten Tragödie mehr ein natürliches Organ, er folgte ſchon aus der poetiſchen Geſtalt des wirklichen Lebens. In der neuen Tragödie wird er zu einem Kunſtorgan, er hilft die Poeſie hervorbringen. Der neuere Dichter findet den Chor nicht mehr in der Natur, er muß ihn poetiſch erſchaffen und einführen, das iſt, er muß mit der Fabel, die er behandelt, eine ſolche Veränderung vornehmen, wodurch ſie in jene kindliche Zeit und in jene einfache Form des Lebens zurück verſetzt wird.

Der Chor leiſtet daher dem neuern Tragiker noch weit weſentlichere Dienſte als dem alten Dichter, eben deswegen, weil er die moderne gemeine Welt in die alte poetiſche verwandelt, weil er ihm alles das unbrauchbar macht, was der Poeſie widerſtrebt, und ihn auf die einfachſten, urſprünglichſten und naivſten Motive hinauftreibt. Der Pallaſt der Könige iſt jetzt geſchloſſen, die Gerichte haben ſich von den Thoren der Städte in das Innere der Häuſer zurückgezogen, die Schrift hat das lebendige Wort verdrängt, das Volk ſelbſt, die ſinnlich lebendige Maſſe, iſt, wo ſie nicht als rohe Gewalt wirkt, zum Staat, folglich zu einem abgezogenen Begriff geworden, die Götter ſind in die Bruſt des Menſchen zurückgekehrt. Der Dichter muß die Palläſte wieder aufthun, er muß die Gerichte unter freyem Himmel herausführen, er muß die Götter wieder aufſtellen, er muß alles Unmittelbare, das durch die künſtliche Einrichtung des wirklichen Lebens aufgehoben iſt, wieder herſtellen, und alles künſtliche Machwerk an dem Menſchen und um denſelben, den, das die Erſcheinung ſeiner innern Natur und ſeines urſprünglichen Charakters hindert, wie der Bildhauer die modernen Gewänder, abwerfen, und von allen äußern Umgebungen deſſelben nichts aufnehmen, als was die höchſte der Formen, die menſchliche, ſichtbar macht.

Aber eben ſo, wie der bildende Künſtler die faltige Fülle der Gewänder um ſeine Figuren breitet, um die Räume ſeines Bildes reich und anmuthig auszufüllen, um die getrennten Parthien deſſelben in ruhigen Maſſen ſtetig zu verbinden, um der Farbe, die das Auge reitzt und erquickt, einen Spielraum zu geben, um die menſchlichen Formen zugleich geiſtreich zu verhüllen und ſichtbar zu machen, eben ſo durchflicht und umgiebt der tragiſche Dichter ſeine ſtreng abgemeſſene Handlung und die feſten Umriſſe ſeiner handelnden Figuren mit einem lyriſchen Prachtgewebe, in welchem ſich, als wie in einem weit gefalteten Purpurgewand, die handelnden Perſonen frey und edel mit einer gehaltenen Würde und hoher Ruhe bewegen.

In einer höhern Organiſation darf der Stoff oder das Elementariſche nicht mehr ſichtbar ſeyn, die chemiſche Farbe verſchwindet in der feinen Karnation des Lebendigen. Aber auch der Stoff hat ſeine Herrlichkeit, und kann als ſolcher in einem Kunſtkörper aufgenommen werden. Dann aber muß er ſich durch Leben und Fülle und durch Harmonie ſeinen Platz verdienen, und die Formen, die er umgiebt, geltend machen, anſtatt ſie durch ſeine Schwere zu erdrücken.

In Werken der bildenden Kunſt iſt dieſes jedem leicht verſtändlich, aber auch in der Poeſie, und in der tragiſchen, von der hier die Rede iſt, findet daſſelbe ſtatt. Alles was der Verſtand ſich im allgemeinen ausſpricht, iſt eben ſo wie das, was blos die Sinne reizt, nur Stoff und rohes Element in einem Dichterwerk, und wird da, wo es vorherrſcht, unausbleiblich das Poetiſche zerſtören; denn dieſes liegt gerade in dem Indifferenzpunkt des Ideellen und Sinnlichen. Nun iſt aber der Menſch ſo gebildet, daß er immer von dem Beſondern ins Allgemeine gehen will, und die Reflexion muß alſo auch in der Tragödie ihren Platz erhalten. Soll ſie aber dieſen Platz verdienen, ſo muß ſie das, was ihr an ſinnlichem Leben fehlt, durch den Vortrag wieder gewinnen, denn wenn die zwey Elemente der Poeſie das Ideale und Sinnliche nicht innig verbunden *zuſammen* wirken, ſo müſſen ſie *neben einander* wirken, oder die Poeſie iſt aufgehoben. Wenn die Waage nicht vollkommen inne ſteht, da kann das Gleichgewicht nur durch eine *Schwankung* der beiden Schaalen hergeſtellt werden.

Und dieſes leiſtet nun der Chor in der Tragödie. Der Chor iſt ſelbſt kein Individuum, ſondern ein allgemeiner Begriff, aber dieſer Begriff repräſentirt ſich durch eine ſinnlich mächtige Maſſe, welche durch ihre ausfüllende Gegenwart den Sinnen imponirt. Der Chor verläßt den engen Kreis der Handlung, um ſich über Vergangenes und Künftiges, über ferne Zeiten und Völker, über das Menſchliche überhaupt zu verbreiten, um die großen Reſultate des Lebens zu ziehen, und die Lehren der Weisheit auszuſprechen. Aber er thut dieſes mit der vollen Macht der Phantaſie, mit einer kühnen lyriſchen Freyheit, welche auf den hohen Gipfeln der menſchlichen Dinge wie mit Schritten der Götter einhergeht — und er thut es von der ganzen ſinnlichen Macht des Rhythmus und der Muſik in Tönen und Bewegungen begleitet.

Der Chor *reinigt* alſo das tragiſche Gedicht, indem er die Reflexion von der Handlung abſondert, und eben durch dieſe Abſonderung ſie ſelbſt mit poetiſcher Kraft ausrüſtet; eben ſo wie der bildende Künſtler die gemeine Nothdurft der Bekleidung durch eine reiche Draperie in einen Reiz und in eine Schönheit verwandelt.

Aber eben ſo wie ſich der Mahler gezwungen ſieht, den Farbenton des Lebendigen zu verſtärken, um den mächtigen Stoffen das Gleichgewicht zu halten, ſo legt die lyriſche Sprache des Chors dem Dichter auf, verhältnißmäßig die ganze Sprache des Gedichts zu erheben und dadurch die ſinnliche Gewalt des Ausdrucks überhaupt zu verſtärken. Nur der Chor berechtiget den tragiſchen Dichter zu dieſer Erhebung des Tons, die das Ohr ausfüllt, die den Geiſt anſpannt, die das ganze Gemüth erweitert. Dieſe eine Rieſengeſtalt in ſeinem Bilde nöthigt ihn, alle ſeine Figuren auf den Kothurn zu ſtellen, und ſeinem Gemählde dadurch die tragiſche Größe zu geben. Nimmt man den Chor hinweg, ſo muß die Sprache der Tragödie im Ganzen ſinken, oder was jetzt groß und mächtig iſt, wird gezwungen und überſpannt erſcheinen. Der alte Chor in das franzöſiſche Trauerſpiel eingeführt, würde es in ſeiner ganzen Dürftigkeit darſtellen und zunichte machen; eben derſelbe würde ohne Zweifel Shakeſpears Tragödie erſt ihre wahre Bedeutung geben.

So wie der Chor in die Sprache Leben bringt, ſo bringt er Ruhe in die Handlung — aber die ſchöne und hohe Ruhe, die der Charakter eines edeln Kunſtwerkes ſeyn muß. Denn das Gemüth des Zuſchauers ſoll auch in der heftigſten Paſſion ſeine Freyheit behalten, es ſoll kein Raub der Eindrücke ſeyn, ſondern ſich immer klar und heiter von den Rührungen ſcheiden, die es erleidet. Was das gemeine Urtheil an dem Chor zu tadeln pflegt, daß er die Täuſchung aufhebe, daß er die Gewalt der Affekte breche, das gereicht ihm zu ſeiner höchſten Empfehlung, denn eben dieſe blinde Gewalt der Affekte iſt es, die der wahre Künſtler vermeidet, dieſe Täuſchung iſt es, die er zu erregen verſchmäht. Wenn die Schläge, womit die Tragödie unſer Herz trift, ohne Unterbrechung auf einander folgten, ſo würde das Leiden über die Thätigkeit ſiegen. Wir würden uns mit dem Stoffe vermengen und nicht mehr über demſelben ſchweben. Dadurch, daß der Chor die Theile aus einander hält, und zwiſchen die Paſſionen mit ſeiner beruhigenden Betrachtung tritt, giebt er uns unſre Freyheit zurück, die im Sturm der Affekte verloren gehen würde. Auch die tragiſchen Perſonen ſelbſt bedürfen dieſes Anhalts, dieſer Ruhe, um ſich zu ſammeln; denn ſie ſind keine wirkliche Weſen, die blos der Gewalt des Moments gehorchen, und blos ein Individuum darſtellen, ſondern ideale Perſonen und Repräſentanten ihrer Gattung, die das Tiefe der Menſchheit ausſprechen. Die Gegenwart des Chors, der als ein richtender Zeuge ſie vernimmt, und die erſten Ausbrüche ihrer Leidenſchaft durch ſeine Dazwiſchenkunft bändigt, motivirt die Beſonnenheit, mit der ſie handeln, und die Würde, mit der ſie reden. Sie ſtehen gewiſſermaſſen ſchon auf einem natürlichen Theater, weil ſie vor Zuſchauern ſprechen und handeln, und werden eben deswegen deſto tauglicher von dem Kunſt-Theater zu einem Publikum zu reden.

Soviel über meine Befugniß, den alten Chor auf die tragiſche Bühne zurück zu führen. Chöre kennt man zwar auch ſchon in der modernen Tragödie, aber der Chor des griechiſchen Trauerſpiels, ſo wie ich ihn hier gebraucht habe, der Chor als eine einzige ideale Perſon, die die ganze Handlung trägt und begleitet, dieſer iſt von jenen operhaften Chören weſentlich verſchieden, und wenn ich bey Gelegenheit der griechiſchen Tragödie von *Chören* anſtatt von einem Chor ſprechen höre, ſo entſteht mir der Verdacht, daß man nicht recht wiſſe, wovon man rede. Der Chor der alten Tragödie iſt meines Wiſſens ſeit dem Verfall derſelben nie wieder auf der Bühne erſchienen.

Ich habe den Chor zwar in zwey Theile getrennt und im Streit mit ſich ſelbſt dargeſtellt; aber dieß iſt nur dann der Fall, wo er als wirkliche Perſon und als blinde Menge mithandelt. Als *Chor* und als ideale Perſon iſt er immer eins mit ſich ſelbſt. Ich habe den Ort verändert und den Chor mehrmal abgehen laſſen; aber auch Aeſchylus, der Schöpfer der Tragödie, und Sophokles, der gröſte Meiſter in dieſer Kunſt, haben ſich dieſer Freyheit bedient.

Eine andere Freyheit, die ich mir erlaubt, möchte ſchwerer zu rechtfertigen ſeyn. Ich habe die chriſtliche Religion und die griechiſche Götterlehre vermiſcht angewendet, ja ſelbſt an den mauriſchen Aberglauben erinnert. Aber der Schauplatz der Handlung iſt Meſſina, wo dieſe drey Religionen theils lebendig, theils in Denkmälern fortwirkten und zu den Sinnen ſprachen. Und dann halte ich es für ein Recht der Poeſie, die verſchiedenen Religionen als ein kollektives Ganze für die Einbildungskraft zu behandeln, in welchem alles, was einen eignen Charakter trägt, eine eigne Empfindungsweiſe ausdrückt, ſeine Stelle findet. Unter der Hülle aller Religionen liegt die Religion ſelbſt, die Idee eines Göttlichen, und es muß dem Dichter erlaubt ſeyn, dieſes auszuſprechen in welcher Form er jedesmal am bequemſten und am treffendſten findet.

Die Braut von Meſſina.

Die Scene iſt eine geräumige Säulenhalle, auf beiden Seiten ſind Eingänge, eine große Flügelthüre in der Tiefe führt zu einer Kapelle.

Donna Iſabella in tiefer Trauer, die Aelteſten von Meſſina ſtehen um ſie her.

Iſabella.

Der Noth gehorchend, nicht dem eignen Trieb,
Tret' ich, ihr greiſen Häupter dieſer Stadt,
Heraus zu euch aus den verſchwiegenen
Gemächern meines Frauenſaals, das Antlitz
Vor euren Männerblicken zu entſchleiern.
Denn es geziemt der Wittwe, die den Gatten
Verloren, ihres Lebens Licht und Ruhm,
Die ſchwarz umflorte Nachtgeſtalt dem Aug'
Der Welt in ſtillen Mauern zu verbergen,
Doch unerbittlich, allgewaltig treibt
Des Augenblicks Gebieterſtimme mich
An das entwohnte Licht der Welt hervor.

Nicht zweymal hat der Mond die Lichtgeſtalt
Erneut, ſeit ich den fürſtlichen Gemahl
Zu ſeiner letzten Ruheſtätte trug,
Der mächtigwaltend dieſer Stadt gebot,
Mit ſtarkem Arme gegen eine Welt
Euch ſchützend, die euch feindlich rings umlagert.
Er ſelber iſt dahin, doch lebt ſein Geiſt
In einem tapfern Heldenpaare fort
Glorreicher Söhne, dieſes Landes Stolz.
Ihr habt ſie unter euch in freudger Kraft
Aufwachſen ſehen, doch mit ihnen wuchs
Aus unbekannt verhängnißvollem Saamen
Auch ein unſelger Bruderhaß empor,
Der Kindheit frohe Einigkeit zerreißend,
Und reifte furchtbar mit dem Ernſt der Jahre.
Nie hab' ich ihrer Eintracht mich erfreut,
An dieſen Brüſten nährt' ich beide gleich,
Gleich unter ſie vertheil' ich Lieb' und Sorg,
Und beide weiß ich kindlich mir geneigt.
In dieſem einzgen Triebe ſie eins,
In allem andern trennt ſie blutger Streit.

Zwar weil der Vater noch gefürchtet herrſchte,
Hielt er durch gleicher Strenge furchtbare
Gerechtigkeit die heftigbrauſenden im Zügel,
Und unter Eines Joches Eiſenſchwere
Bog er vereinend ihren ſtarren Sinn.
Nicht waffentragend durften ſie ſich nahn,

Nicht in denſelben Mauren übernachten;
So hemmt' er zwar mit ſtrengem Machtgebot
Den rohen Ausbruch ihres wilden Triebs,
Doch ungebeſſert in der tiefen Bruſt
Ließ er den Haß — Der Starke achtet es
Gering, die leiſe Quelle zu verſtopfen,
Weil er dem Strome mächtig wehren kann.

Was kommen mußte, kam. Als er die Augen
Im Tode ſchloß, und ſeine ſtarke Hand
Sie nicht mehr bändigt, bricht der alte Groll,
Gleichwie des Feuers eingepreßte Glut,
Zur offnen Flamme ſich entzündend los.
Ich ſag euch, was ihr alle ſelbſt bezeugt,
Meſſina theilte ſich, die Bruderſehde
Lößt alle heilgen Bande der Natur,
Dem allgemeinen Streit die Loſung gebend,
Schwert traf auf Schwert, zum Schlachtfeld ward die Stadt,
Ja dieſe Hallen ſelbſt beſprützte Blut.

Des Staates Bande ſahet ihr zerreiſſen,
Doch mir zerriß im Innerſten das Herz —
Ihr fühltet nur das öffentliche Leiden,
Und fragtet wenig nach der Mutter Schmerz.
Ihr kamt zu mir und ſpracht dieß harte Wort:
„Du ſiehſt, daß deiner Söhne Bruderzwiſt
„Die Stadt empört in bürgerlichem Streit,
„Die von dem böſen Nachbar rings umgarnt,

„Durch Eintracht nur dem Feinde widerſteht.
„— Du biſt die Mutter! Wohl, ſo ſiehe zu
„Wie du der Söhne blutgen Hader ſtillſt.
„Was kümmert uns, die friedlichen, der Zank
„Der Herrſcher? Sollen *wir* zu Grunde gehn,
„Weil deine Söhne wüthend ſich befehden?
„Wir wollen uns *ſelbſt* rathen ohne ſie,
„Und einem andern Herrn uns übergeben,
„Der unſer Beſtes will und ſchaffen kann!“

So ſpracht ihr rauhen Männer, mitleidlos,
Für euch nur ſorgend und für eure Stadt,
Und wälztet noch die öffentliche Noth
Auf dieſes Herz, das von der Mutter Angſt
Und Sorgen ſchwer genug belaſtet war.
Ich unternahm das nicht zu hoffende,
Ich warf mit dem zerrißnen Mutterherzen
Mich zwiſchen die Ergrimmten, Friede rufend —
Unabgeſchreckt, geſchäftig, unermüdlich
Beſchickt' ich ſie, den Einen um den Andern,
Bis ich erhielt durch mütterliches Flehn,
Daß ſie's zufrieden ſind, in dieſer Stadt
Meſſina, in dem väterlichen Schloß,
Unfeindlich ſich von Angeſicht zu ſehn,
Was nie geſchah, ſeitdem der Fürſt verſchieden.

Dieß iſt der Tag! Des Botĕn harr' ich ſtündlich,
Der mir die Kunde bringt von ihrem Anzug.

— Seyd dann bereit, die Herrſcher zu empfangen
Mit Ehrfurcht, wie's dem Unterthanen ziemt.
Nur eure Pflicht zu leiſten ſeyd bedacht,
Fürs Andre laßt uns Andere gewähren.
Verderblich dieſem Land, und ihnen ſelbſt
Verderbenbringend war der Söhne Streit;
Verſöhnt, vereinigt, ſind ſie mächtig gnug
Euch zu beſchützen gegen eine Welt,
Und Recht ſich zu verſchaffen — gegen Euch!

(Die Aelteſten entfernen ſich ſchweigend, die Hand auf der Bruſt. Sie winkt einem alten Diener, der zurückbleibt).

Iſabella. Diego.

Iſabella.

Diego!

Diego.

Was gebietet meine Fürſtinn?

Iſabella.

Bewährter Diener! Redlich Herz! Tritt näher!
Mein Leiden haſt du, meinen Schmerz getheilt,
So theil' auch jetzt das Glück der Glücklichen.
Verpfändet hab ich deiner treuen Bruſt
Mein ſchmerzlich ſüßes, heilges Geheimniß.
Der Augenblick iſt da, wo es ans Licht
Des Tages ſoll hervorgezogen werden.
Zu lange ſchon erſtickt' ich der Natur
Gewaltge Regung, weil noch über mich
Ein fremder Wille herriſch waltete,

Jetzt darf ſich ihre Stimme frey erheben,
Noch heute ſoll dieß Herz befriedigt ſeyn,
Und dieſes Haus, das lang verödet war,
Verſammle alles, was mir theuer iſt.

So lenke denn die alterſchweren Tritte
Nach jenem wohlbekannten Kloſter hin,
Das einen theuren Schatz mir aufbewahrt.
Du warſt es, treue Seele, der ihn mir
Dorthin geflüchtet hat auf beßre Tage,
Den traurgen Dienſt der Traurigen erzeigend.
Du bringe fröhlich jetzt der Glücklichen
Das theure Pfand zurück.
(Man hört in der Ferne blaſen).
O eile, eile,
Und laß die Freude deinen Schritt verjüngen!
Ich höre kriegeriſcher Hörner Schall,
Der meiner Söhne Einzug mir verkündigt.
(Diego geht ab. Die Muſik läßt ſich noch von einer entgegengeſetzten Seite immer näher und näher hören).

Iſabella.

Erregt iſt ganz Meſſina — Horch! ein Strom
Verworrner Stimmen wälzt ſich brauſend her —
Sie ſinds! Das Herz der Mutter, mächtig ſchlagend,
Empfindet ihrer Nähe Kraft und Zug.
Sie ſinds! O meine Kinder, meine Kinder!
(Sie eilt hinaus).

Chor (tritt auf).

(Er beſteht aus zwey Halbchören, welche zu gleicher Zeit, von zwey entgegengeſetzten Seiten, der eine aus der Tiefe, der andere aus dem Vordergrund eintreten, rund um die Bühne gehen, und ſich alsdann auf derſelben Seite, wo jeder eingetreten, in eine Reihe ſtellen. Den einen Halbchor bilden die ältern, den andern die jüngern Ritter, beide ſind durch Farbe und Abzeichen verſchieden. Wenn beide Chöre einander gegenüber ſtehen, ſchweigt der Marſch und die beiden Chorführer reden).

Erſter Chor.

Dich begrüß ich in Ehrfurcht
Prangende Halle,
Dich meiner Herrſcher
Fürſtliche Wiege,
Säulengetragenes herrliches Dach.

Tief in der Scheide
Ruhe das Schwert,
Vor den Thoren gefeſſelt
Liege des Streits ſchlangenhaarigtes Scheuſal.
Denn des gaſtlichen Hauſes
Unverletzliche Schwelle
Hütet der Eid, der Erinnyen Sohn,
Der furchtbarſte unter den Göttern der Hölle!

Zweyter Chor.

Zürnend ergrimmt mir das Herz im Buſen,
Zu dem Kampf iſt die Fauſt geballt,

Denn ich ſehe das Haupt der Meduſen,
Meines Feindes verhaßte Geſtalt.
Kaum gebiet' ich dem kochenden Blute.
Gönn' ich ihm die Ehre des Worts?
Oder gehorch' ich dem zürnenden Muthe?
Aber mich ſchreckt die Eumenide,
Die Beſchirmerinn dieſes Orts,
Und der waltende Gottesfriede.

Erſter Chor.

Weiſere Faſſung
Ziemet dem Alter,
Ich, der vernünftige, grüße zuerſt.

(zu dem zweyten Chor)

Sey mir willkommen
Der du mit mir
Gleiche Gefühle
Brüderlich theilend,
Dieſes Pallaſtes
Schützende Götter
Fürchtend verehrſt!
Weil ſich die Fürſten gütlich beſprechen,
Wollen auch wir jetzt Worte des Friedens
Harmlos wechſeln mit ruhigem Blut,
Denn auch das Wort iſt, das heilende, gut.
Aber treff' ich dich draußen im Freyen,
Da mag der blutige Kampf ſich erneuen,
Da erprobe das Eiſen den Muth.

Der ganze Chor.

Aber treff' ich dich draußen im Freyen,
Da mag der blutige Kampf ſich erneuen,
Da erprobe das Eiſen den Muth.

Erſter Chor.

Dich nicht haſſ' ich! Nicht du biſt mein Feind!
Eine Stadt ja hat uns gebohren,
Jene ſind ein fremdes Geſchlecht.
Aber wenn ſich die Fürſten befehden,
Müſſen die Diener ſich morden und tödten,
Das iſt die Ordnung, ſo will es das Recht.

Zweyter Chor.

Mögen ſie's wiſſen,
Warum ſie ſich blutig
Haſſend bekämpfen! Mich ficht es nicht an.
Aber wir fechten ihre Schlachten,
Der iſt kein Tapfrer, kein Ehrenmann,
Der den Gebieter läßt verachten.

Der ganze Chor.

Aber wir fechten ihre Schlachten,
Der iſt kein Tapfrer, kein Ehrenmann,
Der den Gebieter läßt verachten.

Einer aus dem Chor.

Hört was ich bey mir ſelbſt erwogen,
Als ich müßig daher gezogen
Durch des Korns hochwallende Gaſſen,
Meinen Gedanken überlaſſen.

Wir haben uns in des Kampfes Wuth
Nicht beſonnen und nicht berathen,
Denn uns bethörte das brauſende Blut.
Sind ſie nicht unſer dieſe Saaten?
Dieſe Ulmen, mit Reben umſponnen,
Sind ſie nicht Kinder unſrer Sonnen?
Könnten wir nicht in frohem Genuß
Harmlos vergnügliche Tage ſpinnen,
Luſtig das leichte Leben gewinnen?
Warum ziehn wir mit raſendem Beginnen
Unſer Schwert für das fremde Geſchlecht?
Es hat an dieſen Boden kein Recht.
Auf dem Meerſchiff iſt es gekommen,
Von der Sonne röthlichtem Untergang,
Gaſtlich haben wirs aufgenommen,
(Unſre Väter! Die Zeit iſt lang)
Und jetzt ſehen wir uns als Knechte
Unterthan dieſem fremden Geſchlechte!

Ein Zweyter.

Wohl! Wir bewohnen ein glückliches Land,
Das die himmelumwandelnde Sonne
Anſieht mit immer freundlicher Helle,
Und wir könnten es fröhlich genießen,
Aber es läßt ſich nicht ſperren und ſchließen,
Und des Meers rings umgebende Welle
Sie verräth uns dem kühnen Korſaren,
Der die Küſte verwegen durchkreuzt.
Einen Segen haben wir zu bewahren,

Der das Schwert nur des Fremdlings reizt.
Sklaven ſind wir in den eigenen Sitzen,
Das Land kann ſeine Kinder nicht ſchützen.
Nicht wo die goldene Ceres lacht
Und der friedliche Pan, der Flurenbehüter,
Wo das Eiſen wächſt in der Berge Schacht,
Da entſpringen der Erde Gebieter.

Erſter Chor.

Ungleich vertheilt ſind des Lebens Güter
Unter der Menſchen flüchtgem Geſchlecht,
Aber die Natur, ſie iſt ewig gerecht.
Uns verlieh ſie das Mark und die Fülle,
Die ſich immer erneuend erſchafft,
Jenen ward der gewaltige Wille
Und die unzerbrechliche Kraft.
Mit der furchtbaren Stärke gerüſtet,
Führen ſie aus, was dem Herzen gelüſtet,
Füllen die Erde mit mächtigem Schall,
Aber hinter den großen Höhen
Folgt auch der tiefe, der donnernde Fall.
Darum lob ich mir niedrig zu ſtehen,
Mich verbergend in meiner Schwäche!
Jene gewaltigen Wetterbäche,
Aus des Hagels unendlichen Schloßen,
Aus den Wolkenbrüchen zuſammen gefloſſen,
Kommen finſter gerauſcht und geſchoſſen,
Reißen die Brücken und reißen die Dämme
Donnernd mit fort im Wogengeſchwemme,

Nichts iſt, das die gewaltigen hemme.
Doch nur der Augenblick hat ſie gebohren,
Ihres Laufes furchtbare Spur
Geht verrinnend im Sande verloren,
Die Zerſtörung verkündigt ſie nur.
— Die fremden Eroberer kommen und gehen,
Wir gehorchen, aber wir bleiben ſtehen.

(Die hintere Thüre öfnet ſich, Donna Iſabella erſcheint zwiſchen ihren Söhnen Don Manuel und Don Ceſar).

Beide Chöre.

Preis ihr und Ehre,
Die uns dort aufgeht,
Eine glänzende Sonne,
Knieend verehr' ich dein herrliches Haupt.

Erſter Chor.

Schön iſt des Mondes
Mildere Klarheit
Unter der Sterne blitzendem Glanz,
Schön iſt der Mutter
Liebliche Hoheit
Zwiſchen der Söhne feuriger Kraft,
Nicht auf der Erden
Iſt ihr Bild und ihr Gleichniß zu ſehn.
Hoch auf des Lebens
Gipfel geſtellt,
Schließt ſie blühend den Kreis des Schönen,
Mit der Mutter und ihren Söhnen
Krönt ſich die herrlich vollendete Welt.

Selber die Kirche, die göttliche, ſtellt nicht
Schöneres dar auf dem himmliſchen Thron,
Höheres bildet
Selber die Kunſt nicht, die göttlich gebohrne,
Als die Mutter mit ihrem Sohn.

Zweyter Chor.

Freudig ſieht ſie aus ihrem Schooße
Einen blühenden Baum ſich erheben,
Der ſich ewig ſproſſend erneut.
Denn ſie hat ein Geſchlecht gebohren,
Welches wandeln wird mit der Sonne,
Und den Nahmen geben der rollenden Zeit.
Völker verrauſchen,
Nahmen verklingen,
Finſtre Vergeſſenheit
Breitet die dunkelnachtenden Schwingen
Ueber ganzen Geſchlechtern aus,
Aber der Fürſten
Einſame Häupter
Glänzen erhellt,
Und Aurora berühret ſie
Mit den ewigen Strahlen
Als die ragenden Gipfel der Welt.

Iſabella.

(mit ihren Söhnen hervortretend)

Blick nieder hohe Königinn des Himmels,
Und halte deine Hand auf dieſes Herz,
Daß es der Uebermuth nicht ſchwellend hebe.

Denn leicht vergäße ſich der Mutter Freude,
Wenn ſie ſich ſpiegelt in der Söhne Glanz.
Zum erſtenmal, ſeitdem ich ſie gebohren,
Umfaß ich meines Glückes Fülle ganz.
Denn bis auf dieſen Tag mußt' ich gewaltſam
Des Herzens fröhliche Ergießung theilen,
Vergeſſen ganz mußt' ich den Einen Sohn,
Wenn ich der Nähe mich des andern freute.
O meine Mutterliebe iſt nur Eine,
Und meine Söhne waren ewig zwey!
— Sagt, darf ich ohne Zittern mich der ſüßen
Gewalt des trunknen Herzens überlaſſen?
(zu Don Manuel)
Wenn ich die Hand des Bruders freundlich drücke,
Stoß ich den Stachel nicht in deine Bruſt?
(zu Don Ceſar)
Wenn ich das Herz an ſeinem Anblick weide,
Iſts nicht ein Raub an dir? — O ich muß zittern,
Daß meine Liebe ſelbſt, die ich euch zeige,
Nur eures Haſſes Flammen heft'ger ſchüre.
(nachdem ſie beide fragend angeſehen)
Was darf ich mir von euch verſprechen? Redet!
Mit welchem Herzen kamet ihr hieher?
Iſts noch der alte unverſöhnte Haß,
Den ihr mit herbringt in des Vaters Haus,
Und wartet draußen vor des Schloſſes Thoren
Der Krieg, auf Augenblicke nur gebändigt,
Und knirſchend in das eherne Gebiß,

Um alſobald, wenn ihr den Rücken mir
Gekehrt, mit neuer Wuth ſich zu entfeſſeln?

Chor.

Krieg oder Frieden! Noch liegen die Looſe
Dunkel verhüllt in der Zukunft Schooſe!
Doch es wird ſich noch eh wir uns trennen entſcheiden,
Wir ſind bereit und gerüſtet zu beiden.

Iſabella.

(im ganzen Kreis umher ſchauend)

Und welcher furchtbar kriegeriſche Anblick!
Was ſollen dieſe hier? Iſts eine Schlacht
Die ſich in dieſen Sälen zubereitet?
Wozu die fremde Schaar, wenn eine Mutter
Das Herz aufſchließen will vor ihren Kindern?
Bis in den Schooß der Mutter fürchtet ihr
Der Argliſt Schlingen, tückiſchen Verrath,
Daß ihr den Rücken euch beſorglich deckt?
— O dieſe wilden Banden, die euch folgen,
Die raſchen Diener eures Zorns — Sie ſind
Nicht eure Freunde! Glaubet nimmermehr,
Daß ſie euch wohlgeſinnt zum Beſten rathen!
Wie könnten ſie's von Herzen mit euch meinen,
Den Fremdlingen, dem eingedrungnen Stamm,
Der aus dem eignen Erbe ſie vertrieben,
Sich über ſie der Herrſchaft angemaßt?
Glaubt mir! Es liebt ein jeder, frey ſich ſelbſt
Zu leben nach dem eigenen Geſetz,
Die fremde Herrſchaft wird mit Neid ertragen.

Von eurer Macht allein und ihrer Furcht
Erhaltet ihr den gern verſagten Dienſt.
Lernt dieß Geſchlecht, das herzlos falſche kennen!
Die Schadenfreude iſt's, wodurch ſie ſich
An eurem Glück, an eurer Größe rächen.
Der Herrſcher Fall, der hohen Häupter Sturz
Iſt ihrer Lieder Stoff und ihr Geſpräch,
Was ſich vom Sohn zum Enkel fort erzählt,
Womit ſie ſich die Winternächte kürzen.
— O meine Söhne! Feindlich iſt die Welt
Und falſch geſinnt! Es liebt ein jeder nur
Sich ſelbſt, unſicher, los und wandelbar
Sind alle Bande, die das leichte Glück
Geflochten — Laune löſt, was Laune knüpfte —
Nur die **Natur** iſt redlich! Sie allein
Liegt an dem ewgen Ankergrunde feſt,
Wenn alles andre auf den ſturmbewegten Wellen
Des Lebens unſtät treibt — Die Neigung giebt
Den Freund, es giebt der Vortheil den Gefährten,
Wohl dem, dem die Geburt den Bruder gab,
Ihn kann das Glück nicht geben! Anerſchaffen
Iſt ihm der Freund, und gegen eine Welt
Voll Kriegs und Truges ſteht er zweyfach da!

Chor.

Ja, es iſt etwas Großes, ich muß es verehren,
Um einer Herrſcherinn fürſtlichen Sinn,
Ueber der Menſchen Thun und Verkehren
Blickt ſie mit ruhiger Klarheit hin.

Uns aber treibt das verworrene Streben
Blind und ſinnlos durchs wüſte Leben.

Iſabella.
(zu Don Ceſar)

Du der das Schwert auf ſeinen Bruder zückt,
Sieh dich umher in dieſer ganzen Schaar,
Wo iſt ein edler Bild als deines Bruders?
(zu Don Manuel)
Wer unter dieſen, die du Freunde nennſt,
Darf deinem Bruder ſich zur Seite ſtellen?
Ein jeder iſt ein Muſter ſeines Alters,
Und keiner gleicht und keiner weicht dem andern.
Wagt es, euch in das Angeſicht zu ſehn!
O Raſerey der Eiferſucht, des Neides!
Ihn würdeſt du aus tauſenden heraus
Zum Freunde dir gewählt, ihn an dein Herz
Geſchloſſen haben als den Einzigen,
Und jetzt da ihn die heilige Natur
Dir gab, dir in der Wiege ſchon ihn ſchenkte,
Trittſt du, ein Frevler an dem eignen Blut,
Mit ſtolzer Willkühr ihr Geſchenk mit Füßen,
Dich wegzuwerfen an den ſchlechtern Mann,
Dich an den Feind und Fremdling anzuſchließen!

Don Manuel.

Höre mich Mutter.

Don Ceſar.

Mutter höre mich.

Iſabella.

Nicht Worte ſinds, die dieſen traurgen Streit
Erledigen — Hier iſt das Mein und Dein,
Die Rache von der Schuld nicht mehr zu ſondern.
— Wer möchte noch das alte Bette finden
Des Schwefelſtroms, der glühend ſich ergoß?
Des unterirdſchen Feuers ſchreckliche
Geburt iſt alles, eine Lavarinde
Liegt aufgeſchichtet über dem Geſunden,
Und jeder Fußtritt wandelt auf Zerſtörung.
— Nur dieſes Eine leg' ich euch ans Herz.
Das Böſe, das der Mann, der mündige,
Dem Manne zufügt, das, ich will es glauben,
Vergiebt ſich und verſöhnt ſich ſchwer. Der Mann
Will ſeinen Haß, und keine Zeit verändert
Den Rathſchluß, den er wohl beſonnen faßt.
Doch eures Haders Urſprung ſteigt hinauf
In unverſtändger Kindheit frühe Zeit,
Sein Alter iſts, was ihn entwaffnen ſollte.
Fraget zurück, was euch zuerſt entzweyte,
Ihr wißt es nicht, ja fändet ihrs auch aus,
Ihr würdet euch des kindſchen Haders ſchämen.
Und dennoch iſts der erſte Kinderſtreit,
Der fortgezeugt in unglückſelger Kette,
Die neuſte Unbill dieſes Tags gebohren.
Denn alle ſchwere Thaten, die bis jetzt geſchahn,
Sind nur des Argwohns und der Rache Kinder.
— Und jene Knabenfehde wolltet ihr

Noch jetzt fort kämpfen, da ihr Männer ſeyd?
(beider Hände faſſend)
O meine Söhne! Kommt, entſchließet euch,
Die Rechnung gegenſeitig zu vertilgen,
Denn gleich auf beiden Seiten iſt das Unrecht.
Seyd edel, und großherzig ſchenkt einander
Die unabtragbar ungeheure Schuld.
Der Siege göttlichſter iſt das Vergeben!
In eures Vaters Gruft werft ihn hinab
Den alten Haß der frühen Kinderzeit!
Der ſchönen Liebe ſey das neue Leben
Der Eintracht, der Verſöhnung ſey's geweiht.
(ſie tritt einen Schritt zwiſchen beiden zurück, als wollte ſie ihnen Raum geben, ſich einander zu nähern. Beide blicken zur Erde, ohne einander anzuſehen).

Chor.

Höret der Mutter vermahnende Rede,
Wahrlich, ſie ſpricht ein gewichtiges Wort!
Laßt es genug ſeyn und endet die Fehde,
Oder gefällts euch, ſo ſetzet ſie fort.
Was euch genehm iſt, das iſt mir gerecht,
Ihr ſeyd die Herrſcher und ich bin der Knecht.

Iſabella.

(nachdem ſie einige Zeit inne gehalten, und vergebens eine Aeußerung der Brüder erwartet, mit unterdrücktem Schmerz).

Jetzt weiß ich nichts mehr. Ausgeleert hab ich
Der Worte Köcher und erſchöpft der Bitten Kraft,
Im Grabe ruht der euch gewaltſam bändigte,

Und machtlos ſteht die Mutter zwiſchen euch.
— Vollendet! Ihr habt freye Macht! Gehorcht
Dem Dämon, der euch ſinnlos wüthend treibt,
Ehrt nicht des Hausgotts heiligen Altar,
Laßt dieſe Halle ſelbſt, die euch gebohren,
Den Schauplatz werden eures Wechſelmords.
Vor eurer Mutter Aug zerſtöret euch
Mit euren Eignen, nicht durch fremde Hände.
Leib gegen Leib, wie das Thebaniſche Paar,
Rückt auf einander an, und muthvoll ringend
Umfanget euch mit eherner Umarmung.
Leben um Leben tauſchend ſiege jeder
Den Dolch einbohrend in des Andern Bruſt,
Daß ſelbſt der Tod nicht eure Zwietracht heile,
Die Flamme ſelbſt, des Feuers rothe Säule,
Die ſich von eurem Scheiterhaufen hebt,
Sich zweygeſpalten von einander theile,
Ein ſchaudernd Bild, wie ihr geſtorben und gelebt.

(Sie geht ab. Die Brüder bleiben noch in der vorigen Entfernung von einander ſtehen).

Beide Brüder. Beide Chöre.

Chor.

Es ſind nur Worte, die ſie geſprochen,
Aber ſie haben den fröhlichen Muth
In der felſigten Bruſt mir gebrochen!
Ich nicht vergoß das verwandte Blut.

Rein zum Himmel erheb' ich die Hände,
Ihr ſeyd Brüder! Bedenket das Ende!

Don Ceſar.

(ohne Don Manuel anzuſehen)

Du biſt der ältre Bruder, rede du!
Dem Erſtgebohrnen weich' ich ohne Schande.

Don Manuel.

(in derſelben Stellung)

Sag etwas Gutes und ich folge gern
Dem edeln Beyſpiel, das der jüngre giebt.

Don Ceſar.

Nicht weil ich für den Schuldigeren mich
Erkenne, oder ſchwächer gar mich fühle —

Don Manuel.

Nicht Kleinmuths zeiht Don Ceſarn, wer ihn kennt,
Fühlt' er ſich ſchwächer, würd' er ſtolzer reden.

Don Ceſar.

Denkſt du von deinem Bruder nicht geringer?

Don Manuel.

Du biſt zu ſtolz zur Demuth, ich zur Lüge.

Don Ceſar.

Verachtung nicht erträgt mein edles Herz.
Doch in des Kampfes heftigſter Erbittrung
Gedachteſt du mit Würde deines Bruders.

Don Manuel.

Du willſt nicht meinen Tod, ich habe Proben.
Ein Mönch erbot ſich dir, mich meuchleriſch
Zu morden, du beſtrafteſt den Verräther.

Don Ceſar (tritt etwas näher).
Hätt' ich dich früher ſo gerecht erkannt,
Es wäre vieles ungeſchehn geblieben.

Don Manuel.
Und hätt' ich dir ein ſo verſöhnlich Herz
Gewußt, viel Mühe ſpart' ich dann der Mutter.

Don Ceſar.
Du wurdeſt mir viel ſtolzer abgeſchildert.

Don Manuel.
Es iſt der Fluch der Hohen, daß die Niedern
Sich ihres ofnen Ohrs bemächtigen.

Don Ceſar (lebhaft).
So iſts, die Diener tragen alle Schuld!

Don Manuel.
Die unſer Herz in bitterm Haß entfremdet.

Don Ceſar.
Die böſe Worte hin und wieder trugen.

Don Manuel.
Mit falſcher Deutung jede That vergiftet.

Don Ceſar.
Die Wunde nährten, die ſie heilen ſollten.

Don Manuel.
Die Flamme ſchürten, die ſie löſchen konnten.

Don Ceſar.
Wir waren die Verführten, die Betrognen!

Don Manuel.
Das blinde Werkzeug fremder Leidenſchaft!

Don Ceſar.

Iſts wahr, daß alles andre treulos iſt —

Don Manuel.

Und falſch! Die Mutter ſagts, du darfſt es glauben!

Don Ceſar.

So will ich dieſe Bruderhand ergreifen —

(er reicht ihm die Hand hin)

Don Manuel.

(ergreift ſie lebhaft)

Die mir die nächſte iſt auf dieſer Welt.

(beide ſtehen Hand in Hand und betrachten einander eine Zeitlang ſchweigend).

Don Ceſar.

Ich ſeh dich an, und überraſcht, erſtaunt
Find ich in dir der Mutter theure Züge.

Don Manuel.

Und eine Aehnlichkeit entdeckt ſich mir
In dir, die mich noch wunderbarer rühret.

Don Ceſar.

Biſt du es wirklich, der dem jüngern Bruder
So hold begegnet und ſo gütig ſpricht?

Don Manuel.

Iſt dieſer freundlich ſanftgeſinnte Jüngling
Der übelwollend mir gehäſſge Bruder?

(wiederum Stillſchweigen; jeder ſteht in dem Anblick des andern verloren).

Don Ceſar.

Du nahmſt die Pferde von arabiſcher Zucht

In Anſpruch, aus dem Nachlaß unſers Vaters,
Den Rittern, die du ſchickteſt, ſchlug ichs ab.

Don Manuel.

Sie ſind dir lieb. Ich denke nicht mehr dran.

Don Ceſar.

Nein, nimm die Roſſe, nimm den Wagen auch
Des Vaters, nimm ſie, ich beſchwöre dich.

Don Manuel.

Ich will es thun, wenn du das Schloß am Meere
Beziehen willſt, um das wir heftig ſtritten.

Don Ceſar.

Ich nehm' es nicht, doch bin ichs wohl zufrieden,
Daß wirs gemeinſam brüderlich bewohnen.

Don Manuel.

So ſey's! Warum ausſchließend Eigenthum
Beſitzen, da die Herzen einig ſind?

Don Ceſar.

Warum noch länger abgeſondert leben,
Da wir, vereinigt, jeder reicher werden?

Don Manuel.

Wir ſind nicht mehr getrennt, wir ſind vereinigt.
(er eilt in ſeine Arme)

Erſter Chor (zum zweyten).

Was ſtehen wir hier noch feindlich geſchieden,
Da die Fürſten ſich liebend umfaſſen?
Ihrem Beyſpiel folg' ich und biete dir Frieden,
Wollen wir einander denn ewig haſſen?

Sind ſie Brüder durch Blutes Bande,
Sind wir Bürger und Söhne von Einem Lande.
(beide Chöre umarmen ſich).

Ein Bote tritt auf.

Zweyter Chor (zu Don Ceſar).
Den Späher den du ausgeſendet, Herr,
Erblick' ich wiederkehrend. Freue dich
Don Ceſar! Gute Botſchaft harret dein,
Denn fröhlich ſtrahlt der Blick des Kommenden.

Bote.
Heil mir und Heil der fluchbefreyten Stadt,
Des ſchönſten Anblicks wird mein Auge froh.
Die Söhne meines Herrn, die Fürſten ſeh' ich
In friedlichem Geſpräche, Hand in Hand,
Die ich in heißer Kampfes Wuth verlaſſen.

Don Ceſar.
Du ſiehſt die Liebe aus des Haſſes Flammen
Wie einen neu verjüngten Phönix ſteigen.

Bote.
Ein zweytes leg' ich zu dem erſten Glück!
Mein Botenſtab ergrünt von friſchen Zweigen!

Don Ceſar.
(ihn bey Seite führend)
Laß hören was du bringſt.

Bote.
Ein einz'ger Tag
Will alles, was erfreulich iſt, verſammeln.

Auch die Verlorne, nach der wir ſuchten,
Sie iſt gefunden, Herr, ſie iſt nicht weit.

Don Ceſar.

Sie iſt gefunden! O wo iſt ſie? Sprich!

Bote.

Hier in Meſſina, Herr, verbirgt ſie ſich.

Don Manuel.

(zu dem erſten Halbchor gewendet)

Von hoher Röthe Glut ſeh' ich die Wangen
Des Bruders glänzen, und ſein Auge blitzt.
Ich weiß nicht was es iſt, doch iſts die Farbe
Der Freude und mitfreuend theil' ich ſie.

Don Ceſar.

(zu dem Boten)

Komm, führe mich — Leb wohl Don Manuel!
Im Arm der Mutter finden wir uns wieder,
Jetzt fodert mich ein dringend Werk von hier.

(er will gehen)

Don Manuel.

Verſchieb es nicht. Das Glück begleite dich.

Don Ceſar.

(beſinnt ſich und kommt zurück)

Don Manuel! Mehr als ich ſagen kann
Freut mich dein Anblick — Ja mir ahnet ſchon,
Wir werden uns wie Herzensfreunde lieben,
Der lang gebundne Trieb wird freudger nur
Und mächtger ſtreben in der neuen Sonne,
Nachholen werd' ich das verlorne Leben.

Don Manuel.

Die Blüthe deutet auf die ſchöne Frucht.

Don Ceſar.

Es iſt nicht recht, ich fühls und tadle mich,
Daß ich mich jetzt aus deinen Armen reiße.
Denk nicht, ich fühle weniger als du,
Weil ich die feſtlich ſchöne Stunde raſch zerſchneide.

Don Manuel.

(mit ſichtbarer Zerſtreuung)

Gehorche du dem Augenblick! Der Liebe
Gehört von heute an das ganze Leben.

Don Ceſar.

Entdeckt' ich dir, was mich von hinnen ruft —

Don Manuel.

Laß mir dein Herz, dir bleibe dein Geheimniß.

Don Ceſar.

Auch kein Geheimniß trennt' uns ferner mehr,
Bald ſoll die letzte dunkle Falte ſchwinden!

(zu dem Chor gewendet)

Euch künd' ichs an, damit ihrs alle wiſſet!
Der Streit iſt abgeſchloſſen zwiſchen mir
Und dem geliebten Bruder! Den erklär' ich
Für meinen Todfeind und Beleidiger,
Und werd' ihn haſſen wie der Hölle Pforten,
Der den erloſchnen Funken unſers Streits
Aufbläſt zu neuen Flammen — Hoffe keiner,
Mir zu gefallen oder Dank zu ärndten,
Der von dem Bruder Böſes mir berichtet,

Mit falſcher Dienſtbegier den bittern Pfeil
Des raſchen Worts geſchäftig weiter ſendet.
-- Nicht Wurzeln auf der Lippe ſchlägt das Wort,
Das unbedacht dem ſchnellen Zorn entflohen,
Doch von dem Ohr des Argwohns aufgefangen,
Kriecht es wie Schlingkraut endlos treibend fort,
Und hängt ans Herz ſich an mit tauſend Aeſten,
So trennen endlich in Verworrenheit
Unheilbar ſich die Guten und die Beſten!
(er umarmt den Bruder noch einmal und geht ab, von dem zweyten Chore begleitet).

Don Manuel und der erſte Chor.

Chor.

Verwundrungsvoll, o Herr, betracht' ich dich,
Und faſt muß ich dich heute ganz verkennen.
Mit karger Rede kaum erwiederſt du
Des Bruders Liebesworte, der gutmeinend
Mit ofnem Herzen dir entgegen kommt.
Verſunken in dich ſelber ſtehſt du da
Gleich einem Träumenden, als wäre nur
Dein Leib zugegen und die Seele fern.
Wer ſo dich ſähe, möchte leicht der Kälte
Dich zeihn und ſtolz unfreundlichen Gemüths,
Ich aber will dich drum nicht fühllos ſchelten,
Denn heiter blickſt du wie ein Glücklicher
Um dich und Lächeln ſpielt um deine Wangen.

Don Manuel.

Was ſoll ich ſagen? Was erwidern? Mag
Der Bruder Worte finden! Ihn ergreift
Ein überraſchend neu Gefühl, er ſieht
Den alten Haß aus ſeinem Buſen ſchwinden,
Und wundernd fühlt er ſein verwandelt Herz.
Ich — habe keinen Haß mehr mitgebracht,
Kaum weiß ich noch, warum wir blutig ſtritten.
Denn über allen ird'ſchen Dingen hoch
Schwebt mir auf Freudenfittigen die Seele,
Und in dem Glanzesmeer, das mich umfängt,
Sind alle Wolken mir und finſtre Falten
Des Lebens ausgeglättet und verſchwunden.
— Ich ſehe dieſe Hallen, dieſe Säle,
Und denke mir das freudige Erſchrecken
Der überraſchten hocherſtaunten Braut,
Wenn ich als Fürſtinn ſie und Herrſcherinn
Durch dieſes Hauſes Pforten führen werde.
— Noch liebt ſie nur den Liebenden! Dem Fremdling,
Dem Nahmenloſen hat ſie ſich gegeben.
Nicht ahnet ſie, daß es Don Manuel,
Meſſina's Fürſt iſt, der die goldne Binde
Ihr um die ſchöne Stirne flechten wird.
Wie ſüß iſts, das Geliebte zu beglücken
Mit ungehoffter Größe Glanz und Schein!
Längſt ſpart' ich mir dieß höchſte der Entzücken,
Wohl bleibt es ſtets ſein höchſter Schmuck allein,

Doch auch die Hoheit darf das Schöne ſchmücken,
Der goldne Reif erhebt den Edelſtein.

Chor.

Ich höre dich, o Herr, vom langen Schweigen
Zum erſtenmal den ſtummen Mund entſiegeln.
Mit Späheraugen folgt' ich dir ſchon längſt,
Ein ſeltſam wunderbar Geheimniß ahnend,
Doch nicht erkühnt' ich mich, was du vor mir
In tiefes Dunkel hüllſt, dir abzufragen.
Dich reizt nicht mehr der Jagden muntre Luſt,
Der Roſſe Wettlauf und des Falken Sieg.
Aus der Gefährten Aug' verſchwindeſt du,
So oft die Sonne ſinkt zum Himmelsrande,
Und keiner unſers Chors, die wir dich ſonſt
In jeder Kriegs- und Jagdgefahr begleiten,
Mag deines ſtillen Pfads Gefährte ſeyn.
Warum verſchleierſt du bis dieſen Tag
Dein Liebesglück mit dieſer neidſchen Hülle?
Was zwingt den Mächtigen, daß er verhehle?
Denn Furcht iſt fern von deiner großen Seele.

Don Manuel.

Geflügelt iſt das Glück und ſchwer zu binden,
Nur in verſchloßner Lade wirds bewahrt,
Das Schweigen iſt zum Hüter ihm geſetzt,
Und raſch entfliegt es, wenn Geſchwätzigkeit
Voreilig wagt, die Decke zu erheben.
Doch jetzt, dem Ziel ſo nahe, darf ich wohl
Das lange Schweigen brechen und ich wills.

Denn mit der nächſten Morgenſonne Strahl
Iſt ſie die Meine, und des Dämons Neid
Wird keine Macht mehr haben über mich.
Nicht mehr verſtohlen werd' ich zu ihr ſchleichen,
Nicht rauben mehr der Liebe goldne Frucht,
Nicht mehr die Freude haſchen auf der Flucht,
Das Morgen wird dem ſchönen Heute gleichen,
Nicht Blitzen gleich, die ſchnell vorüber ſchießen,
Und plötzlich von der Nacht verſchlungen ſind,
Mein Glück wird ſeyn, gleichwie des Baches Fließen,
Gleichwie der Sand des Stundenglaſes rinnt!

Chor.

So nenne ſie uns Herr, die dich im Stillen
Beglückt, daß wir dein Loos beneidend rühmen,
Und würdig ehren unſers Fürſten Braut.
Sag an, wo du ſie fandeſt, wo verbirgſt,
In welches Orts verſchwiegner Heimlichkeit?
Denn wir durchziehen ſchwärmend weit und breit
Die Inſel auf der Jagd verſchlungnen Pfaden,
Doch keine Spur hat uns dein Glück verrathen,
So daß ich bald mich überreden möchte,
Es hülle ſie ein Zaubernebel ein.

Don Manuel.

Den Zauber löſ' ich auf, denn heute noch
Soll, was verborgen war, die Sonne ſchauen.
Vernehmet denn und hört wie mir geſchah.
Fünf Monde ſinds, es herrſchte noch im Lande
Des Vaters Macht, und beugete gewaltſam

Der Jugend ſtarren Nacken in das Joch —
Nichts kannt' ich als der Waffen wilde Freuden,
Und als des Waidwerks kriegeriſche Luſt.
— Wir hatten ſchon den ganzen Tag gejagt
Entlang des Waldgebirges — da geſchahs,
Daß die Verfolgung einer weißen Hindinn
Mich weit hinweg aus eurem Haufen riß.
Das ſcheue Thier floh durch des Thales Krümmen,
Durch Buſch und Kluft und bahnenlos Geſtrüpp,
Auf Wurfes Weite ſah ichs ſtets vor mir,
Doch konnt' ichs nicht erreichen noch erzielen,
Bis es zuletzt an eines Gartens Pforte mir
Verſchwand. Schnell von dem Roß herab mich werfend
Dring' ich ihm nach, ſchon mit dem Speere zielend,
Da ſeh ich wundernd das erſchrockne Thier
Zu einer Nonne Füßen zitternd liegen,
Die es mit zarten Händen ſchmeichelnd koßt.
Bewegungslos ſtarr' ich das Wunder an,
Den Jagdſpieß in der Hand, zum Wurf ausholend —
Sie aber blickt mit großen Augen flehend
Mich an, ſo ſtehen wir ſchweigend gegen einander —
Wie lange Friſt, das kann ich nicht ermeſſen,
Denn alles Maaß der Zeiten war vergeſſen.
Tief in die Seele drückt ſie mir den Blick,
Und umgewandelt ſchnell iſt mir das Herz.
— Was ich nun ſprach, was die Holdſel'ge mir
Erwiedert, möge niemand mich befragen,
Denn wie ein Traumbild liegt es hinter mir

Aus früher Kindheit dämmerhellen Tagen,
An meiner Bruſt fühlt' ich die ihre ſchlagen,
Als die Beſinnungskraft mir wieder kam.
Da hört' ich einer Glocke helles Läuten,
Den Ruf zur Hora ſchien es zu bedeuten,
Und ſchnell wie Geiſter in die Luft verwehen,
Entſchwand ſie mir und ward nicht mehr geſehen.

Chor.

Mit Furcht, o Herr, erfüllt mich dein Bericht.
Raub haſt du an dem Göttlichen begangen,
Des Himmels Braut berührt mit ſündigem Verlangen,
Denn furchtbar heilig iſt des Kloſters Pflicht.

Don Manuel.

Jetzt hatt' ich Eine Straße nur zu wandeln,
Das unſtät ſchwanke Sehnen war gebunden,
Dem Leben war ſein Innhalt aufgefunden.
Und wie der Pilger ſich nach Oſten wendet,
Wo ihm die Sonne der Verheißung glänzt,
So kehrte ſich mein Hoffen und mein Sehnen
Dem Einen hellen Himmelspunkte zu.
Kein Tag entſtieg dem Meer und ſank hinunter,
Der nicht zwey glücklich Liebende vereinte,
Geflochten ſtill war unſrer Herzen Bund,
Nur der allſeh'nde Aether über uns
War des verſchwieg'nen Glücks vertrauter Zeuge,
Es brauchte weiter keines Menſchen Dienſt,
Das waren goldne Stunden, ſelge Tage!
— Nicht Raub am Himmel war mein Glück, denn noch

Durch kein Gelübde war das Herz gefeſſelt,
Das ſich auf ewig mir zu eigen gab.

Chor.

So war das Kloſter eine Freyſtatt nur
Der zarten Jugend, nicht des Lebens Grab?

Don Manuel.

Ein heilig Pfand ward ſie dem Gotteshaus
Vertraut, das man zurück einſt werde fodern.

Chor.

Doch welches Blutes rühmt ſie ſich zu ſeyn?
Denn nur vom Edeln kann das Edle ſtammen.

Don Manuel.

Sich ſelber ein Geheimniß wuchs ſie auf,
Nicht kennt ſie ihr Geſchlecht noch Vaterland.

Chor.

Und leitet keine dunkle Spur zurück
Zu ihres Daſeyns unbekannten Quellen?

Don Manuel.

Daß ſie von edelm Blut, geſteht der Mann,
Der einz'ge, der um ihre Herkunft weiß.

Chor.

Wer iſt der Mann? Nichts halte mir zurück,
Denn wiſſend nur kann ich dir nützlich rathen.

Don Manuel.

Ein alter Diener naht von Zeit zu Zeit,
Der einz'ge Bote zwiſchen Kind und Mutter.

Chor.
Von dieſem Alten haſt du nichts erforſcht?
Feigherzig und geſchwätzig iſt das Alter.

Don Manuel.
Nie wagt' ichs, einer Neugier nachzugeben,
Die mein verſchwieg'nes Glück gefährden konnte.

Chor.
Was aber war der Innhalt ſeiner Worte,
Wenn er die Jungfrau zu beſuchen kam?

Don Manuel.
Auf eine Zeit, die alles löſen werde,
Hat er von Jahr zu Jahren ſie vertröſtet.

Chor.
Und dieſe Zeit, die alles löſen ſoll,
Hat er ſie näher deutend nicht bezeichnet?

Don Manuel.
Seit wenig Monden drohete der Greis
Mit einer nahen Aendrung ihres Schickſals.

Chor.
Er drohte, ſagſt du? Alſo fürchteſt du
Ein Licht zu ſchöpfen, das dich nicht erfreut?

Don Manuel.
Ein jeder Wechſel ſchreckt den Glücklichen,
Wo kein Gewinn zu hoffen, droht Verluſt.

Chor.
Doch konnte die Entdeckung, die du fürchteſt,
Auch deiner Liebe günſtge Zeichen bringen.

Don Manuel.

Auch ſtürzen konnte ſie mein Glück, drum wählt' ich
Das ſicherſte, ihr ſchnell zuvor zu kommen.

Chor.

Wie das, o Herr? Mit Furcht erfüllſt du mich,
Und eine raſche That muß ich beſorgen.

Don Manuel.

Schon ſeit den letzten Monden ließ der Greis
Geheimnißvolle Winke ſich entfallen,
Daß nicht mehr ferne ſey der Tag, der ſie
Den Ihrigen zurücke geben werde.
Seit geſtern aber ſprach ers deutlich aus,
Daß mit der nächſten Morgenſonne Strahl —
Dieß aber iſt der Tag, der heute leuchtet —
Ihr Schickſal ſich entſcheidend werde löſen.
Kein Augenblick war zu verlieren, ſchnell
War mein Entſchluß gefaßt und ſchnell vollſtreckt.
In dieſer Nacht raubt' ich die Jungfrau weg,
Und brachte ſie verborgen nach Meſſina.

Chor.

Welch kühn verwegen-räuberiſche That!
— Verzeih, o Herr, die freye Tadelrede!
Doch ſolches iſt des weiſern Alters Recht,
Wenn ſich die raſche Jugend kühn vergißt.

Don Manuel.

Unfern vom Kloſter der Barmherzigen,
In eines Gartens abgeſchiedner Stille,
Der von der Neugier nicht betreten wird,

Trennt' ich mich eben jetzt von ihr, hieher
Zu der Verſöhnung mit dem Bruder eilend.
In banger Furcht ließ ich ſie dort allein
Zurück, die ſich nichts weniger erwartet,
Als in dem Glanz der Fürſtinn eingeholt,
Und auf erhabnem Fußgeſtell des Ruhms
Vor ganz Meſſina ausgeſtellt zu werden.
Denn anders nicht ſoll ſie mich wiederſehn,
Als in der Größe Schmuck und Staat, und feſtlich
Von eurem ritterlichen Chor umgeben.
Nicht will ich, daß Don Manuels Verlobte
Als eine Heimatloſe, Flüchtige
Der Mutter nahen ſoll, die ich ihr gebe,
Als eine Fürſtinn fürſtlich will ich ſie
Einführen in die Hofburg meiner Väter.

Chor.

Gebiete Herr! Wir harren deines Winks.

Don Manuel.

Ich habe mich aus ihrem Arm geriſſen,
Doch nur mit ihr werd' ich beſchäftigt ſeyn.
Denn nach dem Bazar ſollt ihr mich anjetzt
Begleiten, wo die Mohren zum Verkauf
Ausſtellen, was das Morgenland erzeugt
An edelm Stoff und feinem Kunſtgebild.
Erſt wählet aus, die zierlichen Sandalen,
Der zartgeformten Füße Schutz und Zier,
Dann zum Gewande wählt das Kunſtgewebe
Des Indiers, hellglänzend wie der Schnee

Des Aetna, der der nächſte iſt dem Licht —
Und leicht umfließ' es wie der Morgenduft
Den zarten Bau der jugendlichen Glieder.
Von Purpur ſey, mit zarten Fäden Goldes
Durchwirkt der Gürtel, der die Tunika
Unter dem züchtgen Buſen reizend knüpft.
Dazu den Mantel wählt von glänzender
Seide gewebt, in bleichem Purpur ſchimmernd,
Ueber der Achſel heft' ihn eine goldne
Cikade — Auch die Spangen nicht vergeßt,
Die ſchönen Arme reizend zu umzirken,
Auch nicht der Perlen und Korallen Schmuck,
Der Meeresgöttinn wunderſame Gaben.
Um die Locken winde ſich ein Diadem,
Gefüget aus dem köſtlichſten Geſtein,
Worin der feurig glühende Rubin
Mit dem Smaragd die Farbenblitze kreuze,
Oben im Haarſchmuck ſey der lange Schleier
Befeſtigt, der die glänzende Geſtalt
Gleich einem hellen Lichtgewölk umfließe,
Und mit der Myrthe jungfräulichem Kranze
Vollende krönend ſich das ſchöne Ganze.

Chor.

Es ſoll geſchehen, Herr! wie du gebieteſt,
Denn fertig und vollendet findet ſich
Dieß alles auf dem Bazar ausgeſtellt.

Don Manuel.

Den ſchönſten Zelter führet dann hervor,

Aus meinen Ställen, ſeine Farbe ſey
Lichtweiß, gleichwie des Sonnengottes Pferde,
Von Purpur ſey die Decke, und Geſchirr
Und Zügel reich beſetzt mit edeln Steinen,
Denn tragen ſoll er meine Königinn.
Ihr ſelber haltet euch bereit, im Glanz
Des Ritterſtaates, unterm freud'gen Schall
Der Hörner eure Fürſtinn heimzuführen.
Dieß alles zu beſorgen geh' ich jetzt,
Zwey unter euch erwähl' ich zu Begleitern,
Ihr andern wartet mein — Was ihr vernahmt,
Bewahrts in eures Buſens tiefem Grunde,
Bis ich das Band gelößt von eurem Munde.
(er geht ab, von Zweyen aus dem Chor begleitet)

Chor.

Sage, was werden wir jetzt beginnen,
Da die Fürſten ruhen vom Streit,
Auszufüllen die Leere der Stunden,
Und die lange unendliche Zeit?
Etwas fürchten und hoffen und ſorgen
Muß der Menſch für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daſeyns ertrage,
Und das ermüdende Gleichmaaß der Tage,
Und mit erfriſchendem Windesweben
Kräuſelnd bewege das ſtockende Leben.

Einer aus dem Chor.

Schön iſt der Friede! Ein lieblicher Knabe
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,

Und die hüpfenden Lämmer graſen
Luſtig um ihn auf dem ſonnigten Raſen,
Süßes Tönen entlockt er der Flöte,
Und das Echo des Berges wird wach,
Oder im Schimmer der Abendröthe
Wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach —
Aber der Krieg auch hat ſeine Ehre,
Der Beweger des Menſchengeſchicks,
Mir gefällt ein lebendiges Leben,
Mir ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben
Auf der ſteigenden, fallenden Welle des Glücks.
Denn der Menſch verkümmert im Frieden,
Müſſige Ruh iſt das Grab des Muths.
Das Geſetz iſt der Freund des Schwachen,
Alles will es nur eben machen,
Möchte gern die Welt verflachen,
Aber der Krieg läßt die Kraft erſcheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Muth.

Ein Zweyter.

Stehen nicht Amors Tempel offen,
Wallet nicht zu dem Schönen die Welt?
Da iſt das Fürchten! Da iſt das Hoffen,
König iſt hier, wer den Augen gefällt!
Auch die Liebe beweget das Leben,
Daß ſich die graulichten Farben erheben,
Reizend betrügt ſie die glücklichen Jahre,
Die gefällige Tochter des Schaums,

In das Gemeine und Traurigwahre
Webt ſie die Bilder des goldenen Traums.

Ein Dritter.

Bleibe die Blume dem blühenden Lenze,
Scheine das **Schöne**! Und flechte ſich Kränze,
Wem die Locken noch jugendlich grünen,
Aber dem männlichen Alter ziemts
Einem ernſteren Gott zu dienen.

Erſter.

Der ſtrengen Diana, der Freundinn der Jagden,
Laſſet uns folgen ins wilde Gehölz,
Wo die Wälder am dunkelſten nachten,
Und den Springbock ſtürzen vom Fels.
Denn die Jagd iſt ein Gleichniß der Schlachten,
Des ernſten Kriegsgotts luſtige Braut —
Man iſt auf mit dem Morgenſtrahl,
Wenn die ſchmetternden Hörner laden
Luſtig hinaus in das dampfende Thal,
Ueber Berge, über Klüfte,
Die ermatteten Glieder zu baden
In den erfriſchenden Strömen der Lüfte!

Zweyter.

Oder wollen wir uns der blauen
Göttinn, der ewig bewegten, vertrauen,
Die uns mit freundlicher Spiegelhelle
Ladet in ihren unendlichen Schooß?
Bauen wir auf der tanzenden Welle
Uns ein luſtig ſchwimmendes Schloß?

Wer das grüne cryſtallene Feld
Pflügt mit des Schiffes eilendem Kiele,
Der vermählt ſich das Glück, dem gehört die Welt.
Ohne die Saat erblüht ihm die Aernte!
Denn das Meer iſt der Raum der Hofnung
Und der Zufälle launiſch Reich,
Hier wird der Reiche ſchnell zum Armen,
Und der Aermſte dem Fürſten gleich.
Wie der Wind mit Gedankenſchnelle
Läuft um die ganze Windesroſe,
Wechſeln hier des Geſchickes Looſe,
Dreht das Glück ſeine Kugel um,
Auf den Wellen iſt alles Welle,
Auf dem Meer iſt kein Eigenthum.

Dritter.

Aber nicht bloß im Wellenreiche,
Auf der wogenden Meeresfluth,
Auch auf der Erde, ſo feſt ſie ruht
Auf den ewigen alten Säulen,
Wanket das Glück und will nicht weilen.
— Sorge giebt mir dieſer neue Frieden,
Und nicht fröhlich mag ich ihm vertrauen,
Auf der Lava, die der Berg geſchieden,
Möcht' ich nimmer meine Hütte bauen.
Denn zu tief ſchon hat der Haß gefreſſen,
Und zu ſchwere Thaten ſind geſchehn,
Die ſich nie vergeben und vergeſſen,
Noch hab ich das Ende nicht geſehn.

Und mich ſchrecken ahnungsvolle Träume!
Nicht Wahrſagung reden ſoll mein Mund,
Aber ſehr mißfällt mir dieß Geheime,
Dieſer Ehe ſeegenloſer Bund,
Dieſe lichtſcheu krummen Liebespfade,
Dieſes Kloſterraubs verwegne That,
Denn das Gute liebt ſich das Gerade,
Böſe Früchte trägt die böſe Saat.
Auch ein Raub wars, wie wir alle wiſſen,
Der des alten Fürſten ehliches Gemahl
In ein frevelnd Ehebett geriſſen,
Denn ſie war des Vaters Wahl.
Und der Ahnherr ſchüttete im Zorne
Grauenvoller Flüche ſchrecklichen Saamen
Auf das ſündige Ehebett aus.
Greuelthaten ohne Nahmen
Schwarze Verbrechen verbirgt dieß Haus.

Chor.

Ja es hat nicht gut begonnen,
Glaubt mir und es endet nicht gut,
Denn gebüßt wird unter der Sonnen
Jede That der verblendeten Wuth.
Es iſt kein Zufall und blindes Loos,
Daß die Brüder ſich wüthend ſelbſt zerſtören,
Denn verflucht ward der Mutter Schooß,
Sie ſollte den Haß und den Streit gebähren.
— Aber ich will es ſchweigend verhüllen,
Denn die Rachgötter ſchaffen im Stillen,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 15285/101

Zeit iſts, die Unfälle zu beweinen,
Wenn ſie nahen und wirklich erſcheinen.

(Der Chor geht ab.)

Die Scene verwandelt ſich in einen Garten, der die Ausſicht auf das Meer eröfnet. Aus einem anſtoßenden Gartenſaal tritt

Beatrice.

(geht unruhig auf und nieder, nach allen Seiten umher ſpähend. Plötzlich ſteht ſie ſtill und horcht)

Er iſt es nicht — Es war der Winde Spiel,
Die durch der Pinie Wipfel ſauſend ſtreichen,
Schon neigt die Sonne ſich zu ihrem Ziel,
Mit trägem Schritt ſeh' ich die Stunden ſchleichen,
Und mich ergreift ein ſchauderndes Gefühl,
Es ſchreckt mich ſelbſt das weſenloſe Schweigen.
Nichts zeigt ſich mir, wie weit die Blicke tragen,
Er läßt mich hier in meiner Angſt verzagen.

Und nahe hör' ich, wie ein rauſchend Wehr
Die Stadt, die völkerwimmelnde, ertoſen,
Ich höre fern das ungeheure Meer
An ſeine Ufer dumpferbrandend ſtoßen,
Es ſtürmen alle Schrecken auf mich her,
Klein fühl' ich mich in dieſem Furchtbargroßen,
Und fortgeſchleudert, wie das Blatt vom Baume,
Verlier' ich mich im grenzenloſen Raume.

Warum verließ ich meine ſtille Zelle,
Da lebt' ich ohne Sehnſucht, ohne Harm!
Das Herz war ruhig wie die Wieſenquelle,
An Wünſchen leer, doch nicht an Freuden arm.
Ergriffen jetzt hat mich des Lebens Welle,
Mich faßt die Welt in ihren Rieſenarm,
Zerriſſen hab ich alle frühern Bande,
Vertrauend eines Schwures leichtem Pfande.

Wo waren die Sinne?
Was hab ich gethan?
Ergriff mich bethörend
Ein raſender Wahn?
Den Schleier zerriß ich
Jungfräulicher Zucht,
Die Pforten durchbrach ich der heiligen Zelle,
Umſtrickte mich blendend ein Zauber der Hölle?
Dem Manne folgt' ich,
Dem kühnen Entführer in ſträflicher Flucht.
O komm mein Geliebter!
Wo bleibſt du und ſäumeſt? Befreye, befreye
Die kämpfende Seele! Mich naget die Reue,
Es faßt mich der Schmerz
Mit liebender Nähe verſichre mein Herz.

Und ſollt' ich mich dem Manne nicht ergeben,
Der in der Welt allein ſich an mich ſchloß,
Denn ausgeſetzt ward ich ins fremde Leben,

Und frühe ſchon hat mich ein ſtrenges Loos
(Ich darf den dunkeln Schleier nicht erheben)
Geriſſen von dem mütterlichen Schooß.
Nur einmal ſah ich ſie, die mich gebohren,
Doch wie ein Traum ging mir das Bild verloren.

Und ſo erwuchs ich ſtill am ſtillen Orte,
In Lebens Glut den Schatten beygeſellt,
— Da ſtand er plötzlich an des Kloſters Pforte,
Schön wie ein Gott und männlich wie ein Held.
O mein Empfinden nennen keine Worte!
Fremd kam er mir aus einer fremden Welt!
Und ſchnell, als wär' es ewig ſo geweſen,
Schloß ſich der Bund, den keine Menſchen löſen.

Vergieb du Herrliche, die mich gebohren,
Daß ich, vorgreifend den verhängten Stunden,
Mir eigenmächtig mein Geſchick erkohren,
Nicht frey erwählt' ich's, es hat *mich* gefunden,
Ein dringt der Gott auch zu verſchloßnen Thoren,
Zu Perſeus Thurm hat er den Weg gefunden,
Dem Dämon iſt ſein Opfer unverloren.
Wär es an öde Klippen angebunden
Und an des Atlas himmeltragende Säulen,
So wird ein Flügelroß es dort ereilen.

Nicht hinter mich begehr' ich mehr zu ſchauen,
In keine Heimat ſehn' ich mich zurück,

Der Liebe will ich liebend mich vertrauen,
Giebt es ein ſchönres als der Liebe Glück,
Mit meinem Loos will ich mich gern beſcheiden,
Ich kenne nicht des Lebens andre Freuden.

Nicht kenn' ich ſie und will ſie nimmer kennen,
Die ſich die Stifter meiner Tage nennen,
Wenn ſie von dir mich, mein Geliebter, trennen,
Ein ewig Räthſel bleiben will ich mir,
Ich weiß genug, ich lebe dir!
(aufmerkend)
Horch, der lieben Stimme Schall!
— Nein es war der Wiederhall,
Und des Meeres dumpfes Brauſen,
Das ſich an den Ufern bricht,
Der Geliebte iſt es nicht!
Weh mir! Weh mir! Wo er weilet?
Mich umſchlingt ein kaltes Grauſen!
Immer tiefer
Sinkt die Sonne! Immer öder
Wird die Oede! Immer ſchwerer
Wird das Herz — Wo zögert er?
(Sie geht unruhig umher.)
Aus des Gartens ſichern Mauren
Wag' ich meinen Schritt nicht mehr.
Kalt ergriff mich das Entſetzen,
Als ich in die nahe Kirche
Wagte meinen Fuß zu ſetzen,

Denn mich trieb's mit mächtgem Drang,
Aus der Seele tiefſten Tiefen,
Als ſie zu der Hora riefen,
Hin zu knien an heilger Stätte,
Zu der Göttlichen zu flehn,
Nimmer konnt' ich widerſtehn.
Wenn ein Lauſcher mich erſpähte?
Voll von Feinden iſt die Welt,
Argliſt hat auf allen Pfaden,
Fromme Unſchuld zu verrathen,
Ihr betrüglich Netz geſtellt.
Grauend hab ich's ſchon erfahren,
Als ich aus des Kloſters Hut
In die fremden Menſchenſchaaren
Mich gewagt mit frevelm Muth.
Dort bey jenes Feſtes Feyer,
Da der Fürſt begraben ward,
Mein Erkühnen büßt' ich theuer,
Nur ein Gott hat mich bewahrt —
Da der Jüngling mir, der fremde,
Nahte, mit dem Flammenauge,
Und mit Blicken, die mich ſchreckten,
Mir das Innerſte durchzuckten,
In das tiefſte Herz mir ſchaute —
Noch durchſchauert kaltes Grauen,
Da ich's denke, mir die Bruſt!
Nimmer, nimmer kann ich ſchauen

In die Augen des Geliebten,
Dieſer ſtillen Schuld bewußt!

(aufhorchend)

Stimmen im Garten!
Er iſt's, der Geliebte!
Er ſelber! Jetzt täuſchte
Kein Blendwerk mein Ohr,
Es naht, es vermehrt ſich!
In ſeine Arme!
An ſeine Bruſt!

(Sie eilt mit ausgebreiteten Armen nach der Tiefe des Gartens, Don Ceſar tritt ihr entgegen.)

Don Ceſar. Beatrice. Der Chor.

Beatrice.

(mit Schrecken zurückfliehend)

Weh mir! Was ſeh' ich!

(In demſelben Augenblick tritt auch der Chor ein)

Don Ceſar.

Holde Schönheit, fürchte nichts

(zu dem Chor)

Der rauhe Anblick eurer Waffen ſchreckt
Die zarte Jungfrau — Weicht zurück und bleibt
In ehrerbietger Ferne!

(zu Beatricen)

Fürchte nichts!
Die holde Schaam, die Schönheit iſt mir heilig.

(Der Chor hat ſich zurückgezogen. Er tritt ihr näher und ergreift ihre Hand)

Wo warſt du? Welches Gottes Macht entrückte,
Verbarg dich dieſe lange Zeit? Dich hab' ich
Geſucht, nach dir geforſchet, wachend, träumend
Warſt du des Herzens einziges Gefühl,
Seit ich bey jenem Leichenfeſt des Fürſten
Wie eines Engels Lichterſcheinung dich
Zum erſtenmal erblickte — Nicht verborgen
Blieb dir die Macht, mit der du mich bezwangſt.
Der Blicke Feuer und der Lippe Stammeln,
Die Hand, die in der deinen zitternd lag,
Verrieth ſie dir — ein kühneres Geſtändniß
Verbot des Ortes ernſte Majeſtät.
— Der Meſſe Hochamt rief mich zum Gebet,
Und da ich von den Knieen jetzt erſtanden,
Die erſten Blicke ſchnell auf dich ſich heften,
Warſt du aus meinen Augen weggerückt;
Doch nachgezogen mit allmächtgen Zaubers-Banden
Haſt du mein Herz mit allen ſeinen Kräften.
Seit dieſem Tage ſuch' ich raſtlos dich,
An aller Kirchen und Palläſte Pforten,
An allen ofnen und verborgnen Orten,
Wo ſich die ſchöne Unſchuld zeigen kann,
Hab' ich das Netz der Späher ausgebreitet,
Doch meiner Mühe ſah ich keine Frucht,
Bis endlich heut, von einem Gott geleitet,
Des Spähers glückbekrönte Wachſamkeit

In dieſer nächſten Kirche dich entdeckte.

(Hier macht Beatrice, welche in dieſer ganzen Zeit zitternd und abgewandt geſtanden, eine Bewegung des Schreckens.)

Ich habe dich wieder, und der Geiſt verlaſſe
Eher die Glieder, eh ich von dir ſcheide!
Und daß ich feſt ſogleich den Zufall faſſe,
Und mich verwahre vor des Dämons Neide,
So red' ich dich vor dieſen Zeugen allen
Als meine Gattinn an und reiche dir
Zum Pfande deß die ritterliche Rechte.

(er ſtellt ſie dem Chor dar.)

Nicht forſchen will ich, wer du biſt — Ich will
Nur Dich von Dir, nichts frag' ich nach dem andern.
Daß deine Seele wie dein Urſprung rein,
Hat mir dein erſter Blick verbürget und beſchworen,
Und wärſt du ſelbſt die niedrigſte gebohren,
Du müßteſt dennoch meine Liebe ſeyn.
Die Freyheit hab' ich und die Wahl verloren.

Und daß du wiſſen mögeſt, ob ich auch
Herr meiner Thaten ſey, und hoch genug
Geſtellt auf dieſer Welt, auch das Geliebte
Mit ſtarkem Arm zu mir empor zu heben,
Bedarfs nur, meinen Nahmen dir zu nennen.
— Ich bin Don Ceſar und in dieſer Stadt
Meſſina iſt kein größrer über mir.

(Beatrice ſchaudert zurück, er bemerkt es und fährt nach einer kleinen Weile fort.)

Dein Staunen lob' ich und dein ſittſam Schweigen,
Schamhafte Demuth iſt der Reize Krone,
Denn ein Verborgenes iſt ſich das Schöne,
Und es erſchrickt vor ſeiner eignen Macht.
— Ich geh' und überlaſſe dich dir ſelbſt,
Daß ſich dein Geiſt von ſeinem Schrecken löſe
Denn jedes Neue, auch das Glück, erſchreckt.
(zu dem Chor)
Gebt ihr — ſie iſts von dieſem Augenblick!
Die Ehre meiner Braut und eurer Fürſtinn,
Belehret ſie von ihres Standes Größe.
Bald kehr' ich ſelbſt zurück, ſie heimzuführen,
Wie's Meiner würdig iſt und Ihr gebührt.
(er geht ab)

Beatrice und der Chor.

Chor.

Heil dir o Jungfrau,
Liebliche Herrſcherinn!
Dein iſt die Krone,
Dein iſt der Sieg!
Als die Erhalterinn
Dieſes Geſchlechtes,
Künftiger Helden
Blühende Mutter begrüß' ich dich!

Dreyfaches Heil dir!
Mit glücklichen Zeichen,

Glückliche, trittſt du
In ein götterbegünſtigtes glückliches Haus,
Wo die Kränze des Ruhmes hängen,
Und das goldene Zepter in ſtetiger Reihe
Wandert vom Ahnherrn zum Enkel hinab.

Deines lieblichen Eintritts
Werden ſich freuen
Die Penaten des Hauſes,
Die hohen, die ernſten
Verehrten Alten,
An der Schwelle empfangen
Wird dich die immer blühende Hebe
Und die goldne Victoria,
Die geflügelte Göttinn,
Die auf der Hand ſchwebt des ewigen Vaters,
Ewig die Schwingen zum Siege geſpannt:
Nimmer entweicht
Die Krone der Schönheit
Aus dieſem Geſchlechte,
Scheidend reicht
Eine Fürſtinn der andern
Den Gürtel der Anmuth
Und den Schleier der züchtigen Scham.
Aber das Schönſte
Erlebt mein Auge,
Denn ich ſehe die Blume der Tochter,
Ehe die Blume der Mutter verblüht.

Beatrice.

(aus ihrem Schrecken erwachend)

Wehe mir! In welche Hand
Hat das Unglück mich gegeben!
Unter allen
Welche leben
Nicht in dieſe ſollt' ich fallen!

Jetzt verſteh' ich das Entſetzen,
Das geheimnißvolle Grauen,
Das mich ſchaudernd ſtets gefaßt,
Wenn man mir den Nahmen nannte
Dieſes furchtbaren Geſchlechtes,
Das ſich ſelbſt vertilgend haßt,
Gegen ſeine eignen Glieder
Wüthend mit Erbittrung raſ't!
Schaudernd hört' ich oft und wieder
Von dem Schlangenhaß der Brüder,
Und jetzt reißt mein Schreckenſchickſal
Mich die Arme, Rettungsloſe
In den Strudel dieſes Haßes,
Dieſes Unglücks mich hinein!

(ſie flieht in den Gartenſaal.)

Chor.

Den begünſtigten Sohn der Götter beneid' ich,
Den beglückten Beſitzer der Macht!
Immer das Köſtlichſte iſt ſein Antheil,

Und von allem, was hoch und herrlich
Von den Sterblichen wird geprieſen,
Bricht er die Blume ſich ab.

Von den Perlen, welche der tauchende Fiſcher
Auffängt, wählt er die reinſten für ſich.
Für den Herrſcher legt man zurück das Beſte,
Was gewonnen ward mit gemeinſamer Arbeit,
Wenn ſich die Diener durchs Loos vergleichen,
Ihm iſt das Schönſte gewiß.

Aber Eines doch iſt ſein köſtlichſtes Kleinod,
Jeder andre Vorzug ſey ihm gegönnt,
Dieſes beneid' ich ihm unter allem,
Daß er heimführt die Blume der Frauen,
Die das Entzücken iſt aller Augen,
Daß er ſie eigen beſitzt.

Mit dem Schwerte ſpringt der Korſar an die Küſte,
In dem nächtlich ergreifenden Ueberfall,
Männer führt er davon und Frauen,
Und erſättigt die wilde Begierde,
Nur die ſchönſte Geſtalt darf er nicht berühren,
Die iſt des Königes Gut.

Aber jetzt folgt mir, zu bewachen den Eingang
Und die Schwelle des heiligen Raums,
Daß kein Ungeweihter in dieſes Geheimniß

Dringe und der Herrſcher uns lobe,
Der das Köſtlichſte, was er beſitzet,
Unſrer Bewahrung vertraut.

(Der Chor entfernt ſich nach dem Hintergrunde. Die Scene verwandelt ſich in ein Zimmer im Innern des Pallaſtes).

Donna Iſabella ſteht zwiſchen Don Manuel und Don Ceſar.

Iſabella.

Nun endlich iſt mir der erwünſchte Tag,
Der lang erſehnte, feſtliche erſchienen —
Vereint ſeh' ich die Herzen meiner Kinder,
Wie ich die Hände leicht zuſammen füge,
Und im vertrauten Kreis zum erſtenmal
Kann ſich das Herz der Mutter freudig öfnen.
Fern iſt der fremden Zeugen rohe Schaar,
Die zwiſchen uns ſich kampfgerüſtet ſtellte —
Der Waffen Klang erſchreckt mein Ohr nicht mehr,
Und wie der Eulen nachtgewohnte Brut
Von der zerſtörten Brandſtatt, wo ſie lang
Mit altverjährtem Eigenthum geniſtet,
Aufſtiegt in düſterm Schwarm, den Tag verdunkelnd,
Wenn ſich die lang vertriebenen Bewohner
Heimkehrend nahen mit der Freude Schall,
Den neuen Bau lebendig zu beginnen,
So flieht der alte Haß mit ſeinem nächtlichen

Gefolge, dem hohläugigten Verdacht,
Der ſcheelen Mißgunſt und dem bleichen Neide,
Aus dieſen Thoren murrend zu der Hölle,
Und mit dem Frieden zieht geſelliges
Vertraun und holde Eintracht lächelnd ein.

(ſie hält inne)

— Doch nicht genug, daß dieſer heutge Tag
Jedem von beyden einen Bruder ſchenkt,
Auch eine Schweſter hat er euch gebohren.
— Ihr ſtaunt? Ihr ſeht mich mit Verwundrung an?
Ja, meine Söhne! Es iſt Zeit, daß ich
Mein Schweigen breche, und das Siegel löſe
Von einem lang verſchloſſenen Geheimniß.
— Auch eine Tochter hab' ich eurem Vater
Gebohren — eine jüngre Schweſter lebt
Euch noch — Ihr ſollt noch heute ſie umarmen.

Don Ceſar.

Was ſagſt du, Mutter? Eine Schweſter lebt uns,
Und nie vernahmen wir von dieſer Schweſter!

Don Manuel.

Wohl hörten wir in froher Kinderzeit,
Daß eine Schweſter uns gebohren worden,
Doch in der Wiege ſchon, ſo ging die Sage,
Nahm ſie der Tod hinweg.

Iſabella.

Die Sage lügt!
Sie lebt!

Don Ceſar.

Sie lebt und du verſchwiegeſt uns?

Iſabella.

Von meinem Schweigen geb' ich Rechenſchaft.
Hört, was geſäet ward in früh'rer Zeit,
Und jetzt zur frohen Aernte reifen ſoll.
— Ihr wart noch zarte Knaben, aber ſchon
Entzweyte euch der jammervolle Zwiſt,
Der ewig nie mehr wiederkehren möge,
Und häufte Gram auf eurer Aeltern Herz,
Da wurde eurem Vater eines Tages
Ein ſeltſam wunderbarer Traum. Ihm däuchte,
Er ſäh aus ſeinem hochzeitlichen Bette
Zwey Lorbeerbäume wachſen, ihr Gezweig
Dicht in einander flechtend — zwiſchen beyden
Wuchs eine Lilie empor — Sie ward
Zur Flamme, die der Bäume dicht Gezweig
Und das Gebälk ergreifend praſſelnd aufſchlug,
Und um ſich wüthend, ſchnell, das ganze Haus
In ungeheurer Feuerglut verſchlang.

Erſchreckt von dieſem ſeltſamen Geſichte
Befragt' der Vater einen ſternekundigen
Arabier, der ſein Orakel war,
An dem ſein Herz mehr hieng als mir gefiel,
Um die Bedeutung. Der Arabier
Erklärte: wenn mein Schooß von einer Tochter
Entbunden würde, tödten würde ſie ihm

Die beiden Söhne und ſein ganzer Stamm
Durch ſie vergehn — Und ich ward Mutter einer Tochter,
Der Vater aber gab den grauſamen
Befehl, die neugebohrene alsbald
Ins Meer zu werfen. Ich vereitelte
Den blutgen Vorſatz und erhielt die Tochter
Durch eines treuen Knechts verſchwiegnen Dienſt.

Don Ceſar.

Geſegnet ſey er, der dir hülfreich war;
O nicht an Rath gebrichts der Mutterliebe!

Iſabella.

Der Mutterliebe mächtge Stimme nicht
Allein trieb mich das Kindlein zu verſchonen.
Auch mir ward eines Traumes ſeltſames
Orakel, als mein Schooß mit dieſer Tochter
Geſegnet war: Ein Kind wie Liebesgötter ſchön
Sah ich im Graſe ſpielen, und ein Löwe
Kam aus dem Wald, der in dem blutgen Rachen
Die friſch gejagte Beute trug, und ließ
Sie ſchmeichelnd in den Schooß des Kindes fallen.
Und aus den Lüften ſchwang ein Adler ſich
Herab, ein zitternd Reh in ſeinen Fängen,
Und legt es ſchmeichelnd in den Schooß des Kindes,
Und beide, Löw und Adler, legen fromm
Gepaart ſich zu des Kindes Füßen nieder.
— Des Traums Verſtändniß löſte mir ein Mönch,
Ein gottgeliebter Mann, bey dem das Herz
Rath fand und Troſt in jeder irdſchen Noth.

Der ſprach: „Geneſen würd' ich einer Tochter,
„Die mir der Söhne ſtreitende Gemüther
„In heißer Liebesglut vereinen würde."
— Im Innerſten bewahrt' ich mir dies Wort,
Dem Gott der Wahrheit mehr als dem der Lüge
Vertrauend, rettet' ich die Gott verheißne,
Des Segens Tochter, meiner Hofnung Pfand
Die mir des Friedens Werkzeug ſollte ſeyn,
Als euer Haß ſich wachſend ſtets vermehrte.

Don Manuel.

(ſeinen Bruder umarmend)

Nicht mehr der Schweſter brauchts, der Liebe Band
Zu flechten, aber feſter ſoll ſie's knüpfen.

Iſabella.

So ließ ich an verborgner Stätte ſie,
Von meinen Augen fern, geheimnißvoll,
Durch fremde Hand erziehn — den Anblick ſelbſt
Des lieben Angeſichts, den heißerflehten,
Verſagt' ich mir, den ſtrengen Vater ſcheuend,
Der von des Argwohns ruheloſer Pein
Und finſter grübelndem Verdacht genagt,
Auf allen Schritten mir die Späher pflanzte.

Don Ceſar.

Drey Monde aber deckt den Vater ſchon
Das ſtille Grab — Was wehrte dir, o Mutter,
Die lang verborgne an das Licht hervor
Zu ziehn und unſre Herzen zu erfreuen?

Iſabella.

Was ſonſt als euer unglückſelger Streit,
Der, unauslöſchlich wüthend, auf dem Grab
Des kaum entſeelten Vaters ſich entflammte,
Nicht Raum noch Stätte der Verſöhnung gab?
Konnt' ich die Schweſter zwiſchen eure wild
Entblößten Schwerter ſtellen? Konntet ihr
In dieſem Sturm die Mutterſtimme hören?
Und ſollt' ich ſie, des Friedens theures Pfand,
Den letzten heilgen Anker meiner Hofnung
An eures Haſſes Wuth unzeitig wagen?
— Erſt mußtet ihr's ertragen, euch als Brüder
Zu ſehn, eh ich die Schweſter zwiſchen euch
Als einen Friedensengel ſtellen konnte.
Jetzt kann ich's und ich führe ſie euch zu.
Den alten Diener hab ich ausgeſendet,
Und ſtündlich harr' ich ſeiner Wiederkehr,
Der, ihrer ſtillen Zuflucht ſie entreißend,
Zurück an meine mütterliche Bruſt
Sie führt und in die brüderlichen Arme.

Don Manuel.

Und ſie iſt nicht die einzge, die du heut
In deine Mutterarme ſchließen wirſt.
Es zieht die Freude ein durch alle Pforten,
Es füllt ſich der verödete Pallaſt,
Und wird der Sitz der blüh'nden Anmuth werden.
— Vernimm o Mutter jetzt auch mein Geheimniß.
Eine Schweſter giebſt du mir — Ich will dafür

Dir eine zweyte liebe Tochter ſchenken.
Ja Mutter! Segne deinen Sohn! — Dieß Herz
Es hat gewählt, gefunden hab' ich ſie,
Die mir durchs Leben ſoll Gefährtinn ſeyn,
Eh dieſes Tages Sonne ſinkt, führ' ich
Die Gattinn dir Don Manuels zu Füßen.

Iſabella.

An meine Bruſt will ich ſie freudig ſchließen,
Die meinen Erſtgebohrnen mir beglückt,
Auf ihren Pfaden ſoll die Freude ſprießen,
Und jede Blume, die das Leben ſchmückt,
Und jedes Glück ſoll mir den Sohn belohnen,
Der mir die ſchönſte reicht der Mutterkronen!

Don Ceſar.

Verſchwende Mutter deines Segens Fülle
Nicht an den einen erſtgebohrnen Sohn!
Wenn Liebe Segen giebt, ſo bring' auch ich
Dir eine Tochter, ſolcher Mutter werth,
Die mich der Liebe neu Gefühl gelehrt.
Eh dieſes Tages Sonne ſinkt, führt auch
Don Ceſar ſeine Gattinn dir entgegen.

Don Manuel.

Allmächtge Liebe! Göttliche! Wohl nennt
Man dich mit Recht die Königinn der Seelen!
Dir unterwirft ſich jedes Element,
Du kannſt das feindlich ſtreitende vermählen,
Nichts lebt, was deine Hoheit nicht erkennt,
Und auch des Bruders wilden Sinn haſt du

Beſiegt, der unbezwungen ſtets geblieben.
(Don Ceſar umarmend)
Jetzt glaub' ich an dein Herz und ſchließe dich
Mit Hofnung an die brüderliche Bruſt,
Nicht zweifl' ich mehr an dir, denn du kannſt lieben.

Iſabella.

Dreymal geſegnet ſey mir dieſer Tag,
Der mir auf einmal jede bange Sorge
Vom ſchwerbeladnen Buſen hebt — Gegründet
Auf feſten Säulen ſeh' ich mein Geſchlecht,
Und in der Zeiten Unermeßlichkeit
Kann ich hinab ſehn mit zufriednem Geiſt.
Noch geſtern ſah ich mich im Wittwenſchleier
Gleich einer Abgeſchiednen, kinderlos,
In dieſen öden Sälen ganz allein,
Und heute werden in der Jugend Glanz
Drey blüh'nde Töchter mir zur Seite ſtehen.
Die Mutter zeige ſich, die glückliche,
Von allen Weibern, die gebohren haben,
Die ſich mit mir an Herrlichkeit vergleicht!
— Doch welcher Fürſten königliche Töchter
Erblühen denn an dieſes Landes Grenzen,
Davon ich Kunde nie vernahm — denn nicht
Unwürdig wählen konnten meine Söhne!

Don Manuel.

Nur heute, Mutter, fodre nicht, den Schleier
Hinweg zu heben, der mein Glück bedeckt.
Es kommt der Tag, der alles löſen wird,

Am beſten mag die Braut ſich ſelbſt verkünden,
Deß ſey gewiß, du wirſt ſie würdig finden.

Iſabella.

Des Vaters eignen Sinn und Geiſt erkenn' ich
In meinem erſtgebohrnen Sohn! Der liebte
Von jeher, ſich verborgen in ſich ſelbſt
Zu ſpinnen und den Rathſchluß zu bewahren
Im unzugangbar feſt verſchloſſenen Gemüth!
Gern mag ich dir die kurze Friſt vergönnen,
Doch mein Sohn Ceſar, deß bin ich gewiß,
Wird jetzt mir eine Königstochter nennen.

Don Ceſar.

Nicht meine Weiſe iſt's, geheimnißvoll
Mich zu verhüllen, Mutter. Frey und offen
Wie meine Stirne trag' ich mein Gemüth;
Doch was du jetzt von mir begehrſt zu wiſſen,
Das, Mutter — laß michs redlich dir geſtehn,
Hab' ich mich ſelbſt noch nicht gefragt. Fragt man
Woher der Sonne Himmelsfeuer flamme?
Die alle Welt verklärt, erklärt ſich ſelbſt,
Ihr Licht bezeugt, daß ſie vom Lichte ſtamme.
Ins klare Auge ſah ich meiner Braut,
Ins Herz des Herzens hab' ich ihr geſchaut,
Am reinen Glanz will ich die Perle kennen,
Doch ihren Nahmen kann ich dir nicht nennen.

Iſabella.

Wie mein Sohn Ceſar? Kläre mir das auf.
Zu gern dem erſten mächtigen Gefühl

Vertrauteſt du wie einer Götterſtimme.
Auf raſcher Jugendthat erwart' ich dich,
Doch nicht auf thörigt kindiſcher — Laß hören,
Was deine Wahl gelenkt.

Don Ceſar.

Wahl, meine Mutter?
Iſts Wahl, wenn des Geſtirnes Macht den Menſchen
Ereilt in der verhängnißvollen Stunde?
Nicht eine Braut zu ſuchen ging ich aus,
Nicht wahrlich ſolches Eitle konnte mir
Zu Sinne kommen in dem Haus des Todes,
Denn dorten fand ich, die ich nicht geſucht.
Gleichgültig war und nichts bedeutend mir
Der Frauen leer geſchwätziges Geſchlecht,
Denn eine zweyte ſah ich nicht, wie dich,
Die ich gleich wie ein Götterbild verehre.
Es war des Vaters ernſte Todtenfeier,
Im Volksgedräng verborgen wohnten wir
Ihr bey, du weißt's, in unbekannter Kleidung,
So hatteſt du's mit Weisheit angeordnet,
Daß unſers Haders wild ausbrechende
Gewalt des Feſtes Würde nicht verletze.
— Mit ſchwarzem Flor behangen war das Schiff
Der Kirche, zwanzig Genien umſtanden
Mit Fackeln in den Händen den Altar,
Vor dem der Todtenſarg erhaben ruhte,
Mit weißbekreuztem Grabestuch bedeckt.
Und auf dem Grabtuch ſahe man den Stab

Der Herrſchaft liegen und die Fürſtenkrone,
Den ritterlichen Schmuck der goldnen Sporen,
Das Schwert mit diamantenem Gehäng.
— Und alles lag in ſtiller Andacht knieend,
Als ungeſehen jetzt vom hohen Chor
Herab die Orgel anfing ſich zu regen,
Und hundertſtimmig der Geſang begann —
Und als der Chor noch fortklang, ſtieg der Sarg
Mit ſamt dem Boden, der ihn trug, allmählig
Verſinkend in die Unterwelt hinab,
Das Grabtuch aber überſchleierte
Weit ausgebreitet die verborgne Mündung,
Und auf der Erde blieb der irdſche Schmuck
Zurück, dem Niederfahrenden nicht folgend —
Doch auf den Seraphsflügeln des Geſangs
Schwang die befreyte Seele ſich nach oben,
Den Himmel ſuchend und den Schooß der Gnade.
— Dieß alles, Mutter, ruf' ich dir, genau
Beſchreibend, ins Gedächtniß jetzt zurück,
Daß du erkenneſt, ob zu jener Stunde
Ein weltlich Wünſchen mir im Herzen war.
Und dieſen feſtlich ernſten Augenblick
Erwählte ſich der Lenker meines Lebens,
Mich zu berühren mit der Liebe Strahl,
Wie es geſchah, frag ich mich ſelbſt vergebens.

Iſabella.

Vollende dennoch! Laß mich alles hören.

Don Ceſar.

Woher ſie kam, und wie ſie ſich zu mir
Gefunden, dieſes frage nicht — Als ich
Die Augen wandte, ſtand ſie mir zur Seite,
Und dunkel mächtig, wunderbar, ergriff
Im tiefſten Innerſten mich ihre Nähe.
Nicht ihres Lächelns holder Zauber wars,
Die Reize nicht, die auf der Wange ſchweben,
Selbſt nicht der Glanz der göttlichen Geſtalt —
Es war ihr tiefſtes und geheimſtes Leben,
Was mich ergriff mit heiliger Gewalt;
Wie Zaubers Kräfte unbegreiflich weben —
Die Seelen ſchienen ohne Worteslaut
Sich ohne Mittel geiſtig zu berühren,
Als ſich mein Athem miſchte mit dem ihren,
Fremd war ſie mir und innig doch vertraut,
Und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden,
Die iſt es, oder keine ſonſt auf Erden!

Don Manuel.

(mit Feuer einfallend)

Das iſt der Liebe heilger Götterſtrahl
Der in die Seele ſchlägt und trift und zündet,
Wenn ſich Verwandtes zum Verwandten findet,
Da iſt kein Widerſtand und keine Wahl,
Es lößt der Menſch nicht, was der Himmel bindet.
— Dem Bruder fall' ich bey, ich muß ihn loben,
Mein eigen Schickſal iſts, was er erzählt,

Den Schleier hat er glücklich aufgehoben
Von dem Gefühl, das dunkel mich beſeelt.

Iſabella.

Den eignen freyen Weg, ich ſeh' es wohl,
Will das Verhängniß gehn mit meinen Kindern.
Vom Berge ſtürzt der ungeheure Strom,
Wühlt ſich ſein Bette ſelbſt und bricht ſich Bahn,
Nicht des gemeſſnen Pfades achtet er,
Den ihm die Klugheit vorbedächtig baut.
So unterwerf' ich mich, wie kann ich's ändern?
Der unregierſam ſtärkern Götterhand,
Die meines Hauſes Schickſal dunkel ſpinnt,
Der Söhne Herz iſt meiner Hofnung Pfand,
Sie denken groß, wie ſie gebohren ſind.

Iſabella. Don Manuel. Don Ceſar.
Diego zeigt ſich an der Thüre.

Iſabella.

Doch ſieh! Da kommt mein treuer Knecht zurück!
Nur näher, näher, redlicher Diego!
Wo iſt mein Kind? — Sie wiſſen alles! Hier
Iſt kein Geheimniß mehr — Wo iſt ſie? Sprich!
Verbirg ſie länger nicht, wir ſind gefaßt,
Die höchſte Freude zu ertragen. Komm!

(ſie will mit ihm nach der Thüre gehen)

Was iſt das? Wie? Du zögerſt? Du verſtummſt?
Das iſt kein Blick, der Gutes mir verkündet!

Was iſt dir? Sprich! Ein Schauder faßt mich an.
Wo iſt ſie? Wo iſt Beatrice? (will hinaus)

Don Manuel (für ſich, betroffen)

Beatrice!

Diego (hält ſie zurück)

Bleib!

Iſabella.

Wo iſt ſie? Mich entſeelt die Angſt.

Diego.

Sie folgt
Mir nicht. Ich bringe dir die Tochter nicht.

Iſabella.

Was iſt geſchehn? Bey allen Heilgen, rede!

Don Ceſar.

Wo iſt die Schweſter? Unglückſeliger, rede!

Diego.

Sie iſt geraubt! Geſtohlen von Korſaren!
O hätt' ich nimmer dieſen Tag geſehn!

Don Manuel.

Faß dich, o Mutter!

Don Ceſar.

Mutter, ſey gefaßt!
Bezwinge dich, bis du ihn ganz vernommen!

Diego.

Ich machte ſchnell mich auf, wie du befohlen,
Die oft betretne Straße nach dem Kloſter
Zum letztenmal zu gehn — Die Freude trug mich
Auf leichten Flügeln fort.

Don Ceſar.

Zur Sache!

Don Manuel.

Rede!

Diego.

Und da ich in die wohlbekannten Höfe
Des Kloſters trete, die ich oft betrat,
Nach deiner Tochter ungeduldig frage,
Seh' ich des Schreckens Bild in jedem Auge,
Entſetzt vernehm' ich das Entſetzliche.

(Iſabella ſinkt bleich und zitternd auf einen Seſſel, Don Manuel iſt um ſie beſchäftigt)

Don Ceſar.

Und Mauren, ſagſt du, raubten ſie hinweg?
Sah man die Mauren? Wer bezeugte dieß?

Diego.

Ein Mauriſch Räuberſchiff bewahrte man
In einer Bucht, unfern dem Kloſter ankernd.

Don Ceſar.

Manch Segel rettet ſich in dieſe Buchten
Vor des Orkanes Wuth — Wo iſt das Schiff?

Diego.

Heute frühe ſah man es in hoher See
Mit voller Segel Kraft das Weite ſuchen.

Don Ceſar.

Hört man von anderm Raub noch, der geſchehn?
Dem Mauren gnügt einfache Beute nicht.

Diego.
Hinweg getrieben wurde mit Gewalt
Die Rinderheerde, die dort weidete.

Don Ceſar.
Wie konnten Räuber aus des Kloſters Mitte
Die wohlverſchloßne heimlich raubend ſtehlen?

Diego.
Des Kloſtergartens Mauren waren leicht
Auf hoher Leiter Sproſſen überſtiegen.

Don Ceſar.
Wie brachen ſie ins Innerſte der Zellen?
Denn fromme Nonnen hält der ſtrenge Zwang.

Diego.
Die noch durch kein Gelübde ſich gebunden,
Sie durfte frey im Freyen ſich ergehen.

Don Ceſar.
Und pflegte ſie des freyen Rechtes oft
Sich zu bedienen? Dieſes ſage mir.

Diego.
Oft ſah man ſie des Gartens Stille ſuchen,
Der Wiederkehr vergaß ſie heute nur.

Don Ceſar.
(nachdem er ſich eine Weile bedacht)
Raub, ſagſt du? War ſie frey genug dem Räuber,
So konnte ſie in Freyheit auch entfliehen.

Iſabella (ſteht auf).
Es iſt Gewalt! Es iſt verwegner Raub!
Nicht pflichtvergeſſen konnte meine Tochter

Aus freyer Neigung dem Entführer folgen!
— Don Manuel! Don Ceſar! Eine Schweſter
Dacht' ich euch zuzuführen, doch ich ſelbſt
Soll jetzt ſie eurem Heldenarm verdanken!
In eurer Kraft erhebt euch, meine Söhne!
Nicht ruhig duldet es, daß eure Schweſter
Des frechen Diebes Beute ſey — Ergreift
Die Waffen! Rüſtet Schiffe aus! Durchforſcht
Die ganze Küſte! Durch alle Meere ſetzt
Dem Räuber nach! Erobert euch die Schweſter!

Don Ceſar.

Leb wohl! Zur Rache flieg' ich, zur Entdeckung!

(er geht ab. Don Manuel aus einer tiefen Zerſtreuung erwachend, wendet ſich beunruhigt zu Diego)

Don Manuel.

Wenn, ſagſt du, ſey ſie unſichtbar geworden?

Diego.

Seit dieſem Morgen erſt ward ſie vermißt.

Don Manuel.

(zu Donna Iſabella)

Und Beatrice nennt ſich deine Tochter?

Iſabella.

Dieß iſt ihr Nahme! Eile! Frage nicht!

Don Manuel.

Nur eines noch, o Mutter, laß mich wiſſen —

Iſabella.

Fliege zur That! Des Bruders Beyſpiel folge!

Don Manuel.

In welcher Gegend, ich beſchwöre dich —

Iſabella.

(ihn forttreibend)

Sieh meine Thränen! Meine Todesangſt!

Don Manuel.

In welcher Gegend hältſt du ſie verborgen?

Iſabella.

Verborgner nicht war ſie im Schooß der Erde!

Diego.

O jetzt ergreift mich plötzlich bange Furcht.

Don Manuel.

Furcht und worüber? Sage, was du weißt.

Diego.

Daß ich des Raubs unſchuldig Urſach ſey.

Iſabella.

Unglücklicher, entdecke was geſchehn.

Diego.

Ich habe dirs verhehlt Gebieterinn,
Dein Mutterherz mit Sorge zu verſchonen.
Am Tage als der Fürſt beerdigt ward,
Und alle Welt, begierig nach dem Neuen,
Der ernſten Feyer ſich entgegen drängte,
Lag deine Tochter, denn die Kunde war
Auch in des Kloſters Mauren eingedrungen,
Lag ſie mir an mit unabläſſigem Flehn,
Ihr dieſes Feſtes Anblick zu gewähren.
Ich Unglückſeliger ließ mich bewegen,

Verhüllte ſie in ernſte Trauertracht,
Und alſo war ſie Zeuginn jenes Feſtes.
Und dort befürcht' ich, in des Volks Gewühl,
Das ſich herbey gedrängt von allen Enden,
Ward ſie vom Aug des Räubers ausgeſpäht,
Denn ihrer Schönheit Glanz birgt keine Hülle.

Don Manuel.

(vor ſich, erleichtert)

Glückſelges Wort, das mir das Herz befreyt!
Das gleicht ihr nicht! Dieß Zeichen trifft nicht zu.

Iſabella.

Wahnſinnger Alter! So verriethſt du mich!

Diego.

Gebieterinn, ich dacht' es gut zu machen.
Die Stimme der Natur, die Macht des Bluts
Glaubt' ich in dieſem Wunſche zu erkennen;
Ich hielt' es für des Himmels eignes Werk,
Der mit verborgen ahnungsvollem Zuge
Die Tochter hintrieb zu des Vaters Grab!
Der frommen Pflicht wollt' ich ihr Recht erzeigen,
Und ſo, aus guter Meinung, ſchafft' ich Böſes!

Don Manuel (vor ſich).

Was ſteh' ich hier in Furcht und Zweifels Qualen?
Schnell will ich Licht mir ſchaffen und Gewißheit.

(will gehen)

Don Ceſar.

(der zurückkommt)

Verzieh Don Manuel, gleich folg' ich dir.

Don Manuel.

Folge mir nicht, hinweg, mir folge niemand.

(er geht ab).

Don Ceſar.

(ſieht ihm verwundert nach)

Was iſt dem Bruder? Mutter ſage mir's.

Iſabella.

Ich kenn' ihn nicht mehr. Ganz verkenn' ich ihn.

Don Ceſar.

Du ſiehſt mich wiederkehren, meine Mutter,
Denn in des Eifers heftiger Begier
Vergaß ich, um ein Zeichen dich zu fragen,
Woran man die verlorne Schweſter kennt.
Wie find' ich ihre Spuren, eh ich weiß
Aus welchem Ort die Räuber ſie geriſſen?
Das Kloſter nenne mir, das ſie verbarg.

Iſabella.

Der heiligen Cecilia iſts gewidmet,
Und hinterm Waldgebirge, das zum Aetna
Sich langſam ſteigend hebt, liegt es verſteckt,
Wie ein verſchwiegner Aufenthalt der Seelen.

Don Ceſar.

Sey gutes Muths. Vertraue deinen Söhnen.
Die Schweſter bring' ich dir zurück, müßt' ich
Durch alle Länder ſie und Meere ſuchen.
Doch Eines, Mutter, iſt es was mich kümmert,
Die Braut verließ ich unter fremdem Schutz.
Nur dir kann ich das theure Pfand vertrauen,

Ich ſende ſie dir her, du wirſt ſie ſchauen,
An ihrer Bruſt, an ihrem lieben Herzen
Wirſt du des Grams vergeſſen und der Schmerzen.

(er geht ab)

Iſabella.

Wann endlich wird der alte Fluch ſich löſen,
Der über dieſem Hauſe laſtend ruht?
Mit meiner Hofnung ſpielt ein tückiſch Weſen,
Und nimmer ſtillt ſich ſeines Neides Wuth.
So nahe glaubt' ich mich dem ſichern Hafen,
So feſt vertraut' ich auf des Glückes Pfand
Und alle Stürme glaubt' ich eingeſchlafen,
Und freudig winkend ſah ich ſchon das Land
Im Abendglanz der Sonne ſich erhellen,
Da kommt ein Sturm aus heitrer Luft geſandt
Und reißt mich wieder in den Kampf der Wellen!

(ſie geht nach dem innern Hauſe, wohin ihr Diego folgt).

(Die Scene verwandelt ſich in den Garten).

Beide Chöre. Zuletzt Beatrice.

(Der Chor des Don Manuel kommt in feſtlichem Aufzug mit Kränzen geſchmückt, und die oben beſchriebnen Brautgeſchenke begleitend, der Chor des Don Ceſar will ihm den Eintritt verwehren).

Erſter Chor.

Du würdeſt wohl thun, dieſen Platz zu leeren.

Zweyter Chor.
Ich will's, wenn beßre Männer es begehren.
Erſter Chor.
Du könnteſt merken, daß du läſtig biſt.
Zweyter Chor.
Deßwegen bleib' ich, weil es dich verdrießt.
Erſter Chor.
Hier iſt mein Platz. Wer darf zurück mich halten?
Zweyter Chor.
Ich darf es thun, ich habe hier zu walten.
Erſter Chor.
Mein Herrſcher ſendet mich, Don Manuel!
Zweyter Chor.
Ich ſtehe hier auf meines Herrn Befehl.
Erſter Chor.
Dem ältern Bruder muß der jüngre weichen.
Zweyter Chor.
Dem Erſtbeſitzenden gehört die Welt.
Erſter Chor.
Verhaßter geh und räume mir das Feld.
Zweyter Chor.
Nicht bis ſich unſre Schwerter erſt vergleichen.
Erſter Chor.
Find' ich dich überall in meinen Wegen?
Zweyter Chor.
Wo mir's gefällt, da tret' ich dir entgegen.
Erſter Chor.
Was haſt du hier zu horchen und zu hüten?

Zweyter Chor.
Was haſt du hier zu fragen, zu verbieten?
Erſter Chor.
Dir ſteh' ich nicht zu Red' und Antwort hier.
Zweyter Chor.
Und nicht des Wortes Ehre gönn' ich dir.
Erſter Chor.
Ehrfurcht gebührt, o Jüngling, meinen Jahren.
Zweyter Chor.
In Tapferkeit bin ich wie du erfahren!
Beatrice (ſtürzt heraus).
Weh mir, was wollen dieſe wilden Schaaren?
Erſter Chor (zum zweyten).
Nichts acht' ich dich und deine ſtolze Miene!
Zweyter Chor.
Ein beßrer iſt der Herrſcher, dem ich diene!
Beatrice.
O weh mir, weh mir, wenn er jetzt erſchiene!
Erſter Chor.
Du lügſt! Don Manuel beſiegt ihn weit!
Zweyter Chor.
Den Preiß gewinnt mein Herr in jedem Streit.
Beatrice.
Jetzt wird er kommen, dieß iſt ſeine Zeit!
Erſter Chor.
Wäre nicht Friede, Recht verſchafft' ich mir!
Zweyter Chor.
Wär's nicht die Furcht, kein Friede wehrte dir.

Beatrice.
O wär' er tauſend Meilen weit von hier!

Erſter Chor.
Das Geſetz fürcht' ich, nicht deiner Blicke Trutz.

Zweyter Chor.
Wohl thuſt du dran, es iſt des Feigen Schutz.

Erſter Chor.
Fang an, ich folge!

Zweyter Chor.
Mein Schwert iſt heraus!

Beatrice.
(in der heftigſten Beängſtigung)
Sie werden handgemein, die Degen blitzen!
Ihr Himmelsmächte haltet ihn zurück!
Werft euch in ſeinen Weg ihr Hinderniſſe,
Eine Schlinge legt, ein Netz um ſeine Füße,
Daß er verfehle dieſen Augenblick!
Ihr Engel alle, die ich flehend bat,
Ihn herzuführen, täuſchet meine Bitte,
Weit, weit von hier entfernet ſeine Schritte!

(ſie eilt hinein. Indem die Chöre einander anfallen, erſcheint Don Manuel.)

Don Manuel. Der Chor.

Don Manuel.
Was ſeh' ich! Haltet ein!

Erſter Chor (zum zweyten).
Komm an! Komm an!

Zweyter Chor.

Nieder mit ihnen! Nieder!

Don Manuel.

(tritt zwiſchen ſie, mit gezogenem Schwert)

Haltet ein!

Erſter Chor.

Es iſt der Fürſt.

Zweyter Chor.

Der Bruder! Haltet Friede!

Don Manuel.

Den ſtreck' ich todt auf dieſes Raſens Grund,
Der mit gezuckter Augenwimper nur
Die Fehde fortſetzt und dem Gegner droht!
Raſ't ihr? Was für ein Dämon reizt euch an,
Des alten Zwiſtes Flammen aufzublaſen,
Der zwiſchen uns, den Fürſten, abgethan
Und ausgeglichen iſt auf immerdar?
— Wer fing den Streit an? Redet! Ich wills wiſſen.

Erſter Chor.

Sie ſtanden hier —

Zweyter Chor (unterbrechend).

Sie kamen —

Don Manuel (zum erſten Chor).

Rede du!

Erſter Chor.

Wir kamen her, mein Fürſt, die Hochzeitgaben
Zu überreichen, wie du uns befahlſt.
Geſchmückt zu einem Feſte, keineswegs

Zum Krieg bereit, du ſiehſt es, zogen wir
In Frieden unſern Weg, nichts arges denkend
Und trauend dem beſchworenen Vertrag,
Da fanden wir ſie feindlich hier gelagert
Und uns den Eingang ſperrend mit Gewalt.

Don Manuel.

Unſinnige, iſt keine Freyſtatt ſicher
Genug vor eurer blinden tollen Wuth?
Auch in der Unſchuld ſtill verborgnen Sitz
Bricht euer Hader friedeſtörend ein?
(zum zweyten Chor)
Weiche zurück! Hier ſind Geheimniſſe,
Die deine kühne Gegenwart nicht dulden.
(da derſelbe zögert:)
Zurück, dein Herr gebietet dir's durch mich,
Denn wir ſind jetzt Ein Haupt und Ein Gemüth,
Und mein Befehl iſt auch der Seine. Geh!
(zum erſten Chor)
Du bleibſt und wahrſt des Eingangs.

Zweyter Chor.

Was beginnen?
Die Fürſten ſind verſöhnt, das iſt die Wahrheit,
Und in der hohen Häupter Spahn und Streit
Sich unberufen, vielgeſchäftig drängen,
Bringt wenig Dank und öfterer Gefahr.
Denn wenn der Mächtige des Streits ermüdet,
Wirft er behend auf den geringen Mann,
Der arglos ihm gedient, den blutgen Mantel

Der Schuld und leicht gereinigt ſteht er da.
Drum mögen ſich die Fürſten ſelbſt vergleichen,
Ich acht' es für gerathner, wir gehorchen.

(Der zweyte Chor geht ab, der erſte zieht ſich nach dem Hintergrund der Scene zurück. In demſelben Augenblicke ſtürzt Beatrice heraus und wirft ſich in Don Manuels Arme.)

Beatrice. Don Manuel.

Beatrice.

Du biſts. Ich habe dich wieder — Grauſamer!
Du haſt mich lange, lange ſchmachten laſſen,
Der Furcht und allen Schreckniſſen zum Raub
Dahin gegeben — Doch nichts mehr davon!
Ich habe dich — in deinen lieben Armen
Iſt Schutz und Schirm vor jeglicher Gefahr.
Komm! Sie ſind weg! Wir haben Raum zur Flucht,
Fort, laß uns keinen Augenblick verlieren.

(ſie will ihn mit ſich fortziehen und ſieht ihn jetzt erſt genauer an)

Was iſt dir? So verſchloſſen feyerlich
Empfängſt du mich — entziehſt dich meinen Armen,
Als wollteſt du mich lieber ganz verſtoßen?
Ich kenne dich nicht mehr — Iſt dieß Don Manuel,
Mein Gatte, mein Geliebter?

Don Manuel.

Beatrice!

Beatrice.

Nein, rede nicht! Jetzt iſt nicht Zeit zu Worten!
Fort laß uns eilen, ſchnell, der Augenblick
Iſt koſtbar. —

Don Manuel.

Bleib! Antworte mir!

Beatrice.

Fort! Fort!
Eh dieſe wilden Männer wiederkehren!

Don Manuel.

Bleib! Jene Männer werden uns nicht ſchaden!

Beatrice.

Doch, doch, du kennſt ſie nicht, o komm! Entfliehe!

Don Manuel.

Von meinem Arm beſchützt, was kannſt du fürchten?

Beatrice.

O glaube mir, es giebt hier mächtge Menſchen!

Don Manuel.

Geliebte, keinen mächtigern als mich.

Beatrice.

Du gegen dieſe Vielen ganz allein?

Don Manuel.

Ich ganz allein! Die Männer, die du fürchteſt —

Beatrice.

Du kennſt ſie nicht, du weißt nicht, wem ſie dienen.

Don Manuel.

Mir dienen ſie, und ich bin ihr Gebieter.

Beatrice.

Du biſt — Ein Schrecken fliegt durch meine Seele!

Don Manuel.

Lern mich endlich kennen, Beatrice!
Ich bin nicht der, der ich dir ſchien zu ſeyn,

Der arme Ritter nicht, der unbekannte,
Der liebend nur um deine Liebe warb.
Wer ich wahrhaftig bin, was ich vermag,
Woher ich ſtamme, hab' ich dir verborgen.

Beatrice.

Du biſt Don Manuel nicht! Weh mir, wer biſt du?

Don Manuel.

Don Manuel heiß ich — doch ich bin der Höchſte,
Der dieſen Namen führt in dieſer Stadt,
Ich bin Don Manuel, Fürſt von Meſſina.

Beatrice.

Du wärſt Don Manuel, Don Ceſars Bruder?

Don Manuel.

Don Ceſar iſt mein Bruder.

Beatrice.

Iſt dein Bruder!

Don Manuel.

Wie? dieß erſchreckt dich? Kennſt du den Don Ceſar?
Kennſt du noch ſonſten jemand meines Bluts?

Beatrice.

Du biſt Don Manuel, der mit dem Bruder
In Haſſe lebt und unverſöhnter Fehde?

Don Manuel.

Wir ſind verſöhnt, ſeit heute ſind wir Brüder,
Nicht von Geburt nur, nein von Herzen auch.

Beatrice.

Verſöhnt, ſeit heute!

Don Manuel.

Sage mir, was iſt das?
Was bringt dich ſo in Aufruhr? Kennſt du mehr
Als nur den Nahmen bloß von meinem Hauſe?
Weiß ich dein ganz Geheimniß? Haſt du nichts,
Nichts mir verſchwiegen oder vorenthalten?

Beatrice.

Was denkſt du? Wie? Was hätt' ich zu geſtehen?

Don Manuel.

Von deiner Mutter haſt du mir noch nichts
Geſagt. Wer iſt ſie? Würdeſt du ſie kennen,
Wenn ich ſie dir beſchriebe — dir ſie zeigte?

Beatrice.

Du kennſt ſie — kennſt ſie und verbargeſt mir?

Don Manuel.

Weh dir und wehe mir, wenn ich ſie kenne!

Beatrice.

O ſie iſt gütig wie das Licht der Sonne!
Ich ſeh ſie vor mir, die Erinnerung
Belebt ſich wieder, aus der Seele Tiefen
Erhebt ſich mir die göttliche Geſtalt.
Der braunen Locken dunkle Ringe ſeh ich
Des weißen Halſes edle Form beſchatten,
Ich ſeh der Stirne rein gewölbten Bogen,
Des großen Auges dunkelhellen Glanz,
Auch ihrer Stimme ſeelenvolle Töne
Erwachen mir —

Don Manuel.

Weh mir! Du ſchilderſt ſie!

Beatrice.

Und ich entfloh ihr! Konnte ſie verlaſſen,
Vielleicht am Morgen eben dieſes Tags,
Der mich auf ewig ihr vereinen ſollte!
O ſelbſt die Mutter gab ich hin für dich!

Don Manuel.

Meſſina's Fürſtinn wird dir Mutter ſeyn,
Zu ihr bring' ich dich jetzt, ſie wartet deiner.

Beatrice.

Was ſagſt du? Deine Mutter und Don Ceſars?
Zu ihr mich bringen? Nimmer, nimmermehr.

Don Manuel.

Du ſchauderſt? Was bedeutet dieß Entſetzen?
Iſt meine Mutter keine Fremde dir?

Beatrice.

O unglückſelig traurige Entdeckung,
O hätt' ich nimmer dieſen Tag geſehn!

Don Manuel.

Was kann dich ängſtigen, nun du mich kennſt,
Den Fürſten findeſt in dem Unbekannten?

Beatrice.

O gieb mir dieſen Unbekannten wieder,
Mit ihm auf ödem Eiland wär' ich ſelig!

Don Ceſar (hinter der Scene).

Zurück! Welch vieles Volk iſt hier verſammelt?

Beatrice.

Gott! Dieſe Stimme! Wo verberg' ich mich?

Don Manuel.

Erkennſt du dieſe Stimme? Nein, du haſt
Sie nie gehört, und kannſt ſie nicht erkennen!

Beatrice.

O laß uns fliehen, komm und weile nicht.

Don Manuel.

Was fliehn? Es iſt des Bruders Stimme, der
Mich ſucht, zwar wundert mich, wie er entdeckte —

Beatrice.

Bey allen Heiligen des Himmels, meid' ihn!
Begegne nicht dem heftig ſtürmenden,
Laß dich von ihm an dieſem Ort nicht finden.

Don Manuel.

Geliebte Seele, dich verwirrt die Furcht!
Du hörſt mich nicht, wir ſind verſöhnte Brüder!

Beatrice.

O Himmel, rette mich aus dieſer Stunde!

Don Manuel.

Was ahndet mir! Welch ein Gedanke faßt
Mich ſchaudernd? — Wär' es möglich — Wäre dir
Die Stimme keine fremde? — Beatrice!
Du warſt? Mir grauet, weiter fort zu fragen!
Du warſt — bey meines Vaters Leichenfeyer!

Beatrice.

Weh mir!

Don Manuel.

Du warſt zugegen?

Beatrice.

Zürne nicht!

Don Manuel.

Unglückliche, du warſt?

Beatrice.

Ich war zugegen.

Don Manuel.

Entſetzen!

Beatrice.

Die Begierde war zu mächtig!
Vergieb mir! Ich geſtand dir meinen Wunſch,
Doch plötzlich ernſt und finſter lieſſeſt du
Die Bitte fallen, und ſo ſchwieg auch ich.
Doch weiß ich nicht, welch' böſen Sternes Macht
Mich trieb mit unbezwinglichem Gelüſten.
Des Herzens heiſſen Drang mußt' ich vergnügen,
Der alte Diener lieh mir ſeinen Beyſtand,
Ich war dir ungehorſam und ich ging.

(ſie ſchmiegt ſich an ihn, indem tritt Don Ceſar herein, von dem ganzen Chor begleitet.)

Beide Brüder. Beide Chöre. Beatrice.

Zweyter Chor (zu Don Ceſar).

Du glaubſt uns nicht — Glaub deinen eignen Augen.

Don Ceſar.

(tritt heftig ein, und fährt beym Anblick ſeines Bruders mit Entſetzen zurück.)

Blendwerk der Hölle! Was? In ſeinen Armen!

(näher tretend, zu Don Manuel)

Giftvolle Schlange! Das iſt deine Liebe!
Deßwegen logſt du tückiſch mir Verſöhnung!
O eine Stimme Gottes war mein Haß!
Fahre zur Hölle, falſche Schlangenſeele!

(er erſticht ihn)

Don Manuel.

Ich bin des Todes — Beatrice — Bruder!

(er ſinkt und ſtirbt. Beatrice fällt neben ihm ohnmächtig nieder.)

Erſter Chor.

Mord! Mord! Herbey! Greift zu den Waffen alle!
Mit Blut gerächet ſey die blutge That!

(alle ziehen die Degen)

Zweyter Chor.

Heil uns! Der lange Zwieſpalt iſt geendigt.
Nur Einem Herrſcher jetzt gehorcht Meſſina.

Erſter Chor.

Rache! Rache! Der Mörder falle! falle!
Ein ſühnend Opfer dem Gemordeten!

Zweyter Chor.

Herr, fürchte nichts, wir ſtehen treu zu dir,

Don Ceſar.

(mit Anſehen zwiſchen ſie tretend)

Zurück — Ich habe meinen Feind getödtet,

Der mein vertrauend redlich Herz betrog,
Die Bruderliebe mir zum Fallſtrick legte.
Ein furchtbar gräßlich Anſehn hat die That,
Doch der gerechte Himmel hat gerichtet.

Erſter Chor.

Weh dir Meſſina! Wehe! Wehe! Wehe!
Das gräßlich ungeheure iſt geſchehn
In deinen Mauren — Wehe deinen Müttern
Und Kindern, deinen Jünglingen und Greiſen,
Und wehe der noch ungebohrnen Frucht.

Don Ceſar.

Die Klage kommt zu ſpät — Hier ſchaffet Hilfe.
(auf Beatricen zeigend)
Ruft ſie ins Leben! Schnell entfernet ſie
Von dieſem Ort des Schreckens und des Todes.
— Ich kann nicht länger weilen, denn mich ruft
Die Sorge fort um die geraubte Schweſter.
— Bringt ſie in meiner Mutter Schooß und ſprecht,
Es ſey ihr Sohn Don Ceſar, der ſie ſende!

(er geht ab, die ohnmächtige Beatrice wird von dem zweyten Chor auf eine Bank geſetzt und ſo hinweg getragen, der erſte Chor bleibt bey dem Leichnam zurück, um welchen auch die Knaben, die die Brautgeſchenke tragen, in einem Halbkreis herum ſtehen.)

Chor.

Sagt mir! Ich kanns nicht faſſen und deuten,
Wie es ſo ſchnell ſich erfüllend genaht.
Längſt wohl ſah ich im Geiſt mit weiten

Schrit-

Schritten das Schreckensgeſpenſt her ſchreiten
Dieſer entſetzlichen blutigen That.
Dennoch übergießt mich ein Grauen,
Da ſie vorhanden iſt und geſchehen,
Da ich erfüllt muß vor Augen ſchauen,
Was ich in ahnender Furcht nur geſehen,
All mein Blut in den Adern erſtarrt
Vor der gräßlich entſchiedenen Gegenwart.

Einer aus dem Chor.

Laſſet erſchallen die Stimme der Klage!
Holder Jüngling,
Da liegt er entſeelt
Hingeſtreckt in der Blüthe der Tage!
Schwer umfangen von Todesnacht,
An der Schwelle der bräutlichen Kammer!
Aber über dem ſtummen erwacht
Lauter unermeßlicher Jammer.

Ein Zweyter.

Wir kommen, wir kommen
Mit feſtlichem Prangen
Die Braut zu empfangen,
Es bringen die Knaben
Die reichen Gewande, die bräutlichen Gaben,
Das Feſt iſt bereitet, es warten die Zeugen,
Aber der Bräutigam höret nicht mehr,
Nimmer erweckt ihn der fröhliche Reigen,
Denn der Schlummer der Todten iſt ſchwer.

Ganzer Chor.

Schwer und tief iſt der Schlummer der Todten,
Nimmer erweckt ihn die Stimme der Braut,
Nimmer des Hifthorns fröhlicher Laut,
Starr und fühllos liegt er am Boden!

Ein Dritter.

Was ſind Hofnungen, was ſind Entwürfe,
Die der Menſch, der vergängliche, baut?
Heute umarmtet ihr euch als Brüder,
Einig geſtimmt mit Herzen und Munde,
Dieſe Sonne, die jetzo nieder
Geht, ſie leuchtete eurem Bunde!
Und jetzt liegſt du dem Staube vermählt,
Von des Brudermords Händen entſeelt,
In dem Buſen die gräßliche Wunde!
Was ſind Hofnungen, was ſind Entwürfe,
Die der Menſch, der flüchtige Sohn der Stunde,
Aufbaut auf dem betrüglichen Grunde?

Chor.

Zu der Mutter will ich dich tragen
Eine unbeglückende Laſt!
Dieſe Cypreſſe laßt uns zerſchlagen
Mit der mördriſchen Schneide der Axt,
Eine Bahre zu flechten aus ihren Zweigen,
Nimmer ſoll ſie Lebendiges zeugen,
Die die tödliche Frucht getragen.
Nimmer in fröhlichem Wuchs ſich erheben,
Keinem Wandrer mehr Schatten geben,

Die ſich genährt auf des Mordes Boden,
Soll verflucht ſeyn zum Dienſt der Todten!

Erſter.

Aber wehe dem Mörder, wehe,
Der dahin geht in thörigtem Muth!
Hinab, hinab in der Erde Ritzen
Rinnet, rinnet, rinnet dein Blut.
Drunten aber im Tiefen ſitzen
Lichtlos, ohne Geſang und Sprache,
Der Themis Töchter, die nie vergeſſen,
Die Untrüglichen, die mit Gerechtigkeit meſſen,
Fangen es auf in ſchwarzen Gefäßen,
Rühren und mengen die ſchreckliche Rache.

Zweyter.

Leicht verſchwindet der Thaten Spur
Von der ſonnenbeleuchteten Erde,
Wie aus dem Antlitz die leichte Geberde —
Aber nichts iſt verloren und verſchwunden,
Was die geheimnißvoll waltenden Stunden
In den dunkel ſchaffenden Schooß aufnahmen —
Die Zeit iſt eine blühende Flur,
Ein großes Lebendiges iſt die Natur,
Und alles iſt Frucht und alles iſt Saamen.

Dritter.

Wehe, wehe dem Mörder, wehe,
Der ſich geſät die tödliche Saat!
Ein andres Antlitz, eh ſie geſchehen,
Ein anderes zeigt die vollbrachte That.

Muthvoll blickt ſie und kühn dir entgegen,
Wenn der Rache Gefühle den Buſen bewegen,
Aber iſt ſie geſchehn und begangen,
Blickt ſie dich an mit erbleichenden Wangen.
Selber die ſchrecklichen Furien ſchwangen
Gegen Oreſtes die hölliſchen Schlangen,
Reizten den Sohn zu dem Muttermord an:
Mit der Gerechtigkeit heiligen Zügen
Wußten ſie liſtig ſein Herz zu betrügen,
Bis er die tödliche That nun gethan —
Aber da er den Schooß jetzt geſchlagen,
Der ihn empfangen und liebend getragen,
Sieh: da kehrten ſie
Gegen ihn ſelber
Schrecklich ſich um —
Und er erkannte die furchtbaren Jungfraun,
Die den Mörder ergreifend faſſen,
Die von jetzt an ihn nimmer laſſen,
Die ihn mit ewigem Schlangenbiß nagen,
Die von Meer zu Meer ihn ruhelos jagen
Bis in das delphiſche Heiligthum.

(Der Chor geht ab, den Leichnam Don Manuels auf einer Bahre tragend.)

(Die Säulenhalle — Es iſt Nacht, die Scene iſt von oben herab durch eine groſse Lampe erleuchtet.)

Donna Iſabella und Diego treten auf.

Iſabella.
Noch keine Kunde kam von meinen Söhnen,
Ob eine Spur ſich fand von der Verlornen?

Diego.
Noch nichts, Gebieterinn — doch hoffe alles
Von deiner Söhne Ernſt und Emſigkeit.

Iſabella.
Wie iſt mein Herz geängſtiget, Diego!
Es ſtand bey mir, dieſs Unglück zu verhüten.

Diego.
Drück' nicht des Vorwurfs Stachel in dein Herz,
An welcher Vorſicht lieſſeſt du's ermangeln?

Iſabella.
Hätt' ich ſie früher an das Licht gezogen,
Wie mich des Herzens Stimme mächtig trieb!

Diego.
Die Klugheit wehrte dirs, du thateſt weiſe,
Doch der Erfolg ruht in des Himmels Hand.

Iſabella.
Ach, ſo iſt keine Freude rein! Mein Glück
Wär' ein vollkommnes ohne dieſen Zufall!

Diego.
Dieſs Glück iſt nur verzögert, nicht zerſtört,
Genieſse du jetzt deiner Söhne Frieden.

Jſabella.

Ich habe ſie einander Herz an Herz
Umarmen ſehn — ein nie erlebter Anblick!

Diego.

Und nicht ein Schauſpiel bloß, es ging von Herzen,
Denn ihr Geradſinn haßt der Lüge Zwang.

Jſabella.

Ich ſeh' auch, daß ſie zärtlicher Gefühle,
Der ſchönen Neigung fähig ſind, mit Wonne
Entdeck' ich, daß ſie ehren was ſie lieben.
Der ungebundnen Freyheit wollen ſie
Entſagen, nicht dem Zügel des Geſetzes
Entzieht ſich ihre brauſend wilde Jugend,
Und ſittlich ſelbſt blieb ihre Leidenſchaft.
— Ich will dirs jetzo gern geſtehn, Diego,
Daß ich mit Sorge dieſem Augenblick,
Der aufgeſchloßnen Blume des Gefühls
Mit banger Furcht entgegen ſah — Die Liebe
Wird leicht zur Wuth in heftigen Naturen.
Wenn in den aufgehäuften Feuerzunder
Des alten Haßes auch noch dieſer Blitz,
Der Eiferſucht feindſelge Flamme ſchlug —
Mir ſchaudert es zu denken — ihr Gefühl
Das niemals einig war, gerade hier
Zum erſtenmal unſelig ſich begegnet —
Wohl mir! Auch dieſe donnerſchwere Wolke,
Die über mir ſchwarz drohend niederhieng,

Sie führte mir ein Engel ſtill vorüber,
Und leicht nun athmet die befreite Bruſt.

Diego.

Ja freue deines Werkes dich. Du haſt
Mit zartem Sinn und ruhigem Verſtand
Vollendet, was der Vater nicht vermochte
Mit aller ſeiner Herrſcher-Macht — Dein iſt
Der Ruhm, doch auch dein Glücksſtern iſt zu loben!

Iſabella.

Vieles gelang mir! Viel auch that das Glück!
Nichts kleines war es, ſolche Heimlichkeit
Verhüllt zu tragen dieſe langen Jahre,
Den Mann zu täuſchen, den umſichtigſten
Der Menſchen, und ins Herz zurück zu drängen
Den Trieb des Bluts, der mächtig wie des Feuers
Verſchloßner Gott aus ſeinen Banden ſtrebte!

Diego.

Ein Pfand iſt mir des Glückes lange Gunſt,
Daß alles ſich erfreulich löſen wird.

Iſabella.

Ich will nicht eher meine Sterne loben,
Bis ich das Ende dieſer Thaten ſah.
Daß mir der böſe Genius nicht ſchlummert,
Erinnert warnend mich der Tochter Flucht.
— Schilt oder lobe meine That, Diego!
Doch dem Getreuen will ich nichts verbergen.
Nicht tragen konnt' ichs, hier in müßiger Ruh
Zu harren des Erfolgs, indeß die Söhne

Geſchäftig forſchen nach der Tochter Spur.
Gehandelt hab' auch ich — Wo Menſchenkunſt
Nicht zureicht, hat der Himmel oft gerathen.

Diego.

Entdecke mir, was mir zu wiſſen ziemt.

Iſabella.

Einſiedelnd auf des Aetna Höhen hauſt
Ein frommer Klausner, von uralters her
Der Greis genannt des Berges, welcher näher
Dem Himmel wohnend als der andern Menſchen
Tief wandelndes Geſchlecht, den irdſchen Sinn
In leichter reiner Aetherluſt geläutert,
Und von dem Berg der aufgewälzten Jahre
Hinabſieht in das aufgelöste Spiel
Des unverſtändlich krummgewundnen Lebens.
Nicht fremd iſt ihm das Schickſal meines Hauſes,
Oft hat der heil'ge Mann für uns den Himmel
Gefragt und manchen Fluch hinweg gebetet.
Zu ihm hinauf geſandt hab' ich alsbald
Des raſchen Boten jugendliche Kraft,
Daß er mir Kunde von der Tochter gebe,
Und ſtündlich harr' ich deſſen Wiederkehr.

Diego.

Trügt mich mein Auge nicht, Gebieterinn,
So iſts derſelbe, der dort eilend naht.
Und Lob fürwahr verdient der Emſige!

Bote. Die Vorigen.

Iſabella.

Sag' an und weder Schlimmes hehle mir
Noch Gutes, ſondern ſchöpfe rein die Wahrheit.
Was gab der Greis des Bergs dir zum Beſcheide?

Bote.

Ich ſoll mich ſchnell zurückbegeben, war
Die Antwort, die Verlorne ſey gefunden.

Iſabella.

Glückſelger Mund, erfreulich Himmelswort,
Stets haſt du das Erwünſchte mir verkündet!
Und welchem meiner Söhne wards verliehen,
Die Spur zu finden der Verlornen?

Bote.

Die Tiefverborgne fand dein ältſter Sohn.

Iſabella.

Don Manuel iſt es, dem ich ſie verdanke!
Ach, ſtets war dieſer mir ein Kind des Segens!
— Haſt du dem Greis auch die geweihte Kerze
Gebracht, die zum Geſchenk ich ihm geſendet,
Sie anzuzünden ſeinem Heiligen?
Denn was von Gaben ſonſt der Menſchen Herzen
Erfreut, verſchmäht der fromme Gottesdiener.

Bote.

Die Kerze nahm er ſchweigend von mir an,
Und zum Altar hintretend, wo die Lampe
Dem Heil'gen brannte, zündet' er ſie flugs

Dort an, und ſchnell in Brand ſteckt' er die Hütte,
Worinn er Gott verehrt ſeit neunzig Jahren.

Iſabella.

Was ſagſt du? Welches Schreckniß nennſt du mir?

Bote.

Und dreymal Wehe! Wehe! rufend, ſtieg er
Herab vom Berg, mir aber winkt' er ſchweigend,
Ihm nicht zu folgen, noch zurück zu ſchauen.
Und ſo, gejagt von Grauſen, eil' ich her!

Iſabella.

In neuer Zweifel wogende Bewegung
Und ängſtlich ſchwankende Verworrenheit,
Stürzt mich das Widerſprechende zurück.
Gefunden ſey mir die verlorne Tochter
Von meinem älteſten Sohn Don Manuel?
Die gute Rede kann mir nicht gedeihen,
Begleitet von der unglückſeligen That.

Bote.

Blick hinter dich, Gebieterinn! Du ſiehſt
Des Klausners Wort erfüllt vor deinen Augen,
Denn alles müßt' mich trügen, oder dieß
Iſt die verlorne Tochter, die du ſuchſt,
Von deiner Söhne Ritterſchaar begleitet.

(Beatrice wird von dem zweyten Halbchor auf einem Trageſeſſel gebracht und auf der vordern Bühne niedergeſetzt. Sie iſt noch ohne Leben und Bewegung.)

Iſabella. Diego. Bote. Beatrice.
Chor.

Chor.

Des Herrn Geheiß erfüllend ſetzen wir
Die Jungfrau hier zu deinen Füßen nieder,
Gebieterinn — Alſo befahl er uns
Zu thun, und dir zu melden dieſes Wort:
Es ſey dein Sohn Don Ceſar, der ſie ſende!

Iſabella.

(iſt mit ausgebreiteten Armen auf ſie zugeeilt, und tritt mit Schrecken zurück)

O Himmel! Sie iſt bleich und ohne Leben!

Chor.

Sie lebt! Sie wird erwachen! Gönn' ihr Zeit,
Von dem Erſtaunlichen ſich zu erhohlen,
Das ihre Geiſter noch gebunden hält.

Iſabella.

Mein Kind! Kind meiner Schmerzen, meiner Sorgen!
So ſehen wir uns wieder! So mußt du
Den Einzug halten in des Vaters Haus!
O laß an meinem Leben mich das deinige
Anzünden! An die mütterliche Bruſt
Will ich dich preſſen, bis vom Todesfroſt
Gelöſt die warmen Adern wieder ſchlagen!

(zum Chor)

O ſprich! Welch Schreckliches iſt hier geſchehn?
Wo fandſt du ſie? Wie kam das theure Kind
In dieſen kläglich jammervollen Zuſtand?

Chor.

Erfahr' es nicht von mir, mein Mund iſt ſtumm.
Dein Sohn Don Ceſar wird dir alles deutlich
Verkündigen, denn Er iſts, der ſie ſendet.

Iſabella.

Mein Sohn Don Manuel, ſo willſt du ſagen?

Chor.

Dein Sohn Don Ceſar ſendet ſie dir zu.

Iſabella (zu dem Boten).

War's nicht Don Manuel, den der Seher nannte?

Bote.

So iſt es, Herrinn, das war ſeine Rede.

Iſabella.

Welcher es ſey, er hat mein Herz erfreut.
Die Tochter dank' ich ihm, er ſey geſegnet!
O muß ein neidſcher Dämon mir die Wonne
Des heiß erflehten Augenblicks verbittern!
Ankämpfen muß ich gegen mein Entzücken!
Die Tochter ſeh' ich in des Vaters Haus,
Sie aber ſieht nicht *mich*, vernimmt mich nicht,
Sie kann der Mutter Freude nicht erwiedern.
O öfnet euch, ihr lieben Augenlichter!
Erwärmet euch, ihr Hände! Hebe dich,
Lebloſer Buſen, und ſchlage der Luſt!
Diego! Das iſt meine Tochter — *Das*
Die lang verborgne, die gerettete,
Vor aller Welt kann ich ſie jezt erkennen!

Chor.

Ein ſeltſam neues Schreckniß glaub' ich ahnend
Vor mir zu ſehn, und ſtehe wundernd, wie
Das Irrſal ſich verwirren ſoll und löſen.

Iſabella.

(zum Chor, der Beſtürzung und Verlegenheit ausdrückt)

O ihr ſeyd undurchdringlich harte Herzen,
Vom ehrnen Harniſch eurer Bruſt, gleichwie
Von einem ſchroffen Meeresfelſen, ſchlägt
Die Freude meines Herzens mir zurück!
Umſonſt in dieſem ganzen Kreis umher
Späh' ich nach einem Auge, das empfindet.
Wo weilen meine Söhne, daß ich Antheil
In einem Auge leſe, denn mir iſt,
Als ob der Wüſte unmitleidge Schaaren,
Des Meeres Ungeheuer mich umſtänden.

Diego.

Sie ſchlägt die Augen auf! Sie regt ſich, lebt!

Iſabella.

Sie lebt! Ihr erſter Blick ſey auf die Mutter!

Diego.

Das Auge ſchließt ſie ſchaudernd wieder zu.

Iſabella (zum Chor).

Weiche zurück! Sie ſchreckt der fremde Anblick.

Chor (tritt zurück).

Gern meid' ichs, ihrem Blicke zu begegnen.

Diego.

Mit großen Augen mißt ſie ſtaunend dich.

Beatrice.
Wo bin ich? Dieſe Züge ſollt' ich kennen.
Iſabella.
Langſam kehrt die Beſinnung ihr zurück.
Diego.
Was macht ſie? Auf die Kniee ſenkt ſie ſich.
Beatrice.
O ſchönes Engelsantlitz meiner Mutter!
Iſabella.
Kind meines Herzens! Komm in meine Arme!
Beatrice.
Zu deinen Füßen ſieh die Schuldige.
Iſabella.
Ich habe dich wieder! Alles ſey vergeſſen!
Diego.
Betracht' auch mich! Erkennſt du meine Züge?
Beatrice.
Des redlichen Diego greiſes Haupt!
Iſabella.
Der treue Wächter deiner Kinderjahre.
Beatrice.
So bin ich wieder in dem Schooß der Meinen?
Iſabella.
Und nichts ſoll uns mehr ſcheiden als der Tod.
Beatrice.
Du willſt mich nicht mehr in die Fremde ſtoßen?
Iſabella.
Nichts trennt uns mehr, das Schickſal iſt befriedigt.

Beatrice (ſinkt an ihre Bruſt).
Und find' ich wirklich mich an deinem Herzen?
Und alles war ein Traum, was ich erlebte?
Ein ſchwerer fürchterlicher Traum — O Mutter!
Ich ſah ihn todt zu meinen Füßen fallen!
— Wie komm' ich aber hieher? Ich beſinne
Mich nicht — Ach wohl mir, wohl daß ich gerettet
In deinen Armen bin! Sie wollten mich
Zur Fürſtinn Mutter von Meſſina bringen.
Eher ins Grab.

Iſabella.
Komm zu dir, meine Tochter!
Meſſina's Fürſtinn —

Beatrice.
Nenne ſie nicht mehr.
Mir gießt ſich bey dem unglückſelgen Nahmen
Ein Froſt des Todes durch die Glieder.

Iſabella.
Höre mich.

Beatrice.
Sie hat zwey Söhne, die ſich tödlich haſſen,
Don Manuel, Don Ceſar nennt man ſie.

Iſabella.
Ich bins ja ſelbſt! Erkenne deine Mutter.

Beatrice.
Was ſagſt du? Welches Wort haſt du geredet?

Iſabella.
Ich, deine Mutter, bin Meſſina's Fürſtinn.

Beatrice.

Du biſt Don Manuels Mutter und Don Ceſars?

Iſabella.

Und deine Mutter! Deine Brüder nennſt du!

Beatrice.

Weh, weh mir! O entſetzensvolles Licht!

Iſabella.

Was iſt dir? Was erſchüttert dich ſo ſeltſam?

Beatrice.

(wild um ſich her ſchauend, erblickt den Chor)

Das ſind ſie, ja! Jetzt, jetzt erkenn' ich ſie.
Mich hat kein Traum getäuſcht — Die ſinds! Die waren
Zugegen — Es iſt fürchterliche Wahrheit!
Unglückliche, wo habt ihr ihn verborgen?

(ſie geht mit heftigem Schritt auf den Chor zu, der ſich von ihr abwendet. Ein Trauermarſch läßt ſich in der Ferne hören)

Chor.

Weh! Wehe!

Iſabella.

Wen verborgen? Was iſt wahr?
Ihr ſchweigt beſtürzt — ihr ſcheint ſie zu verſtehn.
Ich leſ' in euren Augen, eurer Stimme
Gebrochnen Tönen etwas Unglückſeligs,
Das mir zurückgehalten wird — Was iſts?
Ich will es wiſſen. Warum heftet ihr
So ſchreckensvolle Blicke nach der Thüre?
Und was für Töne hör' ich da erſchallen?

Chor.

Es naht ſich! Es wird ſich mit Schrecken erklären,
Sey ſtark, Gebieterinn, ſtähle dein Herz.
Mit Faſſung ertrage, was dich erwartet,
Mit männlicher Seele den tödlichen Schmerz!

Iſabella.

Was naht ſich? Was erwartet mich? — Ich höre
Der Todtenklage fürchterlichen Ton
Das Haus durchdringen — Wo ſind meine Söhne?

(Der erſte Halbchor bringt den Leichnam Don Manuels auf einer Bahre getragen, die er auf der leer gelaſſenen Seite der Scene niederſetzt. Ein ſchwarzes Tuch iſt darüber gebreitet.)

Iſabella. Beatrice. Diego.
Beide Chöre.

Erſter Chor.

Durch die Straſſen der Städte,
Vom Jammer gefolget,
Schreitet das Unglück —
Lauernd umſchleicht es
Die Häuſer der Menſchen,
Heute an dieſer
Pforte pocht es,
Morgen an jener,
Aber noch keinen hat es verſchont.
Die unerwünſchte
Schmerzliche Botſchaft
Früher oder ſpäter

Beſtellt es an jeder
Schwelle, wo ein Lebendiger wohnt.

Wenn die Blätter fallen
In des Jahres Kreiſe,
Wenn zum Grabe wallen
Entnervte Greiſe,
Da gehorcht die Natur
Ruhig nur
Ihrem alten Geſetze,
Ihrem ewigen Brauch,
Da iſt nichts, was den Menſchen entſetze!

Aber das Ungeheure auch
Lerne erwarten im irdiſchen Leben!
Mit gewaltſamer Hand
Löſet der Mord auch das heiligſte Band,
In ſein ſtygiſches Boot
Raffet der Tod
Auch der Jugend blühendes Leben!

Wenn die Wolken gethürmt den Himmel ſchwärzen,
Wenn dumpftoſend der Donner hallt,
Da, da fühlen ſich alle Herzen
In des furchtbaren Schickſals Gewalt.
Aber auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner ſchlagen,
Darum in deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückiſche Nähe.
Nicht an die Güter hänge dein Herz,

Die das Leben vergänglich zieren,
Wer beſitzt, der lerne verlieren,
Wer im Glück iſt, der lerne den Schmerz.

Iſabella.

Was ſoll ich hören? Was verhüllt dieß Tuch?
(Sie macht einen Schritt gegen die Bahre, bleibt aber unſchlüſſig zaudernd ſtehen)
Es zieht mich grauſend hin und zieht mich ſchaudernd
Mit dunkler kalter Schreckenshand zurück.
(zu Beatricen, welche ſich zwiſchen ſie und die Bahre geworfen)
Laß mich! Was es auch ſey, ich wills enthüllen!
(ſie hebt das Tuch auf und entdeckt Don Manuels Leichnam)
O himmliſche Mächte, es iſt mein Sohn!
(ſie bleibt mit ſtarrem Entſetzen ſtehen — Beatrice ſinkt mit einem Schrey des Schmerzens neben der Bahre nieder.)

Chor.

Unglückliche Mutter! Es iſt dein Sohn!
Du haſt es geſprochen das Wort des Jammers,
Nicht meinen Lippen iſt es entflohn.

Iſabella.

Mein Sohn! Mein Manuel! — O ewige
Erbarmung — So muß ich dich wieder finden!
Mit deinem Leben mußteſt du die Schweſter
Erkaufen aus des Räubers Hand! — Wo war
Dein Bruder, daß ſein Arm dich nicht beſchützte?
— O Fluch der Hand, die dieſe Wunde grub!
Fluch ihr, die den Verderblichen gebohren,
Der mir den Sohn erſchlug! Fluch ſeinem ganzen
Geſchlecht!

Chor.

Weh! Wehe! Wehe! Wehe!

Iſabella.

So haltet ihr mir Wort, ihr Himmelsmächte?
Das, das iſt eure Wahrheit? Wehe dem,
Der euch vertraut mit redlichem Gemüth!
Worauf hab' ich gehofft, wovor gezittert,
Wenn dieß der Ausgang iſt — O die ihr hier
Mich ſchreckenvoll umſteht, an meinem Schmerz
Die Blicke weidend, lernt die Lügen kennen,
Womit die Träume uns, die Seher täuſchen!
Glaube noch einer an der Götter Mund!
— Als ich mich Mutter fühlte dieſer Tochter,
Da träumte ihrem Vater eines Tags,
Er ſäh aus ſeinem hochzeitlichen Bette
Zwey Lorbeerbäume wachſen — Zwiſchen ihnen
Wuchs eine Lilie empor, ſie ward
Zur Flamme, die der Bäume dicht Gezweig ergriff,
Und um ſich wüthend ſchnell das ganze Haus
In ungeheurer Feuerfluth verſchlang.
Erſchreckt von dieſem ſeltſamen Geſichte
Befrug der Vater einen Vogelſchauer
Und ſchwarzen Magier um die Bedeutung.
Der Magier erklärte: wenn mein Schooß
Von einer Tochter ſich entbinden würde,
So würde ſie die beiden Söhne ihm
Ermorden und vertilgen ſeinen Stamm!

Chor.

Gebieterinn, was ſagſt du? Wehe! Wehe!

Iſabella.

Darum befahl der Vater ſie zu tödten,
Doch ich entrückte ſie dem Jammerſchickſal!
— Die arme Unglückſelige! Verſtoßen
Ward ſie als Kind aus ihrer Mutter Schooß,
Daß ſie, erwachſen, nicht die Brüder morde!
Und jetzt durch Räubershände fällt der Bruder
Nicht die Unſchuldige hat ihn getödtet!

Chor.

Weh! Wehe! Wehe! Wehe!

Iſabella.

Keinen Glauben
Verdiente mir des Götzendieners Spruch,
Ein beßres Hoffen ſtärkte meine Seele.
Denn mir verkündigte ein andrer Mund,
Den ich für wahrhaft hielt, von dieſer Tochter:
„In heißer Liebe würde ſie dereinſt
„Der Söhne Herzen mir vereinigen.“
— So widerſprachen die Orakel ſich,
Den Fluch zugleich und Segen auf das Haupt
Der Tochter legend — Nicht den Fluch hat ſie
Verſchuldet, die Unglückliche! Nicht Zeit
Ward ihr gegönnt, den Segen zu vollziehn,
Ein Mund hat wie der andere gelogen!
Die Kunſt der Seher iſt ein eitles Nichts,
Betrüger ſind ſie, oder ſind betrogen.

Nichts wahres läßt ſich von der Zukunft wiſſen,
Du ſchöpfeſt drunten an der Hölle Flüſſen,
Du ſchöpfeſt droben an dem Quell des Lichts.

Erſter Chor.

Weh! Wehe! Was ſagſt du? Halt ein, halt ein!
Bezähme der Zunge verwegenes Toben!
Die Orakel ſehen und treffen ein,
Der Ausgang wird die Wahrhaftigen loben!

Iſabella.

Nicht zähmen will ich meine Zunge, laut
Wie mir das Herz gebietet, will ich reden.
Warum beſuchen wir die heilgen Häuſer,
Und heben zu dem Himmel fromme Hände?
Gutmüthge Thoren, was gewinnen wir
Mit unſerm Glauben? So unmöglich iſts,
Die Götter, die hochwohnenden, zu treffen,
Als in den Mond mit einem Pfeil zu ſchießen.
Vermauert iſt dem Sterblichen die Zukunft,
Und kein Gebet durchbohrt den ehrnen Himmel,
Ob rechts die Vögel fliegen oder links,
Die Sterne ſo ſich oder anders fügen,
Nicht Sinn iſt in dem Buche der Natur,
Die Traumkunſt träumt, und alle Zeichen trügen.

Zweyter Chor.

Halt ein, Unglückliche! Wehe! Wehe!
Du läugneſt der Sonne leuchtendes Licht
Mit blinden Augen! Die Götter leben,
Erkenne ſie, die dich furchtbar umgeben!

Beatrice.

O Mutter! Mutter! Warum haſt du mich
Gerettet! Warum warfſt du mich nicht hin
Dem Fluch der, eh ich war, mich ſchon verfolgte?
Blödſichtge Mutter! Warum dünkteſt du
Dich weiſer, als die Alles ſchauenden,
Die Nah und Fernes aneinander knüpfen,
Und in der Zukunft ſpäte Saaten ſehn?
Dir ſelbſt und mir, uns allen zum Verderben
Haſt du den Todesgöttern ihren Raub,
Den ſie gefodert, frevelnd vorenthalten!
Jetzt nehmen ſie ihn zweyfach, dreyfach ſelbſt.
Nicht dank' ich dir das traurige Geſchenk,
Dem Schmerz, dem Jammer haſt du mich erhalten!

Erſter Chor.

(in heftiger Bewegung nach der Thüre ſehend)

Brechet auf, ihr Wunden,
Fließet, fließet!
In ſchwarzen Güſſen
Stürzet hervor, ihr Bäche des Bluts!

Eherner Füße
Rauſchen vernehm' ich,
Hölliſcher Schlangen
Ziſchendes Tönen,
Ich erkenne der Furien Schritt!

Stürzet ein, ihr Wände,
Verſink', o Schwelle

Unter der ſchrecklichen Füße Tritt!
Schwarze Dämpfe entſteiget, entſteiget
Qualmend dem Abgrund! Verſchlinget des Tages
Lieblichen Schein!
Schützende Götter des Hauſes, entweichet,
Laſſet die rächenden Göttinnen ein!

Don Ceſar. Iſabella. Beatrice. Der Chor.

(Beim Eintritt des Don Ceſar zertheilt ſich der Chor in fliehender Bewegung vor ihm, er bleibt allein in der Mitte der Scene ſtehen.)

Beatrice.

Weh mir, er iſts!

Iſabella.

(tritt ihm entgegen)

O mein Sohn Ceſar! Muß ich ſo
Dich wiederſehen — O blick her und ſieh
Den Frevel einer gottverfluchten Hand!

(führt ihn zu dem Leichnam)

Don Ceſar.

(tritt mit Entſetzen zurück, das Geſicht verhüllend)

Erſter Chor.

Brechet auf, ihr Wunden!
Fließet, fließet!
In ſchwarzen Güſſen
Strömet hervor, ihr Bäche des Bluts!

Iſabella.

Du ſchauderſt und erſtarrſt! — Ja das iſt alles,
Was dir noch übrig iſt von deinem Bruder!
Da liegen meine Hofnungen — Sie ſtirbt
Im Keim die junge Blume eures Friedens,
Und keine ſchöne Früchte ſollt' ich ſchauen.

Don Ceſar.

Tröſte dich, Mutter. Redlich wollten wir
Den Frieden, aber Blut beſchloß der Himmel.

Iſabella.

O ich weiß, du liebteſt ihn, ich ſah entzückt
Die ſchönen Bande zwiſchen euch ſich flechten!
An deinem Herzen wollteſt du ihn tragen,
Ihm reich erſetzen die verlornen Jahre.
Der blutge Mord kam deiner ſchönen Liebe
Zuvor — jetzt kannſt du nichts mehr als ihn rächen.

Don Ceſar.

Komm Mutter, komm! hier iſt kein Ort für dich,
Entreiß dich dieſem unglückſelgen Anblick!
(er will ſie fortziehen)

Iſabella.

(fällt ihm um den Hals)
Du lebſt mir noch! Du jetzt mein einziger!

Beatrice.

Weh Mutter! Was beginnſt du?

Don Ceſar.

Weine dich aus
An dieſem treuen Buſen. Unverloren

Iſt dir der Sohn, denn ſeine Liebe lebt
Unſterblich fort in deines Ceſars Bruſt.

Erſter Chor

Brechet auf, ihr Wunden!
Redet ihr ſtummen!
In ſchwarzen Fluten
Stürzet hervor, ihr Bäche des Bluts!

Iſabella.

(beider Hände faſſend)

O meine Kinder!

Don Ceſar.

Wie entzückt es mich,
In deinen Armen ſie zu ſehen, Mutter!
Ja laß ſie deine Tochter ſeyn! die Schweſter —

Iſabella (unterbricht ihn).

Dir dank' ich die Gerettete, mein Sohn!
Du hielteſt Wort, du haſt ſie mir geſendet.

Don Ceſar (erſtaunt).

Wen Mutter, ſagſt du, hab' ich dir geſendet?

Iſabella.

Sie meyn' ich, die du vor dir ſiehſt, die Schweſter.

Don Ceſar.

Sie meine Schweſter!

Iſabella.

Welche andre ſonſt?

Don Ceſar.

Meine Schweſter?

Iſabella.

Die du ſelber mir geſendet.

Don Ceſar.

Und ſeine Schweſter!

Chor.

Wehe! Wehe! Wehe!

Beatrice.

O meine Mutter!

Iſabella.

Ich erſtaune — Redet!

Don Ceſar.

So ſey der Tag verflucht, der mich gebohren!

Iſabella.

Was iſt dir? Gott!

Don Ceſar.

Verflucht der Schooß, der mich
Getragen! — Und verflucht ſey deine Heimlichkeit,
Die all dieß Gräßliche verſchuldet! Falle
Der Donner nieder, der dein Herz zerſchmettert,
Nicht länger halt' ich ſchonend ihn zurück —
Ich ſelber, wiſſ' es, ich erſchlug den Bruder,
In ihren Armen überraſcht' ich ihn,
Sie iſt es, die ich liebe, die zur Braut
Ich mir gewählt — den Bruder aber fand ich
In ihren Armen — Alles weißt du nun!
— Iſt ſie wahrhaftig ſeine, meine Schweſter,
So bin ich ſchuldig einer Greuelthat,
Die keine Reu' und Büßung kann verſöhnen!

Chor.

Es iſt geſprochen, du haſt es vernommen,
Das Schlimmſte weißt du, nichts iſt mehr zurück!
Wie die Seher verkündet, ſo iſt es gekommen,
Denn noch niemand entfloh dem verhängten Geſchick.
Und wer ſich vermißt, es klüglich zu wenden,
Der muß es ſelber erbauend vollenden.

Iſabella.

Was kümmerts mich noch, ob die Götter ſich
Als Lügner zeigen, oder ſich als wahr
Beſtätigen? Mir haben ſie das Aergſte
Gethan — Trotz biet' ich ihnen, mich noch härter
Zu treffen als ſie trafen — Wer für nichts mehr
Zu zittern hat, der fürchtet ſie nicht mehr.
Ermordet liegt mir der geliebte Sohn,
Und von dem Lebenden ſcheid' ich mich ſelbſt.
Er iſt mein Sohn nicht — Einen Baſilisken
Hab' ich erzeugt, genährt an meiner Bruſt,
Der mir den beſſern Sohn zu Tode ſtach.
— Komm' meine Tochter! Hier iſt unſers Bleibens
Nicht mehr — den Rachegeiſtern überlaſſ' ich
Dieß Haus — Ein Frevel führte mich herein,
Ein Frevel treibt mich aus — Mit Widerwillen
Hab' ichs betreten, und mit Furcht bewohnt,
Und in Verzweiflung räum' ichs — Alles dieß
Erleid' ich ſchuldlos, doch bey Ehren bleiben
Die Orakel und gerettet ſind die Götter.

(ſie geht ab. Diego folgt ihr.)

Beatrice. Don Ceſar. Der Chor.

Don Ceſar.

(Beatricen zurück haltend)

Bleib, Schweſter! Scheide du nicht ſo von mir!
Mag mir die Mutter fluchen, mag dieß Blut
Anklagend gegen mich zum Himmel rufen,
Mich alle Welt verdammen! Aber du
Fluche mir nicht! Von dir kann ichs nicht tragen.

Beatrice.

(zeigt mit abgewandtem Geſicht auf den Leichnam)

Don Ceſar.

Nicht den Geliebten hab' ich dir getödtet!
Den Bruder hab' ich dir, und hab' ihn mir
Gemordet — dir gehört der Abgeſchiedne jetzt
Nicht näher an, als ich der Lebende,
Und ich bin mitleidswürdiger als Er,
Denn Er ſchied rein hinweg und ich bin ſchuldig.

Beatrice.

(bricht in heftige Thränen aus)

Don Ceſar.

Weine um den Bruder, ich will mit dir weinen,
Und mehr noch — rächen will ich ihn! Doch nicht
Um den Geliebten weine! Dieſen Vorzug,
Den du dem Todten giebſt, ertrag' ich nicht.
Den einzgen Troſt, den letzten, laß mich ſchöpfen
Aus unſers Jammers bodenloſer Tiefe,
Daß er dir näher nicht gehört als ich —

Denn unſer furchtbar aufgelößtes Schickſal
Macht unſre Rechte gleich, wie unſer Unglück.
In Einen Fall verſtrickt, drey liebende
Geſchwiſter, gehen wir vereinigt unter,
Und theilen gleich der Thränen traurig Recht.
Doch wenn ich denken muß, daß deine Trauer
Mehr dem Geliebten als dem Bruder gilt,
Dann miſcht ſich Wuth und Neid in meinen Schmerz,
Und mich verläßt der Wehmuth letzter Troſt.
Nicht freudig, wie ich gerne will, kann ich
Das letzte Opfer ſeinen Manen bringen,
Doch ſanft nachſenden will ich ihm die Seele,
Weiß ich nur, daß du meinen Staub mit ſeinem
In Einem Aſchenkruge ſammeln wirſt.

(den Arm um ſie ſchlingend mit einer leidenſchaftlich zärtlichen Heftigkeit)

Dich liebt' ich, wie ich nichts zuvor geliebt,
Da du noch eine Fremde für mich warſt.
Weil ich dich liebte über alle Grenzen,
Trag' ich den ſchweren Fluch des Brudermords,
Liebe zu dir war meine ganze Schuld.
— Jetzt biſt du meine Schweſter und dein Mitleid
Fodr' ich von dir als einen heilgen Zoll.

(er ſieht ſie mit forſchenden Blicken und ſchmerzlicher Erwartung an, dann wendet er ſich mit Heftigkeit von ihr)

Nein, nein, nicht ſehen kann ich dieſe Thränen —
In dieſes Todten Gegenwart verläßt
Der Muth mich und die Bruſt zerreißt der Zweifel —

— Laß mich im Irrthum! Weine im Verborgnen!
Sieh nie mich wieder — niemals mehr — Nicht dich,
Nicht deine Mutter will ich wieder ſehen,
Sie hat mich nie geliebt! Verrathen endlich
Hat ſich ihr Herz, der Schmerz hat es geöfnet.
Sie nannt' ihn ihren beßern Sohn! — So hat ſie
Verſtellung ausgeübt ihr ganzes Leben!
— Und du biſt falſch wie ſie! Zwinge dich nicht!
Zeig' deinen Abſcheu! Mein verhaßtes Antlitz
Sollſt du nicht wieder ſehn! Geh hin auf ewig!

(er geht ab. Sie ſteht unſchlüßig, im Kampf widerſprechender Gefühle, dann reißt ſie ſich los und geht)

Chor.

— — — — — — — —

Wohl dem! Selig muß ich ihn preiſen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreiſen,
Kindlich liegt an der Bruſt der Natur.
Denn das Herz wird mir ſchwer in der Fürſten Palläſten,
Wenn ich herab vom Gipfel des Glücks
Stürzen ſehe die Höchſten, die Beſten
In der Schnelle des Augenblicks!
Und auch der hat ſich wohl gebettet,
Der aus der ſtürmiſchen Lebenswelle
Zeitig gewarnt ſich heraus gerettet
In des Kloſters friedliche Zelle.
Der die ſtachelnde Sucht der Ehren
Von ſich warf und die eitle Luſt,

Und die Wünſche, die ewig begehren,
Eingeſchläfert in ruhiger Bruſt,
Ihn ergreift in dem Lebensgewühle
Nicht der Leidenſchaft wilde Gewalt,
Nimmer in ſeinem ſtillen Aſyle
Sieht er der Menſchheit traurge Geſtalt.
Nur in beſtimmter Höhe ziehet
Das Verbrechen hin und das Ungemach,
Wie die Peſt die erhabenen Orte fliehet,
Dem Qualm der Städte wälzt es ſich nach.
Auf den Bergen iſt Freyheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte,
Die Welt iſt vollkommen überall,
Wo der Menſch nicht hin kommt mit ſeiner Qual.

Don Ceſar. Der Chor.

Don Ceſar (gefaßter).

Das Recht des Herrſchers üb' ich aus zum letztenmal,
Dem Grab zu übergeben dieſen theuren Leib,
Denn dieſes iſt der Todten letzte Herrlichkeit.
Vernehmt denn meines Willens ernſtlichen Beſchluß,
Und wie ichs euch gebiete, alſo übt es aus
Genau — Euch iſt in friſchem Angedenken noch
Das ernſte Amt, denn nicht von langen Zeiten iſts,
Daß ihr zur Gruft begleitet eures Fürſten Leib.
Die Todtenklage iſt in dieſen Mauren kaum
Verhallt und eine Leiche drängt die andre fort

Ins

Ins Grab, daß eine Fackel an der andern ſich
Anzünden, auf der Treppe Stufen ſich der Zug
Der Klagemänner faſt begegnen mag.
So ordnet denn ein feyerlich Begräbnißfeſt
In dieſes Schloſſes Kirche, die des Vaters Staub
Verwahrt, geräuſchlos bey verſchloßnen Pforten an,
Und alles werde, wie es damals war, vollbracht.

Chor.

Mit ſchnellen Händen ſoll dieß Werk bereitet ſeyn
O Herr — denn aufgerichtet ſteht der Katafalk
Ein Denkmal jener ernſten Feſtlichkeit noch da,
Und an den Bau des Todes rührte keine Hand.

Don Ceſar.

Das war kein glücklich Zeichen, daß des Grabes Mund
Geöfnet blieb im Hauſe der Lebendigen.
Wie kams, daß man das unglückſelige Gerüſt
Nicht nach vollbrachtem Dienſte alſobald zerbrach?

Chor.

Die Noth der Zeiten und der jammervolle Zwiſt,
Der gleich nachher, Meſſ'na feindlich theilend, ſich
Entflammt, zog unſre Augen von den Todten ab,
Und öde blieb, verſchloſſen, dieſes Heiligthum.

Don Ceſar.

Ans Werk denn eilet ungeſäumt! Noch dieſe Nacht
Vollende ſich das mitternächtliche Geſchäft!
Die nächſte Sonne finde von Verbrechen rein
Das Haus, und leuchte einem fröhlichern Geſchlecht.

(der zweyte Chor entfernt ſich mit Don Manuels Leichnam)

Erſter Chor.

Soll ich der Mönche fromme Brüderſchaft hieher
Berufen, daß ſie nach der Kirche altem Brauch
Das Seelenamt verwalte und mit heilgem Lied
Zur ewgen Ruh' einſegne den Begrabenen?

Don Ceſar.

Ihr frommes Lied mag fort und fort an unſerm Grab
Auf ewge Zeiten ſchallen bey der Kerze Schein,
Doch heute nicht bedarf es ihres reinen Amts,
Der blutge Mord verſcheucht das Heilige.

Chor.

Beſchließe nichts gewaltſam Blutiges, o Herr,
Wider dich ſelber wüthend mit Verzweiflungsthat:
Denn auf der Welt lebt niemand, der dich ſtrafen kann,
Und fromme Büßung kauft den Zorn des Himmels ab.

Don Ceſar.

Nicht auf der Welt lebt, wer mich richtend ſtrafen kann,
Drum muß ich ſelber an mir ſelber es vollziehn.
Bußfertge Sühne, weiß ich, nimmt der Himmel an,
Doch nur mit Blute büßt ſich ab der blutge Mord.

Chor.

Des Jammers Fluten, die auf dieſes Haus geſtürmt,
Ziemt dir zu brechen, nicht zu häufen Leid auf Leid.

Don Ceſar.

Den alten Fluch des Hauſes löſ' ich ſterbend auf,
Der freye Tod nur bricht die Kette des Geſchicks.

Chor.

Zum Herrn biſt du dich ſchuldig dem verwaiſten Land,
Weil du des andern Herrſcherhauptes uns beraubt.

Don Ceſar.

Zuerſt den Todesgöttern zahl' ich meine Schuld,
Ein andrer Gott mag ſorgen für die Lebenden.

Chor.

So weit die Sonne leuchtet iſt die Hofnung auch,
Nur von dem Tod gewinnt ſich nichts! Bedenk' es wohl.

Don Ceſar.

Du ſelbſt bedenke ſchweigend deine Dienerpflicht,
Mich laß dem Geiſt gehorchen, der mich furchtbar treibt,
Denn in das Innre kann kein Glücklicher mir ſchaun.
Und ehrſt du fürchtend auch den Herrſcher nicht in mir,
Den Verbrecher fürchte, den der Flüche ſchwerſter drückt,
Das Haupt verehre des Unglücklichen,
Das auch den Göttern heilig iſt — Wer das erfuhr,
Was ich erleide und im Buſen fühle,
Giebt keinem Irdiſchen mehr Rechenſchaft.

Donna Iſabella. Don Ceſar.
Der Chor.

Iſabella.

(kommt mit zögernden Schritten und wirft unſchlüßige Blicke auf Don Ceſar. Endlich tritt ſie ihm näher und ſpricht mit gefaßtem Ton)

Dich ſollten meine Augen nicht mehr ſchauen,
So hatt' ich mirs in meinem Schmerz gelobt,

Doch in der Luft verwehen die Entſchlüſſe,
Die eine Mutter, unnatürlich wüthend,
Wider des Herzens Stimme faßt — Mein Sohn!
Mich treibt ein unglückſeliges Gerücht
Aus meines Schmerzens öden Wohnungen
Hervor — Soll ich ihm glauben? Iſt es wahr,
Daß mir Ein Tag zwey Söhne rauben ſoll?

Chor.

Entſchloſſen ſiehſt du ihn, feſten Muths,
Hinab zu gehen mit freyem Schritte
Zu des Todes traurigen Thoren.
Erprobe du jetzt die Kraft des Bluts,
Die Gewalt der rührenden Mutterbitte.
Meine Worte hab' ich umſonſt verloren.

Iſabella.

Ich rufe die Verwünſchungen zurück,
Die ich im blinden Wahnſinn der Verzweiflung
Auf dein geliebtes Haupt herunter rief.
Eine Mutter kann des eignen Buſens Kind,
Das ſie mit Schmerz gebohren, nicht verfluchen.
Nicht hört der Himmel ſolche ſündige
Gebete, ſchwer von Thränen fallen ſie
Zurück von ſeinem leuchtenden Gewölbe.
— Lebe, mein Sohn! Ich will den Mörder lieber ſehn
Des Einen Kindes, als um beide weinen.

Don Ceſar.

Nicht wohl bedenkſt du, Mutter, was du wünſcheſt
Dir ſelbſt und mir — Mein Platz kann nicht mehr ſeyn

Bey den Lebendigen — Ja könnteſt du
Des Mörders gottverhaßten Anblick auch
Ertragen Mutter, ich ertrüge nicht
Den ſtummen Vorwurf deines ew'gen Grams.

Iſabella.

Kein Vorwurf ſoll dich kränken, keine laute
Noch ſtumme Klage in das Herz dir ſchneiden.
In milder Wehmuth wird der Schmerz ſich löſen,
Gemeinſam trauernd wollen wir das Unglück
Beweinen und bedecken das Verbrechen.

Don Ceſar.

(faßt ihre Hand, mit ſanfter Stimme)

Das wirſt du, Mutter. Alſo wirds geſchehn.
In milder Wehmuth wird dein Schmerz ſich löſen —
Dann, Mutter, wenn ein Todtenmal den Mörder
Zugleich mit dem Gemordeten umſchließt,
Ein Stein ſich wölbet über beider Staube,
Dann wird der Fluch entwaffnet ſeyn — Dann wirſt
Du deine Söhne nicht mehr unterſcheiden,
Die Thränen, die dein ſchönes Auge weint,
Sie werden einem wie dem andern gelten,
Ein mächtiger Vermittler iſt der Tod.
Da löſchen alle Zornesflammen aus,
Der Haß verſöhnt ſich, und das ſchöne Mitleid
Neigt ſich ein weinend Schweſterbild mit ſanft
Anſchmiegender Umarmung auf die Urne.
Drum, Mutter, wehre du mir nicht, daß ich
Hinunter ſteige und den Fluch verſöhne.

Jſabella.

Reich iſt die Chriſtenheit an Gnadenbildern,
Zu denen wallend ein gequältes Herz
Kann Ruhe finden. Manche ſchwere Bürde
Ward abgeworfen in Loretto's Haus,
Und ſegensvolle Himmelskraft umweht
Das heilge Grab, das alle Welt entſündigt.
Vielkräftig auch iſt das Gebet der Frommen,
Sie haben reichen Vorrath an Verdienſt,
Und auf der Stelle, wo ein Mord geſchah,
Kann ſich ein Tempel reinigend erheben.

Don Ceſar.

Wohl läßt der Pfeil ſich aus dem Herzen ziehn,
Doch nie wird das verletzte mehr geſunden.
Lebe, wers kann, ein Leben der Zerknirſchung,
Mit ſtrengen Bußkaſteiungen allmählig
Abſchöpfend eine ewge Schuld — Ich kann
Nicht leben, Mutter, mit gebrochnem Herzen.
Aufblicken muß ich freudig zu den Frohen,
Und in den Aether greifen über mir
Mit freyem Geiſt — Der Neid vergiftete mein Leben,
Da wir noch deine Liebe gleich getheilt.
Denkſt du, daß ich den Vorzug werde tragen,
Den ihm dein Schmerz gegeben über mich?
Der Tod hat eine reinigende Kraft,
In ſeinem unvergänglichen Pallaſte
Zu ächter Tugend reinem Diamant
Das Sterbliche zu läutern und die Flecken

Der mangelhaften Menſchheit zu verzehren.
Weit wie die Sterne abſtehn von der Erde,
Wird Er erhaben ſtehen über mir,
Und hat der alte Neid uns in dem Leben
Getrennt, da wir noch gleiche Brüder waren,
So wird er raſtlos mir das Herz zernagen,
Nun Er das Ewige mir abgewann,
Und jenſeits alles Wettſtreits wie ein Gott
In der Erinnerung der Menſchen wandelt.

Iſabella.

O hab' ich euch nur darum nach Meſſina
Gerufen, um euch beyde zu begraben!
Euch zu verſöhnen rief ich euch hieher,
Und ein verderblich Schickſal kehret all
Mein Hoffen in ſein Gegentheil mir um!

Don Ceſar.

Schilt nicht den Ausgang, Mutter! Es erfüllt
Sich alles was verſprochen ward. Wir zogen ein
Mit Friedenshofnungen in dieſe Thore,
Und friedlich werden wir zuſammen ruhn,
Verſöhnt auf ewig in dem Haus des Todes.

Iſabella.

Lebe, mein Sohn! Laß deine Mutter nicht
Freundlos im Land der Fremdlinge zurück,
Rohherziger Verhöhnung Preiß gegeben,
Weil ſie der Söhne Kraft nicht mehr beſchützt.

Don Ceſar.

Wenn alle Welt dich herzlos kalt verhöhnt,
So flüchte du dich hin zu unſerm Grabe,

Und rufe deiner Söhne Gottheit an,
Denn Götter ſind wir dann, wir hören dich,
Und wie des Himmels Zwillinge dem Schiffer
Ein leuchtend Sternbild, wollen wir mit Troſt
Dir nahe ſeyn und deine Seele ſtärken.

Iſabella.

Lebe, mein Sohn! Für deine Mutter lebe!
Ich kanns nicht tragen, alles zu verlieren!
(ſie ſchlingt ihre Arme mit leidenſchaftlicher Heftigkeit um ihn, er macht ſich ſanft von ihr los, und reicht ihr die Hand mit abgewandtem Geſicht.)

Don Ceſar.

Leb wohl!

Iſabella.

Ach wohl erfahr' ichs ſchmerzlich fühlend nun,
Daß nichts die Mutter über dich vermag!
Giebts keine andre Stimme, welche dir
Zum Herzen mächtger als die meine dringt?
(ſie geht nach dem Eingang der Scene.)
Komm, meine Tochter! Wenn der todte Bruder
Ihn ſo gewaltig nachzieht in die Gruft,
So mag vielleicht die Schweſter, die geliebte,
Mit ſchöner Lebenshofnung Zauberſchein
Zurück ihn locken in das Licht der Sonne.

Beatrice (erſcheint am Eingang der Scene.) Donna Iſabella. Don Ceſar und der Chor.

Don Ceſar.

(bei ihrem Anblick heftig bewegt ſich verhüllend.)

O Mutter! Mutter! Was erſanneſt du?

Iſabella.

(führt ſie vorwärts.)

Die Mutter hat umſonſt zu ihm gefleht
Beſchwöre du, erfleh' ihn, daß er lebe.

Don Ceſar.

Argliſtge Mutter! Alſo prüfſt du mich!
In neuen Kampf willſt du zurück mich ſtürzen?
Das Licht der Sonne mir noch theuer machen
Auf meinem Wege zu der ewgen Nacht?
— Da ſteht der holde Lebensengel mächtig
Vor mir und tauſend Blumen ſchüttet er
Und tauſend goldne Früchte lebenduftend
Aus reichem Füllhorn ſtrömend vor mir aus,
Das Herz geht auf im warmen Strahl der Sonne,
Und neu erwacht in der erſtorbnen Bruſt
Die Hofnung wieder und die Lebensluſt.

Iſabella.

Fleh' ihn, dich oder niemand wird er hören,
Daß er den Stab nicht raube dir und mir.

Beatrice.

Ein Opfer fodert der geliebte Todte,
Es ſoll ihm werden, Mutter — Aber mich
Laß dieſes Opfer ſeyn! Dem Tode war ich
Geweiht, eh ich das Leben ſah. Mich fodert
Der Fluch, der dieſes Haus verfolgt, und Raub
Am Himmel iſt das Leben, das ich lebe.
Ich bins, die ihn gemordet, eures Streits

Entſchlafne Furien gewecket — Mir
Gebührt es, ſeine Manen zu verſöhnen!

Chor.

O jammervolle Mutter! Hin zum Tod
Drängen ſich eifernd alle deine Kinder,
Und laſſen dich allein, verlaſſen, ſtehen
Im freudlos öden, liebeleeren Leben.

Beatrice.

Du, Bruder, rette dein geliebtes Haupt,
Für deine Mutter lebe! Sie bedarf
Des Sohns, erſt heute fand ſie eine Tochter,
Und leicht entbehrt ſie, was ſie nie beſaß.

Don Ceſar.

(mit tief verwundeter Seele.)

Wir mögen leben, Mutter, oder ſterben,
Wenn ſie nur dem Geliebten ſich vereinigt!

Beatrice.

Beneideſt du des Bruders todten Staub?

Don Ceſar.

Er lebt in deinem Schmerz ein ſelig Leben,
Ich werde ewig todt ſeyn bey den Todten.

Beatrice.

O Bruder!

Don Ceſar.

(mit dem Ausdruck der heftigſten Leidenſchaft.)

Schweſter, weineſt du um Mich?

Beatrice.

Lebe für unſre Mutter!

Don Ceſar.

(läßt ihre Hand los, zurücktretend.)

Für die Mutter?

Beatrice.

(neigt ſich an ſeine Bruſt.)

Lebe für ſie, und tröſte deine Schweſter.

Chor.

Sie hat geſiegt! Dem rührenden Flehen
Der Schweſter konnt' er nicht widerſtehen.
Troſtloſe Mutter! Gieb Raum der Hofnung,
Er erwählt das Leben, dir bleibt dein Sohn!

(In dieſem Augenblicke läßt ſich ein Chorgeſang hören, die Flügelthüre wird geöfnet, man ſieht in der Kirche den Katafalk aufgerichtet und den Sarg von Candelabern umgeben.)

Don Ceſar.

(gegen den Sarg gewendet.)

Nein, Bruder! Nicht dein Opfer will ich dir
Entziehen — deine Stimme aus dem Sarg'
Ruft mächtiger dringend als der Mutter Thränen
Und mächtiger als der Liebe Flehn — Ich halte
In meinen Armen, was das irdiſche Leben
Zu einem Loos der Götter machen kann —
Doch ich, der Mörder, ſollte glücklich ſeyn,
Und deine heilge Unſchuld ungerächet
Im tiefen Grabe liegen — das verhüte
Der allgerechte Lenker unſrer Tage,
Daß ſolche Theilung ſey in ſeiner Welt —

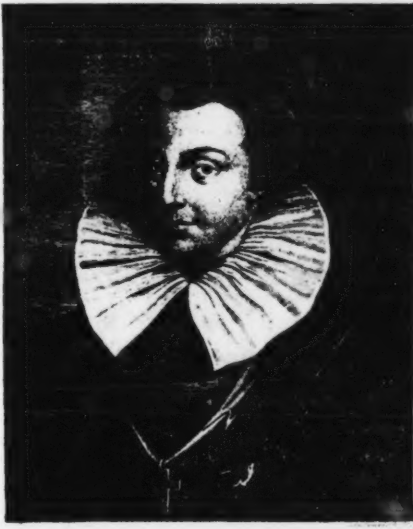
— Die Thränen ſah ich, die auch mir gefloſſen,
Befriedigt iſt mein Herz, ich folge dir.

(er durchſticht ſich mit einem Dolch und gleitet ſterbend an ſeiner Schweſter nieder, die ſich der Mutter in die Arme wirft.)

Chor.

(nach einem tiefen Schweigen.)

Erſchüttert ſteh ich, weiß nicht, ob ich ihn
Bejammern oder preiſen ſoll ſein Loos.
Dieß Eine fühl' ich und erkenn' es klar,
Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht,
Der Uebel größtes aber iſt die Schuld.



Maria Stuart.

Theater

von

Schiller.

Maria Stuart.
Macbeth.
Turandot.
Iphigenie in Aulis.

Vierter Band.

Mit dem Porträt der Maria Stuart.

Tübingen
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1807.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Maria Stuart

Ein

Trauerſpiel.

Perſonen.

Eliſabeth, Königinn von England.
Maria Stuart, Königinn von Schottland, Gefangne in England.
Robert Dudley, Graf von Leiceſter.
Georg Talbot, Graf von Schrewsbury.
Wilhelm Cecil, Baron von Burleigh, Großſchatzmeiſter.
Graf von Kent.
Wilhelm Daviſon, Staatsſecretair.
Amias Paulet, Ritter, Hüter der Maria.
Mortimer, ſein Neffe.
Graf Aubeſpine, franzöſiſcher Geſandter.
Graf Bellievre, außerordentlicher Botſchafter von Frankreich.
Okelly, Mortimers Freund.
Drugeon Drury, zweyter Hüter der Maria.
Melvil, ihr Haushofmeiſter.
Hanna Kennedy, ihre Amme.
Margaretha Kurl, ihre Kammerfrau.
Sherif der Grafſchaft.
Offizier der Leibwache.
Franzöſiſche und engliſche Herren.
Trabanten.
Hofdiener der Königinn von England.
Diener und Dienerinnen der Königinn von Schottland.

Erſter Aufzug.

Im Schloß zu Fotheringhay.

(Ein Zimmer.)

Erſter Auftritt.

Hanna Kennedy, Amme der Königinn von Schottland in heftigem Streit mit Paulet, der im Begriff iſt, einen Schrank zu öffnen. Drugeon Drury, ſein Gehilfe, mit Brecheiſen.

Kennedy.

Was macht ihr, Sir? Welch neue Dreiſtigkeit!
Zurück von dieſem Schrank!

Paulet.

Wo kam der Schmuck her?
Vom obern Stock ward er herabgeworfen,
Der Gärtner hat beſtochen werden ſollen
Mit dieſem Schmuck — Fluch über Weiberliſt!
Trotz meiner Aufſicht, meinem ſcharfen Suchen,
Noch Koſtbarkeiten, noch geheime Schätze!

(Sich über den Schrank machend)
Wo das geſteckt hat, liegt noch mehr!

Kennedy.

Zurück, Verwegner!
Hier liegen die Geheimniſſe der Lady.

Paulet.

Die eben ſuch' ich. (Schriften hervorziehend)

Kennedy.

Unbedeutende
Papiere, bloße Uebungen der Feder,
Des Kerkers traur'ge Weile zu verkürzen.

Paulet.

In müß'ger Weile ſchafft der böſe Geiſt.

Kennedy.

Es ſind franzöſiſche Schriften.

Paulet.

Deſto ſchlimmer!
Die Sprache redet Englands Feind.

Kennedy.

Concepte
Von Briefen an die Königinn von England.

Paulet.

Die überliefr' ich — Sieh! Was ſchimmert hier?
(Er hat einen geheimen Reſſort geöffnet, und zieht aus einem verborgnen Fach Geſchmeide hervor)
Ein königliches Stirnband, reich an Steinen,
Durchzogen mit den Lilien von Frankreich!
(Er giebt es ſeinem Begleiter)

Verwahrt's, Drury. Legt's zu dem übrigen!
(Drury geht ab)

Kennedy.

O ſchimpfliche Gewalt, die wir erleiden!

Paulet.

So lang ſie noch beſitzt, kann ſie noch ſchaden,
Denn alles wird Gewehr in ihrer Hand.

Kennedy.

Seyd gütig, Sir. Nehmt nicht den letzten Schmuck
Aus unſerm Leben weg! Die Jammervolle
Erfreut der Anblick alter Herrlichkeit,
Denn alles andre habt ihr uns entriſſen.

Paulet.

Es liegt in guter Hand. Gewiſſenhaft
Wird es zu ſeiner Zeit zurück gegeben!

Kennedy.

Wer ſieht es dieſen kahlen Wänden an,
Daß eine Königinn hier wohnt? Wo iſt
Die Himmeldecke über ihrem Sitz?
Muß ſie den zärtlich weichgewöhnten Fuß
Nicht auf gemeinen rauhen Boden ſetzen?
Mit grobem Zinn, die ſchlechtſte Edelfrau
Würd' es verſchmähn, bedient man ihre Tafel.

Paulet.

So ſpeiſte ſie zu Sterlyn ihren Gatten,
Da ſie aus Gold mit ihrem Buhlen trank.

Kennedy.

Sogar des Spiegels kleine Nothdurft mangelt.

Paulet.

So lang ſie noch ihr eitles Bild beſchauet,
Hört ſie nicht auf, zu hoffen und zu wagen.

Kennedy.

An Büchern fehlts, den Geiſt zu unterhalten.

Paulet.

Die Bibel ließ man ihr, das Herz zu beſſern.

Kennedy.

Selbſt ihre Laute ward ihr weggenommen.

Paulet.

Weil ſie verbuhlte Lieder drauf geſpielt.

Kennedy.

Iſt das ein Schickſal für die weicherzogne,
Die in der Wiege Königinn ſchon war,
Am üpp'gen Hof der Medizäerinn
In jeder Freuden Fülle aufgewachſen.
Es ſey genug, daß man die Macht ihr nahm,
Muß man die armen Flitter ihr misgönnen?
In *großes* Unglück lehrt ein edles Herz
Sich endlich finden, aber wehe thuts,
Des Lebens kleine Zierden zu entbehren.

Paulet.

Sie wenden nur das Herz dem eiteln zu,
Das in ſich gehen und bereuen ſoll.
Ein üppig laſtervolles Leben büßt ſich
In Mangel und Erniedrigung allein.

Kennedy.

Wenn ihre zarte Jugend ſich vergieng,

Mag ſie's mit Gott abthun und ihrem Herzen,
In England iſt kein Richter über ſie.

Paulet.

Sie wird gerichtet, wo ſie frevelte.

Kennedy.

Zum Freveln feſſeln ſie zu enge Bande.

Paulet.

Doch wußte ſie aus dieſen engen Banden
Den Arm zu ſtrecken in die Welt, die Fackel
Des Bürgerkrieges in das Reich zu ſchleudern,
Und gegen unſre Königinn, die Gott
Erhalte! Meuchelrotten zu bewaffnen.
Erregte ſie aus dieſen Mauern nicht
Den Bößwicht Parry und den Babington
Zu der verfluchten That des Königsmords?
Hielt dieſes Eiſengitter ſie zurück,
Das edle Herz des Norfolk zu umſtricken?
Für ſie geopfert fiel das beſte Haupt
Auf dieſer Inſel unterm Henkerbeil —
Und ſchreckte dieſes jammervolle Beiſpiel
Die Raſenden zurück, die ſich wetteifernd
Um ihrentwillen in den Abgrund ſtürzen?
Die Blutgerüſte füllen ſich für ſie
Mit immer neuen Todesopfern an,
Und das wird nimmer enden, bis ſie ſelbſt,
Die Schuldigſte, darauf geopfert iſt.
— O Fluch dem Tag, da dieſes Landes Küſte
Gaſtfreundlich dieſe Helena empfing.

Kennedy.

Gaſtfreundlich hätte England ſie empfangen?
Die Unglückſelige, die ſeit dem Tag,
Da ſie den Fuß geſetzt in dieſes Land,
Als eine Hilfeflehende, Vertriebne
Bey der Verwandten Schutz zu ſuchen kam,
Sich wider Völkerrecht und Königswürde
Gefangen ſieht, in enger Kerkerhaft
Der Jugend ſchöne Jahre muß vertrauern. —
Die jetzt, nachdem ſie alles hat erfahren,
Was das Gefängniß bittres hat, gemeinen
Verbrechern gleich, vor des Gerichtes Schranken
Gefodert wird und ſchimpflich angeklagt
Auf Leib und Leben — eine Königinn!

Paulet.

Sie kam ins Land als eine Mörderinn,
Verjagt von ihrem Volk, des Throns entſetzt,
Den ſie mit ſchwerer Greuelthat geſchändet.
Verſchworen kam ſie gegen Englands Glück,
Der ſpaniſchen Maria blut'ge Zeiten
Zurück zu bringen, Engelland katholiſch
Zu machen, an den Franzmann zu verrathen.
Warum verſchmähte ſie's, den Edimburger
Vertrag zu unterſchreiben, ihren Anſpruch
An England aufzugeben, und den Weg
Aus dieſem Kerker ſchnell ſich aufzuthun,
Mit einem Federſtrich? Sie wollte lieber
Gefangen bleiben, ſich mißhandelt ſehn,

Als dieſes Titels leerem Prunk entſagen.
Weswegen that ſie das? Weil ſie den Ränken
Vertraut, den böſen Künſten der Verſchwörung,
Und unheilſpinnend dieſe ganze Inſel
Aus ihrem Kerker zu erobern hofft.

Kennedy.

Ihr ſpottet, Sir. — Zur Härte fügt ihr noch
Den bittern Hohn! Sie hegte ſolche Träume,
Die hier lebendig eingemauert lebt,
Zu der kein Schall des Troſtes, keine Stimme
Der Freundſchaft aus der lieben Heimath dringt,
Die längſt kein Menſchenangeſicht mehr ſchaute,
Als ihrer Kerkermeiſter finſtre Stirn,
Die erſt ſeit kurzem einen neuen Wächter
Erhielt in eurem rauhen Anverwandten,
Von neuen Stäben ſich umgittert ſieht —

Paulet.

Kein Eiſengitter ſchützt vor ihrer Liſt.
Weiß ich, ob dieſe Stäbe nicht durchfeilt,
Nicht dieſes Zimmers Boden, dieſe Wände,
Von außen feſt, nicht hohl von innen ſind,
Und den Verrath einlaſſen, wenn ich ſchlafe?
Fluchvolles Amt, das mir geworden iſt,
Die unheilbrütend Liſtige zu hüten.
Vom Schlummer jagt die Furcht mich auf, ich gehe
Nachts um, wie ein gequälter Geiſt, erprobe
Des Schloſſes Riegel und der Wächter Treu,
Und ſehe zitternd jeden Morgen kommen,

Der meine Furcht wahr machen kann. Doch wohl mir!
Wohl! Es iſt Hoffnung, daß es bald nun endet.
Denn lieber möcht' ich der Verdammten Schaar
Wachſtehend an der Höllenpforte hüten,
Als dieſe ränkevolle Königinn.

Kennedy.

Da kommt ſie ſelbſt!

Paulet.

Den Chriſtus in der Hand,
Die Hoffart und die Weltluſt in dem Herzen.

Zweyter Auftritt.

Maria im Schleier, ein Krucifix in der Hand.
Die Vorigen.

Kennedy (ihr entgegen eilend).

O Königinn! Man tritt uns ganz mit Füßen,
Der Tyranney, der Härte wird kein Ziel,
Und jeder neue Tag häuft neue Leiden
Und Schmach auf dein gekröntes Haupt.

Maria.

Faß dich!
Sag an, was neu geſchehen iſt?

Kennedy.

Sieh her!
Dein Pult iſt aufgebrochen, deine Schriften,
Dein einz'ger Schatz, den wir mit Müh' gerettet,

Der lezte Reſt von deinem Brautgeſchmeide
Aus Frankreich iſt in ſeiner Hand. Du haſt nun
Nichts Königliches mehr, biſt ganz beraubt.

Maria.

Beruhige dich, Hanna. Dieſe Flitter machen
Die Königinn nicht aus. Man kann uns niedrig
Behandeln, nicht erniedrigen. Ich habe
In England mich an viel gewöhnen lernen,
Ich kann auch das verſchmerzen. Sir, ihr habt euch
Gewaltſam zugeeignet, was ich euch
Noch heut zu übergeben willens war.
Bey dieſen Schriften findet ſich ein Brief,
Beſtimmt für meine königliche Schweſter
Von England — Gebt mir euer Wort, daß ihr
Ihn redlich an ſie ſelbſt wollt übergeben,
Und nicht in Burleighs ungetreue Hand.

Paulet.

Ich werde mich bedenken, was zu thun iſt.

Maria.

Ihr ſollt den Inhalt wiſſen, Sir. Ich bitte
In dieſem Brief um eine große Gunſt —
— Um eine Unterredung mit ihr ſelbſt,
Die ich mit Augen nie geſehen — Man hat mich
Vor ein Gericht von Männern vorgefodert,
Die ich als meines Gleichen nicht erkennen,
Zu denen ich kein Herz mir faſſen kann.
Eliſabeth iſt meines Stammes, meines

Geſchlechts und Ranges — Ihr allein, der Schweſter,
Der Königinn, der Frau kann ich mich öffnen.

Paulet.

Sehr oft, Milady, habt ihr euer Schickſal
Und eure Ehre Männern anvertraut,
Die eurer Achtung minder würdig waren.

Maria.

Ich bitte noch um eine zweyte Gunſt,
Unmenſchlichkeit allein kann mir ſie weigern.
Schon lange Zeit entbehr' ich im Gefängniß
Der Kirche Troſt, der Sakramente Wohlthat.
Und die mir Kron' und Freyheit hat geraubt,
Die meinem Leben ſelber droht, wird mir
Die Himmelsthüre nicht verſchließen wollen.

Paulet.

Auf euren Wunſch wird der Dechant des Orts —

Maria (unterbricht ihn lebhaft).

Ich will nichts vom Dechanten. Einen Prieſter
Von meiner eignen Kirche fodre ich.
— Auch Schreiber und Notarien verlang' ich,
Um meinen letzten Willen aufzuſetzen.
Der Gram, das lange Kerkerelend nagt
An meinem Leben. Meine Tage ſind
Gezählt, befürcht' ich, und ich achte mich
Gleich einer Sterbenden.

Paulet.

Da thut ihr wohl,
Das ſind Betrachtungen, die euch geziemen.

Maria.

Und weiß ich, ob nicht eine ſchnelle Hand
Des Kummers langſames Geſchäft beſchleunigt?
Ich will mein Teſtament aufſetzen, will
Verfügung treffen über das, was mein iſt.

Paulet.

Die Freyheit habt ihr. Englands Königinn
Will ſich mit eurem Raube nicht bereichern.

Maria.

Man hat von meinen treuen Kammerfrauen,
Von meinen Dienern mich getrennt — Wo ſind ſie?
Was iſt ihr Schickſal? Ihrer Dienſte kann ich
Entrathen, doch beruhigt will ich ſeyn,
Daß die Getreu'n nicht leiden und entbehren.

Paulet.

Für eure Diener iſt geſorgt.

(Er will gehen)

Maria.

Ihr geht, Sir? Ihr verlaßt mich abermals
Und ohne mein geängſtigt fürchtend Herz
Der Qual der Ungewißheit zu entladen.
Ich bin, Dank eurer Späher Wachſamkeit,
Von aller Welt geſchieden, keine Kunde
Gelangt zu mir durch dieſe Kerkermauern,
Mein Schickſal liegt in meiner Feinde Hand.
Ein peinlich langer Monat iſt vorüber,
Seitdem die vierzig Kommiſſarien
In dieſem Schloß mich überfallen, Schranken

Errichtet, ſchnell, mit unanſtändiger Eile,
Mich unbereitet, ohne Anwalds Hülfe,
Vor ein noch nie erhört Gericht geſtellt,
Auf ſchlaugefaßte ſchwere Klagepunkte
Mich, die betäubte, überraſchte, flugs
Aus dem Gedächtniß Rede ſtehen laſſen —
Wie Geiſter kamen ſie und ſchwanden wieder.
Seit dieſem Tage ſchweigt mir jeder Mund,
Ich ſuch' umſonſt in eurem Blick zu leſen,
Ob meine Unſchuld, meiner Freunde Eifer,
Ob meiner Feinde böſer Rath geſiegt.
Brecht endlich euer Schweigen — laßt mich wiſſen,
Was ich zu fürchten, was zu hoffen habe.

Paulet (nach einer Pauſe).

Schließt eure Rechnung mit dem Himmel ab.

Maria.

Ich hoff' auf ſeine Gnade, Sir — und hoffe
Auf ſtrenges Recht von meinen ird'ſchen Richtern.

Paulet.

Recht ſoll euch werden. Zweifelt nicht daran.

Maria.

Iſt mein Prozeß entſchieden, Sir?

Paulet.

Ich weiß nicht.

Maria.

Bin ich verurtheilt?

Paulet.

Ich weiß nichts, Milady.

Maria.

Maria.

Man liebt hier raſch zu Werk zu gehn. Soll mich
Der Mörder *überfallen* wie die Richter?

Paulet.

Denkt immerhin, es ſey ſo, und er wird euch
In beßrer Faſſung dann als dieſe finden.

Maria.

Nichts ſoll mich in Erſtaunen ſetzen, Sir,
Was ein Gerichtshof in Weſtminſterhall,
Den Burleighs Haß und Hattons Eifer lenkt,
Zu urtheln ſich erdreuſte — Weiß ich doch,
Was Englands Königinn wagen darf zu *thun*.

Paulet.

Englands Beherrſcher brauchen nichts zu ſcheuen,
Als ihr Gewiſſen und ihr Parlament.
Was die Gerechtigkeit geſprochen, furchtlos,
Vor aller Welt wird es die Macht vollziehn.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Mortimer, Paulets Neffe, tritt herein und ohne der Königinn einige Aufmerkſamkeit zu bezeugen, zu Paulet.

Mortimer.

Man ſucht euch, Oheim.

(Er entfernt ſich auf eben die Weiſe. Die Königinn bemerkt es mit Unwillen und wendet ſich zu Paulet, der ihm folgen will.)

Maria.

Sir, noch eine Bitte.
Wenn ihr mir was zu ſagen habt — Von euch
Ertrag' ich viel, ich ehre euer Alter.
Den Uebermuth des Jünglings trag' ich nicht,
Spart mir den Anblick ſeiner rohen Sitten.

Paulet.

Was ihn euch widrig macht, macht mir ihn werth.
Wohl iſt es keiner von den weichen Thoren,
Die eine falſche Weiberthräne ſchmelzt —
Er iſt gereiſt, kommt aus Paris und Rheims,
Und bringt ſein treu altengliſch Herz zurück,
Lady, an dem iſt eure Kunſt verloren!

(geht ab).

Vierter Auftritt.

Maria. Kennedy.

Kennedy.

Darf euch der Rohe das ins Antlitz ſagen!
O es iſt hart!

Maria (in Nachdenken verloren).

Wir haben in den Tagen unſers Glanzes
Dem Schmeichler ein zu willig Ohr geliehn,
Gerecht iſt's, gute Kennedy, daß wir
Des Vorwurfs ernſte Stimme nun vernehmen.

Kennedy.

Wie? ſo gebeugt, ſo muthlos, theure Lady?

Wart ihr doch ſonſt ſo froh, ihr pflegtet mich zu tröſten,
Und eher mußt' ich euren Flatterſinn
Als eure Schwermuth ſchelten.

Maria.

Ich erkenn' ihn.
Es iſt der blut'ge Schatten König Darnleys,
Der zürnend aus dem Gruftgewölbe ſteigt,
Und er wird nimmer Friede mit mir machen,
Bis meines Unglücks Maaß erfüllet iſt.

Kennedy.

Was für Gedanken —

Maria.

Du vergiſſeſt, Hanna —
Ich aber habe ein getreu Gedächtniß —
Der Jahrstag dieſer unglückſeligen That
Iſt heute abermals zurückgekehrt,
Er iſt's, den ich mit Buß' und Faſten feyre.

Kennedy.

Schickt endlich dieſen böſen Geiſt zur Ruh'.
Ihr habt die That mit Jahrelanger Reu',
Mit ſchweren Leidensproben abgebüßt.
Die Kirche, die den Löſeſchlüſſel hat
Für jede Schuld, der Himmel hat vergeben.

Maria.

Friſchblutend ſteigt die längſt vergebne Schuld
Aus ihrem leichtbedeckten Grab empor!
Des Gatten rachefoderndes Geſpenſt

Schickt keines Meſſedieners Glocke, kein
Hochwürdiges in Prieſters Hand zur Gruft.

Kennedy.

Nicht ihr habt ihn gemordet! Andre thatens!

Maria.

Ich wußte drum. Ich ließ die That geſchehn,
Und lockt' ihn ſchmeichelnd in das Todesnetz.

Kennedy.

Die Jugend mildert eure Schuld. Ihr wart
So zarten Alters noch.

Maria.

So zart, und lud
Die ſchwere Schuld auf mein ſo junges Leben.

Kennedy.

Ihr wart durch blutige Beleidigung
Gereizt und durch des Mannes Uebermuth,
Den eure Liebe aus der Dunkelheit
Wie eine Götterhand hervorgezogen,
Den ihr durch euer Brautgemach zum Throne
Geführt, mit eurer blühenden Perſon
Beglückt und eurer angeſtammten Krone.
Konnt' er vergeſſen, daß ſein prangend Loos
Der Liebe großmuthsvolle Schöpfung war?
Und doch vergaß er's, der Unwürdige!
Beleidigte mit niedrigem Verdacht,
Mit rohen Sitten eure Zärtlichkeit,
Und widerwärtig wurd' er euren Augen.
Der Zauber ſchwand, der euren Blick getäuſcht,

Ihr floht erzürnt des Schändlichen Umarmung
Und gabt ihn der Verachtung preiß — Und er —
Verſucht er's, eure Gunſt zurück zu rufen?
Bat er um Gnade? warf er ſich bereuend
Zu euren Füßen, Beſſerung verſprechend?
Trotz bot euch der Abſcheuliche — Der euer
Geſchöpf war, euren König wollt' er ſpielen,
Vor euren Augen ließ er euch den Liebling,
Den ſchönen Sänger Rizio, durchbohren —
Ihr rächtet blutig nur die blut'ge That.

Maria.

Und blutig wird ſie auch an mir ſich rächen,
Du ſprichſt mein Urtheil aus, da du mich tröſteſt.

Kennedy.

Da ihr die That geſchehn ließt, wart ihr nicht
Ihr ſelbſt, gehörtet euch nicht ſelbſt. Ergriffen
Hatt' euch der Wahnſinn blinder Liebesglut,
Euch unterjocht dem furchtbaren Verführer,
Dem unglückſelgen Bothwell — Ueber euch
Mit übermüthgem Männerwillen herrſchte
Der Schreckliche, der euch durch Zaubertränke,
Durch Höllenkünſte das Gemüth verwirrend
Erhitzte —

Maria.

Seine Künſte waren keine andre,
Als ſeine Männerkraft und meine Schwachheit.

Kennedy.

Nein, ſag' ich. Alle Geiſter der Verdammniß

Mußt' er zu Hülfe rufen, der dieß Band
Um eure hellen Sinne wob. Ihr hattet
Kein Ohr mehr für der Freundinn Warnungsſtimme,
Kein Aug' für das, was wohlanſtändig war.
Verlaſſen hatte euch die zarte Scheu
Der Menſchen, eure Wangen, ſonſt der Sitz
Schaamhaft erröthender Beſcheidenheit,
Sie glühten nur vom Feuer des Verlangens.
Ihr warft den Schleier des Geheimniſſes
Von euch, des Mannes keckes Laſter hatte
Auch eure Blödigkeit beſiegt, ihr ſtelltet
Mit dreiſter Stirne eure Schmach zur Schau.
Ihr ließt das königliche Schwerdt von Schottland
Durch ihn, den Mörder, dem des Volkes Flüche
Nachſchallten, durch die Gaſſen Edimburgs,
Vor euch hertragen im Triumph, umringtet
Mit Waffen euer Parlament, und hier,
Im eignen Tempel der Gerechtigkeit,
Zwangt ihr mit frechem Poſſenſpiel die Richter,
Den Schuldigen des Mordes loszuſprechen —
Ihr gingt noch weiter — Gott!

Maria.

Vollende nur!
Und reicht' ihm meine Hand vor dem Altare!

Kennedy.

O! laßt ein ewig Schweigen dieſe That
Bedecken! ſie iſt ſchauderhaft, empörend,
Iſt einer ganz Verlornen werth — Doch ihr ſeyd keine

Verlorne — ich kenn' euch ja, ich bin's,
Die eure Kindheit auferzogen. Weich
Iſt euer Herz gebildet, offen iſt's
Der Schaam — der Leichtſinn nur iſt euer Laſter.
Ich wiederhohl' es, es giebt böſe Geiſter,
Die in des Menſchen unverwahrter Bruſt
Sich augenblicklich ihren Wohnplatz nehmen,
Die ſchnell in uns das Schreckliche begehn
Und zu der Höll' entfliehend das Entſetzen
In dem befleckten Buſen hinterlaſſen.
Seit dieſer That, die euer Leben ſchwärzt,
Habt ihr nichts laſterhaftes mehr begangen,
Ich bin ein Zeuge eurer Beſſerung.
Drum faſſet Muth! Macht Friede mit euch ſelbſt!
Was ihr auch zu bereuen habt, in England
Seyd ihr nicht ſchuldig, nicht Eliſabeth,
Nicht Englands Parlament iſt euer Richter.
Macht iſt's, die euch hier unterdrückt, vor dieſen
Anmaßlichen Gerichtshof dürft ihr euch
Hinſtellen mit dem ganzen Muth der Unſchuld.

Maria.

Wer kommt?

(Mortimer zeigt ſich an der Thüre.)

Kennedy.

Es iſt der Neffe. Geht hinein.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Mortimer ſcheu hereintretend.

Mortimer (zur Amme).

Entfernt euch, haltet Wache vor der Thür,
Ich habe mit der Königinn zu reden.

Maria (mit Anſehn).

Hanna, du bleibſt.

Mortimer.

Habt keine Furcht, Milady. Lernt mich kennen.
(Er überreicht ihr eine Charte.)

Maria.

(ſieht ſie an und fährt beſtürzt zurück.)
Ha! Was iſt das?

Mortimer (zur Amme).

Geht, Dame Kennedy.
Sorgt, daß mein Oheim uns nicht überfalle!

Maria.

(zur Amme, welche zaudert und die Königinn fragend anſieht)
Geh! Geh! Thu was er ſagt.
(Die Amme entfernt ſich mit Zeichen der Verwunderung.)

Sechſter Auftritt.

Mortimer. Maria.

Maria.

Von meinem Oheim!
Dem Kardinal von Lothringen aus Frankreich! (lieſt)
„Traut dem Sir Mortimer, der euch dieß bringt,
„Denn keinen treuern Freund habt ihr in England.“
(Mortimern mit Erſtaunen anſehend)
Iſt's möglich? Iſt's kein Blendwerk, das mich täuſcht?
So nahe find' ich einen Freund und wähnte mich
Verlaſſen ſchon von aller Welt — find' ihn
In euch, dem Neffen meines Kerkermeiſters,
In dem ich meinen ſchlimmſten Feind —

Mortimer (ſich ihr zu Füßen werfend).

Verzeihung
Für dieſe verhaßte Larve, Königinn,
Die mir zu tragen Kampf genug gekoſtet,
Doch der ich's danke, daß ich mich euch nahen,
Euch Hülfe und Errettung bringen kann.

Maria.

Steht auf — Ihr überraſcht mich, Sir — Ich kann
So ſchnell nicht aus der Tiefe meines Elends
Zur Hofnung übergehen — Redet, Sir —
Macht mir dieß Glück begreiflich, daß ich's glaube.

Mortimer (ſteht auf).

Die Zeit verrinnt. Bald wird mein Oheim hier ſeyn,

Und ein verhaßter Menſch begleitet ihn.
Eh euch ihr Schreckensauftrag überraſcht,
Hört an, wie euch der Himmel Rettung ſchickt.

Maria.

Er ſchickt ſie durch ein Wunder ſeiner Allmacht!

Mortimer.

Erlaubt, daß ich von mir beginne.

Maria.

Redet, Sir!

Mortimer.

Ich zählte zwanzig Jahre, Königinn,
In ſtrengen Pflichten war ich aufgewachſen,
In finſterm Haß des Papſtthums aufgeſäugt,
Als mich die unbezwingliche Begierde
Hinaus trieb auf das feſte Land. Ich ließ
Der Puritaner dumpfe Predigtſtuben,
Die Heimat hinter mir, in ſchnellem Lauf
Durchzog ich Frankreich, das geprieſene
Italien mit heißem Wunſche ſuchend.
Es war die Zeit des großen Kirchenfeſts,
Von Pilgerſchaaren wimmelten die Wege,
Bekränzt war jedes Gottesbild, es war,
Als ob die Menſchheit auf der Wandrung wäre,
Wallfahrend nach dem Himmelreich — Mich ſelbſt
Ergriff der Strom der glaubenvollen Menge,
Und riß mich in das Weichbild Roms —
Wie ward mir, Königinn!
Als mir der Säulen Pracht und Siegesbogen,

Entgegenſtieg, des Koloſſeums Herrlichkeit
Den Staunenden umfing, ein hoher Bildnergeiſt
In ſeine heitre Wunderwelt mich ſchloß!
Ich hatte nie der Künſte Macht gefühlt,
Es haßt die Kirche, die mich auferzog,
Der Sinne Reiz, kein Abbild duldet ſie,
Allein das körperloſe Wort verehrend.
Wie wurde mir, als ich ins Innre nun
Der Kirchen trat, und die Muſik der Himmel
Herunterſtieg, und der Geſtalten Fülle
Verſchwenderiſch aus Wand und Decke quoll,
Das Herrlichſte und Höchſte, gegenwärtig,
Vor den entzückten Sinnen ſich bewegte,
Als ich ſie ſelbſt nun ſah, die Göttlichen,
Den Gruß des Engels, die Geburt des Herrn,
Die heilge Mutter, die herabgeſtiegne
Dreyfaltigkeit, die leuchtende Verklärung —
Als ich den Papſt drauf ſah in ſeiner Pracht
Das Hochamt halten, und die Völker ſegnen.
O was iſt Goldes, was Juwelen Schein,
Womit der Erde Könige ſich ſchmücken!
Nur er iſt mit dem Göttlichen umgeben.
Ein wahrhaft Reich der Himmel iſt ſein Haus,
Denn nicht von dieſer Welt ſind dieſe Formen.

Maria.

O ſchonet mein! Nicht weiter. Höret auf,
Den friſchen Lebensteppich vor mir aus
Zu breiten — Ich bin elend und gefangen.

Mortimer.

Auch ich wars, Königinn! und mein Gefängniß
Sprang auf und frey auf einmal fühlte ſich
Der Geiſt, des Lebens ſchönen Tag begrüßend.
Haß ſchwur ich nun dem engen dumpfen Buch,
Mit friſchem Kranz die Schläfe mir zu ſchmücken,
Mich fröhlich an die Fröhlichen zu ſchließen.
Viel edle Schotten drängten ſich an mich
Und der Franzoſen muntre Landsmannſchaften.
Sie brachten mich zu eurem edeln Oheim,
Dem Kardinal von Guiſe — Welch ein Mann!
Wie ſicher, klar und männlich groß! — Wie ganz
Gebohren, um die Geiſter zu regieren!
Das Muſter eines königlichen Prieſters,
Ein Fürſt der Kirche, wie ich keinen ſah!

Maria.

Ihr habt ſein theures Angeſicht geſehn,
Des vielgeliebten, des erhabnen Mannes,
Der meiner zarten Jugend Führer war.
O redet mir von ihm. Denkt er noch mein?
Liebt ihn das Glück, blüht ihm das Leben noch,
Steht er noch herrlich da, ein Fels der Kirche?

Mortimer.

Der Treffliche ließ ſelber ſich herab,
Die hohen Glaubenslehren mir zu deuten,
Und meines Herzens Zweifel zu zerſtreun.
Er zeigte mir, daß grübelnde Vernunft
Den Menſchen ewig in der Irre leitet,

Daß ſeine Augen ſehen müſſen, was
Das Herz ſoll glauben, daß ein ſichtbar Haupt
Der Kirche Noth thut, daß der Geiſt der Wahrheit
Geruht hat auf den Sitzungen der Väter.
Die Wahnbegriffe meiner kind'ſchen Seele,
Wie ſchwanden ſie vor ſeinem ſiegenden
Verſtand und vor der Suada ſeines Mundes!
Ich kehrte in der Kirche Schooß zurück,
Schwur meinen Irrthum ab in ſeine Hände.

Maria.

So ſeyd ihr einer jener Tauſende,
Die er mit ſeiner Rede Himmelskraft
Wie der erhabne Prediger des Berges
Ergriffen und zum ew'gen Heil geführt!

Mortimer.

Als ihn des Amtes Pflichten bald darauf
Nach Frankreich riefen, ſandt' er mich nach Rheims,
Wo die Geſellſchaft Jeſu, fromm geſchäftig,
Für Englands Kirche Prieſter auferzieht.
Den alten Schotten Morgan fand ich hier,
Auch euren treuen Leßley, den gelehrten
Biſchof von Roße, die auf Frankreichs Boden
Freudloſe Tage der Verbannung leben —
Eng ſchloß ich mich an dieſe Würdigen,
Und ſtärkte mich im Glauben — Eines Tags,
Als ich mich umſah in des Biſchofs Wohnung,
Fiel mir ein weiblich Bildniß in die Augen,
Von rührend wunderſamem Reiz, gewaltig

Ergriff es mich in meiner tiefſten Seele,
Und des Gefühls nicht mächtig ſtand ich da.
Da ſagte mir der Biſchof: Wohl mit Recht
Mögt ihr gerührt bey dieſem Bilde weilen.
Die ſchönſte aller Frauen, welche leben,
Iſt auch die jammernswürdigſte von allen,
Um unſers Glaubens willen duldet ſie
Und euer Vaterland iſt's, wo ſie leidet.

Maria.

Der Redliche! Nein, ich verlor nicht alles,
Da ſolcher Freund im Unglück mir geblieben.

Mortimer.

Drauf fing er an, mit herzerſchütternder
Beredſamkeit mir euer Märtyrthum
Und eurer Feinde Blutgier abzuſchildern.
Auch euern Stammbaum wieß er mir, er zeigte
Mir eure Abkunft von dem hohen Hauſe
Der Tudor, überzeugte mich, daß euch
Allein gebührt in Engelland zu herrſchen,
Nicht dieſer Afterköniginn, gezeugt
In ehbrecheriſchem Bett, die Heinrich,
Ihr Vater, ſelbſt verwarf als Baſtardtochter.
Nicht ſeinem einz'gen Zeugniß wollt' ich traun,
Ich hohlte Rath bei allen Rechtsgelehrten,
Viel alte Wappenbücher ſchlug ich nach,
Und alle Kundige, die ich befragte,
Beſtätigten mir eures Anſpruchs Kraft.
Ich weiß nunmehr, daß euer gutes Recht

An England euer ganzes Unrecht iſt,
Daß euch dieß Reich als Eigenthum gehört,
Worin ihr ſchuldlos als Gefangne ſchmachtet.

Maria.

O dieſes unglücksvolle Recht! Es iſt
Die einz'ge Quelle aller meiner Leiden.

Mortimer.

Um dieſe Zeit kam mir die Kunde zu,
Daß ihr aus Talbots Schloß hinweggeführt,
Und meinem Oheim übergeben worden —
Des Himmels wundervolle Rettungshand
Glaubt' ich in dieſer Fügung zu erkennen.
Ein lauter Ruf des Schickſals war ſie mir,
Das *meinen* Arm gewählt, euch zu befreyen.
Die Freunde ſtimmen freudig bey, es giebt
Der Kardinal mir ſeinen Rath und Segen,
Und lehrt mich der Verſtellung ſchwere Kunſt.
Schnell ward der Plan entworfen, und ich trete
Den Rückweg an ins Vaterland, wo ich,
Ihr wißt's, vor zehen Tagen bin gelandet.
(Er hält inne)
Ich ſah euch, Königinn — Euch ſelbſt!
Nicht euer Bild! — O welchen Schatz bewahrt
Dieß Schloß! Kein Kerker! Eine Götterhalle,
Glanzvoller als der königliche Hof
Von England — O des Glücklichen, dem es
Vergönnt iſt, Eine Luft mit euch zu athmen!

Wohl hat ſie Recht, die euch ſo tief verbirgt!
Aufſtehen würde Englands ganze Jugend,
Kein Schwerdt in ſeiner Scheide müßig bleiben,
Und die Empörung mit gigantiſchem Haupt
Durch dieſe Friedensinſel ſchreiten, ſähe
Der Britte ſeine Königinn!

Maria.

Wohl ihr!
Säh' jeder Britte ſie mit euren Augen!

Mortimer.

Wär' er, wie ich, ein Zeuge eurer Leiden,
Der Sanftmuth Zeuge und der edlen Faſſung,
Womit ihr das Unwürdige erduldet.
Denn geht ihr nicht aus allen Leidensproben,
Als eine Königinn hervor? Raubt euch
Des Kerkers Schmach von eurem Schönheitsglanze?
Euch mangelt alles, was das Leben ſchmückt,
Und doch umfließt euch ewig Licht und Leben.
Nie ſetz' ich meinen Fuß auf dieſe Schwelle,
Daß nicht mein Herz zerriſſen wird von Qualen,
Nicht von der Luſt entzückt, euch anzuſchauen! —
Doch furchtbar naht ſich die Entſcheidung, wachſend
Mit jeder Stunde dringet die Gefahr,
Ich darf nicht länger ſäumen — Euch nicht länger
Das Schreckliche verbergen —

Maria.

Iſt mein Urtheil
Gefällt? Entdeckt mir's frey. Ich kann es hören.

Morti-

Mortimer.

Es iſt gefällt. Die zwey und vierzig Richter haben
Ihr Schuldig ausgeſprochen über euch. Das Haus
Der Lords und der Gemeinen, die Stadt London
Beſtehen heftig dringend auf des Urtheils
Vollſtreckung, nur die Königinn ſäumt noch,
— Aus arger Liſt, daß man ſie nöthige,
Nicht aus Gefühl der Menſchlichkeit und Schonung.

Maria (mit Faſſung).

Sir Mortimer, ihr überraſcht mich nicht,
Erſchreckt mich nicht. Auf ſolche Botſchaft war ich
Schon längſt gefaßt. Ich kenne meine Richter.
Nach den Mißhandlungen, die ich erlitten,
Begreif' ich wohl, daß man die Freyheit mir
Nicht ſchenken kann — Ich weiß, wo man hinaus will.
In ew'gem Kerker will man mich bewahren,
Und meine Rache, meinen Rechtsanſpruch
Mit mir verſcharren in Gefängnißnacht.

Mortimer.

Nein, Königinn — o nein! nein! Dabey ſteht man
Nicht ſtill. Die Tyranney begnügt ſich nicht,
Ihr Werk nur halb zu thun. So lang ihr lebt,
Lebt auch die Furcht der Königinn von England.
Euch kann kein Kerker tief genug begraben,
Nur euer Tod verſichert ihren Thron.

Maria.

Sie könnt' es wagen, mein gekröntes Haupt
Schmachvoll auf einen Henkerblock zu legen?

Mortimer.

Sie wird es wagen. Zweifelt nicht daran.

Maria.

Sie könnte ſo die eigne Majeſtät
Und aller Könige im Staube wälzen?
Und fürchtet ſie die Rache Frankreichs nicht?

Mortimer.

Sie ſchließt mit Frankreich einen ew'gen Frieden,
Dem Dúc von Anjou ſchenkt ſie Thron und Hand.

Maria.

Wird ſich der König Spaniens nicht waffnen?

Mortimer.

Nicht eine Welt in Waffen fürchtet ſie,
So lang ſie Frieden hat mit ihrem Volke.

Maria.

Den Britten wollte ſie dieß Schauſpiel geben?

Mortimer.

Dieß Land, Milady, hat in letzten Zeiten
Der königlichen Frauen *mehr* vom Thron
Herab aufs Blutgerüſte ſteigen ſehn.
Die eigne Mutter der Eliſabeth
Gieng dieſen Weg, und Catharina Howard,
Auch Lady Gray war ein gekröntes Haupt.

Maria (nach einer Pauſe).

Nein, Mortimer! Euch blendet eitle Furcht.
Es iſt die Sorge eures treuen Herzens,
Die euch vergebne Schreckniſſe erſchafft.
Nicht das Schaffot iſt's, das ich fürchte, Sir.

Es giebt noch andre Mittel, ſtillere,
Wodurch ſich die Beherrſcherinn von England
Vor meinem Anſpruch Ruhe ſchaffen kann.
Eh ſich ein Henker für mich findet, wird
Noch eher ſich ein Mörder dingen laſſen.
— Das iſt's, wovor ich zittre, Sir! und nie
Setz' ich des Bechers Rand an meine Lippen,
Daß nicht ein Schauder mich ergreift, er könnte
Kredenzt ſeyn von der Liebe meiner Schweſter.

Mortimer.

Nicht offenbar noch heimlich ſoll's dem Mord
Gelingen, euer Leben anzutaſten.
Seyd ohne Furcht! Bereitet iſt ſchon alles,
Zwölf edle Jünglinge des Landes ſind
In meinem Bündniß, haben heute früh
Das Sakrament darauf empfangen, euch
Mit ſtarkem Arm aus dieſem Schloß zu führen.
Graf Aubeſpine, der Abgeſandte Frankreichs,
Weiß um den Bund, er bietet ſelbſt die Hände,
Und ſein Pallaſt iſt's, wo wir uns verſammeln.

Maria.

Ihr macht mich zittern, Sir — doch nicht für Freude.
Mir fliegt ein böſes Ahnen durch das Herz.
Was unternehmt ihr? Wißt ihr's? Schrecken euch
Nicht Babingtons, nicht Tichburns blut'ge Häupter,
Auf Londons Brücke warnend aufgeſteckt,
Nicht das Verderben der unzähligen,
Die ihren Tod in gleichem Wagſtück fanden,

Und meine Ketten ſchwerer nur gemacht?
Unglücklicher, verführter Jüngling — flieht!
Flieht, wenn's noch Zeit iſt — wenn der Späher Burleigh
Nicht jetzt ſchon Kundſchaft hat von euch, nicht ſchon
In eure Mitte den Verräther miſchte.
Flieht aus dem Reiche ſchnell! Marien Stuart
Hat noch kein Glücklicher beſchützt.

Mortimer.

Mich ſchrecken
Nicht Babingtons, nicht Tichburns blut'ge Häupter,
Auf Londons Brücke warnend aufgeſteckt,
Nicht das Verderben der unzähl'gen andern,
Die ihren Tod in gleichem Wagſtück fanden,
Sie fanden auch darin den ew'gen Ruhm,
Und Glück ſchon iſt's, für eure Rettung ſterben.

Maria.

Umſonſt! mich rettet nicht Gewalt, nicht Liſt.
Der Feind iſt wachſam und die Macht iſt ſein.
Nicht Paulet nur und einer Wächter Schaar,
Ganz England hütet meines Kerkers Thore.
Der freye Wille der Eliſabeth allein
Kann ſie mir aufthun.

Mortimer.

O das hoffet nie!

Maria.

Ein einz'ger Mann lebt, der ſie öffnen kann.

Mortimer.

O nennt mir dieſen Mann —

Maria.
Graf Leſter.

Mortimer (tritt erſtaunt zurück).
Leſter!
Graf Leſter! — Euer blutigſter Verfolger,
Der Günſtling der Eliſabeth — von dieſem —

Maria.
Bin ich zu retten, iſt's allein durch ihn.
— Geht zu ihm. Oeffnet euch ihm frey.
Und zur Gewähr, daß ich's bin, die euch ſendet,
Bringt ihm dieß Schreiben. Es enthält mein Bildniß.
(Sie zieht ein Papier aus dem Buſen, Mortimer tritt zurück und zögert, es anzunehmen)
Nehmt hin. Ich trag' es lange ſchon bey mir,
Weil eures Oheims ſtrenge Wachſamkeit
Mir jeden Weg zu ihm gehemmt — Euch ſandte
Mein guter Engel —

Mortimer.
Königinn — dieß Räthſel —
Erklärt es mir —

Maria.
Graf Leſter wird's euch löſen.
Vertraut ihm, er wird euch vertraun — Wer kommt?

Kennedy (eilfertig eintretend).
Sir Paulet naht mit einem Herrn vom Hofe.

Mortimer.
Es iſt Lord Burleigh. Faßt euch, Königinn!
Hört es mit Gleichmuth an, was er euch bringt.
(Er entfernt ſich durch eine Seitenthür, Kennedy folgt ihm).

Siebenter Auftritt.

Maria. Lord Burleigh, Großſchatzmeiſter
von England, und Ritter Paulet.

Paulet.
Ihr wünſchtet heut Gewißheit eures Schickſals,
Gewißheit bringt euch Seine Herrlichkeit,
Milord von Burleigh. Tragt ſie mit Ergebung.
Maria.
Mit Würde, hoff' ich, die der Unſchuld ziemt.
Burleigh.
Ich komme als Geſandter des Gerichts.
Maria.
Lord Burleigh leiht dienſtfertig dem Gerichte,
Dem er den Geiſt geliehn, nun auch den Mund.
Paulet.
Ihr ſprecht, als wüßtet ihr bereits das Urtheil.
Maria.
Da es Lord Burleigh bringt, ſo weiß ich es.
— Zur Sache, Sir.
Burleigh.
Ihr habt euch dem Gericht
Der zwey und vierzig unterworfen, Lady —
Maria.
Verzeiht, Milord, daß ich euch gleich zu Anfang
Ins Wort muß fallen — Unterworfen hätt' ich mich
Dem Richterſpruch der zwey und vierzig, ſagt ihr?
Ich habe keineswegs mich unterworfen.

Wie könnt' ich das — ich könnte meinem Rang,
Der Würde meines Volks und meines Sohns,
Und aller Fürſten nicht ſo viel vergeben.
Verordnet iſt im engliſchen Geſetz,
Daß jeder Angeklagte durch Geſchworne
Von ſeines Gleichen ſoll gerichtet werden.
Wer in der Kommittee iſt meines Gleichen?
Nur Könige ſind meine Peers.

Burleigh.

Ihr hörtet
Die Klagartikel an, ließt euch darüber
Vernehmen vor Gerichte —

Maria.

Ja, ich habe mich
Durch Hattons arge Liſt verleiten laſſen,
Bloß meiner Ehre wegen, und im Glauben
An meiner Gründe ſiegende Gewalt,
Ein Ohr zu leihen jenen Klagepunkten
Und ihren Ungrund darzuthun — Das that ich
Aus Achtung für die würdigen Perſonen
Der Lords, nicht für ihr Amt, das ich verwerfe.

Burleigh.

Ob ihr ſie anerkennt, ob nicht, Milady,
Das iſt nur eine leere Förmlichkeit,
Die des Gerichtes Lauf nicht hemmen kann.
Ihr athmet Englands Luft, genießt den Schutz,
Die Wohlthat des Geſetzes, und ſo ſeyd ihr
Auch ſeiner Herrſchaft Unterthan!

Maria.

Ich athme
Die Luft in einem engliſchen Gefängniß.
Heißt das in England leben, der Geſetze
Wohlthat genießen? Kenn' ich ſie doch kaum.
Nie hab' ich eingewilligt, ſie zu halten.
Ich bin nicht dieſes Reiches Bürgerinn,
Bin eine freye Königinn des Auslands.

Burleigh.

Und denkt ihr, daß der königliche Name
Zum Freybrief dienen könne, blut'ge Zwietracht
In fremdem Lande ſtraflos auszuſäen?
Wie ſtünd' es um die Sicherheit der Staaten,
Wenn das gerechte Schwerdt der Themis nicht
Die ſchuld'ge Stirn des königlichen Gaſtes
Erreichen könnte, wie des Bettlers Haupt?

Maria.

Ich will mich nicht der Rechenſchaft entziehn,
Die Richter ſind es nur, die ich verwerfe.

Burleigh.

Die Richter! Wie Mylady? Sind es etwa
Vom Pöbel aufgegriffene Verworfne,
Schaamloſe Zungendreſcher, denen Recht
Und Wahrheit feil iſt, die ſich zum Organ
Der Unterdrückung willig dingen laſſen?
Sind's nicht die erſten Männer dieſes Landes,
Selbſtſtändig gnug, um wahrhaft ſeyn zu dürfen,
Um über Fürſtenfurcht und niedrige

Beſtechung weit erhaben ſich zu ſehn?
Sind's nicht dieſelben, die ein edles Volk
Frey und gerecht regieren, deren Namen
Man nur zu nennen braucht, um jeden Zweifel,
Um jeden Argwohn ſchleunig ſtumm zu machen?
An ihrer Spitze ſteht der Völkerhirte,
Der fromme Primas von Kanterbury,
Der weiſe Talbot, der des Siegels wahret,
Und **Howard**, der des Reiches Flotten führt.
Sagt! Konnte die Beherrſcherinn von England
Mehr thun, als aus der ganzen Monarchie
Die edelſten ausleſen und zu Richtern
In dieſem königlichen Streit beſtellen?
Und wär's zu denken, daß Partheienhaß
Den einzelnen beſtäche — Können vierzig
Erleſ'ne Männer ſich in einem Spruche
Der Leidenſchaft vereinigen?

Maria (nach einigem Stillſchweigen).
Ich höre ſtaunend die Gewalt des Mundes,
Der mir von je ſo unheilbringend war —
Wie werd' ich mich, ein ungelehrtes Weib,
Mit ſo kunſtfert'gem Redner meſſen können! —
Wohl! wären dieſe Lords, wie ihr ſie ſchildert,
Verſtummen müßt' ich, hoffnungslos verloren
Wär' meine Sache, ſprächen ſie mich ſchuldig.
Doch dieſe Namen, die ihr preiſend nennt,
Die mich durch ihr Gewicht zermalmen ſollen,
Milord, ganz andere Rollen ſeh' ich ſie

In den Geſchichten dieſes Landes ſpielen.
Ich ſehe dieſen hohen Adel Englands,
Des Reiches majeſtätiſchen Senat,
Gleich Sklaven des Serails den Sultanslaunen
Heinrichs des Achten, meines Großohms, ſchmeicheln —
Ich ſehe dieſes edle Oberhaus,
Gleich feil mit den erkäuflichen Gemeinen,
Geſetze prägen und verrufen, Ehen
Auflöſen, binden, wie der Mächtige
Gebietet, Englands Fürſtentöchter heute
Enterben, mit dem Baſtardnamen ſchänden,
Und morgen ſie zu Königinnen krönen.
Ich ſehe dieſe würd'gen Peers mit ſchnell
Vertauſchter Ueberzeugung unter vier
Regierungen den Glauben viermal ändern —

Burleigh.

Ihr nennt euch fremd in Englands Reichsgeſetzen,
In Englands Unglück ſeyd ihr ſehr bewandert.

Maria.

Und das ſind meine Richter! — Lord Schatzmeiſter!
Ich will gerecht ſeyn gegen euch! Seyd ihr's
Auch gegen mich — Man ſagt, ihr meint es gut
Mit dieſem Staat, mit eurer Königinn,
Seyd unbeſtechlich, wachſam, unermüdet —
Ich will es glauben. Nicht der eigne Nutzen
Regiert euch, euch regiert allein der Vortheil
Des Souverains, des Landes. Eben darum
Miſtraut euch, edler Lord, daß nicht der Nutzen

Des Staats euch als Gerechtigkeit erſcheine.
Nicht zweifl' ich dran, es ſitzen neben euch
Noch edle Männer unter meinen Richtern.
Doch ſie ſind Proteſtanten, Eiferer
Für Englands Wohl, und ſprechen über mich,
Die Königinn von Schottland, die Papiſtinn!
Es kann der Britte gegen den Schotten nicht
Gerecht ſeyn, iſt ein uralt Wort — Drum iſt
Herkömmlich ſeit der Väter grauen Zeit,
Daß vor Gericht kein Britte gegen den Schotten,
Kein Schotte gegen jenen zeugen darf.
Die Noth gab dieſes ſeltſame Geſetz,
Ein tiefer Sinn wohnt in den alten Bräuchen,
Man muß ſie ehren, Milord — die Natur
Warf dieſe beiden feur'gen Völkerſchaften
Auf dieſes Bret im Ocean, ungleich
Vertheilte ſie's, und hieß ſie darum kämpfen.
Der Tweede ſchmales Bette trennt allein
Die heft'gen Geiſter, oft vermiſchte ſich
Das Blut der Kämpfenden in ihren Wellen.
Die Hand am Schwerdte, ſchauen ſie ſich drohend
Von beiden Ufern an, ſeit tauſend Jahren.
Kein Feind bedränget Engelland, dem nicht
Der Schotte ſich zum Helfer zugeſellte,
Kein Bürgerkrieg entzündet Schottlands Städte,
Zu dem der Britte nicht den Zunder trug.
Und nicht erlöſchen wird der Haß, bis endlich
Ein Parlament ſie brüderlich vereint,
Ein Scepter waltet durch die ganze Inſel.

Burleigh.

Und eine Stuart ſollte dieſes Glück
Dem Reich gewähren?

Maria.

Warum ſoll ich's läugnen?
Ja, ich geſteh's, daß ich die Hofnung nährte,
Zwey edle Nationen unterm Schatten
Des Oehlbaums frei und fröhlich zu vereinen.
Nicht ihres Völkerhaſſes Opfer glaubt' ich
Zu werden; ihre lange Eiferſucht,
Der alten Zwietracht unglückſel'ge Glut
Hofft' ich auf ew'ge Tage zu erſticken,
Und, wie mein Ahnherr Richmond die zwei Roſen
Zuſammenband nach blut'gem Streit, die Kronen
Schottland und England friedlich zu vermählen.

Burleigh.

Auf ſchlimmem Weg verfolgtet ihr dieß Ziel,
Da ihr das Reich entzünden, durch die Flammen
Des Bürgerkriegs zum Throne ſteigen wolltet.

Maria.

Das wollt' ich nicht — beim großen Gott des Himmels!
Wann hätt' ich das gewollt? Wo ſind die Proben?

Burleigh.

Nicht Streitens wegen kam ich her. Die Sache
Iſt keinem Wortgefecht mehr unterworfen.
Es iſt erkannt durch vierzig Stimmen gegen zwey,
Daß ihr die Acte vom vergangnen Jahr
Gebrochen, dem Geſetz verfallen ſeyd.

Es iſt verordnet im vergangnen Jahr:
„Wenn ſich Tumult im Königreich erhübe,
„Im Namen und zum Nutzen irgend einer
„Perſon, die Rechte vorgiebt an die Krone,
„Daß man gerichtlich gegen ſie verfahre,
„Bis in den Tod die Schuldige verfolge“ —
Und da bewieſen iſt —

Maria.

Milord von Burleigh!
Ich zweifle nicht, daß ein Geſez, ausdrücklich
Auf *mich* gemacht, verfaßt, mich zu verderben,
Sich gegen mich wird brauchen laſſen — Wehe
Dem armen Opfer, wenn derſelbe Mund,
Der das Geſetz gab, auch das Urtheil ſpricht!
Könnt ihr es läugnen, Lord, daß jene Acte
Zu meinem Untergang erſonnen iſt?

Burleigh.

Zu eurer Warnung ſollte ſie gereichen,
Zum Fallſtrick habt ihr ſelber ſie gemacht.
Den Abgrund ſaht ihr, der vor euch ſich aufthat,
Und treugewarnet ſtürztet ihr hinein.
Ihr wart mit Babington, dem Hochverräther,
Und ſeinen Mordgeſellen einverſtanden,
Ihr hattet Wiſſenſchaft von allem, lenktet
Aus eurem Kerker planvoll die Verſchwörung.

Maria.

Wann hätt' ich das gethan? Man zeige mir
Die Dokumente auf.

Burleigh.

Die hat man euch
Schon neulich vor Gerichte vorgewieſen.

Maria.

Die Copien von fremder Hand geſchrieben!
Man bringe die Beweiſe mir herbey,
Daß ich ſie ſelbſt, diktirt daß ich ſie ſo
Diktirt, gerade ſo, wie man geleſen.

Burleigh.

Daß es dieſelben ſind, die er empfangen,
Hat Babington vor ſeinem Tod bekannt.

Maria.

Und warum ſtellte man ihn mir nicht lebend
Vor Augen? Warum eilte man ſo ſehr,
Ihn aus der Welt zu fördern, eh' man ihn
Mir, Stirne gegen Stirne, vorgeführt?

Burleigh.

Auch eure Schreiber, Kurl und Nau, erhärten
Mit einem Eid, daß es die Briefe ſeyen,
Die ſie aus eurem Munde niederſchrieben.

Maria.

Und auf das Zeugniß meiner Hausbedienten
Verdammt man mich? Auf Treu und Glauben derer,
Die mich verrathen, ihre Königinn,
Die in demſelben Augenblick die Treu
Mir brachen, da ſie gegen mich gezeugt?

Burleigh.

Ihr ſelbſt erklärtet ſonſt den Schotten Kurl
Für einen Mann von Tugend und Gewiſſen.

Maria.

So kannt' ich ihn — doch eines Mannes Tugend
Erprobt allein die Stunde der Gefahr.
Die Folter konnt' ihn ängſtigen, daß er
Ausſagte und geſtand, was er nicht wußte!
Durch falſches Zeugniß glaubt' er ſich zu retten,
Und mir, der Königinn, nicht viel zu ſchaden.

Burleigh.

Mit einem freyen Eid hat er's beſchworen.

Maria.

Vor meinem Angeſichte nicht! — Wie, Sir?
Das ſind zwey Zeugen, die noch beide leben!
Man ſtelle ſie mir gegenüber, laſſe ſie
Ihr Zeugniß mir in's Antlitz wiederholen!
Warum mir eine Gunſt, ein Recht verweigern,
Das man dem Mörder nicht verſagt? Ich weiß
Aus Talbots Munde, meines vor'gen Hüters,
Daß unter dieſer nämlichen Regierung
Ein Reichsſchluß durchgegangen, der befiehlt,
Den Kläger dem Beklagten vorzuſtellen.
Wie? Oder hab' ich falſch gehört? — Sir Paulet!
Ich hab' euch ſtets als Biedermann erfunden,
Beweiſt es jetzo. Sagt mir auf Gewiſſen,
Iſt's nicht ſo? Giebt's kein ſolch Geſetz in England?

Paulet.

So iſt's, Milady. Das iſt bey uns Rechtens.
Was wahr iſt, muß ich ſagen.

Maria.

Nun, Milord!
Wenn man mich denn ſo ſtreng nach engliſchem Recht
Behandelt, wo dieß Recht mich unterdrückt,
Warum daſſelbe Landesrecht umgehen,
Wenn es mir Wohlthat werden kann? — Antwortet!
Warum ward Babington mir nicht vor Augen
Geſtellt, wie das Geſetz befiehlt? Warum
Nicht meine Schreiber, die noch beide leben?

Burleigh.

Ereifert euch nicht, Lady. Euer Einverſtändniß
Mit Babington iſt's nicht allein —

Maria.

Es iſt's
Allein, was mich dem Schwerdte des Geſetzes
Bloßſtellt, wovon ich mich zu rein'gen habe.
Milord! Bleibt bei der Sache. Beugt nicht aus.

Burleigh.

Es iſt bewieſen, daß ihr mit Mendoza,
Dem ſpaniſchen Botſchafter, unterhandelt —

Maria. (lebhaft).

Bleibt bei der Sache, Lord!

Burleigh.

Daß ihr Anſchläge
Geſchmiedet, die Religion des Landes
Zu ſtürzen, alle Könige Europens
Zum Krieg mit England aufgeregt —

Maria.

Und wenn ich's
Gethan? Ich hab' es nicht gethan — Jedoch
Geſetzt, ich that's! — Milord, man hält mich hier
Gefangen wider alle Völkerrechte.
Nicht mit dem Schwerdte kam ich in dieß Land,
Ich kam herein, als eine Bittende,
Das heil'ge Gaſtrecht fodernd, in den Arm
Der blutsverwandten Königinn mich werfend —
Und ſo ergriff mich die Gewalt, bereitete
Mir Ketten, wo ich Schutz gehofft — Sagt an!
Iſt mein Gewiſſen gegen dieſen Staat
Gebunden? Hab' ich Pflichten gegen England?
Ein heilig Zwangsrecht üb' ich aus, da ich
Aus dieſen Banden ſtrebe, Macht mit Macht
Abwende, alle Staaten dieſes Welttheils
Zu meinem Schutz aufrühre und bewege.
Was irgend nur in einem guten Krieg
Recht iſt und ritterlich, das darf ich üben.
Den Mord allein, die heimlich blut'ge That,
Verbietet mir mein Stolz und mein Gewiſſen,
Mord würde mich beflecken und entehren.
Entehren ſag' ich — keinesweges mich
Verdammen, einem Rechtsſpruch unterwerfen.
Denn nicht vom Rechte, von Gewalt allein
Iſt zwiſchen mir und Engelland die Rede.

Burleigh (bedeutend).

Nicht auf der Stärke ſchrecklich Recht beruft euch
Milady! Es iſt der Gefangenen nicht günſtig.

Maria.

Ich bin die Schwache, ſie die Mächt'ge — Wohl,
Sie brauche die Gewalt, ſie tödte mich,
Sie bringe ihrer Sicherheit das Opfer.
Doch ſie geſtehe dann, daß ſie die Macht
Allein, nicht die Gerechtigkeit geübt.
Nicht vom Geſetze borge ſie das Schwerdt,
Sich der verhaßten Feindinn zu entladen,
Und kleide nicht in heiliges Gewand
Der rohen Stärke blutiges Erkühnen.
Solch Gaukelſpiel betrüge nicht die Welt!
Ermorden laſſen kann ſie mich, nicht richten!
Sie geb' es auf, mit des Verbrechens Früchten
Den heil'gen Schein der Tugend zu vereinen,
Und was ſie iſt, das wage ſie zu ſcheinen!
(Sie geht ab.)

Achter Auftritt.

Burleigh. Paulet.

Burleigh.

Sie trotzt uns — wird uns trotzen, Ritter Paulet,
Bis an die Stufen des Schaffots — Dieß ſtolze Herz
Iſt nicht zu brechen — Ueberraſchte ſie
Der Urthelſpruch? Saht ihr ſie eine Thräne

Vergießen? Ihre Farbe nur verändern?
Nicht unſer Mitleid ruft' ſie an. Wohl kennt ſie
Den Zweifelmuth der Königinn von England,
Und unſre Furcht iſt's, was ſie muthig macht.

Paulet.

Lord Großſchatzmeiſter! Dieſer eitle Trotz wird ſchnell
Verſchwinden, wenn man ihm den Vorwand raubt.
Es ſind Unziemlichkeiten vorgegangen
In dieſem Rechtſtreit, wenn ich's ſagen darf.
Man hätte dieſen Babington und Tichburn
Ihr in Perſon vorführen, ihre Schreiber
Ihr gegenüber ſtellen ſollen.

Burleigh (ſchnell).

Nein!
Nein, Ritter Paulet! Das war nicht zu wagen.
Zu groß iſt ihre Macht auf die Gemüther
Und ihrer Thränen weibliche Gewalt.
Ihr Schreiber Kurl, ſtänd' er ihr gegenüber,
Käm' es dazu, das Wort nun auszuſprechen,
An dem ihr Leben hängt — er würde zaghaft
Zurückziehn, ſein Geſtändniß widerrufen —

Paulet.

So werden Englands Feinde alle Welt
Erfüllen mit gehäßigen Gerüchten,
Und des Proceſſes feſtliches Gepräng
Wird als ein kühner Frevel nur erſcheinen.

Burleigh.

Dieß iſt der Kummer unſrer Königinn —

Daß dieſe Stifterinn des Unheils doch
Geſtorben wäre, ehe ſie den Fuß
Auf Englands Boden ſetzte!

Paulet.

Dazu ſag' ich Amen.

Burleigh.

Daß Krankheit ſie im Kerker aufgerieben!

Paulet.

Viel Unglück hätt' es dieſem Land erſpart.

Burleigh.

Doch hätt' auch gleich ein Zufall der Natur
Sie hingerafft — Wir hießen doch die Mörder.

Paulet.

Wohl wahr. Man kann den Menſchen nicht verwehren,
Zu denken, was ſie wollen.

Burleigh.

Zu beweiſen wär's
Doch nicht, und würde weniger Geräuſch erregen —

Paulet.

Mag es Geräuſch erregen! Nicht der laute,
Nur der gerechte Tadel kann verletzen.

Burleigh.

O! auch die heilige Gerechtigkeit
Entflieht dem Tadel nicht. Die Meinung hält es
Mit dem Unglücklichen, es wird der Neid
Stets den obſiegend Glücklichen verfolgen.
Das Richterſchwerdt, womit der Mann ſich ziert,
Verhaßt iſt's in der Frauen Hand. Die Welt

Glaubt nicht an die Gerechtigkeit des Weibes,
Sobald ein Weib das Opfer wird. Umſonſt,
Daß wir, die Richter, nach Gewiſſen ſprachen!
Sie hat der Gnade königliches Recht.
Sie muß es brauchen, unerträglich iſt's,
Wenn ſie den ſtrengen Lauf läßt dem Geſetze!

Paulet.

Und alſo —

Burleigh (raſch einfallend).

Alſo ſoll ſie leben? Nein!
Sie darf nicht leben! Nimmermehr! Dieß, eben
Dieß iſt's, was unſre Königinn beängſtigt —
Warum der Schlaf ihr Lager flieht — Ich leſe
In ihren Augen ihrer Seele Kampf,
Ihr Mund wagt ihre Wünſche nicht zu ſprechen,
Doch vielbedeutend fragt ihr ſtummer Blick:
Iſt unter allen meinen Dienern keiner,
Der die verhaßte Wahl mir ſpart, in ew'ger Furcht
Auf meinem Thron zu zittern, oder grauſam
Die Königinn, die eigne Blutsverwandte
Dem Beil zu unterwerfen?

Paulet.

Das iſt nun die Nothwendigkeit, ſteht nicht zu ändern.

Burleigh.

Wohl ſtünd's zu ändern, meint die Königinn,
Wenn ſie nur aufmerkſam're Diener hätte.

Paulet.

Aufmerkſame!

Burleigh.

Die einen ſtummen Auftrag
Zu deuten wiſſen.

Paulet.

Einen ſtummen Auftrag!

Burleigh.

Die, wenn man ihnen eine gift'ge Schlange
Zu hüten gab, den anvertrauten Feind
Nicht wie ein heilig theures Kleinod hüten.

Paulet (bedeutungsvoll).

Ein hohes Kleinod iſt der gute Name,
Der unbeſcholtne Ruf der Königinn,
Den kann man nicht zu wohl bewachen, Sir!

Burleigh.

Als man die Lady von dem Schrewsbury
Wegnahm und Ritter Paulets Hut vertraute,
Da war die Meinung —

Paulet.

Ich will hoffen, Sir,
Die Meinung war, daß man den ſchwerſten Auftrag
Den reinſten Händen übergeben wollte.
Bey Gott! Ich hätte dieſes Schergenamt
Nicht übernommen, dächt' ich nicht, daß es
Den beſten Mann in England foderte.
Laßt mich nicht denken, daß ich's etwas anderm
Als meinem reinen Rufe ſchuldig bin.

Burleigh.

Man breitet aus, ſie ſchwinde, läßt ſie kränker

Und kränker werden, endlich ſtill verſcheiden,
So ſtirbt ſie in der Menſchen Angedenken —
Und euer Ruf bleibt rein.

Paulet.

Nicht mein Gewiſſen.

Burleigh.

Wenn ihr die eigne Hand nicht leihen wollt,
So werdet ihr der fremden doch nicht wehren —

Paulet (unterbricht ihn).

Kein Mörder ſoll ſich ihrer Schwelle nahn,
So lang die Götter meines Dachs ſie ſchützen.
Ihr Leben iſt mir heilig, heil'ger nicht
Iſt mir das Haupt der Königinn von England.
Ihr ſeyd die Richter! Richtet! Brecht den Stab!
Und wenn es Zeit iſt, laßt den Zimmerer
Mit Axt und Säge kommen, das Gerüſt
Aufſchlagen — für den Scherif und den Henker
Soll meines Schloſſes Pforte offen ſeyn.
Jetzt iſt ſie zur Bewahrung mir vertraut,
Und ſeyd gewiß, ich werde ſie bewahren,
Daß ſie nichts Böſes thun ſoll, noch erfahren!

(gehen ab.)

Zweyter Aufzug.

Der Pallaſt zu Weſtminſter.

Erſter Auftritt.

Der Graf von Kent und Sir William Daviſon (begegnen einander).

Daviſon.

Seyd ihr's, Milord von Kent? Schon vom Turnierplatz
Zurück, und iſt die Feſtlichkeit zu Ende?

Kent.

Wie? Wohntet ihr dem Ritterſpiel nicht bey?

Daviſon.

Mich hielt mein Amt.

Kent.

Ihr habt das ſchönſte Schauſ-
Verloren, Sir, das der Geſchmack erſonnen,
Und edler Anſtand ausgeführt — denn wißt!
Es wurde vorgeſtellt die keuſche Veſtung
Der Schönheit, wie ſie vom Verlangen

Berennt wird — Der Lord Marſchall, Oberrichter,
Der Seneſchal nebſt zehen andern Rittern
Der Königinn vertheidigten die Veſtung,
Und Frankreichs Kavaliere griffen an.
Voraus erſchien ein Herold, der das Schloß
Aufforderte in einem Madrigale,
Und von dem Wall antwortete der Kanzler.
Drauf ſpielte das Geſchütz, und Blumenſträuße,
Wohlriechend köſtliche Eſſenzen wurden
Aus niedlichen Feldſtücken abgefeuert.
Umſonſt! die Stürme wurden abgeſchlagen,
Und das Verlangen mußte ſich zurückziehn.

Daviſon.

Ein Zeichen böſer Vorbedeutung, Graf,
Für die franzöſiſche Brautwerbung.

Kent.

Nun, nun, das war ein Scherz — Im Ernſte, denk' ich,
Wird ſich die Veſtung endlich doch ergeben.

Daviſon.

Glaubt ihr? Ich glaub' es nimmermehr.

Kent.

Die ſchwierigſten Artikel ſind bereits
Berichtigt und von Frankreich zugeſtanden.
Monſieur begnügt ſich, in verſchloſſener
Kapelle ſeinen Gottesdienſt zu halten,
Und öffentlich die Reichsreligion
Zu ehren und zu ſchützen — Hättet ihr den Jubel
Des Volks geſehn, als dieſe Zeitung ſich verbreitet!

Denn dieſes war des Landes ew'ge Furcht,
Sie möchte ſterben ohne Leibeserben,
Und England wieder Papſtes Feſſeln tragen,
Wenn ihr die Stuart auf dem Throne folgte.

Daviſon.

Der Furcht kann es entledigt ſeyn — Sie geht
Ins Brautgemach, die Stuart geht zum Tode.

Kent.

Die Königinn kommt!

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Eliſabeth, von Leiceſter geführt. Graf Aubeſpine, Bellievre, Graf Schrewsbury, Lord Burleigh mit noch andern franzöſiſchen und engliſchen Herren treten auf.

Eliſabeth (zu Aubeſpine).

Graf! ich beklage dieſe edeln Herrn,
Die ihr galanter Eifer über Meer
Hieher geführt, daß ſie die Herrlichkeit
Des Hofs von St. Germain bey mir vermiſſen.
Ich kann ſo prächt'ge Götterfeſte nicht
Erfinden, als die königliche Mutter
Von Frankreich — Ein geſittet fröhlich Volk,
Das ſich, ſo oft ich öffentlich mich zeige,
Mit Segnungen um meine Sänfte drängt,

Dieß iſt das Schauſpiel, das ich fremden Augen
Mit ein'gem Stolze zeigen kann. Der Glanz
Der Edelfräulein, die im Schönheitsgarten
Der Katharina blühn, verbärge nur
Mich ſelber und mein ſchimmerlos Verdienſt.

Aubeſpine.

Nur Eine Dame zeigt Weſtminſterhof
Dem überraſchten Fremden — aber alles,
Was an dem reizenden Geſchlecht entzückt,
Stellt ſich verſammelt dar in dieſer einen.

Bellievre.

Erhabne Majeſtät von Engelland,
Vergönne, daß wir unſern Urlaub nehmen,
Und Monſieur, unſern königlichen Herrn,
Mit der erſehnten Freudenpoſt beglücken.
Ihn hat des Herzens heiße Ungeduld
Nicht in Paris gelaſſen, er erwartet
Zu Amiens die Boten ſeines Glücks,
Und bis nach Kalais reichen ſeine Poſten,
Das Jawort, das dein königlicher Mund
Ausſprechen wird, mit Flügelſchnelligkeit
Zu ſeinem trunknen Ohre hinzutragen.

Eliſabeth.

Graf Bellievre, dringt nicht weiter in mich.
Nicht Zeit iſt's jetzt, ich wiederhohl' es euch,
Die freud'ge Hochzeitfackel anzuzünden.
Schwarz hängt der Himmel über dieſem Lande,
Und beſſer ziemte mir der Trauerflor,

Als das Gepränge bräutlicher Gewänder.
Denn nahe droht ein jammervoller Schlag
Mein Herz zu treffen und mein eignes Haus.

Bellievre.

Nur dein Verſprechen gieb uns, Königinn,
In frohern Tagen folge die Erfüllung.

Eliſabeth.

Die Könige ſind nur Sklaven ihres Standes,
Dem eignen Herzen dürfen ſie nicht folgen.
Mein Wunſch war's immer, unvermählt zu ſterben,
Und meinen Ruhm hätt' ich darein geſetzt,
Daß man dereinſt auf meinem Grabſtein läſe:
Hier ruht die jungfräuliche Königinn.
Doch meine Unterthanen wollens nicht,
Sie denken jetzt ſchon fleißig an die Zeit,
Wo ich dahin ſeyn werde — Nicht genug,
Daß jetzt der Segen dieſes Land beglückt,
Auch ihrem künft'gen Wohl ſoll ich mich opfern,
Auch meine jungfräuliche Freyheit ſoll ich,
Mein höchſtes Gut, hingeben für mein Volk,
Und der Gebieter wird mir aufgedrungen.
Es zeigt mir dadurch an, daß ich ihm nur
Ein Weib bin, und ich meinte doch, regiert
Zu haben, wie ein Mann, und wie ein König.
Wohl weiß ich, daß man Gott nicht dient, wenn man
Die Ordnung der Natur verläßt, und Lob
Verdienen ſie, die vor mir hier gewaltet,
Daß ſie die Klöſter aufgethan, und tauſend

Schlachtopfer einer falſchverſtandnen Andacht
Den Pflichten der Natur zurückgegeben.
Doch eine Königinn, die ihre Tage
Nicht ungenützt in müßiger Beſchauung
Verbringt, die unverdroſſen, unermüdet,
Die ſchwerſte aller Pflichten übt, die ſollte
Von dem Naturzweck ausgenommen ſeyn,
Der Eine Hälfte des Geſchlechts der Menſchen
Den andern unterwürfig macht —

Aubeſpine.

Jedwede Tugend, Königinn, haſt du
Auf deinem Thron verherrlicht, nichts iſt übrig
Als dem Geſchlechte, deſſen Ruhm du biſt,
Auch noch in ſeinen eigenſten Verdienſten
Als Muſter vorzuleuchten. Freylich lebt
Kein Mann auf Erden, der es würdig iſt,
Daß du die Freyheit ihm zum Opfer brächteſt.
Doch wenn Geburt, wenn Hoheit, Heldentugend
Und Männerſchönheit einen Sterblichen
Der Ehre würdig machen, ſo —

Eliſabeth.

Kein Zweifel,
Herr Abgeſandter, daß ein Ehebündniß
Mit einem königlichen Sohne Frankreichs
Mich ehrt! Ja, ich geſteh' es unverhehlen,
Wenn es ſeyn muß — wenn ichs nicht ändern kann,
Dem Dringen meines Volkes nachzugeben —
Und es wird ſtärker ſeyn als ich, befürcht' ich —

So kenn' ich in Europa keinen Fürſten,
Dem ich mein höchſtes Kleinod, meine Freyheit,
Mit minderm Widerwillen opfern würde.
Laßt dieß Geſtändniß euch Genüge thun.

Bellievre.

Es iſt die ſchönſte Hofnung, doch es iſt
Nur eine Hofnung, und mein Herr wünſcht mehr —

Eliſabeth.

Was wünſcht er?
(Sie zieht einen Ring vom Finger und betrachtet ihn nachdenkend.)
Hat die Königinn doch nichts
Voraus vor dem gemeinen Bürgerweibe!
Das gleiche Zeichen weißt auf gleiche Pflicht,
Auf gleiche Dienſtbarkeit — Der Ring macht Ehen,
Und Ringe ſind's, die eine Kette machen.
— Bringt Seiner Hoheit dieß Geſchenk. Es iſt
Noch keine Kette, bindet mich noch nicht,
Doch kann ein Reif draus werden, der mich bindet.

Bellievre.

(kniet nieder, den Ring empfangend)
In ſeinem Namen, große Königinn,
Empfang' ich knieend dieß Geſchenk, und drücke
Den Kuß der Huldigung auf meiner Fürſtinn Hand!

Eliſabeth.

(zum Grafen Leiceſter, den ſie während der letzten Rede unverwandt betrachtet hat)
Erlaubt, Milord!
(Sie nimmt ihm das blaue Band ab, und hängt es dem Bellievre um)

Bekleidet Seine Hoheit
Mit dieſem Schmuck, wie ich euch hier damit
Bekleide und in meines Ordens Pflichten nehme.
Hony soit qui mal y pense! — Es ſchwinde
Der Argwohn zwiſchen beiden Nationen,
Und ein vertraulich Band umſchlinge fortan
Die Kronen Frankreich und Britannien!

Aubeſpine.

Erhabne Königinn, dieß iſt ein Tag
Der Freude! Möcht' er's allen ſeyn und möchte
Kein Leidender auf dieſer Inſel trauern!
Die Gnade glänzt auf deinem Angeſicht,
O! daß ein Schimmer ihres heitern Lichts
Auf eine unglücksvolle Fürſtinn fiele,
Die Frankreich und Britannien gleich nahe
Angeht —

Eliſabeth.

Nicht weiter, Graf! Vermengen wir
Nicht zwey ganz unvereinbare Geſchäfte.
Wenn Frankreich ernſtlich meinen Bund verlangt,
Muß es auch meine Sorgen mit mir theilen,
Und meiner Feinde Freund nicht ſeyn —

Aubeſpine.

Unwürdig
In deinen eignen Augen würd' es handeln,
Wenn es die Unglückſelige, die Glaubens-
Verwandte, und die Wittwe ſeines Königs

In dieſem Bund vergäße — Schon die Ehre,
Die Menſchlichkeit verlangt —

Eliſabeth.

In dieſem Sinn
Weiß ich ſein Fürwort nach Gebühr zu ſchätzen.
Frankreich erfüllt die Freundespflicht, mir wird
Verſtattet ſeyn, als Königinn zu handeln.

(Sie neigt ſich gegen die franzöſiſchen Herrn, welche ſich mit den übrigen Lords ehrfurchtsvoll entfernen.)

Dritter Auftritt.

Eliſabeth. Leiceſter. Burleigh. Talbot.

(Die Königinn ſetzt ſich.)

Burleigh.

Ruhmvolle Königinn! Du kröneſt heut
Die heißen Wünſche deines Volks. Nun erſt
Erfreun wir uns der ſegenvollen Tage,
Die du uns ſchenkſt, da wir nicht zitternd mehr
In eine ſtürmevolle Zukunft ſchauen.
Nur eine Sorge kümmert noch dieß Land,
Ein Opfer iſt's, das alle Stimmen fodern.
Gewähr' auch dieſes, und der heut'ge Tag
Hat Englands Wohl auf immerdar gegründet.

Eliſabeth.

Was wünſcht mein Volk noch? Sprecht, Milord.

Burleigh.

Es fordert
Das Haupt der Stuart — Wenn du deinem Volk
Der Freyheit köſtliches Geſchenk, das theuer
Erworbne Licht der Wahrheit willſt verſichern,
So muß *ſie* nicht mehr ſeyn — Wenn wir nicht ewig
Für dein koſtbares Leben zittern ſollen,
So muß die Feindinn untergehn! — Du weißt es,
Nicht alle deine Britten denken gleich,
Noch viele heimliche Verehrer zählt
Der röm'ſche Götzendienſt auf dieſer Inſel.
Die alle nähren feindliche Gedanken,
Nach dieſer Stuart ſteht ihr Herz, ſie ſind
Im Bunde mit den lothringiſchen Brüdern,
Den unverſöhnten Feinden deines Namens.
Dir iſt von dieſer wüthenden Parthey
Der grimmige Vertilgungskrieg geſchworen,
Den man mit falſchen Höllenwaffen führt.
Zu Rheims, dem Biſchofsſitz des Kardinals,
Dort iſt das Rüſthaus, wo ſie Blitze ſchmieden,
Dort wird der Königsmord gelehrt — Von dort
Geſchäftig ſenden ſie nach deiner Inſel
Die Miſſionen aus, entſchloßne Schwärmer,
In allerley Gewand vermummt — Von dort
Iſt ſchon der dritte Mörder ausgegangen,
Und unerſchöpflich, ewig neu erzeugen
Verborgne Feinde ſich aus dieſem Schlunde.
— Und in dem Schloß zu Fotheringhay ſitzt

Die Ate dieſes ew'gen Kriegs, die mit
Der Liebesfackel dieſes Reich entzündet.
Für ſie, die ſchmeichelnd jedem Hofnung giebt,
Weiht ſich die Jugend dem gewiſſen Tod —
Sie zu befreyen, iſt die Loſung, ſie
Auf deinen Thron zu ſetzen, iſt der Zweck.
Denn dieß Geſchlecht der Lothringer erkennt
Dein heilig Recht nicht an, du heißeſt ihnen
Nur eine Räuberinn des Throns, gekrönt
Vom Glück! Sie warens, die die Thörichte
Verführt, ſich Englands Königinn zu ſchreiben.
Kein Friede iſt mit ihr und ihrem Stamm!
Du mußt den Streich erleiden oder führen.
Ihr Leben iſt dein Tod! Ihr Tod dein Leben!

Eliſabeth.

Milord! Ein traurig Amt verwaltet ihr.
Ich kenne eures Eifers reinen Trieb,
Weiß, daß gediegne Weisheit aus euch redet,
Doch dieſe Weisheit, welche Blut befiehlt,
Ich haſſe ſie in meiner tiefſten Seele.
Sinnt einen mildern Rath aus — Edler Lord
Von Schrewsbury! Sagt ihr uns eure Meinung.

Talbot.

Du gabſt dem Eifer ein gebührend Lob,
Der Burleighs treue Bruſt beſeelt — Auch mir,
Strömt es mir gleich nicht ſo beredt vom Munde,
Schlägt in der Bruſt kein minder treues Herz.
Mögſt du noch lange leben, Königinn,

Die Freude deines Volks zu ſeyn, das Glück
Des Friedens dieſem Reiche zu verlängern.
So ſchöne Tage hat dieß Eiland nie
Geſehn, ſeit eigne Fürſten es regieren.
Mög' es ſein Glück mit ſeinem Ruhme nicht
Erkaufen! Möge Talbots Auge wenigſtens
Geſchloſſen ſeyn, wenn dieß geſchieht!

Eliſabeth.

Verhüte Gott, daß wir den Ruhm befleckten!

Talbot.

Nun dann, ſo wirſt du auf ein ander Mittel ſinnen,
Dieß Reich zu retten — denn die Hinrichtung
Der Stuart iſt ein ungerechtes Mittel.
Du kannſt das Urtheil über *die* nicht ſprechen,
Die dir nicht unterthänig iſt.

Eliſabeth.

So irrt
Mein Staatsrath und mein Parlament, im Irrthum
Sind alle Richterhöfe dieſes Landes,
Die mir dieß Recht einſtimmig zuerkannt —

Talbot.

Nicht Stimmenmehrheit iſt des Rechtes Probe,
England iſt nicht die Welt, dein Parlament
Nicht der Verein der menſchlichen Geſchlechter.
Dieß heut'ge England iſt das künft'ge nicht,
Wie's das vergangne nicht mehr iſt — Wie ſich
Die Neigung anders wendet, alſo ſteigt
Und fällt des *Urtheils* wandelbare Woge.

Sag nicht, du müſſeſt der Nothwendigkeit
Gehorchen und dem Dringen deines Volks.
Sobald du willſt, in jedem Augenblick
Kannſt du erproben, daß dein Wille frey iſt.
Verſuch's! Erkläre, daß du Blut verabſcheuſt,
Der Schweſter Leben willſt gerettet ſehn,
Zeig' denen, die dir anders rathen wollen,
Die Wahrheit deines königlichen Zorns,
Schnell wirſt du die Nothwendigkeit verſchwinden
Und Recht in Unrecht ſich verwandeln ſehn.
Du ſelbſt mußt richten, du allein. Du kannſt dich
Auf dieſes unſtät ſchwanke Rohr nicht lehnen.
Der eignen Milde folge du getroſt.
Nicht Strenge legte Gott ins weiche Herz
Des Weibes — Und die Stifter dieſes Reichs,
Die auch dem Weib die Herrſcherzügel gaben,
Sie zeigten an, daß Strenge nicht die Tugend
Der Könige ſoll ſeyn in dieſem Lande.

Eliſabeth.

Ein warmer Anwald iſt Graf Schrewsbury
Für meine Feindinn und des Reichs. Ich ziehe
Die Räthe vor, die meine Wohlfahrt lieben.

Talbot.

Man gönnt ihr keinen Anwald, niemand wagt's,
Zu ihrem Vortheil ſprechend, deinem Zorn
Sich bloß zu ſtellen — So vergönne mir,
Dem alten Manne, den am Grabesrand
Kein irdiſch Hoffen mehr verführen kann,

Daß ich die Aufgegebne beſchütze.
Man ſoll nicht ſagen, daß in deinem Staatsrath
Die Leidenſchaft, die Selbſtſucht eine Stimme
Gehabt, nur die Barmherzigkeit geſchwiegen.
Verbündet hat ſich alles wider ſie,
Du ſelber haſt ihr Antlitz nie geſehn,
Nichts ſpricht in deinem Herzen für die Fremde.
— Nicht ihrer Schuld red' ich das Wort. Man ſagt,
Sie habe den Gemahl ermorden laſſen,
Wahr iſt's, daß ſie den Mörder ehlichte.
Ein ſchwer Verbrechen! — Aber es geſchah
In einer finſter unglückvollen Zeit,
Im Angſtgedränge bürgerlichen Kriegs,
Wo ſie, die Schwache, ſich umrungen ſah
Von heftigdringenden Vaſallen, ſich
Dem Muthvollſtärkſten in die Arme warf —
Wer weiß durch welcher Künſte Macht beſiegt?
Denn ein gebrechlich Weſen iſt das Weib.

Eliſabeth.

Das Weib iſt nicht ſchwach. Es giebt ſtarke Seelen
In dem Geſchlecht — Ich will in meinem Beyſeyn
Nichts von der Schwäche des Geſchlechtes hören.

Talbot.

Dir war das Unglück eine ſtrenge Schule.
Nicht ſeine Freudenſeite kehrte dir
Das Leben zu. Du ſaheſt keinen Thron
Von ferne, nur das Grab zu deinen Füßen.
Zu Woodſtock war's und in des Towers Nacht,

Wo dich der gnäd'ge Vater dieſes Landes
Zur erſten Pflicht durch Trübſal auferzog.
Dort ſuchte dich der Schmeichler nicht. Früh' lernte,
Vom eiteln Weltgeräuſche nicht zerſtreut,
Dein Geiſt ſich ſammeln, denkend in ſich gehn,
Und dieſes Lebens wahre Güter ſchätzen.
— Die Arme rettete kein Gott. Ein zartes Kind
Ward ſie verpflanzt nach Frankreich, an den Hof
Des Leichtſinns, der gedankenloſen Freude.
Dort in der Feſte ew'ger Trunkenheit
Vernahm ſie nie der Wahrheit ernſte Stimme.
Geblendet ward ſie von der Laſter Glanz,
Und fortgeführt vom Strome des Verderbens.
Ihr ward der Schönheit eitles Gut zu Theil,
Sie überſtrahlte blühend alle Weiber,
Und durch Geſtalt nicht minder als Geburt — —

Eliſabeth.

Kommt zu euch ſelbſt, Milord von Schrewsbury!
Denkt, daß wir hier im ernſte Rathe ſitzen.
Das müſſen Reitze ſondergleichen ſeyn,
Die einen Greis in ſolches Feuer ſetzen.
— Milord von Leſter! Ihr allein ſchweigt ſtill?
Was ihn beredt macht, bindet's euch die Zunge?

Leiceſter.

Ich ſchweige für Erſtaunen, Königinn,
Daß man dein Ohr mit Schreckniſſen erfüllt,
Daß dieſe Mährchen, die in Londons Gaſſen
Den gläub'gen Pöbel ängſten, bis herauf

In deines Staatsraths heitre Mitte ſteigen,
Und weiſe Männer ernſt beſchäftigen.
Verwunderung ergreift mich, ich geſteh's,
Daß dieſe länderloſe Königinn
Von Schottland, die den eigenen kleinen Thron
Nicht zu behaupten wußte, ihrer eignen
Vaſallen Spott, der Auswurf ihres Landes,
Dein Schrecken wird auf einmal im Gefängniß!
— Was, beym Allmächt'gen! machte ſie dir furchtbar?
Daß ſie dieß Reich in Anſpruch nimmt, daß dich
Die Guiſen nicht als Königinn erkennen?
Kann dieſer Guiſen Widerſpruch das Recht
Entkräften, das Geburt dir gab, der Schluß
Der Parlamente dir beſtätigte?
Iſt ſie durch Heinrichs letzten Willen nicht
Stillſchweigend abgewieſen, und wird England,
So glücklich im Genuß des neuen Lichts,
Sich der Papiſtinn in die Arme werfen?
Von dir, der angebeteten Monarchinn,
Zu Darnleys Mörderinn hinüberlaufen?
Was wollen dieſe ungeſtümen Menſchen,
Die dich noch lebend mit der Erbinn quälen,
Dich nicht geſchwind genug vermählen können,
Um Staat und Kirche von Gefahr zu retten?
Stehſt du nicht blühend da in Jugendkraft,
Welkt jene nicht mit jedem Tag zum Grabe?
Bey Gott! Du wirſt, ich hoff's, noch viele Jahre
Auf ihrem Grabe wandeln, ohne daß
Du ſelber ſie hinabzuſtürzen brauchteſt —

Burleigh.

Lord Leſter hat nicht immer ſo geurtheilt.

Leiceſter.

Wahr iſt's, ich habe ſelber meine Stimme
Zu ihrem Tod gegeben im *Gericht*.
— Im *Staatsrath* ſprech' ich anders. Hier iſt nicht
Die Rede von dem Recht, nur von dem Vortheil.
Iſt's jetzt die Zeit, von ihr Gefahr zu fürchten,
Da Frankreich ſie verläßt, ihr einz'ger Schutz,
Da du den Königsſohn mit deiner Hand
Beglücken willſt, die Hofnung eines neuen
Regentenſtammes dieſem Lande blüht?
Wozu ſie alſo tödten? Sie iſt todt!
Verachtung iſt der wahre Tod. Verhüte,
Daß nicht das Mitleid ſie ins Leben rufe!
Drum iſt mein Rath: Man laſſe die Sentenz,
Die ihr das Haupt abſpricht, in voller Kraft
Beſtehn! Sie lebe — aber unterm Beile
Des Henkers lebe ſie, und ſchnell, wie ſich
Ein Arm für ſie bewaffnet, fall' es nieder.

Eliſabeth (ſteht auf).

Milords, ich habe nun eure Meinungen
Gehört, und ſag' euch Dank für euren Eifer.
Mit Gottes Beyſtand, der die Könige
Erleuchtet, will ich eure Gründe prüfen,
Und wählen, was das Beſſere mir dünkt.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Ritter Paulet mit Mortimer.

Eliſabeth.

Da kommt Amias Paulet. Edler Sir,
Was bringt ihr uns?

Paulet.

Glorwürd'ge Majeſtät!
Mein Neffe, der ohnlängſt von weiten Reiſen
Zurückgekehrt, wirft ſich zu deinen Füßen
Und leiſtet dir ſein jugendlich Gelübde.
Empfange du es gnadenvoll und laß
Ihn wachſen in der Sonne deiner Gunſt.

Mortimer.

(läßt ſich auf ein Knie nieder)

Lang lebe meine königliche Frau,
Und Glück und Ruhm bekröne ihre Stirne!

Eliſabeth.

Steht auf. Seyd mir willkommen, Sir, in England.
Ihr habt den großen Weg gemacht, habt Frankreich
Bereiſt und Rom und euch zu Rheims verweilt.
Sagt mir denn an, was ſpinnen unſre Feinde?

Mortimer.

Ein Gott verwirre ſie und wende rückwärts
Auf ihrer eignen Schützen Bruſt die Pfeile,
Die gegen meine Königinn geſandt ſind.

Eliſabeth.

Saht ihr den Morgan und den Ränkeſpinnenden
Biſchof von Roße?

Mortimer.

Alle Schottiſche
Verbannte lernt' ich kennen, die zu Rheims
Anſchläge ſchmieden gegen dieſe Inſel.
In ihr Vertrauen ſtahl ich mich, ob ich
Etwa von ihren Ränken was entdeckte.

Paulet.

Geheime Briefe hat man ihm vertraut,
In Ziffern, für die Königinn von Schottland,
Die er mit treuer Hand uns überliefert.

Eliſabeth.

Sagt, was ſind ihre neueſten Entwürfe?

Mortimer.

Es traf ſie alle wie ein Donnerſtreich,
Daß Frankreich ſie verläßt, den feſten Bund
Mit England ſchließt, jetzt richten ſie die Hofnung
Auf Spanien.

Eliſabeth.

So ſchreibt mir Walſingham.

Mortimer.

Auch eine Bulle, die Papſt Sixtus jüngſt
Vom Vatikane gegen dich geſchleudert,
Kam eben an zu Rheims, als ichs verließ,
Das nächſte Schiff bringt ſie nach dieſer Inſel.

Leiceſter.

Vor ſolchen Waffen zittert England nicht mehr.

Burleigh.

Sie werden furchtbar in des Schwärmers Hand.

Eliſabeth (Mortimern forſchend anſehend).

Man gab euch Schuld, daß ihr zu Rheims die Schulen
Beſucht und euren Glauben abgeſchworen?

Mortimer.

Die Miene gab ich mir, ich läugn' es nicht,
So weit gieng die Begierde, dir zu dienen!

Eliſabeth.

(zu Paulet, der ihr Papier überreicht)

Was zieht ihr da hervor?

Paulet.

Es iſt ein Schreiben,
Das dir die Königinn von Schottland ſendet.

Burleigh (haſtig darnach greifend).

Gebt mir den Brief.

Paulet (giebt das Papier der Königinn).

Verzeiht, Lord Großſchatzmeiſter!
In meiner Königinn ſelbſteigne Hand,
Befahl ſie mir den Brief zu übergeben.
Sie ſagt mir ſtets, ich ſey ihr Feind. Ich bin
Nur ihrer Laſter Feind, was ſich verträgt
Mit meiner Pflicht, mag ich ihr gern erweiſen.

(Die Königinn hat den Brief genommen. Während ſie ihn lieſt, ſprechen Mortimer und Leiceſter einige Worte heimlich mit einander.)

Burleigh (zu Paulet).

Was kann der Brief enthalten? Eitle Klagen,
Mit denen man das mitleidsvolle Herz
Der Königinn verſchonen ſoll.

Paulet.

Was er
Enthält, hat ſie mir nicht verhehlt. Sie bittet
Um die Vergünſtigung, das Angeſicht
Der Königinn zu ſehen.

Burleigh (ſchnell).

Nimmermehr!

Talbot.

Warum nicht? Sie erfleht nichts Ungerechtes.

Burleigh.

Die Gunſt des königlichen Angeſichts
Hat ſie verwirkt, die Mordanſtifterinn,
Die nach dem Blut der Königinn gedürſtet.
Wer's treu mit ſeiner Fürſtinn meint, der kann
Den falſch verrätheriſchen Rath nicht geben.

Talbot.

Wenn die Monarchinn ſie beglücken will,
Wollt ihr der Gnade ſanfte Regung hindern?

Burleigh.

Sie iſt verurtheilt! Unterm Beile liegt
Ihr Haupt. Unwürdig iſt's der Majeſtät,
Das Haupt zu ſehen, das dem Tod geweiht iſt.
Das Urtheil kann nicht mehr vollzogen werden,

Wenn ſich die Königinn ihr genahet hat,
Denn Gnade bringt die königliche Nähe —

Eliſabeth.

(nachdem ſie den Brief geleſen, ihre Thränen trocknend)

Was iſt der Menſch! Was iſt das Glück der Erde!
Wie weit iſt dieſe Königinn gebracht,
Die mit ſo ſtolzen Hofnungen begann,
Die auf den älteſten Thron der Chriſtenheit
Berufen worden, die in ihrem Sinn
Drey Kronen ſchon aufs Haupt zu ſetzen meinte!
Welch andre Sprache führt ſie jetzt als damals,
Da ſie das Wappen Englands angenommen,
Und von den Schmeichlern ihres Hofs ſich Königinn
Der zwey britann'ſchen Inſeln nennen ließ!
— Verzeiht Milords, es ſchneidet mir ins Herz,
Wehmuth ergreift mich und die Seele blutet,
Daß Irdiſches nicht feſter ſteht, das Schickſal
Der Menſchheit, das entſetzliche, ſo nahe
An meinem eignen Haupt vorüberzieht.

Talbot.

O Königinn! Dein Herz hat Gott gerührt,
Gehorche dieſer himmliſchen Bewegung,
Schwer büßte ſie fürwahr die ſchwere Schuld,
Reich' ihr die Hand, der tiefgefallenen,
Wie eines Engels Lichterſcheinung ſteige
In ihres Kerkers Gräbernacht hinab —.

Burleigh.

Sey ſtandhaft, große Königinn. Laß nicht

Ein lobenswürdig menſchliches Gefühl
Dich irre führen. Raube dir nicht ſelbſt
Die Freyheit, das Nothwendige zu thun.
Du kannſt ſie nicht begnadigen, nicht retten,
So lade nicht auf dich verhaßten Tadel,
Daß du mit grauſam höhnendem Triumph
Am Anblick deines Opfers dich geweidet.

Leiceſter.

Laßt uns in unſern Schranken bleiben, Lords.
Die Königinn iſt weiſe, ſie bedarf
Nicht unſers Raths, das Würdigſte zu wählen.
Die Unterredung beider Königinnen
Hat nichts gemein mit des Gerichtes Gang.
Englands Geſetz, nicht der Monarchinn Wille,
Verurtheilt die Maria. Würdig iſt's
Der großen Seele der Eliſabeth,
Daß ſie des Herzens ſchönem Triebe folge,
Wenn das Geſetz den ſtrengen Lauf behält.

Eliſabeth.

Geht, meine Lords. Wir werden Mittel finden,
Was Gnade fordert, was Nothwendigkeit
Uns auferlegt, geziemend zu vereinen.
Jetzt — tretet ab!

(Die Lords gehen. An der Thüre ruft ſie den Mortimer zurück.)

Sir Mortimer! Ein Wort!

Fünfter Auftritt.

Eliſabeth. Mortimer.

Eliſabeth.

(nachdem ſie ihn einige Augenblicke forſchend mit den Augen gemeſſen)

Ihr zeigtet einen kecken Muth und ſeltne
Beherrſchung eurer ſelbſt für eure Jahre.
Wer ſchon ſo früh der Täuſchung ſchwere Kunſt
Ausübte, der iſt würdig vor der Zeit,
Und er verkürzt ſich ſeine Prüfungsjahre.
— Auf eine große Bahn ruft euch das Schickſal,
Ich prophezeih' es euch, und mein Orakel
Kann ich, zu eurem Glücke! ſelbſt vollziehn.

Mortimer.

Erhabene Gebieterinn, was ich
Vermag und bin, iſt deinem Dienſt gewidmet.

Eliſabeth.

Ihr habt die Feinde Englands kennen lernen.
Ihr Haß iſt unverſöhnlich gegen mich,
Und unerſchöpflich ihre Blutentwürfe.
Bis dieſen Tag zwar ſchützte mich die Allmacht,
Doch ewig wankt die Kron' auf meinem Haupt,
So lang ſie lebt, die ihrem Schwärmereifer
Den Vorwand leiht und ihre Hofnung nährt.

Mortimer.

Sie lebt nicht mehr, ſobald du es gebieteſt.

Eliſabeth.

Ach Sir! Ich glaubte mich am Ziele ſchon
Zu ſehn, und bin nicht weiter als am Anfang.
Ich wollte die Geſetze handeln laſſen,
Die eigne Hand vom Blute rein behalten.
Das Urtheil iſt geſprochen. Was gewinn' ich?
Es muß vollzogen werden, Mortimer!
Und ich muß die Vollziehung anbefehlen.
Mich immer trift der Haß der That. Ich muß
Sie eingeſtehn, und kann den Schein nicht retten.
Das iſt das ſchlimmſte!

Mortimer.

Was kümmert dich
Der böſe Schein bey der gerechten Sache?

Eliſabeth.

Ihr kennt die Welt nicht, Ritter. Was man ſcheint,
Hat jedermann zum Richter, was man iſt, hat keinen.
Von meinem Rechte überzeug' ich niemand,
So muß ich Sorge tragen, daß mein Antheil
An ihrem Tod in ew'gem Zweifel bleibe.
Bey ſolchen Thaten doppelter Geſtalt
Giebts keinen Schutz als in der Dunkelheit.
Der ſchlimmſte Schritt iſt, den man eingeſteht,
Was man nicht aufgiebt, hat man nie verloren.

Mortimer (ausforſchend).

Dann wäre wohl das Beſte —

Eliſabeth (ſchnell).

Freylich wär's

Das Beſte — O mein guter Engel ſpricht
Aus euch. Fahrt fort, vollendet, werther Sir!
Euch iſt es ernſt, ihr dringet auf den Grund,
Seyd ein ganz andrer Mann als euer Oheim —

Mortimer (betroffen).

Entdeckteſt du dem Ritter deinen Wunſch?

Eliſabeth.

Mich reut, daß ich's that.

Mortimer.

Entſchuldige
Den alten Mann. Die Jahre machen ihn
Bedenklich. Solche Wagſtücke fordern
Den kecken Muth der Jugend —

Eliſabeth (ſchnell).

Darf ich euch —

Mortimer.

Die Hand will ich dir leihen, rette du
Den Namen, wie du kannſt —

Eliſabeth.

Ja, Sir! Wenn ihr
Mich eines Morgens mit der Botſchaft wecktet:
Maria Stuart, deine blut'ge Feindinn,
Iſt heute Nacht verſchieden!

Mortimer.

Zählt auf mich.

Eliſabeth.

Wann wird mein Haupt ſich ruhig ſchlafen legen?

Mortimer.

Der nächſte Neumond ende deine Furcht.

Eliſabeth.

— Gehabt euch wohl, Sir! Laßt es euch nicht leid thun,
Daß meine Dankbarkeit den Flor der Nacht
Entlehnen muß — Das Schweigen iſt der Gott
Der Glücklichen — die engſten Bande ſind's,
Die zärteſten, die das Geheimniß ſtiftet!
(Sie geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Mortimer allein.

Geh', falſche gleißneriſche Königinn!
Wie du die Welt, ſo täuſch' ich dich. Recht iſt's,
Dich zu verrathen, eine gute That!
Seh' ich aus, wie ein Mörder? Laſeſt du
Ruchloſe Fertigkeit auf meiner Stirn?
Trau nur auf *meinen* Arm und halte *deinen*
Zurück, gieb dir den frommen Heuchelſchein
Der Gnade vor der Welt, indeſſen du
Geheim auf meine Mörderhilfe hoffſt,
So werden wir zur Rettung Friſt gewinnen!

Erhöhen willſt du mich — zeigſt mir von ferne
Bedeutend einen koſtbarn Preiß — und wärſt
Du ſelbſt der Preiß und deine Frauengunſt!
Wer biſt du Aermſte, und was kannſt du geben?

Mich locket nicht des eiteln Ruhmes Geiz!
Bey ihr nur iſt des Lebens Reiz —
Um ſie, in ew'gem Freudenchore, ſchweben
Der Anmuth Götter und der Jugendluſt,
Das Glück der Himmel iſt an ihrer Bruſt,
Du haſt nur todte Güter zu vergeben!
Das Eine Höchſte, was das Leben ſchmückt,
Wenn ſich ein Herz, entzückend und entzückt,
Dem Herzen ſchenkt in ſüßem Selbſtvergeſſen,
Die Frauenkrone haſt du nie beſeſſen,
Nie haſt du liebend einen Mann beglückt!
— Ich muß den Lord erwarten, ihren Brief
Ihm übergeben. Ein verhaßter Auftrag!
Ich habe zu dem Höflinge kein Herz,
Ich ſelber kann ſie retten, ich allein,
Gefahr und Ruhm und auch der Preiß ſey mein!
(Indem er gehen will, begegnet ihm Paulet.)

Siebenter Auftritt.

Mortimer. Paulet.

Paulet.

Was ſagte dir die Königinn?

Mortimer.

Nichts, Sir.
Nichts — von Bedeutung.

Paulet (fixirt ihn mit ernſtem Blick).

Höre, Mortimer!

Es iſt ein ſchlüpfrig glatter Grund, auf den
Du dich begeben. Lockend iſt die Gunſt
Der Könige, nach Ehre geizt die Jugend.
— Laß dich den Ehrgeiz nicht verführen!

Mortimer.

War't ihr's nicht ſelbſt, der an den Hof mich brachte?

Paulet.

Ich wünſchte, daß ich's nicht gethan. Am Hofe
Ward unſers Hauſes Ehre nicht geſammelt.
Steh feſt, mein Neffe. Kaufe nicht zu theuer!
Verletze dein Gewiſſen nicht!

Mortimer.

Was fällt euch ein? Was für Beſorgniſſe!

Paulet.

Wie groß dich auch die Königinn zu machen
Verſpricht — Trau ihrer Schmeichelrede nicht.
Verläugnen wird ſie dich, wenn du gehorcht,
Und ihren eignen Namen rein zu waſchen,
Die Blutthat rächen, die ſie ſelbſt befahl.

Mortimer.

Die Blutthat ſagt ihr —

Paulet.

Weg, mit der Verſtellung!
Ich weiß, was dir die Königinn angeſonnen,
Sie hofft, daß deine ruhmbegier'ge Jugend
Willfähr'ger ſeyn wird, als mein ſtarres Alter.
Haſt du ihr zugeſagt? Haſt du?

Mortimer.

Mein Oheim!

Paulet.

Wenn du's gethan haſt, ſo verfluch' ich dich,
Und dich verwerfe —

Leiceſter (kommt).

Werther Sir, erlaubt
Ein Wort mit eurem Neffen. Die Monarchinn
Iſt gnadenvoll geſinnt für ihn, ſie will,
Daß man ihm die Perſon der Lady Stuart
Uneingeſchränkt vertraue — Sie verläßt ſich
Auf ſeine Redlichkeit —

Paulet.

Verläßt ſich — Gut!

Leiceſter.

Was ſagt ihr, Sir?

Paulet.

Die Königinn verläßt ſich
Auf ihn, und ich, Milord, verlaſſe mich
Auf mich und meine beiden offnen Augen.

(Er geht ab.)

Achter Auftritt.

Leiceſter. Mortimer.

Leiceſter (verwundert).

Was wandelte den Ritter an?

Mortimer.

Ich weiß es nicht — Das unerwartete
Vertrauen, das die Königinn mir ſchenkt —

Leiceſter (ihn forſchend anſehend).

Verdient ihr, Ritter, daß man euch vertraut?

Mortimer (eben ſo).

Die Frage thu' ich euch, Milord von Leſter.

Leiceſter.

Ihr hattet mir was in geheim zu ſagen.

Mortimer.

Verſichert mich erſt, daß ichs wagen darf.

Leiceſter.

Wer giebt mir die Verſicherung für euch?
— Laßt euch mein Mißtraun nicht beleidigen!
Ich ſeh' euch zweyerley Geſichter zeigen
An dieſem Hofe — Eins darunter iſt
Nothwendig falſch, doch welches iſt das wahre?

Mortimer.

Es geht mir eben ſo mit euch, Graf Leſter.

Leiceſter.

Wer ſoll nun des Vertrauens Anfang machen?

Mortimer.

Wer das Geringere zu wagen hat.

Leiceſter.

Nun! Der ſeyd ihr!

Mortimer.

Ihr ſeyd es! Euer Zeugniß,
Des vielbedeutenden, gewalt'gen Lords,

Kann mich zu Boden ſchlagen, meins vermag
Nichts gegen euren Rang und eure Gunſt.

Leiceſter.

Ihr irrt euch, Sir. In allem andern bin ich
Hier mächtig, nur in dieſem zarten Punkt,
Den ich jetzt eurer Treu Preis geben ſoll,
Bin ich der ſchwächſte Mann an dieſem Hof,
Und ein verächtlich Zeugniß kann mich ſtürzen.

Mortimer.

Wenn ſich der allvermögende Lord Leſter
So tief zu mir herunterläßt, ein ſolch
Bekenntniß mir zu thun, ſo darf ich wohl
Ein wenig höher denken von mir ſelbſt,
Und ihm in Großmuth ein Exempel geben

Leiceſter.

Geht mir voran im Zutraun, ich will folgen.

Mortimer.

(den Brief ſchnell hervorziehend)

Dieß ſendet euch die Königinn von Schottland.

Leiceſter.

(ſchrickt zuſammen und greift haſtig darnach)

Sprecht leiſe, Sir — Was ſeh' ich! Ach! Es iſt
Ihr Bild!

(küßt es und betrachtet es mit ſtummem Entzücken.)

Mortimer.

(der ihn während des Leſens ſcharf beobachtet)

Milord, nun glaub' ich euch.

Leiceſter.

(nachdem er den Brief ſchnell durchlaufen)

Sir Mortimer! Ihr wißt des Briefes Innhalt?

Mortimer.

Nichts weiß ich.

Leiceſter.

Nun! Sie hat euch ohne Zweifel
Vertraut —

Mortimer.

Sie hat mir nichts vertraut. Ihr würdet
Dieß Räthſel mir erklären, ſagte ſie.
Ein Räthſel iſt es mir, daß Graf von Leſter,
Der Günſtling der Eliſabeth, Mariens
Erklärter Feind und ihrer Richter einer,
Der Mann ſeyn ſoll, von dem die Königinn
In ihrem Unglück Rettung hofft — Und dennoch
Muß dem ſo ſeyn, denn eure Augen ſprechen
Zu deutlich aus, was ihr für ſie empfindet.

Leiceſter.

Entdeckt mir ſelbſt erſt, wie es kommt, daß ihr
Den feur'gen Antheil nehmt an ihrem Schickſal,
Und was euch ihr Vertrauen erwarb.

Mortimer.

Milord,
Das kann ich euch mit wenigem erklären.
Ich habe meinen Glauben abgeſchworen
Zu Rom, und ſteh' im Bündniß mit den Guiſen.

Ein Brief des Erzbiſchofs zu Rheims hat mich
Beglaubigt bey der Königinn von Schottland.

Leiceſter.

Ich weiß von eurer Glaubensänderung,
Sie iſt's, die mein Vertrauen zu euch weckte.
Gebt mir die Hand. Verzeiht mir meinen Zweifel.
Ich kann der Vorſicht nicht zu viel gebrauchen,
Denn Walſingham und Burleigh haſſen mich,
Ich weiß, daß ſie mir laurend Netze ſtellen.
Ihr konntet ihr Geſchöpf und Werkzeug ſeyn,
Mich in das Garn zu ziehn —

Mortimer.

Wie kleine Schritte
Geht ein ſo großer Lord an dieſem Hof!
Graf! ich beklag' euch.

Leiceſter.

Freudig werf' ich mich
An die vertraute Freundesbruſt, wo ich
Des langen Zwangs mich endlich kann entladen.
Ihr ſeyd verwundert, Sir, daß ich ſo ſchnell
Das Herz geändert gegen die Maria.
Zwar in der That haßt' ich ſie nie — der Zwang
Der Zeiten machte mich zu ihrem Gegner.
Sie war mir zugedacht ſeit langen Jahren,
Ihr wißt's, eh ſie die Hand dem Darnley gab,
Als noch der Glanz der Hoheit ſie umlachte.
Kalt ſtieß ich damals dieſes Glück von mir,

Jetzt im Gefängniß, an des Todes Pforten
Such' ich ſie auf, und mit Gefahr des Lebens.

Mortimer.

Das heißt großmüthig handeln!

Leiceſter.

— Die Geſtalt
Der Dinge, Sir, hat ſich indeß verändert.
Mein Ehrgeiz war es, der mich gegen Jugend
Und Schönheit fühllos machte. Damals hielt ich
Mariens Hand für mich zu klein, ich hoffte
Auf den Beſitz der Königinn von England.

Mortimer.

Es iſt bekannt, daß ſie euch allen Männern
Vorzog —

Leiceſter.

So ſchien es, edler Sir — Und nun, nach zehn
Verlornen Jahren unverdroßnen Werbens,
Verhaßten Zwangs — O Sir, mein Herz geht auf!
Ich muß des langen Unmuths mich entladen —
Man preißt mich glücklich — wüßte man, was es
Für Ketten ſind, um die man mich beneidet —
Nachdem ich zehen bittre Jahre lang
Dem Götzen ihrer Eitelkeit geopfert,
Mich jedem Wechſel ihrer Sultanslaunen
Mit Sklavendemuth unterwarf, das Spielzeug
Des kleinen grillenhaften Eigenſinns,
Geliebkoſt jetzt von ihrer Zärtlichkeit,
Und jetzt mit ſprödem Stolz zurückgeſtoßen,

Von ihrer Gunſt und Strenge gleich gepeinigt,
Wie ein Gefangener vom Argusblick
Der Eiferſucht gehütet, ins Verhör
Genommen wie ein Knabe, wie ein Diener
Geſcholten — O die Sprache hat kein Wort
Für dieſe Hölle!

Mortimer.

Ich beklag' euch, Graf.

Leiceſter.

Täuſcht mich am Ziel der Preiß! Ein andrer kommt,
Die Frucht des theuren Werbens mir zu rauben.
An einen jungen blühenden Gemahl
Verlier' ich meine lang beſeßnen Rechte,
Herunterſteigen ſoll ich von der Bühne,
Wo ich ſo lange als der Erſte glänzte.
Nicht ihre Hand allein, auch ihre Gunſt
Droht mir der neue Ankömmling zu rauben.
Sie iſt ein Weib, und er iſt liebenswerth.

Mortimer.

Er iſt Kathrinens Sohn. In guter Schule
Hat er des Schmeichlers Künſte ausgelernt.

Leiceſter.

So ſtürzen meine Hofnungen — ich ſuche
In dieſem Schiffbruch meines Glücks ein Brett
Zu faſſen — und mein Auge wendet ſich
Der erſten ſchönen Hofnung wieder zu.
Mariens Bild, in ihrer Reize Glanz,
Stand neu vor mir, Schönheit und Jugend traten

In ihre vollen Rechte wieder ein,
Nicht kalter Ehrgeiz mehr, das Herz verglich,
Und ich empfand, welch Kleinod ich verloren.
Mit Schrecken ſeh' ich ſie in tiefes Elend
Herabgeſtürzt, geſtürzt durch mein Verſchulden.
Da wird in mir die Hofnung wach, ob ich
Sie jetzt noch retten könnte und beſitzen.
Durch eine treue Hand gelingt es mir,
Ihr mein verändert Herz zu offenbaren,
Und dieſer Brief, den ihr mir überbracht,
Verſichert mir, daß ſie verzeiht, ſich mir
Zum Preiſe ſchenken will, wenn ich ſie rette.

Mortimer.

Ihr thatet aber nichts zu ihrer Rettung!
Ihr ließt geſchehn, daß ſie verurtheilt wurde,
Gabt eure Stimme ſelbſt zu ihrem Tod!
Ein Wunder muß geſchehn — Der Wahrheit Licht
Muß mich, den Neffen ihres Hüters, rühren,
Im Vatikan zu Rom muß ihr der Himmel
Den unverhofften Retter zubereiten,
Sonſt fand ſie nicht einmal den Weg zu euch!

Leiceſter.

Ach, Sir, es hat mir Qualen gnug gekoſtet!
Um ſelbe Zeit ward ſie von Talbots Schloß
Nach Fotheringhay weggeführt, der ſtrengen
Gewahrſam eures Oheims anvertraut.
Gehemmt ward jeder Weg zu ihr, ich mußte
Fortfahren vor der Welt, ſie zu verfolgen.

Doch denket nicht, daß ich ſie leidend hätte
Zum Tode gehen laſſen! Nein, ich hoffte,
Und hoffe noch, das Aeußerſte zu hindern,
Bis ſich ein Mittel zeigt, ſie zu befreyn.

Mortimer.

Das iſt gefunden — Leſter, euer edles
Vertraun verdient Erwiederung. Ich will ſie
Befreyen, darum bin ich hier, die Anſtalt
Iſt ſchon getroffen, euer mächt'ger Beyſtand
Verſichert uns den glücklichen Erfolg.

Leiceſter.

Was ſagt ihr? Ihr erſchreckt mich. Wie? Ihr wolltet —

Mortimer.

Gewaltſam aufthun will ich ihren Kerker,
Ich hab' Gefährten, alles iſt bereit —

Leiceſter.

Ihr habt Mitwiſſer und Vertraute! Weh mir!
In welches Wagniß reißt ihr mich hinein!
Und dieſe wiſſen auch um *mein* Geheimniß?

Mortimer.

Sorgt nicht. Der Plan ward ohne euch entworfen,
Ohn' euch wär' er vollſtreckt, beſtände ſie
Nicht drauf, euch ihre Rettung zu verdanken.

Leiceſter.

So könnt ihr mich für ganz gewiß verſichern,
Daß in dem Bund mein Name nicht genannt iſt?

Mortimer.

Verlaßt euch drauf! Wie? So bedenklich, Graf,

Bey einer Botſchaft, die euch Hülfe bringt!
Ihr wollt die Stuart retten und beſitzen,
Ihr findet Freunde, plötzlich unerwartet,
Vom Himmel fallen euch die nächſten Mittel —
Doch zeigt ihr mehr Verlegenheit als Freude?

Leiceſter.

Es iſt nichts mit Gewalt. Das Wageſtück
Iſt zu gefährlich.

Mortimer.

Auch das Säumen iſt's!

Leiceſter.

Ich ſag' euch, Ritter, es iſt nicht zu wagen.

Mortimer (bitter).

Nein, nicht für euch, der ſie beſitzen will!
Wir wollen ſie bloß retten, und ſind nicht ſo
Bedenklich —

Leiceſter.

Junger Mann, ihr ſeyd zu raſch
In ſo gefährlich dornenvoller Sache.

Mortimer.

Ihr — ſehr bedacht in ſolchem Fall der Ehre.

Leiceſter.

Ich ſeh' die Netze, die uns rings umgeben.

Mortimer.

Ich fühle Muth, ſie alle zu durchreißen.

Leiceſter.

Tollkühnheit, Raſerey iſt dieſer Muth.

Mortimer.

Nicht Tapferkeit iſt dieſe Klugheit, Lord.

Leiceſter.

Euch lüſtet's wohl, wie Babington zu enden?

Mortimer.

Euch nicht, des Norfolks Großmuth nachzuahmen.

Leiceſter.

Norfolk hat ſeine Braut nicht heimgeführt.

Mortimer.

Er hat bewieſen, daß er's würdig war.

Leiceſter.

Wenn *wir* verderben, reißen wir ſie nach.

Mortimer.

Wenn wir uns ſchonen, wird ſie nicht gerettet.

Leiceſter.

Ihr überlegt nicht, hört nicht, werdet alles
Mit heftig blindem Ungeſtüm zerſtören,
Was auf ſo guten Weg geleitet war.

Mortimer.

Wohl auf den guten Weg, den *ihr* gebahnt?
Was habt ihr denn gethan, um ſie zu retten?
— Und wie? Wenn ich nun Bube gnug geweſen,
Sie zu *ermorden*, wie die Königinn
Mir anbefahl, wie ſie zu dieſer Stunde
Von mir erwartet — Nennt mir doch die Anſtalt,
Die ihr gemacht, ihr Leben zu erhalten.

Leiceſter (erſtaunt).

Gab euch die Königinn dieſen Blutbefehl?

Mortimer.

Sie irrte ſich in mir, wie ſich Maria
In euch.

Leiceſter.

Und ihr habt zugeſagt? Habt ihr?

Mortimer.

Damit ſie andre Hände nicht erkaufe,
Bot ich die meinen an.

Leiceſter.

Ihr thatet wohl.
Dieß kann uns Raum verſchaffen. Sie verläßt ſich
Auf euren blut'gen Dienſt, das Todesurtheil
Bleibt unvollſtreckt, und wir gewinnen Zeit —

Mortimer (ungeduldig).

Nein, wir verlieren Zeit!

Leiceſter.

Sie zählt auf euch,
So minder wird ſie Anſtand nehmen, ſich
Den Schein der Gnade vor der Welt zu geben.
Vielleicht, daß ich durch Liſt ſie überrede,
Das Angeſicht der Gegnerinn zu ſehn,
Und dieſer Schritt muß ihr die Hände binden.
Burleigh hat Recht. Das Urtheil kann nicht mehr
Vollzogen werden, wenn ſie ſie geſehn.
— Ja ich verſuch' es, alles biet' ich auf —

Mortimer.

Und was erreicht ihr dadurch? Wenn ſie ſich
In mir getäuſcht ſieht, wenn Maria fortfährt,

Zu

Zu leben — Iſt nicht alles wie zuvor?
Frey wird ſie niemals! Auch das mildeſte,
Was kommen kann, iſt ewiges Gefängniß.
Mit einer kühnen That müßt ihr doch enden.
Warum wollt ihr nicht gleich damit beginnen?
In euren Händen iſt die Macht, ihr bringt
Ein Heer zuſammen, wenn ihr nur den Adel
Auf euren vielen Schlöſſern waffnen wollt!
Maria hat noch viel verborgne Freunde,
Der Howard und der Percy edle Häuſer,
Ob ihre Häupter gleich geſtürzt, ſind noch
An Helden reich, ſie harren nur darauf,
Daß ein gewalt'ger Lord das Beyſpiel gebe!
Weg mit Verſtellung! Handelt öffentlich!
Vertheidigt als ein Ritter die Geliebte,
Kämpft einen edeln Kampf um ſie. Ihr ſeyd
Herr der Perſon der Königinn von England,
Sobald ihr wollt. Lockt ſie auf eure Schlöſſer,
Sie iſt euch oft dahin gefolgt. Dort zeigt ihr
Den Mann! Sprecht als Gebieter! Haltet ſie
Verwahrt, bis ſie die Stuart frey gegeben!

Leiceſter.

Ich ſtaune, ich entſetze mich — Wohin
Reißt euch der Schwindel? — Kennt ihr dieſen Boden?
Wißt ihr, wie's ſteht an dieſem Hof, wie eng
Dieß Frauenreich die Geiſter hat gebunden?
Sucht nach dem Heldengeiſt, der ehmals wohl
In dieſem Land ſich regte — Unterworfen

Iſt alles, unterm Schlüſſel eines Weibes,
Und jedes Muthes Federn abgeſpannt.
Folgt meiner Leitung. Wagt nichts unbedachtſam.
— Ich höre kommen, geht.

Mortimer.

Maria hofft!
Kehr' ich mit leerem Troſt zu ihr zurück?

Leiceſter.

Bringt ihr die Schwüre meiner ew'gen Liebe!

Mortimer.

Bringt ihr die ſelbſt! Zum Werkzeug ihrer Rettung
Bot ich mich an, nicht euch zum Liebesboten!
(Er geht ab.)

Neunter Auftritt.

Eliſabeth. Leiceſter.

Eliſabeth.

Wer gieng da von euch weg? Ich hörte ſprechen.

Leiceſter.

(ſich auf ihre Rede ſchnell und erſchrocken umwendend)
Es war Sir Mortimer.

Eliſabeth.

Was iſt euch, Lord?
So ganz betreten?

Leiceſter (faßt ſich).

— Ueber deinen Anblick!
Ich habe dich ſo reizend nie geſehn,

Geblendet ſteh ich da von deiner Schönheit,
— Ach!

Eliſabeth.

Warum ſeufzt ihr?

Leiceſter.

'Hab' ich keinen Grund
Zu ſeufzen? Da ich deinen Reiz betrachte,
Erneut ſich mir der namenloſe Schmerz
Des drohenden Verluſtes.

Eliſabeth.

Was verliert ihr?

Leiceſter.

Dein Herz, dein liebenswürdig Selbſt verlier' ich.
Bald wirſt du in den jugendlichen Armen
Des feurigen Gemahls dich glücklich fühlen,
Und ungetheilt wird er dein Herz beſitzen.
Es iſt von königlichem Blut, das bin
Ich nicht, doch trotz ſey aller Welt geboten,
Ob einer lebt auf dieſem Erdenrund,
Der mehr Anbetung für dich fühlt, als ich.
Der Düc von Anjou hat dich nie geſehn,
Nur deinen Ruhm und Schimmer kann er lieben.
Ich liebe Dich. Wärſt du die ärmſte Hirtinn,
Ich als der gröſte Fürſt der Welt geboren,
Zu deinem Stand würd' ich herunterſteigen,
Mein Diadem zu deinen Füßen legen.

Eliſabeth.

Beklag' mich, Dudley, ſchilt mich nicht — Ich darf ja
Mein Herz nicht fragen. Ach! das hätte anders
Gewählt. Und wie beneid' ich andre Weiber,
Die das erhöhen dürfen, was ſie lieben.
So glücklich bin *ich* nicht, daß ich dem Manne,
Der mir vor allen theuer iſt, die Krone
Aufſetzen kann! — Der Stuart wards vergönnt,
Die Hand nach ihrer Neigung zu verſchenken,
Die hat ſich jegliches erlaubt, *ſie* hat
Den vollen Kelch der Freuden ausgetrunken.

Leiceſter.

Jetzt trinkt ſie auch den bittern Kelch des Leidens.

Eliſabeth.

Sie hat der Menſchen Urtheil nichts geachtet.
Leicht wurd' es ihr zu leben, nimmer lud ſie
Das Joch ſich auf, dem *ich* mich unterwarf.
Hätt' ich doch auch Anſprüche machen können,
Des Lebens mich, der Erde Luſt zu freun,
Doch zog ich ſtrenge Königspflichten vor.
Und doch gewann ſie aller Männer Gunſt,
Weil ſie ſich nur befliß, ein Weib zu ſeyn,
Und um ſie buhlt die Jugend und das Alter.
So ſind die Männer. Lüſtlinge ſind alle!
Dem Leichtſinn eilen ſie, der Freude zu,
Und ſchätzen nichts, was ſie verehren müſſen.
Verjüngte ſich nicht dieſer Talbot ſelbſt,
Als er auf ihren Reiz zu reden kam!

Leiceſter.

Vergieb es ihm. Er war ihr Wächter einſt,
Die Liſt'ge hat mit Schmeicheln ihn bethört.

Eliſabeth.

Und iſt's denn wirklich wahr, daß ſie ſo ſchön iſt?
So oft mußt' ich die Larve rühmen hören,
Wohl möcht' ich wiſſen, was zu glauben iſt.
Gemählde ſchmeicheln, Schilderungen lügen,
Nur meinen eignen Augen würd' ich traun.
— Was ſchaut ihr mich ſo ſeltſam an?

Leiceſter.

Ich ſtellte
Dich in Gedanken neben die Maria.
— Die Freude wünſcht ich mir, ich berg' es nicht,
Wenn es ganz in geheim geſchehen könnte,
Der Stuart gegenüber dich zu ſehn!
Dann ſollteſt du erſt deines ganzen Siegs
Genießen! Die Beſchämung gönnt ich ihr,
Daß ſie mit eignen Augen — denn der Neid
Hat ſcharfe Augen — überzeugt ſich ſähe,
Wie ſehr ſie auch an Adel der Geſtalt
Von dir beſiegt wird, der ſie ſo unendlich
In jeder andern würd'gen Tugend weicht.

Eliſabeth.

Sie iſt die jüngere an Jahren.

Leiceſter.

Jünger!
Man ſiehts ihr nicht an. Freylich ihre Leiden!

Sie mag wohl vor der Zeit gealtert haben.
Ja, und was ihre Kränkung bitter machte,
Das wäre, dich als Braut zu ſehn! Sie hat
Des Lebens ſchöne Hofnung hinter ſich,
Dich ſähe ſie dem Glück entgegen ſchreiten!
Und als die Braut des Königsſohns von Frankreich,
Da ſie ſich ſtets ſo viel gewußt, ſo ſtolz
Gethan mit der franzöſiſchen Vermählung,
Noch jetzt auf Frankreichs mächt'ge Hilfe pocht!

Eliſabeth (nachläßig hinwerfend).

Man peinigt mich ja ſie zu ſehn.

Leiceſter (lebhaft).

Sie forderts
Als eine Gunſt, gewähr es ihr als Strafe!
Du kannſt ſie auf das Blutgerüſte führen,
Es wird ſie minder peinigen, als ſich
Von deinen Reizen ausgelöſcht zu ſehn.
Dadurch ermordeſt du ſie, wie ſie dich
Ermorden wollte — Wenn ſie deine Schönheit
Erblickt, durch Ehrbarkeit bewacht, in Glorie
Geſtellt durch einen unbefleckten Tugendruf,
Den ſie, leichtſinnig buhlend, von ſich warf,
Erhoben durch der Krone Glanz, und jetzt
Durch zarte Bräutlichkeit geſchmückt — dann hat
Die Stunde der Vernichtung ihr geſchlagen.
Ja — wenn ich jetzt die Augen auf dich werfe —
Nie warſt du, nie zu einem Sieg der Schönheit
Gerüſteter als eben jetzt — Mich ſelbſt

Haſt du umſtrahlt wie eine Lichterſcheinung,
Als du vorhin ins Zimmer trateſt — Wie?
Wenn du gleich jetzt, jetzt wie du biſt, hinträteſt
Vor ſie, du findeſt keine ſchön're Stunde —

Eliſabeth.

Jetzt — Nein — Nein — Jetzt nicht, Leſter — Nein,
das muß ich
Erſt wohl bedenken — mich mit Burleigh —

Leiceſter (lebhaft einfallend).

Burleigh!
Der denkt allein auf deinen Staatsvortheil,
Auch deine Weiblichkeit hat ihre Rechte,
Der zarte Punkt gehört vor Dein Gericht,
Nicht vor des Staatsmanns — ja auch Staatskunſt will es,
Daß du ſie ſiehſt, die öffentliche Meinung
Durch eine That der Großmuth dir gewinneſt!
Mag du nachher dich der verhaßten Feindinn,
Auf welche Weiſe dirs gefällt, entladen.

Eliſabeth.

Nicht wohlanſtändig wär mir's, die Verwandte
Im Mangel und in Schmach zu ſehn. Man ſagt,
Daß ſie nicht königlich umgeben ſey,
Vorwerfend wär mir ihres Mangels Anblick.

Leiceſter.

Nicht ihrer Schwelle brauchſt du dich zu nahn.
Hör meinen Rath. Der Zufall hat es eben
Nach Wunſch gefügt. Heut iſt das große Jagen,
An Fotheringhay führt der Weg vorbey,

Dort kann die Stuart ſich im Park ergehn,
Du kommſt ganz wie ohngefähr dahin,
Es darf nichts als vorher bedacht erſcheinen,
Und wenn es dir zuwider, redeſt du
Sie gar nicht an —

Eliſabeth.

Begeh' ich eine Thorheit,
So iſt es eure, Leſter, nicht die meine.
Ich will euch heute keinen Wunſch verſagen,
Weil ich von meinen Unterthanen allen
Euch heut am weheſten gethan.
(Ihn zärtlich anſehend)
Sey's eine Grille nur von euch. Dadurch
Giebt Neigung ſich ja kund, daß ſie bewilligt
Aus freyer Gunſt, was ſie auch nicht gebilligt.
(Leiceſter ſtürzt zu ihren Füßen, der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Gegend in einem Park. Vorn mit Bäumen beſetzt, hinten eine weite Ausſicht.

Erſter Auftritt.

Maria tritt in ſchnellem Lauf hinter Bäumen hervor. Hanna Kennedy folgt langſam.

Kennedy.

Ihr eilet ja, als wenn ihr Flügel hättet,
So kann ich euch nicht folgen, wartet doch!

Maria.

Laß mich der neuen Freyheit genießen,
Laß mich ein Kind ſeyn, ſey es mit!
Und auf dem grünen Teppich der Wieſen
Prüfen den leichten, geflügelten Schritt.
Bin ich dem finſtern Gefängniß entſtiegen,
Hält ſie mich nicht mehr, die traurige Gruft?
Laß mich in vollen, in durſtigen Zügen
Trinken die freye, die himmliſche Luft.

Kennedy.

O meine theure Lady! Euer Kerker
Iſt nur um ein klein weniges erweitert.
Ihr ſeht nur nicht die Mauer, die uns einſchließt,
Weil ſie der Bäume dicht Geſträuch verſteckt.

Maria.

O dank, dank dieſen freundlich grünen Bäumen,
Die meines Kerkers Mauern mir verſtecken!
Ich will mich frey und glücklich träumen,
Warum aus meinem ſüßen Wahn mich wecken?
Umfängt mich nicht der weite Himmelsſchooß?
Die Blicke, frey und feſſellos,
Ergehen ſich in ungemeßnen Räumen.
Dort, wo die grauen Nebelberge ragen,
Fängt meines Reiches Gränze an,
Und dieſe Wolken, die nach Mittag jagen,
Sie ſuchen Frankreichs fernen Ocean.

Eilende Wolken! Segler der Lüfte!
Wer mit euch wanderte, mit euch ſchiffte!
Grüßet mir freundlich mein Jugendland!
Ich bin gefangen, ich bin in Banden,
Ach, ich hab' keinen andern Geſandten!
Frey in Lüften iſt eure Bahn,
Ihr ſeyd nicht dieſer Königinn unterthan.

Kennedy.

Ach, theure Lady! Ihr ſeyd außer euch,
Die langentbehrte Freyheit macht euch ſchwärmen.

Maria.

Dort legt ein Fiſcher den Nachen an!
Dieſes elende Werkzeug könnte mich retten,
Brächte mich ſchnell zu den befreundeten Städten.
Spärlich nährt es den dürftigen Mann.
Beladen wollt ich ihn reich mit Schätzen,
Einen Zug ſollt' er thun, wie er keinen gethan,
Das Glück ſollt' er finden in ſeinen Netzen,
Nähm' er mich ein in den rettenden Kahn.

Kennedy.

Verlorne Wünſche! Seht ihr nicht, daß uns
Von ferne dort die Spähertritte folgen?
Ein finſter grauſames Verbot ſcheucht jedes
Mitleidige Geſchöpf aus unſerm Wege.

Maria.

Nein, gute Hanna. Glaub' mir, nicht umſonſt
Iſt meines Kerkers Thor geöffnet worden.
Die kleine Gunſt iſt mir des größern Glücks
Verkünderinn. Ich irre nicht. Es iſt
Der Liebe thät'ge Hand, der ich ſie danke.
Lord Leſters mächt'gen Arm erkenn' ich drinn.
Allmählig will man mein Gefängniß weiten,
Durch kleineres zum größern mich gewöhnen,
Bis ich das Antlitz deſſen endlich ſchaue,
Der mir die Bande löſt auf immerdar,

Kennedy.

Ach, ich kann dieſen Widerſpruch nicht reimen!
Noch geſtern kündigt man den Tod euch an,

Und heute wird euch plötzlich ſolche Freyheit.
Auch denen, hört' ich ſagen, wird die Kette
Gelößt, auf die die ew'ge Freyheit wartet.

Maria.

Hörſt du das Hifthorn? Hörſt du's klingen,
Mächtigen Rufes, durch Feld und Hain?
Ach, auf das muthige Roß mich zu ſchwingen,
An den fröhlichen Zug mich zu reihn!
Noch mehr, o die bekannte Stimme,
Schmerzlich ſüßer Erinnerung voll.
Oft vernahm ſie mein Ohr mit Freuden,
Auf des Hochlands bergigten Haiden,
Wenn die tobende Jagd erſcholl.

Zweyter Auftritt.

Paulet. Die Vorigen.

Paulet.

Nun! Hab' ichs endlich recht gemacht, Milady?
Verdien' ich einmal euern Dank?

Maria.

Wie, Ritter?
Seyd ihr's, der dieſe Gunſt mir ausgewirkt?
Ihr ſeyd's?

Paulet.

Warum ſoll ichs nicht ſeyn? Ich war
Am Hof, ich überbrachte euer Schreiben —

Maria.

Ihr übergabt es? Wirklich thatet ihr's?
Und dieſe Freyheit, die ich jetzt genieße,
Iſt eine Frucht des Briefs —

Paulet (mit Bedeutung).

Und nicht die einz'ge!
Macht euch auf eine größre noch gefaßt.

Maria.

Auf eine größre, Sir? Was meint ihr damit?

Paulet.

Ihr hörtet doch die Hörner —

Maria (zurückfahrend, mit Ahnung).

Ihr erſchreckt mich!

Paulet.

Die Königinn jagt in dieſer Gegend.

Maria.

Was?

Paulet.

In wenigen Augenblicken ſteht ſie vor euch.

Kennedy.

(auf Maria zueilend, welche zittert und hinzuſinken droht)

Wie wird euch, theure Lady! Ihr verblaßt.

Paulet.

Nun! iſts nun nicht recht? War's nicht eure Bitte?
Sie wird euch früher gewährt, als ihr gedacht.
Ihr ward ſonſt immer ſo geſchwinder Zunge,
Jetzt bringet eure Worte an, jetzt iſt
Der Augenblick zu reden!

Maria.

O warum hat man mich nicht vorbereitet!
Jetzt bin ich nicht darauf gefaßt, jetzt nicht.
Was ich mir als die höchſte Gunſt erbeten,
Dünkt mir jetzt ſchrecklich, fürchterlich — Komm Hanna,
Führ' mich ins Haus, daß ich mich faſſe, mich
Erhohle —

Paulet.

Bleibt. Ihr müßt ſie hier erwarten.
Wohl, wohl, mag's euch beängſtigen, ich glaubs,
Vor eurem Richter zu erſcheinen.

Dritter Auftritt.

Graf Schrewsbury zu den Vorigen.

Maria.

Es iſt nicht darum! Gott, mir iſt ganz anders
Zu Muth — Ach edler Schrewsbury! Ihr kommt,
Vom Himmel mir ein Engel zugeſendet!
— Ich kann ſie nicht ſehn! Rettet, rettet mich
Von dem verhaßten Anblick —

Schrewsbury.

Kommt zu euch, Königinn! Faßt euren Muth
Zuſammen. Das iſt die entſcheidungsvolle Stunde.

Maria.

Ich habe drauf geharret — Jahre lang
Mich drauf bereitet, alles hab' ich mir

Geſagt und ins Gedächtniß eingeſchrieben,
Wie ich ſie rühren wollte und bewegen!
Vergeſſen plötzlich, ausgelöſcht iſt alles,
Nichts lebt in mir in dieſem Augenblick,
Als meiner Leiden brennendes Gefühl.
In blut'gen Haß gewendet wider ſie
Iſt mir das Herz, es fliehen alle guten
Gedanken, und die Schlangenhaare ſchüttelnd
Umſtehen mich die finſtern Höllengeiſter.

Schrewsbury.

Gebietet eurem wild empörten Blut,
Bezwingt des Herzens Bitterkeit! Es bringt
Nicht gute Frucht, wenn Haß dem Haß begegnet.
Wie ſehr auch euer Innres widerſtrebe,
Gehorcht der Zeit und dem Geſetz der Stunde!
Sie iſt die Mächtige — demüthigt euch!

Maria.

Vor ihr! Ich kann es nimmermehr.

Schrewsbury.

Thuts dennoch!
Sprecht ehrerbietig, mit Gelaſſenheit!
Ruft ihre Großmuth an, trotzt nicht, jetzt nicht
Auf euer Recht, jetzo iſt nicht die Stunde.

Maria.

Ach mein Verderben hab' ich mir erfleht,
Und mir zum Fluche wird mein Flehn erhört!
Nie hätten wir uns ſehen ſollen, niemals!
Daraus kann nimmer, nimmer gutes kommen!

Eh mögen Feu'r und Waſſer ſich in Liebe
Begegnen und das Lamm den Tiger küſſen —
Ich *bin* zu ſchwer verletzt — ſie *hat* zu ſchwer
Beleidigt — Nie iſt zwiſchen uns Verſöhnung!

Schrewsbury.

Seht ſie nur erſt von Angeſicht!
Ich ſah es ja, wie ſie von eurem Brief
Erſchüttert war, ihr Auge ſchwamm in Thränen.
Nein ſie iſt nicht gefühllos, hegt ihr ſelbſt
Nur beſſeres Vertrauen — Darum eben
Bin ich voraus geeilt, damit ich euch
In Faſſung ſetzen und ermahnen möchte.

Maria (ſeine Hand ergreifend).

Ach Talbot! Ihr war't ſtets mein Freund — daß ich
In eurer milden Haft geblieben wäre!
Es ward mir hart begegnet, Schrewsbury!

Schrewsbury.

Vergeßt jetzt alles. Darauf denkt allein,
Wie ihr ſie unterwürfig wollt empfangen.

Maria.

Iſt Burleigh auch mit ihr, mein böſer Engel?

Schrewsbury.

Niemand begleitet ſie als Graf von Leſter.

Maria.

Lord Leſter!

Schrewsbury.

Fürchtet nichts von ihm. Nicht Er
Will euren Untergang — Sein Werk iſt es,

Daß euch die Königinn die Zuſammenkunft
Bewilligt.

Maria.

Ach! Ich wußt' es wohl!

Schrewsbury.

Was ſagt ihr?

Paulet.

Die Königinn kommt!

(Alles weicht auf die Seite, nur Maria bleibt, auf die Kennedy gelehnt.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Eliſabeth. Graf Leiceſter. Gefolge.

Eliſabeth (zu Leiceſter).

Wie heißt der Landſitz?

Leiceſter.

Fotheringhayſchloß.

Eliſabeth (zu Schrewsbury).

Schickt unſer Jagdgefolg voraus nach London,
Das Volk dringt allzuheftig in den Straßen,
Wir ſuchen Schutz in dieſem ſtillen Park.

(Talbot entfernt das Gefolge. Sie fixirt mit den Augen die Maria, indem ſie zu Paulet weiter ſpricht)

Mein gutes Volk liebt mich zu ſehr. Unmäßig,
Abgöttiſch ſind die Zeichen ſeiner Freude,
So ehrt man einen Gott, nicht einen Menſchen.

Maria.

(welche dieſe Zeit über halb ohnmächtig auf die Amme gelehnt war, erhebt ſich jetzt und ihr Auge begegnet dem geſpannten Blick der Eliſabeth. Sie ſchaudert zuſammen und wirft ſich wieder an der Amme Bruſt)

O Gott, aus dieſen Zügen ſpricht kein Herz!

Eliſabeth.

Wer iſt die Lady? (Ein allgemeines Schweigen)

Leiceſter.

— Du biſt zu Foteringhay, Königinn.

Eliſabeth.

(ſtellt ſich überraſcht und erſtaunt, einen finſtern Blick auf Leiceſtern richtend)

Wer hat mir das gethan? Lord Leſter!

Leiceſter.

Es iſt geſchehen, Königinn — und nun
Der Himmel deinen Schritt hieher gelenkt,
So laß die Großmuth und das Mitleid ſiegen.

Schrewsbury.

Laß dich erbitten, königliche Frau,
Dein Aug' auf die Unglückliche zu richten,
Die hier vergeht vor deinem Anblick.

(Maria rafft ſich zuſammen und will auf die Eliſabeth zugehen, ſteht aber auf halbem Weg ſchaudernd ſtill, ihre Gebärden drücken den heftigſten Kampf aus.)

Eliſabeth.

Wie, Milords?
Wer war es denn, der eine Tiefgebeugte
Mir angekündigt? Eine Stolze find' ich,
Vom Unglück keineswegs geſchmeidigt.

Maria.

Sey's!
Ich will mich auch noch dieſem unterwerfen.
Fahr hin, ohnmächt'ger Stolz der edeln Seele!
Ich will vergeſſen, wer ich bin, und was
Ich litt, ich will vor ihr mich niederwerfen,
Die mich in dieſe Schmach herunterſtieß.
(Sie wendet ſich gegen die Königinn)
Der Himmel hat für euch entſchieden, Schweſter!
Gekrönt vom Sieg iſt euer glücklich Haupt,
Die *Gottheit* bet' ich an, die euch erhöhte!
(Sie fällt vor ihr nieder)
Doch ſeyd auch *ihr* nun edelmüthig, Schweſter!
Laßt mich nicht ſchmachvoll liegen, eure Hand
Streckt aus, reicht mir die königliche Rechte,
Mich zu erheben von dem tiefen Fall.

Eliſabeth (zurücktretend).

Ihr ſeyd an eurem Platz, Lady Maria!
Und dankend preiſ' ich meines Gottes Gnade,
Der nicht gewollt, daß ich zu euren Füßen
So liegen ſollte, wie ihr jetzt zu meinen.

Maria (mit ſteigendem Affect).

Denkt an den Wechſel alles Menſchlichen!
Es leben Götter, die den Hochmuth rächen!
Verehret, fürchtet ſie, die ſchrecklichen,
Die mich zu euren Füßen niederſtürzen —
Um dieſer fremden Zeugen willen, ehrt
In mir euch ſelbſt, entweihet, ſchändet nicht

Das Blut der Tudor, das in meinen Adern
Wie in den euren fließt — O Gott im Himmel!
Steht nicht da, ſchroff und unzugänglich, wie
Die Felſenklippe, die der Strandende
Vergeblich ringend zu erfaſſen ſtrebt.
Mein Alles hängt, mein Leben, mein Geſchick,
An meiner Worte, meiner Thränen Kraft,
Löſt mir das Herz, daß ich das eure rühre!
Wenn ihr mich anſchaut mit dem Eiſesblick,
Schließt ſich das Herz mir ſchaudernd zu, der Strom
Der Thränen ſtockt, und kaltes Grauſen feſſelt
Die Flehensworte mir im Buſen an.

Eliſabeth (kalt und ſtreng).

Was habt ihr mir zu ſagen, Lady Stuart?
Ihr habt mich ſprechen wollen. Ich vergeſſe
Die Königinn, die ſchwer beleidigte,
Die fromme Pflicht der Schweſter zu erfüllen,
Und meines Anblicks Troſt gewähr' ich euch.
Dem Trieb der Großmuth folg' ich, ſetze mich
Gerechtem Tadel aus, daß ich ſo weit
Herunterſteige — denn ihr wißt,
Daß ihr mich habt ermorden laſſen wollen.

Maria.

Womit ſoll ich den Anfang machen, wie
Die Worte klüglich ſtellen, daß ſie euch
Das Herz ergreifen, aber nicht verletzen!
O Gott, gieb meiner Rede Kraft, und nimm
Ihr jeden Stachel, der verwunden könnte!

Kann ich doch für mich ſelbſt nicht ſprechen, ohne euch
Schwer zu verklagen, und das will ich nicht.
— Ihr habt an mir gehandelt wie nicht recht iſt,
Denn ich bin eine Königinn wie ihr,
Und ihr habt als Gefangne mich gehalten,
Ich kam zu euch als eine Bittende,
Und ihr, des Gaſtrechts heilige Geſetze,
Der Völker heilig Recht in mir verhöhnend,
Schloßt mich in Kerkermauern ein, die Freunde,
Die Diener werden grauſam mir entriſſen,
Unwürd'gem Mangel werd' ich preiß gegeben,
Man ſtellt mich vor ein ſchimpfliches Gericht —
Nichts mehr davon! Ein ewiges Vergeſſen
Bedecke, was ich grauſames erlitt.
— Seht! Ich will alles eine Schickung nennen,
Ihr ſeyd nicht ſchuldig, ich bin auch nicht ſchuldig,
Ein böſer Geiſt ſtieg aus dem Abgrund auf,
Den Haß in unſern Herzen zu entzünden,
Der unſre zarte Jugend ſchon entzweyt.
Er wuchs mit uns, und böſe Menſchen fachten
Der unglückſel'gen Flamme Athem zu.
Wahnſinn'ge Eiferer bewaffneten
Mit Schwerdt und Dolch die unberufne Hand —
Das iſt das Fluchgeſchick der Könige,
Daß ſie, entzweyt, die Welt in Haß zerreißen,
Und jeder Zwietracht Furien entfeſſeln.
— Jetzt iſt kein fremder Mund mehr zwiſchen uns,
(nähert ſich ihr zutraulich und mit ſchmeichelndem Ton)

Wir ſtehn einander ſelbſt nun gegenüber.
Jetzt Schweſter redet! Nennt mir meine Schuld,
Ich will euch völliges Genüge leiſten.
Ach, daß ihr damals mir Gehör geſchenkt,
Als ich ſo dringend euer Auge ſuchte!
Es wäre nie ſo weit gekommen, nicht
An dieſem traur'gen Ort geſchähe jetzt
Die unglückſelig traurige Begegnung.

Eliſabeth.

Mein guter Stern bewahrte mich davor,
Die Natter an den Buſen mir zu legen.
— Nicht die Geſchicke, euer ſchwarzes Herz
Klagt an, die wilde Ehrſucht eures Hauſes.
Nichts feindliches war zwiſchen uns geſchehn,
Da kündigte mir euer Ohm, der ſtolze,
Herrſchwüth'ge Prieſter, der die freche Hand
Nach allen Kronen ſtreckt, die Fehde an,
Bethörte euch, mein Wappen anzunehmen,
Euch meine Königstitel zuzueignen,
Auf Tod und Leben in den Kampf mit mir
Zu gehn — Wen rief er gegen mich nicht auf?
Der Prieſter Zungen und der Völker Schwerdt,
Des frommen Wahnſinns fürchterliche Waffen,
Hier ſelbſt, im Friedensſitze meines Reichs,
Blies er mir der Empörung Flammen an —
Doch Gott iſt mit mir, und der ſtolze Prieſter
Behält das Feld nicht — Meinem Haupte war
Der Streich gedrohet, und das eure fällt!

Maria.

Ich ſteh' in Gottes Hand. Ihr werdet euch
So blutig eurer Macht nicht überheben —

Eliſabeth.

Wer ſoll mich hindern? Euer Oheim gab
Das Beyſpiel allen Königen der Welt,
Wie man mit ſeinen Feinden Frieden macht,
Die Sankt Barthelemi ſey meine Schule!
Was iſt mir Blutsverwandtſchaft, Völkerrecht?
Die Kirche trennet aller Pflichten Band,
Den Treubruch heiligt ſie, den Königsmord,
Ich übe nur, was eure Prieſter lehren.
Sagt! Welches Pfand gewährte mir für euch,
Wenn ich großmüthig eure Bande löſte?
Mit welchem Schloß verwahr' ich eure Treue,
Das nicht Sankt Peters Schlüſſel öffnen kann?
Gewalt nur iſt die einz'ge Sicherheit,
Kein Bündniß iſt mit dem Gezücht der Schlangen.

Maria.

O das iſt euer traurig finſtrer Argwohn!
Ihr habt mich ſtets als eine Feindinn nur
Und Fremdlinginn betrachtet. Hättet ihr
Zu eurer Erbinn mich erklärt, wie mir
Gebührt, ſo hätten Dankbarkeit und Liebe
Euch eine treue Freundinn und Verwandte
In mir erhalten.

Eliſabeth.

Draußen, Lady Stuart,

Iſt eure Freundſchaft, euer Haus das Papſtthum,
Der Mönch iſt euer Bruder — Euch, zur Erbinn
Erklären! Der verrätheriſche Fallſtrick!
Daß ihr bey meinem Leben noch mein Volk
Verführtet, eine liſtige Armida
Die edle Jugend meines Königreichs
In eurem Buhlernetze ſchlau verſtricktet —
Daß alles ſich der neu aufgeh'nden Sonne
Zuwendete, und ich —

Maria.

Regiert in Frieden!
Jedwedem Anſpruch auf dieß Reich entſag' ich.
Ach, meines Geiſtes Schwingen ſind gelähmt,
Nicht Größe lockt mich mehr — Ihr habt's erreicht,
Ich bin nur noch der Schatten der Maria.
Gebrochen iſt in langer Kerkerſchmach
Der edle Muth — Ihr habt das Aeußerſte an mir
Gethan, habt mich zerſtört in meiner Blüthe!
— Jetzt macht ein Ende, Schweſter. Sprecht es aus,
Das Wort, um deſſentwillen ihr gekommen,
Denn nimmer will ich glauben, daß ihr kamt,
Um euer Opfer grauſam zu verhöhnen.
Sprecht dieſes Wort aus. Sagt mir: „Ihr ſeyd frey,
„Maria! Meine Macht habt ihr gefühlt,
„Jetzt lernet meinen Edelmuth verehren.“
Sagt's, und ich will mein Leben, meine Freyheit
Als ein Geſchenk aus eurer Hand empfangen.
— Ein Wort macht alles ungeſchehn. Ich warte

Darauf. O laßt michs nicht zu lang erharren!
Weh euch, wenn ihr mit dieſem Wort nicht endet!
Denn wenn ihr jetzt nicht ſegenbringend, herrlich,
Wie eine Gottheit von mir ſcheidet — Schweſter!
Nicht um dieß ganze reiche Eiland, nicht
Um alle Länder, die das Meer umfaßt,
Möcht' ich vor euch ſo ſtehn, wie ihr vor mir!

Eliſabeth.

Bekennt ihr endlich euch für überwunden?
Iſts aus mit euren Ränken? Iſt kein Mörder
Mehr unterweges? Will kein Abentheurer
Für euch die traur'ge Ritterſchaft mehr wagen?
— Ja es iſt aus, Lady Maria. Ihr verführt
Mir keinen mehr. Die Welt hat andre Sorgen.
Es lüſtet keinen euer — vierter Mann
Zu werden, denn ihr tödtet eure Freyer,
Wie eure Männer!

Maria (auffahrend).

Schweſter! Schweſter!
O Gott! Gott! Gieb mir Mäßigung!

Eliſabeth.

(ſieht ſie lange mit einem Blick ſtolzer Verachtung an)

Das alſo ſind die Reizungen, Lord Leſter,
Die ungeſtraft kein Mann erblickt, daneben
Kein andres Weib ſich wagen darf zu ſtellen!
Fürwahr! *Der* Ruhm war wohlfeil zu erlangen,
Es koſtet nichts, die *allgemeine* Schönheit
Zu ſeyn, als die *gemeine* ſeyn für *alle*!

Maria.

Das iſt zu viel!

Eliſabeth (höhniſch lachend).

Jetzt zeigt ihr euer wahres
Geſicht, bis jetzt war's nur die Larve.

Maria.

(von Zorn glühend, doch mit einer edeln Würde)

Ich habe menſchlich, jugendlich gefehlt,
Die Macht verführte mich, ich hab' es nicht
Verheimlicht und verborgen, falſchen Schein
Hab' ich verſchmäht, mit königlichem Freymuth.
Das ärgſte weiß die Welt von mir und ich
Kann ſagen, ich bin beſſer als mein Ruf.
Weh euch, wenn ſie von euren Thaten einſt
Den Ehrenmantel zieht, womit ihr gleißend
Die wilde Glut verſtohlner Lüſte deckt.
Nicht Ehrbarkeit habt ihr von eurer Mutter
Geerbt, man weiß, um welcher Tugend willen
Anna von Boulen das Schaffot beſtiegen.

Schrewsbury (tritt zwiſchen beide Königinnen).

O Gott des Himmels! Muß es dahin kommen!
Iſt das die Mäßigung, die Unterwerfung,
Lady Maria?

Maria.

Mäßigung! ich habe
Ertragen, was ein Menſch ertragen kann.
Fahr hin, lammherzige Gelaſſenheit,
Zum Himmel fliehe, leidende Geduld,

Spreng' endlich deine Bande, tritt hervor
Aus deiner Höhle, langverhaltner Groll —
Und du, der dem gereizten Baſilisk
Den Mordblick gab, leg' auf die Zunge mir
Den gift'gen Pfeil —

Schrewsbury.

O ſie iſt außer ſich!
Verzeih der raſenden, der ſchwer gereizten!

(Eliſabeth, für Zorn ſprachlos, ſchießt wüthende Blicke auf Marien.)

Leiceſter.

(in der heftigſten Unruhe, ſucht die Eliſabeth hinweg zu führen) Höre
Die Wüthende nicht an! Hinweg, hinweg
Von dieſem unglückſel'gen Ort!

Maria.

Der Thron von England iſt durch einen Baſtard
Entweiht, der Britten edelherzig Volk
Durch eine liſt'ge Gauklerinn betrogen.
— Regierte Recht, ſo läget Ihr vor mir
Im Staube jetzt, denn ich bin euer König.

(Eliſabeth geht ſchnell ab, die Lords folgen ihr in der höchſten Beſtürzung.)

Fünfter Auftritt.

Maria. Kennedy.

Kennedy.
O was habt ihr gethan! Sie geht in Wuth!
Jetzt iſt es aus und alle Hofnung ſchwindet.

Maria (noch ganz auſer ſich).
Sie geht in Wuth! Sie trägt den Tod im Herzen!
(der Kennedy um den Hals fallend)
O wie mir wohl iſt, Hanna! Endlich, endlich
Nach Jahren der Erniedrigung, der Leiden,
Ein Augenblick der Rache, des Triumphs!
Wie Bergeslaſten fällts von meinem Herzen,
Das Meſſer ſtieß ich in der Feindinn Bruſt.

Kennedy.
Unglückliche! Der Wahnſinn reißt euch hin,
Ihr habt die Unverſöhnliche verwundet.
Sie führt den Blitz, ſie iſt die Königinn,
Vor ihrem Buhlen habt ihr ſie verhöhnt!

Maria.
Vor Leſters Augen hab' ich ſie erniedrigt!
Er ſah es, er bezeugte meinen Sieg!
Wie ich ſie niederſchlug von ihrer Höhe,
Er ſtand dabey, mich ſtärkte ſeine Nähe!

Sechſter Auftritt.

Mortimer zu den Vorigen.

Kennedy.

O Sir! Welch ein Erfolg —

Mortimer.

Ich hörte alles.

(Giebt der Amme ein Zeichen ſich auf ihren Poſten zu begeben, und tritt näher. Sein ganzes Weſen drückt eine heftige, leidenſchaftliche Stimmung aus.)

Du haſt geſiegt! Du tratſt ſie in den Staub,
Du warſt die Königinn, ſie der Verbrecher.
Ich bin entzückt von deinem Muth, ich bete
Dich an, wie eine Göttinn, groß und herrlich,
Erſcheinſt du mir in dieſem Augenblick.

Maria.

Ihr ſpracht mit Leſtern, überbrachtet ihm
Mein Schreiben, mein Geſchenk — O redet, Sir!

Mortimer.

(mit glühenden Blicken ſie betrachtend)

Wie dich der edle königliche Zorn
Umglänzte, deine Reize mir verklärte!
Du biſt das ſchönſte Weib auf dieſer Erde!

Maria.

Ich bitt' euch, Sir! Stillt meine Ungeduld.
Was ſpricht Milord? O ſagt, was darf ich hoffen?

Mortimer.

Wer? Er? das iſt ein Feiger, Elender!
Hofft nichts von ihm, verachtet ihn, vergeßt ihn!

Maria.

Was ſagt ihr?

Mortimer.

Er euch retten und beſitzen!
Er euch! Er ſoll es wagen! Er! Mit mir
Muß er auf Tod und Leben darum kämpfen!

Maria.

Ihr habt ihm meinen Brief nicht übergeben?
— O dann iſts aus!

Mortimer.

Der Feige liebt das Leben.
Wer dich will retten und die ſeine nennen,
Der muß den Tod beherzt umarmen können.

Maria.

Er will nichts für mich thun!

Mortimer.

Nichts mehr von ihm!
Was kann Er thun, und was bedarf man ſein?
Ich will dich retten, ich allein!

Maria.

Ach, was vermögt ihr!

Mortimer.

Täuſchet euch nicht mehr,
Als ob es noch wie geſtern mit euch ſtünde!
So wie die Königinn jetzt von euch gieng,

Wie dieß Geſpräch ſich wendete, iſt alles
Verloren, jeder Gnadenweg geſperrt.
Der That bedarfs jetzt, Kühnheit muß entſcheiden,
Für Alles werde Alles friſch gewagt,
Frey müßt ihr ſeyn, noch eh der Morgen tagt.

Maria.

Was ſprecht ihr? dieſe Nacht! Wie iſt das möglich?

Mortimer.

Hört, was beſchloſſen iſt. Verſammelt hab' ich
In heimlicher Kapelle die Gefährten,
Ein Prieſter hörte unſre Beichte an,
Ablaß iſt uns ertheilt für alle Schulden,
Die wir begiengen, Ablaß im voraus
Für alle, die wir noch begehen werden.
Das letzte Sakrament empfiengen wir,
Und fertig ſind wir zu der letzten Reiſe.

Maria.

O welche fürchterliche Vorbereitung!

Mortimer.

Dieß Schloß erſteigen wir in dieſer Nacht,
Der Schlüſſel bin ich mächtig. Wir ermorden
Die Hüter, reiſſen dich aus deiner Kammer.
Gewaltſam ſterben muß von unſrer Hand,
Daß niemand überbleibe, der den Raub
Verrathen könne, jede lebende Seele.

Maria.

Und Drury, Paulet, meine Kerkermeiſter?
O eher werden ſie ihr letztes Blut —

Mortimer.

Von meinem Dolche fallen ſie zuerſt!

Maria.

Was? Euer Oheim, euer zweyter Vater?

Mortimer.

Von meinen Händen ſtirbt er. Ich ermord' ihn.

Maria.

O blut'ger Frevel!

Mortimer.

Alle Frevel ſind
Vergeben im voraus. Ich kann das Aergſte
Begehen, und ich wills.

Maria.

O ſchrecklich, ſchrecklich!

Mortimer.

Und müßt' ich auch die Königinn durchbohren,
Ich hab' es auf die Hoſtie geſchworen.

Maria.

Nein, Mortimer! Eh' ſo viel Blut um mich —

Mortimer.

Was iſt mir alles Leben gegen dich
Und meine Liebe! Mag der Welten Band
Sich löſen, eine zweyte Waſſerfluth
Herwogend alles Athmende verſchlingen!
— Ich achte nichts mehr! Eh' ich dir entſage,
Eh' nahe ſich das Ende aller Tage.

Maria (zurücktretend).

Gott! welche Sprache Sir, und — welche Blicke!
— Sie ſchrecken, ſie verſcheuchen mich.

Mortimer.

(mit leeren Blicken, und im Ausdruck des ſtillen Wahnſinns)

Das Leben iſt
Nur ein Moment, der Tod iſt auch nur einer!
— Man ſchleife mich nach Tyburn, Glied für Glied
Zerreiſſe man mit glühnder Eiſenzange,

(indem er heftig auf ſie zugeht, mit ausgebreiteten Armen)

Wenn ich dich, Heißgeliebte, umfange —

Maria (zurücktretend).

Unſinniger, zurück —

Mortimer.

An dieſer Bruſt,
Auf dieſem Liebe athmenden Munde —

Maria.

Um Gotteswillen, Sir! Laßt mich hinein gehn!

Mortimer.

Der iſt ein Raſender, der nicht das Glück
Feſthält in unauflöslicher Umarmung,
Wenn es ein Gott in ſeine Hand gegeben.
Ich will dich retten, koſt' es tauſend Leben,
Ich rette dich, ich will es, doch ſo wahr
Gott lebt! ich ſchwör's, ich will dich auch beſitzen.

Maria.

O will kein Gott, kein Engel mich beſchützen!
Furchtbares Schickſal! Grimmig ſchleuderſt du
Von einem Schreckniß mich dem andern zu.
Bin ich geboren, nur die Wuth zu wecken?
Verſchwört ſich Haß und Liebe, mich zu ſchrecken.

Mortimer.

Ja, glühend, wie ſie haſſen, lieb' ich dich!
Sie wollen dich enthaupten, dieſen Hals,
Den blendend weißen, mit dem Beil durchſchneiden.
O weihe du dem Lebensgott der Freuden,
Was du dem Haſſe blutig opfern mußt.
Mit dieſen Reizen, die nicht dein mehr ſind,
Beſelige den glücklichen Geliebten.
Die ſchöne Locke, dieſes ſeidne Haar,
Verfallen ſchon den finſtern Todesmächten,
Gebrauchs, den Sklaven ewig zu umflechten!

Maria.

O welche Sprache muß ich hören! Sir!
Mein Unglück ſollt' euch heilig ſeyn, mein Leiden,
Wenn es mein königliches Haupt nicht iſt.

Mortimer.

Die Krone iſt von deinem Haupt gefallen,
Du haſt nichts mehr von ird'ſcher Majeſtät,
Verſuch' es, laß dein Herrſcherwort erſchallen,
Ob dir ein Freund, ein Retter auferſteht.
Nichts blieb dir als die rührende Geſtalt,
Der hohen Schönheit göttliche Gewalt,
Die läßt mich alles wagen und vermögen,
Die treibt dem Beil des Henkers mich entgegen —

Maria.

O wer errettet mich von ſeiner Wuth!

Mortimer.

Verwegner Dienſt belohnt ſich auch verwegen!

Warum verſpritzt der Tapfere ſein Blut?
Iſt Leben doch des Lebens höchſtes Gut!
Ein Raſender, der es umſonſt verſchleudert!
Erſt will ich ruhn an ſeiner wärmſten Bruſt —
(Er preßt ſie heftig an ſich)

Maria.

O muß ich Hülfe rufen gegen den Mann,
Der mein Erretter —

Mortimer.

Du biſt nicht gefühllos,
Nicht kalter Strenge klagt die Welt dich an,
Dich kann die heiße Liebesbitte rühren,
Du haſt den Sänger Rizzio beglückt,
Und jener Bothwell durfte dich entführen.

Maria.

Vermeſſener!

Mortimer.

Er war nur dein Tyrann!
Du zittierteſt vor ihm, da du ihn liebteſt!
Wenn nur der Schrecken dich gewinnen kann,
Beym Gott der Hölle! —

Maria.

Laßt mich! Raſet ihr?

Mortimer.

Erzittern ſollſt du auch vor mir!

Kennedy (hereinſtürzend).

Man naht. Man kommt. Bewaffnet Volk erfüllt
Den ganzen Garten.

Mortimer.
(auffahrend und zum Degen greifend)
Ich beſchütze dich.

Maria.
O Hanna! rette mich aus ſeinen Händen!
Wo find' ich Aermſte einen Zufluchtsort?
Zu welchem Heiligen ſoll ich mich wenden?
Hier iſt Gewalt und drinnen iſt der Mord.
(ſie flieht dem Hauſe zu, Kennedy folgt.)

Siebenter Auftritt.

Mortimer. Paulet und Drury, welche außer ſich hereinſtürzen. Gefolge eilt über die Scene.

Paulet.
Verſchließt die Pforten. Zieht die Brücken auf!

Mortimer.
Oheim, was iſt's?

Paulet.
Wo iſt die Mörderinn?
Hinab mit ihr ins finſterſte Gefängniß!

Mortimer.
Was giebt's? Was iſt geſchehn?

Paulet.
Die Königinn!
Verfluchte Hände! Teufliſches Erkühnen!

Mortimer.

Die Königinn! Welche Königinn?

Paulet.

Von England!
Sie iſt ermordet auf der Londner Straßen!
(Eilt ins Haus.)

Achter Auftritt.

Mortimer. Gleich darauf Okelly.

Mortimer.

Bin ich im Wahnwitz? Kam nicht eben jemand
Vorbey und rief: Die Königinn ſey ermordet?
Nein, nein, mir träumte nur. Ein Fieberwahn
Bringt mir als wahr und wirklich vor den Sinn,
Was die Gedanken gräßlich mir erfüllt.
Wer kommt? Es iſt Okell'. So ſchreckenvoll!

Okelly (hereinſtürzend).

Flieht, Mortimer! Flieht. Alles iſt verloren.

Mortimer.

Was iſt verloren?

Okelly.

Fragt nicht lange. Denkt
Auf ſchnelle Flucht.

Mortimer.

Was giebt's denn?

Okelly.

Sauvage führte

Den Streich, der Raſende.

Mortimer.

So iſt es wahr?

Okelly.

Wahr, wahr! O rettet euch!

Mortimer.

Sie iſt ermordet,

Und auf den Thron von England ſteigt Maria!

Okelly.

Ermordet! Wer ſagt das?

Mortimer.

Ihr ſelbſt!

Okelly.

Sie lebt!

Und ich und ihr, wir alle ſind des Todes.

Mortimer.

Sie lebt!

Okelly.

Der Stoß gieng fehl, der Mantel fing ihn auf,
Und Schrewsbury entwaffnete den Mörder.

Mortimer.

Sie lebt!

Okelly.

Lebt, um uns alle zu verderben!
Kommt, man umzingelt ſchon den Park.

Mortimer.

Wer hat
Das Raſende gethan?

Okelly.

Der Barnabit'
Aus Toulon war's, den ihr in der Kapelle
Tiefſinnig ſitzen ſaht, als uns der Mönch
Das Anathem' ausdeutete, worin
Der Papſt die Königinn mit dem Fluch belegt.
Das nächſte kürzeſte wollt' er ergreifen,
Mit einem kecken Streich die Kirche Gottes
Befreyn, die Martyrkrone ſich erwerben,
Dem Prieſter nur vertraut' er ſeine That,
Und auf dem Londner Weg ward ſie vollbracht.

Mortimer.

(nach einem langen Stillſchweigen)
O dich verfolgt ein grimmig wüthend Schickſal,
Unglückliche! Jetzt — ja jetzt mußt du ſterben,
Dein Engel ſelbſt bereitet deinen Fall.

Okelly.

Sagt! Wohin wendet ihr die Flucht? Ich gehe,
Mich in des Nordens Wäldern zu verbergen.

Mortimer.

Flieht hin und Gott geleite eure Flucht!
Ich bleibe. Noch verſuch' ichs, ſie zu retten,
Wo nicht, auf ihrem Sarge mir zu betten.

(Gehen ab zu verſchiedenen Seiten.)

Vierter Aufzug.

Vorzimmer.

Erſter Auftritt.

Graf Aubeſpine. Kent und Leiceſter.

Aubeſpine.

Wie ſteht's um Ihro Majeſtät? Milords,
Ihr ſeht mich noch ganz außer mir für Schrecken.
Wie gieng das zu? Wie konnte das in Mitte
Des allertreuſten Volks geſchehen?

Leiceſter.

Es geſchah
Durch keinen aus dem Volke. Der es that,
War eures Königs Unterthan, ein Franke.

Aubeſpine.

Ein Raſender gewißlich.

Kent.

Ein Papiſt,
Graf Aubeſpine!

Zweyter Auftritt.

Vorige. **Burleigh** im Geſpräch mit **Daviſon**.

Burleigh.

Sogleich muß der Befehl
Zur Hinrichtung verfaßt und mit dem Siegel
Verſehen werden — wenn er ausgefertigt,
Wird er der Königinn zur Unterſchrift
Gebracht. Geht! Keine Zeit iſt zu verlieren.

Daviſon.

Es ſoll geſchehn.

(Geht ab.)

Aubeſpine (Burleigh entgegen).

Milord, mein treues Herz
Theilt die gerechte Freude dieſer Inſel.
Lob ſey dem Himmel, der den Mörderſtreich
Gewehrt von dieſem königlichen Haupt!

Burleigh.

Er ſey gelobt, der unſrer Feinde Bosheit
Zu Schanden machte!

Aubeſpine.

Mög' ihn Gott verdammen,
Den Thäter dieſer fluchenswerthen That!

Burleigh.

Den Thäter und den ſchändlichen Erfinder.

Aubeſpine (zu Kent).

Gefällt es Eurer Herrlichkeit, Lordmarſchall,

Bey Ihro Majeſtät mich einzuführen,
Daß ich den Glückwunſch meines Herrn und Königs
Zu ihren Füßen ſchuldigſt niederlege —

Burleigh.

Bemüht euch nicht, Graf Aubeſpine.

Aubeſpine (officiös).

Ich weiß,
Lord Burleigh, was mir obliegt.

Burleigh.

Euch liegt es,
Die Inſel auf das ſchleunigſte zu räumen.

Aubeſpine (tritt erſtaunt zurück).

Was! Wie iſt das!

Burleigh.

Der heilige Charakter
Beſchützt euch heute noch und morgen nicht mehr.

Aubeſpine.

Und was iſt mein Verbrechen?

Burleigh.

Wenn ich es
Genannt, ſo iſt es nicht mehr zu vergeben.

Aubeſpine.

Ich hoffe, Lord, das Recht der Abgeſandten —

Burleigh.

Schützt — Reichsverräther nicht.

Leiceſter und Kent.

Ha! Was iſt das?

Aubeſpine.

Milord,

Bedenkt ihr wohl —

Burleigh.

Ein Paß von eurer Hand

Geſchrieben fand ſich in des Mörders Taſche.

Kent.

Iſt's möglich?

Aubeſpine.

Viele Päſſe theil' ich aus,

Ich kann der Menſchen Innres nicht erforſchen.

Burleigh.

In eurem Hauſe beichtete der Mörder.

Aubeſpine.

Mein Haus iſt offen.

Burleigh.

Jedem Feinde Englands.

Aubeſpine.

Ich fordre Unterſuchung.

Burleigh.

Fürchtet ſie!

Aubeſpine.

In meinem Haupt iſt mein Monarch verletzt,

Zerreißen wird er das geſchloßne Bündniß.

Burleigh.

Zerriſſen ſchon hat es die Königinn,

England wird ſich mit Frankreich nicht vermählen.

Milord von Kent! Ihr übernehmet es,

Den Grafen ſicher an das Meer zu bringen.
Das aufgebrachte Volk hat ſein Hotel
Geſtürmt, wo ſich ein ganzes Arſenal
Von Waffen fand, es droht ihn zu zerreißen,
Wie er ſich zeigt; verberget ihn, bis ſich
Die Wuth gelegt — Ihr haftet für ſein Leben!

Aubeſpine.

Ich gehe, ich verlaſſe dieſes Land,
Wo man der Völker Recht mit Füßen tritt,
Und mit Verträgen ſpielt — doch mein Monarch
Wird blut'ge Rechenſchaft —

Burleigh.

Er hohle ſie!

(Kent und Aubeſpine gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Leiceſter und Burleigh.

Leiceſter.

So löſt ihr ſelbſt das Bündniß wieder auf,
Das ihr geſchäftig unberufen knüpftet.
Ihr habt um England wenig Dank verdient,
Mylord, die Mühe konntet ihr euch ſparen.

Burleigh.

Mein Zweck war gut. Gott leitete es anders.
Wohl dem, der ſich nichts ſchlimmeres bewußt iſt!

Leiceſter.
Man kennt Cecils geheimnißreiche Miene,
Wenn er die Jagd auf Staatsverbrechen macht.
— Jetzt, Lord iſt eine gute Zeit für euch.
Ein ungeheurer Frevel iſt geſchehn,
Und noch umhüllt Geheimniß ſeine Thäter.
Jetzt wird ein Inquiſitionsgericht
Eröffnet. Wort und Blicke werden abgewogen,
Gedanken ſelber vor Gericht geſtellt.
Da ſeyd Ihr der allwichtge Mann, der Atlas
Des Staats, ganz England liegt auf euren Schultern.
Burleigh.
In euch, Milord, erkenn' ich meinen Meiſter,
Denn ſolchen Sieg, als eure Rednerkunſt
Erfocht, hat meine nie davon getragen.
Leiceſter.
Was meint ihr damit, Lord?
Burleigh.
Ihr wart es doch, der hinter meinem Rücken
Die Königinn nach Fotheringhay ſchloß
Zu locken wußte?
Leiceſter.
Hinter eurem Rücken!
Wann ſcheuten meine Thaten eure Stirn?
Burleigh.
Die Königinn hättet Ihr nach Fotheringhay
Geführt? Nicht doch! Ihr habt die Königinn

Nicht hingeführt! — Die Königinn war es,
Die ſo gefällig war, Euch hinzuführen.

Leiceſter.

Was wollt ihr damit ſagen, Lord!

Burleigh.

Die edle
Perſon, die ihr die Königinn dort ſpielen ließt!
Der herrliche Triumph, den ihr der arglos
Vertrauenden bereitet — Güt'ge Fürſtinn!
So ſchamlos frech verſpottete man dich,
So ſchonungslos wardſt du dahin gegeben!
— Das alſo iſt die Großmuth und die Milde,
Die euch im Staatsrath plötzlich angewandelt!
Darum iſt dieſe Stuart ein ſo ſchwacher,
Verachtungswerther Feind, daß es der Müh'
Nicht lohnt, mit ihrem Blut ſich zu beflecken!
Ein feiner Plan! Fein zugeſpitzt! Nur ſchade,
Zu fein geſchärfet, daß die Spitze brach!

Leiceſter.

Nichtswürdiger! Gleich folgt mir! An dem Throne
Der Königinn ſollt ihr mir Rede ſtehn.

Burleigh.

Dort trefft ihr mich — Und ſehet zu, Milord,
Daß euch dort die Beredtſamkeit nicht fehle!

(Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Leiceſter allein, darauf Mortimer.

Leiceſter.

Ich bin entdeckt, ich bin durchſchaut — Wie kam
Der Unglückſelige auf meine Spuren!
Weh mir, wenn er Beweiſe hat! Erfährt
Die Königinn, daß zwiſchen mir und der Maria
Verſtändniſſe geweſen — Gott! Wie ſchuldig
Steh' ich vor ihr! Wie hinterliſtig treulos
Erſcheint mein Rath, mein unglückſeliges
Bemühn, nach Fotheringhay ſie zu führen!
Grauſam verſpottet ſieht ſie ſich von mir,
An die verhaßte Feindinn ſich verrathen!
O nimmer, nimmer kann ſie das verzeihn!
Vorherbedacht wird alles nun erſcheinen,
Auch dieſe bittre Wendung des Geſprächs,
Der Gegnerinn Triumph und Hohngelächter,
Ja ſelbſt die Mörderhand, die blutig ſchrecklich,
Ein unerwartet ungeheures Schickſal,
Dazwiſchen kam, werd' ich bewaffnet haben!
Nicht Rettung ſeh' ich, nirgends! Ha! Wer kommt!

Mortimer.

(kommt in der heftigſten Unruhe und blickt ſcheu umher)

Graf Leſter! Seyd ihr's? Sind wir ohne Zeugen?

Leiceſter.

Unglücklicher, hinweg! Was ſucht ihr hier?

Mortimer.
Man iſt auf unſrer Spur, auf eurer auch,
Nehmt euch in Acht.
Leiceſter.
Hinweg, hinweg!
Mortimer.
Man weiß,
Daß bey dem Grafen Aubeſpine geheime
Verſammlung war —
Leiceſter.
Was kümmerts mich!
Mortimer.
Daß ſich der Mörder
Dabey befunden —
Leiceſter.
Das iſt eure Sache!
Verwegener! Was unterfangt ihr euch,
In euren blut'gen Frevel mich zu flechten?
Vertheidigt eure böſen Händel ſelbſt!
Mortimer.
So hört mich doch nur an.
Leiceſter (in heftigem Zorn).
Geht in die Hölle!
Was hängt ihr euch, gleich einem böſen Geiſt,
An meine Ferſen! Fort! Ich kenn' euch nicht,
Ich habe nichts gemein mit Meuchelmördern.

Mortimer.
Ihr wollt nicht hören. Euch zu warnen komm' ich,
Auch eure Schritte ſind verrathen —
Leiceſter.
Ha!
Mortimer.
Der Großſchatzmeiſter war zu Fotheringhay,
Sogleich nachdem die Unglücksthat geſchehn war,
Der Königinn Zimmer wurden ſtreng durchſucht,
Da fand ſich —
Leiceſter.
Was?
Mortimer.
Ein angefangner Brief
Der Königinn an euch —
Leiceſter.
Die Unglückſel'ge!
Mortimer.
Worin ſie euch auffordert, Wort zu halten,
Euch das Verſprechen ihrer Hand erneuert,
Des Bildniſſes gedenkt —
Leiceſter.
Tod und Verdammniß!
Mortimer.
Lord Burleigh hat den Brief.
Leiceſter.
Ich bin verloren!
(Er geht während der folgenden Rede Mortimers verzweiflungsvoll auf und nieder.)

Mortimer.

Ergreift den Augenblick! Kommt ihm zuvor!
Errettet euch, errettet ſie — Schwört euch
Heraus, erſinnt Entſchuldigungen, wendet
Das Aergſte ab! Ich ſelbſt kann nichts mehr thun.
Zerſtreut ſind die Gefährten, auseinander
Geſprengt iſt unſer ganzer Bund. Ich eile
Nach Schottland, neue Freunde dort zu ſammeln.
An euch iſt's jetzt, verſucht, was euer Anſehn,
Was eine kecke Stirn vermag!

Leiceſter.

(ſteht ſtill, plötzlich beſonnen)

Das will ich.

(Er geht nach der Thüre, öffnet ſie, und ruft)

He da! Trabanten!

(zu dem Offizier, der mit Bewaffneten hereintritt)

Dieſen Staatsverräther,
Nehmt in Verwahrung und bewacht ihn wohl!
Die ſchändlichſte Verſchwörung iſt entdeckt,
Ich bringe ſelbſt der Königinn die Botſchaft.

(Er geht ab.)

Mortimer.

(ſteht anfangs ſtarr für Erſtaunen, faßt ſich aber bald und ſieht Leiceſtern mit einem Blick der tiefſten Verachtung nach)

Ha, Schändlicher — Doch ich verdiene das!
Wer hieß mich auch dem Elenden vertrauen?
Weg über meinen Nacken ſchreitet er,
Mein Fall muß ihm die Rettungsbrücke bauen.

— So rette dich! Verſchloſſen bleibt mein Mund,
Ich will dich nicht in mein Verderben flechten.
Auch nicht im Tode mag ich deinen Bund,
Das Leben iſt das einz'ge Gut des Schlechten.

(Zu dem Offizier der Wache, der hervortritt, um ihn gefangen zu nehmen)

Was willſt du, feiler Sklav der Tyranney?
Ich ſpotte deiner, ich bin frey!

(Einen Dolch ziehend.)

Offizier.

Er iſt bewehrt — Entreißt ihm ſeinen Dolch!

(Sie dringen auf ihn ein, er erwehrt ſich ihrer.)

Mortimer.

Und frey im letzten Augenblicke ſoll
Mein Herz ſich öffnen, meine Zunge löſen!
Fluch und Verderben euch, die ihren Gott
Und ihre wahre Königinn verrathen!
Die von der irdiſchen Maria ſich
Treulos, wie von der himmliſchen gewendet,
Sich dieſer Baſtardköniginn verkauft —

Offizier.

Hört ihr die Läſtrung! Auf! Ergreifet ihn.

Mortimer.

Geliebte! Nicht erretten konnt' ich dich,
So will ich dir ein männlich Beyſpiel geben.
Maria, heil'ge, bitt' für mich!
Und nimm mich zu dir in dein himmliſch Leben!

(Er durchſticht ſich mit dem Dolch und fällt der Wache in die Arme.)

Fünfter Auftritt.

(Zimmer der Königinn.)

Eliſabeth, einen Brief in der Hand. **Burleigh.**

Eliſabeth.

Mich hinzuführen! Solchen Spott mit mir
Zu treiben! Der Verräther! Im Triumph
Vor ſeiner Buhlerinn mich aufzuführen!
O ſo ward noch kein Weib betrogen, Burleigh!

Burleigh.

Ich kann es noch nicht faſſen, wie es ihm,
Durch welche Macht, durch welche Zauberkünſte
Gelang, die Klugheit meiner Königinn
So ſehr zu überraſchen.

Eliſabeth.

O ich ſterbe
Für Schaam! Wie mußt' er meiner Schwäche ſpotten!
Sie glaubt' ich zu erniedrigen und war,
Ich ſelber, ihres Spottes Ziel!

Burleigh.

Du ſiehſt nun ein, wie treu ich dir gerathen!

Eliſabeth.

O ich bin ſchwer dafür geſtraft, daß ich
Von eurem weiſen Rathe mich entfernt!
Und ſollt' ich ihm nicht glauben? In den Schwüren
Der treuſten Liebe einen Fallſtrick fürchten?
Wem darf ich trau'n, wenn er mich hinterging?

Er, den ich groß gemacht vor allen Großen,
Der mir der nächſte ſtets am Herzen war,
Dem ich verſtattete, an dieſem Hof
Sich wie der Herr, der König zu betragen!

Burleigh.

Und zu derſelben Zeit verrieth er dich
An dieſe falſche Königinn von Schottland!

Eliſabeth.

O ſie bezahle mir's mit ihrem Blut!
— Sagt! Iſt das Urtheil abgefaßt?

Burleigh.

Es liegt
Bereit, wie du befohlen.

Eliſabeth.

Sterben ſoll ſie!
Er ſoll ſie fallen ſehn, und nach ihr fallen.
Verſtoßen hab' ich ihn aus meinem Herzen,
Fort iſt die Liebe, Rache füllt es ganz.
So hoch er ſtand, ſo tief und ſchmählich ſey
Sein Sturz! Er ſey ein Denkmahl meiner Strenge,
Wie er ein Beyſpiel meiner Schwäche war.
Man führ' ihn nach dem Tower, ich werde Peers
Ernennen, die ihn richten, hingegeben
Sey er der ganzen Strenge des Geſetzes.

Burleigh.

Er wird ſich zu dir drängen, ſich rechtfert'gen —

Eliſabeth.

Wie kann er ſich rechtfert'gen? Ueberführt

Ihn nicht der Brief? O ſein Verbrechen iſt
Klar wie der Tag!

Burleigh.

Doch du biſt mild und gnädig,
Sein Anblick, ſeine mächt'ge Gegenwart —

Eliſabeth.

Ich will ihn nicht ſehn. Niemals, niemals wieder!
Habt ihr Befehl gegeben, daß man ihn
Zurück weiſ't, wenn er kommt?

Burleigh.

So iſt's befohlen!

Page (tritt ein).

Milord von Leſter!

Königinn.

Der Abſcheuliche!
Ich will ihn nicht ſehn. Sagt ihm, daß ich ihn
Nicht ſehen will.

Page.

Das wag' ich nicht, dem Lord
Zu ſagen, und er würde mirs nicht glauben.

Königinn.

So hab' ich ihn erhöht, daß meine Diener
Vor ſeinem Anſehn mehr als meinem zittern!

Burleigh (zum Pagen).

Die Königinn verbiet' ihm, ſich zu nahn!

(Page geht zögernd ab.)

Königinn (nach einer Pauſe).

Wenn's dennoch möglich wäre — Wenn er ſich

Rechtfert'gen könnte! — Sagt mir, könnt' es nicht
Ein Fallſtrick ſeyn, den mir die Maria legte,
Mich mit dem treuſten Freunde zu entzwey'n!
O ſie iſt eine abgefeimte Bübinn,
Wenn ſie den Brief nur ſchrieb, mir gift'gen Argwohn
Ins Herz zu ſtreun, ihn, den ſie haßt, ins Unglück
Zu ſtürzen —

Burleigh.

Aber Königinn, erwäge —

Sechster Auftritt.

Vorige. Leiceſter.

Leiceſter.

(reißt die Thür mit Gewalt auf, und tritt mit gebieter'ſchem Weſen herein)

Den Unverſchämten will ich ſehn, der mir
Das Zimmer meiner Königinn verbietet.

Eliſabeth.

Ha, der Verwegene!

Leiceſter.

Mich abzuweiſen!
Wenn ſie für einen Burleigh ſichtbar iſt,
So iſt ſie's auch für mich!

Burleigh.

Ihr ſeyd ſehr kühn, Milord,
Hier wider die Erlaubniß einzuſtürmen.

Leiceſter.

Ihr ſeyd ſehr frech, Lord, hier das Wort zu nehmen.
Erlaubniß! Was! Es iſt an dieſem Hofe
Niemand, durch deſſen Mund Graf Leſter ſich
Erlauben und verbieten laſſen kann!
(Indem er ſich der Eliſabeth demüthig nähert)
Aus meiner Königinn eignem Mund will ich —

Eliſabeth (ohne ihn anzuſehen).

Aus meinem Angeſicht, Nichtswürdiger!

Leiceſter.

Nicht meine gütige Eliſabeth,
Den Lord vernehm' ich, meinen Feind, in dieſen
Unholden Worten — Ich berufe mich auf *meine*
Eliſabeth — Du lieheſt *ihm* dein Ohr,
Das gleiche fodr' ich.

Eliſabeth.

Redet, Schändlicher!
Vergrößert euren Frevel! Läugnet ihn!

Leiceſter.

Laßt dieſen Ueberläſtigen ſich erſt
Entfernen — Tretet ab, Milord — Was ich
Mit meiner Königinn zu verhandeln habe,
Braucht keinen Zeugen. Geht.

Eliſabeth (zu Burleigh).

Bleibt, ich befehl' es!

Leiceſter.

Was ſoll der Dritte zwiſchen dir und mir!
Mit meiner angebeteten Monarchinn

Hab' ichs zu thun — die Rechte meines Platzes
Behaupt' ich — Es ſind heil'ge Rechte!
Und ich beſtehe drauf, daß ſich der Lord
Entferne!

Eliſabeth.

Euch geziemt die ſtolze Sprache!

Leiceſter.

Wohl ziemt ſie mir, denn ich bin der Beglückte,
Dem deine Gunſt den hohen Vorzug gab,
Das hebt mich über ihn und über alle!
Dein Herz verlieh mir dieſen ſtolzen Rang,
Und was die Liebe gab, werd' ich, bey Gott!
Mit meinem Leben zu behaupten wiſſen.
Er geh' — und zweyer Augenblicke nur
Bedarf's, mich mit dir zu verſtändigen.

Eliſabeth.

Ihr hofft umſonſt, mich liſtig zu beſchwatzen.

Leiceſter.

Beſchwatzen konnte dich der Plauderer,
Ich aber will zu deinem Herzen reden!
Und was ich im Vertraun auf deine Gunſt
Gewagt, will ich auch nur vor deinem Herzen
Rechtfertigen — Kein anderes Gericht
Erkenn' ich über mir, als deine Neigung!

Eliſabeth.

Schaamloſer! Eben dieſe iſt's, die euch zuerſt
Verdammt — Zeigt ihm den Brief, Milord!

Burleigh.

Hier iſt er!

Leiceſter.

(durchläuft den Brief, ohne die Faſſung zu verändern)

Das iſt der Stuart Hand!

Eliſabeth.

Leſ't und verſtummt!

Leiceſter (nachdem er geleſen, ruhig).

Der Schein iſt gegen mich, doch darf ich hoffen,
Daß ich nicht nach dem Schein gerichtet werde!

Eliſabeth.

Könnt ihr es läugnen, daß ihr mit der Stuart
In heimlichem Verſtändniß wart, ihr Bildniß
Empfingt, ihr zur Befreyung Hofnung machtet?

Leiceſter.

Leicht wäre mirs, wenn ich mich ſchuldig fühlte,
Das Zeugniß einer Feindinn zu verwerfen!
Doch frey iſt mein Gewiſſen, ich bekenne,
Daß ſie die Wahrheit ſchreibt!

Eliſabeth.

Nun denn
Unglücklicher!

Burleigh.

Sein eigner Mund verdammt ihn.

Eliſabeth.

Aus meinen Augen. In den Tower — Verräther!

Leiceſter.

Der bin ich nicht. Ich hab' gefehlt, daß ich

Aus dieſem Schritt dir ein Geheimniß machte,
Doch redlich war die Abſicht, es geſchah,
Die Feindinn zu erforſchen, zu verderben.

Eliſabeth.

Elende Ausflucht —

Burleigh.

Wie, Milord? Ihr glaubt —

Leiceſter.

Ich habe ein gewagtes Spiel geſpielt,
Ich weiß, und nur Graf Leſter durfte ſich
An dieſem Hofe ſolcher That erkühnen.
Wie ich die Stuart haſſe, weiß die Welt.
Der Rang, den ich bekleide, das Vertrauen,
Wodurch die Königinn mich ehrt, muß jeden Zweifel
In meine treue Meinung niederſchlagen.
Wohl darf der Mann, den deine Gunſt vor allen
Auszeichnet, einen eignen kühnen Weg
Einſchlagen, ſeine Pflicht zu thun.

Burleigh.

Warum,
Wenns eine gute Sache war, verſchwiegt ihr?

Leiceſter.

Milord! Ihr pflegt zu ſchwatzen, eh' ihr handelt,
Und ſeyd die Glocke eurer Thaten. Das
Iſt Eure Weiſe, Lord. Die meine iſt,
Erſt handeln und dann reden!

Burleigh.

Ihr redet jetzo weil ihr müßt.

Leiceſter.

(ihn ſtolz und höhniſch mit den Augen meſſend)

Und ihr
Berühmt euch, eine wundergroße That
Ins Werk gerichtet, eure Königinn
Gerettet, die Verrätherey entlarvt
Zu haben — Alles wißt ihr, eurem Scharfblick
Kanns nicht entgehen, meint ihr — Armer Prahler!
Trotz eurer Spürkunſt war Maria Stuart
Noch heute frey, wenn ich es nicht verhindert.

Burleigh.

Ihr hättet —

Leiceſter.

Ich, Milord. Die Königinn
Vertraute ſich dem Mortimer, ſie ſchloß
Ihr Innerſtes ihm auf, ſie gieng ſo weit,
Ihm einen blut'gen Auftrag gegen die Maria
Zu geben, da der Oheim ſich mit Abſcheu
Von einem gleichen Antrag abgewendet —
Sagt! Iſt es nicht ſo?

(Königinn und Burleigh ſehen einander betroffen an)

Burleigh.

Wie gelangtet ihr
Dazu? —

Leiceſter.

Iſts nicht ſo? — Nun, Milord! Wo hattet
Ihr eure tauſend Augen, nicht zu ſehn,
Daß dieſer Mortimer euch hintergieng?

Daß er ein wüthender Papiſt, ein Werkzeug
Der Guiſen, ein Geſchöpf der Stuart war,
Ein keck entſchloßner Schwärmer, der gekommen,
Die Stuart zu befreyn, die Königinn
Zu morden —

Eliſabeth.
(mit äußerſtem Erſtaunen)
Dieſer Mortimer!

Leiceſter.
Er war's, durch den
Maria Unterhandlung mit mir pflog,
Den ich auf dieſem Wege kennen lernte.
Noch heute ſollte ſie aus ihrem Kerker
Geriſſen werden, dieſen Augenblick
Entdeckte mirs ſein eigner Mund, ich ließ ihn
Gefangen nehmen und in der Verzweiflung,
Sein Werk vereitelt, ſich entlarvt zu ſehn,
Gab er ſich ſelbſt den Tod!

Eliſabeth.
O ich bin unerhört
Betrogen — dieſer Mortimer!

Burleigh.
Und jetzt
Geſchah das? Jetzt, nachdem ich euch verlaſſen!

Leiceſter.
Ich muß um meinetwillen ſehr beklagen,
Daß es dieß Ende mit ihm nahm. Sein Zeugniß,
Wenn er noch lebte, würde mich vollkommen

Gereinigt, aller Schuld entledigt haben.
Drum übergab ich ihn des Richters Hand.
Die ſtrengſte Rechtsform ſollte meine Unſchuld
Vor aller Welt bewähren und beſiegeln.

Burleigh.

Er tödtete ſich, ſagt ihr. Er ſich ſelber? Oder
Ihr ihn?

Leiceſter.

Unwürdiger Verdacht! Man höre
Die Wache ab, der ich ihn übergab!

(Er geht an die Thür und ruft hinaus. Der Offizier der Leibwache tritt herein.)

Erſtattet Ihrer Majeſtät Bericht,
Wie dieſer Mortimer umkam!

Offizier.

Ich hielt die Wache
Im Vorſaal, als Milord die Thüre ſchnell
Eröffnete und mir befahl, den Ritter
Als einen Staatsverräther zu verhaften.
Wir ſahen ihn hierauf in Wuth gerathen,
Den Dolch ziehn, unter heftiger Verwünſchung
Der Königinn, und eh wirs hindern konnten,
Ihn in die Bruſt ſich ſtoßen, daß er todt
Zu Boden ſtürzte —

Leiceſter.

Es iſt gut. Ihr könnt
Abtreten, Sir! Die Königinn weiß genug!

(Offizier geht ab.)

Eliſabeth.

O welcher Abgrund von Abſcheulichkeiten —

Leiceſter.

Wer war's nun, der dich rettete? war es
Milord von Burleigh? Wußt' er die Gefahr,
Die dich umgab? War er's, der ſie von dir
Gewandt? — Dein treuer Leſter war dein Engel!

Burleigh.

Graf! Dieſer Mortimer ſtarb euch ſehr gelegen.

Eliſabeth.

Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll. Ich glaub' euch,
Und glaub' euch nicht. Ich denke, ihr ſeyd ſchuldig,
Und ſeyd es nicht! O die Verhaßte, die
Mir all dieß Weh bereitete!

Leiceſter.

Sie muß ſterben.
Jetzt ſtimm' ich ſelbſt für ihren Tod. Ich rieth
Dir an, das Urtheil unvollſtreckt zu laſſen,
Bis ſich aufs neu ein Arm für ſie erhübe.
Dieß iſt geſchehn — und ich beſtehe drauf,
Daß man das Urtheil ungeſäumt vollſtrecke.

Burleigh.

Ihr riethet dazu! Ihr!

Leiceſter.

So ſehr es mich
Empört, zu einem Aeußerſten zu greifen,
Ich ſehe nun und glaube, daß die Wohlfahrt
Der Königinn dieß blut'ge Opfer heiſcht.

Drum trag' ich darauf an, daß der Befehl
Zur Hinrichtung gleich ausgefertigt werde!

Burleigh (zur Königinn).

Da es Milord ſo treu und ernſtlich meint,
So trag' ich darauf an, daß die Vollſtreckung
Des Richterſpruchs ihm übertragen werde.

Leiceſter.

Mir!

Burleigh.

Euch. Nicht beſſer könnt ihr den Verdacht,
Der jezt noch auf euch laſtet, widerlegen,
Als wenn ihr *ſie*, die ihr geliebt zu haben
Beſchuldigt werdet, ſelbſt enthaupten laſſet.

Eliſabeth.

(Leiceſtern mit den Augen fixirend)

Milord räth gut. So ſey's, und dabey bleib' es.

Leiceſter.

Mich ſollte billig meines Ranges Höh'
Von einem Auftrag dieſes traur'gen Inhalts
Befreyn, der ſich in jedem Sinne beſſer
Für einen Burleigh ziemen mag als mich.
Wer ſeiner Königinn ſo nahe ſteht,
Der ſollte nichts unglückliches vollbringen.
Jedoch um meinen Eifer zu bewähren,
Um meiner Königinn genug zu thun,
Begeb' ich mich des Vorrechts meiner Würde
Und übernehme die verhaßte Pflicht.

Eliſabeth.

Lord Burleigh theile ſie mit euch!

(Zu dieſem)

Tragt Sorge,

Daß der Befehl gleich ausgefertigt werde.

(Burleigh geht. Man hört draußen ein Getümmel).

Siebenter Auftritt.

Graf von Kent zu den Vorigen.

Eliſabeth.

Was giebt's, Milord von Kent? Was für ein Auflauf
Erregt die Stadt — Was iſt es?

Kent.

Königinn,
Es iſt das Volk, das den Pallaſt umlagert,
Es fodert heftig dringend dich zu ſehn.

Eliſabeth.

Was will mein Volk?

Kent.

Der Schrecken geht durch London,
Dein Leben ſey bedroht, es gehen Mörder
Umher, vom Papſte wider dich geſendet.
Verſchworen ſeyen die Katholiſchen,
Die Stuart aus dem Kerker mit Gewalt
Zu reiſſen und zur Königinn auszurufen.
Der Pöbel glaubt's und wüthet. Nur das Haupt

Der Stuart, das noch heute fällt, kann ihn
Beruhigen.

Eliſabeth.

Wie? Soll mir Zwang geſchehn?

Kent.

Sie ſind entſchloſſen, eher nicht zu weichen,
Bis du das Urtheil unterzeichnet haſt.

Achter Auftritt.

Burleigh und Daviſon mit einer Schrift.
Die Vorigen.

Eliſabeth.

Was bringt ihr, Daviſon?

Daviſon (nähert ſich, ernſthaft)

Du haſt befohlen
O Königinn —

Eliſabeth.

Was iſt's?

(Indem ſie die Schrift ergreifen will, ſchauert ſie zuſammen und fährt zurück.)

O Gott!

Burleigh.

Gehorche
Der Stimme des Volks, ſie iſt die Stimme Gottes.

Eliſabeth.

(unentſchloſſen mit ſich ſelbſt kämpfend.)

O meine Lords! Wer ſagt mir, ob ich wirklich

Die Stimme meines ganzen Volks, die Stimme
Der Welt vernehme! Ach wie ſehr befürcht' ich,
Wenn ich dem Wunſch der Menge nun gehorcht,
Daß eine ganz verſchiedne Stimme ſich
Wird hören laſſen — ja daß eben die,
Die jezt gewaltſam zu der That mich treiben,
Mich, wenns vollbracht iſt, ſtrenge tadeln werden!

Neunter Auftritt.

Graf Schrewsbury zu den Vorigen.

Schrewsbury.
(kommt in großer Bewegung).
Man will dich übereilen, Königinn!
O halte feſt, ſey ſtandhaft —
(indem er Daviſon mit der Schrift gewahr wird).
Oder iſt es
Geſchehen? Iſt es wirklich? Ich erblicke
Ein unglückſelig Blatt in dieſer Hand,
Das komme meiner Königinn jezt nicht
Vor Augen.

Eliſabeth.
Edler Schrewsbury! Man zwingt mich.

Schrewsbury.
Wer kann dich zwingen? Du biſt Herrſcherinn,
Hier gilt es deine Majeſtät zu zeigen!
Gebiete Schweigen jenen rohen Stimmen,

Die ſich erdreiſten, deinem Königswillen
Zwang anzuthun, dein Urtheil zu regieren.
Die Furcht, ein blinder Wahn bewegt das Volk,
Du ſelbſt biſt außer dir, biſt ſchwer gereizt,
Du biſt ein Menſch und jezt kannſt du nicht richten.

Burleigh.

Gerichtet iſt ſchon längſt. Hier iſt kein Urtheil
Zu fällen, zu vollziehen iſt's.

Kent.

(der ſich bei Schrewsbury's Eintritt entfernt hat, kommt zurück)

Der Auflauf wächſt, das Volk iſt länger nicht
Zu bändigen.

Eliſabeth (zu Schrewsbury).

Ihr ſeht, wie ſie mich drängen!

Schrewsbury.

Nur Aufſchub fordr' ich. Dieſer Federzug
Entſcheidet deines Lebens Glück und Frieden.
Du haſt es Jahre lang bedacht, ſoll dich
Der Augenblick im Sturme mit ſich führen?
Nur kurzen Aufſchub. Sammle dein Gemüth,
Erwarte eine ruhigere Stunde.

Burleigh (heftig).

Erwarte, zögre, ſäume, bis das Reich
In Flammen ſteht, bis es der Feindinn endlich
Gelingt, den Mordſtreich wirklich zu vollführen.
Dreymal hat ihn ein Gott von dir entfernt.
Heut hat er nahe dich berührt, noch einmal
Ein Wunder hoffen, hieße Gott verſuchen.

Shrewsbury.

Der Gott, der dich durch ſeine Wunderhand
Viermal erhielt, der heut dem ſchwachen Arm
Des Greiſen Kraft gab, einen Wüthenden
Zu überwält'gen — er verdient Vertrauen!
Ich will die Stimme der Gerechtigkeit
Jetzt nicht erheben, jetzt iſt nicht die Zeit,
Du kannſt in dieſem Sturme ſie nicht hören.
Dieß eine nur vernimm! Du zitterſt jetzt
Vor dieſer lebenden Maria! Nicht
Die lebende haſt du zu fürchten. Zittre vor
Der Todten, der Enthaupteten. Sie wird
Vom Grab' erſtehen, eine Zwietrachtsgöttinn,
Ein Rachegeiſt in deinem Reich herumgehn,
Und deines Volkes Herzen von dir wenden.
Jetzt haßt der Britte die gefürchtete,
Er wird ſie rächen, wenn ſie nicht mehr iſt.
Nicht mehr die Feindinn ſeines Glaubens, nur
Die Enkeltochter ſeiner Könige,
Des Haſſes Opfer und der Eiferſucht
Wird er in der bejammerten erblicken!
Schnell wirſt du die Veränderung erfahren.
Durchziehe London, wenn die blut'ge That
Geſchehen, zeige dich dem Volk, das ſonſt
Sich jubelnd um dich her ergoß, du wirſt
Ein andres England ſehn, ein andres Volk,
Denn dich umgiebt nicht mehr die herrliche
Gerechtigkeit, die alle Herzen dir

Betrogne! Furcht, die ſchreckliche Begleitung
Der Tyranney, wird ſchaudernd vor dir herziehn,
Und jede Straße, wo du gehſt, veröden.
Du haſt das letzte, äußerſte gethan,
Welch Haupt ſteht feſt, wenn dieſes heil'ge fiel!

Eliſabeth.

Ach Shrewsbury! Ihr habt mir heut das Leben
Gerettet, habt des Mörders Dolch von mir
Gewendet — Warum ließet ihr ihm nicht
Den Lauf? So wäre jeder Streit geendigt,
Und alles Zweifels ledig, rein von Schuld,
Läg ich in meiner ſtillen Gruft! Fürwahr!
Ich bin des Lebens und des Herrſchens müd'.
Muß eine von uns Königinnen fallen,
Damit die andre lebe — und es iſt
Nicht anders, das erkenn' ich — kann denn ich
Nicht die ſeyn, welche weicht? Mein Volk mag wählen,
Ich geb' ihm ſeine Majeſtät zurück.
Gott iſt mein Zeuge, daß ich nicht für mich,
Nur für das Beſte meines Volks gelebt.
Hofft es von dieſer ſchmeichleriſchen Stuart,
Der jüngern Königinn, glücklichere Tage,
So ſteig' ich gern von dieſem Thron und kehre
In Woodſtocks ſtille Einſamkeit zurück,
Wo meine anſpruchloſe Jugend lebte,
Wo ich, vom Tand der Erdengröße fern,
Die Hoheit in mir ſelber fand — Bin ich
Zur Herrſcherinn doch nicht gemacht! Der Herrſcher

Muß hart ſeyn können, und mein Herz iſt weich.
Ich habe dieſe Inſel lange glücklich
Regiert, weil ich nur brauchte zu beglücken.
Es kommt die erſte ſchwere Königspflicht,
Und ich empfinde meine Ohnmacht —

Burleigh.

Nun bey Gott!
Wenn ich ſo ganz unkönigliche Worte
Aus meiner Königinn Mund vernehmen muß,
So wär's Verrath an meiner Pflicht, Verrath
Am Vaterlande, länger ſtill zu ſchweigen.
— Du ſagſt, du liebſt dein Volk, mehr als dich ſelbſt,
Das zeige jetzt! Erwähle nicht den Frieden
Für dich und überlaß das Reich den Stürmen.
— Denk an die Kirche! Soll mit dieſer Stuart
Der alte Aberglaube wiederkehren?
Der Mönch aufs neu hier herrſchen, der Legat
Aus Rom gezogen kommen, unſre Kirchen
Verſchließen, unſre Könige entthronen?
— Die Seelen aller deiner Unterthanen,
Ich fordre ſie von dir — Wie du jetzt handelſt,
Sind ſie gerettet oder ſind verloren.
Hier iſt nicht Zeit zu weiblichem Erbarmen,
Des Volkes Wohlfahrt iſt die höchſte Pflicht;
Hat Schrewsbury das Leben dir gerettet,
So will ich England retten — das iſt mehr!

Eliſabeth.

Man überlaſſe mich mir ſelbſt! Bey Menſchen iſt

Nicht Rath noch Troſt in dieſer großen Sache.
Ich trage ſie dem höhern Richter vor.
Was der mich lehrt, das will ich thun — Entfernt euch,
Milords!

(Zu Daviſon)

Ihr Sir! könnt in der Nähe bleiben!

(Die Lords gehen ab. Schrewsbury allein bleibt noch einige Augenblicke vor der Königinn ſtehen, mit bedeutungsvollem Blick, dann entfernt er ſich langſam, mit einem Ausdruck des tiefſten Schmerzens.)

Zehnter Auftritt.

Eliſabeth allein.

O Sklaverey des Volksdienſts! Schmähliche
Knechtſchaft — Wie bin ichs müde, dieſem Götzen
Zu ſchmeicheln, den mein Innerſtes verachtet!
Wann ſoll ich frey auf dieſem Throne ſtehn!
Die Meinung muß ich ehren, um das Lob
Der Menge buhlen, einem Pöbel muß ichs
Recht machen, dem der Gaukler nur gefällt.
O der iſt noch nicht König, der der Welt
Gefallen muß! Nur der iſt's, der bey ſeinem Thun
Nach keines Menſchen Beyfall braucht zu fragen.

Warum hab' ich Gerechtigkeit geübt,
Willkühr gehaßt mein Leben lang, daß ich
Für dieſe erſte unvermeidliche
Gewaltthat ſelbſt die Hände mir gefeſſelt!

Das Muſter, das ich ſelber gab, verdammt mich!
War ich tyranniſch, wie die ſpaniſche
Maria war, mein Vorfahr auf dem Thron, ich könnte
Jetzt ohne Tadel Königsblut verſprützen!
Doch war's denn meine eigne freye Wahl
Gerecht zu ſeyn? Die allgewaltige
Nothwendigkeit, die auch das freye Wollen
Der Könige zwingt, gebot mir dieſe Tugend.

Umgeben rings von Feinden hält mich nur
Die Volksgunſt auf dem angefochtnen Thron.
Mich zu vernichten ſtreben alle Mächte
Des feſten Landes. Unverſöhnlich ſchleudert
Der röm'ſche Papſt den Bannfluch auf mein Haupt,
Mit falſchem Bruderkuß verräth mich Frankreich.
Und offnen, wüthenden Vertilgungskrieg
Bereitet mir der Spanier auf den Meeren.
So ſteh' ich kämpfend gegen eine Welt,
Ein wehrlos Weib! Mit hohen Tugenden
Muß ich die Blöße meines Rechts bedecken,
Den Flecken meiner fürſtlichen Geburt,
Wodurch der eigne Vater mich geſchändet.
Umſonſt bedeck' ich ihn — Der Gegner Haß
Hat ihn entblößt, und ſtellt mir dieſe Stuart,
Ein ewig drohendes Geſpenſt, entgegen.

Nein, dieſe Furcht ſoll endigen!
Ihr Haupt ſoll fallen. Ich will Frieden haben!

— Sie iſt die Furie meines Lebens! Mir
Ein Plagegeiſt vom Schickſal angeheftet.
Wo ich mir eine Freude, eine Hofnung
Gepflanzt, da liegt die Höllenſchlange mir
Im Wege. Sie entreißt mir den Geliebten,
Den Bräut'gam raubt ſie mir! Maria Stuart,
Heißt jedes Unglück, das mich niederſchlägt!
Iſt ſie aus den Lebendigen vertilgt,
Frey bin ich, wie die Luft auf den Gebirgen.
(Stillſchweigend)
Mit welchem Hohn ſie auf mich nieder ſah,
Als ſollte mich der Blick zu Boden blitzen!
Ohnmächtige! Ich führe beßre Waffen,
Sie treffen tödlich und du biſt nicht mehr!
(Mit raſchem Schritt nach dem Tiſche gehend und die Feder ergreifend)
Ein Baſtard bin ich dir? — Unglückliche!
Ich bin es nur, ſo lang du lebſt und athmeſt.
Der Zweifel meiner fürſtlichen Geburt
Er iſt getilgt, ſobald ich dich vertilge.
Sobald dem Britten keine Wahl mehr bleibt,
Bin ich im ächten Ehebett' geboren!
(Sie unterſchreibt mit einem raſchen, feſten Federzug, läßt dann die Feder fallen, und tritt mit einem Ausdruck des Schreckens zurück. Nach einer Pauſe klingelt ſie.)

Eilfter Auftritt.

Eliſabeth. Daviſon.

Eliſabeth.

Wo ſind die andern Lords?

Daviſon.

Sie ſind gegangen,
Das aufgebrachte Volk zur Ruh zu bringen.
Das Toben war auch augenblicks geſtillt,
Sobald der Graf von Schrewsbury ſich zeigte.
„Der iſt's, das iſt er!“ riefen hundert Stimmen,
„Der rettete die Königinn! Hört ihn!
„Den bravſten Mann in England.“ Nun begann
Der edle Talbot und verwies dem Volk
In ſanften Worten ſein gewaltſames
Beginnen, ſprach ſo kraftvoll überzeugend,
Daß alles ſich beſänftigte, und ſtill
Vom Platze ſchlich.

Eliſabeth.

Die wankelmüthge Menge,
Die jeder Wind herumtreibt! Wehe dem,
Der auf dieß Rohr ſich lehnet! — Es iſt gut,
Sir Daviſon. Ihr könnt nun wieder gehn.
(Wie ſich jener nach der Thüre gewendet)
Und dieſes Blatt — Nehmt es zurück — Ich leg's
In eure Hände.

Daviſon.
(wirft einen Blick in das Papier und erſchrickt)
Königinn! Dein Name!
Du haſt entſchieden?

Eliſabeth.
— Unterſchreiben ſollt' ich.
Ich hab's gethan. Ein Blatt Papier entſcheidet
Noch nicht, ein Name tödtet nicht.

Daviſon.
Dein Name, Königinn, unter dieſer Schrift
Entſcheidet alles, tödtet, iſt ein Strahl
Des Donners, der geflügelt trifft — Dieß Blatt
Befiehlt den Kommiſſarien, dem Scherif,
Nach Fotheringhayſchloß ſich ſteh'nden Fußes
Zur Königinn von Schottland zu verfügen,
Den Tod ihr anzukündigen, und ſchnell,
Sobald der Morgen tagt, ihn zu vollziehn.
Hier iſt kein Aufſchub, jene hat gelebt,
Wenn ich dieß Blatt aus meinen Händen gebe.

Eliſabeth.
Ja, Sir! Gott legt ein wichtig groß Geſchick
In eure ſchwachen Hände. Fleht ihn an,
Daß er mit ſeiner Weisheit euch erleuchte.
Ich geh' und überlaß euch eurer Pflicht.
(Sie will gehen.)

Daviſon (tritt ihr in den Weg).
Nein, meine Königinn! Verlaß mich nicht,
Eh' du mir deinen Willen kund gethan.

Bedarf es hier noch einer andern Weisheit,
Als dein Gebot buchſtäblich zu befolgen?
— Du legſt dieß Blatt in meine Hand, daß ich
Zu ſchleuniger Vollziehung es befördre?

Eliſabeth.

Das werdet ihr nach eurer Klugheit —

Daviſon (ſchnell und erſchrocken einfallend).

Nicht
Nach meiner! Das verhüte Gott! Gehorſam
Iſt meine ganze Klugheit. Deinem Diener
Darf hier nichts zu entſcheiden übrig bleiben.
Ein klein Verſehn wär' hier ein Königsmord,
Ein unabſehbar, ungeheures Unglück.
Vergönne mir, in dieſer großen Sache
Dein blindes Werkzeug willenlos zu ſeyn.
In klare Worte faſſe deine Meinung,
Was ſoll mit dieſem Blutbefehl geſchehn?

Eliſabeth.

— Sein Name ſpricht es aus.

Daviſon.

So willſt du, daß er gleich vollzogen werde?

Eliſabeth (zögernd).

Das ſag' ich nicht, und zittre, es zu denken.

Daviſon.

Du willſt, daß ich ihn länger noch bewahre?

Eliſabeth (ſchnell).

Auf eure Gefahr? Ihr haftet für die Folgen.

Daviſon.
Ich? Heil'ger Gott! — Sprich, Königinn! Was willſt du?

Eliſabeth (ungeduldig).
Ich will, daß dieſer unglückſel'gen Sache
Nicht mehr gedacht ſoll werden, daß ich endlich
Will Ruhe davor haben und auf ewig.

Daviſon.
Es koſtet dir ein einzig Wort. O ſage,
Beſtimme, was mit dieſer Schrift ſoll werden!

Eliſabeth.
Ich hab's geſagt, und quält mich nun nicht weiter.

Daviſon.
Du hätteſt es geſagt? Du haſt mir nichts
Geſagt — O, es gefalle meiner Königinn,
Sich zu erinnern.

Eliſabeth (ſtampft auf den Boden).
Unerträglich!

Daviſon.
Habe Nachſicht
Mit mir! Ich kam ſeit wenig Monden erſt
In dieſes Amt! Ich kenne nicht die Sprache
Der Höfe und der Könige — in ſchlicht
Einfacher Sitte bin ich aufgewachſen,
Drum habe du Geduld mit deinem Knecht!
Laß dich das Wort nicht reu'n, das mich belehrt,
Mich klar macht über meine Pflicht —
(Er nähert ſich ihr in flehender Stellung, ſie kehrt ihm den Rücken zu, er ſteht in Verzweiflung, dann ſpricht er mit entſchloßnem Ton)

Nimm dieß Papier zurück! Nimm es zurück!
Es wird mir glühend Feuer in den Händen.
Nicht mich erwähle, dir in dieſem furchtbaren
Geſchäft zu dienen.

Eliſabeth.

Thut, was eures Amts iſt.
(Sie geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Daviſon, gleich darauf Burleigh.

Daviſon.

Sie geht! Sie läßt mich rathlos, zweifelnd ſtehn
Mit dieſem fürchterlichen Blatt — Was thu' ich?
Soll ichs bewahren? Soll ichs übergeben?
(Zu Burleigh, der hereintritt)
O gut! gut, daß ihr kommt, Milord! Ihr ſeyds,
Der mich in dieſes Staatsamt eingeführt!
Befreyet mich davon. Ich übernahm es,
Unkundig ſeiner Rechenſchaft! Laßt mich
Zurückgehn in die Dunkelheit, wo ihr
Mich fandet, ich gehöre nicht auf dieſen Platz —

Burleigh.

Was iſt euch, Sir! Faßt euch. Wo iſt das Urtheil?
Die Königinn ließ euch rufen.

Daviſon.

Sie verließ mich
In heft'gem Zorn. O rathet mir! Helft mir!

Reißt mich aus dieſer Höllenangſt des Zweifels.
Hier iſt das Urtheil — Es iſt unterſchrieben.

Burleigh (haſtig).

Iſt es? O gebt! Gebt her!

Daviſon.

Ich darf nicht.

Burleigh.

Was?

Daviſon.

Sie hat mir ihren Willen noch nicht deutlich —

Burleigh.

Nicht deutlich! Sie hat unterſchrieben. Gebt!

Daviſon.

Ich ſolls vollziehen laſſen — ſoll es *nicht*
Vollziehen laſſen — Gott! Weiß ich, was ich ſoll?

Burleigh (heftiger dringend).

Gleich, augenblicks ſollt ihr's vollziehen laſſen.
Gebt her! Ihr ſeyd verloren, wenn ihr ſäumt.

Daviſon.

Ich bin verloren, wenn ichs übereile.

Burleigh.

Ihr ſeyd ein Thor, ihr ſeyd von Sinnen! Gebt!

(Er entreißt ihm die Schrift, und eilt damit ab.)

Daviſon (ihm nacheilend).

Was macht ihr? Bleibt! Ihr ſtürzt mich ins Verderben.

Fünfter Aufzug.

Die Scene iſt das Zimmer des erſten Aufzugs.

Erſter Auftritt.

Hanna Kennedy in tiefe Trauer gekleidet, mit verweinten Augen und einem großen, aber ſtillen Schmerz, iſt beſchäftigt, Pakete und Briefe zu verſiegeln. Oft unterbricht ſie der Jammer in ihrem Geſchäft, und man ſieht ſie dazwiſchen ſtill beten. **Paulet** und **Drury**, gleichfalls in ſchwarzen Kleidern, treten ein, ihnen folgen viele **Bediente**, welche goldne und ſilberne Gefäße, Spiegel, Gemählde und andere Koſtbarkeiten tragen, und den Hintergrund des Zimmers damit anfüllen. Paulet überliefert der Amme ein Schmuckkäſtchen nebſt einem Papier, und bedeutet ihr durch Zeichen, daß es ein Verzeichniß der gebrachten Dinge enthalte. Beym Anblick dieſer Reichthümer erneuert ſich der Schmerz der Amme, ſie verſinkt in ein tiefes Trauern, indem jene ſich ſtill wieder entfernen. **Melvil** tritt ein.

Kennedy.

(ſchreit auf, ſobald ſie ihn gewahr wird)

Melvil! Ihr ſeyd es! Euch erblick' ich wieder!

Melvil.

Ja, treue Kennedy, wir ſehn uns wieder!

Kennedy.

Nach langer, langer, ſchmerzenvoller Trennung!

Melvil.

Ein unglückſelig ſchmerzvoll Wiederſehn!

Kennedy.

O Gott! Ihr kommt —

Melvil.

Den letzten, ewigen
Abſchied von meiner Königinn zu nehmen.

Kennedy.

Jetzt endlich, jetzt am Morgen ihres Todes,
Wird ihr die langentbehrte Gegenwart
Der Ihrigen vergönnt — O theurer Sir,
Ich will nicht fragen, wie es euch ergieng,
Euch nicht die Leiden nennen, die wir litten,
Seitdem man euch von unſrer Seite riß,
Ach, dazu wird wohl einſt die Stunde kommen!
O Melvil! Melvil! Mußten wirs erleben,
Den Anbruch dieſes Tags zu ſehn!

Melvil.

Laßt uns
Einander nicht erweichen! Weinen will ich,
So lang noch Leben in mir iſt, nie ſoll
Ein Lächeln dieſe Wangen mehr erheitern,
Nie will ich dieſes nächtliche Gewand
Mehr von mir legen! Ewig will ich trauern,

Doch heute will ich ſtandhaft ſeyn — Verſprecht
Auch ihr mir euren Schmerz zu mäßigen —
Und wenn die andern alle der Verzweiflung
Sich troſtlos überlaſſen, laſſet uns
Mit männlich edler Faſſung ihr vorangehn
Und ihr ein Stab ſeyn auf dem Todesweg!

Kennedy.

Melvil! Ihr ſeyd im Irrthum, wenn ihr glaubt,
Die Königinn bedürfe unſers Beyſtands,
Um ſtandhaft in den Tod zu gehn! Sie ſelber iſts,
Die uns das Beyſpiel edler Faſſung giebt.
Seyd ohne Furcht! Maria Stuart wird
Als eine Königinn und Heldinn ſterben.

Melvil.

Nahm ſie die Todespoſt mit Faſſung auf?
Man ſagt, daß ſie nicht vorbereitet war.

Kennedy.

Das war ſie nicht. Ganz andre Schrecken warens,
Die meine Lady ängſtigten. Nicht vor dem Tod,
Vor dem Befreyer zitterte Maria.
— Freyheit war uns verheißen. Dieſe Nacht
Verſprach uns Mortimer von hier wegzuführen,
Und zwiſchen Furcht und Hofnung, zweifelhaft,
Ob ſie dem kecken Jüngling ihre Ehre
Und fürſtliche Perſon vertrauen dürfe,
Erwartete die Königinn den Morgen,
— Da wird ein Auflauf in dem Schloß, ein Pochen
Schreckt unſer Ohr, und vieler Hämmer Schlag,

Wir glauben, die Befreyer zu vernehmen,
Die Hofnung winkt, der ſüße Trieb des Lebens
Wacht unwillkührlich, allgewaltig auf —
Da öffnet ſich die Thür — Sir Paulet iſts,
Der uns verkündigt — daß — die Zimmerer
Zu unſern Füßen das Gerüſt aufſchlagen!
(Sie wendet ſich ab, von heftigem Schmerz ergriffen.)

Melvil.

Gerechter Gott! O ſagt mir! Wie ertrug
Maria dieſen fürchterlichen Wechſel?

Kennedy.

(nach einer Pauſe, worin ſie ſich wieder etwas gefaßt hat)
Man löſ't ſich nicht allmählig von dem Leben!
Mit Einem Mal, ſchnell augenblicklich muß
Der Tauſch geſchehen zwiſchen Zeitlichem
Und Ewigem, und Gott gewährte meiner Lady
In dieſem Augenblick, der Erde Hofnung
Zurück zu ſtoßen mit entſchloßner Seele,
Und glaubenvoll den Himmel zu ergreifen.
Kein Merkmal bleicher Furcht, kein Wort der Klage
Entehrte meine Königinn — Dann erſt,
Als ſie Lord Leſters ſchändlichen Verrath
Vernahm, das unglückſelige Geſchick
Des werthen Jünglings, der ſich ihr geopfert,
Des alten Ritters tiefen Jammer ſah,
Dem ſeine letzte Hofnung ſtarb durch ſie,
Da floßen ihre Thränen, nicht das eigne Schickſal,
Der fremde Jammer preßte ſie ihr ab.

Melvil.

Wo iſt ſie jetzt, könnt ihr mich zu ihr bringen?

Kennedy.

Den Reſt der Nacht durchwachte ſie mit Beten,
Nahm von den theuern Freunden ſchriftlich Abſchied,
Und ſchrieb ihr Teſtament mit eigner Hand.
Jetzt pflegt ſie einen Augenblick der Ruh,
Der letzte Schlaf erquickt ſie.

Melvil.

Wer iſt bey ihr?

Kennedy.

Ihr Leibarzt Burgoyn, und ihre Frauen.

Zweyter Auftritt.

Margaretha Kurl zu den Vorigen.

Kennedy.

Was bringt ihr, Miſtreß? Iſt die Lady wach?

Kurl (ihre Thränen trocknend).

Schon angekleidet — Sie verlangt nach euch.

Kennedy.

Ich komme.

(zu Melvil, der ſie begleiten will)

Folgt mir nicht, bis ich die Lady
Auf euren Anblick vorbereitet.

(geht hinein.)

Kurl.

Melvil!
Der alte Haushofmeiſter!

Melvil.
Ja, der bin ich!
Kurl.
O dieſes Haus braucht keines Meiſters mehr!
— Melvil! Ihr kommt von London, wißt ihr mir
Von meinem Manne nichts zu ſagen?
Melvil.
Er wird auf freyen Fuß geſetzt, ſagt man,
Sobald —
Kurl.
Sobald die Königinn nicht mehr iſt!
O der nichtswürdig ſchändliche Verräther!
Er iſt der Mörder dieſer theuren Lady,
Sein Zeugniß, ſagt man, habe ſie verurtheilt.
Melvil.
So iſts.
Kurl.
O ſeine Seele ſey verflucht
Bis in die Hölle! Er hat falſch gezeugt —
Melvil.
Milady Kurl! Bedenket eure Reden.
Kurl.
Beſchwören will ichs vor Gerichtes Schranken,
Ich will es ihm ins Antlitz wiederholen,
Die ganze Welt will ich damit erfüllen.
Sie ſtirbt unſchuldig —
Melvil.
O das gebe Gott!

Dritter Auftritt.

Burgoyn zu den **Vorigen**. Hernach **Hanna Kennedy**.

Burgoyn (erblickt Melvil).

O Melvil!

Melvil (ihn umarmend).

Burgoyn!

Burgoyn (zu Margaretha Kurl).

Beſorget einen Becher
Mit Wein für unſre Lady. Machet hurtig.
(Kurl geht ab.)

Melvil.

Wie? Iſt der Königinn nicht wohl?

Burgoyn.

Sie fühlt ſich ſtark, ſie täuſcht ihr Heldenmuth,
Und keiner Speiſe glaubt ſie zu bedürfen,
Doch ihrer wartet noch ein ſchwerer Kampf,
Und ihre Feinde ſollen ſich nicht rühmen,
Daß Furcht des Todes ihre Wangen bleichte,
Wenn die Natur aus Schwachheit unterliegt.

Melvil (zur Amme, welche hereintritt).

Will ſie mich ſehn?

Kennedy.

Gleich wird ſie ſelbſt hier ſeyn.
— Ihr ſcheint euch mit Verwundrung umzuſehn,
Und eure Blicke fragen mich: was ſoll

Das Prachtgeräth in dieſem Ort des Todes?
— O Sir! Wir litten Mangel, da wir lebten,
Erſt mit dem Tode kommt der Ueberfluß zurück.

Vierter Auftritt.

Vorige. Zwey andre Kammerfrauen der Maria, gleichfalls in Trauerkleidern. Sie brechen bey Melvils Anblick in laute Thränen aus.

Melvil.

Was für ein Anblick! Welch ein Wiederſehn!
Gertrude! Roſamund!

Zweyte Kammerfrau.

Sie hat uns von ſich
Geſchickt! Sie will zum letztenmal allein
Mit Gott ſich unterhalten!

(Es kommen noch zwey weibliche Bediente, wie die vorigen in Trauer, die mit ſtummen Gebärden ihren Jammer ausdrücken.)

Fünfter Auftritt.

Margaretha Kurl zu den Vorigen. Sie trägt einen goldnen Becher mit Wein, und ſetzt ihn auf den Tiſch, indem ſie ſich bleich und zitternd an einem Stuhl hält.

Melvil.

Was iſt euch, Miſtreß? Was entſetzt euch ſo?

Melvil.

Faſst euch! Sie kommt!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Maria. Sie iſt weiß und feſtlich gekleidet, am Halſe trägt ſie an einer Kette von kleinen Kugeln ein Agnus Dei, ein Roſenkranz hängt am Gürtel herab, ſie hat ein Crucifix in der Hand, und ein Diadem in den Haaren, ihr großer ſchwarzer Schleier iſt zurück geſchlagen. Bey ihrem Eintritt weichen die Anweſenden zu beyden Seiten zurück, und drücken den heftigſten Schmerz aus. Melvil iſt mit einer unwillkührlichen Bewegung auf die Knie geſunken.

Maria.

(mit ruhiger Hoheit im ganzen Kreiſe umherſehend)

Was klagt ihr? Warum weint ihr? Freuen ſolltet
Ihr euch mit mir, daß meiner Leiden Ziel
Nun endlich naht, daß meine Bande fallen,
Mein Kerker aufgeht, und die frohe Seele ſich
Auf Engelsflügeln ſchwingt zur ew'gen Freyheit.
Da, als ich in die Macht der ſtolzen Feindinn
Gegeben war, Unwürdiges erduldend,
Was einer freyen großen Königinn
Nicht ziemt, da war es Zeit, um mich zu weinen!
— Wohlthätig, heilend, nahet mir der Tod,
Der ernſte Freund! Mit ſeinen ſchwarzen Flügeln

Bedeckt er meine Schmach — den Menſchen adelt,
Den tiefgeſunkenen, das letzte Schickſal.
Die Krone fühl' ich wieder auf dem Haupt,
Den würd'gen Stolz in meiner edeln Seele!
(Indem ſie einige Schritte weiter vortritt)
Wie? Melvil hier? — Nicht alſo, edler Sir!
Steht auf! Ihr ſeyd zu eurer Königinn
Triumph, zu ihrem Tode nicht gekommen.
Mir wird ein Glück zu Theil, wie ich es nimmer
Gehoffet, daß mein Nachruhm doch nicht ganz
In meiner Feinde Händen iſt, daß doch
Ein Freund mir, ein Bekenner meines Glaubens
Als Zeuge daſteht in der Todesſtunde.
— Sagt, edler Ritter! wie ergieng es euch,
In dieſem feindlichen, unholden Lande,
Seitdem man euch von meiner Seite riß?
Die Sorg' um euch hat oft mein Herz bekümmert.

Melvil.

Mich drückte ſonſt kein Mangel, als der Schmerz
Um dich, und meine Ohnmacht, dir zu dienen!

Maria.

Wie ſtehts um Didier, meinen alten Kämmerer?
Doch der getreue ſchläft wohl lange ſchon
Den ew'gen Schlaf, denn er war hoch an Jahren.

Melvil.

Gott hat ihm dieſe Gnade nicht erzeigt,
Er lebt, um deine Jugend zu begraben.

Maria.

Daß mir vor meinem Tode noch das Glück
Geworden wäre, ein geliebtes Haupt
Der theuern Blutsverwandten zu umfaſſen!
Doch ich ſoll ſterben unter Fremdlingen,
Nur eure Thränen ſoll ich fließen ſehn!
— Melvil, die letzten Wünſche für die Meinen
Leg' ich in eure treue Bruſt — Ich ſegne
Den allerchriſtlichſten König, meinen Schwager,
Und Frankreichs ganzes königliches Haus —
Ich ſegne meinen Oehm, den Kardinal,
Und Heinrich Guiſe, meinen edlen Vetter.
Ich ſegne auch den Papſt, den heiligen
Statthalter Chriſti, der mich wieder ſegnet,
Und den kathol'ſchen König, der ſich edelmüthig
Zu meinem Retter, meinem Rächer anbot —
Sie alle ſtehn in meinem Teſtament,
Sie werden die Geſchenke meiner Liebe,
Wie arm ſie ſind, darum gering nicht achten.

(Sich zu ihren Dienern wendend)

Euch hab' ich meinem königlichen Bruder
Von Frankreich anempfohlen, er wird ſorgen
Für euch, ein neues Vaterland euch geben.
Und iſt euch meine letzte Bitte werth,
Bleibt nicht in England, daß der Britte nicht
Sein ſtolzes Herz an eurem Unglück weide,
Nicht die im Staube ſeh', die mir gedient.
Bey dieſem Bildniß des Gekreuzigten

Gelobet mir, dieß unglückſel'ge Land
Alsbald, wenn ich dahin bin, zu verlaſſen!

Melvil (berührt das Crucifix).

Ich ſchwöre dir's, im Namen dieſer aller.

Maria.

Was ich, die arme, die beraubte, noch beſaß,
Worüber mir vergönnt iſt frey zu ſchalten,
Das hab' ich unter euch vertheilt, man wird,
Ich hoff' es, meinen letzten Willen ehren.
Auch was ich auf dem Todeswege trage,
Gehöret euch — Vergönnet mir noch einmal
Der Erde Glanz auf meinem Weg zum Himmel!

(Zu den Fräulein)

Dir, meine Alix, Gertrud, Roſamund,
Beſtimm' ich meine Perlen, meine Kleider,
Denn eure Jugend freut ſich noch des Putzes.
Du, Margaretha, haſt das nächſte Recht
An meine Großmuth, denn ich laſſe dich
Zurück als die Unglücklichſte [illegible] allen.
Daß ich des Gatten Schuld an dir nicht räche,
Wird mein Vermächtniß offenbaren — Dich,
O meine treue Hanna, reizet nicht
Der Werth des Goldes, nicht der Steine Pracht,
Dir iſt das höchſte Kleinod mein Gedächtniß.
Nimm dieſes Tuch! Ich habs mit eigner Hand
Für dich geſtickt in meines Kummers Stunden,
Und meine heißen Thränen eingewoben.
Mit dieſem Tuch wirſt du die Augen mir verbinden,

Wenn es ſo weit iſt — dieſen letzten Dienſt
Wünſch' ich von meiner Hanna zu empfangen.

Kennedy.

O Melvil! Ich ertrag' es nicht!

Maria.

Kommt alle!
Kommt und empfangt mein letztes Lebwohl.
(Sie reicht ihre Hände hin, eins nach dem andern fällt ihr zu Füßen und küßt die dargebotne Hand unter heftigem Weinen)
Leb' wohl, Margaretha — Alix, lebe wohl —
Dank, Burgoyn, für eure treuen Dienſte —
Dein Mund brennt heiß, Gertrude — Ich bin viel
Gehaſſet worden, doch auch viel geliebt!
Ein edler Mann beglücke meine Gertrud,
Denn Liebe fodert dieſes glüh'nde Herz —
Bertha! Du haſt das beßre Theil erwählt,
Die keuſche Braut des Himmels willſt du werden!
O eile, dein Gelübde zu vollziehn!
Betrüglich ſind die Güter dieſer Erden,
Das lern' an deiner Königinn! — Nichts weiter!
Lebt wohl! Lebt wohl! Lebt ewig wohl!
(Sie wendet ſich ſchnell von ihnen, alle, bis auf Melvil entfernen ſich.)

Siebenter Auftritt.

Maria. Melvil.

Maria.

Ich habe alles Zeitliche berichtigt,
Und hoffe keines Menſchen Schuldnerinn
Aus dieſer Welt zu ſcheiden — Eins nur iſts,
Melvil, was der beklemmten Seele noch
Verwehrt, ſich frey und freudig zu erheben.

Melvil.

Entdecke mirs. Erleichtre deine Bruſt,
Dem treuen Freund vertraue deine Sorgen.

Maria.

Ich ſtehe an dem Rand der Ewigkeit,
Bald ſoll ich treten vor den höchſten Richter,
Und noch hab' ich den Heil'gen nicht verſöhnt.
Verſagt iſt mir der Prieſter meiner Kirche.
Des Sakramentes heil'ge Himmelsſpeiſe
Verſchmäh' ich aus den Händen falſcher Prieſter.
Im Glauben meiner Kirche will ich ſterben,
Denn der allein iſt's, welcher ſelig macht.

Melvil.

Beruhige dein Herz. Dem Himmel gilt
Der feurig fromme Wunſch ſtatt des Vollbringens.
Tyrannenmacht kann nur die Hände feſſeln,
Des Herzens Andacht hebt ſich frey zu Gott,
Das Wort iſt todt, der Glaube macht lebendig.

Maria.

Ach Melvil! nicht allein genug iſt ſich
Das Herz, ein irdiſch Pfand bedarf der Glaube,
Das hohe Himmliſche ſich zuzueignen.
Drum ward der Gott zum Menſchen, und verſchloß
Die unſichtbaren himmliſchen Geſchenke
Geheimnißvoll in einem ſichtbarn Leib.
— Die Kirche iſts, die heilige, die hohe,
Die zu dem Himmel uns die Leiter baut,
Die allgemeine, die kathol'ſche heißt ſie,
Denn nur der Glaube aller ſtärkt den Glauben,
Wo tauſende anbeten und verehren,
Da wird die Glut zur Flamme, und beflügelt
Schwingt ſich der Geiſt in alle Himmel auf.
— Ach die Beglückten, die das froh getheilte
Gebet verſammelt in dem Hauſe des Herrn!
Geſchmückt iſt der Altar, die Kerzen leuchten,
Die Glocke tönt, der Weihrauch iſt geſtreut,
Der Biſchof ſteht im reinen Meßgewand,
Er faßt den Kelch, er ſegnet ihn, er kündet
Das hohe Wunder der Verwandlung an,
Und niederſtürzt dem gegenwärt'gen Gotte
Das gläubig überzeugte Volk — Ach! Ich
Allein bin ausgeſchloſſen, nicht zu mir
In meinen Kerker dringt der Himmelsſegen.

Melvil.

Er dringt zu dir! Er iſt dir nah! Vertraue
Dem Allvermögenden — der dürre Stab

Kann

Kann Zweige treiben in des Glaubens Hand!
Und der die Quelle aus dem Felſen ſchlug,
Kann dir im Kerker den Altar bereiten,
Kann dieſen Kelch, die irdiſche Erquickung,
Dir ſchnell in eine himmliſche verwandeln.
(Er ergreift den Kelch, der auf dem Tiſche ſteht)

Maria.

Melvil! Verſteh ich euch? Ja! Ich verſteh euch!
Hier iſt kein Prieſter, keine Kirche, kein
Hochwürdiges — Doch der Erlöſer ſpricht:
Wo zwey verſammelt ſind in meinem Namen,
Da bin ich gegenwärtig unter ihnen.
Was weiht den Prieſter ein zum Mund des Herrn?
Das reine Herz, der unbefleckte Wandel.
— So ſeyd Ihr mir, auch ungeweiht, ein Prieſter,
Ein Bote Gottes, der den Frieden bringt.
— Euch will ich meine letzte Beichte thun,
Und euer Mund ſoll mir das Heil verkünden.

Melvil.

Wenn dich das Herz ſo mächtig dazu treibt,
So wiſſe, Königinn, daß dir zum Troſte
Gott auch ein Wunder wohl verrichten kann.
Hier ſey kein Prieſter, ſagſt du, keine Kirche,
Kein Leib des Herrn? — Du irreſt dich. Hier iſt
Ein Prieſter, und ein Gott iſt hier zugegen.
(Er entblößt bey dieſen Worten das Haupt, zugleich zeigt er ihr eine Hoſtie in einer goldenen Schale)
— Ich bin ein Prieſter, deine letzte Beichte

Zu hören, dir auf deinem Todesweg
Den Frieden zu verkündigen, hab' ich
Die ſieben Weihn auf meinem Haupt empfangen,
Und dieſe Hoſtie überbring' ich dir
Vom heil'gen Vater, die er ſelbſt geweihet.

Maria.

O ſo muß an der Schwelle ſelbſt des Todes
Mir noch ein himmliſch Glück bereitet ſeyn!
Wie ein unſterblicher auf goldnen Wolken
Herniederfährt, wie den Apoſtel einſt
Der Engel führte aus des Kerkers Banden,
Ihn hält kein Riegel, keines Hüters Schwerdt,
Er ſchreitet mächtig durch verſchloßne Pforten,
Und im Gefängniß ſteht er glänzend da,
So überraſcht mich hier der Himmelsbote,
Da jeder ird'ſche Retter mich getäuſcht!
— Und ihr, *mein* Diener einſt, ſeyd jetzt der Diener
Des höchſten Gottes, und ſein heil'ger Mund!
Wie eure Kniee ſonſt vor mir ſich beugten,
So lieg ich jetzt im Staub vor euch.
(Sie ſinkt vor ihm nieder)

Melvil.

(indem er das Zeichen des Kreuzes über ſie macht)
Im Namen
Des Vaters und des Sohnes und des Geiſtes!
Maria, Königinn! Haſt du dein Herz
Erforſchet, ſchwörſt du, und gelobſt du
Wahrheit zu beichten vor dem Gott der Wahrheit?

Maria.
Mein Herz liegt offen da vor dir und ihm.
Melvil.
Sprich, welcher Sünde zeiht dich dein Gewiſſen,
Seitdem du Gott zum letztenmal verſöhnt?
Maria.
Von neid'ſchem Haſſe war mein Herz erfüllt,
Und Rachgedanken tobten in dem Buſen.
Vergebung hofft ich Sünderinn von Gott,
Und konnte nicht der Gegnerinn vergeben.
Melvil.
Bereueſt du die Schuld und iſt's dein ernſter
Entſchluß, verſöhnt aus dieſer Welt zu ſcheiden?
Maria.
So wahr ich hoffe, daß mir Gott vergebe.
Melvil.
Welch andrer Sünde klagt das Herz dich an?
Maria.
Ach, nicht durch Haß allein, durch ſünd'ge Liebe
Noch mehr hab' ich das höchſte Gut beleidigt.
Das eitle Herz ward zu dem Mann gezogen,
Der treulos mich verlaſſen und betrogen!
Melvil.
Bereueſt du die Schuld, und hat dein Herz
Vom eiteln Abgott ſich zu Gott gewendet?
Maria.
Es war der ſchwerſte Kampf, den ich beſtand,
Zerriſſen iſt das letzte ird'ſche Band.

Melvil.

Welch andrer Schuld verklagt dich dein Gewiſſen?

Maria.

Ach, eine frühe Blutſchuld, längſt gebeichtet,
Sie kehrt zurück mit neuer Schreckenskraft,
Im Augenblick der letzten Rechenſchaft,
Und wälzt ſich ſchwarz mir vor des Himmels Pforten.
Den König, meinen Gatten, ließ ich morden,
Und dem Verführer ſchenkt' ich Herz und Hand!
Streng büßt' ichs ab mit allen Kirchenſtrafen,
Doch in der Seele will der Wurm nicht ſchlafen.

Melvil.

Verklagt das Herz dich keiner andern Sünde,
Die du noch nicht gebeichtet und gebüßt?

Maria.

Jetzt weißt du alles, was mein Herz belaſtet.

Melvil.

Denk an die Nähe des Allwiſſenden!
Der Strafen denke, die die heilge Kirche
Der mangelhaften Beichte droht! Das iſt
Die Sünde zu dem ew'gen Tod, denn das
Iſt wider ſeinen heilgen Geiſt gefrevelt!

Maria.

So ſchenke mir die ew'ge Gnade Sieg
Im letzten Kampf, als ich dir wiſſend nichts verſchwieg.

Melvil.

Wie? deinem Gott verhehlſt du das Verbrechen,
Um deſſentwillen dich die Menſchen ſtrafen?

Du ſagſt mir nichts von deinem blutgen Antheil
An Babingtons und Parrys Hochverrath?
Den zeitlichen Tod ſtirbſt du für dieſe That,
Willſt du auch noch den ew'gen dafür ſterben.

Maria.

Ich bin bereit zur Ewigkeit zu gehn,
Noch eh ſich der Minutenzeiger wendet,
Werd' ich vor meines Richters Throne ſtehn,
Doch wiederhohl' ichs, meine Beichte iſt vollendet.

Melvil.

Erwäg' es wohl. Das Herz iſt ein Betrüger.
Du haſt vielleicht mit liſt'gem Doppelſinn
Das Wort vermieden, das dich ſchuldig macht,
Obgleich der *Wille* das Verbrechen theilte.
Doch wiſſe, keine Gaukelkunſt berückt
Das Flammenauge, das ins Innre blickt!

Maria.

Ich habe alle Fürſten aufgeboten,
Mich aus unwürd'gen Banden zu befreyn,
Doch nie hab' ich durch Vorſatz oder That
Das Leben meiner Feindinn angetaſtet!

Melvil.

So hätten deine Schreiber falſch gezeugt?

Maria.

Wie ich geſagt, ſo iſts. Was jene zeugten,
Das richte Gott!

Melvil.

So ſteigſt du, überzeugt
Von deiner Unſchuld, auf das Blutgerüſte?

Maria.

Gott würdigt mich, durch dieſen unverdienten Tod
Die frühe ſchwere Blutſchuld abzubüßen.

Melvil.

(macht den Segen über ſie)

So gehe hin, und ſterbend büße ſie!
Sink' ein ergebnes Opfer am Altare,
Blut kann verſöhnen, was das Blut verbrach,
Du fehlteſt nur aus weiblichem Gebrechen,
Dem ſel'gen Geiſte folgen nicht die Schwächen
Der Sterblichkeit in die Verklärung nach.
Ich aber künde dir, kraft der Gewalt,
Die mir verliehen iſt, zu löſen und zu binden,
Erlaſſung an von allen deinen Sünden!
Wie du geglaubet, ſo geſchehe dir!

(Er ergreift den Kelch, der auf dem Tiſche ſteht, conſekrirt ihn mit ſtillem Gebet, dann reicht er ihr denſelben. Sie zögert, ihn anzunehmen, und weiſ't ihn mit der Hand zurück.)

Nimm hin das Blut, es iſt für dich vergoſſen!
Nimm hin! Der Papſt erzeigt dir dieſe Gunſt!
Im Tode noch ſollſt du das höchſte Recht
Der Könige, das prieſterliche, üben!

(Sie empfängt den Kelch)

Und wie du jetzt dich in dem ird'ſchen Leib
Geheimnißvoll mit deinem Gott verbunden,

So wirſt du dort in ſeinem Freudenreich,
Wo keine Schuld mehr ſeyn wird, und kein Weinen,
Ein ſchön verklärter Engel, dich
Auf ewig mit dem Göttlichen vereinen.

(Er ſetzt den Kelch nieder. Auf ein Geräuſch, das gehört wird, bedeckt er ſich das Haupt, und geht an die Thüre, Maria bleibt in ſtiller Andacht auf den Knien liegend.)

Melvil (zurückkommend).

Dir bleibt ein harter Kampf noch zu beſtehn.
Fühlſt du dich ſtark genug, um jede Regung
Der Bitterkeit, des Haſſes zu beſiegen?

Maria.

Ich fürchte keinen Rückfall. Meinen Haß
Und meine Liebe hab' ich Gott geopfert.

Melvil.

Nun ſo bereite dich, die Lords von Leſter
Und Burleigh zu empfangen. Sie ſind da.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Burleigh. Leiceſter und Paulet. Leiceſter bleibt ganz in der Entfernung ſtehen, ohne die Augen aufzuſchlagen. Burleigh, der ſeine Faſſung beobachtet, tritt zwiſchen ihn und die Königinn.

Burleigh.

Ich komme, Lady Stuart, eure letzten
Befehle zu empfangen.

Maria.

Dank, Milord!

Burleigh.

Es iſt der Wille meiner Königinn,
Daß euch nichts billiges verweigert werde.

Maria.

Mein Teſtament nennt meine letzten Wünſche.
Ich habs in Ritter Paulets Hand gelegt,
Und bitte, daß es treu vollzogen werde.

Paulet.

Verlaßt euch drauf.

Maria.

Ich bitte, meine Diener ungekränkt
Nach Schottland zu entlaſſen, oder Frankreich,
Wohin ſie ſelber wünſchen und begehren.

Burleigh.

Es ſey, wie ihr es wünſcht.

Maria.

Und weil mein Leichnam
Nicht in geweihter Erde ruhen ſoll,
So dulde man, daß dieſer treue Diener
Mein Herz nach Frankreich bringe zu den Meinen.
— Ach! Es war immer dort!

Burleigh.

Es ſoll geſchehn.
Habt ihr noch ſonſt —

Maria.

Der Königinn von England

Bringt meinen ſchweſterlichen Gruß — Sagt ihr,
Daß ich ihr meinen Tod von ganzem Herzen
Vergebe, meine Heftigkeit von geſtern
Ihr reuevoll abbitte — Gott erhalte ſie,
Und ſchenk' ihr eine glückliche Regierung!

Burleigh.

Sprecht! habt ihr noch nicht beſſern Rath erwählt?
Verſchmäht ihr noch den Beyſtand des Dechanten?

Maria.

Ich bin mit meinem Gott verſöhnt — Sir Paulet!
Ich hab' euch ſchuldlos vieles Weh bereitet,
Des Alters Stütze euch geraubt — O laßt
Mich hoffen, daß ihr meiner nicht mit Haß
Gedenket —

Paulet (giebt ihr die Hand).

Gott ſey mit euch! Gehet hin im Frieden!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Hanna Kennedy und die andern Frauen der Königinn dringen herein mit Zeichen des Entſetzens, ihnen folgt der Scherif, einen weißen Stab in der Hand, hinter demſelben ſieht man durch die offen bleibende Thüre gewaffnete Männer.

Maria.

Was iſt dir, Hanna? — Ja, nun iſt es Zeit!

Hier kommt der Scherif, uns zum Tod zu führen.
Es muß geſchieden ſeyn! Lebt wohl! Lebt wohl!
(Ihre Frauen hängen ſich an ſie mit heftigem Schmerz; zu Melvil)
Ihr, werther Sir, und meine treue Hanna,
Sollt mich auf dieſem letzten Gang begleiten.
Milord, verſagt mir dieſe Wohlthat nicht!

Burleigh.

Ich habe dazu keine Vollmacht.

Maria.

Wie?
Die kleine Bitte könntet ihr mir weigern?
Habt Achtung gegen mein Geſchlecht! Wer ſoll
Den letzten Dienſt mir leiſten! Nimmermehr
Kann es der Wille meiner Schweſter ſeyn,
Daß mein Geſchlecht in mir beleidigt werde,
Der Männer rohe Hände mich berühren!

Burleigh.

Es darf kein Weib die Stufen des Gerüſtes
Mit euch beſteigen — Ihr Geſchrey und Jammern —

Maria.

Sie ſoll nicht jammern! Ich verbürge mich
Für die gefaßte Seele meiner Hanna!
Seyd gütig, Lord. O trennt mich nicht im Sterben
Von meiner treuen Pflegerinn und Amme!
Sie trug auf ihren Armen mich ins Leben,
Sie leite mich mit ſanfter Hand zum Tod.

Paulet (zu Burleigh).

Laßt es geſchehn.

Burleigh.

Es ſey.

Maria.

Nun hab' ich nichts mehr
Auf dieſer Welt —

(Sie nimmt das Crucifix, und küßt es)

Mein Heiland! Mein Erlöſer!
Wie du am Kreuz die Arme ausgeſpannt,
So breite ſie jetzt aus, mich zu empfangen.

(Sie wendet ſich zu gehen, in dieſem Augenblick begegnet ihr Auge dem Grafen Leiceſter, der bey ihrem Aufbruch unwillkührlich aufgefahren, und nach ihr hingeſehen — Bey dieſem Anblick zittert Maria, die Knie verſagen ihr, ſie iſt im Begriff hinzuſinken, da ergreift ſie Graf Leiceſter, und empfängt ſie in ſeinen Armen. Sie ſieht ihn eine Zeitlang ernſt und ſchweigend an, er kann ihren Blick nicht aushalten, endlich ſpricht ſie.)

Ihr haltet Wort, Graf Leſter — Ihr verſpracht
Mir euren Arm, aus dieſem Kerker mich
Zu führen, und ihr leihet mir ihn jetzt!

(Er ſteht wie vernichtet. Sie fährt mit ſanfter Stimme fort)

Ja, Leſter, und nicht bloß
Die Freyheit wollt ich eurer Hand verdanken.
Ihr ſolltet mir die Freyheit theuer machen,
An eurer Hand, beglückt durch eure Liebe,
Wollt' ich des neuen Lebens mich erfreun.
Jetzt, da ich auf dem Weg bin, von der Welt
Zu ſcheiden, und ein ſel'ger Geiſt zu werden,

Den keine ird'ſche Neigung mehr verſucht,
Jetzt, Leſter, darf ich ohne Schaamerröthen
Euch die beſiegte Schwachheit eingeſtehn —
Lebt wohl, und wenn ihr könnt, ſo lebt beglückt!
Ihr durftet werben um zwey Königinnen,
Ein zärtlich liebend Herz habt ihr verſchmäht,
Verrathen um ein ſtolzes zu gewinnen,
Kniet zu den Füßen der Eliſabeth!
Mög' euer Lohn nicht eure Strafe werden!
Lebt wohl! — Jetzt hab' ich nichts mehr auf der Erden!

(Sie geht ab, der Scherif voraus, Melvil und die Amme ihr zur Seite, Burleigh und Paulet folgen, die übrigen ſehen ihr jammernd nach, bis ſie verſchwunden iſt, dann entfernen ſie ſich durch zwey andere Thüren.)

Zehnter Auftritt.

Leiceſter allein zurückbleibend.

Ich lebe noch! Ich trag' es, noch zu leben!
Stürzt dieſes Dach nicht ſein Gewicht auf mich!
Thut ſich kein Schlund auf, das elendeſte
Der Weſen zu verſchlingen! Was hab' ich
Verloren! Welche Perle warf ich hin!
Welch Glück der Himmel hab' ich weggeſchleudert!
— Sie geht dahin, ein ſchon verklärter Geiſt,
Und *mir* bleibt die Verzweiflung der Verdammten.
— Wo iſt mein Vorſatz hin, mit dem ich kam,
Des Herzens Stimme fühllos zu erſticken?

Ihr fallend Haupt zu ſehn mit unbewegten Blicken?
Weckt mir ihr Anblick die erſtorbne Schaam?
Muß ſie im Tod mit Liebesbanden mich umſtricken?
— Verworfener, dir ſteht es nicht mehr an,
In zartem Mitleid weibiſch hinzuſchmelzen,
Der Liebe Glück liegt nicht auf *deiner* Bahn,
Mit einem eh'rnen Harniſch angethan,
Sey deine Bruſt, die Stirne ſey ein Felſen!
Willſt du den Preiß der Schandthat nicht verlieren,
Dreiſt mußt du ſie behaupten und vollführen!
Verſtumme Mitleid, Augen werdet Stein,
Ich ſeh ſie fallen, ich will Zeuge ſeyn.

(Er geht mit entſchloßnem Schritt der Thüre zu, durch welche Maria gegangen, bleibt aber auf der Mitte des Weges ſtehen.)

Umſonſt! Umſonſt! Mich faßt der Hölle Grauen,
Ich kann, ich kann das Schreckliche nicht ſchauen,
Kann ſie nicht ſterben ſehen — Horch! Was war das?
Sie ſind ſchon unten — Unter meinen Füßen
Bereitet ſich das fürchterliche Werk.
Ich höre Stimmen — Fort! Hinweg! Hinweg
Aus dieſem Haus des Schreckens und des Todes!

(Er will durch eine andre Thür entfliehen, findet ſie aber verſchloſſen, und fährt zurück.)

Wie? feſſelt mich ein Gott an dieſen Boden?
Muß ich anhören, was mir anzuſchauen graut?
Die Stimme des Dechanten — Er ermahnet ſie —
— Sie unterbricht ihn — Horch! — Laut betet ſie —
Mit feſter Stimme — Es wird ſtill — Ganz ſtill!

Nur ſchluchzen hör' ich, und die Weiber weinen —
Sie wird entkleidet — Horch! Der Schemel wird
Gerückt — Sie kniet aufs Kiſſen — legt das Haupt —

(nachdem er die letzten Worte mit ſteigender Angſt geſprochen, und eine Weile inne gehalten, ſieht man ihn plötzlich mit einer zuckenden Bewegung zuſammenfahren, und ohnmächtig niederſinken, zugleich erſchallt von unten herauf ein dumpfes Getöſe von Stimmen, welches lange lange forthallt.)

Eilfter Auftritt.

(Das zweyte Zimmer des vierten Aufzugs.)

Eliſabeth tritt aus einer Seitenthüre, ihr Gang und ihre Gebärden drücken die heftigſte Unruhe aus.

Noch niemand hier — Noch keine Botſchaft — Will es
Nicht Abend werden? Steht die Sonne feſt
In ihrem himmliſchen Lauf? — Ich ſoll noch länger
Auf dieſer Folter der Erwartung liegen.
— Iſt es geſchehen? Iſt es nicht? — Mir graut
Vor beiden, und ich wage nicht zu fragen!
Graf Leſter zeigt ſich nicht, auch Burleigh nicht,
Die ich ernannt, das Urtheil zu vollſtrecken.
Sind ſie von London abgereißt — Dann iſts
Geſchehn, der Pfeil iſt abgedrückt, er fliegt,
Er trifft, er hat getroffen, gälts mein Reich
Ich kann ihn nicht mehr halten — Wer iſt da?

Zwölfter Auftritt.

Eliſabeth. Ein Page.

Eliſabeth.

Du kommſt allein zurück — Wo ſind die Lords?

Page.

Milord von Leſter, und der Großſchatzmeiſter —

Eliſabeth.

(in der höchſten Spannung)

Wo ſind ſie?

Page.

Sie ſind nicht in London.

Eliſabeth.

Nicht?

— Wo ſind ſie denn?

Page.

Das wußte niemand mir zu ſagen.
Vor Tages Anbruch hätten beide Lords
Eilfertig und geheimnißvoll die Stadt
Verlaſſen.

Eliſabeth (lebhaft ausbrechend).

Ich bin Königinn von England!

(Auf und niedergehend in der höchſten Bewegung)

Geh! Rufe mir — nein, bleibe — Sie iſt todt!
Jetzt endlich hab' ich Raum auf dieſer Erde.
— Was zittr' ich? Was ergreift mich dieſe Angſt?
Das Grab deckt meine Furcht, und wer darf ſagen,

Ich habs gethan! Es ſoll an Thränen mir
Nicht fehlen, die Gefallne zu beweinen!
(Zum Pagen)
Stehſt du noch hier? — Mein Schreiber Daviſon
Soll augenblicklich ſich hierher verfügen.
Schickt nach dem Grafen Schrewsbury — Da iſt
Er ſelbſt!
(Page geht ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

Eliſabeth. Graf Schrewsbury.

Eliſabeth.

Willkommen, edler Lord. Was bringt ihr?
Nichts kleines kann es ſeyn, was euren Schritt
So ſpät hierher führt.

Schrewsbury.

Große Königinn,
Mein ſorgenvolles Herz, um deinen Ruhm
Bekümmert, trieb mich heute nach dem Tower,
Wo Kurl und Nau, die Schreiber der Maria
Gefangen ſitzen, denn noch einmal wollt' ich
Die Wahrheit ihres Zeugniſſes erproben.
Beſtürzt, verlegen weigert ſich der Leutnant
Des Thurms mir die Gefangenen zu zeigen,
Durch Drohung nur verſchafft' ich mir den Eintritt,
— Gott! Welcher Anblick zeigte mir ſich da!

Das Haar verwildert, mit des Wahnſinns Blicken,
Wie ein von Furien gequälter, lag
Der Schotte Kurl auf ſeinem Lager — Kaum
Erkennt mich der Unglückliche, ſo ſtürzt er
Zu meinen Füßen — ſchreyend, meine Knie
Umklammernd, mit Verzweiflung wie ein Wurm
Vor mir gekrümmt — fleht er mich an, beſchwört mich,
Ihm ſeiner Königinn Schickſal zu verkünden;
Denn ein Gerücht, daß ſie zum Tod verurtheilt ſey,
War in des Towers Klüfte eingedrungen.
Als ich ihm das bejahet nach der Wahrheit,
Hinzu gefügt, daß es ſein Zeugniß ſey,
Wodurch ſie ſterbe, ſprang er wüthend auf,
Fiel ſeinen Mitgefangnen an, riß ihn
Zu Boden, mit des Wahnſinns Rieſenkraft,
Ihn zu erwürgen ſtrebend. Kaum entriſſen wir
Den Unglückſelgen ſeines Grimmes Händen.
Nun kehrt' er gegen ſich die Wuth, zerſchlug
Mit grimm'gen Fäuſten ſich die Bruſt, verfluchte ſich
Und den Gefährten allen Höllengeiſtern.
Er habe falſch gezeugt, die Unglücksbriefe
An Babington, die er als ächt beſchworen,
Sie ſeyen falſch, er habe andre Worte
Geſchrieben, als die Königinn diktiert,
Der Böſewicht Nau hab' ihn dazu verleitet.
Drauf rannt' er an das Fenſter, riß es auf
Mit wüthender Gewalt, ſchrie in die Gaſſen

Hinab, daß alles Volk zuſammen lief,
Er ſey der Schreiber der Maria, ſey
Der Bößwicht, der ſie fälſchlich angeklagt,
Er ſey verflucht, er ſey ein falſcher Zeuge!

Eliſabeth.

Ihr ſagtet ſelbſt, daß er von Sinnen war.
Die Worte eines Raſenden, Verrückten,
Beweiſen nichts.

Schrewsbury.

Doch dieſer Wahnſinn ſelbſt
Beweiſet deſto mehr! O Königinn!
Laß dich beſchwören, übereile nichts,
Befiehl, daß man von neuem unterſuche.

Eliſabeth.

Ich will es thun — weil ihr es wünſchet, Graf,
Nicht weil ich glauben kann, daß meine Peers
In dieſer Sache übereilt gerichtet.
Euch zur Beruhigung erneure man
Die Unterſuchung — Gut, daß es noch Zeit iſt!
An unſrer königlichen Ehre ſoll
Auch nicht der Schatten eines Zweifels haften.

Vierzehnter Auftritt.

Daviſon zu dem Vorigen.

Eliſabeth.

Das Urtheil, Sir, das ich in eure Hand
Gelegt — Wo iſts?

Daviſon (im höchſten Erſtaunen).

Das Urtheil?

Eliſabeth.

Das ich geſtern
Euch in Verwahrung gab —

Daviſon.

Mir in Verwahrung!

Eliſabeth.

Das Volk beſtürmte mich, zu unterzeichnen,
Ich mußt' ihm ſeinen Willen thun, ich thats,
Gezwungen that ichs, und in eure Hände
Legt' ich die Schrift, ich wollte Zeit gewinnen,
Ihr wißt, was ich euch ſagte — Nun! Gebt her!

Schrewsbury.

Gebt, werther Sir, die Sachen liegen anders,
Die Unterſuchung muß erneuert werden.

Eliſabeth.

Bedenkt euch nicht ſo lang'. Wo iſt die Schrift?

Daviſon (in Verzweiflung).

Ich bin geſtürzt, ich bin ein Mann des Todes!

Eliſabeth (haſtig einfallend).

Ich will nicht hoffen, Sir —

Daviſon.

Ich bin verloren!

Ich hab' ſie nicht mehr.

Eliſabeth.

Wie? Was?

Schrewsbury.

Gott im Himmel!

Daviſon.

Sie iſt in Burleighs Händen — ſchon ſeit geſtern.

Eliſabeth.

Unglücklicher? So habt ihr mir gehorcht,
Befahl ich euch nicht ſtreng, ſie zu verwahren?

Daviſon.

Das haſt du nicht befohlen, Königinn.

Eliſabeth.

Willſt du mich Lügen ſtrafen, Elender?
Wann hieß ich dir die Schrift an Burleigh geben?

Daviſon.

Nicht in beſtimmten, klaren Worten — aber —

Eliſabeth.

Nichtswürdiger! Du wagſt es, meine Worte
Zu deuten? Deinen eignen blutgen Sinn
Hinein zu legen? — Wehe dir, wenn Unglück

Aus dieſer eigenmächtigen That erfolgt,
Mit deinem Leben ſollſt du mirs bezahlen.
— Graf Schrewsbury, ihr ſehet, wie mein Name
Gemißbraucht wird.

Schrewsbury.

Ich ſehe — O mein Gott!

Eliſabeth.

Was ſagt ihr?

Schrewsbury.

Wenn der Squire ſich dieſer That
Vermeſſen hat auf eigene Gefahr,
Und ohne deine Wiſſenſchaft gehandelt,
So muß er vor den Richterſtuhl der Peers
Gefodert werden, weil er deinen Namen
Dem Abſcheu aller Zeiten Preiß gegeben.

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Burleigh, zuletzt Kent.

Burleigh (beugt ein Knie vor der Königinn).

Lang lebe meine königliche Frau,
Und mögen alle Feinde dieſer Inſel
Wie dieſe Stuart enden!
(Schrewsbury verhüllt ſein Geſicht, Daviſon ringt verzweiflungsvoll die Hände.)

Eliſabeth.
Redet, Lord!
Habt ihr den tödlichen Befehl von mir
Empfangen?

Burleigh.
Nein, Gebieterinn! Ich empfing ihn
Von Daviſon.

Eliſabeth.
Hat Daviſon ihn euch
In meinem Namen übergeben?

Burleigh.
Nein!
Das hat er nicht —

Eliſabeth.
Und ihr vollſtrecktet ihn,
Raſch, ohne meinen Willen erſt zu wiſſen?
Das Urtheil war gerecht, die Welt kann uns
Nicht tadeln, aber euch gebührte nicht,
Der Milde unſres Herzens vorzugreifen —
Drum ſeyd verbannt von unſerm Angeſicht!
(Zu Daviſon)
Ein ſtrengeres Gericht erwartet euch,
Der ſeine Vollmacht frevelnd überſchritten,
Ein heilig anvertrautes Pfand veruntreut.
Man führ' ihn nach dem Tower, es iſt mein Wille,
Daß man auf Leib und Leben ihn verklage.
— Mein edler Talbot! Euch allein hab' ich

Gerecht erfunden unter meinen Räthen,
Ihr ſollt fortan mein Führer ſeyn, mein Freund —

Schrewsbury.

Verbanne deine treuſten Freunde nicht,
Wirf ſie nicht ins Gefängniß, die für dich
Gehandelt haben, die jetzt für dich ſchweigen.
— Mir aber, groſe Königinn, erlaube,
Daß ich das Siegel, das du mir zwölf Jahre
Vertraut, zurück in deine Hände gebe.

Eliſabeth (betroffen).

Nein, Schrewsbury! Ihr werdet mich jetzt nicht
Verlaſſen, jetzt —

Schrewsbury.

Verzeih, ich bin zu alt,
Und dieſe grade Hand, ſie iſt zu ſtarr,
Um deine neuen Thaten zu verſiegeln.

Eliſabeth.

Verlaſſen wollte mich der Mann, der mir
Das Leben rettete?

Schrewsbury.

Ich habe wenig
Gethan — Ich habe deinen edlern Theil
Nicht retten können. Lebe, herrſche glücklich!
Die Gegnerinn iſt todt. Du haſt von nun an
Nichts mehr zu fürchten, brauchſt nichts mehr zu achten.
(Geht ab.)

Eliſabeth.

(zum Grafen Kent, der hereintritt)

Graf Leſter komme her!

Kent.

Der Lord läßt ſich

Entſchuldigen, er iſt zu Schiff nach Frankreich.

(Sie bezwingt ſich und ſteht mit ruhiger Faſſung da. Der Vorhang fällt.)

Macbeth.

Ein

Trauerſpiel von Shakeſpear

zur Vorſtellung

auf dem Hoftheater zu Weimar

eingerichtet.

Perſonen.

Dunkan, König von Schottland.
Malcolm,
Donalbain, } ſeine Söhne.
Macbeth,
Banquo, } ſeine Feldherrn.
Macduff,
Roſſe,
Angus,
Lenox, } Schottiſche Edelleute.
Fleance, Banquos Sohn.
Seiward, Feldherr der Engelländer.
Sein Sohn.
Seiton, Macbeths Diener.
Ein Arzt.
Ein Pförtner.
Ein alter Mann.
Drey Mörder.
Lady Macbeth.
Ihre Kammerfrau.
Hekate und drey Hexen.
Lords. Offiziere. Soldaten.
Banquos Geiſt und andre Erſcheinungen.

Erſter Aufzug.

(Ein offener Platz.)

Erſter Auftritt.

(Es donnert und blitzt. Die drey Hexen ſtehen da.)

Erſte Hexe.

Wann kommen wir drey uns wieder entgegen,
In Donner, in Blitzen oder in Regen?

Zweyte Hex

Wann das Kriegsgetümmel ſchweigt,
Wann die Schlacht den Sieger zeigt.

Dritte Hexe.

Alſo eh der Tag ſich neigt.

Erſte Hexe.

Wo der Ort?

Zweyte Hexe.

Die Heide dort.

Dritte Hexe.

Dort führt Macbeth ſein Heer zurück.

Zweyte Hexe.

Dort verkünden wir ihm ſein Glück!

Erſte Hexe.

Aber die Meiſterinn wird uns ſchelten,
Wenn wir mit trüglichem Schickſalswort
Ins Verderben führen den edeln Helden,
Ihn verlocken zu Sünd und Mord.

Dritte Hexe.

Er kann es vollbringen, er kann es laſſen,
Doch er iſt glücklich, wir müſſen ihn haſſen.

Zweyte Hexe.

Wenn er ſein Herz nicht kann bewahren,
Mag er des Teufels Macht erfahren.

Dritte Hexe.

Wir ſtreuen in die Bruſt die böſe Saat,
Aber dem Menſchen gehört die That.

Erſte Hexe.

Er iſt tapfer, gerecht und gut,
Warum verſuchen wir ſein Blut?

Zweyte und dritte Hexe.

Strauchelt der Gute und fällt der Gerechte,
Dann jubiliren die hölliſchen Mächte.

(Donner und Blitz.)

Erſte Hexe.

Ich höre die Geiſter!

Zweyte Hexe.

Es ruft der Meiſter!

Alle drey Hexen.

Padok ruft. Wir kommen! Wir kommen!
Regen wechſ'le mit Sonnenſchein!
Häßlich ſoll ſchön, ſchön häßlich ſeyn!
Auf! durch die Luft den Weg genommen.

(Sie verſchwinden unter Donner und Blitz.)

Zweyter Auftritt.

Der König. Malcolm. Donalbain. Gefolge.

(Sie begegnen einem verwundeten Ritter, der von zwey Soldaten geführt wird.)

König.

Hier bringt man einen Ritter aus der Schlacht,
Jetzt werden wir des Treffens Ausſchlag hören.

Malcolm.

Es iſt derſelbe Ritter, ich erkenn' ihn,
Der mich ohnlängſt aus Feindes Hand befreyt.
Willkommen, Kriegsgefährte! Sag dem König,
Wie ſtand das Treffen, als du es verließeſt?

Ritter.

Es woogte lange zweifelnd hin und her,
Wie zweyer Schwimmer Kampf, die aneinander
Geklammert Kunſt und Stärke ringend meſſen.
Der wüthge Macdonall, werth ein Rebell
Zu ſeyn, führt' aus dem Weſten wider dich
Die Kernen und die Galloglaſſen an,

Und wie ein reiſſender Gewitterſtrom
Durchbrach er würgend unſre Reihen, alles
Unwiderſtehlich vor ſich nieder mähend.
Verloren war die Schlacht, als Macbeth kam,
Dein heldenmüthger Feldherr. Mit dem Schwerdt
Durch das gedrängteſte Gewühl der Schlacht
Macht' er ſich Bahn bis zum Rebellen, faßt ihn,
Mann gegen Mann, und wich nicht, bis er ihn
Vom Wirbel bis zum Kinn entzweygeſpaltet
Und des Verfluchten Haupt zum Siegeszeichen
Vor unſrer aller Augen aufgeſteckt.

König.

O tapfrer Vetter! Heldenmüthger Than!

Ritter.

Doch gleich wie von demſelben Oſten, wo
Die Sonne ihre Strahlenbahn beginnt,
Schiffbrechende Gewitter ſich erheben,
So brach ein neues Schreckniß aus dem Schooße
Des Siegs hervor. Vernimm es, großer König.
Kaum wendeten die Kernen ſich zur Flucht,
Wir zur Verfolgung, als mit neuem Volk
Und hellgeſchliffnen Waffen König Sueno,
Norwegens Herrſcher, auf den Kampfplatz trat,
Den Zweifel des Gefechtes zu erneuern!

König.

Erſchreckte das nicht unſre Oberſten,
Macbeth und Banquo?

Ritter.

Ritter.

Wohl! Wie Sperlinge
Den Adler ſchrecken, und das Reh den Löwen!
Noch ehe ſie den Schweiß der erſten Schlacht
Von ihrer Stirn gewiſcht, verſuchten ſie
Das Glück in einem neuen Kampf, und hart
Zuſammentreffend ließ ich beyde Heere!
Mehr weiß ich nicht zu ſagen, ich bin ganz
Erſchöpft, und meine Wunden fordern Hülfe.

König.

Sie ſind dir rühmlich, Freund, wie deine Worte,
Geht, hohlt den Wundarzt! Sieh! Wer naht ſich hier?

Dritter Auftritt.

Vorige. Roſſe und Lenox.

Donalbain.

Der würdge Than von Roß!

Malcolm.

Und welche Haſt
Aus ſeinen Augen blitzt! So blickt nur der,
Der etwas Großes meldet.

Roſſe.

Gott erhalte den König!

König.

Von wannen kommt ihr, ehrenvoller Than?

Roſſe.

Von Fife mein König, wo Norwegens Fahnen,
Vor wenig Tagen ſtolz noch ausgebreitet,
Vor deiner Macht danieder liegen. König Sueno,
Dem jener treuvergeßne Than von Cawdor,
Der Reichsverräther, heimlich Vorſchub that,
Ergriff den Augenblick, wo dieſes Reich
Von bürgerlichem Krieg zerrüttet war,
Und überraſchte dein geſchwächtes Heer!
Hartnäckig, grimmig war der Kampf, bis endlich
Macbeth mit unbezwinglich tapferm Arm
Des Normanns Stolz gedämpft — Mit einem Wort,
Der Sieg iſt unſer.

König.

Nun! Gelobt ſey Gott!

Roſſe.

Nun bittet König Sueno dich um Frieden,
Doch wir geſtatteten ihm nicht einmal
Die Freyheit, ſeine Todten zu begraben,
Bis er zehntauſend Pfund in deinen Schatz
Bezahlt hat auf der Inſel St. Columbus.

König.

Nicht länger ſpotte dieſer eidvergeßne Than
Von Cawdor unſers fürſtlichen Vertrauens! — Geht!
Sprecht ihm das Todesurtheil und begrüßt
Macbeth mit ſeinem Titel.

Roſſe.

Ich gehorche.

König.

Was er verlor, gewann der edle Macbeth.

(Sie gehen ab.)

Vierter Auftritt.

(Eine Heide.)

Die drey Hexen (begegnen einander).

Erſte Hexe.

Schweſter, was haſt du geſchafft? Laß hören.

Zweyte Hexe.

Schiffe trieb ich um auf den Meeren.

Dritte Hexe (zur erſten).

Schweſter! Was du?

Erſte Hexe.

Einen Fiſcher fand ich, zerlumpt und arm,
Der flickte ſingend die Netze,
Und trieb ſein Handwerk ohne Harm,
Als beſäß' er köſtliche Schätze,
Und den Morgen und Abend nimmer müd
Begrüßt er mit ſeinem luſtigen Lied.
Mich verdroß des Bettlers froher Geſang,
Ich hatt's ihm geſchworen ſchon lang und lang —
Und als er wieder zu fiſchen war,
Da ließ ich einen Schatz ihn finden,
Im Netze da lag es blank und baar,
Daß faſt ihm die Augen erblinden.

Er nahm den hölliſchen Feind ins Haus,
Mit ſeinem Geſange da war es aus.

Die zwey andern Hexen.

Er nahm den hölliſchen Feind ins Haus,
Mit ſeinem Geſange da war es aus!

Erſte Hexe.

Und lebte wie der verlorne Sohn,
Ließ allem Gelüſten den Zügel,
Und der falſche Mammon, er floh davon,
Als hätt' er Gebeine und Flügel.
Er vertraute, der Thor! auf Hexengold,
Und weiß nicht, daß es der Hölle zollt!

Die zwey andern Hexen.

Er vertraute, der Thor! auf Hexengold,
Und weiß nicht, daß es der Hölle zollt!

Erſte Hexe.

Und als nun der bittere Mangel kam,
Und verſchwanden die Schmeichelfreunde,
Da verließ ihn die Gnade, da wich die Schaam,
Er ergab ſich dem hölliſchen Feinde.
Freywillig bot er ihm Herz und Hand
Und zog als Räuber durch das Land.
Und als ich heut will vorüber gehn,
Wo der Schatz ihm ins Netz gegangen,
Da ſah ich ihn heulend am Ufer ſtehn,
Mit bleich gehärmten Wangen
Und hörte, wie er verzweifelnd ſprach:
Falſche Nixe, du haſt mich betrogen,

Du gabſt mir das Gold, du ziehſt mich nach,
Und ſtürzt ſich hinab in die Wogen.

Die zwey andern Hexen.

Du gabſt mir das Gold, du ziehſt mich nach!
Und ſtürzt ſich hinab in den wogenden Bach!

Erſte Hexe.

Trommeln! Trommeln! Macbeth kommt.

Alle drey (einen Ring ſchließend).

Die Schickſalsſchweſtern, Hand in Hand,
Schwärmen über See und Land,
Drehen ſo im Kreiſe ſich,
Dreymal für dich
Und dreymal für mich,
Noch dreymal, daß es Neune macht,
Halt! Der Zauber iſt vollbracht!

Fünfter Auftritt.

Macbeth und Banquo. Die drey Hexen.

Macbeth.

Solch einen Tag, ſo ſchön zugleich und häßlich
Sah ich noch nie.

Banquo.

Wie weit iſt's noch nach Foris?
— Sieh! Wer ſind dieſe da, ſo grau von Haaren,
So rieſenhaft und ſchrecklich anzuſehn!

Sie ſehen keinen Erdbewohnern gleich,
Und ſtehn doch hier. Sprecht! Lebt ihr, oder ſeyd
Ihr etwas, dem ein Sohn der Erde Fragen
Vorlegen darf? Ihr ſcheint mich zu verſtehn,
Denn jede ſeh ich den verkürzten Finger
Bedeutend an die welken Lippen legen.
Ihr ſolltet Weiber ſeyn, und doch verbietet
Mir euer männiſch Anſehn euch dafür zu halten.

Macbeth.

Sprecht, wenn ihr eine Sprache habt, wer ſeyd ihr?

Erſte Hexe.

Heil dir Macbeth! Heil dir, Than von Glamis.

Zweyte Hexe.

Heil dir Macbeth! Heil dir, Than von Cawdor!

Dritte Hexe.

Heil dir Macbeth, der einſt König ſeyn wird!

Banquo (zu Macbeth).

Wie? Warum bebt ihr ſo zurück, und ſchaudert
Vor einem Gruße, der ſo lieblich klingt?

(Zu den Hexen)

Im Namen des Wahrhaftigen!
Sprecht! Seyd ihr Geiſter, oder ſeyd ihr wirklich,
Was ihr von außen ſcheint?
Ihr grüßet meinen edeln Kriegsgefährten
Mit gegenwärt'gem Glück und glänzender
Verheiſſung künft'ger königlicher Größe!
Mir ſagt ihr nichts. Vermögt ihr in die Saat
Der Zeit zu ſchauen und vorher zu ſagen,

Welch Saamenkorn wird aufgehn, welches nicht,
So ſprecht zu mir, der eure Gunſt nicht ſucht,
Noch eure Abgunſt fürchtet.

Erſte Hexe.

Heil!

Zweyte Hexe.

Heil!

Dritte Hexe.

Heil!

Erſte Hexe.

So groß nicht, aber größer doch als Macbeth!

Zweyte Hexe.

So glücklich nicht, und doch glückſeliger!

Dritte Hexe.

Du wirſt kein König ſeyn, doch Könige zeugen.
Drum Heil euch beiden, Macbeth, Banquo, Heil euch!

Erſte Hexe.

Banquo und Macbeth, Heil euch!

Macbeth.

Bleibt, ihr geheimnißvollen Sprecherinnen,
Und ſagt mir mehr!
Ich weiß, durch Sinels meines Vaters Tod,
Der dieſe Nacht verſchieden, bin ich Than
Von Glamis! Aber wie von Cawdor?
Der Than von Cawdor lebt, und lebt im Schooße
Des Glücks, und daß ich König einſt ſeyn werde
Iſt eben ſo unglaublich, da dem Duncan
Zwey Söhne leben! Sagt, von wannen kam euch

Die wunderbare Wiſſenſchaft? Warum
Verweilet ihr auf dieſer dürren Heide
Durch ſolch prophetiſch Grüßen unſern Zug?
Sprecht! Ich beſchwör euch!

(Die Hexen verſchwinden.)

Banquo.

Die Erde bildet Blaſen, wie das Waſſer,
Und dieſe mögen davon ſeyn!
Wo ſind ſie hingekommen?

Macbeth.

In die Luft,
Und was uns Körper ſchien, zerfloß wie Athem
In alle Winde — daß ſie noch da wären!

Banquo.

Wie? Waren dieſe Dinge wirklich hier,
Wovon wir reden, oder aßen wir
Von jener tollen Wurzel, die die Sinne
Bethöret?

Macbeth.

Eure Kinder ſollen Könige werden.

Banquo.

Ihr ſelbſt ſollt König ſeyn!

Macbeth.

Und Than von Cawdor
Dazu! War's nicht ſo?

Banquo.

Wörtlich und buchſtäblich!
Doch ſeht, wer kommt da?

Sechſter Auftritt.

Vorige. Roſſe. Lenox.

Roſſe.

Ruhmgekrönter Macbeth,
Dem König kam die Freudenbotſchaft zu
Von deinen Siegen, wie du die Rebellen
Verjagt, den furchtbarn Macdonal beſiegt,
Das ſchien ihm ſchon das Maaß des ird'ſchen Ruhm's.
Doch ſeine Zunge überſtrömte noch
Von deinem Lob, als er das größre ſchon vernahm,
Was du im Kampfe mit dem furchtbaren
Norweger ausgeführt, wie du der Retter
Des Reichs geworden, dicht wie Hagelſchläge
Kam Poſt auf Poſt, jedwede ſchwer beladen
Mit deiner Thaten Ruhm und ſchüttete
Dein Lob in ſein erſtaunetes Ohr.

Angus.

Wir ſind
Geſandt, dir ſeinen Dank zu überbringen,
Als Herolde dich bey ihm aufzuführen,
Dich zu belohnen nicht.

Roſſe.

Zum Pfande nur
Der größern Ehren, die er dir beſtimmt,
Befahl uns der Monarch, dich Than von Cawdor

Zu grüßen, und in dieſem neuen Titel,
Heil dir, ruhmwürd'ger Cawdor, denn du biſts!

Banquo (für ſich).

Wie? Sagt der Teufel wahr?

Macbeth.

Der Than von Cawdor lebt,
Wie kleidet ihr mich in geborgten Schmuck?

Roſſe.

Der einſtens Than geweſen, lebt, doch nur
So lange, bis das Bluturtheil an ihm
Vollſtreckt iſt. Ob er mit dem Norrmann, ob
Mit den Rebellen einverſtanden war,
Ob er mit beiden ſich zum Untergang
Des Reichs verſchworen, weiß ich nicht zu ſagen.
Das iſt gewiß, daß Hochverrath, erwieſen
Und von ihm ſelber eingeſtanden, ihn
Geſtürzt.

Macbeth.

Glamis und Than von Cawdor!
Das Größte ſteht noch aus! — Habt Dank, ihr Herren.

(Zu Banquo)

Hofft ihr nun nicht, daß eure Kinder Könige
Seyn werden, da derſelbe Mund, der mir
Den Than von Cawdor gab, es euch verhieß?

Banquo.

Hum! Stünd' es ſo, möcht es euch leicht verleiten,
Den Cawdor zu vergeſſen und die Krone
Zu ſuchen. — Es iſt wunderbar! Und oft

Lockt uns der Hölle ſchadenfrohe Macht
Durch Wahrheit ſelbſt an des Verderbens Rand.
Unſchuld'ge Kleinigkeiten dienen ihr,
Uns zu Verbrechen fürchterlicher Art
Und grauſenhafter Folgen hinzureiſſen!

(Zu Roſſe und Angus)

Wo iſt der König?

Angus.

Auf dem Weg hieher.

(Banquo ſpricht ſeitwärts mit beiden.)

Macbeth (für ſich).

Zwey Theile des Orakels ſind erfüllt,
Ein hoffnungsvolles Pfand des höchſten Dritten!
— Habt Dank ihr Herren — Dieſe wunderbare
Eröffnung kann nicht böſe ſeyn — ſie kann
Nicht gut ſeyn. Wär ſie böſe, warum fing
Sie an mit einer Wahrheit? Ich bin Than
Von Cawdor! Wär ſie gut, warum
Beſchleicht mich die entſetzliche Verſuchung,
Die mir das Haar aufſträubt, mir in der Bruſt
Das eiſenfeſte Männerherz erſchüttert?
Die Handlung ſelbſt iſt minder grauſenvoll,
Als der Gedanke der geſchreckten Seele.
Dieß Bild, die bloße Mordthat des Gehirns,
Regt meine innre Welt ſo heftig auf,
Daß jede andre Lebensarbeit ruht,
Und mir nichts da iſt als das Weſenloſe.

Banquo (zu den andern).

Bemerket doch, wie unſer Freund verzückt iſt!

Macbeth.

Will es das Schickſal, daß ich König ſey,
So krönt michs und ohne daß ichs ſuche!

Banquo.

Die neuen Ehren, die ihn ſchmücken, ſind
Wie fremde Kleider, die uns nicht recht paſſen,
Bis wir durch öſters Tragen ſie gewohnen.

Macbeth (für ſich).

Komme was kommen mag!
Die Stunde rennt auch durch den rauhſten Tag!

Banquo (zu Macbeth).

Mein edler Than, wir warten nur auf euch.

Macbeth.

Vergebt, ihr Herren. Mein verſtörter Kopf
War in vergangne Zeiten weggerückt.
— Glaubt, edle Freunde! Eure Dienſte ſind
In meinem dankbarn Herzen eingeſchrieben,
Und jeden Tag durchblättr' ich meine Schuld.
Jetzt zu dem König!
(zu Banquo)
Denkt des Vorgefallnen,
Und wenn wirs reiflich bey uns ſelbſt bedacht,
Dann laßt uns frey und offen davon reden.

Banquo.

Sehr gern.

Macbeth.

Bis dahin gnug davon! — Kommt Freunde!

(Sie gehen ab.)

Siebenter Auftritt.

Königlicher Pallaſt.

König. Malcolm. Donalbain.
Macduff. Gefolge.

König.

Iſt die Sentenz an Cawdor ſchon vollſtreckt?
Sind, die wir abgeſandt, noch nicht zurück?

Donalbain.

Sie ſind noch nicht zurückgekehrt, mein König,
Doch ſprach ich einen, der ihn ſterben ſah.
Er habe ſeinen Hochverrath aufrichtig
Bekannt und tiefe Reue blicken laſſen!
Das würdigſte in ſeinem ganzen Leben
War der ergebne Sinn, womit er es
Verließ! Er ſtarb wie einer, der aufs Sterben
Studierte, und das koſtbarſte der Güter
Warf er gleichgültig hin, als wär' es Staub.

König.

Es giebt noch keine Kunſt, die innerſte
Geſtalt des Herzens im Geſicht zu leſen!
Er war ein Mann, auf den ich alles baute!

Achter Auftritt.

Vorige. Macbeth. Banquo. Roſſe. Lenox.

König.

O theurer Vetter! Stütze meines Reichs!
Die Sünde meines Undanks laſtete
So eben ſchwer auf mir! Du biſt ſo weit
Voraus geeilt, daß dich der ſchnellſte Flug
Der Dankbarkeit nicht mehr erreichen kann!
Faſt möcht' ich wünſchen, daß du weniger
Verdient, damit mirs möglich wäre, dich
Nach Würden zu belohnen! Jetzo bleibt mir nichts,
Als zu bekennen, daß ich dir als Schuldner
Verfallen bin mit meiner ganzen Habe.

Macbeth.

Was ich geleiſtet, Sire, belohnt ſich ſelbſt.
Es iſt nicht mehr als was ich ſchuldig war.
Euch kommt es zu, mein königlicher Herr,
Die Dienſte eurer Knechte zu empfangen.
Sie ſind des Thrones Kinder und des Staats,
Und euch durch heilge Lehenspflicht verpfändet.

König.

Sey mir willkommen, edler, theurer Held.
Ich habe angefangen dich zu pflanzen,
Und für dein Wachsthum ſorg' ich — Edler Banquo!
Du haſt nicht weniger verdient, es ſoll

Vergolten werden. Laß mich dich umarmen,
Und an mein Herz dich drücken.
(umarmt ihn.)

Banquo.

Wachſ' ich da,
So iſt die Aernte euer.

König.

Meine Freude iſt
So groß, daß ſie vom Kummer Thränen borgt,
Sich zu entladen. Söhne! Vettern! Thans!
Und die zunächſt an meinem Throne ſtehn!
Wißt, daß wir Malcolm, unſern Aelteſten,
Zum künftgen Erben unſers Reichs beſtimmt,
Und ihn zum Prinzen Kumberlands ernennen.
Der einzge Vorzug ſoll ihn kennbar machen,
Aus unſrer treflichen Baronen Zahl,
Die gleich Geſtirnen unſern Thron umſchimmern!
(Zu Macbeth)
Jetzt Vetter, nach Inverneß! Denn wir ſind
Entſchloſſen, euer Gaſt zu ſeyn heut Abend.

Macbeth.

Ich ſelbſt will eurer Ankunft Bote ſeyn,
Und meinem Weib den hohen Gaſt verkünden!
Und ſo, mein König, nehm ich meinen Urlaub!

König (ihn umarmend).

Mein würdger Cawdor!
(Er geht ab mit dem Gefolge.)

Macbeth (allein).

Prinz von Kumberland!
Das iſt ein Stein, der mir im Wege liegt,
Den muß ich überſpringen, oder ich ſtürze!
Verhüllet, Sterne, euer himmliſch Licht,
Damit kein Tag in meinen Buſen falle,
Das Auge ſelber ſoll die Hand nicht ſehen,
Damit das Ungeheure kann geſchehen!
(ab.)

Neunter Auftritt.

(Vorhalle in Macbeths Schloß.)

Lady Macbeth.

(allein, in einem Briefe leſend)

„Ich traf ſie grade an dem Tag des Siegs
„Und die Erfüllung ihres erſten Grußes
„Verbürgte mir, ſie wiſſen mehr als Menſchen.
„Da ich nach neuen Dingen forſchen wollte,
„Verſchwanden ſie. Ich ſtand noch voll Erſtaunen,
„Als Abgeordnete vom König kamen,
„Die mich als Thane von Cawdor grüßten, mit
„Demſelben Titel, den mir kurz zuvor
„Die Zauberſchweſtern gaben, und worauf
„Der dritte königliche Gruß gefolgt!
„Dieß eil' ich dir zu melden, theuerſte
„Genoßinn meiner Größe, daß du länger nicht

„Unwiſſend ſeyeſt, welche Hoheit uns
„Erwartet. Leg es an dein Herz. Leb wohl!“

Glamis und Cawdor biſt du, und ſollſt ſeyn,
Was dir verheißen iſt — Und dennoch fürcht' ich
Dein weichliches Gemüth — du biſt zu ſanft
Geartet, um den nächſten Weg zu gehn.
Du biſt nicht ohne Ehrgeiz, möchteſt gerne
Groß ſeyn, doch dein Gewiſſen auch bewahren!
Nicht abgeneigt biſt du vor ungerechtem
Gewinn, doch widerſteht dirs, falſch zu ſpielen.
Du möchteſt gern das haben, was dir zuruft:
Das muß geſchehn, wenn man mich haben will!
Und haſt doch nicht die Keckheit, es zu thun!
O eile! Eile her!
Damit ich meinen Geiſt in deinen gieße,
Durch meine tapfre Zunge dieſe Zweifel
Und Furchtgeſpenſter aus dem Felde ſchlage,
Die dich wegſchrecken von dem goldnen Reif,
Womit das Glück dich gern bekrönen möchte.

Zehnter Auftritt.

Lady Macbeth. Pförtner.

Lady.

Was bringt ihr?

Pförtner.

Der König kommt auf dieſe Nacht hierher.

Lady.

Du biſt nicht klug, wenn Du das ſagſt — Iſt nicht
Dein Herr bey ihm? und wär es, wie du ſprichſt,
Würd' er den Gaſt mir nicht verkündigt haben?

Pförtner.

Gebieterinn, es iſt ſo wie ich ſage!
Der Than iſt unterwegs, ein Eilbot ſprengte
In vollem Lauf voraus, der hatte kaum
Noch ſo viel Athem übrig, ſeines Auftrags
Sich zu entledgen.

Lady.

Pflegt ihn wohl! Er bringt
Uns eine große Poſt.

(Pförtner geht)

Der Rab iſt heiſer,
Der Duncans tödtlichen Einzug in mein Haus
Ankrächzen ſoll — Kommt jetzt, ihr Geiſter alle,
Die in die Seele Mordgedanken ſä'n,
Kommt und entweibt mich hier, vom Wirbel bis
Zur Zähe füllt mich an mit Tigers Grimm,
Verdickt mein Blut, ſperrt jeden Weg der Reue,
Damit kein Stich der wiederkehrenden Natur
Erſchüttre meinen gräßlichen Entſchluß,
Und ihn verhindere, zur That zu werden.
An meine Weibesbrüſte leget euch
Ihr Unglücksgeiſter, wo ihr auch, in welcher
Geſtalt unſichtbar auf Verderben lauert,
Und ſauget meine Milch anſtatt der Galle,

Komm, dicke Nacht, in ſchwarzen Höllendampf
Gehüllt, damit mein blinder Dolch nicht ſehe,
Wohin er trift, der Himmel nicht, den Vorhang
Der Finſterniß zerreißend, rufe: halt!
Halt inne!

Eilfter Auftritt.

Lady Macbeth. Macbeth.

Lady.

Großer Glamis! Würdger Cawdor,
Und größer noch durch das Prophetiſche
Heil dir, der einſt! — Dein Brief hat mich heraus
Gerückt aus dieſer engen Gegenwart,
Und trunken ſeh ich ſchon das Künftige
Verwirklicht!

Macbeth.

Theurſte Liebe! Dunkan kommt
Heut Abend.

Lady.

Und wann geht er wieder?

Macbeth.

Morgen, denkt er.

Lady.

O nimmer ſieht die Sonne dieſen Morgen!
Dein Angeſicht, mein Than, iſt wie ein Buch,
Worin gefährliches geſchrieben ſteht.

Laß deine Mienen ausſehn, wie die Zeit
Es heiſchet, trage freundlichen Willkommen
Auf deinen Lippen, deiner Hand! ſieh aus
Wie die unſchuldge Blume, aber ſey
Die Schlange unter ihr — Geh, denke jetzt
Auf nichts, als deinen Gaſt wohl zu empfangen.
Mein ſey die große Arbeit dieſer Nacht,
Die allen unſern künftigen Tag' und Nächten,
Die königliche Freyheit ſoll erfechten!

Macbeth.

Wir ſprechen mehr davon.

Lady.

Nur heiter, Sir.
Denn wo die Züge ſchnell verändert wanken,
Verräth ſich ſtets der Zweifel der Gedanken,
In allem andern überlaß dich mir!

(Sie gehen ab. Man hört blaſen.)

Zwölfter Auftritt.

König. Malcolm. Donalbain. Banquo.
Macduff. Roſſe. Angus. Lenox.
(Mit Fackeln.)

König.

Dieß Schloß hat eine angenehme Lage,
Leicht und erquicklich athmet ſich die Luft,
Und ihre Milde ſchmeichelt unſern Sinnen.

Banquo.

Und dieſer Sommergaſt, die Mauerſchwalbe,
Die gern der Kirchen heilges Dach bewohnt,
Beweiſt durch ihre Liebe zu dem Ort,
Daß hier des Himmels Athem lieblich ſchmeckt.
Ich ſehe keine Frieſen, ſehe keine
Verzahnung, kein vorſpringendes Gebälk,
Wo dieſer Vogel nicht ſein hangend Bette
Zur Wiege für die Jungen angebaut,
Und immer fand ich eine mildre Luft,
Wo dieſes fromme Thier zu niſten pflegt.

Dreyzehnter Auftritt.

Vorige. Lady Macbeth.

König.

Ah! Sieh da unſre angenehme Wirthinn!
— Die Liebe, die uns folgt, beläſtigt oft,
Doch danken wir ihr, weil es Liebe iſt.
So wirſt auch du für dieſe Laſt und Müh,
Die wir ins Haus dir bringen, Dank uns wiſſen.

Lady.

Sire! Alle unſre Dienſte, zwey- und dreyfach
In jedem Stück geleiſtet, blieben noch
Zu arm, die große Ehre zu erkennen,
Womit ihr unſer Haus begnadiget.
Nichts bleibt uns übrig, königlicher Herr,

Als für die alten Gunſtbezeugungen,
Wie für die neuen, die ihr drauf gehäuft,
Gleich armen Klausnern, nur an Wünſchen reich,
Mit brünſtigen Gebeten euch zu dienen.

König.

Wo iſt der Than von Cawdor?
Wir ſind ihm auf den Ferſen nachgefolgt,
Und wollten ſeinen Haushofmeiſter machen.
Doch er iſt raſch zu Pferd, und ſeine Liebe,
Scharf wie ſein Sporn, gab ihm ſo ſchnelle Flügel,
Daß er uns lang zuvorkam — Schöne Lady,
Wir werden euer Gaſt ſeyn dieſe Nacht.

Lady.

Ihr ſeyd in eurem Eigenthum, mein König,
Wir geben nur, was wir von euch empfingen.

König.

Kommt! Eure Hand, und führet mich hinein
Zu meinem Wirth. Wir lieben ihn von Herzen,
Und was wir ihm erzeigt, iſt nur ein Vorſpiel
Der größern Gunſt, die wir ihm vorbehalten.
— Erlaube mir, meine angenehme Wirthinn!

(Er führt ſie hinein. Die Andern folgen. Eine Tafelmuſik wird gehört. Bediente gehen im Hintergrunde mit Speiſen über die Bühne. Nach einer Weile erſcheint Macbeth.)

Vierzehnter Auftritt.

Macbeth (allein, gedankenvoll).

Wär es auch abgethan, wenn es gethan iſt,
Dann wär es gut, es würde raſch gethan!
Wenn uns der Meuchelmord auch aller Folgen
Entledigte, wenn mit dem Todten alles ruhte,
Wenn dieſer Mordſtreich auch das Ende wäre,
Das Ende nur für dieſe Zeitlichkeit —
Wegſpringen wollt ich über künftge Leben!
Doch ſolche Thaten richten ſich ſchon hier,
Die blutge Lehre, die wir andern geben,
Fällt gern zurück auf des Erfinders Haupt,
Und die gleichmeſſende Gerechtigkeit
Zwingt uns, den eignen Giftkelch auszutrinken.
— Er ſollte zweyfach ſicher ſeyn. Einmal,
Weil ich ſein Blutsfreund bin und ſein Vaſall,
Zwey ſtarke Feſſeln, meinen Arm zu binden!
Dann bin ich auch ſein Wirth, der ſeinem Mörder
Die Thür verſchließen, nicht den Todesſtreich
Selbſt führen ſollte. Ueber dieſes alles
Hat dieſer Dunkan ſo gelind regiert,
Sein großes Amt ſo tadellos verwaltet,
Daß wider dieſe ſchauderhafte That
Sich ſeine Tugenden wie Cherubim
Erheben werden, mit Poſaunenzungen,
Und Mitleid, wie ein neugebohrnes Kind,

Hilflos und nackt, vom Himmel niederfahren,
In jedes Auge heiße Thränen locken,
Und jedes Herz zur Wuth entflammen wird —
Ich habe keinen Antrieb als den Ehrgeiz,
Die blinde Wuth, die ſich in tollem Anlauf
Selbſt überſtürzt und jenſeits ihres Ziels
Hintaumelt — Nun! Wie ſteht es drinn?

Fünfzehnter Auftritt.

Macbeth. Lady Macbeth kommt.

Lady.

Er hat
Gleich abgeſpeißt. Warum verließet ihr
Das Zimmer?

Macbeth.

Fragte er nach mir?

Lady.

Ich dachte,
Man hätt' es euch geſagt.

Macbeth (nach einer Pauſe).

Laß uns nicht weiter
In dieſer Sache gehen, liebes Weib!
Er hat mich kürzlich erſt mit neuen Ehren
Gekrönt, ich habe goldne Meinungen
Von Leuten aller Art mir eingekauft,
Die erſt in ihrem vollen Glanz getragen,
Nicht gleich beyſeit gelegt ſeyn wollen.

Lady.

Wie?
War denn die Hofnung trunken, die dich erſt
So tapfer machte? Hat ſie ausgeſchlafen,
Und iſt nun wach geworden, um auf einmal
Beym Anblick deſſen, was ſie muthig wollte,
So bleich und ſchlaff und nüchtern auszuſehn?
Von nun an weiß ich auch, wie Macbeth liebt.
Du fürchteſt dich, in Kraft und That derſelbe
Zu ſeyn, der du in deinen Wünſchen biſt!
Du wagſt es. nach dem Höchſten aufzuſtreben,
Und du erträgſt es, ſchwach und feig zu ſeyn?
„Ich möcht' es gerne, doch ich wag es nicht" —
Kleinmüthiger!

Macbeth.

Ich bitte dich, halt ein!
Das wag ich alles, was dem Manne ziemt,
Wer mehr wagt, der iſt keiner!

Lady.

Wars denn etwa
Ein Thier, das dich vorhin dazu getrieben?
Als du das thateſt — da warſt du ein Mann!
Und wenn du mehr wärſt, als du warſt, du würdeſt
Um ſo viel mehr ein Mann ſeyn! Da du mirs
Entdeckt, bot weder Ort noch Zeit ſich an,
Du wollteſt beide machen — Beide haben ſich
Von ſelbſt gemacht, dich haben ſie vernichtet.
Ich habe Kinder aufgeſäugt und weiß,

Wie allgewaltig Mutterliebe zwingt,
Und dennoch — Ja bey Gott, den Säugling ſelbſt
An meinen eignen Brüſten wollt' ich morden,
Hätt' ichs geſchworen, wie du jenes ſchwurſt.

Macbeth.

Wird uns der blutge Mord zum Ziele führen?
Steht dieſer Kumberland nicht zwiſchen mir
Und Schottlands Thron? Und lebt nicht Donalbain?
Für Dunkans Söhne nur und nicht für uns
Arbeiten wir, wenn wir den König tödten.

Lady.

Ich kenne dieſe Thans! Nie wird ihr Stolz
Sich einem ſchwachen Knaben unterwerfen.
Ein bürgerlicher Krieg entflammet ſich;
Dann trittſt du auf, der tapferſte, der beſte,
Der nächſte an dem königlichen Stamm,
Die Rechte deiner Mündel zu behaupten.
In ihrem Namen gründeſt du den Thron,
Und ſteht er feſt, wer ſtürzte dich herab?
Nicht in die ferne Zeit verliere dich,
Den Augenblick ergreiſe, der iſt dein.

Macbeth.

Wenn wirs verfehlten — wenn der Streich mißlänge!

Lady.

Mißlingen! Führ es aus mit Männermuth
Und feſter Hand, ſo kann es nicht mißlingen.
— Wenn Dunkan ſchläft, und dieſe ſtarke Reiſe
Wird ſeinen Schlaf befördern, übernehm ichs,

Die beiden Kämmerer mit berauſchendem
Getränk ſo anzufüllen, zu betäuben,
Daß ihr Gedächtniß, des Gehirnes Wächter,
Ein bloßer Dunſt ſeyn ſoll! Und wenn ſie nun
In viehiſchem Schlafe wie im Tode liegen,
Was können dann wir beide mit dem un-
bewachten Dunkan nicht beginnen, nicht
Mit ſeinen überfüllten Kämmerern,
Die unſers Mordes Sünde tragen ſollen?

Macbeth.

Gebier mir keine Töchter! Männer nur
Soll mir dein unbezwinglich Herz erzeugen!
Wird man nicht glauben, wenn wir jene Beiden,
Die in des Königs eignem Zimmer ſchlafen,
Mit Blut beſtrichen, ihrer Dolche uns
Zum Mord bedient, daß ſie die That gethan?

Lady.

Wer wird bey dem Gejammer, dem Geſchrey,
Das wir erheben wollen, etwas anders
Zu denken wagen?

Macbeth.

Weib! Ich bin entſchloſſen,
Und alle meine Sennen ſpannen ſich
Zu dieſer That des Schreckens an. Komm, laß uns
Den blutgen Vorſatz mit der ſchönſten Larve
Bedecken! Falſche Freundlichkeit verhehle
Das ſchwarze Werk der heuchleriſchen Seele!

(Beide gehen ab.)

Zweyter Aufzug.

(Zimmer.)

Erſter Auftritt.

Banquo. Fleance (der ihm eine Fackel vorträgt).

Banquo.

Wie ſpät iſts Burſche?

Fleance.

Herr, der Mond iſt unter,
Die Glocke hab ich nicht gehört!

Banque.

Er geht
Um zwölf Uhr unter.

Fleance.

'S iſt wohl ſpäter, Herr.

Banquo.

Da nimm mein Schwerdt. Man iſt haushälteriſch im Himmel.
Die Lichter ſind ſchon alle aus. Hier, nimm
Auch das noch! Eine ſchwere Schlafluſt liegt

Wie Bley auf mir, doch möcht' ich nicht gern ſchlafen.
Ihr guten Mächte, wehrt die ſträflichen
Gedanken von mir, die dem Schlummernden
So leicht ſich nahn! — Gieb mir mein Schwerdt! Wer da?

Zweyter Auftritt.

Vorige. Macbeth (dem ein Bedienter leuchtet).

Macbeth.

Ein Freund.

Banquo.

Wie, edler Sir? Noch nicht zur Ruh?
Der König ſchläft ſchon. Er war äußerſt fröhlich,
Und eure Diener hat er reich beſchenkt.
Hier dieſen Demant ſchickt' er eurer Lady
Und grüßt ſie ſeine angenehme Wirthinn.
Er ging recht glücklich in ſein Schlafgemach.

Macbeth.

Da wir nicht vorbereitet waren, mußte
Der gute Wille wohl dem Mangel dienen.

Banquo.

Es mangelte an nichts. Nun Sir! Mir träumte
Verwichne Nacht von den drey Zauberſchweſtern.
Euch haben ſie doch etwas Wahres
Geſagt.

Macbeth.

Ich denke gar nicht mehr an ſie.

Indeß, wenns euch bequem iſt, möcht ich gern
Ein Wort mit euch von dieſer Sache ſprechen.
Nennt nur die Zeit.

Banquo.

Wie's euch gelegen iſt.

Macbeth.

Wenn Banquo mein Beginnen unterſtützt,
Und 'es gelingt, ſo ſoll er Ehre davon haben.

Banquo.

So fern ich ſie nicht in die Schanze ſchlage,
Indem ich ſie zu mehren meyne, noch
Mein gut Gewiſſen, und mein Herz dabey
Gefährdet ſind, bin ich zu euren Dienſten.

Macbeth.

Gut' Nacht indeß.

Banquo.

Ich dank euch. Schlafet wohl.

(Banquo und Fleance gehen ab.)

Macbeth (zum Bedienten).

Sag' deiner Lady, wenn mein Trank bereit,
Soll ſie die Glocke ziehn. — Du geh zu Bette!

(Bedienter geht ab.)

Dritter Auftritt.

Macbeth (allein).

Iſt dieß ein Dolch, was ich da vor mir ſehe?
Den Griff mir zugewendet? Komm! Laß mich dich faſſen.

Ich hab' dich nicht, und ſehe dich doch immer.
Furchtbares Bild! Biſt du ſo fühlbar nicht der Hand
Als du dem Auge ſichtbar biſt! Biſt du
Nur ein Gedankendolch, ein Wahngebilde
Des fieberhaft entzündeten Gehirns?
Ich ſeh dich immer, ſo leibhaftig wie
Den Dolch, den ich in meiner Hand hier zücke.
Du weiſeſt mir den Weg, den ich will gehn,
Solch ein Geräth, wie du biſt, wollt ich brauchen.
Entweder iſt mein Auge nur der Narr
Der andern Sinne, oder mehr werth als ſie alle.
— Noch immer ſeh ich dich und Tropfen Bluts
Auf deiner Klinge, die erſt nicht waren.
— Es iſt nichts Wirkliches. Mein blutiger
Gedanke iſts, der ſo heraustritt vor das Auge!

Jetzt ſcheint die eine Erdenhälfte todt,
Und böſe Träume ſchrecken hinterm Vorhang
Den unbeſchützten Schlaf! Die Zauberey beginnt
Den furchtbarn Dienſt der bleichen Hekate,
Und aufgeſchreckt von ſeinem heulenden Wächter,
Dem Wolf, gleich einem Nachtgeſpenſte, geht
Mit groß — weit — ausgeholten Räuberſchritten
Der Mord an ſein entſetzliches Geſchäft.
Du ſichre, unbeweglich feſte Erde
Hör' meine Tritte nicht, wohin ſie gehn,
Damit nicht deine ſtummen Steine ſelbſt
Mein Werk ausſchreyen, und zuſammenklingend

Dieß tiefe Todtenſchweigen unterbrechen,
Das meinem Mordgeſchäft ſo günſtig iſt.
Ich drohe hier, und drinnen lebt er noch! —
(Man hört die Glocke)
Raſch vorwärts, Macbeth, und es iſt gethan!
Die Glocke ruft mir — Höre ſie nicht Duncan!
Es iſt die Glocke, die dich Augenblicks
Zum Himmel fordert, oder zu der Hölle.
(Er geht ab.)

Vierter Auftritt.

Lady Macbeth. Bald darauf Macbeth.

Lady.

Was ſie berauſchte, hat mich kühn gemacht,
Was ihnen Feuer nahm, hat mir gegeben.
Horch! Still!
Die Eule wars, die ſchrie — der traurige
Nachtwächter ſagt uns gräßlich gute Nacht.
— Er iſt dabey. Die Kammerthür iſt offen,
Und die berauſchten Kämmerlinge ſpotten
Mit Schnarchen ihres Wächteramts.
So einen kräftgen Schlaftrunk hab ich ihnen
Gemiſcht, daß Tod und Leben drüber rechten,
Ob ſie noch athmen, oder Leichen ſind.

Macbeth (drinnen).

Wer iſt da? He!

Lady.

O weh! ich fürchte ſie ſind aufgewacht
Und es iſt nicht geſchehen! Der Verſuch,
Und nicht die That wird uns verderben — Horch!
Die Dolche legt' ich ihm zurecht. Er mußte
Sie finden auf den erſten Blick. Hätt' es mich nicht,
Wie er ſo ſchlafend lag, an meinen Vater
Gemahnt, ich hätt' es ſelbſt gethan — Nun, mein Gemahl?

Macbeth (tritt auf).

Sie iſt gethan, die That! Vernahmſt du kein
Geräuſch?

Lady.

Die Eule hört ich ſchreien und
Die Grillen ſingen — Sagteſt du nicht was?

Macbeth.

Wann?

Lady.

Jetzt.

Macbeth.

Wie ich herunter kam?

Lady.

Ja.

Macbeth.

Horch!
Wer liegt im zweyten Zimmer?

Lady.

Donalbain.

Macbeth (beſieht ſeine Hände).
Das iſt ein traurger Anblick! Oh!

Lady.

Ihr ſeyd
Nicht klug! Das nennt ihr einen traurgen Anblick!

Macbeth.

Der eine lacht' im Schlaf, der andere
Schrie Mord! daß ſie ſich wechſelsweiſe weckten.
Ich ſtand und hörte zu, ſie aber ſprachen
Ihr Nachtgebet und ſchliefen wieder ein.

Lady.

Es ſind dort ihrer Zwey in Einer Kammer.

Macbeth.

Genad uns Gott! rief einer — Amen, ſprach
Der andere, als hätten ſie mich ſehen
Mit dieſen Henkers Händen ſtehn, und horchen
Auf die Gebärden ihrer Furcht — Ich konnte
Nicht Amen ſagen, als ſie ſchrien, Gott gnad uns!

Lady.

Denkt ihm ſo tief nicht nach.

Macbeth.

Warum dann aber konnt ich
Nicht Amen ſagen! braucht' ich doch ſo ſehr
Die Gnade Gottes in dem Augenblick,
Und Amen wollte nicht aus meiner Kehle.

Lady.

Man muß dergleichen Thaten hinterher
Nicht ſo beſchaun. Das könnt' uns raſend machen.

Macbeth.

Es war als hört' ich rufen: Schlaft nicht mehr!
Den Schlaf ermordet Macbeth, den unſchuldgen,
Den arglos heilgen Schlaf, den unbeſchützten,
Den Schlaf, der den verworrnen Knäul der Sorgen
Entwirrt, der jedes Tages Schmerz und Luſt
Begräbt und wieder weckt zum neuen Morgen,
Das friſche Bad der wundenvollen Bruſt,
Das linde Oel für jede Herzensqual,
Die beſte Speiſe an des Lebens Mahl!

Lady.

Wie, Sir? Was ſoll das alles?

Macbeth.

Immer, immer,
Im ganzen Hauſe rief es fort und fort:
Schlaft nicht mehr! Glamis hat den Schlaf ermordet,
Darum ſoll Cawdor nicht mehr ſchlafen, Macbeth
Soll nicht mehr ſchlafen.

Lady.

Wie? Wer war's denn, der
So rief? Mein theurer Than, was für Phantome
Sind das, die deines Herzens edeln Muth
So ganz entnerven! Geh! Nimm etwas Waſſer,
Und waſche dieß verrätheriſche Zeugniß
Von deinen Händen — Warum brachteſt du
Die Dolche mit heraus? Sie müſſen drinn
Gefunden werden. Trage ſie zurück, beſtreiche
Die Kämmerer mit dem Blut —

Macbeth.

Ich geh nicht wieder
Hinein. Mir graut vor dem Gedanken, was ich that,
Geh du hinein. Ich wags nicht.

Lady.

Schwache Seele!
Gieb mir die Dolche. Schlafende und Todte
Sind nur Gemählde; nur ein kindiſch Aug'
Schreckt ein gemahlter Teufel. Ich bepurpre
Der Kämmerer Geſicht mit ſeinem Blut,
Denn dieſe muß man für die Thäter halten.

(Sie geht hinein. Man hört draußen klopfen.)

Macbeth.

Woher dieß Klopfen? Wohin kams mit mir,
Daß jeder Laut mich aufſchreckt — Was für Hände!
Sie reißen mir die Augen aus. — Weh! Wehe!
Kann der gewäſſerreiche Meergott ſelbſt
Mit ſeinen Fluten allen dieſes Blut
Von meiner Hand abwaſchen? Eher färbten
Sich alle Meere roth von dieſer Hand!

Lady (zurückkommend).

So iſt die blutge That von uns hinweg
Gewälzt, und jene tragen unſre Schuld
Auf ihren Händen und Geſichtern — horch!
— Ich hör ein Klopfen an der Thür nach Süden,
Gehn wir hinein. Ein wenig Waſſer reinigt uns
Von dieſer That! Wie leicht iſt ſie alſo!
Komm! Deine Stärke hat dich ganz verlaſſen.

(Neues, ſtärkeres Pochen)
— Es klopft ſchon wieder! Wirf dein Nachtkleid über!
Geſchwind, damit uns niemand überraſche,
Und ſeh', daß wir gewacht! — O ſey ein Mann!
Verlier' dich nicht ſo kläglich in Gedanken!

Macbeth.

Mir dieſer That bewußt zu ſeyn! O beſſer,
Mir ewig meiner ſelbſt nicht mehr bewußt ſeyn!
(Das Klopfen wird ſtärker)
Poch ihn nur auf aus ſeinem Todesſchlaf!
Was gäb ich drum, du könnteſt es!

Lady (ihn fortziehend).

Kommt! Kommt!
(Gehen hinein.)

Fünfter Auftritt.

Pförtner (mit Schlüſſeln. Hernach) **Macduff** und **Roſſe.**

Pförtner (kommt ſingend).

Verſchwunden iſt die finſtre Nacht,
Die Lerche ſchlägt, der Tag erwacht,
Die Sonne kommt mit Prangen
Am Himmel aufgegangen.
Sie ſcheint in Königs Prunkgemach,
Sie ſcheinet durch des Bettlers Dach,
Und was in Nacht verborgen war,
Das macht ſie kund und offenbar.

(Stärkeres Klopfen)

Poch! Poch! Geduld da draußen, wers auch iſt!
Den Pförtner laßt ſein Morgenlied vollenden.
Ein guter Tag fängt an mit Gottes Preiß,
'S iſt kein Geſchäft ſo eilig als das Beten.

(Singt weiter)

Lob ſey dem Herrn und Dank gebracht,
Der über dieſem Haus gewacht,
Mit ſeinen heiligen Schaaren
Uns gnädig wollte bewahren.
Wohl mancher ſchloß die Augen ſchwer
Und öfnet ſie dem Licht nicht mehr,
Drum freue ſich, wer neu belebt
Den friſchen Blick zur Sonn' erhebt!

(Er ſchließt auf. Macduff und Roſſe treten auf.)

Roſſe.

Nun, das muß wahr ſeyn, Freund! Ihr führet eine
So helle Orgel in der Bruſt, daß ihr damit
Ganz Schottland könntet aus dem Schlaf poſaunen.

Pförtner.

Das kann ich auch, Herr, denn ich bin der Mann,
Der euch die Nacht ganz Schottland hat gehütet.

Roſſe.

Wie das, Freund Pförtner?

Pförtner.

Nun ſagt an! Wacht nicht
Des Königs Auge für ſein Volk, und iſts
Der Pförtner nicht, der Nachts den König hütet?

Und alſo bin ich's, ſeht ihr, der heut Nacht
Gewacht hat für ganz Schottland.

Roſſe.

Ihr habt Recht.

Macduff.

Den König hütet ſeine Gnad und Milde.
Er bringt dem Hauſe Schutz, das Haus nicht ihm,
Denn Gottes Schaaren wachen, wo er ſchläft.

Roſſe.

Sag Pförtner! Iſt dein Herr ſchon bey der Hand?
Sieh! Unſer Pochen hat ihn aufgeweckt,
Da kommt er.

Sechster Auftritt.

Macbeth. Macduff. Roſſe.

Roſſe.

Guten Morgen, edler Sir!

Macbeth.

Den wünſch' ich beiden.

Macduff.

Iſt der König munter?

Macbeth.

Noch nicht.

Macduff.

Er trug mir auf, ihn früh zu wecken,
Ich habe die beſtimmte Stunde bald
Verfehlt.

Macbeth.

Ich führ' euch zu ihm.

Macduff.

O ich weiß,
Es wär euch eine angenehme Mühe,
Doch iſt es eine Mühe.

Macbeth.

Eine Arbeit,
Die uns Vergnügen macht, heilt ihre Müh.
Hier iſt die Thür.

Macduff.

Ich bin ſo dreiſt und rufe,
Denn ſo iſt mir befohlen.

(Er geht hinein.)

Siebenter Auftritt.

Macbeth und Roſſe.

Roſſe.

Reiſ't der König
Heut wieder ab?

Macbeth.

Ja, ſo beſtellte ers.

Roſſe.

Sir! Das war eine ungeſtüme Nacht.
Im Hauſe wo wir ſchliefen ward der Schlot
Herabgeweht, und in der Luft will man
Ein gräßlich Angſtgeſchrey vernommen haben,

Geheul des Todes, gräßlich tönende
Prophetenſtimmen, die Verkündiger
Entſetzlicher Ereigniſſe, gewaltſamer
Verwirrungen des Staats, davon die Zeit
Entbunden ward in bangen Mutterwehen.
Die Eule ſchrie die ganze Nacht, man ſagt,
Die Erde habe fieberhaft gezittert!

Macbeth.

'S war eine rauhe Nacht.

Roſſe.

Ich bin nicht alt
Genug, mich einer gleichen zu erinnern.

Achter Auftritt.

Vorige. Macduff (kommt zurück).

Macduff.

Entſetzlich! Gräßlich! Gräßlich! O entſetzlich!

Macbeth.

Was iſts?

Roſſe.

Was giebt es?

Macduff.

Grauſenvoll Entſetzlich!
Kein Herz kanns faſſen! Keine Zunge nennen!

Macbeth.

Was iſt es denn?

Macduff.

Der Frevel hat ſein Aergſtes
Vollbracht! Der kirchenräuberiſche Mord
Iſt in des Tempels Heiligthum gebrochen,
Und hat das Leben draus hinweggeſtohlen.

Macbeth.

Das Leben! Wie verſteht ihr das?

Roſſe.

Meynt ihr
Den König?

Macduff.

Geht hinein! Seht und erſtarret
Vor einer neuen gräßlichen Gorgona.
Verlangt nicht, daß ichs nenne! Seht, und dann
Sprecht ſelbſt.

(Macbeth und Roſſe gehen ab.)

Macduff.

Wacht auf! Wacht auf! Die Feuerglocke
Geläutet! Mord und Hochverrath! Auf! Auf!
Erwachet Banquo! Malcolm! Donalbain!
Werft dieſen pflaumenweichen Schlaf von euch,
Des Todes Scheinbild, und erblickt ihn ſelbſt.
Auf, auf und ſeht des Weltgerichtes Morgen!
Malcolm und Banquo! Wie aus euren Gräbern
Erhebt euch, und wie Geiſter ſchreitet her,
Das gräßlich Ungeheure anzuſchauen.

Neunter Auftritt.

Macduff. Lady Macbeth. Gleich darauf **Banquo** mit **Lenox** und **Angus**; und nach dieſem **Macbeth** mit **Roſſe**.

Lady.

Was giebts, daß ſolche gräßliche Trompete
Die Schläfer dieſes Hauſes weckt! Sagt! Redet!

Macduff.

O zarte Lady! Es taugt nicht für euch
Zu hören, was ich ſagen kann. Ein weiblich Ohr
Damit zu ſchrecken, wär ein zweyter Mord!
(Auf Banquo, Lenox und Angus zueilend, die hereintreten.)
O Banquo! Banquo! Unſer König iſt ermordet!

Lady.

Hilf Himmel, was! In unſerm Haus!

Banquo.

Entſetzlich
Wo immer auch — Macduff! Ich bitte dich!
Nimm es zurück, und ſag, es ſey nicht ſo!

Macbeth (kommt mit **Roſſe** zurück).

Macbeth.

O! wär ich eine Stunde nur
Vor dieſem Unfall aus der Welt gegangen,
Ich wär geſtorben als ein Glücklicher.
Von nun an iſt nichts ſchätzenswerthes mehr

Auf Erden! Tand iſt alles! Ehr und Gnade
Sind todt! Des Lebens Wein iſt abgezogen,
Und nur die Hefe blieb der Welt zurück.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Malcolm. Donalbain.

Donalbain.

Was iſt verlohren —

Macbeth.

Ihr! Und wißt es nicht!
(Zu Donalbain)
Der Brunnen deines Blutes iſt verſtopft,
Ja ſeine Quelle ſelber iſt verſtopft.

Macduff (zu Malcolm).

Dein königlicher Vater iſt ermordet!

Malcolm.

O Gott! Von wem?

Roſſe.

Die Kämmerer ſind allem Anſehn nach
Die Thäter. Ihre Hände und Geſichter waren
Voll Blut, auch ihre Dolche, welche wir
Unabgewiſcht auf ihrem Kiſſen fanden.
Sie ſahen wild aus, waren ganz von Sinnen,
Und niemand wagte ſich an ſie heran.

Macbeth.

O jetzo reut michs, daß ich ſie im Wahnſinn
Der erſten Wuth getödtet.

Macduff.

Warum thatſt du das?

Macbeth.

Wer iſt im nehmlichen Moment zugleich
Gefaßt und wüthend, ſinnlos und beſonnen,
Rechtliebend und partheylos? Niemand iſts!
Die raſche That der heft'gen Liebe rannte
Der zaudernden Vernunft zuvor. — Hier lag
Dunkan — Sein königlicher Leib von Dolchen
Entſtellt, zerriſſen! Seine off'nen Wunden
Erſchienen wie ein Riß in der Natur,
Wodurch der Tod den breiten Einzug nahm!
Dort ſeine Mörder, in die Farbe ihres Handwerks
Bekleidet, ihre Dolche frech bemahlt mit Blut!
Wer, der ein Herz für ſeinen König hatte,
Und Muth in dieſem Herzen, hätte da
Sich halten und ſich ſelbſt gebieten können!

Lady (ſtellt ſich, als ob ſie ohnmächtig werde).

Helft mir von hinnen — Oh!

Macduff.

Sorgt für die Lady!

(**Macduff, Banquo, Roſſe** und **Angus** ſind um ſie beſchäftigt.)

Malcolm (zu Donalbain).

Wir ſchweigen ſtill, die dieſer Trauerfall
Am nächſten trifft?

Donalbain.

Was läßt ſich ſagen, hier

Wo unſer Feind, in unſichtbarer Spalte
Verborgen, jeden Augenblick hervor
Zu ſtürmen, auf uns herzufallen drohe!
Laß uns davon gehn, Bruder, unſre Thränen
Sind noch nicht reif.

Malcolm.

Noch unſer heftiger Schmerz
Im Stand, ſich von der Stelle zu bewegen.

Banquo.

(zu denen, welche die Lady wegführen)

Nehmt euch der Lady an! — Und wenn wir uns
Von der Verwirrung unſers erſten Schreckens
Erholt, und unſre Blöße erſt bedeckt,
Dann laßt uns hier aufs neu zuſammenkommen,
Und dieſer ungeheuren Blutſchuld weiter
Nachforſchen. Uns erſchüttern Furcht und Zweifel.
Hier, in der großen Hand des Höchſten ſteh ich,
Und unter dieſem Schirme kämpf' ich jeder
Beſchuldigung entgegen, die Verrath
Und Boßheit wider mich erſinnen mögen!

Macbeth.

Das thu ich auch.

Macduff.

Und ich.

Roſſe, Angus und Lenox.

Das thun wir alle.

Macbeth.

Jetzt werfen wir uns ſchnell in unſre Kleider,
Und kommen in der Halle dann zuſammen!

Alle.

Wir ſinds zufrieden.

(Gehen ab.)

Eilfter Auftritt.

Malcolm. Donalbain.

Malcolm.

Was gedenkt ihr, Bruder?
Ich find es nicht gerathen, ihrer Treu
Uns zu vertrauen. Einen Schmerz zu zeigen,
Von dem das Herz nichts weiß, iſt eine Pflicht,
Die dem Unredlichen nicht ſchwer ankommt.
Ich geh nach England.

Donalbain.

Ich nach Irrland,
Gerathner iſts für unſer beider Wohl,
Wir trennen unſer Schickſal! Wo wir ſind,
Seh ich aus jedem Lächeln Dolche drohn,
Je näher am Blut, ſo näher dem Verderben.

Malcolm.

Der Mörderpfeil, der unſern Vater traf,
Fliegt noch, iſt noch zur Erde nicht gefallen!
Das beſte iſt, vom Ziel hinwegzugehn.

Drum ſchnell zu Pferde! Keine Zeit verloren
Mit Abſchiednehmen! Da iſts wohl gethan,
Sich wegzuſtehlen, wo das kleinſte Weilen
Tod und Verderben bringen kann!

(Sie gehen ab.)

Zwölfter Auftritt.

Roſſe. Ein alter Mann.

Alter Mann.

Ja Herr! Von achtzig Jahren her beſinn ich mich,
Und in dem langen Zeitraum hab' ich Hartes
Erlebt, und unglückſeliges erfahren.
Doch dieſe Schreckensnacht hat all mein vorig Wiſſen
Zum Kinderſpiel gemacht.

Roſſe.

Ach guter Vater!
Du ſiehſt, wie ſelbſt der Himmel düſter bleich
Auf dieſen blutgen Schauplatz niederhängt,
Wie von der Menſchen Greuelthat empört!
Der Glocke nach iſts hoch am Tag, und doch
Dämpft finſtre Nacht den Schein der Himmelslampe.

Alter Mann.

Es iſt ſo unnatürlich, wie die That,
Die wir erlebten. Neulich ward ein Falke,
Der triumphirend thurmhoch in den Lüften
Herſchwebete, von einer mauſenden
Nachteule angefallen und getödtet.

Roſſe.

Roſſe.

Und Duncans Pferde — So verwunderſam
Es klingt, ſo wahr iſts! Dieſe ſchönen Thiere,
Die Zierde ihrer Gattung, wurden toll
Auf einmal, brachen wild aus ihren Ställen,
Und ſchoſſen wüthend um ſich her, dem Ruf
Des Führers ſtarr unbändig widerſtrebend,
Als ob ſie Krieg ankündigten den Menſchen.

Alter Mann.

Man ſagt, daß ſie einander aufgefreſſen.

Roſſe.

Das thaten ſie. Kaum traut' ich meinen Sinnen,
Als ich es ſah. — Hier kommt der wackre Macduff.

Dreyzehnter Auftritt.

Vorige. Macduff.

Roſſe.

Nun, Sir! Wie geht die Welt?

Macduff.

Wie? Seht ihrs nicht?

Roſſe.

Weiß man, wer dieſe mehr als blutge That
Verübte?

Macduff.

Sie, die Macbeth tödtete.

Roſſe.

Die Kämmerer! Gott! Und aus welchem Antrieb?
Was bracht' es ihnen für Gewinn?

Macduff.

Sie waren
Erkauft. Des Königs eigne Söhne, Malcolm
Und Donalbain, ſind heimlich weggeflohn,
Und machten ſich dadurch der That verdächtig.

Roſſe.

O immer, immer wider die Natur!
Unmäß'ge Herrſchſucht, die mit blinder Gier
Sich ihre eigne Lebensſäfte raubt!
— So wird die Krone wohl an Macbeth fallen?

Macduff.

Er iſt ſchon ausgerufen und nach Scone
Zur Krönung abgegangen.

Roſſe.

Wo iſt Duncans Leiche?

Macduff.

Nach Kolmeshill gebracht, der heilgen Gruft,
Wo die Gebeine ſeiner Väter ruhen.

Roſſe.

Geht ihr nach Scone?

Macduff.

— Nein! Ich geh nach Fife.

Roſſe.

Gut! So will ich nach Scone.

Macduff.

Lebet wohl!
Und mögt ihr alles dort nach Wunſche finden!
Leicht möchten uns die alten Röcke beſſer
Geſeſſen haben, fürcht' ich, als die neuen!

Roſſe (zu dem Alten).

Nun, alter Vater, lebet wohl!

Alter Mann.

Gott ſey
Mit euch und jedem, der es redlich meint,
Das Böſe gut macht, und den Feind zum Freund.

(Sie gehen ab.)

Dritter Aufzug.

(Ein Zimmer.)

Erſter Auftritt.

Banquo (allein).

Du haſts nun! Glamis! Cawdor! König! Alles
Wie es die Zauberſchweſtern dir verhießen.
Ich fürchte ſehr, du haſt ein ſchändlich Spiel
Darum geſpielt. — Und doch ward prophezeiht,
Es ſollte nicht bey deinem Hauſe bleiben,
Ich aber ſollte der beglückte Stifter,
Die Wurzel eines Königsſtammes ſeyn.
Wenn Wahrheit kommen kann aus ſolchem Munde,
Und der erfüllte Gruß an dich beweißts,
Wie ſollten ſie nicht eben ſowohl mein
Orakel ſeyn, wie deins, und mich zur Hofnung
Anfriſchen? Aber ſtill! Nichts mehr davon!

Zweyter Auftritt.

(Trompeten.)

Macbeth als König. Lady Macbeth.
Rosse. Angus. Lenox. Banquo.
Gefolge.

Macbeth.

Sieh da! Hier iſt der Erſte unſrer Gäſte!

Lady.

Blieb er hinweg, ſo war gleichſam ein Riß
In unſerm Feſte, und die Krone fehlt' ihm.

Macbeth.

Banquo! Wir geben dieſe Nacht ein feſtlich Mahl,
Und bitten euch um eure Gegenwart.

Banquo.

Nach meines Herrn Befehl, dem zu gehorchen
Mir heilge Pflicht iſt.

Macbeth.

Ihr verreiſet heut?

Banquo.

Ja, Sire!

Macbeth.

Sonſt hätten wir uns euren Rath,
Der ſtets ſo weiſ' als glücklich war, im heutiger
Verſammlung ausgebeten. Doch das kann auch ruhn
Bis morgen. Geht die Reiſe weit?

Banquo.

So weit,
Daß alle Zeit von jetzt zum Abendeſſen
Drauf gehen wird. Thut nicht mein Pferd ſein Beſtes,
Werd' ich der Nacht verſchuldet werden müſſen,
Für eine dunkle Stunde, oder zween.

Macbeth.

Fehlt ja nicht bey dem Feſt!

Banquo.

Gewißlich nicht.

Macbeth.

Wir hören, unſre blutgen Vettern ſind
Nach Engelland und Irrland, läugnen dort
Frech ihren greuelvollen Mord, und füllen
Mit ſeltſamen Erdichtungen die Welt.
Doch hievon morgen, nebſt dem andern, was
Den Staat betrifft, und unſre Sorgen heiſcht.
Lebt wohl bis auf die Nacht! Geht Fleance mit euch?

Banquo.

Ja, Sire! Wir können länger nicht verweilen —

Macbeth.

So wünſch ich euren Pferden Schnelligkeit
Und ſichre Füße! Lebet wohl!

(Banquo geht ab. Zu den Andern.)

Bis Anbruch
Der Nacht ſey jedermann Herr ſeiner Zeit.
Die Freuden der Geſellſchaft deſto beſſer

Zu ſchmecken, bleiben wir bis dahin ſelbſt
Für uns allein! Und damit Gott befohlen.

(Lady und Lords gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Macbeth (zurückbleibend).

Macbeth (zu einem Bedienten).

Hört Freund! Sind jene Männer bey der Hand?

Bedienter.

Ja, Sire! Sie warten draußen vor dem Schloßthor.

Macbeth.

Führ' ſie herein.

(Bedienter ab).

Macbeth.

So weit ſeyn iſt noch nichts,
Doch es mit Sicherheit zu ſeyn!
Vor dieſem Banquo haben wir zu zittern.
In ſeiner königlichen Seele herrſcht
Dasjenige, was ſich gefürchtet macht.
Vor nichts erſchrickt ſein Muth, und dieſer kecken
Entſchloſſenheit wohnt eine Klugheit bey,
Die ihm zum Führer dient, und ſeine Schritte
Verſichert. Ihn allein, ſonſt keinen fürcht' ich.
Ihm gegenüber wird mein Geiſt gezüchtigt,
Wie Mark Antons vor Cäſars Genius.
Er ſchalt die Zauberſchweſtern, da ſie mich
Zuerſt begrüßten mit dem Königstitel,

Und ſoderte ſie auf, zu ihm zu reden;
Und darauf grüßten ſie prophetiſch ihn,
Den Vater einer königlichen Reihe!
Auf meine Stirne ſetzten ſie
Nur eine unfruchtbare Krone, gaben
Mir einen dürren Scepter in die Hand,
Damit er einſt von fremden Händen mir
Entwunden werde! Iſts an dem, ſo hab' ich
Für Banquos Enkelkinder mein Gewiſſen
Befleckt, für ſie den gnadenreichen Dunkan
Erwürgt, für ſie — allein für ſie — auf ewig
Den Frieden meiner Seele hingemordet,
Und mein unſterbliches Juwel dem all-
Gemeinen Feind der Menſchen hingeopfert,
Um ſie zu Königen zu machen! Banquos
Geſchlecht zu Königen! Eh dieß geſchieht,
Eh komme du, Verhängniß, in die Schranken,
Und laß uns kämpfen bis aufs Blut!

(Bedienter kommt mit den Mördern.)

Wer iſt da?

Geh vor die Thür, und warte, bis wir rufen.

Vierter Auftritt.

Macbeth. Zwey Mörder.

Macbeth.

War es nicht geſtern, daß ich mit euch ſprach?

Die Mörder.

Ja, königlicher Herr!

Macbeth.

Nun? Habt ihr meinen Reden nachgedacht?
Ihr wißt nun, daß es Banquo war, der euch
In vorgen Zeiten ſo im Weg geſtanden.
Ihr gabet fälſchlich mir die Schuld! Doch aus
Der letzten Unterredung, die wir führten,
Habt ihr es ſonnenklar erkannt, wie ſchändlich
Man euch betrog —

Erſter Mörder.

Ja, Herr! Ihr überzeugtet uns.

Macbeth.

Das that ich.
Nun auf den andern Punkt zu kommen. Sagt!
Seyd ihr ſo lämmerfromm, ſo taubenmäßig
Geartet, daß ihr ſolches ungeahndet
Könnt hingehn laſſen? So verſöhnlichen Gemüths,
Daß ihr für dieſen Banquo beten könnt,
Deß ſchwere Hand euch und die eurigen
In Schande ſtürzte, und zu Bettlern machte?

Erſter Mörder.

Mein König! Wir ſind Männer.

Macbeth.

Ja, ja, ihr lauft ſo auf der Liſte mit!
Wie Dachs und Windſpiel alle Hunde heißen,
Die eigne Raſſe aber unterſcheidet
Den ſchlauen Spürer, den getreuen Wächter,

Den flüchtigen Jäger. So auch mit den Menſchen.
Doch, wenn ihr wirklich Männer ſeyd, und zwar
An ächter Mannheit nicht die allerletzten,
So zeigt es jetzo! Rächet euch und mich
An einem Feinde, der uns gleich verhaßt iſt.

Erſter Mörder.

Ich bin ein Mann, Sire, den die harten Stöße
Der Welt ſo aufgebracht, daß ich bereit bin,
Der Welt zum Trotze jegliches zu wagen.

Zweyter Mörder.

Und mir, mein König, hat das falſche Glück
So grauſam mitgeſpielt, daß ich mein Schickſal
Verbeſſern, oder gar nicht leben will.

Macbeth.

Ihr wiſſet alſo, euer Feind war Banquo.

Die Mörder.

Ja, Sire!

Macbeth.

Er iſt auch meiner, und er iſts
Mit ſolchem blutig unverſöhnten Haß,
Daß jeder Augenblick, der ſeinem Leben
Zunächſt, das meine mir zu rauben droht.
Zwar ſtehts in meiner königlichen Macht,
Ihn, ohne alle andre Rechenſchaft
Als meinen Willen, aus der Welt zu ſchaffen,
Doch darf ichs nicht, um ein'ger Freunde willen,
Die auch die ſeinen ſind, und deren Gunſt
Ich ungern in die Schanze ſchlüge! Ja!

Die Klugheit will es, daß ich den beweine,
Auf den ich ſelbſt den Streich geführt! Darum
Bedarf ich eures Arms zu dieſer That,
Die ich aus ganz beſonders wichtigen Gründen
Dem öffentlichen Aug' verbergen muß.

Erſter Mörder.

Mein König! Wir erwarten deinen Wink.

Zweyter Mörder.

Und wenn auch unſer Leben —

Macbeth.

Eure Kühnheit blitzt
Aus euch hervor. Der Feind, von dem wir reden,
Wird dieſen Abend hier zurück erwartet.
Im nächſten Holze kann die That geſchehen,
Doch etwas fern vom Schloß, verſteht ihr wohl,
Daß kein Verdacht auf mich geleitet werde.
Zugleich mit ihm muß, um nichts halb zu thun,
Auch Fleance, ſein Sohn, der bey ihm iſt,
An deſſen Untergange mir nicht minder
Gelegen iſt, als ſeinem eignen — hört ihr?
Das Schickſal dieſer finſtern Stunde theilen.
Habt ihr verſtanden?

Mörder.

Wohl! Wir ſind entſchloſſen,
Mein König!

Macbeth.

Nun, ſo geht auf euren Poſten!
Vielleicht ſtößt noch der dritte Mann zu euch.

Daß nichts dem Zufall überlaſſen bleibe!

(Die Mörder gehen ab.)

Beſchloſſen iſts! Banquo erwarteſt du
Zum Himmel einzugehn, fliegſt du ihm heut noch zu!

Fünfter Auftritt.

Macbeth. Lady Macbeth.

Lady.

Wie, mein Gemahl? Warum ſo viel allein?
Was kann es helfen, daß ihr eure Träume
Zur traurigen Geſellſchaft wählt, und mit
Gedanken ſprecht, die dem, an den ſie denken,
Ins nichtge Grab hinab gefolgt ſeyn ſollten?
Auf Dinge, die nicht mehr zu ändern ſind,
Muß auch kein Blick zurück mehr fallen! Was
Gethan iſt, iſt gethan, und bleibts.

Macbeth.

Wir haben
Die Schlange nur verwundet, nicht getödtet,
Sie wird zuheilen, und dieſelbe ſeyn
Aufs neue, unſer machtlos feiger Grimm
Wird, nach wie vor, vor ihrem Zahn erzittern.
Doch ehe ſoll der Dinge feſte Form
Sich löſen, ehe mögen beide Welten
Zuſammenbrechen, eh' wir unſer Brot
Mit Zittern eſſen, und uns fernerhin
In ängſtlich bangen Schreckensträumen wälzen.

Weit beſſer wär es, bey den Todten ſeyn,
Die wir zur Ruh geſchickt, uns Platz zu machen,
Als fort und fort in ruheloſer Qual
Auf dieſer Folterbank der Todesfurcht
Zu liegen. — Dunkan iſt in ſeinem Grabe,
Sanft ſchläft er auf des Lebens Fieberangſt,
Verrätherbosheit hat ihr äußerſtes
An ihm gethan! Nun kann nicht Stahl noch Gift,
Nicht Krieg von auſſen, nicht Verrätherey
Von innen, nichts den Schläfer mehr berühren!

Lady.

Kommt, kommt, mein König, mein geliebter Herr,
Klärt eure finſtern Blicke auf, ſeyd heiter
Und hell heut Abend unter euren Gäſten.

Macbeth.

Das will ich, liebes Weib! und ſey du's auch,
Und ſpare nicht die glatte Schmeichelrede.
Noch heiſchts die Zeit, daß wir uns unſers Ranges
Entäußern, zu unwürdiger Liebkoſung
Herunterſteigen, unſer Angeſicht
Zur ſchönen Larve unſrer Herzen machen.

Lady.

Laßt das!

Macbeth.

O angefüllt mit Scorpionen
Iſt meine Seele! Theures Weib! Du weißt,
Noch lebet Banquo und ſein Sohn!

Lady.

Doch keinem gab
Natur das Vorrecht der Unſterblichkeit.

Macbeth.

Das iſt mein Troſt, daß ſie zerſtörbar ſind!
Drum gutes Muths! Eh noch die Fledermaus
Den ungeſellgen Flug beginnt, eh auf
Der bleichen Hekate der Käfer,
Im hohlen Baum erzeugt, die müde Nacht
Mit ſeinem ſchläfrigen Geſumß einläutet,
Soll eine That von furchtbarer Natur
Vollzogen ſeyn.

Lady.

Was ſoll geſchehn?

Macbeth.

Sey lieber ſchuldlos durch Unwiſſenheit,
Mein trautes Weib, bis du der fertgen That
Zujauchzen kannſt. — Steig nieder, blinde Nacht,
Des Tages zärtlich Auge ſchlieſſe zu!
Mit deiner unſichtbaren blutgen Hand
Durchſtreiche, reiß in Stücken dieſen großen
Schuldbrief, der auf mir laſtend mich ſo bleicht!
— Schon ſinkt der Abend, und die Krähe fliegt
Dem Dohlenwimmelnden Gehölze zu,
Einnicken alle freudigen Geſchöpfe
Des Tags, indeß die ſchwarzen Hausgenoſſen
Der traur'gen Nacht auf ihren Raub ausgehen.
Du ſtaunſt ob meiner Rede! Doch ſey ruhig!

Was blutig anfing, mit Verrath und Mord,
Das ſetzt ſich nur durch blutge Thaten fort!
Damit laß dir genügen! Folge mir!
(Sie gehen ab.)

Sechster Auftritt.

(Unter Bäumen.)

Drey Mörder (treten auf).

Erſter (zum Dritten).
Wer aber hieß dich zu uns ſtoßen?

Dritter.
Macbeth.

Erſter (zum Zweyten).
Wie? Sind wir beide ihm nicht Manns genug,
Daß er, beſorgt, uns den Gehilfen ſendet?
Was meint ihr? Dürfen wir ihm traun?

Zweyter.
Wir könnens dreiſt. Die Zeichen treffen zu,
Es iſt der Mann, von dem der König ſprach.

Erſter.
So ſteh zu uns. Am abendlichen Himmel
Verglimmt der letzte bleiche Tagesſchein.
Der Wandrer, der ſich auf dem Weg verſpätet,
Strengt ſeiner Schritte letzte Kraft noch an,
Die Nachtherberge zeitig zu erreichen,
Und der, auf den wir lauern, nähert ſich.

Zweyter.

Still! Horch! Ich höre Pferde.

Banquo (hinter der Scene).

Licht! He da!

Erſter.

Das iſt er! Denn die andern, die beym Gaſtmahl
Erwartet wurden, ſind ſchon alle da.

Zweyter.

Die Pferde machen einen Umweg

Erſter.

Wohl eine Viertelmeile. Aber er
Pflegt, ſo wie jedermann, den Weg zum Schloß
Durch dieß Gehölz zu Fuß zurück zu legen,
Weil es hier näher iſt und angenehmer.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Banquo und Fleance

(mit einer Fackel.)

Zweyter Mörder.

Ein Licht! Ein Licht!

Dritter.

Er iſt es.

Erſter Mörder.

Macht euch fertig!

Banquo (vorwärts kommend).

Es wird heut Nacht gewittern.

Zweyter Mörder.

Es ſchlägt ein.

(Sie fallen über ihn her)

Banquo (indem er ſich wehrt).

Verrätherey! Flieh! Flieh mein Sohn! Flieh! Flieh!
Du kannſt mein Rächer ſeyn! — O Böſewicht!

(Er ſinkt tödlich getroffen nieder. Fleance wirft die Fackel weg, erſter Mörder tritt darauf, und löſcht ſie aus, jener entflieht.)

Dritter Mörder.

Wer löſcht das Licht! —

Erſter Mörder.

War es nicht wohl gethan?

Zweyter Mörder.

Es liegt nur einer,
Der Sohn entſprang.

Zweyter Mörder.

Verdammt! Wir haben
Die beſte Hälfte unſers Werks verloren.

Dritter Mörder.

Gut! Laßt uns gehn und melden, was gethan iſt!

(Sie gehen ab.)

Achter Auftritt.

(Feſtlicher Saal, erleuchtet. Eine mit Speiſen beſetzte Tafel im Hintergrunde.)

Macbeth. Lady Macbeth. Roſſe. Lenox. Angus und ſechs andere Lords.

Macbeth.

Ihr kennet euern Rang. Setzt euch, ihr Herren.
Vom Erſten bis zum Unterſten willkommen.

Roſſe. Angus. Lenox.

Wir danken Eurer Majeſtät.

Macbeth.

Wir ſelber wollen uns bald hier bald dort
In die Geſellſchaft miſchen, und das Amt
Des aufwartſamen Hauswirths übernehmen,
Denn unſre Wirthinn, ſeh' ich, iſt zu läßig
In ihrer Pflicht. Wir wollen ſie erſuchen,
Geſchäftiger zu ſeyn um ihre Gäſte.

(Alle ſetzen ſich, außer Macbeth.)

Lady.

Thut das, mein König, und erinnert mich,
Wofern ich was in meiner Pflicht verſäumte.
Mein Herz zum wenigſten bewillkommt alle.

(Der erſte Mörder kommt an die Thüre.)

Macbeth.

Wie ihre Herzen dir entgegen wallen!

Gut! Beyde Seiten, ſeh ich, ſind beſetzt,
So will ich dort mich in die Mitte ſetzen.
Nun überlaßt euch ganz der Fröhlichkeit,
Bald ſoll der Becher um die Tafel kreiſen.
(Zu dem Mörder an der Thür)
Auf deinem Kleid iſt Blut.

Erſter Mörder.

So iſt es Banquo's.

Macbeth.

Liegt er am Boden?

Erſter Mörder.

Herr! Die Kehl' iſt ihm
Zerſchnitten! Dieſen Dienſt erwies ich ihm.

Macbeth.

Du biſt der erſte aller Kehlabſchneider!
Doch gleiches Lob verdient, wer ſeinem Sohn
Denſelben Dienſt gethan! Biſt du der auch,
So ſuchſt du deines gleichen.

Erſter Mörder.

Gnädger Herr!
Fleance iſt entwiſcht!

Macbeth.

So kommt mein Fieber
Zurück! Sonſt war ich ganz geſund, vollkommen
Geneſen, feſt wie Marmor, wie ein Fels
Gegründet, wie das freye Element,
Das uns umgiebt, unendlich, allverbreitet.
Jetzt bin ich wieder eingeengt, gebunden,

Und meinen alten Schreckniſſen aufs neu
Zum Raub dahin gegeben. — Aber Banquo iſt
Doch ſicher?

Erſter Mörder.

Herr! Er liegt in einem Graben,
Mit zwanzig Hieben in dem Kopf, der kleinſte
Schon eine Todeswunde. —

Macbeth.

Dank für das!
Dort liegt ſie alſo, die erwachſ'ne Schlange!
Der Wurm, der floh, hat das Vermögen, einſt
Gift zu erzeugen, doch für jetzt noch keine Zähne!
Gut! Morgen wollen wirs noch einmal hören!
(Mörder geht ab.)

Lady.

Mein König! Ihr verkürzet eure Gäſte.
Das reichſte Mahl iſt freudenleer, wenn nicht
Des Wirthes Zuſpruch und Geſchäftigkeit
Den Gäſten zeigt, daß ſie willkommen ſind.
Satt eſſen kann ſich jeglicher zu Hauſe,
Geſelliges Vergnügen, munteres
Geſpräch muß einem Feſtmahl Würze geben.
(Banquos Geiſt ſteigt empor, und ſetzt ſich zwiſchen Roſſe und Lenox an den Platz, der für Macbeth in der Mitte des Tiſches leer gelaſſen iſt.)

Macbeth.

Willkommene Erinnerung —
(Zu den Lords)

Nun! Wohl
Bekomm es meinen vielgeliebten Gäſten!

Roſſe.

Gefällt es meinem König, Platz zu nehmen?

Macbeth.

Hier wären alle unſre Edlen nun,
Die Zierden unſers Königreichs beyſammen,
Wenn unſers Banquo ſchätzbare Perſon
Zugegen wäre. — Möcht ich ihn doch lieber
Der Ungefälligkeit zu zeihen haben,
Als eines Unfalls wegen zu beklagen!

Roſſe.

Sein Nichterſcheinen, Sire, ſchimpft ſein Verſprechen.
Gefällt es meinem Könige, die Tafel
Mit ſeiner hohen Gegenwart zu zieren?

Macbeth.

(mit Entſetzen, indem er den Geiſt erblickt.)

Die Tafel iſt voll!

Lenox.

(ganz gleichgültig auf den Geiſt deutend)

Hier, Sire, iſt noch ein aufbehaltner Platz!

Macbeth.

Wo?

Roſſe (ſo wie Lenox).

Hier, mein König! — Was ſetzt eure Hoheit
So in Bewegung?

Macbeth (ſchauervoll).

Wer von euch hat das
Gethan?

Roſſe und Lenox.

Was denn, mein königlicher Herr?

Macbeth (zum Geiſte).

Du kannſt nicht ſagen, ich wars! Schüttle
Die blutgen Locken nicht ſo gegen mich!

Roſſe.

Steht auf, ihr Herrn, dem König iſt nicht wohl.

Lady.

Bleibt ſitzen, meine Lords. Der König iſt
Oft ſo, und iſts von Jugend auf geweſen,
Ich bitt' euch drum, behaltet eure Plätze.
Der Anſtoß währt nur einen Augenblick,
In zwey Minuten iſt er wieder beſſer.
Wenn ihr ſo ſcharf ihn anſeht, bringt ihr ihn
Nur auf, und macht ſein Uebel länger dauren,
Eßt fort, und gebt nicht acht auf ihn!
(heimlich zu Macbeth)
Seyd ihr ein Mann, Sir?

Macbeth (immer ſtarr auf das Geſpenſt ſehend).

Ja, und ein beherzter
Dazu, der Muth hat, etwas anzuſchauen,
Wovor der Teufel ſelbſt erblaſſen würde!

Lady.

O ſchön! Vortreflich! Das ſind wieder
Die Mahlereyen deiner Furcht! Das iſt
Der in der Luft gezückte Dolch, der, wie
Du ſagteſt, dich zu Dunkan hingeleitet!
Wahrhaftig, dieſes Schaudern, dieß Entſetzen,

So ganz um nichts, um gar nichts, paßte gut
Zu einem Ammenmährchen, am Kamin
Erzählt, wofür Großmutter Bürge wird.
O ſchäme dich! Was zerrſt du für Geſichter?
Am Ende ſiehſt du doch nicht weniger
Noch mehr als einen Stuhl.

Macbeth.

Ich bitte dich!
Schau dorthin! Dorthin ſchaue! Nun! Was ſagſt du?
(Zum Geiſt)
Wie? Was ficht's mich an? Wenn du nicken kannſt,
So red' auch. — Schickt das Beinhaus und die Gruft
Uns die Begrabenen zurück, ſo ſoll
Der Bauch der Geier unſer Grabmahl werden.
(Der Geiſt verſchwindet)

Lady.

Iſts möglich, Sir! So ganz unmännlich thörigt?

Macbeth.

So wahr ich vor euch ſteh! Er war's. Ich ſah ihn.

Lady.

O ſchämet euch!

Macbeth.

Es iſt von jeher Blut
Vergoſſen worden, ſchon in alten Zeiten,
Eh menſchliche Geſetze noch die friedliche
Gemeinheit ſäuberten. — Ja, auch hernach
Geſchahen Morde gnug, zu gräßlich ſchon
Dem Ohre. Sonſt, wenn einem das Gehirn

Heraus war, ſtarb der Mann, und ſo wars aus.
Jetzt ſteigen ſie mit zwanzig Todeswunden
An ihrem Kopfe wieder aus dem Grab,
Und treiben uns von unſern Stühlen. — Das
Iſt noch weit ſeltſamer als ſolch ein Mord.

Lady.

Sire! Eure Gäſte warten —

Macbeth.

Ich vergaß mich!
Kehrt euch an mich nicht, meine werthen Freunde,
Ich bin mit einer wunderlichen Schwachheit
Behaftet, wer mich kennt, gewöhnt ſich dran.
Kommt! Kommt! Auf eure Freundſchaft und Geſundheit!
Hernach will ich mich ſetzen! Gebt mir Wein!
Voll eingeſchenkt! Ich trinke auf das Wohlſeyn
Der ganzen gegenwärtigen Verſammlung
Und unſers theuern Freundes Banquo auch,
Den wir vermiſſen. — Wär er doch zugegen!
Auf ſein und euer aller Wohlergehn!

(Der Geiſt ſteht wieder da.)

Roſſe. Lenox. Angus.

Wir danken unterthänigſt.

Macbeth.

(Den Geiſt erblickend, und heftig auffahrend)

Hinweg aus meinem Angeſicht! Laß dich
Die Gruft verbergen. Dein Gebein iſt marklos!
Dein Blut iſt kalt, du haſt nicht Kraft zu ſehn
In dieſem Aug', mit dem du mich anſtarreſt!

Lady.

Verwundert euch nicht, meine edeln Thans,
Nehmt es für etwas ganz Gewöhnliches.
Es iſt nichts weiter! Glaubt mir! Schade nur
Daß es die Freude dieſes Abends ſtört!

Macbeth.

Was einer wagt, das wag ich auch — Komm du
In der Geſtalt des rauhen Eisbärs auf mich an,
Des Lyb'ſchen Tigers, des geharniſchten
Rhinozeros, in welcher andern Schreckens-
Geſtalt du immer willſt, nur nicht in dieſer,
Und meine feſten Nerven ſollen nicht
Erbeben — Oder lebe wieder auf,
Und fodre mich aufs Schwerdt in eine Wüſte.
Wenn ich mich zitternd weigere, dann ſchilt
Mich eine weib'ſche Memme! Weg! Hinweg!
Furchtbarer Schatten! Weſenloſes Schreckbild!

(Der Geiſt verſchwindet.)

Ja — Nun — Sobald du fort biſt, bin ich wieder
Ein Mann

(Zu den Gäſten, welche aufſtehen wollen)

Ich bitt euch, Freunde! Bleibet ſitzen!

Lady.

Ihr habt durch dieſen fieberhaften Anſtoß
Den Schrecken unter eure edeln Gäſte
Gebracht, und alle Fröhlichkeit verbannt.

Macbeth.

Ich bitte dich! Kann man denn ſolche Dinge

Wie eine Sommerwolke vor ſich weg
Ziehn laſſen, ohne außer ſich zu ſeyn?
Du machſt mich irr an meinem eignen Selbſt,
Seh ich, daß du dergleichen Furchterſcheinungen
Anſchaun, und den natürlichen Rubin
Auf deinen Wangen kannſt behalten, wenn
Die meinen das Entſetzen bleicht.

Roſſe.

Was für
Erſcheinungen, mein König?

Lady.

Redet nicht,
Ich bitt' euch! Es wird ſchlimmer ſtets und ſchlimmer.
Viel Fragen bringt ihn vollends ganz von Sinnen.
Gut Nacht auf einmal allen! Wartet nicht
Erſt auf Befehl zum Aufbruch! Geht zugleich!

Roſſe. Angus. Lenox.

Wir wünſchen unſerm König gute Nacht,
Und beſſere Geſundheit!

Lady.

Allerſeits gut Nacht!

(Die Lords gehen ab, von der Lady begleitet.)

Neunter Auftritt.

Macbeth. Gleich darauf **Lady Macbeth.**

Macbeth.

Es fodert Blut! Blut, ſagt man, fodert Blut!

Man hat Erfahrungen, daß Steine ſich
Gerührt, daß Bäume ſelbſt geredet haben!
Wahrſager, die das tiefverborgne Band
Der Dinge kennen, haben ſchon durch Krähen
Und Dohlen die geheimſte Mörderthat
Ans Licht gebracht — Wie weit iſts in der Nacht?

Lady (iſt indeß zurückgekommen).

So weit, daß Nacht und Morgen ſchon im Streit
Begriffen, wer die Herrſchaft führen ſoll.

Macbeth.

Und Macduff, ſagſt du, weigert ſich zu kommen?

Lady.

Haſt du ihn laden laſſen?

Macbeth.

Nein, ich hört' es
Nur von der Hand, doch will ich nach ihm ſenden.
Es iſt nicht einer unter dieſen Thans,
In deſſen Hauſ' ich meinen Horcher nicht
Beſolde! — Morgen mit dem früheſten
Such ich die Zauberſchweſtern auf. Sie müſſen
Mir mehr entdecken, denn ich muß nun ſchon
Das Aergſte wiſſen auf dem ärgſten Weg.
Ich bin ſo tief in Blut hineingeſtiegen,
Daß die Gefahr dieſelbe iſt, ich mag
Zurücke ſchreiten, oder vorwärts gehn.
— Seltſame Dinge wälzt mein Geiſt bey ſich
Herum, die einen raſchen Arm erfodern,
Und That ſeyn müſſen, eh ſie Worte ſind.

Lady.

Euch mangelt die Erquickung aller Weſen,
Der Schlaf.

Macbeth.

Ja, komm! Wir wollen auch nun ſchlafen.
Mein Fehler iſt nur eines Neulings Furcht,
Den die Gewohnheit noch nicht abgehärtet,
Wir ſind in Thaten dieſer Art noch Kinder.

(Sie gehen ab.)

Vierter Aufzug.

(Ein freyer Platz.)

Erſter Auftritt.

Roſſe und Lenox.

Roſſe.

Ich führe das nur an, euch auf die Spur
Zu bringen. Setzt euch ſelber nun zuſammen!
Der gnadenreiche Dunkan ward von Macbeth
Betrauert! Freylich wohl! Er war ja todt.
Und der getreue biedre Banquo reiſ'te
Zu ſpät des Nachts. Wer Luſt hat, kann auch ſagen,
Fleance hab' ihn umgebracht, denn Fleance entfloh.
Man ſollte eben in ſo ſpäter Nacht nicht reiſen.
Wer dachte je, daß dieſer Donalbain
Und Malcolm ſolche Ungeheuer wären,
Den zärtlichſten der Väter zu ermorden!
Verdammenswerthe That! Wie ſchmerzte ſie nicht
Den frommen Macbeth! Würgt' er nicht ſogleich
In heilger Wuth die beyden Thäter, die

Von Wein und Schlummer überwältigt lagen!
War das nicht brav von ihm! Gewiß, und weiſe
Nicht minder! denn wer hätt' es ohne Grimm
Anhören können, wenn die Buben es
Geläugnet! Alſo wie geſagt! Sehr klug! —
Und ſeyd gewiß, ſollt' er der Söhne Dunkans
Je habhaft werden — Welches Gott verhüte!
Sie ſollten lernen, was es auf ſich hat,
Den Vater morden! Und das ſollt' auch Fleance!
— Doch ſtill! Um ein'ger freyen Worte willen,
Und weil er von dem Gaſtmahl des Tyrannen
Ausblieb, lud Macduff ſeinen Zorn auf ſich.
Könnt ihr mir Nachricht geben, wo er jetzt
Sich aufhält?

Lenox.

Malcolm, Dunkans Aelteſter,
Dem der Tyrann das Erbreich vorenthält,
Lebt an dem Hof des frommen Eduards,
Geehrt, wie einem Könige geziemt,
Und der Verbannung Bitterkeit vergeſſend.
Dahin iſt nun auch Macduff abgegangen,
Englands großmüthgen König anzuflehn,
Daß er den tapfern Seiward uns zum Beyſtand
Herſende, der mit Gottes mächtigem Schutz
Die Tyranney zerſtöre, unſern Nächten Schlaf
Und unſern Tiſchen Speiſe wieder gebe,
Den mörderiſchen Dolch von unſern Feſten
Entferne, uns aufs neue um den Thron

Des angeſtammten Königes verſammle,
Damit wir ohne Niederträchtigkeit
Zu Ehren kommen können — Darnach ſehnen wir
Uns jezt umſonſt. — Die Nachricht von dem allen
Hat den Tyrannen ſo in Wuth geſezt,
Daß er zum Kriege ſchleunig Anſtalt macht.

Roſſe.

So ſchickte er nach Macduff?

Lenox.

Ja. Und mit einem runden kurzen: Sir
Ich komme nicht! ward der Geſandte ab-
Gefertigt, der mit einem finſtern Blick
Den Rücken wendete, als wollt' er ſagen:
Ihr werdet euch die Stunde reuen laſſen,
Da ihr mit ſolcher Antwort mich entließt.

Roſſe.

Es ſey ihm eine Warnung, ſich ſoweit
Als möglich zu entfernen. Irgend ein
Wohlthätiger Cherub fliege vor ihm her
Nach England, und entfalte ſein Geſuch
Noch eh er kommt, damit ein ſchneller Arm
Zu Rettung dieſes Landes ſich bewaffne,
Dem eine Teufelshand Verderben droht.

Lenox.

Wo geht ihr hin?

Roſſe.

Ich will nach Fife, ſein Weib

Zu tröſten, und vermag ichs, ſie zu ſchützen.
Lebt wohl!

(Gehen ab.)

Zweyter Auftritt.

(Eine groſe und finſtre Höhle. Ein Keſſel ſteht in der Mitte über dem Feuer.)

Hekate. Die drey Hexen.

Erſte Hexe.

Was iſt dir, hohe Meiſterinn?

Zweyte und Dritte.

Was zürnet unſre Königinn?

Hekate.

Und ſoll ichs nicht, da ihr vermeſſen
Und ſchamlos eurer Pflicht vergeſſen,
Und eigenmächtig, unbefragt,
Mit Macbeth ſolches Spiel gewagt,
Mit Räthſeln ihn und Zauberworten
Verſucht zu greuelvollen Morden?
Und mich die Göttinn eurer Kraft
Die einzig alles Unheil ſchafft,
Mich rieft ihr nicht, euch beyzuſtehn
Und eurer Kunſt Triumph zu ſehn?
Und überdieß, was ihr gethan,
Geſchah für einen ſchlechten Mann,

Der eitel, ſtolz, wies viele giebt,
Nur ſeinen Ruhm, nicht euren liebt!

Machts wieder gut, und den Betrug,
Den ihr begannt, vollendet klug!
Ich will unſichtbar um euch ſeyn
Und ſelber meine Macht euch leihn.
Denn eh es noch beginnt zu tagen,
Erſcheint er, das Geſchick zu fragen.
Drum ſchnell ans Werk mit rüſtigen Händen,
Ich will euch meine Geiſter ſenden,
Und ſolche Truggebilde weben
Und täuſchende Orakel geben,
Daß Macbeth, von dem Blendwerk voll,
Verwirrt und tollkühn werden ſoll!
Dem Schickſal ſoll er trotzen kühn,
Nichts fürchten, ſinnlos alles wagen,
Nach ſeinem eiteln Trugbild jagen.
Den Sterblichen, das wißt ihr lange,
Führt Sicherheit zum Untergange!
(Sie verſinkt hinter dem Keſſel.)

Dritter Auftritt.

(Die drey Hexen um den Keſſel tanzend.)

Erſte Hexe.

Um den Keſſel ſchlingt den Reihn,
Werft die Eingeweid' hinein.

Kröte du, die Nacht und Tag
Unterm kalten Steine lag,
Monatlanges Gift ſog ein,
In den Topf zuerſt hinein.

Alle drey.

Rüſtig, rüſtig! Nimmer müde!
Feuer brenne! Keſſel ſiede!

Erſte Hexe.

Schlangen, die der Sumpf genähret,
Kocht und ziſcht auf unſerm Herd.
Froſchzehn thun wir auch daran,
Fledermaushaar, Hundeszahn,
Otterzungen, Stacheligel,
Eidexpfoten, Eulenflügel,
Zaubers halber, werth der Müh,
Sied und koch wie Höllenbräh.

Alle.

Rüſtig, rüſtig! Nimmer müde!
Feuer brenne! Keſſel ſiede!

Erſte Hexe.

Thut auch Drachenſchuppen dran,
Hexenmumien, Wolfeszahn,
Des gefräßgen Seehunds Schlund,
Schierlingswurz zur finſtern Stund
Ausgegraben überall!
Judenleber, Ziegengall,
Eibenzweige, abgeriſſen
Bey des Mondes Finſterniſſen.

Türkennaſen thut hinein,
Tartarlippen, Fingerlein
In Geburt erwürgter Knaben,
Abgelegt in einem Graben,
Miſcht und rührt es, daß der Brey
Zähig, dick und ſchleimigt ſey.
Werft auch, dann wirds fertig ſeyn,
Ein Gekröß vom Tiger drein.

Alle.

Rüſtig, rüſtig! Nimmer müde!
Feuer brenne! Keſſel ſiede!

Erſte Hexe.

Kühlts mit eines Säuglings Blut,
Dann iſt der Zauber feſt und gut!

Zweyte Hexe.

Geiſter, ſchwarz, weiß, blau und grau,
Wie ihr euch auch nennt,
Rührt um, rührt um, rührt um
Was ihr rühren könnt!

(Es erſcheinen zwerghafte Geiſter, welche in dem Keſſel rühren.)

Dritte Hexe.

Juckend ſagt mein Daumen mir:
Etwas Böſes naht ſich hier!
Nur herein!
Wers mag ſeyn!

Vierter Auftritt.

Macbeth. Die drey Hexen. (Nachher verſchiedene Erſcheinungen.)

Macbeth.

Nun, ihr geheimnißvollen ſchwarzen Hexen,
Was macht ihr da?

Die drey Hexen (zugleich).

Ein namenloſes Werk.

Macbeth.

Bey eurer dunkeln Kunſt beſchwör ich euch,
Antwortet mir, durch welche Mittel ihr's
Auch mögt vollbringen! Müßtet ihr die Winde
Entfeſſeln, und mit Kirchen kämpfen laſſen,
Müßt' auch das ſchäumend aufgeregte Meer
Im allgemeinen Sturm die ganze Schiffahrt
Verſchlingen, müßte finſtrer Hagelregen
Die Aernte niederſchlagen, feſte Schlöſſer
Einſtürzen überm Haupte ihrer Hüter,
Palläſte, Pyramiden ihren Gipfel
Erſchüttert beugen bis zu ihrem Grunde!
Ja, müßte gleich der Weltbau drüber brechen,
Antwortet mir auf das, was ich euch frage.

Erſte Hexe.

Sprich!

Zweyte Hexe.

Frage!

Dritte Hexe.

Dir ſoll Antwort werden.

Erſte Hexe.

Sprich! Willſt du ſie aus unſerm Munde lieber,
Willſt du von unſern Meiſtern ſie vernehmen?

Macbeth.

Ruft ſie! Ich will ſie ſehn!

Die drey Hexen.

Groß oder klein,
Erſchein! Erſchein!
Und zeige dich
Und deine Pflicht beſcheidentlich.

(Donner. Ein bewaffnetes Haupt erhebt ſich hinter dem Keſſel.)

Macbeth.

Sag mir, du unbekannte Macht —

Erſte Hexe.

Was du denkſt, entgeht ihm nicht,
Höre ſchweigend, was er ſpricht!

Haupt.

Macbeth! Macbeth! Macbeth!
Fürchte Macduffs kriegeriſch Haupt,
Zittre vor dem Than zu Fife.
Laßt mich! Mehr iſt nicht erlaubt.

Macbeth.

Wer du auch ſeyſt, hab Dank für deine Warnung.
Du zeigeſt meiner ungewiſſen Furcht
Das Ziel! Nur noch ein Wort:

Erſte Hexe.

Er läßt ſich nicht befehlen!
Hier iſt ein andrer, mächtiger als jener!

(Donner. Erſcheinung von einem blutigen Kinde.)

Kind.

Macbeth! Macbeth! Macbeth!

Macbeth.

Hätt' ich drey Ohren, du erfüllteſt ſie.

Kind.

Sey keck und kühn, und dürſte Blut,
Verlache deiner Feinde Wuth,
Denn keiner, den ein Weib gebahr,
Bringt Macbeth in Gefahr.

(Steigt hinunter.)

Macbeth.

So lebe Macduff, immerhin! Was brauch'
Ich dich zu fürchten — Aber nein! Ich will
Die Sicherheit verdoppeln, und ein Pfand
Vom Schickſal nehmen — Du ſollſt ſterben, Macduff,
Daß ich die Furcht zur Lügnerinn kann machen,
Und ſorglos ſchlafen in des Sturmes Rachen.

(Ein gekröntes Kind mit einem Baumzweig.)

Was iſts, das wie ein königlicher Sprößling
Sich dort erhebt, um ſeine Kinderſtirn
Den goldnen Reif der Herrſcherwürde tragend!

Die drey Hexen.

Höre, aber rede nicht!
Schweigend merke, was es ſpricht.

Gekröntes Kind.

Sey ein Löwe, keinen ſcheue,
Wer auch murre, wer dir dräue!
Wer ſich gegen dich verbunden!
Macbeth bleibt unüberwunden,
Bis der Birnamwald auf ihn heran
Rückt zum Schloſſe Dunſinan!

(Steigt hinunter.)

Macbeth.

Dahin kommts niemals! Wer kann Bäume wie
Soldaten preſſen, daß ſie ihre tief
Verſchlungnen Wurzeln aus der Erd' entfeſſeln,
Und, die Bewegungsloſen, wandelnd nahn?
Glückſelige Orakelſprüche! Wohl!
Aufruhr, dein Haupt erhebſt du nicht, bis ſich
Der Birnamwald erhebt von ſeiner Stelle,
Macbeth wird leben bis ans Ziel der Zeit,
Und keinem andern ſeinen Hauch bezahlen,
Als dem gemeinen Loos der Sterblichkeit.
Und dennoch pocht mein Herz, nur eines noch
Zu wiſſen. Sagt mir, wenn ſich eure Kunſt
So weit erſtreckt — Wird Banquos Saame je
In dieſem Reich regieren?

Die drey Hexen.

Forſche nichts mehr!

Macbeth.

Ich will befriedigt ſeyn. Verſagt mir das,
Und ſeyd verflucht auf ewig! Laßt michs wiſſen.

Was ſinkt der Keſſel! Welch Getöß iſt das?

(Hoboen.)

Erſte Hexe.

Erſcheint!

Zweyte Hexe.

Erſcheint!

Dritte Hexe.

Erſcheint!

Alle drey.

Erſcheint, und macht ſein Herz nicht froh,
Wie Schatten kommt, und ſchwindet ſo.

(Acht Könige erſcheinen nach einander, und gehen mit langſamem Schritt an Macbeth vorbey. Banquo iſt der lezte, und hat einen Spiegel in der Hand.)

Macbeth.

(indem die Erſcheinungen an ihm vorübergehen.)

Du gleichſt zu ſehr dem Geiſt des Banquo! Fort!
Hinab mit dir! Die Kron' auf deinem Haupt
Verwundet meine Augen! — Deine Miene,
Du zweyte goldumzogne Stirne, gleicht
Der erſten — Fort! Ein dritter völlig, wie
Der Vorige! — Verfluchte! Warum zeiget ihr mir das!
Ein Vierter — O erſtarret, meine Augen!
Was? Will das währen bis zum jüngſten Tag?
Noch einer — Was? Ein Siebenter!
Ich will nicht weiter hinſehn — Aber ſieh!
Da kommt der achte noch mit einem Spiegel,
Worinn er mir noch viele andre zeigt!

Was ſeh ich? Wie? Die Kronen, die Reichsäpfel
Verdoppeln ſich, die Scepter werden dreyfach!
Abſcheuliches Geſicht! Ja nun iſts wahr!
Ich ſeh es, denn der blutge Banquo grinzt
Mich an, und zeigt auf ſie, wie auf die Seinen.
— Was? Iſt es nicht ſo?

Erſte Hexe.

Alles iſt ſo, doch warum
Steht der König ſtarr und ſtumm?
Seine Seele zu erfreuen,
Schweſtern, ſchlingt den Feenreihen!
Kommt! Von unſern ſchönſten Feſten
Gebt ihm einen Tanz zum Beſten!
Luft, du ſollſt bezaubert klingen,
Wenn wir unſre Kreiſe ſchlingen!
Daß der große König ſoll geſtehen,
Ehre ſey ihm hier geſchehen.

(Sie machen einen Tanz, und verſchwinden.)

Macbeth.

Wo ſind ſie? Weg! Verflucht auf ewig ſtehe
Die Unglücksſtunde im Kalender — Komm
Herein, du draußen!

Fünfter Auftritt.

Macbeth. Lenox.

Lenox.

Was befiehlt mein König?

Macbeth.

Sahſt du die Zauberſchweſtern?

Lenox.

Nein, mein König.

Macbeth.

Sie kamen nicht bey dir vorbey?

Lenox.

Nein, wirklich nicht.

Macbeth.

Verpeſtet ſey die Luft, auf der ſie reiten!
Verdammt ſey, wer den Lügnerinnen traut!
Ich hörte Pferdgalopp. Wer kam vorbey?

Lenox.

Zwey, oder drey, die euch die Nachricht bringen,
Daß Macduff ſich nach Engelland geflüchtet.

Macbeth.

Nach Engelland geflüchtet?

Lenox.

Ja, mein König!

Macbeth.

O Zeit, du greifſt in meinen furchtbarn Plan!
Der flüchtge Vorſatz iſt nicht einzuholen,
Es gehe denn die raſche That gleich mit.
Von nun an ſey der Erſtling meines Herzens
Auch gleich der Erſtling meiner Hand — Und jetzt,
Gleich jetzt das Wort durch That zu krönen, ſeys
Gedacht, gethan. Ich überfalle Macduffs Schloß,
Erobre Fife im Sturme — Mutter, Kinder, alle

Verlorne Seelen ſeines Unglücksſtamms
Erwürgt mein Schwerdt, das iſt kein eitles Prahlen!
Eh der Entſchluß noch kalt iſt, ſeys gethan!
Doch keine Geiſter mehr!
Wo ſind die Männer? Führe mich zu ihnen.

(Gehen ab.)

Sechster Auftritt.

(Die Scene iſt in einem Garten.)

Malcolm und Macduff.

Malcolm.

Komm! Laß uns irgend einen öden Schatten
Aufſuchen, unſerm Kummer auszuweinen.

Macduff.

Laß uns vielmehr des Todesſchwerdt feſt halten,
Und über unſerm hingeſtürzten Rechte
Als wackre Männer kämpfend ſtehn!
Mit jedem neuen Morgen heulen neu
Verlaßne Witwen, heulen neue Waiſen,
Schlägt neuer Jammer an den Himmel an,
Der klagend wiedertönt, und bange Stimmen
Des Schmerzens von ſich giebt, als ob er ſelbſt
Mit Schottland litte.

Malcolm.

Was ich glaube, will ich
Beweinen. Was ich weiß, das will ich glauben,

Und was ich ändern kann, das will ich thun,
Wenn ich die Zeit zum Freunde haben werde.
Es mag ſich ſo verhalten, wie du ſprichſt.
— Dieß Ungeheuer, deſſen bloßer Nahme
Die Zungen lähmt, hieß einſt ein Biedermann,
Du liebteſt ihn, und noch hat er dich nicht
Beleidigt — Ich bin jung — doch könnteſt du
Durch mich dir ein Verdienſt um ihn erwerben,
Und weißlich giebt man ein unſchuldig Lamm
Dem Meſſer hin, um einen zürnenden
Gott zu verſöhnen.

Macduff.

Ich bin kein Verräther.

Malcolm.

Doch Macbeth iſts — Und das Gebot des Herrſchers
Kann auch den beſten in Verſuchung führen!
Vergieb mir, Macduff, meinen Zweifelſinn.
Du bleibſt derſelbe, der du biſt! Mein Denken
Macht dich zu keinem andern! Engel glänzen
Noch immer, ob die glänzendſten auch fielen.
Wenn alle böſen Dinge die Geſtalt
Des Guten borgten, dennoch muß das Gute
Stets dieſe nehmliche Geſtalt behalten.

Macduff.

Ich habe meine Hofnungen verlohren.

Malcolm.

Da eben fand ich meine Zweifel — Wie?
Du hätteſt deine Gattinn, deine Kinder,

Die heilig theuren Pfänder der Natur,
So ſchnell im Stich gelaſſen ohne Abſchied?
Vergieb mir! Meine Vorſicht ſoll dich nicht
Beleidigen, nur ſicher ſtellen ſoll
Sie mich — Du bleibſt ein ehrenwerther Mann,
Mag ich auch von dir denken, was ich will.

Macduff.

So blute, blute, armes Vaterland!
Du, kecke Tyranney, begründe feſt
Und feſter deinen angemaaßten Thron,
Dich wagt Gerechtigkeit nicht zu erſchüttern!
Du Prinz, gehab dich wohl! — Um alles Land,
Das der Tyrann in ſeinen Klauen hält,
Und um den reichen Oſt dazu, möcht ich
Der Schändliche nicht ſeyn, für welchen du
Mich anſiehſt.

Malcolm.

Zürne nicht. Mein Zweifel iſt
Nicht eben Mißtraun. Unſer Vaterland
Erliegt, ich denk' es, dem Tyrannenjoch,
Es weint, es blutet, jeder neue Tag,
Ich will es glauben, ſchlägt ihm neue Wunden.
Auch zweifl' ich nicht, es würden Hände gnug
Sich für mein Recht erheben, zeigt' ich mich!
Und hier gleich bietet Englands Edelmuth
Mir deren viele tauſend an! — Jedoch, geſetzt,
Ich träte ſiegend auf des Wüthrichs Haupt,
Ich trügs auf meinem Schwerdt — das arme Schottland

Wird dann nur deſto ſchlimmer ſich befinden.
Und unter dem, der nach ihm kommen wird,
Der Leiden mehr und härtere erdulden.

Macduff.

Wer wäre das?

Malcolm.

Mich ſelber mein' ich — Mich,
Dem aller Laſter mannichfache Keime
So eingepropft ſind, daß, wenn die Gewalt
Sie nun entfaltet, dieſer ſchwarze Macbeth
Schneeweiß da ſtehen, und der Wütherich
Mit mir verglichen, als ein mildes Lamm
Erſcheinen wird!

Macduff.

Aus allen Höllenſchlünden ſteigt
Kein teufliſcherer Teufel auf als Macbeth.

Malcolm.

Er iſt blutgierig, grauſam, ich geſteh's,
Wollüſtig, geizig, falſch, veränderlich,
Betrügeriſch, ihn ſchändet jedes Laſter,
Das einen Nahmen hat! — Doch meine Wolluſt
Kennt keinen Zügel, keine Sättigung.
Nicht Unſchuld, nicht der klöſterliche Schleier,
Nichts Heiliges iſt meiner wilden Gier,
Die trotzig alle Schranken überſpringt.
Nein, beſſer Macbeth herrſchet, denn ein ſolcher!

Macduff.

Unmäßigkeit iſt wohl auch Tyranney,

Hat manchen Thron frühzeitig leer gemacht,
Und viele Könige zum Fall geführt.
Doch fürchte darum nicht, nach dem zu greifen,
Was dein gehört. — Ein weites Feld eröffnet
Die höchſte Würde deiner Lüſternheit.
Du kannſt erhabne Herrſcherpflichten üben,
Ein Gott ſeyn vor der Welt, wenn dein Pallaſt
Um deine Menſchlichkeiten weiß.

Malcolm.

Und dann
Keimt unter meiner andern Laſter Zahl
Auch ſolch ein Geiz und eine Habſucht auf,
Daß, wär ich unumſchränkter Herr, ich würgte
Um ihrer Länder willen, meine Edeln,
Den tödtete ſein Haus, und den ſein Gold,
Und kein Beſitzthum machte je mich ſatt.
Mein Reichthum ſelbſt wär eine Würze nur,
Des Habens Hunger heftiger zu ſtacheln,
Und Streit erregt' ich allen Redlichen,
Um mir das ihre ſträflich zuzueignen.

Macduff.

Dieß Laſter gräbt ſich tiefer ein, und ſchlägt
Verderblichere Wurzeln, als die leicht
Entflammte Luſt, die ſchnell ſich wieder kühlt.
Geiz war das Schwerdt, daß unſre Könige
Erſchlagen, dennoch fürchte du dich nicht!
Schottland iſt reich genug für deine wildeſten
Begierden! Das iſt alles zu ertragen,

Wenn es durch andre edle Tugenden
Vergütet wird.

Malcolm.

Doch die beſitz ich nicht.
Von allen jenen königlichen Trieben
Gerechtigkeit, Wahrheit, Enthaltſamkeit,
Gedult und Demuth, Güte, Frömmigkeit,
Herzhaftigkeit und Großmuth iſt kein Funke
In mir — Dagegen überfließt mein Herz
Von allen Laſtern, die zuſammen ſtreiten.
Ja, ſtünds in meiner Macht, ich ſchüttete
Die ſüße Milch der Eintracht in die Hölle,
Und allen Frieden bannt' ich aus der Welt.

Macduff.

O Schottland! Schottland!

Malcolm.

Iſt ein ſolcher fähig
Zu herrſchen? Sprich! Ich bin ſo, wie ich ſagte.

Macduff.

Zu herrſchen! Nein, nicht würdig, daß er lebe.
— O armes Vaterland, mit blutgem Scepter
Von einem Räuber unterdrückt, wann wirſt
Du deine heitern Tage wieder ſehn,
Da der gerechte Erbe deines Throns
Sich ſelbſt das Urtheil der Verwerfung ſpricht,
Und läſtert ſeines Lebens reinen Quell.
— Dein Vater war der beſte, heiligſte
Der Könige — Und ſie, die dich gebahr,

Weit öfter auf den Knieen, als im Glanz,
Sie ſtarb an jedem Tage, den ſie lebte.
Gehab dich wohl, Prinz! Eben dieſe Laſter,
Die du dir beylegſt, haben mich aus Schottland
Verbannt — O Herz! Hier endet deine Hofnung!

Malcolm.

Macduff! Dieß edle Ungeſtüm, das Kind
Der Wahrheit, hat den Argwohn ausgelöſcht
Aus meiner Seele, und verſöhnt mein Herz
Mit deiner Ehr und Biederherzigkeit!
Schon oft hat dieſer teufeliſche Macbeth
Auf ſolchem Wege Netze mir geſtellt,
Und nur beſcheidene Bedenklichkeit
Verwahrte mich vor übereiltem Glauben.
Doch, Gott ſey Zeuge zwiſchen mir und dir!
Von nun an geb ich mich in deine Hand,
Und widerrufe, was ich fälſchlich ſprach.
Abſchwör' ich die Beſchuldigungen alle,
Die ich verſtellter Weiſe auf mich ſelbſt
Gehäuft, mein Herz weiß nichts von jenen Laſtern.
Rein hab' ich meine Unſchuld mir bewahrt,
Nie maßt' ich fremdes Gut mir an, ja kaum
Ließ ich des eignen Gutes mir gelüſten.
Nie ſchwur ich falſch, nicht theurer iſt das Leben
Mir, als die Wahrheit; meine erſte Lüge
War, was ich jetzo gegen mich geſprochen.
Was ich in That und Wahrheit bin, iſt dein
Und meinem armen Land! — Noch eh du kamſt,

Iſt ſchon der alte Seiward, wohlgerüſtet,
Mit einem Heer nach Schottland aufgebrochen.
Wir folgen ihm ſogleich, und möge nun
Der Sieg an die Gerechtigkeit ſich heften!
— Warum ſo ſtille!

Macduff.

So willkommenes
Und ſchmerzliches läßt ſich nicht leicht vereinen.

Malcolm.

Gut! Nachher mehr davon! Sieh wer da kommt!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Roſſe.

Macduff.

Ein Landsmann, ob ich gleich ihn noch nicht kenne.

Malcolm.

Willkommen, werther Vetter!

Macduff.

Jetzt erkenn' ich ihn,
Entferne bald ein guter Engel, was
Uns fremd macht für einander!

Roſſe.

Amen, Sir!

Macduff.

Steht es um Schottland noch wie vor?

Roſſe.

Ach armes Land!

Es ſchaudert vor ſich ſelbſt zurück. Nicht unſer
Geburtsland, unſer Grab nur kann mans nennen,
Wo niemand lächelt, als das Wiegenkind,
Wo Seufzer, Klagen und Geſchrey die Luft
Zerreißt, und ohne daß man darauf achtet,
Wo niemand bey der Sterbeglocke Klang
Mehr fragen mag: wem gilt es? Wo das Leben
Rechtſchaffner Leute ſchneller hin iſt, als
Der Strauß auf ihren Hüten, wo man ſtirbt,
Eh man erkrankt —

Macduff.

O ſchreckliche Beſchreibung,
Und doch nur allzuwahr!

Malcolm.

Was iſt denn jetzt
Die neuſte Beſchwerde?

Roſſe.

Wer das Unglück
Der vor'gen Stunde meldet, ſagt was Altes,
Jedweder Augenblick gebiert ein neues.

Macduff.

Wie ſteht es um mein Weib?

Roſſe.

Wie? O ganz wohl!

Macduff.

Und meine Kinder —

Roſſe.

Auch wohl.

Macduff.

Der Tyrann
Hat ihre Ruh nicht angefochten?

Roſſe.

Nein!
In Ruhe waren alle, da ich gieng.

Macduff.

Seyd nicht ſo wortkarg. Sagt mir, wie es geht.

Roſſe.

Als ich mich eben auf den Weg gemacht,
Um euch die Zeitungen zu überbringen,
Womit ich ſchwer beladen bin, gieng ein Gerücht,
Verſchiedne brave Leute ſeyen kürzlich
Ermordet — Was mir deſto glaublicher
Erſchien, da ich die Völker des Tyrannen
Ausrücken ſah. Nun iſts die höchſte Zeit!
Schon euer bloßer Anblick würde Krieger
Erſchaffen, Weiber ſelbſt zum Fechten treiben,
So müd iſt Schottland ſeiner langen Noth.

Malcolm.

Laß es ſein Troſt ſeyn, daß wir ſchleunig nahn.
Großmüthig leiht uns England zehentauſend
Streitfertge Männer, die der tapfre Siward
Anführt, der bravſte Held der Chriſtenheit.

Roſſe.

Daß ich dieß Troſteswort mit einem gleichen
Erwiedern könnte! Doch ich habe Dinge

Zu ſagen, die man lieber in die öde Luft
Hinjammerte, wo ſie kein Ohr empfinge.

Macduff.

Wen treffen ſie? Das Ganze? Oder iſts
Ein eigner Schmerz für eine einzge Bruſt?

Roſſe.

Es iſt kein redlich Herz, das ihn nicht theilt,
Obgleich das Ganze — nur für dich gehört.

Macduff.

Wenn es für mich iſt, ſo enthalte mirs
Nicht länger vor, geſchwinde laß michs haben.

Roſſe.

Sey meiner Stimme nicht auf ewig gram,
Wenn ſie dir jetzt den allerbängſten Schall
Angiebt, der je dein Ohr durchdrungen.

Macduff.

Ha!
Ich ahnd' es.

Roſſe.

Deine Burg iſt überfallen,
Dein Weib und Kinder grauſam hingemordet.
Die Art zu melden, wies geſchah, das hieße
Auf ihren Tod auch noch den deinen häufen.

Malcolm.

Barmherzger Gott! Wie Mann? Drück deinen Hut
Nicht ſo ins Aug'. Gieb deinen Schmerzen Worte.
Harm, der nicht ſpricht, erſtickt das volle Herz,
Und macht es brechen.

Macduff.

Meine Kinder auch?

Roſſe.

Weib, Kinder, Knechte, was zu finden war.

Macduff.

Und ich muß fern ſeyn! — Auch mein Weib getödtet?

Roſſe.

Ich ſagt es.

Malcolm.

Faſſe dich! Aus unſrer blutgen Rache
Laßt uns für dieſen Todesſchmerz Arzney
Bereiten.

Macduff.

Er hat keine Kinder! — Alle!
Was? Meine zarten kleinen Engel alle!
O hölliſcher Geier! Alle! — Mutter, Kinder
Mit einem einzgen Tigersgriff!

Malcolm.

Kämpf deinem Schmerz entgegen, wie ein Mann!

Macduff.

Ich will's, wenn ich als Mann ihn erſt gefühlt.
Ich kann nicht daran denken, daß das letzte,
Was mir das Theuerſte auf Erden war!
Und konnteſt du das anſehn, Gott! und kein
Erbarmen haben — Sündenvoller Macduff!
Um deinetwillen wurden ſie erſchlagen!
Nichtswürdiger, für deine Miſſethat

Nicht für die ihre büßten ihre Seelen!
Geb ihnen Gott nun ſeines Himmels Frieden!

Malcolm.

Laß das den Wetzſtein deines Schwerdtes ſeyn,
Laß deinen Kummer ſich in Wuth verwandeln.
Erweiche nicht dein Herz, entzünd' es.

Macduff.

Oh!
Ich könnte weinen, wie ein Weib, und mit
Der Zunge toben — Aber ſchneide du,
Gerechter Himmel, allen Aufſchub ab!
Stirn' gegen Stirn' bring' dieſen Teufel Schottlands
Und mich zuſammen — Nur auf Schwerdtes-Länge
Bring ihn mir nahe, und entkömmt er, dann
Magſt du ihm auch vergeben!

Malcolm.

Das klingt männlich!
Kommt! Gehen wir zum König. Alles iſt
Bereit, wir brauchen Abſchied blos zu nehmen.
Macbeth iſt reif zum Schneiden, und die Mächte
Dort oben ſetzen ſchon die Sichel an.
Kommt, ſtärket euch zum Marſch und zum Gefechte,
Die Nacht iſt lang, die niemals tagen kann.

(Sie gehen ab.)

Fünfter Aufzug.

(Ein Zimmer. Es iſt Nacht.)

Erſter Auftritt.

Arzt. Kammerfrau. Gleich darauf Lady Macbeth.

Arzt.

Zwo Nächte hab' ich nun mit euch durchwacht,
Und nichts entdeckt, was eure ſeltſame Erzählung
Beſtätigte. Wann war es, daß die Lady
Zum letztenmal nachtwandelte?

Kammerfrau.

Seitdem der König
Zu Feld gezogen, hab' ich ſie geſehn,
Daß ſie von ihrem Bette ſich erhob,
Den Schlafrock überwarf, ihr Kabinet
Aufſchloß, Papier heraus nahm, darauf ſchrieb,
Es las, zuſammenlegte, ſiegelte,
Dann wiederum zu Bett gieng — und das alles
Im tiefſten Schlafe.

Arzt.

Eine groſse Störung
In der Natur, zu gleicher Zeit die Wohlthat
Des Schlafs genieſsen, und Geſchäfte
Des Wachens thun! Doch auſser dem Herumgehn,
Und was ſie ſonſt noch vornahm, habt ihr ſie
In dieſem Zuſtand etwas reden hören?

Kammerfrau.

Nichts, was ich weiter ſagen möchte, Sir!

Arzt.

Mir dürft ihr's ſagen, und ich muſs es wiſſen.

Kammerfrau.

Nicht euch, noch irgend einem lebenden
Geſchöpf werd' ich entdecken, was ich weiſs,
Da niemand iſt, der mir zum Zeugen diente!
— Seht! Seht! Da kommt ſie! So pflegt ſie zu gehn,
Und in dem tiefſten Schlaf, ſo wahr ich lebe!
Gebt acht auf ſie, doch machet kein Geräuſch!

(Lady Macbeth kommt mit einem Lichte.)

Arzt.

Wie kam ſie aber zu dem Licht?

Kammerfrau.

Es ſtand
An ihrem Bette. Sie hat immer Licht
Auf ihrem Nachttiſch. Das iſt ihr Befehl.

Arzt.

Ihr ſeht, ſie hat die Augen völlig offen,

Kammerfrau.

Ja! Aber die Empfindung iſt verſchloſſen!

Arzt.

Was macht ſie jetzt? Seht, wie ſie ſich die Hände reibt!

Kammerfrau.

Das bin ich ſchon von ihr gewohnt, daß ſie
So thut, als ob ſie die Hände wüſche.
Ich hab' ſie wohl zu ganzen Viertelſtunden
An einem fort nichts anders thun ſehn.

Lady.

Hier iſt doch noch ein Flecken.

Arzt.

Still! Sie redt!
Ich will mir alles merken, was ſie ſagt,
Damit ich nichts vergeſſe.

Lady.

Weg, du verdammter Flecken! Weg ſag ich!
Eins! Zwey! — Nun ſo iſt's hohe Zeit! — Die Hölle iſt
Sehr dunkel — Pfuy doch! Ein Soldat, und feige!
Laßt es auch ruchtbar werden! Iſt doch niemand
So mächtig, uns zur Rechenſchaft zu ziehen!
Wer dacht es aber, daß der alte Mann
Noch ſo viel Blut in Adern hätte!

Arzt.

Hört ihr?

Lady.

Der Than von Fife hatt' eine Frau — Wo iſt
Sie nun? Was? Wollen dieſe Hände nimmer

Rein werden? — Nichts mehr, mein Gemahl! —
O nicht doch! Nicht doch! Ihr verderbet alles
Mit dieſem ſtarren Hinſehn!

Arzt.

Gehet! Geht!
Ihr wißt etwas, das ihr nicht wiſſen ſolltet.

Kammerfrau.

Sie ſprach etwas, das ſie nicht ſprechen ſollte,
Das iſt kein Zweifel! Weiß der Himmel, was
Sie wiſſen mag!

Lady.

Das riecht noch immer fort
Nach Blut! — Arabiens Wohlgerüche alle
Verſüßen dieſe kleine Hand nicht mehr.
Oh! Oh!

Arzt.

Hört! Hört! Was für ein Seufzer war das!
O ſie hat etwas ſchweres auf dem Herzen!

Kammerfrau.

Nicht für die ganze Hoheit ihres Standes
Möcht' ich ihr Herz in meinem Buſen tragen.

Arzt.

Wohl! Wohl!

Kammerfrau.

Das gebe Gott, daß es ſo ſey!

Arzt.

Ich kann mich nicht in dieſe Krankheit finden,
Doch kannt' ich mehr dergleichen, die im Schlaf

Gewandelt, und als gute Chriſten doch
Auf ihrem Bette ſtarben.

Lady.

Waſcht die Hände!
Den Schlafrock über! Seht nicht ſo bleich aus.
Ich ſag's euch, Banquo liegt im Grab, er kann
Aus ſeinem Grab nicht wieder kommen.

Arzt.

Wirklich?

Lady.

Zu Bett! Zu Bette! — An die Pforte wird
Geklopft! Kommt! Kommt! Kommt! Gebt mir eure Hand.
Geſchehne Dinge ſind nicht mehr zu ändern.
Zu Bett! Zu Bette!

(Sie geht ab.)

Arzt.

Geht ſie nun zu Bette?

Kammerfrau.

Gerades Wegs.

Arzt.

Man raunt ſich grauenvolles
In die Ohren, unnatürlich ungeheure
Verbrechen wecken unnatürliche
Gewiſſensangſt, und die beladne Seele beichtet
Dem tauben Kiſſen ihre Schuld — Ihr iſt
Der Geiſtliche nothwend'ger, als der Arzt.
Gott, Gott vergieb uns allen! — Sehet zu,
Nehmt alles weg, womit ſie ſich ein Leides

Thun könnte! Laßt ſie ja nicht aus dem Augen!
Nun gute Nacht! Mir iſt ganz ſchauerlich zu Muth.
Ich denke, aber wage nicht zu reden.

(Sie gehen ab.)

Zweyter Auftritt.

(Offne Gegend. Proſpekt, ein Wald.)

Angus. Lenox. Lords und Soldaten im Hintergrund.

Angus.

Das Heer der Engelländer iſt im Anzug,
Von Malcolm, unſerm Prinzen, angeführt,
Von Seiward, ſeinem tapfern Ohm, und Macduff.
Der Rache heilig Feuer treibt ſie an,
Denn ſolche tödtliche Beleidigungen,
Als der Tyrann auf ſie gehäuft, entflammten
Selbſt abgeſtorbne Büßende zur Wuth,
Und ſtachelten ſie auf zu blutgen Thaten.

Lenox.

Dort iſt das Birnamer Gehölz. Sie ziehn
Durch dieſen Wald, da können wir am beſten
Zu ihrem Heere ſtoßen — Weiß jemand
Ob Donalbain bey ihnen iſt?

Angus.

Es iſt gewiß,
Daß er bey dieſem Heer ſich nicht befindet.

Ich habe ein Verzeichniß aller Edlen,
Die Malcolms Fahnen folgen. Seiwards Sohn
Iſt unter ihnen, nebſt noch vielen andern
Unbärtgen Knaben, die noch keine Schlacht
Geſehn, und ihres Muthes Erſtlinge
In dieſem heilgen Krieg beweiſen wollen.

Lenox.

Sie finden keinen würdigeren Kampf
Und keine beßre Sache. Laßt uns eilen,
Den Fahnen des Tyrannen, welchen Gott
Verfluchte, zu entfliehn, und an das Heer,
Bey dem der Sieg iſt, muthvoll uns zu ſchließen.
Dort wo das Recht, iſt unſer Vaterland.

Angus.

Auf, gegen Birnam!

(Man hört Trommeln in der Ferne.)

Lenox.

Hört ihr jene Trommeln?
Die brittſchen Völker nahen. Laßt ſie uns
Mit unſern Trommeln kriegeriſch begrüßen!

(Trommeln auf der Scene antworten denen hinter derſelben.)

Dritter Auftritt.

Vorige. Malcolm. Seiward Vater und Sohn. Macduff. Roſſe. Soldaten, mit Fahnen, die im Hintergrunde halten.

Malcolm.

Ich hoffe, Vettern, nah iſt nun der Tag,
Wo Schlafgemächer wieder frey ſeyn werden.

Roſſe.

Wir zweifeln nicht daran.

Seiward.

Sieh! Wer ſind dieſe,
Die ſich gewaffnet gegen uns bewegen?

Malcolm.

Steht!

Macduff.

Haltet an!

Roſſe.

Wer ſeyd ihr?

Lenox.

Freunde Schottlands,
Und Feinde des Tyrannen.

Roſſe.

Jetzt, mein Feldherr,
Erkenn ich ſie. Es iſt der edle Than
Von Lenox und von Angus.

Malcolm.
Seyd willkommen!
Was bringt ihr, ehrenvolle Thans?
Lenox.
Uns ſelbſt,
Ein treues Herz und Schwerdt für unſern König!
Angus.
Wir kommen, unſre Treu und Dienſtespflicht
Dahin zu tragen, wo ſie hingehört,
Und ſuchen Schottland unter Englands Fahnen.
Malcolm.
Glückſel'ge Vorbedeutung! Frohes Pfand
Des Siegs — Laßt euch umarmen, edle Freunde!
Ja, unſre Waffen werden glücklich ſeyn,
Da ſich die beſten Herzen zu uns wenden.
Seiward.
Womit geht der Tyrann jetzt um? Wir hören,
Er liegt voll Zuverſicht in ſeiner Burg,
Und will dort die Belagerung erwarten?
Angus.
Er hat ſich in das Bergſchloß Dunſinan
Geworfen, das er ſtark beveſtiget.
Er ſoll von Sinnen ſeyn, ſagt man. Sein Anhang
Nennts eine kriegriſche Begeiſterung.
Wohl mag er ſeiner ſelbſt nicht Meiſter bleiben,
In dieſem Kampf der Wuth, und der Verzweiflung.
Lenox.
Nun ſchießt die Blutſaat, die er ausgeſät,

Zur

Zur fürchterlichen Aernte rächend auf.
Jedweder Augenblick zeugt einen Abfall,
Der ſeinen eignen Treubruch ihm vergilt,
Die wenigen, die ihm noch treu geblieben,
Knüpft Liebe nicht, nur Furcht an ſeine Fahnen,
Wo nur ein Weg zur ſichern Flucht ſich zeigt,
Verläßt ihn Groß und Klein.

Roſſe.

Jetzt fühlt er, daß der angemaßte Purpur
Der Majeſtät ſo ſchlotterig und loſe
Um ihn herum hängt, wie des Rieſen Rock
Um eines Zwerges Schultern, der ihn ſtahl.

Macduff.

Laßt unſern Tadel, ſo gerecht er iſt,
Bis nach dem Ausſchlag des Gefechtes ſchweigen,
Und führen wir als Männer jetzt das Schwerdt!

Seiward.

Wie heißt der Wald hier vor uns?

Roſſe.

Birnamswald.

Seiward.

Laßt jeden Mann ſich einen Aſt abhauen,
Und vor ſich her ihn tragen. Wir beſchatten
Dadurch die Anzahl unſres Heers, und machen
Die Kundſchaft des Tyrannen an uns irre.

Alle.

Es ſoll geſchehen!

(Sie zerſtreuen ſich nach dem Hintergrund, um die Zweige abzubrechen.)

Vierter Auftritt.

(Zimmer.)

Macbeth. Der Arzt. Bediente.

Macbeth.

Verkündiget mir nichts mehr. Laßt ſie alle
Zum Feind entfliehen! Bis der Birnamwald
Sich in Bewegung ſetzt auf Dunſinan,
Nicht eher kennt mein tapfres Herz die Furcht!
Was iſt der Knabe Malcolm? Ward er nicht
Von einem Weib gebohren? Geiſter, die
Die ganze Folge irdiſcher Geſchicke
Durchſchauen, ſprachen dieſes Wort:
Sey furchtlos, Macbeth! Keiner, den ein Weib
Gebahr, hat über dich Gewalt! — So flieht!
Flieht hin, ihr eidvergeßnen Thans, ſchließt euch
An dieſe brittiſchen Zärtlinge! Der Geiſt,
Der mich beherrſcht, dieß Herz, das in mir ſchlägt,
Wird nicht von Furcht, von Zweifeln nicht bewegt.
(Zu einem Bedienten, der hereintritt)
Daß dich der Teufel bräune, Milchgeſicht!
Wie kommſt du zu dem gänſemäßigen Anſehn?

Bedienter (erſchrocken, athemlos).

Zehntauſend. —

Macbeth.

Gänſe, Schuft?

Bedienter.

Soldaten, Herr!

Macbeth.

Reib dein Geſicht, und ſtreiche deine Furcht
Erſt roth an, du milchlebrigter Geſelle!
Was für Soldaten, Geck! Verdamm dich Gott!
Dein weibiſch Anſehn ſteckt mir noch die andern
Mit Feigheit an — Was für Soldaten, Memme?

Bedienter.

Die engliſche Armee, wenn ihrs erlaubt.

Macbeth.

Schaff dein Geſicht mir aus den Augen — Seiton!
— Ich kriege Herzweh, wenn ichs ſehe — Seiton!
Das muß entſcheiden! Dieſer Stoß verſichert
Mein Glück auf immer, oder ſtürzt mich jetzt!
— Ich habe lang genug gelebt! Mein Frühling
Sank bald ins Welken hin, in gelbes Laub,
Und was das hohe Alter ſchmücken ſollte,
Gehorſam, Liebe, Ehre, Freundestreu,
An alles das iſt nun gar nicht zu denken!
Statt deſſen ſind mein Erbtheil Haß und Flüche,
Nicht laut, doch deſto inn'ger, Heuchelworte,
Ein leerer Munddienſt, den das Herz mir gern
Verweigerte, wenn es nur dürfte — Seiton!

Fünfter Auftritt.

Macbeth. Arzt. Seiton.

Seiton.

Was iſt zu eurem gnädigſten Befehl?

Macbeth.

Giebts ſonſt was neues?

Seiton.

Herr, es hat ſich alles,
Beſtätigt, was erzählt ward.

Macbeth.

Ich will fechten,
Bis mir das Fleiſch von allen Knochen ab-
Gehackt iſt — Meine Rüſtung!

Seiton.

Herr, es eilt nicht.

Macbeth.

Ich will ſie anziehn. Schickt mehr Reiter aus,
Durchſtreift das ganze Land, und an den Galgen,
Wer von Gefahr ſpricht — Gieb mir meine Rüſtung!
— Wie ſtehts um unſre liebe Kranke, Doctor?

Arzt.

Krank nicht ſowohl, mein König, als beängſtigt
Von Phantaſien, die ihr die Ruhe rauben.

Macbeth.

So heile ſie davon. Kannſt du ein krankes
Gemüth von ſeinem Grame nicht befreyn,

Ein tief gewurzelt quälendes Bewußtſeyn
Nicht aus der Seele heilend ziehen, nicht
Die tiefen Furchen des Gehirnes glätten,
Nicht ſonſt mit irgend einem ſüßen Mohn
Den Krampf auflöſen, der das Herz erſtickt?

Arzt.

Herr, darinn muß die Kranke ſelbſt ſich rathen.

Macbeth.

So fluch ich deiner Kunſt, mir frommt ſie nicht.
(Zu dem Diener)
Kommt! Meine Rüſtung! Gebt mir meinen Stab!
(Indem er ſich waffnet)
— Du, Seiton, ſchicke — Doctor! Mich verlaſſen
Die Thans — Komm! Komm! Mach hurtig — Guter Doctor,
Wenn du die Krankheit meines Königreichs
Ausſpähn, ſein ſcharfes Blut verſüßen, ihm
Das vor'ge Wohlſeyn könnteſt wieder geben,
Dann wollt' ich deiner Thaten Herold ſeyn,
Und Echo ſelbſt mit deinem Lob ermüden.
— Was für Rhabarber, Senna, oder andre
Purganzen möchten wohl dieß brittſche Heer
Abführen? Sprich! Vernahmſt du nichts davon

Arzt.

Ja, mein Gebieter. Eure kriegriſchen
Anſtalten machen, daß wir davon hören.

Macbeth.

Laßt ſie heran ziehn — Mich erſchreckt kein Feind,
Bis Birnams Wald vor Dunſinan erſcheint.

Arzt (für ſich).
Wär ich nur erſt mit ganzer Haut davon,
Zurücke brächte mich kein Fürſtenlohn!

Macbeth.
Dieß feſte Schloß trotzt der Belagerung!
Laßt ſie da liegen, bis der Hunger ſie,
Die Peſt ſie aufgerieben. Stünden ihnen
Nicht die Verräther bey, die uns verließen,
Wir hätten ſie, Bart gegen Bart, empfangen,
Und heimgepeitſcht —
(Hinter der Scene wird gerufen)
Was für ein Lärm iſt das?

Seiton.
Es ſind die Weiber, welche ſchrein, mein König.
(Eilt hinaus mit dem Arzt.)

Macbeth.
Ich habe keinen Sinn mehr für die Furcht.
Sonſt gab es eine Zeit, wo mir der Schrey
Der Eule Grauen machte, wo mein Haar
Bey jedem Schreckniß in die Höhe ſtarrte,
Als wäre Leben drinn — Jetzt iſt es anders.
Ich hab' zu Nacht gegeſſen mit Geſpenſtern,
Und voll geſättigt bin ich von Entſetzen.
(Seiton kommt zurück.)
Was giebts? Was iſt geſchehn?

Sechster Auftritt.

Macbeth. Seiton.

Seiton.

Die Königinn
Iſt todt!

Macbeth (nach einem langen Stillſchweigen).
Wär ſie ein andermal geſtorben!
Es wäre wohl einmal die Zeit gekommen,
Zu ſolcher Botſchaft!
(Nachdem er gedankenvoll auf und abgegangen)
Morgen, Morgen,
Und wieder Morgen kriecht in ſeinem kurzen Schritt
Von einem Tag zum andern, bis zum letzten
Buchſtaben, der uns zugemeßnen Zeit,
Und alle unſre Geſtern haben Narren
Zum modervollen Grabe hingeleuchtet!
— Aus, aus du kleine Kerze! Was iſt Leben?
Ein Schatte, der vorüber ſtreicht! Ein armer Gaukler,
Der ſeine Stunde lang ſich auf der Bühne
Zerquält und tobt, dann hört man ihn nicht mehr.
Ein Mährchen iſt es, das ein Thor erzählt,
Voll Wortſchwall, und bedeutet nichts.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Ein Bote.

Macbeth.

Du kommſt.
Die Zunge zu gebrauchen, faß dich kurz.

Bote.

Herr! Ich — ich ſollte ſagen, was ich ſah,
Und weiß nicht, wie ichs ſagen ſoll.

Macbeth.

Gut! Sag es!

Bote.

Als ich auf meinem Poſten ſtand am Hügel,
Sah ich nach Birnam, und da däuchte mir,
Als ob der Wald anfing, ſich zu bewegen.

Macbeth.

(faßt ihn wüthend an.)
Du Lügner und verdammter Böſewicht!

Bote.

Herr, laßt mich euren ganzen Grimm erfahren,
Wenns nicht ſo iſt. Auf Meilenweite könnt ihr ihn
Selbſt kommen ſehen. Wie ich ſage, Herr!
Ein Wald, der wandelt.

Macbeth.

Menſch! Haſt du gelogen,
So hängſt du lebend an dem nächſten Baum,
Bis dich der Hunger ausgedorrt. Sagſt du

Die Wahrheit, nun ſo frag' ich nichts darnach,
Ob du mit mir das gleiche thuſt — Mein Glaube
Beginnt zu wanken, mir entweicht der Muth.
Ich fürchte einen Doppelſinn des Teufels,
Der Lügen ſagt, wie Wahrheit — Fürchte nichts,
Bis Birnams Wald auf Dunſinan heranrückt!
Und jetzo kommt ein Wald auf Dunſinan!
Die Waffen an! Die Waffen und hinaus!
Verhält ſichs wirklich alſo, wie er ſagt,
So iſt kein Bleiben hier, ſo hilft kein Flüchten.
Ich fange an der Sonne müd zu ſeyn,
Könnt ich mit mir die ganze Welt vernichten!
Schlagt Lärmen! Winde ſtürmet! Brich herein
Zerſtörung! Will das Schickſal mit uns enden,
So fallen wir, die Waffen in den Händen.

(ab.)

Achter Auftritt.

(Ein freyer Platz vor der Feſtung, vorn Gebäude, in der Ferne Landſchaft, die ganze Tiefe des Theaters wird zu dieſer Scene genommen.)

Macbeth. Seiward. Seiward Sohn. Macduff. Roſſe. Angus. Lenox. Soldaten. (Alle rücken aus der hinterſten Tiefe des Theaters mit langſamen Schritten vorwärts, die Zweige vor ſich her, und über dem Haupte tragend.)

Malcolm.

(nachdem der Zug bis in die Mitte der Scene vorgerückt)

Nun ſind wir nahe gnug — Werft eure grünen Schilde

Hinweg, und zeigt euch, wie ihr ſeyd! -- Ihr führet
Das erſte Treffen an, mein würd'ger Oheim,
Nebſt eurem edeln Sohn — Indeſſen wir
Und dieſer würd'ge Held

(Auf Macduff zeigend)

Nach unſerm Plan
Das übrige beſorgen.

(Die vordern Soldaten geben ihre Zweige an die hintern, von Glied zu Glied, ſo, daß das Theater davon leer wird.)

Seiward.

Lebet wohl!
Und finden wir den Feind noch vor der Nacht,
So ſieht der Morgen die geſchlagne Schlacht.

Macduff.

Gebt Athem allen kriegriſchen Trompeten,
Den Herolden zum Morden und zum Tödten.

(Kriegriſche Muſik. Schlacht im Hintergrunde.)

Neunter Auftritt.

Macbeth. Dann der junge Seiward.

Macbeth.

Sie haben mich an einen Pfoſten angebunden,
Entfliehen kann ich nicht. Ich muß mein Leben
Vertheidigen, wie ein gehetzter Bär!
Wer iſt der, den kein Weib gebahr! Ihn hab' ich
Zu fürchten, keinen ſonſt.

Junger Seiward (tritt auf).
Wie iſt dein Nahme?

Macbeth.
Hör ihn und zittre!

Junger Seiward.
Zittern werd' ich nicht
Und gäbſt du dir auch einen heißern Nahmen,
Als einer in der Höll'.

Macbeth.
Mein Nahm' iſt Macbeth.

Junger Seiward.
Der Satan ſelbſt kann keinen ſcheußlichern mir nennen.

Macbeth.
Und keinen furchtbarern!

Der junge Seiward.
Du lügſt, verworfner
Tyrann! Mit meinem Schwerdt will ich beweiſen,
Daß du das lügſt!
(Sie fechten. Der junge Seiward fällt.)

Macbeth.
Dich hat ein Weib gebohren!
Der Schwerdter lach ich, die von Sterblichen
Geſchwungen werden, die ein Weib gebahr!
(Er geht ab. Die Schlacht dauert fort.)

Zehnter Auftritt.

Macduff (tritt auf).

Der Lärm iſt dorthin! — Zeige dich, Tyrann!
Fällſt du von einer andern Hand als meiner,
So plagen mich die Geiſter meines Weibes
Und meiner Kinder ruhelos. Ich kann
Das Schwerdt nicht ziehen gegen jene Kernen,
Die man gedungen hat, den Speer zu tragen.
Du biſt es, Macbeth — oder ungebraucht
Steck ich mein Schwerdt zurück in ſeine Scheide,
Dort muſt du ſeyn — Der große Lärm und Drang
Macht einen Krieger kund vom erſten Rang,
Laß mich ihn finden, Glück! Ich will nicht mehr.
(ab.)

Eilfter Auftritt.

Seiward und **Malcolm** (treten auf).

Seiward.

Hierher, mein Prinz — Das Schloß hat ſich ergeben,
Die Völker des Tyrannen weichen ſchon,
Die edeln Thane fechten tapfer, nur
Noch wen'ge Arbeit, und der Tag iſt unſer!

Malcolm.

Wir haben es mit Feinden, deren Streiche
An uns vorbey gehn!

Seiward.

Folgt mir in die Feſtung.

(ab.)

Zwölfter Auftritt.

Macbeth. Gleich darauf Macduff.

Macbeth.

Warum ſoll ich den röm'ſchen Narren ſpielen,
Und in das eigne Schwerdt mich ſtürzen? Nein,
So lang' ich Lebende noch um mich ſehe,
Wend ich es beſſer an!

(Indem er abgehn will, kömmt Macduff auf die Scene.)

Macduff.

Steh! Höllenhund!

Macbeth.

Du biſt der einzige von allen Menſchen,
Den ich vermied — Geh! Meine Seele iſt
Genug beladen ſchon mit deinem Blut.

Macduff.

Ich hab' nicht Worte, meine Stimme iſt
In meinem Schwerdt — Du Böſewicht, blutiger,
Als Worte es beſchreiben.

(Er dringt wüthend auf ihn ein, ſie fechten eine Zeitlang ohne Entſcheidung.)

Macbeth (inne haltend).

Du verlierſt die Müh.
So leicht vermöchteſt du die geiſt'ge Luft

Mit deines Schwerdtes Schneide zu verletzen,
Als Macbeth bluten machen! Laß dein Eiſen
Auf Schädel fallen, die verwundbar ſind,
In meiner Bruſt wohnt ein bezaubert Leben,
Das keinem weichet, den ein Weib gebahr.

Macduff.

Nun ſo verzweifle dann an deinem Zauber,
Und laß den Teufel dir, dem du von je
Gedient, kund thun, daß Macduff vor der Zeit
Aus ſeiner Mutter Leib' geſchnitten iſt.

Macbeth.

Die Zunge ſey verflucht, die mir das ſagt!
Sie hat das Beſte meiner Männerkraft
Entnervt! Verflucht, wer dieſen gaukelnden
Dämonen ferner traut, die hinterliſtig
Mit Doppelſinn uns täuſchen, unſerm Ohr
Wort halten, unſre Hofnung hintergehn!
— Ich will nicht mit dir fechten.

Macduff.

So ergieb dich, Memme,
Und lebe, um die Fabel und das Schauſpiel
Der Zeit zu ſeyn. Wir wollen dich, wie irgend
Ein ſeltnes Ungeheuer abgemahlt
Auf einer Stange tragen, und darunterſchreiben:
Hier iſt zu ſehen der Tyrann!

Macbeth.

Ich will
Mich nicht ergeben, um vor dieſem Knaben

Malcolm zu knieen, und den Staub zu küſſen,
Und eures Pöbels Fluch ein Ziel zu seyn,
Iſt gleich der Birnam Wald auf Dunſinan
Heran gerückt, biſt du, mein Gegner, gleich
Vom Weibe nicht gebohren, dennoch ſey
Das Aeußerſte verſucht! Hier halt' ich
Den kriegriſchen Schild vor meinen Leib,
Fall aus, triff, und verdammt ſey, wer zuerſt
Ruft: Halt, genug!

(Sie gehen fechtend ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

(Man bläßt zum Abzug.)

Malcolm. Seiward. Roſſe. Angus. Lenox. Soldaten.

Malcolm.

Möcht' ich die edeln Freunde, die wir miſſen,
Doch wohl erhalten wiederſehn!

Seiward.

Prinz! Ein'ge müſſen ſchon das Opfer werden,
Und wie ich ſeh', iſt dieſer große Tag
Wohlfeil genug erkauft.

Malcolm.

Macduff und euren edelmüthgen Sohn
Vermißt man.

Roſſe.

Euer edler Sohn, mein Feldherr,
Bezahlte als ein Krieger ſeine Schuld,
Und nicht ſobald hatt' er ſein tapfres Herz
Im Kampf bewährt, ſo ſtarb er als ein Mann.

Seiward.

So iſt er todt?

Roſſe.

Vom Schlachtfeld ſchon getragen.
Meßt euren Schmerz nicht ab nach ſeinem Werth,
Sonſt wär er gränzenlos.

Seiward.

Hat er die Wunden vorn?

Roſſe.

Ja, auf der Stirn.

Seiward.

Nun denn! So ſey er Gottes Mann! Hätt' ich
So viel der Söhne, als ich Haare habe,
Ich wünſchte keinem einen ſchönern Tod.
Sein Grablied iſt geſungen.

Malcolm.

Ihm gebührt
Ein größer Leid, das ſoll ihm werden.

Seiward.

Ihm
Gebührt nicht mehr. Sie ſagen, er ſchied wohl,

Und zahlte ſeine Zeche. Gott mit ihm!
— Da kommt uns neuer Troſt!

Letzter Auftritt.

Vorige. Macduff (mit der Rüſtung und Krone Macbeths).

Macduff.

Heil dir, o König, denn du biſts! Im Staube
Liegt der Tyrann, und hier iſt ſeine Beute.
Die Zeit iſt wieder frey, ich ſehe dich
Umgeben von den Edeln deines Reichs,
Sie ſprechen meinen Gruß im Herzen nach,
Und ihre Stimmen miſchen ſich mit meiner.
Heil Schottlands König!

Alle.

Heil dem König Schottlands!

(Trompetenſtoß.)

Malcolm.

Wir wollen keinen Augenblick verlieren,
Mit eurer aller Liebe Abrechnung
Zu halten, und mit jedem quitt zu werden.
Ruhmvolle Thans und Vettern, ihr ſeyd Grafen
Von heute an; die erſten, welche Schottland
Mit dieſem Ehrennahmen grüßt — Was nun
Die erſte Sorge unſers Regiments

Seyn muß, die Rückberufung der Verbannten,
Die vor der Tyranney geflohen, die Beſtrafung
Der blutgen Diener dieſes todten Schlächters,
Und ſeiner teufeliſchen Königinn,
Die, wie man ſagt, gewaltſam blutge Hand
Gelegt hat an ſich ſelbſt, dieß, und was ſonſt
Noch Noth thut, wollen wir mit Gottes Gnade.
Nach Maaß und Ort und Zeit zu Ende bringen.
Und ſomit danken wir auf einmal allen,
Und laden euch nach Scone zu unſrer Krönung.

Turandot
Prinzeſſinn von China.

Ein
tragicomiſches Mährchen
nach Gozzi.

Perſonen.

Altoum, fabelhafter Kaiſer von China.
Turandot, ſeine Tochter.
Adelma, eine tartariſche Prinzeſſinn, ihre Sclavinn.
Zelima, eine andre Sclavinn der Turandot.
Skirina, Mutter der Zelima.
Barak, ihr Gatte, ehmals Hofmeiſter des
Kalaf, Prinzen von Aſtrachan.
Timur, vertriebener König von Aſtrachan.
Iſmael, Begleiter des Prinzen von Samarcand.
Tartaglia, Miniſter.
Pantalon, Kanzler.
Trufaldin, Aufſeher der Verſchnittenen.
Brigella, Hauptmann der Wache.
Doctoren des Divans.
Sclaven und **Sclavinnen** des Serails.

Erſter Aufzug.

Vorſtadt von Peckin, Proſpekt eines Stadtthors. Eiſerne Stäbe ragen über demſelben hervor, worauf mehrere geſchorne, mit türkiſchen Schöpfen verſehene Köpfe als Masken, und ſo daß ſie als eine Zierrath erſcheinen können, ſymmetriſch aufgepflanzt ſind.

Erſter Auftritt.

Prinz Kalaf in tartariſchem Geſchmack, etwas phantaſtiſch gekleidet, tritt aus einem Hauſe. Gleich darauf **Barak** aus der Stadt kommend.

Kalaf.

Habt Dank ihr Götter! Auch zu Peckin ſollt ich
Eine gute Seele finden!

Barak.

(in perſiſcher Tracht, tritt auf, erblickt ihn, und fährt erſtaunt zurück)
Seh ich recht?
Prinz Kalaf! Wie? Er lebt noch!

Kalaf (erkennt ihn).
Barak!

Barak (auf ihn zueilend).

Herr!

Kalaf.

Dich find ich hier!

Barak.

Euch ſeh ich lebend wieder!
Und hier zu Peckin!

Kalaf.

Schweig. Verrath' mich nicht.
Beym großen Lama! Sprich! Wie biſt du hier?

Barak.

Durch ein Geſchick der Götter muß ich glauben,
Da es mich hier mit euch zuſammenführt.
An jenem Tag des Unglücks, als ich ſah,
Daß unſre Völker flohen, der Tyrann
Von Tefflis unaufhaltſam in das Reich
Eindrang, floh ich nach Aſtrachan zurück
Bedeckt mit ſchweren Wunden. Hier vernahm ich,
Daß ihr und König Timur, euer Vater,
Im Treffen umgekommen. Meinen Schmerz
Erzähl ich nicht, verloren gab ich alles.
Und ſinnlos eilt' ich zum Pallaſte nun,
Elmazen, eure königliche Mutter
Zu retten, doch ich ſuchte ſie vergebens!
Schon zog der Sieger ein zu Aſtrachan,
Und in Verzweiflung eilt' ich aus den Thoren.
Von Land zu Lande irrt' ich flüchtig nun
Drey Jahre lang umher, ein Obdach ſuchend,

Bis ich zuletzt nach Peckin mich gefunden.
Hier unterm Nahmen Haſſan glückte mirs
Durch treue Dienſte einer Wittwe Gunſt
Mir zu erwerben, und ſie ward mein Weib;
Sie kennt mich nicht, ein Perſer bin ich ihr,
Hier leb ich nun, obwohl gering und arm
Nach meinem vorgen Loos, doch überreich
In dieſem Augenblicke, da ich euch,
Den Prinzen Kalaf, meines Königs Sohn,
Den ich erzogen, den ich Jahre lang
Für todt beweint, im Leben wieder ſehe!
— Wie aber lebend? Wie in Peckin hier?

Kalaf.

Nenne mich nicht. Nach jener unglückſelgen Schlacht
Bey Aſtrachan, die uns das Reich gekoſtet,
Eil' ich mit meinem Vater zum Pallaſt;
Schnell rafften wir das Koſtbarſte zuſammen,
Was ſich an Edelſteinen fand, und flohn.
In Bauertracht verhüllt durchkreuzten wir,
Der König und Elmaze meine Mutter,
Die Wüſten und das felſigte Gebirg.
Gott! Was erlitten wir nicht da! Am Fuß
Des Kaukaſus raubt' eine wilde Herde
Von Malandrinen uns die Schätze, nur
Das nakte Leben blieb uns zum Gewinn.
Wir mußten kämpfen mit des Hungers Qualen,
Und jedes Elends mannichfacher Noth.
Den Vater trug ich bald und bald die Mutter

Auf meinen Schultern, eine theure Laſt.
Kaum wehrt' ich ſeiner wüthenden Verzweiflung,
Daß er den Dolch nicht auf ſein Leben zuckte,
Die Mutter hielt ich kaum, daß ſie, von Gram
Erſchöpft, nicht niederſank! So kamen wir
Nach Jaik endlich, der Tartarenſtadt,
Und hier, an der Moſcheen Thor, mußt ich
Ein Bettler flehen um die magre Koſt,
Der theuren Aeltern Leben zu erhalten.
— Ein neues Unglück! Unſer grimmger Feind,
Der Khan von Tefflis, voll Tyrannenſucht,
Mistrauend dem Gerücht von unſerm Tode,
Er ließ durch alle Länder uns verfolgen.
Vorausgeeilt ſchon war uns ſein Befehl,
Der alle kleinen Könige ſeiner Herrſchaft
Ausbot, uns nachzuſpähn.. Nur ſchnelle Flucht
Entzog uns ſeiner Spürer Wachſamkeit —
Ach wo verbärg' ſich ein gefallner König!

Barak.

O nichts mehr! Eure Worte ſpalten mir
Das Herz! Ein großer Fürſt in ſolchem Elend!
Doch ſagt! Lebt mein Gebieter noch und lebt
Elmaze, meine Königinn?

Kalaf.

Sie leben.
Und wiſſe Barak! In der Noth allein
Bewähret ſich der Adel großer Seelen.
— Wir kamen in der Karazanen Land,

Dort in den Gärten König Keicobad's
Mußt ich zu Knechtes Dienſten mich bequemen,
Dem bittern Hungertode zu entfliehn.
Mich ſah Adelma dort, des Königs Tochter,
Mein Anblick rührte ſie, es ſchien ihr Herz
Von zärtlichern Gefühlen als des Mitleids
Sich für den fremden Gärtner zu bewegen.
Scharf ſieht die Liebe, nimmer glaubte ſie
Mich zu dem Loos, wo ſie mich fand, gebohren.
— Doch weiß ich nicht, welch böſen Sternes Macht
Der Karazanen König Keicobad
Verblendete, den mächtigen Altoum,
Den Großkhan der Chineſen, zu bekriegen.
Das Volk erzählte ſeltſames davon.
Was ich berichten kann iſt dieß: beſiegt
Ward Keicobad, ſein ganzer Stamm vertilgt,
Adelma ſelbſt mit ſieben andern Töchtern
Des Königs ward ertränkt in einem Strome.
— Wir aber flohen in ein andres Land,
So kamen wir nach langen Irren endlich
Zu Berlas an — Was bleibt mir noch zu ſagen?
Vier Jahre lang ſchafft' ich den Aeltern Brod,
Daß ich um dürftges Taglohn Laſten trug.

Barak.

Nicht weiter Prinz. Vergeſſen wir das Elend,
Da ich euch jetzt in kriegeriſchem Schmuck
Und Heldenſtaat erblicke. Sagt, wie endlich
Das Glück euch günſtig ward?

Kalaf.

Mir günſtig! Höre!
Dem Khan von Berlas war ein edler Sperber
Entwiſcht, den er in hohem Werthe hielt.
Ich fand den Sperber, überbracht' ihn ſelbſt
Dem König — Dieſer fragt nach meinem Nahmen;
Ich gebe mich für einen Elenden,
Der ſeine Aeltern nährt mit Laſtentragen.
Drauf ließ der Khan den Vater und die Mutter
Im Hoſpital verſorgen.

(er hält inne.)

Barak! Dort,
Im Aufenthalt des allerhöchſten Elends,
Dort iſt dein König — deine Königinn.
Auch dort nicht ſicher, dort noch in Gefahr,
Erkannt zu werden und getödtet!

Barak.

Gott!

Kalaf.

Mir ließ der Kaiſer dieſe Börſe reichen,
Ein ſchönes Pferd und dieſes Ritterkleid.
Den greiſen Aeltern ſag ich Lebewohl;
Ich gehe, rief ich, mein Geſchick zu ändern,
Wo nicht, dieß traurge Leben zu verlieren!
Was thaten ſie nicht, mich zurück zu halten,
Und da ich ſtandhaft blieb, mich zu begleiten!
Verhüt es Gott, daß ſie von Angſt gequält
Nicht wirklich meinen Spuren nachgefolgt!
Hier bin ich nun, zu Pekin, unerkannt,

Viel hundert Meilen weit von meiner Heimat,
Entſchloſſen komm ich her, dem großen Khan
Vom Lande China als Soldat zu dienen,
Ob mir vielleicht die Sterne günſtig ſind,
Durch tapfre That mein Schickſal zu verbeſſern.
— Ich weiß nicht, welche Feſtlichkeit die Stadt
Mit Fremden füllt, daß kein Karvanſerai
Mich aufnahm — dort in jener ſchlechten Hütte
Gab eine Frau aus gutem Herzen mir
Herberge.

Barak.

Prinz, das iſt mein Weib.

Kalaf.

Dein Weib?
Preiſe dein Glück, daß es ein fühlend Herz
Zur Gattinn dir gegeben!

(er reicht ihm die Hand)

Jetzt leb wohl.
Ich geh zur Stadt. Mich treibts, die Feſtlichkeit
Zu ſehn, die ſo viel Menſchen dort verſammelt.
Dann zeig ich mich dem großen Khan und bitt'
Ihn um die Gunſt, in ſeinem Heer zu dienen.

(er will fort. Barak hält ihn zurück.)

Barak.

Bleibt Prinz! Wo wollt ihr hin? — Mögt ihr das Aug'
An einem grauſenvollen Schauſpiel weiden?
O wiſſet edler Prinz — ihr kamt hieher
Auf einen Schauplatz unerhörter Thaten.

Kalaf.

Wie ſo? Was meinſt du?

Barak.

Wie, ihr wißt es nicht,
Daß Turandot, des Kaiſers einzge Tochter,
Das ganze Reich in Leid verſenkt und Thränen?

Kalaf.

Ja, ſchon vor längſt im Karazanenland
Hört' ich dergleichen — und die Rede gieng,
Es ſey der Prinz des Königs Keicobad
Auf eine ſeltſam jammervolle Art
Zu Peckin umgekommen — Eben dieß
Hab' jenes Kriegesfeuer angeflammt,
Das mit dem Falle ſeines Reichs geendigt.
Doch manches glaubt und ſchwatzt ein dummer Pöbel,
Worüber der Verſtändge lacht — darum
Sag an, wie ſichs verhält mit dieſer Sache?

Barak.

Des Großkhans einzge Tochter, Turandot,
Durch ihren Geiſt berühmt und ihre Schönheit,
Die keines Mahlers Pinſel noch erreicht,
Wie viele Bildniſſe von ihr auch in der Welt
Herumgehn, hegt ſo übermüthgen Sinn,
So großen Abſcheu vor der Ehe Banden,
Daß ſich die größten Könige umſonſt
Um ihre Hand bemüht —

Kalaf.

Das alte Mährchen

Vernahm ich ſchon am Hofe Keicobads
Und lachte drob — Doch fahre weiter fort.

Barak.

Es iſt kein Mährchen. Oft ſchon wollte ſie
Der Khan, als einzge Erbinn ſeines Reichs,
Mit Söhnen großer Könige vermählen,
Stets widerſetzte ſich die ſtolze Tochter,
Und ach zu blind iſt ſeine Vaterliebe,
Als daß er Zwang zu brauchen ſich erkühnte.
Viel ſchwere Kriege ſchon erregte ſie
Dem Vater, und obgleich noch immer Sieger
In jedem Kampf, ſo iſt er doch ein Greis,
Und unbeerbt wankt er dem Grabe zu.
Drum ſprach er einsmals ernſt und wohlbedächtlich
Zu ihr die ſtrengen Worte: Störrig Kind!
Entſchließe dich einmal dich zu vermählen,
Wo nicht, ſo ſinn' ein ander Mittel aus,
Dem Reich die ewgen Kriege zu erſparen;
Denn ich bin alt, zu viele Könige ſchon
Hab ich zu Feinden, die dein Stolz verſchmähte.
Drum nenne mir ein Mittel, wie ich mich
Der wiederholten Werbungen erwehre,
Und leb hernach und ſtirb wie dirs gefällt —
Erſchüttert ward von dieſem ernſten Wort
Die Stolze, rang umſonſt ſich loszuwinden,
Die Kunſt der Thränen und der Bitten Macht
Erſchöpfte ſie, den Vater zu bewegen,
Doch unerbittlich blieb der Khan — Zuletzt

Verlangt ſie von dem unglückſelgen Vater,
Verlangt — Hört, was die Furie verlangte!

Kalaf.

Ich habs gehört. Das abgeſchmackte Mährchen
Hab ich ſchon oft belacht — Hör ob ichs weiß!
Sie fodert ein Edikt von ihrem Vater,
Daß jedem Prinzen königlichen Stamms
Vergönnt ſeyn ſoll', um ihre Hand zu werben.
Doch dieſes ſollte die Bedingung ſeyn:
Im öffentlichen Divan, vor dem Kaiſer
Und ſeinen Räthen allen wollte ſie
Drey Räthſel ihm vorlegen. Lößte ſie
Der Freyer auf, ſo mög er ihre Hand
Und mit derſelben Kron und Reich empfangen.
Lößt' er ſie *nicht*, ſo ſoll der Kaiſer ſich
Durch einen heilgen Schwur auf ſeine Götter
Verpflichten, den Unglücklichen enthaupten
Zu laſſen. — Sprich, iſts nicht ſo? Nun vollende
Dein Mährchen, wenn du's kannſt für langer Weile.

Barak.

Mein Mährchen? Wollte Gott! — Der Kaiſer zwar
Empört ſich erſt dagegen, doch die Schlange
Verſtand es, bald mit Schmeichelbitten, bald
Mit liſtiger Redekunſt das furchtbare
Geſetz dem ſchwachen Alten zu entlocken.
Was iſts dann auch? ſprach ſie mit arger Liſt,
Kein Prinz der Erde wird ſo thöricht ſeyn,
In ſolchem blutgen Spiel ſein Haupt zu wagen!

Der

Der Freyer Schwarm zieht ſich geſchreckt zurück,
Ich werd in Frieden leben. Wagt' es dennoch
Ein Raſender, ſo iſts auf ſeine eigne
Gefahr, und meinen Vater trift kein Tadel,
Wenn er ein heiliges Geſetz vollzieht! —
Beſchworen ward das unnatürliche
Geſetz und kund gemacht in allen Landen.
(da Kalaf den Kopf ſchüttelt)
— Ich wünſchte, daß ich Mährchen nur erzählte,
Und ſagen dürfte: alles war ein Traum!

Kalaf.

Weil du's erzählſt, ſo glaub ich das Geſetz.
Doch ſicher war kein Prinz wahnſinnig gnug,
Sein Haupt daran zu ſetzen.

Barak (zeigt nach dem Stadtthor).

Sehet Prinz!
Die Köpfe alle, die dort auf den Thoren
Zu ſehen ſind, gehörten Prinzen an,
Die toll genug das Abentheuer wagten,
Und kläglich ihren Untergang drinn fanden,
Weil ſie die Räthſel dieſer Sphinx zu löſen
Nicht fähig waren.

Kalaf.

Grauſenvoller Anblick!
Und lebt ein ſolcher Thor, der ſeinen Kopf
Wagt, um ein Ungeheuer zu beſitzen!

Barak.

Nein! Sagt das nicht. Wer nur ihr Konterfey

Erblickt, das man ſich zeigt in allen Ländern,
Fühlt ſich bewegt von ſolcher Zaubermacht,
Daß er ſich blind dem Tod entgegen ſtürzt,
Das Göttergleiche Urbild zu beſitzen.

Kalaf.

Irgend ein Geck.

Barak.

Nein wahrlich! Auch der Klügſte.
Heut iſt der Zulauf hier, weil man den Prinzen
Von Samarkanda, den verſtändigſten
Den je die Welt geſehn, enthaupten wird.
Der Khan beſeufzt die fürchterliche Pflicht,
Doch ungerührt frohlockt die ſtolze Schöne.
(Man hört in der Ferne den Schall von gedämpften Trommeln.)
Hört! Hört ihr! dieſer dumpfe Trommelklang
Verkündet, daß der Todesſtreich geſchieht;
Ihn nicht zu ſehen, wich ich aus der Stadt.

Kalaf.

Barak, du ſagſt mir unerhörte Dinge.
Was? Konnte die Natur ein weibliches
Geſchöpf wie dieſe Turandot erzeugen,
So ganz an Liebe leer und Menſchlichkeit?

Barak.

Mein Weib hat eine Tochter, die im Harem
Als Sclavinn dient, und uns unglaubliches
Von ihrer ſchönen Königinn berichtet.
Ein Tiger iſt ſie, dieſe Turandot,
Doch gegen Männer nur, die um ſie werben.

Sonſt iſt ſie gütig gegen alle Welt,
Stolz iſt das einzge Laſter, das ſie ſchändet.

Kalaf.

Zur Hölle, in den tiefſten Schlund hinab,
Mit dieſen Ungeheuern der Natur,
Die kalt und herzlos nur ſich ſelber lieben!
Wär ich ihr Vater, Flammen ſollten ſie
Verzehren.

Barak.

Hier kommt Iſmael, der Freund
Des Prinzen, der ſein Leben jetzt verloren.
Er kommt voll Thränen — Iſmael!

Zweyter Auftritt.

Iſmael zu den Vorigen.

Iſmael.

(reicht dem Barak die Hand, heftig weinend)

Er hat
Gelebt — Der Streich des Todes iſt gefallen.
Ach! Warum fiel er nicht auf dieſes Haupt!

Barak.

Barmherzger Himmel! — Doch warum ließt ihr
Geſchehn, daß er im Divan der Gefahr
Sich blos geſtellt?

Iſmael.

Mein Unglück braucht noch Vorwurf.

Gewarnt hab ich, beſchworen und gefleht,
Wie es mein Herz, wies meine Pflicht mich lehrte,
Umſonſt! Des Freundes Stimme wurde nicht
Gehört, die Macht der Götter riß ihn fort.

Barak.

Beruhigt euch.

Iſmael.

Beruhigen. Niemals! Niemals!
Ich hab ihn ſterben ſehen. Sein Gefährte
War ich in ſeinem letzten Augenblick,
Und ſeine Abſchiedsworte gruben ſich
Wie ſpitzge Dolche mir ins tiefſte Herz.
„Weine nicht, ſprach er. Gern und freudig ſterb ich,
„Da ich die Liebſte nicht beſitzen kann.
„Mag es mein theurer Vater mir vergeben,
„Daß ich ohn Abſchied von ihm gieng. Ach, nie
„Hätt er die Todesreiſe mir geſtattet!
„Zeig ihm dieß Bildniß!
(er zieht ein kleines Portrait an einem Band aus dem Buſen.)
„Wenn er dieſe Schönheit
„Erblickt, wird er den Sohn entſchuldigen.“
Und an die Lippen drückt' er jetzt, lautſchluchzend,
Mit heftigen Küſſen dieß verhaßte Bild,
Als könnt er, ſterbend ſelbſt, nicht davon ſcheiden;
Drauf kniet' er nieder, und — mit einem Streich —
Noch zittert mir das Mark in den Gebeinen —
Sah ich Blut ſpritzen, ſah den Rumpf hinfallen,
Und hoch in Henkers Hand das theure Haupt,

Entſetzt und troſtlos riß ich mich von dannen.
(Wirft das Bild in heftigem Unwillen auf den Boden.)
Verhaßtes, ewig fluchenswerthes Bild!
Liege du hier, zertreten, in dem Staub!
Könnt ich ſie ſelbſt, die Tigerherzige,
Mit dieſem Fußtritt ſo wie dich zermalmen!
Daß ich dich meinem König überbrächte!
Nein, mich ſoll Samarkand nicht wieder ſehn.
In eine Wüſte will ich fliehn, und dort
Wo mich kein menſchlich Ohr vernimmt, auf ewig
Um meinen vielgeliebten Prinzen weinen.
(geht ab.)

Dritter Auftritt.

Kalaf und Barak.

Barak (nach einer Pauſe).

Prinz Kalaf, habt ihrs nun gehört?

Kalaf.

Ich ſtehe
Ganz voll Verwirrung, Schrecken und Erſtaunen.
Wie aber mag dieß unbeſeelte Bild,
Das Werk des Mahlers, ſolchen Zauber wirken?
(er will das Bildniß von der Erde nehmen.)

Barak.

(eilt auf ihn zu und hält ihn zurück.)
Was macht ihr! — Große Götter!

Kalaf (lächelnd).

Nun! Ein Bildniß
Nehm ich vom Boden auf. Ich will ſie doch
Betrachten, dieſe mörderiſche Schönheit.

(greift nach dem Bildniß, und hebt es von der Erde auf.)

Barak (ihn haltend).

Euch wäre beſſer, der Meduſa Haupt,
Als dieſe tödliche Geſtalt zu ſehn.
Weg! Weg damit! Ich kann es nicht geſtatten.

Kalaf.

Du biſt nicht klug. Wenn du ſo ſchwach dich fühlſt,
Ich bin es nicht. Des Weibes Reiz hat nie
Mein Aug gerührt, auch nur auf Augenblicke,
Viel weniger mein Herz beſiegt. Und was
Lebendge Schönheit nie bey mir vermocht,
Das ſollten todte Pinſelſtriche wirken?
Unnütze Sorgfalt, Barak — Mir liegt andres
Am Herzen als der Liebe Narrenſpiel.

(will das Bildniß anſchauen.)

Barak.

Dennoch mein Prinz — Ich warn' euch — Thut es nicht.

Kalaf (ungeduldig).

Zum Henker Einfalt. Du beleidigſt mich.

(ſtößt ihn zurück, ſieht das Bild an, und geräth in Erſtaunen. Nach einer Pauſe.)

Was ſeh ich!

Barak (ringt verzweifelnd die Hände).

Weh mir! Welches Unglück!

Kalaf (faßt ihn lebhaft bey der Hand).

Barak!

(will reden, ſieht aber wieder auf das Bild, und betrachtet es mit Entzücken.)

Barak (vor ſich).

Seyd Zeugen Götter — Ich, ich bin nicht ſchuld,
Ich hab es nicht verhindern können.

Kalaf.

Barak!
— In dieſen holden Augen, dieſer ſüſſen
Geſtalt, in dieſen ſanften Zügen kann
Das harte Herz, wovon du ſprichſt, nicht wohnen!

Barak.

Unglücklicher was hör ich? Schöner noch
Unendlichmal, als dieſes Bildniß zeigt,
Iſt Turandot, ſie ſelbſt! Nie hat die Kunſt
Des Pinſels ihren ganzen Reiz erreicht,
Doch ihres Herzens Stolz und Grauſamkeit
Kann keine Sprache, keine Zunge nennen.
O werft es von euch, dieß unſelige
Verwünſchte Bildniß! Euer Auge ſauge
Kein tödlich Gift aus dieſer Mordgeſtalt!

Kalaf.

Hinweg! Vergebens ſuchſt du mich zu ſchrecken!
— Himmliſche Anmuth! Warme glühende Lippen!
Augen der Liebesgöttinn! Welcher Himmel,
Die Fülle dieſer Reize zu beſitzen!

(er ſteht in den Anblick des Bildes verloren, plötzlich wendet er ſich zu Barak, und ergreift ſeine Hand.)

Barak! Verrath mich nicht — Jetzt oder nie!
Dieß iſt der Augenblick, mein Glück zu wagen.
Wozu dieß Leben ſparen, das ich haſſe?
— Ich muß auf Einen Zug die ſchönſte Frau
Der Erde und ein Kaiſerthum mit ihr
Gewinnen, oder dieß verhaßte Leben
Auf Einen Zug verlieren — Schönſtes Werk!
Pfand meines Glück und meine ſüße Hofnung!
Ein neues Opfer iſt für dich bereit,
Und drängt ſich wagend zu der furchtbarn Probe.
Sey gütig gegen mich — Doch Barak ſprich!
Ich werde doch im Divan, eh ich ſterbe,
Das Urbild ſelbſt von dieſen Reizen ſehn?

(Indem ſieht man die fürchterliche Larve eines Nachrichters ſich über dem Stadtthor erheben, und einen neuen Kopf über demſelben aufpflanzen — der vorige Schall verſtimmter Trommeln begleitet dieſe Handlung.)

Barak.

Ach ſehet! ſehet theurer Prinz und ſchaudert!
Dieß iſt das Haupt des unglückſeligen Jünglings —
Wie es euch anſtarrt! Und dieſelben Hände,
Die es dort aufgepflanzt, erwarten euch.
O kehret um! kehrt um! Nicht möglich iſts,
Die Räthſel dieſer Löwinn aufzulöſen.
Ich ſeh im Geiſt ſchon euer theures Haupt,
Ein Warnungszeichen allen Jünglingen,
In dieſer furchtbarn Reihe ſich erheben.

Kalaf.

(hat das aufgeſteckte Haupt mit Nachdenken und Rührung betrachtet.)

Verlorner Jüngling! Welche dunkle Macht
Reißt mich geheimnißvoll, unwiderſtehlich
Hinauf in deine tödliche Geſellſchaft?

(er bleibt nachſinnend ſtehen, dann wendet er ſich zu Barak)

— Wozu die Thränen Barak? Haſt du mich
Nicht einmal ſchon für todt beweint? Komm! Komm!
Entdecke keiner Seele, wer ich bin.
Vielleicht — Wer weiß, ob nicht der Himmel, ſatt
Mich zu verfolgen, mein Beginnen ſegnet,
Und meinen armen Eltern Troſt verleiht.
Wo nicht — Was hat ein Elender zu wagen?
Für deine Liebe will ich dankbar ſeyn,
Wenn ich die Räthſel löſe — Lebe wohl!

(er will gehen, Barak hält ihn zurück, unterdeſſen kommt Skirina Baraks Weib aus dem Hauſe.)

Barak.

Nein, nimmermehr! Komm mir zu Hülfe Frau!
Laß ihn nicht weg — Er geht, er iſt verloren,
Der theure Fremdling geht, er will es wagen,
Die Räthſel dieſer Furie zu löſen.

Vierter Auftritt.

Skirina zu den Vorigen.

Skirina (tritt ihm in den Weg.)
O weh! Was hör ich? Seyd ihr nicht mein Gaſt?
Was treibt den zarten Jüngling in den Tod?

Kalaf.
Hier gute Mutter! Dieſes Götterbild
Ruft mich zu meinem Schickſal.
(zeigt ihr das Bildniß.)

Skirina.
Wehe mir!
Wie kam das höll'ſche Bild in ſeine Hand?

Barak.
Durch bloßen Zufall.

Kalaf (tritt zwiſchen beide).
Haſſan! gute Frau!
Zum Dank für eure Gaſtfreundſchaft, behaltet
Mein Pferd, auch dieſe Börſe nehmet hin,
Sie iſt mein ganzer Reichthum — Ich — ich brauche
Fortan nichts weiter — denn ich komm' entweder
Reich wie ein Kaiſer, oder — *nie* zurück!
— Wollt ihr, ſo opfert einen Theil davon
Den ewgen Göttern, theilt den Armen aus,
Damit ſie Glück auf mich herab erflehen;
Lebt wohl — Ich muß in mein Verhängniß gehen!
(er eilt in die Stadt.)

Fünfter Auftritt.

Barak und Skirina.

Barak (will ihm folgen).
Mein Herr! Mein armer Herr! Umſonſt! Er geht!
Er hört mich nicht.

Skirina (neugierig).
Dein Herr? Du kennſt ihn alſo?
O ſprich, wer iſt der edelherzge Fremdling,
Der ſich dem Tode weiht.

Barak.
Laß dieſe Neugier.
Er iſt gebohren mit ſo hohem Geiſt,
Daß ich nicht ganz an dem Erfolg verzweifle.
— Komm, Skirina. All dieſes Gold laß uns,
Und alles, was wir eigenes beſitzen,
Dem Fohi opfern und den Armen ſpenden,
Gebete ſollen ſie für ihn gen Himmel ſenden,
Und ſollen wund ſich knien an den Altären,
Bis die erweichten Götter ſie erhören!
(ſie gehen nach ihrem Hauſe.)

Zweyter Aufzug.

Großer Saal des Divans mit zwey Pforten, davon die eine zu den Zimmern des Kaiſers, die andere ins Serail der Prinzeſſinn Turandot führt.

Erſter Auftritt.

Truffaldin als Anführer der Verſchnittenen ſteht gravitätiſch in der Mitte der Scene, und befiehlt ſeinen Schwarzen, welche beſchäftigt ſind, den Saal in Ordnung zu bringen. Bald darauf Brigella.

Truffaldin.

Friſch an das Werk! Rührt euch! Gleich wird der Divan
Beyſammen ſeyn. — Die Teppiche gelegt,
Die Throne aufgerichtet. Hier zur Rechten
Kommt kaiſerliche Majeſtät, links meine
Scharmante Hoheit, die Prinzeß zu ſitzen!

Brigella.

(kommt und ſieht ſich verwundernd um).

Mein! Sagt mir Truffaldin, was giebts denn Neues,
Daß man den Divan ſchmückt in ſolcher Eile?

Truffaldin.

(ohne auf ihn zu hören, zu den Schwarzen)

Acht Seſſel dorthin für die Herrn Doctoren!
Sie haben hier zwar nicht viel zu dociren,
Doch müſſen ſie, weils was Gelehrtes giebt,
Mit ihren langen Bärten figuriren.

Brigella.

So redet doch! Warum, wozu das alles?

Truffaldin.

Warum? Wozu? Weil ſich die Majeſtät
Und meine ſchöne Königinn, mit ſamt
Den acht Doctoren und den Exzellenzen,
Sogleich im Divan hier verſammeln werden.
'S hat ſich ein neuer friſcher Prinz gemeldet,
Dem jückt, um einen Kopf ſich zu verkürzen.

Brigella.

Was? Nicht drey Stunden ſinds, daß man den letzten
Hat abgethan —

Truffaldin.

Ja Gott ſey Dank. Es geht
Von ſtatten, die Geſchäfte gehen gut.

Brigella.

Und dabey könnt ihr ſcherzen, roher Kerl!
Euch freut wohl das barbariſche Gemetzel?

Truffaldin.

Warum ſoll michs nicht freuen? Sezt doch immer
Für meinen Schnabel was, wenn ſo ein neuer
Die große Reiſe macht — denn jedesmal

Daß meine Hoheit an der Hochzeitklippe
Vorbeyſchifft, giebts im Harem Hochzeitkuchen.
Das iſt einmal der Brauch, wir thuns nicht anders,
So viele Köpfe, ſo viel Feyertage!

Brigella.

Das ſind mir heilloſe niederträchtige
Geſinnungen, ſo ſchwarz wie eure Larve.
Man ſiehts euch an, daß ihr ein Halbmann ſeyd,
Ein ſchmutziger Eunuch! — Ein Menſch, ich meine
Einer, der ganz iſt, hat ein menſchlich Herz
Im Leib, und fühlt Erbarmen.

Truffaldin.

Was! Erbarmen!
Es heißt kein Menſch die Prinzen ihren Hals
Nach Peckin tragen, niemand ruft ſie her.
Sind ſie freywillig ſolche Tollhausnarren,
Mögen ſies haben! Auf dem Stadtthor ſtehts
Mit blutgen Köpfen leſerlich geſchrieben,
Was hier zu hohlen iſt — Wir nehmen keinem
Den Kopf, der einen mitgebracht. Der hat
Ihn ſchon verloren, längſt, der hier ſetzt!

Brigella.

Ein ſaubrer Einfall, den galanten Prinzen,
Die ihr die Ehr anthun und um ſie werben,
Drey Räthſel aufzugeben, und wenns einer
Nicht auf der Stelle trift, ihn abzuſchlachten!

Truffaldin.

Mit nichten Freund! Das iſt ein prächtiger

Erzellenter Einfall! — Werben kann ein jeder,
Es iſt nichts leichter als aufs Freyen reiſen.
Man lebt auf fremde Koſten, thut ſich gütlich,
Legt ſich dem künft'gen Schwäher in das Haus,
Und mancher jüngre Sohn und Krippenreiter,
Der alle ſeine Staaten mit ſich führt
Im Mantelſack, lebt blos vom Körbeholen.
Es war nicht anders hier, als wie ein großes
Wirthshaus von Prinzen und von Abentheurern,
Die um die reiche Kaiſertochter freyten,
Dann auch der ſchlechteſte dünkt ſich gut genug,
Die Hände nach der ſchönſten auszuſtrecken.
Es war wie eine Freycomödie,
Wo alles kommt, bis meine Königinn
Auf den ſcharmanten Einfall kam, das Haus
In vier und zwanzig Stunden rein zu machen.
— Eine andre hätte ihre Liebeswerber
Auf blutig ſchwere Abentheuer aus
Geſendet, ſich mit Rieſen 'rum zu ſchlagen,
Dem Schach zu Babel, wenn er Tafel hält,
Drey-Backenzähne höflich auszuziehen,
Das tanzende Waſſer und den ſingenden Baum
Zu hohlen, und den Vogel welcher redet —
Nichts von dem allen! Räthſel haben ihr
Beliebt! Drey zierlich wohlgeſetzte Fragen!
Man kann dabey bequem und ſäuberlich
In warmer Stube ſitzen und kein Schuh
Wird naß! Der Degen kommt nicht aus der Scheide,

Der Witz, der Scharfſinn aber muß heraus.
— Brigella, die verſtehts! die hats gefunden,
Wie man die Narren ſich vom Leibe hält!

Brigella.

'S kann einer ein rechtſchaffner Kavalier
Und Ehmann ſeyn, und doch die ſpitzgen Dinger,
Die Räthſel juſt nicht handzuhaben wiſſen.

Truffaldin.

Da ſiehſt du Kamerad, wie gut und ehrlich
Es die Prinzeß mit ihren Freier meint,
Daß ſie die Räthſel vor der Hochzeit aufgiebt.
Nachher wärs noch viel ſchlimmer. Lößt er ſie
Jetzt nicht, ei nun, ſo kommt er ſchnell und kurz
Mit einem friſchen Gnadenhieb davon.
Doch wer die ſtachelichten Räthſel nicht
Auflößt, die ſeine Frau ihm in der Eh
Aufgiebt, der iſt verleſen und verlohren!

Brigella.

Ihr ſeyd ein Narr, mit euch iſt nicht zu reden.
— So mögens denn meinetwegen Räthſel ſeyn,
Wenn ſie einmal die Wuth hat, ihren Witz
Zu zeigen — Aber muß ſie denn die Prinzen
Juſt köpfen laſſen, die nicht ſinnreich gnug
Für ihre Räthſel ſind — Das iſt ja ganz
Barbariſch, raſend toll und unvernünftig.
Wo hat man je gehört, daß man den Leuten
Den Hals abſchneidet, weil ſie ſchwer begreifen?

Truffaldin.

Und wie, du Schaafskopf, will ſie ſich der Narren
Erwehren, die ſich klug zu ſeyn bedünken,
Wenn weiter nichts dabey zu wagen iſt,
Als einmal ſich im Divan zu beſchimpfen.
Auf die Gefahr hin, ſich zu proſtituiren,
Mit heiler Haut läuft jeder auf dem Eis.
Wer fürchtet ſich vor Räthſeln? Räthſel ſinds
Gerad, was man fürs Leben gern mag hören.
Das hieß den Köder ſtatt des Popanz's brauchen.
Und wäre man auch wegen der Prinzeſſinn
Und ihres vielen Gelds daheim geblieben,
So würde man der Räthſel wegen kommen.
Denn jedem iſt ſein Scharfſinn und ſein Witz
Am Ende lieber als die ſchönſte Frau!

Brigella.

Was aber kommt bey dieſem ganzen Spiel
Heraus, als daß ſie ſitzen bleibt? Kein Mann
Der ſeine Ruh liebt und bey Sinnen iſt,
Wird ſo ein ſpitzges Nadelkäſſen nehmen.

Truffaldin.

Das große Unglück keinen Mann zu kriegen!

(Man hört einen Marſch in der Ferne.)

Brigella.

Der Kaiſer kommt!

Truffaldin.

Marſch ihr in eure Küche!
Ich gehe, meine Hoheit herzuhohlen.

(gehen ab zu verſchiedenen Seiten.)

Zweyter Auftritt.

Ein Zug von Soldaten und Spielleuten. Darauf acht Doctoren pedantiſch herausſtaffiert, alsdann Pantalon und Tartaglia, beide in Charaktermasken. Zuletzt der Großkhan Altoum, in chineſiſchem Geſchmack mit einiger Uebertreibung gekleidet. Pantalon und Tartaglia ſtellen ſich dem kaiſerlichen Thron gegenüber, die acht Doctoren in den Hintergrund, das übrige Gefolge auf die Seite wo der kaiſerliche Thron iſt. Beym Eintritt des Kaiſers werfen ſich alle mit ihren Stirnen auf die Erde und verharren in dieſer Stellung, bis er den Thron beſtiegen hat. Die Doctoren nehmen auf ihren Stühlen Platz. Auf einen Wink, den Pantalon giebt, ſchweigt der Marſch.

Altoum.

Wann, treue Diener, wird mein Jammer enden?
Kaum iſt der edle Prinz von Samarkand
Begraben, unſre Thränen fließen noch,
Und ſchon ein neues Todesopfer naht,
Mein blutend Herz von neuem zu verwunden.
Grauſame Tochter! Mir zur Qual gebohren!

Was hilfts, daß ich den Augenblick verfluche,
Da ich auf das barbariſche Geſetz
Dem furchtbaren Fohi den Schwur gethan.
Nicht brechen darf ich meinen Schwur, nicht rühren
Läßt ſich die Tochter, nicht zu ſchrecken ſind ·
Die Freyer! Nirgends Rath in meinem Unglück!

Pantalon.

Rath, Majeſtät? Hat ſich da was zu rathen!
Bey mir zu Hauſe, in der Chriſten Land,
In meiner lieben Vaterſtadt Venedig,
Schwört man auf ſolche Mordgeſetze nicht,
Man weiß nichts von närriſchen Mandaten.
Da hat man gar kein Beyſpiel und Exempel,
Daß ſich die Herrn in Bilderchen vergafft,
Und ihren Hals gewagt für ihre Mädchen.
Kein Frauensmenſch bey uns gebohren wird,
Wie Dame Kieſelſtein, die alle Männer
Verſchworen hätte — Gott ſoll uns bewahren!
Das fiel uns auch im Traum nicht ein. Als ich
Daheim noch war, in meinen jungen Jahren,
Eh mich die Ehrenſache, wie ihr wißt,
Von Hauſe trieb, und meine guten Sterne
An meines Kaiſers Hof hieher geführt,
Wo ich als Kanzler mich jetzt wohl befinde,
Da wußt ich nichts von China, als es ſey
Ein treflichs Pulver gegen's kalte Fieber.
Und jetzt erſtaun ich über alle Maaßen,
Daß ich ſo kuriöſe Bräuche hier

Vorfinde, ſo kurioſe Schwüre und Geſetze,
Und ſo kurioſe Fraun und Herrn.
Erzähl' ich in Europa dieſe Sachen,
Sie würden mir unter die Naſe lachen.

Altoum.

Tartaglia, habt ihr den neuen Wagehals
Beſucht?

Tartaglia.

Ja Majeſtät. Er hat den Flügel
Des Kaiſerſchloſſes inn, den man gewöhnlich
Den fremden Prinzen anzuweiſen pflegt.
Ich bin entzückt von ſeiner angenehmen
Geſtalt und ſeinen prinzlichen Manieren,
'S iſt jammerſchade um das junge Blut,
Daß man es auf die Schlachtbank führen ſoll.
'S Herz bricht mir! Ein ſo angenehmes Prinzchen!
Ich bin verliebt in ihn. Weiß Gott! Ich ſah
In meinem Leben keinen hübſchern Buben!

Altoum.

Unſeliges Geſetz! Verhaßter Schwur!
— Die Opfer ſind dem Fohi doch gebracht,
Daß er dem Unglückſeligen ſein Licht
Verleihe, dieſe Räthſel zu ergründen!
Ach, immer geb ich dieſer Hofnung Raum!

Pantalon.

An Opfern, Majeſtät, ward nichts geſpart.
Dreyhundert fette Ochſen haben wir

Dem Tien dargebracht, dreyhundert Pferde
Der Sonne und dem Mond dreyhundert Schweine.

Altoum.

So ruft ihn denn vor unſer Angeſicht!
(ein Theil des Gefolges entfernt ſich.)
— Man ſuch ihm ſeinen Vorſatz auszureden.
Und ihr, gelehrte Lichter meines Divans,
Kommt mir zu Hülfe, nehmt das Wort für mich,
Laßts nicht an Gründen fehlen, wenn mir ſelbſt
Der Schmerz die Zunge bindet.

Pantalon.

Majeſtät!
Wir werden unſern alten Witz nicht ſparen,
Den wir in langen Jahren eingebracht.
Was hilfts? Wir predigen und ſprechen uns
Die Lungen heiſer, und er läßt ſich eben
Den Hals abſtechen, wie ein welſches Huhn.

Tartaglia.

Mit Eurer Gunſt, Herr Kanzler Pantalon!
Ich habe Scharfſinn und Verſtand bey ihm
Bemerkt, wer weiß! — Ich will nicht ganz verzagen.

Pantalon.

Die Räthſel dieſer Schlange ſollt er löſen?
Nein! Nimmermehr!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Kalaf (von einer Wache begleitet. Er kniet vor dem Kaiſer nieder, die Hand auf der Stirn.)

Altoum.

(nachdem er ihn eine Zeitlang betrachtet.)

Steh auf, unkluger Jüngling.

(Kalaf ſteht auf und ſtellt ſich mit edelm Anſtand in die Mitte des Divans.)

— Die reizende Geſtalt! der edle Anſtand!
Wie mirs ans Herz greift! — Sprich Unglücklicher.
Wer biſt du? Welches Land gab dir das Leben?

Kalaf.

(ſchweigt einen Augenblick verlegen, dann mit einer edeln Verbeugung.)

Monarch, vergönne, daß ich meinen Nahmen
Verſchweige.

Altoum.

Wie? Mit welcher Stirn darfſt du,
Ein unbekannter Fremdling nahmenlos,
Um unſre kaiſerliche Tochter werben?

Kalaf.

Ich bin von königlichem Blut, ein Prinz, gebohren.
Verhängt der Himmel meinen Tod, ſo ſoll
Mein Nahme, mein Geſchlecht, mein Vaterland
Kund werden, eh ich ſterbe, daß die Welt
Erfahre, nicht unwürdig hab ich mich
Des Bundes angemaßt mit deiner Tochter.

Für jetzt geruhe meines Kaiſers Gnade
Mich unerkannt zu laſſen.

Altoum.

Welcher Adel
In ſeinen Worten! Wie beklag ich ihn!
— Doch wie, wenn du die Räthſel nun gelößt,
Und nicht von würdger Herkunft —

Kalaf.

Das Geſetz,
Monarch, iſt nur für Könige geſchrieben.
Verleihe mir der Himmel daß ich ſiege,
Und dann, wenn ich unköniglichen Stamms
Erfunden werde, ſoll mein fallend Haupt
Die Schuld der kühnen Anmaßung bezahlen;
Und unbeerdigt liege mein Gebein,
Der Krähen Beute und der wilden Thiere.
Schon eine Seele lebt in dieſer Stadt,
Die meinen Stand und Nahmen kann bezeugen.
Für jetzt geruhe meines Kaiſers Gnade
Mich unerkannt zu laſſen.

Altoum.

Wohl! Es ſey!
Dem Adel deiner Mienen, deiner Worte
Holdſelger Jüngling, kann ich Glauben nicht,
Gewährung nicht verſagen — Mögſt auch du
Geneigt ſeyn, einem Kaiſer zu willfahren,
Der hoch von ſeinem Thron herab dich fleht!
Entweiche, o entweiche der Gefahr,

Der du verblendet willſt entgegen ſtürzen,
Steh ab und fodre meines Reiches Hälfte.
So mächtig ſprichts für dich in meiner Bruſt,
Daß ich dir gleichen Theil an meinem Thron
Auch ohne meiner Tochter Hand verſpreche.
O zwinge du mich nicht, Tyrann zu ſeyn.
Schon ſchwer genug drückt mich der Völker Fluch,
Das Blut der Prinzen, die ich hingeopfert,
Drum, wenn das eigne Unglück dich nicht rührt,
Laß meines dich erbarmen! Spare mir
Den Jammer, deine Leiche zu beweinen,
Die Tochter zu verfluchen und mich ſelbſt,
Der die Verderbliche gezeugt, die Plage
Der Welt, die bittre Quelle meiner Thränen!

Kalaf.

Beruhige dich Sire. Der Himmel weiß,
Wie ich im tiefſten Herzen dich beklage.
Nicht wahrlich von ſo mildgeſinntem Vater
Hat Turandot Unmenſchlichkeit geerbt.
Du haſt nicht Schuld, es wäre denn Verbrechen,
Sein Kind zu lieben, und das Götterbild
Das uns bezaubert, und uns ſelbſt entrückt,
Der Welt geſchenkt zu haben — Deine Großmuth
Spar einem Glücklicheren auf. Ich bin
Nicht würdig Sire, dein Reich mit dir zu theilen.
Entweder iſts der Götter Schluß und Rath,
Durch den Beſitz der himmliſchen Prinzeſſin
Mich zu beglücken — oder enden ſoll

Dieß Leben, ohne ſie mir eine Laſt!
Tod oder Turandot. Es giebt kein Drittes.

Pantalon.

Ey ſagt mir liebe Hoheit! Habt ihr auch
Die Köpfe überm Stadtthor wohl beſehn?
Mehr ſag ich nicht. Was Herr! in aller Welt
Treibt euch, aus fernen Landen herzukommen
Und euch friſch weg, wie ihr vom Pferd geſtiegen,
Mir nichts, dir nichts, wie einen Ziegenbock
Abthun zu laſſen? Dame Turandot,
Das ſeyd gewiß, dreht euch drey Räthſelchen,
Daran die ſieben Weiſen Griechenlands
Mit ſamt den ſiebenzig Dollmetſchern ſich
Die Nägel Jahre lang umſonſt zerkauten.
Wir ſelbſt, ſo alte Practici und grau
Geworden übern Büchern, haben Noth,
Das Tiefe dieſer Räthſel zu ergründen.
Es ſind nicht Räthſel aus dem Kinderfreund,
Nicht ſolches Zeug, wie das:
„Wers ſieht, für den iſts nicht beſtellt,
„Wers braucht, der zahlt dafür kein Geld,
„Wers macht, der wills nicht ſelbſt ausfüllen,
„Wers bewohnt, der thut es nicht mit Willen.“
Nein, es ſind Räthſel von dem neueſten Schnitt,
Und ſind verfluchte Nüſſe aufzuknacken.
Und wenn die Antwort nicht zum guten Glück
Auf dem Papier, das man drey Herrn Doctoren
Verſiegelt übergiebt, geſchrieben ſtünde,

Sie möchtens euch mit allem ihrem Witz
In einem Seculum nicht ausſtudiren.
Darum, Herr Milchbart, zieht in Frieden heim.
Ihr jammert mich, ſeyd ein ſo junges Blut,
Und ſchade wärs um eure ſchönen Haare.
Beharrt ihr aber drauf, ſo ſteht ein Rettich
Des Gärtners feſter, Herr, als euer Kopf.

Kalaf.

Ihr ſprecht verlorne Worte, guter Alter.
Tod oder Turandot!

Tartaglia (ſtotternd).

Tu — Turandot!
Zum Henker! Welcher Steifſinn und Verblendung!
Hier ſpielt man nicht um welſche Nüſſe, Herr,
Noch um Kaſtanien — 's iſt um den Kopf
Zu thun — den Kopf — Bedenkt das wohl. Ich will
Sonſt keinen Grund anführen als den Einen.
Er iſt nicht klein — den Kopf! Es gilt den Kopf.
Die Majeſtät höchſtſelbſt, auf ihrem Thron,
Läßt ſich herab, euch väterlich zu warnen
Und abzurathen — dreyhundert Pferde ſind
Der Sonne dargebracht, dreyhundert Ochſen
Dem höchſten Himmelsgott, dreyhundert Kühe
Den Sternen und dem Mond dreyhundert Schweine,
Und ihr ſeyd ſtörrig gnug und undankbar
Das kaiſerliche Herz ſo zu betrüben?
Wär' überall auch keine andre Dame
Mehr in der Welt, als dieſe Turandot,

Bliebs immer doch ein loſer Streich von euch,
Nehmt mirs nicht übel junger Herr. Es iſt
Weiß Gott! die pure Liebe und Erbarmniß,
Die mich ſo frey läßt von der Leber ſprechen.
Den Kopf verlieren! Wißt ihr, was das heißt?
Es iſt nicht möglich —

Kalaf.

So in Wind zu reden!
Ihr habt in Wind geſprochen, alter Meiſter.
Tod oder Turandot!

Altoum.

Nun denn, ſo hab es!
Verderbe *dich*, und *mich* ſtürz in Verzweiflung.
(zu der Wache)
Man geh und rufe meine Tochter her.
(Wache geht hinaus)
Sie kann ſich heut am zweyten Opfer melden.

Kalaf.

(gegen die Thür gewendet, in heftiger Bewegung)
Sie kommt! Ich ſoll ſie ſehen! Ewge Mächte!
Das iſt der große Augenblick! o ſtärket
Mein Herz, daß mich der Anblick nicht verwirre,
Des Geiſtes Helle nicht mit Nacht umgebe,
Ich fürchte keine als der Schönheit Macht,
Ihr Götter! Gebt, daß ich mir ſelbſt nicht fehle!
Ihr ſeht es, meine Seele wankt, Erwartung
Durchzittert mein Gebein und ſchnürt das Herz
Mir in der Bruſt zuſammen. — Weiſe Richter

Des Divans! Richter über meine Tage!
O zeiht mich nicht ſtrafbaren Uebermuths,
Daß ich das Schickſal zu verſuchen wage!
Bedauert mich! Beweint den Unglücksvollen!
Ich habe hier kein Wählen und kein Wollen!
Unwiderſtehlich zwingend reißt es mich
Von hinnen, es iſt mächtiger als ich.

Vierter Auftritt.

Man hört einen Marſch. Truffaldin tritt auf, den Säbel an der Schulter, die Schwarzen hinter ihm; darauf mehrere Sklavinnen, die zu den Trommeln accompagnieren. Nach dieſen Adelma und Zelima, jene in tartariſchem Anzug, beide verſchleiert. Zelima trägt eine Schüſſel mit verſiegelten Papieren. Truffaldin und ſeine Schwarzen werfen ſich im Vorbeygehen vor dem Kaiſer mit der Stirn auf die Erde und ſtehen ſogleich wieder auf, die Sklavinnen knieen nieder mit der Hand auf der Stirn. Zuletzt erſcheint Turandot verſchleiert, in reicher chineſiſcher Kleidung, majeſtätiſch und ſtolz. Die Räthe und Doctoren werfen ſich vor ihr mit dem Angeſicht auf die Erde, Altoum ſteht auf, die Prinzeſſinn macht ihm, die Hand auf der Stirn eine abgemeſſene Verbeugung, ſteigt dann auf ihren Thron und ſetzt ſich, Zelima und Adelma nehmen zu ihren beiden Seiten Platz, und die letztere den Zuſchauern am nächſten. Truffaldin nimmt der Zelima die Schlüſſel ab, und vertheilt unter lächerlichen Zeremonien die Zettel unter die acht Doctoren. Darauf entfernt er ſich mit denſelben Verbeugungen wie am Anfang und der Marſch hört auf.

Turandot.

(nach einer langen Pauſe)

Wer iſts, der ſich aufs neu vermeſſen ſchmeichelt,
Nach ſo viel kläglich warnender Erfahrung,
In meine tiefen Räthſel einzudringen!
Der ſeines eignen Lebens Feind, die Zahl
Der Todesopfer zu vermehren kommt!

Altoum.

(zeigt auf Kalaf, der erſtaunt in der Mitte des Divans ſteht.)

Der iſt es Tochter — würdig wohl iſt ers,
Daß du freywillig zum Gemahl ihn wählteſt,
Ohn' ihn der furchtbarn Probe auszuſetzen,
Und neue Trauer dieſem Land, dem Herzen
Des Vaters neue Stacheln zu bereiten.

Turandot.

(nachdem ſie ihn eine Zeitlang betrachtet, leiſe zur Zelima)

O Himmel! Wie geſchieht mir, Zelima!

Zelima.

Was iſt dir, Königinn?

Turandot.

Noch keiner trat
Im Divan auf, der dieſes Herz zu rühren
Verſtanden hätte. Dieſer weiß die Kunſt.

Zelima.

Drey leichte Räthſel denn und Stolz fahr hin!

Turandot.

Was ſagſt du? Wie Verwegne? Meine Ehre?

Adelma.

(hat während dieſer Reden den Prinzen mit höchſtem Erſtaunen betrachtet, vor ſich.)

Täuſcht mich ein Traum? Was ſeh ich, große Götter!
Er iſts! der ſchöne Jüngling iſts, den ich
Am Hofe meines Vaters Keicobad
Als niedern Knecht geſehn! — Er war ein Prinz!
Ein Königsſohn! Wohl ſagte mirs mein Herz,
O meine Ahnung hat mich nicht betrogen.

Turandot.

Prinz! Noch iſts Zeit. Gebt das verwegene
Beginnen auf. Gebts auf. Weicht aus dem Divan.
Der Himmel weiß, daß jene Zungen lügen,
Die mich der Härte zeihn und Grauſamkeit.
— Ich bin nicht grauſam. Frey nur will ich leben.
Blos keines Andern will ich ſeyn; dieß Recht,
Das auch dem Allerniedrigſten der Menſchen
Im Leib der Mutter anerſchaffen iſt,
Will ich behaupten, eine Kaiſers Tochter.
Ich ſehe durch ganz Aſien das Weib
Erniedrigt, und zum Sclavenjoch verdammt,
Und rächen will ich mein beleidigtes Geſchlecht
An dieſem ſtolzen Männervolke, dem
Kein andrer Vorzug vor dem zärtern Weibe
Als rohe Stärke ward. Zur Waffe gab
Natur mir den erfindenden Verſtand,

Und Scharfſinn, meine Freyheit zu beſchützen. .
— Ich will nun einmal von dem Mann nichts wiſſen,
Ich haß ihn, ich verachte ſeinen Stolz
Und Uebermuth — Nach allem köſtlichen
Streckt er begehrlich ſeine Hände aus,
Was ſeinem Sinn gefällt, will er beſitzen.
Hat die Natur mit Reizen mich geſchmückt,
Mit Geiſt begabt — warum iſts denn das Loos
Des Edeln in der Welt, daß es allein
Des Jägers wilde Jagd nur reizt, wenn das Gemeine
In ſeinem Unwerth ruhig ſich verbirgt?
Muß denn die Schönheit eine Beute ſeyn
Für Einen? Sie iſt frey ſo wie die Sonne,
Die allbeglückende am Himmel,
Der Quell des Lichts, die Freude aller Augen,
Doch keines Sclavinn und Leibeigenthum.

Kalaf.

So hoher Sinn, ſo ſeltner Geiſtesadel
In dieſer göttlichen Geſtalt! Wer darf
Den Jüngling ſchelten, der ſein Leben
Für ſolchen Kampfpreiß freudig ſetzt! — Wagt doch
Der Kaufmann, um geringe Güter, Schiff
Und Mannſchaft an ein wildes Element,
Es jagt der Held dem Schattenbild des Ruhms
Durchs blutge Feld des Todes nach — Und nur
Die Schönheit wär gefahrlos zu erwerben,
Die aller Güter Erſtes, Höchſtes iſt?
Ich alſo zeih euch keiner Grauſamkeit,

Doch nennt auch Ihr den Jüngling nicht verwegen,
Und haßt ihn nicht, weil er mit glühnder Seele
Nach dem Unſchätzbaren zu ſtreben wagt?
Ihr ſelber habt ihm ſeinen Preiß geſetzt,
Womit es zu erkaufen iſt — die Schranken
Sind offen für den Würdigen — Ich bin
Ein Prinz, ich hab ein Leben dran zu wagen.
Kein Leben zwar des Glücks, doch iſts mein Alles,
Und hätt' ichs tauſendmal, ich gäb es hin.

Zelima (leiſe zu Turandot).

Hört ihr Prinzeſſinn? Um der Götter willen!
Drey leichte Räthſel! Er verdients.

Adelma.

Wie edel! Welche Liebenswürdigkeit!
O daß er mein ſeyn könnte! Hätt' ich damals
Gewußt, daß er ein Prinz gebohren ſey,
Als ich der ſüßen Freyheit mich noch freute!
— O welche Liebe flammt in meiner Bruſt,
Seitdem ich ihn mir ebenbürtig weiß.
— Muth, Muth mein Herz. Ich muß ihn noch beſitzen.

(zu Turandot)

Prinzeſſinn! Ihr verwirret euch! Ihr ſchweigt!
Bedenket euren Ruhm! Es gilt die Ehre!

Turandot.

Und Er allein riß mich zum Mitleid hin!
Nein Turandot! Du mußt dich ſelbſt beſiegen.
— Verwegener wohlan! Macht euch bereit!

Altoum.

Altoum.

Prinz, ihr beharrt noch?

Kalaf.

Sire! Ich wiederhol' es.
Tod oder Turandot!

(Pantalon und Tartaglia gebärden ſich ungeduldig.)

Altoum.

So leſe man
Das blutige Mandat. Er hörs und zittre!

(Tartaglia nimmt das Geſetzbuch aus dem Buſen, küßt es, legt es ſich auf die Bruſt, hernach auf die Stirn, dann überreicht ers dem Pantalon.)

Pantalon.

(empfängt das Geſetzbuch, nachdem er ſich mit der Stirn auf die Erde geworfen, ſteht auf und lieſt dann mit lauter Stimme.)

„Es kann ſich jeder Prinz um Turandot bewerben.
„Doch erſt drey Räthſel legt die Königinn ihm vor.
„Lößt er ſie nicht, muß er vom Beile ſterben,
„Und ſchaugetragen wird ſein Haupt auf Pekins Thor.
„Lößt er die Räthſel auf, hat er die Braut gewonnen.
„So lautet das Geſetz, Wir ſchwörens bey der Sonnen.

(Nach geendigter Vorleſung küßt er das Buch, legt es auf die Bruſt und Stirn und überreicht es dem Tartaglia, der ſich mit der Stirn auf die Erde wirft, es empfängt und dem Altoum präſentiert.)

Altoum.

(hebt die rechte Hand empor und legt ſie auf das Buch)

O Blutgeſetz! du meine Qual und Pein!
Ich ſchwörs bey Fohis Haupt, du ſollſt vollzogen ſeyn.

(Tartaglia ſteckt das Buch wieder in den Buſen, es herrſcht eine lange Stille.)

Turandot.

(in declamatoriſchem Ton)

Der Baum, auf dem die Kinder
Der Sterblichen verblühn,
Steinalt, nichts deſto minder
Stets wieder jung und grün.
Er kehrt auf einer Seite
Die Blätter zu dem Licht,
Doch kohlſchwarz iſt die zweyte,
Und ſieht die Sonne nicht.
Er ſetzet neue Ringe
So oft er blühet, an,
Das Alter aller Dinge
Zeigt er den Menſchen an.
In ſeine grüne Rinden
Drückt ſich ein Nahme leicht,
Der nicht mehr iſt zu finden,
Wenn ſie verdorrt und bleicht.
So ſprich kannſt du ergründen,
Was dieſem Baume gleicht?

(ſie ſetzt ſich wieder.)

Kalaf.

(nachdem er eine Zeitlang nachdenkend in die Höhe geſehn, verbeugt er ſich gegen die Prinzeſſinn)

Zu glücklich, Königinn, iſt euer Sclav,
Wenn keine dunklern Räthſel auf ihn warten.
Dieſer alte Baum, der immer ſich erneut,
Auf dem die Menſchen wachſen und verblühen,
Und deſſen Blätter auf der Einen Seite
Die Sonne ſuchen, auf der andern fliehen,
In deſſen Rinde ſich ſo mancher Nahme ſchreibt,
Der nur ſo lang ſie grün iſt, bleibt.
— Er iſt — das Jahr mit ſeinen Tagen und Nächten.

Pantalon (freudig).

Tartaglia! Getroffen!

Tartaglia.

Auf ein Haar!

Doctoren (erbrechen ihre Zettel).

Optime! Optime! Optime! das Jahr, das Jahr, das Jahr, es iſt das Jahr.

(Muſik fällt ein.)

Altoum (freudig).

Der Götter Gnade ſey mit dir, mein Sohn,
Und helfe dir auch durch die andern Räthſel!

Zelima (bey Seite).

O Himmel ſchütz ihn!

Adelma (gegen die Zuſchauer).

Himmel, ſchütz ihn nicht!

Laß nicht geſchehn, daß ihn die Grauſame
Gewinne, und die Liebende verliere!

Turandot (entrüſtet vor ſich).

Er ſollte ſiegen? Mir den Ruhm entreißen?
Nein bey den Göttern!

(zu Kalaf)

Selbſtzufriedner Thor!
Frohlocke nicht zu früh! Merk auf und löſe!

(ſieht wieder auf und fährt in declamatoriſchem Ton fort:)

Kennſt du das Bild auf zartem Grunde,
Es giebt ſich ſelber Licht und Glanz,
Ein andres iſts zu jeder Stunde,
Und immer iſt es friſch und ganz.
Im engſten Raum iſts ausgeführet,
Der kleinſte Rahmen faßt es ein,
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennſt du durch dieſes Bild allein.
Und kannſt du den Cryſtall mir nennen,
Ihm gleicht an Werth kein Edelſtein,
Er leuchtet ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall ſaugt er ein,
Der Himmel ſelbſt iſt abgemahlet
In ſeinem wundervollen Ring,
Und doch iſt, was er von ſich ſtrahlet,
Oft ſchöner, als was er empfing.

Kalaf.

(nach einem kurzen Nachdenken ſich gegen die Prinzeſſinn verbeugend.)

Zürnt nicht, erhabne Schöne, daß ich mich
Erdreiſte, eure Räthſel aufzulöſen.
— Dieß zarte Bild, das in den kleinſten Rahmen
Gefaßt, das Unermeßliche uns zeigt,
Und der Cryſtall, in dem dieß Bild ſich mahlt,
Und der noch ſchönres von ſich ſtrahlt,
Er iſt das Aug, in das die Welt ſich drückt,
Dein Auge iſts, wenn es mir Liebe blickt.

Pantalon.
(ſpringt freudig auf.)
Tartaglia! Mein Seel! Ins ſchwarze Fleck
Geſchoſſen.

Tartaglia.
Mitten hinein, ſo wahr ich lebe!

Doctoren.
(haben die Zettel eröfnet)
Optime! Optime! Optime! Das Auge, das Auge,
Es iſt das Auge.
(Muſik fällt ein.)

Altoum.
Welch unverhofftes Glück! Ihr gütgen Götter!
O laßt ihn auch das letzte Ziel noch treffen!

Zelima (bey Seite).
O wäre dieß das letzte!

Adelma (gegen die Zuſchauer).
Weh mir! Er ſiegt! Er iſt für mich verloren.
(zu Turandot)
Prinzeſſinn, euer Ruhm iſt hin! Könnt ihrs

Ertragen? Eure vorgen Siege alle
Verſchlingt ein einzger Augenblick.

Turandot.

(ſteht auf in heftigem Zorn)

Eh ſoll
Die Welt zu Grunde gehn! Verwegner wiſſe!
Ich haſſe dich nur deſtomehr, je mehr
Du hoffſt, mich zu beſiegen, zu beſitzen.
Erwarte nicht das letzte Räthſel! Flieh!
Weich aus dem Divan! Rette deine Seele!

Kalaf.

Nur euer Haß iſts, angebetete
Prinzeſſinn, was mich ſchreckt und ängſtiget.
Dieß unglückſelge Haupt ſink' in den Staub,
Wenn es nicht werth war, euer Herz zu rühren.

Altoum.

Steh ab geliebter Sohn. Verſuche nicht
Die Götter, die dir zweymal günſtig waren.
Jetzt kannſt du dein gerettet Leben noch,
Gekrönt mit Ehre, aus dem Divan tragen.
Nichts helfen dir zwey Siege, wenn der dritte
Dir, der entſcheidende, mißlingt — je näher
Dem Gipfel, deſto ſchwerer iſt der Fall.
— Und du — laß es genug ſeyn, meine Tochter,
Steh ab, ihm neue Räthſel vorzulegen.
Er hat geleiſtet, was kein andrer Prinz
Vor ihm. Gieb ihm die Hand, er iſt ſie werth,
Und endige die Proben.

(Zelima macht flehende, Adelma drohende Gebärden gegen Turandot.)

Turandot.

Ihm die Hand?
Die Proben ihm erlaſſen? Nein, drey Räthſel
Sagt das Geſetz. Es habe ſeinen Lauf.

Kalaf.

Es habe ſeinen Lauf. Mein Schickſal liegt
In Götterhand. Tod oder Turandot!

Turandot.

Tod alſo! Tod! Hörſt du's?
(Sie ſteht auf, und fährt auf die vorige Art zu declamiren fort)
Wie heißt das Ding, das wenge ſchätzen,
Doch ziert's des gröſten Kaiſers Hand,
Es iſt gemacht, um zu verletzen,
Am nächſten iſts dem Schwerdt verwandt.
Kein Blut vergießts, und macht doch tauſend Wunden,
Niemand beraubts und macht doch reich,
Es hat den Erdkreis überwunden,
Es macht das Leben ſanft und gleich.
Die gröſten Reiche hats gegründet,
Die älſten Städte hats erbaut,
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut.
Fremdling, kannſt du das Ding nicht rathen,
So weich aus dieſen blühenden Staaten!
(Mit den letzten Worten reißt ſie ſich ihren Schleier ab.)

Sieh her und bleibe deiner Sinne Meiſter!
Stirb oder nenne mir das Ding!

Kalaf.

(außer ſich, hält die Hand vor die Augen)

O Himmelsglanz! O Schönheit, die mich blendet!

Altoum.

Gott, er verwirrt ſich, er iſt außer ſich.
Faß dich, mein Sohn! O ſammle deine Sinne!

Zelima (für ſich).

Mir bebt das Herz.

Adelma (gegen die Zuſchauer).

Mein biſt du, theurer Fremdling.
Ich rette dich, die Liebe wird michs lehren.

Pantalon (zu Kalaf).

Um Gottes willen! Nicht den Kopf verloren.
Nehmt euch zuſammen. Herz gefaßt mein Prinz!
O weh, o weh! Ich fürcht', er iſt geliefert.

Tartaglia (gravitätiſch für ſich).

Ließ es die Würde zu, wir giengen ſelbſt zur Küche
Nach einem Eſſigglas.

Turandot.

(hat den Prinzen, der noch immer auſſer Faſſung da ſteht, unverwandt betrachtet.)

Unglücklicher!
Du wollteſt dein Verderben. Hab es nun!

Kalaf.

(hat ſich gefaßt und verbeugt ſich mit einem ruhigen Lächeln gegen Turandot)

Nur eure Schönheit, himmliſche Prinzeſſinn,
Die mich auf einmal überraſchend, blendend,
Umleuchtete, hat mir auf Augenblicke
Den Sinn geraubt. Ich bin nicht überwunden.
Dieß Ding von Eiſen, das nur wenge ſchätzen,
Das Chinas Kaiſer ſelbſt in ſeiner Hand
Zu Ehren bringt am erſten Tag des Jahrs,
Dies Werkzeug, das unſchuldger als das Schwert
Dem frommen Fleiß den Erdkreis unterworfen —
Wer träte aus den öden wüſten Steppen
Der Tartarey, wo nur der Jäger ſchwärmt,
Der Hirte weidet, in dieß blühende Land,
Und ſähe rings die Saatgefilde grünen,
Und hundert volkbelebte Städte ſteigen,
Von friedlichen Geſetzen ſtill beglückt,
Und ehrte nicht das köſtliche Geräthe,
Das allen dieſen Segen ſchuf — den Pflug?

Pantalon.

O ſey gebenedeit! Laß dich umhalſen.
Ich halte mich nicht mehr für Freud und Jubel.

Tartaglia.

Gott ſegne Eure Majeſtät. Es iſt
Vorbey und aller Jammer hat ein Ende.

Doctoren (haben die Zettel geöfnet).

Der Pflug! Der Pflug! Es iſt der Pflug!
(alle Inſtrumente fallen ein mit großem Geräuſch. Turandot iſt
auf ihrem Thron in Ohnmacht geſunken.)

Zelima (um Turandot beſchäftigt).

Blickt auf Prinzeſſinn! Faſſet euch. Der Sieg
Iſt ſein, der ſchöne Prinz hat überwunden.

Adelma (an die Zuſchauer).

Der Sieg iſt ſein! er iſt für mich verloren.
— Nein, nicht verloren! Hoffe noch, mein Herz!

(Altoum iſt voll Freude, bedient von Pantalon und Tartaglia vom Throne geſtiegen. Die Doctoren erheben ſich alle von ihren Sitzen und ziehen ſich nach dem Hintergrund. Alle Thüren werden geöfnet. Man erblickt Volk. Alles dieß geſchieht, während die Muſik fortdauert.)

Altoum (zu Turandot).

Nun hörſt du auf, mein Alter zu betrüben,
Grauſames Kind! Genug iſt dem Geſetz
Geſchehen, alles Unglück hat ein Ende.
— Kommt an mein Herz geliebter Prinz, mit Freuden
Begrüß ich euch als Eidam!

Turandot.

(iſt wieder zu ſich gekommen und ſtürzt in ſinnloſer Wuth von ihrem Throne, zwiſchen beide werfend.)

Haltet ein!
Er hoffe nicht, mein Ehgemahl zu werden.
Die Probe war zu leicht. Er muß aufs neu
Im Divan mir drey andre Räthſel löſen.
Man überraſchte mich. Mir ward nicht Zeit
Vergönnt, mich zu bereiten wie ich ſollte.

Altoum.

Grauſame Tochter! deine Friſt iſt um!

Nicht hoffe mehr, uns liſtig zu beſchwatzen.
Erfüllt iſt die Bedingung des Geſetzes,
Mein ganzer Divan ſoll den Ausſpruch thun.

Pantalon.

Mit eurer Gunſt, Prinzeſſinn Kieſelherz!
Es braucht nicht neue Räthſel zuzuſpitzen,
Und neue Köpfe abzuhacken — Da!
Hier ſteht der Mann! der hats errathen! Kurz:
Das Geſetz hat ſeine Endſchaft und das Eſſen
Steht auf dem Tiſch — Was ſagt der Herr Collega?

Tartaglia.

Das Geſetz iſt aus. Ganz aus, und damit Punktum.
Was ſagen Ihre Würden, die Doctoren?

Doctoren.

Das Geſetz iſt aus. Das Köpfen hat ein Ende.
Auf Leid folgt Freud. Man gebe ſich die Hände.

Altoum.

So trete man den Zug zum Tempel an.
Der Fremde nenne ſich, und auf der Stelle
Vollziehe man die Trauung —

Turandot.

(wirft ſich ihm in den Weg)

Aufſchub Vater!
Um aller Götter willen!

Altoum.

Keinen Aufſchub!
Ich bin entſchloſſen. Undankbares Kind!
Schon allzulang zu meiner Schmach und Pein

Willfahr ich deinem grauſamen Begehren,
Dein Urtheil iſt geſprochen, mit dem Blut
Von zehen Todesopfer iſts geſchrieben,
Die ich um deinetwillen morden ließ.
Mein Wort hab ich gelöſt, nun löſe du
Das deine, oder bey dem furchtbarn Haupt
Des Fohi ſeys geſchworen —

Turandot.

(wirft ſich zu ſeinen Füßen)

O mein Vater!
Nur einen neuen Tag vergönnt mir —

Altoum.

Nichts!
Ich will nichts weiter hören. Fort zum Tempel.

Turandot (außer ſich).

So werde mir der Tempel denn zum Grab!
Ich kann und will nicht ſeine Gattinn ſeyn,
Ich kann es nicht. Eh tauſend Tode ſterben,
Als dieſem ſtolzen Manne mich unterwerfen.
Der bloße Nahme ſchon, ſchon der Gedanke,
Ihm unterthan zu ſeyn, vernichtet mich.

Kalaf.

Grauſame! Unerbittliche, ſteht auf!
Wer könnte euren Thränen widerſtehn?

(zu Altoum)

Laßt euch erbitten, Sire. Ich flehe ſelbſt
Darum. Gönnt ihr den Aufſchub, den ſie fordert.
Wie könnt ich glücklich ſeyn, wenn ſie mich haßt.

Zu zärtlich lieb ich ſie — Ich kanns nicht tragen,
Ihr Leiden, ihren Schmerz zu ſehn — Fühlloſe!
Wenn dich des treuſten Herzens treue Liebe
Nicht rühren kann, wohlan, ſo triumphire!
Ich werde nie dein Gatte ſeyn mit Zwang.
O ſäheſt du in dieß zerrißne Herz,
Gewiß, du fühlteſt Mitleid — dich gelüſtet
Nach meinem Blut? Es ſey darum. Verſtattet,
Die Probe zu erneuern Sire — Willkommen
Iſt mir der Tod. Ich wünſche nicht zu leben.

Altoum.

Nichts. Nichts. Es iſt beſchloſſen. Fort zum Tempel.
Kein anderer Verſuch — Unkluger Jüngling!

Turandot (fährt raſend auf).

Zum Tempel denn! Doch am Altar wird eure Tochter
Zu ſterben wiſſen.

(ſie zieht einen Dolch und will gehen.)

Kalaf.

Sterben! Große Götter!
Nein eh es dahin kommt — Hört mich mein Kaiſer!
Gönn eure Gnade mir die einzge Gunſt.
— Zum zweytenmale will ich ihr im Divan,
Ich — *ihr*, ein Räthſel aufzulöſen geben.
Und dieſes iſt: Weß Stamms und Nahmens iſt
Der Prinz, der um das Leben zu erhalten,
Gezwungen ward, als niedrer Knecht zu dienen,
Und Laſten um geringen Lohn zu tragen;
Der endlich auf dem Gipfel ſeiner Hofnung

Noch unglückſeliger iſt, als je zuvor.
— Grauſame Seele! Morgen früh im Divan
Nennt mir des Vaters Nahmen und des Prinzen.
Vermögt ihrs nicht, ſo laßt mein Leiden enden,
Und ſchenkt mir dieſe theure Hand. Nennt ihr
Die Nahmen mir, ſo mag mein Haupt zum Opfer fallen.
Turandot.
Ich bins zufrieden Prinz. Auf *die* Bedingung
Bin ich die eurige.
Zelima (für ſich).
Ich ſoll von neuem zittern!
Adelma (ſeitwärts).
Ich darf von neuem hoffen!
Altoum.
Ich bins *nicht*
Zufrieden. Nichts geſtatt ich. Das Geſetz
Will ich vollzogen wiſſen.
Kalaf.
(fällt ihm zu Füßen)
Mächtiger Kaiſer!
Wenn Bitten dich bewegen — wenn du mein,
Wenn du der Tochter Leben liebſt, ſo duld es!
Bewahren mich die Götter vor der Schuld,
Daß ſich ihr Geiſt nicht ſättige. Er weide
Mit Wolluſt ſich an meinem Blut — Sie löſe
Im Divan, *wenn* ſie Scharfſinn hat, mein Räthſel!
Turandot (für ſich).
Er ſpottet meiner noch, wagt's, mir zu trotzen!

Altoum (zu Kalaf).

Unſinniger! Ihr wißt nicht, was ihr fodert,
Wißt nicht, welch einen Geiſt ſie in ſich hat,
Das Tiefſte auch verſteht ſie zu ergründen.
— Seys denn! die neue Probe ſey verſtattet!
Sie ſey des Bandes mit euch los, kann ſie
Im Divan morgen uns die Nahmen nennen.
Doch eines neuen Mordes Trauerſpiel
Geſtatt' ich nicht — Erräth ſie, was ſie ſoll,
So zieht in Frieden euren Weg — Genug
Des Blutes iſt gefloſſen. Folgt mir Prinz!
— Unkluger Jüngling! Was habt ihr gethan?

(Der Marſch wird wieder gehört. Altoum geht gravitätiſch mit dem Prinzen, Pantalon, Tartaglia, den Doctoren und der Leibwache durch die Pforte ab, durch die er gekommen. Turandot, Adelma, Zelima, Sclavinnen und Truffaldin mit den Verſchnittenen entfernen ſich durch die andere Pforte, ihren erſten Marſch wiederhohlend.)

Dritter Aufzug.

Ein Zimmer im Serail.

Erſter Auftritt.

Adelma (allein).

Jetzt oder nie entſpring ich dieſen Banden.
Fünf Jahre trag ich ſchon den glühnden Haß
In meiner Bruſt verſchloſſen, heuchle Freundſchaft
Und Treue für die Grauſame, die mir
Den Bruder raubte, die mein ganz Geſchlecht
Vertilgte, mich zu dieſem Sclavenloos
Herunterſtieß — In dieſen Adern rinnt,
Wie in den ihren, königliches Blut,
Ich achte mich, wie ſie, zum Thron gebohren.
Und dienen ſoll ich ihr, mein Knie ihr beugen,
Die meines ganzen Hauſes Mörderinn,
Die meines Falles blutge Urſach iſt.
Nicht länger duld ich den verhaßten Zwang,
Erſchöpft iſt mir die Kraft, ich unterliege
Der lang getragnen Bürde der Verſtellung.

Der

Der Augenblick iſt da, mich zu befreyn,
Die Liebe ſoll den Rettungsweg mir bahnen.
All meine Künſte biet ich auf — Entweder
Entdeck ich ſein Geheimniß oder ſchreck' ihn
Durch Liſt aus dieſen Mauren weg — Verhaßte!
Du ſollſt ihn nicht beſitzen! Dieſen Dienſt
Will ich, aus falſchem Herzen, dir noch leiſten.
Mir ſelber dien ich, ſüße Rache üb' ich,
Dein Herz zerreiß ich, da ich deinem Stolz
Verrätheriſch diene — ich durchſchaute dich!
Du liebſt ihn, aber darfſt es nicht geſtehn.
Du mußt ihn von dir ſtoßen und verwerfen,
Wider dich ſelber mußt du thörigt wüthen,
Den lächerlichen Ruhm dir zu bewahren,
Doch ewig bleibt der Pfeil in deiner Bruſt,
Ich kenn ihn, nie vernarben ſeine Wunden.
— Dein Frieden iſt vorbey! Du haſt empfunden!
(Turandot erſcheint im Hintergrund, auf Zelima gelehnt, und
die beſchäftigt ſich, ſie zu beruhigen.)
Sie kommt, ſie iſts! Verzehrt von Schaam und Wuth
Und von des Stolzes und der Liebe Streit!
Wie lab ich mich an ihrer Seele Pein!
— Sie nähert ſich — Laß hören was ſie ſpricht!

Zweyter Auftritt.

Turandot im Geſpräch mit Zelima. Adelma
(anfangs ungeſehen.)

Turandot.

Hilf, rath mir Zelima. Ich kanns nicht tragen,
Mich vor dem ganzen Divan überwunden
Zu geben! — Der Gedanke tödtet mich.

Zelima.

Iſts möglich Königinn? Ein ſo edler Prinz,
So liebeathmend und ſo liebenswerth,
Kann nichts als Haß und Abſcheu —

Turandot.

Abſcheu! Haß!
(ſie beſinnt ſich)
— Ich haß ihn, ja. Abſcheulich iſt er mir!
Er hat im Divan meinen Ruhm vernichtet.
In allen Landen wird man meine Schande
Erzählen, meiner Niederlage ſpotten.
O rette mich — In aller Frühe, will
Mein Vater, ſoll der Divan ſich verſammeln,
Und löſ' ich nicht die aufgegebne Frage,
So ſoll in gleichem Augenblick das Band
Geflochten ſeyn — — „Weß Stamms und Nahmens iſt
„Der Prinz, der, um ſein Leben zu erhalten,
„Gezwungen ward, als niedrer Knecht zu dienen,
„Und Laſten um geringen Preis zu tragen;

„Der endlich auf dem Gipfel ſeiner Hofnung
„Noch unglückſeliger iſt, als je zuvor?“ —
— Daß dieſer Prinz Er ſelbſt iſt, ſeh ich leicht.
Wie aber ſeinen Nahmen und Geſchlecht
Entdecken, da ihn niemand kennt, der Kaiſer
Ihm ſelbſt verſtattet, unerkannt zu bleiben?
Geängſtigt wie ich war, geſchreckt, gedrängt,
Gieng ich die Wette unbedachtſam ein.
Ich wollte Friſt gewinnen — Aber wo
Die Möglichkeit es zu errathen? Sprich!
Wo eine Spur, die zu ihm leiten könnte?

Zelima.

Es giebt hier kluge Frauen Königinn,
Die aus dem Thee und Caffeeſatz wahrſagen —

Turandot.

Du ſpotteſt meiner! Dahin kams mit mir!

Zelima.

Wozu auch überall der fremden Künſte?
— O ſeht ihn vor euch ſtehn den ſchönen Prinzen!
Wie rührend ſeine Klage war! Wie zärtlich
Er aus zerrißnem Herzen zu euch flehte!
Zu eures Vaters Füßen für euch bat,
Für euch, die kein Erbarmen mit ihm trug,
Zum zweytenmal ſein kaum gerettet Leben
Darbot, um eure Wünſche zu vergnügen!

Turandot (weggewendet).

Still, ſtill davon!

Zelima.

Ihr kehrt euch von mir ab!
Ihr ſeyd gerührt! Ja! Ja! Verbergt es nicht!
Und eine Thräne glänzt in eurem Auge —
O ſchämt euch nicht der zarten Menſchlichkeit!
Nie ſah ich euer Angeſicht ſo ſchön.
O macht ein Ende. Kommt —

(Adelma iſt im Begriff hervor zu treten.)

Turandot.

Nichts mehr von ihm.
Er iſt ein Mann. Ich haß ihn, *muß* ihn haſſen.
Ich weiß, daß alle Männer treulos ſind,
Nichts lieben können als ſich ſelbſt, hinweg
Geworfen iſt an dieß verrätheriſche Geſchlecht
Die ſchöne Neigung und die ſchöne Treue.
Geſchmeidge Sclaven, wenn ſie um uns werben,
Sind ſie Tyrannen, gleich, wo ſie beſitzen.
Das blinde Wollen, den gereizten Stolz,
Das eigenſinnig heftige Begehren,
Das nennen ſie ihr Lieben und Verehren.
Das reißt ſie blind zu unerhörter That,
Das treibt ſie ſelber auf den Todespfad;
Das Weib allein kennt wahre Liebestreue.
— Nicht weiter ſag ich dir. Gewinnt er morgen,
Iſt mir der Tod nicht ſchrecklicher als er.
Mich ſäh die Welt, die mir gehäſſig iſt,
Zu dem gemeinen Loos herabgewürdigt,
An eines Mannes und Gebieters Hand!

Nein, nein! So tief ſoll Turandot nicht ſinken!
— Ich ſeine Braut! Eh in das offne Grab
Mich ſtürzen, als in eines Mannes Arme!

(Adelma hat ſich wieder zurückgezogen.)

Zelima.

Wohl mags euch koſten Königinn, ich glaub es,
Von eurer ſtolzen Höh herab zu ſteigen,
Auf der die Welt euch ſtaunend hat geſehn.
Was iſt der eitle Ruhm, wenn Liebe ſpricht?
Geſteht es! Eure Stunde iſt gekommen!
Weg mit dem Stolze! Weicht der ſtärkeren
Gewalt — Ihr haßt ihn nicht, könnt ihn nicht haſſen.
Warum dem eignen Herzen widerſtreben?
Ergebt euch dem geliebten Mann und mag
Alsdann die Welt die Glückliche verhöhnen!

Adelma.

(iſt horchend nach und nach näher gekommen und tritt jetzt hervor)

Wer von geringem Stand gebohren iſt,
Dem ſteht es an, wie Zelima zu denken.
Ein königliches Herz fühlt königlich.
— Vergieb mir Zelima. Dir iſt es nicht gegeben,
An einer Fürſtinn Platz dich zu verſetzen,
Die ſich ſo hoch wie unſre Königinn
Geſtellt, und jetzt, vor aller Menſchen Augen,
Im Divan ſo herunter ſteigen ſoll,
Von einem ſchlechten Fremdling überwunden.
Mit meinen Augen ſah ich den Triumph,

Den ſtolzen Hohn in aller Männer Blicken,
Als er die Räthſel unſrer Königinn,
Als wärens Kinderfragen, ſpielend lößte,
Der überlegnen Einſicht ſtolz bewußt.
O in die Erde hätt ich ſinken mögen
Für Schaam und Wuth — Ich liebe meine ſchöne
Gebieterinn, ihr Ruhm liegt mir am Herzen.
— Sie, die dem ganzen Volk der Männer Hohn
Geſprochen, dieſes Mannes Frau!

Turandot.

Erbittre mich
Nicht mehr!

Zelima.

Das große Unglück, Frau zu werden!

Adelma.

Schweig Zelima. Man will von dir nicht wiſſen,
Wodurch ein edles Herz beleidigt wird.
Ich kann nicht ſchmeicheln. Grauſam wär es, *hier*
Zu ſchonen und die Wahrheit zu verhehlen.
Iſt es ſchon hart genug, daß wir den Mann,
Den Uebermüthigen, zum Herrn uns geben,
So liegt doch Troſt darinn, daß wir uns *ſelbſt*
Mit freyer Wahl und Gunſt an ihn verſchenken,
Und ſeine Großmuth feſſelt ſeinen Stolz.
Doch welches Loos trift unſre Königinn,
Wie hat ſie ſelbſt ſich ihr Geſchick verſchlimmert!
Nicht ihrer freyen Gunſt und Zärtlichkeit,
Sich ſelbſt nur, ſeinem ſiegenden Verſtand,

Wird ſie der Stolze zu verdanken haben.
Als ſeine Beute führt er ſie davon —
Wird er ſie achten, Großmuth an ihr üben,
Die keine gegen ihn bewies, auf Tod
Und Leben ihn um ſie zu kämpfen zwang,
Ihm nur als Preiß des Sieges heimgefallen?
Wird er beſcheiden ſeines Rechtes brauchen,
Das er nur ſeinem Recht verdankt?

Turandot.

(in der heftigſten Bewegung)

Adelma, wiſſe! —
Find ich die Nahmen nicht, mitten im Tempel
Durchſtoß ich dieſe Bruſt mit einem Dolch.

Adelma.

Faßt Muth Gebieterinn. Verzweifelt nicht!
Kunſt oder Liſt muß uns das Räthſel löſen.

Zelima.

Gut. Wenn Adelma mehr verſteht als ich,
Und euch ſo zugethan iſt, wie ſie ſagt,
So helfe ſie und ſchaffe Rath.

Turandot.

Adelma!
Geliebte Freundinn! Hilf mir, ſchaffe Rath!
Ich kenn ihn nicht, weiß nicht woher er kommt,
Wie kann ich ſein Geſchlecht und Nahmen wiſſen?

Adelma (nachſinnend).

Laß ſehn — Ich hab es — Hörte man ihn nicht
Im Divan ſagen, hier in dieſer Stadt,
In Peckin lebe jemand, der ihn kenne?

Man muß nachſpüren, muß die ganze Stadt
Umkehren, weder Gold noch Schätze ſparen —
Turandot.
Nimm Gold und Edelſteine, ſpare nichts.
Kein Schatz iſt mir zu groß, nur daß ichs wiſſe!
Zelima.
An wen uns damit wenden? Wo uns Raths
Erhohlen? — Und geſetzt wir fänden wirklich
Auf dieſem Wege ſeinen Stand und Nahmen,
Wird es verborgen bleiben, daß Beſtechung,
Nicht ihre Kunſt das Räthſel uns verrathen?
Adelma.
Wird Zelima wohl der Verräther ſeyn?
Zelima.
Das geht zu weit — Spart euer Gold Prinzeſſinn!
Ich ſchwieg, ich hoffte euer Herz zu rühren,
Euch zu bewegen, dieſen würdigſten
Von allen Prinzen, den ihr ſelbſt nicht haſſet,
Freywillig zu belohnen — doch ihr wollt es!
So ſiege meine Pflicht und mein Gehorſam.
— Wißt alſo! Meine Mutter Skirina
War eben bey mir, war entzückt zu hören,
Daß dieſer Prinz die Räthſel aufgelöſt,
Und, von dem neuen Wettſtreit noch nichts wiſſend,
Verrieth ſie mir in ihrer erſten Freude,
Daß dieſer Prinz in ihrem Hauſe geherbergt,
Daß Haſſan ihn, ihr Gatte, ſehr wohl kenne,
Wie ſeinen Herrn und lieben Freund ihn ehre.
Ich fragte nun nach ſeinem Stand und Nahmen,

Doch dieß ſey noch ein Räthſel für ſie ſelbſt,
Spricht ſie, das Haſſan ſtandhaft ihr verberge,
Doch hoft ſie noch, es endlich zu ergründen.
— Verdien ich es nun noch, ſo zweifle meine
Gebieterinn an meiner Treu und Liebe!

(geht ab mit Empfindlichkeit)

Turandot (ihr nacheilend)

Bleib Zelima. Biſt du beleidigt? — Bleib!
Vergieb der Freundinn!

Adelma (hält ſie zurück)

Laſſen wir ſie ziehen!
Prinzeſſinn, auf die Spur hat Zelima
Geholfen, unſre Sache iſt es nun,
Mit Klugheit die Entdeckung zu verfolgen.
Denn Thorheit wärs zu hoffen, daß uns Haſſan
Gutwillig das Geheimniß beichten werde,
Nun er den ganzen Werth deſſelben kennt.
Verſchlagne Liſt, ja, wenn die Liſt nicht hilft,
Gewalt muß das Geſtändniß ihm entreiſſen;
Drum ſchnell — Kein Augenblick iſt zu verlieren.
Herbey mit dieſem Haſſan ins Serail,
Eh er gewarnt ſich unſerm Arm entzieht.
Kommt! Wo ſind eure Sclaven?

Turandot.

(fällt ihr um den Hals)

Wie du willſt
Adelma! Freundinn! Ich genehmige alles,
Nur daß der Fremde nicht den Sieg erhalte!

(geht ab.)

Adelma.

Jetzt Liebe ſteh mir bey! Dich ruf ich an,
Du mächtige, die alles kann bezwingen!
Laß mich entzückt der Sclaverey entſpringen,
Der Stolz der Feindinn öfne mir die Bahn.
Hilf die Verhaßte liſtig mir betrügen,
Den Freund gewinnen und mein Herz vergnügen!

(geht ab.)

Dritter Auftritt.

Vorhalle des Pallaſtes.

Kalaf und Barak.

(kommen im Geſpräch.)

Kalaf.

Wenn aber niemand lebt in dieſer Stadt,
Der Kundſchaft von mir hat als du allein,
Du treue Seele — Wenn mein väterliches Reich
Viel hundert Meilen weit von hier entlegen
Und ſchon acht Jahre lang verloren iſt.
— Indeſſen, weißt du, lebten wir verborgen,
Und das Gerücht verbreitet unſern Tod —
Ach Barak! Wer in Unglück fällt, verliert
Sich leicht aus der Erinnerung der Menſchen!

Barak.

Nein, es war unbedacht gehandelt, Prinz.
Vergebt mir. Der Unglückliche muß auch

Unmögliches fürchten. Gegen ihn erheben
Die ſtummen Steine ſelber ſich als Zeugen,
Die Wand hat Ohren, Mauern ſind Verräther.
Ich kann, ich kann mich nicht zufrieden geben!
Das Glück begünſtigt euch, das ſchönſte Weib
Gewinnt ihr wider Hoffen und Erwarten,
Gewinnt mit ihr ein großes Königreich
Und eure weibſche Zärtlichkeit raubt euch
Auf einmal alles wieder!

Kalaf.

Hätteſt du
Ihr Leiden, ihren wilden Schmerz geſehn!

Barak.

Auf eurer Eltern Schmerz, die ihr zu Berlas
Troſtlos verlaſſen, hättet ihr, und nicht
Auf eines Weibes Thränen achten ſollen!

Kalaf.

Schilt meine Liebe nicht. Ich wollt' ihr gerne
Gefällig ſeyn. Vielleicht daß meine Großmuth
Sie rührt, daß Dankbarkeit in ihrem Herzen —

Barak.

Im Herzen dieſer Schlange Dankbarkeit?
Das hoffet nie.

Kalaf.

Entgehn kann ſie mir nicht.
Wie fände ſie mein Räthſel aus? Du, Barak,
Nicht wahr? Du haſt mich nicht verrathen? Nicht?

Vielleicht, daß du im Stillen deinem Weibe
Vertraut haſt, wer ich ſey?

Barak.

Ich? Keine Silbe.
Barak weiß Euren Winken zu gehorchen.
Doch weiß ich nicht, welch ſchwarze Ahnung mir
Den Sinn umnachtet und das Herz beklemmt!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Pantalon. Tartaglia und Brigella mit Soldaten.

Pantalon.

Sieh! Sieh! Da iſt er ja! Potz Element,
Wo ſteckt ihr Prinz? Was habt ihr hier zu ſchaffen?
(den Barak mit den Augen muſternd.)
Und wer iſt dieſer Mann, mit dem ihr ſchwatzt?

Barak (für ſich).

Weh uns! Was wird das?

Tartaglia.

Sprecht! Wer iſt dieſer Mann?

Kalaf.

Ich kenn ihn nicht. Ich fand ihn hier nur ſo
Von ungefähr, und weil ich müßig war,
Fragt' ich ihn um die Stadt und ihre Bräuche.

Tartaglia.

Haltet zu Gnaden Prinz. Ihr ſeyd zu grad

Für dieſe falſche Welt, das gute Herz
Rennt mit dem Kopf davon — Heut früh im Divan!
Wie Teufel kamt ihr zu dem Narrenſtreich,
Den Vogel wieder aus der Hand zu laſſen!

Pantalon.

Laßts gut ſeyn. Was geſchehn iſt, iſt geſchehn.
Ihr wißt nicht lieber junger Prinz, wie tief ihr
Im Waſſer ſteht, wie euch von allen Seiten
Betrug umlauert, und Verrätherſtricke
Umgeben — Laſſen wir euch aus den Augen,
So richtet man euch ab, wie einen Staar.

(zu Barak)

Herr Nachbar Naſeweiß, ſteckt eure Naſe
Wo anders hin — Beliebt es eurer Hoheit
Ins Haus herein zu gehn — He da! Soldaten!
Nehmt ihn in eure Mitte! — Ihr, Brigella,
Wißt eure Pflicht — Bewachet ſeine Thür,
Bis morgen frühe zu des Divans Stunde.
Kein Menſch darf zu ihm ein! So wills der Kaiſer.

(zu Kalaf)

Merkt ihr? Er iſt verliebt in euch, und fürchtet
Es möchte noch ein Unheil zwiſchen kommen.
Seyd ihr bis morgen nicht ſein Schwiegerſohn,
So fürcht ich, tragen wir den alten Herrn
Zu Grabe — Nichts für ungut Prinz! Doch das
Von heute Morgen war — mit eurer Gunſt —
Ein Narrenſtreich! — Ums Himmelswillen! Gebt euch
Nicht blos, laßt euch den Nahmen nicht entlocken!

(ihm ins Ohr zutraulich)
Doch wollt ihr ihn dem alten Pantalon
Ganz ſachtchen, ſachtchen in die Ohren wiſpern,
So wird er ſich gar ſchön dafür bedanken.
Bekommt er dieſe Recompens?

Kalaf.

Wie Alter?
Gehorcht ihr ſo dem Kaiſer euerm Herrn?

Pantalon.

Bravo! Scharmant! — Nun marſch! Voran Brigella!
Habt ihrs gehört? Was ſteht ihr hier und gaffet?

Brigella.

Beliebet nur das Plaudern einzuſtellen,
So werd ich thun, was meines Amtes iſt.

Tartaglia.

Paßt ja wohl auf. Der Kopf ſteht drauf Brigella.

Brigella.

Ich habe meinen Kopf ſo lieb als ihr
Den euren, Herr! 's braucht der Ermahnung nicht.

Tartaglia.

Es juckt und brennt mich nach dem Nahmen — Uh!
Geruhtet ihr, ihn mir zu ſagen Hoheit,
Recht wie ein Kleinod wollt ich ihn bey mir
Vergraben und bewahren — Ja das wollt ich!

Kalaf.

Umſonſt verſucht ihr mich. Am nächſten Morgen
Erfahrt ihr ihn, erfährt ihn alle Welt.

Tartaglia.

Bravo! Braviſſimo! Hohl mich der Teufel!

Pantalon.

Nun, Gott befohlen Prinz!

(zu Barak)

Und ihr Herr Schlingel!
Ihr thätet beſſer eurer Arbeit nach
Zu gehn, als im Pallaſt hier aufzupaſſen,
Verſteht ihr mich?

(geht ab.)

Tartaglia (ſieht ihn ſcheel an).

Ja wohl! Ja wohl! Ihr habt mir
So ein gewiſſes Anſehn — eine Miene,
Die mir nicht außerordentlich gefällt.
Ich rath euch Gutes, geht!

(folgt dem Pantalon.)

Brigella (zu Kalaf).

Erlaubt mir Prinz,
Daß ich dem, der befehlen kann, gehorche.
Laßts euch gefallen, in dies Haus zu gehn.

Kalaf.

Das will ich gerne.

(zu Barak leiſe)

Freund, auf Wiederſehn!
Zu beſſerer Gelegenheit. Leb wohl.

Barak.

Herr, ich bin euer Sclav!

Brigella.

Nur fort! Nur fort!
Und macht den Ceremonien ein Ende.

(Kalaf folgt den Soldaten, die ihn in ihre Mitte nehmen; Timur tritt von der entgegengeſetzten Seite auf, bemerkt ihn und macht Gebärden des Schreckens und Erſtaunens.)

Barak (ihm nachſehend).

Der Himmel ſteh dir bey, treuherzge Unſchuld!
Was mich betrifft, ich hüte meine Zunge.

Fünfter Auftritt.

Timur ein Greis in dürftiger Kleidung. **Barak.**

Timur (entſetzt für ſich).

Weh mir! Mein Sohn! Soldaten führen ihn
Gefangen fort! Sie führen ihn zum Tode!
Gewiß, gewiß, daß der Tyrann von Tefflis,
Der Räuber meines Reichs, ihn bis nach Peckin
Verfolgen ließ und ſeine Rache ſättigt!

(eilt ihm nach und ruft laut)

Kalaf! Kalaf!

Barak.

(tritt ihm in den Weg, und hält ihm das Schwert auf die Bruſt)

Halt ein Unglücklicher! Du biſt des Todes!

(Pauſe. Beide ſehen einander erſtaunt an. Unterdeſſen hat ſich Kalaf mit den Soldaten entfernt.)

Wer

Wer biſt du Alter? Woher kommſt du? Sprich!
Daß du den Nahmen dieſes Jünglings weißt?

Timur.

Was ſehe ich? Gott! Du Barak! Du in Peckin!
Du ſein Verräther? Ein Rebell? und zückſt
Das Schwert auf deinen König?

Barak.

(läßt erſtaunt das Schwert ſinken)

Große Götter!
Iſts möglich? — Timur?

Timur.

Ja Verräther!
Ich bin es, dein unglücklicher Monarch,
Von aller Welt, nun auch von dir verrathen!
Was zögerſt du? Nimm dieſes Leben hin,
Verhaßt iſt mirs; da ich die treuſten Diener
Um ſchnöden Vortheils willen undankbar,
Und meinen Sohn dem Tod geopfert ſehe!

Barak.

Herr! — Herr! — O Gott! das iſt mein Fürſt, mein König!
Er iſts! Nur allzuwohl erkenn ich ihn.

(fällt ihm zu Füßen)

In dieſem Staub! In dieſer Niedrigkeit!
Ihr Götter! Muß mein Auge dieß erleben!
— Verzeiht Gebieter, meiner blinden Wuth!
Die Liebe iſts zu eurem Sohn, die Angſt,
Die treue Sorge, die mich hingeriſſen.
So lieb euch eures Sohnes Heil, ſo komme

Der Nahme **Kalaf** nie aus eurem Munde!
— Ich nenne mich hier Haſſan, nicht mehr Barak —
— Ach weh mir! Wenn uns jemand hier behorchte! —
Sagt, ob Elmaze, meine Königinn,
Sich auch mit euch in dieſer Stadt befindet?

Timur.

Still Barak, ſtill! O ſprich mir nicht von ihr!
In unſerm traurgen Aufenthalt zu Berlas
Verzehrte ſie der Gram um unſern Sohn,
— Sie ſtarb in dieſen Lebensmüden Armen.

Barak.

O die Bejammernswürdige!

Timur.

Ich floh!
Ich konnt' es, einſam, dort nicht mehr ertragen.
Des Sohnes Spuren folgend frag ich mich
Von Land zu Land, von einer Stadt zur andern.
Und jetzt, da mich nach langem Irren endlich
Der Götter Hand hieher geleitet, iſt
Mein erſter Anblick der gefangne Sohn,
Den man zum Tode führt.

Barak.

Kommt, kommt mein König!
Befürchtet nichts für euren Sohn! Vielleicht
Daß ihn, eh noch der nächſte Tag verlaufen,
Das höchſte Glück belohnt und Euch mit ihm!
Nur daß ſein Nahme nicht, noch auch der eure

Von euern Lippen komme — Merkt euch das!
Ich nenne mich hier Haſſan, nicht mehr Barak.

Timur.

Was für Geheimniſſe — Erklär mir doch!

Barak.

Kommt! Hier iſt nicht der Ort davon zu reden!
Folgt mir nach meiner Wohnung — Doch was ſeh ich?

(Skirina tritt aus dem Pallaſt)

Mein Weib aus dem Serail! O wehe mir!
Wir ſind entdeckt!

(zu Skirina heftig)

Was haſt du hier zu ſuchen?
Unglückliche! Wo kommſt du her?

Sechster Auftritt.

Skirina zu den Vorigen.

Skirina.

Nun! Nun!
Aus dem Serail komm ich, von meiner Tochter.
Die Freude trieb mich hin, daß unſer Gaſt,
Der fremde Prinz, den Sieg davon getragen.
Die Neugier auch — Nun ja — ich wollte ſehn,
Wie dieſer Männerſcheuen Unholdinn
Der Brautſtand läßt — und freute mich darüber
Mit meiner Tochter Zel'ma.

Barak.

Dacht ichs doch!
Weib! Weib! Du weißſt nicht alles und geſchwätzig
Wie eine Elſter läufſt du ins Serail,
Ich ſuchte dich, es dir zu unterſagen.
Umſonſt! Zu ſpät! Des Weibes Unverſtand
Rennt immer vor des Mannes weiſem Rath
Voraus — Was iſt nicht alles dort geträtſcht,
Geplaudert werden! Nur heraus! Mir iſt
Ich höre dich in deiner albernen
Entzückung ſagen: Dieſer Unbekannte
Iſt unſer Gaſt, er wohnt bey uns, mein Mann
Kennt ihn und hält ihn hoch in Ehren — Sprich!
Haſt dus geſagt?

Skirina.

Und wenn ich nun? Was wärs?

Barak.

Nein, nein, geſteh es nur. Haſt du's geſagt?

Skirina.

Ich habs geſagt. Warum ſollt ichs verbergen?
Sie wollten auch den Nahmen von mir wiſſen,
Und — daß ichs nur geſtehe! ich verſprachs.

Barak.

Weh mir! Wir ſind verloren! — Raſende! —
(zu Timur ſich wendend)
Wir müſſen fort. Wir müſſen fliehn!

Timur.

So ſag mir doch, was für Geheimniſſe —

Barak.

Fort! Fort aus Peckin! Keine Zeit verloren!
(Truffaldin zeigt ſich im Hintergrund mit ſeinen Schwarzen.)
— Weh uns! Es iſt zu ſpät. Sie kommen ſchon!
Sie ſuchen mich, die Schwarzen, die Verſchnitt'nen
Der fürchterlichen Turandot — Sinnloſe!
In welchen Jammer ſtürzt uns deine Zunge!
(Truffaldin hat ihn bemerkt und bedeutet den Verſchnittenen durch Gebärden, daß ſie ſich ſeiner bemächtigen ſollen.)
Ich kann nicht mehr entfliehen — Fliehe du,
Verbirg dich, rette dich und dieſen Alten!

Timur.

So ſag mir doch!

Barak.

Fort! Keine Widerrede!
Ich bin entdeckt! — Verſchloſſen wie das Grab
Sey euer Mund! Nie komme euer Nahme,
Nie, nie der Seine über eure Lippen!
— Und du, Unglückliche, wenn du das Uebel,
Das deine Zunge über uns gebracht,
Gut machen willſt, verbirg dich, nicht in deiner,
In einer fremden Wohnung, halte dieſen
Verborgen, bis der nächſte Tag zu Hälfte
Verſtrichen iſt —

Skirina.

Willſt du mir denn nicht ſagen?

Timur.

Willſt du nicht mit uns fliehn?

Barak.

Thut was ich ſage?
Werde mit mir was will, wenn ihr euch rettet.

Skirina.

Sprich Haſſan! Worinn hab ich denn gefehlt?

Timur.

Erklär mir dieſe Räthſel!

Barak (heftig).

Welche Marter!
Um aller Götter willen, fort, und fragt
Nicht weiter! Sie umringen uns, es iſt
Zu ſpät und alle Flucht iſt jetzt vergebens.
— Die Nahmen, alter Mann, die Nahmen nur
Verſchweigt, und alles kann noch glücklich enden!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Truffaldin mit den Verſchnittenen.

Truffaldin,

(iſt nach und nach näher gekommen, hat die Ausgänge beſetzt, und tritt nun hervor, mit übertriebenen Gebärden ihm den Degen auf die Bruſt haltend.)

Halt an und ſteht! Nicht von der Stelle! Nicht
Gemukſt! Der iſt des Todes der ſich rührt.

Skirina.

O wehe mir!

Barak.
Ich weiß, ihr ſucht den Haſſan.
Hier bin ich, führt mich fort.

Truffaldin.
Bſt! Keinen Lermen!
'S iſt gut gemeint. Es ſoll euch eine ganz
Abſonderliche Gnad und Ehr geſchehn.

Barak.
Ja, ins Serail wollt ihr mich führen, kommt!

Truffaldin.
Gemach! Gemach! Ey ſeht doch, welche Gunſt
Euch widerfährt! Ins Harem! Ins Serail
Der Königinn — Ihr glückliche Perſon!
'S kommt keine Fliege ins Serail, ſie wird
Erſt wohl beſichtigt und beſchaut, ob ſie
Ein Männchen oder Weib und iſts ein Männchen,
Wirds ohne Gnad gekreuzigt und gepfählt.
— Wer iſt der Alte da?

Barak.
Ein armer Bettler,
Den ich nicht kenne — Kommt und laßt uns gehn.

Truffaldin.
(betrachtet den Timur mit lächerlicher Genauigkeit)
Gemach! Gemach! Ein armer Bettler! Ey!
— Wir haben uns großmüthig vorgeſetzt,
Auch dieſes armen Bettlers Glück zu machen.
(bemerkt und betrachtet die Elirina)
— Wer iſt die Weibsperſon?

Barak.

Was zögerſt du?
Ich weiß, daß deine Königinn mich erwartet.
Laß dieſen Greis, das Weibsbild kenn ich nicht,
Habs nie geſehn und weiß nicht wer ſie iſt.

Truffaldin (zornig).

Du kennſt ſie nicht? Du haſt ſie nie geſehn?
Verdammte Lüge! Was! Kenn ich ſie nicht
Als deine Frau und als die Mutter nicht
Der Sclavinn Zelima? Hab ich ſie nicht
Zu hundertmalen im Serail geſehn,
Wenn ſie der Tochter weiſſe Wäſche brachte?
(mit komiſcher Gravität zu den Verſchnittenen)
Merkt Sclaven den Befehl, den ich euch gebe!
Die drey Perſonen hier nehmt in Verwahrung,
Bewacht ſie wohl, hört ihr, laßt ſie mit keiner
Lebendgen Seele reden, und bey Nacht,
Sobald es ſtill iſt, führt ſie ins Serail.

Timur.

O Gott! Was wird aus mir!

Skirina.

Ich faß es nicht.

Barak (zu Timur).

Was aus dir werden ſoll und was aus mir?
Ich werde alles leiden. Leid auch du!
Vergiß nicht was ich dir empfahl — Und, was

Dir auch begegne, hüte deine Zunge!
— Jetzt haſt du, thörigt Weib, was du gewollt.

Skirina.

Gott ſteh uns bey!

Truffaldin (zu den Schwarzen).

Ergreift ſie! Fort mit ihnen!

(gehen ab.)

Vierter Aufzug.

Vorhof mit Säulen. In der Mitte eine Tafel mit einem mächtig großen Becken, voll von Goldſtücken.

Erſter Auftritt.

Turandot. Zelima. Skirina. Timur. Barak.

(Barak und Timur ſtehen jeder an einer Säule einander gegen über, die Verſchnittenen um ſie herum, alle mit entblößten Säbeln und Dolchen. Zelima und Skirina ſtehen weinend auf der einen, Turandot drohend und ſtreng auf der andern Seite.)

Turandot.

Noch iſt es Zeit. Noch laß ich mich herab
Zu bitten — Dieſer aufgehäufte Berg
Von Gold iſt euer, wenn ihr mir in gutem
Des Unbekannten Stand und Nahmen nennt.
Beſteht ihr aber drauf, ihn zu verſchweigen,
So ſollen dieſe Dolche, die ihr hier
Auf euch gezückt ſeht, euer Herz durchbohren!
He da ihr Sclaven! Machet euch bereit.
(die Verſchnittenen halten ihnen ihre Dolche auf die Bruſt.)

Barak (zu Skirina).

Nun heillos Weib, nun ſiehſt du Skirina
Wohin uns deine Plauderhaftigkeit geführt.
— Prinzeſſinn, ſättigt eure Wuth. Ich biete
Den Martern Trotz, die ihr erſinnen könnt,
Ich bin bereit, den herbſten Tod zu leiden.
— Herbey ihr Schwarzen! Auf ihr Marterknechte,
Tyranniſche Werkzeuge der Tyranninn,
Zerfleiſcht mich, tödtet mich, ich will es dulden.
— Sie hat ganz recht, ich kenne dieſen Prinzen
Und ſeinen Vater, beider Nahmen weiß ich,
Doch keine Marter preßt ſie von mir aus,
Kein Gold verführt mich, weniger als Staub
Als ſchlechte Erde acht' ich dieſe Schätze!
Du meine Gattinn jammre nicht um mich,
Für dieſen Alten ſpare deine Thränen,
Für ihn erweiche dieſes Felſenherz,
Daß der Unſchuldige gerettet werde.
Sein ganz Verbrechen iſt mein Freund zu ſeyn.

Skirina.

(flehend zur Turandot)

O Königinn Erbarmen!

Timur.

Niemand kümmre ſich
Um einen ſchwachen Alten, den die Götter
Im Zorn verfolgen, dem der Tod Erlöſung,
Das Leben eine Marter iſt. Ich will

Dich retten Freund und ſterben. Wiſſe denn
Du Grauſame —

Barak (unterbricht ihn).

Um aller Götter willen! Schweigt!
Der Nahme komme nicht aus eurem Munde.

Turandot (neugierig).

Du weißt ihn alſo Greis?

Timur.

Ob ich ihn weiß?
Unmenſchliche! — Freund, ſag mir das Geheimniß,
Warum darf ich die Nahmen nicht entdecken?

Barak.

Ihr tödtet ihn und uns, wenn ihr ſie nennt.

Turandot.

Er will dich ſchrecken, Alter, fürchte nichts.
Herbey ihr Sclaven, züchtigt den Verwegnen.

(die Verſchnittenen umgeben den Barak.)

Skirina.

Ihr Götter helft! Mein Mann! Mein Mann!

Timur (tritt dazwiſchen).

Halt! Haltet!
Was ſoll ich thun! Ihr Götter welche Marter!
— Prinzeſſinn, ſchwört mirs zu bey eurem Haupt,
Bey euren Göttern ſchwört mir, daß ſein Leben,
Und dieſes Fremdlings Leben ungefährdet
Seyn ſoll — Mein eignes acht ich nichts und will
Es freudig eurer Wuth zum Opfer geben —
Schwört mir das zu, und ihr ſollt alles wiſſen.

Turandot.

Bey meinem Haupt, zum furchtbarn Fohi ſchwör ich,
Daß weder ſeinem Leben, noch des Prinzen,
Noch irgend Eines hier Gefährde droht —

Barak (unterbricht ſie).

Halt Lügnerinn — Nicht weiter — Glaubt ihr nicht!
Verrätherey lauſcht hinter dieſem Schwur.
— Schwört Turandot, ſchwört daß der Unbekannte
Euer Gatte werden ſoll, im Augenblick
Da wir die Nahmen euch entdeckt, wie recht
Und billig iſt, ihr wißt es, Undankbare!
Schwört, wenn ihr könnt und dürft, daß er, verſchmäht
Von euch, nicht in Verzweiflung ſterben wird
Durch ſeine eigne Hand — Und ſchwört uns zu,
Daß, wenn wir euch die Nahmen nun entdeckt,
Für unſer Leben nichts zu fürchten ſey,
Noch daß ein ewger Kerker uns lebendig
Begraben und der Welt verbergen ſoll —
Dieß ſchwört uns, und der erſte bin ich ſelbſt,
Der euch die beiden Nahmen nennt!

Timur.

Was für Geheimniſſe ſind dieß! Ihr Götter
Nehmt dieſe Qual und Herzensangſt von mir!

Turandot.

Ich bin der Worte müd — Ergreift ſie Sclaven!
Durchbohret ſie!

Skirina.

O Königinn! Erbarmen!

(Die Verſchnittenen ſind im Begriff zu gehorchen, aber Skirina und Zelima werfen ſich dazwiſchen.)

Barak.

Nun ſiehſt du, Greis, das Herz der Tigerinn!

Timur (niedergeworfen).

Mein Sohn! Dir weih ich freudig dieſes Leben.
Die Mutter gieng voran, ihr folg ich nach.

Turandot.

(betroffen, wehr't den Sclaven)

Sein Sohn! Was hör ich! Haltet! — Du ein Prinz?
Ein König? Du des Unbekannten Vater?

Timur.

Ja Grauſame! Ich bin ein König — bin
Ein Vater, den der Jammer niederdrückt!

Barak.

O König! Was habt ihr gethan!

Skirina.

Ein König!
In ſolchem Elend!

Zelima.

Allgerechte Götter!

Turandot.

(in tiefes Staunen verloren, nicht ohne Rührung)

Ein König und in ſolcher Schmach! — Sein Vater!
Des unglückſelgen Jünglings, den ich mich
Zu haſſen zwinge und nicht haſſen kann!
— O der Bejammernswürdige — Wie wird mir!
Das Herz im tiefſten Buſen wendet ſich!

Sein Vater! — Und Er ſelbſt — Sagt er nicht ſo?
Genöthigt, als niedrer Knecht zu dienen,
Und Laſten um geringen Sold zu tragen!
O Menſchlichkeit! O Schickſal!

Barak.

Turandot!
Dieß iſt ein König! Scheuet euch und ſchaudert
Zurück, die heilgen Glieder zu verletzen!
Wenn ſolches Jammers Größe euch nicht rührt,
Euch nicht das Mitleid, nicht die Menſchlichkeit
Entwaffnen kann, laßt euch die Schaam beſiegen.
Ehrt eures eignen greiſen Vaters Haupt
In dieſem Greis — O ſchändet euch nicht ſelbſt
Durch eine That, die euer Blut entehrte!
Genug, daß ihr die Jünglinge gemordet,
Schonet das Alter, das unmächtige,
Das auch die Götter zum Erbarmen zwingt!

Zelima.

(wirft ſich zu ihren Füßen)
Ihr ſeyd bewegt, ihr könnt nicht widerſtehn.
O gebt dem Mitleid und der Gnade Raum,
Laßt euch die Größe dieſes Jammers rühren.

Zweyter Auftritt.

Adelma zu den Vorigen.

Turandot (ihr entgegen).
Kommſt du Adelma? Hilf mir! O ſchaff Rath!
Ich bin entwaffnet — Ich bin außer mir!
Dieß iſt ſein Vater, ein Monarch und König!

Adelma.
Ich hörte alles. Fort mit dieſen beiden,
Schafft dieſes Gold hinweg, der Kaiſer naht!

Turandot.
Mein Vater? Wie?

Adelma.
Iſt auf dem Weg hieher.
(zu den Schwarzen)
Fort, eh wir überfallen werden! Sclaven,
Führt dieſe beiden in die unterſten
Gewölbe des Serails, dort haltet ſie
Verborgen, bis auf weitere Befehle!
(zur Turandot)
Es iſt umſonſt. Wir müſſen der Gewalt
Entſagen. Nichts kann retten als die Liſt.
— Ich habe einen Anſchlag — Skirina
Ihr bleibt zurück. Auch Zelima ſoll bleiben.

Barak (zu Timur).
Weh uns mein Fürſt! Die Götter mögen wiſſen,
Welch neues Schreckniß ausgebrütet wird!

— Weib!

— Weib! Tochter! Seyd getreu, o haltet feſt,
Laßt euch von dieſen Schlangen nicht verführen!

Turandot (zu den Schwarzen).

Ihr wiſſet den Befehl. Fort, fort mit ihnen
In des Serails verborgenſte Gewölbe!

Timur.

Fall eure ganze Rache auf mein Haupt!
Nur ihm, nur meinem Sohn erzeiget Mitleid.

Barak.

Mitleid in dieſer Furie! Verrathen
Iſt euer Sohn und uns, ich ſeh es klar,
Wird ewge Nacht dem Aug' der Welt verbergen.
Man führt uns aus dem Angeſicht der Menſchen,
Wohin kein Lichtſtrahl und kein Auge dringt,
Und unſer Schmerz kein fühlend Ohr erreicht!

(zur Prinzeſſin)

Die Welt kannſt du, der Menſchen Auge blenden,
Doch zittre vor der Götter Rachgericht!
Magſt du im Schlund der Erde ſie verſtecken,
Laß tauſend Todtengrüfte ſie bedecken,
Sie bringen deine Uebelthat ans Licht.

(er folgt, mit Timur, den Verſchnittenen, welche zugleich die Tafel und das Becken mit den Goldſtücken hinwegtragen.)

Dritter Auftritt.

Turandot. Adelma. Zelima und Skirina.

Turandot (zu Adelma).

Auf dich verlaß ich mich, du einzge Freundinn!
O ſage, ſprich, wie du mich retten willſt.

Adelma.

Die Wachen, die auf Altoums Befehl
Des Prinzen Zimmer hüten, ſind gewonnen.
Man kann zu ihm hinein gehn, mit ihm ſprechen —
Und was iſt dann nicht möglich, wenn wir klug
Die Furcht, die Ueberredung ſpielen laſſen.
Denn arglos iſt ſein Herz und giebt ſich leicht
Der Schmeichelſtimme des Verräthers hin.
Wenn Skirina, wenn Zelima mir nur
Behülflich ſind und ihre Rolle ſpielen,
So zweifelt nicht, mein Anſchlag ſoll gelingen.

Turandot (zu Skirina).

So lieb dir Haſſans Leben Skirina!
Er iſt in meiner Macht, ich kann ihn tödten.

Skirina.

Was ihr befehlt, ich bin bereit zu allem,
Wenn ich nur meines Haſſans Leben rette.

Turandot (zu Zelima).

So werth dir meine Gunſt iſt Zelima —

Zelima.

Auf meinen Eifer zählt und meine Treue!

Adelma.

So kommt. Kein Augenblick iſt zu verlieren.

(ſie gehen ab.)

Turandot.

Geht! Geht! Thut was ſie ſagt.

Vierter Auftritt.

Turandot (allein).

Was ſinnt Adelma?

Wird ſie mich retten? Götter, ſteht ihr bey!
Kann ich mich noch mit dieſem Siege krönen,
Weß Nahme wird dann größer ſeyn als meiner?
Wer wird es wagen, ſich in Geiſteskraft
Mit Turandot zu meſſen? — Welche Luſt,
Im Divan, vor der wartenden Verſammlung,
Die Nahmen ihm ins Angeſicht zu werfen,
Und ihn beſchämt von meinem Thron zu weiſen!
— Und doch iſt mirs, als würd es mich betrüben!
Mir iſt, als ſäh ich ihn, verzweiflungsvoll,
Zu meinen Füßen ſeinen Geiſt verhauchen,
Und dieſer Anblick dringt mir an das Herz.
— Wie Turandot? Wo iſt der edle Stolz
Der großen Seele? Hats ihn auch gekränkt,
Im Divan über dich zu triumphiren?
Was wird dein Antheil ſeyn, wenn er auch hier,

Den Sieg dir abgewinnt? — Recht hat Adelma!
Zu weit iſt es gekommen! Umkehr iſt
Nicht möglich! — Du mußt ſiegen oder fallen!
Beſiegt von Einem iſt beſiegt von allen.

Fünfter Auftritt.

Turandot. Altoum. Pantalon und **Tartaglia** folgen ihm in einiger Entfernung nach.

Altoum.

(in einem Briefe leſend und in tiefen Gedanken vor ſich)

So mußte dieſer blutge Tyrann
Von Teflis enden! Kalaf, Timurs Sohn,
Aus ſeiner Väter Reich vertrieben, flüchtig
Von Land zu Lande ſchweifend, muß hieher
Nach Peckin kommen und durch ſeltſame
Verkettung der Geſchicke glücklich werden!
So führt das Schickſal an verborgnem Band
Den Menſchen auf geheimnißvollen Pfaden,
Doch über ihm wacht eine Götterhand,
Und wunderbar entwirret ſich der Faden.

Pantalon (leiſe zu Tartaglia).

Rappelts der Majeſtät? Was kömmt ſie an,
Daß ſie in Verſen mit ſich ſelber ſpricht?

Tartaglia (leiſe zu Pantalon).

Still! Still! Es iſt ein Bote angelangt
Aus fernen Landen — Was er brachte, mag
Der Teufel wiſſen!

Altoum.

(ſteckt den Brief in den Buſen und wendet ſich zu ſeiner Tochter)

Turandot! Die Stunden
Entfliehen, die Entſcheidung rückt heran,
Und ſchlaflos irrſt du im Serail umher,
Zerquälſt dich, das Unmögliche zu wiſſen.
— Vergebens quälſt du dich. Es iſt umſonſt.
Ich aber hab es ohne Müh erfahren.
— Sieh dieſen Brief. Hier ſtehen beide Nahmen,
Und alles, was ſie kenntlich macht. So eben
Bringt ihn ein Bote mir aus fernen Landen,
Ich halt ihn wohl verſchloſſen und bewacht,
Bis dieſer nächſte Tag vorüber iſt.
Der unbekannte Prinz iſt wirklich König,
Und eines Königs Sohn — Es iſt unmöglich,
Daß du errätheſt, wer ſie beide ſeyen.
Ihr Reich liegt allzufern von hier, der Nahme
Iſt kaum zu Peckin ausgeſprochen worden.
— Doch ſieh, weil ichs als Vater mit dir meine,
Komm ich in ſpäter Nacht noch her — Kann es
Dir Freude machen, dich zum zweytenmal
Im Divan dem Gelächter blos zu ſtellen,
Dem Hohn des Pöbels, der mit Ungeduld
Drauf wartet, deinen Stolz gebeugt zu ſehen?
Denn abgeſinnt, du weißt's, iſt dir das Volk,
Kaum werd ich ſeiner Wuth gebieten können,
Wenn du im Divan nun verſtummen mußt.
— Sieh liebes Kind, dieß führte mich hieher.

(zu Pantalon und Tartaglia)
Laßt uns allein.

(jene entfernen ſich ungern und zaudernd.)

Sechster Auftritt.

Turandot und Altoum.

Altoum.

(nachdem jene weg ſind, nähert er ſich ihr und faßt ſie vertraulich bey der Hand.)

Ich komme, deine Ehre
Zu retten.

Turandot.

Meine Ehre Sire? Spart euch
Die Müh! Nicht Rettung brauch ich meiner Ehre —
Ich werde mir im Divan morgen ſelbſt
Zu helfen wiſſen.

Altoum.

Ach, du ſchmeichelſt dir
Mit eitler Hofnung. Glaube mirs, mein Kind,
Unmöglich iſts zu wiſſen was du hoffſt.
Ich leſ' in deinen Augen, deinen wild
Verwirrten Zügen deine Qual und Angſt.
Ich bin dein Vater, ſieh, ich hab dich lieb.
— Wir ſind allein — Sey offen gegen mich!
Bekenn es frey — weißt du die beiden Nahmen?

Turandot.

Ob ich ſie weiß, wird man im Divan hören.

Altoum.

Mein Kind! du weißt ſie nicht, kannſt ſie nicht wiſſen.
Wenn du ſie weißt, ſo ſag mirs im Vertrauen.
Ich laſſe dann den Unglückſelgen wiſſen,
Daß er verrathen iſt, und laß ihn ſtill
Aus meinen Staaten ziehn, ſo meideſt du
Den Haß des Volks, und mit dem Sieg zugleich
Trägſt du den Ruhm der Großmuth noch davon,
Daß du dem Ueberwundenen die Schmach
Der öffentlichen Niederlage ſpareſt.
— Um dieſes einzge bitt ich dich, mein Kind,
Wirſt dus dem Vater, der dich liebt, verſagen?

Turandot.

Ich weiß die Nahmen oder weiß ſie nicht,
Genug! Hat er im Divan meiner nicht
Geſchont, brauch ich auch ſeiner nicht zu ſchonen.
Gerechtigkeit geſchehe. Oeffentlich,
Wenn ich ſie weiß, ſoll man die Nahmen hören.

Altoum.

(will ungeduldig werden, zwingt ſich aber und fährt mit Mäßigung und Milde fort)

Durft er dich ſchonen? Galt es nicht ſein Leben?
Galt es nicht, was ihm mehr war, deine Hand?
Dich zu gewinnen und ſich ſelbſt zu retten,
Mußt' er den Sieg im Divan dir entreiſſen.
— Nur einen Augenblick leg deinen Zorn
Bey Seite, Kind — Gieb Raum der Ueberlegung!
Sieh, dieſes Haupt ſetz ich zum Pfand, du weißt

Die Nahmen nicht — Ich aber weiß ſie — hier
(auf den Brief zeigend)
Stehn ſie geſchrieben und ich ſag' ſie dir.
— Der Divan ſoll ſich in der Früh verſammeln,
Der Unbekannte öffentlich erſcheinen,
Mit ſeinem Nahmen redeſt du ihn an,
Er ſoll beſchämt, vom Blitz getroffen ſtehen,
Verzweifelnd jammern und für Schmerz vergehen,
Vollkommen ſey ſein Fall und dein Triumph.
— Doch nun, wenn du ſo tief ihn haſt gebeugt,
Erheb ihn wieder! Frey, aus eigner Wahl
Reich ihm die Hand und endige ſein Leiden.
— Komm meine Tochter, ſchwöre mir, daß du
Das thun willſt, und ſogleich — Wir ſind allein —
Sollſt du die Nahmen wiſſen. Das Geheimniß,
Ich ſchwöre dir, ſoll mit uns beiden ſterben.
So lößt der Knote ſich erfreulich auf,
Du kröneſt dich mit neuem Siegesruhm,
Verſöhneſt dir durch neue Edelthat
Die Herzen meines Volks, gewinnſt dir ſelbſt
Den Würdigſten der Erde zum Gemahl,
Erfreueſt, tröſteſt nach ſo langem Gram
In ſeinem hohen Alter deinen Vater.

Turandot.

(iſt während dieſer Rede in eine immer zunehmende Bewegung gerathen.)

Ach! Wie viel arge Liſt gebraucht mein Vater!
— Was ſoll ich thun? Mich auf Adelmas Wort

Verlaſſen, und dem ungewiſſen Glück
Vertrauen? Soll ich vom Vater mir die Nahmen
Entdecken laſſen, und den Nacken beugen
In das verhaßte Joch? — Furchtbare Wahl!

(ſie ſteht unentſchloſſen in heftigem Kampfe mit ſich ſelbſt.)

Herunter ſtolzes Herz! Bequeme dich!
Dem Vater nachzugeben iſt nicht Schande!

(indem ſie einige Schritte gegen Altoum macht, ſteht ſie plötzlich wieder ſtill.)

Doch wenn Adelma — Sie verſprach ſo kühn,
So zuverſichtlich — Wenn ſies nun erforſchte,
Und übereilt hätt' ich den Schwur gethan?

Altoum.

Was ſinneſt du und ſchwankeſt, meine Tochter,
In zweifelnden Gedanken hin und her?
Soll etwa dieſe Angſt mich überreden,
Daß du des Sieges dich verſichert hältſt?
O Kind gieb deines Vaters Bitte nach —

Turandot.

Es ſey. Ich wag es drauf. Ich will Adelma
Erwarten — So gar dringend iſt mein Vater?
Ein ſichres Zeichen, daß es möglich iſt,
Ich könne, was er fürchtet, durch mich ſelbſt
Erfahren — Er verſteht ſich mit dem Prinzen!
Nicht anders! Von ihm ſelbſt hat er die Nahmen,
Es iſt ein abgeredet Spiel, ich bin
Verrathen und man ſpottet meiner!

Altoum.

Nun?
Was zauderſt du? Hör auf, dich ſelbſt zu quälen,
Entſchließe dich.

Turandot.

Ich bin entſchloſſen — Morgen
In aller Früh verſammle ſich der Divan.

Altoum.

Du biſt entſchloſſen es aufs äußerſte,
Auf öffentliche Schande hin zu wagen?

Turandot.

Entſchloſſen Sire, die Probe zu beſtehen.

Altoum (in heftigem Zorn).

Unſinnige! Verſtockte! Blindes Herz!
Noch blinder als die Albernſte des Pöbels!
Ich bin gewiß, wie meines eignen Haupts,
Daß du dich öffentlich beſchimpfſt, daß dirs
Unmöglich iſt, das Räthſel aufzulöſen.
Wohlan! Der Divan ſoll verſammelt werden,
Und in der Nähe gleich ſey der Altar,
Der Prieſter halte ſich bereit, im Augenblick
Da du verſtummſt, beym lauten Hohngelächter
Des Volks die Trauung zu vollziehn. Du haſt
Den Vater nicht gehört, da er dich flehte.
Leb oder ſtirb! Er wird dich auch nicht hören.

(er geht ab.)

Turandot.

Adelma! Freundinn! Retterinn! Wo biſt du?

Verlaſſen bin ich von der ganzen Welt.
Mein Vater hat im Zorn mich aufgegeben,
Von dir allein erwart ich Heil und Leben.

(entfernt ſich von der andern Seite.)

(die Scene verwandelt ſich in ein prächtiges Gemach mit mehreren Ausgängen. Im Hintergrund ſteht ein orientaliſches Ruhebette für Kalaf. Es iſt finſtre Nacht.)

Siebenter Auftritt.

Kalaf. Brigella (mit einer Fackel geht in tiefen Gedanken auf und ab, Brigella betrachtet ihn mit Kopfſchütteln.)

Brigella.

'S hat eben drey geſchlagen Prinz und ihr
Seyd nun genau dreyhundert ſechzigmal
In dieſem Zimmer auf und abſpaziert.
Verzeiht! Mir liegt der Schlaf in allen Gliedern,
Und wenn ihr ſelbſt ein wenig ruhen wolltet,
Es könnt' nicht ſchaden.

Kalaf.

Du haſt recht, Brigella.
Mein ſorgenvoller Geiſt treibt mich umher,
Doch du magſt gehen und dich ſchlafen legen.

Brigella.

(geht, kommt aber gleich wieder zurück.)

Ein Wort zur Nachricht Hoheit — Wenn euch hier
Von ungefähr ſo was erſcheinen ſollte —
Macht eure Sache gut — Ihr ſeyd gewarnt!

Kalaf.

Erſcheinungen? Wie ſo? An dieſem Ort?
(muſtert mit unruhigen Blicken das Zimmer.)

Brigella.

Du lieber Himmel! Uns iſt zwar verboten
Bey Lebensſtrafe, niemand einzulaſſen.
Doch — arme Diener! Herr, ihr wißt ja wohl!
Der Kaiſer iſt der Kaiſer, die Prinzeß
Iſt ſo zu ſagen Kaiſerinn — und was
Die in den Kopf ſich ſetzt, das muß geſchehn!
'S wird einem ſauer, Hoheit, zwiſchen zwey
Dachtraufen trocknen Kleides durchzukommen.
— Verſteht mich wohl. Man möchte ſeine Pflicht
Gern ehrlich thun — Doch man erübrigte
Auch gern etwas für ſeine alten Tage.
Herr, Unſer eins iſt halter übel dran!

Kalaf.

Wie? Sollte man mir gar ans Leben wollen?
Brigella, rede!

Brigella.

Gott ſoll mich bewahren!
Allein bedenkt die Neugier, die man hat
Zu wiſſen, wer ihr ſeyd. Es könnte ſich
Zum Beyſpiel fügen, daß — durchs Schlüſſelloch —
Ein Geiſt — ein Unhold — eine Hexe käme,
Euch zu verſuchen — Gnug! Ihr ſeyd gewarnt!
Verſteht mich — Arme Diener, arme Schelme!

Kalaf (lächelnd).

Sey außer Sorgen. Ich verſtehe dich,
Und werde mich in Acht zu nehmen wiſſen.

Brigella.

Thut das und ſomit Gott befohlen, Herr.
Ums Himmels willen bringt mich nicht ins Unglück!

(gegen die Zuſchauer)

Es kann geſchehen, daß man einen Beutel
Mit Golde ausſchlägt — Möglich iſts! Was mich betrifft,
Ich that mein Beſtes und ich konnt es nicht.

(er geht ab.)

Kalaf.

Er hat mir Argwohn in mein Herz gepflanzt.
Wer könnte mich hier überfallen wollen?
Und laß die Teufel aus der Hölle ſelbſt
Ankommen, dieſes Herz wird ſtandhaft bleiben.

(Er tritt ans Fenſter.)

Der Tag iſt nicht mehr weit, ich werde nun
Nicht lange mehr auf dieſer Folter liegen.
Indeß verſuch ich es, ob ich vielleicht
Den Schlaf auf dieſe Augen locken kann.

(indem er ſich auf das Ruhebette niederlaſſen will, öfnet ſich eine von den Thüren.)

Achter Auftritt.

Kalaf. Skirina in männlicher Kleidung und mit einer Maſke vor dem Geſicht.

Skirina (furchtſam ſich nähernd).
Mein lieber Herr — Herr — O wie zittert mir
Das Herz!

Kalaf (auffahrend).
Wer biſt du und was ſuchſt du hier?

Skirina.
(nimmt die Maſke vom Geſicht.)
Kennt ihr mich nicht? Ich bin ja Skirina,
Des armen Haſſans Weib und eure Wirthin.
Verkleidet hab ich durch die Wachen mich
Herein geſtohlen — Ach! Was hab ich euch
Nicht alles zu erzählen — Doch die Angſt
Erſtickt mich und die Knie zittern mir,
Ich kann für Thränen nicht zu Worte kommen.

Kalaf.
Sprecht gute Frau. Was habt ihr mir zu ſagen?

Skirina (ſich immer ſchüchtern umſehend).
Mein armer Mann hält ſich verſteckt. Es ward
Der Turandot geſagt, daß er euch kenne.
Nun wird ihm nachgeſpürt an allen Orten,
Ihn ins Serail zu ſchleppen, und ihm dort
Gewaltſam euren Nahmen abzupreſſen.
Wird er entdeckt, ſo iſts um ihn geſchehn,

Denn eher will er unter Martern ſterben
Als euch verrathen.

Kalaf.

Treuer, wackrer Diener!
— Ach die Unmenſchliche!

Skirina.

Ihr habt noch mehr
Von mir zu hören — Euer Vater iſt
In meinem Haus.

Kalaf.

Was ſagſt du? Große Götter!

Skirina.

Von eurer Mutter zum troſtloſen Wittwer
Gemacht —

Kalaf.

O meine Mutter!

Skirina.

Hört mich weiter.
Er weiß, daß man euch hier bewacht, er zittert
Für euer Leben, er iſt außer ſich,
Er will verzweifelnd vor den Kaiſer dringen,
Sich ihm entdecken, koſt es was es wolle,
Mit meinem Sohne, ruft er, will ich ſterben.
Vergebens ſucht ich ihn zurück zu halten,
Sein Ohr iſt taub, er hört nur ſeinen Schmerz,
Nur das Verſprechen, das ich ihm gethan,
Ein tröſtend Schreiben ihm von eurer Hand
Mit eures Nahmens Unterſchrift zu bringen,

Das ihm Verſichrung giebt von eurem Leben,
Hielt ihn vom äußerſten zurück! So hab ich mich
Hieher gewagt und in Gefahr geſetzt,
Dem kummervollen Greiſe Troſt zu bringen.

Kalaf.

Mein Vater hier in Peckin! Meine Mutter
Im Grab! — Du hintergehſt mich, Skirina!

Skirina.

Mich ſtrafe Fohi, wenn ich euch das löge!

Kalaf.

Bejammernswerther Vater! Arme Mutter!

Skirina (dringend).

Kein Augenblick iſt zu verlieren! Kommt!
Bedenkt euch nicht, ſchreibt dieſe wengen Worte.
Fehlt euch das Nöthige, ich bracht' es mit.
(ſie zieht eine Schreibtafel hervor.)
Genug, wenn dieſer kummervolle Greis
Zwey Zeilen nur von eurer Hand erhält,
Daß ihr noch lebt und daß ihr Gutes hofft.
Sonſt treibt ihn die Verzweiflung an den Hof,
Er nennt ſich dort, und alles iſt verloren.

Kalaf.

Ja! Gieb mir dieſe Tafel.
(er iſt im Begriff zu ſchreiben, hält aber plötzlich inne und ſieht ſie forſchend an.)
Skirina!
Haſt du nicht eine Tochter im Serail?

— Ja ja ganz recht. Sie dient als Sclavinn dort
Der Turandot, dein Mann hat mirs geſagt.

Skirina.

Nun ja! Wie kommt ihr *darauf*?

Kalaf.

Skirina!
Geh nur zurück und ſage meinem Vater
Von meinetwegen, daß er ohne Furcht
Geheimen Zutritt bey dem Kaiſer fodre,
Und ihm entdecke, was ſein Herz ihn heißt.
Ich bins zufrieden.

Skirina (betroffen).

Ihr verweigert mir
Den Brief? Ein Wort von eurer Hand genügt.

Kalaf.

Mein Skirina, ich ſchreibe nicht. Erſt morgen
Erfährt man, wer ich bin — Ich wundre mich,
Daß Haſſans Weib mich zu verrathen ſucht.

Skirina.

Ich euch verrathen! Guter Gott!
(vor ſich)
Adelma mag denn ſelbſt ihr Spiel vollenden.
(zu Kalaf)
Wohl Prinz! Wies euch beliebt, ich geh nach Hauſe,
Ich richte eure Botſchaft aus, doch glaubt' ich nicht,
Nach ſoviel übernommener Gefahr
Und Mühe euren Argwohn zu verdienen.
(im Abgehen)

Adelma wacht, und dieſer ſchlummert nicht.
(entfernt ſich.)

Kalaf.

Erſcheinungen! — Du ſagteſt recht, Brigella!
Doch daß mein Vater hier in Peckin ſey,
Und meine Mutter todt, hat dieſes Weib
Mit einem heilgen Eide mir bekräftigt!
Kommt doch das Unglück nie allein! Ach nur
Zu glaubhaft iſt der Mund, der Böſes meldet!
(die entgegengeſetzte Thüre öfnet ſich)
Noch ein Geſpenſt! Laß ſehen was es will!

Neunter Auftritt.

Kalaf. Zelima.

Prinz, ich bin eine Sclavinn der Prinzeſſinn,
Und bringe gute Botſchaft.

Kalaf.

Gäbs der Himmel!
Wohl wär es Zeit, daß auch das Gute käme!
Ich hoffe nichts, ich ſchmeichle mir mit nichts,
Zu fühllos iſt das Herz der Turandot.

Zelima.

Wohl wahr, ich läugn' es nicht — und dennoch Prinz
Gelang es euch, dieß ſtolze Herz zu rühren.
Euch ganz allein, ihr ſeyd der erſte — Zwar
Sie ſelbſt beſteht darauf, daß ſie euch haſſe,
Doch ich bin ganz gewiß, daß ſie euch liebt.

Die Erde thu ſich auf und reiße mich
In ihren Schlund hinab, wenn ich das lüge!

Kalaf.

Gut, gut ich glaube dir. Die Botſchaft iſt
Nicht ſchlimm. Haſt du noch mehreres zu ſagen?

Zelima (näher tretend).

Ich muß euch im Vertrauen ſagen, Prinz,
Der Stolz, der Ehrgeiz treibt ſie zur Verzweiflung.
Sie ſieht nun ein, daß ſie unmögliches
Sich aufgebürdet, und vergeht für Schaam,
Daß ſie im Divan nach ſo vielen Siegen
Vor aller Welt zu Schanden werden ſoll.
Der Abgrund öfne ſich und ſchlinge mich
Hinab, wenn ich mit Lügen euch berichte!

Kalaf.

Ruf nicht ſo großes Unglück auf dich her,
Ich glaube dir. Geh, ſage der Prinzeſſinn,
Leicht ſey es ihr, in dieſem Streit zu ſiegen;
Mehr als durch ihren glänzenden Verſtand
Wird ſich ihr Ruhm erheben, wenn ihr Herz
Empfinden lernt, wenn ſie der Welt beweißt,
Sie könne Mitleid fühlen, könne ſich
Entſchließen, einen Liebenden zu tröſten,
Und einen greiſen Vater zu erfreun.
Iſt dieß etwa die gute Botſchaft, ſprich,
Die ich zu hören habe?

Zelima.

Nein mein Prinz!

Wir geben uns ſo leichten Kaufes nicht,
Man muß Geduld mit unſrer Schwachheit haben.
— Hört an!

Kalaf.

Ich höre.

Zelima.

Die Prinzeſſinn ſchickt mich.
— Sie bittet euch um einen Dienſt — Laßt ſie
Die Nahmen wiſſen, und im übrigen
Vertraut euch kühnlich ihrer Großmuth an.
Sie will nur ihre Eigenliebe retten,
Nur ihre Ehre vor dem Divan löſen.
Voll Güte ſteigt ſie dann von ihrem Thron,
Und reicht freywillig euch die ſchöne Rechte.
— Entſchließt euch Prinz. Ihr waget nichts dabey,
Gewinnt mit Güte dieſes ſtolze Herz,
So wird nicht Zwang, ſo wird die Liebe ſie,
Die zärtlichſte, in eure Arme führen.

Kalaf.

(ſieht ihr ſcharf ins Geſicht mit einem bittern Lächeln)

Hier Sclavinn haſt du den gewohnten Schluß
Der Rede weggelaſſen.

Zelima.

Welchen Schluß?

Kalaf.

Die Erde öfne ſich und ſchlinge mich
Hinab, wenn ich Unwahres euch berichte.

Zelima.

So glaubt ihr Prinz, daß ich euch Lügen ſage?

Kalaf.

Ich glaub es faſt — und glaub es ſo gewiß,
Daß ich in dein Begehren nimmermehr
Kann willigen. Kehr um zu der Prinzeſſinn!
Sag ihr, mein einzger Ehrgeiz ſey ihr Herz,
Und meiner glühnden Liebe möge ſie
Verzeihn, daß ich die Bitte muß verſagen.

Zelima.

Bedachtet ihr was dieſer Eigenſinn
Euch koſten kann?

Kalaf.

Mag er mein Leben koſten!

Zelima.

Es bleibt dabey, er wirds euch koſten Prinz.
— Beharrt ihr drauf, mir nichts zu offenbaren?

Kalaf.

Nichts.

Zelima.

Lebet wohl!

(im Abgehen)

Die Mühe konnt ich ſparen!

Kalaf (allein).

Geht weſenloſe Larven! Meinen Sinn
Macht ihr nicht wankend. Andre Sorgen ſind's
Die mir das Herz beklemmen — Skirina's
Bericht iſts, was mich ängſtiget — Mein Vater

In Peckin! Meine Mutter todt! — Muth Muth mein Herz!
In wenig Stunden iſt das Loos geworfen.
Könnt ich den kurzen Zwiſchenraum im Arm
Des Schlafs verträumen! Der gequälte Geiſt
Sucht Ruhe, und mich däucht ich fühle ſchon,
Den Gott die ſanften Flügel um mich breiten.
(er legt ſich auf das Ruhebett und ſchläft ein.)

Zehnter Auftritt.

Adelma tritt auf, das Geſicht verſchleiert, eine Wachskerze in der Hand. **Kalaf** ſchlafend.

Adelma.

Nicht alles ſoll mislingen — Hab ich gleich
Vergebens alle Künſte des Betrugs
Verſchwendet, ihm die Nahmen zu entlocken,
So werd ich doch nicht eben ſo umſonſt
Verſuchen, ihn aus Peckin wegzuführen,
Und mit dem ſchönen Raube zu entfliehn!
— O heißerflehter Augenblick! Jetzt Liebe!
Die mir bis jetzt den kühnen Muth verliehn,
So manche Schranke mir ſchon überſtiegen,
Dein Feuer laß auf meinen Lippen glühn,
Hilf mir in dieſem ſchwerſten Kampfe ſiegen!
(ſie betrachtet den Schlafenden.)
Der Liebſte ſchläft. Sey ruhig pochend Herz,
Erzittre nicht! Nicht gern ihr holden Augen

Scheuch ich den goldnen Schlummer von euch weg,
Doch ſchon ergraut der Tag, ich darf nicht ſäumen.
(ſie nähert ſich ihm, und berührt ihn ſanft.)
Prinz! Wachet auf!

Kalaf (erwachend).

Wer ſtöret meinen Schlummer?
Ein neues Trugbild? Nachtgeſpenſt verſchwinde!
Wird mir kein Augenblick der Ruh vergönnt?

Adelma.

Warum ſo heftig Prinz? Was fürchtet ihr?
Nicht eine Feindinn iſts, die vor euch ſteht,
Nicht euern Nahmen will ich euch entlocken.

Kalaf.

Iſt dieß dein Zweck, ſo ſpare deine Müh.
Ich ſag es dir voraus, du wirſt mich nicht betrügen.

Adelma.

Betrügen? Ich? Verdien ich den Verdacht?
Sagt an? War hier nicht Skirina bey euch,
Mit einem Brief euch liſtig zu verſuchen?

Kalaf.

Wohl war ſie hier.

Adelma.

Doch hat ſie nichts erlangt?

Kalaf.

Daß ich ein ſolcher Thor geweſen wäre!

Adelma.

Gott ſeys gedankt! — War eine Sclavinn hier,
Mit trüglicher Vorſpieglung euch zu blenden?

Kalaf.

Solch eine Sclavinn war in Wahrheit hier,
Doch zog ſie leer ab — wie auch du wirſt gehn.

Adelma.

Der Argwohn ſchmerzt, doch leicht verzeih ich ihn.
Lernt mich erſt kennen. Setzt euch. Hört mich an,
Und dann verdammt mich als Betrügerinn!

(ſie ſetzt ſich, er folgt.)

Kalaf.

So redet dann und ſagt, was ich euch ſoll.

Adelma.

Erſt ſeht mich näher an — Beſchaut mich wohl!
Wer denkt ihr, daß ich ſey?

Kalaf.

Dieß hohe Weſen,
Der edle Anſtand zwingt mir Ehrfurcht ab.
Das Kleid bezeichnet eine niedre Sclavinn,
Die ich, wo ich nicht irre, ſchon im Divan
Geſehen und ihr Loos beklagt.

Adelma.

Auch ich
Hab euch, die Götter wiſſen es, wie innig
Bejammert Prinz, es ſind fünf Jahre nun,
Da ich, noch ſelber eine Günſtlinginn
Des Glücks, in niederm Sclavenſtand euch ſah.
Schon damals ſagte mirs mein Herz, daß euch
Geburt zu einem beſſern Loos berufen.
Ich weiß, daß ich gethan, was ich gekonnt,

Euch ein unwürdig Schickſal zu erleichtern,
Weiß, daß mein Aug ſich euch verſtändlich machte,
So weit es einer Königstochter ziemte.
(Sie entſchleiert ſich.)
Seht her mein Prinz und ſagt mir! Dieß Geſicht
Habt ihr es nie geſehn in eurem Leben?

Kalaf.

Adelma! Ewge Götter, ſeh ich recht?

Adelma.

Ihr ſehet in unwürdgen Sclavenbanden
Die Tochter Keicobads, des Königes
Der Karazanen, einſt zum Thron beſtimmt,
Jetzt zu der Knechtſchaft Schmach herabgeſtoßen.

Kalaf.

Die Welt hat euch für todt beweint. In welcher
Geſtalt, weh mir, muß ich euch wieder finden!
Euch hier als eine Sclavinn des Serails,
Die Königinn, die edle Fürſtentochter!

Adelma.

Und als die Sclavinn dieſer Turandot,
Der grauſamen Urſache meines Falles!
Vernehmt mein ganzes Unglück Prinz. Mir lebte
Ein Bruder, ein geliebter theurer Jüngling,
Den dieſe ſtolze Turandot wie euch
Bezauberte — Er wagte ſich im Divan.
(ſie hält inne, von Schluchzen und Thränen unterbrochen.)
Unter den Häuptern, die man auf dem Thore
Zu Peckin ſieht — entſetzensvoller Anblick!

Erblicktet ihr auch das geliebte Haupt
Des theuren Bruders, den ich noch beweint.

Kalaf.

Unglückliche! So log die Sage nicht!
So iſt ſie wahr die klägliche Geſchichte,
Die ich für eine Fabel nur gehalten!

Adelma.

Mein Vater Keicobad, ein kühner Mann,
Nur ſeinem Schmerz gehorchend, überzog
Die Staaten Altoums mit Heeresmacht,
Des Sohnes Mord zu rächen — Ach! das Glück
War ihm nicht günſtig! Männlich fechtend fiel er
Mit allen ſeinen Söhnen in der Schlacht.
Ich ſelbſt, mit meiner Mutter, meinen Schweſtern,
Ward auf Befehl des wüthenden Veziers,
Der unſern Stamm verfolgte, in den Strom
Geworfen. Jene kamen um, nur mich
Errettete die Menſchlichkeit des Kaiſers,
Der in dem Augenblick ans Ufer kam.
Er ſchalt die Greuelthat, und ließ im Strom
Nach meinem jammervollen Leben fiſchen.
Schon halb entſeelt werd ich zum Strand gezogen,
Man ruft ins Leben mich zurück, ich werde
Der Turandot als Sclavinn übergeben,
Zu glücklich noch, das Leben als Geſchenk
Von eines Feindes Großmuth zu empfangen.
O lebt in eurem Buſen menſchliches Gefühl,
So laßt mein Schickſal euch zu Herzen gehn!

Denkt was ich leide! Denkt, wie es ins Herz
Mir ſchneidet, ſie, die meinen ganzen Stamm
Vertilgt, als eine Sclavinn zu bedienen.

Kalaf.

Mich jammert euer Unglück. Ja, Prinzeſſinn,
Aufrichtge Thränen zoll' ich euren Leiden —
Doch euer grauſam Loos, nicht Turandot
Klagt an — Eu'r Bruder fiel durch eigne Schuld,
Euer Vater ſtürzte ſich und ſein Geſchlecht
Durch übereilten Rathſchluß ins Verderben.
Sagt! Was kann ich, ſelbſt ein Unglücklicher,
Ein Ball der Schickſalsmächte, für euch thun?
Erſteig ich morgen meiner Wünſche Gipfel,
So ſollt ihr frey und glücklich ſeyn — Doch jetzt
Kann Euer Unglück nichts als meins vermehren.

Adelma.

Der Unbekannten konntet ihr mistrauen,
Ihr kennt mich nun — Der Fürſtinn werdet ihr,
Der Königstochter glauben, was ſie euch
Aus Mitleid ſagen muß, und lieber noch
Aus Zärtlichkeit, aus Liebe ſagen möchte.
— O möchte dieß befangne Herz mir trauen,
Wenn ich jetzt wider die Geliebte zeuge!

Kalaf.

Adelma ſprecht, was habt ihr mir zu ſagen?

Adelma.

Wißt alſo Prinz — Doch nein, ihr werdet glauben,
Ich ſey gekommen euch zu täuſchen, werdet,

Mit jenen feilen Seelen mich verwechſeln,
Die für das Sclavenjoch gebohren ſind.

Kalaf.

Quält mich nicht länger, ich beſchwör euch, ſprecht!
Was iſts? Was habt ihr mir von ihr zu ſagen,
Die meines Lebens einzge Göttinn iſt.

Adelma (bey Seite).

Gieb Himmel, daß ich jetzt ihn überrede!
(zu Kalaf ſich wendend)
Prinz, dieſe Turandot, die ſchändliche
Herzloſe, falſche hat Befehl gegeben,
Euch heut am frühen Morgen zu ermorden,
— Dieß iſt die Liebe eurer Lebensgöttinn!

Kalaf.

Mich zu ermorden?

Adelma.

Ja, euch zu ermorden!
Beym erſten Schritt aus dieſem Zimmer tauchen
Sich zwanzig Degenſpitzen euch ins Herz,
So hat es die Unmenſchliche befohlen.

Kalaf.

(ſteht ſchnell auf und geht gegen die Thüre)
Ich will die Wache unterrichten.

Adelma (hält ihn zurück).

Bleibt!
Wo wollt ihr hin? Ihr hofft noch, euch zu retten?
Unglücklicher, ihr wißt nicht, wo ihr ſeyd,
Daß euch des Mordes Netze rings umgeben!

Dieſelben Wachen, die der Kaiſer euch
Zu Hütern eures Lebens gab, ſie ſind —
Gedingt von ſeiner Tochter, euch zu tödten.

Kalaf.

(außer ſich, laut und heftig mit dem Ausdruck des innigſ
Leidens.)

O Timur! Timur! Unglückſelger Vater!
So muß dein Kalaf endigen! — Du mußt
Nach Peckin kommen, auf ſein Grab zu weinen!
Das iſt der Troſt, den dir dein Sohn verſprach!
— Furchtbares Schickſal!

(er verhüllt ſein Geſicht, ganz ſeinem Schmerz hingegeben.)

Adelma.

(vor ſich, mit frohem Erſtaunen.)

Kalaf! Timurs Sohn!
Glückſel'ger Fund! — Fall es nun wie es wolle!
Entgeh er meinen Schlingen auch, ich trage
Mit dieſem Nahmen ſein Geſchick in Händen.

Kalaf.

So bin ich mitten unter den Soldaten,
Die man zum Schutz mir an die Seite gab,
Verrathen! Ach, wohl ſagte mirs vorhin
Der feilen Sclaven einer, daß Beſtechung
Und Furcht des Mächtigen das ſchwere Band
Der Treue löſen — Leben fahre hin!
Vergeblich iſts, dem grauſamen Geſtirn,
Das uns verfolgt, zu widerſtehn — Du ſollſt
Den Willen haben Grauſame — Dein Aug'

An meinem Blute weiden. Süßes Leben,
Fahr hin! Nicht zu entfliehen iſt dem Schickſal.

Adelma (mit Feuer).

Prinz, zum Entfliehen zeig ich euch die Wege,
Nicht müßge Thränen blos hab ich für euch.
Gewacht hab ich indeß, geſorgt, gehandelt,
Kein Gold geſpart, die Hüter zu beſtechen.
Der Weg iſt offen. Folgt mir. Euch vom Tode,
Mich aus den Banden zu befreyen, komm ich.
Die Pferde warten, die Gefährten ſind
Bereit. Laßt uns aus dieſen Mauren fliehen,
Worauf der Fluch der Götter liegt. Der Chan
Von Berlas iſt mein Freund, iſt mir durch Bande
Des Bluts verknüpft und heilige Verträge.
Er wird uns ſchützen, ſeine Staaten öfnen,
Uns Waffen leihen, meiner Väter Reich
Zurück zu nehmen, daß ichs mit euch theile,
Wenn ihr der Liebe Opfer nicht verſchmäht.
Verſchmäht ihrs aber und verachtet mich,
So iſt die Tartarey noch reich genung
An Fürſtentöchtern, dieſer Turandot
An Schönheit gleich und zärtlicher als ſie.
Aus ihnen wählt euch eine würdige
Gemahlinn aus. Ich — will mein Herz beſiegen,
Nur rettet, rettet dieſes theure Leben!

(ſie ſpricht das Folgende mit immer ſteigender Lebhaftigkeit, indem ſie ihn bey der Hand ergreift und mit ſich fortzureißen ſucht.)

O kommt! Die Zeit entflieht, indem wir ſprechen,
Die Hähne krähn, ſchon regt ſichs im Pallaſt,
Todbringend ſteigt der Morgen ſchon herauf.
Fort, eh der Rettung Pforten ſich verſchließen!

Kalaf.

Großmüthige Adelma! Einzge Freundinn!
Wie ſchmerzt es mich, daß ich nach Berlas euch
Nicht folgen, nicht der Freyheit ſüß Geſchenk,
Nicht euer väterliches Reich zurück
Euch geben kann — Was würde Altoum
Zu dieſer heimlichen Entweichung ſagen?
Macht ich nicht ſchändlichen Verraths mich ſchuldig,
Wenn ich, des Gaſtrechts heilige Gebräuche
Verletzend, aus dem innerſten Serail
Die werthgehaltne Sclavinn ihm entführte?
— Mein Herz iſt nicht mehr mein, Adelma. Selbſt
Der Tod, den jene Stolze mir bereitet,
Wird mir willkommen ſeyn von ihrer Hand.
— Flieht ohne mich, flieht, und geleiten euch
Die Götter! Ich erwarte hier mein Schickſal.
Noch tröſtlich iſts, für Turandot zu ſterben,
Wenn ich nicht leben kann für ſie — Lebt wohl!

Adelma.

Sinnloſer! Ihr beharrt? Ihr ſeyd entſchloſſen?

Kalaf.

Zu bleiben und den Mordſtreich zu erwarten.

Adelma.

Ha Undankbarer! Nicht die Liebe iſts,

Die euch zurückhält — Ihr verachtet mich!
Ihr wählt den Tod, um nur nicht mir zu ſolgen,
Verſchmähet meine Hand, verachtet mich,
Nur flieht, nur rettet, rettet euer Leben!

Kalaf.

Verſchwendet eure Worte nicht vergebens,
Ich bleibe und erwarte mein Geſchick.

Adelma.

So bleibet denn. Auch ich will Sclavinn bleiben,
Ohn' euch verſchmäh ich auch der Freyheit Glück.
Laß ſehn, wer von uns beiden, wenn es gilt,
Dem Tode kühner trotzt!

(von ihm wegtretend)

Wär ich die erſte
Die durch Beſtändigkeit ans Ziel gelangte?

(für ſich mit Accent)

Kalaf! Sohn Timurs!

(verneigt ſich, ſpottend)

Unbekannter Prinz!
Lebt wohl!

(geht ab.)

Kalaf (allein).

Wird dieſe Schreckensnacht nicht enden?
Wer hat auf ſolcher Folter je gezittert?
Und endet ſie, welch neues größres Schreckniß
Bereitet mir der Tag! Aus welchen Händen!
Hat meine edelmüthig treue Liebe
Solches um dich verdient tyranniſch Herz!
— Wohlan!

— Wohlan! Den Himmel färbt das Morgenroth!
Die Sonne ſteigt herauf und allen Weſen
Bringt ſie das Leben, mir bringt ſie den Tod!
Geduld mein Herz! Dein Schickſal wird ſich löſen!

Eilfter Auftritt.

Brigella. Kalaf.

Brigella.

Der Divan wird verſammelt, Herr. Die Stunde
Iſt da. Macht euch bereit.

Kalaf.

(mißt ihn mit wilden ſcheuen Blicken)

Biſt du das Werkzeug?
Wo haſt du deinen Dolch verſteckt? Machs kurz,
Vollziehe die Befehle, die du haſt,
Du raubſt mir nichts, worauf ich Werth noch legte.

Brigella.

Was für Befehle Herr? Ich habe keinen
Befehl, als euch zum Divan zu begleiten,
Wo alles ſchon verſammelt iſt.

Kalaf.

(nach einigem Nachſinnen, reſignirt)

Laß uns denn gehn!
Ich weiß, daß ich den Divan lebend nicht
Erreichen werde — Sieh, ob ich dem Tod
Beherzt entgegen treten kann.

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 15286/102

Brigella

(ſieht ihn erſtaunt an)

Was Teufel! ſchwatzt er da von Tod und Sterben!
Verwünſchtes Weibervolk! Sie haben ihn
In dieſer ganzen Nacht nicht ſchlafen laſſen,
Nun iſt er gar im Kopf verrückt!

Kalaf.

(wirft das Schwert auf den Boden)

Da liegt
Mein Schwert. Ich will mich nicht zur Wehre ſetzen.
Die Grauſame erfahre wenigſtens,
Daß ich die unbeſchützte Bruſt von ſelbſt
Dem Streich des Todes dargeboten habe!

(er geht ab, und wird ſo wie er hinaustritt von kriegeriſchem Spiel empfangen.)

Fünfter Aufzug.

Die Scene iſt die vom zweyten Aufzug. Im Hintergrund des Divans ſteht ein Altar mit einer chineſiſchen Gottheit und zwey Prieſtern, welche nach Aufziehung eines Vorhanges ſichtbar werden.

Bey Eröffnung des Akts ſitzt Altoum auf ſeinem Throne. Pantalon und Tartaglia ſtehen zu ſeinen beiden Seiten; die acht Doctoren an ihrem Platz; die Wache unter dem Gewehre.

Erſter Auftritt.

Altoum. Pantalon. Tartaglia. Doctoren. Wache. Gleich darauf Kalaf.

Kalaf.

(tritt mit einer ſtürmiſchen Bewegung in den Saal, voll Argwohn hinter ſich ſchauend. In der Mitte der Scene verbeugt er ſich gegen den Kaiſer, dann vor ſich)

Wie? Ich bin lebend hier — Mit jedem Schritt
Erwartet' ich die zwanzig Schwerter in der Bruſt
Zu fühlen und von niemand angefallen
Hab in den ganzen Weg zurückgelegt?
So hätte mir Adelma falſche Botſchaft

Verkündet — oder Turandot entdeckte
Die Nahmen und mein Unglück iſt gewiß!

Altoum.

Mein Sohn! Ich ſehe deinen Blick umwölkt,
Dich quälen Furcht und Zweifel — Fürchte nichts mehr,
Bald werd ich deine Stirn erheitert ſehn,
In wenig Stunden endet deine Prüfung.
— Geheimniſſe von freudenreichem Inhalt
Hab ich für dich — Noch will ich ſie im Buſen
Verſchlieſſen, theurer Jüngling, bis dein Herz,
Der Freude offen, ſie vernehmen kann.
— Doch merke dir. Nie kommt das Glück allein,
Es folgt ihm ſtets, mit reicher Gaben Fülle
Beladen, die Begleitung nach — Du biſt
Mein Sohn, mein Eidam! Turandot iſt dein!
Dreymal hat ſie in dieſer Nacht zu mir
Geſendet, mich beſchworen und gefleht,
Sie von der furchtbarn Probe loszuſprechen.
Daraus erkenne, ob du Urſach haſt,
Sie mit getroſtem Herzen zu erwarten.

Pantalon (zuverſichtlich).

Das könnt ihr Hoheit! Auf mein Wort! Was das
Betrift, damit hats ſeine Richtigkeit!
Nehmt meinen Glückwunſch an, heut iſt die Hochzeit.
Zweymal ward ich in dieſer Nacht zu ihr
Geholt, ſie hatt' es gar zu eilig, kaum
Ließ ſie mir Zeit, den Fuß in die Pantoffel
Zu ſtecken, ungefrühſtückt gieng ich hin,

Es war ſo grimmig kalt, daß mir der Bart
Noch zittert — Aufſchub ſollt ich ihr verſchaffen,
Rath ſchaffen ſollt ich — Bey der Majeſtät
Fürſprach einlegen — Ja was ſollt ich nicht!
'S war mir ein rechtes Gaudium und Labſal,
Ich läugn' es nicht, ſie deſperat zu ſehn.

Tartaglia.

Ich ward um ſechs Uhr zu ihr hin beſchieden,
Der Tag brach eben an, ſie hatte nicht
Geſchlafen und ſah aus, wie eine Eule.
Wohl eine halbe Stunde bat ſie mich,
Gab mir die ſchönſten Worte, doch umſonſt!
Ich glaube gar, ich hab ihr bittre Dinge
Geſagt, für Ungeduld und grimmger Kälte.

Altoum.

Seht wie ſie bis zum letzten Augenblick
Noch zaudert! Doch ſie ſperret ſich umſonſt.
Gemeſſene Befehle ſind gegeben,
Daß ſie durchaus im Divan muß erſcheinen,
Und iſts mit Güte nicht, ſo iſts mit Zwang.
Sie ſelbſt hat mich durch ihren Eigenſinn
Berechtigt, dieſe Strenge zu gebrauchen.
Erfahre ſie die Schande nun, die ich
Umſonſt ihr ſparen wollte — Freue dich
Mein Sohn! Nun iſts an dir zu triumphiren!

Kalaf.

Ich dank euch Sire. Mich freuen kann ich nicht.
Zu ſchmerzlich leid ich ſelbſt, daß der Geliebten

Um meinetwillen Zwang geſchehen ſoll.
Viel lieber wollt ich — Ach ich könnte nicht!
Was wäre Leben ohne ſie? — Vielleicht
Gelingt es endlich meiner zärtlichen
Bewerbung ihren Abſcheu zu beſiegen,
Ihn einſt vielleicht in Liebe zu verwandeln.
Mein ganzes Wollen ſoll ihr Sclave ſeyn,
Und all mein höchſtes Wünſchen ihre Liebe.
Wer eine Gunſt bey mir erlangen will,
Wird keines andern Fürſprachs nöthig haben,
Als eines Winks aus ihrem ſchönen Aug'.
Kein Nein aus meinem Munde ſoll ſie kränken,
So lang die Parce meinen Faden ſpinnt,
So weit die Welle meines Lebens rinnt,
Soll ſie mein einzig Träumen ſeyn und Denken!

Altoum.

Auf denn! Man zögre länger nicht. Der Divan
Werde zum Tempel. Man erhebe den Altar,
Der Prieſter halte ſich bereit. Sie ſoll
Bey ihrem Eintritt gleich ihr Schickſal leſen,
Und ſoll erfahren, daß ich wollen kann,
Was ich ihr ſchwur.

(Der hintere Vorhang wird aufgezogen, man erblickt den chineſiſchen Götzen, den Altar und die Prieſter, alles mit Kerzen beleuchtet.)

Man öfne alle Pforten,
Das ganze Volk ſoll freyen Eingang haben.
Zeit iſts, daß dieſes undankbare Kind

Den tauſendfachen Kummer uns bezahle,
Den ſie auf unſer greiſes Haupt gehäuft.

(Man hört einen lugubren Marſch mit gedämpften Trommeln. Bald darauf zeigt ſich Truffaldin mit Verſchnittenen, hinter ihnen die Sclavinnen, darauf Turandot, alle in ſchwarzen Flören, die Frauen in ſchwarzen Schleiern.)

Pantalon.

Sie kommt! Sie kommt! Still! Welche Klagmuſik!
— Welch trauriges Gepräng! Ein Hochzeitmarſch,
Der völlig einem Leichenzuge gleicht!

(Der Aufzug erfolgt ganz auf dieſelbe Weiſe und mit denſelben Ceremonien, wie im zweyten Akt.)

Zweyter Auftritt.

Vorige. Turandot. Adelma. Zelima.

Ihre Sclavinnen und Verſchnittenen.

Turandot.

(nachdem ſie ihren Thron beſtiegen und eine allgemeine Stille erfolgt, zu Kalaf)

Dieß Trauergepränge, unbekannter Prinz,
Und dieſer Schmerz, den mein Gefolge zeigt,
Ich weiß, iſt eurem Auge ſüße Weide.
Ich ſehe den Altar geſchmückt, den Prieſter
Zu meiner Trauung ſchon bereit, ich leſe
Den Hohn in jedem Blick und möchte weinen.
Was Kunſt und tiefe Wiſſenſchaft nur immer
Vermochten, hab ich angewandt, den Sieg

Euch zu entreißen, dieſem Augenblick,
Der meinen Ruhm vernichtet, zu entfliehen,
Doch endlich muß ich meinem Schickſal weichen.

Kalaf.

O läſe Turandot in meinem Herzen,
Wie ihre Trauer meine Freude dämpft,
Gewiß, es würde ihren Zorn entwaffnen.
Wärs ein Vergehn, nach ſolchem Gut zu ſtreben,
Ein Frevel wärs, es zaghaft aufzugeben!

Altoum.

Prinz, der Herablaſſung iſt ſie nicht werth,
An ihr iſts jetzo, ſich herabzugeben!
Kann ſies mit edelm Anſtand nicht, mag ſie
Sich darein finden, wie ſie kann — Man ſchreite
Zum Werk! Der Inſtrumente froher Schall
Verkünde laut —

Turandot.

Gemach! Damit iſts noch zu früh!
(aufſtehend und zu Kalaf ſich wendend)
Vollkommner konnte mein Triumph nicht ſeyn,
Als dein getäuſchtes Herz in ſüße Hofnung
Erſt einzuwiegen, und mit Einemmal
Nun in den Abgrund nieder dich zu ſchleudern.
(langſam und mit erhabener Stimme)
Hör' Kalaf, Timurs Sohn! Verlaß den Divan!
Die beiden Nahmen hat mein Geiſt gefunden.

Such eine andre Braut — Weh dir und allen,
Die ſich im Kampf mit Turandot verſuchen!

Kalaf.

O ich Unglücklicher!

Altoum.

Iſts möglich? Götter!

Pantalon.

Heilige Katharina!

(zu Tartaglia)

Geht heim! Laßt euch den Bart auszwicken Doctor!

Tartaglia.

Allhöchſter Tien! Mein Verſtand ſteht ſtill!

Kalaf.

Alles verloren! Alle Hofnung todt!
— Wer ſteht mir bey? Ach mir kann niemand helfen,
Ich bin mein eigner Mörder, meine Liebe
Verlier ich, weil ich allzuſehr geliebt!
— Warum hab ich die Räthſel geſtern nicht
Mit Fleiß verfehlt, ſo läge dieſes Haupt
Jetzt ruhig in dem ewgen Schlaf des Todes,
Und meine bange Seele hätte Luft.
Warum, zu gütger Kaiſer, mußtet ihr
Das Blutgeſetz zu meinem Vortheil mildern,
Daß ich mit meinem Haupt dafür bezahlte,
Wenn ſie mein Räthſel aufgelößt — So wäre
Ihr Sieg vollkommen und ihr Herz befriedigt!

(Ein unwilliges Gemurmel entſteht im Hintergrund.)

Altoum.

Kalaf! Mein Alter unterliegt dem Schmerz,
Der unverſehne Blitzſtrahl ſchlägt mich nieder.

Turandot (bey Seite zu Zelima).

Sein tiefer Jammer rührt mich Zelima,
Ich weiß mein Herz nicht mehr vor ihm zu ſchützen.

Zelima (leiſe zu Turandot).

O ſo ergebt euch einmal. Macht ein Ende!
Ihr ſeht! Ihr hört! Das Volk wird ungeduldig!

Adelma (für ſich).

An dieſem Augenblick hängt Tod und Leben!

Kalaf.

Und brauchts denn des Geſetzes Schwert, ein Leben
Zu endigen, das länger mir zu tragen
Unmöglich iſt?

(er tritt an den Thron der Turandot)

Ja Unverſöhnliche!
Sieh hier den Kalaf, den du kennſt — den du
Als einen nahmenloſen Fremdling haßteſt,
Den du jetzt kennſt und fortfährſt zu verſchmähn.
Verlohnte ſichs ein Daſeyn zu verlängern,
Das ſo ganz werthlos iſt vor deinen Augen?
Du ſollſt befriedigt werden, Grauſame.
Nicht länger ſoll mein Anblick dieſe Sonne
Beleidigen — Zu deinen Füßen —

(er zieht einen Dolch und will ſich durchſtechen. In demſelben Augenblick macht Adelma eine Bewegung, ihn zurück zu halten und Turandot ſtürzt von ihrem Thron.)

Turandot.

(ihm in den Arm fallend mit dem Ausdruck des Schreckens und der Liebe)

Kalaf!

(beide ſehen einander mit unverwandten Blicken an und bleiben eine Zeitlang unbeweglich in dieſer Stellung.)

Altoum.

Was ſeh ich!

Kalaf (nach einer Pauſe).

Du? Du hinderſt meinen Tod?
Iſt das dein Mitleid, daß ich leben ſoll,
Ein Leben ohne Hofnung, ohne Liebe?
Meiner Verzweiflung denkſt du zu gebieten?
— Hier endet deine Macht. Du kannſt mich tödten,
Doch mich zum Leben zwingen kannſt du nicht.
Laß mich, und wenn noch Mitleid in dir glimmt,
So zeig es meinem jammervollen Vater,
Er iſt zu Peckin, Er bedarf des Troſtes,
Denn auch des Alters letzte Stütze noch,
Den theuren, einzgen Sohn raubt ihm das Schickſal.

(er will ſich tödten)

Turandot.

(wirft ſich ihm in die Arme)

Lebt Kalaf! Leben ſollt ihr — und für mich!
Ich bin beſiegt. Ich will mein Herz nicht mehr

Verbergen — Eile Zelima, den beiden
Verlaſſenen, du kennſt ſie, Troſt zu bringen,
Freyheit und Freude zu verkünden — Eile!

Zelima.

Ach und wie gerne!

Adelma (vor ſich).

Es iſt Zeit zu ſterben.
Die Hofnung iſt verloren.

Kalaf.

Träum ich, Götter?

Turandot.

Ich will mich keines Ruhms anmaaßen Prinz,
Der mir nicht zukommt. Wiſſet denn; es wiſſ'
Es alle Welt! Nicht meiner Wiſſenſchaft,
Dem Zufall eurer eignen Uebereilung
Verdank ich das Geheimniß eures Nahmens.
Ihr ſelbſt, ihr ließet gegen meine Sclavinn
Adelma beide Nahmen euch entſchlüpfen.
Durch ſie bin ich dazu gelangt — Ihr alſo habt
Geſiegt, nicht ich, und euer iſt der Preiß.
— Doch nicht blos, um Gerechtigkeit zu üben
Und dem Geſetz genug zu thun — Nein Prinz!
Um meinem eignen Herzen zu gehorchen,
Schenk ich mich euch — Ach, es war euer, gleich
Im erſten Augenblick, da ich euch ſah!

Adelma.

O nie gefühlte Marter!

Kalaf.

(der dieſe ganze Zeit über wie ein Träumender geſtanden, ſcheint jetzt erſt zu ſich ſelbſt zu kommen und ſchließt die Prinzeſſinn mit Entzückung in ſeine Arme.)

Ihr die meine?
O tödte mich nicht Uebermaaß der Wonne!

Altoum.

Die Götter ſegnen dich geliebte Tochter,
Daß du mein Alter endlich willſt erfreun.
Verziehen ſey dir jedes vorge Leid,
Der Augenblick heilt jede Herzenswunde.

Pantalon.

Hochzeit! Hochzeit! Macht Platz ihr Herrn Doctoren!

Tartaglia.

Platz! Platz! Der Bund ſey alſogleich beſchworen!

Adelma.

Ja lebe Grauſamer, und lebe glücklich
Mit ihr, die meine Seele haßt!
(zu Turandot)
Ja wiſſe,
Daß ich dich nie geliebt, daß ich dich haſſe,
Und nur aus Haß gehandelt wie ich that.
Die Nahmen ſagt' ich dir, um den Geliebten
Aus deinem Arm zu reißen und mit ihm,
Der Meine Liebe war, eh du ihn ſahſt,
In glücklichere Länder mich zu flüchten.
Noch dieſe Nacht, da ich zu deinem Dienſt

Geſchäftig ſchien, verſucht ich alle Liſten,
Selbſt die Verläumdung ſpart ich nicht, zur Flucht
Mit mir ihn zu bereden, doch umſonſt!
In ſeinem Schmerz entſchlüpften ihm die Nahmen,
Und ich verrieth ſie dir, du ſollteſt ſiegen,
Verbannt von deinem Angeſicht ſollt' er
In Meinen Arm ſich werfen — Eitle Hofnung!
Zu innig liebt' er dich und wählte lieber,
Durch dich zu ſterben als für mich zu leben!
Verloren hab ich alle meine Mühen,
Nur Eins ſteht noch in meiner Macht. Ich ſtamme
Wie du von königlichem Blut und muß erröthen,
Daß ich ſo lange Sclavenfeſſeln trug,
In dir muß ich die blutge Feindinn haſſen.
Du haſt mir Vater, Mutter, Brüder, Schweſtern,
Mir alles, was mir theuer war, geraubt,
Und nun auch den Geliebten raubſt du mir.
So nimm auch noch die letzte meines Stammes,
Mich ſelbſt zum Raube hin — Ich will nicht leben!

(ſie hebt den Dolch, welchen Turandot dem Kalaf entriſſen, von der Erde auf.)

Verzweiflung zückte dieſen Dolch, er hat
Das Herz gefunden, das er ſpalten ſoll.

(ſie will ſich erſtechen)

Kalaf.

(fällt ihr in den Arm)

Faßt euch Adelma.

Adelma.

Laß mich Undankbarer!
In ihrem Arm dich ſehen? Nimmermehr!

Kalaf.

Ihr ſollt nicht ſterben. Eurem glücklichen
Verrathe dank ichs, daß dieß ſchöne Herz,
Dem Zwange feind, mich edelmüthig frey
Beglücken konnte — Gütiger Monarch,
Wenn meine heißen Bitten was vermögen,
So habe ſie die Freyheit zum Geſchenk,
Und unſers Glückes erſtes Unterpfand
Sey eine Glückliche!

Turandot.

Auch ich, mein Vater
Vereinige mein Bitten mit dem ſeinen.
Zu haſſenswerth, ich fühl es, muß ich ihr
Erſcheinen, mir verzeihen kann ſie nie,
Und könnte nie an mein Verzeihen glauben.
Sie werde frey und iſt ein größer Glück
Für ſie noch übrig, ſo gewährt es ihr,
Wir haben viele Thränen fließen machen,
Und müſſen eilen, Freude zu verbreiten.

Pantalon.

Ums Himmelswillen, Sire, ſchreibt ihr den Laufpaß,
So ſchnell ihr könnt, und gebt ihr, wenn ſies fodert,
Ein ganzes Königreich noch auf den Weg.
Mir iſt ganz weh und bang, daß unſre Freude

In Rauch aufgeh, ſo lang ein wüthend Weib
Sich unter Einem Dach mit Euch befindet.

Altoum (zu Turandot).

An ſolchem Freudentag, den du mir ſchenkſt,
Soll meine Milde keine Gränzen kennen.
Nicht blos die Freyheit ſchenk ich ihr. Sie nehme
Die väterlichen Staaten auch zurück,
Und theile ſie mit einem würdgen Gatten,
Der klug ſey und den Mächtigen nicht reize.

Adelma.

Sire — Königinn — Ich bin beſchämt, verwirrt,
So große Huld und Milde drückt mich nieder.
Die Zeit vielleicht, die alle Wunden heilt,
Wird meinen Kummer lindern — Jetzt vergönnt mir
Zu ſchweigen und von eurem Angeſicht
Zu gehn — Denn nur der Thränen bin ich fähig,
Die unaufhaltſam dieſem Aug entſtrömen!

(ſie geht ab mit verhülltem Geſicht, noch einen glühenden Blick auf Kalaf werfend, eh ſie ſcheidet.)

Letz-

Letzter Auftritt.

Die Vorigen ohne Adelma. Gegen das Ende Timur, Barak, Skirina und Zelima.

Kalaf.

Mein Vater, o wo find' ich dich, wo biſt du,
Daß ich die Fülle meines Glücks in deinen Buſen
Ausgieße?

Turandot.

(verlegen und beſchämt)

Kalaf, euer edler Vater iſt
Bey mir, iſt hier — In dieſem Augenblicke
Fühlt er ſein Glück — Verlangt nicht mehr zu wiſſen,
Nicht ein Geſtändniß, das mich ſchaamroth macht,
Vor allen dieſen Zeugen zu vernehmen.

Altoum.

Timur bey dir? Wo iſt er? — Freue dich
Mein Sohn! Dieß Kaiſerreich haſt du gewonnen,
Auch dein verlornes Reich iſt wieder dein.
Ermordet iſt der grauſame Tyrann,
Der dich beraubte, deines Volkes Stimme
Ruft dich zurück auf deiner Väter Thron,
Den dir ein treuer Diener aufbewahrt.
Durch alle Länder hat dich ſeine Botſchaft
Geſucht, und ſelbſt zu mir iſt ſie gedrungen,
— Dieß Blatt enthält das Ende deines Unglücks.

(überreicht ihm einen Brief.)

Kalaf.

(wirft einen Blick hinein und ſteht eine Zeitlang in ſprachloſer Rührung.)

Götter des Himmels! Mein Entzücken iſt
Droben bey euch, die Lippe iſt verſiegelt.

(In dieſem Augenblick öfnet ſich der Saal, **Timur** und **Barak** treten herein, von Zelima und ihrer Mutter begleitet. Wie Kalaf ſeinen Vater erblickt, eilt er ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen, Barak ſinkt zu Kalafs Füßen, indem ſich Zelima und ihre Mutter vor der Turandot niederwerfen, welche ſie gütig aufhebt. Altoum, Pantalon und Tartaglia ſtehen gerührt. Unter dieſen Bewegungen fällt der Vorhang.)

Iphigenie in Aulis.

Ueberſetzt

aus dem Euripides.

Perſonen.

Agamemnon.
Menelaus.
Achilles.
Clytemneſtra, Agamemnons Gemahlinn.
Iphigenie, Agamemnons Tochter.
Ein alter Sclave Agamemnons.
Ein Bote.
Chor, fremde Frauen aus Chalcis, einer benachbarten Landſchaft, die gekommen ſind, die Kriegs- und Flottenrüſtung der Griechen in Aulis zu ſehen.

Die Scene iſt das griechiſche Lager in Aulis, vor dem Zelt Agamemnons.

Scenarium.

1) Agamemnon. Greis.
2) Chor.
3) Menelaus. Greis. Chor.
4) Agamemnon. Menelaus. Chor.
5) Agamemnon. Menelaus. Bote. Chor.
6) Agamemnon. Menelaus. Chor.
7) Chor.
8) Clytemneſtra. Jphigenie. Oreſt. Begleiter. Chor.
9) Agamemnon. Clytemneſtra. Jphigenie. Chor.
10) Agamemnon. Clytemneſtra. Chor.
11) Chor.
12) Achilles. Chor.
13) Clytemneſtra. Achilles. Chor.
14) Clytemneſtra. Achilles. Greis. Chor.
15) Clytemneſtra. Achilles. Chor.
16) Chor.
17) Clytemneſtra. Chor.
18) Agamemnon. Chor. Clytemneſtra.
19) Agamemnon. Jphigenie. Clytemneſtra. Chor.
20) Clytemneſtra. Jphigenie. Chor. Oreſt.
21) Clytemneſtra. Jphigenie. Oreſt. Achilles. Chor.
22) Clytemneſtra. Jphigenie. Oreſt. Chor.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Agamemnon. Der alte Sclave.

Agamemnon (ruft in das Zelt).

Hervor aus dieſem Zelte, Greis.

Sclave.

(indem er heraus kommt)

Hier bin ich.
Was ſinnſt du neues, König Agamemnon?

Agamemnon.

Du wirſt es hören. Komm.

Sclave.

Ich bin bereit.
Mein Alter flieht der Schlummer und noch friſch
Sind meine Augen.

Agamemnon.

Das Geſtirn dort oben!
Wie heißt's?

Sclave.

Du meinſt den Sirius, der nächſt
Dem Siebenſterne der Plejaden rollt?
Noch ſchwebt er mitten in dem Himmel.

Agamemnon.

Auch
Läßt noch kein Vogel ſich vernehmen, kein
Geräuſch des Meeres und der Winde. Stumm liegt alles
Um den Euripus her.

Sclave.

Und doch verläſſeſt
Du dein Gezelt, da überall noch Ruhe
In Aulis herrſcht und auch die Wachen ſich
Nicht rühren? König Agamemnon, komm.
Laß uns hineingehn.

Agamemnon.

Ich beneide dich,
Und jeden Sterblichen beneid' ich, der
Ein unbekanntes unberühmtes Leben
Frey von Gefahren lebt. Weit weniger
Beneid' ich den, den hohe Würden krönen.

Sclave.

Doch ſind es dieſe, die das Leben zieren.

Agamemnon.

Zweydeutge Zier! Verrätheriſche Hoheit!
Dem Wunſche ſüß, doch ſchmerzhaft dem Beſitzer!
Jetzt iſt im Dienſt der Götter was verſehn,
Das uns das Leben wüſte macht — Jetzt iſts

Der Meinungen verhaßtes Mancherley,
Die Menge, die es uns verbittert.

Sclave.

Von dir, o Herr, dem Heldgewaltigen,
Hör' ich das ungern. Hat denn Atreus nur
Zu thränenloſen Freuden dich gezeugt?
O Agamemnon! Sterblicher, wie wir,
Biſt du mit Luſt und Leiden ausgeſtattet.
Du magſt es anders wollen — alſo wollen es
Die Himmliſchen. Schon dieſe ganze Nacht
Seh' ich der Lampe Licht von dir genährt,
Den Brief, den du in Händen haſt zu ſchreiben.
Du löſcheſt das Geſchriebne wieder aus,
Jetzt ſiegelſt du den Brief und gleich darauf
Eröfneſt du ihn wieder, wirfſt die Lampe
Zu Boden, und aus deinen Augen bricht
Ein Thränenſtrom. Wie wenig fehlt, daß dich
Nicht Herzensangſt der Sinne gar beraubt!
Was drückt dich Herr? O ſage mirs! Was iſt
So auſſerordentliches dir begegnet?
Komm ſage mirs. Du ſagſt es einem guten
Getreuen Mann, den Tyndar deiner Gattinn
Im Heurathsgut mit übermacht, den er
Der Braut zum ſichern Wächter mitgegeben.

Agamemnon.

Drey Jungfraun hat die Tochter Theſtias
Dem Tyndarus gebohren. Phöbe hieß
Die älteſte, die zweyte Clytemneſtra

Mein Weib, die jüngſte Helena. Es warben
Um Helena's Beſitz mit reichen Schätzen
Die Fürſten Griechenlands, und blutger Zwiſt
War von dem Heere der verſchmähten Freyer
Dem Glücklichen gedroht. Lang zauderte,
Dieß fürchtend, bang und ungewiß der König,
Den Ehgemahl der Tochter zu entſcheiden,
Dieß Mittel ſinnt er endlich aus. Es müſſen
Die Freyer ſich mit hohen Schwüren binden,
Trankopfer gießen auf den flammenden
Altar, und freundlich ſich die Rechte bieten.
Ein fürchterlich Gelübd' entreißt er ihnen,
Das Recht des Glücklichen — ſey auch wer wolle
Der Glückliche! — einträchtig zu beſchützen,
Krieg und Verheerung in die beſte Stadt
Des Griechen oder des Barbaren, der
Von Haus und Bette die Gemahlinn ihm
Gewaltſam rauben würde, zu verbreiten.
Als nun gegeben war der Schwur, durch ihn
Der Freyer Sinn mit ſchlauer Kunſt gebunden,
Verſtattet Tyndarus der Jungfrau, ſelbſt
Den Gatten ſich zu wählen, dem der Liebe
Gelinder Hauch das Herz entgegen neigte.
Sie wählt — o hätte nie und nimmermehr
So die Verderbliche gewählt! — ſie wählt
Den blonden Menelaus zum Gemahle.
Nicht lang, ſo läßt in Lacedämons Mauren,
In reichem Kleiderſtaate blühend, blitzend

Von Gold, im ganzen Prunke der Barbaren,
Der junge Phrygier ſich ſehen, der,
Wie das Gerücht verbreitet, zwiſchen drey
Göttinnen einſt der Schöne Preis entſchieden,
Giebt Liebe und empfängt und flüchtet nach
Des Ida fernen Triſten die Geraubte.
Es ruft der Zorn des Schwerbeleidigten
Der Fürſten alte Schwüre jetzt heraus.
Zum Streite ſtürzt ganz Griechenland. In Aulis
Verſammelt ſich mit Schiffen, Roſſen, Wagen
Und Schilden ſchnell ein fürchterlicher Mars.
Mich, des Erzürnten Bruder, wählen ſie
Zu ihrem Oberhaupt. Unſelges Zepter,
Wärſt du in andre Hände doch gefallen!
Nun liegt das ganze aufgebotne Heer,
Weil ihm die Winde widerſtreben, müßig
In Aulis Engen. Unter fürchterlichen
Beängſtigungen bringt der Seher Kalchas
Den Götterſpruch hervor, daß, wenn die Winde
Sich drehn und Troja's Thürme fallen ſollen,
Auf Artemis Altar der Schützerinn
Von Aulis, meine Iphigenia, mein Kind,
Als Opfer bluten müſſe; blutete
Sie nicht, dann weder Fahrt, noch Sieg. Sogleich
Erhält Thalthybius von mir Befehl
Mit lautem Heroldsruf das ganze Heer
Der Griechen abzudanken. Nimmermehr
Will ich zur Schlachtbank meine Tochter führen.

Durch ſeiner Gründe Kraft und Erd' und Himmel
Bewegend reißt der Bruder endlich doch
Mich hin, das Gräßliche geſchehn zu laſſen.
Nun ſchreib' ich an die Königinn, gebiet'
Ihr, ungeſäumt zur Hochzeit mit Achill
Die Tochter mir nach Aulis herzuſenden.
Hoch rühm' ich ihr des Bräutigams Verdienſt,
Sie raſcher anzutreiben, ſetz' ich noch
Hinzu, es weigre ſich Achill, mit uns
Nach Ilion zu ziehn, bevor er ſie
Als Gattinn in ſein Phthia heimgeſendet.
In dieſer fälſchlich vorgegebnen Hochzeit
Hab' ich des Kindes Opferung der Mutter
Verhüllet. Außer Menelaus, Kalchas
Und mir, weiß nur Ulyß um das Geheimniß.
Doch was ich damals ſchlimm gemacht, mach' ich
In dieſem Briefe wieder gut, den du
Im Dunkel dieſer Nacht mich öfnen und
Verſiegeln haſt geſehen — Nimm! Und gleich
Damit nach Argos! — Halt — der Königinn
Und meinem Hauſe, weiß ich, warſt du ſtets
Mit Treu und Redlichkeit ergeben. Was
Verborgen iſt in dieſes Briefes Falten,
Will ich mit Worten dir zu wiſſen thun.
(er lieſt)
„Gebohrne der Leda, meinem erſten
„Send' ich dieß zweyte Schreiben nach" —
(er hält inne)

Sclave.

Lies weiter,
Verbirg mir ja nichts, Herr, daß meine Worte
Mit dem Geſchriebenen gleich lauten.

Agamemnon (fährt fort zu leſen).

„Sende
„Die Tochter nicht zum wogenſichern Aulis
„Euböa's Buſen. Die Vermählung bleibt
„Gelegneren Tagen aufgehoben."

Sclave.

Und glaubſt du, daß der heftige Achill,
Dem du die Gattinn wieder nimmſt, nicht gegen
Die Königinn und dich in wilder Wuth
Ergrimmen werde? — Herr, von daher droht
Gefahr — Sag an, was haſt du hier beſchloſſen?

Agamemnon.

Unwiſſend leiht Achill mir ſeinen Nahmen,
Verborgen wie der Götterſpruch iſt ihm
Die vorgegebne Hochzeit. Ihm alſo
Raubt dieſes Opfer keine Braut.

Sclave.

O König
Ein grauſenvolles Unternehmen iſts,
In das du dich verſtricket haſt. Du lockeſt
Die Tochter, als des Göttinnſohnes Braut
Ins Lager her, und deine Abſicht war
Den Danaern ein Opfer zuzuführen.

Agamemnon.

Ach meine Sinne hatten mich verlaſſen! — Götter!
Verſunken bin ich in des Jammers Tiefen!
Doch eile! Lauf! Nur jetzt vergiß den Greis.

Sclave.

Herr, fliegen will ich.

Agamemnon.

Laß nicht Müdigkeit
Nicht Schlaf an eines Baches Ufer, nicht
Im Schatten der Gehölze dich verweilen.

Sclave.

Denk beſſer von mir König.

Agamemnon.

Gib beſonders
Wohl Acht, wo ſich die Straßen ſcheiden, ob
Nicht etwa ſchon voraus iſt zu den Schiffen
Der Wagen, der ſie bringen ſoll. Es iſt
Gar etwas Schnelles, wie die Räder laufen.

Sclave.

Sey meiner Wachſamkeit gewiß.

Agamemnon.

Ich halte
Dich nun nicht länger. Eil' aus dieſen Grenzen —
Und — hörſt du — trift ſichs, daß dir unterwegs
Der Wagen aufſtößt, o ſo drehe du,
Du ſelbſt die Roſſe rückwärts nach Mycene.
(Es iſt indeſſen Tag geworden.)

Sclave.

Wie aber — ſprich — wie find' ich Glauben bei
Der Jungfrau und der Königinn?

Agamemnon.

Nimm nur
Das Siegel wohl in Acht auf dieſem Briefe.
Hinweg. Schon färbt die lichte Morgenröthe
Den Himmel weiß und flammenwerfend ſteigen
Der Sonne Räderwagen herauf — Geh, nimm
Die Laſt von meiner Seele!

(Sclave geht ab.)

Ach, daß keiner
Der Sterblichen ſich ſelig nenne, keiner
Sich glücklich bis ans Ende! — Leidenfrey
Ward keiner noch gebohren!

(er geht ab.)

Zwiſchenhandlung.

Chor (tritt auf).

Aus Chalcis, meiner Heimat, bin ich gezogen,
Die mit Meeran treibenden Wogen
Die ruhmreiche Arethuſa benetzt.
Ueber den Euripus hab' ich geſetzt,
Der Griechen herrliche Schaaren zu ſehen,
Und die Schiffe am lebendigen Strand,
Die ſo raſch und gelehrig ſich drehen,
Unter dieſer Halbgötter Hand.

In der Trojer fernes Land
Folgen ſie, wie ich daheim erfahren,
Agamemnons fürſtlichem Haupt,
Und dem Bruder mit den blonden Haaren,
Heimzuführen, die der Phrygier geraubt,
Helena vom Ufer der Barbaren.
Von des Eurotas ſchilfreichem Strand
Führte ſie Paris in Priamus Land,
Paris, dem am thauenden Bach,
Ringend mit der göttlichen Athene
Und mit Hären um den Preis der Schöne
Cypria das ſchöne Weib verſprach.

Antiſtrophe.

Ich bin durch die heiligen Hayne gegangen,
Wo ſie Dianen mit Opfern erfreun,
Junge Glut auf den ſchamhaften Wangen
Miſcht' ich mich in die kriegriſchen Reyhn,
An des Lagers eiſernen Schätzen
An der Schilde furchtbarer Wehr'
Meinen bewundernden Blick zu ergötzen,
An der Roſſe ſtreitbarem Heer.
Erſt ſah ich die tapfern Zeltgenoſſen
Der Ajare Heldenpaar, vereint
Mit Proteſilas dem Freund,
Auf den Sitzen friedlich hingegoſſen;
Des Oileus Sohn, und dich — die Krone
Salamis — furchtbarer Telamone!

An des Würfels wechſelndem Glück
Labte ſich der Helden Blick.
Gleich nach dieſen ſah ich Diomeden,
Ares tapfern Sprößling Merion,
Und Poſeidons Enkel Palameden
Und Laertes liſtenreichen Sohn,
Seiner Felſenithaka entſtiegen
Nireus dann, den ſchönſten aus dem Zug,
An des Diſcus mannichfachem Flug
Luſtig ſich vergnügen.

Epode.

Auch der Thetis Sohn hab' ich geſehen,
Den der weiſe Chiron auferzog,
Raſchen Laufes, wie der Winde Wehen,
Mit Erſtaunen hab' ich's angeſehen,
Wie er flüchtig längs dem Ufer flog,
Schwergeharniſcht mit geſchwinden Sohlen
Eines Wagens Flug zu überholen,
Den die Schnell. von vier Roſſen zog.
Uebergoldet waren ihre Zügel,
Bunte Schenkel, gelbes Mähnenhaar
Schmückten das Geſpann auf jedem Flügel,
Weißgeflecket war das Deichſelpaar.
Mit dem Stachel und mit lautem Rufen
Trieb der Renner Pheres König an,
Aber immer dicht an ihren Hufen,
Gieng des waffenſchweren Läufers Bahn.

Zweite Strophe.

Jezt ſah ich — ein Schauſpiel zum Entzücken!
Ihrer Wimpel zahlenloſes Wehn,
Nein, kein Mund vermag es auszudrücken,
Was mein weiblich Auge hier geſehn.
Funfzig Schiffe tapfrer Myrmidonen —
Zevs glorreicher Enkel führt ſie an —
Zieren rechts der Flotte ſchönen Plan.
Auf erhabenem Verdecke thronen
Zeichen des unſterblichen Peliden,
Goldne Nereiden.

Zweite Antiſtrophe.

Funfzig Schiffe zählt' ich, die, regieret
Von Capaneus und Meciſteus Sohn,
Der Argiver Mars herangeführet.
Sechzig führt zum Streit nach Ilion
Theſeus Sohn von der Athener Küſte,
Pallas mit geflügeltem Geſpann
Iſt ihr Zeichen — auf der Waſſerwüſte
Eine Helferinn dem Steuermann!

Dritte Strophe.

Der Böoten funfzig Schiffe kamen,
Kenntlich an des Stifters Schlangenbild.
König Leitus, aus der Erde Saamen,
Bringt ſie aus dem phociſchen Gefild.
Funfzig Schiffe führte der Oilide,
Ajax, aus der Lokrier Gebiete.

Dritte Antiſtrophe.

Von Mycene kam mit hundert Maſten
Agamemnon, Atreus Sohn,
Seinen Scepter theilend mit Adraſten,
Dem Gewaltigen von Sicyon.
Treu und dienſtlich ſeines Freundes Harme
Folgt' auch er der Griechen Heldenzug,
Heimzuholen, die in Räubers Arme
Des geflohnen Hymens Freuden trug.
Neſtors Flotte hab ich jezt begrüßet;
Alpheus ſchönen Stromgott ſieht man hier,
Der die Heimat nachbarlich umfließet,
Oben Menſch und unten Stier.

Dritte Epode.

Mit zwölf Schiffen ſchließt an die Achäer
Guneus, Fürſt der Enier, ſich an,
Elis Herrſcher folgen, die Epeer,
Des Eurytus Scepter unterthan.
Von den Echinaden, wo zu wagen
Keine Landung, führt der Taphen Macht,
Die das Meer mit weißen Rudern ſchlagen,
Meges, Sohn des Phyleus, in die Schlacht.
Beide Flügel bindend, ſchließt der Telamone,
Den die ſtolze Salamis gebahr,
Mit zwölf Schiffen — dieſes Zuges Krone.
So erfragt' ich's, und ſo nahm ich's wahr.
Dieſes Volk, im Ruderſchlag erfahren,
Mit Verwundrung hab' ich's nun erblickt.

Weh' dem kühnen Fahrzeug der Barbaren,
Das die Parze ihm entgegenſchickt!
In die Bucht der väterlichen Laren
Hoffe keines freudig einzufahren!
Auch das Schlachtgeräthe und der Schiffe Menge,
(Vieles wußt' ich ſchon) hab' ich geſehn,
Die Erinnerung an dieſe Dinge,
Nimmer, nimmer wird ſie mir vergehn.

Zweyter Akt.

Erſter Auftritt.

Menelaus. Der alte Sclave.

(kommen in heftigem Wortwechſel.)

Sclave.

Das iſt Gewalt! Gewalt iſt das! du wageſt,
Was du nicht wagen ſollſt, Atride!

Menelaus.

Geh!
Das heißt zu treu an ſeinem Herrn gehandelt.

Sclave.

Ein Vorwurf, der mir Ehre bringt.

Menelaus.

Du ſollſt
Mir heulen, Alter, thuſt du deine Pflicht
Nicht beſſer.

Sclave.

Du haſt keine Briefe zu
Erbrechen, die ich trage.

Menelaus.
Du haſt keine
Zu tragen, die ganz Griechenland verderben!
Sclave.
Das mache du mit andern aus. Mir gib
Den Brief zurücke.
Menelaus.
Nimmermehr.
Sclave.
Ich laſſe
Nicht eher ab —
Menelaus.
Nicht weiter, wenn dein Kopf
Nicht unter meinem Scepter bluten ſoll.
Sclave.
Mag's! Es iſt ehrenvoll für ſeinen Herrn
Zu ſterben.
Menelaus.
Her den Brief! Dem Sclaven ziemen
So viele Worte nicht.
(er entreißt ihm den Brief)
Sclave (rufend).
O mein Gebieter!
Gewalt, Gewalt geſchieht uns, Agamemnon.
Gewaltſam reißt er deinen Brief mir aus
Den Händen. Menelaus will die Stimme
Der Billigkeit nicht hören, und entreißt
Mir deinen Brief.

Zweyter Auftritt.

Agamemnon zu den Vorigen.

Agamemnon.
Wer lermt ſo vor den Thoren?
Was für ein unanſtändig Schreyn?

Sclave.
Mich Herr,
Nicht dieſen mußt du hören *).

Agamemnon (zu Menelaus).
Nun was ſchiltſt
Du dieſen Mann und zerrſt ihn ſo gewaltſam
Herum?

Menelaus.
Erſt ſieh' mir ins Geſicht. Antworten
Werd' ich nachher.

Agamemnon.
Ich — ein Sohn Atreus — ſoll
Etwa die Augen vor dir niederſchlagen?

Menelaus.
Siehſt du dieß Blatt, das ein verdammliches
Geheimniß birgt?

Agamemnon.
Gib es zurück, dann ſprich.

---

*) Es muß angenommen werden, daß der Sclave ſich hier zurückzieht oder auch ganz entfernt.

Menelaus.

Nicht eher bis das ganze Heer erfahren,
Wovon es handelt.

Agamemnon.

Was? Du unterſiengſt dich,
Das Siegel zu erbrechen? zu erfahren,
Was nicht beſtimmt war dir bekannt zu werden?

Menelaus.

Und, dich noch ſchmerzlicher zu kränken, ſieh',
Da deckt' ich Ränke auf, die du im Stillen
Verübteſt.

Agamemnon.

Eine Frechheit ohne Gleichen!
Wo — o ihr Götter! — wo kam dieſer Brief
In deine Hände?

Menelaus.

Wo ich deine Tochter
Von Argos endlich kommen ſehen wollte.

Agamemnon.

Wer hat zu meinem Hüter dich beſtellt?
Iſt das nicht frech?

Menelaus.

Ich übernahm es, weil's
Mir ſo gefiel, denn deiner Knechte bin
Ich keiner.

Agamemnon.

Unerhörte Dreiſtigkeit!
Bin ich nicht Herr mehr meines Hauſes?

Menelaus.

Höre
Sohn Atreus. Feſten Sinnes biſt du nicht;
Heut' willſt du dieſes, geſtern war es jen's
Und etwas anders iſt es morgen.

Agamemnon.

Scharfklug
Das biſt du! Unter vielen ſchlimmen Dingen iſt
Das ſchlimmſte eine ſcharfe Zunge.

Menelaus.

Ein ſchlimm'res iſt ein wankelmüth'ger Sinn,
Denn der iſt ungerecht und undurchſchaulich
Den Freunden. Den Beweis will ich gleich führen.
Laß nicht, weil jetzt der Zorn dich übermeiſtert,
Die Wahrheit dir zuwider ſeyn. Groß Lob
Erwarte nicht. Iſt jene Zeit dir noch
Erinnerlich, da du der Griechen Führer
In den Trojanerkrieg zu heißen brannteſt?
Sehr ernſtlich wünſchteſt du, was du in ſchlauer
Gleichgültigkeit zu bergen dich bemühteſt.
Wie demuthsvoll, wie kleinlaut warſt du da!
Wie wurden alle Hände da gedrücket!
Da hatte, wer es nur verlangte, wer's
Auch nicht verlangte, freyen Zugang, freyes
Und ofnes Ohr bey Atreus Sohn! Da ſtanden
Geöfnet allen Griechen deine Thore! *
So kaufteſt du mit ſchmeichleriſchem Weſen
Den hohen Rang, zu dem man dich erhoben.

Was war dein Dank? Des Wunſches kaum gewährt,
Sieht man dich plötzlich dein Betragen ändern.
Der Freunde wird nicht mehr gedacht, ſchwer hält's
Nur vor dein Angeſicht zu kommen, ſelten
Erblickt man dich vor deines Hauſes Thoren.
Die alte Denkart tauſcht kein Ehrenmann
Auf einem höhern Poſten. Mehr als je,
Hebt ihn das Glück, denkt ſeiner alten Freunde
Der Ehrenmann, denn nun erſt kann er ihnen
Vergangne Dienſte kräftiglich vergelten.
Sieh! Damit fiengſt du's an! Das war's, was mich
Zuerſt von dir verdroß! Du kommſt nach Aulis,
Das Heer der Danaer mit dir. Der Zorn
Der Himmliſchen verweigert uns die Winde.
Gleich biſt du weg. Der Streich ſchlägt dich zu Boden.
Es dringt in dich der Griechen Ungeduld
Der Schiffe müß'ge Laſt zurückgeſandt,
In Aulis länger unnütz nicht zu raſten!
Wie kläglich ſtand es da um deine Feldherrnſchaft!
Was für ein Leiden, keine tauſend Schiffe
Mehr zu befehligen, auf Troja's Feldern
Nicht mehr der Griechen Schaaren auszubreiten!
Da kam man zu dem Bruder. „Was zu thun?
Wo Mittel finden, daß die ſüße Herrſchaft
Und die erworbne Herrlichkeit mir bleib'?“
Es kündigt eine günſt'ge Fahrt den Schiffen
Der Seher Kalchas aus dem Opfer an,
Wenn du dein Kind Dianen ſchlachteteſt.

Wie fiel dir plötzlich da die Laſt vom Herzen!
Gleich, gleich biſt du's zufrieden, ſie zu geben.
Aus freyem Antrieb, ohne Zwang (daß man
Dich zwang, kannſt du nicht ſagen) ſendeſt du
Der Königinn Befehl, dir ungeſäumt
Zum hochzeitlichen Band mit Peleus Sohn
(So gabſt du vor) die Tochter herzuſenden.
Nun haſt du plötzlich eines andern dich
Beſonnen, ſendeſt heimlich widerſprechenden
Befehl nach Argos; nun und nimmermehr
Willſt du zum Mörder werden an dem Kinde.
Doch iſt die Luft, die jetzo dich umgibt,
Die nehmliche, die deinen erſten Schwur
Vernommen. Doch ſo treiben es die Menſchen!
Zu hohen Würden ſieht man Tauſende
Aus freyer Wahl ſich drängen, in vermeſſ'nen
Entwürfen ſchwindelnd ſich verſteigen, doch
Bald legt den Wahn des Haufens Flatterſinn,
Und ihres Unvermögens ſtiller Wink
Bringt ſchimpflich ſie zum Widerruf. Nur um
Die Griechen thut mir's leid, voll Hofnung ſchon
Vor Troja hohen Heldenruhm zu erndten,
Jetzt deinetwegen, deiner Tochter wegen,
Das Hohngelächter niedriger Barbaren!
Nein! eines Heeres Führung, eines Staates
Verwaltung ſollte Reichthum nie vergeben.
Kopf macht den Herrn. Es ſey der Erſte, Beſte
Der Einſichtsvolle! Er ſoll König ſeyn!

Chor.

Zu was für ſchrecklichen Gezänken kommt's,
Wenn Streit und Zwiſt entbrennet zwiſchen Brüdern!

Agamemnon.

Die Reih' iſt nun an mir, dich anzuklagen.
Mit kürzern Worten will ich's thun — ich will's
Mit ſanftern Worten thun, als du dem Bruder
Zu hören gabſt. Vergeſſen darf ſich nur
Der ſchlechte Menſch, der kein Erröthen kennt.
Sag' an, was für ein Dämon ſpricht aus deinem
Entflammten Aug'? Was tobeſt du? Wer that
Dir wehe? Wornach ſteht dein Sinn? Die Freuden
Des Ehebettes wünſcheſt du zurücke?
Bin ich's, der dir ſie geben kann? Iſt's recht,
Wenn du die Heimgeführte ſchlecht bewahrteſt,
Daß ich Unſchuldiger es büßen ſoll?
Mein Ehrgeiz bringt dich auf? — Wie aber nennſt
Du das, Vernunft und Billigkeit verhöhnen,
Um eine ſchöne Frau im Arm zu haben?
O wahrlich! Eines ſchlechten Mannes Freuden
Sind Freuden, die ihm ähnlich ſehn! Weil ich
Ein raſches Wort nach beſſrer Ueberlegung
Zurücke nahm, bin ich darum gleich raſend?
Iſt's einer, wer iſt's mehr als du, der wieder
Zu haben die Abſcheuliche, die ihm
Ein gnäd'ger Gott genommen, keine Mühe
Zu groß und keinen Preis zu theuer achtet?
Um deinetwillen, meinſt du, haben Tyndarn

Durch tollen Schwur die Fürſten ſich verpflichtet?
Der Hofnung ſüße Göttinn riß, wie dich,
Die Liebestrunkenen dahin. So führe
Sie denn zum Krieg nach Troja dieſe Helfer!
Es kommt ein Tag, ſchon ſeh' ich ihn, wo euch
Des nichtigen, gewaltſam ausgepreßten
Gelübdes ſchwer gereuen wird. Ich werde
Nicht Mörder ſeyn an meinen eignen Kindern.
Tret' immerhin, wie deine Leidenſchaft es heiſcht,
Gerechtigkeit und Billigkeit mit Füßen,
Der Rächer einer Elenden zu ſeyn.
Doch mit verruchten Mörderhänden gegen
Mein theures Kind, mein eigen Blut zu raſen —
Abſcheulich! Nein! Das würde Nacht und Tag
In heiſſen Thränenfluten mich verzehren.
Hier meine Meinung, kurz und klar und faßlich:
Wenn du Vernunft nicht hören willſt, ſo werd'
Ich meine Rechte wiſſen zu bewahren.

Chor.

Ganz von dem jetzigen verſchieden klang,
Was Agamemnon ehedem verheiſſen.
Doch welcher Billige verargt es ihm,
Möcht' er des eignen Blutes gerne ſchonen?

Menelaus.

So bin ich denn — ich unglückſel'ger Mann!
Um alle meine Freunde!

Agamemnon.

Fodre nicht

Der Freunde Untergang — ſo werden ſie
Bereit ſeyn, dir zu dienen.

Menelaus.

Und woran
Erkenn' ich, daß ein Vater uns gezeuget?

Agamemnon.

In allem, was du Weiſes mit mir theileſt,
In deinen Raſereyen nicht.

Menelaus.

Es macht
Der Freund des Freundes Kummer zu dem ſeinen.

Agamemnon.

Dring' in mich, wenn du Liebes mir erweiſeſt,
Nicht, wenn du Jammer auf mich häuf'ſt.

Menelaus.

Du könnteſt
Doch der Achiver wegen etwas leiden!

Agamemnon.

In den Achivern raſet, wie in dir,
Ein ſchwarzer Gott.

Menelaus.

Auf deinen König ſtolz
Verräthſt du Untheilnehmender den Bruder.
Wohlan! So muß ich andre Mittel ſuchen,
Und andre Freunde für mich wirken laſſen.

Dritter Auftritt.

Ein Bote zu den Vorigen.

Bote.

Ich bringe ſie — o König aller Griechen!
Ich bringe, Hochbeglückter, dir die Tochter,
Die Tochter Iphigenia. Es folgt
Die Mutter mit dem kleinen Sohn, gleich wirſt du
Den langentbehrten lieben Anblick haben.
Jetzt haben ſie, vom weiten Weg erſchöpft,
Am klaren Bach ausruhend ſich gelagert,
Auf naher Wieſe graſ't das losgebundene
Geſpann. Ich bin vorausgeſchritten, daß
Du zum Empfange dich bereiten möchteſt,
Denn ſchon im ganzen Lager iſt's bekannt,
Sie ſey's! — Kann deine Tochter ſtill erſcheinen?
Zu ganzen Schaaren drängt man ſich herbey,
Dein Kind zu ſehn — Es ſind der Menſchen Augen
Mit Ehrfurcht auf die Glücklichen gerichtet.
Was für ein Hymen, fragt man dort und hier,
Was für ein andres Feſt wird hier bereitet?
Rief König Agamemnon, nach der lang'
Abweſenden Umarmungen verlangend,
Die Tochter in das Lager? Ganz gewiß,
Verſetzt ein Anderer, geſchieht's, der Göttinn
Von Aulis die Verlobte vorzuſtellen.
Wer mag der Bräutigam wohl ſeyn? — Doch eilt,

Zum Opfer die Gefäße zu bereiten!
Bekränzt mit Blumen euer Haupt!
(zu Menelaus)
Du ordne
Des Feſtes Freuden an. Es halle von
Der Saiten Klang und von der Füße Schlag
Der ganze Pallaſt wieder. Siehe da
Für Iphigenien ein Tag der Freude!

Agamemnon (zum Boten).

Laß es genug ſeyn. Geh'. Das übrige
Sey in des Glückes gute Hand gegeben.
(Bote geht ab.)

Vierter Auftritt.

Agamemnon. Menelaus. Chor.

Agamemnon.

Unglücklichſter was nun? — Wen — wen bejammr' ich
Zuerſt? Ach bey mir ſelbſt muß ich beginnen!
In welche Schlingen hat das Schickſal mich
Verſtrickt — ein Dämon, liſtiger als ich,
Vernichtet alle meine Künſte. Auch
Nicht einmal weinen darf ich. Seliges Loos
Der Niedrigkeit, die ſich des ſüßen Rechtes
Der Thränen freuet, und der lauten Klage!
Ach! das wird unſer einem nie! Uns hat
Das Volk zu ſeinem Sclaven groß gemacht.

Es iſt unköniglich zu weinen — Ach
Und hier nicht weinen, iſt unväterlich!
Wie vor die Mutter treten? Was ihr ſagen?
Wie ihr in's Auge ſehen? — Mußte ſie,
Mein Elend zu vollenden, ungeladen
Die Tochter hergeleiten? — Doch wer nimmt's
Der Mutter, das geliebte Kind der ſüßen
Vermählung zuzuführen? — Nur zu ſehr
Treuloſer! hat ſie dir gedient, da ſie,
Was ſie auf Erden theures hat, dir liefert!
Und ſie — die unglückſel'ge Jungfrau — Jungfrau?
Ach nein, nein! Bald wird Hades ſie umfangen.
Erbarmungswürdige! Da liegt ſie mir
Zu Füßen — „Vater! Morden willſt du mich?
Iſt das die Hochzeit, die du mir bereitet?
So gebe Zeus, daß du und alles, was
Du theures haſt, nie eine beßre feyre!"
Oreſt der Knabe ſteht dabey und jammert
Unſchuldig mit, unwiſſend was er weinet,
Ach von dem Vater nur zu gut verſtanden!
O Paris! Paris! Paris! Welchen Jammer
Hat deine Hochzeit auf mein Haupt geladen!

Chor.

Er jammert mich der unglücksvolle Fürſt.
So ſehr ich Fremdling bin, ſein Leiden geht mir nahe.

Menelaus.

Mein Bruder. Laß mich deine Hand ergreifen.

Agamemnon.

Da haſt du ſie. Du biſt der Hochbeglückte,
Ich der Geſchlagene.

Menelaus.

Bey Pelops, deinem
Und meinem Ahnherrn, Bruder, und bey deinem
Und meinem Vater Atreus ſey's geſchworen!
Ich rede wahr und ohne Winkelzug
Mit dir, gerad' und offen, wie ich's meine.
Wie dir die Augen ſo von Thränen floſſen,
Da Bruder — ſieh' ich will dir's nur geſtehn!
Da ward mein inn'res Mark bewegt, da konnt' ich
Mich ſelbſt der Thränen länger nicht erwehren.
Ich nehme, was ich vorhin ſprach, zurück.
Ich will nicht grauſam an dir handeln. Nein,
Ich denke nunmehr ganz wie du. Ermorde
Die Tochter nicht, ich ſelber rath' es dir.
Mein Glück geh' deinem Glück nicht vor. Wär's billig,
Daß *mir's* nach Wunſche gienge, wenn *du* leideſt?
Daß deine Kinder ſtürben, wenn die meinen
Des Lichts ſich freun? Um was iſt mir's denn auch
Zu thun? Laß ſehn! Um eine Ehgenoſſinn?
Und find' ich die nicht aller Orten, wie's
Mein Herz gelüſtet? Einen Bruder ſoll ich
Verlieren, um Helenen heimzuhohlen?
Das hieße Gutes ja für Böſes tauſchen!
Ein Thor, ein heiſſer Jünglingskopf war ich
Vorhin; jetzt, da ich's reifer überdenke,

Jetzt fühl' ich, was das heißt — ſein Kind erwürgen!
Die Tochter meines Bruders am Altar
Um meiner Heurath willen hingeſchlachtet,
Nein, das erbarmt mich, wenn ich nur dran denke!
Was hat dein Kind mit dieſer Helena
Zu ſchaffen? Die Armee der Griechen mag
Nach Hauſe gehn! Drum, lieber Bruder, höre
Doch auf, in Thränen dich zu baden und
Auch mir die Thränen in das Aug' zu treiben.
Will ein Orakel an dein Kind — das hat
Mit mir nichts mehr zu ſchaffen. Meinen Antheil
Erlaß' ich dir. Es ſiegt die Bruderliebe.
Entſag' ich einem grauſamen Begehren,
Was hab' ich mehr als meine Pflicht gethan?
Ein guter Mann wird ſtets das Beßre wählen.

Chor.

Das nenn' ich brav gedacht und ſchön — und wie
Man denken ſoll in Tantalus Geſchlechte!
Du zeigſt dich deiner Ahnherrn werth Atride!

Agamemnon.

Jetzt redeſt du, wie einem Bruder ziemt.
Du überraſcheſt mich. Ich muß dich loben.

Menelaus.

Lieb' und Gewinnſucht mögen oft genug
Die Eintracht ſtören zwiſchen Brüdern. Mich
Hat's jederzeit empört, wenn Blutsverwandte
Das Leben wechſelſeitig ſich verbittern.

Agamemnon.

Wahr!
Doch ach! Dieß wendet die entſetzliche
Nothwendigkeit nicht ab. Ich muß, ich muß
Die Hände tauchen in ihr Blut.

Menelaus.

Du mußt?
Wer kann dich nöthigen, dein eigen Kind
Zu morden?

Agamemnon.

Die verſammelte Armee
Der Griechen kann es.

Menelaus.

Nimmermehr, wenn du
Nach Argos ſie zurücke ſendeſt.

Agamemnon.

Laß
Auch ſeyn, daß mir's von dieſer Seite glückte,
Das Heer zu hintergehn — von einer andern —

Menelaus.

Von welcher andern? Allzuſehr muß man
Den großen Haufen auch nicht fürchten.

Agamemnon.

Bald
Wird er von Kalchas das Orakel hören.

Menelaus.

Laß dein Geheimniß mit dem Prieſter ſterben,
Nichts iſt ja leichter.

Agamemnon.

Eine ehrbegier'ge
Und ſchlimme Menſchenart ſind dieſe Prieſter.

Menelaus.

Nichts ſind ſie und zu nichts ſind ſie verhanden.

Agamemnon.

Und — eben fällt mir's ein — was wir am meiſten
Zu fürchten haben — davon ſchweigſt du ganz.

Menelaus.

Entdecke mir's, ſo weiß ich's.

Agamemnon.

Da iſt ein
Gewiſſer Sohn des Siſyphus — der weiß
Schon um die Sache.

Menelaus.

Der kann uns nicht ſchaden!

Agamemnon.

Du kennſt ſein liſtig überredend Weſen,
Und ſeinen Einfluß auf das Volk.

Menelaus.

Und was
Noch mehr iſt, ſeinen Ehrgeiz ohne Grenzen.

Agamemnon.

Nun denke dir Ulyſſen, wie er laut
Vor allen Griechen das Orakel offenbart,
Das Kalchas uns verkündigt, offenbart,
Wie ich der Göttinn meine Tochter erſt
Verſprach und jetzt mein Wort zurücke nehme.

Durch mächt'ge Rede reißt der Plauderer
Das ganze Lager wüthend fort, erſt mich,
Dann dich und dann die Jungfrau zu erwürgen.
Laß auch nach Argos mich entkommen, mit
Vereinten Schaaren fallen ſie auf mich,
Zerſtören feindlich die Cyclopenſtadt
Und machen meinem Reiche dort ein Ende.
Du weißt mein Elend — Götter, wozu bringt
Ihr mich in dieſem fürchterlichen Drange!

Den einzgen Dienſt noch, lieber Menelaus,
Erweiſe mir — gehſt du durch's Lager, ſuche
Ja zu verhüten, daß der Mutter nicht
Kund werde, was hier vorgehn ſoll, bevor
Der Erebus ſein Opfer hat — So bin ich
Doch mit der kleinſten Thränenſumme elend!

(zum Chor)

Ihr aber, fremde Frau'n — Verſchwiegenheit!

(Agamemnon und Menelaus gehen.)

Zweyte Zwiſchenhandlung.

Chor.

Strophe.

Selig, ſelig ſey mir geprieſen,
Dem an Hymens ſchamhafter Bruſt
In gemäßigter Luſt
Sanft die Tage verflieſſen,

Wilde wüthende Triebe
Weckt der reizende Gott.
Zweyerley Pfeile der Liebe
Führt der goldlockigte Gott!

Jener bringt ſelige Freuden,
Dieſer mordet das Glück.
Reizende Göttinn, den zweyten
Wehre vom Herzen zurück.

Sparſame Reize verleih' mir, Dione,
Keuſche Umarmungen, heiligen Kuß,
Deiner Freuden beſcheidnen Genuß,
Göttinn! mit deinem Wahnſinn verſchone!

Gegenſtrophe.

Verſchieden iſt der Sterblichen Beſtreben
Und ihre Sitten mancherley.
Doch eine That wird ewig leben,
Genug, daß ſie vortreflich ſey.
Zucht und Belehrung lenkt der Jugend
Wildſame Herzen früh zur Tugend.

Wenn Schaam und Weisheit ſich vereinen,
Sieht man die Grazien erſcheinen,
Und Sittlichkeit, die fein entſcheidet,
Was ehrbar iſt, und edel kleidet —
Das giebt den hohen Ruhm des Weiſen,
Der nimmer altert mit den Greiſen.

Groß iſt's, der Tugend nachzuſtreben.
Das Weib dient ihr im ſtillen Leben

Und in der Liebe ſanftem Schooß.
Doch in des Mannes Thaten mahlen
Sich prangend ihre tauſend Strahlen,
Da macht ſie Städt' und Länder groß.

Epode.

O Paris! Paris! Wäreſt du geblieben,
Wo du das Licht zuerſt geſehen,
Wo du die Heerde ſtill getrieben,
Auf Ida's triftenreichen Höhn!
Dort ließeſt du auf grünen Raſen
Die ſilberweißen Rinder graſen,
Und buhlteſt auf dem phryg'ſchen Kiele
Mit dem Olymp im Flötenſpiele,
Und ſangeſt dein barbariſch Lied.
Dort war's, wo zwiſchen drey Göttinnen,
Dein richterlicher Spruch entſchied.
Ach! der nach Hellas dich geführet
Und in den glänzenden Pallaſt,
Mit prächt'gem Elfenbein gezieret,
Den du mit Raub entweihet haſt.
Helenens Auge kam dir da entgegen,
Und liebewund zog ſie's zurück.
Da erwachte die Zwietracht, die Zwietracht entbrannte,
Und führte der Griechen verſammeltes Heer,
Bewaffnet mit dem tödtenden Speer,
In Schiffen heran gegen Priamus Lande.

Dritter Akt.

Erſter Auftritt.

Chor.

(Man ſieht von weitem Clytemneſtren und ihre Tochter noch im Wagen, nebſt einem Gefolge von Frauen.)

Wie das Glück doch den Mächtigen lachet!
Auf Iphigenien werfet den Blick!
Auf Clytemneſtren, die Königlichgroße,
Tyndars Tochter! — Wie herrlich geboren!
Wie umleuchtet vom lieblichen Glück!
Ha dieſe Reichen — Wie göttliche Weſen
Stehn ſie vor armer Sterblichen Blick!
Stehet ſtill! Sie ſteigen vom Sitze.
Kommt, ſie mit Ehrfurcht zu grüßen! Zur Stütze
Reichet ihr freundlich die helfende Hand.
Empfanget ſie mit erheiterter Wange,
Schreckt mit keinem traur'gen Klange
Ihren Tritt in dieſes Land.
Keine Furcht, kein unglückbringend Zeichen
Soll der Fürſtinn Antlitz bleichen,
Fremd wie wir an Aulis Strand.

Zweyter Auftritt.

Clytemneſtra mit dem kleinen Oreſtes.
Iphigenie. Gefolge. Chor.

Clytemneſtra.

(noch im Wagen, zum Chor)

Ein glücklich Zeichen, ſchöne Hofnungen
Und eines frohen Hymens Unterpfand,
Dem ich die Tochter bringe, nehm' ich mir
Aus eurem Gruß und freundlichem Empfange.
So hebet denn die hochzeitlichen Gaben,
Die ich der Jungfrau mitgebracht, vom Wagen,
Und bringt ſie ſorgſam nach des Königs Zelt.
Du, meine Tochter, ſteige aus. Empfanget
Sie ſanft in euren jugendlichen Armen.
Wer reicht auch mir nun ſeines Armes Hülfe,
Daß ich vom Wagenſitz gemächlich ſteige?

(zu ihren Sclavinnen)

Ihr andern tretet vor das Joch der Pferde,
Denn wild und ſchreckhaft iſt der Pferde Blick.
Auch dieſen Kleinen nehmet mit — Es iſt
Oreſtes, Agamemnons Sohn. Dein Alter
Kann noch nicht von ſich geben, was es meinet.
Wie? Schläfſt du ſüßes Kind? Der Knabe ſchläft,
Des Wagens Schaukeln hat ihn eingeſchläfert.
Wach auf mein Sohn zum Freudentanz der Schweſter!
So groß du ſchon und edel biſt geboren,

So höher wird der neue ſchöne Bund
Mit Thetis göttergleichem Sohn dich ehren.
Du, meine Tochter, gehe ja nicht weg,
Daß dieſe fremden Frauen dort, die dich
An meiner Seite ſehen, mir's bezeugen,
Wie glücklich deine Mutter iſt — Sieh' da!
Dein Vater! Auf! ihn zu begrüßen!

Dritter Auftritt.

Agamemnon zu den **Vorigen.**

Iphigenie.

Wirſt
Du zürnen, Mutter, wenn ich meine Bruſt
An ſeine Vaterbruſt zu drücken ihm
Entgegen eile?

Clytemneſtra.

O mir über alles
Verehrter König und Gemahl! — Hier ſind
Wir angelangt, wie du gebot'ſt.

Iphigenie.

O laß
Mich nach ſo langer Trennung, Bruſt an Bruſt
Geſchloſſen, dich umarmen, Vater! Laß
Mich deines lieben Angeſichts genießen!
Doch zürnen mußt du nicht.

Agamemnon.

Genieß' es, Tochter.

Ich weiß, wie zärtlich du mich liebſt — du liebſt
Mich zärtlicher als meine andern Kinder.

Iphigenie.

Dich nach ſo langer langer Trennung wieder
Zu haben — wie entzückt mich das, mein Vater!

Agamemnon.

Auch mich — auch mich entzückt es. Was du ſagſt,
Gilt von uns beiden.

Iphigenie.

Sey mir tauſendmal
Begrüßt! Was für ein glücklicher Gedanke,
Mein Vater, mich nach Aulis zu berufen.

Agamemnon.

Ein glücklicher Gedanke — Ach! das weiß
Ich doch nicht —

Iphigenie.

Wehe mir! Was für
Ein kalter freudenleerer Blick, wenn du
Mich gerne ſiehſt!

Agamemnon.

Mein Kind! Für einen König
Und Feldherrn giebt's der Sorgen ſo gar viele.

Iphigenie.

Laß dieſe Sorgen jetzt, und ſey bey mir.

Agamemnon.

Bey dir bin ich und wahrlich nirgends anders!

Iphigenie.

O ſo entfalte deine Stirn'! Laß mich
Dein liebes Auge heiter ſehen.

Agamemnon.

Ich
Entfalte meine Stirne. Sieh'! So lang'
Ich dir ins Antlitz ſchaue, bin ich froh.

Iphigenie.

Doch ſeh' ich Thränen deine Augen wäſſern.

Agamemnon.

Weil wir auf lange von einander gehn.

Iphigenie.

Was ſagſt du? — Liebſter Vater, ich verſtehe
Dich nicht — ich ſoll es nicht verſtehn!

Agamemnon.

So klug
Iſt alles, was ſie ſpricht! — Ach! das erbarmt
Mich deſto mehr!

Iphigenie.

So will ich Thorheit reden,
Wenn das dich heiter machen kann.

Agamemnon.

(vor ſich)

Ich werde
Mich noch vergeſſen — — Ja doch, meine Tochter —
Ich lobe dich — ich bin mit dir zufrieden.

Iphigenie.

Bleib' lieber bey uns, Vater! Bleib' und ſchenke
Dich deinen Kindern!

Agamemnon.

Daß ich's könnte! Ach!
Ich kann es nicht — ich kann nicht, wie ich wünſche —
Das iſt es eben, was mir Kummer macht.

Iphigenie.

Verwünſcht ſeyn alle Kriege, alle Uebel,
Die Menelaus auf uns lud!

Agamemnon.

Dein Vater
Wird nicht der Letzte ſeyn, den ſie verderben.

Iphigenie.

Wie lang' iſt's nicht ſchon, daß du, fern von uns,
In Aulis Buſen müßig liegſt!

Agamemnon.

Und auch
Noch jetzt ſetzt ſich der Abfahrt meiner Flotte
Ein Hinderniß entgegen.

Iphigenie.

Wo, ſagt man,
Daß dieſe Phryger wohnen, Vater?

Agamemnon.

Wo —
Ach! wo der Sohn des Priamus nie hätte
Geboren werden ſollen!

Iphigenie.
Wie? So weit
Schiff'ſt du von dannen, und verläſſeſt mich?

Agamemnon.
Wie weit es auch ſeyn möge — Du, mein Kind,
Wirſt immer mit mir gehen!

Iphigenie.
Wäre mir's
Anſtändig, lieber Vater, dir zu folgen,
Wie glücklich würd' ich ſeyn!

Agamemnon.
Was für ein Wunſch!
Auch dich erwartet eine Fahrt, wo du
An deinen Vater denken wirſt.

Iphigenie.
Reiſ' ich
Allein, mein Vater, oder von der Mutter
Begleitet?

Agamemnon.
Du allein. Dich wird kein Vater
Begleiten, keine Mutter.

Iphigenie.
Alſo willſt
Du in ein fremdes Haus mich bringen laſſen?

Agamemnon.
Laß gut ſeyn! Forſche nicht nach Dingen, die
Jungfrauen nicht zu wiſſen ziemt.

Iphigenie.

Komm du
Von Troja uns recht bald und ſiegreich wieder!

Agamemnon.

Erſt muß ich noch ein Opfer hier vollenden.

Iphigenie.

Das iſt ein heiliges Geſchäft, worüber
Du mit den Prieſtern dich berathen mußt.

Agamemnon.

Du wirſt's mit anſehn, meine Tochter. Gar
Nicht weit vom Becken wirſt du ſtehn.

Iphigenie.

So würden
Wir einen Reigen um den Altar führen?

Agamemnon.

Die Glückliche in ihrer kummerfreyen
Unwiſſenheit! — Geh' jetzt in's Vorgemach,
Den Jungfraun dich zu zeigen.
(ſie umarmt ihn)
Eine ſchwere
Umarmung war das und ein bitt'rer Kuß!
Es iſt ein langer Abſchied, den wir nehmen.
O Lippen — Buſen — blondes Haar! Wie theuer
Kommt dieſes Troja mir und dieſe Helena
Zu ſtehen! — Doch genug der Worte — Geh'!
Geh'! Unfreywillig bricht aus meinen Augen

Ein Thränenſtrom, da dich mein Arm umſchlieſſet.
Geh' in das Zelt.

(Iphigenie entfernt ſich.)

Vierter Auftritt.

Agamemnon. Clytemneſtra. Chor.

Agamemnon.

O Tochter Tyndars, wenn
Du allzuweich mich fandeſt, ſieh' dem Schmerz
Des Vaters nach, der die geliebte Tochter
Jetzt zu Achillen ſcheiden ſehen ſoll!
Ich weiß es. Ihrem Glück geht ſie entgegen.
Doch welchen Vater ſchmerzt es nicht, die er
Mit Müh und Sorgen auferzog, die Lieben,
An einen Fremden hinzugeben!

Clytemneſtra.

Mich
Soll man ſo ſchwach nicht finden. Auch der Mutter
— Kommt's nun zur Trennung — wird es Thränen koſten.
Und ohne dein Erinnern — doch die Ordnung
Und deiner Tochter Jahre heiſchen ſie.
Laß auf den Bräutigam uns kommen. Wer
Er iſt, weiß ich bereits. Erzähle mir
Von ſeinen Ahnherrn jetzt und ſeinem Lande.

Agamemnon.

Aegina kenneſt du, Aſopus Tochter.

Clytemneſtra.

Wer freyte ſie, ein Sterblicher, ein Gott?

Agamemnon.

Zeus ſelbſt, dem ſie den Aeakus, den Herrſcher
Oenopiens gebar.

Clytemneſtra.

Wer folgte dieſem
Auf ſeinem Königsthrone nach?

Agamemnon.

Derſelbe,
Der Nereus Tochter freyte, Peleus.

Clytemneſtra.

Mit
Der Götter Willen freyt' er dieſe, oder
Geſchah' es wider ihren Rathſchluß?

Agamemnon.

Zeus
Verſprach ſie, und der Vater führte ſie ihm zu.

Clytemneſtra.

Wo war die Hochzeit? In des Meeres Wellen?

Agamemnon.

Die Hochzeit war auf dem erhabnen Sitze
Des Pelion, dem Aufenthalte Chirons.

Clytemneſtra.

Wo man erzählt, daß die Centauren wohnen?

Agamemnon.

Dort feyerten die Götter Peleus Feſt.

Clytemneſtra.
Den jungen Sohn — hat ihn der Vater, oder
Die Göttliche erzogen?

Agamemnon.
Sein Erzieher
War Chiron, daß der Böſen Umgang nicht
Des Knaben Herz verderbe.

Clytemneſtra.
Ihn erzog
Ein weiſer Mann! Und weiſer noch war der,
Der einer ſolchen Aufſicht ihn vertraute.

Agamemnon.
Das iſt der Mann, den ich zu deinem Eidam
Beſtimme.

Clytemneſtra.
An dem Mann iſt nichts zu tadeln.
Und welche Gegend Griechenlands bewohnt er?

Agamemnon.
Die Gränzen von Phthiotis, die der Strom
Apidanus durchfließt, iſt ſeine Heimat.

Clytemneſtra.
So weit wird er die Tochter von uns führen?

Agamemnon.
Das überlaß' ich ihm. Sie iſt die Seine.

Clytemneſtra.
Das Glück begleite ſie! — Wann aber ſoll
Der Tag ſeyn?

Agamemnon.

Wenn der ſegensvolle Kreis
Des Mondes wird vollendet ſeyn.

Clytemneſtra.

Haſt du
Das hochzeitliche Opfer für die Jungfrau
Der Göttinn ſchon gebracht?

Agamemnon.

Ich werd' es bringen.
Das Opfer iſt es, was uns jetzt beſchäftigt.

Clytemneſtra.

Ein Hochzeitmahl gibſt du doch auch?

Agamemnon.

Wenn erſt
Die Himmliſchen ihr Opfer haben werden.

Clytemneſtra.

Wo aber gibſt du dieſes Mahl den Frauen?

Agamemnon.

Hier bey den Schiffen.

Clytemneſtra.

Wohl. Es läßt ſich anders
Nicht thun. Ich ſeh's. Ich muß mich drein ergeben.

Agamemnon.

Jetzt aber höre, was von dir dabey
Verlangt wird — Doch, daß du mir ja willfahreſt!

Clytemneſtra.

Sag' an, du weißt, wie gern ich dir gehorche.

Agamemnon.

Ich freylich kann mich an dem Orte, wo
Der Bräutigam iſt, finden laſſen —

Clytemneſtra.

Was?
Ich will nicht hoffen, daß man ohne mich
Vollziehen wird, was nur der Mutter ziemt.

Agamemnon.

Im Angeſicht des ganzen griech'ſchen Lagers
Geb' ich dem Sohn des Peleus deine Tochter.

Clytemneſtra.

Und wo ſoll dann die Mutter ſeyn?

Agamemnon.

Nach Argos
Zurückekehren ſoll die Mutter — dort
Die Aufſicht führen über ihre Kinder.

Clytemneſtra.

Nach Argos? Und die Tochter hier verlaſſen?
Und wer wird dann die Hochzeitfackel tragen?

Agamemnon.

Der Vater wird ſie tragen.

Clytemneſtra.

Nein, das geht nicht!
Du weißt, daß dir die Sitten dieß verbieten.

Agamemnon.

Daß ſie der Frau verbieten, in's Gewühl
Von Kriegern ſich zu mengen, dieſes weiß ich.

Clytemneſtra.

Es heiſcht die Sitte, daß aus Mutterhänden
Die Braut der Bräutigam empfange.

Agamemnon.

Sie heiſcht, daß deine andern Töchter in
Mycen der Mutter länger nicht entbehren.

Clytemneſtra.

Wohl aufgehoben und verwahrt ſind die
In ihrem Frauenſaal.

Agamemnon.

Ich will Gehorſam.

Clytemneſtra.

Nein!
Bey Argos königlicher Göttinn! Nein!
Du haſt dich weggemacht in's Ausland! Dort
Mach' dir zu thun! Mich laß im Hauſe walten,
Und meine Töchter wie ſich's ziemt vermählen.
(ſie geht ab.)

Agamemnon (allein).

Ach! zu entfernen hofft' ich ſie! — Ich habe
Umſonſt gehofft. Umſonſt bin ich gekommen.
So häuf' ich Trug auf Trug, berücke die,
Die auf der Welt das Theuerſte mir ſind,
Durch ſchnöde Liſt und alles ſpottet meiner!
Nun will ich gehn und was der Göttinn wohl
Gefällt und mir ſo wenig Segen bringet,
Und allen Griechen ſo belaſtend iſt,
Vom Seher Kalchas näher auskundſchaften.

Wer's aber mit ſich ſelbſt gut meint, der nehme
Ja eine Gattinn, die gefällig iſt
Und ſanften Herzens — oder lieber keine!

(er geht ab.)

Dritte Zwiſchenhandlung.

Chor.

Strophe.

Sie ſehen des Simois ſilberne Strudel,
Der griechiſchen Schiffe verſammelte Macht;
Mit dem Geräthe zur blutigen Schlacht
Betreten ſie Phöbus heilige Erde,
Wo Kaſſandra mit wilder Gebärde
Die Schläfe mit grünendem Lorbeer umlaubt,
Das goldene Haar, wie die Sagen erzählen,
Wallen läßt um das begeiſterte Haupt,
Wenn die Triebe des Gottes ſie wechſelnd beſeelen.

Gegenſtrophe.

Sie rennen auf die Mauern!
Sie ſteigen auf die Burg!
Sie erblicken mit Schauern,
Hoch herunter von Pergamus Burg,
Den unſre ſchnellen Schiffe brachten,
Den fürchterlichen Gott der Schlachten,
Der, in tönendes Erz eingekleidet,
Sich um den Simois zahllos verbreitet,

Helenen, die Schweſter des himmliſchen Paars
Unter den Lanzen und krieg'riſchen Schilden
Heimzuführen nach Sparta's Gefilden.

Epode.

Einen Wald von eh'rnen Lanzen
Seh' ich ſie um deine Felſenthürme pflanzen,
Stadt der Phryger, hohe Pergamus!
Deiner Männer Häupter, deiner Frauen
Unerbittlich von dem Nacken hauen,
Leichen über Leichen häufen,
Deine ſtolze Veſte ſchleifen,
Unglücksvolle Pergamus!
Da wird's Thränen koſten deinen Bräuten
Und der Gattinn Priamus.
Wie wird nach dem geflohenen Gemahl
Die Tochter Jovis jetzt zurücke weinen!
Ihr Götter! ſolche Angſt und Quaal,
Entfernet ſie von mir und von den Meinen!
Wie wird die reiche Lydierinn
Den Buſen jammernd ſchlagen,
Und wirds der ſtolzen Phrygerinn
Am Webeſtuhle klagen!
Ach! wenn nun die Sagen ſchallen,
Daß die hohe Stadt gefallen,
Die die Wehre meiner Heimat war!
Wer, wenn es herum erſchollen,
Schneidet wohl der Thränenvollen
Von dem Haupt das ſchön gekämmte Haar?

Helene! die der hochgehalſte Schwan
Gezeuget — das haſt du gethan!
Sey's nun, daß in einem Vogel
Leda, wie die Sage gieng,
Zevs verwandelte Geſtalt umfieng.
Sey's, daß eine Fabel aus dem Munde
Der Kamönen ſehr zur ſchlimmen Stunde
Das Geſchlecht der Menſchen hintergieng!

Vierter Akt.

Erſter Auftritt.

Achilles. Der Chor.

Achilles.

Wo find' ich hier den Feldherrn der Achiver?
(zu einigen Sclaven.)
Wer von euch ſagt ihm, daß Achill ihn hier
Vor dem Gezelt erwarte? — Müßig liegt
An des Euripus Mündung nun das Heer;
Ein jeder freylich nimmt's auf ſeine Weiſe.
Der, noch durch Hymens Bande nicht gebunden,
Ließ öde Wände nur zurück und weilet
Geruhig hier an Aulis Strand. Ein andrer
Entwich von Weib und Kindern. So gewaltig
Iſt dieſe Kriegesluſt, die zu dem Zug
Nach Ilion ganz Hellas aufgebothen,
Nicht ohne eines Gottes Hand! — Nun will ich,
Was mich angeht, zur Sprache kommen laſſen,
Wer ſonſt was vorzubringen hat, verfecht'

Es für ſich ſelbſt! — Ich habe Pharſalus
Verlaſſen und den Vater — Wie? Etwa,
Daß des Euripus ſchwache Winde mich
An dieſem Strand verweilen? Kaum geſchweig'
Ich meine Myrmidonen, die mich fort
Und fort beſtürmen — „Worauf warten wir
Denn noch, Achill? Wie lang' wird noch gezaudert,
Bis wir nach Troja unter Segel gehn?
Willſt du was thun, ſo thu' es bald, ſonſt führ'
Uns lieber wieder heim, anſtatt noch länger
Ein Spiel zu ſeyn der zögernden Atriden.“

Zweyter Auftritt.

Clytemneſtra zu den Vorigen.

Clytemneſtra.

Glorwürd'ger Sohn der Thetis! Deine Stimme
Vernahm ich drinnen im Gezelt, drum komm' ich
Heraus und dir entgegen —

Achilles (betroffen).

Heilige
Schamhaftigkeit! — Ein Weib — von dieſem Anſtand —

Clytemneſtra.

Kein Wunder, daß Achill mich nicht erkennet,
Der mich vordem noch nie geſehn — Doch Dank ihm,
Daß ihm der Scham Gefühle heilig ſind!

Achilles.
Wer biſt du aber? Sprich! Was führte dich
In's griech'ſche Lager, wo man Männer nur
Und Waffen ſieht?
Clytemneſtra.
Ich bin der Leda Tochter
Und Clytemneſtra heiß' ich. Mein Gemahl
Iſt König Agamemnon.
Achilles.
Viel und gnug
Mit wenig Worten! Ich entferne mich.
Nicht wohlanſtändig wäre mir's, mit Frauen
Geſpräch zu wechſeln.
Clytemneſtra.
Bleib. Was fliehſt du?
Laß, deine Hand in meine Hand gelegt,
Das neue Bündniß glücklich uns beginnen.
Achilles.
Ich dir die Hand? Was ſagſt du Königinn?
Zu ſehr verehr' ich Agamemnons Haupt,
Als daß ich wagen ſollte, zu berühren,
Was mir nicht ziemt.
Clytemneſtra.
Warum dir nicht geziemen,
Da du mit meiner Tochter dich vermählſt?
Achilles.
Vermählen — Wahrlich — Ich bin voll Erſtaunen —
Doch nein, du redeſt ſo, weil du dich irrſt.

Clytemneſtra.
Auch dieß Erſtaunen find' ich ſehr begreiflich.
Uns alle pflegt — ich weiß nicht welche — Scheu
Beym Anblick neuer Freunde anzuwandeln,
Wenn ſie von Heurath ſprechen ſonderlich.

Achilles.
Nie, Königinn, hab' ich um deine Tochter
Gefreyt — und nie iſt zwiſchen den Atriden
Und mir ein ſolches unterhandelt worden.

Clytemneſtra.
Was für ein Irrthum muß hier ſeyn? Gewiß,
Wenn meine Rede dich beſtürzt, ſo ſetzt
Die deine mich nicht minder in Erſtaunen.

Achilles.
Denk nach, wie das zuſammenhängt! Dir muß,
Wie mir, dran liegen es herauszubringen.
Vielleicht, daß wir nicht beide uns betrügen!

Clytemneſtra.
O der unwürdigen Begegnung! — Eine
Vermählung, fürcht' ich, läßt man mich hier ſtiften,
Die nie ſeyn wird und nie hat werden ſollen.
O wie beſchämt mich das!

Achilles.
Ein Scherz vielleicht,
Den jemand mit uns beiden treibt! Nimm's nicht
Zu Herzen, edle Frau. Veracht' es lieber.

Clytemneſtra.
Leb' wohl. In deine Augen kann ich ferner

Nicht ſchaun, da ich zur Lügnerinn geworden,
Da ich erniedrigt worden bin.

Achilles.

Mich laß
Vielmehr ſo reden! — Doch ich geh' hinein,
Den König, deinen Gatten, aufzuſuchen.
(wie er auf das Zelt zugeht, wird es geöffnet.)

Dritter Auftritt.

Der alte Sclave zu den Vorigen.

Sclave.

(in der Thüre des Gezeltes)
Halt Aeacide! Göttinnſohn, mit dir
Und auch mit dieſer hier hab' ich zu reden.

Achilles.

Wer reißt die Pforten auf und ruft — Er ruft
Wie außer ſich.

Sclave.

Ein Knecht. Ein armer Nahme,
Der mir den Dünkel wohl vergehen läßt,
Mich —

Achilles.

Weſſen Knecht? Er iſt nicht mein, der Menſch.
Ich habe nichts gemein mit Agamemnon.

Sclave.

Des Hauſes Knecht, vor dem ich ſtehe. Tyndar,
(auf Clytemneſtra zeigend)
Ihr Vater hat mich drein geſtiftet.

Achilles.

Nun!
Wir ſtehn und warten. Sprich, was dich bewog,
Mich aufzuhalten.

Sclave.

Iſt kein Zeuge weiter
Vor dieſen Thoren? Seyd ihr ganz allein?

Clytemneſtra.

So gut als ganz allein. Sprich dreiſt — erſt aber
Verlaß das Königszelt und komm hervor.

Sclave (kommt heraus).

Jetzt, Glück und meine Vorſicht, helft mir die
Erretten, die ich gern erretten möchte!

Achilles.

Er ſpricht von etwas, das noch kommen ſoll,
Und von Bedeutung ſcheint mir ſeine Rede.

Clytemneſtra.

Verſchieb's nicht länger, ich beſchwöre dich,
Mir, was ich wiſſen ſoll, zu offenbaren.

Sclave.

Iſt dir bekannt, was für ein Mann ich bin,
Und wie ergeben ich dir ſtets geweſen,
Dir und den Deinigen?

Clytemneſtra.

Ich weiß, du biſt
Ein alter Diener ſchon von meinem Hauſe.

Sclave.

Daß ich ein Theil des Heurathsgutes war,
Das du dem König zugebracht — Iſt dir
Das noch erinnerlich?

Clytemneſtra.

Recht gut. Nach Argos
Bracht' ich dich mit, wo du mir ſtets gedienet.

Sclave.

So iſt's. Drum war ich dir auch jederzeit
Getreuer zugethan als ihm.

Clytemneſtra.

Zur Sache.
Heraus mit dem, was du zu ſagen haſt.

Sclave.

Der Vater will — mit eigner Hand will er —
— Das Kind ermorden, das du ihm gebohren.

Clytemneſtra.

Was? Wie? — Entſetzlich! — Menſch! du biſt von Sinnen.

Sclave.

Den weißen Nacken der Bejammernswerthen
Will er mit mörderiſchem Eiſen ſchlagen.

Clytemneſtra.

Ich Unglückſeligſte! — Raſ't mein Gemahl?

Sclave.

Sehr bey ſich ſelbſt iſt er — Nur gegen dich
Und gegen deine Tochter mag er raſen.

Clytemneſtra.

Warum? Welch böſer Dämon giebt's ihm ein?

Sclave.

Ein Götterſpruch, der nur um dieſen Preis,
Wie Kalchas will, den Griechen freye Fahrt
Verſichert.

Clytemneſtra.

Fahrt! Wohin? — Beweinenswerthe Mutter!
Beweinenswürdigeres Kind, das in
Dem Vater ſeinen Henker finden ſoll!

Sclave.

Die Fahrt nach Ilion, Helenen heim
Zu holen.

Clytemneſtra.

Daß Helene wiederkehre
Stirbt Iphigenie?

Sclave.

Du weißt's. Dianen
Will Agamemnon ſie zum Opfer ſchlachten.

Clytemneſtra.

Und dieſe vorgegebene Vermählung,
Die mich von Argos rief — Wozu denn die?

Sclave.

Daß du ſo minder ſäumteſt, ſie zu bringen,
Im Wahn, ſie ihrer Hochzeit zuzuführen.

Clytemneſtra.

O Kind! Zum Tode kameſt du. Wir kamen
Zum Tode!

Sclave.

Ja, bejammernswürdig, ſchrecklich
Iſt euer Schickſal. Schreckliches begann
Der König.

Clytemneſtra.

Weh mir! Weh! Ich bin verloren.
Ich kann nicht mehr. Ich halte meine Thränen
Nicht mehr.

Sclave.

Ein armer, armer Troſt ſind Thränen
Für eine Mutter, der die Tochter ſtirbt!

Clytemneſtra.

Sprich aber: Woher weißt du das? Durch wen?

Sclave.

Ein zweyter Brief ward mir an dich gegeben.

Clytemneſtra.

Mich abzumahnen oder anzutreiben,
Daß ich die Tochter dem Verderben brächte?

Sclave.

Dir abzurathen, daß du ſie *nicht* brächteſt.
Der Herr war Vater wiederum geworden.

Clytemneſtra.

Unglücklicher! Warum mir dieſen Brief
Nicht überliefern?

Sclave.

Menelaus fieng
Ihn auf. Ihm dankſt du alles was du leideſt.
(er geht ab.)

Clytemneſtra.
(wendet ſich an Achilles)
Sohn Peleus! Sohn der Thetis! Hörſt du es?

Achilles.
Bejammernswerthe Mutter! — — Aber mich
Hat man nicht ungeſtraft mißbraucht.

Clytemneſtra.
Mit dir
Vermählen ſie mein Kind, um es zu würgen!

Achilles.
Ich bin entrüſtet über Agamemnon,
Und nicht ſo leicht werd' ich es hingehn laſſen.

Clytemneſtra.
(fällt ihm zu Füßen)
Und ich erröthe nicht, mich vor dir nieder
Zu werfen, ich, die Sterbliche, vor dir,
Den eine Himmliſche gebahr. Weg eitler Stolz!
Kann ſich die Mutter für ihr Kind entehren?
O Sohn der Göttinn! Hab' Erbarmen mit
Der Mutter, mit der Unglückſeligen Erbarmen,
Die deiner Gattinn Nahmen ſchon getragen!
Mit Unrecht trug ſie ihn! Doch hab' ich ſie
Als deine Braut hieher geführt, dir hab' ich
Mit Blumen ſie geſchmücket — Ach! ein Opfer

Hab' ich geſchmückt, ein Opfer hergeführt!
O! das wär' ſchändlich, wenn du ſie verließeſt:
War ſie durch Hymens Bande gleich die Deine
Noch nicht — Du wardſt als der geliebteſte
Gemahl der Unglückſel'gen ſchon geprieſen!
Bey dieſer Wange, dieſer Rechte, bey
Dem Leben deiner Mutter ſey beſchworen!
Verlaß uns nicht! Dein Nahme iſt's, der uns
In's Elend ſtürzt — Drum rette du uns wieder.
Dein Knie, o Sohn der Göttinn! iſt der einz'ge
Altar, zu dem ich Aermſte fliehen kann.
Hier lächelt mir kein Freund. Du haſt gehört,
Was Agamemnon gräßliches beſchloſſen.
Da ſteh ich unter rohem Volk — ein Weib,
Und unter wilden, meiſterloſen Banden
Zu jedem Bubenſtück bereit — auch brav,
Gewiß recht brav und werth, ſobald ſie mögen!
Verſichre du uns deines Schutzes, und
Gerettet ſind wir! Ohne dich verloren.

Chor.

Gewaltſam iſt der Zwang des Bluts! Mit Qual
Gebiert das Weib, und quält ſich für's Gebohrne!

Achilles.

Mein großes Herz kam deinem Wunſch entgegen.
Es weiß zu trauern mit dem Gram und ſich
Des Glücks zu freuen mit Enthaltſamkeit.

Chor.

Die Klugheit ſich zur Führerinn zu wählen,
Das iſt es, was den Weiſen macht!

Achilles.

Es kommen Fälle vor im Menſchenleben,
Wo's Weisheit iſt, nicht allzuweiſe ſeyn,
Es kommen andre, wo nichts ſchöner kleidet,
Als Mäßigung. Geraden Sinn ſchöpft' ich
In Chirons Schule, des Vortrefflichen.
Wo ſie gerechtes mir befehlen, finden
Gehorſam die Atriden mich, die Stirne
Von Erz, wo ſie unbilliges gebieten.
Frey kam ich her, frey will ich Troja ſehn,
Und den Achiverkrieg, was an mir iſt,
Mit meines Armes Heldenthaten zieren.
Du jammerſt mich. Zuviel erleideſt du
Von dem Gemahl, von Menſchen deines Blutes.
Was dieſem jungen Arme möglich iſt,
Erwart's von mir! — Er ſoll dein Kind nicht ſchlachten.
An eine Jungfrau, die man *mein* genannt,
Soll kein Atride Mörderhände legen.
Es ſoll ihm Nicht ſo hingehn, meines Nahmens
Zu ſeinem Mord mißbraucht zu haben!
Mein Nahme, der kein Eiſen aufgehoben,
Mein Nahme wär' der Mörder deiner Tochter,
Und *Er*, der Vater, hätte ſie erſchlagen.
Doch theilen würd' ich ſeines Mordes Fluch,
Wenn meine Hochzeit auch den Vorwand nur

Gegeben hätte, ſo unwürdig, ſo
Unmenſchlich, ungeheuer, unerhört
Die unſchuldsvolle Jungfrau zu mißhandeln.
Der Griechen letzter müßt' ich ſeyn, der Menſchen
Verächtlichſter, ja haſſenswerther ſelbſt
Als Menelaus müßt' ich ſeyn. Mir hätte
Nicht Thetis, der Erinnen eine hätte
Das Leben mir gegeben, wenn ich mich
Des Königs Mordbegier zum Werkzeug borgte.
Nein bey des Meerbewohners Haupt, dem Vater
Der Göttlichen, die mich zur Welt gebohren!
Er ſoll ſie nicht berühren — nicht ihr Kleid
Mit ſeines Fingers Spitze nur berühren.
Eh' dieß geſchiehet, decke ewige
Vergeſſenheit mein Phthia, mein Geburtsland,
Wenn der Atriden Stammplatz, Sipylus,
Im Ohr der Nachwelt unvergänglich lebet.
Es mag der Seher Kalchas das Geräthe
Zum Opfer nur zurücke tragen — Seher?
Was heißt ein Seher? — Der auf gutes Glück
Für eine Wahrheit zehen Lügen ſagt.
Geräth es? Gut. Wo nicht, ihm geht es hin.
Es giebt der Jungfraun Tauſende, die mich
Zum Gatten möchten — Davon iſt auch jetzt
Die Rede nicht! Beſchimpft hat mich der König.
In meinen Willen hätt' er's ſtellen ſollen;
Ob mir's gefiele, um ſein Kind zu freyn?
Gern und mit Freuden würde Clytemneſtra

In dieſes Bündniß eingewilligt haben.
Und hätte Griechenland aus meinen Händen
Alsdann zum Opfer ſie verlangt, ich würde
Sie meinen Kriegsgenoſſen, würde ſie
Dem Wohl der Griechen nicht verweigert haben.
So aber gelt' ich nichts vor den Atriden,
Nichts, wo was Großes ſoll verhandelt werden.
Doch dürfte, eh' wir Ilion noch ſehn,
Dieß Schwert von Blut und Menſchenmorde triefen,
Wenn man's verſuchte, *mir* ſie zu entreiſſen.
Sey du getroſt. Ein Gott erſchein' ich dir.
Ich bin kein Gott. Dir aber will ich's werden.

Chor.

An dieſer Sprache kennt man dich, Achill,
Und die Erhabene, die dich gebohren.

Clytemneſtra.

O Herrlichſter, wie ſtell' ich's an, wie muß
Ich reden, um zu ſparſam nicht zu ſeyn
In deinem Preis, und deine Gunſt auch nicht
Durch mein ausſchweifend Rühmen zu verſcherzen.
Zu vieles Loben, weiß ich wohl, macht dem,
Der edel denkt, den Lorbeer nur zuwider.
Doch ſchäm' ich mich mit ew'ger Jammerklage,
Mit Leiden, die nur ich empfinde, dich,
Den Glücklichen, den Fremdling zu ermüden.
Doch Fremdling oder nicht — wer Leidenden
Beyſpringen kann, wird auch mit ihnen trauern.
Drum hab' mit uns Erbarmen. Unſer Schickſal

Verdient Erbarmen. Meine Hofnung war,
Dich Sohn zu nennen — ach ſie war vergebens!
Auch ſchreckt vielleicht dein künftig Ehebette
Mein ſterbend Kind mit ſchwarzer Vorbedeutung,
Und du wirſt eilen, ſie zu fliehn! Doch nein,
Was du geſagt, war alles wohl geſprochen,
Und willſt du nur, ſo lebt mein Kind. Soll ſie
Etwa ſelbſt flehend deine Knie umfaſſen?
So wenig dieß der Jungfrau ziemt, gefällt
Es dir, ſo mag ſie kommen, züchtiglich,
Das Aug' mit edler Freyheit aufgeſchlagen.
Wo nicht, ſo laß an ihrer Statt mich der
Gewährung ſüßes Wort von dir vernehmen.

Achilles.

Die Jungfrau bleibe, wo ſie iſt. Daß ſie
Verſchämt iſt, bringt ihr Ehre.

Clytemneſtra.

Auch verſchämt ſeyn.
Hat ſein gehörig Maaß und ſeine Stunde.

Achilles.

Ich will es nicht. Ich will nicht, daß du ſie
Vor meine Augen bringeſt, und wir beyde
Boshaftem Tadel Preis gegeben werden.
Ein zahlreich Heer, der heimatlichen Sorgen
Entſchlagen, trägt ſich gar zu gern, das kenn' ich,
Mit häm'ſchen, ehrenrührigen Gerüchten.
Und mög't ihr flehend oder nicht vor mir
Erſcheinen, ihr erhaltet weder mehr

Noch minder — denn beſchloſſen iſt's bey mir,
Koſt's was es wolle, euer Leid zu enden.
Das laß dir gnügen. Glaub', ich rede ernſtlich.
Und ſterben mög' ich, hab' ich deine Hofnung
Mit eitler Rede nur getäuſcht. Rett' ich
Die Jungfrau — nein, da werd' ich leben.

Clytemneſtra.

Lebe
Und rette immer Leidende!

Achilles.

Nun höre,
Wie wir's am beſten einzurichten haben.

Clytemneſtra.

Laß hören, Dir gehorch' ich gern.

Achilles.

Zuvor erſt
Muß man es mit dem Vater noch verſuchen.

Clytemneſtra.

Ach, der iſt feig und zittert vor der Menge!

Achilles.

Vernünft'ge Gründe können viel.

Clytemneſtra.

Ich hoffe nichts. Doch ſprich, was muß ich thun?

Achilles.

Fall' ihm zu Füßen! Fleh', ihn an, daß er
Sein Kind nicht tödte! Bleibt er unerbittlich,
Dann komm zu mir! — Erweichſt du ihn, noch beſſer,
Dann braucht es meines Armes nicht, die Jungfrau

Bleibt leben, ich erhalte mir den Freund,
Auch bey dem Heer vermeid' ich Tadel, hab' ich
Durch Gründe mehr als durch Gewalt geſtritten.
Und ſo wird alles glücklich abgethan,
Zu deinem und der Freunde Wohlgefallen,
Und meines Armes braucht es nicht.

Clytemneſtra.

Du räthſt
Verſtändig. Es geſchehe, wie du meineſt.
Mißlingt mir's aber — wo ſeh' ich dich wieder?
Wo find' ich Aermſte dieſen Heldenarm,
Die letzte Stütze noch in meinen Leiden?

Achilles.

Wo's meiner Gegenwart bedarf, werd' ich
Dir nahe ſeyn, und dir's erſparen, vor
Dem Heer der Griechen dich und deine Ahnherr'n
Durch Jammer zu erniedrigen. So tief
Herunter müßte Tyndars Blut nicht ſinken:
— Ein großer Nahme in der Griechen Land!

Clytemneſtra.

Wie dir's gefällt. Ich unterwerfe mich.
Und, giebt es Götter, Treflichſter! Dir muß
Es wohlergehn! Giebt's keine — Warum leid' ich?

(Achilles und Clytemneſtra gehen ab.)

Vierte Zwiſchenhandlung.

Chor.

Wie lieblich erklang
Der Hochzeitgeſang,
Den zu der Zither tanzluſtigen Tönen,
Zur Schalmei und zum libyſchen Rohr,
Sang der Kamönen
Verſammelter Chor
Auf Peleus Hochzeit und Thetis der Schönen!
Wo die Becher des Nektars erklangen
Auf des Pelion wolkichtem Kranz,
Kamen die zierlich gelockten und ſchwangen
Goldene Solen im flüchtigen Tanz.
Mit dem melodiſchen Jubel der Lieder
Feyerten ſie der Verbundenen Glück.
Der Berg der Centauren hallte ſie wieder,
Pelions Wald gab ſie ſchmetternd zurück.
Unter den Freuden des feſtlichen Mahls
Schöpfte des Nektars himmliſche Gabe
Jovis Liebling, der phrygiſche Knabe,
In die Bäuche des goldnen Pokals.
Funfzig Schweſtern der Göttlichen hüpften
Luſtig daneben im glänzenden Sand,
Tanzten den Hochzeitreigen, und knüpften
Reizende Ring' mit verſchlungener Hand.

Gegenſtrophe.

Grüne Kronen in dem Haar,

Und mit fichtenem Geſchoſſe,
Menſchen oben, unten Roſſe,
Kam auch der Centauren Schaar,
Angelockt von Bromius Pokale
Kamen ſie zum Göttermahle.
Heil dir, hohe Nereide!
Sang mit lautem Jubelliede
Der Theſſalierinnen Chor,
Heil dir! ſang der Mädchen Chor.
Heil dir! Heil dem ſchönen Sterne,
Das aus deinem Schooß erſteht!
Und Apoll, der in der Ferne
Der verborgnen Zukunft ſpäht,
Und der auf den unbekannten
Stamm der Muſen ſich verſteht,
Chiron der Centaure — nannten
Beyde ſchon mit Nahmen ihn,
Der zu Priams Königsſitze
Kommen würde an der Spitze
Seiner Myrmidonenſchaaren
In des Speeres Wurf erfahren,
Wüthen dort mit Mord und Brand
In des Räubers Vaterland —
Auch die Rüſtung, die er würde tragen,
Künſtlich von Hephäſtos Hand
Aus gediegnem Gold geſchlagen,
Ein Geſchenk der Seligen,
Die dem Seligen empfangen.

So ward von den Himmliſchen
Thetis Hochzeitfeſt begangen.

Epode.

Dir, Agamemnons thränenwerthem Kinde,
Nicht bey der Hirten Feldgeſang
Erzogen, und der Pfeife Klang,
Still aufgeblüht im mütterlichen Schooß,
Dem Tapferſten der Inachiden
Dereinſt zur ſüßen Braut beſchieden,
Dir, Arme, fällt ein ander Loos!
Dir flechten einen Kranz von Blüthen
Die Griechen in das ſchöngelockte Haar,
Gleich einem Rinde, das der wilde Berg gebahr,
Das, unberührt vom Joch, aus Felſenhöhlen,
Unfern dem Meer, geſtiegen war,
Wird dich der Opferſtahl entſeelen,
Dann rettet dich nicht deine Jugend,
Nicht das Erröthen der verſchämten Tugend,
Nicht deine reizende Geſtalt!
Das Laſter herrſcht mit ſiegender Gewalt,
Es ſpricht mit frechem Angeſichte
Den heiligen Geſetzen Hohn,
Die Tugend iſt aus dieſer Welt geflohn,
Und dem Geſchlecht der Menſchen drohn
Nicht ferner mehr die göttlichen Gerichte.

Fünfter Akt.

Erſter Auftritt.

Clytemneſtra kommt. Der Chor.

Clytemneſtra.

Ich komme, meinen Gatten aufzuſuchen,
Noch immer bleibt er aus, es iſt ſchon lange,
Daß er das Zelt verließ — und drinnen weint
Und jammert die Unglückliche, nun ſie
Erfuhr, was für ein Schickſal ſie erwartet.
Er nähert ſich, den ich genannt. Der iſt's,
Das iſt der Agamemnon, den man bald
Verrucht wird handeln ſehn an ſeinen Kindern.

Zweyter Auftritt.

Agamemnon. Vorige.

Agamemnon.

Gut, Clytemneſtra, daß ich außerhalb

Des Zelts dich treffe und allein. Ich habe
Mich über Dinge mit dir zu beſprechen,
Die einer Jungfrau, die bald Braut ſeyn wird,
Nicht wohl zu hören ziemt.

Clytemneſtra.

Und was iſt das,
Wozu die Zeit ſich dir ſo günſtig zeiget?

Agamemnon.

Laß deine Tochter mit mir gehen! — Alles
Iſt in Bereitſchaft, das geweihte Waſſer,
Das Opfermahl, das heil'ge Feu'r, die Rinder,
Die vor der Hochzeit am Altar Dianens,
In ſchwarzem Blute röchelnd, fallen ſollen.

Clytemneſtra.

Gut redeſt du. Daß ich von deinem Thun
Ein Gleiches rühmen könnte! — Aber komm
Du ſelbſt heraus, mein Kind!
(Sie geht und öffnet die Thür des Gezelts.)
Was dieſer da
Mit dir beſchloſſen hat, weißt du ausführlich.
Nimm unter deinem Mantel auch den Bruder
Oreſtes mit dir.
(Zu Agamemnon, indem Iphigenie heraustritt.)
Sieh'. Da iſt ſie, deine
Befehle zu vernehmen. Was noch ſonſt
Für ſie und mich zu ſagen übrig bleibt,
Werd' ich hinzuzuſetzen wiſſen.

Dritter Auftritt.

Iphigenie mit dem kleinen Oreſtes zu
den Vorigen.

Agamemnon.

Was iſt dir, Iphigenie? — — — Du weinſt?
Du ſiehſt nicht heiter aus — du ſchlägſt die Augen
Zu Boden und verbirgſt dich in den Schleier?

Iphigenie.

Ich Unglückſelige! Wo fang' ich an?
Von welchem unter allen meinen Leiden?
Verzweiflung, wo ich nur beginnen mag,
Verzweiflung, wo ich enden mag.

Agamemnon.

Was iſt das?
Hat alles hier zuſammen ſich verſtanden,
Mich zu beſtürzen — Kind und Mutter auſſer ſich
Und Unruh' im Geſichte —

Clytemneſtra.

Mein Gemahl
Antworte mir auf das, was ich dich frage,
Aufrichtig aber!

Agamemnon.

Brauchts dazu Ermahnung?
Zur Sache.

Clytemneſtra.

Iſt's an dem — willſt du ſie wirklich
Ermorden, deine Tochter und die meine?

Agamemnon (fährt auf).

Unglückliche! Was für ein Wort haſt du geſprochen!
Was argwöhnſt du? — Du ſollſt es nicht!

Clytemneſtra.

Antworte
Auf meine Frage.

Agamemnon.

Frage was ſich ziemt,
So kann ich dir antworten, wie ſich's ziemt.

Clytemneſtra.

So frag' ich. Sage du mir nur nichts anders.

Agamemnon.

Furchtbare Göttinnen des Glücks und Schickſals
Und du mein böſer Genius!

Clytemneſtra.

Und meiner —
Und dieſer hier! Ihn theilen drei Elende!

Agamemnon.

Worüber klagſt du?

Clytemneſtra.

Dieſes fragſt du noch?
O dieſer Liſt gebricht es an Verſtande.

Agamemnon.

Ich bin verloren. Alles iſt verrathen.

Clytemneſtra.

Ja, alles iſt verrathen. Alles weiß ich
Und alles hört' ich, was du uns bereiteſt.
Dieß Schweigen, dieſes Stöhnen iſt Beweiſes
Genug. Das Reden magſt du dir erſparen.

Agamemnon.

Ich ſchweige. Reden was nicht wahr iſt, hieße
Mein Elend auch durch Frechheit noch erſchweren.

Clytemneſtra.

Gieb mir Gehör. Die räthſelhafte Sprache
Bey Seit'. Ich will jetzt offen mit dir reden.
Erſt drangſt du dich — das ſey mein erſter Vorwurf —
Gewaltſam mir zum Gatten auf, entführteſt
Mich räuberiſch, nachdem du meinen erſten
Gemahl erſchlagen, Tantalus — den Säugling
Von ſeiner Mutter Bruſt geriſſen, mit
Grauſamem Wurf am Boden ihn zerſchmettert.
Als meine Brüder drauf, die Söhne Zevs,
Die Herrlichen, mit Krieg dich überzogen,
Entriß dich Tyndar, unſer Vater, den
Du knieend flehteſt, ihrem Zorn, und gab
Die Rechte meines Gatten dir zurücke.
Seit dieſem Tag — kannſt du es anders ſagen?
Fand'ſt du in mir die lenkſamſte der Frauen,
Im Hauſe fromm, im Ehebette keuſch,
Untadelhaft im Wandel. Sichtbar wuchs
Der Segen deines Hauſes — Luſt und Freude,

Wenn du hineintrateſt! Wenn du öffentlich
Erſchienſt, der frohe Zuruf aller Menſchen!
Solch eine Eh'genoſſinn zu erjagen,
Iſt wenigen beſcheert. Deſto gemeiner ſind
Die ſchlimmen! Ich gebähre dir drey Töchter
Und dieſen Sohn — und dieſer Töchter eine
Willſt du jetzt ſo unmenſchlich mir entreiſſen!
Fragt man, warum ſie ſterben ſoll — was kannſt du
Hierauf zur Antwort geben? Sprich! Soll ich's
In deinem Nahmen thun? Daß Menelaus
Helenen wieder habe, ſoll ſie ſterben!
O trefflich! Deine Kinder alſo ſind
Der Preis für eine Buhlerinn! Und mit
Dem Theuerſten, das wir beſitzen, wird
Das Haſſenswürdigſte erkauft! — Wenn du
Nun fort ſeyn wirſt nach Troja, lange, lange,
Ich im Pallaſt indeſſen einſam ſitze,
Leer die Gemächer der Geſtorbenen,
Und alle jungfräulichen Zimmer öde,
Wie glaubſt du, daß mir da zu Muth ſeyn werde?
Wenn ungetrocknet, unverſiegend um
Die Todte meine Thränen rinnen, wenn
Ich ewig, ewig um ſie jamm're. „Er
Der dir das Leben gab, gab dir den Tod!
Er ſelbſt, kein and'rer, er mit eig'nen Händen!“
Sieh' zu, daß dir von deinen andern Töchtern,
Von ihrer Mutter, wenn du wiederkehrſt,

Nicht ein Empfang dereinſt bereitet werde,
Der ſolcher Thaten würdig iſt. O um
Der Götter willen! zwinge mich nicht, ſchlimm
An dir zu handeln! Handle du nicht ſo
An uns! — Du willſt ſie ſchlachten! Wie? Und welche
Gebethe willſt du dann zum Himmel richten?
Was willſt du, rauchend von der Tochter Blut,
Von ihm erflehen? Fürchterliche Heimkehr
Von einem ſchimpflich angetret'nen Zuge!
Werd' ich für dich um Segen flehen dürfen?
Um Segen für den Kindermörder flehn,
Das hieße, Göttern die Vernunft abläugnen!
Und ſey's, daß du nach Argos wiederkehrſt,
Denkſt du dann, deine Kinder zu umarmen?
O dieſes Recht haſt du verſcherzt! Wie könnten
Sie dem in's Auge ſehn, der Eins von ihnen
Mit kaltem Blut erſchlug? — Darüber ſind
Wir einverſtanden — Mußteſt du als König,
Als Feldherr dich betragen — kam es dir
Nicht zu, bey den Achivern erſt die Sprache
Der Weisheit zu verſuchen? „Ihr verlangt
Nach Troja, Griechen? Gut. Das Loos entſcheide,
Weß Tochter ſterben ſoll!“ Das hätte einem
Gegolten wie dem andern! Aber nicht,
Nicht dir von allen Danaern allein
Kam's zu, dein Kind zum Opfer anzubieten!
Da! deinem Menelaus, dem zu Lieb'

Ihr ſtreitet, dem hätt' es gebührt, ſein Kind,
Hermione, der Mutter aufzuopfern!
Und ich, die immer keuſch dein Bett' bewahrte,
Soll nun der Tochter mich beraubet ſehn,
Wenn jene Laſterhafte, glücklicher
Als ich, nach Sparta heimzieht mit der Ihren!
Beſtreit' mich, wenn ich Unrecht habe! Hab'
Ich recht — O ſo geh in dich! — Bring' ſie nicht
Um's Leben deine Tochter und die meine.

Chor.

Laß dich erweichen, Agamemnon! Denk',
Wie ſchön es iſt, ſich ſeines Bluts erbarmen!
Das wird von allen Menſchen eingeſtanden!

Iphigenie.

Mein Vater, hätt' ich Orpheus Mund, könnt' ich
Durch meiner Stimme Zauber Felſen mir
Zu folgen zwingen, und durch meine Rede
Der Menſchen Herzen, wie ich wollte, ſchmelzen,
Jetzt würd' ich dieſe Kunſt zu Hülfe rufen.
Doch meine ganze Redekunſt ſind Thränen,
Die hab' ich und die will ich geben! Sieh'
Statt eines Zweigs der Flehenden leg' ich
Mich ſelbſt zu deinen Füßen — Tödte mich
Nicht in der Blüthe! — Dieſe Sonne iſt
So lieblich! Zwinge mich nicht, vor der Zeit,
Zu ſehen, was hierunten iſt! — Ich war's,
Die dich zum erſtenmale Vater nannte,

Die erſte, die du Kind genannt, die erſte,
Die auf dem väterlichen Schooße ſpielte,
Und Küſſe gab, und Küſſe dir entlockte.
Da ſagteſt du zu mir: „O meine Tochter,
Werd' ich dich wohl, wie's deiner Herkunft ziemt,
Im Hauſe eines glücklichen Gemahles
Einſt glücklich und geſegnet ſehn?“ — Und ich,
An dieſe Wangen angedrückt, die flehend
Jetzt meine Hände nur berühren, ſprach:
„Werd' ich den alten Vater alsdann auch
In meinem Haus mit ſüßem Gaſtrecht ehren,
Und meiner Jugend ſorgenloſe Pflege
Dem Greis mit ſchöner Dankbarkeit belohnen?“
So ſprachen wir. Ich hab's recht gut behalten.
Du haſt's vergeſſen, du, und willſt mich tödten.
O nein! bey Pelops, deinem Ahnherrn! Nein!
Bey deinem Vater Atreus und bey ihr,
Die mich mit Schmerzen dir gebahr, und nun
Auf's neue dieſe Schmerzen um mich leidet!
Was geht mich Paris Hochzeit an? Kam er
Nach Griechenland, mich Arme zu erwürgen?
O gönne mir dein Auge! Gönne mir
Nur einen Kuß, wenn auch nicht mehr Erhörung,
Daß ich ein Denkmal deiner Liebe doch
Mit zu den Todten nehme! Komm, mein Bruder!
Kannſt du auch wenig thun für deine Lieben,
Hinknien und weinen kannſt du doch. Er ſoll

Die Schweſter nicht um's Leben bringen, ſag' ihm.
Gewiß! Auch Kinder fühlen Jammer nach.
Sieh' Vater! Eine ſtumme Bitte richtet er
An dich — Laß dich erweichen! Laß mich leben!
Bey deinen Wangen flehen wir dich an,
Zwey deiner Lieben, der unmündig noch,
Ich eben kaum erwachſen! Soll ich dir's
In Ein herzrührend Wort zuſammenfaſſen?
Nichts ſüßers giebt es, als der Sonne Licht
Zu ſchaun! Niemand verlanget nach da unten.
Der raſet, der den Tod herbeywünſcht! Beſſer
In Schande leben, als bewundert ſterben!

Chor.

Dein Werk iſt dieß, verderbenbringende
Helene! Deine Laſterthat empöret
Die Söhne Atreus gegen ihre Kinder.

Agamemnon.

Ich weiß, wo Mitleid gut iſt, und wo nicht.
Liebt' ich mein eigen Blut nicht, raſen müßt' ich.
Entſetzlich iſt mir's, ſolches zu beſchlieſſen,
Entſetzlich mich ihm zu entziehn — Seyn muß es.
Seht dort die Flotte Griechenlandes! Seht!
Wie viele Könige in Erz gewaffnet!
Von dieſen allen ſieht nicht Einer Troja,
Und nimmer fällt die Burg Priamus,
Du ſterbeſt denn, wie es der Seher fordert.
Von wüthendem Verlangen brennt das Heer,

Nach Phrygien die Segel auszuſpannen,
Und der Achiver Gattinnen auf ewig
Von dieſen Räubern zu befreyn. Umſonſt,
Daß ich dem Götterſpruch mich widerſetze,
Ich — du — und du — und unſre Töchter in
Mycene würden Opfer ihres Grimmes.
Nein Kind! Nicht Menelaus Sclave bin ich.
Nicht Menelaus iſt's, der aus mir handelt.
Dein Vaterland will deinen Tod — *ihm* muß ich,
Gern oder ungern, dich zum Opfer geben.
Das Vaterland geht vor! — Die Griechen frey
Zu machen, Kind, die Frauen Griechenlandes,
Was an uns iſt, vor räubriſchen Barbarn
Zu ſchützen — das iſt deine Pflicht und meine!
(er geht ab.)

Vierter Auftritt.

Clytemneſtra. Iphigenie. Der Chor.

Clytemneſtra.

Er geht! Er flieht dich! — Tochter — Fremdlinge —
Er flieht! — Ich Unglückſelige! Sie ſtirbt!
Er hat ſein Kind dem Orkus hingegeben!

Iphigenie.

O weh' mir! — Mutter! Mutter! Gleiches Leid
Berechtigt mich zu gleicher Jammerklage!

Kein Licht ſoll ich mehr ſchauen! Keine Sonne
Mehr ſcheinen ſehn! — O Wälder Phrygiens!
Und du, von dem er einſt den Nahmen trug,
Erhab'ner Ida, wo den zarten Sohn,
Der Mutter Bruſt entriſſen, Priamus
Zu grauenvollem Tode hingeworfen!
O hätt' er's nimmermehr gethan! den Hirten
Der Rinder, dieſen Paris, nimmermehr
Am klaren Waſſer hingeworfen, wo
Durch grüne, blüthenvolle Wieſen, reich
Geblümt mit Roſen, würdig von Göttinnen
Gepflückt zu werden, und mit Hyazinthen,
Der Nymphen Silberquelle rauſcht — wohin,
Mit Hermes, Zevs geflügeltem Geſandten,
Zu ihres Streits unſeliger Entſcheidung,
Athene kam, auf ihre Lanze ſtolz,
Und ſtolz auf ihre Reitze Cypria
Die Schlaue, und Saturnia die Hohe
Auf Jovis königliches Bette ſtolz!
O dieſer Streit führt Griechenland zum Ruhme,
Jungfrauen, mich führt er zum Tod!

Chor.

Du fällſt
Für Ilion Dianens erſtes Opfer.

Iphigenie.

Und er — o meine Mutter — Er, der mir
Das jammervolle Leben gab, er flieht!

Er meidet ſein verrathnes Kind! Weh' mir,
Daß meine Augen ſie geſehen haben,
Die traurige Verderberinn! Ihr muß
Ich ſterben — unnatürlich muß ich ſterben,
Durch eines Vaters frevelhaften Stahl!
O Aulis, hätteſt du der Griechen Schiffe
In deinem Hafen nie empfangen! Hätte
Ein günſt'ger Wind nach Troja ſie beflügelt,
Kein Zeus hier am Euripus ſie verweilt!
Ach! Er verleiht die Winde nach Gefallen,
Dem ſchwellt er mit gelindem Wehn die Segel,
Dem ſendet er das Leid, die Angſt dem andern,
Den läßt er glücklich aus dem Hafen ſteuern,
Den führt er leicht durch's hohe Meer dahin,
Den hält er in der Mitte ſeines Laufes.
War's nicht ſchon leidenvoll genug, nicht etwa
Schon thränenwerth genug, des Menſchen Loos,
Daß er dem Tod noch rief, es zu erſchweren?

Chor.

Ach! wie viel Unheil, wie viel Elend brachte
Die Tochter Tyndars über Griechenland!
Du aber, Aermſte, jammerſt mich am meiſten.
O hätteſt du ſolch Schickſal nie erfahren!

Fünfter Auftritt.

Achilles mit einigen Bewaffneten, erſcheint in der Ferne. Die **Vorigen**.

Iphigenie (erſchrocken).

O Mutter! Mutter! Eine Schaar von Männern
Kommt auf uns zu.

Clytemneſtra.

Der Göttinnſohn iſt drunter,
Für den ich dich hieher gebracht.

Iphigenie.

(eilt nach der Thür und ruft ihren Jungfrauen.)

Macht auf!
Macht auf die Pforten, daß ich mich verberge.

Clytemneſtra.

Was iſt dir? Vor wem fliehſt du?

Iphigenie.

Vor ihm —
Vor dem Peliden — ich erröthe, ihn
Zu ſehn —

Clytemneſtra.

Warum erröthen, Kind?

Iphigenie.

Ach, die
Beſchämende Entwicklung dieſer —

Clytemneſtra.

Laß
Die Glücklichen erröthen! — Dieſe zücht'ge
Bedenklichkeiten jetzt bey Seite, wenn
Wir was vermögen ſollen —

Achilles (tritt näher).

Arme Mutter!

Clytemneſtra.

Du ſagſt ſehr wahr.

Achilles.

Ein fürchterliches Schreyen
Hört man im Lager.

Clytemneſtra.

Ueber was? Wem gilt es?

Achilles.

Hier deiner Tochter.

Clytemneſtra.

O das weiſſagt mir
Nichts Gutes.

Achilles.

Alles dringt auf's Opfer.

Clytemneſtra.

Alles?
Und niemand iſt, der ſich dagegen ſetzte?

Achilles.

Ich ſelbſt kam in Gefahr —.

Clytemneſtra.

Gefahr —

Achilles.

Geſteinigt

Zu werden.

Clytemneſtra.

Weil du meine Tochter

Zu retten ſtrebteſt?

Achilles.

Eben darum.

Clytemneſtra.

Was?

Wer durft' es wagen, Hand an dich zu legen?

Achilles.

Die Griechen alle.

Clytemneſtra.

Wie? Wo waren denn

Die Schaaren deiner Myrmidonen?

Achilles.

Die

Empörten ſich zuerſt.

Clytemneſtra.

Weh' mir! Wir ſind

Verloren, Kind!

Achilles.

Die Hochzeit habe mich

Bethöret, ſchrie'n ſie.

Clytemneſtra.

Und was ſagteſt du
Darauf?

Achilles.

Man ſolle die nicht würgen,
Die zur Gemahlinn mir beſtimmt geweſen.

Clytemneſtra.

Da ſagteſt du, was wahr iſt.

Achilles.

Die der Vater
Mir zugedacht.

Clytemneſtra.

Und die er von Mycene
Ausdrücklich darum hatte kommen laſſen.

Achilles.

Vergebens! Ich ward überſchrie'n.

Clytemneſtra.

Die rohe
Barbar'ſche Menge!

Achilles.

Dennoch rechne Du
Auf meinen Schutz.

Clytemneſtra.

So vielen willſt du's biethen
Ein Einziger?

Achilles.

Siehſt Du die Krieger dort?

Clytemnestra.

O möge dir's bey dieſem Sinn gelingen!

Achilles.

Es wird.

Clytemnestra.

So wird die Tochter mir nicht ſterben?

Achilles.

So lang' ich Athem habe, nicht!

Clytemnestra.

Kommt man
Etwa, ſie mit Gewalt hinweg zu führen?

Achilles.

Ein ganzes Heer. Ulyſſes führt es an.

Clytemnestra.

Der Sohn des Siſyphus etwa?

Achilles.

Derſelbe.

Clytemnestra.

Führt eigner Antrieb oder Pflicht ihn her?

Achilles.

Die Wahl des Heers, die ihm willkommen war.

Clytemnestra.

Ein traurig Amt, mit Blut ſich zu beſudeln!

Achilles.

Ich werd' ihn zu entfernen wiſſen.

Clytemneſtra.

Sollt'

Er wider Willen ſie von hinnen reiſſen?

Achilles.

Er? — Hier bey dieſem blonden Haar!

Clytemneſtra.

Was aber

Muß ich dann thun?

Achilles.

Du hältſt die Tochter.

Clytemneſtra.

Wird

Das hindern können, daß man ſie nicht ſchlachtet?

Achilles.

Das wird dieß Schwert alsdann entſcheiden!

Iphigenie.

Höre

Mich an, geliebte Mutter. Hört mich beyde.
Was tobſt du gegen den Gemahl? Kein Menſch
Muß das Unmögliche erzwingen wollen.
Das größte Lob gebührt dem wohlgemeinten,
Dem ſchönen Eifer dieſes fremden Freundes,
Du aber, Mutter, lade nicht vergeblich
Der Griechen Zorn auf dich, und ſtürze mir
Den großmuthsvollen Mann nicht in's Verderben.
Vernimm jetzt, was ein ruhig Ueberlegen
Mir in die Seele gab. Ich bin entſchloſſen

Zu ſterben — aber ohne Widerwillen,
Aus eig'ner Wahl, und ehrenvoll zu ſterben!
Hör' meine Gründe an, und richte ſelbſt.
Das ganze große Griechenland hat jetzt
Die Augen auf mich Einzige gerichtet.
Ich mache ſeine Flotte frey — durch mich
Wird Phrygien erobert. Wenn fortan,
Kein griechiſch Weib mehr zittern darf, gewaltſam
Aus Hellas ſel'gem Boden weggeſchleppt
Zu werden von Barbaren, die nunmehr
Für Paris Frevelthat ſo fürchterlich
Bezahlen müſſen — aller Ruhm davon
Wird mein ſeyn, Mutter. Sterbend ſchütz' ich ſie.
Ich werde Griechenland errettet haben,
Und ewig ſelig wird mein Nahme ſtrahlen.
Wozu das Leben auch ſo ängſtlich lieben?
Nicht dir allein — du haſt mich allen Griechen
Gemeinſchaftlich gebohren. Sieh' dort! Sieh'
Die Tauſende, die ihre Schilde ſchwenken,
Dort andre Tauſende, des Ruders kundig
Entbrannt von edelm Eifer kommen ſie,
Die Schmach des Vaterlands zu rächen, gegen
Den Feind durch tapfre Kriegesthat zu glänzen,
Zu ſterben für das Vaterland. Dieß alles
Macht' ich zu nichte, ich, ein einzig's Leben?
Wo, Mutter, wäre das gerecht? Was kannſt
Du hierauf ſagen? — Und alsdann —

(ſich gegen Achilles wendend)

Soll der's
Mit allen Griechen eines Weibes wegen
Aufnehmen und zu Grunde gehn? Nein doch!
Das darf nicht ſeyn! Der einz'ge Mann verdient
Das Leben mehr, als hunderttauſend Weiber.
Und will Diana dieſen Leib, werd' ich,
Die Sterbliche, der Göttinn widerſtreben?
Umſonſt! Ich gebe Griechenland mein Blut.
Man ſchlachte mich, man ſchleife Troja's Veſte!
Das ſoll mein Denkmal ſeyn auf ew'ge Tage,
Das ſey mir Hochzeit, Kind, Unſterblichkeit!
So will's die Ordnung und ſo ſey's: Es herrſche
Der Grieche und es diene der Barbare!
Denn der iſt Knecht, und jener frey gebohren!

Chor.

Dein großes Herz zeigſt du — doch grauſam iſt
Dein Schickſal, und ein hartes Urtheil ſprach Diana!

Achilles.

Wie glücklich machte mich der Gott, der dich
Mir geben wollte, Tochter Agamemnons!
Glückſel'ges Griechenland, ſo ſchön errettet!
Glückſelig du, durch ein ſo großes Opfer
Geehrt! Wie edel haſt du da geſprochen!
Wie deines Vaterlandes werth! Der ſtarken
Nothwendigkeit willſt du nicht widerſtreben,
Was einmal ſeyn muß, muß vortrefflich ſeyn.

Je mehr dieß ſchöne Herz ſich mir entfaltet,
Ach deſto feuriger lebt's in mir auf.
Dich als Gemahlinn in mein Haus zu führen.
O ſinn' ihm nach. So gern thät' ich dir Liebes,
Und führte dich als Braut in meine Wohnung.
Kann ich im Kampfe mit den Griechen dich
Nicht retten — o bey'm Leben meiner Mutter!
Es wird mir ſchrecklich ſeyn. Erwäg's genau.
Es iſt nichts kleines um das Sterben!

Iphigenie.

Meinen
Entſchluß bringt kein Beweggrund mehr zum Wanken,
Mag Tyndars Tochter, herrlich vor uns allen,
Durch ihre Schönheit Männer gegen Männer
In blut'gem Kampf bewaffnen — meinetwegen
Sollſt du nicht ſterben, Fremdling! Meinetwegen
Soll niemand durch dich ſterben! Ich vermag's
Mein Vaterland zu retten. Laß mich's immer.

Achilles.

Erhab'ne Seele — Ja! Iſt dieß dein ernſter
Entſchluß. ich kann dir nichts darauf erwiedern,
Warum, was Wahrheit iſt, nicht eingeſtehn?
Du haſt die Wahl des Edelſten getroffen!
Doch dürfte die gewaltſame Entſchlieſſung
Dich noch gereun, drum halt' ich Wort, und werde
Mit meinen Waffenbrüdern am Altar
Dir nahe ſtehn — kein müß'ger Zeuge deines Todes,

Dein Helfer vielmehr und dein Schutz. Wer weiß,
Wenn nun der Stahl an deinem Halſe blinkt,
Ob dich des Freundes Mühe nicht erfreuet?
Denn nimmer werd' ich's dulden, daß dein Leben
Ein allzuraſch gefaßter Vorſatz kürze.
Jetzt führ' ich dieſe —

(auf ſeine Bewaffneten zeigend)

nach der Göttinn Tempel,
Dort findeſt du mich, wenn du kommſt.

(er geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Iphigenie. Clytemneſtra. Der Chor.

Iphigenie.

Nun Mutter? —
Es netzen ſtille Thränen deine Augen?

Clytemneſtra.

Und hab' ich etwa keinen Grund zu weinen?
O ich Unglückliche!

Iphigenie.

Nicht doch! Erweichen
Mußt du mich jetzt nicht, Mutter. Eine Bitte
Gewähre mir.

Clytemneſtra.

Entdecke ſie, mein Kind.
Die Mutter findeſt du gewiß.

Iphigenie.

Verſprich mir,
Dein Haar nicht abzuſchneiden, auch kein ſchwarzes
Gewand um dich zu ſchlagen —

Clytemneſtra.

Wenn ich dich
Verloren habe? Kind, was forderſt du?

Iphigenie.

Du haſt mich nicht verloren — Deine Tochter
Wird leben und mit Glorie dich krönen.

Clytemneſtra.

Ich ſoll mein Kind im Grabe nicht betrauern?

Iphigenie.

Mein Mutter! Für mich giebt's kein Grab.

Clytemneſtra.

Wie das?
Führt nicht der Tod zum Grab?

Iphigenie.

Der Tochter Zevs
Geheiligter Altar dient mir zum Grabe.

Clytemneſtra.

Du haſt mich überzeugt. Ich will dir folgen.

Iphigenie.

Beneide mich als eine Selige,
Die Segen brachte über Griechenland.

Clytemneſtra.

Was aber hinterbring' ich deinen Schweſtern?

Iphigenie.

Auch ſie laß keinen Trauerſchleyer tragen.

Clytemneſtra.

Darf ich die Schweſter nicht mit einem Worte
Der Liebe noch von dir erfreuen?

Iphigenie.

Mög'
Es ihnen wohlergehen! — Dieſen da
(auf Oreſtes zeigend)
Erziehe mir zum Mann!

Clytemneſtra.

Küß' ihn noch einmal,
Zum letztenmale!

Iphigenie (ihn umarmend.)

Liebſtes Herz! Was nur
In deinen kleinen Kräften hat geſtanden,
Das haſt du redlich heut' an mir gethan!

Clytemneſtra.

Kann ich noch etwas Angenehmes ſonſt
In Argos dir erzeigen?

Iphigenie.

Meinen Vater
Und deinen Gatten — haſſ' ich nicht!

Clytemneſtra.

O! der
Soll ſchwer genug an dich erinnert werden!

Iphigenie.

Ungern läßt er für Griechenland mich bluten.

Clytemneſtra.

Sprich, hinterliſtig, niedrig, ehrenlos,
Nicht, wie es einem Sohn des Atreus ziemet!

Iphigenie (ſich umſchauend.)

Wer führt mich zum Altar? — Denn an den Locken
Möcht' ich nicht hingeriſſen ſeyn.

Clytemneſtra.

Ich ſelbſt.

Iphigenie.

Nein! Nimmermehr! — —

Clytemneſtra.

Ich faſſe deinen Mantel.

Iphigenie.

Sey mir zu Willen, Mutter! Bleib! — Das iſt
Anſtändiger für dich und mich! — Hier, von
Des Vaters Dienern findet ſich ſchon einer,
Der zu Dianens Wieſe mich begleitet,
Wo ich geopfert werden ſoll.

(Sie wendet ſich zum Gefolge)

Clytemneſtra.
(folgt ihr mit den Augen.)
Du gehſt,
Mein Kind?

Iphigenie.
Um nie zurück zu kehren!

Clytemneſtra.
Verläſſeſt deine Mutter?

Iphigenie.
Und unwürdig
Von ihr geriſſen, wie du ſiehſt.

Clytemneſtra.
O bleib!
Verlaß mich nicht!
(will auf ſie zu eilen.)

Iphigenie (tritt zurück).
Nein! Keine Thräne mehr!
(ſie redet den Chor an, mit dem ſie gekommen iſt.)
Ihr Jungfraun, ſtimmt der Tochter Jupiters
Ein hohes Loblied an aus meinem Leiden
Zum frohen Zeichen für ganz Griechenland!
Das Opfer fange an — Wo ſind die Körbe?
Die Flamme lodre um den Opferkuchen!
Mein Vater faſſe den Altar! Ich gehe,
Heil und Triumph zu bringen den Achivern!
Kommt! Führt mich hin! Der Phrygier und Trojer
Furchtbare Ueberwinderinn! Gebt Kronen,

Gebt Blumen, dieſe Locken zu bekränzen!
Erhebt den Tanz um den beſprengten Tempel,
Um den Altar der Königinn Diana,
Der Göttlichen! Der Seligen! Denn, nun
Es einmal ſeyn muß, will ich das Orakel
Mit meinem Blut und Opfertode tilgen.

Chor.

(wendet ſich gegen Clytemneſtra, die in ſtumme Traurigkeit verſenkt ſteht.)

Bald, bald, ehrwürd'ge Mutter, weinen wir mit dir,
Die heil'ge Handlung duldet keine Thränen.

Iphigenie.

Helft mir Dianen preiſen, Jungfrauen,
Die, Chalcis nahe Nachbarinn, in Aulis
Gebietet, wo die Flotte Griechenlands
Im engen Hafen meinetwegen weilet!
O Argos! Mütterliches Land! Und du,
Der frühen Kindheit Pflegerinn, Mycene!

Chor.

Die Stadt des Perſeus rufſt du an, von den
Cyclopen für die Ewigkeit gegründet!

Iphigenie.

Ein ſchöner Stern gieng den Achivern auf
In deinem Schooß — Doch nein. Ich will ja freudig ſterben.

Chor.

Im Ruhm wirſt du unſterblich bey uns leben.

Iphigenie.

O Fackel Jovis! Schöner Strahl des Tages!
Ein ander Leben thut ſich mir jetzt auf,
Zu einem andern Schickſal ſcheid' ich über.
Geliebte Sonne, fahre wohl! *)

(ſie geht ab).

---

*) Hier ſchließt ſich die dramatiſche Handlung. Was noch folgt, iſt die Erzählung von Iphigeniens Betragen bey'm Opfer und ihrer wunderbaren Errettung.

Im Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Tübingen wird erſcheinen:

Morgenblatt
für gebildete Stände.

Der Zweck dieſes Tagblattes iſt: eine Anſtalt zu begründen, die mit Ausnahme jedes politiſchen Gegenſtandes Alles umfaſſen ſoll, was dem gebildeten Menſchen intereſſant ſeyn kann, und die alſo keine andere Tendenz haben wird als diejenige Kenntniſſe zu verbreiten, welche zur geiſtigen, und ſittlichen Kultur nothwendig ſind, und auf dem Wege der Unterhaltung die angenehmſte Belehrung gewähren.

Fern von allem gelehrten Gepränge wird ſie mithin nur diejenige literariſche und artiſtiſche Kenntniſſe verbreiten, welche nicht blos Gegenſtände der Schule, ſondern von der Beſchaffenheit ſind, daß ſie dem gebildeteren Publicum gleichſam angehören; ſie wird ohne irgend eine Syſtemſucht die Leſer mit den beſten äſthetiſchen und allgemein lesbaren Werken Deutſchlands und des Auslands bekannt machen und das Wahre und Schöne in den Erſcheinungen der redenden und bildenden Künſte ausheben.

Was gröſſere Städte und Völker für die Sitten- und Kultur-Geſchichte intereſſantes darbieten, was einzelne Menſchen, auf welcher Stufe der bürgerlichen Geſellſchaft ſie auch ſtehen, für die Zwecke der Menſchheit Groſſes und Gutes thun, was von den Schöpfungen der Künſte, insbeſondere der Schauſpielkunſt, der Aufbewahrung werth iſt, wird dieſes Blatt dem Publicum mit Geiſt und Treue geben.

Durch eingeſtreute Gedichte, Anecdoten, literariſche Notizen, Nachrichten von neuen gemeinnützigen Erfindungen u. ſ. w. wird es die Freunde der geiſtreichen Unterhaltung befriedigen, und eine Auswahl vorzüglicher Zeichnungen, Kupferſtiche und neuer Muſikalien, welche von Zeit zu Zeit erſcheinen werden, ſoll es für den Kunſtkenner, wie für den Liebhaber anziehend machen.

Die ſtehenden Artikel ſind demnach:

I. Schöne Literatur.

Ueberſicht des Zuſtandes derſelben in Deutſchland, Frankreich, Großbritannien ꝛc. — Kleine Aufſätze über ſchöne Wiſſenſchaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neueſten belletriſtiſchen Schriften: der Romane, Schauſpiele, Almanache, Gedichte u. ſ. w. — Gedrängte Auszüge aus ſeltnen intereſſanten Werken. — Reviſion einzelner Recenſionen aus den beſten kritiſchen Blättern. — Nachricht vom Zuſtande der ausländiſchen ſchönen Literatur, beſonders der franzöſiſchen, engliſchen, italieniſchen, holländiſchen ꝛc. — Ueberſetzungen als Proben.

II. Kunſt.

Kurze Abhandlungen über Gegenſtände der Kunſt. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunſt, Gartenkunſt ꝛc. — Auszüge. — Kunſtnachrichten: Theater.

Periodiſche Ueberſicht des Zuſtandes der vorzüglichſten Schaubühnen in Deutſchland, Frankreich, u. ſ. w. Scenen aus ungedruckten Schauſpielen. Muſik. Nachricht von neuen muſikaliſchen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geſchichte einzelner Städte und Völker.

Geſelliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus, Sittengemählde der Univerſitäten, Meſſen, Bäder; Carnevals; zuweilen intereſſante topographiſche Schilderungen.

IV. Biographiſche Skizzen.

Einzelne Züge aus dem Leben intereſſanter Menſchen. — Beiträge zur Bildungsgeſchichte vorzüglicher Schriftſteller, Künſtler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handſchrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beſchäftigungen der Gelehrten, ihren Reiſen ꝛc.

V. Kleine Reiſebeſchreibungen.

Auszüge aus intereſſanten gröſſern Werken dieſer Art; kleinere Original-Aufſätze.

VI. Gedichte.

Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus gröſſern ausländiſchen und deutſchen Gedichten.

VII. Miszellen.

Anekdoten. Satyriſche Aufſätze. Kleine leichte Erzählungen in Proſa und Verſen. Räthſel. Charaden und dgl.

VIII. Zeichnungen, Kupferſtiche, muſikaliſche Kompoſitionen ꝛc. als Beilagen.

Die Vereinigung mehrerer der beliebteſten deutſcher und auswärtiger Schriftſteller und einſichtsvoller Correſpondenten zu Beiträgen für dieſes Tagblatt verbürgt den Werth, den es erhalten ſoll.

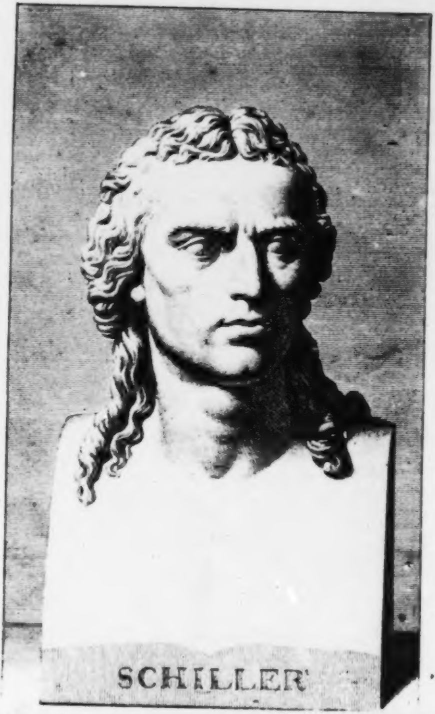
Jeder Beitrag von Andern, die ſich für den Fortgang des Inſtituts intereſſiren, ſoll willkommen ſeyn, wenn er der Idee des Ganzen entſpricht, und das Morgenblatt durch ſein Gewand nicht entſtellt.

Es iſt nicht die Abſicht des Herausgebers, ſich mit dieſer Zeitſchrift an die Stelle anderer beliebten Inſtitute dieſer Art zu ſetzen. Sie ſoll neben dieſen einherſchreiten und fern ſeyen von ihr alle Ausfälle des Unmuths oder der ſich ſelbſt zerſtörenden Streitſucht.

Sie wird den Stempel keiner Parthei tragen, und — unbekümmert um den literariſchen Anhang des Einzelnen und noch mehr um ſeine Perſönlichkeit — Wahrheit, Beſonnenheit und Humanität in allen Urtheilen ſich zum Grundſatz machen.

Auch für die äuſſere Eleganz wird durch Papier und Druck aufs beſte geſorgt werden und der Verleger wird es ſich zur Pflicht machen, dieſer Zeitung auch in dieſer Beziehung den möglichſten Grad von Vollkommenheit zu geben.

Täglich, Sonntag ausgenommen, ſoll ein Blatt erſcheinen, ſchön und correkt gedruckt. Man verbindet ſich nur auf ein halbes Jahr für den Preiß von 7 fl. 30 kr. oder 4 Rthlr. Sächſ. wofür man auf jedem Poſtamt und in jeder Buchhandlung Exemplare erhalten kann.


SCHILLER

Theater

von

Schiller.

Wilhelm Tell.
Phädra.
Der Neffe als Onkel.
Der Menſchenfeind.
Semele.

Fünfter Band.

Mit dem Porträt des Verfaſſers.

Tübingen
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1807.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Mit dieſem Band iſt Schillers Theater nun geſchloſſen, indem es alles enthält, was von dem verewigten Verfaſſer für daſſelbe beſtimmt war, Demetrius allein ausgenommen. Da dieſes Trauerſpiel nur als vollendetes Ganze für dieſe Sammlung gehörte, durch den ſchnellen Tod des Verfaſſers aber blos als Bruchſtück zurückblieb, ſo erfordert die Pflicht, es nur in die nachgelaſſenen Schriften aufzunehmen. Dieſe wird das Publikum ſorgfältigſt geſammelt von einem der älteſten und vertrauteſten Freunde des unſterblichen Dichters, dem die Familie dieſes Geſchäft anvertraut hat, erhalten, und ſie werden mit ſeinen ſämmtlichen Werken in meinem Verlage erſcheinen.

Das Nähere über dieſe Ausgabe, ſowohl ihrem Innern als Aeußern nach, wird ſeiner Zeit angezeigt werden, und ich bemerke nur, daß ich zum Behuf derſelben, ſo wie einer ausführlichen Lebensbeſchreibung, die ſie begleiten ſoll, alles, was ſich von des Verewigten Handſchrift irgendwo finden ſollte, zu erhalten wünſche. Mit Vergnügen werde ich auf jede mögliche Art dagegen erkenntlich ſeyn.

Der Verleger.

Wilhelm Tell.

Schauſpiel.

Perſonen.

Hermann Geßler, Reichsvogt in Schwyz und Uri.
Werner, Freiherr von Attinghauſen, Bannerherr.
Ulrich von Rudenz, ſein Neffe.

Werner Stauffacher,
Konrad Hunn,
Itel Reding,
Hans auf der Mauer,
Jörg im Hofe,
Ulrich der Schmidt,
Joſt von Weiler,
Landleute aus Schwyz.

Walther Fürſt,
Wilhelm Tell,
Röſſelmann, d. Pfarrer,
Petermann, der Sigriſt,
Kuoni, der Hirte,
Werni, der Jäger,
Ruodi, der Fiſcher,
aus Uri.

Arnold vom Melchthal,
Konrad Baumgarten,
Meier von Sarnen,
Struth von Winkelried,
Klaus von der Flüe,
Burkhardt am Bühel,
Arnold von Sewa,
aus Unterwalden.

Pfeifer, von Lucern.
Kunz, von Gerſau.
Jenni, Fiſcherknabe.
Seppi, Hirtenknabe.

Gertrud, Stauffachers Gattinn.
Hedwig, Tells Gattinn, Fürſts Tochter.
Bertha von Brunek, eine reiche Erbin.
Armgart,
Mechthild, } Bäuerinnen.
Elsbeth,
Hildegard,
Walther, } Tells Knaben.
Wilhelm,
Frieſshardt, } Söldner.
Leuthold,
Rudolph der Harras, Geßlers Stallmeiſter.
Johannes Parricida, Herzog von Schwaben.
Stüßi, der Flurſchütz.
Der Stier von Uri.
Ein Reichsbote.
Frohnvogt.
Meiſter Steinmetz, Geſellen und Handlanger.
Oeffentliche Ausrufer.
Barmherzige Brüder.
Geßleriſche und Landenbergiſche Reiter.
Viele Landleute, Männer und Weiber aus den
Waldſtätten.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Hohes Felſenufer des Vierwaldſtätterſees, Schwytz gegenüber. Der See macht eine Bucht ins Land, eine Hütte iſt unweit dem Ufer, Fiſcherknabe fährt ſich in einem Kahn. Ueber den See hinweg ſieht man die grünen Matten, Dörfer und Höfe von Schwytz im hellen Sonnenſchein liegen. Zur Linken des Zuſchauers zeigen ſich die Spitzen des Haken, mit Wolken umgeben; zur Rechten im fernen Hintergrund ſieht man die Eisgebirge. Noch ehe der Vorhang aufgeht, hört man den Kuhreihen und das harmoniſche Geläut der Heerdenglocken, welches ſich auch bey eröfneter Scene noch eine Zeitlang fortſetzt.

Fiſcherknabe ſingt im Kahn.
(Melodie des Kuhreihens)

Es lächelt der See, er ladet zum Bade,
Der Knabe ſchlief ein am grünen Geſtade,
Da hört er ein Klingen,
Wie Flöten ſo ſüß,
Wie Stimmen der Engel
Im Paradieß.

Und wie er erwachet in ſeliger Luſt,
Da ſpühlen die Waſſer ihm um die Bruſt,
Und es ruft aus den Tiefen:
Lieb Knabe, biſt mein!
Ich locke den Schläfer,
Ich zieh ihn herein.

Hirte (auf dem Berge).

(Variation des Kuhreihens)

Ihr Matten lebt wohl,
Ihr ſonnigen Weiden!
Der Senne muß ſcheiden,
Der Sommer iſt hin.
Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Kukuk ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen die Erde ſich kleidet neu,
Wenn die Brünnlein fließen im lieblichen May.
Ihr Matten lebt wohl,
Ihr ſonnigen Weiden!
Der Senne muß ſcheiden,
Der Sommer iſt hin.

Alpenjäger.

(erſcheint gegenüber auf der Höhe des Felſen)

(Zweyte Variation)

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf ſchwindlichtem Weg,
Er ſchreitet verwegen
Auf Feldern von Eis,

Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis;
Und unter den Füßen ein neblichtes Meer,
Erkennt er die Städte der Menſchen nicht mehr,
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Waſſern
Das grünende Feld.

(Die Landſchaft verändert ſich, man hört ein dumpfes Krachen von den Bergen, Schatten von Wolken laufen über die Gegend.)

Ruodi der Fiſcher kommt aus der Hütte, Werni der Jäger ſteigt vom Felſen, Kuoni der Hirte kommt mit dem Melknapf auf der Schulter. Seppi ſein Handbube folgt ihm.

Ruodi.

Mach hurtig Jenny. Zieh die Naue ein.
Der graue Thalvogt kommt, dumpf brüllt der Firn,
Der Mytenſtein zieht ſeine Haube an,
Und kalt her bläßt es aus dem Wetterloch,
Der Sturm, ich mein', wird da ſeyn, eh' wir's denken.

Kuoni.

'S kommt Regen, Fährmann. Meine Schaafe freſſen
Mit Begierde Gras, und Wächter ſcharrt die Erde.

Werni.

Die Fiſche ſpringen, und das Waſſerhuhn
Taucht unter. Ein Gewitter iſt im Anzug.

Kuoni (zum Buben).
Lug' Seppi, ob das Vieh ſich nicht verlaufen.

Seppi.
Die braune Liſel kenn ich am Geläut.

Kuoni.
So fehlt uns keine mehr, die geht am weitſten.

Ruodi.
Ihr habt ein ſchön Geläute, Meiſter Hirt.

Werni.
Und ſchmuckes Vieh — Iſt's euer eignes, Landsmann?

Kuoni.
Bin nit ſo reich — 's iſt meines gnäd'gen Herrn,
Des Attinghäuſers, und mir zugezählt.

Ruodi.
Wie ſchön der Kuh das Band zu Halſe ſteht.

Kuoni.
Ihr ſeyd nicht klug! Ein unvernünft'ges Vieh —

Werni.
Iſt bald geſagt. Das Thier hat auch Vernunft,
Das wiſſen wir, die wir die Gemſen jagen,
Die ſtellen klug, wo ſie zur Weide gehn,
'ne Vorhut aus, die ſpitzt das Ohr und warnet
Mit heller Pfeife, wenn der Jäger naht.

Ruodi (zum Hirten).
Treibt ihr jetzt heim?

Kuoni.
Die Alp iſt abgeweidet.

Werni.

Glückſel'ge Heimkehr, Senn!

Kuoni.

Die wünſch ich Euch,
Von eurer Fahrt kehrt ſich's nicht immer wieder.

Ruodi.

Dort kommt ein Mann in voller Haſt gelaufen.

Werni.

Ich kenn' ihn, 's iſt der Baumgart von Alzellen.

Konrad Baumgarten (athemlos hereinſtürzend).

Baumgarten.

Um Gottes willen, Fährmann, euren Kahn!

Ruodi.

Nun, nun, was giebts ſo eilig?

Baumgarten.

Bindet los!
Ihr rettet mich vom Tode! Setzt mich über!

Kuoni.

Landsmann, was habt ihr?

Werni.

Wer verfolgt euch denn?

Baumgarten (zum Fiſcher).

Eilt, eilt, ſie ſind mir dicht ſchon an den Ferſen!
Des Landvogts Reiter kommen hinter mir,
Ich bin ein Mann des Tods, wenn ſie mich greifen.

Ruodi.

Warum verfolgen euch die Reiſigen?

Baumgarten.
Erſt rettet mich, und dann ſteh ich euch Rede.

Werni.
Ihr ſeyd mit Blut befleckt, was hat's gegeben?

Baumgarten.
Des Kaiſers Burgvogt, der auf Roßberg ſaß —

Kuoni.
Der Wolfenſchießen! Läßt euch der verfolgen?

Baumgarten.
Der ſchadet nicht mehr, ich hab' ihn erſchlagen.

Alle (fahren zurück).
Gott ſey euch gnädig! Was habt ihr gethan?

Baumgarten.
Was jeder freye Mann an meinem Platz!
Mein gutes Hausrecht hab' ich ausgeübt
Am Schänder meiner Ehr' und meines Weibes.

Kuoni.
Hat euch der Burgvogt an der Ehr' geſchädigt?

Baumgarten.
Daß er ſein bös Gelüſten nicht vollbracht,
Hat Gott und meine gute Axt verhütet.

Werni.
Ihr habt ihm mit der Axt den Kopf zerſpalten?

Kuoni.
O laßt uns alles hören, ihr habt Zeit,
Bis er den Kahn vom Ufer los gebunden.

Baumgarten.
Ich hatte Holz gefällt im Wald, da kommt

Mein Weib gelaufen in der Angſt des Todes.
„Der Burgvogt lieg' in meinem Haus, er hab'
Ihr anbefohlen, ihm ein Bad zu rüſten.
Drauf hab' er Ungebührliches von ihr.
Verlangt, ſie ſey entſprungen mich zu ſuchen.“
Da lief ich friſch hinzu, ſo wie ich war,
Und mit der Axt hab' ich ihm's Bad geſegnet.

Werni.

Ihr thatet wohl, kein Menſch kann euch drum ſchelten.

Kuoni.

Der Wütherich! Der hat nun ſeinen Lohn!
Hat's lang verdient ums Volk von Unterwalden.

Baumgarten.

Die That ward ruchtbar, mir wird nachgeſetzt —
Indem wir ſprechen — Gott — verrinnt die Zeit —
(es fängt an zu donnern)

Kuoni.

Friſch Fährmann — Schaff den Biedermann hinüber.

Ruodi.

Geht nicht. Ein ſchweres Ungewitter iſt
Im Anzug. Ihr müßt warten.

Baumgarten.

Heiliger Gott!
Ich kann nicht warten. Jeder Aufſchub tödtet —

Kuoni (zum Fiſcher).

Greif an mit Gott, dem Nächſten muß man helfen,
Es kann uns allen Gleiches ja begegnen.
(Brauſen und Donnern)

Ruodi.
Der Föhn iſt los, ihr ſeht, wie hoch der See geht,
Ich kann nicht ſteuern gegen Sturm und Wellen.

Baumgarten (umfaßt ſeine Knie).
So helf euch Gott, wie ihr euch mein erbarmet —

Werni.
Es geht ums Leben, ſey barmherzig, Fährmann.

Kuoni.
'S iſt ein Hausvater, und hat Weib und Kinder!
(wiederholte Donnerſchläge)

Ruodi.
Was? Ich hab' auch ein Leben zu verlieren,
Hab' Weib und Kind daheim, wie er — Seht hin
Wie's brandet, wie es wogt und Wirbel zieht,
Und alle Waſſer aufrührt in der Tiefe.
— Ich wollte gern den Biedermann erretten,
Doch es iſt rein unmöglich, ihr ſeht ſelbſt.

Baumgarten (noch auf den Knieen).
So muß ich fallen in des Feindes Hand,
Das nahe Rettungsufer im Geſichte!
— Dort liegt's! Ich kann's erreichen mit den Augen,
Hinüberdringen kann der Stimme Schall,
Da iſt der Kahn, der mich hinübertrüge,
Und muß hier liegen, hülflos, und verzagen!

Kuoni.
Seht wer da kommt!

Werni.
Es iſt der Tell aus Bürglen.

Tell mit der Armbruſt.

Tell.

Wer iſt der Mann, der hier um Hülfe fleht?

Kuoni.

's iſt ein Alzeller Mann, er hat ſein' Ehr
Vertheidigt, und den Wolfenſchieß erſchlagen,
Des Königs Burgvogt, der auf Roßberg ſaß —
Des Landvogts Reiter ſind ihm auf den Ferſen,
Er fleht den Schiffer um die Ueberfahrt,
Der fürcht't ſich vor dem Sturm und will nicht fahren.

Ruodi.

Da iſt der Tell, er führt das Ruder auch,
Der ſoll mirs zeugen, ob die Fahrt zu wagen.

(heftige Donnerſchläge, der See rauſcht auf.)

Ruodi.

Ich ſoll mich in den Höllenrachen ſtürzen?
Das thäte keiner, der bey Sinnen iſt.

Tell.

Der brave Mann denkt an ſich ſelbſt zuletzt,
Vertrau auf Gott und rette den Bedrängten.

Ruodi.

Vom ſichern Port läßt ſich's gemächlich rathen,
Da iſt der Kahn und dort der See! Verſuchts!

Tell.

Der See kann ſich, der Landvogt nicht erbarmen,
Verſuch es Fährmann!

Hirten und Jäger.

Rett ihn! Rett ihn! Rett ihn!

Ruodi.

Und wär's mein Bruder und mein leiblich Kind,
Es kann nicht ſeyn, 's iſt heut Simons und Judä,
Da raſ't der See und will ſein Opfer haben.

Tell.

Mit eitler Rede wird hier nichts geſchafft,
Die Stunde dringt, dem Mann muß Hülfe werden.
Sprich, Fährmann, willſt du fahren?

Ruodi.

Nein, nicht ich!

Tell.

In Gottes Nahmen denn! Gieb her den Kahn,
Ich wills mit meiner ſchwachen Kraft verſuchen,

Kuoni.

Ha wackrer Tell!

Werni.

Das gleicht dem Waidgeſellen!

Baumgarten.

Mein Retter ſeyd ihr und mein Engel, Tell!

Tell.

Wohl aus des Vogts Gewalt errett ich euch,
Aus Sturmes Nöthen muß ein Andrer helfen.
Doch beſſer iſt's, ihr fallt in Gottes Hand,
Als in der Menſchen!

(zu dem Hirten)

Landsmann, tröſtet ihr
Mein Weib, wenn mir was menſchliches begegnet,
Ich hab' gethan, was ich nicht laſſen konnte.

(Er ſpringt in den Kahn)

Kuoni (zum Hirten).
Ihr ſeyd ein Meiſter Steuermann. Was ſich
Der Tell getraute, das konntet ihr nicht wagen?

Ruodi.
Wohl beßre Männer thuns dem Tell nicht nach,
Es giebt nicht zwey, wie der iſt, im Gebirge.

Werni (iſt auf den Fels geſtiegen).
Er ſtößt ſchon ab. Gott helf dir, braver Schwimmer!
Sieh, wie das Schifflein auf den Wellen ſchwankt!

Kuoni (am Ufer).
Die Fluth geht drüber weg — Ich ſeh's nicht mehr.
Doch halt, da iſt es wieder! Kräftiglich
Arbeitet ſich der Wackre durch die Brandung.

Seppi.
Des Landvogts Reiter kommen angeſprengt.

Kuoni.
Weiß Gott, ſie ſinds! das war Hülf in der Noth.
Ein Trupp Landenbergiſcher Reiter.

Erſter Reiter.
Den Mörder gebt heraus, den ihr verborgen.

Zweiter.
Des Wegs kam er, umſonſt verhehlt ihr ihn.

Kuoni und Ruodi.
Wen meint ihr, Reiter?

Erſter Reiter (entdeckt den Nachen).
Ha, was ſeh ich! Teufel!

Werni (eben)
Iſt's der im Nachen, den ihr ſucht? — Reit zu!
Wenn ihr friſch beylegt, hohlt ihr ihn noch ein.

Zweyter.
Verwünſcht! Er iſt entwiſcht.

Erſter (zum Hirten und Fiſcher).
Ihr habt ihm fortgeholfen,
Ihr ſollt uns büßen — Fallt in ihre Heerde!
Die Hütte reißet ein, brennt und ſchlaget nieder!
(eilen fort.)

Seppi (ſtürzt nach).
O meine Lämmer!

Kuoni (folgt).
Weh mir! Meine Heerde!

Werni.
Die Wüthriche!

Ruodi (ringt die Hände).
Gerechtigkeit des Himmels,
Wann wird der Retter kommen dieſem Lande?
(folgt ihnen).

Zweyte Scene.

(Zu Steinen in Schwyz eine Linde vor des Stauffachers Hauſe an der Landſtraße, nächſt der Brücke.)

Werner Stauffacher. Pfeiffer von Luzern.

(kommen im Geſpräch.)

Pfeiffer.

Ja, ja Herr Stauffacher, wie ich euch ſagte,
Schwört nicht zu Oeſtreich, wenn ihrs könnt vermeiden.
Haltet feſt am Reich und wacker wie bisher,
Gott ſchirme euch bey eurer alten Freyheit!

(drückt ihm herzlich die Hand und will gehen.)

Stauffacher.

Bleibt doch, bis meine Wirthinn kommt — Ihr ſeyd
Mein Gaſt zu Schwyz, ich in Lucern der Eure.

Pfeiffer.

Viel Dank! Muß heute Gerſau noch erreichen.
— Was ihr auch Schweres mögt zu leiden haben
Von eurer Vögte Geiz und Uebermuth,
Tragt's in Geduld! Es kann ſich ändern, ſchnell,
Ein andrer Kaiſer kann an's Reich gelangen.
Seyd ihr erſt Oeſterreichs, ſeyd ihrs auf immer.

(er geht ab. Stauffacher ſetzt ſich kummervoll auf eine Bank unter der Linde. So findet ihn Gertrud, ſeine Frau, die ſich neben ihn ſtellt, und ihn eine Zeitlang ſchweigend betrachtet.)

Gertrud.

So ernſt, mein Freund? Ich kenne dich nicht mehr.
Schon viele Tage ſeh' ich's ſchweigend an,
Wie finſtrer Trübſinn deine Stirne furch't.
Auf deinem Herzen drückt ein ſtill Gebreſten,
Vertrau es mir, ich bin dein treues Weib,
Und meine Hälfte fodr' ich deines Grams.
(Stauffacher reicht ihr die Hand und ſchweigt.)
Was kann dein Herz beklemmen, ſag es mir.
Geſegnet iſt dein Fleiß, dein Glücksſtand blüht,
Voll ſind die Scheunen, und der Rinder Schaaren,
Der glatten Pferde wohl genährte Zucht
Iſt von den Bergen glücklich heimgebracht
Zur Winterung in den bequemen Ställen.
— Da ſteht dein Haus, reich, wie ein Edelſitz,
Von ſchönem Stammholz iſt es neu gezimmert
Und nach dem Richtmaaß ordentlich gefügt,
Von vielen Fenſtern glänzt es wohnlich, hell,
Mit bunten Wappenſchildern iſt's bemahlt,
Und weiſen Sprüchen, die der Wandersmann
Verweilend lieſt und ihren Sinn bewundert.

Stauffacher.

Wohl ſteht das Haus gezimmert und gefügt,
Doch ach — es wankt der Grund, auf den wir bauten.

Gertrud.

Mein Werner ſage, wie verſtehſt du das?

Stauffacher.

Vor dieſer Linde ſaß ich jüngſt wie heut,

Das ſchön vollbrachte freudig überdenkend,
Da kam daher von Küßnacht, ſeiner Burg,
Der Vogt mit ſeinen Reiſigen geritten.
Vor dieſem Hauſe hielt er wundernd an,
Doch ich erhub mich ſchnell, und unterwürfig
Wie ſich's gebührt, trat ich dem Herrn entgegen,
Der uns des Kaiſers richterliche Macht
Vorſtellt im Lande. Weſſen iſt das Haus?
Fragt' er bösmeinend, denn er wußt es wohl.
Doch ſchnell beſonnen ich entgegn' ihm ſo:
Dies Haus, Herr Vogt, iſt meines Herrn des Kaiſers,
Und eures und mein Lehn — da verſetzt er:
„Ich bin Regent im Land an Kaiſers Statt,
Und will nicht, daß der Bauer Häuſer baue
Auf ſeine eigne Hand, und alſo frey
Hinleb', als ob er Herr wär in dem Lande,
Ich werd' mich unterſtehn, euch das zu wehren."
Dieß ſagend ritt er trutziglich von dannen,
Ich aber blieb mit kummervoller Seele,
Das Wort bedenkend, das der Böſe ſprach.

Gertrud.

Mein lieber Herr und Ehewirth! Magſt du
Ein redlich Wort von deinem Weib vernehmen?
Des edeln Ibergs Tochter rühm ich mich,
Des viel erfahrnen Mann's. Wir Schweſtern ſaßen,
Die Wolle ſpinnend, in den langen Nächten,
Wenn bey dem Vater ſich des Volkes Häupter
Verſammelten, die Pergamente laſen
Der alten Kaiſer, und des Landes Wohl

Bedachten in vernünftigem Geſpräch.
Aufmerkend hört' ich da manch kluges Wort,
Was der Verſtändge denkt, der Gute wünſcht,
Und ſtill im Herzen hab ich mirs bewahrt.
So höre denn und acht' auf meine Rede,
Denn was dich preßte, ſieh das wußt ich längſt.
— Dir grollt der Landvogt, möchte gern dir ſchaden,
Denn du biſt ihm ein Hinderniß, daß ſich
Der Schwytzer nicht dem neuen Fürſtenhaus
Will unterwerfen. ſondern treu und feſt
Beym Reich beharren, wie die würdigen
Altvordern es gehalten und gethan. —
Iſts nicht ſo Werner? Sag es, wenn ich lüge!

Stauffacher.

So iſt's, das iſt des Geßlers Groll auf mich.

Gertrud.

Er iſt dir neidiſch, weil du glücklich wohnſt,
Ein freyer Mann auf deinem eignen Erb
— Denn Er hat keins. Vom Kaiſer ſelbſt und Reich
Trägſt du dieß Haus zu Lehn, du darfſt es zeigen,
So gut der Reichsfürſt ſeine Länder zeigt,
Denn über dir erkennſt du keinen Herrn
Als nur den Höchſten in der Chriſtenheit —
Er iſt ein jüngrer Sohn nur ſeines Hauſes,
Nichts nennt er ſein als ſeinen Rittermantel,
Drum ſieht er jedes Biedermannes Glück
Mit ſcheelen Augen gift'ger Mißgunſt an,
Dir hat er längſt den Untergang geſchworen —
Noch ſtehſt du unverſehrt — Willſt du erwarten,

Bis er die böſe Luſt an dir gebüßt?
Der kluge Mann baut vor.

Stauffacher.

Was iſt zu thun!

Gertrud (tritt näher).

So höre meinen Rath! Du weißt, wie hier
Zu Schwytz ſich alle Redlichen beklagen
Ob dieſes Landvogts Geiz und Wütherey.
So zweifle nicht, daß ſie dort drüben auch
In Unterwalden und im Urner Land
Des Dranges müd ſind und des harten Jochs —
Denn wie der Geßler hier, ſo ſchafft es frech
Der Landenberger drüben überm See —
Es kommt kein Fiſcherkahn zu uns herüber,
Der nicht ein neues Unheil und Gewalt-
Beginnen von den Vögten uns verkündet.
Drum thät es gut, daß eurer etliche,
Die's redlich meinen, ſtill zu Rathe giengen,
Wie man des Drucks ſich möcht' erledigen,
So acht ich wohl, Gott würd' euch nicht verlaſſen,
Und der gerechten Sache gnädig ſeyn —
Haſt du in Uri keinen Gaſtfreund, ſprich,
Dem du dein Herz magſt redlich offenbaren?

Stauffacher.

Der wackern Männer kenn' ich viele dort,
Und angeſehen große Herrenleute,
Die mir geheim ſind und gar wohl vertraut.

(er ſteht auf.)

Frau, welchen Sturm gefährlicher Gedanken
Weckſt du mir in der ſtillen Bruſt! Mein Innerſtes
Kehrſt du an's Licht des Tages mir entgegen,
Und was ich mir zu denken ſtill verbot,
Du ſprichſts mit leichter Zunge kecklich aus.
— Haſt du auch wohl bedacht, was du mir räthſt?
Die wilde Zwietracht und den Klang der Waffen
Rufſt du in dieſes friedgewohnte Thal —
Wir wagten es, ein ſchwaches Volk der Hirten,
In Kampf zu gehen mit dem Herrn der Welt?
Der gute Schein nur iſt's, worauf ſie warten,
Um loszulaſſen auf dieß arme Land
Die wilden Horden ihrer Kriegesmacht,
Darinn zu ſchalten mit des Siegers Rechten,
Und unter'm Schein gerechter Züchtigung
Die alten Freyheitsbriefe zu vertilgen.

Gertrud.

Ihr ſeyd *auch* Männer, wiſſet eure Art
Zu führen, und dem Muthigen hilft Gott!

Stauffacher.

O Weib! Ein furchtbar wüthend Schreckniß iſt
Der Krieg, die Heerde ſchlägt er und den Hirten.

Gertrud.

Ertragen muß man, was der Himmel ſendet,
Unbilliges erträgt kein edles Herz.

Stauffacher.

Dieß Haus erfreut dich, das wir neu erbauten,
Der Krieg, der ungeheure, brennt es nieder.

Gertrud.
Wüßt' ich mein Herz an zeitlich Gut gefeſſelt,
Den Brand würf ich hinein mit eigner Hand.

Stauffacher.
Du glaubſt an Menſchlichkeit! Es ſchont der Krieg
Auch nicht das zarte Kindlein in der Wiege.

Gertrud.
Die Unſchuld hat im Himmel einen Freund!
— Sieh vorwärts, Werner, und nicht hinter dich.

Stauffacher.
Wir Männer können tapfer fechtend ſterben,
Welch Schickſal aber wird das Eure ſeyn?

Gertrud.
Die letzte Wahl ſteht auch dem Schwächſten offen,
Ein Sprung von dieſer Brücke macht mich frey.

Stauffacher (ſtürzt in ihre Arme).
Wer ſolch ein Herz an ſeinen Buſen drückt,
Der kann für Heerd und Hof mit Freuden fechten,
Und keines Königs Heermacht fürchtet er —
Nach Uri fahr' ich ſtehnden Fußes gleich,
Dort lebt ein Gaſtfreund mir, Herr Walther Fürſt,
Der über dieſe Zeiten denkt wie ich.
Auch find' ich dort den edeln Bannerherrn
Von Attinghaus — obgleich von hohem Stamm
Liebt er das Volk und ehrt die alten Sitten.
Mit ihnen beiden pfleg' ich Raths, wie man
Der Landesfeinde muthig ſich erwehrt —
Leb wohl — und weil ich fern bin, führe du

Mit klugem Sinn das Regiment des Hauſes —
Dem Pilger, der zum Gotteshauſe wallt,
Dem frommen Mönch, der für ſein Kloſter ſammelt,
Gieb reichlich und entlaß ihn wohl gepflegt.
Stauffachers Haus verbirgt ſich nicht. Zu äußerſt
Am ofnen Heerweg ſteht's, ein wirthlich Dach
Für alle Wandrer, die des Weges fahren.

(indem ſie nach dem Hintergrund abgehen, tritt Wilhelm Tell mit Baumgarten vorn auf die Scene.)

Tell (zu Baumgarten).

Ihr habt jetzt Meiner weiter nicht vonnöthen,
Zu jenem Hauſe gehet ein, dort wohnt
Der Stauffacher, ein Vater der Bedrängten.
— Doch ſieh, da iſt er ſelber — Folgt mir, kommt!

(gehen auf ihn zu, die Scene verwandelt ſich.)

Dritte Scene.

Oeffentlicher Platz bey Altdorf. Auf einer Anhöhe im Hintergrund ſieht man eine Veſte bauen, welche ſchon ſo weit gediehen, daß ſich die Form des Ganzen darſtellt. Die hintere Seite iſt fertig, an der vordern wird eben gebaut, das Gerüſte ſteht noch, an welchem die Werkleute auf und nieder ſteigen, auf dem höchſten Dach hängt der Schieferdecker — Alles iſt in Bewegung und Arbeit.

Frohnvogt. Meiſter Steinmetz. Geſellen und Handlanger.

Frohnvogt.

(mit dem Stabe, treibt die Arbeiter)

Nicht lang gefeyert, friſch! Die Mauerſteine

Herbey, den Kalk, den Mörtel zugefahren!
Wenn der Herr Landvogt kommt, daß er das Werk
Gewachſen ſieht — Das ſchlendert wie die Schnecken.
(zu zwey Handlangern, welche tragen)
Heißt das geladen? Gleich das Doppelte!
Wie die Tagdiebe ihre Pflicht beſtehlen!

Erſter Geſell.

Das iſt doch hart, daß wir die Steine ſelbſt
Zu unſerm Twing und Kerker ſollen fahren!

Frohnvogt.

Was murret ihr? Das iſt ein ſchlechtes Volk,
Zu nichts anſtellig als das Vieh zu melken,
Und faul herum zu ſchlendern auf den Bergen.

Alter Mann (ruht aus).

Ich kann nicht mehr.

Frohnvogt (ſchüttelt ihn).

Friſch Alter an die Arbeit!

Erſer Geſell.

Habt ihr denn gar kein Eingeweid', daß ihr
Den Greis, der kaum ſich ſelber ſchleppen kann,
Zum harten Frohndienſt treibt?

Meiſter Steinmetz und Geſellen.

'S iſt himmelſchreyend!

Frohnvogt.

Sorgt ihr für euch, ich thu' was meines Amts.

Zweyter Geſell.

Frohnvogt, wie wird die Veſte denn ſich nennen,
Die wir da bau'n?

Frohnvogt.

Zwing Uri ſoll ſie heißen,
Denn unter dieſes Joch wird man euch beugen.

Geſellen.

Zwing Uri!

Frohnvogt.

Nun was giebt's dabey zu lachen?

Zweyter Geſell.

Mit dieſem Häuslein wollt ihr Uri zwingen?

Erſter Geſell.

Laß ſeh'n, wie viel man ſolcher Maulwurfshaufen
Muß über 'nander ſetzen, bis ein Berg
Draus wird, wie der geringſte nur in Uri!

(Frohnvogt geht nach dem Hintergrund)

Meiſter Steinmetz.

Den Hammer werf' ich in den tiefſten See,
Der mir gedient bey dieſem Fluchgebäude!

Tell und Stauffacher kommen.

Stauffacher.

O hätt' ich nie gelebt, um das zu ſchauen!

Tell.

Hier iſt nicht gut ſeyn. Laßt uns weiter geh'n.

Stauffacher.

Bin ich zu Uri in der Freyheit Land?

Meiſter Steinmetz.

O Herr, wenn ihr die Keller erſt geſeh'n
Unter den Thürmen! Ja wer die bewohnt,
Der wird den Hahn nicht fürder krähen hören!

Stauffacher.

O Gott!

Steinmetz.

Seht dieſe Flanken, dieſe Strebepfeiler,
Die ſteh'n, wie für die Ewigkeit gebaut!

Tell.

Was Hände bauten, können Hände ſtürzen.
(nach den Bergen zeigend.)
Das Haus der Freiheit hat uns Gott gegründet.

(Man hört eine Trommel, es kommen Leute, die einen Hut auf einer Stange tragen, ein Ausrufer folgt ihnen, Weiber und Kinder dringen tumultuariſch nach.)

Erſter Geſell.

Was will die Trommel? Gebet acht!

Meiſter Steinmetz.

Was für
Ein Faſtnachtsaufzug und was ſoll der Hut?

Ausrufer.

In des Kaiſers Nahmen! Höret!

Geſellen.

Still doch! höret!

Ausrufer.

Ihr ſehet dieſen Hut, Männer von Uri!
Aufrichten wird man ihn auf hoher Säule,
Mitten in Altdorf, an dem höchſten Ort,
Und dieſes iſt des Landvogts Will und Meinung:
Dem Hut ſoll gleiche Ehre wie ihm ſelbſt geſchehn,
Man ſoll ihn mit gebognem Knie und mit

Entblößtem Haupt verehren — daran will
Der König die Gehorſamen erkennen.
Verfallen iſt mit ſeinem Leib und Gut
Dem Könige, wer das Gebot verachtet.

(Das Volk lacht laut auf, die Trommel wird gerührt, ſie gehen vorüber.)

Erſter Geſell.

Welch' neues unerhörtes hat der Vogt
Sich ausgeſonnen! Wir 'nen Hut verehren!
Sagt! Hat man je vernommen von dergleichen?

Meiſter Steinmetz.

Wir unſre Kniee beugen einem Hut!
Treibt er ſein Spiel mit ernſthaft würdigen Leuten?

Erſter Geſell.

Wär's noch die kaiſerliche Kron'! So iſt's
Der Hut von Oeſterreich, ich ſah ihn hangen
Ueber dem Tron, wo man die Lehen giebt!

Meiſter Steinmetz.

Der Hut von Oeſterreich! Gebt acht, es iſt
Ein Fallſtrick, uns an Oeſtreich zu verrathen!

Geſellen.

Kein Ehrenmann wird ſich der Schmach bequemen.

Meiſter Steinmetz.

Kommt, laßt uns mit den andern Abred' nehmen.

(ſie gehen nach der Tiefe.)

Tell (zum Stauffacher).

Ihr wiſſet nun Beſcheid. Lebt wohl, Herr Werner!

Stauffacher.
Wo wollt ihr hin? O eilt nicht ſo von dannen.
Tell.
Mein Haus entbehrt des Vaters. Lebet wohl.
Stauffacher.
Mir iſt das Herz ſo voll, mit euch zu reden.
Tell.
Das ſchwere Herz wird nicht durch Worte leicht.
Stauffacher.
Doch könnten Worte uns zu Thaten führen.
Tell.
Die einz'ge That iſt jetzt Geduld und Schweigen.
Stauffacher.
Soll man ertragen, was unleidlich iſt?
Tell.
Die ſchnellen Herrſcher ſind's, die kurz regieren.
— Wenn ſich der Föhn erhebt aus ſeinen Schlünden,
Löſcht man die Feuer aus, die Schiffe ſuchen
Eilends den Hafen, und der mächt'ge Geiſt
Geht ohne Schaden, ſpurlos, über die Erde.
Ein jeder lebe ſtill bey ſich daheim,
Dem Friedlichen gewährt man gern den Frieden.
Stauffacher.
Meint ihr?
Tell.
Die Schlange ſticht nicht ungereizt.
Sie werden endlich doch von ſelbſt ermüden,
Wenn ſie die Lande ruhig bleiben ſeh'n.

Stauffacher.

Wir könnten viel, wenn wir zuſammen ſtünden.

Tell.

Beym Schiffbruch hilft der Einzelne ſich leichter.

Stauffacher.

So kalt verlaßt ihr die gemeine Sache?

Tell.

Ein jeder zählt nur ſicher auf ſich ſelbſt.

Stauffacher.

Verbunden werden auch die Schwachen mächtig.

Tell.

Der Starke iſt am mächtigſten *allein*.

Stauffacher.

So kann das Vaterland auf euch nicht zählen,
Wenn es verzweiflungsvoll zur Nothwehr greift?

Tell (giebt ihm die Hand).

Der Tell holt ein verlornes Lamm vom Abgrund,
Und ſollte ſeinen Freunden ſich entziehen?
Doch *was* ihr thut, laßt mich aus eurem *Rath*,
Ich kann nicht lange prüfen oder wählen,
Bedürft' ihr meiner zu beſtimmter *That*,
Dann ruft den Tell, es ſoll an mir nicht fehlen.

(Gehen ab zu verſchiedenen Seiten. Ein plötzlicher Auflauf entſteht um das Gerüſte.)

Meiſter Steinmetz (eilt hin).

Was giebt's?

Erſter Geſell (kommt vor, rufend).

Der Schieferdecker iſt vom Dach geſtürzt.

Bertha mit Gefolge.

Bertha (ſtürzt herein).

Iſt er zerſchmettert? Rennet, rettet, helft —
Wenn Hülfe möglich, rettet, hier iſt Gold —

(wirft ihr Geſchmeide unter das Volk.)

Meiſter.

Mit eurem Golde — Alles iſt euch feil
Um Geld, wenn ihr den Vater von den Kindern
Geriſſen und den Mann von ſeinem Weibe,
Und Jammer habt gebracht über die Welt,
Denkt ihr's mit Golde zu vergüten — Geht!
Wir waren frohe Menſchen eh' ihr kamt,
Mit euch iſt die Verzweiflung eingezogen.

Bertha.

(zu dem Frohnvogt, der zurückkommt)

Lebt er?

(Frohnvogt giebt ein Zeichen des Gegentheils)

O unglückſel'ges Schloß, mit Flüchen
Erbaut, und Flüche werden dich bewohnen!

(geht ab.)

Vierte Scene.

(Walther Fürſts Wohnung.)

Walther Fürſt und Arnold von Melchthal treten zugleich ein, von verſchiedenen Seiten.

Melchthal.

Herr Walther Fürſt —

Walther Fürſt.

Wenn man uns überraſchte!
Bleibt, wo ihr ſeyd. Wir ſind umringt von Spähern.

Melchthal.

Bringt ihr mir nichts von Unterwalden? Nichts
Von meinem Vater? Nicht ertrag ich's länger,
Als ein Gefang'ner müßig hier zu liegen.
Was hab' ich denn ſo ſträfliches gethan,
Um mich gleich einem Mörder zu verbergen?
Dem frechen Buben, der die Ochſen mir,
Das trefliche Geſpann, vor meinen Augen
Weg wollte treiben auf des Vogts Geheiß,
Hab' ich den Finger mit dem Stab gebrochen.

Walther Fürſt.

Ihr ſeyd zu raſch. Der Bube war des Vogts,
Von eurer Obrigkeit war er geſendet,
Ihr wart in Straf' gefallen, mußtet euch,
Wie ſchwer ſie war, der Buße ſchweigend fügen.

Melchthal.

Ertragen ſollt' ich die leichtfert'ge Rede
Des Unverſchämten: „Wenn der Bauer Brod
„Wollt' eſſen, mög' er ſelbſt am Pfluge zieh'n!"
In die Seele ſchnitt mir's, als der Bub die Ochſen,
Die ſchönen Thiere, von dem Pfluge ſpannte,
Dumpf brüllten ſie, als hätten ſie Gefühl
Der Ungebühr, und ſtießen mit den Hörnern,
Da übernahm mich der gerechte Zorn,
Und meiner ſelbſt nicht Herr, ſchlug ich den Boten.

Walther Fürſt.

O kaum bezwingen wir das eig'ne Herz,
Wie ſoll die raſche Jugend ſich bezähmen!

Melchthal.

Mich jammert nur der Vater — Er bedarf
So ſehr der Pflege, und ſein Sohn iſt fern.
Der Vogt iſt ihm gehäßig, weil er ſtets
Für Recht und Freyheit redlich hat geſtritten.
Drum werden ſie den alten Mann bedrängen,
Und niemand iſt, der ihn vor Unglimpf ſchütze.
— Werde mit mir was will, ich muß hinüber.

Walther Fürſt.

Erwartet nur und faßt euch in Geduld,
Bis Nachricht uns herüber kommt vom Walde.
— Ich höre klopfen, geht — Vielleicht ein Bote
Vom Landvogt — Geht hinein — Ihr ſeyd in Uri
Nicht ſicher vor des Landenbergers Arm,
Denn die Tyrannen reichen ſich die Hände.

Melchthal.

Sie lehren uns, was wir thun ſollten.

Walther Fürſt.

Geht!

Ich ruf' euch wieder, wenn's hier ſicher iſt.

(Melchthal geht hinein.)

Der Unglückſelige, ich darf ihm nicht
Geſtehen, was mir Böſes ſchwant — Wer klopft?
So oft die Thüre rauſcht, erwart' ich Unglück.
Verrath und Argwohn lauſcht in allen Ecken,
Bis in das Innerſte der Häuſer dringen
Die Boten der Gewalt, bald thät' es Noth,
Wir hätten Schloß und Riegel an den Thüren.

(er öfnet und tritt erſtaunt zurück, da Werner Stauffacher hereintritt)

Was ſeh' ich? Ihr, Herr Werner! Nun bey Gott!
Ein werther, theurer Gaſt — Kein beß'rer Mann
Iſt über dieſe Schwelle noch gegangen.
Seyd hoch willkommen unter meinem Dach!
Was führt euch her? Was ſucht ihr hier in Uri?

Stauffacher (ihm die Hand reichend).

Die alten Zeiten und die alte Schweiz.

Walther Fürſt.

Die bringt ihr mit euch — Sieh, mir wird ſo wohl,
Warm geht das Herz mir auf bey eurem Anblick.
— Setzt euch, Herr Werner — Wie verließet ihr
Frau Gertrud, eure angenehme Wirthinn,
Des weiſen Ibergs hochverſtänd'ge Tochter?

Von allen Wandrern aus dem deutſchen Land,
Die über Meinrads Zell nach Welſchland fahren,
Rühmt jeder euer gaſtlich Haus — Doch ſagt,
Kommt ihr ſo eben friſch von Fluelen her,
Und habt euch nirgend ſonſt noch umgeſeh'n,
Eh' ihr den Fuß geſetzt auf dieſe Schwelle?

Stauffacher (ſetzt ſich).

Wohl ein erſtaunlich neues Werk hab' ich
Bereiten ſehen, das mich nicht erfreute.

Walther Fürſt.

O Freund, da habt ihr's gleich mit Einem Blicke!

Stauffacher.

Ein ſolches iſt in Uri nie geweſen —
Seit Menſchendenken war kein Twinghof hier,
Und feſt war keine Wohnung als das Grab.

Walther Fürſt.

Ein Grab der Freyheit iſt's. Ihr nennt's mit Nahmen.

Stauffacher.

Herr Walther Fürſt, ich will euch nicht verhalten,
Nicht eine müß'ge Neugier führt mich her,
Mich drücken ſchwere Sorgen — Drangſal hab' ich
Zu-Haus verlaſſen, Drangſal find' ich hier.
Denn ganz unleidlich iſt's, was wir erdulden,
Und dieſes Dranges iſt kein Ziel zu ſeh'n.
Frey war der Schweitzer von Uralters her,
Wir ſind's gewohnt, daß man uns gut begegnet,
Ein ſolches war im Lande nie erlebt,
Solang ein Hirte trieb auf dieſen Bergen.

Walther Fürſt.

Ja, es iſt ohne Beyſpiel wie ſie's treiben!
Auch unſer edler Herr von Attinghauſen,
Der noch die alten Zeiten hat geſeh'n,
Meint ſelber, es ſey nicht mehr zu ertragen.

Stauffacher.

Auch drüben unter'm Wald geht ſchweres vor,
Und blutig wird's gebüßt — der Wolfenſchießen,
Des Kaiſers Vogt, der auf dem Roßberg haußte,
Gelüſten trug er nach verbot'ner Frucht,
Baumgartens Weib, der haushält zu Alzellen,
Wollt' er zu frecher Ungebühr mißbrauchen,
Und mit der Axt hat ihn der Mann erſchlagen.

Walther Fürſt.

O die Gerichte Gottes ſind gerecht!
— Baumgarten ſagt ihr? Ein beſcheid'ner Mann!
Er iſt gerettet doch und wohl geborgen?

Stauffacher.

Euer Eidam hat ihn über'n See geflüchtet,
Bey mir zu Steinen halt' ich ihn verborgen —
— Noch greulichers hat mir derſelbe Mann
Berichtet, was zu Sarnen iſt geſcheh'n,
Das Herz muß jedem Biedermanne bluten.

Walther Fürſt (aufmerkſam).

Sagt an, was iſt's?

Stauffacher.

Im Melchthal, da wo man
Eintritt bey **Kerns**, wohnt ein gerechter Mann,

Sie nennen ihn den Heinrich von der Halden,
Und ſeine Stimm' gilt was in der Gemeinde.
Walther Fürſt.
Wer kennt ihn nicht! Was iſt's mit ihm? Vollendet.
Stauffacher.
Der Landenberger büßte ſeinen Sohn
Um kleinen Fehlers willen, ließ die Ochſen,
Das beſte Paar, ihm aus dem Pfluge ſpannen,
Da ſchlug der Knab den Knecht und wurde flüchtig.
Walther Fürſt (in höchſter Spannung).
Der Vater aber — Sagt, wie ſteht's um den?
Stauffacher.
Den Vater läßt der Landenberger fodern,
Zur Stelle ſchaffen ſoll er ihm den Sohn,
Und da der alte Mann mit Wahrheit ſchwört,
Er habe von dem Flüchtling keine Kunde,
Da läßt der Vogt die Folterknechte kommen —
Walther Fürſt.
(ſpringt auf und will ihn auf die andre Seite führen)
O ſtill, nichts mehr!
Stauffacher (mit ſteigendem Ton).
„Iſt mir der Sohn entgangen,
„So hab' ich dich" — Läßt ihn zu Boden werfen,
Den ſpitz'gen Stahl ihm in die Augen bohren —
Walther Fürſt.
Barmherz'ger Himmel!
Melchthal (ſtürzt heraus).
In die Augen, ſagt ihr?

Stauffacher.
(erſtaunt zum Walther Fürſt)
Wer iſt der Jüngling?

Melchthal.
(faßt ihn mit krampfhafter Heftigkeit)
In die Augen? Redet,

Walther Fürſt.
O der Bejammernswürdige!

Stauffacher.
Wer iſt's?
(da Walther Fürſt ihm ein Zeichen giebt)
Der Sohn iſt's? Allgerechter Gott!

Melchthal.
Und ich
Muß ferne ſeyn! — In ſeine beiden Augen?

Walther Fürſt.
Bezwinget euch, ertragt es wie ein Mann!

Melchthal.
Um *meiner* Schuld, um *meines* Frevels willen!
— Blind alſo? Wirklich *blind*, und *ganz* geblendet?

Stauffacher.
Ich ſagt's. Der Quell des Seh'ns iſt ausgefloſſen,
Das Licht der Sonne ſchaut er niemals wieder,

Walther Fürſt.
Schont ſeines Schmerzens!

Melchthal.
Niemals! Niemals wieder!
(er drückt die Hand vor die Augen, und ſchweigt einige Momente,

dann wendet er ſich von dem einen zu dem andern, und ſpricht mit ſanfter, von Thränen erſtickter Stimme)

O eine edle Himmelsgabe iſt
Das Licht des Auges — Alle Weſen leben
Vom Lichte, jedes glückliche Geſchöpf —
Die Pflanze ſelbſt kehrt freudig ſich zum Lichte.
Und er muß ſitzen, fühlend, in der Nacht,
Im ewig Finſtern — ihn erquickt nicht mehr
Der Matten warmes Grün, der Blumen Schmelz,
Die rothen Firnen kann er nicht mehr ſchauen —
Sterben iſt nichts — doch leben und nicht ſehen,
Das iſt ein Unglück — Warum ſeht ihr mich
So jammernd an? Ich hab' zwey friſche Augen,
Und kann dem blinden Vater keines geben,
Nicht einen Schimmer von dem Meer des Lichts,
Das glanzvoll, blendend, mir ins Auge dringt.

Stauffacher.

Ach, ich muß euren Jammer noch vergrößern,
Statt ihn zu heilen — Er bedarf noch mehr!
Denn alles hat der Landvogt ihm geraubt,
Nichts hat er ihm gelaſſen als den Stab,
Um nakt und blind von Thür zu Thür zu wandern.

Melchthal.

Nichts als den Stab dem augenloſen Greis!
Alles geraubt, und auch das Licht der Sonne,
Des Aermſten allgemeines Gut — Jetzt rede
Mir keiner mehr von Bleiben, von Verbergen!
Was für ein feiger Elender bin ich,

Daß ich auf meine Sicherheit gedacht,
Und nicht auf Deine — dein geliebtes Haupt
Als Pfand gelaſſen in des Wüthrichs Händen!
Feigherz'ge Vorſicht fahre hin — Auf nichts
Als blutige Vergeltung will ich denken,
Hinüber will ich — Keiner ſoll mich halten —
Des Vaters Auge von dem Landvogt fodern —
Aus allen ſeinen Reiſigen heraus
Will ich ihn finden — Nichts liegt mir am Leben,
Wenn ich den heißen ungeheuren Schmerz
In ſeinem Lebensblute kühle.

(er will gehen)

Walther Fürſt.

Bleibt!
Was könnt ihr gegen ihn? Er ſitzt zu Sarnen
Auf ſeiner hohen Herrenburg und ſpottet
Ohnmächt'gen Zorns in ſeiner ſichern Veſte.

Melchthal.

Und wohnt' er droben auf dem Eispallaſt
Des Schreckhorns oder höher, wo die Jungfrau
Seit Ewigkeit verſchleiert ſitzt — Ich mache
Mir Bahn zu ihm, mit zwanzig Jünglingen
Geſinnt wie ich, zerbrech' ich ſeine Veſte.
Und wenn mir niemand folgt, und wenn ihr alle
Für eure Hütten bang und eure Heerden,
Euch dem Tyrannenjoche beugt — die Hirten
Will ich zuſammen rufen im Gebirg,
Dort unter'm freyen Himmelsdache, wo

Der Sinn noch friſch iſt und das Herz geſund,
Das ungeheuer Gräßliche erzählen.

Stauffacher (zu Walther Fürſt).

Es iſt auf ſeinem Gipfel — wollen wir
Erwarten, bis das Aeußerſte —

Melchthal.

Welch' Aeußerſtes
Iſt noch zu fürchten, wenn der Stern des Auges
In ſeiner Höhle nicht mehr ſicher iſt?
— Sind wir denn wehrlos? Wozu lernten wir
Die Armbruſt ſpannen und die ſchwere Wucht
Der Streitaxt ſchwingen? Jedem Weſen ward
Ein Nothgewehr in der Verzweiflungsangſt,
Es ſtellt ſich der erſchöpfte Hirſch und zeigt
Der Meute ſein gefürchtetes Geweih,
Die Gemſe reißt den Jäger in den Abgrund —
Der Pflugſtier ſelbſt, der ſanfte Hausgenoß
Des Menſchen, der die ungeheure Kraft
Des Halſes duldſam unters Joch gebogen,
Springt auf, gereizt, wezt ſein gewaltig Horn,
Und ſchleudert ſeinen Feind den Wolken zu.

Walther Fürſt.

Wenn die drey Lande dächten wie wir drey,
So möchten wir vielleicht etwas vermögen.

Stauffacher.

Wenn Uri ruft, wenn Unterwalden hilft,
Der Schwytzer wird die alten Bünde ehren.

Melchthal.

Groß iſt in Unterwalden meine Freundſchaft,
Und jeder wagt mit Freuden Leib und Blut,
Wenn er am andern einen Rücken hat
Und Schirm — O fromme Väter dieſes Landes!
Ich ſtehe nur ein Jüngling zwiſchen euch,
Den Vielerfahrnen — meine Stimme muß
Beſcheiden ſchweigen in der Landsgemeinde.
Nicht, weil ich jung bin und nicht viel erlebte,
Verachtet meinen Rath und meine Rede,
Nicht lüſtern jugendliches Blut, mich treibt
Des höchſten Jammers ſchmerzliche Gewalt,
Was auch den Stein des Felſen muß erbarmen.
Ihr ſelbſt ſeyd Väter, Häupter eines Hauſes,
Und wünſcht euch einen tugendhaften Sohn,
Der eures Hauptes heil'ge Locken ehre,
Und euch den Stern des Auges fromm bewache.
O weil ihr ſelbſt an eurem Leib und Gut
Noch nichts erlitten, eure Augen ſich
Noch friſch und hell in ihren Kreiſen regen,
So ſey euch darum unſre Noth nicht fremd.
Auch über euch hängt des Tyrannenſchwert,
Ihr habt das Land von Oeſtreich abgewendet,
Kein anderes war meines Vaters Unrecht,
Ihr ſeyd in gleicher Mitſchuld und Verdammniß.

Stauffacher (zu Walther Fürſt).

Beſchließet *ihr*, ich bin bereit zu folgen.

Walther Fürſt.

Wir wollen hören, was die edeln Herrn
Von Sillinen, von Attinghauſen rathen —
Ihr Nahme, denk' ich, wird uns Freunde werben.

Melchthal.

Wo iſt ein Nahme in dem Waldgebirg'
Ehrwürdiger als Eurer und der Eure?
An ſolcher Nahmen ächte Währung glaubt
Das Volk, ſie haben guten Klang im Lande.
Ihr habt ein reiches Erb von Vätertugend,
Und habt es ſelber reich vermehrt — Was braucht's
Des Edelmanns? Laßts uns allein vollenden.
Wären wir doch allein im Land! Ich meine,
Wir wollten uns ſchon ſelbſt zu ſchirmen wiſſen.

Stauffacher.

Die Edeln drängt nicht gleiche Noth mit uns,
Der Strom, der in den Niederungen wüthet,
Bis jetzt hat er die Höh'n noch nicht erreicht —
Doch ihre Hülfe wird uns nicht entſteh'n,
Wenn ſie das Land in Waffen erſt erblicken.

Walther Fürſt.

Wäre ein Obmann zwiſchen uns und Oeſtreich,
So möchte Recht entſcheiden und Geſetz,
Doch der uns unterdrückt, iſt unſer Kaiſer
Und höchſter Richter — ſo muß Gott uns helfen
Durch unſern Arm — erforſchet ihr die Männer
Von Schwytz, ich will in Uri Freunde werben.
Wen aber ſenden wir nach Unterwalden? —

Melchthal.

Mich ſendet hin — Wem läg' es näher an —

Walther Fürſt.

Ich geb's nicht zu, ihr ſeyd mein Gaſt, ich muß
Für eure Sicherheit gewähren!

Melchthal.

Laßt mich!
Die Schliche kenn' ich und die Felſenſteige,
Auch Freunde find' ich gnug, die mich dem Feind
Verhehlen und ein Obdach gern gewähren.

Stauffacher.

Laßt ihn mit Gott hinüber geh'n. Dort drüben
Iſt kein Verräther — ſo verabſcheut iſt
Die Tyrannen, daß ſie kein Werkzeug findet.
Auch der Alzeller ſoll uns nid dem Wald
Genoſſen werben und das Land erregen.

Melchthal.

Wie bringen wir uns ſich're Kunde zu,
Daß wir den Argwohn der Tyrannen täuſchen?

Stauffacher.

Wir könnten uns zu Brunnen oder Treib
Verſammeln, wo die Kaufmannsſchiffe landen.

Walther Fürſt.

So offen dürfen wir das Werk nicht treiben.
— Hört meine Meinung. Links am See, wenn man
Nach Brunnen fährt, dem Mytenſtein grad über,
Liegt eine Matte heimlich im Gehölz,
Das Rütli heißt ſie bey dem Volk der Hirten,

Weil dort die Waldung ausgereutet ward.
Dort iſt's, wo unſ're Landmark und die eure
(zu Melchthal)
Zuſammengrenzen, und in kurzer Fahrt
(zu Stauffacher)
Trägt Euch der leichte Kahn von Schwytz herüber.
Auf öden Pfaden können wir dahin
Bey Nachtzeit wandern und uns ſtill berathen.
Dahin mag jeder zehn vertraute Männer
Mitbringen, die herzeinig ſind mit uns,
So können wir gemeinſam das Gemeine
Beſprechen und mit Gott es friſch beſchließen.

Stauffacher.

So ſey's. Jetzt reicht mir eure biedre Rechte,
Reicht ihr die Eure her, und ſo wie wir
Drey Männer jetzo, unter uns, die Hände
Zuſammen flechten, redlich, ohne Falſch,
So wollen wir Drey Länder auch, zu Schutz
Und Trutz, zuſammen ſtehn auf Tod und Leben.

Walther Fürſt und Melchthal.

Auf Tod und Leben!
(Sie halten die Hände noch einige Pauſen lang zuſammen geflochten und ſchweigen.)

Melchthal.

Blinder alter Vater,
Du kannſt den Tag der Freiheit nicht mehr ſchauen,
Du ſollſt ihn hören — Wenn von Alp zu Alp
Die Feuerzeichen flammend ſich erheben,

Die feſten Schlöſſer der Tyrannen fallen,
In deine Hütte ſoll der Schweizer wallen,
Zu deinem Ohr die Freudenkunde tragen,
Und hell in deiner Nacht ſoll es dir tagen.

(Sie gehen auseinander.)

Zweyter Aufzug.

Erſte Scene.

Edelhof des Freiherrn von Attinghauſen.

Ein gothiſcher Saal mit Wappenſchildern und Helmen verziert. Der **Freiherr** ein Greis von fünf und achtzig Jahren, von hoher edler Statur, an einem Stabe worauf ein Gemſenhorn, und in ein Pelzwams gekleidet. **Kuoni** und noch **ſechs Knechte** ſtehen um ihn her mit Rechen und Senſen — **Ulrich von Rudenz** tritt ein in Ritterkleidung.

Rudenz.

Hier bin ich Oheim — Was iſt euer Wille?

Attinghauſen.

Erlaubt, daß ich nach altem Hausgebrauch
Den Frühtrunk erſt mit meinen Knechten theile.
(Er trinkt aus einem Becher, der dann in der Reihe herumgeht.)
Sonſt war ich ſelber mit in Feld und Wald,
Mit meinem Auge ihren Fleiß regierend,

Wie ſie mein Banner führte in der Schlacht,
Jetzt kann ich nichts mehr als den Schaffner machen,
Und kommt die warme Sonne nicht zu mir,
Ich kann ſie nicht mehr ſuchen auf den Bergen.
Und ſo in enger ſtets und enger'm Kreis,
Beweg' ich mich dem engeſten und letzten,
Wo alles Leben ſtill ſteht, langſam zu,
Mein Schatte bin ich nur, bald nur mein Nahme.

Kuoni.

(zu Rudenz mit dem Becher.)

Ich bring's euch, Junker.

(da Rudenz zaudert den Becher zu nehmen.)

Trinket friſch! Es geht
Aus Einem Becher und aus Einem Herzen.

Attinghauſen.

Geht Kinder, und wenn's Feierabend iſt,
Dann reden wir auch von des Land's Geſchäften.

(Knechte gehen ab.)

Attinghauſen und Rudenz.

Attinghauſen.

Ich ſehe dich gegürtet und gerüſtet,
Du willſt nach Altdorf in die Herrenburg?

Rudenz.

Ja Oheim, und ich darf nicht länger ſäumen —

Attinghauſen (ſetzt ſich).

Haſt du's ſo eilig? Wie? Iſt deiner Jugend
Die Zeit ſo karg gemeſſen, daß du ſie
An deinem alten Oheim mußt erſparen?

Rudenz.

Ich ſehe, daß ihr meiner nicht bedürft,
Ich bin ein Fremdling nur in dieſem Hauſe.

Attinghauſen.

(hat ihn lange mit den Augen gemuſtert.)

Ja leider biſt du's. Leider iſt die Heimat
Zur Fremde dir geworden! — Uly! Uly!
Ich kenne dich nicht mehr. In Seide prangſt du,
Die Pfauenfeder trägſt du ſtolz zur Schau,
Und ſchlägſt den Purpurmantel um die Schultern,
Den Landmann blickſt du mit Verachtung an,
Und ſchämſt dich ſeiner traulichen Begrüßung.

Rudenz.

Die Ehr', die ihm gebührt, geb' ich ihm gern,
Das Recht, das er ſich nimmt, verweigr' ich ihm.

Attinghauſen.

Das ganze Land liegt unter'm ſchweren Zorn
Des Königs — Jedes Biedermannes Herz
Iſt kummervoll ob der tyranniſchen Gewalt,
Die wir erdulden — Dich allein rührt nicht
Der allgemeine Schmerz — Dich ſiehet man
Abtrünnig von den Deinen auf der Seite
Des Landesfeindes ſtehen, unſrer Noth
Hohnſprechend nach der leichten Freude jagen,
Und buhlen um die Fürſtengunſt, indeß
Dein Vaterland von ſchwerer Geiſſel blutet.

Rudenz.

Das Land iſt ſchwer bedrängt — Warum mein Oheim?

Wer iſt's, der es geſtürzt in dieſe Noth?
Es koſtete ein einzig leichtes Wort,
Um Augenblicks des Dranges los zu ſeyn,
Und einen gnäd'gen Kaiſer zu gewinnen.
Weh ihnen, die dem Volk die Augen halten,
Daß es dem wahren Beſten widerſtrebt.
Um eignen Vortheils willen hindern ſie,
Daß die Waldſtätte nicht zu Oeſtreich ſchwören,
Wie ringsum alle Lande doch gethan.
Wohl thut es ihnen, auf der Herrenbank
Zu ſitzen mit dem Edelmann — den Kaiſer
Will man zum Herrn, um keinen Herrn zu haben.

Attinghauſen.

Muß ich das hören und aus deinem Munde!

Rudenz.

Ihr habt mich aufgefodert, laßt mich enden.
— Welche Perſon iſt's, Oheim, die ihr ſelbſt
Hier ſpielt? Habt ihr nicht höhern Stolz, als hier
Landammann oder Bannerherr zu ſeyn
Und neben dieſen Hirten zu regieren?
Wie? Iſt's nicht eine rühmlichere Wahl,
Zu huldigen dem königlichen Herrn,
Sich an ſein glänzend Lager anzuſchließen,
Als eurer eig'nen Knechte Pair zu ſeyn,
Und zu Gericht zu ſitzen mit dem Bauer?

Attinghauſen.

Ach Uly! Uly! Ich erkenne ſie

Die Stimme der Verführung! Sie ergriff
Dein ofnes Ohr, ſie hat dein Herz vergiftet.

Rudenz.

Ja ich verberg' es nicht — in tiefer Seele
Schmerzt mich der Spott der Fremdlinge, die uns
Den Bauernadel ſchelten — Nicht ertrag' ich's,
Indeß die edle Jugend rings umher
Sich Ehre ſammelt unter Habsburgs Fahnen,
Auf meinem Erb' hier müßig ſtill zu liegen,
Und bey gemeinem Tagewerk den Lenz
Des Lebens zu verlieren — Anderswo
Geſchehen Thaten, eine Welt des Ruhms
Bewegt ſich glänzend jenſeits dieſer Berge —
Mir roſten in der Halle Helm und Schild,
Der Kriegstrommete muthiges Getön,
Der Heroldsruf, der zum Turniere ladet,
Er dringt in dieſe Thäler nicht herein,
Nichts als den Kuhreih'n und der Heerdeglocken
Einförmiges Geläut vernehm' ich hier.

Attinghauſen.

Verblendeter, vom eiteln Glanz verführt!
Verachte dein Geburtsland! Schäme dich
Der uralt frommen Sitte deiner Väter!
Mit heißen Thränen wirſt du dich dereinſt
Heim ſehnen nach den väterlichen Bergen,
Und dieſes Heerdenreihens Melodie,
Die du in ſtolzem Ueberdruß verſchmähſt,
Mit Schmerzensſehnſucht wird ſie dich ergreifen,

Wenn ſie dir anklingt auf der fremden Erde.
O mächtig iſt der Trieb des Vaterlands!
Die fremde falſche Welt iſt nicht für dich,
Dort an dem ſtolzen Kaiſerhof bleibſt du
Dir ewig fremd mit deinem treuen Herzen!
Die Welt, ſie fodert andre Tugenden,
Als du in dieſen Thälern dir erworben.
— Geh' hin, verkaufe deine freye Seele,
Nimm Land zu Lehen, werd' ein Fürſtenknecht,
Da du ein Selbſtherr ſeyn kannſt und ein Fürſt
Auf deinem eignen Erb' und freyen Boden.
Ach Uly! Uly! Bleibe bey den Deinen!
Geh' nicht nach Altdorf — O verlaß ſie nicht
Die heil'ge Sache deines Vaterland's!
— Ich bin der letzte meines Stamms. Mein Nahme
Endet mit mir. Da hängen Helm und Schild,
Die werden ſie mir in das Grab mitgeben.
Und muß ich denken bey dem letzten Hauch,
Daß du mein brechend Auge nur erwarteſt,
Um hinzugeh'n vor dieſen neuen Lehenhof,
Und meine edeln Güter, die ich frey
Von Gott empfieng, von Oeſtreich zu empfangen!

Rudenz.

Vergebens widerſtreben wir dem König,
Die Welt gehört ihm, wollen wir allein
Uns eigenſinnig ſteifen und verſtocken,
Die Länderkette ihm zu unterbrechen,
Die er gewaltig rings um uns gezogen?

Sein ſind die Märkte, die Gerichte, ſein
Die Kaufmannsſtraßen, und das Saumroß ſelbſt,
Das auf dem Gotthardt ziehet, muß ihm zollen.
Von ſeinen Ländern wie mit einem Netz
Sind wir umgarnet rings und eingeſchloſſen.
— Wird uns das Reich beſchützen? Kann es ſelbſt
Sich ſchützen gegen Oeſtreich's wachſende Gewalt?
Hilft Gott uns nicht, kein Kaiſer kann uns helfen.
Was iſt zu geben auf der Kaiſer Wort,
Wenn ſie in Geld- und Krieges-Noth die Städte,
Die unter'n Schirm des Adlers ſich geflüchtet,
Verpfänden dürfen und dem Reich veräußern?
— Nein Oheim! Wohlthat iſt's und weiſe Vorſicht,
In dieſen ſchweren Zeiten der Partheyung,
Sich anzuſchließen an ein mächtig Haupt.
Die Kaiſerkrone geht von Stamm zu Stamm,
Die hat für treue Dienſte kein Gedächtniß,
Doch um den mächt'gen Erbherrn wohl verdienen,
Heißt Saaten in die Zukunft ſtreu'n.

Attinghauſen.

Biſt du ſo weiſe?
Willſt heller ſeh'n als deine edeln Väter,
Die um der Freyheit koſtbar'n Edelſtein
Mit Gut und Blut und Heldenkraft geſtritten?
— Schiff nach *Lucern* hinunter, frage *dort*,
Wie Oeſtreich's Herrſchaft laſtet auf den Ländern!
Sie werden kommen, unſre Schaaf' und Rinder

Zu zählen, unſre Alpen abzumeſſen,
Den Hochflug und das Hochgewilde bannen
In unſern freyen Wäldern, ihren Schlagbaum
An unſre Brücken, unſre Thore ſetzen,
Mit unſrer Armuth ihre Länderkäufe,
Mit unſerm Blute ihre Kriege zahlen —
— Nein, wenn wir unſer Blut dran ſetzen ſollen,
So ſey's für uns — wohlfeiler kaufen wir
Die Freyheit als die Knechtſchaft ein!

Rudenz.

Was können wir.
Ein Volk der Hirten gegen Albrechts Heere!

Attinghauſen.

Lern' dieſes Volk der Hirten kennen, Knabe!
Ich kenn's, ich hab' es angeführt in Schlachten,
Ich hab' es fechten ſehen bey Favenz.
Sie ſollen kommen, uns ein Joch aufzwingen,
Das wir entſchloſſen ſind, nicht zu ertragen!
— O lerne fühlen, welches Stamm's du biſt!
Wirf nicht für eiteln Glanz und Flitterſchein
Die ächte Perle deines Werthes hin —
Das Haupt zu heißen eines freyen Volks,
Das dir aus Liebe nur ſich herzlich weiht,
Das treulich zu dir ſteht in Kampf und Tod —
Das ſey dein Stolz, des Adels rühme dich —
Die angebohr'nen Bande knüpfe feſt,
An's Vaterland, an's theure, ſchließ' dich an,

Das halte feſt mit deinem ganzen Herzen.
Hier ſind die ſtarken Wurzeln deiner Kraft,
Dort in der fremden Welt ſtehſt du allein,
Ein ſchwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.
O komm, du haſt uns lang' nicht mehr geſehn,
Verſuch's mit uns nur Einen Tag — nur heute
Geh' nicht nach Altdorf — Hörſt du? Heute nicht,
Den Einen Tag nur ſchenke dich den Deinen!

(er faßt ſeine Hand)

Rudenz.

Ich gab mein Wort — Laßt mich — Ich bin gebunden.

Attinghauſen.

(läßt ſeine Hand los, mit Ernſt)

Du biſt gebunden — Ja Unglücklicher!
Du biſt's, doch nicht durch Wort und Schwur,
Gebunden biſt du durch der Liebe Seile!

(Rudenz wendet ſich weg)

— Verbirg' dich wie du willſt. Das Fräulein iſt's,
Bertha von Bruneck, die zur Herrenburg
Dich zieht, dich feſſelt an des Kaiſers Dienſt.
Das Ritterfräulein willſt du dir erwerben
Mit deinem Abfall von dem Land — Betrüg' dich nicht!
Dich anzulocken zeigt man dir die Braut,
Doch deiner Unſchuld iſt ſie nicht beſchieden.

Rudenz.

Genug hab' ich gehört. Gehabt euch wohl.

(er geht ab.)

Attinghauſen.

Wahnſinn'ger Jüngling bleib! — Er geht dahin!
Ich kann ihn nicht erhalten, nicht erretten —
So iſt der Wolfenſchießen abgefallen
Von ſeinem Land — ſo werden andre folgen,
Der fremde Zauber reißt die Jugend fort,
Gewaltſam ſtrebend über unſre Berge.
— O unglückſel'ge Stunde, da das Fremde
In dieſe ſtill beglückten Thäler kam,
Der Sitten fromme Unſchuld zu zerſtören!
Das Neue dringt herein mit Macht, das Alte
Das Würd'ge ſcheidet, andre Zeiten kommen,
Es lebt ein andersdenkendes Geſchlecht!
Was thu' ich hier? Sie ſind begraben alle,
Mit denen ich gewaltet und gelebt.
Unter der Erde ſchon liegt Meine Zeit,
Wohl dem, der mit der Neuen nicht mehr braucht zu leben!

(geht ab.)

Zweyte Scene.

Eine Wieſe von hohen Felſen und Wald umgeben. Auf den Felſen ſind Steige, mit Geländern, auch Leitern, von denen man nachher die Landleute herabſteigen ſieht. Im Hintergrunde zeigt ſich der See, über welchem anfangs ein Mondregenbogen zu ſehen iſt. Den Proſpekt ſchließen hohe Berge, hinter welchen noch höhere Eisgebirge ragen. Es iſt völlig Nacht auf der Scene, nur der See und die weißen Gletſcher leuchten im Mondlicht.

Melchthal, Baumgarten, Winkelried, Meier von Sarnen, Burkhardt am Bühel, Arnold von Sewa, Klaus von der Flüe und noch vier andere Landleute, alle bewaffnet.

Melchthal (noch hinter der Scene).

Der Bergweg öffnet ſich, nur friſch mir nach,
Den Fels erkenn' ich und das Kreuzlein drauf,
Wir ſind am Ziel, hier iſt das Rütli.

(treten auf mit Windlichtern)

Winkelried.

Horch!

Sewa.

Ganz leer.

Meier.

'S iſt noch kein Landmann da. Wir ſind
Die erſten auf dem Platz, wir Unterwaldner.

Melchthal.

Wie weit iſt's in der Nacht?

Baumgarten.

Der Feuerwächter
Vom Seliſberg hat eben zwey gerufen.

(man hört in der Ferne läuten)

Meier.

Still! Horch!

Am Bühel.

Das Mettenglöcklein in der Waldkapelle
Klingt hell herüber aus dem Schwytzerland.

Von der Flüe.

Die Luft iſt rein und trägt den Schall ſo weit.

Melchthal.

Geh'n einige und zünden Reisholz an,
Daß es loh brenne, wenn die Männer kommen.

(zwey Landleute gehen)

Sewa.

'S iſt eine ſchöne Mondennacht. Der See
Liegt ruhig da als wie ein ebner Spiegel.

Am Bühel.

Sie haben eine leichte Fahrt.

Winkelried (zeigt nach dem See).

Ha ſeht!
Seht dorthin! Seht ihr nichts?

Meier.

Was denn? — Ja wahrlich!
Ein Regenbogen mitten in der Nacht!

Melchthal.

Es iſt das Licht des Mondes das ihn bildet.

Von der Flüe.

Das iſt ein ſeltſam wunderbares Zeichen!
Es leben viele, die das nicht geſehn.

Sewa.

Er iſt doppelt, ſeht, ein bläſſerer ſteht drüber.

Baumgarten.

Ein Nachen fährt ſo eben drunter weg.

Melchthal.

Das iſt der Stauffacher mit ſeinem Kahn,
Der Biedermann läßt ſich nicht lang erwarten.

(geht mit Baumgarten nach dem Ufer)

Meier.

Die Urner ſind es, die am längſten ſäumen.

Am Bühel.

Sie müſſen weit umgehen durch's Gebirg,
Daß ſie des Landvogts Kundſchaft hintergehen.

(Unterdeſſen haben die zwey Landleute in der Mitte des Platzes ein Feuer angezündet)

Melchthal (am Ufer).

Wer iſt da? Gebt das Wort!

Stauffacher (von unten).

Freunde des Landes.

(Alle gehen nach der Tiefe, den Kommenden entgegen. Aus dem Kahn ſteigen **Stauffacher**, **Itel Reding**, **Hans auf der Mauer**, **Jörg im Hofe**, **Konrad Hunn**, **Ulrich der Schmidt**, **Joſt von Weiler**, und noch drey andre Landleute, gleichfalls bewaffnet)

Alle rufen.

Willkommen!

(indem die übrigen in der Tiefe verweilen und ſich begrüßen, kommt Melchthal mit Stauffacher vorwärts)

Melchthal.

O Herr Stauffacher! Ich hab' ihn
Geſehn, der mich nicht wiederſehen konnte!
Die Hand hab' ich gelegt auf ſeine Augen,
Und glühend Rachgefühl hab' ich geſogen
Aus der erloſchnen Sonne ſeines Blicks.

Stauffacher.

Sprecht nicht von Rache. Nicht Geſchehnes rächen,
Gedrohtem Uebel wollen wir begegnen.
— Jetzt ſagt, was ihr im Unterwaldner Land
Geſchaff't und für gemeine Sach' geworben,
Wie die Landleute denken, wie ihr ſelbſt
Den Stricken des Verraths entgangen ſeyd.

Melchthal.

Durch der Surennen furchtbares Gebirg,
Auf weit verbreitet öden Eiſesfeldern,
Wo nur der heiſ're Lämmergeyer krächzt,
Gelangt' ich zu der Alpentrift, wo ſich
Aus Uri und vom Engelberg die Hirten
Anrufend grüßen und gemeinſam weiden,
Den Durſt mir ſtillend mit der Gletſcher Milch,
Die in den Runſen ſchäumend niederquillt.
In den einſamen Sennhütten kehrt' ich ein,
Mein eigner Wirth und Gaſt, bis daß ich kam

Zu Wohnungen geſellig lebender Menſchen.
— Erſchollen war in dieſen Thälern ſchon
Der Ruf des neuen Greuels, der geſchehn,
Und fromme Ehrfurcht ſchaffte mir mein Unglück
Vor jeder Pforte, wo ich wandernd klopfte.
Entrüſtet fand ich dieſe graden Seelen
Ob dem gewaltſam neuen Regiment,
Denn ſo wie ihre Alpen fort und fort
Dieſelben Kräuter nähren, ihre Brunnen
Gleichförmig fließen, Wolken ſelbſt und Winde
Den gleichen Strich unwandelbar befolgen,
So hat die alte Sitte hier vom Ahn
Zum Enkel unverändert fort beſtanden,
Nicht tragen ſie verwegne Neuerung
Im altgewohnten gleichen Gang des Lebens.
— Die harten Hände reichten ſie mir dar,
Von den Wänden langten ſie die roſt'gen Schwerter,
Und aus den Augen blitzte freudiges
Gefühl des Muths, als ich die Nahmen nannte,
Die im Gebirg dem Landmann heilig ſind,
Den eurigen und Walther Fürſt's — Was euch
Recht würde dünken, ſchwuren ſie zu thun,
Euch ſchwuren ſie bis in den Tod zu folgen.
— So eilt' ich ſicher unterm heil'gen Schirm
Des Gaſtrechts von Gehöfte zu Gehöfte —
Und als ich kam in's heimatliche Thal;
Wo mir die Vettern viel verbreitet wohnen —
Als ich den Vater fand, beraubt und blind,

Auf fremdem Stroh, von der Barmherzigkeit
Mildthät'ger Menſchen lebend —

Stauffacher.

Herr im Himmel!

Melchthal.

Da weint' ich nicht! Nicht in ohnmächt'gen Thränen
Goß ich die Kraft des heißen Schmerzens aus,
In tiefer Bruſt wie einen theuern Schatz
Verſchloß ich ihn und dachte nur auf Thaten.
Ich kroch durch alle Krümmen des Gebirgs,
Kein Thal war ſo verſteckt, ich ſpäht' es aus,
Bis an der Gletſcher eisbedeckten Fuß
Erwartet' ich und fand bewohnte Hütten,
Und überall, wohin mein Fuß mich trug,
Fand ich den gleichen Haß der Tyranney,
Denn bis an dieſe letzte Grenze ſelbſt
Belebter Schöpfung, wo der ſtarre Boden
Aufhört zu geben, raubt der Vögte Geiz —
Die Herzen alle dieſes biedern Volks
Erregt' ich mit dem Stachel meiner Worte,
Und unſer ſind ſie all mit Herz und Mund.

Stauffacher.

Großes habt ihr in kurzer Friſt geleiſtet.

Melchthal.

Ich that noch mehr. Die beiden Veſten ſind's,
Roßberg und **Sarnen**, die der Landmann fürchtet,
Denn hinter ihren Felſenwällen ſchirmt
Der Feind ſich leicht und ſchädiget das Land.

Mit eignen Augen wollt' ich es erkunden,
Ich war zu Sarnen und beſah die Burg.

Stauffacher.

Ihr wagtet euch bis in des Tigers Höhle?

Melchthal.

Ich war verkleidet dort in Pilgerstracht,
Ich ſah den Landvogt an der Tafel ſchwelgen —
Urtheilt, ob ich mein Herz bezwingen kann,
Ich ſah den Feind und ich erſchlug ihn nicht.

Stauffacher.

Fürwahr das Glück war eurer Kühnheit hold.

(Unterdeſſen ſind die andern Landleute vorwärts gekommen, und nähern ſich den beiden)

Doch jetzo ſagt mir, wer die Freunde ſind,
Und die gerechten Männer, die euch folgten?
Macht mich bekannt mit ihnen, daß wir uns
Zutraulich nahen und die Herzen öffnen.

Meier.

Wer kennt Euch nicht, Herr, in den drey Landen?
Ich bin der Mei'r von Sarnen, dieß hier iſt
Mein Schweſterſohn, der Struth von Winkelried.

Stauffacher.

Ihr nennt mir keinen unbekannten Nahmen.
Ein Winkelried war's, der den Drachen ſchlug
Im Sumpf bey Weiler und ſein Leben ließ
In dieſem Strauß.

Winkelried.

Das war mein Ahn, Herr Werner.

Melchthal (zeigt auf zwey Landleute).

Die wohnen hinter'm Wald, ſind Kloſterleute
Vom Engelberg — Ihr werdet ſie drum nicht
Verachten, weil ſie eigne Leute ſind,
Und nicht wie wir frey ſitzen auf dem Erbe —
Sie lieben's Land, ſind ſonſt auch wohl berufen.

Stauffacher (zu den beiden).

Gebt mir die Hand. Es preiſe ſich, wer keinem
Mit ſeinem Leibe pflichtig iſt auf Erden,
Doch Redlichkeit gedeiht in jedem Stande.

Konrad Hunn.

Das iſt Herr Reding, unſer Altlandammann.

Meier.

Ich kenn' ihn wohl. Er iſt mein Widerpart,
Der um ein altes Erbſtück mit mir rechtet.
— Herr Reding, wir ſind Feinde vor Gericht,
Hier ſind wir einig.

(ſchüttelt ihm die Hand)

Stauffacher.

Das iſt brav geſprochen.

Winkelried.

Hört ihr? Sie kommen. Hört das Horn von Uri!

(Rechts und links ſieht man bewaffnete Männer mit Windlichtern die Felſen herabſteigen)

Auf der Mauer.

Seht! Steigt nicht ſelbſt der fromme Diener Gottes,
Der würd'ge Pfarrer mit herab? Nicht ſcheut er

Des

Des Weges Mühen und das Grau'n der Nacht,
Ein treuer Hirte für das Volk zu ſorgen.

Baumgarten.

Der Sigriſt folgt ihm und Herr Walther Fürſt,
Doch nicht den Tell erblick' ich in der Menge.

Walther Fürſt, Röſſelmann der Pfarrer, Petermann der Sigriſt, Kuoni der Hirt, Werni der Jäger, Ruodi der Fiſcher und noch fünf andre Landleute, alle zuſammen, drey und dreyßig an der Zahl, treten vorwärts und ſtellen ſich um das Feuer.

Walther Fürſt.

So müſſen wir auf unſerm eignen Erb'
Und väterlichen Boden uns verſtohlen
Zuſammen ſchleichen wie die Mörder thun,
Und bey der Nacht, die ihren ſchwarzen Mantel
Nur dem Verbrechen und der ſonnenſcheuen
Verſchwörung leihet, unſer gutes Recht
Uns hohlen, das doch lauter iſt und klar,
Gleichwie der glanzvoll offne Schooß des Tages.

Melchthal.

Laßt's gut ſeyn. Was die dunkle Nacht geſponnen,
Soll frey und fröhlich an das Licht der Sonnen.

Röſſelmann.

Hört was mir Gott in's Herz giebt, Eidgenoſſen!
Wir ſtehen hier ſtatt einer Landsgemeine,
Und können gelten für ein ganzes Volk,
So laßt uns tagen nach den alten Bräuchen
Des Lands, wie wir's in ruhigen Zeiten pflegen,

Was ungeſetzlich iſt in der Verſammlung,
Entſchuldige die Noth der Zeit. Doch Gott
Iſt überall, wo man das Recht verwaltet,
Und unter ſeinem Himmel ſtehen wir.

Stauffacher.

Wohl, laßt uns tagen nach der alten Sitte,
Iſt es gleich Nacht, ſo leuchtet unſer Recht.

Melchthal.

Iſt gleich die Zahl nicht voll, das Herz iſt hier
Des ganzen Volks, die Beſten ſind zugegen.

Konrad Hunn.

Sind auch die alten Bücher nicht zur Hand,
Sie ſind in unſre Herzen eingeſchrieben.

Röſſelmann.

Wohlan, ſo ſey der Ring ſogleich gebildet,
Man pflanze auf die Schwerter der Gewalt.

Auf der Mauer.

Der Landesammann nehme ſeinen Platz,
Und ſeine Weibel ſtehen ihm zur Seite!

Sigriſt.

Es ſind der Völker dreye. Welchem nun
Gebührt's, das Haupt zu geben der Gemeinde?

Meier.

Um dieſe Ehr' mag Schwytz mit Uri ſtreiten,
Wir Unterwaldner ſtehen frey zurück.

Melchthal.

Wir ſteh'n zurück, wir ſind die Flehenden,
Die Hülfe heiſchen von den mächt'gen Freunden.

Stauffacher.

So nehme Uri denn das Schwert, ſein Banner
Zieht bey den Römerzügen uns voran.

Walther Fürſt.

Des Schwertes Ehre werde Schwytz zu Theil,
Denn ſeines Stammes rühmen wir uns alle.

Röſſelmann.

Den edeln Wettſtreit laßt mich freundlich ſchlichten,
Schwytz ſoll im Rath, Uri im Felde führen.

Walther Fürſt.

(reicht dem Stauffacher die Schwerter)

So nehmt!

Stauffacher.

Nicht mir, dem Alter ſey die Ehre.

Im Hofe.

Die meiſten Jahre zählt Ulrich der Schmidt.

Auf der Mauer.

Der Mann iſt wacker, doch nicht freyen Stands,
Kein eigner Mann kann Richter ſeyn in Schwytz.

Stauffacher.

Steht nicht Herr Reding hier der Altlandammann?
Was ſuchen wir noch einen würdigern?

Walther Fürſt.

Er ſey der Ammann und des Tages Haupt!
Wer dazu ſtimmt erhebe ſeine Hände.

(Alle heben die rechte Hand auf)

Reding (tritt in die Mitte).

Ich kann die Hand nicht auf die Bücher legen,

So ſchwör' ich droben bey den ew'gen Sternen,
Daß ich mich nimmer will vom Recht entfernen.

(Man richtet die zwey Schwerter vor ihm auf, der Ring bildet ſich um ihn her, Schwyz hält die Mitte, rechts ſtellt ſich Uri und links Unterwalden. Er ſteht auf ſein Schlachtſchwert geſtützt)

Was iſt's, das die drey Völker des Gebirgs
Hier an des See's unwirthlichem Geſtade
Zuſammenführte in der Geiſterſtunde?
Was ſoll der Innhalt ſeyn des neuen Bunds,
Den wir hier unterm Sternenhimmel ſtiften?

Stauffacher (tritt in den Ring).

Wir ſtiften keinen neuen Bund, es iſt
Ein uralt Bündniß nur von Väter Zeit,
Das wir erneuern! Wiſſet Eidgenoſſen!
Ob uns der See, ob uns die Berge ſcheiden,
Und jedes Volk ſich für ſich ſelbſt regiert,
So ſind wir Eines Stammes doch und Bluts,
Und Eine Heimat iſt's, aus der wir zogen.

Winkelried.

So iſt es wahr, wie's in den Liedern lautet,
Daß wir von fern her in das Land gewallt?
O theilt's uns mit, was euch davon bekannt,
Daß ſich der neue Bund am alten ſtärke.

Stauffacher.

Hört, was die alten Hirten ſich erzählen.
— Es war ein großes Volk, hinten im Lande
Nach Mitternacht, das litt von ſchwerer Theurung.

In dieſer Noth beſchloß die Landsgemeinde,
Daß je der zehnte Bürger nach dem Loos
Der Väter Land verlaſſe — das geſchah!
Und zogen aus, wehklagend, Männer und Weiber,
Ein großer Heerzug, nach der Mittagſonne,
Mit dem Schwert ſich ſchlagend durch das deutſche Land,
Bis an das Hochland dieſer Waldgebirge.
Und eher nicht ermüdete der Zug,
Bis daß ſie kamen in das wilde Thal,
Wo jetzt die Muetta zwiſchen Wieſen rinnt —
Nicht Menſchenſpuren waren hier zu ſehen,
Nur eine Hütte ſtand am Ufer einſam,
Da ſaß ein Mann, und wartete der Fähre —
Doch heftig wogete der See und war
Nicht fahrbar; da beſahen ſie das Land
Sich näher und gewahrten ſchöne Fülle
Des Holzes und entdeckten gute Brunnen,
Und meinten, ſich im lieben Vaterland
Zu finden — Da beſchloſſen ſie zu bleiben,
Erbauten den alten Flecken Schwytz,
Und hatten manchen ſauren Tag, den Wald
Mit weitverſchlungnen Wurzeln auszuroden —
Drauf als der Boden nicht mehr Gnügen that
Der Zahl des Volks, da zogen ſie hinüber
Zum ſchwarzen Berg, ja bis an's Weißland hin,
Wo, hinter ew'gem Eiſeswall verborgen,
Ein andres Volk in andern Zungen ſpricht.
Den Flecken Stanz erbauten ſie am Kernwald,

Den Flecken Altorf in dem Thal der Reuß —
Doch blieben ſie des Urſprungs ſtets gedenk,
Aus all den fremden Stämmen, die ſeitdem
In Mitte ihres Lands ſich angeſiedelt,
Finden die Schwytzer Männer ſich heraus,
Es giebt das Herz, das Blut ſich zu erkennen.
(reicht rechts und links die Hand hin)

Auf der Mauer.

Ja wir ſind eines Herzens, eines Bluts!

Alle (ſich die Hände reichend).

Wir ſind Ein Volk, und einig wollen wir handeln.

Stauffacher.

Die andern Völker tragen fremdes Joch,
Sie haben ſich dem Sieger unterworfen.
Es leben ſelbſt in unſern Landesmarken
Der Saſſen viel, die fremde Pflichten tragen,
Und ihre Knechtſchaft erbt auf ihre Kinder.
Doch wir, der alten Schweitzer ächter Stamm,
Wir haben ſtets die Freyheit uns bewahrt.
Nicht unter Fürſten bogen wir das Knie,
Freywillig wählten wir den Schirm der Kaiſer.

Röſſelmann.

Frey wählten wir des Reiches Schutz und Schirm,
So ſteht's bemerkt in Kaiſer Friedrichs Brief.

Stauffacher.

Denn herrenlos iſt auch der Freyſte nicht.
Ein Oberhaupt muß ſeyn, ein höchſter Richter,
Wo man das Recht mag ſchöpfen in dem Streit.

Drum haben unſre Väter für den Boden,
Den ſie der alten Wildniß abgewonnen,
Die Ehr' gegönnt dem Kaiſer, der den Herrn
Sich nennt der deutſchen und der welſchen Erde,
Und wie die andern Freyen ſeines Reichs
Sich ihm zu edelm Waffendienſt gelobt,
Denn dieſes iſt der Freyen einz'ge Pflicht,
Das Reich zu ſchirmen, das ſie ſelbſt beſchirmt.

Melchthal.

Was drüber iſt, iſt Merkmal eines Knechts.

Stauffacher.

Sie folgten, wenn der Heribann ergieng,
Dem Reichspanier und ſchlugen ſeine Schlachten.
Nach Welſchland zogen ſie gewappnet mit,
Die Römerkron' ihm auf das Haupt zu ſetzen.
Daheim regierten ſie ſich fröhlich ſelbſt
Nach altem Brauch und eigenem Geſetz,
Der höchſte Blutbann war allein des Kaiſers.
Und dazu ward beſtellt ein großer Graf,
Der hatte ſeinen Sitz nicht in dem Lande,
Wenn Blutſchuld kam, ſo rief man ihn herein,
Und unter offnem Himmel, ſchlicht und klar,
Sprach er das Recht und ohne Furcht der Menſchen.
Wo ſind hier Spuren, daß wir Knechte ſind?
Iſt einer, der es anders weiß, der rede!

Im Hofe.

Nein, ſo verhält ſich alles wie ihr ſprecht,
Gewaltherrſchaft ward nie bey uns geduldet.

Stauffacher.

Dem Kaiſer ſelbſt verſagten wir Gehorſam,
Da er das Recht zu Gunſt der Pfaffen bog.
Denn als die Leute von dem Gotteshaus
Einſiedeln uns die Alp in Anſpruch nahmen,
Die wir beweidet ſeit der Väter Zeit,
Der Abt herfürzog einen alten Brief,
Der ihm die herrenloſe Wüſte ſchenkte —
Denn unſer Daſeyn hatte man verhehlt —
Da ſprachen wir: „Erſchlichen iſt der Brief,
Kein Kaiſer kann was unſer iſt verſchenken.
Und wird uns Recht verſagt vom Reich, wir können
In unſern Bergen auch des Reichs entbehren.“
— So ſprachen unſre Väter! Sollen wir
Des neuen Joches Schändlichkeit erdulden,
Erleiden von dem fremden Knecht, was uns
In ſeiner Macht kein Kaiſer durfte bieten?
— Wir haben dieſen Boden uns erſchaffen
Durch unſrer Hände Fleiß, den alten Wald,
Der ſonſt der Bären wilde Wohnung war,
Zu einem Sitz für Menſchen umgewandelt,
Die Brut des Drachen haben wir getödtet,
Der aus den Sümpfen giftgeſchwollen ſtieg,
Die Nebeldecke haben wir zerriſſen,
Die ewig grau um dieſe Wildniß hieng,
Den harten Fels geſprengt, über den Abgrund
Dem Wandersmann den ſichern Steg geleitet,
Unſer iſt durch tauſendjährigen Beſitz

Der Boden — und der fremde Herrenknecht
Soll kommen dürfen und uns Ketten ſchmieden,
Und Schmach anthun auf unſrer eignen Erde?
Iſt keine Hülfe gegen ſolchen Drang?

(eine große Bewegung unter den Landleuten)

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht,
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Laſt — greift er
Hinauf getroſten Muthes in den Himmel,
Und holt herunter ſeine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne ſelbſt —
Der alte Urſtand der Natur kehrt wieder,
Wo Menſch dem Menſchen gegenüber ſteht —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, iſt ihm das Schwert gegeben —
Der Güter höchſtes dürfen wir vertheid'gen
Gegen Gewalt — Wir ſtehen vor unſer Land,
Wir ſtehn vor unſre Weiber, unſre Kinder!

Alle.

(an ihre Schwerter ſchlagend)

Wir ſtehn vor unſre Weiber, unſre Kinder!

Röſſelmann (tritt in den Ring).

Eh' ihr zum Schwerte greift, bedenkt es wohl.
Ihr könnt es friedlich mit dem Kaiſer ſchlichten.
Es koſtet euch ein Wort und die Tyrannen,
Die euch jetzt ſchwer bedrängen, ſchmeicheln euch.

— Ergreift, was man euch oft geboten hat,
Trennt euch vom Reich, erkennet Oeſtreichs Hoheit —

Auf der Mauer.

Was ſagt der Pfarrer? Wir zu Oeſtreich ſchwören!

Am Bühel.

Hört ihn nicht an!

Winkelried.

Das räth uns ein Verräther,
Ein Feind des Landes!

Reding.

Ruhig, Eidgenoſſen!

Sewa.

Wir Oeſtreich huldigen, nach ſolcher Schmach!

Von der Flüe.

Wir uns abtrotzen laſſen durch Gewalt,
Was wir der Güte weigerten!

Meier.

Dann wären
Wir Sclaven und verdienten es zu ſeyn!

Auf der Mauer.

Der ſey geſtoſſen aus dem Recht der Schweitzer,
Wer von Ergebung ſpricht an Oeſtreich!
— Landammann, ich beſtehe drauf, dieß ſey
Das erſte Landsgeſetz, das wir hier geben.

Melchthal.

So ſey's. Wer von Ergebung ſpricht an Oeſtreich,
Soll rechtlos ſeyn und aller Ehren baar,
Kein Landmann nehm' ihn auf an ſeinem Feuer.

Alle.

(heben die rechte Hand auf)

Wir wollen es, das ſey Geſetz!

Reding (nach einer Pauſe).

Es iſt's.

Röſſelmann.

Jetzt ſeyd ihr frey, ihr ſeyd's durch dieß Geſetz.
Nicht durch Gewalt ſoll Oeſterreich ertrotzen
Was es durch freundlich Werben nicht erhielt —

Joſt von Weiler.

Zur Tagesordnung, weiter.

Reding.

Eidgenoſſen!
Sind alle ſanften Mittel auch verſucht?
Vielleicht weiß es der König nicht, es iſt
Wohl gar ſein Wille nicht, was wir erdulden.
Auch dieſes letzte ſollten wir verſuchen,
Erſt unſre Klage bringen vor ſein Ohr,
Eh' wir zum Schwerte greifen. Schrecklich immer
Auch in gerechter Sache iſt Gewalt,
Gott hilft nur dann, wenn Menſchen nicht mehr helfen.

Stauffacher (zu Konrad Hunn).

Nun iſt's an euch, Bericht zu geben. Redet.

Konrad Hunn.

Ich war zu Rheinfeld an des Kaiſers Pfalz,
Wider der Vögte harten Druck zu klagen,
Den Brief zu hohlen unſrer alten Freyheit,
Den jeder neue König ſonſt beſtätigt.

Die Boten vieler Städte fand ich dort,
Vom ſchwäb'ſchen Lande und vom Lauf des Rheins,
Die all' erhielten ihre Pergamente,
Und kehrten freudig wieder in ihr Land.
Mich, Euren Boten, wies man an die Räthe,
Und die entlieſſen mich mit leerem Troſt:
„Der Kaiſer habe dießmal keine Zeit,
„Er würde ſonſt einmal wohl an uns denken."
— Und als ich traurig durch die Säle gieng
Der Königsburg, da ſah ich Herzog Hanſen
In einem Erker weinend ſtehn, um ihn
Die edeln Herrn von Wart und Tägerfeld.
Die rieſen mir und ſagten: „Helft euch ſelbſt,
„Gerechtigkeit erwartet nicht vom König.
„Beraubt er nicht des eignen Bruders Kind,
„Und hinterhält ihm ſein gerechtes Erbe?
„Der Herzog fleht' ihn um ſein Mütterliches,
„Er habe ſeine Jahre voll, es wäre
„Nun Zeit, auch Land und Leute zu regieren.
„Was ward ihm zum Beſcheid? Ein Kränzlein ſetzt ihm
„Der Kaiſer auf: das ſey die Zier der Jugend."

Auf der Mauer.

Ihr habt's gehört. Recht und Gerechtigkeit
Erwartet nicht vom Kaiſer! Helft euch ſelbſt!

Reding.

Nichts andres bleibt uns übrig. Nun gebt Rath,
Wie wir es klug zum frohen Ende leiten.

Walther Fürſt (tritt in den Ring).
Abtreiben wollen wir verhaßten Zwang,
Die alten Rechte, wie wir ſie ererbt
Von unſern Vätern, wollen wir bewahren,
Nicht ungezügelt nach dem Neuen greifen.
Dem Kaiſer bleibe, was des Kaiſers iſt,
Wer einen Herrn hat, dien' ihm pflichtgemäß.

Meier.
Ich trage Gut von Oeſterreich zu Lehen.

Walther Fürſt.
Ihr fahret fort, Oeſtreich die Pflicht zu leiſten.

Joſt von Weiler.
Ich ſteure an die Herrn von Rappersweil.

Walther Fürſt.
Ihr fahret fort, zu zinſen und zu ſteuern.

Röſſelmann.
Der großen Frau zu Zürch bin ich vereidet.

Walther Fürſt.
Ihr gebt dem Kloſter was des Kloſters iſt.

Stauffacher.
Ich trage keine Lehen als des Reichs.

Walther Fürſt.
Was ſeyn muß, das geſchehe, doch nicht drüber.
Die Vögte wollen wir mit ihren Knechten
Verjagen und die feſten Schlöſſer brechen,
Doch wenn es ſeyn mag, ohne Blut. Es ſehe
Der Kaiſer, daß wir nothgedrungen nur
Der Ehrfurcht fromme Pflichten abgeworfen.

Und ſieht er uns in unſern Schranken bleiben,
Vielleicht beſiegt er ſtaatsklug ſeinen Zorn,
Denn bill'ge Furcht erwecket ſich ein Volk,
Das mit dem Schwerte in der Fauſt ſich mäßigt.

Reding.

Doch laſſet hören! Wie vollenden wir's?
Es hat der Feind die Waffen in der Hand,
Und nicht fürwahr in Frieden wird er weichen.

Stauffacher.

Er wirds wenn er in Waffen uns erblickt,
Wir überraſchen ihn, eh er ſich rüſtet.

Meier.

Iſt bald geſprochen, aber ſchwer gethan.
Uns ragen in dem Land zwey feſte Schlöſſer,
Die geben Schirm dem Feind und werden furchtbar,
Wenn uns der König in das Land ſollt' fallen.
Roßberg und Sarnen muß bezwungen ſeyn,
Eh man ein Schwert erhebt in den drey Landen.

Stauffacher.

Säumt man ſo lang, ſo wird der Feind gewarnt,
Zu viele ſinds, die das Geheimniß theilen.

Meier.

In den Waldſtätten findt ſich kein Verräther.

Röſſelmann.

Der Eifer auch, der gute, kann verrathen.

Walther Fürſt.

Schiebt man es auf, ſo wird der Twing vollendet
In Altorf und der Vogt befeſtigt ſich.

Meier.

Ihr denkt an *euch*.

Sigriſt.

Und ihr ſeyd ungerecht.

Meier (auffahrend).

Wir ungerecht! Das darf uns Uri bieten!

Reding.

Bey eurem Eide! Ruh!

Meier.

Ja, wenn ſich Schwytz
Verſteht mit Uri, müſſen *wir* wohl ſchweigen.

Reding.

Ich muß euch weiſen vor der Landsgemeinde,
Daß ihr mit heft'gem Sinn den Frieden ſtört!
Stehn wir nicht alle für dieſelbe Sache?

Winkelried.

Wenn wirs verſchieben bis zum Feſt des Herrn
Dann bringts die Sitte mit, daß alle Saſſen
Dem Vogt Geſchenke bringen auf das Schloß,
So können zehen Männer oder zwölf
Sich unverdächtig in der Burg verſammeln,
Die führen heimlich ſpitz'ge Eiſen mit,
Die man geſchwind kann an die Stäbe ſtecken,
Denn niemand kommt mit Waffen in die Burg.
Zunächſt im Wald hält dann der große Haufe,
Und wenn die andern glücklich ſich des Thors
Ermächtiget, ſo wird ein Horn geblaſen,
Und jene brechen aus dem Hinterhalt,
So wird das Schloß mit leichter Arbeit unſer.

Melchthal.

Den Roßberg übernehm' ich zu erſteigen,
Denn eine Dirn' des Schloſſes iſt mir hold,
Und leicht bethör' ich ſie, zum nächtlichen
Beſuch die ſchwanke Leiter mir zu reichen,
Bin ich droben erſt, zieh' ich die Freunde nach.

Reding.

Iſt's aller Wille, daß verſchoben werde?
(die Mehrheit erhebt die Hände)

Stauffacher (zählt die Stimmen).

Es iſt ein Mehr von zwanzig gegen zwölf!

Walther Fürſt.

Wenn am beſtimmten Tag die Burgen fallen,
So geben wir von einem Berg zum andern
Das Zeichen mit dem Rauch, der Landſturm wird
Aufgeboten, ſchnell, im Hauptort jedes Landes,
Wenn dann die Vögte ſehn der Waffen Ernſt,
Glaubt mir, ſie werden ſich des Streits begeben,
Und gern ergreifen friedliches Geleit,
Aus unſern Landesmarken zu entweichen.

Stauffacher.

Nur mit dem Geßler fürcht' ich ſchweren Stand,
Furchtbar iſt er mit Reiſigen umgeben,
Nicht ohne Blut räumt er das Feld, ja ſelbſt
Vertrieben bleibt er furchtbar noch dem Land,
Schwer iſt's und faſt gefährlich, ihn zu ſchonen.

Baumgarten.

Wo's halsgefährlich iſt, da ſtellt mich hin,

Dem Tell verdank' ich mein gerettet Leben,
Gern ſchlag' ichs in die Schanze für das Land.
Mein' Ehr' hab ich beſchützt, mein Herz befriedigt.

Reding.

Die Zeit bringt Rath. Erwartet's in Geduld.
Man muß dem Augenblick auch was vertrauen.
— Doch ſeht, indeß wir nächtlich hier noch tagen,
Stellt auf den höchſten Bergen ſchon der Morgen
Die glüh'nde Hochwacht aus — Kommt, laßt uns ſcheiden,
Eh uns des Tages Leuchten überraſcht.

Walther Fürſt.

Sorgt nicht, die Nacht weicht langſam aus den Thälern.

(Alle haben unwillkührlich die Hüte abgenommen und betrachten mit ſtiller Sammlung die Morgenröthe.)

Röſſelmann.

Bey dieſem Licht, das uns zuerſt begrüßt
Von allen Völkern, die tief unter uns
Schwerathmend wohnen in dem Qualm der Städte,
Laßt uns den Eid des neuen Bundes ſchwören.
— Wir wollen ſeyn ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr.

(Alle ſprechen es nach mit erhobenen drey Fingern)

— Wir wollen frey ſeyn wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtſchaft leben.

(wie oben)

— Wir wollen trauen auf den höchſten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menſchen.

(wie oben. Die Landleute umarmen einander.)

Stauffacher.

Jetzt gehe jeder ſeines Weges ſtill
Zu ſeiner Freundſchaft und Genoßſame,
Wer Hirt iſt, wintre ruhig ſeine Heerde,
Und werb' im Stillen Freunde für den Bund,
— Was noch bis dahin muß erduldet werden,
Erduldet's! Laßt die Rechnung der Tyrannen
Anwachſen, bis Ein Tag die allgemeine
Und die beſondre Schuld auf einmal zahlt.
Bezähme jeder die gerechte Wuth,
Und ſpare für das Ganze ſeine Rache,
Denn Raub begeht am allgemeinen Gut,
Wer ſelbſt ſich hilft in ſeiner eignen Sache.

(Indem ſie zu drey verſchiedenen Seiten in größter Ruhe abgehen, fällt das Orcheſter mit einem prachtvollen Schwung ein, die leere Scene bleibt noch eine Zeitlang offen und zeigt das Schauſpiel der aufgehenden Sonne über den Eisgebirgen.

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

Hof vor Tells Hauſe. Er iſt mit der Zimmeraxt, Hedwig mit einer häußlichen Arbeit beſchäftigt. Walther und Wilhelm in der Tiefe ſpielen mit einer kleinen Armbruſt.

Walther (ſingt).

Mit dem Pfeil, dem Bogen,
Durch Gebirg und Thal
Kommt der Schütz gezogen
Früh am Morgenſtrahl.

Wie im Reich der Lüfte
König iſt der Weih, —
Durch Gebirg und Klüfte
Herrſcht der Schütze frey.

Ihm gehört das Weite
Was ſein Pfeil erreicht,
Das iſt ſeine Beute,
Was da kreucht und fleugt.
(kommt geſprungen)

Der Strang iſt mir entzwey. Mach mir ihn Vater.

Tell.

Ich nicht. Ein rechter Schütze hilft ſich ſelbſt.

(Knaben entfernen ſich)

Hedwig.

Die Knaben fangen zeitig an zu ſchießen.

Tell.

Früh übt ſich, was ein Meiſter werden will.

Hedwig.

Ach wollte Gott, ſie lerntens nie.

Tell.

Sie ſollen alles lernen. Wer durchs Leben
Sich friſch will ſchlagen, muß zu Schutz und Trutz
Gerüſtet ſeyn.

Hedwig.

Ach, es wird keiner ſeine Ruh
Zu Hauſe finden.

Tell.

Mutter, ich kanns auch nicht,
Zum Hirten hat Natur mich nicht gebildet,
Raſtlos muß ich ein flüchtig Ziel verfolgen,
Dann erſt genieß' ich meines Lebens recht,
Wenn ich mir's jeden Tag aufs neu erbeute.

Hedwig.

Und an die Angſt der Hausfrau denkſt du nicht,
Die ſich indeſſen, deiner wartend, härmt,
Denn mich erfüllt's mit Grauſen, was die Knechte
Von euren Wagefahrten ſich erzählen.

Bey jedem Abſchied zittert mir das Herz,
Daß du mir nimmer werdeſt wiederkehren.
Ich ſehe dich im wilden Eisgebirg,
Verirrt, von einer Klippe zu der andern
Den Fehlſprung thun, ſeh wie die Gemſe dich
Rückſpringend mit ſich in den Abgrund reißt,
Wie eine Windlawine dich verſchüttet,
Wie unter dir der trügeriſche Firn
Einbricht und du hinabſinkſt, ein lebendig
Begrabner, in die ſchauerliche Gruft —
Ach, den verwegnen Alpenjäger haſcht
Der Tod in hundert wechſelnden Geſtalten,
Das iſt ein unglückſeliges Gewerb',
Das halsgefährlich führt am Abgrund hin!

Tell.

Wer friſch umher ſpäht mit geſunden Sinnen,
Auf Gott vertraut und die gelenke Kraft,
Der ringt ſich leicht aus jeder Fahr und Noth,
Den ſchreckt der Berg nicht, der darauf gebohren.

(er hat ſeine Arbeit vollendet, legt das Geräth hinweg)

Jetzt, mein' ich, hält das Thor auf Jahr und Tag.
Die Axt im Haus erſpart den Zimmermann.

(nimmt den Hut)

Hedwig.

Wo gehſt du hin?

Tell.

Nach Altorf, zu dem Vater.

Hedwig.

Sinnſt du auch nichts gefährliches? Geſteh mirs.

Tell.

Wie kommſt du darauf, Frau?

Hedwig.

Es ſpinnt ſich etwas
Gegen die Vögte — Auf dem Rütli ward
Getagt, ich weiß, und du biſt auch im Bunde.

Tell.

Ich war nicht mit dabey — doch werd' ich mich
Dem Lande nicht entziehen, wenn es ruft.

Hedwig.

Sie werden dich hinſtellen, wo Gefahr iſt,
Das Schwerſte wird dein Antheil ſeyn, wie immer.

Tell.

Ein jeder wird beſteuert nach Vermögen.

Hedwig.

Den Unterwaldner haſt du auch im Sturme
Ueber den See geſchafft — Ein Wunder war's,
Daß ihr entkommen — Dachteſt du denn gar nicht
An Kind und Weib?

Tell.

Lieb Weib, ich dacht' an euch,
Drum rettet' ich den Vater ſeinen Kindern.

Hedwig.

Zu ſchiffen in dem wüth'gen See! Das heißt
Nicht Gott vertrauen! Das heißt Gott verſuchen.

Tell.

Wer gar zu viel bedenkt, wird wenig leiſten.

Hedwig.

Ja du biſt gut und hilfreich, dieneſt allen,
Und wenn du ſelbſt in Noth kommſt, hilft dir keiner.

Tell.

Verhüt' es Gott, daß ich nicht Hülfe brauche.

(er nimmt die Armbruſt und Pfeile)

Hedwig.

Was willſt du mit der Armbruſt? Laß ſie hier.

Tell.

Mir fehlt der Arm, wenn mir die Waffe fehlt.

(die Knaben kommen zurück)

Walther.

Vater, wo gehſt du hin?

Tell.

Nach Altorf, Knabe,
Zum Ehni — Willſt du mit?

Walther.

Ja freylich will ich.

Hedwig.

Der Landvogt iſt jetzt dort. Bleib weg von Altorf.

Tell.

Er *geht*, noch heute.

Hedwig.

Drum laß ihn erſt fort ſeyn.
Gemahn' ihn nicht an dich, du weißt, er grollt uns.

Tell.

Mir ſoll ſein böſer Wille nicht viel ſchaden,
Ich thue recht und ſcheue keinen Feind.

Hedwig.

Die recht thun, eben die haßt er am meiſten.

Tell.

Weil er nicht an ſie kommen kann — Mich wird
Der Ritter wohl in Frieden laſſen, mein' ich.

Hedwig.

So, weißt du das?

Tell.

Es iſt nicht lange her,
Da gieng ich jagen durch die wilden Gründe
Des Schächenthals auf menſchenleerer Spur,
Und da ich einſam einen Felſenſteig
Verfolgte, wo nicht auszuweichen war,
Denn über mir hieng ſchroff die Felswand her,
Und unten rauſchte fürchterlich der Schächen,
(die Knaben drängen ſich rechts und links an ihn und ſehen mit geſpannter Neugier an ihm hinauf)
Da kam der Landvogt gegen mich daher,
Er ganz allein mit mir, der auch allein war,
Blos Menſch zu Menſch und neben uns der Abgrund.
Und als der Herre mein anſichtig ward,
Und mich erkannte, den er kurz zuvor
Um kleiner Urſach' willen ſchwer gebüßt,
Und ſah mich mit dem ſtattlichen Gewehr
Daher geſchritten kommen, da verblaßt' er,

Die Knie verſagten ihm, ich ſah es kommen,
Daß er jetzt an die Felswand würde ſinken.
— Da jammerte mich ſein, ich trat zu ihm
Beſcheidentlich und ſprach: Ich bin's, Herr Landvogt.
Er aber konnte keinen andern Laut
Aus ſeinem Munde geben — Mit der Hand nur
Winkt' er mir ſchweigend, meines Wegs zu gehn,
Da gieng ich fort, und ſandt' ihm ſein Gefolge.

Hedwig.

Er hat vor dir gezittert — Wehe dir!
Daß du ihn ſchwach geſehn, vergiebt er nie.

Tell.

Drum meid' ich ihn, und er wird *mich* nicht ſuchen.

Hedwig.

Bleib heute nur dort weg. Geh lieber jagen.

Tell.

Was fällt dir ein?

Hedwig.

Mich ängſtigts. Bleibe weg.

Tell.

Wie kannſt du dich ſo ohne Urſach' quälen?

Hedwig.

Weils keine Urſach' hat — Tell, bleibe hier.

Tell.

Ich hab's verſprochen, liebes Weib, zu kommen.

Hedwig.

Mußt du, ſo geh — Nur laſſe mir den Knaben!

Walther.

Nein, Mütterchen. Ich gehe mit dem Vater.

Hedwig.

Wälty, verlaſſen willſt du deine Mutter?

Walther.

Ich bring' dir auch was hübſches mit vom Thal.
(geht mit dem Vater)

Wilhelm.

Mutter, ich bleibe bey dir!

Hedwig (umarmt ihn).

Ja, du biſt
Mein liebes Kind, du bleibſt mir noch allein!
(Sie geht an das Hofthor, und folgt den Abgehenden lange mit den Augen).

Zweyte Scene.

Eine eingeſchloſſene wilde Waldgegend, Staubbäche ſtürzen von den Felſen.

Bertha im Jagdkleid. Gleich darauf **Rudenz**.

Bertha.

Er folgt mir. Endlich kann ich mich erklären.

Rudenz (tritt raſch ein).

Fräulein, jetzt endlich find' ich euch allein,
Abgründe ſchließen rings umher uns ein,
In dieſer Wildniß fürcht' ich keinen Zeugen,
Vom Herzen wälz' ich dieſes lange Schweigen —.

Bertha.

Seyd ihr gewiß, daß uns die Jagd nicht folgt?

Rudenz.

Die Jagd iſt dorthin aus — Jetzt oder nie!
Ich muß den theuren Augenblick ergreifen —
Entſchieden ſehen muß ich mein Geſchick,
Und ſollt' es mich auf ewig von euch ſcheiden.
— O waffnet eure güt'gen Blicke nicht
Mit dieſer finſtern Strenge — **Wer bin ich**,
Daß ich den kühnen Wunſch zu euch erhebe?
Mich hat der Ruhm noch nicht genannt, ich darf
Mich in die Reih' nicht ſtellen mit den Rittern,
Die ſiegberühmt und glänzend euch umwerben.
Nichts hab' ich als mein Herz voll Treu und Liebe —

Bertha (ernſt und ſtreng).

Dürft Ihr von Liebe reden und von Treue,
Der treulos wird an ſeinen nächſten Pflichten?
(Rudenz tritt zurück)
Der Sclave Oeſterreichs, der ſich dem Fremdling
Verkauft, dem Unterdrücker ſeines Volks?

Rudenz.

Von euch, mein Fräulein, hör' ich dieſen Vorwurf?
Wen ſuch' ich denn, als Euch auf jener Seite?

Bertha.

Mich denkt ihr auf der Seite des Verraths
Zu finden? Eher wollt' ich meine Hand
Dem Geßler ſelbſt, dem Unterdrücker, ſchenken,

Als dem naturvergeßnen Sohn der Schweiz,
Der ſich zu ſeinem Werkzeug machen kann!

Rudenz.

O Gott, was muß ich hören!

Bertha.

Wie? Was liegt
Dem guten Menſchen näher als die Seinen?
Giebts ſchönre Pflichten für ein edles Herz,
Als ein Vertheidiger der Unſchuld ſeyn,
Das Recht des Unterdrückten zu beſchirmen?
— Die Seele blutet mir um euer Volk,
Ich leide mit ihm, denn ich muß es lieben,
Das ſo beſcheiden iſt und doch voll Kraft,
Es zieht mein ganzes Herz mich zu ihm hin,
Mit jedem Tage lern' ich's mehr verehren.
— Ihr aber, den Natur und Ritterpflicht
Ihm zum gebohrnen Beſchützer gaben,
Und der's verläßt, der treulos übertritt
Zum Feind, und Ketten ſchmiedet ſeinem Land,
Ihr ſeyd's, der mich verletzt und kränkt, ich muß
Mein Herz bezwingen, daß ich euch nicht haſſe.

Rudenz.

Will ich denn nicht das Beſte meines Volks?
Ihm unter Oeſtreichs mächt'gen Zepter nicht
Den Frieden —

Bertha.

Knechtſchaft wollt ihr ihm bereiten!
Die Freyheit wollt ihr aus dem letzten Schloß,

Das ihr noch auf der Erde blieb, verjagen.
Das Volk verſteht ſich beſſer auf ſein Glück,
Kein Schein verführt ſein ſicheres Gefühl,
Euch haben ſie das Netz ums Haupt geworfen —

Rudenz.

Bertha! Ihr haßt mich, ihr verachtet mich!

Bertha.

Thät ich's, mir wäre beſſer — Aber den
Verachtet *ſehen* und verachtungswerth,
Den man gern lieben möchte —

Rudenz.

Bertha! Bertha!
Ihr zeiget mir das höchſte Himmelsglück,
Und ſtürzt mich tief in Einem Augenblick.

Bertha.

Nein, nein, das Edle iſt nicht ganz erſtickt
In euch! Es ſchlummert nur, ich will es wecken,
Ihr müßt Gewalt ausüben an euch ſelbſt,
Die angeſtammte Tugend zu ertödten,
Doch wohl euch, ſie iſt mächtiger als ihr,
Und trotz euch ſelber ſeyd ihr gut und edel!

Rudenz.

Ihr glaubt an mich! O Bertha, alles läßt
Mich eure Liebe ſeyn und werden!

Bertha.

Seyd
Wozu die herrliche Natur euch machte!
Erfüllt den Platz, wohin ſie euch geſtellt,

Zu eurem Volke ſteht und eurem Lande,
Und kämpft für euer heilig Recht.

Rudenz.

Weh mir!
Wie kann ich euch erringen, euch beſitzen,
Wenn ich der Macht des Kaiſers widerſtrebe?
Iſt's der Verwandten mächt'ger Wille nicht,
Der über eure Hand tyranniſch waltet?

Bertha.

In den Waldſtätten liegen meine Güter,
Und iſt der Schweizer frey, ſo bin auch ich's.

Rudenz.

Bertha! welch einen Blick thut ihr mir auf!

Bertha.

Hofft nicht durch Oeſtreichs Gunſt mich zu erringen,
Nach meinem Erbe ſtrecken ſie die Hand,
Das will man mit dem großen Erb vereinen.
Dieſelbe Ländergier, die Eure Freyheit
Verſchlingen will, ſie drohet auch der meinen!
— O Freund, zum Opfer bin ich auserſehn,
Vielleicht um einen Günſtling zu belohnen —
Dort wo die Falſchheit und die Ränke wohnen,
Hin an den Kaiſerhof will man mich ziehn,
Dort harren mein verhaßter Ehe Ketten,
Die Liebe nur — die Eure kann mich retten!

Rudenz.

Ihr könntet euch entſchließen, hier zu leben,
In meinem Vaterlande mein zu ſeyn?

O Bertha, all mein Sehnen in die Weite,
Was war es, als ein Streben nur nach Euch?
Euch ſucht' ich einzig auf dem Weg des Ruhms,
Und all mein Ehrgeiz war nur meine Liebe.
Könnt ihr mit mir euch in dieß ſtille Thal
Einſchließen und der Erde Glanz entſagen —
O dann iſt meines Strebens Ziel gefunden,
Dann mag der Strom der wildbewegten Welt
Ans ſichre Ufer dieſer Berge ſchlagen —
Kein flüchtiges Verlangen hab' ich mehr
Hinaus zu ſenden in des Lebens Weiten —
Dann mögen dieſe Felſen um uns her
Die undurchdringlich feſte Mauer breiten,
Und dieß verſchloßne ſel'ge Thal allein
Zum Himmel offen und gelichtet ſeyn!

Bertha.

Jetzt biſt du ganz, wie dich mein ahnend Herz
Geträumt, mich hat mein Glaube nicht betrogen!

Rudenz.

Fahr' hin, du eitler Wahn, der mich bethört!
Ich ſoll das Glück in meiner Heimat finden.
Hier wo der Knabe fröhlich aufgeblüht,
Wo tauſend Freudeſpuren mich umgeben,
Wo alle Quellen mir und Bäume leben,
Im Vaterland willſt du die Meine werden!
Ach, wohl hab' ich es ſtets geliebt! Ich fühl's,
Es fehlte mir zu jedem Glück der Erden.

Bertha.

Wo wär die ſel'ge Inſel aufzufinden,
Wenn ſie nicht hier iſt in der Unſchuld Land?
Hier, wo die alte Treue heimiſch wohnt,
Wo ſich die Falſchheit noch nicht hingefunden,
Da trübt kein Neid die Quelle unſers Glücks,
Und ewig hell entfliehen uns die Stunden.
— Da ſeh ich Dich im ächten Männerwerth,
Den Erſten von den Freyen und den Gleichen,
Mit reiner freyer Huldigung verehrt,
Groß wie ein König wirkt in ſeinen Reichen.

Rudenz.

Da ſeh ich dich, die Krone aller Frauen,
In weiblich reizender Geſchäftigkeit,
In meinem Haus den Himmel mir erbauen,
Und, wie der Frühling ſeine Blumen ſtreut,
Mit ſchöner Anmuth mir das Leben ſchmücken,
Und alles rings beleben und beglücken!

Bertha.

Sieh, theurer Freund, warum ich trauerte,
Als ich dieß höchſte Lebensglück dich ſelbſt
Zerſtören ſah — Weh mir! Wie ſtünd's um mich,
Wenn ich dem ſtolzen Ritter müßte folgen,
Dem Landbedrücker auf ſein finſtres Schloß!
— Hier iſt kein Schloß. Mich ſcheiden keine Mauern
Von einem Volk, das ich beglücken kann!

Rudenz.

Rudenz.

Doch wie mich retten — wie die Schlinge löſen,
Die ich mir thörigt ſelbſt um's Haupt gelegt?

Bertha.

Zerreiße ſie mit männlichem Entſchluß!
Was auch draus werde — Steh zu deinem Volk,
Es iſt dein angebohrner Platz.

(Jagdhörner in der Ferne)

Die Jagd
Kommt näher — Fort, wir müſſen ſcheiden — Kämpfe
Für's Vaterland, du kämpfſt für deine Liebe!
Es iſt Ein Feind, vor dem wir alle zittern,
Und Eine Freyheit macht uns alle frey!

(gehen ab.)

Dritte Scene.

Wieſe bey Altorf. Im Vordergrund Bäume, in der Tiefe der Hut auf einer Stange. Der Proſpekt wird begrenzt durch den Bannberg, über welchem ein Schneegebirg emporragt.

Frießhardt und Leuthold halten Wache.

Frießhardt.

Wir paſſen auf umſonſt. Es will ſich niemand
Heran begeben und dem Hut ſein' Reverenz
Erzeigen. 'S war doch ſonſt wie Jahrmarkt hier,
Jetzt iſt der ganze Anger wie verödet,
Seitdem der Popanz auf der Stange hängt.

Leuthold.
Nur ſchlecht Geſindel läßt ſich ſehn und ſchwingt
Uns zum Verdrieße die zerlumpten Mützen.
Was rechte Leute ſind, die machen lieber
Den langen Umweg um den halben Flecken,
Eh' ſie den Rücken beugten vor dem Hut.

Frießhardt.
Sie müſſen über dieſen Platz, wenn ſie
Vom Rathhaus kommen um die Mittagſtunde.
Da meint' ich ſchon, 'nen guten Fang zu thun,
Denn keiner dachte dran, den Hut zu grüßen.
Da ſieht's der Pfaff, der Röſſelmann — kam juſt
Von einem Kranken her — und ſtellt ſich hin
Mit dem Hochwürdigen, grad vor die Stange —
Der Sigriſt mußte mit dem Glöcklein ſchellen,
Da fielen all' aufs Knie, ich ſelber mit,
Und grüßten die Monſtranz, doch nicht den Hut. —

Leuthold.
Höre Geſell, es fängt mir an zu däuchten,
Wir ſtehen hier am Pranger vor dem Hut,
'S iſt doch ein Schimpf für einen Reitersmann,
Schildwach zu ſtehn vor einem leeren Hut —
Und jeder rechte Kerl muß uns verachten.
— Die Reverenz zu machen einem Hut,
Es iſt doch traun! ein närriſcher Befehl!

Frießhardt.
Warum nicht einem leeren hohlen Hut?
Bückſt du dich doch vor manchem hohlen Schädel.

(Hildegard, Mechthild und Elsbeth treten auf mit Kindern und ſtellen ſich um die Stange)

Leuthold.

Und du biſt auch ſo ein dienſtfert'ger Schurke,
Und brächteſt wackre Leute gern ins Unglück.
Mag, wer da will, am Hut vorübergehn,
Ich drück' die Augen zu und ſeh nicht hin.

Mechthild.

Da hängt der Landvogt — Habt Reſpekt, ihr Buben.

Elsbeth.

Wollt's Gott, er gieng, und ließ uns ſeinen Hut,
Es ſollte drum nicht ſchlechter ſtehn ums Land!

Frießhardt (verſcheucht ſie).

Wollt ihr vom Platz? Verwünſchtes Volk der Weiber!
Wer fragt nach euch? Schickt eure Männer her,
Wenn ſie der Muth ſticht, dem Befehl zu trotzen.

(Weiber gehen)

Tell mit der Armbruſt tritt auf, den Knaben an der Hand führend. Sie gehen an dem Hut vorbey gegen die vordere Scene, ohne darauf zu achten.

Walther (zeigt nach dem Bannberg).

Vater, iſt's wahr, daß auf dem Berge dort
Die Bäume bluten, wenn man einen Streich
Drauf führte mit der Axt?

Tell.

Wer ſagt das Knabe?

Walther.

Der Meiſter Hirt erzählt's — Die Bäume ſeyen

Gebannt, ſagt er, und wer ſie ſchädige,
Dem wachſe ſeine Hand heraus zum Grabe.

Tell.

Die Bäume ſind gebannt, das iſt die Wahrheit.
— Siehſt du die Firnen dort, die weißen Hörner,
Die hoch bis in den Himmel ſich verlieren?

Walther.

Das ſind die Gletſcher, die des Nachts ſo donnern,
Und uns die Schlaglawinen niederſenden.

Tell.

So iſt's, und die Lawinen hätten längſt
Den Flecken Altorf unter ihrer Laſt
Verſchüttet, wenn der Wald dort oben nicht
Als eine Landwehr ſich dagegen ſtellte.

Walther (nach einigem Beſinnen).

Giebt's Länder, Vater, wo *nicht* Berge ſind?

Tell.

Wenn man hinunter ſteigt von unſern Höhen,
Und immer tiefer ſteigt, den Strömen nach,
Gelangt man in ein großes ebnes Land,
Wo die Waldwaſſer nicht mehr brauſend ſchäumen,
Die Flüſſe ruhig und gemächlich ziehn,
Da ſieht man frey nach allen Himmelsräumen,
Das Korn wächſt dort in langen ſchönen Auen,
Und wie ein Garten iſt das Land zu ſchauen.

Walther.

Ey Vater, warum ſteigen wir denn nicht

Geſchwind hinab in dieſes ſchöne Land,
Statt daß wir uns hier ängſtigen und plagen?

Tell.

Das Land iſt ſchön und gütig wie der Himmel,
Doch die's bebauen, ſie genießen nicht
Den Segen, den ſie pflanzen.

Walther.

Wohnen ſie
Nicht frey wie du auf ihrem eignen Erbe?

Tell.

Das Feld gehört dem Biſchoff und dem König.

Walther.

So dürfen ſie doch frey in Wäldern jagen?

Tell.

Dem Herrn gehört das Wild und das Gefieder.

Walther.

Sie dürfen doch frey fiſchen in dem Strom?

Tell.

Der Strom, das Meer, das Salz gehört dem König.

Walther.

Wer iſt der König denn, den alle fürchten?

Tell.

Es iſt der Eine, der ſie ſchützt und nährt.

Walther.

Sie können ſich nicht muthig ſelbſt beſchützen?

Tell.

Dort darf der Nachbar nicht dem Nachbar trauen.

Walther.

Vater, es wird mir eng im weiten Land,
Da wohn' ich lieber unter den Lawinen.

Tell.

Ja wohl iſt's beſſer, Kind, die Gletſcherberge
Im Rücken haben, als die böſen Menſchen.

(ſie wollen vorübergehen)

Walther.

Ey Vater, ſieh den Hut dort auf der Stange.

Tell.

Was kümmert uns der Hut? Komm, laß uns gehen.

(indem er abgehen will, tritt ihm Frießhardt mit vorgehaltner Pike entgegen)

Frießhardt.

In des Kaiſers Nahmen! Haltet an und ſteht!

Tell (greift in die Pike).

Was wollt ihr? Warum haltet ihr mich auf?

Frießhardt.

Ihr habt's Mandat verletzt, ihr müßt uns folgen.

Leuthold.

Ihr habt dem Hut nicht Reverenz bewieſen.

Tell.

Freund, laß mich gehen.

Frießhardt.

Fort, fort ins Gefängniß!

Walther.

Den Vater ins Gefängniß! Hülfe! Hülfe!

(in die Scene rufend)

Herbey, ihr Männer, gute Leute helft,
Gewalt, Gewalt, ſie führen ihn gefangen.

(Röſſelmann der Pfarrer und Petermann der Sigriſt kommen herbey, mit drey andern Männern)

Sigriſt.

Was giebt's?

Röſſelmann.

Was legſt du Hand an dieſen Mann?

Frieſzhardt.

Er iſt ein Feind des Kaiſers, ein Verräther!

Tell (faßt ihn heftig).

Ein Verräther, ich!

Röſſelmann.

Du irrſt dich Freund, das iſt
Der Tell, ein Ehrenmann und guter Bürger.

Walther.

(erblickt Walther Fürſten und eilt ihm entgegen)
Großvater hilf, Gewalt geſchieht dem Vater.

Frieſzhardt.

Ins Gefängniß, fort!

Walther Fürſt (herbeyeilend).

Ich leiſte Bürgſchaft, haltet!
— Um Gotteswillen, Tell, was iſt geſchehen?

(Melchthal und Stauffacher kommen)

Frieſzhardt.

Des Landvogts oberherrliche Gewalt
Verachtet er, und will ſie nicht erkennen.

Stauffacher.

Das hätt' der Tell gethan?

Melchthal.

Das lügſt du Bube!

Leuthold.

Er hat dem Hut nicht Reverenz bewieſen.

Walther Fürſt.

Und darum ſoll er ins Gefängniß? Freund,
Nimm meine Bürgſchaft an und laß ihn ledig.

Frießhardt.

Bürg du für dich und deinen eignen Leib!
Wir thun, was unſers Amtes — Fort mit ihm!

Melchthal (zu den Landleuten).

Nein, das iſt ſchreyende Gewalt! Ertragen wirs,
Daß man ihn fortführt, frech, vor unſern Augen

Sigriſt.

Wir ſind die ſtärkern. Freunde, duldet's nicht,
Wir haben einen Rücken an den andern!

Frießhardt.

Wer widerſetzt ſich dem Befehl des Vogts?

Noch drey Landleute (herbeyeilend).

Wir helfen euch. Was giebt's? Schlagt ſie zu Boden.

(Hildegard, Mechthild und Elsbeth kommen zurück)

Tell.

Ich helfe mir ſchon ſelbſt. Geht, gute Leute,
Meint ihr, wenn ich die Kraft gebrauchen wollte,
Ich würde mich vor ihren Spießen fürchten?

Melchthal (zu Frießhardt).
Wags, ihn aus unſrer Mitte wegzuführen!

Walther Fürſt und Stauffacher.
Gelaſſen! Ruhig!

Frießhardt (ſchreit).
Aufruhr und Empörung!

(Man hört Jagdhörner)

Weiber.
Da kommt der Landvogt!

Frießhardt (erhebt die Stimme).
Meuterey! Empörung!

Stauffacher.
Schrey, bis du berſteſt, Schurke!

Röſſelmann und Melchthal.
Willſt du ſchweigen?

Frießhardt (ruft noch lauter).
Zu Hülf, zu Hülf den Dienern des Geſetzes.

Walther Fürſt.
Da iſt der Vogt! Weh uns, was wird das werden!

Geßler zu Pferd, den Falken auf der Fauſt, **Rudolph der Harras**, **Bertha** und **Rudenz**, ein großes Gefolge von bewaffneten Knechten, welche einen Kreis von Piken um die ganze Scene ſchließen.

Rudolph der Harras.
Platz, Platz dem Landvogt!

Geßler.
Treibt ſie aus einander!
Was läuft das Volk zuſammen? Wer ruft Hilfe?

(allgemeine Stille)
Wer wars? Ich will es wiſſen.
(zu Frießhardt)
Du trittſt vor!
Wer biſt du und was hältſt du dieſen Mann?
(er giebt den Falken einem Diener)

Frießhardt.

Geſtrenger Herr, ich bin dein Waffenknecht
Und wohlbeſtellter Wächter bey dem Hut.
Dieſen Mann ergriff ich über friſcher That,
Wie er dem Hut den Ehrengruß verſagte.
Verhaften wollt' ich ihn, wie du befahlſt,
Und mit Gewalt will ihn das Volk entreißen.

Geßler (nach einer Pauſe).

Verachteſt du ſo deinen Kaiſer, Tell,
Und Mich, der hier an ſeiner Statt gebietet,
Daß du die Ehr' verſagſt dem Hut, den ich
Zur Prüfung des Gehorſams aufgehangen?
Dein böſes Trachten haſt du mir verrathen.

Tell.

Verzeiht mir lieber Herr! Aus Unbedacht,
Nicht aus Verachtung Eurer iſt's geſchehn,
Wär' ich beſonnen, hieß ich nicht der Tell,
Ich bitt um Gnad', es ſoll nicht mehr begegnen.

Geßler (nach einigem Stillſchweigen).

Du biſt ein Meiſter auf der Armbruſt, Tell,
Man ſagt, du nehmſt es auf mit jedem Schützen?

Walther Fürſt.

Und das muß wahr ſeyn, Herr 'nen Apfel ſchießt
Der Vater dir vom Baum auf hundert Schritte.

Geßler.

Iſt das dein Knabe, Tell?

Tell.

Ja, lieber Herr.

Geßler.

Haſt du der Kinder mehr?

Tell.

Zwey Knaben, Herr.

Geßler.

Und welcher iſt's, den du am meiſten liebſt?

Tell.

Herr, beide ſind ſie mir gleich liebe Kinder.

Geßler.

Nun Tell! Weil du den Apfel triffſt vom Baume
Auf hundert Schritte, ſo wirſt du deine Kunſt
Vor mir bewähren müſſen — Nimm die Armbruſt —
Du haſt ſie gleich zur Hand — und mach dich fertig,
Einen Apfel von des Knaben Kopf zu ſchießen —
Doch will ich rathen, ziele gut, daß du
Den Apfel treffeſt auf den erſten Schuß,
Denn fehlſt du ihn, ſo iſt dein Kopf verloren.

(Alle geben Zeichen des Schreckens)

Tell.

Herr — Welches Ungeheure ſinnet ihr
Mir an — Ich ſoll vom Haupte meines Kindes —

— Nein, nein doch, lieber Herr, das kömmt euch nicht
Zu Sinn — Verhüt's der gnäd'ge Gott — das könnt ihr
Im Ernſt von einem Vater nicht begehren!

Geßler.

Du wirſt den Apfel ſchießen von dem Kopf
Des Knaben — Ich begehr's und will's.

Tell.

Ich ſoll
Mit meiner Armbruſt auf das liebe Haupt
Des eignen Kindes zielen — Eher ſterb' ich!

Geßler.

Du ſchießeſt oder ſtirbſt mit deinem Knaben.

Tell.

Ich ſoll der Mörder werden meines Kinds!
Herr, ihr habt keine Kinder — wiſſet nicht,
Was ſich bewegt in eines Vaters Herzen.

Geßler.

Ey Tell, du biſt ja plötzlich ſo beſonnen!
Man ſagte mir, daß du ein Träumer ſeyſt,
Und dich entfernſt von andrer Menſchen Weiſe.
Du liebſt das Seltſame — Drum hab' ich jetzt
Ein eigen Wagſtück für dich ausgeſucht.
Ein andrer wohl bedächte ſich — Du drückſt
Die Augen zu, und greifſt es herzhaft an.

Bertha.

Scherzt nicht, o Herr! mit dieſen armen Leuten!
Ihr ſeht ſie bleich und zitternd ſtehn — So wenig
Sind ſie Kurzweils gewohnt aus eurem Munde.

Geßler.

Wer ſagt euch, daß ich ſcherze?
(greift nach einem Baumzweige, der über ihn herhängt.)
Hier iſt der Apfel.
Man mache Raum — Er nehme ſeine Weite,
Wies Brauch iſt — Achtzig Schritte geb ich ihm —
Nicht weniger, noch mehr — Er rühmte ſich,
Auf ihrer hundert ſeinen Mann zu treffen —
Jezt Schütze triff, und fehle nicht das Ziel!

Rudolph der Harras.

Gott, das wird ernſthaft — Falle nieder Knabe,
Es gilt, und fleh den Landvogt um dein Leben.

Walther Fürſt.

(bei Seite zu Melchthal, der kaum ſeine Ungeduld bezwingt)
Haltet *an euch*, ich fleh euch drum, bleibt ruhig.

Bertha (zum Landvogt)

Laßt es genug ſeyn Herr! Unmenſchlich iſts,
Mit eines Vaters Angſt alſo zu ſpielen.
Wenn dieſer arme Mann auch Leib und Leben
Verwirkt durch ſeine leichte Schuld, bei Gott!
Er hätte jezt zehnfachen Tod empfunden.
Entlaßt ihn ungekränkt in ſeine Hütte,
Er hat euch kennen lernen, dieſer Stunde
Wird er und ſeine Kindeskinder denken.

Geßler.

Oefnet die Gaſſe — Friſch! Was zauderſt du?
Dein Leben iſt verwirkt, ich kann dich tödten,
Und ſieh, ich lege gnädig dein Geſchick

In deine eigne kunſtgeübte Hand.
Der kann nicht klagen über harten Spruch,
Den man zum Meiſter ſeines Schickſals macht.
Du rühmſt dich deines ſichern Blicks! Wohlan!
Hier gilt es, Schütze, deine Kunſt zu zeigen,
Das Ziel iſt würdig und der Preiß iſt groß!
Das Schwarze treffen in der Scheibe, das
Kann auch ein andrer, der iſt mir der Meiſter,
Der ſeiner Kunſt gewiß iſt überal,
Dems Herz nicht in die Hand tritt noch ins Auge.

Walther Fürſt.
(wirft ſich vor ihm nieder)
Herr Landvogt, wir erkennen eure Hoheit,
Doch laſſet Gnad vor Recht ergehen, nehmt
Die Hälfte meiner Haabe, nehmt ſie ganz,
Nur dieſes Gräßliche erlaſſet einem Vater!

Walther Tell.
Großvater, knie nicht vor dem falſchen Mann!
Sagt, wo ich hinſtehn ſoll, ich fürcht mich nicht,
Der Vater trift den Vogel ja im Flug,
Er wird nicht fehlen auf das Herz des Kindes.

Stauffacher.
Herr Landvogt, rührt euch nicht des Kindes Unſchuld?

Röſſelmann.
O denket, daß ein Gott im Himmel iſt,
Dem ihr müßt Rede ſtehn für eure Thaten.

Geßler (zeigt auf den Knaben)
Man bind ihn an die Linde dort!

Walther Tell.

Mich binden!
Nein, ich will nicht gebunden ſeyn. Ich will
Still halten, wie ein Lamm und auch nicht athmen.
Wenn ihr mich bindet, nein, ſo kann ichs nicht,
So werd' ich toben gegen meine Bande.

Rudolph der Harras.

Die Augen nur laß dir verbinden, Knabe.

Walther Tell.

Warum die Augen? Denket ihr, ich fürchte
Den Pfeil von Vaters Hand? Ich will ihn feſt
Erwarten, und nicht zucken mit den Wimpern.
— Friſch Vater, zeigs, daß du ein Schütze biſt,
Er glaubt dirs nicht, er denkt uns zu verderben —
Dem Wüthrich zum Verdruße, ſchieß und triff.
(er geht an die Linde, man legt ihm den Apfel auf)

Melchthal (zu den Landleuten)

Was? Soll der Frevel ſich vor unſern Augen
Vollenden? Wozu haben wir geſchworen?

Stauffacher

Es iſt umſonſt. Wir haben keine Waffen,
Ihr ſeht den Wald von Lanzen um uns her.

Melchthal.

O hätten wir's mit friſcher That vollendet,
Verzeih's Gott denen, die zum Aufſchub riethen!

Geßler (zu Tell).

Ans Werk! Man führt die Waffen nicht vergebens.
Gefährlich iſt's, ein Mordgewehr zu tragen,

Und auf den Schützen ſpringt der Pfeil zurück.
Dieß ſtolze Recht, das ſich der Bauer nimmt,
Beleidiget den höchſten Herrn des Landes.
Gewaffnet ſey Niemand, als wer gebietet.
Freut's euch, den Pfeil zu führen und den Bogen,
Wohl, ſo will ich das Ziel euch dazu geben.

Tell.

(ſpannt die Armbruſt und legt den Pfeil auf)

Oeffnet die Gaſſe! Platz!

Stauffacher.

Was Tell? Ihr wolltet — Nimmermehr — Ihr zittert,
Die Hand erbebt euch, eure Kniee wanken —

Tell (läßt die Armbruſt ſinken).

Mir ſchwimmt es vor den Augen!

Weiber.

Gott im Himmel!

Tell (zum Landvogt).

Erlaſſet mir den Schuß. Hier iſt mein Herz!
(er reißt die Bruſt auf)
Ruft eure Reiſigen und ſtoßt mich nieder.

Geßler.

Ich will dein Leben nicht, ich will den Schuß.
— Du kannſt ja alles, Tell, an nichts verzagſt du,
Das Steuerruder führſt du wie den Bogen,
Dich ſchreckt kein Sturm, wenn es zu retten gilt,
Jetzt Retter hilf dir ſelbſt — du retteſt alle!

(Tell ſteht in fürchterlichem Kampf, mit den Händen zuckend, und die rollenden Augen bald auf den Landvogt, bald zum Himmel

Himmel gerichtet — Plötzlich greift er in ſeinen Köcher, nimmt einen zweyten Pfeil heraus und ſteckt ihn in ſeinen Goller. Der Landvogt bemerkt alle dieſe Bewegungen.)

Walther Tell (unter der Linde).

Vater ſchieß zu, ich fürcht' mich nicht.

Tell.

Es muß!

(er rafft ſich zuſammen und legt an)

Rudenz.

(der die ganze Zeit über in der heftigſten Spannung geſtanden und mit Gewalt an ſich gehalten, tritt hervor)

Herr Landvogt, weiter werdet ihr's nicht treiben,
Ihr werdet *nicht* — Es war nur eine Prüfung —
Den Zweck habt ihr erreicht — Zu weit getrieben
Verfehlt die Strenge ihres weiſen Zwecks,
Und allzuſtraff geſpannt zerſpringt der Bogen.

Geßler.

Ihr ſchweigt, bis man euch aufruft.

Rudenz.

Ich *will* reden,
Ich darf's, des Königs Ehre iſt mir heilig,
Doch ſolches Regiment muß Haß erwerben.
Das iſt des Königs Wille nicht — Ich darf's
Behaupten — Solche Grauſamkeit verdient
Mein Volk nicht, dazu habt ihr keine Vollmacht.

Geßler.

Ha, ihr erkühnt euch!

Rudenz.

Ich hab' ſtill geſchwiegen
Zu allen ſchweren Thaten, die ich ſah,
Mein ſehend Auge hab' ich zugeſchloſſen,
Mein überſchwellend und empörtes Herz
Hab' ich hinabgedrückt in meinen Buſen.
Doch länger ſchweigen wär' Verrath zugleich
An meinem Vaterland und an dem Kaiſer.

Bertha.

(wirft ſich zwiſchen ihn und den Landvogt)

O Gott, ihr reizt den Wüthenden noch mehr.

Rudenz.

Mein Volk verließ ich, meinen Blutsverwandten
Entſagt' ich, alle Bande der Natur
Zerriß ich, um an euch mich anzuſchließen —
Das Beſte aller glaubt' ich zu befördern,
Da ich des Kaiſers Macht beveſtigte —
Die Binde fällt von meinen Augen — Schaudernd
Seh' ich an einen Abgrund mich geführt —
Mein freyes Urtheil habt ihr irr geleitet,
Mein redlich Herz verführt — Ich war daran,
Mein Volk in beſter Meinung zu verderben.

Geßler.

Verwegner, dieſe Sprache deinem Herrn?

Rudenz.

Der Kaiſer iſt mein Herr, nicht ihr — Frey bin ich
Wie ihr gebohren, und ich meſſe mich
Mit euch in jeder ritterlichen Tugend.

Und ſtändet ihr nicht hier in Kaiſers Nahmen,
Den ich verehre, ſelbſt wo man ihn ſchändet,
Den Handſchuh würf' ich vor euch hin, ihr ſolltet
Nach ritterlichem Brauch mir Antwort geben.
— Ja winkt nur euren Reiſigen — Ich ſtehe
Nicht wehrlos da, wie die —

(auf das Volk zeigend)

Ich hab' ein Schwert,
Und wer mir naht —

Stauffacher (ruft).

Der Apfel iſt gefallen!

(Indem ſich alle nach dieſer Seite gewendet und Bertha zwiſchen Rudenz und den Landvogt ſich geworfen, hat Tell den Pfeil abgedrückt)

Röſſelmann.

Der Knabe lebt!

Viele Stimmen.

Der Apfel iſt getroffen!

(Walther Fürſt ſchwankt und droht zu ſinken, Bertha hält ihn)

Geßler (erſtaunt).

Er hat geſchoſſen? Wie? der Raſende!

Bertha.

Der Knabe lebt! kommt zu euch, guter Vater!

Walther Tell (kommt mit dem Apfel geſprungen).

Vater, hier iſt der Apfel — Wußt' ich's ja,
Du würdeſt deinen Knaben nicht verletzen.

Tell.

(ſtand mit vorgebogenem Leib, als wollt' er dem Pfeil folgen — die Armbruſt entſinkt ſeiner Hand — wie er den Knaben kommen ſieht, eilt er ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen, und hebt ihn mit heftiger Inbrunſt zu ſeinem Herzen hinauf, in dieſer Stellung ſinkt er kraftlos zuſammen. Alle ſtehen gerührt)

Bertha.

O güt'ger Himmel!

Walther Fürſt (zu Vater und Sohn).

Kinder! meine Kinder!

Stauffacher.

Gott ſey gelobt!

Leuthold.

Das war ein Schuß! Davon
Wird man noch reden in den ſpätſten Zeiten.

Rudolph der Harras.

Erzählen wird man von dem Schützen Tell,
Solang die Berge ſtehn auf ihrem Grunde.
(reicht dem Landvogt den Apfel)

Geßler.

Bey Gott! der Apfel mitten durch geſchoſſen!
Es war ein Meiſterſchuß, ich muß ihn loben.

Röſſelmann.

Der Schuß war gut, doch wehe dem, der ihn
Dazu getrieben, daß er Gott verſuchte.

Stauffacher.

Kommt zu euch, Tell, ſteht auf, ihr habt euch männlich
Gelößt, und frey könnt ihr nach Hauſe gehen.

Röſſelmann.

Kommt, kommt und bringt der Mutter ihren Sohn.
(ſie wollen ihn wegführen)

Geßler.

Tell, höre!

Tell (kommt zurück).

Was befiehlt ihr, Herr?

Geßler.

Du ſteckteſt
Noch einen zweyten Pfeil zu dir — Ja, ja,
Ich ſah es wohl — Was meinteſt du damit?

Tell (verlegen).

Herr, das iſt alſo bräuchlich bey den Schützen.

Geßler.

Nein Tell, die Antwort laß ich dir nicht gelten,
Es wird was anders wohl bedeutet haben.
Sag mir die Wahrheit friſch und fröhlich, Tell,
Was es auch ſey, dein Leben ſichr' ich dir.
Wozu der zweyte Pfeil?

Tell.

Wohlan, o Herr,
Weil ihr mich meines Lebens habt geſichert,
So will ich euch die Wahrheit gründlich ſagen.
(er zieht den Pfeil aus dem Goller und ſieht den Landvogt mit einem furchtbaren Blick an)
Mit dieſem zweyten Pfeil durchſchoß ich — Euch,
Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte,
Und Euer — wahrlich! hätt' ich nicht gefehlt.

Geßler.

Wohl, Tell! Des Lebens hab' ich dich geſichert,
Ich gab mein Ritterwort, das will ich halten —

Doch weil ich deinen böſen Sinn erkannt,
Will ich dich führen laſſen und verwahren,
Wo weder Mond noch Sonne dich beſcheint,
Damit ich ſicher ſey vor deinen Pfeilen.
Ergreift ihn, Knechte! Bindet ihn!

(Tell wird gebunden)

Stauffacher.

Wie, Herr?
So könntet ihr an einem Manne handeln,
An dem ſich Gottes Hand ſichtbar verkündigt?

Geßler.

Laß ſehn, ob ſie ihn zweymal retten wird.
— Man bring' ihn auf mein Schiff, ich folge nach
Sogleich, ich ſelbſt will ihn nach Küßnacht führen.

Röſſelmann.

Das dürft ihr nicht, das darf der Kaiſer nicht,
Das widerſtreitet unſern Freyheitsbriefen!

Geßler.

Wo ſind ſie? Hat der Kaiſer ſie beſtätigt?
Er hat ſie nicht beſtätigt — Dieſe Gunſt
Muß erſt erworben werden durch Gehorſam.
Rebellen ſeyd ihr alle gegen Kaiſers
Gericht und nährt verwegene Empörung.
Ich kenn' euch alle — ich durchſchau euch ganz —
Den nehm' ich jetzt heraus aus eurer Mitte,
Doch alle ſeyd ihr theilhaft ſeiner Schuld,
Wer klug iſt, lerne ſchweigen und gehorchen.

(er entfernt ſich, Bertha, Rudenz, Harras und Knechte folgen.
Frieſhardt und Leuthold bleiben zurück)

Walther Fürſt (in heftigem Schmerz).
Es iſt vorbey, er hat's beſchloſſen, mich
Mit meinem ganzen Hauſe zu verderben!

Stauffacher (zum Tell).
O warum mußtet ihr den Wüthrich reizen!

Tell.
Bezwinge ſich, wer meinen Schmerz gefühlt!

Stauffacher.
O nun iſt alles, alles hin! Mit euch
Sind wir gefeſſelt alle und gebunden!

Landleute (umringen den Tell).
Mit euch geht unſer letzter Troſt dahin!

Leuthold (nähert ſich).
Tell, es erbarmt mich — doch ich muß gehorchen.

Tell.
Lebt wohl!

Walther Tell.
(ſich mit heftigem Schmerz an ihn ſchmiegend)
O Vater! Vater! Lieber Vater!

Tell.
(hebt die Arme zum Himmel)
Dort droben iſt dein Vater! den ruf' an!

Stauffacher.
Tell, ſag' ich eurem Weibe nichts von euch?

Tell.
(hebt den Knaben mit Inbrunſt an ſeine Bruſt)
Der Knab' iſt unverletzt, mir wird Gott helfen.
(reißt ſich ſchnell los und folgt den Waffenknechten)

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

Oeſtliches Ufer des Vierwaldſtätterſees, die ſeltſam geſtalteten ſchroffen Felſen im Weſten ſchließen den Proſpekt. Der See iſt bewegt, heftiges Rauſchen und Toſen, dazwiſchen Blitze und Donnerſchläge.

Kunz von Gerſau. Fiſcher und Fiſcherknabe.

Kunz.

Ich ſah's mit Augen an, ihr könnt mir's glauben,
'S iſt alles ſo geſchehn, wie ich euch ſagte.

Fiſcher.

Der Tell gefangen abgeführt nach Küßnacht,
Der beſte Mann im Land, der bravſte Arm,
Wenn's einmal gelten ſollte für die Freyheit.

Kunz.

Der Landvogt führt ihn ſelbſt den See herauf,
Sie waren eben dran ſich einzuſchiffen,

Als ich von Flüelen abfuhr, doch der Sturm,
Der eben jetzt im Anzug iſt, und der
Auch mich gezwungen, eilends hier zu landen,
Mag ihre Abfahrt wohl verhindert haben.

Fiſcher.

Der Tell in Feſſeln, in des Vogts Gewalt!
O glaubt, er wird ihn tief genug vergraben,
Daß er des Tages Licht nicht wieder ſieht!
Denn fürchten muß er die gerechte Rache
Des freyen Mannes, den er ſchwer gereizt!

Kunz.

Der Altlandammann auch, der edle Herr
Von Attinghauſen, ſagt man, lieg' am Tode.

Fiſcher.

So bricht der letzte Anker unſrer Hofnung!
Der war es noch allein, der ſeine Stimme
Erheben durfte für des Volkes Rechte!

Kunz.

Der Sturm nimmt überhand. Gehabt euch wohl,
Ich nehme Herberg in dem Dorf, denn heut
Iſt doch an keine Abfahrt mehr zu denken.

(geht ab.)

Fiſcher.

Der Tell gefangen und der Freyherr todt!
Erheb' die freche Stirne, Tyranney,
Wirf alle Schaam hinweg, der Mund der Wahrheit
Iſt ſtumm, das ſeh'nde Auge iſt geblendet,
Der Arm, der retten ſollte, iſt gefeſſelt!

Knabe.

Es hagelt ſchwer, kommt in die Hütte, Vater,
Es iſt nicht kommlich, hier im Freyen hauſen.

Fiſcher.

Raſet ihr Winde, flammt herab ihr Blitze,
Ihr Wolken berſtet, gießt herunter, Ströme
Des Himmels, und erſäuft das Land! Zerſtört
Im Keim die ungebohrenen Geſchlechter!
Ihr wilden Elemente werdet Herr,
Ihr Bären kommt, ihr alten Wölfe wieder
Der großen Wüſte, euch gehört das Land,
Wer wird hier leben wollen ohne Freyheit!

Knabe.

Hört, wie der Abgrund toſt, der Wirbel brüllt,
So hat's noch nie geraſt in dieſem Schlunde!

Fiſcher.

Zu zielen auf des eignen Kindes Haupt,
Solches ward keinem Vater noch geboten!
Und die Natur ſoll nicht in wildem Grimm
Sich drob empören — O mich ſoll's nicht wundern,
Wenn ſich die Felſen bücken in den See,
Wenn jene Zacken, jene Eiſesthürme,
Die nie aufthauten ſeit dem Schöpfungstag,
Von ihren hohen Kulmen niederſchmelzen,
Wenn die Berge brechen, wenn die alten Klüfte
Einſtürzen, eine zweyte Sündfluth alle
Wohnſtätten der Lebendigen verſchlingt!

(man hört läuten)

Knabe.

Hört ihr, ſie läuten droben auf dem Berg,
Gewiß hat man ein Schiff in Noth geſehn,
Und zieht die Glocke, daß gebetet werde.

(ſteigt auf eine Anhöhe)

Fiſcher.

Wehe dem Fahrzeug, das jetzt unterwegs,
In dieſer furchtbarn Wiege wird gewiegt!
Hier iſt das Steuer unnütz und der Steurer,
Der Sturm iſt Meiſter, Wind und Welle ſpielen
Ball mit dem Menſchen — Da iſt nah' und fern
Kein Buſen, der ihm freundlich Schutz gewährte!
Handlos und ſchroff anſteigend ſtarren ihm
Die Felſen, die unwirthlichen, entgegen,
Und weiſen ihm nur ihre ſteinern ſchroffe Bruſt.

Knabe (deutet links).

Vater, ein Schiff, es kommt von Flüelen her.

Fiſcher.

Gott helf den armen Leuten! Wenn der Sturm
In dieſer Waſſerkluft ſich erſt verfangen,
Dann raßt er um ſich mit des Raubthiers Angſt,
Das an des Gitters Eiſenſtäbe ſchlägt,
Die Pforte ſucht er heulend ſich vergebens,
Denn ringsum ſchränken ihn die Felſen ein,
Die himmelhoch den engen Paß vermauren.

(er ſteigt auf die Anhöhe)

Knabe.

Es iſt das Herrenſchiff von Uri, Vater,
Ich kenn's am rothen Dach und an der Fahne.

Fiſcher.

Gerichte Gottes! Ja, er iſt es ſelbſt,
Der Landvogt, der da fährt — Dort ſchifft er hin,
Und führt im Schiffe ſein Verbrechen mit!
Schnell hat der Arm des Rächers ihn gefunden,
Jetzt kennt er über ſich den ſtärkern Herrn,
Dieſe Wellen geben nicht auf ſeine Stimme,
Dieſe Felſen bücken ihre Häupter nicht
Vor ſeinem Hute — Knabe, bete nicht,
Greif nicht dem Richter in den Arm!

Knabe.

Ich bete für den Landvogt nicht — Ich bete
Für den Tell, der auf dem Schiff ſich mit befindet.

Fiſcher.

O Unvernunft des blinden Elements!
Mußt du, um Einen Schuldigen zu treffen,
Das Schiff mit ſammt dem Steuermann verderben!

Knabe.

Sieh, ſieh, ſie waren glücklich ſchon vorbey
Am Buggisgrat, doch die Gewalt des Sturms,
Der von dem Teufelsmünſter widerprallt,
Wirft ſie zum großen Axenberg zurück.
— Ich ſeh' ſie nicht mehr.

Fiſcher.

Dort iſt das Hakmeſſer,

Wo ſchon der Schiffe mehrere gebrochen.
Wenn ſie nicht weislich dort vorüberlenken,
So wird das Schiff zerſchmettert an der Fluh,
Die ſich gähſtrotzig abſenkt in die Tiefe.
— Sie haben einen guten Steuermann
Am Bord, könnt' Einer retten, wär's der Tell,
Doch dem ſind Arm' und Hände ja gefeſſelt.

Wilhelm Tell (mit der Armbruſt).

(Er kommt mit raſchen Schritten, blickt erſtaunt umher, und zeigt die heftigſte Bewegung. Wenn er mitten auf der Scene iſt, wirft er ſich nieder, die Hände zu der Erde und dann zum Himmel ausbreitend)

Knabe (bemerkt ihn).

Sieh, Vater, wer der Mann iſt, der dort kniet?

Fiſcher.

Er faßt die Erde an mit ſeinen Händen,
Und ſcheint wie auſſer ſich zu ſeyn.

Knabe (kommt vorwärts).

Was ſeh' ich! Vater! Vater, kommt und ſeht!

Fiſcher (nähert ſich).

Wer iſt es? — Gott im Himmel! Was! der Tell?
Wie kommt ihr hieher? Redet!

Knabe.

Wart ihr nicht
Dort auf dem Schiff gefangen und gebunden?

Fiſcher.

Ihr wurdet nicht nach Küßnacht abgeführt?

Tell (ſteht auf).

Ich bin befreyt.

Fiſcher und Knabe.

Befreyt! O Wunder Gottes!

Knabe.

Wo kommt ihr her?

Tell.

Dort aus dem Schiffe.

Fiſcher.

Was?

Knabe (zugleich).

Wo iſt der Landvogt?

Tell.

Auf den Wellen treibt er.

Fiſcher.

Iſt's möglich? Aber Ihr? Wie ſeyd ihr hier?
Seyd euren Banden und dem Sturm entkommen.

Tell.

Durch Gottes gnäd'ge Fürſehung — Hört an!

Fiſcher und Knabe.

O redet, redet!

Tell.

Was in Altorf ſich
Begeben, wißt ihr's?

Fiſcher.

Alles weiß ich, redet!

Tell.

Daß mich der Landvogt fahen ließ und binden,
Nach ſeiner Burg zu Küßnacht wollte führen.

Fiſcher.

Und ſich mit euch zu Flüelen eingeſchifft?
Wir wiſſen alles, ſprecht, wie ihr entkommen?

Tell.

Ich lag im Schiff, mit Stricken feſt gebunden,
Wehrlos, ein aufgegebner Mann — nicht hofft' ich,
Das frohe Licht der Sonne mehr zu ſehn,
Der Gattinn und der Kinder liebes Antliz,
Und troſtlos blickt' ich in die Waſſerwüſte —

Fiſcher.

O armer Mann!

Tell.

So fuhren wir dahin,
Der Vogt, Rudolph der Harras und die Knechte.
Mein Köcher aber mit der Armbruſt lag
Am hintern Granſen bey dem Steuerruder.
Und als wir an die Ecke jetzt gelangt
Beym kleinen Axen, da verhängt' es Gott,
Daß ſolch ein grauſam mördriſch Ungewitter
Gählings herfürbrach aus des Gotthardts Schlünden,
Daß allen Ruderern das Herz entſank,
Und meinten alle, elend zu ertrinken.
Da hört' ich's, wie der Diener einer ſich
Zum Landvogt wendet' und die Worte ſprach:
Ihr ſehet Eure Noth und unſre, Herr,

Und daß wir all' am Rand des Todes ſchweben —
Die Steuerleute aber wiſſen ſich
Für großer Furcht nicht Rath und ſind des Fahrens
Nicht wohl berichtet — Nun aber iſt der Tell
Ein ſtarker Mann und weiß ein Schiff zu ſteuern,
Wie, wenn wir ſein jetzt brauchten in der Noth?
Da ſprach der Vogt zu mir: Tell, wenn du dir's
Getrauteſt, uns zu helfen aus dem Sturm,
So möcht' ich dich der Bande wohl entled'gen.
Ich aber ſprach: Ja, Herr, mit Gottes Hülfe
Getrau' ich mir's, und helf' uns wohl hiedannen.
So ward ich meiner Bande los und ſtand
Am Steuerruder und fuhr redlich hin.
Doch ſchielt' ich ſeitwärts, wo mein Schießzeug lag,
Und an dem Ufer merkt' ich ſcharf umher,
Wo ſich ein Vortheil aufthät zum Entſpringen.
Und wie ich eines Felſenriffs gewahre,
Das abgeplattet vorſprang in den See —

Fiſcher.

Ich kenn's, es iſt am Fuß des großen Axen,
Doch nicht für möglich acht' ich's — ſo gar ſteil
Geht's an — vom Schiff es ſpringend abzureichen —

Tell.

Schrie ich den Knechten, handlich zuzugehn,
Bis daß wir vor die Felſenplatte kämen,
Dort, rief ich, ſey das Aergſte überſtanden —
Und als wir ſie friſchrudernd bald erreicht,

Fleh'

Fleh' ich die Gnade Gottes an, und drücke,
Mit allen Leibeskräften angeſtemmt,
Den hintern Granſen an die Felswand hin,
Jetzt ſchnell mein Schießzeug faſſend, ſchwing' ich ſelbſt
Hochſpringend auf die Platte mich hinauf,
Und mit gewalt'gem Fußſtoß hinter mich
Schleudr' ich das Schifflein in den Schlund der Waſſer —
Dort mag's, wie Gott will, auf den Wellen treiben!
So bin ich hier, gerettet aus des Sturms
Gewalt und aus der ſchlimmeren der Menſchen.

Fiſcher.

Tell, Tell, ein ſichtbar Wunder hat der Herr
An euch gethan, kaum glaub' ich's meinen Sinnen —
Doch ſaget! Wo gedenket ihr jetzt hin,
Denn Sicherheit iſt nicht für euch, wofern
Der Landvogt lebend dieſem Sturm entkommt.

Tell.

Ich hört' ihn ſagen, da ich noch im Schiff
Gebunden lag, er wollt' bey Brunnen landen,
Und über Schwytz nach ſeiner Burg mich führen.

Fiſcher.

Will er den Weg dahin zu Lande nehmen?

Tell.

Er denkt's.

Fiſcher.

O ſo verbergt euch ohne Säumen,
Nicht zweymal hilft euch Gott aus ſeiner Hand.

Tell.

Nennt mir den nächſten Weg nach Arth und Küßnacht.

Fiſcher.

Die offne Straße zieht ſich über Steinen,
Doch einen kürzern Weg und heimlichern
Kann euch mein Knabe über Lowerz führen.

Tell (giebt ihm die Hand).

Gott lohn' euch eure Guthat. Lebet wohl.
(geht und kehrt wieder um)
— Habt ihr nicht auch im Rütli mit geſchworen?
Mir däucht, man nannt' euch mir —

Fiſcher.

Ich war dabey,
Und hab' den Eid des Bundes mit beſchworen.

Tell.

So eilt nach Bürglen, thut die Lieb' mir an,
Mein Weib verzagt um mich, verkündet ihr,
Daß ich gerettet ſey und wohl geborgen.

Fiſcher.

Doch wohin ſag' ich ihr, daß ihr geflohn?

Tell.

Ihr werdet meinen Schwäher bey ihr finden
Und andre, die im Rütli mit geſchworen —
Sie ſollen wacker ſeyn und gutes Muths,
Der Tell ſey frey und ſeines Armes mächtig,
Bald werden ſie ein weitres von mir hören.

Fiſcher.

Was habt ihr im Gemüth? Entdeckt mir's frey.

Tell.

Iſt es gethan, wird's auch zur Rede kommen.

(geht ab)

Fiſcher.

Zeig ihm den Weg, Jenny — Gott ſteh ihm bey!
Er führt's zum Ziel, was er auch unternommen.

(geht ab.)

Zweyte Scene.

Edelhof zu Attinghauſen.

Der **Freyherr**, in einem Armſeſſel, ſterbend. **Walther Fürſt**, **Stauffacher**, **Melchthal** und **Baumgarten** um ihn beſchäftigt. **Walther Tell** knieend vor dem Sterbenden.

Walther Fürſt.

Es iſt vorbey mit ihm, er iſt hinüber.

Stauffacher.

Er liegt nicht wie ein Todter — Seht, die Feder
Auf ſeinen Lippen regt ſich! Ruhig iſt
Sein Schlaf und friedlich lächeln ſeine Züge.

(Baumgarten geht an die Thüre und ſpricht mit jemand)

Walther Fürſt (zu Baumgarten).

Wer iſt's?

Baumgarten (kommt zurück).)

Es iſt Frau Hedwig, eure Tochter,
Sie will euch ſprechen, will den Knaben ſehn.

(Walther Tell richtet ſich auf)

Walther Fürſt.

Kann ich ſie tröſten? Hab' ich ſelber Troſt?
Häuft alles Leiden ſich auf meinem Haupt?

Hedwig (hereindringend).

Wo iſt mein Kind? Laßt mich, ich muß es ſehn —

Stauffacher.

Faßt euch, bedenkt, daß ihr im Haus des Todes —

Hedwig (ſtürzt auf den Knaben).

Mein Wälty! O er lebt mir.

Walther Tell (hängt an ihr).

Arme Mutter!

Hedwig.

Iſt's auch gewiß? Biſt du mir unverletzt?
(betrachtet ihn mit ängſtlicher Sorgfalt)
Und es iſt möglich? Konnt' er auf dich zielen?
Wie konnt' er's? O er hat kein Herz — Er konnte
Den Pfeil abdrücken auf ſein eignes Kind!

Walther Fürſt.

Er that's mit Angſt, mit ſchmerzzerriſſner Seele,
Gezwungen that er's, denn es galt das Leben.

Hedwig.

O hätt' er eines Vaters Herz, eh er's
Gethan, er wäre tauſendmal geſtorben!

Stauffacher.

Ihr ſolltet Gottes gnäd'ge Schickung preiſen,
Die es ſo gut gelenkt —

Hedwig.

Kann ich vergeſſen,
Wie's hätte kommen können — Gott des Himmels!

Und lebt' ich achtzig Jahr — Ich ſeh' den Knaben ewig
Gebunden ſtehn, den Vater auf ihn zielen
Und ewig fliegt der Pfeil mir in das Herz.

Melchthal.

Frau, wüßtet ihr, wie ihn der Vogt gereizt!

Hedwig.

O rohes Herz der Männer! Wenn ihr Stolz
Beleidigt wird, dann achten ſie nichts mehr,
Sie ſetzen in der blinden Wuth des Spiels
Das Haupt des Kindes und das Herz der Mutter!

Baumgarten.

Iſt eures Mannes Loos nicht hart genug,
Daß ihr mit ſchwerem Tadel ihn noch kränkt?
Für ſeine Leiden habt ihr kein Gefühl?

Hedwig.

(kehrt ſich nach ihm um und ſieht ihn mit einem großen Blick an)
Haſt Du nur Thränen für des Freundes Unglück?
— Wo waret ihr, da man den Trefflichen
In Bande ſchlug? Wo war da eure Hülfe?
Ihr ſahet zu, ihr ließt das Gräßliche geſchehn,
Geduldig littet ihr's, daß man den Freund
Aus eurer Mitte führte — Hat der Tell
Auch ſo an Euch gehandelt? Stand er auch
Bedaurend da, als hinter dir die Reiter
Des Landvogts drangen, als der wüth'ge See
Vor dir erbrauſte? Nicht mit müß'gen Thränen
Beklagt' er dich, in den Nachen ſprang er, Weib
Und Kind vergaß er und befreyte dich —

Walther Fürſt.

Was konnten wir zu ſeiner Rettung wagen,
Die kleine Zahl, die unbewaffnet war!

Hedwig (wirft ſich an ſeine Bruſt).

O Vater! Und auch du haſt ihn verloren!
Das Land, wir alle haben ihn verloren!
Uns allen fehlt er, ach! wir fehlen ihm!
Gott rette ſeine Seele vor Verzweiflung.
Zu ihm hinab ins öde Burgverließ
Dringt keines Freundes Troſt — Wenn er erkrankte!
Ach, in des Kerkers feuchter Finſterniß
Muß er erkranken — Wie die Alpenroſe
Bleicht und verkümmert in der Sumpfesluft,
So iſt für Ihn kein Leben als im Licht
Der Sonne, in dem Balſamſtrom der Lüfte.
Gefangen! Er! Sein Athem iſt die Freyheit,
Er kann nicht leben in dem Hauch der Grüfte.

Stauffacher.

Beruhigt euch. Wir alle wollen handeln,
Um ſeinen Kerker aufzuthun.

Hedwig.

Was könnt *ihr* ſchaffen ohne ihn? — Solang
Der Tell noch frey war, ja *da* war noch Hofnung,
Da hatte noch die Unſchuld einen Freund,
Da hatte einen Helfer der Verfolgte,
Euch alle rettete der Tell — Ihr alle
Zuſammen könnt nicht *ſeine* Feſſeln löſen!

(der Freyherr erwacht)

Baumgarten.

Er regt ſich, ſtill!

Attinghauſen (ſich aufrichtend).

Wo iſt er?

Stauffacher.

Wer?

Attinghauſen.

Er fehlt mir,
Verläßt mich in dem letzten Augenblick!

Stauffacher.

Er meint den Junker — Schickte man nach ihm?

Walther Fürſt.

Es iſt nach ihm geſendet — Tröſtet euch!
Er hat ſein Herz gefunden, er iſt unſer.

Attinghauſen.

Hat er geſprochen für ſein Vaterland?

Stauffacher.

Mit Heldenkühnheit.

Attinghauſen.

Warum kommt er nicht,
Um meinen letzten Segen zu empfangen?
Ich fühle, daß es ſchleunig mit mir endet.

Stauffacher.

Nicht alſo, edler Herr! Der kurze Schlaf
Hat euch erquickt, und hell iſt euer Blick.

Attinghauſen.

Der Schmerz iſt Leben, er verließ mich auch, Das Leiden iſt, ſo wie die Hofnung, aus.

(er bemerkt den Knaben)

Wer iſt der Knabe?

Walther Fürſt.

Segnet ihn, o Herr!

Er iſt mein Enkel und iſt vaterlos.

(Hedwig ſinkt mit dem Knaben vor dem Sterbenden nieder)

Attinghauſen.

Und vaterlos laß ich euch alle, alle
Zurück — Weh mir, daß meine letzten Blicke
Den Untergang des Vaterlands geſehn!
Mußt' ich des Lebens höchſtes Maaß erreichen,
Um ganz mit allen Hofnungen zu ſterben!

Stauffacher (zu Walther Fürſt).

Soll er in dieſem finſtern Kummer ſcheiden?
Erhellen wir ihm nicht die letzte Stunde
Mit ſchönem Strahl der Hofnung? — Edler Freyherr!
Erhebet euren Geiſt! Wir ſind nicht ganz
Verlaſſen, ſind nicht rettungslos verloren.

Attinghauſen.

Wer ſoll euch retten?

Walther Fürſt.

Wir uns ſelbſt. Vernehmt!

Es haben die drey Lande ſich das Wort
Gegeben, die Tyrannen zu verjagen.
Geſchloſſen iſt der Bund, ein heil'ger Schwur
Verbindet uns. Es wird gehandelt werden,

Eh noch das Jahr den neuen Kreis beginnt,
Euer Staub wird ruhn in einem freyen Lande.

Attinghauſen.

O ſagt mir! Geſchloſſen iſt der Bund?

Melchthal.

Am gleichen Tage werden alle drey
Waldſtätte ſich erheben. Alles iſt
Bereit, und das Geheimniß wohlbewahrt
Bis jetzt, obgleich viel Hunderte es theilen.
Hohl iſt der Boden unter den Tyrannen,
Die Tage ihrer Herrſchaft ſind gezählt,
Und bald iſt ihre Spur nicht mehr zu finden.

Attinghauſen.

Die feſten Burgen aber in den Landen?

Melchthal.

Sie fallen alle an dem gleichen Tag.

Attinghauſen.

Und ſind die Edeln dieſes Bunds theilhaftig?

Stauffacher.

Wir harren ihres Beyſtands, wenn es gilt,
Jetzt aber hat der Landmann nur geſchworen.

Attinghauſen.

(richtet ſich langſam in die Höhe, mit großem Erſtaunen)

Hat ſich der Landmann ſolcher That verwogen,
Aus eignem Mittel ohne Hülf' der Edeln,
Hat er der eignen Kraft ſoviel vertraut —
Ja, dann bedarf es unſerer nicht mehr,
Getröſtet können wir zu Grabe ſteigen,

Es lebt nach uns — durch andre Kräfte will
Das Herrliche der Menſchheit ſich erhalten.
(er legt ſeine Hand auf das Haupt des Kindes, das vor ihm auf den Knieen liegt)
Aus dieſem Haupte, wo der Apfel lag,
Wird euch die neue beßre Freyheit grünen,
Das Alte ſtürzt, es ändert ſich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Stauffacher (zu Walther Fürſt).

Seht, welcher Glanz ſich um ſein Aug' ergießt!
Das iſt nicht das Erlöſchen der Natur,
Das iſt der Strahl ſchon eines neuen Lebens.

Attinghauſen.

Der Adel ſteigt von ſeinen alten Burgen,
Und ſchwört den Städten ſeinen Bürgereid,
Im Uechtland ſchon, im Thurgau hat's begonnen,
Die edle Bern erhebt ihr herrſchend Haupt,
Freyburg iſt eine ſichre Burg der Freyen,
Die rege Zürich waffnet ihre Zünfte
Zum kriegeriſchen Heer — Es bricht die Macht
Der Könige ſich an ihren ew'gen Wällen —
(er ſpricht das folgende mit dem Ton eines Sehers — ſeine Rede ſteigt bis zur Begeiſterung)
Die Fürſten ſeh' ich und die edeln Herrn
In Harniſchen herangezogen kommen,
Ein harmlos Volk von Hirten zu bekriegen.
Auf Tod und Leben wird gekämpft und herrlich
Wird mancher Paß durch blutige Entſcheidung.

Der Landmann ſtürzt ſich mit der nakten Bruſt,
Ein freyes Opfer, in die Schaar der Lanzen,
Er bricht ſie, und des Adels Blüthe fällt,
Es hebt die Freyheit ſiegend ihre Fahne.

(Walther Fürſts und Stauffachers Hände faſſend)

Drum haltet feſt zuſammen — feſt und ewig —
Kein Ort der Freyheit ſey dem andern fremd —
Hochwachten ſtellet aus auf euren Bergen,
Daß ſich der Bund zum Bunde raſch verſammle —
Seyd einig — einig — einig —

(er fällt in das Küſſen zurück — ſeine Hände halten entſeelt noch die andern gefaßt. Fürſt und Stauffacher betrachten ihn noch eine Zeitlang ſchweigend, dann treten ſie hinweg, jeder ſeinem Schmerz überlaſſen. Unterdeſſen ſind die Knechte ſtill hereingedrungen, ſie nähern ſich mit Zeichen eines ſtillern oder heftigern Schmerzens, einige knieen bey ihm nieder und weinen auf ſeine Hand, während dieſer ſtummen Scene wird die Burgglocke geläutet)

Rudenz zu den Vorigen.

Rudenz (raſch eintretend).

Lebt er? O ſaget, kann er mich noch hören?

Walther Fürſt.

(deutet hin mit weggewandtem Geſicht)

Ihr ſeyd jetzt unſer Lehensherr und Schirmer,
Und dieſes Schloß hat einen andern Nahmen.

Rudenz.

(erblickt den Leichnam und ſteht von heftigem Schmerz ergriffen)

O güt'ger Gott — Kommt meine Reu' zu ſpät?
Konnt' er nicht wen'ge Pulſe länger leben,

Um mein geändert Herz zu ſehn?
Verachtet hab' ich ſeine treue Stimme,
Da er noch wandelte im Licht — Er iſt
Dahin, iſt fort auf immerdar, und läßt mir
Die ſchwere unbezahlte Schuld! — O ſaget!
Schied er dahin in Unmuth gegen mich?

Stauffacher.

Er hörte ſterbend noch was ihr gethan,
Und ſegnete den Muth, mit dem ihr ſpracht!

Rudenz (kniet an dem Todten nieder).

Ja heil'ge Reſte eines theuren Mannes!
Entſeelter Leichnam! Hier gelob' ich dir's
In deine kalte Todtenhand — Zerriſſen
Hab' ich auf ewig alle fremden Bande,
Zurückgegeben bin ich meinem Volk,
Ein Schweitzer bin ich und ich will es ſeyn
Von ganzer Seele — —
(aufſtehend)
Trauert um den Freund,
Den Vater aller, doch verzaget nicht!
Nicht blos ſein Erbe iſt mir zugefallen,
Es ſteigt ſein Herz, ſein Geiſt auf mich herab,
Und leiſten ſoll euch meine friſche Jugend,
Was euch ſein greiſes Alter ſchuldig blieb.
— Ehrwürd'ger Vater, gebt mir eure Hand!
Gebt mir die Eurige! Melchthal auch ihr!
Bedenkt euch nicht! O wendet euch nicht weg!
Empfanget meinen Schwur und mein Gelübde.

Walther Fürſt.

Gebt ihm die Hand. Sein wiederkehrend Herz
Verdient Vertraun.

Melchthal.

Ihr habt den Landmann nichts geachtet.
Sprecht, weſſen ſoll man ſich zu euch verſehn?

Rudenz.

O denket nicht des Irrthums meiner Jugend!

Stauffacher (zu Melchthal).

Seyd einig! war das letzte Wort des Vaters,
Gedenket deſſen!

Melchthal.

Hier iſt meine Hand!
Des Bauern Handſchlag, edler Herr, iſt auch
Ein Manneswort! Was iſt der Ritter ohne uns?
Und unſer Stand iſt älter als der eure.

Rudenz.

Ich ehr' ihn, und mein Schwert ſoll ihn beſchützen.

Melchthal.

Der Arm, Herr Freyherr, der die harte Erde
Sich unterwirft und ihren Schooß befeuchtet,
Kann auch des Mannes Bruſt beſchützen.

Rudenz.

Ihr
Sollt meine Bruſt, ich will die eure ſchützen,
So ſind wir einer durch den andern ſtark.
— Doch wozu reden, da das Vaterland
Ein Raub noch iſt der fremden Tyranney?

Wenn erſt der Boden rein iſt von dem Feind,
Dann wollen wir's in Frieden ſchon vergleichen.

(nachdem er einen Augenblick inne gehalten)

Ihr ſchweigt? Ihr habt mir nichts zu ſagen? Wie!
Verdien' ich's noch nicht, daß ihr mir vertraut?
So muß ich wider euren Willen mich
In das Geheimniß eures Bundes drängen.
— Ihr habt getagt — geſchworen auf dem Rütli —
Ich weiß — weiß alles, was ihr dort verhandelt,
Und was mir nicht von euch vertraut ward,
Ich hab's bewahrt gleich wie ein heilig Pfand.
Nie war ich meines Landes Feind, glaubt mir,
Und niemals hätt' ich gegen euch gehandelt.
— Doch übel thatet ihr, es zu verſchieben,
Die Stunde dringt und raſcher That bedarf's —
Der Tell ward ſchon das Opfer eures Säumens —

Stauffacher.

Das Chriſtfeſt abzuwarten ſchwuren wir.

Rudenz.

Ich war nicht dort, ich hab' nicht mit geſchworen.
Wartet ihr ab, ich handle.

Melchthal.

Was? Ihr wolltet —

Rudenz.

Des Landes Vätern zähl' ich mich jetzt bey,
Und meine erſte Pflicht iſt, euch zu ſchützen.

Walther Fürſt

Der Erde dieſen theuren Staub zu geben,
Iſt eure nächſte Pflicht und heiligſte.

Rudenz.

Wenn wir das Land befreit, dann legen wir
Den friſchen Kranz des Siegs ihm auf die Bahre.
— O Freunde! Eure Sache nicht allein,
Ich habe meine eigne auszufechten
Mit dem Tyrannen — Hört und wißt! Verſchwunden
Iſt meine Bertha, heimlich weggeraubt,
Mit kecker Frevelthat aus unſrer Mitte!

Stauffacher

Solcher Gewaltthat hätte der Tyrann
Wider die freye Edle ſich verwogen?

Rudenz.

O meine Freunde! Euch verſprach ich Hülfe,
Und ich zuerſt muß ſie von euch erflehn.
Geraubt, entriſſen iſt mir die Geliebte,
Wer weiß, wo ſie der Wüthende verbirgt,
Welcher Gewalt ſie frevelnd ſich erkühnen,
Ihr Herz zu zwingen zum verhaßten Band!
Verlaßt mich nicht, o helft mir ſie erretten —
Sie liebt euch, o ſie hat's verdient um's Land,
Daß alle Arme ſich für ſie bewaffnen —

Walther Fürſt

Was wollt ihr unternehmen?

Rudenz.

Weiß ichs? Ach!

In dieſer Nacht, die ihr Geſchick umhüllt,
In dieſes Zweifels ungeheurer Angſt,
Wo ich nichts feſtes zu erfaſſen weiß,
Iſt mir nur dieſes in der Seele klar:
Unter den Trümmern der Tyrannenmacht
Allein kann ſie hervor gegraben werden,
Die Veſten alle müſſen wir bezwingen,
Ob wir vielleicht in ihren Kerker dringen.

Melchthal.

Kommt, führt uns an. Wir folgen euch. Warum
Bis Morgen ſparen, was wir heut vermögen?
Frei war der Tell, als wir im Rütli ſchwuren,
Das Ungeheure war noch nicht geſchehen.
Es bringt die Zeit ein anderes Geſetz,
Wer iſt ſo feig, der jezt noch könnte zagen!

Rudenz.

(zu Stauffacher und Walther Fürſt)

Indeß bewaffnet und zum Werk bereit
Erwartet ihr der Berge Feuerzeichen,
Denn ſchneller als ein Botenſegel fliegt,
Soll euch die Botſchaft unſers Siegs erreichen,
Und ſeht ihr leuchten die willkommnen Flammen,
Dann auf die Feinde ſtürzt, wie Wetters Strahl,
Und brecht den Bau der Tyranney zuſammen.

(gehen ab)

Dritte Scene.

Die hohle Gaſſe bey Küßnacht. Man ſteigt von hinten zwiſchen Felſen herunter und die Wanderer werden, ehe ſie auf der Scene erſcheinen, ſchon von der Höhe geſehen. Felſen umſchlieſſen die ganze Scene, auf einem der vorderſten iſt ein Vorſprung mit Geſträuch bewachſen.

Tell (tritt auf mit der Armbruſt).

Durch dieſe hohle Gaſſe muß er kommen,
Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht — Hier
Vollend' ich's — Die Gelegenheit iſt günſtig.
Dort der Hollunderſtrauch verbirgt mich ihm,
Von dort herab kann ihn mein Pfeil erlangen,
Des Weges Enge wehret den Verfolgern.
Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt,
Fort mußt du, deine Uhr iſt abgelaufen.

Ich lebte ſtill und harmlos — Das Geſchoß
War auf des Waldes Thiere nur gerichtet,
Meine Gedanken waren rein von Mord —
Du haſt aus meinem Frieden mich heraus
Geſchreckt, in gährend Drachengift haſt du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt,
Zum Ungeheuren haſt du mich gewöhnt —
Wer ſich des Kindes Haupt zum Ziele ſetzte,
Der kann auch treffen in das Herz des Feinds.

Die armen Kindlein, die unſchuldigen,
Das treue Weib muß ich vor deiner Wuth

Beſchützen, Landvogt — Da, als ich den Bogenſtrang
Anzog — als mir die Hand erzitterte —
Als du mit grauſam teufeliſcher Luſt
Mich zwangſt, auf's Haupt des Kindes anzulegen —
Als ich ohnmächtig flehend rang vor dir,
Damals gelobt' ich mir in meinem Innern
Mit furchtbarm Eidſchwur, den nur Gott gehört,
Daß meines nächſten Schuſſes erſtes Ziel
Dein Herz ſeyn ſollte — Was ich mir gelobt
In jenes Augenblickes Höllenqualen,
Iſt eine heil'ge Schuld, ich will ſie zahlen.

Du biſt mein Herr und meines Kaiſers Vogt,
Doch nicht der Kaiſer hätte ſich erlaubt
Was du — Er ſandte dich in dieſe Lande,
Um Recht zu ſprechen — ſtrenges, denn er zürnet —
Doch nicht um mit der mörderiſchen Luſt
Dich jedes Greuels ſtraflos zu erfrechen,
Es lebt ein Gott zu ſtrafen und zu rächen.

Komm du hervor, du Bringer bittrer Schmerzen,
Mein theures Kleinod jetzt, mein höchſter Schatz —
Ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt
Der frommen Bitte undurchdringlich war —
Doch dir ſoll es nicht widerſtehn — Und du
Vertraute Bogenſehne, die ſo oft
Mir treu gedient hat in der Freude Spielen,
Verlaß mich nicht im fürchterlichen Ernſt.
Nur jetzt noch halte feſt, du treuer Strang,

Der mir ſo oft den herben Pfeil beflügelt —
Entrann' er jetzo kraftlos meinen Händen,
Ich habe keinen zweyten zu verſenden.

(Wanderer gehen über die Scene)

Auf dieſer Bank von Stein will ich mich ſetzen,
Dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet —
Denn hier iſt keine Heimat — Jeder treibt
Sich an dem andern raſch und fremd vorüber,
Und fraget nicht nach ſeinem Schmerz — Hier geht
Der ſorgenvolle Kaufmann und der leicht
Geſchürzte Pilger — der andächt'ge Mönch,
Der düſtre Räuber und der heitre Spielmann,
Der Säumer mit dem ſchwer beladnen Roß,
Der ferne her kommt von der Menſchen Ländern,
Denn jede Straße führt an's End' der Welt.
Sie alle ziehen ihres Weges fort
An ihr Geſchäft — und Meines iſt der Mord!

(ſetzt ſich)

Sonſt wenn der Vater auszog, liebe Kinder,
Da war ein Freuen, wenn er wieder kam,
Denn niemals kehrt' er heim, er bracht' euch etwas,
War's eine ſchöne Alpenblume, war's
Ein ſeltner Vogel oder Ammonshorn,
Wie es der Wandrer findet auf den Bergen —
Jetzt geht er einem andern Waidwerk nach,
Am wilden Weg ſitzt er mit Mordgedanken,
Des Feindes Leben iſt's, worauf er lauert.
— Und doch an euch nur denkt er, lieben Kinder,

Auch jetzt — Euch zu vertheid'gen, eure holde Unſchuld
Zu ſchützen vor der Rache des Tyrannen
Will er zum Morde jetzt den Bogen ſpannen!
(Steht auf)
Ich laure auf ein edles Wild — Läßt ſich's
Der Jäger nicht verdrießen, Tage lang
Umher zu ſtreifen in des Winters Strenge,
Von Fels zu Fels den Wageſprung zu thun,
Hinan zu klimmen an den glatten Wänden,
Wo er ſich anleimt mit dem eignen Blut,
— Um ein armſelig Gratthier zu erjagen.
Hier gilt es einen köſtlicheren Preiß,
Das Herz des Todfeinds, der mich will verderben.
(Man hört von ferne eine heitre Muſik, welche ſich nähert)
Mein ganzes Lebenlang hab' ich den Bogen
Gehandhabt, mich geübt nach Schützenregel,
Ich habe oft geſchoſſen in das Schwarze,
Und manchen ſchönen Preiß mir heimgebracht
Vom Freudenſchießen — Aber heute will ich
Den Meiſterſchuß thun und das Beſte mir
Im ganzen Umkreis des Gebirgs gewinnen.
(Eine Hochzeit zieht über die Scene und durch den Hohlweg hinauf. Tell betrachtet ſie, auf ſeinen Bogen gelehnt, Stüſſi der Flurſchütz geſellt ſich zu ihm.)

Stüſſi.

Das iſt der Kloſtermey'r von Mörliſchachen,
Der hier den Brautlauf hält — Ein reicher Mann,
Er hat wohl zehn Senten auf den Alpen.

Tell.

Dem Schwachen iſt ſein Stachel auch gegeben.

(Armgart kommt mit mehreren Kindern und ſtellt ſich an den Eingang des Hohlwegs.)

Stüſſi.

Man deutet's auf ein groſſes Landesunglück,
Auf ſchwere Thaten wider die Natur.

Tell.

Dergleichen Thaten bringet jeder Tag,
Kein Wunderzeichen braucht ſie zu verkünden.

Stüſſi.

Ja, wohl dem, der ſein Feld beſtellt in Ruh,
Und ungekränkt daheim ſitzt bey den Seinen.

Tell.

Es kann der Frömmſte nicht im Frieden bleiben,
Wenn es dem böſen Nachbar nicht gefällt.

(Tell ſieht oft mit unruhiger Erwartung nach der Höhe des Weges.)

Stüſſi.

Gehabt euch wohl — Ihr wartet hier auf Jemand?

Tell.

Das thu' ich.

Stüſſi.

Frohe Heimkehr zu den Euren!
— Ihr ſeyd aus Uri? Unſer gnäd'ger Herr
Der Landvogt wird noch heut von dort erwartet.

Wanderer (kommt).

Den Vogt erwartet heut nicht mehr. Die Waſſer

Sind ausgetreten von dem großen Regen,
Und alle Brücken hat der Strom zerriſſen.

(Tell ſteht auf.)

Armgart (kommt vorwärts).

Der Landvogt kommt nicht!

Stüſſi.

Sucht ihr was an ihn?

Armgart.

Ach freylich!

Stüſſi.

Warum ſtellet ihr euch denn
In dieſer hohlen Gaß' ihm in den Weg?

Armgart.

Hier weicht er mir nicht aus, er muß mich hören.

Frießhardt.

(kommt eilfertig den Hohlweg herab, und ruft in die Scene)

Man fahre aus dem Weg — Mein gnäd'ger Herr
Der Landvogt kommt dicht hinter mir geritten.

(Tell geht ab.)

Armgart (lebhaft).

Der Landvogt kommt!

(Sie geht mit ihren Kindern nach der vordern Scene. Geßler und Rudolph der Harras zeigen ſich zu Pferd auf der Höhe des Wegs.)

Stüſſi (zum Frießhardt).

Wie kamt ihr durch das Waſſer,
Da doch der Strom die Brücken fortgeführt?

Frießhardt.

Wir haben mit dem See gefochten, Freund,
Und fürchten uns vor keinem Alpenwaſſer.

Stüſſi.

Ihr wart zu Schiff in dem gewalt'gen Sturm?

Frießhardt.

Das waren wir. Mein Lebtag denk' ich dran —

Stüſſi.

O bleibt, erzählt!

Frießhardt.

Laßt mich, ich muß voraus,
Den Landvogt muß ich in der Burg verkünden.
(ab.)

Stüſſi.

Wär'n gute Leute auf dem Schiff geweſen,
In Grund geſunken wär's mit Mann und Maus,
Dem Volk kann weder Waſſer bey noch Feuer.
(er ſieht ſich um)
Wo kam der Waidmann hin, mit dem ich ſprach?
(geht ab.)

Geßler und Rudolph der Harras zu Pferd.

Geßler.

Sagt was ihr wollt, ich bin des Kaiſers Diener
Und muß drauf denken, wie ich ihm gefalle.
Er hat mich nicht in's Land geſchickt, dem Volk
Zu ſchmeicheln und ihm ſanft zu thun — Gehorſam
Erwartet er, der Streit iſt, ob der Bauer
Soll Herr ſeyn in dem Lande oder der Kaiſer.

Armgart.

Jetzt iſt der Augenblick! Jetzt bring' ich's an!
(nähert ſich furchtſam)

Geßler.

Ich hab' den Hut nicht aufgeſteckt zu Altorf
Des Scherzes wegen, oder um die Herzen
Des Volks zu prüfen, dieſe kenn' ich längſt.
Ich hab' ihn aufgeſteckt, daß ſie den Nacken
Mir lernen beugen, den ſie aufrecht tragen —
Das Unbequeme hab' ich hingepflanzt
Auf ihren Weg, wo ſie vorbeygehn müſſen,
Daß ſie drauf ſtoßen mit dem Aug', und ſich
Erinnern ihres Herrn, den ſie vergeſſen.

Rudolph.

Das Volk hat aber doch gewiſſe Rechte —

Geßler.

Die abzuwägen iſt jetzt keine Zeit!
— Weitſchicht'ge Dinge ſind im Werk und Werden,
Das Kaiſerhaus will wachſen, was der Vater
Glorreich begonnen, will der Sohn vollenden.
Dieß kleine Volk iſt uns ein Stein im Weg —
So oder ſo — Es muß ſich unterwerfen.

(ſie wollen vorüber. Die Frau wirft ſich vor dem Landvogt nieder)

Armgart.

Barmherzigkeit, Herr Landvogt! Gnade! Gnade!

Geßler.

Was dringt ihr euch auf offner Straße mir
In Weg — Zurück!

Armgart.

Mein Mann liegt im Gefängniß.

Die armen Waiſen ſchreyn nach Brod — Habt Mitleid
Geſtrenger Herr, mit unſerm großen Elend.

Rudolph.

Wer ſeyd ihr? Wer iſt euer Mann?

Armgart.

Ein armer
Wildheuer, guter Herr, vom Rigiberge,
Der über'm Abgrund weg das freie Gras
Abmähet von den ſchroffen Felſenwänden,
Wohin das Vieh ſich nicht getraut zu ſteigen —

Rudolph (zum Landvogt)

Bei Gott, ein elend und erbärmlich Leben!
Ich bitt' euch, gebt ihn los den armen Mann,
Was er auch ſchweres mag verſchuldet haben,
Strafe genug iſt ſein entſetzlich Handwerk.

(zu der Frau)

Euch ſoll recht werden — Drinnen auf der Burg
Nennt eure Bitte — Hier iſt nicht der Ort.

Armgart.

Nein, nein, ich weiche nicht von dieſem Platz,
Bis mir der Vogt den Mann zurückgegeben!
Schon in den ſechsten Mond liegt er im Thurm,
Und harret auf den Richterſpruch vergebens.

Geßler.

Weib, wollt ihr mir Gewalt anthun? Hinweg!

Armgart.

Gerechtigkeit, Landvogt! Du biſt der Richter
Im Lande an des Kaiſers Statt und Gottes.

Thu deine Pflicht! So du Gerechtigkeit
Vom Himmel hoffeſt, ſo erzeig' ſie uns.

Geßler.

Fort, ſchafft das freche Volk mir aus den Augen.

Armgart.

(greift in die Zügel des Pferdes)

Nein, nein, ich habe nichts mehr zu verlieren.
— Du kommſt nicht von der Stelle Vogt, bis du
Mir Recht geſprochen — Falte deine Stirne,
Rolle die Augen wie du willſt — Wir ſind
So grenzenlos unglücklich, daß wir nichts
Nach deinem Zorn mehr fragen —

Geßler.

Weib, mach Platz,
Oder mein Roß geht über dich hinweg.

Armgart.

Laß es über mich dahin gehn — da —

(ſie reißt ihre Kinder zu Boden und wirft ſich mit ihnen ihm in den Weg)

Hier lieg' ich
Mit meinen Kindern — Laß die armen Waiſen
Von deines Pferdes Huf zertreten werden,
Es iſt das Aergſte nicht was du gethan —

Rudolph.

Weib, ſeyd ihr raſend?

Armgart (heftiger fortfahrend)

Trateſt du doch längſt
Das Land des Kaiſers unter deine Füße!

— O ich bin nur ein Weib! Wär' ich ein Mann,
Ich wüßte wohl was beſſeres, als hier
Im Staub zu liegen —

(Man hört die vorige Muſik wieder auf der Höhe des Wegs, aber gedämpft)

Geßler.

Wo ſind meine Knechte?
Man reiſſe ſie von hinnen oder ich
Vergeſſe mich und thue was mich reuet.

Rudolph.

Die Knechte können nicht hindurch, o Herr,
Der Hohlweg iſt geſperrt durch eine Hochzeit.

Geßler.

Ein allzumilder Herrſcher bin ich noch
Gegen dieß Volk — die Zungen ſind noch frey,
Es iſt noch nicht ganz wie es ſoll gebändigt —
Doch es ſoll anders werden, ich gelob' es,
Ich will ihn brechen dieſen ſtarren Sinn,
Den kecken Geiſt der Freyheit will ich beugen.
Ein neu Geſetz will ich in dieſen Landen
Verkündigen — Ich will —

(ein Pfeil durchbohrt ihn, er fährt mit der Hand ans Herz und will ſinken. Mit matter Stimme)

Gott ſey mir gnädig!

Rudolph.

Herr Landvogt — Gott was iſt das? Woher kam das?

Armgart (auffahrend).

Mord! Mord! Er taumelt, ſinkt! Er iſt getroffen!

Rudolph.

(ſpringt vom Pferde)

Welch gräßliches Ereigniß — Gott — Herr Ritter —
Ruft die Erbarmung Gottes an — Ihr ſeyd
Ein Mann des Todes! —

Geßler.

Das iſt Tells Geſchoß.

(iſt vom Pferd herab dem Rudolph Harras in den Arm gegleitet und wird auf der Bank niedergelaſſen)

Tell.

(erſcheint oben auf der Höhe des Felſen)

Du kennſt den Schützen, ſuche keinen andern!
Frey ſind die Hütten, ſicher iſt die Unſchuld
Vor dir, du wirſt dem Lande nicht mehr ſchaden.

(verſchwindet von der Höhe. Volk ſtürzt herein)

Stüſſi (voran).

Was giebt es hier? Was hat ſich zugetragen?

Armgart.

Der Landvogt iſt von einem Pfeil durchſchoſſen.

Volk (im Hereinſtürzen).

Wer iſt erſchoſſen?

(indem die vorderſten von dem Brautzug auf die Scene kommen ſind die hinterſten noch auf der Höhe, und die Muſik geht fort.)

Rudolph der Harras.

Er verblutet ſich.
Fort, ſchaffet Hilfe! Setzt dem Mörder nach!
— Verlorner Mann, ſo muß es mit dir enden,
Doch meine Warnung wollteſt du nicht hören!

Stüſſi.

Bey Gott! da liegt er bleich und ohne Leben!

Viele Stimmen.

Wer hat die That gethan?

Rudolph der Harras.

Raſt dieſes Volk,
Daß es dem Mord Muſik macht? Laßt ſie ſchweigen.

(Muſik bricht plötzlich ab, es kommt noch mehr Volk nach)

Herr Landvogt, redet, wenn ihr könnt — Habt ihr
Mir nichts mehr zu vertrauen?

(Geßler giebt Zeichen mit der Hand, die er mit Heftigkeit wiederholt, da ſie nicht gleich verſtanden werden)

Wo ſoll ich hin?
— Nach Küßnacht? — Ich verſteh' euch nicht — O werdet
Nicht ungeduldig — Laßt das Irdiſche,
Denkt jetzt euch mit dem Himmel zu verſöhnen.

(die ganze Hochzeitgeſellſchaft umſteht den Sterbenden mit einem fühlloſen Grauſen)

Stüſſi.

Sieh wie er bleich wird — Jetzt, jetzt tritt der Tod
Ihm an das Herz — die Augen ſind gebrochen.

Armgart.

(hebt ein Kind empor)

Seht Kinder, wie ein Wütherich verſcheidet!

Rudolph der Harras.

Wahnſinnige Weiber, habt ihr kein Gefühl,
Daß ihr den Blick an dieſem Schreckniß weidet?
— Helft — Leget Hand an — Steht mir niemand bey,
Den Schmerzenspfeil ihm aus der Bruſt zu ziehn?

Weiber (treten zurück).

Wir ihn berühren, welchen Gott geſchlagen!

Rudolph der Harras.

Fluch treff' euch und Verdammniß!

(zieht das Schwert)

Stüſſi (fällt ihm in den Arm).

Wagt es Herr!

Eu'r Walten hat ein Ende. Der Tyrann
Des Landes iſt gefallen. Wir erdulden
Keine Gewalt mehr. Wir ſind freye Menſchen.

Alle (tumultuariſch).

Das Land iſt frey.

Rudolph der Harras.

Iſt es dahin gekommen?
Endet die Furcht ſo ſchnell und der Gehorſam?

(zu den Waffenknechten, die hereindringen)

Ihr ſeht die grauſenvolle That des Mords
Die hier geſchehen — Hülfe iſt umſonſt —
Vergeblich iſt's, dem Mörder nachzuſetzen.
Uns drängen andre Sorgen — Auf, nach Küßnacht,
Daß wir dem Kaiſer ſeine Veſte retten!
Denn aufgelöſt in dieſem Augenblick
Sind aller Ordnung, aller Pflichten Bande,
Und keines Mannes Treu iſt zu vertrauen.

(indem er mit den Waffenknechten abgeht, erſcheinen ſechs barmherzige Brüder)

Armgart.

Platz! Platz! da kommen die barmherz'gen Brüder.

Stüſſi.

Das Opfer liegt — Die Raben ſteigen nieder.

Barmherzige Brüder.

(ſchließen einen Halbkreis um den Todten und ſingen in tiefem Ton)

Raſch tritt der Tod den Menſchen an,
Es iſt ihm keine Friſt gegeben,
Es ſtürzt ihn mitten in der Bahn,
Es reißt ihn fort vom vollen Leben,
Bereitet oder nicht, zu gehen,
Er muß vor ſeinen Richter ſtehen!

(indem die letzten Zeilen wiederholt werden, fällt der Vorhang.)

Fünfter Aufzug.

Erſte Scene.

Oeffentlicher Platz bey Altorf. Im Hintergrunde rechts die Veſte Zwing Uri mit dem noch ſtehenden Baugerüſte, wie in der dritten Scene des erſten Aufzugs; links eine Auſſicht in viele Berge hinein, auf welchen allen Signalfeuer brennen. Es iſt eben Tagesanbruch, Glocken ertönen aus verſchiedenen Fernen.

Ruodi, Kuoni, Werni, Meiſter Steinmetz und viele andre Landleute, auch Weiber und Kinder.

Ruodi.

Seht ihr die Feuerſignale auf den Bergen?

Steinmetz.

Hört ihr die Glocken drüben über'm Wald?

Ruodi.

Die Feinde ſind verjagt.

Steinmetz.

Die Burgen ſind erobert.

Ruodi.

Und wir im Lande Uri dulden noch
Auf unſerm Boden das Tyrannenſchloß?
Sind wir die letzten, die ſich frey erklären?

Steinmetz.

Das Joch ſoll ſtehen, das uns zwingen wollte?
Auf, reißt es nieder!

Alle.

Nieder! Nieder! Nieder!

Ruodi.

Wo iſt der Stier von Uri?

Stier von Uri.

Hier. Was ſoll ich?

Ruodi.

Steigt auf die Hochwacht, blaßt in euer Horn,
Daß es weitſchmetternd in die Berge ſchalle,
Und jedes Echo in den Felſenklüften
Aufweckend, ſchnell die Männer des Gebirgs
Zuſammenrufe.

(Stier von Uri geht ab. Walther Fürſt kommt)

Walther Fürſt.

Haltet Freunde! Haltet!
Noch fehlt uns Kunde was in Unterwalden
Und Schwytz geſchehen. Laßt uns Boten erſt
Erwarten.

Ruodi.

Was erwarten? Der Tyrann
Iſt todt, der Tag der Freyheit iſt erſchienen.

Steinmetz.

Iſts nicht genug an dieſen flammenden Boten,
Die rings herum auf allen Bergen leuchten?

Ruodi.

Kommt alle, kommt, legt Hand an, Männer und Weiber!
Brecht das Gerüſte! Sprengt die Bogen! Reißt
Die Mauern ein! Kein Stein bleib' auf dem andern.

Steinmetz.

Geſellen kommt! Wir haben's aufgebaut,
Wir wiſſen's zu zerſtören.

Alle.

Kommt, reißt nieder.

(Sie ſtürzen ſich von allen Seiten auf den Bau)

Walther Fürſt.

Es iſt im Lauf. Ich kann ſie nicht mehr halten.

Melchthal und **Baumgarten** kommen.

Melchthal.

Was? Steht die Burg noch und Schloß Sarnen liegt
In Aſche und der Roßberg iſt gebrochen?

Walther Fürſt.

Seyd ihr es, Melchthal? Bringt ihr uns die Freyheit?
Sagt! Sind die Lande alle rein vom Feind?

Melchthal (umarmt ihn)

Rein iſt der Boden. Freut euch, alter Vater!
In dieſem Augenblicke, da wir reden,
Iſt kein Tyrann mehr in der Schweitzer Land.

Walther Fürſt.

O ſprecht, wie wurdet ihr der Burgen mächtig?

Melchthal.

Der Rudenz war es, der das Sarner Schloß
Mit mannlich kühner Wagethat gewann,
Den Roßberg hatt' ich Nachts zuvor erſtiegen.
— Doch höret, was geſchah. Als wir das Schloß
Vom Feind geleert, nun freudig angezündet,
Die Flamme praſſelnd ſchon zum Himmel ſchlug,
Da ſtürzt der Diethelm, Geßlers Bub, hervor,
Und ruft, daß die Bruneckerinn verbrenne.

Walther Fürſt.

Gerechter Gott!

(Man hört die Balken des Gerüſtes ſtürzen)

Melchthal.

Sie war es ſelbſt, war heimlich
Hier eingeſchloſſen auf des Vogts Geheiß.
Raſend erhub ſich Rudenz — denn wir hörten
Die Balken ſchon, die feſten Pfoſten ſtürzen,
Und aus dem Rauch hervor den Jammerruf
Der Unglückſeligen.

Walther Fürſt.

Sie iſt gerettet? -

Melchthal.

Da galt Geſchwindſeyn und Entſchloſſenheit!
— Wär' er nur unſer Edelmann geweſen,
Wir hätten unſer Leben wohl geliebt,
Doch er war unſer Eidgenoß und Bertha
Ehrte das Volk — So ſetzten wir getroſt
Das Leben dran, und ſtürzten in das Feuer.

Walther Fürſt.

Sie iſt gerettet?

Melchthal.

Sie iſt's. Rudenz und ich,
Wir trugen ſie ſelbander aus den Flammen,
Und hinter uns fiel krachend das Gebälk.
— Und jetzt, als ſie gerettet ſich erkannte,
Die Augen aufſchlug zu dem Himmelslicht,
Jetzt ſtürzte mir der Freyherr an das Herz,
Und ſchweigend ward ein Bündniß jetzt beſchworen,
Das feſt gehärtet in des Feuers Glut
Beſtehen wird in allen Schickſalsproben —

Walther Fürſt.

Wo iſt der Landenberg?

Melchthal.

Ueber den Brünig.
Nicht lag's an mir, daß er das Licht der Augen
Davon trug, der den Vater mir geblendet.
Nach jagt' ich ihm, erreicht' ihn auf der Flucht,
Und riß ihn zu den Füßen meines Vaters.
Geſchwungen über ihm war ſchon das Schwert,
Von der Barmherzigkeit des blinden Greiſes
Erhielt er flehend das Geſchenk des Lebens.
Urphede ſchwur er, nie zurück zu kehren,
Er wird ſie halten, unſern Arm hat er
Gefühlt.

Walther Fürſt.

Wohl euch, daß ihr den reinen Sieg
Mit Blute nicht geſchändet!

Kinder.

(eilen mit Trümmern des Gerüſtes über die Scene)

Freyheit! Freyheit!

(das Horn von Uri wird mit Macht geblaſen)

Walther Fürſt.

Seht, welch ein Feſt! Des Tages werden ſich
Die Kinder ſpät als Greiſe noch erinnern.

(Mädchen bringen den Hut auf einer Stange getragen, die ganze Scene füllt ſich mit Volk an)

Ruodi.

Hier iſt der Hut, dem wir uns beugen mußten.

Baumgarten.

Gebt uns Beſcheid, was damit werden ſoll.

Walther Fürſt.

Gott! Unter dieſem Hute ſtand mein Enkel!

Mehrere Stimmen.

Zerſtört das Denkmal der Tyrannenmacht!
In's Feuer mit ihm!

Walther Fürſt.

Nein, laßt ihn aufbewahren!
Der Tyranney mußt' er zum Werkzeug dienen,
Er ſoll der Freyheit ewig Zeichen ſeyn!

(die Landleute, Männer, Weiber und Kinder ſtehen und ſitzen auf den Balken des zerbrochenen Gerüſtes mahleriſch gruppirt in einem großen Halbkreis umher)

Melchthal.

So ſtehen wir nun fröhlich auf den Trümmern

Der Tyranney, und herrlich iſt's erfüllt,
Was wir im Rütli ſchwuren, Eidgenoſſen.

Walther Fürſt.

Das Werk iſt angefangen, nicht vollendet.
Jetzt iſt uns Muth und feſte Eintracht noth,
Denn ſeyd gewiß, nicht ſäumen wird der König,
Den Tod zu rächen ſeines Vogts, und den
Vertriebnen mit Gewalt zurück zu führen.

Melchthal.

Er zieh' heran mit ſeiner Heeresmacht,
Iſt aus dem Innern doch der Feind verjagt,
Dem Feind von auſſen wollen wir begegnen.

Ruodi.

Nur wen'ge Päſſe öffnen ihm das Land,
Die wollen wir mit unſern Leibern decken.

Baumgarten.

Wir ſind vereinigt durch ein ewig Band,
Und ſeine Heere ſollen uns nicht ſchrecken!

Röſſelmann und Stauffacher kommen.

Röſſelmann (im Eintreten).

Das ſind des Himmels furchtbare Gerichte.

Landleute.

Was giebt's?

Röſſelmann.

In welchen Zeiten leben wir!

Walther Fürſt.

Sagt an, was iſt es? — Ha, ſeyd ihr's, Herr Werner
Was bringt ihr uns?

Landleute.

Was giebt's?

Röſſelmann.

Hört und erſtaunet!

Stauffacher.

Von einer großen Furcht ſind wir befreyt —

Röſſelmann.

Der Kaiſer iſt ermordet.

Walther Fürſt.

Gnäd'ger Gott!

(Landleute machen einen Aufſtand und umdrängen den Stauffacher)

Alle.

Ermordet! Was? Der Kaiſer! Hört! Der Kaiſer!

Melchthal.

Nicht möglich! Woher kam euch dieſe Kunde?

Stauffacher.

Es iſt gewiß. Bey Bruck fiel König Albrecht
Durch Mörders Hand — ein glaubenwerther Mann,
Johannes Müller bracht' es von Schafhauſen.

Walther Fürſt.

Wer wagte ſolche grauenvolle That?

Stauffacher.

Sie wird noch grauenvoller durch den Thäter.
Es war ſein Neffe, ſeines Bruders Kind,
Herzog Johann von Schwaben, der's vollbrachte.

Melchthal.

Was trieb ihn zu der That des Vatermords?

Stauffacher.

Der Kaiſer hielt das väterliche Erbe
Dem ungeduldig mahnenden zurück,
Es hieß, er denk' ihn ganz darum zu kürzen,
Mit einem Biſchoffshut ihn abzufinden.
Wie dem auch ſey — der Jüngling öfnete
Der Waffenfreunde böſem Rath ſein Ohr,
Und mit den edeln Herrn von **Eſchenbach**,
Von **Tegerfelden**, von der **Wart** und **Palm**,
Beſchloß er, da er Recht nicht konnte finden,
Sich Rach' zu hohlen mit der eignen Hand.

Walther Fürſt.

O ſprecht, wie ward das Gräßliche vollendet?

Stauffacher.

Der König ritt herab vom Stein zu Baden,
Gen Rheinfeld, wo die Hofſtatt war, zu ziehn,
Mit ihm die Fürſten, **Hans** und **Leopold**,
Und ein Gefolge hochgebohrner Herren.
Und als ſie kamen an die **Reuß**, wo man
Auf einer Fähre ſich läßt überſetzen,
Da drängten ſich die Mörder in das Schiff,
Daß ſie den Kaiſer vom Gefolge trennten.
Drauf als der Fürſt durch ein geackert Feld
Hinreitet — eine alte große Stadt
Soll drunter liegen aus der Heiden Zeit —
Die alte Veſte Habsburg im Geſicht,
Wo ſeines Stammes Hoheit ausgegangen —
Stößt Herzog Hans den Dolch ihm in die Kehle,

Rudolph von Palm durchrannt ihn mit dem Speer,
Und Eſchenbach zerſpaltet ihm das Haupt,
Daß er herunter ſinkt in ſeinem Blut,
Gemordet von den Seinen, *auf* dem *Seinen*.
Am andern Ufer ſahen ſie die That,
Doch durch den Strom geſchieden, konnten ſie
Nur ein ohnmächtig Wehgeſchrey erheben;
Am Wege aber ſaß ein armes Weib,
In ihrem Schooß verblutete der Kaiſer.

Melchthal.

So hat er nur ſein frühes Grab gegraben,
Der unerſättlich alles wollte haben!

Stauffacher.

Ein ungeheurer Schrecken iſt im Land umher,
Geſperrt ſind alle Päſſe des Gebirgs,
Jedweder Stand verwahret ſeine Grenzen,
Die alte Zürich ſelbſt ſchloß ihre Thore,
Die dreyßig Jahr lang offen ſtanden, zu,
Die Mörder fürchtend und noch mehr — die Rächer.
Denn mit des Bannes Fluch bewaffnet kommt
Der Ungarn Königinn, die ſtrenge Agnes,
Die nicht die Milde kennet ihres zarten
Geſchlechts, des Vaters königliches Blut
Zu rächen an der Mörder ganzem Stamm,
An ihren Knechten, Kindern, Kindeskindern,
Ja an den Steinen ihrer Schlöſſer ſelbſt.
Geſchworen hat ſie, ganze Zeugungen
Hinabzuſenden in des Vaters Grab,
In Blut ſich wie in Mayenthau zu baden.

Melchthal.

Weiß man, wo ſich die Mörder hingeflüchtet?

Stauffacher.

Sie flohen alsbald nach vollbrachter That
Auf fünf verſchiednen Straſſen auseinander,
Und trennten ſich, um nie ſich mehr zu ſehn —
Herzog Johann ſoll irren im Gebirge.

Walther Fürſt.

So trägt die Unthat ihnen keine Frucht!
Rache trägt keine Frucht! Sich ſelbſt iſt ſie
Die fürchterliche Nahrung, ihr Genuß
Iſt Mord, und ihre Sättigung das Grauſen.

Stauffacher.

Den Mördern bringt die Unthat nicht Gewinn,
Wir aber brechen mit der reinen Hand
Des blut'gen Frevels ſegenvolle Frucht.
Denn einer großen Furcht ſind wir entledigt,
Gefallen iſt der Freyheit größter Feind,
Und, wie verlautet, wird das Scepter gehn
Aus Habsburgs Haus zu einem andern Stamm,
Das Reich will ſeine Wahlfreyheit behaupten.

Walther Fürſt und mehrere.

Vernahmt ihr was?

Stauffacher.

Der Graf von Luxemburg
Iſt von den meiſten Stimmen ſchon bezeichnet.

Walther Fürſt.

Wohl uns, daß wir dem Reiche treu gehalten,
Jetzt iſt zu hoffen auf Gerechtigkeit!

Stauffacher.

Dem neuen Herrn thun tapfre Freunde noth,
Er wird uns ſchirmen gegen Oeſtreichs Rache.

(die Landleute umarmen einander)

Sigriſt mit einem Reichsboten.

Sigriſt.

Hier ſind des Landes würd'ge Oberhäupter.

Röſſelmann und mehrere.

Sigriſt, was giebt's?

Sigriſt.

Ein Reichsbot bringt dieß Schreiben.

Alle (zu Walther Fürſt).

Erbrecht und leſet.

Walther Fürſt (lieſt).

„Den beſcheidnen Männern
„Von Uri, Schwyz und Unterwalden bietet
„Die Königinn Elsbeth Gnad' und alles Gutes.

Viele Stimmen.

Was will die Königinn? Ihr Reich iſt aus.

Walther Fürſt (lieſt).

„In ihrem großen Schmerz und Wittwenleid
„Worein der blut'ge Hinſcheid ihres Herrn
„Die Königinn verſetzt, gedenkt ſie noch
„Der alten Treu und Lieb' der Schwyzerlande.“

Melchthal.

In ihrem Glück hat ſie das nie gethan.

Röſſelmann.

Still! Laſſet hören!

Walther Fürſt (lieſt).
„Und ſie verſieht ſich zu dem treuen Volk,
„Daß es gerechten Abſcheu werde tragen
„Vor den verfluchten Thätern dieſer That.
„Darum erwartet ſie von den drey Landen,
„Daß ſie den Mördern nimmer Vorſchub thun,
„Vielmehr getreulich dazu helfen werden,
„Sie auszuliefern in des Rächers Hand,
„Der Lieb' gedenkend und der alten Gunſt,
„Die ſie von Rudolphs Fürſtenhaus empfangen.“
(Zeichen des Unwillens unter den Landleuten)

Viele Stimmen.
Der Lieb' und Gunſt!

Stauffacher.
Wir haben Gunſt empfangen von dem Vater,
Doch weſſen rühmen wir uns von dem Sohn?
Hat er den Brief der Freyheit uns beſtätigt,
Wie vor ihm alle Kaiſer doch gethan?
Hat er gerichtet nach gerechtem Spruch,
Und der bedrängten Unſchuld Schutz verliehn?
Hat er auch nur die Boten wollen hören,
Die wir in unſrer Angſt zu ihm geſendet?
Nicht eins von dieſem allen hat der König
An uns gethan und hätten wir nicht ſelbſt
Uns Recht verſchafft mit eig'ner muth'ger Hand,
Ihn rührte unſre Noth nicht an — Ihm Dank?
Nicht Dank hat er geſät in dieſen Thälern.
Er ſtand auf einem hohen Platz, er konnte

Ein Vater ſeiner Völker ſeyn, doch ihm
Gefiel es, nur zu ſorgen für die Seinen,
Die er gemehrt hat, mögen um ihn weinen!

Walther Fürſt.

Wir wollen nicht frohlocken ſeines Falls,
Nicht des empfangnen Böſen jetzt gedenken,
Fern ſey's von uns! Doch, daß wir rächen ſollten
Des Königs Tod, der nie uns Gutes that,
Und die verfolgen, die uns nie betrübten,
Das ziemt uns nicht und will uns nicht gebühren.
Die Liebe will ein freyes Opfer ſeyn,
Der Tod entbindet von erzwungnen Pflichten,
— Ihm haben wir nichts weiter zu entrichten.

Melchthal.

Und weint die Königinn in ihrer Kammer,
Und klagt ihr wilder Schmerz den Himmel an,
So ſeht ihr hier ein angſtbefreytes Volk
Zu eben dieſem Himmel dankend flehen —
Wer Thränen ärnten will, muß Liebe ſäen.

(Reichsbote geht ab)

Stauffacher (zu dem Volk)

Wo iſt der Tell? Soll er allein uns fehlen,
Der unſrer Freyheit Stifter iſt? Das Gröſste
Hat er gethan, das Härteſte erduldet,
Kommt alle, kommt, nach ſeinem Haus zu wallen,
Und rufet Heil dem Retter von uns allen.

(Alle gehen ab)

Zweyte Scene.

Tells Hausflur. Ein Feuer brennt auf dem Heerd. Die offenſtehende Thüre zeigt ins Freie.

Hedwig. Walther und **Wilhelm.**

Hedwig.

Heut kommt der Vater. Kinder, liebe Kinder!
Er lebt, iſt frey, und wir ſind frey und alles!
Und euer Vater iſt's, der's Land gerettet.

Walther.

Und ich bin auch dabey geweſen, Mutter!
Mich muß man auch mit nennen. Vaters Pfeil
Gieng mir am Leben hart vorbey und ich
Hab' nicht gezittert.

Hedwig (umarmt ihn)

Ja du biſt mir wieder
Gegeben! Zweymal hab' ich dich gebohren!
Zweymal litt ich den Mutterſchmerz um dich!
Es iſt vorbey — Ich hab' euch beyde, beyde!
Und heute kommt der liebe Vater wieder!

(Ein Mönch erſcheint an der Hausthüre)

Wilhelm.

Sieh Mutter, ſieh' — dort ſteht ein frommer Bruder,
Gewiß wird er um eine Gabe flehn.

Hedwig.

Führ' ihn herein, damit wir ihn erquicken, Er fühl's, daß er in's Freudenhaus gekommen.

(geht hinein und kommt bald mit einem Becher wieder)

Wilhelm (zum Mönch)

Kommt, guter Mann. Die Mutter will euch laben.

Walther.

Kommt, ruht euch aus und geht geſtärkt von dannen.

Mönch.

(ſcheu umherblickend, mit zerſtörten Zügen)

Wo bin ich? Saget an, in welchem Lande?

Walther.

Seyd ihr verirret, daß ihr das nicht wißt?
Ihr ſeyd zu Bürglen, Herr, im Lande Uri,
Wo man hineingeht in das Schächenthal.

Mönch.

(zur Hedwig, welche zurückkommt)

Seyd ihr allein? Iſt euer Herr zu Hauſe?

Hedwig.

Ich erwart' ihn eben — doch was iſt euch, Mann?
Ihr ſeht nicht aus, als ob ihr Gutes brächtet.
— Wer ihr auch ſeyd, ihr ſeyd bedürftig, nehmt!

(reicht ihm den Becher)

Mönch.

Wie auch mein lechzend Herz nach Labung ſchmachtet,
Nichts rühr ich an, bis ihr mir zugeſagt —

Hedwig.

Berührt mein Kleid nicht, tretet mir nicht nah,
Bleibt ferne ſtehn, wenn ich euch hören ſoll.

Mönch.

Mönch.

Bey dieſem Feuer, das hier gaſtlich lodert,
Bey eurer Kinder theurem Haupt, das ich
Umfaſſe —

(ergreift die Knaben)

Hedwig.

Mann, was ſinnet ihr? Zurück
Von meinen Kindern! — Ihr ſeyd kein Mönch! Ihr ſeyd
Es nicht! Der Friede wohnt in dieſem Kleide,
In euren Zügen wohnt der Friede nicht.

Mönch.

Ich bin der unglückſeligſte der Menſchen.

Hedwig.

Das Unglück ſpricht gewaltig zu dem Herzen,
Doch euer Blick ſchnürt mir das Innre zu.

Walther (aufſpringend).

Mutter, der Vater!

(eilt hinaus)

Hedwig.

O mein Gott!

(will nach, zittert und hält ſich an)

Wilhelm (eilt nach).

Der Vater!

Walther (drauſſen).

Da biſt du wieder!

Wilhelm (drauſſen).

Vater, lieber Vater!

Tell (draußen).

Da bin ich wieder — Wo iſt eure Mutter?
(treten herein)

Walther.

Da ſteht ſie an der Thür und kann nicht weiter,
So zittert ſie für Schrecken und für Freude.

Tell.

O Hedwig, Hedwig! Mutter meiner Kinder!
Gott hat geholfen — Uns trennt kein Tyrann mehr.

Hedwig (an ſeinem Halſe).

O Tell! Tell! Welche Angſt litt ich um dich!
(Mönch wird aufmerkſam)

Tell.

Vergiß ſie jetzt und lebe nur der Freude!
Da bin ich wieder! Das iſt meine Hütte!
Ich ſtehe wieder auf dem Meinigen!

Wilhelm.

Wo aber haſt du deine Armbruſt, Vater?
Ich ſeh' ſie nicht.

Tell.

Du wirſt ſie nie mehr ſehn.
An heil'ger Stätte iſt ſie aufbewahrt,
Sie wird hinfort zu keiner Jagd mehr dienen.

Hedwig.

O Tell! Tell!
(tritt zurück, läßt ſeine Hand los)

Tell.

Was erſchreckt dich, liebes Weib?

Hedwig.

Wie — wie kommſt du mir wieder? — Dieſe Hand
— Darf ich ſie faſſen? — Dieſe Hand — O Gott!

Tell (herzlich und muthig).

Hat euch vertheidigt und das Land gerettet,
Ich darf ſie frey hinauf zum Himmel heben.
(Mönch macht eine raſche Bewegung, er erblickt ihn)
Wer iſt der Bruder hier?

Hedwig.

Ach ich vergaß ihn!
Sprich du mit ihm, mir graut in ſeiner Nähe.

Mönch (tritt näher).

Seyd ihr der Tell, durch den der Landvogt fiel?

Tell.

Der bin ich, ich verberg' es keinem Menſchen.

Mönch.

Ihr ſeyd der Tell! Ach es iſt Gottes Hand,
Die unter euer Dach mich hat geführt.

Tell (mißt ihn mit den Augen).

Ihr ſeyd kein Mönch! Wer ſeyd ihr?

Mönch.

Ihr erſchlugt
Den Landvogt, der euch Böſes that — Auch ich
Hab' einen Feind erſchlagen, der mir Recht

Verſagte — Er war euer Feind wie meiner —
Ich hab' das Land von ihm befreyt.

Tell (zurückfahrend).

Ihr ſeyd —
Entſetzen! — Kinder! Kinder geht hinein.
Geh liebes Weib! Geh! Geh! — Unglücklicher,
Ihr wäret —

Hedwig.

Gott, wer iſt es?

Tell.

Frage nicht!
Fort! Fort! Die Kinder dürfen es nicht hören.
Geh aus dem Hauſe — Weit hinweg — Du darfſt
Nicht unter Einem Dach mit dieſem wohnen.

Hedwig.

Weh mir, was iſt das? Kommt!
(geht mit den Kindern)

Tell (zu dem Mönch).

Ihr ſeyd der Herzog
Von Oeſterreich — Ihr ſeyd's! Ihr habt den Kaiſer
Erſchlagen, euern Oh'm und Herrn.

Johannes Parricida.

Er war
Der Räuber meines Erbes.

Tell.

Euern Ohm

Erſchlagen, euern Kaiſer! Und euch trägt
Die Erde noch! Euch leuchtet noch die Sonne!

Parricida.

Tell, hört mich, eh' ihr —

Tell.

Von dem Blute triefend
Des Vatermordes und des Kaiſermords,
Wagſt du zu treten in mein reines Haus,
Du wagſt's, dein Antlitz einem guten Menſchen
Zu zeigen und das Gaſtrecht zu begehren?

Parricida.

Bey euch hofft' ich Barmherzigkeit zu finden,
Auch ihr nahmt Rach' an euerm Feind.

Tell.

Unglücklicher!
Darfſt du, der Ehrſucht blut'ge Schuld vermengen
Mit der gerechten Nothwehr eines Vaters?
Haſt du der Kinder liebes Haupt vertheidigt?
Des Heerdes Heiligthum beſchützt? das Schrecklichſte,
Das Letzte von den Deinen abgewehrt?
— Zum Himmel heb' ich meine reinen Hände,
Verfluche dich und deine That — Gerächt
Hab' ich die heilige Natur, die du
Geſchändet — Nichts theil' ich mit dir — Gemordet
Haſt du, ich hab mein Theuerſtes vertheidigt.

Parricida.

Ihr ſtoßt mich von euch, troſtlos, in Verzweiflung?

Tell.

Mich faßt ein Grauſen, da ich mit dir rede.
Fort! Wandle deine fürchterliche Straße,
Laß' rein die Hütte, wo die Unſchuld wohnt.

Parricida (wendet ſich zu gehn)

So kann ich, und ſo will ich nicht mehr leben!

Tell.

Und doch erbarmt mich deiner — Gott des Himmels!
So jung, von ſolchem adelichen Stamm,
Der Enkel Rudolphs, meines Herrn und Kaiſers,
Als Mörder flüchtig, hier an meiner Schwelle,
Des armen Mannes, flehend und verzweifelnd —
(verhüllt ſich das Geſicht)

Parricida.

O wenn ihr weinen könnt, laßt mein Geſchick
Euch jammern, es iſt fürchterlich — Ich bin
Ein Fürſt — ich war's — ich konnte glücklich werden,
Wenn ich der Wünſche Ungeduld bezwang.
Der Neid zernagte mir das Herz — Ich ſah
Die Jugend meines Vetters Leopold
Gekrönt mit Ehre und mit Land belohnt,
Und mich, der gleiches Alters mit ihm war,
In ſclaviſcher Unmündigkeit gehalten —

Tell.

Unglücklicher, wohl kannte dich dein Ohm,
Da er dir Land und Leute weigerte!
Du ſelbſt mit raſcher wilder Wahnſinnsthat

Rechtfertigſt furchtbar ſeinen weiſen Schluß.
— Wo ſind die blut'gen Helfer deines Mords?

Parricida.

Wohin die Rachegeiſter ſie geführt,
Ich ſah ſie ſeit der Unglücksthat nicht wieder.

Tell.

Weißt du, daß dich die Acht verfolgt, daß du
Dem Freund verboten und dem Feind erlaubt?

Parricida.

Darum vermeid' ich alle ofne Straſſen,
An keine Hütte wag' ich anzupochen —
Der Wüſte kehr' ich meine Schritte zu,
Mein eignes Schreckniß irr' ich durch die Berge,
Und fahre ſchaudernd vor mir ſelbſt zurück,
Zeigt mir ein Bach mein unglückſelig Bild.
O wenn ihr Mitleid fühlt und Menſchlichkeit —

(fällt vor ihm nieder)

Tell (abgewendet)

Steht auf! Steht auf!

Parricida.

Nicht, bis ihr mir die Hand gereicht zur Hülfe.

Tell.

Kann ich euch helfen? Kann's ein Menſch der Sünde?
Doch ſtehet auf — Was ihr auch gräßliches
Verübt — Ihr ſeyd ein Menſch — Ich bin es auch —

Vom Tell ſoll keiner ungetröſtet ſcheiden —
Was ich vermag, das will ich thun.

Parricida.
(aufſpringend und ſeine Hand mit Heftigkeit ergreifend)
O Tell!
Ihr rettet meine Seele von Verzweiflung.

Tell.
Laßt meine Hand los — Ihr müßt fort. Hier könnt
Ihr unentdeckt nicht bleiben, könnt entdeckt
Auf Schutz nicht rechnen — Wo gedenkt ihr hin?
Wo hofft ihr Ruh zu finden?

Parricida.
Weiß ichs? Ach!

Tell.
Hört was mir Gott in's Herz giebt — Ihr müßt fort
In's Land Italien, nach Sankt Peters Stadt,
Dort werft ihr euch dem Papſt zu Füßen, beichtet
Ihm eure Schuld und löſet eure Seele.

Parricida.
Wird er mich nicht dem Rächer überliefern?

Tell.
Was er euch thut, das nehmet an von Gott.

Parricida.
Wie komm' ich in das unbekannte Land?
Ich bin des Wegs nicht kundig, wage nicht
Zu Wanderern die Schritte zu geſellen.

Tell.

Den Weg will ich euch nennen, merket wohl!
Ihr ſteigt hinauf, dem Strom der Reuß entgegen,
Die wildes Lauſes von dem Berge ſtürzt —

Parricida (erſchrickt)

Seh' ich die Reuß? Sie floß bey meiner That.

Tell.

Am Abgrund geht der Weg und viele Kreutze
Bezeichnen ihn, errichtet zum Gedächtniß
Der Wanderer, die die Lawine begraben.

Parricida.

Ich fürchte nicht die Schrecken der Natur,
Wenn ich des Herzens wilde Qualen zähme.

Tell.

Vor jedem Kreutze fallet hin und büßet
Mit heiſſen Reuethränen eure Schuld —
Und ſeyd ihr glücklich durch die Schreckensſtraße,
Sendet der Berg nicht ſeine Windeswehen
Auf euch herab von dem beeiſten Joch,
So kommt ihr auf die Brücke, welche ſtäubet.
Wenn ſie nicht einbricht unter eurer Schuld,
Wenn ihr ſie glücklich hinter euch gelaſſen,
So reißt ein ſchwarzes Felſenthor ſich auf,
Kein Tag hat's noch erhellt — da geht ihr durch,
Es führt euch in ein heitres Thal der Freude —
Doch ſchnellen Schritts müßt ihr vorüber eilen,
Ihr dürft nicht weilen, wo die Ruhe wohnt.

Parricida.

O Rudolph! Rudolph! Königlicher Ahn!
So zieht dein Enkel ein auf deines Reiches Boden!

Tell.

So immer ſteigend kommt ihr auf die Höhen
Des Gotthardts, wo die ew'gen Seen ſind,
Die von des Himmels Strömen ſelbſt ſich füllen.
Dort nehmt ihr Abſchied von der deutſchen Erde,
Und muntern Laufs führt euch ein andrer Strom
In's Land Italien hinab, euch das gelobte —
(Man hört den Kuhreihen von vielen Alphörnern geblaſen)
Ich höre Stimmen. Fort!

Hedwig (eilt herein).

Wo biſt du, Tell?
Der Vater kommt! Es nahn in frohem Zug
Die Eidgenoſſen alle —

Parricida (verhüllt ſich).

Wehe mir!
Ich darf nicht weilen bey den Glücklichen.

Tell.

Geh liebes Weib. Erfriſche dieſen Mann,
Belad' ihn reich mit Gaben, denn ſein Weg
Iſt weit und keine Herberg' findet er.
Eile! Sie nahn.

Hedwig.

Wer iſt es?

Tell.

Forſche nicht!
Und wenn er geht, ſo wende deine Augen,
Daß ſie nicht ſehen, welchen Weg er wandelt!

(Parricida geht auf den Tell zu mit einer raſchen Bewegung, dieſer aber bedeutet ihn mit der Hand und geht. Wenn beide zu verſchiedenen Seiten abgegangen, verändert ſich der Schauplatz, und man ſieht in der

Letzten Scene

den ganzen Thalgrund vor Tells Wohnung, nebſt den Anhöhen, welche ihn einſchließen, mit Landleuten beſetzt, welche ſich zu einem Ganzen gruppiren. Andre kommen über einen hohen Steg, der über den Schächen führt, gezogen. Walther Fürſt mit den beiden Knaben, Melchthal und Stauffacher kommen vorwärts, andre drängen nach; wie Tell heraustritt, empfangen ihn alle mit lautem Frohlocken)

Alle.

Es lebe Tell! der Schütz und der Erretter!

(indem ſich die vorderſten um den Tell drängen und ihn umarmen, erſcheinen noch Rudenz und Bertha, jener die Landleute, dieſe die Hedwig umarmend. Die Muſik vom Berge begleitet dieſe ſtumme Scene. Wenn ſie geendigt, tritt Bertha in die Mitte des Volks)

Bertha.

Landleute! Eidgenoſſen! Nehmt mich auf
In euern Bund, die erſte Glückliche,
Die Schutz gefunden in der Freyheit Land.

In eure tapfre Hand leg' ich mein Recht,
Wollt ihr als eure Bürgerinn mich ſchützen?

Landleute.

Das wollen wir mit Gut und Blut.

Bertha.

Wohlan!
So reich' ich dieſem Jüngling meine Rechte,
Die freye Schweizerinn dem freyen Mann!

Rudenz.

Und frey erklär' ich alle meine Knechte.

(Indem die Muſik von neuem raſch einfällt, fällt der Vorhang.)

Phädra

Trauerſpiel

von

Racine.

Perſonen.

Theſeus, König von Athen.

Phädra, ſeine Gemahlinn, Tochter des Minos und der Paſiphae.

Hippolyt, Sohn des Theſeus und der Antiope, Königinn der Amazonen.

Aricia, aus dem königlichen Geſchlechte der Pallantiden zu Athen.

Theramen, Erzieher des Hippolyt.

Oenone, Amme und Vertraute der Phädra.

Iſmene, Vertraute der Aricia.

Panópe, vom Gefolge der Phädra.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hippolyt, Theramen.

Hippolyt.

Beſchloſſen iſt's, ich gehe, Theramen,
Ich ſcheide von dem lieblichen Trezene,
Nicht länger trag' ich's, müßig hier zu weilen,
In dieſen Zweifeln, die mich ängſtigen.
Sechs Monde weilt mein Vater ſchon entfernt,
Nichts will von ſeinem theuren Haupt verlauten,
Nichts von dem Orte ſelbſt, der ihn verbirgt.

Theramen.

Wohin, o Herr, willſt du ihn ſuchen gehn?
Dich zu beruhigen, durchkreuzt' ich ſchon
Die beiden Meere, die der Iſthmus trennt,
Nach Theſeus fragt' ich an den Ufern, wo
Der Acheron im Todtenreiche ſchwindet,
Elis hab' ich durchſucht, den Tenarus
Ließ ich im Rücken, ja an's Meer ſogar

Bin ich gedrungen, welchem Ikarus
Den Nahmen gab — Was hoffſt du ferner noch?
In welchen glücklicheren Himmelsſtrichen
Gedenkſt du ſeine Spuren aufzufinden?
Ja, wiſſen wir, ob uns der König nicht
Vorſätzlich ſeinen Aufenthalt verbirgt,
Und, während daß wir für ſein Leben zittern,
Sich ſtill vergnügt in neuen Liebesbanden?

Hippolyt.

Halt, Freund, und ſprich mit Ehrfurcht von dem König,
Unwürd'ge Urſach hält ihn nicht zurück;
Entſagt hat er dem wilden Recht der Jugend,
Phädra hat ſeinen flücht'gen Sinn gefeſſelt,
Und fürchtet keine Nebenbuhlerinn mehr.
Genug, ich ſuch' ihn, folge meiner Pflicht,
Und fliehe dieſen Ort, der mich beängſtigt.

Theramen.

Wie, Herr, ſeit wann denn fürchteſt du Gefahr
In dieſem ſtillen Land, das deiner Kindheit
So theuer war, wohin du dich ſo gern
Geflüchtet aus dem rauſchenden Athen?
Was kann dich hier bedrohen oder kränken?

Hippolyt.

Freund, jene ſel'gen Tage ſind dahin,
Ein ganz verändert Anſehn hat jetzt alles,
Seitdem die Götter uns des Minos Tochter
Und der Paſiphae hieher geſandt.

Theramen.

Herr ich verſteh', ich fühle was dich drückt.
Dein Kummer iſt es, Phädra hier zu ſehen —
Stiefmütterlich geſinnt, ſah ſie dich kaum,
Gleich übte ſie verderblich ihre Macht,
Dich zu verbannen war ihr erſtes Werk.
Doch dieſer Haß, den ſie dir ſonſt geſchworen,
Iſt ſehr geſchwächt, wenn er nicht ganz verſchwand.
Und welches Unheil kann ein Weib dir bringen,
Das ſtirbt, und das entſchloſſen iſt zu ſterben?
Die Unglückſelige wird einem Schmerz
Zum Raub, den ſie mit Eigenſinn verbirgt,
Sie iſt der Sonne müd und ihres Lebens,
Wie kann ſie gegen dich Verderben ſpinnen?

Hippolyt.

Nicht ihr ohnmächt'ger Haß iſt's, was ich fürchte,
Ganz eine andre Feindinn will ich fliehn;
Es iſt Aricia, ich will's geſtehn,
Die letzte jenes unglückſel'gen Stamms,
Der gegen uns feindſelig ſich verſchworen.

Theramen.

Auch du verfolgſt ſie, Herr? Die holde Schweſter
Der wilden Pallantiden, hat ſie je
Der Brüder ſchwarze Meuterey getheilt?
Und könnteſt du die ſchöne Unſchuld haſſen?

Hippolyt.

Wenn ich ſie haßte, würd' ich ſie nicht fliehn.

Theramen.

Herr, wag' ich's, deine Flucht mir zu erklären?
Wärſt du vielleicht der ſtrenge Hippolyt
Nicht mehr, der ſtolze Feind der ſchönen Liebe,
Der muthige Verächter eines Jochs,
Dem Theſeus ſich ſo oft, ſo gern gebeugt?
So lang von dir verachtet hätte Venus
Des Vaters Ehre nun an dir gerächet?
Sie hätt' in Eine Reihe dich geſtellt
Mit andern, dich gezwungen ihr zu opfern?
— Du liebteſt, Herr?

Hippolyt.

Freund, welche Rede wagſt du?
Du, der mein Innres kennt, ſeitdem ich athme,
Verlangſt, daß ich den edlen Stolz verläugne,
Den dieſes freye Herz von je bekannt?
Nicht an der Bruſt der Amazone nur,
Die mich geboren, ſchöpft' ich dieſen Stolz.
Ich ſelbſt, ſobald ich meiner mir bewußt,
Beſtärkte mich in dieſem edlen Triebe.
Du warſt der Freund, der Führer meiner Jugend,
Oft ſprachſt du mir von meines Vaters Thaten,
Du weißt, wie ich dir lauſchte, wie mein Herz
Bey ſeinen edeln Waffenthaten ſchlug —
Wenn du den kühnen Helden mir beſchriebſt,
Wie er der Welt den Herkules erſetzte,
Mit Ungeheuern kämpfte, Räuber ſtrafte,
Wie er den Sinnis, den Prokruſtes ſchlug,

Dem Periphetes ſeine Keul' entrang,
Den Kerkyon beſiegte, mit dem Blut
Des Minotaurus Kreta's Boden färbte.
Doch wenn du auf das minder rühmliche
Zu reden kamſt, die leichten Liebesſchwüre,
Die oft gelobte und gebrochne Treu —
Wenn du die ſpart'ſche Helena mir nannteſt,
Den Ihrigen entriſſen — Periböa
In ihrem Schmerz zu Salamin verlaſſen —
Und alle die Betrognen ohne Zahl,
Die ſeinen Schwüren allzuleicht geglaubt,
Bis auf den Nahmen ſelbſt von ihm vergeſſen,
Ariadne, die dem tauben Felſenufer
Sein Unrecht klagt, und Phädra ihre Schweſter,
Wie ſie, geraubt, doch glücklicher als ſie!
Du weißt, wie peinlich mir bey der Erzählung
Zu Muthe war, wie gern ich ſie verkürzte!
Wie hätt' ich nicht gewünſcht, ſo ſchönem Leben
Die minder würd'ge Hälfte zu erſparen!
Und ſollte ſelbſt mich jetzt gebunden ſehn,
So tief herunter ließ ein Gott mich ſinken!
Mich, den noch kein erlegter Feind verherrlicht,
Der ſich durch keine Heldentugend noch
Das Recht erkaufte, ſchwach zu ſeyn wie Theſeus!
Und ſollte dieſes ſtolze Herz empfinden,
Mußt' es Aricia ſeyn, die mich beſiegte?
Vergaß ich ganz in meinem trunknen Wahn
Das Hinderniß, das uns auf ewig trennt?

Verwirft ſie nicht mein Vater? Wehrt mir nicht
Ein ſtreng Geſetz, das feindlich denkende
Geſchlecht der Pallantiden fortzupflanzen?
Auf ewig ſoll's mit ihr vernichtet ſeyn,
In Aufſicht ſoll ſie bleiben bis zum Grab,
Und nie ſoll ihr die Fackel Hymens lodern!
Und hör' ich meinem Vater ſolchen Trotz,
Mit ihrer Hand ihr Recht mir anzufreyen?
Zu ſolcher Raſerey riß mich die Jugend —

Theramen (ihm ins Wort fallend).

Ach Herr, wenn deine Stunde kam, ſo fragt
Kein Gott nach unſern Gründen! Theſeus ſelbſt
Schärft deinen Blick, da er ihn ſchließen will;
Das Herz empört ſich gegen Zwang und ſelbſt
Sein Haß gießt neuen Reiz um die Geliebte.
Warum auch ſchreckt dich eine keuſche Liebe,
Und wenn ſie glücklich macht, mißgönnſt du dir's?
Beſiege doch die ſcheue Furcht! Kann man
Sich auf der Bahn des Herkules verirren?
Wie ſtolze Herzen hat nicht Venus ſchon
Bezähmt! Du ſelbſt, der ihre Macht beſtreitet,
Wo wärſt du, hätt' Antiope dem Trieb
Der Göttinn immer ſiegend widerſtanden,
Der Liebe keuſche Flamme nie gefühlt!
Doch Herr, wozu mit großen Worten prunken?
Geſteh's, du biſt der vorige nicht mehr,
Schon lang ſieht man dich ſeltener als ſonſt
Stolz und unbändig deinen Wagen lenken,

Und, in der edeln Kunſt Neptuns geübt,
Das wilde Jagdroß an den Zaum gewöhnen.
Viel ſeltener erklinget Forſt und Wald
Von unſerm Jagdruf — ein verborgner Gram
Senkt deiner Blicke feur'ge Kraft zur Erde.
Ja ja, du liebſt, du glühſt von Liebe, dich
Verzehrt ein Feuer, Herr, das du verheimlichſt.
Geſteh's, du liebſt Aricien!

Hippolyt.

Ich — reiſe
Und ſuche meinen Vater, Theramen!

Theramen.

Herr, ſiehſt du Phädra nicht, bevor du gehſt?

Hippolyt.

Das iſt mein Vorſatz, bring' ihr dieſe Nachricht,
Gehn wir zu ihr, weil es die Pflicht ſo will.
— Doch ſieh was für ein neues Mißgeſchick
Bekümmert ihre zärtliche Oenone?

Zweyter Auftritt.

Hippolyt. Theramen. Oenone.

Oenone.

Ach welcher Jammer iſt dem meinen gleich!
Herr, meine Königinn iſt dem Tode nah!
Vergebens laß ich ſie ſo Nacht als Tag
Nicht aus den Augen — ſie ſtirbt mir in den Armen

An einem Uebel, das ſie mir verhehlt.
In ewiger Zerrüttung iſt ihr Geiſt,
Die Unruh treibt ſie auf von ihrem Lager,
Sie will in's Freye, will die Sonne ſchauen,
Doch keinem Zeugen will ihr Schmerz begegnen.
— Sie kommt!

Hippolyt.

Ich geh, ich laß ihr ihren freyen Raum,
Und ſpar' ihr einen Anblick, den ſie haßt.
(Hippolyt und Theramen gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Phädra. Oenone.

Phädra.

Gehn wir nicht weiter, ruhn wir hier, Oenone,
Ich halte mich nicht mehr, die Kräfte ſchwinden,
Mich ſchmerzt des Tages ungewohnter Glanz,
Und meine Kniee zittern unter mir.
Ach!

(Sie ſetzt ſich.)

Oenone.

Große Götter, ſchaut auf unſre Thränen!

Phädra.

Wie dieſe ſchweren Hüllen auf mir laſten,
Der eitle Prunk! Welch ungebetne Hand
Hat dieſe Zöpfe künſtlich mir geflochten,

Mit undankbarer Mühe mir das Haar
Um meine Stirn geordnet? Muß ſich alles
Verſchwören, mich zu kränken, mich zu quälen?

Oenone.

So iſt ſie ewig mit ſich ſelbſt im Streit!
— Du ſelbſt, o Königin, beſinn' dich doch,
Dein trauriges Beginnen widerrufend,
Haſt unſern Fleiß ermuntert, dich zu ſchmücken.
Du fühlteſt dir noch Kräfte, dich hervor
Zu wagen und der Sonne Licht zu ſehn,
Du ſiehſt es jetzt und haſſeſt ſeinen Strahl!

Phädra.

Glanzvoller Stifter meines traurigen Geſchlechtes!
Du, deſſen Enkeltochter ich mich rühme!
Der über meine ſchmähliche Verwirrung
Vielleicht erröthet — hoher Sonnengott!
Zum letztenmale ſeh' ich deine Strahlen!

Oenone.

Weh mir, noch immer nährſt du, Königin,
Den traur'gen Vorſatz und entſagſt dem Leben?

Phädra (ſchwärmeriſch).

O ſäß' ich draußen in der Wälder Grün! —
Wann wird mein Aug' auf der beſtäubten Bahn
Des raſchen Wagens flücht'gen Lauf verfolgen?

Oenone.

Wie Königin? Was iſt das?

Phädra.

Ach, ich bin

Von Sinnen — Was hab' ich geſagt? — Oenone —
Ich weiß nicht, was ich wünſche, was ich ſage,
Ein Gott hat die Beſinnung mir geraubt —
Fühl' her, wie meine Wange glüht, Oenone,
Zu ſehr verrieth ich meine Schwäche dir,
Und wider Willen ſtürzen mir die Thränen.

Oenone.

Mußt du erröthen, über dieſes Schweigen
Erröthe, über dieſen ſtrafbarn Widerſtand,
Der nur die Stacheln deiner Schmerzen ſchärſt.
Willſt du, von unſerm Flehen ungerührt,
Hartnäckig alle Hülfe von dir ſtoßen,
Und rettungslos dein Leben ſchwinden ſehn?
Was für ein Wahnſinn ſetzt ihm vor der Zeit
Ein frühes Ziel? Was für ein Zauber, welch
Ein heimlich Gift macht ſeine Quellen ſtocken?
Dreymal umzog den Himmel ſchon die Nacht,
Seitdem kein Schlummer auf dein Auge ſank,
Und dreymal wich die Finſterniß dem Tag.
Seitdem dein Körper ohne Nahrung ſchmachtet.
Welch gräßlichem Entſchluße giebſt du Raum?
Darfſt du mit Frevelmuth dich ſelbſt zerſtören?
Das heißt den Göttern trotzen, iſt Verrath
Am Gatten, dem du Treue ſchwurſt, Verrath
An deinen Kindern, den unſchuld'gen Seelen,
Die du zu hartem Sclavenjoch verdammſt.
Der Tag, der ihre Mutter ihnen raubt,
Bedenk' es, Königinn, er giebt dem Sohn

Der Amazone ſeine Hoffnung wieder,
Dem ſtolzen Feinde deines Blutes, ihm,
Dem Fremdling, dieſem Hippolyt —

Phädra.

Ihr Götter!

Oenone.

Ergreift die Wahrheit dieſes Vorwurfs dich?

Phädra.

Unglückliche! Wen haſt du jetzt genannt?

Oenone.

Mit Recht empört ſich dein Gemüth, mich freut's,
Daß dieſer Unglücksname dich entrüſtet!
Drum lebe! Laß die Liebe, laß die Pflicht
Es dir gebieten! Lebe! Dulde nicht,
Daß dieſer Scythe das verhaßte Joch
Auf deine Kinder lege! Der Barbar
Dem ſchönſten Blute Griechenlands gebiete!
Jezt aber eile — jeder Augenblick,
Den du verſäumſt, bringt näher dich dem Tode,
Verſchieb's nicht länger die erliegende
Natur zu ſtärken, weil die Lebensflamme
Noch brennt, und noch auf's neu ſich läßt entzünden.

Phädra.

Schon allzulang nährt' ich ein ſchuldvoll Daſeyn.

Oenone.

So klagt dein Herz geheimer Schuld dich an?
Iſt's ein Verbrechen, das dich ſo beängſtigt?
Du haſt doch nicht unſchuldig Blut verſprüzt?

Phädra.

Die Hand iſt rein. Wär' es mein Herz wie ſie!

Oenone.

Und welches Ungeheure ſann dein Herz
Sich aus, das ſolchen Schauder dir erregt?

Phädra.

Genug ſagt' ich, verſchone mich. Ich ſterbe,
Um das Unſelige nicht zu geſtehen!

Oenone.

So ſtirb! Beharr' auf deinem trotz'gen Schweigen!
Doch dir das Aug' im Tode zu verſchließen
Such' eine andre Hand! Obgleich dein Leben
Auf deiner Lippe ſchon entfliehend ſchwebt,
Dräng' ich mich doch im Tode dir voran,
Es führen tauſend Steige dort hinab,
Mein Jammer wählt den kürzeſten ſich aus.
Grauſame, wann betrog ich deine Treu?
Vergaßeſt du, wer deine Kindheit pflegte?
Um deinetwillen Freunde, Vaterland
Und Kind verließ? So lohnſt du meiner Liebe!

Phädra.

Was hoffſt du durch dein Flehn mir abzuſtürmen?
Entſetzen wirſt du dich, brech' ich mein Schweigen.

Oenone.

Was kannſt du mir entſetzlicheres nennen,
Als dich vor meinen Augen ſterben ſehn!

Phädra.

Weißt du mein Unglück, weißt du meine Schuld,
Nicht minder ſterb' ich drum, nur ſchuld'ger ſterb' ich.

Oenone. (vor ihr niederfallend).
Bey allen Thränen, die ich um dich weinte,
Bey deinem zitternden Knie, das ich umfaſſe,
Mach' meinem Zweifel, meiner Angſt ein Ende!

Phädra.
Du willſt es ſo, ſteh auf.

Oenone.
O ſprich, ich höre.

Phädra.
Gott! Was will ich ihr ſagen! Und wie will ich's?

Oenone.
Mit deinen Zweifeln kränkſt du mich, vollende!

Phädra.
O ſchwerer Zorn der Venus! Strenge Rache!
Zu welchem Wahnſinn triebſt du meine Mutter!

Oenone.
Sprich nicht davon, ein ewiges Vergeſſen
Bedecke das unſelige Vergehn!

Phädra.
O Ariadne, Schweſter, welch Geſchick
Hat Liebe dir am öden Strand bereitet!

Oenone.
Was iſt dir? Welcher Wahnſinn treibt dich an,
In allen Wunden deines Stamms zu wühlen?

Phädra.
So will es Venus! von den Meinen allen
Soll ich, die lezte, ſoll am tiefſten fallen!

Oenone.

Du liebſt?

Phädra.

Der ganze Wahnſinn raſt in mir.

Oenone.

Wen liebſt du?

Phädra.

Sey auf gräßliches gefaßt.
Ich liebe — das Herz erzittert mir, mir ſchaudert
Es heraus zu ſagen — Ich liebe —

Oenone.

Wen?

Phädra.

— Du kennſt ihn,
Den Jüngling, ihn, den ich ſo lang verfolgte,
Den Sohn der Amazone —

Oenone.

Hippolyt!
Gerechte Götter!

Phädra.

Du nannteſt ihn, nicht ich.

Oenone.

Gott! All mein Blut erſtarrt in meinen Adern.
O Jammer! O verbrechenvolles Haus
Des Minos! Unglückſeliges Geſchlecht!
O dreymal unglückſel'ge Fahrt! daß wir
An dieſem Unglücksufer mußten landen!

Phädra.

Schon früher fieng mein Unglück an. Kaum war
Dem Sohn des Egeus meine Treu verpfändet,
Mein Friede ſchien ſo ſicher mir gegründet,
Mein Glück mir ſo gewiß, da zeigte mir
Zuerſt Athenä meinen ſtolzen Feind.
Ich ſah ihn, ich erröthete, verblaßte
Bey ſeinem Anblick, meinen Geiſt ergriff
Unendliche Verwirrung, finſter ward's
Vor meinen Augen, mir verſagte die Stimme,
Ich fühlte mich durchſchauert und durchflammt,
Der Venus furchtbare Gewalt erkannt' ich,
Und alle Qualen, die ſie zürnend ſendet.
Durch fromme Opfer hofft' ich ſie zu wenden,
Ich baut' ihr einen Tempel, ſchmückt' ihn reich,
Ich ließ der Göttinn Hekatomben fallen,
Im Blut der Thiere ſucht' ich die Vernunft,
Die mir ein Gott geraubt — Ohnmächtige
Schutzwehren gegen Venus Macht! Umſonſt
Verbrannt' ich köſtlich Rauchwerk auf Altären,
In meinem Herzen herrſchte Hippolyt,
Wenn meine Lippe zu der Göttinn flehte.
Ihn ſah ich überall und ihn allein,
Am Fuße ſelbſt der rauchenden Altäre
War Er der Gott, dem ich die Opfer brachte.
Was frommte mir's, daß ich ihn überall
Vermied — O unglückſeliges Verhängniß!
In des Vaters Zügen fand ich ihn ja wieder.

Mit Ernſt bekämpft' ich endlich mein Gefühl,
Ich that Gewalt mir an, ihn zu verfolgen.
Stiefmütterliche Launen gab ich mir,
Den allzutheuern Feind von mir zu bannen.
Ich ruhte nicht, bis er verwieſen ward,
In den Vater ſtürmt' ich ein mit ew'gem Dringen,
Bis ich den Sohn aus ſeinem Arm geriſſen —
Ich athmete nun wieder frey, Oenone,
In Unſchuld floſſen meine ſtillen Tage,
Verſchloſſen blieb in tiefer Bruſt mein Gram,
Und unterwürfig meiner Gattinnpflicht
Pflegt' ich die Pfänder unſrer Unglücksehe!
Verlorne Müh! O Tücke des Geſchicks!
Mein Gatte bringt ihn ſelbſt mir nach Trezene,
Ich muß ihn wiederſehn, den ich verbannt,
Und neu entbrennt die nie erſtickte Glut.
Kein heimlich ſchleichend Feuer iſt es mehr,
Mit voller Wuth treibt mich der Venus Zorn.
Ich ſchaudre ſelbſt vor meiner Schuld zurück,
Mein Leben haß ich und verdamme mich,
Ich wollte ſchweigend zu den Todten gehn,
Im tiefen Grabe meine Schuld verhehlen —
Dein Flehn bezwang mich, ich geſtand dir alles,
Und nicht bereuen will ich, daß ich's that,
Wenn du fortan mit ungerechtem Tadel
Die Sterbende verſchonſt, mit eitler Müh'
Mich nicht dem Leben wiedergeben willſt.

Vierter Auftritt.

Phädra. Oenone. Panope.

Panope.

Gern, Königinn, erſpart' ich dir den Schmerz,
Doch nöthig iſt's, daß du das Aergſte wiſſeſt.
Den Gatten raubte dir der Tod. Dieß Unglück
Iſt kein Geheimniß mehr als dir allein.

Oenone.

Panope, was ſagſt du?

Panope.

Die Königinn
Erfleht des Gatten Wiederkehr vergebens.
Ein Schiff, das eben einlief, überbringt
Dem Hippolyt die Kunde ſeines Todes.

Phädra.

O Himmel!

Panope.

Die neue Königswahl theilt ſchon Athen,
Der eine ſtimmt für deinen Sohn, ein andrer
Wagt es, den Landesordnungen zum Hohn,
Sich für den Sohn der Fremden zu erklären.
Aricia ſelbſt, der Pallantiden Blut,
Hat einen Anhang — dieß wollt' ich dir melden.
Schon rüſtet Hippolyt ſich, abzureiſen;
Und alles fürchtet, wenn er plötzlich ſich

In dieſer Gährung zeigt, er möchte leicht
Die wankelmüth'gen Herzen an ſich reiſſen.

Oenone.

Genug, Panope! Die Königinn hat es
Gehört, und wird die große Botſchaft nutzen.
(Panope geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Phädra. Oenone.

Oenone.

Gebieterinn, ich drang nicht mehr in dich,
Zu leben — ſelbſt entſchloſſen dir zu folgen,
Beſtritt ich deinen tödlichen Entſchluß
Nicht länger — Dieſer neue Schlag des Unglücks
Gebietet anders und verändert alles.
— Der König iſt todt, an ſeinen Platz trittſt du,
Dem Sohn, den er dir läßt, biſt du dich ſchuldig.
Dein Sohn iſt König oder Sklav, wie du
Lebſt oder ſtirbſt. Verliert er auch noch dich,
Wer ſoll den ganz Verlaſſenen beſchützen?
Drum lebe! — Aller Schuld biſt du jetzt ledig,
Gemeine Schwäche nur iſt's was du fühlſt.
Zerriſſen ſind mit Theſeus Tod die Bande,
Die deine Liebe zum Verbrechen machten.
Nicht mehr ſo furchtbar iſt dir Hippolyt,
Du kannſt fortan ihn ohne Vorwurf ſehn.

Er glaubt ſich jetzt von dir gehaßt, und ſtellt
Vielleicht ſich an die Spitze der Empörer.
Reiß' ihn aus ſeinem Wahn, ſuch' ihn zu rühren,
Sein Erbtheil iſt das glückliche Trezen,
Hier iſt Er König, deinem Sohn gehören
Die ſtolzen Mauern der Minervenſtadt,
Euch beiden droht derſelbe Feind Gefahr,
Verbindet euch, Aricia zu bekämpfen.

Phädra.

Wohlan, ich gebe deinen Gründen nach,
Wenn Leben möglich iſt, ſo will ich leben,
Wenn Liebe zu dem hilfberaubten Sohn
Mir die verlorne Kraft kann wieder geben.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Aricia. Ismene.

Aricia.

Er will mich ſehen? Hippolyt? Und hier?
Er ſucht mich und will Abſchied von mir nehmen?
Iſt's wahr, Ismene? Täuſcheſt du dich nicht?

Ismene.

Das iſt die erſte Frucht von Theſeus Tod.
Bald ſiehſt du alle Herzen, die die Scheu
Vor ihm entfernt hielt, dir entgegen fliegen.
Aricia hat endlich ihr Geſchick
In ihrer Hand und alles wird ihr huld'gen.

Aricia.

So wär' es keine unverbürgte Sage,
Ich wäre frey, und meines Feinds entledigt?

Ismene.

So iſt's. Dir kämpft das Glück nicht mehr entgegen,
Theſeus iſt deinen Brüdern nachgefolgt.

Aricia.
Weiß man, durch welch Geſchick er umgekommen?
Jsmene.
Man ſpricht Unglaubliches von ſeinem Tod.
Das Meer, ſagt man, verſchlang den Ungetreuen,
Da er auf's neue Weiberraub verübt:
Ja, ein Gerücht verbreitet ſich durch's Land,
Er ſey hinabgeſtiegen zu den Todten
Mit ſeinem Freund Pirithous, er habe
Die ſchwarzen Ufer und den Styx geſehen,
Und ſich den Schatten lebend dargeſtellt,
Doch keine Wiederkehr ſey ihm geworden
Vom traur'gen Strand, den man nur Einmal ſieht.
Aricia.
Iſt's glaublich, daß ein Menſch, ein Sterblicher,
In's tiefe Haus der Todten lebend dringe?
Was für ein Zauber denn zog ihn hinab
An dieſes allgefürchtete Geſtade?
Jsmene.
Theſeus iſt todt, Gebieterinn! Du biſt's
Allein, die daran zweifelt. Den Verluſt
Beſeufzt Athen. Trezene hat bereits
Den Hippolyt als Herrſcher ſchon erkannt.
Phädra, voll Angſt für ihren Sohn, hält Rath
Hier im Pallaſt mit den beſtürzten Freunden.
Aricia.
Und glaubſt du wohl, daß Hippolyt an mir
Großmüth'ger werde handeln als ſein Vater?

Daß er die Knechtſchaft mir erleichtern werde,
Von meinem Loos gerührt?

Ismene.

Ich glaub' es, Fürſtinn.

Aricia.

Den ſtolzen Jüngling, kennſt du ihn auch wohl?
Und ſchmeichelſt dir, er werde mich beklagen,
Und ein Geſchlecht, das er verachtet, ehren
In mir allein? Du ſiehſt, wie er mich meidet.

Ismene.

Man ſpricht von ſeinem Stolze viel, doch hab' ich
Den Stolzen gegenüber dir geſehn,
Sein Ruf, geſteh' ich, ſchärfte meine Neugier.
Doch ſchien er mir, als ich ihn wirklich ſah,
Dem Ruf nicht zuzuſagen. Sichtbar war's,
Wie er bey deinem Anblick ſich verwirrte,
Wie er umſonſt die Augen niederſchlug,
Die zärtlich ſchmachtend an den deinen hiengen.
Geſteht ſein Stolz nicht ein, daß er dich liebe,
Sein Auge ſpricht's, wenn es ſein Mund nicht ſagt.

Aricia.

O Freundinn, wie begierig lauſcht mein Herz
Der holden Rede, die vielleicht mich täuſcht!
Dieß Herz, du kennſt es, ſtets von Gram genährt
Und Thränen, einem grauſamen Geſchick
Zum Raub dahin gegeben, ſollt' es ſich
Der Liebe eitle Schmerzen noch erträumen?
Die letzte bin ich übrig von dem Blut

Des hohen Königs, den die Erde zeugte,
Und ich allein entrann der Kriegeswuth.
Sechs Brüder ſah ich in der Blüte fallen,
Die Hofnung meines fürſtlichen Geſchlechts.
Das Schwert vertilgte alle, und die Erde
Trank ungern ihrer Enkelſöhne Blut.
Du weißt, welch ſtreng Geſetz der Griechen Söhnen
Seit jener Zeit verwehrt, um mich zu werben.
Man fürchtet, daß der Schweſter Rachegeiſt
Der Brüder Aſche neu beleben möchte.
Doch weißt du auch, wie dieſes freye Herz
Die feige Vorſicht der Tyrannenfurcht
Verachtete. Der Liebe Feindinn ſtets
Wußt' ich dem König Dank für eine Strenge,
Die meinem eignen Stolz zu Hülfe kam.
— Da hatt' ich ſeinen Sohn noch nicht geſehn!
Nein, denke nicht, daß ſeine Wohlgeſtalt
Mein leicht betrognes Aug' verführt, der Reiz
Der ihn umgiebt, den jeder an ihm preiſet,
Die Gaben einer gütigen Natur,
Die er verſchmäht und nicht zu kennen ſcheint.
Ganz andre herrlichere Gaben lieb' ich,
Schätz' ich in ihm! — die hohen Tugenden
Des Vaters, aber frey von ſeinen Schwächen.
Den edeln Stolz der großen Seele lieb' ich,
Der unter Amors Macht ſich nie gebeugt.
Sey Phädra ſtolz auf ihres Theſeus Liebe,
Mir gnügt die leichte Ehre nicht, ein Herz

Zu feſſeln, welches tauſende gewannen.
Den Muth zu brechen, welchen nichts gebeugt,
Ein Herz zu rühren, welches nie gefühlt,
Den ſtolzen Mann als Siegerinn zu feſſeln,
Der nicht begreift, wie ihm geſchieht, umſonſt
Sich einem Joch entwindet, das er liebt,
Das lockt mich an und reizt mich. Mindern Ruhm
Braucht' es, den großen Herkules zu rühren
Als Hippolyt — Viel öfter war der Held
Beſiegt, und leichtern Kampfes überwunden.
Doch ach! wie heg' ich ſolchen eiteln Sinn!
Zu ſehr nur, fürcht' ich, widerſteht man mir,
Und bald vielleicht ſiehſt du mich, tief gebeugt,
Den Stolz beweinen, den ich jetzt bewundre.
Er ſollte lieben! Hippolyt! Ich hätte
Sein Herz zu rühren — —

Ismene.

Hör' ihn ſelbſt! Er kommt!

Zweyter Auftritt.

Aricia. Ismene. Hippolyt.

Hippolyt.

Eh' ich von dannen gehe, Königinn,
Künd' ich das Loos dir an, das dich erwartet.
Mein Vater ſtarb. Ach nur zu wahr erklärte ſich
Mein ahnend Herz ſein langes Auſſenbleiben.

Den edeln Kämpfer konnte nur der Tod
So lange Zeit dem Aug' der Welt verbergen.
Die Götter endlich haben über ihn
Entſchieden, den Gefährten und den Freund,
Den Waffenfreund des herrlichen Alcid.
Dein Haß, ich darf es hoffen, Königinn,
Auch gegen Feindes Tugenden gerecht,
Gönnt ihm den Nachruhm gern, den er verdient.
Eins tröſtet mich in meinem tiefen Leid,
Ich kann dich einem harten Joch entreißen,
Den ſchweren Bann, der auf dir lag, vernicht' ich,
Du kannſt fortan frey ſchalten mit dir ſelbſt,
Und in Trezen, das mir zum Loos gefallen,
Auf mich ererbt von Pittheus meinem Ahn,
Das mich bereits als König anerkannt,
Laß ich dich frey — und freyer noch als mich.

Aricia.

Herr, mäß'ge dieſen Edelmuth, der mich
Beſchämt. Mehr als du denkſt erſchwerſt du mir
Die Feſſeln, die du von mir nimmſt, wenn du
So große Gunſt an der Gefangnen übſt.

Hippolyt.

Athen iſt noch im Streit, wer herrſchen ſoll,
Es ſpricht von dir, nennt mich, und Phädra's Sohn.

Aricia.

Von mir?

Hippolyt.

Ich weiß und will mir's nicht verbergen,

Daß mir ein ſtolz Geſetz entgegenſteht,
Die fremde Mutter wird mir vorgeworfen;
Doch hätt' ich meinen Bruder nur zum Gegner,
Nicht wehren ſollte mir's ein grillenhaft
Geſetz mein gutes Anrecht zu behaupten.
Ein höheres Recht erkenn' ich über mir,
Dir tret' ich ab, vielmehr ich geb' dir wieder
Den Thron, den deine Väter von Erechteus,
Der Erde Sohn, dem Mächtigen, ererbt.
Er kam auf Egeus durch der Kindſchaft Recht,
Athen, durch meinen Vater groß gemacht,
Erkannte freudig dieſen Held zum König,
Und in Vergeſſenheit ſank dein Geſchlecht.
Athen ruft dich in ſeine Mauern wieder,
Genug litt es von dem langen Streit,
Genug hinabgetrunken hat die Erde
Des edeln Blutes, das aus ihr entſprang.
Mein Antheil iſt Trezene, Kreta bietet
Dem Sohn der Phädra reichlichen Erſatz,
Dir bleibt Athen! Ich geh' jetzt, um für dich
Die noch getheilten Stimmen zu vereinen.

Aricia.

Erſtaunt, beſchämt von allem was ich höre,
Befürcht' ich faſt, ich fürchte, daß ich träume.
Wach' ich und iſt dieß alles Wirklichkeit?
Herr, welche Gottheit gab dir's in die Seele?
Wie wahr rühmt dich der Ruf durch alle Welt!
Wie weit noch überflügelt ihn die Wahrheit!

Zu meiner Gunſt willſt du dich ſelbſt berauben?
War es nicht ſchon genug, mich nicht zu haſſen?

Hippolyt.

Ich, Königinn, dich haſſen! Was man auch
Von meinem Stolz verbreitet, glaubt man denn,
Daß eine Tigermutter mich gebohren?
Und welche Wildheit wär's, welch eingewurzelt
Verſtockter Haß, den nicht dein Anblick zähmte!
Konnt' ich dem holden Zauber widerſtehn?

Aricia (unterbricht ihn).

Was ſagſt du, Herr?

Hippolyt.

Ich bin zu weit gegangen.
Zu mächtig wird es mir — Und weil ich denn
Mein langes Schweigen brach, ſo will ich enden —
So magſt du ein Geheimniß denn vernehmen,
Das dieſe Bruſt nicht mehr verſchließen kann.
— Ja Königinn, du ſiehſt mich vor dir ſtehen,
Ein warnend Beyſpiel tief gefallnen Stolzes.
Ich, der der Liebe trotzig widerſtand,
Der ihren Opfern grauſam Hohn geſprochen,
Und wenn die andern kämpften mit dem Sturm
Stets von dem Ufer hoffte zuzuſehn,
Durch eine ſtärk're Macht mir ſelbſt entriſſen,
Erfahr' auch ich nun das gemeine Loos.
Ein Augenblick bezwang mein kühnes Herz,
Die freye ſtolze Seele, ſie empfindet.
Sechs Monde trag' ich ſchon, gequält, zerriſſen

Von Schaam und Schmerz, den Pfeil in meinem Herzen.
Umſonſt bekämpf' ich dich, bekämpf' ich mich,
Dich flieh' ich wo du biſt, dich find' ich wo du fehlſt,
Dein Bild folgt mir in's Innerſte der Wälder,
Das Licht des Tages und die ſtille Nacht
Muß mir die Reize deines Bildes mahlen.
Ach alles unterwirft mich dir, wie auch
Das ſtolze Herz dir widerſtand — Ich ſuche
Mich ſelbſt, und finde mich nicht mehr. Zur Laſt
Iſt mir mein Pfeil, mein Wurfſpieß und mein Wagen,
Vergeſſen ganz hab' ich die Kunſt Neptuns,
Mit meinen Seufzern nur erfüll' ich jetzt
Der Wälder Stille, meine müß'gen Roſſe
Vergeſſen ihres Führers Ruf.
(nach einer Pauſe).
Vielleicht
Schämſt du dich deines Werks, da du mich hörſt,
Und dich beleidigt meine wilde Liebe?
In welcher rauhen Sprache biet' ich auch
Mein Herz dir an! Wie wenig würdig iſt
Der rohe Sklave ſolcher ſchönen Bande!
Doch eben darum nimm ihn gütig auf,
Ein neu Gefühl, ein fremdes ſprech' ich aus,
Und ſprech' ich's übel, denke Königinn,
Daß du die erſte biſt, die mich's gelehrt.

Dritter Auftritt.

Aricia. Iſmene. Hippolyt. Theramen.

Theramen.

Die Königinn naht ſich, Herr, ich eil' ihr vor,
Sie ſucht dich.

Hippolyt.

Mich?

Theramen.

Ich weiß nicht was ſie will.
Doch eben jetzt hat ſie nach dir geſendet,
Phädra will mit dir ſprechen, eh' du gehſt.

Hippolyt.

Phädra! Was ſoll ich ihr? Was kann ſie wollen?

Aricia.

Herr, nicht verſagen kannſt du ihr die Gunſt,
Wie ſehr ſie deine Feindinn auch, du biſt
Ein wenig Mitleid ihren Thränen ſchuldig.

Hippolyt.

Du aber gehſt! du gehſt — und ich ſoll gehen!
Und ohne daß ich weiß, ob du dieß Herz —
Ob meine kühne Liebe dich beleidigt? —

Aricia.

Geh', deinen edeln Vorſatz auszuführen!
Erringe mir den Thron Athens. Ich nehme

Aus Deinen Händen jegliches Geſchenk,
Doch dieſer Thron, wie herrlich auch, er iſt
Mir nicht die theuerſte von deinen Gaben!
(geht ab mit Ismenen).

Vierter Auftritt.

Hippolyt. Theramen.

Hippolyt.

Freund, iſt nun alles — doch die Königinn naht!
(Phädra zeigt ſich im Hintergrunde mit Oenonen).
Laß alles ſich zur Abfahrt fertig halten,
Gieb die Signale! Eile! komm zurück
So ſchnell als möglich und erlöſe mich
Von einem widerwärtigen Geſpräch.
(Theramen geht ab).

Fünfter Auftritt.

Hippolyt. Phädra. Oenone.

Phädra. (noch in der Tiefe des Theaters).

Er iſt's, Oenone — All' mein Blut tritt mir
An's Herz zurück — Vergeſſen hab' ich alles,
Was ich ihm ſagen will, da ich ihn ſehe.

Oenone.

Bedenke deinen Sohn der auf dich hofft.

Phädra.

(vortretend, zu Hippolyt).

Man ſagt, o Herr, du willſt uns ſchnell verlaſſen.
Ich komme, meine Thränen mit den deinen
Zu miſchen, ich komme meines Sohnes wegen
Dir meine bangen Sorgen zu geſtehn.
Mein Sohn hat keinen Vater mehr, und nah'
Rückt ſchon der Tag, der ihm die Mutter raubt.
Von tauſend Feinden ſeh' ich ihn bedroht,
Herr, du allein kannſt ſeine Kindheit ſchützen.
Doch ein geheimer Vorwurf quält mein Herz.
Ich fürchte, daß ich ſelbſt dein Herz verhärtet,
Ich zittre, Herr, daß dein gerechter Zorn
An ihm die Schuld der Mutter möchte ſtrafen.

Hippolyt.

Ich denke nicht ſo niedrig, Königinn.

Phädra.

Wenn du mich haßteſt, Herr, ich müßt' es dulden.
Du ſaheſt mich entbrannt auf dein Verderben,
In meinem Herzen konnteſt du nicht leſen.
Geſchäftig war ich, deinen Haß zu reizen,
Dich konnt' ich nirgends dulden wo ich war,
Geheim und offen wirkt' ich dir entgegen,
Nicht ruht' ich, bis uns Meere ſelbſt geſchieden,
Selbſt deinen Namen vor mir auszuſprechen,
Verbot ich durch ein eigenes Geſetz.
Und dennoch — wenn an der Beleidigung
Sich Rache mißt, wenn Haß nur Haß erwirbt,

War nie ein Weib noch deines Mitleids werther,
Und keines minder deines Haſſes werth.

Hippolyt.

Es eiſert jede Mutter für ihr Kind,
Dem Sohn der Fremden kann ſie ſchwer vergeben,
Ich weiß das alles, Königinn. War doch
Der Argwohn ſtets der zweyten Ehe Frucht!
Von jeder andern hätt' ich gleichen Haß,
Vielleicht noch mehr Mishandlungen erfahren.

Phädra.

Ach Herr! Wie ſehr nahm mich der Himmel aus
Von dieſer allgemeinen Sinnesart!
Wie ein ganz andres iſt's, was in mir tobet!

Hippolyt.

Laß' Königinn, dich keine Sorge quälen!
Noch lebt vielleicht dein Gatte, und der Himmel
Schenkt unſern Thränen ſeine Wiederkehr.
Beſchützt ihn doch der mächtige Neptun,
Zu ſolchem Helfer fleht man nicht vergebens.

Phädra.

Herr, zweymal ſieht kein Menſch die Todesufer.
Theſeus hat ſie geſehn, drum hoffe nicht,
Daß ihn ein Gott uns wieder ſchenken werde,
Der karge Styx giebt ſeinen Raub nicht her.
— Todt wär' er? Nein er iſt nicht todt! Er lebt
In dir! Noch immer glaub' ich ihn vor Augen
Zu ſehn! Ich ſpreche ja mit ihm! Mein Herz —

— Ach

— Ach ich vergeſſe mich! Herr, wider Willen
Reißt mich der Wahnſinn fort —

Hippolyt.

Ich ſeh' erſtaunt
Die wunderbare Wirkung deiner Liebe.
Theſeus, obgleich im tiefen Grabe, lebt
Vor deinen Augen! Von der Leidenſchaft
Zu ihm iſt deine Seele ganz entzündet.

Phädra.

Ja Herr, ich ſchmachte, brenne für den Theſeus;
Ich liebe Theſeus, aber jenen nicht,
Wie ihn der ſchwarze Acheron geſehn,
Den flatterhaften Buhler aller Weiber,
Den Frauenräuber, der hinunterſtieg,
Des Schattenkönigs Bette zu entehren.
Ich ſeh ihn treu, ich ſeh ihn ſtolz, ja ſelbſt
Ein wenig ſcheu — Ich ſeh ihn jung und ſchön
Und reizend alle Herzen ſich gewinnen.
Wie man die Götter bildet, ſo wie ich
— Dich ſehe! Deinen ganzen Anſtand hatt' er,
Dein Auge, deine Sprache ſelbſt! So färbte
Die edle Röthe ſeine Heldenwangen,
Als er nach Kreta kam, die Töchter Minos
Mit Lieb' entzündete — Wo warſt du da?
Wie konnt' er ohne Hippolyt die beſten,
Die erſten Helden Griechenlands verſammeln?
O daß du, damals noch zu zarten Alters,

Nicht in dem Schiff mit warſt, das ihn gebracht!
Den Minotaurus hätteſt Du getödtet,
Trotz allen Krümmen ſeines Labyrinths.
Dir hätte meine Schweſter jenen Faden
Gereicht, um aus dem Irrgang dich zu führen.
O nein, nein, ich kam ihr darinn zuvor!
Mir hätt's zuerſt die Liebe eingegeben,
Ich, Herr, und keine andre zeigte dir
Den Pfad des Labyrinths. Wie hätt' ich nicht
Für dieſes liebe Haupt gewacht! Ein Faden
War der beſorgten Liebe nicht genug,
Gefahr und Noth hätt' ich mit dir getheilt,
Ich ſelbſt, ich wäre vor dir hergezogen,
In's Labyrinth ſtieg ich hinab mit dir,
Mit dir war ich gerettet oder verloren.

Hippolyt.

Was hör' ich, Götter! Wie? Vergiſſeſt du,
Daß Theſeus dein Gemahl, daß er mein Vater —

Phädra.

Wie kannſt du ſagen, daß ich das vergaß?
Bewahrt' ich meine Ehre denn ſo wenig?

Hippolyt.

Verzeihung, Königinn. Schaamroth geſteh' ich,
Daß ich unſchuld'ge Worte falſch gedeutet.
Nicht länger halt' ich deinen Anblick aus.
(will gehen.)

Phädra.

Grauſamer, du verſtandſt mich nur zu gut.

Genug ſagt' ich, die Augen dir zu öffnen.
So ſey es denn! So lerne Phädra kennen
Und ihre ganze Raſerey. Ich liebe.
Und denke ja nicht, daß ich dieß Gefühl
Vor mir entſchuld'ge und mir ſelbſt vergebe,
Daß ich mit feiger Schonung gegen mich
Das Gift *genährt*, das mich wahnſinnig macht:
Dem ganzen Zorn der Himmliſchen ein Ziel,
Haß' ich mich ſelbſt noch mehr, als du mich haſſeſt,
Zu Zeugen deß ruf' ich die Götter an,
Sie, die das Feuer in meiner Bruſt entzündet,
Das all den Meinen ſo verderblich war,
Die ſich ein grauſam Spiel damit gemacht,
Das ſchwache Herz der Sterblichen zu verführen.
Ruf' das Vergangne dir zurück! dich *fliehen*
War mir zu wenig. Ich verbannte dich!
Gehäßig, grauſam wollt' ich dir erſcheinen;
Dir deſto mehr zu widerſtehn, warb ich
Um deinen Haß — Was frommte mir's! du haßteſt
Mich deſto mehr, ich — liebte dich nicht minder,
Und neue Reize nur gab dir dein Unglück.
In Glut, in Thränen hab' ich mich verzehrt,
Dieß zeigte dir ein einz'ger Blick auf mich,
Wenn du den einz'gen Blick nur wollteſt wagen.
— Was ſoll ich ſagen? Dieß Geſtändniß ſelbſt,
Das ſchimpfliche, denkſt du, ich that's mit Willen?
Die Sorge trieb mich her für meinen Sohn,
Für ihn wollt' ich dein Herz erflehn — Umſonſt.

In meiner Liebe einzigem Gefühl
Konnt' ich von nichts dir reden als dir ſelbſt.
Auf, räche dich und ſtrafe dieſe Flamme,
Die dir ein Greu'l iſt, reinige, befreye,
Des Helden werth, der dir das Leben gab,
Von einem ſchwarzen Ungeheuer die Erde.
Des Theſeus Wittwe glüht für Hippolyt!
Nein, laß ſie deiner Rache nicht entrinnen.
Hier treffe deine Hand, hier iſt mein Herz!
Voll Ungeduld den Frevel abzubüßen,
Schlägt es, ich fühl' es, deinem Arm entgegen.
Triff, oder bin ich deines Streichs nicht werth,
Misgönnt dein Haß mir dieſen ſüßen Tod,
Entehrte deine Hand ſo ſchmählich Blut,
Leih mir dein Schwert, wenn du den Arm nicht willſt.
Gieb!

(entreißt ihm das Schwert)

Oenone.

Königinn, was machſt du? Große Götter!
Man kommt. O flieh den Blick verhaßter Zeugen,
Komm, folge mir und rette dich vor Schmach.

(ſie führt Phädra ab.)

Sechſter Auftritt.

Hippolyt. Theramen.

Theramen.

Flieht dort nicht Phädra oder wird vielmehr
Gewaltſam fortgezogen? — Herr, was ſetzt
Dich ſo in Wallung? — Ich ſeh' dich ohne Schwert,
Bleich, voll Entſetzen —

Hippolyt.

Fliehn wir, Theramen!
Du ſiehſt mich in dem äuſſerſten Erſtaunen.
Ich kann mich ſelbſt nicht ohne Grauen ſehn.
Phädra — Doch große Götter! Nein!
Das Gräßliche bedeck' ein ewig Schweigen!

Theramen.

Willſt du von dannen, das Schiff iſt ſegelfertig,
Doch Herr, Athen hat ſich bereits erklärt.
Man hat das Volk nach Zünften ſtimmen laſſen,
Dein Bruder hat die Stimmen, Phädra ſiegt!
(Hippolyt macht eine Bewegung des Erſtaunens)
Ein Herold kommt ſo eben von Athen,
Der ihr den Schluß des Volkes überbringt,
Ihr Sohn iſt König.

Hippolyt.

Phädra! Große Götter!
Ihr kennt ſie! Iſt's der Lohn für ihre Tugend?

Theramen.

Indeß ſchleicht ein Gerücht umher, der König
Sey noch am Leben. Man will ihn in Epirus
Geſehen haben — Aber hab' ich ihn nicht dort
Erfragt, und weiß ich nicht zu gut —

Hippolyt.

Thut nichts.
Man muß auf alles hören, nichts verſäumen,
Und forſchen nach der Quelle des Gerüchts.
Verdient es nicht, daß wir die Fahrt einſtellen,
So gehen wir, was es auch koſten mag,
Der Würdigſten das Scepter zuzuwenden!

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Phädra und Oenone.

Phädra.

Hinweg, hinweg. Zu andern wendet euch
Mit dieſen Ehren, die man auf mich häuſt!
Unglückliche, wie kannſt du in mich dringen,
Daß ich mich zeige? O verbirg mich vielmehr!
Ach nur zu offen hab' ich mich gezeigt,
Mein raſend Wünſchen wagt' ich kund zu geben,
Ich hab' geſagt, was man nie hören ſollte!
— Wie horcht' er auf! Wie lange wußt' er nicht
Ausweichend meiner Rede zu entſchlüpfen!
Wie ſann er nur auf ſchnelle Flucht, und wie
Vermehrte ſein Erröthen meine Schaam!
O warum hieltſt du meinen Arm zurück!
Als ich ſein Schwert auf meinen Buſen zückte,
Erblaßt' er nur für mich? Entriß er mir's?
Genug, daß meine Hand daran gerührt,

Ein Greuel war's in ſeinem Aug', es war
Geſchändet, und entehrte ſeine Hände!

Oenone.

So deinem eiteln Jammer ewig nur
Dahingegeben nährſt du deine Glut,
Die du erſticken ſollteſt. Wär's nicht beſſer,
Nicht würdiger des Bluts, das in dir fließt,
Dein Herz in edlern Sorgen zu zerſtreun,
Den Undankbaren, der dich haßt, zu fliehn,
Zu herrſchen und das Scepter zu ergreifen!

Phädra.

Ich herrſchen, ich ein Reich mir unterwerfen,
Und bin nicht Meiſter meiner ſelbſt, und bin
Nicht mächtig meiner Sinne mehr! Ich herrſchen,
Die einer ſchimpflichen Gewalt erliegt,
Die ſtirbt!

Oenone.

So flieh!

Phädra.

Ich kann ihn nicht verlaſſen.

Oenone.

Ihn nicht verlaſſen und verbannteſt ihn!

Phädra.

Es iſt zu ſpät, er weiß nun meine Liebe.
Die Grenze keuſcher Schaam iſt überſchritten,
Das ſchimpfliche Geſtändniß iſt gethan,
Hofnung ſchlich wider Willen in mein Herz.
Und riefſt du ſelbſt nicht meine fliehende Seele

Mit ſchmeichelhaftem Troſteswort zurück?
Du zeigteſt mir verdeckt, ich könnt' ihn lieben.

Oenone.

Dich zu erhalten, ach! was hätt' ich nicht,
Unſchuldig oder ſträflich, mir erlaubt!
Doch wenn du je Beleidigung empfandſt,
Kannſt du vergeſſen, wie der Stolze dich
Verachtete! Wie grauſam höhnend er
Dich nur nicht gar ihm ließ zu Füßen fallen!
Wie machte dieſer Stolz ihn mir verhaßt!
O daß du ihn nicht ſahſt mit meinen Augen!

Phädra.

Oenone, dieſen Stolz kann er verlieren,
Wild iſt er wie der Wald, der ihn erzog,
Er hört, an's rauhe Jagdwerk nur gewohnt,
Zum erſtenmale jetzt von Liebe reden.
Er ſchwieg wohl gar aus Ueberraſchung nur,
Und Unrecht thun wir ihm mit unſern Klagen.

Oenone.

Bedenk, daß eine Scythinn ihn gebahr.

Phädra.

Obgleich ſie Scythinn war, ſie liebte doch.

Oenone.

Er haßt, du weißt es, unſer ganz Geſchlecht.

Phädra.

So werd' ich keiner andern aufgeopfert.
— Zur Unzeit kommen alle deine Gründe,
Hilf meiner Leidenſchaft, nicht meiner Tugend.

Der Liebe widerſteht ſein Herz. Laß ſehn,
Ob wir's bey einer andern Schwäche faſſen!
Die Herrſchaft lockt' ihn, wie mir ſchien, es zog
Ihn nach Athen, er konnt' es nicht verbergen.
Die Schnäbel ſeiner Schiffe waren ſchon
Herumgekehrt, und alle Segel flogen.
Geh, ſchmeichle ſeiner Ehrbegier, Oenone,
Mit einer Krone Glanz — Er winde ſich
Das Diadem um ſeine Stirne, mein
Sey nur der Ruhm, daß ich's ihm umgebunden!
Behaupten kann ich meine Macht doch nicht,
Nehm' er ſie hin! Er lehre meinen Sohn
Die Herrſcherkunſt und ſey ihm ſtatt des Vaters,
Mutter und Sohn geb' ich in ſeine Macht.
Geh, laß nichts unverſucht, ihn zu bewegen,
Dich wird er hören, wenn er mich nicht hört,
Dring' in ihn, ſeufze, weine, ſchildre mich
Als eine Sterbende, o ſchäme dich
Auch ſelbſt der Flehensworte nicht! Was du
Gut findeſt, ich bekenne mich zu allem.
Auf dir ruht meine letzte Hofnung, geh,
Bis du zurückgekehrt, beſchließ' ich nichts.

(Oenone geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Phädra (allein).

Du ſiehſt, in welche Tiefen ich gefallen,
Furchtbare Venus, unverſöhnliche!
Bin ich genug geſunken? Weiter kann
Dein Grimm nicht gehn, vollkommen iſt dein Sieg.
Getroffen haben alle deine Pfeile.
Grauſame, willſt deinen Ruhm vermehren,
Such' einen Feind, der mehr dir widerſtrebt.
Dich fliehet Hippolyt, er ſpricht dir Hohn,
Und nie hat er ein Knie vor dir gebeugt,
Dein Nahme ſchon entweiht ſein ſtolzes Ohr.
Räche dich, Göttinn! Räche mich! Er liebe!
— Doch was iſt das? Du ſchon zurück, Oenone?
Man verabſcheut mich, man will dich gar nicht hören.

Dritter Auftritt.

Phädra. Oenone.

Oenone.

Erſticken mußt du jeglichen Gedanken
An deine Liebe jetzt, Gebieterinn!
Sey wieder ganz du ſelbſt. Ruf' deine Tugend
Zurück. Der König, den man todt geglaubt,
Er wird ſogleich vor deinen Augen ſtehn.
Theſeus iſt angelangt! Theſeus iſt hier!

Entgegen ſtürzt ihm alles Volk — Ich gieng,
Wie du befahlſt, den Hippolyt zu ſuchen,
Als tauſend Stimmen plötzlich himmelan —

Phädra.

Mein Gatte lebt, Oenone! mir genug.
Ich habe eine Leidenſchaft geſtanden,
Die ihn beſchimpft. Er lebt. Es braucht nichts weiter.

Oenone.

Wie Königinn?

Phädra.

Ich ſagte dir's vorher,
Du aber hörteſt nicht, mit deinen Thränen
Beſiegteſt du mein richtiges Gefühl.
Noch heute früh ſtarb ich der Thränen werth,
Ich folgte deinem Rath, und ehrlos ſterb' ich.

Oenone.

Du ſtirbſt?

Phädra.

Ihr Götter! Was hab' ich gethan!
Mein Gemahl wird kommen und ſein Sohn mit ihm.
Ich werd' ihn ſehn, wie er in's Aug mich faßt,
Der furchtbare Vertraute meiner Schuld,
Wie er drauf Achtung giebt, mit welcher Stirn
Ich ſeinem Vater zu empfangen wage!
Das Herz von Seufzern ſchwer, die Er verachtet,
Das Aug von Thränen feucht, die Er verſchmäht!
Und glaubſt du wohl, Er, ſo voll Zartgefühl,
So eiferſüchtig auf des Vaters Ehre —

Er werde Meiner ſchonen, den Verrath
An ſeinem Vater, ſeinem König dulden?
Wird er auch ſeinem Abſcheu gegen mich
Gebieten können? Ja, und ſchwieg' er auch!
Oenone, ich weiß meine Schuld, und nicht
Die Kecke bin ich, die ſich im Verbrechen
In ſanfte Ruh einwiegend, aller Schaam
Mit eherner Stirne, nie erröthend, trotzte.
Mein Unrecht kenn' ich, es ſteht ganz vor mir.
Schon ſeh' ich dieſe Mauern, dieſe Bogen
Sprache bekommen, und, mich anzuklagen
Bereit, des Gatten Ankunft nur erwarten,
Furchtbares Zeugniß gegen mich zu geben!
— Nein, laß mich ſterben! dieſen Schreckniſſen
Entziehe mich der Tod — er ſchreckt mich nicht!
Mich ſchreckt der Nahme nur, den ich verlaſſe,
Ein gräßlich Erbtheil meinen armen Kindern.
Die Abkunft von dem Zeus erhebt ihr Herz.
Der Mutter Schuld wird ſchwer auf ihnen laſten.
Oenone, mit Entſetzen denk' ich es,
Erröthen werden ſie, wenn man mich nennt,
Und wagen's nicht, die Augen aufzuſchlagen.

Oenone.

Das wird gewiß geſchehen, zweifle nicht!
O wahrlich, nie war eine Furcht gerechter.
Doch warum willſt du ſie der Schmach blos ſtellen?
Warum dich ſelbſt anklagen? — Ach es iſt
Um uns geſchehen! Phädra, hör' ich ſagen,

Bekennt ſich ſchuldig! Phädra trägt ihn nicht,
Den furchtbarn Anblick des verrathnen Gatten.
Wie glücklich iſt dein Feind, daß du ihm ſelbſt
Gewonnen giebſt auf Koſten deines Lebens!
Was werd' ich ihm antworten, wenn er nun
Als Kläger auftritt? Ach, ich muß verſtummen!
Er aber wird ſich ſeines gräßlichen
Triumphs mit Uebermuth erfreun, und jedem
Der's hören will, von deiner Schmach erzählen.
Eh' dieß geſchieht, zerſchmettre mich der Blitz!
— Sag mir die Wahrheit. Iſt er dir noch theuer?
Mit welchem Auge ſiehſt du jetzt den Stolzen?

Phädra.

Ein Ungeheuer iſt er in meinen Augen.

Oenone.

Warum den leichten Sieg ihm alſo laſſen?
Du fürchteſt ihn — So wag' es, ihn zuerſt
Der Schuld, die Er dir vorwirft, anzuklagen.
Wer kann dich Lügen ſtrafen? Alles verdammt ihn,
Sein Schwert, zum Glück in deiner Hand gelaſſen,
Dein jetz'ger Schrecken, dein bisher'ger Gram,
Die vorgefaßte Meinung ſeines Vaters,
Und deine frühern Klagen über ihn,
Auch dieß, daß du ſchon einmal ihn verbannt —

Phädra.

Ich ſoll die Unſchuld unterdrücken, läſtern?

Oenone.

Mir iſt an deinem Schweigen ſchon genug.

Ich zittre ſo wie du, auch mein Gewiſſen
Regt ſich und tauſend Tode ſtärb' ich lieber!
Doch ohne dieſes Mittel der Verzweiflung
Verlier' ich dich! Es gilt zu hohen Preiß,
So weiche jedes andre deinem Leben.
— Ich werde reden — Theſeus, glaube mir,
Wenn mein Bericht ihn aufgereizt, wird ſich
Mit der Verbannung ſeines Sohns begnügen,
Ein Vater bleibt auch Vater noch im Strafen!
Doch müßt' auch ſelbſt das Blut der Unſchuld fließen,
Dein Ruf ſteht auf dem Spiel, es gilt die Ehre,
Der muß man alles opfern, auch die Tugend.
Man kommt. Ich ſehe Theſeus.

Phädra.

Wehe mir!
Ich ſehe Hippolyt. Ich leſe ſchon
In ſeinen ſtolzen Blicken mein Verderben.
— Thu was du willſt, dir überlaß' ich mich,
In meiner Angſt kann ich mir ſelbſt nicht rathen.

Vierter Auftritt.

Phädra. Oenone. Theſeus. Hippolyt. Theramen.

Theſeus.

Das Glück iſt mit mir ausgeſöhnt, Gemahlinn,
Es führt in deine Arme —

Phädra.

Theſeus halt!
Entweihe nicht die zärtlichen Gefühle,
Nicht mehr verdien' ich dieſe Liebeszeichen,
Du biſt beſchimpft. Das neidiſche Glück verſchonte,
Seitdem du fern warſt, deine Gattinn nicht.
Ich bin nicht werth, dir fernerhin zu nahn,
Und gehe, mich auf ewig zu verbergen.
(geht ab mit Oenonen).

Fünfter Auftritt.

Theſeus. Hippolyt. Theramen.

Theſeus.

Wie? Welch ein ſeltſamer Empfang? — Mein Sohn?

Hippolyt.

Phädra mag das Geheimniß dir erklären.
Doch wenn mein Flehn was über dich vermag,
Erlaub', o Herr, daß ich ſie nicht mehr ſehe,
Laß den erſchrocknen Hippolyt den Ort,
Wo deine Gattinn lebt, auf ewig meiden.

Theſeus.

Verlaſſen willſt du mich, mein Sohn?

Hippolyt.

Ich ſuchte
Sie nicht! Du brachteſt ſie an dieſe Küſte!
Du warſt es ſelbſt, o Herr, der mir beym Scheiden

Aricien und die Königinn anvertraut,
Ja mich zum Hüter über ſie beſtellt.
Was aber könnte nun mich hier noch halten?
Zu lange ſchon hat meine müß'ge Jugend
Sich an dem ſcheuen Wilde nur verſucht.
Wär's nun nicht Zeit, unwürd'ge Ruhe fliehend,
Mit edlerm Blute mein Geſchoß zu färben?
Noch hatteſt du mein Alter nicht erreicht,
Und manches Ungeheuer fühlte ſchon
Und mancher Räuber deines Armes Schwere.
Des Uebermuthes Rächer hatteſt du,
Das Ufer zweyer Meere ſchon geſichert,
Der Wanderer zog ſeine Straße frey,
Und Herkules, als er von dir vernahm,
Fieng an, von ſeiner Arbeit auszuruhn.
Doch ich, des Helden unberühmter Sohn,
That es noch nicht einmal der Mutter gleich!
O gönne, daß mein Muth ſich endlich zeige,
Und wenn ein Ungeheuer dir entgieng,
Daß ich's beſiegt zu deinen Füßen lege,
Wo nicht, durch einen ehrenvollen Tod
Mich aller Welt als deinen Sohn bewähre.

Theſeus.

Was muß ich ſehen? Welch ein Schreckniß iſt's,
Das ringsum ſich verbreitend all die Meinen
Zurück aus meiner Nähe ſchreckt? Kehr' ich
So ungewünſcht und ſo gefürchtet wieder,

Warum, ihr Götter, erbracht ihr mein Gefängniß?
— Ich hatte einen einz'gen Freund. Die Gattinn
Wollt' er dem Herrſcher von Epirus rauben,
Von blinder Liebeswuth bethört. Ungern
Bot ich zum kühnen Frevel meinen Arm,
Doch zürnend nahm ein Gott uns die Beſinnung.
Mich überraſchte wehrlos der Tyrann,
Den Waffenbruder aber, meinen Freund,
Pirithous — o jammervoller Anblick!
Mußt' ich den Tigern vorgeworfen ſehn,
Die der Tyrann mit Menſchenblute nährte.
Mich ſelbſt ſchloß er in eine finſtre Gruft,
Die, ſchwarz und tief, an's Reich der Schatten grenzte.
Sechs Monde hatt' ich hülflos hier geſchmachtet,
Da ſahen mich die Götter gnädig an,
Das Aug' der Hüter wußt' ich zu betrügen,
Ich reinigte die Welt von einem Feind,
Den eignen Tigern gab ich ihn zur Speiſe.
Und jetzo, da ich fröhlich heimgekehrt,
Und was die Götter Theures mir gelaſſen,
Mit Herzensfreude zu umfaſſen denke —
Jetzt, da die Seele ſich nach langem Durſt
An dem erwünſchten Anblick laben will —
Iſt mein Empfang Entſetzen, alles flieht mich,
Entzieht ſich meiner liebenden Umarmung.
Ja und ich ſelbſt, von dieſem Schrecken an-
Geſteckt, der von mir ausgeht, wünſche mich
Zurück in meinen Kerker zu Epirus.

— Sprich! Phädra klagt, daß ich beleidigt ſey.
Wer verrieth mich? Warum bin ich nicht gerächet?
Hat Griechenland, dem dieſer Arm ſo oft
Gedient, Zuflucht gegeben dem Verbrecher?
Du giebſt mir nichts zur Antwort. Sollteſt du's,
Mein eigner Sohn, mit meinen Feinden halten?
— Ich geh' hinein. Zu lang' bewahr' ich ſchon
Den Zweifel, der mich niederdrückt. Auf einmal
Will ich den Frevel und den Frevler kennen.
Von dieſem Schrecken, den ſie blicken läßt,
Soll Phädra endlich Rechenſchaft mir geben.
(geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Hippolyt und Theramen.

Hippolyt.

Was wollte ſie mit dieſen Worten ſagen,
Die mich durchſchauerten? Will ſie vielleicht,
Ein Raub jedwedes äußerſten Gefühls,
Sich ſelbſt anklagen und ſich ſelbſt verderben?
Was wird der König ſagen, große Götter!
Wie ſchwer verfolgt die Liebe dieſes Haus!
Ich ſelbſt, ganz einer Leidenſchaft zum Raube,
Die Er verdammt, wie hat mich Theſeus einſt
Geſehen und wie findet er mich wieder?

Mir trüben ſchwarze Ahnungen den Geiſt,
Doch Unſchuld hat ja Böſes nicht zu fürchten.
— Gehn wir, ein glücklich Mittel auszuſinnen,
Wie wir des Vaters Liebe wieder wecken,
Ihm eine Leidenſchaft geſtehn, die er
Verfolgen kann, doch nimmermehr erſchüttern.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Theſeus. Oenone.

Theſeus.

Was hör' ich! Götter! ſolchen Angriff wagte
Ein Raſender auf ſeines Vaters Ehre!
Wie hart verfolgſt du mich, ergrimmtes Schickſal!
Ich weiß nicht was ich ſoll, nicht was ich bin!
O wird mir ſolcher Dank für meine Liebe?
Fluchwerthe That! Verdammliches Erkühnen!
Und ſeiner wilden Luſt genug zu thun,
Erlaubte ſich der Freche gar Gewalt!
Erkannt hab' ich's, das Werkzeug ſeiner Wuth,
Dieß Schwert, zu edlerm Dienſt ihm umgehangen,
Nicht hielt ihn ſelbſt die heil'ge Scheu des Bluts!
Und Phädra ſäumte noch, ihn anzuklagen,
Und Phädra ſchwieg und ſchonte des Verräthers.

Oenone.

Des unglückſel'gen Vaters ſchonte Phädra.

Vom Angriff dieſes Wüthenden beſchämt
Und dieſer frevelhaften Glut, die ſie
Schuldlos entzündet, wollte Phädra ſterben.
Schon zuckte ſie die mörderiſche Hand,
Das ſchöne Licht der Augen auszulöſchen,
Da fiel ich ihr in den erhobnen Arm,
Ja, ich allein erhielt ſie deiner Liebe.
Und jetzt, o Herr, von ihrem großen Leiden,
Von deiner Furcht gerührt, entdeckt' ich dir,
Ich that's nicht gern, die Urſach' ihrer Thränen.

Theſeus.

Wie er vor mir erblaßte, der Verräther!
Er konnte mir nicht ohne Zittern nahn!
Ich war erſtaunt, wie wenig er ſich freute!
Sein froſtiger Empfang erſtickte ſchnell
Die frohe Wallung meiner Zärtlichkeit.
— Doch dieſer Liebe frevelhafte Glut,
O ſprich, verrieth ſie ſich ſchon in Athen?

Oenone.

Denk' an die Klagen meiner Königinn,
O Herr! Aus einer frevelhaften Liebe
Entſprang ihr ganzer Haß.

Theſeus.

Und dieſe Liebe
Entflammte ſich von neuem in Trezene?

Oenone.

Herr, alles was geſchehen, ſagt' ich dir!
Zu lang' ließ ich die Königinn allein

In ihrem Schmerz, erlaube, daß ich dich
Verlaſſe, Herr, und meiner Pflicht gehorche.
(Oenone geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Theſeus. Hippolyt.

Theſeus.

Da iſt er! Götter! Dieſer edle Anſtand!
Welch Auge würde nicht davon getäuſcht!
Darf auf der frechen Stirn des Ehebruchs
Die heilige Majeſtät der Tugend leuchten?
Wär' es nicht billig, daß der Schalk im Herzen
Durch äußre Zeichen ſich verkündete?

Hippolyt.

Herr, darf ich fragen, welche düſtre Wolke
Dein königliches Angeſicht umſchattet?
Darfſt du es deinem Sohne nicht vertrau'n?

Theſeus.

Darfſt du, Verräther, mir vor's Auge treten?
Ungeheuer, das der Bliz zu lang' verſchont!
Unreiner Ueberreſt des Raubgezüchts,
Von dem mein tapfrer Arm die Welt befreyte!
Nachdem ſich deine frevelhafte Glut
Bis zu des Vaters Bette ſelbſt verwegen,
Zeigſt du mir frech noch dein verhaßtes Haupt?
Hier an dem Ort, der deine Schande ſah,

Darfſt du dich zeigen, und du wendeſt dich
Nicht fremden fernen Himmelsſtrichen zu,
Wo meines Nahmens Schall nie hingedrungen?
Entflieh. Verräther, reize nicht den Grimm,
Den ich mit Müh' bezwinge — Schwer genug
Büß' ich dafür mit ew'ger Schmach, daß ich
So frevelhaftem Sohn das Leben gab,
Nicht auch dein Tod ſoll mein Gedächtniß ſchänden,
Und ſchwärzen meiner Thaten Glanz — Entflieh!
Und willſt du nicht, daß eine ſchnelle Rache
Dich den Frevlern, die ich ſtrafte, beygeſelle,
Gieb acht, daß dich das himmliſche Geſtirn,
Das uns erleuchtet, den verwegnen Fuß
Nie mehr in dieſe Gegend ſetzen ſehe!
Entfliehe, ſag' ich, ohne Wiederkehr,
Reiß dich von dannen, fort und reinige
Vom Greuel deines Anblicks meine Staaten.
— Und du, Neptun, wenn je mein Arm dein Ufer
Von Raubgeſindel ſäuberte, gedenk',
Wie du mir einſt zu meiner Thaten Lohn
Gelobt, mein erſtes Wünſchen zu erhören!
Nicht in dem Drang der langen Kerkernoth
Erfleht' ich dein unſterbliches Vermögen,
Ich geizte mit dem Wort, das du mir gabſt,
Der dringenderen Noth ſpart' ich dich auf,
Jetzt fleh' ich dich, Erſchütterer der Erde!
Räch' einen Vater, der verrathen iſt:
Hin geb' ich dieſen Frevler deinem Zorn,

Erſtick' in ſeinem Blut ſein frech Gelüſten,
An deinem Grimm laß deine Huld mich kennen!

Hippolyt.

Phädra verklagt mich einer ſtrafbarn Liebe!
Dieß Uebermaaß des Greu'ls ſchlägt mich zu Boden.
So viele Schläge, unvorgeſehn, auf einmal,
Zerſchmettern mich und rauben mir die Sprache!

Theſeus.

Verräther, dachteſt du, es werde Phädra
In feiges Schweigen deine Schuld begraben,
So mußteſt du beym Fliehen nicht das Schwert,
Das dich verdammt, in ihren Händen laſſen.
Du mußteſt, deinen Frevel ganz vollendend,
Mit Einem Streich ihr Stimm' und Leben rauben.

Hippolyt.

Mit Recht entrüſtet von ſo ſchwarzer Lüge,
Sollt' ich die Wahrheit hier vernehmen laſſen,
Doch, Herr, ich unterdrücke ein Geheimniß,
Das dich betrifft, aus Ehrfurcht unterdrück' ich's.
Du billige das Gefühl, das mir den Mund
Verſchließt, und, ſtatt dein Leiden ſelbſt zu mehren,
Prüfe mein Leben, denke, wer ich bin.
Vor großen Freveln gehen andre ſtets
Vorher; wer einmal aus den Schranken trat,
Der kann zuletzt das Heiligſte verletzen.
Wie die Tugend hat das Laſter ſeine Grade,
Nie ſah man noch unſchuld'ge Schüchternheit
Zu wilder Frechheit plötzlich übergehn.

Ein Tag macht keinen Mörder, keinen Schänder
Des Bluts aus einem tugendhaften Mann.
An einer Heldinn keuſcher Bruſt genährt,
Hab' ich den reinen Urſprung nicht verläugnet;
Aus ihrem Arm hat Pittheus mich empfangen,
Der fromm vor allen Menſchen ward geachtet;
Ich möchte mich nicht ſelbſt zu rühmlich ſchildern,
Doch, iſt mir ein'ge Tugend zugefallen,
So denk' ich, Herr, der Abſcheu eben war's
Vor dieſen Greueln, deren man mich zeiht,
Was ich von je am lauteſten bekannt.
Den Ruf hat Hippolyt bey allen Griechen!
Selbſt bis zur Rohheit trieb ich dieſe Tugend;
Man kennt die Härte meines ſtrengen Sinns;
Nicht reiner iſt das Licht als meine Seele,
Und ein ſtrafbares Feuer ſollt' ich nähren?

Theſeus.

Ja, eben dieſer Stolz, o Schändlicher,
Spricht dir das Urtheil. Deines Weiberhaſſes
Verhaßte Quelle liegt nunmehr am Tag.
Nur Phädra rührte dein verkehrtes Herz,
Und fühllos war es für erlaubte Liebe.

Hippolyt.

Nein, nein, mein Vater, dieſes Herz — nicht länger
Verberg' ich dir's — nicht fühllos war dies Herz
Für keuſche Liebe! Hier zu deinen Füßen
Bekenn' ich meine wahre Schuld — Ich liebe,
Mein Vater, liebe gegen dein Verbot!

Aricia hat meinen Schwur — ſie iſt's,
Pallantes Tochter, die mein Herz beſiegte.
Sie bet' ich an, nur ſie, wie ſehr ich auch,
Herr, dein Gebot verletze, kann ich lieben.

Theſeus.

Du liebſt ſie! — Nein, der Kunſtgriff täuſcht mich nicht.
Du giebſt dich ſtrafbar, um dich rein zu waſchen.

Hippolyt.

Herr, ſeit ſechs Monden meid' ich — lieb' ich ſie!
Ich kam mit Zittern, dies Geſtändniß dir
Zu thun —

(Da Theſeus ſich mit Unwillen abwendet.)

Weh mir! Kann nichts dich überzeugen?
Durch welche gräßliche Betheurungen
Soll ich dein Herz beruhigen — So möge
Der Himmel mich, ſo mögen mich die Götter —

Theſeus.

Mit Meineid hilft ſich jeder Böſewicht.
Hör' auf, hör' auf, mit eitelm Wortgepräng
Mir deine Heucheltugend vorzurühmen.

Hippolyt.

Erheuchelt ſcheint ſie dir. Phädra erzeigt mir
In ihrem Herzen mehr Gerechtigkeit.

Theſeus.

Schaamloſer, deine Frechheit geht zu weit!

Hippolyt.

Wie lang' ſoll ich verbannt ſeyn und wohin?

Theſeus.

Und gingſt du weiter als bis Herkuls Säulen,
Noch glaubt' ich dem Verräther mich zu nah.

Hippolyt.

Beladen mit ſo gräßlichem Verdacht,
Wo find' ich Freunde, die mir Mitleid ſchenken,
Wenn mich ein Vater von ſich ſtößt?

Theſeus.

Geh hin!
Geh, ſuche dir Freunde, die den Ehbruch ehren,
Blutſchande loben, ſchändliche, pflichtloſe
Verräther ohne Schaamgefühl und Ehre,
Werth, einen Schändlichen, wie du, zu ſchützen!

Hippolyt.

Du ſprichſt mir immerfort von Ehebruch,
Von — doch ich ſchweige. Aber Phädra ſtammt
Von einer Mutter — Phädra iſt erzeugt
Aus einem Blut, du weißt es, das vertrauter
Mit ſolchen Greueln iſt als meines!

Theſeus.

Ha!
So weit darf deine Frechheit ſich vergeſſen
Mir in das Angeſicht? Zum letztenmal!
Aus meinen Augen! Geh' hinaus, Verräther!
Erwarte nicht, daß ich in Zorneswuth
Dich mit Gewalt von hinnen reißen laſſe!

(Hippolyt geht ab).

Dritter Auftritt.

Theſeus (allein).

Geh', Elender! du gehſt in dein Verderben!
Denn bey dem Fluß, den ſelbſt die Götter ſcheuen,
Gab mir Neptun ſein Wort und hält's. Dir folgt
Ein Rachedämon, dem du nicht entrinnſt.
— Ich liebte dich, und fühle zum Voraus
Mein Herz bewegt, wie ſchwer du mich auch kränkteſt.
Doch zu gerechte Urſach' gabſt du mir
Dich zu verdammen — Nein gewiß, nie ward
Ein Vater mehr beleidigt — Große Götter,
Ihr ſeht den Schmerz, der mich zu Boden drückt,
Konnt' ich ein Kind ſo ſchlimmer Art erzeugen?

Vierter Auftritt.

Phädra. Theſeus.

Phädra.

Ich komm', o Herr, von Schrecken her getrieben,
Die Stimme deines Zorns drang in mein Ohr.
Der Drohung, fürcht' ich, folgte raſch die That.
O wenn's noch Zeit iſt, ſchone deines Bluts!
Ich fleh' dich drum — Erſpare mir den Greuel,
Daß es um Rache ſchreye wider mich.
O gieb mich nicht dem ew'gen Schmerz zum Raub,
Daß ich den Sohn durch Vaters Hand gemordet!

Theſeus.
Nein, Phädra, meine Hand befleckte ſich
Mit meinem Blute nicht! Dennoch iſt mir
Der Frevler nicht entwiſcht. Mit ſeiner Rache
Wird eine Götterhand beſchäftigt ſeyn.
Neptun iſt mir ſie ſchuldig, ſey gewiß,
Du wirſt gerächt!

Phädra.
Neptun iſt ſie dir ſchuldig!
Was? hätteſt du den Gott in deinem Zorn —

Theſeus.
Wie? Fürchteſt du, daß mich der Gott erhöre?
O theile vielmehr mein gerechtes Flehn,
In aller Schwärze zeig' mir ſeine Schuld,
Erhitze meinen allzuträgen Zorn.
Du kenneſt ſeine Frevel noch nicht alle.
Der Wüthende, er wagt's noch, dich zu ſchmähn,
Dein Mund ſey voll Betrugs. Aricia habe
Sein Herz und ſeine Treu. Er liebe ſie.

Phädra.
Was?

Theſeus.
Er behauptet's mir in's Angeſicht!
Doch ſolchen Kunſtgriff weiß ich zu verachten.
Schaff' uns, Neptun, nur ſchnell Gerechtigkeit!
Ich gehe ſelbſt, in ſeinem Tempel ihn
An ſein unſterblich Götterwort zu mahnen.
(er geht ab).

Fünfter Auftritt.

Phädra (allein).

Er geht — Welch eine Rede traf mein Ohr!
Welch kaum erſticktes Feuer zündet ſich
Auf's neu in meinem Herzen an! O Schlag
Des Donners, der mich trift! Unſel'ge Nachricht!
Ich flog' hieher, ganz Eifer, ſeinen Sohn
Zu retten, mit Gewalt entriß ich mich
Den Armen der erſchrockenen Oenone,
Die Stimme des Gewiſſens wollte ſiegen,
Wer weiß, wohin die Reue mich geführt!
Vielleicht gieng ich ſo weit mich anzuklagen.
Vielleicht, wenn man in's Wort mir nicht gefallen,
Entwiſchte mir die fürchterliche Wahrheit.
— Gefühl hat Hippolyt und keins für mich!
Aricia hat ſein Herz und ſeine Schwüre!
Ihr Götter, da der Undankbare ſich
Mir gegenüber mit dem ſtolzen Blick,
Mit dieſer ſtrengen Stirn bewaffnete,
Da glaubt' ich ihn der Liebe ganz verſchloſſen,
Gleich unempfindlich für mein ganz Geſchlecht,
Und eine Andre doch wußt' ihn zu rühren;
Vor ſeinem Stolz fand eine Andre Gnade!
Vielleicht hat er ein leicht zu rührend Herz,
Nur ich bin ſeinen Augen unerträglich!
Und ich bemühe mich, ihn zu vertheidigen!

Sechſter Auftritt.

Phädra. Oenone.

Phädra.

O weißt du, was ich jetzt vernahm, Oenone?

Oenone.

Nein, aber zitternd komm' ich her, ich will's
Nicht läugnen. Mich erſchreckte der Entſchluß,
Der dich heraus geführt. Ich fürchtete,
Du möchteſt dich in blindem Eifer ſelbſt
Verrathen.

Phädra.

Ach, wer hätt's geglaubt, Oenone!
Man liebte andre!

Oenone.

Wie? Was ſagſt du?

Phädra.

Hippolyt liebt! Ich kann nicht daran zweifeln.
Ja, dieſer ſcheue Wilde, den die Ehrfurcht
Beleidigte, der Liebe zärtlich Flehn
Verſcheuchte, dem ich niemals ohne Furcht
Genaht, der wilde Tiger iſt gebändigt,
Aricia fand den Weg zu ſeinem Herzen.

Oenone.

Aricia!

Phädra.

O nie gefühlter Schmerz!
Zu welcher neuen Qual ſpart' ich mich auf!

Was ich erlitten bis auf dieſen Tag,
Die Furcht, die Angſt, die Raſereien alle
Der Leidenſchaft, der Wahnſinn meiner Liebe,
Des innern Vorwurfs grauenvolle Pein,
Die Kränkung ſelbſt, die unerträgliche,
Verſchmäht zu ſeyn, es war ein Anfang nur
Der Folterqualen, die mich jetzt zerreißen.
Sie lieben ſich! durch welches Zaubers Macht
Vermochten ſie's, mein Auge ſo zu täuſchen?
Wie ſahn ſie ſich? Seit wann? An welchem Ort?
Du wußteſt drum, wie ließeſt du's geſchehn,
Und gabſt mir keinen Wink von ihrer Liebe?
Sah man ſie oft ſich ſprechen, und ſich ſuchen?
Der dunkle Wald verbarg ſie? — Wehe mir!
Sie konnten ſich in voller Freyheit ſehn,
Der Himmel billigte ihr ſchuldlos Lieben,
Sie folgten ohne Vorwurf, ohne Furcht
Dem ſanften Zug der Herzen. Hell und heiter
Gieng jedes Tages Sonne für ſie auf!
Und ich, der traur'ge Auswurf der Natur
Verbarg mich vor dem Licht, der einz'ge Gott,
Dem ich zu rufen wagte, war der Tod.
Ihn ſah ich ſchon mit ſchnellen Schritten nahn,
Mit Thränen nährt' ich mich, mit bitterm Gram,
Und ſelbſt in meinen Thränen durft' ich nicht
Nach Herzenswunſche mich erſättigen!
Vom Blick der Neugier allzuſcharf bewacht,

Genoß ich zitternd dieſe traur'ge Luſt,
Ja oft mußt' ich ſie gänzlich mir verſagen,
Und unter heitrer Stirn den Gram verbergen.

Oenone.

Was hoffen ſie für Frucht von ihrer Liebe?
Sie werden nie ſich wiederſehn!

Phädra.

Sie werden
Sich ewig lieben! Jetzt, indem ich rede,
Verlachen ſie, o tödender Gedanke!
Den ganzen Wahnſinn meiner Liebeswuth!
Umſonſt verbannt man ihn, ſie ſchwören ſich's
Mit tauſend Schwüren, nie ſich zu verlaſſen.
Nein, ich ertrag's nicht, dieſes Glück zu ſehn,
Oenone, das mir Hohn ſpricht — Habe Mitleid
Mit meiner eiferſücht'gen Wuth! Aricia
Muß fallen! Man muß den alten Haß des Königs
Erregen wider dieß verhaßte Blut;
Nicht leicht ſoll ihre Strafe ſeyn, die Schweſter
Hat ſchwerer ſich vergangen als die Brüder.
In meiner Eiferſucht, in meiner Wuth
Erfleh' ich's von dem König!
(Wie ſie gehn will, hält ſie plötzlich an und beſinnt ſich)
Was will ich thun?
Wo reißt die Wuth mich hin? Ich eiferſüchtig!
Und Theſeus iſt's, den ich erflehen will!
Mein Gatte lebt und mich durchraſ't noch Liebe!
Für wen? Um welches Herz wag' ich zu buhlen?

Es ſträubt mir grauſend jedes Haar empor,
Das Maaß des Gräßlichen hab' ich vollendet,
Blutſchande athm' ich und Betrug zugleich;
In's Blut der Unſchuld will ich, racheglühend,
Die Mörderhände tauchen — Und ich lebe!
Ich Elende! und ich ertrag' es noch,
Zu dieſer heil'gen Sonne aufzublicken,
Von der ich meinen reinen Urſprung zog.
Den Vater und den Oberherrn der Götter
Hab' ich zum Ahnherrn, der Olympus iſt,
Der ganze Weltkreis voll von meinen Ahnen.
Wo mich verbergen? Flieh' ich in die Nacht
Des Todtenreichs hinunter? Wehe mir!
Dort hält mein Vater des Geſchickes Urne,
Das Loos gab ſie in ſeine ſtrenge Hand,
Der Todten bleiche Schaaren richtet Minos.
Wie wird ſein ernſter Schatte ſich entſetzen,
Wenn ſeine Tochter vor ihn tritt, gezwungen,
Zu Freveln ſich, zu Greueln zu bekennen,
Davon man ſelbſt im Abgrund nie vernahm!
Was wirſt du, Vater, zu der gräßlichen
Begegnung ſagen? Ach, ich ſehe ſchon
Die Schreckensurne deiner Hand entfallen,
Ich ſehe dich, auf neue Qualen ſinnend,
Ein Henker werden deines eignen Bluts.
Vergieb mir. Ein erzürnter Gott verderbte
Dein ganzes Haus, der Wahnſinn deiner Tochter
Iſt ſeiner Rache fürchterliches Werk!

Ach von der ſchweren Schuld, die mich befleckt,
Hat dieſes traur'ge Herz nie Frucht geärntet!
Ein Raub des Unglücks bis zum letzten Hauch
End' ich in Martern ein gequältes Leben.

Oenone.

Verbanne endlich doch den leeren Schrecken,
Gebieterinn! Sieh ein verzeihliches
Vergehn mit andern Augen an. Du liebſt!
Nun ja! Man kann nicht wider ſein Geſchick.
Du warſt durch eines Zaubers Macht verführt,
Iſt dieß denn ein ſo nie erhörtes Wunder?
Biſt du die erſte, die der Liebe Macht
Empfindet? Schwache Menſchen ſind wir alle,
Sterblich gebohren darfſt du ſterblich fehlen.
Ein altes Joch iſt's, unter dem du leideſt!
Die Götter ſelbſt, die Himmliſchen dort oben,
Die auf die Frevler ihren Donner ſchleudern,
Sie brannten manchmal von verbotner Glut.

Phädra.

Was hör' ich? Welchen Rath darfſt du mir geben?
So willſt du mich denn ganz im Grund vergiften,
Unſel'ge! Sieh, ſo haſt du mich verderbt!
Dem Leben, das ich floh, gabſt du mich wieder,
Dein Flehen ließ mich meine Pflicht vergeſſen:
Ich flohe Hippolyt, du triebſt mich ihn zu ſehn.
Wer trug dir auf, die Unſchuld ſeines Lebens
Mit ſchändlicher Beſchuldigung zu ſchwärzen?
Sie wird vielleicht ſein Tod, und in Erfüllung

Seht ſeines Vaters mörderiſcher Fluch.
— Ich will dich nicht mehr hören. Fahre hin,
Fluchwürdige Verführerinn! Mich ſelbſt
Laß ſorgen für mein jammervolles Loos.
Mög' dir's der Himmel lohnen nach Verdienſt,
Und deine Strafe ein Entſetzen ſeyn
Für alle, die mit ſchändlicher Geſchäftigkeit
Wie du, den Schwächen ihrer Fürſten dienen,
Uns noch hinſtoßen, wo das Herz ſchon treibt,
Und uns den Weg des Frevels eben machen.
Verworfne Schmeichler, die der Himmel uns
In ſeinem Zorn zu Freunden hat gegeben.
(ſie geht ab.)

Oenone (allein).

Geopfert hab' ich alles, alles hab' ich
Gethan, um ihr zu dienen! Große Götter!
Das iſt mein Lohn! Mir wird was ich verdiene.

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Hippolyt. Aricia. Ismene.

Aricia.

Du ſchweigſt in dieſer äußerſten Gefahr?
Du läſſeſt einen Vater, der dich liebt,
In ſeinem Wahn. O wenn dich meine Thränen
Nicht rühren, Grauſamer! Wenn du ſo leicht
Dich drein ergiebſt, mich ewig zu verlieren,
Geh hin, verlaß mich, trenne dich von mir,
Doch ſichre wenigſtens zuvor dein Leben!
Vertheidige deine Ehre! Reinige dich
Von einem ſchändlichen Verdacht! Erzwing's
Von deinem Vater, ſeinen blut'gen Wunſch
Zu widerrufen. Noch iſt's Zeit. Warum
Das Feld frey laſſen deiner blut'gen Feindinn?
Verſtändige den Theſeus.

Hippolyt.

Hab' ich's nicht

Gethan? Sollt' ich die Schande ſeines Bettes
Enthüllen ohne Schonung, und die Stirn'
Des Vaters mit unwürd'ger Röthe färben?
Du allein durchdrangſt das gräßliche Geheimniß,
Dir und den Göttern nur kann ich mich öffnen.
Dir konnt' ich nicht verbergen, was ich gern
Mir ſelbſt verbarg — urtheil' ob ich dich liebe!
Jedoch bedenke, unter welchem Siegel
Ich dir's vertraut! Vergiß, wenn's möglich iſt,
Was ich geſagt, und deine reinen Lippen
Beflecke nie die gräßliche Geſchichte.
Laß uns der Götter Billigkeit vertrauen,
Ihr eigner Vortheil iſt's, mir Recht zu ſchaffen,
Und früher oder ſpäter, ſey gewiß,
Wird Phädra ſchmachvoll ihr Gebrechen büßen.
Hierinn allein leg' ich dir die Schonung auf,
Frey folg' ich meinem Zorn in allem andern.
Verlaß die Knechtſchaft, unter der du ſeufzeſt,
Wag's, mir zu folgen, theile meine Flucht,
Entreiß' dich dieſem unglückſel'gen Ort,
Wo die Unſchuld eine ſchwere Giftluft athmet.
Jetzt, da mein Unfall allgemeinen Schrecken
Verbreitet, kannſt du unbemerkt entkommen.
Die Mittel geb' ich dir zur Flucht, du haſt
Bis jetzt noch keine Wächter als die meinen.
Uns ſtehen mächtige Beſchützer bey,
Argos und Sparta reichen uns den Arm;
Komm! Bieten wir für unſre gute Sache

Die Hülfe deiner, meiner Freunde auf,
Ertragen wir es nicht, daß Phädra ſich
Bereichre mit den Trümmern unſers Glücks,
Aus unſerm Erb' uns treibe, dich und mich,
Und ihren Sohn mit unſerm Raube ſchmücke.
Komm, eilen wir, der Augenblick iſt günſtig.
— Was fürchteſt du? du ſcheinſt, dich zu bedenken.
Dein Vortheil ja macht einzig mich ſo kühn,
Und lauter Eis biſt du, da ich voll Glut?
Du fürchteſt, dich dem Flüchtling zu geſellen?

Aricia.

O ſchönes Loos, mich ſo verbannt zu ſehn!
Geknüpft an *dein* Geſchick, wie ſelig froh
Wollt' ich von aller Welt vergeſſen leben!
Doch, da ſo ſchönes Band uns nicht vereint,
Erlaubt's die Ehre mir, mit dir zu fliehn?
Aus deines Vaters Macht kann ich mich wohl
Befreyn, der ſtrengſten Ehre unbeſchadet:
Das heißt ſich lieben Freunden nicht entreiſſen;
Flucht iſt erlaubt, wenn man Tyrannen flieht.
Doch, Herr — du liebſt mich — Furcht für meine Ehre —

Hippolyt.

Nein, nein, zu heilig iſt mir deine Ehre!
Mit edlerem Entſchluſſe kam ich her,
Flieh deinen Feind und folge deinem Gatten.
Frey macht uns unſer Unglück, wir ſind niemands,
Frey können wir jetzt Herz und Hand verſchenken,
Die Fackeln ſind's nicht, die den Hymen weihen.

Unfern dem Thor Trezens, bey jenen Gräbern,
Wo meiner Ahnherrn alte Mahle ſind,
Stellt ſich ein Tempel dar, furchtbar dem Meineid.
Hier wagt man keinen falſchen Schwur zu thun,
Denn ſchnell auf das Verbrechen folgt die Rache,
Das Graun des unvermeidlichen Geſchicks
Hält unter fürchterlichem Zaum die Lüge!
Dort laß uns hingehn und den heil'gen Bund
Der ew'gen Liebe feyerlich geloben.
Den Gott, der dort verehrt wird, nehmen wir
Zum Zeugen, beide flehen wir ihn an,
Daß er an Vaters Statt uns möge ſeyn.
Die heiligſten Gottheiten ruf' ich an,
Die keuſche Diane, die erhabne Juno,
Sie alle, die mein liebend Herz erkannt,
Sie ruf' ich an zu meines Schwures Bürgen!

Aricia.

Der König kommt. O fliehe eilends, fliehe!
Um meine Flucht zu bergen, weil' ich noch.
Geh, geh, und laß mir einen treuen Freund,
Der meinen bangen Schritt zu dir geleite.

(Hippolyt geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Theſeus. Aricia. Ismene.

Theſeus (im Eintreten, für ſich).
Ihr Götter, ſchafft mir Licht in meinem Zweifel,
Deckt mir die Wahrheit auf, die ich hier ſuche.

Aricia (zu Ismenen).
Halt alles zu der Flucht bereit, Ismene!
(Ismene geht ab.)

Dritter Auftritt.

Theſeus. Aricia.

Theſeus.
Du entfärbſt dich, Königinn? Du ſcheinſt erſchrocken!
Was wollte Hippolyt an dieſem Ort?

Aricia.
Er ſagte mir ein ewig Lebewohl.

Theſeus.
Du wußteſt dieſes ſtolze Herz zu rühren,
Und deine Schönheit lehrte ihn die Liebe.

Aricia.
Wahr iſt's, o Herr, den ungerechten Haß
Hat er von ſeinem Vater nicht geerbt,
Hat mich nicht als Verbrecherinn behandelt.

Theſeus.
Ja, ja, ich weiß. Er ſchwur dir ew'ge Liebe.

Doch baue nicht auf dieſes falſche Herz,
Auch andern ſchwur er eben das!

Aricia.

Er that es?

Theſeus.

Du hätteſt ihn beſtänd'ger machen ſollen!
Wie ertrugſt du dieſe gräßliche Gemeinſchaft?

Aricia.

Und wie erträgſt du, daß die gräßliche
Beſchuldigung das ſchönſte Leben ſchmähe?
Kennſt du ſein Herz ſo wenig? Kannſt du Schuld
Von Unſchuld denn ſo gar nicht unterſcheiden?
Muß ein verhaßter Nebel deinem Aug'
Allein die hohe Reinigkeit verbergen,
Die hell in aller Augen ſtrahlt? Du haſt
Zu lang ihn falſchen Zungen Preiß gegeben.
Geh in dich, Herr! Bereue, widerrufe
Die blut'gen Wünſche! Fürchte, daß der Himmel
So ſehr dich haſſe, um ſie zu gewähren!
Oft nimmt er unſer Opfer an im Zorn,
Und ſtraft durch ſeine Gaben unſre Frevel.

Theſeus.

Nein, nein, umſonſt bedeckſt du ſein Vergehn:
Dich blendet Liebe zu dem Undankbaren.
Ich halte mich an zuverläß'ge Zeugen,
Ich habe wahre Thränen fließen ſehn.

Aricia.

Gieb acht, o Herr! Unzähl'ge Ungeheuer

Vertilgte deine tapfre Hand, doch Alles
Iſt nicht vertilgt, und leben ließeſt du
Noch ein — dein Sohn verwehrt mir fortzufahren.
Des Vaters Ehre, weiß ich, iſt ihm heilig,
Ich würd' ihm weh' thun, wenn ich endete.
Nacheifr' ich ſeiner edeln Schaam und flieh'
Aus deinen Augen, um nicht mehr zu ſagen.
(ſie geht ab).

Vierter Auftritt.

Theſeus (allein).

Was kann ſie meynen? Was verhüllen mir
Die halben Worte, die man nie vollendet?
Will man mich hintergehn? Verſteh'n ſich beyde
Zuſammen, mich zu ängſtigen? — Doch ich ſelbſt?
Trotz meines ſchweren Zornes, welche Stimme
Des Jammers ruft in meiner tiefſten Seele?
Ein heimlich Mitleid rührt mich wunderbar.
Zum zweytenmal laßt uns Oenonen fragen,
Den ganzen Frevel will ich hell durchſchauen.
(zu der Wache).
Oenone komme vor mich und allein!

Fünfter Auftritt.

Theſeus. Panope.

Panope.

Ich weiß nicht, Herr, worauf die Fürſtin ſinnt,
Doch ihre Schwermuth läßt mich alles fürchten.
In ihren Zügen mahlt ſich die Verzweiflung,
Und Todesbläſſe deckt ihr Angeſicht.
Schon hat Oenone ſich, die ſie mit Schmach
Verſtieß, ins tiefe Meer hinabgeſtürzt.
Man weiß den Grund nicht der Verzweiflungsthat,
Vor unſerm Aug' verſchlangen ſie die Wellen.

Theſeus.

Was hör' ich!

Panope.

Ihr Tod hat Phädra nicht beruhigt,
Ja ſteigend immer mehrt ſich ihre Angſt.
Bald ſtürzt ſie ſich im heftigen Gefühl
Auf ihre Kinder, badet ſie in Thränen,
Als brächt' es Lindrung ihrem großen Schmerz,
Und plötzlich ſtößt ſie ſie mit Grauen weit
Von ſich, das Herz der Mutter ganz verläugnend.
Sie ſchweift umher mit ungewiſſem Schritt,
Ihr irrer Blick ſcheint uns nicht mehr zu kennen;
Dreymal hat ſie geſchrieben, dreymal wieder
Den Brief zerriſſen, ihre Meinung ändernd.
O eile, ſie zu ſehen! ſie zu retten!

Theſeus.

Oenone todt und Phädra ſtirbt! Ihr Götter!
— Ruft meinen Sohn zurück! Er komme, ſpreche,
Vertheidige ſich, ich will ihn hören! Eilt!

(Panope geht ab).

O nicht zu raſch, Neptun, erzeige mir
Den blut'gen Dienſt! Magſt du mich lieber nie erhören!
Zuviel vielleicht vertraut' ich falſchen Zeugen,
Zu raſch hab' ich die Hand zu dir erhoben!
Weh mir! Verzweiflung hätt' ich mir erfleht!

Sechster Auftritt.

Theſeus. Theramen.

Theſeus.

Biſt du es, Theramen? Wo bleibt mein Sohn?
Dir hab' ich ihn als zartes Kind vertraut!
Doch was bedeuten dieſe Thränen, ſprich,
Die ich dich weinen ſehe? — Was macht mein Sohn?

Theramen.

O allzuſpäte, überflüſſ'ge Sorgfalt!
Fruchtloſe Vaterliebe! Hippolyt
— Iſt nicht mehr!

Theſeus.

Götter!

Theramen.

Sterben ſah ich ihn,

Den holdeſten der Sterblichen und auch
Den minder ſchuldigſten, ich darf es ſagen!

Theſeus.

Mein Sohn iſt todt! Weh mir! Jetzt da ich ihm
Die Arme öfnen will, beſchleunigen
Die Götter ungeduldig ſein Verderben!
Welch Unglück hat ihn, welcher Blitz entrafft?

Theramen.

Kaum ſahen wir Trezene hinter uns,
Er war auf ſeinem Wagen, um ihn her
Still, wie er ſelbſt, die traurenden Begleiter.
Tief in ſich ſelbſt gekehrt folgt' er der Straße,
Die nach Mycenä führt, die ſchlaffen Zügel
Nachläſſig ſeinen Pferden überlaſſend.
Die ſtolzen Thiere, die man ſeinem Rufe
Mit edler Hitze ſonſt gehorchen ſah,
Sie ſchienen jetzt, ſtarr blickend und das Haupt
Geſenkt, in ſeine Schwermuth einzuſtimmen.
Plötzlich zerriß ein ſchreckenvoller Schrey,
Der aus dem Meer aufſtieg, der Lüfte Stille,
Und ſchwer aufſeufzend aus der Erde Schooß
Antwortet eine fürchterliche Stimme,
Dem grauſenvollen Schrey. Es trat uns allen
Eiskalt bis an das Herz hinan, auf horchten
Die Roſſe, und es ſträubt' ſich ihre Mähne.
Indem erhebt ſich aus der flüſſ'gen Ebne
Mit großem Wellen hoch ein Waſſerberg,
Die Woge naht ſich, öfnet ſich und ſpeit

Vor unſern Augen, unter Fluten Schaums,
Ein wüthend Unthier aus. Furchtbare Hörner
Bewaffnen ſeine breite Stirne, ganz
Bedeckt mit gelben Schuppen iſt ſein Leib.
Ein grimm'ger Stier, ein wilder Drache iſt's,
In Schlangenwindungen krümmt ſich ſein Rücken.
Sein hohles Brüllen macht das Ufer zittern,
Das Scheuſal ſieht der Himmel mit Entſetzen,
Auf bebt die Erde, weit verpeſtet iſt
Von ſeinem Hauch die Luft, die Woge ſelbſt,
Die es heran trug, ſpringt zurück mit Grauſen.
  Alles entflieht, und ſucht, weil Gegenwehr
Umſonſt, im nächſten Tempel ſich zu retten.
Nur Hippolyt, ein würd'ger Heldenſohn,
Hält ſeine Pferde an, faßt ſein Geſchoß,
Zielt auf das Unthier, und aus ſichrer Hand
Den mächt'gen Wurfſpieß ſchleudernd, ſchlägt er ihm
Tief in den Weichen eine weite Wunde.
Auf ſpringt das Ungethüm für Wuth und Schmerz,
Stürzt vor den Pferden brüllend hin, wälzt ſich,
Und gähnt ſie an mit weitem flammenden Rachen,
Der Rauch und Blut und Feuer auf ſie ſpeit.
Sie rennen ſcheu davon, nicht mehr dem Ruf
Der Stimme, nicht dem Zügel mehr gehorchend.
Umſonſt ſtrengt ſich der Führer an, ſie röthen
Mit blut'gem Geifer das Gebiß, man will
Sogar in dieſer ſchrecklichen Verwirrung

Einen Gott geſehen haben, der den Stachel
In ihre ſtaubbedeckten Lenden ſchlug.
Quer durch die Felſen reißt die Furcht ſie hin,
Die Achſe kracht, ſie bricht, dein kühner Sohn
Sieht ſeinen Wagen morſch in Stücken fliegen,
Er ſelbſt ſtürzt und verwirrt ſich in den Zügeln.
— O Herr, verzeihe meinen Schmerz. Was ich
Jetzt ſah, wird ew'ge Thränen mir entlocken.
Ich ſahe deinen heldenmüth'gen Sohn,
Sah ihn geſchleift, o Herr, von dieſen Roſſen,
Die er gefüttert mit der eignen Hand.
Er will ſie ſtehen machen, ſeine Stimme
Erſchreckt ſie nur, ſie rennen um ſo mehr.
Bald iſt ſein ganzer Leib nur Eine Wunde.
Die Ebne hallt von unſerm Klaggeſchrey;
Ihr wüthend Ungeſtüm läßt endlich nach.
Sie halten ſtill, unfern den alten Gräbern,
Wo ſeine königlichen Ahnen ruhn.
Ich eile ſeufzend hin, die andern folgen,
Der Spur nachgehend ſeines edeln Bluts;
Die Felſen ſind davon geröthet, es tragen
Die Dornen ſeiner Haare blut'gen Raub.
Ich lange bey ihm an, ruf' ihn mit Nahmen,
Er ſtreckt mir ſeine Hand entgegen, öffnet
Ein ſterbend Aug', und ſchließt es alsbald wieder:
„Der Himmel,“ ſpricht er, „entreißt mir mit Gewalt
„Ein ſchuldlos Leben. O wenn ich dahin,

„Nimm, theurer Freund, der ganz verlaßnen
„Aricia dich an — Und kommt dereinſt
„Mein Vater zur Erkenntniß, jammert er
„Um ſeinen fälſchlich angeklagten Sohn,
„Sag' ihm, um meinen Schatten zu verſöhnen,
„Mög' er an der Gefangnen gütig handeln,
„Ihr wiedergeben, was —“ Hier hauchte er
Die Heldenſeele aus; in meinen Armen
Blieb ein entſtellter Leichnam nur zurück,
Ein traurig Denkmal von der Götter Zorn,
Unkenntlich ſelbſt für eines Vaters Auge!

Theſeus.

O ſüße Hoffnung, die ich ſelbſt mir raubte,
Mein Sohn! Mein Sohn! Ihr unerweichten Götter!
Nie habt ihr nur zu gut gedient! — Mein Leben
Hab' ich dem ew'gen Jammer aufgeſpart!

Theramen.

Aricia kam jetzt, entſchloſſen kam ſie,
Vor deinem Zorn zu fliehn, im Angeſichte
Der Götter ihn zum Gatten zu empfangen.
Sie nähert ſich, ſie ſieht das Gras geröthet
Und rauchend noch, ſie ſieht — ſieht Hippolyt —
O welch ein Anblick für die Liebende! —
Dahin geſtreckt, geſtaltlos, ohne Leben.
Sie will noch jetzt an ihrem Unglück zweifeln,
Ihr Aug' erkennt nicht mehr die theuren Züge,
Sie ſieht ihn vor ſich und ſie ſucht ihn noch.

Doch als es endlich ſchrecklich ſich erklärt,
Da klagt ihr Schmerzensblick die Götter an,
Und mit gebrochnem Seufzer, halb entſeelt,
Entſinkt ſie bleich zu des Geliebten Füßen.
Iſmene iſt bey ihr und ruft ſie weinend
Zum Leben, ach! zum Schmerz vielmehr, zurück.
Und ich, das Licht der Sonne haſſend, kam
Den letzten Willen dieſer Heldenſeele
Dir kund zu thun, o Herr, und mich des Amts,
Das er mir ſterbend auftrug, zu entladen.
— Doch hier erblick' ich ſeine blut'ge Feindinn.

Siebenter und letzter Auftritt.

Theſeus. Phädra. Theramen.
Panope.

Theſeus.

Nun wohl, du haſt geſiegt, mein Sohn iſt todt.
Ach, wie gerechten Grund hab' ich, zu fürchten!
Welch grauſamer Verdacht erhebt ſich furchtbar
In mir, und ſpricht ihn frey in meinem Herzen!
Doch — er iſt todt! Unſchuldig oder ſchuldig!
Nimm hin dein Opfer! Freu dich ſeines Falls!
Ich willge drein, mich ewig zu betrügen!
Du klagſt ihn an, ſo ſey er ein Verbrecher!
Schon gnug der Thränen koſtet mir ſein Tod,

Nicht brauch' ich's, ein verhaßtes Licht zu ſuchen,
Das meinem Schmerz ihn doch nicht wieder giebt,
Vielleicht das Maaß nur meines Unglücks füllt.
Laß mich, weit, weit von dir und dieſem Ufer
Das Schreckbild fliehen des zerrißnen Sohns.
Heraus fliehn möcht' ich aus der ganzen Welt,
Um dieſer Qualerinn'rung zu entweichen.
Was mich umgiebt, rückt mir mein Unrecht vor,
Zur Strafe wird mir jetzt mein großer Nahme,
Minder bekannt verbärg' ich mich ſo mehr!
Die Huld ſogar der Götter muß ich haſſen,
Beweinen will ich ihre blut'ge Gunſt,
Mein eitles Flehn ſoll ſie nicht mehr beſtürmen.
Was ſie auch für mich thun, ihr traur'ger Eifer
Erſetzt mir nie mehr, was er mir geraubt!

Phädra.

Es ſey genug des ungerechten Schweigens,
Theſeus! Recht widerfahre deinem Sohn.
Er war nicht ſchuldig.

Theſeus.

O ich unglückſel'ger Vater!
Weh mir, und auf dein Wort verdammt' ich ihn!
Grauſame, damit glaubſt du dich entſchuldigt?

Phädra.

Die Zeit iſt koſtbar. Theſeus, höre mich.
Ich ſelbſt war's, die ein laſterhaftes Auge
Auf deinen keuſchen Sohn zu richten wagte.

Der Himmel zündete die Unglücksflamme
In meinem Buſen an — Was nun geſchah,
Vollführte die verdammliche Oenone.
Sie fürchtete, daß Hippolyt, empört
Von meiner Schuld, ſie dir entdecken möchte,
Und eilte, die Verrätherinn! weil ich
Nur ſchwach ihr widerſtand, ihn anzuklagen.
Sie hat ſich ſelbſt gerichtet, und, verbannt
Aus meinem Angeſicht, im Schooß des Meers
Allzugelinden Untergang gefunden.
Mein Schickſal würde längſt ein ſchneller Stahl
Beendigt haben, doch dann ſchmachtete
Noch unter ſchimpflichem Verdacht die Tugend.
Um meine Schuld dir reuend zu geſtehn,
Wählt' ich den langſameren Weg zum Grabe.
Ein Gift flößt' ich in meine glühenden Adern,
Das einſt Medea nach Athen gebracht,
Schon fühl' ich es zu meinem Herzen ſteigen,
Mich faßt ein fremder, nie gefühlter Froſt,
Schon ſeh' ich nur durch einer Wolke Flor
Den Himmel und das Angeſicht des Gatten,
Den meine Gegenwart entehrt. Der Tod
Raubt meinem Aug' das Licht und giebt dem Tag,
Den ich befleckte, ſeinen Glanz zurück.

Panope.

Ach Herr, ſie ſtirbt!

Theſeus.

O ſtürbe doch mit ihr

Auch die Erinnerung ſo ſchwarzer That!
Kommt, laßt uns nunmehr, da wir unſer Unrecht
Ach nur zu hell! erkennen, mit dem Blut
Des lieben Sohnes unſre Thränen miſchen!
Kommt, ſeine theuren Reſte zu umfaſſen,
Und unſers Wunſches Wahnſinn abzubüßen.
Wie er's verdiente ſoll ihm Ehre werden,
Und kann es ſeine aufgebrachten Manen
Beſänftigen. ſie, die er liebte, nehm' ich
Zur Tochter an, was auch ihr Stamm verſchuldet.

Der Neffe als Onkel

Luſtſpiel

in

drey Aufzügen.

Aus dem Franzöſiſchen des Picard.

Perſonen.

Oberſt von Dorigny.
Frau von Dorigny.
Sophie, ihre Tochter.
Franz von Dorigny, ihr Neffe.
Frau von Mirville, ihre Nichte.
Lormeuil, Sophiens Bräutigam.
Valcour, Freund des jungen Dorigny.
Champagne, Bedienter des jungen Dorigny.
Ein Notar.
Zwey Unterofficiere.
Ein Poſtillion.
Jaſmin, Diener in Dorigny's Hauſe.
Drey Lakayen.

(Die Scene iſt ein Saal mit einer Thür im Fond, die zu einem Garten führt. Auf beiden Seiten ſind Cabinetsthüren.)

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Valcour (tritt eilfertig herein, und nachdem er ſich überall umgeſehen, ob niemand zugegen, tritt er zu einem von den Wachslichtern, die vorn auf einem Schreibtiſch brennen, und lieſt ein Billet.)

„Herr von Valcour wird erſucht, dieſen Abend um „ſechs Uhr ſich im Gartenſaal des Herrn von Dorſigny „einzufinden. Er kann zu dem kleinen Pförtchen herein „kommen, das den ganzen Tag offen iſt.“ — Keine Unterſchrift! — Hm! Hm! Ein ſeltſames Abentheuer — Iſt's vielleicht eine hübſche Frau, die mir hier ein Rendezvous geben will — das wäre allerliebſt. — Aber ſtill! Wer ſind die beiden Figuren, die eben da eintreten, wo ich herein gekommen bin?

Zweyter Auftritt.

Franz Dorſigny und Champagne
(beide in Mäntel eingewickelt) Valcour.

Dorſigny (ſeinen Mantel an Champagne gebend). Ey guten Abend, lieber Valcour.

Valcour. Was? biſt du's, Dorſigny? Wie kommſt du hieher? Und wozu dieſe ſonderbare Ausſtaffirung — dieſe Perücke und dieſe Uniform, die nicht von deinem Regiment iſt?

Dorſigny. Meiner Sicherheit wegen. — Ich habe mich mit meinem Obriſtlieutenant geſchlagen, er iſt ſchwer verwundet, und ich komme, mich in Paris zu verbergen. Weil man mich aber in meiner eigenen Uniform gar zu leicht erkennt, ſo habe ich's für's ſicherſte gehalten, das Koſtüm meines Onkels anzunehmen. Wir ſind ſo ziemlich von einem Alter, wie du weißt, und einander an Geſtalt, an Größe, an Farbe bis zum Verwechſeln ähnlich, und führen überdies noch einerley Nahmen. Der einzige Unterſchied iſt, daß der Oberſt eine Perücke trägt und ich meine eigene Haare — Jetzt aber, ſeitdem ich mir ſeine Perücke und die Uniform ſeines Regiments zulegte, erſtaune ich ſelbſt über die große Aehnlichkeit mit ihm. In dieſem Augenblick komme ich an, und bin erfreut, dich ſo pünktlich bey dem Rendezvous zu finden.

Valcour. Bey dem Rendezvous? Wie? Hat ſie dir auch was davon vertraut?

Dorſigny. Sie? Welche ſie?

Valcour. Nun, die hübſche Dame, die mich in einem Billet hieher beſchieden! Du biſt mein Freund, Dorſigny, und ich habe nichts geheimes vor dir.

Dorſigny. Die allerliebſte Dame!

Valcour. Worüber lachſt du?

Dorſigny. Ich bin die ſchöne Dame, Valcour.

Valcour. Du?

Dorſigny. Das Billet iſt von mir.

Valcour. Ein ſchönes Quiproquo, zum Teufel — Was fällt dir aber ein, deine Briefe nicht zu unterzeichnen? — Leute von meinem Schlag können ſich bey ſolchen Billets auf etwas ganz anders Rechnung machen — Aber da es ſo ſteht! Gut! Wir nehmen einander nichts übel, Dorſigny — Alſo ich bin dein gehorſamer Diener.

Dorſigny. Warte doch! Warum eilſt du ſo hinweg? Es lag mir viel daran, dich zu ſprechen, ehe ich mich vor jemand anderem ſehen ließ. Ich brauche deines Beyſtands, wir müſſen Abrede mit einander nehmen.

Valcour. Gut — Du kannſt auf mich zählen, aber jetzt laß mich, ich habe dringende Geſchäfte —

Dorſigny. So? Jetzt, da du mir einen Dienſt erzeigen ſollſt? — Aber zu einem galanten Abentheuer hatteſt du Zeit übrig.

Valcour. Das nicht, lieber Dorſigny. Aber ich muß fort, man erwartet mich.

Dorſigny. Wo?

Valcour. Beym L'hombre.

Dorſigny. Die große Angelegenheit!

Valcour. Scherz bey Seite! Ich habe dort Gelegenheit, die Schweſter deines Obriſtlieutenants zu ſehen — Sie hält was auf mich, ich will dir bey ihr das Wort reden.

Dorſigny. Nun, meinetwegen. Aber thu mir den Gefallen, meiner Schweſter, der Frau von Mirville, im Vorbeygehen wiſſen zu laſſen, daß man ſie hier im Gartenſaal erwarte — Nenne mich aber nicht, hörſt du.

Valcour. Da ſey außer Sorgen. Ich habe keine Zeit dazu, und will es ihr hinauf ſagen laſſen, ohne ſie nur einmal zu ſehen. Uebrigens behalte ich mir's vor, bey einer andern Gelegenheit ihre nähere Bekanntſchaft zu machen. Ich ſchätze den Bruder zu ſehr, um die Schweſter nicht zu lieben, wenn ſie hübſch iſt, verſteht ſich. (ab.)

Dritter Auftritt.

Dorſigny. Champagne.

Dorſigny. Zum Glück brauche ich ſeinen Beyſtand ſo gar nöthig nicht — es iſt mir weniger um das Verbergen zu thun, denn vielleicht fällt es niemand ein, mich zu verfolgen, als um meine liebe Couſine Sophie wieder zu ſehen.

Champagne. Was Sie für ein glücklicher Mann ſind, gnädiger Herr! — Sie ſehen Ihre Geliebte wieder, und ich (ſeufzt) meine Frau! Wann geht's wieder zurück ins Elſaß — Wir lebten wie die Engel, da wir fünfzig Meilen weit von einander waren.

Dorſigny. Still! da kommt meine Schweſter!

Vierter Auftritt.

Vorige. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville. Ah! Sind Sie es? Seyn Sie von Herzen willkommen.

Dorſigny. Nun das iſt doch ein herzlicher Empfang!

Fr. v. Mirville. Das iſt ja recht ſchön, daß Sie uns ſo überraſchen! Sie ſchreiben, daß Sie eine lange Reiſe vor hätten, von der Sie früheſtens in einem Monat zurück ſeyn könnten, und vier Tage drauf ſind Sie hier.

Dorſigny. Geſchrieben hätt' ich und an wen?

Fr. v. Mirville. An meine Tante! (ſieht den Champagne, der ſeinen Mantel ablegt.) Wo iſt denn aber Herr von Lormeuil?

Dorſigny. Wer iſt der Herr von Lormeuil?

Fr. v. Mirville. Ihr künftiger Schwiegerſohn.

Dorſigny. Sage mir! Für wen hältſt du mich?

Fr. v. Mirville. Nun, doch wohl für meinen Onkel!

Dorſigny. Iſt's möglich! Meine Schweſter erkennt mich nicht!

Fr. v. Mirville. Schweſter? Sie mein Bruder?

Dorſigny. Ich dein Bruder.

Fr. von Mirville. Das kann nicht ſeyn. Das iſt nicht möglich. Mein Bruder iſt bey ſeinem Regiment zu Straßburg, mein Bruder trägt ſein eigenes Haar, und das iſt auch ſeine Uniform nicht — und ſo groß auch ſonſt die Aehnlichkeit —

Dorſigny. Eine Ehrenſache, die aber ſonſt nicht viel zu bedeuten haben wird, hat mich genöthigt meine Garniſon in aller Geſchwindigkeit zu verlaſſen; um nicht erkannt zu werden, ſteckte ich mich in dieſen Rock und dieſe Perücke.

Fr. von Mirville. Iſt's möglich? — O ſo laſt dich herzlich umarmen, lieber Bruder — Ja, nun fange ich an, dich zu erkennen! Aber die Aehnlichkeit iſt doch ganz erſtaunlich.

Dorſigny. Mein Onkel iſt alſo abweſend?

Fr. von Mirville. Freylich, der Heirath wegen.

Dorſigny. Der Heirath? — Welcher Heirath?

Fr. von Mirville. Sophiens, meiner Couſine.

Dorſigny. Was hör' ich? Sophie ſoll heirathen?

Fr. von Mirville. Ey freylich! Weißt du es denn nicht?

Dorſigny. Mein Gott! Nein!

Champagne. (nähert ſich). Nicht ein Wort wiſſen wir.

Fr. von Mirville. Herr von Lormeuil, ein alter Kriegscamerad des Onkels, der zu Toulon wohnt, hat für ſeinen Sohn um Sophien angehalten — Der junge Lormeuil ſoll ein ſehr liebenswürdiger Mann ſeyn, ſagt man, wir haben ihn noch nicht geſehen. Der Onkel holt ihn zu Toulon ab, dann wollen ſie eine weite Reiſe zuſammen machen, um, ich weiß nicht welche Erbſchaft in Beſitz zu nehmen. In einem Monat denken ſie zurück zu ſeyn, und wenn du alsdann noch da biſt, ſo kannſt du zur Hochzeit mit tanzen.

Dorſigny. Ach liebe Schweſter! — Redlicher Champagne! Rathet, helft mir; wenn ihr mir nicht beyſteht, ſo iſt es aus mit mir, ſo bin ich verloren.

Fr. von Mirville. Was haſt du denn, Bruder! Was iſt dir?

Champagne. Mein Herr iſt verliebt in ſeine Couſine.

Fr. von Mirville. Ah, iſt es das?

Dorſigny. Dieſe unglückſelige Heirath darf nun und nimmermehr zu Stand kommen.

Fr. von Mirville. Es wird ſchwer halten, ſie rückgängig zu machen. Beide Väter ſind einig, das Wort iſt gegeben, die Artikel ſind aufgeſetzt, und man erwartet blos noch den Bräutigam, ſie zu unterzeichnen und abzuſchließen.

Champagne. Geduld! — Hören Sie! — (tritt zwiſchen beyde). Ich habe einen ſublimen Einfall!

Dorſigny. Rede!

Champagne. Sie haben einmal den Anfang gemacht, Ihren Onkel vorzuſtellen! Bleiben Sie dabey! Führen Sie die Rolle durch.

Fr. von Mirville. Ein ſchönes Mittel, um die Nichte zu heirathen!

Champagne. Nur gemach! Laſſen Sie mich meinen Plan entwickeln. — Sie ſpielen alſo Ihren Onkel! Sie ſind nun Herr hier im Hauſe, und Ihr erſtes Geſchäft iſt, die bewußte Heirath wieder aufzuheben — Sie haben den jungen Lormeuil nicht mitbringen können, weil er — weil er geſtorben iſt — Unterdeſſen erhält Frau von Dorſigny einen Brief von Ihnen, als dem Neffen, worinnen Sie um die Couſine anhalten — Das iſt mein Amt! Ich bin der Kourier, der den Brief von Strasburg bringt! — Frau von Dorſigny iſt verliebt in ihren Neffen, ſie nimmt dieſen Vorſchlag mit der beſten Art von der Welt auf, ſie theilt ihn Ihnen, als ihrem Eheherrn, mit, und Sie laſſen ſich's, wie billig, gefallen. Nun ſtellen Sie ſich, als wenn Sie aufs eiligſte verreiſen müßten, Sie geben der Tante unbedingte Vollmacht, dieſe Sache zu Ende zu bringen. Sie reiſen ab, und den andern Tag erſcheinen Sie in Ihren natürlichen Haaren und in der Uniform Ihres Regiments wieder, als wenn Sie eben ſpornſtreichs von Ihrer Garniſon herkämen. Die Heirath geht vor ſich, der Onkel kommt ſtattlich angezogen mit ſeinem Bräutigam, der den Platz glücklich beſetzt findet, und nichts beſſers zu thun hat, als umzukehren und ſich entweder zu Toulon oder in Oſtindien eine Frau zu holen.

Dorſigny. Glaubſt du, mein Onkel werde das ſo geduldig —

Champagne. O er wird aufbrauſen, das verſteht ſich! Es wird heiß werden am Anfang — Aber er liebt Sie! er liebt ſeine Tochter! Sie geben ihm die beſten Worte, verſprechen ihm eine Stube voll artiger Enkelchen, die ihm alle ſo ähnlich ſehen ſollen wie Sie ſelbſt. Er lacht, er beſänftigt ſich und alles iſt vergeſſen.

Fr. v. Mirville. Ich weiß nicht, iſt es das Tolle dieſes Einfalls, aber er fängt an, mich zu reizen —

Champagne. O er iſt himmliſch, der Einfall!

Dorſigny. Luſtig genug iſt er, aber nur nicht ausführbar — Meine Tante wird mich wohl für den Onkel anſehen! —

Fr. v. Mirville. Habe ich's doch!

Dorſigny. Ja im erſten Augenblicke.

Fr. v. Mirville. Wir müſſen ihr keine Zeit laſſen, aus der Täuſchung zu kommen. Wenn wir die Zeit benützen, ſo brauchen wir auch nur einen Augenblick — Es iſt jetzt Abend, die Dunkelheit kommt uns zu ſtatten, dieſe Lichter leuchten nicht hell genug, um den Unterſchied bemerklich zu machen. Den Tag brauchſt du gar nicht zu erwarten — du erklärſt zugleich, daß du noch in der Nacht wieder fort reiſen müſſeſt, und morgen erſcheinſt du in deiner wahren Perſon. Geſchwind ans Werk. Wir haben keine Zeit zu verlieren — Schreibe den Brief an unſre Tante, den dein Champagne als Kourier überbringen ſoll, und worinn du um Sophien anhältſt.

Dorſigny (an den Schreibtiſch gehend). Schweſter! Schweſter! du machſt mit mir, was du willſt.

Champagne (ſich die Hände reibend). Wie freue ich mich über meinen klugen Einfall! Schade, daß ich ſchon eine Frau habe, ich könnte hier eine Hauptrolle ſpielen, anſtatt jetzt blos den Vertrauten zu machen.

Fr. v. Mirville. Wie das, Champagne?

Champagne. Ey nun, das iſt ganz natürlich. Mein Herr gilt für ſeinen Onkel, ich würde den Herrn von Lormeuil vorſtellen, und wer weiß, was mir am Ende nicht noch blühen könnte, wenn meine verdammte Heirath —

Fr. v. Mirville. Wahrhaftig, meine Couſine hat Urſache ſich darüber zu betrüben!

Dorſigny (ſiegelt den Brief und giebt ihn an Champagne). Hier iſt der Brief. Richt' es nun ein, wie du willſt, dir überlaſſ' ich mich.

Champagne. Sie ſollen mit mir zufrieden ſeyn — In wenig Augenblicken werde ich damit als Kourier von Straßburg ankommen geſpornt und geſtiefelt, triefend von Schweiß. — Sie, gnädiger Herr, halten ſich wacker. — Muth, Dreiſtigkeit, Unverſchämtheit, wenn's nöthig iſt. — Den Onkel geſpielt, die Tante angeführt, die Nichte geheirathet, und wenn alles vorbey iſt, den Beutel gezogen, und den redlichen Diener gut bezahlt, der Ihnen zu allen dieſen Herrlichkeiten verholfen hat. (ab).

Fr. v. Mirville. Da kommt die Tante. Sie wird dich für den Onkel anſehen. Thu als wenn du nothwendig mit ihr zu reden hätteſt, und ſchick' mich weg.

Dorſigny. Aber was werd' ich ihr denn ſagen?

Fr. v. Mirville. Alles was ein galanter Mann ſeiner Frau nur artiges ſagen kann.

Fünfter Auftritt.

Frau von Mirville. Frau von Dorſigny. Franz von Dorſigny.

Fr. v. Mirville. Kommen Sie doch, liebe Tante! Geſchwind! der Onkel iſt angekommen.

Fr. v. Dorſigny. Wie? Was? Mein Mann! — Ja wahrhaftig da iſt er! — Herzlich willkommen, lieber Dorſigny — So bald erwartete ich Sie nicht — Nun! Sie haben doch eine glückliche Reiſe gehabt — Aber wie ſo allein? Wo ſind Ihre Leute? Ich hörte doch Ihre Kutſche nicht — Nun wahrhaftig — ich beſinne mich kaum — ich zittre vor Ueberraſchung und Freude —

Fr. v. Mirville (heimlich zu ihrem Bruder). Nun ſo rede doch! Antworte friſch weg!

Dorſigny. Weil ich nur auf einen kurzen Beſuch hier bin, ſo komm' ich allein und in einer Miethkutſche — Was aber die Reiſe betrift, liebe Frau — die Reiſe — Ach! die iſt nicht die glücklichſte geweſen.

Fr. v. Dorſigny. Sie erſchrecken mich! Es iſt Ihnen doch kein Unglück zugeſtoßen?

Dorſigny. Nicht eben mir! Mir nicht! — Aber dieſe Heirath — (zu Frau von Mirville) Liebe Nichte, ich habe mit der Tante —

Fr. v. Mirville. Ich will nicht ſtören, mein Onkel. (ab.)

Sechſter Auftritt.

Frau von Dorſigny. Franz von Dorſigny.

Fr. v. Dorſigny. Nun, lieber Mann! dieſe Heirath —

Dorſigny. Aus dieſer Heirath wird — nichts.

Fr. v. Dorſigny. Wie? Haben wir nicht das Wort des Vaters?

Dorſigny. Freylich wohl! Aber der Sohn kann unſere Tochter nicht heirathen.

Fr. v. Dorſigny. So? Und warum denn nicht?

Dorſigny (mit ſtarkem Ton). Weil — weil er — todt iſt.

Fr. v. Dorſigny. Mein Gott! Welcher Zufall!

Dorſigny. Es iſt ein rechter Jammer. Dieſer junge Mann war, was die meiſten jungen Leute ſind, ſo ein kleiner Wüſtling. Einen Abend bey einem Balle fiel's ihm ein, einem artigen hübſchen Mädchen — den Hof zu machen, ein Nebenbuhler miſchte ſich drein und erlaubte ſich beleidigende Scherze. Der junge Lormeuil, lebhaft, aufbrauſend, wie man es mit zwanzig Jahren iſt, nahm das übel; zum Unglück war er an einen Raufer von Profeßion gerathen, der ſich nie ſchlägt, ohne ſeinen Mann — zu tödten. Und dieſe böſe Gewohnheit behielt auch jetzt die Oberhand über die Geſchicklichkeit ſeines Gegners; der Sohn meines armen Freundes blieb auf dem Platz, mit drey tödlichen — Stichen im Leibe.

Fr. v. Dorſigny. Barmherziger Himmel! Was muß der Vater dabey gelitten haben!

Dorſigny. Das können Sie denken! Und die Mutter!

Fr. v. Dorſigny. Wie? Die Mutter! die iſt ja im letzten Winter geſtorben, ſo viel ich weiß.

Dorſigny. Dieſen Winter — ganz recht! Mein armer Freund Lormeuil! Den Winter ſtirbt ihm ſeine Frau und jetzt im Sommer muß er den Sohn in einem Duell verlieren! — Es iſt mir auch ſchwer angekommen, ihn in ſeinem Schmerz zu verlaſſen! Aber der Dienſt iſt jetzt ſo ſcharf! Auf den zwanzigſten müſſen alle Officiere — beym Regiment ſeyn! Heut iſt der neunzehnte, und ich habe nur einen Sprung nach Paris gethan, und muß ſchon heute Abend wieder — nach meiner Garniſon zurückreiſen.

Fr. v. Dorſigny. Wie? So bald?

Dorſigny. Das iſt einmal der Dienſt! Was iſt zu machen? Jetzt auf unſere Tochter zu kommen! —

Fr. v. Dorſigny. Das liebe Kind iſt ſehr niedergeſchlagen und ſchwermüthig, ſeitdem Sie weg waren.

Dorſigny. Wiſſen Sie, was ich denke? Dieſe Parthie, die wir ihr ausgeſucht, war — nicht nach ihrem Geſchmack.

Fr. v. Dorſigny. So? Wiſſen Sie?

Dorſigny. Ich weiß nichts — Aber ſie iſt fünfzehn Jahre alt — Kann ſie nicht für ſich ſelbſt ſchon gewählt haben, eh' wir es für ſie thaten?

Fr. v. Dorſigny. Ach Gott ja! Das begegnet alle Tage.

Dorſigny. Zwingen möchte ich ihre Neigung nicht gern.

Fr. v. Dorſigny. Bewahre uns Gott davor!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Sophie.

Sophie (beym Anblick Dorſigny's ſtutzend). Ah! mein Vater —

Fr. v. Dorſigny. Nun, was iſt dir? Fürchteſt du dich, deinen Vater zu umarmen?

Dorſigny (nachdem er ſie umarmt, für ſich). Sie habens doch gar gut, dieſe Väter! Alles umarmt ſie!

Fr. v. Dorſigny. Du weißt wohl noch nicht, Sophie, daß ein unglücklicher Zufall deine Heirath getrennt hat?

Sophie. Welcher Zufall?

Fr. v. Dorſigny. Herr von Lormeuil iſt todt.

Sophie. Mein Gott!

Dorſigny (hat ſie mit den Augen fixirt). Ja nun — Was ſagſt du dazu, meine Sophie?

Sophie. Ich, mein Vater? — Ich beklage dieſen unglücklichen Mann von Herzen — aber ich kann es nicht anders als für ein Glück anſehen, daß — daß ſich der Tag verzögert, der mich von Ihnen trennt.

Dorſigny. Aber, liebes Kind! Wenn du gegen dieſe Heirath — etwas einzuwenden hatteſt, warum ſagteſt du uns nichts davon? Wir denken ja nicht daran, deine Neigung zwingen zu wollen.

Sophie. Das weiß ich, lieber Vater — aber die Schüchternheit —

Dorſigny. Weg mit der Schüchternheit! Rede offen! Entdecke mir dein Herz.

Fr. v. Dorſigny. Ja mein Kind! Höre deinen Vater! Er meynt es gut, er wird dir gewiß das Beſte rathen.

Dorſigny. Du haſſeſt alſo dieſen Lormeuil zum voraus — recht herzlich?

Sophie. Das nicht — aber ich liebte ihn nicht.

Dorſigny. Und du möchteſt keinen heirathen, als den du wirklich liebſt?

Sophie. Das iſt wohl natürlich.

Dorſigny. Du liebſt alſo — einen andern?

Sophie. Das habe ich nicht geſagt.

Dorſigny. Nun, nun, beynahe doch — Heraus mit der Sprache! Laß mich alles wiſſen.

Fr. v. Dorſigny. Faſſe Muth, mein Kind! Vergiß, daß es dein Vater iſt, mit dem du redeſt.

Dorſigny. Bilde dir ein, daß du mit deinem beſten, deinem zärtlichſten Freunde ſprächeſt — und der, den du liebſt, weiß er, daß er — geliebt wird?

Sophie. Behüte der Himmel! Nein.

Dorſigny. Iſts noch ein junger Menſch?

Sophie. Ein ſehr liebenswürdiger junger Mann, und der mir darum doppelt werth iſt, weil jedermann findet, daß er Ihnen gleicht — ein Verwandter von uns, der unſern Nahmen führt — Ach! Sie müſſen ihn errathen.

Dorſigny. Noch nicht ganz, liebes Kind!

Fr. v. Dorſigny. Aber ich errath' ihn! Ich wette, es iſt Ihr Vetter, Franz Dorſigny.

Dorsigny. Nun Sophie? du antworteſt nichts?

Sophie. Billigen Sie meine Wahl?

Dorsigny (ſeine Freude unterdrückend, vor ſich). Wir müſſen den Vater ſpielen — Aber mein Kind — das müſſen wir denn doch bedenken.

Sophie. Warum bedenken? Mein Vetter iſt der beſte, verſtändigſte —

Dorsigny. Der? Ein Schwindelkopf iſt er, ein Wildfang, der in den zwey Jahren, daß er weg iſt, nicht zweymal an ſeinen Onkel geſchrieben hat.

Sophie. Aber mir hat er deſto fleißiger geſchrieben, mein Vater.

Dorsigny. So? hat er das? Und du haſt ihm wohl — friſch weg geantwortet? Haſt du? Nicht?

Sophie. Nein, ob ich gleich große Luſt dazu hatte. — Nun, Sie verſprachen mir ja dieſen Augenblick, daß Sie meiner Neigung nicht entgegen ſeyn wollten — Liebe Mutter, reden Sie doch für mich.

Fr. v. Dorsigny. Nun, nun, gieb nach, lieber Dorsigny — Es iſt da weiter nichts zu machen — und geſteh' nur, ſie hätte nicht beſſer wählen können.

Dorsigny. Es iſt wahr, es läßt ſich manches dafür ſagen — Das Vermögen iſt von beiden Seiten gleich, und geſetzt, der Vetter hätte auch ein Bißchen leichtſinnig gewirthſchaftet, ſo weiß man ja, die Heirath bringt einen jungen Menſchen — ſchon in Ordnung — Wenn ſie ihn nun überdieß lieb hat —

Sophie. O recht ſehr, lieber Vater — Erſt in dem

Augenblicke, da man mir den Herrn von Lormeuil zum Gemahl vorſchlug, merkte ich, daß ich dem Vetter gut ſey — ſo was man gut ſeyn nennt — Und wenn mir der Vetter nun auch wieder gut wäre —

Dorſigny (feurig). Und warum ſollte er das nicht, meine theuerſte — (ſich beſinnend) meine gute Tochter! — Nun wohl! Ich bin ein guter Vater und ergebe mich.

Sophie. Ich darf alſo jetzt an den Vetter ſchreiben?

Dorſigny. Was du willſt — (vor ſich) Wie hübſch ſpielt ſich's den Vater, wenn man ſo allerliebſte Geſtändniſſe zu hören bekommt.

Achter Auftritt.

Vorige. Frau von Mirville. Champagne (als Poſtillon mit der Peitſche klatſchend).

Champagne. He, holla!

Fr. v. Mirville. Platz! da kommt ein Kourier.

Fr. v. Dorſigny. Es iſt Champagne.

Sophie. Meines Vetters Bedienter!

Champagne. Gnädiger Herr — gnädige Frau! Reißen Sie mich aus meiner Unruhe — das Fräulein iſt doch nicht ſchon Frau von Lormeuil?

Fr. v. Dorſigny. Nein, guter Freund, noch nicht.

Champagne. Noch nicht! dem Himmel ſey Dank, ich bin doch noch zeitig genug gekommen, meinem armen Herrn das Leben zu retten.

Sophie. Wie! dem Vetter iſt doch kein Unglück begegnet?

Fr. v. Dorſigny. Mein Neffe iſt doch nicht krank?

Fr. v. Mirville. Du machſt mir Angſt, was iſt meinem Bruder?

Champagne. Beruhigen Sie ſich, gnädige Frau. Mein Herr befindet ſich ganz wohl, aber wir ſind in einer grauſamen Lage — Wenn Sie wüßten — doch Sie werden alles erfahren. Mein Herr hat ſich zuſammen genommen, der gnädigen Frau, die er ſeine gute Tante nennt, ſein Herz auszuſchütten, Ihnen verdankt er alles, was er iſt, zu Ihnen hat er das größte Vertrauen — Hier ſchreibt er Ihnen, leſen Sie und beklagen ihn.

Dorſigny. Mein Gott, was iſt das?

Fr. v. Dorſigny (lieſt). „Beſte Tante! Ich erfahre „ſo eben, daß Sie im Begriff ſind, meine Couſine zu verheirathen. Es iſt nicht mehr Zeit, zurückzuhalten, ich „liebe Sophien. — Ich flehe Sie an, beſte Tante, wenn „ſie nicht eine heftige Neigung zu ihrem beſtimmten Bräutigam hat, ſo ſchenken Sie ſie mir, ich liebe ſie-ſo innig, „daß ich gewiß noch ihre Liebe gewinne. Ich folge dem „Champagne auf dem Fuße nach, er wird Ihnen dieſen „Brief überbringen, Ihnen erzählen, was ich ſeit jener „ſchrecklichen Nachricht ausgeſtanden habe.“

Sophie. Der gute Vetter!

Fr. v. Mirville. Armer Dorſigny!

Champagne. Nein, es läßt ſich gar nicht beſchreiben, was mein armer Herr gelitten hat! Aber, lieber Herr, ſagte ich zu ihm, vielleicht iſt noch nicht alles verloren — Geh, Schurke, ſagte er zu mir, ich ſchneide dir die Kehle ab, wenn du zu ſpät kommſt — Er kann zuweilen derb ſeyn, Ihr lieber Neffe.

Dorſigny. Unverſchämter!

Champagne. Nun, nun, Sie werden ja ordentlich böſe, als wenn ich von Ihnen ſpräche; was ich ſage, geſchieht aus lauter Freundſchaft für ihn, damit Sie ihn beſſern, weil Sie ſein Onkel ſind.

Fr. v. Mirville. Der gute redliche Diener! Er will nichts als das Beſte ſeines Herrn!

Fr. v. Dorſigny. Geh, guter Freund, ruhe dich aus, du wirſt es nöthig haben.

Champagne. Ja, Ihr Gnaden, ich will mich ausruhen in der Küche. (ab.)

Neunter Auftritt.

Vorige ohne Champagne.

Dorſigny. Nun Sophie? Was ſagſt du dazu?

Sophie. Ich erwarte Ihre Befehle, mein Vater.

Fr. v. Dorſigny. Es iſt da weiter nichts zu thun, wir müſſen ſie ihm ohne Zeitverluſt zur Frau geben.

Fr. v. Mirville. Aber der Vetter iſt ja noch nicht hier.

F. v. Dorſigny. Seinem Briefe nach kann er nicht lang ausbleiben.

Dorſigny. Nun — wenn es denn nicht anders iſt —

und wenn Sie ſo meynen, meine Liebe — ſo ſey's! Ich bin's zufrieden, und will mich ſo einrichten, daß der Lerm der Hochzeit — vorbey iſt, wenn ich zurückkomme — He da! Bediente!

Zehnter Auftritt.

Drey Bediente (treten ein und warten im Hintergrunde.) **Vorige.**

Fr. v. Dorſigny. Noch eins! Ihr Pachter hat mir während Ihrer Abweſenheit zweytauſend Thaler in Wechſeln ausbezahlt — ich habe ihm eine Quittung darüber gegeben — Es iſt Ihnen doch recht?

Dorſigny. Mir iſt alles recht, was Sie thun, meine Liebe! (während ſie die Wechſel aus einer Schreibtafel hervorholt, zu Frau von Mirville) Darf ich das Geld wohl nehmen?

Fr. v. Mirville. Nimm es ja, ſonſt machſt du dich verdächtig.

Dorſigny (heimlich zu ihr). In Gottes Nahmen! ich will meine Schulden damit bezahlen! (laut, indem er die Wechſel der Frau von Dorſigny in Empfang nimmt) Das Geld erinnert mich, daß ein verwünſchter Schelm von Wucherer mich ſchon ſeit lange um hundert Piſtolen plagt, die — mein Neffe von ihm geborgt hat — Wie iſt's? Soll ich den Poſten bezahlen?

Fr. v. Mirville. Ey das verſteht ſich! Sie werden doch meiner Baaſe keinen Bruder Lüderlich zur Frau geben wollen, der bis an die Ohren in Schulden ſteckt?

Fr. v. Dorſigny. Meine Nichte hat Recht, und was übrig bleibt, kann man zu Hochzeitgeſchenken anwenden.

Fr. v. Mirville. Ja, ja zu Hochzeitgeſchenken!

Ein dritter Bedienter (kommt). Die Modehändlerinn der Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville. Sie kommt wie gerufen. Ich will gleich den Brautanzug bey ihr beſtellen. (ab.)

Eilfter Auftritt.

Vorige ohne Frau von Mirville.

Dorſigny (zu den Bedienten). Kommt her! — (zur Frau von Dorſigny) Man wird nach dem Herrn Gaſpar, unſerm Notar, ſchicken müſſen —

Fr. v. Dorſigny. Laſſen Sie ihn lieber gleich zum Nachteſſen einladen; dann können wir alles nach Bequemlichkeit abmachen.

Dorſigny. Das iſt wahr! (zu einem von den Bedienten) Du geh zum Juwelier und laß ihn das Neuſte herbringen, was er hat — (zu einem andern) Du gehſt zum Herrn Gaſpar, unſerm Notar, ich laß ihn bitten, heute mit mir zu Nacht zu eſſen — dann beſtelleſt du vier Poſtpferde, Punkt eilf Uhr müſſen ſie vor dem Hauſe ſeyn, denn ich muß in der Nacht noch fort — (zu einem dritten) Für dich, Jasmin, hab' ich einen kitzlichen Auftrag — du haſt Kopf, dir kann man was anvertrauen.

Jasmin. Gnädiger Herr, das beliebt Ihnen ſo zu ſagen.

Dorſigny. Du weißt, wo Herr Simon wohnt, der

Geldmäkler, der ſonſt meine Geſchäfte machte — der meinem Neffen immer mein eigenes Geld borgte.

Jasmin. Ey ja wohl! Warum ſollt' ich ihn nicht kennen! ich war ja immer der Poſtillion des gnädigen Herrn Ihres Neffen.

Dorſigny. Geh zu ihm, bring' ihm dieſe hundert Piſtolen, die mein Neffe ihm ſchuldig iſt, und die ich ihm hiermit bezahle! Vergiß aber nicht, dir einen Empfangſchein geben zu laſſen.

Jasmin. Warum nicht gar — Ich werde doch kein ſolcher Eſel ſeyn!

(Die Bedienten gehen ab.)

Fr. v. Dorſigny. Wie er ſich verwundern wird, der gute Junge, wenn er morgen ankommt und die Hochzeitgeſchenke eingekauft, die Schulden bezahlt findet.

Dorſigny. Das glaub' ich! Es thut mir nur leid, daß ich nicht Zeuge davon ſeyn kann.

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville (eilt herein, heimlich zu ihrem Bruder). Mach' daß du fortkommſt, Bruder! Eben kommt der Onkel mit einem Herrn an, der mir ganz ſo ausſieht, wie der Herr von Lormeuil.

Dorſigny (in ein Kabinet fliehend). Das wäre der Teufel!

Fr. v. Dorſigny. Nun, warum eilen Sie denn ſo ſchnell fort, Dorſigny?

Dorſigny. Ich muß — Ich habe — Gleich werd' ich wieder da ſeyn.

Fr. v. Mirville (preſſirt). Kommen Sie, Tante! Sehen Sie doch die ſchönen Mützen an, die man mir gebracht hat.

Fr. v. Dorſigny. Du thuſt Recht, mich zu Rath zu ziehen — Ich verſtehe mich darauf. Ich will dir ausſuchen helfen.

Dreyzehnter Auftritt.

Oberſt Dorſigny. Lormeuil. Frau von Dorſigny. Sophie. Frau von Mirville.

Oberſt. Ich komme früher zurück, Madame, als ich gedacht habe, aber deſto beſſer! — Erlauben Sie, daß ich Ihnen hier dieſen Herrn —

Fr. v. Dorſigny. Bitte tauſendmal um Vergebung, meine Herrn — Die Putzhändlerinn wartet auf uns, wir ſind gleich wieder da — Komm, meine Tochter. (ab.)

Oberſt. Nun! Nun! Dieſe Putzhändlerinn könnte wohl auch einen Augenblick warten, dächt' ich.

Sophie. Eben darum! weil ſie nicht warten kann — Entſchuldigen Sie, meine Herren. (ab.)

Oberſt. Das mag ſeyn — aber ich ſollte doch denken —

Fr. v. Mirville. Die Herren, wiſſen wir wohl, fragen nach Putzhändlerinnen nichts, aber für uns ſind das ſehr wichtige Perſonen (Geht ab, ſich tief gegen Lormeuil verneigend.)

Oberſt. Zum Teufel, das ſeh' ich, daß man uns ihrentwegen ſtehen läßt.

Vierzehnter Auftritt.

Oberſt Dorſigny. Lormeuil.

Oberſt. Ein ſchöner Empfang! das muß ich ſagen.

Lormeuil. Iſt das ſo der Brauch bey den Pariſer Damen, daß ſie den Putzhändlerinnen nachlaufen, wenn ihre Männer ankommen?

Oberſt. Ich weiß gar nicht, was ich daraus machen ſoll. Ich ſchrieb, daß ich erſt in ſechs Wochen zurück ſeyn könnte, ich bin unverſehens da, und man iſt nicht im geringſten mehr darüber erſtaunt, als wenn ich nie aus der Stadt gekommen wäre.

Lormeuil. Wer ſind die beiden jungen Damen, die mich ſo höflich grüßten?

Oberſt. Die eine iſt meine Nichte, und die andere meine Tochter, Ihre beſtimmte Braut.

Lormeuil. Sie ſind beide ſehr hübſch.

Oberſt. Der Henker auch! Die Frauen ſind alle hübſch in meiner Familie. Aber es iſt nicht genug an dem hübſch ſeyn — man muß ſich auch artig betragen.

Fünfzehnter Auftritt.

Vorige. Die drey Bedienten (die nach und nach herein kommen).

Zweyter Bedienter (zur Linken des Oberſten). Der Notar läßt ſehr bedauern, daß er mit Euer Gnaden nicht zu Nacht ſpeiſen kann — er wird ſich aber nach Tiſche einfinden.

Oberſt. Was ſchwatzt der da für närriſches Zeug?

Zweyter Bedienter. Die Poſtpferde werden Schlag elf Uhr vor dem Hauſe ſeyn. (ab.)

Oberſt. Die Poſtpferde, jetzt, da ich eben ankomme!

Erſter Bedienter (zu ſeiner rechten Seite). Der Juwelier, Euer Gnaden, hat bankerott gemacht, und iſt dieſe Nacht auf und davon gegangen. (ab.)

Oberſt. Was geht das mich an? Er war mir nichts ſchuldig?

Jasmin (an ſeiner linken Seite). Ich war bey dem Herrn Simon, wie Euer Gnaden befohlen. Er war krank und lag im Bette. Hier ſchickt er Ihnen die Quittung.

Oberſter. Was für eine Quittung, Schurke?

Jasmin. Nun ja, die Quittung, die Sie in der Hand haben. Belieben Sie ſie zu leſen.

Oberſt (lieſt). Ich Endesunterzeichneter bekenne, von dem Herrn Oberſt von Dorſigny zweytauſend Livres, welche ich ſeinem Herrn Neffen vorgeſchoſſen, richtig erhalten zu haben.

Jasmin. Euer Gnaden ſehen, daß die Quittung richtig iſt. (ab.)

Oberſt. O vollkommen richtig! Das begreife wer's kann, mein Verſtand ſteht ſtill — Der ärgſte Gauner in ganz Paris iſt krank, und ſchickt mir die Quittung über das, was mein Neffe ihm ſchuldig iſt.

Lormeuil. Vielleicht ſchlägt ihn das Gewiſſen.

Oberſt. Kommen Sie! Kommen Sie, Lormeuil! Suchen wir herauszubringen, was uns dieſen angenehmen Empfang verſchafft — und hole der Teufel alle Notare, Juweliere, Poſtpferde, Geldmäkler und Putzmacherinnen.

(beide ab.)

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Frau von Mirville. Franz Dorſigny (kommt aus einem Zimmer linker Hand und ſieht ſich ſorgfältig um).

Fr. v. Mirville (von der entgegengeſetzten Seite). Wie unbeſonnen! Der Onkel wird den Augenblick da ſeyn.

Dorſigny. Aber ſage mir doch, was mit mir werden ſoll? Iſt alles entdeckt, und weiß meine Tante, daß ihr vorgeblicher Mann nur ihr Neffe war?

Fr. v. Mirville. Nichts weiß man! Nichts iſt entdeckt! Die Tante iſt noch mit der Modehändlerinn eingeſchloſſen, der Onkel flucht auf ſeine Frau — Herr von Lormeuil iſt ganz verblüfft über die ſonderbare Aufnahme, und ich will ſuchen, die Entwiklung, die nicht mehr lange anſtehen kann, ſo lang als möglich zu verzögern, daß ich Zeit gewinne, den Onkel zu deinem Vortheil zu ſtimmen, oder wenn's nicht anders iſt, den Lormeuil in mich verliebt zu machen — denn eh ich zugebe, daß er die Couſine heirathet, nehm' ich ihn lieber ſelbſt.

Zweyter Auftritt.

Vorige. Valcour.

Valcour (kommt ſchnell). Ah ſchön! ſchön! daß ich dich hier finde, Dorſigny! Ich habe dir tauſend Sachen zu ſagen und in der größten Eile.

Dorſigny. Hol ihn der Teufel! Der kommt mir jetzt gelegen.

Valcour. Die gnädige Frau darf doch —

Dorſigny. Vor meiner Schweſter hab' ich kein Geheimniß.

Valcour (zur Frau von Mirville ſich wendend). Wie freue ich mich, meine Gnädige, Ihre Bekanntſchaft gerade in dieſem Augenblicke zu machen, wo ich ſo glücklich war, Ihrem Herrn Bruder einen weſentlichen Dienſt zu erzeigen.

Dorſigny. Was hör' ich? Seine Stimme! (flieht in das Kabinet, wo er herausgekommen.)

Valcour (ohne Dorſigny's Flucht zu bemerken, fährt fort). Sollte ich jemals in den Fall kommen, meine Gnädige, Ihnen nützlich ſeyn zu können, ſo betrachten Sie mich als Ihren ergebenſten Diener. (Er bemerkt nicht, daß indeß der Oberſt Dorſigny hereingekommen und ſich an den Platz des andern geſtellt hat)

Dritter Auftritt.

Vorige. Oberſt Dorſigny. Lormeuil.

Oberſt. Ja — dieſe Weiber ſind eine wahre Geduldprobe für ihre Männer!

Valcour (kehrt ſich um und glaubt mit dem jungen Dorſigny zu reden). Ich wollte dir alſo ſagen, lieber Dorſigny, daß dein Oberſtlieutenant nicht todt iſt.

Oberſt. Mein Oberſtlieutenant?

Valcour. Mit dem du die Schlägerey gehabt haſt. Er hat an meinen Freund Liancour ſchreiben laſſen, er läßt dir vollkommene Gerechtigkeit widerfahren, und bekennt, daß er der Angreifer geweſen ſey. Die Familie hat zwar ſchon angefangen, dich gerichtlich zu verfolgen, aber wir wollen alles anwenden, die Sache bey Zeiten zu unterdrücken. Ich habe mich losgemacht, dir dieſe gute Nachricht zu überbringen, und muß gleich wieder zu meiner Geſellſchaft.

Oberſt. Sehr obligirt — aber —

Valcour. Du kannſt alſo ganz ruhig ſchlafen. Ich wache für dich. (ab.)

Vierter Auftritt.

Frau von Mirville. Oberſt Dorſigny. Lormeuil.

Oberſt. Sage mir doch, was der Menſch will?

Fr. v. Mirville. Der Menſch iſt verrückt, das ſehn Sie ja.

Oberſt. Dieß ſcheint alſo eine Epidemie zu ſeyn, die alle Welt ergriffen hat, ſeitdem ich weg bin, denn das iſt der erſte Narr nicht, dem ich ſeit einer halben Stunde hier begegne.

Fr. v. Mirville. Sie müſſen den trocknen Empfang meiner Tante nicht ſo hoch aufnehmen. Wenn von Putzſachen die Rede iſt, da darf man ihr mit nichts anderm kommen.

Oberſt. Nun, Gott ſey Dank! da hör' ich doch endlich einmal ein vernünftiges Wort! — So magſt du denn die erſte ſeyn, die ich mit dem Herrn von Lormeuil bekannt mache.

Lormeuil. Ich bin ſehr glücklich, mein Fräulein, daß ich mich der Einwilligung Ihres Herrn Vaters erfreuen darf — Aber dieſe Einwilligung kann mir zu nichts helfen, wenn nicht die Ihrige —

Oberſt. Nun fängt der auch an! Hat die allgemeine Raſerey auch dich angeſteckt, armer Freund! Dein Compliment iſt ganz artig, aber bey meiner Tochter, und nicht bey meiner Nichte, hätteſt du das anbringen ſollen.

Lormeuil. Vergeben Sie, gnädige Frau. Sie ſagen der Beſchreibung ſo vollkommen zu, die mir Herr von Dorſigny von meiner Braut gemacht hat, daß mein Irrthum verzeihlich iſt.

Fr. v. Mirville. Hier kommt meine Couſine, Herr von Lormeuil! Betrachten Sie ſie recht, und überzeugen Sie ſich mit Ihren eigenen Augen, daß ſie alle die ſchönen Sachen verdient, die Sie mir zugedacht haben.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Sophie.

Sophie. Bitte tauſendmal um Verzeihung, beſter Vater, daß ich Sie vorhin ſo habe ſtehen laſſen, die Mama rief mir, und ich mußte ihrem Befehl gehorchen.

Oberſt. Nun, wenn man nur ſeinen Fehler einſieht und ſich entſchuldigt —

Sophie. Ach, mein Vater! Wo finde ich Worte, Ihnen meine Freude, meine Dankbarkeit auszudrücken, daß Sie in dieſe Heirath willigen.

Oberſt. So, ſo! Gefällt ſie dir, dieſe Heirath?

Sophie. O gar ſehr!

Oberſt (leiſe zu Lormeuil). Du ſiehſt, wie ſie dich ſchon liebt, ohne dich zu kennen! das kommt von der ſchönen Beſchreibung, die ich ihr von dir gemacht habe, eh' ich abreißte.

Lormeuil. Ich bin Ihnen ſehr verbunden.

Oberſt. Ja, aber nun, mein Kind, wird es doch wohl Zeit ſeyn, daß ich mich nach deiner Mutter ein wenig umſehe; denn endlich werden mir doch die Putzhändlerinnen Platz machen, hoffe ich — Leiſte du indeß dieſem Herrn Geſellſchaft. Er iſt mein Freund, und mich ſoll's freuen, wenn er bald auch der deinige wird. — Verſtehſt du? (zu Lormeuil) Jetzt friſch daran — Das iſt der Augenblick! Suche noch heute ihre Neigung zu gewinnen, ſo iſt ſie morgen deine Frau — (zu Frau von Mirville) Kommt, Nichte! Sie mögen es mit einander allein ausmachen. (ab.)

Sechster Auftritt.

Sophie. Lormeuil.

Sophie. Sie werden alſo auch bey der Hochzeit ſeyn?

Lormeuil. Ja mein Fräulein — Sie ſcheint Ihnen nicht zu mißfallen, dieſe Heirath?

Sophie. Sie hat den Beyfall meines Vaters.

Lormeuil. Wohl! Aber was die Väter veranſtalten, hat darum nicht immer den Beyfall der Töchter.

Sophie. O was dieſe Heirath betrifft — die iſt auch ein wenig meine Anſtalt.

Lormeuil. Wie das, mein Fräulein?

Sophie. Mein Vater war ſo gütig, meine Neigung um Rath zu fragen.

Lormeuil. Sie lieben alſo den Mann, der Ihnen zum Gemahl beſtimmt iſt?

Sophie. Ich verberg' es nicht.

Lormeuil. Wie? Und kennen ihn nicht einmal!

Sophie. Ich bin mit ihm erzogen worden.

Lormeuil. Sie wären mit dem jungen Lormeuil erzogen worden?

Sophie. Mit dem Herrn von Lormeuil — Nein!

Lormeuil. Das iſt aber Ihr beſtimmter Bräutigam.

Sophie. Ja, das war anfangs.

Lormeuil. Wie, anfangs?

Sophie. Ich ſehe, daß Sie noch nicht wiſſen, mein Herr —

Lormeuil. Nichts weiß ich! Nicht das geringſte weiß ich.

Sophie. Er iſt todt.

Lormeuil. Wer iſt todt?

Sophie. Der junge Herr von Lormeuil.

Lormeuil. Wirklich?

Sophie. Ganz gewiß.

Lormeuil. Wer hat Ihnen geſagt, daß er todt ſey?

Sophie. Mein Vater!

Lormeuil. Nicht doch Fräulein! das kann ja nicht ſeyn, das iſt nicht möglich.

Sophie. Mit Ihrer Erlaubniß, es iſt! Mein Vater, der von Toulon kommt, muß es doch beſſer wiſſen als Sie. Dieſer junge Edelmann bekam auf einem Balle Händel, er ſchlug ſich und erhielt drey Degenſtiche durch den Leib.

Lormeuil. Das iſt gefährlich.

Sophie. Ja wohl, er iſt auch daran geſtorben.

Lormeuil. Es beliebt Ihnen mit mir zu ſcherzen, gnädiges Fräulein. Niemand kann Ihnen vom Herrn von Lormeuil beſſer Auskunft geben als ich.

Sophie. Als Sie! das wäre doch luſtig.

Lormeuil. Ja, mein Fräulein, als ich! denn, um es auf einmal herauszuſagen — ich ſelbſt bin dieſer Lormeuil, und bin nicht todt, ſo viel ich weiß.

Sophie. Sie wären Herr von Lormeuil?

Lormeuil. Nun, für wen hielten Sie mich denn ſonſt?

Sophie. Für einen Freund meines Vaters, den er zu meiner Hochzeit eingeladen.

Lormeuil. Sie halten alſo immer noch Hochzeit, ob ich gleich todt bin?

Sophie. Ja freylich!

Lormeuil. Und mit wem denn, wenn ich fragen darf?

Sophie. Mit meinem Couſin Dorſigny.

Lormeuil. Aber Ihr Herr Vater wird doch auch ein Wort dabey mit zu ſprechen haben.

Sophie. Das hat er, das verſteht ſich! Er hat ja ſeine Einwilligung gegeben.

Lormeuil. Wann hätt' er ſie gegeben?

Sophie. Eben jetzt — ein paar Augenblicke vor Ihrer Ankunft.

Lormeuil. Ich bin ja aber mit ihm zugleich gekommen.

Sophie. Nicht doch, mein Herr! Mein Vater iſt vor Ihnen hier geweſen.

Lormeuil (an den Kopf greifend). Mir ſchwindelt — es wird mir drehend vor den Augen — jedes Wort, das Sie ſagen, ſetzt mich in Erſtaunen — Ihre Worte in Ehren, mein Fräulein, aber hierunter muß ein Geheimniß ſtecken, das ich nicht ergründe.

Sophie. Wie, mein Herr — Sollten Sie wirklich im Ernſt geſprochen haben?

Lormeuil. Im vollen höchſten Ernſt, mein Fräulein.

Sophie. Sie wären wirklich der Herr von Lormeuil —

Mein Gott, was hab' ich da gemacht — Wie werde ich meine Unbeſonnenheit —

Lormeuil. Laſſen Sie ſich's nicht leid ſeyn, Fräulein — Ihre Neigung zu Ihrem Vetter iſt ein Umſtand, den man lieber vor als nach der Heirath erfährt —

Sophie. Aber ich begreife nicht —

Lormeuil. Ich will den Herrn von Dorſigny aufſuchen — Vielleicht löſt Er mir das Räthſel. — Wie es ſich aber auch immer löſen mag, Fräulein, ſo ſollen Sie mit mir zufrieden ſeyn, hoff' ich. (ab.)

Sophie. Er ſcheint ein ſehr artiger Menſch — und wenn man mich nicht zwingt, ihn zu heirathen, ſo ſoll es mich recht ſehr freuen, daß er nicht erſtochen iſt.

Siebenter Auftritt.

Sophie. Oberſt. Frau von Dorſigny.

Fr. v. Dorſigny. Laß uns allein, Sophie. (Sophie geht ab) Wie, Dorſigny? Sie können mir in's Angeſicht behaupten, daß Sie nicht kurz vorhin mit mir geſprochen haben? Nun wahrhaftig! Welcher andere als Sie, als der Herr dieſes Hauſes, als der Vater meiner Tochter, als mein Gemahl endlich, hätte das thun können, was Sie thaten?

Oberſt. Was Teufel hätte ich denn gethan?

Fr. v. Dorſigny. Muß ich Sie daran erinnern? Wie? Sie wiſſen nicht mehr, daß Sie erſt vor kurzem mit unſrer Tochter geſprochen, daß Sie ihre Neigung zu unſerm Neffen entdeckt haben, und daß wir eins worden ſind, ſie ihm zur Frau zu geben, ſo bald er wird angekommen ſeyn.

Oberſt. Ich weiß nicht — Madame, ob das alles nur ein Traum Ihrer Einbildungskraft iſt, oder ob wirklich ein Anderer in meiner Abweſenheit meinen Platz eingenommen hat. Iſt das letztere, ſo war's hohe Zeit, daß ich kam — Dieſer Jemand ſchlägt meinen Schwiegerſohn todt, verheirathet meine Tochter und ſticht mich aus bey meiner Frau, und meine Frau und meine Tochter laſſen ſich's beide ganz vortrefflich gefallen.

Fr. v. Dorſigny. Welche Verſtockung! — In Wahrheit, Herr von Dorſigny, ich weiß mich in Ihr Betragen nicht zu finden.

Oberſt. Ich werde nicht klug aus dem Ihrigen.

Achter Auftritt.

Vorige. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville. Dacht' ich's doch, daß ich Sie beide würde beyſammen finden! — Warum gleichen doch nicht alle Haushaltungen der Ihrigen? Nie Zank und Streit! Immer Ein Herz und Eine Seele! Das iſt erbaulich! Das iſt doch ein Beyſpiel! Die Tante iſt gefällig, wie ein Engel, und der Onkel geduldig wie Hiob.

Oberſt. Wahr geſprochen, Nichte! — Man muß Hiobs Geduld haben, wie ich, um ſie bey ſolchem Geſchwätz nicht zu verlieren.

Fr. v. Dorſigny. Die Nichte hat Recht, man muß ſo gefällig ſeyn wie ich, um ſolche Albernheiten zu ertragen.

Oberſt. Nun, Madame! Unſere Nichte hat mich ſeit meinem Hierſeyn faſt nie verlaſſen, wollen wir *ſie* zum Schiedsrichter nehmen?

Fr. v. Dorſigny. Ich bin's vollkommen zufrieden, und unterwerfe mich ihrem Ausſpruch.

Fr. v. Mirville. Wovon iſt die Rede?

Fr. v. Dorſigny. Stelle dir vor, mein Mann unterſteht ſich, mir in's Geſicht zu behaupten, daß Er's nicht geweſen ſey, den ich vorhin für meinen Mann hielt.

Fr. v. Mirville. Iſt's möglich?

Oberſt. Stelle dir vor, Nichte, meine Frau will mich glauben machen, daß ich hier, hier in dieſem Zimmer, mit ihr geſprochen haben ſoll, in demſelben Augenblicke, wo ich mich auf der Touloner Poſtſtraße ſchütteln ließ.

Fr. v. Mirville. Das iſt ja ganz unbegreiflich, Onkel — hier muß ein Mißverſtändniß ſeyn — Laſſen Sie mich ein paar Worte mit der Tante reden.

Oberſt. Sieh, wie du ihr den Kopf zurecht ſetzeſt, wenn's möglich iſt, aber es wird ſchwer halten.

Fr. v. Mirville (leiſe zur Frau von Dorſigny). Liebe Tante, das alles iſt wohl nur ein Scherz von dem Onkel?

Fr. v. Dorſigny (eben ſo). Freylich wohl, er müßte ja raſend ſeyn, ſolches Zeug im Ernſt zu behaupten.

Fr. v. Mirville. Wiſſen Sie was? Bezahlen Sie ihn mit gleicher Münze — Geben Sie's ihm heim! Laſſen Sie ihn fühlen, daß Sie ſich nicht zum Beſten haben laſſen.

Fr. v. Dorſigny. Du haſt recht. Laß mich nur machen.

Oberſt. Wird's bald? Jetzt, denk' ich, wär's genug.

Fr. v. Dorſigny (ſpottweiſe). Ja wohl iſt's genug, mein Herr — und da es die Schuldigkeit der Frau iſt, nur durch ihres Mannes Augen zu ſehen, ſo erkenn' ich meinen Irrthum, und will mir alles einbilden, was Sie wollen.

Oberſt. Mit dem ſpöttiſchen Ton kommen wir nicht weiter.

Fr. v. Dorſigny. Ohne Groll, Herr von Dorſigny! Sie haben auf meine Unkoſten gelacht, ich lache jetzt auf die Ihrigen, und ſo heben wir gegen einander auf. — Ich habe jetzt einige Beſuche zu geben. Wenn ich zurückkomme und Ihnen der ſpaßhafte Humor vergangen iſt, ſo können wir ernſthaft mit einander reden. (ab.)

Oberſt (zur Frau von Mirville). Verſtehſt du ein Wort von allem, was ſie da ſagt?

Fr. v. Mirville. Ich werde nicht klug daraus. Aber ich will ihr folgen und der Sache auf den Grund zu kommen ſuchen. (ab.)

Oberſt. Thu das, wenn du willſt. Ich geb' es rein auf — ſo ganz toll und närriſch hab' ich ſie noch nie geſehen. Der Teufel muß in meiner Abweſenheit meine Geſtalt angenommen haben, um mein Haus unterſt zu oberſt zu kehren, anders begreif' ich's nicht —

Neunter Auftritt.

Oberſt Dorſigny. Champagne
(ein wenig betrunken).

Champagne. Nun, das muß wahr ſeyn! — hier lebt ſich's wie im Wirthshaus — Aber wo Teufel ſtecken ſie denn alle? — Keine lebendige Seele hab' ich mehr geſehen, ſeitdem ich als Kourier den Lerm angerichtet habe — Doch ſieh da, mein gnädiger Herr, der Hauptmann — Ich muß doch hören, wie unſere Sachen ſtehen. (Macht gegen den Oberſt Zeichen des Verſtändniſſes und lacht ſelbſtgefällig)

Oberſt. Was Teufel! Iſt das nicht der Schelm der Champagne? — Wie kommt der hieher, und was will der Eſel mit ſeinen einfältigen Grimaſſen?

Champagne. (wie oben). Nun, nun, gnädiger Herr?

Oberſt. Ich glaube der Kerl iſt beſoffen.

Champagne. Nun, was ſagen Sie? Hab' ich meine Rolle gut geſpielt?

Oberſt (vor ſich). Seine Rolle? Ich merke etwas — Ja, Freund Champagne, nicht übel.

Champagne. Nicht übel! Was? Zum Entzücken habe ich ſie geſpielt. Mit meiner Peitſche und den Kourierſtiefeln, ſah ich nicht einem ganzen Poſtillion gleich? Wie?

Oberſt. Ja! Ja! (vor ſich) Weiß der Teufel, was ich ihm antworten ſoll.

Champagne. Nun, wie ſteht's drinnen? Wie weit ſind Sie jetzt?

Oberſt. Wie weit ich bin — wie's ſteht — nun, du kannſt dir leicht vorſtellen wie's ſteht.

Champagne. Die Heirath iſt richtig, nicht wahr? — Sie haben als Vater die Einwilligung gegeben?

Oberſt. Ja.

Champagne. Und morgen treten Sie in Ihrer wahren Perſon als Liebhaber auf.

Oberſt (vor ſich). Es iſt ein Streich von meinem Neffen.

Champagne. Und heirathen die Wittwe des Herrn von Lormeuil — Wittwe! Hahaha! — die Wittwe von meiner Erfindung.

Oberſt. Worüber lachſt du?

Champagne. Das fragen Sie? Ich lache über die Geſichter, die der ehrliche Onkel ſchneiden wird, wenn er in vier Wochen zurück kommt und Sie mit ſeiner Tochter verheirathet findet.

Oberſt (vor ſich). Ich möchte raſend werden!

Champagne. Und der Bräutigam von Toulon, der mit ihm angezogen kommt, und einen andern in ſeinem Neſte findet — das iſt himmliſch!

Oberſt. Zum Entzücken!

Champagne. Und wem haben Sie alles das zu danken? Ihrem treuen Champagne!

Oberſt. Dir? Wie ſo?

Champagne. Nun, wer ſonſt hat Ihnen denn den Rath gegeben, die Perſon Ihres Onkels zu ſpielen?

Oberſt (vor ſich). Ha der Schurke!

Champagne. Aber das iſt zum Erſtaunen, wie Sie Ihrem Onkel doch ſo ähnlich ſehen! Ich würde drauf ſchwören, er ſey es ſelbſt, wenn ich ihn nicht hundert Meilen weit von uns wüßte.

Oberſt (vor ſich). Mein Schelm von Neffen macht einen ſchönen Gebrauch von meiner Geſtalt.

Champagne. Nur ein wenig zu ältlich ſehen Sie aus — Ihr Onkel iſt ja ſo ziemlich von Ihren Jahren, Sie hätten nicht nöthig gehabt, ſich ſo gar alt zu machen.

Oberſt. Meynſt du?

Champagne. Doch was thut's! Iſt er doch nicht da, daß man eine Vergleichung anſtellen könnte — Und ein Glück für uns, daß der Alte nicht da iſt! Es würde uns ſchlecht bekommen, wenn er zurück käme.

Oberſt. Er iſt zurück gekommen.

Champagne. Wie? Was?

Oberſt. Er iſt zurück gekommen, ſag' ich.

Champagne. Um Gotteswillen, und Sie ſtehen hier? Sie bleiben ruhig? Thun Sie was Sie wollen — Helfen Sie ſich wie Sie können — ich ſuche das Weite.

(will fort.)

Oberſt. Bleib Schurke, zweyfacher Hallunke, bleib! Das alſo ſind deine ſchönen Erfindungen, Herr Schurke?

Champagne. Wie gnädiger Herr? Iſt das mein Dank?

Oberſt. Bleib Hallunke! — Wahrlich meine Frau (hier macht Champagne eine Bewegung des Schreckens) iſt die Närrinn nicht, für die ich ſie hielt — und einen ſolchen

Schelmſtreich ſollte ich ſo hingehen laſſen — Nein, Gott verdamm mich, wenn ich nicht auf der Stelle meine volle Rache dafür nehme. — Es iſt noch nicht ſo ſpät. Ich eile zu meinem Notar. Ich bring' ihn mit. Noch heute Nacht heirathet Lormeuil meine Tochter — Ich überraſche meinen Neffen — er muß mir den Heirathskontract ſeiner Baaſe noch ſelbſt mit unterzeichnen — Und was dich betrifft, Hallunke —

Champagne. Ich, gnädiger Herr, ich will mit unterzeichnen — ich will auf der Hochzeit mit tanzen, wenn Sie's befehlen.

Oberſt. Ja Schurke, ich will dich tanzen machen! — Und die Quittung über die hundert Piſtolen, merk' ich jetzt wohl, habe ich auch nicht der Ehrlichkeit des Wucherers zu verdanken. — Zu meinem Glück hat der Juwelier bankerott gemacht — Mein Taugenichts von Neffe begnügte ſich nicht, ſeine Schulden mit meinem Gelde zu bezahlen, er macht auch noch neue auf meinen Kredit. — Schon gut! Er ſoll mir dafür bezahlen! — Und du, ehrlicher Geſell, rechne auf eine tüchtige Belohnung. — Es thut mir leid, daß ich meinen Stock nicht bey mir habe, aber aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben. (ab.)

Champagne. Ich falle aus den Wolken! Muß dieſer verwünſchte Onkel auch gerade jetzt zurück kommen, und mir in den Weg laufen, recht ausdrücklich, um mich plaudern zu machen — Ich Eſel, daß ich ihm auch erzählen mußte — Ja, wenn ich noch wenigſtens ein Glas zu viel getrunken hätte — Aber ſo!

Zehnter Auftritt.

Champagne. Franz Dorſigny. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville (kommt ſachte hervor und ſpricht in die Scene zurück). Das Feld iſt rein — du kannſt heraus kommen — es iſt niemand hier als Champagne.

Dorſigny (tritt ein).

Champagne (kehrt ſich um, und fährt zurück, da er ihn erblickt). Mein Gott, da kommt er ſchon wieder zurück! Jetzt wird's losgehen! (ſich Dorſigny zu Füßen werfend) Barmherzigkeit, gnädiger Herr! Gnade — Gnade einem armen Schelm, der ja unſchuldig — der es freylich verdient hätte —

Dorſigny. Was ſoll denn das vorſtellen? Steh auf, ich will dir ja nichts zu leide thun.

Champagne. Sie wollen mir nichts thun, gnädiger Herr —

Dorſigny. Mein Gott, nein! Ganz im Gegentheil, ich bin recht wohl mit dir zufrieden, da du deine Rolle ſo gut geſpielt haſt.

Champagne (erkennt ihn). Wie Herr, ſind Sie's?

Dorſigny. Freylich bin ich's.

Champagne. Ach Gott! Wiſſen Sie, daß Ihr Onkel hier iſt?

Dorſigny. Ich weiß es. Was denn weiter?

Champagne. Ich hab' ihn geſehen, gnädiger Herr.

Ich hab' ihn angeredet — ich dachte, Sie wären's, ich hab' ihm alles geſagt, er weiß alles.

Fr. v. Mirville. Unſinniger! was haſt du gethan?

Champagne. Kann ich dafür? Sie ſehen, daß ich eben jetzt den Neffen für den Onkel genommen — Iſt's zu verwundern, daß ich den Onkel für den Neffen nahm?

Dorſigny. Was iſt zu machen?

Fr. v. Mirville. Da iſt jetzt kein anderer Rath, als auf der Stelle das Haus zu verlaſſen. —

Dorſigny. Aber wenn er meine Couſine zwingt, den Lormeuil zu heirathen —

Fr. v. Mirville. Davon wollen wir morgen reden! Jetzt fort geſchwind, da der Weg noch frey iſt. (Sie führt ihn bis an die hintere Thüre, eben da er hinaus will, tritt Lormeuil aus derſelben herein, ihm entgegen, der ihn zurück hält und wieder vorwärts führt.)

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Lormeuil.

Lormeuil. Sind Sie's? Ich ſuchte Sie eben.

Fr. v. Mirville. (heimlich zu Dorſigny). Es iſt der Herr von Lormeuil. Er hält dich für den Onkel. Gieb ihm ſo bald als möglich ſeinen Abſchied.

Lormeuil (zur Frau von Mirville). Sie verlaſſen uns, gnädige Frau?

Fr. v. Mirville. Verzeihen Sie, Herr von Lormeuil. Ich bin ſogleich wieder hier.

(Geht ab. Champagne folgt.)

Zwölfter Auftritt.

Lormeuil. Franz Dorſigny.

Lormeuil. Sie werden ſich erinnern, daß Sie mich mit Ihrer Fräulein Tochter vorhin allein gelaſſen haben?

Dorſigny. Ich erinnere mich's.

Lormeuil. Sie iſt ſehr liebenswürdig, ihr Beſitz würde mich zum glücklichſten Manne machen.

Dorſigny. Ich glaub' es.

Lormeuil. Aber ich muß Sie bitten, ihrer Neigung keinen Zwang anzuthun.

Dorſigny. Wie iſt das?

Lormeuil. Sie iſt das liebenswürdigſte Kind von der Welt, das iſt gewiß! Aber Sie haben mir ſo oft von Ihrem Neffen Franz Dorſigny geſprochen — Er liebt Ihre Tochter!

Dorſigny. Iſt das wahr?

Lormeuil. Wie ich Ihnen ſage, und er wird wieder geliebt!

Dorſigny. Wer hat Ihnen das geſagt?

Lormeuil. Ihre Tochter ſelbſt.

Dorſigny. Was iſt aber da zu thun? — Was rathen Sie mir, Herr von Lormeuil?

Lormeuil. Ein guter Vater zu ſeyn.

Dorſigny. Wie?

Lormeuil. Sie haben mir hundertmal geſagt, daß Sie Ihren Neffen wie einen Sohn liebten — Nun denn! So geben Sie ihm Ihre Tochter, machen Sie Ihre beiden Kinder glücklich.

Dorſigny. Aber was ſoll denn aus Ihnen werden?

Lormeuil. Aus mir — Man will mich nicht haben, das iſt freylich ein Unglück! Aber beklagen kann ich mich nicht darüber, da Ihr Neffe mir zuvor gekommen iſt.

Dorſigny. Wie? Sie wären fähig zu entſagen?

Lormeuil. Ich halte es für meine Pflicht.

Dorſigny (lebhaft). Ach Herr von Lormeuil! Wie viel Dank bin ich Ihnen ſchuldig!

Lormeuil. Ich verſtehe Sie nicht.

Dorſigny. Nein, nein, Sie wiſſen nicht, welch groſſen, großen Dienſt Sie mir erzeigen — Ach, meine Sophie! Wir werden glücklich werden!

Lormeuil. Was iſt das? Wie? — das iſt Herr von Dorſigny nicht — Wär's möglich —

Dorſigny. Ich habe mich verrathen.

Lormeuil. Sie ſind Dorſigny der Neffe? Ja Sie ſind's — Nun, Sie habe ich zwar nicht hier geſucht, aber ich freue mich, Sie zu ſehen. — Zwar ſollte ich billig auf Sie böſe ſeyn, wegen der drey Degenſtiche, die Sie mir ſo großmüthig in den Leib geſchickt haben —

Dorſigny. Herr von Lormeuil!

Lormeuil. Zum Glück ſind ſie nicht tödlich, alſo mag's gut ſeyn! Ihr Herr Onkel hat mir ſehr viel Gutes von Ihnen geſagt, Herr von Dorſigny, und, weit entfernt, mit Ihnen Händel anfangen zu wollen, biete ich Ihnen von Herzen meine Freundſchaft an, und bitte um die Ihrige.

Dorſigny. Herr von Lormeuil!

Lormeuil. Alſo zur Sache, Herr von Dorſigny — Sie lieben Ihre Couſine und haben vollkommen Urſache dazu. Ich verſpreche Ihnen, allen meinen Einfluß bey dem Oberſten anzuwenden, daß ſie Ihnen zu Theil wird — Dagegen verlange ich aber, daß Sie auch Ihrer Seits mir einen wichtigen Dienſt erzeigen.

Dorſigny. Reden Sie! Fordern Sie! Sie haben ſich ein heiliges Recht auf meine Dankbarkeit erworben.

Lormeuil. Sie haben eine Schweſter, Herr von Dorſigny. Da Sie aber für niemand Augen haben, als für Ihre Baaſe, ſo bemerkten Sie vielleicht nicht, wie ſehr Ihre Schweſter liebenswürdig iſt — Ich aber — ich habe es recht gut bemerkt — und daß ich's kurz mache — Frau von Mirville verdient die Huldigung eines jeden! Ich habe ſie geſehen und ich —

Dorſigny. Sie lieben ſie! Sie iſt die Ihre! Zählen Sie auf mich — Sie ſoll Ihnen bald gut ſeyn, wenn ſie es nicht ſchon jetzt iſt — dafür ſteh' ich. Wie ſich doch alles ſo glücklich fügen muß! — Ich gewinne einen Freund, der mir behülflich ſeyn will, meine Geliebte zu beſitzen, und ich bin im Stand, ihn wieder glücklich zu machen.

Lormeuil. Das ſteht zu hoffen, aber ſo ganz ausgemacht iſt es doch nicht — Hier kommt Ihre Schweſter!

Friſch, Herr von Dorſigny — Sprechen Sie für mich! Führen Sie meine Sache! Ich will bey dem Onkel die Ihrige führen. (ab.)

Dorſigny. Das iſt ein herrlicher Menſch, dieſer Lormeuil! Welche glückliche Frau wird meine Schweſter!

Dreyzehnter Auftritt.

Frau von Mirville. Franz Dorſigny.

Fr. v. Mirville. Nun wie ſteht's, Bruder?

Dorſigny. Du haſt eine Eroberung gemacht, Schweſter! der Lormeuil iſt Knall und Fall ſterblich in dich verliebt worden. Eben hat er mir das Geſtändniß gethan, weil er glaubte mit dem Onkel zu reden! — Ich ſagte ihm aber, dieſe Gedanken ſollte er ſich nur vergehen laſſen — du hätteſt das Heirathen auf immer verſchworen — Ich habe recht gethan, nicht?

Fr. v. Mirville. Allerdings — aber — du hätteſt eben nicht gebraucht, ihn auf eine ſo rauhe Art abzuweiſen. Der arme Junge iſt ſchon übel genug daran, daß er bey Sophien durchfällt.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Champagne.

Champagne. Nun, gnädiger Herr! Machen Sie, daß Sie fort kommen. Die Tante darf Sie nicht mehr hier antreffen, wenn ſie zurück kommt —

Dorſigny. Nun ich gehe! Bin ich doch nun gewiß, daß mir Lormeuil die Couſine nicht wegnimmt.

(Ab mit Frau von Mirville.)

Fünfzehnter Auftritt.

Champagne (allein).

Da bin ich nun allein! — Freund Champagne, du biſt ein Dummkopf, wenn du deine Unbeſonnenheit von vorhin nicht gut machſt — Dem Onkel die ganze Charte zu verrathen! Aber laß ſehen! Was iſt da zu machen? — Entweder den Onkel oder den Bräutigam müſſen wir uns auf die nächſten zwey Tage vom Halſe ſchaffen, ſonſt geht's nicht — Aber wie Teufel iſt's da anzufangen? — Wart — Laß ſehen — (nachſinnend) Mein Herr und dieſer Herr von Lormeuil ſind zwar als ganz gute Freunde aus einander gegangen, aber es hätte doch Händel zwiſchen ihnen ſetzen können! Können, das iſt mir genug! Davon laßt uns ausgehen — Ich muß als ein guter Diener Unglück verhüten! Nichts als redliche Beſorgniß für meinen Herrn — Alſo gleich zur Polizey! Man nimmt ſeine Maaßregeln, und iſt's dann meine Schuld, wenn ſie den Onkel für den Neſſen nehmen! — Wer kann für die Aehnlichkeit — Das Wageſtück iſt groß, groß, aber ich wag's. Mislingen kann's nicht, und wenn auch — Es kann nicht mislingen — Im äußerſten Fall bin ich gedeckt! Ich habe nur meine Pflicht beobachtet! Und mag dann der Onkel gegen mich toben ſo viel er will — Ich verſtecke mich hinter den Neſſen, ich verhelf' ihm zu ſeiner Braut, er muß erkenntlich ſeyn — Friſch Champagne, an's Werk — hier iſt Ehre einzulegen. (geht ab.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Oberſt Dorſigny kommt. Gleich darauf **Lormeuil.**

Oberſt. Muß der Teufel auch dieſen Notar gerade heute zu einem Nachteſſen führen! Ich hab' ihm ein Billet dort gelaſſen, und mein Herr Neffe hatte ſchon vorher die Mühe auf ſich genommen.

Lormeuil (kommt). Für dießmal denke ich doch wohl den Onkel vor mir zu haben und nicht den Neffen.

Oberſt. Wohl bin ich's ſelbſt! Sie dürfen nicht zweifeln.

Lormeuil. Ich habe Ihnen viel zu ſagen, Herr von Dorſigny.

Oberſt. Ich glaub' es wohl, guter Junge. Du wirſt raſend ſeyn für Zorn — Aber keine Gewaltthätigkeit, lieber Freund, ich bitte darum! — Denken Sie daran, daß der, der Sie beleidigt hat, mein Neffe iſt — Ihr Ehrenwort verlang' ich, daß Sie es *mir* überlaſſen wollen, ihn dafür zu ſtrafen.

Lormeuil. Aber ſo erlauben Sie mir —

Oberſt. Nichts erlaub' ich! Es wird nichts daraus! — So ſeyd ihr jungen Leute! Ihr wißt keine andere Art Unrecht gut zu machen, als daß ihr einander die Hälſe brecht.

Lormeuil. Das iſt aber ja nicht mein Fall. Hören Sie doch nur.

Oberſt. Mein Gott! Ich weiß ja! Bin ich doch auch jung geweſen! — Aber laß dich das alles nicht anfechten, guter Junge! du wirſt doch mein Schwiegerſohn. Du wirſt's — dabey bleibt's!

Lormeuil. Ihre Güte — Ihre Freundſchaft erkenn' ich mit dem größten Dank — Aber, ſo wie die Sachen ſtehen —

Oberſt (lauter). Nichts! Kein Wort mehr!

Zweyter Auftritt.

Champagne mit zwey Unterofficieren. Vorige.

Champagne (zu dieſen). Sehen Sie's, meine Herren? Sehen Sie's? Eben wollten ſie an einander gerathen.

Lormeuil. Was ſuchen dieſe Leute bey uns?

Erſter Unterofficier. Ihre ganz gehorſamen Diener, meine Herren! Habe ich nicht die Ehre, mit Herrn von Dorſigny zu ſprechen?

Oberſt. Dorſigny heiß ich.

Champagne. Und dieſer hier iſt Herr von Lormeuil?

Lormeuil. Der bin ich, ja. Aber was wollen die Herren von mir?

Zweyter Unterofficier. Ich werde die Ehre haben, Euer Gnaden zu begleiten.

Lormeuil. Mich zu begleiten? Wohin? Es fällt mir gar nicht ein, ausgehen zu wollen.

Erſter Unterofficier (zum Oberſt). Und ich, gnädiger Herr, bin beordert, Ihnen zur Escorte zu dienen.

Oberſt. Aber wohin will mich der Herr escortiren?

Erſter Unterofficier. Das will ich Ihnen ſagen, gnädiger Herr. Man hat in Erfahrung gebracht daß Sie auf dem Sprung ſtünden, ſich mit dieſem Herrn zu ſchlagen, und damit nun —

Oberſt. Mich zu ſchlagen! Und weßwegen denn?

Erſter Unterofficier. Weil Sie Nebenbuhler ſind — weil Sie beide das Fräulein von Dorſigny lieben. Dieſer Herr hier iſt der Bräutigam des Fräuleins, den ihr der Vater beſtimmt hat — und Sie, gnädiger Herr, ſind ihr Couſin und ihr Liebhaber — O wir wiſſen alles!

Lormeuil. Sie ſind im Irrthum, meine Herrn.

Oberſt. Wahrlich, Sie ſind an den Unrechten gekommen.

Champagne (zu den Wachen). Friſch zu! Laſſen Sie ſich nichts weiß machen, meine Herrn. (zu Herrn von Dorſigny) Lieber gnädiger Herr! Werfen Sie endlich Ihre Maske weg, geſtehen Sie, wer Sie ſind, geben Sie ein Spiel auf, wobey Sie nicht die beſte Rolle ſpielen.

Oberſt. Wie Schurke, das iſt wieder ein Streich von dir —

Champagne. Ja gnädiger Herr, ich hab' es ſo veranſtaltet, ich läugn' es gar nicht — ich rühme mich deſſen! — Die Pflicht eines rechtſchaffenen Dieners habe ich erfüllt, da ich Unglück verhütete.

Oberſt. Sie können mir's glauben, meine Herren! der, den Sie ſuchen, bin ich nicht, ich bin ſein Onkel.

Erſter Unterofficier. Sein Onkel! Gehn Sie doch! Sie gleichen dem Herrn Onkel außerordentlich, ſagt man, aber uns ſoll dieſe Aehnlichkeit nicht betrügen.

Oberſt. Aber ſehen Sie mich doch nur recht an! Ich habe ja eine Perücke, und mein Neffe trägt ſein eigenes Haar.

Erſter Unterofficier. Ja ja, wir wiſſen recht gut, warum Sie die Tracht Ihres Herrn Onkels angenommen — das Stückchen war ſinnreich, es thut uns leid, daß es nicht beſſer geglückt iſt.

Oberſt. Aber mein Herr, ſo hören Sie doch nur an —

Erſter Unterofficier. Ja, wenn wir jeden anhören wollten, den wir feſt zu nehmen beordert ſind — wir würden nie von der Stelle kommen — Belieben Sie uns zu folgen, Herr von Dorſigny. Die Poſtchaiſe hält vor der Thür und erwartet uns.

Oberſt. Wie? Was? Die Poſtchaiſe?

Erſter Unterofficier. Ja Herr! Sie haben Ihre Garniſon heimlich verlaſſen! Wir ſind beordert, Sie ſtehenden Fußes in den Wagen zu packen, und nach Strasburg zurückzubringen.

Oberſt. Und das iſt wieder ein Streich von dieſem verwünſchten Taugenichts! Ha Lotterbube!

Champagne. Ja, gnädiger Herr, es iſt meine Veranſtaltung — Sie wiſſen, wie ſehr ich dawider war, daß Sie Straßburg ohne Urlaub verließen.

Oberſt (hebt den Stock auf). Nein, ich halte mich nicht mehr —

Beide Unterofficiere. Mäßigen Sie ſich, Herr von Dorſigny!

Champagne. Halten Sie ihn, meine Herren, ich bitte — das hat man davon, wenn man Undankbare verpflichtet. Ich rette vielleicht Ihr Leben, da ich dieſem unſeligen Duell vorbeuge, und zum Dank hätten Sie mich todt gemacht, wenn dieſe Herren nicht ſo gut geweſen wären, es zu verhindern.

Oberſt. Was iſt hier zu thun, Lormeuil?

Lormeuil. Warum berufen Sie ſich nicht auf die Perſonen, die Sie kennen müſſen?

Oberſt. An wen, zum Teufel! ſoll ich mich wenden? Meine Frau, meine Tochter ſind ausgegangen — meine Nichte iſt vom Complott — die ganze Welt iſt behext.

Lormeuil. So bleibt nichts übrig, als in Gottes Nahmen nach Straßburg zu reiſen, wenn dieſe Leute nicht mit ſich reden laſſen.

Oberſt. Das wäre aber ganz verwünſcht —

Erſter Unterofficier (zu Champagne). Sind Sie aber auch ganz gewiß, daß es der Neffe iſt?

Champagne. Freylich! Freylich! Der Onkel iſt weit weg — Nur Stand gehalten! Nicht gewankt!

Dritter Auftritt.

Ein Poſtillion. Vorige.

Poſtillion (betrunken). He! Holla! Wird's bald, ihr Herrn? Meine Pferde ſtehen ſchon eine Stunde vor dem Hauſe, und ich bin nicht des Wartens wegen da.

Oberſt. Was will der Burſch?

Erſter Unterofficier. Es iſt der Poſtillion, der Sie fahren ſoll.

Poſtillion. Sieh doch! Sind Sie's, Herr Hauptmann, der abreiſt — Sie haben kurze Geſchäfte hier gemacht — Heute Abend kommen Sie an, und in der Nacht geht's wieder fort.

Oberſt. Woher weißt denn du? —

Poſtillion. Ey! Ey! War ich's denn nicht, der Sie vor etlichen Stunden an der Hinterthür dieſes Hauſes abſetzte? Sie ſehen, mein Capitain, daß ich Ihr Geld wohl angewendet — ja, ja wenn mir einer was zu vertrinken giebt, ſo erfüll' ich gewiſſenhaft und redlich die Abſicht.

Oberſt. Was ſagſt du, Kerl? Mich hätteſt du gefahren? Mich?

Poſtillion. Sie, Herr! — Ja doch, beym Teufel, und da ſteht ja Ihr Bedienter, der den Vorreuter machte — Gott grüß' dich, Gaudieb! — Eben der hat mir's ja im Vertrauen geſteckt, daß Sie ein Herr Hauptmann ſeyen, und von Straßburg heimlich nach Paris giengen —

Oberſt. Wie, Schurke? Ich wäre das geweſen?

Poſtillion. Ja Sie! Und der auf dem ganzen Wege laut mit ſich ſelbſt ſprach und an einem fort rief: Meine Sophie! Mein liebes Bäschen! Mein engliſches Couſinchen! — Wie? haben Sie das ſchon vergeſſen?

Champagne (zum Oberſt). Ich bin's nicht, gnädiger Herr, der ihm dieſe Worte in den Mund legt — Wer wird aber auch auf öffentlicher Poſtſtraße ſo laut von ſeiner Gebieterinn reden?

Oberſt. Es iſt beſchloſſen, ich ſeh's, ich ſoll nach Straßburg, um der Sünden meines Neffen willen —

Erſter Unterofficier. Alſo, mein Herr Hauptmann —

Oberſt. Alſo, mein Herr Geleitsmann, alſo muß ich freylich mit Ihnen fort, aber ich kann Sie verſichern, ſehr wider meinen Willen.

Erſter Unterofficier. Das ſind wir gewohnt, mein Capitain, die Leute wider ihren Willen zu bedienen.

Oberſt. Du biſt alſo mein Bedienter?

Champagne. Ja, gnädiger Herr.

Oberſt. Folglich bin ich dein Gebieter.

Champagne. Das verſteht ſich.

Oberſt. Ein Bedienter muß ſeinem Herrn folgen — du gehſt mit mir nach Straßburg.

Champagne (vor ſich). Verflucht!

Poſtillion. Das verſteht ſich — Marſch!

Champagne. Es thut mir leid, Sie zu betrüben, gnädiger Herr — Sie wiſſen, wie groß meine Anhänglichkeit an Sie iſt — ich gebe Ihnen eine ſtarke Probe davon in dieſem Augenblick — aber Sie wiſſen auch, wie ſehr ich mein Weib liebe. Ich habe ſie heute nach einer langen

Trennung wieder geſehen! Die arme Frau bezeigte eine ſo herzliche Freude über meine Zurückkunft, daß ich beſchloſſen habe, ſie nie wieder zu verlaſſen, und meinen Abſchied von Ihnen zu begehren. Sie werden ſich erinnern, daß Sie mir noch von drey Monaten Gage ſchuldig ſind.

Oberſt. Dreyhundert Stockprügel bin ich dir ſchuldig, Bube!

Erſter Unterofficier. Herr Capitain, Sie haben kein Recht, dieſen ehrlichen Diener wider ſeinen Willen nach Strasburg mit zu nehmen — und wenn Sie ihm noch Rückſtand ſchuldig ſind —

Oberſt. Nichts, keinen Heller bin ich ihm ſchuldig.

Erſter Unterofficier. So iſt das kein Grund, ihn mit Prügeln abzulohnen.

Lormeuil. Ich muß ſehen, wie ich ihm heraus helfe — wenn es nicht anders iſt — In Gottes Nahmen, reiſen Sie ab, Herr von Dorſigny — Zum Glück bin ich frey, ich habe Freunde, ich eile, ſie in Bewegung zu ſetzen, und bringe ſie zurück, eh' es Tag wird.

Oberſt. Und ich will den Poſtillion dafür bezahlen, daß er ſo langſam fährt als möglich, damit Sie mich noch einholen können — (zum Poſtillion) Hier Schwager! Vertrink das auf meine Geſundheit — aber du mußt mich fahren —

Poſtillion (treuherzig). Daß die Pferde dampfen.

Oberſt. Nicht doch! Nein, ſo meyn' ich's nicht —

Poſtillion. Ich will Sie fahren, wie auf dem Herweg! Als ob der Teufel Sie davon führte.

Oberſt. Hol der Teufel dich ſelbſt, du verdammter Trunkenbold. Ich ſage dir ja —

Poſtillion. Sie haben's eilig! Ich auch! Seyn Sie ganz ruhig! Fort ſoll's gehen, daß die Funken hinaus fliegen. (ab.)

Oberſt (ihm nach). Der Kerl macht mich raſend! Warte doch, höre!

Lormeuil. Beruhigen Sie ſich. Ihre Reiſe ſoll nicht lange dauern.

Oberſt. Ich glaube, die ganze Hölle iſt heute losgelaſſen.

(Geht ab. Der erſte Unterofficier folgt.)

Lormeuil (zum zweyten). Kommen Sie, mein Herr, folgen Sie mir, weil es Ihnen ſo befohlen iſt — aber ich ſage Ihnen vorher, ich werde Ihre Beine nicht ſchonen! Und wenn Sie ſich Rechnung gemacht haben, dieſe Nacht zu ſchlafen, ſo ſind Sie garſtig betrogen, denn wir werden immer auf den Straßen ſeyn.

Zweyter Unterofficier. Nach Ihrem Gefallen, gnädiger Herr — Zwingen Sie ſich ganz und gar nicht — Ihr Diener, Herr Champagne.

(Lormeuil und der zweyte Unterofficier ab.)

Vierter Auftritt.

Champagne. Dann Frau von Mirville.

Champagne (allein). Sie ſind fort — Glück zu, Champagne! Der Sieg iſt unſer! Jetzt friſch an's Werk, daß wir die Heirath noch in dieſer Nacht zu Stande bringen — Da kommt die Schweſter meines Herrn, ihr kann ich alles ſagen.

Fr. v. Mirville. Ah, biſt du der Champagne? Weißt du nicht, wo der Onkel iſt?

Champagne. Auf dem Weg nach Strasburg.

Fr. v. Mirville. Wie? Was? Erkläre dich!

Champagne. Recht gern, Ihr Gnaden. Sie wiſſen vielleicht nicht, daß mein Herr und dieſer Lormeuil einen heftigen Zank zuſammen gehabt haben.

Fr. v. Mirville. Ganz im Gegentheil. Sie ſind als die beſten Freunde geſchieden, das weiß ich.

Champagne. Nun, ſo habe ich's aber nicht gewußt. Und in der Hitze meines Eifers gieng ich hin, mir bey der Polizey Hilfe zu ſuchen. Ich komme her mit zwey Sergeanten, davon der eine Befehl hat, dem Herrn von Lormeuil an der Seite zu bleiben, der andere, meinen Herrn nach Strasburg zurück zu bringen. — Nun reitet der Teufel dieſen verwünſchten Sergeanten, daß er den Onkel für den Neffen nimmt, ihn beynahe mit Gewalt in die Kutſche packt, und fort mit ihm, jagſt du nicht, ſo gilt's nicht, nach Strasburg!

Fr. v. Mirville. Wie, Champagne! du ſchickſt meinen Onkel anſtatt meines Bruders auf die Reiſe? Nein, das kann nicht dein Ernſt ſeyn.

Champagne. Um Vergebung, es iſt mein voller Ernſt — Das Elſaß iſt ein ſcharmantes Land, der Herr Oberſt haben ſich noch nicht darinn umgeſehen, und ich verſchaffe Ihnen dieſe kleine Ergötzlichkeit.

Fr. v. Mirville. Du kannſt noch ſcherzen? Was macht aber der Herr von Lormeuil?

Champagne. Er führt ſeinen Sergeanten in der Stadt ſpazieren.

Fr. v. Mirville. Der arme Junge! Er verdient wohl, daß ich Antheil an ihm nehme.

Champagne. Nun, gnädige Frau! An's Werk! Keine Zeit verloren! Wenn mein Herr ſeine Couſine nur erſt geheirathet hat, ſo wollen wir den Onkel zurückholen. Ich ſuche meinen Herrn auf, ich bringe ihn her, und wenn nur Sie uns beyſtehen, ſo muß dieſe Nacht alles richtig werden.

(ab.)

Fünfter Auftritt.

Frau von Mirville. Dann Frau von Dorſigny. Sophie.

Fr. v. Mirville. Das iſt ein verzweifelter Bube, aber er hat ſeine Sache ſo gut gemacht, daß ich mich mit ihm verſtehen muß — Hier kommt meine Tante, ich muß ihr die Wahrheit verbergen.

Fr. v. Dorſigny. Ach, liebe Nichte! Haſt du deinen Onkel nicht geſehen?

Fr. v. Mirville. Wie? Hat er denn nicht Abſchied von Ihnen genommen?

Fr. v. Dorſigny. Abſchied! Wie?

Fr. v. Mirville. Ja, er iſt fort.

Fr. v. Dorſigny. Er iſt fort? Seit wann?

Fr. v. Mirvillle. Dieſen Augenblick.

Fr. v. Dorſigny. Das begreif' ich nicht. Er wollte ja erſt gegen eilf Uhr wegfahren. Und wo iſt er denn hin, ſo eilig?

Fr. v. Mirville. Das weiß ich nicht. Ich ſah ihn nicht abreiſen — Champagne erzählte mir's.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Franz Dorſigny (in ſeiner eigenen Uniform und ohne Perücke.) Champagne.

Champagne. Da iſt er, Ihr Gnaden, da iſt er!

Fr. v. Dorſigny. Wer? Mein Mann?

Champagne. Nein, nicht doch! mein Herr, der Herr Hauptmann.

Sophie (ihm entgegen). Lieber Vetter!

Champagne. Ja, er hatte wohl recht, zu ſagen, daß er mit ſeinem Brief zugleich eintreffen werde.

Fr. v. Dorſigny. Mein Mann reiſt ab, mein Neffe kommt an! Wie ſchnell ſich die Begebenheiten drängen!

Dorſigny. Seh' ich Sie endlich wieder, beſte Tante! Ich komme voll Unruhe und Erwartung —

Fr. v. Dorſigny. Guten Abend, lieber Neffe!

Dorſigny. Welcher froſtige Empfang?

Fr. v. Dorſigny. Ich bin herzlich erfreut, dich zu ſehen. Aber mein Mann —

Dorſigny. Iſt dem Onkel etwas zugeſtoßen?

Fr. v. Mirville. Der Onkel iſt heute Abend von einer großen Reiſe zurückgekommen, und in dieſem Augenblick verſchwindet er wieder, ohne daß wir wiſſen, wo er hin iſt.

Dorſigny. Das iſt ja ſonderbar!

Champagne. Es iſt ganz zum Erſtaunen!

Fr. v. Dorſigny. Da iſt ja Champagne! Der kann uns allen aus dem Traume helfen.

Champagne. Ich, gnädige Frau?

Fr. v. Mirville. Ja, du! Mit dir allein hat der Onkel ja geſprochen, wie er abreiſte.

Champagne. Das iſt wahr! Mit mir allein hat er geſprochen.

Dorſigny. Nun, ſo ſage nur! Warum verreiſte er ſo plötzlich?

Champagne. Warum? Ey er mußte wohl! Er hatte ja Befehl dazu von der Regierung.

Fr. v. Dorſigny. Was?

Champagne. Er hat einen wichtigen geheimen Auftrag, der die größte Eilfertigkeit erfordert — der einen Mann erfordert — einen Mann — Ich ſage nichts mehr! Aber Sie können ſich etwas darauf einbilden, gnädige Frau, daß die Wahl auf den Herrn gefallen iſt.

Fr. v. Mirville. Allerdings! Eine ſolche Auszeichnung ehrt die ganze Familie!

Champagne. Euer Gnaden begreifen wohl, daß er ſich da nicht lange mit Abſchiednehmen aufhalten konnte. Champagne, ſagte er zu mir, ich gehe in wichtigen Staatsangelegenheiten nach — nach Sankt Petersburg. Der Staat befiehlt — ich muß gehorchen — beym erſten Poſtwechſel ſchreib' ich meiner Frau — was übrigens die Heirath zwiſchen meinem Neffen und meiner Tochter betrifft — ſo weiß ſie, daß ich vollkommen damit zufrieden bin.

Dorſigny. Was hör' ich! Mein lieber Onkel ſollte —

Champagne. Ja, gnädiger Herr! Er willigt ein! — Ich gebe meiner Frau unumſchränkte Vollmacht, ſagte er, alles zu beendigen, und ich hoffe, bey meiner Zurückkunſt, unſere Tochter als eine glückliche Frau zu finden.

Fr. v. Dorſigny. Und ſo reiſte er allein ab?

Champagne. Allein? Nicht doch! Er hatte noch einen Herrn bey ſich, der nach etwas recht vornehmem ausſah —

Fr. v. Dorſigny. Ich kann mich gar nicht drein finden.

Fr. v. Mirville. Wir wiſſen ſeinen Wunſch! Man muß dahin ſehen, daß er ſie als Mann und Frau findet bey ſeiner Zurückkunſt.

Sophie. Seine Einwilligung ſcheint mir nicht im geringſten zweifelhaft, und ich trage gar kein Bedenken, den Vetter auf der Stelle zu heirathen.

Fr. v. Dorſigny. Aber ich trage Bedenken — und will ſeinen erſten Brief noch abwarten.

Champagne. Da ſind wir nun ſchön gefördert, daß wir den Onkel nach Petersburg ſchicken.

Dorſigny. Aber, beſte Tante! —

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Notarius.

Notar (tritt zwiſchen Dorſigny und ſeine Tante). Ich empfehle mich der ganzen hochgeneigten Geſellſchaft zu Gnaden.

Fr. v. Dorſigny. Sieh da, Herr Gaſpar, der Notar unſers Hauſes.

Notar. Zu Dero Befehl, gnädige Frau. Es beliebte Dero Herrn Gemahl, ſich in mein Haus zu verfügen —

Fr. v. Dorſigny. Wie? Mein Mann wäre vor ſeiner Abreiſe noch bey Ihnen geweſen?

Notar. Vor Dero Abreiſe! Was Sie mir ſagen! Sieh, ſich doch, darum hatten es der gnädige Herr ſo eilig und wollten mich gar nicht in meinem Hauſe erwarten. Dieſes Billet ließen mir Hochdieſelben zurück — Belieben Ihro Gnaden es zu durchleſen. (Reicht der Frau von Dorſigny das Billet.)

Champagne (leiſe zu Dorſigny). Da iſt der Notar, den Ihr Onkel beſtellt hat.

Dorſigny. Ja, wegen Lormeuil's Heirath.

Champagne. Wenn wir ihn zu der Ihrigen brauchen könnten.

Dorſigny. Still! hören wir, was er ſchreibt!

Fr. v. Dorſigny (lieſt.) „Haben Sie die Güte, mein „Herr, ſich noch dieſen Abend in mein Haus zu bemühen, „und den Ehekontrakt mit zu bringen, den Sie für meine „Tochter aufgeſetzt haben. Ich habe meine Urſachen, dieſe „Heyrath noch in dieſer Nacht abzuſchließen — Dorſigny.“

Champagne. Da haben wir's ſchwarz auf weiß! Nun wird die gnädige Frau doch nicht mehr an der Einwilligung des Herrn Onkels zweifeln?

Sophie. Es iſt alſo gar nicht nöthig, daß der Papa Ihnen ſchreibe, liebe Mutter, da er dieſem Herrn geſchrieben hat.

Fr. v. Dorſigny. Was denken Sie von der Sache, Herr Gaſpar?

Notar. Nun, dieſer Brief wäre deutlich genug, dächt' ich.

Fr. v. Dorſigny. In Gottes Namen, meine Kinder! Seyd glücklich! gebt euch die Hände, weil doch mein Mann ſelbſt den Notar herſchickt.

Dorſigny. Friſch, Champagne! Einen Tiſch, Feder und Tinte, wir wollen gleich unterzeichnen.

Achter Auftritt.

Oberſt Dorſigny. Valcour. Vorige.

Fr. v. Mirville. Himmel! Der Onkel!

Sophie. Mein Vater!

Champagne. Führt ihn der Teufel zurück?

Dorſigny. Ja wohl der Teufel! Dieſer Valcour iſt mein böſer Genius.

Fr. v. Dorſigny. Was ſeh' ich! Mein Mann!

Valcour. (den ältern Dorſigny präſentirend.) Wie ſchätz' ich mich glücklich, einen geliebten Neffen in den Schooß ſeiner Familie zurückführen zu können! (wie er den jüngern Dorſigny gewahr wird.) Wie Teufel, da biſt du ja — (ſich zum ältern Dorſigny wendend.) Und wer ſind Sie denn, mein Herr?

Oberſt. Sein Onkel, mein Herr.

Dorſigny. Aber erkläre mir, Valcour —

Valcour. Erkläre du mir ſelbſt! Ich bringe in Erfahrung, daß eine Ordre ausgefertigt ſey, dich nach deiner Garniſon zurück zu ſchicken — Nach unſäglicher Mühe erlange ich, daß ſie widerrufen wird — ich werfe mich auf's Pferd, ich erreiche noch bald genug die Poſtchaiſe, wo ich dich zu finden glaubte, und finde auch wirklich —

Oberſt. Ihren gehorſamen Diener; fluchend und tobend über einen verwünſchten Poſtknecht, dem ich Geld gegeben hatte, um mich langſam zu fahren, und der mich wie ein Sturmwind davon führte.

Valcour. Dein Herr Onkel findet es nicht für gut, mich aus meinem Irrthum zu reiſſen, die Poſtchaiſe lenkt wieder um, nach Paris zurück, und da bin ich nun. — Ich hoffe, Dorſigny, du kannſt dich nicht über meinen Eifer beklagen.

Dorſigny. Sehr verbunden, mein Freund, für die mächtigen Dienſte, die du mir geleiſtet haſt! Es thut mir nur leid um die unendliche Mühe, die du dir gegeben haſt.

Oberſt. Herr von Valcour! Mein Neffe erkennt ihre große Güte vielleicht nicht mit der gehörigen Dankbarkeit, aber rechnen Sie dafür auf die meinige.

Fr. v. Dorſigny. Sie waren alſo nicht unterwegs nach Rußland?

Oberſt. Was Teufel! ſollte ich in Rußland?

Fr. v. Dorſigny. Nun wegen der wichtigen Commiſſion, die das Miniſterium Ihnen auftrug, wie Sie dem Champagne ſagten.

Oberſt. Alſo wieder der Champagne, der mich zu dieſem hohen Poſten beſördert. Ich bin ihm unendlichen

Dank ſchuldig, daß er ſo hoch mit mir hinaus will — Herr Gaſpar, Sie werden zu Hauſe mein Billet gefunden haben, es würde mir lieb ſeyn, wenn der Ehekontract noch dieſe Nacht unterzeichnet würde.

Notar. Nichts iſt leichter, gnädiger Herr! Wir waren eben im Begriff, dieſes Geſchäft auch in Ihrer Abweſenheit vorzunehmen.

Oberſt. Sehr wohl! Man verheirathet ſich zu weilen ohne den Vater, aber wie ohne den Bräutigam, das iſt mir doch nie vorgekommen.

Fr. v. Dorſigny. Hier iſt der Bräutigam! Unſer lieber Neffe.

Dorſigny. Ja, beſter Onkel! Ich bins.

Oberſt. Mein Neffe iſt ein ganz hübſcher Junge, aber meine Tochter bekommt er nicht.

Fr. v. Dorſigny. Nun, wer ſoll ſie denn ſonſt bekommen?

Oberſt. Wer, fragen Sie? Zum Henker! Der Herr von Lormeuil ſoll ſie bekommen.

Fr. v. Dorſigny. Er iſt alſo nicht todt, der Herr von Lormeuil?

Oberſt. Nicht doch, Madam! Er lebt, er iſt hier, ſehen Sie ſich nur um, dort kommt er.

Fr. v. Dorſigny. Und wer iſt denn der Herr, der mit ihm iſt?

Oberſt. Das iſt ein Kammerdiener, den Herr Champagne beliebt hat, ihm an die Seite zu geben.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Lormeuil. (mit ſeinem Unterofficier, der ſich im Hintergrunde des Zimmers niederſetzt.)

Lormeuil (zum Oberſten.) Sie ſchicken alſo ihren Onkel an Ihrer Statt nach Straſburg? Das wird Ihnen nicht ſo hingehen, mein Herr.

Oberſt. Sieh, ſieh doch! wenn du dich ja mit Gewalt ſchlagen willſt, Lormeuil, ſo ſchlage dich mit meinem Neffen, und nicht mit mir.

Lormeuil (erkennt ihn.) Wie? Sind Sie's? Und wie haben Sie's gemacht, daß Sie ſo ſchnell zurückkommen?

Oberſt. Hier, bey dieſem Herrn von Valcour bedanken Sie ſich, der mich aus Freundſchaft für meinen Neffen ſpornſtreichs zurückholte.

Dorſigny. Ich begreife Sie nicht, Herr von Lormeuil! Wir waren ja als die beſten Freunde von einander geſchieden — Haben Sie mir nicht ſelbſt, noch ganz kürzlich, alle Ihre Anſprüche auf die Hand meiner Couſine abgetreten?

Oberſt. Nichts! Nichts! Daraus wird nichts! Meine Frau, meine Tochter, meine Nichte, mein Neffe, alle zuſammen ſollen mich nicht hindern, meinen Willen durchzuſetzen.

Lormeuil. Herr von Dorſigny! Mich freut's von Herzen, daß Sie von einer Reiſe zurück ſind, die Sie wider Ihren Willen angetreten — Aber wir haben gut reden und Heirathspläne ſchmieden, Fräulein Sophie wird darum doch Ihren Neffen lieben.

Oberſt. Ich verſtehe nichts von dieſem allem! Aber ich werde den Lormeuil nicht von Toulon nach Paris geſprengt haben, daß er als ein Junggeſell zurückkehren ſoll.

Dorſigny. Was das betrifft, mein Onkel — ſo ließe ſich vielleicht eine Auskunft treffen, daß Herr von Lormeuil keinen vergeblichen Weg gemacht hätte. — Fragen Sie meine Schweſter.

Fr. v. Mirville. Mich? Ich habe nichts zu ſagen.

Lormeuil. Nun ſo will ich denn reden — Herr von Dorſigny, Ihre Nichte iſt frey; bey der Freundſchaft, davon Sie mir noch heute einen ſo großen Beweiß geben wollten, bitte ich Sie, verwenden Sie allen Ihren Einfluß bey Ihrer Nichte, daß ſie es übernehmen möge, Ihre Wortbrüchigkeit gegen mich gut zu machen.

Oberſt. Was? Wie? — Ihr ſollt ein Paar werden — Und dieſer Schelm, der Champagne, ſoll mir für alle zuſammen bezahlen.

Champagne. Gott ſoll mich verdammen, gnädiger Herr, wenn ich nicht ſelbſt zuerſt von der Aehnlichkeit betrogen wurde. — Verzeihen Sie mir die kleine Spazierfahrt, die ich Sie machen ließ, es geſchah meinem Herrn zum Beſten.

Oberſt (zu beiden Paaren). Nun, ſo unterzeichnet!

Der Menſchenfeind.

Ein Fragment.

Der Menſchenfeind.

Ein Fragment.

Gegend in einem Park.

Erſte Scene.

Angelika von Hutten. Wilhelmine von Hutten, ihre Tante und Stiftsdame kommen aus einem Wäldchen; bald darauf **Gärtner Biber.**

Angelika. Hier wollten wir ihn ja erwarten, liebe Tante. Sie ſetzen ſich ſo lange ins Kabinett und leſen. Ich hole mir meine Blumen beym Gärtner. Unterdeſſen wird's neun Uhr und er kommt. — Sie ſind's doch zufriden?

Wilhelmine. Wie es dir Vergnügen macht, meine Liebe.

(geht nach der Laube.)

Gärtner Biber.

(bringt Blumen.)

Das beſte, was ich heute im Vermögen habe, gnädiges Fräulein. Meine Hyazinthen ſind alle.

Angelika. Recht ſchönen Dank auch für dieſes.

Biber. Aber eine Roſe ſollen Sie morgen haben, die erſte vom ganzen Frühling, wenn Sie mir verſprechen wollen —

Angelika. Was wünſchen Sie, guter Biber?

Biber. Sehen Sie, gnädiges Fräulein, meine Aurikeln ſind nun auch fort, und mein ſchöner Levkojenflor geht zu Ende, und der gnädige Herr haben mir wieder nicht ein Blatt angeſehen. Da hab' ich voriges Jahr den großen Sumpf laſſen austrocknen gegen Mitternacht, und einige tauſend Stück Bäume darauf gezogen. Die junge Welt treibt ſich und ſchießt empor — es iſt ein Seelenvergnügen, drunter hinzuwandeln — Ich bin da, wie die Sonne kommt, und freue mich ſchon im voraus der Herrlichkeit, wenn ich den gnädigen Herrn einmal werde hereinführen. Es wird Abend — und wieder Abend — und der Herr hat ſie nicht bemerkt. Sehen Sie, mein Fräulein, das ſchmerzt mich, ich kann's nicht läugnen.

Angelika. Es geſchieht noch, gewiß geſchieht's noch — haben Sie indeß Geduld, guter Biber.

Biber. Der Park koſtet ihm, Jahr aus Jahr ein, ſeine baaren zweytauſend Thaler, und ich werde bezahlt, wie ich's nicht verdiene — wozu nütz' ich denn, wenn ich dem Herrn für ſein vieles Geld nicht einmal eine fröhliche

Stunde gebe? Nein, gnädiges Fräulein, ich kann nicht länger das Brod ihres Herrn Vaters eſſen, oder er muß mich ihm beweiſen laſſen, daß ich ihn nicht darum beſtehle.

Angelika. Ruhig, ruhig, lieber Mann! Das wiſſen wir alle, daß Sie das und noch weit mehr verdienen.

Biber. Mit Ihrer Erlaubniß, mein Fräulein, davon können Sie nicht ſprechen. Daß ich meine zwölf Stunden des Tags ſeinen Garten beſchicke, daß ich ihm nichts veruntreue und Ordnung unter meinen Leuten erhalte, das bezahlt mir der gnädige Herr mit Geld. Aber daß ich es mit Freuden thue, weil ich es ihm thue, daß ich des Nachts davon träume, daß es mich mit der Morgenſonne heraustreibt — das, mein Fräulein, muß er mir mit ſeiner Zufriedenheit lohnen. Ein einziger Beſuch in ſeinem Park thut hier mehr als alle ſein Mammon — und ſehen Sie, mein gnädiges Fräulein — das eben war's, warum ich Sie jetzt habe —

Angelika. Brechen Sie davon ab, ich bitte. Sie ſelbſt wiſſen, wie oft und immer vergeblich — Ach! Sie kennen ja meinen Vater.

Biber (ihre Hand faſſend und mit Lebhaftigkeit). Er iſt noch nicht in ſeiner Baumſchule geweſen. Bitten Sie ihn, daß er mir erlaube, ihn in ſeine Baumſchule zu führen. Es iſt nicht möglich, dieſen Dank einzuſammlen von der unvernünftigen Kreatur, und Menſchen verloren zu geben. Wer darf ſagen, daß er an der Freude verzweifle, ſo lange noch Arbeiten lohnen, und Hoffnungen einſchlagen? —

Angelika. Ich verſtehe Sie, redlicher Biber — vielleicht aber waren Sie mit Gewächſen glücklicher, als mein Vater mit Menſchen.

Biber (ſchnell und bewegt). Und er hat eine ſolche Tochter? (er will mehr ſagen, unterdrückt es aber, und ſchweigt einen Augenblick.) Der gnädige Herr mögen viel erfahren haben von Menſchen — der ſchlecht belohnten Erwartungen viel, der geſcheiterten Plane viel — aber (die Hand des Fräuleins mit Lebhaftigkeit ergreifend) eine Hoffnung iſt ihm aufgegangen — alles hat er nicht erfahren, was eines Mannes Herz zerreißen kann —

(er entfernt ſich.)

Zweyte Scene.

Angelika, Wilhelmine.

Wilhelmine (ſteht auf und folgt ihm mit den Augen). Ein ſonderbarer Mann! Immer fällt's ihm auf's Herz, wenn dieſe Saite berührt wird. Es iſt etwas unbegreifliches in ſeinem Schickſal.

Angelika (ſich unruhig umſehend). Es wird ſehr ſpät. Er hat ſonſt nie ſo lang auf ſich warten laſſen — Roſenberg.

Wilhelmine. Er wird nicht ausbleiben. Wie ängſtlich wieder und ungeduldig!

Angelika. Und dießmal nicht ohne Grund, liebe Tante — Wenn es fehlſchlagen ſollte! Ich habe dieſen Tag mit Herzensangſt herannahen ſehen.

Wilhelmine. Erwarte nicht zuviel von dieſem einzigen Tage.

Angelika. Wenn er ihm mißfiele? — Wenn ſich ihre Karaktere zurückſtießen? — Wie kann ich hoffen, daß er mit ihm die erſte Ausnahme machen werde? — Wenn ſich ihre Karaktere zurückſtießen? — Meines Vaters kränkende Bitterkeit und Roſenbergs leicht zu reizender Stolz! Jenes Trübſinn und Roſenbergs heitre muthwillige Freude! — Unglücklicher konnte die Natur nicht ſpielen — und wer iſt mir Bürge, daß er ihm einen zweyten Beſuch nicht eben darum verweigert, weil er ſchon bey dem erſten Gefahr lief, ihn hochzuſchätzen?

Wilhelmine. Leicht möglich, meine Liebe — Doch von allem dem ſagte dir noch geſtern dein Herz nichts.

Angelika. Geſtern! So lang' ich nur ihn ſah, nur ihn fühlte, nichts wußte als ihn! Da ſprach noch das leichtſinnige liebende Mädchen. Jetzt ergreift mich das Bild meines Vaters und alle meine Hoffnungen verſchwinden. O warum konnte denn dieſer liebliche Traum nicht fortdauern? Warum mußte die ganze Freude meines Lebens einem einzigen ſchrecklichen Wurf überlaſſen werden?

Wilhelmine. Deine Furcht macht dich alles vergeſſen, Angelika. Von dem Tage an, da dir Roſenberg ſeine Liebe bekannte, da er deinetwegen alle Bande zerriß, die ihn an ſeinen Hof, an die Vergnügungen der Hauptſtadt gefeſſelt hielten, da er ſich freywillig in die traurige Einöde ſeiner Güter verbannte, um dir näher zu ſeyn — ſeit jenem Tage hat der Gedanke an deinen Vater deine Ruhe vergiſtet. Warſt du es nicht ſelbſt, die an der Heimlichkeit dieſes Verſtändniſſes Anſtoß nahm? Die mit unabläßigen Bitten und Mahnungen ſo lange in ihn ſtürmte, bis er, ungern genug, ſein Verſprechen gab, ſich um die Gunſt deines Vaters zu bewerben. Mein Vater, ſagteſt du, hängt nur noch durch ein einziges Band an den Menſchen, die Welt hat ihn auf ewig verloren, wenn er die Entdeckung macht, daß auch ſeine Tochter ihn hintergangen hat.

Angelika (mit reger Empfindung). Nie, nie ſoll er das! — Erinnern Sie mich noch oft, liebe Tante. Ich fühle mich ſtärker, entſchloßner. Alle Welt hat ihn hintergangen — aber wahr ſoll ſeine Tochter ſeyn. Ich will keinen Hoffnungen Raum geben, die ſich vor meinem Vater verbergen müßten. Bin ich es ſeiner Güte nicht ſchuldig? Er gab mir ja alles. Selbſt für die Freuden des Lebens erſtorben, was hat er nicht gethan, um mir ſie zu ſchenken? Mir zur Luſt ſchuf er dieſe Gegend zum Paradieſe, und ließ alle Künſte wetteifern, das Herz ſeiner Angelika zu entzücken und ihren Geiſt zu veredeln. Ich bin eine Königinn in dieſem Gebiet. An mich trat er das göttliche Amt der Wohlthätigkeit ab, das er mit blutendem Herzen ſelbſt niederlegte. Mir gab er die ſüße Vollmacht, das verſchämte Elend zu ſuchen, verhehlte Thränen zu trocknen, und der flüchtigen Armuth eine Zuflucht in dieſen ſtillen Bergen zu öffnen. — Und für alles dieſes, Wilhelmine, legt er mir nur die leichte Bedingung auf, eine Welt zu entbehren, die ihn von ſich ſtieß.

Wilhelmine. Und haſt du ſie nie übertreten, dieſe leichte Bedingung?

Angelika. — Ich bin ihm ungehorſam geworden. Meine Wünſche ſind über dieſe Mauern geflogen — Ich bereue es, aber ich kann nicht wieder umkehren.

Wilhelmine. Ehe Roſenberg in dieſen Wäldern jagte, warſt du noch ſehr glücklich.

Angelika. Glücklich, wie eine Himmliſche — aber ich kann nicht wieder umkehren.

Wilhelmine. So auf einmal hat ſich alles verändert? Auch deine ſonſt ſo traute Geſpielinn, dieſe ſchöne Natur, iſt dieſelbe nicht mehr?

Angelika. Die Natur iſt die nehmliche, aber mein Herz iſt es nicht mehr. Ich habe Leben gekoſtet, kann mich mit der todten Bildſäule nicht mehr zufrieden geben. O wie jetzt alles verwandelt iſt um mich herum! Er hat alle Erſcheinungen um mich her beſtochen. Die aufſteigende Sonne iſt mir jetzt nur ein Stundenweiſer ſeiner Ankunft, die fallende Fontaine murmelt mir ſeinen Namen, meine Blumen hauchen nur ſeinen Athem aus ihren Kelchen. — Sehen Sie mich nicht ſo finſter an, liebe Tante — Iſt es denn meine Schuld, daß der erſte Mann, der mir außerhalb unſrer Grenzſteine begegnete, gerade Roſenberg war?

Wilhelmine (gerührt ſie anſehend). Liebes, unglückliches Mädchen — alſo auch du — ich bin unſchuldig, ich hab' es nicht hintertreiben können — Klage mich nicht an, Angelika, wenn du einſt deinem Schickſale nicht entfliehen wirſt.

Angelika. Immer ſagen Sie mir das vor, liebe Tante. Ich verſtehe Sie nicht.

Wilhelmine. — Der Park wird geöffnet.

Angelika. Das Schnauben ſeiner Diana! — Er kommt. Es iſt Roſenberg.

(ihm entgegen.)

Schluß der dritten Scene.

Angelika. Ach Roſenberg, was haben Sie gethan? Sie haben ſehr übel gethan.

Roſenberg. Das fürcht' ich nicht, meine Liebe. Es war ja Ihr Wille, daß wir mit einander bekannt werden ſollten, Sie wünſchten, daß ich ihn intereſſiren möchte.

Angelika. Wie? Und das wollen Sie dadurch erreichen, daß Sie ihn gegen ſich aufbringen?

Roſenberg. Für jetzt durch nichts anders. Sie haben mir ſelbſt erzählt, wie viele Verſuche auf ſeine Gemüthskrankheit ſchon mißlungen ſind. Alle jene unbeſtellten feyerlichen Sachwalter der Menſchheit haben ihn nur ſeine Ueberlegenheit fühlen laſſen und ſind ſchlecht genug gegen die verfängliche Beredſamkeit ſeines Kummers beſtanden. Ihm mag es einerley ſeyn, ob wir übrigen an die Gerechtigkeit dieſes Haſſes glauben; aber nie wird er's dulden, daß wir geringſchätzig davon denken. Dieſer Demüthigung fügt ſich ſein Stolz nicht. Uns zu widerlegen war ihm freylich nicht der Mühe werth, aber in ſeinem Unwillen kann er ſich wohl entſchließen, uns zu beſchämen — Es kommt zum Geſpräch — das iſt alles, was wir für's erſte wünſchten.

Angelika. Sie nehmen es zu leicht, lieber Roſenberg. — Sie getrauen ſich mit meinem Vater zu ſpielen. Wie ſehr fürchte ich —

Roſenberg. Fürchten Sie nichts, meine Angelika. Ich fechte für Wahrheit und Liebe. Seine Sache iſt ſo ſchlimm, als die meinige gut iſt.

Wilhelmine (welche dieſe ganze Zeit über wenig Antheil an der Unterredung zu nehmen geſchienen hat). Sind Sie deſſen wirklich ſo gewiß, Herr von Roſenberg?

Roſenberg (der ſich raſch zu ihr wendet, nach einem kurzen Stillſchweigen, ernſthaft). Ich denke, daß ich's bin, mein gnädiges Fräulein.

Wilhelmine (ſteht auf). Dann ſchade um meinen armen Bruder. Es iſt ihm ſo ſchwer gefallen, der unglückliche Mann zu werden, der er iſt, und, wie ich ſehe, iſt es etwas ſo leichtes, ihm das Urtheil zu ſprechen.

Angelika. Laſſen Sie uns nicht zu voreilig richten, Roſenberg. Wir wiſſen ſo wenig von den Schickſalen meines Vaters.

Roſenberg. Mein ganzes Mitleid ſoll ihm dafür werden, liebe Angelika — aber nie meine Achtung, wenn ſie ihn wirklich zum Menſchenhaſſer machten. — Es iſt ihm ſchwer gefallen, ſagen Sie, (zu der Stiftsdame) dieſer unglückliche Mann zu werden — aber wollten Sie wohl die Rechtfertigung eines Menſchen übernehmen, der dasjenige an ſich vollendet, was ein ſchreckliches Schickſal ihm noch erlaſſen hat? Dem Raſenden wohl das Wort reden, der auch den einzigen Mantel noch von ſich wirft, den ihm Räuber gelaſſen haben? — Oder wiſſen Sie mir einen ärmern Mann zwiſchen Himmel und Erde, als den Menſchenfeind?

Wilhelmine. Wenn er in der Verfinſterung ſeines Jammers nach Giften greift, wo er Linderung ſuchte, was geht das Sie Glücklichen an? Ich möchte den blinden Armen nicht hart anlaſſen, dem ich kein Auge zu ſchenken habe.

Roſenberg (mit aufſteigender Röthe, und etwas lebhafter Stimme). Nein, bey Gott! Nein! — aber meine Seele entbrennt über den Undankbaren, der ſich die Augen muthwillig zudrückt, und dem Geber des Lichtes flucht — Was kann er gelitten haben, das ihm durch den Beſitz dieſer Tochter nicht unendlich erſtattet wird? Darf er einem Geſchlechte fluchen, das er täglich, ſtündlich in dieſem Spiegel ſieht? Menſchenhaſſer, Menſchenfeind! Er iſt keiner. Ich will es beſchwören, er iſt keiner. Glauben Sie mir, Fräulein von Hutten, es giebt keinen Menſchenhaſſer in der Natur, als wer ſich allein anbetet, oder ſich ſelbſt verachtet.

Angelika. Gehen Sie, Roſenberg. Ich beſchwöre Sie, gehen Sie. In dieſer Stimmung dürfen Sie ſich meinem Vater nicht zeigen.

Roſenberg. Recht gut, daß Sie mich erinnern, Angelika. — Wir haben hier ein Geſpräch angefangen, wobey ich immer verſucht bin, allzulebhaft Partey zu nehmen — Verzeihen Sie, mein Fräulein. — Auch möcht' ich nicht gern Gefahr laufen, vorſchnell zu ſeyn, und ſoll doch erſt heute mit dem Vater meiner Angelika bekannt werden. — Von etwas anderm denn! — Dieſes Geſicht wird ſo ernſthaſt und die Wangen der Tochter muß ich erſt heiter ſehen, wenn ich Muth haben ſoll, bey dem Vater für meine Liebe zu kämpfen — das ganze Städtchen war ja geſchmückt, wie an einem Feſttag, als ich vorbey kam. Wozu dieſe Anſtalt?

Angelika. Meinen Vater zu ſeinem Geburtstage zu begrüßen.

Vierte Scene.

Julchen in Angelika's Dienſten, zu den Vorigen.

Julchen. Der Herr hat geſchickt, gnädiges Fräulein, Er will Sie vor Mittag noch ſprechen. — Sie auch da, Herr von Roſenberg! Sie will er auch ſprechen.

Angelika. Uns beyde! Beyde zuſammen — Roſenberg — Uns beyde! Was bedeutet das?

Julchen. Zuſammen? Nein, davon weiß ich nichts.

Roſenberg (im Begriff wegzugehen, zu Angelika). Ich laſſe Sie vorangehen, gnädiges Fräulein. Sanſter werd' ich ihn aus Ihren Händen empfangen.

Angelika (ängſtlich). Sie verlaſſen mich, Roſenberg — Wohin? — Ich muß Sie noch etwas wichtiges fragen.

Roſenberg (führt ſie bey Seite. Wilhelmine und Julchen verlieren ſich im Hintergrunde).

Julchen. Kommen Sie mit, gnädiges Fräulein, den feſtlichen Aufzug zu ſehen.

Angelika. Das iſt ein banger, fürchterlicher Morgen für uns, Roſenberg — Es gilt Trennung, ewige Trennung! — Sind Sie auch vorbereitet — gefaßt auf alles, was geſchehen kann? — Wozu ſind Sie entſchloſſen, wenn Sie meinem Vater mißfallen?

Roſenberg. Ich bin entſchloſſen, ihm nicht zu mißfallen.

Angelika. Jetzt nicht dieſen leichten Sinn, wenn ich Ihnen jemals theuer war, Roſenberg — Es ſteht nicht bey Ihnen, wie die Würfel fallen — Wir müſſen das ſchlimmſte erwarten, wie das erfreulichſte. Ich darf Sie nicht mehr ſehen, wenn Sie unfreundlich von einander ſcheiden — was haben Sie beſchloſſen zu thun, wenn er Ihnen Achtung verweigert?

Roſenberg. Gute, Liebe! — ſie ihm abzunöthigen.

Angelika. O wie wenig kennen Sie den Mann, dem Sie ſo zuverſichtlich entgegen gehen! Sie erwarten einen Menſchen, den Thränen rühren, weil er weinen kann — hoffen, daß die ſanften Töne Ihres Herzens wiederhallen werden in dem ſeinigen? — Ach! es iſt zerriſſen dieſes Saitenſpiel, und wird ewig keinen Klang mehr geben. Alle Ihre Waffen können fehlen, alle Stürme auf sein Herz mißlingen — Roſenberg! noch einmal! Was beſchließen Sie, wenn ſie alle mißlingen?

Roſenberg (ruhig ihre Hand faſſend). Alle werden's nicht, alle gewiß nicht! Faſſen Sie Herz, liebe Furchtſame. Mein Entſchluß iſt gefaßt. Ich habe mir dieſen Menſchen zum Ziele gemacht, habe mir vorgeſetzt, ihn nicht aufzugeben, alſo hab' ich ihn ja gewiß.

(Sie gehen ab.)*

Fünfte Scene.

Ein Saal.

von Hutten, aus einem Kabinet. **Abel**, ſein Haushofmeiſter, folgt ihm mit einem Rechnungsbuch.

Abel (lieſt). Herrſchaftlicher Vorſchuß an die Gemeine nach der großen Waſſersnoth vom Jahr 1784. Zweytauſend, neunhundert Gülden —

v. Hutten (hat ſich niedergeſetzt und durchſieht einige Papiere, die auf dem Tiſche liegen). Der Acker hat ſich erholt, der Menſch ſoll nicht länger leiden, als ſeine Felder. Streich' er aus dieſen Poſten. Ich will nicht mehr daran erinnert ſeyn.

Abel (durchſtreicht mit Kopfſchütteln die Rechnung). Ich muß mir's gefallen laſſen — blieben alſo noch zu berechnen die Intereſſen von ſechsthalb Jahren —

v. Hutten. Intereſſen! — Menſch?

Abel. Hilft nichts, Ihr Gnaden. Ordnung muß ſeyn in den Rechnungen eines Verwalters.

(will weiter leſen.)

v. Hutten. Den Reſt ein andermal. Jetzt ruf' er den Jäger, ich will meine Doggen füttern.

Abel. Der Pachter vom Holzhof hätte Luſt zu dem Polaken, mit dem Euer Gnaden neulich verunglückten. Man ſoll ihm die Mähre hingeben, meint der Reitknecht, ehe ein zweytes Unheil geſchehe.

v. Hutten. Soll das edle Thier darum vor dem Pfluge altern, weil es in zehen Jahren *einmal* falſch gegen mich war? So hab' ich es mit keinem gehalten, der mir mit Undank lohnte. Ich werde es nie mehr reiten.

Abel (nimmt das Rechnungsbuch und will gehen).

v. Hutten. Es fehlten ja neulich wichtige Empfangſcheine in der Kaſſe, ſagt er mir, und der Rentmeiſter ſey ausgeblieben?

Abel. Ja, das war vorigen Donnerſtag.

v. Hutten (ſteht auf). Das freut mich, freut mich — daß er doch endlich noch zum Schelm geworden iſt, dieſer Rentmeiſter. Er hat mir eilf Jahre ohne Tadel gedient — Setz' er das nieder, Abel. Erzähl' er mir mehr davon.

Abel. Schade um den Mann, Ihr Gnaden! Er hatte einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde gethan, und iſt heute morgen mit einem gebrochenen Arm hereingebracht worden. Die Quittungen fanden ſich unter andern Papieren.

v. Hutten (mit Heftigkeit). Und er war alſo kein Betrüger! — Menſch, warum haſt du mir Lügen berichtet?

Abel. Gnädiger Herr, man muß immer das ſchlimmſte von ſeinem Nächſten denken.

v. Hutten (nach einem düſtern Stillſchweigen). Er *ſoll* aber ein Betrüger ſeyn, und die Quittungen ſoll man ihm zahlen.

Abel. Das war mein Gedanke auch, Ihr Gnaden. Steckbriefe waren einmal ausgefertigt, und das Nachſetzen hat mir gewaltiges Geld gekoſtet. Es iſt verdrießlich, daß dieß alles nun ſo weggeworfen iſt.

v. Hutten (ſieht ihn lange verwundernd an). Theurer Mann! Ein wahres Kleinod biſt du mir — wir dürfen nie von einander.

Abel. Das wolle Gott nicht — und wenn mir gewiſſe Leute auch noch ſo große Verſprechungen —

v. Hutten. Gewiſſe Leute! Was?

Abel. Ja, Ihr Gnaden. Ich weiß auch nicht, warum ich länger damit hinter dem Berge halte. Der alte Graf —

v. Hutten. Regt der ſich auch wieder? Nun?

Abel. Zweyhundert Piſtolen ließ er mir bieten und doppelten Gehalt auf Zeitlebens, wenn ich ihm ſeine Enkelin, Fräulein Angelika, ausliefern wollte.

v. Hutten (ſteht ſchnell auf und macht einen Gang durch das Zimmer. Nachdem er ſich wieder geſetzt hat, zum Verwalter). Und dieſes Gebot hat er ausgeſchlagen?

Abel. Bey meiner armen Seele, ja! Das hab' ich.

v. Hutten. Zweyhundert Piſtolen, Menſch, und doppelten Gehalt auf Zeitlebens! — Wo denkt er hin? hat er das wohl erwogen?

Abel. Reiflich erwogen, Ihr Gnaden, und rundweg ausgeſchlagen. Schelmerey gedeiht nicht, bey Euer Gnaden will ich leben und ſterben.

v. Hutten (kalt und fremd). Wir taugen nicht für einander. —

(Man hört von ferne eine muntere ländliche Muſik mit vielen Menſchenſtimmen untermiſcht. Sie kommt dem Schloß immer näher.)

Ich höre da Töne, die mir zuwider ſind. Folg' er mir in ein andres Zimmer.

Abel (iſt auf den Altan getreten, und kommt eine Weile darauf wieder). Das ganze Städtchen, Ihr Gnaden, kommt angezogen im Sonntagsſchmuck und mit klingendem Spiel, und hält unten vor dem Schloß. Der gnädige Herr, rufen ſie, möchten doch auf den Altan treten, und ſich ihren getreuen Unterthanen zeigen.

v. Hutten. Was wollen ſie von mir? Was haben ſie anzubringen?

Abel. Euer Gnaden vergeſſen —

v. Hutten. Was?

Abel. Sie kommen dießmal nicht ſo leicht los, wie im vorigen Jahre —

v. Hutten (ſteht ſchnell auf). Weg! Weg! Ich will nichts weiter hören.

Abel. Das hab' ich ſchon geſagt, Ihr Gnaden — aber ſie kämen aus der Kirche, hieß es, und Gott im Himmel habe ſie gehört.

v. Hutten. Er hört auch das Bellen des Hundes und den falſchen Schwur in der Kehle des Heuchlers, und muß wiſſen, warum er beides gewollt hat — (indem das Volk hineindringt) O Himmel! Wer hat mir das gethan? (er will in ein Kabinet entweichen, viele halten ihn zurück, und faſſen den Saum ſeines Kleides.)

Sechste Scene.

Die Vorigen. Die Vaſallen und Beamten Huttens, Bürger und Landleute, welche Geſchenke tragen, junge Mädchen und Frauen, die Kinder an der Hand führen oder auf den Armen tragen. Alle einfach aber anſtändig gekleidet.

Vorſteher. Kommt alle herein, Väter, Mütter und Kinder. Fürchte ſich keines. Er wird Graubärte keine Fehlbitte thun laſſen. Er wird unſre Kleinen nicht von ſich ſtoßen.

Einige Mädchen (welche ſich ihm nähern). Gnädiger Herr, dieſes wenige bringen Ihnen Ihre dankbaren Unterthanen, weil Sie uns alles gaben.

Zwey andere Mädchen. Dieſen Kranz der Freude flechten wir Ihnen, weil Sie das Joch der Leibeigenſchaft zerbrachen.

Ein drittes und viertes Mädchen. Und dieſe Blumen ſtreuen wir Ihnen, weil Sie unſre Wildniß zum Paradies gemacht haben.

Erſtes und zweytes Mädchen. Warum wenden Sie das Geſicht weg, lieber, gnädiger Herr? Sehen Sie uns an. Reden Sie mit uns. Was thaten wir Ihnen, daß Sie unſern Dank ſo zurückſtoßen? (eine lange Pauſe.)

v. Hutten (ohne ſie anzuſehen, den Blick auf den Boden geſchlagen). Werf' er Geld unter ſie, Verwalter — Geld, ſo viel ſie mögen — Schon' er meine Kaſſe nicht — Er ſieht ja, die Leute warten auf ihren Lohn.

Ein alter Mann (der aus der Menge hervortritt). Das haben wir nicht verdient, gnädiger Herr. Wir ſind keine Lohnknechte.

Einige Andre. Wir wollen ein ſanftes Wort und einen gütigen Blick.

Ein Vierter. Wir haben Gutes von Ihrer Hand empfangen, wir wollen danken dafür, denn wir ſind Menſchen.

Mehrere. Wir ſind Menſchen, und das haben wir nicht verdient.

v. Hutten. Werft dieſen Nahmen von euch, und ſeyd mir unter einem ſchlechtern willkommen — Es beleidigt euch, daß ich euch Geld anbiete? Ihr ſeyd gekommen, ſagt ihr, mir zu danken? — Wofür anders könnt ihr mir denn danken, als für Geld? Ich wüßte nicht, daß ich einem von euch etwas beſſeres gegeben. Wahr iſt's, eh' ich Beſitz von dieſer Grafſchaft nahm, kämpftet ihr mit dem Mangel und ein Unmenſch häufte alle Laſten der Leibeigenſchaft auf euch. Euer Fleiß war nicht euer, mit ungerührtem Auge ſah't ihr die Saaten grünen, und die Halmen ſich vergolden und der Vater verbot ſich jede Regung der Freude, wenn ihm ein Sohn gebohren war. Ich zerbrach dieſe Feſſeln, ſchenkte dem Vater ſeinen Sohn und dem Sämann ſeine Aernte. Der Segen ſtieg herab auf eure Fluren, weil die Freyheit und die Hoffnung den Pflug regierten. Jetzt iſt keiner unter euch ſo arm, der des Jahrs nicht ſeinen Ochſen ſchlachtet, ihr legt euch in geräumigen Häuſern ſchlafen, mit der Nothdurft ſeyd ihr abgefunden und habt noch übrig für die

Freude (indem er ſich aufrichtet und gegen ſie wendet.) Ich ſehe die Geſundheit in euren Augen und den Wohlſtand auf euren Kleidern. Es iſt nichts mehr zu wünſchen übrig. Ich hab' euch glücklich gemacht.

Ein alter Mann (aus dem Haufen). Nein, gnädiger Herr! Geld und Gut iſt Ihre geringſte Wohlthat geweſen. Ihre Vorfahren haben uns dem Vieh auf unſern Feldern gleich gehalten. Sie haben uns zu Menſchen gemacht.

Ein Zweyter. Sie haben uns eine Kirche gebaut und unſre Jugend erziehen laſſen.

Ein Dritter. Und haben uns gute Geſetze und gewiſſenhafte Richter gegeben.

Ein Vierter. Ihnen danken wir, daß wir menſchlich leben, daß wir uns unſers Lebens freuen.

Hutten (in Nachdenken vertieft). Ja, ja — das Erdreich war gut, und es fehlte nicht an der milden Sonne, wenn ſich der kriechende Buſch nicht zum Baume aufrichtete. — Es iſt *meine* Schuld nicht, wenn ihr da liegen bliebet, wo ich euch hinwarf. Euer eigen Geſtändniß ſpricht euch das Urtheil. Dieſe Genügſamkeit beweißt mir, daß meine Arbeit an euch verloren iſt. Hättet ihr etwas an eurer Glückſeligkeit vermißt — es hätte euch zum erſtenmal meine Achtung erworben. (indem er ſich abwendet.) Seyd, was ihr ſeyn könnt — Ich werde darum nicht weniger meinen Weg verfolgen.

Einer aus der Menge. Sie gaben uns alles, was uns glücklich machen kann. Schenken Sie uns noch Ihre Liebe.

Hutten (mit finſterm Ernſt). Wehe dir, der du mich erinnerſt, wie oft meine Thorheit dieſes Gut verſchleuderte. Es iſt kein Geſicht in dieſer Verſammlung, das mich zum Rückfall bringen könnte. — Meine Liebe — Wärme dich an den Strahlen der Sonne, preiſe den Zufall, der ſie über deinen Weinſtock dahin führte; aber den ſchwindlichten Wunſch unterſage dir, dich in ihre glühende Quelle zu tauchen. Traurig für dich und ſie, wenn ſie von dir gewußt haben müßte, um dir zu leuchten, wenn ſie, die Eilende, in ihrer himmliſchen Bahn deinem Danke ſtill halten müßte! Ihrer ewigen Regel gehorſam gießt ſie ihren Strahlenſtrom aus — gleich unbekümmert um die Fliege, die ſich darinn ſonnt, und um dich, der ihr himmliſches Licht mit ſeinen Laſtern beſudelt — Was ſollen mir dieſe Gaben? — Von meiner Liebe habt ihr euer Glück nicht empfangen. Mir gebührt nichts von der eurigen.

Der Alte. O das ſchmerzt uns, mein theurer Herr, daß wir alles beſitzen ſollen und nur die Freude des Dankens entbehren.

v. Hutten. Weg damit. Ich verabſcheue Dank aus ſo unheiligen Händen. Waſchet erſt die Verläumdung von euren Lippen, den Wucher von euren Fingern, die ſcheelſehende Mißgunſt aus euren Augen. Reinigt euer Herz von Tücke, werft eure gleißneriſchen Larven ab, laſſet die Wage des Richters aus euren ſchuldigen Händen fallen. Wie? Glaubet ihr, daß dieſes Gaukelſpiel von Eintracht mir die neidiſche Zwietracht verberge, die auch an den heiligſten Banden eures Lebens nagt? Kenne ich nicht jeden Einzelnen aus dieſer Verſammlung, die durch ihre Menge mir ehrwürdig ſeyn will? — Ungeſehen folgt euch mein Auge — Die Gerechtigkeit meines Haſſes lebt von euren Laſtern. (zu dem Alten) Du maßeſt dich an, mir Ehrfurcht abzufodern, weil das Alter deine Schläfe bleichte, weil die Laſt eines langen Lebens deinen Nacken beugt? — Deſto gewiſſer weiß ich nun, daß du auch meiner Hoffnung verloren biſt! Mit leeren Händen ſteigſt du von dem Zenith des Lebens herunter, was du bey voller Mannkraft verſchläfſt, wirſt du an der Krücke nicht mehr einholen. — War es eure Meynung, daß der Anblick dieſer ſchuldloſen Würmer (auf die Kinder zeigend) zu meinem Herzen ſprechen ſollte? — O ſie alle werden ihren Vätern gleichen, alle dieſe Unſchuldigen werdet ihr nach eurem Bilde verſtümmeln, alle dem Zweck ihres Daſeyns entführen — O warum ſeyd ihr hieher gekommen? — Ich kann nicht — Warum mußtet ihr mir dieſes Geſtändniß abnöthigen? — Ich kann nicht ſanft mit euch reden.

(er geht ab.)

Siebente Scene.

Eine abgelegene Gegend des Parks, ringsum eingeſchloſſen, von anziehendem etwas ſchwermüthigem Karakter.

v. Hutten (tritt auf, mit ſich ſelbſt redend). Daß ihr dieſes Nahmens ſo werth wäret, als er mir heilig iſt! — Menſch! Herrliche, hohe Erſcheinung! Schönſter von allen Gedanken des Schöpfers! Wie reich, wie vollendet giengſt du aus ſeinen Händen! Welche Wohllaute ſchliefen in deiner Bruſt, ehe deine Leidenſchaft das goldene Spiel zerſtörte!

Alles um dich und über dir ſucht und findet das ſchöne Maaß der Vollendung — Du allein ſtehſt unreif und mißgeſtaltet in dem untadelichen Plan. Von keinem Auge ausgeſpäht, von keinem Verſtande bewundert ringt in der ſchweigenden Muſchel die Perle, ringt der Kryſtall in den Tiefen der Berge nach der ſchönſten Geſtalt. Wohin nur dein Auge blickt, der einſtimmige Fleiß aller Weſen, das Geheimniß der Kräfte zur Verkündigung zu bringen. Dankbar tragen alle Kinder der Natur der zufriedenen Mutter die gereiſten Früchte entgegen, und wo ſie geſäet hat, findet ſie eine Aernte — Du allein, ihr liebſter, ihr beſchenkteſter Sohn bleibſt aus — nur was ſie dir gab, findet ſie nicht wieder, erkennt ſie in ſeiner entſtellten Schönheit nicht mehr.

Sey vollkommen. Zahlloſe Harmonien ſchlummern in dir, auf dein Geheiß zu erwachen — Rufe ſie heraus durch deine Vortreflichkeit. Fehlte je der ſchöne Lichtſtrahl in deinem Auge, wenn die Freude dein Herz durchglühte, oder die Anmuth auf deinen Wangen, wenn die Milde durch deinen Buſen floß? Kannſt du es dulden, daß das Gemeine, das Vergängliche in dir das Edle, das Unſterbliche beſchäme?

Dich zu beglücken iſt der Kranz, um den alle Weſen buhlen, wornach alle Schönheit ringt — deine wilde Begierde ſtrebt dieſem gütigen Willen entgegen, gewaltſam verkehrſt du die wohlthätigen Zwecke der Natur — Fülle des Lebens hat die Freundliche um dich her gebreitet und Tod nöthigſt du ihr ab. Dein Haß ſchärfte das friedliche Eiſen zum Schwerdte, mit Verbrechen und Flüchen belaſtet deine Habſucht das ſchuldloſe Gold, an deiner unmäßigen Lippe wird das Leben des Weinſtocks zum Gifte. Unwillig dient das Vollkommene deinen Laſtern, aber deine Laſter ſtecken es nicht an. Rein bewahrt ſich das mißbrauchte Werkzeug in deinem unreinen Dienſte. Seine Beſtimmung kannſt du ihm rauben, aber nie den Gehorſam, womit es ihr dienet. Sey menſchlich oder ſey Barbar — mit gleich kunſtreichem Schlage wird das folgſame Herz deinen Haß und deine Sanftmuth begleiten.

Lehre mich deine Genügſamkeit, deinen ruhigen Gleichmuth, Natur — Treu wie du habe ich an der Schönheit gehangen, von dir laß mich lernen die verfehlte Luſt des Beglückens verſchmerzen. Aber damit ich den zarten Willen bewahre, damit ich den freudigen Muth nicht verliere — laß mich deine glückliche Blindheit mit dir theilen. Verbirg mir in deinem ſtillen Frieden die Welt, die mein Wirken empfängt. Würde der Mond ſeine ſtrahlende Scheibe füllen, wenn er den Mörder ſähe, deſſen Pfad ſie beleuchten ſoll? — Zu dir flüchte ich dieſes liebende Herz — Tritt zwiſchen meine Menſchlichkeit und den Menſchen. — Hier wo mir ſeine rauhe Hand nicht begegnet, wo die feindſelige Wahrheit meinen entzückenden Traum nicht verſcheucht, abgeſchieden von dem Geſchlechte, laß mich die heilige Pflicht meines Daſeyns in die Hand meiner großen Mutter, an die ewige

Schönheit entrichten. (ſich umſchauend) Ruhige Pflanzenwelt, in deiner kunſtreichen Stille vernehme ich das Wandeln der Gottheit, deine verdienſtloſe Trefflichkeit trägt meinen forſchenden Geiſt hinauf zu dem höchſten Verſtande, aus deinem ruhigen Spiegel ſtrahlt mir ſein göttliches Bild. Der Menſch wühlt mir Wolken in den ſilberklaren Strom — wo der Menſch wandelt, verſchwindet mir der Schöpfer.

(er will aufſtehen. Angelika ſteht vor ihm.)

Achte Scene.

von Hutten. Angelika.

Angelika (tritt ſchüchtern zurück). Es war Ihr Befehl, mein Vater — Aber wenn ich Ihre Einſamkeit ſtöre —

v. Hutten (der ſie eine Zeitlang ſtillſchweigend mit den Augen mißt, mit ſanftem Vorwurf). Du haſt nicht gut an mir gehandelt, Angelika.

Angelika (betroffen). Mein Vater —

v. Hutten. Du wußteſt um dieſen Ueberfall — Geſteh es — du ſelbſt haſt ihn veranlaßt.

Angelika. Ich darf nicht nein ſagen, mein Vater.

v. Hutten. Sie ſind traurig von mir gegangen. Keiner hat mich verſtanden. Sieh, du haſt nicht gut gehandelt.

Angelika. Meine Abſichten verdienen Verzeihung.

v. Hutten. Du haſt um dieſe Menſchen geweint. Läugne es nur nicht. Dein Herz ſchlägt für ſie. Ich durchſchaue dich. Du mißbilligſt meinen Kummer.

Angelika. Ich verehre ihn, aber mit Thränen.

v. Hutten. Dieſe Thränen ſind verdächtig — Angelika — du wankſt zwiſchen der Welt und deinem Vater — Du mußt Partey nehmen, meine Tochter, wo keine Vereinigung zu hoffen iſt — Einem von beiden mußt du ganz entſagen oder ganz gehören — Sey aufrichtig. Du mißbilligſt meinen Kummer?

Angelika. Ich glaube, daß er gerecht iſt.

v. Hutten. Glaubſt du? Glaubſt du wirklich? — Höre Angelika — Ich werde deine Aufrichtigkeit jetzt auf eine entſcheidende Probe ſetzen — Du wankſt und ich habe keine Tochter mehr — Setze dich zu mir.

Angelika. Dieſer feyerliche Ernſt —

v. Hutten. Ich habe dich rufen laſſen. Ich wollte eine Bitte an dich thun. Doch ich beſinne mich. Sie kann ein Jahr lang noch ruhen.

Angelika. Eine Bitte an Ihre Tochter, und Sie ſtehen an, ſie zu nennen?

v. Hutten. Der heutige Tag hat mir eine ernſtere Stimmung gegeben. Ich bin heute fünfzig Jahr alt. Schwere Schickſale haben mein Leben beſchleunigt, es könnte geſchehen, daß ich eines Morgens unverhofft ausbliebe, und ohne zuvor — (er ſteht auf) Ja, wenn du weinen mußt, ſo haſt du keine Zeit, mich zu hören.

Angelika. O halten Sie ein, mein Vater — Nicht dieſe Sprache. Sie verwundet mein Herz.

v. Hutten. Ich möchte nicht, daß es mich überraſchte, ehe wir miteinander in Richtigkeit ſind — Ja, ich fühle es, ich hange noch an der Welt — Der Bettler ſcheidet eben ſo ſchwer von ſeiner Armuth, als der König von ſeiner Herrlichkeit — Du biſt alles, was ich zurück laſſe.

(Stillſchweigen.)

Kummervoll ruhen meine letzten Blicke auf dir — Ich gehe und laſſe dich zwiſchen zwey Abgründen ſtehen. Du wirſt weinen, meine Tochter, oder du wirſt beweinenswürdig ſeyn — — Bis jetzt gelang mir's, dieſe ſchmerzliche Wahl dir zu verbergen. Mit heiterm Blicke ſiehſt du in das Leben, und die Welt liegt lachend vor dir.

Angelika. O möchte ſich dieſes Auge erheitern, mein Vater — Ja, dieſe Welt iſt ſchön.

v. Hutten. Ein Widerſchein deiner eignen ſchönen Seele, Angelika — Auch ich bin nicht ganz ohne glückliche Stunden — Dieſen lieblichen Anblick wird ſie fortfahren dir zu geben, ſo lange du dich hüteſt, den Schleyer aufzuheben, der dir die Wirklichkeit verbirgt, ſo lange du Menſchen entbehren wirſt, und dich mit deinem eigenen Herzen begnügen.

Angelika. Oder dasjenige finde, mein Vater, das dem meinigen harmoniſch begegnet.

v. Hutten (ſchnell und ernſt). Du wirſt es nie finden — — — Aber hüte dich vor dem unglücklichen Wahn, es gefunden zu haben. (nach einem Stillſchweigen, wobey er in Gedanken verloren ſaß) Unſre Seele, Angelika, erſchafft ſich zuweilen große bezaubernde Bilder, Bilder aus ſchönern Welten, in edlere Formen gegoſſen. In fern nachahmenden Zügen erreicht ſie zuweilen die ſpielende Natur, und es gelingt ihr, das überraſchte Herz mit dem erfüllten Ideale zu täuſchen. — Das war deines Vaters Schickſal, Angelika. Oft ſah ich dieſe Lichtgeſtalt meines Gehirnes von einem Menſchenangeſicht mir entgegenſtrahlen, freudetrunken ſtreckt' ich die Arme darnach aus, aber das Dunſtbild zerfloß bey meiner Umhalſung.

Angelika. Doch mein Vater —

v. Hutten (unterbricht ſie). Die Welt kann dir nichts darbieten, was ſie von dir nicht empfienge. Freue dich deines Bildes in dem ſpiegelnden Waſſer, aber ſtürze dich nicht hinab, es zu umfaſſen; in ſeinen Wellen ergreift dich der Tod. Liebe nennen ſie dieſen ſchmeichelnden Wahnſinn. Hüte dich, an dieſes Blendwerk zu glauben, das uns die Dichter ſo lieblich mahlen. Das Geſchöpf, das du anbeteſt, biſt du ſelbſt; was dir antwortet, iſt dein eigenes Echo aus einer Todtengruft, und ſchrecklich allein bleibſt du ſtehen.

Angelika. Ich hoffe, es giebt noch Menſchen, mein Vater, die — von denen — —

v. Hutten (aufmerkſam) Du hoffeſt es? — Hoffeſt! — (er ſteht auf. Nachdem er einige Schritte auf und nieder gegangen) Ja, meine Tochter — das erinnert mich, warum ich dich jetzt habe rufen laſſen (indem er vor ihr ſtehen bleibt, und ſie forſchend betrachtet.) Du biſt ſchneller geweſen als ich, meine Tochter — Ich verwundere mich — ich erſchrecke über meine ſorgloſe Sicherheit — So nahe war ich der Gefahr, die ganze Arbeit meines Lebens zu verlieren!

Angelika. Mein Vater! Ich verſtehe nicht, was Sie meynen.

v. Hutten. Das Geſpräch kommt nicht zu frühe — Du biſt neunzehn Jahr alt, du kannſt Rechenſchaft von mir fordern. Ich habe dich herausgeriſſen aus der Welt, der du angehörſt, ich habe in dieſes ſtille Thal dich geflüchtet. Dir ſelbſt ein Geheimniß wuchſeſt du hier auf. Du weißt nicht, welche Beſtimmung dich erwartet. Es iſt Zeit, daß du dich kennen lerneſt. Du mußt Licht über dich haben.

Angelika. Sie machen mich unruhig, mein Vater —

v. Hutten. Deine Beſtimmung iſt nicht, in dieſem ſtillen Thal zu verblühen — Du wirſt mich hier begraben, und dann gehörſt du der Welt an, für die ich dich ſchmückte.

Angelika. Mein Vater, in die Welt wollen Sie mich ſtoßen, wo Sie ſo unglücklich waren?

v. Hutten. Glücklicher wirſt du ſie betreten. (nach einem Stillſchweigen) Auch wenn es anders wäre, meine Tochter — Deine Jugend iſt ihr ſchuldig, was mein frühzeitiges Alter ihr nicht mehr entrichten kann. Meiner Führung bedarfſt du nicht mehr. Mein Amt iſt geendigt. In verſchloſſener Werkſtätte reifte die Bildſäule ſtill unter dem Meiſel des Künſtlers heran; die vollendete muß von einem erhabenen Einfluſſe ſtrahlen.

Angelika. Nie, nie, mein Vater, geben Sie mich aus Ihrer bildenden Hand.

v. Hutten. Einen einzigen Wunſch behielt ich noch zurück. Zugleich mit ihr wuchs er groß in meinem Herzen, mit jedem neuen Reize, der ſich auf dieſen Wangen verklärte, mit jeder ſchönen Blüthe dieſes Geiſtes, mit jedem höhern

Klange dieſes Buſens ſprach er lauter in meinem Herzen — Dieſer Wunſch, meine Tochter — reiche mir deine Hand.

Angelika. Sprechen Sie ihn aus. Meine Seele eilt ihm entgegen.

v. Hutten. — Angelika! Du biſt eines vermögenden Mannes Tochter. Dafür hält mich die Welt, aber meinen ganzen Reichthum kennt niemand. Mein Tod wird dir einen Schatz offenbaren, den deine Wohlthätigkeit nicht erſchöpfen kann — — Du kannſt den Unerſättlichſten überraſchen.

Angelika. So tief, mein Vater, laſſen Sie mich ſinken!

v. Hutten. — Du biſt ein ſchönes Mädchen, Angelika. Laß deinen Vater dir geſtehen, was du keinem andern Manne zu danken haben ſollſt. Deine Mutter war die Schönſte ihres Geſchlechts — du biſt ihr geſchontes veredeltes Bild. Männer werden dich ſehen, und die Leidenſchaft wird ſie zu deinen Füßen führen. Wer dieſe Hand davon trägt —

Angelika. Iſt das meines Vaters Stimme? — O ich höre es. Sie haben mich aus Ihrem Herzen verſtoßen.

v. Hutten (mit Wohlgefallen bey ihrem Anblick verweilend). Dieſe ſchöne Geſtalt belebt eine ſchönere Seele — Ich denke mir die Liebe in dieſe friedliche Bruſt — Welche Aernte blüht hier der Liebe — O dem Edelſten iſt hier der ſchönſte Lohn aufgehoben.

Angelika (tief bewegt, ſinkt an ihm nieder und verbirgt ihr Geſicht in ſeinen Händen).

v. Hutten. Mehr des Glückes kann ein Mann aus eines Weibes Hand nicht empfangen! — Weißt du, daß du mir alles dieß ſchuldig biſt? Ich habe Schätze geſammelt für deine Wohlthätigkeit, deine Schönheit hab' ich gehütet, dein Herz hab' ich bewacht, deines Geiſtes Güte hab' ich entfaltet. Eine Bitte gewähre mir für dieß alles — in dieſe einzige Bitte faſſe ich alles zuſammen, was du mir ſchuldig biſt — wirſt du ſie mir verweigern?

Angelika. O mein Vater! Warum dieſen weiten Weg zum Herzen Ihrer Angelika?

v. Hutten. Du beſitzeſt alles, was einen Mann glücklich machen kann. (er hält hier inne, und mißt ſie ſcharf mit den Augen) Mache nie einen Mann glücklich.

Angelika (verblaßt, ſchlägt die Augen nieder).

v. Hutten. Du ſchweigſt? — dieſe Angſt — dieſes Zittern — Angelika!

Angelika. Ach mein Vater —

v. Hutten (ſanfter). Deine Hand, meine Tochter — Verſprich mir — Gelobe mir — Was iſt das? Warum zittert dieſe Hand? Verſprich mir, nie einem Mann dieſe Hand zu geben.

Angelika (in ſichtbarer Verwirrung). Nie, mein Vater — als mit Ihrem Beyfall.

v. Hutten. Auch wenn ich nicht mehr bin — Schwöre mir, nie einem Mann dieſe Hand zu geben.

Angelika (kämpfend, mit bebender Stimme). Nie — niemals, wenn nicht — wenn Sie nicht ſelbſt dieſes Verſprechens mich entlaſſen.

v. Hutten. Alſo niemals. (er läßt ihre Hand los. Nach

einem

einem langen Stillſchweigen.) Sieh dieſe welken Hände! Dieſe Furchen, die der Gram auf meine Wangen grub! Ein Greis ſteht vor dir, der ſich zum Rande des Grabes hinunterneigt, und ich bin noch in den Jahren der Kraft und der Mannheit! — Das thaten die Menſchen — Das ganze Geſchlecht iſt mein Mörder — Angelika — Begleite den Sohn meines Mörders nicht zum Altar. Laß meinen blutigen Gram nicht in ein Gaukelſpiel enden. Dieſe Blume, gewartet von meinem Kummer, mit meinen Thränen bethaut, darf von der Freude Hand nicht gebrochen werden. Die erſte Thräne, die du der Liebe weinſt, vermiſcht dich wieder mit dieſem niedern Geſchlechte — die Hand, die du einem Mann am Altare reichſt, ſchreibt meinen Nahmen an die Schandſäule der Thoren.

Angelika. Nicht weiter, mein Vater. Jetzt nicht weiter. Vergönnen Sie, daß ich —

(Sie will gehen, Hutten hält ſie zurück.)

v. Hutten. Ich bin kein harter Vater gegen dich, meine Tochter. Liebt' ich dich weniger, ich würde dich einem Mann in die Arme führen. Auch mag' ich keinen *Haß* gegen die Menſchen. Der thut mir Unrecht, der mich einen Menſchenhaſſer nennt. Ich habe Ehrfurcht vor der menſchlichen Natur — nur die Menſchen kann ich nicht mehr lieben. Halte mich nicht für den gemeinen Thoren, der die Edeln entgelten läßt, was die Unedeln gegen ihn verbrachen. Was ich von den Unedeln litt, iſt vergeſſen. Mein Herz blutet von den Wunden, die ihm die Beſten und Edelſten geſchlagen.

Angelika. Oeffnen Sie es den Beſten und Edelſten — Sie werden heilenden Balſam in dieſe Wunden gießen. Brechen Sie dieſes geheimnißvolle Schweigen.

v. Hutten (nach einigem Stillſchweigen). Könnt' ich dir die Geſchichte meiner Mißhandlungen erzählen, Angelika! — Ich kann es nicht. Ich will es nicht. Ich will dir die fröhliche Sicherheit, das ſüße Vertrauen auf dich ſelbſt nicht entreißen — Ich will den Haß nicht in dieſen friedlichen Buſen führen. Verwahren möcht' ich dich gegen die Menſchen, aber nicht erbittern. Meine treue Erzählung würde das Wohlwollen auslöſchen in deiner Bruſt, und erhalten möchte ich dieſe heilige Flamme. Ehe ſich eine neue und ſchönere Schöpfung von ſelbſt hier gebildet hat, möchte ich die wirkliche Welt nicht von deinem Herzen reißen.

(Pauſe. Angelika neigt ſich über ihn mit thränenden Augen.)

Ich gönne dir den lachenden Anblick des Lebens, den ſeligen Glauben an die Menſchen, die dich jetzt noch gleich holden Erſcheinungen umſpielen; er war heilſam, er war nothwendig, den göttlichſten der Triebe in deinem Herzen zu entfalten. Ich bewundre die weiſe Sorgfalt der Natur. Eine gefällige Welt legt ſie um unſern jugendlichen Geiſt, und der aufkeimende Trieb der Liebe findet, was er ergreife. An dieſer hinfälligen Stütze ſpinnt ſich der zarte Schößling hinauf, und umſchlingt die nachbarliche Welt mit tauſend üppigen Zweigen. Aber ſoll er, ein königlicher Stamm, in ſtolzer Schönheit zum Himmel wachſen — o dann müſſen dieſe Nebenzweige erſterben, und der lebendige Trieb, zurückgedrängt in ſich ſelbſt, in gerader Richtung über ſich ſtreben. Still und ſanft fängt die erſtarrte Seele jetzt an, den verirrten Trieb von der wirklichen Welt abzurufen, und dem göttlichen Ideale, das ſich in ihrem Innern verklärt, entgegen zu tragen. Dann bedarf unſer ſeliger Geiſt jener Hülfe der Kindheit nicht mehr, und die gereinigte Glut der Begeiſterung lodert fort an einem innern unſterblichen Zunder.

Angelika. Ach mein Vater! Wie viel fehlt mir zu dem Bilde, das Sie mir vorhalten! — Auf dieſem erhabenen Fluge kann Ihre Tochter Sie nicht begleiten. Laſſen Sie mich das liebliche Phantom verfolgen, bis es von ſelbſt von mir Abſchied nimmt. Wie ſoll ich — wie kann ich auſſer mir haſſen, was Sie mich in mir ſelbſt lieben lehrten! Was Sie ſelbſt in Ihrer Angelika lieben?

v. Hutten (mit einiger Empfindlichkeit). Die Einſamkeit hat dich mir verdorben, Angelika. — Unter Menſchen muß ich führen, damit du ſie zu achten verlerneſt. Du ſollſt ihm nachjagen deinem lieblichen Phantom — du ſollſt dieſes Götterbild deiner Einbildung in der Nähe beſchauen — Wohl mir, daß ich nichts dabey wage — Ich habe dir einen Maaßſtab in dieſer Bruſt mitgegeben, den ſie nicht aushalten werden. (mit ſtillem Entzücken ſie betrachtend) O noch eine ſchöne Freude blüht mir auf und die lange Sehnſucht naht ſich ihrer Erfüllung. — Wie ſie ſtaunen werden, von nie empfundnen Gefühlen entglühen werden, wenn ich den vollendeten Engel in ihre Mitte ſtelle — Ich haſſe ſie — Ja ich habe ſie gewiß — ihre Beſten und Edelſten will ich in dieſer goldenen Schlinge verſtricken — Angelika! (er naht ſich ihr mit feierlichem Ernſte und läßt ſeine Hand auf ihr Haupt niederſinken) Sey ein höheres Weſen unter dieſem geſunknen Geſchlechte! — Streue Segen um dich, wie eine beglückende Gottheit! — Uebe Thaten aus, die das Licht nie beleuchtet hat! — Spiele mit den Tugenden, die den Heldenmuth des Helden, die die Weisheit des Weiſeſten erſchöpfen. Mit der unwiderſtehlichen Schönheit bewaffnet, wiederhole du vor ihren Augen das Leben, das ich in ihrer Mitte unerkannt lebte, und durch deine Anmuth triumphire meine verurtheilte Tugend. Milder ſtrahle durch deine weibliche Seele ihr verzehrender Glanz, und ihr blödes Auge öffne ſich endlich ihren ſiegenden Strahlen. Bis hieher führe ſie — bis ſie den ganzen Himmel ſehen, der an dieſem Herzen bereitet liegt, bis ſie nach dieſem unausſprechlichen Glück ihre glühenden Wünſche ausbreiten — und jetzt fliehe in deine Glorie hinauf — in ſchwindlichter Ferne ſehen ſie über ſich die himmliſche Erſcheinung! ewig unerreichbar ihrem Verlangen, wie der Orion unſerm ſterblichen Arm in des Aethers heiligen Feldern. — Zum Schattenbilde wurden ſie mir, da ich nach Weſen dürſtete, in Schatten zerfließe du ihnen wieder. — So ſtelle ich dich hinaus in die Menſchheit — Du weißt, wer du biſt — Ich habe dich meiner Rache erzogen.

Semele

in

zwey Scenen.

Perſonen.

Juno.

Semele, Prinzeſſin von Theben.

Jupiter.

Merkur.

Die Handlung iſt im Pallaſte des Kadmus zu Theben.

Erſte Scene.

Juno.

(ſteigt aus ihrem Wagen, von einer Wolke umgeben)

Hinweg den geflügelten Wagen
Pfauen Junos, erwartet mein
Auf Cythärons wolkigten Gipfel.

(Wagen und Wolke verſchwinden)

Ha ſey gegrüßt, Haus meines grauen Zornes
Sey grimmig mir gegrüßt, feindſelig Dach,
Verhaßtes Pflaſter — Hier alſo die Stätte
Wo wider meinen Torus Jupiter
Im Angeſicht des keuſchen Tages frevelt!
Hier, wo ein Weib ſich, eine Sterbliche
Erfrecht, ein ſtaubgebildetes Geſchöpf,
Den Donnerer aus meinem Arm zu ſchmeicheln,
An ihren Lippen ihn gefangen hält!
Juno! Juno! Einſam
Stehſt du, ſtehſt verlaſſen
Auf des Himmels Thron!
Reichlich dampfen dir Altäre,

Und dir beugt ſich jedes Knie,
Was iſt ohne Liebe Ehre?
Was der Himmel ohne ſie?

Wehe, deinen Stolz zu beugen,
Mußte Venus aus dem Schaume ſteigen,
Götter bethörte
Menſchen und Götter ihr zaubriſcher Blick!
Wehe, deinen Gram zu mehren,
Mußt' Hermione gebähren,
Und vernichtet iſt dein Glück!

Bin ich nicht Fürſtinn der Götter?
Nicht Schweſter des Donnerers,
Nicht die Gattinn des herrſchenden Zeus?
Lechzen nicht die Axen des Himmels
Meinem Gebot? Umrauſcht nicht mein Haupt die Olimpiſche Krone?
Ha ich fühle mich!
Kronos Blut in den unſterblichen Adern,
Königlich ſchwillt mein göttliches Herz.
Rache! Rache!
Soll ſie mich ungeſtraft ſchmähen?
Ungeſtraft unter die ewigen Götter
Werfen den Streit, und die Eris rufen
In den fröhlichen himmliſchen Saal?
Eilte! Vergeßene!
Stirb und lerne am ſtygiſchem Strom

Göttliches unterſcheiden von irdiſchem Staub!
Deine Rieſenrüſtung mag dich erdrücken,
Nieder dich ſchmettern
Deine Götterſucht!

Rachegepanzert
Steig' ich vom hohen Olimpus herab.
Süße, verſtrickende
Schmeichelnde Reden
Hab ich erſonnen,
Tod und Verderben
Lauren darinn.

Horch, ihre Tritte!
Sie naht!
Naht dem Sturz, dem gewiſſen Verderben,
Verhülle dich Gottheit in ſterblich Gewand!
(ſie geht ab.)

Semele (ruft in die Scene).

Die Sonne neigt ſich ſchon! Jungfrauen eilt,
Durchwürzt den Saal mit ſüßen Ambradüften,
Streut Roſen und Narzißen rings umher,
Vergeßt auch nicht das goldgewebte Polſter —
Er kommt noch nicht — die Sonne neigt ſich ſchon —

Juno
(in Geſtalt einer Alten hereinſtürzend).

Gelobet ſeyen die Götter! Meine Tochter!

Semele.

Ha! Wach ich? Träum ich? Götter! Beroe!

Juno.

Sollt' ihre alte Amme Semele
Vergeſſen haben?

Semele.

Beroe! Beym Zeus!
Laß an mein Herz dich drücken — deine Tochter!
Du lebſt! Was führt von Epidaurus dich
Hieher zu mir? Wie lebſt du? Du biſt doch
Noch immer meine Mutter?

Juno.

Deine Mutter!
Eh' nannteſt du mich ſo.

Semele.

Du biſt es noch,
Wirſt's bleiben, bis von Lethes Taumeltrank.

Juno.

Bald wird wohl Beroe
Vergeſſenheit aus Lethes Wellen trinken,
Die Tochter Kadmus trinkt vom Lethe nicht.

Semele.

Wie meine Gute? Räthſelhaft war ſonſt
Nie deine Rede, nie geheimnißvoll;
Der Geiſt der grauen Haare ſpricht aus dir,
Ich werde, ſagſt du, Lethes Trank nicht koſten.

Juno.

So ſagt ich, ja! Was aber ſpotteſt du
Der grauen Haare — Freylich haben ſie
Noch keinen Gott beſtricket wie die blonden!

Semele.

Verzeih der Unbeſonnenen! Wie wollt ich
Der grauen Haare ſpotten? Werden wohl
Die meinen ewig blond vom Nacken fließen?
Was aber war's, das zwiſchen deinen Zähnen
Du murmelteſt? — Ein Gott?

Juno.

Sagt' ich, ein Gott?
Nun ja, die Götter wohnen überall!
Sie anzuflehn ſteht ſchwachen Menſchen ſchön.
Die Götter ſind wo du biſt — Semele!
Was fragſt du mich?

Semele.

Boshaftes Herz! Doch ſprich,
Was führte dich von Epidaurus her?
Das doch wohl nicht, daß gern die Götter wohnen
Um Semele?

Juno.

Beym Jupiter nur das!
Welch Feuer fuhr in deinen Wangen auf,
Als ich das Jupiter ausſprach? — nichts anders
Als jenes, meine Tochter — ſchröcklich raſ't
Die Peſt zu Epidaurum, tödtend Gift
Iſt jeder Hauch, und jeder Athem würget,
Den Sohn verbrennt die Mutter, ſeine Braut
Der Bräutigam, die feuerflammenden
Holzſtöße machen Tag aus Mitternacht,
Und Klagen heulen raſtlos in die Luft,

Unüberſchwänglich iſt das Weh! — entrüſtet
Blickt Zevs auf unſer armes Volk herab,
Vergebens ſtrömt ihm Opferblut, vergebens
Zermartert am Altare ſeine Knie
Der Prieſter, taub iſt unſerm Flehen ſein Ohr —
Drum ſandt' zu Kadmus Königstochter mich
Mein wehbelaſtet Vaterland, ob ich
Von ihr erbitten könnte ſeinen Grimm
Von uns zu wenden — Beroe die Amme
Gilt viel, gedachten ſie, bey Semelen — bey Zevs
Gilt Semele ſo viel — mehr weiß ich nicht,
Verſteh noch weniger, was ſie damit
Bedeuten: Semele vermag bey Zevs ſo viel.

Semele (heftig, und vergeſſen).

Die Peſt wird morgen weichen — ſag's dem Volk,
Zevs liebt mich! ſag's! heut muß die Peſt noch weichen!

Juno (auffahrend, mit Staunen).

Ha! iſt es wahr? was tauſendzüngiges Gerücht
Vom Ida bis zum Hämus hat geplaudert?
Zevs liebt dich? Zevs grüßt dich in aller Pracht,
Worinn des Himmels Bürger ihn beſtaunen,
Wenn in Saturnia's Umarmungen er ſinkt? —
Laßt Götter! laßt die grauen Haare nun
Zum Orkus fahren — ſatt hab ich gelebt —
In ſeiner Götterpracht ſteigt Kronos großer Sohn
Zu ihr, zu ihr, die einſt an dieſer Bruſt
Getrunken hat — zu ihr —

Semele.

O Beroe! er kam
Ein ſchöner Jüngling reizender als keiner
Auroras Schoos entfloſſen, paradiſiſch reiner
Als Heſperus, wenn er balſamiſch haucht,
In Aetherflut die Glieder eingetaucht,
Voll Ernſt ſein Gang, und majeſtätiſch, wie
Hyperions, wenn Köcher, Pfeil und Bogen
Die Schultern niederſchwirren, wie
Vom Ozean ſich heben Silberwogen
Auf Mayenlüften hinten nach geflogen
Sein Lichtgewand, die Stimme Melodie,
Wie Silberklang aus flieſſenden Kryſtallen —
Entzückender als Orpheus Saiten ſchallen —

Juno.

Ha! meine Tochter! — die Begeiſterung
Erhebt dein Herz zum helikonſchen Schwung!
Wie muß das Hören ſeyn! wie himmelvoll das Blicken!
Wenn ſchon die ſterbende Erinnerung
Von hinnen rückt in delfiſchem Entzücken? —
Wie aber? ſchweigſt du mir
Das koſtbarſte? Chronions höchſte Zier,
Die Majeſtät auf rothen Donnerkeulen
Die durch zerriſſene Wolken eilen,
Willſt du mir geizig ſchweigen? — Liebreiz
Mag auch Prometheus und Deukalion
Verliehen haben — Donner wirft nur Zevs!
Die Donner, die zu deinen Füßen

Er niederwarf, die Donner ſind es nur
Die zu der Herrlichſten auf Erden die gemacht. —

Semele.

Wie, was ſagſt du? hier iſt von keinen Donnern
Die Rede. —

Juno (lächelnd).

Semele! auch Scherzen ſteht dir ſchön!

Semele.

So himmliſch, wie mein Jupiter, war noch
Kein Sohn Deukalions — von Donnern weiß ich nichts!

Juno.

Fy! Eiferſucht!

Semele.

Nein Beroe! beym Zevs!

Juno.

Du ſchwörſt?

Semele.

Beym Zevs! Bey meinem Zevs!

Juno (ſchreyend).

Du ſchwörſt?
Unglückliche!

Semele (ängſtlich).

Wie wird dir? Beroe!

Juno.

Sprich's noch einmal das Wort, das zur Elendeſten,
Auf Tellus ganzem großen Rund dich macht! —
Verlohrene! das war nicht Zevs!

Semele.

Semele.

Nicht Zeus,
Abſcheuliche?

Juno.

Ein liſtiger Betrüger
Aus Attika, der unter Gottes Larve
Dir Ehre, Schaam und Unſchuld wegbetrog —

(Semele ſinkt um.)

Ja ſtürz' nur hin! Steh' ewig niemals auf!
Laß ew'ge Nacht dein Licht verſchlingen, laß
Um dein Gehör ſich lagern ew'ge Stille!
Bleib ewig hier ein Felſenzaken kleben! —
O Schande! Schande! die den keuſchen Tag
Zurück in Hekate's Umarmung ſchleudert!
So Götter! Götter! ſo muß Beroe
Nach ſechszehn ſchwer durchlebten Trennungsjahren
Die Tochter Kadmus wiederſehn! — Frohlockend
Zog ich von Epidaurus her, mit Schaam
Muß ich zurück nach Epidaurus kehren! —
Verzweiflung bring' ich mit! O Jammer! O mein Volk!
Die Peſt mag ruhig bis zur zwoten Ueberſchwemmung
Fortwüthen, mag mit aufgebäumten Leichen
Den Oeta übergipfeln, mag
Ganz Griechenland in ein Gebeinhaus wandeln,
Eh' Semele den Grimm der Götter beugt.
Betrogen ich und du und Griechenland und alles!

Semele.

(richtet ſich zitternd auf, und ſtreckt einen Arm nach ihr aus)
O meine Beroe!

Juno.

Ermuntre dich, mein Herz!
Vielleicht iſt's Zevs! Wahrſcheinlich doch wohl nicht!
Vielleicht iſt's dennoch Zevs! Itzt müſſen wir's erfahren!
Itzt muß er ſich enthüllen oder du
Fliehſt ewig ſeine Spur, giebſt den Abſcheulichen
Der ganzen Todesrache Thebens preiß. —
Schau, theure Tochter, auf — ſchau deiner Beroe
Ins Angeſicht, das ſympathetiſch dir
Sich öffnet — wollen wir ihn nicht
Verſuchen, Semele?

Semele.

Nein, bey den Göttern!
Ich würd' ihn dann nicht finden —

Juno.

Würdeſt du
Wohl minder elend ſeyn, wenn du in bangen Zweifeln
Fortſchmachteteſt — und wenn er's dennoch wäre?

Semele.

(verbirgt das Haupt in Juno's Schoos)
Ach! Er iſt's nicht!

Juno.

Und ſich in allem Glanz,
Worinn ihn der Olympus je geſehn
Dir ſichtbar ſtellte? — Semele! wie nun?

Dann ſollte dich's gereuen ihn verſucht
Zu haben?

Semele (auffahrend).

Ha! Enthüllen muß er ſich!

Juno (ſchnell).

Eh' darf er nicht in deine Arme ſinken —
Enthüllen muß er ſich — drum höre, gutes Kind!
Was dir die redlich treue Amme räth,
Was Liebe mir itzt zugeliſpelt, Liebe
Vollbringen wird — ſprich, wird er bald erſcheinen?

Semele.

Eh' noch Hyperion in Thetis Bette ſteigt,
Verſprach er zu erſcheinen —

Juno (vergeſſen, heftig).

Wirklich? Ha!
Verſprach er? heut ſchon wieder? (faßt ſich) Laß ihn kommen
Und wenn er eben liebestrunken nun
Die Arme auseinander ſchlingt nach dir,
So trittſt du — Merk dir's — wie vom Blitz
Gerührt zurück. Ha! wie er ſtaunen wird!
Nicht lange läſſeſt du, mein Kind, ihn ſtaunen,
Du fährſt ſo fort, mit froſt'gen Eiſesblicken
Ihn wegzuſtoſſen — wilder, feuriger
Beſtürmt er dich, die Sprödigkeit der Schönen
Iſt nur ein Damm, der einen Regenſtrom
Zurückepreßt, und ungeſtümer prallen
Die Fluten an — Itzt hebſt du an zu weinen —
Giganten mocht' er ſtehn, mocht' ruhig niederſchaun,

Wenn Typheus hundertarmiger Grimm
Den Oſſa und Olymp nach ſeinem Erbthron jagte —
Die Thränen einer Schönen fällen Zevs —
Du lächelſt? — Gelt! die Schülerinn
Iſt weiſer hier als ihre Meiſterinn? —
Nun bitteſt du den Gott, dir eine kleine kleine
Unſchuld'ge Bitte zu gewähren, die
Dir ſeine Lieb' und Gottheit ſiegeln ſollte —
Er ſchwört's beym Styx! — Der Styx hat ihn gebannt!
Entſchlüpfen darf er nimmermehr! Du ſprichſt:
„Eh' ſollſt du dieſen Leib nicht koſten, bis
„In aller Kraft, worinn dich Kronos Tochter
„Umarmt, du zu der Tochter Kadmus ſteigeſt!"
Laß dich's nicht ſchrecken, Semele, wenn er
Die Grauen ſeiner Gegenwart, die Feuer,
Die um ihn krachen, dir die Donner, die
Den Kommenden umrollen, zu Popanzen
Aufſtellen wird, den Wunſch dir zu entleiden,
Das ſind nur leere Schrecken, Semele,
Die Götter thun mit dieſer herrlichſten
Der Herrlichkeiten gegen Menſchen karg —
Beharre du nur ſtarr auf deiner Bitte,
Und Juno ſelbſt wird neidiſch auf dich ſchielen.

Semele.

Die Häßliche mit ihren Ochſenaugen!
Er hat mir's oft im Augenblick der Liebe
Geklagt, wie ſie mit ihrer ſchwarzen Galle
Ihn martere —

Juno (ergrimmt, verlegen bey Seite).

Ha! Wurm! den Tod für dieſen Hohn!

Semele.

Wie? meine Beroe! — Was haſt du da gemurmelt?

Juno (verlegen).

Nichts — meine Semele. Die ſchwarze Galle quält
Auch mich — Ein ſcharfer ſtrafender Blick
Muß oft bey Buhlenden für ſchwarze Galle gelten —
Und Ochſenaugen ſind ſo wüſte Augen nicht.

Semele.

O pfui doch! Beroe! die garſtigſten,
Die je in einem Kopfe ſtecken können! —
Und noch dazu die Wangen gelb und grün,
Des gift'gen Neides ſichtbarliche Strafe —
Mich jammert Zevs, daß ihn die Keiſerinn
Mit ihrer eckelhaften Liebe keine Nacht
Verſchont und ihren eiferſücht'gen Grillen,
Das muß Irions Rad im Himmel ſeyn.

Juno.

(in der äuſerſten Verwirrung und Wuth auf und ab raſend)

Nichts mehr davon!

Semele.

Wie? Beroe! ſo bitter?
Hab' ich wohl mehr geſagt, als wahr iſt, mehr
Als klug iſt? —

Juno.

Mehr haſt du geſagt
Als wahr iſt, mehr als klug iſt, junges Weib!

Preiſ' dich beglückt, wenn deine blauen Augen
Dich nicht zu früh in Charons Nachen lächeln!
Saturnia hat auch Altär' und Tempel,
Und wandelt unter Sterblichen — die Göttinn
Rächt nichts ſo ſehr als höhniſch Naſenrümpfen.

Semele.

Sie wandle hier, und ſey des Hohnes Zeuginn!
Was kümmert's mich? — Mein Jupiter beſchützt
Mir jedes Haar, was kann mir Juno laiden? —
Doch laß uns davon ſchweigen, Beroe,
Zevs muß mir heute noch in ſeiner Pracht erſcheinen,
Und wenn Saturnia darob den Pfad
Zum Orkus finden ſollte —

Juno (beyſeit).

Dieſen Pfad
Wird eine andre wohl noch vor ihr finden,
Wenn je ein Blitz Kronions trift! — (zu Semele)
Ja Semele, ſie mag vor Neid zerberſten
Wenn Kadmus Tochter, Griechenland zur Schau,
Hoch im Triumphe zum Olympus ſteigt! —

Semele (leichtfertig lächelnd).

Meynſt du,
Man werd' in Griechenland von Kadmus Tochter hören?

Juno.

Ha! ob man auch von Sidon bis Athen
Von einem andern höret! Semele!
Götter, Götter, werden ſich vom Himmel neigen,
Götter vor dir niederknien,

Sterbliche in demuthsvollem Schwei'gen
Vor des Rieſentödters Braut ſich beugen
Und in zitternder Entfernung — —

Semele.

(friſch aufhüpfend ihr um den Hals fallend)
Beroe!

Juno.

Ewigkeiten — grauen Welten
Wird's ein weißer Marmor melden:
Hier verehrt' man Semele!
Semele, der Frauen ſchönſte,
Die den Donnerſchleuderer
Vom Olymp zu ihren Küſſen
In den Staub herunter zwang.
Und auf Fama's tauſendfach rauſchenden Flügeln
Wird's von Meeren ſchallen, und brauſen von Hügeln —

Semele (auſſer ſich).

Pythia! Apollo! — Wenn er doch
Nur erſchiene!

Juno.

Und auf dampfenden Altären
Werden ſie dich göttlich ehren —

Semele (begeiſtert).

Und erhören will ich ſie!
Seinen Grimm mit Bitten ſöhnen,
Löſchen ſeinen Blitz in Thränen!
Glücklich, glücklich machen will ich ſie!

Juno (vor ſich).

Armes Ding! das wirſt du nie. —
(nachdenkend.)
Bald zerſchmilzt — — — doch — garſtig mich zu heißen! —
Nein! Das Mitleid in den Tartarus! (zu Semele)
Flieh' nur! Flieh' nur, meine Liebe,
Daß dich Zevs nicht merke, laß ihn lang'
Deiner harren, daß er feuriger
Nach dir ſchmachte —

Semele.

Beroe! der Himmel
Hat erkohren dich zu ſeiner Stimme!
Ich Glückſel'ge! vom Olympus neigen
Werden ſich die Götter, vor mir niederknien
Sterbliche in demuthsvollem Schweigen — —
Laß nur — laß — ich muß von hinnen fliehn!
(eilig ab.)

Juno (ſiegjauchzend ihr nachblickend).

Schwaches! ſtolzes! leichtbetrognes Weib!
Freſſendes Feuer ſeine ſchmachtenden Blicke,
Seine Küſſe Zermalmung, Gewitterſturm
Seine Umarmung dir! — Menſchliche Leiber
Mögen nicht ertragen die Gegenwart
Deß, der die Donner wirft — Ha! (in raſender Entzückung)
Wenn nun ihr wächſerner ſterblicher Leib
Unter des Feuertriefenden Armen
Niederſchmilzt, wie vor der Sonne Glut
Flockigter Schnee, — der Meineidige

Statt der ſanften, weicharmigten Braut,
Seine eig'nen Schrecken umhalſt, — wie frohlockend dann
Will ich herüber vom Zythaeron weiden mein Auge!
Rufen herüber, daß in der Hand ihm der Donnerkeil
Niederbebt! — Pfui doch! umarme
Nicht ſo unſanft, Saturnius!

(ſie eilt davon.)

(Symphonie.)

Zweyte Scene.

(Der vorige Saal.)

Plötzliche Klarheit.

Zevs (in Jünglingsgeſtalt.) **Merkur** (in Entfernung.)

Zevs.

Sohn Maja!

Merkur (knieend mit geſenktem Haupt).

Zevs!

Zevs.

Auf! Eile! Schwing'
Die Flügel fort nach des Skamanders Ufer,
Dort weint am Grabe ſeiner Schäferinn
Ein Schäfer — Niemand ſoll weinen
Wenn Saturnus liebet —
Ruf' die Todte in's Leben zurück.

Merkur (aufſtehend).

Deines Hauptes ein allmächtiger Wink

Führt mich in einem Huy dahin, zurück
In einem Huy —

Zeus.

Verzeuch! Als ich ob Argos flog,
Kam wallend mir ein Opferdampf entgegen
Aus meinen Tempeln — das ergötzte mich,
Daß mich das Volk ſo ehrt — Erhebe deinen Flug
Zu Ceres, meiner Schweſter — ſo ſpricht Zeus, —
Zehntauſendfach ſoll ſie auf fünfzig Jahr
Den Argiern die Halmen wiedergeben —

Merkur.

Mit zitternder Eile
Vollſtreck' ich deinen Zorn — mit jauchzender,
Allvater, deine Huld; denn Wolluſt iſt's
Den Göttern Menſchen zu beglücken, zu verderben
Die Menſchen iſt den Göttern Schmerz — Gebeut!
Wo ſoll ich ihren Dank vor deine Ohren bringen,
Nieden im Staub, oder droben im Götterſitz?

Zeus.

Nieden im Götterſitz! — Im Pallaſte
Meiner Semele! Fleuch! (Merkur geht ab.)
— — — — — — — Sie kommt mir nicht entgegen
Wie ſonſt, an ihre wolluſtſchwellende Bruſt
Den König des Olympus zu empfangen?
Warum kommt meine Semele mir nicht
Entgegen? — Oedes — todtes — grauenvolles Schweigen
Herrſcht rings umher im einſamen Pallaſt,
Der ſonſt ſo wild und ſo bachantiſch lermte —

Kein Lüftchen regt ſich — auf Zothärons Gipfel
Stand ſiegfrohlockend Juno — ihrem Zeus
Will Semele nicht mehr entgegen eilen — — —
(Pauſe, er fährt auf.)
Ha! ſollte wohl die Frevlerinn gewagt
In meiner Liebe Heiligthum ſich haben? —
Saturnia — Zothäron — ihr Triumph —
Entſetzen, Ahndung! — Semele — — Getroſt! —
Getroſt! Ich bin dein Zeus! Der weggehauchte Himmel
Soll's lernen: Semele! Ich bin dein Zeus!
Wo iſt die Luft, die ſich erfrechen wollte
Rauh anzuwehn, die Zeus die Seine nennt? —
Der Ränke ſpott' ich — Semele, wo biſt du? —
Lang' ſchmachtet' ich, mein weltbelaſtet Haupt
An deinem Buſen zu begraben, meine Sinnen
Vom wilden Sturm der Weltregierung eingelullt,
Und Zügel, Steu'r, und Wagen weggeträumt,
Und im Genuß der Seligkeit vergangen!
O Wonnerauſch! Selbſt Göttern ſüßer Taumel!
Glückſel'ge Trunkenheit! — Was iſt Uranos Blut,
Was Nektar und Ambroſia, was iſt
Der Thron Olymps, des Himmels gold'nes Zepter,
Was Allmacht, Ewigkeit, Unſterblichkeit, ein Gott,
Ohne Liebe?
Der Schäfer, der an ſeines Stroms Gemurmel
Der Lämmer an der Gattinn Bruſt vergißt,
Beneidete mir meine Keile nicht.

Sie naht — Sie kommt — O Perle meiner Werke,
Weib! — Anzubeten iſt der Künſtler, der
Dich ſchuf — — Ich ſchuf dich — bet' mich an,
Zevs betet an vor Zevs, der dich erſchuf!
Ha! wer im ganzen Weſenreiche, wer
Verdammet mich? — Wie unbemerkt, verächtlich
Verſchwinden meine Welten, meine ſtrahlenquillenden
Geſtirne, meine tanzenden Syſteme,
Mein ganzes großes Saitenſpiel, wie es
Die Weiſen nennen, wie das alles todt
Gegen eine Seele!

Semele (kommt näher ohne aufzuſchauen).

Zevs.

Mein Stolz! Mein Thron ein Staub! O Semele!
(fliegt ihr entgegen, ſie will fliehen.)
Du fliehſt? — Du ſchweigſt? — Ha! Semele! du fliehſt?

Semele (ihn wegſtoßend).

Hinweg!

Zevs (nach einer Pauſe des Erſtaunens).

Träumt Jupiter? Will die Natur
Zu Grunde ſtürzen? — ſo ſpricht Semele? —
Wie, keine Antwort? — Gierig ſtreckt mein Arm
Nach dir ſich aus — ſo pochte nie mein Herz
Der Tochter Agenors entgegen, ſo
Schlug's nie an Leda's Bruſt, ſo brannten meine Lippen
Nach Danae's verſchloßnen Küſſen nie
Als jetzo —

Semele.

Schweig, Verräther!

Zeus (unwillig zärtlich).

Semele!

Semele.

Fleuch!

Zeus (mit Majeſtät ſie anſehend).

Ich bin Zeus!

Semele.

Du Zeus?
Erzittre, Salmoneus, mit Schrecken wird
Er wiederfodern den geſtohl'nen Schmuck,
Den du geläſtert haſt — Du biſt nicht Zeus!

Zeus (groß).

Der Weltbau dreht im Wirbel ſich um mich
Und nennt mich ſo —

Semele.

Ha! Gotteslästerung!

Zeus (ſanfter).

Wie, meine Göttliche? Von wannen dieſer Ton?
Wer iſt der Wurm, der mir dein Herz entwendet?

Semele.

Mein Herz war dem geweiht, deß Aff du biſt —
Oft kommen Menſchen unter Götterlarve
Ein Weib zu fangen — Fort! Du biſt nicht Zeus!

Zeus.

Du zweifelſt? Kann an meiner Gottheit Semele
Noch zweifeln?

Semele (wehmüthig).
Wärſt du Zeus! Kein Sohn
Des Morgennimmerſeyns ſoll dieſen Mund berühren,
Zeus iſt dieß Herz geweiht — — — O wär'ſt du Zeus!

Zeus.

Du weineſt? Zeus iſt da, und Semele ſoll weinen?
(niederfallend.)
Sprich, fodre und die knechtiſche Natur
Soll zitternd vor der Tochter Kadmus liegen!
Gebeut! und Ströme machen gählings Halt!
Und Helikon, und Kaukaſus und Cynthus
Und Athos, Mykale, und Rhodope und Pindus,
Von meines Winkes Allgewalt
Entfeſſelt, küſſen Thal und Triften
Und tanzen Flocken gleich in den verfinſterten Lüften.
Gebeut, und Nord- und Oſt- und Wirbelwind
Belagern den allmächtigen Trident,
Durchrütteln Poſidaons Throne,
Empöret ſteigt das Meer Geſtad' und Damm zu Hohne.
Der Bliz prahlt mit der Nacht, und Pol und Himmel krachen,
Der Donner brüllt aus tauſendfachem Rachen,
Der Ocean lauft gegen den Olympus Sturm,
Dir flötet der Orkan ein Siegeslied entgegen,
Gebeut —

Semele.

Ich bin ein Weib, ein ſterblich Weib.

Wie kann vor ſeinem Topf der Töpfer liegen,
Der Künſtler knien vor ſeiner Statue?

Zeus.

Pygmalion beugt ſich vor ſeinem Meiſterſtücke —
Zeus betet an vor ſeiner Semele!

Semele (heftiger weinend).

Steh auf — Steh auf — O weh! mir armen Mädchen!
Zeus hat mein Herz, nur Götter kann ich lieben.
Und Götter lachen mein, und Zeus verachtet mich!

Zeus.

Zeus, der zu deinen Füßen liegt —

Semele.

Steh auf!
Zeus thronet über höh'ren Donnerkeilen,
Und ſpottet eines Wurms in Juno's Armen.

Zeus (mit Heftigkeit).

Ha! — Semele und Juno! — Wer
Ein Wurm?

Semele.

O unausſprechlich glücklich wär'
Die Tochter Kadmus — wär'ſt du Zeus — O weh
Du biſt nicht Zeus!

Zeus (ſteht auf).

Ich bin's!

(ſtreckt die Hand aus, ein Regenbogen ſteht im Saal. Die Muſik begleitet die Erſcheinung.)

Kennſt du mich nun?

Semele.

Stark iſt des Menſchen Arm, wenn ihn die Götter ſtützen.
Dich liebt Saturnius — Nur Götter kann
Ich lieben —

Zeus.

Noch! Noch zweifelſt du
Ob meine Kraft nur Göttern abgeborget
Nicht gottgebohren ſey? — Die Götter, Semele,
Verleih'n den Menſchen oft wohlthätige Kräfte,
Doch ihre Schrecken leihen Götter nie —
Tod und Verderben iſt der Gottheit Siegel,
Tödtend enthüllt ſich Jupiter dir!

(er reckt die Hand aus. Knall, Feuer, Rauch und Erdbeben. Muſik begleitet hier und in Zukunft den Zauber.)

Semele.

Zieh deine Hand zurück! — O Gnade! Gnade!
Dem armen Volk! — Dich hat Saturnius
Gezeugt —

Zeus.

Ha! Leichtfertige!
Soll Zeus dem Starrſinn eines Weibes wohl
Planeten dreh'n, und Sonnen ſtillſteh'n heiſſen?
Zeus wird es thun! — Oft hat ein Götterſohn
Den feuerſchwangern Bauch der Felſen aufgeritzt,
Doch ſeine Kraft erlahmt in Tellus Schranken;
Das kann nur Zeus!

(er reckt die Hand aus, die Sonne verſchwindet, es wird plötzlich Nacht.)

Semele

Semele (ſtürzt vor ihm nieder).
Allmächtiger! — O wenn
Du lieben könnteſt!
(es wird wiederum Tag.)

Zeus.
Ha! die Tochter Kadmus fragt
Chronion, ob Chronion lieben könnte?
Ein Wort, und er wirft ſeine Gottheit ab,
Wird Fleiſch und Blut, und ſtirbt und wird geliebt.

Semele.
Das thäte Zeus?

Zeus.
Sprich, Semele, was mehr?
Apollo ſelbſt geſtand, es ſey Entzücken
Menſch unter Menſchen ſeyn — Ein Wink von dir! Ich bin's!

Semele (fällt ihm um den Hals).
O Jupiter, die Weiber Epidaurum ſchelten
Ein thöricht Mädchen deine Semele,
Die, von dem Donnerer geliebet, nichts
Von ihm erbitten kann —

Zeus (heftig).
Erröthen ſollen
Die Weiber Epidaurum! — Bitte! Bitte nur!
Und bey dem Styx, deß ſchrankenloſe Macht
Selbſt Götter ſklaviſch beugt — Wenn Zeus dir zaudert,
So ſoll der Gott in einem einz'gen Nu
Hinunter mich in die Vernichtung donnern!

Semele (froh aufſpringend).

Daran erkenn' ich meinen Jupiter!
Du ſchwureſt mir — der Styx hat es gehöret!
So laß mich dann nie anders dich umarmen
Als wie —

Zeus (erſchrocken ſchreiend).

Unglückliche! halt ein!

Semele.

Saturnia —

Zeus (will ihr den Mund zuhalten).

Verſtumme!

Semele.

Dich umarmt!

Zeus (bleich, von ihr weggewandt).

Zu ſpät! Der Laut entrann! Der Styx! Du haſt den Tod
Erbeten, Semele! —

Semele.

Ha! So liebt Jupiter?

Zeus.

Den Himmel gäb' ich drum, hätt' ich dich minder nur
Geliebt! (mit lautem Entſetzen ſie anſtarrend) Du biſt verloren —

Semele.

Jupiter!

Zeus (grimmig vor ſich hinredend).

Ha! merk' ich nun dein Siegfrohlocken, Juno?
Verwünſchte Eiferſucht! — O dieſe Roſe ſtirbt!
Zu ſchön — O weh! Zu koſtbar für den Acheron!

Semele.

Du geizeſt nur mit deiner Herrlichkeit!

Zeus.

Fluch über meine Herrlichkeit, die dich
Verblendete! Fluch über meine Größe,
Die dich zerſchmettert! Fluch! Fluch über mich!
Daß ich mein Glück auf morſchen Staub gebaut!

Semele.

Das ſind nur leere Schrecken, Zeus, mir bangt
Vor deinem Drohen nicht!

Zeus.

Bethörtes Kind!
Geh — nimm das lezte Lebewohl auf ewig
Von deinen Freundinnen — nichts — nichts vermag
Dich mehr zu retten — Semele! ich bin dein Zeus!
Auch das nicht mehr — Geh —

Semele.

Neidiſcher! der Styx!
Du wirſt mir nicht entſchlüpfen.

(ſie geht ab.)

Zeus.

Nein! triumphiren ſoll ſie nicht — Erzittern
Soll ſie — und kraft der tödtenden Gewalt,
Die Erd und Himmel mir zum Schemel macht,
Will an den ſchroffſten Felſen Thraziens
Mit diamantnen Ketten ich die Arge ſchmieden,
Auch dieſen Schwur —

Merkur erſcheint in Entfernung.

Was will dein raſcher Flug?

Merkur.

Feurigen geflügelten weinenden Dank
Der Glücklichen —

Zevs.

Verderbe ſie wieder!

Merkur (erſtaunt).

Zevs!

Zevs.

Glücklich ſoll niemand ſeyn!
Sie ſtirbt —

(Der Vorhang fällt.)

Friedrich von Schillers

ſämmtliche Werke.

Erſter Band.

Mit Königl. Sächſiſchen und Königl. Weſtphäliſchen allergnädigſten Privilegien gegen den Nachdruck und Verkauf der Nachdrücke.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1812.

B[illegible]TECA

PRIVILEGIA.

Königl. Sächſiſches Privilegium.

Der Allerdurchlauchtigſte, Großmächtigſte Fürſt und Herr, Herr Friedrich Auguſt, König von Sachſen ꝛc. ꝛc. haben bewilliget, daß der Buchhändler zu Tübingen, Johann Georg Cotta, ſeinem geziemend angebrachten Suchen gemäß,

des verſtorbenen Hofraths von Schiller
ſämmtliche Werke

unter höchſtgedachter Sr. Königl. Majeſtät Privilegio drucken laſſe und verkaufe.

Vermöge dieſes Privilegii ſoll in dem Königreiche Sachſen, ſo wie in deſſen einverleibten Landen und Stiftern, kein Buchdrucker oder Buchhändler die ebenerwähnten von Schilleriſchen Werke binnen den nächſten zehen Jahren, von dem unten benannten Tage, bey Verluſt aller nachgedruckten Exemplare und dreyßig rheiniſcher Gold-Gulden Strafe, wovon die eine Hälfte der Königl. Sächſiſchen Rent-Cammer, die andere aber dem Buchhändler zu Tübingen, J. G. Cotta, anheimfällt, weder nachdrucken, noch auch, ſelbſt wenn ſie außerhalb Landes nachgedruckt worden wären, verkaufen und verhandeln.

Und würde dieſem Privilegio zuwider gehandelt; ſo ſoll, auf Anſuchen des Privilegirten, ſolchem gemäß, ſofort mit der Hinwegnahme der ſich auffindenden Exemplare, ſowol die feſtgeſetzte Strafe eingebracht werden ꝛc. ꝛc.

Dresden, am 27. Mai 1808.

Unterſchriebene:

Gottlob Adolph Ernſt Noſtitz und Jenkendorf.

J. B. Schell, S.

Königl. Weſtphäliſches Privilegium.

Jérome Napoléon, par la grace de Dieu et les Constitutions, Roi de Westphalie, Prince français etc.

Le Docteur Cotta, Libraire à Tübingen, se proposant de donner des oeuvres de Goethe et de celles de Schiller,

une édition digne de la réputation de ces deux auteurs classiques, nous a supplié de protéger son entreprise, en la mettant à l'abri des contrefaçons. Quoique cette édition doive se faire hors de nos états, nous avons considéré, qu'elle mérite d'être encouragée; qu'en accordant la demande du Sieur Cotta, nous protégerions non-seulement une propriété, ce qui est toujours équitable et juste, mais que nous donnerions une marque de l'interêt que nous prenons à la bonne littérature, à la veuve de l'un des meilleurs poëtes dont s'honore l'Allemagne, et au Sieur Goethe Lui-meme, qui presidera à cette nouvelle edition de ses ouvrages.

Sur le Rapport de notre Ministre de la Justice, nous avons décrété et décretons:

Art. 1.

Le Sieur Cotta, Libraire à Tübingen, est autorisé de débiter et faire débiter exclusivement, dans notre Royaume, pendant quinze ans, à compter de ce jour, les deux nouvelles éditions qu'il se propose de publier, l'une des oeuvres de Schiller, l'autre de celles de Goethe.

Art. 2.

Inhibitions et défenses sont faites à tous imprimeurs et libraires, de contrefaire les dites éditions, ni d'en débiter des contrefaçons, à peine de Confiscation et d'une amende de Mille francs applicable par moitié à notre tresor et au Sieur Cotta.

Art. 3.

Le Sieur Cotta fera remettre un exemplaire de ces deux éditions, à la Bibliothèque de Cassel et à celle de l'Université de Goettingue, aussitot qu'elles seront publiées, soit en entier, soit partiellement.

Art. 4.

Notre Ministre de la Justice est chargé de l'exécution du présent décret.

Donné en Notre Palais Royal de Cassel le 28. Mars an 1809. De Notre regne le troisieme.

Signé: **Jérome Napoléon.**

Par le Roi,
le Ministre Sécretaire d'Etat,
Comte de Fürstenstein.

Verzeichniß

Verzeichniß der Subſcribenten.

	Velinpap.	Schreibpap.	Fl. Druckp.	Ord. Druckp.
Alsfeld.				
Herr Röhl, Rector			1	
Amſterdam.				
— Müller, Buchhändler			6	
Andernach.				
— Klein, Hofrath und Diſtricts-Arzt des 2ten Bezirks				1
Ansbach.				
— Gaſſert, Buchhändler			1	1
— Lehmus, Stadt-Caplan				1
Armſtorf.				
— Deym, Graf von			1	
Arnſtadt.				
— Klüger, Buchhändler			1	
Arnswalde.				
— Stibs, Conrector				1
Augsburg.				
— Braun, Buchhändler				4
— Hurter				1
— Keb		2	1	
— Weidauer, J. G.				2
Balingen.				
— Horn, Präceptor			1	
Baſel.				
— Holzach, Major				1
— Holzapfel				1
— L. Preiswerk, Sohn			1	

	Velinpp.	Schweizpp.	W.Drpp.	Ord.Drpp.
Bautzen.				
Herr Schulze, Buchhändler			3	
Berge.				
— Voigt, Prediger			1	
Berlin.				
Demoiſ. Ballerſtedt			1	
Herr Bartels, Schulvorſteher			1	
— Bernhardi				1
— Braunes, Buchhändler	2	4	15	20
— Bußler, Hofrath			1	
— Conrad				1
— Decker				1
— v. Deinis, Hauptmann				1
— Engel				1
— Franz, C. G.				1
— Frick, Aſſeſſor			1	
— v. Gaultier			1	
— Gräfe, Hofrath und Doctor				1
— Gubitz, Profeſſor			1	
Frau v. Hardenberg, Gräfinn		1		
Herr Haſſelbach			1	
— Haude u. Spener, Buchhändler	7	8	7	7
— Hecht, Regierungsrath			1	
— Hitzig, Buchhändler		2	12	8
— Hitzig, Regierungs-Aſſeſſor				1
— Hoffmann, Legationsrath	1			
— Hundt, Banco-Director			1	
— Jordan, Amtmann			1	
— Keller, Muſicus				1
— v. Keyſerling			1	
— Löffler			1	
— v. Maltzahn			3	
— Matthiſſon				1
— Maurer, Buchhändler			4	2
— v. Michaelis			1	
— Mila				1
— Neuendorff, Candidat				1
— Nicolai, Buchhändler			10	12
— Niebuhr, Geh. Staatsrath			1	
— Peterſen				3
— v. Reuß, Graf			1	
— v. Riſſelmann			1	
— Schalleh[illegible]				1

	Velinpap.	Schweizerpap.	W. Drpp.	Ord. Drpp.
Herr Schmidt, Referendarius . .				1
— Scholz			1	
— Schroer			1	
Demoiſ. Schulz, Auguſte . . .				1
Herr Schulze, Juſtizrath . . .			1	
— Silberſchlag			1	
— Steffen			1	
— Witte			1	
— Jydell, Inſpector			1	
Bern.				
— Emmert, Profeſſor . . .				1
— Walthartt, Buchhändler . .			4	3
Bernburg.				
— Bley, J. A.				1
— Salmuth, Regierungspräſ. . .				1
— Schiele, Regier. Advokat . .				1
Bibrach.				
— Pflüger, Subſtitut				1
Biebrich.				
— v. Bismark, Obriſt . . .				1
— Genth, Hofkaplan				1
— Kopp, Kellermeiſter . . .				1
— Langsdorf, Kriegs=Commiſſär				1
— v. Schäffer, General . . .				1
— Schott, Kriegszahlmeiſter . .				1
Bielefeld.				
— Beſſel, Trib. Procureur . . .			2	
— Beurlen, Kaufmann . . .				1
— Möller, Kaufmann . . .				1
— Naſſe, Doctor		1		
— Nottebohm, Kaufmann . . .				1
— Wilmans, Doctor				1
Bietigheim.				
— Oſiander, Doctor				7
Bingen.				
— Ernſt, A.				1
— Faber, Notar				1
— Fiſcher, Anton, Handelsmann .				1
— Kaiſelreiter, Friedensrichter . .				1
— Scherr, Dionys, Handelsmann .				1
— Scherr, Peter, Handelsmann .				1
Binningen, bei Baſel.				
— Laroche, Pfarrer				1

	Velinpr.	Schweizerpr.	W. Druckpr.	Ord. Druckpr.
Bludenz.				
Herr v. Schnell, K. B. Landger.Aſſeſſor				1
Bohnfeldt.				
— Schäfle, Schullehrer . . .				1
Boizenburg.				
— Eckards, Commerzienrath . .			1	
Bonn.				
— Kneiſel				1
— Pleuſer				1
— Ruland, Franz			1	
Brackenheim.				
— König, Doctor				1
— Seybold, Helfer				1
Brandenburg.				
— Flick				1
— Lange, Profeſſor			1	
— Thiede			1	
Braunſchweig.				
— Lucius, Buchhändler . . .	1	1	1	4
— Schenck, Kupferſtecher . . .				1
Die löbl. Schulbuchhandlung . . .		1	2	2
Breslau.				
Herr Korn, J. F., Buchhändler . .			1	
Das löbl. Kunſt-Induſtrie-Comtoir .			1	
Bretten.				
— Steimmig, Doctor			1	
Breuſchwickersheim.				
— Schuler, Pfarrer			1	
Bründele.				
— Friedrich, Lehrer				1
Brünn.				
— Gaſtl, Buchhändler . . .			1	
Buchau.				
— Müller, Landſchafts-Chirurgus .				1
Buchsweiler.				
Die Leſegeſellſchaft				1
Bückeburg.				
Se. Durchlaucht, der reg. Fürſt Georg von Schaumburg-Lippe		1		
Burgſinn.				
Herr Steiner, J. C. L., Theol. Cand. .				1
Cantſtatt.				
— Memminger, Präceptor . . .			6	

Carlsruhe.

	Velinpap.	Schreibpap.	W. Druckp.	Ord. Druckp.
Ihre Hoheit, die Prinzeſſinn Amalie von Baden			1	
Herr Ewald, Kirchenrath . . .				1
— Frey, Hofrath		6		
Die Großherzogl. Hof-Bibliothek . .		1		
Herr Hummel, Advokat				6
Die Macklotſche Hofbuchhandlung . .				1
Herr Macklot, Philipp, Buchhändler .			1	1
— Molter, Hof-Bibliothekar . .			1	
— Wöhrle, Poſt-Secretär . . .			1	

Caſſel.

	Velinpap.	Schreibpap.	W. Druckp.	Ord. Druckp.
Die löbl. Biblioth. des Königl. Pagenhauſes			1	
Herr v. Boſſe, Staatsraths-Auditeur .		1		
Fräulein v. Calenberg, Stiftsdame . .			6	
Herr Carvacchi				1
— v. Cochenhauſen, Obriſtlieut. . .				1
— Crelle, Ober-Baurath . . .				1
Demoiſ. Flügger			1	
Herr Frank, Referendar				1
— v. Gemmingen, Freih., Königl. Würt. Geſandter am Königl. Weſtphäl. Hofe			1	
— Harbord, Gen. Einnehmer . .				1
— Kaufmann				1
— Kellermann, Obriſtlieutenant . .				1
— Korkhauſen				1
— Levinſohn, Aaron			1	
— v. Manger, Hauptmann . . .			1	
— Meilert, Banquier . . .				1
Fräulein v. Meyer			1	
Herr Niemeyer, Profeſſor . . .			1	
— v. Reineck, Staatsrath . . .			1	
— Rivalier, Tribunalrichter . .			1	
— Schiede, Caſſierer				1
— Schönburg, Se. Excellenz Graf von, Königl. Sächſ. Geſandter am Weſtphäl. Hofe			1	
— Schönhals, Director . . .				1
— Schultze, General-Inſpecteur der Forſte u. Gewäſſer des Königr. Weſtph.			1	
— Tourneiſen, Sohn, Buchhändler .			1	

	Velinpap.	Schreibpap.	W. Druckp.	Ord. Druckp.
Herr v. Winzingeroda, General-Inſp. der Forſte und Gewäſſer des Königreichs Weſtphalen			1	
— Zadig, Doctor				1
Chur.				
— R. Abis, Hauptmann . . .				1
— v. Eſcher, J. P., Pfarrer zu Parpan				1
— la Ricca, Melchior, Cantonſchüler .				1
— Schmid, Chriſtoph, Handelsmann .				1
— v. Tſcharner, Joh. Baptiſta . .				1
— v. Tſcharner, Peter Conradin .				1
Zwei Cantonsſchüler			1	1
Coburg.				
Herr Ahl, Buchhändler				1
— Meuſel, Buchhändler . . .				1
Cöln.				
— Becker, J. H., Handelsmann .				1
— Bettendoſ			1	
— Firmenich, Rechtsgelehrter . .			1	
— Gresmann, Adam			1	
— Schmitz, Bernard			1	
— Schulzen, J. W., Kaufmann . .			1	
— Wetten, Ph., Kaufmann. . .			1	
Dachtel.				
— M. Kling, Vicarius . . .				1
Dalkau.				
— Langheinrich, Candidat . . .				2
— Schmidt, Adjutant . . .				1
Darmſtadt.				
— Fabricius, Kriegs-Secretair .				1
— Heyer u. Leske, Buchhändler . .		1	12	24
— Reh, Gymnaſiaſt				1
— Weber, Sub-Conrector . . .				1
— Weyland, Cand. der Theol. . .				1
— Zimmermann, Profeſſor u. Rector .				1
— Zimmermann, Doctor der Philoſophie				1
— Zimmermann, Kriegs-Secretar .				1
Deſſau.				
Frau v. Knebel, Majorinn . . .			1	
Detmold.				
Herr Runneberg, Poſt-Secretair . .				1
Döbeln.				
— Wappenhenſch, Rechts-Conſulent .			1	2

	Velinpap.	Schreibp.	W. Druckp.	Ord. Druckp.
Dörzbach.				
Herr Spröſſer, Ober-Amtmann . .				1
Dorheim.				
— v. Rau				1
Dornſtetten.				
— Schertlin, Advokat				1
Dorpat.				
— Ewers, G., Hofrath u. Profeſſor der Ruſſ. Geſchichte		1		
— v. Morgenſtern, Director der Kaiſerl. Univerſität			1	
Dresden.				
— Hilſcher, Buchhändler . . .	1		1	
Dürrenzimmern.				
— Reiner, J. L.				1
Duisburg.				
— Bädecker und Kürzel, Buchhändler		1		12
Düſſeldorf.				
— Arnz, Licentiat der Rechte . .			1	
— Dresler, Rechnungschef bey der General-Zoll-Adminiſtration . .			1	
— Fasbender, Diviſionschef auf der Präfectur			1	
— Frinken, Ober-Zoll-Einnehmer .			1	
— Küſter, Rechtsbefliſſener . . .			1	
— Gondon, Buchhändler . . .				1
— Kerz, Angeſtellter bey dem Bureau d'Enregistrement . . .			1	
— Loß, Verificateur des Comptes .			1	
— Pauls, Dr. u. Diviſionschef . .	2		1	
— Ritz, Bureauchef bey dem Finanz-Miniſterium			1	
— Schoren, Verificateur des Comptes			1	
— Zabel, Diviſionschef . . .			1	
Ebersdorf.				
Se. Durchl. der reg. Fürſt Reuß zu Ebersdorf, Heinrich LI.			1	
Eisleben.				
Herr Scholz jun., Kaufmann . .				1
Elberfeld.				
— Köhler, L. F., Aſſocie von Gebr. Bockmühl			6	
— Möller, J., Kaufmann . . .			4	6

	Velinpap.	Schweizerpap.	W. Druckp.	Ord. Druckp.
Herr Seibels, W.			6	
Ellwangen.				
— Hauff, Commiſſair				1
— Rau, Cameralverwalter . .				1
— Scholl, Amts-Subſtitut . . .				1
Erlangen.				
— Biſchof, Dr.				12
— Palm, Buchhändler . . .			5	6
Eßlingen.				
— Weber, Crim. Trib. Aſſeſſor . .			1	
Frankfurt a. M.				
— Andreä, Buchhändler . . .		1	6	8
— Eichenberg, Buchhändler . .		2	7	7
— Euler, Carl, Kaufmann . . .			1	
— Feſter, J. A.				1
— Gebhard u. Körber, Buchhändler .	1			1
— de Giorgi, Jacob.				1
— Grunelius, Aſſocie von Gebr. Bethmann		1		
— Guilhaumann, Buchhändler . .		2	4	
— Hahn, Fr.			1	
Die Hermannſche Buchhandlung . .				4
Herr Huber, J. D., Kaufmann . .			1	
— Jäger, Buchhändler . . .	1	1	2	2
— Kohler, G. Ch.		1		
— Pfeffel, Aſſocie von Gebr. Bethmann		1		
— Röſchel, J. W.				1
Madame Ruſſillion				1
Herr Schobert, J. D., Kaufmann . .			1	
— Seipler, Carl F., Kaufmann .			1	
— Völcker, G. A.		1		
— Wilmans, Buchhändler . . .			1	
Freudenſtadt.				
— Knapp, Oberamts-Actuar . .			1	
Freyburg.				
Die Herderſche Buchhandlung . . .				2
Herr Hübſchle, Hofgerichts-Advokat .				2
Freyenwalde.				
— Gerdt, Stadtrichter . . .				1
Friedberg.				
— Groos, Canzley-Aſſeſſor . .				1
— Helmolt, Canzleyrath . . .				1
— Hofmann, Kammerrath . . .				1

	Velinpap.	Schweizerpap.	W. Druckp.	Ord. Druckp.
Herr Neff, Doctor und Hofrath . .				1
— Reuling, Gymnaſiaſt . . .				1
— Roth, Rector				1
St. Gallen.				
— Brandſtetter, Profeſſor . . .				1
— Huber u. Comp., Buchhändler .			1	1
— Karrer, Joh. Joſ.			1	
— Lander, Conſt., Secretair . .			1	
— Laquai, J. G., Privatlehrer . .			1	
— Zollikofer, D., Sanitätsrath .		1		
Ein Ungenannter			1	
Geiſenham.				
Herr v. Ingelheim, Graf . . .			1	
Geißlingen.				
— Klemm, Cameralamts-Aſſiſtent .			1	
St. Georg bey Rothenburg.				
— Dräjecke, Paſtor				2
Gera.				
— Hauptmann, M., Conrector . .			1	
— Rein, Profeſſor			1	
Die löbl. Schulbibliothek				1
Herr Winckler, Fr.			1	
Gerabronn.				
— Geiger, Stadtſchreiber . . .				1
— Gundlach, Ober-Amtspfleger .				1
Gießen.				
— Heyer, Buchhändler . . .	1	2	5	21
— Jaup, Profeſſor				1
Glogau.				
Die neue Güntherſche Buchhandlung .			1	2
Göttingen.				
Herr Apfel, Stud. aus Blankenburg .				1
— Deuerlich, Buchhändler . . .			1	6
— Dieterich, Buchhändler . . .			1	1
— Foull, stud.				1
— Schmarſow, Stud., aus Mecklenburg				1
— Schrage, Stud., aus Hannover .				1
— Vandenhöck u. Ruprecht, Buchhändl.	1		12	60
Gotha.				
— v. Studnitz, Herzogl. Sachſen-Goth. Kammerherr u. Regierungsrath .		6		
Gummersbach.				
— Heuſer, Rector			6	

	Velinpap.	Schreibpap.	M. Druckp.	Ord. Druckp.
Guttenberg, Canton Thurgau.				
Herr Wirth, Pfarrer				1
Halberſtadt.				
Bureau für Litt. u. Kunſt . . .			6	
Schwäb. Hall.				
Herr Sandel, D., Apotheker . .				1
Halle.				
Dem. A. M.				1
Herr Bach, Rendant des Pädagog. .			1	
— Belger, Friedensrichter . . .				1
— Bennecke I., Scholar des Pädagog. .			1	
— Bennecke II., Scholar des Pädagog. .			1	
— v. Bodelſchwengh-Plettenberg, Scholar des Pädagogiums . . .			1	
Dem. H. B.				1
Herr Hemmerde u. Schwetſchke, Buchhdl.	2			8
— Kinderling, Stud.			1	
Dem. L. H.				1
Herr v. Laſert, Scholar des Pädagog. .				1
— v. Rieszkowsky, Scholar d. Pädagog.			1	
— Niemeyer, Canzler u. Ritter . .			1	
Die Rengerſche Buchhandlung . .		1	7	
Herr Ruff, Buchhändler			2	
— v. Saldern, Scholar des Pädagog. .			1	
— Trautwein, Buchhändler . .				1
Die Waiſenhaus-Buchhandlung . .			16	16
Haltingen.				
Herr Eiſenlohr, Pfarrer				1
Hannover.				
Die Herren Helwing, Gebr., Buchhändler		1	1	
Harzgerode.				
Herr Lumme, Amtsauſcultator . .			1	
Heidelberg.				
— Ackermann, Geh. Hofrath . .		1		
— Anderſt, C. M.				1
— Bähr, Inſpector				1
— Banja, Stud.				1
— Bauer, Stud.				1
— Beck, M., Stud.				1
— v. Boyneburg, Baron . . .				1
— Braun, Buchhändler . . .			1	1
— v. Caſtell, Graf, stud. juris, aus Franken			1	

	Velinpap.	Schreibpap.	W. D.pap.	Ord. Drpap.
Herr Clever, L. H.			1	
— Creuzer, Hofrath			1	
Frau Dapping, Hofräthin			1	
Herr Dittenberger, Pfarrer				1
— Doſch, Stud.			1	
Frau Durr, Wilhelmine			1	
Herr Engelmann, Buchdrucker			6	
— Engler, C. W., Stud.				1
— Fauth, F. B., Gymnaſiaſt			1	
— Franzinger, Stud.		1		
— Gräff, Profeſſor			1	
— v. Henning, L., Stud.			1	
— Hoffmeiſter, Lector				1
Hohenlohe-Langenburg, Se. Durchl. der Prinz von		1		
Frau Kayſer, Gertrude			1	
Dem. Kloſe, Amalie			1	
Herr Lauter, Doctor				1
— Löw, F. A.				1
— Maurer, Stud.			1	
— Mohr u. Zimmer, Buchhändler	1	1	4	2
— Pazzi, Profeſſor				1
— Reinhardt, Profeſſor				1
— v. Reizenſtein, Großherzogl. Bad. Miniſter		1		
— v. Richter, Baron				1
— Roth, J. J. aus Hermannſtadt			1	
— Steingaß, Stud.		1		
— Ullmann, C., Stud.			1	
— v. Venningen, Geh. Rath		1		
Frau v. Venningen, Baroneſſe, geb. v. Andlau	1			
Herr v. Vogel			1	
— Wallenberg, Doctor				1
— Walters, B., Stud.				1
— Zimmern, Siegm.			1	
Heilbronn.				
— Bruckmann, Stadtſchreiber				1
— Mayer, Advokat				1
— Schmalzigaug, Doctor		1		
— Seubert, Commiſſ.				1
Herlingen.				
— Deimling				1

	Velinpap.	Schreibpap.	W. Druckp.	Ord. Druckp.
Heydenheim.				
Herr Hartmann, L., Kaufmann . .				6
Hornberg.				
— Horn, Ober-Einnehmer . . .				1
Idſtein.				
— Dombois, Collaborator . . .				1
Ingelfingen.				
— Breitſchwert, Decan . . .				1
— Hirſchmel, Oberamtspfleger . .				1
Dem. Kraus, Auguſte				1
Herr Rampold, Hofapotheker . . .				1
— Weizſäcker, Diac.				1
Inſpruck.				
Se. K. Hoh. der Kronprinz von Bayern .	1			
Herr Kreuzer, Hof-Secret. Sr. K. Hoh. des Kronprinzen v. Bayern . .			1	
Iſenburg.				
Se. Durchl. der ſouver. Fürſt v. Iſenburg			1	
Kaltenherberg.				
Herr Reinau, Sohn, Poſthalter . .			1	
Kandern.				
— Fink, Amts-Reviſor . . .			1	3
— Kümmich, Bergrath . . .			1	
Die Leſegeſellſchaft				1
Herr Müller, C., Rathsherr . . .				1
Kaufbeuern.				
— Heinzelmann, C. F. . . .		1		
Kehl.				
— Burckardt, C., Spediteur . .			1	
— Dill, Poſt-Secretair . . .			1	
— Leichtlen, Pfarrer			1	
Der Leſezirkel daſelbſt				1
Herr Lindauer, Louis			1	
— Moog, Factor			1	
— Tridant, Poſt-Secret. . . .			1	
Kempten.				
— Dannheimer, Buchhändler . .				2
— Gallwitz, K. B. Stiftungs-Adminiſtrator				2
— Völk, K. B. erſter Rechnungs-Commiſſair der Kreis-Ad., der Stiftungen und Kammern . .				1

	Velinpap.	Schweizerp.	W. Druckp.	Ord. Druckp.
Kirchheim u. T.				
Herr Binder, Ober-Amts-Actuar				1
Kitzingen.				
— Wolgemuth, Stadtpfarrer				1
Knittlingen.				
— Wünſch, Amtmann				1
Königsberg.				
— Nicolovius, Buchhändler		3	3	3
Königsborn.				
— Schwarz, Salinen-Controleur			1	
Künzelſau.				
— Hirzel, Cameral-Verwalter				1
— Schmidt, Stadtſchreiber				1
Kuſſerow,				
— Todt, Candidat				1
Lahr.				
— Geiger, J. H., Buchdrucker				2
Landshut.				
— Krüll, Buchhändler				7
Langenburg.				
— Braunlein, D.				1
— Eiſenmenger, Rentamtsrath				1
— Frank, Ober-Amts-Regiſtrator				1
— Kern, Diaconus				1
— Tremel, Hofrath				1
— Wibel, Handelsmann				1
— Zeller, Geh. Rath				1
Langenthal, Canton Bern.				
— Mummenthaler, J. D.			1	
Leipzig.				
— Barth, Buchhändler				1
— Baumgärtner, Buchhändler				1
— Blümner, Ober-Hofgerichtsrath			1	
— Breitkopf u. Härtel, Buchhändler			1	
— Bruder, Buchhändler			3	
— Cnobloch, Buchhändler			3	
— Fleiſcher, Gerh., Buchhändler	3	2	4	3
— Heucke, Ad., Kaufmann				1
— Köhler				3
— Kummer, Buchhändler			2	19
— Vogel, Buchhändler		1	2	4
Lemgo.				
— Schmidt, Stud., aus Lingen				1

	Velinppr.	[illegible]	W. Druckpr.	Ord. Druckpr.
Lörrach.				
Herr Deimling, Oberamtmann				1
Ludwigsburg.				
— Bilfinger, Amts-Subſtitut			1	
— Bunz, Conſul. u. Doctor				1
— Harpprecht, Garniſonspred.				1
— Hausmann, Apotheker				1
— Knapp, Kaufmann				1
— Schönleber, Stadtſchreiber				1
— Schell, Cameralverwalter				1
— Späth, Kaufmann				1
— Wegel, Kaufmann				1
Lüneburg.				
Dem. Fernow				1
Herr Hammelberg, Subrector				1
Fräulein v. Bennigſen, Alexandrine				1
Herr Herold u. Wahlſtab, Buchhändler				3
— v. Klenck, G.				1
— Wahlſtab jun., Spediteur			1	
Frau v. der Wenſe, Aebtiſſinn				1
Magdeburg.				
Die Creutzſche Buchhandlung				6
Herr Heinrichshofen, Buchhändler		6	12	6
Mannheim.				
— Pomatſch, Licentiat			1	
— Löffler, Buchhändler			2	2
— v. Wächter, Baron			1	
Frau v. Wächter, Baroninn			1	
Marburg.				
— Krieger, Buchhändler				1
Maulbronn.				
— Jäger, C., Student				1
— Pfaff, Student				6
Mainz.				
— Aul, A.				1
— Kupferberg, Buchhändler				4
— Müller, Sim., Buchhändler			3	
— Petſchaft, J. B., Licentiat der Rechte				1
— Zulehner, Muſikhändler				1
Memmingen.				
— v. Godin, Freih., K. B. Appell. Rath			1	
— v. Löffel			1	
— v. Lupin, K. B. Appellat. Rath			1	

	Velinpap.	Schweizerp.	Holl. Druckp.	Ord. Druckp.
Herr v. Schach, K. B. Kreisrath u. Kron-Fiscal			1	
— v. Silberborn, K. B. Appell. Rath			1	
— Stetter, K. B. Kron-Fiscal-Adj.			1	
— v. Wächter, Bürgermeiſter			1	
Mergentheim.				
— Riecke, L., Unterarzt beym Linien-Inf. Regim. Nr. 8., 1s Bat.				1
Michelbach.				
— Bach, Pfarrer				1
Michelfeld.				
— Hofmann, Freiherrl. v. Gemmingen'ſcher Conſulent u. Amtmann			1	
— Rau, Ph., Amts-Actuar und Theilungs-Commiſſair			1	
Möckmühl.				
— Speidel, Amtmann und Amtsſchr.			1	
Mörſtein.				
— v. Crailsheim, Freiherr				1
München.				
— v. Bautz, Obriſt u. Kammerherr			1	
Ihre Majeſt. die Königinn v. Bayern	1			
Herr Eſterl, J., Erzieher				6
— Fleckinger, A., Großhändler			1	
— Grimmeiſen, Rath u. Geh. Secret. beym Miniſterium des Innern			1	
Das K. Hof- und Nationaltheater			1	
Herr Kobell, Geh. Conf. u. General-Secretair des K. Geh. Raths			1	
— Koch, Dr., Prof. u. Arzt am allgem. Krankenhauſe			1	
Dem. Lang, M., K. B. Hofſängerinn				1
Herr Lindauer, Buchhändler	2		7	12
— Lindemann				1
— v. Panzer, J. B., K. B. Ober-Finanzrath			1	
— v. Platen-Hallermund, Graf, K. B. Page				1
— v. Popp, Ober-Finanzrath			1	
Madame Prechtel, geb. Schmidt		1		
Herr Schmidt, Ober-Kirchenrath u. Hofprediger		1	1	
Frau v. Schultes, geb. v. Ickſtadt			1	

	Velinppr.	Schweizppr.	W. Drppr.	Ord. Drppr.
Herr Stöger, Buchhändler	6	6	6	6
— v. Seinsheim, J. C., Graf, Herr der Herrſchaft Sinching, Kön. B. Kämmerer u. Ritter des Ordens vom H. Georg			1	
— v. Tautphoeus, Ober-Poſtamts-Offizial		1	3	4
Se. Durchl. der Fürſt Ernſt von Yſenburg			1	
Murrhard.				
Herr Oeſterlen, Phyſicus und Doctor				1
Nagold.				
— Hofacker, Stadtſchreiber				1
Neresheim.				
— Cramer, Rentamtſchreiber				1
— Diemer, Oberamtmann				1
— Haas, Aſſeſſor				1
— Menn, Oberamts-Actuar				1
Neuenſtein.				
— Baumann, Veſperprediger				1
Neufreyſtedt.				
— Petri, G., Handelsmann			1	
Neuhof am Kocher.				
— Keßler, H.			1	
Nienburg.				
— Eiſenbecher, Inſtructionsrichter beym Trib. erſter Inſtanz				1
Nürnberg.				
— Panzen u. Kießling		1		
— Riegel u. Wießner, Buchhändler			1	
Nürtingen.				
— Günzler, Oberamts-Actuar		1		
Oberdorf, bei Kaufbeuern.				
— Gramm, Landrichter			1	
Oberglatt, im Toggenburg.				
Herr Pfenninger, Pfarrer				1
Oberweſel.				
— Görtz, F. D., Homme de loi				1
Odenheim.				
— Breunig, Pfarrer			1	
— Päs, F., Gräfl. v. Sickingenſcher Canzleyrath			1	
— Schreiber, Freyherrl. v. Menzingiſcher Amtmann			1	

	Velinpap.	Schreibpap.	W. D. Pap.	Ord. Druckp.
Herr Weigemayer, Carl, proviſoriſcher Gefäll-Verwalter			1	
Offenbach.				
— Römer, Geh. Cab. Secret.			1	
Offenburg.				
Die Leſegeſellſchaft daſelbſt			1	
Oetlingen.				
Herr Hitzig, Pfarrer				1
Paderborn.				
— Bachmann, Friedensrichter			1	
— Conzen, Secretaire			1	
— Cramer, Hof-Apotheker			1	
— Mantell			1	
— Stahlknecht, Controlleur			1	
— Wichmann, Aſſeſſor			1	
Paris.				
— v. Schwarz, Rittmeiſter u. Königl. Württ. Legations-Secret.		1		
— v. Winzingeroda, Graf, Königl. Württemb. Geſandter am franz. Hofe	1			
Paſſau.				
— Denck, M. K., Profeſſor			1	
— Pummerer, Max, Handelsm.			1	
Mad. Puſtet, Buchbinders-Wittwe			1	
Herr v. Riedl, Felix, Hofkammerrath			1	
— v. Savoye, K. Advokat			1	
— Waldhauſen, K. Profeſſor			1	
Pforzheim.				
— Benckiſer, Hammerwerks-Beſitzer			1	
— Kay, Buchdrucker				1
— Kiehnle, H., Kaufmann	1			
Potsdam.				
— Hitzig, Stadtrath				1
Pullach.				
— Roth, Pfarrer				1
Rappoltsweiler.				
— Steinheil, Carl			1	
Ravensburg.				
Die löbl. Direction der Bibliothek des Land-Capitels Ravensburg			1	
Herr Gradmann, Buchdrucker				1

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 15287/103

	Velinpap.	Schweizerp.	W. Druckp.	Ord. Druckp.
Regensburg.				
Mad. Brenninger			1	
Herr v. Freyberg, Domkapitular			1	
— Fuchs, K. B. Kreis-Kirchenrath			1	
— v. Görz, Graf			1	
— Grimm, Vormundſch. Amts-Aſſeſſor			1	6
Die Harmonie			1	
Herr Klein, Profeſſor			1	
Frau v. Marka			1	
Die Herren Montag u. Weiß, Buchhändl.	1			
Frau v. Rechberg, Gräfinn		1		
Herr Selling, M. D., Hauslehrer			1	
— Sticker, Legationsrath		1		
Reutlingen.				
— Mäcken jun., Buchhändler				1
Rheinweiler.				
— Ulricy, Hofmeiſter				1
Richterſchwil.				
— Hotze, Doctor			1	
Rinteln.				
— Vriede, Mairie-Secretaire			1	
Roſtock.				
— Stiller, Buchhändler	1		2	4
Roth, am See.				
— Geßler, Oberamts-Aſſiſtent				1
Roth.				
— Carl, Graf zu Erbach Württemberg Roth, K. B. Obriſt			1	
Rothweil.				
— Drey, Profeſſor				1
— Maier, Cooperator				1
Rudolſtadt.				
— Hönnicher, Commiſſions-Secret.			1	
— Juncker, Buchdrucker			1	
— Scheller, Commiſſions-Secret.			1	
Sarbrücken.				
— Körcher, Handelsmann			1	
— Röchling, Doctor der Med.			1	
— Schwind, Advokat				1
Salem.				
— v. Seyfried, Hofrath				1
Salzwedel.				
— Agrikola, Sub-Conrector am Lyceum				1

	Velinpap.	Schweizerpap.	W. Druckp.	Ord. Druckp.
Herr Blumenthal, Gymnaſiaſt				1
— Helms, Gymnaſiaſt				1
— Meinhardt, Collaborator				1
— Schulze, A., Gymnaſiaſt				1
— Wenz, Gymnaſiaſt				1
Saulgau.				
— Hauf, Oberamtmann			1	
Schaffhauſen.				
— Beck, Alex., Kaufmann				1
Die Hurterſche Buchhandlung				3
Schalkſtetten, bei Geißlingen.				
Herr Bacher, A., Handlungs-Commiſſ.				1
Schönengrund, Cant. Appenz.				
Herr Frey, Pfarrer				1
Schorndorf.				
— Frank, Subſtitut				1
— Oetinger, Subſtitut				1
Sindelfingen.				
— Wolbold, Collaborator			1	
Solothurn.				
— Gluz Blozheim, Robert			1	
— Gluz Blozheim, K.			1	
— Gugger, Leonz			1	
— Kaiſer, Anton			1	
— Lüthy, J., Rathsherr			1	
— Munzinger, J. A.			1	
— Scherer, P., Doctor der Med.			1	
— Schlepp, J. J.			1	
Die löbl. Stadt-Bibliothek			1	
Herr Staub, Fidel			1	
— Vogelſang, K., Staats-Caſſen-Verwalter			1	
— Winiſtörfer, Joſt			1	
Zwei Ungenannte			2	
Speyer.				
Herr Kolb, Buchdrucker		1		
Staden.				
Frau v. Steinberg			2	
Stauffen.				
Herr Höfle, Großherzogl. Amts-Aſſeſſor u. Amts-Reviſor				1
Stekborn.				
— Gräflein, Doctor der Med.				1

	Velinpap.	Schweizerpap.	W. Drpap.	Ord. Drpap.
Herr Schig, Appellationsrath				1
Stettin.				
— Lenz			1	
Stolpe.				
— Suhle, Secret.				1
Stralſund.				
— Löffler, Buchhändler			1	3
Strasburg.				
— Beck, Pfarrer a. d. neuen Kirche			1	
— Bentz, Stud. der Theol.			1	
— Berger, Handelsmann			1	
— Bleſſig, Doctor u. Prof. der Theol.			1	
— Böckel, J., Cand. der Theol.			1	
— Bögner, Kaufmann			1	
— Gochnath, Arzt			1	
— Heinemann, Stud. der Theol.			1	
— Hitzchler, Stud. der Theol.			1	
— Horſt, Cand. der Theol.			1	
— Jung, Stud. der Theol.			1	
— Kern, Handelsmann			1	
— Kiefer		1		
— Kloſe, Kaufmann			1	
— Koch, Kaufmann			1	
— Kopp, C., Stud. der Theol.			1	
— Kopp, G., Stud. der Theol.			1	
— Käß, F., der Theol. Beſliſſ.			1	
— Kunlin, H., der Theol. Beſliſſ.			1	
— Kurz, Carl, der Theol. Beſliſſ.			1	
— Levrault, Buchhändler			2	4
— Mäder, A., Stud. der Theol.			1	
— Mäder, P., Stud. der Theol.			1	
— Mehl, P. F., Stud. der Theol.			1	
— Meyer, C., Stud. der Theol.			1	
— Mogg, L. C., Handelsmann			1	
— Pfauth, Sohn, Kaufmann			1	
— Piton, C. F., Stud. der Theol.			1	
Mad. Remond			1	
Herr Reußner, J. F., Stud. der Theol.			1	
— Riff, C. F., Stud. der Theol.			1	
— Röderer, D., Kaufmann			1	
— Scheſſer, Kaufmann			1	
— Sengel			1	
— Sporn, Stud. der Theol.			1	

	Velinpap.	Schweizerp.	W. Papier.	Ord. Papier.
Herr Steinbach, Stud. der Theol.			1	
— Stöber, L. C., Handelsmann			1	
— Stöber, C., Kaiſerl. Notar			1	
— Sturm, Ph., der Theol. Beſliſſ.			1	
— Wagner, Kaufmann			1	
— Walther, Buchhalter			1	
— Willm, der Theol. Beſliſſ.			1	
— Wurtz, Cand. der Theol.			1	
— Zwilling, der Theol. Beſliſſ.			1	
Stuttgart.				
— v. Alopeus, Ruſſ. Kaiſerl. Geſandter	1			
Frau v. Behr, Oberhofmarſchallin				1
Die löbl. Königl. Bibliothek		1		
Herr v. Breitſchwerdt, Staatsrath			1	
— Cleſſ, Doctor der Medic.			1	
— Cleſſ, Stud.			1	
— Cramer, H., Kaufmann			1	
— v. Dannecker, Profeſſor	1			
— Dapp, Helfer			1	
— Dorſch, Secret.				1
— Gärtner, Steuerreviſor				1
Frau v. Gemmingen, Obriſtinn				1
Herr Georgii, Probator bei der Kön. Ober-Finanz-Kammer				1
— Gneiting, Schullehrer				1
— Groß, Prob. bei d. K. Ob. Fin. Kammer				1
— Gruner, Probator bei der Kön. Ober-Finanz-Kammer				1
— Günzler, Aſſiſtent bei der Regiſtrat. der Steuer-Section				1
— Günzler, Repetent, Hofmeiſter beim Prinzen Alexander				1
— Haſſelbrinck, Buchdrucker	1		3	
— Haug, Geh. Secretair	1			
— Heigelin, Actuar				1
— Herdegen, Kriegs-Depart. Secret.				1
— Hiller, Probator bei der Kön. Ober-Finanz-Kammer				1
— Holzſchuher, Ober-Regierungsrath				6
— Jäger, Georg, Doct. der Med.			1	
— Kärcher, Hofmeiſter				1
— Kapf, F. Carl, Kaufm.			1	
— Knapp, Regiſtrator		1		1

		Velinppr.	Schweizppr.	W. Druckpr.	Ord. Druckpr.
Herr	Köſtlin, Doctor der Med.				1
—	Leypold, Geh. Hofrath				1
—	v. Lilienberg, Bar., Major b. d. Garde			1	
—	Löflund, Buchhändler				1
—	Löwenſtein-Wertheim, J. C. L., Graf zu, Reichs-Kron-Erb-Obriſt-Kammerherr			1	
—	Graf von Mandelslohe, Staatsminiſter	1			
—	v. Martens, Ober-Juſtiz-Secret.		1	1	
—	Metzler, Buchhändler			1	7
—	Morff, Maler				1
—	Oſiander, Kriegs-Depart. Secretär				1
—	v. Otto, Staatsrath				1
—	Pfaff, Hofrath				1
—	Baron v. Phull-Rippur, Obriſt-Hofmeiſter Sr. K. H. des Kronprinzen von Württemberg	1			
—	Rapp, H., Kaufmann	1			
—	Regensburger, Caſſier			6	
—	Renz, Ober-Reg. Secret.			1	
—	Rheinwald, Geh. Cabin. Secret.				1
—	Rheinwald, Kaufmann				1
—	Roth, Ober-Finanzkammer-Buchh.				1
—	Sattler, J. F., Kaufmann				1
—	Schönlin, Secretär				1
—	Schott, Procur. u. Doct.			1	
—	Schultheiß, Hofrath				1
—	Schweitzer, Secret. bei der Commun-Verwaltung		1		
—	v. Thumb, Baron			1	
Frau	v. Uexküll, geb. v. Gemmingen, Geh. Räthin				1
Herr	v. Vellnagel, Hofrath		1		
—	Wächter, Advokat				1
—	Weckherlin, Ober-Reg. Secr.			1	
—	v. Weckherlin, Staatsrath				6
—	Weiſſer, Ober-Steuerrath	1			
—	Weyſer, Bergrath				1
Ihre	Königl. Hoheit, die Frau Herzoginn Louis von Württemberg			3	
	Sulzbach.				
Herr	Wagner, Chr., Fabrikant			1	

	Velinpap.	Schweizerp.	M. Expl.	Ord. Expl.
Thieningen.				
Herr M. Canz, Pfr.				1
Trochtelfingen.				
— Seiler, Pfarrer				1
Tübingen.				
— Autenrieth, Profeſſor				1
— Baumeiſter, Seminariſt				1
— Beyer, Seminariſt			2	2
— Bliſers, Hoſbuchbinder			7	
— M. Camerer, Vicarius				1
— Conz, Profeſſor		1		
— Ergenzinger, Seminariſt				1
— Faber, Stud. der Med.				1
— Frick, Stud. der Rechte				1
— Geß, Stud. der Rechte				1
— Glocker, Seminariſt				1
— Gmelin, L. F., Dr.				1
— M. Hartmann, Repet.				1
— Heyd, Seminariſt			1	13
— Kern, Seminariſt				1
— Kern, Stud. der Philoſ.				1
— Klemm, Seminariſt				1
— Lechler, Seminariſt				1
— Liſt, Ober-Amts-Actuar			1	
— Majer, Stud. der Rechte			1	1
— M. Oſiander, Repetent			2	7
— Preſſel, Seminariſt			1	6
— Reuß, Stud. der Med.				1
— Schabhardt, Seminariſt				1
— Scholl, Seminariſt				1
— Sigwardt, Seminariſt				1
— Stang, Seminariſt				1
— Stöb, Seminariſt				1
— Weneis, Stud. der Med.			1	
— Werner, Seminariſt				1
— Zennek, Seminariſt				1
Tuttlingen.				
— Beck, C., Kauſmann				1
Uhlbach.				
— Beck				1
Ulm.				
— Krehl, Dr.				1

	Velinppr.	Schweizppr.	W.Drppr.	Ord.Drppr.
Urach.				
Herr M. Leprer, Ober-Präceptor				1
Vaihingen, a. d. Ens.				
— Bilhuber, Apotheker			4	
Vechelde.				
Mad. Schwarz, Emilie		1		
Wädenſchweil.				
Herr Bruch, Pfarrer			1	
Waiblingen.				
— D. Theuß, Stadtſchreiber				1
Wald, Canton Appenzell.				
— Schieß, Adr., Pfarrer				1
Wasbach.				
— Becher, Gutsbeſitzer				1
Weimar.				
— Bertuch, Legationsrath		1		
Weinheim.				
— Hübſch, Stud.			1	
Weſel.				
— Kidnne		2		
Wettin.				
— Heidſeld, Greffier				1
Wien.				
— v. Ziſolin, F. J., Graf, Freyherr v. Silgenau ꝛc. ꝛc.		1		
Winſen.				
— v. Alenck, Recev. de l'Enregistrem.				1
Winterthur.				
— Geylinger, Bezirks-Gerichts-Subſt.			1	
Die Steinerſche Buchhandlung				2
Wisbaden.				
Herr Conradi, Probator				1
— v. Graß, Reg. Aſſeſſor				1
— Xavier, Regierungsrath				1
— Schlichter, Poſthalter				1
Wollbach.				
— Hizig, Decan				1
Würzburg.				
— Bauer, Hofgerichts-Aſſeſſor			1	
— Bauer, Stud.			1	
— Clarenz, Cand. der Philoſophie			1	
— Dörffer, Student				1
— Erhard, Domprediger				1

	Velinpap.	Schweizerp.	M. Drpap.	Ord. Drpap.
Herr Fiſcher, Rechtscandidat			1	
— Förtſch, Profeſſor				2
— Gätſchenberger, Th., Cand. d. Philoſ.			1	
— v. Groß, Präſident u. Freyherr				1
— v. Guttenberg, Präſident				1
— v. Haus, Director der Großherzogl. Rentkammer				1
— v. Heffner, Landes-Directionsrath			1	
— v. Herz, Landes-Directionsrath				1
— Horn, Regiſtrator			1	
— v. Hutten, Freyh., Cand. der Rechte				1
— Kleinſchrod, Landrichter				1
— Kleinſchrod, Hofr. u. Profeſſor				1
— Kleinſchrod, Student				1
— v. Klinger, Director der Geh. Reg. Kammer			1	
— Kollmann, Student				1
— Lauk, Hofgerichts-Acceſſiſt			1	
— Matthes, S., Cand. der Rechte				1
— Mauer, Schul-Commiſſionsrath				1
— Merk, Hofgerichtsrath			1	
— Neuland, Cand. der Philoſophie				1
— Neuland, Pfarrer			1	
— Piſani, Cand. der Rechte			1	
— Reuß, Profeſſor			1	
— Richarz, Profeſſor				1
— Röſch, Profeſſor				1
— Rutta, Profeſſor			2	
— Seiling, Stadtgerichtsrath			2	
— v. Seuffert, Cand. der Rechte				1
— Seuffert, Vicar				1
— v. Siebold, Elias, Doctor, Medizinalrath u. Profeſſor			1	
— v. Siebold, Barth., Prof.				1
— v. Stauffenberg, Freih., Geh. Rath u. Curator der Univerſität			1	
— Stepf, Ober-Juſtizrath			1	
— Uhl, Rechtspracticant				1
Die löbl. Großherzogl. Univerſ. Bibliothek			1	
Herr Warmuth, Hofmeiſter				1
— Weverich, Hofmeiſter				1
— Ziegler, Prof. u. Secret. der Univ. Curatel			1	2

	Velinpp.	Schreibpp.	M. Druckp.	Ord. Druckp.
Herr v. ZuRhein, Freyherr u. Präſ. der Großherzogl. Rentkammer			1	
Zaiſersweiher.				
— M. Faber, Vicar				1
Zerbſt.				
— Füchſel, Buchhändler			2	
Zimmerhauſen.				
Frau von Mellin			1	
Züllichau.				
Herr Darnmann, Buchhändler				1
Zürich.				
— Hagenbuch				1
— Hirzel, Chorherr				1
— Keller, Doctor			1	
— Uſteri, Doct. der Med.	1			
— Ziegler u. Söhne, Buchhändler		1	2	3
Zweyen.				
Frau v. Wurm, Dom-Dechantinn			1	

Inhalt dieſes Bandes.

Nachrichten von Schillers Leben . . . . Seite I
Plan dieſer Ausgabe der Schillerſchen Werke . — LIX
Gedichte der erſten Periode . . . . — LXI
Die Räuber; ein Schauſpiel . . . . . . — 93

Nachrichten
von
Schillers Leben.

Nachrichten
von
Schillers Leben.*)

Die Sitte und Denkart des väterlichen Hauſes, in welchem Schiller die Jahre ſeiner Kindheit verlebte, war nicht begünſtigend für die frühzeitige Entwickelung vorhandener Fähigkeiten, aber für die Geſundheit der Seele von wohlthätigem Einfluſſe. Einfach und ohne vielſeitige Ausbildung, aber kraftvoll, gewandt und thätig für das praktiſche Leben, bieder und fromm war der Vater. Als Wundarzt ging er im Jahre 1745 mit einem Bayriſchen Huſaren-Regimente nach den Niederlanden, und der Mangel an hinlänglicher Beſchäftigung veranlaſſte ihn, bey dem damaligen Kriege ſich als Unterofficier gebrauchen zu laſſen, wenn kleine Commando's auf Unternehmungen ausgeſchickt wurden. Als nach Abſchluß des Aachner Friedens ein Theil des Regiments, bey dem er diente, entlaſſen wurde, kehrte er in ſein Vaterland, das Herzogthum Württemberg, zurück, erhielt dort Anſtellung, und war im Jahre 1757 Fähnrich und Adjutant bey dem damaligen Regimente Prinz Louis. Dies Regiment gehörte zu einem Würtembergiſchen Hülfs-Corps, das in einigen Feldzügen des ſiebenjährigen Krieges einen Theil der öſterreichiſchen Armee ausmachte. In Böhmen erhielt dieſes Corps einen bedeutenden Verluſt durch eine heftige anſteckende Krankheit, aber Schillers Vater erhielt ſich durch Mäßigkeit und viele Bewegung geſund, und übernahm in dieſem Falle der Noth jedes erforderliche Geſchäft, wozu er gebraucht werden konnte. Er beſorgte die Kranken, als es an Wundärzten fehlte, und vertrat die Stelle des Geiſtlichen bey dem Gottesdienſte des Regiments durch Vorleſung einiger Gebete und Leitung des Geſangs.

---

*) Für die Zuverläſſigkeit dieſer Nachrichten bürgt der Appellationsrath Körner in Dresden, als ihr Verfaſſer. Seit dem Jahre 1785 gehörte er zu Schillers vertrauteſten Freunden, und wurde von mehrern Perſonen, die mit dem Verewigten in genaueſter Verbindung geweſen waren, durch ſchätzbare Beyträge unterſtüzt. Nicht der kleinſte Umſtand iſt in dieſe Lebensbeſchreibung aufgenommen worden, der nicht auf Schillers eigene Aeußerungen, oder auf glaubwürdige Zeugniſſe ſich gründet.

Seit dem Jahre 1759 ſtand er bey einem andern Württembergiſchen Corps in Heſſen und Thüringen, und benutzte jede Stunde der Muße, um durch eignes Studium, ohne fremde Beyhülfe, nachzuholen, was ihm in frühern Jahren, wegen ungünſtiger Umſtände, nicht gelehrt worden war. Mathematik und Philoſophie betrieb er mit Eifer, und landwirthſchaftliche Beſchäftigungen hatten dabey für ihn einen vorzüglichen Reiz.

Eine Baumſchule die er in Ludwigsburg anlegte, wo er nach beendigtem Kriege als Hauptmann im Quartier war, hatte den glücklichſten Erfolg. Dies veranlaſſte den damaligen Herzog von Württemberg, ihm die Aufſicht über eine größere Anſtalt dieſer Art zu übertragen, die auf der Solitude, einem Herzoglichen Luſtſchloſſe, war errichtet worden. In dieſer Stelle befriedigte er vollkommen die von ihm gehegten Erwartungen, war geſchätzt von ſeinem Fürſten, und geachtet von allen, die ihn kannten, erreichte ein hohes Alter, und hatte noch die Freude, den Ruhm ſeines Sohnes zu erleben. Ueber dieſen Sohn findet ſich folgende Stelle in einem noch vorhandenen eigenhändigen Aufſatze des Vaters:

> ,,Und du Weſen aller Weſen! Dich hab' ich nach
> ,,der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß
> ,,du demſelben an Geiſtesſtärke zulegen möchteſt,
> ,,was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen
> ,,konnte, und du haſt mich erhört. Dank dir, gütigſtes
> ,,Weſen, daß du auf die Bitten der Sterblichen
> ,,achteſt! —"

Schillers Mutter wird von zuverläſſigen Perſonen als eine anſpruchloſe, aber verſtändige und gutmüthige Hausfrau beſchrieben. Gatten und Kinder liebte ſie zärtlich, und die Innigkeit ihres Gefühls machte ſie ihrem Sohne ſehr werth. Zum Leſen hatte ſie wenig Zeit, aber Uz und Gellert waren ihr lieb, beſonders als geiſtliche Dichter. — Von ſolchen Aeltern wurde Johann

Chriſtoph Friedrich Schiller am 10. November 1759 zu Marbach, einem Württembergiſchen Städtchen am Neckar, geboren. Einzelne Züge, deren man ſich aus ſeinen früheſten Jahren erinnert, waren Beweiſe von Weichheit des Herzens, Religioſität, und ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit. Den erſten Unterricht erhielt er von dem Pfarrer Moſer in Lorch, einem Württembergiſchen Grenzdorfe, wo Schillers Aeltern von 1765 an drey Jahre lang ſich aufhielten. Der Sohn dieſes Geiſtlichen, ein nachheriger Prediger, war Schillers erſter Jugendfreund, und dies erweckte bey ihm wahrſcheinlicher Weiſe die nachherige Neigung zum geiſtlichen Stande.

Die Schillerſche Familie zog im Jahre 1768 wieder nach Ludwigsburg. Dort ſahe der neunjährige Knabe zum erſtenmale ein Theater, und zwar ein ſo glänzendes, wie es die Pracht des Hofes unter des Herzog Carls Regierung erforderte. Die Wirkung war mächtig, es eröffnete ſich ihm eine neue Welt, auf die ſich alle ſeine jugendlichen Spiele bezogen, und Plane zu Trauerſpielen beſchäftigten ihn ſchon damals, aber ſeine Neigung zum geiſtlichen Stande verminderte ſich nicht.

Bis zum Jahre 1773 erhielt er ſeinen Unterricht in einer öffentlichen größern Schule zu Ludwigsburg, und auf dieſe Zeit erinnert ſich ein damaliger Mitſchüler ſeiner Munterkeit, ſeiner oft muthwilligen Laune und Keckheit, aber auch ſeiner edlen Denkart und ſeines Fleißes. Die guten Zeugniſſe ſeiner Lehrer machten den regierenden Herzog auf ihn aufmerkſam, der damals eine neue Erziehungsanſtalt mit großem Eifer errichtete, und unter den Söhnen ſeiner Officiere Zöglinge dafür ausſuchte.

Die Aufnahme in dieſes Inſtitut, die militäriſche Pflanzſchule auf dem Luſtſchloſſe Solitude und nachherige Carlsſchule zu Stuttgart, war eine Gnade des Fürſten, deren Ablehnung für Schillers Vater allerdings bedenklich ſeyn mußte. Gleichwol eröffnete dieſer dem Herzoge freymüthig die Abſicht, ſeinen Sohn einem Stande zu widmen, zu welchem er bey der neuen Bildungsanſtalt nicht vorbereitet werden konnte. Der Herzog war nicht beleidigt, aber verlangte die Wahl eines andern Studiums. Die Verlegenheit war groß in Schillers Familie; ihm ſelbſt koſtete es viel Ueberwindung, ſeine Neigung den Verhältniſſen ſeines Vaters aufzuopfern, aber endlich entſchied er ſich für das juriſtiſche Fach, und wurde im Jahre 1773 in das neue Inſtitut aufgenommen. Noch im folgenden Jahre, als jeder Zögling ſeine eigene Character-Schilderung aufſetzen mußte, wagte Schiller das Geſtändniß:

„daß er ſich weit glücklicher ſchätzen würde, wenn
„er dem Vaterlande als Gottesgelehrter dienen
„könnte."

Auch ergriff er im Jahre 1775 eine Gelegenheit, wenigſtens das juriſtiſche Studium, das für ihn nichts Anziehendes hatte, aufzugeben. Es war bey dem Inſtitute eine neue Lehr-Anſtalt für künftige Aerzte errichtet worden, der Herzog ließ jedem Zöglinge die Wahl, von dieſer Anſtalt Gebrauch zu machen, und Schiller benutzte dieſe Aufforderung.

Auf der Carls-Schule war es, wo ſeine früheſten Gedichte entſtanden. Ein Verſuch, das Eigenthümliche dieſer Producte aus damaligen äußern Urſachen vollſtändig zu erklären, wäre ein vergebliches Bemühen. Von dem, was die Richtung eines ſolchen Geiſtes beſtimmte, blieb natürlicher Weiſe vieles verborgen, und nur folgende bekannt gewordene Umſtände verdienen in dieſer Rückſicht bemerkt zu werden.

Deutſche Dichter zu leſen gab es auf der Carls-Schule, ſo wie auf den meiſten damaligen Unterrichts-Anſtalten in Deutſchland, wenig Gelegenheit. Schiller blieb daher noch unbekannt mit einem großen Theile der vaterländiſchen Literatur, aber deſto vertrauter wurde er mit den Werken einiger Lieblinge. Klopſtock, Utz, Leſſing, Goethe und von Gerſtenberg waren die Freunde ſeiner Jugend.

Auf dem deutſchen Parnaß begann damals ein neues Leben. Die beſten Köpfe empörten ſich gegen den Deſpotismus der Mode und gegen das Streben nach kalter Eleganz. Kräftige Darſtellung der Leidenſchaft und des Characters, tiefe Blicke in das Innere der Seele, Reichthum der Phantaſie und der Sprache ſollten allein den Werth des Dichters begründen. Unabhängig von allen äußern Umgebungen, ſollte er als ein Weſen aus einer höhern Welt erſcheinen, unbekümmert, ob er früher oder ſpäter bey ſeinen Zeitgenoſſen eine würdige Aufnahme finden werde. Nicht durch fremden Einfluß, ſondern allein durch ſich ſelbſt ſollte die deutſche Dichtkunſt ſich aus ihrem Innern entwickeln. Beyſpiele einer ſolchen Denkart mußten einen Jüngling von Schillers Anlagen mächtig ergreifen. Daher beſonders ſeine Begeiſterung für Goethens Götz von Berlichingen und Gerſtenbergs Ugolino. Später wurde er auf Shakeſpear aufmerkſam gemacht, und dies geſchah durch ſeinen damaligen Lehrer, den jetzigen Prälat Abel in Schönthal, der überhaupt ſich um ihn mehrere Verdienſte erwarb. Mit dem Dichter Schubart war Schiller in keiner weitern Verbindung, als daß er ihn einmal auf der Feſtung Hohenaſperg, aus Theilnehmung an ſeinem Schickſale, beſuchte.

Ein epiſches Gedicht, Moſes, gehört zu Schillers früheſten Verſuchen vom Jahre 1773, und nicht lange nachher entſtand ſein erſtes Trauerſpiel: Cosmus von Medicis, im Stoffe ähnlich mit Leiſewitzens Julius von Tarent. Einzelne Stellen dieſes Stücks ſind ſpäter in die Räuber aufgenommen worden; aber außerdem hat ſich von Schillers Producten aus dem Zeitraume von 1780 nichts erhalten, als wenige Gedichte, die ſich im ſchwäbiſchen Magazin finden. Schiller beſchäftigte ſich damals aus eigenem Antriebe nicht bloß mit Leſung der Dichter. Auch Plutarchs Biographien, Herders und Garvens Schriften waren für ihn beſonders anziehend, und es verdient bemerkt zu werden, daß er vorzüglich in Luthers Bibelüberſetzung die deutſche Sprache ſtudirte.

Medicin trieb er mit Ernſt, und um ihr zwey Jahre ausſchließend zu widmen, entſagte er während dieſer Zeit allen poetiſchen Arbeiten. Er ſchrieb damals eine Abhandlung unter dem Titel: Philoſophie der Phyſiologie. Dieſe Schrift wurde nachher lateiniſch von ihm ausgearbeitet, und ſeinen Vorgeſetzten im Manuſcripte vorgelegt, erſchien aber nicht im Drucke. Nach beendigtem Curſus vertheidigte er im Jahre 1780 eine andere Probeſchrift: Ueber den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen. Der Erfolg davon war eine baldige Anſtellung als Regiments-Medikus bey dem Regimente Augé, und ſeine Zeitgenoſſen behaupten, daß er ſich als praktiſcher Arzt durch Geiſt und Kühnheit, aber nicht im gleichen Grade durch Glück ausgezeichnet habe.

Nach Ablauf der Zeit, in der ihn ein ſtrenges Gelübde von der Poeſie entfernte, kehrte er mit erneuerter Liebe zu ihr zurück. Die Räuber und mehrere einzelne Gedichte, die er kurz nachher, nebſt den Producten einiger Freunde, unter dem Titel einer Anthologie herausgab, entſtanden in den Jahren 1780 und 1781, welche zu den entſcheidendſten ſeines Lebens gehörten.

Für die Räuber fand Schiller keinen Verleger, und mußte den Druck auf eigene Koſten veranſtalten. Deſto erfreulicher war ihm der erſte Beweis einer Anerkennung im Auslande, als ihn ſchon im Jahre 1781 der Hof-Cammerrath und Buchhändler Schwan in Mannheim zu einer Umarbeitung dieſes Werks für die dortige Bühne aufforderte. Einen ähnlichen Antrag, der zugleich auf künftige dramatiſche Producte gerichtet war, erhielt er kurz darauf von dem Director des Mannheimer Theaters ſelbſt, dem Freiherrn von Dalberg. Was Schiller hierauf erwiederte, iſt noch vorhanden, und es ergibt ſich daraus, wie ſtreng er ſich ſelbſt beurtheilte, und wie leicht er in jede Abänderung willigte, von deren Nothwendigkeit man ihn überzeugte, aber wie wenig auch dieſe Willfährigkeit in Schlaffheit ausartete, und wie nachdrücklich er in weſentlichen Punkten, ſelbſt gegen einen Mann, den er hochſchätzte, die Rechte ſeines Werks vertheidigte.

Die ſchriftlichen Verhandlungen endigten ſich zu beyderſeitiger Zufriedenheit, und die Räuber wurden im Januar 1782 in Mannheim aufgeführt. Bey dieſer und der zweyten Aufführung im Mai eben dieſes Jahres war Schiller gegenwärtig, aber die Reiſe nach Mannheim hatte heimlich geſchehen müſſen, und blieb nicht verborgen. Ein vierzehntägiger Arreſt war die Strafe.

Zu eben dieſer Zeit wurde Schillern durch einen andern Umſtand ſein Aufenthalt in Stuttgart noch mehr verbittert. Eine Stelle in den Räubern, wodurch ſich die Graubündtner beleidigt fanden, veranlaßte eine Beſchwerde, und der Herzog verbot Schillern, außer dem mediciniſchen Fache irgend etwas drucken zu laſſen. Dies war für ihn eine deſto drückendere Beſchränkung, je günſtigere Ausſichten ſich ihm durch den glücklichen Erfolg ſeines erſten Trauerſpiels eröffneten. Auch hatte er ſich mit dem Profeſſor Abel und dem jetzigen Bibliothekar Peterſen in Stuttgart vereinigt, um eine Zeitſchrift unter dem Titel: Württembergiſches Repertorium der Literatur herauszugeben, zu deren erſten Stücken er einige Aufſätze, als: über das gegenwärtige deutſche Theater; der Spaziergang unter den Linden; eine großmüthige Handlung aus der neueſten Geſchichte, und verſchiedene Recenſionen, vorzüglich eine ſehr ſtrenge und ausführliche über die Räuber, lieferte. Indeſſen gab es noch einen Ausweg, um jenes Verbot rückgängig zu machen, wozu aber Schiller ſich nicht entſchließen konnte.

In ſpätern Jahren erzählte er ſelbſt, wie ein glaubwürdiger Mann bezeugt, daß es nicht ſeine Beſchäftigung mit Poeſie überhaupt, ſondern ſeine beſondere Art zu dichten war, was damals die Unzufriedenheit des Herzogs erregte. Als ein vielſeitig gebildeter Fürſt achtete der Herzog jede Gattung von Kunſt, und hätte gern geſehen, daß auch ein vorzüglicher Dichter aus der Carls-Schule hervorgegangen wäre. Aber in Schillers Producten fand er häufige Verſtöße gegen den beſſern Geſchmack. Gleichwol gab er ihn nicht auf, ließ ihn vielmehr zu ſich kommen, warnte ihn auf eine väterliche Art, wobey Schiller nicht ungerührt bleiben konnte, und verlangte bloß, daß er ihm alle ſeine poetiſchen Producte zeigen ſollte. Dies einzugehen, war Schillern unmöglich und ſeine Weigerung wurde natürlicher Weiſe nicht wohl aufgenommen. Es ſcheint jedoch, daß bey dem Herzoge auch nachher noch ein gewiſſes Intereſſe für Schillern übrig blieb. Wenigſtens wurden keine ſtrengen Maßregeln gegen ihn gebraucht, als er ſpäter ſich heimlich von Stuttgart entfernte, und dieſer Schritt hatte für ſeinen Vater keine nachtheilige Folgen. Auch durfte Schiller nachher im Jahre 1793, als der Herzog noch lebte, eine Reiſe in ſein Vaterland und zu ſeinen Aeltern wagen, ohne daß dieſe Zuſammenkunft auf irgend eine Art geſtört wurde.

Die Aufführung der Räuber in Mannheim, wo die Schauſpielkunſt damals auf einer hohen Stufe ſtand, und beſonders Ifflands Darſtellung des Franz Moor, hatte auf Schillern begeiſternd gewirkt. Seine dortige Aufnahme verſprach ihm ein ſchönes poetiſches Leben, deſſen Reiz er nicht widerſtehen konnte. Aber gleichwol wünſchte er Stuttgart nur mit Erlaubniß des Herzogs zu verlaſſen. Dieſe Erlaubniß hoffte er durch den Freiherrn von Dalberg auszuwirken, und ſeine Briefe an ihn enthalten mehrmalige dringende Geſuche um eine ſolche Verwendung. Aber es mochten Schwierigkeiten eintreten, ſeine Bitte zu erfüllen, ſeine Ungedult wuchs, er entſchloß ſich zur Flucht, und wählte dazu den Zeitpunkt im October 1782, da in Stuttgart Alles mit den Feyerlichkeiten beſchäftigt war, die durch die Ankunft des damaligen Großfürſten Paul veranlaßt wurden.

Unter fremdem Namen ging er nach Franken und lebte dort beynahe ein Jahr in der Nähe von Meinungen zu Bauerbach, einem Gute der Frau Geheimen-Räthin von Wellzogen, deren wohlwollende Aufnahme er ſeiner Verbindung mit ihren Söhnen, die mit ihm in Stuttgart ſtudirt hatten, verdankte. Sorglos und ungeſtört widmete er ſich hier ganz ſeinen poetiſchen Arbeiten. Die Früchte ſeiner Thätigkeit waren: die Verſchwörung des Fiesko, ein ſchon in Stutgart während des Arreſts angefangenes Werk — Kabale und Liebe und die erſten Ideen zum Don Karlos. Im September 1783 verließ er endlich dieſen Aufenthalt, um ſich nach Mannheim zu begeben, wo er mit dem dortigen Theater in genauere Verbindung trat.

Es war in Schillers Character, bey jedem Eintritte in neue Verhältniſſe ſich ſogleich mit Planen einer vielumfaſſenden Wirkſamkeit zu beſchäftigen. Mit welchem Ernſte er die dramatiſche Kunſt betrieb, ergiebt ſich aus ſeiner Vorrede zur erſten Ausgabe der Räuber, aus dem Aufſatze über das gegenwärtige deutſche Theater in dem Württembergiſchen Repertorium, und aus einer im 1ſten Hefte der Thalia eingerückten Vorleſung über die Frage: Was kann eine gute ſtehende Schaubühne wirken? In Mannheim hoffte er viel für das höhere Intereſſe der Kunſt. Er war Mitglied der damaligen churpfälziſchen deutſchen Geſellſchaft geworden, ſah ſich von Männern umgeben, von denen er eine kräftige Mitwirkung erwartete, und entwarf einen Plan, dem Theater in Mannheim durch eine dramaturgiſche Geſellſchaft eine größere Vollkommenheit zu geben. Dieſer Gedanke kam nicht zur Ausführung, aber Schiller verſuchte wenigſtens allein für dieſen Zweck etwas zu leiſten, und beſtimmte dazu einen Theil der periodiſchen Schrift, die er im Jahre 1784 unter dem Titel: Rheiniſche Thalia, unternahm. In der Ankündigung dieſer Zeitſchrift wirft er ſich mit jugendlichem Vertrauen dem Publikum in die Arme. Seine Worte ſind folgende:

> „Alle meine Verbindungen ſind nunmehr aufgelöſt. Das Publikum iſt mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor dieſem und keinem andern Tribunal werde ich mich ſtellen. Dieſes nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bey der Vorſtellung, keine andere Feſſel zu tragen, als den Ausſpruch der Welt — an keinen andern Thron mehr zu appelliren, als an die menſchliche Seele. — Den

Schriftſteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr war, als ſeine Werke — und gern geſtehe ich, daß bey Herausgabe dieſer Thalia meine vorzügliche Abſicht war, zwiſchen dem Publikum und mir ein Band der Freundſchaft zu knüpfen." Unter die dramatiſchen Stoffe, mit denen ſich Schiller während ſeines Aufenthalts in Franken und Mannheim abwechſelnd beſchäftigte, gehörte die Geſchichte Conradins von Schwaben, und ein zweyter Theil der **Räuber**, der eine Auflöſung der Diſſonanzen dieſes Trauerſpiels enthalten ſollte. Auch entſtand damals bey ihm die Idee: Shakeſpears Macbeth und Timon für die deutſche Bühne zu bearbeiten. Aber Don Karlos war es endlich, wofür er ſich beſtimmte, und einige Scenen davon erſchienen im 1ſten Hefte der Thalia.

Die Vorleſung dieſer Scenen an dem Landgräflich Heſſen-Darmſtädtiſchen Hofe gab Gelegenheit, daß Schiller dem dabey gegenwärtigen regierenden Herzoge von Sachſen-Weimar bekannt, und von ihm zum Rath ernannt wurde. Dieſe Auszeichnung von einem Fürſten, der mit den Muſen vertraut und nur an das Vortrefliche gewöhnt war, mußte Schillern zur großen Aufmunterung gereichen, und hatte ſpäterhin für ihn die wichtigſten Folgen.

Im März des Jahrs 1785 kam er nach Leipzig. Hier erwarteten ihn Freunde, die er durch ſeine frühern Producte gewonnen hatte, und die er in einer glücklichen Stimmung fand. Unter dieſen Freunden war auch der zu früh verſtorbene Huber. Schiller ſelbſt wurde aufgeheitert, und verlebte einige Monate des Sommers zu Golis, einem Dorfe bey Leipzig, in einem fröhlichen Zirkel. Das Lied an die Freude wurde damals gedichtet.

Mit dem Ende des Sommers 1785 begann Schillers Aufenthalt in Dresden, und dauerte bis zum Julius 1787. Don Carlos wurde hier nicht bloß geendigt, ſondern erhielt auch eine ganz neue Geſtalt. Schiller bereuete oft, einzelne Scenen in der Thalia bekannt gemacht zu haben, ehe das Ganze vollendet war. Er ſelbſt hatte während dieſer Arbeit beträchtliche Fortſchritte gemacht, ſeine Forderungen waren ſtrenger geworden, und der anfängliche Plan befriedigte ihn eben ſo wenig, als die Manier der Ausführung in den erſten gedruckten Scenen.

Der Entwurf zu einem Schauſpiel: der Menſchenfeind, und einige davon vorhandene Scenen, gehören auch in dieſe Periode. Von kleinern Gedichten erſchienen damals nur wenige. Schiller war theils zu ſehr mit der Fortſetzung ſeiner Zeitſchrift beſchäftigt, theis war in ihm der Wunſch rege geworden, durch irgend eine Thätigkeit außerhalb des Gebietes der Dichtkunſt ſich eine unabhängige Exiſtenz zu gründen. Er ſchwankte einige Zeit zwiſchen Medizin und Geſchichte und wählte endlich die letzte. Die hiſtoriſchen Vorarbeiten zum Don Carlos hatten ihn auf einen reichhaltigen Stoff aufmerkſam gemacht, den Abfall der Niederlande unter Philipp dem zweyten. Zur Behandlung dieſes Stoffs fing er daher an, Materialien zu ſammeln. Auch beſchloß er damals, Geſchichten der merkwürdigſten Revolutionen und Verſchwörungen herauszugeben, wovon aber nur ein Theil erſchien, der von Schillern ſelbſt etwas mit enthält.

Caglioſtro ſpielte damals eine Rolle in Frankreich, die viel Aufſehen erregte; unter dem, was von dieſem ſonderbaren Manne erzählt wurde, fand Schiller Manches brauchbar für einen Roman, und es entſtand die Idee zum Geiſterſeher. Es lag durchaus keine wahre Geſchichte dabey zum Grunde, ſondern Schiller, der nie einer geheimen Geſellſchaft angehörte, wollte bloß in dieſer Gattung ſeine Kräfte verſuchen. Das Werk wurde ihm verleidet, und blieb unbeendigt, als aus den Anfragen, die er von mehrern Seiten erhielt, hervorzugehen ſchien, daß er bloß die Neugierde des Publikum auf die Begebenheit gereizt hätte. Sein Zweck war eine höhere Wirkung geweſen.

Das Jahr 1787 führte ihn nach Weimar. Goethe war damals in Italien, aber von Wieland und Herder wurde Schiller mit Wohlwollen aufgenommen. Herder war für ihn äußerſt anziehend, aber die väterliche Zuneigung, mit der ihm Wieland zuvorkam, wirkte noch in einem höhern Grade auf Schillers Empfänglichkeit. Er ſchrieb damals an einen Freund:

> „Wir werden ſchöne Stunden haben. Wieland iſt jung, wenn er liebt."

Ein ſolches genaueres Verhältniß gab Anlaß, daß Schiller zu einer fortgeſetzten Theilnahme am deutſchen Merkur aufgefordert wurde. Die Idee, dieſer Zeitſchrift durch ihn eine friſchere und jugendlichere Geſtalt zu geben, war für Wieland ſehr erfreulich. Schiller ließ es nicht an Thätigkeit fehlen und lieferte die **Götter Griechenlands**, die **Künſtler**, ein Fragment der niederländiſchen Geſchichte, die Briefe über Don Carlos, und einige andere proſaiſche Aufſätze für die Jahrgänge des Merkur von 1788 und 1789, die überhaupt zu den reichhaltigſten gehörten, und zugleich durch Beyträge von Goethe, Kant, Herder und Reinhold ſich auszeichneten.

Noch im Jahre 1787 wurde Schiller von der Dame in Meinungen, die ihn, nach ſeiner Entfernung von Stuttgart, mit ſo vieler Güte aufgenommen hatte, zu einem Beſuche eingeladen. Auf dieſer Reiſe, die er aus inniger Dankbarkeit und Hochſchätzung unternahm, verweilte er auch mit vieler Annehmlichkeit in Rudolſtadt, machte dort intereſſante Bekanntſchaften, und ſah zuerſt ſeine nachherige Gattin, Fräulein von Lengefeld.

Einige Wochen waren nach ſeiner Zurückkunft von dieſer Reiſe vergangen, als er an einen Freund ſchrieb:

„Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die andern Freuden genieße. Freundſchaft, Geſchmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner wohlthätiger häuslicher Empfindungen mich für die Freude ſtimmt, und mein erſtarrtes Weſen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt ein iſolirter fremder Menſch in der Natur herumgeirrt, und habe nichts als Eigenthum beſeſſen. — Ich ſehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Exiſtenz. — Ich habe ſeit vielen Jahren kein ganzes Glück gefühlt, und nicht ſowol, weil mir die Gegenſtände dazu fehlten, ſondern darum, weil ich die Freuden mehr naſchte, als genoß, weil es mir an immer gleicher und ſanfter Empfänglichkeit mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens gibt. —“

Die Gegend bey Rudolſtadt hatte Schillern ſo ſehr angezogen, daß er ſich entſchloß, den Sommer des Jahrs 1788 dort zu verleben. Er wohnte vom Mai bis zum November theils in Volksſtädt, nicht weit von Rudolſtadt, um das Landleben zu genießen, theils ſpäter in Rudolſtadt ſelbſt, und die Familie der Frau von Lengefeld war faſt täglich ſein Umgang. Im November ſchrieb er:

„Mein Abzug aus Rudolſtadt iſt mir in der That ſchwer geworden. Ich habe dort viele ſchöne

Tage gelebt, und ein ſehr werthes Band der Freundſchaft geſtiftet.“

Während dieſes Aufenthalts in Rudolſtadt traf ſichs, daß Schiller zum erſtenmale Goethen ſah. Seine Erwartung war aufs höchſte geſpannt, theils durch die frühern Eindrücke von Goethens Werken, theils durch Alles, was er über ſein Perſönliches in Weimar gehört hatte. Goethe erſchien in einer zahlreichen Geſellſchaft, heiter und mittheilend, beſonders über ſeine italieniſche Reiſe, von der er eben zurückgekommen war; aber dieſe Ruhe und Unbefangenheit hatte für Schillern, der in dem Bewußtſeyn eines raſtloſen und unbefriedigten Strebens ihm gegenüber ſaß, damals etwas Unbehagliches.

„Im Ganzen genommen,“ ſchrieb er über dieſe Zuſammenkunft,“ iſt meine in der That große Idee von Goethe, nach dieſer perſönlichen Bekanntſchaft, nicht vermindert worden, aber ich zweifle, ob wir einander je ſehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch intereſſant iſt, was ich noch zu wünſchen und zu hoffen habe, hat ſeine Epoche bey ihm durchlebt. Sein ganzes Weſen iſt ſchon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, ſeine Welt iſt nicht die meinige, unſere Vorſtellungsarten ſcheinen weſentlich verſchieden. Indeſſen ſchließt ſich aus einer ſolchen Zuſammenkunft nicht ſicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.“

Und die Zeit lehrte ſchon nach einigen Monaten, daß Goethe wenigſtens keine Gelegenheit verſäumte, ſich für Schillern, den er zu ſchätzen wußte, thätig zu verwenden. Als der Profeſſor Eichhorn damals Jena verließ, war eben Schillers Werk über den Abfall der Niederlande erſchienen, und verſprach viel von ihm für den Vortrag der Geſchichte. Goethe und der jetzige Geheim-Rath von Voigt bewirkten daher ſeine Anſtellung als Profeſſor in Jena. Schillern war dies allerdings erwünſcht, aber zugleich überraſchend, da er zu einem ſolchen Lehramte noch eine Vorbereitung von einigen Jahren für nöthig gehalten hatte.

Seit ſeiner Abreiſe von Dresden bis zum Frühjahr 1789, als der Zeit, da er ſeine Profeſſur in Jena antrat, beſchäftigte ihn hauptſächlich ſein hiſtoriſches Werk. Er ſchrieb darüber einem Freunde:

> „Du glaubſt kaum, wie zufrieden ich mit meinem neuen Fache bin. Ahnung großer unbebauter Felder hat für mich ſo viel Reizendes. Mit jedem Schritte gewinne ich an Ideen und meine Seele wird weiter mit ihrer Welt."

Eine ſpätere Aeußerung über den hiſtoriſchen Stil war folgende:

> „Das Intereſſe, welches die Geſchichte des peloponneſiſchen Krieges für die Griechen hatte, muß man jeder neuern Geſchichte, die man für die Neuern ſchreibt, zu geben ſuchen. Das eben iſt

die Aufgabe, daß man ſeine Materialien ſo wählt und ſtellt, daß ſie des Schmucks nicht brauchen, um zu intereſſiren. Wir Neuern haben ein Intereſſe in unſerer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländiſche Intereſſe bey weitem nicht beykommt. Das letzte iſt überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Intereſſe iſt es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menſchen vorging, dem Menſchen wichtig darzuſtellen. Es iſt ein armſeliges kleinliches Ideal, für eine Nation zu ſchreiben; einem philoſophiſchen Geiſt iſt dieſe Grenze durchaus unerträglich. Dieſer kann bey einer ſo wandelbaren, zufälligen und willkührlichen Form der Menſchheit, bey einem Fragmente (und was iſt die wichtigſte Nation anders?) nicht ſtille ſtehen. Er kann ſich nicht weiter dafür erwärmen, als ſoweit ihm dieſe Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortſchritt der Gattung wichtig iſt.“

Eine ſo begeiſternde Anſicht der Geſchichte machte gleichwol Schillern der Dichtkunſt nicht untreu. Seine poetiſchen Producte in dieſem Zeitraume waren nicht zahlreich, aber bedeutend, und Fortſchritte, ſowohl in Anſehung der Form als des Inhalts, zeigten ſich ſehr deutlich in den Göttern Griechenlands und in den Künſtlern. Auch beſchäftigten ihn Plane zu künftigen poetiſchen Arbeiten. Die Idee, einige Situationen aus Wielands Oberon als Oper zu behandeln, kam nicht zur Ausführung. Länger verweilte Schiller bey dem Gedanken, zu einem epiſchen Gedichte den Stoff aus dem Leben des Königs Friedrich des zweyten zu wählen. Es finden ſich hierüber in Schillers Briefen folgende Stellen:

> „Die Idee, ein epiſches Gedicht aus einer merkwürdigen Action Friedrichs des zweyten zu machen, iſt gar nicht zu verwerfen, nur kommt ſie für 6 bis 8 Jahre für mich zu früh. Alle Schwierigkeiten, die von der ſo nahen Modernität dieſes Süjets entſtehen, und die anſcheinende Unverträglichkeit des epiſchen Tons mit einem gleichzeitigen Gegenſtande, würden mich ſo ſehr nicht ſchrecken. — Ein epiſches Gedicht im 18ten Jahrhundert muß ein ganz anderes Ding ſeyn, als eines in der Kindheit der Welt. Und eben das iſts, was mich an dieſe Idee ſo anzieht. Unſere Sitten, der feinſte Duft unſerer Philoſophien, unſere Verfaſſungen, Häuslichkeit, Künſte, kurz Alles muß auf eine ungezwungene Art darin niedergelegt werden, und in einer ſchönen harmoniſchen Freiheit leben, ſo wie in der Iliade alle Zweige der griechiſchen Cultur u. ſ. w. anſchaulich leben. Ich bin auch gar nicht abgeneigt, mir eine Maſchinerie dazu zu erfinden, denn ich möchte auch alle Forde-

rungen, die man an den epiſchen Dichter von Seiten der Form macht, haarſcharf erfüllen. Dieſe Maſchinerie aber, die bey einem ſo modernen Stoffe, in einem ſo proſaiſchen Zeitalter, die größte Schwierigkeit zu haben ſcheint, kann das Intereſſe in einem hohen Grade erhöhen, wenn ſie eben dieſem modernen Geiſte angepaßt wird. Es rollen allerley Ideen darüber in meinem Kopfe trüb durcheinander, aber es wird ſich noch etwas Helles daraus bilden. Aber welches Metrum ich dazu wählen würde, erräthſt Du wohl ſchwerlich — Kein anderes, als Ottave rime. Alle andere, das jambiſche ausgenommen, ſind mir in den Tod zuwider, und wie angenehm müßte der Ernſt, das Erhabene in ſo leichten Feſſeln ſpielen! Wie ſehr der epiſche Gehalt durch die weiche ſanfte Form ſchöner Reime gewinnen! Singen muß man es können, wie die griechiſchen Bauern die Iliade; wie die Gondolieri in Venedig die Stanzen aus dem befreyten Jeruſalem. Auch über die Epoche aus Friedrichs Leben, die ich wählen würde, habe ich nachgedacht. Ich hätte gern eine unglückliche Situation, welche ſeinen Geiſt unendlich poetiſcher entwickeln läßt. Die Haupt-Handlung müßte, wo möglich, ſehr einfach und wenig verwickelt ſeyn, daß das Ganze immer leicht zu überſehen bliebe, wenn auch die Epiſoden noch ſo reichhaltig wären.

Ich würde darum immer ſein ganzes Leben und ſein Jahrhundert darin anſchauen laſſen. Es gibt hier kein beſſeres Muſter, als die Iliade."

Das Studium der Griechen war überhaupt damals für Schillern ſehr anziehend. Von Rudolſtadt aus ſchrieb er:

> „Ich leſe jetzt faſt nichts, als Homer; die Alten geben mir wahre Genüſſe. Zugleich bedarf ich ihrer im höchſten Grade, um meinen eigenen Geſchmack zu reinigen, der ſich durch Spitzfindigkeit, Künſtlichkeit und Witzeln ſehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing."

In dieſer Zeit überſetzte er auch die Iphigenia in Aulis, und einen Theil der Phönicierinnen des Euripides. Der Agamemnon des Aeſchylus, auf den er ſich ſehr freute, ſollte nachher an die Reihe kommen. Die Ueberſetzungen aus Virgils Aeneis entſtanden ſpäter, und wurden großentheils durch Schillers dermalige Vorliebe für die Stanzen veranlaßt. Bürger war im Jahr 1789 nach Weimar gekommen, und Schiller ging einen Wettſtreit mit ihm ein. Beyde wollten daſſelbe Stück aus dem Virgil, jeder in einem ſelbſtgewählten Versmaße, überſetzen.

Wie ſehr Schiller in dieſer Periode ſeines Lebens die ächte Kritik ehrte, und mit welcher Strenge er ſich ſelbſt behandelte, ergibt ſich aus folgenden Stellen ſeiner Briefe:

„Mein nächſtes Stück, ſchreibt er, das ſchwerlich in den nächſten 2 Jahren erſcheinen dürfte, muß meinen dramatiſchen Beruf entſcheiden. Ich traue mir im Drama dennoch am allermeiſten zu, und ich weiß, worauf ſich dieſe Zuverſicht gründet. Bis jetzt haben mich die Plane, die mich ein blinder Zufall wählen ließ, aufs Aeußerſte embaraſſirt, weil die Compoſition zu weitläufig und zu kühn war. Laß mich einmal einen ſimpeln Plan behandeln und darüber brüten."

Wieland hatte ihm den Mangel an Leichtigkeit vorgeworfen.

„Ich fühle," ſchreibt er darüber, „während meiner Arbeiten nur zu ſehr, daß er Recht hat, aber ich fühle auch, woran der Fehler liegt, und dies läßt mich hoffen, daß ich mich ſehr darin verbeſſern kann. Die Ideen ſtrömen mir nicht reich genug zu, ſo üppig meine Arbeiten auch ausfallen, und meine Ideen ſind nicht klar, ehe ich ſchreibe. Fülle des Geiſtes und Herzens von ſeinem Gegenſtande, eine lichte Dämmerung der Ideen, ehe man ſich hinſetzt, ſie aufs Papier zu werfen, und leichter Humor ſind nothwendige Requiſiten zu dieſer Eigenſchaft; und wenn ich es einmal mit mir ſelbſt dahin bringe, daß ich jene drey Erforderniſſe beſitze, ſo ſoll es mit der Leichtigkeit auch werden."

Ein ſolches Streben, jede höhere Forderung zu befriedigen, artete jedoch nie in kleinliche Aengſtlichkeit aus. Ueber die Freiheit des Dichters in der Wahl ſeines Stoffs ſchrieb er damals Folgendes:

> „Ich bin überzeugt, daß jedes Kunſtwerk nur ſich ſelbſt, das heißt, ſeiner eignen Schönheitsregel Rechenſchaft geben darf, und keiner andern Forderung unterworfen iſt. Hingegen glaube ich auch feſtiglich, daß es gerade auf dieſem Wege auch alle übrigen Forderungen mittelbar befriedigen muß, weil ſich jede Schönheit doch endlich in allgemeine Wahrheit auflöſen läßt. Der Dichter, der ſich nur Schönheit zum Zweck ſetzt, aber dieſer heilig folgt, wird am Ende alle andere Rückſichten, die er zu vernachläſſigen ſchien, ohne daß er es will oder weiß, gleichſam zur Zugabe mit erreicht haben, da im Gegentheile der, der zwiſchen Schönheit und Moralität, oder was es ſonſt ſey, unſtät flattert, oder um beyde buhlt, leicht es mit jeder verdirbt.“

In einem andern damaligen Briefe findet ſich folgende Aeußerung:

> „Ihr Herren Kritiker, und wie ihr euch ſonſt nennt, ſchämt oder fürchtet euch vor dem augenblicklichen vorübergehenden Wahnwitze, der ſich bey allen eignen Schöpfern findet, und deſſen längere oder kürzere Dauer den denkenden Künſtler von dem

Träumer unterſcheidet. Daher eure Klagen über Unfruchtbarkeit, weil ihr zu frühe verwerft, und zu ſtrenge ſondert.“

Die glückliche Stimmung, die in der damaligen Zeit aus Schillers Briefen hervorging, wurde in den beyden erſten Jahren ſeines Aufenthalts in Jena noch erhöht, als mehrere günſtige Umſtände ihn von der ängſtlichen Sorge für die Gegenwart und Zukunft befreyten, und als der Beſitz einer geliebten Gattinn einen längſt gewünſchten Lebensgenuß ihm darbot. Sein Lehramt begann er auf eine ſehr glänzende Art; über Vierhundert Zuhörer ſtrömten zu ſeinen Vorleſungen. Die Unternehmung einer Herausgabe von Memoires, wozu er einleitende Abhandlungen ſchrieb, und die Fortſetzung der Thalia ſicherten ihm für ſeine Bedürfniſſe eine hinlängliche Einnahme. Es blieb ihm dabey noch Zeit zu Recenſionen für die allgemeine Literatur-Zeitung übrig, zu der er ſchon ſeit 1787 Beyträge lieferte. Für die Zukunft hatte ihn der Buchhändler Göſchen zu einer Geſchichte des dreyßigjährigen Kriegs für einen hiſtoriſchen Almanach aufgefordert, und ein deutſcher Plutarch war die Arbeit, die den folgenden Jahren vorbehalten wurde. Von dem Herzoge von Sachſen-Weimar war mit großer Bereitwilligkeit, ſo viel es die Verhältniſſe erlaubten, beigetragen worden, um Schillern ein gewiſſes Einkommen zu verſchaffen. Das ausgezeichnete Wohlwollen, womit ihn der damalige Coadjutor von Mainz und Statthalter von Erfurt, der jetzige Fürſt Primas und Großherzog von Frankfurt, behandelte, *) eröffnete Schillern die günſtigſten Ausſichten. Für die Gründung ſeines häuslichen Glücks ſchien er nichts weiter zu bedürfen; ſein Herz hatte gewählt, und im Februar 1790 erhielt er die Hand des Fräuleins von Lengefeld. Seine Briefe aus den nachherigen Monaten enthalten folgende Stellen:

> „Es lebt ſich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau, als ſo verlaſſen und allein — auch im Sommer. Jetzt erſt genieße ich die ſchöne Natur ganz und lebe in ihr. Es kleidet ſich wieder um mich herum in dichteriſche Geſtalten, und oft regt ſichs wieder in meiner Bruſt. — Was für ein ſchönes Leben führe ich jetzt! Ich ſehe mit fröhlichem Geiſte um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende ſanfte Befriedigung außer ſich, mein Geiſt eine ſo ſchöne Nahrung und Erholung. Mein Daſeyn iſt in eine harmoniſche Gleichheit gerückt; nicht leidenſchaftlich geſpannt, aber ruhig und hell gehen mir dieſe Tage dahin. — Meinem künftigen Schickſale ſehe ich mit heiterm Muthe entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziele ſtehe, erſtaune ich ſelbſt, wie Alles doch über meine Er-

---

*) Eben dieſer Fürſt erfreute Schillern in der Folge durch fortgeſetzte ſchriftliche Beweiſe des wärmſten Antheils an ſeinen Schickſalen.

wartungen gegangen iſt. Das Schickſal hat die Schwierigkeiten für mich beſiegt, es hat mich zum Ziele gleichſam getragen. Von der Zukunft hoffe ich alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genuſſe meines Geiſtes leben, ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren; ein inneres Dichterleben gibt mir ſie zurück."

Aber eine ſo glückliche Lage wurde bald durch einen harten Schlag geſtört. Eine heftige Bruſt-Krankheit ergriff Schillern im Anfange des Jahrs 1791, und zerrüttete ſeinen körperlichen Zuſtand für ſeine ganze übrige Lebenszeit. Mehrere Rückfälle ließen das Schlimmſte fürchten, er bedurfte der größten Schonung, öffentliche Vorleſungen wären ihm äußerſt ſchädlich geweſen, und alle andere anſtrengende Arbeiten mußten ausgeſetzt bleiben. Es kam Alles darauf an, ihn wenigſtens auf einige Jahre in eine ſorgenfreye Lage zu verſetzen, und hierzu fehlte es in Deutſchland weder an Willen noch an Kräften; aber ehe für dieſen Zweck eine Vereinigung zu Stande kam, erſchien unerwartet eine Hülfe aus Dänemark. Von dem damaligen Erbprinzen, jetzt regierenden Herzoge von Holſtein-Auguſtenburg, und von dem Grafen von Schimmelmann wurde Schillern ein Jahrgehalt von tauſend Thalern auf drey Jahre, ohne alle Bedingungen, und bloß zu ſeiner Wiederherſtellung angeboten, und dies geſchah mit einer Feinheit und Delikateſſe, die den Empfänger, wie er ſchreibt, noch mehr rührte, als das Anerbieten ſelbſt. Dänemark war es, woher einſt auch Klopſtock die Mittel einer unabhängigen Exiſtenz erhielt, um ſeinen Meſſias zu endigen. Geſegnet ſey eine ſo edelmüthige Denkart, die auch bey Schillern durch die glücklichſten Folgen belohnt wurde!

Völlige Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit war nicht zu erwarten, aber die Kraft ſeines Geiſtes, der ſich vom Drucke der äußern Verhältniſſe frey fühlte, ſiegte über die Schwäche des Körpers. Kleinere Uebel vergaß er, wenn ihn eine begeiſternde Arbeit oder ein ernſtes Studium beſchäftigte, und von heftigen Anfällen blieb er oft Jahre lang befreyt. Er hatte noch ſchöne Tage zu erleben, genoß ſie mit heiterer Seele, und von dieſer Stimmung erntete ſeine Nation die Früchte in ſeinen treflichſten Werken.

Während der erſten Jahre ſeines Aufenthalts in Jena war Schiller mit den meiſten dortigen Gelehrten im beſten Vernehmen, mit Paulus, Schütz und Hufeland in freundſchaftlichen Verhältniſſen, aber in der genaueſten Verbindung mit Reinhold. Es konnte nicht fehlen, daß er dadurch auf die Kantiſche Philoſophie aufmerkſam gemacht wurde, und daß ſie ihn anzog. Was er vorzüglich ſtudirte, war die Kritik der Urtheilskraft, und dies führte ihn zu philoſophiſchen Unterſuchungen, deren Reſultate er in der Abhandlung **über Anmuth und Würde**, in verſchiedenen Aufſätzen der Thalia, und hauptſächlich ſpäter in den Briefen über die aeſthetiſche Erziehung des Menſchen bekannt machte.

Aus der Periode dieſer theoretiſchen Studien findet ſich von ihm folgende ſchriftliche Aeußerung:

„Ich habe vor einiger Zeit Ariſtoteles Poetik geleſen, und ſie hat mich nicht nur nicht niedergeſchlagen und eingeengt, ſondern wahrhaft geſtärkt und erleichtert. Nach der peinlichen Art, wie die Franzoſen den Ariſtoteles nehmen und an ſeinen Forderungen vorbeyzukommen ſuchen, erwartet man einen kalten, illiberalen und ſteifen Geſetzgeber in ihm, und gerade das Gegentheil findet man. Er dringt mit Feſtigkeit und Beſtimmtheit auf das Weſen, und über die äußern Dinge iſt er ſo lax, als man ſeyn kann. Was er vom Dichter fordert, muß dieſer von ſich ſelbſt fordern, wenn er irgend weiß, was er will; es fließt aus der Natur der Sache. Die Poetik handelt beynahe ausſchließend von der Tragödie, die er mehr als irgend eine andere poetiſche Gattung begünſtigt. Man merkt ihm an, daß er aus einer ſehr reichen Erfahrung und Anſchauung herausſpricht, und eine ungeheure Menge tragiſcher Vorſtellungen vor ſich hatte. Auch iſt in ſeinem Buche abſolut nichts Speculatives, keine Spur von irgend einer Theorie; es iſt alles empiriſch, aber die große Anzahl der Fälle, und die glückliche Wahl der Muſter, die er vor

Augen hat, gibt ſeinen empiriſchen Ausſprüchen einen allgemeinen Gehalt, und die völlige Qualität von Geſetzen."

In den Jahren von 1790 bis mit 1794 wurde kein einziges Original-Gedicht fertig, und bloß die Ueberſetzungen aus dem Virgil fallen in dieſe Zeit. Es fehlte indeſſen nicht an Planen zu künftigen poetiſchen Arbeiten. Beſonders waren es Ideen zu einer Hymne an das Licht, und zu einer Theodicee, was Schillern damals beſchäftigte.

> „Auf dieſe Theodicee," ſchreibt er, „freue ich mich ſehr, denn die neue Philoſophie iſt gegen die Leibnitziſche viel poetiſcher, und hat einen größern Character."

Vorzüglich gab ihm die Geſchichte des dreyßigjährigen Kriegs, die er für Göſchens hiſtoriſche Almanache vom Jahre 1791 an bearbeitete, Stoff zu poetiſcher Thätigkeit. Einige Zeit beſchäftigte ihn der Gedanke, Guſtav Adolph zum Helden eines epiſchen Gedichts zu wählen, wie aus folgender Stelle ſeiner Briefe zu erſehen iſt:

> „Unter allen hiſtoriſchen Stoffen, wo ſich poetiſches Intereſſe mit nationellem und politiſchem noch am meiſten gattet, ſteht Guſtav Adolph oben an. — Die Geſchichte der Menſchheit gehört als unentbehrliche Epiſode in die Geſchichte der Reformation, und dieſe iſt mit dem dreyßigjährigen Kriege

unzertrennlich verbunden. Es kommt alſo bloß auf den ordnenden Geiſt des Dichters an, in einem Heldengedicht, das von der Schlacht bey Leipzig bis zur Schlacht bey Lützen geht, die ganze Geſchichte der Menſchheit ungezwungen, und zwar mit weit mehr Intereſſe zu behandeln, als wenn dies der Hauptſtoff geweſen wäre."

Aus eben dieſer Zeit iſt auch die erſte Idee zum Wallenſtein. Als ſchon im Jahre 1792 dieſe Idee zur Ausführung kommen ſollte, ſchrieb Schiller darüber Folgendes:

„Eigentlich iſt es doch nur die Kunſt ſelbſt, wo ich meine Kräfte fühle; in der Theorie muß ich mich immer mit Principien plagen; da bin ich bloß Dilettant. Aber um der Ausübung ſelbſt willen philoſophire ich gern über die Theorie. Die Kritik muß mir jetzt ſelbſt den Schaden erſetzen, den ſie mir zugefügt hat. Und geſchadet hat ſie mir in der That, denn die Kühnheit, die lebendige Glut, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermiſſe ich ſchon ſeit mehrern Jahren. Ich ſehe mich jetzt erſchaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeiſterung und meine Einbildungskraft beträgt ſich mit minder Freyheit, ſeitdem ſie ſich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erſt ſo weit, daß mir Kunſtmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgeſitteten Menſchen die

Erziehung, ſo erhält auch die Phantaſie ihre vorige Freyheit wieder zurück, und ſetzt ſich keine andere, als freywillige Schranken.“

Aber es ſollten noch 7 Jahre vergehen, ehe der Wallenſtein fertig wurde, und es gab einen Zeitpunkt der Muthloſigkeit, da Schiller dieſes Werk beynahe ganz aufgegeben hätte. In ſeinen Briefen vom Jahre 1794 findet ſich folgende Stelle:

„Vor dieſer Arbeit (dem Wallenſtein) iſt mir ordentlich angſt und bange, denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorſtellen kann, als einen Dichter, und daß höchſtens da, wo ich philoſophiren will, der poetiſche Geiſt mich überraſcht. Was ſoll ich thun? Ich wage an dieſe Unternehmung ſieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Urſache habe, ſehr zu Rathe zu halten, und ſetze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Product zu erzeugen. Was ich im dramatiſchen zur Welt gebracht, iſt nicht ſehr geſchickt, mir Muth zu machen. Im eigentlichſten Sinne des Worts betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigſtens unverſuchte Bahn; denn im Poetiſchen habe ich ſeit drey bis vier Jahren einen völlig neuen Menſchen angezogen.“

Nicht lange vor dieſen Aeußerungen hatte Schiller eine Reviſion ſeiner Gedichte vorgenommen, und aus ſeinen damaligen Anſichten wird die Strenge begreiflich, mit der er ſeine frühern Producte behandelte. Gleichwol darf man nicht glauben, daß überhaupt damals eine hypochondriſche Stimmung durch körperliche Leiden bey ihm hervorgebracht worden wäre. Mehrere Stellen aus ſeinen Briefen beweiſen, daß er eben in dieſer Zeit für begeiſternde Wirkſamkeit und für edlern Lebensgenuß nichts weniger als erſtorben war.

Als nach Ausbruch der franzöſiſchen Revolution das Schickſal Ludwigs des XVI. entſchieden werden ſollte, ſchrieb **Schiller** im December 1792 Folgendes an einen Freund:

> „Weißt du mir niemand, der gut ins Franzöſiſche überſetzte, wenn ich etwa in den Fall käme, ihn zu brauchen? Kaum kann ich der Verſuchung widerſtehen, mich in die Streitſache wegen des Königs einzumiſchen, und ein Memoire darüber zu ſchreiben. Mir ſcheint dieſe Unternehmung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beſchäftigen, und ein deutſcher Schriftſteller, der ſich mit Freyheit und Beredſamkeit über dieſe Streitfrage erklärt, dürfte wahrſcheinlich auf dieſe richtungsloſen Köpfe einen Eindruck machen. Wenn ein Einziger aus einer ganzen Nation ein öffentliches Urtheil ſagt, ſo iſt man wenigſtens auf den erſten Eindruck geneigt, ihn als Wortführer ſeiner Claſſe, wo nicht ſeiner Nation, anzuſehen, und ich glaube, daß die Franzoſen gerade in dieſer

Sache gegen fremdes Urtheil nicht ganz unempfindlich ſind. Außerdem iſt gerade dieſer Stoff ſehr geſchickt dazu, eine ſolche Vertheidigung der guten Sache zuzulaſſen, die keinem Misbrauch ausgeſetzt iſt. Der Schriftſteller, der für die Sache des Königs öffentlich ſtreitet, darf bey dieſer Gelegenheit ſchon einige wichtige Wahrheiten mehr ſagen, als ein Anderer, und hat auch ſchon etwas mehr Credit. Vielleicht räthſt du mir an, zu ſchweigen, aber ich glaube, daß man bey ſolchen Anläſſen nicht indolent und unthätig bleiben darf. Hätte jeder freygeſinnte Kopf geſchwiegen, ſo wäre nie ein Schritt zu unſerer Verbeſſerung geſchehen. Es gibt Zeiten, wo man öffentlich ſprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da iſt, und eine ſolche Zeit ſcheint mir die jetzige zu ſeyn.“

In der Mitte des Jahrs 1793 ſchrieb Schiller: „die Liebe zum Vaterlande iſt ſehr lebhaft in mir geworden.“

Er unternahm die Reiſe nach Schwaben, lebte vom Auguſt an bis zum Mai des folgenden Jahres theils in Heilbronn, theils in Ludwigsburg, und freute ſich des Wiederſehens ſeiner Aeltern, Schweſtern und Jugendfreunde. Von Heilbronn aus ſchrieb er an den Herzog von Württemberg, gegen den er ſich durch ſeine Entfernung von Stuttgart vergangen hatte. Er erhielt zwar keine Antwort, aber die Nachricht, der Herzog habe öffentlich geäußert, Schiller werde nach Stuttgart kommen und von ihm ignorirt werden. Dies beſtimmte Schillern, ſeine Reiſe fortzuſetzen, und er fand in der Folge, daß er nichts dabey gewagt hatte. Auch betrauerte er eben dieſen Herzog, der kurz nachher ſtarb, mit einem innigen Gefühle der Dankbarkeit und Verehrung.

Schiller kehrte nach Jena zurück, voll von einem ſchon lange entworfenen, aber nun reif gewordenen Plane, die vorzüglichſten Schriftſteller Deutſchlands zu einer Zeitſchrift zu vereinigen, die alles übertreffen ſollte, was jemals von dieſer Gattung exiſtirt hatte. Ein unternehmender Verleger war dazu gefunden, und die Herausgabe der Horen wurde beſchloſſen. Die Thalia war mit dem Jahrgang 1793 geendigt worden. Für die neue Zeitſchrift öffneten ſich ſehr günſtige Ausſichten, und auf die Einladungen zur Theilnehmung erfolgten von allen Seiten vielverſprechende Antworten.

Jena erhielt damals für Schillern einen neuen Reiz, da Wilhelm von Humboldt, der ältere Bruder des berühmten Reiſenden, ſich dahin begeben hatte, und mit Schillern dort in der genaueſten Verbindung lebte. In dieſe Zeit trifft auch der Anfang des ſchönen, und nachher immer feſter geknüpften Bundes zwiſchen Goethe und Schiller, der für beyde den Werth ihres Lebens erhöhte.

Ueber die Veranlaſſung dieſes Ereigniſſes finden ſich folgende Stellen in Schillers Briefen:

> „Bey meiner Zurückkunft (von einer damaligen kleinen Reiſe) fand ich einen ſehr herzlichen Brief von Goethe, der mir mit Vertrauen entgegen kommt. Wir hatten vor ſechs Wochen über Kunſt und Kunſttheorie ein Langes und Breites geſprochen, und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verſchiedenen Wegen gekommen waren. Zwiſchen dieſen Ideen fand ſich eine unerwartete Uebereinſtimmung, die um ſo intereſſanter war, weil ſie wirklich aus der größten Verſchiedenheit der Geſichtspuncte hervorging. Ein jeder konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieſer Zeit haben dieſe ausgeſtreuten Ideen bey Goethen Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfniß, ſich an mich anzuſchließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, mit mir fortzuſetzen. Ich freue mich ſehr auf einen für mich ſo fruchtbaren Ideenwechſel. —
>
> Ich werde künftige Woche auf 14 Tage nach Weimar reiſen, und bey Goethe wohnen. Er hat mir ſo ſehr zugeredet, daß ich mich nicht weigern konnte, da ich alle mögliche Freyheit und Bequemlichkeit bey ihm finden ſoll. Unſere nähere Berüh-

rung wird für uns beyde entſcheidende Folgen haben, und ich freue mich innig darauf. —

Wir haben eine Correſpondenz mit einander über gemiſchte Materien beſchloſſen, die eine Quelle von Aufſätzen für die Horen werden ſoll. Auf dieſe Art, meint Goethe, bekäme der Fleiß eine beſtimmte Richtung, und ohne zu merken, daß man arbeite, bekäme man Materialien zuſammen. Da wir in wichtigen Sachen einſtimmig und doch ſo ganz verſchiedene Individualitäten ſind, ſo kann dieſe Correſpondenz wirklich intereſſant werden.“

Mit dem folgenden Jahre 1795 beginnt bey Schillern eine neue Periode der poetiſchen Fruchtbarkeit. So ſehr ihn auch die neue Zeitſchrift beſchäftigte, ſo entſtanden doch gleichwol mehrere Gedichte, die theils in die Horen, theils in den Muſenalmanach aufgenommen wurden, deſſen Herausgabe Schiller unternahm. Das Reich der Schatten oder das Ideal und das Leben, die Elegie, oder der Spatziergang, und die Ideale waren Producte dieſes Jahres. Die Elegie hielt Schiller für eines ſeiner gelungenſten Werke.

„Mir däucht,“ ſchrieb er darüber, „das ſicherſte empiriſche Kriterium von der wahren poetiſchen Güte meines Products dieſes zu ſeyn, daß es die Stimmung, worin es gefällt, nicht erſt abwartet, ſondern hervorbringt, alſo in jeder Gemüthslage gefällt. Und dies iſt mir noch mit keinem meiner Stücke begegnet, als mit dieſem."

Ueber die Ideale findet ſich folgende Aeußerung von ihm:

„Dies Gedicht iſt mehr ein Naturlaut, wie Herder es nennen würde, und als eine Stimme des Schmerzens, die kunſtlos und vergleichungsweiſe auch formlos iſt, zu betrachten. Es iſt zu individuell wahr, um als eigentliche Poeſie beurtheilt werden zu können; denn das Individuum befriedigt dabey ein Bedürfniß, es erleichtert ſich von einer Laſt, anſtatt daß es in Geſängen von anderer Art, von einem Ueberfluſſe getrieben, dem Schöpfungsdrange nachgibt. Die Empfindung, aus der es entſprang, theilt es auch mit, und auf mehr macht es, ſeinem Geſchlechte nach, nicht Anſpruch."

„Das Reich der Schatten," ſchreibt er ferner, „iſt, mit der Elegie verglichen, bloß ein Lehrgedicht. Wäre der Inhalt ſo poetiſch ausgeführt worden, wie der Inhalt der Elegie, ſo wäre es in gewiſſem Sinne ein Maximum geweſen. — Und das will ich verſuchen, ſo bald ich Muße bekomme. Ich will eine Idylle ſchreiben, wie ich hier eine Elegie ſchrieb. Alle meine poetiſchen Kräfte ſpannen ſich zu dieſer Energie an — das Ideal der

Schönheit objectiv zu individualiſiren, um daraus eine Idylle in *meinem* Sinne zu bilden. Ich theile nehmlich das ganze Feld der Poeſie in die naive und die ſentimentaliſche. Die naive hat gar keine Unterarten, (in Rückſicht auf die Empfindungsweiſe nehmlich) die ſentimentaliſche hat ihrer drey: Satyre, Elegie, Idylle. In der ſentimentaliſchen Dichtkunſt (und aus dieſer heraus kann ich nicht) iſt die Idylle das höchſte, aber auch das ſchwierigſte, Problem. Es wird nehmlich aufgegeben, ohne Beyhülfe des Pathos einen hohen, ja den höchſten poetiſchen Effect hervorzubringen. Mein Reich der Schatten enthält dazu nur die Regeln; ihre Befolgung in einem einzelnen Falle würde die Idylle, von der ich rede, erzeugen. Ich habe ernſtlich im Sinne, da fortzufahren, wo das Reich der Schatten aufhört. Die Vermählung des Herkules mit der Hebe würde der Inhalt meiner Idylle ſeyn. Ueber dieſen Stoff hinaus gibt es keinen mehr für den Poeten, denn dieſer darf die menſchliche Natur nicht verlaſſen, und eben von dieſem Uebertritt des Menſchen in den Gott würde dieſe Idylle handeln. Die Hauptfiguren wären zwar ſchon Götter, aber durch Herkules kann ich ſie noch an die Menſchheit anknüpfen, und eine *Bewegung* in das Gemälde bringen. Gelänge mir dieſes Unternehmen, ſo hoffte ich dadurch mit der ſentimentaliſchen Poeſie über die naive ſelbſt triumphirt zu haben.

Eine ſolche Idylle würde eigentlich das Gegenſtück der hohen Comödie ſeyn, und ſie auf einer Seite (in der Form) ganz nahe berühren, indem ſie auf der andern und im Stoff das directe Gegentheil davon wäre. Die Comödie ſchließt nehmlich gleichfalls alles Pathos aus, aber ihr Stoff iſt die Wirklichkeit; der Stoff dieſer Idylle iſt das Ideal. Die Comödie iſt dasjenige in der Satyre, was das Product quaestionis in der Idylle (dieſe als ein eignes ſentimentaliſches Geſchlecht betrachtet) ſeyn würde. Zeigte es ſich, daß eine ſolche Behandlung der Idylle unausführbar wäre — daß ſich das Ideal nicht individualiſiren lieſſe — ſo würde die Comödie das höchſte poetiſche Werk ſeyn, für welches ich ſie immer gehalten habe, bis ich anfing, an die Möglichkeit einer ſolchen Idylle zu glauben.

Denken Sie ſich aber den Genuß, in einer poetiſchen Darſtellung alles Sterbliche ausgelöſcht, lauter Licht, lauter Freyheit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranken, nichts von dem Allen mehr zu ſehen. — Mir ſchwindelt, wenn ich an dieſe Aufgabe, wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflöſung denke. Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüth nur erſt ganz frey und

> von allem Unrath der Wirklichkeit recht rein gewaſchen iſt; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen aetheriſchen Theil meiner Natur noch auf einmal zuſammen, wenn er auch bei dieſer Gelegenheit rein ſollte aufgebraucht werden. Fragen Sie mich aber nach nichts. Ich habe bloß noch ganz ſchwankende Bilder davon, und nur hier und da einzelne Züge. Ein langes Studiren und Streben muß mich erſt lehren, ob etwas Feſtes, Plaſtiſches daraus werden kann.“

Das Trauerſpiel war indeſſen die Heimath, zu der Schiller auch in der damaligen Stimmung bald wieder zurückkehrte. Aus der Geſchichte der türkiſchen Belagerung von Maltha hatte er einen Stoff ſich ausgedacht, wobey er viel von dem Gebrauch des Chors erwartete. Von dieſem Stücke — den Rittern von Maltha — findet ſich der Plan in Schillers Nachlaſſe, und die Ausführung wurde damals bloß aufgeſchoben, da er ſich im May 1796 für den Wallenſtein entſchied.

> „Ich ſehe mich,“ ſchrieb er damals, „auf einem ſehr guten Wege, den ich nur fortſetzen darf, um etwas Gutes hervorzubringen. Dies iſt ſchon viel, und auf alle Fälle ſehr viel mehr, als ich in dieſem Fache ſonſt von mir rühmen konnte. Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen; jetzt wird alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denſelben

Reichthum im Einzelnen mit eben ſo vielem Aufwande von Kunſt zu verſtecken, als ich ſonſt angewandt, ihn zu zeigen, um das Einzelne recht vordringen zu laſſen. Wenn ich es auch anders wollte, ſo erlaubt es mir die Natur der Sache nicht, denn Wallenſtein iſt ein Character, der — als ächt realiſtiſch — nur im Ganzen, aber nie im Einzelnen intereſſiren kann. — Er hat nichts Edles, er erſcheint in keinem einzelnen Lebensacte groß, er hat wenig Würde und dergl. — ich hoffe aber nichtsdeſtoweniger auf rein realiſtiſchem Wege einen dramatiſch=großen Character in ihm aufzuſtellen, der ein ächtes Lebens=Princip hat. Vordem habe ich, wie ein Poſa und Carlos, die fehlende Wahrheit durch ſchöne Idealität zu erſetzen geſucht; hier im Wallenſtein will ich es probiren, und durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität (die ſentimentaliſche nehmlich) entſchädigen.

Die Aufgabe wird dadurch ſchwer, aber auch intereſſanter, daß der eigentliche Realiſm den Erfolg nöthig hat, den der idealiſche Character entbehren kann. Unglücklicher Weiſe aber hat Wallenſtein den Erfolg gegen ſich. Seine Unternehmung iſt moraliſch ſchlecht, und ſie verunglückt phyſiſch. Er iſt im Einzelnen nie groß, und im Ganzen kommt er um ſeinen Zweck. Er kann ſich nicht, wie der Idealiſt, in ſich ſelbſt einhüllen und ſich über die Materie erheben, ſondern er will die Materie ſich unterwerfen, und erreicht es nicht.

Daß Sie mich auf dieſem neuen und mir nach allen vorhergegangenen Erfahrungen fremden Wege mit einiger Beſorgniß werden wandeln ſehen, will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zu viel. Es iſt erſtaunlich, wie viel Realiſtiſches ſchon die zunehmenden Jahre mit ſich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethen und das Studium der Alten, die ich erſt nach dem Carlos habe kennen lernen, bey mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einſchlage, in Goethens Gebiet gerathe, und mich mit ihm werde meſſen müſſen, iſt freylich wahr; auch iſt es ausgemacht, daß ich hierin neben Ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was mein iſt, und Er nie erreichen kann, ſo wird ſein Vorzug mir und meinem Producte keinen Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung ſich ziemlich heben ſoll. Man wird uns, wie ich in meinen muthvollſten Augenblicken mir verſpreche, verſchieden ſpecificiren, aber unſere Arten einander nicht unterordnen, ſondern unter einem höhern idealiſchen Gattungsbegriff einander coordiniren.“

Acht Monate ſpäter ſchrieb Schiller hierüber Folgendes an einen andern Freund:

„Noch immer liegt das unglückſelige Werk formlos und endlos vor mir da. Keines meiner alten Stücke hat ſo viel Zweck und Form, als der Wallenſtein jetzt ſchon hat, aber ich weiß jetzt zu genau, was ich will, und was ich ſoll, als daß ich mir das Geſchäft ſo leicht machen könnte. — Es iſt mir faſt alles abgeſchnitten, wodurch ich dieſem Stoffe, nach meiner gewohnten Art, beykommen könnte; von dem Inhalte habe ich faſt nichts zu erwarten; alles muß durch eine glückliche Form bewerkſtelligt werden. —

Du wirſt, dieſer Schilderung nach, fürchten, daß mir die Luſt an dem Geſchäfte vergangen ſey, oder, wenn ich dabey wider meine Neigung beharre, daß ich meine Zeit dabey verlieren werde. Sey aber unbeſorgt, meine Luſt iſt nicht im geringſten geſchwächt, und eben ſo wenig meine Hoffnung eines treflichen Erfolgs. Gerade ſo ein Stoff mußte es ſeyn, an dem ich mein neues dramatiſches Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich nur auf der Breite eines Schermeſſers gehe, wo jeder Seitenſchritt das Ganze zu Grunde richtet, kurz, wo ich nur durch die einzige innere Wahrheit, Nothwendigkeit, Stetigkeit und Beſtimmtheit meinen Zweck erreichen kann, muß die entſcheidende Kriſe mit meinem poetiſchen Character erfolgen. Auch iſt ſie ſchon ſtark im Anzuge, denn ich tractire mein Geſchäft ganz anders, als ich ehemals pflegte. Der Stoff und Gegenſtand iſt ſo ſehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er läßt mich beynahe kalt und gleichgültig, und doch bin ich für die Arbeit begeiſtert. Zwey Figuren ausgenommen, an die mich Neigung feſſelt, behandle ich alle übrige, und vorzüglich den Haupt-Character, bloß mit der reinen Liebe des Künſtlers, und ich verſpreche Dir, daß ſie dadurch um nichts ſchlechter ausfallen ſollen. Aber zu dieſem bloß objectiven Verfahren war und iſt mir das weitläufige und freudloſe Studium der Quellen ſo unentbehrlich, denn ich mußte die Handlung, wie die Charactere, aus ihrer Zeit, ihrem Lokal, und dem ganzen Zuſammenhange der Begebenheiten ſchöpfen, welches ich weit weniger nöthig hätte, wenn ich mich durch eigne Erfahrung mit Menſchen und Unternehmungen aus dieſer Claſſe hätte bekannt machen können. Ich ſuche abſichtlich in den Geſchichtsquellen eine Begrenzung, um meine Ideen durch die Umgebung der Umſtände ſtreng zu beſtimmen und zu verwirklichen. Davor bin ich ſicher, daß mich das Hiſtoriſche nicht herabziehen oder lähmen wird. Ich will dadurch meine Figuren und meine Handlung bloß beleben; beſeelen muß ſie diejenige Kraft, die ich allenfalls ſchon habe zeigen können, und ohne welche ja überhaupt kein Gedanke an dieſes Geſchäft von Anfang an möglich geweſen wäre.“

Seit der Zeit, da dieſes geſchrieben wurde, vergingen noch zwey Jahre und beynahe vier Monate, ehe Schiller den Wallenſtein endigte. Es entſtanden aber immittelſt mehrere kleinere Gedichte, und unter dieſen die Xenien. Die Geſchichte dieſes Products kann vielleicht etwas beytragen, manche darüber gefällte Urtheile zu berichtigen.

An Goethens Seite begann für Schillern eine neue und ſchönere Jugend. Hohe Begeiſterung für alles Treffliche, lebendiger Haß gegen falſchen Geſchmack überhaupt, und gegen jede Beſchränkung der Wiſſenſchaft und Kunſt, berauſchender Uebermuth im Gefühl einer vorher kaum geahnten Kraft, war damals bey ihm die herrſchende Stimmung. Daher ſeine Vereinigung mit Goethe zu einem Unternehmen, das Schiller ſelbſt auf folgende Art beſchreibt:

> „Die Einheit kann bey einem ſolchen Product bloß in einer gewiſſen Grenzenloſigkeit, und alle Meſſung überſchreitenden Fülle geſucht werden, und damit die Heterogeneität der beyden Urheber in dem Einzelnen nicht zu erkennen ſey, muß das Einzelne ein Minimum ſeyn. Kurz, die Sache beſteht in einem gewiſſen Ganzen von Epigrammen, deren

jedes ein Monodiſtichon iſt. Das meiſte iſt wilde Satyre, beſonders auf Schriftſteller und ſchriftſtelleriſche Producte, untermiſcht mit einzelnen poetiſchen und philoſophiſchen Gedanken-Blitzen. Es werden nicht unter 600 ſolcher Monodiſtichen werden, aber der Plan iſt, auf 1000 zu ſteigen. Sind wir mit einer bedeutenden Anzahl fertig, ſo wird der Vorrath, mit Rückſicht auf eine gewiſſe Einheit, ſortirt, überarbeitet, um einerley Ton zu erhalten, und jeder wird dann von ſeiner Manier etwas aufzuopfern ſuchen, um ſich dem andern mehr anzunähern."

Dieſer Plan wurde nicht ausgeführt. Im Julius 1796 ſchrieb Schiller darüber Folgendes:

„Nachdem ich die Redaction der Xenien gemacht hatte, fand ſich, daß noch eine erſtaunliche Menge neuer Monodiſtichen nöthig ſey, wenn die Sammlung auch nur einigermaßen den Eindruck eines Ganzen machen ſollte. Weil aber etliche Hundert neue Einfälle, beſonders über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, einem nicht ſo leicht zu Gebote ſtehen, auch die Vollendung des Meiſters Goethen eine ſtarke Diverſion macht, ſo ſind wir übereingekommen, die Xenien nicht als ein Ganzes, ſondern zerſtückelt dem Almanach einzuverleiben. Die ernſthaften, philoſophiſchen und poetiſchen werden daraus vereinzelt, und bald in größern, bald in kleinern Ganzen vorn im Almanach angebracht. Die ſatyriſchen folgen unter dem Namen Xenien nach.“

Es mag ſeyn, daß bey dieſem Verfahren manches Epigramm aufgenommen wurde, das bey einer ſtrengen Auswahl nach dem erſten Plane weggeblieben wäre. Schiller war allerdings damals gereizt, nicht durch Bemerkungen über die Mängel ſeiner Producte — denn hierüber war niemand ſcharfſichtiger als er ſelbſt, wie ſich aus obigen Stellen ſeiner Briefe ergibt, und jeden ſeiner Freunde forderte er zu freymüthigen Urtheilen auf — ſondern weil ihn die Kälte und Geringſchätzung erbitterte, womit ein Unternehmen, wofür er ſich begeiſtert hatte, von mehrern Seiten aufgenommen wurde. Dies war der Fall bey den Horen. Im Vertrauen auf den Beyſtand der erſten Schriftſteller der Nation, hatte er auf eine große Wirkung gerechnet, und traf dagegen ſehr oft auf Mangel an Empfänglichkeit und kleinliche Anſichten. Es konnte ihm dann wol in einer Aufwallung der Indignation auch etwas Menſchliches begegnen, aber der eigentliche Geiſt, in dem die Xenien geſchrieben ſind, ſpricht ſich für den unbefangenen Leſer im Ganzen deutlich genug aus.

Ein Wetteifer mit Goethen veranlaßte im Jahr 1797 Schillers erſte Balladen. Beyde Dichter theilten ſich in die Stoffe, die ſie gemeinſchaftlich ausgeſucht hatten. Von dieſer Gattung, die Schillern lieb geworden war, lieferte er in ſpätern Jahren noch manches, nachdem andere kleinere Gedichte ſeltner von ihm erſchienen.

Seit dem Jahre 1799 widmete er ſich ganz den dramatiſchen Arbeiten, und gab die Herausgabe des Muſenalmanachs auf. Die Horen hatten ſchon früher geendigt. Goethens Propyläen indeſſen, für die ſich Schiller ſehr lebhaft intereſſirte, ſollten Beyträge von ihm erhalten.

In eben dieſe Zeit trifft auch eine Veränderugg ſeines Wohnorts. Um die Anſchauung des Theaters zu haben, wollte Schiller anfänglich nur den Winter in Weimar zubringen, und während des Sommers auf einem Garten bey Jena leben, den er ſich dort gekauft hatte. Aber ſpäterhin wurde Weimar ſein beſtändiger Aufenthalt. Von dem regierenden Herzoge wurde er bey dieſer Gelegenheit auf eine ſehr edle Art unterſtützt, ſo wie ihn überhaupt dieſer Fürſt bey jedem Anlaſſe durch die deutlichſten Beweiſe ſeines Wohlwollens erfreute. Ihm verdankte Schiller im Jahre 1795, als er einen Ruf als Profeſſor nach Tübingen erhielt, die Zuſicherung einer Verdoppelung ſeines Gehalts, auf den Fall, daß er durch Krankheit an ſchriftſtelleriſchen Arbeiten verhindert würde; nachher im Jahre 1799 eine fernere Zulage, und zuletzt im Jahre 1804, wegen bedeutender Anerbietungen, die Schillern von Berlin aus gemacht wurden, eine Vermehrung ſeiner Beſoldung. Auch war es der Herzog von Sachſen-Weimar, der aus eigner Bewegung im Jahre 1802 Schillern den Adelsbrief auswirkte.

Außer Goethens Nähe hatte der Aufenthalt in Weimar für Schillern noch andre erhebliche Vortheile. Zu ſeiner Aufheiterung diente beſonders ein damals errichteter fröhlicher Klubb, für den er, ſo wie Goethe, einige geſellſchaftliche Lieder dichtete. Die vier Weltalter und das Lied an die Freunde entſtanden auf dieſe Art. Das Theater gab Schillern vielen Genuß, und gern beſchäftigte er ſich auch mit der höhern Ausbildung der dortigen Schauſpieler.

Seine Anſichten der Kunſt und Kritik in dieſer letzten Periode ſeines Lebens ergeben ſich aus folgenden Fragmenten ſeiner damaligen Briefe:

> „Sie müſſen ſich nicht wundern, wenn ich mir die Wiſſenſchaft und die Kunſt jetzt in einer größern Entfernung und Entgegenſetzung denke, als ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt geweſen bin. Meine ganze Thätigkeit hat ſich gerade jetzt der Ausübung zugewendet; ich erfahre täglich, wie wenig der Poet durch allgemeine reine Be-

griffe bey der Ausübung gefördert wird, und wäre in dieſer Stimmung zuweilen unphiloſophiſch genug, alles, was ich ſelbſt und andere von der Elementarästhetik wiſſen, für einen einzigen empiriſchen Vortheil, für einen Kunſtgriff des Handwerks hinzugeben. In Rückſicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar ſelbſt die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen, aber ich dehne meinen Unglauben auch auf das *Beurtheilen* aus, und möchte behaupten, daß es kein Gefäß giebt, die Werke der Einbildungskraft zu faſſen, als eben dieſe Einbildungskraft ſelbſt. —

Wenn man die Kunſt, ſo wie die Philoſophie, als etwas, das immer *wird* und nie *iſt*, alſo immer dynamiſch, und nicht, wie ſie es jetzt nennen, atomiſtiſch, betrachtet, ſo kann man gegen jedes Product gerecht ſeyn, ohne dadurch eingeſchränkt zu werden. Es iſt aber im Character der Deutſchen, daß ihnen alles gleich feſt wird, und daß ſie die unendliche Kunſt, ſo wie ſie es bey der Reformation mit der Theologie gemacht, gleich in ein Symbolum hineinbannen müſſen. Deswegen gereichen ihnen ſelbſt trefliche Werke zum Verderben, weil ſie gleich für heilig und ewig erklärt werden, und der ſtrebende Künſtler immer darauf zurückgewieſen wird. An dieſe Werke nicht religiös glauben, heißt Ketzerey, da doch die Kunſt über allen Werken iſt. Es gibt freylich in der Kunſt ein Maximum, aber nicht in der modernen, die nur in einem ewigen Fortſchritte ihr Heil finden kann. —“

„Ich habe dieſer Tage den raſenden Roland wieder geleſen, und kann Dir nicht genug ſagen, wie anziehend und erquickend mir dieſe Lectüre war. Hier iſt Leben und Bewegung und Farbe und Fülle; man wird aus ſich heraus ins volle Leben, und doch wieder von da zurück in ſich ſelbſt hineingeführt; man ſchwimmt in einem reichen unendlichen Elemente, und wird ſeines ewigen identiſchen Ichs los, und exiſtirt eben deswegen mehr, weil man aus ſich ſelbſt geriſſen wird. Und doch iſt, trotz aller Ueppigkeit, Raſtloſigkeit und Ungeduld, Form und Plan in dem Gedicht, welches man mehr empfindet als erkennt, und an der Stetigkeit und ſich ſelbſt erhaltenden Behaglichkeit und Fröhlichkeit des Zuſtandes wahrnimmt. Freylich darf man hier keine Tiefe ſuchen und keinen Ernſt; aber wir brauchen wahrlich auch die Fläche, ſo nöthig als die Tiefe, und für den Ernſt ſorgt die Vernunft und das Schickſal genug, daß die Phantaſie ſich nicht damit zu bemengen braucht. —“

„Noch hoffe ich in meinem poetiſchen Streben keinen Rückſchritt gethan zu haben, einen Seitenſchritt vielleicht, indem es mir begegnet ſeyn kann, den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt zu haben. Die Werke des dramatiſchen Dichters werden ſchneller als alle andere von dem Zeitſtern ergriffen; er kommt ſelbſt, wider Willen, mit der großen Maſſe in eine vielſeitige Berührung, bey der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrſcher zu machen über die Gemüther, aber welchem Herrſcher begegnet es nicht, daß er auch wieder der Diener ſeiner Diener wird, um ſeine Herrſchaft zu behaupten? Und ſo kann es vielleicht geſchehen ſeyn, daß ich, indem ich die deutſchen Bühnen mit dem Geräuſch meiner Stücke erfüllte, auch von den deutſchen Bühnen etwas angenommen habe.“

Nachdem Schiller einmal durch den Wallenſtein die Meiſterſchaft errungen hatte, folgten ſeine übrigen dramatiſchen Werke ſchnell auf einander, obgleich ſeine Thätigkeit oft durch körperliche Leiden, und beſonders im Jahre 1799 durch Sorge für eine geliebte Gattinn, bey ihrer damaligen gefährlichen Krankheit, unterbrochen wurde. Wallenſtein erſchien 1799. Maria Stuart 1800. Die Jungfrau von Orleans 1801. Die Braut von Meſſina 1803 und Wilhelm Tell 1804. In eben dieſem Jahre feyerte er die Ankunft der Ruſſiſchen Großfürſtinn, die ſich mit dem Erbprinzen von Sachſen-Weimar vermählte, durch die Huldigung der Künſte. Alle dieſe Werke ließen ihm noch Zeit übrig, Shakeſpear's Macbeth und Gozzi's Turandot für das deutſche Theater zu bearbeiten. Später wurden noch Racine's Phädra und zwey franzöſiſche Luſtſpiele von ihm überſetzt. In den Zwiſchenzeiten beſchäftigten ihn mehrere dramatiſche Plane, wovon ſich ein Theil unter ſeinen Papieren aufgefunden hat.

Auch für eine Comödie hatte er einen Stoff gefunden, fühlte ſich aber zu fremd für dieſe Gattung.

> „Zwar glaube ich mich," ſchrieb er einem Freunde, „derjenigen Comödie, wo es mehr auf eine komiſche Zuſammenfügung der Begebenheiten, als auf komiſche Charactere und auf Humor ankommt, gewachſen, aber meine Natur iſt doch zu ernſt geſtimmt, und was keine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen."

Nach der Ueberſetzung der Phädra hatte er ein neues dramatiſches Gedicht begonnen, wovon die Geſchichte des falſchen Demetrius in Rußland der Stoff war. Bey dieſem Werke, mitten im Vollgefühl ſeiner geiſtigen Kraft, ergriff ihn der Tod. Ein heftiger Rückfall ſeiner gewöhnlichen Bruſtkrankheit endigte ſein Leben am 9ten Mai 1805.

Er hinterließ eine Wittwe, zwey Söhne und zwey Töchter. Von ſeinen drey Schweſtern war die jüngſte vor ihm geſtorben; die älteſte aber lebt in Meinungen als Gattinn des daſigen Hofraths Reinwald, und die zweyte iſt an den Stadtpfarrer Frankh zu Meckmühl, im Königreiche Württemberg, verheirathet.

Schillers Geſichtszüge ſind am treuſten und geiſtvollſten in einer coloſſalen Büſte vom Profeſſor Dannecker in Stuttgart dargeſtellt worden. Eine früher verfertigte Büſte in Lebensgröße, wozu Schiller, während ſeines letzten Aufenthalts in Schwaben, geſeſſen hatte, lag dabey zum Grunde, und dieſes Werk in einem größern Stile, mit aller Anſtrengung ſeiner Kräfte, auszuführen, beſchloß der edle Künſtler in dem Augenblicke der höchſten Rührung, da er die Nachricht von dem Tode ſeines Freundes erhielt.

Goethens Worte über Schillern mögen dieſen Aufſatz beſchließen:

Es glühte ſeine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder ſpäter
Den Widerſtand der ſtumpfen Welt beſiegt;
Von jenem Glauben, der ſich ſtets erhöh'ter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig ſchmiegt,
Damit das Gute wirke, wachſe, fromme!
Damit der Tag des Edeln endlich komme.

Und manche Geiſter, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienſt unwillig anerkannt,
Sie fühlen ſich von ſeiner Kraft durchdrungen,
In ſeinem Kreiſe willig feſt gebannt.
Zum Höchſten hat er ſich empor geſchwungen,
Mit allem, was wir ſchätzen, eng verwandt.
So feyert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, ſoll ganz die Nachwelt geben.

Plan dieſer Ausgabe
der
Schillerſchen Werke.

Schillers einzelne Produkte werden in einer ſolchen Ordnung auf einander folgen, daß daraus ein deutliches Bild des Verfaſſers in jeder Hauptperiode ſeines Lebens hervorgehe. Dieſer Zweck veranlaßt vier Abtheilungen. Zu der erſten gehört Alles, was in der früheſten Zeit von Schillern während ſeines Aufenthalts in Stuttgart und Mannheim erſchien, als: die Gedichte in der Anthologie, die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe, nebſt einigen proſaiſchen Aufſätzen, die im Würtembergiſchen Repertorium und in der Rheiniſchen Thalia zu finden ſind. Das Hauptwerk der zweyten Abtheilung iſt Don Carlos, aber außer dieſem entſtanden in dem Zeitraum vom Jahre 1785 bis zum Jahre 1789, den Schiller theils in Leipzig und Dresden, theils in Weimar verlebte, mehrere ſeiner Gedichte und kleinern proſaiſchen Schriften, die von den frühern und ſpätern merklich ſich unterſcheiden. Auf dieſe folgen in der dritten Abtheilung die Früchte ſeines damaligen und nachherigen, theils hiſtoriſchen, theils philoſophiſchen Studiums, die Geſchichten des Abfalls der Niederlande und des dreyßigjährigen Krieges, die Schrift über Anmuth und Würde, die Briefe über die aeſthetiſche Erziehung, und kleinere Aufſätze ähnlichen Inhalts, die zuerſt in der Thalia und den Horen bekannt wurden. Einige Vorreden, beſonders zu der Sammlung von Memoires, die Schiller herausgab, und Recenſionen von vorzüglicher Bedeutung, machen den Beſchluß dieſer Abtheilung. Die folgende und letzte faßt alle übrige poetiſche Werke der fruchtbarſten und glänzendſten Periode in ſich, die mit dem Jahre 1795 ſich anfängt, und der wir den Wallenſtein und alle ſpätern Dramen, ſo wie den beträchtlichſten Theil der kleinern Gedichte verdanken. Ueberſetzungen einiger ausländiſchen dramatiſchen Werke werden als Nebenarbeiten dieſes Zeitraums auch hier ihren Platz finden, und ſodann wird Schillers Nachlaß die ganze Sammlung beſchließen.

Gedichte
der erſten Periode.

Verzeichniß
der
Gedichte der erſten Periode.

Hektors Abſchied 1780 . . . . Seite 1
Amalia 1780 . . . . — 3
Eine Leichenfantaſie 1780 . . . . — 4
Fantaſie an Laura 1782 . . . . — 8
Laura am Klavier 1782 . . . . — 12
Die Entzückung an Laura 1782 . . . . — 14
Das Geheimniß der Reminiſcenz 1782 . . . . . — 15
Melancholie an Laura 1782 . . . . — 18
Die Kindesmörderin 1782 . . . . — 23
Die Größe der Welt 1782 . . . . — 28
Elegie auf den Tod eines Jünglings 1781 . . . — 30
Die Schlacht 1782 . . . . — 34
Rouſſeau 1782 . . . . — 37
Die Freundſchaft 1782 . . . . — 38
Gruppe aus dem Tartarus 1782 . . . . — 41
Eliſium 1782 . . . . — 42
Der Flüchtling 1782 . . . . — 44
Die Blumen 1782 . . . . — 46
An den Frühling 1782 . . . . — 48

An Minna 1782 . . . . Seite 49
Der Triumph der Liebe 1782 . . . . — 51
Das Glück und die Weisheit 1782 . . . . . — 59
An einen Moraliſten 1782 . . . . — 60
Graf Eberhard der Greiner, von Württemberg 1782 — 61
Semele 1782 . . . . — 65

Hektors Abſchied.

Andromache.

Will ſich Hektor ewig von mir wenden,
Wo Achill mit den unnahbar'n Händen
Dem Patroklus ſchrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn der finſtre Orkus dich verſchlingt?

Hektor.

Theures Weib, gebiete deinen Thränen!
Nach der Feldſchlacht iſt mein feurig Sehnen,
Dieſe Arme ſchützen Pergamus.
Kämpfend für den heil'gen Herd der Götter
Fall ich, und des Vaterlandes Retter
Steig' ich nieder zu dem ſtyg'ſchen Fluß.

Andromache.

Nimmer lauſch' ich deiner Waffen Schalle,
Müßig liegt dein Eiſen in der Halle,
Priams großer Heldenſtamm verdirbt.
Du wirſt hingeh'n, wo kein Tag mehr ſcheinet,
Der Cocytus durch die Wüſten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe ſtirbt.

Hektor.

All mein Sehnen will ich, all mein Denken,
In des Lethe ſtillen Strom verſenken,
Aber meine Liebe nicht.
Horch! der Wilde tobt ſchon an den Mauern,
Gürte mir das Schwerdt um, laß das Trauern!
Hektors Liebe ſtirbt im Lethe nicht.

Amalia.

Schön wie Engel voll Walhallas Wonne,
Schön vor allen Jünglingen war er,
Himmliſchmild ſein Blick, wie Maienſonne,
Rückgeſtrahlt vom blauen Spiegelmeer.

Seine Küſſe — Paradieſiſch Fühlen!
Wie zwo Flammen ſich ergreifen, wie
Harfentöne in einander ſpielen
Zu der himmelvollen Harmonie —

Stürzten, flogen, ſchmolzen Geiſt und Geiſt zuſammen,
Lippen, Wangen brannten, zitterten,
Seele rann in Seele — Erd' und Himmel ſchwammen
Wie zerronnen um die Liebenden!

Er iſt hin — vergebens, ach, vergebens
Stöhnet ihm der bange Seufzer nach!
Er iſt hin, und alle Luſt des Lebens
Wimmert hin in ein verlor'nes Ach!

Eine Leichenfantaſie.

(In Muſik zu haben bei dem Herausgeber.)

Mit erſtorbnem Scheinen
Steht der Mond auf todtenſtillen Hainen,
Seufzend ſtreicht der Nachtgeiſt durch die Luft —
Nebelwolken ſchauern,
Sterne trauern
Bleich herab, wie Lampen in der Gruft.
Gleich Geſpenſtern, ſtumm und hohl und hager,
Zieht in ſchwarzem Todtenpompe dort
Ein Gewimmel nach dem Leichenlager
Unterm Schauerflor der Grabnacht fort.

Zitternd an der Krücke
Wer mit düſterm rückgeſunknem Blicke,
Ausgegoſſen in ein heulend Ach,
Schwer geneckt vom eiſernen Geſchicke,
Schwankt dem ſtummgetragenen Sarge nach?
Floß es „Vater!“ von des Jünglings Lippe?
Naſſe Schauer ſchauern fürchterlich
Durch ſein gramgeſchmelzenes Gerippe,
Seine Silberhaare bäumen ſich. —

Aufgeriſſen ſeine Feuerwunde!
Durch die Seele Höllenſchmerz!
Vater floß es von des Jünglings Munde,
Sohn geliſpelt hat das Vaterherz.
Eiskalt, eiskalt liegt er hier im Tuche,
Und dein Traum ſo golden einſt ſo ſüß!
Süß und golden Vater dir zum Fluche!
Eiskalt, eiskalt liegt er hier im Tuche,
Deine Wonne und dein Paradies! –

Mild, wie, umweht von Elyſiumslüften,
Wie, aus Auroras Umarmung geſchlüpft,
Himmliſch umgürtet mit roſigen Düften,
Florens Sohn über das Blumenfeld hüpft,
Flog er einher auf den lachenden Wieſen,
Nachgeſpiegelt von ſilberner Flut,
Wolluſtflammen entſprühten den Küſſen,
Jagten die Mädchen in liebende Glut.

Muthig ſprang er im Gewühle der Menſchen,
Wie auf Gebirgen ein jugendlich Reh;
Himmel umflog er in ſchweifenden Wünſchen,
Hoch wie die Adler in wolkigte Höh;
Stolz wie die Roſſe ſich ſträuben und ſchäumen,
Werfen im Sturme die Mähnen umher,
Königlich wider den Zügel ſich bäumen,
Trat er vor Sklaven und Fürſten daher.

Heiter wie Frühlingstag ſchwand ihm das Leben,
    Floh ihm vorüber in Heſperus Glanz,
Klagen ertränkt' er im Golde der Reben,
    Schmerzen verhüpft' er im wirbelnden Tanz.
Welten ſchlieſen im herrlichen Jungen,
    Ha! wenn er einſten zum Manne gereiſt —
Freue dich, Vater, des herrlichen Jungen
    Wenn einſt die ſchlafenden Keime gereiſt!

Nein doch, Vater — Horch! die Kirchhofthüre brauſet,
    Und die eh'rnen Angel klirren auf —
Wie's hinein ins Grabgewölbe grauſet! —
    Nein doch! laß den Thränen ihren Lauf! —
Geh, du Holder, geh im Pfad der Sonne
    Freudig weiter der Vollendung zu,
Löſche nun den edeln Durſt nach Wonne
    Gramentbundner, in Walhallas Ruh! —

Wiederſehen — himmliſcher Gedanke! —
    Wiederſehen dort an Edens Thor!
Horch! der Sarg verſinkt mit dumpfigem Geſchwanke,
    Wimmernd ſchnurrt das Todtenſeil empor!
Da wir trunken um einander rollten,
    Lippen ſchwiegen, und das Auge ſprach —
Haltet! haltet! da wir boshaft grollten —
    Aber Thränen ſtürzten wärmer nach — —

Mit erſtorbnem Scheinen
Steht der Mond auf todtenſtillen Hainen,
Seufzend ſtreicht der Nachtgeiſt durch die Luft.
Nebelwolken ſchauern,
Sterne trauern
Bleich herab, wie Lampen in der Gruft.
Dumpfig ſchollerts überm Sarg zum Hügel,
O um Erdballs Schätze nur noch einen Blick!
Starr und ewig ſchließt des Grabes Riegel,
Dumpfer — dumpfer ſchollerts über'm Sarg zum Hügel,
Nimmer giebt das Grab zurück.

Fantaſie an Laura.

Meine Laura! nenne mir den Wirbel,
Der an Körper Körper mächtig reißt,
Nenne, meine Laura, mir den Zauber,
Der zum Geiſt gewaltig zwingt den Geiſt!

Sieh! er lehrt die ſchwebenden Planeten
Ewgen Ringgangs um die Sonne fliehn,
Und gleich Kindern um die Mutter hüpfend
Bunte Zirkel um die Fürſtinn ziehn.

Durſtig trinkt den gold'nen Strahlenregen
Jedes rollende Geſtirn,
Trinkt aus ihrem Feuerkelch Erquickung
Wie die Glieder Leben vom Gehirn.

Sonnenſtäubchen paart mit Sonnenſtäubchen
Sich in trauter Harmonie,
Sphären in einander lenkt die Liebe,
Weltſyſteme dauern nur durch ſie.

Tilge ſie vom Uhrwerk der Naturen —
Trümmernd auseinander ſpringt das All,
In das Chaos donnern eure Welten,
Weint, Newtone, ihren Rieſenfall!

Tilg' die Göttinn aus der Geiſter Orden,
Sie erſtarren in der Körper Tod,
Ohne Liebe kehrt kein Frühling wieder,
Ohne Liebe preiſt kein Weſen Gott!

Und was iſt's, das, wenn mich Laura küſſet,
Purpurflammen auf die Wangen geußt,
Meinem Herzen raſchern Schwung gebietet,
Fiebriſch wild mein Blut von hinnen reißt?

Aus den Schranken ſchwellen alle Sennen,
Seine Ufer überwallt das Blut,
Körper will in Körper über ſtürzen,
Lodern Seelen in vereinter Glut;

Gleich allmächtig, wie dort in der todten
Schöpfung ew'gem Federtrieb,
Herrſcht im arachneiſchen Gewebe
Der empfindenden Natur die Lieb'.

Siehe, Laura, Fröhlichkeit umarmet
Wilder Schmerzen Ueberſchwung;
An der Hofnung Liebesbruſt erwarmet
Starrende Verzweifelung.

Schweſterliche Wolluſt mildert
Düſtrer Schwermuth Schauernacht,
Und entbunden von den gold'nen Kindern,
Stralt das Auge Sonnenpracht.

Waltet nicht auch durch des Uebels Reiche
Fürchterliche Sympathie?
Mit der Hölle buhlen unſre Laſter,
Mit dem Himmel grollen ſie.

Um die Sünde flechten Schlangenwirbel
Scham und Reu', das Eumenidenpaar.
Um der Größe Adlerflügel windet
Sich verräth'riſch die Gefahr.

Mit dem Stolze pflegt der Sturz zu tändeln,
Um das Glück zu klammern ſich der Neid,
Ihrem Bruder Tode zuzuſpringen,
Off'nen Armes, Schweſter Lüſternheit.

Mit der Liebe Flügel eilt die Zukunft
In die Arme der Vergangenheit,
Lange ſucht der fliehende Saturnus
Seine Braut — die Ewigkeit.

Einſt — ſo hör' ich das Orakel ſprechen,
Einſten haſcht Saturn die Braut;
Weltenbrand wird Hochzeitfackel werden,
Wenn mit Ewigkeit die Zeit ſich traut.

Eine ſchönere Aurora röthet,
Laura, dann auch unſ'rer Liebe ſich,
Die ſo lang als jener Brautnacht dauert.
Laura! Laura! freue dich!

Laura am Klavier.

Wenn dein Finger durch die Saiten meiſtert —
Laura, itzt zur Statue entgeiſtert,
Itzt entkörpert ſteh' ich da.
Du gebieteſt über Tod und Leben,
Mächtig wie von tauſend Nervgeweben
Seelen fordert Philadelphia; —

Ehrerbietig leiſer rauſchen
Dann die Lüfte, dir zu lauſchen.
Hingeſchmiedet zum Geſang
Stehn im ew'gen Wirbelgang,
Einzuziehn die Wonnefülle,
Lauſchende Naturen ſtille.
Zauberin! mit Tönen, wie
Mich mit Blicken, zwingſt du ſie.

Seelenvolle Harmonieen wimmeln,
Ein wollüſtig Ungeſtüm,
Aus den Saiten, wie aus ihren Himmeln
Neugebohr'ne Seraphim;
Wie, des Chaos Rieſenarm entronnen,
Aufgejagt vom Schöpfungsſturm, die Sonnen
Funkelnd fuhren aus der Nacht,
Strömt der Töne Zaubermacht.

Lieblich iſt, wie über glatten Kieſeln
Silberhelle Fluten rieſeln, —
Majeſtätiſch prächtig nun,
Wie des Donners Orgelton,
Stürmend von hinnen iſt, wie ſich von Felſen
Rauſchende ſchäumende Gießbäche wälzen,
Holdes Geſäuſel bald,
Schmeichleriſch linde,
Wie durch den Cypenwald
Buhlende Winde,

Schwerer nun und melankoliſch düſter,
Wie durch todter Wüſten Schauernachtgeflüſter,
Wo verlorn'nes Heulen ſchweift,
Thränenwellen der Kozytus ſchleift.

Mädchen ſprich! Ich frage, gieb mir Kunde
Stehſt mit höhern Geiſtern du im Bunde?
Iſt's die Sprache, lüg mir nicht,
Die man in Elyſien ſpricht?

Die Entzückung an Laura.

Laura, über dieſe Welt zu flüchten
Wähn' ich — mich in Himmelmaienglanz zu lichten,
Wenn dein Blick in meine Blicke flimmt;
Aetherlüfte träum' ich einzuſaugen,
Wenn mein Bild in deiner ſanften Augen
Himmelblauem Spiegel ſchwimmt.

Leyerklang aus Paradieſes-Fernen,
Harfenſchwung aus angenehmern Sternen
Raſ' ich in mein trunknes Ohr zu ziehn;
Meine Muſe fühlt die Schäferſtunde,
Wenn von deinem wolluſtheißen Munde
Silbertöne ungern fliehn —

Amoretten ſeh' ich Flügel ſchwingen,
Hinter dir die trunk'nen Fichten ſpringen
Wie von Orpheus Saitenruf belebt,
Raſcher rollen um mich her die Pole,
Wenn im Wirbeltanze deine Sole
Flüchtig wie die Welle ſchwebt —

Deine Blicke — wenn ſie Liebe lächeln,
Könnten Leben durch den Marmor fächeln,
Felſenadern Pulſe leih'n,
Träume werden um mich her zu Weſen,
Kann ich nur in deinen Augen leſen:
Laura, Laura mein!

Das Geheimniß der Reminiſcenz.

An Laura.

Ewig ſtarr an deinem Mund zu hangen,
Wer enthüllt mir dieſes Glutverlangen?
Wer die Wolluſt, deinen Hauch zu trinken,
In dein Weſen, wenn ſich Blicke winken,
Sterbend zu verſinken?

Fliehen nicht, wie ohne Widerſtreben
Sclaven an den Sieger ſich ergeben,
Meine Geiſter hin im Augenblicke,
Stürmend über meines Lebens Brücke,
Wenn ich dich erblicke?

Sprich! Warum entlaufen ſie dem Meiſter?
Suchen dort die Heimat meine Geiſter,
Oder finden ſich getrennte Brüder,
Losgeriſſen von dem Band der Glieder,
Dort bei dir ſich wieder?

Waren unſre Weſen ſchon verflochten?
War es darum, daß die Herzen pochten?
Waren wir im Stral erloſchner Sonnen,
In den Tagen lang verrauſchter Wonnen,
Schon in Eins zerronnen?

Ja, wir warens! — Innig mir verbunden
Warſt du in Aeonen, die verſchwunden;
Meine Muſe ſah es auf der trüben
Tafel der Vergangenheit geſchrieben,
Eins mit deinem Lieben!

Und in ewig feſtverbundnem Weſen,
Alſo hab' ichs ſtaunend dort geleſen,
Waren wir ein Gott, ein ſchaffend Leben,
Und uns ward, ſie herrſchend zu durchweben,
Frei die Welt gegeben.

Uns entgegen goſſen Nektarquellen
Ewig ſtrömend ihre Wolluſtwellen,
Mächtig lösten wir der Dinge Siegel,
Zu der Wahrheit lichtem Sonnenhügel
Schwang ſich unſer Flügel.

Weine, Laura! dieſer Gott iſt nimmer,
Du und ich des Gottes ſchöne Trümmer,
Und in uns ein unerſättlich Dringen,
Das verlor'ne Weſen einzuſchlingen,
Gottheit zu erſchwingen.

Darum, Laura, dieſes Glutverlangen
Ewig ſtarr an deinem Mund zu hangen,
Und die Wolluſt, deinen Hauch zu trinken,
In dein Weſen, wenn ſich Blicke winken,
Sterbend zu verſinken.

Darum fliehn, wie ohne Widerſtreben
Sklaven an den Sieger ſich ergeben,
Meine Geiſter hin im Augenblicke,
Stürmend über meines Lebens Brücke,
Wenn ich dich erblicke.

Darum nur entlaufen ſie dem Meiſter?
Ihre Heimat ſuchen meine Geiſter,
Losgeraſft vom Kettenband der Glieder
Küſſen ſich die langgetrennten Brüder
Wiederkennend wieder.

Und auch du — da mich dein Auge ſpähte,
Was verrieth der Wangen Purpurröthe?
Floh'n wir nicht, als wären wir verwandter,
Freudig, wie zur Heimat ein Verbannter,
Glühend an einander?

Melancholie an Laura.

Laura — Sonnenaufgangsglut
Breñt in deinen goldnen Blicken,
In den Wangen ſpringt purpuriſch Blut,
Deiner Thränen Perlenflut
Nennt noch Mutter das Entzücken —
Wem der ſchöne Tropfe thaut,
Wer darin Vergöttrung ſchaut,
Ach, dem Jüngling, der belohnet wimmert,
Sonnen ſind ihm aufgedämmert!

Deine Seele, gleich der Spiegelwelle
Silberklar und Sonnenhelle,
Mayet noch den trüben Herbſt um dich;
Wüſten öd und ſchauerlich
Lichten ſich in deiner Stralenquelle;
Düſtrer Zukunft Nebelferne
Goldet ſich in deinem Sterne;
Lächelſt du der Reizeharmonie?
Und ich weine über ſie. —

Untergrub denn nicht der Erde Veſte
Lange ſchon das Reich der Nacht?
Unſre ſtolz aufthürmenden Palläſte,
Unſrer Städte majeſtätiſche Pracht

Ruhen all auf modernden Gebeinen;
Deine Nelken ſaugen ſüßen Duft
Aus Verweſung; deine Quellen weinen
Aus dem Becken einer — Menſchengruft.

Blick' empor — die ſchwimmenden Planeten,
Laß dir, Laura, ſeine Welten reden!
Unter ihrem Zirkel flohn
Tauſend bunte Lenze ſchon,
Thürmten tauſend Throne ſich,
Heulten tauſend Schlachten fürchterlich.
In den eiſernen Fluren,
Suche ihre Spuren!
Früher ſpäter reif zum Grab
Laufen ach die Räder ab
An Planetenuhren.

Blinze dreimal — und der Sonnen Pracht
Löſcht im Meer der Todtennacht!
Frage mich, von wannen Deine Stralen lodern!
Pralſt du mit des Auges Glut?
Mit der Wangen friſchem Purpurblut?
Abgeborgt von mürben Modern?
Wuchernd fürs geliehne Roth,
Wuchernd, Mädchen, wird der Tod
Schwere Zinſen fodern!

Rede, Mädchen, nicht dem Starken Hohn!
Eine ſchönre Wangenröthe
Iſt doch nur des Todes ſchönrer Thron;
Hinter dieſer blumigen Tapete
Spannt den Bogen der Verderber ſchon —

Glaub' es — glaub' es, Laura, deinem Schwärmer:
Nur der Tod iſt's, dem dein ſchmachtend Auge winkt,
Jeder deiner Stralenblicke trinkt
Deines Lebens karges Lämpchen ärmer;
Meine Pulſe, pralest Du,
Hüpfen noch ſo jugendlich von dannen —
Ach! die Kreaturen des Tyrannen
Schlagen tückiſch der Verweſung zu.

Aus einander bläſt der Tod geſchwind
Dieſes Lächeln, wie der Wind
Regenbogenfarbiges Geſchäume.
Ewig fruchtlos ſuchſt du ſeine Spur;
Aus dem Frühling der Natur
Aus dem Leben, wie aus ſeinem Keime,
Wächſt der ew'ge Würger nur.

Weh! entblättert ſeh ich deine Roſen liegen,
Bleich erſtorben deinen ſüßen Mund,
Deiner Wangen wallendes Rund
Werden rauhe Winterſtürme pflügen,
Düſtrer Jahre Nebelſchein
Wird der Jugend Silberquelle trüben,
Dann wird Laura — Laura nicht mehr lieben,
Laura nicht mehr liebenswürdig ſeyn.

Mädchen — ſtark wie Eiche ſtehet noch dein Dichter;
Stumpf an meiner Jugend Felſenkraft
Niederfällt des Todtenſpeeres Schaft;
Meine Blicke, brennend wie die Lichter

Seines Himmels — feuriger mein Geiſt,
Denn die Lichter ſeines ew'gen Himmels,
Der im Meere eignen Weltgewimmels
Felſen thürmt und niederreißt;
Kühn durchs Weltall ſteuern die Gedanken,
Fürchten nichts — als ſeine Schranken.

Glühſt du, Laura? Schwillt die ſtolze Bruſt?
Lern' es, Mädchen, dieſer Trank der Luſt,
Dieſer Kelch, woraus mir Gottheit düftet —
Laura — iſt vergiftet!
Unglückſelig! Unglückſelig! die es wagen,
Götterfunken aus dem Staub zu ſchlagen.
Ach die kühnſte Harmonie
Wirft das Saitenſpiel zu Trümmer,
Und der lohe Aetherſtral Genie
Nährt ſich nur vom Lebenslampenſchimmer —
Wegbetrogen von des Lebens Thron
Frohnt ihm jeder Wächter ſchon!
Ach! ſchon ſchwören ſich mißbraucht zu frechen Flammen
Meine Geiſter wider mich zuſammen!
Laß — ich fühls — laß, Laura, noch zween kurze
Lenze fliegen — und dies Moderhaus
Wiegt ſich ſchwankend über mir zum Sturze,
Und in eignem Strale löſch' ich aus. — —

Weinſt du, Laura? — Thräne ſei verneinet,
Die des Alters Straf-Loos mir erweinet!
Weg! Verſiege, Thräne, Sünderin!

Laura will, daß meine Kraft entweiche,
Daß ich zitternd unter dieſe Sonne ſchleiche,
Die des Jünglings Adlergang geſehn? —
Daß des Buſens lichte Himmelsflamme
Mit erfrornem Herzen ich verdamme,
Daß die Augen meines Geiſts verblinden,
Daß ich fluche meinen ſchönſten Sünden?
Nein! verſiege, Thräne, Sünderin! —
Brich die Blume in der ſchönſten Schöne,
Löſch, o Jüngling mit der Trauermiene!
Meine Fackel weinend aus,
Wie der Vorhang an der Trauerbühne
Niederrauſchet bey der ſchönſten Scene,
Fliehn die Schatten — und noch ſchweigend horcht das Haus. —

Die Kindesmörderin.

Horch — die Glocken hallen dumpf zuſammen,
Und der Zeiger hat vollbracht den Lauf.
Nun, ſo ſey's denn! — Nun, in Gottes Namen!
Grabgefährten, brecht zum Richtplatz auf.
Nimm, o Welt, die letzten Abſchiedsküſſe!
Dieſe Thränen nimm, o Welt! noch hin.
Deine Gifte — o ſie ſchmeckten ſüße! —
Wir ſind quitt, du Herzvergifterin!

Fahret wohl, ihr Freuden dieſer Sonne,
Gegen ſchwarzen Moder umgetauſcht!
Fahre wohl, du Roſenzeit voll Wonne,
Die ſo oft das Mädchen luſtberauſcht;
Fahret wohl, ihr goldgewebten Träume,
Paradieſeskinder Fantaſie'n!
Weh! ſie ſtarben ſchon im Morgenkeime,
Ewig nimmer an das Licht zu blühn.

Schön geſchmückt mit roſenrothen Schleifen
Deckte mich der Unſchuld Schwanenkleid;
In der blonden Locken loſes Schweifen
Waren junge Roſen eingeſtreut.
Wehe! — Die Geopferte der Hölle
Schmückt noch itzt das weißliche Gewand,
Aber ach! — der Roſenſchleifen Stelle
Nahm ein ſchwarzes Todtenband.

Weinet um mich, die ihr nie gefallen,
Denen noch der Unſchuld Lilien blühn,
Denen zu dem weichen Buſenwallen
Heldenſtärke die Natur verliehn!
Wehe! — menſchlich hat dies Herz empfunden!
Und Empfindung ſoll mein Richtſchwert ſeyn!
Weh! vom Arm des falſchen Manns umwunden
Schlief Luiſens Tugend ein.

Ach, vielleicht umflattert eine and're,
Mein vergeſſen, dieſes Schlangenherz,
Ueberfließt, wenn ich zum Grabe wand're
An dem Putztiſch in verliebten Scherz?
Spielt vielleicht mit ſeines Mädchens Locke,
Schlingt den Kuß, den ſie entgegenbringt,
Wenn verſpritzt auf dieſem Todesblocke
Hoch mein Blut vom Rumpfe ſpringt.

Joſeph! Joſeph! auf entfernte Meilen
Folge dir Luiſens Todtenchor,
Und des Glockenthurmes dumpfes Heulen
Schlage ſchrecklichmahnend an dein Ohr —
Wenn von eines Mädchens weichem Munde
Dir der Liebe ſanft Geliſpel quillt,
Bohr' es plötzlich eine Höllenwunde
In der Wolluſt Roſenbild!

Ha, Verräther! Nicht Luiſens Schmerzen?
Nicht des Weibes Schande, harter Mann?
Nicht das Knäblein unter meinem Herzen?
Nicht was Löw' und Tiger ſchmelzen kann?

Seine Segel fliegen ſtolz vom Lande!
Meine Augen zittern dunkel nach;
Um die Mädchen an der Seine Strande
Winſelt er ein falſches Ach!

Und das Kindlein — in der Mutter Schoße
Lag es da in ſüßer gold'ner Ruh,
In dem Reiz der jungen Morgenroſe
Lachte mir der holde Kleine zu,
Tödtlichlieblich ſprach aus allen Zügen
Sein geliebtes theures Bild mich an,
Den beklomm'nen Mutterbuſen wiegen
Liebe und — Verzweiflungswahn.

Weib, wo iſt mein Vater? lallte
Seiner Unſchuld ſtumme Donnerſprach';
Weib, wo iſt dein Gatte? hallte
Jeder Winkel meines Herzens nach —
Weh, umſonſt wirſt Waiſe du ihn ſuchen,
Der vielleicht ſchon and're Kinder herzt,
Wirſt der Stunde unſ'res Glückes fluchen,
Wenn dich einſt der Name Baſtart ſchwärzt.

Deine Mutter — o im Buſen Hölle!
Einſam ſitzt ſie in dem All der Welt,
Durſtet ewig an der Freudenquelle,
Die dein Anblick fürchterlich vergällt,
Ach, mit jedem Laut von dir erklingen
Schmerzgefühle des vergang'nen Glücks,
Und des Todes bitt're Pfeile dringen
Aus dem Lächeln deines Kinderblicks.

Hölle, Hölle, wo ich dich vermiſſe,
    Hölle, wo mein Auge dich erblickt!
Eumenidenruthen deine Küſſe,
    Die von ſeinen Lippen mich entzückt!
Seine Eide donnern aus dem Grabe wieder,
    Ewig, ewig würgt ſein Meineid fort,
Ewig — hier umſtrickte mich die Hyder —
    Und vollendet war der Mord.

Joſeph! Joſeph! auf entfernte Meilen
    Jage dir der grimme Schatten nach,
Mög' mit kalten Armen dich ereilen,
    Donn're dich aus Wonneträumen wach;
Im Geflimmer ſanfter Sterne zuck'
    Dir des Kindes graſſer Sterbeblick,
Es begegne dir im blut'gen Schmucke,
    Geißle dich vom Paradies zurück.

Seht! da lag's entſeelt zu meinen Füßen, —
    Kalt hinſtarrend, mit verworr'nem Sinn
Sah' ich ſeines Blutes Ströme fließen,
    Und mein Leben floß mit ihm dahin; —
Schrecklich pocht ſchon des Gerichtes Bote,
    Schrecklicher mein Herz!
Freudig eilt' ich, in dem kalten Tode
    Auszulöſchen meinen Flammenſchmerz.

Joſeph! Gott im Himmel kann verzeihen,
    Dir verzeiht die Sünderin.
Meinen Groll will ich der Erde weihen,
    Schlage, Flamme, durch den Holzſtoß hin! —

Glücklich! Glücklich! Seine Brieſe lodern,
Seine Eide frißt ein ſiegend Feu'r,
Seine Küſſe! wie ſie hochauf lodern! —
Was auf Erden war mir einſt ſo theu'r?

Trauet nicht den Roſen eurer Jugend,
Trauet, Schweſtern, Männerſchwüren nie!
Schönheit war die Falle meiner Tugend,
Auf der Richtſtatt hier verfluch' ich ſie! —
Zähren? Zähren in des Würgers Blicken?
Schnell die Binde um mein Angeſicht!
Henker, kannſt du keine Lilje knicken?
Bleicher Henker, zittre nicht!

Die Größe der Welt.

Die der ſchaffende Geiſt einſt aus dem Chaos ſchlug,
Durch die ſchwebende Welt flieg' ich des Windes Flug,
Bis am Strande
Ihrer Wogen ich lande,
Anker werf', wo kein Hauch mehr weht
Und der Markſtein der Schöpfung ſteht.

Sterne ſah ich bereits jugendlich auferſtehn,
Tauſendjährigen Gangs durchs Firmament zu gehn,
Sah ſie ſpielen
Nach den lockenden Zielen;
Irrend ſuchte mein Blick umher,
Sah die Räume ſchon — ſternenleer.

Anzufeuern den Flug weiter zum Reich des Nichts,
Steur' ich muthiger fort, nehme den Flug des Lichts,
Neblicht trüber
Himmel an mir vorüber,
Weltſyſteme, Fluten im Bach,
Strudeln dem Sonnenwanderer nach.

Sieh, den einſamen Pfad wandelt ein Pilger mir
Raſch entgegen — „Halt an! Waller, was ſuchſt du hier?"

„ „Zum Geſtade
Seiner Welt meine Pfade!
Segle hin, wo kein Hauch mehr weht,
Und der Markſtein der Schöpfung ſteht!“ “

„Steh! du ſegelſt umſonſt — vor dir Unendlichkeit!“
„ „Steh! du ſegelſt umſonſt — Pilger, auch hinter mir! —
Senke nieder,
Adlergedank', dein Gefieder!
Kühne Seglerin, Fantaſie,
Wirf ein muthloſes Anker hie.“ “

Elegie

auf den Tod eines Jünglings.*)

Banges Stöhnen, wie vor'm nahen Sturme,
Hallet her vom öden Trauerhaus,
Todtentöne fallen von des Münſters Thurme;
Einen Jüngling trägt man hier heraus,
Einen Jüngling — noch nicht reif zum Sarge,
In des Lebens Mai gepflückt,
Pochend mit der Jugend Nervenmarke
Mit der Flamme, die im Auge zückt;
Einen Sohn, die Wonne ſeiner Mutter,
(O das lehrt ihr jammernd Ach)
Meinen Buſenfreund, ach! meinen Bruder —
Auf! was Menſch heißt, folge nach!

Prahlt ihr, Fichten, die ihr hoch veraltet
Stürmen ſtehet und den Donner neckt?
Und ihr Berge, die ihr Himmel haltet,
Und ihr Himmel, die ihr Sonnen hegt?
Prahlt der Greis noch, der auf ſtolzen Werken
Wie auf Wogen zur Vollendung ſteigt?
Prahlt der Held noch, der auf aufgewälzten Thatenbergen
In des Nachruhms Sonnentempel fleugt?
Wenn der Wurm ſchon naget in den Blüthen:
Wer iſt Thor zu wähnen, daß er nie verdirbt?
Wer dort oben hofft noch und hienieden
Auszudauren — wenn der Jüngling ſtirbt?

---

*) Der Name des Jünglings war Johann Chriſtian Weckherlin.

Lieblich hüpften, voll der Jugendfreude,
Seine Tage hin im Roſenkleide
Und die Welt, die Welt war ihm ſo ſüß —
Und ſo freundlich, ſo bezaubernd winkte
Ihm die Zukunft, und ſo golden blinkte
Ihm des Lebens Paradies;
Noch, als ſchon das Mutterauge thränte,
Unter ihm das Todtenreich ſchon gähnte,
Ueber ihm der Parzen Faden riß,
Erd und Himmel ſeinem Blick entſanken,
Floh er ängſtlich vor dem Grabgedanken —
Ach, die Welt iſt Sterbenden ſo ſüß!

Stumm und taub iſts in dem engen Hauſe,
Tief der Schlummer der Begrabenen;
Bruder! Ach in ewig tiefer Pauſe
Feiern alle deine Hoffnungen;
Oft erwärmt die Sonne deinen Hügel,
Ihre Glut empfindeſt du nicht mehr;
Seine Blumen wiegt des Weſtwinds Flügel,
Sein Geliſpel höreſt du nicht mehr;
Liebe wird dein Auge nie vergolden,
Nie umhalſen deine Braut wirſt du,
Nie, wenn unſre Thränen ſtromweis rollten, —
Ewig, ewig ſinkt dein Auge zu.

Aber wohl dir! — köſtlich iſt dein Schlummer,
Ruhig ſchläft ſichs in dem engen Haus;
Mit der Freude ſtirbt hier auch der Kummer,
Röcheln auch der Menſchen Qualen aus.

Ueber dir mag die Verläumdung geifern,
Die Verführung ihre Gifte ſpein,
Ueber dich der Phariſäer eifern,
Fromme Mordſucht dich der Hölle weihn,
Gauner durch Apoſtel-Masken ſchielen
Und die Baſtarttochter der Gerechtigkeit,
Wie mit Würfeln, ſo mit Menſchen ſpielen,
Und ſo fort bis hin zur Ewigkeit.

Ueber dir mag auch Fortuna gaukeln,
Blind herum nach ihren Buhlen ſpähn,
Menſchen bald auf ſchwanken Thronen ſchaukeln,
Bald herum in wüſten Pfüzen drehn;
Wohl dir, wohl in deiner ſchmalen Zelle;
Dieſem komiſchtragiſchen Gewühl,
Dieſer ungeſtümmen Glückeswelle,
Dieſem poſſenhaften Lottoſpiel,
Dieſem faulen fleißigen Gewimmel,
Dieſer arbeitsvollen Ruh,
Bruder! — dieſem teufelvollen Himmel
Schloß dein Auge ſich auf ewig zu.

Fahr denn wohl, du Trauter unſrer Seele,
Eingewiegt von unſern Segnungen!
Schlummre ruhig in der Grabeshöle,
Schlummre ruhig bis auf Wiederſehn!
Bis auf dieſen leichenvollen Hügeln
Die allmächtige Poſaune klingt,
Und nach aufgeriſſnen Todesriegeln
Gottes Sturmwind dieſe Leichen in Bewegung
ſchwingt —

Bis befruchtet von Jehovahs Hauche
Gräber kreiſen — auf ſein mächtig Dräun
In zerſchmelzender Planeten Rauche
Ihren Raub die Grüfte wiederkäun —

Nicht in Welten, wie die Weiſen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradies,
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen, —
Aber wir ereilen dich gewiß.
Daß es wahr ſey, was den Pilger freute?
Daß noch jenſeits ein Gedanke ſey?
Daß die Tugend über's Grab geleite?
Daß es mehr denn eitle Fantaſey? — —
Schon enthüllt ſind dir die Räthſel alle!
Wahrheit ſchlürft dein hochentzückter Geiſt,
Wahrheit, die in tauſendfachem Strale
Von des großen Vaters Kelche fleußt —

Zieht denn hin, ihr ſchwarzen ſtummen Träger!
Tiſcht auch den dem großen Würger auf!
Höret auf, geheulergoßne Kläger!
Thürmet auf ihm Staub auf Staub zu Hauf!
Wo der Menſch, der Gottes Rathſchluß prüfte?
Wo das Aug', den Abgrund durchzuſchaun?
Heilig, heilig, heilig biſt du Gott der Grüfte!
Wir verehren dich mit Graun!
Erde mag zurück in Erde ſtäuben,
Fliegt der Geiſt doch aus dem morſchen Haus!
Seine Aſche mag der Sturmwind treiben,
Seine Liebe dauert ewig aus!

Die Schlacht.

Schwer und dumpfig,
Eine Wetterwolke,
Durch die grüne Eb'ne ſchwankt der Marſch.
Zum wilden eiſernen Würfelſpiel
Streckt ſich unabſehlich das Geſilde.
Blicke kriechen niederwärts,
An die Rippen pocht das Männerherz,
Vorüber an hohlen Todtengeſichtern
Niederjagt die Front der Major,
Halt!
Und Regimenter feſſelt das ſtarre Kommando.

Lautlos ſteht die Front.

Prächtig im glühenden Morgenroth
Was blizt dorther vom Gebürge?
Seht ihr des Feindes Fahnen wehn?
Wir ſehn des Feindes Fahnen wehn.
Gott mit euch, Weib und Kinder!
Luſtig! hört ihr den Geſang?
Trommelwirbel, Pfeifenklang
Schmettert durch die Glieder;
Wie braust es fort im ſchönen wilden Takt!
Und braust durch Mark und Bein.

Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Schon fleugt es fort wie Wetterleucht,
Dumpf brüllt der Donner ſchon dort,
Die Wimper zuckt, hier kracht er laut,
Die Loſung brauſt von Heer zu Heer,
Laß brauſen in Gottes Namen fort,
Freier ſchon athmet die Bruſt.

Der Tod iſt los — ſchon wogt der Kampf,
Eiſern im wolkigen Pulverdampf,
Eiſern fallen die Würfel.

Nah umarmen die Heere ſich,
Fertig! heult's von P'loton zu P'loton;
Auf die Kniee geworfen
Feuern die Vordern, viele ſtehen nicht mehr auf,
Lücken reißt die ſtreifende Kartetſche,
Auf Vormanns Rumpf ſpringt der Hintermann,
Verwüſtung rechts und links und um und um,
Bataillone niederwälzt der Tod.

Die Sonne löſcht aus — heiß brennt die Schlacht,
Schwarz brütet auf dem Heer die Nacht —
Gott befohlen Brüder!
In einer andern Welt wieder.

Hoch ſpritzt an den Nacken das Blut,
Lebende wechſeln mit Todten, der Fuß
Strauchelt über den Leichnamen --

„Und auch du, Franz?“ — „ „Grüße mein Lottchen,
Freund;“ “
Wilder immer wüthet der Streit,
„Grüßen will ich“ — Gott! Kameraden! ſeht,
Hinter uns wie die Kartetſche ſpringt!
„Grüßen will ich dein Lottchen, Freund!
„Schlumm're ſanft! wo die Kugelſaat
„Regnet, ſtürz' ich Verlaſſ'ner hinein.

Hierher, dorthin ſchwankt die Schlacht,
Finſt'rer brütet auf dem Heer die Nacht,
Gott befehlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Horch! was ſtrampſt im Galopp vorbei?
Die Adjutanten fliegen,
Dragoner raſſeln in den Feind,
Und ſeine Donner ruhen.
Victoria, Brüder!
Schrecken reißt die feigen Glieder,
Und ſeine Fahne ſinkt —

Entſchieden iſt die ſcharfe Schlacht,
Der Tag blickt ſiegend durch die Nacht!
Horch! Trommelwirbel, Pfeifenklang
Stimmen ſchon Triumphgeſang!
Lebt wohl, ihr gebliebenen Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Rouſſeau.

Monument von unſ'rer Zeiten Schande,
Ew'ge Schmachſchrift deiner Mutterlande,
Rouſſeaus Grab! gegrüßet ſeyſt du mir!
Fried' und Ruh den Trümmern deines Lebens!
Fried' und Ruhe ſuchteſt du vergebens,
Fried' und Ruhe fandſt du hier!

……

Wann wird doch die alte Wunde narben?
Einſt war's finſter und die Weiſen ſtarben;
Nun iſt's lichter und der Weiſe ſtirbt.
Sokrates gieng unter durch Sophiſten,
Rouſſeau leidet, Rouſſeau fällt durch Chriſten,
Rouſſeau — der aus Chriſten Menſchen wirbt.

Die Freundſchaft.

(Aus den Briefen Julius an Raphael, einem noch ungedruckten Roman.)

Freund! genügſam iſt der Weſenlenker —
Schämen ſich kleinmeiſteriſche Denker,
Die ſo ängſtlich nach Geſetzen ſpähn —
Geiſterreich und Körperweltgewühle
Wälzet Eines Rades Schwung zum Ziele;
Hier ſah es mein Newton gehn.

Sfären lehrt es Sklaven eines Zaumes
Um das Herz des großen Weltenraumes
Labyrinthenbahnen ziehn —
Geiſter in umarmenden Syſtemen
Nach der großen Geiſterſonne ſtrömen,
Wie zum Meere Bäche fliehn.

War's nicht dies allmächtige Getriebe,
Das zum ew'gen Jubelbund der Liebe
Unſre Herzen aneinander zwang?
Raphael, an deinem Arm — o Wonne!
Wag' auch ich zur großen Geiſterſonne
Freudigmuthig den Vollendungsgang.

Glücklich! glücklich! Dich hab' ich gefunden,
Hab' aus Millionen Dich umwunden,
Und aus Millionen mein biſt Du —
Laß das Chaos dieſe Welt umrütteln,
Durcheinander die Atomen ſchütteln;
Ewig fliehn ſich unſre Herzen zu.

Muß ich nicht aus Deinen Flammenaugen
Meiner Wolluſt Wiederſtralen ſaugen?
Nur in Dir beſtaun' ich mich —
Schöner malt ſich mir die ſchöne Erde,
Heller ſpiegelt in des Freunds Geberde,
Reizender der Himmel ſich.

Schwermuth wirft die bangen Thränenlaſten,
Süßer von des Leidens Sturm zu raſten,
In der Liebe Buſen ab; —
Sucht nicht ſelbſt das folternde Entzücken
In des Freunds beredten Stralenblicken
Ungeduldig ein wollüſtiges Grab? —

Stünd im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felſenſteine,
Und umarmend küßt' ich ſie —
Meine Klagen ſtöhnt' ich in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Thor genug! der ſüßen Sympathie.

Todte Gruppen ſind wir — wenn wir haſſen;
Götter — wenn wir liebend uns umfaſſen!
Lechzen nach dem ſüßen Feſſelzwang —
Aufwärts durch die tauſendfachen Stufen
Zahlenloſer Geiſter, die nicht ſchufen,
Waltet göttlich dieſer Drang.

Arm in Arme, höher ſtets und höher,
Vom Mongolen bis zum griechſchen Seher,
Der ſich an den letzten Seraph reiht,
Wallen wir, einmüth'gen Ringeltanzes,
Bis ſich dort im Meer des ew'gen Glanzes
Sterbend untertauchen Maß und Zeit —

Freundlos war der große Weltenmeiſter,
Fühlte Mangel — darum ſchuf er Geiſter,
Sel'ge Spiegel ſeiner Seligkeit! —
Fand das höchſte Weſen ſchon kein Gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
Schäumt ihm — die Unendlichkeit.

Gruppe aus dem Tartarus.

Horch — wie Murmeln des empörten Meeres,
Wie durch hohler Felſen Becken weint ein Bach,
Stöhnt dort dumpfigtief ein ſchweres, leeres
Qualerpreßtes Ach!

Schmerz verzerret
Ihr Geſicht; Verzweiflung ſperret
Ihren Rachen fluchend auf.
Hohl ſind ihre Augen — ihre Blicke
Spähen bang' nach des Kozytus Brücke,
Folgen thränend ſeinem Trauerlauf,

Fragen ſich einander ängſtlich leiſe:
Ob noch nicht Vollendung ſey? —
Ewigkeit ſchwingt über ihnen Kreiſe,
Bricht die Senſe des Saturns entzwey.

Eliſium.

Vorüber die ſtöhnende Klage!
Eliſiums Freudengelage
Erſäufen jegliches Ach —
Eliſiums Leben
Ewige Wonne, ewiges Schweben,
Durch lachende Fluren ein flötender Bach.

Jugendlich milde
Beſchwebt die Gefilde
Ewiger Mai;
Die Stunden entfliehen in goldenen Träumen,
Die Seele ſchwillt aus in unendlichen Räumen,
Wahrheit reißt hier den Schleyer entzwey.

Unendliche Freude
Durchwallet das Herz.
Hier mangelt der Name dem trauernden Leide;
Sanfter Entzücken nur heißet hier Schmerz.

Hier ſtrecket der wallende Pilger die matten
Brennenden Glieder im ſäuſelnden Schatten,
Leget die Bürde auf ewig dahin —

Seine Sichel entfällt hier dem Schnitter,
Eingeſungen von Harfengezitter,
Träumt er geſchnittene Halmen zu ſehn.

Deſſen Fahne Donnerſtürme wallte,
Deſſen Ohren Mordgebrüll umhallte,
Berge bebten unter deſſen Donnergang,
Schläft hier linde bei des Baches Rieſeln,
Der wie Silber ſpielet über Kieſeln;
Ihm verhallet wilder Speere Klang.

Hier umarmen ſich getreue Gatten,
Küſſen ſich auf grünen ſammt'nen Matten,
Liebgekoſt vom Balſam-Weſt;
Ihre Krone findet hier die Liebe;
Sicher vor des Todes ſtrengem Hiebe,
Feiert ſie ein ewig Hochzeitfeſt.

Der Flüchtling.

Friſch athmet des Morgens lebendiger Hauch;
Purpuriſch zuckt durch düſt'rer Tannen Ritzen
Das junge Licht, und äugelt aus dem Strauch;
In gold'nen Flammen blitzen
Der Berge Wolkenſpitzen.
Mit freudig melodiſch gewirbeltem Lied
Begrüßen erwachende Lerchen die Sonne,
Die ſchon in lachender Wonne
Jugendlich ſchön in Auroras Umarmungen glüht.

Sey, Licht, mir geſegnet!
Dein Stralenguß regnet
Erwärmend hernieder auf Anger und Au.
Wie ſilberfarb flittern
Die Wieſen, wie zittern
Tauſend Sonnen in perlendem Thau!

In ſäuſelnder Kühle
Beginnen die Spiele
Der jungen Natur.
Die Zephyre koſen
Und ſchmeicheln um Roſen,
Und Düfte beſtrömen die lachende Flur.

Wie hoch aus den Städten die Rauchwolken dampfen;
Laut wiehern und ſchnauben und knirſchen und ſtrampfen
Die Roſſe, die Farren;
Die Wagen erknarren
Ins ächzende Thal.
Die Waldungen leben,
Und Adler, und Falken und Habichte ſchweben,
Und wiegen die Flügel im blendenden Stral.

Den Frieden zu finden,
Wohin ſoll ich wenden
Am elenden Stab?
Die lachende Erde
Mit Jünglingsgeberde
Für mich nur ein Grab!

Steig' empor, o Morgenroth, und röthe
Mit purpurnem Kuſſe Hain und Feld!
Säuſ'le nieder, Abendroth, und flöte
Sanft in Schlummer die erſtorb'ne Welt;
Morgen — ach! du rötheſt
Eine Todtenflur,
Ach! und du, o Abendroth! umflöteſt
Meinen langen Schlummer nur.

Die Blumen.

Kinder der verjüngten Sonne,
Blumen der geſchmückten Flur,
Euch erzog zu Luſt und Wonne,
Ja, euch liebte die Natur.
Schön das Kleid mit Licht geſticket,
Schön hat Flora euch geſchmücket
Mit der Farben Götterpracht.
Holde Frühlingskinder, klaget,
Seele hat ſie euch verſaget
Und ihr ſelber wohnt in Nacht.

Nachtigall und Lerche ſingen
Euch der Liebe ſelig Loos,
Gaukelnde Sylphiden ſchwingen
Buhlend ſich auf eurem Schoß.
Wölbte eures Kelches Krone
Nicht die Tochter der Dione
Schwellend zu der Liebe Pfühl?
Zarte Frühlingskinder, weinet!
Liebe hat ſie euch verneinet,
Euch das ſelige Gefühl.

Aber hat aus Nannys Blicken
    Mich der Mutter Spruch verbannt,
Wenn euch meine Hände pflücken
    Ihr zum zarten Liebespfand?
Leben, Sprache, Seelen, Herzen,
Stumme Boten ſüßer Schmerzen,
    Goß euch dies Berühren ein,
Und der mächtigſte der Götter
Schließt in eure ſtillen Blätter
    Seine hohe Gottheit ein.

An den Frühling.

Willkommen, ſchöner Jüngling!
Du Wonne der Natur!
Mit deinem Blumenkörbchen
Willkommen auf der Flur!

Ey! Ey! Da biſt ja wieder!
Und biſt ſo lieb und ſchön!
Und freun wir uns ſo herzlich,
Entgegen dir zu gehn.

Denkſt auch noch an mein Mädchen?
Ey, Lieber, denke doch!
Dort liebte mich das Mädchen,
Und 's Mädchen liebt mich noch!

Fürs Mädchen manches Blümchen
Erbat ich mir von dir —
Ich komm' und bitte wieder,
Und du? — du giebſt es mir.

Willkommen, ſchöner Jüngling!
Du Wonne der Natur!
Mit deinem Blumenkörbchen
Willkommen auf der Flur!

An Minna.

Träum' ich? Iſt mein Auge trüber?
Nebelt's mir ums Angeſicht?
Meine Minna geht vorüber?
Meine Minna kennt mich nicht?
Die am Arme ſeichter Thoren
Blähend mit dem Fächer ficht,
Eitel in ſich ſelbſt verloren —
Meine Minna iſt es nicht.

Von dem Sommerhute nicken
Stolze Federn, mein Geſchenk,
Schleifen, die den Buſen ſchmücken,
Rufen: Minna, ſei gedenk!
Blumen, die ich ſelbſt erzogen,
Zieren Bruſt und Locken noch —
Ach die Bruſt, die mir gelogen!
Und die Blumen blühen doch!

Geh! umhüpft von leeren Schmeichlern!
Geh! vergiß auf ewig mich.
Ueberliefert feilen Heuchlern,
Eitles Weib, veracht' ich dich.
Geh! Dir hat ein Herz geſchlagen,
Dir ein Herz, das edel ſchlug,
Groß genug, den Schmerz zu tragen,
Daß es einer Thörin ſchlug.

Schönheit hat dein Herz verdorben,
Dein Geſicht'gen! Schäme dich!
Morgen iſt ſein Glanz erſtorben,
Seine Roſe blättert ſich.
Schwalben, die im Lenze minnen,
Fliehen, wenn der Nordwind weht.
Buhler ſcheucht dein Herbſt von hinnen,
Einen Freund haſt du verſchmäht.

In den Trümmern deiner Schöne
Seh ich dich verlaſſen gehn,
Weinend in die Blumenſcene
Deines Mais zurückeſehn.
Die mit heißem Liebesgeize
Deinem Kuß entgegenflohn,
Ziſchen dem erloſch'nen Reize,
Lachen deinem Winter Hohn.

Schönheit hat dein Herz verdorben,
Dein Geſicht'gen! — Schäme dich!
Morgen iſt ſein Glanz erſtorben,
Seine Roſe blättert ſich —
Ha! wie will ich dann dich höhnen!
Höhnen? Gott bewahre mich!
Weinen will ich bitt're Thränen,
Weinen, Minna! über dich.

Der Triumph der Liebe.

Eine Hymne.

Seelig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menſchen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmliſcher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

Einſtens hinter Pyrrhas Rücken,
Stimmen Dichter ein,
Sprang die Welt aus Felſenſtücken,
Menſchen aus dem Stein.

Stein und Felſen ihre Herzen,
Ihre Seelen Nacht,
Von des Himmels Flammenkerzen
Nie in Glut gefacht.

Noch mit ſanften Roſenketten
Banden junge Amoretten
Ihre Seelen nie —
Noch mit Liedern ihren Buſen
Huben nicht die weichen Muſen,
Nie mit Saitenharmonie.

Ach! noch wanden keine Kränze
    Liebende ſich um!
Traurig flüchteten die Lenze
    Nach Eliſium.

Ungegrüßet ſtieg Aurora
    Aus dem Schoß des Meers,
Ungegrüßet ſank die Sonne
    In den Schoß des Meers.

Wild umirrten ſie die Haine,
Unter Lunas Nebelſcheine,
    Trugen eiſern Joch.
Sehnend an der Sternenbühne
Suchte die geheime Thräne
    Keine Götter noch.

* * *

Und ſieh! der blauen Flut entquillt
Die Himmelstochter ſanft und mild,
    Getragen von Najaden
    Zu trunkenen Geſtaden.

Ein jugendlicher Maienſchwung
Durchwebt, wie Morgendämmerung,
    Auf das allmächt'ge Werde
    Luft, Himmel, Meer und Erde.

Des holden Tages Auge lacht
In düſt'rer Wälder Mitternacht,
Balſamiſche Narziſſen
Blüh'n unter ihren Füſſen.

Schon flötete die Nachtigall
Den erſten Sang der Liebe,
Schon murmelte der Quellen Fall
In weiche Buſen Liebe.

Glückſeliger Pygmalion!
Es ſchmilzt, es glüht dein Marmor ſchon!
Gott Amor, Ueberwinder!
Umarme deine Kinder!

* * *

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menſchen Göttern gleich.
Liebe macht den Himmel
Himmliſcher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

* * *

Unter gold'nem Nektarſchaum,
Ein wollüſt'ger Morgentraum,

Ewig Luſtgelage,
Flieh'n der Götter Tage.

Thronend auf erhab'nem Sitz
Schwingt Chronion ſeinen Blitz;
Der Olympus ſchwankt erſchrocken,
Wallen zürnend ſeine Locken —

Göttern läßt er ſeine Throne,
Niedert ſich zum Erdenſohne,
Seufzt arkadiſch durch den Hain,
Zahme Donner untern Füßen,
Schläft, gewiegt von Ledas Küſſen,
Schläft der Rieſentödter ein.

Majeſtätſche Sonnenroſſe
Durch des Lichtes weiten Raum
Leitet Föbös gold'ner Zaum,
Völker ſtürzt ſein raſſelndes Geſchoſſe.
Seine weißen Sonnenroſſe,
Seine raſſelnden Geſchoſſe,
Unter Lieb' und Harmonie,
Ha! wie gern vergaß er ſie!

Vor der Gattinn des Chroniden
Beugen ſich die Uraniden.
Stolz vor ihrem Wagenthrone
Brüſtet ſich das Pfauenpaar;
Mit der gold'nen Herſcherkrone
Schmückt ſie ihr ambroſiſch Haar.

Schöne Fürſtinn! ach die Liebe
Zittert, mit dem ſüßen Triebe
Deiner Majeſtät zu nah'n;
Und von ihren ſtolzen Höhen
Muß die Götterköniginn
Um des Reizes Gürtel flehen,
Bei der Herzenſeßlerin.

* * *

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menſchen Göttern gleich.
Liebe macht den Himmel
Himmliſcher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

* * *

Liebe ſonnt das Reich der Nacht,
Amors ſüßer Zaubermacht
Iſt der Orkus unterthänig,
Freundlich blickt der ſchwarze König,
Wenn ihm Ceres Tochter lacht.
Liebe ſonnt das Reich der Nacht.

Himmliſch in die Hölle klangen
Und den wilden Hüter zwangen
Deine Lieder, Thrazier —

Minos, Thränen im Geſichte,
Mildete die Qualgerichte,
Zärtlich um Megärens Wangen
Küßten ſich die wilden Schlangen,
Keine Geißel klatſchte mehr,
Aufgejagt von Orfeus Leyer
Flog von Tityon der Geyer;
Leiſer hin am Ufer rauſchten
Lethe und Kozytus, lauſchten,
Deinen Liedern, Thrazier!
Liebe ſangſt du, Thrazier!

* * *

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menſchen Göttern gleich.
Liebe macht den Himmel
Himmliſcher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

* * *

Durch die ewige Natur
Düftet ihre Blumenſpur,
Weht ihr gold'ner Flügel.
Winkte mir vom Mondenlicht
Afroditens Auge nicht,
Nicht vom Sonnenhügel,

Lächelte vom Sternenmeer
Nicht die Göttinn zu mir her,
Stern' und Sonn' und Mondenlicht,
Regten mir die Seele nicht.
Liebe, Liebe lächelt nur
Aus dem Auge der Natur,
Wie aus einem Spiegel!

Liebe rauſcht der Silberbach,
Liebe lehrt ihn ſanfter wallen,
Seele haucht ſie in das Ach
Klagenreicher Nachtigallen —
Liebe, Liebe liſpelt nur
Auf der Laute der Natur.

Weisheit mit dem Sonnenblick,
Große Göttinn, tritt zurück,
Weiche vor der Liebe!
Nie Erobrern, Fürſten nie
Beugteſt du ein Sklavenknie,
Beug' es jetzt der Liebe!

Wer die ſteile Sternenbahn
Ging dir heldenkühn voran
Zu der Gottheit Sitze?
Wer zerriß das Heiligthum,
Zeigte dir Eliſium
Durch des Grabes Ritze?
Lockte ſie uns nicht hinein,
Möchten wir unſterblich ſeyn?

Suchten auch die Geiſter
Ohne ſie den Meiſter?
    Liebe, Liebe leitet nur
    Zu dem Vater der Natur,
Liebe nur die Geiſter.

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
    Menſchen Göttern gleich.
Liebe macht den Himmel
Himmliſcher — die Erde
    Zu dem Himmelreich.

Das Glück und die Weisheit.

Entzweit mit einem Favoriten
Flog einſt das Glück der Weisheit zu:
„Ich will dir meine Schätze bieten,
Sei meine Freundinn du!

Mit meinen reichſten ſchönſten Gaben
Beſchenkt' ich ihn ſo mütterlich,
Und ſieh, er will noch immer haben,
Und nennt noch geizig mich.

Komm, Schweſter, laß uns Freundſchaft ſchließen,
Du marterſt dich an deinem Pflug,
In deinen Schoß will ich ſie gießen,
Hier iſt für dich und mich genug."

Sophia lächelt dieſen Worten,
Und wiſcht den Schweiß vom Angeſicht:
„Dort eilt dein Freund, ſich zu ermorden,
Verſöhnet euch! dich brauch' ich nicht."

An einen Moraliſten.

Was zürnſt du unſ'rer frohen Jugendweiſe,
Und lehr'ſt, daß Lieben Tändeln ſey?
Du ſtarreſt in des Winters Eiſe,
Und ſchmäleſt auf den gold'nen Mai.

Einſt, als du noch das Nymfenvolk bekriegteſt,
Ein Held des Karnevals, den deutſchen Wirbel flogſt,
Ein Himmelreich in beiden Armen wiegteſt,
Und Nektarduft von Mädchenlippen ſogſt!

Ha, Seladon! Wenn damals aus den Achſen
Gewichen wär' der Erde ſchwerer Ball,
Im Liebesknäul mit Julien verwachſen
Du hätteſt überhört den Fall!

O denk zurück nach deinen Roſentagen,
Und lerne: die Philoſophie
Schlägt um, wie unſre Pulſe anders ſchlagen;
Zu Göttern ſchaffſt du Menſchen nie.

Wohl, wenn ins Eis des klügelnden Verſtandes
Das warme Blut ein bischen munt'rer ſpringt!
Laß den Bewohnern eines beſſern Landes,
Was nie dem Sterblichen gelingt.

Zwingt doch der irdiſche Gefährte
Den gottgebohrnen Geiſt in Kerkermauern ein,
Er wehrt mir, daß ich Engel werde;
Ich will ihm folgen, Menſch zu ſeyn.

Graf Eberhard der Greiner
von Wirtemberg.

Kriegslied.

Ihr — ihr dort außen in der Welt
Die Naſen eingeſpannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut, und ſtark im Feld
Gebahr das Schwabenland.

Prahlt nur mit Karl und Eduard,
Mit Friedrich, Ludewig.
Karl, Friedrich, Ludwig, Eduard
Iſt uns der Graf, der Eberhard,
Ein Wetterſturm im Krieg.

Und auch ſein Bub', der Ulerich,
War gern, wo 's eiſern klang;
Des Grafen Bub', der Ulerich,
Kein Fußbreit rückwärts zog er ſich,
Wenns drauf und drunter ſprang.

Die Reutlinger, auf unſern Glanz
Erbittert, kochten Gift,
Und buhlten um den Siegeskranz,
Und wagten manchen Schwertertanz,
Und gürteten die Hüft' —

Er griff ſie an — und ſiegte nicht,
Und kam gerantſcht nach Haus.
Der Vater ſchnitt ein falſch Geſicht,
Der junge Kriegsmann floh das Licht,
Und Thränen drangen raus.

Das wurmt ihm — Ha! Ihr Schurken, wart!
Und trug's in ſeinem Kopf.
Auswetzen, bei des Vaters Bart!
Auswetzen wollt' er dieſe Schart
Mit manchem Städtlerſchopf.

Und Fehd' entbrannte bald darauf,
Und zogen Roß und Mann
Bei Döffingen mit hellem Hauf,
Und heller gieng's dem Junker auf,
Und hurrah! heiß gieng's an.

Und unſers Heeres Loſungswort
War die verlor'ne Schlacht:
Das riß uns wie die Windsbraut fort,
Und ſchmiß uns tief in Blut und Mord
Und in die Lanzennacht.

Der junge Graf, voll Löwengrimm,
Schwang ſeinen Heldenſtab,
Wild vor ihm ging das Ungeſtüm,
Geheul und Winſeln hinter ihm,
Und um ihn her das Grab.

Doch weh! ach weh! ein Säbelhieb
Sank ſchwer auf ſein Genick.
Schnell um ihn her der Helden Trieb,
Umſonſt! Umſonſt! erſtarret blieb
Und ſterbend brach ſein Blick.

Beſtürzung hemmt des Sieges Bahn,
Laut weinte Feind und Freund —
Hoch führt der Graf die Reuter an:
Mein Sohn iſt wie ein and'rer Mann!
Marſch! Kinder! In den Feind!

Und Lanzen ſauſen feuriger,
Die Rache ſpornt ſie all,
Raſch über Leichen gieng's daher,
Die Städtler laufen kreuz und quer
Durch Wald und Berg und Thal.

Und zogen wir mit Hörnerklang
Ins Lager froh zurück.
Und Weib und Kind im Rundgeſang
Beim Walzer und beim Becherklang
Luſtfeyern unſer Glück.

Doch unſer Graf — was thät er itzt?
Vor ihm der todte Sohn.
Allein in ſeinem Zelte ſitzt
Der Graf, und eine Thräne blitzt
Im Aug' auf ſeinen Sohn.

Drum hangen wir ſo treu und warm
Am Grafen unſerm Herrn.
Allein iſt er ein Heldenſchwarm,
Der Donner raſt in ſeinem Arm,
Er iſt des Landes Stern.

Drum ihr dort außen in der Welt,
Die Naſen eingeſpannt,
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Jm Frieden gut und ſtark im Feld,
Gebahr das Schwabenland.

Semele

in

zwey Scenen.

Perſonen.

Juno.

Semele, Prinzeſſin von Theben.

Jupiter.

Merkur.

Die Handlung iſt im Pallaſte des Kadmus zu Theben.

Erſte Scene.

Juno

(ſteigt aus ihrem Wagen, von einer Wolke umgeben).

Hinweg den geflügelten Wagen,
Pfauen Junos, erwartet mein
Auf Cytharons wolkigem Gipfel.

(Wagen und Wolke verſchwinden)

Ha, ſey gegrüßt, Haus meines grauen Zornes!
Sey grimmig mir gegrüßt, feindſelig Dach,
Verhaßtes Pflaſter! — Hier alſo die Stätte,
Wo wider meinen Torus Jupiter
Im Angeſicht des keuſchen Tages frevelt!
Hier, wo ein Weib ſich, eine Sterbliche,
Erfrecht, ein ſtaubgebildetes Geſchöpf,
Den Donnerer aus meinem Arm zu ſchmeicheln,
An ihren Lippen ihn gefangen hält!
Juno! Juno! Einſam
Stehſt du, ſtehſt verlaſſen
Auf des Himmels Thron!
Reichlich dampfen dir Altäre,
Und dir beugt ſich jedes Knie.
Was iſt ohne Liebe Ehre?
Was der Himmel ohne ſie?

Wehe, deinen Stolz zu beugen,
Mußte Venus aus dem Schaume ſteigen.
Götter bethörte
Menſchen und Götter ihr zaubriſcher Blick!
Wehe, deinen Gram zu mehren,
Mußt' Hermione gebähren,
Und vernichtet iſt dein Glück!

Bin ich nicht Fürſtinn der Götter?
Nicht Schweſter deß Donnerers,
Nicht die Gattinn des herrſchenden Zeus?
Aechzen nicht die Axen des Himmels
Meinem Gebot? Umrauſcht nicht mein Haupt die olimpiſche
Krone?

Ha, ich fühle mich!
Kronos Blut in den unſterblichen Adern,
Königlich ſchwillt mein göttliches Herz.
Rache! Rache!
Soll ſie mich ungeſtraft ſchmähen?
Ungeſtraft unter die ewigen Götter
Werfen den Streit, und die Eris rufen
In den fröhlichen himmliſchen Saal?
Eitle! Vergeſſene!
Stirb und lerne am ſtygiſchen Strom
Göttliches unterſcheiden von irdiſchem Staub!
Deine Rieſenrüſtung mag dich erdrücken,
Nieder dich ſchmettern
Deine Götterſucht!

Rachegepanzert
Steig' ich vom hohen Olimpus herab.

Süße, verſtrickende
Schmeichelnde Reden
Hab' ich erſonnen;
Tod und Verderben
Lauern darin.

Horch, ihre Tritte!
Sie naht!
Naht dem Sturz, dem gewiſſen Verderben!
Verhülle dich, Gottheit, in ſterblich Gewand!
(ſie geht ab.)

Semele (ruft in die Scene.)
Die Sonne neigt ſich ſchon! Jungfrauen, eilt,
Durchwürzt den Saal mit ſüßen Ambradüften,
Streut Roſen und Narziſſen rings umher,
Vergeßt auch nicht das goldgewebte Polſter —
Er kommt noch nicht — die Sonne neigt ſich ſchon —

Juno
(in Geſtalt einer Alten hereinſtürzend.)
Gelobet ſeyen die Götter! Meine Tochter!

Semele.
Ha! Wach ich? Träum' ich? Götter! Beroe!

Juno.
Sollt' ihre alte Amme Semele
Vergeſſen haben?

Semele.
Beroe! Beym Zevs!
Laß an mein Herz dich drücken — deine Tochter!
Du lebſt! Was führt von Epidaurus dich
Hieher zu mir? Wie lebſt du? Du biſt doch
Noch immer meine Mutter?

Juno.

Deine Mutter!
Eh' nannteſt du mich ſo.

Semele.

Du biſt es noch,
Wirſt's bleiben, bis von Lethes Taumeltrank
Ich trunken bin.

Juno.

Bald wird wohl Beroe
Vergeſſenheit aus Lethes Wellen trinken,
Die Tochter Kadmus trinkt vom Lethe nicht.

Semele.

Wie, meine Gute? Räthſelhaft war ſonſt
Nie deine Rede, nie geheimnißvoll;
Der Geiſt der grauen Haare ſpricht aus dir;
Ich werde, ſagſt du, Lethes Trank nicht koſten.

Juno.

So ſagt' ich, ja! Was aber ſpotteſt du
Der grauen Haare — Freylich haben ſie
Noch keinen Gott beſtricket, wie die blonden!

Semele.

Verzeih der Unbeſonnenen! Wie wollt' ich
Der grauen Haare ſpotten? Werden wohl
Die meinen ewig blond vom Nacken fließen?
Was aber war's, das zwiſchen deinen Zähnen
Du murmelteſt? — Ein Gott?

Juno.

Sagt' ich, ein Gott?
Nun ja, die Götter wohnen überall!
Sie anzuſehn ſteht ſchwachen Menſchen ſchön.
Die Götter ſind, wo du biſt — Semele!
Was fragſt du mich?

Semele.

Boshaftes Herz! Doch ſprich:
Was führte dich von Epidaurus her?
Das doch wohl nicht, daß gern die Götter wohnen
Um Semele?

Juno.

Beym Jupiter, nur das!
Welch Feuer fuhr in deinen Wangen auf,
Als ich das Jupiter ausſprach? — Nichts anders
Als jenes, meine Tochter — Schrecklich raſt
Die Peſt zu Epidaurum, tödtend Gift
Iſt jeder Hauch, und jeder Athem würget,
Den Sohn verbrennt die Mutter, ſeine Braut
Der Bräutigam, die feuerflammenden
Holzſtöße machen Tag aus Mitternacht,
Und Klagen heulen raſtlos in die Luft.
Unüberſchwenglich iſt das Weh! — Entrüſtet
Blickt Zeus auf unſer armes Volk herab;
Vergebens ſtrömt ihm Opferblut, vergebens
Zermartert am Altare ſeine Knie
Der Prieſter, taub iſt unſerm Flehn ſein Ohr —
Drum ſandt' zu Kadmus Königstochter mich
Mein wehbelaſtet Vaterland, ob ich
Von ihr erbitten könnte, ſeinen Grimm
Von uns zu wenden — Beroe, die Amme,
Gilt viel, gedachten ſie, bey Semele — bey Zeus
Gilt Semele ſo viel — mehr weiß ich nicht,
Verſteh noch weniger, was ſie damit
Bedeuten: Semele vermag bey Zeus ſo viel.

Semele (haſtig. und vergeſſen).

Die Peſt wird morgen weichen — ſag's dem Volk!
Zeus liebt mich! ſag's! heut muß die Peſt noch weichen!

Juno (auffahrend, mit Staunen).

Ha! iſt es wahr, was tauſendzüngiges Gerücht
Vom Ida bis zum Hämus hat geplaudert?
Zevs liebt dich? Zevs grüßt dich in aller Pracht,
Worin des Himmels Bürger ihn beſtaunen,
Wenn in Saturnia's Umarmungen er ſinkt? —
Laßt, Götter, laßt die grauen Haare nun
Zum Orkus fahren — ſatt hab' ich gelebt —
In ſeiner Götterpracht ſteigt Kronos großer Sohn
Zu ihr, zu ihr, die einſt an dieſer Bruſt
Getrunken hat — zu ihr —

Semele.

O Beroe! er kam
Ein ſchöner Jüngling, reizender als keiner
Auroras Schoß entfloſſen, paradieſiſch reiner
Als Zephyrus, wenn er balſamiſch haucht,
In Aetherflut die Glieder eingetaucht,
Voll Ernſt ſein Gang, und majeſtätiſch, wie
Hyperions, wenn Köcher, Pfeil und Bogen
Die Schultern niederſchwirren, wie
Vom Ozean ſich heben Silberwogen,
Auf Maienlüften hinten nach geflogen
Sein Lichtgewand, die Stimme Melodie,
Wie Silberklang aus fließenden Kryſtallen —
Entzückender als Orpheus Saiten ſchallen —

Juno.

Ha! meine Tochter! — Die Begeiſterung
Erhebt dein Herz zum helikoniſchen Schwung!
Wie muß das Hören ſeyn! wie himmelvoll das Blicken!
Wenn ſchon die ſterbende Erinnerung
Von hinnen rückt in delfiſchem Entzücken? —
Wie aber? Schweigſt du mir

Das Koſtbarſte? Kronions höchſte Zier,
Die Majeſtät auf rothen Donnerkeilen,
Die durch zerriſſene Wolken eilen.
Willſt du mir geizig ſchweigen? — Liebereiz
Mag auch Promethus und Deukalion
Verliehen haben — Donner wirft nur Zevs!
Die Donner, die zu deinen Füßen
Er niederwarf, die Donner ſind es nur,
Die zu der Herrlichſten auf Erden dich gemacht. —

Semele.

Wie, was ſagſt du? hier iſt von keinen Donnern
Die Rede. —

Juno (lächelnd).

Auch Scherzen ſteht dir ſchön!

Semele.

So himmliſch, wie mein Jupiter, war noch
Kein Sohn Deukaliens — von Donnern weiß ich nichts!

Juno.

Ey! Eiferſucht!

Semele.

Nein Beroe! beym Zevs!

Juno.

Du ſchwörſt?

Semele.

Beym Zevs! Bey meinem Zevs!

Juno (ſchauernd).

Du ſchwörſt?
Unglückliche!

Semele (ängſtlich).

Wie wird dir? Beroe!

Juno.

Sprich's noch einmal, das Wort, das zur Elendeſten

Auf Tellus ganzem großen Rund dich macht! —
Verlorene! das war nicht Zeus!

Semele.

Nicht Zeus?
Abſcheuliche!

Juno.

Ein liſtiger Betrüger
Aus Attika, der unter Gottes Larve
Dir Ehre, Scham und Unſchuld wegbetrog! —
(Semele ſinkt um.)

Ja ſtürz' nur hin! Steh' ewig niemals auf!
Laß ew'ge Nacht dein Licht verſchlingen, laß
Um dein Gehör ſich lagern ew'ge Stille!
Bleib ewig hier ein Felſenzacken kleben! —
O Schande! Schande! die den keuſchen Tag
Zurück in Hekate's Umarmung ſchleudert!
So, Götter! Götter! ſo muß Beroe
Nach ſechszehn ſchwer durchlebten Trennungsjahren
Die Tochter Kadmus wiederſehn! — Frohlockend
Zog ich von Epidaurus her; mit Scham
Muß ich zurück nach Epidaurus kehren! —
Verzweiflung bring' ich mit! O Jammer! O mein Volk!
Die Peſt mag ruhig bis zur zweiten Ueberſchwemmung
Fortwüthen, mag mit aufgebäumten Leichen
Den Oeta übergipfeln, mag
Ganz Griechenland in ein Gebeinhaus wandeln,
Eh' Semele den Grimm der Götter beugt.
Betrogen ich und du und Griechenland und Alles!

Semele.

(richtet ſich zitternd auf, und ſtreckt einen Arm nach ihr aus.)

O meine Beroe!

Juno.

Ermuntre dich, mein Herz!
Vielleicht iſt's Zevs! Wahrſcheinlich doch wol nicht!
Vielleicht iſt's dennoch Zevs! Izt müſſen wir's erfahren!
Izt muß er ſich enthüllen oder du
Fliehſt ewig ſeine Spur, giebſt den Abſcheulichen
Der ganzen Todesrache Thebens Preis. —
Schau, theure Tochter, auf — ſchau deiner Berve
Ins Angeſicht, das ſympathetiſch dir
Sich öfnet — wollen wir ihn nicht
Verſuchen, Semele?

Semele.

Nein, bey den Göttern!
Ich würd' ihn dann nicht finden —

Juno.

Würdeſt du
Wol minder elend ſeyn, wenn du in bangen Zweifeln
Fortſchmachteteſt — und wenn er's dennoch wäre?

Semele

(verbirgt das Haupt in Juno's Schoß).

Ach! Er iſt's nicht!

Juno.

Und ſich in allem Glanz,
Worin ihn der Olympus je geſehn,
Dir ſichtbar ſtellte? — Semele! wie nun?
Dann ſollte dich's gereuen, ihn verſucht
Zu haben?

Semele (auffahrend).

Ha! Enthüllen muß er ſich!

Juno (ſchnell).

Eh' darf er nicht in deine Arme ſinken —

Enthüllen muß er ſich — drum höre, gutes Kind!
Was dir die redlich treue Amme räth,
Was Liebe mir izt zugeliſpelt, Liebe
Vollbringen wird — ſprich, wird er bald erſcheinen?

Semele.

Eh' noch Hyperion in Thetis Bette ſteigt,
Verſprach er zu erſcheinen —

Juno (vergeſſen, heftig).

Wirklich? Ha!
Verſprach er? heut ſchon wieder? (faßt ſich) Laß ihn kommen,
Und wenn er eben liebestrunken nun
Die Arme auseinander ſchlingt nach dir,
So trittſt du — Merk dir's — wie vom Bliz
Gerührt zurück. Ha! wie er ſtaunen wird!
Nicht lange läſſeſt du, mein Kind, ihn ſtaunen;
Du fährſt ſo fort, mit froſt'gen Eiſesblicken
Ihn wegzuſtoßen — wilder, feuriger
Beſtürmt er dich, die Sprödigkeit der Schönen
Iſt nur ein Damm, der einen Regenſtrom
Zurückerpreßt, und ungeſtümer prallen
Die Fluten an — Izt hebſt du an zu weinen —
Giganten mocht' er ſtehn, mocht' ruhig niederſchaun,
Wenn Typheus hundertarmiger Grimm
Den Oſſa und Olymp nach ſeinem Erdthron jagte —
Die Thränen einer Schönen fällen Zeus —
Du lächelſt? — Gelt! die Schülerinn
Iſt weiſer hier als ihre Meiſterinn? —
Nun bitteſt du den Gott, dir eine kleine kleine
Unſchuld'ge Bitte zu gewähren, die
Dir ſeine Lieb' und Gottheit ſiegeln ſollte —
Er ſchwört's beym Styx! — Der Styx hat ihn gebannt!

Entſchlüpfen darf er nimmermehr! Du ſprichſt:
„Eh' ſollſt du dieſen Leib nicht koſten, bis
„In aller Kraft, worin dich Kronos Tochter
„Umarmt, du zu der Tochter Kadmus ſteigeſt!"
Laß dich's nicht ſchrecken, Semele, wenn er
Die Grauen ſeiner Gegenwart, die Feuer,
Die um ihn krachen, dir die Donner, die
Den Kommenden umrollen, zu Popanzen
Aufſtellen wird, den Wunſch dir zu entleiden;
Das ſind nur leere Schrecken, Semele,
Die Götter thun mit dieſer herrlichſten
Der Herrlichkeiten gegen Menſchen karg —
Beharre du nur ſtarr auf deiner Bitte,
Und Juno ſelbſt wird neidiſch auf dich ſchielen.

Semele.

Die Häßliche mit ihren Ochſenaugen!
Er hat mir's oft im Augenblick der Liebe
Geklagt, wie ſie mit ihrer ſchwarzen Galle
Ihn martere —

Juno (ergrimmt, verlegen bey Seite).

Ha! Wurm! den Tod für dieſen Hohn!

Semele.

Wie? meine Beroe! — Was haſt du da gemurmelt?

Juno (verlegen).

Nichts — meine Semele! Die ſchwarze Galle quält
Auch mich — Ein ſcharfer ſtrafender Blick
Muß oft bey Buhlenden für ſchwarze Galle gelten —
Und Ochſenaugen ſind ſo wüſte Augen nicht.

Semele.

O pfui doch! Beroe! die garſtigſten,
Die je in einem Kopfe ſtecken können! —

Und noch dazu die Wangen gelb und grün,
Des gift'gen Neides ſichtbarliche Strafe —
Mich jammert Zevs, daß ihn die Keiferinn
Mit ihrer ekelhaften Liebe keine Nacht
Verſchont und ihren eiferſücht'gen Grillen,
Das muß Ixions Rad im Himmel ſeyn.

Juno.

(in der äußerſten Verwirrung und Wuth auf und ab raſend)

Nichts mehr davon!

Semele.

Wie? Beroe! ſo bitter?
Hab' ich wohl mehr geſagt, als wahr iſt, mehr
Als klug iſt? —

Juno.

Mehr haſt du geſagt,
Als wahr iſt, mehr als klug iſt, junges Weib!
Preiſ' dich beglückt, wenn deine blauen Augen
Dich nicht zu früh in Charons Nachen lächeln!
Saturnia hat auch Altär' und Tempel,
Und wandelt unter Sterblichen — die Göttinn
Rächt nichts ſo ſehr, als höhniſch Naſenrümpfen.

Semele.

Sie wandle hier, und ſey des Hohnes Zeuginn!
Was kümmert's mich? — Mein Jupiter beſchützt
Mir jedes Haar, was kann mir Juno laiden?
Doch laß uns davon ſchweigen, Beroe!
Zevs muß mir heute noch in ſeiner Pracht erſcheinen,
Und wenn Saturnia darob den Pfad
Zum Orkus finden ſollte —

Juno (beyſeits).

Dieſen Pfad

Wird eine Andre wohl noch vor ihr ſinden,
Wenn je ein Bliz Kronions trifft! — (zu Semele)
Ja Semele, ſie mag vor Neid zerberſten,
Wenn Kadmus Tochter, Griechenland zur Schau,
Hoch im Triumphe zum Olympus ſteigt! —

Semele (leichtfertig lächelnd).

Meinſt du,
Man werd' in Griechenland von Kadmus Tochter hören?

Juno.

Ha! ob man auch von Sidon bis Athen
Von einem Andern höret! Semele!
Götter, Götter werden ſich vom Himmel neigen,
Götter vor dir niederknien,
Sterbliche in demuthsvollem Schweigen
Vor des Rieſentödters Braut ſich beugen
Und in zitternder Entfernung — —

Semele

(friſch aufhüpfend ihr um den Hals fallend).

Beroe!

Juno.

Ewigkeiten — grauen Welten
Wird's ein weißer Marmor melden:
Hier verehrt' man Semele!
Semele, der Frauen ſchönſte,
Die den Donnerſchleuderer
Vom Olymp zu ihren Küſſen
In den Staub herunter zwang,
Und auf Fama's tauſendfach rauſchenden Flügeln
Wird's von Meeren ſchallen, und brauſen von Hügeln —

Semele (außer ſich).

Pythia! Apollo! — Wenn er doch
Nur erſchiene!

Juno.

Und auf dampfenden Altären
Werden ſie dich göttlich ehren —

Semele (begeiſtert).

Und erhören will ich ſie!
Seinen Grimm mit Bitten ſöhnen,
Löſchen ſeinen Bliz in Thränen!
Glücklich, glücklich machen will ich ſie!

Juno (vor ſich).

Armes Ding! das wirſt du nie. —
(nachdenkend).
Bald zerſchmilzt — — — doch — garſtig mich zu heißen! —
Nein! Das Mitleid in den Tartarus! (zu Semele)
Flieh' nur! Flieh' nur, meine Liebe,
Daß dich Zeus nicht merke! Laß ihn lange
Deiner harren, daß er feuriger
Nach dir ſchmachte —

Semele.

Beroe! der Himmel
Hat erkoren dich zu ſeiner Stimme!
Ich Glückſel'ge! vom Olympus neigen
Werden ſich die Götter, vor mir niederknien
Sterbliche in demuthsvollem Schweigen — —
Laß nur — laß — ich muß von hinnen fliehn!
(eilig ab).

Juno (ſiegjauchzend ihr nachblickend)

Schwaches! ſtolzes! leichtbetrogenes Weib!
Freſſendes Feuer ſeine ſchmachtenden Blicke,
Seine Küſſe Zermalmung, Gewitterſturm
Seine Umarmung dir! — Menſchliche Leiber
Mögen nicht ertragen die Gegenwart
Deß, der die Donner wirſt! — Ha! (in raſender Entzückung)

Wenn nun ihr wächſerner ſterblicher Leib
Unter des Feuertrieſenden Armen
Niederſchmilzt, wie vor der Sonne Glut
Flockiger Schnee, — der Meineidige,
Statt der ſanften, weicharmigen Braut,
Seine eignen Schrecken umhalſt, — wie frohlockend dann
Will ich herüber vom Cythäron weiden mein Auge!
Rufen herüber, daß in der Hand ihm der Donnerkeil
Niederbebt! — Pfui doch! umarme
Nicht ſo unſanft, Saturnius!

(Sie eilt davon.)

(Symphonie).

Zweyte Scene.

(Der vorige Saal.)

Plötzliche Klarheit.

Zevs (in Jünglingsgeſtalt.) **Merkur** (in Entfernung.)

Zevs.

Sohn Maja!

Merkur (knieend mit geſenktem Haupt.)

Zevs!

Zevs.

Auf! Eile! Schwing'
Die Flügel fort nach des Skamanders Ufer!
Dort weint am Grabe ſeiner Schäferinn
Ein Schäfer — Niemand ſoll weinen,
Wenn Saturnus liebet —
Ruf' die Todte in's Leben zurück.

Merkur (aufſtehend.)

Deines Hauptes ein allmächtiger Wink
Führt mich in einem Hup dahin, zurück
In einem Hup —

Zeus.

Verzeuch! Als ich ob Argos flog,
Kam wallend mir ein Opferdampf entgegen
Aus meinen Tempeln — das ergetzte mich,
Daß mich das Volk ſo ehrt — Erhebe deinen Flug
Zu Ceres, meiner Schweſter — ſo ſpricht Zeus:
Zehntauſendfach ſoll ſie auf funfzig Jahr
Den Argiern die Halmen wiedergeben —

Merkur.

Mit zitternder Eile
Vollſtreck' ich deinen Zorn — mit jauchzender,
Allvater, deine Huld; denn Wolluſt iſt's
Den Göttern, Menſchen zu beglücken; zu verderben
Die Menſchen, iſt den Göttern Schmerz — Gebeut!
Wo ſoll ich ihren Dank vor deine Ohren bringen,
Nieden im Staub, oder droben im Götterſitz?

Zeus.

Nieden im Götterſitz! — Im Pallaſte
Meiner Semele! Fleuch! (Merkur geht ab.)
— — — — — — — — Sie kommt mir nicht entgegen,
Wie ſonſt, an ihre wolluſtſchwellende Bruſt
Den König des Olympus zu empfangen?
Warum kommt meine Semele mir nicht
Entgegen? — Oedes — todtes — grauenvolles Schweigen
Herrſcht ringsumher im einſamen Pallaſt,
Der ſonſt ſo wild und ſo bachantiſch lermte —
Kein Lüftchen regt ſich — auf Cythärons Gipfel

Stand ſiegfrohlockend Juno — ihrem Zevs
Will Semele nicht mehr entgegen eilen — — —
(Pauſe, er fährt auf.)
Ha! ſollte wol die Frevlerinn gewagt
In meiner Liebe Heiligthum ſich haben? —
Saturnia — Epidauron — ihr Triumph —
Entſetzen, Ahnung! — Semele — — Getroſt! — —
Getroſt! Ich bin dein Zevs! Der weggehauchte Himmel
Soll's lernen: Semele! Ich bin dein Zevs!
Wo iſt die Luft, die ſich erfrechen wollte,
Rauh anzuwehn, die Zevs die Seine nennt? —
Der Parze ſpott' ich — Semele, wo biſt du? —
Lang' ſchmachtet' ich, mein weltbelaſtet Haupt
An deinem Buſen zu begraben, meine Sinnen
Vom wilden Sturm der Weltregierung eingelullt,
Und Zügel, Steu'r, und Wagen weggeträumt,
Und im Genuß der Seligkeit vergangen!
O Wonnerauſch! Selbſt Göttern ſüßer Taumel!
Glückſel'ge Trunkenheit! — Was iſt Uranos Blut,
Was Nektar und Ambroſia, was iſt
Der Thron Olymps, des Himmels gold'nes Zepter,
Was Allmacht, Ewigkeit, Unſterblichkeit, ein Gott,
Ohne Liebe?
Der Schäfer, der an ſeines Stroms Gemurmel
Der Lämmer an der Gattinn Bruſt vergißt,
Beneidete mir meine Keile nicht.
Sie naht — Sie kommt — O Perle meiner Werke,
Weib! — Anzubeten iſt der Künſtler, der
Dich ſchuf — — Ich ſchuf dich — bet' mich an,
Zevs betet an vor Zevs, der dich erſchuf!
Ha! wer im ganzen Geiſterreiche, wer

Verdammet mich? — Wie unbemerkt, verächtlich
Verſchwinden meine Welten, meine ſtrahlenquillenden
Geſtirne, meine tanzenden Syſteme,
Mein ganzes großes Saitenſpiel, wie es
Die Weiſen nennen, wie das alles todt
Gegen eine Seele!

Semele (kommt näher ohne aufzuſchauen.)

Zevs.

Mein Stolz! Mein Thron ein Staub! O Semele!
(fliegt ihr entgegen, ſie will fliehen.)
Du fliehſt? — Du ſchweigſt? — Ha! Semele! du fliehſt?

Semele (ihn wegſtoßend.)

Hinweg!

Zevs (nach einer Pauſe des Erſtaunens.)

Träumt Jupiter? Will die Natur
Zu Grunde ſtürzen? — So ſpricht Semele? —
Wie, keine Antwort? — Gierig ſtreckt mein Arm
Nach dir ſich aus — ſo pochte nie mein Herz
Der Tochter Agenors entgegen, ſo
Schlug's nie an Leda's Bruſt, ſo brannten meine Lippen
Nach Danae's verſchloßnen Küſſen nie
Als jetzo —

Semele.

Schweig, Verräther!

Zevs (unwillig zärtlich.)

Semele!

Semele.

Fleuch!

Zevs (mit Majeſtät ſie anſehend.)

Ich bin Zevs!

Semele.

Du Zevs?
Erzittre, Salmoneus, mit Schrecken wird
Er wiederfordern den geſtohl'nen Schmuck,
Den du geläſtert hat — Du biſt nicht Zevs!

Zevs (groß.)

Der Weltbau dreht im Wirbel ſich um mich
Und nennt mich ſo —

Semele.

Ha! Gottesläſterung!

Zevs (ſanfter.)

Wie, meine Göttliche? Von wannen dieſer Ton?
Wer iſt der Wurm, der mir dein Herz entwendet?

Semele.

Mein Herz war dem geweiht, deß Aff' du biſt —
Oft kommen Menſchen unter Götterlarve,
Ein Weib zu fangen — Fort! Du biſt nicht Zevs!

Zevs.

Du zweifelſt? Kann an meiner Gottheit Semele
Noch zweifeln?

Semele (wehmüthig.)

Wärſt du Zevs! Kein Sohn
Des Morgennimmerſeyns ſoll dieſen Mund berühren.
Zevs iſt dies Herz geweiht — — — O wärſt du Zevs!

Zevs.

Du weineſt? Zevs iſt da, und Semele ſoll weinen?
(niederfallend.)
Sprich, fordre und die knechtiſche Natur
Soll zitternd vor der Tochter Kadmus liegen!
Gebeut! und Ströme machen gählings Halt!
Und Helikon, und Kaukaſus und Cynthus

Und Athos, Mykale, und Rhodope und Pindus,
Von meines Winkes Allgewalt
Entfeſſelt, hüpfen Thal und Triften
Und tanzen Flocken gleich in den verfinſterten Lüften.
Gebeut, und Nord- und Oſt- und Wirbelwind
Belagern den allmächtigen Trident,
Durchrütteln Poſidaons Throne,
Empöret ſteigt das Meer, Geſtad' und Damm zu Hohne,
Der Bliz prahlt mit der Nacht, und Pol und Himmel krachen,
Der Donner brüllt aus tauſendfachem Rachen,
Der Ocean lauft gegen den Olympus Sturm,
Dir flötet der Orkan ein Siegeslied entgegen,
Gebeut —

Semele.

Ich bin ein Weib, ein ſterblich Weib,
Wie kann vor ſeinem Topf der Töpfer liegen,
Der Künſtler knien vor ſeiner Statue?

Zevs.

Pygmalion beugt ſich vor ſeinem Meiſterſtücke —
Zevs betet an vor ſeiner Semele!

Semele (heftiger weinend.)

Steh auf — Steh auf — O weh! mir armen Mädchen!
Zevs hat mein Herz, nur Götter kann ich lieben.
Und Götter lachen mein, und Zevs verachtet mich!

Zevs.

Zevs, der zu deinen Füßen liegt —

Semele.

Steh auf!
Zevs thronet über höhern Donnerkeilen,
Und ſpottet eines Wurms in Juno's Armen.

Zevs (mit Heftigkeit).

Ha! Semele und Juno! — Wer
Ein Wurm?

Semele.

O unausſprechlich glücklich wäre
Die Tochter Kadmus — wärſt du Zevs — O weh!
Du biſt nicht Zevs!

Zevs (ſteht auf).

Ich bin's!

(reckt die Hand aus, ein Regenbogen ſteht im Saal. Die Muſik begleitet die Erſcheinung)

Kennſt du mich nun?

Semele.

Stark iſt des Menſchen Arm, wenn ihn die Götter ſtützen,
Dich liebt Saturnius — Nur Götter kann
Ich lieben —

Zevs.

Noch! Noch zweifelſt du
Ob meine Kraft nur Göttern abgeborget,
Nicht gottgebohren ſey? — Die Götter, Semele,
Verleih'n den Menſchen oft wohlthätige Kräfte,
Doch ihre Schrecken leihen Götter nie —
Tod und Verderben iſt der Gottheit Siegel,
Tödtend enthüllt ſich Jupiter dir!

(er reckt die Hand aus. Knall, Feuer, Rauch und Erdbeben. Muſik begleitet hier und in Zukunft den Zauber)

Semele.

Zieh deine Hand zurück! — O Gnade! Gnade
Dem armen Volk! — Dich hat Saturnius
Gezeuget —

Zeus.

Ha! Leichtfertige!
Soll Zeus dem Starrſinn eines Weibes wol
Planeten dreh'n, und Sonnen ſtillſteh'n heißen?
Zeus wird es thun! — Oft hat ein Götterſohn
Den feuerſchwangern Bauch der Felſen aufgeritzt,
Doch ſeine Kraft erlahmt in Tellus Schranken;
Das kann nur Zeus!

(er reckt die Hand aus, die Sonne verſchwindet, es wird plötzlich Nacht).

Semele (ſtürzt vor ihm nieder).

Allmächtiger! — O wenn
Du lieben könnteſt!

(es wird wiederum Tag).

Zeus.

Ha! die Tochter Kadmus fragt
Kronion, ob Kronion lieben könnte?
Ein Wort, und er wirft ſeine Gottheit ab,
Wird Fleiſch und Blut, und ſtirbt und wird geliebt.

Semele.

Das thäte Zeus?

Zeus.

Sprich, Semele, was mehr?
Apollo ſelbſt geſtand, es ſey Entzücken
Menſch unter Menſchen ſeyn — Ein Wink von dir! Ich bin's!

Semele (fällt ihm um den Hals).

O Jupiter, die Weiber Epidaurus ſchelten
Ein thöricht Mädchen deine Semele,
Die, von dem Donnerer geliebet, nichts
Von ihm erbitten kann —

Zeus (heftig).
Erröthen ſollen
Die Weiber Epidaurus! — Bitte! Bitte nur!
Und bey dem Styx, deß ſchrankenloſe Macht
Selbſt Götter ſclaviſch beugt — Wenn Zeus dir zaudert,
So ſoll der Gott in einem einz'gen Nu
Hinunter mich in die Vernichtung donnern!

Semele (froh aufſpringend).
Daran erkenn' ich meinen Jupiter!
Du ſchwurſt mir — und der Styx hat es gehört!
So laß mich denn nie anders dich umarmen
Als wie —

Zeus (erſchrocken ſchreyend).
Unglückliche! halt ein!

Semele.
Saturnia —

Zeus (will ihr den Mund zuhalten).
Verſtumme!

Semele.
Dich umarmt!

Zeus (bleich, von ihr weggewandt).
Zu ſpät! Der Laut entrann! Der Styx! Du haſt den Tod
Erbeten, Semele! —

Semele.
Ha! So liebt Jupiter?

Zeus.
Den Himmel gäb' ich drum, hätt' ich dich minder nur
Geliebt! (mit kaltem Entſetzen ſie anſtarrend) Du biſt verloren —

Semele.
Jupiter!

Zevs (grimmig vor ſich hinredend).
Ha! merk' ich nun dein Siegsfrohlocken, Juno?
Verwünſchte Eiferſucht! — O dieſe Roſe ſtirbt!
Zu ſchön — O weh! — zu koſtbar für den Acheron!

Semele.
Du geizeſt nur mit deiner Herrlichkeit!

Zevs.
Fluch über meine Herrlichkeit, die dich
Verblendete! Fluch über meine Größe,
Die dich zerſchmettert! Fluch! Fluch über mich!
Daß ich mein Glück auf morſchen Staub gebaut!

Semele.
Das ſind nur leere Schrecken, Zevs, mir bangt
Vor deinem Drohen nicht!

Zevs.
Bethörtes Kind!
Geh — nimm das letzte Lebewohl auf ewig
Von deinen Freundinnen — nichts — nichts vermag
Dich mehr zu retten — Semele! ich bin dein Zevs!
Auch das nicht mehr — Geh —

Semele.
Neidiſcher! der Styx!
Du wirſt mir nicht entſchlüpfen.
(ſie geht ab).

Zevs.
Nein! triumphiren ſoll ſie nicht — Erzittern
Soll ſie — und kraft der tödtenden Gewalt,
Die Erd' und Himmel mir zum Schemel macht,
Will an den ſchroffſten Felſen Thraziens
Mit diamantnen Ketten ich die Arge ſchmieden,
Auch dieſen Schwur —

Merkur (erſcheint in Entfernung).

Was will dein raſcher Flug?

Merkur.

Feurigen geflügelten weinenden Dank
Der Glücklichen —

Zevs.

Verderbe ſie wieder!

Merkur (erſtaunt).

Zevs!

Zevs.

Glücklich ſoll niemand ſeyn!
Sie ſtirbt —

(Der Vorhang fällt).

Die
Räuber.
Ein
Schauſpiel.

Hippocrates.

Quae medicamenta non sanant, *ferrum* sanat, quae ferrum non sanat, *ignis* sanat.

Perſonen:

Maximilian, regierender Graf von Moor.
Karl, }
Franz, } ſeine Söhne.
Amalia, von Edelreich.
Spiegelberg, }
Schweizer, }
Grimm, }
Razmann, }
Schufterle, } Libertiner, nachher Banditen.
Roller, }
Koſinsky, }
Schwarz, }
Hermann, Baſtard von einem Edelmann.
Daniel, Hausknecht des Grafen von Moor.
Paſtor Moſer.
Ein Pater.
Räuberbande.
Nebenperſonen.

(Der Ort der Geſchichte iſt Deutſchland, die Zeit ohngefähr zwei Jahre).

Vorrede.

Man nehme dieſes Schauſpiel für nichts anderes, als eine dramatiſche Geſchichte, welche die Vortheile der dramatiſchen Methode, die Seele gleichſam bei ihren geheimſten Operationen zu ertappen, benutzt, ohne ſich übrigens in die Schranken eines Theaterſtücks einzuzäunen, oder nach dem ſo zweifelhaften Gewinne bei theatraliſcher Verkörperung zu geizen. Man wird mir einräumen, daß es eine widerſinnige Zumuthung iſt, binnen drei Stunden drei außerordentliche Menſchen zu erſchöpfen, deren Thätigkeit von vielleicht tauſend Räderchen abhängt, ſo wie es in der Natur der Dinge unmöglich kann gegründet ſeyn, daß ſich drei außerordentliche Menſchen auch dem durchdringendſten Geiſterkenner innerhalb vier und zwanzig Stunden entblößen. Hier war Fülle in einander gedrungener Realitäten vorhanden, die ich unmöglich in die allzuengen Palliſaden des Ariſtoteles und Batteux einkeilen konnte.

Nun iſt es aber nicht ſowohl die Maſſe meines Schauſpiels, als vielmehr ſein Inhalt, der es von der Bühne verbannt. Die Oekonomie deſſelben machte es nothwendig, daß mancher Charakter auftreten mußte, der das feinere Gefühl der Tugend beleidigt, und die Zärtlichkeit unſerer Sitten emvirt. Jeder Menſchenmaler iſt in dieſe Nothwendigkeit geſezt, wenn er anders eine Kopie der wirklichen Welt, und keine idealiſchen Affektationen, keine Kompendienmenſchen will geliefert haben. Es iſt einmal ſo die Mode in der Welt, daß die Guten durch die Böſen ſchattirt werden, und die Tugend, im Kontraſte mit dem Laſter, das lebendigſte Kolorit erhält. Wer ſich den Zweck vorgezeichnet hat, das Laſter zu ſtürzen, und Religion, Moral und bürgerliche Geſeze an ihren Feinden zu rächen, ein ſolcher muß das Laſter in ſeiner nackten Abſcheulichkeit enthüllen, und in ſeiner koloſſaliſchen Größe vor das Auge der Menſchheit ſtellen — er ſelbſt muß augenblicklich ſeine nächtlichen Labyrinthe durchwandern, — er muß ſich in Empfindungen hineinzuzwingen wiſſen, unter deren Widernatürlichkeit ſich ſeine Seele ſträubt.

Das Laſter wird hier mit ſamt ſeinem ganzen innern Räderwerk entfaltet. Es löst in Franzen all die verworrenen Schauer des Gewiſſens in ohnmächtige Abſtraktionen auf, ſkeletiſirt die richtende Empfindung, und ſcherzt die ernſthafte Stimme der Religion hinweg. Wer es einmal ſo weit gebracht hat, (ein Ruhm, den wir ihm nicht beneiden), ſeinen Verſtand auf Unkoſten ſeines Herzens zu verfeinern, dem iſt das Heiligſte nicht heilig mehr — dem iſt die Menſchheit, die Gottheit nichts — beide Welten ſind nichts in ſeinen Augen. Ich habe verſucht, von einem Mißmenſchen dieſer Art ein treffendes lebendiges Konterfey hinzuwerfen, die vollſtändige Mechanik ſeines Laſterſyſtems auseinander zu gliedern — und ihre Kraft an der Wahrheit zu prüfen. Man unterrichte ſich demnach im Verfolg dieſer Geſchichte, wie weit ihr's gelungen hat — Ich denke, ich habe die Natur getroffen.

Nächſt an dieſem ſtehet ein Anderer, der vielleicht nicht wenige meiner Leſer in Verlegenheit ſezen möchte. Ein

Geiſt, den das äuſerſte Laſter nur reizet um der Größe willen, die ihm anhänget, um der Kraft willen, die es erheiſchet, um der Gefahren willen, die es begleiten. Ein merkwürdiger wichtiger Menſch, ausgeſtattet mit aller Kraft, nach der Richtung, die dieſe bekommt, nothwendig entweder ein Brutus oder ein Katilina zu werden. Unglückliche Konjuncturen entſcheiden für das zweyte, und erſt am Ende einer ungeheuren Verirrung gelangt er zu dem erſten. Falſche Begriffe von Thätigkeit und Einfluß, Fülle von Kraft, die alle Geſetze überſprudelt, mußten ſich natürlicher Weiſe an bürgerlichen Verhältniſſen zerſchlagen, und zu dieſen enthuſiaſtiſchen Träumen von Größe und Wirkſamkeit durfte ſich nur eine Bitterkeit gegen die unidealliſche Welt geſellen, ſo war der ſeltſame Donquixote fertig, den wir im Räuber Moor verabſcheuen und lieben, bewundern und bedauern. Ich werde es hoffentlich nicht erſt anmerken dürfen, daß ich dieſes Gemählde ſo wenig nur allein Räubern vorhalte, als die Satyre des Spaniers nur allein Ritter geiſſelt.

Auch iſt jetzt der große Geſchmack, ſeinen Witz auf Koſten der Religion ſpielen zu laſſen, daß man beinahe für kein Genie mehr paſſirt, wenn man nicht ſeinen gottloſen Satyr auf ihren heiligſten Wahrheiten ſich herumtummeln läßt. Die edle Einfalt der Schrift muß ſich in alltäglichen Aſſembleen von den ſogenannten witzigen Köpfen mißhandeln, und ins Lächerliche verzerren laſſen; denn was iſt ſo heilig und ernſthaft, das, wenn man es falſch verdreht, nicht belacht werden kann? — Ich kann hoffen, daß ich der Religion und der wahren Moral keine gemeine Rache verſchafft habe, wenn ich dieſe muthwilligen Schriftverächter in der Perſon meiner ſchändlichſten Räuber dem Abſcheu der Welt überliefere.

Aber noch mehr. Dieſe unmoraliſchen Charaktere, von denen vorhin geſprochen wurde, mußten von gewiſſen Seiten glänzen, ja oft von Seiten des Geiſtes gewinnen, was ſie von Seiten des Herzens verlieren. Hierin habe ich nur die Natur gleichſam wörtlich abgeſchrieben. Jedem, auch dem Laſterhafteſten, iſt gewiſſermaßen der Stempel des göttlichen Ebenbildes aufgedrückt, und vielleicht hat der große Böſewicht keinen ſo weiten Weg zum großen Rechtſchaffenen, als der kleine; denn die Moralität hält gleichen Gang mit den Kräften, und je weiter die Fähigkeit, deſto weiter und ungeheurer ihre Verirrung, deſto imputabler ihre Verfälſchung.

Klopſtocks Adramelech weckt in uns eine Empfindung, worin Bewunderung in Abſcheu ſchmilzt. Milton's Satan folgen wir mit ſchauderndem Erſtaunen durch das unwegſame Chaos. Die Medea der alten Dramatiker bleibt bei all ihren Greueln noch ein großes ſtaunenswürdiges Weib, und Shakeſpear's Richard hat ſo gewiß am Leſer einen Bewunderer, als er auch ihn haſſen würde, wenn er ihm vor der Sonne ſtünde. Wenn es mir darum zu thun iſt, ganze Menſchen hinzuſtellen, ſo muß ich auch ihre Vollkommenheiten mitnehmen, die auch dem Böſeſten nie ganz fehlen. Wenn ich vor dem Tiger gewarnt haben will, ſo darf ich ſeine ſchöne blendende Fleckenhaut nicht übergehen, damit man nicht den Tiger beim Tiger vermiſſe. Auch iſt ein Menſch, der ganz Bosheit iſt, ſchlechterdings kein Gegenſtand der Kunſt, und äußert eine zurückſtoßende Kraft, ſtatt daß er die Aufmerkſamkeit der Leſer feſſeln ſollte. Man würde umblättern, wenn er redet. Eine edle Seele erträgt ſo wenig anhaltende moraliſche Diſſonanzen, als das Ohr das Gekritzel eines Meſſers auf Glas.

Aber eben darum will ich ſelbſt mißrathen haben, dieſes mein Schauſpiel auf der Bühne zu wagen. Es gehört beiderſeits, beim Dichter und ſeinem Leſer, ſchon ein gewiſſer Gehalt von Geiſteskraft dazu: bei jenem, daß er das Laſter nicht ziere, bei dieſem, daß er ſich nicht von einer ſchönen Seite beſtechen laſſe, auch den häßlichen Grund zu ſchätzen. Meinerſeits entſcheide ein Dritter — aber von meinen Leſern bin ich es nicht ganz geſichert. Der Pöbel, worunter ich keineswegs die Gaſſenkehrer allein will verſtanden wiſſen, der Pöbel wurzelt, (unter uns geſagt) weit um, und gibt zum Unglück — den Ton an. Zu kurzſichtig, mein Ganzes auszureichen, zu kleingeiſtiſch, mein Großes zu begreifen, zu boshaft, mein Gutes wiſſen zu wollen, wird er, fürcht' ich, faſt meine Abſicht vereiteln, wird vielleicht eine Apologie des Laſters, das ich ſtürze, darin zu finden meinen, und ſeine eigene Einfalt den armen Dichter entgelten laſſen, dem man gemeiniglich alles, nur nicht Gerechtigkeit, widerfahren läßt.

Es iſt das ewige Dacapo mit Abdera und Demokrit, und unſre guten Hippokrate müßten ganze Plantagen Nießwurz erſchöpfen, wenn ſie dem Unweſen durch ein heilſames Dekokt abhelfen wollten. Noch ſo viele Freunde der Wahrheit mögen zuſammenſtehen, ihren Mitbürgern auf Kanzel und Schaubühne Schule zu halten, der Pöbel hört nie auf, Pöbel zu ſeyn, und wenn Sonne und Mond ſich wandeln, und Himmel und Erde veralten wie ein Kleid. Vielleicht hätt' ich, den Schwachherzigen zu frommen, der Natur minder getreu ſeyn ſollen; aber wenn jener Käfer, den wir alle kennen, auch den Miſt aus den Perlen ſtört, wenn man Exempel hat, daß Feuer verbrannt, und Waſſer erſäuft habe, ſoll darum Perle — Feuer — und Waſſer konfiſcirt werden?

Ich darf meiner Schrift, zufolge ihrer merkwürdigen Kataſtrophe, mit Recht einen Platz unter den moraliſchen

Büchern verſprechen; das Laſter nimmt den Ausgang, der ſeiner würdig iſt. Der Verirrte tritt wieder in das Geleiſe der Geſetze. Die Tugend geht ſiegend davon. Wer nur ſo billig gegen mich handelt, mich ganz zu leſen, mich verſtehen zu wollen, von dem kann ich erwarten, daß er — nicht den Dichter bewundere, aber den rechtſchaffenen Mann in mir hochſchätze.

Geſchrieben in der Oſtermeſſe.
1781.

Der Herausgeber.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Franken.

Saal im Mooriſchen Schloß.

Franz. Der alte Moor.

Franz. Aber iſt euch auch wohl, Vater? Ihr ſeht ſo blaß.

Der alte Moor. Ganz wohl, mein Sohn — was hatteſt du mir zu ſagen?

Franz. Die Poſt iſt angekommen — ein Brief von unſerm Korreſpondenten in Leipzig —

Der alte Moor. (Begierig). Nachrichten von meinem Sohne Karl?

Franz. Hm! hm! — So iſt es. Aber ich fürchte — ich weiß nicht — ob ich — eurer Geſundheit? — Iſt euch wirklich ganz wohl, mein Vater?

D. a. Moor. Wie dem Fiſch im Waſſer! Von meinem Sohne ſchreibt er? — wie kommſt du zu dieſer Beſorgniß? Du haſt mich zweymal gefragt.

Franz. Wenn ihr krank ſeyd — nur die leiſeſte Ahnung habt, es zu werden, ſo laßt mich — ich will zu gelegnerer Zeit zu euch reden, (halb vor ſich). Dieſe Zeitung iſt nicht für einen zerbrechlichen Körper.

D. a. Moor. Gott! Gott! was werd' ich hören?

Franz. Laßt mich vorerſt auf die Seite gehn, und eine Thräne des Mitleids vergießen um meinen verlornen Bruder — ich ſollte ſchweigen auf ewig — denn er iſt euer Sohn: Ich ſollte ſeine Schande verhüllen auf ewig — denn er iſt mein Bruder. — Aber euch gehorchen iſt meine erſte traurige Pflicht — darum vergebt mir.

D. a. Moor. O Karl! Karl! wüßteſt du, wie deine Aufführung das Vaterherz foltert! Wie eine einzige frohe Nachricht von dir meinem Leben zehen Jahre zuſetzen würde — mich zum Jüngling machen würde — da mich nun jede, ach! — einen Schritt näher ans Grab rückt!

Franz. Iſt es das, alter Mann, ſo lebt wohl — wir alle würden noch heute die Haare ausraufen über eurem Sarge.

D. a. Moor. Bleib! — Es iſt noch um den kleinen kurzen Schritt zu thun — laß ihm ſeinen Willen! (indem er ſich niederſetzt.) Die Sünden ſeiner Väter werden heimgeſucht im dritten und vierten Glied — laß ihn's vollenden.

Franz (nimmt den Brief aus der Taſche). Ihr kennt unſern Korreſpondenten! Seht! Den Finger meiner rechten Hand wollt' ich drum geben, dürft' ich ſagen, er iſt ein Lügner, ein ſchwarzer giftiger Lügner — — Faßt euch! Ihr vergebt mir, wenn ich euch den Brief nicht ſelbſt leſen laſſe — Noch dürft ihr nicht alles hören.

D. a. Moor. Alles, alles — mein Sohn, du erſparſt mir die Krücke.

Franz (lieſt). „Leipzig, vom 1ſten May. — Verbände mich nicht eine unverbrüchliche Zuſage, dir auch nicht das Geringſte zu verhehlen, was ich von den Schickſalen deines Bruders auffangen kann, liebſter Freund, nimmermehr würde meine unſchuldige Feder an dir zur Tyranninn geworden ſeyn.

Ich kann es aus hundert Briefen von dir abnehmen, wie Nachrichten dieſer Art dein brüderliches Herz durchbohren müſſen; mir iſts, als ſäh' ich dich ſchon um den Nichtswürdigen, den Abſcheulichen" — — (Der alte Moor verbirgt ſein Geſicht). Seht, Vater! ich leſe euch nur das Glimpflichſte — „den Abſcheulichen in tauſend Thränen ergoſſen;" Ach, ſie floſſen — ſtürzten ſtromweis von dieſer mitleidigen Wange — „mir iſt's, als ſäh' ich ſchon deinen alten, frommen Vater todtenbleich" — Jeſus Maria! ihr ſeyd's, eh' ihr noch das Mindeſte wiſſet?

D. a. Moor. Weiter! Weiter!

Franz. „Todtenbleich in ſeinen Stuhl zurücktaumeln, und dem Tage fluchen, an dem ihm zum erſtenmal Vater entgegengeſtammelt ward. Man hat mir nicht alles entdecken mögen, und von dem Wenigen, das ich weiß, erfährſt du nur Weniges. Dein Bruder ſcheint nun das Maß ſeiner Schande gefüllt zu haben; ich wenigſtens kenne nichts über dem, was er wirklich erreicht hat, wenn nicht ſein Genie das meinige hierin überſteigt. Geſtern um Mitternacht hatte er den großen Entſchluß, nach vierzig tauſend Dukaten Schulden — ein hübſches Taſchengeld, Vater — nachdem er zuvor die Tochter eines reichen Banquiers allhier entehrt, und ihren Galan, einen braven Jungen von Stand, im Duell auf den Tod verwundet, mit ſieben andern, die er mit in ſein Laſterleben gezogen, dem Arm der Juſtiz zu entlaufen" — Vater! Um Gotteswillen, Vater! wie wird euch?

D. a. Moor. Es iſt genug. Laß ab, mein Sohn!

Franz. Ich ſchone eurer — „man hat ihm Steckbriefe nachgeſchickt, die Beleidigten ſchreyen laut um Genugthuung, ein Preis iſt auf ſeinen Kopf geſetzt — der Name

Moor" — Nein! Meine armen Lippen ſollen nimmermehr einen Vater ermorden! (zerreißt den Brief). Glaubt es nicht, Vater! glaubt ihm keine Sylbe!

D. a. Moor (weint bitterlich). Mein Name! Mein ehrlicher Name!

Franz (fällt ihm um den Hals). Schändlicher, dreimal ſchändlicher Karl! Ahnete mirs nicht, da er noch ein Knabe den Mädels ſo nachſchlenderte, mit Gaſſenjungen und elendem Geſindel auf Wieſen und Bergen ſich herumhetzte, den Anblick der Kirche, wie ein Miſſethäter das Gefängniß, floh, und die Pfennige, die er euch abquälte, dem erſten dem beſten Bettler in den Hut warf, während daß wir daheim mit frommen Gebeten und heiligen Predigtbüchern uns erbauten? — Ahnete mirs nicht, da er die Abentheuer des Julius Cäſar und Alexander Magnus und anderer ſtockfinſterer Heiden lieber las, als die Geſchichte des bußfertigen Tobias? — Hundertmal hab' ichs euch geweiſſagt, denn meine Liebe zu ihm war immer in den Schranken der kindlichen Pflicht, — der Junge wird uns alle noch in Elend und Schande ſtürzen! — O daß er Moors Namen nicht trüge! daß mein Herz nicht ſo warm für ihn ſchlüge! Die gottloſe Liebe, die ich nicht vertilgen kann, wird mich noch einmal vor Gottes Richterſtuhl anklagen.

D. a. Moor. O — meine Ausſichten! Meine goldenen Träume!

Franz. Das weiß ich wohl. Das iſt es ja, was ich eben ſagte. Der feurige Geiſt, der in dem Buben lodert, ſagtet ihr immer, der ihn für jeden Reiz von Größe und Schönheit ſo empfindlich macht, dieſe Offenheit, die ſeine Seele auf dem Auge ſpiegelt, dieſe Weichheit des Gefühls, die ihn bei jedem Leiden in weinende Sympathie dahinſchmelzt, dieſer männliche Muth, der ihn auf den Wipfel hundertjähriger Eichen treibet, und über Gräben und Palliſaden und reißende Flüſſe jagt, dieſer kindiſche Ehrgeiz, dieſer unüberwindliche Starrſinn und alle dieſe ſchönen glänzenden Tugenden, die im Vaterſöhnchen keimten, werden ihn dereinſt zu einem warmen Freund eines Freundes, zu einem treflichen Bürger, zu einem Helden, zu einem großen, großen Manne machen — Seht ihrs nun, Vater! — der feurige Geiſt hat ſich entwickelt, ausgebreitet, herrliche Früchte hat er getragen. Seht dieſe Offenheit, wie hübſch ſie ſich zur Frechheit herumgedreht hat! ſeht dieſe Weichheit, wie zärtlich ſie für Koketten girret, wie ſo empfindſam für die Reize einer Phryne! Seht dieſes feurige Genie, wie es das Oel ſeines Lebens in ſechs Jährchen ſo rein weggebrannt hat, daß er bei lebendigem Leibe umgeht, und da kommen die Leute, und ſind ſo unverſchämt und ſagen: c'est l'amour qui a fait ça! Ah! ſeht doch dieſen kühnen unternehmenden Kopf, wie er Plane ſchmiedet und ausführt, vor denen die Heldenthaten eines Kartouche und Howard verſchwinden! — Und wenn erſt dieſe prächtigen Keime zur vollen Reife erwachſen — was läßt ſich auch von einem ſo zarten Alter Vollkommenes erwarten? — Vielleicht, Vater, erlebet ihr noch die Freude, ihn an der Fronte eines Heeres zu erblicken, das in der heiligen Stille der Wälder reſidirt, und dem müden Wanderer ſeine Reiſe um die Hälfte der Bürde erleichtert — vielleicht könnt ihr noch, eh' ihr zu Grabe geht, eine Wallfahrt nach ſeinem Monumente thun, das er ſich zwiſchen Himmel und Erden errichtet — vielleicht, o Vater, Vater, Vater — ſeht euch nach einem andern Namen um, ſonſt deuten Krämer und Gaſſenjungen mit Fingern auf euch, die euren Herrn Sohn auf dem Leipziger Marktplatz im Portrait geſehen haben.

D. a. Moor. Und auch du, mein Franz, auch du? O meine Kinder! Wie ſie nach meinem Herzen zielen!

Franz. Ihr ſeht, ich kann auch witzig ſeyn, aber mein Witz iſt Skorpionſtich. — Und dann der trockne Alltagsmenſch, der kalte, hölzerne Franz, und wie die Titelchen alle heißen mögen, die euch der Contraſt zwiſchen ihm und mir mochte eingegeben haben, wenn er euch auf dem Schoße ſaß, oder in die Backen zwickte — der wird einmal zwiſchen ſeinen Grenzſteinen ſterben, und modern, und vergeſſen werden, wenn der Ruhm dieſes Univerſalkopfs von einem Pole zum andern fliegt — Ha! mit gefaltnen Händen dankt dir, o Himmel! der kalte, trockne, hölzerne Franz — daß er nicht iſt, wie dieſer!

D. a. Moor. Vergib mir, mein Kind! zürne nicht auf einen Vater, der ſich in ſeinen Planen betrogen findet. Der Gott, der mir durch Karln Thränen zuſendet, wird ſie durch dich, mein Franz, aus meinen Augen wiſchen.

Franz. Ja Vater, aus euren Augen ſoll er ſie wiſchen. Euer Franz wird ſein Leben dran ſetzen, das eurige zu verlängern. Euer Leben iſt das Orakel, das ich vor allen zu Rathe ziehe, über dem, was ich thun will; der Spiegel, durch den ich alles betrachte — keine Pflicht iſt mir ſo heilig, die ich nicht zu brechen bereit bin, wenn's um euer koſtbares Leben zu thun iſt. — Ihr glaubt mir das?

D. a. Moor. Du haſt noch große Pflichten auf dir, mein Sohn — Gott ſegne dich für das, was du mir warſt und ſeyn wirſt!

Franz. Nun ſagt mir einmal — wenn ihr dieſen

Sohn nicht den euren nennen müßtet, ihr wär't ein glücklicher Mann?

D. a. Moor. Stille, o ſtille! da ihn die Wehmutter mir brachte, hub ich ihn gen Himmel, und rief: Bin ich nicht ein glücklicher Mann?

Franz. Das ſagtet ihr. Nun, habt ihr's gefunden? Ihr beneidet den ſchlechteſten eurer Bauern, daß er nicht Vater iſt zu dieſem — Ihr habt Kummer, ſo lang ihr dieſen Sohn habt. Dieſer Kummer wird wachſen mit Karln. Dieſer Kummer wird euer Leben untergraben.

D. a. Moor. O! er hat mich zu einem achtzigjährigen Manne gemacht.

Franz. Nun alſo — wenn ihr dieſes Sohnes euch entäußertet?

D. a. Moor (auffahrend). Franz! Franz! was ſagſt du?

Franz. Iſt es nicht die Liebe zu ihm, die euch all den Gram macht? Ohne dieſe Liebe iſt er für euch nicht da. Ohne dieſe ſtrafbare, dieſe verdammliche Liebe iſt er euch geſtorben — iſt er euch nie geboren. Nicht Fleiſch und Blut, das Herz macht uns zu Vätern und Söhnen. Liebt ihr ihn nicht mehr, ſo iſt dieſe Abart auch euer Sohn nicht mehr, und wär' er aus eurem Fleiſche geſchnitten. Er iſt euer Augapfel geweſen bisher; nun aber, ärgert dich dein Auge, ſagt die Schrift, ſo reiß es aus. Es iſt beſſer, einäugig gen Himmel, als mit zwei Augen in die Hölle. Es iſt beſſer, kinderlos gen Himmel, als wenn beide, Vater und Sohn, in die Hölle fahren. So ſpricht die Gottheit!

D. a. Moor. Du willſt, ich ſoll meinen Sohn verfluchen?

Franz. Nicht doch! nicht doch! — Euren Sohn ſollt ihr nicht verfluchen. Was heißt ihr euren Sohn? — dem ihr das Leben gegeben habt, wenn er ſich auch alle erſinnliche Mühe gibt, das eurige zu verkürzen?

D. a. Moor. O das iſt allzuwahr! das iſt ein Gericht über mich. Der Herr hat's ihm geheißen!

Franz. Seht ihr's, wie kindlich euer Buſenkind an euch handelt. Durch eure väterliche Theilnehmung erwürgt er euch, mordet euch durch eure Liebe, hat euer Vaterherz ſelbſt beſtochen, euch den Garaus zu machen. Seyd ihr einmal nicht mehr, ſo iſt er Herr eurer Güter, König ſeiner Triebe. Der Damm iſt weg, und der Strom ſeiner Lüſte kann jetzt freyer dahinbrauſen. Denkt euch einmal an ſeine Stelle! Wie oft muß er den Vater unter die Erde wünſchen — wie oft den Bruder — die ihm im Lauf ſeiner Exceſſe ſo unbarmherzig im Wege ſtehen. Iſt das aber Liebe gegen Liebe? Iſt das kindliche Dankbarkeit gegen väterliche Milde? Wenn er dem geilen Kitzel eines Augenblicks zehn Jahre eures Lebens aufopfert? wenn er den Ruhm ſeiner Väter, der ſich ſchon ſieben Jahrhunderte unbefleckt erhalten hat, in einer wollüſtigen Minute aufs Spiel ſetzt? Heißt ihr das euren Sohn? Antwortet! heißt ihr das einen Sohn?

D. a. Moor. Ein unzärtliches Kind! ach! aber mein Kind doch! mein Kind doch!

Franz. Ein allerliebſtes, köſtliches Kind, deſſen ewiges Studium iſt, keinen Vater zu haben — O daß ihr's begreifen lerntet! daß euch die Schuppen fielen vom Auge! aber eure Nachſicht muß ihn in ſeinen Liederlichkeiten beveſtigen, euer Vorſchub ihnen Rechtmäßigkeit geben. Ihr werdet freilich den Fluch von ſeinem Haupte laden, auf euch, Vater, auf euch wird der Fluch der Verdammniß fallen.

D. a. Moor. Gerecht! ſehr gerecht! Mein, mein iſt alle Schuld!

Franz. Wie viele Tauſende, die voll ſich geſoffen haben vom Becher der Wolluſt, ſind durch Leiden gebeſſert worden! Und iſt nicht der körperliche Schmerz, den jedes Uebermaß begleitet, ein Fingerzeig des göttlichen Willens? Sollte ihn der Menſch durch ſeine grauſame Zärtlichkeit verkehren? Soll der Vater das ihm anvertraute Pfand auf ewig zu Grunde richten? — Bedenkt, Vater, wenn ihr ihn ſeinem Elend auf einige Zeit preisgeben werdet, wird er nicht entweder umkehren müſſen und ſich beſſern? oder er wird auch in der groſen Schule des Elends ein Schurke bleiben, und dann — wehe dem Vater, der die Rathſchlüſſe einer höhern Weisheit durch Verzärtlung zernichtet! — Nun, Vater?

D. a. Moor. Ich will ihm ſchreiben, daß ich meine Hand von ihm wende.

Franz. Da thut ihr recht und klug daran.

D. a. Moor. Daß er nimmer vor meine Augen komme.

Franz. Das wird eine heilſame Wirkung thun.

D. a. Moor (zärtlich). Bis er anders worden!

Franz. Schon recht, ſchon recht — Aber, wenn er nun kommt mit der Larve des Heuchlers, euer Mitleid erweint, eure Vergebung ſich erſchmeichelt, und morgen hingeht und eurer Schwachheit ſpottet im Arm ſeiner Huren? — Nein, Vater! Er wird freywillig wiederkehren, wenn ihn ſein Gewiſſen reingeſprochen hat.

D. a. Moor. So will ich ihm das auf der Stelle ſchreiben.

Franz. Halt! noch ein Wort, Vater! Eure Entrüſtung, fürchte ich, möchte euch zu harte Worte in die Feder werfen, die ihm das Herz zerſpalten würden — und dann — glaubt ihr nicht, daß er das ſchon für Verzeihung nehmen werde, wenn ihr ihn noch eines eigenhändigen Schreibens werth haltet? Darum wird's beſſer ſeyn, ihr überlaßt das Schreiben mir.

D. a. Moor. Thu' das, mein Sohn. — Ach! es hätte mir doch das Herz gebrochen! Schreib ihm — —

Franz (ſchnell). Dabei bleibt's alſo?

D. a. Moor. Schreib ihm, daß ich tauſend blutige Thränen, tauſend ſchlafloſe Nächte — Aber bring meinen Sohn nicht zur Verzweiflung!

Franz. Wollt ihr euch nicht zu Bette legen, Vater? Es griff euch hart an.

D. a. Moor. Schreib ihm, daß die väterliche Bruſt — Ich ſage dir, bring meinen Sohn nicht zur Verzweiflung! (Geht traurig ab).

Franz (mit Lachen ihm nachſehend). Tröſte dich, Alter, du wirſt ihn nimmer an dieſe Bruſt drücken, der Weg dazu iſt ihm verrammelt, wie der Himmel der Hölle — Er war aus deinen Armen geriſſen, ehe du wußteſt, daß du es wollen könnteſt — da müßt' ich ein erbärmlicher Stümper ſeyn, wenn ich's nicht einmal ſo weit gebracht hätte, einen Sohn vom Herzen des Vaters los zu löſen, und wenn er mit ehernen Banden daran geklammert wäre — Ich hab' einen magiſchen Kreis von Flüchen um dich gezogen, den er nicht überſpringen ſoll — Glück zu, Franz! Weg iſt das Schoßkind — Der Wald iſt heller. Ich muß dieſe Papiere vollends aufheben, wie leicht könnte jemand meine Handſchrift kennen? (er lieſt die zerriſſenen Briefſtücke zuſammen). — Und Gram wird auch den Alten bald fortſchaffen, — und ihr muß ich dieſen Karl aus dem Herzen reißen, wenn auch ihr halbes Leben dran hängen bleiben ſollte.

Ich habe große Rechte, über die Natur ungehalten zu ſeyn, und bei meiner Ehre! ich will ſie geltend machen. — Warum bin ich nicht der Erſte aus Mutterleib gekrochen? Warum nicht der Einzige? Warum mußte ſie mir dieſe Bürde von Häßlichkeit aufladen? gerade mir? Nicht anders, als ob ſie bei meiner Geburt einen Reſt geſezt hätte? Warum gerade mir die Lappländersnaſe? Gerade mir dieſes Mohrenmaul? Dieſe Hottentottenaugen? Wirklich, ich glaube, ſie hat von allen Menſchenſorten das Scheußliche auf einen Haufen geworfen, und mich daraus gebacken. Mord und Tod! Wer hat ihr die Vollmacht gegeben, jenem dieſes zu verleihen, und mir vorzuenthalten? Konnte ihr jemand darum hofiren, eh' er entſtund? Oder ſie beleidigen, eh' er ſelbſt wurde? Warum gieng ſie ſo parteylich zu Werke?

Nein! Nein! Ich thu' ihr Unrecht. Gab ſie uns doch Erfindungsgeiſt mit, ſezte uns nackt und armſelig ans Ufer dieſes großen Ozeans, Welt — Schwimme, wer ſchwimmen kann, und wer plump iſt, geh unter! Sie gab mir nichts mit; wozu ich mich machen will, das iſt nun meine Sache. Jeder hat gleiches Recht zum Größten und Kleinſten, Anſpruch wird an Anſpruch, Trieb an Trieb, und Kraft an Kraft zernichtet. Das Recht wohnet beim Ueberwältiger, und die Schranken unſerer Kraft ſind unſere Geſeze.

Wohl giebt es gewiſſe gemeinſchaftliche Pakta, die man geſchloſſen hat, die Pulſe des Weltcirkels zu treiben. Ehrlicher Name! — Wahrhaftig eine reichhaltige Münze, mit der ſich meiſterlich ſchachern läßt, wer's verſteht, ſie gut auszugeben. Gewiſſen, — o ja, freilich! ein tüchtiger Lumpenmann, Sperlinge von Kirſchbäumen wegzuſchrecken! — auch das ein gut geſchriebener Wechſelbrief, mit dem auch der Bankerotirer zur Noth noch hinauslangt.

In der That ſehr lobenswürdige Anſtalten, die Narren im Reſpekt und den Pöbel unter dem Pantoffel zu halten, damit die Geſcheidten es deſto bequemer haben. Ohne Anſtand, recht ſchnackiſche Anſtalten! Kommen mir vor, wie die Hecken, die meine Bauern gar ſchlau um ihre Felder herumführen, daß ja kein Haſe drüber ſetzt, ja beileibe kein Haſe! — Aber der gnädige Herr gibt ſeinem Rappen den Sporn, und galoppirt weich über der weiland Aernte.

Armer Haſe! Es iſt doch eine jämmerliche Rolle, der Haſe ſeyn müſſen auf dieſer Welt — Aber der gnädige Herr braucht Haſen!

Alſo friſch drüber hinweg! Wer nichts fürchtet, iſt nicht weniger mächtig, als der, den alles fürchtet. Es iſt jetzt die Mode, Schnallen an den Beinkleidern zu tragen, womit man ſie nach Belieben weiter und enger ſchnürt. Wir wollen uns ein Gewiſſen nach der neueſten Façon anmeſſen laſſen, um es hübſch weiter aufzuſchnallen, wie wir zulegen. Was können wir dafür? Geht zum Schneider! Ich habe Langes und Breites von einer ſogenannten *Blutliebe* ſchwatzen gehört, das einem ordentlichen Hausmann den Kopf heiß machen könnte — Das iſt dein Bruder! — das iſt verdollmetſcht: Er iſt aus eben dem Ofen geſchoſſen worden, aus dem du geſchoſſen biſt — alſo ſey er dir heilig! — Merkt doch einmal dieſe verzwickte Conſequenz, dieſen poſſierlichen Schluß von der Nachbarſchaft der Leiber auf die Harmonie der Geiſter; von eben derſelben Heimath zu eben derſelben Empfindung; von einerley Koſt zu einerley Neigung. Aber weiter — es iſt dein Vater! Er hat dir das Leben gegeben, du biſt ſein Fleiſch, ſein Blut — alſo ſey er dir heilig! Wiederum eine ſchlaue Conſequenz! Ich möchte doch fragen, *warum* hat er mich gemacht? doch wohl nicht gar aus Liebe zu mir, der erſt ein Ich werden ſollte? Hat er mich gekannt, ehe er mich machte? Oder hat er an mich gedacht, wie er mich machte? Oder hat er mich gewünſcht, da er mich machte? Wußte er, was ich werden würde? das wollt' ich ihm nicht rathen, ſonſt möcht' ich ihn dafür ſtrafen, daß er mich doch gemacht hat? Kann ich's ihm Dank wiſſen, daß ich ein Mann wurde? So wenig, als ich ihn verklagen könnte, wenn er ein Weib aus mir gemacht hätte. Kann ich eine Liebe erkennen, die ſich nicht auf Achtung gegen mein Selbſt gründet? Konnte Achtung gegen mein Selbſt vorhanden ſeyn, das erſt dadurch entſtehen ſollte, davon es die Vorausſetzung ſeyn muß? Wo ſteckt dann nun das Heilige? Etwa im Aktus ſelber, durch den ich entſtund? — Als wenn dieſer etwas mehr wäre, als viehiſcher Proceß zur Stillung viehiſcher Begierden? Oder ſteckt es vielleicht im Reſultat dieſes Aktus, der doch nichts iſt, als eiſerne Nothwendigkeit, die man ſo gern wegwünſchte, wenn's nicht auf Unkoſten von Fleiſch und Blut geſchehen müßte. Soll ich ihm etwa darum gute Worte geben, daß er mich liebt? das iſt eine Eitelkeit von ihm, die Schoßſünde aller Künſtler, die ſich in ihrem Werk kokettiren, wär' es auch noch ſo häßlich. — Sehet alſo, das iſt die ganze Hexerey, die ihr in einen heiligen Nebel verſchleyert, unſre Furchtſamkeit zu mißbrauchen. Soll auch ich mich dadurch gängeln laſſen, wie einen Knaben?

Friſch alſo! muthig an's Werk! — Ich will alles um mich her ausrotten, was mich einſchränkt, daß ich nicht Herr bin. Herr muß ich ſeyn, daß ich das mit Gewalt ertrotze, wozu mir die Liebenswürdigkeit gebricht. (ab)

Zweite Scene.

Schenke an den Grenzen von Sachſen.

Karl von Moor (in ein Buch vertieft). **Spiegelberg** (trinkend am Tiſch).

Karl v. Moor (legt das Buch weg). Mir ekelt vor dieſem tintenkleckſenden Seculum, wenn ich in meinem Plutarch leſe von großen Menſchen.

Spiegelberg (ſtellt ihm ein Glas hin, und trinkt). Den Joſephus mußt du leſen.

Moor. Der lohe Lichtfunke Prometheus iſt ausgebrannt, dafür nimmt man jezt die Flamme von Bärlappenmehl — Theaterfeuer, das keine Pfeife Taback anzündet. Da krabbeln ſie nun, wie die Ratten auf der Keule des Herkules. Ein franzöſiſcher Abbé docirt, Alexander ſey ein Haſenfuß geweſen; ein ſchwindſüchtiger Profeſſor hält ſich bei jedem Wort ein Fläſchgen Salmiakgeiſt vor die Naſe, und lieſt ein Collegium über die *Kraft*. Kerle, die in Ohnmacht fallen, wenn ſie einen Buben gemacht haben, kritteln über die Taktik des Hannibals — feuchtohrige Buben fiſchen Phraſes aus der Schlacht bei Kannä, und greinen über die Siege des Scipio, weil ſie ſie exponiren müſſen.

Spiegelberg. Das iſt ja recht Alexandriniſch geflennt.

Moor. Schöner Preis für euren Schweiß in der Feldſchlacht, daß ihr jezt in Gymnaſien lebet, und eure Unſterblichkeit in einem Bücherriemen mühſam fortgeſchleppt wird. Koſtbarer Erſatz eures verpraßten Blutes, von einem Nürnberger Krämer um Lebkuchen gewickelt — oder, wenn's glücklich geht, von einem franzöſiſchen Tragödienſchreiber auf Stelzen geſchraubt, und mit Drathfäden gezogen zu werden. Hahaha!

Spiegelberg (trinkt). Lies den Joſephus, ich bitte dich drum.

Moor. Pfui! Pfui über das ſchlappe Kaſtraten-Jahrhundert, zu nichts nüze, als die Thaten der Vorzeit wiederzukäuen, und die Helden des Alterthums mit Kommentationen zu ſchinden und zu verhunzen mit Trauerſpielen. Die Kraft ſeiner Lenden iſt verſiegen gegangen, und nun muß Bierhefe den Menſchen fortpflanzen helfen.

Spiegelberg. Thee, Bruder, Thee!

Moor. Da verrammeln ſie ſich die geſunde Natur mit abgeſchmackten Conventionen, haben das Herz nicht, ein Glas zu leeren, weil ſie Geſundheit dazu trinken müſſen — belecken den Schuhputzer, daß er ſie vertrete bei Ihro Gnaden, und hudeln den armen Schelm, den ſie nicht fürchten. Vergöttern ſich um ein Mittageſſen, und möchten einander vergiften um ein Unterbett, das ihnen beim Aufſtreich überboten wird. — Verdammen den Sadduzäer, der nicht fleißig genug in die Kirche kommt, und berechnen ihren Judenzins am Altare — fallen auf die Knie, damit ſie ja ihren Schlamp ausbreiten können — wenden kein Auge von dem Pfarrer, damit ſie ſehen, wie ſeine Perrücke friſirt iſt. — Fallen in Ohnmacht, wenn ſie eine Gans bluten ſehen, und klatſchen in die Hände, wenn ihr Nebenbuhler bankerott von der Börſe geht — — ſo warm ich ihnen die Hand drückte — „nur noch einen Tag" — Umſonſt! — Ins Loch mit dem Hund! — Bitten! Schwüre! Thränen! (auf den Boden ſtampfend). Hölle und Teufel!

Spiegelberg. Und um ſo ein paar tauſend lauſige Dukaten —

Moor. Nein, ich mag nicht daran denken. Ich ſoll meinen Leib preſſen in eine Schnürbruſt, und meinen Willen ſchnüren in Geſetze. Das Geſetz hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre. Das Geſetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freyheit brütet Koloſſe und Extremitäten aus. — Ah! daß der Geiſt Herrmanns noch in der Aſche glimmte! — Stelle mich vor ein Heer Kerle, wie ich, und aus Deutſchland ſoll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöſter ſeyn ſollen. (Er wirft den Degen auf den Tiſch, und ſteht auf).

Spiegelberg (aufſpringend). Bravo! Braviſſimo! du bringſt mich eben recht auf das Chapitre. Ich will dir was in's Ohr ſagen, Moor, das ſchon lang mit mir umgeht, und du biſt der Mann dazu — ſauf Bruder, ſauf! — wie wär's, wenn wir Juden würden, und das Königreich wieder auf's Tapet brächten?

Aber ſag, iſt das nicht ein ſchlauer und herzhafter Plan? Wir laſſen ein Manifeſt ausgehen in alle vier Enden der Welt, und citiren nach Paläſtina, was kein Schweinefleiſch iſt. Da beweiſ' ich nun durch triftige Dokumente, Herodes, der Vierfürſt, ſey mein Großahnherr geweſen, und ſo ferner. Das wird ein Viktoria abgeben, Kerl, wenn ſie wieder in's Trockene kommen, und Jeruſalem wieder aufbauen dürfen. Jetzt friſch mit den Türken aus Aſien, weil's Eiſen noch warm iſt, und Cedern gehauen aus dem Libanon, und Schiffe gebaut, und geſchachert mit alten Borten und Schnallen das ganze Volk. Mittlerweile —

Moor (nimmt ihn lächelnd bei der Hand). Kamerad! Mit den Narrenſtreichen iſt's nun am Ende.

Spiegelberg (ſtutzig). Pfui, du wirſt doch nicht gar den verlornen Sohn ſpielen wollen? Ein Kerl, wie du, der mit dem Degen mehr auf die Geſichter gekritzelt hat, als drei Subſtituten in einem Schaltjahr in's Befehlbuch ſchreibken! Soll ich dir von der großen Hundsleiche vorerzählen? ha! ich muß dir nur dein eigenes Bild wieder vor dich rufen, das wird Feuer in deine Adern blaſen, wenn dich ſonſt nichts mehr begeiſtert. Weißt du noch, wie die Herren vom Collegio deiner Dogge das Bein hatten abſchießen laſſen, und du zur Revange ließeſt ein Faſten ausſchreiben in der ganzen Stadt. Man ſchmollte über dein Reſcript. Aber du nicht faul, läſſeſt alles Fleiſch aufkaufen in ganz L . . ., daß in acht Stunden kein Knochen mehr zu nagen iſt in der ganzen Rundung, und die Fiſche anfangen im Preiſe zu ſteigen. Magiſtrat und Bürgerſchaft düſelten Rache. Wir Purſche friſch heraus zu ſiebzehnhundert, und du an der Spitze, und Mezger und Schneider und Krämer hinterher, und Wirth' und Barbierer und alle Zünfte, und fluchen, Sturm zu laufen wider die Stadt, wenn man den Purſchen ein Haar krümmen wollte. Da ging's aus, wie's Schießen zu Hornberg, und mußten abziehen mit langer Naſe. Du läſſeſt Doktores kommen ein ganzes Concilium, und botſt drei Dukaten, wer dem Hunde ein Recept ſchreiben würde. Wir ſorgten, die Herren werden zuviel Ehre im Leibe haben und Nein ſagen, und hattens ſchon verabredet, ſie zu forciren. Aber das war unnöthig, die Herren ſchlugen ſich um die drei Dukaten, und kam's im Abſtreich herab auf drei Batzen, in einer Stunde ſind zwölf Recepte geſchrieben, daß das Thier auch bald darauf verreckte.

Moor. Schändliche Kerle!

Spiegelberg. Der Leichenpomp ward veranſtaltet in aller Pracht, Carmina gab's die ſchwere Meng' um den Hund, und zogen wir aus des Nachts gegen tauſend, eine Laterne in der einen Hand, unſere Raufdegen in der andern, und ſo fort durch die Stadt mit Glockenſpiel und Geklimzer, bis der Hund beigeſezt war. Drauf gab's ein Freſſen, das währte bis an den lichten Morgen, da bedankteſt du dich bei den Herren für das herzliche Beileid, und lieſſeſt das Fleiſch verkaufen ums halbe Geld. Mort de ma vie, da hatten wir dir Reſpekt, wie eine Garniſon in einer eroberten Veſtung —

Moor. Und du ſchämſt dich nicht, damit groß zu prahlen? Haſt nicht einmal ſo viel Scham, dich dieſer Streiche zu ſchämen?

Spiegelberg. Geh, geh. Du biſt nicht mehr Moor. Weißt du noch, wie tauſendmal du, die Flaſche in der Hand, den alten Filzen haſt aufgezogen, und geſagt: Er ſoll nur drauf los ſchaben und ſcharren, du wolleſt dir dafür die Gurgel abſaufen. — Weißt du auch noch? he? weißt du noch? O du heilloſer, erbärmlicher Prahlhans! das war noch männlich geſprochen, und edelmänniſch, aber —

Moor. Verflucht ſeyſt du, daß du mich daran erinnerſt! Verflucht ich, daß ich es ſagte! Aber es war nur im Dampfe des Weins, und mein Herz hörte nicht, was meine Zunge prahlte.

Spiegelberg (ſchüttelt den Kopf). Nein! nein! nein! das kann nicht ſeyn. Unmöglich, Bruder, das kann dein Ernſt nicht ſeyn. Sag, Brüderchen, iſt es nicht die Noth, die dich ſo ſtimmt? Komm, laß dir ein Stückchen aus meinen Bubenjahren erzählen. Da hatt' ich neben meinem Haus einen Graben, der, wie wenig, ſeine acht Schuh breit war, wo wir Buben uns in die Wette bemühten, hinüber zu ſpringen. Aber das war umſonſt. Pflumpf! lagſt du, und ward ein Geziſch und Gelächter über dir, und wurdeſt mit Schneeballen geſchmiſſen über und über. Neben meinem Haus lag eines Jägers Hund an einer Kette, eine ſo biſſige Beſtie, die dir die Mädels wie der Bliz am Rockzipfel hatte, wenn ſie ſichs verſahn, und zu nah' dran vorbey ſtrichen. Das war nun mein Seelengaudium, den Hund überall zu necken, wo ich nur konnte, und wollt' bald krepiren vor Lachen, wenn mich dann das Thier ſo giftig anſtierte, und ſo gern auf mich losgerannt wäre, wenn's nur gekonnt hätte. — Was geſchieht? Ein andermal mach' ich's ihm auch wieder ſo, und werf' ihn mit einem Stein ſo derb an die Rippen, daß er vor Wuth von der Kette reißt, und auf mich dar, und ich, wie alle Donnerwetter, reiß' aus, und davon — Tauſend Schwernoth! Da iſt dir juſt der vermaledeyte Graben dazwiſchen. Was zu thun? Der Hund iſt mir hart an den Ferſen und wüthend, alſo kurz reſolvirt — einen Anlauf genommen — drüben bin ich. Dem Sprung hatt' ich Leib und Leben zu danken; die Beſtie hätte mich zu Schanden geriſſen.

Moor. Aber wozu jezt das?

Spiegelberg. Dazu — daß du ſehen ſollſt, wie die Kräfte wachſen in der Noth. Darum laß ich mir's auch nicht bange ſeyn, wenn's auf's Aeußerſte kommt. Der Muth wächst mit der Gefahr; die Kraft erhebt ſich im Drang. Das Schickſal muß einen großen Mann aus mir haben wollen, weil's mir ſo queer durch den Weg ſtreicht.

Moor (ärgerlich). Ich wüßte nicht, wozu wir den Muth noch haben ſollten, und noch nicht gehabt hätten.

Spiegelberg. So? — Und du willſt alſo deine Gaben in dir verwittern laſſen? Dein Pfund vergraben? Meinſt du, deine Stinkereyen in Leipzig machen die Gränzen des menſchlichen Witzes aus? Da laß uns erſt in die große Welt kommen. Paris und London! — wo man Ohrfeigen einhandelt, wenn man einen mit dem Namen eines ehrlichen Mannes grüßt. Da iſt es auch ein Seelenjubilo, wenn man das

Handwerk in's Große praktizirt. — Du wirſt gaffen! Du wirſt Augen machen! Wart, und wie man Handſchriften nachmacht, Würfel verdreht, Schlöſſer aufbricht, und den Koffern das Eingeweide ausſchüttet — das ſollſt du noch von Spiegelberg lernen! Die Kanaille ſoll man an den nächſten beſten Galgen knüpfen, die bei **geraden** Fingern verhungern will.

Moor (zerſtreut). Wie? du haſt es wol gar noch weiter gebracht?

Spiegelberg. Ich glaube gar, du ſetzeſt ein Mißtrauen in mich. Wart, laß mich erſt warm werden; du ſollſt Wunder ſehen, dein Gehirnchen ſoll ſich im Schädel umdrehen, wenn mein kreiſſender Witz in die Wochen kommt. — (ſteht auf, hitzig). Wie es ſich aufhellt in mir! Große Gedanken dämmern auf in meiner Seele! Rieſenpläne gähren in meinem ſchöpfriſchen Schedel. Verfluchte Schlafſucht, (ſich vor'n Kopf ſchlagend) die bisher meine Kräfte in Ketten ſchlug, meine Ausſichten ſperrte und ſpannte! Ich erwache, fühle, wer ich bin — wer ich werden muß!

Moor. Du biſt ein Narr. Der Wein bramarbaſirt aus deinem Gehirne.

Spiegelberg (hitziger). Spiegelberg, wird es heißen, kannſt du hexen, Spiegelberg? Es iſt Schade, daß du kein General worden biſt, Spiegelberg, wird der König ſagen, du hätteſt die Oeſtreicher durch ein Knopfloch gejagt. Ja, hör' ich die Doktors jammern, es iſt unverantwortlich, daß der Mann nicht die Medizin ſtudirt hat, er hätte ein neues Kropfpulver erfunden. Ach! und daß er das Kamerale nicht zum Fach genommen hat, werden die Sully's in ihren Kabinetten ſeufzen, er hätte aus Steinen Louisd'ore hervorgezaubert. Und Spiegelberg wird es heißen in Oſten und Weſten, und in den Koth mit euch, ihr Memmen, ihr Kröten, indeß Spiegelberg mit ausgeſpreiteten Flügeln zum Tempel des Nachruhms empor fliegt.

Moor. Glück auf den Weg! Steig du auf Schandſäulen zum Gipfel des Ruhms. Im Schatten meiner väterlichen Haine, in den Armen meiner Amalia lockt mich ein edler Vergnügen. Schon die vorige Woche hab' ich meinem Vater um Vergebung geſchrieben, hab' ihm nicht den kleinſten Umſtand verſchwiegen, und wo Aufrichtigkeit iſt, iſt auch Mitleid und Hilfe. Laß uns Abſchied nehmen, Moriz. Wir ſehen uns heut und nie mehr. Die Poſt iſt angelangt. Die Verzeihung meines Vaters iſt ſchon innerhalb dieſer Stadtmauern.

Schweizer. Grimm. Roller. Schufterle. Razmann (treten auf).

Roller. Wißt ihr auch, daß man uns auskundſchaftet?

Grimm. Daß wir keinen Augenblick ſicher ſind, aufgehoben zu werden?

Moor. Mich wundert's nicht. Es gehe, wie es will! Sah't ihr den Schwarz nicht? ſagte er von keinem Briefe, den er an mich hätte?

Roller. Schon lange ſucht er dich, ich vermuthe ſo etwas.

Moor. Wo iſt er, wo, wo? (will eilig fort).

Roller. Bleib! wir haben ihn hieher beſchieden. Du zitterſt? —

Moor. Ich zittre nicht. Warum ſollt' ich auch zittern? Kameraden! dieſer Brief — Freut euch mit mir! Ich bin der Glücklichſte unter der Sonne, warum ſollt' ich zittern?

Schwarz (tritt auf).

Moor (fliegt ihm entgegen). Bruder, Bruder, den Brief! den Brief!

Schwarz (giebt ihm den Brief, den er haſtig aufbricht). Was iſt dir? wirſt du nicht wie die Wand?

Moor. Meines Bruders Hand!

Schwarz. Was treibt denn der Spiegelberg?

Grimm. Der Kerl iſt unſinnig. Er macht Geſtus wie beim Sanct Veits-Tanz.

Schufterle. Sein Verſtand geht im Ring herum. Ich glaub', er macht Verſe.

Razmann. Spiegelberg! He, Spiegelberg! — Die Beſtie hört nicht.

Grimm (ſchüttelt ihn). Kerl! träumſt du, oder? —

Spiegelberg (der ſich die ganze Zeit über mit den Pantomimen eines Projektmachers im Stubeneck abgearbeitet hat, ſpringt wild auf). La Bourse ou la vie! (und packt Schweizern an der Gurgel, der ihn gelaſſen an die Wand wirft. — Moor läßt den Brief fallen, und rennt hinaus. Alle fahren auf).

Roller (ihm nach). Moor! wohinaus, Moor? was beginnſt du?

Grimm. Was hat er, was that er? Er iſt bleich, wie die Leiche.

Schweizer. Das müſſen ſchöne Neuigkeiten ſeyn! Laß doch ſehen!

Roller (nimmt den Brief von der Erde, und lieſt).

„Unglücklicher Bruder!" der Anfang klingt luſtig. „Nur kürzlich muß ich dir melden, daß deine Hoffnung vereitelt iſt — du ſollſt hingehen, läßt dir der Vater ſagen, wohin dich deine Schandthaten führen. Auch, ſagt er, werdeſt du dir keine Hoffnung machen, jemals Gnade zu ſeinen Füßen zu erwimmern, wenn du nicht gewärtig ſeyn wolleſt, im unterſten Gewölbe ſeiner Thürme mit Waſſer und Brot ſo lange traktirt zu werden, bis deine Haare wachſen wie Adler-Federn, und deine Nägel wie Vogelklauen werden. Das ſind ſeine eigenen Worte. Er befiehlt mir, den Brief zu ſchließen. Lebe wohl auf ewig! Ich bedaure dich —

Franz von Moor.“

Schweizer. Ein zuckerſüßes Brüderchen! In der That! — Franz heißt die Kanaille?

Spiegelberg (ſachte herbey ſchleichend). Von Waſſer und Brot iſt die Rede? Ein ſchönes Leben! Da hab' ich anders für euch geſorgt! Sagt' ichs nicht, ich müßt' am Ende für euch alle denken?

Schweizer. Was ſagt der Schafskopf? der Eſel will für uns alle denken?

Spiegelberg. Haſen, Krüppel, lahme Hunde ſeyd ihr alle, wenn ihr das Herz nicht habt, etwas Großes zu wagen?

Roller. Nun, das wären wir freylich, du haſt recht — aber wird es uns auch aus dieſer vermaledeyten Lage reißen, was du wagen wirſt? wird es? —

Spiegelberg (mit einem ſtolzen Gelächter). Armer Tropf! aus dieſer Lage reißen? hahaha! — aus dieſer Lage reißen? — und auf mehr raffinirt dein Fingerhut voll Gehirn nicht? und damit trabt deine Mähre zum Stalle? Spiegelberg müßte ein elender Kerl ſeyn, wenn er mit dem nur anfangen wollte. Zu Helden, ſag' ich dir, zu Freyherrn, zu Fürſten, zu Göttern wird's euch machen!

Razmann. Das iſt viel auf einen Hieb, wahrlich! Aber es wird wohl eine halsbrechende Arbeit ſeyn, den Kopf wird's wenigſtens koſten.

Spiegelberg. Es will nichts als Muth, denn was den Witz betrifft, den nehm' ich ganz über mich. Muth, ſag' ich, Schweizer! Muth, Roller, Grimm, Razmann, Schuſterle! Muth! —

Schweizer. Muth? Wenn's nur das iſt — Muth hab' ich genug, um barfuß mitten durch die Hölle zu gehn.

Schuſterle. Muth genug, mich unterm lichten Galgen mit dem leibhaftigen Teufel um einen armen Sünder zu balgen.

Spiegelberg. So gefällt mir's! Wenn ihr Muth habt, tret' einer auf, und ſag': Er habe noch etwas zu verlieren, und nicht alles zu gewinnen! —

Schwarz. Wahrhaftig, da gäb's Manches zu verlieren, wenn ich das verlieren wollte, was ich noch zu gewinnen habe!

Razmann. Ja, zum Teufel! und manches zu gewinnen, wenn ich das gewinnen wollte, was ich nicht verlieren kann.

Schuſterle. Wenn ich das verlieren müßte, was ich auf Borgs auf dem Leibe trage, ſo hätt' ich allenfalls morgen nichts mehr zu verlieren.

Spiegelberg. Alſo denn! (Er ſtellt ſich mitten unter ſie mit beſchwörendem Ton). Wenn noch ein Tropfen deutſchen Heldenbluts in euren Adern rinnt — kommt! Wir wollen uns in den böhmiſchen Wäldern niederlaſſen, dort eine Räuberbande zuſammen ziehen, und — Was gafft ihr mich an? — iſt euer biſchen Muth ſchon verdampft?

Roller. Du biſt wohl nicht der erſte Gauner, der über den hohen Galgen weggeſehen hat — und doch — Was hätten wir ſonſt noch für eine Wahl übrig?

Spiegelberg. Wahl? Was? Nichts habt ihr zu wählen! Wollt ihr im Schuldthurme ſtecken, und zuſammenſchnurren, bis man zum jüngſten Tag poſaunt? Wollt ihr euch mit der Schaufel und Haue um einen Biſſen trocken Brot abquälen? Wollt ihr an der Leute Fenſter mit einem Bänkelſänger-Lied ein mageres Almoſen erpreſſen? oder wollt ihr zum Kalbsfell ſchwören — und da iſt erſt noch die Frage, ob man euren Geſichtern traut — und dort unter der milzſüchtigen Laune eines gebieteriſchen Korporals das Fegfeuer zum voraus abverdienen? oder bey klingendem Spiel nach dem Takt der Trommel ſpatzieren gehn, oder im Gallioten-Paradies das ganze Eiſen-Magazin Vulkans hinterherſchleifen? Seht, das habt ihr zu wählen, da iſt es beyſammen, was ihr wählen könnt!

Roller. So unrecht hat der Spiegelberg eben nicht. Ich hab' auch meine Plane ſchon zuſammen gemacht, aber ſie treffen endlich auf eins. Wie wär's, dacht' ich, wenn ihr euch hinſetztet, und ein Taſchenbuch oder einen Almanach, oder ſo was Aehnliches zuſammenſudeltet, und um den lieben Groſchen recenſirtet, wie's wirklich Mode iſt?

Schufterle. Zum Henker! ihr rathet nah zu meinen Projekten. Ich dachte bey mir ſelbſt, wie wenn du ein Pietiſt würdeſt, und wöchentlich deine Erbauungsſtunden hielteſt?

Grimm. Getroffen! und wenn das nicht geht, ein Atheiſt! Wir könnten die vier Evangeliſten auf's Maul ſchlagen, lieſſen unſer Buch durch den Schinder verbrennen, und ſo ging's reißend ab.

Razmann. Oder zögen wir wider die Franzoſen zu Felde — ich kenne einen Doktor, der ſich ein Haus von purem Queckſilber gebauet hat, wie das Epigramm auf der Hausthür lautet.

Schweizer (ſteht auf, und gibt Spiegelberg die Hand). Moriz, du biſt ein großer Mann! — oder es hat ein blindes Schwein eine Eichel gefunden.

Schwarz. Vortrefliche Plane! honette Gewerbe! Wie doch die großen Geiſter ſympathiſiren! Jezt fehlte nur noch, daß wir Weiber und Kupplerinnen würden.

Spiegelberg. Poſſen, Poſſen! Und was hinderts, daß ihr nicht das Meiſte in einer Perſon ſeyn könnt? Mein Plan wird euch immer am höchſten pouſſiren, und da habt ihr noch Ruhm und Unſterblichkeit! Seht, arme Schlucker! Auch ſo weit muß man hinausdenken! Auch auf den Nachruhm, das ſüße Gefühl von Unvergeßlichkeit —

Roller. Und eben an in der Liſte der ehrlichen Leute! Du biſt ein Meiſter-Redner, Spiegelberg, wenn's drauf ankommt, aus einem ehrlichen Manne einen Hollunken zu machen — Aber ſag doch einer, wo der Moor bleibt? —

Spiegelberg. Ehrlich, ſagſt du? Meinſt du, du ſeyſt nachher weniger ehrlich, als du jezt biſt? Was heißeſt du ehrlich? Reichen Filzen ein Drittheil ihrer Sorgen vom Halſe ſchaffen, die ihnen nur den goldnen Schlaf verſcheuchen, das ſtockende Geld in Umlauf bringen, das Gleichgewicht der Güter wieder herſtellen, mit einem Wort, das goldne Alter wieder zurückrufen, dem lieben Gott von manchem läſtigen Koſtgänger helfen, ihm Krieg, Peſtilenz, theure Zeit und Doktors erſparen — ſiehſt du, das heiß' ich ehrlich ſeyn, das heiß' ich ein würdiges Werkzeug in der Hand der Verſehung abgeben, — und ſo bey jedem Braten, den man ißt, den ſchmeichelhaften Gedanken zu haben: den haben dir deine Finten, dein Löwenmuth, deine Nachtwachen erworben — von Groß und Klein reſpektirt zu werden —

Roller. Und endlich gar bey lebendigem Leibe gen Himmel fahren, und troz Sturm und Wind, troz dem gefräßigen Magen der alten Urahne Zeit unter Sonn' und Mond und allen Firſternen ſchweben, wo ſelbſt die unvernünftigen

Vögel des Himmels, von edler Begierde herbeygelockt, ihr himmliſches Koncert muſiciren, und die Engel mit Schwänzen ihr hochheiliges Synedrium halten? Nicht wahr? — und wenn Monarchen und Potentaten von Motten und Würmern verzehrt werden, die Ehre haben zu dürfen, von Jupiters königlichem Vogel Viſiten anzunehmen? — Moriz, Moriz, Moriz! nimm dich in Acht! nimm dich in Acht vor dem dreybeinigten Thiere!

Spiegelberg. Und das ſchreckt dich, Haſenherz? iſt doch ſchon manches Univerſal-Genie, das die Welt hätte reformiren können, auf dem Schind-Anger verfault, und ſpricht man nicht von ſo Einem Jahrhunderte, Jahrtauſende lang, da mancher König und Kurfürſt in der Geſchichte überhüpft würde, wenn ſein Geſchichtſchreiber die Lücke in der Succeſſions-Leiter nicht ſcheute, und ſein Buch dadurch nicht um ein paar Oktavſeiten gewönne, die ihm der Verleger mit baarem Gelde bezahlt — Und wenn dich der Wanderer ſo hin und her fliegen ſieht im Winde — der muß auch kein Waſſer im Hirn gehabt haben, brummt er in den Bart, und ſeufzt über die elenden Zeiten.

Schweizer (klopft ihm auf die Achſel). Meiſterlich, Spiegelberg! Meiſterlich! Was, zum Teufel, ſteht ihr da, und zaudert?

Schwarz. Und laß es auch **Proſtitution** heißen — Was folgt weiter? Kann man nicht auf den Fall immer ein Pülverchen mit ſich führen, das einen ſo im ſtillen übern Acheron fördert, wo kein Hahn darnach kräht! Nein, Bruder Moriz! dein Vorſchlag iſt gut. So lautet auch mein Katechiſmus.

Schufterle. Bliz! Und der meine nicht minder. Spiegelberg, du haſt mich geworben!

Razmann. Du haſt, wie ein anderer Orpheus, die heulende Beſtie, mein Gewiſſen, in den Schlaf geſungen. Nimm mich ganz, wie ich da bin!

Grimm. Si omnes consentiunt ego non dissentio. Wohlgemerkt ohne Komma. Es iſt ein Aufſtreich in meinem Kopf, Pietiſten — Quackſalber — Rezenſenten und Gauner. Wer am meiſten bietet, der hat mich. Nimm dieſe Hand, Moritz!

Roller. Und auch du, Schweizer? (gibt Spiegelberg die rechte Hand). Alſo verpfänd' ich meine Seele dem Teufel.

Spiegelberg. Und deinen Namen den Sternen! was liegt daran, wohin auch die Seele fährt? Wenn Schaaren vorausgeſprengter Kuriere unſere Niederfahrt melden, daß ſich die Satane feſttäglich herausputzen, ſich den tauſendjährigen Ruß aus den Wimpern ſtäuben, und Myriaden gehörnter Köpfe aus der rauchenden Mündung ihrer Schwefel-Kamine hervorwachſen, unſern Einzug zu ſehen! Kameraden! (aufgeſprungen) friſch auf! Kameraden! was in der Welt wiegt dieſen Rauſch des Entzückens auf! Kommt, Kameraden!

Roller. Sachte nur! Sachte! wohin? das Thier muß auch ſeinen Kopf haben, Kinder!

Spiegelberg (giftig). Was predigt der Zauderer? Stand nicht der Kopf ſchon, eh noch ein Glied ſich regte? Folgt, Kameraden!

Roller. Gemach, ſag' ich. Auch die Freyheit muß ihren Herrn haben. Ohne Oberhaupt gingen Rom und Sparta zu Grunde.

Spiegelberg (geſchmeidig). Ja — haltet — Roller ſagt recht. Und das muß ein erleuchteter Kopf ſeyn. Verſteht ihr? Ein feiner politiſcher Kopf muß das ſeyn. Ja! wenn ich mir's denke, was ihr vor einer Stunde waret, was ihr jetzt ſeyd, — durch Einen glücklichen Gedanken ſeyd — Ja freylich, freylich müßt ihr einen Chef haben — Und wer dieſen Gedanken entſponnen, ſagt, muß das nicht ein erleuchteter politiſcher Kopf ſeyn?

Roller. Wenn ſich's hoffen ließe — träumen ließe — Aber ich fürchte, er wird es nicht thun.

Spiegelberg. Warum nicht? Sag's keck heraus, Freund! — So ſchwer es iſt, das kämpfende Schiff gegen die Winde zu lenken, ſo ſchwer ſie auch drückt, die Laſt der Kronen — Sag's unverzagt, Roller! — Vielleicht wird er's doch thun.

Roller. Und leck iſt das Ganze, wenn er's nicht thut. Ohne den Moor ſind wir Leib ohne Seele.

Spiegelberg (unwillig von ihm weg). Stockfiſch!

Moor (tritt herein in wilder Bewegung, und läuft heftig im Zimmer auf und nieder, mit ſich ſelber).

Moor. Menſchen — Menſchen! falſche, heuchleriſche Krokodilbrut! Ihre Augen ſind Waſſer! Ihre Herzen ſind Erz! Küſſe auf den Lippen! Schwerter im Buſen! Lewen und Leoparde füttern ihre Jungen, Raben tiſchen ihren Kleinen auf dem Aas, und Er, Er — Bosheit hab' ich dulden gelernt, kann dazu lächeln, wenn mein erboſter Feind mir mein eigen Herzblut zutrinkt — aber wenn Blutliebe zur Verrätherinn, wenn Vaterliebe zur Megäre wird; o ſo fange Feuer, männliche Gelaſſenheit! verwilde zum Tiger, ſanftmüthiges Lamm! und jede Faſer recke ſich auf zum Grimm und Verderben!

Roller. Höre, Moor! Was denkſt du davon? Ein Räuberleben iſt doch auch beſſer, als bey Waſſer und Brot im unterſten Gewölbe der Thürme?

Moor. Warum iſt dieſer Geiſt nicht in einen Tiger gefahren, der ſein wüthendes Gebiß in Menſchenfleiſch haut? Iſt das Vatertreue? Iſt das Liebe für Liebe? Ich möchte ein Bär ſeyn, und die Bären des Nordlands wider dies mörderiſche Geſchlecht anhetzen — Reue, und keine Gnade! — Oh, ich möchte den Ocean vergiften, daß ſie den Tod aus allen Quellen ſaufen! Vertrauen, unüberwindliche Zuverſicht, und kein Erbarmen!

Roller. So höre doch, Moor, was ich dir ſage!

Moor. Es iſt unglaublich, es iſt ein Traum, eine Täuſchung — So eine rührende Bitte, ſo eine lebendige Schilderung des Elends und der zerfließenden Reue — die wilde Beſtie wär' in Mitleid zerſchmolzen! Steine hätten Thränen vergoſſen, und doch — man würde es für ein boshaftes Pasquill auf's Menſchengeſchlecht halten, wenn ich's ausſagen wollte — und doch, doch — oh, daß ich durch die ganze Natur das Horn des Aufruhrs blaſen könnte, Luft, Erde und Meer wider das Hyänen-Gezücht in's Treffen zu führen!

Grimm. Höre doch, höre! vor Raſen hörſt du ja nicht.

Moor. Weg, weg von mir! Iſt dein Name nicht Menſch? Hat dich das Weib nicht geboren? — Aus meinen Augen, du mit dem Menſchengeſicht! — Ich hab' ihn ſo unausſprechlich geliebt! ſo liebte kein Sohn, ich hätte tauſend Leben für ihn — (ſchäumend auf die Erde ſtampfend) Ha! wer mir jetzt ein Schwert in die Hand gäbe, dieſer Otternbrut eine brennende Wunde zu verſetzen! wer mir ſagte: wo ich das Herz ihres Lebens erzielen, zermalmen, zernichten — Er ſey mein Freund, mein Engel, mein Gott — ich will ihn anbeten!

Roller. Eben dieſe Freunde wollen ja wir ſeyn, laß dich doch weiſen!

Schwarz. Komm mit uns in die böhmiſchen Wälder!

Wir wollen eine Räuberbande ſammeln, und du — (Moor ſtiert ihn an).

Schweizer. Du ſollſt unſer Hauptmann ſeyn! du mußt unſer Hauptmann ſeyn!

Spiegelberg (wirft ſich wild in einen Seſſel). Sklaven und Memmen!

Moor. Wer blies dir das Wort ein? Höre, Kerl! (indem er Rollern hart ergreift) das haſt du nicht aus deiner Menſchenſeele hervorgeholt! wer blies dir das Wort ein? Ja, bey dem tauſendarmigen Tod! das wollen wir, das müſſen wir! der Gedanke verdient Vergötterung — Räuber und Mörder! — So wahr meine Seele lebt, ich bin euer Hauptmann.

Alle (mit lärmendem Geſchrey). Es lebe der Hauptmann!

Spiegelberg (aufſpringend, vor ſich). Bis ich ihm hinhelfe!

Moor. Siehe, da fällt's wie der Staar von meinen Augen! was für ein Thor ich war, daß ich in's Keficht zurückwollte! — Mein Geiſt dürſtet nach Thaten, mein Athem nach Freyheit, — Mörder, Räuber! — Mit dieſem Wort war das Geſetz unter meine Füße gerollt — Menſchen haben Menſchheit vor mir verborgen, da ich an Menſchheit appellirte, weg dann von mir, Sympathie und menſchliche Schonung! — Ich habe keinen Vater mehr, ich habe keine Liebe mehr, und Blut und Tod ſoll mich vergeſſen lehren, daß mir jemals etwas theuer war! — Kommt, kommt! — O, ich will mir eine fürchterliche Zerſtreuung machen — es bleibt dabey, ich bin euer Hauptmann! und Glück zu dem Meiſter unter euch, der am wildeſten ſengt, am gräßlichſten mordet, denn ich ſage euch, er ſoll königlich belohnt werden — Tretet her um mich ein jeder, und ſchwört mir Treue und Gehorſam zu bis in den Tod! — Schwört mir das bey dieſer männlichen Rechte.

Alle (geben ihm die Hand). Wir ſchwören dir Treue und Gehorſam bis in den Tod!

Moor. Nun, und bey dieſer männlichen Rechte! ſchwör' ich euch hier, treu und ſtandhaft euer Hauptmann zu bleiben bis in den Tod! Den ſoll dieſer Arm gleich zur Leiche machen, der jemals zagt oder zweifelt, oder zurücktritt! Ein Gleiches widerfahre mir von Jedem unter euch, wenn ich meinen Schwur verletze! Seyd ihr's zufrieden? (Spiegelberg läuft wüthend auf und nieder).

Alle (mit aufgeworfenen Hüthen). Wir ſind's zufrieden.

Moor. Nun denn, ſo laßt uns gehn! Fürchtet euch nicht vor Tod und Gefahr, denn über uns waltet ein unbeugſames Fatum! Jeden ereilet endlich ſein Tag, es ſey auf dem weichen Kiſſen von Pflaum, oder im rauhen Gewühle des Gefechtes, oder auf offenem Galgen und Rad! Eins davon iſt unſer Schickſal!

(Sie gehen ab).

Spiegelberg (ihnen nachſehend, nach einer Pauſe). Dein Regiſter hat ein Loch. Du haſt das Gift weggelaſſen. (Ab)

Dritte Scene.

Im Mooriſchen Schloß, Amaliens Zimmer.

Franz. Amalia.

Franz. Du ſiehſt weg, Amalia? Verdien' ich weniger, als der, den der Vater verflucht hat?

Amalia. Weg! — Ha des liebevollen barmherzigen Vaters, der ſeinen Sohn Wölfen und Ungeheuern Preis gibt! Daheim labt er ſich mit ſüßem köſtlichen Wein, und pflegt ſeiner morſchen Glieder in Kiſſen von Eider, während ſein großer herrlicher Sohn darbt — Schämt euch, ihr Unmenſchen! ſchämt euch, ihr Drachenſeelen, ihr Schande der Menſchheit! — ſeinen einzigen Sohn!

Franz. Ich dächte, er hätt' ihrer zwey.

Amalia. Ja, er verdient ſolche Söhne zu haben, wie du biſt. Auf ſeinem Todbette wird er umſonſt die welken Hände ausſtrecken nach ſeinem Karl, und ſchaudernd zurückfahren, wenn er die eiskalte Hand ſeines Franzens faßt — Oh, es iſt ſüß, es iſt köſtlich ſüß, von deinem Vater verflucht zu werden! Sprich, Franz, liebe brüderliche Seele! was muß man thun, wenn man von ihm verflucht ſeyn will?

Franz. Du ſchwärmſt, meine Liebe, du biſt zu bedauern.

Amalia. O ich bitte dich — Bedauerſt du deinen Bruder? — Nein, Unmenſch, du haſſeſt ihn! du haſſeſt mich doch auch?

Franz. Ich liebe dich wie mich ſelbſt, Amalia!

Amalia. Wenn du mich liebſt, kannſt du mir wol eine Bitte abſchlagen?

Franz. Keine, keine! wenn ſie nicht mehr iſt, als mein Leben.

Amalia. O, wenn das iſt! Eine Bitte, die du ſo leicht, ſo gern erfüllen wirſt (ſtolz) — Haſſe mich! Ich müßte feuerroth werden vor Scham, wenn ich an Karln denke, und mir eben einfiele, daß du mich nicht haſſeſt. Du verſprichſt mir's doch? — Jetzt geh, und laß mich, ich bin ſo gern allein!

Franz. Allerliebſte Träumerinn! wie ſehr bewundere ich dein ſanftes liebevolles Herz. Hier, hier herrſchte Karl wie ein Gott in ſeinem Tempel, Karl ſtand vor dir im Wachen, Karl regierte in deinen Träumen, die ganze Schöpfung ſchien dir nur in den einzigen zu zerfließen, den einzigen wiederzuſtralen, den einzigen dir entgegen zu tönen.

Amalia (bewegt). Ja wahrhaftig, ich geſteh' es. Euch Barbaren zum Troz will ich's vor aller Welt geſtehen — ich liebe ihn!

Franz. Unmenſchlich, grauſam! Dieſe Liebe ſo zu belohnen! Die zu vergeſſen —

Amalia (auffahrend). Was, mich vergeſſen?

Franz. Hatteſt du ihm nicht einen Ring an den Finger geſteckt? einen Diamantring zum Unterpfand deiner Treue! — Freylich nun, wie kann auch ein Jüngling den Reizen einer Meze Widerſtand thun? Wer wird's ihm auch verdenken, da ihm ſonſt nichts mehr übrig war wegzugeben, — und bezahlte ſie ihn nicht mit Wucher dafür mit ihren Liebkoſungen, ihren Umarmungen?

Amalia (aufgebracht). Meinen Ring einer Meze?

Franz. Pfui, pfui! das iſt ſchändlich. Wohl aber, wenn's nur das wäre! — Ein Ring, ſo koſtbar er auch iſt, iſt im Grunde bey jedem Juden wieder zu haben — Vielleicht mag ihm die Arbeit daran nicht gefallen haben, vielleicht hat er einen ſchönern dafür eingehandelt.

Amalia (heftig). Aber meinen Ring — ich ſage meinen Ring?

Franz. Keinen andern, Amalia — Ha! ſolch ein Kleinod, und an meinem Finger — und von Amalia! — Von hier ſollt' ihn der Tod nicht geriſſen haben — nicht wahr, Amalia? Nicht die Koſtbarkeit des Diamants, nicht die Kunſt des Gepräges — die Liebe macht ſeinen Werth aus — Liebliches Kind, du weineſt? Wehe über den, der dieſe köſtlichen Tropfen aus ſo himmliſchen Augen preßt — ach, und wenn du erſt Alles wüßteſt, ihn ſelbſt ſäheſt, ihn unter der Geſtalt ſäheſt? —

Amalia. Ungeheuer! wie, unter welcher Geſtalt?

Franz. Stille, ſtille, gute Seele, frage mich nicht aus! (wie vor ſich, aber laut). Wenn es doch wenigſtens nur einen Schleyer hätte, das garſtige Laſter, ſich beym Auge der Welt zu entſtehlen! aber da blickts ſchrecklich durch den gelben bleyfarbenen Augenring; — da verräth ſichs im todtenblaſſen eingefallenen Geſicht, und dreht die Knochen häßlich hervor — da ſtammelts in der halben verſtümmelten Stimme — da predigt's fürchterlich laut vom zitternden hinſchwankenden Gerippe — da durchwühlt es der Knochen innerſtes Mark, und bricht die mannhafte Stärke der Jugend — pfui, pfui! mir ekelt. Naſen, Augen, Ohren ſchütteln ſich — du haſt jenen Elenden geſehen, Amalia, der in unſerm Siechenhauſe ſeinen Geiſt auskeuchte, die Scham ſchien ihr ſcheues Auge vor ihm zuzublinzen — du rufteſt Wehe über ihn aus. Rufe dies Bild noch einmal ganz in deine Seele zurück, und Karl ſteht vor dir! — Seine Küſſe ſind Peſt, ſeine Lippen vergiften die deinen!

Amalia (ſchlägt ihn). Schamloſer Läſterer!

Franz. Graut dir vor dieſem Karl? Ekelt dir ſchon vor dem matten Gemälde? Geh, gaff' ihn ſelbſt an, deinen ſchönen, engliſchen, göttlichen Karl! Geh, ſauge ſeinen balſamiſchen Athem ein, und laß dich von den Ambroſia-Düften begraben, die aus ſeinem Rachen dampfen! Der bloße Hauch ſeines Mundes wird dich in jenen ſchwarzen todähnlichen Schwindel hauchen, der den Geruch eines berſtenden Aaſes und den Anblick eines leichenvollen Wahlplatzes begleitet.

Amalia (wendet ihr Geſicht ab).

Franz. Welches Aufwallen der Liebe! Welche Wolluſt in der Umarmung — aber iſt es nicht ungerecht, einen Menſchen um ſeiner ſiechen Außenſeite willen zu verdammen? Auch im elendeſten Aeſopiſchen Krüppel kann eine große liebenswürdige Seele, wie ein Rubin aus dem Schlamme, glänzen, (boshaft lächelnd). Auch aus blattrigen Lippen kann ja die Liebe —

Freylich, wenn das Laſter auch die Feſten des Karakters erſchüttert, wenn mit der Keuſchheit auch die Tugend davon fliegt, wie der Duft aus der welken Roſe verdampft — wenn mit dem Körper auch der Geiſt zum Krüppel verdirbt —

Amalia (froh aufſpringend). Ha! Karl! Nun erkenn ich dich wieder! Du biſt noch ganz! ganz! Alles war Lüge! — Weißt du nicht, Böſewicht, daß Karl unmöglich das werden kann? (Franz ſteht einige Zeit tiefſinnig, dann dreht er ſich plötzlich, um zu gehn). Wohin ſo eilig, fliehſt du vor deiner eigenen Schande?

Franz (mit verhülltem Geſicht). Laß mich, laß mich! — meinen Thränen den Lauf laſſen — tyranniſcher Vater! den beſten deiner Söhne ſo hinzugeben dem Elend — der ringsumgebenden Schande — laß mich, Amalia! ich will ihm zu Füßen fallen, auf den Knien will ich ihn beſchwören, den ausgeſprochenen Fluch auf mich, auf mich zu laden — mich zu enterben — mich — mein Blut — mein Leben — Alles —

Amalia (fällt ihm um den Hals). Bruder meines Karls, beſter, liebſter Franz!

Franz. O Amalia! wie lieb' ich dich um dieſer unerſchütterten Treue gegen meinen Bruder — Verzeih, daß ich es wagte, deine Liebe auf dieſe harte Probe zu ſetzen! — Wie ſchön haſt du meine Wünſche gerechtfertigt! — Mit dieſen Thränen, dieſen Seufzern, dieſem himmliſchen Unwillen — auch für mich, für mich — unſere Seelen ſtimmten ſo zuſammen.

Amalia. O nein, das thaten ſie nie!

Franz. Ach, ſie ſtimmten ſo harmoniſch zuſammen, ich meinte immer, wir müßten Zwillinge ſeyn! und wäre der leidige Unterſchied von außen nicht, wobey leider freylich Karl verlieren muß, wir würden zehnmal verwechſelt. Du biſt, ſagt' ich oft zu mir ſelbſt, ja du biſt der ganze Karl, ſein Echo, ſein Ebenbild!

Amalia (ſchüttelt den Kopf). Nein, nein, bey jenem keuſchen Lichte des Himmels! kein Aederchen von ihm, kein Fünkchen von ſeinem Gefühle —

Franz. So ganz gleich in unſern Neigungen — die Roſe war ſeine liebſte Blume — welche Blume war mir über die Roſe? Er liebte die Muſik unausſprechlich, und ihr ſeyd Zeugen, ihr Sterne! ihr habt mich ſo oft in der Todtenſtille der Nacht beym Klaviere belauſcht, wenn alles um mich begraben lag in Schatten und Schlummer — und wie kannſt du noch zweifeln, Amalia, wenn unſere Liebe in einer Vollkommenheit zuſammentraf, und wenn die Liebe die nemliche iſt, wie könnten ihre Kinder entarten?

Amalia (ſieht ihn verwundernd an).

Franz. Es war ein ſtiller, heiterer Abend, der letzte, eh er nach Leipzig abreiſte, da er mich mit ſich in jene Laube nahm, wo ihr ſo oft zuſammenſaßet in Träumen der Liebe — ſtumm blieben wir lang — zuletzt ergriff er meine Hand und ſprach leiſe mit Thränen: ich verlaſſe Amalia, ich weiß nicht — mir ahnets, als hieß' es auf ewig — verlaß ſie nicht, Bruder! — ſey ihr Freund — ihr Karl — wenn Karl — nimmer — wiederkehrt — (Er ſtürzt vor ihr nieder und küßt ihr die Hand mit Heftigkeit). Nimmer, nimmer, nimmer wird er wiederkehren, und ich hab's ihm zugeſagt mit einem heiligen Eide!

Amalia (zurückſpringend). Verräther, wie ich dich ertappe! In eben dieſer Laube beſchwur er mich, keiner andern Liebe — wenn er ſterben ſollte — Siehſt du, wie gottlos, wie abſcheulich du — Geh aus meinen Augen.

Franz. Du kennſt mich nicht, Amalia, du kennſt mich gar nicht!

Amalia. O ich kenne dich, von jetzt an kenn' ich dich — und du wollteſt ihm gleich ſeyn? Vor dir ſollt' er um mich geweint haben? Vor dir? Ehe hätt' er meinen Namen auf den Pranger geſchrieben! Geh den Augenblick!

Franz. Du beleidigſt mich!

Amalia. Geh, ſag' ich. Du haſt mir eine koſtbare Stunde geſtohlen, ſie werde dir an deinem Leben abgezogen!

Franz. Du haſſeſt mich.

Amalia. Ich verachte dich, geh!

Franz (mit den Füßen ſtampfend). Wart! ſo ſollſt du vor mir zittern! Mich einem Bettler aufopfern? (Zornig ab).

Amalia. Geh, Lotterbube — Jetzt bin ich wieder bey Karln — Bettler, ſagt er? ſo hat die Welt ſich umgedreht, Bettler ſind Könige, und Könige ſind Bettler! — Ich möchte die Lumpen, die er anhat, nicht mit dem Purpur der Geſalbten vertauſchen — Der Blick, mit dem er bettelt, das muß ein großer, ein königlicher Blick ſeyn — ein Blick, der die Herrlichkeit, den Pomp, die Triumphe der Großen und Reichen zernichtet! In den Staub mit dir, du prangendes Geſchmeide! (Sie reißt ſich die Perlen vom Hals). Seyd verdammt, Gold und Silber und Juwelen zu tragen, ihr Großen und Reichen! Seyd verdammt, an üppigen Malen zu zechen! Verdammt, euren Gliedern wohl zu thun auf weichen Polſtern der Wolluſt! Karl! Karl! ſo bin ich dein werth — (Ab).

Zweyter Akt.

Erſte Scene.

Franz von Moor.

(nachdenkend in ſeinem Zimmer).

Es dauert mir zu lange — der Doktor will, er ſey im Umkehren — das Leben eines Alten iſt doch eine Ewigkeit! — Und nun wäre freye, ebene Bahn bis auf dieſen ärgerlichen zähen Klumpen Fleiſch, der mir, gleich dem unterirrdiſchen Zauberhund in den Geiſtermährchen, den Weg zu meinen Schätzen verrammelt.

Müſſen denn aber meine Entwürfe ſich unter das eiſerne Joch des Mechanismus beugen? — Soll ſich mein hochfliegender Geiſt an den Schneckengang der Materie ketten laſſen? — Ein Licht ausgeblaſen, das ohnehin nur mit den letzten Oeltropfen noch wuchert — mehr iſt's nicht — Und doch möchte ich das nicht gern ſelbſt gethan haben, um der Leute willen. Ich möchte ihn nicht gern getödtet, aber abgelebt. Ich möchte es machen wie der geſcheide Arzt, (nur umgekehrt). — Nicht der Natur durch einen Querſtreich den Weg verrannt, ſondern ſie in ihrem eigenen Gange befördert. Und wir vermögen doch wirklich die Bedingungen des Lebens zu verlängern, warum ſollten wir ſie nicht auch verkürzen können?

Philoſophen und Mediziner lehren mich, wie treffend die Stimmungen des Geiſtes mit den Bewegungen der Maſchine zuſammen lauten. Gichtriſche Empfindungen werden jederzeit von einer Diſſonanz der mechaniſchen Schwingungen begleitet — Leidenſchaften mißhandeln die Lebenskraft — der überladene Geiſt drückt ſein Gehäuſe zu Boden — Wie denn nun? — Wer es verſtünde, dem Tod dieſen ungebahnten Weg in das Schloß des Lebens zu ebnen? — den Körper vom Geiſt aus zu verderben — ha! ein Originalwerk! — wer das zu Stande brächte? — Ein Werk ohne gleichen! — Sinne nach, Moor! — Das wär' eine Kunſt, die's verdiente, dich zum Erfinder zu haben. Hat man doch die Giftmiſcherey beynahe in den Rang einer ordentlichen Wiſſenſchaft erhoben, und die Natur durch Experimente gezwungen, ihre Schranken anzugeben, daß man nunmehr des Herzens Schläge Jahre lang vorausrechnet, und zu dem Pulſe ſpricht: bis hieher und nicht weiter! *) — Wer ſollte nicht auch hier ſeine Flügel verſuchen?

Und wie ich nun werde zu Werke gehen müſſen, dieſe ſüße friedliche Eintracht der Seele mit ihrem Leibe zu ſtören? Welche Gattung von Empfindniſſen ich werde wählen müſſen? Welche wol den Flor des Lebens am grimmigſten anfeinden? Zorn — dieſer heißhungrige Wolf frißt ſich zu ſchnell ſatt — Sorge? — dieſer Wurm nagt mir zu langſam — Gram?

---

*) Eine Frau in Paris ſoll es durch ordentlich angeſtellte Verſuche mit Giftpulvern ſo weit gebracht haben, daß ſie den entfernten Todestag mit ziemlicher Zuverläßigkeit voraus beſtimmen konnte. Pfui über unſere Aerzte, welche dieſe Frau im Prognoſtiziren beſchämt!

— dieſe Natter ſchleicht mir zu träge — Furcht? — die Hoffnung läßt ſie nicht umgreifen — Was? Sind das all die Henker des Menſchen? — Iſt das Arſenal des Todes ſo bald erſchöpft? — (tiefſinnend). Wie? — Nun? — Was? Nein! — Ha! (auffahrend). Schreck! — Was kann der Schreck nicht? — Was kann Vernunft, Religion wider dieſes Giganten eiskalte Umarmung? — Und doch? — Wenn er auch dieſem Sturm ſtünde? — Wenn er? — O ſo komm du mir zu Hülfe, Jammer, und du, Reue, hölliſche Eumenide, grabende Schlange, die ihren Fraß wiederkäut, und ihren eigenen Koth wiederfrißt, ewige Zerſtöhrerinnen und ewige Schöpferinnen eures Giftes! und du, heulende Selbſtverklagung, die du dein eigen Haus verwüſteſt, und deine eigene Mutter verwundeſt — Und kommt auch ihr mir zu Hülfe, wohlthätige Grazien ſelbſt, ſanftlächelnde Vergangenheit, und du mit dem überquellenden Füllhorn, blühende Zukunft, haltet ihm in euren Spiegeln die Freuden des Himmels vor, wenn euer fliehender Fuß ſeinen geizigen Armen entgleitet — So fall' ich, Streich auf Streich, Sturm auf Sturm, dieſes zerbrechliche Leben an, bis den Furientrupp zuletzt ſchließt — die Verzweiflung! Triumph! Triumph! — Der Plan iſt fertig — Schwer und kunſtvoll wie keiner — zuverläſſig — ſicher — denn (ſpöttiſch) des Zergliederers Meſſer findet ja keine Spuren von Wunde oder korroſiviſchem Gift.

(Entſchloſſen). Wohlan denn, (Herrmann tritt auf). Ha! Deus ex machina! Herrmann!

Herrmann. Zu euren Dienſten, gnädiger Junker!

Franz (gibt ihm die Hand). Die du keinem Undankbaren erweiſeſt.

Herrmann. Ich hab' Proben davon.

Franz. Du ſollſt mehr haben mit nächſtem — mit nächſtem, Herrmann! — Ich habe dir etwas zu ſagen, Herrmann.

Herrmann. Ich höre mit tauſend Ohren.

Franz. Ich kenne dich, du biſt ein entſchloß'ner Kerl — Soldatenherz — Haar auf der Zunge! — Mein Vater hat dich ſehr beleidigt, Herrmann!

Herrmann. Der Teufel hole mich, wenn ich's vergeſſe!

Franz. Das iſt der Ton eines Mannes! Rache geziemt einer männlichen Bruſt. Du gefällſt mir, Herrmann. Nimm dieſen Beutel, Herrmann. Er ſollte ſchwerer ſeyn, wenn ich erſt Herr wäre.

Herrmann. Das iſt ja mein ewiger Wunſch, gnädiger Junker, ich danke euch.

Franz. Wirklich, Herrmann? wünſcheſt du wirklich, ich wäre Herr? — aber mein Vater hat das Mark eines Löwen, und ich bin der jüngere Sohn.

Herrmann. Ich woll't, ihr wär't der ältere Sohn, und euer Vater hätte das Mark eines ſchwindſüchtigen Mädchens.

Franz. Ha! wie dich der ältere Sohn dann belohnen wollte! wie er dich aus dieſem unedlen Staube, der ſich ſo wenig mit deinem Geiſt und Adel verträgt, an's Licht emporheben wollte! — Dann ſollteſt du, ganz wie du da biſt, mit Gold überzogen werden, und mit vier Pferden durch die Straßen dahinraſſeln, wahrhaftig, das ſollteſt du! — aber ich vergeſſe, wovon ich dir ſagen wollte — haſt du das Fräulein von Edelreich ſchon vergeſſen, Herrmann?

Herrmann. Wetter Element! was erinnert ihr mich an das?

Franz. Mein Bruder hat ſie dir weggefiſcht.

Herrmann. Er ſoll dafür büßen!

Franz. Sie gab dir einen Korb. Ich glaube gar, er warf dich die Treppen hinunter.

Herrmann. Ich will ihn dafür in die Hölle ſtoßen.

Franz. Er ſagte: man raune ſich einander in's Ohr, dein Vater habe dich nie anſehen können, ohne an die Bruſt zu ſchlagen und zu ſeufzen: Gott ſey mir Sünder gnädig!

Herrmann (wild). Bliz, Donner und Hagel, ſeyd ſtill!

Franz. Er rieth dir, deinen Adelbrief im Aufſtreich zu verkaufen, und deine Strümpfe damit ſticken zu laſſen.

Herrmann. Alle Teufel! ich will ihm die Augen mit den Nägeln auskratzen,

Franz. Was? du wirſt böſe? was kannſt du böſe auf ihn ſeyn? Was kannſt du ihm Böſes thun? was kann ſo eine Ratze gegen einen Löwen? Dein Zorn verſüßt ihm ſeinen Triumph nur. Du kannſt nichts thun, als deine Zähne zuſammenſchlagen, und deine Wuth an trocknem Brote auslaſſen.

Herrmann (ſtampft auf den Boden). Ich will ihn zu Staub zerreiben.

Franz (klopft ihm auf die Achſel). Pfui, Herrmann! du biſt ein Kavalier. Du mußt den Schimpf nicht auf dir ſitzen laſſen. Du mußt das Fräulein nicht fahren laſſen, nein, das mußt du um alle Welt nicht thun, Herrmann! Hagel und Wetter! ich würde das Aeußerſte verſuchen, wenn ich an deiner Stelle wäre.

Herrmann. Ich ruhe nicht, bis ich Ihn und Ihn unter'm Boden habe.

Franz. Nicht ſo ſtürmiſch, Herrmann! Komm näher – du ſollſt Amalia haben!

Herrmann. Das muß ich, troz dem Teufel! das muß ich!

Franz. Du ſollſt ſie haben, ſag' ich dir, und das von meiner Hand. Komm näher, ſag' ich — du weißt vielleicht nicht, daß Karl ſo gut als enterbt iſt?

Herrmann (näher kommend). Unbegreiflich, das erſte Wort, das ich höre.

Franz. Sey ruhig, und höre weiter! du ſollſt ein Andermal mehr davon hören — ja, ich ſage dir, ſeit eilf Monaten ſo gut als verbannt. Aber ſchon bereut der alte den voreiligen Schritt, den er doch, (lachend) will ich hoffen, nicht ſelbſt gethan hat. Auch liegt ihm die Edelreich täglich hart an mit ihren Vorwürfen und Klagen. Ueber Kurz oder Lang wird er ihn in allen vier Enden der Welt aufſuchen laſſen, und gute Nacht, Herrmann! wenn er ihn findet. Du kannſt ihm ganz demüthig die Kutſche halten, wenn er mit ihr in die Kirche zur Trauung fährt.

Herrmann. Ich will ihn am Krucifix erwürgen!

Franz. Der Vater wird ihm bald die Herrſchaft abtreten, und in Ruhe auf ſeinen Schlöſſern leben. Jetzt hat der ſtolze Strudelkopf den Zügel in Händen, jetzt lacht er ſeiner Haſſer und Neider — und ich, der ich dich zu einem wichtigen großen Manne machen wollte, ich ſelbſt, Herrmann, werde tiefgebückt vor ſeiner Thürſchwelle —

Herrmann (in Hitze). Nein, ſo wahr ich Herrmann heiße, das ſollt ihr nicht! wenn noch ein Fünkchen Verſtand in dieſem Gehirne gloſtet! das ſollt ihr nicht!

Franz. Wirſt du es hindern? auch dich, mein lieber Herrmann, wird er ſeine Geißel fühlen laſſen, wird dir in's Angeſicht ſpeyen, wenn du ihm auf der Straße begegneſt, und wehe dir dann, wenn du die Achſel zuckſt oder das

Maul krümmſt — ſiehe, ſo ſteht's mit deiner Anwerbung um's Fräulein, mit deinen Ausſichten, mit deinen Entwürfen.

Herrmann. Sagt mir! was ſoll ich thun?

Franz. Höre denn, Herrmann! daß du ſiehſt, wie ich mir dein Schickſal zu Herzen nehme als ein redlicher Freund — geh — kleide dich um — mach dich ganz unkenntlich, laß dich beym Alten melden, gib vor, du kämeſt geraden Wegs aus Böhmen, hätteſt mit meinem Bruder dem Treffen bey Prag beygewohnt — hätteſt ihn auf der Wahlſtatt den Geiſt aufgeben ſehen —

Herrmann. Wird man mir glauben?

Franz. Hoho! dafür laß mich ſorgen! Nimm dieſes Paket. Hier findeſt du deine Kommiſſion ausführlich. Und Dokumente dazu, die den Zweifel ſelbſt glaubig machen ſollen — Mach jetzt nur, daß du fortkommſt, und ungeſehen! Spring durch die Hinterthür in den Hof, von da über die Gartenmauer — die Kataſtrophe dieſer Tragi-Komödie überlaß mir!

Herrmann. Und die wird ſeyn: Vivat der neue Herr, Franciſkus von Moor!

Franz (ſtreichelt ihm die Backen). Wie ſchlau du biſt? — denn ſiehſt du, auf dieſe Art erreichen wir alle Zwecke zumal und bald. Amalia gibt ihre Hoffnung auf ihn auf. Der Alte mißt ſich den Tod ſeines Sohnes bey, und — er kränkelt — ein ſchwankendes Gebäude braucht des Erdbebens nicht, um über'n Haufen zu fallen — er wird die Nachricht nicht überleben — dann bin ich ſein einziger Sohn — Amalia hat ihre Stützen verloren, und iſt ein Spiel meines Willens, da kannſt du leicht denken — kurz, alles geht nach Wunſch — aber du mußt dein Wort nicht zurücknehmen.

Herrmann. Was ſagt ihr? (frohlockend). Eh ſoll die Kugel in ihren Lauf zurückkehren, und in dem Eingeweide ihres Schützen wüthen — rechnet auf mich! Laßt nur mich machen — Adieu!

Franz (ihm nachrufend). Die Erute iſt dein, lieber Herrmann! — (allein) Wenn der Ochſe den Kornwagen in die Scheune gezogen hat, ſo muß er mit Heu vorlieb nehmen. Dir eine Stallmagd, und keine Amalia! (Geht ab.)

Zweyte Scene.

Des alten Moors Schlafzimmer.

Der alte Moor ſchlafend in einem Lehnſeſſel. **Amalia.**

Amalia (ſachte herbeyſchleichend). Leiſe, leiſe! er ſchlummert. (Sie ſtellt ſich vor den Schlafenden). Wie ſchön, wie ehrwürdig! — ehrwürdig, wie man die Heiligen malt — nein, ich kann dir nicht zürnen! Weißlockiges Haupt, dir kann ich nicht zürnen! Schlumm're ſanft, wache froh auf, ich allein will hingeb'n und leiden.

D. a. Moor (träumend). Mein Sohn! mein Sohn! mein Sohn!

Amalia (ergreift ſeine Hand). Horch, horch! ſein Sohn iſt in ſeinen Träumen.

D. a. Moor. Biſt du da? biſt du wirklich? ach! wie ſiehſt du ſo elend? Sieh mich nicht an mit dieſem kummervollen Blick! ich bin elend genug.

Amalia (weckt ihn ſchnell). Seht auf, lieber Greis! ihr träumtet nur. Faßt euch!

D. a. Moor (halb wach). Er war nicht da? drückt' ich nicht ſeine Hände? Garſtiger Franz! willſt du ihn auch meinen Träumen entreißen?

Amalia. Merkſt du's, Amalia?

D. a. Moor (ermuntert ſich). Wo iſt er? wo? wo bin ich? Du da, Amalia?

Amalia. Wie iſt euch? Ihr ſchlieft einen erquickenden Schlummer.

D. a. Moor. Mir träumte von meinem Sohne. Warum hab' ich nicht fortgeträumt? Vielleicht hätt' ich Verzeihung erhalten aus ſeinem Munde.

Amalia. Engel grollen nicht — er verzeiht euch. (Faßt ſeine Hand mit Wehmuth). Vater meines Karls! ich verzeih' euch.

D. a. Moor. Nein, meine Tochter! dieſe Todtenfarbe deines Angeſichts verdammt den Vater. Armes Mädchen! Ich brachte dich um die Freuden deiner Jugend — o fluche mir nicht!

Amalia (küßt ſeine Hand mit Zärtlichkeit). Euch?

D. a. Moor. Kennſt du dieſes Bild, meine Tochter?

Amalia. Karls! —

D. a. Moor. So ſah er, als er in's ſechszehnte Jahr ging. Jetzt iſt er anders — Oh, es wüthet in meinem Innern — dieſe Milde iſt Unwillen, dieſes Lächeln Verzweiflung — Nicht wahr, Amalia? Es war an ſeinem Geburtstage in der Jasminlaube, als du ihn malteſt? — Oh meine Tochter! Eure Liebe machte mich ſo glücklich.

Amalia (immer das Aug auf das Bild geheftet). Nein, nein! er iſt's nicht. Bey Gott! das iſt Karl nicht — Hier, hier (auf Herz und Stirne zeigend) ſo ganz, ſo anders. Die träge Farbe reicht nicht, den himmliſchen Geiſt nachzuſpiegein, der in ſeinem feurigen Auge herrſchte. Weg damit! Dies iſt ſo menſchlich! Ich war eine Stümperinn.

D. a. Moor. Dieſer huldreiche, erwärmende Blick — wär' er vor meinem Bette geſtanden, ich hätte gelebt mitten im Tode! Nie, nie wär' ich geſtorben!

Amalia. Nie, nie wär't ihr geſtorben? Es wär' ein Sprung geweſen, wie man von einem Gedanken auf einen andern und ſchönern hüpft — dieſer Blick hätt' euch über's Grab hinübergeleuchtet. Dieſer Blick hätt' euch über die Sterne getragen!

D. a. Moor. Es iſt ſchwer, es iſt traurig! Ich ſterbe, und mein Sohn Karl iſt nicht hier — ich werde zu Grabe getragen, und er weint nicht an meinem Grabe — Wie ſüß iſt's, eingewiegt zu werden in den Schlaf des Todes von dem Gebet eines Sohnes — das iſt Wiegengeſang.

Amalia (ſchwärmend). Ja ſüß, himmliſch ſüß iſt's, eingewiegt zu werden in den Schlaf des Todes von dem Geſang des Geliebten — vielleicht träumt man auch im Grabe noch fort — ein langer, ewiger, unendlicher Traum von Karln, bis man die Glocke der Auferſtehung läutet — (aufſpringend, entzückt) und von jetzt an in ſeinen Armen auf ewig. (Pauſe. Sie geht an's Klavier, und ſpielt.)

Willſt dich, Hektor, ewig mir entreißen,
Wo des Aeaciden mordend Eiſen
Dem Patroklus ſchrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn hinunter dich der Xanthus ſchlingt?

D. a. Moor. Ein ſchönes Lied, meine Tochter. Das mußt du mir vorſpielen, eh ich ſterbe.

Amalia. Es iſt der Abſchied Andromaches und Hektors — Karl und ich haben's oft zuſammen zu der Laute geſungen. (Spielt fort).

Theures Weib, geh, hol die Todeslanze,
Laß mich fort zum wilden Kriegestanze!
Meine Schultern tragen Ilium.
Ueber Aſtyanax unſ're Götter!
Hektor fällt, ein Vaterlands Erretter,
Und wir ſeh'n uns wieder in Elyſium.

Daniel.

Daniel. Es wartet draußen ein Mann auf euch. Er bittet, vorgelaſſen zu werden, er hab' euch eine wichtige Zeitung.

D. a. Moor. Mir iſt auf der Welt nur etwas wichtig, du weißt's, Amalia — Iſt's ein Unglücklicher, der meiner Hülfe bedarf? Er ſoll nicht mit Seufzen von hinnen gehn.

Amalia. Iſt's ein Bettler, er ſoll eilig herauf kommen. (Daniel ab).

D. a. Moor. Amalia, Amalia! ſchone meiner!

Amalia (ſpielt fort).

Nimmer lauſch' ich deiner Waffen Schalle,
Einſam liegt dein Eiſen in der Halle,
Priams großer Heldenſtamm verdirbt!
Du wirſt hingeh'n, wo kein Tag mehr ſcheinet,
Der Cocytus durch die Wüſten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe ſtirbt.

All mein Sehnen, all mein Denken
Soll der ſchwarze Lethefluß ertränken,
Aber meine Liebe nicht!

Horch! der Wilde raſ't ſchon an den Mauern —
Gürte mir das Schwert um, laß das Trauern!
Hektors Liebe ſtirbt im Lethe nicht!

Franz. Herrmann (verkappt). Daniel.

Franz. Hier iſt der Mann. Schreckliche Botſchaften, ſagt er, warten auf euch. Könnt ihr ſie hören?

D. a. Moor. Ich kenne nur eine. Tritt her, mein Freund, und ſchone mein nicht! Reicht ihm einen Becher Wein!

Herrmann (mit veränderter Stimme). Gnädiger Herr! laßt es einen armen Mann nicht entgelten, wenn er wider Willen euer Herz durchbohrt. Ich bin ein Fremdling in dieſem Lande, aber euch kenn' ich ſehr gut, ihr ſeyd der Vater Karls von Moor.

D. a. Moor. Woher weißt du das?

Herrmann. Ich kannte euren Sohn —

Amalia (auffahrend). Er lebt? lebt? Du kennſt ihn? wo iſt er, wo? (will hinwegrennen).

D. a. Moor. Du weißt von meinem Sohne?

Herrmann. Er ſtudirte in Leipzig. Von da zog er, ich weiß nicht wie weit, herum. Er durchſchwärmte Deutſchland in die Runde, und, wie er mir ſagte, mit unbedecktem Haupt, barfuß, und erbettelte ſein Brot vor den Thüren. Fünf Monate drauf brach der leidige Krieg zwiſchen Preußen und Oeſtreich wieder aus, und da er auf der Welt nichts mehr zu hoffen hatte, zog ihn der Hall von Friedrichs ſiegreicher Trommel nach Böhmen. Erlaubt mir, ſagte er zum großen Schwerin, daß ich den Tod ſterbe auf dem Bette der Helden, ich habe keinen Vater mehr! —

D. a. Moor. Sieh mich nicht an, Amalia!

Herrmann. Man gab ihm eine Fahne. Er flog den preußiſchen Siegesflug mit. Wir kamen zuſammen unter ein

Feld zu liegen. Er ſprach viel von ſeinem alten Vater und von beſſern, vergangenen Tagen — und von vereitelten Hoffnungen — uns ſtanden die Thränen in den Augen.

D. a. Moor (verhüllt ſein Geſicht in das Kiſſen). Stille, o ſtille!

Herrmann. Acht Tage darauf war das heiße Treffen bey Prag — ich darf euch ſagen, euer Sohn hat ſich gehalten wie ein wackerer Kriegsmann. Er that Wunder vor den Augen der Armee. Fünf Regimenter mußten neben ihm wechſeln, er ſtand. Feuerkugeln fielen rechts und links, euer Sohn ſtand. Eine Kugel zerſchmetterte ihm die rechte Hand, euer Sohn nahm die Fahne in die linke, und ſtand —

Amalia (in Entzückung). Hektor, Hektor! hört ihr's? er ſtand —

Herrmann. Ich traf ihn am Abend der Schlacht niedergeſunken unter Kugel-Gepfeife, mit der linken hielt er das ſtürzende Blut, die rechte hatte er in die Erde gegraben. Bruder! rief er mir entgegen, es lief ein Gemurmel durch die Glieder: der General ſey vor einer Stunde gefallen — „Er iſt gefallen, ſagt' ich, und du?" — Nun, wer ein braver Soldat iſt, rief er, und ließ die linke Hand los, der folge ſeinem General, wie ich! Bald darauf hauchte er ſeine große Seele dem Helden zu.

Franz (wild auf Herrmann losgehend). Daß der Tod deine verfluchte Zunge verſiegle! Biſt du hieher kommen, unſerm Vater den Todesſtoß zu geben? — Vater! Amalia! Vater!

Herrmann. Es war der letzte Wille meines ſterbenden Kameraden. Nimm dies Schwert, röchelte er, du wirſt's meinem alten Vater überliefern; das Blut ſeines Sohnes klebt daran, er iſt gerochen, er mag ſich weiden. Sag ihm, ſein Fluch hätte mich gejagt in Kampf und Tod, ich ſey gefallen in Verzweiflung! Sein letzter Seufzer war Amalia.

Amalia (wie aus einem Todesſchlummer aufgejagt). Sein letzter Seufzer — Amalia!

D. a. Moor (gräßlich ſchreyend, ſich die Haare ausraufend). Mein Fluch ihn gejagt in den Tod! gefallen in Verzweiflung!

Franz (umherirrend im Zimmer). Oh! Was habt ihr gemacht, Vater? Mein Karl, mein Bruder!

Herrmann. Hier iſt das Schwert, und hier iſt auch ein Porträt, das er zu gleicher Zeit aus dem Buſen zog! Es gleicht dieſem Fräulein auf ein Haar. Dies ſoll meinem Bruder Franz, ſagte er, — ich weiß nicht, was er damit ſagen wollte.

Franz (wie erſtaunt). Mir? Amalia's Porträt? Mir, Karl, Amalia? Mir?

Amalia (hitzig auf Herrmann losgehend). Feiler, beſtochener Betrüger! (faßt ihn hart an).

Herrmann. Das bin ich nicht, gnädiges Fräulein. Sehet ſelbſt, ob's nicht euer Bild iſt — ihr mögt's ihm wol ſelbſt gegeben haben.

Franz. Bey Gott! Amalia, das deine! Es iſt wahrlich das deine!

Amalia (gibt ihm das Bild zurück). Mein, mein! O Himmel und Erde!

D. a. Moor (ſchreyend, ſein Geſicht zerfleiſchend). Wehe, Wehe! mein Fluch ihn gejagt in den Tod! gefallen in Verzweiflung!

Franz. Und er gedachte meiner in der letzten ſchweren Stunde des Scheidens, meiner! Engliſche Seele — da ſchon das ſchwarze Panier des Todes über ihm rauſchte — meiner! —

D. a. Moor (lallend). Mein Fluch ihn gejagt in den Tod, gefallen mein Sohn in Verzweiflung! —

Herrmann. Den Jammer ſteh' ich nicht aus. Lebt wol, alter Herr! (leiſe zu Franz). Warum habt ihr auch das gemacht, Junker? (geht ſchnell ab).

Amalia (aufſpringend, ihm nach). Bleib, bleib! Was waren ſeine letzten Worte?

Herrmann (zurückrufend). Sein letzter Seufzer war Amalia. (Ab).

Amalia. Sein letzter Seufzer war Amalia! — Nein, du biſt kein Betrüger! So iſt es wahr — wahr — er iſt todt! — todt! — (hin und her taumelnd, bis ſie umſinkt) todt — Karl iſt todt —

Franz. Was ſeh' ich? Was ſteht da auf dem Schwert? geſchrieben mit Blut — Amalia!

Amalia. Von ihm?

Franz. Seh' ich recht, oder träum' ich? Siehe da mit blutiger Schrift:

Franz, verlaß meine Amalia nicht! Sieh doch, ſieh doch! und auf der andern Seite: Amalia! deinen Eid zerbrach der allgewaltige Tod. — Siehſt du nun, ſiehſt du nun? Er ſchrieb's mit erſtarrender Hand, ſchrieb's mit dem warmen Blut ſeines Herzens, ſchrieb's an der Ewigkeit feyerlichem Rande! Sein fliehender Geiſt verzog, Franz und Amalia noch zuſammen zu knüpfen.

Amalia. Heiliger Gott! es iſt ſeine Hand. — Er hat mich nie geliebt! (ſchnell ab).

Franz (auf den Boden ſtampfend). Verzweifelt! meine ganze Kunſt erliegt an dem Starrkopf.

D. a. Moor. Wehe, wehe! Verlaß mich nicht, meine Tochter! — Franz, Franz! gib mir meinen Sohn wieder!

Franz. Wer war's, der ihm den Fluch gab? Wer war's, der ſeinen Sohn jagte in Kampf und Tod und Verzweiflung? — Oh! er war ein Engel! ein Kleinod des Himmels. Fluch über ſeine Henker! Fluch, Fluch über euch ſelber! —

D. a. Moor (ſchlägt mit geballter Fauſt wider Bruſt und Stirn). Er war ein Engel, war ein Kleinod des Himmels! Fluch, Fluch, Verderben, Fluch über mich ſelber! Ich bin der Vater, der ſeinen großen Sohn erſchlug. Mich liebt' er bis in den Tod! mich zu rächen, rannte er in Kampf und Tod! Ungeheuer, Ungeheuer! (wüthet wider ſich ſelber).

Franz. Er iſt dahin, was helfen ſpäte Klagen? (höhniſch lachend). Es iſt leichter morden, als lebendig machen. Ihr werdet ihn nimmer aus ſeinem Grabe zurückholen.

D. a. Moor. Nimmer, nimmer, nimmer aus dem Grabe zurückholen! Hin, verloren auf ewig! — Und du haſt mir den Fluch aus dem Herzen geſchwazt, du — du — Meinen Sohn mir wieder!

Franz. Reizt meinen Grimm nicht. Ich verlaß euch im Tode! —

D. a. Moor. Scheuſal! Scheuſal! Schaff mir meinen Sohn wieder! (fährt aus dem Seſſel, will Franzen an der Gurgel faſſen, der ihn zurückſchleudert).

Franz. Kraftloſe Knochen! ihr wagt es — Stirb! Verzweifle! (Ab).

Der alte Moor.

Tauſend Flüche donnern dir nach! Du haſt mir meinen Sohn aus den Armen geſtohlen (voll Verzweiflung hin und her geworfen im Seſſel). Wehe, Wehe! Verzweifeln, aber nicht ſterben! — Sie fliehen, verlaſſen mich im Tode — meine guten Engel fliehen von mir, weichen alle die Heiligen vom eisgrauen Mörder — Wehe! Wehe! Will mir keiner das Haupt halten, will keiner die ringende Seele entbinden? Keine Söhne! keine Töchter! keine Freunde! — Menſchen nur — will keiner? — Allein — verlaſſen — Wehe! Wehe! — Verzweifeln, aber nicht ſterben!

Amalia (mit verweinten Augen).

D. a. Moor. Amalia! Bote des Himmels! Kommſt du, meine Seele zu löſen?

Amalia (mit ſanftem Ton). Ihr habt einen herrlichen Sohn verloren.

D. a. Moor. Ermordet, willſt du ſagen. Mit dieſem Zeugniß belaſtet tret' ich vor den Richterſtuhl Gottes.

Amalia. Nicht alſo, jammervoller Greis! der himmliſche Vater rückt' ihn zu ſich. Wir wären zu glücklich geweſen auf dieſer Welt. — Droben, droben über den Sonnen — Wir ſeh'n ihn wieder.

D. a. Moor. Wiederſehen, wiederſehen! Oh es wird mir durch die Seele ſchneiden ein Schwert — wenn ich ein Heiliger ihn unter den Heiligen finde — Mitten im Himmel werden durch mich ſchauern Schauer der Hölle! Im Anſchauen des Unendlichen mich zermalmen die Erinnerung: Ich habe meinen Sohn ermordet!

Amalia. Oh, er wird euch die Schmerz-Erinnerung aus der Seele lächeln! Seyd doch heiter, lieber Vater! ich bin's ſo ganz. Hat er nicht ſchon den himmliſchen Hörern den Namen Amalia vorgeſungen auf der ſeraphiſchen Harfe, und die himmliſchen Hörer liſpelten leiſe ihm nach? Sein letzter Seufzer war ja Amalia! wird nicht ſein erſter Jubel Amalia! ſeyn?

D. a. Moor. Himmliſcher Troſt quillt von deinen tirren! Er wird mir lächeln, ſagſt du? Vergeben? Du mußt bey mir bleiben, Geliebte meines Karls, wenn ich ſterbe.

Amalia. Sterben iſt Flug in ſeine Arme. Wohl euch! Ihr ſeyd zu beneiden. Warum ſind dieſe Gebeine nicht mürb? Warum dieſe Haare nicht grau? Wehe über die Kräfte der Jugend! Willkommen, du markloſes Alter, näher gelegen dem Himmel und meinem Karl!

Franz (tritt auf).

D. a. Moor. Tritt her, mein Sohn! Vergib mir, wenn ich vorhin zu hart gegen dich war! ich vergebe dir alles. Ich möchte ſo gern im Frieden den Geiſt aufgeben.

Franz. Habt ihr genug um euren Sohn geweint? So viel ich ſehe, habt ihr nur einen.

D. a. Moor. Jakob hatte der Söhne zwölf, aber um ſeinen Joſeph hat er blutige Thränen geweint.

Franz. Hum!

D. a. Moor. Geh, nimm die Bibel, meine Tochter, und lies mir die Geſchichte Jakobs und Joſephs! Sie hat mich immer ſo gerührt, und damals bin ich noch nicht Jakob geweſen.

Amalia. Welches ſoll ich euch leſen? (nimmt die Bibel und blättert).

D. a. Moor. Lies mir den Jammer des Verlaſſenen, als er ihn nimmer unter ſeinen Kindern fand — und vergebens ſein harrte im Kreiſe ſeiner eilfe — und ſein Klagelied, als er vernahm, ſein Joſeph ſey ihm genommen auf ewig —

Amalia (lieſt). „Da nahmen ſie Joſephs Rock, und „ſchlachteten einen Ziegenbock, und tauchten den Rock in „das Blut, und ſchickten den bunten Rock hin, und ließen „ihn ihrem Vater bringen, und ſagen: Dieſen haben wir

„funden, ſiehe, ob's deines Sohnes Rock ſey, oder nicht? (Franz geht plötzlich hinweg). Er erkannte ihn aber und ſprach: Es iſt meines Sohnes Rock, ein böſes Thier hat ihn gefreſſen, ein reißend Thier hat Joſeph zerriſſen." —

D. a. Moor (fällt auf's Kiſſen zurück). Ein reißend Thier hat Joſeph zerriſſen!

Amalia (lieſt weiter). „Und Jakob zerriß ſeine Kleider, und legte einen Sack um ſeine Lenden, und trug Leid um ſeinen Sohn lange Zeit, und all ſeine Söhne und Töchter traten auf, daß ſie ihn tröſteten, aber er wollte ſich nicht tröſten laſſen und ſprach: Ich werde mit Leid hinunterfahren —

D. a. Moor. Hör auf, hör auf! Mir wird ſehr übel.

Amalia (hinzuſpringend, läßt das Buch fallen). Hilf Himmel! Was iſt das?

D. a. Moor. Das iſt der Tod! — Schwarz — ſchwimmt — vor meinen — Augen — ich bitte dich — rufe dem Paſtor — daß er mir — das Abendmahl reiche — Wo iſt — mein Sohn Franz?

Amalia. Er iſt geflohen! Gott erbarme ſich unſer!

D. a. Moor. Geflohen — geflohen von des ſterbenden Bett? — — Und das all — all — von zwey Kindern voll Hoffnung — du haſt ſie — gegeben — haſt ſie — genommen — — dein Name ſey — —

Amalia (mit einem plötzlichen Schrey). Todt! alles todt! (ab in Verzweiflung)

Franz (hüpft frohlockend herein).

Todt, ſchreyen ſie, todt! Jetzt bin ich Herr. Im ganzen Schloſſe zetert es, todt! — Wie aber, ſchläft er vielleicht nur? — Freylich, ach freylich! das iſt nun freylich ein Schlaf, wo es ewig niemals, Guten Morgen, heißt —

Schlaf und Tod ſind nur Zwillinge. Wir wollen einmal die Namen wechſeln! Wackerer, willkommener Schlaf! Wir wollen dich Tod heißen! (Er drückt ihm die Augen zu). Wer wird nun kommen, und es wagen, mich vor Gericht zu fordern? oder mir in's Angeſicht zu ſagen: du biſt ein Schurke? Weg denn mit dieſer läſtigen Larve von Sanftmuth und Tugend! Nun ſollt ihr den nackten Franz ſehen, und euch entſetzen! Mein Vater überzuckerte ſeine Forderungen, ſchuf ſein Gebiet zu einem Familienzirkel um, ſaß liebreich lächelnd am Thor, und grüßte ſie Brüder und Kinder. — Meine Augbraunen ſollen über euch herhangen wie Gewitter-Wolken, mein herriſcher Name ſchweben wie ein drohender Komet über dieſen Gebirgen, meine Stirn ſoll euer Wetterglas ſeyn! Er ſtreichelte und koſte den Nacken, der gegen ihn ſtörrig zurück ſchlug. Streicheln und Koſen iſt meine Sache nicht. Ich will euch die zackigen Sporen in's Fleiſch hauen, und die ſcharfe Geißel verſuchen. — In meinem Gebiet ſoll's ſo weit kommen, daß Kartoffeln und dünnes Bier ein Traktament für Feſttage werden, und wehe dem, der mir mit vollen feurigen Backen unter die Augen tritt! Bläſſe der Armuth und ſklaviſchen Furcht ſind meine Leibfarbe; in dieſe Liverey will ich euch kleiden!

(Er geht ab).

Dritte Scene.

Die böhmiſchen Wälder.

Spiegelberg. Razmann. Räuberhaufen.

Razmann. Biſt da? biſt's wirklich? So laß dich doch zu Brey zuſammendrücken, lieber Herzensbruder Moriz! Willkommen in den böhmiſchen Wäldern! Biſt ja groß worden und ſtark. Stern ⸗ Kreuz ⸗ Bataillon! Bringſt ja Rekruten mit einen ganzen Trieb, du treflicher Werber!

Spiegelberg. Gelt, Bruder? Gelt? Und das ganze Kerle dazu! — du glaubſt nicht, Gottes ſichtbarer Segen iſt bey mir: war dir ein armer hungriger Tropf, hatte nichts, als dieſen Stab, da ich über den Jordan ging, und jetzt ſind unſerer acht und ſiebenzig, meiſtens ruinirte Krämer, rejicirte Magiſter und Schreiber aus den ſchwäbiſchen Provinzen, das iſt dir ein Korps Kerle, Bruder, deliciöſe Burſche, ſag' ich dir, wo einer dem andern die Knöpfe von den Hoſen ſtiehlt, und mit geladener Flinte neben ihm ſicher iſt — und haben voll auf, und ſtehen dir in einem Renommee vierzig Meilen weit, das nicht zu begreifen iſt. Da iſt dir keine Zeitung, wo du nicht ein Artikelchen von dem Schlaukopf Spiegelberg wirſt getroffen haben, ich halte ſie mir auch nur deswegen — vom Kopf bis zu'n Füßen haben ſie mich dir hingeſtellt, du meinſt, du ſäheſt mich, — ſogar meine Rockknöpfe haben ſie nicht vergeſſen. Aber wir führen ſie erbärmlich am Narrenſeil herum. Ich geh' letzthin in die Druckerey, geb' vor, ich hätte den berüchtigten Spiegelberg geſehn, und diktir' einem Skrizler, der dort ſaß, das leibhafte Bild von einem dortigen Wurmdoktor in die Feder, das Ding kommt um, der Kerl wird eingezogen, par Force inquirirt, und in der Angſt und in der Dummheit geſteht er dir, hol mich der Teufel! geſteht dir, *er ſey der Spiegelberg* — Donner und Wetter! ich war eben auf dem Sprung, mich beym Magiſtrat anzugeben, daß die Kanaille mir meinen Namen ſo verhunzen ſoll — wie ich ſage, drey Monate d'rauf hangt er. Ich mußte nachher eine derbe Priſe Toback in die Naſe reiben, als ich am Galgen vorbeyſpazierte, und den Pſeudo-Spiegelberg in ſeiner Glorie da paradiren ſah — und unterdeſſen daß Spiegelberg hangt, ſchleicht ſich Spiegelberg ganz ſachte aus den Schlingen, und deutet der ſuperklugen Gerechtigkeit hinterrücks Eſelsohren, daß es zum Erbarmen iſt.

Razmann (lacht). Du biſt eben noch immer der alte.

Spiegelberg. Das bin ich, wie du ſiehſt, an Leib und Seel. Narr! einen Spaß muß ich dir doch erzählen, den ich neulich im Cäcilien-Kloſter angerichtet habe. Ich treffe das Kloſter auf meiner Wanderſchaft ſo gegen die Dämmerung, und da ich eben den Tag noch keine Patrone verſchoſſen hatte, du weißt, ich haſſe das diem perdidi auf den Tod, ſo mußte die Nacht noch durch einen Streich verherrlicht werden, und ſollt's dem Teufel um ein Ohr gelten! Wir halten uns ruhig bis in die ſpäte Nacht. Es wird mausſtill. Die Lichter gehen aus. Wir denken, die Nonnen können jezt in den Federn ſeyn. Nun nehm' ich meinen Kameraden Grimm mit mir, heiße die andern warten vor'm Thor, bis ſie mein Pfeifchen hören würden, — verſichere mich des Kloſterwächters, nehm' ihm die Schlüſſel ab, ſchleiche mich hinein, wo die Mägde ſchliefen, praktizir' ihnen die Kleider weg, und heraus mit dem Pack zum Thor. Wir gehn weiter von Zelle zu Zelle, nehmen einer Schweſter nach der andern die Kleider, endlich auch der Aebtiſſinn. — Jezt pfeif' ich, und meine Kerle draußen fangen an zu ſtürmen und zu haſſeliren, als käme der jüngſte Tag, und hinein mit beſtialiſchem Gepolter in die Zellen der Schweſtern! — hahaha! — da hätteſt du die Haz ſehen ſollen, wie die armen Thierchen in der Finſterniß nach ihren Röcken tappten, und ſich jämmerlich geberdeten, da ſie zum Teufel waren, und wir indeß wie alle Donnerwetter zugeſetzt, und wie ſie ſich vor Schreck und Beſtürzung in Bettlacken wickelten, oder unter den Ofen zuſammenkrochen wie Katzen, und das erbärmliche Gezeter und Lamento, und endlich gar die alte Schnurre, die Aebtiſſinn, — du weißt, Bruder, daß mir auf dieſem weiten Erdenrund kein Geſchöpf ſo zuwider iſt, als eine Spinne und ein altes Weib, und nun denk' dir einmal die ſchwarzbraune, runzlige Vettel vor mir herumtanzen, mich bey ihrer jungfräulichen Sittſamkeit beſchwören — alle Teufel! ich hatte ſchon den Ellenbogen angeſetzt, ihr die übriggebliebenen wenigen edlen vollends in den Maſtdarm zu ſtoßen — kurz reſolvirt! entweder heraus mit dem Silbergeſchirr, mit dem Kloſterſchatz und allen den blanken Thälerchen, oder — meine Kerle verſtanden mich ſchon — ich ſage dir, ich hab' aus dem Kloſter mehr denn tauſend Thaler Werths geſchleift, und den Spaß obendrein, und meine Kerle haben ihnen ein Andenken hinterlaſſen, ſie werden ihre neun Monate dran zu ſchleppen haben.

Razmann (auf den Boden ſtampfend). Daß mich der Donner da weg hatte!

Spiegelberg. Siehſt du? Sag' du mehr, ob das kein Leben iſt? und dabey bleibt man friſch und ſtark, und das Korpus iſt noch beyſammen, und ſchwillt dir ſtündlich wie ein Prälaten-Bauch — ich weiß nicht, ich muß was Magnetiſches an mir haben, das dir alles Lumpengeſindel auf Gottes Erdboden anzieht, wie Stahl und Eiſen.

Razmann. Schöner Magnet du! Aber ſo möcht' ich Henkers doch wiſſen, was für Hexereyen du brauchſt —

Spiegelberg. Hexereyen? Braucht keiner Hexereyen — Kopf mußt du haben! Ein gewiſſes praktiſches Judicium, das man freylich nicht in der Gerſte frißt — denn ſiehſt du, ich pfleg' immer zu ſagen: einen honetten Mann kann man aus jedem Weidenſtozen formen, aber zu einem Spizbuben will's Grüz — auch gehört dazu ein eignes National-Genie, ein gewiſſes, daß ich ſo ſage, Spizbuben-Klima.

Razmann. Bruder! man hat mir Italien gerühmt.

Spiegelberg. Ja ja! man muß niemand ſein Recht vorenthalten, Italien weist auch ſeine Männer auf, und wenn Deutſchland ſo fortmacht, wie es bereits auf dem Wege iſt, und die Bibel vollends hinaus votirt, wie es die glanzendſten Aſpekten hat, ſo kann mit der Zeit auch noch aus Deutſchland was Gutes kommen, — überhaupt aber, muß ich dir ſagen, macht das Klima nicht ſonderlich viel, das Genie kommt überall fort, und das übrige, Bruder — ein Holzapfel, weißt du wohl, wird im Paradies-Gärtlein ſelbſt ewig keine Ananas — aber das ich dir weiter ſage, — wo bin ich ſtehen geblieben?

Razmann. Bey den Kunſtgriffen!

Spiegelberg. Ja recht, bey den Kunſtgriffen. So iſt dein Erſtes, wenn du in die Stadt kommſt, du ziehſt bey den Bettelvögten, Stadt-Patroullanten und Zuchtknechten Kundſchaft ein, wer ſo am fleißigſten bey ihnen einſpreche, die Ehre gebe, und dieſe Kunden ſuchſt du auf — ferner niſteſt du dich in die Kaffehäuſer, Bordelle, Wirthshäuſer ein, ſpahſt, ſondirſt, wer am meiſten über die wohlfeile Zeit, die Fünf pro Cent, über die einreißende Peſt der Polizeyverbeſſerungen ſchreyt, wer am meiſten über die Regierung ſchimpft, oder wider die Phyſiognomik eifert und dergleichen Bruder! das iſt die rechte Höhe! Die Ehrlichkeit wackelt wie ein hohler Zahn, du darfſt nur den Pelikan anſezen, — oder beſſer und kürzer: du gehſt und wirfſt einen vollen Beutel auf die offene Straße, verſteckſt dich irgendwo, und merkſt dir wohl, wer ihn aufhebt — eine Weile drauf jagſt du hinterher, ſuchſt, ſchreyſt, und fragſt nur ſo im Vorbeygehen: Haben der Herr nicht etwa einen Geldbeutel gefunden? Sagt er, ja, — nun ſo hat's der Teufel geſehen; leugnet er's aber? der Herr verzeihen — ich wüßte mich nicht zu entſinnen, — ich bedaure, (aufſpringend). Bruder! Triumph, Bruder! Löſch deine Laterne aus, ſchlauer Diogenes! — du haſt deinen Mann gefunden.

Razmann. Du biſt ein ausgelernter Prakticus.

Spiegelberg. Mein Gott! als ob ich noch jemals daran gezweifelt hätte — Nun du deinen Mann in dem Hamen haſt, mußt du's auch fein ſchlau angreifen, daß du ihn hebſt! — Siehſt du, mein Sohn? das hab' ich ſo gemacht: — So bald ich einmal die Färthe hatte, hängt' ich mich meinem Kandidaten an wie eine Klette, ſoff Brüderſchaft mit ihm, und Notabene! Zechfrey mußt du ihn halten! da geht freylich ein Schönes drauf, aber das achteſt du nicht — — du gehſt weiter, du führſt ihn in Spiel-Kompagnien und bey liederlichen Menſchern ein, verwickelſt ihn in Schlägereyen und ſchelmiſche Streiche, bis er an Saft und Kraft und Geld und Gewiſſen, und gutem Namen bankerott wird, denn incidenter muß ich dir ſagen, du richteſt nichts aus, wenn du nicht Leib und Seele verderbſt — Glaube mir, Bruder! das hab' ich aus meiner ſtarken Praxi wohl funfzigmal abſtrahirt, wenn der ehrliche Mann einmal aus dem Neſt gejagt iſt, ſo iſt der Teufel Meiſter — Der Schritt iſt dann ſo leicht — o ſo leicht, als der Sprung von einer Hure zu einer Betſchweſter. — Horch doch! was für ein Knall war das?

Razmann. Es war gedonnert, nur fortgemacht!

Spiegelberg. Noch ein kürzerer beſſerer Weg iſt der, du plünderſt deinem Manne Haus und Hof ab, bis ihm kein Hemd mehr am Leibe hebt, alsdann kommt er dir von ſelbſt — lehre mich die Pfiffe nicht Bruder — frag' einmal das Kupfergeſicht dort — Schwere Noth! den hab' ich ſchön in's Garn gekriegt — ich hielt ihm vierzig Dukaten hin, die ſollt' er haben, wenn er mir ſeines Herrn Schlüſſel in Wachs drücken wollte — denk' einmal! die dumme Beſtie thut's, bringt mir, hol mich der Teufel! die Schlüſſel, und will jetzt das Geld haben — Monſieur, ſagt' ich, weiß er auch, daß ich jetzt die Schlüſſel gerades Wegs zum Polizey-Lieutenant trage, und ihm ein Logis am lichten Galgen miethe? — Tauſend Sakerment! da hätteſt du den Kerl ſehen ſollen die Augen aufreißen, und anfangen zu zappeln wie ein naſſer Pudel — — „Um's Himmels willen, hab' der Herr doch Einſicht! ich will — will —" was will er? will er jetzt gleich den Zopf hinaufſchlagen und mit mir zum Teufel geh'n? — „o von Herzen gern, mit Freuden" — Hahaha! guter Schlucker, mit Speck fängt man Mäuſe — lach ihn doch aus, Razmann! hahaha!

Razmann. Ja, ja, ich muß geſtehen. Ich will mir dieſe Lektion mit goldnen Ziffern auf meine Hirntafel ſchreiben. Der Satan mag ſeine Leute kennen, daß er dich zu ſeinem Mäkler gemacht hat.

Spiegelberg. Gelt, Bruder? und ich denke, wenn ich ihm Zehen ſtelle, läßt er mich frey ausgehen — Gibt ja jeder Verleger ſeinem Sammler das zehnte Exemplar gratis, warum ſoll der Teufel ſo jüdiſch zu Werke gehn? — Razmann! ich rieche Pulver —

Razmann. Sapperment! ich riech's auch ſchon lange. — Gib Acht, es wird in der Nähe was geſetzt haben! —

Ja ja! wie ich dir ſage, Moriz — du wirſt dem Hauptmann mit deinen Rekruten willkommen ſeyn — er hat auch ſchon brave Kerle angelockt.

Spiegelberg. Aber die meinen! die meinen — Pah —

Razmann. Nun ja! ſie mögen hübſche Fingerchen haben — aber ich ſage dir, der Ruf unſers Hauptmanns hat auch ſchon ehrliche Kerle in Verſuchung geführt.

Spiegelberg. Ich will nicht hoffen.

Razmann. Sans Spaß! und ſie ſchämen ſich nicht, unter ihm zu dienen. Er mordet nicht um des Raubes willen wie wir — nach dem Geld ſchien er nicht mehr zu fragen, ſo bald er's vollauf haben konnte, und ſelbſt ſein Drittheil an der Beute, das ihn von Rechtswegen trifft, verſchenkt er an Waiſenkinder, oder läßt damit arme Jungen von Hoffnung ſtudiren. Aber ſoll er dir einen Landjunker ſchröpfen, der ſeine Bauern wie das Vieh abſchindet, oder einen Schurken mit goldnen Borten unter den Hammer kriegen, der die Geſetze falſchmünzt, und das Auge der Gerechtigkeit überſilbert, oder ſonſt ein Herrchen von dem Gelichter — Kerl! da iſt er dir in ſeinem Element, und hauſt teufelmäßig, als wenn jede Faſer an ihm eine Furie wäre.

Spiegelberg. Hum! hum!

Razmann. Neulich erfuhren wir im Wirthshauſe, daß ein reicher Graf von Regensburg durchkommen würde, der einen Prozeß von einer Million durch die Pfiffe ſeines Advokaten durchgeſetzt hätte; er ſaß eben am Tiſch und brettelte, — wie viel ſind unſer? fragte er mich, indem er haſtig aufſtand; ich ſah ihn die Unterlippe zwiſchen die Zähne klemmen, welches er nur thut, wenn er am grimmigſten iſt — nicht mehr als fünf! ſagt' ich — es iſt genug! ſagt' er, warf der Wirthin das Geld auf den Tiſch, ließ den

Wein, den er ſich hatte reichen laſſen, unberührt ſtehen — wir machten uns auf den Weg. Die ganze Zeit über ſprach er kein Wort, lief abſeitwärts und allein, nur daß er uns von Zeit zu Zeit fragte, ob wir noch nichts gewahr worden wären, und uns befahl, das Ohr an die Erde zu legen. Endlich ſo kommt der Graf hergefahren, der Wagen ſchwer bepackt, der Advokat ſaß bey ihm drin, voraus ein Reiter, nebenher ritten zwey Knechte — da hätteſt du den Mann ſehen ſollen, wie er, zwey Terzerole in der Hand, vor uns her auf den Wagen zuſprang! und die Stimme, mit der er rief: Halt! — der Kutſcher, der nicht Halt machen wollte, mußte vom Bock herabtanzen, der Graf ſchoß aus dem Wagen in den Wind, die Reuter flohen — dein Geld, Kanaille! rief er donnernd — er lag wie ein Stier unter dem Beil — und biſt du der Schelm, der die Gerechtigkeit zur feilen Hure macht? Der Advokat zitterte, daß ihm die Zähne klapperten, — der Dolch ſtak in ſeinem Bauch wie ein Pfahl in dem Weinberg — ich habe das meine gethan! rief er, und wandte ſich ſtolz von uns weg; das Plündern iſt eure Sache. Und ſomit verſchwand er in den Wald —

Spiegelberg. Hum, hum! Bruder, was ich die vorhin erzählt habe, bleibt unter uns, er braucht's nicht zu wiſſen. Verſtehſt du?

Razmann. Recht, recht! ich verſtehe.

Spiegelberg. Du kennſt ihn ja! Er hat ſo ſeine Grillen. Du verſtehſt mich.

Razmann. Ich verſteh', ich verſtehe.

Schwarz (in vollem Lauf).

Razmann. Wer da? was gibts da? Paſſagiers im Wald?

Schwarz. Hurtig, hurtig! wo ſind die andern? —

Tauſendſakerment! ihr ſteht da, und plaudert! Wißt ihr denn nicht — wißt ihr denn gar nicht? — und Roller —

Razmann. Was denn, was denn?

Schwarz. Roller iſt gehangen, noch vier andere mit —

Razmann. Roller? Schwere Noth! ſeit wann — woher weißt du's?

Schwarz. Schon über drey Wochen ſizt er, und wir erfahren nichts; ſchon drey Rechtstage ſind über ihn gehalten worden, und wir hören nichts, man hat ihn auf der Tortur examinirt, wo der Hauptmann ſey? — Der wackere Burſche hat nichts bekannt, geſtern iſt ihm der Proceß gemacht worden, dieſen Morgen iſt er dem Teufel extra Poſt zugefahren.

Razmann. Vermaledeyt! weiß es der Hauptmann?

Schwarz. Erſt geſtern erfährt er's. Er ſchäumt wie ein Eber. Du weißt's, er hat immer am meiſten gehalten auf Roller, und nun die Tortur erſt — Strick und Leitern und ſchon an den Thurm gebracht worden, es half nichts; er ſelbſt hat ſich ſchon in Kapuziners Kutte zu ihm geſchlichen, und die Perſon mit ihm wechſeln wollen; Roller ſchlug's hartnäckig ab; jezt hat er einen Eid geſchworen, daß es uns eiskalt über die Leber lief, er wolle ihm eine Todesfackel anzünden, wie ſie noch keinem König geleuchtet hat, die ihnen den Buckel braun und blau brennen ſoll. Mir iſt bang' für die Stadt. Er hat ſchon lang eine Pique auf ſie, weil ſie ſo ſchändlich bigott iſt, und du weißt, wenn er ſagt: ich will's thun! ſo iſt's ſo viel, als wenn's unſer einer gethan hat.

Razmann. Das iſt wahr! ich kenne den Hauptmann. Wenn er dem Teufel ſein Wort darauf gegeben hätte, in die Hölle zu fahren, er würde nie beten, wenn er mit einem halben Vater Unſer ſelig werden könnte! — Aber ach! der arme Roller! — der arme Roller! —

Spiegelberg. Memento mori! Aber das regt mich nicht an. (Trillert ein Liedchen).

Geh ich vorbey am Rabenſteine,
So blinz' ich nur das rechte Auge zu,
Und denk, du hängſt mir wohl alleine.
Wer iſt ein Narr, ich oder du?

Razmann (aufſpringend). Horch! ein Schuß. (Schießen und Lermen).

Spiegelberg. Noch einer!

Razmann. Wieder einer! der Hauptmann!

(Hinter der Scene geſungen).

Die Nürnberger henken keinen,
Sie hätten ihn denn vor.

Da Capo.

Schweizer. Roller. (Hinter der Scene). Holla ho! Hella ho!

Razmann. Roller! Roller! Holen mich zehn Teufel!

Schweizer. Roller. (Hinter der Scene). Razmann! Schwarz! Spiegelberg! Razmann!

Razmann. Roller! Schweizer! Bliz, Donner, Hagel und Wetter! (Fliegen ihm entgegen).

Räuber Moor (zu Pferde).

Schweizer. Roller. Grimm. Schufterle, Räubertrupp (mit Koth und Staub bedeckt, treten auf).

Räuber Moor (vom Pferde ſpringend). Freyheit! Freyheit! — — Du biſt im Trocknen, Roller! — Führ' meinen Rappen ab, Schweizer, und waſch' ihn mit Wein. (Wirft ſich auf die Erde). Das hat gegolten!

Razmann (zu Roller). Nun bey der Feuereſſe des Pluto! biſt du vom Rad auferſtanden?

Schwarz. Biſt du ſein Geiſt? oder bin ich ein Narr? oder biſt du's wirklich?

Roller (in Athem). Ich bins. Leibhaftig. Ganz. Wo glaubſt du, daß ich herkomme?

Schwarz. Da frag' die Hexe! der Stab war ſchon über dich gebrochen.

Roller. Das war er freylich, und noch mehr. Ich komme recta vom Galgen her. Laß mich nur erſt zu Athem kommen. Der Schweizer wird dir erzählen. Gebt mir ein Glas Branntewein! — Du auch wieder da, Moriz? Ich dachte, dich wo anders wieder zu ſehen — gebt mir doch ein Glas Branntewein! meine Knochen fallen auseinander — o mein Hauptmann! wo iſt mein Hauptmann!

Schwarz. Gleich, gleich! — ſo ſag' doch, ſo ſchwatz doch! wie biſt du davon gekommen? wie haben wir dich wieder? Der Kopf geht mir um. Vom Galgen her, ſagſt du?

Roller (ſtürzt eine Flaſche Branntewein hinunter). Ah, das ſchmeckt, das brennt ein! gerades Wegs vom Galgen her! ſag' ich. Ihr ſteht da, und gafft, und könnt's nicht träumen — ich war auch nur drey Schritte von der Sakerments-Leiter, auf der ich in den Schoß Abrahams ſteigen ſollte — ſo nah', ſo nah' — war dir ſchon mit Haut und Haar auf die Anatomie verhandelt! hätteſt mein Leben um'n Priſe Schnupftaback haben können. Dem Hauptmann dank' ich Luft, Freyheit und Leben.

Schweizer. Es war ein Spaß, der ſich hören läßt. Wir hatten den Tag vorher durch unſre Spione Wind gekriegt, der Roller liege tüchtig im Salz, und wenn der Himmel nicht bey Zeit noch einfallen wollte, ſo werde er morgen am Tag — das war als heut — den Weg alles Fleiſches gehen müſſen — Auf! ſagte der Hauptmann, was wiegt ein Freund nicht? — Wir retten ihn, oder retten ihn nicht, ſo wollen wir ihm wenigſtens doch eine Todesfackel anzünden, wie ſie noch keinem Könige geleuchtet hat, die ihnen den Buckel braun und blau brennen ſoll. Die ganze Bande wird aufgeboten. Wir ſchicken einen Expreſſen an ihn, der's ihm in einem Zettelchen beybrachte, das er ihm in die Suppe warf.

Roller. Ich verzweifelte an dem Erfolg.

Schweizer. Wir paßten die Zeit ab, bis die Paſſagen leer waren. Die ganze Stadt zog dem Spektakel nach, Reiter und Fußgänger durch einander und Wagen, der Lerm und der Galgen-Pſalm jolten weit. Jezt, ſagt der Hauptmann, brennt an, brennt an! Die Kerle flogen wie Pfeile, ſteckten die Stadt an drey und dreyßig Ecken zumal in Brand, werfen feurige Lunten in die Nähe des Pulverthurms, in Kirchen und Scheunen — Morbleu! es war keine Viertelſtunde vergangen, der Nord-Oſt-Wind, der auch ſeinen Zahn auf die Stadt haben muß, kam uns treflich zu ſtatten, und half die Flamme bis hinauf in die oberſten Gibel jagen. Wir indeß Gaſſe auf Gaſſe nieder, wie Furien — Feuerjo! Feuerjo! durch die ganze Stadt — Geheul, — Geſchrey — Gepolter — fangen an die Brandglocken zu brummen, knallt der Pulverthurm in die Luft, als wär' die Erde mitten entzwey geborſten, und der Himmel zerplazt, und die Hölle zehntauſend Klafter tief verſunken.

Roller. Und jezt ſah mein Gefolge zurück — da lag die Stadt wie Gomorrha und Sodom, der ganze Horizont war Feuer, Schwefel und Rauch, vierzig Gebürge brüllen den infernaliſchen Schwank in die Runde herum nach, ein paniſcher Schreck ſchmeißt alle zu Boden — jetzt nutz' ich den Zeitpunkt, und riſch, wie der Wind! — ich war losgebunden, ſo nah war's dabey — da meine Begleiter verſteinert wie Loths Weib zurückſchaun, Reißaus! zerriſſen die Haufen! Davon! Sechzig Schritte weg werf' ich die Kleider ab, ſtürze mich in den Fluß, ſchwimm' unter'm Waſſer fort, bis ich glaubte, ihnen aus dem Geſichte zu ſeyn. Mein Hauptmann ſchon parat mit Pferden und Kleidern — ſo bin ich entkommen. Moor! Moor! möchteſt du bald auch in den Pfeffer gerathen, daß ich dir Gleiches mit Gleichem vergelten kann!

Razmann. Ein beſtialiſcher Wunſch, für den man dich hängen ſollte — aber es war ein Streich zum Zerplatzen.

Roller. Es war Hülfe in der Noth, ihr könnt's nicht ſchätzen. Ihr hättet ſollen — den Strick um den Hals — mit lebendigem Leibe zu Grabe marſchiren wie ich, und die ſakermentaliſchen Anſtalten und Schinders-Ceremonien, und mit jedem Schritt, den der ſcheue Fuß vorwärts wankte, näher und fürchterlich näher die verfluchte Maſchine, wo ich einlogirt werden ſollte, im Glanz der ſchrecklichen Morgenſonne ſteigend, und die laurenden Schinders-Knechte, und die gräßliche Muſik — noch raunt ſie in meinen Ohren — und das Gekrächze hungriger Raben, die an meinem halbfaulen Antezeſſor zu dreyßigen hingen, und das alles, alles — und obendrein noch der Vorſchmack der Seligkeit, die mir blühte! — Bruder, Bruder! und auf einmal die Loſung zur Freyheit — Es war ein Knall, als ob dem Himmelsfaß ein Reif geſprungen wäre — Hört, Kanaillen! ich ſag' euch, wenn man aus dem glühenden Ofen in's Eiswaſſer ſpringt, kann man den Abfall nicht ſo ſtark fühlen als ich, da ich am andern Ufer war.

Spiegelberg (lacht). Armer Schlucker! Nun iſt's ja verſchwizt. (trinkt ihm zu). Zur glücklichen Wiedergeburt!

Moller (wirft ſein Glas weg). Nein, bey allen Schäzen des Mammons! ich möchte das nicht zum zweytenmal erleben. Sterben iſt etwas mehr als Harlekins-Sprung, und Todes-Angſt iſt ärger als Sterben.

Spiegelberg. Und der hüpfende Pulverthurm — Merkſt du's jezt, Razmann? — drum ſtank auch die Luft ſo nach Schwefel ſtundenweit, als würde die ganze Garderobe des Molochs unter dem Firmament ausgelüftet — es war ein Meiſterſtreich, Hauptmann! ich beneide dich drum.

Schweizer. Macht ſich die Stadt eine Freude daraus, meinen Kameraden wie ein verheztes Schwein abthun zu ſehen, was, zum Henker! ſollen wir uns ein Gewiſſen daraus machen, unſerm Kameraden zulieb die Stadt drauf gehen zu laſſen? Und nebenher hatten unſere Kerle noch das gefundene Freſſen, über den alten Kaiſer zu plündern. — Sagt einmal! Was habt ihr weggekapert?

Einer von der Bande. Ich habe mich während des Durcheinanders in die Stephans-Kirche geſchlichen und die Borten vom Altar-Tuche getrennt; der liebe Gott da, ſagt' ich, iſt ein reicher Mann, und kann ja Goldfäden aus einem Bazenſtrick machen.

Schweizer. Du haſt wohl gethan — was ſoll auch der Plunder in einer Kirche? Sie tragen's dem Schöpfer zu, der über den Trödelkram lacht, und ſeine Geſchöpfe dürfen verhungern. — Und du, Spangeler — wo haſt du dein Nez ausgeworfen?

Ein Zweyter. Ich und Bügel haben einen Kaufladen geplündert und bringen Zeug für unſer funfzig mit.

Ein Dritter. Zwey goldene Sackuhren habe ich weggebirſt, und ein Dutzend ſilberne Löffel dazu.

Schweizer. Gut, gut. Und wir haben ihnen ein's angerichtet, d'ran ſie vierzehn Tage werden zu löſchen haben. Wenn ſie dem Feuer wehren wollen, ſo müſſen ſie die Stadt durch Waſſer ruiniren — Weißt du nicht, Schufterle, wie viel es Todte geſetzt hat?

Schufterle. Drey und achtzig ſagt man. Der Thurm allein hat ihrer ſechzig zu Staub zerſchmettert.

Räuber Moor (ſehr ernſt). Roller, du biſt theuer bezahlt.

Schufterle. Pah! pah! was heißt aber das? — ja, wenn's Männer geweſen wären — aber da warens Wickelkinder, die ihre Lacken vergolden, eingeſchnurrte Mütterchen, die ihnen die Mücken wehrten, ausgedörrte Ofenhocker, die keine Thür mehr finden konnten — Patienten, die nach dem Doktor winſelten, der in ſeinem gravitätiſchen Trab der Hatz nachgezogen war — Was leichte Beine hatte, war ausgeflogen der Komödie nach, und nur der Bodenſatz der Stadt blieb zurück, die Häuſer zu hüten.

Moor. Oh der armen Gewürme! Kranke, ſagſt du, Greiſe und Kinder? —

Schufterle. Ja zum Teufel! und Kindbetterinnen darzu, und hochſchwangere Weiber, die befürchteten, unterm lichten Galgen zu abortiren, junge Frauen, die beſorgten, ſich an den Schinders-Stückchen zu verſehen, und ihrem Kinde in Mutterleibe den Galgen auf den Buckel zu brennen — Arme Poeten, die keinen Schuh anzuziehen hatten, weil ſie ihr einziges Paar in die Mache gegeben, und was das Hundsgeſindel mehr iſt; es lohnt ſich der Mühe nicht, daß man davon redet. Wie ich von ohngefehr ſo an einer Baracke vorbeygehe, hör' ich drinnen ein Gezeter, ich gucke hinein, und wie ich's beym Licht beſehe, was war's? Ein Kind war's, noch friſch und geſund, das lag auf dem Boden unterm Tiſch, und der Tiſch wollte eben angehen — Armes Thierchen! ſagt' ich, du verfrierſt ja hier, und warf's in die Flamme —

Moor. Wirklich, Schufterle? — Und dieſe Flamme brenne in deinem Buſen, bis die Ewigkeit grau wird! — Fort, Ungeheuer! Laß dich nicht mehr unter meiner Bande ſehen! Murrt ihr? — Ueberlegt ihr? — Wer überlegt, wenn ich befehle? — Fort mit ihm, ſag' ich — Es ſind noch mehr unter euch, die meinem Grimme reif ſind. Ich kenne dich, Spiegelberg. Aber ich will nächſtens unter euch treten, und fürchterlich Muſterung halten. (Sie gehen zitternd ab).

Moor (allein heftig auf- und abgehend).

Höre ſie nicht, Rächer im Himmel! — Was kann ich dafür? Was kannſt du dafür, wenn deine Peſtilenz, deine Theurung, deine Waſſerfluten, den Gerechten mit dem Böſewicht auffreſſen? Wer kann der Flamme befehlen, daß ſie nicht auch durch die geſegneten Saaten wüte, wenn ſie das Geniſt der Horniſſel zerſtören ſoll? — O pfui über den Kindermord! den Weibermord! — den Krankenmord! Wie beugt mich dieſe That! Sie hat meine ſchönſten Werke vergiftet — Da ſteht der Knabe, ſchamroth und ausgehöhnt vor dem Auge des Himmels, der ſich anmaßte, mit Jupiters Keule zu ſpielen, und Pygmeen niederwarf, da er Titanen zerſchmettern ſollte — geh, geh! du biſt der Mann nicht, das Rachſchwert des obern Tribunals zu regieren, du erlagſt bey dem erſten Griff — Hier entſag' ich dem frechen Plan, gehe, mich in irgend eine Kluft der Erde zu verkriechen, wo der Tag vor meiner Schande zurücktritt. (Er will fliehen).

Räuber (eilig).

Sieh dich vor, Hauptmann! Es ſpukt! Ganze Haufen böhmiſcher Reiter ſchwadroniren im Holz herum — der hölliſche Blauſtrumpf muß ihnen verrätſcht haben —

Neue Räuber.

Hauptmann, Hauptmann! Sie haben uns die Spur abgelauert — rings ziehen ihrer etliche Tauſend einen Kordon um den mittlern Wald.

Neue Räuber.

Weh, weh, weh! Wir ſind gefangen, gerädert, wir ſind geviertheilt! Viele tauſend Huſaren, Dragoner und Jäger ſprengen um die Anhöhe, und halten die Luft-Löcher beſetzt.

(Moor geht ab).

Schweizer. Grimm. Roller. Schwarz. Schufterle. Spiegelberg. Razmann. Räubertrupp.

Schweizer. Haben wir ſie aus den Federn geſchüttelt? Freu' dich doch, Roller! Das hab' ich mir lange gewünſcht, mich mit ſo Kommis-Brot-Rittern herumzuhauen — Wo iſt der Hauptmann? Iſt die ganze Bande beyſammen? Wir haben doch Pulver genug?

Razmann. Pulver die ſchwere Menge. Aber unſer ſind achtzig in allem, und ſo immer kaum einer gegen ihrer zwanzig.

Schweizer. Deſto beſſer! und laß es funfzig gegen meinen großen Nagel ſeyn — Haben ſie ſo lange gewartet, bis wir ihnen die Streu unterm Steiß angezündet haben — Brüder, Brüder! ſo hat's keine Noth. Sie ſetzen ihr Leben an zehn Kreuzer, fechten wir nicht für Hals und Freyheit? — Wir wollen über ſie her, wie die Sündflut, und auf ihre

Köpfe herabfeuern wie Wetterleuchten — Wo zum Teufel! iſt denn der Hauptmann?

Spiegelberg. Er verläßt uns in dieſer Noth. Können wir denn nicht mehr entwiſchen?

Schweizer. Entwiſchen?

Spiegelberg. Oh! Warum bin ich nicht geblieben in Jeruſalem.

Schweizer. So wollt' ich doch, daß du im Kloak erſtickteſt, Dreckſeele du! Bey nackten Nonnen haſt du ein großes Maul; aber wenn du zwey Fäuſte ſiehſt, Memme! — Zeige dich jezt, oder man ſoll dich in eine Sauhaut nähen, und durch Hunde verhetzen laſſen.

Razmann. Der Hauptmann, der Hauptmann!

Moor (langſam vor ſich).

Moor. Ich habe ſie vollends ganz einſchließen laſſen, jezt müſſen ſie fechten wie Verzweifelte. (Laut). Kinder! Nun gilts! Wir ſind verloren, oder wir müſſen fechten wie angeſchoſſene Eber.

Schweizer. Ha! ich will ihnen mit meinen Fangern den Bauch ſchlitzen, daß ihnen die Kutteln ſchuhlang herausplatzen! — Führ' uns an, Hauptmann! Wir folgen dir in den Rachen des Todes.

Moor. Ladet alle Gewehre! Es fehlt doch an Pulver nicht?

Schweizer (ſpringt auf). Pulver genug, die Erde gegen den Mond zu ſprengen!

Razmann. Jeder hat fünf paar Piſtolen geladen, jeder noch drey Kugelbüchſen dazu.

Moor. Gut, gut! Und nun muß ein Theil auf die Bäume klettern, oder ſich in's Dickicht verſtecken, und Feuer auf ſie geben im Hinterhalt —

Schweizer. Da gehörſt du hin, Spiegelberg!

Moor. Wir andern, wie Furien, fallen ihnen in die Flanken.

Schweizer. Darunter bin ich, ich!

Moor. Zugleich muß jeder ſein Pfeifchen hören laſſen, im Walde herumjagen, daß unſere Anzahl ſchrecklicher werde: auch müſſen alle Hunde los und in ihre Glieder gehetzt werden, daß ſie ſich trennen, zerſtreuen, und euch in den Schuß rennen. Wir drey, Roller, Schweizer und ich, fechten im Gedränge.

Schweizer. Meiſterlich, vortreflich! — Wir wollen ſie zuſammenwettern, daß ſie nicht wiſſen, wo ſie die Ohrfeigen herkriegen. Ich habe wohl ehe eine Kirſche vom Maule weggeſchoſſen. Laß ſie nur anlaufen. (Schufterle zupft Schweizern, dieſer nimmt den Hauptmann beyſeite, und ſpricht leiſe mit ihm.)

Moor. Schweig!

Schweizer. Ich bitte dich —

Moor. Weg! Er dank' es ſeiner Schande, ſie hat ihn gerettet. Er ſoll nicht ſterben, wenn ich und mein Schweizer ſterben, und mein Roller. Laß ihn die Kleider ausziehen, ſo will ich ſagen, er ſey ein Reiſender, und ich habe ihn beſtohlen — Sey ruhig, Schweizer! Ich ſchwöre darauf, er wird doch noch gehangen werden.

Pater (tritt auf).

Pater (vor ſich, ſtutzt). Iſt das das Drachen-Neſt? — Mit eurer Erlaubniß, meine Herren! Ich bin ein Diener der Kirche, und draußen ſtehen Siebenzehnhundert, die jedes Haar auf meinen Schläfen bewachen.

Schweizer. Bravo! bravo! das war wohlgeſprochen, ſich den Magen warm zu halten.

Moor. Schweig, Kamerad! — Sagen Sie kurz, Herr Pater! was haben Sie hier zu thun?

Pater. Mich ſendet die hohe Obrigkeit, die über Leben und Tod ſpricht — Ihr Diebe — ihr Mordbrenner — ihr Schelme — giftige Otterbrut, die im Finſtern ſchleicht, und im Verborgenen ſticht — Ausſatz der Menſchheit — Höllenbrut, — köſtliches Mahl für Raben und Ungeziefer — Kolonie für Galgen und Rad —

Schweizer. Hund! hör' auf zu ſchimpfen, oder — (er drückt ihm den Kolben vor's Geſicht).

Moor. Pfui doch, Schweizer! du verdirbſt ihm ja das Koncept — er hat ſeine Predigt ſo brav auswendig gelernt — nur weiter mein Herr! — „für Galgen und Rad"?

Pater. Und du, feiner Hauptmann! Herzog der Beutelſchneider! Gauner-König! Groß-Mogol aller Schelme unter der Sonne! — ganz ähnlich jenem erſten abſcheulichen Rädelsführer, der tauſend Legionen ſchuldloſer Engel in rebelliſches Feuer fachte, und mit ſich hinab in den tiefen Pfuhl der Verdammniß zog — das Zetergeſchrey verlaſſener Mütter heult deinen Ferſen nach, Blut ſaufſt du wie Waſſer, Menſchen wägen auf deinem mörderiſchen Dolch keine Luftblaſe auf. —

Moor. Sehr wahr, ſehr wahr! Nur weiter!

Pater. Was? ſehr wahr, ſehr wahr? iſt das auch eine Antwort?

Moor. Wie, mein Herr? darauf haben Sie ſich wol nicht gefaßt gemacht? Weiter, nur weiter! Was wollten Sie weiter ſagen?

Pater (im Eifer). Entſetzlicher Menſch! hebe dich weg von mir! Pickt nicht das Blut des ermordeten Reichsgrafen an deinen verfluchten Fingern? Haſt du nicht das Heiligthum des Herrn mit diebiſchen Händen durchbrochen, und mit einem Schelmgriff die geweihten Gefäße des Nachtmahls entwandt? Wie? haſt du nicht Feuerbrände in unſere gottesfürchtige Stadt geworfen? und den Pulverthurm über die Häupter guter Chriſten herabgeſtürzt? (Mit zuſammengeſchlagenen Händen). Greuliche, greuliche Frevel, die bis zum Himmel hinaufſtinken, das jüngſte Gericht waffnen, daß es reißend daher bricht! reif zur Vergeltung, zeitig zur letzten Poſaune!

Moor. Meiſterlich gerathen bis hieher! aber zur Sache! Was läßt mir der hochlöbliche Magiſtrat durch Sie kund machen?

Pater. Was du nie werth biſt, zu empfangen — Schau um dich, Mordbrenner! Was nur dein Auge abſehen kann, biſt du eingeſchloſſen von unſern Reitern — hier iſt kein Raum zum Entrinnen mehr — ſo gewiß Kirſchen auf dieſen Eichen wachſen, und dieſe Tannen Pfirſiche tragen, ſo gewiß werdet ihr unverſehrt dieſen Eichen und dieſen Tannen den Rücken kehren.

Moor. Hörſt du's wohl, Schweizer? — Aber nur weiter!

Pater. Höre dann, wie gütig, wie langmüthig das Gericht mit dir Böſewicht verfährt. Wirſt du jetzt gleich zum Kreuz kriechen und um Gnade und Schonung flehen, ſiehe, ſo wird dir die Strenge ſelbſt Erbarmen, die Gerechtigkeit eine liebende Mutter ſeyn — ſie drückt das Auge bey der Hälfte deiner Verbrechen zu, und läßt es — denk doch! — und läßt es *bey dem Rade bewenden.*

Schweizer. Haſt du's gehört, Hauptmann? Soll ich hingeh'n, und dieſem abgerichteten Schäferhunde die

Gurgel zuſammenſchnüren, daß ihm der rothe Saft aus allen Schweißlöchern ſprudelt? —

Roller. Hauptmann! — Sturm! Wetter und Hölle! — Hauptmann, — wie er die Unterlippe zwiſchen die Zähne klemmt! Soll ich dieſen Kerl das oberſt zu unterſt unter's Firmament wie einen Kegel aufſetzen?

Schweizer. Mir! mir! Laß mich knien, vor dir niederfallen! Mir laß die Wolluſt, ihn zu Brey zuſammenzureiben! (Pater ſchreyt).

Moor. Weg von ihm! Wag' es keiner, ihn anzurühren! — (Zum Pater, indem er ſeinen Degen zieht). Sehen Sie, Herr Pater! hier ſtehen neun und ſiebenzig, deren Hauptmann ich bin, und weiß keiner auf Wink und Kommando zu fliegen, oder nach Kanonen-Muſik zu tanzen, und draußen ſteh'n ſiebenzehnhundert unter Mousqueten ergraut — aber hören Sie nun! ſo redet Moor, der Mordbrenner Hauptmann: Wahr iſt's, ich habe den Reichsgrafen erſchlagen, die Dominikus-Kirche angezündet und geplündert, habe Feuerbrände in eure bigotte Stadt geworfen, und den Pulverthurm über die Häupter guter Chriſten herabgeſtürzt — aber es iſt noch nicht alles. Ich habe noch mehr gethan. (Er ſtreckt ſeine rechte Hand aus). Bemerken Sie die vier koſtbaren Ringe, die ich an jedem Finger trage — Gehen Sie hin, und richten Sie Punkt für Punkt den Herren des Gerichts über Leben und Tod aus, was Sie ſehen und hören werden — Dieſen Rubin zog ich einem Miniſter vom Finger, den ich auf der Jagd zu den Füßen ſeines Fürſten niederwarf. Er hatte ſich aus dem Pöbelſtaub zu einem erſten Günſtling empor geſchmeichelt, der Fall ſeines Nachbars war ſeiner Hoheit Schemel — Thränen der Waiſen huben ihn auf. Dieſen Demant zog ich einem Finanzrath ab, der Ehrenſtellen und Aemter an die Meiſtbietenden verkaufte und den traurenden Patrioten von ſeiner Thür ſtieß. — Dieſen Achat trage ich einem Pfaffen Ihres Gelichters zur Ehre, den ich mit eigener Hand erwürgte, als er auf offener Kanzel geweint hatte, daß die Inquiſition ſo in Zerfall käme — ich könnte Ihnen noch mehr Geſchichten von meinen Ringen erzählen, wenn mich nicht ſchon die Paar Worte gereuten, die ich mit Ihnen verſchwendet habe —

Pater. O Pharao! Pharao!

Moor. Hört ihr's wohl? Habt ihr den Seufzer bemerkt? Steht er nicht da, als wollte er Feuer vom Himmel auf die Rotte Korah herunter beten, richtet mit einem Achſelzucken, verdammt mit einem chriſtlichen Ach! — Kann der Menſch denn ſo blind ſeyn? Er, der die hundert Augen des Argus hat, Flecken an ſeinem Bruder zu ſpähen, kann er ſo gar blind gegen ſich ſelbſt ſeyn? — Da donnern ſie Sanftmuth und Duldung aus ihren Wolken, und bringen dem Gott der Liebe Menſchenopfer wie einem feuerarmigen Moloch — predigen Liebe des Nächſten, und fluchen den achtzigjährigen Blinden von ihren Thüren hinweg: — ſtürmen wider den Geiz und haben Peru um gold'ner Spangen willen entvölkert und die Heiden wie Zugvieh vor ihre Wagen geſpannt — Sie zerbrechen ſich die Köpfe, wie es doch möglich geweſen wäre, daß die Natur hätte können einen Iſchariot ſchaffen, und nicht der ſchlimmſte unter ihnen würde den dreyeinigen Gott um zehn Silberlinge verrathen. — O über euch Phariſäer, euch Falſchmünzer der Wahrheit, euch Affen der Gottheit! Ihr ſcheut euch nicht vor Kreuz und Altären zu knien, zerfleiſcht eure Rücken mit Riemen, und foltert euer Fleiſch mit Faſten; ihr wähnt mit dieſen erbärmlichen Gaukeleyen demjenigen einen blauen Dunſt vorzumachen, den ihr

Thoren doch den Allwiſſenden nennt, nicht anders, als wie man der Großen am bitterſten ſpottet, wenn man ihnen ſchmeichelt, daß ſie die Schmeichler haſſen; ihr pocht auf Ehrlichkeit und exemplariſchen Wandel, und der Gott, der euer Herz durchſchaut, würde wider den Schöpfer ergrimmen, wenn er nicht eben der wäre, der das Ungeheuer am Nilus erſchaffen hat. — Schafft ihn aus meinen Augen!

Pater. Daß ein Böſewicht noch ſo ſtolz ſeyn kann!

Moor. Nicht genug — Jetzt will ich ſtolz reden. Geh hin, und ſage dem hochlöblichen Gericht, das über Leben und Tod würfelt — Ich bin kein Dieb, der ſich mit Schlaf und Mitternacht verſchwört, und auf der Leiter groß und herriſch thut — Was ich gethan habe, werd' ich ohne Zweifel einmal im Schuldbuche des Himmels leſen; aber mit ſeinen erbärmlichen Verweſern will ich kein Wort mehr verlieren. Sag' ihnen, mein Handwerk iſt Wiedervergeltung — Rache iſt mein Gewerbe. (Er kehrt ihm den Rücken zu.)

Pater. Du willſt alſo nicht Schonung und Gnade? — Gut, mit dir bin ich fertig. (Wendet ſich zu der Bande.) So höret dann ihr, was die Gerechtigkeit euch durch mich zu wiſſen thut! — Werdet ihr jetzt gleich dieſen verurtheilten Miſſethäter gebunden überliefern, ſeht, ſo ſoll euch die Strafe eurer Greuel bis auf das letzte Andenken erlaſſen ſeyn — die heilige Kirche wird euch verlorne Schafe mit erneuerter Liebe in ihren Mutterſchoß aufnehmen, und jedem unter euch ſoll der Weg zu einem Ehren-Amt offen ſteh'n. (Mit triumphirendem Lächeln.) Nun, nun? Wie ſchmeckt das, Euer Majeſtät? — Friſch alſo! Bindet ihn, und ſeyd frey!

Moor. Hört ihr's auch? Hört ihr? Was ſtutzt ihr? Was ſteht ihr verlegen da? Sie bietet euch Freyheit, und ihr ſeyd wirklich ſchon ihre Gefangene. — Sie ſchenkt euch das Leben, und das iſt keine Prahlerey, denn ihr ſeyd wahrhaftig gerichtet. — Sie verheißt euch Ehren und Aemter und was kann euer Loos anders ſeyn, wenn ihr auch obſieget, als Schmach und Fluch und Verfolgung. — Sie kündigt euch Verſöhnung vom Himmel an, und ihr ſeyd wirklich verdammt. Es iſt kein Haar an keinem unter euch, das nicht in die Hölle fährt. Ueberlegt ihr noch? Wankt ihr noch? Iſt es ſo ſchwer, zwiſchen Himmel und Hölle zu wählen? Helfen Sie doch, Herr Pater!

Pater (vor ſich). Iſt der Kerl unſinnig? — (laut) Sorgt ihr etwa, daß dies eine Falle ſey, euch lebendig zu fangen? — Leſet ſelbſt, hier iſt der General-Pardon unterſchrieben. (Er gibt Schweizern ein Papier.) Könnt ihr noch zweifeln?

Moor. Seht doch, ſeht doch! Was könnt ihr mehr verlangen? — Unterſchrieben mit eigener Hand — Es iſt Gnade über alle Grenzen — oder fürchtet ihr wol, ſie werden ihr Wort brechen, weil ihr einmal gehört habt, daß man Verräthern nicht Wort hält? — O ſeyd außer Furcht! Schon die Politik könnte ſie zwingen, Wort zu halten, wenn ſie es auch dem Satan gegeben hätten. Wer würde ihnen in Zukunft noch Glauben beymeſſen? Wie würden ſie je einen zweyten Gebrauch davon machen können? — Ich wollte darauf ſchwören, ſie meinens aufrichtig. Sie wiſſen, daß ich es bin, der euch empört und erbittert hat; euch halten ſie für unſchuldig. Eure Verbrechen legen ſie für Jugendfehler, für Uebereilungen aus. Mich allein wollen ſie haben, ich allein verdiene zu büßen. Iſt es nicht ſo, Herr Pater?

Pater. Wie heißt der Teufel, der aus ihm ſpricht? — Ja freylich, freylich iſt es ſo — der Kerl macht mir wirbeln.

Moor. Wie, noch keine Antwort? Denkt ihr wohl gar mit den Waffen noch durchzureißen? Schaut doch um euch, ſchaut doch um euch! das werdet ihr doch nicht denken, das wäre jetzt kindiſche Zuverſicht. — Oder ſchmeichelt ihr euch wol gar, als Helden zu fallen, weil ihr ſaht, daß ich mich auf's Getümmel freute? — Oh glaubt das nicht! Ihr ſeyd nicht Moor! — Ihr ſeyd heilloſe Diebe! Elende Werkzeuge meiner größern Plane, wie der Strick verächtlich in der Hand des Henkers! — Diebe können nicht fallen, wie Helden fallen. Das Leben iſt den Dieben Gewinn, dann kommt was Schreckliches nach — Diebe haben das Recht, vor dem Tode zu zittern. — Höret, wie ihre Hörner tönen! Sehet, wie drohend ihre Säbel daher blinken! wie? noch unſchlüſſig? ſeyd ihr toll? ſeyd ihr wahnwitzig? — Es iſt unverzeihlich! Ich dank' euch mein Leben nicht, ich ſchäme mich eures Opfers!

Pater (äußerſt erſtaunt). Ich werde unſinnig, ich laufe davon! Hat man je von ſo was gehört?

Moor. Oder fürchtet ihr wol, ich werde mich ſelbſt erſtechen, und durch einen Selbſtmord den Vertrag zernichten, der nur an dem Lebendigen haftet? Nein, Kinder! das iſt eine unnütze Furcht. Hier werf' ich meinen Dolch weg, und meine Piſtolen und dies Fläſchchen mit Gift, das mir noch wohlbekommen ſollte — ich bin ſo elend, daß ich auch die Herrſchaft über mein Leben verloren habe — Was, noch unſchlüſſig? Oder glaubt ihr vielleicht, ich werde mich zur Wehr ſetzen, wenn ihr mich binden wollt? Seht! hier bind' ich meine rechte Hand an dieſen Eichenaſt, ich bin ganz wehrlos, ein Kind kann mich umwerfen — Wer iſt der erſte, der ſeinen Hauptmann in der Noth verläßt?

Roller (in wilder Bewegung). Und wenn die Hölle uns neunfach umzingelte! (ſchwenkt ſeinen Degen). Wer kein Hund iſt, rette den Hauptmann!

Schweizer (zerreißt den Pardon, und wirft die Stücke dem Pater in's Geſicht). In unſern Kugeln Pardon! Fort, Kanaille! ſag' dem Senat, der dich geſandt hat, du träfſt unter Moor's Bande keinen einzigen Verräther an — Rette', rettet den Hauptmann!

Alle (lermen). Rettet, rettet, rettet den Hauptmann!

Moor (ſich losreißend, freudig). Jetzt ſind wir frey — Kameraden! Ich fühle eine Armee in meiner Fauſt — Tod oder Freyheit! Wenigſtens ſollen ſie keinen lebendig haben!

(Man bläst zum Angriff. Lerm und Getümmel. Sie gehen ab mit gezogenem Degen).

Dritter Akt.

Erſte Scene.

Amalia (im Garten, ſpielt auf der Laute.)

Schön wie Engel, voll Walhalla's Wonne,
Schön vor allen Jünglingen war er,
Himmliſch mild ſein Blick, wie Maien-Sonne
Rückgeſtrahlt vom blauen Spiegel-Meer.

Sein Umarmen — wüthendes Entzücken! —
Mächtig feurig klopfte Herz an Herz,
Mund und Ohr gefeſſelt — Nacht vor unſern Blicken —
Und der Geiſt gewirbelt himmelwärts.

Seine Küſſe — paradieſiſch Fühlen! —
Wie zwei Flammen ſich ergreifen, wie
Harfentöne in einander ſpielen
Zu der himmelvollen Harmonie,

Stürzten, flogen, raſten Geiſt und Geiſt zuſammen,
Lippen, Wangen brannten, zitterten, —
Seele rann in Seele — Erd' und Himmel ſchwammen,
Wie zerronnen, um die Liebenden.

Er iſt hin — Vergebens, ach! vergebens
Stöhnet ihm der bange Seufzer nach.
Er iſt hin — und alle Luſt des Lebens
Wimmert hin in ein verlornes Ach! —

Franz (tritt auf).

Franz. Schon wieder hier, eigenſinnige Schwärmerinn? Du haſt dich vom frohen Mahle hinweggeſtohlen, und den Gäſten die Freude verdorben.

Amalia. Schade für dieſe unſchuldige Freude! das Todtenlied muß noch in deinen Ohren murmeln, das deinem Vater zu Grabe hallte —

Franz. Willſt du denn ewig klagen? Laß die Todten ſchlafen, und mache die Lebendigen glücklich! Ich komme —

Amalia. Und wann gehſt du wieder?

Franz. O weh! Kein ſo finſteres ſtolzes Geſicht! du betrübſt mich, Amalia. Ich komme dir zu ſagen —

Amalia. Ich muß wol hören, Franz von Moor iſt ja gnädiger Herr worden.

Franz. Ja recht, das war's, worüber ich dich vernehmen wollte — Maximilian iſt ſchlafen gegangen in der Väter Gruft. Ich bin Herr. Aber ich möchte es vollends ganz ſeyn, Amalia. — Du weißt, was du unſerm Hauſe warſt, du wardſt gehalten wie Moors Tochter, ſelbſt den Tod überlebte ſeine Liebe zu dir, das wirſt du wol niemals vergeſſen? —

Amalia. Niemals, niemals. Wer das auch ſo leichtſinnig beym frohen Mahle hinwegzechen könnte!

Franz. Die Liebe meines Vaters mußt du in ſeinen Söhnen belohnen, und Karl iſt todt — Staunſt du? ſchwindelt dir? Ja wahrhaftig, der Gedanke iſt auch ſo ſchmeichelnd erhaben, daß er ſelbſt den Stolz eines Weibes betäubt. Franz tritt die Hoffnungen der edelſten Fräulein mit Füßen, Franz kommt und bietet einer armen ohne ihn hülfloſen Waiſe ſein Herz, ſeine Hand, und mit ihr all ſein Gold an und all ſeine Schlöſſer und Wälder. — Franz, der

Beneidete, der Gefürchtete, erklärt ſich freywillig für Amalia's Sklaven —

Amalia. Warum ſpaltet der Blitz die ruchloſe Zunge nicht, die das Frevelwort ausſpricht! Du haſt meinen Geliebten ermordet, und Amalia ſoll dich Gemahl nennen! Du —

Franz. Nicht ſo ungeſtüm, allergnädigſte Prinzeſſinn! — Freylich krümmt Franz ſich nicht wie ein girrender Seladon vor dir — freylich hat er nicht gelernt, gleich dem ſchmachtenden Schäfer Arkadiens, dem Echo der Grotten und Felſen ſeine Liebesklagen entgegen zu jammern — Franz ſpricht, und wenn man nicht antwortet, ſo wird er — befehlen.

Amalia. Wurm du, befehlen? mir befehlen? — und wenn man den Befehl mit Hohnlachen zurückſchickt?

Franz. Das wirſt du nicht. Noch weiß ich Mittel, die den Stolz eines einbildiſchen Starrkopfs ſo hübſch niederbeugen können — Kloſter und Mauern!

Amalia. Bravo! herrlich! und in Kloſter und Mauern mit deinem Baſilisken-Anblick auf ewig verſchont, und Muße genug, an Karln zu denken, zu hangen. Willkommen mit deinem Kloſter! auf, auf mit deinen Mauern!

Franz. Haha! iſt es das? — Gib Acht! Jezt haſt du mich die Kunſt gelehrt, wie ich dich quälen ſoll — Dieſe ewige Grille von Karl ſoll dir mein Anblick gleich einer feuerhaarigen Furie aus dem Kopfe geißeln, das Schreckbild Franz ſoll hinter dem Bilde deines Lieblings im Hinterhalt lauern, gleich dem verzauberten Hund, der auf unterirdiſchen Goldkäſten liegt — an den Haaren will ich dich in die Kapelle ſchleifen, den Degen in der Hand, dir den ehelichen Schwur aus der Seele preſſen, dein jungfräuliches

Bette mit Sturm erſteigen, und deine ſtolze Scham mit noch größerm Stolze beſiegen.

Amalia (gibt ihm eine Maulſchelle). Nimm erſt das zur Ausſteuer hin!

Franz (aufgebracht). Ha! wie das zehnfach, und wieder zehnfach geahnt werden ſoll! — Nicht meine Gemahlinn — die Ehre ſollſt du nicht haben — meine Maitreſſe ſollſt du werden, daß die ehrlichen Bauernweiber mit Fingern auf dich deuten, wenn du es wagſt und über die Gaſſe gehſt. Knirſche nur mit den Zähnen — ſpeye Feuer und Mord aus den Augen — mich ergezt der Grimm eines Weibes, macht dich nur ſchöner, begehrenswerther. Komm — dieſes Sträuben wird meinen Triumph zieren und mir die Wolluſt in erzwungenen Umarmungen würzen — Komm mit in meine Kammer — ich glühe vor Sehnſucht — jetzt gleich ſollſt du mit mir gehn. (will ſie fortreißen).

Amalia (fällt ihm um den Hals). Verzeih mir Franz! (wie er ſie umarmen will, reißt ſie ihm den Degen von der Seite und tritt haſtig zurück). Stehſt du Böſewicht, was ich jetzt aus dir machen kann? — Ich bin ein Weib, aber ein raſendes Weib — Wag' es einmal — dieſer Stahl ſoll deine geile Bruſt mitten durchrennen, und der Geiſt meines Oheims wird mir die Hand dazu führen. Fleuch auf der Stelle! (Sie jagt ihn davon).

Amalia.

Ah! wie mir wohl iſt — Jetzt kann ich frey athmen — ich fühlte mich ſtark, wie das funkenſprühende Roß, grimmig, wie die Tygerinn dem ſiegbrüllenden Räuber ihrer Jungen nach — In ein Kloſter, ſagt er — Dank dir für dieſe glückliche Entdeckung! — Jetzt hat die betrogene Liebe ihre

Freyſtatt gefunden — das Kloſter — das Kreuz des Erlöſers iſt die Freyſtatt der betrogenen Liebe. (Sie will gehn).

Herrmann (tritt ſchüchtern herein).

Herrmann. Fräulein Amalia! Fräulein Amalia!

Amalia. Unglücklicher! Was ſtöreſt du mich?

Herrmann. Dieſer Zentner muß von meiner Seele, eh' er ſie zur Hölle drückt (wirft ſich vor ihr nieder). Vergebung! Vergebung! Ich hab' euch ſehr beleidigt, Fräulein Amalia!

Amalia. Steh auf! Geh! Ich will nichts wiſſen. (Will fort).

Herrmann (der ſie zurückhält). Nein! Bleibt! Bey Gott! Bey dem ewigen Gott! Ihr ſollt Alles wiſſen!

Amalia. Keinen Laut weiter — Ich vergebe dir — Ziehe heim im Frieden. (Will hinweg eilen).

Herrmann. So höret nur ein einziges Wort — es wird euch all' eure Ruhe wiedergeben.

Amalia (kommt zurück und blickt ihn verwundernd an). Wie, Freund? — Wer im Himmel und auf Erden kann mir meine Ruhe wiedergeben?

Herrmann. Das kann von meinen Lippen ein einziges Wort — Höret mich an!

Amalia (mit Mitleiden ſeine Hand ergreifend). Guter Menſch — Kann ein Wort von deinen Lippen die Riegel der Ewigkeit aufreißen?

Herrmann (ſteht auf). Karl lebt noch!

Amalia (ſchreyend). Unglücklicher!

Herrmann. Nicht anders — Nun noch ein Wort — euer Oheim —

Amalia (gegen ihn herſtürzend). Du lügſt —

Herrmann. Euer Oheim —

Amalia. Karl lebt noch!

Herrmann. Und euer Oheim —

Amalia. Karl lebt noch?

Herrmann. Auch euer Oheim — Verrathet mich nicht. (eilt hinaus).

Amalia (steht lange wie verſteinert. Dann fährt ſie wild auf, eilt ihm nach). Karl lebt noch!

Zweite Scene.

Gegend an der Donau.

Die Räuber.

(gelagert auf einer Anhöhe unter Bäumen, die Pferde weiden am Hügel hinunter).

Moor. Hier muß ich liegen bleiben (wirft ſich auf die Erde). Meine Glieder wie abgeſchlagen. Meine Zunge trocken, wie eine Scherbe (Schweizer verliert ſich unbemerkt). Ich wollt' euch bitten, mir eine Handvoll Waſſers aus dieſem Strome zu holen, aber ihr ſeyd alle matt bis in den Tod.

Schwarz. Auch iſt der Wein all in unſern Schläuchen.

Moor. Seht doch, wie ſchön das Getreide ſteht! — Die Bäume brechen faſt unter ihrem Seegen. — Der Weinſtock voll Hoffnung.

Grimm. Es gibt ein fruchtbares Jahr.

Moor. Meinſt du? — Und ſo würde doch Ein Schweiß in der Welt bezahlt. Einer? — — Aber es kann ja über Nacht ein Hagel fallen und alles zu Grunde ſchlagen.

Schwarz. Das iſt leicht möglich. Es kann alles zu Grunde gehen, wenige Stunden vorm Schneiden.

Moor. Das ſag' ich ja. Es wird alles zu Grunde gehn. Warum ſoll dem Menſchen das gelingen, was er von der Ameiſe hat, wenn ihm das fehlſchlägt, was ihn den Göttern gleich macht? — oder iſt hier die Mark ſeiner Beſtimmung?

Schwarz. Ich kenne ſie nicht.

Moor. Du haſt gut geſagt, und noch beſſer gethan, wenn du ſie nie zu kennen verlangteſt! — Bruder — ich habe die Menſchen geſehen, ihre Bienenſorgen, und ihre Rieſenprojekte — ihre Götterplane und ihre Mäuſegeſchäfte, das wunderſeltſame Wettrennen nach Glückſeligkeit; — dieſer dem Schwung ſeines Roſſes anvertraut — ein anderer der Naſe ſeines Eſels — ein dritter ſeinen eigenen Beinen; dieſes bunte Lotto des Lebens, worin ſo mancher ſeine Unſchuld, und — ſeinen Himmel ſetzt, einen Treffer zu haſchen, und — Nullen ſind der Auszug — am Ende war kein Treffer darin. Es iſt ein Schauſpiel, Bruder, das Thränen in deine Augen lockt, wenn es dein Zwerchfell zum Gelächter kitzelt.

Schwarz. Wie herrlich die Sonne dort untergeht!

Moor (in den Anblick verſenkt). So ſtirbt ein Held! — Anbetungswürdig!

Grimm. Du ſcheinſt tief gerührt.

Moor. Da ich noch ein Bube war — war's mein Lieblings-Gedanke, wie ſie zu leben, zu ſterben wie ſie — (mit verbißnem Schmerz). Es war ein Bubengedanke!

Grimm. Das will ich hoffen.

Moor (drückt den Hut übers Geſicht). Es war eine Zeit — Laßt mich allein, Kameraden.

Schwarz. Moor! Moor! Was zum Henker? — Wie er ſeine Farbe verändert!

Grimm. Alle Teufel! was hat er? wird ihm übel?

Moor. Es war eine Zeit, wo ich nicht ſchlafen konnte, wenn ich mein Nachtgebet vergeſſen hatte —

Grimm. Biſt du wahnſinnig? Willſt du dich von deinen Bubenjahren hofmeiſtern laſſen?

Moor (legt ſein Haupt auf Grimms Bruſt). Bruder! Bruder!

Grimm. Wie? ſey doch kein Kind — ich bitte dich —

Moor. Wär' ich's — wär' ich's wieder!

Grimm. Pfui! Pfui!

Schwarz. Heitre dich auf. Sieh dieſe mahleriſche Landſchaft — den lieblichen Abend.

Moor. Ja Freunde, dieſe Welt iſt ſo ſchön.

Schwarz. Nun, das war wohl geſprochen.

Moor. Dieſe Erde ſo herrlich.

Grimm. Recht — recht — ſo hör' ich's gern.

Moor (zurückgeſunken). Und ich ſo häßlich auf dieſer ſchönen Welt — und ich ein Ungeheuer auf dieſer herrlichen Erde.

Grimm. O weh! o weh!

Moor. Meine Unſchuld! Meine Unſchuld! — Seht! es iſt alles hinausgegangen, ſich im friedlichen Strahl des Frühlings zu ſonnen — warum ich allein die Hölle ſaugen aus den Freuden des Himmels? — Daß alles ſo glücklich iſt, durch den Geiſt des Friedens alles ſo verſchwiſtert! — Die ganze Welt Eine Familie und ein Vater dort oben — Mein Vater nicht — Ich allein der Verſtoßene, ich allein ausgemuſtert aus den Reihen der Reinen — mir nicht der ſüße Name Kind — nimmer mir der Geliebten ſchmachtender Blick — nimmer, nimmer des Buſenfreundes Umarmung (wild zurückfahrend). Umlagert von Mördern — von Nattern umziſcht —

angeſchmiedet an das Laſter mit eiſernen Banden — hinausſchwindelnd in's Grab des Verderbens auf des Laſters ſchwankendem Rohr — mitten in den Blumen der glücklichen Welt ein heulender Abbadona!

Schwarz (zu den Uebrigen). Unbegreiflich! Ich hab' ihn nie ſo geſehen.

Moor (mit Wehmuth). Daß ich wiederkehren dürfte in meiner Mutter Leib! Daß ich ein Bettler geboren werden dürfte! — Nein! ich wollte nicht mehr, o Himmel — daß ich werden dürfte wie dieſer Tagelöhner einer! — O ich wollte mich abmüden, daß mir das Blut von den Schläfen rollte — mir die Wolluſt eines einzigen Mittagsſchlafs zu erkaufen — die Seligkeit einer einzigen Thräne.

Grimm (zu den andern). Nur Gedult, der Paroxiſmus iſt ſchon im Fallen.

Moor. Es war eine Zeit, wo ſie mir ſo gern floſſen — o ihr Tage des Friedens! Du Schloß meines Vaters — ihr grünen ſchwärmeriſchen Thäler! O all ihr Elyſiums-Scenen meiner Kindheit! — Werdet ihr nimmer zurückkehren — nimmer mit köſtlichem Säuſeln meinen brennenden Buſen kühlen? — Traure mit mir, Natur! — Sie werden nimmer zurückkehren, nimmer mit köſtlichem Säuſeln meinen brennenden Buſen kühlen. — Dahin! dahin! unwiederbringlich! —

Schweizer (mit Waſſer im Hut).

Schweizer. Sauf zu, Hauptmann — hier iſt Waſſer genug, und friſch wie Eis.

Schwarz. Du bluteſt ja — was haſt du gemacht?

Schweizer. Narr, einen Spaß, der mir bald zwey Beine und einen Hals gekoſtet hätte. Wie ich ſo auf dem Sandhügel am Fluß hinrolle, glitſch, ſo rutſcht der Plunder unter mir ab, und ich zehn rheinländiſche Schuh lang hinunter — da lag ich, und wie ich mir eben meine fünf Sinne wieder zurecht ſetze, treff' ich dir das klarſte Waſſer im Kies. Genug diesmal für den Tanz, dacht' ich, dem Hauptmann wird's wohl ſchmecken.

Moor (gibt ihm den Hut zurück, und wiſcht ihm ſein Geſicht ab). Sonſt ſieht man ja die Narben nicht, die die böhmiſchen Reiter in deine Stirn gezeichnet haben — dein Waſſer war gut, Schweizer — dieſe Narben ſtehen dir ſchön.

Schweizer. Pah! hat noch Platz genug für ihrer dreyßig.

Moor. Ja, Kinder — es war ein heißer Nachmittag — und nur Einen Mann verloren — mein Roller ſtarb einen ſchönen Tod. Man würde einen Marmor auf ſeine Gebeine ſetzen, wenn er nicht mir geſtorben wäre. Nehmt vorlieb mit dieſem (er wiſcht ſich die Augen). Wie viel warens doch von den Feinden, die auf dem Platze blieben?

Schweizer. Hundert und ſechszig Huſaren — drey und neunzig Dragoner, gegen vierzig Jäger — dreyhundert in allem.

Moor. Dreyhundert für Einen! — Jeder von Euch hat Anſpruch an dieſen Scheitel! (Er entblößt ſich das Haupt). Hier heb' ich meinen Dolch auf! So wahr meine Seele lebt! Ich will euch niemals verlaſſen.

Schweizer. Schwöre nicht! du weißt nicht, ob du nicht noch glücklich werden, und bereuen wirſt.

Moor. Bey den Gebeinen meines Roller! Ich will euch niemals verlaſſen.

Koſinsky (kommt).

Koſinsky (vor ſich). In dieſem Revier herum, ſagen ſie, werd' ich ihn antreffen — he holla! was ſind das für Geſichter? — Solltens — wie wenn's dieſe — ſie ſind's, ſind's! — ich will ſie anreden.

Schwarz. Gebt Acht! wer kommt da?

Koſinsky. Meine Herren! verzeihen Sie! Ich weiß nicht, geh' ich recht, oder unrecht?

Moor. Und wer müſſen wir ſeyn, wenn Sie recht gehn?

Koſinsky. Männer!

Schweizer. Ob wir das auch gezeigt haben, Hauptmann?

Koſinsky. Männer ſuch' ich, die dem Tode in's Geſicht ſehen, und die Gefahr wie eine zahme Schlange um ſich ſpielen laſſen, die Freyheit höher ſchätzen, als Ehre und Leben, deren bloßer Name, willkommen dem Armen und Unterdrückten, die Beherzteſten feig und Tyrannen bleich macht.

Schweizer (zum Hauptmann). Der Burſche gefällt mir. — Höre, guter Freund! Du haſt deine Leute gefunden.

Koſinsky. Das denk' ich, und will hoffen, bald meine Brüder. — So könnt ihr mich denn zu meinem rechten Manne weiſen, denn ich ſuche euern Hauptmann, den großen Grafen von Moor.

Schweizer (gibt ihm die Hand mit Wärme). Lieber Junge! wir duzen einander.

Moor (näher kommend). Kennen Sie auch den Hauptmann?

Koſinsky. Du biſt's — in dieſer Miene — wer ſollte dich anſeh'n, und einen andern ſuchen? (ſtarrt ihn lange an). Ich habe mir immer gewünſcht, den Mann mit dem vernichtenden Blicke zu ſehen, wie er ſaß auf den Ruinen von Karthago — jetzt wünſch' ich es nicht mehr.

Schweizer. Blitzbub'!

Moor. Und was führt Sie zu mir?

Koſinsky. O Hauptmann! mein mehr als grauſames Schickſal — ich habe Schiffbruch gelitten auf der ungeſtümen See dieſer Welt, die Hoffnungen meines Lebens hab' ich müſſen ſehen in den Grund ſinken, und blieb mir nichts übrig, als die marternde Erinnerung ihres Verluſtes, die mich wahnſinnig machen würde, wenn ich ſie nicht durch anderwärtige Thätigkeit zu erſticken ſuchte.

Moor. Schon wieder ein Kläger wider die Gottheit! — Nur weiter.

Koſinsky. Ich wurde Soldat. Das Unglück verfolgte mich auch da — ich machte eine Fahrt nach Oſtindien mit, mein Schiff ſcheiterte an Klippen — nichts als fehlgeſchlagene Plane! Ich höre endlich weit und breit erzählen von deinen Thaten, **Mordbrennereyen**, wie ſie ſie nannten, und bin hieher gereist dreyßig Meilen weit, mit dem feſten Entſchluß, unter dir zu dienen, wenn du meine Dienſte annehmen willſt — Ich bitte dich, würdiger Hauptmann, ſchlage mir's nicht ab!

Schweizer (mit einem Sprung). Heyſa! Heyſa! So iſt ja unſer Roller zehnhundertfach vergütet! Ein ganzer Mordbruder für unſ're Bande!

Moor. Wie iſt dein Name?

Koſinsky. Koſinsky.

Moor. Wie? Koſinsky! weißt du auch, daß du ein leichtſinniger Knabe biſt, und über den großen Schritt deines Lebens weggaukelſt, wie ein unbeſonnenes Mädchen — Hier wirſt du nicht Bälle werfen oder Kegelkugeln ſchieben, wie du dir einbildeſt.

Koſinsky. Ich weiß, was du ſagen willſt — ich bin vier und zwanzig Jahr alt, aber ich habe Degen blinken geſehen, und Kugeln um mich ſurren gehört.

Moor. So, junger Herr? — Und haſt du dein Fechten nur darum gelernt, arme Reiſende um einen Reichsthaler niederzuſtoßen, oder Weiber hinterrücks in den Bauch zu ſtechen? Geh, geh! du biſt deiner Amme entlaufen, weil ſie dir mit der Ruthe gedroht hat.

Schweizer. Was zum Henker, Hauptmann! was denkſt du? willſt du dieſen Herkules fortſchicken? Sieht er nicht gerade ſo drein, als wollt' er den Marſchall von Sachſen mit einem Rührlöffel über den Ganges jagen?

Moor. Weil dir deine Lappereyen misglücken, kommſt du, und willſt ein Schelm, ein Meuchelmörder werden? — Mord, Knabe, verſtehſt du das Wort auch? du magſt ruhig ſchlafen gegangen ſeyn, wenn du Mohnköpfe abgeſchlagen haſt, aber einen Mord auf der Seele zu tragen. —

Koſinsky. Jeden Mord, den du mich begehen heißt, will ich verantworten.

Moor. Was? biſt du ſo klug? Willſt du dich anmaßen, einen Mann mit Schmeicheleyen zu fangen? Woher weißt du, daß ich nicht böſe Träume habe, oder auf dem Todbette nicht werde blaß werden? wie viel haſt du ſchon gethan, wobey du an Verantwortung gedacht haſt?

Koſinsky. Wahrlich! noch ſehr wenig, aber doch dieſe Reiſe zu dir, edler Graf!

Moor. Hat dir dein Hofmeiſter die Geſchichte des Robins in die Hände geſpielt — Man ſollte dergleichen unvorſichtige Kanaillen auf die Galere ſchmieden, — die deine kindiſche Phantaſie erhizte, und dich mit der tollen Sucht zum großen Manne anſteckte? Kitzelt dich nach Namen und Ehre? willſt du Unſterblichkeit mit Mordbrennereyen erkaufen?

Merk dir's, ehrgeiziger Jüngling! Für Mordbrenner grünet kein Lorber! Auf Banditen-Siege iſt kein Triumph geſetzt — aber Fluch, Gefahr, Tod und Schande — Siehſt du auch das Hochgericht dort auf dem Hügel?

Spiegelberg (unwillig auf und abgehend). Ey wie dumm! wie abſcheulich, wie unverzeihlich dumm! das iſt die Manier nicht! ich hab's anders gemacht.

Koſinsky. Was ſoll der fürchten, der den Tod nicht fürchtet?

Moor. Brav! Unvergleichlich! Du haſt dich wacker in den Schulen gehalten, du haſt deinen Seneka meiſterlich auswendig gelernt. — Aber, lieber Freund, mit dergleichen Sentenzen wirſt du die leidende Natur nicht beſchwatzen, damit wirſt du die Pfeile des Schmerzes nimmermehr ſtumpf machen. — Beſinne dich recht, mein Sohn! (Er nimmt ſeine Hand). Denk', ich rathe dir als ein Vater — lern erſt die Tiefe des Abgrunds kennen, eh' du hineinſpringſt! Wenn du noch in der Welt eine einzige Freude zu erhaſchen weißt — es könnten Augenblicke kommen, wo du — aufwachſt — und dann — möchte es zu ſpät ſeyn. Du trittſt hier gleichſam aus dem Kreiſe der Menſchheit — entweder mußt du ein höherer Menſch ſeyn, oder du biſt ein Teufel — Noch einmal, mein Sohn! wenn dir noch ein Funken von Hoffnung irgend anderswo glimmt, ſo verlaß dieſen ſchrecklichen Bund, den nur Verzweiflung eingeht, wenn ihn nicht eine höhere Weisheit geſtiftet hat — Man kann ſich täuſchen — glaube mir, man kann das für Stärke des Geiſtes halten, was doch am Ende Verzweiflung iſt — Glaube mir, mir! und mache dich eilig hinweg.

Koſinsky. Nein! ich fliehe jetzt nicht mehr. Wenn dich meine Bitten nicht rühren, ſo höre die Geſchichte meines Unglücks. — Du wirſt mir dann ſelbſt den Dolch in die Hände zwingen, du wirſt — Lagert euch hier auf dem Boden, und hört mir aufmerkſam zu!

Moor. Ich will ſie hören.

Koſinsky. Wiſſet alſo, ich bin ein böhmiſcher Edelmann, und wurde durch den frühen Tod meines Vaters Herr eines anſehnlichen Ritterguts. Die Gegend war paradieſiſch — denn ſie enthielt einen Engel — ein Mädchen, geſchmückt mit allen Reizen der blühenden Jugend, und keuſch wie das Licht des Himmels. Doch, wem ſag' ich das? Es ſchallt an euren Ohren vorüber — ihr habt niemals geliebt, ſeyd niemals geliebt worden —

Schweizer. Sachte, ſachte! unſer Hauptmann wird feuerroth.

Moor. Hör' auf! ich will's ein andermal hören — morgen, nächſtens, oder — wenn ich Blut geſehen habe.

Koſinsky. Blut, Blut — höre nur weiter! Blut, ſag' ich dir, wird deine ganze Seele füllen. Sie war bürgerlicher Geburt, eine Deutſche — aber ihr Anblick ſchmelzte die Vorurtheile des Adels hinweg. Mit der ſchüchternſten Beſcheidenheit nahm ſie den Trauring von meiner Hand, und übermorgen ſollte ich meine Amalia vor den Altar führen.

Moor (ſteht ſchnell auf).

Koſinsky. Mitten im Taumel der auf mich wartenden Seligkeit, unter den Zurüſtungen zur Vermählung — werd' ich durch einen Expreſſen nach Hofe citirt. Ich ſtellte mich. Man zeigte mir Briefe, die ich geſchrieben haben ſollte, voll verrätheriſchen Inhalts. Ich erröthete über der Bosheit — man nahm mir den Degen ab, warf mich ins Gefängniß, alle meine Sinnen waren hinweg.

Schweizer. Und unterdeſſen — nur weiter! ich rieche den Braten ſchon.

Koſinsky. Hier lag ich einen Monat lang, und wußte nicht, wie mir geſchah. Mir bangte für meine Amalia, die meines Schickſals wegen jede Minute einen Tod würde zu leiden haben. Endlich erſcheint der erſte Miniſter des Hofes, wünſcht mir zur Entdeckung meiner Unſchuld Glück mit zuckerſüßen Worten, lieſt mir den Brief der Freiheit vor, und gibt mir meinen Degen wieder. Jetzt im Triumphe nach meinem Schloß, in die Arme meiner Amalia zu fliegen, — ſie war verſchwunden. In der Mitternacht ſey ſie weggebracht worden, wüßte niemand, wohin? und ſeitdem mit keinem Auge mehr geſehen. Hui! ſchoß mir's auf, wie der Blitz, ich fliege nach der Stadt, ſondire am Hof — alle Augen wurzelten auf mir, Niemand wollte Beſcheid geben — endlich entdecke ich ſie durch ein verborgenes Gitter im Pallaſt — ſie warf mir ein Billetchen zu.

Schweizer. Hab' ich's nicht geſagt?

Koſinsky. Hölle, Tod und Teufel! da ſtand's! man hatte ihr die Wahl gelaſſen, ob ſie mich lieber ſterben ſehen, oder die Mätreſſe des Fürſten werden wollte. Im Kampf zwiſchen Ehre und Liebe entſchied ſie für das zweyte, und (lachend) ich war gerettet.

Schweizer. Was thatſt du da?

Koſinsky. Da ſtand ich, wie von tauſend Donnern getroffen! — Blut! war mein erſter Gedanke, Blut! mein letzter. Schaum auf dem Munde, renn' ich nach Hauſe, wähle mir einen dreyſpitzigen Degen, und damit in aller Haſt in des Miniſters Haus, denn nur er — er nur war der hölliſche Kuppler geweſen. Man muß mich von der Gaſſe bemerkt haben, denn wie ich hinauf trete, waren alle Zimmer verſchloſſen. Ich ſuche, ich frage: Er ſey zum Fürſten gefahren, war die Antwort. Ich mache mich geradenwegs dahin, man wollte nichts von ihm wiſſen. Ich gehe zurück, ſprenge die Thüren ein, finde ihn, wollte eben — aber da ſprangen fünf bis ſechs Bediente aus dem Hinterhalte, und entwanden mir den Degen.

Schweizer (ſtampft auf den Boden). Und er kriegte nichts, und du zogſt leer ab?

Koſinsky. Ich ward ergriffen, angeklagt, peinlich prozeſſirt, infam — merkt's euch! — aus beſonderer Gnade infam aus den Grenzen gejagt, meine Güter fielen als Präſent dem Miniſter zu, meine Amalia bleibt in den Klauen des Tigers, verſeufzt und vertrauert ihr Leben, während daß meine Rache faſten, und ſich unter das Joch des Deſpotismus krümmen muß.

Schweizer (aufſtehend ſeinen Degen wetzend). Das iſt Waſſer auf unſere Mühle, Hauptmann! Da gibt's was anzuzünden!

Moor (der bisher in heftigen Bewegungen hin und her gegangen, ſpringt raſch auf, zu den Räubern). Ich muß ſie ſehen — Auf! rafft zuſammen — du bleibſt, Koſinsky — packt eilig zuſammen!

Die Räuber. Wohin? was?

Moor. Wohin? wer fragt wohin? (heftig zu Schweizern). Verräther, du willſt mich zurückhalten? Aber bey der Hoffnung des Himmels! —

Schweizer. Verräther ich? — Geh' in die Hölle, ich folge dir!

Moor (fällt ihm um den Hals). Bruderherz! du folgſt mir — Sie weint, ſie weint, ſie vertrauert ihr Leben. Auf! hurtig! alle! nach Franken! In acht Tagen müſſen wir dort ſeyn. (Sie gehen ab).

Vierter Akt.

Erſte Scene.

Ländliche Gegend um das Mooriſche Schloß.

Räuber Moor. Koſinsky,
im der Ferne.

Moor. Geh voran, und melde mich. Du weißt doch noch alles, was du ſprechen mußt?

Koſinsky. Ihr ſeyd der Graf von Brand, kommt aus Mecklenburg, ich euer Reitknecht — Sorgt nicht, ich will meine Rolle ſchon ſpielen, lebt wohl! (Ab).

Moor. Sey mir gegrüßt, Vaterlands-Erde! (Er küßt die Erde). Vaterlands-Himmel! Vaterlands-Sonne! — und Fluren und Hügel und Ströme und Wälder! Seyd alle, alle mir herzlich gegrüßt! — wie ſo köſtlich wehet die Luft von meinen Heimath-Gebirgen! wie ſtrömt balſamiſche Wonne aus euch, dem armen Flüchtling entgegen! — Elyſium! dichteriſche Welt! Halt ein, Moor! dein Fuß wandelt in einem heiligen Tempel.

(Er kommt näher). Sieh da, auch die Schwalbenneſter im Schloßhof — auch das Gartenthürchen! — und dieſe Ecke am Zaun, wo du ſo oft den Fanger belauſchteſt und neckteſt —

und dort unten das Wieſenthal, wo du der Held Alexander deine Macedonier ins Treffen bey Arbela führteſt, und neben dran der graſige Hügel, von welchem du den perſiſchen Satrapen niederwarfſt — und deine ſiegende Fahne flatterte hoch! (Er lächelt.) Die goldnen Maienjahre der Knabenzeit leben wieder auf in der Seele des Elenden — da warſt du ſo glücklich, warſt ſo ganz, ſo wolkenlos heiter — und nun — da liegen die Trümmer deiner Entwürfe! Hier ſollteſt du wandeln dereinſt, ein großer, ſtattlicher, geprieſener Mann — hier dein Knabenleben in Amalia's blühenden Kindern zum zweytenmale leben — hier! hier der Abgott deines Volks — aber der böſe Feind ſchmollte dazu! (Er fährt auf.) Warum bin ich hieher gekommen? daß mir's ginge wie dem Gefangenen, den der klirrende Eiſenring aus Träumen der Freyheit aufjagt — nein, ich gehe in mein Elend zurück! — Der Gefangene hat das Licht vergeſſen, aber der Traum der Freyheit fuhr über ihm wie ein Blitz in die Nacht, der ſie finſterer zurückläßt — Lebt wohl, ihr Vaterlandsthäler! einſt ſaht ihr den Knaben Karl, und der Knabe Karl war ein glücklicher Knabe — jetzt ſaht ihr den Mann, und er war in Verzweiflung. (Er dreht ſich ſchnell nach dem äußerſten Ende der Gegend, allwo er plötzlich ſtille ſteht und nach dem Schloß mit Wehmuth herüberblickt.) Sie nicht ſehen, nicht einen Blick? — und nur eine Mauer geweſen zwiſchen mir und Amalia — Nein! ſehen muß ich ſie — muß ich ihn — es ſoll mich zermalmen! (Er kehrt um.) Vater! Vater! dein Sohn naht — weg mit dir, ſchwarzes rauchendes Blut! weg, hohler graſſer zuckender Todesblick! Nur dieſe Stunde laß mir frey — Amalia! Vater! dein Karl naht! (Er geht ſchnell auf das Schloß zu.) — Quäle mich, wenn der Tag erwacht, laß nicht ab von mir, wenn die Nacht kommt — quäle mich in ſchrecklichen Träumen! nur vergifte

Moor. (in ſeinem Anblick verſunken). Vater, Vater! vergib mir! — Ja ein vortreflicher Mann! — (Er wiſcht ſich die Augen). Ein göttlicher Mann!

Amalia. Sie ſcheinen viel Antheil an ihm zu nehmen.

Moor. O ein vortreflicher Mann — und er ſollte dahin ſeyn.

Amalia. Dahin! wie unſere beſten Freuden dahingeh'n — (ſanft ſeine Hand ergreifend). Lieber Herr Graf, es reiſt keine Seligkeit unter dem Monde.

Moor. Sehr wahr, ſehr wahr — und ſollten Sie ſchon dieſe traurige Erfahrung gemacht haben? Sie können nicht drey und zwanzig Jahre alt ſeyn.

Amalia. Und habe ſie gemacht. Alles lebt, um traurig wieder zu ſterben. Wir intereſſiren uns nur darum, wir gewinnen nur darum, daß wir wieder mit Schmerzen verlieren.

Moor. Sie verloren ſchon etwas?

Amalia. Nichts. Alles. Nichts — wollen wir weiter gehen, Herr Graf?

Moor. So eilig? weß iſt dies Bild rechter Hand dort? mich dünkt, es iſt eine unglückliche Phyſiognomie.

Amalia. Dies Bild linker Hand iſt der Sohn des Grafen, der wirkliche Herr — Kommen Sie, kommen Sie!

Moor. Aber dies Bild rechter Hand?

Amalia. Sie wollen nicht in den Garten geh'n?

Moor. Aber dies Bild rechter Hand? — Du Weinſt, Amalia?

Amalia (ſchnell ab).

Moor.

Sie liebt mich, ſie liebt mich! — Ihr ganzes Weſen fing an, ſich zu empören, verrätheriſch rollten die Thränen von ihren Wangen. Sie liebt mich! — Elender, das verdienteſt du um ſie! Steh ich nicht hier wie ein Gerichteter vor dem tödtlichen Block? Iſt das der Sopha, wo ich an ihrem Halſe in Wonne ſchwamm? Sind das die väterlichen Säle? (Ergriffen vom Anblick ſeines Vaters). Du, du — Feuerflammen aus deinem Auge — Fluch, Fluch, Verwerfung! — wo bin ich? Nacht vor meinen Augen — Schreckniſſe Gottes — Ich, ich hab' ihn getödtet! (Er rennt davon).

Franz von Moor (in tiefen Gedanken).

Weg mit dieſem Bild! weg, feige Memme! Was zagſt du und vor wem? iſt mir's nicht die wenigen Stunden, die der Graf in dieſen Mauern wandelt, als ſchlich' immer ein Spion der Hölle meinen Ferſen nach — Ich ſollt' ihn kennen! Es iſt ſo was Großes und Oftgeſehenes in ſeinem wilden ſonnverbrannten Geſicht, das mich beben macht — Auch Amalia iſt nicht gleichgültig gegen ihn! Läßt ſie nicht ſo gierig ſchmachtende Blicke auf dem Kerl herumkreuzen, mit denen ſie doch gegen alle Welt ſonſt ſo geizig thut? — Sah' ich's nicht, wie ſie ein paar diebiſche Thränen in den Wein fallen ließ, den er hinter meinem Rücken ſo haſtig in ſich ſchlürfte, als wenn er das Glas mit hineinziehen wollte. Ja, das ſah' ich, durch den Spiegel ſah' ich's mit dieſen meinen Augen. Holla, Franz! ſieh dich vor! dahinter ſteckt irgend ein verderbenſchwangeres Ungeheuer!

(Er ſteht forſchend dem Porträt Karls gegenüber). Sein langer Gänſehals — ſeine ſchwarzen feuerwerfenden Augen, hm! hm! — ſein finſteres überhangendes buſchiges Augenbraun. (Plötzlich zuſammenfahrend). — Schadenfrohe Hölle! jagſt du mir dieſe Ahnung ein? Es iſt Karl! ja, jetzt werden mir alle Züge wieder lebendig — Er iſt's! trotz ſeiner Larve! — Er iſt's — trotz ſeiner Larve! — Er iſt's — Tod und Verdammniß! (auf und ab mit heftigen Schritten). Hab' ich darum meine Nächte verpraßt, — darum Felſen hinweggeräumt, und Abgründe eben gemacht — bin ich darum gegen alle Inſtinkte der Menſchheit rebelliſch worden, daß mir zuletzt dieſer unſtete Landſtreicher durch meine künſtlichſten Wirbel tölple — Sachte! Nur ſachte! Es iſt nur noch Spielarbeit übrig — Bin ich doch ohnehin ſchon bis an die Ohren in Todſünden gewatet, daß es Unſinn wäre, zurückzuſchwimmen, wenn das Ufer ſchon ſo weit hinten liegt — An's Umkehren iſt doch nicht mehr zu gedenken — die Gnade ſelbſt würde an den Bettelſtab gebracht, und die unendliche Erbarmung bankerott werden, wenn ſie für meine Schulden all gut ſagen wollte — Alſo vorwärts wie ein Mann — (Er ſchellt). — Er verſammle ſich zu dem Geiſte ſeines Vaters und komme! der Todten ſpott' ich. — Daniel! he, Daniel! — Was gilt's, den haben ſie auch ſchon gegen mich aufgewiegelt! Er ſieht ſo geheimnißvoll.

Daniel (kommt).

Daniel. Was ſteht zu Befehl, mein Gebieter?

Franz. Nichts. Fort, fülle dieſen Becher Wein, aber hurtig! (Daniel ab). Wart, Alter! dich will ich fangen, in's Auge will ich dich faſſen, ſo ſtarr, daß dein getroffenes Gewiſſen durch die Larve erblaſſen ſoll! Er ſoll ſterben! — Der iſt ein Stümper, der ſein Werk nur auf die Hälfte bringt, und dann weg geht, und müßig zugafft, wie es weiter damit werden wird.

Daniel (mit Wein).

Franz. Stell' ihn hieher! Sieh' mir feſt ins Auge! wie deine Knie ſchlottern! Wie du zitterſt! Geſteh', Alter! Was haſt du gethan?

Daniel. Nichts, gnädiger Herr, ſo wahr Gott lebt, und meine arme Seele!

Franz. Trink' dieſen Wein aus! — Was? Du zauderſt? — Heraus, ſchnell! Was haſt du in den Wein geworfen?

Daniel. Hilf Gott! Was? Ich in den Wein?

Franz. Gift haſt du in den Wein geworfen! Biſt du nicht bleich wie Schnee? Geſteh, geſteh! Wer hat dir's gegeben? Nicht wahr! der Graf, der Graf hat dir's gegeben?

Daniel. Der Graf? Jeſus Maria! der Graf hat mir nichts gegeben.

Franz (greift ihn hart an). Ich will dich würgen, daß du blau wirſt, eisgrauer Lügner du! Nichts? Und was ſtecktet ihr denn ſo beyſammen? Er und du und Amalia? Und was flüſtertet ihr immer zuſammen? Heraus damit! Was für Geheimniſſe, was für Geheimniſſe hat er dir anvertraut?

Daniel. Das weiß der allwiſſende Gott: er hat mir keine Geheimniſſe anvertraut.

Franz. Willſt du es läugnen? Was für Kabalen habt ihr angezettelt, mich aus dem Wege zu räumen? Nicht wahr? Mich im Schlaf zu erdroſſeln? Mir beym Bartſcheren die Gurgel abzuſchneiden? Mich im Wein oder in Chokolade zu vergeben? Heraus, heraus! — oder mir in der Suppe den ewigen Schlaf zu geben? Heraus damit! ich weiß Alles.

Daniel. So helfe mir Gott, wenn ich in Noth bin, wie ich euch jetzt nichts anders ſage, als die reine lautere Wahrheit!

Franz. Diesmal will ich dir verzeihen. Aber gelt, er ſteckte dir gewiß Geld in deinen Beutel? Er drückte dir die Hand ſtärker, als der Brauch iſt? ſo ohngefähr, wie man ſie ſeinen alten Bekannten zu drücken pflegt?

Daniel. Niemals, mein Gebieter.

Franz. Er ſagte dir, zum Exempel, daß er dich etwa ſchon kenne? — daß du ihn faſt kennen ſollteſt? Daß dir einmal die Decke von den Augen fallen würde — daß — was? Davon ſollt' er dir niemals geſagt haben?

Daniel. Nicht das mindeſte.

Franz. Daß gewiſſe Umſtände ihn abhielten — daß man oft Maſken nehmen müſſe, um ſeinen Feinden zuzukommen — daß er ſich rächen wolle, aufs grimmigſte rächen wolle?

Daniel. Nicht einen Laut von dieſem allem.

Franz. Was? gar nichts? Beſinne dich recht. — Daß er den alten Herrn ſehr genau — beſonders genau gekannt — daß er ihn liebe — ungemein liebe — wie ein Sohn liebe —

Daniel. Etwas dergleichen erinnere ich mich von ihm gehört zu haben.

Franz. (blaß) Hat er, hat er wirklich? Wie, ſo laß mich doch hören? Er ſagte, er ſey mein Bruder?

Daniel (betroffen). Was, mein Gebieter? — Nein, das ſagte er nicht. Aber wie ihn das Fräulein in der Gallerie herumführte, ich putzte eben den Staub von den Namen der Gemählde ab, ſtand er bey dem Porträt des ſeligen Herrn plötzlich ſtille, wie vom Donner gerührt. Das gnädige Fräulein deutete drauf hin, und ſagte: ein vortreflicher Mann! Ja ein vortreflicher Mann, gab er zur Antwort, indem er ſich die Augen wiſchte.

Franz. Höre, Daniel! Du weißt, ich bin immer ein gütiger Herr gegen dich geweſen, ich habe dir Nahrung und Kleider gegeben, und dein ſchwaches Alter in allen Geſchäften geſchont —

Daniel. Dafür lohn' euch der liebe Herr Gott! und ich hab' euch immer redlich gedient.

Franz. Das wollt' ich eben ſagen. Du haſt mir in deinem Leben noch keine Widerrede gegeben, denn du weißt gar zu wohl, daß du mir Gehorſam ſchuldig biſt in Allem, was ich dich heiße.

Daniel. In Allem von ganzem Herzen, wenn es nicht wider Gott und mein Gewiſſen geht.

Franz. Poſſen, Poſſen! Schämſt du dich nicht? Ein alter Mann, und an das Weihnacht-Mährchen zu glauben! Geh, Daniel! das war ein dummer Gedanke. Ich bin ja Herr. Mich werden Gott und Gewiſſen ſtrafen, wenn es ja einen Gott und ein Gewiſſen gibt.

Daniel (ſchlägt die Hände zuſammen). Barmherziger Himmel!

Franz. Bey deinem Gehorſam! Verſtehſt du das Wort auch? Bey deinem Gehorſam befehl' ich dir, morgen darf der Graf nicht mehr unter den Lebendigen wandeln.

Daniel. Hilf, heiliger Gott! Weswegen?

Franz. Bey deinem blinden Gehorſam! — und an dich werd' ich mich halten.

Daniel. An mich? Hilf, ſelige Mutter Gottes! An mich? Was hab' ich alter Mann denn Böſes gethan?

Franz. Hier iſt nicht lange Beſinnzeit, dein Schickſal ſteht in meiner Hand. Willſt du dein Leben im tiefſten meiner Thürme vollends ausſchmachten, wo der Hunger dich zwingen wird, deine eigenen Knochen abzunagen, und der brennende Durſt, dein eigenes Waſſer wieder zu ſaufen? — Oder willſt du lieber dein Brot eſſen im Frieden, und Ruhe haben in deinem Alter?

Daniel. Was Herr? Fried' und Ruhe im Alter? und ein Todtſchläger?

Franz. Antwort auf meine Frage!

Daniel. Meine grauen Haare, meine grauen Haare!

Franz. Ja oder Nein!

Daniel. Nein! — Gott erbarme ſich meiner!

Franz (im Begriff zu gehen). Gut, du ſollſt's nöthig haben. (Daniel hält ihn auf und fällt vor ihm nieder).

Daniel. Erbarmen Herr! Erbarmen!

Franz. Ja oder Nein!

Daniel. Gnädiger Herr! ich bin heute ein und ſiebenzig Jahre alt! und hab' Vater und Mutter geehrt, und niemand meines Wiſſens um des Hellers Werth im Leben vervortheilt, und hab' an meinem Glauben gehalten, treu und redlich, und hab' in eurem Hauſe gedient vier und vierzig Jahre, und erwarte jetzt ein ruhig ſeliges Ende, ach Herr, Herr! (umfaßt ſeine Knie heftig) und ihr wollt mir den letzten Troſt rauben im Sterben, daß der Wurm des Gewiſſens mich um mein letztes Gebet bringe, daß ich ein Greuel vor Gott und Menſchen ſchlafen gehen ſoll. Nein, nein, mein liebſter beſter, liebſter gnädiger Herr, das wollt ihr nicht, das könn't ihr nicht wollen von einem ein und ſiebenzigjährigen Manne.

Franz. Ja oder Nein! was ſoll das Geplapper?

Daniel. Ich will euch von nun an noch eifriger dienen, will meine dürren Sehnen in eurem Dienſt wie ein Tagelöhner abarbeiten, will früher aufſtehen, will ſpäter mich niederlegen — ach, und will euch einſchließen in mein Abend- und Morgengebet, und Gott wird das Gebet eines alten Mannes nicht wegwerfen.

Franz. Gehorſam iſt beſſer, denn Opfer. Haſt du je gehört, daß ſich der Henker zierte, wenn er ein Urtheil vollſtrecken ſollte?

Daniel. Ach ja wohl! aber eine Unſchuld erwürgen — einen —

Franz. Bin ich dir etwa Rechenſchaft ſchuldig? darf das Beil den Henker fragen, warum dahin und nicht dorthin? — Aber ſieh, wie langmüthig ich bin — ich biete dir eine Belohnung für das, was du mir huldigeſt.

Daniel. Aber ich hoffte, ein Chriſt bleiben zu dürfen, da ich euch huldigte.

Franz. Keine Widerrede! Sieh', ich gebe dir einen ganzen Tag noch Bedenkzeit! Ueberlege es nochmals. Glück und Unglück — hörſt du, verſtehſt du? das höchſte Glück, und das äußerſte Unglück! Ich will Wunder thun im Peinigen.

Daniel (nach einigem Nachdenken). Ich will's thun, morgen will ich's thun. (Ab.)

Franz.

Die Verſuchung iſt ſtark, und der war wohl nicht zum Märtyrer ſeines Glaubens geboren — Wohl bekomm's denn, Herr Graf! Allem Anſehen nach werden Sie morgen Abend ihr Henker-Mahl halten! Es kommt alles nur darauf an, wie man davon denkt, und der iſt ein Narr, der wider ſeine Vortheile denkt. Den Vater, der vielleicht eine Bouteille Wein weiter getrunken hat, kommt der Kitzel an — und daraus wird ein Menſch, und der Menſch war gewiß das Letzte, woran bey der ganzen Herkules-Arbeit gedacht wird. Nun kommt mich eben auch der Kitzel an — und daran krepirt ein Menſch, und gewiß iſt hier mehr Verſtand und Abſichten, als dort bey ſeinem Entſtehen war — Iſt die Geburt des Menſchen das Werk einer viehiſchen Anwandlung, eines Ohngefährs, wer ſollte wegen der Verneinung ſeiner Geburt ſich einkommen laſſen, an ein bedeutendes Etwas zu denken? Verflucht ſey die Thorheit unſerer Ammen und Wärterinnen, die unſere Phantaſie mit ſchrecklichen Mährchen verderben, und gräßliche Bilder von Strafgerichten in unſer weiches Gehirnmark drücken, daß unwillkührliche Schauder die Glieder des Mannes noch in froſtige Angſt rütteln, unſere kühnſte Entſchloſſenheit ſperren, unſere erwachende Vernunft an Ketten abergläubiſcher Finſterniß legen — *Mord!* wie eine ganze Hölle von Furien um das Wort flattert — die Natur vergaß einen Mann mehr zu machen — die Nabelſchnur iſt nicht unterbunden worden — und die ganze Schattenſpielerey iſt verſchwunden. Es war etwas und wird nichts — Heißt es nicht eben ſo viel, als: es war nichts und wird nichts und um nichts wird kein Wort mehr gewechſelt — der Menſch entſteht aus Moraſt, und watet eine Weile im Moraſt, und macht Moraſt, und gährt wieder zuſammen in Moraſt, bis er zuletzt an den Schuhſohlen ſeines Urenkels unflätig anklebt. Das iſt das Ende vom Lied — der moraſtige Zirkel der menſchlichen Beſtimmung, und ſomit — glückliche Reiſe, Herr Bruder! Der milzſüchtige podagriſche Moraliſt von einem Gewiſſen mag runzlige Weiber aus Bordellen jagen, und alte Wucherer auf dem Todesbette foltern — bey mir wird er nimmermehr Audienz bekommen. (Er geht ab).

Vierte Scene.

Anderes Zimmer im Schloß.

Räuber Moor (von der einen Seite) **Daniel** (von der andern).

Moor (haſtig). Wo iſt das Fräulein?

Daniel. Gnädiger Herr! Erlaubt einem armen Manne, euch um etwas zu bitten.

Moor. Es iſt dir gewährt, was willſt du?

Daniel. Nicht viel, und alles, ſo wenig und doch ſo viel — laßt mich eure Hand küſſen!

Moor. Das ſollſt du nicht, guter Alter! (umarmt ihn) den ich Vater nennen möchte.

Daniel. Eure Hand, eure Hand! ich bitte euch.

Moor. Du ſollſt nicht.

Daniel. Ich muß! (Er greift ſie, betrachtet ſie ſchnell und fällt vor ihm nieder). Lieber, beſter Karl!

Moor (erſchrickt, faßt ſich, fremd). Freund, was ſagſt du? Ich verſtehe dich nicht.

Daniel. Ja, läugnet es nur, verſtellt euch! Schön, ſchön! Ihr ſeyd immer mein beſter köſtlicher Junker — Lieber Gott! daß ich alter Mann noch die Freude — dummer Tölpel ich, daß ich euch nicht gleich — ey du himmlicher Vater! So ſeyd ihr ja wiedergekommen, und der alte Herr iſt unterm Boden, und da ſeyd ihr ja wieder — was für ein blinder Eſel ich doch war (ſich vor den Kopf ſchlagend) daß ich euch nicht im erſten Hui — Ey du mein! Wer hätte ſich das träumen laſſen! — Um was ich mit Thränen betete. — Jeſus Chriſtus! Da ſteht er ja leibhaftig wieder in der alten Stube!

Moor. Was iſt das für eine Sprache? Seyd ihr vom hitzigen Fieber aufgeſprungen, oder wollt ihr eine Komödienrolle an mir probiren?

Daniel. Ey pfui doch, pfui doch! Das iſt nicht fein, einen alten Knecht ſo zum beſten haben — Dieſe Narbe! He, wißt ihr noch? — Großer Gott! Was ihr mir da für eine Angſt einjagtet — ich hab' euch immer ſo lieb gehabt, und was ihr mir da für Herzeleid hättet anrichten können — ihr ſaßet mir im Schoß, — wißt ihr noch? — Dort in der runden Stube — Gelt, Vogel? Das habt ihr freylich vergeſſen — auch den Kukuk, den ihr ſo gern hörtet? — denkt doch! der

Kukuk iſt zerſchlagen, in Grundsboden geſchlagen — die alte Suſel hat ihn verwettert, wie ſie die Stube fegte — ja freylich, und da ſaßet ihr mir im Schoß, und rieft hotto! und ich lief fort, euch den Hotto-Gaul zu holen — Jeſus Gott! Warum mußt' ich alter Eſel auch fortlaufen? — und wie mir's ſiedigheiß über den Buckel lief — wie ich das Zetergeſchrey höre draußen im Oehrn, ſpring' herein, und da lief das helle Blut, und laget am Boden, und hattet — heilige Mutter Gottes! War mir's nicht, als wenn mir ein Kübel eiskalt Waſſer übern Nacken ſprizte — aber ſo geht's, wenn man nicht alle Augen auf die Kinder hat. Großer Gott, wenn's in's Auge gegangen wäre — War's dazu noch die rechte Hand. Mein Lebens-Tag, ſagt' ich, ſoll mir kein Kind mehr ein Meſſer oder eine Schere oder ſo was ſpitziges, ſagt' ich, in die Hände kriegen, ſagt' ich, — war zum Glück noch Herr und Frau verreist — ja ja, das ſoll mir mein Tag des Lebens eine Warnung ſeyn, ſagt' ich — Jemini, jemini! ich hätte vom Dienſt kommen können, ich hätte, Gott der Herr verzeih's euch, gottloſes Kind — aber gottlob! es heilte glücklich, bis auf die wüſte Narbe.

Moor. Ich begreife kein Wort von allem, was du ſagſt.

Daniel. Ja gelt, gelt? Das war noch eine Zeit? Wie manches Zuckerbrot, oder Biscuit oder Makrone ich euch hab' zugeſchoben, hab' euch immer am gernſten gehabt, und wißt ihr noch, was ihr mir drunten ſagtet im Stall, wie ich euch auf des alten Herrn ſeinen Schweißfuchs ſezte, und euch auf der großen Wieſe ließ herumjagen? Daniel! ſagtet ihr, laß mich nur einen großen Mann werden, Daniel, ſo ſollſt du mein Verwalter ſeyn, und mit mir in der Kutſche fahren, — ja, ſagt' ich, und lachte, wenn Gott Leben und Geſundheit ſchenkt, und ihr euch eines alten Mannes nicht ſchämen werdet, ſagt' ich, ſo will ich euch bitten, mir das Häuschen drunten im Dorfe zu räumen, das ſchon eine gute Weil' leer ſteht, und da wollt' ich mir ein Eimer zwanzig Wein einlegen, und wirthſchaften in meinen alten Tagen. — Ja, lacht nur, lacht nur! Gelt, junger Herr, das habt ihr rein ausgeſchwitzt? — den alten Mann will man nicht kennen, da thut man ſo fremd, ſo vornehm — o ihr ſeyd doch mein goldiger Junker — freylich halt ein bischen locker geweſen — nehmt mir's nicht übel! — Wie's eben das junge Fleiſch meiſtens iſt — am Ende kann noch Alles gut werden.

Moor (fällt ihm um den Hals). Ja! Daniel, ich will's nicht mehr verhehlen! Ich bin dein Karl, dein verlorner Karl! Was macht meine Amalia?

Daniel (fängt an zu weinen). Daß ich alter Sünder noch die Freude haben ſoll, — und der Herr ſelig weinte umſonſt! — Ab, ab, weißer Schedel! mürbe Knochen, fahret in die Grube mit Freuden! Mein Herr und Meiſter lebt, ihn haben meine Augen geſehen!

Moor. Und will halten, was er verſprochen hat, — nimm das, ehrlicher Graukopf, für den Schweißfuchs im Stalle (dringt ihm einen ſchweren Beutel auf) nicht vergeſſen hab' ich den alten Mann.

Daniel. Wie, was treibt ihr? Zuviel! Ihr habt euch vergriffen.

Moor. Nicht vergriffen, Daniel! (Daniel will niederfallen). Steh auf, ſage mir, was macht meine Amalia?

Daniel. Gottes Lohn! Gottes Lohn! Ey Herr Jerem! — Eure Amalia, ob die wird's nicht überleben, die wird ſterben vor Freude!

Moor (hastig). Sie vergaß mich nicht?

Daniel. Vergeſſen? Wie ſchwatzt ihr wieder? Euch vergeſſen? — da hättet ihr ſollen dabey ſeyn, hättet's ſollen mit anſehen, wie ſie ſich geberdete, als die Zeitung kam, ihr wär't geſtorben, die der gnädige Herr ausſtreuen ließ —

Moor. Was ſagſt du? mein Bruder —

Daniel. Ja, euer Bruder, der gnädige Herr, euer Bruder — ich will euch ein andermal mehr davon erzählen, wenn's Zeit dazu iſt — und wie ſauber ſie ihn abkappte, wenn er ihr alle Tage, die Gott ſchickt, ſeinen Antrag machte, und ſie zur gnädigen Frau machen wollte. O ich muß hin, muß hin, ihr ſagen, ihr die Botſchaft bringen (will fort).

Moor. Halt, halt! ſie darf's nicht wiſſen, darf's niemand wiſſen, auch mein Bruder nicht —

Daniel. Euer Bruder? Nein, beyleibe nicht, er darf's nicht wiſſen! Er gar nicht! — Wenn er nicht ſchon mehr weiß, als er wiſſen darf — Oh, ich ſage euch, es gibt garſtige Menſchen, garſtige Brüder, garſtige Herren — aber ich möchte um alles Geld meines Herrn willen kein garſtiger Knecht ſeyn — der gnädige Herr hielt euch todt.

Moor. Hum! Was brummſt du da?

Daniel (leiſer). Und wenn man freylich ſo ungebeten auferſteht — euer Bruder war des Herrn ſelig einziger Erbe —

Moor. Alter! — Was murmelſt du da zwiſchen den Zähnen, als wenn irgend ein Ungeheuer von Geheimniß auf deiner Zunge ſchwebte, das nicht heraus wollte, und doch heraus ſollte? Rede deutlicher!

Daniel. Aber ich will lieber meine alten Knochen abnagen vor Hunger, lieber vor Durſt mein eigenes Waſſer ſaufen, als Wohlleben die Fülle verdienen mit einem Todtſchlag. (ſchnell ab).

Moor (auffahrend aus ſchrecklicher Pauſe).

Betrogen, betrogen! da fährt es über meine Seele wie der

Blitz! — Spitzbübiſche Künſte! Himmel und Hölle! Nicht du, Vater! Spitzbübiſche Künſte! Mörder, Räuber durch ſpitzbübiſche Künſte! Angeſchwärzt von ihm! verfälſcht, unterdrückt meine Briefe — voll Liebe ſein Herz — oh ich Ungeheuer von einem Thoren — voll Liebe ſein Vater-Herz — oh Schelmerey, Schelmerey! Es hätte mir einen Fußfall gekoſtet, es hätte mir eine Thräne gekoſtet — oh ich blöder, blöder, blöder Thor! (wider die Wand rennend). Ich hätte glücklich ſeyn können — oh Buberey, Büberey! das Glück meines Lebens bübiſch, bübiſch hinwegbetrogen. (Er läuft wüthend auf und nieder). Mörder, Räuber durch ſpitzbübiſche Künſte! — Er grollte nicht einmal. Nicht ein Gedanke von Fluch in ſeinem Herzen — Oh Böſewicht! unbegreiflicher, ſchleichender, abſcheulicher Böſewicht!

Koſinsky (kommt).

Koſinsky. Nun Hauptmann, wo ſteckſt du? Was iſts? Du willſt noch länger hier bleiben, merk' ich?

Moor. Auf! Sattle die Pferde! Wir müſſen vor Sonnen-Untergang noch über den Grenzen ſeyn!

Koſinsky. Du ſpaßeſt.

Moor (befehlend). Hurtig, hurtig! Zaudre nicht lange, laß alles da! und daß kein Auge dich gewahr wird.

(Koſinsky ab).

Moor.

Ich fliehe aus dieſen Mauern. Der geringſte Verzug könnte mich wüthend machen, und er iſt meines Vaters Sohn — Bruder, Bruder! Du haſt mich zum elendeſten auf Erden gemacht, ich habe dich niemals beleidigt, es war nicht brüderlich gehandelt — Ernte die Früchte deiner Unthat in Ruhe, meine Gegenwart ſoll dir den Genuß nicht länger vergällen — aber gewiß, es war nicht brüderlich gehandelt. Finſterniß verlöſche ſie auf ewig, und der Tod rühre ſie nicht auf.

Koſinsky.

Koſinsky. Die Pferde ſtehn geſattelt, ihr könnt aufſitzen, wann ihr wollt.

Moor. Preſſer, Preſſer! Warum ſo eilig? Soll ich ſie nicht mehr ſehn?

Koſinsky. Ich zäume gleich wieder ab, wenn ihr's haben wollt, ihr hießt mich ja über Hals und Kopf eilen.

Moor. Noch einmal! ein Lebewohl noch! ich muß den Gifttrank dieſer Seligkeit vollends ausſchlürfen, und dann — halt Koſinsky! Zehn Minuten noch — hinten am Schloßhof — und wir ſprengen davon!

Fünfte Scene.

Im Garten.

Amalia.

Du weinſt, Amalia? — und das ſprach er mit einer Stimme! mit einer Stimme — mir war's, als ob die Natur ſich verjüngte — die genoſſenen Lenze der Liebe dämmerten auf mit der Stimme! Die Nachtigall ſchlug wie damals — die Blumen hauchten wie damals — und ich lag wonneberauſcht an ſeinem Hals — Ha falſches, treuloſes Herz! Wie du deinen Meineid beſchönigen willſt! Nein, nein, weg aus meiner Seele, du Frevel-Bild! — ich habe meinen Eid nicht gebrochen, du Einziger! Weg aus meiner Seele, ihr verrätheriſchen gottloſen Wünſche! im Herzen, wo Karl herrſcht, darf kein Erdenſohn niſten — Aber warum, meine Seele, ſo immer, ſo wider Willen nach dieſem Fremdling? Hängt er ſich nicht ſo hart an das Bild meines Einzigen? Iſt er nicht der ewige Begleiter meines Einzigen? Du weinſt, Amalia? — Ha, ich will ihn fliehen! — fliehen! — Nimmer ſehen ſoll mein Auge dieſen Fremdling!

Räuber Moor (öffnet die Gartenthür).

Amalia (fährt zuſammen). Horch! horch! Rauſchte die Thür nicht? (Sie wird Karln gewahr und ſpringt auf). Er? — wohin? — was? — da hat mich's angewurzelt, daß ich nicht fliehen kann — Verlaß mich nicht, Gott im Himmel! — Nein, du ſollſt mir meinen Karl nicht entreißen! Meine Seele hat nicht Raum für zwey Gottheiten, und ich bin ein ſterbliches Mädchen! (Sie nimmt Karls Bild heraus). Du, mein Karl, ſey mein Genius wider dieſen Fremdling, den Liebeſtörer! dich, dich anſehen, unverwandt, — und weg alle gottloſen Blicke nach dieſem (ſie ſitzt ſtumm — das Auge ſtarr auf das Bild geheftet).

Moor. Sie da, gnädiges Fräulein? — und traurig? und eine Thräne auf dieſem Gemählde? — (Amalia gibt ihm keine Antwort). — Und wer iſt der Glückliche, um den ſich das Auge eines Engels verſilbert? darf auch ich dieſen Verherrlichten — (er will das Gemählde betrachten).

Amalia. Nein, ja, nein!

Moor (zurückfahrend). Ha! — und verdient er dieſe Vergötterung? verdient er? —

Amalia. Wenn Sie ihn gekannt hätten!

Moor. Ich würde ihn beneidet haben.

Amalia. Angebetet, wollen Sie ſagen.

Moor. Ha!

Amalia. Oh, Sie hätten ihn ſo lieb gehabt — es war ſo viel, ſo viel in ſeinem Angeſicht — in ſeinen Augen —

im Ton ſeiner Stimme, das Ihnen ſo gleich kommt — das ich ſo liebe —

Moor (ſieht zur Erde).

Amalia. Hier, wo Sie ſtehen, ſtand er tauſendmal — und neben ihm die, die neben ihm Himmel und Erde vergaß — hier durchirrte ſein Auge die um ihn prangende Gegend — ſie ſchien den großen belohnenden Blick zu empfinden, und ſich unter dem Wohlgefallen ihres Meiſterbilds zu verſchönern — hier hielt er mit himmliſcher Muſik die Hörer der Lüfte gefangen — hier an dieſem Buſch pflückte er Roſen, und pflückte die Roſen für mich — hier, hier lag er an meinem Halſe, brannte ſein Mund auf dem meinen, und die Blumen ſtarben gern unter der Liebenden Fußtritt —

Moor. Er iſt nicht mehr?

Amalia. Er ſegelt auf ungeſtümen Meeren — Amalia's Liebe ſegelt mit ihm — er wandelt durch ungebahnte ſandige Wüſten — Amalia's Liebe macht den brennenden Sand unter ihm grünen, und die wilden Geſträuche blühen — der Mittag ſengt ſein entblößtes Haupt, nordiſcher Schnee ſchrumpft ſeine Sohlen zuſammen, ſtürmiſcher Hagel regnet um ſeine Schläfe, und Amalia's Liebe wiegt ihn in Stürmen ein — Meere und Berge und Horizonte zwiſchen den Liebenden — aber die Seelen verſetzen ſich aus dem ſtaubigen Kerker, und treffen ſich im Paradieſe der Liebe — Sie ſcheinen traurig, Herr Graf?

Moor. Die Worte der Liebe machen auch meine Liebe lebendig.

Amalia (blaß). Was? Sie lieben eine Andre? — Weh mir, was hab' ich geſagt?

Moor. Sie glaubte mich todt, und blieb treu dem Todtgeglaubten — ſie hörte wieder, ich lebe, und opferte mir die Krone einer Heiligen auf. Sie weiß mich in Wüſten irren, und im Elend herumſchwärmen, und ihre Liebe fliegt durch Wüſten und Elend mir nach. Auch heißt ſie Amalia, wie Sie, gnädiges Fräulein.

Amalia. Wie beneid' ich Ihre Amalia!

Moor. O ſie iſt ein unglückliches Mädchen, ihre Liebe iſt für einen, der verloren iſt, und wird — ewig niemals belohnt.

Amalia. Nein, ſie wird im Himmel belohnt. Sagt man nicht, es gebe eine beſſere Welt, wo die Traurigen ſich freuen, und die Liebenden ſich wieder erkennen?

Moor. Ja, eine Welt, wo die Schleyer hinwegfallen, und die Liebe ſich ſchrecklich wiederfindet — Ewigkeit heißt ihr Name — meine Amalia iſt ein unglückliches Mädchen.

Amalia. Unglücklich, und Sie lieben?

Moor. Unglücklich, weil ſie mich liebt! wie, wenn ich ein Todtſchläger wäre? wie, mein Fräulein, wenn Ihr Geliebter Ihnen für jeden Kuß einen Mord aufzählen könnte? Wehe meiner Amalia! Sie iſt ein unglückliches Mädchen.

Amalia (froh aufhüpfend). Ha! wie bin ich ein glückliches Mädchen! Mein Einziger iſt Nachſtrahl der Gottheit, und die Gottheit iſt Huld und Erbarmen! Nicht eine Fliege konnt' er leiden ſehn — Seine Seele iſt ſo fern von einem blutigen Gedanken, als fern der Mittag von der Mitternacht iſt.

Moor (kehrt ſich ſchnell ab, in ein Gebüſch, blickt ſtarr in die Gegend).

Amalia (ſingt und ſpielt auf der Laute).

Willſt dich, Hektor, ewig mir entreißen,
Wo des Aeaciden mordend Eiſen
Dem Patroklus ſchrecklich Opfer bringt?

Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn hinunter dich der Xanthus ſchlingt?

Moor (nimmt die Laute ſtillſchweigend und ſpielt).

Theures Weib, geh, hol die Todeslanze! —
Laß — mich fort — zum wilden Kriegestanze —

(Er wirft die Laute weg, und flieht davon).

Fünfte Scene.

Nahgelegener Wald. Nacht. Ein altes verfallenes Schloß in der Mitte.

Die Räuberbande gelagert auf der Erde.

Die Räuber ſingen.

Stehlen, morden, huren, balgen
Heißt bey uns nur die Zeit zerſtreu'n.
Morgen hangen wir am Galgen,
Drum laßt uns heute luſtig ſeyn.

Ein freyes Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne.
Der Wald iſt unſer Nachtquartier,
Bey Sturm und Wind hantieren wir,
Der Mond iſt unſre Sonne,
Merkurius iſt unſer Mann,
Der's Praktiziren treflich kann.

Heut' laden wir bey Pfaffen uns ein,
Bey maſten Pächtern morgen,
Was drüber iſt, da laſſen wir ſein
Den lieben Herrgott ſorgen.

Und haben wir im Traubenſaft
Die Gurgel ausgebadet,
So machen wir uns Muth und Kraft
Und mit dem Schwarzen Brüderſchaft,
Der in der Hölle bratet.

Das Wehgeheul' geſchlagner Väter,
Der bangen Mütter Klaggezeter,
Das Winſeln der verlaßnen Braut
Iſt Schmaus für unſre Trommelhaut!

Ha! wenn ſie euch unter dem Beile ſo zucken,
Ausbrüllen wie Kälber, umfallen wie Mücken,
Das kitzelt unſern Augenſtern,
Das ſchmeichelt unſern Ohren gern.

Und wenn mein Stündlein kommen nun,
Der Henker ſoll es holen,
So haben wir halt unſern Lohn,
Und ſchmieren unſre Sohlen,
Ein Schlückchen auf den Weg vom heißen Traubenſohn,
Und hura rax dax! gehts, als flögen wir davon!

Schweizer. Es wird Nacht, und der Hauptmann noch nicht da!

Razmann. Und verſprach doch Schlag acht Uhr wieder bey uns einzutreffen.

Schweizer. Wenn ihm Leides geſchehen wäre — Kameraden! wir zünden an und morden den Säugling.

Spiegelberg (nimmt Razmann beyſeite). Auf ein Wort, Razmann.

Schwarz (zu Grimm). Wollen wir nicht Spione ausſtellen?

Grimm. Laß du ihn! Er wird einen Fang thun, daß wir uns ſchämen müſſen.

Schweizer. Da brennſt du dich, beym Henker! Er ging nicht von uns, wie einer, der einen Schelmenſtreich im Schilde führt. Haſt du vergeſſen, was er geſagt hat, als er uns über die Haide führte? — „Wer nur eine Rübe vom Acker ſtiehlt, daß ich's erfahre, läßt ſeinen Kopf hier, ſo wahr ich **Moor** heiße.“ — Wir dürfen nicht rauben.

Razmann (leiſe zu Spiegelberg). Wo will das hinaus — rede deutlicher!

Spiegelberg. Pſt! Pſt! — Ich weiß nicht, was du oder ich für Begriffe von Freyheit haben, daß wir an einem Karrn ziehen, wie Stiere, und dabey wundervíel von Independenz deklamiren — Es gefällt mir nicht.

Schweizer (zu Grimm). Was wol dieſer Windkopf hier an der Kunkel hat?

Razmann (leiſe zu Spiegelberg). Du ſprichſt vom Hauptmann? —

Spiegelberg. Pſt doch! Pſt! — Er hat ſo ſeine Ohren unter uns herumlaufen — **Hauptmann**, ſagſt du? wer hat ihn zum Hauptmann über uns geſezt, oder hat er nicht dieſen Titel uſurpirt, der von Rechtswegen mein iſt? — Wie? legen wir darum unſer Leben auf Würfel — baden darum alle Milzſuchten des Schickſals aus, daß wir am Ende noch von Glück ſagen, die Leibeigenen eines Sklaven zu ſeyn? — Leibeigene, da wir Fürſten ſeyn könnten? — Bey Gott! Razmann — das hat mir niemals gefallen.

Schweizer (zu den andern). Ja — du biſt mir der rechte Held, Fröſche mit Steinen breit zu ſchmeißen — Schon der Klang ſeiner Naſe, wenn er ſich ſchneuzte, könnte dich durch ein Nadelöhr jagen —

Spiegelberg (zu Razmann). Ja — Und Jahre ſchon dicht' ich darauf: Es ſoll anders werden. Razmann — wenn du biſt, wofür ich dich immer hielt — Razmann! — Man vermißt ihn — gibt ihn halb verloren — Razmann, mich dünkt, ſeine ſchwarze Stunde ſchlägt — wie? Nicht einmal röther wirſt du, da dir die Glocke zur Freyheit läutet? Haſt nicht einmal ſo viel Muth, einen kühnen Wink zu verſtehen?

Razmann. Ha, Satan! worin verſtrickſt du meine Seele?

Spiegelberg. Hats gefangen? — Gut! ſo folge! Ich habe mir's gemerkt, wo er hinſchlich — Komm! Zwey Piſtolen fehlen ſelten, und dann — ſo ſind wir die erſten, die den Säugling erdroſſeln. (Er will ihn fortreißen).

Schweizer (zieht wüthend ſein Meſſer). Ha Beſtie! Eben recht erinnerſt du mich an die böhmiſchen Wälder! — Warſt du nicht die Memme, die anhub zu ſchnadern, als ſie riefen: **Der Feind kommt?** Ich habe damals bey meiner Seele geflucht — Fahr hin, Meuchelmörder! (Er ſticht ihn todt).

Räuber (in Bewegung). Mordjo! Mordjo! — — Schweizer — Spiegelberg — Reißt ſie auseinander! —

Schweizer (wirft das Meſſer über ihn). Da! — Und ſo krepir du — Ruhig, Kameraden — Laßt euch den Bettel nicht unterbrechen — Die Beſtie iſt dem Hauptmann immer giftig geweſen, und hat keine Narbe auf ihrer ganzen Haut — Noch einmal, gebt euch zufrieden — ha! über den Racker — Von hinten her will er Männer zu Schanden ſchmeißen? Männer von hinten her! — Iſt uns darum der helle Schweiß über die Backen gelaufen, daß wir aus der Welt ſchleichen, wie elende Kerle? Beſtie du! Haben wir uns darum unter Feuer und Rauch gebettet, daß wir zuletzt wie Ratten verrecken?

Grimm. Aber zum Teufel — Kamerad — was hattet ihr mit einander? — der Hauptmann wird raſend werden.

Schweizer. Dafür laß mich ſorgen — Und du Heilloſer, (zu Razmann) du warſt ſein Helfershelfer, du! — Pack dich aus meinen Augen — der Schufterle hat's euch ſo gemacht, aber dafür hängt er jetzt auch in der Schweiz, wie's ihm mein Hauptmann prophezeyt hat — (Man ſchießt).

Schwarz (aufſpringend). Horch! ein Piſtolenſchuß! (Man ſchießt wieder). Noch einer! Hella! Der Hauptmann!

Grimm. Nur Gedult! Er muß zum drittenmale ſchießen. (Man hört noch einen Schuß).

Schwarz. Er iſt's! — Iſt's — Salvier dich, Schweizer — laßt uns ihm antworten!

(Sie ſchießen).

Moor. Koſinsky (treten auf).

Schweizer (ihnen entgegen). Sey willkommen, mein Hauptmann — Ich bin ein bischen vorlaut geweſen, ſeit du weg biſt. (Er führt ihn an die Leiche). Sey du Richter zwiſchen mir und dieſem — *von hinten* hat er dich ermorden wollen.

Räuber (mit Beſtürzung). Was? Den Hauptmann?

Moor (in den Anblick verſunken, bricht heftig aus). O unbegreiflicher Finger der rachekundigen Nemeſis! — War's nicht dieſer, der mir das Sirenenlied trillerte? — Weihe dies Meſſer der dunklen Vergelterinn! — Das haſt *Du* nicht gethan, Schweizer.

Schweizer. Bei Gott! ich hab's wahrlich gethan, und es iſt beym Teufel nicht das Schlechteſte, was ich in meinem Leben gethan habe. (Geht unwillig ab).

Moor (nachdenkend). Ich verſtehe — Lenker im Himmel — ich verſtehe — die Blätter fallen von den Bäumen — und mein Herbſt iſt kommen — Schafft mir dieſen aus den Augen! (Spiegelbergs Leiche wird hinweggetragen).

Grimm. Gib uns Ordre, Hauptmann — was ſollen wir weiter thun?

Moor. Bald — bald iſt alles erfüllt — Gebt mir meine Laute — Ich habe mich ſelbſt verloren, ſeit ich dort war — Meine Laute, ſag' ich — Ich muß mich zurücklullen in meine Kraft — Verlaßt mich!

Räuber. Es iſt Mitternacht, Hauptmann.

Moor. Doch waren's nur die Thränen im Schauſpielhauſe — den Römergeſang muß ich hören, daß mein ſchlafender Genius wieder aufwacht — Meine Laute her — Mitternacht, ſagt ihr?

Schwarz. Wol bald vorüber. Wie Bley liegt der Schlaf in uns. Seit drei Tagen kein Auge zu.

Moor. Sinkt denn der balſamiſche Schlaf auch auf die Augen der Schelme? Warum flieht er mich? Ich bin nie ein Feiger geweſen, oder ein ſchlechter Kerl — Legt euch ſchlafen — Morgen am Tage gehen wir weiter.

Räuber. Gute Nacht, Hauptmann. (Sie lagern ſich auf der Erde und ſchlafen ein).

Tiefe Stille.

Moor (nimmt die Laute und ſpielt).

Brutus.

Sey willkommen, friedliches Gefilde!
Nimm den lezten aller Römer auf!
Von Philippi, wo die Mordſchlacht brüllte,
Schleicht mein gramgebeugter Lauf.
Caßius, wo biſt du? — Rom verloren!
Hingewürgt mein brüderliches Heer!
Meine Zuflucht zu des Todes Thoren!
Keine Welt für Brutus mehr!

Cäſar.

Wer, mit Schritten eines Niederbeſiegten,
Wandert dort vom Felſenhang? —
Ha! wenn meine Augen mir nicht lügen,
Das iſt eines Römers Gang. —
Tiberſohn — von wannen deine Reiſe?
Dauert noch die Siebenhügelſtadt?
Oft geweinet hab' ich um die Waiſe,
Daß ſie nimmer einen Cäſar hat.

Brutus.

Ha! du mit der dreiundzwanzigfachen Wunde!
Wer rief, Todter, dich an's Licht?
Schaudre rückwärts zu des Orkus Schlunde.
Stolzer Weiner! Triumphire nicht!
Auf Philippi's eiſernem Altare
Raucht der Freiheit leztes Opferblut;
Rom verröchelt über Brutus Bahre,
Brutus geht zu Minos — Kreuch in deine Flut!

Cäſar.

O ein Todesſtoß von Brutus Schwerte!
Auch du — Brutus — du?
Sohn — es war dein Vater — Sohn — die Erde
Wär' gefallen dir als Erbe zu!
Geh — du biſt der größte Römer worden,
Da in Vaters Bruſt dein Eiſen drang.
Geh — und heul' es bis zu jenen Pforten:
Brutus iſt der größte Römer worden,
Da in Vaters Bruſt ſein Eiſen drang.
Geh — du weißt nun, was an Lethes Strande
Mich noch bannte —
Schwarzer Schiffer, ſtoß vom Lande!

Brutus.

Vater, halt! — Im ganzen Sonnenreiche
Hab' ich Einen nur gekannt.

Der dem großen Cäſar gleiche:
    Dieſen Einen haſt du Sohn genannt.
Nur ein Cäſar mochte Rom verderben,
    Nur nicht Brutus mochte Cäſar ſtehn;
Wo ein Brutus lebt, muß Cäſar ſterben:
    Geh du linkwärts, laß mich rechtwärts gehn.

(Er legt die Laute hin, geht tiefdenkend auf und nieder).

Wer mir Bürge wäre? — — Es iſt alles ſo finſter — verworrene Labyrinthe — kein Ausgang — kein leitendes Geſtirn — wenn's aus wäre mit dieſem letzten Odemzug — Aus, wie ein ſchaales Marionettenſpiel — Aber wofür der heiße Hunger nach Glückſeligkeit? Wofür das Ideal einer unerreichten Vollkommenheit? Das Hinausſchieben unvollendeter Plane? — wenn der armſelige Druck dieſes armſeligen Dings (die Piſtole vor's Geſicht haltend) den Weiſen dem Thoren — den Feigen dem Tapfern — den Edlen dem Schelmen gleich macht? — Es iſt doch eine ſo göttliche Harmonie in der ſeelenloſen Natur, warum ſollte dieſer Misklang in der vernünftigen ſeyn? — Nein! Nein! es iſt etwas mehr, denn ich bin noch nicht glücklich geweſen.

Glaubt ihr, ich werde zittern? Geiſter meiner Erwürgten! ich werde nicht zittern. (Heftig zitternd). — Euer banges Sterbegewinſel — euer ſchwarzgewürgtes Geſicht — eure fürchterlich klaffenden Wunden ſind ja nur Glieder einer unzerbrechlichen Kette des Schickſals, und hängen zulezt an meinen Feyerabenden, an den Launen meiner Ammen und Hofmeiſter, am Temperament meines Vaters, am Blut meiner Mutter. — (von Schauer geſchüttelt). Warum hat mein Perillus einen Ochſen aus mir gemacht, daß die Menſchheit in meinem gluhenden Bauche bratet?

(Er ſezt die Piſtole an). Zeit und Ewigkeit — gekettet an einander durch ein einzig Moment! — Grauſer Schlüſſel, der das Gefängniß des Lebens hinter mir ſchließt, und vor mir aufriegelt die Behauſung der ewigen Nacht — ſage mir — o ſage mir — wohin — wohin wirſt du mich führen? — Fremdes, nie umſegeltes Land! — Siehe, die Menſchheit erſchlafft unter dieſem Bilde, die Spannkraft des Endlichen läßt nach, und die Phantaſie, der muthwillige Affe der Sinne, gaukelt unſerer Leichtgläubigkeit ſeltſame Schatten vor — Nein! Nein! Ein Mann muß nicht ſtraucheln — Sey wie du willſt, namenloſes Jenſeits — bleibt mir nur dieſes mein Selbſt getreu — Sey wie du willſt, wenn ich nur mich ſelbſt mit hinübernehme — Außendinge ſind nur der Anſtrich des Mannes — Ich bin mein Himmel und meine Hölle.

Wenn du mir irgend einen eingeäſcherten Weltkreis allein ließeſt, den du aus deinen Augen verbannt haſt, wo die einſame Nacht, und die ewige Wüſte meine Ausſichten ſind? — Ich würde dann die ſchweigende Oede mit meinen Phantaſien bevölkern, und hätte die Ewigkeit zur Muße, das verworrene Bild des allgemeinen Elends zu zergliedern. — Oder willſt du mich durch immer neue Geburten und immer neue Schauplätze des Elends von Stufe zu Stufe — zur Vernichtung — führen? Kann ich nicht die Lebensfäden, die mir jenſeits gewoben ſind, ſo leicht zerreißen, wie dieſen? — Du kannſt mich zu nichts machen — Dieſe Freyheit kannſt du mir nicht nehmen. (Er ladet die Piſtole. Plötzlich hält er inne). Und ſoll ich vor Furcht eines qualvollen Lebens ſterben? — Soll ich dem Elend den Sieg über mich einräumen? — Nein! ich will's dulden. (Er wirft die Piſtole weg). Die Qual erlahme an meinem Stolz! Ich will's vollenden. (Es wird immer finſterer).

Herrmann (der durch den Wald kommt).

Horch! Horch! grauſig heult der Kauz — zwölf ſchlägt's drüben im Dorf — Wohl, wohl — das Bubenſtück ſchläft — in dieſer Wilde kein Lauſcher. (Tritt an das Schloß und pocht.) Komm heraus, Jammermann, Thurmbewohner! — Deine Mahlzeit iſt bereitet.

Moor (ſachte zurücktretend). Was ſoll das bedeuten?

Eine Stimme (aus dem Schloß). Wer pocht da? He? Biſt du's, Herrmann, mein Rabe?

Herrmann. Bin's, Herrmann, dein Rabe. Steig' herauf an's Gitter und iß. (Eulen ſchreyen.) Fürchterlich trillern deine Schlafkameraden, Alter — Dir ſchmeckt?

Die Stimme. Hungerte mich ſehr. Habe Dank, Rabenſender, für's Brot in der Wüſte! — Und wie geht's meinem lieben Kinde, Herrmann?

Herrmann. Stille — Horch — Geräuſch wie von Schnarchenden! Hörſt du nicht was?

Stimme. Wie? hörſt du etwas?

Herrmann. Den ſeufzenden Windlaut durch die Ritzen des Thurms — Eine Nachtmuſik, davon einem die Zähne klappern und die Nägel blau werden — Horch, noch einmal — Immer iſt mir, als hört' ich ein Schnarchen. — Du haſt Geſellſchaft, Alter — Hu! hu! hu!

Stimme. Siehſt du etwas?

Herrmann. Leb' wohl — leb' wohl — Grauſig iſt dieſe Stätte — Steig' ab in's Loch — droben dein Helfer, dein Rächer — Verfluchter Sohn! — (Will fliehen.)

Moor (mit Entſetzen hervortretend). Steh!

Herrmann (ſchreyend). Oh mir!

Moor. Steh, ſag' ich!

Herrmann. Weh! Weh! Weh! Nun iſt alles verrathen!

Moor. Steh! Rede! Wer biſt du? Was haſt du hier zu thun? Rede!

Herrmann. Erbarmen, o Erbarmen, geſtrenger Herr! — Nur ein Wort höret an, eh' ihr mich umbringt.

Moor (indem er den Degen zieht). Was werd' ich hören?

Herrmann. Wol habt ihr mir's beym Leben verboten — Ich konnte nicht anders — durfte nicht anders — im Himmel ein Gott — euer leiblicher Vater dort — mich jammerte ſein — Stecht mich nieder!

Moor. Hier ſteckt ein Geheimniß — Heraus! Sprich! Ich will alles wiſſen.

Die Stimme (aus dem Schloß). Weh! Weh! Biſt du's, Herrmann, der da redet? Mit wem redeſt du, Herrmann?

Moor. Drunten noch Jemand — Was geht hier vor? (Läuft dem Thurme zu). Iſt's ein Gefangener, den die Menſchen abſchüttelten? — Ich will ſeine Ketten löſen. — Stimme! noch einmal! wo iſt die Thür?

Herrmann. O habt Barmherzigkeit, Herr — dringt nicht weiter, Herr — geht aus Erbarmen vorüber! (Verrennt ihm den Weg).

Moor. Vierfach geſchloſſen! Weg da — Es muß heraus — Jetzt *zum erſtenmal* komm mir zu Hülfe, *Dieberey!* (Er nimmt Brechinſtrumente, und öffnet das Gitterthor. Aus dem Grunde ſteigt ein *Alter*, ausgemergelt wie ein Gerippe).

Der Alte. Erbarmen einem Elenden! Erbarmen!

Moor (ſpringt erſchrocken zurück). Das iſt *meines* Vaters Stimme!

D. a. Moor. Habe Dank, o Gott! Erſchienen iſt die Stunde der Erlöſung.

Moor. Geiſt des alten Moors! Was hat dich beunruhigt in deinem Grabe? Haſt du eine Sünde in jene Welt geſchleppt, die dir den Eingang in die Pforten des Paradieſes verrammelt? Ich will Meſſen leſen laſſen, den irrenden Geiſt in ſeine Heimath zu ſenden. Haſt du das Gold der Wittwen und Waiſen unter die Erde vergraben, das dich zu dieſer mitternächtlichen Stunde heulend herumtreibt, ich will den unterirdiſchen Schatz aus den Klauen des Zauberdrachen reißen, und wenn er tauſend rothe Flammen auf mich ſpeyt, und ſeine ſpitzen Zähne gegen meinen Degen bleckt, oder kommſt du, auf meine Fragen die Räthſel der Ewigkeit zu entfalten? Rede, rede! ich bin der Mann der bleichen Furcht nicht.

D. a. Moor. Ich bin kein Geiſt. Taſte mich an, ich lebe, o ein elendes, erbärmliches Leben!

Moor. Was? Du biſt nicht begraben worden?

D. a. Moor. Ich bin begraben worden — das heißt: ein todter Hund liegt in meiner Väter Gruſt; und ich — drey volle Monde ſchmacht' ich ſchon in dieſem finſtern unterirdiſchen Gewölbe, von keinem Strahle beſchienen, von keinem warmen Lüftchen angeweht, von keinem Freunde beſucht, wo wilde Raben krächzen, und mitternächtliche Uhu's heulen. —

Moor. Himmel und Erde! Wer hat das gethan?

D. a. Moor. Verfluch' ihn nicht! — Das hat mein Sohn Franz gethan.

Moor. Franz? Franz? — O ewiges Chaos!

D. a. Moor. Wenn du ein Menſch biſt, und ein menſchliches Herz haſt, Erlöſer, den ich nicht kenne, o ſo höre den Jammer eines Vaters, den ihm ſeine Söhne bereitet haden — drey Monde ſchon hab' ich's tauben Felſenwänden zugewinſelt, aber ein hohler Wiederhall äffte meine Klagen nur nach. Darum, wenn du ein Menſch biſt, und ein menſchliches Herz haſt —

Moor. Dieſe Aufforderung könnte die wilden Beſtien aus ihren Löchern hervorrufen!

D. a. Moor. Ich lag eben auf dem Siechbett, hatte kaum angefangen, aus einer ſchweren Krankheit etwas Kräfte zu ſammeln, ſo führte man einen Mann zu mir, der vorgab, mein Erſtgeborner ſey geſtorben in der Schlacht, und mit ſich brachte ein Schwert, gefärbt mit ſeinem Blut, und ſein letztes Lebewohl, und daß ihn mein Fluch gejagt hätte in Kampf und Tod und Verzweiflung.

Moor (heftig von ihm abgewandt). Es iſt offenbar!

D. a. Moor. Höre weiter! ich ward ohnmächtig bey der Botſchaft. Man muß mich für todt gehalten haben, denn als ich wieder zu mir ſelber kam, lag ich ſchon in der Bahre, und in's Leichentuch gewickelt wie ein Todter. Ich kratzte an dem Deckel der Bahre. Er ward aufgethan. Es war finſtere Nacht, mein Sohn Franz ſtand vor mir. — Was? rief er mit entſetzlicher Stimme, willſt du denn ewig leben? — und gleich flog der Sargdeckel wieder zu. Der Donner dieſer Worte hatte mich meiner Sinne beraubt; als ich wieder erwachte, fühlt' ich den Sarg erhoben und fortgeführt in einem Wagen eine halbe Stunde lang. Endlich ward er geöffnet — ich ſtand am Eingange dieſes Gewölbes, mein Sohn vor mir, und der Mann, der mir das blutige Schwert von Karln gebracht hatte — zehnmal umfaßt' ich ſeine Knie, und bat und flehte, und umfaßte ſie und beſchwur — das Flehen ſeines Vaters reichte nicht an ſein Herz — Hinab mit dem Balg! donnerte er von ſeinem Munde, er hat genug gelebt, — und hinab ward ich geſtoßen ohne Erbarmen, und mein Sohn Franz ſchloß hinter mir zu.

Moor. Es iſt nicht möglich, nicht möglich! Ihr müßt euch geirrt haben.

D. a. Moor. Ich kann mich geirrt haben. Höre weiter, aber zürne doch nicht! So lag ich zwanzig Stunden, und kein Menſch gedachte meiner Noth. Auch hat keines Menſchen Fußtritt je dieſe Einöde betreten, denn die allgemeine Sage geht, daß die Geſpenſter meiner Väter in dieſen Ruinen raſſelnde Ketten ſchleifen, und in mitternächtlicher Stunde ihr Todtenlied raunen. Endlich hörte ich die Thür wieder aufgehen; dieſer Mann brachte mir Brot und Waſſer, und entdeckte mir, wie ich zum Tode des Hungers verurtheilt geweſen, und wie er ſein Leben in Gefahr ſetze, wenn es herauskäme, daß er mich ſpeiſe. So ward ich kümmerlich erhalten dieſe lange Zeit, aber der unaufhörliche Froſt — die faule Luft meines Unraths, — der grenzenloſe Kummer — meine Kräfte wichen, mein Leib ſchwand; tauſendmal bat ich Gott mit Thränen um den Tod, aber das Maß meiner Strafe muß noch nicht gefüllt ſeyn — oder muß noch irgend eine Freude meiner warten, daß ich ſo wunderbarlich erhalten bin. Aber ich leide gerecht — Mein Karl! mein Karl! — und er hatte noch keine graue Haare.

Moor. Es iſt genug. Auf! ihr Klötze, ihr Eisklumpen! Ihr trägen fühlloſen Schläfer! Auf! will keiner erwachen? (Er thut einen Piſtolenſchuß über die ſchlafenden Räuber).

Die Räuber (aufgejagt). He, holla! holla! was gibts da?

Moor. Hat euch die Geſchichte nicht aus dem Schlummer gerüttelt? der ewige Schlaf würde wach worden ſeyn! Schaut her, ſchaut her! die Geſetze der Welt ſind Würfel ſpiel worden, das Band der Natur iſt entzwey, die alte Zwietracht iſt los, der Sohn hat ſeinen Vater erſchlagen.

Die Räuber. Was ſagt der Hauptmann?

Moor. Nein, nicht erſchlagen! das Wort iſt Beſchönigung! — der Sohn hat den Vater tauſendmal gerädert, geſpießt, gefoltert, geſchunden! die Worte ſind mir zu menſchlich — worüber die Sünde roth wird, worüber der Kannibale ſchaudert, worauf ſeit Aeonen kein Teufel gekommen iſt. — Der Sohn hat ſeinen eigenen Vater — o ſeht her, ſeht her! er iſt in Ohnmacht geſunken, — in dieſes Gewölbe hat der Sohn ſeinen Vater — Froſt, Blöße, — Hunger, — Durſt — o ſeht doch, ſeht doch! — es iſt mein eigner Vater, ich will's nur geſtehn.

Die Räuber (ſpringen herbey und umringen den Alten). Dein Vater? dein Vater?

Schweizer (tritt ehrerbietig näher, fällt vor ihm nieder). Vater meines Hauptmanns! Ich küſſe dir die Füße! du haſt über meinen Dolch zu befehlen.

Moor. Rache, Rache, Rache dir! grimmig beleidigter, entheiligter Greis! So zerreiß' ich von nun an auf ewig das brüderliche Band. (Er zerreißt ſein Kleid von oben an bis unten). So verfluch' ich jeden Tropfen brüderlichen Bluts im Antlitz des offenen Himmels! Höre mich, Mond und Geſtirne! Höre mich, mitternächtlicher Himmel! der du auf die Schandthat herunterblickteſt! Höre mich, dreymal ſchrecklicher Gott, der da oben über dem Monde waltet, und rächt und verdammt über den Sternen, und feuerflammt über der Nacht! Hier knie ich — hier ſtreck' ich empor die drey Finger in die Schauer der Nacht — hier ſchwör' ich, und ſo ſpeye die Natur mich aus ihren Grenzen wie eine bösartige Beſtie aus, wenn ich dieſen Schwur verletze, ſchwör' ich, das

Licht des Tages nicht mehr zu grüßen, bis des Vater-Mörders Blut, vor dieſem Steine verſchüttet, gegen die Sonne dampft. (Er ſteht auf.)

Die Räuber. Es iſt ein Belials-Streich! Sag' einer, wir ſeyen Schelme! Nein, bey allen Drachen! So bunt haben wir's nie gemacht!

Moor. Ja! und bey allen ſchrecklichen Seufzern derer, die jemals durch eure Dolche ſtarben, derer, die meine Flamme fraß, und mein fallender Thurm zermalmte, eh' ſoll kein Gedanke von Mord oder Raub Platz finden in eurer Bruſt, bis euer aller Kleider von des Verruchten Blute ſcharlachroth gezeichnet ſind — Das hat euch wol niemals geträumet, daß ihr der Arm höherer Majeſtäten ſeyd? Der verworrene Knäuel unſers Schickſals iſt aufgelöſt! Heute, heute hat eine unſichtbare Macht unſer Handwerk geadelt! Betet an vor dem, der euch dies erhabene Loos geſprochen, der euch hieher geführt, der euch gewürdiget hat, die ſchrecklichen Engel ſeines finſtern Gerichts zu ſeyn! Entblößet eure Häupter! Kniet hin in den Staub, und ſtehet geheiligt auf! (Sie knien.)

Schweizer. Gebeut, Hauptmann! was ſollen wir thun?

Moor. Steh auf, Schweizer! Und rühre dieſe heilige Locken an! (Er führt ihn zu ſeinem Vater, und gibt ihm eine Locke in die Hand.) Du weißt noch, wie du einsmals jenem böhmiſchen Reiter den Kopf ſpalteteſt, da er eben den Säbel über mich zuckte, und ich athemlos und erſchöpft von der Arbeit in die Knie geſunken war? dazumal verhieß ich dir eine Belohnung, die königlich wäre, ich konnte dieſe Schuld bisher niemals bezahlen. —

Schweizer. Das ſchwurſt du mir, es iſt wahr, aber laß mich dich ewig meinen Schuldner nennen!

Moor. Nein, jetzt will ich bezahlen. Schweizer, ſo iſt noch kein Sterblicher geehrt worden wie du! — Räche meinen Vater! (Schweizer ſteht auf).

Schweizer. Großer Hauptmann! heute haſt du mich zum erſtenmal ſtolz gemacht! — Gebeut, wo, wie, wann ſoll ich ihn ſchlagen?

Moor. Die Minuten ſind geweiht, du mußt eilends gehn — Lies dir die Würdigſten aus der Bande, und führe ſie gerade nach des Edelmanns Schloß! Zerr' ihn aus dem Bette, wenn er ſchläft, oder in den Armen der Wolluſt liegt, ſchlepp' ihn vom Mahle weg, wenn er beſoffen iſt, reiß' ihn vom Kruzifix, wenn er betend vor ihm auf den Knien liegt! Aber ich ſage dir, ich ſchärf' es dir hart ein, liefr' ihn mir nicht todt! Deſſen Fleiſch will ich in Stücke reißen, und hungrigen Geiern zur Speiſe geben, der ihm nur die Haut ritzt, oder ein Haar krümmt! Ganz muß ich ihn haben, und wenn du ihn ganz und lebendig bringſt, ſo ſollſt du eine Million zur Belohnung haben, ich will ſie einem Könige mit Gefahr meines Lebens ſtehlen, und du ſollſt frey ausgehen wie die weite Luft — Haſt du mich verſtanden, ſo eile davon!

Schweizer. Genug, Hauptmann — hier haſt du meine Hand darauf: Entweder, du ſiehſt zwey zurückkommen, oder gar keinen. Schweizers Würgengel, kommt! (ab mit einem Geſchwader).

Moor. Ihr Uebrigen zerſtreut euch im Walde — Ich bleibe.

Fünfter Akt.

Erſte Scene.

Ausſicht von vielen Zimmern. Finſtre Nacht.

Daniel (kommt mit einer Laterne und einem Reiſebündel).

Lebe wohl, theures Mutterhaus — Hab' ſo manch' Gut's und Lieb's in dir genoſſen, da der Herr ſeliger noch lebte — Thränen auf deine Gebeine, du lange Verfaulter! das verlangt er von einem alten Knecht — es war das Obdach der Waiſen, und der Port der Verlaſſenen, und dieſer Sohn hat's gemacht zur Mördergrube — Lebe wohl, du guter Boden! wie oft hat der alte Daniel dich abgefegt — Lebe wohl, du lieber Ofen, der alte Daniel nimmt ſchweren Abſchied von dir — es war dir alles ſo vertraut worden — wird dir weh thun, alter Elieſer — Aber Gott bewahre mich in Gnaden vor Trug und Liſt des Argen — Leer kam ich hieher — leer zieh' ich wieder hin — aber meine Seele iſt gerettet. (Wie er gehen will kommt)

Franz (im Schlafrock hereingeſtürzt).

Daniel. Gott ſteh' mir bey! Mein Herr! (Löſcht die Laterne aus).

Franz. Verrathen! Verrathen! Geiſter ausgeſpien aus Gräbern — Losgerüttelt das Todtenreich aus dem ewigen Schlaf brüllt wider mich: Mörder! Mörder! — Wer regt ſich da?

Daniel (ängſtlich). Hilf, heilige Mutter Gottes! ſeyd ihr's, geſtrenger Herr, der ſo gräßlich durch die Gewölbe ſchreit, daß alle Schläfer auffahren?

Franz. Schläfer? Wer heißt euch ſchlafen? Fort, zünde Licht an! (Daniel ab. es kommt ein anderer Bedienter). Es ſoll niemand ſchlafen in dieſer Stunde. Hörſt du? Alles ſoll auf ſeyn — in Waffen — alle Gewehre geladen — Sahſt du ſie dort den Bogengang hinſchweben?

Bedienter. Wen, gnädiger Herr?

Franz. Wen, Dummkopf, wen? So kalt, ſo leer fragſt du, wen? hat mich's doch angepackt, wie der Schwindel! wen, Eſelskopf! wen? Geiſter und Teufel! wie weit iſt's in der Nacht?

Bedienter. Eben jetzt ruft der Nachtwächter zwey an.

Franz. Was? will dieſe Nacht währen bis an den jüngſten Tag? hörteſt du keinen Tumult in der Nähe? Kein Siegsgeſchrey? Kein Geräuſch galoppirender Pferde? wo iſt Kar — der Graf, will ich ſagen?

Bedienter. Ich weiß nicht, mein Gebieter!

Franz. Du weißt's nicht? Du biſt auch unter der Rotte? Ich will dir das Herz aus den Rippen ſtampfen! mit deinem verfluchten: ich weiß nicht! Fort, hole den Paſtor!

Bedienter. Gnädiger Herr!

Franz. Murrſt du? zögerſt du? (Erſter Bedienter eilend ab). Was? auch Bettler wider mich verſchworen? Himmel, Hölle! Alles wider mich verſchworen?

Daniel (kommt mit dem Licht). Mein Gebieter —

Franz. Nein! ich zittre nicht! Es war ledig ein Traum. Die Todten ſtehen noch nicht auf — wer ſagt, daß ich zittre und bleich bin? Es iſt mir ja ſo leicht, ſo wohl.

Daniel. Ihr ſeyd todtenbleich, eure Stimme iſt bang' und lallet.

Franz. Ich habe das Fieber. Sage du nur, wenn der Paſtor kommt, ich habe das Fieber. Ich will morgen zur Ader laſſen, ſage dem Paſtor.

Daniel. Befehlt ihr, daß ich euch Lebensbalſam auf Zucker tröpfle?

Franz. Tröpfle mir auf Zucker! der Paſtor wird nicht ſogleich da ſeyn. Meine Stimme iſt bang' und lallet, gib Lebensbalſam auf Zucker!

Daniel. Gebt mir erſt die Schlüſſel, ich will drunten holen im Schrank —

Franz. Nein, nein, nein! Bleib! oder ich will mit dir gehn. Du ſiehſt, ich kann nicht allein ſeyn! wie leicht könnt' ich, du ſiehſt ja — ohnmächtig — wenn ich allein bin. Laß nur, laß nur! Es wird vorübergehen, du bleibſt.

Daniel. Oh ihr ſeyd ernſtlich krank.

Franz. Ja freylich, freylich! das iſt's alles. — Und Krankheit verſtöret das Gehirn, und brütet tolle und wunderliche Träume aus. — Träume bedeuten nichts — Nicht wahr, Daniel? Träume kommen ja aus dem Bauche, und Träume bedeuten nichts — ich hatte ſo eben einen luſtigen Traum. (Er ſinkt ohnmächtig nieder).

Daniel. Jeſus Chriſtus! was iſt das? Georg! Conrad! Baſtian! Martin! ſo gebt doch nur eine Urkund von euch! (Rüttelt ihn). Maria, Magdalena und Joſeph! ſo nehmt doch nur Vernunft an! So wird's heißen, ich habe ihn todt gemacht! Gott erbarme ſich meiner!

Franz (verwirrt). Weg — weg! was rüttelſt du mich ſo, ſcheußliches Todtengerippe? — die Todten ſtehen noch nicht auf —

Daniel. O du ewige Güte! Er hat den Verſtand verloren.

Franz (richtet ſich matt auf). Wo bin ich? — du Daniel? was hab' ich geſagt? merke nicht drauf! ich habe eine Lüge geſagt, es ſey was es wolle — komm! hilf mir auf! — es iſt nur ein Anſtoß von Schwindel — weil ich — weil ich — nicht ausgeſchlafen habe.

Daniel. Wäre nur der Johann da! ich will Hülfe rufen, ich will nach Aerzten rufen.

Franz. Bleib! ſetz' dich neben mich auf dieſen Sopha! — ſo — du biſt ein geſcheiter Mann, ein guter Mann. Laß dir erzählen!

Daniel. Jetzt nicht, ein andermal! ich will euch zu Bette bringen, Ruhe iſt euch beſſer.

Franz. Nein, ich bitte dich, laß dir erzählen, und lache mich derb aus! — Siehe, mir däuchte, ich hätte ein königlich Mahl gehalten, und mein Herz wäre guter Dinge, und ich läge berauſcht im Raſen des Schloßgartens, und plötzlich — es war zur Stunde des Mittags — plötzlich, aber ich ſage dir, lache mich derb aus! —

Daniel. Plötzlich?

Franz. Plötzlich traf ein ungeheurer Donner mein ſchlummerndes Ohr, ich taumelte bebend auf, und ſiehe da war mir's, als ſäh' ich aufflammen den ganzen Horizont in feuriger Lohe, und Berge und Städte und Wälder wie Wachs im Ofen zerſchmolzen, und eine heulende Windsbraut fegte von blauen Meer, Himmel und Erde — da erſcholl's wie aus ehernen Poſaunen: Erde, gib deine Todten, gib deine Todten, Meer! und das nackte Gefilde begann zu kreiſen, und aufzuwerfen Schädel und Rippen und Kinnbacken und Beine, die ſich zuſammenzogen in menſchliche Leiber, und daherſtrömten unüberſehlich, ein lebendiger Sturm. Damals ſah' ich aufwärts, und ſiehe, ich ſtand am Fuß des donnernden Sina, und über mir Gewimmel und unter mir, und oben auf der Höhe des Berges auf drey rauchenden Stühlen drey Männer, vor deren Blick floh die Kreatur —

Daniel. Das iſt ja das leibhafte Konterfey vom jüngſten Tage.

Franz. Nicht wahr? das iſt tolles Gezeuge? Da trat hervor Einer, anzuſehen wie die Sternennacht, der hatte in ſeiner Hand einen eiſernen Siegelring, den hielt er zwiſchen Aufgang und Niedergang und ſprach: Ewig, heilig, gerecht, unverfälſchbar! Es iſt nur Eine Wahrheit, es iſt nur Eine Tugend! Wehe, wehe, wehe dem zweifelnden Wurme! — Da trat hervor ein Zweyter, der hatte in ſeiner Hand einen blitzenden Spiegel, den hielt er zwiſchen Aufgang und Niedergang, und ſprach: Dieſer Spiegel iſt Wahrheit; Heucheley und Larven beſtehen nicht — da erſchrack ich und alles Volk, denn wir ſahen Schlangen- und Tiger- und Leoparden-Geſichter zurückgeworfen aus dem entſetzlichen Spiegel. — Da trat hervor ein Dritter, der hatte in ſeiner Hand eine eherne Wage, die hielt er zwiſchen Aufgang und Niedergang, und ſprach: tretet herzu, ihr Kinder von Adam — ich wäge die Gedanken in der Schale meines Zornes! und die Werke mit dem Gewichte meines Grimms! —

Daniel. Gott erbarme ſich meiner!

Franz. Schneebleich ſtanden alle, ängſtlich klopfte die Erwartung in jeglicher Bruſt. Da war mir's, als hört' ich meinen Namen zuerſt genannt aus den Wettern des Berges, und mein innerſtes Mark gefror in mir, und meine Zähne klapperten laut. Schnell begann die Wage zu klingen, zu donnern der Fels, und die Stunden zogen vorüber, eine nach der andern an der links hangenden Schale, und eine nach der andern warf eine Todſünde hinein —

Daniel. O, Gott vergeb' euch!

Franz. Das that er nicht! — die Schale wuchs zu einem Gebirge, aber die andere, voll vom Blute der Verſöhnung, hielt ſie noch immer hoch in den Lüften — zuletzt kam ein alter Mann, ſchwer gebeugt von Gram, angebiſſen den Arm von wüthendem Hunger, aller Augen wandten ſich ſcheu vor dem Manne, ich kannte den Mann, er ſchnitt eine Locke von ſeinem ſilbernen Haupthaar, warf ſie hinein in die Schale der Sünden, und ſiehe, ſie ſank, ſank plötzlich zum Abgrund, und die Schale der Verſöhnung flatterte hoch auf! — Da hörte ich eine Stimme ſchallen aus dem Rauche des Felſen: Gnade, Gnade jedem Sünder der Erde und des Abgrunds! du allein biſt verworfen! — (Tiefe Pauſe). Nun, warum lachſt du nicht?

Daniel. Kann ich lachen, wenn mir die Haut ſchaudert? Träume kommen von Gott.

Franz. Pfui doch, pfui doch! ſage das nicht! Heiß' mich einen Narren, einen aberwitzigen, abgeſchmackten Narren! Thu das, lieber Daniel, ich bitte dich darum, ſpotte mich tüchtig aus!

Daniel. Träume kommen von Gott. Ich will für euch beten.

Franz. Du lügſt, ſag' ich — geh' den Augenblick, lauf', ſpring', ſieh, wo der Paſtor bleibt, heiß' ihn eilen, eilen, aber ich ſage dir, du lügſt.

Daniel (im Abgehen). Gott ſey euch gnädig!

Franz.

Pöbel-Weisheit, Pöbel-Furcht! — Es iſt ja noch nicht ausgemacht, ob das Vergangene nicht vergangen iſt, oder ein Auge findet über den Sternen — Hum, hum! wer raunte mir das ein? Rächet denn droben über den Sternen einer? — Nein, nein! Ja, ja! Fürchterlich ziſchelt's um mich: Richtet droben einer über den Sternen! Entgegen gehen dem Rächer über den Sternen dieſe Nacht noch! Nein! ſag' ich. — Elender Schlupfwinkel, hinter den ſich deine Feigheit verſtecken will — öd', einſam, taub iſt's droben über den Sternen — Wenn's aber doch etwas mehr wäre? Nein, nein, es iſt nicht! Ich befehle, es iſt nicht! Wenn's aber doch wäre? Wehe dir, wenn's nachgezählt worden wäre! wenn's dir vorgezählt würde dieſe Nacht noch! — Warum ſchaudert mir ſo durch die Knochen? — Sterben! warum packt mich das Wort ſo? Rechenſchaft geben dem Rächer droben über den Sternen — und wenn er gerecht iſt, Waiſen und Wittwen, Unterdrückte, Geplagte heulen zu ihm auf, und wenn er gerecht iſt? — warum haben ſie gelitten, warum haſt du über ſie triumphirt? —

Paſtor Moſer (tritt auf).

Moſer. Ihr ließt mich holen, gnädiger Herr! Ich erſtaune. Das erſtemal in meinem Leben! Habt ihr im Sinne, über die Religion zu ſpotten, oder fangt ihr an vor ihr zu zittern?

Franz. Spotten oder zittern, je nachdem du mir antworteſt. — Höre, Moſer, ich will dir zeigen, daß du ein

Narr biſt, oder die Welt für'n Narren halten willſt, und du ſollſt mir antworten. Hörſt du? Auf dein Leben ſollſt du mir antworten.

Moſer. Ihr fordert einen Höhern vor euren Richterſtuhl. Der Höhere wird euch dermaleinſt antworten.

Franz. Jetzt will ich's wiſſen, jetzt, dieſen Augenblick, damit ich nicht die ſchändliche Thorheit begehe, und im Drange der Noth den Götzen des Pöbels anrufe. Ich hab's dir oft mit Hohnlachen bey Burgunder zugeſoffen: Es iſt kein Gott! — Jetzt red' ich im Ernſte mit dir, ich ſage dir: es iſt keiner! Du ſollſt mich mit allen Waffen widerlegen, die du in deiner Gewalt haſt, aber ich blaſe ſie weg mit dem Hauch meines Mundes.

Moſer. Wenn du auch eben ſo leicht den Donner wegblaſen könnteſt, der mit zehntauſendfachem Centner-Gewicht auf deine ſtolze Seele fallen wird! Dieſer allwiſſende Gott, den du Thor und Böſewicht mitten aus ſeiner Schöpfung zernichteſt, braucht ſich nicht durch den Mund des Staubes zu rechtfertigen. Er iſt eben ſo groß in deinen Tyranneien, als irgend in einem Lächeln der ſiegenden Tugend.

Franz. Ungemein gut, Pfaffe! So gefällſt du mir.

Moſer. Ich ſtehe hier in den Angelegenheiten eines größern Herrn, und rede mit einem, der Wurm iſt wie ich, dem ich nicht gefallen will. Freylich müßt' ich Wunder thun können, wenn ich deiner halsſtarrigen Bosheit das Geſtändniß abzwingen könnte, — aber wenn deine Ueberzeugung ſo feſt iſt, warum ließeſt du mich rufen? Sage mir doch, warum ließeſt du mich in der Mitternacht rufen?

Franz. Weil ich lange Weile habe, und eben am Schachbrett keinen Geſchmack finde. Ich will mir einen Spaß machen, mich mit Pfaffen herumzubeißen. Mit dem leeren

Schrecken wirſt du meinen Muth nicht entmannen. Ich weiß wol, daß derjenige auf Ewigkeit hofft, der hier zu kurz gekommen iſt: aber er wird garſtig betrogen. Ich hab's immer geleſen, daß unſer Weſen nichts iſt, als Sprung des Geblüts, und mit dem letzten Blutstropfen zerrinnt auch Geiſt und Gedanke. Er macht alle Schwachheiten des Körpers mit, wird er nicht auch aufhören bey ſeiner Zerſtörung? nicht bey ſeiner Fäulung verdampfen? Laß einen Waſſertropfen in deinem Gehirne verirren, und dein Leben macht eine plözliche Pauſe, die zunächſt an das Nichtſeyn grenzt, und ihre Fortdauer iſt der Tod. Empfindung iſt Schwingung einiger Saiten, und das zerſchlagene Klavier tönet nicht mehr. Wenn ich meine ſieben Schlöſſer ſchleifen laſſe, wenn ich dieſe Venus zerſchlage, ſo iſt's Symmetrie und Schönheit geweſen. Siehe da! das iſt eure unſterbliche Seele!

Moſer. Das iſt die Philoſophie eurer Verzweiflung. Aber euer eigenes Herz, das bey dieſen Beweiſen ängſtlich bebend wider eure Rippen ſchlägt, ſtraft euch Lügen. Dieſe Spinnweben von Syſtemen zerreißt das einzige Wort: du mußt ſterben! — Ich fordere euch auf, das ſoll die Probe ſeyn, wenn ihr im Tode annoch feſt ſteht, wenn euch eure Grundſätze auch da nicht im Stiche laſſen, ſo ſollt ihr gewonnen haben; wenn euch im Tode nur der mindeſte Schauer anwandelt, wehe euch dann! ihr habt euch betrogen.

Franz (verwirrt). Wenn mich im Tode ein Schauer anwandelt?

Moſer. Ich habe wol mehr ſolche Elende geſehen, die bis hieher der Wahrheit Rieſentroz boten, aber im Tode ſelbſt flattert die Täuſchung dahin. Ich will an eurem Bette ſtehn, wenn ihr ſterbet — ich möchte ſo gar gern einen Tyrannen ſehen dahinfahren — ich will dabey ſtehn, und euch ſtarr in's Auge faſſen, wenn der Arzt eure kalte naſſe Hand ergreift, und den verloren ſchleichenden Puls kaum mehr finden kann, und aufſchaut, und mit jenem ſchrecklichen Achſelzucken zu euch ſpricht: menſchliche Hülfe iſt umſonſt! Hütet euch dann, o hütet euch ja, daß ihr da ausſeht, wie Richard und Nero!

Franz. Nein, nein!

Moſer. Auch dieſes Nein wird dann zu einem heulenden Ja — Ein inneres Tribunal, das ihr nimmermehr durch ſkeptiſche Grübeleyen beſtechen könnt, wird jetzt erwachen, und Gericht über euch halten. Aber es wird ein Erwachen ſeyn, wie des Lebendigbegrabenen im Bauche des Kirchhof's; es wird ein Unwille ſeyn, wie des Selbſtmörders, wenn er den tödtlichen Streich ſchon gethan hat und bereut; es wird ein Blitz ſeyn, der die Mitternacht eures Lebens zumal überflammt; es wird Ein Blick ſeyn, und wenn ihr da noch feſt ſteht, ſo ſollt ihr gewonnen haben!

Franz (unruhig im Zimmer auf- und abgehend). Pfaffengewäſche, Pfaffengewäſche!

Moſer. Jetzt zum erſtenmal werden die Schwerter einer Ewigkeit durch eure Seele ſchneiden, und jetzt zum erſtenmal zu ſpät. — Der Gedanke Gott weckt einen fürchterlichen Nachbar auf, ſein Name heißt Richter. Sehet, Moor, ihr habt das Leben von Tauſenden an der Spitze eures Fingers, und von dieſen Tauſenden habt ihr neunhundert neun und neunzig elend gemacht. Euch fehlt zu einem Nero nur das römiſche Reich, und nur Peru zu einem Pizarro. Nun, glaubt ihr wol, Gott werde es zugeben, daß ein einziger Menſch in ſeiner Welt wie ein Wüthrich hauſe, und das Oberſte zu unterſt kehre? Glaubt ihr wol, dieſe neunhundert und neun und neunzig ſeyen nur zum Verderben, nur zu Puppen eures ſataniſchen Spieles da? O glaubt das nicht! Er wird jede Minute, die ihr ihnen getödtet, jede Freude, die ihr ihnen vergiftet, jede Vollkommenheit, die ihr ihnen verſperrt habt, von euch fordern dereinſt, und wenn ihr darauf antwortet, Moor, ſo ſollt ihr gewonnen haben.

Franz. Nichts mehr, kein Wort mehr! Willſt du, daß ich deinen ſchwarzlebrigen Grillen zu Gebote ſtehe?

Moſer. Sehet zu, das Schickſal der Menſchen ſteht unter ſich in fürchterlich ſchönem Gleichgewicht. Die Wagſchale dieſes Lebens ſinkend wird hochſteigen in jenem, ſteigend in dieſem, wird in jenem zu Boden fallen. Aber was hier zeitliches Leiden war, wird dort ewiger Triumph; was hier endlicher Triumph war, wird dort ewige unendliche Verzweiflung.

Franz (wild auf ihn losgehend). Daß dich der Donner ſtumm mache, Lügengeiſt du! Ich will dir die verfluchte Zunge aus dem Munde reißen!

Moſer. Fühlt ihr die Laſt der Wahrheit ſo früh? Ich habe ja noch nichts von Beweiſen geſagt. Laßt mich nur erſt zu den Beweiſen —

Franz. Schweig, geh' in die Hölle mit deinen Beweiſen! zernichtet wird die Seele, ſag' ich dir, und ſollſt mir nicht darauf antworten!

Moſer. Darum winſeln auch die Geiſter des Abgrunds, aber der im Himmel ſchüttelt das Haupt. Meint ihr dem Arm des Vergelters im öden Reich des Nichts zu entlaufen? Und führet ihr gen Himmel, ſo iſt er da! und bettetet ihr euch in der Hölle, ſo iſt er wieder da! und ſprächet ihr zu der Nacht: verhülle mich! und zu der Finſterniß: birg' mich! ſo muß die Finſterniß leuchten um euch, und um den Verdammten die Mitternacht tagen — aber euer unſterblicher Geiſt ſträubt ſich unter dem Wort, und ſiegt über den blinden Gedanken.

Franz. Ich will aber nicht unſterblich ſeyn — ſey es, wer da will, ich will's nicht hindern. Ich will ihn zwingen, daß er mich zernichte, ich will ihn zur Wuth reizen, daß er mich in der Wuth zernichte. Sage mir, was iſt die größte Sünde, und die ihn am grimmigſten aufbringt?

Moſer. Ich kenne nur zwei. Aber ſie werden nicht von Menſchen begangen, auch ahnen ſie Menſchen nicht.

Franz. Dieſe zwei! —

Moſer (ſehr bedeutend). Vatermord heißt die eine, Brudermord die andere — Was macht euch auf einmal ſo bleich?

Franz. Was Alter? Stehſt du mit dem Himmel oder mit der Hölle im Bündniß? Wer hat dir das geſagt?

Moſer. Wehe dem, der ſie beyde auf dem Herzen hat! Ihm wäre beſſer, daß er nie geboren wäre! Aber ſeyd ruhig, ihr habt weder Vater noch Bruder mehr!

Franz. Ha! — was, du kennſt keine drüber? Beſinne dich nochmals — Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammniß ſchwebt auf dem Laut deines Mundes — keine einzige drüber?

Moſer. Keine einzige drüber.

Franz (fällt in einen Stuhl). Zernichtung! Zernichtung!

Moſer. Freut euch, freut euch doch! preiſ't euch doch glücklich! — Bey allen euern Greueln ſeyd ihr noch ein Heiliger gegen den Vatermörder. Der Fluch, der euch trifft, iſt gegen den, der auf dieſen lauert, ein Geſang der Liebe — die Vergeltung —

Franz (aufgeſprungen). Geh in tauſend Grüfte, du Eule!

wer hieß dich hieher kommen? Geh, ſag' ich, oder ich ſtoße dich durch und durch!

Moſer. Kann das Pfaffengewäſche ſo einen Philoſophen in Harniſch jagen? Blaſt es doch weg mit dem Hauch eures Mundes! (geht ab).

Franz (wirft ſich in ſeinem Seſſel herum in ſchrecklichen Bewegungen, tiefe Pauſe).

Ein Bedienter (eilig).

Bedienter. Amalia iſt entſprungen, der Graf iſt plötzlich verſchwunden.

Daniel (kommt ängſtlich).

Daniel. Gnädiger Herr, jagt ein Trupp feuriger Reiter die Steig' herab, ſchreyen Mordjo, Mordjo — das ganze Dorf in Allarm.

Franz. Geh, laß alle Glocken zuſammenläuten, alles ſoll in die Kirche — auf die Knie fallen alles — beten für mich — alle Gefangene ſollen los ſeyn und ledig, ich will den Armen alles doppelt und dreyfach wiedergeben, ich will — ſo geh doch — ſo ruf doch den Beichtvater, daß er mir meine Sünden hinwegſegne — Biſt du noch nicht fort? (Das Getümmel wird hörbarer).

Daniel. Gott verzeih' mir meine ſchwere Sünde! Wie ſoll ich das wieder reimen? Ihr habt ja immer das liebe Gebet über alle Häuſer hinausgeworfen, habt mir ſo manche Poſtill' und Bibelbuch an den Kopf gejagt, wenn ihr mich ob dem Beten ertapptet —

Franz. Nichts mehr davon — Sterben! ſiehſt du? Sterben! — Es wird zu ſpät (man hört Schweizern toben). Bete doch! Bete!

Daniel. Ich ſagt's euch immer — ihr verachtet das liebe Gebet ſo — aber gebt acht, gebt acht! wenn die Noth an Mann geht, wenn euch das Waſſer an die Seele geht, ihr werdet alle Schätze der Welt um ein chriſtliches Seufzerlein geben — Seht ihr's? Ihr verſchimpftet mich! Da habt ihr's nun! Seht ihr's?

Franz (umarmt ihn ungeſtüm). Verzeih', lieber, goldner Perlendaniel, verzeih' — ich will dich kleiden von Fuß auf — ſo bete doch — ich will dich zum Hochzeiter machen — ich will — ſo bete doch — ich beſchwöre dich — auf den Knien beſchwör' ich dich — In's T—ls Namen! ſo bet' doch. (Tumult auf den Straßen, Geſchrey — Gepolter —)

Schweizer (auf der Gaſſe). Stürmt! Schlagt todt! Brecht ein! Ich ſehe Licht! dort muß er ſeyn.

Franz (auf den Knien). Höre mich beten, Gott im Himmel! — Es iſt das erſtemal — ſoll auch gewiß nimmer geſchehen — Erhöre mich, Gott im Himmel!

Daniel. Mein doch! Was treibt ihr? Das iſt ja gottlos gebetet.

Volksauflauf.

Volk. Diebe! Mörder! wer lärmt ſo gräßlich in dieſer Mitternachtsſtunde!

Schweizer (immer auf der Gaſſe). Schlag' ſie zurück, Kamerad — der Teufel iſt's, und will euern Herrn holen — Wo iſt der Schwarz mit ſeinem Haufen? — Poſtir' dich um's Schloß, Grimm — Lauf Sturm wider die Ringmauer!

Grimm. Holt ihr Feuerbrände — wir hinauf oder er herunter — Ich will Feuer in ſeine Säle ſchmeißen.

Franz (betet). Ich bin kein gemeiner Mörder geweſen, mein Herrgott — hab' mich nie mit Kleinigkeiten abgegeben, mein Herrgott —

Daniel. Gott ſey uns gnädig! Auch ſeine Gebete werden zu Sünden. (Es fliegen Steine und Feuerbrände. Die Scheiben fallen. Das Schloß brennt.)

Franz. Ich kann nicht beten — hier, hier! (Auf Bruſt und Stirn ſchlagend). Alles ſo öde — ſo verdorrt (ſteht auf). Nein, ich will auch nicht beten — dieſen Sieg ſoll der Himmel nicht haben, dieſen Spott mir nicht anthun die Hölle —

Daniel. Jeſus Maria! helft — rettet — das ganze Schloß ſteht in Flammen!

Franz. Hier, nimm dieſen Degen. Hurtig. Jag' mir ihn hinterrücks in den Bauch, daß nicht dieſe Buben kommen und treiben ihren Spott mit mir. (Das Feuer nimmt überhand).

Daniel. Bewahre! Bewahre! Ich mag niemand zu früh in den Himmel fördern, viel weniger zu früh (er entrinnt).

Franz (ihm graß nachſtierend, nach einer Pauſe).

In die Hölle, wollteſt du ſagen — Wirklich! ich wittere ſo etwas — (wahnſinnig). Sind das ihre hellen Triller? hör' ich euch ziſchen, ihr Nattern des Abgrundes? — Sie dringen herauf — belagern die Thür — warum zag' ich ſo vor dieſer bohrenden Spitze? — die Thür kracht — ſtürzt — unentrinnbar — Ha! ſo erbarme du dich meiner! (er reißt ſeine goldene Hutſchnur ab, und erdroſſelt ſich).

Schweizer (mit ſeinen Leuten).

Schweizer. Mordkanaille, wo biſt du? — Saht ihr, wie ſie flohen? — hat er ſo wenig Freunde! — Wohin hat ſich die Beſtie verkrochen?

Grimm (ſtößt an die Leiche). Halt! was liegt hier im Wege? Zündet hieher —

Schwarz. Er hat das Prävenire geſpielt. Steckt eure Schwerter ein, hier liegt er wie eine Katze verreckt.

Schweizer. Todt! was? todt? ohne mich todt? — Erlogen, ſag' ich — Seht acht, wie hurtig er auf die Beine ſpringt? (rüttelt ihn). Heh du! Es gibt einen Vater zu ermorden.

Grimm. Gib dir keine Mühe. Er iſt mauſetodt.

Schweizer (tritt von ihm weg). Ja! Er freut ſich nicht — Er iſt mauſetodt — Geht zurück, und ſagt meinem Hauptmann: Er iſt mauſetodt — mich ſieht er nicht wieder. (Schießt ſich vor die Stirn).

Zweyte Scene.

Der Schauplatz wie in der lezten Scene des vorigen Akts.

Der alte Moor (auf einem Stein ſizend). **Räuber Moor** (gegenüber). **Räuber** (hin und her im Walde).

R. Moor. Er kommt nicht! (Stoßt mit dem Dolch auf einen Stein, daß es Funken gibt).

D. a. Moor. Verzeihung ſey ſeine Strafe — meine Rache verdoppelte Liebe.

R. Moor. Nein, bey meiner grimmigen Seele! das ſoll nicht ſeyn. Ich will's nicht haben. Die große Schandthat ſoll er mit ſich in die Ewigkeit hinüber ſchleppen! — Wofür hab' ich ihn denn umgebracht?

D. a. Moor (in Thränen ausbrechend). O mein Kind!

R. Moor. Was? — du weinſt um ihn — an dieſem Thurme?

D. a. Moor. Erbarmung! o Erbarmung! (heftig die Hände ringend). Jezt — jezt wird mein Kind gerichtet!

R. Moor (erſchroken). Welches?

D. a. Moor. Ha! was iſt das für eine Frage?

R. Moor. Nichts! Nichts!

D. a. Moor. Biſt du kommen, Hohngelächter anzuſtimmen über meinen Jammer?

R. Moor. Verrätheriſches Gewiſſen! — Merket nicht auf meine Rede!

D. a. Moor. Ja, ich habe einen Sohn gequält, und ein Sohn mußte mich wieder quälen, das iſt Gottes Finger. — O mein Karl! mein Karl! wenn du um mich ſchwebſt, im Gewand des Friedens! Vergib mir! O vergib mir!

R. Moor (ſchnell). Er vergibt euch. (Betroffen). Wenn er's werth iſt, euer Sohn zu heißen — Er muß euch vergeben.

D. a. Moor. Ha! Er war zu herrlich für mich — Aber ich will ihm entgegen mit meinen Thränen, meinen ſchlafloſen Nächten, meinen quälenden Träumen, ſeine Knie will ich umfaſſen — rufen — laut rufen: Ich habe geſündigt im Himmel und vor dir. Ich bin nicht werth, daß du mich Vater nennſt.

R. Moor (ſehr gerührt). Er war euch lieb, euer anderer Sohn?

D. a. Moor. Du weißt es, o Himmel. Warum ließ ich mich doch durch die Ränke eines böſen Sohnes bethören? Ein geprieſener Vater ging ich einher unter den Vätern der Menſchen. Schön um mich blühten meine Kinder voll Hoffnung. Aber — o der unglückſeligen Stunde! — der böſe Geiſt fuhr in das Herz meines zweyten, ich traute der Schlange — verloren meine Kinder beyde. (Verhüllt ſich das Geſicht).

R. Moor (geht weit von ihm weg). Ewig verloren!

D. a. Moor. O, ich fühle es tief, was mir Amalia ſagte, der Geiſt der Rache ſprach aus ihrem Munde. Vergebens ausſtrecken deine ſterbenden Hände wirſt du nach einem Sohn, vergebens wähnen zu umfaſſen die warme Hand deines Karls, der nimmermehr an deinem Bette ſteht —

R. Moor (reicht ihm die Hand mit abgewandtem Geſicht).

D. a. Moor. Wär'ſt du meines Karls Hand! — Aber er liegt fern im engen Hauſe, ſchläft ſchon den eiſernen Schlaf, höret nimmer die Stimme meines Jammers — Weh mir! Sterben in den Armen eines Fremdlings — Kein Sohn mehr — kein Sohn mehr, der mir die Augen zudrücken könnte —

R. Moor (in der heftigſten Bewegung). Jetzt muß es ſeyn — jetzt — Verlaßt mich (zu den Räubern). Und doch — kann ich ihm denn ſeinen Sohn wieder ſchenken? — Ich kann ihm ſeinen Sohn doch nicht mehr ſchenken — Nein! Ich will's nicht thun.

D. a. Moor. Wie Freund? Was haſt du da gemurmelt?

R. Moor. Dein Sohn — ja, alter Mann — (ſtammelnd) dein Sohn — iſt — ewig verloren.

D. a. Moor. Ewig?

R. Moor (in der fürchterlichſten Beklemmung gen Himmel ſehend). O nur diesmal — Laß meine Seele nicht matt werden — nur diesmal halte mich aufrecht!

D. a. Moor. Ewig, ſagſt du?

R. Moor. Frage nichts weiter! Ewig, ſagt' ich.

D. a. Moor. Fremdling! Fremdling! Warum zogſt du mich aus dem Thurme?

R. Moor. Und wie? — Wenn ich jetzt ſeinen Segen wegbaſchte — haſchte, wie ein Dieb, und mich davon ſchliche mit der göttlichen Beute? — Vaterſegen, ſagt man, geht niemals verloren.

D. a. Moor. Auch mein Franz verloren? —

R. Moor (kniet vor ihm nieder). Ich zerbrach die Riegel deines Thurms — Gib mir deinen Segen!

D. a. Moor (mit Schmerz). Daß du den Sohn vertilgen mußteſt, Retter des Vaters! — Siehe, die Gottheit ermüdet nicht im Erbarmen, und wir armſeligen Würmer gehen ſchlafen mit unſerm Groll (legt ſeine Hand auf des Räubers Haupt). Sey ſo glücklich, als du dich erbarmeſt!

R. Moor (wehmüthig aufſtehend). O — wo iſt meine Mannheit? Meine Sehnen werden ſchlapp, der Dolch ſinkt aus meinen Händen.

D. a. Moor. Wie köſtlich iſt's, wenn Brüder einträchtig beyſammen wohnen, wie der Thau, der vom Hermon fällt auf die Berge Zion — Lern' dieſe Wolluſt verdienen, junger Mann, und die Engel des Himmels werden ſich ſonnen in deiner Glorie. Deine Weisheit ſey die Weisheit der grauen Haare, aber dein Herz — dein Herz ſey das Herz der unſchuldigen Kindheit.

R. Moor. O einen Vorſchmack dieſer Wolluſt! Küſſe mich, göttlicher Greis!

D. a. Moor (küßt ihn). Denk', es ſey Vaterskuß, ſo will ich denken, ich küſſe meinen Sohn — du kannſt auch weinen?

R. Moor. Ich dachte, es ſey Vaterskuß! — Wehe mir, wenn ſie ihn jetzt brächten?

(Schweizers Gefährten treten auf im ſtummen Trauerzug, mit geſenkten Häuptern, und verhüllten Geſichtern).

R. Moor. Himmel! (tritt ſcheu zurück, und ſucht ſich zu verbergen. Sie ziehen an ihm vorüber. Er ſieht weg von ihnen. Tiefe Pauſe. Sie halten.)

Grimm (mit geſenktem Ton). Mein Hauptmann! (R. Moor antwortet nicht, und tritt weiter zurück.)

Schwarz. Theurer Hauptmann! (Räuber Moor weicht weiter zurück.)

Grimm. Wir ſind unſchuldig, mein Hauptmann!

R. Moor (ohne nach ihnen hinzuſchau'n). Wer ſeyd ihr?

Grimm. Du blickſt uns nicht an? Deine Getreuen.

R. Moor. Wehe euch, wenn ihr mir getreu war't!

Grimm. Das letzte Lebewohl von deinem Knecht Schweizer — er kehrt nie wieder, dein Knecht Schweizer.

R. Moor (aufſpringend). So habt ihr ihn nicht gefunden?

Schwarz. Todt gefunden.

R. Moor (froh empor hüpfend). Habe Dank, Lenker der Dinge! — Umarmt mich, meine Kinder! — Erbarmung ſey von nun an die Loſung — Nun wär' auch das überſtanden — Alles überſtanden.

Neue Räuber. Amalia.

Räuber. Heyſa, heyſa! Ein Fang, ein ſuperber Fang!

Amalia (mit fliegenden Haaren). Die Todten, ſchreyen ſie, ſeyen erſtanden auf ſeine Stimme — mein Oheim lebendig — in dieſem Walde — Wo iſt er? Karl? Oheim! — Ha! (Stürzt auf den Alten zu.)

D. a. Moor. Amalia! Meine Tochter! Amalia! (Hält ſie in ſeinen Armen gepreßt.)

R. Moor (zurückſpringend). Wer bringt dies Bild vor meine Augen?

Amalia (entſpringt dem Alten, ſpringt auf den Räuber zu, und umſchlingt ihn entzückt). Ich hab' ihn, o ihr Sterne! Ich hab' ihn! —

R. Moor (ſich losreißend, zu den Räubern). Brecht auf, ihr! Der Erzfeind hat mich verrathen!

Amalia. Bräutigam, Bräutigam, du raſeſt! Ha! Vor Entzückung! Warum bin ich auch ſo fühllos, mitten im Wonnewirbel ſo kalt?

D. a. Moor (ſich aufraffend). Bräutigam? Tochter! Tochter! Ein Bräutigam?

Amalia. Ewig ſein! Ewig, ewig, ewig mein! — Oh ihr Mächte des Himmels! Entlaſtet mich dieſer tödtlichen Wolluſt, daß ich nicht unter der Bürde vergehe!

R. Moor. Reißt ſie von meinem Halſe! Tödtet ſie! Tödtet ihn! mich! euch! Alles! Die ganze Welt geh' zu Grunde! (Er will davon).

Amalia. Wohin? was? Liebe! Ewigkeit! Wonne! Unendlichkeit, und du fliehſt?

R. Moor. Weg, weg! — Unglückſeligſte der Bräute! — Schau ſelbſt, frage ſelbſt, höre! — Unglückſeligſter der Väter! Laß mich immer ewig davon rennen!

Amalia. Haltet mich! Um Gottes willen, haltet mich! — Es wird mir ſo Nacht vor den Augen — Er flieht!

R. Moor. Zu ſpät! Vergebens! Dein Fluch, Vater! — frage mich nichts mehr! — ich bin, ich habe — dein Fluch — dein vermeinter Fluch! — Wer hat mich hergelockt? (Mit gezogenem Degen auf die Räuber losgehend). Wer von euch hat mich hieher gelockt, ihr Kreaturen des Abgrunds? So vergeh' denn, Amalia! — Stirb, Vater! Stirb durch mich zum drittenmal! — Dieſe, deine Retter, ſind Räuber und Mörder! Dein Karl iſt ihr Hauptmann! (Der alte Moor gibt ſeinen Geiſt auf).

Amalia (ſteht ſtumm und ſtarr wie eine Bildſäule. Die ganze Bande in fürchterlicher Pauſe).

R. Moor (wider eine Eiche rennend). Die Seelen derer, die ich erdroſſelte im Taumel der Liebe — derer, die ich zerſchmetterte im heiligen Schlaf, derer, — hahaha! Hört ihr den Pulverthurm knallen über der Kreiſenden Stühlen? Seht ihr die Flammen ſchlagen an die Wiegen der Säuglinge? Das iſt Brautfackel, das iſt Hochzeitmuſik — oh, er vergißt nicht, er weiß zu knüpfen — darum von mir die Wonne der Liebe! darum mir zur Folter die Liebe! das iſt Vergeltung!

Amalia. Es iſt wahr! Herrſcher im Himmel! Es iſt wahr! — Was hab' ich gethan, ich unſchuldiges Lamm? Ich habe dieſen geliebt!

R. Moor. Das iſt mehr, als ein Mann erduldet. Hab' ich doch den Tod aus mehr denn tauſend Röhren auf mich zupfeiſen gehört, und bin ihm keinen Fußbreit gewichen, ſoll ich jetzt erſt lernen beben, wie ein Weib? beben vor einem Weib? — Nein, ein Weib erſchüttert meine Mannheit nicht — Blut, Blut! Es iſt nur ein Anſtoß vom Weibe — Blut muß ich ſaufen, es wird vorübergehen. (Er will davon fliehn).

Amalia (fällt ihm in die Arme). Mörder! Teufel! Ich kann dich Engel nicht laſſen.

R. Moor (ſchleudert ſie von ſich). Fort, falſche Schlange, du willſt einen Raſenden höhnen, aber ich poche dem Tyrannen-Verhängniß — was, du weinſt? Oh ihr loſen boshaften Geſtirne! Sie thut, als ob ſie weine, als ob um mich eine Seele weine! (Amalia fällt ihm um den Hals). Ha, was iſt das? Sie ſpeyt mich nicht an, ſtößt mich nicht von ſich — Amalia! Haſt du vergeſſen? Weißt du auch, wen du umarmeſt, Amalia?

Amalia. Einziger, Unzertrennlicher!

R. Moor (aufſpringend in ekſtatiſcher Wonne). Sie verzeiht mir, ſie liebt mich! Rein bin ich, wie der Aether des Himmels, ſie liebt mich! — Weinenden Dank dir, Erbarmer im Himmel! (Er fällt auf die Knie und weint heftig). Der Friede meiner Seele iſt wiedergekommen, die Qual hat ausgetobt, die Hölle iſt nicht mehr — Sieh, o ſieh, die Kinder des Lichts weinen am Halſe der weinenden Teufel — (aufſtehend zu den Räubern). So weinet doch auch! Weinet, weinet, ihr ſeyd ja ſo glücklich — O Amalia! Amalia! Amalia! (Er hängt an ihrem Munde, ſie bleiben in ſtummer Umarmung).

Ein Räuber (grimmig hervortretend). Halt ein, Verräther! — Gleich laß dieſen Arm fahren — oder ich will dir ein Wort ſagen, daß dir die Ohren gellen, und deine Zähne vor Entſetzen klappern! (Streckt das Schwert zwiſchen beide).

Ein alter Räuber. Denk' an die böhmiſchen Wälder! Hörſt du, zagſt du? — An die böhmiſchen Wälder ſollſt du denken! Treuloſer, wo ſind deine Schwüre? Vergißt man Wunden ſo bald? da wir Glück, Ehre und Leben in die Schanze ſchlugen für dich? Da wir dir ſtanden wie Mauern, auffingen wie Schilder die Hiebe, die deinem Leben galten, — hubſt du da nicht deine Hand zum eiſernen Eid auf, ſchwurſt, uns nie zu verlaſſen, wie wir dich nicht verlaſſen haben? — Ehrloſer! Treuvergeſſner! Und du willſt abfallen, wenn eine Metze greint?

Ein dritter Räuber. Pfui über den Meineid! Der Geiſt des geopferten Rollers, den du zum Zeugen aus dem Todtenreich zwangſt, wird erröthen über deine Feigheit, und gewaffnet aus ſeinem Grabe ſteigen, dich zu züchtigen.

Die Räuber (durcheinander, reißen ihre Kleider auf). Schau her, ſchau! Kennſt du dieſe Narben? du biſt unſer! Mit unſerm Herzblut haben wir dich zum Leibeigenen angekauft, unſer biſt du, und wenn der Erzengel Michael mit dem Moloch ins Handgemenge kommen ſollte! — Marſch mit uns, Opfer um Opfer! Amalia für die Bande!

R. Moor (läßt ihre Hand fahren). Es iſt aus! — Ich wollte umkehren und zu meinem Vater gehn, aber der im Himmel ſprach, es ſoll nicht ſeyn. (Kalt.) Blöder Thor ich, warum wollt' ich es auch? Kann denn ein großer Sünder noch umkehren? Ein großer Sünder kann nimmermehr umkehren, das hätt' ich längſt wiſſen können — Sey ruhig, ich bitte dich, ſey ruhig! ſo iſt's ja auch recht — Ich habe nicht gewollt, da Er mich ſuchte; jetzt, da ich Ihn ſuche, will Er nicht; was iſt billiger? — Rolle doch deine Augen nicht ſo — Er bedarf ja meiner nicht. Hat Er nicht Geſchöpfe die Fülle, Einen kann er ſo leicht miſſen, und dieſer Eine bin nun ich. — Kommt, Kameraden!

Amalia (reißt ihn zurück). Halt, halt! Einen Stoß! einen Todesſtoß! Neu verlaſſen! Zieh' dein Schwert, und erbarme dich!

R. Moor. Das Erbarmen iſt zu Bären geflohen, — ich tödte dich nicht!

Amalia (ſeine Knie umfaſſend). Oh, um Gotteswillen, um aller Erbarmungen willen! Ich will ja nicht Liebe mehr, weiß ja wol, daß droben unſre Sterne feindlich von einander fliehen, — Tod iſt meine Bitte nur. — Verlaſſen, verlaſſen! Nimm es ganz in ſeiner entſetzlichen Fülle, verlaſſen! Ich kann's nicht überdulden. Du ſiehſt ja, das kann kein Weib überdulden. Tod iſt meine Bitte nur! Sieh, meine Hand zittert! Ich habe das Herz nicht, zu ſtoßen. Mir bangt vor der blitzenden Schneide — dir iſt's ja ſo leicht, ſo leicht, biſt ja Meiſter im Morden, zieh' dein Schwert, und ich bin glücklich!

R. Moor. Willſt du allein glücklich ſeyn? Fort, ich tödte kein Weib!

Amalia. Ha, Würger! du kannſt nur die Glücklichen tödten, die Lebensſatten gehſt du vorüber! (Kriecht zu den Räubern.) So erbarmet euch meiner, ihr Schüler des Henkers! — Es iſt ein ſo blutdürſtiges Mitleid in euern Blicken, das dem Elenden Troſt iſt — euer Meiſter iſt ein eitler feigherziger Prahler.

R. Moor. Weib, was ſagſt du? (Die Räuber wenden ſich ab.)

Amalia. Kein Freund? Auch unter dieſen nicht ein Freund? (Sie ſteht auf.) Nun denn, ſo lehre mich Dido ſterben! (Sie will gehen, ein Räuber zielt.)

R. Moor. Halt! Wag' es — Moors Geliebte ſoll nur durch Moor ſterben! (Er ermordet ſie.)

Die Räuber. Hauptmann, Hauptmann! Was machſt du? Biſt du wahnſinnig worden?

R. Moor (auf den Leichnam mit ſtarrem Blick). Sie iſt getroffen! Dies Zucken noch, und dann wird's vorbey ſeyn — Nun, ſeht doch! Habt ihr noch was zu fordern? Ihr opfertet mir ein Leben auf, ein Leben, das ſchon nicht mehr euer war, ein Leben voll Abſcheulichkeit und Schande — Ich hab' euch einen Engel geſchlachtet. Wie, ſeht doch recht her! Seyd ihr nunmehr zufrieden?

Grimm. Du haſt deine Schuld mit Wucher bezahlt. Du haſt gethan, was kein Mann würde für ſeine Ehre thun. Komm jetzt weiter!

R. Moor. Sagſt du das? Nicht wahr, das Leben einer Heiligen um das Leben der Schelme, es iſt ungleicher

Tauſch? — O ich ſage euch, wenn Jeder unter euch aufs Blutgerüſte ginge, und ſich ein Stück Fleiſch nach dem andern mit glühender Zange abzwicken lieſſe, daß die Marter eilf Sommertage dauerte, es wiegte dieſe Thränen nicht auf. (Mit bitterm Gelächter.) Die Narben, die böhmiſchen Wälder! Ja, ja! Dies müßte freilich bezahlt werden.

Schwarz. Sey ruhig, Hauptmann! Komm mit uns, der Anblick iſt nicht für dich. Führe uns weiter!

R. Moor. Halt — Noch ein Wort, eh' wir weiter gehn — Merket auf, ihr ſchadenfrohen Schergen meines barbariſchen Winks — Ich höre von dieſem *Nun* an auf, euer Hauptmann zu ſeyn — Mit Scham und Grauen leg' ich hier dieſen blutigen Stab nieder, worunter zu freveln ihr euch berechtigt wähntet, und mit Werken der Finſterniß dies himmliſche Licht zu beſudeln — Gehet hin zur Rechten und Linken — Wir wollen ewig niemals gemeine Sache machen.

Räuber. Ha, Muthloſer! Wo ſind deine hochfliegenden Plane? Sind's Seifenblaſen geweſen, die beym Hauch eines Weibes zerplatzen?

R. Moor. O über mich Narren, der ich wähnte, die Welt durch Greuel zu verſchönern, und die Geſetze durch Geſetzloſigkeit aufrecht zu halten! Ich nannte es Rache und Recht — Ich maßte mich an, o Vorſicht, die Scharten deines Schwerts auszuwetzen und deine Partheilichkeiten gut zu machen — aber — o eitle Kinderey — da ſteh' ich am Rande eines entſetzlichen Lebens, und erfahre nun mit Zähnklappern und Heulen, daß *zwey Menſchen, wie ich, den ganzen Bau der ſittlichen Welt zu Grunde richten würden*. Gnade — Gnade dem Knaben, der *Dir* vorgreifen wollte — *Dein* eigen allein iſt die Rache.

Du bedarfſt nicht des Menſchen Hand. Freylich ſteht's nun in meiner Macht nicht mehr, die Vergangenheit einzuholen — Schon bleibt verdorben, was verdorben iſt — Was ich geſtürzt habe, ſteht ewig niemals mehr auf — Aber noch blieb mir etwas übrig, womit ich die beleidigten Geſetze verſöhnen, und die mißhandelte Ordnung wiederum heilen kann. Sie bedarf eines Opfers — eines Opfers, das ihre unverletzbare Majeſtät vor der ganzen Menſchheit entfaltet — dieſes Opfer bin ich ſelbſt. Ich ſelbſt muß für ſie des Todes ſterben.

Räuber. Nehmt ihm den Degen weg — Er will ſich umbringen.

R. Moor. Thoren ihr! Zu ewiger Blindheit verdammt! Meint ihr wol gar, eine Todſünde werde das Aequivalent gegen Todſünden ſeyn? Meint ihr, die Harmonie der Welt werde durch dieſen gottloſen Mißlaut gewinnen? (Wirft ihnen ſeine Waffen verächtlich vor die Füße). Er ſoll mich lebendig haben. Ich gehe, mich ſelbſt in die Hände der Juſtiz zu überliefern.

Räuber. Legt ihn an Ketten! Er iſt raſend worden.

R. Moor. Nicht, als ob ich zweifelte, ſie werde mich zeitig genung finden, wenn die obern Mächte es ſo wollen. Aber ſie möchte mich im Schlaf überrumpeln, oder auf der Flucht ereilen, oder mit Zwang und Schwert umarmen, und dann wäre mir auch das einzige Verdienſt entwiſcht, daß ich mit Willen für ſie geſtorben bin. Was ſoll ich, gleich einem Diebe, ein Leben länger verheimlichen, das mir ſchon lange im Rathe der himmliſchen Wächter genommen iſt?

Räuber. Laßt ihn hinfahren! Es iſt die Groß-Mann-Sucht. Er will ſein Leben an eitle Bewunderung ſetzen

K. Moor. Man könnte mich darum bewundern. (Nach einigem Nachſinnen). Ich erinnere mich, einen armen Schelm geſprochen zu haben, als ich herüberkam, der im Tagelohn arbeitet und eilf lebendige Kinder hat — Man hat tauſend Louisdore geboten, wer den großen Räuber lebendig liefert. Dem Mann kann geholfen werden. (Er geht ab).

Friedrich von Schillers
ſämmtliche Werke.

Zweiter Band.

Mit Königl. Sächſiſchen und Königl. Weſtphäliſchen allergnädigſten Privilegien gegen den Nachdruck und Verkauf der Nachdrucke.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1812.

[illegible]

Inhalt.

Die Verſchwörung des Fiesko . . . . Seite 1

Kabale und Liebe . . . . — 191

Ueber das gegenwärtige deutſche Theater. . . . — 366

Der Spaziergang unter den Linden . . . . . . — 375

Eine großmüthige Handlung aus der neuſten Geſchichte . . . . — 386

Die Schaubühne als eine moraliſche Anſtalt betrachtet — 393

Die Verſchwörung
des
Fiesko zu Genua.
Ein
republikaniſches Trauerſpiel.

Die Geſchichte dieſer Verſchwörung habe ich vorzüglich aus des Kardinals von Retz Conjuration du Comte Jean Louis de Fiesque, der Histoire des Conjurations, der Histoire de Génes und Robertſons Geſchichte Karls V — dem 3ten Theile — gezogen. Freiheiten, welche ich mir mit den Begebenheiten herausnahm, wird der Hamburgiſche Dramaturgiſt entſchuldigen, wenn ſie mir geglückt ſind; ſind ſie das nicht, ſo will ich doch lieber meine Phantaſieen als facta verderben haben. Die wahre Kataſtrophe des Complots, worin der Graf durch einen unglücklichen Zufall am Ziele ſeiner Wünſche zu Grunde geht, mußte durchaus verändert werden, denn die Natur des Drama's duldet den Finger des Ohngefährs oder der unmittelbaren Vorſehung nicht. Es ſollte mich ſehr wundern, warum noch kein tragiſcher Dichter in dieſem Stoffe gearbeitet hat, wenn ich nicht Grund genug in eben dieſer undramatiſchen Wendung fände. Höhere Geiſter ſehen die zarten Spinnenweben einer That durch die ganze Dehnung des Weltſyſtems laufen, und vielleicht an die entlegenſten Gränzen der Zukunft und Vergangenheit anhängen — wo der Menſch nichts, als das in freien Lüften ſchwebende Faktum, ſieht. Aber der Künſtler wählt für das kurze Geſicht der Menſchheit, die er belehren will, nicht für die ſcharfſichtige Allmacht, von der er lernt.

Ich habe in meinen Räubern das Opfer einer ausſchweifenden Empfindung zum Vorwurf genommen. — Hier verſuche ich das Gegentheil, ein Opfer der Kunſt und Kabale. Aber ſo merkwürdig ſich auch das unglückliche Projekt des Fiesko in der Geſchichte gemacht hat, ſo leicht kann es doch dieſe Wirkung auf dem Schauplatz verfehlen. Wenn es wahr iſt, daß nur Empfindung Empfindung weckt, ſo müßte, däucht mich, der politiſche Held in eben dem Grade kein Subjekt für die Bühne ſeyn, in welchem er den Menſchen hintanſetzen muß, um der politiſche Held zu ſeyn. Es ſtand daher nicht bei mir, meiner Fabel jene lebendige Glut einzuhauchen, welche durch das lautere Produkt der Begeiſterung herrſcht, aber die kalte, unfruchtbare Staatsaktion aus dem menſchlichen Herzen herauszuſpinnen, und eben dadurch an das menſchliche Herz wieder anzuknüpfen — den Mann durch den ſtaatsklugen Kopf zu verwickeln — und von der erfindriſchen Intrigue Situationen für die Menſchheit zu entlehnen — das ſtand bei mir. Mein Verhältniß mit der bürgerlichen Welt machte mich auch mit dem Herzen bekannter, als mit dem Kabinet, und vielleicht iſt eben dieſe politiſche Schwäche zu einer poetiſchen Tugend geworden.

Perſonen.

1. Andreas Doria. Doge von Genua. Ehrwürdiger Greis von 80 Jahren. Spuren von Feuer. Ein Hauptzug: Gewicht und ſtrenge befehlende Kürze.

2. Gianettino Doria. Neffe des Vorigen. Prätendent. Mann von 26 Jahren. Rauh und anſtößig in Sprache, Gang und Manieren. Bäuriſchſtolz. Die Bildung zerriſſen.

(Beide Doria tragen Scharlach)

3. Fiesko Graf von Lavagna. Haupt der Verſchwörung. Junger, ſchlanker, blühendſchöner Mann von 23 Jahren — ſtolz mit Anſtand — freundlich mit Majeſtät — höfiſchgeſchmeidig, und eben ſo tückiſch.

(Alle Nobili gehen ſchwarz. Die Tracht iſt durchaus altdeutſch.)

4. Verrina. Verſchworner Republikaner. Mann von 60 Jahren. Schwer, ernſt und düſter. Tiefe Züge.

5. Bourgognino. Verſchworner. Jüngling von 20 Jahren. Edel und angenehm. Stolz, raſch und natürlich.

6. Kalkagno. Verſchworner. Hagrer Wollüſtling. 30 Jahre. Bildung gefällig und unternehmend.

7. Sacco. Verſchworner. Mann von 45 Jahren. Gewöhnlicher Menſch.

8. Lomellino. Gianettino's Vertrauter. Ein ausgetrockneter Hofmann.

9. Zenturione.
10. Zibo. } Mißvergnügte.
11. Aſſerato.

12. Romano. Mahler.
Frey, einfach und ſtolz.

13. Muley Haſſan. Mohr von Tunis.
Ein confiſzirter Mohrenkopf. Die Phyſiognomie eine originelle Miſchung von Spitzbüberey und Laune.

14. Teutſcher der Herzoglichen Leibwache.
Ehrliche Einfalt. Handfeſte Tapferkeit.

15. 16. 17. Drei aufrühriſche Bürger.

18. Leonore, Fiesko's Gemahlinn.
Dame von 18 Jahren. Blaß und ſchmächtig. Fein und empfindſam. Sehr anziehend, aber weniger blendend. Im Geſicht ſchwärmeriſche Melancholie. Schwarze Kleidung.

19. Julia Gräfinn, Wittwe Imperiali. Doria's Schweſter. Dame von 25 Jahren. Groß und voll. Stolze Kokette. Schönheit verdorben durch Bizarrerie. Blendend und nicht gefallend. Im Geſicht ein böſer mokanter Charakter. Schwarze Kleidung.

20. Bertha, Verrina's Tochter.
Unſchuldiges Mädchen.

21. 22. Roſa, Arabella. Leonorens Kammermädchen.

Mehrere Nobili, Bürger, Teutſche, Soldaten, Bediente, Diebe. — Der Schauplatz Genua. Die Zeit 1547.

Erſter Aufzug.

Saal bei Fieſko. Man hört in der Ferne eine Tanzmuſik und den Tumult eines Balls.

Erſter Auftritt.

Leonore (maſkirt.) Roſa, Arabella (fliehen zerſtört auf die Bühne.)

Leonore (reißt die Maſke ab.) Nichts mehr! Kein Wort mehr! Es iſt am Tag. (ſie wirft ſich in einen Seſſel.) Das wirft mich nieder.

Arabella. Gnädige Frau —

Leonore (aufſtehend.) Vor meinen Augen! eine ſtadtkundige Kokette! im Angeſicht des ganzen Adels von Genua! (wehmüthig.) Roſa! Bella! und vor meinen weinenden Augen!

Roſa. Nehmen Sie die Sache für das, was ſie wirklich war — eine Galanterie —

Leonore. Galanterie? — und das emſige Wechſelſpiel ihrer Augen? Das ängſtliche Lauren auf ihre Spuren? Der lange verweilende Kuß auf ihren entblößten Arm, daß noch die Spur ſeiner Zähne im flammenrothen Fleck zurückblieb? Ha! und die ſtarre tiefe

Betäubung, worein er, gleich dem gemahlten Entzücken, verſunken ſaß, als wäre um ihn her die Welt weggeblaſen, und er allein mit dieſer Julia im ewigen Leeren? Galanterie? — gutes Ding, das noch nie geliebt hat, ſtreite mir nicht über Galanterie und Liebe!

Roſa. Deſto beſſer, Madonna! Einen Gemahl verlieren, heißt zehn Ciciſbeo Profit machen.

Leonore. Verlieren? — ein kleiner ausſetzender Puls der Empfindung und Fieſko verloren? Geh, giftige Schwätzerin — komm mir nie wieder vor die Augen! — eine unſchuldige Neckerei — vielleicht eine Galanterie? Iſt es nicht ſo, meine empfindende Bella?

Arabella. O ja! ganz zuverläßig ſo!

Leonore. (in Tiefſinn verſunken.) Daß ſie darum in ſeinem Herzen ſich wüßte? — daß hinter jedem ſeiner Gedanken ihr Name im Hinterhalt läge? — ihn anſpräche in jeder Fußtapfe der Natur? — Was iſt das? Wo gerath' ich hin? Daß ihm die ſchöne majeſtätiſche Welt nichts wäre, als der prächtige Demant, worauf nur ihr Bild — nur ihr Bild geſtochen iſt? — daß er ſie liebte? — Julien! O deinen Arm her — halte mich, Bella!

Pauſe. Die Muſik läßt ſich von neuem hören.

Leonore (aufgefahren.) Horch! War das nicht die Stimme Fieſko's, die aus dem Lärmen hervordrang? Kann er lachen, wenn ſeine Leonore im Einſamen weinet? Nicht doch, mein Kind! Es war Gianettino Doria's bäuriſche Stimme.

Arabella. Sie wars, Signora! Aber kommen Sie in ein anderes Zimmer.

Leonore. Du entfärbſt dich! Bella! du lügſt — Ich leſe in euren Augen — in den Geſichtern der Genueſer ein Etwas — ein Etwas (ſich verhüllend.) O gewiß! dieſe Genueſer wiſſen mehr, als für das Ohr einer Gattinn tauglich.

Roſa. O der alles vergröſſernden Eiferſucht!

Leonore. (ſchwermüthig ſchwärmend.) Da er noch Fiesko war — dahertrat im Pomeranzenhayn, wo wir Mädchen luſtwandeln gingen; ein blühender Apoll, verſchmolzen in den männlich ſchönen Antinous. Stolz und herrlich trat er daher, nicht anders, als wenn das Durchlauchtige Genua auf ſeinen jungen Schultern ſich wiegte; unſere Augen ſchlichen diebiſch ihm nach, und zuckten zurück, wie auf dem Kirchenraub ergriffen, wenn ſein wetterleuchtender Blick ſie traf. Ach Bella! Wie verſchlangen wir ſeine Blicke! Wie partheyiſch zählte ſie der ängſtliche Neid der Nachbarinn zu! Sie fielen unter uns wie der Goldapfel des Zanks, zärtliche Augen brannten wilder, ſanfte Buſen pochten ſtürmiſcher, Eiferſucht hatte unſere Eintracht zerriſſen.

Arabella. Ich beſinne mich. Das ganze weibliche Genua kam in Aufruhr um dieſe ſchöne Eroberung.

Leonore (begeiſtert.) Und nun Mein ihn zu nennen! Verwegenes, entſetzliches Glück! Mein Genua's größten Mann, (mit Anmuth.) der vollendet ſprang aus dem Meiſel der unerſchöpflichen Künſtlerinn, alle Größen ſeines Geſchlechts im lieblichſten Schmelze verband — Höret, Mädchen! Kann ich's nun doch nicht mehr verſchweigen! Höret, Mädchen, ich vertraue euch etwas, (geheimnißvoll.) einen Gedanken — als ich am Altar ſtand neben Fiesko — ſeine Hand in meine Hand gelegt — hatte ich den Gedanken, den zu denken dem Weibe verboten iſt: — dieſer Fiesko, deſſen Hand izt in der deinigen liegt — Dein Fiesko — aber ſtill! daß kein Mann uns belauſche, wie hoch wir uns mit dem Abfall ſeiner Vortreflichkeit brüſten — dieſer dein Fiesko — Weh euch! Wenn das Gefühl euch nicht höher wirft! — wird — Genua von ſeinen Tyrannen erlöſen!

Arabella (erſtaunt.) Und dieſe Vorſtellung kam einem Frauenzimmer am Brauttag?

Leonore. Erſtaune, Roſa! Der Braut in der Wonne des Brauttags! (lebhafter.) Ich bin ein Weib — aber ich fühle den Adel meines Bluts, kann es nicht dulden, daß dieſes Haus Doria über unſre Ahnen hinauswachſen will. Jener ſanftmüthige Andreas — es iſt eine Wolluſt, ihm gut zu ſeyn — mag immer Herzog von Genua heiſſen, — aber Gianettino iſt ſein Neffe — ſein Erbe — und Gianettino hat ein freches hochmüthiges Herz. Genua zittert vor ihm und Fiesko (in Wehmuth hinabgefallen.) Fiesko — Weinet um mich — liebt ſeine Schweſter.

Arabella. Arme, unglückliche Frau —

Leonore. Gehet jetzt, und ſehet dieſen Halbgott der Genueſer im ſchamloſen Kreis der Schwelger und Buhldirnen ſitzen, ihre Ohren mit unartigem Witze kitzeln, ihnen Mährchen von verwünſchten Prinzeſſinnen erzählen — — Das iſt Fiesko! — Ach Mädchen! Nicht Genua allein verlor ſeinen Helden — auch ich meinen Gemahl!

Roſa. Reden Sie leiſer. Man kommt durch die Gallerie.

Leonore. (zuſammenſchreckend.) Fiesko kommt. Flieht! Flieht! Mein Anblick könnte ihm einen trüben Augenblick machen. (Sie entſpringt in ein Seitenzimmer. Die Mädchen ihr nach.)

Zweiter Auftritt.

Gianettino Doria (maskirt im grünen Mantel.)
Ein Mohr. (Beyde im Geſpräch.)

Gianettino. Du haſt mich verſtanden.

Mohr. Wohl.

Gianettino. Die weiße Maske.

Mohr. Wohl.

Gianettino. Ich ſage — die weiße Maske!

Mohr. Wohl! Wohl! Wohl!

Gianettino. Hörſt du? Du kannſt ſie nur (auf ſeine Bruſt deutend.) hieher verfehlen.

Mohr: Seyd unbekümmert.

Gianettino. Und einen tüchtigen Stoß!

Mohr. Er ſoll zufrieden ſeyn.

Gianettino (hämiſch.) Daß der arme Graf nicht lange leide.

Mohr. Um Vergebung — Wie ſchwer möchte ohngefähr ſein Kopf ins Gewicht fallen?

Gianettino. Hundert Zechinen ſchwer.

Mohr (bläſt durch die Finger.) Puh! Federleicht.

Gianettino. Was brummſt du da?

Mohr. Ich ſag — es iſt eine leichte Arbeit.

Gianettino. Das iſt deine Sorge. Dieſer Menſch iſt ein Magnet. Alle unruhigen Köpfe fliegen gegen ſeine Pole. Höre Kerl! faſſe ihn ja recht.

Mohr. Aber Herr — ich muß flugs auf die That nach Venedig.

Gianettino. So nimm deinen Dank voraus (wirft ihm einen Wechſel zu.) In höchſtens drei Tag muß er kalt ſeyn. (ab)

Mohr (indem er den Wechſel vom Boden nimmt.) Das nenn' ich Kredit! Der Herr traut meiner Jaunerparole ohne Handſchrift. (ab)

Dritter Auftritt.

Kalkagno, hinter ihm **Sacco**. (Beide in ſchwarzen Mänteln.)

Kalkagno. Ich werde gewahr, daß du alle meine Schritte belauerſt.

Sacco. Und ich beobachte, daß du mir alle verbirgſt. Höre, Kalkagno, ſeit einigen Wochen arbeitet etwas auf deinem Geſichte, das nicht geradezu bloß dem Vaterlande gilt — Ich dächte, Bruder, wir beide könnten ſchon Geheimniß gegen Geheimniß tauſchen, und am Ende hätte keiner beim Schleichhandel verloren — Willſt du aufrichtig ſeyn?

Kalkagno. So ſehr, daß, wenn deine Ohren nicht Luſt haben, in meine Bruſt hinunterzuſteigen, mein Herz dir halbwegs auf meiner Zunge entgegen kommen ſoll — Ich liebe die Gräfinn Fiesko.

Sacco (tritt verwundernd zurück.) Wenigſtens das hätte ich nicht entziffert, hätte ich alle Moglichkeiten Revüe paßiren laſſen — Deine Wahl ſpannt meinen Witz auf die Folter, aber es iſt um ihn geſchehen, wenn ſie glückt.

Kalkagno. Man ſagt, ſie ſey ein Beyſpiel der ſtrengſten Tugend.

Sacco. Man lügt. Sie iſt das ganze Buch über den abgeſchmackten Text. Eins von Beiden, Kalkagno. Gieb dein Gewerb oder dein Herz auf. —

Kalkagno. Der Graf iſt ihr ungetreu. Eiferſucht iſt die abgefeimteſte Kupplerinn. Ein Anſchlag auf die Doria muß den Grafen in Athem halten, und mir im Pallaſte zu ſchaffen geben. Während er nun den Wolf aus der Hürde ſcheucht, ſoll der Marder in ſeinen Hühnerſtall fallen.

Sacco. Unverbeſſerlich, Bruder. Habe Dank. Auch mich haſt du plötzlich des Rothwerdens überhoben. Was ich mich zu denken geſchämt habe, kann ich jetzt laut vor dir ſagen. Ich bin ein Bettler, wenn die itzige Verfaſſung nicht übern Haufen fällt.

Kalkagno. Sind deine Schulden ſo groß?

Sacco. So ungeheuer, daß mein Lebensfaden, achtfach genommen, am erſten Zehentheil abſchnellen muß. Eine Staatsveränderung ſoll mir Luft machen, hoff' ich. Wenn ſie mir auch nicht zum Bezahlen hilft, ſoll ſie doch meinen Gläubigern das Fordern entleiden.

Kalkagno. Ich verſtehe — und am Ende, wenn Genua bei der Gelegenheit frei wird, läßt ſich Sacco Vater des Vaterlands taufen. Wärme mir einer das verdroſchene Mährchen von Redlichkeit auf, wenn der Banquerot eines Taugenichts, und die Brunſt eines Wollüſtlings das Glück eines Staats entſcheiden. Bei Gott, Sacco! Ich bewundre in uns beiden die feine Spekulation des Himmels, der das Herz des Körpers durch die Eiterbeulen der Gliedmaſſen rettet. — Weiß Verrina um deinen Anſchlag?

Sacco. So weit der Patriot darum wiſſen darf. Genua, weißt du ſelbſt, iſt die Spindel, um welche ſich alle ſeine Gedanken mit einer eiſernen Treue drehen. An dem Fiesko hängt itzt ſein Falkenaug. Auch dich hoft er halbwegs zu einem kühnen Komplot.

Kalkagno. Er hat eine trefliche Naſe. Komm, laß uns ihn aufſuchen, und ſeinen Freiheitsſinn mit dem unſrigen ſchüren. (gehen ab.)

Vierter Auftritt.

Julia (erhizt.) **Fiesko** (der einen weißen Mantel trägt, eilt ihr nach.)

Julia. Lakayen! Läufer!

Fiesko. Gräfinn, wohin? Was beſchließen Sie?

Julia. Nichts, im mindeſten nichts. (Bediente.) Mein Wagen ſoll vorfahren.

Fiesko. Sie erlauben — er ſoll nicht. Hier iſt eine Beleidigung.

Julia. Pah! Doch wohl das nicht — Weg! Sie zerren mir ja die Garnierung in Stücken — Beleidigung? Wer iſt hier, der beleidigen kann? So geben Sie doch.

Fiesko (auf einem Knie.) Nicht, bis Sie mir den Verwegnen ſagen.

Julia (ſteht ſtill mit angeſtemmten Armen.) Ah ſchön! Schön! Sehenswürdig! Rufte doch jemand die Gräſinn von Lavagna zu dieſem reizenden Schauſpiel! — Wie, Graf? Wo bleibt der Gemahl? Dieſe Stellung taugte ausnehmend in das Schlafgemach Ihrer Frau, wenn ſie im Kalender Ihrer Liebkoſungen blättert, und einen Bruch in der Rechnung findet. Stehen Sie doch auf. Gehen Sie zu Damen, wo Sie wohlfeiler markten. So ſtehen Sie doch auf. Oder wollen Sie die Impertinenzen Ihrer Frau mit Ihren Galanterien abbüßen?

Fiesko (ſpringt auf.) Impertinenzen? Ihnen?

Julia. Aufzubrechen — den Seſſel zurückzuſtoſſen — der Tafel den Rücken zu kehren — der Tafel, Graf! an der ich ſitze.

Fiesko. Es iſt nicht zu entſchuldigen.

Julia. Und mehr iſt es nicht? — Ueber die Fraze! und iſt es denn meine Schuld, (ſich belächelnd.) daß der Graf ſeine Augen hat?

Fiesko. Das Verbrechen Ihrer Schönheit, Madonna, daß er ſie nicht überall hat?

Julia. Keine Delikateſſe, Graf, wo die Ehre das Wort führt. Ich fordre Genugthuung. Finde ich ſie bei Ihnen? oder hinter den Donnern des Herzogs?

Fiesko. In den Armen der Liebe, die Ihnen den Mißtritt der Eiferſucht abbittet.

Julia. Eiferſucht? Eiferſucht? Was will denn das Köpfchen? (vor einem Spiegel geſtikulirend.) Ob ſie wohl eine beſſere Fürſprache für ihren Geſchmack zu erwarten hat, als wenn ich ihn für den meinigen erkläre? (ſtolz.) Doria und Fiesko? — ob ſich die Gräfinn von Lavagna nicht geehrt fühlen muß, wenn die Nichte des Herzogs ihre Wahl beneidenswürdig findet? (freundlich, indem ſie dem Grafen ihre Hand zum Kuſſe reicht.) Ich ſetze den Fall, Graf, daß ich ſie ſo fände.

Fiesko (lebhaft.) Grauſamſte, und mich dennoch zu quälen; — Ich weiß es, göttliche Julia, daß ich nur Ehrfurcht gegen Sie fühlen ſollte. Meine Vernunft heißt mich das Knie des Unterthans vor dem Blute Doria beugen, aber mein Herz betet die ſchöne Julia an. Eine Verbrecherinn iſt meine Liebe, aber eine Heldinn zugleich, die kühn genug iſt, die Ringmauer des Rangs durchzubrechen, und gegen die verzehrende Sonne der Majeſtät anzufliegen.

Julia. Eine große gräfliche Lüge, die auf Stelzen heranhinkt — Seine Zunge vergöttert mich, ſein Herz hüpft unter dem Schattenriß einer andern.

Fiesko. Oder beſſer, Signora, es ſchlägt unwillig dagegen, und will ihn hinwegdrücken (indem er die Silhouette Leonorens, die an einem himmelblauen Bande hängt, herabnimmt, und ſie der Julia überliefert.) Stellen Sie Ihr Bild an dieſem Altar auf, ſo können Sie dieſen Götzen zerſtören.

Julia (ſteckt das Bild haſtig zu ſich, vergnügt.) Ein großes Opfer, bei meiner Ehre, das meinen Dank verdient. (ſie hängt ihm die ihrige um.) So Sklave! trage die Farbe deines Herrn. (ſie geht ab.)

Fiesko (mit Feuer.) Julia liebt mich! Julia! Ich beneide keinen Gott (frohlockend im Saal.) Dieſe Nacht ſey eine Feſtnacht der Götter, die Freude ſoll ihr Meiſterſtück machen. Holla! Holla! (Menge Bediente.) Der Boden meiner Zimmer lecke zypriſchen Nektar, Muſik lerme die Mitternacht aus ihrem bleiernen Schlummer auf, tauſend brennende Lampen ſpotten die Morgenſonne hinweg — Allgemein ſey die Luſt, der bacchantiſche Tanz ſtampfe das Todtenreich in polternde Trümmer! (er eilt ab. Rauſchendes Allegro, unter welchem der Mittelvorhang aufgezogen wird und einen großen illuminirten Saal eröffnet, worin viele Maſken tanzen. Zur Seite Schenk- und Spieltiſche von Gäſten beſetzt.)

Fünfter Auftritt.

Gianettino. (halb betrunken.) **Lomellin. Zibo. Zenturione. Verrina. Sacco. Kalkagno** (alle maſkirt.) Mehrere **Damen** und **Nobili.**

Gianettino (lermend.) Bravo! Bravo! Dieſe Weine glitſchen herrlich, unſre Tänzerinnen ſpringen à merveille. Geh einer von euch, ſtreu es in Genua aus, ich ſey heitern Humors, man könne ſich gütlich thun — Bei meiner Geburt! Sie werden den Tag roth im Kalender zeichnen, und drunter ſchreiben: heute war Prinz Doria luſtig.

Gäſte. (ſetzen die Gläſer an.) Die Republik! (Trompetenſtoß.)

Gianettino (wirft das Glas mit Macht auf die Erde.) Hier liegen die Scherben. (drei ſchwarze Maſken fahren auf, verſammeln ſich um Gianettino.)

Lomellin. (führt den Prinzen vor.) Gnädiger Herr, Sie ſagten mir neulich von einem Frauenzimmer, das Ihnen in der Lorenzokirche begegnete?

Gianettino. Das hab ich auch, Burſche, und muß ihre Bekanntſchaft haben.

Lomellin. Die kann ich Euer Gnaden verſchaffen.

Gianettino (raſch.) Kannſt du! Kannſt du! Lomellin, du haſt dich neulich zur Prokuratorwürde gemeldet. Du ſollſt ſie erhalten.

Lomellin. Gnädiger Prinz, es iſt die zweyte im Staat, mehr denn ſechszig Edelleute bewerben ſich darum, alle reicher und angeſehener als Euer Gnaden unterthäniger Diener.

Gianettino (ſchnaubt ihn trotzig an.) Donner und Doria! Du ſollſt Prokurator werden. (Die drei Maſken kommen vorwärts.) Adel in Genua? Laßt ſie all' ihre Ahnen und Wappen zumal in die Waagſchale ſchmeiſſen, was braucht es mehr, als ein Haar aus dem weiſſen Bart meines Onkels, Genua's ganze Adelſchaft in alle Lüfte zu ſchnellen? *Ich will*, du ſollſt Prokurator ſeyn, das iſt ſo viel als alle Stimmen der Signoria.

Lomellin (leiſer.) Das Mädchen iſt die einzige Tochter eines gewiſſen Verrina.

Gianettino. Das Mädchen iſt hübſch, und troz allen Teufeln! muß ich ſie brauchen.

Lomellin. Gnädiger Herr! das einzige Kind des ſtarrköpfigſten Republikaners!

Gianettino. Geh in die Hölle mit deinem Republikaner! Der Zorn eines Vaſallen, und meine Leidenſchaft! Das heißt, der Leuchtthurm muß einſtürzen, wenn Buben mit Muſcheln darnach werfen (die drey ſchwarzen Maſken treten mit großen Bewegungen näher.) Hat darum Herzog Andreas ſeine Narbe geholt in den Schlachten dieſer Lumpenrepublikaner, daß ſein Neffe die Gunſt ihrer Kinder und Bräute erbetteln ſoll? Donner und Doria! Dieſen Geluſt müſſen ſie niederſchlucken, oder ich will über den Gebeinen meines Oheims einen Galgen aufpflanzen, an dem ihre genueſiſche Freiheit ſich zu tod zappeln ſoll. (die drei Maſken treten zurück.)

Lomellin. Das Mädchen iſt eben izt allein. Ihr Vater iſt hier, und eine von den drei Maſken.

Gianettino. Erwünſcht, Lomellin. Gleich bringe mich zu ihr.

Lomellin. Aber Sie werden eine Buhlerinn ſuchen, und eine Empfindlerinn finden.

Gianettino. Gewalt iſt die beſte Beredſamkeit. Führe mich alſobald hin; den republikaniſchen Hund will ich ſehen, der am Bären Doria hinaufſpringt. (Fiesko begegnet ihm an der Thüre.) Wo iſt die Gräfinn?

Sechster Auftritt.

Vorige. Fiesko.

Fiesko. Ich habe ſie in den Wagen gehoben. (er faßt Gianettino's Hand, und hält ſie gegen ſeine Bruſt.) Prinz, ich bin itzt doppelt in Ihren Banden. Gianettino herrſcht über meinen Kopf und Genua; über mein Herz Ihre liebenswürdige Schweſter.

Lomellin. Fiesko iſt ganz Epikuräer worden. Die große Welt hat viel an Ihnen verloren.

Fiesko. Aber Fiesko nichts an der großen Welt. Leben heißt Träumen; Weiſe ſeyn, Lomellin, heißt angenehm träumen. Kann man das beſſer unter den Donnern des Throns, wo die Räder der Regierung ewig ins gellende Ohr krachen, als am Buſen eines ſchmachtenden Weibes? Gianettino Doria mag über Genua herrſchen. Fiesko wird lieben.

Gianettino. Brich auf, Lommellin. Es wird Mitternacht. Die Zeit rückt heran. Lavagna, wir danken für deine Bewirthung. Ich war zufrieden.

Fiesko. Das iſt alles, was ich wünſchen kann, Prinz.

Gianettino. Alſo gute Nacht. Morgen iſt Spiel bei Doria, und Fiesko iſt eingeladen. Komm, Prokurator.

Fiesko. Muſik! Lichter!

Gianettino (trotzig durch die drei Maſken.) Platz dem Namen des Herzogs.

Eine von den drei Maſken (murmelt unwillig.) In der Hölle! Niemal in Genua!

Gäſte (in Bewegung.) Der Prinz bricht auf. Gute Nacht, Lavagna! (taumeln hinaus.)

Siebenter Auftritt.

Die drei ſchwarzen Maſken.
Fiesko. (Pauſe.)

Fiesko. Ich werde hier Gäſte gewahr, die die Freuden meines Feſtes nicht theilen.

Maſken (murmeln verdrüßlich durcheinander.) Nicht einer!

Fiesko (verbindlich.) Sollte mein guter Wille einen Genueſer mißvergnügt weglaſſen? Hurtig, Lakayen! man ſoll den Ball erneuern, und die groſſen Pokale füllen. Ich wollte nicht, daß jemand hier Langeweile hätte. Darf ich Ihre Augen mit Feuerwerken ergötzen? Wollen Sie die Künſte meines Harlekins hören? Vielleicht finden Sie bei meinem Frauenzimmer Zerſtreuung? Oder wollen wir uns zum Pharao ſetzen, und die Zeit mit Spielen betrügen?

Eine Maſke. Wir ſind gewohnt, ſie mit Thaten zu bezahlen!

Fiesko. Eine männliche Antwort, und — das iſt Verrina!

Verrina (nimmt die Maſke ab.) Fiesko findet ſeine Freunde geſchwinder in ihren Maſken, als ſie ihn in der ſeinigen.

Fiesko. Ich verſtehe das nicht. Aber was ſoll der Trauerflor an deinem Arm? Sollte Verrina jemand begraben haben, und Fiesko nichts darum wiſſen?

Verrina. Trauerpoſt taugt nicht für Fieskos luſtige Feſte.

Fiesko. Doch wenn ein Freund ihn auffordert. (drückt ſeine Hand mit Wärme.) Freund meiner Seele! Wer iſt uns beiden geſtorben?

Verrina. Beiden! Beiden! O allzuwahr! — Aber nicht alle Söhne trauern um ihre Mutter.

Fiesko. Deine Mutter iſt lange vermodert.

Verrina. (bedeutend.) Ich beſinne mich, daß Fiesko mich Bruder nannte, weil ich der Sohn ſeines Vaterlands war.

Fiesko (ſcherzhaft.) Ach! iſt es das? Alſo auf einen Spaß war es abgezielt? Trauerkleider um Genua! und es iſt wahr, Genua liegt wirklich in den letzten Zügen. Der Gedanke iſt einzig und neu. Unſer Vetter fängt an, ein witziger Kopf zu werden.

Kalkagno. Er hat es ernſthaft geſagt, Fiesko!

Fiesko. Freilich! Freilich! Das wars eben. So trocken weg, und ſo weinerlich. Der Spaß verliert alles, wenn der Spaßmacher ſelber lacht. Mit einer wahren Leichenbittersmiene! Hätt' ichs je gedacht, daß der finſtre Verrina in ſeinen alten Tagen noch ein ſo luſtiger Vogel würde!

Sacco. Verrina, komm! Er iſt nimmermehr unſer.

Fiesko. Aber luſtig weg, Landsmann. Laß uns ausſehen, wie liſtige Erben, die heulend hinter der Bahre gehen, und deſto lauter ins Schnupftuch lachen. Doch dürften wir dafür eine harte Stiefmutter kriegen. Sey's drum, wir laſſen ſie keifen, und ſchmauſen.

Verrina (heftig bewegt.) Himmel und Erde! und thun nichts? — Wo biſt du hingekommen, Fiesko? Wo ſoll ich den großen Tyrannenhaſſer erfragen? Ich weiß eine Zeit, wo du beim Anblick einer Krone Gichter bekommen hätteſt. — Geſunkener Sohn der Republik! Du wirds verantworten, daß ich keinen Heller um meine Unſterblichkeit gebe, wenn die Zeit auch Geiſter abnützen kann.

Fiesko. Du biſt der ewige Grillenfänger. Mag er Genua in die Taſche ſtecken, und an einen Kaper von Tunis verſchachern, was kümmerts uns? Wir trinken Zyprier, und küſſen ſchöne Mädchen.

Verrina (blickt ihn ernſt an.) Iſt das deine wahre ernſtliche Meinung?

Fiesko. Warum nicht, Freund? Iſt es denn eine Wolluſt, der Fuß des trägen vielbeinigten Thiers Republik zu ſeyn? Dank es dem, der ihm Flügel giebt, und die Füſſe ihrer Aemter entſetzt. Gianettino Doria wird Herzog. Staatsgeſchäfte werden uns keine grauen Haare mehr machen.

Verrina. Fiesko? — Iſt das deine wahre ernſtliche Meinung?

Fiesko. Andreas erklärt ſeinen Neffen zum Sohn und Erben ſeiner Güter, wer will der Thor ſeyn, ihm das Erbe ſeiner Macht abzuſtreiten?

Verrina (mit äuſſerſtem Unmuth.) So kommt, Genueſer! (Er verläßt den Fiesko ſchnell. Die andern folgen.)

Fiesko. Verrina! — Verrina! — Dieſer Republikaner iſt hart wie Stahl! —

Achter Auftritt.

Fiesko. Eine unbekannte Maske.

Maske. Haben Sie eine Minute übrig, Lavagna?

Fiesko (zuvorkommend.) Für Sie eine Stunde!

Maske. So haben Sie die Gnade, einen Gang mit mir vor die Stadt zu thun.

Fiesko. Es iſt fünfzig Minuten auf Mitternacht.

Maske. Sie haben die Gnade, Graf!

Fiesco. Ich werde anſpannen laſſen.

Maske. Das iſt nicht nöthig. Ich ſchicke ein Pferd voraus. Mehr braucht es nicht, denn ich hoffe, es ſoll nur Einer zurückkommen. .

Fiesko (betreten.) Und?

Maske. Man wird Ihnen auf eine gewiſſe Thräne eine blutige Antwort abfordern.

Fiesko. Dieſe Thräne?

Maske. Einer gewiſſen Gräfinn von Lavagna. Ich kenne dieſe Dame ſehr gut, und will wiſſen, womit ſie verdient hat, das Opfer einer Närrinn zu werden?

Fiesko. Jetzt verſtehe ich Sie. Darf ich den Namen dieſes ſeltſamen Ausforderers wiſſen?

Maske. Es iſt der nämliche, der das Fräulein von Zibo einſt anbetete, und vor dem Bräutigam Fiesko zurücktrat.

Fiesko. Scipio Bourgognino!

Bourgognino (nimmt die Maske ab.) Und der itzt da iſt, ſeine Ehre zu löſen, die einem Nebenbuhler wich, der klein genug denkt, die Sanftmuth zu quälen.

Fiesko (umarmt ihn mit Feuer.) Edler junger Mann! Gedankt ſeyd dem Leiden meiner Gemahlinn, das mir eine ſo werthe Bekanntſchaft macht. Ich fühle die Schönheit Ihres Unwillens, aber ich ſchlage mich nicht.

Bourgognino (einen Schritt zurück.) Der Graf von Lavagna wäre zu feig, ſich gegen die Erſtlinge meines Schwerts zu wagen?

Fiesko. Bourgognino! gegen die ganze Macht Frankreichs, aber nicht gegen Sie! Ich ehre dieſes liebe Feuer für einen lieberen Gegenſtand. Einen Lorbeer verdiente der Wille, aber die That wäre kindiſch.

Bourgognino (erregt.) Kindiſch! Graf? Das Frauenzimmer kann über Mißhandlung nur weinen. — Wofür iſt der Mann da?

Fiesko. Ungemein gut geſagt, aber ich ſchlage mich nicht.

Bourgognino (dreht ihm den Rücken, will gehen.) Ich werde Sie verachten.

Fiesko (lebhaft.) Bei Gott, Jüngling! das wirſt du nie, und wenn die Tugend im Preis fallen ſollte. (faßt ihn bedächtlich bei der Hand.) Haben Sie jemals etwas gegen mich gefühlt, das man — wie ſoll ich ſagen? — Ehrfurcht nennt?

Bourgognino. Wär' ich einem Manne gewichen, den ich nicht für den erſten der Menſchen erklärte?

Fiesko. Alſo, mein Freund! Einen Mann, der einſt meine Ehrfurcht verdiente, würd ich — etwas langſam verachten lernen. Ich dächte doch, das Gewebe eines Meiſters ſollte künſtlicher ſeyn, als dem flüchtigen Anfänger ſo gerade zu in die Augen zu ſpringen — Gehen Sie heim, Bourgognino, und nehmen

Sie ſich Zeit zu *überlegen*, warum Fiesko ſo und nicht anders handelt. (Bourgognino geht ſtillſchweigend ab.) Fahr hin, edler Jüngling! Wenn dieſe Flammen ins Vaterland ſchlagen, mögen die *Doria* veſte ſtehen.

Neunter Auftritt.

Fiesko. Der Mohr (tritt ſchüchtern herein, und ſieht ſich überall ſorgfältig um.)

Fiesko (faßt ihn ſcharf und lang ins Auge.) Was willſt du und wer biſt du?

Mohr (wie oben.) Ein Sklave der Republik.

Fiesko. Sklaverei iſt ein elendes Handwerk (immer ein ſcharfes Aug' auf ihn.) Was ſuchſt du?

Mohr. Herr, ich bin ein ehrlicher Mann.

Fiesko. Häng immer dieſen Schild vor dein Geſicht hinaus, das wird nicht überflüſſig ſeyn — aber was ſuchſt du?

Mohr (ſucht ihm näher zu kommen, Fiesko weicht aus.) Herr, ich bin kein Spitzbube.

Fiesko. Es iſt gut, daß du das beiſagſt, und — doch wieder nicht gut. (ungeduldig.) Aber, was ſuchſt du?

Mohr (rückt wieder näher.) Seyd ihr der Graf Lavagna?

Fiesko (ſtolz.) Die Blinden in Genua kennen meinen Tritt. — Was ſoll dir der Graf?

Mohr. Seyd auf eurer Hut, Lavagna! (hart an ihm.)

Fieſko (ſpringt auf die andre Seite.) Das bin ich wirklich.

Mohr (wie oben.) Man hat nichts Gutes gegen euch vor, Lavagna!

Fieſko (retirirt ſich wieder.) Das ſeh ich.

Mohr. Hütet euch vor dem Doria.

Fieſko (tritt ihm vertraut näher.) Freund! Sollt' ich dir doch wohl Unrecht gethan haben? Dieſen Namen fürchte ich wirklich.

Mohr. So flieht vor dem Mann. Könnt Ihr leſen?

Fieſko. Eine kurzweilige Frage! Du biſt bei manchem Kavalier herumgekommen. Haſt du was ſchriftliches?

Mohr. Euren Namen bei armen Sündern. (Er reicht ihm einen Zettel, und niſtet ſich hart an ihn. Fieſko tritt vor einen Spiegel und ſchielt über das Papier. Der Mohr geht lauernd um ihn herum, endlich zieht er den Dolch und will ſtoßen.)

Fieſko (dreht ſich geſchickt, und fährt nach dem Arm des Mohren.) Sachte, Kanaille! (entreißt ihm den Dolch.)

Mohr (ſtampft wild auf den Boden.) Teufel! — Bitt' um Vergebung! (will ſich abführen.)

Fieſko (packt ihn, mit ſtarker Stimme.) Stephano! Drullo! Antonio! (den Mohren an der Gurgel.) Bleib, guter Freund! Hölliſche Büberei! (Bediente.) Bleib und antworte! Du haſt ſchlechte Arbeit gemacht; an wen haſt du deinen Taglohn zu fordern?

Mohr (nach vielen vergeblichen Verſuchen ſich wegzuſtehlen, entſchloſſen.) Man kann mich nicht höher hängen, als der Galgen iſt.

Fiesko. Nein! tröſte dich! Nicht an die Hörner des Monds, aber doch hoch genug, daß du den Galgen für einen Zahnſtocher anſehen ſollſt. Doch deine Wahl war zu ſtaatsklug, als daß ich ſie deinem Mutterwitz zutrauen ſollte. Sprich alſo, wer hat dich gedungen!

Mohr. Herr, einen Schurken könnt ihr mich ſchimpfen, aber einen Dummkopf verbitt ich.

Fiesko. Iſt die Beſtie ſtolz? Beſtie, ſprich, wer hat dich gedungen?

Mohr (nachdenkend.) Hum! So wär ich doch nicht allein der Narr? — Wer mich gedungen hat? — und waren's doch nur 100 magre Zechinen! — Wer mich gedungen hat? — Prinz Gianettino.

Fiesko (erbittert auf und nieder.) Hundert Zechinen und nicht mehr für des Fiesko Kopf! (hämiſch.) Schäme dich, Kronprinz von Genua (nach einer Schatoulle eilend.) Hier, Burſche, ſind 1000, und ſag deinem Herrn — er ſey ein knickiger Mörder!

(Mohr betrachtet ihn vom Fuß bis zum Wirbel.)

Fiesko. Du beſinnſt dich, Burſche?

(Mohr nimmt das Geld, ſezt es nieder, nimmt es wieder und beſieht ihn mit immer ſteigendem Erſtaunen.)

Fiesko. Was machſt du, Burſche?

Mohr (wirft das Geld entſchloſſen auf den Tiſch.) Herr — das Geld hab nicht verdient.

Fiesko. Schaafkopf von einem Gauner! Den Galgen haſt du verdient. Der entrüſtete Elephant zertritt Menſchen, aber nicht Würmer. Dich würd' ich hängen laſſen, wenn es mich nur ſo viel mehr, als zwei Worte koſtete.

Mohr (mit einer frohen Verbeugung.) Der Herr ſind gar zu gütig.

Fiesko. Behüte Gott! Nicht gegen *dich*. Es gefällt mir nun eben, daß meine Laune einen Schurken, wie du biſt, zu etwas und nichts machen kann, und darum gehſt du frei aus. Begreife mich recht. Dein Ungeſchick iſt mir ein Unterpfand des Himmels, daß ich zu etwas Großem aufgehoben bin, und darum bin ich gnädig, und du gehſt frei aus.

Mohr (treuherzig.) Schlagt ein, Lavagna! Eine Ehre iſt der andern werth. Wenn jemand auf dieſer Halbinſel eine Gurgel für euch überzählig hat, befehlt! und ich ſchneide ſie ab, *unentgeltlich*.

Fiesko. Eine höfliche Beſtie! Sie will ſich mit fremder Leute Gurgeln bedanken.

Mohr. Wir laſſen uns nichts ſchenken, Herr! Unſer eins hat auch Ehre im Leibe.

Fiesko. Die Ehre der Gurgelſchneider?

Mohr. Iſt wohl feuerfeſter als eurer ehrlichen Leute: ſie brechen ihre Schwüre dem lieben Herrgott; wir halten ſie pünktlich dem Teufel.

Fiesko. Du biſt ein drolligter Gauner.

Mohr. Freut mich, daß Ihr Geſchmack an mir findet. Setzt mich erſt auf die Probe, Ihr werdet einen Mann kennen lernen, der ſein Exercitium aus dem Stegreif macht. Fordert mich auf. Ich kann euch von jeder Spitzbubenzunft mein Teſtimonium aufweiſen, von der unterſten bis zur höchſten.

Fiesko. Was ich nicht höre! (indem er ſich niederſetzt.) Alſo auch Schelmen-erkennen Geſetze und Rangordnung? Laß mich doch von der unterſten hören.

Mohr. Pfui, gnädiger Herr! das iſt das verächtliche Heer der langen Finger. Ein elend' Gewerb, das keinen großen Mann ausbrütet, arbeitet nur auf Karbatſche und Raſpelhaus, und führt — höchſtens zum Galgen.

Fiesko. Ein reizendes Ziel! Ich bin auf die beß're begierig.

Mohr. Das ſind die Spionen und Maſchinen. Bedeutende Herren, denen die Großen ein Ohr leihen, wo ſie ihre Allwiſſenheit holen, die ſich wie Blutigel in Seelen einbeiſſen, das Gift aus dem Herzen ſchlürfen, und an die Behörde ſpeien.

Fiesko. Ich kenne das — fort!

Mohr. Der Rang trift nunmehr die Meuter, Giftmiſcher, und alle, die ihren Mann lang hinhalten, und aus dem Hinterhalt faſſen. Feige Memmen ſinds oft, aber doch Kerls, die dem Teufel das Schulgeld mit ihrer armen Seele bezahlen. Hier thut die Gerechtigkeit ſchon etwas übriges, ſtrickt ihre Knöchel aufs Rad, und pflanzt ihre Schlauköpfe auf Spieſe. Das iſt die dritte Zunft.

Fiesko. Aber, ſprich doch, wann wird die deinige kommen?

Mohr. Blitz, gnädiger Herr! Das iſt eben der Pfiff. Ich bin durch dieſe alle gewandert. Mein Genie geilte frühzeitig über jedes Gehege. Geſtern Abend macht' ich mein Meiſterſtück in der dritten, vor einer Stunde war ich — ein Stümper in der vierten.

Fiesko. Dieſe wäre alſo?

Mohr (lebhaft.) Das ſind Männer, (in Hitze.) die ihren Mann zwiſchen 4 Mauern aufſuchen, durch die Gefahr eine Bahn ſich hauen, ihm gerade zu Leib gehen, mit dem erſten Gruß ihm den Grezdank für den zweiten erſparen. Unter uns! Man nennt ſie nur die Extrapoſt der Hölle. Wenn Mephiſtopheles einen Geluſt bekommt, brauchts nur einen Wink, und er hat den Braten noch warm.

Fiesko. Du biſt ein hartgeſottener Sünder. Einen ſolchen vermißte ich längſt. Gib mir deine Hand Ich will dich bei mir behalten.

Mohr. Ernſt oder Spaß?

Fiesko. Mein völliger Ernſt, und gebe dir 1000 Zechinen des Jahrs.

Mohr. Topp, Lavagna! Ich bin euer, und zum Henker fahre das Privatleben. Braucht mich, wozu ihr wollt. Zu eurem Spürhund, zu eurem Parforcehund, zu eurem Fuchs, zu eurer Schlange, zu eurem Kuppler und Henkersknecht. Herr, zu allen Kommiſſionen, nur bei Leibe! zu keiner ehrlichen — dabei benehm' ich mich plump wie Holz.

Fiesko. Sey unbeſorgt! Wem ich ein Lamm ſchenken will, laß ichs durch keinen **Wolf** überliefern. Geh alſo gleich Morgen durch Genua, und unterſuche die Witterung des Staats. Lege dich wohl auf Kundſchaft, wie man von der Regierung denkt, und vom Haus Doria flüſtert, ſondire daneben, was meine Mitbürger von meinem Schlaraffenleben und meinem Liebesroman halten. Ueberſchwemme ihr Gehirne mit Wein, bis ihre Herzensmeinungen überlaufen. Hier haſt du Geld. Spende davon unter den Seidenhändlern aus.

Mohr (ſieht ihn bedenklich an.) Herr —

Fiesko. Angſt darf dir nicht werden. Es iſt nichts ehrliches — Geh! Rufe deine ganze Bande zu Hülfe. Morgen will ich deine Zeitungen hören. (er geht ab.)

Mohr (ihm nach.) Verlaßt euch auf mich. Jetzt iſts früh, vier Uhr! Morgen um Acht habt ihr ſo viel neues erfahren, als in zweimal ſiebenzig Ohren geht. (ab)

Zehnter Auftritt.

Zimmer bei Verrina.

Bertha (rücklings in einem Sopha, den Kopf in die Hand geworfen.) **Verrina** düſter hereintretend.)

Bertha (erſchrickt, ſpringt auf.) Himmel! da iſt er!

Verrina (ſteht ſtill, beſieht ſie befremdet.) An ihrem Vater erſchrickt meine Tochter!

Bertha. Fliehen Sie! Laſſen Sie mich fliehen! Sie ſind ſchröcklich, mein Vater!

Verrina. Meinem einzigen Kinde?

Bertha (mit einem ſchweren Blick auf ihn.) Nein! Sie müſſen noch eine Tochter haben!

Verrina. Drückt dich meine Zärtlichkeit zu ſchwer?

Bertha. Zu Boden, Vater!

Verrina. Wie? welcher Empfang, meine Tochter? Sonſt, wenn ich nach Hauſe kam, Berge auf meinem Herzen, hüpfte mir meine Bertha entgegen, und meine Bertha lachte ſie weg. Komm, umarme mich, Tochter! An dieſer glühenden Bruſt ſoll mein Herz wieder erwarmen, das am Todtenbett des Vaterlands einfriert. O, mein Kind! Ich habe heute Abrechnung gehalten mit allen Freuden der Natur, und (äuſerſt ſchwer) nur du biſt mir geblieben.

Bertha (mißt ihn mit einem langen Blick.) Unglücklicher Vater!

Verrina (umarmt ſie beklemmt.) Bertha! Mein einziges Kind! Bertha! meine letzte übrige Hofnung — Genua's Freiheit iſt dahin — Fieſko hin — (indem er ſie heftiger drückt, durch die Zähne.) Werde du eine Hure! —

Bertha (reißt ſich aus ſeinen Armen.) Heiliger Gott! Sie wiſſen?

Verrina (ſteht bebend ſtill.) Was?

Bertha. Meine jungfräuliche Ehre —

Verrina (wüthend.) Was?

Bertha. Dieſe Nacht —

Verrina (wie ein Raſender.) Was?

Bertha. Gewalt! (ſinkt am Sopha nieder.)

Verrina (nach einer langen ſchreckhaften Pauſe, mit dumpfer Stimme.) Noch einen Athemzug, Tochter! — den letzten! (mit hohlem gebrochenem Ton.) Wer?

Bertha. Weh mir! nicht dieſen todtenfarbnen Zorn! Helfe mir, Gott! er ſtammelt und zittert!

Verrina. Ich wüßte doch nicht — Meine Tochter! Wer?

Bertha. Ruhig! Ruhig! mein beſter, mein theurer Vater!

Verrina. Um Gottes willen! — Wer? (will vor ihr niederfallen.)

Bertha. Eine Maſke.

Verrina (tritt zurück, nach einem ſtürmiſchen Nachdenken.) Nein! Das kann nicht ſeyn! Den Gedanken ſendet mir Gott nicht (lacht groß auf.) Alter Geck! als wenn alles Gift nur aus einer und eben der Kröte ſprützte? (zu Bertha, gefaßter.) Die Perſon, wie die meinige, oder kleiner?

Bertha. Größer.

Verrina (raſch.) Die Haare, ſchwarz? kraus?

Bertha. Kohlſchwarz und kraus.

Verrina (taumelnd vor ihr hinweg.) Gott! mein Kopf! mein Kopf — Die Stimme?

Bertha. Rauh, eine Baßſtimme.

Verrina (heftig.) Von welcher Farbe? — Nein! ich will nicht mehr hören! — der Mantel — von welcher Farbe?

Bertha. Der Mantel grün, wie mich däuchte.

Verrina (hält beide Hände vors Geſicht, und wankt in den Sopha.) Sey ruhig. Es iſt nur ein Schwindel, meine Tochter! (läßt die Hände ſinken; ein Todtengeſicht.)

Bertha (die Hände ringend.) Barmherziger Himmel! das iſt mein Vater nicht mehr.

Verrina (nach einer Pauſe, mit bitterm Gelächter.) Recht ſo! Recht ſo, Memme Verrina! — daß der Bube in das Heiligthum der Geſetze griff — dieſe Aufforderung war dir zu matt — Der Bube mußte noch ins Heiligthum deines Bluts greifen — (ſpringt auf.) Geſchwind! Rufe den Nikola — Blei und Pulver —

oder halt! halt! ich beſinne mich eben anders — beſſer — Hole mein Schwert herbei, bet' ein Vater unſer (die Hand vor die Stirne.) Was will ich aber?

Bertha. Mir iſt ſehr bange, mein Vater!

Verrina. Komm, ſetze dich zu mir (bedeutend.) Bertha, erzähle mir — Bertha, was that jener eisgraue Römer, als man ſeine Tochter auch ſo — wie nenn' ich's nun — *auch ſo artig fand*, ſeine Tochter? Höre, Bertha, was ſagte Virginius zu ſeiner verſtümmelten Tochter?

Bertha (mit Schaudern.) Ich weiß nicht, was er ſagte.

Verrina. Närriſches Ding! — *Nichts* ſagte er (plötzlich auf, faßt ein Schwert.) Nach einem Schlachtmeſſer griff er.

Bertha (ſtürzt ihm erſchrocken in die Arme.) Großer Gott! Was wollen Sie thun?

Verrina (wirft das Schwert in's Zimmer.) Nein! Noch iſt Gerechtigkeit in Genua!

Eilfter Auftritt.

Sacco. Kalkagno. Vorige.

Kalkagno. Verrina geſchwind! Mache dich fertig. Heute hebt die Wahlwoche der Republik an. Wir wollen früh in die Signoria, die neuen Senatoren erwählen. Die Gaſſen wimmeln von Volk. Der ganze

Adel ſtrömt nach dem Rathhaus. Du begleiteſt uns doch, (ſpöttiſch) den Triumph unſrer Freiheit zu ſehen.

Sacco. Ein Schwert liegt im Saal. Verrina ſchaut wild. Bertha hat rothe Augen.

Kalkagno. Bei Gott! das werd ich nun auch gewahr — Sacco, hier iſt ein Unglück geſchehen.

Verrina (ſtellt zwei Seſſel hin.) Setzt euch.

Sacco. Freund, du erſchröckſt uns.

Kalkagno. So ſah ich dich nie, Freund! Hätte nicht Bertha geweint, ich würde fragen, geht Genua unter?

Verrina (fürchterlich.) Unter! Sitzt nieder.

Kalkagno (erſchrocken, indem ſich beide ſetzen.) Mann! Ich beſchwöre dich!

Verrina. Höret!

Kalkagno. Was ahnet mir, Sacco?

Verrina. Genueſer — ihr beide kennt das Alterthum meines Namens. Eure Ahnen haben den meinigen die Schleppe getragen. Meine Väter fochten die Schlachten des Staats. Meine Mütter waren Muſter der Genueſerinnen. Ehre war unſer einziges Kapital und erbte vom Vater zum Sohn — oder wer weiß es anders?

Sacco. Niemand.

Kalkagno. So wahr Gott lebt, Niemand.

Verrina. Ich bin der Letzte meines Geſchlechts. Mein Weib liegt begraben. Dieſe Tochter iſt ihr einziges Vermächtniß. Genueſer, ihr ſeyd Zeugen, wie ich ſie erzog. Wird jemand auftreten, und Klage führen, daß ich meine Bertha verwahrloste?

Kalkagno. Deine Tochter iſt ein Muſter im Lande.

Verrina. Freunde! Ich bin ein alter Mann. Verliere ich dieſe, darf ich keine mehr hoffen. Mein Gedächtniß löſcht aus (Mit einer ſchröcklichen Wendung.) Ich habe ſie verloren. Infam iſt mein Stamm.

Beide (in Bewegung.) Das wolle Gott verhüten! (Bertha wälzt ſich jammernd im Sopha.)

Verrina. Nein! zweifle nicht, Tochter! Dieſe Männer ſind tapfer und gut. Beweinen dich dieſe, wirds irgendwo bluten. Seht nicht ſo betroffen aus, Männer! (langſam, mit Gewicht.) Wer Genua unterjocht, kann doch wohl ein Mädchen bezwingen?

Beide (fahren auf, werfen die Seſſel zurück.) Gianettino Doria!

Bertha (mit einem Schrei.) Stürzt über mich, Mauern! Mein Scipio!

Zwölfter Auftritt.

Bourgognino. Vorige.

Bourgognino (erhitzt.) Springe hoch, Mädchen! Eine Freudenpoſt! — Edler Verrina, ich komme, meinen Himmel auf Ihre Zunge zu ſetzen. Schon längſt liebte ich Ihre Tochter, und nie durft' ich es wagen, um ihre Hand zu bitten, weil mein ganzes Vermögen auf falſchen Brettern von Coromandel ſchwamm. Eben jetzt fliegt meine Fortuna wohlbehalten in die Rhede, und führt, wie ſie ſagen, unermeßliche Schätze mit. Ich bin ein reicher Mann. Schenken Sie mir Bertha, ich mache ſie glücklich. (Bertha verhüllt ſich. Große Pauſe)

Verrina (bedächtlich zu Bourgognino.) Haben Sie Luſt, junger Menſch, Ihr Herz in eine Pfütze zu werfen?

Bourgognino (greift nach dem Schwert, zieht aber plötzlich die Hand zurück.) Das ſprach der Vater —

Verrina. Das ſpricht jeder Schurk in Italien. Nehmen Sie mit dem Abtrag von andrer Leute Gaſtung vorlieb?

Bourgognino. Mach mich nicht wahnwitzig, Graukopf!

Kalkagno. Bourgognino! Wahr ſpricht der Graukopf.

Bourgognino (auffahrend, gegen Bertha ſtürzend.) Wahr ſpricht er? Mich hätte eine Dirne genarrt?

Kalkagno. Bourgognino, nicht da hinaus. Das Mädchen iſt engelrein.

Bourgognino (ſteht erſtaunt ſtill.) Nun! ſo wahr ich ſelig werden will. Rein und entehrt! Ich habe keinen Sinn für das. — Sie ſehen ſich an und ſind ſtumm. Irgend ein Unhold von Miſſethat zuckt auf ihren bebenden Zungen. Ich beſchwöre euch! Schiebt meine Vernunft nicht im Kurzweil herum. Rein wäre ſie? Wer ſagte rein?

Verrina. Mein Kind iſt nicht ſchuldig.

Bourgognino. Alſo Gewalt! (faßt das Schwert von dem Boden.) Genueſer! bei allen Sünden unter dem Mond! Wo — Wo find ich den Räuber?

Verrina. Eben dort, wo du den Dieb Genua's findeſt? —

(Bourgognino erſtarrt. Verrina geht gedankenvoll auf und nieder, dann ſteht er ſtill.)

Verrina. Wenn ich deinen Wink verſtehe, ewige Vorſicht, ſo willſt du Genua durch meine Bertha erlöſen! (er tritt zu ihr, indem er den Trauerflor langſam von ſeinem Arme wickelt, darauf feierlich.) Eh das Herzblut eines Doria dieſen häßlichen Flecken aus deiner Ehre wäſcht, ſoll kein Strahl des Tags auf dieſe Wangen fallen. Bis dahin — (er wirft den Flor über ſie.) verblinde.

(Pauſe. Die übrigen ſehen ihn ſchweigend, betreten an.)

Verrina (feierlich, ſeine Hand auf Bertha's Haupt gelegt.) Verflucht ſey die Luft, die dich fächelt! Verflucht der Schlaf, der dich erquickt! Verflucht jede menſchliche Spur, die deinem Elend willkommen iſt! Geh hinab in das unterſte Gewölb meines Hauſes. Winſle, heule, lähme die Zeit mit deinem Gram. (unterbrochen von Schauern fährt er fort.) Dein Leben ſey das gichteriſche Wälzen des ſterbenden Wurms — der hartnäckige zermalmende Kampf zwiſchen Seyn und Vergehen! — Dieſer Fluch hafte auf dir, bis Gianettino den letzten Odem verröchelt hat. — Wo nicht, ſo magſt du ihn nachſchleppen längs der Ewigkeit, bis man ausfindig macht, wo die zwei Enden ihres Rings ineinander greifen.

(Großes Schweigen. Auf allen Geſichtern Entſetzen. Verrina blickt jeden veſt und durchdringend an.)

Bourgognino. Rabenvater! Was haſt du gemacht? Dieſen ungeheuren gräßlichen Fluch deiner armen ſchuldloſen Tochter?

Verrina. Nicht wahr — das iſt ſchröcklich, mein zärtlicher Bräutigam? — (höchſt bedeutend.) Wer von euch wird nun auftreten, und jetzt noch von kaltem Blut und Aufſchub ſchwatzen? Genua's Loos iſt auf meine Bertha geworfen. Mein Vaterherz meiner Bürgerpflicht überantwortet. Wer von uns iſt nun Memme genug, Genua's Erlöſung zu verzögern, wenn er weiß, daß dieſes ſchuldloſe Lamm ſeine Feigheit mit unendlichem Gram bezahlt? — Bei Gott! das war nicht das Gewäſch eines Narren! — Ich hab' einen Eid gethan, und werde mich meines Kindes nicht erbarmen, bis ein Doria am Boden zuckt, und ſollt' ich auf Martern raffiniren, wie ein Henkersknecht, und ſollt' ich dieſes unſchuldige Lamm auf kannibaliſcher Folterbank zerknirſchen — Sie zittern — blaß wie Geiſter ſchwindeln ſie mich an. — Noch einmal, Scipio! Ich verwahre ſie zum Geiſel deines Tyrannenmords. An dieſem theuren Faden halt ich deine, meine, eure Pflichten veſt. Genua's Deſpot muß fallen oder das Mädchen verzweifelt. Ich widerrufe nicht.

Bourgognino (wirft ſich der Bertha zu Füßen.) Und fallen ſoll er — fallen für Genua, wie ein Opferſtier. So gewiß ich dies Schwert im Herzen Doria's umkehre, ſo gewiß will ich den Bräutigamskuß auf deine Lippen drücken. (ſteht auf.)

Verrina. Das erſte Paar, das die Furien einſegnen! Gebt euch die Hände! In Doria's Herzen wirſt du dein Schwert umkehren? Nimm ſie, ſie iſt dein!

Kalkagno (kniet nieder.) Hier kniet noch ein Genueſer, und legt ſeinen furchtbaren Stahl zu den Füßen der Unſchuld. So gewiß möge Kalkagno den Weg zum Himmel ausfindig machen, als dieſes ſein Schwert die Straße zu Doria's Leben. (ſteht auf.)

Sacco. Zuletzt, doch nicht minder entſchloſſen, kniet Raphael Sacco. Wenn dies mein blankes Eiſen Bertha's Gefängniß nicht aufſchließt, ſo ſchließe ſich das Ohr des Erhörers meinem letzten Gebet zu. (ſteht auf.)

Verrina (erheitert.) Genua dankt euch in mir, meine Freunde! Gehe nun, Tochter! Freue dich, des Vaterlands großes Opfer zu ſeyn.

Bourgognino (umarmt ſie im Abgehen.) Geh! Traue auf Gott und Bourgognino. An einem und eben dem Tag werden Bertha und Genua frey ſeyn. (Bertha entfernt ſich.)

Dreizehnter Auftritt.

Vorige (ohne Bertha.)

Kalkagno. Eh wir weiter geh'n, noch ein Wort, Genueſer!

Verrina. Ich errathe es.

Kalkagno. Werden vier Patrioten genug ſeyn, Tyrannei, die mächtige Hyder, zu ſtürzen? Werden wir nicht den Pöbel aufrühren? Nicht den Adel zu unſrer Parthey ziehen müſſen?

Verrina. Ich verſtehe! Hört alſo, ich habe längſt einen Mahler im Solde, der ſeine ganze Kunſt verſchwendet, den Sturz des Appius Claudius zu mahlen. Fiesko iſt ein Anbeter der Kunſt, erhitzt ſich gern an erhabenen Szenen. Wir werden die Mahlerei nach ſeinem Pallaſte bringen, und zugegen ſeyn, wenn er ſie betrachtet. Vielleicht, daß der Anblick ſeinen Genius wieder aufweckt — Vielleicht —

Bourgognino. Weg mit ihm. Verdopple die Gefahr, ſpricht der Held, nicht die Helfer. Ich habe ſchon längſt ein Etwas in meiner Bruſt gefühlt, das ſich von nichts wollte erſättigen laſſen. — Was es war, weiß ich jetzt plötzlich (indem er heroiſch aufſpringt.) Ich hab einen Tyrannen!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Vorzimmer in Fiesko's Palaſt.

Erſter Auftritt.

Leonore. Arabella.

Arabella. Nein, ſag ich. Sie ſahen falſch. Die Eiferſucht lieh Ihnen die häßlichen Augen.

Leonore. Es war Julia lebendig. Rede mir nichts ein. Meine Silhouette hieng an einem himmelblauen Band, dies war feuerfarb und geflammt. Mein Loos iſt entſchieden.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Julia.

Julia (affektirt hereintretend.) Der Graf bot mir ſein Palais an, den Zug nach dem Rathhaus zu ſehen. Die Zeit wird mir lang werden. Eh die Chokolade gemacht iſt, Madam, unterhalten Sie mich. (Bella entfernt ſich, kommt ſogleich wieder.)

Leonore. Befehlen Sie, daß ich Geſellſchaft hieher bitte?

Julia. Abgeſchmackt. Als wenn ich ſie hier ſuchen müßte? Sie werden mich zerſtreuen, Madam! (auf und ab, ſich den Hof machend.) Wenn Sie das können, Madam! — denn ich habe nichts zu verſäumen.

Arabella (boshaft.) Deſto mehr dieſer koſtbare Mohr, Signora! Wie grauſam, bedenken Sie! die Perſpektivchen der jungen Stutzer um dieſe ſchöne Priſe zu bringen? Ach! Und das blitzende Spiel der Perlen, das einem die Augen bald wund brennt — Beim großmächtigen Gott! haben Sie nicht das ganze Meer ausgeplündert!

Julia (vor einem Spiegel.) Das iſt ihr wohl eine Seltenheit, Mamſel? Aber höre Sie, Mamſel, hat Sie ihrer Herrſchaft auch die Zunge verdingt? Scharmant, Madam! Ihre Gäſte durch Domeſtiken bekomplimentiren zu laſſen.

Leonore. Es iſt mein Unglück, Signora, daß meine Laune mir das Vergnügen Ihrer Gegenwart ſchmälert!

Julia. Eine häßliche Unart iſt das, die Sie ſchwerfällig und albern macht. Raſch! lebhaft und witzig! Das iſt der Weg nicht, Ihren Mann anzufeſſeln.

Leonore. Ich weiß nur einen, Gräfinn! Laſſen Sie den Ihrigen immer ein ſympathetiſches Mittel bleiben!

Julia (ohne darauf achten zu wollen.) Und, wie Sie ſich tragen, Madam! Pfui doch! Auch auf Ihren

Körper wenden Sie mehr. Nehmen Sie zur Kunſt Ihre Zuflucht, wo die Natur an Ihnen Stiefmutter war. Einen Firniß auf dieſe Wangen, worauf die mißfärbige Leidenſchaft kränkelt. Armes Geſchöpf! So wird Ihr Geſichtchen nie einen Käufer finden.

Leonore (munter zu Bella.) Wünſche mir Glück, Mädchen! Unmöglich hab ich meinen Fiesko verloren, oder ich habe nichts an ihm verloren.

(Bella bringt Chocolade, Bella gießt ein.)

Julia. Von Verlieren murmeln Sie etwas? Aber mein Gott! Wie kam Ihnen auch der tragiſche Einfall, den Fiesko zu nehmen? — Warum auf dieſe Höhe, mein Kind, wo Sie nothwendig geſehen werden müſſen? **verglichen** werden müſſen? Auf Ehre, mein Schatz, das war ein Schelm oder ein Dummkopf, der Sie dem Fiesko kuppelte. (mitleidig ihre Hand ergreifend.) Gutes Thierchen, der Mann, der in den Aſſembleen des guten Tons gelitten wird, konnte nie deine Parthie ſeyn. (ſie nimmt eine Taſſe.)

Leonore (lächelnd auf Arabellen.) Oder er würde in dieſen Häuſern des guten Tons nicht gelitten ſeyn wollen?

Julia. Der Graf hat Perſon — Welt — Geſchmack. Der Graf war ſo glücklich, Connaiſſanzen von Rang zu machen. Der Graf hat Temperament, Feuer. Nun reißt er ſich warm aus dem delikateſten Zirkel. Er kommt nach Hauſe. Die Ehefrau bewillkommt ihn mit einer Werktagszärtlichkeit, löſcht ſeine Glut in einem feuchten, froſtigen Kuß, ſchneidet ihm ihre Kareſſen wirthſchaftlich, wie einem Koſtgänger, vor. Der arme Ehmann! Dort lacht ihm ein blühendes Ideal — hier eckelt ihn eine grämliche Empfindſamkeit an. Signora, um Gotteswillen! Wird er nicht den Verſtand verlieren, oder was wird er wählen?

Leonore (bringt ihr eine Taſſe.) Sie, Madam — wenn er ihn verloren hat.

Julia. Gut! Dieſer Biß ſey in dein eigenes Herz gegangen. Zittre um dieſen Spott, aber eh du zitterſt, erröthe!

Leonore. Kennen Sie das Ding auch, Signora? Doch warum nicht? Es iſt ja ein Toilettenpfiff.

Julia. Man ſehe doch! Erzürnen muß man das Würmchen, will man ihm ein Fünkchen Mutterwitz abjagen. Gut für jetzt. Es war Scherz, Madam! Geben Sie mir Ihre Hand zur Verſöhnung.

Leonore (giebt ihr die Hand mit vielſagendem Blick.) Imperiali — vor meinem Zorn haben Sie Ruhe.

Julia. Großmüthig, allerdings! Doch ſollt' ichs nicht auch ſeyn können, Gräfinn? (langſam und lauernd.) Wenn ich den Schatten einer Perſon bei mir führe, muß es nicht folgen, daß das Original mir werth iſt? Oder was meynen Sie?

Leonore (roth und verwirrt.) Was ſagen Sie? Ich hoffe, dieſer Schluß iſt zu raſch.

Julia. Das denk ich ſelbſt. Das Herz ruft nie die Sinne zu Hülfe. Wahre Empfindung wird ſich nie hinter Schmuckwerk verſchanzen.

Leonore. Großer Gott! Wie kommen Sie zu dieſer Wahrheit?

Julia. Mitleid, bloßes Mitleid — Denn ſehen Sie, ſo iſt es auch umgekehrt wahr — und Sie haben ihren Fiesko noch. (Sie giebt ihr ihre Silhouette, und lacht boshaft auf.)

Leonore (mit auffahrender Erbitterung.) Mein Schattenriß? Ihnen? (wirft ſich ſchmerzvoll in einen Seſſel.) O der heilloſe Mann!

Julia (frohlockend.) Hab ich vergolten? Hab ich? Nun, Madam, keinen Nadelſtich mehr in Bereitſchaft? (laut in die Szene.) Den Wagen vor! Mein Gewerb iſt beſtellt. (zu Leonoren, der ſie das Kinn ſtreicht.) Tröſten Sie ſich, mein Kind! Er gab mir die Silhouette im Wahnwitz. (ab.)

Dritter Auftritt.

Kalkagno kommt.

Kalkagno. So erhitzt gieng die Imperiali weg und Sie in Wallung, Madonna?

Leonore (mit durchdringendem Schmerz.) Nein! das war nie erhört!

Kalkagno. Himmel und Erde! Sie weinen doch wohl nicht?

Leonore. Ein Freund vom Unmenſchlichen — Mir aus den Augen!

Kalkagno. Welchem Unmenſchlichen? Sie erſchrecken mich.

Leonore. Von meinem Mann — Nicht ſo! Von dem Fiesko.

Kalkagno. Was muß ich hören?

Leonore. O nur ein Bubenſtück, das bei euch gangbar iſt, Männer!

Kalkagno (faßt ihre Hand mit Heftigkeit.) Gnädige Frau, ich habe ein Herz für die weinende Tugend.

Leonore (ernſt.) Sie ſind ein Mann — es iſt nicht für mich.

Kalkagno. Ganz für Sie — voll von Ihnen — daß Sie wüßten, wie ſehr — wie unendlich ſehr —

Leonore. Mann, du lügſt — du verſicherſt, eh du handelſt.

Kalkagno. Ich ſchwöre Ihnen.

Leonore. Einen Meineid! Hör' auf! Ihr ermüdet den Griffel Gottes, der ſie niederſchreibt. Männer! Männer! Wenn eure Eide zu ſoviel Teufeln würden, ſie könnten Sturm gegen den Himmel laufen, und die Engel des Lichts als Gefangene wegführen.

Kalkagno. Sie ſchwärmen, Gräfinn! Ihre Erbitterung macht ſie ungerecht. Soll das Geſchlecht für den Frevel des Einzelnen Rede ſtehen?

Leonore (ſieht ihn groß an.) Menſch! Ich betete das Geſchlecht in dem Einzelnen an, ſoll ich es nicht in ihm verabſcheuen dürfen?

Kalkagno. Verſuchen Sie, Gräfinn — Sie gaben Ihr Herz das erſtemal fehl — — Ich wüßte Ihnen den Ort, wo es aufgehoben ſeyn ſollte.

Leonore. Ihr könntet den Schöpfer aus ſeiner Welt hinaus lügen — Ich will nichts von dir hören.

Kalkagno. Dieſen Verdammungsſpruch ſollten Sie heute noch in meinen Armen zurückrufen.

Leonore (aufmerkſam.) Rede ganz aus. In Deinen!

Kalkagno. In meinen Armen, die ſich öfnen, eine Verlaſſene aufzunehmen, und für verlorne Liebe zu entſchädigen.

Leonore (ſieht ihn klein an.) Liebe?

Kalkagno (vor ihr nieder mit Feuer.) Ja! es iſt hingeſagt. Liebe, Madonna! Leben und Tod liegt auf Ihrer Zunge. Wenn meine Leidenſchaft Sünde iſt, ſo mögen die Enden von Tugend und Laſter in einander fließen, und Himmel und Hölle in eine Verdammniß gerinnen.

Leonore (tritt mit Unwillen und Hoheit zurück.) Da hinaus zielte deine Theilnehmung, Schleicher? — In einer Kniebeugung verräthſt du Freundſchaft und Liebe?

Ewig aus meinem Aug'! Abſcheuliches Geſchlecht! Bis izt glaubte ich, du betrügſt nur Weiber; das habe ich nie gewußt, daß du auch an dir ſelbſt zum Verräther wirſt.

Kalkagno (ſteht betroffen auf.) Gnädige Frau —

Leonore. Nicht genug, daß er das heilige Siegel des Vertrauens erbrach, auch an den reinen Spiegel der Tugend haucht dieſer Heuchler die Peſt, und will meine Unſchuld im Eidbrechen unterweiſen.

Kalkagno (raſch.) Das Eidbrechen iſt nur ihr Fall nicht, Madonna!

Leonore. Ich verſtehe, und meine Empfindlichkeit ſollte dir meine Empfindung beſtechen? Das wußteſt du nicht, (ſehr groß) daß ſchon allein das erhabene Unglück, um den Fiesko zu brechen, ein Weiberherz adelt. Geh! Fiesko's Schande macht keinen Kalkagno bei mir ſteigen, aber — die Menſchheit ſinken. (ſchnell ab.)

Kalkagno (ſieht ihr betäubt nach, dann ab, mit einem Schlag auf die Stirne.) Dummkopf!

Vierter Auftritt.

Der Mohr. Fiesko.

Fiesko. Wer wars, der da weggieng?

Mohr. Marcheſe Kalkagno.

Fiesko. Auf dem Sopha blieb dieſes Schnupftuch liegen. Meine Frau war hier.

Mohr. Begegnete mir ſo eben in einer ſtarken Erhitzung.

Fiesko. Dieſes Schnupftuch iſt feucht (ſteckt es zu ſich.) Kalkagno hier? Leonore in ſtarker Erhitzung? (nach einigem Nachdenken zum Mohren.) Auf den Abend will ich dich fragen, was hier geſchehen iſt.

Mohr. Mamſell Bella hört es gern, daß ſie blond ſey. Will es beantworten.

Fiesko. Und nun ſind dreißig Stunden vorbey. Haſt du meinen Auftrag vollzogen?

Mohr. Auf ein Jota, mein Gebieter!

Fiesko (ſetzt ſich.) Sag denn, wie pfeift man von Doria und der gegenwärtigen Regierung?

Mohr. O pfui, nach abſcheulichen Weiſen. Schon das Wort: Doria, ſchüttelt ſie wie ein Fieberfroſt. Gianettino iſt gehaßt bis in Tod. Alles murrt. Die Franzoſen, ſagen ſie, ſeyen Genua's Ratten geweſen, Kater Doria habe ſie aufgefreſſen, und laſſe ſich nun die Mäuſe belieben.

Fiesko. Das könnte wahr ſeyn — und wußten ſie keinen Hund für den Kater?

Mohr (leichtfertig.) Die Stadt murmelte langes und breites von einem gewiſſen — einem gewiſſen — Holla! Hätt' ich denn gar den Namen vergeſſen?

Fiesko (ſteht auf.) Dummkopf! Er iſt ſo leicht zu behalten, als ſchwer er zu machen war. Hat Genua mehr als den einzigen?

Mohr. So wenig als zwey Grafen von Lavagna.

Fiesko (ſezt ſich.) Das iſt etwas! Und was flüſtert man denn über mein luſtiges Leben?

Mohr (mißt ihn mit großen Augen.) Höret, Graf von Lavagna! Genua muß groß von euch denken. Man kanns nicht verdauen, daß ein Kavalier vom erſten Hauſe — voll Talenten und Kopf — in vollem Feuer und Einfluß — Herr von vier Millionen Pfund — Fürſtenblut in den Adern — ein Kavalier wie Fiesko, dem auf den erſten Wink alle Herzen zufliegen würden — —

Fiesko (wendet ſich mit Verachtung ab.) Von einem Schurken das anzuhören! —

Mohr. Daß Genua's großer Mann Genua's großen Fall verſchlafe. Viele bedauern, ſehr viele verſpotten, die meiſten verdammen euch. Alle beklagen den Staat, der euch verlor. Ein Jeſuit wollte gerochen haben, daß ein Fuchs im Schafrocke ſtecke.

Fiesko. Ein Fuchs riecht den andern — Was ſpricht man zu meinem Roman mit der Gräfinn Imperiali?

Mohr. Was ich zu wiederholen hübſch unterlaſſen werde.

Fiesko. Frei heraus. Je frecher, deſto willkommener. Was murmelt man?

Mohr. Nichts murmelt man. Auf allen Kaffeehäuſern, Billardtiſchen, Gaſthöfen, Promenaden — auf dem Markte — auf der Börſe ſchreit man laut —

Fiesko. Was? Ich befehl es dir?

Mohr (ſich zurückziehend.) Daß ihr ein Narr ſeyd!

Fiesko. Gut! Hier nimm die Zechine für dieſe Zeitung. Die Schellenkappe habe ich nun aufgeſetzt, daß dieſe Genueſer über mich zu rathen haben, bald will ich mir eine Glatze ſcheeren, daß ſie den Hanswurſt von mir ſpielen. Wie nahmen ſich die Seidenhändler bei meinen Geſchenken?

Mohr (drollig.) Narr, ſie ſtellten ſich wie die armen Sünder —

Fiesko. Narr? Biſt du toll, Burſche?

Mohr. Verzeiht! Ich hätte Luſt zu noch mehr Zechinen.

Fiesko (lacht, giebt ihm eine.) Nun, wie die armen Sünder?

Mohr. Die auf dem Block liegen, und itzt Pardon über ſich hören. Euer ſind ſie mit Seel' und Leib.

Fiesko. Das freut mich! Sie geben den Ausſchlag beim Pöbel zu Genua.

Mohr. Was das ein Auftritt war! Wenig fehlte, der Teufel hole mich, daß ich nicht Geſchmack an der Großmuth gefunden hätte. Sie wälzten ſich mir wie unſinnig um den Hals, die Mädel ſchienen ſich bald in meines Vaters Farbe vergafft zu haben, ſo hitzig fielen ſie über meine Mondsfinſterniß her. Allmächtig iſt doch das Geld, war da mein Gedanke. Auch Mohren kanns bleichen.

Fiesko. Dein Gedanke war beſſer, als das Miſtbeet, worinn er wuchs. — Die Worte, die du mir hinterbracht haſt, ſind gut, laſſen ſich Thaten daraus ſchlieſſen.

Mohr. Wie aus des Himmels Räuſpern der ausbrechende Sturm. Man ſteckt die Köpfe zuſammen, rettirt ſich zu Hauf, ruft, Hum! ſpukt ein Fremder vorbei. Durch ganz Genua herrſcht eine dumpfige Schwüle. — Dieſer Mißmuth hängt wie ein ſchweres Wetter über der Republik — nur einen Wind, ſo fallen Schloſſen und Blitze.

Fiesko. Stille! horch! Was iſt das für ein verworrenes Geſumſe?

Mohr (ans Fenſter fliegend.) Es iſt das Geſchrei vieler Menſchen, die vom Rathhaus herabkommen.

Fiesko. Heute iſt Prokuratorwahl. Laß meine Karriole vorfahren. Unmöglich kann die Sitzung ſchon aus ſeyn. Ich will hinauf. Unmöglich kann ſie rechtmäßig aus ſeyn — Schwert und Mantel her. Wo iſt mein Orden?

Mohr. Herr, ich hab ihn geſtohlen und verſezt.

Fiesko. Das freut mich.

Mohr. Nun wie? Wird mein Präſent bald herausrücken?

Fiesko. Weil du nicht auch den Mantel nahmſt?

Mohr. Weil ich den Dieb ausfindig machte.

Fiesko. Der Tumult wälzt ſich hieher. Horch! Das iſt nicht das Gejauchze des Beifalls. (raſch.) Geſchwind, riegle die Hofpforten auf. Ich habe eine Ahnung. Doria iſt tollkühn. Der Staat gaukelt auf einer Nadelſpitze. Ich wette, auf der Signoria iſt Lerm worden.

Mohr (am Fenſter, ſchreit.) Was iſt das? Die Straſſe Balbi herunter — Troß vieler Tauſende — Hellebarden blitzen — Schwerter — Holla! Senatoren — fliegen hieher —

Fiesko. Es iſt ein Aufruhr! Spreng' unter ſie. Nenn' meinen Namen. Sieh zu, daß ſie hieher ſich werfen. (Mohr eilt hinunter.) Was die Ameiſe-Vernunft mühſam zu Haufen ſchleppt, jagt in einem Hui der Wind des Zufalls zuſammen.

Fünfter Auftritt.

Fiesko — Zenturione, Zibo, Aſſerato
(ſtürzen ſtürmiſch ins Zimmer.)

Zibo. Graf, Sie verzeihen unſerm Zorn, daß wir unangemeldt hereintraten.

Zenturione. Ich bin beſchimpft, tödtlich beſchimpft vom Neffen des Herzogs, im Angeſichte der ganzen Signoria!

Aſſerato. Doria hat das goldene Buch beſudelt, davon jeder genueſiſche Edelmann ein Blatt iſt.

Zenturione. Darum ſind wir da. Der ganze Adel iſt in mir aufgefordert. Der ganze Adel muß meine Rache theilen. **Meine Ehre** zu rächen, dazu würde ich ſchwerlich Gehülfen fordern.

Zibo. Der ganze Adel iſt in ihm aufgereizt. Der ganze Adel muß Feuer und Flammen ſpeien.

Aſſerato. Die Rechte der Nation ſind zertrümmert. Die republikaniſche Freiheit hat einen Todesſtoß.

Fiesko. Sie ſpannen meine ganze Erwartung.

Zibo. Er war der neun und zwanzigſte unter den Wahlherrn, hatte zur Prokuratorwahl eine goldene Kugel gezogen. Acht und zwanzig Stimmen waren geſammelt. Vierzehn ſprachen für mich, eben ſoviel für Lomellino! Doria's und die ſeinige ſtanden noch aus.

Zenturione (raſch ins Wort fallend.) Standen noch aus. Ich votire für Zibo. Doria — fühlen Sie die Wunde meiner Ehre — Doria —

Aſſerato (fällt ihm wieder ins Wort.) So was erlebte man nicht, ſo lang Ozean um Genua flutet. — —

Zenturione (hitziger fort.) Doria zog ein Schwert, das er unter dem Scharlach verborgen gehalten, ſpießte mein Votum daran, rief in die Verſammlung:

Zibo. „Senatoren, es gilt nicht! Es iſt durchlöchert! Lomellin iſt Prokurator.“

Zenturione. „Lomellin iſt Prokurator“ und warf ſein Schwert auf die Tafel.

Aſſerato. Und rief „es gilt nicht“ und warf ſein Schwert auf die Tafel.

Fiesko (nach einigem Stillſchweigen.) Wozu ſind Sie entſchloſſen?

Zenturione. Die Republik iſt ins Herz geſtoſſen. Wozu wir entſchloſſen ſind?

Fiesko. Zenturione, Binſen mögen vom Athem knicken. Eichen wollen den Sturm. Ich frage, was Sie beſchließen?

Zibo. Ich dächte, man fragte, was Genua beſchließe?

Fiesko. Genua? Genua? Weg damit, es iſt mürbe, bricht, wo Sie es anfaſſen. Sie rechnen auf die Patrizier? Vielleicht weil ſie ſaure Geſichter ſchneiden, die Achſel zucken, wenn von Staatsſachen Rede wird? Weg damit. Ihr Heldenfeuer klemmt ſich in Ballen levantiſcher Waaren, ihre Seelen flattern ängſtlich um ihre oſtindiſche Flotte.

Zenturione. Lernen Sie unſre Patrizier beſſer ſchätzen. Kaum war Dorias trotzige That gethan, flohen ihrer einige Hundert mit zerrißnen Kleidern auf den Markt. Die Signoria fuhr auseinander.

Fiesko (ſpöttiſch.) Wie Tauben auseinander flattern, wenn in den Schlag ſich ein Geier wirft?

Zenturione (ſtürmiſch.) Nein! wie Pulvertonnen, wenn eine Lunte hineinfällt.

Zibo. Das Volk wüthet auch, was vermag nicht ein angeſchoſſener Eber?

Fiesko (lacht.) Der blinde unbeholfene Koloß, der mit plumpen Knochen anfangs Gepolter macht, Hohes und Niedres, Nahes und Fernes mit gähnendem Rachen zu verſchlingen droht, und zuletzt — über Zwirnfäden ſtolpert? Genueſer, vergebens! Die Epoche der Meerbeherrſcher iſt vorbei. Genua iſt unter ſeinen Namen geſtürzt. Genua iſt da, wo das unüberwindliche Rom wie ein Federball in die Rakete eines zärtlichen Knaben Oktavius ſprang. Genua kann nicht mehr frei ſeyn. Genua muß von einem Monarchen erwärmt werden. Genua braucht einen Souverain, alſo huldigen Sie dem Schwindelkopf Gianettino.

Zenturione (aufbrauſend.) Wenn ſich die grollenden Elemente verſöhnen, und der Nordpol dem Südpol nachſpringt — Kommt, Kameraden!

Fiesko. Bleiben Sie! Bleiben Sie! Worüber brüten Sie, Zibo?

Zibo. Ueber nichts oder einem Poſſenſpiel, das das Erdbeben heißen ſoll.

Fiesko (führt ſie zu einer Statue.) Schauen Sie doch dieſe Figur an!

Zenturione. Es iſt die Venus von Florenz. Was ſoll ſie uns hier?

Fiesko. Sie gefällt Ihnen aber?

Zibo. Ich ſollte denken, oder wir wären ſchlechte Italiener. Wie Sie das itzt fragen mögen?

Fiesko. Nun, reiſen Sie durch alle Welttheile, und ſuchen unter allen lebendigen Abdrücken des weiblichen Models den glücklichſten aus, in welchem ſich alle Reize dieſer geträumten Venus umarmen.

Zibo. Und tragen dann für unſre Mühe davon?

Fiesko. Dann werden Sie die Phantaſie der Marktſchreierei überwieſen haben —

Zenturione (ungeduldig.) Und was gewonnen haben?

Fiesko. Gewonnen haben den verjährten Prozeß der Natur mit den Künſtlern.

Zenturione (hitzig.) Und dann?

Fiesko. Dann? Dann? (fängt zu lachen an.) Dann haben Sie vergeſſen zu ſehen, daß Genuas Freiheit zu Trümmern geht!

Sechſter Auftritt.

Fiesko.

(Getümmel um den Pallaſt nimmt zu.)

Glücklich! Glücklich! das Stroh der Republik iſt in

Flammen. Das Feuer hat ſchon Häuſer und Thürme gefaßt — Immerzu! Immerzu! Allgemein werde der Brand, der ſchadenfrohe Wind pfeife in die Verwüſtung!

Siebenter Auftritt.

Mohr (in Eil.) Fiesko.

Mohr. Haufen über Haufen!

Fiesko. Mache die Thorflügel weit auf! Laß hereinſtürzen, was Füße hat!

Mohr. Republikaner! Republikaner! Ziehen ihre Freiheit am Joch, keuchen, wie Laſtochſen, unter ihrer ariſtokratiſchen Herrlichkeit.

Fiesko. Narren, die glauben, Fiesko von Lavagna werde fortführen, was Fiesko von Lavagna nicht anfieng! Die Empörung kommt wie gerufen. Aber die Verſchwörung muß meine ſeyn. Sie ſtürmen die Treppe herauf.

Mohr (hinaus.) Holla! Holla! Werden das Haus höflichſt zur Thüre hereinbringen. (Das Volk ſtürmt herein. Die Thür in Trümmer.)

Achter Auftritt.

Fiesko. Zwölf Handwerker.

Alle. Rache an Doria! Rache an Gianettino!

Fiesko. Hübſch gemach, meine Landsleute! Daß ihr mir alle eure Aufwartung ſo machtet, das zeugt von eurem guten Herzen. Aber meine Ohren ſind delikater.

Alle (ungeſtümer.) Zu Boden mit den Doria! zu Boden Oheim und Neffen!

Fiesko (der ſie lächelnd überzählt.) Zwölf ſind ein vornehmes Heer —

Einige. Dieſe Doria müſſen weg! Der Staat muß eine andere Form haben!

Erſter Handwerker. Unſre Friedensrichter die Treppen hinab zu ſchmeißen — die Treppen die Friedensrichter!

Zweiter. Denkt doch, Lavagna, die Treppen hinab! als ſie ihm bei der Wahl widerſprachen.

Alle. Soll nicht geduldet werden! Darf nicht geduldet werden!

Ein Dritter. Ein Schwert in den Rath zu nehmen —

Erſter. Ein Schwert! Das Zeichen des Kriegs! im Zimmer des Friedens!

Zweiter. Im Scharlach in den Senat zu kommen! nicht ſchwarz, wie die übrigen Rathsherrn!

Erſter. Mit acht Hengſten durch unſere Hauptſtadt zu fahren.

Alle. Ein Tyrann! Ein Verräther des Lands und der Regierung!

Zweiter. Zweihundert Deutſche zur Leibwache vom Kaiſer zu kaufen —

Erſter. Ausländer wider die Kinder des Vaterlands! Deutſche gegen Italiener! Soldaten neben die Geſetze!

Alle. Hochverrath! Meuterei! Genua's Untergang!

Erſter. Das Wappen der Republik an der Kutſche zu führen —

Zweiter. Die Statue des Andreas mitten im Hof der Signoria! —

Alle. In Stücke mit dem Andreas! In tauſend Stücke den ſteinernen und den lebendigen!

Fiesko. Genueſer, warum mir das alles?

Erſter. Ihr ſollt es nicht dulden! Ihr ſollt ihm den Daumen aufs Aug' halten!

Zweiter. Ihr ſeyd ein kluger Mann, und ſollt es nicht dulden, und ſollt den Verſtand für uns haben!

Erſter. Und ſeyd ein beſſerer Edelmann, und ſollt ihm das eintränken, und ſollt es nicht dulden!

Fiesko. Euer Vertrauen ſchmeichelt mir ſehr! Kann ich es durch Thaten verdienen?

Alle (lermend.) Schlage! Stürze! Erlöſe!

Fiesko. Doch ein gut Wort werdet ihr noch annehmen?

Einige. Redet, Lavagna!

Fiesko (der ſich niederſetzt.) Genueſer — Das Reich der Thiere kam einſt in bürgerliche Gährung, Parteien ſchlugen mit Parteien, und ein Fleiſcherhund bemächtigte ſich des Throns. Dieſer, gewohnt, das Schlachtvieh an das Meſſer zu hetzen, hauste hündiſch im Reich, klaffte, biß, und nagte die Knochen ſeines Volks. Die Nation murrte, die Kühnſten traten zuſammen, und erwürgten den fürſtlichen Bullen. Itzt ward ein Reichstag gehalten, die große Frage zu entſcheiden, welche Regierung die glücklichſte ſey? Die Stimmen theilten ſich dreifach. Genueſer, für welche hättet ihr entſchieden?

Erſter Bürger. Für's Volk! Alles für's Volk!

Fiesko. Das Volk gewann's. Die Regierung war demokratiſch. Jeder Bürger gab ſeine Stimme. Mehrheit ſetzte durch. Wenig Wochen vergiengen, ſo kündigte der Menſch dem neugebackenen Freiſtaat den Krieg an. Das Reich kam zuſammen. Roß, Löwe, Tieger, Bär, Elephant und Rhinozeros traten auf und brüllten laut zu den Waffen. Itzt kam die Reihe an die übrigen. Lamm, Haaſe, Hirſch, Eſel, das ganze Reich der Inſekten, der Vögel, der Fiſche ganzes menſchenſcheues Heer — alle traten dazwiſchen und wimmerten: Friede! Seht, Genueſer! Der Feigen waren mehr, denn der Streitbaren, der Dummen mehr, denn der Klugen — Mehrheit ſetzte durch. Das Thierreich ſtreckte die Waffen, und der Menſch brandſchatzte ſein Gebiet. Dieſes Staatsſyſtem ward alſo verworfen! Genueſer, wozu wäret ihr itzt geneigt geweſen?

Erſter und Zweiter. Zum Ausſchuß! Freilich zum Ausſchuß!

Fiesko. Dieſe Meinung gefiel! die Staatsgeſchäfte theilten ſich in mehrere Kammern. Wölfe beſorgten die Finanzen, Füchſe waren ihre Sekretäre. Tauben führten das Kriminalgericht, Tieger die gütigen Vergleiche, Böcke ſchlichteten Heirathsprozeſſe. Soldaten waren die Haaſen; Löwen und Elephant blieben bey der Bagage, der Eſel war Geſandter des Reichs, und der Maulwurf Oberaufſeher über die Verwaltung der Aemter. Genueſer, was hofft ihr von dieſer weiſen Vertheilung? Wen der Wolf nicht zerriß, den prellte der Fuchs. Wer dieſem entrann, den tölpelte der Eſel nieder. Tieger erwürgten die Unſchuld; Diebe und Mörder begnadigte die Taube, und am Ende, wenn die Aemter niedergelegt wurden, fand ſie der Maulwurf alle unſträflich verwaltet — Die Thiere empörten ſich. Laßt uns einen Monarchen wählen, riefen ſie einſtimmig, der Klauen und Hirn und nur einen Magen hat — und einem Oberhaupt huldigten alle — einem. Genueſer! — aber (indem er mit Hoheit unter ſie tritt) es war der Löwe.

Alle (klatſchen, werfen die Mützen in die Höh.) Bravo! Bravo! das haben ſie ſchlau gemacht!

Erſter. Und Genua ſolls nachmachen, und Genua hat ſeinen Mann ſchon!

Fiesko. Ich will ihn nicht wiſſen! Gehet heim! Denkt auf den Löwen! (die Bürger tumultuariſch hinaus.) Es geht erwünſcht. Volk und Senat wider Doria. Volk und Senat für Fiesko — Haſſan! Haſſan! — Ich muß dieſen Haß verſtärken! dieſes Intereſſe anfriſchen! — Heraus, Haſſan! Hurenſohn der Hölle! Haſſan! Haſſan!

Neunter Auftritt.

Mohr kommt. Fiesko.

Mohr (wild.) Meine Sohlen brennen noch! Was giebts ſchon wieder?

Fiesko. Was ich befehle.

Mohr (geſchmeidig.) Wohin lauf' ich zuerſt? Wohin zuletzt?

Fiesko. Das Laufen ſey dir diesmal geſchenkt. Du wirſt geſchleift werden. Mache dich gleich gefaßt; ich poſaune jetzt deinen Meuchelmord aus, und übergebe dich gebunden der peinlichen Rota.

Mohr (ſechs Schritte zurück.) Herr! — das iſt wider die Abrede.

Fiesko. Sey ganz ruhig. Es iſt nichts mehr, denn ein Poſſenſpiel. In dieſem Augenblick liegt Alles daran, daß Gianettino's Anſchlag auf mein

Leben ruchbar wird. Man wird dich peinlich verhören.

Mohr. Ich bekenne dann oder läugne?

Fiesko. Läugneſt. Man wird dich auf die Tortur ſchrauben. Den erſten Grad ſteheſt du aus. Dieſe Witzigung kannſt du auf Konto deines Meuchelmords hinnehmen. Beim zweiten bekennſt du.

Mohr (ſchüttelt den Kopf, bedenklich.) Ein Schelm iſt der Teufel. Die Herrn könnten mich beim Eſſen behalten, und ich würde aus lauter Komödie gerädert.

Fiesko. Du kommſt ganz weg. Ich gebe dir meine gräfliche Ehre. Ich werde mir deine Beſtrafung zur Genugthuung ausbitten, und dich dann vor den Augen der ganzen Republik pardonniren.

Mohr. Ich laſſe mirs gefallen. Sie werden mir das Gelenk auseinander treiben. Das macht geläufiger.

Fiesko. So ritze mir hurtig mit deinem Dolche den Arm auf, bis Blut darnach läuft — Ich werde thun, als hätt' ich dich erſt friſch auf der That ergriffen. Gut, (mit gräßlichem Geſchrei.) Mörder! Mörder! Mörder! Beſetzt die Wege! Riegelt die Pforten zu! (Er ſchleppt den Mohren an der Gurgel hinaus. Bediente ziehen über den Schauplatz.)

Zehnter Auftritt.

Leonore. Roſa. (ſtürzen erſchrocken herein.)

Leonore. Mord! ſchrieen ſie, Mord! Von hier kam der Lerm.

Roſa. Ganz gewiß nur ein blinder Tumult, wie alltäglich in Genua.

Leonore. Sie ſchrieen Mord und das Volk murmelte deutlich Fiesko. Armſelige Betrüger! Meine Augen wollen ſie ſchonen, aber mein Herz überliſtet ſie. Geſchwind, eile nach, ſieh, ſage mir, wo ſie ihn hinſchleppen.

Roſa. Sammeln Sie ſich. Bella iſt nach.

Leonore. Bella wird ſeinen brechenden Blick noch auffaſſen! Die glückliche Bella! Weh über mich, ſeine Mörderinn! Hätte Fiesko mich lieben können, nie hätte Fiesko ſich in die Welt geſtürzt, nie in die Dolche des Neids! — Bella kommt! Fort! Rede nicht, Bella!

Eilfter Auftritt.

Vorige. Bella.

Bella. Der Graf lebt und iſt ganz. Ich ſah ihn durch die Stadt galoppiren. Nie ſah ich unſern gnädigen Herrn ſo ſchön. Der Rappe prahlte unter ihm, und jagte mit hochmüthigem Huf das andrängende

Volk von ſeinem fürſtlichen Reiter. Er erblickte mich, als er vorüber flog, lächelte gnädig, winkte hieher, und warf drei Küſſe zurück. (boshaft.) Was mach' ich damit, Signora?

Leonore (in Entzückung.) Leichtfertige Schwätzerinn! Bring ſie ihm wieder.

Roſa. Nun ſehen Sie! Itzt ſind Sie wieder Scharlach über und über.

Leonore. Sein Herz wirft er der Dirne nach und ich jage nach einem Blick? — O, Weiber! Weiber! (gehen ab.)

Zwölfter Auftritt.

(Im Pallaſt des Andreas.)

Gianettino. Lomellin. (kommen haſtig.)

Gianettino. Laßt ſie um ihre Freiheit brüllen, wie die Löwinn um ein Junges. Ich bleibe dabei.

Lomellin. Doch, gnädiger Herr —

Gianettino. Zum Teufel mit eurem Doch, dreiſtundenlanger Prokurator! Ich weiche um keines Haares Breite. Laß Genua's Thürme die Köpfe ſchütteln, und die tobende See Nein dareinbrummen. Ich fürchte den Troß nicht!

Lomellin. Der Pöbel iſt freilich das brennende Holz, aber der Adel gibt ſeinen Wind dazu. Die ganze Republick iſt in Wallung. Volk und Patrizier!

Gianettino. So ſitz ich wie Nero auf dem Berg, und ſehe dem poſſierlichen Brande zu —

Lomellin. Bis ſich die ganze Maſſe des Aufruhrs einem Parteygänger zuwirft, der ehrgeizig genug iſt, in der Verwüſtung zu ärnten.

Gianettino. Poſſen! Poſſen! Ich kenne nur einen, der fürchterlich werden könnte, und für den iſt geſorgt.

Lomellin. Seine Durchlaucht. (Andreas kommt. Beide verneigen ſich tief.)

Andreas. Signor Lomellin! Meine Nichte wünſcht auszufahren.

Lomellin. Ich werde die Gnade haben, ſie zu begleiten. (ab)

Dreizehnter Auftritt.

Andreas. Gianettino.

Andreas. Höre, Neffe! Ich bin ſchlimm mit dir zufrieden!

Gianettino. Gönnen Sie mir Gehör, Durchlauchtigſter Oheim!

Andreas. Dem zerlumpteſten Bettler in Genua, wenn er es werth iſt. Einem Buben niemals, und wär' er mein Neffe. Gnädig genug, daß ich dir den Oheim zeige; du verdienſt den Herzog und ſeine Signoria zu hören!

Gianettino. Nur ein Wort, gnädigſter Herr —

Andreas. Höre, was du gethan haſt, und verantworte dich dann — — Du haſt ein Gebäude umgeriſſen, das ich in einem halben Jahrhundert ſorgſam zuſammenfügte — das Mauſoleum deines Oheims — ſeine einzige Pyramide — — die Liebe der Genueſer. Den Leichtſinn verzeiht dir Andreas.

Gianettino. Mein Oheim und Herzog —

Andreas. Unterbrich mich nicht. Du haſt das ſchönſte Kunſtwerk der Regierung verletzt, das ich ſelbſt den Genueſern vom Himmel holte, das mich ſo viele Nächte gekoſtet, ſo viele Gefahren und Blut. Vor ganz Genua haſt du meine fürſtliche Ehre beſudelt, weil du für meine Anſtalt keine Achtung zeigteſt. Wem wird ſie heilig ſeyn, wenn mein Blut ſie verachtet? — Dieſe Dummheit verzeiht dir der Oheim.

Gianettino (beleidigt.) Gnädigſter Herr, Sie haben mich zu Genua's Herzog erzogen.

Andreas. Schweig — du biſt ein Hochverräther des Staats, und haſt das Herz ſeines Lebens verwundet. Merke dir's, Knabe! Es heißt — Unterwerfung! — Weil der Hirt am Abend ſeines Tagwerks zurücktrat, wähnteſt du die Herde verlaſſen? Weil Andreas eisgraue Haare trägt, trampelteſt du wie ein Gaſſenjunge auf den Geſetzen?

Gianettino (trotzig.) Gemach, Herzog. Auch in meinen Adern ſiedet das Blut des Andreas, vor dem Frankreich erzitterte.

Andreas. Schweig! befehl' ich — Ich bin gewohnt, daß das Meer aufhorcht, wenn ich rede — Mitten in ihrem Tempel ſpießeſt du die majeſtätiſche Gerechtigkeit an. Weißt du, wie man das ahndet, Rebelle? — Izt antworte!

(Gianettino heftet den Blick ſprachlos zu Boden.)

Andreas. Unglückſeliger Andreas! In deinem eigenen Herzen haſt du den Wurm deines Verdienſtes ausgebrütet. — Ich baute den Genueſern ein Haus, das der Vergänglichkeit ſpotten ſollte, und werfe den erſten Feuerbrand hinein; dieſen! Dank es, Unbeſonnener, dieſem eisgrauen Kopf, der von Familienhänden zur Grube gebracht ſeyn will — Dank es meiner gottloſen Liebe, daß ich den Kopf des Empörers dem beleidigten Staat nicht — vom Blutgerüſte zuwerfe. (ſchnell ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Lomellin (außer Athem, erſchrocken.) **Gianettino** (ſieht dem Herzog glühend und ſprachlos nach.)

Lomellin. Was hab' ich geſehen? Was angehört? Jetzt! Jetzt! fliehen Sie, Prinz! Jetzt iſt alles verloren.

Gianettino (mit Ingrimm.) Was war zu verlieren?

Lomellin. Genua, Prinz. Ich komme vom Markt. Das Volk drängt ſich um einen Mohren, der an Stricken dahingeſchleift wurde; der Graf von Lavagna, über die dreyhundert Nobili ihm nach bis ins Richthaus, wo die Verbrecher gefoltert werden. Der Mohr war über einem Meuchelmord ertappt worden, den er an dem Fiesko vollſtrecken ſollte.

Gianettino (ſtampft mit dem Fuß.) Was? Sind heut alle Teufel los?

Lomellin. Man inquirirte ſcharf, wer ihn beſtochen. Der Mohr geſtand nichts. Man brachte ihn auf die erſte Folter. Er geſtand nichts. Man brachte ihn auf die zweite. Er ſagte aus, ſagte aus — Gnädiger Herr, wo gedachten Sie hin, da Sie Ihre Ehre einem Taugenichts Preis gaben?

Gianettino (ſchnaubt ihn wild an.) Frage mich nichts.

Lomellin. Hören Sie weiter. Kaum war das Wort Doria ausgeſprochen — lieber hätt' ich meinen Namen auf der Schreibtafel des Teufels geleſen, als hier den Ihrigen gehört — ſo zeigte ſich Fiesko dem Volk. Sie kennen ihn, den Mann, der befehlend flehet, den Wucherer mit den Herzen der Menge. Die ganze Verſammlung hieng ihm athemlos in ſtarren ſchrecklichen Gruppen entgegen; er ſprach wenig, aber ſtreifte den blutenden Arm auf, das Volk ſchlug ſich um die fallenden Tropfen, wie um Reliquien. Der Mohr wurde ſeiner Willkühr übergeben, und Fiesko — ein Herzſtoß für uns — Fiesko begnadigte ihn. Izt rasie die Stille des Volks in einen brüllenden Laut aus, jeder Athem zernichtete einen Doria, Fieſko wurde auf tauſendſtimmigem Vivat nach Hauſe getragen.

Gianettino (mit einem dumpfen Gelächter.) Der Aufruhr ſchwelle mir an die Gurgel! — Kaiſer Karl! Mit dieſer einzigen Sylbe will ich ſie niederwerfen, daß in ganz Genua auch keine Glocke mehr ſummen ſoll.

Lomellin. Böhmen liegt weit von Italien — Wenn Karl ſich beeilt, kann er noch zeitig genug zu Ihrem Leichenſchmauſe kommen.

Gianettino (zieht einen Brief mit großem Siegel hervor.) Glück genug alſo, daß er ſchon hier iſt! — Verwundert ſich Lomellin? Glaubt er mich tolldreiſt genug, wüthige Republikaner zu reizen, wenn ſie nicht ſchon verkauft und verrathen wären?

Lomellin (betreten.) Ich weiß nicht, was ich denke.

Gianettino. Ich denke etwas, das du nicht weißt. Der Schluß iſt gefaßt. Uebermorgen fallen 12 Senatoren. Doria wird Monarch, und Kaiſer Karl wird ihn ſchützen — Du trittſt zurück?

Lomellin. Zwölf Senatoren! Mein Herz iſt nicht weit genug, eine Blutſchuld zwölfmal zu faſſen.

Gianettino. Närrchen, am Thron wirft man ſie nieder. Siehſt du, ich überlegte mit Karls Miniſtern, daß Frankreich in Genua noch ſtarke Parteien hätte, die es ihm zum zweitenmale in die Hände ſpielen könnten, wenn man ſie nicht mit der Wurzel vertilgte.

Das wurmte beim alten Karl. Er unterſchrieb meinen Anſchlag — und Du ſchreibſt, was ich diktire.

Lomellin. Noch weiß ich nicht —

Gianettino. Setze dich. Schreib.

Lomellin. Was ſchreib' ich aber? (ſetzt ſich.)

Gianettino. Die Namen der 12 Kandidaten — Franz Zenturione.

Lomellin (ſchreibt.) Zum Dank für ſein Votum führt er den Leichenzug.

Gianettino. Kornelio Kalva.

Lomellin. Kalva.

Gianettino. Michael Zibo.

Lomellin. Eine Abkühlung auf die Prokuratur.

Gianettino. Thomas Aſſerato mit drei Brüdern.

(Lomellin hält inne.)

Gianettino (nachdrücklich.) Mit drei Brüdern.

Lomellin (ſchreibt.) Weiter.

Gianettino. Fieſko von Lavagna.

Lomellin. Geben Sie Acht! Geben Sie Acht! Sie werden über dieſem ſchwarzen Stein noch den Hals brechen.

Gianettino. Scipio Bourgognino.

Lomellin. Der mag anderswo Hochzeit halten.

Gianettino. Wo ich Brautführer bin — Raphael Sacco.

Lomellin. Dem ſollt' ich Pardon auswirken, bis er mir meine fünftauſend Scudi bezahlt hat. (ſchreibt) Der Tod macht quitt.

Gianettino. Vinzent Kalkagno.

Lomellin. Kalkagno — den Zwölften ſchreib ich auf meine Gefahr, oder unſer Todfeind iſt vergeſſen.

Gianettino. Ende gut. Alles gut. Joſeph Verrina.

Lomellin. Das war der Kopf des Wurms. (ſteht auf, ſtreut Sand, fliegt die Schrift durch, reicht ſie dem Prinzen.) Der Tod giebt übermorgen prächtige Galla, und hat zwölf genueſiſche Fürſten geladen.

Gianettino (tritt zum Tiſch, unterzeichnet.) Es iſt geſchehen — In zwei Tagen iſt Dogewahl. Wenn die Signoria verſammelt iſt, werden die Zwölf auf das Signal eines Schnupftuchs mit einem plötzlichen Schuß geſtreckt, wenn zugleich meine 200 Teutſche das Rathhaus mit Sturm beſetzen. Iſt das vorbei, tritt Gianettino Doria in den Saal, und läßt ſich huldigen. (klingelt.)

Lomellin. Und Andreas?

Gianettino (verächtlich.) Iſt ein alter Mann. (ein Bedienter.) Wenn der Herzog fragt, ich bin in der Meſſe. (Bedienter ab.) Der Teufel, der in mir ſteckt, kann nur in Heiligenmaske inkognito bleiben.

Lomellin. Aber das Blatt, Prinz?

Gianettino. Nimmſt du, läſſeſt es durch unſre Partei zirkuliren. Dieſer Brief muß mit Extrapoſt nach Levante. Er unterrichtet den Spinola von allem, und heißt ihn früh 8 Uhr in der Hauptſtadt hier eintreffen. (will fort.)

Lomellin. Ein Loch im Faß, Prinz! Fiesko beſucht keinen Senat mehr.

Gianettino (zurückrufend.) Doch noch einen Meuter wird Genua haben — Ich ſorge dafür. (ab in ein Seitenzimmer. Lomellin fort durch ein anderes.)

Fünfzehnter Auftritt.

Vorzimmer bei Fiesko.

Fiesko (mit Briefen und Wechſeln.) **Mohr.**

Fiesko. Alſo vier Galeeren ſind eingelaufen?

Mohr. Liegen glücklich in der Darſena vor Anker.

Fiesko. Das kommt erwünſcht. Woher die Expreſſen?

Mohr. Von Rom, Piazenza und Frankreich.

Fiesko (bricht die Briefe auf, fliegt ſie durch.) Willkommen, willkommen in Genua. (ſehr aufgeräumt.) Die Kouriere werden fürſtlich bewirthet.

Mohr. Hum! (will gehen.)

Fiesko. Halt! Halt! Hier kommt Arbeit für dich die Fülle.

Mohr. Was ſteht zu Befehl? Die Naſe des Spürers, oder der Stachel des Skorpions?

Fiesko. Für jetzt des Lockvogels Schlag. Morgen früh werden 2000 Mann verkappt zur Stadt hereinſchleichen, Dienſte bei mir zu nehmen. Vertheile du deine Handlanger an den Thoren herum, mit der Ordre, auf die eintretenden Paſſagiers ein wachſames Auge zu haben. Einige werden als ein Trupp Pilgrimme kommen, die nach Loretto wallfahrten gehen, andere als Ordensbrüder, oder Savoyarden, oder Komödianten, wieder andre als Krämer, oder als ein Trupp Muſikanten, die meiſten als abgedankte Soldaten, die genueſiſches Bret eſſen wollen. Jeder Fremde wird ausgefragt, wo er einſtelle? antwortet er: zur goldenen Schlange, ſo muß man ihn freundlich grüßen, und meine Wohnung bedeuten. Höre, Kerl, aber ich baue auf deine Klugheit.

Mohr. Herr! wie auf meine Bosheit. Entwiſcht mir eine Locke Haar, ſo ſollt ihr meine 2 Augen in eine Windbüchſe laden, und Sperlinge damit ſchießen. (will fort.)

Fiesko. Halt! noch eine Arbeit. Die Galeeren werden der Nation ſcharf in die Augen ſtechen. Merke auf, was davon Rede wird. Fragt dich jemand, ſo haſt du von weitem murmeln gehört, daß dein Herr damit Jagd auf die Türken mache. Verſtehſt du?

Mohr. Verſtehe. Die Bärte der Beſchnittenen liegen oben drauf. Was im Korb iſt, weiß der Teufel. (will fort.)

Fiesko. Gemach. Noch eine Vorſicht. Gianettino hat neuen Grund mich zu haſſen, und mir Fallen zu ſtellen. Geh, beobachte deine Kameraden, ob du nicht irgendwo einen Meuchelmord witterſt. Doria beſucht die verdächtigen Häuſer. Hänge dich an die Töchter der Freude. Die Geheimniſſe des Kabinets ſtecken ſich gern in die Falten eines Weiberrocks. Verſprich ihnen goldſpeiende Kunden — verſprich deinen Herrn. Nichts kann zu ehrwürdig ſeyn, das du nicht in dieſen Moraſt untertauchen ſollſt, bis du den feſten Boden fühlſt.

Mohr. Halt! Holla! Ich habe den Eingang bei einer gewiſſen Diana Bononi, und bin gegen fünf Vierteljahre ihr Zuführer geweſen. Vorgeſtern ſah ich den Prokurator Lomellino aus ihrem Hauſe kommen.

Fiesko. Wie gerufen. Eben der Lomellino iſt der Hauptſchlüſſel zu allen Tollheiten Doria's. Gleich morgen früh muſt du hingehen. Vielleicht iſt er heute Nacht dieſer keuſchen Luna Endymion.

Mohr. Noch ein Umſtand, gnädiger Herr! Wenn mich die Genueſer fragen — und ich bin des Teufels! das werden ſie — wenn ſie mich jetzt fragen, was denkt Fiesko zu Genua? — Werdet ihr eure Maske noch länger tragen, oder was ſoll ich antworten?

Fiesko. Antworten? Wart! Die Frucht iſt ja zeitig. Wehen verkündigen die Geburt — Genua liege auf dem Block, ſollſt du antworten, und dein Herr heiße Johann Ludwig Fiesko.

Mohr (ſich froh ſtreckend.) Was ich anbringen will, daß ſich's gewaſchen haben ſoll, bei meiner hundsvöttiſchen Ehre! — Aber nun hell auf, Freund Haßan! In ein Weinhaus zuerſt! Meine Füße haben alle Hände voll zu thun — ich muß meinen Magen kareſſiren, daß er bei meinen Beinen das Wort redet. (eilt ab, kommt aber ſchnell zurück.) A propos! Bald hätt' ich das verplaudert. Was zwiſchen eurer Frau und Kalkagno vorging, habt Ihr gern wiſſen mögen? — Ein Korb ging vor, Herr, und das war alles. (läuft davon.)

Sechszehnter Auftritt.

Fiesko (bei ſich.)

Ich bedaure, Kalkagno — Meinen Sie etwa, ich würde den empfindlichen Artikel meines Ehebetts Preis geben, wenn mir *meines Weibes Tugend* und *mein eigner Werth* nicht Handſchrift genug ausgeſtellt hätten? Doch willkommen mit dieſer Schwägerſchaft. Du biſt ein guter Soldat. Das ſoll mir deinen Arm zu Doria's Untergang kuppeln! — — (mit ſtarkem Schritt auf und nieder.) Itzt Doria mit mir auf den Kampfplatz! Alle Maſchinen des großen Wageſtücks ſind im Gang. Zum ſchaudernden Konzert alle Inſtrumente geſtimmt. Nichts fehlt, als die Larve herabzureißen, und Genua's Patrioten den Fiesko zu zeigen. (Man hört kommen.) Ein Beſuch! Wer mag mich jetzt ſtören?

Siebzehnter Auftritt.

Voriger. Verrina. Romano. (mit einem Tableau.) Sacco. Bourgognino. Kalkagno.
(alle verneigen ſich.)

Fiesko (ihnen entgegen, voll Heiterkeit.) Willkommen, meine würdigen Freunde! Welche wichtige Angelegenheit führt Sie ſo vollzählig zu mir? — Du auch da, theurer Bruder Verrina? Ich würde bald verlernt haben, dich zu kennen, wären meine Gedanken nicht fleiſſiger um dich, als meine Augen. War's nicht ſeit dem letzten Ball, daß ich meinen Verrina entbehrte?

Verrina. Zähl' ihm nicht nach, Fiesko. Schwere Laſten haben indeß ſein graues Haupt gebeugt. Doch genug hievon.

Fiesko. Nicht genug für die wißbegierige Liebe. Du wirſt mir mehr ſagen müſſen, wenn wir allein ſind. (zu Bourgognino.) Willkommen, junger Held! Unſre Bekanntſchaft iſt noch **grün**, aber meine Freundſchaft iſt zeitig. Haben Sie Ihre Meinung von mir verbeſſert?

Bourgognino. Ich bin auf dem Wege.

Fiesko. Verrina, man ſagt mir, daß dieſer junge Kavalier dein Tochtermann werden ſoll. Nimm meinen ganzen Beifall zu dieſer Wahl. Ich hab' ihn nur einmal geſprochen, und doch würd' ich ſtolz ſeyn, wenn er der meinige wäre.

Verrina. Dieſes Urtheil macht mich eitel auf meine Tochter.

Fiesko (zu den andern.) Sacco? Kalkagno? — Lauter ſelt'ne Erſcheinungen in meinem Zimmer! Beinahe möchte ich mich meiner Dienſtfertigkeit ſchämen, wenn Genua's edelſte Zierden ſie vorübergehen. — Und hier begrüße ich einen fünften Gaſt, mir zwar fremd, doch empfohlen genug durch dieſen würdigen Zirkel.

Romano. Es iſt ein Mahler ſchlechtweg, gnädiger Herr, Romano mit Namen, der ſich vom Diebſtahl an der Natur ernährt, kein Wappen hat, als ſeinen Pinſel, und nun gegenwärtig iſt, (mit einer tiefen Verbeugung.) die große Linie zu einem Brutuskopfe zu finden.

Fiesko. Ihre Hand, Romano. Ihre Meiſterinn iſt eine Verwandte meines Hauſes. Ich liebe ſie brüderlich. Kunſt iſt die rechte Hand der Natur. Dieſe hat nur Geſchöpfe, jene hat Menſchen gemacht. Was mahlen Sie aber, Romano?

Romano. Szenen aus dem nervigen Alterthum. Zu Florenz ſteht mein ſterbender Herkules, meine Kleopatra zu Venedig, der wüthende Ajax zu

Rom, wo die Helden der Vorwelt — im Vatikan wieder auferſtehen.

Fiesko. Und was iſt wirklich Ihres Pinſels Beſchäftigung.

Romano. Er iſt weggeworfen, gnädiger Herr. Das Licht des Genies bekam weniger Fett, als das Licht des Lebens. Ueber einen gewiſſen Punkt hinaus brennt nur die papierne Krone. Hier iſt meine lezte Arbeit.

Fiesko (aufgeräumt.) Sie könnte nicht erwünſchter gekommen ſeyn. Ich bin heute ganz ungewöhnlich heiter, mein ganzes Weſen feiert eine gewiſſe heroiſche Ruhe, ganz offen für die ſchöne Natur. Stellen Sie Ihr Tableau auf. Ich will mir ein rechtes Feſt daraus bereiten. Tretet herum, meine Freunde. Wir wollen uns ganz dem Künſtler ſchenken. Stellen Sie Ihr Tableau auf.

Verrina (winkt den andern.) Nun merket auf, Genueſer.

Romano (ſtellt das Gemählde zurecht.) Das Licht muß von der Seite ſpielen. Ziehen Sie jenen Vorhang auf. Dieſen laſſen Sie fallen. Gut. (er tritt auf die Seite.) Es iſt die Geſchichte der Virginia, und des Appius Klaudius.

(Lange ausdrucksvolle Pauſe, worinn alle die Mahlerey betrachten.)

Verrina (in Begeiſterung.) Spritz zu, eisgrauer

Vater! — Zuckſt du, Tyrann? — Wie ſo bleich ſteht ihr Klötze, Römer — ihm nach, Römer — das Schlachtmeſſer blinkt — Mir nach, Klötze, Genueſer — Nieder mit Doria! Nieder! Nieder! (er haut gegen das Gemählde.)

Fiesko (lächelnd zum Mahler.) Fordern Sie mehr Beifall? Ihre Kunſt macht dieſen alten Mann zum bartloſen Träumer.

Verrina (erſchöpft.) Wo bin ich? Wo ſind ſie hingekommen? Weg, wie Blaſen? Du hier, Fiesko? der Tyrann lebt noch, Fiesko?

Fiesko. Siehſt du? Ueber vielem Sehen haſt du die Augen vergeſſen. Dieſen Römerkopf findeſt du bewundernswerth? Weg mit ihm! Hier das Mädchen blick' an! Dieſer Ausdruck, wie weich! wie weiblich! Welche Anmuth auch aus den welkenden Lippen! Welche Wolluſt im verlöſchenden Blick! — Unnachahmlich! Göttlich, Romano! — Und noch die weiſſe blendende Bruſt, wie angenehm noch von des Athems letzten Wellen gehoben? Mehr ſolche Nymphen, Romano, ſo will ich vor Ihren Phantaſien knieen, und der Natur einen Scheidebrief ſchreiben.

Bourgognino. Verrina, iſt das deine gehoffte herrliche Wirkung?

Verrina. Faſſe Muth, Sohn. Gott verwarf den Arm des Fiesko, er muß auf den unſrigen rechnen.

Fiesko (zum Mahler.) Ja, es iſt Ihre letzte Arbeit, Romano. Ihr Mark iſt erſchöpft. Sie rühren keinen Pinſel mehr an. Doch über des Künſtlers Bewunderung vergeſſ' ich das Werk zu verſchlingen. Ich könnte hier ſtehen, und hingaffen, und ein Erdbeben überhören. Nehmen Sie Ihr Gemählde weg. Sollt' ich Ihnen dieſen Virginiakopf bezahlen, müßt' ich Genua in Verſatz geben. Nehmen Sie weg.

Romano. Mit Ehre bezahlt ſich der Künſtler. Ich ſchenke es Ihnen. (er will hinaus.)

Fiesko. Eine kleine Geduld, Romano. (er geht mit majeſtätiſchem Schritt im Zimmer, und ſcheint über etwas Großes zu denken. Zuweilen betrachtet er die andern fliegend und ſcharf, endlich nimmt er den Mahler bei der Hand, führt ihn vor das Gemählde) Tritt her, Mahler. (äußerſt ſtolz und mit Würde.) So trotzig ſtehſt du da, weil du Leben auf todten Tüchern heuchelſt, und große Thaten mit kleinem Aufwand verewigſt. Du prahlſt mit Poetenhitze, der Phantaſie markloſem Marionettenſpiel, ohne Herz, ohne thatenwärmende Kraft; ſtürzeſt Tyrannen auf Leinwand; — biſt ſelbſt ein elender Sklave? Machſt Republiken mit einem Pinſel frei; — kannſt deine eignen Ketten nicht brechen? (voll und beißend.) Geh! Deine Arbeit iſt Gaukelwerk — der Schein weiche der That — (mit Größe, indem er das Tableau umwirft.) Ich habe gethan, was du — nur mahlteſt. (alle erſchüttert. Romano trägt ſein Tableau mit Beſtürzung fort.)

Achtzehnter Auftritt.

Fiesko. Verrina. Bourgognino. Sacco. Kalkagno.

Fiesko (unterbricht eine Pauſe des Erſtaunens.) Dachtet ihr, der Löwe ſchliefe, weil er nicht brüllte? Waret ihr eitel genug, euch zu überreden, daß ihr die einzigen wäret, die Genua's Ketten fühlten? Die einzigen, die ſie zu zerreißen wünſchten? Eh' ihr ſie nur fern raſſeln hörtet, hatte ſie ſchon Fiesko zerbrochen. (er öffnet die Schatulle, nimmt ein Paket Briefe heraus, die er alle über die Tafel ſpreitet.) Hier Soldaten von Parma — hier franzöſiſches Geld — — hier vier Galeeren vom Papſt. Was fehlte noch, einen Tyrannen in ſeinem Neſt aufzujagen? Was wiſſt ihr noch zu erinnern? (da ſie alle erſtarrt ſchweigen, tritt er von der Tafel, mit Selbſtgefühl.) Republikaner, ihr ſeyd geſchickter, Tyrannen zu verfluchen, als ſie in die Luft zu ſprengen. (Alle, außer Verrina, werfen ſich ſprachlos dem Fiesko zu Füßen.)

Verrina. Fiesko! — Mein Geiſt neigt ſich vor dem deinigen — Mein Knie kann es nicht — Du biſt ein großer Menſch; — aber — Steht auf, Genueſer.

Fiesko. Ganz Genua ärgert ſich an dem Weichling Fiesko. Ganz Genua flucht über den verbuhlten Schurken Fiesko. Genueſer! Genueſer! Meine Buhlerei hat den argliſtigſten Deſpoten betrogen, meine Tollheit hat euerm Fürwitz meine gefährliche Weisheit verhüllt. In den Windeln der Ueppigkeit lag das erſtaunliche Werk der Verſchwörung gewickelt. Genug. Genua kennt mich in Euch. Mein ungeheuerſter Wunſch iſt befriedigt.

Bourgognino. (wirft ſich unmuthig in einen Seſſel.) Bin ich denn gar nichts mehr?

Fiesko. Aber laßt uns ſchleunig von Gedanken zu Thaten gehn. Alle Maſchinen ſind gerichtet. Ich kann die Stadt von Land und Waſſer beſtürmen. Rom, Frankreich und Parma bedecken mich. Der Adel iſt ſchwürig. Des Pöbels Herzen ſind mein. Die Tyrannen hab ich in Schlummer geſungen. Die Republik iſt zu einem Umguſſe zeitig. Mit dem Glück ſind wir fertig. Nichts fehlt — Aber Verrina iſt nachdenkend?

Bourgognino. Geduld. Ich hab' ein Wörtchen, das ihn raſcher aufſchrecken ſoll, als des jüngſten Tages Poſaunenruf. (er tritt zu Verrina, ruft ihm bedeutend zu.) Vater, wach auf! Deine Bertha verzweifelt.

Verrina. Wer ſprach das? — Zum Werk, Genueſer!

Fiesko. Ueberlegt den Entwurf zur Vollſtreckung. Ueber dem ernſten Geſpräch hat uns die Nacht überraſcht. Genua liegt ſchlafen. Der Tyrann fällt erſchöpft von den Sünden des Tages nieder. Wachet für beide!

Bourgognino. Eh wir ſcheiden, laßt uns den heldenmüthigen Bund durch eine Umarmung beſchwören. (ſie ſchließen mit verſchränkten Armen einen Kreis.) Hier wachſen Genua's fünf größte Herzen zuſammen, Genua's größtes Loos zu entſcheiden. (drücken ſich inniger.) Wenn der Welten Bau aus einander fällt, und der Spruch des Gerichts auch die Bande des Bluts, auch der Liebe zerſchneidet, bleibt dieſes fünffache Heldenblatt ganz! (treten auseinander.)

Verrina. Wann verſammeln wir uns wieder?

Fiesko. Morgen Mittag will ich eure Meinungen ſammeln.

Verrina. Morgen Mittag denn. Gute Nacht, Fiesko! Bourgognino, komm! Du wirſt etwas Seltſames hören. (beide ab.)

Fiesko. (zu den andern.) Geht ihr zu den Hinterthoren hinaus, daß Doria's Spione nichts merken. (alle entfernen ſich.)

Neunzehnter Auftritt.

Fiesko.

(der nachdenkend auf und niedergehet.)

Welch ein Aufruhr in meiner Bruſt! Welche heimliche Flucht der Gedanken — Gleich verdächtigen Brüdern, die auf eine ſchwarze That ausgehen, auf den Zehen ſchleichen, und ihr flammroth Geſicht furchtſam zu Boden ſchlagen, ſtehlen ſich die üppigen Phantome an meiner Seele vorbei — Haltet! Haltet! Laſt mich euch ins Angeſicht leuchten — — Ein guter Gedanke ſtählet des Mannes Herz, und zeigt ſich heldenmäßig dem Tage. — Ha! ich kenne euch! — Das iſt die Liverei des ewigen Lügners — Verſchwindet! (wieder Pauſe, darauf lebhafter.) Republikaner Fiesko? Herzog Fiesko? — Gemach — Hier iſt der gähe Hinunterſturz, wo die Mark der Tugend ſich ſchließt, ſich ſcheiden Himmel und Hölle — Eben hier haben Helden geſtrauchelt, und Helden ſind geſunken, und die Welt belegt ihren Namen mit Flüchen — Eben hier haben Helden gezweifelt, und Helden ſind ſtill geſtanden, und Halbgötter geworden — (raſcher.) Daß ſie mein ſind, die Herzen von Genua? Daß von meinen Händen dahin, dorthin ſich gängeln läßt das furchbare Genua? — o über die ſchlaue Sünde, die einen Engel vor jeden Teufel ſtellt — Unglückſelige Schwungſucht! Uralte Buhlerei! Engel küßten an deinem Halſe den Himmel hinweg, und der Tod ſprang aus deinem kreiſenden Bauche — (ſich ſchaudernd ſchüttelnd.) Engel ſingſt du mit Sirenentrillern von Unendlichkeit ein — Menſchen angelſt du mit Gold, Weibern und Kronen! (nach einer nachdenkenden Pauſe, feſt.) Ein Diadem erkämpfen, iſt groß. Es wegwerfen, iſt göttlich. (entſchloſſen.) Geh unter, Tyrann! Sei frei, Genua, und ich (ſanftgeſchmolzen) dein glücklichſter Bürger.

Dritter Aufzug.

Furchtbare Wildniß.

Erſter Auftritt.

Verrina. Bourgognino (kommen durch die Nacht.)

Bourgognino (ſteht ſtill.) Aber wohin führſt du mich, Vater? Der dumpfe Schmerz, womit du mich abrieſſt, keucht noch immer aus deinem arbeitenden Odem. Unterbrich dieſes grauenvolle Schweigen. Rede. Ich folge nicht weiter.

Verrina. Das iſt der Ort.

Bourgognino. Der ſchrecklichſte, den du auffinden konnteſt. Vater, wenn das, was du hier vornehmen wirſt, dem Orte gleich ſieht, Vater, ſo werden meine Haarſpitzen aufwärts ſpringen.

Verrina. Doch blühet das, gegen die Nacht meiner Seele. Folge mir dahin, wo die Verweſung Leichname morſch frißt, und der Tod ſeine ſchaudernde Tafel hält — dahin, wo das Gewinſel verlorner Seelen Teufel beluſtigt, und des Jammers undankbare

Thränen im durchlöcherten Siebe der Ewigkeit ausrinnen — dahin, mein Sohn, wo die Welt ihre Loſung ändert, und die Gottheit ihr allgütiges Wappen bricht — Dort will ich zu dir durch *Verzerrungen* ſprechen, und mit Zähnklappern wirſt du hören.

Bourgognino. Hören? Was? ich beſchwöre dich.

Verrina Jüngling! ich fürchte — Jüngling, dein Blut iſt roſenroth — dein Fleiſch iſt mild geſchmeidig; *dergleichen* Naturen fühlen menſchlich weich; an dieſer empfindenden Flamme ſchmilzt meine grauſame Weisheit. Hätte der Froſt des Alters, oder der bleierne Gram den fröhlichen Sprung deiner Geiſter gelähmt — hätte ſchwarzes klumpiges Blut der leidenden Natur den Weg zum Herzen geſperrt, dann wärſt du geſchickt, die Sprache meines Grams zu verſtehen, und meinen Entſchluß anzuſtaunen.

Bourgognino. Ich werd' ihn hören und *mein* machen.

Verrina. Nicht darum, mein Sohn — Verrina wird damit dein Herz verſchonen. O Scipio, ſchwere Laſten liegen auf dieſer Bruſt — ein Gedanke, grauenvoll, wie die lichtſcheue Nacht — ungeheuer genug, eine Mannsbruſt zu ſprengen — Sieſt du? *Allein* will ich ihn *vollführen* — *allein tragen* kann ich ihn nicht. Wenn ich ſtolz wäre, Scipio, ich könnte ſagen, es iſt eine Qual, *der einzige* große

Mann zu ſeyn — Größe iſt dem Schöpfer zur Laſt gefallen, und er hat Geiſter zu Vertrauten gemacht — Höre, Scipio!

Bourgognino. Meine Seele verſchlingt die deinige.

Verrina. Höre, aber erwiedre nichts. Nichts, junger Menſch! Hörſt du? Kein Wort ſollſt du darauf ſagen — Fiesko muß ſterben!

Bourgognino (mit Beſtürzung.) Sterben! Fiesko!

Verrina. Sterben! — Ich danke dir, Gott! es iſt heraus — Fiesko ſterben, Sohn, ſterben durch mich! — Nun geh — Es giebt Thaten, die ſich keinem Menſchen-Urtheil mehr unterwerfen — nur den Himmel zum Schiedsmann erkennen — Das iſt eine davon. Geh. **Ich will weder deinen Tadel, noch deinen Beifall. Ich weiß, was ſie mich koſtet, und damit gut. Doch höre — du könnteſt dich wohl gar wahnſinnig daran denken — Höre — Saheſt du ihn geſtern in unſrer Beſtürzung ſich ſpiegeln? Der Mann, deſſen Lächeln Italien irre führte, wird er ſeines Gleichen in Genua dulden? Geh. Den Tyrannen wird Fiesko ſtürzen, das iſt gewiß! Fiesko wird Genua's gefährlichſter Tyrann werden, das iſt gewiſſer!** (er gehet ſchnell ab. Bourgognino blickt ihm ſtaunend und ſprachlos nach, dann folgt er ihm langſam.)

Zweiter Auftritt.

Saal bei Fiesko. In der Mitte des Hintergrundes eine große Glasthüre, die den Proſpekt über das Meer und Genua öffnet. Morgendämmerung.

Fiesko (vorm Fenſter.)

Was iſt das? — Der Mond iſt unter — Der Morgen kommt feurig aus der See — Wilde Phantaſieen haben meinen Schlaf aufgeſchwelgt — mein ganzes Weſen krampfig um eine Empfindung gewälzt. — Ich muß mich im Offenen dehnen. (er macht die Glasthür auf. Stadt und Meer vom Morgenroth überflammt. Fiesko mit ſtarken Schritten im Zimmer.) Daß ich der gröſte Mann bin im ganzen Genua! und die kleinern Seelen ſollten ſich nicht unter die große verſammeln? — aber ich verletze die Tugend! (ſteht ſtill.) Tugend? — Der erhabene Kopf hat andre Verſuchungen, als der gemeine — Sollt' er Tugend mit ihm zu theilen haben? Der Harniſch, der des Pygmäen ſchmächtigen Körper zwingt, ſollte der einem Rieſenleib anpaſſen müſſen?

(Die Sonne geht auf über Genua.)

Dieſe majeſtätiſche Stadt! (mit offenen Armen dagegen eilend.) Mein! und darüber emporzuflammen, gleich dem königlichen Tag — darüber zu brüten mit Monarchenkraft — all die kochende Begierden — all die nimmerſatten Wünſche in dieſem grundloſen Ozean unterzutauchen? — — Gewiß! Wenn auch des Betrügers Witz den Betrug nicht adelt, ſo adelt doch der Preis den Betrüger. Es iſt ſchimpflich, eine volle Börſe zu leeren — es iſt frech, eine Million zu veruntreuen, aber es iſt namenlos groß, eine Krone zu ſtehlen. Die Schande nimmt ab mit der wachſenden Sünde. (Pauſe. Dann mit Ausdruck.) Gehorchen! — Herrſchen! — ungeheure ſchwindlichte Kluft — Legt Alles hinein, was der Menſch Koſtbares hat — eure gewonnenen Schlachten, Eroberer — Künſtler, eure unſterblichen Werke — eure Wollüſte, Epikure — eure Meere und Inſeln, ihr Weltumſchiffer! Gehorchen und Herrſchen! Seyn und Nichtſeyn! Wer über den ſchwindlichten Graben vom letzten Seraph zum Unendlichen ſetzt, wird auch dieſen Sprung ausmeſſen. (mit erhabenem Spiel.) Zu ſtehen in jener ſchrecklich erhabenen Höhe — niederzuſchmollen in der Menſchlichkeit reißenden Strudel, wo das Rad der blinden Betrügerinn Schickſale ſchelmiſch wälzt — den erſten Mund am Becher der Freude — tief unten den geharniſchten Rieſen Geſetz am Gängelbande zu lenken — ſchlagen zu ſehen unvergoltene Wunden, wenn ſein kurzarmiger Grimm an das Geländer der Majeſtät ohnmächtig poltert — die unbändigen Leidenſchaften des Volks, gleich ſo viel ſtampfenden Roſſen, mit dem weichen Spiele des Zügels zu zwingen — den emporſtrebenden Stolz der Vaſallen mit Einem — Einem Athemzug in den Staub zu legen, wenn der [illegible] zauberiſche Fürſtenſtab auch die Träume des fürſtlichen Fiebers ins Leben ſchwingt! Ha! welche Vorſtellung, die den ſtaunenden Geiſt über ſeine Linien wirbelt! — *Ein Augenblick* Fürſt hat das Mark des ganzen Daſeyns verſchlungen. Nicht der *Tummelplatz* des Lebens — ſein Gehalt beſtimmt ſeinen Werth. Zerſtücke den Donner in ſeine einfachen Sylben, und du wirſt Kinder damit in den Schlummer ſingen; ſchmelze ſie zuſammen in *einen* plötzlichen Schall, und der monarchiſche Laut wird den ewigen Himmel bewegen — Ich bin entſchloſſen! (heroiſch auf und nieder.)

Dritter Auftritt.

Voriger. Leonore (tritt herein mit merklicher Angſt.)

Leonore. Vergeben Sie, Graf. Ich fürchte, Ihre Morgenruhe zu ſtören.

Fiesko (tritt böſe betreten zurück.) Gewiß, gnädige Frau, Sie überraſchen mich ſeltſam.

Leonore. Das begegnet nur den Liebenden nie.

Fiesko. Schöne Gräfinn, Sie verrathen Ihre Schönheit an den feindlichen Morgenhauch.

Leonore. Auch wüßt' ich nicht, warum ich den wenigen Reſt für den *Gram* ſchonen ſollte.

Fiesko. *Gram*, meine Liebe! Stand ich bisher um Wahn, *Staaten nicht umwühlen wollen*, heiſſe Gemüthsruhe?

Leonore. Möglich — Doch fühl' ich, daß meine Weiberbruſt unter dieſer Gemüthsruhe bricht. Ich komme, mein Herr, Sie mit einer nichtsbedeutenden Bitte zu beläſtigen, wenn Sie Zeit für mich wegwerfen möchten. Seit ſieben Monaten hatt' ich den ſeltſamen Traum, Gräfinn von Lavagna zu ſeyn. Er iſt verflogen. Der Kopf ſchmerzt mir davon. Ich werde den ganzen Genuß meiner unſchuldigen Kindheit zurückrufen müſſen, meine Geiſter von dieſem lebhaften Phantome zu heilen. Erlauben Sie darum, daß ich in die Arme meiner guten Mutter zurückkehre!

Fiesko (äuſſerſt beſtürzt.) Gräfinn!

Leonore. Es iſt ein ſchwaches verzärteltes Ding, mein Herz, mit dem Sie Mitleiden haben müſſen. Auch die geringſten Andenken des Traums könnten meiner kranken Einbildung Schaden thun. Ich ſtelle deswegen die letzten überbliebenen Pfänder ihrem rechtmäßigen Beſitzer zurück (ſie legt einige Galanterien auf ein Tiſchgen.) Auch dieſen Dolch, der mein Herz durchfuhr (ſeinen Liebesbrief). Auch dieſen — und (indem ſie ſich lautweinend hinausſtürzen will.) behalte nichts, als die Wunde!

Fiesko (erſchüttert, eilt ihr nach, hält ſie auf.) Leonore! Welch ein Auftritt! Um Gotteswillen!

Leonore (fällt matt in ſeinen Arm.) Ihre Gemahlinn zu ſchön hab' ich nicht verdient, aber Ihre Gemahlinn hätte Achtung verdient — Wie ſie jetzt ziſchen, die Läſterzungen! Wie ſie auf mich herabſchielen, Genua's Damen und Mädchen! „Seht, wie ſie wegblüht, die Eitle, die den Fiesko heirathete!“ — Grauſame Ahndung meiner weiblichen Hoffart! Ich hatte mein ganzes Geſchlecht verachtet, da mich Fiesko zum Brautaltar führte.

Fiesko. Nein, wirklich, Madonna! dieſer Auftritt iſt ſonderbar.

Leonore (für ſich.) Ah, erwünſcht. Er wird blaß und roth. Itzt bin ich muthig.

Fiesko. Nur zwey Tag, Gräfinn, und dann richten Sie mich.

Leonore. Aufgeopfert — Laß mich es nicht vor dir ausſprechen, jungfräuliches Licht! Aufgeopfert einer Buhlerinn! Nein! Sehen Sie mich an, mein Gemahl! Wahrhaftig, die Augen, die ganz Genua in knechtiſches Zittern jagen, müſſen ſich itzt vor den Thränen eines Weibes verkriechen. —

Fiesko (äußerſt verwirrt.) Nicht mehr, Signora! Nicht weiter!

Leonore (mit Wehmuth und etwas bitter.) Ein ſchwaches Weiberherz zu zerfleiſchen! O es iſt des ſtarken Geſchlechts ſo würdig! — Ich warf mich in die Arme dieſes Mannes. An dieſen Starken ſchmiegten ſich wollüſtig alle meine weiblichen Schwächen. Ich übergab ihm meinen ganzen Himmel — der großmüthige Mann verſchenkt ihn an eine —

Fiesko (ſtürzt ihr mit Heftigkeit ins Wort.) Meine Leonore, nein! —

Leonore. Meine Leonore? — Himmel, habe Dank! Das war wieder ächter Goldklang der Liebe. Haſſen ſollt' ich dich, Falſcher, und werfe mich hungrig auf die Broſamen deiner Zärtlichkeit. — Haſſen? Sagte ich Haſſen, Fiesko? O glaub' es nicht! Sterben lehrt mich dein Meineid, aber nicht haſſen. Mein Herz iſt betrogen. (man hört den Mohren.)

Fiesko. Leonore, erfüllen Sie mir eine kleine kindiſche Bitte.

Leonore. Alles, Fiesko, nur nicht Gleichgültigkeit.

Fiesko. Was Sie wollen, wie Sie wollen. — (bedeutend.) Bis Genua um zwey Tage älter iſt, fragen Sie nicht! Verdammen Sie nicht! (er führt ſie mit Anſtand in ein anderes Zimmer.)

Vierter Auftritt.

Mohr (keuchend). Fiesko.

Fiesko. Woher ſo in Athem?

Mohr. Geſchwind, gnädiger Herr —

Fiesko. Iſt was in's Garn gelaufen?

Mohr. Leſt dieſen Brief. Bin ich denn wirklich da? Ich glaube, Genua iſt um zwölf Gaſſen kürzer worden, oder meine Beine um ſo viel länger. Ihr verblaßt? Ja, um Köpfe werden ſie karten, und der eure iſt Tarock. Wie gefällts euch?

Fiesko (wirft den Brief erſchüttert auf den Tiſch.) Krauskopf und zehen Teufel! wie kommſt du zu dieſem Brief?

Mohr. Ohngefähr wie — Euer Gnaden zur Republik. Ein Expreſſer ſollte damit nach Levanto fliegen. Ich wittre den Fraß, laure dem Burſchen in einem Hohlweg auf. Baf, liegt der Marder — Wir haben das Huhn.

Fiesko. Sein Blut über dich! Der Brief iſt nicht mit Gold zu bezahlen.

Mohr. Doch dank' ich für Silber. (ernſthaft und wichtig.) Graf von Lavagna! Ich habe neulich einen Geluſt nach eurem Kopf gehabt. (indem er auf den Brief deutet.) Hier wär' er wieder — Jetzt, denk' ich, wären gnädiger Herr und Halunke quitt. Fürs weitere könnt ihr euch beim guten Freunde bedanken. (reicht ihm einen zweiten Zettel.) Numero 2.

Fiesko (nimmt das Blatt mit Erſtaunen.) Wirſt du toll ſeyn?

Mohr. Numero 2. (er ſtellt ſich trotzig neben ihn ſtemmt den Ellenbogen an.) Der Löwe hat's doch ſo dumm nicht gemacht, daß er die Maus pardonnirte? (argliſtig.) Gelt! er hat's ſchlau gemacht, wer hätt' ihn auch ſonſt aus dem Garne genagt? — Nun? Wie behagt Euch das?

Fiesko. Kerl, wie viel Teufel beſoldeſt du?

Mohr. Zu dienen — nur einen, und der ſteht in gräßlichem Futter.

Fiesko. Doria's eigene Unterſchrift! — Wo bringſt du das Blatt her?

Mohr. Warm aus den Händen meiner Bononi. Ich machte mich noch die geſtrige Nacht dahin, ließ eure ſchönen Worte, und eure noch ſchönere Zechinen klingen. Die letzten drangen durch. Früh ſechs ſollt' ich wieder anfragen. Der Graf war richtig dort, wie Ihr ſagtet, und bezahlte mit ſchwarz und weiß das Weggeld zu einem konterbandenen Himmelreich.

Fiesko. (aufgebracht.) Ueber die feilen Weiberknechte! — Republiken wollen ſie ſtürzen, können einer Metze nicht ſchweigen. Ich ſehe aus dieſen Papieren, daß Doria und ſein Anhang Komplott gemacht haben, mich mit eilf Senatoren zu ermorden, und Gianettino zum ſouverainen Herzog zu machen.

Mohr. Nicht anders, und das ſchon am Morgen der Dogewahl, dem dritten des Monats.

Fiesko (raſch.) Unſere flinke Nacht ſoll dieſen Morgen im Mutterleibe erwürgen — Geſchwind, Haſſan! — Meine Sachen ſind reif — Rufe die andern — Wir wollen ihnen einen blutigen Vorſprung machen — Tummle dich, Haſſan!

Mohr. Noch muß ich euch meinen Schubſack von Zeitungen ſtürzen. Zweitauſend Mann ſind glücklich hereinpraktizirt. Ich habe ſie bei den Kapuzinern untergebracht, wo auch kein vorlauter Sonnenſtrahl ſie ausſpioniren ſoll. Sie brennen vor Neugier, ihren Herrn zu ſehen, und es ſind treffliche Kerle.

Fiesko. Aus jedem Kopf blüht ein Skudi für dich — Was murmelte Genua zu meinen Galeren?

Mohr. Das iſt ein Hauptſpaß, gnädiger Herr! Ueber die vierhundert Abenteurer, die der Friede zwiſchen Frankreich und Spanien auf den Sand geſetzt hat, niſteten ſich an meine Leute und beſtürmten ſie, ein gutes Wort für ſie bei euch einzulegen, daß ihr ſie gegen die Ungläubigen ſchicken mögt. Ich habe ſie auf den Abend zu euch in den Schloßhof beſchieden.

Fiesko (froh.) Bald ſollt' ich dir um den Hals fallen, Schurke! Ein Meiſterſtreich! Vierhundert ſagſt du? — Genua iſt nicht mehr zu retten. Vierhundert Skudi ſind dein.

Mohr. (treuherzig.) Gelt, Fiesko? Wir zwei wollen Genua zuſammenſchmeißen, daß man die Geſetze mit den Beſen auskehren kann — Das hab' ich euch nie geſagt, daß ich unter der hieſigen Garniſon meine Vögel habe, auf die ich zählen kann, wie auf meine Höllenfahrt. Nun hab' ich veranſtaltet, daß wir auf jedem Thor wenigſtens ſechs Kreaturen unter der Wache haben, die genug ſind, die andern zu beſchwätzen, und ihre fünf Sinne unter Wein zu ſetzen. Wenn ihr alſo Luſt habt, dieſe Nacht einen Streich zu wagen, ſo findet ihr die Wachen beſoffen.

Fiesko. Rede nichts mehr. Bis jezt habe ich den ungeheuern Quader ohne Menſchenhülfe gewälzt; hart am Ziel ſoll mich der ſchlechteſte Kerl in der Rundung beſchämen? Deine Hand, Burſche! Was dir der Graf ſchuldig bleibt, wird der Herzog hereinholen.

Mohr. Ueberdies noch ein Billet von der Gräfinn Imperiali. Sie winkte mir von der Gaſſe hinauf, war ſehr gnädig, fragte mich ſpöttelnd, ob die Gräfinn von Lavagna keinen Anfall von Gelbſucht gehabt hätte? Euer Gnaden, ſagt' ich, fragen nur *einem* Befinden nach, ſagt' ich —

Fiesko (hat das Billet geleſen, und wirft es weg.) Sehr gut geſagt; ſie antwortete?

Mohr. Antwortete: Sie bedaure dennoch das Schickſal der armen Wittwe, erbiete ſich auch, ihr Genugthuung zu geben, und Euer Gnaden Galanterieen künftig zu verbitten.

Fiesko (hämiſch.) Welche ſich wohl noch vor Welt-Untergang aufheben dürften — *Das* die ganze Erheblichkeit, Haßan?

Mohr (boshaft.) Gnädiger Herr, Angelegenheiten der Damen ſind es zunächſt nach den politiſchen —

Fiesko. O ja freilich, und *dieſe* allerdings. Aber was willſt du mit dieſem Papierchen?

Mohr. Eine Teufelei mit einer andern auskrazen — dieſe Pulver gab mir Signora, eurer Frau täglich eins in die Schokolade zu rühren.

Fiesko (tritt blaß zurück.) Gab dir?

Mohr. Donna Jalia, Gräfinn Imperiali.

Fiesko (reißt ihm ſolche weg, heftig.) Lügſt du, Kanaille, laß ich dich lebendig an den Wetterhahn vom Lorenzothurm ſchmieden, wo dich der Wind in einem Athemzug neunmal herumtreibt — die Pulver?

Mohr (ungeduldig.) Soll ich Eurer Frau in der Schokolade zu ſaufen geben, verordneten Donna Julia Imperiali.

Fiesko (außer Faſſung.) Ungeheuer! Ungeheuer! — dieſes holdſelige Geſchöpf? — Hat ſo viel Hölle in einer Frauenſeele Platz? — Doch, ich vergaß dir zu danken, himmliſche Vorſicht, die du es nichtig machſt — nichtig durch einen ärgern Teufel. Deine Wege ſind ſonderbar. (zum Mohren.) Du verſprichſt zu gehorchen, und ſchweigſt.

Mohr. Sehr wohl. Das letzte kann ich, ſie bezahlte mirs baar.

Fiesko. Dieſes Billet ladet mich zu ihr — Ich will kommen, Madam! Ich will Sie beſchwätzen, bis Sie hieher folgen. Gut. Du eilſt nunmehr, was du eilen kannſt, rufſt die ganze Verſchwörung zuſammen.

Mohr. Dieſen Befehl hab ich vorausgewittert, und darum jeden auf meine Fauſt Punkt zehn Uhr hieher beſtellt.

Fiesko. Ich höre Tritte. Sie ſinds. Kerl, du verdienteſt deinen eigenen Galgen, wo noch kein Sohn Adams gezappelt hat. Geh ins Vorzimmer, bis ich läute.

Mohr (im Abgehen.) Der Mohr hat ſeine Arbeit gethan, der Mohr kann gehen. (ab.)

Fünfter Auftritt.

Alle Verſchwornen.

Fiesko (ihnen entgegen.) Das Wetter iſt im Anzug. Die Wolken laufen zuſammen. Tretet leiſ' auf! Laßt beide Schlöſſer vorfallen!

Verrina. Acht Zimmer hinter uns hab' ich zugeriegelt; der Argwohn kann auf hundert Mannsſchritte nicht beikommen.

Bourgognino. Hier iſt kein Verräther, wenns unſre Furcht nicht wird.

Fiesko. Furcht kann nicht über meine Schwelle. Willkommen, wer noch der geſtrige iſt. Nehmt eure Plätze. (ſetzen ſich.)

Bourgognino (ſpaziert im Zimmer.) Ich ſitze ungern, wenn ich an's Umreißen denke.

Fiesko. Genueſer, das iſt eine merkwürdige Stunde.

Verrina. Du haſt uns aufgefordert, einen Plane zum Tyrannenmord nachzudenken. Frage uns. Wir ſind da, dir Rede zu geben.

Fiesko. Zuerſt alſo — eine Frage, die ſpät genug kommt, um ſeltſam zu klingen — Wer ſoll fallen? (alle ſchweigen.)

Bourgognino (indem er ſich über Fiesko's Seſſel lehnt, bedeutend.) Die Tyrannen.

Fiesko. Wohlgeſprochen, die Tyrannen. Ich bitte euch, gebt genau Acht auf die ganze Schwere des Worts. Wer die Freiheit zu ſtürzen Miene macht, oder Gewicht hat, wer iſt mehr Tyrann?

Verrina. Ich haſſe den erſten, den letzten fürchte ich. Andreas Doria falle!

Kalkagno (in Bewegung.) Andreas, der abgelebte Andreas, deſſen Rechnung mit der Natur vielleicht übermorgen zerfallen iſt?

Sacco. Andreas, der ſanftmüthige Alte?

Fiesko. Furchtbar iſt dieſes alten Mannes Sanftmuth, mein Sacco! Gianettino's Tolltrotz nur lächerlich. Andreas Doria falle! Das ſprach deine Weisheit, Verrina.

Bourgognino. Ketten von Stahl oder Seide — Es ſind Ketten, und Andreas Doria falle!

Fiesko (zum Tiſch gehend.) Alſo den Stab gebrochen über Onkel und Neffe! Unterzeichnet! (alle unterſchreiben.) Das Wer? iſt berichtigt. (ſetzen ſich nieder.)

Nun zum gleich wichtigen *Wie*? — Reden Sie zuerſt, Freund Kalkagno.

Kalkagno. Wir führen es aus wie *Soldaten* oder wie *Meuter*. *Jenes* iſt *gefährlich*, weil es uns zwingt, viele Mitwiſſer zu haben, *gewagt*, weil die Herzen der Nation noch nicht ganz gewonnen ſind — *dieſem* ſind fünf gute Dolche gewachſen. In drei Tagen iſt hohe Meſſe in der Lorenzokirche. Beide Doria halten dort ihre Andacht. In der Nähe des Allerhöchſten entſchläft auch Tyrannenangſt. Ich ſagte Alles.

Fiesko (abgewandt.) Kalkagno — abſcheulich iſt Ihre vernünftige Meinung. — Raphael Sacco?

Sacco. Kalkagno's Gründe gefallen mir, ſeine Wahl empört. Beſſer, Fiesko laßt Oheim und Neffen zu einem Gaſtmahle laden, wo ſie dann, zwiſchen den ganzen Groll der Republik gepreßt, die Wahl haben, den Tod entweder an unſern Dolchen zu eſſen, oder im guten Zyprier Beſcheid zu thun. Wenigſtens bequem iſt dieſe Methode.

Fiesko (mit Entſetzen.) Sacco, und wenn der Tropfe Wein, den ihre ſterbende Zunge koſtet, zum ſiedenden Pech wird, ein Vorſchmack der Hölle — Wie *dann*, Sacco? — Weg mit dieſem Rath! Sprich du, Verrina.

Verrina. Ein offenes Herz zeigt eine offene Stirn. Meuchelmord bringt uns in jedes Banditen Brüderſchaft. Das Schwert in der Hand deutet den Helden.

Meine Meinung iſt, wir geben laut das Signal des Aufruhrs, rufen Genua's Patrioten ſtürmend zur Rache auf (Fährt vom Seſſel. Die andern folgen. Bourgognino wirft ſich ihm um den Hals.)

Bourgognino. Und zwingen mit gewaffneter Hand dem Glück eine Gunſt ab? Das iſt die Stimme der Ehre, und die meinige.

Fiesko. Und die meinige. Pfui, Genueſer! (zu Kalkagno und Sacco.) Das Glück hat bereits ſchon zuviel für uns gethan, wir müſſen uns ſelbſt auch noch Arbeit geben — Alſo Aufruhr, und den noch dieſe Nacht, Genueſer! (Verrina, Bourgognino erſtaunen. Die andern erſchrecken.)

Kalkagno. Was? noch dieſe Nacht? Noch ſind die Tyrannen zu mächtig, noch unſer Anhang zu dünne.

Sacco. Dieſe Nacht noch, und es iſt nichts gethan, und die Sonne geht ſchon bergunter?

Fiesko. Eure Bedenklichkeiten ſind ſehr gegründet, aber leſet dieſe Blätter. (er reicht ihnen die Handſchriften Gianettino's und geht, indeß ſie neugierig leſen, hämiſch auf und nieder.) Jetzt fahre wohl, Doria, ſchöner Stern! Stolz und vorlaut ſtandeſt du da, als hätteſt du den Horizont von Genua verpachtet, und ſaheſt doch, daß auch die Sonne den Himmel räumt, und das Zepter der Welt mit dem Monde theilt. Fahre wohl, Doria, ſchöner Stern!

Auch Protrollus iſt geſtorben
Und war mehr als du.

Bourgognino (nachdem ſie die Blätter geleſen.) Das iſt gräßlich!

Kalkagno. Zwölf auf einen Schuß!

Verrina. Morgen in der Signoria!

Bourgognino. Gebt mir die Zettel. Ich reite ſpornſtreichs durch Genua, halte ſie ſo, ſo werden die Steine hinter mir ſpringen, und die Hunde Zettermordio heulen.

Alle. Rache! Rache! Rache! Dieſe Nacht noch!

Fiesko. Da ſeyd ihr, wo ich euch wollte. Sobald es Abend wird, will ich die vornehmſten Mißvergnügten zu einer Luſtbarkeit bitten; nemlich alle, die auf Gianettino's Mordliſte ſtehen, und noch überdies die Sauli, die Gentili, Vivaldi und Veſodimari, alle Todfeinde des Hauſes Doria, die der Meuchelmörder zu fürchten vergaß. Sie werden meinen Anſchlag mit offnen Armen umfaſſen, daran zweifle ich nicht.

Bourgognino. Daran zweifl' ich nicht.

Fiesko. Vor allem müſſen wir uns des Meers verſichern. Galeren und Schiffsvolk hab' ich. Die zwanzig Schiffe der Doria ſind unbetackelt, unbemannt, leicht überrumpelt. Die Mündung der Darſena wird geſtopft, alle Hoffnung zur Flucht verriegelt. Haben wir den Hafen, ſo liegt Genua in Ketten.

Verrina. Unläugbar.

Fiesko. Dann werden die feſten Plätze der Stadt erobert, und beſetzt. Der wichtigſte iſt das Thomasüber, das zum Hafen führt, und unſre Seemacht mit der Landmacht verknüpft. Beide Doria werden in ihren Palläſten überfallen, ermordet. In allen Gaſſen wird Lerm geſchlagen; die Sturmglocken werden gezogen, die Bürger herausgerufen, unſre Parthei zu nehmen, und Genua's Freiheit zu verfechten. Begünſtiget uns das Glück, ſo hört ihr in der Signoria das Weitere.

Verrina. Der Plan iſt gut. Laß ſehen, wie wir die Rollen vertheilen.

Fiesko (bedeutend.) Genueſer, ihr ſtelltet mich freiwillig an die Spitze des Komplots. Werdet ihr auch meinen weitern Befehlen gehorchen?

Verrina. So gewiß ſie die beſten ſind.

Fiesko. Verrina, weißt du das Wörtchen unter der Fahne? — Genueſer, ſagts ihm, es heiße Subordination! Wenn ich nicht dieſe Köpfe drehen kann, wie ich eben will — Verſteht mich ganz — wenn ich nicht der Souverain der Verſchwörung bin, ſo hat ſie auch ein Mitglied verloren.

Verrina. Ein freies Leben iſt ein paar knechtiſcher Stunden werth — Wir gehorchen.

Fiesko. So verlaßt mich jetzt. Einer von euch wird die Stadt viſitiren, und mir von der Stärke und Schwäche der feſten Plätze Rapport machen. Ein Anderer erforſcht die Parole. Ein dritter bemannt die Galeren. Ein vierter wird die zweytauſend Mann nach meinem Schloßhof befördern. Ich ſelbſt werde auf den Abend alles berichtigt haben, und noch überdies, wenn das Glück will, die Bank im Pharao ſprengen. Schlag neun Uhr iſt alles im Schloß, meine letzten Befehle zu hören. (klingelt.)

Verrina. Ich nehme den Haſen auf mich. (ab.)

Bourgognino. Ich die Soldaten. (auch ab.)

Kalkagno. Die Parole will ich ablauern. (ab.)

Sacco. Ich die Runde durch Genua machen. (ab.)

Sechster Auftritt.

Fiesko. Darauf der Mohr.

Fiesko (hat ſich an ein Pult geſezt und ſchreibt.) Schlugen ſie nicht um gegen das Wörtchen Subordination, wie die Raupe gegen die Nadel? — Aber es iſt zu ſpät, Republikaner!

Mohr (kommt.) Gnädiger Herr —

Fiesko (ſteht auf, giebt ihm einen Zettel.) Alle, deren Namen auf dieſem Blatt ſtehen, ladeſt du zu einer Komödie auf die Nacht.

Mohr. Mitzuſpielen vermuthlich. Die Entree wird Gurgeln koſten.

Fiesko (fremd und verächtlich.) Wenn das beſtellt iſt, will ich dich nicht länger in Genua aufhalten. (er geht, und läßt eine Goldbörſe hinter ſich fallen.) Das ſey deine lezte Arbeit. (geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Mohr. (hebt den Beutel langſam von der Erde, indem er ihm ſtuzig nachblickt.)

Steh'n wir ſo mit einander? „Will ich dich nicht mehr in Genua aufhalten.“ Das heißt aus dem Chriſtlichen in mein Heidenthum verdollmetſcht: Wenn ich Herzog bin, laß ich den guten Freund an einen genueſiſchen Galgen hängen. Gut. Er beſorgt, weil ich um ſeine Schliche weiß, werde ich ſeine Ehre über mein Maul ſpringen laſſen, wenn er Herzog iſt. Sachte, Herr Graf! das lezte wäre noch zu überlegen.

Jezt, alter Doria, ſteht mir deine Haut zu Befehl. — Hin biſt du, wenn ich dich nicht warne. Wenn ich jezt hingehe, und das Komplott angebe, rett' ich dem Herzog von Genua nichts Geringeres, als ein Leben und ein Herzogthum; nichts Geringeres, als dieſer Hut, von Gold geſtrichen voll, kann ſein Dank ſeyn. (er will fort, bleibt aber plözlich ſtill ſtehen.) Aber ſachte, Freund Haßan! Du biſt etwa gar auf der Reiſe nach einem dummen Streich? Wenn die ganze Todſchlägerei jezt zurückginge und daraus gar etwas Gutes würde? — Pfui! Pfui! Was will mir mein Geiz für einen Teufelsſtreich ſpielen! — Was ſtiftet größeres Unheil? Wenn ich dieſen Fiesko prelle? — Wenn ich jenen Doria an das Meſſer liefre? — Das klügelt mir aus, meine Teufel! — Bringt der Fieſko es hinaus, kann Genua aufkommen. Weg! das kann nicht ſeyn. Schlüpft dieſer Doria durch, bleibt Alles wie vor, und Genua hat Frieden — Das wäre noch garſtiger! — Aber das Spektakel, wenn die Köpfe der Rebellen in die Garküche des Henkers fliegen? (auf die andere Seite.) Aber das luſtige Gemetzel dieſer Nacht, wenn Ihre Durchlauchten am Pfiff eines Mohren erwürgen? Nein! aus dieſem Wirrwarr helfe ſich ein Chriſt, dem Heiden iſt das Räthſel zu ſpitzig — — Ich will einen Gelehrten fragen. (ab.)

Achter Auftritt.

(Saal bei der Gräfinn Imperiali.)

Julia (im Negligé.) **Gianettino** (tritt herein, zerſtört.)

Gianettino. Guten Abend, Schweſter!

Julia (ſteht auf.) Etwas Auſſerordentliches mag es auch ſeyn, das den Kronprinzen von Genua zu ſeiner Schweſter führt?

Gianettino. Schweſter, biſt du doch ſtets von Schmetterlingen umſchwärmt, und ich von Weſpen. Wer kann abkommen? Setzen wir uns.

Julia. Du machſt mich bald ungeduldig.

Gianettino. Schweſter, wann war's das leztemal, daß dich Fieſko beſuchte?

Julia. Seltſam. Als wenn mein Gehirn dergleichen Nichtigkeiten beherbergte?

Gianettino. Ich muß es durchaus wiſſen.

Julia. Nun — er war geſtern da.

Gianettino. Und zeigte ſich offen?

Julia. Wie gewöhnlich.

Gianettino. Auch noch der alte Phantaſt?

Julia (beleidigt.) Bruder!

Gianettino (mit ſtärkerer Stimme.) Höre! Auch noch der alte Phantaſt?

Julia (ſteht aufgebracht auf.) Wofür halten Sie mich, Bruder?

Gianettino (bleibt ſitzen, hämiſch.) Für ein Stück Weiberfleiſch, in einen großen — großen Adelsbrief gewickelt. Unter uns, Schweſter, weil doch Niemand auflauert.

Julia (hitzig.) Unter uns — Sie ſind ein tolldreiſter Affe, der auf dem Kredit ſeines Onkels ſteckenreitet — Weil doch Niemand auflauert.

Gianettino. Schweſterchen! Schweſterchen! Nicht böſe — — bin nur luſtig, weil Fiesko noch der alte Phantaſt iſt. Das hab' ich wiſſen wollen. Empfehle mich. (will gehen.)

Neunter Auftritt.

Lomellin (kommt.)

Lomellin (küßt der Julia die Hand.) Verzeihung für meine Dreiſtigkeit, gnädige Frau! (zum Gianettino gekehrt.) Gewiſſe Dinge, die ſich nicht aufſchieben laſſen —

Gianettino (nimmt ihn beiſeite. Julia tritt zornig zu einem Flügel, und ſpielt ein Allegro.) Alles angeordnet auf morgen?

Lomellin. Alles, Prinz. Aber der Kourier, der heute früh nach Levanto flog, iſt nicht wieder zurück. Auch Spinola iſt nicht da. Wenn er aufgefangen wäre! — Ich bin in höchſter Verlegenheit.

Gianettino. Beſorge nichts. Du haſt doch die Liſte bei der Hand?

Lomellin (betreten.) Gnädiger Herr — die Liſte — Ich weiß nicht — ich werde ſie in meiner geſtrigen Rocktaſche liegen haben —

Gianettino. Auch gut. Wäre nur Spinola zurück. Fiesko wird morgen früh todt im Bette gefunden. Ich hab' die Anſtalt gemacht.

Lomellin. Aber fürchterliches Aufſehen wird's machen.

Gianettino. Das eben iſt unſre Sicherheit, Burſche. Alltagsverbrechen bringen das Blut des Beleidigten in Wallung, und Alles kann der Menſch

Außerordentliche Frevel machen es vor Schrecken gefrieren, und der Menſch iſt nichts. Weißt du das Mährchen mit dem Meduſakopf? Der Anblick macht Steine — Was iſt nicht gethan, Burſche, bis Steine erwarmen.

Lomellin. Haben Sie der gnädigen Frau einen Wink gegeben?

Gianettino. Pfui doch! die muß man des Fiesko wegen delikater behandeln. Doch, wenn ſie erſt die Früchte verſchmeckt, wird ſie die Unkoſten verſchmerzen. Komm! Ich erwarte dieſen Abend noch Truppen von Mailand, und muß an den Thoren die Ordre geben. (zur Julia.) Nun, Schweſter? haſt du deinen Zorn bald verklimpert?

Julia. Gehen Sie! Sie ſind ein wilder Gaſt.

(Gianettino will hinaus, und ſtößt auf Fiesko.)

Zehnter Auftritt.

Fiesko (kommt.)

Gianettino (zurückfahrend.) Ha!

Fiesko (zuvorkommend, verbindlich.) Prinz, Sie überheben mich eines Beſuchs, den ich mir eben vorbehalten hatte —

Gianettino. Auch mir, Graf, konnte nichts Erwünſchters, als Ihre Geſellſchaft begegnen.

Fiesko (tritt zu Julien, küßt ihr reſpektvoll die Hand.

Man iſt es bei Ihnen gewohnt, Signora, immer ſeine Erwartungen übertroffen zu ſehen.

Julia. Pfui doch, das würde bei einer Andern zweideutig lauten — Aber ich erſchrecke an meinem Negligé. Verzeihen Sie, Graf. (will in ihr Kabinet fliegen.)

Fiesko. O bleiben Sie, ſchöne gnädige Frau! Das Frauenzimmer iſt nie ſo ſchön, als im Schlafgewand; (lächelnd.) es iſt die Tracht ſeines Gewerbes — Dieſe hinaufgezwungenen Haare — Erlauben Sie, daß ich ſie ganz durcheinander werfe.

Julia. Daß ihr Männer ſo gern verwirrt!

Fiesko (unſchuldig gegen Gianettino.) Haare und Republiken! Nicht wahr, das gilt uns gleichviel? — Und auch dieſes Band iſt falſch angeheftet — Setzen Sie ſich, ſchöne Gräfinn — Augen zu betrügen, verſteht Ihre Laura, aber nicht Herzen — Laſſen Sie mich Ihre Kammerfrau ſeyn. (ſie ſetzt ſich, er macht ihr den Anzug zurecht.)

Gianettino (zupft den Lomellin.) Der arme ſorgloſe Wicht!

Fiesko (an Juliens Buſen beſchäftigt.) Sehen Sie — dieſes verſtecke ich weislich. Die Sinne müſſen immer nur blinde Briefträger ſeyn, und nicht wiſſen, was Phantaſie und Natur mit einander abzukarten haben.

Julia. Das iſt leichtfertig.

Fiesko Ganz und gar nicht, denn, ſehen Sie, die beſte Neuigkeit verliert, ſobald ſie Stadtmährchen wird — Unſre Sinne ſind nur die Grundſuppe unſrer innern Republik. Der Adel lebt von ihnen, aber erhebt ſich über ihren platten Geſchmack. (er hat ſie fertig gemacht, und führt ſie vor einen Spiegel.) Nun bei meiner Ehre! dieſer Anzug muß morgen Mode in Genua ſeyn. (fein.) Darf ich Sie ſo durch die Stadt führen, Gräfinn?

Julia. Ueber den verſchlagenen Kopf! Wie künſtlich er's anlegte, mich in ſeinen Willen hineinzulügen? Aber ich habe Kopfweh, und werde zu Hauſe bleiben.

Fiesko. Verzeihen Sie, Gräfinn — das können Sie, wie Sie wollen, aber Sie wollen es nicht — Dieſen Mittag iſt eine Geſellſchaft florentiniſcher Schauſpieler hier angekommen, und hat ſich erboten, in meinem Pallaſte zu ſpielen — Nun hab' ich nicht verhindern können, daß die meiſten Edeldamen der Stadt Zuſchauerinnen ſeyn werden, welches mich äußerſt verlegen macht, wie ich die vornehmſte Loge beſetzen ſoll, ohne meinen empfindlichen Gäſten eine Sottiſe zu machen. Noch iſt nur ein Ausweg möglich. (Mit einer tiefen Verbeugung.) Wollen Sie ſo gnädig ſeyn, Signora?

Julia (wird roth, und geht ſchleunig ins Kabinet.) Laura!

Gianettino (tritt zu Fiesko.) Graf, Sie erinnern ſich einer unangenehmen Geſchichte, die neulich zwiſchen uns beiden vorfiel —

Fiesko. Ich wünſchte, Prinz, wir vergäßen ſie beide — Wir Menſchen handeln gegen uns, wie wir uns kennen, und weſſen Schuld iſts als die meinige, daß mich mein Freund Doria nicht ganz gekannt hat?

Gianettino. Wenigſtens werd' ich nie daran denken, ohne Ihnen von Herzen Abbitte zu thun —

Fiesko. Und ich nie, ohne Ihnen von Herzen zu vergeben — (Julia komm etwas umgekleidet zurück.)

Gianettino. Eben fällt es mir bei, Graf, Sie laſſen ja gegen die Türken kreuzen?

Fiesko. Dieſen Abend werden die Anker gelichtet — Ich bin eben darum in einiger Beſorgniß, woraus mich die Gefälligkeit meines Freunds Doria reiſſen könnte.

Gianettino (äuſerſt höflich.) Mit allem Vergnügen! — Befehlen Sie über meinen ganzen Einfluß!

Fiesko. Der Vorgang dürfte gegen Abend einigen Auflauf gegen den Hafen und meinen Pallaſt verurſachen, welchen der Herzog, Ihr Oheim, mißdeuten könnten — —

Gianettino (treuherzig.) Laſſen Sie mich dafür ſorgen. Machen Sie immer fort, und ich wünſche Ihnen viel Glück zur Unternehmung.

Fiesko (ſchmollt.) Ich bin Ihnen ſehr verbunden.

Eilfter Auftritt.

Vorige. Ein Deutſcher der Leibwache.

Gianettino. Was ſolls?

Teutſcher. Als ich das Thomasthor vorbeiging, ſah ich gewaffnete Soldaten in groſſer Anzahl der Darſena zueilen, und die Galeren des Grafen von Lavagna ſegelfertig machen —

Gianettino. Nichts Wichtigers? Es wird nicht weiter gemeldet.

Teutſcher. Sehr wohl. Auch aus den Klöſtern der Kapuziner wimmelt verdächtiges Geſindel, und ſchleicht über den Markt; Gang und Anſehen laſſen vermuthen, daß es Soldaten ſind.

Gianettino (zornig.) Ueber den Dienſteifer eines Dummkopfs! (zu Lomellin zuverſichtlich.) Das ſind meine Mailänder.

Teutſcher. Befehlen Euer Gnaden, daß ſie arretirt werden ſollen?

Gianettino (laut zu Lomellin.) Sehen Sie nach, Lomellino. (wild zum Teutſchen.) Nun fort, es iſt gut. (zu Lomellin.) Bedeuten Sie dem deutſchen Ochſen, daß er das Maul halten ſoll. (Lomellin ab mit dem Teutſchen.)

Fiesko (der bisher mit Julien getändelt, und verſtohlen herübergeſchielt hatte.) Unſer Freund iſt verdrüßlich. Darf ich den Grund wiſſen?

Gianettino. Kein Wunder. Das ewige Anfragen und Melden! (ſchießt hinaus.)

Fiesko. Auch auf uns wartet das Schauſpiel. Darf ich Ihnen den Arm anbieten, gnädige Frau?

Julia. Gedult! Ich muß erſt die Enveloppe umwerfen. Doch kein Trauerſpiel, Graf. Das kommt mir im Traum.

Fiesko (tückiſch.) O, es iſt zum Todtlachen, Gräfinn!

(Er führt ſie ab. Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Es iſt Nacht. Schloßhof bei Fiesko. Die Laternen werden angezündet, Waffen hereingetragen. Ein Schloßflügel iſt erleuchtet.

Erſter Auftritt.

Bourgognino führt Soldaten auf.

Bourgognino Halt! — An das große Hofthor kommen vier Poſten. Zwei an jede Thür zum Schloß. (Wachen nehmen ihren Poſten.) Wer will, wird hereingelaſſen. Hinaus darf Niemand. Wer Gewalt braucht, niedergeſtochen! (mit den Uebrigen ins Schloß. Schildwachen auf und nieder. Pauſe.)

Zweiter Auftritt.

Wachen am Hofthor (rufen an.) Wer da? (Zenturione kommt.)

Zenturione. Freund von Lavagna. (geht quer über den Hof nach dem rechten Schloßthor.) Z

Wachen (dort.) Zurück!

Zenturione (ſtutzt und geht nach dem linken Thor.)

Wachen (am linken.) Zurück!

Zenturione (ſteht betreten ſtill. Pauſe. Darauf zur linken Wache.) Freund, wo hinaus gehts zur Komödie?

Wache. Weiß nicht.

Zenturione (auf und ab mit ſteigender Befremdung, darauf zur rechten Wache.) Freund, wann geht die Komödie an?

Wache. Weiß nicht.

Zenturione. (erſtaunt auf und nieder. Wird die Waffen gewahr. Beſtürzt.) Freund, was ſoll das?

Wache. Weiß nicht.

Zenturione (hüllt ſich erſchrocken in ſeinen Mantel.) Sonderbar.

Wachen am Hofthor (rufen an.) Wer da?

Dritter Auftritt.

Vorige. Zibo (kommt.)

Zibo (im Hereintreten.) Freund von Lavagna.

Zenturione. Zibo, wo ſind wir?

Zibo. Was?

Zenturione. Schau' um dich, Zibo!

Zibo. Wo? Was?

Zenturione. Alle Thüren beſetzt.

Zibo. Hier liegen Waffen.

Zenturione. Niemand giebt Auskunft.

Zibo. Das iſt ſeltſam.

Zenturione. Wie viel iſt die Glocke?

Zibo. Acht Uhr vorüber.

Zenturione. Puh! es iſt grimmkalt.

Zibo. Acht Uhr iſt die beſtellte Stunde.

Zenturione (den Kopf ſchüttelnd.) Hier iſts nicht richtig.

Zibo. Fiesko hat einen Spaß vor.

Zenturione. Morgen iſt Dogewahl — Zibo, hier iſts nicht richtig.

Zibo. Stille! Stille! Stille!

Zenturione. Der rechte Schloßflügel iſt voll Lichter.

Zibo. Hörſt du nichts? Hörſt du nichts?

Zenturione. Hohles Gemurmel drin, und mitunter —

Zibo. Dumpfiges Raſſeln, wie von Harniſchen, die ſich an einander reiben —

Zenturione. Schauervoll! Schauervoll!

Zibo. Ein Wagen! Er hält an der Pforte!

Wachen am Hofthor (rufen an.) Wer da?

Vierter Auftritt.

Vorige. Vier Aſſerato.

Aſſerato (im Hereintreten.) Freund von Fiesko.

Zibo. Es ſind die vier Aſſerato.

Zenturione. Guten Abend, Landsmann.

Aſſerato. Wir gehen in die Komödie?

Zibo. Glück auf den Weg!

Aſſerato. Geht ihr nicht mit in die Komödie?

Zenturione. Spaziert nur voran. Wir wollen erſt friſche Luft ſchöpfen.

Aſſerato. Es wird bald angehen. Kommt. (gehen weiter.)

Wache. Zurück!

Aſſerato. Wo will das hinaus?

Zenturione (lacht.) Zum Schloß hinaus.

Aſſerato. Hier iſt ein Mißverſtand.

Zibo. Ein handgreiflicher. (Muſik auf dem rechten Flügel.)

Aſſerato. Hört ihr die Symphonie? Das Luſtſpiel wird vor ſich gehen.

Zenturione Mich deucht, es fing ſchon an, und wir ſpielten die Narren darin.

Zibo. Uebrige Hitze hab' ich nicht. Ich gehe.

Aſſerato. Waffen hier?

Zibo. Pah! Komödienwaaren.

Zenturione. Sollen wir hier ſtehen, wie die Narren am Acheron? Kommt! zum Kaffeehaus! (alle ſechs eilen gegen die Pforte.)

Wachen (ſchreien heftig.) Zurück!

Zenturione. Mord und Tod! Wir ſind gefangen!

Zibo. Mein Schwert ſagt: Nicht lange!

Aſſerato. Steck ein! Steck ein! Der Graf iſt ein Ehrenmann.

Zibo. Verkauft! Verrathen! Die Komödie war der Speck, hinter der Maus ſchlug die Thür zu.

Aſſerato. Das wolle Gott nicht! Mich ſchaudert, wie ſich das entwickeln ſoll.

Fünfter Auftritt.

Schildwachen. Wer da? (**Verrina. Sacco** kommen.)

Verrina. Freunde vom Hauſe. (ſieben andere Nobili kommen nach.)

Zibo. Seine Vertraute! Nun klärt ſich alles auf.

Sacco (im Geſpräch mit Verrina.) Wie ich Ihnen ſagte. Leskaro hat die Wache am Thomasthor, Doria's beſter Offizier, und ihm blindlings ergeben.

Verrina. Das freut mich.

Zibo (zum Verrina.) Sie kommen erwünſcht, Verrina, uns allen aus dem Traume zu helfen.

Verrina. Wie ſo? Wie ſo?

Zenturione. Wir ſind zu einer Komödie geladen.

Verrina. So haben wir einen Weg.

Zenturione (ungeduldig.) Den Weg alles Fleiſches. Den weiß ich. Sie ſehen ja, daß die Thüren beſetzt ſind? Wofür hier Thüren beſetzt?

Zibo. Wofür die Wachen?

Zenturione. Wir ſtehen da, wie unter dem Galgen.

Verrina. Der Graf wird ſelbſt kommen.

Zenturione. Er kann ſich betreiben. Meine Geduld reißt den Zaum ab. (Alle Nobili gehen im Hintergrunde auf und nieder.)

Bourgognino (aus dem Schloß.) Wie ſtehts im Hafen, Verrina?

Verrina. Alles glücklich an Bord.

Bourgognino. Das Schloß iſt auch gepropft voll Soldaten.

Verrina. Es geht ſtark auf neun Uhr.

Bourgognino. Der Graf macht ſehr lange.

Verrina. Immer zu raſch für ſeine Hoffnung. Bourgognino, ich werde zu Eis, wenn ich mir Etwas denke.

Bourgognino. Vater, übereile dich nicht!

Verrina. Es läßt ſich nicht übereilen, wo nicht verzögert werden kann. Wenn ich den zweiten Mord nicht begehe, kann ich den erſten niemals verantworten.

Bourgognino. Aber wann ſoll Fiesko ſterben?

Verrina. Wann Genua frei iſt, ſtirbt Fiesko!

Schildwachen. Wer da?

Sechster Auftritt.

Vorige. Fiesko.

Fiesko (im Hereintreten.) Ein Freund! (Alle verneigen ſich. Schildwachen präſentiren.) Willkommen, wertheſte Gäſte. Sie werden geſchmält haben, daß der Hausvater ſo lang auf ſich warten ließ. Verzeihen Sie. (leiſe zu Verrina.) Fertig?

Verrina (ihm ins Ohr.) Nach Wunſch.

Fiesko (leiſe zu Bourgognino.) Und?

Bourgognino. Alles richtig.

Fiesko (zu Sacco.) Und?

Sacco. Alles gut.

Fiesko. Und Kalkagno?

Bourgognino. Fehlt noch.

Fiesko (laut zu den Thorwachen.) Man ſoll ſchließen! (Er nimmt den Hut ab, und tritt mit freiem Anſtand zur Verſammlung.)

Meine Herrn!

Ich bin ſo frei geweſen, Sie zu einem Schauſpiele bitten zu laſſen — Nicht aber, Sie zu unterhalten, ſondern Ihnen Rollen darinn aufzutragen.

Lange genug, meine Freunde, haben wir Gianettino Doria's Trotz, und die Anmaßungen des Andreas ertragen. Wenn wir Genua retten wollen, Freunde, wird keine Zeit zu verlieren ſeyn. Zu was Ende glauben Sie dieſe zwanzig Galeren, die den vaterländiſchen Hafen belagern? Zu was Ende die Allianzen, ſo dieſe Doria ſchloſſen? Zu was Ende die fremden Waffen, die ſie ins Herz Genua's zogen? — Jetzt iſt es nicht mehr mit Murren und Verwünſchen gethan. Alles zu retten, muß Alles gewagt werden. Ein verzweifeltes Uebel will eine verwegene Arznei. Sollte Einer in dieſer Verſammlung ſeyn, der Phlegma genug hat, einen Herrn zu erkennen, der nur ſeines Gleichen iſt? (Gemurmel.) — Hier iſt keiner, deſſen Ahnen nicht um Genua's Wiege ſtanden. Was? bei Allem, was heilig iſt! Was? Was haben denn dieſe zwei Bürger voraus, daß ſie den frechen Flug über unſere Häupter nehmen? — (Wildes Gemurre.) — Jeder von Ihnen iſt feierlich aufgefordert, Genua's Sache gegen ſeine Unterdrücker zu führen — keiner von Ihnen kann ein Haar breit von ſeinen Rechten vergeben, ohne zugleich die Seele des ganzen Staats zu verrathen —

(Ungeſtümme Bewegungen unter den Zuhörern unterbrechen ihn. Dann fährt er fort.)

Sie empfinden — jetzt iſt Alles gewonnen. Schon hab' ich vor Ihnen her den Weg zum Ruhme gebahnt. Wollen Sie folgen? Ich bin bereit, Sie zu führen. Dieſe Anſtalten, die Sie noch kaum mit Entſetzen beſchauen, müſſen Ihnen jetzt friſchen Heldenmuth einhauchen. Dieſe Schauder der Bangigkeit müſſen in einen rühmlichen Eifer erwarmen, mit dieſen Patrioten und mir Eine Sache zu machen, und die Tyrannen von Grund aus zu ſtürzen. Der Erfolg wird das Wagſtück begünſtigen, denn meine Anſtalten ſind gut. Das Unternehmen iſt gerecht, denn Genua leidet. Der Gedanke macht uns unſterblich, denn er iſt gefährlich und ungeheuer.

Zenturione (in ſtürmiſcher Aufwallung.) Genug! Genua wird frei! Mit dieſem Feldgeſchrei gegen die Hölle!

Zibo. Und wen das nicht aus ſeinem Schlummer jagt, der keuche ewig am Ruder, bis ihn die Poſaune des Weltgerichts losſchließt.

Fieſko. Das waren Worte eines Mannes. Nun erſt verdienen Sie die Gefahr zu wiſſen, die über Ihnen und Genua hing. (er giebt ihnen die Zettel des Mohren.) Leuchtet, Soldaten! (Nobili drängen ſich um eine Fackel und leſen.) Es ging, wie ich wünſchte, Freund.

Verrina. Doch rede noch nicht ſo laut. Ich habe dort auf dem linken Flügel Geſichter bleich werden, und Kniee ſchlottern geſehen.

Zenturione (in Wuth.) Zwölf Senatoren! Teufeliſch! Faßt alle Schwerter auf! (Alle ſtürzen ſich auf die bereitliegenden Waffen, zwei ausgenommen.)

Zibo. Dein Name ſteht auch da, Bourgognino.

Bourgognino. Und noch heute, ſo Gott will, auf Doria's Gurgel.

Zenturione. Zwei Schwerter liegen noch.

Zibo. Was? Was?

Zenturione. Zwei nahmen kein Schwert.

Aſſerato. Meine Brüder können kein Blut ſehen. Verſchont ſie!

Zenturione (heftig.) Was? Was? Kein Tyrannenblut ſehen? Zerreißt die Memmen! Werft ſie zur Republik hinaus, dieſe Baſtarde! (Einige von der Geſellſchaft werfen ſich ergrimmt auf die Beiden.)

Fiesko (reißt ſie auseinander.) Haltet! Haltet! Soll Genua Sklaven ſeine Freiheit verdanken? Soll unſer Gold durch dieſes ſchlechte Metall ſeinen guten Klang verlieren? (Er befreit ſie.) Sie, meine Herren, nehmen ſo lang mit einem Zimmer in meinem Schloſſe vorlieb, bis unſre Sachen entſchieden ſind. (zur Wache.) Zwei Arreſtanten! Ihr haftet für ſie! Zwei ſcharfe Poſten an ihre Schwelle! (ſie werden abgeführt.)

Schildwachen am Hofthor. Wer draußen? (Man pocht.)

Kalkagno (ruft ängſtlich.) Schließt auf! Ein Freund Schließt um Gotteswillen auf!

Bourgognino. Es iſt Kalkagno. Was ſoll das um Gotteswillen?

Fiesko. Macht ihm auf, Soldaten.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Kalkagno. (außer Athem, erſchrocken.)

Kalkagno. Aus! Aus! Fliehe, wer fliehen kann! Alles aus!

Bourgognino. Was aus? Haben ſie Fleiſch von Erz, ſind unſre Schwerter von Binſen?

Fiesko. Ueberlegung, Kalkagno! Ein Mißverſtand hier wäre nicht mehr zu vergeben.

Kalkagno. Verrathen ſind wir. Eine hölliſche Wahrheit! Ihr Mohr, Lavagna, der Schelm! Ich komme vom Pallaſt der Signora. Er hatte Audienz beim Herzog. (Alle Nobili erblaſſen. Fiesko ſelbſt verändert die Farbe.)

Verrina (entſchloſſen gegen die Thorwache.) Soldaten! ſtreckt mir die Hellebarden vor! Ich will nicht durch die Hände des Henkers ſterben. (Alle Nobili rennen beſtürzt durch einander.)

Fiesko (gefaßter.) Wohin? Was macht ihr? — Geh in die Hölle, Kalkagno — Es war ein blinder Schrecken ihr Herrn — Weib! Das vor dieſen Knaben zu ſagen — Auch du, Verrina? — Bourgognino, du auch? — Wohin du?

Bourgognino (heftig.) Heim, meine Bertha ermorden, und wieder hier ſeyn.

Fiesko (ſchlägt ein Gelächter auf.) Bleibt! Haltet! Iſt das der Muth der Tyrannenmörder? — Meiſterlich ſpielteſt du deine Rolle, Kalkagno! — Merktet ihr nicht, daß dieſe Zeitung *meine* Veranſtaltung war? — Kalkagno ſprechen Sie, wars nicht *mein* Befehl, daß Sie dieſe Römer auf die Probe ſtellen ſollten?

Verrina. Nun, wenn du lachen kannſt? — Ich wills glauben, oder dich nimmer für einen Menſchen halten.

Fiesko. Schande über Euch, Männer! In dieſer Knabenprobe zu fallen! — Nehmt eure Waffen wieder — Ihr werdet wie Bären fechten, wollt ihr dieſe Scharte verwetzen. (leiſe zum Kalkagno.) Waren Sie ſelbſt dort?

Kalkagno. Ich drängte mich durch die Trabanten, meinem Auftrag gemäß, die Parole beim Herzog zu holen — Wie ich zurücktrete, bringt man den Mohren.

Fiesko (laut.) Alſo der Alte iſt zu Bette? Wir wollen ihn aus den Federn trommeln. (leiſe.) Sprach er lang mit dem Herzog?

Kalkagno. Mein erſter Schreck und eure nahe Gefahr ließen mich kaum zwei Minuten dort.

Fiesko (laut und munter.) Sieh doch! wie unſre Landsleute noch zittern.

Kalkagno. Sie hätten auch nicht ſobald herausplatzen ſollen. (leiſe.) Aber um Gotteswillen, Graf! Was wird dieſe Nothlüge fruchten?

Fieſko. Zeit, Freund, und dann iſt der erſte Schreck jetzt vorüber. (laut.) He! Man ſoll Wein bringen! (leiſe.) Und ſah'n Sie den Herzog erblaſſen? (laut.) Friſch, Brüder! wir wollen noch ein's Beſcheid thun auf den Tanz dieſer Nacht! (leiſe.) Und ſah'n Sie den Herzog erblaſſen?

Kalkagno. Des Mohren erſtes Wort muß: Verſchwörung! gelautet haben, der Alte trat ſchneebleich zurück.

Fieſko (verwirrt.) Hum! Hum! der Teufel iſt ſchlau, Kalkagno — Er verrieth nichts, bis das Meſſer an ihre Gurgel gieng. Jetzt iſt er freilich ihr Engel. Der Mohr iſt ſchlau. (Man bringt ihm einen Becher Wein, er hält ihn gegen die Verſammlung, und trinkt.) Unſer gutes Glück, Kameraden! (man pocht.)

Schildwachen. Wer draußen?

Eine Stimme. Ordonanz des Herzogs. (Die Nobili ſtürzen verzweifelnd im Hof herum.)

Fieſko (ſpringt unter ſie.) Nein, Kinder! Erſchreckt nicht! Erſchreckt nicht! Ich bin hier. Hurtig! Schafft dieſe Waffen weg. Seyd Männer! ich bitte euch. Dieſer Beſuch läßt mich hoffen, daß Andreas noch zweifelt. Geht hinein. Faßt euch. Schließt auf, Soldaten. (Alle entfernen ſich. Das Thor wird geöffnet.)

Achter Auftritt.

Fiesko (als käm' er aus dem Schloß.) Drei Teutſche, die den Mohren gebunden bringen.

Fiesko. Wer rief mich in den Hof?

Teutſcher. Führt uns zum Grafen!

Fiesko. Der Graf iſt hier. Wer begehrt mich?

Teutſcher (Macht die Honneur vor ihm.) Einen guten Abend vom Herzog. Dieſen Mohren liefert er Euer Gnaden gebunden aus. Er habe ſchändlich herausgeplaudert. Das Weitere ſagt der Zettel.

Fiesko (nimmt ihn gleichgültig.) Und hab' ich dir nicht erſt heute die Galere verkündigt? (zum Teutſchen.) Es iſt gut, Freund. Meinen Reſpekt an den Herzog.

Mohr (ruft ihnen nach.) Und auch meinerſeits einen, und ſag ihm — dem Herzog — wenn er keinen Eſel geſchickt hätte, ſo würd' er erfahren haben, daß im Schloß zweytauſend Soldaten ſtecken. (Teutſche gehen ab. Nobili kommen zurück.)

Neunter Auftritt.

Fiesko. Verſchworne. Mohr.

(trotzig in der Mitte.)

Verſchworne (fahren bebend zurück beim Anblick des Mohren.) Ha! was iſt das?

Fiesko (hat das Billet geleſen, mit verbiſſenem Zorn.)

Genueſer! die Gefahr iſt vorbei — aber auch die Verſchwörung.

Verrina (ruft erſtaunt aus.) Was? Sind die Doria todt?

Fiesko (in heftiger Bewegung.) Bei Gott! auf die ganze Kriegsmacht der Republik — auf *das* war ich nicht gefaßt. Der alte ſchwächliche Mann ſchlägt mit vier Zeilen dritthalbtauſend Mann. (läßt kraftlos die Hände ſinken.) Doria ſchlägt den Fiesko.

Bourgognino. So ſprechen Sie doch! Wir erſtarren.

Fiesko (lieſt.) „Lavagna, Sie haben, deucht mich,
„Ein Schickſal mit mir. Wohlthaten werden Ihnen
„mit Undank belohnt. Dieſer Mohr warnt mich vor
„einem Komplott. — Ich ſende ihn hier gebunden zurück, und werde heute Nacht ohne *Leibwache*
„ſchlafen.“ (er läßt das Papier fallen. Alle ſehen ſich an.)

Verrina. Nun, Fiesko?

Fiesko (mit Adel.) Ein Doria ſoll mich an Großmuth beſiegt haben? *Eine* Tugend fehlte im Stamm der Fiesker? — Nein! Sowahr ich ſelber bin! — Geht auseinander, Ihr! Ich werde hingehen — und Alles bekennen. (will hinausſtürzen.)

Verrina (hält ihn auf.) Biſt du wahnſinnig, Menſch? War es denn irgend ein Bubenſtreich, den wir vorhatten? Halt! oder wars nicht Sache des Vaterlands! Halt! Oder wollteſt du nur dem *Andreas* zu Leibe, nicht dem Tyrannen? Halt! ſag' ich — ich verhafte dich, als einen Verräther des Staats —

Verſchworne. Bindet ihn! Werft ihn zu Boden!

Fiesko (reißt einem ein Schwert weg, und macht ſich Bahn.) Sachte doch! Wer iſt der erſte, der das Halfter über den Tiger wirft? — Seht, ihr Herrn — Frei bin ich — könnte durch, wo ich Luſt hätte — Jetzt will ich bleiben, denn ich habe mich anders beſonnen.

Bourgognino. Auf Ihre Pflicht beſonnen?

Fiesko (aufgebracht, mit Stolz.) Ha, Knabe! Lernen Sie erſt die Ihrige gegen mich auswendig, und mir nimmer das! — Ruhig, ihr Herrn — Es bleibt Alles, wie zuvor. — (zum Mohren, deſſen Stricke er zerhaut.) Du haſt das Verdienſt, eine große That zu veranlaſſen — Entfliehe!

Kalkagno (zornig.) Was? Was? Leben ſoll der Heide, leben und uns alle verrathen haben?

Fiesko. Leben, und euch allen — bang gemacht haben. Fort, Burſche! Sorge, daß du Genua auf den Rücken kriegſt, man könnte ſeinen Muth an dir retten wollen.

Mohr. Das heißt, der Teufel läßt keinen Schelmen ſitzen? — Gehorſamer Diener, Ihr Herrn! — Ich merke ſchon, in Italien wächſt mein Strick nicht. Ich muß ihn anderswo ſuchen. (ab mit Gelächter.)

Zehnter Auftritt.

Bedienter (kommt.) **Vorige** (ohne den Mohren.)

Bedienter. Die Gräfinn Imperiali fragen ſchon dreimal nach Euer Gnaden.

Fiesko. Potz tauſend! Die Komödie wird freilich wohl angehen müſſen! Sag' ihr, ich bin unverzüglich dort — Bleib' — Meine Frau bitteſt du, in den Konzertſaal zu treten, und mich hinter den Tapeten zu erwarten. (Bedienter ab.) Ich habe hier euer Aller Rollen zu Papier gebracht, wenn jeder die ſeinige erfüllt, ſo iſt nichts mehr zu ſagen — Verrina wird voraus in den Hafen gehen, und mit einer Kanone das Signal zum Ausbruch geben, wenn die Schiffe erobert ſind — Ich gehe; mich ruft noch eine große Verrichtung. Ihr werdet ein Glöckchen hören, und alle miteinander in meinen Konzertſaal kommen — Indeß geht hinein — und laßt euch meinen Zyprier ſchmecken. (ſie gehen auseinander.)

Eilfter Auftritt.

Konzertſaal.

Leonore. Arabella. Roſa. (alle beängſtiget.)

Leonore. In den Konzertſaal verſprach Fiesko zu kommen, und kommt nicht. Eilf Uhr iſt vorüber. Von Waffen und Menſchen dröhnt fürchterlich der Pallaſt, und kommt kein Fiesko?

Roſa. Sie ſollen ſich hinter die Tapeten verſtecken — Was der gnädige Herr damit wollen mag?

Leonore. Er wills, Roſa; ich weiß alſo genug, um gehorſam zu ſeyn. Bella, genug, um ganz außer Furcht zu ſeyn — Und doch! doch zittr' ich ſo. Bella, und mein Herz klopft ſo ſchrecklich bang. Mädchen, um Gotteswillen! Gehe keines von meiner Seite.

Bella. Fürchten Sie nichts. Unſere Angſt bewacht unſern Fürwitz.

Leonore. Worauf mein Auge ſtößt, begegnen mir fremde Geſichter, wie Geſpenſter *hohl und verzerrt*. *Wen* ich anrufe, zittert, wie ein Ergriffener, und flüchtet ſich in die dichteſte Nacht, *dieſe gräßliche Herberge des böſen Gewiſſens*. *Was* man antwortet, iſt ein halber heimlicher Laut, der auf bebender Zunge noch ängſtlich zweifelt, ob er noch kecklich entwiſchen darf? — Fiesko? — Ich weiß nicht, was hier Grauenvolles geſchmiedet wird — Nur meinen Fiesko (mit Grazie ihre Hände faltend) umflattert, ihr himmliſchen Mächte!

Roſa (zuſammengeſchreckt.) Jeſus! Was rauſcht in der Gallerie?

Bella. Es iſt der Soldat, der dort Wache ſteht. (die Schildwache ruft außen: „Wer da?" man antwortet.)

Leonore. Leute kommen! Hinter die Tapete! Geſchwind! (ſie verſtecken ſich.)

Zwölfter Auftritt.

Julia. Fiesko. (im Geſpräch.)

Julia (ſehr zerſtört.) Hören Sie auf, Graf! Ihre Galanterien fallen nicht mehr in achtloſe Ohren, aber in ein ſiedendes Blut — Wo bin ich? Hier iſt Niemand, als die verführeriſche Nacht! Wohin haben Sie mein verwahrlostes Herz geplaudert?

Fiesko. Wo die verzagte Leidenſchaft kühner wird, und Wallungen freier mit Wallungen reden.

Julia. Halt ein, Fiesko! Bei Allem, was heilig iſt, nicht weiter! Wäre die Nacht nicht ſo dicht, du würdeſt meine flammenrothen Wangen ſehen, und dich erbarmen.

Fiesko. Weit gefehlt, Julia! Eben dann würde meine Empfindung die Feuerfahne der deinigen gewahr, und lieſe deſto muthiger über. (Er küßt ihr heftig die Hand.)

Julia. Menſch, dein Geſicht brennt fieberiſch, wie dein Geſpräch! Weh, auch aus dem meinigen, ich fühls, ſchlägt wildes, frevelndes Feuer. Laß uns das Licht ſuchen, ich bitte. Die aufgewiegelten Sinne könnten den gefährlichen Wink dieſer Finſterniß merken. Geh! Dieſe gährenden Rebellen könnten hinter dem Rücken des verſchämten Tags ihre gottloſen Künſte treiben. Geh unter Menſchen, ich beſchwöre dich.

Fiesko (zudringlicher.) Wie ohne Noth beſorgt meine Liebe! Wird je die Gebieterinn ihren Sklaven fürchten?

Julia. Ueber euch Männer und den ewigen Widerſpruch! Als wenn ihr nicht die gefährlichſten Sieger wäret, wenn ihr euch unſ'rer Eigenliebe gefangen gebt. Soll ich dir Alles geſtehen, Fiesko? Daß nur mein Laſter meine Tugend bewahrte? Nur mein Stolz deine Künſte verlachte? Nur bis hieher meine Grundſätze Stand hielten? Du verzweifelſt an deiner Liſt, und nimmſt deine Zuflucht zu Julia's Blut. Hier verlaſſen ſie mich.

Fiesko (leichtfertig dreiſt.) Und was verlorſt du bei dieſem Verluſte?

Julia (aufgeregt und mit Hitze.) Wenn ich den Schlüſſel zu meinem weiblichen Heiligthum an dich vertändle, womit du mich ſchamroth machſt, wenn du willſt? Was hab ich weniger zu verlieren, als Alles? Willſt du mehr wiſſen, Spötter? Das Bekenntniß willſt du noch haben, daß die ganze geheime Weisheit unſers Geſchlechts nur eine armſelige Vorkehrung iſt, unſere tödliche Seite zu entſetzen, die doch zuletzt allein von euren Schwüren belagert wird, die (ich geſteh es erröthend ein) ſo gern erobert ſeyn möchte, ſo oft beim erſten Seitenblick der Tugend den Feind verrätheriſch empfängt? — daß alle unſere weiblichen Künſte einzig für dieſes wehrloſe Stichblatt fechten, wie auf dem Schach alle Offiziere den wehrloſen König bedelen? Ueberrumpelſt du dieſen — Matt! und wirf getroſt das ganze Bret durch einander. (nach einer Pauſe, mit Ernſt.) Da haſt du das Gemählde unſrer prahleriſchen Armuth — Sey großmüthig!

Fiesko. Und doch, Julia — Wo beſſer, als in meiner unendlichen Leidenſchaft, kannſt du dieſen Schatz niederlegen?

Julia. Gewiß nirgends beſſer, und nirgends ſchlimmer — Höre, Fiesko, wie lang wird dieſe Unendlichkeit währen? — Ach! ſchon zu unglücklich hab' ich geſpielt, daß ich nicht auch mein Letztes noch ſetzen ſollte — Dich zu *fangen*, Fiesko, muthete ich dreiſt meinen Reizen zu; aber ich mißtraue ihnen die Allmacht, dich *feſtzuhalten* — Pfui doch! was red' ich da? (ſie tritt zurück, und hält die Hände vor's Geſicht.)

Fiesko. Zwei Sünden in *einem* Athem. Das Mißtrauen in meinen Geſchmack, oder das Majeſtätsverbrechen gegen deine Liebenswürdigkeit? — was von beiden iſt ſchwerer zu vergeben?

Julia (matt, unterliegend, mit beweglichem Tone.) Lügen ſind nur die Waffen der Hölle — die braucht Fiesko nicht mehr, ſeine Julia zu fällen. (ſie fällt erſchöpft in einen Sopha; nach einer Pauſe, feierlich.) Höre, laß dir noch ein Wörtchen ſagen. Fiesko — Wir ſind *Heldinnen*, wenn wir unſre Tugend *ſicher* wiſſen; — wenn wir ſie *vertheidigen*, *Kinder*; (ihm ſtarr und wild unter die Augen) Furien, wenn wir ſie rächen — Höre. Wenn du mich kalt würgteſt, Fiesko?

Fiesko (nimmt einen aufgebrachten Ton an.) Kalt? Kalt? Nun, bei Gott! Was fordert denn die unerſättliche Eitelkeit des Weibes, wenn es einen Mann vor ſich kriechen ſieht, und noch zweifelt? Ha! er erwacht wieder, ich fühle (den Ton in Kälte verändert,) noch zu guter Zeit gehen mir die Augen auf — Was wars, das ich eben erbetteln wollte? — Die kleinſte Erniedrigung eines Manns iſt gegen die höchſte Gunſt eines Weibes weggeworfen! (zu ihr mit tiefer froſtiger Verbeugung) Faſſen Sie Muth, Madam! Jetzt ſind Sie ſicher.

Julia (beſtürzt.) Graf! welche Anwandlung?

Fiesko (äußerſt gleichgültig.) Nein, Madam! Sie haben vollkommen recht, wir beide haben die Ehre nur einmal auf dem Spiel. (mit einem höflichen Handkuß) Ich habe das Vergnügen, Ihnen bei der Geſellſchaft meinen Reſpekt zu bezeugen. (er will fort.)

Julia (ihm nach, reißt ihn zurück.) Bleib! Biſt du raſend? Bleib! Muß ich es denn ſagen — herausſagen, was das ganze Männervolk auf den Knieen — in Thränen — auf der Folterbank meinem Stolz nicht abdringen ſollte? — Weh! auch dies dichte Dunkel iſt zu licht, dieſe Feuersbrunſt zu bergen, die das Geſtändniß auf meinen Wangen macht — Fiesko — O ich bohre durchs Herz meines ganzen Geſchlechts — mein ganzes Geſchlecht wird mich ewig haſſen — Ich bete dich an, Fiesko! (fällt vor ihm nieder)

Fiesko (weicht drei Schritte zurück, läßt ſie liegen, und lacht triumphirend auf.) Das bedaur' ich, Signora! (er zieht die Glocke, hebt die Tapete auf, und führt Leonoren hervor) Hier iſt meine Gemahlinn — ein göttliches Weib! (er fällt Leonoren in den Arm.)

Julia (ſpringt ſchreiend vom Boden.) Ah! Unerhört betrogen!

Dreizehnter Auftritt.

Die Verſchwornen (welche zumal hereintreten.)
Damen (von der andern Seite.) Fiesko.
Leonore und Julia.

Leonore. Mein Gemahl, das war allzuſtreng.

Fiesko. Ein ſchlechtes Herz verdiente nicht weniger. *Deinen* Thränen war ich dieſe Genugthuung ſchuldig. (zur Verſammlung.) Nein, meine Herrn und Damen, ich bin nicht gewohnt, bei jedem Anlaß in kindiſche Flammen aufzupraſſeln. Die Thorheiten der Menſchen beluſtigen mich lange, eh ſie mich reizen. *Dieſe* verdient meinen ganzen Zorn, denn ſie hat dieſem Engel dieſes Pulver gemiſcht. (er zeigt das Gift der Verſammlung, die mit Abſcheu zurücktritt)

Julia (ihre Wuth in ſich beißend.) Gut! Gut! Sehr gut, mein Herr! (will fort.)

Fiesko (führt ſie am Arme zurück.) Sie werden Geduld haben, Madam — Noch ſind wir nicht fertig — Dieſe Geſellſchaft möchte gar zu gern wiſſen, warum ich meinen Verſtand ſo verläugnen konnte, den tollen Roman mit Genua's gröſter Närrinn zu ſpielen —

Julia (aufſpringend.) Es iſt nicht auszuhalten! Doch zittre du! (drohend) Doria donnert in Genua, und ich — bin ſeine Schweſter.

Fiesko. Schlimm genug, wenn das Ihre letzte Galle iſt — Leider muß ich Ihnen die Botſchaft bringen, daß Fiesko von Lavagna aus dem geſtohlenen Diadem Ihres Durchlauchtigſten Bruders einen Strick gedreht hat, womit er den Dieb der Republik dieſe Nacht aufzuhängen geſonnen iſt. (da ſie ſich entfärbt, lacht er hämiſch auf) Pfui! das kam unerwartet — und ſehen Sie! (indem er beißender fortfährt) darum fand ich für nöthig, den ungebetenen Blicken Ihres Hauſes etwas zu ſchaffen zu geben, darum behängt' ich mich (auf ſie deutend mit dieſer Harlekinsleidenſchaft, darum (auf Leonoren zeigend) ließ ich dieſen Edelſtein fallen, und mein Wild rannte glücklich in den blanken Betrug. Ich danke für Ihre Gefälligkeit, Signora, und gebe meinen Theaterſchmuck ab. (er überliefert ihr ihren Schattenriß mit einer Verbeugung.)

Leonore (ſchmiegt ſich bittend an den Fiesko.) Mein Ludoviko, ſie weint. Darf Ihre Leonore Sie zitternd bitten?

Julia (trotzig zu Leonoren.) Schweig, du Verhaßte —

Fiesko (zu einem Bedienten.) Sey er galant, Freund — biete er dieſer Dame den Arm an; ſie hat Luſt, mein Staatsgefängniß zu ſehen. Er ſteht mir davor, daß Madonna von niemand inkommodirt wird — draußen geht eine ſcharfe Luft — der Sturm, der heute Nacht den Stamm Doria ſpaltet, möchte ihr leicht — den Haarputz verderben.

Julia (ſchluchzend.) Die Peſt über dich, ſchwarzer heimtückiſcher Heuchler! (zu Leonoren grimmig.) Freue dich deines Triumphs nicht, auch dich wird er verderben, und ſich ſelbſt, und — verzweifeln! (ſtürzt hinaus.)

Fiesko (winkt den Gäſten.) Sie waren Zeugen — Retten Sie meine Ehre in Genua! (zu den Verſchwornen) Ihr werdet mich abholen, wenn die Kanone kommt. (alle entfernen ſich.)

Vierzehnter Auftritt.

Leonore. Fiesko.

Leonore (tritt ihm ängſtlich näher.) Fiesko! — Fiesko! — Ich verſtehe Sie nur halb, aber ich fange an zu zittern.

Fiesko (wichtig.) Leonore — Ich ſah Sie einſt einer Genueſerinn zur Linken gehen — Ich ſah Sie in den Aſſembleen des Adels mit dem zweiten Handkuß der Ritter vorlieb nehmen. Leonore — das that meinen

Augen weh. Ich beſchloß, es ſoll nicht mehr ſeyn — es wird aufhören. Hören Sie das kriegeriſche Getöſe in meinem Schloß? Was Sie fürchteten, iſt wahr — Gehn Sie zu Bette, Gräfinn — morgen will ich — die Herzoginn wecken.

Leonore (ſchlägt beide Arme zuſammen und wirft ſich in einen Seſſel.) Gott! meine Ahnung! Ich bin verloren!

Fiesko (geſetzt, mit Würde.) Laſſen Sie mich ausreden, Liebe! Zwei meiner Ahnherrn trugen die dreifache Krone, das Blut der Fiesker fließt nur unter dem Purpur geſund. Soll Ihr Gemahl nur geerbten Glanz von ſich werfen? (lebhafter) Was? Soll er ſich für all ſeine Hoheit beim gaukelnden Zufall bedanken, der in einer erträglichen Laune aus modernden Verdienſten einen Johann Ludwig Fiesko zuſammen flickte? Nein, Leonore! Ich bin zu ſtolz, mir etwas ſchenken zu laſſen, was ich noch ſelbſt zu erwerben weiß. Heute Nacht werf' ich meinen Ahnen den geborgten Schmuck in ihr Grab zurück — Die Grafen von Lavagna ſtarben aus — Fürſten beginnen.

Leonore (ſchüttelt den Kopf, ſtill phantaſirend.) Ich ſehe meinen Gemahl an tiefen tödtlichen Wunden zu Boden fallen — (hohler) Ich ſehe die ſtummen Träger den zerriſſenen Leichnam meines Gemahls mir entgegentragen. (erſchrocken aufſpringend) Die erſte — einzige Kugel fliegt durch die Seele Fiesko's.

Fiesko (faßt ſie liebevoll bei der Hand.) Ruhig, mein Kind! Das wird dieſe einzige Kugel nicht.

Leonore (blickt ihn ernſthaft an.) So zuverſichtlich ruft Fiesko den Himmel heraus? Und wäre der tauſendmaltauſendſte Fall nur der mögliche, ſo könnte der tauſendmaltauſendſte wahr werden, und mein Gemahl wäre verloren — denke, du ſpielteſt um den Himmel, Fiesko! Wenn eine Billion Gewinnſte für einen einzigen Fehler fiele, würdeſt du dreiſt genug ſeyn, die Würfel zu ſchütteln, und die freche Wette mit Gott einzugehen? Nein, mein Gemahl! Wenn auf dem Bret Alles liegt, iſt jeder Wurf Gotteslästerung.

Fiesko (lächelt.) Sey unbeſorgt. Das Glück und ich ſtehen beſſer.

Leonore. Sagſt du das — und ſtandeſt bei jenem geiſterverzerrenden Spiele — ihr nennt es Zeitvertreib — ſaheſt zu der Betrügerinn, wie ſie ihren Günſtling mit kleinen Glückskarten lockte, bis er warm ward, aufſtand, die Bank forderte, — und ihn jetzt im Wurf der Verzweiflung verließ? — O mein Gemahl, du gehſt nicht hin, dich den Genueſern zu zeigen und angebetet zu werden. Republikaner aus ihrem Schlaf aufzujagen, das Roß an ſeine Hufe zu mahnen, iſt kein Spaziergang, Fiesko! Traue dieſen Rebellen nicht. Die Klugen, die dich aufhetzten, fürchten dich. Die Dummen, die dich vergöttern, nützen dir wenig, und wo ich hinſehe, iſt Fiesko verloren.

Fieſko (mit ſtarken Schritten im Zimmer.) Kleinmuth iſt die höchſte Gefahr. Größe will auch ein Opfer haben.

Leonore. Größe, Fieſko? — Daß dein Genie meinem Herzen ſo übel will! — Sieh! Ich vertraue deinem Glück, du ſiegſt, will ich ſagen — Weh dann mir Aermſten meines Geſchlechts! Unglückſelig, wenn es mißlingt! wenn es glückt, unglückſeliger! Hier iſt keine Wahl, mein Geliebter! Wenn er den Herzog verfehlt, iſt Fieſko verloren. Mein Gemahl iſt hin, wenn ich den Herzog umarme.

Fieſko. Das verſtehe ich nicht.

Leonore. Doch, mein Fieſko! In dieſer ſtürmiſchen Zone des Throns verdorret das zarte Pflänzchen der Liebe. Das Herz eines Menſchen, und wär' auch ſelbſt Fieſko der Menſch, iſt zu enge für zwei allmächtige Götter — Götter, die ſich ſo gram ſind. Liebe hat Thränen, und kann Thränen verſtehen; Herrſchſucht hat eherne Augen, worin ewig nie die Empfindung perlt — Liebe hat nur ein Gut, thut Verzicht auf die ganze übrige Schöpfung; Herrſchſucht hungert beim Raube der ganzen Natur — Herrſchſucht zertrümmert die Welt in ein raſſelndes Kettenhaus, Liebe träumt ſich in jeder Wüſte Elyſium. — Wollteſt du jetzt an meinem Buſen dich wiegen, pochte ein ſtörriger Vaſall an dein Reich — Wollt' ich jetzt in deine Arme mich werfen, hörte deine Deſpotenangſt einen Mörder aus den Tapeten hervorrauſchen, und jagte dich flüchtig von Zimmer zu Zimmer. Ja der großäugige Verdacht ſteckte zuletzt auch die häusliche Eintracht an — Wenn deine Leonore dir jetzt einen Labetrank brächte, würdeſt du den Kelch mit Verzuckungen wegſtoßen, und die Zärtlichkeit eine Giftmiſcherinn ſchelten.

Fiesko (bleibt mit Entſetzen ſtehn.) Leonore, hör' auf! Das iſt eine häßliche Vorſtellung —

Leonore. Und doch iſt das Gemählde nicht fertig. Ich würde ſagen, opfre die Liebe der Größe, opfre die Ruhe — wenn nur Fiesko noch bleibt — Gott! das iſt Radſtoß! — Selten ſteigen Engel auf den Thron, ſeltner herunter. Wer keinen Menſchen zu fürchten braucht, wird er ſich eines Menſchen erbarmen? Wer an jeden Wunſch einen Donnerkeil heften kann, wird er für nöthig finden, ihm ein ſanftes Wörtchen zum Geleite zu geben? (ſie hält inne, dann tritt ſie beſcheiden zu ihm und faßt ſeine Hand; mit feinſter Bitterkeit) Fürſten, Fiesko! dieſe mißrathenen Projekte der wollenden und nicht könnenden Natur — ſitzen ſo gern zwiſchen Menſchheit und Gottheit nieder; — heilloſe Geſchöpfe! Schlechtere Schöpfer!

Fiesko (ſtürzt ſich beunruhigt durchs Zimmer.) Leonore, hör auf! Die Brücke iſt hinter mir abgehoben —

Leonore (blickt ihn ſchmachtend an.) Und warum, mein Gemahl? Nur Thaten ſind nicht mehr zu tilgen. (ſchmelzend zärtlich und etwas ſchelmiſch) Ich hörte dich wohl einſt ſchwören, meine Schönheit habe alle deine Entwürfe geſtürzt — du haſt falſch geſchworen, du Heuchler, oder ſie hat frühzeitig abgeblüht — Frage dein Herz, wer iſt ſchuldig? (feuriger, indem ſie ihn mit beiden Armen umfaßt) Komm zurück! Ermanne dich! Entſage! Die Liebe ſoll dich entſchädigen. Kann mein Herz deinen ungeheuren Hunger nicht ſtillen — o Fiesko! das Diadem wird noch ärmer ſeyn — (ſchmeichelnd) Komm! Ich will alle deine Wünſche auswendig lernen, will alle Zauber der Natur in einem Kuß der Liebe zuſammenſchmelzen, den erhabenen Flüchtling ewig in dieſen himmliſchen Banden zu halten — dein Herz iſt unendlich — auch die Liebe ſey es, Fiesko. (ſchmelzend) Ein armes Geſchöpf glücklich zu machen — ein Geſchöpf, das ſeinen Himmel an deinem Buſen lebt — Sollte das eine Lücke in deinem Herzen laſſen?

Fiesko (durch und durch erſchüttert.) Leonore, was haſt du gemacht? (er fällt ihr kraftlos um den Hals) Ich werde keinem Genueſer mehr unter die Augen treten —

Leonore (freudig raſch.) Laß uns fliehen, Fiesko — laß in den Staub uns werfen all dieſe prahlende Nichts, laß in romantiſchen Fluren ganz der Liebe uns leben! (ſie drückt ihn an ihr Herz, mit ſchöner Entzückung.) Unſre Seelen, klar, wie über uns das heitere Blau des Himmels, nehmen dann den ſchwarzen Hauch des Grams nicht mehr an — Unſer Leben rinnt dann melodiſch wie die flötende Quelle zum Schöpfer — (Man hört den

Kanonenſchuß. Fiesko ſpringt los. Alle Verſchwornen treten in den Saal.

Fünfzehnter Auftritt.

Verſchworne. Die Zeit iſt da!

Fiesko (zu Leonore, feſt.) Lebe wohl! Ewig — oder Genua liegt morgen zu deinen Füßen. (will fortſtürzen.)

Bourgognino (ſchreit.) Die Gräfinn fällt um. (Leonore in Ohnmacht. Alle ſpringen hin, ſie zu halten. Fiesko vor ihr niedergeworfen.)

Fiesko (mit ſchneidendem Ton.) Leonore! Rettet! um Gotteswillen! Rettet! (Roſa, Bella, kommen, ſie zurecht zu bringen) Sie ſchlägt die Augen auf — (er ſpringt entſchloſſen in die Höh') Jetzt kommt — ſie dem Doria zuzudrücken. (Verſchworne ſtürzen zum Saal hinaus. Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Nach Mitternacht — Groſſe Straſſe in Genua — Hier und da leuchten Lampen an einigen Häuſern, die nach und nach auslöſchen — Im Hintergrunde der Bühne ſieht man das Thomasthor, das noch geſchloſſen iſt. In perſpektiviſcher Ferne die See — Einige Menſchen gehen mit Handlaternen über den Platz; darauf die Runde und Patrouillen — Alles iſt ruhig. Nur das Meer wallt etwas ungeſtüm. —

Erſter Auftritt.

Fiesko (kommt gewaffnet, und bleibt vor dem Pallaſt des Andreas Doria ſtehen) darauf **Andreas.**

Fiesko. Der Alte hat Wort gehalten — im Pallaſt alle Lichter aus. Die Wachen ſind fort. Ich will läuten. (läutet) He! Holla! Wach auf. Doria! Verrathener, verkaufter Doria, wach auf! Holla! Holla! Holla! Wach auf!

Andreas (erſcheint auf dem Altane.) Wer zog die Glocke?

Fiesko (mit veränderter Stimme.) Frage nicht! Folge! Dein Stern geht unter, Herzog, Genua ſteht auf wider dich; nahe ſind deine Henker, und du kannſt ſchlafen, Andreas?

Andreas (mit Würde.) Ich beſinne mich, wie die zürnende See mit meiner Bellona zankte, daß der Kiel krachte, und der oberſte Maſt brach — und Andreas Doria ſchlief ſanft. Wer ſchickt die Henker?

Fiesko. Ein Mann, furchtbarer als deine zürnende See, Johann Ludwig Fiesko.

Andreas (lacht.) Du biſt bei Laune, Freund! Bring deine Schwänke bei Tag. Mitternacht iſt eine ungewöhnliche Stunde.

Fiesko. Du höhnſt deinen Warner?

Andreas. Ich dank' ihm und gehe zu Bette. Fiesko hat ſich ſchläfrig geſchwelgt, und hat keine Zeit für Doria übrig.

Fiesko. Unglücklicher alter Mann! — traue der Schlange nicht! Sieben Farben ringen auf ihrem ſpiegelnden Rücken — du nahſt — und gählings ſchnürt dich der tödliche Wirbel. Den Wink eines Verräthers verlachteſt du. Verlache den Rath eines Freundes nicht. Ein Pferd ſteht geſattelt in deinem Hof. Fliehe bei Zeit! Verlache den Freund nicht!

Andreas. Fiesko denkt edel. Ich hab' ihn niemal beleidigt, und Fiesko verräth mich nicht.

Fiesko. Denkt edel, verräth dich, und gab dir Proben von beidem.

Andreas. So, ſteht eine Leibwache da, die kein

Fiesko zu Boden wirſt, wenn nicht Cherubim unter ihm dienen.

Fiesko (hämiſch.) Ich möchte ſie ſprechen, einen Brief in die Ewigkeit zu beſtellen.

Andreas (groß.) Armer Spötter! Haſt du nie gehört, daß Andreas Doria Achtzig alt iſt, und Genua — glücklich? — (er verläßt den Altan.)

Fiesko (blickt ihm ſtarr nach.) Mußt' ich dieſen Mann erſt ſtürzen, eh ich lerne, daß es ſchwerer iſt, ihm zu gleichen? (er geht einige Schritte tiefſinnig auf und nieder.) Nein! ich machte Größe mit Größe wett — wir ſind fertig, Andreas! und nun, Verderben, gehe deinen Gang! (er eilt in die hinterſte Gaſſe — Trommeln tönen von allen Enden. Scharfes Gefecht am Thomasthor. Das Thor wird geſprengt, und öffnet die Ausſicht in den Hafen, worin Schiffe liegen, mit Fackeln erleuchtet.)

Zweiter Auftritt.

Gianettino Doria (in einen Scharlachmantel geworfen.) **Lomellin.** **Bediente.** (voraus mit Fackeln. Alle haſtig.)

Gianettino (ſteht ſtill.) Wer befahl Lermen zu ſchlagen?

Lomellin. Auf den Galeeren krachte eine Kanone.

Gianettino. Die Sclaven werden ihre Ketten reißen. (Schüſſe am Thomasthor.)

Lomellin. Feuer dort!

Gianettino. Thor offen! Wachen im Aufruhr! (zu den Bedienten) Hurtig, Schurken! Leuchtet dem Hafen zu! (eilen gegen das Thor.)

Dritter Auftritt.

Vorige. Bourgognino mit Verſchwornen (die vom Thomasthor kommen.)

Bourgognino. Sebaſtian Leskaro iſt ein wakrer Soldat.

Zenturione. Wehrte ſich wie ein Bär, bis er niederfiel.

Gianettino. (tritt beſtürzt zurük.) Was hör' ich da? — Halter!

Bourgognino. Wer dort mit dem Flambeau?

Lomellin. Es ſind Feinde, Prinz! Schleichen Sie links weg.

Bourgognino (ruft hizig an.) Wer da mit dem Flambeau?

Zenturione. Steht! Eure Loſung?

Gianettino (zieht das Schwert, trozig.) Unterwerfung und Doria.

Bourgognino (ſchäumend, fürchterlich.) Räuber der Republik und meiner Braut! (zu den Verſchwornen, indem er auf Gianettino ſtürzt) Ein Gang Profit, Brüder! Seine Teufel liefern ihn ſelbſt aus. (er ſtößt ihn nieder)

Gianettino (fällt mit Gebrülle.) Mord! Mord! Mord! Räche mich, Lomellino!

Lomellin. Bediente (fliehend.) Hülfe! Mörder! Mörder!

Zenturione (ruft mit ſtarker Stimme.) Er iſt getroffen. Haltet den Grafen auf! (Lomellin wird gefangen.)

Lomellin (knieend.) Schont meines Lebens, ich trete zu euch über!

Bourgognino. Lebt dieſes Unthier noch? Die Memme mag fliehen. (Lomellin entwiſcht)

Zenturione. Thomasthor unſer! Gianettino kalt! Rennt, was ihr rennen könnt! Sagts dem Fiesko an!

Gianettino (bäumt ſich krampfig in die Höhe.) Peſt. Fiesko — (ſtirbt.)

Bourgognino (reißt den Stahl aus dem Leichnam.) Genua frei, und meine Bertha! — Dein Schwert. Zenturione. Dies blutige bringſt du meiner Braut. Ihr Kerker iſt geſprengt. Ich werde nachkommen und ihr den Brautkuß geben. (eilen ab zu verſchiedenen Straſen.)

Vierter Auftritt.

Andreas Doria. Teutſche.

Teutſcher. Der Sturm zog ſich dorthin. Werft euch zu Pferd, Herzog!

Andreas. Laßt mich noch einmal Genua's Thürme ſchauen und den Himmel! Nein, es iſt kein Traum, und Andreas iſt verrathen.

Teutſcher. Feinde um und um! Fort! Flieht über die Gränze!

Andreas (wirft ſich auf den Leichnam ſeines Neffen.) Hier will ich enden. Rede keiner von Fliehen. Hier liegt die Kraft meines Alters. Meine Bahn iſt aus. (Kallagne fern mit [illegible].)

Teutſcher. Mörder dort! Mörder! Flieht, alter Fürſt!

Andreas (da die Trommeln wieder anfangen.) Höret, Ausländer! Höret! Das ſind die Genueſer, deren Joch ich brach. (verhüllt ſich.) Vergilt man auch ſo in eurem Lande?

Teutſcher. Fort! Fort! Fort! indeß unſere teutſche Knochen Scharten in ihre Klingen ſchlagen. (Kallagne näher.)

Andreas. Rettet euch! Laßt mich! Schreckt Nationen mit der Schauerpoſt: die Genueſer erſchlugen ihren Vater —

Teutſcher. Fort! Zum Erſchlagen hats noch Weile — Kameraden, ſteht! Nehmt den Herzog in die Mitte! (ziehen) Peitſcht dieſen welſchen Hunden Reſpekt für einen Graukopf ein —

Kallagno (ruft an.) Wer da? Was giebts da?

Teutſche (hauen ein.) Teutſche Hiebe. (gehen fechtend ab. Gianettino's Leichnam wird hinweggebracht)

Fünfter Auftritt.

Leonore (in Mannskleidern.) **Arabella** (hinter ihr her. Beide ſchleichen ängſtlich hervor.)

Arabella. Kommen Sie, gnädige Frau, o kommen Sie doch —

Leonore. Da hinaus wüthet der Aufruhr — — Horch, war das nicht eines Sterbenden Aechzen? — Weh! ſie umzingeln ihn — Auf Fiesko's Herz deuten ihre gähnenden Rohre — Auf das meinige, Bella — Sie drücken ab — Haltet! Haltet! Es iſt mein Gemahl! (wirft ihre Arme ſchwärmend in die Luft.)

Arabella. Aber um Gotteswillen —

Leonore (immer wild phantaſirend nach allen Gegenden ſchreiend.) Fiesko! — Fiesko! — Fiesko! — Sie weichen hinter ihm ab, ſeine Getreuen — Rebellentreue iſt wankend. (heftig erſchrocken.) Rebellen führt mein

Gemahl? Bella! Himmel! Ein Rebell kämpft mein Fiesko?

Arabella. Nicht doch, Signora, als Genua's furchtbarer Schiedsmann!

Leonore (aufmerkſam.) Das wäre etwas — und Leonore hätte gezittert? den erſten Republikaner umarmte die feigſte Republikanerinn? — Geh, Arabella — Wenn die Männer um Länder ſich meſſen, dürfen auch die Weiber ſich fühlen. (Man fängt wieder an zu trommeln.) Ich werfe mich unter die Kämpfer.

Arabella (ſchlägt die Hände zuſammen.) Barmherziger Himmel!

Leonore. Sachte! Woran ſtößt ſich mein Fuß? Hier iſt ein Hut und ein Mantel. Ein Schwert liegt dabei. (Sie wägt es) Ein ſchweres Schwert, meine Bella! doch ſchleppen kann ich noch wohl, und das Schwert macht ſeinem Führer nicht Schande. (Man läutet Sturm.)

Arabella. Hören Sie? Hören Sie? Das wimmert vom Thurm der Dominikaner. Gott erbarme! Wie fürchterlich!

Leonore (ſchwärmend.) Sprich, wie entzückend In dieſer Sturmglocke ſpricht mein Fiesko mit Genua. (Man trommelt ſtärker.) Hurrah! Hurrah! Nie klangen mir Flöten ſo ſüß — Auch dieſe Trommeln belebt mein Fiesko — Wie mein Herz höher wallt! Ganz Genua wird munter — Miethlinge hüpfen hinter ſeinem Nahnen, und ſein Weib ſollte zaghaft thun? (es ſtürmt auf drei andern Thürmen.) Nein! Eine Heldinn ſoll mein Held umarmen — Mein Brutus ſoll eine Römerinn umarmen. (Sie ſetzt den Hut auf, und wirft den Scharlach um.) Ich bin Porzia.

Arabella. Gnädige Frau, Sie wiſſen nicht, wie entſetzlich Sie ſchwärmen! Nein, das wiſſen Sie nicht. (Sturmläuten und Trommeln.)

Leonore. Elende, die du das alles hörſt und *nicht* ſchwärmſt! *Weinen* möchten dieſe Quader, daß ſie die Beine nicht haben, meinem Fiesko zuzuſpringen — Dieſe Palläſte zürnen über ihren Meiſter, der ſie ſo feſt in die Erde zwang, daß ſie meinem Fiesko nicht zuſpringen können — Die Ufer, könntens ſie's, verließen ihre Pflicht, gäben Genua dem Meere Preis, und tanzten hinter ſeiner Trommel — Was den Tod aus ſeinen Windeln rüttelt, kann deinen Muth nicht wecken? Geh! — Ich finde meinen Weg.

Arabella. Großer Gott! Sie werden doch dieſe Grille nicht wahr machen wollen?

Leonore (ſtolz und heroiſch.) Das ſollt ich meinen, du Alberne — (feurig) Wo am wildeſten das Getümmel wüthet, wo in Perſon mein Fiesko kämpft — Iſt das Lavagna? hör' ich ſie fragen — den niemand bezwingen kann, der um Genua eiſerne Würfel ſchwingt, iſt das Lavagna? — Genueſer! Er iſts, werd' ich ſagen, und dieſer Mann iſt mein Gemahl, und ich hab' auch eine Wunde. (Sacco mit Verſchwornen.)

Sacco (ruft an.) Wer da? Doria oder Fiesko?

Leonore (begeiſtert.) Fiesko und Freiheit! (ſie wirft ſich in eine Gaſſe. Auflauf. Bella wird weggedrängt.)

Sechster Auftritt.

Sacco (mit einem Haufen.) **Kalkagno** (begegnet ihm mit einem andern.)

Kalkagno. Andreas Doria iſt entflohen.

Sacco. Deine ſchlechteſte Empfehlung bei Fiesko.

Kalkagno. Bären, die Teutſchen! pflanzten ſich vor den Alten wie Felſen. Ich kriegte ihn gar nicht zu Geſicht. Neun von den Unſrigen ſind fertig. Ich ſelbſt bin am linken Ohrlappen geſtreiſt. Wenn ſie das fremden Tyrannen thun, alle Teufel! wie müſſen ſie ihre Fürſten bewachen!

Sacco. Wir haben ſchon ſtarken Anhang, und alle Thore ſind unſer.

Kalkagno. Auf der Burg, hör' ich, fechten ſie ſcharf.

Sacco. Bourgognino iſt unter ihnen. Was ſchafft Verrina?

Kalkagno. Liegt zwiſchen Genua und dem Mere, wie der hölliſche Kettenhund, daß kaum eine Anchove durch kann.

Sacco. Ich laſſ' in der Vorſtadt ſtürmen.

Kalkagno. Ich marſchire über die Piazza Sarzana. Rühre dich, Tambour! (Ziehen unter Trommelſchlag weiter.)

Siebenter Auftritt.

Der Mohr. Ein Trupp Diebe (mit Lunten.)

Mohr. Daß ihr's wißt, Schurken! ich war der Mann, der dieſe Suppe einbrockte — Mir giebt man keinen Löffel. Gut. Die Haz' iſt mir eben recht. Wir wollen eins anzünden und plündern. Die drüben baren ſich um ein Herzogthum, wir heizen die Kirchen ein, daß die erfrornen Apoſtel ſich wärmen. (Werfen ſich in die umliegenden Häuſer.)

Achter Auftritt.

Bourgognino. Bertha. (verkleidet.)

Bourgognino. Hier ruhe aus, lieber Kleiner Du biſt in Sicherheit. Bluteſt du?

Bertha (die Sprache verändert.) Nirgends.

Bourgognino (lebhaft.) Pfui, ſo ſieh auf! Ich will dich hinführen, wo man Wunden für Genua erntet — Schön, ſiehſt du? wie dieſe. (er ſtreift ſeinen Arm auf.)

Bertha (zurückfahrend.) O Himmel!

Bourgognino. Du erſchrickſt? Niedlicher Kleiner, zu früh eilſt du in den Mann — Wie alt biſt du?

Bertha. Funfzehn Jahr.

Bourgognino. Schlimm! Für dieſe Nacht fünf Jahre zu zärtlich — Dein Vater?

Bertha. Der beſte Bürger in Genua.

Bourgognino. Gemach, Knabe! Das iſt nur einer, und ſeine Tochter iſt meine verlobte Braut. Weißt du das Haus des Verrina?

Bertha. Ich dächte.

Bourgognino (raſch.) Und kennſt ſeine göttliche Tochter?

Bertha. Bertha heißt ſeine Tochter.

Bourgognino (hitzig.) Gleich geh, und überlieſ're ihr dieſen Ring. Es gelte den Trauring, ſagſt du, und der blaue Buſch halte ſich brav. Jezt fahre wohl! Ich muß dorthin. Die Gefahr iſt noch nicht aus. (einige Häuſer brennen.)

Bertha (ruft ihm nach mit ſanfter Stimme.) Scipio!

Bourgognino (ſteht betroffen ſtill.) Bei meinem Schwert! Ich kenne die Stimme.

Bertha (fällt ihm an den Hals.) Bei meinem Herzen! Ich bin hier ſehr bekannt.

Bourgognino (ſchreit.) Bertha! (Sturmläuten in der Vorſtadt. Auflauf. Beide verlieren ſich in einer Umarmung.)

Anſtatt dieſer Scene hat Schiller während ſeines Aufenthalts in Leipzig im J. 1785 folgende für das dortige Theater eingerückt.

(Ein unterirdiſches Gewölbe durch eine einzige Lampe erleuchtet. Der Hintergrund bleibt ganz finſter. Bertha allein, einen ſchwarzen Schleyer über das Geſicht geworfen, ſitzt auf einem Steine im Vordergrunde. Nach einer Pauſe ſteht ſie auf, und geht umher.)

Noch immer kein Laut? Keine menſchliche Spur? Kein Fußtritt meiner Erretter. — Schreckliches Harren! Schrecklich und undankbar, wie die Sehnſucht eines lebendig Begrabenen unter dem Boden des Kirchhofs. Und worauf harrſt du, Betrogene? Ein unverletzlicher Eidſchwur hält dich in dieſem Gewölbe gefangen. Gianettino Doria muß fallen, Genua frey werden, oder Bertha verſchmachtet in dieſem Thurme — ſo lautete der Schwur meines Vaters. Abſcheulicher Kerker, zu welchem es keinen Schlüſſel giebt, als das Todesröcheln eines wohlbeſchützten Tyrannen (ſieht ſich im Gewölbe um.) Wie grauenvoll iſt dieſe Stille! ſchauerlich wie die Stille des Grabes! Die leeren Winkel gießen ſchreckliche Nacht aus. Auch meine Lampe droht zu verlöſchen (lebhafter herumgehend.) O komm, komm, mein Geliebter, es iſt fürchterlich, hier zu ſterben. (Pauſe, dann fährt ſie auf und ſtürzt mit Händeringen durchs Gewölbe mit allen Zeichen des Schmerzens.) Er hat mich verlaſſen! Er hat ſeinen Eid gebrochen, er hat ſeine Bertha vergeſſen. Die Lebendigen fragen nach den Todten nicht mehr, und die Gewölbe gehört zu den Gräbern. Hoffe nichts mehr, Unglückliche. Hoffnung blüht nur, wohin Gott ſchaut. In dieſen Kerker ſchaut Gott nicht. (Kleine Pauſe, ſie wird ängſtlicher.)

Oder ſind meine Retter gefallen? Die kühne Verſchwörung mißlang, und die Gefahr überwältigte den muthigen Jüngling. — O unglückliche Bertha, vielleicht wandeln in dieſem Augenblicke ihre Geſpenſter durch das Gewölbe, und weinen über deine Hoffnung (ſchrickt zuſammen.) Gott! Gott! ſo bin ich ja ohne Rettung verloren, wenn ſie nicht mehr ſind, ohne Rettung Preis gegeben dem entſetzlichen Tode (ſtützt ſich an die Felſenmauer, nach einer Pauſe fährt ſie mit Wehmuth fort.) Und wenn er noch lebt, mein Geliebter — wenn er nun kommen wird, Wort zu halten, und ſein Mädchen im Triumph abzuholen, und alles hier einſam findet und ſtumm, und der entſeelte Leichnam ſeine Wonne nicht mehr beantwortet — Wenn ſeine glühenden Küſſe das entflohene Leben vergeblich auf meinen Lippen ſuchen, ſeine Thränen fruchtlos über mich fließen — wenn der Vater jammernd auf ſeine Tochter fällt, und das Geſchrey ihres Leidens in den kahlen Mauern dieſes Gefängniſſes wiederhallt — — O dann, dann verſchweig' ihnen meine Klagen, Gewölbe! Sag' ihnen, daß ich duldete, wie eine Heldinn, und daß mein letzter Athem Verzeihung war (ſinkt erſchöpft auf den Stein nieder — Pauſe — Man hört ein verworrenes Getöſe von Trommeln und Glocken hinter der Bühne, über den Soffitten und unter der Bühne. Bertha fährt in die Höhe.) Horch, was iſt das? Hör' ich recht, oder träum' ich? Fürchterlich ſchallen die Glocken zuſammen. Das iſt kein Ton, als wenn man zum

Gottesdienſt läutete. (Das Getöſe kommt näher und wird ſtärker; ſie läuft erſchrocken umher.) Lauter, und immer lauter! Gott, das iſt Sturm! Das iſt Sturm! Iſt der Feind in die Stadt gebrochen? Geht Genua in Flammen auf? — Ein wildes ſchreckliches Getöſe, wie das Rennen von tauſend Menſchen! Was iſt das? (wird ſtark an die Thür geſchlagen.) Es kommt hieher, die Riegel werden aufgeſchoben — (mit hervorgeſtreckten Armen den Hintergrund ſuchend.) Menſchen, Menſchen! Freyheit! Rettung! Erlöſung!

Bourgognino (ſtürzt mit bloßem Schwert herein, einige Fackelträger folgen.)

Bourgognino (ruft laut.) Du biſt frey, Bertha, der Tyrann iſt todt. Dies Schwert hier hat ihn erſchlagen.

Bertha (ihm in die Arme eilend.) Mein Erretter! Mein Engel!

Bourgognino. Hörſt du die Sturmglocken? Das Getöſe der Trommeln? Fiesko hat überwunden. Genua iſt frey, der Fluch deines Vaters zernichtet.

Bertha. Gott! Gott! Alſo mir galt dieſes ſchreckliche Getöſe, dieſes Glockengeläute?

Bourgognino. Dir, Bertha; es iſt unſer Brautgeläute. Verlaß dieſen abſcheulichen Kerker, und folge mir zum Altar.

Bertha. Zum Altar, Bourgognino? Jetzt in dieſer Mitternachtsſtunde? In dieſem entſetzlichen wüthenden Tumult, als wenn die Welt aus den Axen ginge?

(Verrina tritt unangeſehen herein, und bleibt, ohne zu reden, am Eingange ſtehen.)

Bourgognino. In dieſer ſchönen herrlichen Nacht, wo ganz Genua ſeine Freyheit feyert, wie den Bund der Liebe. Dies Schwert, noch roth vom Tyrannenblut, ſoll mein Hochzeitſchmuck ſeyn. Dieſe Hand, noch warm von der Heldenthat, ſoll der Prieſter in die deinige fügen. Fürchte nichts, meine Liebe, und begleite mich in die Kirche.

(Verrina kommt näher, tritt zwiſchen beyde, und umarmt ſie.)

Verrina. Gott ſegne euch, meine Kinder!

Bertha und Bourgognino (zu ſeinen Füßen fallend.) O mein Vater!

Verrina (legt ſeine Hände auf beyde — Pauſe — darauf wendet er ſich feyerlich zu Bourgognino.) Vergiß nie, wie theuer du ſie erwerben mußteſt! Vergiß nie, daß deine Ehe ſo alt iſt, als Genua's Freyheit (mit Ernſt und Hoheit ſich zu Bertha wendend.) Du biſt des Verrina Tochter, und dein Mann hat den Tyrannen erſchlagen. (nach einigem Stillſchweigen winkt er ihnen, zu gehen, und ſagt mit Beklemmung:) Der Prieſter erwartet euch.

Bertha und Bourgognino (zugleich.) Wie, mein Vater? Sie wollen uns nicht dahin folgen?

Verrina (ſehr ernſthaft.) Dorthin ruft mich eine furchtbare Pflicht; mein Gebet wird euch folgen. (Man hört Trompeten und Pauken und Freudengeſchrey von ferne.) Kennſt Du dies Jauchzen?

Bourgognino. Man wird den Fiesko zum Herzog ausrufen, der Pöbel vergöttert ihn, und brachte ihm lärmend den Purpur; der Adel ſah mit Entſetzen zu, und konnte nicht Nein ſagen.

Verrina (lacht mit Bitterkeit.) Alſo ſiehſt du, mein Sohn, ich muß eilends fort, und der Erſte ſeyn, der dem neuen Monarchen den Eid der Huldigung leiſtet.

Bourgognino. (hält ihn erſchrocken.) Was wollen Sie thun? Ich begleite Sie.

Bertha (hängt ſich ängſtlich an Bourgognino.) Gott! was iſt das, Bourgognino? Worüber brütet mein Vater?

Verrina. Mein Sohn, ich habe alle unſere Habſeligkeiten zu Gold gemacht, und auf dein Schiff bringen laſſen. Nimm deine Braut, und ſteige unverzüglich an Bord. Vielleicht werd' ich nachkommen, vielleicht nicht mehr — Ihr ſegelt nach Marſeille, und (mit Rührung ſie umarmend.) und Gott geleit' euch.

Bourgognino (entſchloſſen.) Verrina, ich bleibe; die Gefahr iſt noch nicht aus.

Verrina (führt ihm Bertha zu.) Stolzer, Unerſättlicher, tändle mit deiner Braut. Deinen Tyrannen haſt du weggeſchafft, überlaß mir den meinigen. (beyde ab.)

Neunter Auftritt.

Fiesko. (tritt hitzig auf.) **Zibo.** **Gefolge.**

Fiesko. Wer warf das Feuer ein?

Zibo. Die Burg iſt erobert.

Fiesko. Wer warf das Feuer ein?

Zibo (winkt dem Gefolge.) Patroullen nach dem Thäter! (einige gehen.)

Fiesko (zornig.) Wollen ſie mich zum Mordbrenner machen? Gleich eilt mit Spritzen und Eimern! (Gefolge ab.) Aber Gianettino iſt doch geliefert?

Zibo. So ſagt man.

Fiesko (wild.) Sagt man nur? Wer ſagt das nur? Zibo, bei Ihrer Ehre, iſt er entronnen?

Zibo (bedenklich.) Wenn ich meine Augen gegen die Ausſage eines Edelmanns ſetzen kann, ſo lebt Gianettino.

Fiesko (auffahrend.) Sie reden ſich um den Hals, Zibo!

Zibo. Noch einmal — Ich ſah ihn vor acht Minuten lebendig in gelbem Buſch und Scharlach herumgehen.

Fiesko (außer Faſſung.) Himmel und Hölle — Zibo! — den Bourgognino laſſ' ich um einen Kopf kürzer machen. Fliegen Sie, Zibo — Man ſoll alle Stadtthore ſperren — Alle Felouquen ſoll man zuſammenſchießen — ſo kann er nicht zu Waſſer davon — dieſen Demant, Zibo, den reichſten in Genua, Lucca, Venedig und Piſa, — wer mir die Zeitung bringt: Gianettino iſt todt — er ſoll dieſen Demant haben. (Zibo eilt ab.) Fliegen Sie, Zibo!

Zehnter Auftritt.

Fiesko. Sacco. Der Mohr. Soldaten.

Sacco. Den Mohren fanden wir eine brennende Lunte in den Jeſuiterdom werfen —

Fiesko. Deine Verrätherei ging dir hin, weil ſie mich traf. Auf Mordbrennereien ſteht der Strick. Führt ihn gleich ab, hängt ihn am Kirchthor auf.

Mohr. Pfui! Pfui! Pfui! Das kommt mir ungeſchickt — Läßt ſich nichts davon wegplaudern?

Fiesko. Nichts.

Mohr (vertraulich.) Schickt mich einmal zur Probe auf die Galere.

Fiesko (winkt den Andern.) Zum Galgen.

Mohr (trotzig.) So will ich ein Chriſt werden!

Fiesko. Die Kirche bedankt ſich für die Blattern des Heidenthums.

Mohr (ſchmeichelnd.) Schickt mich wenigſtens beſoffen in die Ewigkeit!

Fiesko. Nüchtern.

Mohr. Aber hängt mich nur an keine chriſtliche Kirche!

Fiesko. Ein Ritter hält Wort. Ich verſprach dir deinen eigenen Galgen.

Sacco (brummt.) Nicht viel Federleſens, Heide! Man hat noch mehr zu thun.

Mohr. Doch — wenn halt allenfalls — der Strick bräche? —

Fiesko (zum Sacco.) Man wird ihn doppelt nehmen.

Mohr (reſignirt.) So mags ſeyn — und der Teufel kann ſich auf den Extrafall rüſten. (Ab mit Soldaten, die ihn in einiger Entfernung aufhenken.

Eilfter Auftritt.

Fiesko. Leonore (erſcheint hinten im Scharlachrocke Gianettino's.)

Fiesko (wird ſie gewahr, fährt vor, fährt zurück und murmelt grimmig.) Kenn' ich nicht dieſen Buſch und Mantel? (eilt näher, heftig.) Ich kenne den Buſch und Mantel! (wüthend, indem er auf ſie losſtürzt, und ſie niederſtößt.) Wenn du drei Leben haſt, ſo ſteh wieder auf und wandle! (Leonore fällt mit einem gebrochenen Laut. Man hört einen Siegesmarſch. Trommeln, Hörner und Hoboen.)

Zwölfter Auftritt.

Fiesko. Kalkagno. Sacco. Zenturione. Zibo. Soldaten (mit Muſik und Fahnen treten auf.)

Fiesko (ihnen entgegen im Triumph.) Genueſer — der Wurf iſt geworfen — Hier liegt der Wurm meiner Seele — die gräßliche Koſt meines Haſſes. Hebet die Schwerter hoch! Gianettino!

Kalkagno. Und ich komme, Ihnen zu ſagen, daß zwei Drittheile von Genua Ihre Partey ergreifen, und zu den Fieskiſchen Fahnen ſchwören —

Zibo. Und durch mich ſchickt Ihnen Verrina vom Admiralſchiff ſeinen Gruß, und die Herrſchaft über Hafen und Meer —

Zenturione. Und durch mich der Gouverneur der Stadt ſeinen Kommandoſtab und die Schlüſſel —

Sacco. Und in mir wirft ſich (indem er niederfällt) der große und kleine Rath der Republik knieend vor ſeinen Herrn, und bittet fußfällig um Gnade und Schonung —

Kalkagno. Mich laßt den Erſten ſeyn, der den großen Sieger in ſeinen Mauern willkommen heißt — Heil Ihnen — Senket die Fahnen tief! — Herzog von Genua!

Alle (nehmen die Hüte ab.) Heil, Heil dem Herzog von Genua! (Fahnenmarſch.)

Fiesko (ſtand die ganze Zeit über, den Kopf auf die Bruſt geſunken, in einer denkenden Stellung.)

Kalkagno. Volk und Senat ſtehen wartend, ihren gnädigen Oberherrn im Fürſtenornat zu begrüßen — Erlauben Sie uns, durchlauchtigſter Herzog, Sie im Triumph nach der Signoria zu führen!

Fiesko. Erlaubt mir erſt, daß ich mit meinem Herzen mich abfinde — Ich mußte eine gewiſſe theure Perſon in banger Ahnung zurücklaſſen, eine Perſon, die die Glorie dieſer Nacht mit mir theilen wird. (gerührt zur Geſellſchaft) Habt die Güte und begleitet mich zu eurer liebenswürdigen Herzoginn! (er will aufbrechen.)

Kalkagno. Soll der meuchelmörderiſche Bube hier liegen, und ſeine Schande in dieſem Winkel verhehlen?

Zenturione. Steckt ſeinen Kopf auf eine Hellebarde!

Zibo. Laßt ſeinen zerriſſenen Rumpf unſer Pflaſter kehren. (Man leuchtet gegen den Leichnam.)

Kalkagno (erſchrocken und etwas leiſe.) Schaut her, Genueſer! Das iſt bei Gott kein Gianettinogeſicht. (Alle ſehen ſtarr auf die Leiche.)

Fiesko (hält ſtill, wirft von der Seite einen forſchenden Blick darauf, den er ſtarr und langſam unter Verzerrungen zurückzieht.) Nein, Teufel — Nein, das iſt kein Gianettinogeſicht, hämiſcher Teufel! (die Augen herumgerollt.) Genua mein, ſagt ihr? Mein? — (hinaus wüthend in einem gräßlichen Schrei.) Spiegelfechterei der Hölle! Es iſt mein Weib!

(Sinkt durchdonnert zu Boden. Verſchworne ſtehen in todter Pauſe und ſchauervollen Gruppen.)

Fiesko (matt aufgerichtet, mit dumpfer Stimme.) Hab' ich mein Weib ermordet, Genueſer? — Ich beſchwöre euch, ſchielt nicht ſo geiſterbleich auf dieſes Spiel der Natur — Gott ſei gelobt! Es gibt Schickſale, die der Menſch nicht zu fürchten hat, weil er nur Menſch iſt. Wem Götterwolluſt verſagt wird keine Teufelqual zugemuthet — dieſe Verirrung wäre etwas mehr. (Mit ſchreckhafter Beruhigung.) Genueſer, Gott ſey Dank! Es kann nicht ſeyn.

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Arabella (kommt jammernd.)

Arabella. Mögen ſie mich umbringen, was hab' ich auch jetzt noch zu verlieren? — Habt Erbarmen, ihr Männer — Hier verließ ich meine gnädige Frau, und nirgends find' ich ſie wieder.

Fiesko (tritt ihr näher, mit leiſer bebender Stimme.) Leonore heißt deine gnädige Frau?

Arabella (froh.) O daß Sie da ſind, mein liebſter, guter, gnädiger Herr! — Zürnen ſie nicht über uns, wir konnten ſie nicht mehr zurückhalten.

Fiesko (zürnt ſie dumpfig an.) Du Verhaßte! von was nicht?

Arabella. Daß ſie nicht nachſprang —

Fiesko (heftiger.) Schweig! wohin ſprang?

Arabella. Ins Gedränge —

Fiesko (wüthend.) Daß deine Zunge zum Krokodill würde — Ihre Kleider?

Arabella. Ein ſcharlach'ner Mantel —

Fiesko (raſend gegen ſie taumelnd.) Geh' in den neunten Kreis der Hölle! — der Mantel?

Arabella. Lag hier an dem Boden —

Einige Verſchworne (murmelnd.) Gianettino ward hier ermordet —

Fiesko (todesmatt zurückwankend zu Arabellen.) Deine Frau iſt gefunden. (Arabella geht angſtvoll. Fiesko ſucht mit verdrehten Augen im ganzen Kreis herum, darauf mit leiſer ſchwebender Stimme, die ſtufenweis bis zum Toben ſteigt.) Wahr iſts — wahr — und ich das Stichblatt des unendlichen Bubenſtücks. (Viehiſch um ſich hauend.) Tretet zurück, ihr menſchlichen Geſichter — Ah, (mit frechem Zähneblöcken gen Himmel.) Hätt' ich nur ſeinen Weltbau zwiſchen dieſen Zähnen — Ich fühle mich aufgelegt, die ganze Natur in ein grinſendes Scheuſal zu zerkratzen, bis ſie ausſieht, wie mein Schmerz. — (zu den Andern, die bebend herumſtehen.) Menſch! — wie es jetzt daſteht, das erbärmliche Geſchlecht, ſich ſegnet und ſelig preist, daß es nicht iſt, wie ich — Nicht, wie ich! — (in hohles Beben hingefallen.) Ich allein habe den Streich — (raſcher, wilder.) Ich? Warum ich? Warum nicht mit mir auch dieſe? Warum ſoll ſich mein Schmerz am Schmerz eines Mitgeſchöpfs nicht ſtumpf reiben dürfen?

Kalkagno (furchtſam.) Mein theurer Herzog —

Fiesko (dringt auf ihn ein mit gräßlicher Freude.) Ah, willkommen! Hier, Gott ſey Dank! iſt einer, den auch dieſer Donner quetſcht! (indem er den Kalkagno wüthend in ſeine Arme drückt.) Bruder Zerſchmetterter! Wohl bekomme die Verdammniß! Sie iſt todt! Du haſt ſie auch geliebt! (er zwingt ihn an den Leichnam, und drückt ihm den Kopf dagegen.) Sie iſt todt! (den ſtieren Blick in einen Winkel geheftet.) Ah, daß ich ſtünde am Thor der Verdammniß, hinunterſchauen dürfte mein Aug' auf die mancherlei Folterſchrauben der ſinnreichen Hölle, ſangen mein Ohr zerknirſchter Sünder Gewinſel — Könnt' ich ſie ſehen, meine Qual, wer weiß? ich trüge ſie vielleicht! (mit Schauer zur Leiche gehend.) Mein Weib liegt hier ermordet — Nein, das will wenig ſagen ſagen! (nachdrücklicher.) Ich, der Bube, habe mein Weib ermordet — O pfui, ſo etwas kann die Hölle kaum kützeln — Erſt wirbelt ſie mich künſtlich auf der Freude letztes glätteſtes Schwindeldach, ſchwazt mich bis an die Schwelle des Himmels — und dann hinunter — dann — o könnte mein Odem die Peſt unter Seelen blaſen — dann — dann ermord' ich mein Weib — Nein! ihr Witz iſt noch feiner — dann übereilen ſich (verächtlich) zwei Augen, und (mit ſchrecklichem Nachdruck.) ich ermorde — mein Weib! (beißend lächelnd.) Das iſt ein Meiſterſtück!

(Alle Verſchworne hängen gerührt an ihren Waffen. Einige wiſchen Thränen aus den Augen. Pauſe.)

Fiesko (erſchreckt und ſtiller, indem er im Zirkel herumblickt.) Schluchzt hier Jemand? — Ja, bei Gott, die einen Fürſten würgten, weinen (in ſtillen Schmerz geſchmolzen.) Redet! Weint ihr über dieſen

Hochverrath des Todes, oder weint ihr über meines Geiſtes Memmenfall? (in ernſter rührender Stellung vor der Todten verweilend.) Wo in warme Thränen felſenharte Mörder ſchmelzen, flüchte Fiesko's Verzweiflung! (ſinkt weinend an ihr nieder.) Leonore, vergib — Reue zürnt man dem Himmel nicht ab. (Weich mit Wehmuth.) Jahre voraus, Leonore, genoß ich das Feſt einer Stunde, wo ich den Genueſern ihre Herzoginn brachte — Wie lieblich verſchämt ſah ich ſchon deine Wangen erröthen, deinen Buſen wie fürſtlich ſchön unter dem Silberflore ſchwellen, wie angenehm deine liſpelnde Stimme der Entzückung verſagen! (lebhafter.) Ha! wie berauſchend wallte mir ſchon der ſtolze Zuruf zu Ohren, wie ſpiegelte ſich meiner Liebe Triumph im verſinkenden Neide! — Leonore — die Stunde iſt gekommen — Genua's Herzog iſt dein Fiesko — und Genua's ſchlechteſter Bettler beſinnt ſich, ſeine Verachtung an meine Qual und meinen Scharlach zu tauſchen — (rührender.) Eine Gattinn theilt ſeinen Gram — mit wem kann ich meine Herrlichkeit theilen? (er weint heftiger, und verbirgt ſein Geſicht an der Leiche. Rührung auf allen Geſichtern.)

Kalkagno. Es war eine treffliche Dame.

Zibo. Daß man doch ja den Trauerfall dem Volk noch verſchweige. Er nähme den Unſrigen den Muth, und gäb' ihn den Feinden.

Fiesko (ſtehet gefaßt und feſt auf.) Höret, Genueſer!

— die Vorſehung, verſteh' ich Ihren Wink, ſchlug mir dieſe Wunde nur, mein Herz für die nahe Größe zu prüfen. — Es war die gewagteſte Probe — jezt fürcht' ich weder Qual noch Entzücken mehr. Kommt! Genua erwarte mich, ſaget ihr? — Ich will Genua einen Fürſten ſchenken, wie ihn noch kein Europäer ſah — Kommt! dieſer unglücklichen Fürſtinn will ich eine Todtenfeier halten, daß das Leben ſeine Anbeter verlieren, und die Verweſung wie eine Braut glänzen ſoll — Jezt folgt eurem Herzog! (Gehen ab unter Fahnenmarſch.)

Vierzehnter Auftritt.

Andreas Doria. Lomellino.

Andreas. Dort jauchzen ſie hin.

Lomellin. Ihr Glück hat ſie berauſcht. Die Thore ſind blos gegeben. Der Signoria wälzt ſich Alles zu.

Andreas. Nur meinem Neffen ſcheute das Roß. Mein Neffe iſt todt. Hören Sie, Lomellino —

Lomellin. Was? Noch? Noch hoffen Sie, Herzog?

Andreas (ernſt.) Zittre du für dein Leben, weil du mich Herzog ſpotteſt, wenn ich auch nicht einmal hoffen darf.

Lomellin. Gnädigſter Herr — eine brauſende Nation liegt in der Schale Fieſko's — Was in der Ihrigen?

Andreas (groß und warm.) Der Himmel.

Lomellin (hämiſch die Achſeln zuckend. Seitdem das Pulver erfunden iſt, kampiren die Engel nicht mehr.

Andreas. Erbärmlicher Affe, der einem verzweifelnden Graukopf ſeinen Gott noch nimmt! (ernſt und gebietend) Geh! mache bekannt, daß Andreas noch lebe — Andreas, ſagſt du, erſuche ſeine Kinder, ihn doch in ſeinem achtzigſten Jahre nicht zu den Ausländern zu jagen, die dem Andreas den Flor ſeines Vaterlandes niemals verzeihen würden. Sag' ihnen das, und Andreas erſuche ſeine Kinder um ſoviel Erde in ſeinem Vaterland für ſoviel Gebeine.

Lomellin. Ich gehorſame, aber verzweifle. (Will gehen.)

Andreas. Höre, und nimm dieſe eisgraue Haarlocke mit — Sie war die letzte, ſagſt du, auf meinem Haupt, und ging los in der dritten Jennernacht, als Genua losriß von meinem Herzen, und habe achtzig Jahre gehalten, und habe den Kahlkopf verlaſſen im achtzigſten Jahr — die Haarlocke iſt mürbe, aber doch ſtark genug, dem ſchlanken Jüngling den Purpur zu knüpfen. (Er geht mit verhülltem Geſicht. Lomellin eilt in eine entgegengeſetzte Gaſſe. Man hört ein tumultariſches Freudengeſchrei unter Trommeten und Pauken.)

Fünfzehnter Auftritt.

Verrina (vom Hafen.) Bertha und Bourgognino.

Verrina. Man jauchzt. Wem gilt das?

Bourgognino. Sie werden den Fiesko zum Herzog ausrufen.

Bertha (ſchmiegt ſich ängſtlich an Bourgognino.) Mein Vater iſt fürchterlich, Scipio!

Verrina. Laßt mich allein, Kinder! — O Genua! Genua!

Bourgognino. Der Pöbel vergöttert ihn, und forderte wiehernd den Purpur. Der Adel ſah mit Entſetzen zu, und durfte nicht Nein ſagen.

Verrina. Mein Sohn, ich hab' alle meine Habſeligkeiten zu Gold gemacht, und auf dein Schiff bringen laſſen. Nimm deine Frau, und ſtich unverzüglich in See. Vielleicht werd' ich nachkommen. Vielleicht — nicht mehr. Ihr ſegelt nach Marſeille, und (ſchwer und gepreßt ſie umarmend.) Gott geleit' euch! (ſchnell ab.)

Bertha. Um Gotteswillen! Worüber brütet mein Vater?

Bourgognino. Verſtandſt du den Vater?

Bertha. Fliehen, o Gott! Fliehen in der Brautnacht!

Bourgognino. So ſprach er — und wir gehorchen. (Beide gehen nach dem Hafen.)

Sechszehnter Auftritt.

Verrina. Fiesko (im herzoglichen Schmuck.)
(Beide treffen aufeinander.)

Fiesko. Verrina! Erwünſcht. Eben war ich aus, dich zu ſuchen.

Verrina. Das war auch mein Gang.

Fiesko. Merkt Verrina keine Veränderung an ſeinem Freunde?

Verrina (zurückhaltend.) Ich wünſche keine.

Fiesko. Aber ſiehſt du auch keine?

Verrina (ohne ihn anzuſehen.) Ich hoffe! Nein!

Fiesko. Ich frage, findeſt du keine?

Verrina (nach einem flüchtigen Blick.) Ich finde keine.

Fiesko. Nun, ſiehſt du, ſo muß es doch wahr ſeyn, daß die Gewalt nicht Tyrannen macht. Seit wir uns beide verließen, bin ich Genua's Herzog geworden, und Verrina (indem er ihn an die Bruſt drückt) findet meine Umarmung noch feurig wie ſonſt.

Verrina. Deſto ſchlimmer, daß ich ſie froſtig erwiedern muß; der Anblick der Majeſtät fällt wie ein ſchneidendes Meſſer zwiſchen mich und den Herzog! Johann Ludwig Fiesko beſaß Länder in meinem Herzen — jetzt hat er ja Genua erobert, und ich nehme mein Eigenthum zurück.

Fiesko (betreten.) Das wolle Gott nicht! Für ein Herzogthum wäre *der* Preiß zu jüdiſch.

Verrina (murmelt düſter.) Hum! Iſt denn etwa die Freiheit in der Mode geſunken, daß man dem Erſten dem Beſten Republiken um ein Schandengeld nachwirft.

Fiesko (beißt die Lippen zuſammen.) Das ſag' du Niemand, als dem Fiesko.

Verrina. O natürlich! Ein vorzüglicher Kopf muß es ſeyn, von dem die Wahrheit ohne Ohrfeige wegkommt — Aber Schade! der verſchlagene Spieler hats *nur in einer* Karte verſehen. Er kalkulirte das ganze Spiel des *Neides*, aber der raffinirte Witzling ließ zum Unglück die *Patrioten* aus. (Sehr bedeutend.) Hat der Unterdrücker der Freiheit auch einen Kniff auf die Züge der *römiſchen Tugend* zurückbehalten? Ich ſchwör' es beim lebendigen Gott, eh' die Nachwelt meine Gebeine aus dem Kirchhof eines *Herzogthums* gräbt, ſoll ſie auf dem Rade ſie zuſammenleſen.

Fiesko (nimmt ihn mit Sanftmuth bei der Hand.) Auch nicht, wenn der Herzog dein Bruder iſt? wenn er ſein Fürſtenthum nur zur Schatzkammer ſeiner Wohlthätigkeit macht, die bis jetzt bei ſeiner haushälteriſchen Dürftigkeit betteln ging? Verrina, auch dann nicht?

Verrina. Auch dann nicht — und der verſchenkte Raub hat noch keinem Dieb von dem Galgen geholfen. Ueberdieß ging dieſe Großmuth bei Verrina fehl. Meinem Mitbürger konnt' ich ſchon erlauben, mir Gutes zu thun — meinem Mitbürger hofft' ich's wett machen zu können. Die Geſchenke eines Fürſten ſind Gnade — und Gott iſt mir gnädig.

Fiesko (ärgerlich.) Wollt' ich doch lieber Italien vom Atlantenmeer abreißen, als dieſen Starrkopf von ſeinem Wahn!

Verrina. Und Abreißen iſt doch ſonſt deine ſchlechteſte Kunſt nicht, davon weiß das Lamm Republik zu erzählen, das du dem Wolf Doria aus dem Rachen nahmſt — es ſelbſt aufzufreſſen. — Aber genug! Nur im Vorbeigehen, Herzog, ſage mir, was verbrach denn der arme Teufel, den ihr am Jeſuiterdom aufknüpftet?

Fiesko. Die Kanaille zündete Genua an.

Verrina. Aber doch die Geſetze ließ die Kanaille noch ganz?

Fiesko. Verrina brandſchazt meine Freundſchaft.

Verrina. Hinweg mit der Freundſchaft! Ich ſage dir ja, ich liebe dich nicht mehr, ich ſchwöre dir, daß ich dich haſſe — haſſe wie den Wurm des Paradieſes, der den erſten falſchen Wurf in die Schöpfung that, worunter ſchon das fünfte Jahrtauſend blutet — Höre, Fiesko — Nicht Unterthan gegen Herrn — nicht Freund gegen Freund, Menſch gegen Menſch red' ich zu dir. (ſcharf und heftig.) Du haſt eine Schande begangen an der Majeſtät des wahrhaftigen Gottes, daß du dir die Tugend die Hände zu deinem Bubenſtück führen, und Genua's Patrioten mit Genua Unzucht treiben lieſſeſt — Fiesko, wär' auch ich der Redlichdumme geweſen, den Schalk nicht zu merken. Fiesko! bei allen Schauern der Ewigkeit, einen Strick wollt' ich drehen aus meinen eignen Gedärmen, und mich erdroſſeln, daß meine fliehende Seele in gichtriſchen Schaumblaſen dir zuſpritzen ſollte. Das fürſtliche Schelmenſtück drückt wohl die Goldwage menſchlicher Sünden entzwei, aber du haſt den Himmel geneckt, und den Prozeß wird das Weltgericht führen.

(Fiesko erſtaunt und mißt ihn ſprachlos mit großen Augen.)

Verrina. Beſinne dich auf keine Antwort. Jetzt ſind wir fertig. (Nach einigem Auf- und Niedergehen.) Herzog von Genua, auf den Schiffen des geſtrigen Tyrannen lernt' ich eine Gattung armer Geſchöpfe kennen, die eine verjährte Schuld mit jedem Ruderſchlage wiederkäuen, und in den Ocean ihre Thränen weinen, der wie ein reicher Mann zu vornehm iſt, ſie zu zählen — Ein guter Fürſt eröffnet ſein Regiment mit Erbarmen. Wollteſt du dich entſchließen, die Galeerenſklaven zu erlöſen?

Fiesko (ſcharf.) Sie ſeyen die Erſtlinge meiner Tyrannen — Geh, und verkündige ihnen allen Erlöſung!

Verrina. So machſt du deine Sache nur halb, wenn du ihre Freude verlierſt. Verſuch' es und geh ſelbſt. Die großen Herrn ſind ſo ſelten dabei, wenn ſie Böſes thun, ſollen ſie auch das Gute im Hinterhalt ſtiften? — Ich dächte, der Herzog wäre für keines Bettlers Empfindung zu groß.

Fiesko. Mann, du biſt ſchrecklich, aber ich weiß nicht, warum ich folgen muß. (Beide gehen dem Meere zu.)

Verrina (hält ſtille mit Wehmuth.) Aber, noch einmal *umarme* mich, Fiesko! Hier iſt ja Niemand, der den Verrina *weinen* ſieht, und einen Fürſten empfinden. (Er drückt ihn innig.) Gewiß, nie ſchlugen zwei größere Herzen zuſammen, wir liebten uns doch ſo brüderlich warm — (heftig an Fiesko's Halſe weinend.) Fiesko! Fiesko! du räumſt einen Platz in meiner Bruſt, den das Menſchengeſchlecht, dreifach genommen, nicht mehr beſetzen wird.

Fiesko (ſehr gerührt.) Sei — mein — Freund!

Verrina. Wirf dieſen häßlichen Purpur weg und ich bins! — Der erſte Fürſt war ein Mörder, und führte den Purpur ein, die Flecken' ſeiner That in dieſer Blutfarbe zu verſtecken — Höre, Fiesko — ich bin ein Kriegsmann, verſtehe mich wenig auf naſſe Wangen — Fiesko — das ſind meine erſten Thränen — Wirf dieſen Purpur weg!

Fiesko. Schweig!

Verrina (heftiger.) Fiesko — laß hier alle Kronen dieſes Planeten zum Preis, dort zum Popanz all ſeine Foltern legen, ich ſoll knieen vor einem Sterblichen — ich werde nicht knieen — Fiesko! (indem er niederfällt.) es iſt mein erſter Kniefall — Wirf dieſen Purpur weg!

Fiesko. Steh' auf, und reize mich nicht mehr!

Verrina (entſchloſſen.) Ich ſteh' auf, reize dich nicht mehr. (ſie ſtehen auf einem Bret, das zu einer Galere führt.) Der Fürſt hat den Vortritt. (Gehen über das Bret.)

Fiesko. Was zerrſt du mich am Mantel? — er fällt!

Verrina (mit fürchterlichem Hohne.) Nun, wenn der Purpur fällt, muß auch der Herzog nach. (Er ſtürzt ihn ins Meer.)

Fiesko (ruft aus den Wellen.) Hilf, Genua! Hilf! Hilf deinem Herzog! (ſinkt unter.)

Siebzehnter Auftritt.

Kalkagno. Sacco. Zibo. Zenturione. Verſchworne. Volk.
(Alle eilig. Aengſtlich.)

Kalkagno (ſchreit.) Fieſko! Fieſko! Andreas iſt zurück, halb Genua ſpringt dem Andreas zu. Wo iſt Fieſko?

Verrina (mit feſtem Ton.) Ertrunken!

Zenturione. Antwortet die Hölle oder das Tollhaus?

Verrina. Ertränkt, wenn das hübſcher lautet — Ich gehe zum Andreas.

(Alle bleiben in ſtarren Gruppen ſtehen. Der Vorhang fällt.)

Kabale und Liebe.

Ein

bürgerliches Trauerſpiel.

Perſonen.

Präſident von Walter, am Hof eines deutſchen Fürſten.

Ferdinand, ſein Sohn, Major.

Hofmarſchall von Kalb.

Lady Milford, Favoritinn des Fürſten.

Wurm, Hausſekretär des Präſidenten.

Miller, Stadtmuſikant, oder wie man ſie an einigen Orten nennt, Kunſtpfeifer.

Deſſen Frau.

Louiſe, deſſen Tochter.

Sophie, Kammerjungfer der Lady.

Ein Kammerdiener des Fürſten.

Verſchiedene Nebenperſonen.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Zimmer beym Muſikus.

Miller (ſteht eben vom Seſſel auf, und ſtellt ſeine Violoncell auf die Seite. An einem Tiſch ſitzt Frau Millerin noch im Nachtgewand, und trinkt ihren Kafee.)

Miller (ſchnell auf- und abgehend.) Einmal für allemal! Der Handel wird ernſthaft. Meine Tochter kommt mit dem Baron ins Geſchrei. Mein Haus wird verrufen. Der Präſident bekommt Wind, und — kurz und gut, ich biete dem Junker aus.

Frau. Du haſt ihn nicht in dein Haus geſchwatzt — haſt ihm deine Tochter nicht nachgeworfen.

Miller. Hab' ihn nicht in mein Haus geſchwatzt — hab' ihm's Mädel nicht nachgeworfen; wer nimmt Notiz davon? — Ich war Herr im Hauſe. Ich hätte meine Tochter mehr koram nehmen ſollen. Ich hätt' dem Major beſſer auftrumpfen ſollen — oder hätt' gleich alles Seiner Excellenz, dem Herrn Papa, ſtecken ſollen. Der junge Baron bringts mit einem Wiſcher hinaus, das muß ich wiſſen, und alles Wetter kommt über den Geiger.

Frau (ſchlürft eine Taſſe aus.) Poſſen! Geſchwäz! Was kann über dich kommen? Wer kann dir was anhaben? Du gehſt deiner Profeſſion nach, und raffſt Scholaren zuſammen, wo ſie zu kriegen ſind.

Miller. Aber, ſag mir doch, was wird denn bei dem ganzen Kommerz auch heraus kommen? — Nehmen kann er das Mädel nicht — Vom Nehmen iſt gar die Rede nicht, und zu einer — daß Gott erbarm? — Guten Morgen! — Gelt, wenn ſo ein Muſje von ſich da und dort, und dort und hier, ſchon herumbeholfen hat, wenn er, der Henker weiß was alles? gelöſ't hat, ſchmeckts meinem guten Schlucker freilich, einmal auf ſüß Waſſer zu graben. Gib du acht! gib du acht! und wenn du aus jedem Aſtloch ein Auge ſtreckteſt, und vor jedem Blutstropfen Schildwache ſtändeſt, er wird ſie, dir auf der Naſe, beſchwatzen, dem Mädel eins hinſetzen, und führt ſich ab, und das Mädel iſt verſchimpfirt auf ihr Lebenlang, bleibt ſitzen, oder hats Handwerk verſchmeckt, treibts fort (die Fauſt vor die Stirn). Jeſus Chriſtus!

Frau. Gott behüt' uns in Gnaden!

Miller. Es hat ſich zu behüten. Worauf kann ſo ein Windfuß wohl ſonſt ſein Abſehen richten? — Das Mädel iſt ſchön — ſchlank — führt ſeinen netten Fuß. Unter'm Dach mags ausſehen, wie's will. Darüber kuckt man bey euch Weibsleuten weg, wenn's nur der liebe Gott par Terre nicht hat fehlen laſſen — Stödert mein Springinsfeld erſt noch dieſes Kapitel aus — heh! da geht ihm ein Licht auf, wie meinem Rodney, wenn er die Witterung eines Franzoſen kriegt, und nun müſſen alle Segel dran, und drauf los, und — ich verdenk's ihm gar nicht. Menſch iſt Menſch. Das muß ich wiſſen.

Frau. Sollteſt nur die wunderſchöne Billeter auch leſen, die der gnädige Herr an deine Tochter alle ſchreiben thut. Guter Gott! Da ſieht man's ja ſonnenklar, wie es ihm pur um ihre ſchöne Seele zu thun iſt.

Miller. Das iſt die rechte Höhe! Auf den Sack ſchlägt man; den Eſel meint man. Wer einen Gruß an das liebe Fleiſch zu beſtellen hat, darf nur das gute Herz Boten gehen laſſen. Wie hab ich's gemacht? Hat man's nur erſt ſo weit im Reinen, daß die Gemüther topp machen, wutſch! nehmen die Körper auch ein Exempel; das Geſind machts der Herrſchaft nach, und der ſilberne Mond iſt am Ende nur der Kuppler geweſen.

Frau. Sieh doch nur erſt die prächtigen Bücher an, die der Herr Major ins Haus geſchafft haben. Deine Tochter betet auch immer draus.

Miller (pfeift.) Hui da! Betet! Du haſt den Witz davon. Die rohen Kraftbrühen der Natur ſind Ihro Gnaden zartem Makronen-Magen noch zu hart. — Er muß ſie erſt in der hölliſchen Peſtilenzküche der Belletriſten künſtlich aufkochen laſſen. Ins Feuer mit dem Quark! Da ſaugt mir das Mädel — weiß Gott, was für? — überhimmliſche Alfanzereien ein, das läuft dann wie ſpaniſche Mücken ins Blut, und wirft mir die Handvoll Chriſtenthum noch gar auseinander, die der Vater mit knapper Noth ſo ſo noch zuſammen hielt. Ins Feuer, ſag' ich! Das Mädel ſezt ſich alles Teufels-Gezeug in den Kopf; über all dem Herumſchwänzen in der Schlaraffenwelt findet's zulezt ſeine Heimath nicht mehr, vergißt, ſchämt ſich, daß ſein Vater Miller der Geiger iſt, und verſchlägt mir am End' einen wackern ehrbaren Schwiegerſohn, der ſich ſo warm in meine Kundſchaft hineingeſezt hätte — — Nein! Gott verdamme mich! (er ſpringt auf, hizig.) Gleich muß die Paſtete auf den Herd, und dem Major — ja ja, dem Major will ich weiſen, wo Meiſter Zimmermann das Loch gemacht hat. (er will fort.)

Frau. Sey artig, Miller! Wie manchen ſchönen Groſchen haben uns nur die Präſenter — —

Miller (kommt zurück, und bleibt vor ihr ſtehen.) Das Blutgeld meiner Tochter? — Schier dich zum Satan, infame Kupplerin! — Eh will ich mit meiner Geig' auf den Bettel herumziehen und das Konzert um was Warmes geben — eh will ich mein Violoncello zerſchlagen, und Miſt im Sonanzboden führen, eh ich mir's ſchmecken laſſe von dem Geld, das mein einziges Kind mit Seel und Seligkeit abverdient. — Stell den vermaledeyten Kaffee ein, und das Tobackſchnupfen, ſo brauchſt du deiner Tochter Geſicht nicht zu Markt zu treiben. Ich hab' mich ſatt gefreſſen, und immer ein gutes Hemd auf dem Leib gehabt, eh ſo ein vertrackter Tauſendſaſa in meine Stube geſchmeckt hat.

Frau. Nur nicht gleich mit der Thür ins Haus. Wie du doch den Augenblick in Feuer und Flammen ſtehſt! Ich ſprech ja nur, man müß' den Herrn Major nicht disguſchthüren, weil Sie des Präſidenten Sohn ſind.

Miller. Da liegt der Haas im Pfeffer. Darum, juſt eben darum, muß die Sach noch heut auseinander! Der Präſident muß es mir Dank wiſſen, wenn er ein rechtſchaffener Vater iſt. Du wirſt mir meinen rothen plüſchenen Rock ausbürſten, und ich werde mich bei Seiner Excellenz anmelden laſſen. Ich werde ſprechen zu Seiner Excellenz: Dero Herr Sohn haben ein Aug' auf meine Tochter; meine Tochter iſt zu ſchlecht zu Dero Herrn Sohnes Frau, aber zu Dero Herrn Sohnes Hure iſt meine Tochter zu koſtbar, und damit baſta! — Ich heiße Miller.

Zweyte Scene.

Sekretär Wurm. Die Vorigen.

Frau. Ach! guten Morgen, Herr Sekertare! Hat man auch einmal wieder das Vergnügen von Ihnen?

Wurm. Meinerſeits, meinerſeits, Frau Baſe! Wo eine Kavaliersgnade einſpricht, kommt mein bürgerliches Vergnügen in gar keine Rechnung.

Frau. Was Sie nicht ſagen, Herr Sekertare! Des Herrn Majors von Walter hohe Gnade machen uns wohl je und je das Bläſier; doch verachten wir darum Niemand.

Miller (verdrüßlich.) Dem Herrn einen Seſſel, Frau! Wollen's ablegen, Herr Landsmann?

Wurm (legt Hut und Stock weg, ſezt ſich.) Nun! Nun! und wie befinden ſich denn meine Zukünftige — oder Geweſene? — Ich will doch nicht hoffen — kriegt man ſie nicht zu ſehen — Mamſell Louiſen?

Frau. Danken der Nachfrage, Herr Sekertare! Aber meine Tochter iſt doch gar nicht hochmüthig.

Miller (ärgerlich, ſtößt ſie mit dem Ellenbogen.) Weib!

Frau. Bedauerns nur, daß ſie die Ehre nicht haben kann vom Herrn Sekertare. Sie iſt eben in die Meß, meine Tochter.

Wurm. Das freut mich! freut mich! Ich werd' einmal eine fromme chriſtliche Frau an ihr haben!

Frau (lächelt dumm-vornehm.) Ja — aber Herr Sekertare —

Miller (in ſichtbarer Verlegenheit, kneipt ſie in die Ohren.) Weib!

Frau. Wenn Ihnen unſer Haus ſonſt irgendwo dienen kann — Mit allem Vergnügen, Herr Sekertare —

Wurm (macht falſche Augen.) Sonſt irgendwo! Schönen Dank! Schönen Dank — Hem! hem! hem!

Frau. Aber — wie der Herr Sekertare ſelber die Einſicht werden haben —

Miller (voll Zorn ſeine Frau vor den Hintern ſtoßend.) Weib!

Frau. Gut iſt gut, und beſſer iſt beſſer, und einem einzigen Kinde mag man doch auch nicht vor ſeinem Glück ſeyn. (bäuriſchſtolz.) Sie werden mich ja doch wohl merken, Herr Sekertare?

Wurm (rückt unruhig im Seſſel, kratzt hinter den Ohren, und zupft an Manſchetten und Chapeau.) Merken? nicht doch — O ja — Wie meinen Sie denn?

Frau. Nu — Nu — ich dächte nur — ich meine (huſtet) Weil eben halt der liebe Gott meine Tochter baardu zur gnädigen Madam will haben —

Wurm (fährt vom Stuhl.) Was ſagen Sie da? Was?

Miller. Bleiben ſitzen! Bleiben ſitzen, Herr Sekretarius! Das Weib iſt eine alberne Gans! Wo ſoll eine gnädige Madam herkommen? Was für ein Eſel ſtreckt ſein Langohr aus dieſem Geſchwätze?

Frau. Schmäl du, ſo lang du willſt. Was ich weiß, weiß ich — und was der Herr Major geſagt hat, das hat er geſagt.

Miller (aufgebracht, ſpringt nach der Geige.) Willſt du dein Maul halten? Willſt das Violoncell am Hirnlaſſen wiſſen? — Was kannſt du wiſſen? Was kann er geſagt haben? — Kehren ſich an das Geklatſch nicht, Herr Vetter! — Marſch du in deine Küche! — Werden mich doch nicht für des Dummkopfs leiblichen Schwager halten, daß ich obenaus wolle mit dem Mädel? Werden doch das nicht von mir denken, Herr Sekretarius.

Wurm. Auch hab ich es nicht um Sie verdient, Herr Muſikmeiſter! Sie haben mich jederzeit den Mann von Wort ſehen laſſen, und meine Anſprüche auf Ihre Tochter waren ſo gut, als unterſchrieben. Ich habe ein Amt, das ſeinen guten Haushälter nähren kann; der Präſident iſt mir gewogen; an Empfehlung kann es nicht fehlen, wenn ich mich höher pouſſiren will. Sie ſehen, daß meine Abſichten auf Mamſell Louiſen ernſthaft ſind, wenn Sie vielleicht von einem adelichen Windbeutel herumgeholt — —

Frau. Herr Sekertare Wurm! mehr Reſpekt, wenn man bitten darf —

Miller. Halt du dein Maul, ſag ich — Laſſen Sie es gut ſeyn, Herr Vetter! Es bleibt beim Alten. Was ich Ihnen verwichenen Herbſt zum Beſcheid gab, bring' ich heut wieder. Ich zwinge meine Tochter nicht. Stehen Sie ihr an — wohl und gut, ſo mag ſie zuſehen, wie ſie glücklich mit Ihnen wird. Schüttelt ſie den Kopf — noch beſſer — — in Gottes Namen, wollt' ich ſagen — ſo ſtecken Sie den Korb ein, und trinken eine Bouteille mit dem Vater. — Das Mädel muß mit Ihnen leben — ich nicht. — Warum ſoll ich ihr einen Mann, den ſie nicht ſchmecken kann, aus purem klarem Eigenſinn an den Hals werfen? — daß mich der böſe Feind in meinen eisgrauen Tagen noch wie ſein Wildpret herumhetze — daß ich's in jedem Glas Wein zu ſaufen — in jeder Suppe zu freſſen kriegte: Du biſt der Spitzbube, der ſein Kind ruinirt hat.

Frau. Und kurz und gut — ich geb meinen Konſenz abſolut nicht; meine Tochter iſt zu was Hohem gemünzt, und ich lauf' in die Gerichte, wenn mein Mann ſich beſchwatzen läßt.

Miller. Willſt du Arm und Bein entzwei haben, Wettermaul?

Wurm (zu Millern.) Ein väterlicher Rath vermag bei der Tochter viel, und hoffentlich werden Sie mich kennen, Herr Miller?

Miller. Daß dich alle Hagel! 's Mädel muß Sie kennen. Was ich alter Knaſterbart an Ihnen abkucke, iſt juſt kein Freſſen fürs junge naſchhafte Mädel. Ich will Ihnen aufs Haar hin ſagen, ob Sie ein Mann fürs Orcheſter ſind — aber eine Weiberſeel' iſt auch für einen Kapellmeiſter zu ſpitzig. — Und dann von der Bruſt weg, Herr Vetter — ich bin halt ein plumper gerader deutſcher Kerl — für meinen Rath werden Sie ſich zuletzt wenig bedanken. Ich rathe meiner Tochter zu keinem — Aber Sie mißrath' ich meiner Tochter, Herr

Sekretarius! Laſſen mich ausreden. Einem Liebhaber, der den Vater zu Hilfe ruft, trau' ich — erlauben Sie, — keine hohle Haſelnuß zu. Iſt er was, ſo wird er ſich ſchämen, ſeine Talente durch dieſen altmodiſchen Kanal vor ſeine Liebſte zu bringen — Hat er's Kourage nicht, ſo iſt er ein Haſenfuß, und für den ſind keine Louiſen gewachſen — — Da! hinter dem Rücken des Vaters muß er ſein Gewerb an die Tochter beſtellen. Machen muß er, daß das Mädel lieber Vater und Mutter zum Teufel wünſcht, als ihn fahren läßt — oder ſelber kommt, dem Vater zu Füßen ſich wirft, und um Gottes willen den ſchwarzen gelben Tod, oder den Herzeinzigen ausbittet. — Das nenn' ich einen Kerl! das heißt lieben! und wer's bei dem Weibsvolk nicht ſo weit bringt, der ſoll — — auf ſeinem Gänſekiel reiten.

Wurm (greift nach Hut und Stock, und zum Zimmer hinaus.) Obligation, Herr Miller!

Miller (geht ihm langſam nach.) Für was? Für was? Haben Sie ja doch nichts genoſſen, Herr Sekretarius! (zurückkommend.) Nichts hört er, und hin zieht er — — Iſt mirs doch wie Gift und Operment, wenn ich den Federfuchſer zu Geſichte kriege. Ein konfiszierter widriger Kerl, als hätt' ihn irgend ein Schleichhändler in die Welt meines Herrgotts hineingeſchachert. — Die kleinen tückiſchen Mausaugen, — die Haare brandroth, — das Kinn herausgequollen, gerade als wenn die

Natur vor purem Gift über das verhunzte Stück Arbeit meinen Schlingel da angefaßt, und in irgend eine Ecke geworfen hätte — Nein! Eh ich meine Tochter an ſo einen Schuft wegwerfe, lieber ſoll ſie mir — Gott verzeih mirs —

Frau (ſpuckt aus, giftig.) Der Hund! — aber man wird dir's Maul ſauber halten!

Miller. Du aber auch mit deinem peſtilenzialiſchen Junker! — Haſt mich vorhin auch ſo in Harniſch gebracht. — Biſt doch nie dummer, als wenn du um Gottes willen geſcheid ſeyn ſollteſt. Was hat das Geträtſch von einer gnädigen Madam und deiner Tochter da vorſtellen ſollen? Das iſt mir der Alte! Dem muß man ſo was an die Naſe heften, wenn's morgen am Marktbrunnen ausgeſchellt ſeyn ſoll. Das iſt juſt ſo ein Muſje, wie ſie in der Leute Häuſern herum riechen, über Keller und Koch reſonniren, und ſpringt einem ein naſeweiſes Wort über's Maul — Bumbs! habens Fürſt und Mätreſſ und Präſident, und du haſt das ſiedende Donnerwetter am Halſe.

Dritte Scene.

(**Louiſe Millerinn** kommt, ein Buch in der Hand. **Vorige.**)

Louiſe (legt das Buch nieder, geht zu Millern und drückt ihm die Hand.) Guten Morgen, lieber Vater!

Miller (warm.) Brav, meine Louiſe! — Freut mich — daß du ſo fleißig an deinen Schöpfer denkſt. Bleib immer ſo, und ſein Arm wird dich halten.

Louiſe. O! ich bin eine ſchwere Sünderinn, Vater! — War er da, Mutter?

Frau. Wer, mein Kind?

Louiſe. Ach! ich vergaß, daß es noch außer ihm Menſchen giebt — Mein Kopf iſt ſo wüſte — Er war nicht da? Walter?

Miller (traurig und ernſthaft.) Ich dächte, meine Louiſe hätte den Namen in der Kirche gelaſſen?

Louiſe (nachdem ſie ihn eine Zeitlang ſtarr angeſehen.) Ich verſteh' Ihn, Vater — fühle das Meſſer, das Er in mein Gewiſſen ſtößt; aber es kommt zu ſpät. — Ich habe keine Andacht mehr, Vater — der Himmel und Ferdinand reißen an meiner Seele, und ich fürchte — ich fürchte — (nach einer Pauſe.) Doch nein, guter Vater! Wenn wir ihn über dem Gemählde vernachläſſigen, findet ſich ja der Künſtler am feinſten gelobt. — Wenn meine Freude über ſein Meiſterſtück mich ihn ſelbſt überſehen macht, Vater, muß das Gott nicht ergetzen?

Miller (wirft ſich unmuthig auf den Stuhl.) Da haben wirs! Das iſt die Frucht von dem gottloſen Leſen!

Louiſe (tritt unruhig an ein Fenſter.) Wo er wohl jetzt iſt? — Die vornehmen Fräulein, die ihn ſehen — ihn hören — — ich bin ein ſchlechtes vergeſſenes Mädchen (erſchrickt an dem Wort und ſtürzt ihrem Vater zu.) Doch nein, nein! verzeih er mir. Ich beweine mein Schickſal nicht. Ich will ja nur wenig an ihn denken — das koſtet ja nichts. Dies Bißchen Leben — dürft' ich es hinhauchen in ein leiſes ſchmeichelndes Lüftchen, ſein Geſicht abzukühlen! — Dies Blümchen Jugend — wär' es ein Veilchen, und er träte darauf, und es dürfte beſcheiden unter ihm ſterben! Damit genügte mir, Vater! Wenn die Mücke in ihren Strahlen ſich ſonnet — kann ſie das ſtrafen, die ſtolze majeſtätiſche Sonne?

Miller (beugt ſich gerührt an die Lehne des Stuhls und bedeckt das Geſicht.) Höre, Louiſe — das Bißel Bodenſatz meiner Jahre, ich gäb' es hin, hätteſt du den Major nie geſehen.

Louiſe (erſchrocken.) Was ſagt er da? Was? — Nein! er meint es anders, der gute Vater. Er wird nicht wiſſen, daß Ferdinand mein iſt, mir geſchaffen, mir zur Freude vom Vater der Liebenden. (ſie ſteht nachdenkend.) Als ich ihn das erſtemal ſah — (raſcher) und mir das Blut in die Wangen ſtieg, froher jagten alle Pulſe; jede Wallung ſprach, jeder Athem liſpelte: Er iſts! — und mein Herz den Immermangelnden erkannte, bekräftigte: Er iſts! — und wie das wiederklang durch die ganze mitfreuende Welt! Damals — o damals ging in meiner Seele der erſte Morgen auf. Tauſend junge Gefühle ſchoſſen aus meinem Herzen, wie die Blumen aus dem Erdreich, wenns Frühling wird. Ich ſah keine Welt mehr, und doch beſinn' ich mich, daß ſie niemals ſo ſchön war. Ich wußte von keinem Gott mehr, und doch hatt' ich ihn nie ſo geliebt.

Miller (eilt auf ſie zu, drückt ſie wider ſeine Bruſt.) Louiſe — theures — herrliches Kind — Nimm meinen alten mürben Kopf — nimm Alles — Alles! — den Major — Gott iſt mein Zeuge — ich kann dir ihn nimmer geben. (Er geht ab.)

Louiſe. Auch will ich ihn ja jetzt nicht, mein Vater! Dieſer karge Thautropfe Zeit — ſchon ein Traum von Ferdinand trinkt ihn wollüſtig auf. Ich entſag' ihm für dieſes Leben. Dann, Mutter, dann, wenn die Schranken des Unterſchiedes einſtürzen — wenn von uns abſpringen all die verhaßten Hülſen des Standes — Menſchen nur Menſchen ſind — ich bringe nichts mit mir, als meine Unſchuld, aber der Vater hat ja ſo oft geſagt, daß der Schmuck und die prächtigen Titel wohlfeil werden, wenn Gott kommt, und die Herzen im Preiſe ſteigen. Ich werde dann reich ſeyn. Dort rechnet man Thränen für Triumphe, und ſchöne Gedanken für Ahnen an! Ich werde dann vornehm ſeyn, Mutter! — Was hätte er dann noch vor ſeinem Mädchen voraus?

Frau (fährt in die Höhe.) Louiſe! der Major! Er ſpringt über die Planke! Wo verberg' ich mich?

Louiſe (fängt an zu zittern.) Bleib ſie doch, Mutter!

Frau. Mein Gott! Wie ſeh ich aus; Ich muß mich ja ſchämen! Ich darf mich nicht vor Seiner Gnaden ſo ſehen laſſen! (Ab.)

Vierte Scene.

Ferdinand von Walter. Louiſe.

(Er fliegt auf ſie zu — ſie ſinkt entfärbt und matt auf einen Seſſel — er bleibt vor ihr ſtehen — ſie ſehen ſich eine Zeitlang ſtillſchweigend an. Pauſe.)

Ferdinand. Du biſt blaß, Louiſe?

Louiſe (ſteht auf und fällt ihm um den Hals.) Es iſt nichts! nichts! Du biſt ja da. Es iſt vorüber!

Ferdinand (ihre Hand nehmend und zum Munde führend.) Und liebt mich meine Louiſe noch? Mein Herz iſt das geſtrige, iſts auch das deine noch? Ich fliege nur her, will ſehen, ob du heiter biſt, und gehn und es auch ſeyn — Du biſts nicht!

Louiſe. Doch, doch, mein Geliebter!

Ferdinand. Rede mir Wahrheit! Du biſt's nicht! Ich ſchaue durch deine Seele, wie durch das klare Waſſer dieſes Brillanten (zeigt auf ſeinen Ring.) Hier wirft ſich kein Bläschen auf, das ich nicht merkte — kein Gedanke tritt in dies Angeſicht, der mir entwiſchte! Was haſt du? Geſchwind! Weiß ich nur dieſen Spiegel helle, ſo läuft keine Wolke über die Welt! Was bekümmert dich?

Louiſe (ſieht ihn eine Weile ſtumm und bedeutend an, dann mit Wehmuth.) Ferdinand! Daß du doch wüßteſt, wie ſchön in dieſer Sprache das bürgerliche Mädchen ſich ausnimmt. —

Ferdinand. Was iſt das? (befremdet.) Mädchen! Höre! Wie kommſt du auf das? — Du biſt meine Louiſe! Wer ſagt dir, daß du noch etwas ſeyn ſollteſt? Siehſt du, Falſche auf welchen Kaltſinn ich dir begegnen muß. Wäreſt du ganz nur Liebe für mich, wann hätteſt du Zeit gehabt, eine Vergleichung zu machen? Wenn ich bei dir bin, zerſchmilzt meine Vernunft in einen Blick — in einen Traum von dir, wenn ich weg bin und du haſt noch eine Klugheit neben deiner Liebe? — Schäme dich! Jeder Augenblick, den du an dieſen Kummer verlorſt, war deinem Jüngling geſtohlen.

Louiſe (faßt ſeine Hand, indem ſie den Kopf ſchüttelt.) Du willſt mich einſchläfern, Ferdinand — willſt meine Augen von dieſem Abgrund hinweglocken, in den ich ganz gewiß ſtürzen muß. Ich ſeh' in die Zukunft — die Stimme des Ruhms — deine Entwürfe — dein Vater — mein Nichts (erſchrickt, und läßt plötzlich ſeine Hand fahren.) Ferdinand! Ein Dolch über dir und mir! Man trennt uns!

Ferdinand. Trennt uns! (Er ſpringt auf.) Woher bringſt du dieſe Ahnung, Louiſe? Trennt uns? — Wer kann den Bund zweyer Herzen löſen, oder die Töne eines Accords aus einanderreißen? — Ich bin ein Edelmann — Laß doch ſehen, ob mein Adelbrief älter iſt, als der Riß zum unendlichen Weltall? oder mein Wappen gültiger, als die Handſchrift des Himmels in Louiſen's Augen: Dieſes Weib iſt für dieſen Mann? — Ich bin des Präſidenten Sohn. Eben darum. Wer, als die Liebe, kann mir die Flüche verſüßen, die mir der Landeswucher meines Vaters vermachen wird?

Louiſe. O wie ſehr fürcht' ich ihn — dieſen Vater! —

Ferdinand. Ich fürchte nichts — nichts — als die Gränzen deiner Liebe! Laß auch Hinderniſſe wie Gebürge zwiſchen uns treten, ich will ſie für Treppen nehmen und drüber hin in Louiſen's Arme fliegen! Die Stürme des widrigen Schickſals ſollen meine Empfindung empor blaſen, *Gefahren* werden meine Louiſe nur reizender machen. — Alſo nichts mehr von Furcht, meine Liebe! Ich ſelbſt — ich will über dir wachen, wie der Zauberdrach über unterirdiſchem Golde — *Mir* vertraue dich! Du brauchſt keinen Engel mehr — Ich will mich zwiſchen dich und das Schickſal werfen — empfangen für dich jede Wunde — auffaſſen für dich jeden Tropfen aus dem Becher der Freude — dir ihn bringen in der Schale der Liebe. (Sie zärtlich umfaſſend.) An dieſem Arm ſoll meine Louiſe durchs Leben hüpfen; ſchöner, als er dich von ſich ließ, ſoll der Himmel dich wieder haben, und mit Verwunderung eingeſtehn, daß nur die Liebe die letzte Hand an die Seelen legt. —

Louiſe (drückt ihn von ſich, in großer Bewegung.) Nichts mehr! Ich bitte dich, ſchweig! — Wüßteſt du — Laß mich — du weißt nicht, daß deine Hoffnungen mein Herz wie Furien, anfallen! (will fort.)

Ferdinand (hält ſie auf.) Louiſe? Wie! Was? Welche Anwandlung?

Louiſe. Ich hatte dieſe Träume vergeſſen und war glücklich — Jetzt! Jetzt! von heute an — der Friede meines Lebens iſt aus — Wilde Wünſche — ich weiß es — werden in meinem Buſen raſen. — Geh — Gott vergebe dir's! — Du haſt den Feuerbrand in mein junges friedſames Herz geworfen, und es wird nimmer, nimmer gelöſcht werden. (Sie ſtürzt hinaus. Er folgt ihr ſprachlos nach.)

Fünfte Scene.

Saal beim Präſidenten.

Der Präſident, ein Ordenskreuz um den Hals, einen Stern an der Seite, und Sekretär Wurm treten auf.

Präſident. Ein ernſthaftes Attachement! Mein Sohn? — Nein, Wurm, das macht er mich nimmermehr glauben!

Wurm. Ihro Exzellenz haben die Gnade, mir den Beweis zu befehlen.

Präſident. Daß er der Bürgerkanaille den Hof macht — Flatterieen ſagt — auch meinetwegen Empfindungen vorplaudert — Das ſind lauter Sachen, die ich möglich finde — verzeihlich finde — aber — und noch gar die Tochter eines Muſikanten, ſagt er?

Wurm. Muſikmeiſter Millers Tochter.

Präſident. Hübſch? — Zwar das verſteht ſich.

Wurm (lebhaft.) Das ſchönſte Exemplar einer Blondine, die, nicht zu viel geſagt, neben den erſten Schönheiten des Hofes noch Figur machen würde.

Präſident (lacht.) Er ſagt mir, Wurm — er habe ein Aug' auf das Ding — das find' ich. Aber ſieht er, mein lieber Wurm — daß mein Sohn Gefühl für das Frauenzimmer hat, macht mir Hoffnung, daß ihn die Damen nicht haſſen werden. Er kann bei Hof etwas durchſetzen. Das Mädchen iſt ſchön, ſagt er, das gefällt mir an meinem Sohn, daß er Geſchmack hat. Spiegelt er der Närrinn ſolide Abſichten vor? Noch beſſer — ſo ſeh' ich, daß er Witz genug hat, in ſeinen Beutel zu lügen. Er kann Präſident werden. Setzt er eß noch dazu durch! Herrlich! das zeigt mir an, daß er Glück hat. — Schließt ſich die Farce mit einem geſunden Enkel — Unvergleichlich! So trink' ich auf die guten Aſpekten meines Stammbaums eine Bouteille

Malaga mehr, und bezahle die Skortations-Strafe für ſeine Dirne.

Wurm. Alles, was ich wünſche, Ihr' Exzellenz, iſt, daß Sie nicht nöthig haben möchten die Bouteille zu Ihrer Zerſtreuung zu trinken.

Präſident (ernſthaft.) Wurm, beſinn' er ſich, daß ich, wenn ich einmal glaube, hartnäckig glaube, raſe, wenn ich zürne — Ich will einen Spaß daraus machen, daß er mich aufhetzen wollte. Daß er ſich ſeinen Nebenbuhler gern vom Hals geſchafft hätte, glaub' ich ihm herzlich gern. Da er meinen Sohn bei dem Mädchen auszuſtechen Mühe haben möchte, ſoll ihm der Vater zur Fliegenklatſche dienen, das find' ich wieder begreiflich — und daß er einen ſo herrlichen Anſatz zum Schelmen hat, entzückt mich ſogar — Nur, mein lieber Wurm, muß er mich nicht mit prellen wollen. — Nur, verſteht er mich, muß er den Pfiff nicht bis zum Einbruch in meine Grundſätze treiben! —

Wurm. Ihro Exzellenz verzeihen! Wenn auch wirklich — wie Sie argwohnen — die Eiferſucht hier im Spiel ſeyn ſollte, ſo wäre ſie es wenigſtens nur mit den Augen und nicht mit der Zunge.

Präſident. Und ich dächte, ſie bliebe ganz weg. Dummer Teufel, was verſchlägt es denn ihm, ob er die Karolin friſch aus der Münze, oder vom Banquier bekommt. Tröſt' er ſich mit dem hieſigen Adel; — wiſſentlich oder nicht — bei uns wird ſelten eine Mariage geſchloſſen, wo nicht wenigſtens ein halb Dutzend der Gäſte — oder der Aufwärter — das Paradies des Bräutigams geometriſch ermeſſen kann.

Wurm (verbeugt ſich.) Ich mache hier gern den Bürgersmann, gnädiger Herr!

Präſident. Ueberdies kann er mit nächſtem die Freude haben, ſeinem Nebenbuhler den Spott auf die ſchönſte Art heimzugeben. Eben jetzt liegt der Anſchlag im Kabinet, daß, auf Ankunft der neuen Herzoginn, Lady Milford zum Schein den Abſchied erhalten, und, den Betrug vollkommen zu machen, eine Verbindung eingehen ſoll. Er weiß, Wurm, wie ſehr ſich mein Anſehen auf den Einfluß der Lady ſtüzt — wie überhaupt meine mächtigſten Springfedern in die Wallungen des Fürſten hineinſpielen. Der Herzog ſucht eine Partie für die Milford. Ein Anderer kann ſich melden — den Kauf ſchließen, mit der Dame das Vertrauen des Fürſten an ſich reißen, ſich ihm unentbehrlich machen — Damit nun der Fürſt im Netz meiner Familie bleibe, ſoll mein Ferdinand die Milford heirathen — — Iſt ihm das helle?

Wurm. Daß mich die Augen beißen — — Wenigſtens bewies der Präſident hier, daß der Vater nur ein Anfänger gegen ihn iſt. Wenn der Major Ihnen eben ſo den gehorſamen Sohn zeigt als Sie ihm den zärtlichen Vater, ſo dürfte Ihr Anforderung mit Proteſt zurückkommen.

Präſident. Zum Glück war mir noch nie für die Ausführung eines Entwurfes bang, wo ich mich mit einem: Es ſoll ſo ſeyn, einſtellen konnte. — Aber ſeh' er nun, Wurm, das hat uns wieder auf den vorigen Punkt geleitet! Ich kündige meinem Sohn noch dieſen Vormittag ſeine Vermählung an. Das Geſicht, das er mir zeigen wird, ſoll ſeinen Argwohn entweder rechtfertigen, oder ganz widerlegen.

Wurm. Gnädiger Herr, ich bitte ſehr um Vergebung! Das finſtre Geſicht, das er Ihnen ganz zuverläſſig zeigt, läſſt ſich eben ſo gut auf die Rechnung der Braut ſchreiben, die Sie ihm zuführen, als derjenigen, die Sie ihm nehmen. Ich erſuche Sie um eine ſchärfere Probe! Wählen Sie ihm die untadelhafteſte Partie im Land, und ſagt er ja, ſo laſſen Sie den Sekretär Wurm drei Jahre Kugeln ſchleifen.

Präſident (beißt in die Lippen.) Teufel!

Wurm. Es iſt nicht anders! Die Mutter — die Dummheit ſelbſt — hat mir in der Einfalt zuviel geplaudert.

Präſident (geht auf und nieder, preßt ſeinen Zorn zurück.) Gut! Dieſen Morgen noch.

Wurm. Nur vergeſſen Ew. Erzellenz nicht, daß der Major — der Sohn meines Herrn iſt!

Präſident. Er ſoll geſchont werden, Wurm!

Wurm. Und daß der Dienſt, Ihnen von einer unwillkommenen Schwiegertochter zu helfen —

Präſident. Den Gegendienſt werth iſt, ihm zu einer Frau zu helfen? Auch das, Wurm!

Wurm (bückt ſich vergnügt.) Ewig der Ihrige, gnädiger Herr! (Er will gehen.)

Präſident. Was ich ihm vorhin vertrauet habe Wurm! (drohend.) Wenn er plaudert —

Wurm (lacht.) So zeigen Ihre Exzellenz meine falſchen Handſchriften auf! (Er geht ab.)

Präſident. Zwar du biſt mir gewiß! Ich halte dich an deiner eigenen Schurkerei, wie den Schröter am Faden!

Ein Kammerdiener (tritt herein.) Hofmarſchall von Kalb —

Präſident. Kommt, wie gerufen! — Er ſoll mir angenehm ſeyn. (Kammerdiener geht.)

Sechste Scene.

Hofmarſchall von Kalb, (in einem reichen, aber geſchmackloſen Hofkleide, mit Kammerherrnſchlüſſel, zwey Uhren und einem Degen, Chapeau-bas und friſiert a la Heriſſon. Er fliegt mit großem Geräuſch auf den Präſidenten zu, und breitet einen Biſamgeruch über das ganze Parterre.)

Präſident.

Hofmarſchall (ihn umarmend.) Ah! guten Morgen, mein Beſter! Wie geruht? Wie geſchlafen? — Sie verzeihen doch, daß ich ſo ſpät das Vergnügen habe — dringende Geſchäfte — der Küchenzettel — Viſitenbillets — das Arrangement der Partieen auf die heutige Schlittenfahrt — Ah — und dann mußt' ich ja auch bei dem Lever zugegen ſeyn, und Seiner Durchleucht das Wetter verkündigen.

Präſident. Ja, Marſchall, da haben Sie freilich nicht abkommen können!

Hofmarſchall. Oben darein hat mich der Schelm von Schneider noch ſitzen laſſen.

Präſident. Und doch fix und fertig?

Hofmarſchall. Das iſt noch nicht Alles! Ein Malheur jagt heute das andere! Hören Sie nur!

Präſident (zerſtreut.) Iſt das möglich?

Hofmarſchall. Hören Sie nur! Ich ſteige kaum aus dem Wagen, ſo werden die Hengſte ſcheu, ſtampfen und ſchlagen aus, daß mir — ich bitte Sie! — der Gaſſenkoth über und über an die Beinkleider ſprüzt. Was anzufangen? Setzen Sie ſich um Gotteswillen in meine Lage, Baron! Da ſtand ich! Spät war es! Eine Tagreiſe iſt es — und in dem Aufzug vor Seine Durchleucht — Gott der Gerechte! Was fällt mir bei? Ich fingire eine Ohnmacht! Man bringt mich über Hals und Kopf in die Kutſche! Ich in voller Carriere nach Haus — wechsle die Kleider — fahre zurück — Was ſagen Sie? — und bin noch der erſte in der Antichambre — Was denken Sie?

Präſident. Ein herrliches Impromtu des menſchlichen Witzes — Doch das beiſeite, Kalb — Sie ſprachen alſo mit dem Herzog?

Hofmarſchall (wichtig.) Zwanzig Minuten und eine halbe.

Präſident. Das geſteh' ich! — und wiſſen mir alſo ohne Zweifel eine wichtige Neuigkeit?

Hofmarſchall (ernſthaft nach einigem Stillſchweigen.) Seine Durchleucht haben heute einen Merde d'Oye Biber an.

Präſident. Man denke! — Nein, Marſchall, ſo habe ich doch eine beſſere Zeitung für Sie — Daß Lady Milford Majorinn von Walter wird, iſt Ihnen gewiß etwas Neues?

Hofmarſchall. Denken Sie! und das iſt ſchon richtig gemacht?

Präſident. Unterſchrieben, Marſchall — und Sie verbinden mich, wenn Sie ohne Aufſchub dahin gehen, die Lady auf ſeinen Beſuch präpariren und den Entſchluß meines Ferdinands in der ganzen Reſidenz bekannt machen.

Hofmarſchall (entzückt.) O mit tauſend Freuden, mein Beſter! — Was kann mir erwünſchter kommen? — Ich fliege ſogleich — (umarmt ihn.) Leben Sie wohl — in Dreiviertelſtunden weiß es die ganze Stadt. (Hüpft hinaus.)

Präſident (lacht dem Marſchall nach.) Man ſage noch, daß dieſe Geſchöpfe in der Welt zu nichts taugen

— — Nun muß ja mein Ferdinand wollen, oder die ganze Stadt hat gelogen. (klingelt — Wurm kommt) Mein Sohn ſoll hereinkommen! (Wurm geht ab, der Präſident auf und nieder, gedankenvoll.)

Siebente Scene.

Ferdinand. Präſident. Wurm,
(welcher gleich abgeht.)

Ferdinand. Sie haben befohlen, gnädiger Herr Vater —

Präſident. Leider muß ich das, wenn ich meines Sohnes einmal froh werden will! — Laß er uns allein, Wurm! — Ferdinand, ich beobachte dich ſchon eine Zeit lang, und finde die offene raſche Jugend nicht mehr, die mich ſonſt ſo entzückt hat! Ein ſeltſamer Gram brütet auf deinem Geſichte! Du fliehſt mich — Du fliehſt deine Zirkel — Pfui! — *Deinen* Jahren verzeiht man zehn Ausſchweifungen vor einer einzigen Grille. Ueberlaß dieſe mir, lieber Sohn! Mich laß an deinem Glück arbeiten, und denke auf nichts, als in meine Entwürfe zu ſpielen. — Komm! umarme mich, Ferdinand!

Ferdinand. Sie ſind heute ſehr gnädig, mein Vater!

Präſident. Heute, du Schalk — und dieſes Heute noch mit der herben Grimaſſe? (ernſthaft) Ferdinand! — Wem zu lieb hab' ich die gefährliche Bahn zum Herzen des Fürſten betreten? Wem zu lieb bin ich auf ewig mit meinem Gewiſſen und dem Himmel zerfallen? — Höre, Ferdinand — Ich ſpreche mit meinem Sohne — Wem hab' ich durch die Hinwegräumung meines Vorgängers Platz gemacht — eine Geſchichte, die deſto blutiger in mein Inwendiges ſchneidet, je ſorgfältiger ich das Meſſer der Welt verberge. Höre! Sage mir, Ferdinand! Wem that ich dies alles?

Ferdinand (tritt mit Schrecken zurück.) Doch mir nicht, mein Vater? Doch auf mich ſoll der blutige Widerſchein dieſes Frevels nicht fallen? Beim allmächtigen Gott! Es iſt beſſer, gar nicht geboren ſeyn, als dieſer Miſſethat zur Ausrede dienen!

Präſident. Was war das? Was! Doch! ich will es dem Romanenkopfe zu gut halten! — Ferdinand — ich will mich nicht erhitzen! — Vorlauter Knabe, lohnſt du mir alſo für meine ſchlafloſen Nächte? Alſo für meine raſtloſe Sorge? Alſo für den ewigen Skorpion meines Gewiſſens? Auf mich fällt die Laſt der Verantwortung — auf mich der Fluch, der Donner des Richters — Du empfängſt dein Glück von der zweiten Hand — Das Verbrechen klebt nicht am Erbe.

Ferdinand (ſtreckt die rechte Hand gen Himmel.) Feierlich entſag' ich hier einem Erbe, das mich nur an einen abſcheulichen Vater erinnert!

Präſident. Höre, junger Menſch, bringe mich nicht auf! — Wenn es nach deinem Kopfe ginge, du kröcheſt dein Lebenlang im Staube!

Ferdinand. O, immer noch beſſer, Vater, als ich kröch' um den Thron herum!

Präſident (verbeißt ſeinen Zorn.) Hum! — Zwingen muß man dich, dein Glück zu erkennen! Wo zehn Andre mit aller Anſtrengung nicht hinaufklimmen, wirſt du ſpielend, im Schlafe, gehoben! Du biſt im zwölften Jahre Fähndrich! Im zwanzigſten Major! Ich hab' es durchgeſetzt beim Fürſten. Du wirſt die Uniform ausziehen, und in das Miniſterium eintreten! Der Fürſt ſprach vom Geheimenrath — Geſandſchaften — außerordentlichen Gnaden! Eine herrliche Ausſicht dehnt ſich vor dir! — Die ebene Straße zunächſt nach dem Throne — zum Throne ſelbſt, wenn anders die Gewalt ſo viel werth iſt, als ihre Zeichen — das begeiſtert dich nicht?

Ferdinand. Weil meine Begriffe von Größe und Glück nicht ganz die Ihrigen ſind — Ihre Glückſeligkeit macht ſich nur ſelten anders, als durch Verderben bekannt. Neid, Furcht, Verwünſchung ſind die traurigen Spiegel, worinn ſich die Hoheit eines Herrſchers belächelt — Thränen, Flüche, Verzweiflung die entſetzliche Mahlzeit, woran dieſe geprieſenen Glücklichen ſchwelgen, von der ſie betrunken aufſtehen, und ſo in die Ewigkeit vor den Thron Gottes taumeln — Mein

Ideal von Glück zieht ſich genügſamer in mich ſelbſt zurück! In meinem *Herzen* liegen alle meine Wünſche begraben! —

Präſident. Meiſterhaft! Unverbeſſerlich! Herrlich! Nach dreißig Jahren die erſte Vorleſung wieder! — Schade nur, daß mein funfzigjähriger Kopf zu zäh für das Lernen iſt! — Doch — dies ſeltne Talent nicht einroſten zu laſſen, will ich dir Jemand an die Stelle geben, bei dem du dich in dieſer buntſcheckigen Tollheit nach Wunſch exerziren kannſt. — Du wirſt dich entſchließen — noch heute entſchließen — eine Frau zu nehmen.

Ferdinand (tritt beſtürzt zurück.) Mein Vater!

Präſident. Ohne Komplimente — Ich habe der Lady Milford in deinem Namen eine Karte geſchickt. Du wirſt dich ohne Aufſchub bequemen, dahin zu gehen, und ihr zu ſagen, daß du ihr Bräutigam biſt!

Ferdinand. Der Milford, mein Vater?

Präſident. Wenn ſie dir bekannt iſt! —

Ferdinand (außer Faſſung.) Welcher Schandſäule im Herzogthum iſt ſie das nicht! — Aber ich bin wol lächerlich, lieber Vater, daß ich Ihre Laune für Ernſt aufnehme? Würden Sie *Vater* zu dem *Schurken Sohn* ſeyn wollen, der eine privilegirte Buhlerinn heirathete?

Präſident. Noch mehr! Ich würde ſelbſt um ſie werben, wenn ſie einen Funfziger möchte. — Würdeſt du zu dem *Schurken Vater* nicht *Sohn* ſeyn wollen?

Ferdinand. Nein! So wahr Gott lebt!

Präſident. Eine Frechheit, bei meiner Ehre! die ich ihrer Seltenheit wegen vergebe —

Ferdinand. Ich bitte Sie, Vater! Laſſen Sie mich nicht länger in einer Vermuthung, wo es mir unerträglich wird, mich Ihren Sohn zu nennen!

Präſident. Junge, biſt du toll? Welcher Menſch von Vernunft würde nicht nach der Diſtinktion geizen, mit ſeinem Landesherrn an einem dritten Orte zu wechſeln?

Ferdinand. Sie werden mir zum Räthſel, mein Vater! Diſtinktion nennen Sie es — Diſtinktion, da mit dem Fürſten zu theilen, wo er auch unter den Menſchen hinunterkriecht?

Präſident (ſchlägt ein Gelächter auf.)

Ferdinand. Sie können lachen — und ich will über das hinweggehen, Vater! Mit welchem Geſicht ſoll ich vor den ſchlechteſten Handwerker treten, der mit ſeiner Frau wenigſtens doch einen ganzen Körper zur Mitgift bekommt? Mit welchem Geſicht vor die Welt? Vor den Fürſten? Mit welchem vor die Buhlerinn ſelbſt, die den Brandflecken ihrer Ehre in meiner Schande auswaſchen würde?

Präſident. Wo in aller Welt bringſt du das Maul her, Junge?

Ferdinand. Ich beſchwöre Sie bei Himmel und Erde, Vater! Sie können durch die Hinwerfung Ihres einzigen Sohnes ſo glücklich nicht werden, als Sie ihn unglücklich machen! Ich gebe Ihnen mein Leben, wenn das Sie ſteigen machen kann. Mein Leben hab' ich von Ihnen; ich werde keinen Augenblick anſtehen, es ganz Ihrer Größe zu opfern! — Meine *Ehre*, Vater! — wenn Sie mir dieſe nehmen, ſo war es ein leichtfertiges Schelmenſtück, mir das Leben zu geben, und ich muß den *Vater* wie den *Kuppler* verfluchen.

Präſident (freundlich, indem er ihm auf die Achſel klopft.) Brav, lieber Sohn! Jetzt ſeh' ich, daß du ein *ganzer* Kerl biſt, und der beſten Frau im Herzogthum würdig. — Sie ſoll dir werden — Noch dieſen Mittag wirſt du dich mit der Gräfinn von Oſtheim verloben!

Ferdinand (aufs neue betreten.) Iſt dieſe Stunde beſtimmt, mich ganz zu zerſchmettern?

Präſident (einen lauernden Blick auf ihn werfend.) Wo doch hoffentlich deine Ehre nichts einwenden wird.

Ferdinand. Nein, mein Vater! Friderike von Oſtheim könnte jeden andern zum Glücklichſten machen! (Vor ſich, in höchſter Verwirrung.) Was ſeine *Bosheit* an meinem Herzen noch ganz ließ, zerreißt ſeine *Güte*.

Präſident (noch immer kein Auge von ihm wendend.) Ich warte auf deine Dankbarkeit, Ferdinand! —

Ferdinand (ſtürzt auf ihn zu und küßt ihm feurig die Hand.) Vater! Ihre Gnade entflammt meine ganze Empfindung — Vater! meinen heißeſten Dank für Ihre herzliche Meinung — Ihre Wahl iſt untadelhaft —

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 15288/104

aber — ich kann — ich darf — Bedauern Sie mich — Ich kann die Gräfinn nicht lieben!

Präſident (tritt einen Schritt zurück.) Holla! Jetzt hab ich' den jungen Herrn! Alſo in dieſe Falle ging er, der liſtige Heuchler — Alſo es war nicht Ehre, die dir die Lady verbot. — Es war nicht die *Perſon*, ſondern die *Heirath*, die du verabſcheueſt? —

Ferdinand (ſteht zuerſt wie verſteinert, dann fährt er auf, und will fortrennen.)

Präſident. Wohin? Halt! Iſt das der Reſpekt, den du mir ſchuldig biſt? (der Major kehrt zurück.) Du biſt der Lady gemeldet. Der Fürſt hat mein Wort! Stadt und Hof wiſſen es richtig! — Wenn du mich zum Lügner machſt, Junge — vor dem Fürſten — der Lady — der Stadt — dem Hofe mich zum Lügner machſt — Höre, Junge — oder wenn ich hinter *gewiſſe Hiſtorien komme*! — Halt! Holla! Was bläst ſo auf einmal das Feuer in deinen Wangen aus?

Ferdinand (ſchneeblaß und zitternd.) Wie? Was? Es iſt gewiß nichts, mein Vater!

Präſident (einen fürchterlichen Blick auf ihn heftend.) Und *wenn* es was iſt — und wenn ich die Spur finden ſollte, woher dieſe Widerſetzlichkeit ſtammt? — — Ha, Junge! der bloße Verdacht ſchon bringt mich zum Raſen! Geh' den Augenblick! Die Wachtparade fängt an! Du wirſt bei der Lady ſeyn, ſo bald die Parole gegeben iſt! — Wenn ich auftrete, zittert ein Herzogthum! Laß doch ſehen, ob mich ein Starrkopf von Sohn meiſtert! (er geht und kommt noch einmal wieder.) Junge, ich ſage dir, du wirſt dort ſeyn, oder fliehe meinen Zorn! (Er geht ab.)

Ferdinand (erwacht aus einer dumpfen Betäubung.) Iſt er weg? war das eines Vaters Stimme? — Ja! ich will zu ihr — will hin — will ihr Dinge ſagen, will ihr einen Spiegel vorhalten — Nichtswürdige! und wenn du auch noch dann meine Hand verlangſt — Im Angeſicht des verſammelten Adels, des Militärs und des Volks — Umgürte dich mit dem ganzen Stolze deines Englands — Ich verwerfe dich — ein deutſcher Jüngling! (Er eilt hinaus.)

Zweiter Akt.

Ein Saal im Palais der Lady Milford; zur rechten Hand ſteht ein Sopha, zur linken ein Flügel.

Erſte Scene.

Lady (in einem freien, aber reizenden Negligé, die Haare noch unfriſirt, ſizt vor dem Flügel und phantaſirt; **Sophie**, die Kammerjungfer, kommt von dem Fenſter.)

Sophie.

Die Offiziers gehen aus einander! Die Wachtparade iſt aus — aber ich ſehe noch keinen Walter!

Lady (ſehr unruhig, indem ſie aufſteht und einen Gang durch den Saal macht.) Ich weiß nicht, wie ich mich heute finde, Sophie — Ich bin noch nie ſo geweſen — Alſo du ſahſt ihn gar nicht? — Freilich wohl — Es wird ihm nicht eilen — Wie ein Verbrechen liegt es auf meiner Bruſt — Geh, Sophie — man ſoll mir den wildeſten Renner herausführen, der im Marſtall iſt! Ich muß ins Freie — Menſchen ſehen und blauen Himmel, und mich leichter reiten ums Herz herum.

Sophie. Wenn Sie ſich unpäßlich fühlen, Milady — berufen Sie Aſſemblee hier zuſammen! Laſſen Sie den Herzog hier Tafel halten, oder die l'Hombretiſche vor Ihren Sopha ſetzen! Mir ſollte der Fürſt und ſein ganzer Hof zu Gebote ſtehn, und eine Grille im Kopfe ſurren?

Lady (wirft ſich in den Sopha.) Ich bitte, verſchone mich! Ich gebe dir einen Demant für jede Stunde, wo ich ſie mir vom Halſe ſchaffen kann! Soll ich meine Zimmer mit dieſem Volk tapezieren? — Das ſind ſchlechte erbärmliche Menſchen, die ſich entſetzen, wenn mir ein warmes herzliches Wort entwiſcht, Mund und Naſen aufreißen, als ſähen ſie einen Geiſt — Sklaven eines einzigen Marionettendrahts, den ich leichter als mein Filet regiere! — Was fang' ich mit den Leuten an, deren Seelen ſo gleich als ihre Sackuhren gehen? Kann ich eine Freude dran finden, ſie was zu fragen, wenn ich voraus weiß, was ſie mir antworten werden? Oder Worte mit ihnen wechſeln, wenn ſie das Herz nicht haben, andrer Meinung als ich zu ſeyn? — Weg mit ihnen! Es iſt verdrüßlich, ein Roß zu reiten, das nicht auch in den Zügel beißt. (Sie tritt zum Fenſter.)

Sophie. Aber den Fürſten werden Sie doch ausnehmen, Lady? Den ſchönſten Mann — den feurigſten Liebhaber — den witzigſten Kopf in ſeinem ganzen Lande!

Lady (kommt zurück.) Denn es iſt *ſein* Land —

und nur ein Fürſtenthum, Sophie, kann meinem Geſchmack zur erträglichen Ausrede dienen — Du ſagſt, man beneide mich! Armes Ding! Beklagen ſoll man mich vielmehr! Unter allen, die an den Brüſten der Majeſtät trinken, kommt die Favoritinn am ſchlechteſten weg, weil ſie allein dem großen und reichen Mann auf dem Bettelſtabe begegnet — Wahr iſt's, er kann mit dem Talisman ſeiner Größe jeden Geluſt meines Herzens, wie ein Feenſchloß, aus der Erde rufen! — Er ſetzt den Saft von zwei Indien auf die Tafel — ruft Paradieſe aus Wildniſſen — läßt die Quellen ſeines Landes in ſtolzen Bogen gen Himmel ſpringen, oder das Mark ſeiner Unterthanen in einem Feuerwerk hinpuffen — — Aber kann er auch ſeinem Herzen befehlen, gegen ein großes feuriges Herz groß und feurig zu ſchlagen? Kann er ſein darbendes Gehirn auf ein einziges ſchönes Gefühl exequiren? — Mein Herz hungert bei all dem Vollauf der Sinne; und was helfen mich tauſend beſſre Empfindungen, wo ich nur Wallungen löſchen darf?

Sophie (blickt ſie verwundernd an.) Wie lang iſt es denn aber, daß ich Ihnen diene, Milady?

Lady. Weil du erſt heute mit mir bekannt wirſt? — Es iſt wahr, liebe Sophie — ich habe dem Fürſten meine Ehre verkauft; aber mein Herz habe ich frei behalten — ein Herz, meine Gute, das vielleicht eines Mannes noch werth iſt — über welches der giftige

Wind des Hofes nur wie der Hauch über den Spiegel gieng! — Trau es mir zu, meine Liebe, daß ich es längſt gegen dieſen armſeligen Fürſten behauptet hätte, wenn ich es nur von meinem Ehrgeiz erhalten könnte, einer Dame am Hofe den Rang vor mir einzuräumen!

Sophie. Und dieſes Herz unterwarf ſich dem Ehrgeize ſo gern?

Lady (lebhaft.) Als wenn es ſich nicht ſchon gerächt hätte? — Nicht jezt noch ſich rächte? — Sophie (bedeutend, indem ſie die Hand auf Sophiens Achſel fallen läßt.) Wir Frauenzimmer können nur zwiſchen Herrſchen und Dienen wählen, aber die höchſte Wonne der Gewalt iſt doch nur ein elender Behelf, wenn uns die gröſſere Wonne verſagt wird, Sklavinnen eines Mannes zu ſeyn, den wir lieben!

Sophie. Eine Wahrheit, Milady, die ich von Ihnen zulezt hören wollte!

Lady. Und warum, meine Sophie? Sieht man es denn dieſer kindiſchen Führung des Zepters nicht an, daß wir nur für das Gängelband taugen? Sahſt du es denn dieſem launiſchen Flatterſinne nicht an — dieſen wilden Ergetzungen nicht an, daß ſie nur wildere Wünſche in meiner Bruſt überlärmen ſollten?

Sophie (tritt erſtaunt zurück.) Lady!

Lady (lebhafter.) Befriedige dieſe! Gieb mir den Mann, den ich jezt denke — den ich anbete — ſterben, Sophie, oder beſitzen muß. (Schmelzend) Laß mich aus ſeinem Mund es vernehmen, daß Thränen der Liebe ſchöner glänzen in unſern Augen, als die Brillanten in unſerm Haar, (feurig) und ich werfe dem Fürſten ſein Herz und ſein Fürſtenthum vor die Füße, fliehe mit dieſem Manne, fliehe in die entlegenſte Wüſte der Welt — —

Sophie (blickt ſie erſchrocken an.) Himmel! Was machen Sie? Wie wird Ihnen, Lady?

Lady (beſtürzt.) Du entfärbſt dich? — Hab' ich vielleicht etwas zu viel geſagt? — O laß mich deine Zunge mit meinem Zutrauen binden — höre noch mehr — höre Alles —

Sophie (ſchaut ſich ängſtlich um.) Ich fürchte, Milady — ich fürchte — ich brauch' es nicht mehr zu hören!

Lady. Die Verbindung mit dem Major — Du und die Welt ſtehen im Wahn, ſie ſey eine Hof-Kabale — Sophie — erröthe nicht — ſchäme dich meiner nicht — ſie iſt das Werk — meiner Liebe!

Sophie. Bei Gott! Was mir ahnete!

Lady. Sie lieſſen ſich beſchwatzen, Sophie — der ſchwache Fürſt — der hofſchlaue Walter — der alberne Marſchall — Jeder von ihnen wird darauf ſchwören, daß dieſe Heirath das unfehlbarſte Mittel ſey, mich dem Herzog zu retten, unſer Band um ſo feſter zu knüpfen! — Ja! es auf ewig zu trennen! auf ewig dieſe ſchändlichen Ketten zu brechen! — Belogne Lügner! Von einem ſchwachen Weibe überliſtet! — Ihr ſelbſt führt mir jetzt meinen Geliebten zu! Das war es ja nur, was ich wollte — Hab' ich ihn einmal — hab' ich ihn — o dann auf immer gute Nacht, abſcheuliche Herrlichkeit —

Zweite Scene.

Ein alter Kammerdiener des Fürſten, der ein Schmuckkäſtchen trägt.
Die Vorige.

Kammerdiener. Seine Durchlaucht der Herzog empfehlen Sich Milady zu Gnaden, und ſchicken Ihnen dieſe Brillanten zur Hochzeit! Sie kommen ſo eben erſt aus Venedig!

Lady (hat das Käſtchen geöffnet, und fährt erſchrocken zurück.) Menſch! was bezahlt der Herzog für dieſe Steine?

Kammerdiener (mit finſterm Geſicht.) Sie koſten ihn keinen Heller!

Lady. Was? Biſt du raſend? Nichts! — und (indem ſie einen Schritt von ihm wegtritt) du wirfſt mir ja einen Blick zu, als wenn du mich durchbohren wollteſt — Nichts koſten ihn dieſe unermeßlich koſtbarn Steine?

Kammerdiener. Geſtern ſind ſiebentauſend Landskinder nach Amerika fort — die zahlen Alles!

Lady (ſetzt den Schmuck plötzlich nieder, und geht raſch durch den Saal, nach einer Pauſe zum Kammerdiener.) Mann! Was iſt dir? Ich glaube, du weinſt?

Kammerdiener (wiſcht ſich die Augen, mit ſchrecklicher Stimme, alle Glieder zitternd.) Edelſteine, wie dieſe da — ich habe auch ein paar Söhne darunter.

Lady (wendet ſich bebend weg, ſeine Hand faſſend.) Doch keinen gezwungenen?

Kammerdiener (lacht fürchterlich.) O Gott! — Nein — lauter Freiwillige! Es traten wohl ſo etliche vorlaute Burſche vor die Front' heraus, und fragten den Oberſten, wie theuer der Fürſt das Joch Menſchen verkaufe? — Aber unſer gnädigſter Landesherr ließ alle Regimenter auf dem Paradeplatz aufmarſchieren, und die Maulaffen niederſchießen. Wir hörten die Büchſen knallen, ſahen ihr Gehirn auf das Pflaſter ſpritzen, und die ganze Armee ſchrie: Juchhe nach Amerika! —

Lady (fällt mit Entſetzen in den Sopha.) Gott! Gott! — Und ich hörte nichts? Und merkte nichts?

Kammerdiener. Ja, gnädige Frau! — Warum mußtet Ihr denn mit unſerm Herrn gerad' auf die Bärenhatz reiten, als man den Lermen zum Aufbruch ſchlug? — Die Herrlichkeit hättet Ihr doch nicht verſäumen ſollen, wie uns die gellenden Trommeln verkündigten, es iſt Zeit, und heulende Waiſen dort einen lebendigen Vater verfolgten, und hier eine wüthende

Mutter lief, ihr ſäugendes Kind an Bajonetten zu ſpießen, und wie man Bräutigam und Braut mit Säbelhieben aus einander riß, und wie Graubärte verzweiflungsvoll da ſtanden, und den Burſchen auch zuletzt die Krücken noch nachwarfen in die neue Welt — Oh, und mitunter das polternde Wirbelſchlagen, damit der Allwiſſende uns nicht ſollte beten hören —

Lady (ſteht auf, heftig bewegt.) Weg mit dieſen Steinen — ſie blitzen Höllenflammen in mein Herz! (Sanfter zum Kammerdiener.) Mäßige dich, armer alter Mann! Sie werden wieder kommen. Sie werden ihr Vaterland wieder ſehen.

Kammerdiener (warm und voll.) Das weiß der Himmel! Das werden ſie! — Noch am Stadtthor drehten ſie ſich um, und ſchrieen: „Gott mit euch, Weib und Kinder! — Es leb' unſer Landesvater — Am jüngſten Gerichte ſind wir wieder da!“ —

Lady (mit ſtarkem Schritt auf und nieder gehend.) Abſcheulich! Fürchterlich! — *Mich* beredete man, ich habe ſie alle getrocknet die Thränen des Landes — Schrecklich, ſchrecklich gehen mir die Augen auf — Geh' du — Sag' deinem Herrn — Ich werd' ihm perſönlich danken! (Kammerdiener will gehen, ſie wirft ihm ihre Goldbörſe in den Hut.) Und das nimm, weil du mir Wahrheit ſagteſt —

Kammerdiener (wirft ſie verächtlich auf den Tiſch zurück.) Legts zu dem Uebrigen! (Er geht ab.)

Lady (ſieht ihm erſtaunt nach.) Sophie, ſpring' ihm nach, frag' ihn um ſeinen Namen! Er ſoll ſeine Söhne wieder haben! (Sophie ab. Lady nachdenkend auf und nieder. Pauſe. Zu Sophien, die wieder kommt.) Gieng nicht jüngſt ein Gerüchte, daß das Feuer eine Stadt an der Grenze verwüſtet, und bey vierhundert Familien an den Bettelſtab gebracht habe? (Sie klingelt.)

Sophie. Wie kommen Sie auf das? Allerdings iſt es ſo, und die mehreſten dieſer Unglücklichen dienen jetzt ihren Gläubigern als Sklaven, oder verderben in den Schachten der fürſtlichen Silberbergwerke.

Bedienter (kommt.) Was befehlen Milady?

Lady (giebt ihm den Schmuck.) Daß das ohne Verzug in die Landſchaft gebracht werde! — Man ſoll es ſogleich zu Geld machen, befehl ich, und den Gewinnſt davon unter die Vierhundert vertheilen, die der Brand ruinirt hat!

Sophie. Milady, bedenken Sie, daß Sie die höchſte Ungnade wagen!

Lady (mit Größe.) Soll ich den Fluch ſeines Landes in meinen Haaren tragen? (Sie winkt dem Bedienten, dieſer geht.) Oder willſt du, daß ich unter der ſchrecklichen Laſt ſolcher Thränen zu Boden ſinke? — Geh, Sophie — Es iſt beſſer, falſche Juwelen im Haar, und das Bewußtſeyn dieſer That im Herzen zu haben!

Sophie. Aber Juwelen, wie dieſe! Hätten Sie nicht Ihre ſchlechtern nehmen können? Nein, wahrlich, Milady! Es iſt Ihnen nicht zu vergeben!

Lady. Närriſches Mädchen! Dafür werden in einem Augenblicke mehr Brillanten und Perlen für mich fallen, als zehen Könige in ihren Diademen getragen, und ſchönere —

Bedienter (kommt zurück.) Major von Walter —

Sophie (ſpringt auf die Lady zu.) Gott! Sie verblaſſen —

Lady. Der erſte Mann, der mir Schrecken macht — Sophie — Ich ſey unpäßlich, Eduard! — Halt — Iſt er aufgeräumt? Lacht er? Was ſpricht er? O, Sophie! Nicht wahr, ich ſehe häßlich aus?

Sophie. Ich bitte Sie, Lady! —

Bedienter. Befehlen Sie, daß ich ihn abweiſe?

Lady (ſtotternd.) Er ſoll mir willkommen ſeyn. (Bedienter hinaus.) Sprich, Sophie! — Was ſag' ich ihm? Wie empfang' ich ihn? — Ich werde ſtumm ſeyn! — Er wird meiner Schwäche ſpotten — Er wird — o was ahnt mir — Du verläſſeſt mich, Sophie? — Bleib! — Doch nein! Geh! — So bleib doch! (der Major kommt durch das Vorzimmer.)

Sophie. Sammeln Sie ſich! Er iſt ſchon da!

Dritte Scene.

Ferdinand von Walter. Die Vorigen.

Ferdinand (mit einer kurzen Verbeugung.) Wenn ich Sie worin unterbreche, gnädige Frau —

Lady (unter merkbarem Herzklopfen.) In nichts, Herr Major, das mir wichtiger wäre.

Ferdinand. Ich komme auf den Befehl meines Vaters —

Lady. Ich bin ſeine Schuldnerinn.

Ferdinand. Und ſoll Ihnen *melden*, daß wir uns heirathen — So weit der Auftrag meines Vaters.

Lady (entfärbt ſich und zittert.) Nicht Ihres eigenen Herzens?

Ferdinand. Miniſter und Kuppler pflegen das niemals zu fragen!

Lady (mit einer Beängſtigung, daß ihr die Worte verſagen.) Und Sie *ſelbſt* hätten ſonſt nichts beyzuſetzen?

Ferdinand (mit einem Blick auf die Mamſell.) Noch ſehr viel, Milady!

Lady (giebt Sophieen einen Wink, dieſe entfernt ſich.) Darf ich Ihnen dieſen Sopha anbieten?

Ferdinand. Ich werde kurz ſeyn, Milady!

Lady. Nun?

Ferdinand. Ich bin ein Mann von Ehre!

Lady. Den ich zu ſchätzen weiß!

Ferdinand. Kavalier!

Lady. Kein beſſrer im Herzogthum!

Ferdinand. Und Offizier!

Lady (ſchmeichelhaft.) Sie berühren hier Vorzüge, die auch Andere mit Ihnen gemein haben! Warum verſchweigen Sie größere, worinn Sie einzig ſind?

Ferdinand (froſtig.) Hier brauch' ich ſie nicht!

Lady (mit immer ſteigender Angſt.) Aber für was muß ich dieſen Vorbericht nehmen?

Ferdinand (langſam und mit Nachdruck.) Für den Einwurf der Ehre, wenn Sie Luſt haben ſollten, meine Hand zu erzwingen!

Lady (auffahrend.) Was iſt das, Herr Major?

Ferdinand (gelaſſen.) Die Sprache meines Herzens — meines Wappens — und dieſes Degens!

Lady. Dieſen Degen gab Ihnen der Fürſt.

Ferdinand. Der Staat gab mir ihn, durch die Hand des Fürſten — Mein Herz Gott — mein Wappen ein halbes Jahrtauſend!

Lady. Der Name des Herzogs —

Ferdinand (hitzig.) Kann der Herzog Geſetze der Menſchheit verdrehen, oder Handlungen münzen, wie ſeine Dreier? — Er ſelbſt iſt nicht über die Ehre erhaben, aber er kann ihren Mund mit ſeinem Golde verſtopfen! Er kann den Hermelin über ſeine Schande herwerfen! Ich bitte mir aus, davon nichts mehr, Milady — Es iſt nicht mehr die Rede von weggeworfenen Ausſichten und Ahnen — oder von dieſer Degenquaſte oder von der Meinung der Welt! Ich bin bereit, dies alles mit Füßen zu treten, ſobald Sie mich nur überzeugt haben werden, daß der *Preis* nicht *ſchlimmer* noch als das *Opfer* iſt!

Lady (ſchmerzhaft von ihm weggehend.) Herr Major! Das hab' ich nicht verdient!

Ferdinand (ergreift ihre Hand.) Vergeben Sie! Wir reden hier ohne Zeugen. Der Umſtand, der Sie und mich — heute und nie mehr — zuſammen führt, berechtigt mich, zwingt mich, Ihnen mein geheimſtes Gefühl nicht zurück zu halten! — — Es will mir nicht zu Kopfe, Milady, daß eine Dame von ſo viel Schönheit und Geiſt — Eigenſchaften, die ein Mann ſchätzen würde — ſich an einen Fürſten ſollte wegwerfen können, der nur das *Geſchlecht* an ihr zu bewundern gelernt hat, wenn ſich dieſe Dame nicht *ſchämte*, vor einen Mann mit ihrem *Herzen* zu treten!

Lady (ſchaut ihm groß in's Geſicht.) Reden Sie ganz aus!

Ferdinand. Sie nennen ſich eine *Brittinn*! Erlauben Sie mir — ich kann es nicht glauben, daß Sie eine Brittinn ſind! Die freigeborne Tochter des freieſten Volks unter dem Himmel — das auch zu ſtolz iſt, *fremder Tugend* zu räuchern, — kann ſich nimmermehr an *fremdes Laſter* verdingen! Es iſt nicht möglich, daß Sie eine Brittinn ſind, — oder das Herz dieſer Brittinn muß um ſo viel kleiner ſeyn, als größer und kühner Britaniens Adern ſchlagen!

Lady. Sind Sie zu Ende?

Ferdinand. Man könnte antworten, es iſt weibliche Eitelkeit — Leidenſchaft — Temperament — Hang zum Vergnügen! Schon öfters überlebte Tugend die Ehre! Schon manche, die mit Schande in dieſe Schranke trat, hat nachher die Welt durch edle Handlungen mit ſich ausgeſöhnt, und das häßliche Handwerk durch einen ſchönen Gebrauch geadelt — — Aber woher denn jetzt dieſe ungeheure Preſſung des Landes, die vorher nie ſo geweſen? — Das war im Namen des Herzogthums! — Ich bin zu Ende!

Lady (mit Sanftmuth und Hoheit.) Es iſt das erſtemal, Walter, daß ſolche Reden an mich gewagt werden, und Sie ſind der einzige Menſch, dem ich darauf antworte — Daß Sie meine Hand verwerfen, darum ſchätz' ich Sie! Daß Sie mein Herz läſtern, vergebe ich Ihnen! Daß es Ihr Ernſt iſt, glaube ich Ihnen nicht! Wer ſich herausnimmt, Beleidigungen dieſer Art einer Dame zu ſagen, die nicht mehr als eine Nacht braucht, ihn ganz zu verderben, muß dieſer Dame eine große Seele zutrauen, oder — von Sinnen ſeyn. — Daß Sie den Ruin des Landes auf meine Bruſt wälzen, vergebe Ihnen Gott, der Allmächtige, der Sie und mich und den Fürſten einſt gegeneinander ſtellt! — Aber

Sie haben die Engländerinn in mir aufgefordert, und auf Vorwürfe dieſer Art muß mein Vaterland Antwort haben!

Ferdinand (auf ſeinen Degen geſtüzt.) Ich bin begierig!

Lady. Hören Sie alſo, was ich, außer Ihnen, noch niemand vertraute, noch jemals einem Menſchen vertrauen will! — Ich bin nicht die Abentheurerinn, Walter, für die Sie mich halten! Ich könnte groß thun und ſagen: Ich bin fürſtlichen Geblüts — aus des unglücklichen Thomas Norfolk's Geſchlechte, der für die ſchottiſche Maria ein Opfer ward — Mein Vater, des Königs oberſter Kämmerer, wurde bezüchtigt, in verrätheriſchem Vernehmen mit Frankreich zu ſtehen, durch einen Spruch der Parlamente verdammt, und enthauptet. — Alle unſre Güter fielen der Krone zu! Wir ſelbſt wurden des Landes verwieſen! Meine Mutter ſtarb am Tage der Hinrichtung! Ich — ein vierzehnjähriges Mädchen — floh nach Deutſchland mit meiner Wärterinn — einem Käſtchen Juwelen — und dieſem Familienkreuz, das meine ſterbende Mutter mit ihrem lezten Segen mir in den Buſen ſteckte!

Ferdinand (wird nachdenkend, und heftet wärmere Blicke auf die Lady.)

Lady (fährt fort mit immer zunehmender Rührung.) Krank — ohne Namen — ohne Schutz und Vermögen — eine ausländiſche Waiſe, kam ich nach Hamburg! Ich hatte nichts gelernt, als ein bißchen Franzöſiſch — ein wenig Filet und den Flügel — deſto beſſer verſtand ich, auf Gold und Silber zu ſpeiſen, unter damaſtenen Decken zu ſchlafen, mit einem Wink zehn Bediente fliegen zu machen, und die Schmeicheleien der Großen Ihres Geſchlechts aufzunehmen. — Sechs Jahre waren ſchon hingeweint. — Die lezte Schmucknadel flog dahin — Meine Wärterinn ſtarb — und jezt führte mein Schickſal Ihren Herzog nach Hamburg. Ich ſpazierte damals an den Ufern der Elbe, ſah in den Strom, und fieng eben an zu phantaſiren, ob dieſes Waſſer oder mein Leiden das tiefſte wäre? — Der Herzog ſah mich, verfolgte mich, fand meinen Aufenthalt, lag zu meinen Füßen, und ſchwur, daß er mich liebe. (Sie hält in großen Bewegungen inne, dann fährt ſie fort mit weinender Stimme.) Alle Bilder meiner glücklichen Kindheit wachten jezt wieder mit verführendem Schimmer auf — Schwarz wie das Grab grau'te mich eine troſtloſe Zukunft an — Mein Herz brannte nach Herzen — Ich ſank an das ſeinige (von ihm wegſtürzend.) Jezt verdammen Sie mich!

Ferdinand (ſehr bewegt, eilt ihr nach, und hält ſie zurück.) Lady! o Himmel! Was hör' ich? Was that ich? — — Schrecklich enthüllt ſich mein Frevel mir! Sie können mir nicht mehr vergeben!

Lady (kommt zurück, und hat ſich zu ſammeln geſucht.) Hören Sie weiter! Der Fürſt überraſchte zwar meine wehrloſe Jugend — aber das Blut der Norfolk empörte ſich in mir: Du eine geborne Fürſtinn, Emilie, rief es, und jezt eines Fürſten Konkubine? — Stolz und Schickſal kämpften in meiner Bruſt, als der Fürſt mich hieher brachte, und auf einmal die ſchauderndſte Scene vor meinen Augen ſtand! — Die Wolluſt der Großen dieſer Welt iſt die nimmer ſatte Hyäne, die ſich mit Heißhunger Opfer ſucht. — Fürchterlich hatte ſie ſchon in dieſem Lande gewüthet — hatte Braut und Bräutigam zertrennt — hatte ſelbſt der Ehen göttliches Band zerriſſen — — hier das ſtille Glück einer Familie geſchleift — dort ein junges unerfahrnes Herz der verheerenden Peſt aufgeſchloſſen, und ſterbende Schülerinnen ſchäumten den Namen ihres Lehrers unter Flüchen und Zuckungen aus — Ich ſtellte mich zwiſchen das Lamm und den Tiger; nahm einen fürſtlichen Eid von ihm in einer Stunde der Leidenſchaft, und dieſe abſcheuliche Opferung mußte aufhören.

Ferdinand (rennt in der heftigſten Unruhe durch den Saal.) Nichts mehr, Milady! Nicht weiter!

Lady. Die traurige Periode hatte einer noch traurigern Plaz gemacht! Hof und Serail wimmelten jezt von Italiens Auswurf! Flatterhafte Pariſerinnen tändelten mit dem furchtbaren Zepter, und das Volk blutete unter ihren Launen — Sie alle erlebten ihren Tag! Ich ſah ſie neben mir in den Staub ſinken, denn ich war mehr Kokette, als ſie alle! Ich nahm dem Tyrannen den Zügel ab, der wollüſtig in meiner Umarmung erſchlaffte — dein Vaterland, Walter, fühlte zum erſtenmal eine Menſchenhand, und ſank vertrauend an meinen Buſen! (Pauſe, worinn ſie ihn ſchmelzend anſieht.) O daß der Mann, von dem ich allein nicht verkannt ſeyn möchte, mich jezt zwingen muß, groß zu prahlen, und meine ſtille Tugend am Licht der Bewunderung zu verſengen! — Walter, ich habe Kerker geſprengt — habe Todesurtheile zerriſſen, und manche entſetzliche Ewigkeit auf Galeeren verkürzt! In unheilbare Wunden hab' ich doch wenigſtens ſtillenden Balſam gegoſſen — mächtige Frevler in Staub gelegt, und die verlorne Sache der Unſchuld oft noch mit einer buhleriſchen Thräne gerettet — Ha, Jüngling! wie ſüß war mir das! Wie ſtolz konnte mein Herz jede Anklage meiner fürſtlichen Geburt widerlegen! — Und jezt kommt der Mann, den mein erſchöpftes Schickſal vielleicht zum Erſatz meiner vorigen Leiden ſchuf — der Mann, den ich mit brennender Sehnſucht im Traume ſchon umfaßte —

Ferdinand (fällt ihr in's Wort, durch und durch erſchüttert.) Zuviel! Zuviel! Das iſt wider die Abrede, Lady! Sie ſollten ſich von Anklagen reinigen, und machen mich zu einem Verbrecher! Schonen Sie — ich beſchwöre Sie — ſchonen Sie meines Herzens, das Beſchämung und wüthende Reue zerreiſſen —

Lady (hält ſeine Hand feſt.) Jetzt oder nimmermehr!

Lange genug hielt die Heldinn Stand — Das Gewicht dieſer Thränen mußt du noch fühlen. (Im zärtlichſten Ton.) Höre, Walter! — wenn eine Unglückliche — unwiderſtehlich, allmächtig an dich gezogen — ſich an dich preßt mit einem Buſen voll glühender unerſchöpflicher Liebe — Walter! — und du jezt noch das kalte Wort Ehre ſprichſt — dieſe Unglückliche — niedergedrückt vom Gefühl ihrer Schande — des Laſters überdrüßig — heldenmäßig empor gehoben vom Rufe der Tugend — ſich ſo — in deine Arme wirft (ſie umfaßt ihn, beſchwörend und feierlich.) — durch dich gerettet — durch dich dem Himmel wieder geſchenkt ſeyn will, oder (das Geſicht von ihm abgewendet, mit hohler bebender Stimme) deinem Bilde zu entfliehen, dem fürchterlichen Rufe der Verzweiflung gehorſam, in noch abſcheulichere Tiefen des Laſters wieder hinuntertaumelt —

Ferdinand (ſich von ihr losreiſſend, in der ſchrecklichſten Bedrängniß.) Nein, beim großen Gott! ich kann das nicht aushalten — Lady, ich muß — Himmel und Erde liegen auf mir — ich muß Ihnen ein Geſtändniß thun, Lady!

Lady (von ihm wegfliehend.) Jetzt nicht! Jetzt nicht, bei allem, was heilig iſt — In dieſem entſetzlichen Augenblick nicht, wo mein zerriſſenes Herz an tauſend Dolchſtichen blutet — Sey's Tod oder Leben — ich darf es nicht — ich will es nicht hören.

Ferdinand. Doch, doch, beſte Lady! Sie müſſen es. Was ich Ihnen jetzt ſagen werde, wird meine Strafbarkeit mindern, und eine warme Abbitte des Vergangenen ſeyn — Ich habe mich in Ihnen betrogen, Milady — Ich erwartete — ich wünſchte, Sie meiner Verachtung würdig zu finden. Feſt entſchloſſen, Sie zu beleidigen, und Ihren Haß zu verdienen, kam ich hieher. — Glücklich wir beide, wenn mein Vorſatz gelungen wäre! (Er ſchweigt eine Weile, darauf leiſer und ſchüchterner) Ich liebe, Milady — liebe ein bürgerliches Mädchen — Louiſe Millerinn, eines Muſikus Tochter. (Lady wendet ſich bleich von ihm weg, er fährt lebhafter fort.) Ich weiß, worein ich mich ſtürze; aber wenn auch Klugheit die Leidenſchaft ſchweigen heißt, ſo redet die Pflicht deſto lauter — Ich bin der Schuldige. Ich zuerſt zerriß ihrer Unſchuld goldenen Frieden — wiegte ihr Herz mit vermeſſenen Hoffnungen, und gab es verrätheriſch der wilden Leidenſchaft Preis — Sie werden mich an Stand — an Geburt — an die Grundſätze meines Vaters erinnern! — aber ich liebe. — Meine Hoffnung ſteigt um ſo höher, je tiefer die Natur mit Convenienzen zerfallen iſt. — Mein Entſchluß und das Vorurtheil! — Wir wollen ſehen, ob die Mode oder die Menſchheit auf dem Platz bleiben wird. (Lady hat ſich unterdeß bis an das äußerſte Ende des Zimmers zurückgezogen, und hält das Geſicht mit beiden Händen bedeckt. Er folgt ihr dahin.) Sie wollten mir etwas ſagen, Milady?

Lady (im Ausdruck des heftigſten Leidens.) Nichts, Herr, von Walter! Nichts, als daß Sie Sich und Mich und noch eine Dritte zu Grund richten.

Ferdinand. Noch eine Dritte?

Lady. Wir können mit einander nicht glücklich werden. Wir müſſen doch der Voreiligkeit Ihres Vaters zum Opfer werden. Nimmermehr werd' ich das Herz eines Mannes haben, der mir ſeine Hand nur gezwungen gab.

Ferdinand. Gezwungen, Lady? Gezwungen gab? und alſo doch gab? Können Sie eine Hand ohne Herz erzwingen? Sie einem Mädchen den Mann entwenden, der die ganze Welt dieſes Mädchens iſt? Sie einen Mann von dem Mädchen reiſſen, das die ganze Welt dieſes Mannes iſt? Sie, Milady — vor einem Augenblick die bewundernswürdige Brittinn? — Sie können das?

Lady. Weil ich es muß. (Mit Ernſt und Stärke.) Meine Leidenſchaft, Walter, weicht meiner Zärtlichkeit für Sie. Meine Ehre kanns nicht mehr — Unſre Verbindung iſt das Geſpräch des ganzen Landes. Alle Augen, alle Pfeile des Spottes ſind auf mich geſpannt. Die Beſchimpfung iſt unauslöſchlich, wenn ein Unterthan des Fürſten mich ausſchlägt! Rechten Sie mit Ihrem Vater! Wehren Sie ſich, ſo gut Sie können! — Ich laß' alle Minen ſprengen! (Sie geht ſchnell ab. Der Major bleibt in ſprachloſer Erſtarrung ſtehn. Pauſe. Dann ſtürzt er fort durch die Flügelthüre.

Vierte Scene.

Zimmer beim Muſikanten.

Miller. Frau Millerinn. Louiſe treten auf.

Miller (haſtig ins Zimmer.) Ich hab's ja zuvor geſagt! —

Louiſe (ſprengt ihn ängſtlich an.) Was, Vater? Was?

Miller (rennt wie toll auf und nieder.) Meinen Staatsrock her — hurtig — ich muß ihm zuvorkommen — und ein weißes Manſchettenhemd! — Das hab' ich mir gleich eingebildet!

Louiſe. Um Gotteswillen! Was?

Millerinn. Was giebts denn? Was iſts denn?

Miller (wirft ſeine Perücke ins Zimmer.) Nur gleich zum Friſeur das! — Was es gibt? (vor den Spiegel geſprungen.) Und mein Bart iſt auch wieder Fingerslang. — Was es giebt? — Was wird's geben, du Rabenaas? — Der Teufel iſt los, und dich ſoll das Wetter ſchlagen!

Frau. Da ſehe man! Ueber mich muß gleich alles kommen!

Miller. Ueber dich? Ja, blaues Donnermaul! und über wen anders? Heute früh mit deinem diaboliſchen Junker — Hab' ichs nicht im Moment geſagt? — Der Wurm hat geplaudert.

Frau. Ah was! Wie kannſt du das wiſſen?

Miller. Wie kann ich das wiſſen? — Da! — unter der Hausthür ſpuckt ein Kerl des Miniſters, und fragt nach dem Geiger!

Louiſe. Ich bin des Todes!

Miller. Du aber auch mit deinen Vergißmeinnichtsaugen! (Lacht voll Bosheit.) Das hat ſeine Richtigkeit, wem der Teufel ein Ey in die Wirthſchaft gelegt hat, dem wird eine hübſche Tochter geboren — Jezt hab' ichs blank.

Frau. Woher weiſt du denn, daß es der Louiſe gilt? Du kannſt dem Herzog rekommandirt worden ſeyn. Er kann dich ins Orcheſter verlangen.

Miller (ſpringt nach ſeinem Rohr.) Daß dich der Schwefelregen von Sodom! — Orcheſter! — Ja, wo du Kupplerinn den Diskant wirſt heulen, und mein blauer Hinterer den Konterpaß vorſtellen! (Wirft ſich in einen Stuhl.) Gott im Himmel!

Louiſe (ſezt ſich todtenbleich nieder.) Mutter! Vater! Warum wird mir auf einmal ſo bange?

Miller (ſpringt wieder vom Stuhl auf.) Aber ſoll mir der Dintenkleckſer einmal in den Schuß laufen! — Soll er mir laufen! — Es ſey in dieſer oder in jener Welt

— Wenn ich ihm nicht Leib und Seele breiweich zuſammendreſche, alle zehen Gebote und alle ſieben Bitten im Vaterunſer, und alle Bücher Moſis und der Propheten aufs Leder ſchreibe, daß man die blaue Flecken bey der Auferſtehung der Todten noch ſehen ſoll —

Frau. Ja! fluch du und poltre du! Das wird jezt den Teufel bannen! Hilf, heiliger Herrgott! Wohinaus nun? Wie werden wir Rath ſchaffen? Was nun anfangen? Vater Miller, ſo rede doch! (Sie läuft heulend durchs Zimmer.)

Miller. Auf der Stell' zum Miniſter will ich! Ich will ſelbſt mein Maul aufthun — ich ſelbſt will es angeben! Du haſt es vor mir gewußt! Du hätteſt mir einen Wink geben können! Das Mädel hätt' ſich noch weiſen laſſen. Es wäre noch Zeit geweſen — aber nein! — Da hat ſich was mäckeln laſſen; da hat ſich was fiſchen laſſen! Da haſt du nun Holz obendrein zugetragen! — Jezt ſorg' auch für deinen Kuppelpelz. Friß aus, was du einbrockteſt! Ich nehme meine Tochter in Arm, und marſch mit ihr über die Gränze!

Fünfte Scene.

Ferdinand von Walter, ſtürzt erſchrocken und außer Athem ins Zimmer. **Die Vorigen.**

Ferdinand. War mein Vater da?

Louiſe (fährt mit Schrecken auf.) Sein Vater! allmächtiger Gott!

Frau (ſchlägt die Hände zuſammen.) Der Präſident! Es iſt aus mit uns!

Miller (lacht voll Bosheit.) Gottlob! Gottlob! Da haben wir ja die Beſcherung!

Alle zugleich.

Ferdinand (eilt auf Louiſen zu, und drückt ſie ſtark in die Arme.) Mein biſt du, und würfen Höll' und Himmel ſich zwiſchen uns!

Louiſe. Mein Tod iſt gewiß — Rede weiter — Du ſprachſt einen ſchrecklichen Namen aus — Dein Vater?

Ferdinand. Nichts! Nichts! Es iſt überſtanden! Ich hab' dich ja wieder! Du haſt mich ja wieder! O laß mich Athem ſchöpfen an dieſer Bruſt! Es war eine ſchreckliche Stunde!

Louiſe. Welche? Du tödteſt mich!

Ferdinand (tritt zurück und ſchaut ſie bedeutend an.) Eine Stunde, Louiſe, wo zwiſchen mein Herz und dich eine fremde Geſtalt ſich warf — wo meine Liebe vor meinem Gewiſſen erblaßte — wo meine Louiſe aufhörte, Ihrem Ferdinand *Alles* zu ſeyn — —

Louiſe (ſinkt mit verhülltem Geſicht auf den Seſſel nieder.)

Ferdinand (geht ſchnell auf ſie zu, bleibt ſprachlos mit ſtarrem Blick vor ihr ſtehen, dann verläßt er ſie plötzlich, in großer Bewegung.) Nein! Nimmermehr! Unmöglich, Lady! *Zuviel* verlangt! Ich kann dir dieſe Unſchuld nicht opfern — Nein, beim unendlichen Gott! ich kann meinen Eid nicht verletzen, der mich laut wie des Himmels Donner aus dieſem brechenden Auge mahnt — Lady, blick' *hieher* — *hieher*, du Rabenvater — Ich ſoll dieſen Engel würgen? Die Hölle ſoll ich in dieſen himmliſchen Buſen ſchütten? (Mit Entſchluß auf ſie zueilend.) Ich will ſie führen vor des Weltrichters Thron, und ob meine Liebe Verbrechen iſt, ſoll der Ewige ſagen. (Er faßt ſie bei der Hand, und hebt ſie vom Seſſel.) Faſſe Muth, meine Theuerſte! — Du haſt gewonnen! Als Sieger komm' ich aus dem gefährlichſten Kampf zurück!

Louiſe. Nein! Nein; Verhehle mir nichts! Sprich es aus das entſetzliche Urtheil! Deinen *Vater* nannteſt du? Du nannteſt die *Lady*? — Schauer des Todes ergreifen mich — Man ſagt, ſie wird heirathen.

Ferdinand (ſtürzt betäubt zu Louiſens Füßen nieder.) *Mich*, Unglückſelige!

Louiſe (nach einer Pauſe, mit ſtillem bebenden Ton und ſchrecklicher Ruhe.) Nun — was erſchreck' ich denn? —

Der alte Mann dort hat mirs ja oft geſagt — ich hab' es ihm nie glauben wollen. (Pauſe, dann wirft ſie ſich Millern laut weinend in den Arm.) Vater, hier iſt deine Tochter wieder — Verzeihung, Vater! — Dein Kind kann ja nicht dafür, daß dieſer Traum ſo ſchön war, und — — ſo fürchterlich jezt das Erwachen — —

Miller. Louiſe! Louiſe! — O Gott, ſie iſt von ſich — Meine Tochter, mein armes Kind — Fluch über den Verführer! — Fluch über das Weib, das ſie ihm kuppelte!

Frau (wirft ſich jammernd auf Louiſen.) Verdien' ich dieſen Fluch, meine Tochter? Vergebs Ihnen Gott, Baron! — Was hat dieſes Lamm gethan, daß Sie es würgen?

Ferdinand (ſpringt an ihr auf, voll Entſchloſſenheit.) Aber ich will ſeine Kabalen durchbohren — durchreißen will ich alle dieſe eiſerne Ketten des Vorurtheils — Frei wie ein Mann will ich wählen, daß dieſe Inſektenſeelen am Rieſenwerk meiner Liebe hinaufſchwindeln. (Er will fort.)

Louiſe (zittert vom Seſſel auf, folgt ihm.) Bleib! Bleib! Wohin willſt du? — Vater — Mutter — in dieſer bangen Stunde verläßt er uns!

Frau (eilt ihm nach, hängt ſich an ihn.) Der Präſident wird hieher kommen — Er wird unſer Kind mißhandeln — Er wird uns mißhandeln — Herr von Walter, und Sie verlaſſen uns?

Miller (lacht wüthend.) Verläßt uns! Freilich! Warum nicht? — Sie gab ihm ja Alles hin! (Mit der einen Hand den Major, mit der andern Louiſen faſſend.) Geduld, Herr! der Weg aus meinem Hauſe geht nur über dieſe da — Erwarte erſt deinen Vater, wenn du kein Bube biſt. Erzähl' es ihm, wie du dich in ihr Herz ſtahlſt, Betrüger, oder bei Gott (ihm ſeine Tochter zuſchleudernd, wild und heftig.) Du ſollſt mir zuvor dieſen wimmernden Wurm zertreten, den Liebe zu dir ſo zu Schanden richtete!

Ferdinand (kommt zurück, und geht auf und ab in tiefen Gedanken.) Zwar die Gewalt des Präſidenten iſt groß — Vaterrecht iſt ein weites Wort — der Frevel ſelbſt kann ſich in ſeinen Falten verſtecken, er kann es weit damit treiben — Weit! — Doch aufs äußerſte treibts nur die Liebe — Hier, Louiſe! Deine Hand in die meinige (er faßt dieſe heftig.) So wahr mich Gott im lezten Hauch nicht verlaſſen ſoll! — Der Augenblick, der dieſe zwei Hände trennt, zerreißt auch den Faden zwiſchen mir und der Schöpfung!

Louiſe. Mir wird bange! Blick' weg! Deine Lippen beben! Dein Auge rollt fürchterlich —

Ferdinand. Nein, Louiſe! Zittre nicht! Es iſt nicht Wahnſinn, was aus mir redet! Es iſt das köſtliche Geſchenk des Himmels, Entſchluß in dem geltenden Augenblick, wo die gepreßte Bruſt nur durch etwas Unerhörtes ſich Luft macht — Ich liebe dich, Louiſe — Du ſollſt mir bleiben, Louiſe — Jezt zu meinem Vater! (Er eilt ſchnell fort und rennt — gegen den Präſidenten.)

Sechſte Scene.

Der Präſident mit einem Gefolge von Bedienten. **Vorige.**

Präſident (im Hereintreten.) Da iſt er ſchon!

Alle (erſchrecken.)

Ferdinand (weicht einige Schritte zurück.) Im Hauſe der Unſchuld.

Präſident. Wo der Sohn Gehorſam gegen den Vater lernt!

Ferdinand. Laſſen Sie uns doch — —

Präſident (unterbricht ihn, zu Millern.) Er iſt der Vater!

Miller. Stadtmuſikant Miller.

Präſident (zur Frau.) Sie die Mutter?

Frau. Ach ja! die Mutter!

Ferdinand (zu Millern.) Vater, bring' er die Tochter weg — ihr droht eine Ohnmacht.

Präſident. Ueberflüſſige Sorgfalt! Ich will ſie anſtreichen. (Zu Louiſen) Wie lang' kennt Sie den Sohn des Präſidenten?

Louiſe. Dieſem habe ich nie nachgefragt! Ferdinand von Walter beſucht mich ſeit dem November!

Ferdinand. Betet ſie an!

Präſident. Erhielt Sie Verſicherungen?

Ferdinand. Vor wenig Augenblicken die feierlichſten im Angeſichte Gottes.

Präſident (zornig zu ſeinem Sohn.) Zur Beichte deiner Thorheit wird man dir ſchon das Zeichen geben. (Zu Louiſen) Ich erwarte Antwort.

Louiſe. Er ſchwur mir Liebe.

Ferdinand. Und wird ſie halten.

Präſident. Muß ich befehlen, daß du ſchweigſt? — Nahm ſie den Schwur an?

Louiſe (zärtlich.) Ich erwiederte ihn.

Ferdinand (mit feſter Stimme.) Der Bund iſt geſchloſſen!

Präſident. Ich werde das Echo hinauswerfen laſſen. (Boshaft zu Louiſen.) Aber er bezahlte Sie doch jederzeit baar?

Louiſe (aufmerkſam.) Dieſe Frage verſtehe ich nicht ganz.

Präſident (mit beißendem Lachen.) Nicht? Nun! ich meine nur — Jedes Handwerk hat, wie man ſagt, ſeinen goldenen Boden — auch ſie, hoff' ich, wird ihre Gunſt nicht verſchenkt haben — oder war's ihr vielleicht mit dem bloßen Verſchluß gedient? Wie?

Ferdinand (fährt wie raſend auf.) Hölle! was war das?

Louiſe (zum Major mit Würde und Unwillen.) Herr von Walter, jetzt ſind Sie frei!

Ferdinand. Vater! Ehrfurcht befiehlt die Tugend auch im Bettlerkleid!

Präſident (lacht lauter.) Eine luſtige Zumuthung! Der Vater ſoll die Hure des Sohns reſpektiren.

Louiſe (ſtürzt nieder.) O Himmel und Erde!

Ferdinand (mit Louiſen zu gleicher Zeit, indem er den Degen nach dem Präſidenten zuckt, den er aber ſchnell wieder ſinken läßt.) Vater! Sie hatten einmal ein Leben an mich zu fordern — Es iſt bezahlt. (Den Degen einſteckend) Der Schuldbrief der kindlichen Pflicht liegt zerriſſen da —

Miller (der bis jetzt furchtſam auf der Seite geſtanden, tritt hervor in Bewegung, wechſelsweiſe vor Wuth mit den Zähnen knirſchend, und vor Angſt damit klappernd.) Ewr. Erzellenz — Das Kind iſt des Vaters Arbeit — Halten zu Gnaden — Wer das Kind eine Mähre ſchilt, ſchlägt den Vater an's Ohr, und Ohrfeig' um Ohrfeig' — Das iſt ſo Tax bei uns — Halten zu Gnaden!

Frau. Hilf, Herr und Heiland! — Jetzt bricht auch der Alte los — über unſerm Kopf wird das Wetter zuſammenſchlagen!

Präſident (der es nur halb gehört hat.) Regt ſich der Kuppler auch? — Wir ſprechen uns gleich, Kuppler!

Miller. Halten zu Gnaden! Ich heiße Miller, wenn Sie ein Adagio hören wollen — mit Buhlſchaften dien' ich nicht! So lang' der Hof noch da Vorrath hat, kommt die Lieferung nicht an uns Bürgersleute! Halten zu Gnaden! —

Frau. Um des Himmels willen, Mann! Du bringſt Weib und Kind um.

Ferdinand. Sie ſpielen hier eine Rolle, mein Vater, wobei Sie ſich wenigſtens die Zeugen hätten erſparen können!

Miller (kommt ihm näher, herzhafter.) Deutſch und verſtändlich! Halten zu Gnaden! Ewr. Exzellenz ſchalten und walten im Land! Das iſt meine Stube! Mein devoteſtes Kompliment, wenn ich dermaleins ein Pro Memoria bringe, aber den ungehobelten Gaſt werf' ich zur Thür hinaus — Halten zu Gnaden!

Präſident (vor Wuth blaß.) Was? — Was iſt das? (Tritt ihm näher.)

Miller (zieht ſich ſachte zurück.) Das war nur ſo meine Meinung, Herr — Halten zu Gnaden!

Präſident (in Flammen.) Ha, Spitzbube! Ins Zuchthaus ſpricht dich deine vermeſſene Meinung — Fort! Man ſoll Gerichtsdiener holen. (Einige vom Gefolg gehen ab; der Präſident rennt voll Wuth durch das Zimmer.) Vater ins Zuchtshaus! — an den Pranger Mutter, und Mätze von Tochter! — Die Gerechtigkeit ſoll meiner Wuth ihre Arme borgen! Für dieſen Schimpf muß ich ſchreckliche Genugthuung haben — Ein ſolches

Geſindel ſollte meine Plane zerſchlagen, und ungeſtraft Vater und Sohn an einander hetzen? — Ha, Verfluchte! Ich will meinen Haß an eurem Untergang ſättigen, die ganze Brut, Vater, Mutter und Tochter, will ich meiner brennenden Rache opfern!

Ferdinand (tritt gelaſſen und ſtandhaft unter ſie hin.) O nicht doch! Seyd außer Furcht! Ich bin zugegen. (Zum Präſidenten mit Unterwürfigkeit.) Keine Uebereilung, mein Vater! Wenn Sie ſich ſelbſt lieben, keine Gewaltthätigkeit! — Es giebt eine Gegend in meinem Herzen, worin das Wort Vater noch nie gehört worden iſt — Dringen Sie nicht bis in dieſe.

Präſident. Nichtswürdiger! Schweig! Reize meinen Grimm nicht noch mehr!

Miller (kommt aus einer dumpfen Betäubung zu ſich ſelbſt.) Schau du nach deinem Kinde, Frau! Ich laufe zum Herzog! — Der Leibſchneider — das hat mir Gott eingeblaſen — der Leibſchneider lernt die Flöte bei mir! Es kann nicht fehlen beim Herzog. (Er will gehen.)

Präſident. Beim Herzog, ſagſt du? — Haſt du vergeſſen, daß ich die Schwelle bin, worüber du ſpringen oder den Hals brechen mußt? — Beim Herzog, du Dummkopf? — Verſuch' es, wenn du, lebendig todt, eine Thurmhöhe tief, unter dem Boden im Kerker liegſt, wo die Nacht mit der Hölle liebäugelt, und Schall und Licht wieder umkehren. Raßle dann mit deinen Ketten und wimmre: Mir iſt zuviel geſchehen!

Siebente Scene.

Gerichtsdiener. Die Vorigen.

Ferdinand (eilt auf Louiſen zu, die ihm halb todt in den Arm fällt.) Louiſe! Hilfe! Rettung! Der Schrecken überwältigte ſie!

Miller (ergreift ſein ſpaniſches Rohr, ſetzt den Hut auf, und macht ſich zum Angriffe gefaßt.)

Frau (wirft ſich auf die Knie vor dem Präſidenten.)

Präſident (zu den Gerichtsdienern, ſeinen Orden entblößend.) Legt Hand an im Namen des Herzogs! — Weg von der Mätze, Junge! — Ohnmächtig oder nicht — wenn ſie nur erſt das eiſerne Halsband um hat, wird man ſie ſchon mit Steinwürfen aufwecken!

Frau. Erbarmung, Ihro Erzellenz! Erbarmung! Erbarmung!

Miller (reißt ſeine Frau in die Höhe.) Knie vor Gott, alte Heulhure, und nicht vor — Schelmen, weil ich ja doch ſchon ins Zuchthaus muß!

Präſident (beißt die Lippen.) Du kannſt dich verrechnen, Bube! Es ſtehen noch Galgen leer! (Zu den Gerichtsdienern.) Muß ich es noch einmal ſagen?

Gerichtsdiener (dringen auf Louiſen ein.)

Ferdinand (ſpringt an ihr auf, und ſtellt ſich vor ſie, grimmig.) Wer will was? (Er zieht den Degen ſammt der Scheide, und wehrt ſich mit dem Gefäß.) Wag' es, ſie anzurühren, wer nicht auch die Hirnſchale an die Gerichte vermiethet hat. (Zum Präſidenten.) Schonen Sie Ihrer ſelbſt! Treiben Sie mich nicht weiter, mein Vater!

Präſident (drohend zu den Gerichtsdienern.) Wenn euch euer Brot lieb iſt, Memmen —

Gerichtsdiener (greifen Louiſen wieder an.)

Ferdinand. Tod und alle Teufel! Ich ſage: Zurück! — Noch einmal! Haben Sie Erbarmen mit ſich ſelbſt! Treiben Sie mich nicht aufs Aeußerſte, Vater!

Präſident (aufgebracht zu den Gerichtsdienern.) Iſt das euer Dienſteifer, Schurken?

Gerichtsdiener (greifen hitziger an.)

Ferdinand. Wenn es denn ſeyn muß (indem er den Degen zieht und einige von denſelben verwundet.) ſo verzeihe mir, Gerechtigkeit!

Präſident (voll Zorn.) Ich will doch ſehen, ob auch ich dieſen Degen fühle. (Er faßt Louiſen ſelbſt, zerrt ſie in die Höhe und übergibt ſie einem Gerichtsknechte.)

Ferdinand (lacht erbittert.) Vater, Vater, Sie machen hier ein beißendes Pasquill auf die Gottheit, die ſich ſo übel auf ihre Leute verſtund, und aus vollkommenen Henkersknechten ſchlechte Miniſter machte!

Präſident (zu den übrigen.) Fort mit ihr!

Ferdinand. Vater, ſie ſoll an dem Pranger ſtehn, aber mit dem Major, des Präſidenten Sohne — — Beſtehen Sie noch darauf?

Präſident. Deſto poſſierlicher wird das Spektakel — Fort!

Ferdinand. Vater! ich werfe meinen Offiziers-Degen auf das Mädchen — — Beſtehen Sie noch darauf? —

Präſident. Das Port d'Epee iſt an *deiner* Seite des Prangerſtehens gewohnt worden — Fort! Fort! Ihr wißt meinen Willen!

Ferdinand (drückt einen Gerichtsdiener weg, faßt Louiſen mit einem Arm, mit dem andern zückt er den Degen auf ſie.) Vater! Eh' Sie meine Gemahlinn beſchimpfen, durchſtoß' ich ſie — Beſtehen Sie noch darauf?

Präſident. Thu' es, wenn deine Klinge auch ſpitzig iſt!

Ferdinand (läßt Louiſen fahren, und blickt fürchterlich zum Himmel.) Du Allmächtiger biſt Zeuge! Kein *menſchliches* Mittel ließ ich unverſucht — ich muß zu einem *teufliſchen* ſchreiten — Ihr führt ſie zum Pranger fort, unterdeſſen (dem Präſidenten, ins Ohr rufend) erzähl' ich der Reſidenz eine Geſchichte, *wie man Präſident wird.* (Ab.)

Präſident (wie vom Bliz gerührt.) Was iſt das? — Ferdinand! — Laſſt ſie ledig!

(Er eilt dem Major nach.)

Dritter Akt.

Erſte Scene.

Saal beim Präſidenten.

Der Präſident und Sekretär Wurm kommen.

Präſident. Der Streich war verwünſcht!

Wurm. Wie ich befürchtete, gnädiger Herr! Zwang *erbittert* die Schwärmer immer, aber *bekehrt* ſie nie!

Präſident. Ich hatte mein beſtes Vertrauen in dieſen Anſchlag geſetzt! Ich urtheilte ſo: Wenn das Mädchen *beſchimpft* wird, muß er, als Offizier, zurücktreten! —

Wurm. Ganz vortrefflich! Aber zum *Beſchimpfen* hätt' es auch kommen ſollen!

Präſident. Und doch — wenn ich es jetzt mit kaltem Blut überdenke — Ich hätte mich nicht ſollen eintreiben laſſen! — Es war eine Drohung, woraus er wol nimmermehr Ernſt gemacht hätte!

Wurm. Das denken Sie ja nicht! Der gereizten Leidenſchaft iſt keine Thorheit zu bunt! Sie ſagen mir, der Herr Major habe immer den Kopf zu ihrer Regierung geſchüttelt! Ich glaubs. Die Grundſätze, die er aus Akademien hieherbrachte, wollten mir gleich nicht recht einleuchten! Was ſollten auch die phantaſtiſchen Träumereien von Seelengröße und perſönlichem Adel an einem Hofe, wo die größte Weisheit diejenige iſt, im rechten Tempo, auf eine geſchickte Art, Groß und Klein zu ſeyn! Er iſt zu jung und zu feurig, um Geſchmack am langſamen krummen Gang der Kabale zu finden, und nichts wird ſeine Ambition in Bewegung ſetzen, als was groß iſt und abenteuerlich!

Präſident (verdrüßlich.) Aber was wird dieſe wohlweiſe Anmerkung an unſerm Handel verbeſſern?

Wurm. Sie wird Ewr. Excellenz auf die Wunde hinweiſen, und auch vielleicht auf den Verband! Einen ſolchen Charakter — erlauben Sie — hätte man entweder nie zum Vertrauten, oder niemals zum Feind machen ſollen! Er verabſcheut das Mittel, wodurch Sie geſtiegen ſind! Vielleicht war es bis jetzt nur der Sohn, der die Zunge des Verräthers band! Geben Sie ihm Gelegenheit, jenen rechtmäßig abzuſchütteln! Machen Sie ihn durch wiederholte Stürme auf ſeine Leidenſchaft glauben, daß Sie der zärtliche Vater nicht ſind, ſo dringen die Pflichten des Patrioten bei ihm vor! Ja, ſchon allein die ſeltſame Phantaſie, der Gerechtigkeit ein ſo merkwürdiges Opfer zu bringen, könnte Reiz genug für ihn haben, ſelbſt ſeinen Vater zu ſtürzen!

Präſident. Wurm! — Wurm! — Er führt mich da vor einen entſetzlichen Abgrund!

Wurm. Ich will Sie zurückführen, gnädiger Herr! Darf ich freimüthig reden?

Präſident (indem er ſich nieder ſetzt.) Wie ein Verdammter zum Mitverdammten!

Wurm. Alſo verzeihen Sie — Sie haben, dünkt mich, der biegſamen Hofkunſt den ganzen *Präſidenten* zu danken, warum vertrauten Sie ihr nicht auch den *Vater* an? Ich beſinne mich, mit welcher Offenheit Sie Ihren Vorgänger damals zu einer Partie Piquet beredeten, und bei ihm die halbe Nacht mit freundſchaftlichem Burgunder hinwegſchwemmten, und das war doch die nämliche Nacht, wo die große Mine losgehen, und den ganzen Mann in die Luft blaſen ſollte — Warum zeigten Sie Ihrem Sohne den Feind? Nimmermehr hätte dieſer erfahren ſollen, daß ich um ſeine Liebensangelegenheit wiſſe. Sie hätten den Roman von Seiten des Mädchens unterhöhlt, und das Herz Ihres Sohnes behalten! Sie hätten den klugen General geſpielt, der den Feind nicht am Kern ſeiner Truppen faßt, ſondern Spaltungen unter den Gliedern ſtiftet!

Präſident. Wie war das zu machen?

Wurm. Auf die einfachſte Art — und die Karten ſind noch nicht ganz vergeben! Unterdrücken Sie eine Zeitlang, daß Sie Vater ſind. Meſſen Sie ſich mit einer Leidenſchaft nicht, die jeder Widerſtand nur mächtiger machte — Ueberlaſſen Sie es mir, an ihrem eigenen Feuer den Wurm auszubrüten, der ſie frißt.

Präſident. Ich bin begierig.

Wurm. Ich müßte mich ſchlecht auf den Barometer der Seele verſtehen, oder der Herr Major iſt in der Eiferſucht ſchrecklich, wie in der Liebe! Machen Sie ihm das Mädchen verdächtig — — Wahrſcheinlich oder nicht. Ein Gran Hefe reicht hin, die ganze Maſſe in eine zerſtörende Gährung zu jagen!

Präſident. Aber woher dieſen Gran nehmen?

Wurm. Da ſind wir auf dem Punkt — Vor allen Dingen, gnädiger Herr! erklären Sie mir, wie viel Sie bei der fernern Weigerung des Majors auf dem Spiel haben — in welchem Grade es Ihnen wichtig iſt, den Roman mit dem Bürgermädchen zu endigen, und die Verbindung mit Lady Milford zu Stande zu bringen?

Präſident. Kann er noch fragen, Wurm? — Mein ganzer Einfluß iſt in Gefahr, wenn die Partie mit der Lady zurückgeht, und wenn ich den Major zwinge, mein Hals!

Wurm munter.) Jetzt haben Sie die Gnade und hören! — Den Herrn Major umſpinnen wir mit Liſt.

Gegen das Mädchen nehmen wir Ihre ganze Gewalt zu Hilfe. Wir diktiren ihr ein Billetdoux an eine dritte Perſon in die Feder, und ſpielen das mit guter Art dem Major in die Hände.

Präſident. Toller Einfall! Als ob ſie ſich ſo geſchwind hin bequemen würde, ihr eigenes Todesurtheil zu ſchreiben?

Wurm. Sie muß, wenn Sie mir freie Hand laſſen wollen. Ich kenne das gute Herz auf und nieder. Sie hat nicht mehr als zwei tödliche Seiten, durch welche wir ihr Gewiſſen beſtürmen können — ihren Vater und den Major. Der letztere bleibt ganz und gar aus dem Spiel; deſto freier können wir mit dem Muſikanten umſpringen. —

Präſident. Als zum Exempel?

Wurm. Nach dem, was Ewr. Excellenz mir von dem Auftritt in ſeinem Hauſe geſagt haben, wird nichts leichter ſeyn, als den Vater mit einem Halsprozeß zu bedrohen! Die Perſon des Günſtlings und Siegelbewahrers iſt gewiſſermaßen der Schatten der Majeſtät. — Beleidigungen gegen jenen ſind Verletzungen dieſer. — Wenigſtens will ich den armen Schächer mit dieſen zuſammengeflickten Kobold durch ein Nadelöhr jagen.

Präſident. Doch — ernſthaft dürfte der Handel nicht werden.

Wurm. Ganz und gar nicht — Nur in ſo weit, als es nöthig iſt, die Familie in die Klemme zu treiben — Wir ſetzen alſo in aller Stille den Muſikus feſt — Die Noth um ſo dringender zu machen, könnte man auch die Mutter mitnehmen, — ſprechen von peinlicher Anklage, von Schaffot, von ewiger Feſtung, und machen den Brief der Tochter zur einzigen Bedingniß ſeiner Befreiung.

Präſident. Gut! Gut! Ich verſtehe!

Wurm. Sie liebt ihren Vater — bis zur Leidenſchaft, möcht' ich ſagen. Die Gefahr ſeines Lebens — ſeiner Freiheit zum mindeſten — Die Vorwürfe ihres Gewiſſens, den Anlaß dazu gegeben zu haben — Die Unmöglichkeit, den Major zu beſitzen — endlich die Betäubung ihres Kopfs, die ich auf mich nehme — Es kann nicht fehlen — Sie muß in die Falle gehn.

Präſident. Aber mein Sohn? Wird er nicht auf der Stelle Wind davon haben? Wird er nicht wüthender werden?

Wurm. Das laſſen Sie meine Sorge ſeyn, gnädiger Herr! — Vater und Mutter werden nicht eher frei gelaſſen, bis die ganze Familie einen körperlichen Eid darauf ablegt, den ganzen Vorgang geheim zu halten, und den Betrug zu beſtätigen.

Präſident. Einen Eid? Was wird ein Eid fruchten, Dummkopf?

Wurm. Nichts bei uns, gnädiger Herr! Bei dieſer Menſchenart Alles — Und ſehen Sie nun, wie ſchön wir beide auf dieſe Manier zum Ziel kommen werden — Das Mädchen verliert die Liebe des Majors, und den Ruf ihrer Tugend! Vater und Mutter ziehen gelindere Saiten auf, und durch und durch weich gemacht von Schickſalen dieſer Art, erkennen ſie's noch zuletzt für Erbarmung, wenn ich der Tochter durch meine Hand ihre Reputation wieder gebe.

Präſident (lacht unter Kopfſchütteln.) Ja! ich gebe mich dir überwunden, Schurke! Das Geweb' iſt ſataniſch fein! Der Schüler übertrifft ſeinen Meiſter — — Nun iſt die Frage, an **wen** das Billet muß gerichtet werden! Mit **wem** wir ſie in Verdacht bringen müſſen?

Wurm. Nothwendig mit Jemand, der durch den Entſchluß Ihres Sohnes Alles gewinnen oder alles verlieren muß!

Präſident (nach einigem Nachdenken.) Ich weiß nur den Hofmarſchall.

Wurm (zuckt die Achſeln.) **Mein** Geſchmack wär' er nun freilich nicht, wenn ich Louiſe Millerinn hieße.

Präſident. Und warum nicht? Wunderlich! Eine blendende Garderobe — eine Atmoſphäre von Eau de mille fleurs und Biſam — auf jedes alberne Wort eine Handvoll Dukaten — und alles das ſollte die Delikateſſe einer bürgerlichen Dirne nicht endlich beſtechen können? O, guter Freund! So ſcrupulös iſt die Eiferſucht nicht! Ich ſchicke zum Marſchall! (Klingelt.)

Wurm. Unterdeſſen, daß Ewr. Excellenz dieſes und die Gefangenehmung des Geigers beſorgen, werd' ich hingehen, und den bewußten Liebesbrief aufſetzen!

Präſident (zum Schreibepult gehend.) Den er mir zum Durchleſen heraufbringt, ſobald er zu Stand ſeyn wird. (Wurm geht ab. Der Präſident ſetzt ſich zu ſchreiben; ein Kammerdiener kommt; er ſteht auf, und giebt ihm ein Papier.) Dieſer Verhaftsbefehl muß ohne Aufſchub in die Gerichte — ein Andrer von euch wird den Hofmarſchall zu mir bitten.

Kammerdiener. Der gnädige Herr ſind ſo eben hier angefahren!

Präſident. Noch beſſer — Aber die Anſtalten ſollen mit Vorſicht getroffen werden, ſagt ihm, daß kein Aufſtand erfolgt.

Kammerdiener. Sehr wohl, Ihr' Excellenz!

Präſident. Verſteht ihr? Ganz in der Stille.

Kammerdiener. Ganz gut, Ihro Excellenz! (Ab.)

Zweyte Scene.

Der Präſident und der Hofmarſchall.

Hofmarſchall (eilfertig.) Nur en passant, mein Beſter! — Wie leben Sie? Wie befinden Sie ſich? — Heute Abend iſt große Opera Dido — das ſuperbeſte

Feuerwerk — eine ganze Stadt brennt zuſammen — Sie ſehen ſie doch auch brennen? Was?

Präſident. Ich habe Feuerwerks genug in meinem eigenen Hauſe, das meine ganze Herrlichkeit in die Luft nimmt — Sie kommen erwünſcht, lieber Marſchall, mir in einer Sache zu rathen, thätig zu helfen, die uns beide pouſſirt oder völlig zu Grund richtet! Setzen Sie ſich!

Hofmarſchall. Machen Sie mir nicht Angſt, mein Süßer!

Präſident. Wie geſagt — pouſſirt oder ganz zu Grund richtet! Sie wiſſen mein Projekt mit dem Major und der Lady. Sie begreifen auch, wie unentbehrlich es war, unſer beider Glück zu fixiren! Es kann alles zuſammenfallen, Kalb! Mein Ferdinand will nicht!

Hofmarſchall. Will nicht — will nicht — ich habs ja in der ganzen Stadt ſchon herum geſagt! Die Mariage iſt ja in Jedermanns Munde!

Präſident. Sie können vor der ganzen Stadt als Windmacher da ſtehen! Er liebt eine Andere!

Hofmarſchall. Sie ſcherzen! Iſt das auch wol ein Hinderniß?

Präſident. Bei dem Trotzkopf das unüberwindlichſte.

Hofmarſchall. Er ſollte ſo wahnſinnig ſeyn, und ſein Fortune von ſich ſtoßen? Was?

Präſident. Fragen Sie ihn das, und hören Sie, was er antwortet!

Hofmarſchall. Aber, mon Dieu! was kann er denn antworten?

Präſident. Daß er der ganzen Welt das Verbrechen entdecken wolle, wodurch wir geſtiegen ſind — daß er unſere falſchen Briefe und Quittungen angeben — daß er uns beide an's Meſſer liefern wolle — Das kann er antworten!

Hofmarſchall. Sind Sie von Sinnen?

Präſident. Das hat er geantwortet. Das war er ſchon Willens in's Werk zu richten — Davon hab' ich ihn kaum noch durch meine höchſte Erniedrigung abgebracht. Was wiſſen Sie hierauf zu ſagen?

Hofmarſchall (mit einem Schafsgeſicht.) Mein Verſtand ſteht ſtille!

Präſident. Das könnte noch hingehen! Aber zugleich hinterbringen mir meine Spionen, daß der Oberſchenk von Bock auf dem Sprunge ſey, um die Lady zu werben!

Hofmarſchall. Sie machen mich raſend! Wer ſagen Sie? Von Bock, ſagen Sie? — Wiſſen Sie denn auch, daß wir Todfeinde zuſammen ſind? Wiſſen Sie auch, warum wir es ſind?

Präſident. Das erſte Wort, das ich höre!

Hofmarſchall. Beſter! Sie werden hören und aus der Haut werden Sie fahren — Wenn Sie ſich noch des Hofballs entſinnen — — es geht jetzt in's ein und zwanzigſte Jahr — wiſſen Sie, worauf man den erſten Engliſchen tanzte, und dem Grafen von Meerſchaum das heiße Wachs von einem Kronleuchter auf den Domino tröpfelte — Ach Gott! das müſſen Sie freilich noch wiſſen!

Präſident. Wer könnte ſo was vergeſſen?

Hofmarſchall. Sehen Sie! Da hatte Prinzeſſinn Amalie in der Hitze des Tanzes ein Strumpfband verloren. — Alles kommt, wie begreiflich, in Allarm — von Bock und ich — wir waren noch Kammerjunker — wir kriechen durch den ganzen Redoutenſaal, das Strumpfband zu ſuchen — endlich erblick' ichs — von Bock merkts — von Bock darauf zu — reißt es mir aus den Händen — ich bitte Sie! — bringts der Prinzeſſinn und ſchnappt mir glücklich das Kompliment weg. — Was denken Sie?

Präſident. Impertinent!

Hofmarſchall. Schnappt mir das Komplimen weg — Ich meine in Ohnmacht zu ſinken. Eine ſolche Malice iſt gar nicht erlebt worden. — Endlich ermann' ich mich, nähere mich Ihrer Durchlaucht und ſpreche: Gnädige Frau! von Bock war ſo glücklich, Höchſtdenenſelben das Strumpfband zu überreichen, aber wer das Strumpfband zuerſt erblickte, belohnt ſich in der Stille und ſchweigt.

Präſident. Bravo, Marſchall! Braviſſimo!

Hofmarſchall. Und ſchweigt — Aber ich werds dem von Bock bis zum jüngſten Gerichte noch nachtragen — der niederträchtige kriechende Schmeichler! — Und das war noch nicht genug — Wie wir beide zugleich auf das Strumpfband zu Boden fallen, wiſcht mir von Bock an der rechten Friſur allen Puder weg, und ich bin ruinirt auf den ganzen Ball.

Präſident. Das iſt der Mann, der die Milford heirathen, und die erſte Perſon am Hofe werden wird.

Hofmarſchall. Sie ſtoßen mir ein Meſſer ins Herz. Wird? Wird? Warum wird er? Wo iſt die Nothwendigkeit?

Präſident. Weil mein Ferdinand nicht will, und ſonſt keiner ſich meldet.

Hofmarſchall. Aber wiſſen Sie denn gar kein einziges Mittel, den Major zum Entſchluß zu bringen? — — Seys auch noch ſo biſarr, ſo verzweifelt! — Was in der Welt kann ſo widrig ſeyn, das uns jetzt nicht willkommen wäre, den verhaßten von Bock auszuſtechen?

Präſident. Ich weiß nur eines, und das bei Ihnen ſteht!

Hofmarſchall. Bei mir ſteht? Und das iſt?

Präſident. Den Major mit ſeiner Geliebten zu entzweien.

Hofmarſchall. Zu entzweien? Wie meinen Sie das? — und wie mach' ich das?

Präſident. Alles iſt gewonnen, ſobald wir ihm das Mädchen verdächtig machen!

Hofmarſchall. Daß ſie ſtehle, meinen Sie?

Präſident. Ach nein doch! Wie glaubt' er das? — Daß ſie es noch mit einem Andern habe.

Hofmarſchall. Dieſer Andre?

Präſident. Müßten Sie ſeyn, Baron!

Hofmarſchall. Ich ſeyn? Ich? — Iſt ſie von Adel?

Präſident. Wozu das? Welcher Einfall! — Eines Muſikanten Tochter!

Hofmarſchall. Bürgerlich alſo? Das wird nicht angehen! Was?

Präſident. Was wird nicht angehen? Narrenspoſſen! Wem unter der Sonne wird es einfallen, ein paar runde Wangen nach dem Stammbaum zu fragen?

Hofmarſchall. Aber bedenken Sie doch, ein Ehrenmann! Und meine Reputation bei Hofe!

Präſident. Das iſt was anders! Verzeihen Sie! Ich habe das noch nicht gewußt, daß Ihnen der *Mann von unbeſcholtenen Sitten* mehr iſt, als der *von Einfluß*. Wollen wir abbrechen?

Hofmarſchall. Seyen Sie klug, Baron! Es war ja nicht ſo verſtanden!

Präſident (froſtig.) Nein — nein! Sie haben vollkommen Recht. Ich bin es auch müde. Ich laſſe den Karren ſtehen. Dem von Bock wünſch' ich Glück zum Premierminiſter. Die Welt iſt noch anderswo. Ich fordre meine Entlaſſung vom Herzog!

Hofmarſchall. Und ich? — Sie haben gut ſchwatzen, Sie! Sie ſind ein Studierter! Aber ich, — mon Dieu! Was bin denn ich, wenn mich Seine Durchlaucht entlaſſen?

Präſident. Ein Bonmot von Vorgeſtern! Die Mode vom vorigen Jahr!

Hofmarſchall. Ich beſchwöre Sie, Theurer Goldner! — Erſticken Sie dieſen Gedanken! Ich will mir ja Alles gefallen laſſen!

Präſident. Wollen Sie Ihren Namen zu einem Rendez-vous hergeben, den Ihnen dieſe Millerinn ſchriftlich vorſchlagen ſoll?

Hofmarſchall. In Gottes Namen! Ich will ihn hergeben!

Präſident. Und den Brief irgendwo herausfallen laſſen, wo er dem Major zu Geſicht kommen muß?

Hofmarſchall. Zum Exempel auf der Parade will ich ihn, als von ohngefähr, mit dem Schnupftuch herausſchleudern!

Präſident. Und die Rolle ihres Liebhabers gegen den Major behaupten?

Hofmarſchall. Mort de ma vie! Ich will ihn ſchon waſchen! Ich will dem Naſeweis den Appetit nach meinen Amouren verleiden!

Präſident. Nun gehts nach Wunſch! Der Brie muß noch heute geſchrieben ſeyn! Sie müſſen vor Abend noch her kommen, ihn abzuholen, und Ihre Rolle mit mir zu berichtigen!

Hofmarſchall. Sobald ich ſechszehn Viſiten werde gegeben haben, die von allerhöchſter Importance ſind. Verzeihen Sie alſo, wenn ich mich ohne Aufſchub beurlaube! (Geht.)

Präſident (klingelt.) Ich zähle auf Ihre Verſchlagenheit, Marſchall!

Hofmarſchall (ruft zurück.) Ah, mon Dieu! Sie kennen mich ja!

Dritte Scene.

Der Präſident und Wurm.

Wurm. Der Geiger und ſeine Frau ſind glücklich und ohne alles Geräuſch in Verhaft gebracht! Wollen Ewr. Excellenz jetzt den Brief überleſen?

Präſident (nachdem er geleſen.) Herrlich! Herrlich, Sekretär! Auch der Marſchall hat angebiſſen! — Ein Gift, wie das, müßte die Geſundheit ſelbſt in eiternden Ausſatz verwandeln — Nur gleich mit den Vorſchlägen zum Vater, und dann warm zu der Tochter! (Gehen ab zu verſchiedenen Seiten.)

Vierte Scene.

Zimmer in Millers Wohnung.

Louiſe und Ferdinand.

Louiſe. Ich bitte dich, höre auf! Ich glaube an keine glückliche Tage mehr! Alle meine Hoffnungen ſind geſunken!

Ferdinand. So ſind die meinigen geſtiegen! Mein Vater iſt aufgereizt! Mein Vater wird alle Geſchütze gegen uns richten! Er wird mich zwingen, den unmenſchlichen Sohn zu machen! Ich ſtehe nicht für meine kindliche Pflicht! Wuth und Verzweiflung werden mir das ſchwarze Geheimniß ſeiner Mordthat erpreſſen! Der Sohn wird den Vater in die Hände des Henkers liefern — Es iſt die **höchſte Gefahr** — — und die höchſte Gefahr mußte da ſeyn, wenn meine Liebe den Rieſenſprung wagen ſollte — — Höre, Louiſe! — Ein Gedanke, groß und vermeſſen wie meine Leidenſchaft, drängt ſich vor meine Seele — Du, Louiſe, und **ich** und die **Liebe**! — — Liegt nicht in dieſem Cirkel der ganze Himmel? oder brauchſt du noch etwas Viertes dazu?

Louiſe. Brich ab! Nichts mehr! Ich erblaſſe über das, was du ſagen willſt!

Ferdinand. Haben wir an die Welt keine Foderung mehr, warum denn ihren Beifall erbetteln? Warum wagen, wo nichts gewonnen wird und alles verloren werden kann? — Wird dieſes Auge nicht eben ſo ſchmelzend funkeln, ob es im Rhein oder in der Elbe ſich ſpiegelt oder im baltiſchen Meer? Mein Vaterland iſt, wo mich Louiſe liebt! Deine Fußtapfen in wilden ſandigen Wüſten mir intereſſanter, als das Münſter in meiner Heimat. — Werden wir die Pracht der Städte vermiſſen? Wo wir ſeyn mögen, Louiſe, geht eine Sonne auf, eine unter — Schauſpiele, neben welchen der üppigſte Schwung der Künſte verblaßt! Werden wir Gott in keinem Tempel mehr dienen, ſo ziehet die Nacht mit begeiſternden Schauern auf, der wechſelnde Mond predigt uns Buße, und eine andächtige Kirche von Sternen betet mit uns! — Werden wir uns in Geſprächen der Liebe erſchöpfen? Ein Lächeln meiner Louiſe iſt Stoff für Jahrhunderte, und der Traum des Lebens iſt aus, bis ich dieſe Thräne ergründe!

Louiſe. Und hätteſt du ſonſt keine Pflicht mehr als deine Liebe?

Ferdinand (ſie umarmend.) Deine Ruhe iſt meine heiligſte!

Louiſe (ſehr ernſthaft.) So ſchweig, und verlaß mich — Ich habe einen Vater, der kein Vermögen hat, als dieſe einzige Tochter — der morgen ſechzig alt wird — der der Rache des Präſidenten gewiß iſt!

Ferdinand (fällt raſch ein.) Der uns begleiten wird. Darum keinen Einwurf mehr, Liebe! Ich gehe, mache meine Koſtbarkeiten zu Geld, erhebe Summen auf meinen Vater! Es iſt erlaubt, einen Räuber zu plündern, und ſind ſeine Schätze nicht Blutgeld des Vaterlands? — Schlag ein Uhr um Mitternacht wird ein Wagen hieher fahren. Ihr werft euch hinein! Wir fliehen!

Louiſe. Und der Fluch deines Vaters uns nach? — Ein Fluch, Unbeſonnener, den auch Mörder nie ohne Erhörung ausſprechen, den die Rache des Himmels auch dem Dieb auf dem Rade hält, der uns Flüchtlinge unbarmherzig, wie ein Geſpenſt, von Meer zu Meer jagen würde? — Nein, mein Geliebter! Wenn nur ein Frevel dich mir erhalten kann, ſo hab' ich noch Stärke, dich zu verlieren!

Ferdinand (ſteht ſtill und murmelt düſter.) Wirklich?

Louiſe. Verlieren! — O ohne Gränzen entſetzlich iſt der Gedanke — Gräßlich genug, den unſterblichen Geiſt zu durchbohren, und die glühende Wange der Freude zu bleichen — Ferdinand! Dich zu verlieren! — Doch, man verliert ja nur, was man beſeſſen hat, und dein Herz gehört deinem Stande — Mein Anſpruch war Kirchenraub, und ſchaudernd geb' ich ihn auf.

Ferdinand (das Geſicht verzerrt, und an der Unterlippe nagend.) Giebſt du ihn auf?

Louiſe. Nein! Sieh mich an, lieber Walter! Nicht ſo bitter die Zähne geknirſcht. Komm'! Laß mich jetzt deinen ſterbenden Muth durch mein Beiſpiel beleben! Laß mich die Heldinn dieſes Augenblicks ſeyn — einem Vater den entflohenen Sohn wieder ſchenken — einem Bündniß entſagen, das die Fugen der Bürgerwelt auseinander treiben, und die gemeine ewige Ordnung zu Grund ſtürzen würde — Ich bin die Verbrecherinn — mit frechen thörichten Wünſchen hat ſich mein Buſen getragen — mein Unglück iſt meine Strafe, ſo laß mir doch jetzt die ſüße ſchmeichelnde Täuſchung, daß es mein Opfer war — Wirſt du mir dieſe Wolluſt mißgönnen?

Ferdinand (hat in der Zerſtreuung und Wuth eine Violine ergriffen, und auf derſelben zu ſpielen verſucht — Jetzt zerreißt er die Saiten, zerſchmettert das Inſtrument auf dem Boden, und bricht in ein lautes Gelächter aus.)

Louiſe. Walter! Gott im Himmel! Was ſoll das? — Ermanne dich! Faſſung verlangt dieſe Stunde — es iſt eine trennende! Du haſt ein Herz, lieber Walter! Ich kenne es! — Warm wie das Leben iſt deine Liebe, und ohne Schranken, wie das Unermeſſliche. — Schenke ſie einer Edeln und Würdigern — ſie wird die Glücklichſten ihres Geſchlechts nicht beneiden — — (Thränen unterdrückend.) Mich ſollſt du nicht mehr ſehn — Das eitle betrogene Mädchen verweine ſeinen Gram in einſamen Mauern, um ſeine Thränen wird ſich niemand bekümmern — Leer und erſtorben iſt meine Zukunft — Doch werd' ich noch je und je am verwelkten Strauß der Vergangenheit riechen (indem ſie ihm mit abgewandtem Geſicht ihre zitternde Hand gibt.) Leben Sie wol, Herr von Walter!

Ferdinand (ſpringt aus ſeiner Betäubung auf.) Ich entfliehe, **Louiſe**! Wirſt du mir wirklich nicht folgen?

Louiſe (hat ſich im Hintergrund des Zimmers niedergeſezt, und hält das Geſicht mit beiden Händen bedeckt.) Meine Pflicht heißt mich bleiben und dulden!

Ferdinand. Schlange, du lügſt! Dich feſſelt was anders hier!

Louiſe (im Ton des tiefſten inwendigen Leidens.) Bleiben Sie bei dieſer Vermuthung — ſie macht vielleicht weniger elend!

Ferdinand. Kalte Pflicht gegen feurige Liebe! — Und mich ſoll das Mährchen blenden? — Ein Liebhaber feſſelt dich, und Weh über dich und ihn, wenn mein Verdacht ſich beſtätigt! (Geht ſchnell ab.)

Fünfte Scene.

Louiſe (allein.)

(Sie bleibt noch eine Zeitlang ohne Bewegung und ſtumm in dem Seſſel liegen, endlich ſteht ſie auf, kommt vorwärts, und ſieht furchtſam herum.)

Wo meine Eltern bleiben? — Mein Vater verſprach in wenigen Minuten zurück zu ſeyn, und ſchon ſind fünf volle fürchterliche Stunden vorüber — Wenn ihm ein Unfall — Wie wird mir? — Warum geht mein Athem ſo ängſtlich?

(Jetzt tritt Wurm in das Zimmer, und bleibt im Hintergrund ſtehen, ohne von ihr bemerkt zu werden.)

Es iſt nichts Wirkliches — Es iſt nichts als das ſchaudernde Gauckelſpiel des erhitzten Geblüts — Hat unſere Seele nur einmal Entſetzen genug in ſich getrunken, ſo wird das Aug' in jedem Winkel Geſpenſter ſehen.

Sechste Scene.

Louiſe und Sekretär Wurm.

Wurm (kommt näher.) Guten Abend, Jungfer!

Louiſe. Gott! Wer ſpricht da? (Sie dreht ſich um, wird den Sekretär gewahr und tritt erſchrocken zurück.) Schrecklich! Schrecklich! Meiner ängſtlichen Ahnung eilt ſchon die unglückſeligſte Erfüllung nach! (Zum Sekretär mit einem Blick voll Verachtung.) Suchen Sie etwa den Präſidenten? Er iſt nicht mehr da!

Wurm. Jungfer, ich ſuche Sie!

Louiſe. So muß ich mich wundern, daß Sie nicht nach dem Marktplatz gingen!

Wurm. Warum eben dahin?

Louiſe. Ihre Braut von der Schandbühne abzuholen!

Wurm. Mamſell Millerinn, Sie haben einen falſchen Verdacht —

Louiſe (unterdrückt eine Antwort.) Was ſteht Ihnen zu Dienſten?

Wurm. Ich komme, geſchickt von Ihrem Vater!

Louiſe (beſtürzt.) Von meinem Vater? — Wo iſt mein Vater?

Wurm. Wo er nicht gern iſt!

Louiſe. Um Gottes willen! Geſchwind! Mich befällt eine üble Ahnung — Wo iſt mein Vater?

Wurm. Im Thurm, wenn Sie es ja wiſſen wollen!

Louiſe (mit einem Blick zum Himmel.) Das noch! Das auch noch! — — Im Thurm? Und warum im Thurm?

Wurm. Auf Befehl des Herzogs.

Louiſe. Des Herzogs?

Wurm. Der die Verletzung der Majeſtät in der Perſon ſeines Stellvertreters —

Louiſe. Was? Was? O ewige Allmacht!

Wurm. Auffallend zu ahnden beſchloſſen hat.

Louiſe. Das war noch übrig! Das! — Freilich, freilich, mein Herz hatte noch außer dem Major etwas Theures — Das durfte nicht übergangen werden — Verletzung der Majeſtät — Himmliſche Vorſicht! Rette! o rette meinen ſinkenden Glauben! — Und Ferdinand?

Wurm. Wählt Lady Milford, oder Fluch und Enterbung!

Louiſe. Entſetzliche Freiheit! — Und doch — doch iſt er glücklicher. Er hat keinen Vater zu verlieren. Zwar keinen haben iſt Verdammniß genug! — Mein Vater auf Verletzung der Majeſtät — mein Geliebter die Lady oder Fluch und Enterbung — Wahrlich, bewundernswerth! Eine vollkommene Büberei iſt auch eine Vollkommenheit — Vollkommenheit? Nein! dazu fehlt noch etwas — — Wo iſt meine Mutter?

Wurm. Im Spinnhaus.

Louiſe (mit ſchmerzvollem Lächeln.) Jetzt iſt es völlig! — Völlig, und jetzt wär' ich ja frei — Abgeſchält von allen Pflichten — und Thränen — und Freuden. Abgeſchält von der Vorſicht. Ich brauch' ſie ja nicht mehr — (Schreckliches Stillſchweigen.) Haben Sie vielleicht noch eine Zeitung? Reden Sie immerhin. Jetzt kann ich Alles hören.

Wurm. Was geſchehen iſt, wiſſen Sie.

Louiſe. Alſo nicht, was noch kommen wird? (Wiederum Pauſe, worin ſie den Sekretär von oben bis unten anſieht.) Armer Menſch! Du treibſt ein trauriges Handwerk, wobei du unmöglich ſelig werden kannſt. Unglückliche machen iſt ſchon ſchrecklich genug, aber gräßlich iſt's, es ihnen verkündigen — Ihn vorzuſingen den Eulengeſang, dabei zu ſteh'n, wenn das blutende Herz am eiſernen Schaft der Nothwendigkeit zittert, und Chriſten an Gott zweifeln. — Der Himmel bewahre mich! Und würde dir jeder Angſttropfe, den du fallen ſiehſt, mit einer Tonne Goldes aufgewogen — ich möchte nicht du ſeyn — — Was kann noch geſchehen?

Wurm. Ich weiß nicht.

Louiſe. Sie *wollen* es nicht wiſſen? — Dieſe lichtſcheue Botſchaft fürchtet das Geräuſch der Worte, aber in der Grabſtille Ihres Geſichts zeigt ſich mir das Geſpenſt — Was iſt noch übrig — Sie ſagten vorhin, der Herzog wolle es *auffallend* ahnden? Was nennen Sie auffallend?

Wurm. Fragen Sie nichts mehr.

Louiſe. Höre, Menſch! Du gingſt beim Henker zur Schule. Wie verſtändeſt du ſonſt, das Eiſen erſt langſambedächtlich an den knirſchenden Gelenken hinaufzuführen, und das zuckende Herz mit dem Streich der Erbarmung zu necken? — Welches Schickſal wartet auf meinen Vater? — Es iſt Tod in dem, was du lachend ſagſt; wie mag das ausſehen, was du an dich hältſt? Sprich es aus! Laß mich ſie auf einmal haben die ganze zermalmende Ladung! Was wartet auf meinen Vater?

Wurm. Ein Kriminalprozeß.

Louiſe. Was iſt aber das? — Ich bin ein unwiſſendes unſchuldiges Ding, verſtehe mich wenig auf eure fürchterlichen lateiniſchen Wörter. Was heißt Kriminalprozeß? —

Wurm. Gericht um Leben und Tod.

Louiſe (ſtandhaft.) So dank' ich Ihnen! (Sie eilt ſchnell in ein Seitenzimmer.)

Wurm (ſteht betroffen da.) Wo will das hinaus? Sollte die Närrinn etwa? — Teufel! Sie wird doch nicht — Ich eile nach — ich muß für ihr Leben bürgen. (Im Begriff ihr zu folgen.)

Louiſe (kommt zurück, einen Mantel umgeworfen.) Verzeihen Sie, Sekretär! Ich ſchließe das Zimmer.

Wurm. Und wohin denn ſo eilig?

Louiſe. Zum Herzog. (Will fort.)

Wurm. Was? Wo hin? (Er hält ſie erſchrocken zurück.)

Louiſe. Zum Herzog. Hören Sie nicht? Zu eben dem Herzog, der meinen Vater auf Tod und Leben will richten laſſen — Nein! Nicht will — muß richten laſſen, weil einige Böſewichter wollen; der zu dem ganzen Prozeß der beleidigten Majeſtät nichts hergibt, als eine Majeſtät und ſeine fürſtliche Handſchrift.

Wurm (lacht überlaut.) Zum Herzog!

Louiſe. Ich weiß, worüber Sie lachen — aber ich will ja auch kein Erbarmen dort finden — Gott bewahre mich! nur Ekel — Ekel nur an meinem Geſchrei. Man hat mir geſagt, daß die Großen der Welt nicht belehrt ſind, was Elend iſt — nicht wollen belehrt ſeyn. Ich will ihm ſagen, was Elend iſt — will es ihm vormahlen in allen Verzerrungen des Todes, was Elend iſt — will es ihm vorheulen in Mark und Bein zermalmenden Tönen, was Elend iſt — und wenn ihm jetzt über der Beſchreibung die Haare zu Berge fliegen, will ich ihm noch zum Schluß in die Ohren ſchrey'n, daß in der Sterbeſtunde auch die Lungen der Erdengötter zu röcheln anfangen, und das jüngſte Gericht Majeſtäten und Bettler in dem nämlichen Siebe rüttle. (Sie will gehen.)

Wurm (boshaft freundlich.) Gehen Sie, o gehen Sie ja! Sie können wahrlich nichts Klügeres thun. Ich rathe es Ihnen, gehen Sie, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß der Herzog willfahren wird.

Louiſe (ſteht plötzlich ſtill.) Wie ſagen Sie? — Sie rathen mir ſelbſt dazu? (kommt ſchnell zurück.) Hm! Was will ich denn? Etwas Abſcheuliches muß es ſeyn, weil dieſer Menſch dazu räth — Woher wiſſen Sie, daß der Fürſt mir willfahren wird?

Wurm. Weil er es nicht wird *umſonſt* thun dürfen.

Louiſe. Nicht umſonſt? Welchen Preis kann er auf eine Menſchlichkeit ſetzen?

Wurm. Dieſe ſchöne Supplikantinn iſt Preiſes genug.

Louiſe (bleibt erſtarrt ſtehen, dann mit brechendem Laut.) Allgerechter!

Wurm. Und einen *Vater* werden Sie doch, will ich hoffen, um dieſe gnädige Taxe nicht überfordert finden?

Louiſe (auf und ab, außer Faſſung.) Ja! Ja! Es iſt wahr! Sie ſind verſchanzt, eure Großen — verſchanzt vor der Wahrheit hinter ihre eignen Laſter, wie hinter Schwerter der Cherubim — Helfe dir der Allmächtige, Vater! Deine Tochter kann für dich ſterben, aber nicht ſündigen!

Wurm. Das mag ihm wohl eine Neuigkeit ſeyn, dem armen verlaſſenen Mann — „Meine Louiſe," ſagte er mir, „hat mich zu Boden geworfen! Meine Louiſe wird mich auch aufrichten" — Ich eile, Mamſell, ihm die Antwort zu bringen! (ſtellt ſich, als ob er ginge.)

Louiſe (eilt ihm nach, hält ihn zurück.) Bleiben Sie! Bleiben Sie! Geduld! — Wie flink dieſer Satan iſt, wenn es gilt, Menſchen raſend zu machen! — Ich hab' ihn niedergeworfen. Ich muß ihn aufrichten. Reden Sie! Rathen Sie! Was kann ich? Was muß ich thun?

Wurm. Es iſt nur *ein* Mittel!

Louiſe. Dieſes einzige Mittel?

Wurm. Auch Ihr Vater wünſcht —

Louiſe. Auch mein Vater? — Was iſt das für ein Mittel?

Wurm. Es iſt Ihnen leicht.

Louiſe. Ich kenne nichts Schwereres als die Schande.

Wurm. Wenn Sie den Major wieder frei machen wollen.

Louiſe. Von ſeiner Liebe? Spotten Sie meiner? — Das meiner Willkühr zu überlaſſen, wozu ich gezwungen ward?

Wurm. So iſt es nicht gemeint, liebe Jungfer! Der Major muß zuerſt und freiwillig zurücktreten.

Louiſe. Er wird nicht.

Wurm. So ſcheint es. Würde man denn wohl ſeine Zuflucht zu Ihnen nehmen, wenn nicht Sie allein dazu helfen könnten?

Louiſe. Kann ich ihn zwingen, daß er mich haſſen muß?

Wurm. Wir wollen verſuchen! Setzen Sie ſich!

Louiſe (betreten.) Menſch! Was brüteſt du?

Wurm. Setzen Sie ſich! Schreiben Sie! Hier iſt Feder, Papier und Dinte!

Louiſe (ſetzt ſich in höchſter Beunruhigung.) Was ſoll ich ſchreiben? An wen ſoll ich ſchreiben?

Wurm. An den Henker Ihres Vaters.

Louiſe. Ha! du verſtehſt dich darauf, Seelen auf die Folter zu ſchrauben! (ergreift eine Feder.)

Wurm (diktirt.) „Gnädiger Herr“ —

Louiſe (ſchreibt mit zitternder Hand.)

Wurm. „Schon drei unerträgliche Tage ſind vorüber — — ſind vorüber — und wir ſahen uns nicht“

Louiſe (ſtutzt, legt die Feder weg.) An wen iſt der Brief?

Wurm. An den Henker Ihres Vaters.

Louiſe. O mein Gott!

Wurm. „Halten Sie ſich deswegen an den Major — an den Major — der mich den ganzen Tag wie ein Argus hütet“

Louiſe (ſpringt auf.) Büberei, wie noch keine erhört worden! An wen iſt der Brief?

Wurm. An den Henker Ihres Vaters.

Louiſe (die Hände ringend auf und nieder.) Nein! Nein! Nein! Das iſt tyranniſch, o Himmel! Strafe Menſchen menſchlich, wenn ſie dich reizen, aber warum mich zwiſchen zwey Schreckniſſe preſſen? Warum zwiſchen Tod und Schande mich hin und her wiegen? Warum dieſen blutſaugenden Teufel mir auf den Nacken ſetzen? — Macht, was ihr wollt! Ich ſchreibe das nimmermehr!

Wurm (greift nach dem Hut.) Wie Sie wollen, Mademoiſelle! Das ſteht ganz in Ihrem Belieben!

Louiſe. Belieben, ſagen Sie? In meinem Belieben? — Geh, Barbar! Hänge einen Unglücklichen über den Abgrund der Hölle auf, bitt' ihn um etwas, und läſtre Gott, und frag' ihn, ob's ihm beliebe? — O du weißt allzugut, daß unſer Herz an natürlichen Trieben ſo feſt als an Ketten liegt — Nunmehr iſt Alles gleich! Diktiren Sie weiter! Ich denke nichts mehr! Ich weiche der überliſtenden Hölle! (Sie ſetzt ſich zum zweytenmal.)

Wurm. Den ganzen Tag wie ein Argus hütet"
— Haben Sie das?

Louiſe. Weiter! Weiter!

Wurm. „Wir haben geſtern den Präſidenten im „Haus gehabt. Es war poſſierlich zu ſehen, wie der „gute Major um meine Ehre ſich wehrte"

Louiſe. O ſchön, ſchön! o herrlich! — Nur immer fort! —

Wurm. „Ich nahm meine Zuflucht zu einer Ohn„macht — zu einer Ohnmacht — daß ich nicht laut lachte."

Louiſe. O Himmel!

Wurm. „Aber bald wird mir meine Maske unerträglich — unerträglich — Wenn ich nur loskommen könnte" —

Louiſe (hält inne, ſteht auf, geht auf und nieder, den Kopf geſenkt, als ſuchte ſie was auf dem Boden; dann ſetzt ſie ſich wiederum, ſchreibt weiter.) „Loskommen könnte."

Wurm. „Morgen hat er den Dienſt — Paſſen Sie „ab, wenn er von mir geht, und kommen an den be„wußten Ort" — Haben Sie bewußten?

Louiſe. Ich habe Alles!

Wurm. „An den bewußten Ort zu Ihrer zärtlichen . . . . . Louiſe"

Louiſe. Nun fehlt die Addreſſe noch!

Wurm. „An Herrn Hofmarſchall von Kalb"

Louiſe. Ewige Vorſicht! Ein Name, ſo fremd meinen Ohren, als meinem Herzen dieſe ſchändlichen

Zeilen! (Sie ſteht auf, und betrachtet eine groſe Pauſe lang mit ſtarrem Blick das Geſchriebene, endlich reicht ſie es dem Sekretär, mit erſchöpfter hinſterbender Stimme.) Nehmen Sie, mein Herr! Es iſt mein ehrlicher Name — es iſt Ferdinand — iſt die ganze Wonne meines Lebens, was ich jetzt in Ihre Hände gebe — Ich bin eine Bettlerinn!

Wurm. O nein doch! Verzagen Sie nicht, liebe Mademoiſelle! Ich habe herzliches Mitleid mit Ihnen! Vielleicht — wer weiß? — Ich könnte mich noch wohl über gewiſſe Dinge hinwegſetzen — Wahrlich! Bey Gott! Ich habe Mitleid mit Ihnen!

Louiſe (blickt ihn ſtarr und durchdringend an.) Reden Sie nicht aus, mein Herr! Sie ſind auf dem Wege, ſich etwas Entſetzliches zu wünſchen.

Wurm (im Begriff ihre Hand zu küſſen.) Geſetzt, es wäre dieſe niedliche Hand — Wie ſo, liebe Jungfer?

Louiſe (groß und ſchrecklich.) Weil ich dich in der Brautnacht erdroſſelte, und mich dann mit Wolluſt aufs Rad flechten lieſſe. (Sie will gehen, kommt aber ſchnell zurück.) Sind wir jetzt fertig, mein Herr? Darf die Taube nun fliegen?

Wurm. Nur noch die Kleinigkeit, Jungfer! Sie müſſen mit mir, und das Sakrament darauf nehmen, dieſen Brief für einen freiwilligen zu erkennen.

Louiſe. Gott! Gott! und du ſelbſt mußt das Siegel geben, die Werke der Hölle zu verwahren?

(Wurm zieht ſie fort.)

Vierter Akt.

Erſte Scene.

Saal beym Präſidenten.

Ferdinand von Walter, einen offenen Brief in der Hand, kommt ſtürmiſch durch eine Thür, durch eine andre ein Kammerdiener.

Ferdinand. War kein Marſchall da?

Kammerdiener. Herr Major, der Herr Präſident fragen nach Ihnen!

Ferdinand. Alle Donner! Ich frag', war kein Marſchall da?

Kammerdiener. Der gnädige Herr ſitzen oben am Pharotiſche!

Ferdinand. Der gnädige Herr ſoll im Namen der ganzen Hölle daher kommen.

(Kammerdiener geht ab.)

Zweite Scene.

Ferdinand allein
(den Brief durchfliegend, bald erſtarrend, bald wüthend herumſtürzend.)

Es iſt nicht möglich! Nicht möglich! Dieſe himmliſche Hülle verſteckt kein ſo teufliſches Herz — — Und doch! doch! Wenn alle Engel herunter ſtiegen, für ihre Unſchuld bürgten — wenn Himmel und Erde, wenn Schöpfung und Schöpfer zuſammen träten, für ihre Unſchuld bürgten — Es iſt ihre Hand — ein unerhörter ungeheurer Betrug, wie die Menſchheit noch keinen erlebte! — Das alſo war's, warum man ſich ſo beharrlich der Flucht widerſetzte! — Darum — o Gott! jetzt erwach' ich, jetzt enthüllt ſich mir Alles! Darum gab man ſeinen Anſpruch auf meine Liebe mit ſo viel Heldenmuth auf, und bald, bald hätte ſelbſt mich die himmliſche Schminke betrogen!

(Er ſtürzt raſch durchs Zimmer, dann ſteht er wieder nachdenkend ſtill.)

Mich ſo ganz zu ergründen! — Jedes kühne Gefühl, jede leiſe ſchüchterne Bebung zu erwiedern, jede feurige Wallung — An der feinſten Unbeſchreiblichkeit eines ſchwebenden Lauts meine Seele zu faſſen — Mich zu berechnen in einer Thräne — Auf jeden jähen Gipfel der Leidenſchaft mich zu begleiten, mir zu begegnen vor jedem ſchwindelnden Abſturz — Gott! Gott! und

Alles das nichts als Grimaſſe? — Grimaſſe? — O wenn die Lüge eine ſo haltbare Farbe hat, wie ging es zu, daß ſich kein Teufel noch in das Himmelreich hineinlog?

Da ich ihr die Gefahr unſrer Liebe entdeckte, mit welch überzeugender Täuſchung erblaſſte die Falſche da! Mit welch ſiegender Würde ſchlug ſie den frechen Hohn meines Vaters zu Boden, und in eben dem Augenblick fühlte das Weib ſich doch ſchuldig — Was? hielt ſie nicht ſelbſt die Feuerprobe der Wahrheit aus — die Heuchlerinn ſinkt in Ohnmacht. Welche Sprache wirſt du jetzt führen, Empfindung? Auch Koketten ſinken in Ohnmacht. Womit wirſt du dich rechtfertigen, Unſchuld? — Auch Metzen ſinken in Ohnmacht.

Sie weiß, was ſie aus mir gemacht hat. Sie hat meine ganze Seele geſehen. Mein Herz trat beym Erröthen des erſten Kuſſes ſichtbar in meine Augen — und ſie empfand nichts? Empfand vielleicht nur den Triumph ihrer Kunſt? — Da mein glücklicher Wahnſinn den ganzen Himmel in ihr zu umſpannen wähnte! Meine wildeſten Wünſche ſchwiegen! Vor meinem Gemüthe ſtand kein Gedanke, als die Ewigkeit und das Mädchen — Gott! da empfand ſie nichts? Fühlte nichts, als ihren Anſchlag gelungen? Nichts, als ihren Reizen geſchmeichelt? Tod und Rache! Nichts, als daß ich betrogen ſey?

Dritte Scene.

Der Hofmarſchall und Ferdinand.

Hofmarſchall (ins Zimmer trippelnd.) Sie haben den Wunſch blicken laſſen, mein Beſter! —

Ferdinand (vor ſich hinmurmelnd.) Einem Schurken den Hals zu brechen. (Laut) Marſchall, dieſer Brief muß Ihnen bey der Parade aus der Taſche gefallen ſeyn — und ich (mit boshaftem Lachen) war zum Glück noch der Finder.

Hofmarſchall. Sie?

Ferdinand. Durch den luſtigſten Zufall. Machen Sie's mit der Allmacht aus.

Hofmarſchall. Sie ſehen, wie ich erſchrecke, Baron! —

Ferdinand. Leſen Sie! Leſen Sie! (Von ihm weggehend) Bin ich auch ſchon zum Liebhaber zu ſchlecht, vielleicht laſſ ich mich deſto beſſer als Kuppler an. (Während daß jener lieſt, tritt er zur Wand und nimmt zwey Piſtolen herunter.)

Hofmarſchall (wirft den Brief auf den Tiſch, und will ſich davon machen.) Verflucht!

Ferdinand (führt ihn am Arm zurück.) Geduld, lieber Marſchall! Die Zeitungen dünken mich angenehm! Ich will meinen Finderlohn haben! (Hier zeigt er ihm die Piſtolen.)

Hofmarſchall (tritt beſtürzt zurück.) Sie werden vernünftig ſeyn, Beſter!

Ferdinand (mit ſtarker ſchrecklicher Stimme.) Mehr als zu viel, um einen Schelmen, wie du biſt, in jene Welt zu ſchicken! (Er dringt ihm die eine Piſtole auf, zugleich zieht er ſein Schnupftuch.) Nehmen Sie! Dieſes Schnupftuch da faſſen Sie! Ich habs von der Buhlerinn!

Hofmarſchall. Ueber dem Schnupftuch? Raſen Sie? Wohin denken Sie?

Ferdinand. Faß dieſes End' an, ſag' ich! Sonſt wirſt du ja fehl ſchieſſen, Memme! — Wie ſie zittert, die Memme! Du ſollteſt Gott danken, Memme, daß du zum erſtenmal etwas in deinen Hirnkaſten kriegſt! (Hofmarſchall macht ſich auf die Beine.) Sachte! Dafür wird gebeten ſeyn. (Er überholt ihn, und riegelt die Thüre.)

Hofmarſchall. Auf dem Zimmer, Baron?

Ferdinand. Als ob es ſich mit dir ein Gang vor den Wall verlohnte? — Schatz, ſo knallts deſto lauter, und das iſt ja doch wohl das erſte Geräuſch, das du in der Welt machſt — Schlag' an!

Hofmarſchall (wiſcht ſich die Stirn.) Und Sie wollen Ihr koſtbares Leben ſo ausſetzen, junger hoffnungsvoller Mann?

Ferdinand. Schlag' an, ſag' ich! Ich habe nichts mehr in dieſer Welt zu thun!

Hofmarſchall. Aber ich deſto mehr, mein Allervortrefflichſter!

Ferdinand. Du, Burſche? Was, du? — Der Nothnagel zu ſeyn, wo die Menſchen ſich rar machen? In Einem Augenblick ſiebenmal kurz und ſiebenmal lang zu werden, wie der Schmetterling an der Nadel? Ein Regiſter zu führen über die Stuhlgänge deines Herrn, und der Miethgaul ſeines Witzes zu ſeyn? Eben ſo gut. Ich führe dich, wie irgend ein ſeltenes Murmelthier mit mir. Wie ein zahmer Affe ſollſt du zum Geheul der Verdammten tanzen, apportiren und aufwarten, und mit deinen höfiſchen Künſten die ewige Verzweiflung beluſtigen.

Hofmarſchall. Was Sie befehlen, Herr, wie Sie belieben — Nur die Piſtolen weg!

Ferdinand. Wie er da ſteht, der Schmerzensſohn! — Da ſteht, dem ſechſten Schöpfungstag zum Schimpfe! Als wenn ihn ein Buchdrucker dem Allmächtigen nachgedruckt hätte! — Schade nur, ewig Schade für die Unze Gehirn, die ſo ſchlecht in dieſem undankbaren Schädel wuchert! Dieſe einzige Unze hätte dem Pavian noch vollends zum Menſchen geholfen, da ſie jetzt nur einen Bruch von Vernunft macht — Und mit dieſem ihr Herz zu theilen? — Ungeheuer! Unverantwortlich! — Einem Kerl, mehr gemacht, von Sünden zu entwöhnen, als dazu anzureizen.

Hofmarſchall. O! Gott ſey ewig Dank! Er wird witzig!

Ferdinand. Ich will ihn gelten laſſen! Die Toleranz, die der Raupe ſchont, ſoll auch dieſem zu gute kommen! Man begegnet ihm, zuckt etwa die Achſel, bewundert vielleicht noch die kluge Wirthſchaft des Himmels, der auch mit Träbern und Bodenſatz noch Kreaturen ſpeist; der dem Raben am Hochgericht, und einem Höfling im Schlamme der Majeſtäten den Tiſch deckt — Zuletzt erſtaunt man noch über die große Polizei der Vorſicht, die auch in der Geiſterwelt ihre Blindſchleichen und Taranteln zur Ausfuhr des Gifts beſoldet — Aber (indem ſeine Wuth ſich erneuert) an meine Blume ſoll mir das Ungeziefer nicht kriechen, oder ich will es (den Marſchall faſſend, und unſanft herumſchüttelnd) ſo und ſo und wieder ſo durcheinander quetſchen.

Hofmarſchall (für ſich hinſeufzend.) O mein Gott! Wer hier weg wäre! Hundert Meilen von hier im Bicetre zu Paris! Nur bei dieſem nicht!

Ferdinand. Bube! Wenn ſie nicht rein mehr iſt! Bube! Wenn du genoſſeſt, wo ich anbetete! (Wüthender) Schwelgteſt, wo ich einen Gott mich fühlte! (Plötzlich ſchweigt er, darauf fürchterlich.) Dir wäre beſſer, Bube, du flöheſt der Hölle zu, als daß dir mein Zorn im Himmel begegnete! — Wie weit kamſt du mit dem Mädchen? Bekenne!

Hofmarſchall. Laſſen Sie mich los! Ich will Alles verrathen.

Ferdinand. O! Es muß reizender ſeyn, mit dieſem Mädchen zu buhlen, als mit andern noch ſo himmliſch zu ſchwärmen — Wollte ſie ausſchweifen, wollte ſie, ſie könnte den Werth der Seele herunter bringen, und die Tugend mit der Wolluſt verfälſchen. (Dem Marſchall die Piſtole auf's Herz drückend.) Wie weit kamſt du mit ihr? Ich drücke ab, oder bekenne!

Hofmarſchall. Es iſt nichts — iſt ja Alles nichts! Haben Sie nur eine Minute Geduld! Sie ſind ja betrogen! —

Ferdinand. Und daran mahnſt du mich, Böſewicht? — Wie weit kamſt du mit ihr? Du biſt des Todes, oder bekenne!

Hofmarſchall. Mon Dieu! Mein Gott! Ich ſpreche ja — So hören Sie doch nur — Ihr Vater — Ihr eigener leiblicher Vater —

Ferdinand (grimmiger.) Hat ſeine Tochter an dich verkuppelt? Und wie weit kamſt du mit ihr? Ich ermorde dich, oder bekenne!

Hofmarſchall. Sie raſen. Sie hören nicht. Ich ſah ſie nie. Ich kenne ſie nicht. Ich weiß gar nichts von ihr. —

Ferdinand (zurücktretend.) Du ſahſt ſie nie? Kennſt ſie nicht? Weißt gar nichts von ihr? — Die

Millerinn iſt verloren um deinetwillen; du längneſt ſie dreimal in Einem Athem hinweg? — Fort, ſchlechter Kerl! (Er gibt ihm mit der Piſtole einen Streich und ſtößt ihn aus dem Zimmer.) Für Deinesgleichen iſt kein Pulver erfunden!

Vierte Scene.

Ferdinand

(nach einem langen Stillſchweigen, worinn ſeine Züge einen ſchrecklichen Gedanken entwickeln.)

Verloren! Ja, Unglückſelige! — Ich bin es. Du biſt es auch. Ja, bei dem großen Gott! Wenn ich verloren bin, biſt du es auch! — Richter der Welt! Fordre ſie mir nicht ab! Das Mädchen iſt mein. Ich trat dir deine ganze Welt für das Mädchen ab, habe Verzicht gethan auf deine ganze herrliche Schöpfung. Laß mir das Mädchen! — Richter der Welt! Dort winſeln Millionen Seelen nach dir — Dorthin kehre das Auge deines Erbarmens — Mich laß allein machen, Richter der Welt! (Indem er ſchrecklich die Hände faltet.) Sollte der reiche, vermögende Schöpfer mit einer Seele geizen, die noch dazu die ſchlechteſte einer Schöpfung iſt? — Das Mädchen iſt mein! Ich einſt ihr Gott, jetzt ihr Teufel!

(Die Augen graß in einen Winkel geworfen.)

Eine Ewigkeit mit ihr auf ein Rad der Verdammniß geflochten — Augen in Augen wurzelnd — Haare zu Berge ſtehend gegen Haare — Auch unſer hohles Wimmern in eins geſchmolzen — Und jetzt zu wiederholen meine Zärtlichkeiten, und jetzt ihr vorzuſingen ihre Schwüre — Gott! Gott! Die Vermählung iſt fürchterlich — aber ewig! (Er will ſchnell hinaus. Der Präſident tritt herein.)

Fünfte Scene.

Der Präſident und Ferdinand.

Ferdinand (zurücktretend.) O! — Mein Vater!

Präſident. Sehr gut, daß wir uns finden, mein Sohn; Ich komme, dir etwas Angenehmes zu verkündigen, und etwas, lieber Sohn, das dich ganz gewiß überraſchen wird. Wollen wir uns ſetzen?

Ferdinand (ſieht ihn lange Zeit ſtarr an.) Mein Vater! (mit ſtärkerer Bewegung zu ihm gehend und ſeine Hand faſſend.) Mein Vater! (Seine Hand küſſend, vor ihm niederfallend.) O mein Vater!

Präſident. Was iſt dir, mein Sohn? Steh auf! Deine Hand brennt und zittert!

Ferdinand (mit wilder feuriger Empfindung.) Verzeihung für meinen Undank, mein Vater! Ich bin ein verworfener Menſch! Ich habe Ihre Güte mißkannt!

Sie meinten es mit mir ſo **väterlich** — O! Sie hatten eine weiſſagende Seele — Jezt iſt es zu ſpät — Verzeihung! Verzeihung! Ihren Segen, mein Vater!

Präſident (heuchelt eine ſchuldloſe Miene.) Steh' auf, mein Sohn! Beſinne dich, daß du mir Räthſel ſprichſt!

Ferdinand. Dieſe Millerinn, mein Vater! — O, Sie kennen den Menſchen — Ihre Wuth war damals ſo gerecht, ſo edel, ſo väterlich warm — Nur verfehlte der warme Vatereifer des Weges — Dieſe Millerinn!

Präſident. Martre mich nicht, mein Sohn! Ich verfluche meine Härte! Ich bin gekommen dir abzubitten! —

Ferdinand. Abbitten an **mir**! — Verfluchen an **mir**! — Ihre Mißbilligung war Weisheit! Ihre Härte war himmliſches Mitleid — — Dieſe Millerinn, Vater —

Präſident. Iſt ein edles, ein liebes Mädchen! — Ich widerrufe meinen übereilten Verdacht! Sie hat meine Achtung erworben!

Ferdinand (ſpringt erſchüttert auf.) Was? auch Sie? — Vater! auch Sie? — Und nicht wahr, mein Vater, ein Geſchöpf wie die Unſchuld? — Und es iſt ſo menſchlich, dieſes Mädchen zu lieben?

Präſident. Sage ſo: Es iſt Verbrechen, es nicht zu lieben!

Ferdinand. Unerhört! Ungeheuer! — Und Sie ſchauen ja doch ſonſt die Herzen ſo durch! Sahen Sie noch dazu mit Augen des Haſſes! — Heuchelei ohne Beiſpiel — dieſe Millerinn, Vater! —

Präſident. Iſt es werth, meine Tochter zu ſeyn! Ich rechne ihre Tugend für Ahnen, und ihre Schönheit für Gold. Meine Grundſätze weichen deiner Liebe — Sie ſei dein!

Ferdinand (ſtürzt fürchterlich aus dem Zimmer.) Das fehlte noch! — Leben Sie wohl, mein Vater! (Ab.)

Präſident (ihm nachgehend.) Bleib! Bleib! Wohin ſtürmſt du? (ab.)

Sechste Scene.

Ein ſehr prächtiger Saal bei der Lady.

Lady und Sophie (treten herein.)

Lady. Alſo ſahſt du ſie? Wird ſie kommen?

Sophie. Dieſen Augenblick! Sie war noch im Hausgewand, und wollte ſich nur in der Geſchwindigkeit umkleiden.

Lady. Sage mir nichts von ihr — Stille — wie eine Verbrecherinn zittre ich, die Glückliche zu ſehen, die mit meinem Herzen ſo ſchrecklich harmoniſch fühlt — Und wie nahm ſie ſich bei der Einladung?

Sophie. Sie ſchien beſtürzt, wurde nachdenkend, ſah mich mit großen Augen an, und ſchwieg. Ich hatte mich ſchon auf ihre Ausflüchte vorbereitet, als ſie mit einem Blick, der mich ganz überraſchte, zur Antwort gab: Ihre Dame befiehlt mir, was ich mir morgen erbitten wollte.

Lady (ſehr unruhig.) Laß mich, Sophie! Beklage mich! Ich muß erröthen, wenn ſie nur das gewöhnliche Weib iſt, und wenn ſie mehr iſt, verzagen.

Sophie. Aber, Milady! — Das iſt die Laune nicht, eine Nebenbuhlerinn zu empfangen! Erinnern Sie ſich, wer Sie ſind! Rufen Sie Ihre Geburt, Ihren Rang, Ihre Macht zu Hülfe! Ein ſtolzeres Herz muß die ſtolze Pracht Ihres Anblicks erheben!

Lady (zerſtreut.) Was ſchwatzt die Närrinn da?

Sophie (boshaft.) Oder es iſt vielleicht Zufall, daß eben heute die koſtbarſten Brillanten an Ihnen blitzen? Zufall, daß eben heute der reichſte Stoff Sie bekleiden muß — daß ihre Antiſchamber von Heiducken und Pagen wimmelt, und das Bürgermädchen im fürſtlichen Saal ihres Pallaſtes erwartet wird?

Lady (auf und ab voll Erbitterung.) Verwünſcht! Unerträglich! Daß Weiber für Weibesſchwächen ſolche Luchsaugen haben! — — Aber wie tief, wie tief muß ich ſchon geſunken ſeyn, daß eine ſolche Kreatur mich ergründet!

Ein Kammerdiener (tritt auf.) Mamſell Millerinn! —

Lady (zu Sophien.) Hinweg, du! Entferne dich! (Drohend, da dieſe noch zaudert.) Hinweg! Ich befehl' es! (Sophie geht ab, Lady macht einen Gang durch den Saal.) Gut! Recht gut, daß ich in Wallung kam! Ich bin, wie ich wünſchte! (zum Kammerdiener.) Die Mamſell mag hereintreten. (Kammerdiener geht. Sie wirft ſich in den Sopha, und nimmt eine vornehm-nachläſſige Lage an.)

Siebente Scene.

Louiſe Millerinn tritt ſchüchtern herein, und bleibt in einer großen Entfernung von der Lady ſtehen; **Lady** hat ihr den Rücken zugewandt, und betrachtet ſie eine Zeitlang aufmerkſam in dem gegenüberſtehenden Spiegel.

(Nach einer Pauſe.)

Louiſe. Gnädige Frau, ich erwarte Ihre Befehle!

Lady (dreht ſich nach Louiſen um, und nickt nur eben mit dem Kopf, fremd und zurückgezogen.) Aha! Iſt Sie hier? — Ohne Zweifel die Mamſell — eine gewiſſe — Wie nennt man ſie doch?

Louiſe (etwas empfindlich.) Miller nennt ſich mein

Vater, und Ihro Gnaden ſchickten nach ſeiner Tochter! —

Lady. Recht! Recht! ich entſinne mich — die arme Geigerstochter, wovon neulich die Rede war. (Nach einer Pauſe vor ſich.) Sehr intereſſant, und doch keine Schönheit — (laut zu Louiſen.) Trete ſie näher, mein Kind! (Wieder vor ſich.) Augen, die ſich im Weinen übten — Wie lieb' ich ſie, dieſe Augen! (Wiederum laut.) Nur näher — Nur ganz nah — Gutes Kind, ich glaube, du fürchteſt mich!

Louiſe (groß mit entſcheidendem Ton.) Nein, Milady! Ich verachte das Urtheil der Menge!

Lady (vor ſich.) Sieh doch! — und dieſen Trotzkopf hat ſie von ihm. (Laut.) Man hat ſie mir empfohlen, Mamſell! Sie ſoll was gelernt haben, und ſonſt auch zu leben wiſſen — Nun ja. Ich wills glauben — auch nähm' ich die ganze Welt nicht, einen ſo warmen Fürſprecher Lügen zu ſtrafen.

Louiſe. Doch kenn' ich Niemand, Milady, der ſich die Mühe gäbe, mir eine Patroninn zu ſuchen!

Lady (geſchraubt.) Mühe um die Klientinn oder Patroninn?

Louiſe. Das iſt mir zu hoch, gnädige Frau!

Lady. Mehr Schelmerei, als dieſe offene Bildung vermuthen läßt! Louiſe nennt ſie ſich? Und wie jung, wenn man fragen darf?

Louiſe. Sechszehn geweſen.

Lady (ſteht raſch auf.) Nun iſts heraus! Sechszehen Jahre! Der erſte Puls dieſer Leidenſchaft! — Auf dem unberührten Klavier der erſte einweihende Silberton; — Nichts iſt verführender — Setz dich, ich bin dir gut, liebes Mädchen — Und auch er liebt zum erſtenmal — Was Wunder, wenn ſich die Strahlen eines Morgenroths finden? (Sehr freundlich, und ihre Hand ergreifend.) Es bleibt dabei, ich will dein Glück machen, Liebe — Nichts, nichts als die ſüße frühverfliegende Träumerei. (Louiſen auf die Wangen klopfend.) Meine Sophie heirathet! Du ſollſt ihre Stelle haben — Sechszehn Jahr! Es kann nicht von Dauer ſeyn!

Louiſe (küßt ihr ehrerbietig die Hand.) Ich danke für dieſe Gnade, Milady, als wenn ich ſie annehmen dürfte.

Lady (in Entrüſtung zurückfallend.) Man ſehe die große Dame! Sonſt wiſſen ſich Jungfern ihrer Herkunft noch glücklich, wenn ſie Herrſchaften finden. — Wo wo will denn ſie hinaus, meine Koſtbare? Sind dieſe Finger zur Arbeit zu niedlich? Iſt es ihr Bischen Geſicht, worauf ſie ſo trotzig thut?

Louiſe. Mein Geſicht, gnädige Frau, gehört mir ſo wenig als meine Herkunft!

Lady. Oder glaubt ſie vielleicht, das werde nimmer ein Ende nehmen? — Armes Geſchöpf, wer dir das in den Kopf ſetzte, mag er ſeyn, wer er will — er hat euch beide zum Beſten gehabt. Dieſe Wangen ſind nicht im Feuer vergoldet. Was dir dein Spiegel für maſſiv und ewig verkauft, iſt nur ein dünner angeflogener Goldſchaum, der deinem Anbeter über kurz oder lang in der Hand bleiben muß. — Was werden wir dann machen?

Louiſe. Den Anbeter bedauern, Milady, der einen Demant kaufte, weil er in Gold ſchien gefaßt zu ſeyn.

Lady (ohne darauf achten zu wollen.) Ein Mädchen von ihren Jahren hat immer zwei Spiegel zugleich, den wahren und ihren Bewunderer — Die gefällige Geſchmeidigkeit des letztern macht die rauhe Offenherzigkeit des erſtern wieder gut. Der eine rügt eine häßliche Blatternarbe. Weit gefehlt, ſagt der andere, es iſt ein Grübchen der Grazien. Ihr guten Kinder glaubt jenem nur, was euch auch dieſer geſagt hat, hüpft von einem zum andern, bis ihr zuletzt die Ausſagen beider verwechſelt — — Warum begafft ſie mich ſo?

Louiſe. Verzeihen Sie, gnädige Frau! — Ich war ſo eben im Begriff, dieſen prächtig blitzenden Rubin zu beweinen, der es nicht wiſſen muß, daß ſeine Beſitzerinn ſo ſcharf wider Eitelkeit eifert.

Lady (erröthend.) Keinen Seitenſprung, Loſe! — Wenn es nicht die Promeſſen ihrer Geſtalt ſind, was in der Welt könnte ſie abhalten, einen Stand zu erwählen, der der einzige iſt, wo ſie Manieren und Welt lernen kann, der einzige iſt, wo ſie ſich ihrer bürgerlichen Vorurtheile entledigen kann?

Louiſe. Auch meiner bürgerlichen Unſchuld, Milady!

Lady. Läppiſcher Einwurf! Der ausgelaſſenſte Bube iſt zu verzagt, uns etwas Beſchimpfendes zuzumuthen, wenn wir ihm nicht ſelbſt ermunternd entgegen gehn. Zeige ſie, wer ſie iſt! Gebe ſie ſich Ehre und Würde, und ich ſage ihrer Jugend für alle Verſuchung gut.

Louiſe. Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich mich unterſtehe, daran zu zweifeln! Die Palläſte gewiſſer Damen ſind oft die Freiſtätten der frechſten Ergetzlichkeit. Wer ſollte der Tochter des armen Geigers den Heldenmuth zutrauen, den Heldenmuth, mitten in die Peſt ſich zu werfen, und doch dabei vor der Vergiftung zu ſchaudern? Wer ſollte ſich träumen laſſen, daß Lady Milford ihrem Gewiſſen einen ewigen Skorpion halte, daß ſie Geldſummen aufwende, um den Vortheil zu haben, jeden Augenblick ſchamroth zu werden? — Ich bin offenherzig, gnädige Frau! — Würde Sie mein Anblick ergetzen, wenn Sie einem Vergnügen entgegen gingen? Würden Sie ihn ertragen, wenn Sie zurückkämen? — — O beſſer, beſſer, Sie laſſen Himmelsſtriche uns trennen — Sie laſſen Meere zwiſchen uns fließen! — Sehen Sie ſich wohl vor, Milady! — Stunden der Nüchternheit, Augenblicke der *Erſchöpfung* könnten ſich melden — Schlangen der Reue könnten Ihren Buſen anfallen, und nun — welche Folter für Sie, im Geſichte Ihres Dienſtmädchens die *heitre Ruhe* zu leſen, womit die Unſchuld ein reines Herz zu belohnen pflegt. (Sie tritt einen Schritt zurück.) Noch einmal, gnädige Frau! Ich bitte ſehr um Vergebung!

Lady (in großer innerer Bewegung herumgehend.) Unerträglich, daß ſie *mir* das ſagt! Unerträglicher, daß ſie recht hat! (Zu Louiſen tretend, und ihr ſtarr in die Augen ſehend.) Mädchen, du wirſt mich nicht überliſten! So warm ſprechen *Meinungen* nicht. Hinter dieſen Maximen lauert ein feuriges Intereſſe, das dir meine Dienſte beſonders abſcheulich mahlt — das dein Geſpräch ſo erhitzte — das ich (drohend) entdecken muß.

Louiſe (gelaſſen und edel.) Und *wenn* Sie es nun entdecken? Und wenn Ihr verächtlicher Ferſenſtoß den beleidigten Wurm aufweckte, dem ſein Schöpfer gegen Mißhandlung noch einen Stachel gab? — Ich fürchte Ihre Rache nicht, Lady! — Die arme Sünderinn auf dem berüchtigten Henkerſtuhl lacht zum Weltuntergang. — Mein Elend iſt ſo hoch geſtiegen, daß ſelbſt Aufrichtigkeit es nicht mehr vergrößern kann. (Nach einer Pauſe, ſehr ernſthaft.) Sie wollen mich aus dem Staub meiner Herkunft reiſſen. Ich will ſie nicht zergliedern diese verdächtige Gnade. Ich will nur fragen, was Milady bewegen konnte, mich für die Thörinn zu halten, die über ihre Herkunft erröthet? Was ſie berechtigen konnte, ſich zur Schöpferinn meines Glücks aufzuwerfen, ehe ſie noch wußte, ob ich mein Glück auch von ihren Händen empfangen wolle? — Ich hatte meinen ewigen Anſpruch auf die Freuden der Welt zerriſſen. — Ich hatte dem Glück ſeine Uebereilung vergeben — Warum mahnen Sie mich aufs neue an dieſelbe? — Wenn ſelbſt die Gottheit dem Blick der Erſchaffenen ihre Strahlen verbirgt, daß nicht ihr oberſter Seraph vor ſeiner Verfinſterung zurückſchauere — warum wollen Menſchen ſo grauſam barmherzig ſeyn? — Wie kommt es, Milady, daß Ihr geprieſenes Glück das Elend ſo gern um Neid und Bewunderung anbettelt? — Hat Ihre Wonne die Verzweiflung ſo nöthig zur Folie? — O! ſo gönne Sie mir doch lieber eine Blindheit, die mich allein noch mit meinem barbariſchen Loos verſöhnt. — Fühlt ſich doch das Inſekt in einem Tropfen Waſſers ſo ſelig, als wär' es ein Himmelreich, ſo froh und ſo ſelig, bis man ihm von einem Weltmeer erzählt, worinn Flotten und Wallfiſche ſpielen! — — Aber glücklich wollen Sie mich ja wiſſen? (Nach einer Pauſe plötzlich zur Lady hintretend und mit Ueberraſchung ſie fragend.) Sind Sie glücklich, Milady? (Dieſe verläßt ſie ſchnell und betroffen, Louiſe folgt ihr, und hält ihr die Hand vor den Buſen) Hat dieſes Herz auch die lachende Geſtalt Ihres Standes? Und wenn wir jetzt Bruſt gegen Bruſt, und Schickſal gegen Schickſal auswechſeln ſollten — und wenn ich in kindlicher Unſchuld — und wenn ich auf Ihr Gewiſſen — und wenn ich als meine Mutter Sie fragte — Würden Sie mir wohl zu dem Tauſche rathen?

Lady (heftig bewegt in den Sopha ſich werfend). Unerhört! Unbegreiflich! Nein, Mädchen! Nein! Dieſe Größe haſt du nicht auf die Welt gebracht, und für deinen Vater iſt ſie zu jugendlich. Lüge mir nicht! Ich höre einen andern Lehrer —

Louiſe (fein und ſcharf ihr in die Augen ſehend). Es ſollte mich doch wundern, Milady, wenn Sie jetzt erſt auf dieſen Lehrer fielen, und doch vorhin ſchon eine Kondition für mich wußten!

Lady (ſpringt auf.) Es iſt nicht auszuhalten! — Ja, denn! weil ich dir doch nicht entwiſchen kann. Ich kenn' ihn — weiß Alles — weiß mehr, als ich wiſſen mag! (Plötzlich hält ſie inne, darauf mit einer Heftigkeit, die nach und nach bis beynahe zum Toben ſteigt.) Aber wag' es, Unglückliche — wag' es, ihn jetzt noch zu lieben, oder von ihm geliebt zu werden — Was ſage ich? — Wag' es, an ihn zu denken, oder einer von ſeinen Gedanken zu ſeyn — Ich bin mächtig, Unglückliche — fürchterlich — So wahr Gott lebt! Du biſt verloren!

Louiſe (ſtandhaft.) Ohne Rettung, Milady, ſobald Sie ihn zwingen, daß er Sie lieben muß!

Lady. Ich verſtehe dich — aber er ſoll mich nicht lieben! Ich will über dieſe ſchimpfliche Leidenſchaft ſiegen, mein Herz unterdrücken, und das deinige zermalmen — Felſen und Abgründe will ich zwiſchen euch werfen; eine Furie will ich mitten durch euren Himmel geh'n; mein Name ſoll eure Küſſe, wie ein Geſpenſt Verbrecher, aus einander ſcheuchen; deine junge blühende Geſtalt unter ſeiner Umarmung welk, wie eine Mumie, zuſammenfallen — Ich kann nicht mit ihm glücklich werden — aber Du ſollſt es auch nicht werden — Wiſſe das, Elende! Seligkeit zerſtören iſt auch Seligkeit!

Louiſe. Eine Seligkeit, um die man Sie ſchon gebracht hat, Milady! Läſtern Sie Ihr eigenes Herz nicht. Sie ſind nicht fähig, das auszuüben, was Sie ſo drohend auf mich herabſchwören! Sie ſind nicht fähig, ein Geſchöpf zu quälen, das Ihnen nichts zu Leide gethan, als daß es empfunden hat, wie Sie — Aber ich liebe Sie um dieſer Wallung willen, Milady!

Lady (die ſich jetzt gefaßt hat.) Wo bin ich? Wo war ich? Was hab' ich merken laſſen? Wem hab ichs merken laſſen? — O Louiſe, edle, große, göttliche Seele! Vergib einer Raſenden — Ich will dir kein Haar kränken, mein Kind! Wünſche! Fordre! Ich will dich auf den Händen tragen, deine Freundinn, deine Schweſter will ich ſeyn — Du biſt arm — Sieh! (Einige Brillanten herunternehmend) Ich will dieſen Schmuck verkaufen

— meine Garderobe, Pferd und Wagen verkaufen — Dein ſey Alles, aber — entſag' ihm!

Louiſe (tritt zurück voll Befremdung.) Spottet ſie einer Verzweifelnden, oder ſollte ſie an der barbariſchen That im Ernſt keinen Antheil gehabt haben? — Ha! So könnt' ich mir ja noch den Schein einer Heldinn geben, und meine Ohnmacht zu einem Verdienſt aufputzen. (Sie ſteht eine Weile gedankenvoll, dann tritt ſie näher zur Lady, faßt ihre Hand, und ſieht ſie ſtarr und bedeutend an.) Nehmen Sie ihn denn hin, Milady! — — Freiwillig tret' ich Ihnen ab den Mann, den man mit Hacken der Hölle von meinem blutenden Herzen riß. — — Vielleicht wiſſen Sie es ſelbſt nicht, Milady, aber Sie haben den Himmel zweyer Liebenden geſchleift, von einander gezerrt zwey Herzen, die Gott aneinander band; zerſchmettert ein Geſchöpf, das ihm nahe ging, wie Sie, das er zur Freude ſchuf, wie Sie, das ihn geprieſen hat, wie Sie, und ihn nun nimmermehr preiſen wird — Lady! Ins Ohr des Allwiſſenden ſchreit auch der letzte Krampf des zertretenen Wurms — Es wird ihm nicht gleichgültig ſeyn, wenn man Seelen in ſeinen Händen mordet! Jetzt iſt er Ihnen! Jetzt, Milady, nehmen Sie ihn hin! Rennen Sie in ſeine Arme! Reißen Sie ihn zum Altar — Nur vergeſſen Sie nicht, daß zwiſchen Ihren Brautkuß das Geſpenſt einer Selbſtmörderinn ſtürzen wird —

Gott wird barmherzig ſeyn — Ich kann mir nicht anders helfen! (Sie ſtürzt hinaus.)

Achte Scene.

Lady allein

(ſteht erſchüttert und außer ſich, den ſtarren Blick nach der Thür gerichtet, durch welche die Millerinn weggeeilt, endlich erwacht ſie aus ihrer Betäubung.)

Wie war das? Wie geſchah mir? Was ſprach die Unglückliche? — Noch, o Himmel! Noch zerreiſſen ſie mein Ohr, die fürchterlichen, mich verdammenden Worte: Nehmen Sie ihn hin! — Wen, Unglückſelige? Das Geſchenk deines Sterberöchelns — das ſchauervolle Vermächtniß deiner Verzweiflung! Gott! Gott! Bin ich ſo tief geſunken — ſo plötzlich von allen Thronen meines Stolzes herabgeſtürzt, daß ich heißhungrig erwarte, was einer Bettlerinn Großmuth aus ihrem letzten Todeskampfe mir zuwerfen wird? — Nehmen Sie ihn hin, und das ſpricht ſie mit einem Tone, begleitet ſie mit einem Blicke — — Ha! Emilie! Biſt du darum über die Gränzen deines Geſchlechts weggeſchritten? Mußteſt du darum um den prächtigen Namen des großen brittiſchen Weibes buhlen, daß das prahlende Gebäude deiner Ehre neben der höheren Tugend einer verwahrlosten Bürgerdirne verſinken ſoll? — Nein, ſtolze Unglückliche! Nein! — Beſchämen läßt ſich Emilie Milford! — Doch beſchimpfen nie! Auch ich habe Kraft, zu entſagen!

(Mit majeſtätiſchen Schritten auf und nieder.)

Verkrieche dich jetzt, weiches, leidendes Weib! — Fahret hin, ſüße goldene Bilder der Liebe — Großmuth allein ſey jetzt meine Führerinn! — — Dieſes liebende Paar iſt verloren, oder Milford muß ihren Anſpruch vertilgen, und im Herzen des Fürſten erlöſchen! (Nach einer Pauſe, lebhaft.) Es iſt geſchehen! — Gehoben das furchtbare Hinderniß — Zerbrochen alle Bande zwiſchen mir und dem Herzog, geriſſen aus meinem Buſen dieſe wüthende Liebe! — — In deine Arme werf' ich mich, Tugend! — Nimm ſie auf, deine reuige Tochter Emilie! — Ha! wie mir ſo wohl iſt! Wie ich auf einmal ſo leicht, ſo gehoben mich fühle! — Groß, wie eine fallende Sonne, will ich heut vom Gipfel meiner Hoheit herunterſinken, meine Herrlichkeit ſterbe mit meiner Liebe, und nichts als mein Herz begleite mich in dieſe ſtolze Verweiſung. (Entſchloſſen zum Schreibpult gehend.) Jetzt gleich muß es geſchehen — jetzt auf der Stelle, ehe die Reitze des lieben Jünglings den blutigen Kampf meines Herzens erneuern.

(Sie ſetzt ſich nieder, und fängt an zu ſchreiben.)

Neunte Scene.

Lady. Ein **Kammerdiener. Sophie,** hernach der **Hofmarſchall,** zuletzt **Bediente.**

Kammerdiener. Hofmarſchall von Kalb ſtehen im Vorzimmer mit einem Auftrag vom Herzog!

Lady (in der Hitze des Schreibens.) Auftaumeln wird ſie, die fürſtliche Drathpuppe! Freilich! Der Einfall iſt auch drollig genug, ſo eine durchlauchtige Hirnſchale auseinander zu treiben! — Seine Hofſchranzen werden wirbeln — Das ganze Land wird in Gährung kommen.

Kammerdiener und **Sophie.** Der Hofmarſchall, Milady! —

Lady (dreht ſich um.) Wer? Was? — Deſto beſſer! Dieſe Sorte von Geſchöpfen iſt zum Sacktragen auf der Welt! Er ſoll mir willkommen ſeyn!

Kammerdiener (geht ab.)

Sophie (ängſtlich näher kommend.) Wenn ich nicht fürchten müßte, Milady, es wäre Vermeſſenheit. (Lady ſchreibt hitzig fort.) Die Millerinn ſtürzte außer ſich durch den Vorſaal — Sie glühen — Sie ſprechen mit ſich ſelbſt! (Lady ſchreibt immer fort.) Ich erſchrecke — Was muß geſchehen ſeyn?

Hofmarſchall (tritt herein, macht dem Rücken der Lady tauſend Verbeugungen; da ſie ihn nicht bemerkt, kommt er nähert, ſtellt ſich hinter ihren Seſſel, ſucht den Zipfel ihres Kleids wegzukriegen, und drückt einen Kuß darauf, mit furchtſamem Liſpeln.) Sereniſſimus! —

Lady (indem ſie Sand ſtreut, und das Geſchriebene durchfliegt.) Er wird mir ſchwarzen Undank zur Laſt legen — Ich war eine Verlaſſene! Er hat mich aus dem Elend gezogen — Aus dem Elend? — Abſcheulicher Tauſch! — Zerreiße deine Rechnung, Verführer! Meine ewige Schaamröthe bezahlt ſie mit Wucher.

Hofmarſchall (nachdem er die Lady vergeblich von allen Seiten umgangen hat.) Milady ſcheinen etwas diſtrait zu ſeyn — Ich werde mir wol ſelbſt die Kühnheit erlauben müſſen. (Sehr laut.) Sereniſſimus ſchicken mich, Milady, zu fragen, ob dieſen Abend Vauxhall ſeyn werde, oder deutſche Komödie?

Lady (lachend aufſtehend.) Eins von beiden, mein Engel! — Unterdeſſen bringen Sie Ihrem Herzog dieſe Charte zum Deſert! (Gegen Sophien.) Du, Sophie, befiehlſt, daß man anſpannen ſoll, und rufſt meine ganze Garderobe in dieſen Saal zuſammen. —

Sophie (geht ab voll Beſtürzung.) O Himmel! Was ahnet mir? Was wird das noch werden?

Hofmarſchall. Sie ſind echauffirt, meine Gnädige?

Lady. Um ſo weniger wird hier gelogen ſeyn — Hurrah, Herr Hofmarſchall! Es wird eine Stelle vakant. Gut Wetter für Kuppler! (Da der Marſchall einen zweifelhaften Blick auf den Zettel wirft.) Leſen Sie, leſen Sie! Es iſt mein Wille, daß der Inhalt nicht unter vier Augen bleibe!

Hofmarſchall (lieſt; unterdeſſen ſammeln ſich die Bedienten der Lady im Hintergrund.)

„Gnädigſter Herr!

„Ein Vertrag, den *Sie* ſo leichtſinnig brachen,
„kann *mich* nicht mehr binden. Die Glückſeligkeit
„Ihres Landes war die Bedingung meiner Liebe. Drei
„Jahre währte der Betrug. Die Binde fällt mir von
„den Augen! Ich verabſcheue Gunſtbezeugungen, die
„von den Thränen der Unterthanen triefen. — Schenken
Sie die Liebe, die *ich* Ihnen nicht mehr erwiedern
„kann, ihrem weinenden Lande, und lernen von
„einer *brittiſchen Fürſtinn* Erbarmen gegen Ihr
„*deutſches* Volk. In einer Stunde bin ich über der
„Gränze.

Johanna Norfolk.

Alle Bediente (murmeln beſtürzt durcheinander.) Ueber der Gränze?

Hofmarſchall (legt die Charte erſchrocken auf den Tiſch.) Behüte der Himmel, meine Beſte und Gnädige! Dem Ueberbringer müßte der Hals eben ſo jücken, als der Schreiberinn.

Lady. Das iſt deine Sorge, du Goldmann! — Leider weiß ich es, daß du und deinesgleichen am Nachbeten deſſen, was Andre gethan haben, erwürgen! —

Mein Rath wäre, man backte den Zettel in eine Wildpretpaſtete, ſo fänden ihn Sereniſſimus auf dem Teller —

Hofmarſchall. Ciel! Dieſe Vermeſſenheit! — So erwägen Sie doch, ſo bedenken Sie doch, wie ſehr Sie ſich in Disgrace ſetzen, Lady!

Lady (wendet ſich zu der verſammelten Dienerſchaft, und ſpricht das Folgende mit der innigſten Rührung.) Ihr ſteht beſtürzt, gute Leute, erwartet angſtvoll, wie ſich das Räthſel entwickeln wird? — Kommt näher, meine Lieben! — Ihr dientet mir redlich und warm, ſahet mir öfter in die Augen, als in die Börſe; euer Gehorſam war eure Leidenſchaft, euer Stolz — meine Gnade! — — Daß das Andenken eurer Treue zugleich das Gedächtniß meiner Erniedrigung ſeyn muß! Trauriges Schickſal, daß meine ſchwärzeſten Tage eure glücklichen waren! (Mit Thränen in den Augen.) Ich entlaſſe euch, meine Kinder! — — Lady Milford iſt nicht mehr, und Johanna von Norfolk zu arm, ihre Schuld abzutragen — Mein Schatzmeiſter ſtürze meine Schatulle unter euch — Dieſer Pallaſt bleibt dem Herzog — Der Aermſte von euch wird reicher von hinnen gehen, als ſeine Gebieterinn. (Sie reicht ihre Hände hin, die Alle nach einander mit Leidenſchaft küſſen.) Ich verſtehe euch, meine Guten — Lebt wohl! Lebt ewig wohl! (Faßt ſich aus ihrer Beklemmung.) Ich höre den Wagen vorfahren. (Sie reißt ſich los, will hinaus, der Hofmarſchall verrennt ihr den Weg.) Mann des Erbarmens, ſtehſt du noch immer da?

Hofmarſchall (der dieſe ganze Zeit über mit einem Geiſtesbankerott auf den Zettel ſah.) Und dieſes Billet ſoll ich Seiner Hochfürſtlichen Durchlaucht zu höchſteigenen Händen geben?

Lady. Mann des Erbarmens! zu höchſteigenen Händen, und ſollſt melden zu höchſteigenen Ohren, weil ich nicht baarfuß nach Loretto könne, ſo werde ich um den Taglohn arbeiten, mich zu reinigen von dem Schimpf, ihn beherrſcht zu haben.

(Sie eilt ab. Alle Uebrigen gehen ſehr bewegt auseinander.)

Fünfter Akt.

(Abends zwiſchen Licht, in einem Zimmer beim Muſikanten.)

Erſte Scene.

Louiſe ſitzt ſtumm und ohne ſich zu rühren in dem finſtern Winkel des Zimmers, den Kopf auf den Arm geſunken. Nach einer großen und tiefen Pauſe kommt Miller mit einer Handlaterne, leuchtet ängſtlich im Zimmer herum, ohne Louiſen zu bemerken, dann legt er den Hut auf den Tiſch, und ſetzt die Laterne nieder.

Miller. Hier iſt ſie auch nicht! Hier wieder nicht. — Durch alle Gaſſen bin ich gezogen, bei allen Bekannten bin ich geweſen, auf allen Thoren hab ich gefragt — Mein Kind hat man nirgends geſehen! (Nach einigem Stillſchweigen.) Gedult, armer unglücklicher Vater! Warte ab, bis es Morgen wird. Vielleicht kommt deine Einzige dann ans Ufer geſchwommen. — — Gott! Gott! Wenn ich mein Herz zu abgöttiſch an dieſe Tochter hing? — Die Strafe iſt hart. Himmliſcher Vater, hart! Ich will nicht murren, himmliſcher

Vater, aber die Strafe iſt hart! (Er wirft ſich gramvoll in einen Stuhl.)

Louiſe (ſpricht aus dem Winkel.) Du thuſt recht, armer alter Mann! Lerne bei Zeit noch verlieren.

Miller (ſpringt auf.) Biſt du da, mein Kind? Biſt du? — Aber warum denn ſo einſam und ohne Licht?

Louiſe. Ich bin darum doch nicht einſam. Wenns ſo recht ſchwarz wird um mich herum, hab' ich meine beſten Beſuche.

Miller. Gott bewahre dich! Nur der Gewiſſenswurm ſchwärmt mit der Eule. Sünder und böſe Geiſter ſcheuen das Licht.

Louiſe. Auch die Ewigkeit, Vater, die mit der Seele ohne Gehilfen redet!

Miller. Kind! Kind! Was für Reden ſind das?

Louiſe (ſteht auf und kommt vorwärts.) Ich hab' einen harten Kampf gekämpft! Er weiß es, Vater! Gott gab mir Kraft! Der Kampf iſt entſchieden! Vater, man pflegt unſer Geſchlecht zart und zerbrechlich zu nennen! Glaub' er das nicht mehr! Vor einer Spinne ſchütteln wir uns, aber das ſchwarze Ungeheuer Verweſung drücken wir im Spaß in die Arme! Dieſes zur Nachricht, Vater! Seine Louiſe iſt luſtig!

Miller. Höre, Tochter! Ich wollte, du heulteſt. Du gefielſt mir beſſer.

Louiſe. Wie ich ihn überliſten will, Vater! Wie ich den Tyrannen betrügen will! — Die Liebe iſt ſchlauer, als die Bosheit, und kühner — das hat er nicht gewußt, der Mann mit dem traurigen Stern — O! ſie ſind pfiffig, ſo lang ſie es nur mit dem Kopf zu thun haben; aber ſobald ſie mit dem Herzen anbinden, werden die Böſewichter dumm — — Mit einem Eid gedachte er ſeinen Betrug zu verſiegeln! Eide, Vater, binden wohl die Lebendigen, im Tode ſchmilzt auch der Sakramente eiſernes Band! Ferdinand wird ſeine Louiſe kennen! — Will er mir dies Billet beſorgen, Vater? Will er ſo gut ſeyn?

Miller. An wen, meine Tochter?

Louiſe. Seltſame Frage! Die Unendlichkeit und mein Herz haben mit einander nicht Raum genug für einen einzigen Gedanken an Ihn — Wenn hätt' ich denn wohl an ſonſt Jemand ſchreiben ſollen?

Miller (unruhig.) Höre, Louiſe! Ich erbreche den Brief!

Louiſe. Wie er will, Vater! — aber er wird nicht klug daraus werden. Die Buchſtaben liegen wie kalte Leichname da, und leben nur Augen der Liebe.

Miller (liest.) „Du biſt verrathen, Ferdinand! — Ein Bubenſtück ohne Beiſpiel zerriß den Bund unſerer Herzen, aber ein ſchrecklicher Schwur hat meine Zunge gebunden, und dein Vater hat überall ſeine Horcher geſtellt. Doch, wenn du Muth haſt, Geliebter! — Ich weiß einen dritten Ort, wo kein Eidſchwur mehr bindet, und wohin ihm kein Horcher geht.“ (Miller hält inne, und ſieht ihr ernſthaft ins Geſicht.)

Louiſe. Warum ſieht er mich ſo an? Leſ’ er doch ganz aus, Vater!

Miller. „Aber Muth genug mußt du haben, eine finſtre Straße zu wandeln, wo dir nichts leuchtet, als deine Louiſe und Gott. — Ganz nur Liebe mußt du kommen, daheim laſſen alle deine Hoffnungen, und alle deine brauſenden Wünſche; nichts kannſt du brauchen, als dein Herz. Willſt du — ſo brich’ auf, wenn die Glocke den zwölften Streich thut auf dem Karmeliterthurm. Bangt dir — ſo durchſtreiche das Wort ſtark vor deinem Geſchlechte, denn ein Mädchen hat dich zu Schanden gemacht.“ (Miller legt das Billet nieder, ſchaut lange mit einem ſchmerzlichen ſtarren Blick vor ſich hinaus, endlich kehrt er ſich gegen ſie, und ſagt mit leiſer gebrochener Stimme.) Und dieſer dritte Ort, meine Tochter?

Louiſe. Er kennt ihn nicht, er kennt ihn wirklich nicht, Vater? — Sonderbar! Der Ort iſt zum Finden gemahlt. Ferdinand wird ihn finden.

Miller. Hum! Rede deutlicher!

Louiſe. Ich weiß ſo eben kein liebliches Wort dafür. — Er muß nicht erſchrecken, Vater, wenn ich ihm ein häßliches nenne. Dieſer Ort — O warum hat die Liebe nicht Namen erfunden! Den ſchönſten hätte ſie dieſem gegeben. Der dritte Ort, guter Vater — aber er muß mich ausreden laſſen — der dritte Ort iſt das Grab.

Miller (zu einem Seſſel hinwankend.) O mein Gott!

Louiſe (geht auf ihn zu, und hält ihn.) Nicht doch, mein Vater! Das ſind nur Schauer, die ſich um das Wort herum lagern! — Weg mit dieſem, und es liegt ein Brautbette da, worüber der Morgen ſeinen goldnen Teppich breitet, und die Frühlinge ihre bunten Guirlanden ſtreuen. Nur ein heulender Sünder konnte den Tod ein Gerippe ſchelten; es iſt ein holder niedlicher Knabe, blühend, wie ſie den Liebesgott mahlen, aber ſo tückiſch nicht — ein ſtiller dienſtbarer Genius, der der erſchöpften Pilgerinn Seele den Arm bietet über den Graben der Zeit, das Feenſchloß der ewigen Herrlichkeit aufſchließt, freundlich nickt, und verſchwindet.

Miller. Was haſt du vor, meine Tochter? — Du willſt eigenmächtig Hand an dich legen.

Louiſe. Nenn' er es nicht ſo, mein Vater! Eine Geſellſchaft räumen, wo ich nicht wohl gelitten bin. — An einen Ort vorausſpringen, den ich nicht länger miſſen kann — Iſt denn das Sünde?

Miller. Selbſtmord iſt die abſcheulichſte, mein Kind! — Die einzige, die man nicht mehr bereuen kann, weil Tod und Miſſethat zuſammenfallen.

Louiſe (bleibt ſtarr ſtehen.) Entſetzlich! — Aber ſo raſch wird es doch nicht gehn. Ich will in den Fluß ſpringen, Vater, und im Hinunterſinken Gott den Allmächtigen um Erbarmen bitten!

Miller. Das heißt, du willſt den Diebſtahl bereuen, ſobald du das Geſtohlene in Sicherheit weißt. — Tochter! Tochter! Gib Acht, daß du Gottes nicht ſpotteſt, wenn du ſeiner am meiſten vonnöthen haſt. O! es iſt weit, weit mit dir gekommen! — Du haſt dein Gebeth aufgegeben, und der Barmherzige zog ſeine Hand von dir!

Louiſe. Iſt Lieben denn Frevel, mein Vater?

Miller. Wenn du Gott liebſt, wirſt du nie bis zum Frevel lieben. — — Du haſt mich tief gebeugt, meine Einzige! Tief, tief, vielleicht zur Grube gebeugt. — Doch! Ich will dir dein Herz nicht noch ſchwerer machen. — Tochter, ich ſprach vorhin etwas. Ich glaubte allein zu ſeyn! Du haſt mich behorcht! und warum ſollt ich's noch länger geheim halten? Du warſt mein Abgott! Höre, Louiſe, wenn du noch Platz für das Gefühl eines Vaters haſt. — Du warſt mein Alles! Jetzt verthuſt du nichts mehr von deinem Eigenthum. Auch ich habe Alles zu verlieren! Du ſiehſt, mein Haar fängt an grau zu werden! Die Zeit meldet ſich allgemach bei mir, wo uns Vätern die Kapitale zu ſtatten kommen, die wir im Herzen unſrer Kinder anlegten. — Willſt du mich darum betrügen, Louiſe? Wirſt du dich mit Hab' und Gut deines Vaters auf und davon machen?

Louiſe (küßt ſeine Hand mit der heftigſten Rührung.) Nein, mein Vater! Ich gehe als eine große Schuldnerin aus der Welt, und werde in der Ewigkeit mit Wucher bezahlen.

Miller. Gib Acht, ob du dich da nicht verrechneſt, mein Kind! (Sehr ernſt und feierlich.) Werden wir uns dort wohl noch finden? —— Sieh! Wie du blaß wirſt! — Meine Louiſe begreift es von ſelbſt, daß ich ſie in jener Welt nicht wohl mehr einholen kann, weil ich nicht ſo früh dahin eile, wie ſie. (Louiſe ſtürzt ihm in den Arm, von Schauern ergriffen — Er drückt ſie mit Feuer an ſeine Bruſt und fährt fort mit beſchwörender Stimme.) O Tochter! Tochter! Gefallene, vielleicht ſchon verlorne Tochter! Beherzige das ernſthafte Vaterwort! Ich kann nicht über dich wachen. Ich kann dir die Meſſer nehmen, du kannſt dich mit einer Stricknadel tödten. Vor Gift kann ich dich bewahren, du kannſt dich mit einer Schnur Perlen erwürgen. — Louiſe — Louiſe — nur warnen kann ich dich noch. — Willſt du es darauf ankommen laſſen, daß dein treuloſes Gaukelbild auf der ſchrecklichen Brücke zwiſchen Zeit und Ewigkeit von dir weiche? — Willſt du dich vor des Allwiſſenden Thron mit der Lüge wagen: Deinetwegen, Schöpfer, bin ich da, wenn deine ſtrafbaren Augen ihre ſterbliche Puppe ſuchen? — Und wenn dieſer zerbrechliche Gott deines Gehirns, jetzt Wurm wie du, zu den Füßen deines Richters ſich windet, deine gottloſe Zuverſicht in dieſem ſchwankenden Augenblick Lügen ſtraft und deine betrogenen Hoffnungen an die ewige Erbarmung verweist, die der Elende für ſich ſelbſt kaum erflehen kann. — Wie dann? (Nachdrücklicher, lauter.) Wie dann, Unglückſelige? (Er hält ſie feſter, blickt ſie eine Weile ſtarr und durchdringend an, dann verläßt er ſie ſchnell.) Jetzt weiß ich nichts mehr — (mit aufgehobener Rechte) flehe dir, Gott Richter! für dieſe Seele nicht mehr. Thu' was du willſt. Bringe deinem ſchlanken Jüngling ein Opfer, daß deine Teufel jauchzen, und deine guten Engel zurücktreten. — Zieh hin! Lade alle deine Sünden auf, lade auch dieſe, die letzte, die entſetzlichſte auf, und wenn die Laſt noch zu leicht iſt, ſo mache mein Fluch das Gewicht vollkommen. — Hier iſt ein Meſſer — durchſtich dein Herz, und (indem er lautweinend fortſtürzen will) das Vaterherz!

Louiſe (ſpringt auf und eilt ihm nach.) Halt! Halt! O mein Vater! — Daß die Zärtlichkeit noch barbariſcher zwingt, als Tyrannenwuth! — Was ſoll ich? Ich kann nicht! Was muß ich thun?

Miller. Wenn die Küſſe deines Majors heißer brennen als die Thränen deines Vaters — ſtirb!

Louiſe (nach einem qualvollen Kampf mit einiger Feſtigkeit.) Vater! Hier iſt meine Hand! Ich will —

Gott! Gott! Was thu' ich? Was will ich? Vater, ich ſchwöre — Wehe mir, wehe! Verbrecherinn, wohin ich mich neige! — Vater, es ſey! — Ferdinand — Gott ſieht herab! — So zernicht' ich ſein letztes Gedächtniß. (Sie zerreißt ihren Brief.)

Miller (ſtürzt ihr freudentrunken an den Hals.) Das iſt meine Tochter! Blick' auf! Um einen Liebhaber biſt du leichter, dafür haſt du einen glücklichen Vater gemacht. (Unter Lachen und Weinen ſie umarmend.) Kind! Kind, daß ich den Tag meines Lebens nicht werth war! Gott weiß, wie ich ſchlechter Mann zu dieſem Engel gekommen bin! — Meine Louiſe, mein Himmelreich! O Gott! ich verſtehe ja wenig vom Lieben, aber daß es eine Qual ſeyn muß, aufzuhören — ſo was begreif' ich noch!

Louiſe. Doch hinweg aus dieſer Gegend, mein Vater! — Weg von der Stadt, wo meine Geſpielinnen meiner ſpotten, und mein guter Name dahin iſt auf immerdar — Weg, weg, weit weg von dem Ort, wo mich ſo viele Spuren der verlorenen Seligkeit anreden. Weg, wenn es möglich iſt! —

Miller. Wohin du nur willſt, meine Tochter! Das Brot unſers Herrgotts wächſt überall, und Ohren wird er auch meiner Geige beſcheren. Ja! Laß auch Alles dahingehn. — Ich ſetze die Geſchichte deines Grams auf die Laute, ſinge dann ein Lied von der Tochter, die, ihren Vater zu ehren, ihr Herz zerriß —

wir betteln mit der Ballade von Thür zu Thür, und das Almoſen wird köſtlich ſchmecken von den Händen der Weinenden. —

Zweyte Scene.

Ferdinand zu den Vorigen.

Louiſe (wird ihn zuerſt gewahr, und wirft ſich Millern laut ſchreiend um den Hals.) Gott! Da iſt er! Ich bin verloren!

Miller. Wo? Wer?

Louiſe (zeigt mit abgewandtem Geſicht auf den Major, und drückt ſich feſter an ihren Vater.) Er! Er ſelbſt! — Seh' er nur um ſich, Vater — Mich zu ermorden, iſt er da!

Miller (erblickt ihn, fährt zurück.) Was? Sie hier, Baron?

Ferdinand (kommt langſam näher, bleibt Louiſen gegenüber ſtehn, und läßt den ſtarren forſchenden Blick auf ihr ruhen, nach einer Pauſe.) Ueberraſchtes Gewiſſen, habe Dank! — Dein Bekenntniß iſt ſchrecklich, aber ſchnell, und gewiß, und erſpart mir die Folterung! — Guten Abend, Miller!

Miller. Aber um Gotteswillen! Was wollen Sie, Baron? Was führt Sie her? Was ſoll dieſer Ueberfall?

Ferdinand. Ich weiß eine Zeit, wo man den Tag in ſeine Sekunden zerſtückte, wo Sehnſucht nach mir ſich an die Gewichte der zögernden Wanduhr hing, und auf den Aderſchlag lauerte, unter dem ich erſcheinen ſollte. — Wie kommts, daß ich jetzt überraſche?

Miller. Gehen Sie, gehen Sie, Baron! — Wenn noch ein Funke von Menſchlichkeit in Ihrem Herzen zurückblieb, wenn Sie die nicht erwürgen wollen, die Sie zu lieben vorgeben, fliehen Sie, bleiben Sie keinen Augenblick länger! Der Segen war fort aus meiner Hütte, ſobald Sie einen Fuß darein ſetzten. — Sie haben das Elend unter mein Dach gerufen, wo ſonſt nur die Freude zu Hauſe war. Sind Sie noch nicht zufrieden? Wollen Sie auch in der Wunde noch wühlen, die Ihre unglückliche Bekanntſchaft meinem einzigen Kinde ſchlug?

Ferdinand. Wunderlicher Vater, jetzt komm' ich ja, deiner Tochter etwas Erfreuliches zu ſagen!

Miller. Neue Hoffnungen etwa zu einer neuen Verzweiflung? — Geh', Unglücksbote! Dein Geſicht ſchimpft deine Waare.

Ferdinand. Endlich iſt es erſchienen, das Ziel meiner Hoffnungen! Lady Milford, das furchtbarſte Hinderniß unſrer Liebe, floh dieſen Augenblick aus dem Lande. Mein Vater billigt meine Wahl. Das Schickſal läßt nach, uns zu verfolgen. Unſre glücklichen Sterne gehen auf. — Ich bin jetzt da, mein gegebenes Wort einzulöſen, und meine Braut zum Altar abzuholen.

Miller. Hörſt du ihn, meine Tochter? Hörſt du ihn ſein Geſpötte mit deinen getäuſchten Hoffnungen treiben? O wahrlich, Baron! Es ſteht dem Verführer ſo ſchön, an ſeinem Verbrechen ſeinen Witz noch zu kitzeln.

Ferdinand. Du glaubſt, ich ſcherze? Bey meiner Ehre nicht! Meine Ausſage iſt wahr, wie die Liebe meiner Louiſe, und heilig will ich ſie halten, wie ſie ihre Eide — Ich kenne nichts Heiligers — Noch zweifelſt du? Noch kein freudiges Erröthen auf den Wangen meiner ſchönen Gemahlinn? Sonderbar! Die Lüge muß hier gangbare Münze ſeyn, wenn die Wahrheit ſo wenig Glauben findet. Ihr mißtraut meinen Worten? So glaubt dieſem ſchriftlichen Zeugniß. (Er wirft Louiſen den Brief an den Marſchall zu.)

Louiſe (ſchlägt ihn auseinander, und ſinkt leichenblaß nieder.)

Miller (ohne das zu bemerken, zum Major.) Was ſoll das bedeuten, Baron? Ich verſtehe Sie nicht!

Ferdinand (führt ihn zu Louiſen hin.) Deſto beſſer hat mich dieſe verſtanden!

Miller (fällt an ihr nieder.) O Gott! meine Tochter!

Ferdinand. Bleich, wie der Tod! — Jetzt erſt gefällt ſie mir, deine Tochter! So ſchön war ſie nie, die fromme rechtſchaffene Tochter — Mit dieſem Leichengeſicht — — Der Othem des Weltgerichts, der den Firniß von jeder Lüge ſtreift, hat jetzt die Schminke verblaſen, womit die Tauſendkünſtlerinn auch die Engel des Lichts hintergangen hat. — Es iſt ihr ſchönſtes Geſicht! Es iſt ihr erſtes wahres Geſicht! Laß mich es küſſen! (Er will auf ſie zugehn.)

Miller. Zurück! Weg! Greife nicht an das Vaterherz, Knabe! Vor deinen Liebkoſungen konnt' ich ſie nicht bewahren, aber ich kann es vor deinen Mißhandlungen.

Ferdinand. Was willſt du, Graukopf? Mit dir hab' ich nichts zu ſchaffen. Menge dich ja nicht in ein Spiel, das ſo offenbar verloren iſt — oder biſt du auch vielleicht klüger, als ich dir zugetraut habe? Haſt du die Weisheit deiner ſechzig Jahre zu den Buhlſchaften deiner Tochter geborgt, und dies ehrwürdige Haar mit dem Gewerb eines Kupplers geſchändet? — O! wenn das nicht iſt, unglücklicher alter Mann, lege dich nieder, und ſtirb — Noch iſt es Zeit. Noch kannſt du in dem ſüßen Taumel entſchlafen: Ich war ein glücklicher Vater! — Einen Augenblick ſpäter, und du ſchleuderſt die giftige Natter ihrer hölliſchen Heimat zu, verfluchſt das Geſchenk und den Geber, und fährſt mit der Gottesläſterung in die Grube. (Zu Louiſen.) Sprich, Unglückſelige! Schriebſt du dieſen Brief?

Miller (warnend zu Louiſen.) Um Gotteswillen, Tochter! Vergiß nicht! Vergiß nicht!

Louiſe. O dieſer Brief, mein Vater! —

Ferdinand. Daß er in die unrechte Hände fiel? — Geprieſen ſei mir der Zufall, er hat größere Thaten gethan, als die klügelnde Vernunft, und wird beſſer beſtehn an jenem Tag, als der Witz aller Weiſen. — Zufall, ſag' ich? — O die Vorſehung iſt dabei, wenn Sperlinge fallen, warum nicht, wo ein Teufel entlarvt werden ſoll? — Antwort will ich! — Schriebſt du dieſen Brief?

Miller (ſeitwärts zu ihr mit Beſchwörung.) Standhaft, meine Tochter! Nur noch das einzige Ja, und Alles iſt überwunden.

Ferdinand. Luſtig! Luſtig! Auch der Vater betrogen! Alles betrogen! Nun ſieh, wie ſie da ſteht, die Schändliche, und ſelbſt ihre Zunge nun ihrer letzten Lüge den Gehorſam aufkündigt! Schwöre bei Gott! Bei dem fürchterlich Wahren! Schriebſt du dieſen Brief?

Louiſe (nach einem qualvollen Kampf, worinn ſie durch Blicke mit ihrem Vater geſprochen hat, feſt und entſcheidend.) Ich ſchrieb ihn!

Ferdinand (bleibt erſchrocken ſtehn.) Louiſe! — Nein! So wahr meine Seele lebt! Du lügſt — Auch die Unſchuld bekennt ſich auf der Folterbank zu Freveln, die ſie nie begieng — Ich fragte zu heftig — Nicht wahr, Louiſe? — Du bekannteſt nur, weil ich heftig fragte?

Louiſe. Ich bekannte, was wahr iſt!

Ferdinand. Nein, ſag' ich! Nein! Nein! Du ſchriebſt nicht. Es iſt deine Hand gar nicht — Und wäre ſie's, warum ſollten Handſchriften ſchwerer nachzumachen ſeyn, als Herzen zu verderben? Rede mir wahr, Louiſe! — Oder nein, nein, thu' es nicht, du könnteſt Ja ſagen, und ich wär' verloren. — Eine Lüge, Louiſe! eine Lüge! — O — wenn du jetzt eine wüßteſt, mir hinwürfeſt mit der offenen Engelmiene, nur mein Ohr, nur mein Auge überredeteſt, dieſes Herz auch noch ſo abſcheulich täuſchteſt — O Louiſe! Alle Wahrheit möchte dann mit dieſem Hauch aus der Schöpfung wandern, und die gute Sache ihren ſtarren Hals von nun an zu einem höfiſchen Bückling beugen! (Mit ſcheuem bebendem Ton.) Schriebſt du dieſen Brief?

Louiſe. Bei Gott! Bei dem fürchterlich Wahren! Ja! —

Ferdinand (nach einer Pauſe, im Ausdruck des tiefſten Schmerzes.) Weib! Weib! — Das Geſicht, mit dem du jetzt vor mir ſtehſt! — Theile mit dieſem Geſicht Paradieſe aus, du wirſt ſelbſt im Reich der Verdammniß keinen Käufer finden — Wußteſt du, was du mir warſt, Louiſe? Unmöglich! Nein! Du wußteſt nicht, daß du mir Alles warſt! Alles! — Es iſt ein armes verächtliches Wort, aber die Ewigkeit hat Mühe, es zu umwandern; Weltſyſteme vollenden ihre Bahnen darin. — Alles! und ſo frevelhaft damit zu ſpielen — O es iſt ſchrecklich! —

Louiſe. Sie haben mein Geſtändniß, Herr von Walter! Ich habe mich ſelbſt verdammt! Gehen Sie nun! Verlaſſen Sie ein Haus, wo ſie ſo unglücklich waren.

Ferdinand. Gut! Gut!-Ich bin ja ruhig — ruhig, ſagt man ja, iſt auch der ſchaudernde Strich Landes, worüber die Peſt ging — ich bins (nach einigem Nachdenken.) Noch eine Bitte, Louiſe — die letzte! Mein Kopf brennt ſo fieberiſch! Ich brauche Kühlung Willſt du mir ein Glas Limoñade zurecht machen? (Louiſe geht ab.)

Dritte Scene.

Ferdinand und Miller.

(Beide gehen, ohne ein Wort zu reden, einige Pauſen lang auf den entgegengeſetzten Seiten des Zimmers auf und ab.)

Miller. (bleibt endlich ſtehen und betrachtet den Major mit trauriger Miene.) Lieber Baron, kann es Ihren Gram vielleicht mindern, wenn ich Ihnen geſtehe, daß ich Sie herzlich bedaure?

Ferdinand. Laß er es gut ſeyn, Miller! (Wieder einige Schritte.) Miller, ich weiß nur kaum noch, wie ich in ſein Haus kam — Was war die Veranlaſſung?

Miller. Wie, Herr Major? Sie wollten ja Lektion auf der Flöte bei mir nehmen? Das wiſſen Sie nicht mehr?

Ferdinand (raſch.) Ich ſah ſeine Tochter! (Wiederum einige Pauſen.) Er hat nicht Wort gehalten, Freund! Wir akkordirten Ruhe für meine einſame Stunden. Er betrog mich, und verkaufte mir Scorpionen. (Da er Millers Bewegung ſieht.) Nein! erſchrick nur nicht, alter Mann! (Gerührt an ſeinem Hals.) Du biſt nicht ſchuldig!

Miller (die Augen wiſchend.) Das weiß der allwiſſende Gott!

Ferdinand (aufs Neue hin und her, in düſtres Grübeln verſunken.) Seltſam, o unbegreiflich ſeltſam ſpielt Gott mit uns! An dünnen unmerkbarn Seilen hängen oft fürchterliche Gewichte. — Wüßte der Menſch, daß er an dieſem Apfel den Tod eſſen ſollte. — Hum! — Wüßte er das? (Heftiger auf und nieder, dann Millers Hand mit ſtarker Bewegung faſſend.) Mann! Ich bezahlte dir dein Bischen Flöte zu theuer — — und du gewinnſt nicht einmal — auch du verlierſt vielleicht Alles. (Gepreßt von ihm weggehend.) Unglückſeliges Flötenſpiel, das mir nie hätte einfallen ſollen! —

Miller (ſucht ſeine Rührung zu verbergen.) Die Limonade bleibt auch gar zu lang aus. Ich denke, ich ſehe nach, wenn Sie mirs nicht übel nehmen. —

Ferdinand. Es eilt nicht, lieber Miller! (Vor ſich hinmurmelnd) Zumal für den Vater nicht — Bleib er nur — Was hatt' ich doch fragen wollen? — Ja! Iſt Louiſe ſeine einzige Tochter? Sonſt hat er keine Kinder mehr?

Miller (warm.) Habe ſonſt keins mehr, Baron! — Wünſch mir auch keins mehr. Das Mädel iſt juſt ſo recht, mein ganzes Vaterherz einzuſtecken — hab' meine ganze Baarſchaft von Liebe an der Tochter ſchon zugeſetzt.

Ferdinand (heftig erſchüttert.) Ha! — — Seh' er doch lieber nach dem Trank, guter Miller! (Miller geht ab.)

Vierte Scene.

Ferdinand (allein.)

Das einzige Kind! — Fühlſt du das, Mörder! Das einzige, Mörder! Hörſt du, das einzige? — Und der Mann hat auf der groſſen Welt Gottes nichts, als ſein Inſtrument und das einzige. — Du willſt's ihm rauben?

Rauben? — Rauben den letzten Nothpfenning einem Bettler? Die Krücke zerbrochen vor die Füße werfen dem Lahmen? Wie? Hab' ich auch Bruſt für das? — — Und wenn er nun hineilt, und nicht erwarten kann, die ganze Summe ſeiner Freuden vom Geſicht dieſer Tochter herunter zu zählen, und hereintritt, und ſie da liegt, die Blume — welk — todt — zertreten muthwillig, die letzte, einzige, unüberſchwenkliche Hoffnung. — Ha! Und er da ſteht vor ihr, und da ſteht, und ihm die ganze Natur den lebendigen Odem anhält, und ſein erſtarrter Blick die entvölkerte Unendlichkeit fruchtlos durchwandert, Gott ſucht, und Gott nicht mehr finden kann, und leer zurückkommt. — — Gott! Gott! Aber auch mein Vater hat dieſen einzigen Sohn — den einzigen Sohn, doch nicht den einzigen Reichthum. — (Nach einer Pauſe.) Doch wie? Was verliert er denn? Das Mädchen, dem die heiligſten Gefühle der Liebe nur Puppen waren, wird es den Vater glücklich machen können? — Es wird nicht! Es wird nicht! Und ich verdiene noch Dank, daß ich die Natter zertrete, ehe ſie auch noch den Vater verwundet.

Fünfte Scene.

Miller, der zurück kommt, und **Ferdinand**.

Miller. Gleich ſollen Sie bedient ſeyn, Baron! — Draußen ſitzt das arme Ding, und will zu ſich

Tode weinen. Sie wird Ihnen mit der Limonade auch Thränen zu trinken geben.

Ferdinand. Und wohl, wenns nur Thränen wären! — — Weil wir vorhin von der Muſik ſprachen, Miller! (Eine Börſe ziehend.) Ich bin noch ſein Schuldner.

Miller. Wie? Was? Geben Sie mir, Baron! Wofür halten Sie mich? Das ſteht ja in guter Hand. Thun Sie mir doch den Schimpf nicht an, und ſind wir ja, wills Gott, nicht das letztemal bei einander.

Ferdinand. Wer kann das wiſſen? Nehm' er nur. Es iſt für Leben und Sterben.

Miller (lachend.) O deßwegen, Baron! Auf den Fall, denk' ich, kann man's wagen bei Ihnen.

Ferdinand. Man wagte wirklich. — Hat er noch nie gehört, daß Jünglinge gefallen ſind — Mädchen und Jünglinge, die Kinder der Hoffnung, die Luftſchlöſſer betrogener Väter. — Was Wurm und Alter nicht thun, kann oft ein Donnerſchlag ausrichten. — Auch ſeine Louiſe iſt nicht unſterblich.

Miller. Ich hab' ſie von Gott.

Ferdinand. Hör' er. — Ich ſag' ihm, ſie iſt nicht unſterblich. Dieſe Tochter iſt ſein Augapfel. Er hat ſich mit Herz und Seel' an dieſe Tochter gehängt. Sei er vorſichtig, Miller! Nur ein verzweifelter Spieler ſetzt Alles auf einen einzigen Wurf. Einen Waghals nennt man den Kaufmann, der auf ein

Schiff ſein ganzes Vermögen ladet. — Hör' er, denk' er der Warnung nach! — — Aber warum nimmt er ſein Geld nicht?

Miller. Was, Herr? Die ganze allmächtige Börſe? Wohin denken Euer Gnaden?

Ferdinand. Auf meine Schuldigkeit. — Da! (Er wirft den Beutel auf den Tiſch, daß Goldſtücke herausfallen.) Ich kann den Quark nicht eine Ewigkeit ſo halten.

Miller. (beſtürzt.) Was, beim großen Gott? Das klang nicht wie Silbergeld! (Er tritt zum Tiſch, und ruft mit Entſetzen.) Wie, um aller Himmel willen, Baron? Baron! Was ſind Sie? Was treiben Sie, Baron? Das nenn' ich mir Zerſtreuung! (Mit zuſammengeſchlagenen Händen.) Hier liegt ja — oder bin ich verhext, oder — Gott verdamm mich! Da greif' ich ja das baare gelbe leibhafte Gottesgold. — — Nein, Satanas! Du ſollſt mich nicht daran kriegen!

Ferdinand. Hat er Alten oder Neuen getrunken, Miller?

Miller (grob.) Donner und Wetter! Da ſchauen Sie nur hin! — Gold!

Ferdinand. Und was nun weiter?

Miller. Ins Henkers Namen — ich ſage — ich bitte Sie um Gottes Chriſti willen — Gold!

Ferdinand. Das iſt nun freilich etwas Merkwürdiges!

Miller (nach einigem Stillſchweigen zu ihm gehend, mit Empfindung.) Gnädiger Herr, ich bin ein ſchlichter gerader Mann, wenn Sie mich etwa zu einem Bubenſtück anſpannen wollen; denn ſo viel Geld läßt ſich, weiß Gott, nicht mit etwas Gutem verdienen!

Ferdinand (bewegt.) Sei er ganz getroſt, lieber Miller! Das Geld hat er längſt verdient, und Gott bewahre mich, daß ich mich mit ſeinem guten Gewiſſen dafür bezahlt machen ſollte!

Miller (wie ein Halbnarr in die Höhe ſpringend.) Mein, alſo! Mein! Mit des guten Gottes Wiſſen und Willen, mein! (Nach der Thür laufend, ſchreiend.) Weib! Tochter! Viktoria! Herbey! (Zurückkommend.) Aber du lieber Himmel! wie komm' ich denn ſo auf einmal zu dem ganzen grauſamen Reichthum? Wie verdien ich ihn? Lohn ich ihn? He?

Ferdinand. Nicht mit ſeinen Muſikſtunden, Miller! — Mit dem Geld hier bezahl' ich ihm (von Schauern ergriffen hält er inne) bezahl' ich ihm (nach einer Pauſe mit Wehmuth) den dreimonatlang unglücklichen Traum von ſeiner Tochter.

Miller (faßt ſeine Hand, die er ſtark drückt.) Gnädiger Herr! Wären Sie ein ſchlechter geringer Bürgersmann — (raſch) und mein Mädel liebte Sie nicht: erſtechen wollt' ich's, das Mädel (wieder beim Geld, darauf niedergeſchlagen.) Aber da hab' ich ja nun Alles, und Sie nichts, und da werd' ich nun das ganze Gaudium wieder herausblechen müſſen? Heh?

Ferdinand. Laß er ſich das nicht anfechten, Freund! — Ich reiſe ab, und in dem Land, wo ich mich zu ſetzen gedenke, gelten die Stempel nicht.

Müller (unterdeſſen mit unverwandten Augen auf das Geld hingeheftet, voll Entzückung.) Bleibts alſo mein? Bleibts? — Aber das thut mir nur leid, daß Sie verreiſen. — Und wart, was ich jetzt auftreten will! Wie ich die Backen jetzt voll nehmen will! (Er ſetzt den Hut auf, und ſchießt durch das Zimmer.) Und auf dem Markt will ich meine Muſikſtunden geben, und Numero fünfe Dreikönig rauchen, und wenn ich wieder auf den Dreibatzenplatz ſitze, ſoll mich der Teufel holen. (Will fort.)

Ferdinand. Bleib' er! Schweig' er! und ſtreich' er ſein Geld ein! (Nachdrücklich.) Nur dieſen Abend noch ſchweig' er, und geb' er, mir zu Gefallen, von nun an keine Muſikſtunden mehr.

Miller (noch hiziger, und ihn hart an der Weſte faſſend voll inniger Freude.) Und Herr! meiner Tochter! (Ihn wieder loslaſſend.) Geld macht den Mann nicht — Geld nicht — Ich habe Kartoffeln gegeſſen oder ein wildes Huhn; ſatt iſt ſatt, und dieſer Rock da iſt ewig gut, wenn Gottes liebe Sonne nicht durch den Ermel ſcheint. — Für mich iſt das Plunder. — Aber dem Mädel ſoll der Segen bekommen; was ich ihr nur an den Augen abſehen kann, ſoll ſie haben. —

Ferdinand (fällt raſch ein.) Stille, o ſtille —

Miller (immer feuriger.) Und ſoll mir franzöſiſch lernen aus dem Fundament, und Menuettanzen, und Singen, daß mans in den Zeitungen leſen ſoll; und eine Haube ſoll ſie tragen, wie die Hofrathstöchter, und einen Kidebarri, wie ſie's heiſſen, und von der Geigerstochter ſoll man reden auf vier Meilen weit. —

Ferdinand (ergreift ſeine Hand mit der ſchrecklichſten Bewegung.) Nichts mehr! Nichts mehr! Um Gottes willen, ſchweig' er ſtille! Nur noch heute ſchweig' er ſtille! das ſey der einzige Dank, den ich von ihm fordre.

Sechste Scene.

Louiſe mit der Limonade und die Vorigen.

Louiſe (mit rothgeweinten Augen und zitternder Stimme, indem ſie dem Major das Glas auf einem Teller bringt.) Sie befehlen, wenn ſie nicht ſtark genug iſt.

Ferdinand (nimmt das Glas, ſetzt es nieder, und dreht ſich raſch gegen Millern.) O beynahe hätt' ich das vergeſſen! — Darf ich ihn um etwas bitten, lieber Miller? Will er mir einen kleinen Gefallen thun?

Miller. Tauſend für einen! Was befehlen? —

Ferdinand. Man wird mich bey der Tafel erwarten. Zum Unglück habe ich eine ſehr böſe Laune.

Es iſt mir ganz unmöglich, unter Menſchen zu geh'n. — Will er einen Gang thun zu meinem Vater, und mich entſchuldigen? —

Louiſe (erſchrickt, und fällt ſchnell ein.) Den Gang kann ja ich thun.

Miller. Zum Präſidenten?

Ferdinand. Nicht zu ihm ſelbſt. Er übergibt ſeinen Auftrag in der Garderobe einem Kammerdiener. — Zu ſeiner Legitimation iſt hier meine Uhr. — Ich bin noch da, wann er wieder kommt. — Er wartet auf Antwort.

Louiſe (ſehr ängſtlich.) Kann denn ich das nicht auch beſorgen?

Ferdinand (zu Millern, der eben fort will.) Halt, und noch etwas! Hier iſt ein Brief an meinen Vater, der dieſen Abend an mich eingeſchloſſen kam. — Vielleicht dringende Geſchäfte. — Es geht in einer Beſtellung hin. —

Miller. Schon gut, Baron!

Louiſe (hängt ſich an ihn, in der entſezlichſten Bangigkeit.) Aber, mein Vater, dies alles könnt' ich ja recht gut beſorgen! —

Miller. Du biſt allein, und es iſt finſtre Nacht, meine Tochter! (Ab.)

Ferdinand. Leuchte deinem Vater, Louiſe! (Während dem, daß ſie Millern mit dem Lichte begleitet, tritt er zum Tiſch, und wirft Gift in ein Glas Limonade.) Ja!

Sie ſoll dran! Sie ſoll! Die obern Mächte nicken mir ihr ſchreckliches Ja herunter, die Rache des Himmels unterſchreibt, ihr guter Engel läßt ſie fahren. —

Siebente Scene.

Ferdinand und Louiſe.

(Sie kommt langſam mit dem Lichte zurück, ſetzt es nieder, und ſtellt ſich auf die entgegengeſetzte Seite vom Major, das Geſicht auf den Boden geſchlagen, und nur zuweilen furchtſam und verſtohlen nach ihm herüber ſchielend. Er ſteht auf der andern Seite, und ſieht ſtarr vor ſich hinaus.)

(Großes Stillſchweigen, das dieſen Auftritt ankündigen muß.)

Louiſe. Wollen Sie mich akkompagniren, Herr von Walter, ſo mach' ich einen Gang auf dem Fortepiano! (Sie öffnet den Pantalon.)

(Ferdinand gibt ihr keine Antwort. Pauſe.)

Louiſe. Sie ſind mir auch noch Revange auf dem Schachbret ſchuldig. Wollen wir eine Partie, Herr von Walter?

(Eine neue Pauſe.)

Louiſe. Herr von Walter, die Brieftaſche, die ich Ihnen einmal zu ſticken verſprochen — Ich habe ſie angefangen — Wollen Sie das Deſſin nicht beſehen?

(Wieder eine Pauſe.)

Louiſe. O ich bin ſehr elend!

Ferdinand (in der bisherigen Stellung.) Das könnte wahr ſeyn.

Louiſe. Meine Schuld iſt es nicht, Herr von Walter, daß Sie ſo ſchlecht unterhalten werden!

Ferdinand (lacht beleidigend vor ſich hin.) Denn was kannſt du für meine blöde Beſcheidenheit?

Louiſe. Ich hab' es ja wohl gewußt, daß wir jetzt nicht zuſammen taugen. Ich erſchrack auch gleich, ich bekenne es, als Sie meinen Vater verſchickten. — Herr von Walter, ich vermuthe, dieſer Augenblick wird uns beiden gleich unerträglich ſeyn. — Wenn Sie mir's erlauben wollen, ſo geh' ich, und bitte einige von meinen Bekannten her.

Ferdinand. O ja doch, das thu! Ich will auch gleich geh'n, und von den Meinigen bitten.

Louiſe (ſieht ihn ſtutzend an.) Herr von Walter!

Ferdinand (ſehr hämiſch.) Bey meiner Ehre! Der geſcheideſte Einfall, den ein Menſch in dieſer Lage nur haben kann. Wir machen aus dieſem verdrüßlichen Duett eine Luſtbarkeit, und rächen uns mit Hilfe gewißer Galanterien an den Grillen der Liebe.

Louiſe. Sie ſind aufgeräumt, Herr von Walter!

Ferdinand. Ganz außerordentlich, um die Knaben auf dem Markt hinter mir herzujagen! Nein! In Wahrheit, Louiſe! Dein Beyſpiel belehrt mich — Du ſollſt meine Lehrerinn ſeyn. Thoren ſind's, die von ewiger Liebe ſchwatzen. Ewiges Einerley widerſteht, Veränderung nur iſt das Salz des Vergnügens. — Topp, Louiſe! Ich bin dabey. — Wir hüpfen von Roman zu Roman, wälzen uns von Schlamme zu Schlamme. — Du dahin — Ich dorthin — vielleicht, daß meine verlorne Ruhe ſich in einem Bordell wieder finden läſſt — Vielleicht, daß wir dann nach dem luſtigen Wettlauf, zwey modernde Gerippe, mit der angenehmſten Ueberraſchung von der Welt zum zweytenmal auf einander ſtoßen, daß wir uns da an dem gemeinſchaftlichen Familienzug, den kein Kind dieſer Mutter verläugnet, wie in Komödien, wieder erkennen, daß Eckel und Scham noch eine Harmonie veranſtalten, die der zärtlichſten Liebe unmöglich geweſen iſt.

Louiſe. O Jüngling! Jüngling! Unglücklich biſt du ſchon; willſt du es auch noch verdienen?

Ferdinand (ergrimmt durch die Zähne murmelnd.) Unglücklich bin ich? Wer hat dir das geſagt? Weib, du biſt zu ſchlecht, um ſelbſt zu empfinden — Womit kannſt du eines Andern Empfindungen wägen? — Unglücklich, ſagte ſie? — Ha! dieſes Wort könnte meine Wuth aus dem Grabe rufen! — Unglücklich mußt' ich werden, das wußte ſie. Tod und Verdammniß! Das wußte ſie, und hat mich dennoch verrathen. — Siehe, Schlange! Das war der einzige Fleck der Vergebung. — Deine Ausſage bricht dir den Hals — Bis jetzt konnt' ich deinen Frevel mit deiner Einfalt beſchönigen, in meiner Verachtung wärſt du beynahe meiner Rache entſprungen. (Indem er haſtig das Glas ergreift.) Alſo leichtſinnig warſt du nicht — Dumm warſt du nicht — Du warſt nur ein Teufel. (Er trinkt.) Die Limonade iſt matt, wie deine Seele — Verſuche!

Louiſe. O Himmel! Nicht umſonſt hab' ich dieſen Auftritt gefürchtet.

Ferdinand (gebieteriſch.) Verſuche!

Louiſe (nimmt das Glas etwas unwillig, und trinkt.)

Ferdinand (wendet ſich, ſobald ſie das Glas an den Mund ſetzt, mit einer plötzlichen Erblaſſung weg, und eilt nach dem hinterſten Winkel des Zimmers.)

Louiſe. Die Limonade iſt gut.

Ferdinand (ohne ſich umzukehren, von Schauern geſchüttelt.) Wohl bekomms!

Louiſe (nachdem ſie es niedergeſetzt.) O, wenn Sie wüßten, Walter, wie ungeheuer Sie meine Seele beleidigen!

Ferdinand. Hum!

Louiſe. Es wird eine Zeit kommen, Walter! —

Ferdinand (wieder vorwärts kommend.) O! Mit der Zeit wären wir fertig.

Louiſe. Wo der heutige Abend ſchwer auf Ihr Herz fallen dürfte —

Ferdinand (fängt an ſtärker zu gehen, und beunruhigter zu werden, indem er Schärpe und Degen von ſich wirft.) Gute Nacht, Herrendienſt!

Louiſe. Mein Gott! Wie wird Ihnen?

Ferdinand. Heiß und enge — Will mirs bequemer machen.

Louiſe. Trinken Sie! Trinken Sie! Der Trank wird Sie kühlen.

Ferdinand. Das wird er auch ganz gewiß — Die Metze iſt gutherzig, doch! Das ſind alle!

Louiſe (mit dem vollen Ausdruck der Liebe ihm in die Arme eilend.) Das deiner Louiſe, Ferdinand?

Ferdinand (drückt ſie von ſich.) Fort! Fort! Dieſe ſanften ſchmelzenden Augen weg! Ich erliege. Komm' in deiner ungeheuren Furchtbarkeit, Schlange, ſpring' an mir auf, Wurm! — Krame vor mir deine gräßliche Knoten aus, bäume deine Wirbel zum Himmel — So abſcheulich, als dich jemals der Abgrund ſah — Nur keinen Engel mehr — Nur jetzt keinen Engel mehr — Es iſt zu ſpät — Ich muß dich zertreten, wie eine Natter, oder verzweifeln. — Erbarme dich!

Louiſe. O! Daß es ſo weit kommen mußte!

Ferdinand (ſie von der Seite betrachtend.) Dieſes ſchöne Werk des himmliſchen Bildners — Wer kann das glauben? — Wer ſollte das glauben? (Ihre Hand faſſend und emporhaltend.) Ich will dich nicht zur Rede ſtellen, Gott Schöpfer! — Aber warum denn dein Gift in ſo ſchönen Gefäſſen? — — Kann das Laſter in dieſem milden Himmelsſtrich fortkommen? — O es iſt ſeltſam.

Louiſe. Das anzuhören, und ſchweigen zu müſſen!

Ferdinand. Und die ſüße melodiſche Stimme — Wie kann ſo viel Wohlklang kommen aus zerriſſenen Saiten? (Mit trunkenem Aug' auf ihrem Blick verweilend.) Alles ſo ſchön — ſo voll Ebenmaas — ſo göttlich vollkommen! — Ueberall das Werk ſeiner himmliſchen Schäferſtunde! Bey Gott! Als wäre die große Welt nur entſtanden, den Schöpfer für dieſes Meiſterſtück in Laune zu ſetzen! — — Und nur in der **Seele** ſollte Gott ſich vergriffen haben? Iſt es möglich, daß dieſe empörende Mißgeburt in die Natur ohne Tadel kam? (Indem er ſie ſchnell verläßt.) Oder ſah er einen Engel unter dem Meiſſel hervorgehen, und half dieſem Irrthum in der Eile mit einem deſto ſchlechtern Herzen ab?

Louiſe. O des frevelhaften Eigenſinns! Ehe er ſich eine Uebereilung geſtände, greift er lieber den Himmel an.

Ferdinand (ſtürzt ihr heftig weinend an den Hals.) Noch einmal, Louiſe! — Noch einmal, wie am Tage unſers erſten Kuſſes, da du Ferdinand ſtammelteſt, und das erſte **Du** auf deine brennende Lippen trat — O eine Saat unendlicher unausſprechlicher Freuden ſchien in dem Augenblick wie in der Knoſpe zu liegen. — Da lag die Ewigkeit wie ein ſchöner Maitag vor unſern Augen; goldne Jahrtauſende hüpften, wie Bräute, vor unſrer Seele vorbey. — — Da war ich der Glückliche!

— Louiſe! Louiſe! Louiſe! Warum haſt du mir das gethan?

Louiſe. Weinen Sie, weinen Sie, Walter! Ihre Wehmuth wird gerechter gegen mich ſeyn, als Ihre Entrüſtung. —

Ferdinand. Du betrügſt dich. Das ſind ihre Thränen nicht — Nicht jener warme wollüſtige Thau, der in die Wunde der Seele balſamiſch fließt, und das ſtarre Rad der Empfindung wieder in Gang bringt. Es ſind einzelne — kalte Tropfen — das ſchauerliche ewige Lebewohl meiner Liebe. (Furchtbarfeierlich, indem er die Hand auf ihren Kopf ſinken läßt.) Thränen um deine Seele, Louiſe! — Thränen um die Gottheit, die ihres unendlichen Wohlwollens hier verfehlte, die ſo muthwillig um das herrlichſte ihrer Werke kommt. — O mich däucht, die ganze Schöpfung ſollte den Flor anlegen, und über das Beiſpiel betreten ſeyn, das in ihrer Mitte geſchieht. — Es iſt was gemeines, daß Menſchen fallen, und Paradieſe verloren werden; aber wenn die Peſt unter Engeln wüthet, ſo rufe man Trauer aus durch die ganze Natur.

Louiſe. Treiben Sie mich nicht aufs äußerſte, Walter! Ich habe Seelenſtärke ſo gut wie eine — aber ſie muß auf eine menſchliche Probe kommen. Walter, das Wort noch, und dann geſchieden — — Ein entſetzliches Schickſal hat die Sprache unſrer Herzen verwirrt. Dürft' ich den Mund aufthun, Walter, ich könnte dir Dinge ſagen — ich könnte — — aber das harte Verhängniß band meine Zunge, wie meine Liebe, und dulden muß ich's, wenn du mich als eine gemeine Metze mißhandelſt.

Ferdinand. Fühlſt du dich wohl, Louiſe?

Louiſe. Wozu dieſe Frage?

Ferdinand. Sonſt ſollte mir's leid um dich thun, wenn du mit einer Lüge von hinnen müßteſt.

Louiſe. Ich beſchwöre Sie, Walter! —

Ferdinand (unter heftigen Bewegungen.) Nein! Nein! Zu ſataniſch wäre dieſe Rache! Nein, Gott bewahre mich! In jene Welt hinaus will ich's nicht treiben. — Louiſe! Haſt du den Marſchall geliebt? Du wirſt nicht mehr aus dieſem Zimmer gehen.

Louiſe. Fragen Sie, was Sie wollen. Ich antworte nichts mehr. (Sie ſetzt ſich nieder.)

Ferdinand (ernſter.) Sorge für deine unſterbliche Seele, Louiſe! — Haſt du den Marſchall geliebt? Du wirſt nicht mehr aus dieſem Zimmer gehen.

Louiſe. Ich antworte nichts mehr.

Ferdinand (fällt in fürchterlicher Bewegung vor ihr nieder.) Louiſe! Haſt du den Marſchall geliebt? Ehe dieſes Licht noch ausbrennt — ſtehſt du — vor Gott!

Louiſe (fährt erſchrocken in die Höhe.) Jeſus! Was iſt das? — — — und mir wird ſehr übel. (Sie ſinkt auf den Seſſel zurück.)

Ferdinand. Schon? — Ueber euch Weiber und das ewige Räthſel! Die zärtliche Nerve hält Freve feſt, die die Menſchheit an ihren Wurzeln zernagen; ein elender Gran Arſenik wirft ſie um. —

Louiſe. Gift! Gift! O mein Herrgott!

Ferdinand. So fürcht' ich. Deine Limonade war in der Hölle gewürzt. Du haſt ſie dem Tod zugetrunken.

Louiſe. Sterben! Sterben! Gott, Allbarmherziger! Gift in der Limonade und ſterben. — O meiner Seele erbarme dich, Gott der Erbarmer!

Ferdinand. Das iſt die Hauptſache. Ich bitt' ihn auch darum.

Louiſe. Und meine Mutter — mein Vater — Heiland der Welt! Mein armer verlorener Vater! Iſt keine Rettung mehr? Mein junges Leben — und keine Rettung! Und muß ich jetzt ſchon dahin?

Ferdinand. Keine Rettung, mußt jetzt ſchon dahin — aber ſei ruhig. Wir machen die Reiſe zuſammen.

Louiſe. Ferdinand auch du! Gift, Ferdinand! Von dir? O Gott, vergieb es ihm — Gott der Gnade, nimm die Sünde von ihm —

Ferdinand. Sieh du nach deinen Rechnungen — Ich fürchte, ſie ſtehen übel.

Louiſe. Ferdinand! Ferdinand! — O — Nun kann ich nicht mehr ſchweigen. — Der Tod — der Tod hebt alle Eide auf. — Ferdinand! — Himmel und Erde hat nichts unglückſeligers als dich! — Ich ſterbe unſchuldig, Ferdinand!

Ferdinand (erſchrocken.) Was ſagt ſie da? — Eine Lüge pflegt man doch ſonſt nicht auf dieſe Reiſe zu nehmen?

Louiſe. Ich lüge nicht — lüge nicht — hab' nur einmal gelogen mein Lebenlang. — Huh! Wie das eiskalt durch meine Adern ſchauert — — als ich den Brief ſchrieb an den Hofmarſchall —

Ferdinand. Ha! dieſer Brief! — Gottlob! Jetzt hab' ich all' meine Mannheit wieder.

Louiſe (ihre Zunge wird ſchwerer, ihre Finger fangen an gichteriſch zu zucken.) Dieſer Brief — Faſſe dich, ein entſetzliches Wort zu hören — Meine Hand ſchrieb, was mein Herz verdammte — dein Vater hat ihn diktirt.

Ferdinand (ſtarr und einer Bildſäule gleich, in langer todter Pauſe hingewurzelt, fällt endlich wie von einem Donnerſchlag nieder.)

Louiſe. O! des kläglichen Mißverſtands — Ferdinand — Man zwang mich — vergieb — deine Louiſe hätte den Tod vorgezogen — aber mein Vater — die Gefahr — ſie machten es liſtig.

Ferdinand (ſchrecklich emporgeworfen.) Gelobet ſei Gott! Noch ſpür' ich das Gift nicht. (Er reißt den Degen heraus.)

Louiſe (von Schwäche zu Schwäche ſinkend.) Weh! Was beginnſt du? Es iſt dein Vater —

Ferdinand (im Ausdruck der unbändigſten Wuth.) Mörder und Mördervater! — Mit muß er, daß der Richter der Welt nur den Schuldigen ſtrafe. (Will hinaus.)

Louiſe. Sterbend vergab mein Erlöſer — Heil über dich und ihn. (Sie ſtirbt.)

Ferdinand (kehrt ſchnell um, wird ihre letzte ſterbende Bewegungen gewahr und fällt in Schmerz aufgelöſt vor der Todten nieder.) Halt! Halt! Entſpringe mir nicht, Engel des Himmels! (Er faßt ihre Hand an, und läßt ſie ſchnell wieder fallen.) Kalt, kalt und feucht! Ihre Seele iſt dahin. (Er ſpringt wieder auf.) Gott meiner Louiſe! Gnade! Gnade dem verruchteſten der Mörder! Es war ihr letztes Gebet! — — Wie reitzend und ſchön auch im Leichnam! Der gerührte Würger ging ſchonend über dieſe freundlichen Wangen hin. — Dieſe Sanftmuth war keine Larve, ſie hat auch dem Tod Stand gehalten. (Nach einer Pauſe.) Aber wie? Warum fühl' ich nichts? Will die Kraft meiner Jugend mich retten? Undankbare Mühe! Das iſt meine Meinung nicht. (Er greift nach dem Glaſe.)

Letzte Scene.

Ferdinand. Der Präſident. Wurm und Bediente, welche alle vor Schrecken ins Zimmer ſtürzen, darauf **Miller** mit Volk und **Gerichtsdienern,** welche ſich im Hintergrund ſammeln.

Präſident (den Brief in der Hand.) Sohn, was iſt das? — Ich will doch nimmermehr glauben. —

Ferdinand (wirft ihm das Glas vor die Füße.) So ſieh, Mörder!

Präſident (taumelt hinter ſich. Alle erſtarren. Eine ſchreckliche Pauſe.) Mein Sohn! Warum haſt du mir das gethan?

Ferdinand (ohne ihn anzuſehen.) O ja freilich! Ich hätte den Staatsmann erſt hören ſollen, ob der Streich auch zu ſeinen Karten paſſe? — Fein und bewundernswerth, ich geſteh's, war die Finte, den Bund unſrer Herzen zu zerreißen durch Eiferſucht. — Die Rechnung hatte ein Meiſter gemacht, aber ſchade nur, daß die zürnende Liebe dem Draht nicht ſo gehorſam blieb, wie deine hölzerne Puppe.

Präſident (ſucht mit verdrehten Augen im ganzen Kreis herum.) Iſt hier niemand, der um einen troſtloſen Vater weinte?

Miller (hinter der Scene rufend.) Laßt mich hinein! Um Gotteswillen! Laßt mich!

Ferdinand. Das Mädchen iſt eine Heilige — für ſie muß ein Anderer rechten. (Er öffnet Millern die Thüre, der mit Volk und Gerichtsdienern hereinſtürzt.)

Miller (in der fürchterlichſten Angſt.) Mein Kind! Mein Kind! — Gift, ſchreit man, ſei hier genommen worden. — Meine Tochter! Wo biſt du?

Ferdinand (führt ihn zwiſchen den Präſidenten und Louiſen's Leiche.) Ich bin unſchuldig. — Danke dieſem hier.

Miller (fällt an ihr zu Boden.) O Jeſus!

Ferdinand. In wenig Worten, Vater! — Sie fangen an mir koſtbar zu werden. — Ich bin bübiſch um mein Leben beſtohlen, beſtohlen durch Sie. Wie ich mit Gott ſtehe, zitt're ich; — doch ein Böſewicht bin ich niemals geweſen. Mein ewiges Loos falle, wie es will — auf Sie fall' es nicht. — Aber ich hab' einen Mord begangen, (mit furchtbar erhobener Stimme.) Einen Mord, den du mir nicht zumuthen wirſt allein vor den Richter der Welt hinzuſchleppen. Feierlich wälz' ich dir hier die größte gräßlichſte Hälfte zu: wie du damit zurecht kommen magſt, ſiehe du ſelber. (Ihn zu Luiſen hinführend.) Hier, Barbar! Weide dich an der entſetzlichen Frucht deines Witzes, auf dieſes Geſicht iſt mit Verzerrung dein Name geſchrieben, und die Würgengel werden ihn leſen. — Eine Geſtalt, wie dieſe, ziehe den Vorhang von deinem Bette, wenn du ſchläfſt, und gebe dir ihre eiskalte Hand. — Eine Geſtalt, wie dieſe, ſtehe vor deiner Seele, wenn du ſtirbſt, und dränge dein letztes Gebet weg. — Eine Geſtalt, wie dieſe, ſtehe auf deinem Grabe, wenn du auferſtehſt — und neben Gott, wenn er dich richtet. (Er wird ohnmächtig, Bediente halten ihn.)

Präſident (eine ſchreckliche Bewegung des Arms gegen den Himmel.) Von mir nicht, von mir nicht, Richter der Welt, ford're dieſe Seelen, von dieſem! (Er geht auf Wurm zu.)

Wurm (auffahrend.) Von mir?

Präſident. Verfluchter, von dir! Von dir, Satan! — Du, du gabſt den Schlangenrath — Ueber dich die Verantwortung — Ich waſche die Hände.

Wurm. Ueber mich? (Er fängt gräßlich an zu lachen.) Luſtig! Luſtig! So weiß ich doch nun auch, auf was für Art ſich die Teufel danken. — Ueber mich, dummer Böſewicht? War es mein Sohn? War ich dein Gebieter? — Ueber mich die Verantwortung? Ha! bei dieſem Anblick, der alles Mark in meinen Gebeinen erkältet! Ueber mich ſoll ſie kommen! — Jetzt will ich verloren ſeyn, aber du ſollſt es mit mir ſeyn. — Auf! Auf! Ruft Mord durch die Gaſſen! Weckt die Juſtiz auf! Gerichtsdiener, bindet mich! Führt mich von hinnen! Ich will Geheimniſſe aufdecken, daß denen, die ſie hören, die Haut ſchauern ſoll. (Will gehen.)

Präſident (hält ihn.) Du wirſt doch nicht, Raſender? —

Wurm (klopft ihn auf die Schultern.) Ich werde, Kamerad! Ich werde. — Raſend bin ich, das iſt wahr — das iſt dein Werk — ſo will ich auch jetzt handeln, wie ein Raſender. — Arm in Arm mit dir zum Blutgerüſt! Arm in Arm mit dir zur Hölle! Es ſoll mich kitzeln, Bube, mit dir verdammt zu ſeyn! (Er wird abgeführt.)

Miller (der die ganze Zeit über, den Kopf in Louiſen's Schoos geſunken, in ſtummem Schmerz gelegen hat, ſteht ſchnell auf, und wirft dem Major die Börſe vor die Füße.) Giftmiſcher! Behalt' dein verfluchtes Geld! — Wollteſt du mir mein Kind damit abkaufen? (Er ſtürzt aus dem Zimmer.)

Ferdinand (mit brechender Stimme.) Geht ihm nach! Er verzweifelt. — Das Geld hier ſoll man ihm retten. — Es iſt meine fürchterliche Erkenntlichkeit. Louiſe! — Louiſe — Ich komme. — — Lebt wohl. — — Laßt mich an dieſem Altar verſcheiden. —

Präſident (aus einer dumpfen Betäubung zu ſeinem Sohn.) Sohn! Ferdinand! Soll kein Blick mehr auf einen zerſchmetterten Vater fallen? (Der Major wird neben Louiſen niedergelaſſen.)

Ferdinand. Gott dem Erbarmenden gehört dieſer letzte.

Präſident (in der ſchrecklichſten Qual vor ihm niederfallend.) Geſchöpf und Schöpfer verlaſſen mich. — Soll kein Blick mehr zu meiner letzten Erquickung fallen? —

Ferdinand (reicht ihm ſeine ſterbende Hand.)

Präſident (ſteht ſchnell auf.) Er vergab mir! (Zu den Andern.) Jetzt euer Gefangener! (Er geht ab, Gerichtsdiener folgen ihm, der Vorhang fällt.)

Ueber das
gegenwärtige teutſche Theater.

(Aus dem Würtembergiſchen Repertorium der Literatur 1782.)

Der Geiſt des gegenwärtigen Jahrzehends in Teutſchland zeichnet ſich auch vorzüglich dadurch von den vorigen aus, daß er dem Drama beinah in allen Provinzen des Vaterlands einen lebhaftern Schwung gab; und es iſt merkwürdig, daß man noch nie ſo oft Seelengröße zu beklatſchen, und Schwachheiten auszupfeifen gefunden hat, als eben in dieſer Epoche — Schade, daß dies nur auf der Bühne iſt. Die Egyptier beſtellten für jedes Glied einen eignen Arzt, und der Kranke gieng unter dem Gewicht ſeiner Aerzte zu Grunde — Wir halten jeder Leidenſchaft ihren eignen Henker, und haben täglich irgend ein unglückliches Opfer derſelben zu beweinen. Jede Tugend findet bei uns ihren Lobredner, und wir ſcheinen ſie über ihrer Bewunderung zu vergeſſen. Mich däucht, es verhalte ſich damit, wie mit den unterirdiſchen Schätzen in den Geſpenſtermährchen: Beſchreiet den

Geiſt nicht! iſt die ewige Bedingung des Beſchwörers. — Mit Stillſchweigen erhebt man das Gold — ein Laut über die Zunge, und hinunter ſinkt zehntauſend Klafter die Kiſte.

Allerdings ſollte man denken, ein offener Spiegel des menſchlichen Lebens, auf welchem ſich die geheimſten Winkelzüge des Herzens illuminirt und fresko zurückwerfen, wo alle Evolutionen von Tugend und Laſter, alle die verworrenſten Intriguen des Glücks, die merkwürdige Oekonomie der oberſten Fürſicht, die ſich im wirklichen Leben oft in langen Ketten unabſehbar verliert, wo, ſage ich, dieſes alles in kleinern Flächen und Formen aufgefaßt, auch dem ſtumpfeſten Auge überſehbar zu Geſichte liegt; — ein Tempel, wo der wahre natürliche Apoll, wie einſt zu Dodona und Delphos, goldne Orakel mündlich zum Herzen redet — eine ſolche Anſtalt, möchte man erwarten, ſollte die reinern Begriffe von Glückſeligkeit und Elend, um ſo nachdrücklicher in die Seele prägen, als die ſinnliche Anſchauung lebendiger iſt, denn nur Tradizion und Sentenzen. Sollte ſage ich — und was ſollten die Waaren nicht, wenn man den Verkäufer höret? Was ſollten jene Tropfen und Pulver nicht, wenn nur der Magen des Patienten ſie verdaute, wenn nur ſeinem Gaum nicht davor eckelte? — So viele Don Quixotes ſehen ihren eigenen Narrenkopf aus dem Savoyardenkaſten der Komödie gucken, ſo viele Tartüſſes ihre Maſken, ſo viele Falſtaffe ihre Hörner; und doch deutet einer dem andern ein Eſelsohr und beklatſcht den witzigen Dichter, der ſeinem Nachbar eine ſolche Schlappe anzuhängen gewußt hat. Gemälde voll Rührung, die einen ganzen Schauplatz in Thränen auflöſen, — Gruppen des Entſetzens, unter deren Anblick die zarten Spinnweben eines hyſteriſchen Nervenſyſtems reißen; — Situationen voll ſchwankender Erwartung, die den leiſern Odem feſſelt, und das beklommene Herz in ungewiſſen Schlägen wiegt, — Alles dieſes, was wirkt es denn mehr, als ein buntes Farbenſpiel auf der Fläche, gleich dem lieblichen Zittern des Sonnenlichts auf der Welle. — Der ganze Himmel ſcheint in der Fluth zu liegen, — Ihr ſtürzt euch wonnetrunken hinein, und — und tappt in kalt Waſſer. Wenn der teufliſche Malbeth, die kalten Schweißtropfen auf der Stirne, bebenden Fußes, mit hinſchauerndem Auge aus der Schlafkammer wanket, wo er die That gethan hat, — Welchem Zuſchauer laufen nicht eiskalte Schauer durch die Gebeine? — Und doch welcher Makbeth unter dem Volke läßt ſeinen Dolch aus dem Kleide fallen, eh' er die That thut? oder ſeine Larve, wenn ſie gethan iſt? — Es iſt ja eben König Dunkan nicht, den er zu verderben eilet. Werden darum weniger Mädchen verführt, weil Sara Samſon ihren Fehltritt mit Gifte büſſet? Eifert ein einziger Ehmann weniger, weil der Mohr von Venedia ſich ſo tragiſch übereilte? Tyranniſirt etwa die Konvenienz die Natur darum weniger, weil jene unnatürliche Mutter nach der That reuig, vor euren Ohren das raſende Gelächter trillert? -- Glüklich genug, wenn eure Emilia, wenn ſie ſo verführeriſch jammert, ſo nachläßig ſchon dahin ſinkt, ſo voll Delikateſſe und Grazie ausröchelt, nicht noch mit ſterbenden Reitzen die wollüſtige Lunte entzündet, und eurer tragiſchen Kunſt aus dem Stegreif hinter den Kouliſſen ein demüthigendes Opfer gebracht wird. Beinahe möchte man den Marionetten wieder das Wort reden, und die Machiniſten ermuntern, die Garrikiſchen Künſte in ihre hölzerne Helden zu verpflanzen, ſo würde doch die Aufmerkſamkeit des Publikums, die ſich gewöhnlichermaßen in den Inhalt, den Dichter und Spieler drittheilt, von dem leztern zurücktreten, und ſich mehr auf dem erſten verſammeln. Eine abgefeimte italieniſche Iphigenia, die uns vielleicht durch ein glükliches Spiel nach Aulis gezaubert hatte, weiß mit einem ſchelmiſchen Blick durch die Maske ihr eigenes Zauberwerk wohlbedacht wieder zu zerſtören, Iphigenia und Aulis ſind weggehaucht, die Sympathie ſtirbt in der Bewunderung ihrer Erweckerinn. Wir ſollten ja die Neigungen des ſchönen Geſchlechts aus ſeiner Meiſterinn kennen? Die hohe Eliſabeth hätte eher eine Verletzung ihrer Majeſtät, als einen Zweifel gegen ihre Schönheit vergeben. – Sollte eine Aktrice philoſophiſcher denken? Sollte dieſe — wenn der Fall der Aufopferung käme — mehr auf ihren Ruhm auſſerhalb den Kouliſſen, als hinter denſelben bedacht ſeyn? Ich zweifle gewaltig. So lang die Schlachtopfer der Wolluſt durch die Töchter der Wolluſt geſpielt werden, ſo lang die Scenen des Jammers, der Furcht und des Schreckens mehr dazu dienen, den ſchlanken Wuchs, die netten Füße, die Grazienwendungen der Spielerinn zu Markte zu tragen, mit einem Wort, ſo lang die Tragödie mehr die Gelegenheitsmacherinn verwöhnter Wollüſte ſpielen muß — ich will weniger ſagen — ſo lang das Schauſpielhaus weniger Schule, als Zeitvertreib iſt — mehr dazu gebraucht wird, die eingähnende Langeweile zu beleben, unfreundliche Winternächte zu betrügen, und das große Heer unſerer ſüſſen Müßiggänger mit dem Schauer der Weisheit, dem Papiergeld der Empfindung, und galanten Zoten zu bereichern, ſo lang es mehr für die Toilette und die Schenke arbeitet: ſo lange mögen immer unſere Theaterſchriftſteller der patriotiſchen Eitelkeit entſagen, Lehrer des Volks zu ſeyn. Bevor das Publikum für ſeine Bühne gebildet iſt, dürfte wohl ſchwerlich die Bühne ihr Publikum bilden.

Aber daß wir auch hier nicht zu weit gehen — daß wir dem Publikum nicht die Fehler des Dichters zur Laſt legen. Ich bemerke zwei vorzügliche Moden im Drama, die zwei äußerſten Enden, zwiſchen welchen

Wahrheit und Natur inne liegen. Die Menſchen des Peter Korneille ſind froſtige Behorcher ihrer Leidenſchaft — altkluge Pedanten ihrer Empfindung. Den bedrängten Roderich hör' ich auf offener Bühne über ſeine Verlegenheit Vorleſung halten, und ſeine Gemüthsbewegungen ſorgfältig, wie eine Pariſerinn ihre Grimaſſen vor dem Spiegel durchmuſtern. Der leidige Anſtand in Frankreich hat den Naturmenſchen verſchnitten. — Ihr Kothurn iſt in einen niedlichen Tanzſchuh verwandelt. In England und Teutſchland (doch auch hier nicht früher, als bis Goethe die Schleichhändler des Geſchmacks über den Rhein zurückgejagt hatte) deckt man der Natur ihre Blöße auf, vergrößert ihre Finnen und Leberflecken unter dem Hohlſpiegel eines unbändigen Witzes, die muthwillige Phantaſie glühender Poeten lügt ſie zum Ungeheuer und trommelt von ihr die ſchändlichſten Anekdoten aus. Zu Paris liebt man die glatten zierlichen Puppen, von denen die Kunſt alle kühne Natur hinwegſchliff. Man wägt die Empfindung nach Granen, und ſchneidet die Speiſen des Geiſts diätetiſch vor, den zärtlichen Magen einer ſchmächtigen Marquiſin zu ſchonen; wir Deutſche muthen uns wie die ſtarkherzigen Britten kühnere Doſen zu, unſere Helden gleichen einem Goliat auf alten Tapeten, grob und gigantiſch, für die Entfernung gemahlt. Zu einer guten Kopie der Natur gehört beides, eine edelmüthige Kühnheit, ihr Mark auszuſaugen, und ihre Schwungkraft zu erreichen, aber zugleich auch eine ſchüchterne Blödigkeit, um die großen Züge, die ſie ſich in großen Wandſtücken erlaubt, bei Miniaturgemälden zu mildern. Wir Menſchen ſtehen vor dem Univerſum, wie die Ameiſe vor einem großen majeſtätiſchen Pallaſte. Es iſt ein ungeheures Gebäude, unſer Inſektenblick verweilet auf dieſem Flügel, und findet vielleicht dieſe Säulen, dieſe Statuen übel angebracht; das Auge eines beſſern Weſens umfaßt auch den gegenüberſtehenden Flügel, und nimmt dort Statuen und Säulen gewahr, die ihren Kamerädinnen hier ſymmetriſch entſprechen. Aber der Dichter mahle für Ameiſenaugen, und bringe auch die andere Hälfte in unſern Geſichtskreis verkleinert herüber; er bereite uns von der Harmonie des Kleinen auf die Harmonie des Großen; von der Symmetrie des Theils auf die Symmetrie des Ganzen, und laſſe uns leztere in der erſtern bewundern. Ein Verſehen in dieſem Punkt iſt eine Ungerechtigkeit gegen das ewige Weſen, das nach dem unendlichen Umriß der Welt, nicht nach einzelnen herausgehobenen Fragmenten beurtheilt ſeyn will.

Bei der getreueſten Kopie der Natur, ſo weit unſere Augen ſie verfolgen, wird die Vorſehung verlieren, die auf das angefangene Werk in dieſem Jahrhundert vielleicht erſt im folgenden das Siegel drückt.

Aber auch der Dichter kann ſchuldlos ſeyn, wenn der Zweck des Drama mißlinget. Man trete auf die Bühne ſelbſt, und gebe acht, wie ſich die Geſchöpfe der Phantaſie im Spieler verkörpern. Es ſind dieſem zwei Dinge ſchwer aber nothwendig. Einmal muß er ſich ſelbſt und die horchende Menge vergeſſen, um in der Rolle zu leben; dann muß er wiederum ſich ſelbſt und den Zuſchauer gegenwärtig denken, auf den Geſchmack des leztern reflektiren, und die Natur mäßigen. Zehnmal finde ich das erſte, dem zweiten aufgeopfert, und doch — wenn das Genie des Akteurs nicht beides ausreichen kann — möchte er immerhin gegen dieſes, zum Vortheil jenes verſtoßen. Von Empfindung zum Ausdruck der Empfindung herrſcht eben die ſchnelle, und ewig beſtimmte Succeſſion, als von Wetterleuchten zu Donnerſchlag, und bin ich des Affektes voll, ſo darf ich ſo wenig den Körper nach ſeinem Tone ſtimmen, daß es mir vielmehr ſchwer ja unmöglich werden dürfte, den freiwilligen Schwung des leztern zurückzuhalten. Der Schauſpieler befindet ſich einigermaaßen im Fall eines Nachtwandlers, und ich beobachte zwiſchen beiden eine merkwürdige Aehnlichkeit. Kann der leztere bei einer anſcheinenden völligen Abweſenheit des Bewußtſeyns, in der Grabesruhe der äußern Sinne, auf ſeinem mitternächtlichen Pfade mit der unbegreiflichſten Beſtimmtheit jeden Fußtritt gegen die Gefahr abwägen, die die größeſte Geiſtesgegenwart des Wachenden auffordern würde. — Kann die Gewohnheit ſein Tritte ſo wunderbar ſichern, kann — wenn wir doch, um das Phänomen zu erklären, zu etwas mehr unſre Zuflucht nehmen müßen — kann eine Sinnesdämmerung, eine ſuperficielle und flüchtige Bewegung der Sinne ſo viel zu Stande bringen: warum ſollte der Körper, der doch ſonſt die Seele in allen ihren Veränderungen ſo getreulich begleitet, in dieſem Falle ſo zügellos über ſeine Linien ſchweifen, daß er ihren Ton misſtimmte? Erlaubt ſich die Leidenſchaft keine Extravagation (und das kann ſie nicht, wenn ſie ächt iſt, und das ſoll ſie nicht in einer gebildeten Seele) ſo weiß ich gewiß, daß auch die Organe ſich in kein Monſtrum verirren. Sollte dann bei der größeſten Abweſenheit der Perception, deren die Illuſion den Spieler nur fähig macht, nicht eben ſo gut wie dort eine unmerkliche Wahrnehmung des Gegenwärtigen fortdauern, die den Spieler eben ſo leicht an dem Ueberſpannten und Unanſtändigen vorbei über die ſchmale Brücke der Wahrheit und Schönheit führt? Ich ſehe die Unmöglichkeit nicht. Hingegen welcher Uebelſtand auf der andern Seite, wenn der Spieler das Bewußtſeyn ſeiner gegenwärtigen Lage ſorgſam und ängſtlich unterhält, und das künſtliche Traumbild durch die Idee der wirklich ihn umgebenden Welt zernichtet. Schlimm für ihn, wenn er weiß, daß vielleicht tauſend und mehr Augen an jeder ſeiner Gebärden hangen, daß eben ſo viel Ohren jeden Laut ſeines Mundes verſchlingen. — Ich war einſt zugegen, als dieſer unglückliche Gedanke: Man beobachtet mich! den zärtlichen Romeo mitten aus dem Arme der Entzückung ſchleuderte. — Es war gerade der Sturz des Nachtwandlers, den ein warnender Zuruf auf gäher Dachſpitze ſchwindelnd packt. — Die verborgene Gefahr war ihm keine — aber der ſteilen Höhe plötzlicher Anblick warf ihn tödtlich herunter. Der erſchrockene Spieler ſtand ſteif und albern — die natürliche Grazie der Stellung entartete in eine Beugung — als ob er ſich eben ein Kleid wollte anmeſſen laſſen. — Die Sympathie der Zuſchauer verpuffte in ein Gelächter.

Gewöhnlich haben unſere Spieler für jede Gattung von Leidenſchaft eine aparte Leibesbewegung einſtudirt, die ſie mit einer Fertigkeit, die zuweilen gar — dem Affekte vorſpringt, an den Mann zu bringen wiſſen. Dem Stolz fehlt das Kopfdrehen auf eine Achſel, und das Anſtemmen des Ellenbogens ſelten. — Der Zorn ſitzt in einer geballten Fauſt, und im Knirſchen der Zähne. — Die Verachtung habe ich auf einem gewiſſen Theater ordentlicher Weiſe durch einen Stoß mit dem Fuße karakteriſiren geſehen; — die Traurigkeit der Theaterheldinnen retirirt ſich hinter ein weißgewaſchenes Schnupftuch, und der Schrecken, der noch am kürzeſten wegkommt, wirft ſich auf dem nächſten dem beſten Block ſeine Bürde, und dem Publikum einen —

Stümper vom Halſe. Die Spieler ſtarker tragiſcher Rollen — und dieß ſind gewöhnlich die Baſſiſten, die Matadore der Bühne pflegen ihre Empfindung murrköpfiſch herzuzanken, und ihre ſchlechte Bekanntſchaft mit dem Affect, den ſie wie einen Miſſethäter von unten auf rädern, mit einem Gepolter der Stimme und der Glieder zu überlärmen, wenn im Gegentheil die ſanften rührenden Spieler ihre Zärtlichkeit und Wehmuth in einem monotoniſchen Gewimmer ſchleifen, das die Ohren zum Eckel ermüdet. Deklamation iſt immer die erſte Klippe, woran unſere mehreſten Schauſpieler ſcheitern, und Deklamation wirkt immer zwei Drittheile der ganzen Illuſion. Der Weg des Ohrs iſt der gangbarſte und nächſte zu unſern Herzen — Muſik hat den rauhen Eroberer Bagdads bezwungen, wo Mengs und Korregio alle Malerkraft vergebens erſchöpft hätten. Auch kommt es uns leichter an, die beleidigten Augen zu ſchließen, als die mißhandelten Ohren mit Baumwolle zu verſtopfen. *)

---

*) Es iſt noch die Frage, ob eine Rolle durch einen bloßen Liebhaber nicht mehr als durch einen Schauſpieler gewinne? Bei dem letzten wenigſtens geht die Empfindung ſo bald, als bei einem occupirten Prakticus in der Heilkunſt das Judicium über die Krankheit verloren. Es bleibt nichts zurück als eine mechaniſche Fertigkeit, eine Affectation, eine Koketterie mit den Grimaſſen der Leidenſchaft.

Wenn denn nun freilich Dichter, Spieler und Publikum falliren, ſo dürfte leicht von der vollwichtigen Summe, die ein patriotiſcher Verfechter der Bühne auf dem Papiere erhebt, ein garſtiger Bruch zurück bleiben. Sollte das dieſer verdienſtvollen Anſtalt einen Augenblick unſere Aufmerkſamkeit entziehen? Das Theater tröſte ſich mit ſeinen würdigern Schweſtern, der Moral und — furchtſam wage ich die Vergleichung — der Religion, die, ob ſie ſchon in heiligem Kleide kommen, über die Befleckung des blöden und ſchmutzigen Haufens nicht erhaben ſind. Verdienſt genug, wenn hie und da ein Freund der Wahrheit und geſunden Natur hier ſeine Welt wieder findet, ſein eigen Schickſal in fremdem Schickſal verträumt, ſeinen Muth an Scenen des Leidens erhärtet, und ſeine Empfindung an Situationen des Unglücks übet. — Ein edles unverfälſchtes Gemüth fängt neue belebende Wärme vor dem Schauplatz — beim rohern Haufen ſummt doch zum mindeſten eine verlaſſene Saite der Menſchheit verloren noch nach.

Der
Spaziergang unter den Linden.

(Aus dem Würtembergiſchen Repertorium 1782.)

Wollmar und Edwin waren Freunde, und wohnten in einer friedlichen Einſiedelei beiſammen, in welche ſie ſich aus dem Geräuſch der geſchäftigen Welt zurückgezogen hatten, hier in aller philoſophiſchen Muſſe die merkwürdigen Schickſale ihres Lebens zu entwickeln. Edwin, der glückliche, umfaßte die Welt mit frohherziger Wärme, die der trübere Wollmar in die Trauerfarbe ſeines Mißgeſchicks kleidete. Eine Allee von Linden war der Lieblingsplaz ihrer Betrachtungen. Einſt an einem lieblichen Mayentag ſpazierten ſie wieder; ich erinnere mich folgendes Geſpräches:

Edwin. Der Tag iſt ſo ſchön — die ganze Natur hat ſich aufgeheitert, und Sie ſo nachdenkend Wollmar?

Wollmar. Laſſen Sie mich. Sie wiſſen es iſt meine Art, daß ich ihr ihre Launen verderbe.

Edwin. Aber iſt es denn möglich, den Becher der Freude ſo anzueckeln?

Wollmar. Wenn man eine Spinne darinn findet — warum nicht? Sehen Sie, Ihnen mahlt ſich jetzt die Natur wie ein rothwangiges Mädchen an ſeinem Brauttag. Mir erſcheint ſie als eine abgelebte Matrone, rothe Schminke auf ihren grüngelben Wangen, geerbte Demanten in ihrem Haar. Wie ſie ſich in dieſem Sonntagsauspuz belächelt! Aber es ſind abgetragene Kleider und ſchon hunderttauſendmal gewandt. Eben dieſen grünen wallenden Schlepp trug ſie ſchon vor Deukalion, eben ſo parfümirt, und eben ſo bunt verbrämt. Jahrtauſende lang verzehrt ſie nur den Abtrag von der Tafel des Todes, kocht ſich Schminke aus den Gebeinen ihrer eigenen Kinder, und ſtuzt die Verweſung zu blendenden Flittern. Junger Menſch, weißt du wohl auch, in welcher Geſellſchaft du vielleicht jezo ſpazиereſt? Dachteſt du je, daß dieſes unendliche Rund das Grabmahl deiner Ahnen iſt, daß dir die Winde, die dir die Wohlgerüche der Linden herunterbringen, vielleicht die zerſtobene Kraft des Arminius in die Naſe blaſen, daß du in der erfriſchenden Quelle vielleicht die zermalmten Gebeine unſrer großen Heinriche koſteſt? — Der Atom, der in Platos Gehirne dem Gedanken der Gottheit bebte, der im Herzen des Titus der Erbarmung zitterte, zuckt vielleicht jezo der viehiſchen Brunſt in den Adern der Saranapaſe, oder wird in dem Aas eines gehenkten Gaudiebs von den Raben zerſtreut. Sie ſcheinen das luſtig zu finden, Edwin?

Edwin. Vergeben Sie. Ihre Betrachtungen eröffnen mir komiſche Scenen. Wie? wenn unſre Körper nach eben den Geſetzen wanderten, wie man von unſern Geiſtern behauptet? Wenn ſie nach dem Tod der Maſchine eben das Amt fortſetzen müßten, das ſie unter den Befehlen der Seele verwalteten; gleichwie die Geiſter der Abgeſchiedenen die Beſchäftigungen ihres vorigen Lebens wiederholen, quae cura fuit vivis, eadem sequitur tellure repostos.

Wollmar. So mag die Aſche des Lykurgus noch bis jezt und ewig im Ozean liegen!

Edwin. Hören Sie dort die zärtliche Philomele ſchlagen? Wie? Wenn ſie die Urne von Tibulls Aſche wäre, der zärtlich wie ſie ſang? Steigt vielleicht der erhabene Pindar in jenem Adler zum blauen Schirmdach des Horizonts, flattert vielleicht in jenem buhlenden Zephyr ein Atom Anakreons? Wer kann es wiſſen, ob nicht die Körper der Süßlinge in zarten Puderflöckchen in die Locken ihrer Gebieterinnen fliegen; ob nicht die Ueberbleibſel der Wucherer im hundertjährigen Roſt an die verſcharrten Münzen gefeſſelt liegen? Ob nicht die Leiber der Polygraphen verdammt ſind, zu Lettern geſchmolzen oder zu Papier gewalkt zu werden, ewig nun unter dem Druck der Preſſe zu ächzen, und den Unſinn ihrer Kollegen verewigen zu helfen? Sehen Sie Wollmar! Aus eben dem Kelche, woraus Sie die bittre Galle ſchöpfen, ſchöpft meine Laune luſtige Scherze.

Wollmar. Edwin! Edwin! Wie Sie den Ernſt wieder mit lächelndem Witz übertünchen! — Laſſen Sie mich fortfahren. Die gute Sache ſcheut die Beſichtigung nicht.

Edwin. Wollmar beſichtige, wenn er glücklicher iſt.

Wollmar. O pfui! Da bohren ſie gerade in die gefährlichſte Wunde. Die Weisheit wäre alſo eine waſchhafte Mäcklerinn, die in jedem Hauſe ſchmarutzen geht, und geſchmeidig in jede Laune plaudert, bei dem Unglücklichen die Gnade ſelbſt verläumdet, bei dem Glücklichen auch das Uebel verzuckert. Ein verdorbener Magen verſchwärzt dreyen Planeten zur Hölle, ein Glas Wein kann ſeine Teufel vergöttern. Wenn unſre Launen die Modelle unſrer Philoſophieen ſind, — ſagen Sie mir doch Edwin, in welcher wird die Wahrheit gegoſſen? Ich fürchte Edwin, Sie werden weiſe ſeyn, wenn ſie erſt finſter werden.

Edwin. Das möcht' ich nicht um weiſe zu werden!

Wollmar. Sie haben das Wort glücklich genannt. Wie wird man das Edwin? Arbeit iſt die Bedingung des Lebens, das Ziel Weisheit, und Glückſeligkeit ſagen Sie, iſt der Preis. Tauſend und abermal tauſend Segel fliegen ausgeſpannt, die glückliche

Inſel zu ſuchen im geſtadloſen Meere, und dieſes goldene Vließ zu erobern. Sage mir doch du Weiſer, wie viel ſind ihrer, die es finden? Ich ſehe hier eine Flotte im ewigen Ringe des Bedürfniſſes herumgewirbelt, ewig von dieſem Ufer ſtoſſend, um ewig wieder daran zu landen, ewig landend, um wieder davon zu ſtoßen. Sie tummelt ſich in den Vorhöfen ihrer Beſtimmung, kreuzt furchtſam längs dem Ufer, Proviant zu holen, und das Tackelwerk zu flicken, und ſteuert ewig nie auf die Höhe des Meeres. – Es ſind diejenigen, die heute ſich abmüden, auf daß ſie ſich morgen wieder abmüden können. Ich ziehe ſie ab, und die Summe iſt um die Hälfte geſchmolzen. Wieder andere reißt der Strudel der Sinnlichkeit in ein ruhmloſes Grab. — Es ſind diejenigen, die die ganze Kraft ihres Daſeyns verſchwenden, den Schweiß der vorigen zu genießen. Man rechne ſie weg, und ein armes Viertheil bleibt noch zurück. Bang und ſchüchtern ſeegelt es ohne Kompaß, im Geleit der betrüglichen Sterne auf dem furchtbaren Ozean fort, ſchon ſtimmt wie weiſſes Gewölk am Rande des Horizonts die glückliche Küſte, Land ruft der Steuermann, und ſiehe! Ein elendes Brettchen berſtet, das lecke Schiff verſinkt hart am Geſtade. Apparent rari nantes in gurgite vasto. Ohnmächtig kämpft ſich der geſchikteſte Schwimmer zum Lande, ein Fremdling in der ätheriſchen Zone irrt er einſam umher, und ſucht thränenden Auges ſeine nordiſche Heimat. So ziehe ich von der großen Summe eurer freygebigen Syſteme eine Million nach der andern ab. — Die Kinder freuen ſich auf den Harniſch der Männer, und dieſe weinen, daß ſie nimmermehr Kinder ſind. Der Strom unſers Wiſſens ſchlängelt ſich rückwärts zu ſeiner Mündung, der Abend iſt dämmerig wie der Morgen, in der nämlichen Nacht umarmen ſich Aurora und Heſperus, und der Weiſe, der die Mauern der Sterblichkeit durchbrechen wollte, ſinkt abwärts, und wird wieder zum tändelnden Knaben. Nun Edwin! Rechtfertigen Sie den Töpfer gegen den Topf, antworten Sie Edwin!

Edwin. Der Töpfer iſt ſchon gerechtfertigt, wenn der Topf mit ihm rechten kann.

Wollmar. Antworten Sie.

Edwin. Ich ſage, wenn ſie auch die Inſel verfehlt, ſo iſt doch die Fahrt nicht verloren.

Wollmar. Etwa das Auge an den mahleriſchen Landſchaften zu weiden, die zur Rechten und Linken vorbei fliegen? Edwin? Und darum in Stürmen herum geworfen zu werden, darum an ſpitzigen Klippen vorbei zu zittern, darum in der wogenden Wüſte einem dreifachen Tode um den Raben zu ſchwanken! Reden Sie nichts mehr, mein Gram iſt beredter als ihre Zufriedenheit.

Edwin. Und ſoll ich darum das Veilchen unter die Füße treten, weil ich die Roſe nicht erlangen kann?

Oder ſoll ich dieſen Maytag verlieren, weil ein Gewitter ihn verfinſtern kann? Ich ſchöpfe Heiterkeit unter der wolkenloſen Bläue, die mir hernach ſeine ſtürmiſche Langeweile verkürzt. Soll ich die Blume nicht brechen, weil ſie morgen nicht mehr riechen wird? Ich werfe ſie weg, wenn ſie welk iſt, und pflücke ihre junge Schweſter, die ſchon reitzend aus der Knospe bricht. —

Wollmar. Umſonſt! Vergebens. Wohin nur ein Saamenkorn des Vergnügens fiel, ſproſſen ſchon tauſend Keime des Jammers. Wo nur eine Thräne der Freude liegt, liegen tauſend Thränen der Verzweiflung begraben. Hier an der Stelle, wo der Menſch jauchzte, krümmten ſich tauſend ſterbende Inſecten. In eben dem Augenblick, wo unſer Entzücken zum Himmel wirbelt, heulen tauſend Flüche der Verdammniß empor. Es iſt ein betrügliches Lotto, die wenigen armſeligen Treffer verſchwinden unter den zahlloſen Nieten. Jeder Tropfe Zeit iſt eine Sterbeminute der Freuden, jeder wehende Staub der Leichenſtein einer begrabenen Wonne. Auf jeden Punkt im ewigen Univerſum hat der Tod ſein monarchiſches Siegel gedrückt. Auf jedem Atomen leſe ich die troſtloſe Aufſchrift: Vergangen!

Edwin. Und warum nicht geweſen? Mag jeder Laut der Sterbegeſang einer Seeligkeit ſeyn — Er iſt auch die Hymne der allgegenwärtigen Liebe — Wol mar, an dieſer Linde küßte mich meine Juliette zum erſtenmal.

Wollmar (heftig davon gehend.) Junger Menſch! Unter dieſer Linde hab' ich meine Laura verloren.

Eine großmüthige Handlung aus der neuſten Geſchichte.

(Aus dem Würtembergiſchen Repertorium der Litteratur.)

Schauſpiele und Romanen eröffnen uns die glänzendſten Züge des menſchlichen Herzens; unſre Phantaſie wird entzündet; unſer Herz bleibt kalt; wenigſtens iſt die Glut, worein es auf dieſe Weiſe verſetzt wird, nur augenblicklich und erfriert fürs praktiſche Leben. In dem nemlichen Augenblick, da uns die ſchmuckloſe Gutherzigkeit des ehrlichen Puffs bis beinahe zu Thränen rührt, zanken wir vielleicht einen anklopfenden Bettler mit Ungeſtüm ab. Wer weiß, ob nicht eben dieſe gekünſtelte Exiſtenz in einer idealiſchen Welt, unſre Exiſtenz in der wirklichen untergräbt? Wir ſchweben hier gleichſam um die zwei äuſſerſten Enden der Moralität, Engel und Teufel, und die Mitte — den Menſchen — laſſen wir liegen.

Gegenwärtige Anekdote von zwey Teutſchen — mit ſtolzer Freude ſchreib ich das nieder — hat ein unabſtreitbares Verdienſt — ſie iſt wahr — Ich hoffe daß ſie meine Leſer wärmer zurück laſſen werde, als alle Bände des Grandiſon und der Pamela.

Zwei Brüder — Baronen von Wrmb, hatten ſich beide in ein junges vortreffliches Fräulein von Wrthr verliebt, ohne daß der eine um des andern Leidenſchaft wußte. Beider Liebe war zärtlich und ſtark, weil ſie die erſte war. Das Fräulein war ſchön, und zur Empfindung geſchaffen. Beide ließen ihre Neigung zur ganzen Leidenſchaft aufwachſen, weil keiner die Gefahr kannte, die für ſein Herz die ſchrecklichſte war — ſeinen Bruder zum Nebenbuhler zu haben. Beide verſchonten das Mädchen mit einem frühen Geſtändniß, und ſo hintergiengen ſich beide, bis ein unerwartetes Begegniß ihrer Empfindungen das ganze Geheimniß entdeckte.

Schon war die Liebe eines jeden bis auf den höchſten Grad geſtiegen, der unglückſeligſte Affekt, der im Geſchlechte der Menſchen beinah ſo grauſame Verwüſtungen angerichtet hat, als ſein abſcheuliches Gegentheil, hatte ſchon die ganze Fläche ihres Herzens eingenommen, daß wohl von keiner Seite eine Aufopferung möglich war. Das Fräulein voll Gefühl für die traurige Lage dieſer beiden Unglücklichen, wagte es nicht, ausſchließend für einen zu entſcheiden, und unterwarf ihre Neigung dem Urtheil der brüderlichen Liebe.

Sieger in dieſem zweifelhaften Kampfe der Pflicht und Empfindung, den unſre Philoſophen ſo allezeit fertig entſcheiden, und der praktiſche Menſch ſo langſam unternimmt, ſagte der ältere Bruder zum jüngern: „Ich weiß, daß du mein Mädchen liebſt, feurig wie ich. Ich will nicht fragen für wen ein älteres Recht entſcheidet. — Bleibe du hier, ich ſuche die weite Welt, ich will ſtreben daß ich ſie vergeſſe. Kann ich das — Bruder, dann iſt ſie dein, und der Himmel ſegne deine Liebe! — Kann ich es nicht — nun dann, ſo geh auch du hin — und thu ein gleiches.“

Er verließ gählings Teutſchland, und eilte nach Holland — aber das Bild ſeines Mädchens eilte ihm nach. Fern von dem Himmelsſtrich ſeiner Liebe, aus einer Gegend verbannt, die ſeines Herzens ganze Seeligkeit einſchloß, in der er allein zu leben vermochte, erkrankte der Unglückliche, wie die Pflanze dahin ſchwindet, die der gewaltthätige Europäer aus dem mütterlichen Aſien entführt, und fern von der mildern Sonne in rauhere Beete zwingt. Er erreichte verzweifelnd Amſterdam, dort warf ihn ein hitziges Fieber auf ein gefährliches Lager. Das Bild ſeiner Einzigen herrſchte in ſeinen wahnſinnigen Träumen, ſeine Geneſung hieng an ihrem Beſitze. Die Aerzte zweifelten für ſein Leben, nur die Verſicherung, ihn ſeiner Geliebten wieder zu geben, riß ihn mühſam aus den Armen des Todes. Ein wandelndes Gerippe, das erſchrecklichſte Bild des zehrenden Kummers kam er in ſeiner Vaterſtadt an. — ſchwindelte er über die Treppe ſeiner Geliebten, ſeines Bruders.

„Bruder, hier bin ich wieder. Was ich meinem Herzen zumuthete, weiß der im Himmel — Mehr kann ich nicht.“

Ohnmächtig ſank er in die Arme des Fräuleins.

Der jüngere Bruder war nicht minder entſchloſſen. In wenigen Wochen ſtand er reiſefertig da:

„Bruder, du trugſt deinen Schmerz bis nach Holland. — Ich will verſuchen ihn weiter zu tragen. Führe ſie nicht zum Altar, bis ich dir weiter ſchreibe. Nur dieſe Bedingung erlaubt ſich die brüderliche Liebe. Bin ich glücklicher als du? — In Gottes Namen ſo ſey ſie dein, und der Himmel ſegne eure Liebe. Bin ich es nicht? — Nun dann ſo möge der Himmel weiter über uns richten! Lebe wohl. Behalte dieſes verſiegelte Päckchen, erbrich es nicht, bis ich von hinnen bin — Ich geh' nach Batavia“ — Hier ſprang er in den Wagen.

Halb entſeelt ſtarrten ihm die Hinterbleibenden nach. Er hatte den Bruder an Edelmuth übertroffen. Auf den zurückbleibenden ſtürmte die Liebe, und zugleich der Schmerz über den Verluſt des edelſten Manns. Das Geräuſch des fliehenden Wagens durchdonnerte ſein Herz. Man beſorgte für ſein Leben. Das Fräulein — doch nein! Davon wird das Ende reden.

Man erbrach das Paket. Es war eine vollgültige Verſchreibung aller ſeiner teutſchen Beſitzungen, die der Bruder erheben ſollte, wenn es dem Fliehenden in Batavia glückte. Der Ueberwinder ſeiner ſelbſt gieng mit holländiſchen Kauffahrern unter Seegel, und kam glücklich in Batavia an. Wenige Wochen, ſo überſandte er dem Bruder folgende Zeilen:

Hier wo ich Gott dem Allmächtigen danke, hier auf der neuen Erde denk ich deiner, und unſrer Lieben mit aller Wonne eines Märtyrers. Die neuern Scenen und Schickſale haben meine Seele erweitert, Gott hat mir Kraft geſchenkt, der Freundſchaft das höchſte Opfer zu bringen, dein iſt — Gott! hier fiel eine Thräne — die letzte — Ich hab' überwunden — Dein iſt das Fräulein. Bruder, ich habe ſie nicht beſitzen ſollen, das heißt, ſie wäre mit mir nicht glücklich geweſen. Wenn ihr je der Gedanke käme — ſie wäre es mit mir geweſen — Bruder —! Bruder —! Schwer wälze ich ſie auf deine Seele. Vergiß nicht, wie ſchwer ſie dir erworben werden mußte — Behandle den Engel immer, wie es itzt deine junge Liebe dich lehrt — Behandle ſie als ein theures Vermächtniß eines Bruders, den deine Arme nimmer umſtricken werden. Lebe wohl. Schreibe mir nicht, wenn du deine Brautnacht feierſt. Meine Wunde blutet noch immer. Schreibe mir wie glücklich du biſt. — Meine That iſt mir Bürge, daß auch mich Gott in der fremden Welt nicht verlaſſen wird.“

Die Vermählung wurde vollzogen. Ein Jahr dauerte die ſeligſte der Ehen — Dann ſtarb die Frau. Sterbend erſt bekannte ſie ihrer Vertrauteſten das unglückſeligſte Geheimniß ihres Buſens: ſie hatte den Entflohenen ſtärker geliebt.

Beide Brüder leben noch wirklich. Der ältere auf ſeinen Gütern in Teutſchland, aufs neue vermählt. Der jüngere blieb in Batavia, und gediehe zum glücklichen glänzenden Mann. Er that ein Gelübde, niemals zu heyrathen, und hat es gehalten.

Die Schaubühne

als eine moraliſche Anſtalt betrachtet.

(Vorgeleſen bei einer öffentlichen Sitzung der Churfürſtlichen deutſchen Geſellſchaft zu Mannheim im Jahr 1784.)

Ein allgemeiner unwiderſtehlicher Hang nach dem Neuen und Außerordentlichen, ein Verlangen, ſich in einem leidenſchaftlichen Zuſtande zu fühlen, hat, nach Sulzers Bemerkung, der Schaubühne die Entſtehung gegeben. Erſchöpft von den höhern Anſtrengungen des Geiſtes, ermattet von den einförmigen, oft niederdrückenden Geſchäften des Berufs, und von Sinnlichkeit geſättigt, mußte der Menſch eine Leerheit in ſeinem Weſen fühlen, die dem ewigen Trieb nach Thätigkeit zuwider war. Unſre Natur, gleich unfähig, länger im Zuſtande des Thiers fortzudauren, als die feinern Arbeiten des Verſtandes fortzuſetzen, verlangte einen mittleren Zuſtand, der beide widerſprechende Enden vereinigte, die harte Spannung zu ſanfter Harmonie herabſtimmte, und den wechſelsweiſen Uebergang eines Zuſtandes in den andern erleichterte. Dieſen Nutzen leiſtet überhaupt nur der äſthetiſche Sinn, oder das Gefühl für das Schöne. Da aber eines weiſen Geſetzgebers erſtes Augenmerk ſeyn muß, unter zwo Wirkungen die höchſte heraus zu leſen, ſo wird er ſich nicht begnügen, die Neigungen ſeines Volkes nur entwaffnet zu haben; er wird ſie auch, wenn es irgend nur möglich iſt, als Werkzeuge höherer Plane gebrauchen, und in Quellen von Glückſeligkeit zu verwandeln bemüht ſeyn, und darum wählte er vor allen andern die Bühne, die dem nach Thätigkeit dürſtenden Geiſt einen unendlichen Kreis eröffnet, jeder Seelenkraft Nahrung giebt, ohne eine einzige zu überſpannen, und die Bildung des Verſtandes und Herzens mit der edelſten Unterhaltung vereinigt.

Derjenige, welcher zuerſt die Bemerkung machte, daß eines Staats feſteſte Säule Religion ſey — daß ohne ſie die Geſetze ſelbſt ihre Kraft verlieren, hat vielleicht, ohne es zu wollen, oder zu wiſſen, die Schaubühne von ihrer edelſten Seite vertheidigt. Eben dieſe Unzulänglichkeit, dieſe ſchwankende Eigenſchaft der politiſchen Geſetze, welche dem Staat die Religion unentbehrlich macht, beſtimmt auch den ſittlichen Einfluß der Bühne. Geſetze, wollte er ſagen, drehen ſich nur um verneinende Pflichten — Religion dehnt ihre Forderungen auf wirkliches Handeln aus. Geſetze hemmen nur Wirkungen, die den Zuſammenhang der Geſellſchaft auflöſen — Religion befiehlt ſolche, die ihn inniger machen. Jene herrſchen nur über die offenbaren Aeußerungen des Willens, nur Thaten ſind ihnen unterthan — dieſe ſetzt ihre Gerichtsbarkeit bis in die verborgenſten Winkel des Herzens fort, und verfolgt den Gedanken bis an die innerſte Quelle. Geſetze ſind glatt und geſchmeidig, wandelbar wie Laune und Leidenſchaft — Religion bindet ſtreng und ewig. Wenn wir nun aber auch vorausſetzen wollten, was nimmermehr iſt — wenn wir der Religion dieſe große Gewalt über jedes Menſchen Herz einräumen, wird ſie, oder kann ſie die ganze Bildung vollenden? — Religion, (ich trenne hier ihre politiſche Seite von ihrer göttlichen) Religion wirkt im Ganzen mehr auf den ſinnlichen Theil des Volks — ſie wirkt vielleicht durch das Sinnliche allein ſo unfehlbar. Ihre Kraft iſt dahin, wenn wir ihr dieſes nehmen — und wodurch wirkt die Bühne? Religion iſt dem größern Theile der Menſchen nichts mehr, wenn wir ihre Bilder, ihre Probleme vertilgen, wenn wir ihre Gemählde von Himmel und Hölle zernichten — und doch ſind es nur Gemählde der Phantaſie, Räthſel ohne Auflöſung, Schreckbilder und Lockungen aus der Ferne. Welche Verſtärkung für Religion und Geſetze, wenn ſie mit der Schaubühne in Bund treten, wo Anſchauung und lebendige Gegenwart iſt, wo Laſter und Tugend, Glückſeligkeit und Elend, Thorheit und Weisheit in tauſend Gemälden faßlich und wahr an dem Menſchen vorübergehen, wo die Vorſehung ihre Räthſel auflöſt, ihren Knoten vor ſeinen Augen entwickelt, wo das menſchliche Herz auf den Foltern der Leidenſchaft ſeine leiſeſten Regungen beichtet, alle Larven fallen, alle Schminke verfliegt, und die Wahrheit unbeſtechlich wie Rhadamanthus Gericht hält.

Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Geſetze ſich endigt. Wenn die Gerechtigkeit für Gold verblindet, und im Solde der Laſter ſchwelgt, wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Ohnmacht ſpotten, und Menſchenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet, übernimmt die Schaubühne Schwerdt und Wage, und reißt die Laſter vor einen ſchrecklichen Richterſtuhl. Das ganze Reich der Phantaſie und Geſchichte, Vergangenheit und Zukunft ſtehen ihrem Wink zu Gebot. Kühne Verbrecher, die längſt ſchon im Staub vermodern, werden durch den allmächtigen Ruf der Dichtkunſt jetzt vorgeladen, und wiederholen zum ſchauervollen Unterricht der Nachwelt ein ſchändliches Leben. Ohnmächtig, gleich den Schatten in einem Hohlſpiegel wandeln die Schrecken ihres Jahrhunderts vor unſern Augen vorbey, und mit wollüſtigem Entſetzen verfluchen wir ihr Gedächtniß. Wenn keine Moral mehr gelehrt wird, keine Religion mehr Glauben findet, wenn kein Geſetz mehr vorhanden iſt, wird uns Medea noch anſchauern, wenn ſie die Treppe des Palaſtes herunter wankt, und der Kindermord jetzt geſchehen iſt. Heilſame Schauer werden die Menſchheit ergreifen, und in der Stille wird jeder ſein gutes Gewiſſen preiſen, wenn Lady Makbeth, eine ſchreckliche Nachtwandlerinn, ihre Hände wäſcht, und alle Wohlgerüche Arabiens herbeyruft, den häßlichen Mordgeruch zu vertilgen. So gewiß ſichtbare Darſtellung mächtiger wirkt, als todter Buchſtab und kalte Erzählung, ſo gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und daurender als Moral und Geſetze.

Aber hier unterſtützt ſie die weltliche Gerechtigkeit nur — ihr iſt noch ein weiteres Feld geöffnet. Tauſend Laſter, die jene ungeſtraft duldet, ſtraft ſie; tauſend Tugenden, wovon jene ſchweigt, werden von der Bühne empfohlen. Hier begleitet ſie die Weisheit und die Religion. Aus dieſer reinen Quelle ſchöpft ſie ihre Lehren und Muſter, und kleidet die ſtrenge Pflicht in ein reitzendes lockendes Gewand. Mit welch herrlichen Empfindungen, Entſchlüſſen, Leidenſchaften ſchwällt ſie unſere Seele, welche göttliche Ideale ſtellt ſie uns zur Nacheiferung aus! — Wenn der gütige August dem Verräther Cinna, der ſchon den tödlichen Spruch auf ſeinen Lippen zu leſen meint, groß wie ſeine Götter, die Hand reicht: „Laß uns Freunde ſeyn Cinna!" — Wer unter der Menge wird in dem Augenblick nicht gern ſeinem Todfeind die Hand drücken wollen, dem göttlichen Römer zu gleichen? — Wenn Franz von Sickingen, auf dem Wege einen Fürſten zu züchtigen und für fremde Rechte zu kämpfen, unverſehens hinter ſich ſchaut, und den Rauch aufſteigen ſieht von ſeiner Veſte, wo Weib und Kind hülflos zurückblieben, und er — weiter zieht, Wort zu halten — wie groß wird mir da der Menſch, wie klein und verächtlich das gefürchtete unüberwindliche Schickſal!

Eben ſo häßlich, als liebenswürdig die Tugend, mahlen ſich die Laſter in ihrem furchtbaren Spiegel ab. Wenn der hülfloſe kindiſche Lear in Nacht und Ungewitter vergebens an das Haus ſeiner Töchter pocht, wenn er ſein weißes Haar in die Lüfte ſtreut, und den tobenden Elementen erzählt, wie unnatürlich ſeine Regan geweſen, wenn ſein wüthender Schmerz zuletzt in den ſchrecklichen Worten von ihm ſtrömt: „Ich gab euch alles!“ — Wie abſcheulich zeigt ſich uns da der Undank? Wie feierlich geloben wir Ehrfurcht und kindliche Liebe! —

Aber der Wirkungskreis der Bühne dehnt ſich noch weiter aus. Auch da, wo Religion und Geſetze es unter ihrer Würde achten, Menſchenempfindungen zu begleiten, iſt ſie für unſere Bildung noch geſchäftig. Das Glück der Geſellſchaft wird eben ſo ſehr durch Thorheit als durch Verbrechen und Laſter geſtört. Eine Erfahrung lehrt es, die ſo alt iſt als die Welt, daß im Gewebe menſchlicher Dinge oft die größten Gewichte an den kleinſten und zärteſten Fäden hangen, und, wenn wir Handlungen zu ihrer Quelle zurück begleiten, wir zehenmal lächeln müſſen, ehe wir uns einmal entleben. Mein Verzeichniß von Böſewichtern wird mit jedem Tage, den ich älter werde, kürzer, und mein Regiſter von Thoren vollzähliger und länger. Wenn die ganze moraliſche Verſchuldung des einen Geſchlechtes aus einer und eben der Quelle hervorſpringt, wenn alle die ungeheure Extreme von Laſtern, die es jemals gebrandmarkt haben, nur veränderte Formen, nur höhere Grade einer Eigenſchaft ſind, die wir zuletzt alle einſtimmig belächeln und lieben, warum ſollte die Natur bei dem andern Geſchlechte nicht die nämlichen Wege gegangen ſeyn? Ich kenne nur ein Geheimniß, den Menſchen vor Verſchlimmerung zu bewahren, und dieſes iſt — ſein Herz gegen Schwächen zu ſchützen.

Einen großen Theil dieſer Wirkung können wir von der Schaubühne erwarten. Sie iſt es, die der großen Klaſſe von Thoren den Spiegel vorhält, und die tauſendfachen Formen derſelben mit heilſamem Spott beſchämt. Was ſie oben durch Rührung und Schrecken wirkte, leiſtet ſie hier, (ſchneller vielleicht und unfehlbarer) durch Scherz und Satire. Wenn wir es unternehmen wollten, Luſtſpiel und Trauerſpiel nach dem Maaß der erreichten Wirkung zu ſchätzen, ſo würde vielleicht die Erfahrung dem erſten den Vorrang geben. Spott und Verachtung verwunden den Stolz des Menſchen empfindlicher, als Verabſcheuung ſein Gewiſſen foltert. Vor dem Schrecklichen verkriecht ſich unſere Feigheit, aber eben dieſe Feigheit überliefert uns dem

Stachel der Satire. Geſetz und Gewiſſen ſchützen uns oft für Verbrechen und Laſtern — Lächerlichkeiten verlangen einen eigenen feinern Sinn, den wir nirgends mehr als vor dem Schauplatz üben. Vielleicht, daß wir einen Freund bevollmächtigen, unſere Sitten und unſer Herz anzugreifen, aber es koſtet uns Mühe, ihm ein einziges Lachen zu vergeben. Unſere Vergehungen ertragen einen Aufſeher und Richter, unſre Unarten kaum einen Zeugen. — Die Schaubühne allein kann unſere Schwächen belachen, weil ſie unſrer Empfindlichkeit ſchont, und den ſchuldigen Thoren nicht wiſſen will. Ohne roth zu werden, ſehen wir unſere Larve aus ihrem Spiegel fallen, und danken insgeheim für die ſanfte Ermahnung.

Aber ihr groſer Wirkungskreis iſt noch lange nicht geendigt. Die Schaubühne iſt mehr als jede andere öffentliche Anſtalt des Staats eine Schule der praktiſchen Weisheit, ein Wegweiſer durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüſſel zu den geheimſten Zugängen der menſchlichen Seele. Ich gebe zu, daß Eigenliebe und Abhärtung des Gewiſſens nicht ſelten ihre beſte Wirkung vernichten, daß ſich noch tauſend Laſter mit frecher Stirne vor ihrem Spiegel behaupten, tauſend gute Gefühle vom kalten Herzen des Zuſchauers fruchtlos zurückfallen — ich ſelbſt bin der Meinung, daß vielleicht Molieres Harpagon noch keinen Wucherer beſſerte, daß der Selbſtmörder Beverlei noch wenige ſeiner Brüder von der abſcheulichen Spielſucht zurückzog, daß Karl Moors unglückliche Räubergeſchichte die Landſtraßen nicht viel ſicherer machen wird — aber wenn wir auch dieſe große Wirkung der Schaubühne einſchränken, wenn wir ſo ungerecht ſeyn wollen, ſie gar aufzuheben — wie unendlich viel bleibt noch von ihrem Einfluß zurück? Wenn ſie die Summe der Laſter weder tilgt noch vermindert, hat ſie uns nicht mit denſelben bekannt gemacht? — Mit dieſen Laſterhaften, dieſen Thoren müſſen wir leben. Wir müſſen ihnen ausweichen oder begegnen; wir müſſen ſie untergraben, oder ihnen unterliegen. Jetzt aber überraſchen ſie uns nicht mehr. Wir ſind auf ihre Anſchläge vorbereitet. Die Schaubühne hat uns das Geheimniß verrathen, ſie ausfündig und unſchädlich zu machen. Sie zog dem Heuchler die künſtliche Maſke ab, und entdeckte das Netz, womit uns Liſt und Kabale umſtrickten. Betrug und Falſchheit riß ſie aus krummen Labirinthen hervor, und zeigte ihr ſchreckliches Angeſicht dem Tag. Vielleicht, daß die ſterbende Sara nicht einen Wollüſtling ſchreckt, daß alle Gemälde geſtrafter Verführung ſeine Glut nicht erkälten, und daß ſelbſt die verſchlagene Spielerinn dieſe Wirkung ernſtlich zu verhüten bedacht iſt — glücklich genug, daß die argloſe Unſchuld jetzt ſeine Schlingen kennt, daß die Bühne ſie lehrte, ſeinen Schwüren mißtrauen, und vor ſeiner Anbetung zittern.

Nicht blos auf Menſchen und Menſchenkarakter, auch auf Schickſale macht uns die Schaubühne aufmerkſam, und lehrt uns die groſſe Kunſt, ſie zu ertragen. Im Gewebe unſers Lebens ſpielen Zufall und Plan eine gleich groſſe Rolle; den leztern lenken wir, dem erſtern müſſen wir uns blind unterwerfen. Gewinn genug, wenn unausbleibliche Verhängniſſe uns nicht ganz ohne Faſſung finden, wenn unſer Muth, unſre Klugheit ſich einſt ſchon in ähnlichen übten, und unſer Herz zu dem Schlag ſich gehärtet hat. Die Schaubühne führt uns eine mannichfaltige Scene menſchlicher Leiden vor. Sie zieht uns künſtlich in fremde Bedrängniſſe, und belohnt uns das augenblickliche Leiden mit wollüſtigen Thränen, und einem herrlichen Zuwachs an Muth und Erfahrung. Mit ihr folgen wir der verlaſſenen Ariadne durch das wiederhallende Naxos, ſteigen mit ihr in den Hungerthurm Ugolinos hinunter, betreten mit ihr das entſezliche Blutgerüſte, und behorchen mit ihr die feierliche Stunde des Todes. Hier hören wir, was unſre Seele in leiſen Ahnungen fühlte, die überraſchte Natur laut und unwiderſprechlich bekräftigen. Im Gewölbe des Towers, verläßt den betrogenen Liebling die Gunſt ſeiner Königinn. — Jezt da er ſterben ſoll, entfliegt dem geängſtigten Moor ſeine treuloſe ſophiſtiſche Weisheit. Die Ewigkeit entläßt einen Todten, Geheimniſſe zu offenbaren, die kein Lebendiger wiſſen kann, und der ſichere Böſewicht verliert ſeinen lezten gräßlichen Hinterhalt, weil auch Gräber noch ausplaudern.

Aber nicht genug, daß uns die Bühne mit Schickſalen der Menſchheit bekannt macht, ſie lehrt uns auch gerechter gegen den Unglücklichen ſeyn, und nachſichtsvoller über ihn richten. Dann nur, wenn wir die Tiefe ſeiner Bedrängniſſe ausmeſſen, dürfen wir das Urtheil über ihn ausſprechen. Kein Verbrechen iſt ſchändender, als das Verbrechen des Diebs — aber miſchen wir nicht alle eine Thräne des Mitleids in unſern Verdammungsſpruch, wenn wir uns in den ſchrecklichen Drang verlieren, worin Eduard Ruhberg die That vollbringt? — Selbſtmord wird allgemein als Frevel verabſcheut; wenn aber, beſtürmt von den Drohungen eines wütenden Vaters, beſtürmt von Liebe, von der Vorſtellung ſchrecklicher Kloſtermauren, Mariane das Gift trinkt, wer von uns will der erſte ſeyn, der über dem beweinenswürdigen Schlachtopfer einer verruchten Maxime den Stab bricht? — Menſchlichkeit und Duldung fangen an der herrſchende Geiſt unſerer Zeit zu werden; ihre Stralen ſind bis in die Gerichtsſäle, und noch weiter — in das Herz unſrer Fürſten gedrungen. Wie viel Antheil an dieſem göttlichen Werk gehört unſern Bühnen? Sind ſie es nicht, die den Menſchen mit dem Menſchen bekannt machten, und das geheime Räderwerk aufdeckten, nach welchem er handelt?

Eine merkwürdige Klaſſe von Menſchen hat Urſache, dankbarer als alle übrigen gegen die Bühne zu ſeyn. Hier nur hören die Großen der Welt, was ſie nie oder ſelten hören — Wahrheit; was ſie nie oder ſelten ſehen, ſehen ſie hier — den Menſchen.

So groß und vielfach iſt das Verdienſt der beſſern Bühne um die ſittliche Bildung; kein geringeres gebührt ihr um die ganze Aufklärung des Verſtandes. Eben hier in dieſer höhern Sphäre weiß der große Kopf, der feurige Patriot ſie erſt ganz zu gebrauchen.

Er wirft einen Blick durch das Menſchengeſchlecht, vergleicht Völker mit Völkern, Jahrhunderte mit Jahrhunderten, und findet, wie ſklaviſch die größere Maſſe des Volks an Ketten des Vorurtheils und der Meinung gefangen liegt, die ſeiner Glückſeligkeit ewig entgegenarbeiten — daß die reinern Stralen der Wahrheit nur wenige einzelne Köpfe beleuchten, welche den kleinen Gewinn vielleicht mit dem Aufwand eines ganzen Lebens erkauften. Wodurch kann der weiſe Geſetzgeber die Nation derſelben theilhaftig machen?

Die Schaubühne iſt der gemeinſchaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden beſſern Theile des Volks das Licht der Weisheit herunter ſtrömt, und von da aus in milderen Stralen durch den ganzen Staat ſich verbreitet. Richtigere Begriffe, geläuterte Grundſätze, reinere Gefühle fließen von hier durch alle Adern des Volks; der Nebel der Barbarei, des finſtern Aberglaubens verſchwindet, die Nacht weicht dem ſiegenden Licht. Unter ſo vielen herrlichen Früchten der beſſern Bühne will ich nur zwey auszeichnen. Wie allgemein iſt nur ſeit wenigen Jahren die Duldung der Religionen und Sekten geworden? — noch ehe uns Nathan der Jude, und Saladin der Sarazene beſchämten, und die göttliche Lehre uns predigten, daß Ergebenheit in Gott von unſrem Wähnen über Gott ſo gar nicht abhängig ſey — ehe noch Joſeph der Zweyte die fürchterliche Hyder des frommen Haſſes bekämpfte, pflanzte die Schaubühne Menſchlichkeit und Sanftmuth in unſer Herz, die abſcheulichen Gemählde heidniſcher Pfaffenwuth lehrten uns Religionshaß vermeiden — in dieſem ſchrecklichen Spiegel wuſch das Chriſtenthum ſeine Flecken ab. Mit eben ſo glücklichem Erfolge würden ſich von der Schaubühne Irrthümer der Erziehung bekämpfen laſſen; das Stück iſt noch zu hoffen, wo dieſes merkwürdige Thema behandelt wird. Keine Angelegenheit iſt dem Staat durch ihre Folgen ſo wichtig als dieſe, und doch iſt keine ſo Preiß gegeben, keine dem Wahne, dem Leichtſinn des Bürgers ſo uneingeſchränkt anvertraut, wie es dieſe iſt. Nur die Schaubühne könnte die unglücklichen Schlachtopfer vernachläßigter Erziehung in rührenden erſchütternden Gemählden an ihm vorüberführen; hier könnten unſre Väter eigenſinnigen Maximen entſagen, unſre Mütter vernünftiger lieben lernen. Falſche Begriffe führen das beſte Herz des Erziehers irre; deſto ſchlimmer, wenn ſie ſich noch mit **Methode** brüſten, und den zarten Schößling in Philanthropinen und Gewächshäuſern ſyſtematiſch zu Grunde richten.

Nicht weniger ließen ſich — verſtünden es die Oberhäupter und Vormünder des Staats — von der Schaubühne aus, die Meinungen der Nation über Regierung und Regenten zurechtweiſen. Die geſetzgebende Macht ſpräche hier durch fremde Symbole zu dem Unterthan, verantwortete ſich gegen ſeine Klagen, noch ehe ſie laut würden, und beſtäche ſeine Zweifelſucht, ohne es zu ſcheinen. So gar Induſtrie und Erfindungsgeiſt könnten und würden vor dem Schauplatze Feuer fangen, wenn die Dichter es der Mühe werth hielten, Patrioten zu ſeyn, und der Staat ſich herablaſſen wollte, ſie zu hören.

Unmöglich kann ich hier den großen Einfluß übergehen, den eine gute ſtehende Bühne auf den Geiſt der Nation haben würde. Nationalgeiſt eines Volks nenne ich die Aehnlichkeit und Uebereinſtimmung ſeiner Meinungen und Neigungen bei Gegenſtänden, worüber eine andere Nation anders meint und empfindet. Nur der Schaubühne iſt es möglich, dieſe Uebereinſtimmung in einem hohen Grad zu bewirken, weil ſie das ganze Gebiet des menſchlichen Wiſſens durchwandert, alle Situationen des Lebens erſchöpft, und in alle Winkel des Herzens hinunter leuchtet; weil ſie alle Stände und Klaſſen in ſich vereinigt, und den gebahnteſten Weg zum Verſtand und zum Herzen hat. Wenn in allen unſern Stücken ein Hauptzug herrſchte, wenn unſre Dichter unter ſich einig werden, und einen feſten Bund zu dieſem Endzweck errichten wollten — wenn ſtrenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihr Pinſel nur Volksgegenſtänden ſich weihte — mit einem Wort, wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, ſo würden wir auch eine Nation. Was kettete Griechenland ſo feſt aneinander? Was zog das Volk ſo unwiderſtehlich nach ſeiner Bühne? — Nichts anders als der vaterländiſche Inhalt der Stücke, der griechiſche Geiſt, das große überwältigende Intereſſe des Staats, der beſſeren Menſchheit, das in denſelbigen athmete.

Noch ein Verdienſt hat die Bühne — ein Verdienſt, das ich jetzt um ſo lieber in Anſchlag bringe, weil ich vermuthe, daß ihr Rechtshandel mit ihren Verfolgern ohnehin ſchon gewonnen ſeyn wird. Was bis hieher zu beweiſen unternommen worden, daß ſie auf Sitten und Aufklärung weſentlich wirke, war zweifelhaft — daß ſie unter allen Erfindungen des Luxus, und allen Anſtalten zur geſellſchaftlichen Ergötzlichkeit den Vorzug verdienen, haben ſelbſt ihre Feinde geſtanden. Aber was ſie hier leiſtet, iſt wichtiger, als man gewohnt iſt zu glauben.

Die menſchliche Natur erträgt es nicht, ununterbrochen und ewig auf der Folter der Geſchäfte zu liegen, die Reitze der Sinne ſterben mit ihrer Befriedigung. Der Menſch, überladen von thieriſchem Genuß, der langen Anſtrengung müde, vom ewigen Triebe nach Thätigkeit gequält, dürſtet nach beſſern auserleſenern Vergnügungen, oder ſtürzt zügellos in wilde Zerſtreuungen, die ſeinen Hinfall beſchleunigen, und die Ruhe der Geſellſchaft zerſtören. Bacchantiſche Freuden, verderbliches Spiel, tauſend Raſereien, die der Müſſiggang ausheckt, ſind unvermeidlich, wenn der Geſetzgeber dieſen Hang des Volks nicht zu lenken weiß. Der Mann von Geſchäften iſt in Gefahr, ein Leben, das er dem Staate ſo großmüthig hinopferte, mit dem unſeligen Spleen abzubüßen — der Gelehrte zum dumpfen Pedanten herabzuſinken — der Pöbel zum Thier. Die Schaubühne iſt die Stiftung, wo ſich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anſtrengung, Kurzweil mit Bildung gattet, wo keine Kraft der Seele zum Nachtheil der andern geſpannt, kein Vergnügen auf Unkoſten des Ganzen genoſſen wird. Wenn Gram an dem Herzen nagt, wenn trübe Laune unſere einſamen Stunden vergiftet, wenn uns Welt und Geſchäfte aneckeln, wenn tauſend Laſten unſere Seele drücken, und unſere Reizbarkeit unter Arbeiten des Berufs zu erſticken droht, ſo empfängt uns die Bühne — in dieſer künſtlichen Welt träumen wir die wirkliche hinweg, wir werden uns ſelbſt wieder gegeben, unſre Empfindung erwacht, heilſame Leidenſchaften erſchüttern unſre ſchlummernde Natur, und treiben das Blut in friſcheren Wallungen. Der Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer ſeinen eigenen aus, — der Glückliche wird nüchtern, und der Sichere beſorgt. Der empfindſame Weichling härtet ſich zum Manne, der rohe Unmenſch fängt hier zum erſtenmal zu empfinden an. Und dann endlich — welch' ein Triumph für dich, Natur! — ſo oft zu Boden getretene, ſo oft wieder auferſtehende Natur! — wenn Menſchen aus allen Kreiſen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Feſſel der Künſtelei und der Mode, herausgeriſſen aus jedem Drange des Schickſals, durch eine allwebende Sympathie verbrüdert, in Ein Geſchlecht wieder aufgelöſt, ihrer ſelbſt und der Welt vergeſſen, und ihrem himmliſchen Urſprung ſich nähern. Jeder Einzelne genießt die Entzückungen aller, die verſtärkt und verſchönert aus hundert Augen auf ihn zurück fallen, und ſeine Bruſt giebt jetzt nur Einer Empfindung Raum — es iſt dieſe: ein

Menſch zu ſeyn.

ſ

Mit

t

Friedrich von Schillers

ämmtliche Werke.

Dritter Band.

Königl. Sächſiſchen und Königl. Weſtphäliſchen allergnädigſten Privilegien gegen den Nachdruck und Verkauf der Nachdrücke.

Stuttgart und Tübingen,
n der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1812.

[illegible] USCA

Inhalt.

Don Karlos. 1786 . . . . Seite 1
Der Menſchenfeind. Ein Fragment. 1787. . — 349
Gedichte der zweyten Periode. . . . — 389
An die Freude. 1785. . . . . — 391
Die unüberwindliche Flotte. 1786. . . . — 396
Der Kampf. 1786. . . . . — 399
Reſignation. 1786. . . . . — 401
Die Götter Griechenlands. 1788. . . . — 405
Die Künſtler. 1789. . . . . — 411
Die berühmte Frau. 1788. . . . . . — 429
Einer Freundinn ins Stammbuch. 1788. . — 435

Metriſche Ueberſetzungen. Seite 437

Die Zerſtörung von Troja. Freie Ueberſetzung des zweiten Buchs der Aeneide. 1792. — 443

Dido. Freie Ueberſetzung des 4ten Buchs der Aeneide. 1792. . . . . — 486

Don Kar-

Don Karlos,

Infant von Spanien.

Ein

dramatiſches Gedicht.

Perſonen.

Philipp der Zweyte, König von Spanien.
Eliſabeth von Valois, ſeine Gemahlinn.
Don Karlos, der Kronprinz.
Alexander Farneſe, Prinz von Parma, Neffe des Königs.
Infantinn Klara Eugenia, ein Kind von drey Jahren.
Herzoginn von Olivarez, Oberhofmeiſterinn.
Marquiſinn von Mondekar,
Prinzeſſinn von Eboli, } Damen der Königinn.
Gräfinn Fuentes,
Marquis von Poſa, ein Maltheſerritter,
Herzog von Alba,
Graf von Lerma, Oberſter der Leibwache,
Herzog von Feria, Ritter des Vließes, } Granden von Spanien.
Herzog von Medina Sidonia, Admiral,
Don Raymond von Taxis, Oberpoſtmeiſter,
Domingo, Beichtvater des Königs.
Der Großinquiſitor des Königreichs.
Der Prior eines Karthäuſerkloſters.
Ein Page der Königinn.
Don Ludwig Merkado, Leibarzt der Königinn.
Mehrere Damen und Granden, Pagen, Offiziere, die Leibwache und verſchiedene ſtumme Perſonen.

Erſter Akt.

Der Königliche Garten in Aranjuez.

Erſter Auftritt.

Karlos. Domingo.

Domingo.

Die ſchönen Tage in Aranjuez
Sind nun zu Ende. Eure königliche Hoheit
Verlaſſen es nicht heiterer. Wir ſind
Vergebens hier geweſen. Brechen Sie
Dies räthſelhafte Schweigen. Oeffnen Sie
Ihr Herz dem Vaterherzen, Prinz. Zu theuer
Kann der Monarch die Ruhe ſeines Sohnes —
Des einz'gen Sohns — zu theuer nie erkaufen.
(Karlos ſieht zur Erde und ſchweigt).
Wär' noch ein Wunſch zurücke, den der Himmel
Dem liebſten ſeiner Söhne weigerte?
Ich ſtand dabey, als in Toledos Mauern
Der ſtolze Karl die Huldigung empfing,
Als Fürſten ſich zu ſeinem Handkuß drängten,

Und jetzt in Einem — Einem Niederfall
Sechs Königreiche ihm zu Füßen lagen —
Ich ſtand und ſah das junge ſtolze Blut
In ſeine Wangen ſteigen, ſeinen Buſen
Von fürſtlichen Entſchlüſſen wallen, ſah
Sein trunknes Aug' durch die Verſammlung fliegen,
In Wonne brechen — Prinz, und dieſes Auge
Geſtand: Ich bin geſättigt.

(Karlos wendet ſich weg).

Dieſer ſtille
Und feierliche Kummer, Prinz, den wir
Acht Monde ſchon in Ihren Blicken leſen,
Das Räthſel dieſes ganzen Hofs, die Angſt
Des Königreichs, hat Seiner Majeſtät
Schon manche ſorgenvolle Nacht gekoſtet,
Schon manche Thräne Ihrer Mutter.

Karlos (dreht ſich raſch um).

Mutter!
— O Himmel, gieb, daß ich es dem vergeſſe,
Der ſie zu meiner Mutter machte!

Domingo.

Prinz!

Karlos

(beſinnt ſich und fährt mit der Hand über die Stirn).

Hochwürd'ger Herr — ich habe ſehr viel Unglück
Mit meinen Müttern. Meine erſte Handlung,

Als ich das Licht der Welt erblickte, war
Ein Muttermord.

Domingo.

Iſt's möglich, gnäd'ger Prinz?
Kann dieſer Vorwurf Ihr Gewiſſen drücken?

Karlos.

Und meine neue Mutter — hat ſie mir
Nicht meines Vaters Liebe ſchon gekoſtet?
Mein Vater hat mich kaum geliebt. Mein ganzes
Verdienſt war noch, ſein Einziger zu ſeyn.
Sie gab ihm eine Tochter — O wer weiß,
Was in der Zeiten Hintergrunde ſchlummert?

Domingo.

Sie ſpotten meiner, Prinz. Ganz Spanien
Vergöttert ſeine Königinn. Sie ſollten
Nur mit des Haſſes Augen ſie betrachten?
Bey ihrem Anblick nur die Klugheit hören?
Wie, Prinz? Die ſchönſte Frau auf dieſer Welt,
Und Königinn — und ehmals Ihre Braut?
Unmöglich, Prinz! Unglaublich! Nimmermehr!
Wo Alles liebt, kann Karl allein nicht haſſen;
So ſeltſam widerſpricht ſich Karlos nicht.
Verwahren Sie Sich, Prinz, daß ſie es nie,
Wie ſehr ſie ihrem Sohn mißfällt, erfahre;
Die Nachricht würde ſchmerzen.

Karlos.

Glauben Sie?

Domingo.

Wenn Eure Hoheit Sich des letzteren
Turniers zu Saragoſſa noch entſinnen,
Wo unſern Herrn ein Lanzenſplitter ſtreifte —
Die Königinn mit ihren Damen ſaß
Auf des Pallaſtes mittlerer Tribune,
Und ſah dem Kampfe zu. Auf einmal rief's:
„Der König blutet!“ — Man rennt durch einander,
Ein dumpfes Murmeln dringt bis zu dem Ohr
Der Königinn. „Der Prinz?“ ruft ſie und will,
Und will ſich von dem oberſten Geländer
Herunter werfen. — „Nein! Der König ſelbſt!“
Gibt man zur Antwort — „So laßt Aerzte holen!“
Erwiedert ſie, indem ſie Athem ſchöpfte.

(Nach einigem Stillſchweigen).

Sie ſtehen in Gedanken?

Karlos.

Ich bewundre
Des Königs luſt'gen Beichtiger, der ſo
Bewandert iſt in witzigen Geſchichten.

(Ernſthaft und finſter).

Doch hab' ich immer ſagen hören, daß
Geberdenſpäher und Geſchichtenträger
Des Uebels mehr auf dieſer Welt gethan,
Als Gift und Dolch in Mörders Hand nicht konnten.
Die Mühe, Herr, war zu erſparen. Wenn
Sie Dank erwarten, gehen Sie zum König.

Domingo.

Sie thun ſehr wohl, mein Prinz, Sich vorzuſehn
Mit Menſchen — nur mit Unterſcheidung. Stoßen
Sie mit dem Heuchler nicht den Freund zurück;
Ich mein' es gut mit Ihnen.

Karlos.

Laſſen Sie
Das meinen Vater ja nicht merken. Sonſt
Sind Sie um Ihren Purpur.

Domingo (ſtutzt).

Wie?

Karlos.

Nun ja.
Verſprach er Ihnen nicht den erſten Purpur,
Den Spanien vergeben würde?

Domingo.

Prinz,
Sie ſpotten meiner.

Karlos.

Das verhüte Gott,
Daß ich des fürchterlichen Mannes ſpotte,
Der meinen Vater ſelig ſprechen und
Verdammen kann!

Domingo.

Ich will mich nicht
Vermeſſen, Prinz, in das ehrwürdige
Geheimniß Ihres Kummers einzudringen.

Nur bitt' ich Eure Hoheit, eingedenk
Zu ſeyn, daß dem beängſtigten Gewiſſen
Die Kirche eine Zuflucht aufgethan,
Wozu Monarchen keinen Schlüſſel haben,
Wo ſelber Miſſethaten unterm Siegel
Des Sakramentes aufgehoben liegen —
Sie wiſſen, was ich meine, Prinz! ich habe
Genug geſagt.

Karlos.

Nein! Das ſoll ferne von mir ſeyn,
Daß ich den Siegelführer ſo verſuchte!

Domingo.

Prinz, dieſes Mißtrau'n — Sie verkennen Ihren
Getreuſten Diener.

Karlos (faßt ihn bey der Hand).

Alſo geben Sie
Mich lieber auf. Sie ſind ein heil'ger Mann,
Das weiß die Welt — doch, frey heraus — für mich
Sind Sie bereits zu überhäuft. Ihr Weg,
Hochwürd'ger Vater, iſt der weiteſte,
Bis Sie auf Peters Stuhle niederſitzen.
Viel Wiſſen möchte Sie beſchweren. Melden
Sie das dem König, der Sie hergeſandt.

Domingo.

Mich hergeſandt? —

Karlos.

So ſagt' ich. O zu gut,

Zu gut weiß ich, daß ich an dieſem Hof
Verrathen bin — ich weiß, daß hundert Augen
Gedungen ſind, mich zu bewachen, weiß,
Daß König Philipp ſeinen einz'gen Sohn
An ſeiner Knechte ſchlechteſten verkaufte,
Und jede von mir aufgefangne Sylbe
Dem Hinterbringer fürſtlicher bezahlt,
Als er noch keine gute That bezahlte.
Ich weiß — O ſtill! Nichts mehr davon. Mein Herz
Will überſtrömen, und ich habe ſchon
Zu viel geſagt.

Domingo.

Der König iſt geſonnen
Vor Abend in Madrid noch einzutreffen.
Bereits verſammelt ſich der Hof. Hab' ich
Die Gnade, Prinz —

Karlos.

Schon gut. Ich werde folgen.
(Domingo geht ab. Nach einem Stillſchweigen).
Beweinenswerther Philipp, wie dein Sohn
Beweinenswerth! — Schon ſeh' ich deine Seele
Vom gift'gen Schlangenbiß des Argwohns bluten;
Dein unglückſel'ger Vorwitz übereilt
Die fürchterlichſte der Entdeckungen,
Und raſen wirſt du, wenn du ſie gemacht.

Zweyter Auftritt.

Karlos. Marquis von Poſa.

Karlos.

Wer kommt? — Was ſeh' ich! O ihr guten Geiſter!
Mein Roderich!

Marquis.

Mein Karlos!

Karlos.

Iſt es möglich?
Iſt's wahr? Iſt's wirklich? Biſt du's? — O du biſt's!
Ich drück' an meine Seele dich, ich fühle
Die deinige allmächtig an mir ſchlagen.
O jetzt iſt Alles wieder gut. In dieſer
Umarmung heilt mein krankes Herz. Ich liege
Am Halſe meines Roderich.

Marquis.

Ihr krankes,
Ihr krankes Herz? Und was iſt wieder gut?
Was iſt's, das wieder gut zu werden brauchte?
Sie hören, was mich ſtutzen macht.

Karlos.

Und was
Bringt dich ſo unverhofft aus Brüſſel wieder?
Wem dank' ich dieſe Ueberraſchung? Wem?
Ich frage noch? Verzeih' dem Freudetrunknen,
Erhabne Vorſicht, dieſe Läſterung!

Wem ſonſt als dir, Allgütigſte? Du wußteſt,
Daß Karlos ohne Engel war, du ſandteſt
Mir dieſen, und ich frage noch?

Marquis.

Vergebung,
Mein theurer Prinz, wenn ich dies ſtürmiſche
Entzücken mit Beſtürzung nur erwiedre.
So war es nicht, wie ich Don Philipps Sohn
Erwartete. Ein unnatürlich Roth
Entzündet ſich auf Ihren blaſſen Wangen,
Und Ihre Lippen zittern fieberhaft.
Was muß ich glauben, theurer Prinz? — Das iſt
Der löwenkühne Jüngling nicht, zu dem
Ein unterdrücktes Heldenvolk mich ſendet —
Denn jetzt ſteh' ich als Roderich nicht hier,
Nicht als des Knaben Karlos Spielgeſelle —
Ein Abgeordneter der ganzen Menſchheit
Umarm' ich Sie — es ſind die Flandriſchen
Provinzen, die an Ihrem Halſe weinen,
Und feierlich um Rettung Sie beſtürmen.
Gethan iſt's um Ihr theures Land, wenn Alba,
Des Fanatismus rauher Henkersknecht,
Vor Brüſſel rückt mit ſpaniſchen Geſetzen.
Auf Kaiſer Karls glorwürd'gem Enkel ruht
Die letzte Hoffnung dieſer edeln Lande.
Sie ſtürzt dahin, wenn ſein erhabnes Herz
Vergeſſen hat für Menſchlichkeit zu ſchlagen.

Karlos.

Sie ſtürzt dahin.

Marquis.

Weh mir! Was muß ich hören!

Karlos.

Du ſprichſt von Zeiten, die vergangen ſind.
Auch mir hat einſt von einem Karl geträumt,
Dem's feurig durch die Wangen lief, wenn man
Von Freyheit ſprach — doch der iſt lang begraben.
Den du hier ſiehſt, das iſt der Karl nicht mehr,
Der in Alkala von dir Abſchied nahm,
Der ſich vermaß in ſüßer Trunkenheit,
Der Schöpfer eines neuen goldnen Alters
In Spanien zu werden — O der Einfall
War kindiſch, aber göttlich ſchön. Vorbey
Sind dieſe Träume. —

Marquis.

Träume, Prinz! — So wären
Es Träume nur geweſen?

Karlos.

Laß mich weinen,
An deinem Herzen heiße Thränen weinen,
Du einz'ger Freund. Ich habe niemand — niemand —
Auf dieſer großen weiten Erde niemand.
So weit das Zepter meines Vaters reicht,
So weit die Schiffahrt unſre Flaggen ſendet,
Iſt keine Stelle — keine — keine, wo

Ich meiner Thränen mich entlaſten darf,
Als dieſe. O bey allem, Roderich,
Was du und ich dereinſt im Himmel hoffen,
Verjage mich von dieſer Stelle nicht!

Marquis

(neigt ſich über ihn in ſprachloſer Rührung).

Karlos.

Berede dich, ich wär' ein Waiſenkind,
Das du am Thron mitleidig aufgeleſen.
Ich weiß ja nicht, was Vater heißt — ich bin
Ein Königsſohn — O wenn es eintrifft, was
Mein Herz mir ſagt, wenn du aus Millionen
Heraus gefunden biſt, mich zu verſtehn,
Wenn's wahr iſt, daß die ſchaffende Natur
Den Roderich im Karlos wiederholte,
Und unſrer Seelen zartes Saitenſpiel
Am Morgen unſres Lebens gleich bezog,
Wenn eine Thräne, die mir Lindrung gibt,
Dir theurer iſt, als meines Vaters Gnade —

Marquis.

O theurer als die ganze Welt.

Karlos.

So tief
Bin ich gefallen — bin ſo arm geworden,
Daß ich an unſre frühen Kinderjahre
Dich mahnen muß — daß ich dich bitten muß,
Die lang vergeßnen Schulden abzutragen,

Die du noch im Matroſenkleide machteſt —
Als du und ich, zwey Knaben wilder Art,
So brüderlich zuſammen aufgewachſen,
Kein Schmerz mich drückte, als von deinem Geiſte
So ſehr verdunkelt mich zu ſehn — ich endlich
Mich kühn entſchloß, dich gränzenlos zu lieben,
Weil mich der Muth verließ, dir gleich zu ſeyn,
Da fing ich an mit tauſend Zärtlichkeiten
Und treuer Bruderliebe dich zu quälen;
Du, ſtolzes Herz, gabſt ſie mir kalt zurück.
Oft ſtand ich da, und — doch das ſahſt du nie!
Und heiße, ſchwere Thränentropfen hingen
In meinem Aug', wenn du, mich überhüpfend,
Gering're Kinder in die Arme drückteſt.
Warum nur dieſe? rief ich trauernd aus:
Bin Ich dir nicht auch herzlich gut? — Du aber,
Du knieteſt kalt und ernſthaft vor mir nieder:
Das, ſagteſt du, gebührt dem Königsſohn.

Marquis.

O ſtille, Prinz, von dieſen kindiſchen
Geſchichten, die mich jetzt noch ſchamroth machen.

Karlos.

Ich hatt' es nicht um dich verdient. Verſchmähen,
Zerreißen konnteſt du mein Herz, doch nie
Von dir entfernen. Dreymal wieſeſt du
Den Fürſten von dir, dreymal kam er wieder
Als Bittender, um Liebe dich zu flehn

Und dir gewaltſam Liebe aufzudringen.
Ein Zufall that, was Karlos nie gekonnt.
Einmal geſchah's bey unſern Spielen, daß
Der Königinn von Böhmen, meiner Tante,
Dein Federball ins Auge flog. Sie glaubte,
Daß es mit Vorbedacht geſchehn, und klagt' es
Dem Könige mit thränendem Geſicht.
Die ganze Jugend des Pallaſtes muß
Erſcheinen, ihm den Schuldigen zu nennen.
Der König ſchwört, die hinterliſt'ge That,
Und wär' es auch an ſeinem eig'nen Kinde,
Auf's ſchrecklichſte zu ahnden. — Damals ſah ich
Dich zitternd in der Ferne ſtehn, und jetzt,
Jetzt trat ich vor und warf mich zu den Füßen
Des Königs. Ich, ich that es, rief ich aus:
An deinem Sohn erfülle deine Rache!

Marquis.

Ach! woran mahnen Sie mich, Prinz!

Karlos.

Sie wards:
Im Angeſicht des ganzen Hofgeſindes,
Das mitleidsvoll im Kreiſe ſtand, ward ſie
Auf Sklavenart an deinem Karl vollzogen.
Ich ſah auf dich und weinte nicht. Der Schmerz
Schlug meine Zähne knirſchend an einander;
Ich weinte nicht. Mein königliches Blut
Floß ſchändlich unter unbarmherz'gen Streichen;

Ich ſah auf dich und weinte nicht — Du kamſt;
Laut weinend ſankſt du mir zu Füßen. Ja!
Ja, riefſt du aus; mein Stolz iſt überwunden.
Ich will bezahlen, wenn du König biſt.

Marquis (reicht ihm die Hand).

Ich will es, Karl. Das kindiſche Gelübde
Erneur' ich jetzt als Mann. Ich will bezahlen;
Auch meine Stunde ſchlägt vielleicht.

Karlos.

Jetzt, jetzt.
O zög're nicht. Jetzt hat ſie ja geſchlagen.
Die Zeit iſt da, wo du es löſen kannſt.
Ich brauche Liebe. — Ein entſetzliches
Geheimniß brennt auf meiner Bruſt. Es ſoll,
Es ſoll heraus. In deinen blaſſen Mienen
Will ich das Urtheil meines Todes leſen.
Hör' an — erſtarre — doch erwiedre nichts —
Ich liebe meine Mutter.

Marquis.

O mein Gott!

Karlos.

Nein! Dieſe Schonung will ich nicht. Sprich's aus,
Sprich, daß auf dieſem großen Rund der Erde
Kein Elend an das meine gränze — ſprich —
Was du mir ſagen kannſt, errath' ich ſchon.
Der Sohn liebt ſeine Mutter. Weltgebräuche,
Die Ordnung der Natur und Roms Geſetze

Verdammen dieſe Leidenſchaft. Mein Anſpruch
Stößt fürchterlich auf meines Vaters Rechte.
Ich fühl's, und dennoch lieb' ich. Dieſer Weg
Führt nur zum Wahnſinn oder Blutgerüſte.
Ich liebe ohne Hoffnung — laſterhaft —
Mit Todesangſt und mit Gefahr des Lebens —
Das ſeh' ich ja, und dennoch lieb' ich.

Marquis.

Weiß
Die Königinn um dieſe Neigung?

Karlos.

Konnt' ich
Mich ihr entdecken? Sie iſt Philipps Frau,
Und Königinn, und das iſt ſpan'ſcher Boden.
Von meines Vaters Eiferſucht bewacht,
Von Etikette ringsum eingeſchloſſen,
Wie konnt' ich ohne Zeugen mich ihr nahn
Acht höllenbange Monde ſind es ſchon,
Daß von der hohen Schule mich der König
Zurückberief, daß ich ſie täglich anzuſchaun
Verurtheilt bin, und wie das Grab zu ſchweigen.
Acht höllenbange Monde, Roderich,
Daß dieſes Feu'r in meinem Buſen wüthet,
Daß tauſendmal ſich das entſetzliche
Geſtändniß ſchon auf meinen Lippen meldet,
Doch ſcheu und feig zurück zum Herzen kriecht.

O Roderich — nur wen'ge Augenblicke
Allein mit ihr —

Marquis.

Ach! Und Ihr Vater, Prinz —

Karlos.

Unglücklicher! Warum an den mich mahnen?
Sprich mir von allen Schrecken des Gewiſſens;
Von meinem Vater ſprich mir nicht.

Marquis.

Sie haſſen Ihren Vater?

Karlos.

Nein! Ach nein!
Ich haſſe meinen Vater nicht — doch Schauer
Und Miſſethäters=Bangigkeit ergreifen
Bey dieſem fürchterlichen Namen mich.
Kann ich dafür, wenn eine knechtiſche
Erziehung ſchon in meinem jungen Herzen
Der Liebe zarten Keim zertrat? Sechs Jahre
Hatt' ich gelebt, als mir zum erſten Mal
Der Fürchterliche, der, wie ſie mir ſagten,
Mein Vater war, vor Augen kam. Es war
An einem Morgen, wo er ſteh'nden Fußes
Vier Bluturtheile unterſchrieb. Nach dieſem
Sah ich ihn nur, wenn mir für ein Vergehn
Beſtrafung angekündigt ward. — O Gott!
Hier fühl' ich, daß ich bitter werde — Weg —
Weg, weg von dieſer Stelle!

Marquis.

Nein, Sie ſollen,
Jetzt ſollen Sie Sich öffnen, Prinz. In Worten
Erleichtert ſich der ſchwer beladne Buſen.

Karlos.

Oft hab' ich mit mir ſelbſt gerungen, oft
Um Mitternacht, wenn meine Wachen ſchlieſen,
Mit heißen Thränengüſſen vor das Bild
Der Hochgebenedeiten mich geworfen,
Sie um ein kindlich Herz gefleht — doch ohne
Erhörung ſtand ich auf. Ach Roderich!
Enthülle du dies wunderbare Räthſel
Der Vorſicht mir — Warum von tauſend Vätern
Juſt eben dieſen Vater mir? Und ihm
Juſt dieſen Sohn von tauſend beſſern Söhnen?
Zwey unverträglichere Gegentheile
Fand die Natur in ihrem Umkreis nicht.
Wie mochte ſie die beiden letzten Enden
Des menſchlichen Geſchlechtes — mich und ihn —
Durch ein ſo heilig Band zuſammen zwingen?
Furchtbares Loos! Warum mußt' es geſchehn?
Warum zwey Menſchen, die ſich ewig meiden,
In Einem Wunſche ſchrecklich ſich begegnen?
Hier, Roderich, ſiehſt du zwey feindliche
Geſtirne, die im ganzen Lauf der Zeiten
Ein einzig Mal in ſcheitelrechter Bahn

Zerſchmetternd ſich berühren, dann auf immer
Und ewig aus einander fliehn.

Marquis.

Mir ahnet
Ein unglücksvoller Augenblick.

Karlos.

Mir ſelbſt.
Wie Furien des Abgrunds folgen mir
Die ſchauerlichſten Träume. Zweifelnd ringt
Mein guter Geiſt mit gräßlichen Entwürfen;
Durch labyrinthiſche Sophismen kriecht
Mein unglückſel'ger Scharfſinn, bis er endlich
Vor eines Abgrunds gähem Rande ſtutzt —
O Roderich, wenn ich den Vater je
In ihm verlernte — Roderich — ich ſehe,
Dein todtenblaſſer Blick hat mich verſtanden.
Wenn ich den Vater je in ihm verlernte,
Was würde mir der König ſeyn?

Marquis

(nach einigem Stillſchweigen).

Darf ich
An meinen Karlos eine Bitte wagen?
Was Sie auch Willens ſind zu thun, verſprechen Sie
Nichts ohne Ihren Freund zu unternehmen.
Verſprechen Sie mir dieſes?

Karlos.

Alles, alles,

Was deine Liebe mir gebeut. Ich werfe
Mich ganz in deine Arme.

Marquis.

Wie man ſagt,
Will der Monarch zur Stadt zurücke kehren.
Die Zeit iſt kurz. Wenn Sie die Königinn
Geheim zu ſprechen wünſchen, kann es nirgends
Als in Aranjuez geſchehn. Die Stille
Des Orts — des Landes ungezwungne Sitte
Begünſtigen —

Karlos.

Das war auch meine Hoffnung.
Doch ach, ſie war vergebens!

Marquis.

Nicht ſo ganz.
Ich gehe, mich ſogleich ihr vorzuſtellen.
Iſt ſie in Spanien dieſelbe noch,
Die ſie vordem an Heinrichs Hof geweſen,
So find' ich Offenherzigkeit. Kann ich
In ihren Blicken Karlos Hoffnung leſen,
Find' ich zu dieſer Unterredung ſie
Geſtimmt — ſind ihre Damen zu entfernen —

Karlos.

Die meiſten ſind mir zugethan. — Beſonders
Die Mondekar hab' ich durch ihren Sohn,
Der mir als Page dient, gewonnen. —

Marquis.

Deſto beſſer.
So ſind Sie in der Nähe, Prinz, ſogleich
Auf mein gegebnes Zeichen zu erſcheinen.

Karlos.

Das will ich — will ich — alſo eile nur.

Marquis.

Ich will nun keinen Augenblick verlieren.
Dort alſo, Prinz, auf Wiederſehn.

(Beide gehen ab auf verſchiedenen Seiten).

Die Hofhaltung der Königinn in Aranjuez.

Eine einfache ländliche Gegend, von einer Allee durchſchnitten, vom Landhauſe der Königinn begränzt.

Dritter Auftritt.

Die **Königinn**. Die Herzoginn von **Olivarez**. Die Prinzeſſinn von **Eboli** und die Marquiſinn von **Mondekar**, welche die Allee herauf kommen.

Königinn (zur Marquiſinn).

Sie will ich um mich haben, Mondekar.
Die muntern Augen der Prinzeſſinn quälen
Mich ſchon den ganzen Morgen. Sehen Sie,

Kaum weiß ſie ihre Freude zu verbergen,
Weil ſie vom Lande Abſchied nimmt.

Eboli.

Ich will es
Nicht läugnen, meine Königinn, daß ich
Madrid mit großen Freuden wieder ſehe.

Mondekar.

Und Ihre Majeſtät nicht auch? Sie ſollten
So ungern von Aranjuez Sich trennen?

Königinn.

Von — dieſer ſchönen Gegend wenigſtens.
Hier bin ich wie in meiner Welt. Dies Plätzchen
Hab' ich mir längſt zum Liebling auserleſen.
Hier grüßt mich meine ländliche Natur,
Die Buſenfreundinn meiner jungen Jahre.
Hier find' ich meine Kinderſpiele wieder,
Und meines Frankreichs Lüfte weben hier.
Verargen Sie mir's nicht. Uns alle zieht
Das Herz zum Vaterland.

Eboli.

Wie einſam aber,
Wie todt und traurig iſt es hier! Man glaubt
Sich in la Trappe.

Königinn.

Das Gegentheil vielmehr.
Todt find' ich es nur in Madrid. — Doch was
Spricht unſre Herzoginn dazu?

Olivarez.

Ich bin
Der Meinung, Ihre Majeſtät, daß es
So Sitte war, den einen Monat hier,
Den andern in dem Pardo auszuhalten,
Den Winter in der Reſidenz, ſo lange
Es Könige in Spanien gegeben.

Königinn.

Ja, Herzoginn, das wiſſen Sie, mit Ihnen
Hab' ich auf immer mich des Streits begeben.

Mondekar.

Und wie lebendig es mit nächſtem in
Madrid ſeyn wird! Zu einem Stiergefechte
Wird ſchon die Plaza Mayor zugerichtet,
Und ein Auto da Fe hat man uns auch
Verſprochen —

Königinn.

Uns verſprochen! Hör' ich das
Von meiner ſanften Mondekar?

Mondekar.

Warum nicht?
Es ſind ja Ketzer, die man brennen ſieht.

Königinn.

Ich hoffe, meine Eboli denkt anders.

Eboli.

Ich? — Ihre Majeſtät, ich bitte ſehr,

Für keine ſchlecht're Chriſtinn mich zu halten,
Als die Marquiſinn Mondekar.

Königinn.

Ach! Ich
Vergeſſe, wo ich bin. — Zu etwas anderm. —
Vom Lande, glaub' ich, ſprachen wir. Der Monat
Iſt, däucht mir, auch erſtaunlich ſchnell vorüber.
Ich habe mir der Freude viel, ſehr viel,
Von dieſem Aufenthalt verſprochen, und
Ich habe nicht gefunden, was ich hoffte.
Geht es mit jeder Hoffnung ſo? Ich kann
Den Wunſch nicht finden, der mir fehlgeſchlagen.

Olivarez.

Prinzeſſinn Eboli, Sie haben uns
Noch nicht geſagt, ob Gomez hoffen darf?
Ob wir Sie bald als ſeine Braut begrüßen?

Königinn.

Ja! Gut, daß Sie mich mahnen, Herzoginn.
(Zur Prinzeſſinn).
Man bittet mich, bey Ihnen fürzuſprechen.
Wie aber kann ich das? Der Mann, den ich
Mit meiner Eboli belohne, muß
Ein würd'ger Mann ſeyn.

Olivarez.

Ihre Majeſtät,
Das iſt er, ein ſehr würd'ger Mann, ein Mann.

Den unſer gnädigſter Monarch bekanntlich
Mit ihrer königlichen Gunſt beehren.

Königinn.

Das wird den Mann ſehr glücklich machen — Doch
Wir wollen wiſſen, ob er lieben kann,
Und Liebe kann verdienen. — Eboli,
Das frag' ich Sie.

Eboli.

(ſteht ſtumm und verwirrt, die Augen zur Erde geſchlagen, endlich fällt ſie der Königinn zu Füßen).

Großmüth'ge Königinn,
Erbarmen Sie Sich meiner. Laſſen Sie —
Um Gottes willen, laſſen Sie mich nicht —
Nicht aufgeopfert werden.

Königinn.

Aufgeopfert?
Ich brauche nichts mehr. Stehn Sie auf. Es iſt
Ein hartes Schickſal, aufgeopfert werden.
Ich glaube Ihnen. Stehn Sie auf. — Iſt es
Schon lang', daß Sie den Grafen ausgeſchlagen?

Eboli (aufſtehend).

O viele Monate. Prinz Karlos war
Noch auf der hohen Schule.

Königinn

(ſtutzt und ſieht ſie mit forſchenden Augen an).

Haben Sie
Sich auch geprüft, aus welchen Gründen?

Eboli (mit einiger Heftigkeit).

Niemals
Kann es geſchehen, meine Königinn,
Aus tauſend Gründen niemals.

Königinn (ſehr ernſthaft).

Mehr als Einer iſt
Zu viel. Sie können ihn nicht ſchätzen — das
Iſt mir genug. Nichts mehr davon.

(Zu den andern Damen).

Ich habe
Ja die Infantinn heut noch nicht geſehen.
Marquiſinn, bringen Sie ſie mir. —

Olivarez (ſieht auf die Uhr).

Es iſt
Noch nicht die Stunde, Ihre Majeſtät. —

Königinn.

Noch nicht die Stunde, wo ich Mutter ſeyn darf?
Das iſt doch ſchlimm. Vergeſſen Sie es ja nicht,
Mich zu erinnern, wann ſie kommt.

(Ein Page tritt auf und ſpricht leiſe mit der Oberhofmeiſterinn, welche darauf ſich zur Königinn wendet).

Olivarez.

Der Marquis
Von Poſa, Ihre Majeſtät —

Königinn.

Von Poſa?

Olivarez.

Er kommt aus Frankreich und den Niederlanden,
Und wünſcht die Gnade zu erhalten, Briefe
Von der Regentinn Mutter übergeben
Zu dürfen.

Königinn.

Und das iſt erlaubt?

Olivarez (bedenklich).

In meiner Vorſchrift
Iſt des beſondern Falles nicht gedacht,
Wenn ein Kaſtilian'ſcher Grande Briefe
Von einem fremden Hof der Königinn
Von Spanien in ihrem Gartenwäldchen
Zu überreichen kommt.

Königinn.

So will ich denn
Auf meine eigene Gefahr es wagen!

Olivarez.

Doch mir vergönne Ihre Majeſtät
Mich ſo lang' zu entfernen. —

Königinn.

Halten Sie
Das, wie Sie wollen, Herzoginn.

(Die Oberhofmeiſterinn geht ab, und die Königinn gibt dem Pagen einen Wink, welcher ſogleich hinaus geht).

Vierter Auftritt.

Königinn. Prinzeſſinn von Eboli. Marquiſinn
von Mondekar und Marquis von Poſa.

Königinn.

Ich heiße Sie
Willkommen, Chevalier, auf ſpan'ſchem Boden.

Marquis.

Den ich noch nie mit ſo gerechtem Stolze
Mein Vaterland genannt als jetzt. —

Königinn (zu den beiden Damen).

Der Marquis
Von Poſa, der im Ritterſpiel zu Rheims
Mit meinem Vater eine Lanze brach,
Und meine Farbe dreymal ſiegen machte —
Der erſte ſeiner Nation, der mich
Den Ruhm empfinden lehrte, Königinn
Der Spanier zu ſeyn.

(Zum Marquis ſich wendend).

Als wir im Louvre
Zum letzten Mal uns ſahen, Chevalier,
Da träumt' es Ihnen wol noch nicht, daß Sie
Mein Gaſt ſeyn würden in Kaſtilien?

Marquis.

Nein, große Königinn — denn damals träumet
Mir nicht, daß Frankreich noch das Einzige
An uns verlieren würde, was wir ihm
Beneidet hatten.

Königinn.

Stolzer Spanier!
Das Einzige? — Und das zu einer Tochter
Vom Hauſe Valois?

Marquis.

Jetzt darf ich es
Ja ſagen, Ihre Majeſtät — denn jetzt
Sind Sie ja unſer.

Königinn.

Ihre Reiſe, hör' ich,
Hat auch durch Frankreich Sie geführt. — Was bringen
Sie mir von meiner hochverehrten Mutter
Und meinen vielgeliebten Brüdern?

Marquis (überreicht ihr die Briefe).

Die Königinn Mutter fand ich krank, geſchieden
Von jeder andern Freude dieſer Welt,
Als ihre königliche Tochter glücklich
Zu wiſſen auf dem ſpan'ſchen Thron.

Königinn.

Muß ſie
Es nicht ſeyn bey dem theuern Angedenken
So zärtlicher Verwandten? bey der ſüßen
Erinnrung an — Sie haben viele Höfe
Beſucht auf ihren Reiſen, Chevalier;
Und viele Länder, vieler Menſchen Sitte
Geſehn — Und jetzt, ſagt man, ſind Sie geſonnen,
In Ihrem Vaterland Sich Selbſt zu leben?

Ein größ'rer Fürſt in Ihren ſtillen Mauern,
Als König Philipp auf dem Thron — ein Freyer!
Ein Philoſoph! — Ich zweifle ſehr, ob Sie
Sich werden können in Madrid gefallen.
Man iſt ſehr — ruhig in Madrid.

Marquis.

Und das
Iſt mehr, als ſich das ganze übrige
Europa zu erfreuen hat.

Königinn.

So hör' ich.
Ich habe alle Händel dieſer Erde
Bis faſt auf die Erinnerung verlernt.
(Zur Prinzeſſinn von Eboli).
Mir däucht, Prinzeſſinn Eboli, ich ſehe
Dort eine Hyazinthe blühen — Wollen
Sie mir ſie bringen?
(Die Prinzeſſinn geht nach dem Platze. Die Königinn etwas leiſer zum Marquis).
Chevalier, ich müßte
Mich ſehr betrügen, oder Ihre Ankunft
Hat einen frohen Menſchen mehr gemacht
An dieſem Hofe.

Marquis.

Einen Traurigen
Hab' ich gefunden — den auf dieſer Welt
Nur etwas fröhlich —

(Die Prinzeſſinn kommt mit der Blume zurück).

Eboli.

Da der Chevalier
So viele Länder hat geſehen, wird
Er ohne Zweifel viel Merkwürdiges
Uns zu erzählen wiſſen.

Marquis.

Allerdings,
Und Abenteuer ſuchen, iſt bekanntlich
Der Ritter Pflicht — die heiligſte von allen,
Die Damen zu beſchützen.

Mondekar.

Gegen Rieſen!
Jetzt giebt es keine Rieſen mehr.

Marquis.

Gewalt
Iſt für den Schwachen jederzeit ein Rieſe.

Königinn.

Der Chevalier hat Recht. Es giebt noch Rieſen,
Doch keine Ritter giebt es mehr.

Marquis.

Noch jüngſt
Auf meinem Rückweg von Neapel, war
Ich Zeuge einer rührenden Geſchichte,
Die mir der Freundſchaft heiliges Legat
Zu meiner eigenen gemacht. — Wenn ich

Nicht fürchten müßte, Ihre Majeſtät
Durch die Erzählung zu ermüden —

Königinn.

Bleibt
Mir eine Wahl? Die Neugier der Prinzeſſinn
Läßt ſich nichts unterſchlagen. Nur zur Sache.
Auch ich bin eine Freundinn von Geſchichten.

Marquis.

Zwey edle Häuſer in Mirandola,
Der Eiferſucht, der langen Feindſchaft müde,
Die von den Gibellinen und den Guelfen
Jahrhunderte ſchon fortgeerbt, beſchloſſen,
Durch der Verwandtſchaft zarte Bande ſich
In einem ew'gen Frieden zu vereinen.
Des mächtigen Pietro Schweſterſohn,
Fernando, und die göttliche Mathilde,
Colonna's Tochter, waren auserſehn,
Dies ſchöne Band der Einigkeit zu knüpfen.
Nie hat zwey ſchön're Herzen die Natur
Gebildet für einander — nie die Welt,
Nie eine Wahl ſo glücklich noch geprieſen.
Noch hatte ſeine liebenswürd'ge Braut
Fernando nur im Bildniß angebetet —
Wie zitterte Fernando, wahr zu finden,
Was ſeine feurigſten Erwartungen
Dem Bilde nicht zu glauben ſich getrauten!
In Padua, wo ſeine Studien

Ihn feſſelten, erwartete Fernando
Des frohen Augenblickes nur, der ihm
Vergönnen ſollte, zu Mathildens Füßen
Der Liebe erſte Huldigung zu ſtammeln.

(Die Königinn wird aufmerkſamer. Der Marquis fährt nach einem kurzen Stillſchweigen fort, die Erzählung, ſo weit es die Gegenwart der Königinn erlaubt, mehr an die Prinzeſſinn von Eboli gerichtet).

Indeſſen macht der Gattinn Tod die Hand
Pietro's frey. — Mit jugendlicher Glut
Verſchlingt der Greis die Stimmen des Gerüchtes,
Das in dem Ruhm Mathildens ſich ergoß.
Er kommt! — Er ſieht! — Er liebt! Die neue Regung
Erſtickt die leiſ're Stimme der Natur,
Der Oheim wirbt um ſeines Neffen Braut,
Und heiligt ſeinen Raub vor dem Altare.

Königinn.

Und was beſchließt Fernando?

Marquis.

Auf der Liebe Flügeln,
Des fürchterlichen Wechſels unbewußt,
Eilt nach Mirandola der Trunkene.
Mit Sternenſchein erreicht ſein ſchnelles Roß
Die Thore — ein bachantiſches Getön
Von Reigen und von Pauken donnert ihm
Aus dem erleuchteten Pallaſt entgegen.
Er bebt die Stufen ſcheu hinauf, und ſieht

Sich unerkannt im lauten Hochzeitſaale,
Wo in der Gäſte taumelndem Gelag
Pietro ſaß — ein Engel ihm zur Seite,
Ein Engel, den Fernando kennt, der ihm
In Träumen ſelbſt ſo glänzend nie erſchienen.
Ein einz'ger Blick zeigt ihm, was er beſeſſen,
Zeigt ihm, was er auf immerdar verloren.

Eboli.

Unglücklicher Fernando!

Königinn.

Die Geſchichte
Iſt doch zu Ende, Chevalier? — Sie muß
Zu Ende ſeyn.

Marquis.

Noch nicht ganz.

Königinn.

Sagten Sie
Uns nicht, Fernando ſey Ihr Freund geweſen?

Marquis.

Ich habe keinen theurern.

Eboli.

Fahren Sie
Doch fort in der Geſchichte, Chevalier.

Marquis.

Sie wird ſehr traurig — und das Angedenken
Erneuert meinen Schmerz. Erlaſſen Sie
Mir den Beſchluß —

(Ein allgemeines Stillſchweigen).

Königinn (wendet ſich zur Prinzeſſinn von Eboli).
Nun wird mir endlich doch
Vergönnt ſeyn, meine Tochter zu umarmen. —
Prinzeſſinn, bringen Sie ſie mir.

(Dieſe entfernt ſich. Der Marquis winkt einem Pagen, der ſich im Hintergrunde zeigt und ſogleich verſchwindet. Die Königinn erbricht die Briefe, die der Marquis ihr gegeben, und ſcheint überraſcht zu werden. In dieſer Zeit ſpricht der Marquis geheim und ſehr angelegentlich mit der Marquiſinn von Mondekar. — Die Königinn hat die Briefe geleſen, und wendet ſich mit einem ausforſchenden Blicke zum Marquis).

Sie haben
Uns von Mathilden nichts geſagt? Vielleicht
Weiß ſie es nicht, wie viel Fernando leidet?

Marquis.

Mathildens Herz hat niemand noch ergründet —
Doch große Seelen dulden ſtill.

Königinn.

Sie ſehn Sich um? Wen ſuchen Ihre Augen?

Marquis.

Ich denke nach, wie glücklich ein Gewiſſer,
Den ich nicht nennen darf, an meinem Platze
Seyn müßte.

Königinn.

Weſſen Schuld iſt es, daß er
Es nicht iſt?

Marquis (lebhaft einfallend).
Wie? Darf ich mich unterſtehen
Dies zu erklären, wie ich will? — Er würde
Vergebung finden, wenn er jetzt erſchiene?

Königinn (erſchrocken).
Jetzt, Marquis? Jetzt? Was meinen Sie damit?

Marquis.
Er dürfte hoffen — Dürft' er?

Königinn (mit wachſender Verwirrung).
Sie erſchrecken mich,
Marquis — Er wird doch nicht —

Marquis.
Hier iſt er ſchon.

Fünfter Auftritt.

Die Königinn. Karlos.

Marquis von Poſa und die Marquiſinn von Mondekar treten nach dem Hintergrunde zurück.

Karlos
(vor der Königinn niedergeworfen).
So iſt er endlich da, der Augenblick,
Und Karl darf dieſe theure Hand berühren! —

Königinn.
Was für ein Schritt — Welch eine ſtrafbare,

Tollkühne Ueberraſchung! Stehn Sie auf!
Wir ſind entdeckt. Mein Hof iſt in der Nähe.

Karlos.

Ich ſteh' nicht auf — Hier will ich ewig knien.
Auf dieſem Platz will ich verzaubert liegen,
In dieſer Stellung angewurzelt —

Königinn.

Raſender!
Zu welcher Kühnheit führt Sie meine Gnade?
Wie? Wiſſen Sie, daß es die Königinn,
Daß es die Mutter iſt, an die ſich dieſe
Verweg'ne Sprache richtet? Wiſſen Sie,
Daß ich — ich ſelbſt von dieſem Ueberfalle
Dem Könige —

Karlos.

Und daß ich ſterben muß!
Man reiße mich von hier aufs Blutgerüſte!
Ein Augenblick, gelebt im Paradieſe,
Wird nicht zu theuer mit dem Tod gebüßt.

Königinn.

Und Ihre Königinn?

Karlos (ſteht auf).

Gott! Gott! ich gehe —
Ich will Sie ja verlaſſen. — Muß ich nicht,
Wenn Sie es *alſo* fordern? Mutter! Mutter!
Wie ſchrecklich ſpielen Sie mit mir! Ein Wink,
Ein halber Blick, ein Laut aus Ihrem Munde

Gebietet mir zu ſeyn und zu vergehen.
Was wollen Sie, daß noch geſchehen ſoll?
Was unter dieſer Sonne kann es geben,
Das ich nicht hinzuopfern eilen will,
Wenn Sie es wünſchen?

Königinn.

Fliehen Sie!

Karlos.

O Gott!

Königinn.

Das Einz'ge, Karl, warum ich Sie mit Thränen
Beſchwöre — Fliehen Sie! — eh' meine Damen —
Eh' meine Kerkermeiſter Sie und mich
Beyſammen finden, und die große Zeitung
Vor Ihres Vaters Ohren bringen —

Karlos.

Ich erwarte
Mein Schickſal — es ſey Leben oder Tod.
Wie? Hab' ich darum meine Hoffnungen
Auf dieſen einz'gen Augenblick verwieſen,
Der Sie mir endlich ohne Zeugen ſchenkt,
Daß falſche Schrecken mich am Ziele täuſchten?
Nein, Königinn! Die Welt kann hundertmal,
Kann tauſendmal um ihre Pole treiben,
Eh' dieſe Gunſt der Zufall wiederholt.

Königinn.

Auch ſoll er das in Ewigkeit nicht wieder.
Unglücklicher! Was wollen Sie von mir?

Karlos.
O Königinn, daß ich gerungen habe,
Gerungen, wie kein Sterblicher noch rang,
Iſt Gott mein Zeuge — Königinn! Umſonſt!
Hin iſt mein Heldenmuth. Ich unterliege.

Königinn.
Nichts mehr davon — um meiner Ruhe willen —

Karlos.
Sie waren mein — im Angeſicht der Welt
Mir zugeſprochen von zwey großen Thronen,
Mir zuerkannt von Himmel und Natur,
Und Philipp, Philipp hat mir Sie geraubt —

Königinn.
Er iſt Ihr Vater.

Karlos.
Ihr Gemahl.

Königinn.
Der Ihnen
Das größte Reich der Welt zum Erbe gibt.

Karlos.
Und *Sie* zur Mutter —

Königinn.
Großer Gott! Sie raſen —

Karlos.
Und weiß er auch, wie reich er iſt? Hat er
Ein fühlend Herz, das Ihrige zu ſchätzen?
Ich will nicht klagen, nein, ich will vergeſſen,

Wie unausſprechlich glücklich Ich mit ihr
Geworden wäre — wenn nur Er es iſt.
Er iſt es nicht — Das, das iſt Höllenqual!
Er iſt es nicht und wird es niemals werden.
Du nahmſt mir meinen Himmel nur, um ihn
In König Philipps Armen zu vertilgen.

Königinn.

Abſcheulicher Gedanke!

Karlos.

O ich weiß,
Wer dieſer Ehe Stifter war — ich weiß,
Wie Philipp lieben kann und wie er freyte.
Wer ſind Sie denn in dieſem Reich? Laß hören.
Regentinn etwa? Nimmermehr! Wie könnten,
Wo *Sie* Regentinn ſind, die Alba würgen?
Wie könnte Flandern für den Glauben bluten?
Wie, oder ſind Sie Philipps Frau? Unmöglich!
Ich kann's nicht glauben. Eine Frau beſitzt
Des Mannes Herz — und wem gehört das ſeine?
Und bittet er nicht jede Zärtlichkeit,
Die ihm vielleicht in Fiebergluth entwiſchte,
Dem Zepter ab und ſeinen grauen Haaren?

Königinn.

Wer ſagte Ihnen, daß an Philipps Seite
Mein Loos beweinenswürdig ſey?

Karlos.

Mein Herz,

Das feurig fühlt, wie es an meiner Seite
Beneidenswürdig wäre.

Königinn.

Eitler Mann!
Wenn *mein* Herz nun das Gegentheil mir ſagte?
Wenn Philipps ehrerbiet'ge Zärtlichkeit
Und ſeiner Liebe ſtumme Mienenſprache
Weit inniger, als ſeines ſtolzen Sohns
Verwegene Beredſamkeit, mich rührten?
Wenn eines Greiſes überlegte Achtung —

Karlos.

Das iſt was anders — Dann — ja, dann Vergebung.
Ich wußt' es nicht. — Das wußt' ich nicht, daß Sie
Den König lieben.

Königinn.

Ihn ehren iſt mein Wunſch und mein Vergnügen.

Karlos.

Sie haben nie geliebt?

Königinn.

Seltſame Frage!

Karlos.

Sie haben nie geliebt?

Königinn.

— Ich liebe nicht mehr.

Karlos.

Weil es Ihr Herz? weil es Ihr Eid verbietet?

Königinn.

Verlaſſen Sie mich, Prinz, und kommen Sie
Zu keiner ſolchen Unterredung wieder.

Karlos.

Weil es Ihr Eid? weil es Ihr Herz verbietet?

Königinn.

Weil meine Pflicht — — Unglücklicher, wozu
Die traurige Zergliederung des Schickſals,
Dem Sie und ich gehorchen müſſen?

Karlos.

Müſſen?
Gehorchen müſſen?

Königinn.

Wie? Was wollen Sie
Mit dieſem feierlichen Ton?

Karlos.

So viel,
Daß Karlos nicht geſonnen iſt, zu müſſen,
Wo er zu wollen hat; daß Karlos nicht
Geſonnen iſt, der Unglückſeligſte
In dieſem Reich zu bleiben, wenn es ihm
Nichts als den Umſturz der Geſetze koſtet,
Der Glücklichſte zu ſeyn.

Königinn.

Verſteh' ich Sie?
Sie hoffen noch? Sie wagen es, zu hoffen,
Wo Alles, Alles ſchon verloren iſt?

Karlos.

Ich gebe nichts verloren, als die Todten.

Königinn.

Auf mich, auf Ihre Mutter hoffen Sie? —
(Sie ſieht ihn lange und durchdringend an — dann mit Würde und Ernſt:)
Warum nicht? O! Der neu erwählte König
Kann mehr als das — kann die Verordnungen
Des Abgeſchied'nen durch das Feu'r vertilgen,
Kann ſeine Bilder ſtürzen, kann ſogar —
Wer hindert ihn? — die Mumie des Todten
Aus ihrer Ruhe zu Eſkurial
Hervor an's Licht der Sonne reißen, ſeinen
Entweihten Staub in die vier Winde ſtreun,
Und dann zuletzt, um würdig zu vollenden —

Karlos.

Um Gottes willen, reden Sie nicht aus!

Königinn.

Zuletzt noch mit der Mutter ſich vermählen.

Karlos.

Verfluchter Sohn!
(Er ſteht einen Augenblick ſtarr und ſprachlos).
Ja, es iſt aus. Jetzt iſt
Es aus. — Ich fühle klar und helle, was
Mir ewig, ewig dunkel bleiben ſollte.
Sie ſind für mich dahin — dahin — dahin —
Auf immerdar! — Jetzt iſt der Wurf gefallen.

Sie ſind für mich verloren — O in dieſem
Gefühl liegt Hölle. Hölle liegt im andern,
Sie zu beſitzen. — Weh! Ich faſſ' es nicht,
Und meine Nerven fangen an zu reißen.

Königinn.

Beklagenswerther, theurer Karl! Ich fühle —
Ganz fühl' ich ſie, die namenloſe Pein,
Die jetzt in Ihrem Buſen tobt. Unendlich,
Wie Ihre Liebe, iſt Ihr Schmerz. Unendlich,
Wie er, iſt auch der Ruhm, ihn zu beſiegen.
Erringen Sie ihn, junger Held. Der Preis
Iſt dieſes hohen, ſtarken Kämpfers werth,
Des Jünglings werth, durch deſſen Herz die Tugend
So vieler königlichen Ahnen rollt.
Ermannen Sie Sich, edler Prinz. — Der Enkel
Des großen Karls fängt friſch zu ringen an,
Wo andrer Menſchen Kinder muthlos enden.

Karlos.

Zu ſpät! O Gott! Es iſt zu ſpät!

Königinn.

Ein Mann
Zu ſeyn? O Karl! Wie groß wird unſre Tugend,
Wenn unſer Herz bey ihrer Uebung bricht!
Hoch ſtellte Sie die Vorſicht — höher, Prinz,
Als Millionen Ihrer andern Brüder.
Parteylich gab ſie ihrem Liebling, was
Sie andern nahm, und Millionen fragen:
Verdiente der im Mutterleibe ſchon

Mehr als wir andern Sterblichen zu gelten?
Auf! retten Sie des Himmels Billigkeit!
Verdienen Sie, der Welt voran zu gehn,
Und opfern Sie, was keiner opferte.

Karlos.

Das kann ich auch. — Sie zu erkämpfen, hab'
Ich Rieſenkraft; Sie zu verlieren, keine.

Königinn.

Geſtehen Sie es, Karlos — Trotz iſt es
Und Bitterkeit und Stolz, was Ihre Wünſche
So wüthend nach der Mutter zieht. Die Liebe,
Das Herz, das Sie verſchwenderiſch mir opfern,
Gehört den Reichen an, die Sie dereinſt
Regieren ſollen. Sehen Sie, Sie praſſen
Von Ihres Mündels anvertrautem Gut.
Die Liebe iſt Ihr groſes Amt. Bis jetzt
Verirrte ſie zur Mutter. — Bringen Sie,
O bringen Sie ſie Ihren künft'gen Reichen,
Und fühlen Sie, ſtatt Dolchen des Gewiſſens,
Die Wolluſt, Gott zu ſeyn. Eliſabeth
War Ihre erſte Liebe. Ihre zweyte
Sey Spanien. Wie gerne, guter Karl,
Will ich der beſſeren Geliebten weichen!

Karlos

(wirft ſich, von Empfindung überwältigt, zu ihren Füßen).

Wie groß ſind Sie, o Himmliſche! — Ja, Alles,
Was Sie verlangen, will ich thun! — Es ſei!

(Er ſteht auf).

Hier ſteh' ich in der Allmacht Hand und ſchwöre,
Und ſchwöre Ihnen, ſchwöre ewiges —
O Himmel! Nein! Nur ewiges Verſtummen,
Doch ewiges Vergeſſen nicht.

Königinn.

Wie könnt' ich
Von Karlos fordern, was ich ſelbſt zu leiſten
Nicht Willens bin?

Marquis (eilt aus der Allee).

Der König!

Königinn.

Gott!

Marquis.

Hinweg!
Hinweg aus dieſer Gegend, Prinz!

Königinn.

Sein Argwohn
Iſt fürchterlich, erblickt er Sie —

Karlos.

Ich bleibe!

Königinn.

Und wer wird dann das Opfer ſeyn?

Karlos (zieht den Marquis am Arme).

Fort! Fort!
Komm, Roderich!
(Er geht und kommt noch einmal zurück).
Was darf ich mit mir nehmen?

Königinn.

Die Freundſchaft Ihrer Mutter.

Karlos.

Freundſchaft! Mutter!

Königinn.

Und dieſe Thränen aus den Niederlanden.

(Sie giebt ihm einige Briefe. Karl und der Marquis gehen ab. Die Königinn ſieht ſich unruhig nach ihren Damen um, welche ſich nirgends erblicken laſſen. Wie ſie nach dem Hintergrunde zurück gehen will, erſcheint der König.

Sechster Auftritt.

König. Königinn. Herzog von Alba. Graf Lerma. Domingo. Einige Damen und Granden, welche in der Entfernung zurück bleiben.

König

(ſieht mit Befremdung umher und ſchweigt eine Zeitlang.

So allein, Madame?
Und auch nicht eine Dame zur Begleitung?
Das wundert mich — Wo blieben Ihre Frauen?

Königinn.

Mein gnädigſter Gemahl —

König.

Warum allein?

(Zum Gefolge).

Von dieſem unverzeihlichen Verſehn

Soll man die ſtrengſte Rechenſchaft mir geben.
Wer hat das Hofamt bey der Königinn?
Wen traf der Rang, ſie heute zu bedienen?

Königinn.

O zürnen Sie nicht, mein Gemahl — ich ſelbſt.
Ich bin die Schuldige — auf mein Geheiß
Entfernte ſich die Fürſtinn Eboli.

König.

Auf Ihr Geheiß?

Königinn.

Die Kammerfrau zu rufen,
Weil ich nach der Infantinn mich geſehnt.

König.

Und darum die Begleitung weggeſchickt?
Doch dies entſchuldigt nur die erſte Dame.
Wo war die zweyte?

Mondekar

(welche indeſſen zurückgekommen iſt und ſich unter die übrigen Damen gemiſcht hat, tritt hervor).

Ihre Majeſtät,
Ich fühle, daß ich ſtrafbar bin —

König.

Deßwegen
Vergönn' ich Ihnen zehen Jahre Zeit,
Fern von Madrid darüber nachzudenken.

(Die Marquiſinn tritt mit weinenden Augen zurück. Allgemeines Stillſchweigen. Alle Umſtehenden ſehen beſtürzt auf die Königinn).

Königinn.

Marquiſinn, wen beweinen Sie?

(Zum König).

Hab' ich

Gefehlt, mein gnädigſter Gemahl, ſo ſollte
Die Königskrone dieſes Reichs, wornach
Ich ſelber nie gegriffen habe, mich
Zum mindeſten vor dem Erröthen ſchützen.
Gibt's ein Geſetz in dieſem Königreich,
Das vor Gericht Monarchentöchter fordert?
Bloß Zwang bewacht die Frauen Spaniens?
Schützt ſie ein Zeuge mehr als ihre Tugend?
Und jetzt Vergebung, mein Gemahl. — Ich bin
Es nicht gewohnt, die mir mit Freude dienten,
In Thränen zu entlaſſen. — Mondekar!

(Sie nimmt ihren Gürtel ab und überreicht ihn der Marquiſinn).

Den König haben Sie erzürnt — nicht mich —
Drum nehmen Sie dies Denkmal meiner Gnade
Und dieſer Stunde. — Meiden Sie das Reich —
Sie haben nur in Spanien geſündigt;
In meinem Frankreich wiſcht man ſolche Thränen
Mit Freuden ab. — O muß mich's ewig mahnen?

(Sie lehnt ſich an die Oberhofmeiſterinn und bedeckt das Geſicht).

In meinem Frankreich war's doch anders.

König (in einiger Bewegung).

Konnte

Ein Vorwurf meiner Liebe Sie betrüben?
Ein Wort betrüben, das die zärtlichſte
Bekümmerniß auf meine Lippen legte?
(Er wendet ſich gegen die Grandezza).
Hier ſtehen die Vaſallen meines Throns!
Sank je ein Schlaf auf meine Augenlieder,
Ich hätte denn am Abend jedes Tags
Berechnet, wie die Herzen meiner Völker
In meinen fernſten Himmelsſtrichen ſchlagen? —
Und ſollt' ich ängſtlicher für meinen Thron,
Als für die Gattinn meines Herzens beben? —
Für meine Völker kann mein Schwert mir haften
Und — Herzog Alba: dieſes Auge nur
Für meines Weibes Liebe.

Königinn.

Wenn ich Sie
Beleidigt habe, mein Gemahl —

König.

Ich heiße
Der reichſte Mann in der getauften Welt;
Die Sonne geht in meinem Staat nicht unter —
Doch alles das beſaß ein Andrer ſchon,
Wird nach mir mancher Andre noch beſitzen.
Das iſt mein eigen. Was der König hat,
Gehört dem Glück — Eliſabeth dem Philipp.
Hier iſt die Stelle, wo ich ſterblich bin.

Königinn.

Sie fürchten, Sire?

König.

Dies graue Haar doch nicht?
Wenn ich einmal zu fürchten angefangen,
Hab' ich zu fürchten aufgehört —
(Zu den Granden).
Ich zähle
Die Großen meines Hofs — der erſte fehlt.
Wo iſt Don Karlos, mein Infant?
(Niemand antwortet).
Der Knabe
Don Karl fängt an mir fürchterlich zu werden.
Er meidet meine Gegenwart, ſeitdem
Er von Alkala's hoher Schule kam.
Sein Blut iſt heiß, warum ſein Blick ſo kalt?
So abgemeſſen feſtlich ſein Betragen?
Seyd wachſam. Ich empfehl' es Euch.

Alba.

Ich bin's.
So lang' ein Herz an dieſen Panzer ſchlägt,
Mag ſich Don Philipp ruhig ſchlafen legen.
Wie Gottes Cherub vor dem Paradies,
Steht Herzog Alba vor dem Thron.

Lerma.

Darf ich
Dem weiſeſten der Könige in Demuth

Zu widerſprechen wagen? — Allzu tief
Verehr' ich meines Königs Majeſtät,
Als ſeinen Sohn ſo raſch und ſtreng zu richten.
Ich fürchte viel von Karlos heißem Blut,
Doch nichts von ſeinem Herzen.

König.

Graf von Lerma,
Ihr redet gut, den Vater zu beſtechen:
Des Königs Stütze wird der Herzog ſeyn —
Nichts mehr davon —
(Er wendet ſich gegen ſein Gefolge).
Jetzt eil' ich nach Madrid.
Mich ruft ein königliches Amt. Die Peſt
Der Ketzerey ſteckt meine Völker an,
Der Aufruhr wächſt in meinen Niederlanden.
Es iſt die höchſte Zeit. Ein ſchauerndes
Exempel ſoll die Irrenden bekehren,
Den großen Eid, den alle Könige
Der Chriſtenheit geloben, löſ' ich morgen.
Dies Blutgericht ſoll ohne Beyſpiel ſeyn;
Mein ganzer Hof iſt feierlich geladen.
(Er führt die Königinn hinweg, die übrigen folgen).

Siebenter Auftritt.

Don Karlos, (mit Briefen in der Hand) Marquis
v. Poſa, (kommen von der entgegengeſetzten Seite.)

Karlos.

Ich bin entſchloſſen. Flandern ſey gerettet.
Sie will es — das iſt mir genug.

Marquis.

Auch iſt
Kein Augenblick mehr zu verlieren. Herzog
Von Alba, ſagt man, iſt im Kabinet
Bereits zum Gouverneur ernannt.

Karlos.

Gleich morgen
Verlang' ich Audienz bey meinem Vater.
Ich fordre dieſes Amt für mich. Es iſt
Die erſte Bitte, die ich an ihn wage.
Er kann ſie mir nicht weigern. Lange ſchon
Sieht er mich ungern in Madrid. Welch ein
Willkommner Vorwand, mich entfernt zu halten!
Und — ſoll ich dir's geſtehen, Roderich?
Ich hoffe mehr — Vielleicht gelingt es mir,
Von Angeſicht zu Angeſicht mit ihm
In ſeiner Gunſt mich wieder herzuſtellen.
Er hat noch nie die Stimme der Natur
Gehört — Laß mich verſuchen, Roderich,
Was ſie auf meinen Lippen wird vermögen.

Marquis.

Jetzt endlich hör' ich meinen Karlos wieder!
Jetzt ſind Sie wieder ganz Sie ſelbſt.

Achter Auftritt.

Vorige. Graf Lerma.

Lerma.

So eben
Hat der Monarch Aranjuez verlaſſen.
Ich habe den Befehl —

Karlos.

Schon gut, Graf Lerma,
Ich treffe mit dem König ein.

Marquis
(macht Miene ſich zu entfernen. Mit einigem Zeremoniel)

Sonſt haben
Mir Eure Hoheit nichts mehr aufzutragen?

Karlos.

Nichts, Chevalier. Ich wünſche Ihnen Glück
Zu Ihrer Ankunft in Madrid. Sie werden
Noch Mehreres von Flandern mir erzählen.
(Zu Lerma, welcher noch wartet)
Ich folge gleich.
(Graf Lerma geht ab).

Neunter Auftritt.

Don Karlos. Der Marquis.

Karlos.

Ich habe dich verſtanden.
Ich danke dir. Doch dieſen Zwang entſchuldigt
Nur eines Dritten Gegenwart. Sind wir
Nicht Brüder? — Dieſes Poſſenſpiel des Ranges
Sey künftighin aus unſerm Bund verwieſen!
Berede dich, wir beide hätten uns
Auf einem Ball mit Masken eingefunden,
In Sklavenkleider du, und ich aus Laune
In einen Purpur eingemummt. So lange
Der Faſching währt, verehren wir die Lüge,
Der Rolle treu mit lächerlichem Ernſt,
Den ſüßen Rauſch des Haufens nicht zu ſtören.
Doch durch die Larve winkt dein Karl dir zu,
Du drückſt mir im Vorübergehn die Hände,
Und wir verſtehen uns.

Marquis.

Der Traum iſt göttlich.
Doch wird er nie verfliegen? Iſt mein Karl
Auch ſeiner ſo gewiß, den Reizungen
Der unumſchränkten Majeſtät zu trotzen?
Noch iſt ein großer Tag zurück — ein Tag —
Wo dieſer Heldenſinn — ich will Sie mahnen —
In einer ſchweren Probe ſinken wird.

Don Philipp ſtirbt. Karl erbt das größte Reich
Der Chriſtenheit. — Ein ungeheurer Spalt
Reißt vom Geſchlecht der Sterblichen ihn los,
Und Gott iſt heut, wer geſtern Menſch noch war.
Jetzt hat er keine Schwächen mehr. Die Pflichten
Der Ewigkeit verſtummen ihm. Die Menſchheit
— Noch heut ein großes Wort in ſeinem Ohr —
Verkauft ſich ſelbſt und kriecht um ihren Götzen.
Sein Mitgefühl löſcht mit dem Leiden aus,
In Wollüſten ermattet ſeine Tugend,
Für ſeine Thorheit ſchickt ihm Peru Gold,
Für ſeine Laſter zieht ſein Hof ihm Teufel.
Er ſchläft berauſcht in dieſem Himmel ein,
Den ſeine Sklaven liſtig um ihn ſchufen.
Lang', wie ſein Traum, währt ſeine Gottheit. — Wehe
Dem Raſenden, der ihn mitleidig weckte.
Was aber würde Roderich? — Die Freundſchaft
Iſt wahr und kühn — die kranke Majeſtät
Hält ihren fürchterlichen Strahl nicht aus.
Den Trotz des Bürgers würden Sie nicht dulden,
Ich nicht den Stolz des Fürſten.

Karlos.

Wahr und ſchrecklich
Iſt dein Gemählde von Monarchen. Ja,
Ich glaube dir. — Doch nur die Wolluſt ſchloß
Dem Laſter ihre Herzen auf. — Ich bin
Noch rein, ein drey und zwanzigjähr'ger Jüngling.

Was vor mir Tauſende gewiſſenlos
In ſchwelgenden Umarmungen verpraßten,
Des Geiſtes beſte Hälfte, Männerkraft,
Hab' ich dem künft'gen Herrſcher aufgehoben.
Was könnte dich aus meinem Herzen drängen,
Wenn es nicht Weiber thun?

Marquis.

Ich ſelbſt. Könnt' ich
So innig Sie noch lieben, Karl, wenn ich
Sie fürchten müßte?

Karlos.

Das wird nie geſchehen.
Bedarfſt du meiner? Haſt du Leidenſchaften,
Die von dem Throne betteln? Reizt dich Gold?
Du biſt ein reich'rer Unterthan, als ich
Ein König je ſeyn werde. — Geizeſt du
Nach Ehre? Schon als Jüngling hatteſt du
Ihr Maß erſchöpft — du haſt ſie ausgeſchlagen.
Wer von uns wird der Gläubiger des andern,
Und wer der Schuldner ſeyn? — Du ſchweigſt? Du zitterſt
Vor der Verſuchung? Nicht gewiſſer biſt
Du deiner ſelbſt?

Marquis.

Wohlan. Ich weiche.
Hier meine Hand.

Karlos.

Der Meinige?

Marquis.

Auf ewig,
Und in des Worts verwegenſter Bedeutung.

Karlos.

So treu und warm, wie heute dem Infanten,
Auch dermaleinſt dem König zugethan?

Marquis.

Das ſchwör' ich Ihnen.

Karlos.

Dann auch, wenn der Wurm
Der Schmeicheley mein unbewachtes Herz
Umklammerte — wenn dieſes Auge Thränen
Verlernte, die es ſonſt geweint — dies Ohr
Dem Flehen ſich verriegelte, willſt du,
Ein ſchreckenloſer Hüter meiner Tugend,
Mich kräftig faſſen, meinen Genius
Bey ſeinem großen Namen rufen?

Marquis.

Ja.

Karlos.

Und jetzt noch eine Bitte! Nenn' mich Du.
Ich habe deinesgleichen ſtets beneidet
Um dieſes Vorrecht der Vertraulichkeit.
Dies brüderliche Du betrügt mein Ohr,

Mein Herz, mit ſüßen Ahnungen von Gleichheit.
— Keinen Einwurf. — Was du ſagen willſt, errath' ich.
Dir iſt es Kleinigkeit, ich weiß — doch mir,
Dem Königsſohne, iſt es viel. Willſt du
Mein Bruder ſeyn?

Marquis.

Dein Bruder!

Karlos.

Jetzt zum König,
Ich fürchte nichts mehr — Arm in Arm mit dir,
So fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken.

(Sie gehen ab).

Zweyter Akt.

Im Königlichen Pallaſt zu Madrid.

Erſter Auftritt.

König **Philipp**, unter einem Thronhimmel. Herzog von **Alba**, in einiger Entfernung von dem Könige mit bedecktem Haupte. **Karlos.**

Karlos.

Den Vortritt hat das Königreich. Sehr gerne
Steht Karlos dem Miniſter nach. Er ſpricht
Für Spanien — ich bin der Sohn des Hauſes.
(Er tritt mit einer Verbeugung zurück).

Philipp.

Der Herzog bleibt, und der Infant mag reden.

Karlos (ſich gegen Alba wendend).

So muß ich denn von Ihrer Großmuth, Herzog,
Den König mir als ein Geſchenk erbitten.
Ein Kind — Sie wiſſen ja — kann mancherley
An ſeinen Vater auf dem Herzen tragen,
Das nicht für einen Dritten taugt. Der König

Soll Ihnen unbenommen ſeyn — ich will
Den Vater nur für dieſe kurze Stunde.

Philipp.

Hier ſteht ſein Freund.

Karlos.

Hab' ich es auch verdient,
Den meinigen im Herzog zu vermuthen?

Philipp.

Auch je verdienen mögen? — Mir gefallen
Die Söhne nicht, die beſſ're Wahlen treffen,
Als ihre Väter.

Karlos.

Kann der Ritterſtolz
Des Herzogs Alba dieſen Auftritt hören?
So wahr ich lebe, den Zudringlichen,
Der zwiſchen Sohn und Vater, unberufen,
Sich einzudrängen nicht erröthet, der
In ſeines Nichts durchbohrendem Gefühle
So dazuſtehen ſich verdammt, möcht' ich
Bey Gott — und gält's ein Diadem — nicht ſpielen.

Philipp

(verläßt ſeinen Sitz mit einem zornigen Blick auf den Prinzen).

Entfernt euch, Herzog!

(Dieſer geht nach der Hauptthür, durch welche Karlos gekommen war; der König winkt ihm nach einer andern).

Nein, ins Kabinet,
Bis ich euch rufe.

Zweyter Auftritt.

König Philipp. Don Karlos.

Karlos

(geht, ſobald der Herzog das Zimmer verlaſſen hat, auf den König zu und fällt vor ihm nieder, im Ausdruck der höchſten Empfindung).

Jetzt mein Vater wieder,
Jetzt wieder mein, und meinen beſten Dank
Für dieſe Gnade. — Ihre Hand, mein Vater! —
O ſüßer Tag! — Die Wonne dieſes Kuſſes
War Ihrem Kinde lange nicht gegönnt.
Warum von Ihrem Herzen mich ſo lange
Verſtoßen, Vater? Was hab' ich gethan?

Philipp.

Infant, dein Herz weiß nichts von dieſen Künſten.
Erſpare ſie, ich mag ſie nicht.

Karlos (aufſtehend).

Das war es!
Da hör' ich Ihre Höflinge — Mein Vater!
Es iſt nicht gut, bey Gott! nicht alles gut,
Nicht alles, was ein Prieſter ſagt, nicht alles,
Was eines Prieſters Kreaturen ſagen.
Ich bin nicht ſchlimm, mein Vater — heißes Blut
Iſt meine Bosheit, mein Verbrechen Jugend.
Schlimm bin ich nicht, ſchlimm wahrlich nicht - -
wenn auch

Oft wilde Wallungen mein Herz verklagen,
Mein Herz iſt gut —

Philipp.

Dein Herz iſt rein, ich weiß es,
Wie dein Gebet.

Karlos.

Jetzt oder nie! — Wir ſind allein.
Der Etikette bange Scheidewand
Iſt zwiſchen Sohn und Vater eingeſunken.
Jetzt oder nie. Ein Sonnenſtrahl der Hoffnung
Glänzt in mir auf, und eine ſüße Ahnung
Fliegt durch mein Herz — Der ganze Himmel beugt
Mit Schaaren froher Engel ſich herunter;
Voll Rührung ſieht der Dreymalheilige
Dem großen, ſchönen Auftritt zu! — Mein Vater!
Verſöhnung!

(Er fällt ihm zu Füßen).

Philipp.

Laß mich und ſteh auf!

Karlos.

Verſöhnung!

Philipp (will ſich von ihm losreißen).

Zu kühn wird mir dies Gaukelſpiel —

Karlos.

Zu kühn
Die Liebe deines Kindes?

Philipp.

Vollends Thränen?
Unwürd'ger Anblick! — Geh aus meinen Augen!

Karlos.

Jetzt, oder nie! — Verſöhnung, Vater!

Philipp.

Weg
Aus meinen Augen! Komm mit Schmach bedeckt
Aus meinen Schlachten, meine Arme ſollen
Geöffnet ſeyn, dich zu empfangen — So
Verwerf' ich dich! — Die feige Schuld allein
Wird ſich in ſolchen Quellen ſchimpflich waſchen.
Wer zu bereuen nicht erröthet, wird
Sich Reue nie erſparen.

Karlos.

Wer iſt das?
Durch welchen Mißverſtand hat dieſer Fremdling
Zu Menſchen ſich verirrt? — Die ewige
Beglaubigung der Menſchheit ſind ja Thränen,
Sein Aug' iſt trocken, ihn gebar kein Weib —
O zwingen Sie die nie benetzten Augen
Noch zeitig Thränen einzulernen, ſonſt,
Sonſt möchten Sie's in einer harten Stunde
Noch nachzuholen haben.

Philipp.

Denkſt du den ſchweren Zweifel deines Vaters
Mit ſchönen Worten zu erſchüttern?

Karlos.

Zweifel?
Ich will ihn tilgen, dieſen Zweifel — will
Mich hängen an das Vaterherz, will reißen,
Will mächtig reißen an dem Vaterherzen,
Bis dieſes Zweifels felſenfeſte Rinde
Von dieſem Herzen niederfällt. — Wer ſind ſie,
Die mich aus meines Königs Gunſt vertrieben?
Was bot der Mönch dem Vater für den Sohn?
Was wird ihm Alba für ein kinderlos
Verſcherztes Leben zur Vergütung geben?
Sie wollen Liebe? — Hier in dieſem Buſen
Springt eine Quelle, friſcher, feuriger,
Als in den trüben, ſumpfigen Behältern,
Die Philipps Gold erſt öffnen muß.

Philipp.

Vermeſſ'ner,
Halt ein! — Die Männer, die du wagſt zu ſchmähn,
Sind die geprüften Diener meiner Wahl,
Und du wirſt ſie verehren.

Karlos.

Nimmermehr.
Ich fühle mich. Was ihre Alba leiſten,
Das kann auch Karl, und Karl kann mehr. Was fragt
Ein Miethling nach dem Königreich, das nie
Sein eigen ſeyn wird? Was bekümmert's den,
Wenn Philipps graue Haare weiß ſich färben?

Ihr Karlos hätte Sie geliebt. — Mir graut
Vor dem Gedanken, einſam und allein,
Auf einem Thron allein zu ſeyn. —

Philipp

(von dieſen Worten ergriffen, ſteht nachdenkend und in ſich gekehrt. Nach einer Pauſe).

Ich bin allein.

Karlos

(mit Lebhaftigkeit und Wärme auf ihn zugehend).

Sie ſind's geweſen. Haſſen Sie mich nicht mehr,
Ich will Sie kindlich, will Sie feurig lieben,
Nur haſſen Sie mich nicht mehr. — Wie entzückend
Und ſüß iſt es, in einer ſchönen Seele
Verherrlicht uns zu fühlen, es zu wiſſen,
Daß unſre Freude fremde Wangen röthet,
Daß unſre Angſt in fremden Buſen zittert,
Daß unſre Leiden fremde Augen wäſſern! —
Wie ſchön iſt es und herrlich, Hand in Hand
Mit einem theuern, vielgeliebten Sohne
Der Jugend Roſenbahn zurück zu eilen,
Des Lebens Traum noch einmal durchzuträumen!
Wie groß und ſüß, in ſeines Kindes Tugend
Unſterblich, unvergänglich fortzudauern,
Wohlthätig für Jahrhunderte! — Wie ſchön,
Zu pflanzen, was ein lieber Sohn einſt erntet,
Zu ſammeln, was ihm wuchern wird, zu ahnen,
Wie hoch ſein Dank einſt flammen wird! — Mein Vater,

Von dieſem Erdenparadieſe ſchwiegen
Sehr weislich Ihre Mönche.

Philipp (nicht ohne Rührung).

O mein Sohn,
Mein Sohn! du brichſt dir ſelbſt den Stab. Sehr reizend
Mahlſt du ein Glück, das — du mir nie gewährteſt.

Karlos.

Das richte der Allwiſſende! — Sie ſelbſt,
Sie ſchloſſen mich, wie aus dem Vaterherzen,
Von Ihres Zepters Antheil aus. Bis jetzt,
Bis dieſen Tag — o war das gut, war's billig? —
Bis jetzt mußt' ich, der Erbprinz Spaniens,
In Spanien ein Fremdling ſeyn, Gefangner
Auf dieſem Grund, wo ich einſt Herr ſeyn werde.
War das gerecht, war's gütig? — O wie oft,
Wie oft, mein Vater, ſah' ich ſchamroth nieder,
Wenn die Geſandten fremder Potentaten,
Wenn Zeitungsblätter mir das Neueſte
Vom Hofe zu Aranjuez erzählten!

Philipp.

Zu heftig braust das Blut in deinen Adern.
Du würdeſt nur zerſtören.

Karlos.

Geben Sie
Mir zu zerſtören, Vater. — Heftig braust's
In meinen Adern — Drey und zwanzig Jahre,
Und nichts für die Unſterblichkeit gethan!

Ich bin erwacht, ich fühle mich. — Mein Ruf
Zum Königsthron pocht wie ein Gläubiger
Aus meinem Schlummer mich empor, und alle
Verlorne Stunden meiner Jugend mahnen
Mich laut, wie Ehrenſchulden. Er iſt da,
Der große ſchöne Augenblick, der endlich
Des hohen Pfundes Zinſen von mir fordert:
Mich ruft die Weltgeſchichte, Ahnenruhm,
Und des Gerüchtes donnernde Poſaune.
Nun iſt die Zeit gekommen, mir des Ruhmes
Glorreiche Schranken aufzuthun. — Mein König,
Darf ich die Bitte auszuſprechen wagen,
Die mich hierher geführt?

Philipp.

Noch eine Bitte?
Entdecke ſie.

Karlos.

Der Aufruhr in Brabant
Wächſt drohend an. Der Starrſinn der Rebellen
Heiſcht ſtarke, kluge Gegenwehr. Die Wuth
Der Schwärmer zu bezähmen, ſoll der Herzog
Ein Heer nach Flandern führen, von dem König
Mit ſouveräner Vollmacht ausgeſtattet.
Wie ehrenvoll iſt dieſes Amt, wie ganz
Dazu geeignet, Ihren Sohn im Tempel
Des Ruhmes einzuführen! — Mir, mein König,
Mir übergeben Sie das Heer. Mich lieben

Die Niederländer, ich erkühne mich
Mein Blut für ihre Treue zu verbürgen.

Philipp.

Du redeſt wie ein Träumender. Dies Amt
Will einen Mann und keinen Jüngling —

Karlos.

Will
Nur einen Menſchen, Vater, und das iſt
Das Einzige, was Alba nie geweſen.

Philipp.

Und Schrecken bändigt die Empörung nur.
Erbarmung hieße Wahnſinn. — Deine Seele
Iſt weich, mein Sohn, der Herzog wird gefürchtet —
Steh ab von deiner Bitte.

Karlos.

Schicken Sie
Mich mit dem Heer nach Flandern, wagen Sie's
Auf meine weiche Seele. Schon der Name
Des königlichen Sohnes, der voraus
Vor meinen Fahnen fliegen wird, erobert,
Wo Herzog Alba's Henker nur verheeren.
Auf meinen Knien bitt' ich drum. Es iſt
Die erſte Bitte meines Lebens — Vater,
Vertrauen Sie mir Flandern —

Philipp

(den Infanten mit einem durchdringenden Blicke betrachtend).

Und zugleich

Mein beſtes Kriegsheer deiner Herſchbegierde?
Das Meſſer meinem Mörder?

Karlos.

O mein Gott!
Bin ich nicht weiter, und iſt das die Frucht
Von dieſer längſt erbetnen großen Stunde?
(Nach einigem Nachdenken, mit gemildertem Ernſt).
Antworten Sie mir ſanfter. Schicken Sie
Mich ſo nicht weg. Mit dieſer übeln Antwort
Möcht' ich nicht gern entlaſſen ſeyn, nicht gern
Entlaſſen ſeyn mit dieſem ſchweren Herzen.
Behandeln Sie mich gnädiger. Es iſt
Mein dringendes Bedürfniß, iſt mein letzter,
Verzweifelter Verſuch — ich kann's nicht faſſen,
Nicht ſtandhaft tragen wie ein Mann, daß Sie
Mir alles, alles, alles ſo verweigern. —
Jetzt laſſen Sie mich von Sich. Unerhört,
Von tauſend ſüßen Ahnungen betrogen,
Geh' ich aus Ihrem Angeſicht. — Ihr Alba
Und Ihr Domingo werden ſiegreich thronen,
Wo jetzt Ihr Kind im Staub geweint. Die Schaar
Der Höflinge, die bebende Grandezza,
Der Mönche ſünderbleiche Zunft war Zeuge,
Als Sie mir feierlich Gehör geſchenkt.
Beſchämen Sie mich nicht! So tödlich, Vater,
Verwunden Sie mich nicht, dem frechen Hohn
Des Hofgeſindes ſchimpflich mich zu opfern,

Daß Fremdlinge von ihrer Gnade ſchwelgen,
Ihr Karlos nichts erbitten kann. Zum Pfande,
Daß Sie mich ehren wollen, ſchicken Sie
Mich mit dem Heer nach Flandern.

Philipp.

Wiederhole
Dies Wort nicht mehr, bey deines Königs Zorn.

Karlos.

Ich wage meines Königs Zorn, und bitte
Zum letzten Mal — Vertrauen Sie mir Flandern.
Ich ſoll und muß aus Spanien. Mein Hierſeyn
Iſt Athemholen unter Henkershand —
Schwer liegt der Himmel zu Madrid auf mir,
Wie das Bewußtſeyn eines Mords. Nur ſchnelle
Veränderung des Himmels kann mich heilen.
Wenn Sie mich retten wollen — ſchicken Sie
Mich ungeſäumt nach Flandern.

Philipp (mit erzwungener Gelaſſenheit).

Solche Kranke
Wie du, mein Sohn, verlangen gute Pflege,
Und wohnen unterm Aug' des Arzts. Du bleibſt
In Spanien; der Herzog geht nach Flandern.

Karlos (außer ſich).

O jetzt umringt mich, gute Geiſter —

Philipp (der einen Schritt zurück tritt).

Halt!
Was wollen dieſe Mienen ſagen?

Karlos (mit ſchwankender Stimme).

Vater,
Unwiderruflich bleibt's bey der Entſcheidung?

Philipp.

Sie kam vom König.

Karlos.

Mein Geſchäft iſt aus.

(Geht ab in heftiger Bewegung).

Dritter Auftritt.

Philipp bleibt eine Zeit lang in düſtres Nachdenken verſunken ſtehen — endlich geht er einige Schritte im Saale auf und nieder. **Alba** nähert ſich verlegen.

Philipp.

Seyd jede Stunde des Befehls gewärtig,
Nach Brüſſel abzugehen.

Alba.

Alles ſteht
Bereit, mein König.

Philipp.

Eure Vollmacht liegt
Verſiegelt ſchon im Kabinet. Indeſſen
Nehmt euern Urlaub von der Königinn,
Und zeiget euch zum Abſchied dem Infanten.

Alba.

Mit den Geberden eines Wüthenden
Sah ich ihn eben dieſen Saal verlaſſen.
Auch Eure königliche Majeſtät
Sind außer Sich und ſcheinen tief bewegt —
Vielleicht der Inhalt des Geſprächs?

Philipp
(nach einigem Auf- und Niedergehn).
Der Inhalt
War Herzog Alba.
(Der König bleibt mit dem Aug' auf ihm haften, finſter).
— Gern mag ich hören,
Daß Karlos meine Räthe *haßt*, doch mit
Verdruß entdeck' ich, daß er ſie *verachtet*.

Alba (entfärbt ſich und will auffahren).

Philipp.
Jetzt keine Antwort. Ich erlaube euch,
Den Prinzen zu verſöhnen.

Alba.
Sire!

Philipp.
Sagt an,
Wer war es doch, der mich zum erſten Mal
Vor meines Sohnes ſchwarzem Anſchlag warnte?
Da hört' ich *euch* und nicht auch *ihn*. Ich will

Die Probe wagen, Herzog. Künftighin
Steht Karlos meinem Throne näher. Geht!

(Der König begibt ſich in das Kabinet. Der Herzog entfernt ſich durch eine andere Thür).

Vierter Auftritt.

Ein Vorſaal vor dem Zimmer der Königinn.

Don Karlos kommt im Geſpräche mit einem Pagen durch die Mittelthür. Die Hofleute, welche ſich im Vorſaal befinden, zerſtreuen ſich bey ſeiner Ankunft in den angrenzenden Zimmern.

Karlos.

Ein Brief an mich? — Wozu denn dieſer Schlüſſel?
Und Beides mir ſo heimlich überliefert?
Komm näher! — Wo empfingſt du das?

Page (geheimnißvoll).

Wie mich
Die Dame merken laſſen, will ſie lieber
Errathen als beſchrieben ſeyn —

Karlos (zurückfahrend).

Die Dame?

(Indem er den Pagen genauer betrachtet).

Was? — Wie? — Wer biſt du denn?

Page.

Ein Edelknabe
Von Ihrer Majeſtät, der Königinn —

Karlos

(erſchrocken auf ihn zugehend, und ihm die Hand auf den Mund drückend).

Du biſt des Todes. Halt! Ich weiß genug.

(Er reißt haſtig das Siegel auf und tritt an das äußerſte Ende des Saals, den Brief zu leſen. Unterdeſſen kommt der Herzog von Alba, und geht, ohne von dem Prinzen bemerkt zu werden, an ihm vorbey in der Königinn Zimmer. Karlos fängt an heftig zu zittern, und wechſelsweiſe zu erblaſſen und zu erröthen. Nachdem er geleſen hat, ſieht er lange ſprachlos, die Augen ſtarr auf den Brief geheftet. — Endlich wendet er ſich zu dem Pagen).

Sie gab dir ſelbſt den Brief?

Page.

Mit eignen Händen.

Karlos.

Sie gab dir ſelbſt den Brief? — O ſpotte nicht!
Noch hab' ich nichts von ihrer Hand geleſen;
Ich muß dir glauben, wenn du ſchwören kannſt.
Wenn's Lüge war, geſteh' mir's offenherzig,
Und treibe keinen Spott mit mir.

Page.

Mit wem?

Karlos

(ſieht wieder in den Brief, und betrachtet den Pagen mit zweifelhafter forſchender Miene. Nachdem er einen Gang durch den Saal gemacht hat).

Du haſt noch Aeltern? Ja? Dein Vater dient
Dem Könige, und iſt ein Kind des Landes?

Page.

Er fiel bei Saint Quentin, ein Oberſter
Der Reiterey des Herzogs von Savoyen,
Und hieß Alonzo Graf von Henarez.

Karlos

(indem er ihn bey der Hand nimmt, und die Augen bedeutend auf ihn heftet).

Den Brief gab dir der König?

Page (empfindlich).

Gnäd'ger Prinz,
Verdien' ich dieſen Argwohn?

Karlos (lieſt den Brief).

„Dieſer Schlüſſel öffnet
Die hintern Zimmer in dem Pavillon
Der Königinn. Das äußerſte von allen
Stößt ſeitwärts an ein Kabinet, wohin
Noch keines Horchers Fußtritt ſich verloren.
Hier darf die Liebe frey und laut geſtehn,
Was ſie ſo lange Winken nur vertraute.
Erhörung wartet auf den Furchtſamen,
Und ſchöner Lohn auf den beſcheidnen Dulder.“

(Wie aus einer Betäubung erwachend).

Ich träume nicht — ich raſe nicht — das iſt
Mein rechter Arm — das iſt mein Schwert — das ſind
Geſchrieb'ne Sylben. Es iſt wahr und wirklich,

Ich bin geliebt — ich bin es — ja, ich bin
Ich bin geliebt!

(Außer Faſſung durchs Zimmer ſtürzend und die Arme zum Himmel emporgeworfen).

Page.

So kommen Sie, mein Prinz, ich führe Sie.

Karlos.

Erſt laß mich zu mir ſelber kommen. — Zittern
Nicht alle Schrecken dieſes Glücks noch in mir?
Hab' ich ſo ſtolz gehofft? Hab' ich das je
Zu träumen mir getraut? Wo iſt der Menſch,
Der ſich ſo ſchnell gewöhnte, Gott zu ſeyn? —
Wer war ich, und wer bin ich nun? Das iſt
Ein andrer Himmel, eine andre Sonne,
Als vorhin da geweſen war — Sie liebt mich!

Page (will ihn fortführen).

Prinz, Prinz, hier iſt der Ort nicht — Sie vergeſſen —

Karlos

(von einer plötzlichen Erſtarrung ergriffen).

Den König, meinen Vater!

(Er läßt die Arme ſinken, blickt ſcheu umher und fängt an ſich zu ſammeln).

Das iſt ſchrecklich —
Ja, ganz recht, Freund. Ich danke dir, ich war
So eben nicht ganz bey mir. — Daß ich *das*
Verſchweigen ſoll, der Seligkeit ſo viel

In dieſe Bruſt vermauern ſoll, — iſt ſchrecklich.
Iſt ſchrecklich! —
(den Pagen bey der Hand faſſend und bey Seite führend).
Was du geſehn — hörſt du? und nicht geſehen,
Sey wie ein Sarg in deiner Bruſt verſunken.
Jetzt geh. Ich will mich finden. Geh. Man darf
Uns hier nicht treffen. Geh —

Page (will fort).

Karlos.

Doch halt! doch höre! —

(Der Page kommt zurück. Karlos legt ihm eine Hand auf die Schulter, und ſieht ihm ernſt und feierlich ins Geſicht).

Du nimmſt ein ſchreckliches Geheimniß mit,
Das, jenen ſtarken Giften gleich, die Schale,
Worin es aufgefangen wird, zerſprengt —
Beherrſche deine Mienen gut. Dein Kopf
Erfahre niemals, was dein Buſen hütet.
Sey wie das todte Sprachrohr, das den Schall
Empfängt und wiedergibt, und ſelbſt nicht höret.
Du biſt ein Knabe — ſey es immerhin
Und fahre fort, den Fröhlichen zu ſpielen —
Wie gut verſtund's die kluge Schreiberinn,
Der Liebe einen Boten auszuleſen!
Hier ſucht der König ſeine Nattern nicht,

Page.

Und ich, mein Prinz, ich werde ſtolz drauf ſeyn,

Um ein Geheimniß reicher mich zu wiſſen,
Als ſelbſt der König —

Karlos.

Eitler junger Thor,
Das iſt's, wovor du zittern mußt. — Geſchieht's,
Daß wir uns öffentlich begegnen, ſchüchtern,
Mit Unterwerfung nah'ſt du mir. Laß nie
Die Eitelkeit zu Winken dich verführen,
Wie gnädig der Infant dir ſey. Du kannſt
Nicht ſchwerer ſündigen, mein Sohn, als wenn
Du mir gefällſt. — Was du mir künftig magſt
Zu hinterbringen haben, ſprich es nie
Mit Sylben aus, vertrau es nie den Lippen;
Den allgemeinen Fahrweg der Gedanken
Betrete deine Zeitung nicht. Du ſprichſt
Mit deinen Wimpern, deinem Zeigefinger;
Ich höre dir mit Blicken zu. Die Luft,
Das Licht um uns iſt Philipps Kreatur;
Die tauben Wände ſtehn in ſeinem Solde —
Man kommt —
(Das Zimmer der Königinn öffnet ſich, und der Herzog von Alba tritt heraus).
Hinweg! auf Wiederſehen!

Page.

Prinz,
Daß Sie das rechte Zimmer nur nicht fehlen!
(Ab).

Karlos.

Es iſt der Herzog. — Nein doch, nein, ſchon gut,
Ich finde mich.

Fünfter Auftritt.

Don Karlos. Herzog von Alba.

Alba (ihm in den Weg tretend).

Zwey Worte, gnäd'ger Prinz.

Karlos.

Ganz recht — ſchon gut — ein andermal.
(Er will gehen).

Alba.

Der Ort
Scheint freylich nicht der ſchicklichſte. Vielleicht
Gefällt es Eurer königlichen Hoheit
Auf Ihrem Zimmer mir Gehör zu geben?

Karlos.

Wozu? Das kann hier auch geſchehn. — Nur ſchnell,
Nur kurz —

Alba.

Was eigentlich hierher mich führt,
Iſt, Eurer Hoheit unterthän'gen Dank
Für das Bewußte abzutragen —

Karlos.

Dank?
Mir Dank? Wofür? — Und Dank von Herzog Alba?

Alba.

Denn kaum daß Sie das Zimmer des Monarchen
Verlaſſen hatten, ward mir angekündigt,
Nach Brüſſel abzugeben.

Karlos.

Brüſſel! So!

Alba.

Wem ſonſt, mein Prinz, als Ihrer gnädigen
Verwendung bey des Königs Majeſtät
Kann ich es zuzuſchreiben haben? —

Karlos.

Mir?
Mir ganz und gar nicht — mir wahrhaftig nicht.
Sie reiſen — reiſen Sie mit Gott!

Alba.

Sonſt nichts?
Das nimmt mich Wunder. — Eure Hoheit hätten
Mir weiter nichts nach Flandern aufzutragen?

Karlos.

Was ſonſt? was dort?

Alba.

Doch ſchien es noch vor Kurzem,
Als forderte das Schickſal dieſer Länder
Don Karlos eigne Gegenwart.

Karlos.

Wie ſo?

Doch ja — ja recht — das war vorhin — das iſt
Auch ſo ganz gut, recht gut, um ſo viel beſſer —

Alba.

Ich höre mit Verwunderung —

Karlos (nicht mit Ironie).

Sie ſind
Ein großer General — wer weiß das nicht?
Der Neid muß es beſchwören. Ich — ich bin
Ein junger Menſch. So hat es auch der König
Gemeint. **Der König hat ganz Recht**, ganz Recht.
Ich ſeh's jetzt ein, ich bin vergnügt, und alſo
Genug davon. Glück auf den Weg. Ich kann
Jetzt, wie Sie ſehen, ſchlechterdings — ich bin
So eben etwas überhäuft — das Weitere
Auf morgen, oder wenn Sie wollen, oder
Wenn Sie von Brüſſel wiederkommen —

Alba.

Wie?

Karlos

(nach einigem Stillſchweigen, wie er ſieht, daß der Herzog noch immer bleibt).

Sie nehmen gute Jahrszeit mit. — Die Reiſe
Geht über Mailand, Lothringen, Burgund
Und Deutſchland — Deutſchland? — Recht, in Deutſchland war es!
Da kennt man Sie! — Wir haben jetzt April;
May — Junius, — im Julius, ganz recht.

Und ſpäteſtens zu Anfang des Auguſts
Sind Sie in Brüſſel. O ich zweifle nicht,
Man wird ſehr bald von Ihren Siegen hören.
Sie werden unſers gnädigſten Vertrauens
Sich werth zu machen wiſſen.

Alba (mit Bedeutung).

Werd' ich das,
In meines Nichts durchbohrendem Gefühle?

Karlos
(nach einigem Stillſchweigen, mit Würde und Stolz).

Sie ſind empfindlich, Herzog — und mit Recht.
Es war, ich muß bekennen, wenig Schonung
Von meiner Seite, Waffen gegen Sie
Zu führen, die Sie nicht im Stande ſind
Mir zu erwiedern.

Alba.

Nicht im Stande? —

Karlos (ihm lächelnd die Hand reichend).

Schade,
Daß mir's gerade jetzt an Zeit gebricht,
Den würd'gen Kampf mit Alba auszufechten.
Ein andermal —

Alba.

Prinz, wir verrechnen uns
Auf ganz verſchiedne Weiſe. Sie zum Beyſpiel,
Sie ſehen Sich um zwanzig Jahre ſpäter,
Ich Sie um eben ſo viel früher.

Karlos.

Nun?

Alba.

Und dabey fällt mir ein, wie viele Nächte
Bey ſeiner ſchönen Portugieſiſchen
Gemahlinn, Ihrer Mutter, der Monarch
Wohl drum gegeben hätte, einen Arm,
Wie *dieſen*, ſeiner Krone zu erkaufen?
Ihm mocht' es wohl bekannt ſeyn, wie viel leichter
Die Sache ſey, Monarchen fortzupflanzen,
Als Monarchien — wie viel ſchneller man
Die Welt mit einem Könige verſorge,
Als Könige mit einer Welt.

Karlos.

Sehr wahr!
Doch, Herzog Alba, doch —

Alba.

Und wie viel Blut,
Blut *Ihres* Volkes fließen mußte, bis
Zwey Tropfen *Sie* zum König machen konnten.

Karlos.

Sehr wahr, bey Gott — und in zwey Worte alles
Gepreßt, was des Verdienſtes Stolz dem Stolze
Des Glücks entgegen ſetzen kann. — Doch nun
Die Anwendung? doch, Herzog Alba?

Alba.

Dem zarten Wiegenkinde, Majeſtät,
Das ſeiner Amme ſpotten kann! Wie ſanft
Mag's auf dem weichen Kiſſen unſrer Siege
Sich ſchlafen laſſen! An der Krone funkeln
Die Perlen nur, und freylich nicht die Wunden,
Mit denen ſie errungen ward. — Dies Schwert
Schrieb fremden Völkern ſpaniſche Geſetze,
Es blitzte dem Gekreuzigten voran,
Und zeichnete dem Samenkorn des Glaubens
Auf dieſem Welttheil blut'ge Furchen vor:
Gott richtete im Himmel, ich auf Erden —

Karlos.

Gott oder Teufel, gilt gleich viel! Sie waren
Sein rechter Arm. Ich weiß das wohl — und jetzt
Nichts mehr davon. Ich bitte. Vor gewiſſen
Erinnerungen möcht' ich gern mich hüten. —
Ich ehre meines Vaters Wahl. Mein Vater
Braucht einen Alba; daß er dieſen braucht,
Das iſt es nicht, warum ich ihn beneide.
Sie ſind ein großer Mann. — Auch das mag ſeyn;
Ich glaub' es faſt. Nur fürcht' ich, kamen Sie
Um wenige Jahrtauſende zu zeitig.
Ein Alba, ſollt' ich meinen, war der Mann
Am Ende aller Tage zu erſcheinen!
Dann, wenn des Laſters Rieſentrotz die Langmuth
Des Himmels aufgezehrt, die reiche Ernte
Der Miſſethat in vollen Halmen ſteht,

Und einen Schnitter ſonder Beyſpiel fordert,
Dann ſtehen Sie an Ihrem Platz. — O Gott,
Mein Paradies! mein Flandern! — Doch ich ſoll
Es jetzt nicht denken. Still davon! Man ſpricht,
Sie führten einen Vorrath Blutſentenzen,
Im voraus unterzeichnet, mit? Die Vorſicht
Iſt lobenswerth. So braucht man ſich vor keiner
Schikane mehr zu fürchten. — O mein Vater,
Wie ſchlecht verſtand ich deine Meinung! Härte
Gab ich dir Schuld, weil du mir ein Geſchäft
Verweigerteſt, wo deine Alba glänzen? —
Es war der Anfang deiner Achtung.

Alba.

Prinz,
Dies Wort verdiente —

Karlos (auffahrend).

Was?

Alba.

Doch davor ſchützt Sie
Der Königsſohn.

Karlos (nach dem Schwert greifend).

Das fordert Blut! — Das Schwert
Gezogen, Herzog!

Alba (kalt).

Gegen wen?

Karlos (heftig auf ihn eindringend).

Das Schwert
Gezogen, ich durchſtoße Sie.

Alba (zieht).

Wenn es
Denn ſeyn muß —

(Sie fechten).

Sechſter Auftritt.

Die Königinn. Don Karlos. Herzog von Alba.

Königinn

(welche erſchrocken aus ihrem Zimmer tritt).

Bloße Schwerter!

(Zum Prinzen, unwillig und mit gebietender Stimme).

Karlos!

Karlos

(vom Anblick der Königinn außer ſich geſetzt, läßt den Arm ſinken, ſteht ohne Bewegung und ſinnlos, dann eilt er auf den Herzog zu und küßt ihn).

Verſöhnung, Herzog! Alles ſey vergeben!

(Er wirft ſich ſtumm zu der Königinn Füßen, ſteht dann raſch auf, und eilt außer Faſſung fort).

Alba

(der voll Erſtaunen da ſteht, und kein Auge von ihnen verwendet).

Bey Gott, das iſt doch ſeltſam! —

Königinn
(ſteht einige Augenblicke beunruhigt und zweifelhaft, dann geht ſie langſam nach ihrem Zimmer, an der Thür dreht ſie ſich um).

Herzog Alba!

(Der Herzog folgt ihr in das Zimmer).

Ein Kabinet der Prinzeſſinn von Eboli.

Siebenter Auftritt.

Die Prinzeſſinn in einem idealiſchen Geſchmack, ſchön, aber einfach gekleidet, ſpielt die Laute und ſingt. Darauf der Page der Königinn.

Prinzeſſinn (ſpringt ſchnell auf).

Er kommt!

Page (eilfertig).

Sind Sie allein? Mich wundert ſehr,
Ihn noch nicht hier zu finden; doch er muß
Im Augenblick erſcheinen.

Prinzeſſinn.

Muß er? Nun
So *will* er auch — ſo iſt es ja entſchieden —

Page.

Er folgt mir auf den Ferſen. — Gnäd'ge Fürſtinn,
Sie ſind geliebt — geliebt, geliebt wie Sie
Kann's niemand ſeyn und niemand ſeyn geweſen.
Welch eine Scene ſah ich an!

Prinzeſſin (zieht ihn voll Ungeduld an ſich).

Geſchwind!
Du ſprachſt mit ihm? Heraus damit! Was ſprach er?
Wie nahm er ſich? Was waren ſeine Worte?
Er ſchien verlegen, ſchien beſtürzt? Errieth
Er die Perſon, die ihm den Schlüſſel ſchickte?
Geſchwinde — Oder rieth er nicht? Er rieth
Wohl gar nicht? rieth auf eine falſche? — Nun?
Antworteſt du mir denn kein Wort? O pfui,
Pfui ſchäme dich: ſo hölzern biſt du nie,
So unerträglich langſam nie geweſen.

Page.

Kann ich zu Worte kommen, Gnädigſte?
Ich übergab ihm Schlüſſel und Billet
Im Vorſaal bey der Königinn. Er ſtutzte
Und ſah mich an, da mir das Wort entwiſchte,
Ein Frauenzimmer ſende mich.

Prinzeſſinn.

Er ſtutzte?
Sehr gut! ſehr brav! Nur fort, erzähle weiter.

Page.

Ich wollte mehr noch ſagen, da erblaſſt' er,
Und riß den Brief mir aus der Hand, und ſah
Mich drohend an, und ſagt', er wiſſe alles.
Den Brief durchlas er mit Beſtürzung, fing
Auf einmal an zu zittern.

Prinzeſſinn.

Wiſſe alles?
Er wiſſe alles? Sagt' er das?

Page.

Und fragte
Mich dreymal, viermal, ob Sie ſelber, wirklich
Sie ſelber mir den Brief gegeben?

Prinzeſſinn.

Ob
Ich ſelbſt? Und alſo nannt' er meinen Namen?

Page.

Den Namen — nein, den nannt' er nicht. — Es möchten
Kundſchafter, ſagt' er, in der Gegend horchen,
Und es dem König plaudern.

Prinzeſſinn (befremdet).

Sagt' er das?

Page.

Dem König, ſagt' er, liege ganz erſtaunlich,
Gar mächtig viel daran, beſonders viel,
Von dieſem Briefe Kundſchaft zu erhalten.

Prinzeſſinn.

Dem König? Haſt du recht gehört? Dem König?
War das der Ausdruck, den er brauchte?

Page.

Ja!
Er nannt' es ein gefährliches Geheimniß,
Und warnte mich, mit Worten und mit Winken

Gar ſehr auf meiner Hut zu ſeyn, daß ja
Der König keinen Argwohn ſchöpfe.

Prinzeſſinn
(nach einigem Nachſinnen, voll Verwunderung).
Alles
Trifft zu. — Es kann nicht anders ſeyn — er muß
Um die Geſchichte wiſſen. — Unbegreiflich!
Wer mag ihm wol verrathen haben? — Wer?
Ich frage noch — Wer ſieht ſo ſcharf, ſo tief,
Wer anders, als der Falkenblick der Liebe?
Doch weiter, fahre weiter fort: er las
Das Billet —

Page.
Das Billet enthalte
Ein Glück, ſagt' er, vor dem er zittern müſſe;
Das hab' er nie zu träumen ſich getraut.
Zum Unglück trat der Herzog in den Saal,
Dies zwang uns —

Prinzeſſinn (ärgerlich).
Aber was in aller Welt
Hat jetzt der Herzog dort zu thun? Wo aber,
Wo bleibt er denn? Was zögert er? Warum
Erſcheint er nicht? — Siehſt du, wie falſch man dich
Berichtet hat? Wie glücklich wär' er ſchon
In ſo viel Zeit geweſen, als du brauchteſt,
Mir zu erzählen, daß er's werden wollte!

Prinzeſſinn

(läßt die Laute fallen. Ihm entgegen).

Ah, Prinz Karlos? Ja wahrhaftig!

Karlos.

Wo bin ich? Raſender Betrug — ich habe
Das rechte Kabinet verfehlt.

Prinzeſſinn.

Wie gut
Verſteht es Karl, die Zimmer ſich zu merken,
Wo Damen ohne Zeugen ſind.

Karlos.

Prinzeſſinn —
Verzeihen Sie, Prinzeſſinn — ich — ich fand
Den Vorſaal offen.

Prinzeſſinn.

Kann das möglich ſeyn?
Mich däucht ja doch, daß ich ihn ſelbſt verſchloß.

Karlos.

Das däucht Sie nur, das däucht Sie — doch verſichert!
Sie irren Sich. Verſchließen wollen, ja,
Das geb' ich zu, das glaub' ich — doch verſchloſſen?
Verſchloſſen nicht, wahrhaftig nicht. Ich höre
Auf einer — Laute jemand ſpielen — War's
Nicht eine Laute?

(indem er ſich zweifelhaft umſieht).

Recht! dort liegt ſie noch —
Und Laute — das weiß Gott im Himmel! — Laute,

Die lieb' ich bis zur Raſerey. Ich bin
Ganz Ohr, ich weiß nichts von mir ſelber, ſtürze
Ins Kabinet, der ſüßen Künſtlerinn,
Die mich ſo himmliſch rührte, mich ſo mächtig
Bezauberte, ins ſchöne Aug' zu ſehen.

Prinzeſſinn.

Ein liebenswürd'ger Vorwitz, den Sie doch
Sehr bald geſtillt, wie ich beweiſen könnte.
(Nach einigem Stillſchweigen mit Bedeutung).
O ſchätzen muß ich den beſcheidnen Mann,
Der, einem Weib Beſchämung zu erſparen,
In ſolchen Lügen ſich verſtrickt.

Karlos (treuherzig).

Prinzeſſinn,
Ich fühle ſelber, daß ich nur verſchlimmre,
Was ich verbeſſern will. Erlaſſen Sie
Mir eine Rolle, die ich durchzuführen
So ganz und gar verdorben bin. Sie ſuchten
Auf dieſem Zimmer Zuflucht vor der Welt.
Hier wollten Sie, von Menſchen unbehorcht,
Den ſtillen Wünſchen Ihres Herzens leben.
Ich Sohn des Unglücks zeige mich; ſogleich
Iſt dieſer ſchöne Traum geſtört. — Dafür
Soll mich die ſchleunigſte Entfernung —
(Er will gehen).

Prinzeſſinn
(überraſcht und betroffen, doch ſogleich wieder gefaßt).
Prinz —
O das war boshaft.

Karlos.
Fürſtinn — ich verſtehe,
Was dieſer Blick in dieſem Kabinet
Bedeuten ſoll, und dieſe tugendhafte
Verlegenheit verehr' ich. Weh dem Manne,
Den weibliches Erröthen muthig macht!
Ich bin verzagt, wenn Weiber vor mir zittern.

Prinzeſſinn.
Iſt's möglich? — Ein Gewiſſen ohne Beyſpiel
Für einen jungen Mann und Königsſohn!
Ja, Prinz — jetzt vollends müſſen Sie mir bleiben,
Jetzt bitt' ich ſelbſt darum: bey ſo viel Tugend
Erholt ſich jedes Mädchens Angſt. Doch wiſſen Sie,
Daß Ihre plötzliche Erſcheinung mich
Bey meiner liebſten Arie erſchreckte?
(Sie führt ihn zum Sopha und nimmt ihre Laute wieder).
Die Arie, Prinz Karlos, werd' ich wol
Noch einmal ſpielen müſſen; Ihre Strafe
Soll ſeyn, mir zuzuhören.

Karlos.
(Er ſetzt ſich, nicht ganz ohne Zwang, neben die Fürſtinn).
Eine Strafe,

So wünſchenswerth, als mein Vergehn — und wahrlich
Der Inhalt war mir ſo willkommen, war
So göttlich ſchön, daß ich zum — drittenmal
Sie hören könnte.

Prinzeſſinn.

Was? Sie haben Alles
Gehört? Das iſt abſcheulich, Prinz. — Es war,
Ich glaube gar, die Rede von der Liebe?

Karlos.

Und, irr' ich nicht, von einer glücklichen —
Der ſchönſte Text in dieſem ſchönen Munde;
Doch freylich nicht ſo wahr geſagt, als ſchön.

Prinzeſſinn.

Nicht? Nicht ſo wahr? — Und alſo zweifeln Sie? —

Karlos (ernſthaft).

Ich zweifle faſt, ob Karlos und die Fürſtinn
Von Eboli ſich je verſtehen können,
Wenn Liebe abgehandelt wird.

(Die Prinzeſſinn ſtutzt: er bemerkt es, und fährt mit einer leichten Galanterie fort).

Denn wer,
Wer wird es dieſen Roſenwangen glauben,
Daß Leidenſchaft in dieſer Bruſt gewühlt?
Läuft eine Fürſtinn Eboli Gefahr,
Umſonſt und unerhört zu ſeufzen? Liebe
Kennt der allein, der ohne Hoffnung liebt.

Prinzeſſinn

(mit ihrer ganzen vorigen Munterkeit).

O ſtill! Das klingt ja fürchterlich. — Und freilich
Scheint dieſes Schickſal *Sie* vor allen andern,
Und vollends heute — heute zu verfolgen.

(Ihn bey der Hand faſſend, mit einſchmeichelndem Intereſſe).

Sie ſind nicht fröhlich, guter Prinz. — Sie leiden —
Bey Gott, Sie leiden ja wohl gar. Iſt's möglich?
Und warum leiden, Prinz? bey dieſem lauten
Berufe zum Genuß der Welt, bey allen
Geſchenken der verſchwend'riſchen Natur,
Und allem Anſpruch auf des Lebens Freuden?
Sie — eines großen Königs Sohn, und *mehr*,
Weit mehr als das, ſchon in der Fürſtenwiege
Mit Gaben ausgeſtattet, die ſogar
Noch Ihres Ranges Sonnenglanz verdunkeln?
Sie — der im ganzen ſtrengen Rath der Weiber
Beſtochne Richter ſitzen hat, der Weiber,
Die über Männerwerth und Männerruhm
Ausſchließend ohne Widerſpruch entſcheiden?
Der, wo er nur *bemerkte*, ſchon erobert,
Entzündet, wo er kalt geblieben, wo
Er glühen will, mit Paradieſen ſpielen
Und Götterglück verſchenken muß — Der Mann,
Den die Natur zum Glück von Tauſenden
Und *wenigen* mit gleichen Gaben ſchmückte,
Er ſelber ſollte elend ſeyn? — O Himmel,

Der du ihm Alles, Alles gabſt, warum,
Warum denn nur die Augen ihm verſagen,
Womit er ſeine Siege ſieht?

Karlos
(der die ganze Zeit über in die tiefſte Zerſtreuung verſunken war, wird durch das Stillſchweigen der Prinzeſſinn plötzlich zu ſich ſelbſt gebracht, und fährt in die Höhe).

Vortreflich!
Ganz unvergleichlich, Fürſtinn. Singen Sie
Mir dieſe Stelle doch noch einmal.

Prinzeſſinn (ſieht ihn erſtaunt an).

Karlos,
Wo waren Sie indeſſen?

Karlos (ſpringt auf).

Ja bey Gott!
Sie mahnen mich zur rechten Zeit. — Ich muß,
Muß fort — muß eilends fort.

Prinzeſſinn (hält ihn zurück).

Wohin?

Karlos (in ſchrecklicher Beängſtigung).

Hinunter
Ins Freye. — Laſſen Sie mich los — Prinzeſſinn,
Mir wird, als rauchte hinter mir die Welt
In Flammen auf —

Prinzeſſinn (hält ihn mit Gewalt zurück).

Was haben Sie? Woher

Dies fremde unnatürliche Betragen?

(Karlos bleibt ſtehen, und wird nachdenkend. Sie ergreift dieſen Augenblick, ihn zu ſich auf den Sopha zu ziehen).

Sie brauchen Ruhe, lieber Karl — Ihr Blut
Iſt jetzt in Aufruhr — ſetzen Sie Sich zu mir —
Weg mit den ſchwarzen Fieberphantaſien!
Wenn Sie Sich ſelber offenherzig fragen,
Weiß dieſer Kopf, was dieſes Herz beſchwert?
Und wenn er's nun auch wüßte — ſollte denn
Von allen Rittern dieſes Hofs nicht Einer,
Von allen Damen keine — Sie zu heilen,
Sie zu verſtehen, wollt' ich ſagen — keine
Von allen würdig ſeyn?

Karlos (flüchtig, gedankenlos).

Vielleicht die Fürſtinn
Von Eboli —

Prinzeſſinn (freudig, raſch).

Wahrhaftig?

Karlos.

Geben Sie
Mir eine Bittſchrift — ein Empfehlungsſchreiben
An meinen Vater. Geben Sie! Man ſpricht,
Sie gelten viel.

Prinzeſſinn.

Wer ſpricht das? (Ha! ſo war es
Der Argwohn, der dich ſtumm gemacht!)

Karlos.

Wahrſcheinlich
Iſt die Geſchichte ſchon herum. Ich habe
Den ſchnellen Einfall, nach Brabant zu gehn,
Um — bloß um meine Sporen zu verdienen.
Das will mein Vater nicht. — Der gute Vater
Beſorgt, wenn ich Armeen kommandirte, —
Mein Singen könne drunter leiden.

Prinzeſſinn.

Karlos!
Sie ſpielen falſch. Geſtehen Sie, Sie wollen
In dieſer Schlangenwindung mir entgehn.
Hieher geſehen, Heuchler! Aug' in Auge!
Wer nur von Ritterthaten träumt — wird *der*,
Geſtehen Sie, — wird *der* auch wohl ſo tief
Herab ſich laſſen, Bänder, die den Damen
Entfallen ſind, begierig wegzuſtehlen,
Und — Sie verzeihn —

(Indem ſie mit einer leichten Fingerbewegung ſeine Hemdkrauſe wegſchnellt, und eine Bandſchleife, die da verborgen war, wegnimmt).

ſo koſtbar zu verwahren?

Karlos (mit Befremdung zurücktretend).

Prinzeſſinn — Nein, das geht zu weit. — Ich bin
Verrathen. Sie betrügt man nicht. — Sie ſind
Mit Geiſtern, mit Dämonen einverſtanden.

Prinzeſſinn.

Darüber ſcheinen Sie erſtaunt? Darüber?

Was ſoll die Wette gelten, Prinz, ich rufe
Geſchichten in Ihr Herz zurück, Geſchichten —
Verſuchen Sie es; fragen Sie mich aus.
Wenn ſelbſt der Laune Gaukeley'n, ein Laut,
Verſtümmelt in die Luft gehaucht, ein Lächeln,
Von ſchnellem Ernſte wieder ausgelöſcht,
Wenn ſelber ſchon Erſcheinungen, Geberden,
Wo Ihre Seele ferne war, mir nicht
Entgangen ſind, urtheilen Sie, ob ich
Verſtand, wo Sie verſtanden werden wollten?

Karlos.

Nun das iſt wahrlich viel gewagt. — Die Wette
Soll gelten, Fürſtinn. Sie verſprechen mir
Entdeckungen in meinem eignen Herzen,
Um die ich ſelber nie gewußt.

Prinzeſſinn (etwas empfindlich und ernſthaft).

Nie, Prinz?
Beſinnen Sie Sich beſſer. Sehn Sie um Sich! —
Dies Kabinet iſt keines von den Zimmern
Der Königinn, wo man das Bißchen Maske
Noch allenfalls zu loben fand. — Sie ſtutzen?
Sie werden plötzlich lauter Glut? — O freylich,
Wer ſollte wol ſo ſcharfklug, ſo vermeſſen,
So müßig ſeyn, den Karlos zu belauſchen,
Wenn Karlos unbelauſcht ſich glaubt? — Wer ſah's,
Wie er beym letzten Hofball ſeine Dame,
Die Königinn, im Tanze ſtehen ließ,

Und mit Gewalt ins nächſte Paar ſich drängte,
Statt ſeiner königlichen Tänzerinn
Der Fürſtinn Eboli die Hand zu reichen?
Ein Irrthum, Prinz, den der Monarch ſogar,
Der eben jetzt erſchienen war, bemerkte!

Karlos (mit ironiſchem Lächeln).
Auch ſogar der? Ja freilich, gute Fürſtinn,
Für den beſonders war das nicht.

Prinzeſſinn.
So wenig,
Als jener Auftritt in der Schloßkapelle,
Worauf ſich wol Prinz Karlos ſelbſt nicht mehr
Beſinnen wird. Sie lagen zu den Füßen
Der heil'gen Jungfrau in Gebet ergoſſen,
Als plötzlich — konnten Sie dafür? — die Kleider
Gewiſſer Damen hinter Ihnen rauſchten.
Da fing Don Philipps heldenmüth'ger Sohn,
Gleich einem Ketzer vor dem heil'gen Amte,
Zu zittern an; auf ſeinen bleichen Lippen
Starb das vergiftete Gebet — im Taumel
Der Leidenſchaft — es war ein Poſſenſpiel
Zum Rühren, Prinz — ergreifen Sie die Hand,
Der Mutter Gottes heil'ge kalte Hand,
Und Feuerküſſe regnen auf den Marmor.

Karlos.
Sie thun mir Unrecht, Fürſtinn. Das war Andacht.

Prinzeſſinn.

Ja, dann iſt's etwas anders, Prinz — dann freilich
War's damals auch nur Furcht vor dem Verluſte,
Als Karlos mit der Königinn und mir
Beym Spielen ſaß, und mit bewundernswerther
Geſchicklichkeit mir dieſen Handſchuh ſtahl —
(Karlos ſpringt beſtürzt auf).
Den er zwar gleich nachher ſo artig war,
Statt einer Karte wieder auszuſpielen.

Karlos.

O Gott — Gott — Gott! Was hab' ich da gemacht?

Prinzeſſinn.

Nichts, was Sie widerrufen werden, hoff' ich.
Wie froh erſchrak ich, als mir unvermuthet
Ein Briefchen in die Finger kam, das Sie
In dieſen Handſchuh zu verſtecken wußten.
Es war die rührendſte Romanze, Prinz,
Die —

Karlos (ihr raſch ins Wort fallend).

Poeſie! — Nichts weiter. — Mein Gehirn
Treibt öfters wunderbare Blaſen auf,
Die ſchnell, wie ſie entſtanden ſind, zerſpringen.
Das war es alles. Schweigen wir davon.

Prinzeſſinn
(vor Erſtaunen von ihm weggehend und ihn eine Zeit lang aus der Entfernung beobachtend).

Ich bin erſchöpft — all meine Proben gleiten

Von dieſem ſchlangenglatten Sonderling.
(Sie ſchweigt einige Augenblicke).
Doch wie? — Wär's ungeheurer Männerſtolz,
Der nur, ſich deſto ſüßer zu ergetzen,
Die Blödigkeit als Larve brauchte? — Ja?
(Sie nähert ſich dem Prinzen wieder, und betrachtet ihn zweifelhaft).
Belehren Sie mich endlich, Prinz — Ich ſtehe
Vor einem zauberiſch verſchloßnen Schrank,
Wo alle meine Schlüſſel mich betriegen.

Karlos.

Wie ich vor Ihnen.

Prinzeſſinn.

(Sie verläßt ihn ſchnell, geht einigemal ſtillſchweigend im Kabinet auf und nieder, und ſcheint über etwas Wichtiges nachzudenken. Endlich nach einer großen Pauſe ernſthaft und feierlich).

Endlich ſey es denn —
Ich muß einmal zu reden mich entſchließen.
Zu meinem Richter wähl' ich Sie. Sie ſind
Ein edler Menſch — ein Mann, ſind Fürſt und Ritter.
An Ihren Buſen werf' ich mich. Sie werden
Mich retten, Prinz, und wo ich ohne Rettung
Verloren bin, theilnehmend um mich weinen.
(Der Prinz rückt näher mit erwartungsvollem, theilnehmenden Erſtaunen).
Ein frecher Günſtling des Monarchen buhlt
Um meine Hand — Rui Gomez, Graf von Silva —

Der König will, ſchon iſt man Handels einig,
Ich bin der Kreatur verkauft.

Karlos (heftig ergriffen).

Verkauft?
Und wiederum verkauft? und wiederum
Von dem berühmten Handelsmann in Süden?

Prinzeſſinn.

Nein, hören Sie erſt Alles. Nicht genug,
Daß man der Politik mich hingeopfert,
Auch meiner Unſchuld ſtellt man nach — Da! Hier!
Dies Blatt kann dieſen Heiligen entlarven.

(Karlos nimmt das Papier, und hängt voll Ungeduld an ihrer Erzählung, ohne ſich Zeit zu nehmen, es zu leſen).

Wo ſoll ich Rettung finden, Prinz? Bis jetzt
War es mein Stolz, der meine Tugend ſchützte;
Doch endlich —

Karlos.

Endlich fielen Sie? Sie fielen?
Nein, nein, um Gottes willen, nein!

Prinzeſſinn (ſtolz und edel).

Durch *wen*?
Armſelige Vernünfteley! Wie ſchwach
Von dieſen ſtarken Geiſtern! Weibergunſt,
Der Liebe Glück der Waare gleich zu achten,
Worauf geboten werden kann! Sie iſt
Das Einzige auf dieſem Rund der Erde,

Was keinen Käufer leidet als ſich ſelbſt.
Die Liebe iſt der Liebe Preis. Sie iſt
Der unſchätzbare Diamant, den ich
Verſchenken, oder, ewig ungenoſſen,
Verſcharren muß — dem großen Kaufmann gleich,
Der, ungerührt von des Rialto Gold,
Und Königen zum Schimpfe, ſeine Perle
Dem reichen Meere wiedergab, zu ſtolz
Sie *unter* ihrem Werthe loszuſchlagen.

Karlos.

(Beym wunderbaren Gott! — Das Weib iſt ſchön!)

Prinzeſſinn.

Man nenn' es Grille — Eitelkeit: gleich viel.
Ich *theile* meine Freuden nicht. Dem Mann,
Dem Einzigen, den ich mir auserleſen,
Geb' ich für Alles, Alles hin. Ich ſchenke
Nur Einmal, aber ewig. Einen nur
Wird meine Liebe glücklich machen — Einen —
Doch dieſen Einzigen zum Gott. Der Seelen
Entzückender Zuſammenklang — ein Kuß —
Der Schäferſtunde ſchwelgeriſche Freuden —
Der Schönheit hohe, himmliſche Magie
Sind Eines Strahles ſchweſterliche Farben,
Sind Einer Blume Blätter nur. Ich ſollte,
Ich Raſende! ein abgeriſſ'nes Blatt
Aus dieſer Blume ſchönem Kelch verſchenken?
Ich ſelbſt des Weibes hohe Majeſtät,

Der Gottheit großes Meiſterſtück, verſtümmeln,
Den Abend eines Praſſers zu verſüßen?

Karlos.

(Unglaublich! Wie? Ein ſolches Mädchen hatte
Madrid, und ich — und ich erfahr' es heute
Zum erſten Mal?)

Prinzeſſinn.

Längſt hätt' ich dieſen Hof
Verlaſſen, dieſe Welt verlaſſen, hätte
In heil'gen Mauern mich begraben; doch
Ein einzig Band iſt noch zurück, ein Band,
Das mich an dieſe Welt allmächtig bindet.
Ach, ein Phantom vielleicht! Doch mir ſo werth!
Ich liebe und bin — nicht geliebt.

Karlos (voll Feuer auf ſie zugehend).

Sie ſind's!
So wahr ein Gott im Himmel wohnt. Ich ſchwör' es.
Sie ſind's, und unausſprechlich.

Prinzeſſinn.

Sie? Sie ſchwören's?
O das war meines Engels Stimme! Ja,
Wenn freilich Sie es ſchwören, Karl, dann glaub' ich's,
Dann bin ich's.

Karlos

(der ſie voll Zärtlichkeit in die Arme ſchließt).

Süßes, ſeelenvolles Mädchen!
Anbetungswürdiges Geſchöpf! — Ich ſtehe

Ganz Ohr — ganz Auge — ganz Entzücken — ganz
Bewunderung. — Wer hätte Dich geſehn,
Wer unter dieſem Himmel dich geſehn,
Und rühmte ſich — er habe nie geliebt? —
Doch hier an König Philipps Hof? Was hier?
Was, ſchöner Engel, willſt du hier? bey Pfaffen
Und Pfaffenzucht? Das iſt kein Himmelsſtrich
Für ſolche Blumen. — Möchten ſie ſie brechen?
Sie möchten — o ich glaub' es gern. — Doch nein!
So wahr ich Leben athme, nein! — Ich ſchlinge
Den Arm um dich, auf meinen Armen trag' ich
Durch eine teufelvolle Hölle dich!
Ja — laß mich deinen Engel ſeyn. —

Prinzeſſinn (mit dem vollen Blick der Liebe).
O Karlos!
Wie wenig hab' ich Sie gekannt! Wie reich
Und grenzenlos belohnt Ihr ſchönes Herz
Die ſchwere Müh', es zu begreifen!
(Sie nimmt ſeine Hand, und will ſie küſſen).

Karlos (der ſie zurückzieht).
Fürſtinn,
Wo ſind ſie jetzt?

Prinzeſſinn
(mit Feinheit und Grazie, indem ſie ſtarr in ſeine Hand ſieht).
Wie ſchön iſt dieſe Hand!
Wie reich iſt ſie! — Prinz, dieſe Hand hat noch
Zwey koſtbare Geſchenke zu vergeben —

Ein Diadem und Karlos Herz — und beides
Vielleicht an Eine Sterbliche? — An Eine?
Ein großes göttliches Geſchenk! — Beynahe
Für Eine Sterbliche zu groß! — Wie, Prinz?
Wenn Sie zu einer Theilung ſich entſchlöſſen?
Die Königinnen lieben ſchlecht — ein Weib,
Das lieben kann, verſteht ſich ſchlecht auf Kronen:
Drum beſſer, Prinz, Sie theilen, und gleich jetzt,
Gleich jetzt — Wie? Oder hätten Sie wol ſchon?
Sie hätten wirklich? O dann um ſo beſſer!
Und kenn ich dieſe Glückliche?

Karlos.

Du ſollſt.
Dir Mädchen, Dir entdeck' ich mich — der Unſchuld,
Der lautern, unentheiligten Natur
Entdeck' ich mich. An dieſem Hof biſt du
Die Würdigſte, die Einzige, die Erſte,
Die meine Seele ganz verſteht. — Ja denn!
Ich läugn' es nicht — ich liebe!

Prinzeſſinn.

Böſer Menſch!
So ſchwer iſt das Geſtändniß dir geworden?
Beweinenswürdig mußt' ich ſeyn, wenn du
Mich liebenswürdig finden ſollteſt?

Karlos (ſtutzt).

Was?
Was iſt das?

Prinzeſſinn.

Solches Spiel mit mir zu treiben!
O wahrlich, Prinz, es war nicht ſchön. Sogar
Den Schlüſſel zu verläugnen!

Karlos.

Schlüſſel! Schlüſſel!
(Nach einem dumpfen Beſinnen).
Ja ſo — ſo war's. — Nun merk' ich — — O mein Gott!
(Seine Knie wanken, er hält ſich an einen Stuhl, und verhüllt das Geſicht).

Prinzeſſinn.

(Eine lange Stille von beiden Seiten. Die Fürſtinn ſchreyt laut und fällt).
Abſcheulich! Was hab' ich gethan?

Karlos

(ſich aufrichtend, im Ausbruch des heftigſten Schmerzes).
So tief
herabgeſtürzt von allen meinen Himmeln! —
O das iſt ſchrecklich!

Prinzeſſinn

(das Geſicht in das Kiſſen verbergend).
Was entdeck' ich? Gott!

Karlos (vor ihr niedergeworfen).

Ich bin nicht ſchuldig, Fürſtinn — Leidenſchaft —
Ein unglückſel'ger Mißverſtand — Bey Gott!
Ich bin nicht ſchuldig.

Prinzeſſinn (ſtößt ihn von ſich).
Weg aus meinen Augen,
Um Gottes willen —

Karlos.
Nimmermehr! In dieſer
Entſetzlichen Erſchütt'rung Sie verlaſſen?

Prinzeſſinn (ihn mit Gewalt wegdrängend).
Aus Großmuth, aus Barmherzigkeit hinaus
Von meinen Augen! — Wollen Sie mich morden?
Ich haſſe Ihren Anblick!
(Karlos will gehen).
Meinen Brief
Und meinen Schlüſſel geben Sie mir wieder.
Wo haben Sie den andern Brief?

Karlos.
Den andern?
Was denn für einen andern?

Prinzeſſinn.
Den vom König.

Karlos (zuſammenſchreckend).
Von wem?

Prinzeſſinn.
Den Sie vorhin von mir bekamen.

Karlos.
Vom König? und an wen? an Sie?

Prinzeſſinn.
O Himmel!

Wie ſchrecklich hab' ich mich verſtrickt! Den Brief!
Heraus damit! ich muß ihn wieder haben.

Karlos.

Vom König Briefe, und an Sie?

Prinzeſſinn.

Den Brief!
Im Namen aller Heiligen!

Karlos.

Der einen
Gewiſſen mir entlarven ſollte — dieſen?

Prinzeſſinn.

Ich bin des Todes! — Geben Sie.

Karlos.

Der Brief —

Prinzeſſinn
(in Verzweiflung die Hände ringend).

Was hab' ich Unbeſonnene gewagt?

Karlos.

Der Brief — der kam vom König? — Ja, Prinzeſſinn,
Das ändert freilich alles ſchnell. — Das iſt
(den Brief frohlockend emporhaltend).
Ein unſchätzbarer — ſchwerer — theurer Brief,
Den alle Kronen Philipps einzulöſen
Zu leicht, zu nichtsbedeutend ſind. — Den Brief
Behalt' ich. (Er geht).

Prinzeſſinn (wirft ſich ihm in den Weg).

Großer Gott! Ich bin verloren!

Neunter Auftritt.

Die Prinzeſſinn allein.

(Sie ſteht noch betäubt, außer Faſſung; nachdem er hinaus iſt, eilt ſie ihm nach, und will ihn zurück rufen).

Prinz, noch ein Wort. Prinz, hören Sie — Er geht!
Auch das noch! Er verachtet mich — Da ſteh' ich
In fürchterlicher Einſamkeit — verſtoßen,
Verworfen —

(Sie ſinkt auf einen Seſſel. Nach einer Pauſe).

Nein! Verdrungen nur, verdrungen
Von einer Nebenbuhlerinn. Er liebt.
Kein Zweifel mehr. Er hat es ſelbſt bekannt.
Doch wer iſt dieſe Glückliche? — So viel
Iſt offenbar — er liebt, was er nicht ſollte.
Er fürchtet die Entdeckung. Vor dem König
Verkriecht ſich ſeine Leidenſchaft — Warum
Vor dieſem, der ſie wünſchte? — Oder iſt's
Der Vater nicht, was er im Vater fürchtet?
Als ihm des Königs buhleriſche Abſicht
Verrathen war — da jauchzten ſeine Mienen,
Frohlockt' er wie ein Glücklicher . . . Wie kam es,
Daß ſeine ſtrenge Tugend hier verſtummte?
Hier? Eben hier? — Was kann denn er dabey,
Er zu gewinnen haben, wenn der König
Der Königinn die —

(Sie hält plötzlich ein, von einem Gedanken überraſcht. — Zu gleicher Zeit reißt ſie die Schleife, die ihr Karlos gegeben hat, von dem Buſen, betrachtet ſie ſchnell, und erkennt ſie).

O ich Raſende!
Jetzt endlich, jetzt — Wo waren meine Sinne?
Jetzt gehen mir die Augen auf — Sie hatten
Sich lang' geliebt, eh' der Monarch ſie wählte.
Nie ohne ſie ſah mich der Prinz. — Sie alſo,
Sie war gemeint, wo ich ſo grenzenlos,
So warm, ſo wahr mich angebetet glaubte?
O ein Betrug, der ohne Beyſpiel iſt!
Und meine Schwäche hab' ich ihr verrathen —

(Stillſchweigen.)

Daß er ganz ohne Hoffnung lieben ſollte!
Ich kann's nicht glauben — Hoffnungsloſe Liebe
Beſteht in dieſem Kampfe nicht. Zu ſchwelgen,
Wo unerhört der glänzendſte Monarch
Der Erde ſchmachtet — Wahrlich! ſolche Opfer
Bringt hoffnungsloſe Liebe nicht. Wie feurig
War nicht ſein Kuß! Wie zärtlich drückt' er mich,
Wie zärtlich an ſein ſchlagend Herz! — Die Probe
War faſt zu kühn für die romant'ſche Treue,
Die nicht erwiedert werden ſoll — Er nimmt
Den Schlüſſel an, den, wie er ſich beredet,
Die Königinn ihm zugeſchickt — Er glaubt
An dieſen Rieſenſchritt der Liebe — kommt,
Kommt wahrlich, kommt! — So traut er Philipps Frau

Die raſende Entſchließung zu. — Wie kann er,
Wenn hier nicht große Proben ihn ermuntern?
Es iſt am Tag'. Er wird erhört. Sie liebt!
Beym Himmel, dieſe Heilige empfindet!
Wie fein iſt ſie! . . . Ich zitterte, ich ſelbſt,
Vor dem erhabnen Schreckbild dieſer Tugend.
Ein höh'res Weſen ragt ſie neben mir,
In ihrem Glanz erlöſch' ich. Ihrer Schönheit
Mißgönnt' ich dieſe hohe Ruhe, frey
Von jeder Wallung ſterblicher Naturen.
Und dieſe Ruhe war nur Schein? Sie hätte
An beiden Tafeln ſchwelgen wollen? hätte
Den Götterſchein der Tugend ſchaugetragen,
Und doch zugleich des Laſters heimliche
Entzückungen zu naſchen ſich erdreiſtet?
Das durfte ſie? Das ſollte ungerochen
Der Gauklerinn gelungen ſeyn? gelungen,
Weil ſich kein Rächer meldet? — Nein, bey Gott!
Ich betete ſie an — Das fordert Rache!
Der König wiſſe den Betrug — Der König?
(Nach einigem Beſinnen).
Ja recht — das iſt ein Weg zu ſeinem Ohre.
(Sie geht ab).

Zehnter Auftritt.

Ein Zimmer im königlichen Pallaſte.

Herzog von Alba. Pater Domingo.

Domingo.

Was wollen Sie mir ſagen?

Alba.

Eine wicht'ge
Entdeckung, die ich heut gemacht, worüber
Ich einen Aufſchluß haben möchte.

Domingo.

Welche
Entdeckung? Wovon reden Sie?

Alba.

Prinz Karlos
Und ich begegnen dieſen Mittag uns
Im Vorgemach der Königinn. Ich werde
Beleidigt. Wir erhitzen uns. Der Streit
Wird etwas laut. Wir greifen zu den Schwertern,
Die Königinn auf das Getöſe öffnet
Das Zimmer, wirft ſich zwiſchen uns und ſieht
Mit einem Blick deſpotiſcher Vertrautheit
Den Prinzen an. — Es war ein einz'ger Blick. —
Sein Arm erſtarrt — er fliegt an meinen Hals —
Ich fühle einen heißen Kuß — er iſt
Verſchwunden.

Domingo (nach einigem Stillſchweigen).
Das iſt ſehr verdächtig. — Herzog,
Sie mahnen mich an Etwas. — — Aehnliche
Gedanken, ich geſteh' es, keimten längſt
In meiner Bruſt. — Ich flehe dieſe Träume —
Noch hab' ich Niemand ſie vertraut. Es gibt
Zweyſchneid'ge Klingen, ungewiſſe Freunde —
Ich fürchte dieſe. Schwer zu unterſcheiden,
Noch ſchwerer zu ergründen ſind die Menſchen.
Entwiſchte Worte ſind beleidigte
Vertraute — drum begrub ich mein Geheimniß,
Bis es die Zeit ans Licht hervorgewälzt.
Gewiſſe Dienſte Königen zu leiſten,
Iſt mißlich, Herzog — ein gewagter Wurf,
Der, fehlt er ſeine Beute, auf den Schützen
Zurücke prallt. — Ich wollte, was ich ſage,
Auf eine Hoſtie beſchwören — doch
Ein Augenzeugniß, ein erhaſchtes Wort,
Ein Blatt Papier fällt ſchwerer in die Wage,
Als mein lebendigſtes Gefühl. — Verwünſcht,
Daß wir auf Span'ſchem Boden ſtehn!

Alba.
Warum
Auf dieſem nicht?

Domingo.
An jedem andern Hofe
Kann ſich die Leidenſchaft vergeſſen. Hier

Wird ſie gewarnt von ängſtlichen Geſetzen.
Die Spanſchen Königinnen haben Mühe
Zu ſündigen — ich glaub' es — doch zum Unglück
Nur da — gerade da nur, wo es uns
Am beſten glückte, ſie zu überraſchen.

Alba.

Hören Sie weiter — Karlos hatte heut
Gehör beym König. Eine Stunde währte
Die Audienz. Er bat um die Verwaltung
Der Niederlande. Laut und heftig bat er;
Ich hört' es in dem Kabinet. Sein Auge
War roth geweint, als ich ihm an der Thür
Begegnete. Den Mittag drauf erſcheint er
Mit einer Miene des Triumphs. Er iſt
Entzückt, daß mich der König vorgezogen.
Er dankt es ihm. Die Sachen ſtehen anders,
Sagt er, und beſſer. Heucheln konnt' er nie.
Wie ſoll ich dieſe Widerſprüche reimen?
Der Prinz frohlockt, hintangeſetzt zu ſeyn,
Und mir ertheilt der König eine Gnade
Mit allen Zeichen ſeines Zorns! — Was muß
Ich glauben? Wahrlich, dieſe neue Würde
Sieht einer Landsverweiſung ähnlicher,
Als einer Gnade.

Domingo.

Dahin alſo wär' es
Gekommen? Dahin? Und ein Augenblick

Zertrümmerte, was wir in Jahren bauten? —
Und Sie ſo ruhig? ſo gelaſſen? — Kennen
Sie dieſen Jüngling? Ahnen Sie, was uns
Erwartet, wenn er mächtig wird? — Der Prinz —
— Ich bin ſein Feind nicht. Andre Sorgen nagen
An meiner Ruhe, Sorgen für den Thron,
Für Gott und ſeine Kirche. — Der Infant
(Ich kenn' ihn — ich durchdringe ſeine Seele)
Hegt einen ſchrecklichen Entwurf — Toledo —
Den raſenden Entwurf, Regent zu ſeyn,
Und unſern heil'gen Glauben zu entbehren. —
Sein Herz entglüht für eine neue Tugend,
Die, ſtolz und ſicher und ſich ſelbſt genug,
Von keinem Glauben betteln will. — Er denkt!
Sein Kopf entbrennt von einer ſeltſamen
Chimäre — er verehrt den Menſchen — Herzog,
Ob er zu unſerm König taugt?

Alba.

Phantome!
Was ſonſt? Vielleicht auch jugendlicher Stolz,
Der eine Rolle ſpielen möchte. — Bleibt
Ihm eine andre Wahl? Das geht vorbey,
Trifft ihn einmal die Reihe zu befehlen.

Domingo.

Ich zweifle. — Er iſt ſtolz auf ſeine Freyheit,
Des Zwanges ungewohnt, womit man Zwang
Zu kaufen ſich bequemen muß. — Taugt er

Auf unſern Thron? Der kühne Rieſengeiſt
Wird unſrer Staatskunſt Linien durchreißen.
Umſonſt verſucht' ich's, dieſen trotz'gen Muth
In dieſer Zeiten Wolluſt abzumatten;
Er überſtand die Probe — Schrecklich iſt
In dieſem Körper dieſer Geiſt — und Philipp
Wird ſechzig Jahr' alt.

Alba.

Ihre Blicke reichen
Sehr weit.

Domingo.

Er und die Königinn ſind Eins.
Schon ſchleicht, verborgen zwar, in beider Bruſt
Das Gift der Neuerer; doch bald genug,
Gewinnt es Raum, wird es den Thron ergreifen.
Ich kenne dieſe Valois. — Fürchten wir
Die ganze Rache dieſer ſtillen Feindinn,
Wenn Philipp Schwächen ſich erlaubt. Noch iſt
Das Glück uns günſtig. Kommen wir zuvor.
In Eine Schlinge ſtürzen beide. — Jetzt
Ein ſolcher Wink dem Könige gegeben,
Bewieſen oder nicht bewieſen — viel
Iſt ſchon gewonnen, wenn er wankt. Wir ſelbſt,
Wir zweifeln beide nicht. Zu überzeugen
Fällt keinem Ueberzeugten ſchwer. Es kann
Nicht fehlen, wir entdecken mehr, ſind wir
Vorher gewiß, daß wir entdecken müſſen.

Alba.
Doch nun die wichtigſte von allen Fragen!
Wer nimmt's auf ſich, den König zu belehren?
Domingo.
Noch Sie, noch ich. Erfahren Sie alſo,
Was lange ſchon, des großen Planes voll,
Mein ſtiller Fleiß dem Ziele zugetrieben.
Noch mangelt, unſer Bündniß zu vollenden,
Die dritte, wichtigſte Perſon. — Der König
Liebt die Prinzeſſinn Eboli. Ich nähre
Die Leidenſchaft, die meinen Wünſchen wuchert
Ich bin ſein Abgeſandter — Unſerm Plane
Erzieh' ich ſie. — In dieſer jungen Dame,
Gelingt mein Werk, ſoll eine Bundsverwandtinn,
Soll eine Königinn uns blühn. Sie ſelbſt
Hat jetzt in dieſes Zimmer mich berufen.
Ich hoffe Alles. — Jene Lilien
Von Valois zerknickt ein Span'ſches Mädchen
Vielleicht in einer Mitternacht.
Alba.
Was hör' ich?
Iſt's Wahrheit, was ich jetzt gehört? — Beym Himmel!
Das überraſcht mich! Ja! Der Streich vollendet!
Dominikaner! ich bewundre dich.
Jetzt haben wir gewonnen —
Domingo.
Still! Wer kommt! —
Sie iſt's — ſie ſelbſt.

Alba.
Ich bin im nächſten Zimmer.
Wenn man —

Domingo.
Schon recht. Ich rufe Sie.
(Der Herzog von Alba geht ab).

Eilfter Auftritt.

Die Prinzeſſinn. Domingo.

Domingo.
Zu Ihren
Befehlen, gnäd'ge Fürſtinn.

Prinzeſſinn
(dem Herzog neugierig nachſehend).
Sind wir etwa
Nicht ganz allein? Sie haben, wie ich ſehe,
Noch einen Zeugen bey Sich?

Domingo.
Wie?

Prinzeſſinn.
Wer war es,
Der eben jetzt von Ihnen ging?

Domingo.
Der Herzog
Von Alba, gnäd'ge Fürſtinn, der nach mir

Um die Erlaubniß bittet, vorgelaſſen
Zu werden.

Prinzeſſinn.

Herzog Alba? Was will der?
Was kann er wollen? Wiſſen Sie vielleicht
Es mir zu ſagen?

Domingo.

Ich? und eh' ich weiß,
Was für ein Vorfall von Bedeutung mir
Das lang' entbehrte Glück verſchafft, der Fürſtinn
Von Eboli mich wiederum zu nähern?
(Pauſe, worin er ihre Antwort erwartet).
Ob ſich ein Umſtand endlich vorgefunden,
Der für des Königs Wünſche ſpricht? ob ich
Mit Grund gehofft, daß beßre Ueberlegung
Mit einem Anerbieten Sie verſöhnt,
Das Eigenſinn, das Laune bloß verworfen?
Ich komme voll Erwartung —

Prinzeſſinn.

Brachten Sie
Dem König meine letzte Antwort?

Domingo.

Noch
Verſchob ich's, ihn ſo tödtlich zu verwunden.
Noch, gnäd'ge Fürſtinn, iſt es Zeit. Es ſteht
Bey Ihnen, ſie zu mildern.

Prinzeſſinn.
Melden Sie
Dem König, daß ich ihn erwarte.

Domingo.
Darf
Ich das für Wahrheit nehmen, ſchöne Fürſtinn?
Prinzeſſinn.
Für Scherz doch nicht? Bey Gott! Sie machen mir
Ganz bange. — Wie? Was hab' ich denn gethan,
Wenn ſogar Sie — Sie ſelber Sich entfärben?

Domingo.
Prinzeſſinn, dieſe Ueberraſchung — kaum
Kann ich es faſſen —
Prinzeſſinn.
Ja, hochwürd'ger Herr,
Das ſollen Sie auch nicht. Um alle Güter
Der Welt möcht' ich nicht haben, daß Sie's faßten,
Genug für Sie, daß es ſo iſt. Erſparen
Sie Sich die Mühe zu ergrübeln, weſſen
Beredſamkeit Sie dieſe Wendung danken.
Zu Ihrem Troſt ſetz' ich hinzu: Sie haben
Nicht Theil an dieſer Sünde. Auch wahrhaftig
Die Kirche nicht; obſchon Sie mir bewieſen,
Daß Fälle möglich wären, wo die Kirche
Sogar die *Körper* ihrer jungen Töchter
Für höh're Zwecke zu gebrauchen wüßte.

Auch dieſe nicht. — Dergleichen fromme Gründe,
Ehrwürd'ger Herr, ſind mir zu hoch —

Domingo.

Sehr gern,
Prinzeſſinn, nehm' ich ſie zurück, ſobald
Sie überflüſſig waren.

Prinzeſſinn.

Bitten Sie
Von meinetwegen den Monarchen, ja
Zu dieſer Handlung mich nicht zu verkennen.
Was ich geweſen, bin ich noch. Die Lage
Der Dinge nur hat ſeitdem ſich verwandelt.
Als ich ſein Anerbieten mit Entrüſtung
Zurücke ſtieß, da glaubt' ich im Beſitze
Der ſchönſten Königinn ihn glücklich — glaubte
Die treue Gattinn meines Opfers werth.
Das glaubt' ich damals — damals. Freilich jetzt,
Jetzt weiß ich's beſſer.

Domingo.

Fürſtinn, weiter, weiter!
Ich hör' es, wir verſtehen uns.

Prinzeſſinn.

Genug,
Sie iſt erhaſcht. Ich ſchone ſie nicht länger.
Die ſchlaue Diebinn iſt erhaſcht. Den König,
Ganz Spanien, und mich hat ſie betrogen.
Sie liebt. Ich weiß es, daß ſie liebt. Ich bringe

Beweiſe, die ſie zittern machen ſollen.
Der König iſt betrogen — doch bey Gott!
Er ſey es ungerochen nicht. Die Larve
Erhabner, übermenſchlicher Entſagung
Reiß' ich ihr ab, daß alle Welt die Stirn
Der Sünderinn erkennen ſoll. Es koſtet
Mir einen ungeheuern Preis, doch — das
Entzückt mich, das iſt mein Triumph — doch *ihr*
Noch einen größern.

Domingo.

Nun iſt alles reif.
Erlauben Sie, daß ich den Herzog rufe.

(Er geht hinaus).

Prinzeſſinn (erſtaunt).

Was wird das?

Zwölfter Auftritt.

Die Prinzeſſinn. Herzog Alba. Domingo.

Domingo (der den Herzog hereinführt).

Unſre Nachricht, Herzog Alba,
Kommt hier zu ſpät. Die Fürſtinn Eboli
Entdeckt uns ein Geheimniß, das ſie eben
Von uns erfahren ſollte.

Alba.

Mein Beſuch

Wird dann um ſo viel minder ſie befremden.
Ich traue *meinen* Augen nicht. Dergleichen
Entdeckungen verlangen Weiberblicke.

Prinzeſſinn.

Sie ſprechen von Entdeckungen? —

Domingo.

Wir wünſchten
Zu wiſſen, gnäd'ge Fürſtinn, welchen Ort,
Und welche beß're Stunde Sie —

Prinzeſſinn.

Auch das!
So will ich morgen Mittag Sie erwarten.
Ich habe Gründe, dieſes ſtrafbare
Geheimniß länger nicht zu bergen — es
Nicht länger mehr dem König zu entziehn.

Alba.

Das war es, was mich hergeführt. Sogleich
Muß der Monarch es wiſſen. Und durch Sie,
Durch *Sie*, Prinzeſſinn, muß er das. Wem ſonſt,
Wem ſollt' er lieber glauben, als der ſtrengen,
Der wachſamen Geſpielinn ſeines Weibes?

Domingo.

Wem mehr, als Ihnen, die, ſobald ſie will,
Ihn unumſchränkt beherrſchen kann?

Alba.

Ich bin
Erklärter Feind des Prinzen.

Domingo.

Eben das
Iſt man gewohnt von mir vorauszuſetzen.
Die Fürſtinn Eboli iſt frey. Wo wir
Verſtummen müſſen, zwingen Pflichten Sie
Zu reden, Pflichten Ihres Amts. Der König
Entflieht uns nicht, wenn Ihre Winke wirken,
Und dann vollenden wir das Werk.

Alba.

Doch bald,
Gleich jetzt muß es geſchehn. Die Augenblicke
Sind koſtbar. Jede nächſte Stunde kann
Mir den Befehl zum Abmarſch bringen. —

Domingo
(ſich nach einigem Ueberlegen zur Fürſtinn kehrend).

Ob
Sich Briefe finden lieſſen? Briefe freilich,
Von dem Infanten aufgefangen, müßten
Hier Wirkung thun. — Laß ſehen. — Nicht wahr? — Ja.
Sie ſchlafen doch — ſo däucht mir — in demſelben
Gemache mit der Königinn.

Prinzeſſinn.

Zunächſt
An dieſem. — Doch was ſoll mir das?

Domingo.

Wer ſich
Auf Schlöſſer gut verſtände! — Haben Sie

Bemerkt, wo ſie den Schlüſſel zur Schatulle
Gewöhnlich zu bewahren pflegt?

Prinzeſſinn (nachdenkend).

Das könnte
Zu etwas führen. — Ja — der Schlüſſel wäre
Zu finden, denk' ich. —

Domingo.

Briefe wollen Boten — —
Der Königinn Gefolg' iſt groß. — — Wer hier
Auf eine Spur gerathen könnte! — — Gold
Vermag zwar viel —

Alba.

Hat niemand wahrgenommen,
Ob der Infant Vertraute hat?

Domingo.

Nicht Einen;
In ganz Madrid nicht Einen.

Alba.

Das iſt ſeltſam.

Domingo.

Das dürfen Sie mir glauben; er verachtet
Den ganzen Hof; ich habe meine Proben.

Alba.

Doch wie? Hier eben fällt mir ein, als ich
Von dem Gemach der Königinn heraus kam,
Stand der Infant bey einem ihrer Pagen;
Sie ſprachen heimlich —

Prinzeſſinn (raſch einfallend).
Nicht doch! Nein! Das war —
Das war von etwas anderm.

Domingo.
Können wir
Das wiſſen? — Nein, der Umſtand iſt verdächtig. —
(Zum Herzog).
Und kannten Sie den Pagen?

Prinzeſſinn.
Kinderpoſſen!
Was wird's auch ſonſt geweſen ſeyn? Genug,
Ich kenne das. — Wir ſehn uns alſo wieder,
Eh' ich den König ſpreche. — Unterdeſſen
Entdeckt ſich viel.

Domingo (ſie auf die Seite führend).
Und der Monarch darf hoffen?
Ich darf es ihm verkündigen? Gewiß?
Und welche ſchöne Stunde ſeinen Wünſchen
Erfüllung endlich bringen wird? Auch dies?

Prinzeſſinn.
In ein'gen Tagen werd' ich krank; man trennt mich
Von der Perſon der Königinn — das iſt
An unſerm Hofe Sitte, wie Sie wiſſen.
Ich bleibe dann auf meinem Zimmer.

Domingo.
Glücklich!

Gewonnen iſt das große Spiel. Trotz ſey
Geboten allen Königinnen —

Prinzeſſinn.

Horch!
Man fragt nach mir — die Königinn verlangt mich.
Auf Wiederſehen.

(Sie eilt ab).

Dreyzehnter Auftritt.

Alba. Domingo.

Domingo
(nach einer Pauſe, worin er die Prinzeſſinn mit den Augen begleitet hat).

Herzog, dieſe Roſen.
Und ihre Schlachten —

Alba.

Und dein Gott — ſo will ich
Den Blitz erwarten, der uns ſtürzen ſoll!

(Sie gehen ab).

Vierzehnter Auftritt.

In einem Karthäuſerkloſter.

Don Karlos. Der Prior.

Karlos (zum Prior, indem er hereintritt).
Schon da geweſen alſo? — Das beklag' ich.

Prior.

Seit heute Morgen ſchon das dritte Mal.
Vor einer Stunde ging er weg —

Karlos.

Er will
Doch wiederkommen? Hinterließ er's nicht?

Prior.

Vor Mittag noch, verſprach er.

Karlos

(an ein Fenſter und ſich in der Gegend umſehend).

Euer Kloſter
Liegt weit ab von der Straße. — Dorthin zu
Sieht man noch Thürme von Madrid. — Ganz recht,
Und hier fließt der Manſanares — Die Landſchaft
Iſt, wie ich ſie mir wünſche. — Alles iſt
Hier ſtill, wie ein Geheimniß.

Prior.

Wie der Eintritt
Ins and're Leben.

Karlos.

Eurer Redlichkeit,
Hochwürd'ger Herr, hab' ich mein Koſtbarſtes,
Mein Heiligſtes vertraut. Kein Sterblicher
Darf wiſſen oder nur vermuthen, *wen*
Ich hier geſprochen und *geheim*. Ich habe
Sehr wicht'ge Gründe, vor der ganzen Welt
Den Mann, den ich erwarte, zu verläugnen;

Drum wählt' ich dieſes Kloſter. Vor Verräthern,
Vor Ueberfall ſind wir doch ſicher? Ihr
Beſinnt euch doch, was ihr mir zugeſchworen?

Prior.

Vertrauen Sie uns, gnäd'ger Herr. Der Argwohn
Der Könige wird Gräber nicht durchſuchen.
Das Ohr der Neugier liegt nur an den Thüren
Des Glückes und der Leidenſchaft. Die Welt
Hört auf in dieſen Mauern.

Karlos.

Denkt ihr etwa,
Daß hinter dieſe Vorſicht, dieſe Furcht
Ein ſchuldiges Gewiſſen ſich verkrieche?

Prior.

Ich denke nichts.

Karlos.

Ihr irrt euch, frommer Vater,
Ihr irrt euch wahrlich. Mein Geheimniß zittert
Vor Menſchen, aber nicht vor Gott.

Prior.

Mein Sohn,
Das kümmert uns ſehr wenig. Dieſe Freyſtatt
Steht dem Verbrechen offen, wie der Unſchuld.
Ob, was du vorhaſt, gut iſt oder übel,
Rechtſchaffen oder laſterhaft — das mache
Mit deinem eignen Herzen aus.

Karlos (mit Wärme).
Was wir
Verheimlichen, kann euern Gott nicht ſchänden.
Es iſt ſein eignes, ſchönſtes Werk. — Zwar euch,
Euch kann ich's wohl entdecken.

Prior.
Zu was Ende?
Erlaſſen Sie mir's, lieber Prinz. Die Welt
Und ihr Geräthe liegt ſchon lange Zeit
Verſiegelt da auf jene große Reiſe.
Wozu die kurze Friſt vor meinem Abſchied
Noch einmal es erbrechen? — Es iſt wenig,
Was man zur Seligkeit bedarf. — Die Glocke
Zur Hora läutet. Ich muß beten gehen.
(Der Prior geht ab).

Fünfzehnter Auftritt.

Don Karlos. Der Marquis von Poſa tritt herein.

Karlos.
Ach endlich einmal, endlich —

Marquis.
Welche Prüfung
Für eines Freundes Ungeduld! Die Sonne
Ging zweymal auf und zweymal unter, ſeit

Das Schickſal meines Karlos ſich entſchieden;
Und jetzt, erſt jetzt werd' ich es hören. — Sprich.
Ihr ſeyd verſöhnt?

Karlos.

Wer?

Marquis.

Du und König Philipp:
Und auch mit Flandern iſt's entſchieden?

Karlos.

Daß
Der Herzog morgen dahin reiſt? — Das iſt
Entſchieden, ja.

Marquis.

Das kann nicht ſeyn. Das iſt nicht.
Soll ganz Madrid belogen ſeyn? Du hatteſt
Geheime Audienz, ſagt man. Der König —

Karlos.

Blieb unbewegt. Wir ſind getrennt auf immer,
Und mehr, als wir's ſchon waren —

Marquis.

Du gehſt nicht
Nach Flandern?

Karlos.

Nein! Nein! Nein!

Marquis.

O meine Hoffnung!

Karlos.

Das nebenbey. O Roderich, ſeitdem
Wir uns verlieſſen, was hab' ich erlebt!
Doch jetzt vor Allem deinen Rath! Ich muß
Sie ſprechen —

Marquis.

Deine Mutter? — Nein! — Wozu?

Karlos.

Ich habe Hoffnung. — Du wirſt blaß? Sey ruhig.
Ich ſoll und werde glücklich ſeyn. — Doch davon
Ein andermal. Jetzt ſchaffe Rath, wie ich
Sie ſprechen kann. —

Marquis.

Was ſoll das? Worauf gründet
Sich dieſer neue Fiebertraum?

Karlos.

Nicht Traum!
Beym wundervollen Gott nicht! — Wahrheit, Wahrheit!

(Den Brief des Königs an die Fürſtinn von Eboli hervorziehend).

In dieſem wichtigen Papier enthalten!
Die Königinn iſt frey; vor Menſchenaugen,
Wie vor des Himmels Augen, frey. Da lies,
Und höre auf, dich zu verwundern.

Marquis (den Brief eröffnend).

Was?

Was ſeh' ich? Eigenhändig vom Monarchen?
(Nachdem er es geleſen).
An wen iſt dieſer Brief?

Karlos.

An die Prinzeſſinn
Von Eboli. — Vorgeſtern bringt ein Page
Der Königinn von unbekannten Händen
Mir einen Brief und einen Schlüſſel. Man
Bezeichnet mir im linken Flügel des
Pallaſtes, den die Königinn bewohnt,
Ein Kabinet, wo eine Dame mich
Erwarte, die ich längſt geliebt. Ich folge
Sogleich dem Winke —

Marquis.

Raſender, du folgteſt?

Karlos.

Ich kenne ja die Handſchrift nicht — Ich kenne
Nur Eine ſolche Dame. Wer als ſie
Wird ſich von Karlos angebetet wähnen?
Voll ſüßen Schwindels flieg' ich nach dem Platze;
Ein göttlicher Geſang, der aus dem Innern
Des Zimmers mir entgegen ſchallt, dient mir
Zum Führer — ich eröffne das Gemach —
Und wen entdeck' ich? — Fühle mein Entſetzen!

Marquis.

O ich errathe Alles.

Karlos.

Ohne Rettung
War ich verloren, Roderich, wär' ich
In eines Engels Hände nicht gefallen.
Welch unglückſel'ger Zufall! Hintergangen
Von meiner Blicke unvorſicht'ger Sprache,
Gab ſie der ſüßen Täuſchung ſich dahin,
Sie ſelber ſey der Abgott dieſer Blicke.
Gerührt von meiner Seele ſtillen Leiden,
Beredet ſich großmüthig-unbeſonnen
Ihr weiches Herz, mir Liebe zu erwiedern.
Die Ehrfurcht ſchien mir Schweigen zu gebieten;
Sie hat die Kühnheit es zu brechen — offen
Liegt ihre ſchöne Seele mir —

Marquis.

So ruhig
Erzählſt du das? — Die Fürſtinn Eboli
Durchſchaute dich. Kein Zweifel mehr, ſie drang
In deiner Liebe innerſtes Geheimniß.
Du haſt ſie ſchwer beleidigt. Sie beherrſcht
Den König.

Karlos (zuverſichtlich).

Sie iſt tugendhaft.

Marquis.

Sie iſt's
Aus Eigennutz der Liebe. — Dieſe Tugend,
Ich fürchte ſehr, ich kenne ſie — wie wenig

Reicht ſie empor zu jenem Ideale,
Das aus der Seele mütterlichem Boden,
In ſtolzer, ſchöner Grazie empfangen,
Freywillig ſproßt und ohne Gärtners Hülfe
Verſchwenderiſche Blüthen treibt! Es iſt
Ein fremder Zweig, mit nachgeahmtem Süd
In einem rauhen Himmelsſtrich getrieben;
Erziehung, Grundſatz, nenn' es wie du willſt,
Erworbne Unſchuld, dem erhitzten Blut
Durch Liſt und ſchwere Kämpfe abgerungen,
Dem Himmel, der ſie fordert und bezahlt,
Gewiſſenhaft ſorgfältig angeſchrieben.
Erwäge ſelbſt! Wird ſie der Königinn
Es je vergeben können, daß ein Mann
An ihrer eignen, ſchwer erkämpften Tugend
Vorüber ging, ſich für Don Philipps Frau
In hoffnungsloſen Flammen zu verzehren?

Karlos.

Kennſt du die Fürſtinn ſo genau?

Marquis.

Gewiß nicht.
Kaum daß ich zweymal ſie geſehn. Doch nur
Ein Wort laß mich noch ſagen: Mir kam vor,
Daß ſie geſchickt des Laſters Blößen mied,
Daß ſie ſehr gut um ihre Tugend wußte.
Dann ſah ich auch die Königinn. — O Karl,
Wie anders Alles, was ich hier bemerkte!

In angeborner ſtiller Glorie,
Mit ſorgenloſem Leichtſinn, mit des Anſtands
Schulmäßiger Berechnung unbekannt,
Gleich ferne von Verwegenheit und Furcht,
Mit feſtem Heldenſchritte wandelt ſie
Die ſchmale Mittelbahn des Schicklichen,
Unwiſſend, daß ſie Anbetung erzwungen,
Wo ſie von eignem Beyfall nie geträumt.
Erkennt mein Karl auch hier in dieſem Spiegel,
Auch jetzt noch ſeine Eboli? — Die Fürſtinn
Blieb ſtandhaft, weil ſie liebte; Liebe war
In ihre Tugend wörtlich einbedungen.
Du haſt ſie nicht belohnt — ſie fällt.

Karlos (mit einiger Heftigkeit).

Nein! Nein!

(Nachdem er heftig auf und nieder gegangen).

Nein, ſag' ich dir. — O wüßte Roderich,
Wie treflich es ihn kleidet, ſeinem Karl
Der Seligkeiten göttlichſte, den Glauben
An menſchliche Vortreflichkeit, zu ſtehlen!

Marquis.

Verdien' ich das? — Nein, Liebling meiner Seele,
Das wollt' ich nicht, bey Gott im Himmel nicht! —
O dieſe Eboli — ſie wär' ein Engel,
Und ehrerbietig wie du ſelbſt ſtürzt' ich
Vor ihrer Glorie mich nieder, hätte
Sie — dein Geheimniß nicht erfahren.

Karlos.

Sieh,
Wie eitel deine Furcht iſt! Hat ſie andre
Beweiſe wohl, als die ſie ſelbſt beſchämen?
Wird ſie der Rache trauriges Vergnügen
Mit ihrer Ehre kaufen?

Marquis.

Ein Erröthen
Zurück zu nehmen, haben manche ſchon
Der Schande ſich geopfert.

Karlos (mit Heftigkeit aufſtehend).

Nein, das iſt
Zu hart, zu grauſam. Sie iſt ſtolz und edel;
Ich kenne ſie und fürchte nichts. Umſonſt
Verſuchſt du meine Hoffnungen zu ſchrecken.
Ich ſpreche meine Mutter.

Marquis.

Jezt? Wozu?

Karlos.

Ich habe nun nichts mehr zu ſchonen — muß
Mein Schickſal wiſſen. Sorge nur, wie ich
Sie ſprechen kann.

Marquis.

Und dieſen Brief willſt du
Ihr zeigen? Wirklich willſt du das?

Karlos.

Befrage

Mich darum nicht. Das Mittel jetzt, das Mittel,
Daß ich ſie ſpreche!

Marquis (mit Bedeutung).

Sagteſt du mir nicht,
Du liebteſt deine Mutter? — Du biſt Willens,
Ihr dieſen Brief zu zeigen?

(Karlos ſieht zur Erde und ſchweigt).

Karl, ich leſe
In deinen Mienen etwas — mir ganz neu —
Ganz fremd bis dieſen Augenblick. — Du wendeſt
Die Augen von mir? So iſt's wahr? — Ob ich
Denn wirklich recht geleſen? Laß doch ſehn —

(Karlos giebt ihm den Brief. Der Marquis zerreißt ihn).

Karlos.

Was, biſt du raſend?

(Mit gemäßigter Empfindlichkeit).

Wirklich — ich geſteh' es —
An dieſem Briefe lag mir viel.

Marquis.

So ſchien es.
Darum zerriß ich ihn.

(Der Marquis ruht mit einem durchdringenden Blick auf dem Prinzen, der ihn zweifelhaft anſieht. Langes Stillſchweigen).

Sprich doch — was haben
Entweihungen des königlichen Bettes
Mit Deiner — Deiner Liebe denn zu ſchaffen?

War Philipp dir gefährlich? Welches Band
Kann die verletzten Pflichten des Gemahls
Mit deinen kühnern Hoffnungen verknüpfen?
Hat er geſündigt, wo du liebſt? Nun freilich
Lern' ich dich faſſen. O wie ſchlecht hab' ich
Bis jetzt auf deine Liebe mich verſtanden!

Karlos.

Wie, Roderich? Was glaubſt du?

Marquis.

O ich fühle,
Wovon ich mich entwöhnen muß. Ja einſt,
Einſt war's ganz anders. Da warſt du ſo reich,
So warm, ſo reich! ein ganzer Weltkreis hatte
In deinem weiten Buſen Raum. Das Alles
Iſt nun dahin, von einer Leidenſchaft,
Von einem kleinen Eigennutz verſchlungen.
Dein Herz iſt ausgeſtorben. Keine Thräne
Dem ungeheuern Schickſal der Provinzen,
Nicht einmal eine Thräne mehr! — O Karl,
Wie arm biſt du, wie bettelarm geworden,
Seitdem du niemand liebſt als Dich!

Karlos

(wirft ſich in einen Seſſel. — Nach einer Pauſe mit kaum unterdrücktem Weinen).

Ich weiß,
Daß du mich nicht mehr achteſt.

Marquis.

Nicht ſo, Karl!
Ich kenne dieſe Aufwallung. Sie war
Verirrung lobenswürdiger Gefühle.
Die Königinn gehörte dir, war dir
Geraubt von dem Monarchen — doch bis jetzt
Mißtrauteſt du beſcheiden deinen Rechten.
Vielleicht war Philipp ihrer werth. Du wagteſt,
Nur leiſe noch, das Urtheil ganz zu ſprechen.
Der Brief entſchied. Der Würdigſte warſt Du.
Mit ſtolzer Freude ſahſt Du nun das Schickſal
Der Tyranney, des Raubes überwieſen.
Du jauchzteſt, der Beleidigte zu ſeyn;
Denn Unrecht leiden ſchmeichelt großen Seelen.
Doch hier verirrte deine Phantaſie,
Dein Stolz empfand Genugthuung — dein Herz
Verſprach ſich Hoffnung. Sieh, ich wußt' es wohl,
Du hatteſt diesmal ſelbſt Dich mißverſtanden.

Karlos (gerührt).

Nein, Roderich, du irreſt ſehr. Ich dachte
So edel nicht, bei weitem nicht, als du
Mich gerne glauben machen möchteſt.

Marquis.

Bin
Ich denn ſo wenig hier bekannt? Sieh, Karl,
Wenn Du verirreſt, ſuch' ich allemal
Die Tugend unter Hunderten zu rathen,

Die ich des Fehlers zeihen kann. Doch nun
Wir beſſer uns verſtehen, ſey's! Du ſollſt
Die Königinn jetzt ſprechen, mußt ſie ſprechen. —
Karlos (ihm um den Hals fallend).
O wie erröth' ich neben dir!
Marquis.
Du haſt
Mein Wort. Nun überlaß mir alles Andre.
Ein wilder, kühner, glücklicher Gedanke
Steigt auf in meiner Phantaſie. — Du ſollſt
Ihn hören, Karl, aus einem ſchönern Munde.
Ich dränge mich zur Königinn. Vielleicht
Daß morgen ſchon der Ausgang ſich erwieſen.
Bis dahin, Karl, vergiß nicht, daß, „ein Anſchlag,
Den höhere Vernunft gebar, das Leiden
Der Menſchheit drängt, zehntauſendmal vereitelt
Nie aufgegeben werden darf.“ — Hörſt du?
Erinnre dich an Flandern!
Karlos.
Alles, Alles,
Was Du und hohe Tugend mir gebieten.
Marquis (geht an ein Fenſter).
Die Zeit iſt um. Ich höre dein Gefolge.
(Sie umarmen ſich).
Jetzt wieder Kronprinz und Vaſall.
Karlos.
Du fährſt
Sogleich zur Stadt?

Marquis.

Sogleich.

Karlos.

Halt! noch ein Wort!
Wie leicht war das vergeſſen! — Eine Nachricht,
Die äußerſt wichtig: — „Briefe nach Brabant
Erbricht der König.“ Sey auf deiner Hut!
Die Poſt des Reichs, ich weiß es, hat geheime
Befehle. —

Marquis.

Wie erfuhrſt du das?

Karlos.

Don Raymond
Von Taxis iſt mein guter Freund.

Marquis (nach einigem Stillſchweigen).

Auch das!
So nehmen ſie den Umweg über Deutſchland!

(Sie gehen ab zu verſchiedenen Thüren).

Dritter Akt.

Das Schlafzimmer des Königs.

Erſter Auftritt.

Auf dem Nachttiſche zwey brennende Lichter. Im Hintergrunde des Zimmers einige Pagen auf den Knien, eingeſchlafen. Der König, von oben herab halb ausgekleidet, ſteht vor dem Tiſche, einen Arm über den Seſſel gebeugt, in einer nachdenkenden Stellung. Vor ihm liegt ein Medaillon und Papiere.

König.

Daß ſie ſonſt Schwärmerinn geweſen — wer
Kann's läugnen? Nie konnt' ich ihr Liebe geben,
Und dennoch — ſchien ſie Mangel je zu fühlen?
So iſt's erwieſen, ſie iſt falſch.

(Hier macht er eine Bewegung, die ihn zu ſich ſelbſt bringt. Er ſieht mit Befremdung auf).

Wo war ich?
Wacht denn hier Niemand, als der König? — Was?
Die Lichter ſchon herab gebrannt? doch nicht

Schon Tag? — Ich bin um meinen Schlummer. Nimm
Ihn für empfangen an, Natur. Ein König hat
Nicht Zeit, verlorne Nächte nachzuholen;
Jetzt bin ich wach und Tag ſoll ſeyn.

(Er löſcht die Lichter aus und öffnet eine Fenſtergardine. — Indem er auf und nieder geht, bemerkt er die ſchlafenden Knaben, und bleibt eine Zeitlang ſchweigend vor ihnen ſtehen; darauf zieht er die Glocke).

Schläft's irgend
Vielleicht in meinem Vorſaal auch?

Zweyter Auftritt.

Der König. Graf Lerma.

Lerma
(mit Beſtürzung, da er den König gewahr wird).

Befinden
Sich Ihre Majeſtät nicht wohl?

König.

Im linken
Schloßpavillon war Feuer. Hörtet ihr
Den Lermen nicht?

Lerma.

Nein, Ihre Majeſtät.

König.

Nein? Wie? Und alſo hätt' ich nur geträumt?

Das kann von Ohngefähr nicht kommen. Schläft
Auf jenem Flügel nicht die Königinn?

Lerma.

Ja, Ihre Majeſtät.

König

Der Traum erſchreckt mich.
Man ſoll die Wachen künftig dort verdoppeln,
Hört ihr? ſo bald es Abend wird — doch ganz,
Ganz insgeheim. — Ich will nicht haben, daß —
Ihr prüft mich mit den Augen?

Lerma.

Ich entdecke
Ein brennend Auge, das um Schlummer bittet.
Darf ich es wagen, Ihre Majeſtät
An ein koſtbares Leben zu erinnern,
An Völker zu erinnern, die die Spur
Durchwachter Nacht mit fürchtender Befremdung
In ſolchen Mienen leſen würden — Nur
Zwey kurze Morgenſtunden Schlaf —

König (mit zerſtörten Blicken).

Schlaf?
Schlaf find' ich in Eskurial. — So lange
Der König ſchläft, iſt er um ſeine Krone,
Der Mann um ſeines Weibes Herz — Nein! Nein!
Es iſt Verleumdung. — War es nicht ein Weib,
Ein Weib, das mir es flüſterte? Der Name
Des Weibes heißt Verleumdung. Das Verbrechen

Iſt nicht gewiß, bis mir's ein Mann bekräftigt.
(Zu den Pagen, welche ſich unterdeſſen ermuntert haben).
Ruft Herzog Alba!
(Pagen gehen).
Tretet näher, Graf!
Iſt's wahr?
(Er bleibt forſchend vor dem Grafen ſtehen).
O eines Pulſes Dauer nur
Allwiſſenheit! — Schwört mir, iſt's wahr? Ich bin
Betrogen? Bin ich's? Iſt es wahr?

Lerma.

Mein großer,
Mein beſter König. —

König (zurückfahrend).

König! König nur
Und wieder König! — Keine beſſ're Antwort,
Als leeren hohlen Wiederhall? Ich ſchlage
An dieſen Felſen und will Waſſer, Waſſer
Für meinen heißen Fieberdurſt — Er gibt
Mir glühend Gold.

Lerma.

Was wäre wahr, mein König?

König.

Nichts. Nichts. Verlaßt mich. Geht.
(Der Graf will ſich entfernen, er ruft ihn noch einmal zurück).
Ihr ſeyd vermählt?
Seyd Vater? Ja?

Lerma.

Ja, Ihre Majeſtät.

König.

Vermählt, und könnt' es wagen, eine Nacht,
Bey Eurem Herrn zu wachen? Euer Haar
Iſt ſilbergrau und ihr erröthet nicht,
An eures Weibes Redlichkeit zu glauben?
O geht nach Hauſe. Eben trefft ihr ſie
In eures Sohns blutſchänderiſcher Umarmung.
Glaubt eurem König, geht — Ihr ſteht beſtürzt?
Ihr ſeht mich mit Bedeutung an? — weil ich,
Ich ſelber etwa graue Haare trage?
Unglücklicher, beſinnt euch. Königinnen
Beflecken ihre Tugend nicht. Ihr ſeyd
Des Todes, wenn ihr zweifelt —

Lerma (mit Hitze).

Wer kann das?
In allen Staaten meines Königs, wer
Iſt frech genug, mit giftigem Verdacht
Die engelreine Tugend anzuhauchen?
Die beſte Königinn ſo tief —

König.

Die Beſte?
Und eure Beſte alſo auch? Sie hat
Sehr warme Freunde um mich her, find' ich.
Das muß ihr viel gekoſtet haben — mehr,

Als mir bekannt iſt, daß ſie geben kann.
Ihr ſeyd entlaſſen. Laßt den Herzog kommen.

Lerma.

Schon hör' ich ihn im Vorſaal —

(Im Begriff zu gehen).

König (mit gemildertem Tone).

Graf! — Was ihr
Vorhin bemerkt, iſt doch wol wahr geweſen.
Mein Kopf glüht von durchwachter Nacht. — Vergeſſt,
Was ich im wachen Traum geſprochen. Hört ihr?
Vergeſſt es. Ich bin euer gnäd'ger König.

(Er reicht ihm die Hand zum Kuße. Lerma geht, und öffnet dem Herzog von Alba die Thür).

Dritter Auftritt.

Der König und Herzog von Alba.

Alba

(nähert ſich dem Könige mit ungewiſſer Miene).

Ein mir ſo überraſchender Befehl —
Zu dieſer außerordentlichen Stunde?

(Er ſtutzt, wie er den König genauer betrachtet).

Und dieſer Anblick —

König

(hat ſich niedergeſetzt und das Medaillon auf dem Tiſche ergriffen. Er ſieht den Herzog eine lange Zeit ſtillſchweigend an).

Alſo wirklich wahr?
Ich habe keinen treuen Diener?

Alba (ſteht betreten ſtill).

Wie?

König.

Ich bin auf's tödtlichſte gekränkt — man weiß es,
Und Niemand, der mich warnte!

Alba (mit einem Blick des Erſtaunens).

Eine Kränkung,
Die meinem König gilt und meinem Aug'
Entging?

König (zeigt ihm die Briefe).

Erkennt ihr dieſe Hand?

Alba.

Es iſt
Don Karlos Hand. —

König.

(Pauſe, worin er den Herzog ſcharf beobachtet).

Vermuthet ihr noch nichts?
Ihr habt vor ſeinem Ehrgeiz mich gewarnt?
War's nur ſein Ehrgeiz, dieſer nur, wovor
Ich zittern ſollte?

Alba.

Ehrgeiz iſt ein großes —
Ein weites Wort, worin unendlich viel
Noch liegen kann.

König.

Und wißt ihr nichts beſonders
Mir zu entdecken?

Alba

(nach einigem Stillſchweigen mit verſchloſſener Miene).

Ihre Majeſtät
Vertrauten meiner Wachſamkeit das Reich.
Dem Reiche bin ich mein geheimſtes Wiſſen
Und meine Einſicht ſchuldig. Was ich ſonſt
Vermuthe, denke oder weiß, gehört
Mir eigen zu. Es ſind geheiligte
Beſitzungen, die der verkaufte Sklave,
Wie der Vaſall, den Königen der Erde
Zurückzuhalten Vorrecht hat — Nicht alles,
Was klar vor *meiner* Seele ſteht, iſt reif
Genug für meinen König. Will er doch
Befriedigt ſeyn, ſo muß ich bitten, nicht
Als Herr zu fragen.

König (gibt ihm die Briefe).

Leſ't.

Alba.

(lieſt und wendet ſich erſchrocken gegen den König).

Wer war
Der Raſende, dies unglückſel'ge Blatt
In meines Königs Hand zu geben?

König.

Was?
So wißt ihr, wen der Inhalt meint? — Der Name
Iſt, wie ich weiß, auf dem Papier vermieden.

Alba (betroffen zurücktretend).

Ich war zu ſchnell.

König.
Ihr wißt?

Alba (nach einigem Bedenken).
Es iſt heraus.
Mein Herr befiehlt — ich darf nicht mehr zurück —
Ich läugn' es nicht — ich kenne die Perſon.

König
(aufſtehend in einer ſchrecklichen Bewegung).
O einen neuen Tod hilf mir erdenken,
Der Rache fürchterlicher Gott! — So klar,
So weltbekannt, ſo laut iſt das Verſtändniß,
Daß man, des Forſchens Mühe überhoben,
Schon auf den erſten Blick es räth — Das iſt
Zu viel! Das hab' ich nicht gewußt! Das nicht!
Ich alſo bin der Letzte, der es findet!
Der Letzte durch mein ganzes Reich —

Alba (wirft ſich dem Könige zu Füßen).
Ja, ich bekenne
Mich ſchuldig, gnädigſter Monarch. Ich ſchäme
Mich einer feigen Klugheit, die mir da
Zu ſchweigen rieth, wo meines Königs Ehre,
Gerechtigkeit und Wahrheit laut genug
Zu reden mich beſtürmten — Weil doch Alles
Verſtummen will — weil die Bezauberung
Der Schönheit aller Männer Zungen bindet,
So ſey's gewagt, ich rede; weiß ich gleich,
Daß eines Sohns einſchmeichelnde Betheurung,

Daß die verführeriſchen Reizungen,
Die Thränen der Gemahlinn —

König (raſch und heftig).

Stehet auf.
Ihr habt mein königliches Wort — Steht auf.
Sprecht unerſchrocken.

Alba (aufſtehend).

Ihre Majeſtät
Beſinnen Sich vielleicht noch jenes Vorfalls
Im Garten zu Aranjuez. Sie fanden
Die Königinn von allen ihren Damen
Verlaſſen — mit zerſtörtem Blick — allein
In einer abgelegnen Laube.

König.

Ha!
Was werd' ich hören? Weiter!

Alba.

Die Marquiſinn
Von Mondekar ward aus dem Reich verbannt,
Weil ſie Großmuth genug beſaß, ſich ſchnell
Für ihre Königinn zu opfern — Jetzt
Sind wir berichtet — Die Marquiſinn hatte
Nicht mehr gethan, als ihr befohlen worden.
Der Prinz war dort geweſen.

König (ſchrecklich auffahrend).

Dort geweſen?
Doch alſo —

Alba.

Eines Mannes Spur im Sande,
Die von dem linken Eingang dieſer Laube
Nach einer Grotte ſich verlor, wo noch
Ein Schnupftuch lag, das der Infant vermiſſte,
Erweckte gleich Verdacht. Ein Gärtner hatte
Dem Prinzen dort begegnet, und das war,
Beynah' auf die Minute ausgerechnet,
Dieſelbe Zeit, wo Eure Majeſtät
Sich in der Laube zeigten.

König

(aus einem finſtern Nachſinnen zurückkommend).

Und ſie weinte,
Als ich Befremdung blicken ließ! Sie machte
Vor meinem ganzen Hofe mich erröthen!
Erröthen vor mir ſelbſt — Bey Gott! ich ſtand
Wie ein Gerichteter vor ihrer Tugend —

(Eine lange und tiefe Stille. Er ſetzt ſich nieder und verhüllt das Geſicht).

Ja, Herzog Alba — Ihr habt Recht — Das könnte
Zu etwas Schrecklichem mich führen — Laßt
Mich einen Augenblick allein.

Alba.

Mein König,
Selbſt das entſcheidet noch nicht ganz —

König (nach den Papieren greifend).

Auch das nicht?

Und das? Und wieder das? Und dieſer laute
Zuſammenklang verdammender Beweiſe?
O es iſt klarer als das Licht — Was ich
Schon lange Zeit voraus gewußt — Der Frevel
Begann da ſchon, als ich von euern Händen
Sie in Madrid zuerſt empfing — Noch ſeh' ich
Mit dieſem Blick des Schreckens, geiſterbleich,
Auf meinen grauen Haaren ſie verweilen.
Da fing es an, das falſche Spiel!

Alba.

Dem Prinzen
Starb eine Braut in ſeiner jungen Mutter.
Schon hatten ſie mit Wünſchen ſich gewiegt,
In feurigen Empfindungen verſtanden,
Die ihr der neue Stand verbot. Die Furcht
War ſchon beſiegt, die Furcht, die ſonſt das erſte
Geſtändniß zu begleiten pflegt, und kühner
Sprach die Verführung in vertrauten Bildern
Erlaubter Rückerinnerung. Verſchwiſtert
Durch Harmonie der Meinung und der Jahre,
Durch gleichen Zwang erzürnt, gehorchten ſie
Den Wallungen der Leidenſchaft ſo dreiſter.
Die Politik griff ihrer Neigung vor;
Iſt es zu glauben, mein Monarch, daß ſie
Dem Staatsrath dieſe Vollmacht zuerkannte?
Daß ſie die Lüſternheit bezwang, die Wahl
Des Kabinets aufmerkſamer zu prüfen?

Sie war gefaſſt auf Liebe, und empfing —
Ein Diadem —

König (beleidigt und mit Bitterkeit).
Ihr unterſcheidet ſehr —
Sehr weiſe, Herzog — Ich bewundre eure
Beredſamkeit. Ich dank' euch.
(Aufſtehend, kalt und ſtolz).
Ihr habt Recht!
Die Königinn hat ſehr gefehlt, mir Briefe
Von dieſem Inhalt zu verbergen — mir
Die ſtrafbare Erſcheinung des Infanten
Im Garten zu verheimlichen. Sie hat
Aus falſcher Großmuth ſehr gefehlt. Ich werde
Sie zu beſtrafen wiſſen.
(Er zieht die Glocke).
Wer iſt ſonſt
Im Vorſaal? — Euer, Herzog Alba,
Bedarf ich nicht mehr. Tretet ab.

Alba.
Sollt' ich
Durch meinen Eifer Eurer Majeſtät
Zum zweyten Mal mißfallen haben?

König (zu einem Pagen, der herein tritt).
Laſſt
Domingo kommen.
(Der Page geht ab).
Ich vergeb' es euch,

Daß ihr beynahe zwey Minuten lang
Mich ein Verbrechen hättet fürchten laſſen,
Das gegen Euch begangen werden kann.
(Alba entfernt ſich).

Vierter Auftritt.

Der König. Domingo.

Der König
(geht einigemal auf und ab, ſich zu ſammeln).

Domingo
(tritt einige Minuten nach dem Herzog herein, nähert ſich dem Könige, den er eine Zeitlang mit feyerlicher Stille betrachtet).

Wie froh erſtaun' ich, Eure Majeſtät
So ruhig, ſo gefaßt zu ſehn.

König.
Erſtaunt ihr? —

Domingo.
Der Vorſicht ſey's gedankt, daß meine Furcht
Doch alſo nicht gegründet war! Nun darf
Ich um ſo eher hoffen.

König.
Eure Furcht?
Was war zu fürchten?

Domingo.
Ihre Majeſtät,

Ich darf nicht bergen, daß ich allbereits
Um ein Geheimniß weiß —

König (finſter).

Hab' ich denn ſchon
Den Wunſch geäußert, es mit euch zu theilen?
Wer kam ſo unberufen mir zuvor?
Sehr kühn, bey meiner Ehre!

Domingo.

Mein Monarch!
Der Ort, der Anlaß, wo ich es erfahren,
Das Siegel, unter dem ich es erfahren,
Spricht wenigſtens von dieſer Schuld mich frey.
Am Beichtſtuhl ward es mir vertraut — vertraut
Als Miſſethat, die das empfindliche
Gewiſſen der Entdeckerinn belaſtet,
Und Gnade bey dem Himmel ſucht. Zu ſpät
Beweint die Fürſtinn eine That, von der
Sie Urſach hat die fürchterlichſten Folgen
Für ihre Königinn zu ahnen.

König.

Wirklich?
Das gute Herz! — Ihr habt ganz recht vermuthet,
Weswegen ich euch rufen ließ. Ihr ſollt
Aus dieſem dunkeln Labyrinth mich führen,
Worein ein blinder Eifer mich geworfen.
Von Euch erwart' ich Wahrheit. Redet offen

Mit mir. Was ſoll ich glauben, was beſchließen?
Von eurem Amte ford' ich Wahrheit.

Domingo.

Sire,
Wenn meines Standes Mildigkeit mir auch
Der Schonung ſüße Pflicht nicht auferlegte,
Doch würd' ich Eure Majeſtät beſchwören,
Um Ihrer Ruhe willen Sie beſchwören,
Bey dem Entdecken ſtill zu ſtehn — das Forſchen
In ein Geheimniß ewig aufzugeben,
Das niemals freudig ſich entwickeln kann.
Was jetzt bekannt iſt, kann vergeben werden.
Ein Wort des Königs — und die Königinn
Hat nie gefehlt. Der Wille des Monarchen
Verleiht die Tugend wie das Glück — und nur
Die immer gleiche Ruhe meines Königs
Kann die Gerüchte mächtig niederſchlagen,
Die ſich die Läſterung erlaubt.

König.

Gerüchte?
Von mir, und unter meinem Volke?

Domingo.

Lügen!
Verdammenswerthe Lügen! Ich beſchwör' es.
Doch freylich gibt es Fälle, wo der Glaube
Des Volks, und wär' er noch ſo unerwieſen,
Bedeutend wie die Wahrheit wird.

König.
Bey Gott!
Und hier gerade wär' es —

Domingo.
Guter Name
Iſt das koſtbare, einz'ge Gut, um welches
Die Königinn mit einem Bürgerweibe
Wetteifern muß —

König.
Für den doch, will ich hoffen,
Hier nicht gezittert werden ſoll?
(Er ruht mit ungewiſſem Blick auf Domingo. Nach einigem Stillſchweigen).
Kaplan,
Ich ſoll noch etwas Schlimmes von euch hören.
Verſchiebt es nicht. Schon lange leſ' ich es
In dieſem Unglück bringenden Geſichte.
Heraus damit! Sey's was es wolle! Laßt
Nicht länger mich auf dieſer Folter beben.
Was glaubt das Volk?

Domingo.
Noch einmal, Sire, das Volk
Kann irren — und es irrt gewiß. Was es
Behauptet, darf den König nicht erſchüttern —
Nur — *daß* es ſo weit ſchon ſich wagen durfte,
Dergleichen zu behaupten —

König.

Was? Muß ich
So lang' um einen Tropfen Gift euch bitten?

Domingo.

Das Volk denkt an den Monat noch zurück,
Der Eure königliche Majeſtät
Dem Tode nahe brachte — Dreyßig Wochen
Nach dieſem lieſt es von der glücklichen
Entbindung —

(Der König ſteht auf und zieht die Glocke. Herzog von Alba tritt herein. Domingo betroffen).

Ich erſtaune, Sire!

König (dem Herzog Alba entgegen gehend).

Toledo!
Ihr ſeyd ein Mann. Schützt mich vor dieſem Prieſter!

Domingo.

(Er und Herzog Alba geben ſich verlegene Blicke. Nach einer Pauſe).

Wenn wir voraus es hätten wiſſen können,
Daß dieſe Nachricht an dem Ueberbringer
Geahndet werden ſollte —

König.

Baſtart, ſagt ihr?
Ich war, ſagt ihr, vom Tode kaum erſtanden,
Als ſie ſich Mutter fühlte? — Wie? Das war
Ja damals, wenn ich anders mich nicht irre,
Als ihr den heiligen Dominikus

In allen Kirchen für das hohe Wunder lobtet,
Das er an mir gewirkt? — Was damals Wunder
Geweſen, iſt es jetzt nicht mehr? So habt
Ihr damals, oder heute mir gelogen.
An was verlangt ihr, daß ich glauben ſoll?
O ich durchſchau' euch. Wäre das Komplott
Schon damals reif geweſen — ja, dann war
Der Heilige um ſeinen Ruhm.

Alba.

Komplott!

König.

Ihr ſolltet
Mit dieſer beyſpielloſen Harmonie
Jetzt in derſelben Meinung euch begegnen,
Und doch nicht einverſtanden ſeyn? Mich wollt
Ihr das bereden? Mich? Ich ſoll vielleicht
Nicht wahrgenommen haben, wie erpicht
Und gierig ihr auf euern Raub euch ſtürztet?
Mit welcher Wolluſt ihr an meinem Schmerz,
An meines Zornes Wallung euch geweidet?
Nicht merken ſoll ich, wie voll Eifer dort
Der Herzog brennt, der Gunſt zuvorzueilen,
Die meinem Sohn beſchieden war? Wie gern
Der fromme Mann hier ſeinen kleinen Groll
Mit meines Zornes Rieſenarm bewehrte?
Ich bin der Bogen, bildet ihr euch ein,
Den man nur ſpannen dürfe nach Gefallen? —

Noch hab' ich meinen Willen auch — und wenn
Ich zweifeln ſoll, ſo laßt mich wenigſtens
Bey euch den Anfang machen.

Alba.

Dieſe Deutung
Hat unſre Treue nicht erwartet.

König.

Treue!
Die Treue warnt vor drohenden Verbrechen,
Die Rachgier ſpricht von den begangenen.
Laßt hören! Was gewann ich denn durch eure
Dienſtfertigkeit? — Iſt, was ihr vorgebt, wahr;
Was bleibt mir übrig als der Trennung Wunde?
Der Rache trauriger Triumph? — Doch nein,
Ihr fürchtet nur; ihr gebt mir ſchwankende
Vermuthungen — Am Abſturz einer Hölle
Laßt ihr mich ſtehen und entflieht.

Domingo.

Sind andre
Beweiſe möglich, wo das Auge ſelbſt
Nicht überwieſen werden kann?

König

(nach einer großen Pauſe ernſt und feierlich zu Domingo ſich wendend).

Ich will
Die Großen meines Königreichs verſammeln,
Und ſelber zu Gerichte ſitzen. Tretet

Heraus vor allen — habt ihr Muth — und klaget
Als eine Buhlerinn ſie an! — Sie ſoll
Des Todes ſterben — ohne Rettung — ſie
Und der Infant ſoll ſterben — aber — merkt euch!
Kann ſie ſich reinigen — Ihr ſelbſt! Wollt ihr
Die Wahrheit durch ein ſolches Opfer ehren?
Entſchließet euch. Ihr wollt nicht? Ihr verſtummt!
Ihr wollt nicht? — Das iſt eines Lügners Eifer.

Alba

(der ſtillſchweigend in der Ferne geſtanden, kalt und ruhig).

Ich will es.

König

(dreht ſich erſtaunt um, und ſieht den Herzog eine Zeit lang ſtarr an).

Das iſt kühn! Doch mir fällt ein,
Daß Ihr in ſcharfen Schlachten euer Leben
An etwas weit Geringeres gewagt —
Mit eines Würfelſpielers Leichtſinn für
Des Ruhmes Unding es gewagt — Und was
Iſt Euch das Leben? — Königliches Blut
Geb' ich dem Raſenden nicht Preis, der nichts
Zu hoffen hat, als ein geringes Daſeyn
Erhaben aufzugeben — Euer Opfer
Verwerf' ich. Geht — Geht, und im Audienzſaal
Erwartet meine weiteren Befehle.

(Beide gehen ab).

Fünfter Auftritt.

Der König, allein.

Jetzt gib mir einen Menſchen, gute Vorſicht —
Du haſt mir viel gegeben. Schenke mir
Jetzt einen Menſchen. Du — du biſt's allein:
Denn deine Augen prüfen das Verborgne.
Ich bitte dich um einen Freund, denn ich
Bin nicht, wie du, allwiſſend. Die Gehülfen,
Die du mir zugeordnet haſt, was ſie
Mir ſind, weißt du. Was ſie verdienen, haben
Sie mir gegolten. Ihre zahmen Laſter,
Beherrſcht vom Zaume, dienen meinen Zwecken,
Wie deine Wetter reinigen die Welt.
Ich brauche Wahrheit — Ihre ſtille Quelle
Im dunkeln Schutt des Irrthums aufzugraben,
Iſt nicht das Loos der Könige. Gib mir
Den ſeltnen Mann mit reinem, offnem Herzen,
Mit hellem Geiſt und unbefangnen Augen,
Der mir ſie finden helfen kann — ich ſchütte
Die Loſe auf; laß unter Tauſenden,
Die um der Hoheit Sonnenſcheibe flattern,
Den Einzigen mich finden.

(Er öffnet eine Schatulle, und nimmt eine Schreibtafel heraus. Nachdem er eine Zeitlang darin geblättert).

Bloße Namen —
Nur Namen ſtehen hier, und nicht einmal
Erwähnung des Verdienſts, dem ſie den Plaz

Auf dieſer Tafel danken — und was iſt
Vergeßlicher als Dankbarkeit? Doch hier
Auf dieſer andern Tafel leſ' ich jede
Vergehung pünktlich beygeſchrieben. Wie?
Das iſt nicht gut. Braucht etwa das Gedächtniß
Der Rache dieſer Hülfe noch?
(Lieſt weiter).
Graf Egmont?
Was will der hier? — Der Sieg bey Saint Quentin
War längſt verwirkt. Ich werf' ihn zu den Todten.
(Er löſcht dieſen Namen aus, und ſchreibt ihn auf die andre Tafel. Nachdem er weiter geleſen).
Marquis von Poſa? — Poſa? — Poſa? Kann
Ich dieſes Menſchen mich doch kaum beſinnen!
Und zweyfach angeſtrichen — ein Beweis,
Daß ich zu großen Zwecken ihn beſtimmte!
Und war es möglich? dieſer Menſch entzog
Sich meiner Gegenwart bis jetzt? vermied
Die Augen ſeines königlichen Schuldners?
Bey Gott! im ganzen Umkreis meiner Staaten
Der einz'ge Menſch, der meiner nicht bedarf!
Beſäß' er Habſucht oder Ehrbegierde,
Er wäre längſt vor meinem Thron erſchienen.
Wag' ich's mit dieſem Sonderling? Wer mich
Entbehren kann, wird Wahrheit für mich haben.
(Er geht ab).

Sechster Auftritt.

Der Audienzſaal.

Don Karlos im Geſpräch mit dem Prinzen von Parma. Die Herzoge von Alba, Feria, und Medina Sidonia. Graf von Lerma, und noch andere Granden mit Schriften in der Hand. Alle den König erwartend.

Medina Sidonia

(von allen Umſtehenden ſichtbar vermieden, wendet ſich zum Herzog von Alba, der allein und in ſich gekehrt auf- und abgeht).

Sie haben ja den Herrn geſprochen, Herzog. —
Wie fanden Sie ihn aufgelegt?

Alba.

Sehr übel
Für Sie und Ihre Zeitungen.

Medina Sidonia.

Im Feuer
Des Engliſchen Geſchützes war mir's leichter,
Als hier auf dieſem Pflaſter.

(Karlos, der mit ſtiller Theilnahme auf ihn geblickt hat, nähert ſich ihm jetzt, und drückt ihm die Hand).

Warmen Dank
Für dieſe großmuthsvolle Thräne, Prinz.
Sie ſehen, wie mich Alles flieht. Nun iſt
Mein Untergang beſchloſſen.

Karlos.

Hoffen Sie

Das Beſte, Freund, von meines Vaters Gnade
Und Ihrer Unſchuld.

Medina Sidonia.

Ich verlor ihm eine Flotte,
Wie keine noch im Meer erſchien — Was iſt
Ein Kopf wie dieſer gegen ſiebzig
Verſunkne Gallionen? — Aber Prinz —
Fünf Söhne, hoffnungsvoll wie Sie — das bricht
Mein Herz —

Siebenter Auftritt.

Der König kommt angekleidet heraus. **Die Vorigen.** Alle nehmen die Hüte ab und weichen zu beiden Seiten aus, indem ſie einen halben Kreis um ihn bilden. Stillſchweigen.

König

(den ganzen Kreis flüchtig durchſchauend).

Bedeckt euch!

(Don Karlos und der Prinz von Parma nähern ſich zuerſt, und küſſen dem Könige die Hand. Er wendet ſich mit einiger Freundlichkeit zu dem letztern, ohne ſeinen Sohn bemerken zu wollen).

Eure Mutter, Neffe,
Will wiſſen, wie man in Madrid mit euch
Zufrieden ſey.

Parma.

Das frage ſie nicht eher,
Als nach dem Ausgang meiner erſten Schlacht.

König.

Gebt euch zufrieden. Auch an euch wird einſt
Die Reihe ſeyn, wenn dieſe Stämme brechen.
(Zum Herzog von Feria).
Was bringt ihr mir?

Feria

(ein Knie vor dem Könige beugend).
Der Großkomthur des Ordens
Von Calatrava ſtarb an dieſem Morgen.
Hier folgt ſein Ritterkreuz zurück.

König

(nimmt den Orden, und ſieht im ganzen Zirkel herum).
Wer wird
Nach ihm am würdigſten ihn tragen?
(Er winkt Alba zu ſich, welcher ſich vor ihm auf ein Knie niederläßt, und hängt ihm den Orden um).
Herzog,
Ihr ſeyd mein erſter Feldherr — ſeyd nie *mehr*,
So wird euch meine Gnade niemals fehlen.
(Er wird den Herzog von Medina Sidonia gewahr).
Sieh da! mein Admiral!

Medina Sidonia

(nähert ſich wankend, und kniet vor dem Könige nieder, mit geſenktem Haupt).
Das, großer König,
Iſt Alles, was ich von der Span'ſchen Jugend
Und der Armada wiederbringe.

König
(Nach einem langen Stillſchweigen).
Gott
Iſt über mir — Ich habe gegen Menſchen,
Nicht gegen Sturm und Klippen Sie geſendet —
Seyd mir willkommen in Madrid.
(Er reicht ihm die Hand zum Kuſſe).
Und Dank,
Daß ihr in euch mir einen würd'gen Diener
Erhalten habt! — Für dieſen, meine Granden,
Erkenn' ich ihn, will ich erkannt ihn wiſſen.
(Er gibt ihm einen Wink aufzuſtehen und ſich zu bedecken — dann wendet er ſich gegen die Andern).
Was gibt es noch?
(Zu Don Karlos und dem Prinzen von Parma).
Ich dank' euch, meine Prinzen.
(Dieſe treten ab. Die noch übrigen Granden nähern ſich, und überreichen dem Könige kniend ihre Papiere. Er durchſieht ſie flüchtig und reicht ſie dem Herzog von Alba).
Legt das im Kabinet mir vor — Bin ich zu Ende?
(Niemand antwortet) —
Wie kommt es denn, daß unter meinen Granden
Sich nie ein Marquis Poſa zeigt? Ich weiß
Recht gut, daß dieſer Marquis Poſa mir
Mit Ruhm gedient. Er lebt vielleicht nicht mehr?
Warum erſcheint er nicht?

Lerma.
Der Chevalier

Iſt kürzlich erſt von Reiſen angelangt,
Die er durch ganz Europa unternommen.
So eben iſt er in Madrid, und wartet
Nur auf den öffentlichen Tag, ſich zu
Den Füßen ſeines Oberherrn zu werfen.

Alba.

Marquis von Poſa? — Recht! das iſt der kühne
Maltheſer, Ihre Majeſtät, von dem
Der Ruf die ſchwärmeriſche That erzählte.
Als auf des Ordensmeiſters Aufgebot
Die Ritter ſich auf ihrer Inſel ſtellten,
Die Solimann belagern ließ, verſchwand
Auf einmal von Alkala's hoher Schule
Der achtzehnjähr'ge Jüngling. Ungerufen
Stand er vor la Valette. „Man kaufte mir
Das Kreuz,“ ſagt' er: „ich will es jetzt verdienen.“
Von jenen vierzig Rittern war er einer,
Die gegen Piali, Ulucciali,
Und Muſtapha und Haſſem das Kaſtell
Sankt Elmo in drey wiederholten Stürmen
Am hohen Mittag hielten. Als es endlich
Erſtiegen ward, und um ihn alle Ritter
Gefallen, wirft er ſich ins Meer und kommt
Allein erhalten an bey la Valette.
Zwey Monate darauf verläßt der Feind
Die Inſel, und der Ritter kommt zurück,
Die angefangnen Studien zu enden.

Feria.

Und dieſer Marquis Poſa war es auch,
Der nachher die berüchtigte Verſchwörung
In Catalonien entdeckt, und bloß
Durch ſeine Fertigkeit allein der Krone
Die wichtigſte Provinz erhielt.

König.

Ich bin
Erſtaunt — Was iſt das für ein Menſch, der das
Gethan, und unter dreyen, die ich frage,
Nicht einen einz'gen Neider hat? — Gewiß!
Der Menſch beſitzt den ungewöhnlichſten
Charakter oder keinen — Wunders wegen
Muß ich ihn ſprechen.
(Zum Herzog von Alba).
Nach gehörter Meſſe
Bringt ihn in's Kabinet zu mir.
(Der Herzog geht ab. Der König ruft Feria).
Und Ihr
Nehmt meine Stelle im geheimen Rathe.
(Er geht ab).

Feria.

Der Herr iſt heut ſehr gnädig.

Medina Sidonia.

Sagen Sie:
Er iſt ein Gott! — Er iſt es mir geweſen.

Feria.

Wie ſehr verdienen Sie Ihr Glück! Ich nehme
Den wärmſten Antheil, Admiral.

Einer von den Granden.

Auch ich.

Ein Zweyter.

Ich wahrlich auch.

Ein Dritter.

Das Herz hat mir geſchlagen.
Ein ſo verdienter General!

Der Erſte.

Der König
War gegen Sie nicht gnädig — nur gerecht.

Lerma (im Abgehen zu Medina Sidonia).

Wie reich ſind Sie auf einmal durch zwey Worte!

(Alle gehen ab).

Achter Auftritt.

Das Kabinet des Königs.

Marquis von Poſa und Herzog von Alba.

Marquis (im Hereintreten).

Mich will er haben? Mich? — Das kann nicht ſeyn.
Sie irren Sich im Namen — Und was will
Er denn von mir?

Alba.

Er will Sie kennen lernen.

Marquis.

Der bloßen Neugier wegen — O dann Schade
Um den verlornen Augenblick — Das Leben
Iſt ſo erſtaunlich ſchnell dahin.

Alba.

Ich übergebe
Sie Ihrem guten Stern. Der König iſt
In Ihren Händen. Nützen Sie, ſo gut
Sie können, dieſen Augenblick, und Sich,
Sich ſelber ſchreiben Sie es zu, geht er
Verloren.

(Er entfernt ſich).

Neunter Auftritt.

Der Marquis allein.

Wohl geſprochen, Herzog. Nützen
Muß man den Augenblick, der Einmal nur
Sich bietet. Wahrlich dieſer Höfling gibt
Mir eine gute Lehre — wenn auch nicht
In ſeinem Sinne gut, doch in dem meinen.

(Nach einigem Auf- und Niedergehen).

Wie komm' ich aber hieher? — Eigenſinn

Des launenhaften Zufalls wär' es nur,
Was mir mein Bild in dieſen Spiegeln zeigt?
Aus einer Million gerade mich,
Den Unwahrſcheinlichſten, ergriff und im
Gedächtniſſe des Königs auferweckte?
Ein Zufall nur? Vielleicht auch mehr — Und was
Iſt Zufall anders, als der rohe Stein,
Der Leben annimmt unter Bildners Hand?
Den Zufall gibt die Vorſehung — Zum Zwecke
Muß ihn der Menſch geſtalten — Was der König
Mit mir auch wollen mag, gleich viel! — Ich weiß,
Was ich — ich mit dem König ſoll — Und wär's
Auch eine Feuerflocke Wahrheit nur,
In des Deſpoten Seele kühn geworfen —
Wie fruchtbar in der Vorſicht Hand! So könnte,
Was erſt ſo grillenhaft mir ſchien, ſehr zweckvoll
Und ſehr beſonnen ſeyn. Seyn oder nicht —
Gleich viel! In dieſem Glauben will ich handeln.

(Er macht einige Gänge durch das Zimmer, und bleibt endlich in ruhiger Betrachtung vor einem Gemählde ſtehen. Der König erſcheint in dem angrenzenden Zimmer, wo er einige Befehle gibt. Alsdann tritt er herein, ſteht an der Thüre ſtill, und ſieht dem Marquis eine Zeitlang zu, ohne von ihm bemerkt zu werden).

Zehnter Auftritt.

Der König und Marquis von Poſa.

(Dieſer geht dem König, ſobald er ihn gewahr wird, entgegen, und läßt ſich vor ihm auf ein Knie nieder, ſteht auf und bleibt ohne Zeichen der Verwirrung vor ihm ſtehen).

König

(betrachtet ihn mit einem Blick der Verwunderung).

Mich ſchon geſprochen alſo?

Marquis.

Nein.

König.

Ihr machtet
Um meine Krone euch verdient. Warum
Entziehet ihr euch meinem Dank? In meinem
Gedächtniß drängen ſich der Menſchen viel.
Allwiſſend iſt nur einer. Euch kam's zu,
Das Auge eures Königes zu ſuchen.
Weswegen thatet ihr das nicht?

Marquis.

Es ſind
Zwey Tage, Sire, daß ich ins Königreich
Zurück gekommen.

König.

Ich bin nicht geſonnen,
In meiner Diener Schuld zu ſtehn — Erbittet
Euch eine Gnade!

Marquis.
Ich genieße die Geſetze.
König.
Dies Recht hat auch der Mörder.
Marquis.
Wie viel mehr
Der gute Bürger! — Sire, ich bin zufrieden.
König (für ſich).
Viel Selbſtgefühl und kühner Muth, bey Gott!
Doch das war zu erwarten — Stolz will ich
Den Spanier. Ich mag es gerne leiden,
Wenn auch der Becher überſchäumt — Ihr tratet
Aus meinen Dienſten, hör' ich?
Marquis.
Einem Beſſern
Den Platz zu räumen, zog ich mich zurück.
König.
Das thut mir leid. Wenn ſolche Köpfe feiern,
Wie viel Verluſt für meinen Staat — Vielleicht
Befürchtet ihr, die Sphäre zu verfehlen,
Die eures Geiſtes würdig iſt.
Marquis.
O nein!
Ich bin gewiß, daß der erfahrne Kenner,
In Menſchenſeelen, ſeinem Stoff, geübt,
Beym erſten Blicke wird geleſen haben,
Was ich ihm taugen kann, was nicht. Ich fühle

Mit demuthsvoller Dankbarkeit die Gnade,
Die Eure königliche Majeſtät
Durch dieſe ſtolze Meinung auf mich häufen;
Doch —
(Er hält inne).

König.

Ihr bedenket euch?

Marquis.

Ich bin — ich muß
Geſtehen, Sire — ſogleich nicht vorbereitet,
Was ich als Bürger dieſer Welt gedacht,
In Worte Ihres Unterthans zu kleiden. —
Denn damals, Sire, als ich auf immer mit
Der Krone aufgehoben, glaubt' ich mich
Auch der Nothwendigkeit entbunden, ihr
Von dieſem Schritte Gründe anzugeben.

König.

So ſchwach ſind dieſe Gründe? Fürchtet ihr
Dabey zu wagen?

Marquis.

Wenn ich Zeit gewinne,
Sie zu erſchöpfen, Sire — mein Leben höchſtens.
Die Wahrheit aber ſetz' ich aus, wenn Sie
Mir dieſe Gunſt verweigern. Zwiſchen Ihrer
Ungnade und Geringſchätzung iſt mir
Die Wahl gelaſſen — Muß ich mich entſcheiden,

So will ich ein Verbrecher lieber als
Ein Thor von Ihren Augen gehen.

König (mit erwartender Miene).

Nun?

Marquis.

— Ich kann nicht Fürſtendiener ſeyn.

(Der König ſieht ihn mit Erſtaunen an).

Ich will
Den Käufer nicht betrügen, Sire. — Wenn Sie
Mich anzuſtellen würdigen, ſo wollen
Sie nur die vorgewog'ne That. Sie wollen
Nur meinen Arm und meinen Muth im Felde,
Nur meinen Kopf im Rath. Nicht meine Thaten,
Der Beyfall, den ſie finden an dem Thron,
Soll meiner Thaten Endzweck ſeyn. Mir aber,
Mir hat die Tugend eignen Werth. Das Glück,
Das der Monarch mit meinen Händen pflanzte,
Erſchüf' ich ſelbſt, und Freude wäre mir
Und eigne Wahl, was mir nur Pflicht ſeyn ſollte.
Und iſt das Ihre Meinung? Können Sie
In Ihrer Schöpfung fremde Schöpfer dulden?
Ich aber ſoll zum Meißel mich erniedern,
Wo ich der Künſtler könnte ſeyn? — Ich liebe
Die Menſchheit, und in Monarchien darf
Ich niemand lieben als mich ſelbſt.

König.

Dies Feuer

Iſt lobenswerth. Ihr möchtet Gutes ſtiften.
Wie ihr es ſtiftet, kann dem Patrioten,
Dem Weiſen gleich viel heißen. Suchet euch
Den Poſten aus in meinen Königreichen,
Der euch berechtigt, dieſem edeln Triebe
Genug zu thun.

Marquis.

Ich finde keinen.

König.

Wie?

Marquis.

Was Eure Majeſtät durch meine Hand
Verbreiten — iſt das Menſchenglück? — Iſt das
Daſſelbe Glück, das meine reine Liebe
Den Menſchen gönnt? — Vor dieſem Glücke würde
Die Majeſtät erzittern — Nein! Ein neues
Erſchuf der Krone Politik — ein Glück,
Das *ſie* noch reich genug iſt auszutheilen,
Und in dem Menſchenherzen neue Triebe,
Die ſich von dieſem Glücke ſtillen laſſen.
In ihren Münzen läßt ſie Wahrheit ſchlagen,
Die Wahrheit, die ſie dulden kann. Verworfen
Sind alle Stempel, die nicht dieſem gleichen.
Doch was der Krone frommen kann — iſt das
Auch mir genug? Darf meine Bruderliebe
Sich zur Verkürzung meines Bruders borgen?
Weiß ich ihn glücklich — eh' er denken darf?

Mich wählen Sie nicht, Sire, Glückſeligkeit,
Die Sie uns prägen, auszuſtreun. Ich muß
Mich weigern, dieſe Stempel auszugeben. —
Ich kann nicht Fürſtendiener ſeyn.

König (etwas raſch).

Ihr ſeyd
Ein Proteſtant.

Marquis (nach einigem Bedenken).

Ihr Glaube, Sire, iſt auch
Der meinige.

(Nach einer Pauſe).

Ich werde mißverſtanden.
Das war es, was ich fürchtete. Sie ſehn
Von den Geheimniſſen der Majeſtät
Durch meine Hand den Schleyer weggezogen.
Wer ſichert Sie, daß mir noch heilig heiße,
Was mich zu ſchrecken aufgehört? Ich bin
Gefährlich, weil ich über mich gedacht. —
Ich bin es nicht, mein König. Meine Wünſche
Verweſen hier.

(Die Hand auf die Bruſt gelegt).

Die lächerliche Wuth
Der Neuerung, die nur der Ketten Laſt,
Die ſie nicht ganz zerbrechen kann, vergrößert,
Wird mein Blut nie erhitzen. Das Jahrhundert
Iſt meinem Ideal nicht reif. Ich lebe
Ein Bürger derer, welche kommen werden.

Kann ein Gemählde Ihre Ruhe trüben? —
Ihr Athem löſcht es aus.

König.

Bin ich der erſte,
Der euch von dieſer Seite kennt?

Marquis.

Von dieſer —
Ja!

König

(ſteht auf, macht einige Schritte und bleibt dem Marquis gegenüber ſtehen. Für ſich).

Neu zum wenigſten iſt dieſer Ton!
Die Schmeicheley erſchöpft ſich. Nachzuahmen
Erniedrigt einen Mann von Kopf. — Auch einmal
Die Probe von dem Gegentheil. Warum nicht?
Das Ueberraſchende macht Glück. — Wenn ihr
Es ſo verſtehet, gut, ſo will ich mich
Auf eine neue Kronbedienung richten —
Den ſtarken Geiſt —

Marquis.

Ich höre, Sire, wie klein,
Wie niedrig Sie von Menſchenwürde denken,
Selbſt in des freien Mannes Sprache nur
Den Kunſtgriff eines Schmeichlers ſehen, und
Mir däucht, ich weiß, wer Sie dazu berechtigt.
Die Menſchen zwangen Sie dazu; die haben
Freywillig ihres Adels ſich begeben,

Freywillig ſich auf dieſe niedre Stufe
Herab geſtellt. Erſchrocken fliehen ſie
Vor dem Geſpenſte ihrer innern Größe,
Gefallen ſich in ihrer Armuth, ſchmücken
Mit feiger Weisheit ihre Ketten aus,
Und Tugend nennt man, ſie mit Anſtand tragen.
So überkamen Sie die Welt. So ward
Sie Ihrem großen Vater überliefert.
Wie könnten Sie in dieſer traurigen
Verſtümmlung — Menſchen ehren?

König.

Etwas Wahres
Find' ich in dieſen Worten.

Marquis.

Aber Schade!
Da Sie den Menſchen aus des Schöpfers Hand
In Ihrer Hände Werk verwandelten,
Und dieſer neugegoſſnen Kreatur
Zum Gott Sich gaben — da verſahen Sie's
In etwas nur: Sie blieben ſelbſt noch Menſch —
Menſch aus des Schöpfers Hand. Sie fuhren fort
Als Sterblicher zu leiden, zu begehren;
Sie brauchen Mitgefühl — und einem Gott
Kann man nur opfern — zittern — zu ihm beten!
Bereuenswerther Tauſch! Unſelige
Verdrehung der Natur! — Da Sie den Menſchen

Zu ihrem Saitenſpiel herunterſtürzten,
Wer theilt mit Ihnen Harmonie?

König.

(Bey Gott,
Er greift in meine Seele!)

Marquis.

Aber Ihnen
Bedeutet dieſes Opfer nichts. Dafür
Sind Sie auch einzig — Ihre eigne Gattung —
Um dieſen Preis ſind Sie ein Gott. — Und ſchrecklich,
Wenn das **nicht** wäre — wenn für dieſen Preis,
Für das zertretne Glück von Millionen,
Sie nichts gewonnen hätten! wenn die Freyheit,
Die Sie vernichteten, das Einz'ge wäre,
Das Ihre Wünſche reifen kann? — Ich bitte
Mich zu entlaſſen, Sire. Mein Gegenſtand
Reißt mich dahin. Mein Herz iſt voll — der Reiz
Zu mächtig, vor dem Einzigen zu ſtehen,
Dem ich es öffnen möchte.

(Der Graf von Lerma tritt herein und ſpricht einige Worte leiſe mit dem Könige. Dieſer gibt ihm einen Wink, ſich zu entfernen, und bleibt in ſeiner vorigen Stellung ſitzen).

König (zum Marquis, nachdem Lerma weggegangen).

Redet aus!

Marquis (nach einigem Stillſchweigen).

Ich fühle, Sire — den ganzen Werth —

König.

Vollendet!
Ihr hattet mir noch mehr zu ſagen.

Marquis.

Sire!
Jüngſt kam ich an von Flandern und Brabant. —
So viele reiche, blühende Provinzen!
Ein kräftiges, ein großes Volk — und auch
Ein gutes Volk — und Vater dieſes Volkes!
Das, dacht' ich, das muß göttlich ſeyn! — Da ſtieß
Ich auf verbrannte menſchliche Gebeine —

(Hier ſchweigt er ſtill; ſeine Augen ruhen auf dem Könige, der es verſucht, dieſen Blick zu erwiedern, aber betroffen und verwirrt zur Erde ſieht.)

Sie haben Recht. *Sie müſſen.* Daß Sie *können*,
Was Sie zu müſſen eingeſehn, hat mich
Mit ſchauernder Bewunderung durchdrungen.
O Schade, daß, in ſeinem Blut gewälzt,
Das Opfer wenig dazu taugt, dem Geiſt
Des Opferers ein Loblied anzuſtimmen!
Daß Menſchen nur — nicht Weſen höh'rer Art —
Die Weltgeſchichte ſchreiben! — Sanftere
Jahrhunderte verdrängen Philipps Zeiten;
Die bringen mildre Weisheit; Bürgerglück
Wird dann verſöhnt mit Fürſtengröße wandeln,
Der karge Staat mit ſeinen Kindern geizen,
Und die Nothwendigkeit wird menſchlich ſeyn.

König.

Wann, denkt ihr, würden dieſe menſchlichen
Jahrhunderte erſcheinen, hätt' ich vor
Dem Fluch des jetzigen gezittert? Sehet
In meinem Spanien euch um. Hier blüht
Des Bürgers Glück in nie bewölktem Frieden;
Und dieſe Ruhe gönn' ich den Flamändern.

Marquis (ſchnell).

Die Ruhe eines Kirchhofs! Und Sie hoffen
Zu endigen, was Sie begannen? hoffen,
Der Chriſtenheit gezeitigte Verwandlung,
Den allgemeinen Frühling aufzuhalten,
Der die Geſtalt der Welt verjüngt? Sie wollen
Allein in ganz Europa — Sich dem Rade
Des Weltverhängniſſes, das unaufhaltſam
In vollem Laufe rollt, entgegen werfen?
Mit Menſchenarm in ſeine Speichen fallen?
Sie werden nicht! Schon flohen Tauſende
Aus Ihren Ländern froh und arm. Der Bürger,
Den Sie verloren für den Glauben, war
Ihr edelſter. Mit offnen Mutterarmen
Empfängt die Fliehenden Eliſabeth,
Und fruchtbar blüht durch Künſte unſers Landes
Britannien. Verlaſſen von dem Fleiß
Der neuen Chriſten, liegt Grenada öde
Und jauchzend ſieht Europa ſeinen Feind

An ſelbſtgeſchlagnen Wunden ſich verbluten.
(Der König iſt bewegt, der Marquis bemerkt es, und tritt einige Schritte näher).
Sie wollen pflanzen für die Ewigkeit,
Und ſäen Tod? Ein ſo erzwungnes Werk
Wird ſeines Schöpfers Geiſt nicht überdauern.
Dem Undank haben Sie gebaut — umſonſt
Den harten Kampf mit der Natur gerungen,
Umſonſt ein großes königliches Leben
Zerſtörenden Entwürfen hingeopfert.
Der Menſch iſt mehr, als Sie von ihm gehalten.
Des langen Schlummers Bande wird er brechen,
Und wiederfordern ſein geheiligt Recht.
Zu einem Nero und Buſiris wirft
Er Ihren Namen, und — das ſchmerzt mich, denn
Sie waren gut.

König.

Wer hat euch deſſen ſo
Gewiß gemacht?

Marquis (mit Feuer).

Ja, beym Allmächtigen!
Ja — Ja — Ich wiederhol' es. Geben Sie,
Was Sie uns nahmen, wieder. Laſſen Sie,
Großmüthig wie der Starke, Menſchenglück
Aus Ihrem Füllhorn ſtrömen — Geiſter reifen
In Ihrem Weltgebäude. Geben Sie,
Was Sie uns nahmen, wieder. Werden Sie

Von Millionen Königen ein König.

(Er nähert ſich ihm kühn, und indem er feſte und feurige Blicke auf ihn richtet).

O könnte die Beredſamkeit von allen
Den Tauſenden, die dieſer großen Stunde
Theilhaftig ſind, auf meinen Lippen ſchweben,
Den Strahl, den ich in dieſen Augen merke,
Zur Flamme zu erheben! — Geben Sie
Die unnatürliche Vergött'rung auf,
Die uns vernichtet. Werden Sie uns Muſter
Des Ewigen und Wahren! Niemals — niemals
Beſaß ein Sterblicher ſo viel, ſo göttlich
Es zu gebrauchen. Alle Könige
Europens huldigen dem Span'ſchen Namen.
Gehn Sie Europens Königen voran.
Ein Federzug von dieſer Hand, und neu
Erſchaffen wird die Erde. Geben Sie
Gedankenfreyheit. —

(Sich ihm zu Füßen werfend).

König

(überraſcht, das Geſicht weggewandt und dann wieder auf den Marquis geheftet).

Sonderbarer Schwärmer!
Doch — ſtehet auf — ich —

Marquis.

Sehen Sie Sich um
In ſeiner herrlichen Natur! Auf Freyheit

Iſt ſie gegründet — und wie reich iſt ſie
Durch Freyheit! Er, der große Schöpfer, wirft
In einen Tropfen Thau den Wurm, und läßt
Noch in den todten Räumen der Verweſung
Die Willkühr ſich ergetzen — *Ihre* Schöpfung,
Wie eng und arm! Das Rauſchen eines Blattes
Erſchreckt den Herrn der Chriſtenheit — Sie müſſen
Vor jeder Tugend zittern. Er — der Freyheit
Entzückende Erſcheinung nicht zu ſtören —
Er läßt des Uebels grauenvolles Heer
In ſeinem Weltall lieber toben — ihn,
Den Künſtler, wird man nicht gewahr, beſcheiden
Verhüllt er ſich in ewige Geſetze;
Die ſieht der Freygeiſt, doch nicht Ihn. Wozu
Ein Gott? ſagt er; die Welt iſt ſich genug.
Und keines Chriſten Andacht hat ihn mehr
Als dieſes Freygeiſts Läſterung geprieſen.

König.

Und wollet ihr es unternehmen, dies
Erhabne Muſter in der Sterblichkeit
In meinen Staaten nachzubilden?

Marquis.

Sie,
Sie können es. Wer anders? Weihen Sie
Dem Glück der Völker die Regentenkraft,
Die — ach ſo lang' — des Thrones Größe nur
Gewuchert hatte — Stellen Sie der Menſchheit

Verlornen Adel wieder her. Der Bürger
Sey wiederum, was er zuvor geweſen,
Der Krone Zweck — ihn binde keine Pflicht,
Als ſeiner Brüder gleich ehrwürd'ge Rechte. *)
Wenn nun der Menſch, ſich ſelbſt zurück gegeben,
Zu ſeines Werths Gefühl erwacht — der Freyheit
Erhabne, ſtolze Tugenden gedeihen —
Dann, Sire, wenn Sie zum glücklichſten der Welt
Ihr eignes Königreich gemacht — dann iſt
Es Ihre Pflicht, die Welt zu unterwerfen.

König (nach einem großen Stillſchweigen).

Ich ließ euch bis zu Ende reden — Anders,
Begreif' ich wohl, als ſonſt in Menſchenköpfen,
Mahlt ſich in dieſem Kopf die Welt — auch will
Ich fremdem Maßſtab euch nicht unterwerfen.
Ich bin der erſte, dem ihr euer Innerſtes

---

*) Die erſte Ausgabe enthält hier noch folgende Stelle:
Der Landmann rühme ſich des Pflugs, und gönne
Dem König, der nicht Landmann iſt, die Krone.
In ſeiner Werkſtatt träume ſich der Künſtler
Zum Bildner einer ſchönern Welt. Den Flug
Des Denkens hemme ferner keine Schranke,
Als die Bedingung endlicher Naturen.
Nicht in der Vaterſorge ſtillem Kreis
Erſcheine der gekrönte Fremdling. Nie
Erlaub' er ſich der Liebe heilige
Myſterien unedel zu beſchleichen.
Die Menſchheit zweifle, ob er iſt. Belohnt
Durch eignen Beyfall, berge ſich der Künſtler
Der angenehm betrogenen Maſchine.

Enthüllt. Ich glaub' es, weil ich's weiß. Um dieſer
Enthaltung willen, ſolche Meinungen,
Mit ſolchem Feuer doch umfaßt, verſchwiegen
Zu haben bis auf dieſen Tag — um dieſer
Beſcheidnen Klugheit willen, junger Mann,
Will ich vergeſſen, daß ich ſie erfahren,
Und wie ich ſie erfahren. Stehet auf.
Ich will den Jüngling, der ſich übereilte,
Als Greis und nicht als König widerlegen.
Ich will es, weil ich's will — Gift alſo ſelbſt,
Find' ich, kann in gutartigen Naturen
Zu etwas Beſſerm ſich veredeln — Aber
Flieht meine Inquiſition. — Es ſollte
Mir leid thun —

Marquis.

Wirklich? Sollt' es das?

König (in ſeinem Anblick verloren).

Ich habe
Solch einen Menſchen nie geſehen. — Nein!
Nein, Marquis! Ihr thut mir zu viel. Ich will
Nicht Nero ſeyn. Ich will es nicht ſeyn — will
Es gegen euch nicht ſeyn. Nicht alle
Glückſeligkeit ſoll unter mir verdorren.
Ihr ſelbſt, ihr ſollet unter meinen Augen
Fortfahren dürfen, Menſch zu ſeyn.

Marquis (raſch).

Und meine

Mitbürger, Sire? — O! nicht um mich war mir's
Zu thun, nicht meine Sache wollt' ich führen.
Und Ihre Unterthanen, Sire? —

König.

Und wenn
Ihr ſo gut wiſſet, wie die Folgezeit
Mich richten wird, ſo lerne ſie an euch,
Wie ich mit Menſchen es gehalten, als
Ich einen fand.

Marquis.

O! der gerechteſte
Der Könige ſey nicht mit Einem Male
Der ungerechteſte — In Ihrem Flandern
Sind tauſend Beſſere als ich. Nur Sie —
Darf ich es frey geſtehen, großer König? —
Sie ſehn jetzt unter dieſem ſanftern Bilde
Vielleicht zum erſten Mal die Freyheit.

König (mit gemildertem Ernſt).

Nichts mehr
Von dieſem Inhalt, junger Mann. — Ich weiß,
Ihr werdet anders denken, kennet ihr
Den Menſchen erſt, wie ich — Doch hätt' ich euch
Nicht gern zum letzten Mal geſehn. Wie fang' ich
Es an, euch zu verbinden?

Marquis.

Laſſen Sie

Mich, wie ich bin. Was wär' ich Ihnen, Sire,
Wenn Sie auch mich beſtächen?

König.

Dieſen Stolz
Ertrag' ich nicht. Ihr ſeyd von heute an
In meinen Dienſten — Keine Einwendung!
Ich will es haben.

(Nach einer Pauſe).

Aber wie? Was wollte
Ich denn? War es nicht Wahrheit, was ich wollte?
Und hier find' ich noch etwas mehr — Ihr habt
Auf meinem Thron mich ausgefunden, Marquis.
Nicht auch in meinem Hauſe?

(Da ſich der Marquis zu bedenken ſcheint).

Ich verſteh' Euch.
Doch — wär' ich auch von allen Vätern der
Unglücklichſte, kann ich nicht glücklich ſeyn
Als Gatte?

Marquis.

Wenn ein hoffnungsvoller Sohn,
Wenn der Beſitz der liebenswürdigſten
Gemahlinn einem Sterblichen ein Recht
Zu dieſem Namen geben, Sire, ſo ſind Sie
Der glücklichſte durch Beides.

König (mit finſtrer Miene).

Nein! ich bin's nicht!

Und daß ich's nicht bin, hab' ich tiefer nie
Gefühlt als eben jetzt —
(Mit einem Blicke der Wehmuth auf dem Marquis verweilend).

Marquis.

Der Prinz denkt edel
Und gut. Ich hab' ihn anders nie gefunden.

König.

Ich aber hab' es — Was er mir genommen,
Kann keine Krone mir erſetzen — Eine
So tugendhafte Königinn!

Marquis.

Wer kann
Es wagen, Sire!

König.

Die Welt! Die Läſterung!
Ich ſelbſt! — Hier liegen Zeugniſſe, die ganz
Unwiderſprechlich ſie verdammen; andre
Sind noch vorhanden, die das Schrecklichſte
Mich fürchten laſſen — Aber, Marquis — ſchwer,
Schwer fällt es mir, an Eines nur zu glauben.
Wer klagt ſie an? — Wenn ſie — ſie fähig ſollte
Geweſen ſeyn, ſo tief ſich zu entehren,
O wie viel mehr iſt mir zu glauben dann
Erlaubt, daß eine Eboli verleumdet?
Haßt nicht der Prieſter meinen Sohn und ſie?
Und weiß ich nicht, daß Alba Rache brütet?
Mein Weib iſt mehr werth als ſie alle.

Marquis.
Sire,
Und etwas lebt noch in des Weibes Seele,
Das über allen Schein erhaben iſt
Und über alle Läſterung — Es heißt
Weibliche Tugend.

König.
Ja! das ſag' ich auch.
So tief, als man die Königinn bezüchtigt,
Herab zu ſinken, koſtet viel. So leicht,
Als man mich überreden möchte, reißen
Der Ehre heil'ge Bande nicht. Ihr kennt
Den Menſchen, Marquis. Solch ein Mann hat mir
Schon längſt gemangelt, ihr ſeid gut und fröhlich,
Und kennet doch den Menſchen auch — Drum hab'
Ich euch gewählt —

Marquis (überraſcht und erſchrocken).
Mich, Sire?

König.
Ihr ſtandet
Vor eurem Herrn, und habt nichts für euch ſelbſt
Erbeten — nichts. Das iſt mir neu — Ihr werdet
Gerecht ſeyn. Leidenſchaft wird euern Blick
Nicht irren — Dränget euch zu meinem Sohn,
Erforſcht das Herz der Königinn. Ich will
Euch Vollmacht ſenden, ſie geheim zu ſprechen.
Und jetzt verlaßt mich!

(Er zieht eine Glocke).

Marquis.
Kann ich es mit Einer
Erfüllten Hoffnung? — Dann iſt dieſer Tag
Der ſchönſte meines Lebens.

König (reicht ihm die Hand zum Kuſſe).
Er iſt kein
Verlorner in dem meinigen.

(Der Marquis ſteht auf und geht. Graf Lerma tritt herein).

Der Ritter
Wird künftig ungemeldet vorgelaſſen.

Vierter Akt.

Erſter Auftritt.

Saal bey der Königinn.

Die Königinn. Die Herzoginn Olivarez. Die Prinzeſſinn von Eboli. Die Gräfinn Fuentes und noch andere Damen.

Königinn

(zur Oberhofmeiſterinn, indem ſie aufſteht).

Der Schlüſſel fand ſich alſo nicht? — So wird
Man die Schatulle mir erbrechen müſſen,
Und zwar ſogleich —

(Da ſie die Prinzeſſinn von Eboli gewahr wird, welche ſich ihr nähert und ihr die Hand küßt).

Willkommen, liebe Fürſtinn.
Mich freut, Sie wieder hergeſtellt zu finden —
Zwar noch ſehr blaß —

Fuentes (etwas tückiſch).

Die Schuld des böſen Fiebers.

Das ganz erſtaunlich an die Nerven greift.
Nicht wahr, Prinzeſſinn?

Königinn.

Sehr hab' ich gewünſcht
Sie zu beſuchen, meine Liebe. — Doch
Ich darf ja nicht.

Olivarez.

Die Fürſtinn Eboli
Litt wenigſtens nicht Mangel an Geſellſchaft. —

Königinn.

Das glaub' ich gern. Was haben Sie? Sie zittern.

Eboli.

Nichts — gar nichts, meine Königinn. Ich bitte
Um die Erlaubniß, wegzugehen —

Königinn.

Sie
Verhehlen uns, ſind kränker gar, als Sie
Uns glauben machen wollen? Auch das Stehn
Wird Ihnen ſauer. Helfen Sie ihr, Gräfinn,
Auf dieſes Tabouret ſich niederſetzen.

Eboli.

Im Freyen wird mir beſſer.

(Sie geht ab).

Königinn.

Folgen Sie
Ihr, Gräfinn — Welche Anwandlung!

(Ein Page tritt herein, und ſpricht mit der Herzoginn, welche ſich alsdann zur Königinn wendet).

Olivarez.

Der Marquis
Von Poſa, Ihre Majeſtät — Er kommt
Von ſeiner Majeſtät, dem König.

Königinn.

Ich
Erwart' ihn.

(Der Page geht ab und öffnet dem Marquis die Thür).

Zweyter Auftritt.

Marquis von Poſa. Die Vorigen.

(Der Marquis läßt ſich auf ein Knie vor der Königinn nieder, welche ihm einen Wink gibt, aufzuſtehen).

Königinn.

Was iſt meines Herrn Befehl?
Darf ich ihn öffentlich —

Marquis.

Mein Auftrag lautet
An Ihre königliche Majeſtät allein.

(Die Damen entfernen ſich auf einen Wink der Königinn).

Dritter Auftritt.

Die Königinn. Marquis von Poſa.

Königinn (voll Verwunderung).

Wie? Darf ich meinen Augen trauen, Marquis?
Sie an mich abgeſchickt vom König?

Marquis.

Dünkt
Das Ihre Majeſtät ſo ſonderbar?
Mir ganz und gar nicht.

Königinn.

Nun ſo iſt die Welt
Aus ihrer Bahn gewichen. Sie und Er —
Ich muß geſtehen.

Marquis.

Daß es ſeltſam klingt?
Das mag wol ſeyn. — Die gegenwärt'ge Zeit
Iſt noch an mehrern Wunderdingen fruchtbar.

Königinn.

An größern kaum.

Marquis.

Geſetzt, ich hätte mich
Bekehren laſſen endlich — wär' es müde,
An Philipps Hof den Sonderling zu ſpielen?
Den Sonderling! Was heißt auch das? Wer ſich
Den Menſchen nützlich machen will, muß doch
Zuerſt ſich ihnen gleich zu ſtellen ſuchen.
Wozu der Sekte prahleriſche Tracht?
Geſetzt — Wer iſt von Eitelkeit ſo frey,
Um nicht für ſeinen Glauben gern zu werben?
Geſetzt, ich ginge damit um, den meinen
Auf einen Thron zu ſetzen?

Königinn.

Nein! — Nein, Marquis.
Auch nicht einmal im Scherze möcht' ich dieſer
Unreifen Einbildung Sie zeihn. Sie ſind
Der Träumer nicht, der etwas unternähme,
Was nicht geendigt werden kann.

Marquis.

Das eben
Wär' noch die Frage, denk' ich.

Königinn.

Was ich höchſtens
Sie zeihen könnte, Marquis — was von Ihnen
Mich faſt befremden könnte, wäre — wäre —

Marquis.

Zweydeuteley. Kann ſeyn.

Königinn.

Unredlichkeit
Zum wenigſten. Der König wollte mir
Wahrſcheinlich nicht durch Sie entbieten laſſen,
Was Sie mir ſagen werden.

Marquis.

Nein.

Königinn.

Und kann
Die gute Sache ſchlimme Mittel adeln?
Kann ſich — verzeihen Sie mir dieſen Zweifel!

Ihr edler Stolz zu dieſem Amte borgen?
Kaum glaub' ich es. —

Marquis.

Auch ich nicht, wenn es hier
Nur gelten ſoll, den König zu betrügen.
Doch das iſt meine Meinung nicht. Ihm ſelbſt
Gedenk' ich diesmal redlicher zu dienen,
Als er mir aufgetragen hat.

Königinn.

Daran
Erkenn' ich Sie, und nun genug! Was macht er?

Marquis.

Der König? — Wie es ſcheint, bin ich ſehr bald
An meiner ſtrengen Richterinn gerächt.
Was ich ſo ſehr nicht zu erzählen eile,
Eilt Ihre Majeſtät, wie mir geſchienen,
Noch weit, weit weniger zu hören. — Doch
Gehört muß es doch werden! Der Monarch
Läßt Ihre Majeſtät erſuchen, dem
Ambaſſadeur von Frankreich kein Gehör
Für heute zu bewilligen. Das war
Mein Auftrag. Er iſt abgethan.

Königinn.

Und das
Iſt Alles, Marquis, was Sie mir von ihm
Zu ſagen haben?

Marquis.
Alles ohngefähr,
Was mich berechtigt hier zu ſeyn.

Königinn.
Ich will
Mich gern beſcheiden, Marquis, nicht zu wiſſen,
Was mir vielleicht Geheimniß bleiben muß —

Marquis.
Das muß es, meine Königinn — Zwar, wären
Sie nicht Sie ſelbſt, ich würde eilen, Sie
Von ein'gen Dingen zu belehren, vor
Gewiſſen Menſchen Sie zu warnen — doch
Das braucht es nicht bey Ihnen. Die Gefahr
Mag auf- und untergehen um Sie her,
Sie ſollen's nie erfahren. Alles dies
Iſt ja nicht ſo viel werth, den goldnen Schlaf
Von eines Engels Stirne zu verjagen.
Auch war es das nicht, was mich hergeführt.
Prinz Karlos —

Königinn.
Wie verlieſſen Sie ihn?

Marquis.
Wie
Den einz'gen Weiſen ſeiner Zeit, dem es
Verbrechen iſt, die Wahrheit anzubeten —
Und eben ſo beherzt für ſeine Liebe,
Wie Jener für die ſeinige zu ſterben.

Ich bringe wenig Worte — Aber hier,
Hier iſt er ſelbſt.
(Er gibt der Königinn einen Brief).

Königinn (nachdem ſie ihn geleſen).
Er muß mich ſprechen, ſagt er.

Marquis.
Das ſag' ich auch.

Königinn.
Wird es ihn glücklich machen,
Wenn er mit ſeinen Augen ſieht, daß ich
So auch nicht bin?

Marquis.
Nein — aber thätiger
Soll es ihn machen und entſchloſſ'ner.

Königinn.
Wie?

Marquis.
Der Herzog Alba iſt ernannt nach Flandern.

Königinn.
Ernannt — ſo hör' ich.

Marquis.
Widerrufen kann
Der König nie. Wir kennen ja den König.
Doch wahr iſt's auch: Hier darf der Prinz nicht bleiben —
Hier nicht, jezt vollends nicht — und Flandern darf
Nicht aufgeopfert werden.

Königinn.
Wiſſen Sie
Es zu verhindern?
Marquis.
Ja — vielleicht. Das Mittel
Iſt faſt ſo ſchlimm, als die Gefahr. Es iſt
Verwegen, wie Verzweiflung. — Doch ich weiß
Von keinem andern.
Königinn.
Nennen Sie mir's.
Marquis.
Ihnen,
Nur Ihnen, meine Königinn, wag' ich
Es zu entdecken. Nur von Ihnen kann
Es Karlos hören, ohne Abſcheu hören.
Der Name freilich, den es führen wird,
Klingt etwas rauh —
Königinn.
Rebellion —
Marquis.
Er ſoll
Dem König ungehorſam werden, ſoll
Nach Brüſſel heimlich ſich begeben, wo
Mit offnen Armen die Flamänder ihn
Erwarten. Alle Niederlande ſtehen
Auf ſeine Loſung auf. Die gute Sache
Wird ſtark durch einen Königsſohn. Er mache

Den Span'ſchen Thron durch ſeine Waffen zittern.
Was in Madrid der Vater ihm verweigert,
Wird er in Brüſſel ihm bewilligen.

Königinn.

Sie ſprachen
Ihn heute und behaupten das?

Marquis.

Weil ich
Ihn heute ſprach.

Königinn (nach einer Pauſe).

Der Plan, den Sie mir zeigen,
Erſchreckt und — reizt mich auch zugleich. Ich glaube,
Daß Sie nicht unrecht haben. — Die Idee
Iſt kühn, und eben darum, glaub' ich,
Gefällt ſie mir. Ich will ſie reifen laſſen.
Weiß ſie der Prinz?

Marquis.

Er ſollte, war mein Plan,
Aus Ihrem Mund zum erſtenmal ſie hören.

Königinn.

Unſtreitig! Die Idee iſt groß. — Wenn anders
Des Prinzen Jugend —

Marquis.

Schadet nichts. Er findet
Dort einen Egmont und Oranien,
Die braven Krieger Kaiſer Karls, ſo klug
Im Kabinet, als fürchterlich im Felde.

Königinn (mit Lebhaftigkeit).
Nein! die Idee iſt groß und ſchön — Der Prinz
Muß handeln. Lebhaft fühl' ich das. Die Rolle,
Die man hier in Madrid ihn ſpielen ſieht,
Drückt mich an ſeiner Statt zu Boden — Frankreich
Verſprech' ich ihm; Savoyen auch. Ich bin
Ganz Ihrer Meinung, Marquis, er muß handeln. —
Doch dieſer Anſchlag fordert Geld.
Marquis.
Auch das liegt ſchon
Bereit —
Königinn.
Und dazu weiß ich Rath.
Marquis.
So darf ich
Zu der Zuſammenkunft ihm Hoffnung geben?
Königinn.
Ich will mir's überlegen.
Marquis.
Karlos dringt
Auf Antwort, Ihre Majeſtät. — Ich hab'
Ihm zugeſagt, nicht leer zurückzukehren.
(Seine Schreibtafel der Königinn reichend).
Zwei Zeilen ſind für jetzt genug —
Königinn (nachdem ſie geſchrieben).
Werd' ich
Sie wiederſehn?

Marquis.
So oft Sie es befehlen.

Königinn.
So oft — ſo oft ich es befehle? — Marquis!
Wie muß ich dieſe Freyheit mir erklären?

Marquis.
So arglos als Sie immer können. Wir
Genießen ſie, das iſt genug — das iſt
Für meine Königinn genug.

Königinn (abbrechend).
Wie ſollt' es
Mich freuen, Marquis, wenn der Freyheit endlich
Noch dieſe Zuflucht in Europa bliebe!
Wenn ſie durch ihn es bliebe! — Rechnen Sie
Auf meinen ſtillen Antheil —

Marquis (mit Feuer).
O ich wußt' es,
Ich mußte hier verſtanden werden —

Herzoginn Olivarez (erſcheint an der Thür).

Königinn (fremd zum Marquis).
Was
Von meinem Herrn, dem König, kommt, werd' ich
Als ein Geſetz verehren. Gehen Sie,
Ihm meine Unterwerfung zu verſichern!
(Sie gibt ihm einen Wink. Der Marquis geht ab).

Vierter Auftritt.

Gallerie.

Don Karlos und Graf Lerma.

Karlos.

Hier ſind wir ungeſtört. Was haben Sie
Mir zu entdecken?

Lerma.

Eure Hoheit hatten
An dieſem Hofe einen Freund.

Karlos (ſtutzt).

Den ich
Nicht wüßte! — Wie? Was wollen Sie damit?

Lerma.

So muß ich um Vergebung bitten, daß
Ich mehr erfuhr, als ich erfahren durfte.
Doch, Eurer Hoheit zur Beruhigung,
Ich hab' es wenigſtens von treuer Hand,
Denn kurz, ich hab' es von mir ſelbſt.

Karlos.

Von wem
Iſt denn die Rede?

Lerma.

Marquis Poſa —

Karlos.

Nun?

Lerma.

Wenn etwa mehr, als Jemand wiſſen darf,
Von Eurer Hoheit ihm bewußt ſeyn ſollte,
Wie ich beynahe fürchte —

Karlos.

Wie Sie fürchten?

Lerma.

— Er war beym König.

Karlos.

So?

Lerma.

Zwei volle Stunden.
Und in ſehr heimlichem Geſpräch.

Karlos.

Wahrhaftig?

Lerma.

Es war von keiner Kleinigkeit die Rede.

Karlos.

Das will ich glauben.

Lerma.

Ihren Namen, Prinz,
Hört' ich zu öftern Malen.

Karlos.

Hoffentlich
Kein ſchlimmes Zeichen.

Lerma.

Auch ward heute Morgen

Im Schlafgemache Seiner Majeſtät
Der Königinn ſehr räthſelhaft erwähnt.

Karlos (tritt beſtürzt zurück).

Graf Lerma?

Lerma.

Als der Marquis weggegangen,
Empfing ich den Befehl, ihn künftighin
Unangemeldet vorzulaſſen.

Karlos.

Das
Iſt wirklich viel.

Lerma.

Ganz ohne Beyſpiel, Prinz,
So lang' mir denkt, daß ich dem König diene.

Karlos.

Viel! Wahrlich viel! — Und wie? wie, ſagten Sie,
Wie ward der Königinn erwähnt?

Lerma (tritt zurück).

Nein, Prinz.
Nein! Das iſt wider meine Pflicht.

Karlos.

Wie ſeltſam!
Sie ſagen mir das Eine, und verhehlen
Das Andre mir.

Lerma.

Das Erſte war ich Ihnen,
Das Zweyte bin ich dem Monarchen ſchuldig.

Karlos.

— Sie haben Recht.

Lerma.

Den Marquis hab' ich zwar
Als Mann von Ehre ſtets gekannt.

Karlos.

Dann haben
Sie ihn ſehr gut gekannt.

Lerma.

Jedwede Tugend
Iſt fleckenfrei bis auf den Augenblick
Der Probe.

Karlos.

Auch wol hier und da noch drüber.

Lerma.

Und eines großen Königs Gunſt dünkt mir
Der Frage werth. An dieſem goldnen Angel
Hat manche ſtarke Tugend ſich verblutet.

Karlos.

O ja.

Lerma.

Oft ſogar iſt es weiſe, zu entdecken,
Was nicht verſchwiegen bleiben kann.

Karlos.

Ja! weiſe!
Doch, wie ſie ſagen, haben Sie den Marquis
Als Mann von Ehre nur gekannt?

Lerma.

Iſt er
Es noch, ſo macht mein Zweifel ihn nicht ſchlechter,
Und Sie, mein Prinz, gewinnen doppelt.

(Er will gehen).

Karlos

(folgt ihm gerührt und drückt ihm die Hand).

Dreyfach
Gewinn' ich, edler, würd'ger Mann — ich ſehe
Um einen Freund mich reicher, und es koſtet
Mir den nicht, den ich ſchon beſaß.

(Lerma geht ab).

Fünfter Auftritt.

Marquis von Poſa kommt durch die Gallerie. Karlos.

Marquis.

Karl! Karl!

Karlos.

Wer ruft? Ah! Du biſt's! Eben recht. Ich eile
Voraus ins Kloſter. Komm bald nach.

(Er will gehen).

Marquis.

Nur zwei
Minuten — bleib.

Karlos.

Wenn man uns überfiele —

Marquis.
Man wird doch nicht. Es iſt ſogleich geſchehen.
Die Königinn —
Karlos.
Du warſt bey meinem Vater?
Marquis.
Er ließ mich rufen; ja.
Karlos (voll Erwartung).
Nun?
Marquis.
Es iſt richtig.
Du wirſt ſie ſprechen.
Karlos.
Und der König? Was
Will denn der König?
Marquis.
Der? Nicht viel. — Neugierde,
Zu wiſſen, wer ich bin. — Dienſtfertigkeit
Von unbeſtellten guten Freunden. Was
Weiß ich? Er bot mir Dienſte an.
Karlos.
Die du
Doch abgelehnt?
Marquis.
Verſteht ſich.
Karlos.
Und wie kamt
Ihr aus einander?

Marquis.

Ziemlich gut.

Karlos.

Von mir
War alſo wol die Rede nicht?

Marquis.

Von dir?
Doch. Ja. Im Allgemeinen.

(Er zieht ein Souvenir heraus und gibt es dem Prinzen).

Hier vorläufig
Zwey Worte von der Königinn, und morgen
Werd' ich erfahren, wo und wie —

Karlos

(lieſt ſehr zerſtreut, ſteckt die Schreibtafel ein, und will gehen)

Beym Prior
Triffſt du mich alſo.

Marquis.

Warte doch. Was eilſt du?
Es kommt ja Niemand.

Karlos (mit erkünſteltem Lächeln).

Haben wir denn wirklich
Die Rollen umgetauſcht? Du biſt ja heute
Erſtaunlich ſicher.

Marquis.

Heute? Warum heute?

Karlos.

Und was ſchreibt mir die Königinn?

Marquis.

Haſt du
Denn nicht im Augenblick geleſen?

Karlos.

Ich?
Ja ſo.

Marquis.

Was haſt du denn? Was iſt dir?

Karlos

(lieſt das Geſchriebene noch einmal. Entzückt und feurig).

Engel
Des Himmels! Ja! Ich will es ſeyn — ich will —
Will deiner werth ſeyn — Große Seelen macht
Die Liebe größer. Sey's auch, was es ſey.
Wenn **Du** es mir gebieteſt, ich gehorche. —
Sie ſchreibt, daß ich auf eine wichtige
Entſchließung mich bereiten ſoll. Was kann
Sie damit meinen? Weißt du nicht?

Marquis.

Wenn ich's
Auch wüßte, Karl — biſt du auch jetzt geſtimmt,
Es anzuhören?

Karlos.

Hab' ich dich beleidigt?
Ich war zerſtreut. Vergib mir, Roderich.

Marquis.

Zerſtreut? Wodurch?

Karlos.
Durch — ich weiß ſelber nicht.
Dies Souvenir iſt alſo mein?
Marquis.
Nicht ganz!
Vielmehr bin ich gekommen, mir ſogar
Deins auszubitten.
Karlos.
Meins? Wozu?
Marquis.
Und was
Du etwa ſonſt an Kleinigkeiten, die
In keines Dritten Hände fallen dürfen,
In Briefen oder abgeriſſenen
Koncepten bey dir führſt — kurz deine
Brieftaſche —
Karlos.
Wozu aber?
Marquis.
Nur auf alle Fälle.
Wer kann für Ueberraſchung ſtehn? Bey mir
Sucht ſie doch Niemand. Gib.
Karlos (ſehr unruhig).
Das iſt doch ſeltſam!
Woher auf einmal dieſe —
Marquis.
Sey ganz ruhig.

Ich will nichts damit angedeutet haben.
Gewißlich nicht. Es iſt Behutſamkeit
Vor der Gefahr. So hab' ich's nicht gemeint,
So wahrlich nicht, daß du erſchrecken ſollteſt.

Karlos (gibt ihm die Brieftaſche).

Verwahr' ſie gut.

Marquis.

Das werd' ich.

Karlos (ſieht ihn bedeutend an).

Roderich!
Ich gab dir viel.

Marquis.

Noch immer nicht ſo viel,
Als ich von dir ſchon habe — Dort alſo
Das Uebrige, und jetzt leb' wohl — leb' wohl!

(Er will gehen).

Karlos

(kämpft zweifelhaft mit ſich ſelbſt — endlich ruft er ihn zurück).

Gib mir die Briefe doch noch einmal. Einer
Von ihr iſt auch darunter, den ſie damals,
Als ich ſo tödtlich krank gelegen, nach
Alkala mir geſchrieben. Stets hab' ich
Auf meinem Herzen ihn getragen. Mich
Von dieſem Brief zu trennen fällt mir ſchwer.
Laß mir den Brief — nur den — das Uebrige
Nimm Alles.

(Er nimmt ihn heraus und gibt die Brieftaſche zurück).

Marquis.

Karl, ich thu' es ungern. Juſt
Um dieſen Brief war mir's zu thun.

Karlos.

Leb' wohl!

(Er geht langſam und ſtill weg, an der Thür bleibt er einen Augenblick ſtehen, kehrt wieder um und bringt ihm den Brief).

Da haſt du ihn.

(Seine Hand zittert. Thränen ſtürzen aus ſeinen Augen, er fällt dem Marquis um den Hals und drückt ſein Geſicht wider deſſen Bruſt).

Das kann mein Vater nicht?
Nicht wahr, mein Roderich? *Das* kann er doch nicht?

(Er geht ſchnell fort).

Sechſter Auftritt.

Marquis

(ſieht ihm erſtaunt nach).

Wär's möglich? Wär' es? Alſo hätt' ich ihn
Doch nicht gekannt? Nicht ganz? In ſeinem Herzen
Wär' dieſe Falte wirklich mir entgangen?
Mißtrauen gegen ſeinen Freund!
Nein! Es iſt Läſterung! — Was that er mir,
Daß ich der Schwachen ſchwächſter ihn verklage?
Was ich ihn zeihe, werd' ich ſelbſt — Befremden —

Das mag es ihn, das glaub' ich gern. Wann hätte
Er dieſer ſeltſamen Verſchloſſenheit
Zu ſeinem Freunde ſich verſehn? — Auch ſchmerzen!
Ich kann dir's nicht erſparen, Karl, und länger
Muß ich noch deine gute Seele quälen.
Der König glaubte dem Gefäß, dem er
Sein heiliges Geheimniß übergeben,
Und Glauben fordert Dankbarkeit. Was wäre
Geſchwätzigkeit, wenn mein Verſtummen dir
Nicht Leiden bringt? Vielleicht erſpart? Warum
Dem Schlafenden die Wetterwolke zeigen,
Die über ſeinem Scheitel hängt? — Genug,
Daß ich ſie ſtill an dir vorüber führe,
Und, wenn du aufwachſt, heller Himmel iſt.

(Er geht ab).

Kabinet des Königs.

Siebenter Auftritt.

Der König in einem Seſſel — neben ihm die Infantin Klara Eugenia.

König

(nach einem tiefen Stillſchweigen).

Nein! Es iſt dennoch meine Tochter — Wie
Kann die Natur mit ſolcher Wahrheit lügen?
Dies blaue Auge iſt ja mein! Find' ich

In jedem dieſer Züge mich nicht wieder?
Kind meiner Liebe, ja du biſt's. Ich drücke
Dich an mein Herz — du biſt mein Blut!

(Er ſtutzt und hält inne).

Mein Blut!
Was kann ich Schlimm'res fürchten? Meine Züge,
Sind ſie die ſeinigen nicht auch?

(Er hat das Medaillon in die Hand genommen, und ſieht wechſelsweiſe auf das Bild und in einen gegenüber ſtehenden Spiegel — endlich wirft er es zur Erde, ſteht ſchnell auf und drückt die Infantinn von ſich).

Weg! Weg!
In dieſem Abgrund geh' ich unter.

Achter Auftritt.

Graf Lerma. Der König.

Lerma.

Eben
Sind Ihre Majeſtät, die Königinn,
Im Vorgemach erſchienen.

König.

Jetzt?

Lerma.

Und bitten
Um gnädigſtes Gehör —

König.

Jetzt aber? Jetzt?

In dieſer ungewohnten Stunde? — Nein!
Jetzt kann ich ſie nicht ſprechen — jetzt nicht —

Lerma.

Hier
Sind Ihre Majeſtät ſchon ſelbſt —

(Er geht ab).

Neunter Auftritt.

Der König. Die Königinn (tritt herein). Die Infantinn.

(Die Letztere fliegt ihr entgegen und ſchmiegt ſich an ſie an. Die Königinn fällt vor dem Könige nieder, welcher ſtumm und verwirrt ſteht).

Königinn.

Mein Herr
Und mein Gemahl — ich muß — ich bin gezwungen,
Vor Ihrem Thron Gerechtigkeit zu ſuchen.

König.

Gerechtigkeit? —

Königinn.

Unwürdig ſeh' ich mir
An dieſem Hof begegnet. Meine
Schatulle iſt erbrochen —

König.

Was?

Königinn.

Und Sachen
Von großem Werth für mich daraus verſchwunden —

König.

Von großem Werth für Sie? —

Königinn.

Durch die Bedeutung,
Die eines Unbelehrten Dreiſtigkeit
Vermögend wäre —

König.

Dreiſtigkeit — Bedeutung —
Doch — ſtehn Sie auf!

Königinn.

Nicht eher, mein Gemahl,
Bis Sie durch ein Verſprechen Sich gebunden,
Kraft Ihres königlichen Arms zu meiner
Genugthuung den Thäter mir zu ſtellen;
Wo nicht, von einem Hofſtaat mich zu trennen,
Der meinen Dieb verbirgt —

König.

Stehn Sie doch auf —
In dieſer Stellung — Stehn Sie auf —

Königinn (ſteht auf).

Daß er
Von Range ſeyn muß, weiß ich — denn in der
Schatulle lag an Perlen und Demanten

Weit über eine Million, und er
Begnügte ſich mit Briefen —

König.

Die ich doch —

Königinn.

Recht gerne, mein Gemahl. Es waren Briefe
Und dann ein Medaillon von dem Infanten.

König.

Von —

Königinn.

Dem Infanten, Ihrem Sohn.

König.

An Sie?

Königinn.

An mich.

König.

Von dem Infanten? Und das ſagen
Sie mir?

Königinn.

Warum nicht Ihnen, mein Gemahl?

König.

Mit dieſer Stirne?

Königinn.

Was fällt Ihnen auf?
Ich denke, Sie erinnern Sich der Briefe,
Die mit Bewilligung von beyden Kronen
Den Karlos mir nach Saint Germain geſchrieben.

Ob auch das Bild, womit er ſie begleitet,
In dieſe Freyheit einbedungen werden,
Ob ſeine raſche Hoffnung eigenmächtig
Sich dieſen kühnen Schritt erlaubt — das will
Ich zu entſcheiden mich nicht unterfangen.
Wenn's Uebereilung war, ſo war es die
Verzeihlichſte — da bin ich für ihn Bürge.
Denn damals fiel ihm wohl nicht bey, daß es
Für ſeine Mutter wäre —
(Sieht die Bewegung des Königs).
Was iſt das?
Was haben Sie?

Infantinn
(welche unterdeſſen das Medaillon auf dem Boden gefunden und damit geſpielt hat, bringt es der Königinn).
Ach! Sieh da, meine Mutter!
Das ſchöne Bild —

Königinn.
Was denn, mein —
(Sie erkennt das Medaillon, und bleibt in ſprachloſer Erſtarrung ſtehen. Beyde ſehen einander mit unverwandten Augen an. Nach einem langen Stillſchweigen:)
Wahrlich, Sire!
Dies Mittel, ſeiner Gattinn Herz zu prüfen,
Dünkt mir ſehr königlich und edel — Doch
Noch eine Frage möcht' ich mir erlauben.

König.
Das Fragen iſt an mir.

Königinn.
Durch meinen Argwohn
Soll doch die Unſchuld wenigſtens nicht leiden. —
Wenn alſo dieſer Diebſtahl Ihr Befehl
Geweſen —
König.
Ja.
Königinn.
Dann hab' ich Niemand anzuklagen
Und Niemand weiter zu bedauern — Niemand
Als Sie, dem die Gemahlinn nicht geworden,
Bey welcher ſolche Mittel ſich verlohnen.
König.
Die Sprache kenn' ich. — Doch, Madam,
Zum zweyten Male ſoll ſie mich nicht täuſchen,
Wie in Aranjuez ſie mich getäuſcht.
Die engelreine Königinn, die damals
Mit ſo viel Würde ſich vertheidigt — jetzt
Kenn' ich ſie beſſer.
Königinn.
Was iſt das?

König.
Kurz alſo
Und ohne Hinterhalt, Madam! — Iſt's wahr,
Noch wahr, daß Sie mit Niemand dort geſprochen?
Mit Niemand? Iſt das wirklich wahr?

Königinn.

Mit dem Infanten
Hab' ich geſprochen. Ja.

König.

Ja? — Nun, ſo iſt's
Am Tage. Es iſt offenbar. So frech!
So wenig Schonung meiner Ehre!

Königinn.

Ehre, Sire?
Wenn Ehre zu verletzen war, ſo, fürcht' ich,
Stand eine größ're auf dem Spiel, als mir
Kaſtilien zur Morgengabe brachte.

König.

Warum verläugneten Sie mir?

Königinn.

Weil ich
Es nicht gewohnt bin, Sire, in Gegenwart
Der Höflinge, auf Delinquenten-Weiſe
Verhören mich zu laſſen. Wahrheit werde
Ich nicht verläugnen, wenn mit Ehrerbietung
Und Güte ſie gefordert wird. — Und war
Das wol der Ton, den Eure Majeſtät
Mir in Aranjuez zu hören gaben?
Iſt etwa die verſammelte Grandezza
Der Richterſtuhl, vor welchen Königinnen
Zu ihrer ſtillen Thaten Rechenſchaft
Gezogen werden? Ich geſtattete

Dem Prinzen die Zuſammenkunft, um die
Er dringend bat. Ich that es, mein Gemahl,
Weil ich es wollte — weil ich den Gebrauch
Nicht über Dinge will zum Richter ſetzen,
Die ich für tadellos erkannt — und Ihnen
Verbarg ich es, weil ich nicht lüſtern war,
Mit Eurer Majeſtät um dieſe Freiheit
Vor meinem Hofgeſinde mich zu ſtreiten.

König.

Sie ſprechen kühn, Madam, ſehr —

Königinn.

Und auch darum,
Setz' ich hinzu, weil der Infant doch ſchwerlich
Der Billigkeit, die er verdient, ſich zu
Erfreuen hat in ſeines Vaters Herzen —

König.

Die er verdient?

Königinn.

Denn warum ſoll ich es
Verbergen, Sire? — Ich ſchätz' ihn ſehr und lieb' ihn,
Als meinen theuerſten Verwandten, der
Einſt werth befunden worden, einen Namen
Zu führen, der mich mehr anging — Ich habe
Noch nicht recht einſeh'n lernen, daß er mir
Gerade darum fremder ſollte ſeyn,
Als jeder Andre, weil er ehedem
Vor jedem Andern theuer mir geweſen.

Wenn Ihre Staatsmaxime Bande knüpft,
Wie ſie für gut es findet, ſoll es ihr
Doch etwas ſchwerer werden, ſie zu löſen.
Ich will nicht haſſen, wen ich ſoll — und weil
Man endlich doch zu reden mich gezwungen —
Ich will es nicht — will meine Wahl nicht länger
Gebunden ſehn —

König.

Eliſabeth! Sie haben
In ſchwachen Stunden mich geſehen. Dieſe
Erinnerung macht Sie ſo kühn. Sie trauen
Auf eine Allmacht, die Sie oft genug
An meiner Feſtigkeit geprüft. — Doch fürchten
Sie deſto mehr. Was bis zu Schwächen mich
Gebracht, kann auch zu Raſerey mich führen.

Königinn.

Was hab' ich denn begangen?

König (nimmt ihre Hand).

Wenn es iſt.
Doch iſt — und iſt es denn nicht ſchon? — wenn Ihrer
Verſchuldung volles, aufgehäuftes Maß
Auch nur um eines Athems Schwere ſteigt —
Wenn ich der Hintergangne bin —

(Er läßt ihre Hand los).

Ich kann
Auch über dieſe letzte Schwäche ſiegen.
Ich kann's und will's — Dann wehe mir und Ihnen,
Eliſabeth!

Königinn.

Was hab' ich denn begangen?

König.

Dann meinetwegen fließe Blut —

Königinn.

So weit

Iſt es gekommen — Gott!

König.

Ich kenne

Mich ſelbſt nicht mehr — ich ehre keine Sitte
Und keine Stimme der Natur und keinen
Vertrag der Nationen mehr —

Königinn.

Wie ſehr

Beklag' ich Eure Majeſtät —

König (außer Faſſung).

Beklagen!

Das Mitleid einer Buhlerinn —

Infantinn
(hängt ſich erſchrocken an ihre Mutter).

Der König zürnt,

Und meine ſchöne Mutter weint.

König
(ſtößt das Kind unſanft von der Königinn).

Königinn
(mit Sanftmuth und Würde, aber mit zitternder Stimme).

Dies Kind

Muß ich doch ſicher ſtellen vor Mißhandlung.
Komm mit mir, meine Tochter!

(Sie nimmt ſie auf den Arm).

Wenn der König
Dich nicht mehr kennen will, ſo muß ich jenſeits
Der Pyrenäen Bürgen kommen laſſen,
Die unſre Sache führen.

(Sie will gehen).

König (betreten).

Königinn?

Königinn.

Ich kann nicht mehr — das iſt zu viel —

(Sie will die Thür erreichen, und fällt mit dem Kinde an der Schwelle zu Boden).

König (hinzueilend, voll Beſtürzung).

Gott! Was iſt das? —

Infantinn (ruft voll Schrecken).

Ach! Meine Mutter blutet!

(Sie eilt hinaus).

König (ängſtlich um ſie beſchäftigt).

Welch fürchterlicher Zufall! Blut! Verdien' ich,
Daß Sie ſo hart mich ſtrafen? Stehn Sie auf!
Erholen Sie Sich! Stehn Sie auf! Man kommt!
Man überraſcht uns — Stehn Sie auf! — Soll ſich
Mein ganzer Hof an dieſem Schauſpiel weiden?
Muß ich Sie bitten, aufzuſtehn?

(Sie richtet ſich auf, von dem Könige unterſtützt).

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Alba, Domingo, treten erſchrocken herein. Damen folgen.

König.

Man bringe
Die Königinn zu Hauſe. Ihr iſt übel.

(Die Königinn geht ab, begleitet von den Damen. Alba und Domingo treten näher).

Alba.

Die Königinn in Thränen, und auf ihrem
Geſichte Blut —

König.

Das nimmt die Teufel Wunder,
Die mich verleitet haben.

Alba. Domingo.

Wir?

König.

Die mir
Genug geſagt, zum Raſen mich zu bringen;
Zu meiner Ueberzeugung nichts.

Alba.

Wir gaben,
Was wir gehabt —

König.

Die Hölle dank' es Euch.

Ich habe, was mich reut, gethan. War das
Die Sprache eines ſchuldigen Gewiſſens?

Marquis von Poſa.

(noch außerhalb der Scene).

Iſt der Monarch zu ſprechen?

Eilfter Auftritt.

Marquis von Poſa. Die Vorigen.

König

(bey dieſer Stimme lebhaft auffahrend, und dem Marquis einige Schritte entgegen gehend).

Ach! Das iſt er!
Seyd mir willkommen. Marquis — Euer, Herzog,
Bedarf ich jetzt nicht mehr. Verlaſſt uns!

(Alba und Domingo ſehen einander mit ſtummer Verwunderung an, und gehen).

Zwölfter Auftritt.

Der König und Marquis von Poſa.

Marquis.

Sire!
Dem alten Manne, der in zwanzig Schlachten
Dem Tod für Sie entgegen ging, fällt es
Doch hart, ſich ſo entfernt zu ſehn!

König.

Euch ziemt
Es, ſo zu denken, ſo zu handeln mir.
Was ihr in wenig Stunden mir geweſen,
War Er in einem Menſchenalter nicht.
Ich will nicht heimlich thun mit meinem Wohlgefallen;
Das Siegel meiner königlichen Gunſt
Soll hell und weit auf eurer Stirne leuchten.
Ich will den Mann, den ich zum Freund gewählt,
Beneidet ſehn.

Marquis.

Und dann auch, wenn die Hülle
Der Dunkelheit allein ihn fähig machte,
Des Namens werth zu ſeyn?

König.

Was bringt
Ihr mir?

Marquis.

Als ich das Vorgemach durchgehe,
Hör' ich von einem ſchrecklichen Gerüchte,
Das mir unglaublich däucht — Ein heftiger
Wortwechſel — Blut — die Königinn —

König.

Ihr kommt von dort?

Marquis.

Entſetzen ſollt' es mich,
Wenn das Gerücht nicht Unrecht hätte, wenn

Von Eurer Majeſtät indeß vielleicht
Etwas geſchehen wäre — Wichtige
Entdeckungen, die ich gemacht, verändern
Der Sache ganze Lage.

König.

Nun?

Marquis.

Ich fand
Gelegenheit, des Prinzen Portefeuille
Mit einigen Papieren wegzunehmen,
Die, wie ich hoffe, ein'ges Licht —

(Er gibt Karlos Brieftaſche dem Könige).

König (durchſieht ſie begierig).

Ein Schreiben
Vom Kaiſer, meinem Vater — — Wie? Von dem
Ich nie gehört zu haben mich entſinne?

(Er lieſt es durch, legt es bey Seite und eilt zu den andern Papieren).

Der Plan zu einer Feſtung — Abgeriſſ'ne
Gedanken aus dem Tacitus — Und was
Denn hier? — Die Hand ſollt' ich doch kennen!
Es iſt von einer Dame.

(Er lieſt aufmerkſam, bald laut, bald leiſe).

„Dieſer Schlüſſel — —
Die hintern Zimmer in dem Pavillon
Der Königinn“ — — Ha! Was wird das? — „Hier darf
Die Liebe frey — Erhörung — ſchöner Lohn“

Sataniſche Verrätherey! Jetzt kenn' ich's,
Sie iſt es. Es iſt ihre Hand!

Marquis.

Die Hand
Der Königinn? Unmöglich —

König.

Der Prinzeſſinn
Von Eboli —

Marquis.

So wär' es wahr, was mir
Unlängſt der Page Henarez geſtanden,
Der Brief und Schlüſſel überbrachte.

König

(des Marquis Hand faſſend, in heftiger Bewegung).

Marquis!
Ich ſehe mich in fürchterlichen Händen!
Dies Weib — Ich will es nur geſtehen — Marquis,
Dies Weib erbrach der Königinn Schatulle.
Die erſte Warnung kam von ihr — Wer weiß,
Wie viel der Mönch drum wiſſen mag — Ich bin
Durch ein verruchtes Bubenſtück betrogen.

Marquis.

Dann wär' es ja noch glücklich —

König.

Marquis! Marquis!
Ich fange an zu fürchten, daß ich meiner
Gemahlinn doch zu viel gethan —

Marquis.

Wenn zwiſchen
Dem Prinzen und der Königinn geheime
Verſtändniſſe geweſen ſind, ſo waren
Sie ſicherlich von weit — weit anderm Inhalt,
Als deſſen man ſie angeklagt. Ich habe
Gewiſſe Nachricht, daß des Prinzen Wunſch,
Nach Flandern abzureiſen, in dem Kopfe
Der Königinn entſprang.

König.

Ich glaubt' es immer.

Marquis.

Die Königinn hat Ehrgeiz — Darf ich mehr
Noch ſagen? — Mit Empfindlichkeit ſieht ſie
In ihrer ſtolzen Hoffnung ſich getäuſcht,
Und von des Thrones Antheil ausgeſchloſſen.
Des Prinzen raſche Jugend bot ſich ihren
Weit blickenden Entwürfen dar — ihr Herz —
Ich zweifle, ob ſie lieben kann.

König.

Vor ihren
Staatsklugen Planen zittr' ich nicht.

Marquis.

Ob ſie geliebt wird? — Ob von dem Infanten
Nichts Schlimmeres zu fürchten? Dieſe Frage
Scheint mir der Unterſuchung werth. Hier, glaub' ich,
Iſt eine ſtreng're Wachſamkeit vonnöthen —

König.

Ihr haftet mir für ihn. —

Marquis (nach einigem Bedenken).

Wenn Eure Majeſtät
Mich fähig halten, dieſes Amt zu führen,
So muß ich bitten, es uneingeſchränkt
Und ganz in meine Hand zu übergeben.

König.

Das ſoll geſchehen.

Marquis.

Wenigſtens durch keinen
Gehülfen, welchen Namen er auch habe,
In Unternehmungen, die ich etwa
Für nöthig finden könnte, mich zu ſtören —

König.

Durch keinen. Ich verſprech' es euch. Ihr war't
Mein guter Engel. Wie viel Dank bin ich
Für dieſen Wink euch ſchuldig!
(Zu Lerma, der bey den letzten Worten hereintritt).
Wie verließt ihr
Die Königinn?

Lerma.

Noch ſehr erſchöpft von ihrer Ohnmacht.
(Er ſieht den Marquis mit zweydeutigen Blicken an und geht).

Marquis (nach einer Pauſe zum Könige).

Noch eine Vorſicht ſcheint mir nöthig.
Der Prinz, fürcht' ich, kann Warnungen erhalten.

Er hat der guten Freunde viel — vielleicht
Verbindungen in Gent mit den Rebellen.
Die Furcht kann zu verzweifelten Entſchlüſſen
Ihn führen — Darum rieth' ich an, gleich jetzt
Vorkehrungen zu treffen, dieſem Fall
Durch ein geſchwindes Mittel zu begegnen.

König.

Ihr habt ganz Recht. Wie aber —

Marquis.

Ein geheimer
Verhaftsbefehl, den Eure Majeſtät
In meine Hände niederlegen, mich
Im Augenblicke der Gefahr ſogleich
Deſſelben zu bedienen — und —
(Wie ſich der König zu bedenken ſcheint).
Es bliebe
Für's erſte Staatsgeheimniß, bis —

König
(zum Schreibepult gehend, und den Verhaftsbefehl niederſchreibend).

Das Reich
Iſt auf dem Spiele — Außerordentliche Mittel
Erlaubt die dringende Gefahr — Hier, Marquis —
Euch brauch' ich keine Schonung zu empfehlen —

Marquis (empfängt den Verhaftsbefehl).

Es iſt auf's Aeußerſte, mein König.

König (legt die Hand auf ſeine Schulter).

Geht,
Geht, lieber Marquis — Ruhe meinem Herzen
Und meinen Nächten Schlaf zurück zu bringen.

(Beide gehen ab zu verſchiedenen Seiten).

Gallerie.

Dreyzehnter Auftritt.

Karlos kommt in der größten Beängſtigung. **Graf Lerma** ihm entgegen.

Karlos.

Sie ſuch' ich eben.

Lerma.

Und ich Sie.

Karlos.

Iſt's wahr?
Um Gottes willen, iſt es wahr?

Lerma.

Was denn?

Karlos.

Daß er den Dolch nach ihr gezückt? daß man
Aus ſeinem Zimmer blutig ſie getragen?
Bey allen Heiligen! Antworten Sie.
Was muß ich glauben? Was iſt wahr?

Lerma.

Sie fiel
Ohnmächtig hin und ritzte ſich im Fallen.
Sonſt war es nichts.

Karlos.

Sonſt hat es nicht Gefahr?
Sonſt nicht? Bey Ihrer Ehre, Graf?

Lerma.

Nicht für
Die Königinn — doch deſto mehr für Sie.

Karlos.

Für meine Mutter nicht! Nun Gott ſey Dank!
Mir kam ein ſchreckliches Gerücht zu Ohren,
Der König raſe gegen Kind und Mutter,
Und ein Geheimniß ſey entdeckt.

Lerma.

Das letzte
Kann auch wol wahr ſeyn —

Karlos.

Wahr ſeyn! Wie?

Lerma.

Prinz. Eine Warnung gab ich Ihnen heute,
Die Sie verachtet haben. Nützen Sie
Die zweite beſſer.

Karlos.

Wie?

Lerma.
Wenn ich mich anders
Nicht irre, Prinz, ſah ich vor wen'gen Tagen
Ein Portefeuille von himmelblauem Sammt,
Mit Gold durchwirkt, in Ihrer Hand —

Karlos (etwas beſtürzt).
So eines
Beſitz' ich. Ja — Nun? —

Lerma.
Auf der Decke, glaub' ich,
Ein Schattenriß, mit Perlen eingefaßt —

Karlos.
Ganz recht.

Lerma.
Als ich vorhin ganz unvermuthet
Ins Kabinet des Königs trat, glaubt' ich
Das nämliche in ſeiner Hand zu ſehen,
Und Marquis Poſa ſtand bey ihm —

Karlos
(nach einem kurzen erſtarrenden Stillſchweigen, heftig).
Das iſt
Nicht wahr.

Lerma (empfindlich).
Dann freilich bin ich ein Betrieger.

Karlos (ſieht ihn lange an).
Der ſind Sie. Ja.

Lerma.

Ach! ich verzeih' es Ihnen.

Karlos

(geht in ſchrecklicher Bewegung auf und nieder, und bleibt endlich vor ihm ſtehen).

Was hat er dir zu Leid gethan? Was haben
Die unſchuldsvollen Bande dir gethan,
Die du mit hölliſcher Geſchäftigkeit
Zu reißen dich beeiferſt?

Lerma.

Prinz, ich ehre
Den Schmerz, der Sie unbillig macht.

Karlos.

O Gott!
Gott! — Gott! Bewahre mich vor Argwohn!

Lerma.

Auch
Erinnr' ich mich des Königs eigner Worte:
Wie vielen Dank, ſagt' er, als ich herein trat,
Bin ich für dieſe Neuigkeit euch ſchuldig!

Karlos.

O ſtille! ſtille!

Lerma.

Herzog Alba ſoll
Gefallen ſeyn — dem Prinzen Ruy Gomez
Das große Siegel abgenommen und
Dem Marquis übergeben ſeyn —

Karlos (in tiefes Grübeln verloren).

Und mir verſchwieg er!
Warum verſchwieg er mir?

Lerma.

Der ganze Hof
Staunt ihn ſchon als allmächtigen Miniſter,
Als unumſchränkten Günſtling an —

Karlos.

Er hat
Mich lieb gehabt, ſehr lieb. Ich war ihm theuer,
Wie ſeine eigne Seele. O das weiß ich —
Das haben tauſend Proben mir erwieſen.
Doch ſollen Millionen ihm, ſoll ihm
Das Vaterland nicht theurer ſeyn als Einer?
Sein Buſen war für Einen Freund zu groß,
Und Karlos Glück zu klein für ſeine Liebe.
Er opferte mich ſeiner Tugend. Kann
Ich ihn drum ſchelten? — Ja! Es iſt gewiß!
Jetzt iſt's gewiß. Jetzt hab' ich ihn verloren.
(Er geht ſeitwärts und verhüllt das Geſicht).

Lerma (nach einigem Stillſchweigen).

Mein beſter Prinz, was kann ich für Sie thun?

Karlos (ohne ihn anzuſehen).

Zum König gehen und mich auch verrathen.
Ich habe nichts zu ſchenken.

Lerma.

Wollen Sie
Erwarten, was erfolgen mag?

Karlos

(ſtützt ſich auf das Geländer und ſieht ſtarr vor ſich hinaus).

Ich hab' ihn
Verloren. O! Jetzt bin ich ganz verlaſſen!

Lerma

(nähert ſich ihm mit theilnehmender Rührung).

Sie wollen nicht auf Ihre Rettung denken?

Karlos.

Auf meine Rettung? — Guter Menſch!

Lerma.

Und ſonſt,
Sonſt haben Sie für Niemand mehr zu zittern?

Karlos (fährt auf).

Gott! Woran mahnen Sie mich! — Meine Mutter!
Der Brief, den ich ihm wieder gab! ihm erſt
Nicht laſſen wollte und doch ließ!

(Er geht, heftig und die Hände ringend, auf und nieder).

Womit
Hat *ſie* es denn verdient um ihn? *Sie* hätt' er
Doch ſchonen ſollen. Lerma, hätt' er nicht?

(Raſch, entſchloſſen).

Ich muß zu ihr — ich muß ſie warnen, muß
Sie vorbereiten — Lerma, lieber Lerma —
Wen ſchick' ich denn? Hab' ich denn Niemand mehr?

Gott ſey gelobt! Noch einen Freund — und hier
Iſt nichts mehr zu verſchlimmern.
(Schnell ab).

Lerma (folgt ihm und ruft ihm nach).
Prinz! Wohin?
(Geht ab).

Vierzehnter Auftritt.

Die Königinn. Alba. Domingo.

Alba.
Wenn uns vergönnt iſt, große Königinn —

Königinn.
Was ſteht zu Ihren Dienſten?

Domingo.
Redliche Beſorgniß
Für Ihrer königlichen Majeſtät
Erhabene Perſon erlaubt uns nicht
Bey einem Vorfall müßig ſtill zu ſchweigen,
Der Ihre Sicherheit bedroht.

Alba.
Wir eilen,
Durch unſre zeit'ge Warnung ein Komplott,
Das wider Sie geſpielt wird, zu entkräften —

Domingo.
Und unſern Eifer — unſre Dienſte zu
Den Füßen Ihrer Majeſtät zu legen.

Königinn (ſieht ſie verwundernd an).
Hochwürd'ger Herr, und Sie, mein edler Herzog,
Sie überraſchen mich wahrhaftig. Solcher
Ergebenheit war ich mir von Domingo
Und Herzog Alba wirklich nicht vermuthend.
Ich weiß, wie ich ſie ſchätzen muß — Sie nennen
Mir ein Komplott, das mich bedrohen ſoll.
Darf ich erfahren, wer — —

Alba.
Wir bitten Sie,
Vor einem Marquis Poſa Sich zu hüten,
Der für des Königs Majeſtät geheime
Geſchäfte führt.

Königinn.
Ich höre mit Vergnügen,
Daß der Monarch ſo gut gewählt. Den Marquis
Hat man mir längſt als einen guten Menſchen,
Als einen großen Mann gerühmt. Nie ward
Die höchſte Gunſt gerechter ausgetheilt —

Domingo.
Gerechter ausgetheilt? Wir wiſſen's beſſer.

Alba.
Es iſt längſt kein Geheimniß mehr, wozu
Sich dieſer Menſch gebrauchen laſſen.

Königinn.
Wie?

Was wär' denn das? Sie ſpannen meine ganze
Erwartung.

Domingo.

— Iſt es ſchon von lange,
Daß Ihre Majeſtät zum letzten Mal in Ihrer
Schatulle nachgeſehen?

Königinn.

Wie?

Domingo.

Und haben
Sie nichts darin vermiſſt von Koſtbarkeiten?

Königinn.

Wie ſo? Warum? Was ich vermiſſe, weiß
Mein ganzer Hof — Doch Marquis Poſa? Wie
Kommt Marquis Poſa damit in Verbindung?

Alba.

Sehr nahe, Ihre Majeſtät — denn auch
Dem Prinzen fehlen wichtige Papiere,
Die in des Königs Händen dieſen Morgen
Geſehen worden — als der Chevalier
Geheime Audienz gehabt.

Königinn (nach einigem Nachdenken).

Sehr ſeltſam,
Bey Gott! und äußerſt ſonderbar! — Ich finde
Hier einen Feind, von dem mir nie geträumt,
Und wiederum zwey Freunde, die ich nie beſeſſen

haben mich entſinnen kann — Denn wirklich
ndem ſie einen durchdringenden Blick auf Beide heftet).
ß ich geſtehn, ich war ſchon in Gefahr,
n ſchlimmen Dienſt, der mir bey meinem Herrn
leiſtet worden — Ihnen zu vergeben.

Alba.

s?

Königinn.

Ihnen.

Domingo.

Herzog Alba! Uns!

Königinn

(noch immer die Augen feſt auf ſie gerichtet).

Wie lieb
es mir alſo, meiner Uebereilung
bald gewahr zu werden — Ohnehin
tt' ich beſchloſſen, Seine Majeſtät
ch heut' zu bitten, meinen Kläger mir
ſtellen. Um ſo beſſer nun! So kann ich
f Herzog Alba's Zeugniß mich berufen.

Alba.

f mich? Das wollten Sie im Ernſt?

Königinn.

Warum nicht?

Domingo.

n alle Dienſte zu entkräften, die
ir Ihnen im Verborgenen —

Königinn.

Im Verborgnen?

(Mit Stolz und Ernſt).

Ich wünſchte doch zu wiſſen, Herzog Alba,
Was Ihres Königs Frau mit Ihnen, oder
Mit Ihnen, Prieſter, abzureden hätte,
Das ihr Gemahl nicht wiſſen darf — — Bin ich
Unſchuldig oder ſchuldig?

Domingo.

Welche Frage!

Alba.

Doch, wenn der König ſo gerecht nicht wäre?
Es jetzt zum mindeſten nicht wäre?

Königinn.

Dann
Muß ich erwarten, bis er's wird — Wohl dem,
Der zu gewinnen hat, wenn er's geworden!

(Sie macht ihnen eine Verbeugung und geht ab; jene entfernen ſich nach einer andern Seite).

Zimmer der Prinzeſſinn von Eboli.

Fünfzehnter Auftritt.

Prinzeſſinn von Eboli. Gleich darauf Karlos.

Eboli.

So iſt ſie wahr, die außerordentliche Zeitung,
Die ſchon; den ganzen Hof erfüllt?

Karlos (tritt herein).
Erſchrecken Sie
Nicht, Fürſtinn! Ich will ſanft ſeyn, wie ein Kind.

Eboli.
Prinz — dieſe Ueberraſchung.

Karlos.
Sind Sie noch
Beleidigt? Noch?

Eboli.
Prinz!

Karlos (dringender).
Sind Sie noch beleidigt?
Ich bitte, ſagen Sie es mir.

Eboli.
Was ſoll das?
Sie ſcheinen zu vergeſſen, Prinz — Was ſuchen
Sie bey mir?

Karlos (ihre Hand mit Heftigkeit faſſend).
Mädchen, kannſt Du ewig haſſen?
Verzeiht gekränkte Liebe nie?

Eboli (will ſich losmachen).
Woran
Erinnern Sie mich, Prinz?

Karlos.
An deine Güte
Und meinen Undank — Ach! ich weiß es wol!
Schwer hab' ich dich beleidigt, Mädchen, habe

Dein ſanftes Herz zerriſſen, habe Thränen
Gepreßt aus dieſen Engelblicken — ach!
Und bin auch jetzt nicht hier, es zu bereuen.

Eboli.

Prinz, laſſen Sie mich — ich —

Karlos.

Ich bin gekommen,
Weil du ein ſanftes Mädchen biſt, weil ich
Auf deine gute, ſchöne Seele baue.
Sieh, Mädchen, ſieh, ich habe keinen Freund mehr
Auf dieſer Welt, als dich allein. Einſt war'ſt
Du mir ſo gut — du wirſt nicht ewig haſſen,
Und wirſt nicht unverſöhnlich ſeyn.

Eboli (wendet das Geſicht ab).

O ſtille!
Nichts mehr, um Gotteswillen, Prinz! —

Karlos.

Laß mich
An jene goldne Zeiten dich erinnern —
An deine Liebe laß mich dich erinnern,
An deine Liebe, Mädchen, gegen die
Ich ſo unwürdig mich verging. Laß mich
Jetzt gelten machen, was ich Dir geweſen,
Was Deines Herzens Träume mir gegeben —
Noch einmal — nur noch Einmal ſtelle mich,
So wie ich damals war, vor Deine Seele

Und dieſem Schatten opfre, was Du mir,
Mir ewig nie mehr opfern kannſt.

Eboli.

O Karl!
Wie grauſam ſpielen Sie mit mir!

Karlos.

Sey größer
Als dein Geſchlecht. Vergiß Beleidigungen.
Thu, was vor dir kein Weib gethan — nach dir
Kein Weib mehr thun wird. **Etwas Unerhörtes**
Fordr' ich von dir — Laß mich — auf meinen Knien
Beſchwör' ich dich — laß mich, zwey Worte laß mich
Mit meiner Mutter ſprechen.

(Er wirft ſich vor ihr nieder).

Sechszehnter Auftritt.

Die Vorigen. Marquis von Poſa ſtürzt herein, hinter ihm zwey Offiziere der königlichen Leibwache.

Marquis
(athemlos, außer ſich dazwiſchentretend).

Was hat er
Geſtanden? Glauben Sie ihm nicht!

Karlos
(noch auf den Knien, mit erhobner Stimme).

Bey Allem,
Was heilig —

Marquis (unterbricht ihn mit Heftigkeit).
Er iſt raſend. Hören Sie
Den Raſenden nicht an.

Karlos (lauter, dringender).
Es gilt um Tod
Und Leben. Führen Sie mich zu ihr!

Marquis
(zieht die Prinzeſſinn mit Gewalt von ihm).
Ich
Ermorde Sie, wenn Sie ihn hören.
(Zu einem von den Offizieren).
Graf
Von Kordua! Im Namen des Monarchen.
(Er zeigt den Verhaftsbefehl).
Der Prinz iſt Ihr Gefangener.
(Karlos ſteht erſtarrt, wie vom Donner gerührt. Die Prinzeſſinn ſtößt einen Laut des Schreckens aus und will fliehen, die Offiziere erſtaunen. Eine lange und tiefe Pauſe. Man ſieht den Marquis ſehr heftig zittern und mit Mühe ſeine Faſſung behalten).
(Zum Prinzen).
Ich bitte
Um Ihren Degen — Fürſtinn Eboli,
Sie bleiben; und
(zu dem Officier).
Sie haften mir dafür,
Daß Seine Hoheit Niemand ſpreche — Niemand —

Sie ſelbſt nicht, bey Gefahr des Kopfs!

(Er ſpricht noch Einiges leiſe mit dem Offizier, darauf wendet er ſich zum andern).

Ich werfe
Sogleich mich ſelbſt zu des Monarchen Füßen,
Ihm Rechenſchaft zu geben —

(Zu Karlos).

Und auch Ihnen —
Erwarten Sie mich, Prinz — in einer Stunde.

(Karlos läßt ſich ohne Zeichen des Bewußtſeyns hinwegführen — Nur im Vorübergehen läßt er einen matten, ſterbenden Blick auf den Marquis fallen, der ſein Geſicht verhüllt. Die Prinzeſſinn verſucht es noch einmal zu entfliehen; der Marquis führt ſie beym Arme zurück).

Siebzehnter Auftritt.

Prinzeſſinn von Eboli. Marquis von Poſa.

Eboli.

Um aller Himmel willen, laſſen Sie
Mich dieſen Ort —

Marquis

(führt ſie ganz vor, mit fürchterlichem Ernſt).

Was hat er Dir geſagt,
Unglückliche?

Eboli.

Nichts — Laſſen Sie mich — Nichts —

Marquis
(hält ſie mit Gewalt zurück. Ernſter)
Wie viel haſt du erfahren? Hier iſt kein
Entrinnen mehr. Du wirſt auf dieſer Welt
Es Niemand mehr erzählen.

Eboli (ſieht ihm erſchrocken ins Geſicht).
Großer Gott!
Was meinen Sie damit? Sie wollen mich
Doch nicht ermorden?

Marquis (zieht einen Dolch).
In der That, das bin
Ich ſehr geſonnen. Mach' es kurz!

Eboli.
Mich? Mich?
O ewige Barmherzigkeit! Was hab'
Ich denn begangen?

Marquis
(zum Himmel ſehend, den Dolch auf ihre Bruſt geſetzt).
Noch iſt's Zeit. Noch trat
Das Gift nicht über dieſe Lippen. Ich
Zerſchmett're das Gefäß, und Alles bleibt,
Wie es geweſen — Spaniens Verhängniß
Und eines Weibes Leben! —
(Er bleibt in dieſer Stellung zweifelhaft ruhen).

Eboli
(iſt an ihm niedergeſunken, und ſieht ihm feſt in's Geſicht).
Nun? Was zaudern Sie?

Ich bitte nicht um Schonung — Nein! Ich habe
Verdient zu ſterben, und ich will's.

Marquis

(läßt die Hand langſam ſinken. Nach einem kurzen Beſinnen)

Das wäre
So feig als es barbariſch iſt — Nein! Nein!
Gott ſey gelobt! — Noch gibt's ein andres Mittel!

(Er läßt den Dolch fallen und eilt hinaus. Die Prinzeſſinn ſtürzt fort durch eine andere Thür).

Ein Zimmer der Königinn.

Achtzehnter Auftritt.

Die Königinn zur Gräfinn Fuentes.

Was für ein Auflauf im Pallaſte? Jedes
Getöſe, Gräfinn, macht mir heute Schrecken.
O ſehen Sie doch nach und ſagen mir,
Was es bedeutet.

(Die Gräfinn Fuentes geht ab, und herein ſtürzt die Prinzeſſinn von Eboli).

Neunzehnter Auftritt.

Königinn. Prinzeſſinn von Eboli.

Eboli.

(athemlos, bleich und entſtellt, vor der Königinn niedergeſunken).

Königinn! Zu Hülfe!
Er iſt gefangen.

Königinn.
Wer?
Eboli.
Der Marquis Poſa
Nahm, auf Befehl des Königs, ihn gefangen.
Königinn.
Wen aber? Wen?
Eboli.
Den Prinzen.
Königinn.
Raſeſt du?
Eboli.
So eben führen ſie ihn fort.
Königinn.
Und wer
Nahm ihn gefangen?
Eboli.
Marquis Poſa.
Königinn.
Nun!
Gott ſey gelobt, daß es der Marquis war,
Der ihn gefangen nahm!
Eboli.
Das ſagen Sie
So ruhig, Königinn? ſo kalt? — O Gott!
Sie ahnen nicht — Sie wiſſen nicht —

Königinn.

Warum er
Gefangen werden? — Eines Fehltritts wegen,
Vermuth' ich, der dem heftigen Charakter
Des Jünglings sehr natürlich war.

Eboli.

Nein! Nein!
Ich weiß es beſſer — Nein — O Königinn!
Verruchte, teufeliſche That! — Für ihn
Iſt keine Rettung mehr! Er ſtirbt!

Königinn.

Er ſtirbt?

Eboli.

Und ſeine Mörderinn bin ich.

Königinn.

Er ſtirbt?
Wahnſinnige, bedenkſt Du?

Eboli.

Und warum —
Warum er ſtirbt! — O hätt' ich wiſſen können,
Daß es bis dahin kommen würde!

Königinn (nimmt ſie gütig bey der Hand).

Fürſtinn,
Noch ſind Sie außer Faſſung. Sammeln Sie
Erſt Ihre Geiſter, daß Sie ruhiger,
Nicht in ſo grauenvollen Bildern, die

Mein Innerſtes durchſchauern, mir erzählen.
Was wiſſen Sie? Was iſt geſchehen?

Eboli.

O!
Nicht dieſe himmliſche Herablaſſung,
Nicht dieſe Güte, Königinn! Wie Flammen
Der Hölle ſchlägt ſie brennend mein Gewiſſen.
Ich bin nicht würdig, den entweihten Blick
Zu Ihrer Glorie empor zu richten.
Zertreten Sie die Elende, die ſich,
Zerknirſcht von Reue, Scham und Selbſtverachtung,
Zu Ihren Füßen krümmt.

Königinn.

Unglückliche!
Was haben Sie mir zu geſtehen?

Eboli.

Engel
Des Lichtes! Große Heilige! Noch kennen,
Noch ahnen Sie den Teufel nicht, dem Sie
So liebevoll gelächelt — Lernen Sie
Ihn heute kennen. Ich — ich war der Dieb,
Der Sie beſtohlen.

Königinn.

Sie?

Eboli.

Und jene Briefe
Dem König ausgeliefert.

Königinn.

Sie?

Eboli.

Der ſich
Erdreiſtet hat, Sie anzuklagen —

Königinn.

Sie,
Sie konnten —

Eboli.

Rache — Liebe — Raſerey —
Ich haßte Sie und liebte den Infanten —

Königinn.

Weil Sie ihn liebten — ?

Eboli.

Weil ich's ihm geſtanden
Und keine Gegenliebe fand.

Königinn (nach einem Stillſchweigen).

O jetzt
Enträthſelt ſich mir Alles! — Stehn Sie auf!
Sie liebten ihn — ich habe ſchon vergeben.
Es iſt nun ſchon vergeſſen — Stehn Sie auf!

(Sie reicht ihr den Arm).

Eboli.

Nein! Nein!
Ein ſchreckliches Geſtändniß iſt noch übrig.
Nicht eher, große Königinn —

Königinn (aufmerkſam).

Was werd' ich
Noch hören müſſen? Reden Sie —

Eboli.

Der König —
Verführung — O Sie blicken weg — Ich leſe
In Ihrem Angeſicht Verwerfung — Das
Verbrechen, deſſen ich Sie zeihte — ich
Beging es ſelbſt.

(Sie drückt ihr glühendes Geſicht auf den Boden. Die Königinn geht ab. Große Pauſe. Die Herzoginn von Olivarez kommt nach einigen Minuten aus dem Kabinet, in welches die Königinn gegangen war, und findet die Fürſtinn noch in der vorigen Stellung liegen. Sie nähert ſich ihr ſtillſchweigend; auf das Geräuſch richtet ſich die letztere auf, und fährt wie eine Raſende in die Höhe, da ſie die Königinn nicht mehr gewahr wird).

Zwanzigſter Auftritt.

Prinzeſſinn von Eboli. Herzoginn von Olivarez.

Eboli.

Gott! Sie hat mich verlaſſen!
Jetzt iſt es aus.

Olivarez (tritt ihr näher).

Prinzeſſinn Eboli —

Eboli.

Ich weiß, warum Sie kommen, Herzoginn.

Die Königinn ſchickt Sie heraus, mein Urtheil
Mir anzukündigen — Geſchwind!

Olivarez.

Ich habe
Befehl von Ihrer Majeſtät, Ihr Kreuz
Und Ihre Schlüſſel in Empfang zu nehmen —

Eboli
(nimmt ein goldnes Ordenskreuz vom Buſen und gibt es in die Hände der Herzoginn).

Doch Einmal noch iſt mir vergönnt, die Hand
Der beſten Königinn zu küſſen?

Olivarez.

Im
Marienkloſter wird man Ihnen ſagen,
Was über Sie beſchloſſen iſt.

Eboli (unter hervorſtürzenden Thränen).

Ich ſehe
Die Königinn nicht wieder?

Olivarez (umarmt ſie mit abgewandtem Geſicht).

Leben Sie glücklich!

(Sie geht ſchnell fort. Die Prinzeſſinn folgt ihr bis an die Thür des Kabinets, welche ſogleich hinter der Herzoginn verſchloſſen wird. Einige Minuten bleibt ſie ſtumm und unbeweglich auf den Knien davor liegen, dann rafft ſie ſich auf und eilt hinweg mit verhülltem Geſicht).

Ein und zwanzigſter Auftritt.

Die Königinn. Marquis von Poſa.

Königinn.

Ach endlich, Marquis! Glücklich, daß Sie kommen!

Marquis

(bleich, mit zerſtörtem Geſicht, bebender Stimme und durch dieſen ganzen Auftritt in feierlicher, tiefer Bewegung).

Sind Ihre Majeſtät allein? Kann Niemand
In dieſen nächſten Zimmern uns behorchen?

Königinn.

Kein Menſch — Warum? Was bringen Sie?
(Indem ſie ihn genauer anſieht und erſchrocken zurücktritt).
Und wie
So ganz verändert! Was iſt das? Sie machen
Mich zittern, Marquis — alle Ihre Züge
Wie eines Sterbenden entſtellt —

Marquis.

Sie wiſſen
Vermuthlich ſchon —

Königinn.

Daß Karl gefangen worden,
Und zwar durch Sie, ſetzt man hinzu — So iſt
Es dennoch wahr? Ich wollt' es keinem Menſchen
Als Ihnen glauben.

Marquis.

Es iſt wahr.

Königinn.

Durch Sie?

Marquis.

Durch mich.

Königinn

(ſieht ihn einige Augenblicke zweifelhaft an).

Ich ehre Ihre Handlungen.
Auch wenn ich ſie nicht faſſe — Diesmal aber
Verzeihen Sie dem bangen Weib. Ich fürchte,
Sie ſpielen ein gewagtes Spiel.

Marquis.

Ich hab' es
Verloren.

Königinn.

Gott im Himmel!

Marquis.

Seyn Sie
Ganz ruhig, meine Königinn. Für *ihn*
Iſt ſchon geſorgt. Ich hab' es *mir* verloren.

Königinn.

Was werd' ich hören! Gott!

Marquis.

Denn wer,
Wer hieß auf einen zweifelhaften Wurf
Mich Alles ſetzen? Alles? So verwegen,
So zuverſichtlich mit dem Himmel ſpielen?
Wer iſt der Menſch, der ſich vermeſſen will,

Des Zufalls ſchweres Steuer zu regieren,
Und doch nicht der Allwiſſende zu ſeyn?
O es iſt billig! — Doch warum denn jetzt
Von mir? Der Augenblick iſt koſtbar, wie
Das Leben eines Menſchen! Und wer weiß,
Ob aus des Richters karger Hand nicht ſchon
Die letzten Tropfen für mich fallen?

Königinn.

Aus
Des Richters Hand? — Welch feierlicher Ton!
Ich faſſe nicht, was dieſe Reden meinen,
Doch ſie entſetzen mich —

Marquis.

Er iſt gerettet!
Um welchen Preis er's iſt, gleich viel! Doch nur
Für heute. Wenig Augenblicke ſind
Noch ſein. Er ſpare ſie. Noch dieſe Nacht
Muß er Madrid verlaſſen.

Königinn.

Dieſe Nacht noch?

Marquis.

Anſtalten ſind getroffen. In demſelben
Karthäuſerkloſter, das ſchon lange Zeit
Die Zuflucht unſrer Freundſchaft war geweſen,
Erwartet ihn die Poſt. Hier iſt in Wechſeln,
Was mir das Glück auf dieſer Welt gegeben.
Was mangelt, legen Sie noch bey. Zwar hätt' ich

An meinen Karl noch Manches auf dem Herzen,
Noch Manches, das er wiſſen muß; doch leicht
Könnt' es an Muße mir gebrechen, Alles
Perſönlich mit ihm abzuthun — Sie ſprechen
Ihn dieſen Abend, darum wend' ich mich
An Sie —

Königinn.

Um meiner Ruhe willen, Marquis.
Erklären Sie Sich deutlicher — nicht in
So fürchterlichen Räthſeln reden Sie
Mit mir — Was iſt geſchehn?

Marquis.

Ich habe noch
Ein wichtiges Bekenntniß abzulegen;
In Ihre Hände leg' ich's ab. Mir ward
Ein Glück, wie es nur Wenigen geworden:
Ich liebte einen Fürſtenſohn — Mein Herz,
Nur einem Einzigen geweiht, umſchloß
Die ganze Welt! — In meines Karlos Seele
Schuf ich ein Paradies für Millionen.
O meine Träume waren ſchön — Doch es
Gefiel der Vorſehung, mich vor der Zeit
Von meiner ſchönen Pflanzung abzurufen.
Bald hat er ſeinen Roderich nicht mehr,
Der Freund hört auf in der Geliebten. Hier,
Hier — hier — auf dieſem heiligen Altare,
Im Herzen ſeiner Königinn leg' ich

Mein letztes koſtbares Vermächtniß nieder,
Hier find' er's, wenn ich nicht mehr bin —
(Er wendet ſich ab. Thränen erſticken ſeine Stimme).

Königinn.

Das iſt
Die Sprache eines Sterbenden. Noch hoff' ich,
Es iſt nur Wirkung Ihres Blutes — oder
Liegt Sinn in dieſen Reden?

Marquis

(hat ſich zu ſammeln geſucht und fährt mit feſterm Tone fort).

Sagen Sie
Dem Prinzen, daß er denken ſoll des Eides,
Den wir in jenen ſchwärmeriſchen Tagen
Auf die getheilte Hoſtie geſchworen.
Den meinigen hab' ich gehalten, bin
Ihm treu geblieben bis zum Tod — jetzt iſt's
An ihm, den ſeinigen —

Königinn.

Zum Tod?

Marquis.

Er mache —
O ſagen Sie es ihm! das Traumbild wahr,
Das kühne Traumbild eines neuen Staates,
Der Freundſchaft göttliche Geburt. Er lege
Die erſte Hand an dieſen rohen Stein.
Ob er vollende oder unterliege —

Ihm einerley! Er lege Hand an. Wenn
Jahrhunderte dahin geflohen, wird
Die Vorſicht einen Fürſtenſohn, wie er,
Auf einem Thron, wie ſeiner, wiederholen,
Und ihren neuen Liebling mit derſelben
Begeiſterung entzünden. Sagen Sie
Ihm, daß er für die Träume ſeiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann ſeyn wird,
Nicht öffnen ſoll dem tödtenden Inſekte
Gerühmter beſſerer Vernunft das Herz
Der zarten Götterblume — daß er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeiſterung, die Himmelstochter, läſtert.
Ich hab' es ihm zuvor geſagt —

Königinn.

Wie, Marquis?
Und wozu führt —

Marquis.

Und ſagen Sie ihm, daß
Ich Menſchenglück auf ſeine Seele lege,
Daß ich es ſterbend von ihm fordre — fordre!
Und ſehr dazu berechtigt war. Es hätte
Bey mir geſtanden, einen neuen Morgen
Heraufzuführen über dieſe Reiche.
Der König ſchenkte mir ſein Herz. Er nannte
Mich ſeinen Sohn — Ich führe ſeine Siegel,

Und ſeine Alba ſind nicht mehr.
(Er hält inne und ſieht einige Augenblicke ſtillſchweigend auf die Königinn).
Sie weinen —
O dieſe Thränen kenn' ich, ſchöne Seele!
Die Freude macht ſie fließen. Doch vorbey,
Es iſt vorbey. Karl oder ich. Die Wahl
War ſchnell und ſchrecklich. Einer war verloren,
Und ich will dieſer Eine ſeyn — ich lieber,
Verlangen Sie nicht mehr zu wiſſen.

Königinn.

Jetzt,
Jetzt endlich fang' ich an, Sie zu begreifen —
Unglücklicher, was haben Sie gethan?

Marquis.

Zwei kurze Abendſtunden hingegeben,
Um einen hellen Sommertag zu retten.
Den König geb' ich auf. Was kann ich auch
Dem König ſeyn? — In dieſem ſtarren Boden
Blüht keine meiner Roſen mehr — Europa's
Verhängniß reiſt in meinem großen Freunde!
Auf ihn verweiſ' ich Spanien — Es blute
Bis dahin unter Philipps Hand! — Doch weh'!
Weh' mir und ihm, wenn ich bereuen ſollte,
Vielleicht das Schlimmere gewählt! — Nein! Nein!
Ich kenne meinen Karlos — das wird nie

Geſchehn — und meine Bürginn, Königinn,
Sind Sie!

(Nach einigem Stillſchweigen).

Ich ſah ſie keimen, dieſe Liebe, ſah
Der Leidenſchaften unglückſeligſte
In ſeinem Herzen Wurzel faſſen — Damals
Stand es in meiner Macht, ſie zu bekämpfen.
Ich that es nicht. Ich nährte dieſe Liebe,
Die mir nicht unglückſelig war. Die Welt
Kann anders richten. Ich bereue nicht.
Mein Herz klagt mich nicht an. Ich ſahe Leben,
Wo ſie nur Tod — In dieſer hoffnungsloſen Flamme
Erkannt' ich früh der Hoffnung goldnen Strahl.
Ich wollt' ihn führen zum Vortreflichen,
Zur höchſten Schönheit wollt' ich ihn erheben;
Die Sterblichkeit verſagte mir ein Bild,
Die Sprache Worte — da verwies ich ihn
Auf dieſes — meine ganze Leitung war,
Ihm ſeine Liebe zu erklären.

Königinn.

Marquis,
Ihr Freund erfüllte Sie ſo ganz, daß Sie
Mich über ihm vergaßen. Glaubten Sie
Im Ernſt mich aller Weiblichkeit entbunden,
Da Sie zu ſeinem Engel mich gemacht,
Zu ſeinen Waffen Tugend ihm gegeben?
Das überlegten Sie wol nicht, wie viel

Für unſer Herz zu wagen iſt, wenn wir
Mit ſolchen Namen Leidenſchaft veredeln.

Marquis.

Für alle Weiber, nur für Eines nicht.
Auf Eines ſchwör' ich — Oder ſollten Sie,
Sie der Begierden edelſter ſich ſchämen,
Der Heldentugend Schöpferinn zu ſeyn?
Was geht es König Philipp an, wenn ſeine
Verklärung in Eſkurial den Mahler,
Der vor ihr ſteht, mit Ewigkeit entzündet?
Gehört die ſüße Harmonie, die in
Dem Saitenſpiele ſchlummert, ſeinem Käufer,
Der es mit taubem Ohr bewacht? Er hat
Das Recht erkauft, in Trümmer es zu ſchlagen,
Doch nicht die Kunſt, dem Silberton zu rufen,
Und in des Liedes Wonne zu zerſchmelzen.
Die Wahrheit iſt vorhanden für den Weiſen,
Die Schönheit für ein fühlend Herz. Sie beide
Gehören für einander. Dieſen Glauben
Soll mir kein feiges Vorurtheil zerſtören.
Verſprechen Sie mir, ewig ihn zu lieben,
Von Menſchenfurcht, von falſchem Heldenmuth
Zu nichtiger Verläugnung nie verſucht,
Unwandelbar und ewig ihn zu lieben;
Verſprechen Sie mir dieſes? — Königinn —
Verſprechen Sie's in meine Hand?

Königinn.
Mein Herz,
Verſprech' ich Ihnen, ſoll allein und ewig
Der Richter meiner Liebe ſeyn.

Marquis (zieht ſeine Hand zurück).
Jetzt ſterb' ich
Beruhigt — Meine Arbeit iſt gethan.
(Er neigt ſich gegen die Königinn und will gehen).

Königinn (begleitet ihn ſchweigend mit den Augen).
Sie gehen, Marquis — ohne mir zu ſagen,
Wenn wir — wie bald — uns wiederſehn?

Marquis
(kommt noch einmal zurück, das Geſicht abgewendet).
Gewiß!
Wir ſehn uns wieder.

Königinn.
Ich verſtand Sie, Poſa —
Verſtand Sie recht gut — Warum haben Sie
Mir das gethan?

Marquis.
Er oder ich.

Königinn.
Nein! Nein!
Sie ſtürzten Sich in dieſe That, die Sie
Erhaben nennen. Läugnen Sie nur nicht.
Ich kenne Sie, Sie haben längſt darnach
Gedürſtet — Mögen tauſend Herzen brechen,

Was kümmert Sie's, wenn ſich Ihr Stolz nur weidet.
O jetzt — jetzt lern' ich Sie verſtehn! Sie haben
Nur um Bewunderung gebuhlt.

Marquis (betroffen, für ſich).

Nein! Darauf
War ich nicht vorbereitet —

Königinn (nach einem Stillſchweigen).

Marquis!
Iſt keine Rettung möglich?

Marquis.

Keine.

Königinn.

Keine?
Beſinnen Sie Sich wohl. Iſt keine möglich?
Auch nicht durch mich?

Marquis.

Auch nicht durch Sie.

Königinn.

Sie kennen mich
Zur Hälfte nur — ich habe Muth.

Marquis.

Ich weiß es.

Königinn.

Und keine Rettung?

Marquis.

Keine.

Königinn (verläßt ihn und verhüllt das Geſicht).

Gehen Sie!

Ich ſchätze keinen Mann mehr.

Marquis

(in der heftigſten Bewegung vor ihr niedergeworfen).

Königinn!

— O Gott! das Leben iſt doch ſchön!

(Er ſpringt auf und geht ſchnell fort. Die Königinn in ihr Kabinet).

Vorzimmer des Königs.

Zwey und zwanzigſter Auftritt.

Herzog von Alba und Domingo gehen ſtillſchweigend und abgeſondert auf und nieder. Graf Lerma kommt aus dem Kabinet des Königs, alsdann Don Raimond von Taxis, der Oberpoſtmeiſter.

Lerma.

Ob ſich der Marquis noch nicht blicken laſſen?

Alba.

Noch nicht.

(Lerma will wieder hineingehen)

Taxis (tritt auf).

Graf Lerma, melden Sie mich an.

Lerma.

Der König iſt für Niemand.

Taxis.

Sagen Sie,

Ich muß ihn ſprechen — Seiner Majeſtät
Iſt äußerſt dran gelegen. Eilen Sie.
Es leidet keinen Aufſchub.

(Lerma geht ins Kabinet).

Alba (tritt zum Oberpoſtmeiſter).

Lieber Taxis,
Gewöhnen Sie Sich zur Geduld. Sie ſprechen
Den König nicht —

Taxis.

Nicht? Und warum?

Alba.

Sie hätten
Die Vorſicht denn gebraucht, Sich die Erlaubniß
Beym Chevalier von Poſa auszuwirken,
Der Sohn und Vater zu Gefangnen macht.

Taxis.

Von Poſa? Wie? Ganz recht! Das iſt derſelbe,
Aus deſſen Hand ich dieſen Brief empfangen —

Alba.

Brief? Welchen Brief?

Taxis.

Den ich nach Brüſſel habe
Befördern ſollen —

Alba (aufmerkſam).

Brüſſel?

Taxis.

Den ich eben
Dem König bringe —

Alba.
Brüſſel! Haben Sie
Gehört, Kaplan? Nach Brüſſel!

Domingo (tritt dazu).
Das iſt ſehr
Verdächtig.

Taxis.
Und wie ängſtlich, wie verlegen
Er mir empfohlen worden!

Domingo.
Aengſtlich? So!

Alba.
An wen iſt denn die Aufſchrift?

Taxis.
An den Prinzen
Von Naſſau und Oranien.

Alba.
An Wilhelm? —
Kaplan! Das iſt Verrätherey!

Domingo.
Was könnt'
Es anders ſeyn? — Ja freilich, dieſen Brief
Muß man ſogleich dem König überliefern.
Welch ein Verdienſt von Ihnen, würd'ger Mann,
So ſtreng zu ſeyn in Ihres Königs Dienſt!

Taxis.
Hochwürd'ger Herr, ich that nur meine Pflicht.

Alba.

Sie thaten wohl.

Lerma

(kommt aus dem Kabinet. Zum Oberpoſtmeiſter).

Der König will Sie ſprechen.

(Taxis geht hinein).

Der Marquis immer noch nicht da?

Domingo.

Man ſucht
Ihn aller Orten.

Alba.

Sonderbar und ſeltſam.
Der Prinz ein Staatsgefangner, und der König
Noch ſelber ungewiß warum?

Domingo.

Er war
Nicht einmal hier, ihm Rechenſchaft zu geben.

Alba.

Wie nahm es denn der König auf?

Lerma.

Der König
Sprach noch kein Wort.

(Geräuſch im Kabinet).

Alba.

Was war das? Still!

Taxis (aus dem Kabinet).

Graf Lerma!

(Beide hinein).

Alba (zu Domingo).
Was geht hier vor?

Domingo.
Mit dieſem Ton des Schreckens?
Wenn dieſer aufgefangne Brief? — Mir ahnet
Nichts gutes, Herzog.

Alba.
Lerma läßt er rufen!
Und wiſſen muß er doch, daß Sie und ich
Im Vorſaal —

Domingo.
Unſre Zeiten ſind vorbey.

Alba.
Bin ich derſelbe denn nicht mehr, dem hier
Sonſt alle Thüren ſprangen? Wie iſt alles
Verwandelt um mich her — wie fremd —

Domingo
(hat ſich leiſe der Kabinetsthür genähert, und bleibt lauſchend davor ſtehen).
Horch!

Alba (nach einer Pauſe).
Alles
Iſt todtenſtill. Man hört ſie Athem holen.

Domingo.
Die doppelte Tapete dämpft den Schall.

Alba.
Hinweg! Man kommt.

Domingo (verläßt die Thür).

Mir iſt ſo feierlich,
So bang, als ſollte dieſer Augenblick
Ein großes Loos entſcheiden.

Drey und zwanzigſter Auftritt.

Der Prinz von **Parma**, die Herzoge von **Feria** und **Medina Sidonia** mit noch einigen andern Granden treten auf. **Die Vorigen.**

Parma.

Iſt der König
Zu ſprechen?

Alba.

Nein.

Parma.

Nein? wer iſt bey ihm?

Feria.

Marquis
Von Poſa ohne Zweifel?

Alba.

Den erwartet man
So eben.

Parma.

Dieſen Augenblick
Sind wir von Saragoſſa eingetroffen.
Der Schrecken geht durch ganz Madrid — Iſt es
Denn wahr?

Domingo.

Ja, leider!

Feria.

Es iſt wahr? Er iſt
Durch den Maltheſer in Verhaft genommen?

Alba.

So iſt's.

Parma.

Warum? Was iſt geſchehn?

Alba.

Warum?
Das weiß kein Menſch, als Seine Majeſtät
Und Marquis Poſa.

Parma.

Ohne Zuziehung
Der Kortes ſeines Königreichs?

Feria.

Weh' dem,
Der Theil gehabt an dieſer Staatsverletzung.

Alba.

Weh' ihm! So ruf' ich auch.

Medina Sidonia.

Ich auch.

Die übrigen Granden.

Wir alle.

Alba.

Wer folgt mir in das Kabinet? — Ich werfe
Mich zu des Königs Füßen.

Lerma (ſtürzt aus dem Kabinet).
Herzog Alba!

Domingo.
Endlich!
Gelobt ſey Gott!

(Alba eilt hinein).

Lerma (athemlos, in großer Bewegung).
Wenn der Malteſer kommt,
Der Herr iſt jetzo nicht allein, er wird
Ihn rufen laſſen —

Domingo
(zu Lerma, indem ſich alle übrigen voll neugieriger Erwartung um ihn verſammeln).
Graf, was iſt geſchehen?
Sie ſind ja blaß wie eine Leiche.

Lerma (will forteilen).
Das
Iſt teufeliſch!

Parma und Feria.
Was denn? Was denn?

Medina Sidonia.
Was macht
Der König?

Domingo (zugleich).
Teufeliſch? Was denn?

Lerma.
Der König hat
Geweint.

Domingo.

Geweint?

Alle (zugleich, mit betretnem Erſtaunen).

Der König hat geweint?

(Man hört eine Glocke im Kabinet. Graf Lerma eilt hinein).

Domingo (ihm nach, will ihn zurückhalten).

Graf, noch ein Wort — Verzeihen Sie — Weg iſt er!
Da ſtehn wir angefeſſelt von Entſetzen.

Vier und zwanzigſter Auftritt.

Prinzeſſinn v. **Eboli**. **Feria**. **Medina Sidonia**. **Parma**. **Domingo** und übrige Granden.

Eboli (eilig, außer ſich).

Wo iſt der König? Wo? Ich muß ihn ſprechen.

(Zu Feria).

Sie, Herzog, führen mich zu ihm.

Feria.

Der König,
Hat wichtige Verhinderung. Kein Menſch
Wird vorgelaſſen.

Eboli.

Unterzeichnet er
Das fürchterliche Urtheil ſchon? Er iſt
Belogen. Ich beweiſ' es ihm, daß er
Belogen iſt.

Domingo
(gibt ihr von ferne einen bedeutenden Wink).
Prinzeſſinn Eboli!

Eboli (geht auf ihn zu).
Sie auch da, Prieſter? Recht! Sie brauch' ich eben.
Sie ſollen mir's bekräftigen.
(Sie ergreift ſeine Hand, und will ihn ins Kabinet mit fortreißen).

Domingo.
Ich? — Sind
Sie bey Sich, Fürſtinn?

Feria.
Bleiben Sie zurück.
Der König hört Sie jetzt nicht an.

Eboli.
Er muß
Mich hören. Wahrheit muß er hören — Wahrheit!
Und wär' er zehenmal ein Gott!

Domingo.
Weg! Weg!
Sie wagen Alles. Bleiben Sie zurück!

Eboli.
Menſch, zitt're du vor deines Götzen Zorn.
Ich habe nichts zu wagen.
(Wie ſie ins Kabinet will, ſtürzt heraus)

Herzog Alba.
(Seine Augen funkeln, Triumph iſt in ſeinem Gang. Er eilt auf Domingo zu und umarmt ihn).
Laſſen Sie

In allen Kirchen ein Te Deum tönen.
Der Sieg iſt unſer!

Domingo.

Unſer?

Alba (zu Domingo und den übrigen Granden).

Jetzt hinein
Zum Herrn. Sie ſollen weiter von mir hören.

Fünfter Akt.

Erſter Auftritt.

Ein Zimmer im königlichen Pallaſt, durch eine eiſerne Gitterthür von einem großen Vorhofe abgeſondert, in welchem Wachen auf und nieder gehen.

Karlos an einem Tiſche ſitzend, den Kopf vorwärts auf die Arme gelegt, als wenn er ſchlummerte. Im Hintergrunde des Zimmers einige Offiziere, die mit ihm eingeſchloſſen ſind. **Marquis von Poſa** tritt herein, ohne von ihm bemerkt zu werden, und ſpricht leiſe mit den Offizieren, welche ſich ſogleich entfernen. Er ſelbſt tritt ganz nahe vor Karlos und betrachtet ihn einige Augenblicke ſchweigend und traurig. Endlich macht er eine Bewegung, welche dieſen aus ſeiner Betäubung erweckt.

Karlos

(ſteht auf, wird den Marquis gewahr, und fährt erſchrocken zuſammen. Dann ſieht er ihn eine Weile mit großen ſtarren Augen an, und ſtreicht mit der Hand über die Stirne, als ob er ſich auf etwas beſinnen wollte).

Marquis.

Ich bin es, Karl.

Karlos (gibt ihm die Hand).
Du kommſt ſogar noch zu mir?
Das iſt doch ſchön von dir.

Marquis.
Ich bildete
Mir ein, du könnteſt deinen Freund hier brauchen.

Karlos.
Wahrhaftig? Meinteſt du das wirklich? Sieh!
Das freut mich — freut mich unbeſchreiblich. Ach!
Ich wußt' es wol, daß du mir gut geblieben.

Marquis.
Ich hab' es auch um Dich verdient.

Karlos.
Nicht wahr?
O wir verſtehen uns noch ganz. So hab'
Ich's gerne. Dieſe Schonung, dieſe Milde
Steht großen Seelen an, wie du und ich.
Laß ſeyn, daß meiner Forderungen eine
Unbillig und vermeſſen war, mußt du
Mir darum auch die billigen verſagen?
Hart kann die Tugend ſeyn, doch grauſam nie,
Unmenſchlich nie — Es hat dir viel gekoſtet!
O ja, mir däucht, ich weiß recht gut, wie ſehr
Geblutet hat Dein ſanftes Herz, als Du
Dein Opfer ſchmückteſt zum Altare.

Marquis.
Karlos!
Wie meinſt du das?

Karlos.

Du ſelbſt wirſt jetzt vollenden,
Was ich geſollt und nicht gekonnt — Du wirſt
Den Spaniern die goldnen Tage ſchenken,
Die ſie von mir umſonſt gehofft. Mit mir
Iſt es ja aus — auf immer aus. Das haſt
Du eingeſehn — O dieſe fürchterliche Liebe
Hat alle frühe Blüthen meines Geiſtes
Unwiederbringlich hingerafft. Ich bin
Für Deine großen Hoffnungen geſtorben.
Vorſehung oder Zufall führen Dir
Den König zu — Es koſtet mein Geheimniß,
Und er iſt dein — du kannſt ſein Engel werden.
Für mich iſt keine Rettung mehr — vielleicht
Für Spanien — Ach, hier iſt nichts verdammlich,
Nichts, nichts, als meine raſende Verblendung,
Bis dieſen Tag nicht eingeſehn zu haben,
Daß du — ſo groß als zärtlich biſt.

Marquis.

Nein! Das,
Das hab' ich nicht vorhergeſehen — nicht
Vorhergeſehn, daß eines Freundes Großmuth
Erfinderiſcher könnte ſeyn, als meine
Weltkluge Sorgfalt. Mein Gebäude ſtürzt
Zuſammen — ich vergaß dein Herz.

Karlos.

Zwar wenn dir's möglich wär' geweſen, ihr

Dies Schickſal zu erſparen — ſieh, das hätte
Ich unausſprechlich dir gedankt. Konnt' ich
Denn nicht allein es tragen? Mußte ſie
Das zweyte Opfer ſeyn? — Doch ſtill davon!
Ich will mit keinem Vorwurf dich beladen.
Was geht die Königinn dich an? Liebſt du
Die Königinn? Soll deine ſtrenge Tugend
Die kleinen Sorgen meiner Liebe fragen?
Verzeih' mir — ich war ungerecht.

Marquis.

Du biſt's.
Doch — dieſes Vorwurfs wegen nicht. Verdient'
Ich Einen, dann verdient' ich alle — und
Dann würd' ich ſo nicht vor dir ſtehen.
(Er nimmt ſein Porteſeuille heraus).
Hier
Sind von den Briefen ein'ge wieder, die
Du in Verwahrung mir gegeben. Nimm
Sie zu dir.

Karlos

(ſieht mit Verwunderung bald die Briefe, bald den Marquis an).

Wie?

Marquis.

Ich gebe ſie dir wieder.
Weil ſie in deinen Händen ſich'rer jetzt
Seyn dürften als in meinen.

Karlos.

Was iſt das?
Der König las ſie alſo nicht? bekam
Sie gar nicht zu Geſichte?

Marquis.

Dieſe Briefe?

Karlos.

Du zeigteſt ihm nicht alle?

Marquis.

Wer ſagt dir,
Daß ich ihm Einen zeigte?

Karlos (äußerſt erſtaunt).

Iſt es möglich?
Graf Lerma.

Marquis.

Der hat dir geſagt? — Ja! Nun
Wird Alles, Alles offenbar! Wer konnte
Das auch vorausſehn? — Lerma alſo? — Nein,
Der Mann hat Lügen nie gelernt. Ganz recht;
Die andern Briefe liegen bey dem König.

Karlos
(ſieht ihn lange mit ſprachloſem Erſtaunen an).

Weßwegen bin ich aber hier?

Marquis.

Zur Vorſicht,
Wenn du vielleicht zum zweyten Mal verſucht

Seyn möchteſt, eine Eboli zu deiner
Vertrauten zu erwählen.

Karlos (wie aus einem Traume erwacht).

Ha! Nun endlich!
Jetzt ſeh' ich — jetzt wird Alles Licht —

Marquis (geht nach der Thür).

Wer kommt?

Zweyter Auftritt.

Herzog Alba. Die Vorigen.

Alba

(nähert ſich ehrerbietig dem Prinzen, dem Marquis durch dieſen ganzen Auftritt den Rücken zuwendend).

Prinz, Sie ſind frey. Der König ſchickt mich ab,
Es Ihnen anzukündigen.

(Karlos ſieht den Marquis verwundernd an. Alle ſchweigen ſtill).

Zugleich
Schätz' ich mich glücklich, Prinz, der erſte ſeyn
Zu dürfen, der die Gnade hat —

Karlos

(bemerkt Beide mit äußerſter Verwunderung. Nach einer Pauſe zum Herzog).

Ich werde
Gefangen eingeſetzt und frey erklärt,
Und ohne mir bewußt zu ſeyn, warum
Ich beides werde?

Alba.

Aus Verſehen, Prinz,
So viel ich weiß, zu welchem irgend ein
— Betrüger den Monarchen hingeriſſen.

Karlos.

Doch aber iſt es auf Befehl des Königs,
Daß ich mich hier befinde?

Alba.

Ja, durch ein
Verſehen Seiner Majeſtät.

Karlos.

Das thut
Mir wirklich leid — Doch wenn der König ſich
Verſieht, kommt es dem König zu, in eigner
Perſon den Fehler wieder zu verbeſſern.

(Er ſucht die Augen des Marquis, und beobachtet eine ſtolze Herabſetzung gegen den Herzog).

Man nennt mich hier Don Philipps Sohn. Die Augen
Der Läſterung und Neugier ruhn auf mir.
Was Seine Majeſtät aus Pflicht gethan,
Will ich nicht ſcheinen ihrer Huld zu danken.
Sonſt bin ich auch bereit, vor dem Gerichte
Der Kortes mich zu ſtellen — Meinen Degen
Nehm' ich aus ſolcher Hand nicht an.

Alba.

Der König
Wird keinen Anſtand nehmen, Eurer Hoheit

Dies billige Verlangen zu gewähren.
Wenn Sie vergönnen wollen, daß ich Sie
Zu ihm begleiten darf —

Karlos.

Ich bleibe hier.
Bis mich der König, oder ſein Madrid
Aus dieſem Kerker führen. Bringen Sie
Ihm dieſe Antwort.

(Alba entfernt ſich. Man ſieht ihn noch eine Zeitlang im Vorhofe verweilen und Befehle austheilen).

Dritter Auftritt.

Karlos und Marquis von Poſa.

Karlos

(nachdem der Herzog hinaus iſt, voll Erwartung und Erſtaunen zum Marquis).

Was iſt aber das?
Erkläre mir's. Biſt du denn nicht Miniſter?

Marquis.

Ich bin's geweſen, wie du ſiehſt.

(Auf ihn zugehend, mit großer Bewegung).

O Karl,
Es hat gewirkt. Es hat. Es iſt gelungen.
Jetzt iſt's gethan. Geprieſen ſey die Allmacht,
Die es gelingen ließ!

Karlos.

Gelingen? Was?
Ich faſſe deine Worte nicht.

Marquis (ergreift ſeine Hand).

Du biſt
Gerettet, Karl — biſt frey — und ich —

(Er hält inne).

Karlos.

Und du?

Marquis.

Und ich — ich drücke dich an meine Bruſt
Zum erſten Mal mit vollem, ganzem Rechte;
Ich hab' es ja mit Allem, Allem, was
Mir theuer iſt, erkauft — O Karl, wie ſüß,
Wie groß iſt dieſer Augenblick! Ich bin
Mit mir zufrieden.

Karlos.

Welche plötzliche
Veränderung in deinen Zügen? So
Hab' ich dich nie geſehen. Stolzer hebt
Sich deine Bruſt, und deine Blicke leuchten.

Marquis.

Wir müſſen Abſchied nehmen, Karl. Erſchrick nicht.
O ſey ein Mann! Was du auch hören wirſt,
Verſprich mir, Karl, nicht durch unbänd'gen Schmerz,
Unwürdig großer Seelen, dieſe Trennung
Mir zu erſchweren — Du verlierſt mich, Karl —

Auf viele Jahre — Thoren nennen es
Auf ewig.

(Karlos zieht ſeine Hand zurück, ſieht ihn ſtarr an und antwortet nichts).

Sey ein Mann! Ich habe ſehr
Auf dich gerechnet, hab' es nicht vermieden,
Die bange Stunde mit dir auszuhalten,
Die man die letzte ſchrecklich nennt — Ja, ſoll
Ich dir's geſtehen, Karl? ich habe mich
Darauf gefreut — Komm, laß uns niederſitzen —
Ich fühle mich erſchöpft und matt.

(Er rückt nahe an Karlos, der noch immer in einer todten Erſtarrung iſt, und ſich unwillkührlich von ihm niederziehen läßt).

Wo biſt du?
Du gibſt mir keine Antwort? — Ich will kurz ſeyn.
Den Tag nachher, als wir zum letztenmal
Bey den Karthäuſern uns geſehn, ließ mich
Der König zu ſich fordern. Den Erfolg
Weißt du, weiß ganz Madrid. Das weißt du nicht,
Daß dein Geheimniß ihm verrathen worden,
Daß Briefe, in der Königinn Schatulle
Gefunden, wider dich gezeugt, daß ich
Aus ſeinem eignen Munde dies erfahren,
Und daß — ich ſein Vertrauter war.

(Er hält inne, Karlos Antwort zu erfahren: dieſer verharrt in ſeinem Stillſchweigen).

Ja, Karl!

Mit meinen Lippen brach ich meine Treue.
Ich ſelbſt regierte das Komplott, das dir
Den Untergang bereitete. Zu laut
Sprach ſchon die That. Dich frey zu ſprechen, war
Zu ſpät. Mich ſeiner Rache zu verſichern,
War Alles, was mir übrig blieb — und ſo
Ward ich dein Feind, dir kräftiger zu dienen.
— Du hörſt mich nicht?

Karlos.

Ich höre. Weiter. Weiter.

Marquis.

Bis hierher bin ich ohne Schuld. Doch bald
Verrathen mich die ungewohnten Strahlen
Der neuen königlichen Gunſt. Der Ruf
Dringt bis zu dir, wie ich vorhergeſehn.
Doch ich, von falſcher Zärtlichkeit beſtochen,
Von ſtolzem Wahn geblendet, ohne Dich
Das Wageſtück zu enden, unterſchlage
Der Freundſchaft mein gefährliches Geheimniß.
Das war die große Uebereilung! Schwer
Hab' ich gefehlt. Ich weiß es. Raſerey
War meine Zuverſicht. Verzeih' — ſie war
Auf deiner Freundſchaft Ewigkeit gegründet.

(Hier ſchweigt er. Karlos geht aus ſeiner Verſteinerung in lebhafte Bewegung über).

Was ich befürchtete, geſchieht. Man läßt
Dich zittern vor erdichteten Gefahren.

Die Königinn in ihrem Blut — das Schrecken
Des wiederhallenden Pallaſtes — Lerma's
Unglückliche Dienſtfertigkeit — zuletzt
Mein unbegreifliches Verſtummen, Alles
Beſtürmt dein überraſchtes Herz — du wankſt —
Gibſt mich verloren — Doch, zu edel ſelbſt,
An deines Freundes Redlichkeit zu zweifeln,
Schmückſt du mit Größe ſeinen Abfall aus,
Nun erſt wagſt du, ihn treulos zu behaupten,
Weil du noch treulos ihn verehren darfſt.
Verlaſſen von dem Einzigen wirfſt du
Der Fürſtinn Eboli dich in die Arme —
Unglücklicher! in eines Teufels Arme;
Denn dieſe war's, die dich verrieth.
(Karlos ſteht auf).
Ich ſehe
Dich dahin eilen. Eine ſchlimme Ahnung
Fliegt durch mein Herz. Ich folge Dir. Zu ſpät.
Du liegſt zu ihren Füßen. Das Geſtändniß
Floh über deine Lippen ſchon. Für dich
Iſt keine Rettung mehr —

Karlos.

Nein! Nein! Sie war
Gerührt. Du irreſt dich. Gewiß war ſie
Gerührt.

Marquis.

Da wird es Nacht vor meinen Sinnen!

Nichts — Nichts — Kein Ausweg — Keine Hülfe — keine
Im ganzen Umkreis der Natur! Verzweiflung
Macht mich zur Furie, zum Thier — ich ſetze
Den Dolch auf eines Weibes Bruſt — Doch jetzt —
Jetzt fällt ein Sonnenſtrahl in meine Seele.
„Wenn ich den König irrte? Wenn es mir
Gelänge, ſelbſt der Schuldige zu ſcheinen?
Wahrſcheinlich oder nicht! — Für ihn genug,
Scheinbar genug für König Philipp, weil
Es übel iſt! Es ſey! Ich will es wagen.
Vielleicht ein Donner, der ſo unverhofft
Ihn trifft, macht den Tyrannen ſtutzen — und
Was will ich mehr? Er überlegt, und Karl
Hat Zeit gewonnen, nach Brabant zu flüchten.“

Karlos.

Und das — das hätteſt du gethan?

Marquis.

Ich ſchreibe
An Wilhelm von Oranien, daß ich
Die Königinn geliebt, daß mir's gelungen,
In dem Verdacht, der fälſchlich dich gedrückt,
Des Königs Argwohn zu entgehn — daß ich
Durch den Monarchen ſelbſt den Weg gefunden,
Der Königinn mich frey zu nah'n. Ich ſetze
Hinzu, daß ich entdeckt zu ſeyn beſorge,
Daß du, von meiner Leidenſchaft belehrt,
Zur Fürſtinn Eboli geeilt, vielleicht

Durch ihre Hand die Königinn zu warnen —
Daß ich dich hier gefangen nahm, und nun,
Weil alles doch verloren, Willens ſey,
Nach Brüſſel mich zu werfen — Dieſen Brief —

Karlos (fällt ihm erſchrocken ins Wort).

Haſt du der Poſt doch nicht vertraut? Du weißt,
Daß alle Briefe nach Brabant und Flandern —

Marquis.

Dem König ausgeliefert werden — Wie
Die Sachen ſtehn, hat Taxis ſeine Pflicht
Bereits gethan.

Karlos

Gott! So bin ich verloren!

Marquis.

Du? Warum du?

Karlos.

Unglücklicher, und du
Biſt mit verloren. Dieſen ungeheuern
Betrug kann dir mein Vater nicht vergeben.
Nein! den vergibt er nimmermehr!

Marquis.

Betrug?
Du biſt zerſtreut. Beſinne dich. Wer ſagt ihm,
Daß es Betrug geweſen?

Karlos (ſieht ihm ſtarr ins Geſicht).

Wer, fragſt du?
Ich ſelbſt.

(Er will fort).

Marquis.

Du raſeſt; bleib zurück!

Karlos.

Weg! Weg!
Um Gottes willen! Halte mich nicht auf!
Indem ich hier verweile, dingt er ſchon
Die Mörder.

Marquis.

Deſto edler iſt die Zeit.
Wir haben uns noch viel zu ſagen.

Karlos.

Was?
Eh' er noch Alles —

(Er will wieder fort. Der Marquis nimmt ihn beym Arme und ſieht ihn bedeutend an).

Marquis.

Höre, Karlos — War
Ich auch ſo eilig, ſo gewiſſenhaft,
Da du für mich geblutet haſt — ein Knabe?

Karlos

(bleibt gerührt und voll Verwunderung vor ihm ſtehen).

O gute Vorſicht!

Marquis.

Rette dich für Flandern!
Das Königreich iſt dein Beruf. Für dich
Zu ſterben war der meinige.

Karlos

(geht auf ihn zu und nimmt ihn bey der Hand, voll der innigſten Empfindung).

Nein! Nein!
Er wird — er kann nicht widerſtehn! So vieler
Erhabenheit nicht widerſtehn! — Ich will
Dich zu ihm führen. Arm in Arme wollen
Wir zu ihm gehen. Vater, will ich ſagen,
Das hat ein Freund für ſeinen Freund gethan.
Es wird ihn rühren. Glaube mir! er iſt
Nicht ohne Menſchlichkeit, mein Vater. Ja!
Gewiß, es wird ihn rühren. Seine Augen werden
Von warmen Thränen übergehn, und dir
Und mir wird er verzeihn —

(Es geſchieht ein Schuß durch die Gitterthür. Karlos ſpringt auf).

Ha! Wem galt das?

Marquis.

Ich glaube — mir.

(Er ſinkt nieder).

Karlos

(fällt mit einem Schrey des Schmerzes neben ihm zu Boden).

O himmliſche
Barmherzigkeit!

Marquis (mit brechender Stimme).

Er iſt geſchwind — der König —
Ich hoffte — länger — Denk' auf Deine Rettung —

Hörſt du? — auf Deine Rettung — Deine Mutter
Weiß alles — ich kann nicht mehr —

(Karlos bleibt wie todt bey dem Leichnam liegen. Nach einiger Zeit tritt der König herein, von vielen Granden begleitet, und fährt bey dieſem Anblick betreten zurück. Eine allgemeine und tiefe Pauſe. Die Granden ſtellen ſich in einen halben Kreis um dieſe beiden, und ſehen wechſelsweiſe auf den König und ſeinen Sohn. Dieſer liegt noch ohne alle Zeichen des Lebens. — Der König betrachtet ihn mit nachdenkender Stille).

Vierter Auftritt.

Der König. Karlos. Die Herzoge von Alba, Feria und Medina Sidonia. Der Prinz von Parma. Graf Lerma. Domingo und viele Granden.

König (mit gütigem Ton).

Deine Bitte
Hat Statt gefunden, mein Infant. Hier bin ich,
Ich ſelbſt, mit allen Großen meines Reichs,
Dir Freyheit anzukündigen.

(Karlos blickt auf und ſieht um ſich her, wie einer, der aus dem Traume erwacht. Seine Augen heften ſich bald auf den König, bald auf den Todten. Er antwortet nicht).

Empfange
Dein Schwert zurück. Man hat zu raſch verfahren.

(Er nähert ſich ihm, reicht ihm die Hand und hilft ihm ſich aufrichten).

Mein Sohn iſt nicht an ſeinem Platz. Steh auf!
Komm in die Arme Deines Vaters!

Karlos

(empfängt ohne Bewußtſeyn die Arme des Königs — beſinnt ſich aber plötzlich, hält inne und ſieht ihn genauer an).

Dein
Geruch iſt Mord. Ich kann dich nicht umarmen.
(Er ſtößt ihn zurück, alle Granden kommen in Bewegung).
Nein! Steht nicht ſo betroffen da! Was hab'
Ich Ungeheures denn gethan? Des Himmels
Geſalbten angetaſtet? Fürchtet nichts.
Ich lege keine Hand an ihn. Seht ihr
Das Brandmahl nicht an ſeiner Stirne? Gott
Hat ihn gezeichnet.

König (bricht ſchnell auf).

Folgt mir, meine Granden!

Karlos.

Wohin? Nicht von der Stelle, Sire —

(Er hält ihn gewaltſam mit beiden Händen, und bekommt mit der einen das Schwert zu faſſen, das der König mitgebracht hat. Es fährt aus der Scheide).

König.

Das Schwert
Gezückt auf Deinen Vater?

Alle anweſende Granden
(ziehen die ihrigen).

Königsmord!

Karlos

(den König feſt an der einen Hand, das bloße Schwert in der andern).

Steckt eure Schwerter ein! Was wollt ihr? Glaubt
Ihr, ich ſey raſend? Nein, ich bin nicht raſend.
Wär' ich's, ſo thatet *ihr* nicht gut, mich zu
Erinnern, daß auf meines Schwertes Spitze
Sein Leben ſchwebt. Ich bitte, haltet Euch
Entfernt. Verfaſſungen, wie meine, wollen
Geſchmeichelt ſeyn — drum bleibt zurück! Was ich
Mit dieſem König abzumachen habe,
Geht euern Leheneid nichts an. Seht nur
Wie ſeine Finger bluten! Seht ihn recht an!
Seht ihr? O ſeht auch hieher — *Das* hat er
Gethan, der große Künſtler!

König

(zu den Granden, welche ſich beſorgt um ihm herum drängen wollen).

Tretet alle
Zurück. Wovor erzittert ihr? — Sind wir
Nicht Sohn und Vater? Ich will doch erwarten,
Zu welcher Schandthat die Natur —

Karlos.

Natur?
Ich weiß von keiner. Mord iſt jetzt die Loſung.
Der Menſchheit Bande ſind entzwei. Du ſelbſt
Haſt ſie zerriſſen, Sire, in deinen Reichen.

Soll ich verehren, was du höhnſt! — O ſeht!
Seht hieher! Es iſt noch kein Mord geſchehen,
Als heute — Gibt es keinen Gott? Was? Dürfen
In ſeiner Schöpfung Könige ſo hauſen?
Ich frage, gibt es keinen Gott? So lange Mütter
Geboren haben, iſt nur Einer — Einer
So unverdient geſtorben — Weißt du auch,
Was du gethan haſt? Nein, er weiß es nicht,
Weiß nicht, daß er ein Leben hat geſtohlen
Aus dieſer Welt, das wichtiger und edler
Und theurer war, als er mit ſeinem ganzen
Jahrhundert.

König (mit gelindem Ton).

Wenn ich allzuraſch geweſen,
Geziemt es dir, für den ich es geweſen,
Mich zur Verantwortung zu ziehen?

Karlos.

Wie?
Iſt's möglich? Sie errathen nicht, wer mir
Der Todte war — O ſagt es ihm — helft ſeiner
Allwiſſenheit das ſchwere Räthſel löſen.
Der Todte war mein Freund — Und wollt ihr wiſſen,
Warum er ſtarb? Für mich iſt er geſtorben.

König.

Ha! meine Ahnung!

Karlos.

Blutender, vergib,

Daß ich vor ſolchen Ohren es entweihe!
Doch dieſer große Menſchenkenner ſinke
Vor Scham dahin, daß ſeine graue Weisheit
Der Scharfſinn eines Jünglings überliſtet.
Ja, Sire! Wir waren Brüder! Brüder durch
Ein edler Band, als die Natur es ſchmiedet.
Sein ſchöner Lebenslauf war Liebe. Liebe
Für mich ſein großer, ſchöner Tod. Mein war er,
Als Sie mit ſeiner Achtung groß gethan,
Als ſeine ſcherzende Beredſamkeit
Mit Ihrem ſtolzen Rieſengeiſte ſpielte.
Ihn zu beherrſchen wähnten Sie — und waren
Ein folgſam Werkzeug ſeiner höhern Plane.
Daß ich gefangen bin, war ſeiner Freundſchaft
Durchdachtes Werk. Mich zu erretten, ſchrieb
Er an Oranien den Brief — O Gott!
Es war die erſte Lüge ſeines Lebens!
Mich zu erretten, warf er ſich dem Tod,
Den er erlitt, entgegen. Sie beſchenkten ihn
Mit Ihrer Gunſt — er ſtarb für mich. Ihr Herz
Und Ihre Freundſchaft drangen Sie ihm auf;
Ihr Zepter war das Spielwerk ſeiner Hände;
Er warf es hin, und ſtarb für mich!

(Der König ſteht ohne Bewegung, den Blick ſtarr auf den Boden geheftet. Alle Granden ſehen betreten und furchtſam auf ihn).

Und war

Es möglich? Dieſer groben Lüge konnten
Sie Glauben ſchenken? Wie gering mußt' er
Sie ſchätzen, da er's unternahm, bey Ihnen
Mit dieſem plumpen Gaukelſpiel zu reichen!
Um ſeine Freundſchaft wagten Sie zu buhlen,
Und unterlagen dieſer leichten Probe!
O nein — nein, das war nichts für Sie. Das war
Kein Menſch für Sie! Das wußt' er ſelbſt recht gut,
Als er mit allen Kronen Sie verſtoßen.
Dies feine Saitenſpiel zerbrach in Ihrer
Metallnen Hand. Sie konnten nichts, als ihn ermorden.

Alba

(hat den König bis jetzt nicht aus den Augen gelaſſen, und mit ſichtbarer Unruhe die Bewegungen beobachtet, welche in ſeinem Geſichte arbeiten. Jetzt nähert er ſich ihm furchtſam).

Sire — nicht dieſe Todtenſtille! Sehen
Sie um Sich! Reden Sie mit uns!

Karlos.

Sie waren
Ihm nicht gleichgültig. Seinen Antheil hatten
Sie längſt. Vielleicht! Er hätte Sie noch glücklich
Gemacht. Sein Herz war reich genug, Sie ſelbſt
Von ſeinem Ueberfluſſe zu vergnügen.
Die Splitter ſeines Geiſtes hätten Sie
Zum Gott gemacht. Sich ſelber haben Sie
Beſtohlen, ſich und mich — Was werden

Sie bieten, eine Seele zu erſtatten,
Wie dieſe war?

(Ein tiefes Schweigen. Viele von den Granden ſehen weg oder verhüllen das Geſicht in ihren Mänteln).

O die ihr hier verſammelt ſteht, und vor Entſetzen
Und vor Bewunderung verſtummt — verdammet
Den Jüngling nicht, der dieſe Sprache gegen
Den Vater und den König führt — Seht hieher!
Für mich iſt er geſtorben! Habt ihr Thränen?
Fließt Blut, nicht glühend Erz, in euren Adern?
Seht hierher und verdammt mich nicht!

(Er wendet ſich zum König mit mehr Faſſung und Gelaſſenheit).

Vielleicht
Erwarten Sie, wie dieſe unnatürliche Geſchichte
Sich enden wird? — Hier iſt mein Schwert. Sie ſind
Mein König wieder. Denken Sie, daß ich
Vor Ihrer Rache zittre? Morden Sie
Mich auch, wie Sie den Edelſten gemordet.
Mein Leben iſt verwirkt. Ich weiß. Was iſt
Mir jetzt das Leben? Hier entſag' ich Allem,
Was mich auf dieſer Welt erwartet. Suchen
Sie unter Fremdlingen Sich einen Sohn —
Da liegen meine Reiche —

(Er ſinkt an dem Leichnam nieder, und nimmt an dem Folgenden keinen Antheil mehr. Man hört unterdeſſen von ferne ein verworrenes Getöſe von Stimmen und ein Gedränge vieler Menſchen. Um den König herum iſt eine tiefe Stille. Seine Augen durchlaufen den ganzen Kreis, aber niemand begegnet ſeinen Blicken).

König.

Nun? Will Niemand
Antworten? — Jeder Blick am Boden — jedes
Geſicht verhüllt! — Mein Urtheil iſt geſprochen.
In dieſen ſtummen Mienen leſ' ich es
Verkündigt. Meine Unterthanen haben mich
Gerichtet.

(Das vorige Stillſchweigen — Der Tumult kommt näher und wird lauter. Durch die umſtehenden Granden läuft ein Gemurmel, ſie geben ſich unter einander verlegene Winke; Graf Lerma ſtößt endlich leiſe den Herzog von Alba an).

Lerma.

Wahrlich! Das iſt Sturm!

Alba (leiſe).

So fürcht' ich.

Lerma.

Man dringt herauf. Man kommt.

Fünfter Auftritt.

Ein Offizier von der Leibwache. Die Vorigen.

Offizier (dringend).

Rebellion!
Wo iſt der König?

(Er arbeitet ſich durch die Menge, und dringt bis zum König).

Ganz Madrid in Waffen!
Zu Tauſenden umringt der wüthende
Soldat, der Pöbel den Pallaſt. Prinz Karlos,
Verbreitet man, ſey in Verhaft genommen,
Sein Leben in Gefahr. Das Volk will ihn
Lebendig ſehen oder ganz Madrid
In Flammen aufgehn laſſen.

Alle Granden (in Bewegung).

Rettet! Rettet
Den König!

Alba

(zum König, der ruhig und unbeweglich ſteht).

Flüchten Sie Sich, Sire — Es hat
Gefahr — Noch wiſſen wir nicht, wer
Den Pöbel waffnet —

König

(erwacht aus ſeiner Betäubung, richtet ſich auf, und tritt mit Majeſtät unter ſie).

Steht mein Thron noch?
Bin ich noch König dieſes Landes? — Nein.
Ich bin es nicht mehr. Dieſe Memmen weinen,
Von einem Knaben weich gemacht. Man wartet
Nur auf die Loſung, von mir abzufallen.
Ich bin verrathen von Rebellen.

Alba.

Sire,
Welch fürchterliche Phantaſie!

König.

Dorthin!
Dort werft Euch nieder! Vor dem blühenden,
Dem jungen König werft euch nieder! — Ich
Bin nichts mehr — ein ohnmächt'ger Greis!

Alba.

Dahin
Iſt es gekommen! — Spanier!

(Alle drängen ſich um den König herum und knien mit gezogenen Schwertern vor ihm nieder. Karlos bleibt allein und von allen verlaſſen bey dem Leichnam).

König

(reißt ſeinen Mantel ab und wirft ihn von ſich).

Bekleidet
Ihn mit dem königlichen Schmuck — Auf meiner
Zertretnen Leiche tragt ihn —

(Er bleibt ohnmächtig in Alba's und Lerma's Armen).

Lerma.

Hülfe! Gott!

Feria.

Gott! welcher Zufall!

Lerma.

Er iſt von ſich —

Alba

(läßt den König in Lerma's und Feria's Händen).

Bringen

Sie ihn zu Bette. Unterdeſſen geb' ich
Madrid den Frieden.

(Er geht ab. Der König wird weggetragen und alle Granden begleiten ihn).

Sechſter Auftritt.

Karlos bleibt allein bey dem Leichnam zurück. Nach einigen Augenblicken erſcheint **Ludwig Merkado**, ſieht ſich ſchüchtern um, und ſteht eine Zeitlang ſtillſchweigend hinter dem Prinzen, der ihn nicht bemerkt.

Merkado.

Ich komme
Von Ihrer Majeſtät, der Königinn.

(Karlos ſieht wieder weg und gibt ihm keine Antwort).

Mein Name iſt Merkado — Ich bin Leibarzt
Bey Ihrer Majeſtät — und hier iſt meine
Beglaubigung.

(Er zeigt dem Prinzen einen Siegelring — Dieſer verharrt in ſeinem Stillſchweigen).

Die Königinn wünſcht ſehr
Sie heute noch zu ſprechen — wichtige
Geſchäfte —

Karlos.

Wichtig iſt mir nichts mehr
Auf dieſer Welt.

Merkado.

Ein Auftrag, ſagte ſie,
Den Marquis Poſa hinterlaſſen —

Karlos (ſteht ſchnell auf).

Was?

Sogleich.

(Er will mit ihm gehen).

Merkado.

Nein! Jetzt nicht, gnäd'ger Prinz. Sie müſſen
Die Nacht erwarten. Jeder Zugang iſt
Beſetzt und alle Wachen dort verdoppelt.
Unmöglich iſt es, dieſen Flügel des
Pallaſtes ungeſehen zu betreten.
Sie würden alles wagen —

Karlos.

Aber —

Merkado.

Nur
Ein Mittel, Prinz, iſt höchſtens noch vorhanden —
Die Königinn hat es erdacht. Sie legt
Es Ihnen vor — Doch es iſt kühn und ſeltſam
Und abenteuerlich.

Karlos.

Das iſt?

Merkado.

Schon längſt
Geht eine Sage, wie Sie wiſſen, daß
Um Mitternacht in den gewölbten Gängen
Der königlichen Burg, in Mönchsgeſtalt,
Der abgeſchied'ne Geiſt des Kaiſers wandle.
Der Pöbel glaubt an dies Gerücht, die Wachen

Beziehen nur mit Schauer dieſen Poſten.
Wenn Sie entſchloſſen ſind, Sich dieſer
Verkleidung zu bedienen, können Sie
Durch alle Wachen frey und unverſehrt
Bis zum Gemach der Königinn gelangen,
Das dieſer Schlüſſel öffnen wird. Vor jedem Angriff
Schützt Sie die heilige Geſtalt. Doch auf
Der Stelle, Prinz, muß Ihr Entſchluß gefaßt ſeyn.
Das nöth'ge Kleid, die Maſke, finden Sie
In Ihrem Zimmer. Ich muß eilen, Ihrer Majeſtät
Antwort zu bringen.

Karlos.

Und die Zeit?

Merkado.

Die Zeit
Iſt zwölf Uhr.

Karlos.

Sagen Sie ihr, daß ſie mich
Erwarten könne.

(Merkado geht ab).

Siebenter Auftritt.

Karlos. Graf Lerma.

Lerma.

Retten Sie Sich, Prinz.
Der König wüthet gegen Sie. Ein Anſchlag

Auf Ihre Freyheit — wo nicht auf Ihr Leben.
Befragen Sie mich weiter nicht. Ich habe
Mich weggeſtohlen, Sie zu warnen. Fliehen
Sie ohne Aufſchub!

Karlos.

Ich bin in den Händen
Der Allmacht.

Lerma.

Wie die Königinn mich eben
Hat merken laſſen, ſollen Sie noch heute
Madrid verlaſſen und nach Brüſſel flüchten.
Verſchieben Sie es nicht, ja nicht! Der Aufruhr
Begünſtigt Ihre Flucht. In dieſer Abſicht
Hat ihn die Königinn veranlaſſt. Jetzt
Wird man ſich nicht erkühnen, gegen Sie
Gewalt zu brauchen. Im Karthäuſerkloſter
Erwartet Sie die Poſt, und hier ſind Waffen,
Wenn Sie gezwungen ſollten ſeyn —
(Er gibt ihm einen Dolch und Terzerolen).

Karlos.

Dank, Dank,
Graf Lerma!

Lerma.

Ihre heutige Geſchichte
Hat mich im Innerſten gerührt. So liebt
Kein Freund mehr! Alle Patrioten weinen
Um Sie. Mehr darf ich jetzt nicht ſagen.

Karlos.

Graf Lerma! Dieſer Abgeſchied'ne nannte
Sie einen edlen Mann.

Lerma.

Noch einmal, Prinz!
Reiſen Sie glücklich. Schön're Zeiten werden kommen;
Dann aber werd' ich nicht mehr ſeyn. Empfangen
Sie meine Huldigung ſchon hier.

(Er läßt ſich auf ein Knie vor ihm nieder).

Karlos

(will ihn zurück halten. Sehr bewegt).

Nicht alſo —
Nicht alſo, Graf — Sie rühren mich — Ich möchte
Nicht gerne weich ſeyn —

Lerma

(küßt ſeine Hand mit Empfindung).

König meiner Kinder!
O meine Kinder werden ſterben dürfen
Für Sie. Ich darf es nicht. Erinnern Sie Sich meiner
In meinen Kindern — Kehren Sie in Frieden
Nach Spanien zurücke. Seyen Sie
Ein Menſch auf König Philipps Thron. Sie haben
Auch Leiden kennen lernen. Unternehmen Sie
Nichts Blut'ges gegen Ihren Vater! Ja
Nichts Blutiges, mein Prinz! Philipp der zweyte
Zwang Ihren Aeltervater von dem Thron
Zu ſteigen — Dieſer Philipp zittert heute

Vor ſeinem eignen Sohn! Daran gedenken
Sie, Prinz — und ſo geleite Sie der Himmel!

(Er geht ſchnell weg. Karlos iſt im Begriff auf einem andern Wege fortzueilen, kehrt aber plötzlich um und wirft ſich vor dem Leichnam des Marquis nieder, den er noch einmal in ſeine Arme ſchließt. Dann verläßt er ſchnell das Zimmer).

Vorzimmer des Königs.

Achter Auftritt.

Herzog von Alba und Herzog von Feria kommen im Geſpräch.

Alba.

Die Stadt iſt ruhig. Wie verlieſſen Sie
Den König?

Feria.

In der fürchterlichſten Laune.
Er hat ſich eingeſchloſſen. Was ſich auch
Ereignen würde, keinen Menſchen will
Er vor ſich laſſen. Die Verrätherey
Des Marquis hat auf einmal ſeine ganze
Natur verändert. Wir erkennen ihn
Nicht mehr.

Alba.

Ich muß zu ihm. Ich kann ihn diesmal

Nicht ſchonen. Eine wichtige Entdeckung,
Die eben jetzt gemacht wird —

Feria.

Eine neue
Entdeckung?

Alba.

Ein Karthäuſermönch, der in
Des Prinzen Zimmer heimlich ſich geſtohlen,
Und mit verdächt'ger Wißbegier den Tod
Des Marquis Poſa ſich erzählen laſſen,
Fällt meinen Wachen auf. Man hält ihn an.
Man unterſucht. Die Angſt des Todes preßt
Ihm ein Geſtändniß aus, daß er Papiere
Von großem Werthe bey ſich trage, die
Ihm der Verſtorbne anbefohlen, in
Des Prinzen Hand zu übergeben — wenn
Er ſich vor Sonnenuntergang nicht mehr
Ihm zeigen würde.

Feria.

Nun?

Alba.

Die Briefe lauten,
Daß Karlos binnen Mitternacht und Morgen
Madrid verlaſſen ſoll.

Feria.

Was?

Alba.

Daß ein Schiff

In Cadix ſegelfertig liege, ihn
Nach Vliſſingen zu bringen — daß die Staaten
Der Niederlande ſeiner nur erwarten,
Die Span'ſchen Ketten abzuwerfen.

Feria.

Ha!
Was iſt das?

Alba.

Andre Briefe melden,
Daß eine Flotte Solimans bereits
Von Rhodus ausgelaufen — den Monarchen
Von Spanien, laut des geſchloſſenen Bundes,
Im mittelländ'ſchen Meere anzugreifen.

Feria.

Iſt's möglich?

Alba.

Eben dieſe Briefe lehren
Die Reiſen mich verſtehn, die der Malteſer
Durch ganz Europa jüngſt gethan. Es galt
Nichts kleineres, als alle nord'ſche Mächte
Für der Flamänder Freyheit zu bewaffnen.

Feria.

Das war er!

Alba.

Dieſen Briefen endlich folgt
Ein ausgeführter Plan des ganzen Krieges,
Der von der Span'ſchen Monarchie auf immer

Die Niederlande trennen ſoll. Nichts, nichts
Iſt überſehen, Kraft und Widerſtand
Berechnet, alle Quellen, alle Kräfte
Des Landes pünktlich angegeben, alle
Maximen, welche zu befolgen, alle
Bündniſſe, die zu ſchließen. Der Entwurf
Iſt teufliſch, aber warlich — göttlich.

Feria.

Welch undurchdringlicher Verräther!

Alba.

Auch
Beruft man ſich in dieſem Brief auf eine
Geheime Unterredung, die der Prinz
Am Abend ſeiner Flucht mit ſeiner Mutter
Zu Stande bringen ſollte.

Feria.

Wie? Das wäre
Ja heute.

Alba.

Dieſe Mitternacht. Auch hab' ich
Für dieſen Fall Befehle ſchon gegeben.
Sie ſehen, daß es dringt. Kein Augenblick
Iſt zu verlieren — Oeffnen Sie das Zimmer
Des Königs!

Feria.

Nein! Der Eintritt iſt verboten.

Alba.

So öffn' ich ſelbſt — Die wachſende Gefahr
Rechtfertigt dieſe Kühnheit —

(Wie er gegen die Thür geht, wird ſie geöffnet, und der König tritt heraus).

Feria.

Ha, Er ſelbſt!

Neunter Auftritt.

König zu den Vorigen.

Alle erſchrecken über ſeinen Anblick, weichen zurück und laſſen ihn ehrerbietig mitten durch. Er kommt in einem wachen Traume, wie eines Nachtwandlers. — Sein Anzug und ſeine Geſtalt zeigen noch die Unordnung, worein ihn die gehabte Ohnmacht verſetzt hat. Mit langſamen Schritten geht er an den anweſenden Granden vorbey, ſieht jeden ſtarr an, ohne einen einzigen wahrzunehmen. Endlich bleibt er gedankenvoll ſtehen, die Augen zur Erde geſenkt, bis ſeine Gemüthsbewegung nach und nach laut wird.

König.

Gib dieſen Todten mir heraus! Ich muß
Ihn wieder haben.

Domingo (leiſe zum Herzog von Alba).

Reden Sie ihn an.

König (wie oben).

Er dachte klein von mir und ſtarb. Ich muß

Ihn wieder haben. Er muß anders von
Mir denken.

Alba (nähert ſich mit Furcht).

Sire —

König.

Wer redet hier?
(Er ſieht lange im ganzen Kreis herum).
Hat man
Vergeſſen, wer ich bin? Warum nicht auf
Den Knien vor mir, Kreatur? Noch bin
Ich König. Unterwerfung will ich ſehen.
Setzt alles mich hintan, weil Einer mich
Verachtet hat?

Alba.

Nichts mehr von ihm, mein König!
Ein neuer Feind, bedeutender als dieſer,
Steht auf im Herzen Ihres Reichs. —

Feria.

Prinz Karlos —

König.

Er hatte einen Freund, der in den Tod
Gegangen iſt für ihn — für ihn! Mit mir
Hätt' er ein Königreich getheilt! — Wie er
Auf mich herunter ſah! So ſtolz ſieht man
Von Thronen nicht herunter. War's nicht ſichtbar,
Wie viel er ſich mit der Erobrung wußte?
Was er verlor, geſtand ſein Schmerz. So wird

Um nichts Vergängliches geweint — Daß er noch lebte!
Ich gäb' ein Indien dafür. Troſtloſe Allmacht,
Die nicht einmal in Gräber ihren Arm
Verlängern, eine kleine Uebereilung
Mit Menſchenleben nicht verbeſſern kann!
Die Todten ſtehen nicht mehr auf. Wer darf
Mir ſagen, daß ich glücklich bin? Im Grabe
Wohnt Einer, der mir Achtung vorenthalten.
Was gehn die Lebenden mich an? Ein Geiſt,
Ein freyer Mann ſtand auf in dieſem ganzen
Jahrhundert — **Einer** — Er verachtet mich
Und ſtirbt.

Alba.

So lebten wir umſonſt! — Laßt uns
Zu Grabe gehen, Spanier! Auch noch
Im Tode raubt uns dieſer Menſch das Herz
Des Königs!

König.

(Er ſetzt ſich nieder, den Kopf auf den Arm geſtützt).
Wär' er mir alſo geſtorben!
Ich hab' ihn lieb gehabt, ſehr lieb. Er war
Mir theuer, wie ein Sohn. In dieſem Jüngling
Ging mir ein neuer, ſchön'rer Morgen auf.
Wer weiß, was ich ihm aufbehalten! Er
War meine erſte Liebe. Ganz Europa
Verfluche mich! Europa mag mir fluchen.
Von dieſem hab' ich Dank verdient.

Domingo.
Durch welche
Bezauberung —

König.
Und wem bracht' er dies Opfer?
Dem Knaben, meinem Sohne? Nimmermehr.
Ich glaub' es nicht. Für einen Knaben ſtirbt
Ein Poſa nicht. Der Freundſchaft arme Flamme
Füllt eines Poſa Herz nicht aus. Das ſchlug
Der ganzen Menſchheit. Seine Neigung war
Die Welt mit allen kommenden Geſchlechtern.
Sie zu vergnügen fand er einen Thron —
Und geht vorüber? Dieſen Hochverrath
An ſeiner Menſchheit ſollte Poſa ſich
Vergeben? Nein. Ich kenn' ihn beſſer. Nicht
Den Philipp opfert er dem Karlos, nur
Den alten Mann dem Jüngling, ſeinem Schüler.
Des Vaters untergeh'nde Sonne lohnt
Das neue Tagwerk nicht mehr. Das verſpart man
Dem nahen Aufgang ſeines Sohns — O es iſt klar!
Auf meinen Hintritt wird gewartet.

Alba.
Leſen Sie
In dieſen Briefen die Bekräftigung.

König (ſteht auf).
Er könnte ſich verrechnet haben. Noch,
Noch bin ich. Habe Dank, Natur! Ich fühle

In meinen Sehnen Jünglingskraft. Ich will
Ihn zum Gelächter machen. Seine Tugend
Sey eines Träumers Hirngeſpinnſt geweſen.
Er ſey geſtorben als ein Thor. Sein Sturz
Erdrücke ſeinen Freund und ſein Jahrhundert!
Laß ſehen, wie man mich entbehrt. Die Welt
Iſt noch auf einen Abend mein. Ich will
Ihn nützen, dieſen Abend, daß nach mir
Kein Pflanzer mehr in zehen Menſchenaltern
Auf dieſer Brandſtatt ärnten ſoll. Er brachte
Der Menſchheit, ſeinem Götzen, mich zum Opfer;
Die Menſchheit büße mir für ihn! — Und jetzt —
Mit ſeiner Puppe fang' ich an.

(Zum Herzog von Alba).

Was war's
Mit dem Infanten? Wiederholt es mir. Was lehren
Mich dieſe Briefe?

Alba.

Dieſe Briefe, Sire,
Enthalten die Verlaſſenſchaft des Marquis
Von Poſa an Prinz Karl.

König

(durchläuft die Papiere, wobey er von allen Umſtehenden ſcharf beobachtet wird. Nachdem er eine Zeitlang geleſen, legt er ſie weg, und geht ſtillſchweigend durch das Zimmer).

Man rufe mir
Den Inquiſitor Kardinal. Ich laſſ'

Ihn bitten, eine Stunde mir zu ſchenken.
(Einer von den Granden geht hinaus. Der König nimmt dieſe Papiere wieder, lieſt fort, und legt ſie abermals weg).
In dieſer Nacht alſo?

Taxis.

Schlag zwey Uhr ſoll
Die Poſt vor dem Karthäuſerkloſter halten.

Alba.

Und Leute, die ich ausgeſendet, ſahen
Verſchiednes Reiſ'geräthe, an dem Wappen
Der Krone kenntlich, nach dem Kloſter tragen.

Feria.

Auch ſollen große Summen auf den Namen
Der Königinn bey Mauriſchen Agenten
Betrieben worden ſeyn, in Brüſſel zu
Erheben.

König.

Wo verließ man den Infanten?

Alba.

Beym Leichnam des Malteſers.

König.

Iſt noch Licht im Zimmer
Der Königinn?

Alba.

Dort iſt alles ſtill. Auch hat
Sie ihre Kammerfrauen zeitiger,

Als ſonſten zu geſchehen pflegt, entlaſſen.
Die Herzoginn von Arkos, die zuletzt
Aus ihrem Zimmer ging, verließ ſie ſchon
In tiefem Schlafe.

(Ein Offizier von der Leibwache tritt herein, zieht den Herzog von Feria auf die Seite und ſpricht leiſe mit ihm. Dieſer wendet ſich betreten zum Herzog von Alba, andre drängen ſich dazu, und es entſteht ein Gemurmel).

Feria, Taxis, Domingo (zugleich).

Sonderbar!

König.

Was giebt es?

Feria.

Eine Nachricht, Sire, die kaum
Zu glauben iſt —

Domingo.

Zwei Schweizer, die ſo eben
Von ihrem Poſten kommen, melden — Es
Iſt lächerlich, es nachzuſagen.

König.

Nun?

Alba.

Daß in dem linken Flügel des Pallaſts
Der Geiſt des Kaiſers ſich erblicken laſſen,
Und mit beherztem, feierlichem Schritt an ihnen
Vorbey gegangen. Eben dieſe Nachricht
Bekräft'gen alle Wachen, die durch dieſen
Pavillon hin verbreitet ſtehn, und ſetzen

Hinzu, daß die Erſcheinung in den Zimmern
Der Königinn verſchwunden.
König.
Und in welcher
Geſtalt erſchien er?
Offizier.
In dem nämlichen
Gewand, das er zum letzten Mal in Juſti
Als Hieronymitermönch getragen.
König.
Als Mönch? Und alſo haben ihn die Wachen
Im Leben noch gekannt? Denn woher wußten
Sie ſonſt, daß es der Kaiſer war?
Offizier.
Daß es
Der Kaiſer müſſe ſeyn, bewies das Zepter,
Das er in Händen trug.
Domingo.
Auch will man ihn
Schon öfters, wie die Sage geht, in dieſer
Geſtalt geſehen haben.
König.
Angeredet hat
Ihn Niemand?
Offizier.
Niemand unterſtand ſich.
Die Wachen ſprachen ihr Gebet und lieſſen
Ihn ehrerbietig mitten durch.

König.
Und in den Zimmern
Der Königinn verlor ſich die Erſcheinung?

Offizier.
Im Vorgemach der Königinn.
(Allgemeines Stillſchweigen).

König (wendet ſich ſchnell um).
Wie ſagt ihr?

Alba.
Sire, wir ſind ſtumm.

König
(nach einigem Beſinnen, zu dem Offizier).
Laſſt meine Garden unter
Die Waffen treten und jedweden Zugang
Zu dieſem Flügel ſperren. Ich bin lüſtern,
Ein Wort mit dieſem Geiſt zu reden.
(Der Offizier geht ab. Gleich darauf ein Page).

Page.
Sire!
Der Inquiſitor Kardinal.

König (zu den Anweſenden).
Verlaſſt uns.

(Der Kardinal Großinquiſitor, ein Greis von neunzig Jahren und blind, auf einen Stab geſtützt und von zwey Dominikanern geführt. Wie er durch ihre Reihen geht, werfen ſich alle Granden vor ihm nieder und berühren den Saum ſeines Kleides. Er ertheilt ihnen den Segen. Alle entfernen ſich).

Zehnter Auftritt.

Der König und der Großinquiſitor.

Ein langes Stillſchweigen.

Großinquiſitor.

Steh'
Ich vor dem König?

König.

Ja.

Großinquiſitor.

Ich war mir's nicht mehr
Vermuthend.

König.

Ich erneure einen Auftritt
Vergangner Jahre. Philipp, der Infant,
Holt Rath bey ſeinem Lehrer.

Großinquiſitor.

Rath bedurfte
Mein Zögling Karl, Ihr großer Vater, niemals.

König.

Um ſo viel glücklicher war er. Ich habe
Gemordet, Kardinal, und keine Ruhe —

Großinquiſitor.

Weswegen haben Sie gemordet?

König.

Ein
Betrug, der ohne Beyſpiel iſt —

Großinquiſitor.

Ich weiß ihn.

König.

Was wiſſet ihr? Durch wen? Seit wann?

Großinquiſitor.

Seit Jahren,
Was Sie ſeit Sonnenuntergang.

König (mit Befremdung).

Ihr habt
Von dieſem Menſchen ſchon gewußt?

Großinquiſitor.

Sein Leben
Liegt angefangen und beſchloſſen in
Der Santa Caſa heiligen Regiſtern.

König.

Und er ging frey herum?

Großinquiſitor.

Das Seil, an dem
Er flatterte, war lang, doch unzerreißbar.

König.

Er war ſchon außer meines Reiches Grenzen.

Großinquiſitor.

Wo er ſeyn mochte, war ich auch.

König (geht unwillig auf und nieder).

Man wußte,
In weſſen Hand ich war — Warum verſäumte man,
Mich zu erinnern?

Großinquiſitor.

Dieſe Frage geb' ich

Zurücke — Warum fragten Sie nicht an,
Da Sie in dieſes Menſchen Arm Sich warfen?
Sie kannten ihn! Ein Blick entlarvte Ihnen
Den Ketzer. — Was vermochte Sie, dies Opfer
Dem heil'gen Amt zu unterſchlagen? Spielt
Man ſo mit uns? Wenn ſich die Majeſtät
Zur Hehlerinn erniedrigt — hinter unſerm Rücken
Mit unſern ſchlimmſten Feinden ſich verſteht,
Was wird mit uns? Darf Einer Gnade finden,
Mit welchem Rechte wurden hunderttauſend
Geopfert?

König.

Er iſt auch geopfert.

Großinquiſitor.

Nein!
Er iſt ermordet — ruhmlos! freventlich! — Das Blut,
Das unſrer Ehre glorreich fließen ſollte,
Hat eines Meuchelmörders Hand verſpritzt.
Der Menſch war unſer — Was befugte Sie,
Des Ordens heil'ge Güter anzutaſten?
Durch uns zu ſterben war er da. Ihn ſchenkte
Der Nothdurft dieſes Zeitenlaufes Gott,
In ſeines Geiſtes feierlicher Schändung
Die prahlende Vernunft zur Schau zu führen.
Das war mein überlegter Plan. Nun liegt
Sie hingeſtreckt, die Arbeit vieler Jahre!

Wir ſind beſtohlen, und Sie haben nichts
Als blut'ge Hände.

König.

Leidenſchaft riß mich
Dahin. Vergieb mir!

Großinquiſitor.

Leidenſchaft? — Antwortet
Mir Philipp, der Infant? Bin ich allein
Zum alten Mann geworden? — Leidenſchaft!

(Mit unwilligem Kopfſchütteln).

Gib die Gewiſſen frey in deinen Reichen,
Wenn du in deinen Ketten gehſt.

König.

Ich bin
In dieſen Dingen noch ein Neuling. Habe
Geduld mit mir!

Großinquiſitor.

Nein! Ich bin nicht mit Ihnen
Zufrieden. — Ihren ganzen vorigen
Regentenlauf zu läſtern! Wo war damals
Der Philipp, deſſen feſte Seele wie
Der Angelſtern am Himmel unverändert
Und ewig um ſich ſelber treibt? War eine ganze
Vergangenheit verſunken hinter Ihnen?
War in dem Augenblick die Welt nicht mehr
Die nämliche, da Sie die Hand ihm boten?
Gift nicht mehr Gift? War zwiſchen Gut und Uebel

Und Wahr und Falſch die Scheidewand gefallen?
Was iſt ein Vorſatz? Was Beſtändigkeit,
Was Männertreue, wenn in einer lauen
Minute eine ſechzigjähr'ge Regel
Wie eines Weibes Laune ſchmilzt?

König.

Ich ſah in ſeine Augen. — Halte mir
Den Rückfall in die Sterblichkeit zu gut.
Die Welt hat einen Zugang weniger
Zu deinem Herzen. Deine Augen ſind erloſchen.

Großinquiſitor.

Was ſollte Ihnen dieſer Menſch? Was konnte
Er Neues Ihnen vorzuzeigen haben,
Worauf Sie nicht bereitet waren? Kennen
Sie Schwärmerſinn und Neuerung ſo wenig?
Der Weltverbeſſrer prahleriſche Sprache
Klang Ihrem Ohr ſo ungewohnt? Wenn das
Gebäude Ihrer Ueberzeugung ſchon
Von Worten fällt — mit welcher Stirne, muß
Ich fragen, ſchrieben Sie das Bluturtheil
Der hunderttauſend ſchwachen Seelen, die
Den Holzſtoß für nichts Schlimmeres beſtiegen?

König.

Mich lüſtete nach einem Menſchen. Dieſe
Domingo —

Großinquiſitor.

Wozu Menſchen? Menſchen ſind

Für Sie nur Zahlen, weiter nichts. Muß ich
Die Elemente der Monarchenkunſt
Mit meinem grauen Schüler überhören?
Der Erde Gott verlerne zu bedürfen,
Was ihm verweigert werden kann — Wenn Sie
Um Mitgefühle wimmern, haben Sie
Der Welt nicht Ihresgleichen zugeſtanden?
Und welche Rechte, möcht' ich wiſſen, haben
Sie aufzuweiſen über Ihresgleichen?

König (wirft ſich in den Seſſel).

Ich bin ein kleiner Menſch, ich fühl's — Du forderſt
Von dem Geſchöpf, was nur der Schöpfer leiſtet.

Großinquiſitor.

Nein, Sire, mich hintergeht man nicht. Sie ſind
Durchſchaut — Uns wollten Sie entfliehen.
Des Ordens ſchwere Ketten drücken Sie;
Sie wollten frey und einzig ſeyn.

(Er hält inne. Der König ſchweigt).

Wir ſind gerochen — Danken Sie der Kirche,
Die ſich begnügt, als Mutter Sie zu ſtrafen.
Die Wahl, die man Sie blindlings treffen laſſen,
War Ihre Züchtigung. Sie ſind belehrt.
Jetzt kehren Sie zu uns zurück — Stünd' ich
Nicht jetzt vor Ihnen — beym lebend'gen Gott!
Sie wären morgen ſo vor mir geſtanden.

König.

Nicht dieſe Sprache! Mäßige dich, Prieſter!

Ich duld' es nicht. Ich kann in dieſem Ton
Nicht mit mir ſprechen hören.

Großinquiſitor.

Warum rufen Sie
Den Schatten Samuels herauf? — Ich gab
Zwey Könige dem Span'ſchen Thron, und hoffte,
Ein feſt gegründet Werk zu hinterlaſſen.
Verloren ſeh' ich meines Lebens Frucht;
Don Philipp ſelbſt erſchüttert mein Gebäude.
Und jetzo, Sire — Wozu bin ich gerufen?
Was ſoll ich hier? — Ich bin nicht Willens, dieſen
Beſuch zu wiederholen.

König.

Eine Arbeit noch,
Die letzte — dann magſt du in Frieden ſcheiden.
Vorbey ſey das Vergangne, Friede ſey
Geſchloſſen zwiſchen uns — Wir ſind verſöhnt?

Großinquiſitor.

Wenn Philipp ſich in Demuth beugt.

König (nach einer Pauſe).

Mein Sohn
Sinnt auf Empörung.

Großinquiſitor.

Was beſchließen Sie?

König.

Nichts — oder Alles.

Großinquiſitor.

Und was heißt hier Alles?

König.

Ich laſſ' ihn fliehen, wenn ich ihn
Nicht ſterben laſſen kann.

Großinquiſitor.

Nun, Sire?

König.

Kannſt du mir einen neuen Glauben gründen,
Der eines Kindes blut'gen Mord vertheidigt?

Großinquiſitor.

Die ewige Gerechtigkeit zu ſühnen,
Starb an dem Holze Gottes Sohn.

König.

Du willſt
Durch ganz Europa dieſe Meinung pflanzen?

Großinquiſitor.

So weit, als man das Kreuz verehrt.

König.

Ich frevle
An der Natur — auch dieſe mächt'ge Stimme
Willſt du zum Schweigen bringen?

Großinquiſitor.

Vor dem Glauben
Gilt keine Stimme der Natur.

König.

Ich lege
Mein Richteramt in deine Hände — Kann
Ich ganz zurücke treten?

Großinquiſitor.

Geben Sie
Ihn mir.

König.

Es iſt mein einz'ger Sohn — Wem hab' ich
Geſammelt?

Großinquiſitor.

Der Verweſung lieber, als
Der Freyheit.

König (ſteht auf).

Wir ſind einig. Kommt.

Großinquiſitor.

Wohin?

König.

Aus meiner Hand das Opfer zu empfangen.

(Er führt ihn hinweg).

Zimmer der Königinn.

Letzter Auftritt.

Karlos. Die Königinn. Zuletzt der König mit Gefolge.

Karlos

(in einem Mönchsgewand, eine Maske vor dem Geſichte, die er eben jetzt abnimmt, unter dem Arme ein bloßes Schwert. Es iſt ganz finſter. Er nähert ſich einer Thür, welche geöffnet wird. Die Königinn tritt heraus, im Nachtkleide, mit einem brennenden Lichte. Karlos läßt ſich vor ihr auf ein Knie nieder).

Eliſabeth!

Königinn

(mit ſtiller Wehmuth auf ſeinem Anblick verweilend).

So ſehen wir uns wieder?

Karlos.

So ſehen wir uns wieder!

(Stillſchweigen).

Königinn (ſucht ſich zu faſſen).

Stehn Sie auf! Wir wollen
Einander nicht erweichen, Karl. Nicht durch
Ohnmächt'ge Thränen will der große Todte
Gefeiert werden. Thränen mögen fließen
Für klein're Leiden! — Er hat ſich geopfert
Für *Sie*! Mit ſeinem theuern Leben
Hat er das Ihrige erkauft — Und dieſes Blut
Wär' einem Hirngeſpinſt gefloſſen? — Karlos!

Ich ſelber habe gut geſagt für Sie.
Auf meine Bürgſchaft ſchied er freudiger
Von hinnen. Werden Sie zur Lügnerinn
Mich machen?

Karlos (mit Begeiſterung).

Einen Leichenſtein will ich
Ihm ſetzen, wie noch keinem Könige
Geworden — Ueber ſeiner Aſche blühe
Ein Paradies!

Königinn.

So hab' ich Sie gewollt!
Das war die groſſe Meinung ſeines Todes!
Mich wählte er zu ſeines letzten Willens
Vollſtreckerinn. Ich mahne Sie. Ich werde
Auf die Erfüllung dieſes Eides halten.
— Und noch ein anderes Vermächtniß legte
Der Sterbende in meine Hand — Ich gab ihm
Mein Wort — und — warum ſoll ich es verſchweigen?
Er übergab mir ſeinen Karl — Ich trotze
Dem Schein — Ich will vor Menſchen nicht mehr zittern,
Will einmal kühn ſeyn wie ein Freund. Mein Herz
Soll reden. Tugend nannt' er unſre Liebe?
Ich glaub' es ihm, und will mein Herz nicht mehr —

Karlos.

Vollenden Sie nicht, Königinn! — Ich habe
In einem langen ſchweren Traum gelegen.
Ich liebte — Jetzt bin ich erwacht. Vergeſſen

Sey das Vergangne! Hier ſind Ihre Briefe
Zurück. Vernichten Sie die meinen. Fürchten
Sie keine Wallung mehr von mir. Es iſt
Vorbey. Ein reiner Feuer hat mein Weſen
Geläutert. Meine Leidenſchaft wohnt in den Gräbern
Der Todten. Keine ſterbliche Begierde
Theilt dieſen Buſen mehr.

(Nach einem Stillſchweigen ihre Hand faſſend).

Ich kam, um Abſchied
Zu nehmen — Mutter, endlich ſeh' ich ein,
Es gibt ein höher, wünſchenswerther Gut,
Als dich beſitzen — Eine kurze Nacht
Hat meiner Jahre trägen Lauf beflügelt,
Frühzeitig mich zum Mann gereift. Ich habe
Für dieſes Leben keine Arbeit mehr,
Als die Erinnerung an ihn! Vorbey
Sind alle meine Ernten —

(Er nähert ſich der Königinn, welche das Geſicht verhüllt).

Sagen Sie
Mir gar nichts, Mutter?

Königinn.

Kehren Sie Sich nicht
An meine Thränen, Karl — Ich kann nicht anders —
Doch glauben Sie mir, ich bewundre Sie.

Karlos.

Sie waren unſers Bundes einzige

Vertraute — Unter dieſem Namen werden
Sie auf der ganzen Welt das Theuerſte
Mir bleiben. Meine Freundſchaft kann ich Ihnen
So wenig, als noch geſtern meine Liebe
Verſchenken an ein andres Weib — Doch heilig
Sey mir die königliche Wittwe, führt
Die Vorſicht mich auf dieſen Thron.

(Der König, begleitet vom Großinquiſitor und ſeinen Granden, erſcheint im Hintergrunde, ohne bemerkt zu werden).

Jetzt geh' ich
Aus Spanien, und ſehe meinen Vater
Nicht wieder — Nie in dieſem Leben wieder.
Ich ſchätz' ihn nicht mehr. Ausgeſtorben iſt
In meinem Buſen die Natur — Seyn Sie
Ihm wieder Gattinn. Er hat einen Sohn
Verloren. Treten Sie in Ihre Pflichten
Zurück — Ich eile, mein bedrängtes Volk
Zu retten von Tyrannenhand. Madrid
Sieht nur als König oder nie mich wieder.
Und jetzt zum letzten Lebewohl!

(Er küßt ſie).

Königinn.

O Karl!
Was machen Sie aus mir? — Ich darf mich nich
Empor zu dieſer Männergröße wagen;
Doch faſſen und bewundern kann ich Sie.

Karlos.

Bin ich nicht ſtark, Eliſabeth? Ich halte
In meinen Armen Sie und wanke nicht.
Von dieſer Stelle hätten mich noch geſtern
Des nahen Todes Schrecken nicht geriſſen.

(Er verläßt ſie).

Das iſt vorbey. Jetzt troz' ich jedem Schickſal
Der Sterblichkeit. Ich hielt Sie in den Armen
Und wankte nicht. — Still! Hörten Sie nicht etwas?

(Eine Uhr ſchlägt).

Königinn.

Nichts hör' ich, als die fürchterliche Glocke,
Die uns zur Trennung läutet.

Karlos.

Gute Nacht denn, Mutter.
Aus Gent empfangen Sie den erſten Brief
Von mir, der das Geheimniß unſers Umgangs
Laut machen ſoll. Ich gehe, mit Don Philipp
Jetzt einen öffentlichen Gang zu thun.
Von nun an, will ich, ſey nichts Heimliches
Mehr unter uns. Sie brauchen nicht das Auge
Der Welt zu ſcheuen — Dies hier ſey mein letzter
Betrug.

(Er will nach der Maske greifen. Der König ſteht zwiſchen ihnen).

König.

Es iſt dein letzter!
(Die Königinn fällt ohnmächtig nieder).

Karlos
(eilt auf ſie zu, und empfängt ſie mit den Armen).
Iſt ſie todt?
O Himmel und Erde!

König
(kalt und ſtille zum Großinquiſitor).
Kardinal! ich habe
Das Meinige gethan. Thun Sie das Ihre!
(Er geht ab).

Der Menſchenfeind.

Ein Fragment.

Der Menſchenfeind.

Ein Fragment.

Gegend in einem Park.

Erſte Scene.

Angelika von Hutten. Wilhelmine von Hutten, ihre Tante und Stiftsdame, kommen aus einem Wäldchen; bald darauf **Gärtner Biber.**

Angelika. Hier wollten wir ihn ja erwarten, liebe Tante. Sie ſetzen ſich ſo lange ins Kabinet und leſen. Ich hole mir meine Blumen beym Gärtner. Unterdeſſen wird's neun Uhr und er kommt. — Sie ſind's doch zufrieden?

Wilhelmine. Wie es dir Vergnügen macht, meine Liebe.

(Geht nach der Laube).

Gärtner Biber
(bringt Blumen).

Das Beſte, was ich heute im Vermögen habe, gnädiges Fräulein. Meine Hyazinthen ſind alle.

Angelika. Recht ſchönen Dank auch für dieſes.

Biber. Aber eine Roſe ſollen Sie morgen haben, die erſte vom ganzen Frühling, wenn Sie mir verſprechen wollen —

Angelika. Was wünſchen Sie, guter Biber?

Biber. Sehen Sie, gnädiges Fräulein, meine Aurikeln ſind nun auch fort, und mein ſchöner Levkojenflor geht zu Ende, und der gnädige Herr haben mir wieder nicht ein Blatt angeſehen. Da hab' ich voriges Jahr den großen Sumpf laſſen austrocknen gegen Mitternacht, und einige tauſend Stück Bäume darauf gezogen. Die junge Welt treibt ſich und ſchießt empor — es iſt ein Seelenvergnügen, drunter hinzuwandeln — Ich bin da, wie die Sonne kommt, und freue mich ſchon im voraus der Herrlichkeit, wenn ich den gnädigen Herrn einmal werde hereinführen. Es wird Abend — und wieder Abend — und der Herr hat ſie nicht bemerkt. Sehen Sie, mein Fräulein, das ſchmerzt mich, ich kann's nicht läugnen.

Angelika. Es geſchieht noch, gewiß geſchieht's noch — haben Sie indeß Geduld, guter Biber.

Biber. Der Park koſtet ihm, Jahr aus Jahr ein, ſeine baaren zweytauſend Thaler, und ich werde bezahlt, wie ich's nicht verdiene — Wozu nütz' ich denn, wenn ich dem Herrn für ſein vieles Geld nicht einmal eine fröhliche Stunde gebe? Nein, gnädiges Fräulein, ich kann nicht länger das Brot Ihres Herrn Vaters eſſen, oder er muß mich ihm beweiſen laſſen, daß ich ihn nicht darum beſtehle.

Angelika. Ruhig, ruhig, lieber Mann! Das wiſſen wir alle, daß Sie das und noch weit mehr verdienen.

Biber. Mit Ihrer Erlaubniß, mein Fräulein, davon können Sie nicht ſprechen. Daß ich meine zwölf Stunden des Tags ſeinen Garten beſchicke, daß ich ihm nichts veruntreue und Ordnung unter meinen Leuten erhalte, das bezahlt mir der gnädige Herr mit Geld. Aber daß ich es mit Freuden thue, weil ich es ihm thue, daß ich des Nachts davon träume, daß es mich mit der Morgenſonne heraustreibt — das, mein Fräulein, muß er mir mit ſeiner Zufriedenheit lohnen. Ein einziger Beſuch in ſeinem Park thut hier mehr als alle ſein Mammon — und ſehen Sie, mein gnädiges Fräulein — das eben war's, warum ich Sie jetzt bate —

Angelika. Brechen Sie davon ab, ich bitte. Sie ſelbſt wiſſen, wie oft und immer vergeblich — Ach! Sie kennen ja meinen Vater.

Biber (ihre Hand faſſend und mit Lebhaftigkeit). Er iſt noch nicht in ſeiner Baumſchule geweſen. Bitten Sie ihn, daß er mir erlaube, ihn in ſeine Baumſchule zu führen. Es iſt nicht möglich, dieſen Dank einzuſammeln von der unvernünftigen Kreatur, und Menſchen verloren zu geben. Wer darf ſagen, daß er an der Freude verzweifle, ſo lange noch Arbeiten lohnen, und Hoffnungen einſchlagen? —

Angelika. Ich verſtehe Sie, redlicher Biber — vielleicht aber waren Sie mit Gewächſen glücklicher, als mein Vater mit Menſchen.

Biber (ſchnell und bewegt). Und er hat eine ſolche Tochter? (er will mehr ſagen, unterdrückt es aber, und ſchweigt einen Augenblick). Der gnädige Herr mögen viel erfahren haben von Menſchen — der ſchlecht belohnten Erwartungen viel, der geſcheiterten Plane viel — aber (die Hand des Fräuleins mit Lebhaftigkeit ergreifend) eine Hoffnung iſt ihm aufgegangen — Alles hat er nicht erfahren, was eines Mannes Herz zerreißen kann —

(Er entfernt ſich).

Zweyte Scene.

Angelika. Wilhelmine.

Wilhelmine (ſieht auf und folgt ihm mit den Augen). Ein ſonderbarer Mann! Immer fällt's ihm auf's Herz, wenn dieſe Saite berührt wird. Es iſt etwas Unbegreifliches in ſeinem Schickſal.

Angelika (ſich unruhig umſehend). Es wird ſehr ſpät. Er hat ſonſt nie ſo lange auf ſich warten laſſen — Roſenberg.

Wilhelmine. Er wird nicht ausbleiben. Wie ängſtlich wieder und ungeduldig!

Angelika. Und diesmal nicht ohne Grund, liebe

Tante — Wenn es fehlſchlagen ſollte! Ich habe dieſen Tag mit Herzensangſt herannahen ſehen.

Wilhelmine. Erwarte nicht zu viel von dieſem einzigen Tage!

Angelika. Wenn er ihm mißfiele? — Wenn ſich ihre Karaktere zurückſtießen? — Wie kann ich hoffen, daß er mit ihm die erſte Ausnahme machen werde? — Wenn ſich ihre Karaktere zurückſtießen? — Meines Vaters kränkende Bitterkeit und Roſenbergs leicht zu reizender Stolz! Jenes Trübſinn und Roſenbergs heitre muthwillige Freude! — Unglücklicher konnte die Natur nicht ſpielen — und wer iſt mir Bürge, daß er ihm einen zweyten Beſuch nicht eben darum verweigert, weil er ſchon bey dem erſten Gefahr lief, ihn hochzuſchätzen?

Wilhelmine. Leicht möglich, meine Liebe — Doch von allem dem ſagte dir noch geſtern dein Herz nichts.

Angelika. Geſtern! So lang' ich nur ihn ſah, nur ihn fühlte, nichts wußte als ihn! Da ſprach noch das leichtſinnige liebende Mädchen. Jetzt ergreift mich das Bild meines Vaters, und alle meine Hoffnungen verſchwinden. O warum konnte denn dieſer liebliche Traum nicht fortdauern? Warum mußte die ganze Freude meines Lebens einem einzigen ſchrecklichen Wurf überlaſſen werden?

Wilhelmine. Deine Furcht macht dich alles vergeſſen. Angelika. Von dem Tage an, da dir Roſenberg ſeine Liebe bekannte, da er deinetwegen alle

Bande zerriß, die ihn an ſeinen Hof, an die Vergnügungen der Hauptſtadt, gefeſſelt hielten, da er ſich freywillig in die traurige Einöde ſeiner Güter verbannte, um dir näher zu ſeyn — ſeit jenem Tage hat der Gedanke an deinen Vater deine Ruhe vergiftet. Warſt du es nicht ſelbſt, die an der Heimlichkeit dieſes Verſtändniſſes Anſtoß nahm? Die mit unabläſſigen Bitten und Mahnungen ſo lange in ihn ſtürmte, bis er, ungern genug, ſein Verſprechen gab, ſich um die Gunſt deines Vaters zu bewerben. Mein Vater, ſagteſt du, hängt nur noch durch ein einziges Band an den Menſchen, die Welt hat ihn auf ewig verloren, wenn er die Entdeckung macht, daß auch ſeine Tochter ihn hintergangen hat.

Angelika (mit reger Empfindung). Nie, nie ſoll er das! — Erinnern Sie mich noch oft, liebe Tante. Ich fühle mich ſtärker, entſchloſſ'ner. Alle Welt hat ihn hintergangen — aber wahr ſoll ſeine Tochter ſeyn. Ich will keinen Hoffnungen Raum geben, die ſich vor meinem Vater verbergen müßten. Bin ich es ſeiner Güte nicht ſchuldig? Er gab mir ja Alles. Selbſt für die Freuden des Lebens erſtorben, was hat er nicht gethan, um mir ſie zu ſchenken? Mir zur Luſt ſchuf er dieſe Gegend zum Paradieſe, und ließ alle Künſte wetteifern, das Herz ſeiner Angelika zu entzücken und ihren Geiſt zu veredeln. Ich bin eine Königinn in dieſem Gebiet. An mich trat er das göttliche Amt der Wohlthätigkeit ab, das er mit blutendem Herzen ſelbſt niederlegte. Mir gab er die ſüße Vollmacht, das verſchämte Elend zu ſuchen, verhehlte Thränen zu trocknen, und der flüchtigen Armuth eine Zuflucht in dieſen ſtillen Bergen zu öffnen. — Und für alles dieſes, Wilhelmine, legt er mir nur die leichte Bedingung auf, eine Welt zu entbehren, ~~die ihn von ſich ſtieß~~.

Wilhelmine. Und haſt du ſie nie übertreten, dieſe leichte Bedingung?

Angelika. — Ich bin ihm ungehorſam geworden. Meine Wünſche ſind über dieſe Mauern geflogen — Ich bereue es, aber ich kann nicht wieder umkehren.

Wilhelmine. Ehe Roſenberg in dieſen Wäldern jagte, warſt du noch ſehr glücklich.

Angelika. Glücklich, wie eine Himmliſche — aber ich kann nicht wieder umkehren.

Wilhelmine. So auf einmal hat ſich Alles verändert? Auch deine ſonſt ſo traute Geſpielinn, dieſe ſchöne Natur, iſt dieſelbe nicht mehr?

Angelika. Die Natur iſt die nehmliche, aber mein Herz iſt es nicht mehr. Ich habe Leben gekoſtet, kann mich mit der todten Bildſäule nicht mehr zufrieden geben. O wie jetzt Alles verwandelt iſt um mich herum! Er hat alle Erſcheinungen um mich her beſtochen. Die aufſteigende Sonne iſt mir jetzt nur ein Stundenweiſer ſeiner Ankunft, die fallende Fontaine murmelt mir ſeinen Namen, meine Blumen hauchen nur ſeinen Athem aus ihren Kelchen. — Sehen Sie mich nicht ſo finſter an, liebe Tante — Iſt es denn meine Schuld, daß der erſte Mann, der mir außerhalb unſrer Grenzſteine begegnete, gerade Roſenberg war?

Wilhelmine (gerührt ſie anſehend). Liebes, unglückliches Mädchen — alſo auch du — ich bin unſchuldig, ich hab' es nicht hintertreiben können — Klage mich nicht an, Angelika, wenn du einſt deinem Schickſale nicht entfliehen wirſt.

Angelika. Immer ſagen Sie mir das vor, liebe Tante. Ich verſtehe Sie nicht.

Wilhelmine. — Der Park wird geöffnet.

Angelika. Das Schnauben ſeiner Diana! — Er kommt. Es iſt Roſenberg.

(Ihm entgegen).

Schluß der dritten Scene.

Angelika. Ach Roſenberg, was haben Sie gethan? Sie haben ſehr übel gethan.

Roſenberg. Das fürcht' ich nicht, meine Liebe. Es war ja Ihr Wille, daß wir mit einander bekannt werden ſollten; Sie wünſchten, daß ich ihn intereſſiren möchte.

Angelika. Wie? Und das wollen Sie dadurch erreichen, daß Sie ihn gegen ſich aufbringen?

Roſenberg. Nur jetzt durch nichts anders. Sie haben mir ſelbſt erzählt, wie viele Verſuche auf ſeine

Gemüthskrankheit ſchon mißlungen ſind. Alle jene unbeſtellten feierlichen Sachwalter der Menſchheit haben ihn nur ſeine Ueberlegenheit fühlen laſſen und ſind ſchlecht genug gegen die verfängliche Beredſamkeit ſeines Kummers beſtanden. Ihm mag es einerley ſeyn, ob wir Uebrigen an die Gerechtigkeit dieſes Haſſes glauben; aber nie wird er's dulden, daß wir geringſchätzig davon denken. Dieſer Demüthigung fügt ſich ſein Stolz nicht. Uns zu widerlegen, war ihm freylich nicht der Mühe werth, aber in ſeinem Unwillen kann er ſich wol entſchließen, uns zu beſchämen — Es kommt zum Geſpräch — das iſt alles, was wir für's erſte wünſchen.

Angelika. Sie nehmen es zu leicht, lieber Roſenberg. — Sie getrauen ſich mit meinem Vater zu ſpielen. Wie ſehr fürchte ich —

Roſenberg. Fürchten Sie nichts, meine Angelika. Ich fechte für Wahrheit und Liebe. Seine Sache iſt ſo ſchlimm, als die meinige gut iſt.

Wilhelmine (welche dieſe ganze Zeit über wenig Antheil an der Unterredung zu nehmen geſchienen hat). Sind Sie deſſen wirklich ſo gewiß, Herr von Roſenberg?

Roſenberg (der ſich raſch zu ihr wendet, nach einem kurzen Stillſchweigen, ernſthaft). Ich denke, daß ich's bin, mein gnädiges Fräulein.

Wilhelmine (ſteht auf). Dann Schade um meinen armen Bruder! Es iſt ihm ſo ſchwer gefallen, der unglückliche Mann zu werden, der er iſt, und, wie ich ſehe, iſt es etwas ſo Leichtes, ihm das Urtheil zu ſprechen.

Angelika. Laſſen Sie uns nicht zu voreilig richten, Roſenberg. Wir wiſſen ſo wenig von den Schickſalen meines Vaters.

Roſenberg. Mein ganzes Mitleid ſoll ihm dafür werden, liebe Angelika — aber nie meine Achtung, wenn ſie ihn wirklich zum Menſchenhaſſer machten. — Es iſt ihm ſchwer gefallen, ſagen Sie, (zu der Stiftsdame) dieſer unglückliche Mann zu werden — aber wollten Sie wol die Rechtfertigung eines Menſchen übernehmen, der dasjenige an ſich vollendet, was ein ſchreckliches Schickſal ihm noch erlaſſen hat? Dem Raſenden wol das Wort reden, der auch den einzigen Mantel noch von ſich wirft, den ihm Räuber gelaſſen haben? — Oder wiſſen Sie mir einen ärmern Mann zwiſchen Himmel und Erde, als den Menſchenfeind?

Wilhelmine. Wenn er in der Verfinſterung ſeines Jammers nach Giften greift, wo er Linderung ſuchte, was geht das Sie Glücklichen an? Ich möchte den blinden Armen nicht hart anlaſſen, dem ich kein Auge zu ſchenken habe.

Roſenberg (mit aufſteigender Röthe und etwas lebhafter Stimme). Nein, bey Gott! Nein! — aber meine Seele entbrennt über den Undankbaren, der ſich die Augen muthwillig zudrückt, und dem Geber des Lichtes flucht — Was kann er gelitten haben, das ihm durch den Beſitz dieſer Tochter nicht unendlich erſtattet wird? Darf er einem Geſchlechte fluchen, das er täglich, ſtündlich in dieſem Spiegel ſieht? Menſchenhaſſer, Menſchenfeind! Er iſt keiner. Ich will es beſchwören, er iſt keiner. Glauben Sie mir, Fräulein von Hutten, es gibt keinen Menſchenhaſſer in der Natur, als wer ſich allein anbetet, oder ſich ſelbſt verachtet.

Angelika. Gehen Sie, Roſenberg. Ich beſchwöre Sie, gehen Sie. In dieſer Stimmung dürfen Sie ſich meinem Vater nicht zeigen.

Roſenberg. Recht gut, daß Sie mich erinnern, Angelika. — Wir haben hier ein Geſpräch angefangen, wobey ich immer verſucht bin, allzulebhaft Partey zu nehmen — Verzeihen Sie, mein Fräulein. — Auch möcht' ich nicht gern Gefahr laufen, verſchnell zu ſeyn, und ſoll doch erſt heute mit dem Vater meiner Angelika bekannt werden. — Von etwas Anderm denn! — Dieſes Geſicht wird ſo ernſthaft, und die Wangen der Tochter muß ich erſt heiter ſehen, wenn ich Muth haben ſoll, bey dem Vater für meine Liebe zu kämpfen — das ganze Städtchen war ja geſchmückt, wie an einem Feſttag, als ich vorbey kam. Wozu dieſe Anſtalt?

Angelika. Meinen Vater zu ſeinem Geburtstage zu begrüßen.

Vierte Scene.

Julchen in Angelika's Dienſten, zu den Vorigen.

Julchen. Der Herr hat geſchickt, gnädiges Fräulein. Er will Sie vor Mittag noch ſprechen. — Sie auch da, Herr von Roſenberg! Sie will er auch ſprechen.

Angelika. Uns beyde! Beyde zuſammen — Roſenberg — Uns beyde! Was bedeutet das?

Julchen. Zuſammen? Nein, davon weiß ich nichts.

Roſenberg (im Begriff wegzugehen, zu Angelika). Ich laſſe Sie vorangehen, gnädiges Fräulein. Sanfter werd' ich ihn aus Ihren Händen empfangen.

Angelika (ängſtlich). Sie verlaſſen mich, Roſenberg — Wohin? — Ich muß Sie noch etwas Wichtiges fragen.

Roſenberg (führt ſie bey Seite. Wilhelmine und Julchen verlieren ſich im Hintergrunde).

Julchen. Kommen Sie mit, gnädiges Fräulein, den feſtlichen Aufzug zu ſehen.

Angelika. Das iſt ein banger, fürchterlicher Morgen für uns, Roſenberg — Es gilt Trennung, ewige Trennung! — Sind Sie auch vorbereitet — gefaßt auf Alles, was geſchehen kann? — Wozu ſind Sie entſchloſſen, wenn Sie meinem Vater mißfallen?

Roſenberg. Ich bin entſchloſſen, ihm nicht zu mißfallen.

Angelika. Jetzt nicht dieſen leichten Sinn, wenn ich Ihnen jemals theuer war, Roſenberg — Es ſteht nicht bey Ihnen, wie die Würfel fallen — Wir müſſen das Schlimmſte erwarten, wie das Erfreulichſte. Ich darf Sie nicht mehr ſehen, wenn Sie unfreundlich von einander ſcheiden — was haben Sie beſchloſſen zu thun, wenn er Ihnen Achtung verweigert?

Roſenberg. Gute, Liebe! — ſie ihm abzunöthigen.

Angelika. O wie wenig kennen Sie den Mann, dem Sie ſo zuverſichtlich entgegen gehen! Sie erwarten einen Menſchen, den Thränen rühren, weil er weinen kann — hoffen, daß die ſanften Töne Ihres Herzens wiederhallen werden in dem ſeinigen? — Ach! es iſt zerriſſen, dieſes Saitenſpiel, und wird ewig keinen Klang mehr geben. Alle Ihre Waffen können fehlen, alle Stürme auf ſein Herz mißlingen — Roſenberg! noch einmal! Was beſchließen Sie, wenn ſie alle mißlingen?

Roſenberg (ruhig ihre Hand faſſend). Alle werden's nicht, alle gewiß nicht! Faſſen Sie Herz, liebe Furchtſame! Mein Entſchluß iſt gefaßt. Ich habe mir dieſen Menſchen zum Ziele gemacht, habe mir vorgeſetzt, ihn nicht aufzugeben, alſo hab' ich ihn ja gewiß.

(Sie gehen ab).

Fünfte Scene.

Ein Saal.

von Hutten, aus einem Kabinet. Abel, sein Haushofmeiſter, folgt ihm mit einem Rechnungsbuche.

Abel (lieſt). Herrſchaftlicher Vorſchuß an die Gemeine, nach der groſſen Waſſersnoth vom Jahr 1784. Zweytauſend, neunhundert Gülden —

v. Hutten (hat ſich niedergeſetzt und durchſieht einige Papiere, die auf dem Tiſche liegen). Der Acker hat ſich erholt; der Menſch ſoll nicht länger leiden, als ſeine Felder. Streich' er aus dieſen Poſten. Ich will nicht mehr daran erinnert ſeyn.

Abel (durchſtreicht mit Kopfſchütteln die Rechnung). Ich muß mir's gefallen laſſen — blieben alſo noch zu berechnen die Intereſſen von ſechsthalb Jahren —

v. Hutten. Intereſſen! — Menſch?

Abel. Hilft nichts, Ihr Gnaden. Ordnung muß ſeyn in den Rechnungen eines Verwalters.

(Will weiter leſen).

v. Hutten. Den Reſt ein andermal. Jetzt ruf er den Jäger, ich will meine Doggen füttern.

Abel. Der Pachter vom Holzhof hätte Luſt zu dem Polacken, mit dem Euer Gnaden neulich verunglückten. Man ſoll ihm die Mähre hingeben, meint der Reitknecht, ehe ein zweytes Unheil geſchehe.

v. Hutten. Soll das edle Thier darum vor dem

Pfluge altern, weil es in zehen Jahren **einmal** falſch gegen mich war? So hab' ich es mit keinem gehalten, der mir mit Undank lohnte. Ich werde es nie mehr reiten.

Abel (nimmt das Rechnungsbuch und will gehen).

v. Hutten. Es fehlten ja neulich wichtige Empfangſcheine in der Kaſſe, ſagt er mir, und der Rentmeiſter ſey ausgeblieben?

Abel. Ja, das war vorigen Donnerſtag.

v. Hutten (ſteht auf). Das freut mich, freut mich — daß er doch endlich noch zum Schelm geworden iſt, dieſer Rentmeiſter. Er hat mir eilf Jahre ohne Tadel gedient — Setz' er das nieder, Abel. Erzähl' er mir mehr davon.

Abel. Schade um den Mann, Ihr Gnaden! Er hatte einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde gethan, und iſt heute morgen mit einem gebrochenen Arm hereingebracht worden. Die Quittungen fanden ſich unter andern Papieren.

v. Hutten (mit Heftigkeit). Und er war alſo kein Betrüger! — Menſch, warum haſt du mir Lügen berichtet?

Abel. Gnädiger Herr, man muß immer das Schlimmſte von ſeinem Nächſten denken.

v. Hutten (nach einem düſtern Stillſchweigen). Er **ſoll** aber ein Betrüger ſeyn, und die Quittungen ſoll man ihm zahlen.

Abel. Das war mein Gedanke auch, Ihr Gnaden. Steckbriefe waren einmal ausgefertigt, und das

Nachſetzen hat mir gewaltiges Geld gekoſtet. Es iſt verdrießlich, daß dies Alles nun ſo weggeworfen iſt.

v. Hutten (ſieht ihn lange verwundernd an). Theurer Mann! Ein wahres Kleinod biſt du mir — wir dürfen nie von einander.

Abel. Das wolle Gott nicht — und wenn mir gewiſſe Leute auch noch ſo große Verſprechungen —

v. Hutten. Gewiſſe Leute! Was?

Abel. Ja, Ihr Gnaden. Ich weiß auch nicht, warum ich länger damit hinter dem Berge halte. Der alte Graf —

v. Hutten. Regt der ſich auch wieder? Nun?

Abel. Zweyhundert Piſtolen ließ er mir bieten und doppelten Gehalt auf Zeitlebens, wenn ich ihm ſeine Enkelin, Fräulein Angelika, ausliefern wollte.

v. Hutten (ſteht ſchnell auf und macht einen Gang durch das Zimmer. Nachdem er ſich wieder geſetzt hat, zum Verwalter). Und dieſes Gebot hat er ausgeſchlagen?

Abel. Bey meiner armen Seele, ja! Das hab' ich.

v. Hutten. Zweyhundert Piſtolen, Menſch, und doppelten Gehalt auf Zeitlebens! — Wo denkt er hin? hat er das wohl erwogen?

Abel. Reiflich erwogen, Ihr Gnaden, und rundweg ausgeſchlagen. Schelmerey gedeiht nicht, bey Euer Gnaden will ich leben und ſterben.

v. Hutten (kalt und fremd). Wir taugen nicht für einander. —

(Man hört von ferne eine muntere ländliche Muſik mit vielen Menſchenſtimmen untermiſcht. Sie kommt dem Schloſſe immer näher).

Ich höre da Töne, die mir zuwider ſind. Folg' er mir in ein andres Zimmer.

Abel (iſt auf den Altan getreten, und kommt eine Weile darauf wieder). Das ganze Städtchen, Ihr Gnaden, kommt angezogen im Sonntagsſchmuck und mit klingendem Spiel, und hält unten vor dem Schloß. Der gnädige Her[illegible]ufen ſie, möchten doch auf den Altan treten, und ſich ihren getreuen Unterthanen zeigen.

v. Hutten. Was wollen ſie von mir? Was haben ſie anzubringen?

Abel. Euer Gnaden vergeſſen —

v. Hutten. Was?

Abel. Sie kommen diesmal nicht ſo leicht los, wie im vorigen Jahre —

v. Hutten (ſteht ſchnell auf). Weg! Weg! Ich will nichts weiter hören.

Abel. Das hab' ich ſchon geſagt, Ihr Gnaden — aber ſie kämen aus der Kirche, hieß es, und Gott im Himmel habe ſie gehört.

v. Hutten. Er hört auch das Bellen des Hundes und den falſchen Schwur in der Kehle des Heuchlers, und muß wiſſen, warum er Beides gewollt hat — (indem das Volk hereindringt). O Himmel! Wer hat mir das gethan? (er will in ein Kabinet weichen. Viele halten ihn zurück, und faſſen den Saum ſeines Kleides).

Sechſte Scene.

Die Vorigen. Die Vaſallen und Beamten Huttens, Bürger und Landleute, welche Geſchenke tragen, **junge Mädchen und Frauen,** die Kinder an der Hand führen oder auf den Armen tragen. Alle einfach aber anſtändig gekleidet.

Vorſteher. Kommt alle herein, Väter, Mütter und Kinder. Fürchte ſich keines. Er wird Graubärte keine Fehlbitte thun laſſen. Er wird unſre Kleinen nicht von ſich ſtoßen.

Einige Mädchen (welche ſich ihm nähern). Gnädiger Herr, dieſes Wenige bringen Ihnen Ihre dankbarn Unterthanen, weil Sie uns Alles gaben.

Zwey andere Mädchen. Dieſen Kranz der Freude flechten wir Ihnen, weil Sie das Joch der Leibeigenſchaft zerbrachen.

Ein drittes und viertes Mädchen. Und dieſe Blumen ſtreuen wir Ihnen, weil Sie unſre Wildniß zum Paradies gemacht haben.

Erſtes und zweytes Mädchen. Warum wenden Sie das Geſicht weg, lieber, gnädiger Herr?

Sehen Sie uns an! Reden Sie mit uns! Was thaten wir Ihnen, daß Sie unſern Dank ſo zurückſtoßen? (eine lange Pauſe).

v. Hutten (ohne ſie anzuſehen, den Blick auf den Boden geſchlagen). Werf' er Geld unter ſie, Verwalter — Geld, ſo viel ſie mögen — Schon' er meine Kaſſe nicht — Er ſieht ja, die Leute warten auf ihren Lohn.

Ein alter Mann (der aus der Menge hervortritt). Das haben wir nicht verdient, gnädiger Herr. Wir ſind keine Lohnknechte.

Einige Andre. Wir wollen ein ſanftes Wort und einen gütigen Blick.

Ein Vierter. Wir haben Gutes von Ihrer Hand empfangen, wir wollen danken dafür, denn wir ſind Menſchen.

Mehrere. Wir ſind Menſchen, und das haben wir nicht verdient.

v. Hutten. Werft dieſen Namen von euch, und ſeyd mir unter einem ſchlechtern willkommen — Es beleidigt euch, daß ich euch Geld anbiete? Ihr ſeyd gekommen, ſagt ihr, mir zu danken? — Wofür anders könnt ihr mir denn danken, als für Geld? Ich wüßte nicht, daß ich einem von euch etwas Beſſeres gegeben. Wahr iſt's, eh' ich Beſitz von dieſer Grafſchaft nahm, kämpftet ihr mit dem Mangel und ein Unmenſch häufte alle Laſten der Leibeigenſchaft auf euch. Euer Fleiß war nicht euer; mit ungetrübtem Auge ſah't ihr die Saaten grünen, und die Halme ſich vergolden, und der Vater verbot ſich jede Regung der Freude, wenn ihm ein Sohn geboren war. Ich zerbrach dieſe Feſſeln, ſchenkte dem Vater ſeinen Sohn und dem Sämann ſeine Ernte. Der Segen ſtieg herab auf eure Fluren, weil die Freyheit und die Hoffnung den Pflug regierten. Jetzt iſt keiner unter euch ſo arm, der des Jahrs nicht ſeinen Ochſen ſchlachtet; ihr legt euch in geräumigen Häuſern ſchlafen, mit der Nothdurft ſeyd ihr abgefunden und habt noch übrig für die Freude (indem er ſich aufrichtet und gegen ſie wendet). Ich ſehe die Geſundheit in euren Augen und den Wohlſtand auf euren Kleidern. Es iſt nichts mehr zu wünſchen übrig. Ich hab' euch glücklich gemacht.

Ein alter Mann (aus dem Haufen). Nein, gnädiger Herr! Geld und Gut iſt Ihre geringſte Wohlthat geweſen. Ihre Vorfahren haben uns dem Vieh auf unſern Feldern gleich gehalten. Sie haben uns zu Menſchen gemacht.

Ein Zweyter. Sie haben uns eine Kirche gebaut und unſre Jugend erziehen laſſen.

Ein Dritter. Und haben uns gute Geſetze und gewiſſenhafte Richter gegeben.

Ein Vierter. Ihnen danken wir, daß wir menſchlich leben, daß wir uns unſers Lebens freuen.

v. Hutten (in Nachdenken vertieft). Ja, ja — das Erdreich war gut, und es fehlte nicht an der milden Sonne, wenn ſich der kriechende Buſch nicht zum Baume aufrichtete. — Es iſt meine Schuld nicht, wenn ihr da liegen bliebet, wo ich euch hinwarf. Euer eigen Geſtändniß ſpricht euch das Urtheil. Dieſe Genügſamkeit beweist mir, daß meine Arbeit an euch verloren iſt. Hättet ihr etwas an eurer Glückſeligkeit vermiſſt — es hätte euch zum erſtenmal meine Achtung erworben. (Indem er ſich abwendet). Seyd, was ihr ſeyn könnt — Ich werde darum nicht weniger meinen Weg verfolgen.

Einer aus der Menge. Sie gaben uns Alles, was uns glücklich machen kann. Schenken Sie uns noch Ihre Liebe!

v. Hutten (mit finſterm Ernſt). Wehe dir, der du mich erinnerſt, wie oft meine Thorheit dieſes Gut verſchleuderte. Es iſt kein Geſicht in dieſer Verſammlung, das mich zum Rückfall bringen könnte. — Meine Liebe? — Wärme dich an den Strahlen der Sonne, preiſe den Zufall, der ſie über deinen Weinſtock dahin führte; aber den ſchwindlichen Wunſch unterſage dir, dich in ihre glühende Quelle zu tauchen. Traurig für dich und ſie, wenn ſie von dir gewußt haben müßte, um dir zu leuchten, wenn ſie, die Eilende, in ihrer himmliſchen Bahn deinem Danke ſtill halten müßte! Ihrer ewigen Regel gehorſam, gießt ſie ihren Strahlenſtrom aus — gleich unbekümmert um die Fliege, die ſich darin ſonnt, und um dich, der ihr himmliſches Licht mit ſeinen Laſtern beſudelt — Was ſollen mir dieſe Gaben? — Den meiner Liebe habt ihr euer Glück nicht empfangen. Mir gebührt nichts von der eurigen.

Der Alte. O das ſchmerzt uns, mein theurer Herr, daß wir Alles beſitzen ſollen und nur die Freude des Dankens entbehren.

v. Hutten. Weg damit! Ich verabſcheue Dank aus ſo unheiligen Händen. Waſchet erſt die Verläumdung von euren Lippen, den Wucher von euren Fingern, die ſcheelſehende Mißgunſt aus euren Augen. Reinigt euer Herz von Tücke, werft eure gleißneriſchen Larven ab, laſſet die Wage des Richters aus euren ſchuldigen Händen fallen. Wie? Glaubet ihr, daß dieſes Gaukelſpiel von Eintracht mir die neidiſche Zwietracht verberge, die auch an den heiligſten Banden eures Lebens nagt? Kenne ich nicht jeden Einzelnen aus dieſer Verſammlung, die durch ihre Menge mir ehrwürdig ſeyn will? — Ungeſehen folgt euch mein Auge — Die Gerechtigkeit meines Haſſes lebt von euren Laſtern. (Zu dem Alten) Du maßeſt dich an, mir Ehrfurcht abzufordern, weil das Alter deine Schläfe bleichte, weil die Laſt eines langen Lebens deinen Nacken beugt? — Deſto gewiſſer weiß ich nun, daß du auch meiner Hoffnung verloren biſt! Mit leeren Händen ſteigſt du von dem Zenith des Lebens herunter; was du bey voller Mannkraft verfehlteſt, wirſt du an der Krücke nicht mehr einholen. — War es eure Meinung, daß der Anblick dieſer ſchuldloſen Würmer (auf die Kinder zeigend) zu meinem

Herzen ſprechen ſollte? — O ſie alle werden ihren Vätern gleichen; alle dieſe Unſchuldigen werdet ihr nach eurem Bilde verſtümmeln, alle dem Zweck ihres Daſeyns entführen — O warum ſeyd ihr hieher gekommen? — Ich kann nicht — Warum mußtet ihr mir dieſes Geſtändniß abnöthigen? — Ich kann nicht ſanft mit euch reden. (Er geht ab).

Siebente Scene.

Eine abgelegene Gegend des Parks, ringsum eingeſchloſſen, von anziehendem etwas ſchwermüthigem Karakter.

v. Hutten (tritt auf, mit ſich ſelbſt redend). Daß ihr dieſes Namens ſo werth wäret, als er mir heilig iſt! — Menſch! Herrliche, hohe Erſcheinung! Schönſter von allen Gedanken des Schöpfers! Wie reich, wie vollendet gingſt du aus ſeinen Händen! Welche Wohllaute ſchlieſen in deiner Bruſt, ehe deine Leidenſchaft das goldene Spiel zerſtörte!

Alles um dich und über dir ſucht und findet das ſchöne Maß der Vollendung — Du allein ſtehſt unreif und mißgeſtaltet in dem untadelichen Plan. Von keinem Auge ausgeſpäht, von keinem Verſtande bewundert, ringt in der ſchweigenden Muſchel die Perle, ringt der Kryſtall in den Tiefen der Berge nach der ſchönſten Geſtalt. Wohin nur dein Auge blickt, der einſtimmige

Fleiß aller Weſen, das Geheimniß der Kräfte zur Verkündigung zu bringen. Dankbar tragen alle Kinder der Natur der zufriedenen Mutter die gereiften Früchte entgegen, und wo ſie geſäet hat, findet ſie eine Ernte — Du allein, ihr liebſter, ihr beſchenkteſter Sohn, bleibſt aus — nur was ſie dir gab, findet ſie nicht wieder, erkennt ſie in ſeiner entſtellten Schönheit nicht mehr.

Sey vollkommen! Zahlloſe Harmonien ſchlummern in dir, auf dein Geheiß zu erwachen — Rufe ſie heraus durch deine Vortrefflichkeit! Fehlte je der ſchöne Lichtſtrahl in deinem Auge, wenn die Freude dein Herz durchglühte, oder die Anmuth auf deinen Wangen, wenn die Milde durch deinen Buſen floß? Kannſt du es dulden, daß das Gemeine, das Vergängliche in dir das Edle, das Unſterbliche beſchäme?

Dich zu beglücken iſt der Kranz, um den alle Weſen buhlen, wornach alle Schönheit ringt — deine wilde Begierde ſtrebt dieſem gütigen Willen entgegen, gewaltſam verkehrſt du die wohlthätigen Zwecke der Natur — Fülle des Lebens hat die Freundliche um dich her gebreitet und Tod nöthigſt du ihr ab. Dein Haß ſchärfte das friedliche Eiſen zum Schwerte; mit Verbrechen und Flüchen belaſtet deine Habſucht das ſchuldloſe Gold, an deiner unmäßigen Lippe wird das Leben des Weinſtocks zum Gifte. Unwillig dient das Vollkommene deinen Laſtern, aber deine Laſter ſtecken es nicht an. Rein bewahrt ſich das mißbrauchte Werkzeug in deinem unreinen Dienſte. Seine Beſtimmung kannſt du ihm rauben, aber nie den Gehorſam, womit es ihr dienet. Sey menſchlich oder ſey Barbar — mit gleich kunſtreichem Schlage wird das folgſame Herz deinen Haß und deine Sanſtmuth begleiten.

Lehre mich *deine* Genügſamkeit, deinen ruhigen Gleichmuth, Natur — Treu, wie du, habe ich an der Schönheit gehangen, von *dir* laß mich lernen die verfehlte Luſt des Beglückens verſchmerzen. Aber damit ich den zarten Willen bewahre, damit ich den freudigen Muth nicht verliere — laß mich deine glückliche Blindheit mit dir theilen. Verbirg mir in deinem ſtillen Frieden die Welt, die mein Wirken empfängt. Würde der Mond ſeine ſtrahlende Scheibe füllen, wenn er den Mörder ſähe, deſſen Pfad ſie beleuchten ſoll? — Zu dir flüchte ich dieſes liebende Herz — Tritt zwiſchen meine Menſchlichkeit und den Menſchen. — Hier, wo mir ſeine rauhe Hand nicht begegnet, wo die feindſelige Wahrheit meinen entzückenden Traum nicht verſcheucht, abgeſchieden von dem Geſchlechte, laß mich die heilige Pflicht meines Daſeyns in die Hand meiner großen Mutter, an die ewige Schönheit, entrichten. (Sich umſchauend) Ruhige Pflanzenwelt, in deiner kunſtreichen Stille vernehme ich das Wandeln der Gottheit; deine verdienſtloſe Trefflichkeit trägt meinen forſchenden Geiſt hinauf zu dem höchſten Verſtande; aus deinem ruhigen Spiegel ſtrahlt mir ſein göttliches Bild. Der Menſch wühlt mir Wolken in den ſilberklaren Strom — wo der Menſch wandelt, verſchwindet mir der Schöpfer.

(Er will aufſtehen. Angelika ſteht vor ihm).

Achte Scene.

von Hutten. Angelika.

Angelika (tritt ſchüchtern zurück). Es war Ihr Befehl, mein Vater — Aber wenn ich Ihre Einſamkeit ſtöre —

v. Hutten (der ſie eine Zeitlang ſtillſchweigend mit den Augen mißt, mit ſanftem Vorwurf). Du haſt nicht gut an mir gehandelt, Angelika.

Angelika (betroffen). Mein Vater —

v. Hutten. Du wußteſt um dieſen Ueberfall — Geſteh es — du ſelbſt haſt ihn veranlaſſt.

Angelika. Ich darf nicht nein ſagen, mein Vater.

v. Hutten. Sie ſind traurig von mir gegangen. Keiner hat mich verſtanden. Sieh, du haſt nicht gut gehandelt.

Angelika. Meine Abſichten verdienen Verzeihung.

v. Hutten. Du haſt um dieſe Menſchen geweint. Läugne es nur nicht. Dein Herz ſchlägt für ſie. Ich durchſchaue dich. Du mißbilligſt meinen Kummer.

Angelika. Ich verehre ihn, aber mit Thränen.

v. Hutten. Dieſe Thränen ſind verdächtig — Angelika — du wankſt zwiſchen der Welt und deinem Vater — Du mußt Partey nehmen, meine Tochter, wo keine Vereinigung zu hoffen iſt — Einem von beiden mußt du ganz entſagen oder ganz gehören — Sey aufrichtig. Du mißbilligſt meinen Kummer?

Angelika. Ich glaube, daß er gerecht iſt.

v. Hutten. Glaubſt du? Glaubſt du wirklich? — Höre, Angelika! — Ich werde deine Aufrichtigkeit jetzt auf eine entſcheidende Probe ſetzen — Du wankſt und ich habe keine Tochter mehr — Setze dich zu mir!

Angelika. Dieſer feyerliche Ernſt —

v. Hutten. Ich habe dich rufen laſſen. Ich wollte eine Bitte an dich thun. Doch ich beſinne mich. Sie kann ein Jahr lang noch ruhen.

Angelika. Eine Bitte an Ihre Tochter, und Sie ſtehen an, ſie zu nennen?

v. Hutten. Der heutige Tag hat mir eine ernſtere Stimmung gegeben. Ich bin heute funfzig Jahr alt. Schwere Schickſale haben mein Leben beſchleunigt, es könnte geſchehen, daß ich eines Morgens unverhofft ausbliebe, und ohne zuvor — (er ſteht auf) Ja, wenn du weinen mußt, ſo haſt du keine Zeit, mich zu hören.

Angelika. O halten Sie ein, mein Vater — Nicht dieſe Sprache. — Sie verwundet mein Herz.

v. Hutten. Ich möchte nicht, daß es mich überraſchte, ehe wir mit einander in Richtigkeit ſind — Ja, ich fühle es, ich hange noch an der Welt — Der Bettler ſcheidet eben ſo ſchwer von ſeiner Armuth, als der König von ſeiner Herrlichkeit — Du biſt Alles, was ich zurück laſſe. (Stillſchweigen).

Kummervoll ruhen meine letzten Blicke auf dir — Ich gehe und laſſe dich zwiſchen zwey Abgründen ſtehen. Du wirſt weinen, meine Tochter, oder du wirſt beweinenswürdig ſeyn — — Bis jetzt gelang mir's, dieſe ſchmerzliche Wahl dir zu verbergen. Mit heiterm Blicke ſiehſt du in das Leben, und die Welt liegt lachend vor dir.

Angelika. O möchte ſich dieſes Auge erheitern, mein Vater — Ja, dieſe Welt iſt ſchön.

v. Hutten. Ein Widerſchein deiner eignen ſchönen Seele, Angelika — Auch ich bin nicht ganz ohne glückliche Stunden — Dieſen lieblichen Anblick wird ſie fortfahren dir zu geben, ſo lange du dich hüteſt, den Schleyer aufzuheben, der dir die Wirklichkeit verbirgt, ſo lange du Menſchen entbehren wirſt, und dich mit deinem eigenen Herzen begnügen.

Angelika. Oder dasjenige finde, mein Vater, das dem meinigen harmoniſch begegnet.

v. Hutten (ſchnell und ernſt). Du wirſt es nie finden — — — Aber hüte dich vor dem unglücklichen Wahn, es gefunden zu haben. (Nach einem Stillſchweigen, wobey er in Gedanken verloren ſaß) Unſre Seele, Angelika, erſchafft ſich zuweilen große bezaubernde Bilder, Bilder aus ſchönern Welten, in edlere Formen gegoſſen. In fern nachahmenden Zügen erreicht ſie zuweilen die ſpielende Natur, und es gelingt ihr, das überraſchte Herz mit dem erfüllten Ideale zu täuſchen. — Das war deines Vaters Schickſal, Angelika. Oft ſah ich dieſe Lichtgeſtalt meines Gehirns von einem Menſchenangeſicht mir entgegenſtrahlen; freudetrunken ſtreckt' ich die Arme darnach aus, aber das Dunſtbild zerfloß bey meiner Umhalſung.

Angelika. Doch, mein Vater —

v. Hutten (unterbricht ſie). Die Welt kann dir nichts darbieten, was ſie von dir nicht empfinge. Freue dich deines Bildes in dem ſpiegelnden Waſſer, aber ſtürze dich nicht hinab, es zu umfaſſen; in ſeinen Wellen ergreift dich der Tod. Liebe nennen ſie dieſen ſchmeichelnden Wahnſinn. Hüte dich, an dieſes Blendwerk zu glauben, das uns die Dichter ſo lieblich mahlen. Das Geſchöpf, das du anbeteſt, biſt du ſelbſt; was dir antwortet, iſt dein eigenes Echo aus einer Todtengruft, und ſchrecklich allein bleibſt du ſtehen.

Angelika. Ich hoffe, es gibt noch Menſchen, mein Vater, die — von denen — —

v. Hutten (aufmerkſam). Du hoffeſt es? — Hoffeſt! — (er ſteht auf. Nachdem er einige Schritte auf und nieder gegangen). Ja, meine Tochter — das erinnert mich, warum ich dich jetzt habe rufen laſſen (indem er vor ihr ſtehen bleibt und ſie forſchend betrachtet). Du biſt ſchneller geweſen als ich, meine Tochter — Ich verwundere mich — ich erſchrecke über meine ſorgloſe Sicherheit — So nahe war ich der Gefahr, die ganze Arbeit meines Lebens zu verlieren!

Angelika. Mein Vater! Ich verſtehe nicht, was Sie meinen.

v. Hutten. Das Geſpräch kommt nicht zu frühe — Du biſt neunzehn Jahr alt, du kannſt Rechenſchaft von mir fordern. Ich habe dich herausgeriſſen aus der Welt, der du angehörſt, ich habe in dieſes ſtille Thal dich geflüchtet. Dir ſelbſt ein Geheimniß wuchſeſt du hier auf. Du weißt nicht, welche Beſtimmung dich erwartet. Es iſt Zeit, daß du dich kennen lerneſt. Du mußt Licht über dich haben.

Angelika. Sie machen mich unruhig, mein Vater —

v. Hutten. Deine Beſtimmung iſt nicht, in dieſem ſtillen Thal zu verblühen — Du wirſt mich hier begraben, und dann gehörſt du der Welt an, für die ich dich ſchmückte.

Angelika. Mein Vater, in die Welt wollen Sie mich ſtoßen, wo Sie ſo unglücklich waren?

v. Hutten. Glücklicher wirſt du ſie betreten. (Nach einem Stillſchweigen) Auch wenn es anders wäre, meine Tochter — Deine Jugend iſt ihr ſchuldig, was mein frühzeitiges Alter ihr nicht mehr entrichten kann. Meiner Führung bedarfſt du nicht mehr. Mein Amt iſt geendigt. In verſchloſſener Werkſtätte reifte die Bildſäule ſtill unter dem Meiſel des Künſtlers heran; die vollendete muß von einem erhabenen Geſtelle ſtrahlen.

Angelika. Nie, nie, mein Vater, geben Sie mich aus Ihrer bildenden Hand.

v. Hutten. Einen einzigen Wunſch behielt ich noch zurück. Zugleich mit ihr wuchs er groß in meinem Herzen, mit jedem neuen Reize, der ſich auf dieſen Wangen verklärte, mit jeder ſchönen Blüthe dieſes Geiſtes, mit jedem höhern Klange dieſes Buſens ſprach er lauter in meinem Herzen — Dieſer Wunſch, meine Tochter — reiche mir deine Hand!

Angelika. Sprechen Sie ihn aus. Meine Seele eilt ihm entgegen.

v. Hutten. — Angelika! Du biſt eines vermögenden Mannes Tochter. Dafür hält mich die Welt, aber meinen ganzen Reichthum kennt Niemand. Mein Tod wird dir einen Schatz offenbaren, den deine Wohlthätigkeit nicht erſchöpfen kann — — Du kannſt den Unerſättlichſten überraſchen.

Angelika. So tief, mein Vater, laſſen Sie mich ſinken!

v. Hutten. — Du biſt ein ſchönes Mädchen, Angelika! Laß deinen Vater dir geſtehen, was du keinem andern Manne zu danken haben ſollſt. Deine Mutter war die Schönſte ihres Geſchlechts.— du biſt ihr geſchontes veredeltes Bild. Männer werden dich ſehen, und die Leidenſchaft wird ſie zu deinen Füßen führen. Wer dieſe Hand davon trägt —

Angelika. Iſt das meines Vaters Stimme? — O ich höre es. Sie haben mich aus Ihrem Herzen verſtoßen.

v. Hutten (mit Wohlgefallen bey ihrem Anblick verweilend). Dieſe ſchöne Geſtalt belebt eine ſchönere Seele — Ich denke mir die Liebe in dieſe friedliche Bruſt — Welche Ernte blüht hier der Liebe — O dem Edelſten iſt hier der ſchönſte Lohn aufgehoben.

Angelika (tief bewegt, ſinkt an ihm nieder und verbirgt ihr Geſicht in ſeinen Händen).

v. Hutten. Mehr des Glückes kann ein Mann aus eines Weibes Hand nicht empfangen! — Weißt du, daß du *mir* alles dies ſchuldig biſt? Ich habe Schätze geſammelt für deine Wohlthätigkeit, deine Schönheit hab' ich gehütet, dein Herz hab' ich bewacht, deines Geiſtes Güte hab' ich entfaltet. *Eine* Bitte gewähre mir für dies alles — in dieſe einzige Bitte faſſe ich alles zuſammen, was du mir ſchuldig biſt — wirſt du ſie mir verweigern?

Angelika. O mein Vater! Warum dieſen weiten Weg zum Herzen Ihrer Angelika?

v. Hutten. Du beſitzeſt alles, was einen Mann glücklich machen kann. (Er hält hier inne, und mißt ſie ſcharf mit den Augen) Mache nie einen Mann glücklich!

Angelika (erblaßt, ſchlägt die Augen nieder).

v. Hutten. Du ſchweigſt? — dieſe Angſt — dieſes Zittern — Angelika!

Angelika. Ach, mein Vater —

v. Hutten (ſanfter). Deine Hand, meine Tochter — Verſprich mir — Gelobe mir — Was iſt das? Warum zittert dieſe Hand? Verſprich mir, nie einem Mann dieſe Hand zu geben.

Angelika (in ſichtbarer Verwirrung). Nie, mein Vater — als mit Ihrem Beyfall.

v. Hutten. Auch wenn ich nicht mehr bin — Schwöre mir, nie einem Mann dieſe Hand zu geben.

Angelika (kämpfend, mit bebender Stimme). Nie — niemals, wenn nicht — wenn Sie nicht ſelbſt dieſes Verſprechens mich entlaſſen.

v. Hutten. Alſo niemals. (Er läßt ihre Hand los. Nach einem langen Stillſchweigen). Sieh dieſe welken Hände! Dieſe Furchen, die der Gram auf meine Wangen grub! Ein Greis ſteht vor dir, der ſich zum Rande des Grabes hinunterneigt, und ich bin noch in den Jahren der Kraft und der Mannheit! — Das thaten die Menſchen — Das ganze Geſchlecht iſt mein Mörder —

Angelika — Begleite den Sohn meines Mörders nicht zum Altar. Laß meinen blutigen Gram nicht in ein Gaukelſpiel enden. Dieſe Blume, gewartet von meinem Kummer, mit meinen Thränen bethaut, darf von der Freude Hand nicht gebrochen werden. Die erſte Thräne, die du der Liebe weinſt, vermiſcht dich wieder mit dieſem niedern Geſchlechte — die Hand, die du einem Mann am Altare reichſt, ſchreibt meinen Namen an die Schandſäule der Thoren.

Angelika. Nicht weiter, mein Vater. Jetzt nicht weiter. Vergönnen Sie, daß ich —

(Sie will gehen, Hutten hält ſie zurück).

v. Hutten. Ich bin kein harter Vater gegen dich, meine Tochter. Liebt' ich dich weniger, ich würde dich einem Mann in die Arme führen. Auch trag' ich keinen Haß gegen die Menſchen. Der thut mir Unrecht, der mich einen Menſchenhaſſer nennt. Ich habe Ehrfurcht vor der menſchlichen Natur — nur die Menſchen kann ich nicht mehr lieben. Halte mich nicht für den gemeinen Thoren, der die Edeln entgelten läßt, was die Unedeln gegen ihn verbrachen. Was ich von den Unedeln litt, iſt vergeſſen. Mein Herz blutet von den Wunden, die ihm die Beſten und Edelſten geſchlagen.

Angelika. Oeffnen Sie es den Beſten und Edelſten — Sie werden heilenden Balſam in dieſe Wunden gießen. Brechen Sie dieſes geheimnißvolle Schweigen!

v. Hutten (nach einigem Stillſchweigen). Könnt' ich dir die Geſchichte meiner Mißhandlungen erzählen, Angelika! — Ich kann es nicht. Ich will es nicht. Ich will dir die fröhliche Sicherheit, das ſüße Vertrauen auf dich ſelbſt nicht entreißen — Ich will den Haß nicht in dieſen friedlichen Buſen führen. Verwahren möcht' ich dich gegen die Menſchen, aber nicht erbittern. Meine treue Erzählung würde das Wohlwollen auslöſchen in deiner Bruſt, und erhalten möchte ich dieſe heilige Flamme. Ehe ſich eine neue und ſchönere Schöpfung von ſelbſt hier gebildet hat, möchte ich die wirkliche Welt nicht von deinem Herzen reißen.

(Pauſe. Angelika neigt ſich über ihn mit thränenden Augen).

Ich gönne dir den lachenden Anblick des Lebens, den ſeligen Glauben an die Menſchen, die dich jetzt noch gleich holden Erſcheinungen umſpielen; er war heilſam, er war nothwendig, den göttlichſten der Triebe in deinem Herzen zu entfalten. Ich bewundre die weiſe Sorgfalt der Natur. Eine gefällige Welt legt ſie um unſern jugendlichen Geiſt, und der aufkeimende Trieb der Liebe findet, was er ergreife. An dieſer hinfälligen Stütze ſpinnt ſich der zarte Schößling hinauf, und umſchlingt die nachbarliche Welt mit tauſend üppigen Zweigen. Aber ſoll er, ein königlicher Stamm, in ſtolzer Schönheit zum Himmel wachſen — o dann müſſen dieſe Nebenzweige erſterben, und der lebendige Trieb, zurückgedrängt in ſich ſelbſt, in gerader Richtung über ſich ſtreben. Still und ſanft fängt die erſtarrte Seele jetzt an, den verirrten Trieb von der wirklichen Welt abzurufen, und dem göttlichen Ideale, das ſich in ihrem Innern verklärt, entgegen zu tragen. Dann bedarf unſer ſeliger Geiſt jener Hülfe der Kindheit nicht mehr. und die gereinigte Glut der Begeiſterung lodert fort an einem innern unſterblichen Zunder.

Angelika. Ach, mein Vater! Wie viel fehlt mir zu dem Bilde, das Sie mir vorhalten! — Auf dieſem erhabenen Fluge kann Ihre Tochter Sie nicht begleiten. Laſſen Sie mich das liebliche Phantom verfolgen, bis es von ſelbſt von mir Abſchied nimmt. Wie ſoll ich — wie kann ich außer mir haſſen, was Sie mich in mir ſelbſt lieben lehrten! Was Sie ſelbſt in Ihrer Angelika lieben?

v. Hutten (mit einiger Empfindlichkeit). Die Einſamkeit hat dich mir verdorben, Angelika. — Unter Menſchen muß ich dich führen, damit du ſie zu achten verlerneſt. Du ſollſt ihm nachjagen, deinem lieblichen Phantom — du ſollſt dieſes Götterbild deiner Einbildung in der Nähe beſchauen. — Wohl mir, daß ich nichts dabey wage — Ich habe dir einen Maßſtab in dieſer Bruſt mitgegeben, den ſie nicht aushalten werden. (Mit ſtillem Entzücken ſie betrachtend) O noch eine ſchöne Freude blühe mir auf und die lange Sehnſucht naht ſich ihrer

Erfüllung. — Wie ſie ſtaunen werden, von nie empfundnen Gefühlen entglühen werden, wenn ich den vollendeten Engel in ihre Mitte ſtelle — Ich habe ſie — Ja, ich habe ſie gewiß — ihre Beſten und Edelſten will ich in dieſer goldenen Schlinge verſtricken — Angelika! (er naht ſich ihr mit feierlichem Ernſte und läßt ſeine Hand auf ihr Haupt niederſinken) Sey ein höheres Weſen unter dieſem geſunkenen Geſchlechte! — Streue Segen um dich, wie eine beglückende Gottheit! — Uebe Thaten aus, die das Licht nie beleuchtet hat! — Spiele mit den Tugenden, die den Heldenmuth des Helden, die die Weisheit des Weiſeſten erſchöpfen. Mit der unwiderſtehlichen Schönheit bewaffnet, wiederhole du vor ihren Augen das Leben, das ich in ihrer Mitte unerkannt lebte, und durch deine Anmuth triumphire meine verurtheilte Tugend. Milder ſtrahle durch deine weibliche Seele ihr verzehrender Glanz, und ihr blödes Auge öffne ſich endlich ihren ſiegenden Strahlen. Bis hieher führe ſie — bis ſie den ganzen Himmel ſehen, der an dieſem Herzen bereitet liegt, bis ſie nach dieſem unausſprechlichen Glück ihre glühenden Wünſche ausbreiten — und jetzt fliehe in deine Glorie hinauf — in ſchwindlicher Ferne ſehen ſie über ſich die himmliſche Erſcheinung! ewig unerreichbar ihrem Verlangen, wie der Orion unſerm ſterblichen Arm in des Aethers heiligen Feldern. — Zum Schattenbilde wurden ſie mir, da ich nach Weſen dürſtete; in Schat-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 15289/105

ten zerfließe du ihnen wieder. — So ſtelle ich dich hinaus in die Menſchheit — Du weißt, wer du biſt — Ich habe dich meiner Rache erzogen. *)

---

*) Anmerkung des Herausgebers. Im 11ten Stück der Thalia, wo dies Fragment zuerſt erſchien, findet ſich am Schluß die Note:

„Die hier eingerückten Scenen ſind Bruchſtücke eines Trauerſpiels, welches ſchon vor mehrern Jahren angefangen wurde, aber aus verſchiedenen Urſachen unvollendet bleibt. Vielleicht dürfte die Geſchichte dieſes Menſchenfeindes und dieſes ganze Charaktergemählde dem Publikum einmal in einer andern Form vorgelegt werden, welche dieſem Gegenſtand günſtiger iſt, als die dramatiſche."

Unter Schillers nachgelaſſenen Papieren war über dieſen Stoff nichts vorhanden. Die Ueberſchrift in der Thalia: der verſöhnte Menſchenfeind, gibt indeſſen ſchon einigen Aufſchluß über den Plan. Auch erinnert ſich der Herausgeber aus damaligen Unterredungen mit dem Verfaſſer, daß Roſenberg nach einem hartnäckigen Widerſtande endlich ſiegen ſollte, und daß die Erſcheinungen einiger Menſchenfeinde anderer Art beſtimmt waren, dieſen Erfolg zu begünſtigen.

Gedichte

der zweyten Periode.

An die Freude.

Freude, ſchöner Götterfunken,
Tochter aus Eliſium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmliſche, dein Heiligthum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode ſtreng getheilt;
Alle Menſchen werden Brüder, *)
Wo dein ſanfter Flügel weilt.

Chor.

Seyd umſchlungen, Millionen!
Dieſen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

---

*) Erſte Lesart: Bettler werden Fürſtenbrüder

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu ſeyn,
Wer ein holdes Weib errungen,
Miſche ſeinen Jubel ein!
Ja — wer auch nur Eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der ſtehle
Weinend ſich aus dieſem Bund!

Chor.

Was den großen Ring bewohnet,
Huldige der Sympathie!
Zu den Sternen leitet ſie,
Wo der Unbekannte thronet.

Freude trinken alle Weſen
An den Brüſten der Natur;
Alle Guten, alle Böſen
Folgen ihrer Roſenſpur.
Küſſe gab ſie uns und Reben,
Einen Freund, geprüſt im Tod;
Wolluſt ward dem Wurm gegeben,
Und der Cherub ſteht vor Gott.

Chor.

Ihr ſtürzt nieder, Millionen?
Ahneſt du den Schöpfer, Welt?
Such' ihn überm Sternenzelt!
Ueber Sternen muß er wohnen.

Freude heißt die ſtarke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt ſie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt ſie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Chor.

Froh, wie ſeine Sonnen fliegen,
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn,
Freudig wie ein Held zum Siegen.

Aus der Wahrheit Feuerſpiegel
Lächelt ſie den Forſcher an.
Zu der Tugend ſteilem Hügel
Leitet ſie des Dulders Bahn.
Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß geſprengter Särge
Sie im Chor der Engel ſtehn.

Chor.

Duldet muthig, Millionen!
Duldet für die beſſ're Welt!
Droben überm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen.

Göttern kann man nicht vergelten,
Schön iſt's ihnen gleich zu ſeyn.
Gram und Armuth ſoll ſich melden,
Mit den Frohen ſich erfreun.
Groll und Rache ſey vergeſſen,
Unſerm Todfeind ſey verziehn.
Keine Thräne ſoll ihn preſſen,
Keine Reue nage ihn.

Chor.

Unſer Schuldbuch ſey vernichtet!
Ausgeſöhnt die ganze Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Richtet Gott, wie wir gerichtet.

Freude ſprudelt in Pokalen;
In der Traube gold'nem Blut
Trinken Sanftmuth Kannibalen,
Die Verzweiflung Heldenmuth — —
Brüder, fliegt von euren Sitzen,
Wenn der volle Römer kreist!
Laſſt den Schaum zum Himmel ſpritzen:
Dieſes Glas dem guten Geiſt!

Chor.

Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Seraphs Hymne preist,
Dieſes Glas dem guten Geiſt
Ueberm Sternenzelt dort oben!

Feſten Muth in ſchwerem Leiden,
Hülfe, wo die Unſchuld weint,
Ewigkeit geſchwor'nen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerſtolz vor Königsthronen, —
Brüder, gält' es Gut und Blut —
Dem Verdienſte ſeine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Chor.

Schließt den heil'gen Zirkel dichter,
Schwört bey dieſem gold'nen Wein,
Dem Gelübde treu zu ſeyn,
Schwört es bey dem Sternenrichter! *)

---

*) In der Thalia, wo dies Gedicht zuerſt erſchien, endigt es mit folgender Strophe:

Rettung von Tyrannenketten,
Großmuth auch dem Böſewicht,
Hoffnung auf den Sterbebetten,
Gnade auf dem Hochgericht!
Auch die Todten ſollen leben!
Brüder, trinkt und ſtimmet ein:
Allen Sündern ſoll vergeben,
Und die Hölle nicht mehr ſeyn.

Chor.

Eine heitre Abſchiedsſtunde!
Süßen Schlaf im Leichentuch!
Brüder — einen ſanften Spruch
Aus des Todtenrichters Munde!

Die unüberwindliche Flotte.

Nach einem ältern Dichter.

Sie kommt — ſie kommt, des Mittags ſtolze Flotte,
Das Weltmeer wimmert unter ihr,
Mit Kettenklang und einem neuen Gotte
Und tauſend Donnern, naht ſie dir —
Ein ſchwimmend Heer furchtbarer Citadellen
(Der Ocean ſah ihresgleichen nie)
Unüberwindlich nennt man ſie,
Zieht ſie einher auf den erſchrocknen Wellen;
Den ſtolzen Namen weiht
Der Schrecken, den ſie um ſich ſpeit.
Mit majeſtätiſch ſtillem Schritte
Trägt ſeine Laſt der zitternde Neptun,
Weltuntergang in ihrer Mitte,
Naht ſie heran und alle Stürme ruhn.

Dir gegenüber ſteht ſie da,
Glückſel'ge Inſel — Herrſcherinn der Meere!
Dir drohen dieſe Gallionenheere,
Großherzige Britannia.
Weh deinem freigebohr'nen Volke!
Da ſteht ſie, eine wetterſchwang're Wolke.

Wer hat das hohe Kleinod dir errungen,
Das zu der Länder Fürſtinn dich gemacht?
Haſt du nicht ſelbſt, von ſtolzen Königen gezwungen,
Der Reichsgeſetze weiſeſtes erdacht?
Das große Blatt, das deine Könige zu Bürgern,
Zu Fürſten deine Bürger macht?
Der Segel ſtolze Obermacht
Haſt du ſie nicht von Millionen Würgern
Erſtritten in der Waſſerſchlacht?

Wem dankſt du ſie — erröthet, Völker dieſer Erde —
Wem ſonſt, als deinem Geiſt und deinem Schwerte?
Unglückliche — blick hin auf dieſe feuerwerfenden Koloſſen,
Blick hin und ahne deines Ruhmes Fall!
Bang ſchaut auf dich der Erdenball,
Und aller freien Männer Herzen ſchlagen,
Und alle gute ſchöne Seelen klagen
Theilnehmend deines Ruhmes Fall.

Gott, der Allmächt'ge, ſah herab,
Sah deines Feindes ſtolze Löwenflaggen wehen,
Sah drohend offen dein gewiſſes Grab
Soll, ſprach er, ſoll mein Albion vergehen,
Erlöſchen meiner Helden Stamm,
Der Unterdrückung letzter Felſendamm
Zuſammenſtürzen, die Tyrannenwehre
Vernichtet ſeyn von dieſer Hemiſphäre?

Nie, rief er, ſoll der Freiheit Paradies,
Der Menſchenwürde ſtarker Schirm verſchwinden!
Gott, der Allmächt'ge, blies,
Und die Armada flog nach allen Winden.

Die zwei letzten Verſe ſind eine Anſpielung auf die Medaille, welche Eliſabeth zum Andenken ihres Sieges ſchlagen ließ. Es wird auf derſelben eine Flotte vorgeſtellt, welche im Sturm untergeht, mit der beſcheidnen Inſchrift: **Afflavit Deus et dissipati sunt**

Der Kampf.

Nein, länger werd' ich dieſen Kampf nicht kämpfen,
Den Rieſenkampf der Pflicht.
Kannſt du des Herzens Flammentrieb nicht dämpfen,
So fordre, Tugend, dieſes Opfer nicht.

Geſchworen hab' ich's, ja, ich hab's geſchworen,
Mich ſelbſt zu bändigen.
Hier iſt dein Kranz, er ſey auf ewig mir verloren!
Nimm ihn zurück und laß mich ſündigen!

Zerriſſen ſey, was wir bedungen haben.
Sie liebt mich — deine Krone ſey verſcherzt.
Glückſelig, wer, in Wonnetrunkenheit begraben,
So leicht, wie ich, den tiefen Fall verſchmerzt.

Sie ſieht den Wurm an meiner Jugend Blume nagen
Und meinen Lenz entflohn,
Bewundert ſtill mein heldenmüthiges Entſagen
Und großmuthsvoll beſchließt ſie meinen Lohn.

Mistraue, ſchöne Seele, dieſer Engelgüte,
Dein Mitleid waffnet zum Verbrechen mich.
Gibt's in des Lebens unermeßlichem Gebiete
Gibt's einen andern ſchönern Lohn als dich?

Als das Verbrechen, das ich ewig fliehen wollte? —
Tyranniſches Geſchick!
Der einz'ge Lohn, der meine Tugend krönen ſollte,
Iſt meiner Tugend letzter Augenblick!

Reſignation.

Auch ich war in Arkadien geboren,
Auch mir hat die Natur
An meiner Wiege Freude zugeſchworen;
Auch ich war in Arkadien geboren,
Doch Thränen gab der kurze Lenz mir nur.

Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder;
Mir hat er abgeblüht.
Der ſtille Gott — o weinet, meine Brüder —
Der ſtille Gott taucht meine Fackel nieder,
Und die Erſcheinung flieht.

Da ſteh' ich ſchon auf deiner finſtern Brücke,
Furchtbare Ewigkeit.
Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glücke!
Ich bring' ihn unerbrochen dir zurücke,
Ich weiß nichts von Glückſeligkeit.

Vor deinem Thron erheb' ich meine Klage,
Verhüllte Richterinn.
Auf jenem Stern ging eine frohe Sage,
Du throneſt hier mit des Gerichtes Wage
Und nenneſt dich Vergelterinn.

Hier — ſpricht man — warten Schrecken auf den Böſen,
Und Freuden auf den Redlichen.
Des Herzens Krümmen werdeſt du entblößen,
Der Vorſicht Räthſel werdeſt du mir löſen,
Und Rechnung halten mit dem Leidenden.

Hier öffne ſich die Heimat dem Verbannten,
Hier endige des Dulders Dornenbahn.
Ein Götterkind, das ſie mir Wahrheit nannten,
Die meiſten flohen, wenige nur kannten,
Hielt meines Lebens raſchen Zügel an.

„Ich zahle dir in einem andern Leben,
Gib deine Jugend mir!
Nichts kann ich dir als dieſe Weiſung geben.“
Ich nahm die Weiſung auf das andre Leben,
Und meiner Jugend Freuden gab ich ihr.

„Gib mir das Weib, ſo theuer deinem Herzen,
Gib deine Laura mir!
Jenſeits der Gräber wuchern deine Schmerzen.“ —
Ich riß ſie blutend aus dem wunden Herzen,
Und weinte laut, und gab ſie ihr.

„Die Schuldverſchreibung lautet an die Todten,“
Hohnlächelte die Welt,
„Die Lügnerinn, gedungen von Deſpoten,
Hat für die Wahrheit Schatten dir geboten;
Du biſt nicht mehr, wenn dieſer Schein verfällt.“

Frech witzelte das Schlangenheer der Spötter:
„Vor einem Wahn, den nur Verjährung weiht,
Erzitterſt du? Was ſollen deine Götter,
Des kranken Weltplans ſchlau erdachte Retter,
Die Menſchenwitz des Menſchen Nothdurft leiht?“

„Was heißt die Zukunft, die uns Gräber decken?
Die Ewigkeit, mit der du eitel prangſt?
Ehrwürdig nur, weil Hüllen ſie verſtecken,
Der Rieſenſchatten unſ'rer eig'nen Schrecken
Im hohlen Spiegel der Gewiſſensangſt.“

„Ein Lügenbild lebendiger Geſtalten,
Die Mumie der Zeit,
Vom Balſamgeiſt der Hoffnung in den kalten
Behauſungen des Grabes hingehalten,
Das nennt dein Fieberwahn Unſterblichkeit?“

„Für Hoffnungen — Verweſung ſtraft ſie Lügen —
Gabſt du gewiſſe Güter hin?
Sechstauſend Jahre hat der Tod geſchwiegen,
Kam je ein Leichnam aus der Gruft geſtiegen,
Der Meldung that von der Vergelterinn?“ —

Ich ſah die Zeit nach deinen Ufern fliegen;
Die blühende Natur
Blieb hinter ihr, ein welker Leichnam, liegen,
Kein Todter kam aus ſeiner Gruft geſtiegen,
Und feſt vertraut' ich auf den Götterſchwur.

All meine Freuden hab' ich dir geſchlachtet;
Jetzt werf' ich mich vor deinen Richterthron.
Der Menge Spott hab' ich beherzt verachtet,
Nur deine Güter hab' ich groß geachtet;
Vergelterinn, ich fordre meinen Lohn.

„Mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder",
Rief unſichtbar ein Genius.
„Zwei Blumen", rief er — „hört es, Menſchenkinder —
Zwei Blumen blühen für den weiſen Finder,
Sie heißen Hoffnung und Genuß.

„Wer dieſer Blumen Eine brach, begehre
Die andre Schweſter nicht.
Genieße, wer nicht glauben kann. Die Lehre
Iſt ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre!
Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht.

„Du haſt gehofft, dein Lohn iſt abgetragen,
Dein Glaube war dein zugewog'nes Glück.
Du konnteſt deine Weiſen fragen,
Was man von der Minute ausgeſchlagen,
Gibt keine Ewigkeit zurück."

Die Götter Griechenlands.

Da ihr noch die ſchöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geſchlechter noch geführet,
Schöne Weſen aus dem Fabelland!
Ach, da euer Wonnedienſt noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathuſia!

Da der Dichtung zauberiſche Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand –
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Buſen ſie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur,
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

Wo jetzt nur, wie unſre Weiſen ſagen,
Seelenlos ein Feuerball ſich dreht,
Lenkte damals ſeinen gold'nen Wagen
Helios in ſtiller Majeſtät.
Dieſe Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt' in jenem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberſchaum.

Jener Lorber wand ſich einſt um Hilfe,
Tantals Tochter ſchweigt in dieſem Stein,
Syrinx Klage tönt' aus jenem Schilfe,
Philomelas Schmerz aus dieſem Hain.
Jener Bach empfing Demeters Zähre,
Die ſie um Perſephonen geweint,
Und von dieſem Hügel rief Cythere
Ach umſonſt! dem ſchönen Freund.

Zu Deukalions Geſchlechte ſtiegen
Damals noch die Himmliſchen herab;
Pyrrhas ſchöne Töchter zu beſiegen
Nahm der Leto Sohn den Hirtenſtab.
Zwiſchen Menſchen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen ſchönen Bund,
Sterbliche mit Göttern und Heroen
Huldigten in Amathunt. *)

---

*) In der erſten Ausgabe finden ſich hier folgende Strophen:

Betend an der Grazien Altären
Kniete da die holde Prieſterinn,
Sandte ſtille Wünſche an Cytheren
Und Gelübde an die Charitinn.
Hoher Stolz, auch droben zu gebieten,
Lehrte ſie den göttergleichen Rang,
Und des Reizes heil'gen Gürtel hüten,
Der den Donn'rer ſelbſt bezwang.

Himmliſch und unſterblich war das Feuer,
Das in Pindars ſtolzen Hymnen floß,
Niederſtrömte in Arions Leyer,
In den Stein des Phidias ſich goß.

Finſtrer Ernſt und trauriges Entſagen
War aus eurem heitern Dienſt verbannt;
Glücklich ſollten alle Herzen ſchlagen,
Denn euch war der Glückliche verwandt.
Damals war nichts heilig als das Schöne;
Keiner Freude ſchämte ſich der Gott,
Wo die keuſch erröthende Kamöne,
Wo die Grazie gebot.

Eure Tempel lachten gleich Palläſten,
Euch verherrlichte das Heldenſpiel
An des Iſthmus kronenreichen Feſten,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geſchlung'ne ſeelenvolle Tänze
Kreiſ'ten um den prangenden Altar;
Eure Schläfe ſchmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

Beſſ're Weſen, edlere Geſtalten
Kündigten die hohe Abkunſt an.
Götter, die vom Himmel niederwallten,
Sahen hier ihn wieder aufgethan.

Werther war von eines Gottes Güte,
Theurer jede Gabe der Natur,
Unter Iris ſchönem Bogen blühte
Reizender die perlenvolle Flur.
Prangender erſchien die Morgenröthe
In Hemerens roſigem Gewand,
Schmelzender erklang die Flöte
In des Hirtengottes Hand.

Das Evoe muntrer Thyrſusſchwinger
Und der Panther prächtiges Geſpann
Meldeten den großen Freudebringer,
Faun und Satyr taumeln ihm voran;
Um ihn ſpringen raſende Mänaden,
Ihre Tänze loben ſeinen Wein,
Und des Wirthes braune Wangen laden
Luſtig zu dem Becher ein.

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das lezte Leben von der Lippe,
Seine Fackel ſenkt' ein Genius.
Selbſt des Orkus ſtrenge Richterwage
Hielt der Enkel einer Sterblichen,
Und des Thrakers ſeelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen.

Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elyſiens Hainen wieder an;
Treue Liebe fand den treuen Gatten
Und der Wagenlenker ſeine Bahn,
Linus Spiel tönt die gewohnten Lieder,
In Alceſtens Arme ſinkt Admet,
Seinen Freund erkennt Oreſtes wieder,
Seine Pfeile Philoktet.

Höh're Preiſe ſtärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvoller Bahn;
Großer Thaten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan.

Vor dem Wiederforderer der Todten
Neigte ſich der Götter ſtille Schaar.
Durch die Fluten leuchtet dem Piloten
Vom Olimp das Zwillingspaar.

Schöne Welt, wo biſt du? Kehre wieder,
Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
Ausgeſtorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt ſich meinem Blick;
Ach, von jenem lebenwarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

Alle jene Blüthen ſind gefallen
Von des Nordens ſchauerlichem Weh'n;
Einen zu bereichern unter allen
Mußte dieſe Götterwelt vergehn.
Traurig ſuch' ich an dem Sternenbogen.
Dich, Selene, find' ich dort nicht mehr,
Durch die Wälder ruf' ich, durch die Wogen,
Ach! ſie wiederhallen leer!

Unbewußt der Freuden, die ſie ſchenket,
Nie entzückt von ihrer Herrlichkeit,
Nie gewahr des Geiſtes, der ſie lenket,
Sel'ger nie durch meine Seligkeit,
Fühllos ſelbſt für ihres Künſtlers Ehre,
Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr.
Dient ſie knechtiſch dem Geſetz der Schwere
Die entgötterte Natur.

Morgen wieder neu ſich zu entbinden,
Wühlt ſie heute ſich ihr eig'nes Grab,
Und an ewig gleicher Spindel winden
Sich von ſelbſt die Monde auf und ab.
Müßig kehrten zu dem Dichterlande
Heim die Götter, unnütz einer Welt,
Die, entwachſen ihrem Gängelbande,
Sich durch eig'nes Schweben hält.

Ja, ſie kehrten heim und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen ſie mit fort,
Alle Farben, alle Lebenstöne,
Und uns blieb nur das entſeelte Wort.
Aus der Zeitfluth weggeriſſen ſchweben
Sie gerettet auf des Pindus Höhn;
Was unſterblich im Geſang ſoll leben,
Muß im Leben untergehn.

Die Künſtler.

Wie ſchön, o Menſch, mit deinem Palmenzweige
Stehſt du an des Jahrhunderts Neige,
In edler ſtolzer Männlichkeit,
Mit aufgeſchloſſ'nem Sinn, mit Geiſtesfülle,
Voll milden Ernſts, in thatenreicher Stille,
Der reifſte Sohn der Zeit,
Frey durch Vernunft, ſtark durch Geſetze,
Durch Sanftmuth groß, und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Buſen dir verſchwieg,
Herr der Natur, die deine Feſſeln liebet,
Die deine Kraft in tauſend Kämpfen übet,
Und prangend unter dir aus der Verwildrung ſtieg!

Berauſcht von dem errung'nen Sieg,
Verlerne nicht die Hand zu preiſen,
Die an des Lebens ödem Strand
Den weinenden verlaſſ'nen Waiſen,
Des wilden Zufalls Beute, fand,
Die frühe ſchon der künft'gen Geiſterwürde
Dein junges Herz im Stillen zugekehrt,
Und die befleckende Begierde
Von deinem zarten Buſen abgewehrt,

Die Gütige, die deine Jugend
In hohen Pflichten ſpielend unterwies
Und das Geheimniß der erhab'nen Tugend
In leichten Räthſeln dich errathen ließ,
Die, reifer nur ihn wieder zu empfangen,
In fremde Arme ihren Liebling gab,
O falle nicht mit ausgeartetem Verlangen
Zu ihren niedern Dienerinnen ab!
Im Fleiß kann dich die Biene meiſtern,
In der Geſchicklichkeit ein Wurm dein Lehrer ſeyn,
Dein Wiſſen theileſt du mit vorgezog'nen Geiſtern,
Die Kunſt, o Menſch, haſt du allein.

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangſt du in der Erkenntniß Land.
An höhern Glanz ſich zu gewöhnen,
Uebt ſich am Reize der Verſtand.
Was bei dem Saitenklang der Muſen
Mit ſüßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Buſen,
Die ſich dereinſt zum Weltgeiſt ſchwang.

Was erſt, nachdem Jahrtauſende verfloſſen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
Voraus geoffenbart dem kindiſchen Verſtand.
Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben,
Ein zarter Sinn hat vor dem Laſter ſich geſträubt,
Eh noch ein Solon das Geſetz geſchrieben,
Das matte Blüthen langſam treibt.

Eh vor des Denkers Geiſt der kühne
Begriff des ew'gen Raumes ſtand,
Wer ſah hinauf zur Sternenbühne,
Der ihn nicht ahnend ſchon empfand?

Die, eine Glorie von Orionen
Um's Angeſicht, in hehrer Majeſtät,
Nur angeſchaut von reineren Dämonen,
Verzehrend über Sternen geht,
Gefloh'n auf ihrem Sonnenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania,
Mit abgelegter Feuerkrone,
Steht ſie — als Schönheit vor uns da.
Der Anmuth Gürtel umgewunden,
Wird ſie zum Kind, daß Kinder ſie verſtehn.
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einſt als Wahrheit uns entgegen gehn.

Als der Erſchaffende von ſeinem Angeſichte
Den Menſchen in die Sterblichkeit verwies,
Und eine ſpäte Wiederkehr zum Lichte
Auf ſchwerem Sinnenpfad ihn finden hieß,
Als alle Himmliſchen ihr Antlitz von ihm wandten,
Schloß ſie, die Menſchliche, allein
Mit dem verlaſſenen Verbannten
Großmüthig in die Sterblichkeit ſich ein.
Hier ſchwebt ſie, mit geſenktem Fluge,
Um ihren Liebling, nah am Sinnenland,
Und mahlt mit lieblichem Betruge
Elyſium auf ſeine Kerkerwand.

Als in den weichen Armen dieſer Amme
Die zarte Menſchheit noch geruht,
Da ſchürte heil'ge Mordſucht keine Flamme,
Da rauchte kein unſchuldig Blut.
Das Herz, das ſie an ſanften Banden lenket,
Verſchmäht der Pflichten knechtiſches Geleit;
Ihr Lichtpfad, ſchöner nur geſchlungen, ſenket
Sich in die Sonnenbahn der Sittlichkeit.
Die ihrem keuſchen Dienſte leben,
Verſucht kein nied'rer Trieb, bleicht kein Geſchick;
Wie unter heilige Gewalt, gegeben
Empfangen ſie das reine Geiſterleben,
Der Freiheit ſüßes Recht, zurück.

Glückſelige, die ſie aus — Millionen
Die reinſten — ihrem Dienſt geweiht,
In deren Bruſt ſie würdigte zu thronen,
Durch deren Mund die Mächtige gebeut,
Die ſie auf ewig flammenden Altären
Erkohr, das heil'ge Feuer ihr zu nähren,
Vor deren Aug' allein ſie hüllenlos erſcheint,
Die ſie in ſanftem Bund um ſich vereint!
Freut euch der ehrenvollen Stufe,
Worauf die hohe Ordnung euch geſtellt!
In die erhab'ne Geiſterwelt
War't ihr der Menſchheit erſte Stufe!

Eh' ihr das Gleichmaß in die Welt gebracht,
Dem alle Weſen freudig dienen —
Ein unermeß'ner Bau, im ſchwarzen Flor der Nacht,
Nächſt um ihn her, mit mattem Strahl beſchienen,

Ein ſtreitendes Geſtaltenheer,
Die ſeinen Sinn in Sklavenbanden hielten,
Und ungeſellig, rauh wie er,
Mit tauſend Kräften auf ihn zielten,
— So ſtand die Schöpfung vor dem Wilden.
Durch der Begierde blinde Feſſel nur
An die Erſcheinungen gebunden,
Entfloh ihm, ungenoſſen, unempfunden,
Die ſchöne Seele der Natur.

Und wie ſie fliehend jetzt vorüber fuhr,
Ergriffet ihr die nachbarlichen Schatten
Mit zartem Sinn, mit ſtiller Hand,
Und lerntet in harmon'ſchem Band
Geſellig ſie zuſammen gatten.
Leichtſchwebend fühlte ſich der Blick
Vom ſchlanken Wuchs der Ceder aufgezogen,
Gefällig ſtrahlte der Kryſtall der Wogen
Die hüpfende Geſtalt zurück.
Wie konntet ihr des ſchönen Winks verfehlen,
Womit euch die Natur hilfreich entgegen kam?
Die Kunſt, den Schatten ihr nachahmend abzuſtehlen,
Wies euch das Bild, das auf der Woge ſchwamm.
Von ihrem Weſen abgeſchieden,
Ihr eig'nes liebliches Phantom,
Warf ſie ſich in den Silberſtrom,
Sich ihrem Räuber anzubieten.
Die ſchöne Bildkraft ward in eurem Buſen wach.
Zu edel ſchon, nicht müßig zu empfangen,
Schuft ihr im Sand — im Thon den holden Schatten nach,
Im Umriß ward ſein Daſeyn aufgefangen.

Lebendig regte ſich des Wirkens ſüße Luſt —
Die erſte Schöpfung trat aus eurer Bruſt.

Von der Betrachtung angehalten,
Von eurem Späheraug' umſtrickt,
Verriethen die vertraulichen Geſtalten
Den Talisman, wodurch ich euch entzückt.
Die wunderwirkenden Geſetze,
Des Reizes ausgeforſchte Schätze,
Verknüpfte der erfindende Verſtand
In leichtem Bund in Werken eurer Hand.
Der Obeliske ſtieg, die Pyramide,
Die Herme ſtand, die Säule ſprang empor,
Des Waldes Melodie floß aus dem Haberrohr,
Und Siegesthaten lebten in dem Liede.

Die Auswahl einer Blumenflur
Mit weiſer Wahl in einen Strauß gebunden,
So trat die erſte Kunſt aus der Natur;
Jetzt werden Sträuße ſchon in einen Kranz gewunden,
Und eine zweite höh're Kunſt erſtand
Aus Schöpfungen der Menſchenhand.
Das Kind der Schönheit, ſich allein genug,
Vollendet ſchon aus eurer Hand gegangen,
Verliert die Krone, die es trug
Sobald es Wirklichkeit empfangen.
Die Säule muß, dem Gleichmaß unterthan,
An ihre Schweſtern nachbarlich ſich ſchließen,
Der Held im Heldenheer zerfließen.
Des Mäoniden Harfe ſtimmt voran.

Bald drängten ſich die ſtaunenden Barbaren
Zu dieſen neuen Schöpfungen heran.
Seht, riefen die erfreuten Schaaren,
Seht an, das hat der Menſch gethan!
In luſtigen geſelligeren Paaren
Riß ſie des Sängers Leyer nach,
Der von Titanen ſang und Rieſenſchlachten,
Und Löwentödtern, die, ſo lang der Sänger ſprach,
Aus ſeinen Hörern Helden machten.
Zum erſtenmal genießt der Geiſt,
Erquickt von ruhigeren Freuden,
Die aus der Ferne nur ihn weiden,
Die ſeine Gier nicht in ſein Weſen reißt,
Die im Genuſſe nicht verſcheiden.

Jezt wand ſich von dem Sinnenſchlafe
Die freie ſchöne Seele los;
Durch euch entfeſſelt, ſprang der Sklave
Der Sorge in der Freude Schoß.
Jezt fiel der Thierheit dumpfe Schranke,
Und Menſchheit trat auf die entwölkte Stirn,
Und der erhab'ne Fremdling, der Gedanke,
Sprang aus dem ſtaunenden Gehirn.
Jezt ſtand der Menſch, und wies den Sternen
Das königliche Angeſicht;
Schon dankte nach erhab'nen Fernen
Sein ſprechend Aug' dem Sonnenlicht.
Das Lächeln blühte auf der Wange;
Der Stimme ſeelenvolles Spiel
Entfaltete ſich zum Geſange;
Im feuchten Auge ſchwamm Gefühl,

Und Scherz mit Huld in anmuthsvollem Bunde
Entquollen dem beſeelten Munde.

Begraben in des Wurmes Triebe,
Umſchlungen von des Sinnes Luſt,
Erkanntet ihr in ſeiner Bruſt
Den edlen Keim der Geiſterliebe.
Daß von des Sinnes niedrem Triebe
Der Liebe beſſ'rer Keim ſich ſchied,
Dankt er dem erſten Hirtenlied.
Geadelt zur Gedankenwürde
Floß die verſchämtere Begierde
Melodiſch aus des Sängers Mund.
Sanft glühten die bethauten Wangen;
Das überlebende Verlangen
Verkündigte der Seelen Bund.

Der Weiſen Weiſeſtes, der Milden Milde,
Der Starken Kraft, der Edeln Grazie,
Vermähltet ihr in Einem Bilde
Und ſtelltet es in eine Glorie.
Der Menſch erbebte vor dem Unbekannten,
Er liebte ſeinen Wiederſchein;
Und herrliche Heroen brannten,
Dem großen Weſen gleich zu ſeyn.
Den erſten Klang vom Urbild alles Schönen,
Ihr lieſſet ihn in der Natur ertönen.

Der Leidenſchaften wilden Drang,
Des Glückes regelloſe Spiele,

Der Pflichten und Inſtinkte Zwang
Stellt ihr mit prüfendem Gefühle,
Mit ſtrengem Richtſcheit nach dem Ziele.
Was die Natur auf ihrem großen Gange
In weiten Fernen auseinander zieht,
Wird auf dem Schauplatz, im Geſange
Der Ordnung leicht gefaßtes Glied.
Vom Eumenidenchor geſchrecket,
Zieht ſich der Mord, auch nie entdecket,
Das Loos des Todes aus dem Lied.
Lang, eh' die Weiſen ihren Ausſpruch wagen,
Löst eine Ilias des Schickſals Räthſelfragen
Der jugendlichen Vorwelt auf;
Still wandelte von Thespis Wagen
Die Vorſicht in den Weltenlauf.

Doch in den großen Weltenlauf
Ward euer Ebenmaß zu früh getragen.
Als des Geſchickes dunkle Hand,
Was ſie vor eurem Auge ſchnürte,
Vor eurem Aug' nicht auseinander band,
Das Leben in die Tiefe ſchwand,
Eh' es den ſchönen Kreis vollführte —
Da führtet ihr aus kühner Eigenmacht
Den Bogen weiter durch der Zukunft Nacht;
Da ſtürztet ihr euch ohne Beben
In des Avernus ſchwarzen Ozean,
Und trafet das entfloh'ne Leben
Jenſeits der Urne wieder an;

Da zeigte ſich mit umgeſtürztem Lichte
An Kaſtor angelehnt, ein blühend Polluxbild;
Der Schatten in des Mondes Angeſichte,
Eh' ſich der ſchöne Silberkreis erfüllt.

Doch höher ſtets, zu immer höhern Höhen
Schwang ſich der ſchaffende Genie.
Schon ſieht man Schöpfungen aus Schöpfungen erſtehen,
Aus Harmonien Harmonie.
Was hier allein das trunk'ne Aug' entzückt,
Dient unterwürfig dort der höhern Schöne;
Der Reiz, der dieſe Nymphe ſchmückt,
Schmilzt ſanft in eine göttliche Athene:
Die Kraft, die in des Ringers Muskel ſchwillt,
Muß in des Gottes Schönheit lieblich ſchweigen;
Das Staunen ſeiner Zeit, das ſtolze Jovisbild,
Im Tempel zu Olympia ſich neigen.

Die Welt, verwandelt durch den Fleiß,
Das Menſchenherz, bewegt von neuen Trieben,
Die ſich in heißen Kämpfen üben,
Erweitern euren Schöpfungskreis.
Der fortgeſchritt'ne Menſch trägt auf erhob'nen
Schwingen
Dankbar die Kunſt mit ſich empor,
Und neue Schönheitswelten ſpringen
Aus der bereicherten Natur hervor.
Des Wiſſens Schranken gehen auf,

Der Geiſt, in euren leichten Siegen
Geübt mit ſchnell gezeitigtem Vergnügen
Ein künſtlich All von Reizen zu durcheilen,
Stellt der Natur entlegenere Säulen,
Ereilet ſie auf ihrem dunkeln Lauf.
Jetzt wägt er ſie mit menſchlichen Gewichten,
Mißt ſie mit Maßen, die ſie ihm geliehn;
Verſtändlicher in ſeiner Schönheit Pflichten
Muß ſie an ſeinem Aug' vorüber ziehn.
In ſelbſtgefäll'ger jugendlicher Freude
Leiht er den Sphären ſeine Harmonie,
Und preiſet er das Weltgebäude,
So prangt es durch die Symmetrie.

In Allem, was ihn jetzt umlebet,
Spricht ihn das holde Gleichmaß an.
Der Schönheit gold'ner Gürtel webet
Sich mild in ſeine Lebensbahn;
Die ſelige Vollendung ſchwebet
In euren Werken ſiegend ihm voran.
Wohin die laute Freude eilet,
Wohin der ſtille Kummer flieht,
Wo die Betrachtung denkend weilet,
Wo er des Elends Thränen ſieht,
Wo tauſend Schrecken auf ihn zielen,
Folgt ihm ein Harmonienbach
Sieht er die Huldgöttinnen ſpielen
Und ringt in ſtill verfeinerten Gefühlen
Der lieblichen Begleitung nach.

Sanft, wie des Reizes Linien ſich winden,
Wie die Erſcheinungen um ihn
In weichem Umriß in einander ſchwinden,
Flieht ſeines Lebens leichter Hauch dahin.
Sein Geiſt zerrinnt im Harmonienmeere,
Das ſeine Sinne wolluſtreich umfließt,
Und der hinſchmelzende Gedanke ſchließt
Sich ſtill an die allgegenwärtige Cythere.
Mit dem Geſchick in hoher Einigkeit,
Gelaſſen hingeſtützt auf Grazien und Muſen,
Empfängt er das Geſchoß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebot'nem Buſen,
Vom ſanften Bogen der Nothwendigkeit.

Vertraute Lieblinge der ſel'gen Harmonie,
Erfreuende Begleiter durch das Leben,
Das Edelſte, das Theuerſte, was ſie,
Die Leben gab, zum Leben uns gegeben!
Daß der entjochte Menſch jetzt ſeine Pflichten denkt,
Die Feſſel liebet, die ihn lenkt,
Kein Zufall mehr mit eh'rnem Zepter ihm gebeut,
Dies dankt euch — eure Ewigkeit,
Und ein erhab'ner Lohn in eurem Herzen.
Daß um den Kelch, worin uns Freiheit rinnt,
Der Freude Götter luſtig ſcherzen,
Der holde Traum ſich lieblich ſpinnt,
Dafür ſeyd liebevoll umfangen!

Dem prangenden, dem heitern Geiſt
Der die Nothwendigkeit mit Grazie umzogen

Der ſeinen Aether, ſeinen Sternenbogen
Mit Anmuth uns bedienen heißt,
Der, wo er ſchreckt, noch durch Erhabenheit entzücket,
Und zum Verheeren ſelbſt ſich ſchmücket,
Dem großen Künſtler ahmt ihr nach.
Wie auf dem ſpiegelhellen Bach
Die bunten Ufer tanzend ſchweben,
Das Abendroth, das Blüthenfeld;
So ſchimmert auf dem dürft'gen Leben
Der Dichtung muntre Schattenwelt.
Ihr führet uns im Brautgewande
Die fürchterliche Unbekannte,
Die unerweichte Parze vor.
Wie eure Urnen die Gebeine,
Deckt ihr mit holdem Zauberſcheine
Der Sorgen ſchauervollen Chor.
Jahrtauſende hab' ich durcheilet,
Der Vorwelt unabſehlich Reich:
Wie lacht die Menſchheit, wo ihr weilet!
Wie traurig liegt ſie hinter euch!

Die einſt mit flüchtigem Gefieder
Voll Kraft aus euren Schöpferhänden ſtieg,
In eurem Arm fand ſie ſich wieder,
Als durch der Zeiten ſtillen Sieg,
Des Lebens Blüthe von der Wange,
Die Stärke von den Gliedern wich,
Und traurig, mit entnervtem Gange,
Der Greis an ſeinem Stabe ſchlich.

Da reichtet ihr aus friſcher Quelle
Dem Lechzenden die Lebenswelle;
Zweymal verjüngte ſich die Zeit,
Zweymal von Samen, die ihr ausgeſtreut.

Vertrieben von Barbarenheeren,
Entriſſet ihr den letzten Opferbrand
Des Orients entheiligten Altären,
Und brachtet ihn dem Abendland.
Da ſtieg der ſchöne Flüchtling aus dem Oſten,
Der junge Tag, im Weſten neu empor,
Und auf Heſperiens Gefilden ſproßten
Verjüngte Blüthen Joniens hervor.
Die ſchönere Natur warf in die Seelen
Sanft ſpiegelnd einen ſchönen Widerſchein,
Und prangend zog in die geſchmückten Seelen
Des Lichtes große Göttinn ein.
Da ſah man Millionen Ketten fallen
Und über Sklaven ſprach jetzt Menſchenrecht;
Wie Brüder friedlich mit einander wallen,
So mild erwuchs das jüngere Geſchlecht.
Mit inn'rer hoher Freudenfülle
Genießt ihr das gegeb'ne Glück,
Und tretet in der Demuth Hülle
Mit ſchweigendem Verdienſt zurück.

Wenn auf des Denkers freygegeb'nen Bahnen
Der Forſcher jetzt mit kühnem Glücke ſchweift,
Und, trunken von ſiegrufenden Päanen,
Mit raſcher Hand ſchon nach der Krone greift;

Wenn er mit niederm Söldnerslohne
Den edlen Führer zu entlaſſen glaubt;
Und neben dem geträumten Throne
Der Kunſt den erſten Sklavenplatz erlaubt: --
Verzeiht ihm — der Vollendung Krone
Schwebt glänzend über eurem Haupt.
Mit euch, des Frühlings erſter Pflanze,
Begann die ſeelenbildende Natur;
Mit euch, dem freud'gen Erntekranze,
Schließt die vollendende Natur.

Die von dem Thon, dem Stein beſcheiden aufgeſtiegen,
Die ſchöpferiſche Kunſt, umſchließt mit ſtillen Siegen
Des Geiſtes unermeſſ'nes Reich.
Was in des Wiſſens Land Entdecker nur erſiegen,
Entdecken ſie, erſiegen ſie für euch.
Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,
Wird er in euren Armen erſt ſich freun,
Wenn ſeine Wiſſenſchaft, der Schönheit zugereifet,
Zum Kunſtwerk wird geadelt ſeyn —
Wenn er auf einen Hügel mit euch ſteiget,
Und ſeinem Auge ſich, in mildem Abendſchein,
Das mahleriſche Thal — auf einmal zeiget.
Je reicher ihr den ſchnellen Blick vergnüget,
Je höh're ſchön're Ordnungen der Geiſt
In einem Zauberbund durchflieget,
In einem ſchwelgenden Genuß umkreiſt;
Je weiter ſich Gedanken und Gefühle
Dem üppigeren Harmonienſpiele,
Dem reichern Strom der Schönheit aufgethan —
Je ſchön're Glieder aus dem Weltenplan,

Die jetzt verſtümmelt ſeine Schöpfung ſchänden,
Sieht er die hohen Formen dann vollenden,
Je ſchön're Räthſel treten aus der Nacht,
Je reicher wird die Welt, die er umſchließet,
Je breiter ſtrömt das Meer, mit dem er fließet,
Je ſchwächer wird des Schickſals blinde Macht,
Je höher ſtreben ſeine Triebe,
Je kleiner wird er ſelbſt, je größer ſeine Liebe.
So führt ihn, in verborg'nem Lauf,
Durch immer rein're Formen, reinre Töne,
Durch immer höh're Höhn und immer ſchön're Schöne
Der Dichtung Blumenleiter ſtill hinauf —
Zuletzt, am reifen Ziel der Zeiten,
Noch eine glückliche Begeiſterung,
Des jüngſten Menſchenalters Dichterſchwung,
Und — in der Wahrheit Arme wird er gleiten.

Sie ſelbſt, die ſanfte Cypria,
Umleuchtet von der Feuerkrone,
Steht dann vor ihrem münd'gen Sohne
Entſchleiert — als Urania;
So ſchneller nur von ihm erhaſchet,
Je ſchöner er von ihr geflohn!
So ſüß, ſo ſelig überraſchet
Stand einſt Ulyſſens edler Sohn,
Da ſeiner Jugend himmliſcher Gefährte
Zu Jovis Tochter ſich verklärte.

Der Menſchheit Würde iſt in eure Hand gegeben,
Bewahret ſie!

Sie ſinkt mit euch! Mit euch wird ſie ſich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weiſen Weltenplane;
Still lenke ſie zum Ozeane
Der großen Harmonie!

Von ihrer Zeit verſtoßen flüchte
Die ernſte Wahrheit zum Gedichte,
Und finde Schutz in der Camönen Chor.
In ihres Glanzes höchſter Fülle,
Furchtbarer in des Reizes Hülle,
Erſtehe ſie in dem Geſange
Und räche ſich mit Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr.

Der freiſten Mutter freie Söhne,
Schwingt euch mit feſtem Angeſicht
Zum Strahlenſitz der höchſten Schöne!
Um andre Kronen buhlet nicht!
Die Schweſter, die euch hier verſchwunden,
Holt ihr im Schoß der Mutter ein;
Was ſchöne Seelen ſchön empfunden,
Muß trefflich und vollkommen ſeyn.
Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euren Zeitenlauf!
Fern dämm're ſchon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf.
Auf tauſendfach verſchlung'nen Wegen
Der reichen Mannigfaltigkeit
Kommt dann umarmend euch entgegen
Am Thron der hohen Einigkeit!

Wie ſich in ſieben milden Strahlen
Der weiße Schimmer lieblich bricht,
Wie ſieben Regenbogenſtrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht,
So ſpielt in tauſendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunk'nen Blick,
So fließt in Einen Bund der Wahrheit
In Einen Strom des Lichts zurück!

Die berühmte Frau.

Epiſtel
eines Ehemanns an einen andern.

Beklagen ſoll ich dich? Mit Thränen bitt'rer Reue
Wird Hymens Band von dir verflucht?
Warum? Weil deine Ungetreue
In eines Andern Armen ſucht,
Was ihr die deinigen verſagen?
Freund, höre fremde Leiden an,
Und lerne Deine leichter tragen.

Dich ſchmerzt, daß ſich in deine Rechte
Ein Zweiter theilt? — Beneidenswerther Mann!
Mein Weib gehört dem ganzen menſchlichen Geſchlechte.
Vom Belt bis an der Moſel Strand,
Bis an die Apenninenwand,
Bis in die Vaterſtadt der Moden,
Wird ſie in allen Buden feil geboten,
Muß ſie auf Diligencen, Packetbooten
Von jedem Schulfuchs, jedem Haſen,
Kunſtrichterlich ſich muſtern laſſen,
Muß ſie der Brille des Philiſters ſtehn,
Und wie's ein ſchmutz'ger Ariſtarch befohlen,
Auf Blumen oder heißen Kohlen
Zum Ehrentempel oder Pranger gehn.

Ein Leipziger — daß Gott ihn ſtrafen wollte!
Nimmt topographiſch ſie wie eine Veſtung auf,
Und bietet Gegenden dem Publikum zu Kauf,
Wovon ich billig doch allein nur ſprechen ſollte.

Dein Weib — Dank den kanoniſchen Geſetzen!
Weiß deiner Gattinn Titel doch zu ſchätzen.
Sie weiß warum? und thut ſehr wohl daran.
Mich kennt man nur als Ninons Mann.
Du klagſt, daß im Parterr' und an den Pharotiſchen,
Erſcheinſt du, alle Zungen ziſchen?
O Mann des Glücks! Wer einmal das von ſich
Zu rühmen hätte! — Mich, Herr Bruder, mich,
Beſchert mir endlich eine Mollenkur
Das rare Glück — den Platz an ihrer Linken,
Mich merkt kein Aug', und alle Blicke winken
Auf meine ſtolze Hälfte nur.

Kaum iſt der Morgen grau,
So kracht die Treppe ſchon von blau'n und gelben Röcken,
Mit Briefen, Ballen, unfrankirten Päcken,
Signirt: an die berühmte Frau.
Sie ſchläft ſo ſüß! — Doch darf ich ſie nicht ſchonen.
„Die Zeitungen, Madam, aus Jena und Berlin!“
Raſch öfnet ſich das Aug' der holden Schläferinn,
Ihr erſter Blick fällt — auf Recenſionen.
Das ſchöne blaue Auge — Mir
Nicht einen Blick! — durchirrt ein elendes Papier,
(Laut hört man in der Kinderſtube weinen)
Sie legt es endlich weg, und fragt nach ihren Kleinen.

Die Toilette wartet ſchon;
Doch halbe Blicke nur beglücken ihren Spiegel.
Ein mürriſch ungeduldig Drehn
Gibt der erſchrock'nen Zofe Flügel.
Von ihrem Putztiſch ſind die Grazien entflohn,
Und an der Stelle holder Amorinen
Sieht man Erinnyen den Lockenbau bedienen.

Karoſſen raſſeln jetzt heran,
Und Miethlakayen ſpringen von den Tritten,
Dem düftenden Abbé, dem Reichsbaren, dem Britten,
Der — nur nichts Deutſches leſen kann,
Großing und Compagnie, dem Z * * Wundermann
Gehör bey der Berühmten zu erbitten.
Ein Ding, das demuthsvoll ſich in die Ecke drückt,
Und Ehmann heißt, wird vornehm angeblickt.
Hier darf ihr — wird Dein Hausfreund ſo viel wagen?
Der dümmſte Fat, der ärmſte Wicht,
Wie ſehr er ſie bewund're, ſagen
Und darf's vor meinem Angeſicht!
Ich ſteh' dabey, und, will ich artig heißen,
Muß ich ihn bitten, mitzuſpeiſen.

Bey Tafel, Freund, beginnt erſt meine Noth,
Da geht es über meine Flaſchen!
Mit Weinen von Burgund, die mir der Arzt verbot,
Muß ich die Kehlen ihrer Lober waſchen.
Mein ſchwer verdienter Biſſen Brot
Wird hungriger Schmarotzer Beute;

O dieſe leidige vermaledeyte
Unſterblichkeit iſt meines Nierenſteiners Tod.
Den Wurm an alle Finger, welche drucken!
Was, meinſt du, ſey mein Dank? Ein Achſelzucken,
Ein Mienenſpiel, ein ungeſchliffenes Beklagen;
Erräthſt du's nicht? O ich verſteh's genau!
Daß *den* Brillant von einer Frau
Ein ſolcher Pavian davon getragen.

Der Frühling kommt. Auf Wieſen und auf Feldern
Streut die Natur den bunten Teppich hin;
Die Blumen kleiden ſich in angenehmes Grün,
Die Lerche ſingt, es lebt in allen Wäldern.
— Ihr iſt der Frühling wonneleer.
Die Sängerinn der ſüßeſten Gefühle,
Der ſchöne Hain, der Zeuge unſ'rer Spiele,
Sagt ihrem Herzen jetzt nichts mehr.
Die Nachtigallen haben nicht *geleſen*,
Die Lilien *bewundern* nicht.
Der allgemeine Jubelruf der Weſen
Begeiſtert *ſie* — zu einem Sinngedicht.
Doch nein! Die Jahrszeit iſt ſo ſchön — zum *Reiſen*.
Wie drängend voll mags jetzt in Pyrmont ſeyn!
Auch hört man überall das Karlsbad preiſen.
Huſch iſt ſie dort — in jenem ehrenvollen Reihn,
Wo *Griechen* untermiſcht mit Weiſen,
Celebritäten *aller* Art,
Vertraulich wie in Charons Kahn gepaart,
An Einem Tiſch zuſammen ſpeiſen;

Wo, eingeſchickt von fernen Meilen,
Zerriſſ'ne Tugenden von ihren Wunden heilen,
Noch and're — ſie mit Würde zu beſtehn,
Um die Verſuchung lüſtern flehn —
Dort Freund — o lerne dein Verhängniß preiſen!
Dort wandelt meine Frau, und läßt mir ſieben Waiſen.

O meiner Liebe erſtes Flitterjahr!
Wie ſchnell — ach, wie ſo ſchnell biſt du entflogen!
Ein Weib, wie keines iſt, und keines war,
Mir von des Reizes Göttinnen erzogen,
Mit hellem Geiſt, mit aufgethanem Sinn
Und weichen leicht beweglichen Gefühlen,
So ſah ich ſie, die Herzenfeſſlerinn,
Gleich einem Maytag, mir zur Seite ſpielen;
Das ſüße Wort: Ich liebe dich!
Sprach aus dem holden Augenpaare;
So führt' ich ſie zum Traualtare;
O wer war glücklicher als ich!
Ein Blüthenfeld beneidenswerther Jahre
Sah lachend mich aus dieſem Spiegel an.
Mein Himmel war mir aufgethan.
Schon ſah ich ſchöne Kinder um mich ſcherzen,
In ihrem Kreis die ſchönſte ſie,
Die Glücklichſte von allen ſie,
Und mein, durch Seelenharmonie,
Durch ewig feſten Bund der Herzen.
Und nun erſcheint — o mög' ihn Gott verdammen!
Ein großer Mann — ein ſchöner Geiſt.
Der große Mann thut eine That! — und reißt
Mein Kartenhaus von Himmelreich zuſammen.

Wen hab' ich *nun*? — Beweinenswerther Tauſch!
Erwacht aus dieſem Wonnerauſch,
Was iſt von dieſem Engel mir geblieben?
Ein *ſtarker* Geiſt in einem *zarten* Leib,
Ein Zwitter zwiſchen Mann und Weib,
Gleich ungeſchickt zum Herrſchen und zum Lieben;
Ein Kind mit eines Rieſen Waffen,
Ein Mittelding von Weiſen und von Affen!
Um kümmerlich dem *ſtärkern* nachzukriechen,
Dem *ſchöneren* Geſchlecht entfloh'n,
Herabgeſtürzt von einem Thron,
Des Reizes heiligen Myſterien entwichen,
Aus Cythereas *gold'nem* Buch *) geſtrichen
Für — einer Zeitung Gnadenlohn.

---

*) *Gold'nes Buch*; ſo wird in einigen italiäniſchen Republiken das Verzeichniß genannt, in welchem die adelichen Familien eingeſchrieben ſtehen.

Einer jungen Freundinn

ins Stammbuch.

Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen
Umhüpft, ſo, Freundinn, ſpielt um dich die Welt;
Doch ſo, wie ſie ſich malt in deinem Herzen,
In deiner Seele ſchönen Spiegel fällt,
So iſt ſie nicht. Die ſtillen Huldigungen,
Die deines Herzens Adel dir errungen,
Die Wunder, die du ſelbſt gethan,
Die Reize, die dein Daſeyn ihm gegeben,
Die rechneſt du für Reize dieſem Leben,
Für ſchöne Menſchlichkeit uns an.
Dem holden Zauber nie entweihter Jugend,
Dem Talisman der Unſchuld und der Tugend,
Den will ich ſehn, der dieſem trotzen kann.

Froh taumelſt du im ſüßen Ueberzählen
Der Blumen, die um deine Pfade blühn,
Der Glücklichen, die du gemacht, der Seelen,
Die du gewonnen haſt, dahin.
Sey glücklich in dem lieblichen Betruge!
Nie ſtürze von des Traumes ſtolzem Fluge
Ein trauriges Erwachen dich herab.

Den Blumen gleich, die deine Beete ſchmücken,
So pflanze ſie — nur den entfernten Blicken!
Betrachte ſie, doch pflücke ſie nicht ab.
Geſchaffen, nur die Augen zu vergnügen,
Welk werden ſie zu deinen Füßen liegen.
Je näher dir, je näher ihrem Grab!

Metriſche Ueberſetzungen.

Vorerinnerung des Verfaſſers.

Einige Freunde des Verfaſſers, die der lateiniſchen Sprache nicht kundig, aber fähig ſind, jede Schönheit der alten Klaſſiker zu empfinden, wünſchten durch ihn mit der Aeneis des großen römiſchen Dichters etwas bekannt zu werden, von welcher, ſeines Wiſſens, noch keine nur irgend lesbare Ueberſetzung ſich findet. Die hauptſächlichſte Schwierigkeit, die ihm bey Ausführung ſeines Vorhabens aufſtieß, war die Wahl einer Versart, bey welcher von den weſentlichen Vorzügen des Originals am wenigſten eingebüßt würde, und welche dasjenige, was ſchon allein der Sprachverſchiedenheit wegen unvermeidlich verloren gehen mußte, von einer andern Seite einigermaßen erſetzen könnte. Der deutſche Hexameter ſchien ihm dieſe Eigenſchaft nicht zu beſitzen, und er hielt ſich für überzeugt, daß dieſes Sybenmaß, ſelbſt nicht unter Klopſtockiſchen und Voßiſchen Händen, diejenige Biegſamkeit, Harmonie und Mannigfaltigkeit erlangen könnte, welche Virgil ſeinem Ueberſetzer zur erſten Pflicht macht. Durch dieſes Medium alſo glaubte er es ſchlechterdings aufgeben zu müſſen, mit der Schönheit des Virgilſchen Verſes zu ringen. Er glaubte, die ganz eigene magiſche Gewalt, wodurch der Virgilſche Vers uns hinreißt, in der ſeltenen Miſchung von Leichtigkeit und Kraft, Eleganz und Größe, Majeſtät und Anmuth zu finden, wobey der römiſche Dichter von ſeiner Sprache unſtreitig weit mehr unterſtützt wurde, als der Deutſche von der ſeinigen hoffen kann. Mußte von dieſen beiden ſo verſchiedenen Eigenſchaften des Ausdrucks eine der andern in der Ueberſetzung nachgeſetzt werden, ſo glaubte er bei derjenigen Versart, welche der Kraft, Majeſtät und Würde zwar einigen Abbruch thut, aber dem Ausdruck von Grazie, Gelenkigkeit, Wohlklang deſto günſtiger iſt, am allerwenigſten zu wagen. Stärke, Erhabenheit, Würde ſind weit weniger abhängig von der Form, und bedürfen weit weniger von dem Ausdruck unterſtützt zu werden, als die letztern Eigenſchaften; und wahre Kraft, wahre Erhabenheit, wahres Pathos muß in jeder Art von Darſtellung die Probe halten, welches bei den andern Eigenſchaften der Fall nicht iſt, denen man alſo durch eine glückliche Wahl der Form zu Hülfe kommen muß. Es lieſſe ſich vielleicht ſogar mit triftigen Gründen behaupten, daß für einen ernſthaften, gewichtigen, pathetiſchen Inhalt die reizende leichte Form, ſo wie in einer bekannten Gattung des Komiſchen für den geringfügigen Inhalt die feierliche Form vorzuziehen ſey. Die harten Schläge, welche der Verfaſſer der Aeneis ſo oft auf das Herz ſeines Leſers führt, der großentheils kriegeriſche Inhalt ſeines Gedichts, die ganze Gravität ſeines Ganges, werden durch eine gefällige Versart gemildert, und die Harmonie, die Anmuth in der Einkleidung ſöhnt vielleicht nicht ſelten mit der anſtrengenden, oft gar empörenden, Schilderung aus. Dieſe Rückſicht vorzüglich bewog den Verfaſſer, den achtzeiligen Stanzen den Vorzug zu geben, derjenigen unter allen deutſchen Versarten, wobey unſre Sprache noch zuweilen ihrer angeſtammten Härte vergißt, und durch ihren männlichen Character doch noch hinlänglich verhindert wird, in's Weichliche oder Spielende zu fallen. Der Verfaſſer konnte dieſe Wahl um ſo mehr bey ſich rechtfertigen, da es ſeit Erſcheinung des Idris und Oberon zur ausgemachten Wahrheit geworden iſt, daß die achtzeiligen Stanzen, beſonders mit einiger Freyheit behandelt, für das Große, Erhabene, Pathetiſche und Schreckhafte ſelbſt einen Ausdruck haben — freylich nur unter den Händen eines Meiſters, aber wer pflegt auch im erſten Feuer eines Entſchluſſes und von Begeiſterung hingeriſſen, eine ſo ſtrenge Abrechnung mit ſeinen Kräften zu halten, um dasjenige, was die Form leiſtet, von dem, was er ſelbſt dazu mitbringen muß, ſorgfältig abzuſondern? Der Leſer wird entſcheiden, ob ſich der Verfaſſer auf das Inſtrument, das er wählte, verſtanden hat; genug, wenn ihm nicht bewieſen werden kann, daß ſchon in der Wahl der Versart gefehlt worden ſey.

Wer übrigens die Schwierigkeiten kennt, die ſich einem Ueberſetzer der Aeneis, und vollends in einer gereimten Versart, in den Weg ſtellen, wird eher im Fall ſeyn, zu wenig, als zu viel zu erwarten. Nicht die geringſte darunter war, eine glückliche Eintheilung zu treffen, wobey der lateiniſche Dichter ſeinem Ueberſetzer nicht nur nicht vorgearbeitet, ſondern ſehr oft entgegen gearbeitet hat. Das lateiniſche Original bewegt ſich in einem ſtetigen Strome fort, und Virgil hat ſich in vollem Maße der Freyheit bedient, welche dieſe Form ihm gewährte. Dieſer fortſtrömende Gang des Gedichts mußte nun in der Ueberſetzung durch viele kurze Ruhepunkte unterbrochen und ein einziges zuſammenhängendes Ganze in mehrere kleine, ſich leicht an einander ſchmiegende, Ganze aufgelöst werden, wenn anders die Stanzenform ungezwungen ſcheinen, und das ſklaviſche Gepräge einer Ueberſetzung verwiſcht werden ſollte. Hier konnte es freilich nicht fehlen, daß nicht öfters vier oder fünf lateiniſche Hexameter in eine Stanze ausgeſponnen, oder auch umgekehrt acht und neun Verſe des Originals in den engen Raum von acht Stanzenzeilen gepreßt wurden. Bey einem Dichter, der ſich ſo wenig nehmen läßt, als Virgil, war die letztere Operation unſtreitig die bedenklichſte, doch glaubt der Verfaſſer, die ſeinem Originale gebührende Achtung ſelten oder nie dabey übertreten zu haben. Es kam ihm zu ſtatten, daß ſelbſt der gedrängte wortſparende Virgil, dem Wohllaut oder der unerbittlichen Versform zu gefallen, nicht ſelten entbehrliche Wiederholungen und ſelbſt Flickwörter ſich erlaubte, welche die Schonung des Ueberſetzers weniger verdienten.

Sehr gern unterwirſt er ſich einer jeden kaltblütigen kritiſchen Prüfung, was die Gewiſſenhaftigkeit und Treue ſeiner Ueberſetzung betrifft, verbittet ſich aber hiemit aufs feierlichſte jede Vergleichung ſeiner Arbeit mit der unerreichbaren Diktion des römiſchen Dichters, welche unausbleiblich, und ohne ſeine Schuld, zu ſeinem

Nachtheil ausfallen muß; denn er fordert alle geweſene, gegenwärtige und noch kommende deutſche Dichter auf, in einer ſo ſchwankenden, unbiegſamen, breiten, gothiſchen, rauhklingenden Sprache, als unſre liebe Mutterſprache iſt, mit der feinen Organiſation und dem muſikaliſchen Fluß der lateiniſchen ohne Nachtheil zu ringen.

Von dem Gedanken weit entfernt, ſich an eine Ueberſetzung der ganzen Aeneis wagen zu wollen, verſpricht er, in der Folge noch einige Bruchſtücke aus dem vierten und ſechsten Buch; wäre es auch nur, um den römiſchen Dichter bey unſerm unlateiniſchen Publikum in die ihm gebührende Achtung zu ſetzen, welche er ohne ſeine Schuld ſcheint verſcherzt zu haben, ſeitdem es der Blumaueriſchen Muſe gefallen hat, ihn dem einreißenden Geiſt der Frivolität zum Opfer zu bringen.

Die Zerſtörung von Troja.

Freie Ueberſetzung
des zweiten Buchs der Aeneide.

Still war's, und jedes Ohr hing an Aeneens Munde,
Der alſo anhub vom erhab'nen Pfühl:
O Königinn, du weckſt der alten Wunde
Unnennbar ſchmerzliches Gefühl!
Von Troja's kläglichem Geſchick verlangſt du Kunde,
Wie durch der Griechen Hand die thränenwerthe fiel,
Die Drangſal alle ſoll ich offenbaren,
Die ich geſehn und meiſtens ſelbſt erfahren.

Wer, ſelbſt ein Myrmidon und Kampfgenoß
Des grauſamen Ulyß erzählte thränenlos!
Und ſchon entflieht die feuchte Nacht, es laden
Zum Schlaf die niedergehenden Pleiaden.
Doch treibt dich ſo gewaltige Begier,
Der Teukrer letzten Kampf und mein Geſchick zu hören,
Sey's denn! Wie ſehr auch die Erinnrung mir
Die Seele ſchaudernd mag empören!

Der Griechen Fürſten, aufgerieben
Vom langen Krieg, vom Glück zurückgetrieben,
Erbauen endlich durch Minervens Kunſt
Ein Roß aus Fichtenholz, zum Berge aufgerichtet,
Beglückte Wiederkehr, wie ihre Liſt erdichtet,
Dadurch zu flehen von der Götter Gunſt.
Der Kern der Tapferſten birgt ſich in dem Gebäude,
Und Waffen ſind ſein Eingeweide. *)

Die Inſel Tenedos iſt aller Welt bekannt,
Von Priams Stadt getrennt durch wen'ge Meilen,
An Gütern reich, ſo lange Troja ſtand,
Jetzt ein verrätheriſcher Strand,
Wo im Vorüberzug die Kaufmannsſchiffe weilen.
Dort birgt der Griechen Heer ſich auf verlaſſnem Sand.
Wir wähnen es auf ewig abgezogen,
Und mit des Windes Hauch Mycenen zugeflogen.

Alsbald ſpannt von dem langen Harme
Die ganze Stadt der Teukrier ſich los;
Heraus ſtürzt alles Volk in frohem Jubelſchwarme,
Das Lager zu beſehn, aus dem ſein Leiden floß.
Dort, heißt es, wütheten der Myrmidonen Arme,
Hier ſchwang Achill das ſchreckliche Geſchoß,
Dort lag der Schiffe zahlenlos Gedränge,
Hier tobete das Handgemenge.

---

*) Erſte Lesart:

Und eiſern iſt ſein Eingeweide.

Mit Staunen weilt der überraſchte Blick
Beim Wunderbau des ungeheuren Roſſes,
Thimöt, ſey's böſer Wille, ſey's Geſchick,
Wünſcht es im innern Raum des Schloſſes.
Doch bang' vor dem verſteckten Feind
Räth Capys an, und wer es redlich meint,
Den ſchlimmen Fund dem Meer, dem Feuer zu vertrauen,
Wo nicht, doch erſt ſein Inn'res zu beſchauen.

Die Stimmen ſchwankten noch in ungewiſſem Streite,
Als ihn der Prieſter des Neptun vernahm,
Laokoon, mit mächtigem Geleite
Von Pergams Thurm erhitzt herunter kam,
Raſ't ihr, Dardanier? ruft er voll banger Sorgen,
Unglückliche, ihr glaubt, die Feinde ſeyn geflohn?
Ein griechiſches Geſchenk und kein Betrug verborgen?
So ſchlecht kennt ihr Laertens Sohn?

Wenn in dem Roſſe nicht verſteckte Feinde lauern,
So droht es ſonſt Verderben unſern Mauern,
So iſt es aufgethürmt, die Stadt zu überblicken,
So ſollen ſich die Mauern bücken
Vor ſeinem ſtürzenden Gewicht,
So iſt's ein anderer von ihren tauſend Ränken,
Der hier ſich birgt. Trojaner, trauet nicht,
Die Griechen fürchte ich, und doppelt, wenn ſie ſchenken.

Dies ſagend, treibt er den gewalt'gen Speer
Mit ſtarken Kräften in des Roſſes Lende,
Es ſchüttert durch und durch, und weit umher
Antworten dumpf die vollgeſtopften Wände,

Und hätte nicht das Schickſal ihm gewehrt,
Nicht eines Gottes Macht umnebelt ſeine Sinne,
Jetzt hätte den Betrug ſein Eiſen aufgeſtört,
Noch ſtünde Ilium, und Pergams feſte Zinne.

Indeſſen wird durch eine Schaar von Hirten,
Die Hände auf dem Rücken zugeſchnürt,
Mit lermendem Geſchrey ein Jüngling hergeführt.
Der Jüngling ſpielte den Verirrten,
Und bot freiwillig ſich den Banden dar,
Durch falſche Bothſchaft Troja zu verderben,
Mit dreiſter Stirn, gefaßt auf jegliche Gefahr,
Und gleich bereit zum Lügen oder Sterben.

Ihn zu betrachten, ſammelt um und um
Die wilde Jugend ſich aus Ilium,
Wetteifernd höhnt mit herbem Spotte
Den eingebrachten Fang die rachbegier'ge Rotte,
Und wehrlos bloßgeſtellt ſo vieler Feinde Grimm
Fliegt er mit ängſtlichſcheuem Blicke
Die Reihen durch. Jetzt Königinn vernimm
Aus Einer Frevelthat der Griechen ganze Tücke!

Weh! ruft er aus, wo öffnet ſich ein Port,
Wo thut ein Meer ſich auf, mich zu empfangen?!
Wo bleibt mir Elenden ein Zufluchtsort?
Dem Schwert der Griechen kaum entgangen,
Seh' ich der Trojer Haß nach meinem Blut verlangen!
Schnell umgeſtimmt von dieſem Wort
Legt ſich der wilde Sturm der Schaaren,
Und man ermahnt ihn fortzufahren.

Wes Stamm's er ſey? Was ihn hieher gebracht,
Ihm Lebenshoffnung ließ, ſelbſt in des Feindes Macht,
Soll er bekennen. Furcht und Angſt verſchwanden.
Was es auch ſey, ruft er, dir, König, ſey's geſtanden.
Empfange den Beweis von Sinons Redlichkeit.
Ich läugne nicht, zum Volk der Griechen zu gehören.
Hat mein Verhängniß gleich dem Elend mich geweiht,
Zum Lügner ſoll es nimmer mich entehren.

Trug das Gerücht vielleicht den Namen und die Thaten
Des großen Palamed zu deinem Ohr,
Der, boshaft angeklagt, weil er den Krieg misrathen,
Sein Leben durch der Griechen Spruch verlor,
Den ſie im Grabe ſchmerzlich jetzt beklagen?
Mit dieſem hat, er iſt mir anverwandt,
Seit dieſes Krieges erſten Tagen
Der dürft'ge Vater mich nach Aſien geſandt.

So lange Palamed der Herrſchaft ſich erfreute,
Und in dem Rath der Könige mit ſaß,
Stand ich geehrt und glücklich ihm zur Seite.
Doch das verging, als ihn Ulyſſens Haß,
Wer kennt den Schwätzer nicht? dem Orkus übergeben.
Da floß in Trauer hin mein unbemerktes Leben,
Und der verhalt'nen Rache Schmerz
Zernagte ſtill mein wundes Herz.

Weh mir, daß ich ſie nicht verſchwieg,
Zu laut zu ſeinem Rächer mich erklärte,
Wenn einſt ein Gott aus dieſem Krieg
Siegreiche Heimkehr mir gewährte!

Mit eitler Rede weckt' ich ſchweren Groll.
Seitdem ermüdete, mir Feinde zu erwecken,
Ulyſſes nicht, und wußte rachevoll
Mit immer neuen Ränken mich zu ſchrecken.

Auch ruht er nimmermehr, bis Kalchas — doch warum
Mit widrigem Bericht fruchtlos die Zeit verlieren?
Verurtheilt alle, die ihn führen,
Der Name Grieche ſchon in Ilium,
Wohlan, ſo würgt mich ohne Schonen!
Das wird dem Ithaker willkommne Bothſchaft ſeyn,
Das wird die Söhne Atreus hoch erfreun,
Und herrlich werden ſie's euch lohnen.

Ohn' Ahnung des Betrugs, der aus dem Griechen ſpricht,
Steigt unſre Neugier, ihm den Aufſchluß abzufragen,
Und er, mit ſchlau verſtelltem Zagen,
Vollendet ſo den täuſchenden Bericht:
Oft, ſpricht er, war der Wunſch lebendig bey dem Heere,
Der langen Kriegesnoth ſich endlich zu entziehn,
Von Troja heimlich zu entfliehn.
O daß es doch geſchehen wäre!

Stets hinderten die frohe Wiederkehr
Der rauhe Süd und das empörte Meer.
Dies Roß von Fichtenholz ſtand längſt ſchon aufgethürmet,
Als, vom Orkan gepeitſcht, die finſtre Luft geſtürmet.
Verlegen ſendet man zuletzt Eurypylus,
Zu fragen an des Schickſals Throne,
Nach Delphi zu Latonens Sohne;
Der kommt zurück mit dieſem traur'gen Schluß:

Mit Blut erkauftet ihr die Herfahrt von den Winden,
Und eine Jungfrau fiel an Deliens Altar.
Mit Blut allein könnt ihr den Rückweg finden;
Ein Grieche bringe ſich zum Todesopfer dar.
Eiskalte Angſt durchlief die zitternden Gebeine,
Als in dem Lager dieſe Poſt erklang,
Und jedes Auge fragte bang,
Wen wol der Zorn der Gottheit meine?

Jetzt riß Ulyß mit lermendem Geſchrey
Den Seher Calchas in des Heeres Mitte,
Und dringt in ihn mit ungeſtümer Bitte,
Zu ſagen, weſſen Haupt zum Tod bezeichnet ſey?
Schon lieſſen viele mich, mit ahnungsvollem Grauen,
Des Schalks verruchten Plan und mein Verderben ſchauen.
Zehn Tage ſchließt der Prieſter ſchlau ſich ein,
Um keinen aus dem Volk dem Untergang zu weihn.

Zuletzt, als könnt' er dem beredten Flehn
Ulyſſens nicht mehr widerſtehn,
Läßt er geſchickt den Namen ſich entreißen,
Und zeichnet mich dem Mördereiſen.
Man ſtimmt ihm bey, und froh ſieht jeder die Gefahr,
Die alle gleich bedroht, auf Einen abgeleitet.
Der Unglückstag iſt da, die Binde ſchmückt mein Haar,
Man ſtreut das Mehl, das Opfer iſt bereitet.

Ja, da entriß ich mich dem Tod, zerbrach die Bande,
Und harrete des Nachts in eines Sumpfes Rohr,
Bis die Armee, wenn ſie zum Vaterlande
Vielleicht ſich eingeſchifft, vom Ufer ſich verlor.

Nie werd' ich, ach! die Heimath mehr begrüßen,
Nie Vater, Kinder mehr in dieſe Arme ſchließen,
Und mein Entrinnen rächt vielleicht die Wuth
Der Danaer an dieſem theuren Blut.

Und nun bey allen himmliſchen Dämonen,
Die in des Herzens tiefſte Falten ſehn,
Wenn Treu und Glaube noch auf Erden irgend wohnen,
Laß ſo viel Leiden dir zu Herzen gehn!
Hab' du Erbarmen mit dem Unglücksvollen,
Der, was er nicht verſchuldete, erfuhr! —
Wir ſehen jammernd ſeine Thränen rollen;
Es ſiegt in uns die Stimme der Natur.

Sogleich läßt Priamus der Hände Band ihm löſen,
Und ſpricht ihm Troſt mit mildern Worten ein.
Du biſt, ſpricht er, ein Danaer geweſen;
Wer du auch ſeyſt, hinfort wirſt du der Unſre ſeyn.
Und jetzt laß Wahrheit mich auf meine Fragen hören.
Warum, wozu das ungeheure Roß?
Wer gab es an? Warum ſo rieſengroß?
Zu welchem Brauch? Sprich! Welchem Gott zu Ehren?

Er ſprach's, und jener Böſewicht, gewandt
In jeder Liſt, Pelasger im Betrügen,
Hebt himmelan die losgebundne Hand.
Dich, ruft er, ew'ges Licht, dich Rächer aller Lügen,
Dich Opferherd, dem ich durch Flucht entrann,
Dich, frevelhafter Stahl, den Mordgier auf mich zückte,
Dich, prieſterliches Band, das meine Schläfe ſchmückte,
Euch ruf' ich jetzt zu Zeugen an.

Von jeder Pflicht, die mich an Griechen band,
Erklär' ich mich auf ewig losgezählet.
Für Sinon gibt's hinfort kein Vaterland,
Ich mache laut, was ihre Liſt verhehlet.
Gedenke du nur deines Wortes, Fürſt,
Und ſchone, Troja, den, der Rettung dir geſchenket,
Iſt's anders wahr, was du jetzt hören wirſt,
Und werth, daß man es überdenket.

Von jeher barg im Krieg mit Ilium
Minervens Schutz der Myrmidonen Schwäche;
Doch ſeit Ulyß, der Schalk, und Diomed, der Freche,
Der Göttinn Bild aus ihrem Heiligthum
Zu reißen ſich erkühnt, die Hüter zu durchbohren,
Der Jungfrau Stirne ſelbſt mit mordbefleckter Hand
Verwegen zu berühren, ſchwand
Der Griechen Glück dahin, ging ihre Kraft verloren.

Auf immer war Athenens Gunſt entwichen,
Bald zeigte ſich in fürchterlichen
Erſcheinungen der Göttinn Strafgericht.
Kaum ſteht das Bild im Lager ſtill, ſo blitzen
Die offnen Augen und die Glieder ſchwitzen,
Und dreimal ſcheint (entſetzliches Geſicht!)
Die Göttinn ſich vom Boden zu erheben,
Und Schild und Lanze ſchütternd zu erbeben. *)

---

*) Erſte Leſart:

Und dreymal ſteigt, entſetzliches Geſicht!
Mit Schild und Speer und wüthender Gebärde
Die Göttinn ſelbſt aus der zerriſſ'nen Erde.

Ein Gott gebeut jezt durch des Sehers Mund,
Auf ſchneller Flucht die Heimat zu gewinnen;
Denn nimmer fallen durch der Griechen Bund,
So ſpricht das Schickſal, Pergams feſte Zinnen,
Sie hätten denn auf's neu der Heimat Strand berührt,
In wiederholter Fey'r die Götter zu befragen,
Zum alten Heiligthum das Bild zurückgetragen,
Das ſie auf krummen Schiffen weggeführt.

Jezt zwar ſind ſie nach Argos heimgefahren,
Doch führt ſie Kalchas bald mit neuen Kriegerſchaaren
Und Göttern furchtbarer zurück. Dies Roß
Ward aufgethürmt, den Zorn der Pallas zu verſöhnen,
Und nicht umſonſt ſeht ihr's ſo rieſengroß.
Es ſollte der Koloß das enge Thor verhöhnen,
Nie ſollt' euch der Beſiz des Wunderbild's erfreun,
Nie ſollt' es eurer Stadt den alten Schuz erneun.

Denn wagtet ihr's, Minervens Heiligthum
Mit Frevlerhänden zu verſehren,
So traf der Göttinn Fluch ganz Ilium,
(Möcht' ihn ein Gott auf ihre Häupter kehren!)
Doch hättet ihr mit eigner Hand
Dies Roß in eure Stadt gezogen,
So wälzte Aſien zu uns des Krieges Wogen,
Und weh dann über Griechenland!

Von dieſer Lügen ſchlau gewebten Banden
Ward unſer redlich Herz umſtrickt;
Der Zweifel wird in jeder Bruſt erſtickt,
Die dem Tydiden männlich widerſtanden,

Die der theſſaliſche Achill nicht zwang,
Nicht zehenjähr'ge Kriegeslaſten,
Nicht das Gewühl von tauſend Maſten,
Weint ein Betrüger in den Untergang!

Jetzt aber ſtellt ſich den entſetzten Blicken
Ein unerwartet ſchrecklich Schauſpiel dar.
Es ſtand, den Opferſarren zu zerſtücken,
Laokoon am feſtlichen Altar.
Da kam (mir bebt die Zung', es auszudrücken)
Von Tenedos ein gräßlich Schlangenpaar,
Den Schweif gerollt in fürchterlichem Bogen
Dahergeſchwommen auf den ſtillen Wogen.

Die Brüſte ſteigen aus dem Wellenbade,
Hoch aus den Waſſern ſteigt der Kämme blut'ge Glut,
Und nachgeſchleift in ungeheurem Rade
Netzt ſich der lange Rücken in der Flut,
Lautrauſchend ſchäumt es unter ihrem Pfade,
Im blut'gen Auge flammt des Hungers Wuth,
Gewetzt am Rachen ziſchen ihre Zungen;
So kommen ſie an's Land geſprungen.

Der bloße Anblick bleicht ſchon alle Wangen,
Und auseinander flieht die furchtentſeelte Schaar;
Der pfeilgerade Schuß der Schlangen
Erwählt ſich nur den Prieſter am Altar.
Der Knaben zitternd Paar ſieht man ſie ſchnell umwinden
Den erſten Hunger ſtillt der Söhne Blut;
Der Unglückſeligen Gebeine ſchwinden
Dahin von ihres Biſſes Wuth.

Zum Beyſtand ſchwingt der Vater ſein Geſchoß,
Doch in dem Augenblick ergreifen,
Die Ungeheu'r ihn ſelbſt, er ſteht bewegungslos,
Geklemmt von ihres Leibes Reifen;
Zwey Ringe ſieht man ſie um ſeinen Hals, und noch
Zwey andre ſchnell um Bruſt und Hüfte ſtricken,
Und furchtbar überragen ſie ihn doch
Mit ihren hohen Hälſen und Genicken. *)

Der Knoten furchtbares Gewinde
Gewaltſam zu zerreißen, ſtrengt
Der Arme Kraft ſich an; des Geifers Schaum beſprengt
Und ſchwarzes Gift die prieſterliche Binde.
Des Schmerzens Höllenqual durchdringt
Der Wolken Schoß mit berſtendem Geheule;
So brüllt der Stier, wenn er, gefehlt vom Beile
Und blutend, dem Altar entſpringt.

Die Drachen bringt ein blitzgeſchwinder Schuß
Zum Heiligthum der furchtbar'n Tritonide;
Dort legen ſie ſich zu der Göttinn Fuß,
Beſchirmt vom weiten Umkreis der Aegide.

---

*) Erſte Lesart:

Zwey Ringe haben ſich um ſeinen Hals geſtrickt,
Zweymal den Schuppenleib geſchnürt um Bruſt und Hüften,
Und ihres Halſes ſchwanke Säule nickt
Hoch über ſeinem Scheitel in den Lüften.

Entſetzen bleibt in jeder Bruſt zurück,
Gerechte Büßung heißt Laokoons Geſchick,
Der frech und kühn das Heilige und Hehre
Verletzt mit frevelhaftem Speere.

Zum Tempel, ruft das Volk, mit dem geweihten Bilde!
Und flehet an der Göttinn Milde!
Sogleich ſtrengt jeder Arm ſich an,
Die Mauer wird getheilt, die Stadt iſt aufgethan,
Und auf der Walze künſtlichen Wogen
Rollt es dahin, von Strängen fortgezogen,
Verderbenträchtig, ſchwanger mit dem Blitz
Der Waffen, rollt's in Priams Königsſitz.

Und hoch beglückt, den Strang berührt zu haben,
Der es bewegt, begleiten Jungfrauen und Knaben
Mit heil'gen Liedern die verehrte Laſt.
O meine Vaterſtadt! So reich an Siegeskronen,
O heil'ges Land, wo ſo viel Götter thronen!
In deiner Mitte ſteht der fürchterliche Gaſt.
Viermal hat es am Eingang ſtill gehalten,
Und viermal klang das Erz in ſeines Bauches Falten.

Uns warnt es nicht! Von wüthender Begierde
Verblendet, ſetzen wir die unglückſchwangre Bürde
Beym Tempel ab. Apolls Orakel ſpricht
Weiſſagend aus Kaſſandrens Munde,
Es ſpricht von Trojas letzter Stunde;
Wir glauben ſelbſt der Gottheit nicht.
Von feſtlich grünem Laub muß jeder Tempel wehen,
Und — morgen iſt's um uns geſchehen!

Indeſſen wandelt ſich des Himmels Bogen
Und Nacht ſtürzt auf des Meeres Wogen;
Mit breitem Schatten hüllt ſie Land und Hain
Und den Betrug der Myrmidonen ein.
An Trojas Mauern fängt es an zu ſchweigen,
Der Schlummer ſpannt die müden Glieder los;
Da naht, den Mond allein zum ſtillen Zeugen,
Der Griechen Flotte ſich von Tenedos.

Geleitet von dem Feuerbrande
Der aus dem königlichen Schiffe blitzt,
Dringt ſie hinan zum wohlbekannten Strande,
Und, von der Götter Grimm beſchützt,
Eröffnet Sinon ſtill den Bauch der Fichte,
Gebärend gibt das aufgethane Roß
Die Krieger von ſich, die ſein Leib verſchloß,
Und hoch erfreut entſpringen ſie zum Lichte.

Herab am Seile gleiten ſchnell die Fürſten,
Theſſandrus, Stenelus, Machaon, Acamas;
Ihm folgt mit Blicken, die nach Beute dürſten,
Ulyß, Neoptolem, drauf Thoas, Menelas,
Zuletzt Epeus, der das Roß gefügt;
Sie ſtürzen in die Stadt, die Wein und Schlaf beſiegt;
Die Wachen würgt ihr Stahl, indeß ſchon die Genoſſen,
Durchs Thor eindringend, zu den Fürſten ſtoßen.

Schon neigte aus der Götter Hand
Des erſten Schlummers Wohlthat ſich hernieder,
Und ſchloß mit ſüßem Zauberband
Die kummerſchweren Augenlieder.

Da ſah ich Hektors Schattenbild
Im Traumgeſichte mir erſcheinen,
In tiefe Trauer eingehüllt,
Ergoſſen in ein lautes Weinen. *)

So wie ihn einſt durch des Skamanders Feld
Des rauhen Siegers Zweygeſpann geriſſen,
Von blut'gem Staub geſchwärzt und mit durchbohrten Füßen
Ihr Götter, wie von Schmach entſtellt!
Der Hektor nicht mehr, der gleich einem Gotte
In des Peliden Rüſtung heimgekehrt,
Den Feuerbrand von der Trojaner Herd
Geſchleudert hatte in der Griechen Flotte.

Den Bart befleckt, der Locken ſchönes Wallen
Gehemmt von blut'gem Leime, ſtand er da,
Den Leib beſät mit jenen Wunden allen,
Die Trojas Mauer ihn empfangen ſah.
Den hohen Schatten zu beſprechen,
Gebietet mir des Herzens feur'ger Drang;
Die Wange brennt von heißen Thränenbächen,
Und von den Lippen flieht der Trauerklang.

O Trojas Hoffnung, die uns nie betrogen,
O du, nach dem das Herz geſchmachtet hat!
O ſey willkommen, Licht der Vaterſtadt!
Warum und wo haſt du ſo lang verzogen?

---

*) Erſte Lesart:
Den Blick in tiefen Gram gehüllt,
Der Stimme Ton erſtickt von lautem Weinen.

So viele Kämpfe mußten wir beſtehn,
Von ſo viel Noth und Herzensangſt ermatten,
So viel geliebte Leichname beſtatten,
Eh dich die Freunde wieder ſehn!

O ſprich, und welcher Frevel durft' es wagen,
Der Augen ſonnenheitern Schein
Mit Blut und Staub unwürdig zu entweihn?
Was ſollen dieſe Wundenmähler ſagen?
Doch keinen Laut verlor der Geiſt,
Des Fragers eitle Neugier zu vergnügen,
Bis unter tief geholten Odemzügen
Ein ſchweres Ach der Zunge Band durchreißt.

Fort, Göttinnſohn! Fort, fort aus dieſem Brand,
Die Mauern ſind in Feindes Hand,
Die ſtolze Troja ſtürzt von ihren Höhen,
Genug, genug iſt für das Vaterland,
Genug für Priams Thron geſchehen!
Wär's eines Mannes tapfre Hand,
Die Trojas letztes Schickſal wendet,
So hätt' es dieſer Arm vollendet. *)

Die Heiligthümer ſind dir übergeben;
Nimm zu Gefährten ſie auf deiner flücht'gen Bahn!
Für ſie wirſt du ein neues Ilium erheben,
Nach langer Irrfahrt auf dem Ozean.

---

*) Erſte Lesart:

War Pergamus durch eines Kriegers Eiſen
Dem letzten Schickſal zu entreißen,
Glaub' mir, ſo wär's durch Hektors Hand.

Er ſpricht's, und holt in ſchneller Eile
Mir vom Altar mit eig'ner Hand
Der mächt'gen Veſta heil'ge Säule,
Den Prieſterſchmuck, den ew'gen Feuerbrand.

Und draußen hört man ſchon ein tauſendſtimmig Heulen
Mit wachſendem Getön die bangen Lüfte theilen;
Es dringt der Waffen eiſernes Gebrauſe
Bis zu Anchiſens, meines Vaters, Hauſe,
Das hinter Bäumen einſam ſich verlor;
Es donnert aus dem Schlummer mich empor;
Den höchſten Standort wähl' ich mir im Hauſe,
Und ſtehe da mit offnem Ohr.

So fallen Feuerflammen in's Getreide,
Gejagt vom Wind; ſo ſtürzt der Wetterbach
Sich rauſchend nieder von des Berges Heide;
Zertreten liegt, ſo weit er Bahn ſich brach,
Der Schweiß der Rinder und des Schnitters Freude,
Und umgeriſſ'ne Wälder ſtürzen nach,
Es horcht der Hirt, unwiſſend wo es dröne,
Vom fernen Fels verwundert dem Getöne.

Jetzt lag es kund und aufgethan,
Wie Danaer auf Treu und Glauben halten!
Das Truggeweb' ſieht man jetzt ſchrecklich ſich entfalten:
Schon liegt, beſiegt vom praſſelnden Vulkan,
Deiphobus erhab'ne Burg im Staube,
Schon wird Ucalegon's, ihr Nachbar, ihm zum Raube

Und des ſigäiſchen Sundes Flut
Scheint wieder von des Feuers Glut. *)

Von lautem Kriegsgeſchrey erzittern jetzt die Zinnen
Und ſchrecklich ſchmettert des Achaiers Horn.
Sinnlos bewaffn' ich mich. Bewaffnet was beginnen?
Ein Heer zu ſammeln ſchnell treibt mich der edle Zorn,
Und mit der Freunde Schaar die Veſte zu gewinnen.
Verzweiflung ſelbſt iſt des Entſchluſſes Sporn.
Will, ruf' ich aus, das Schickſal mit uns enden,
So ſtirbt ſich's ſchön, die Waffen in den Händen.

Indem ſeh' ich, entflohn der Feinde Pfeilen,
Den Prieſter des Apoll bei mir vorüber eilen,
Die überwund'nen Götter in der Hand,
Am Arm den kleinen Sohn, flieht er betäubt zum Strand.
Halt, rief ich, o halt an, mich zu belehren,
Mein Panthus, was beſchließt das zürnende Geſchick?
Welch feſtes Schloß wird uns noch Schutz gewähren?
Da giebt er ſeufzend mir zurück:

Der Tage letzter iſt vorhanden,
Gekommen iſt die unabwendbar böſe Zeit;
Einſt gab es Teukrer, Troja hat geſtanden,
Und ſeines Ruhmes Schimmer ſtrahlte weit.

---

*) Erſte Lesart:

Vom flammenrothen Widerſcheine brennt
Des Meeres Spiegel und das Firmament.

Der grimme Zeus gab Alles dem Argeler,
Der waltet jetzt in der entflammten Stadt,
Bewaffnete ergießt das Ungeheuer,
Und Sinon ſchürt die Glut, frohlockend ſeiner That.

Und durch die zweifach offnen Thore wogen
Schon Tauſende und Tauſende einher,
Als aus dem räumigen Mycene nie gezogen;
Es ſtehen andre mit geſtrecktem Speer,
Mordluſtig hingepflanzt auf engen Wegen,
Des Eiſens Blitz ſtarrt jeder Bruſt entgegen.
Kaum thun die erſten Wachen Widerſtand
Und wagen das Gefecht mit ungewiſſer Hand.

Von dieſen Reden feurig aufgefodert,
Und fortgezogen von der Götter Macht,
Flieg' ich dahin, wo's höher, heller lodert,
Der Donner ſtürzender Palläſte kracht,
Wo vom Geſchrey und vom Geklirr der Eiſen
Die Luſt erbebt, wohin die Furien mich reißen;
Der günſt'ge Mond gibt mir den trefflichen Epyt
Und Ripheus Stärke zu Begleitern mit.

Dymas und Hypanis beſeelen gleiche Triebe,
Auch Mygdons Sohn, Choröbus, folgt dem Zug,
Den für Kaſſandra die unſel'ge Liebe
Verhängnißvoll zu Trojas Ende trug!
Dem Vater ſeiner Braut bracht' er hilfreiche Schaaren,
Und glaubte nicht dem warnungsvollen Laut,
Nicht den verkündigten Gefahren
Im Mund der gottbeſeelten Braut.

Wohlan, beginn' ich zu der kampfbegier'gen Jugend,
Ihr Herzen, jetzt umſonſt voll Heldentugend!
Gewichen ſind, ihr ſeht's, aus allen ihren Sitzen
Die Götter, welche Troja ſchützen.
Treibt euch der Muth, dem kühnen Führer nachzugehn,
Kommt, der entflammten Troja beyzuſtehn,
Kommt mit mir, kommt, und fechtend endigt euer Leben!
Beſiegte rettet nichts, als Rettung aufzugeben.

Entflammet durch dies Wort iſt ihres Eifers Glut,
Und, Wölfen gleich, die durch den Nebel ſpürend ſchleichen,
Herausgeſtachelt von des Hungers Wuth,
Mit trocknem Gaum erwartet von der Brut,
Geht's zum gewiſſen Tod durch Schwerter und durch Leichen.
Der hohlen Nacht furchtbare Schatten ſtreichen
Rings durch die Straßen; unſer kühner Muth
Verſchmäht, aus Trojas Mitte zu entweichen.

O Nacht des Grauens, welcher Mund
Spricht deine Schrecken aus, die Todesnoth der Meinen!
Wer macht die Opfer, die du würgteſt, kund!
Wo nehm' ich Thränen her, ſie zu beweinen!
Sie fällt, die hohe Stadt, ſeit grauem Alterthum
Gewohnt zu herrſchen und zu ſiegen.
Auf Straßen, Schwellen, ſelbſt im Heiligthum
Der Götter ſieht man Todtenkörper liegen.

Doch glaube nicht, daß nur trojaniſch Blut
Der Nächte ſchrecklichſte getrunken.
Auch meines Volks erſtorb'ner Muth
Glimmt auf in manchem Heldenfunken,

Und dann fließt auch des Siegers Blut.
Der Angſt, der Qual, des Jammers Stimmen ſpalten
Des Hörers Ohr, wo nur das Auge ruht,
Des Todes ſchrecklich wechſelnde Geſtalten!

Von Feinden warf zuerſt mit einer großen Schaar
Androgeos ſich uns entgegen.
Sein Irrthum ſtellt in uns der Freunde Heer ihm dar.
Auf Brüder, eilt! ruft er. Woher ſo ſpät, ihr Trägen?
Die andern tragen ſchon das ganze Pergam fort;
Ihr habt erſt jetzt den Schiffen euch entriſſen?
Kaum endigt er, ſo ſagt ihm ein verdächtig Wort,
Daß Feindeshaufen ihn umſchließen.

Sein Fuß erſtarrt, und auf den Lippen ſtirbt die Stimme.
So zittert, wer, in Dornen tief verſteckt,
Die Natter unverhofft mit rauhem Fußtritt weckt;
Ihr blauer Hals ſchwillt an, mit gift'gem Grimme
Knirſcht ſie empor, und bleich flieht er zurück.
So wendet bey geſchärftem Blick
Androgeos erſchrocken um. Wir dringen
In ſeine dichte Schaar, es miſchen ſich die Klingen.

In Troja fremd und halb von Furcht entſeelt, erliegen
Sie unſerm Arm. Den Anfang krönt das Glück.
Auf, Freunde, ruft, erhitzt von dieſen erſten Siegen,
Chorödus, voll von Muth. Es zeigt uns das Geſchick
In dieſem Zufall ſelbſt den Weg zum Leben.
Vertauſcht den Schild! Den griech'ſchen Helm auf's Haupt!
Liſt oder Kraft — was wäre Feinden nicht erlaubt?
Die Todten werden Waffen geben.

Er ſpricht's, und ſchleunig weht auf ſeinem Haupt
Des fremden Helmes Buſch, Androgeos geraubt.
Er eilt des Schildes Zierde zu vertauſchen,
Und läßt ein griechiſch Schwert von ſeinen Hüften rauſchen.
Ihm folgt die ganze Jugend, und umhängt
Sich ſchnell die friſch gemachte Beute.
So ſtürzen wir, mit Danaern vermengt,
Doch ohne unſern Gott! zum Streite.

Begünſtigt von der blinden Nacht,
Gelingt uns manche heiße Schlacht,
Und mancher Grieche fällt von unſern Streichen.
Schon fliehn ſie ſchaarenweis, dem drohenden Geſchick
Am ſichern Bord der Schiffe zu entweichen;
Bis in des Roſſes Bauch ſcheucht ſie die Furcht zurück.
Ach, Niemand ſchmeichle ſich, im Dunkel großer Thaten,
Der Götter Gnade zu entrathen!

Was zeigt ſich uns! Selbſt an Tritoniens Altar
Erkühnt man ſich, Kaſſandra zu ergreifen;
Wir ſehn mit aufgelöſtem Haar
Die Tochter Priams aus dem Tempel ſchleifen,
Zum tauben Himmel fleht ihr glühend Angeſicht,
Denn, ach! die Feſſel klemmt der Jungfrau zarte Hände.
Choröbus Wahnſinn trägt es nicht,
Er ſucht im Schlachtgewühl ein Heldenende.

Ihm ſtürzt in dichtgeſchloſſ'nen Gliedern
Die ganze Schaar der Freunde nach;
Doch ach! von unſern eig'nen Brüdern
Kommt hier vom höchſten Tempeldach

Ein mördriſch Pfeilgewölk auf uns herabgeflogen.
Des Federbuſches fremde Zier,
Der Schilde Zeichen, welche wir
Verwechſelt, hatte ſie betrogen.

Die Prieſterinn uns abzuringen
(Verrathen hat uns längſt der Sterbenden Geſchrey)
Umſtürmt uns der Dolopen Schaar. Es dringen
Mit Ajax die Atriden ſelbſt herbey.
So wenn im Sturme ſich die Winde heulend ſchlagen,
Der wilde Süd, des Nordes rauhe Macht,
Der muth'ge Oſt, auf Titans raſchem Wagen,
Es rauſcht des Meeres Grund, des Waldes Eiche kracht.

Jetzt ſehn wir noch zu ganzen Heeren,
Die unſrer Waffen glücklicher Betrug
Vor Kurzem noch im finſtern Dunkel ſchlug,
Von ihrer Flucht zurückekehren.
Ihr ſchneller Blick erkennt in dunkler Schlacht
Des Helmes Liſt, der Schilde falſche Zeichen.
Jetzt muß der Augen Wahn dem Klang der Stimmen weichen,
Jetzt ſiegt des Feindes Uebermacht.

Es fällt zuerſt, von Penelus durchſtochen,
Chorébus an Tritoniens Altar.
Es fällt, der das Geſetz der Tugend nie gebrochen,
Ripheus, der Redlichſte, den Ilium gebahr.
Die Götter richteten nicht ſo! Von Freundesſtreichen
Liegt Hypias, liegt Dymas hingeſtreckt;
Und kann der Prieſterſchmuck, der dich, o Panthus, deckt,
Kann ſelbſt dein ſchuldlos Herz die Himmliſchen erweichen?

Bezeugt mir's, Trojas heil'ge Trümmer,
Du Flammengrab, das meine Stadt verſchlang,
Daß ich an jenem Schreckenstage nimmer
Mich feig entzogen des Gefechtes Drang,
Und war's mein Loos, an jenem Tag zu enden,
Daß ich's verdient mit meinen Würgerhänden!
Jezt wich ich der Gewalt, mir folgt vor Alter laß
Iphyt und ſchwer von Wunden Pelias.

Zu Priams Burg ruft uns der Stimmen lautſter Hall;
Als raſ'te nirgends ſonſt der Streitenden Gedränge,
Nicht durch ganz Ilium der Waffen wilder Schall,
Erblick' ich hier ein fürchterlich Gemenge,
Des Andrangs Ungeſtüm, ergrimmten Widerſtand.
Den Feind ſeh' ich die hohen Dächer ſtürmen,
Und mit der Schilde dichtgeſchloſſ'nem Band
Sich furchtbar vor den Eingang thürmen.

Ich ſehe Leitern an die Mauern legen.
Entſchloſſen klimmt der troz'ge Sieger nach,
Die Linke hält den Schild der Pfeile Sturm entgegen,
Feſt klammert ſich die Rechte an das Dach.
Beſchäftigt iſt mein Volk, die Thürme abzutragen,
Und mit den Trümmern wird der Stürmende bedroht,
Die lezte Zuflucht ihrer Noth,
Wenn Alles, Alles fehlgeſchlagen!

Herabgeſtürzt ſeh' ich die übergold'ten Zinnen,
Denkmäler alter königlicher Pracht.
Mit bloßem Schwert wird jeder Weg nach Innen
Von einer dichten Schaar Dardanier bewacht.

Ein friſcher Muth lebt auf in unſern Seelen,
Der ſchwerbedrängten Burg des Königs beyzuſtehn,
Mit Stärke Stärke zu vermählen,
Und der Beſiegten Muth mitſtreitend zu erhöhn.

Noch führten zum Pallaſt, der Menge unbekannt,
Geheime abgeleg'ne Thüren,
Durch deren nie entdecktes Band
Die Zimmer in einander ſich verlieren.
Oft hatte, frey von des Gefolges Zwang,
Andromache in Trojas ſchönen Tagen
Auf dieſem unbemerkten Gang
Zum frohen Ahn den Enkel hingetragen.

Mich bracht' er jetzt zum höchſten Dach hinauf,
Von wo die Teukrier mit ſegenleeren Händen
Verlor'ne Pfeile niederſenden.
Zum jähen Thurm verfolg' ich meinen Lauf,
Der über's Dach empor zum Sternenhimmel ſchreitet;
Ganz Ilium liegt vor mir ausgebreitet,
Der feindlichen Gezelte ganzes Heer,
Das ganze ſchiffbedeckte Meer.

Von Tod umringt, zerreißen wir voll Muth
Der Decke ſchon gewich'ne Fugen.
Und ſchleudern ſie auf der Achiver Flut
Mit ſammt den Pfeilern, die ſie trugen.
Herunter ſtürzen ſie mit donnerndem Gekrach,
Und weh den Stürmenden, die ſich darunter ſtellten!
Doch friſche Krieger dringen nach,
Der Streit brennt fort, und alle Waffen gelten.

Als wollt' er jeden Feind zermalmen
Pflanzt Pyrrhus ſich im Glanz der Rüſtung vor das Thor,
Der Schlange gleich, genährt von böſen Halmen,
Die giftgeſchwollen ſchlief im eisbedeckten Moor,
Und neuverjüngt jetzt von ſich ſtreift die Schale,
Den glatten Leib im Reif zuſammenringt,
Sich mit erhab'ner Bruſt aufbäumt zum Sonnenſtrale,
Und dreier Zungen Blitz im Munde ſchwingt.

Dicht an ihm ſteht der hohe Periphas,
Nächſt dem Automedon, Achillens Wagenwender,
Es drängt ſich Skyros Jugend an den Paß,
Und nach dem Giebel fliegen Feuerbränder.
Vom Angel haut er ſelbſt das erzbeſchlag'ne Thor,
Und alle Bander ſtürzt des Beiles Schwung zu Grunde,
Leicht wird das Holz durchbohrt, das ſeinen Schirm verlor,
Und weitgeöffnet klafft des Thores Wunde.

Des innern Hauſes weiter Hof, die Schaar
Der Trojer, die den Eingang hüten,
Der alten Könige geheimſte Säle bieten
Dem uberraſchten Blick ſich dar,
Und aus den innerſten Gemächern dringet
Der Männer Schrey, der Weiber jammernd Ach,
Die ganze Wölbung hallt das Klaggeheule nach,
Das in den Wolken wiederklinget.

Man ſieht der Mütter Heer die weite Burg durchſchweifen,
Zum letzten Lebewohl die Säulen noch umgreifen,
Und küſſen den empfindungsloſen Stein.
Ganz mit des Vaters Trotz bricht Pyrrhus ſchon herein.

Ihn hält kein Schloß, die Thüre liegt in Trümmern
Vom Widder eingerannt, Gewalt macht Bahn,
Tod iſt der erſte Gruß, ſo fluten ſie heran,
Von Waffen rauſcht's in allen Zimmern.

So wüthet nicht der hochgeſchwoll'ne Bach,
Der ſchäumend ſeinen Damm durchbrach,
Der Felſen Kerkerwand mit wildem Grimm durchhauen.
Er ſtürzt in's Feld mit trüber Wogen Kraft,
Der Herden Schaar auf den ertränkten Auen
Wird mit den Hürden fortgerafft.
Ich ſelbſt ſah, Mord im Blick, den Achilleiden
Am Eingang ſtehn, und bey ihm die Atreiden.

Ich ſah auch Hekuba, ſah ihre hundert Töchter,
Sah Priam ſelbſt an den Altar geſtreckt,
Den Vater blühender Geſchlechter,
Noch mit dem Blut der Opfer friſch befleckt.
Es tritt der Feind die Saat von funfzig Ehen,
Der Enkel ſchöne Hoffnung in den Staub,
Die goldne Säule ſtürzt, behangen mit Trophäen,
Und was dem Brand entging, das wird des Würgers Raub.

Mitleidig, Fürſtinn, wirſt du fragen,
Wie König Priam ſeine Tage ſchloß?
So wiſſe denn: Kaum hört er Trojens Stunde ſchlagen,
Und ſah den Feind, der durch die Pforten ſich ergoß,
So eilt' er, ſich den Panzer anzuſchnallen,
Der die entwöhnten Glieder niederzog,
Umhängt das Schwert, das längſt der Scheide nicht entflog,
Und ſtürzt zur Schlacht, als Fürſt zu fallen.

Es ſtieg in des Pallaſtes mittler'm Raume
Ein hoher Altar in des Aethers Plan,
Ihn fächelte von einem alten Lorberbaume
Die nachbarliche Kühlung an.
Gleich ſcheuen Tauben, die das donnerſchwüle Wetter
Zuſammentrieb, lag dorten Hekuba
Mit allen Töchtern knieend da,
Und ſchloß in ihren Arm die unerweichten Götter.

Jetzt ſah ſie den Gemahl, bereit zur Gegenwehr,
Im jugendlichen Schmuck der Waffen ſich bewegen.
Unglücklicher, wohin? ruft ſie ihm bang' entgegen,
Was für ein Wahnſinn reichte dir den Speer?
Und wäre ſelbſt mein Hektor noch zugegen,
Jetzt helfen Schwert und Lanzen uns nicht mehr.
Hieher tritt! Dieſes Heiligthum ſchützt Alle,
Wo nicht, vermählt uns doch im Falle!

Sie ſprach's, und zog ihn zu ſich hin, und ließ
Im Prieſterſtuhl den Greis ſich niederſetzen,
Da kam, von Pyrrhus mörderiſchem Spieß
Durchbohrt, ſein Sohn Polyt, bluttriefend, voll Entſetzen,
Der Feinde Haufen durch, den weiten Bogengang
Dahergerannt. Sein Blick ſucht in der öden Leere
Der weiten Zimmer Schutz; den ſchon gewiſſen Fang
Verfolgt Neoptolem mit mordbegier'gem Speere.

Schon haſcht ihn ſein furchtbarer Arm,
Und über ihm ſieht ſchon den Stahl der Vater ſchweben;
Noch flieht er bis zu Priams Fuß, und warm
Entquillt in Strömen Bluts das junge Leben.

Nicht länger ſchweigt das Vaterherz;
Obgleich verurtheilt von des Mörders Grimme,
Erhebt er fürchterlich des Zornes Donnerſtimme,
Und heult in dieſe Worte ſeinen Schmerz:

Für dieſe Frevelthat, für dieſen bittern Hohn,
Für dies verfluchenswürdige Erkühnen,
Wenn noch Gerechtigkeit wohnt auf der Götter Thron,
Erwarte dich, wie ſolche Thaten ihn verdienen,
Dich, Ungeheu'r, ein grauſenvoller Lohn!
Dich, dich, der mit verruchtem Bubenſtücke,
Mit dem erwürgten lieben Sohn
Gefoltert hat die väterlichen Blicke!

So wahrlich hielt's mit ſeinem Feinde nicht
Achill, den du zum Vater dir gelogen;
Es ehrte mit errothendem Geſicht
Der Held mein Alter und der Liebe Pflicht,
Als ich zu ihm, ein Flehender, gezogen.
Er weigerte mir Hektors Leichnam nicht,
Des Todten Feyer würdig zu begehen,
Und ließ mich Troja wiederſehen.

Mit dieſen Worten ſchleudert er den Schaft,
Der ohne Klang der ſchwachen Hand enteilet,
Und aufgefangen von des Gegners Kraft,
Des Schildes Spitze kaum zertheilet.
Geh denn, erwiedert Pyrrhus ihm voll Hohn,
Sag' dem Achill, wie ſehr ihn meine Thaten ſchänden!
Verklage dort den tiefgeſunk'nen Sohn!
Jetzt aber ſtirb von meinen Händen!

Er reißt den Zitternden, dies ſagend, zum Altare,
Der noch vom Blut des Kindes raucht,
Faßt mit der linken Hand die ſilbergrauen Haare,
Indeß die Rechte tief ſich in den Buſen taucht.
So endigt Priamus. Sein Aug' ſah Troja brennen,
Die über Aſien den Scepter ausgeſtreckt,
Jetzt ein gigant'ſcher Rumpf, am Meeresſtrand entdeckt,
Es fehlt das Haupt und Niemand kann ihn nennen.

Jetzt wird zum erſtenmal von Furcht mein Herz erfüllt.
Des alten Königs letztes Blaſſen
Weckt mir des eig'nen theuren Vaters Bild,
Zeigt mir mein Haus im Schutt, Gemahlinn, Kind verlaſſen;
Ich ſpähe ringsum, wer mir folgen kann.
Ach, matt vom Streit ſind Alle längſt verſchwunden,
Hier hatten ſie vom Thurm den kühnen Sprung gethan,
Dort in den Flammen ihren Tod gefunden.

So war ich denn der einzig Uebrige von allen,
Als meinem Blick, der durch die Gegend fleugt,
Des Brandes heller Schein in Veſta's Tempelhallen
Die Tochter Tyndars ſprachlos ſitzend zeigt.
Der Griechen Furie, der Phrygier Verderben,
Bang, durch des Gatten ſtrenges Strafgericht,
Bang, durch der Teukrier gerechte Wuth zu ſterben,
Barg ſie im Heiligthum ihr bleiches Angeſicht.

Mein Zorn entbrennt. Es reißt mich hin, ſie zu durchbohren,
Zu rächen mein zerſtörtes Vaterland.
Was? Troja ſetzte ſie in Brand,
Und zöge prangend ein in Lacedämons Thoren,

Die Teukrer hinter ſich in ſklaviſchem Gewand?
Sie ſähe Gatten, Kinder, Eltern, Vaterland?
Sie dürfte mit das Siegesfeſt begehen?
Nein! das wird nimmermehr geſchehen!

Mag's ſeyn, daß des geſtraften Weibes Blut
Des Mannes Schwert entehrt, den leichten Sieger ſchändet,
Genug, ich ſättige der Rache heiße Glut,
Der Frevel wird geſtraft, gerächt der Freunde Blut,
Und eine Schuldige dem Orkus zugeſendet.
So ſprach aus mir des eitlen Grimmes Wuth,
Als plötzlich, ſchön, wie ſie ſich nimmer mir gezeiget,
Der Mutter Glanzgeſtalt ſich zu mir neiget.

Ganz Göttinn, ganz umfloſſen von dem Lichte,
Worin ſie ſteht vor Jovis Angeſichte,
Durchſchimmerte ihr Glanz die Dunkelheit:
Von welcher Wuth, mein Sohn, von welcher Wunde
Entbrennt dein Herz? ertönt's von ihrem Roſenmunde,
Indem ihr Arm zu ſtehen mir gebeut.
Wohin mit dieſen wüthenden Gebarden?
Was ſoll aus deiner Mutter werden?

Du willſt nicht lieber ſehn, ob dein Aſkan noch lebt,
Wo du des Vaters graues Haupt verlaſſen,
In welchen Nöthen jetzt dein Weib Kreuſa ſchwebt,
Die der Achaier Schwärme rings umfaſſen,
Längſt, ohne mich, ein Raub des Feuers oder Schwerts?
Nicht die ſpartan'ſche Helena laß büßen,
Nicht Paris klage an! Da! zürne himmelwärts!
Die Götter ſind's, die Trojas Fall beſchließen!

Blick' auf! Der Nebel ſey zerſtreut,
Der noch mit Finſterniß dein ſterblich Aug' umhüllet,
Doch werde ſtreng' von dir erfüllet,
Was deine Mutter dir gebeut.
Du ſiehſt, wie Qualm und Rauch in ſchwarzen Fluten ſteiget,
Siehſt Schutt auf Schutt und Stein auf Stein gehäuft.
Das iſt Neptun, der Trojas Veſte ſchleift,
Und mit dem Dreyzack ihre Mauern beuget.

Am Skäerthor ſiehſt du Saturnia,
Die Unbarmherzige, in rauhem Eiſen blinken,
Siehſt von den Schiffen ſie ſtets neue Feinde winken,
Auf Pergams Thurm ſiehſt du Tritonia,
In ihrer Hand der Gorgo Schreckniß, blitzen.
Du ſiehſt — o ſiehe, ſiehe, theurer Sohn!
Des Himmels König ſelbſt auf Idas düſterm Thron
Den Feinden Kräfte leih'n, die Himmliſchen erhitzen.

Gib auf die eitle Gegenwehr!
O ſäume nicht, noch zeitig zu entrinnen,
Noch unverletzt wirſt du dein Haus gewinnen,
Ich bin mit dir. — Sie ſprach's, und Nacht war um mich her,
Und mir erſchienen, mit des Grimmes Falten,
Der hohen Götter feindliche Geſtalten;
Verwüſtung, Einſturz, Grauſen um und um,
In Aſche ſank vor mir ganz Ilium.

So, wenn der Pflüger Schaar, auf hoher Bergesheide,
Der Aexte mörderliche Schneide
Auf den bejahrten Stamm der wilden Eiche zückt,
Sie murrt erzürnt herab, die ſchwanke Krone nickt,

Erſchüttert rauſcht der dichtbelaubte Wipfel;
Bis von der Wunden Macht beſiegt,
Sie ächzend ſich herunter wiegt,
Und ſich zermalmend wälzt von des Gebirges Gipfel.

Jetzt eil' ich fort. Durch Flammen, Schwert und Leichen
Führt unbeſchädigt mich ein Gott, es weichen
Die Lanzen vor mir aus, das Feuer macht mir Bahn.
Schon hab' ich mich zur Wohnung durchgeſchlagen,
Mit dem verehrten Vater fang' ich an,
Ihn will ich rettend erſt auf das Gebirge tragen;
Umſonſt beſtürmt ihn ſeines Sohnes Flehn,
Mit Troja will er untergehn.

Ihr Andern, ruft er aus, in deren feſten Brüſten
Der Jugend üppige Geſundheit glüht,
Spart euch für beſſ're Tage — Flieht!
War's mir von Zevs beſtimmt, des Lebens Reſt zu friſten,
So war er Gott genug, den Flammen ſelbſt zum Hohn,
Ein Haus mir zu verleih'n. Genug, daß Einmal ſchon
Dies graue Haupt den Fall Dardaniens betrauert,
Genug, daß es ihn Einmal überdauert!

So will ich es. Jetzt, Kinder, nehmt
Den letzten Abſchied von Anchiſen!
Den Weg zum Tode find' ich ſelbſt, es ſchämt
Der Feind ſich nicht, mein Blut mitleidig zu vergießen.
Er zieht mich aus. Gleichviel, begraben oder nicht!
Die Götter haſſen mich. Wozu noch länger tragen
Des ſiechen Lebens laſtendes Gewicht,
An Thaten leer, ſeitdem mich Jovis Blitz geſchlagen!

Er ſprach's und unbeweglich blieb er ſtehn,
Ihn beugt nicht unſer heißes Dringen,
Nicht ſeines Enkels, nicht Kreuſens Händeringen,
Nicht unſrer Thränen Bund, die ſtrömend zu ihm flehn,
Durch ſolchen Trotz doch nicht den Tod herbeizurufen,
Nicht uns, uns Alle, mit in ſeinen Fall zu ziehn;
Er bleibt auf ſeinem Nein, und weicht nicht von den Stufen,
Auf's neu muß ich dem Tod entgegen fliehn.

Denn, Götter, welche Wahl ward mir gegeben!
Dich, Vater, ließ ich fliehend hinter mir?
Solch grauſames Begehren kam von dir?
Iſt's Jovis Schluß, ſoll nichts die Heimat überleben?
Beharreſt du darauf, daß uns derſelbe Tod
Vereinige, wohlan, der Wunſch iſt zu erhören.
Schon naht, von Priams Blut und ſeines Sohnes roth,
Neoptolem, bereit, der Opfer Zahl zu mehren.

Und darum führteſt du durch Schwert und Feuer,
Erhab'ne Mutter, deinen Sohn? Ich ſoll den Feind
Auch hier noch wüthen ſehn, ſoll Alles, was mir theuer
Und heilig iſt, in Einem Fall vereint,
An ſeinem Speere ſich verbluten ſehen?
O Waffen, Waffen her! Der letzte Tag bricht an;
Laßt uns auf's neu' dem Feinde ſtehen!
Nicht ungerochen ſtirbt, wer männlich fechten kann!

Sogleich gürt' ich das Schwert mir um den Leib,
Und in des Schildes Griff muß ſich die Linke fügen.
So geht's zum Thor. Ach, hier ſeh' ich mein theures Weib,
Den Kleinen zu mir neigend, vor mir liegen.

Zum Tod gehſt du, ruft ſie, ſo nimm auch uns mit fort!
Doch hoffſt du Rettung noch von deinen Heldenarmen,
So bleib, und ſchütze dieſen Ort!
Was wird aus uns? Wer wird der Deinen ſich erbarmen?

So ruft ſie heulend und erfüllt
Das ganze Haus mit ihren Schmerzen,
Als unverhofft, da wir den kleinen Julus herzen,
Dem überraſchten Blick ein Wunder ſich enthüllt.
Sieh! Von des Knaben Scheitel quillt
Helleuchtend eine Feuerflocke;
Sie wächſt, indem ſie niederfällt, und mild
Durchkräuſelt ſie die unverſehrte Locke.

Schnell ſchütteln wir ſie weg; und eilen, für Aſkan
Beſorgt, die heil'ge Glut mit Waſſer zu erſticken;
Anchiſes aber ſtreckt die Hände himmelan,
Und dankt hinauf mit Freudehellen Blicken:
Jetzt endlich, großer Zeus! ſind wir erhört!
O blick, wenn anders Bitten dich bewegen,
Mit Huld auf uns herab, und ſind wir's werth,
Verleih uns Schutz, bekräft'ge dieſen Seegen!

Er ſpricht es, und zur Linken kracht
Ein lauter Donnerſchlag. In ſchönem Strahlenbogen
Kommt durch die weit erhellte Nacht
Ein funkelndes Geſtirn geflogen;
In unſerm Zenith ſtieg es auf und zog
Die Silberfurche hin nach Idas Triften,
Den Weg uns zeigend, den es flog;
Die ganze Gegend raucht von Schwefeldüften.

Von dieſer Zeichen Macht beſiegt,
Rafft ſich Anchiſes auf, und betet zu dem Sterne.
Fort, ruft er, fort, die Zeit iſt koſtbar, fliegt,
Führt mich von dannen, ſey's auch noch ſo ferne!
Euch, Götter, die dies Zeichen uns geſandt,
Vertrau' ich dieſes Kind, vertrau' ich dieſe Beiden;
In eurer Obhut ſteht das Vaterland,
Jetzt komm, mein Sohn, ich folge dir mit Freuden.

Und lauter, immer lauter hört man ſchon
Des Brandes nahe Feuerflammen krachen.
Auf, Vater, ruf' ich, auf! Ich trage dich, den Schwachen;
Leicht drückt des Vaters theure Laſt den Sohn.
Was nun auch kommen mag, wir theilen Tod und Leben.
Die Hand will ich dem Kleinen geben,
In ein'ger Ferne folgt Kreuſa ſtill.
Ihr Knechte, merkt, was ich verkünden will.

Gleich vor der Stadt ſteht ihr an einem Felſenhange,
Den ein verlaſſ'ner Ceres-Tempel ſchmückt,
Daneben ein Cypreſſenbaum, ſeit lange
Mit Andacht von den Vätern angeblickt.
Dort treffen wir uns, in verſchied'nen Schaaren!
Du, Vater, wirſt die Heiligthümer wahren!
Wie dürfte ſie, noch nicht genetzt von friſcher Flut,
Berühren dieſe Hand voll Blut!

Sogleich ward ein Gewand den Schultern umgehangen,
Vom Rücken wallt noch eine Löwenhaut;
Ich neige mich, die Laſt des Vaters zu empfangen,
Der Rechten wird mein Julus anvertraut,

Der neben mir mit kürzern Schritten eilet,
Und hinter unſerm Rücken weilet,
Zu hintergehn den laurenden Verdacht,
Kreuſens Schritt — So flieh'n wir durch die Nacht.

Wie oft auch ſonſt im wildeſten Gemenge
Der Schlacht mein Buſen unerſchüttert blieb,
Wie wenig mir der Feinde furchtbarſtes Gedränge
Die Röthe von den Wangen trieb,
Jetzt machte jeder Laut mich beben,
Mir ſchauerte vor jedes Lüftchens Zug,
Beſorgt für des Begleiters Leben,
Bang' für die Bürde, die ich trug.

Schon ſehn wir uns in raſchen Schritten
Unfern dem Thore, frey von feindlicher Gewalt,
Als ein Geräuſch von Menſchentritten
In die erſchrock'nen Ohren ſchallt,
Und nahe hinter uns im Dunkeln
Sah meines Vaters Schrecken Schilde funkeln,
Und blank geſchliff'ne Helme glüh'n,
Sie ſind's, ruft er, o laß uns eilends fliehn!

Noch heute weiß ich nicht, welch feindliches Geſchick
Den Muth mir nahm, die Sinne mir verwirrte
In dieſem unglücksvollen Augenblick.
In unwegſame Gegenden verirrte
Mein Fuß. Ach hielt ein Gott Kreuſen mir zurück?
Verlor ſie ſich auf unbekannten Pfaden?
Blieb ſie ermattet ſtehn? Ich hab' es nie errathen:
Verſchwunden war ſie ewig meinem Blick!

Und erſt, als am bezeichneten Altar
Verſammelt waren alle Seelen,
Ward ich den ſchrecklichen Verluſt gewahr,
Sah ich von allen ſie allein uns fehlen.
Wen im Olymp ſchalt nicht mein blutend Herz,
Wen klagt' mein Grimm nicht an auf Tellus weitem Runde!
Was war mir gegen dieſen Schmerz
Des Reiches Fall und Trojas letzte Stunde!

In der Gefährten treuer Hand
Verlaſſ' ich Julus und Anchiſen
Und unſrer Götter heil'ges Pfand;
Im Thal wird ihnen Zuflucht angewieſen.
Ich ſelber wende mit dem blanken Stahl
Zur Stadt zurück. Gält's auch, ganz Troja zu durchſpähen,
Mein Schluß ſteht feſt, der Schrecken ganze Zahl
Und jegliche Gefahr von Neuem zu beſtehen.

Erſt eil' ich nach dem Thor, das Rettung uns gewährt,
Und meiner Tritte Spur muß mir den Rückweg zeigen,
Mir graut bey jedem Schritt, es ſchreckt mich ſelbſt das Schweigen.
Vielleicht daß ſie zur Wohnung umgekehrt;
Drum eil' ich hin, was dort mich auch bedrohe.
Hier herrſcht bereits der Feind, vom Wind gegeißelt wehn
Die Flammen ſchon bis an des Giebels Höh'n,
Zum Himmel ſchlägt die fürchterliche Lohe.

Des Königs Burg wird jetzt auf's Neu von mir beſucht.
Hier hüten Phönix und Ulyß, von allen
Achaiern auserwählt, in den geräum'gen Hallen,
Wo Junos Freiheit iſt, des blut'gen Raubes Frucht.

Hier ſeh' ich unter Trojas reichen Schätzen,
Dem Feuer abgejagt, der Tempel gold'ne Zier.
In langen Reih'n gelagert ſeh' ich hier
Der Mütter bleiches Heer, die Kinder voll Entſetzen.

Kühn ließ ich durch die todtenſtille Nacht,
Verlor'ne Müh! der Stimme Klang erſchallen,
Ließ durch ganz Ilium den theuren Namen hallen,
In eitlem Suchen hab' ich Stunden hingebracht,
Als ein Geſicht, der ähnlich, die ich miſſe,
Nur größer von Geſtalt, als ſie im Leben war,
Daher tritt durch die Finſterniſſe,
Mir grauſt's, der Athem ſtockt, zu Berge ſteigt mein Haar.

Warum, ruft es mich an, mit Suchen dich ermüden?
Wozu, geliebteſter Gemahl,
Des langen Forſchens undankbare Qual?
Kreuſens Schickſal hat ein Gott entſchieden.
Nie, nie wirſt du auf deinem irren Pfad
Von deiner Gattinn dich begleitet ſehen.
Dagegen ſetzt ſich Jovis Rath,
Der droben herrſcht in des Olympus Höhen.

Ein Flüchtling wirſt du lang den Wogen dich vertrauen,
Bis dein geduld'ger Muth Heſperien erringt,
Durch deſſen ſegenvolle Auen
Der lyd'ſche Tiberſtrom die ſtillen Fluten ſchlingt.
Dir winkt an ſeinen lachenden Geſtaden
Ein Thron und einer Königstochter Hand.
Drum höre auf, in Thränen dich zu baden
Um das zerriſſ'ne Liebesband.

Ich werde nicht der Griechen Städte ſteigen,
Nicht jubeln ſehn der Stolzen Vaterland,
Nicht vor den Griechinnen die Sklavenkniee beugen,
Ich, Dardans Enkelinn, der Venus anverwandt!
Es hält bey Priams umgeſtürztem Throne
Der Götter hohe Mutter mich zurück.
Leb' wohl! Dich grüßt mein letzter Blick!
Leb' wohl und liebe mich in unſerm theuren Sohne!

Auf meiner Zunge ſchwebt noch manches Wort,
Noch manchen Laut will ich von ihren Lippen ſaugen,
In dünne Lüfte war ſie fort,
Ihr folgen weinend meine Augen;
Dreimal will ich in ihre Arme fliehn,
Dreimal entſchlüpft das Bild dem feurigen Berühren,
Gleich leichten Nebeln, die am Hügel ziehn,
Ein Traum, den Titans Pferde raſch entführen.

Schnell wend' ich jetzt, (der Tag fing an zu grauen)
Zu den Gefährten um. Verwundert fand ich hier
Ein neues großes Heer von Jünglingen und Frauen,
Des Elend's Kinder! gleichgeſinnt mit mir,
Auf fremdem Strand ſich anzubauen.
Entſchloſſen ſtrömten ſie mit Hab' und Gut herbey,
Bereit, durch welche Fluten es auch ſey,
Sich meiner Führung zu vertrauen.

Der Stern des Morgens ſtieg empor
Auf Idas hoher Wolkenſpitze,
Und leuchtete der Sonne Wagen vor.
Geſperrt hielt der Achaier jedes Thor,

Und nirgends Hoffnung mehr, die väterlichen Sitze
Zu retten von der Feinde Flut.
Ich weiche dem Geſchick. Die Schultern beugen
Sich unter meines Vaters Laſt; mit Muth
Raff' ich mich auf, den Ida zu beſteigen.

Dido.

Freie Ueberſetzung des vierten Buchs der Aeneide.

1.

Doch lange ſchon im ſtillen Buſen nährt
Die Königinn die ſchwere Liebeswunde,
Ergriffen tief hat ſie des Mannes Werth,
Des Volkes Glanz und ſeines Ruhmes Kunde;
An ſeinen Blicken hängt ſie, ſeinem Munde,
Und leiſe ſchleichend an dem Herzen zehrt
Ein ſtilles Feuer; es entfloh der Friede,
Der gold'ne Schlaf von ihrem Augenliede.

2.

Kaum zog Aurorens Hand die feuchte Schattenhülle
Vom Horizont hinweg, als ihres Buſens Fülle
In's gleichgeſtimmte Herz der Schweſter überwallt.
Ach, welche Zweifel ſind's, die ſchlaflos mich durchbohren!
Geliebte, welcher Gaſt zog ein zu unſern Thoren!
Wie edel! Welche männliche Geſtalt!
Wie groß ſein Muth! Sein Arm wie tapfer im Gefechte!
Gewiß, er ſtammt von göttlichem Geſchlechte.

3.

Durch welche Prüfung ließ das Schickſal ihn nicht gehn?
Gemeine Seelen wird das feige Herz verklagen,
Du hörteſt, welche Schlachten er geſchlagen!
Ja, könnte Liebe je in dieſer Bruſt erſtehn,
Seit mein Sichäus in das Grab geſtiegen,
Und wäre mein Entſchluß, mein Abſcheu zu beſiegen
An Hymens Banden — Soll ich dir's geſtehn?
Der Einz'ge könnte ſchwach mich ſehn.

4.

Ja, Anna, ohne Rückhalt ſoll vor dir
Das Herz der Schweſter ſich erſchließen!
Seitdem ein Brudermord Sichäus mir,
Der meine erſte Liebe war, entriſſen,
Seit meiner Flucht war dies der erſte Mann,
Der meinem Herzen Neigung abgewann,
Der erſte, ſag' ich dir, der mich zum Wanken brachte;
Neu iſt die Glut erwacht, die einſt mich ſelig machte.

5.

Doch eher ſchlinge Tellus mich hinab,
Mich ſchleud're Jovis Blitz hinunter zu den Schatten,
Zu des Avernus bleichen Schatten,
Hinunter in das ewig finſtre Grab,
Eh' daß ich deine heiligen Geſetze,
Schamhaftigkeit, und meinen Eid verletze!
Er nahm mein Herz dahin, ihm war's zuerſt geweiht;
Sein bleibt's in alle Ewigkeit.

6.

Sie ſpricht's, und ihren Schoß bethauen milde Zähren.
O! über alles mir Geliebte! gibt
Die Schweſter ihr zurück. Allein und ungeliebt
Willſt du verblühn, den Kummer ewig nähren?
Die Wonne, die aus holden Kindern lacht,
Der Venus ſüße Freuden dir verſagen?
Nach ſolchen Opfern, meinſt du, fragen
Die Todten in des Abgrunds Nacht?

7.

Und ſey's! Hat denn der vielen Freyer Einer
Dein kummerkrankes Herz zur Liebe je geneigt?
Von allen kriegeriſchen Fürſten keiner,
Die Afrika in ſeinem Schoß gezeugt.
Selbſt der, vor dem die Libyer erbeben,
Den Tyrus längſt gehaßt, ſelbſt Jarbas konnt' es nicht;
Und einer Neigung willſt du widerſtreben,
Für die dein Herz ſo mächtig ſpricht?

8.

Vergaßeſt du, wo du dich eingewohnet,
Daß ohne Zaum hier der Numider jagt,
Der unbezwung'ne Getuler hier thronet,
Die Syrte dort die Landung dir verſagt,
Hier unwirthbare Wüſten dich umgrauſen,
Dort der Barzäer wilde Völker hauſen,
Der Bruder ſelbſt, deß Habſucht du entflohn,
Und Tyrus Waffen dich von Oſten her bedrohn?

9.

Glaub' mir, die Götter, die dich lieben,
Lucina ſelber war's, die an Karthagos Strand
Die Schiffe dieſer Fremdlinge getrieben.
Welch eine Stadt ſeh' ich durch dieſes Eheband,
Welch einen Thron, o Schweſter, ſich erheben!
Zu welchen ſtrahlenvollen Höh'n
Wird der Karthager Name ſchweben,
Wenn ſolche Helden uns zur Seite ſtehn!

10.

Verſöhne du nur erſt der Götter Zorngericht
Durch friſcher Opfer Blut. Die Fremdlinge zu halten,
Laß königlich des Gaſtrechts Fülle walten,
An Gründen, ſie zu feſſeln, fehlt es nicht.
Seht die zerbrochnen Schiffe! Seht wie Nebel rauchen,
Die See noch ſtürmt, Orion Regen zieht!
So wußte die zur Glut den Funken anzuhauchen,
Die Hoffnung naht und das Erröthen flieht.

11.

Jetzt fragt ſie das Geſchick an blutigen Altären.
Dir Phöbus, der das Künftige enthüllt,
Dir, ſtädtegründende Demeter, quillt
Zweyjähr'ger Rinder Blut, dir, Bromius, zu Ehren,
Vor allen Juno dir, der Ehen Schützerinn.
Vor dem Altar ſteht man die ſchönſte aller Frauen,
Den Becher in der Hand, Karthago's Königinn,
Des weißen Rindes Haupt mit heil'ger Flut bethauen.

12.

Bald geht ſie vor der Götter Angeſicht
An den noch dampfenden Altären auf und nieder,
Beſchenkt die ſchon Beſchenkten wieder,
Und forſcht, was rauchend noch das Eingeweide ſpricht.
Bethörtes Sehervolk! Befreyen
Gebet und Opfer wol das ſchwerbefang'ne Herz?
Am innern Mark zehrt der verhehlte Schmerz
Und ſpottet eurer Träumereyen.

13.

Der Flammen unheilbare Pein
Treibt ſie, Karthagos Stadt im Wahnſinn zu durcheilen.
So flieht die Hindinn, die in Kretas Hain
Mit zwecklos abgeſchoß'nen Pfeilen
Der ferne Jäger traf. In ihrem Fleiſch das Rohr
Des Todes, das der Feind verlor,
Bethaut ſie die durcheilten Felder
Mit ihrem Blut und Diktys finſtre Wälder.

14.

Jetzt führt ſie durch Karthago ihren Gaſt,
Zeigt prahlend ihm der Mauern ſtolze Laſt
Und läßt vor ſeinem Blick die Größe Sidons prangen.
Ein flüchtiges Geſpräch wird ſchüchtern angefangen,
Schnell reißt die Furcht es wieder ab. Kaum bricht
Der Abend ein, ſo winkt das Mahl; ſie fodert
Von Trojens Fall auf's Neu von ihm Bericht,
Und nährt die Glut, die in dem Herzen lodert.

15.

Trennt endlich ſie der ſtrenge Ruf der Nacht,
Und winkt der Sterne ſinkend Licht zum Schlummer,
So nährt ſie einſam ihren Kummer,
Und ſein verlaß'nes Polſter wird bewacht.
Abweſend hört ſie ihn, verſchlingt ſie ſeine Züge,
Herzt in Askan des theuern Vaters Bild,
Ob ſie vielleicht die Leidenſchaft betrüge,
Die glühend ihren Buſen füllt.

16.

Der Thürme hochgeführte Laſten
Erlahmen bald in ihrem muntern Lauf;
Kein Wall, kein Giebel ſteigt mehr auf,
Und tauſend fleiß'ge Hände raſten.
Der Jugend müß'ger Arm entwöhnt ſich von dem Speer,
Im Hafen tönt kein Hammer mehr,
Und unvollendet trauert das Gerüſte,
Das prahlend ſchon die Wolken küßte.

17.

Als Zevs Gemahlinn ſie von Liebesflammen brennen,
Und ſelbſt des Rufes Stimme trotzen ſah,
Begann ſie ſo zur ſchönen Cypria:
Glorwürdiges — man muß bekennen!
Habt ihr vollbracht, du und dein wackrer Sohn!
Mit reichem Raub zieht ihr davon!
Ein wahres Heldenwerk, ein Weib zu überliſten!
Werth, daß zwey Götter ſich mit ihrer Allmacht rüſten!

18.

So ſcheint es doch, man habe meinen Sitzen
Und meiner Puner Treu nicht ſonderlich getraut?
Doch wo das Ziel? Wozu in Kämpfen uns erhitzen?
Laß Friede ſeyn, und Dido werde Braut!
Du haſt's erreicht, ſie liebt, ſie raſt von Liebesflammen
Sey's denn! Sie werde dieſes Phrygers Magd,
Dir ſey der Tyrer Volk zur Mitgift zugeſagt,
Wir beide ſchützen es zuſammen.

19.

Idalia durchdrang der Rede liſt'gen Sinn,
Das Reich Heſperiens, den Teukriern entriſſen,
In Libyens Grenzen einzuſchließen.
Und ſchlau erwiedert ihr der Schönheit Königinn:
Wer wäre Thor genug, mit deiner Macht zu ſtreiten,
Und dein Erbieten feindlich zu verſchmähn?
Nur müßte, was durch uns geſchehn,
Das Glück zum guten Ende leiten.

20.

Zu wenig bin ich ſelbſt mit dem Geſchick vertraut;
Doch wird es Jupiter geſtatten,
Daß der Trojaner an den Tyrer baut,
Daß beide Stämme ſich in Eins zuſammen gatten,
Zu Einem Volk vereint durch ew'gen Bund?
Du, ſeine Gattinn, magſt dich bittend an ihn wenden,
Neig' ihn durch deinen hochberedten Mund,
Ich will das Uebrige vollenden.

21.

Darüber laß Saturnien gewähren!
Gibt ihr des Himmels Königinn zurück.
Doch, wie dies dringende Geſchäft mit Glück
Zu enden ſey, laß mich vor Allem dich belehren.
Sobald der erſte Morgen tagt
Und Titans Strahlen kaum die junge Welt beſcheinen,
Führt in den nächſtgeleg'nen Hainen
Die Liebestrunkene den Teukrer auf die Jagd.

22.

Wenn das Geſchwader nun auf flügelſchnellen Roſſen
Dahinſchwebt, mit dem Garn das Wildgeheg' umzäunt,
Send' ich von oben her, vermengt mit ſchwarzen Schloſſen,
Ein Ungewitter ab; der ganze Himmel ſcheint
Im Wolkenbruch herabgeſtoſſen,
Durch die zerriſſ'nen Lüfte kracht,
Mein Donner, und Gewitternacht
Trennt von dem Fürſtenpaar die fliehenden Genoſſen.

23.

In Einer Grotte wird alsdann die Königinn
Mit dem Trojaner ſich zuſammen finden;
Dort werd' ich gegenwärtig ſeyn, und, bin
Ich deiner nur gewiß, auf ewig ſie verbinden.
Dort kröne Hymen ihrer Herzen Bund! —
Ihr winkt die Andre zu mit hochzufried'nen Blicken.
Ein Lächeln ſchimmert um der Göttinn Mund,
Daß ihr's geglückt, die Feindinn zu berücken.

24.

Indeß war Eos leuchtendes Geſpann
Aus blauer Wogen Schoß geſtiegen.
Beym erſten Gruß der Göttinn fliegen
Karthagos Pforten auf, es fluthen Roß und Mann
In munterm Schwarm laut lermend durch die Felder,
Das weite Garn, den Jagdſpieß in der Hand,
Kommt der Maßylier im Flug daher gerannt,
Es ſchnaubt der Doggen Spürkraft durch die Wälder.

25.

Am Eingang des Pallaſtes harrt
Der Königinn, die noch am Putztiſch ſäumet,
Der Punier Fürſtenſchaar, und an den Stufen ſcharrt,
In Gold und Purpur prächtig aufgezäumet,
Das ſtolze Roß der edeln Jägerinn,
Und knirſcht voll Ungeduld in die beſchäumten Zügel.
Auf thun ſich endlich des Pallaſtes Flügel;
Umringt von Volk, erſcheint Karthagos Königinn.

26.

Ein tyriſch Oberkleid, geſchmückt
Mit buntem Saum, umfließt die ſchönen Glieder;
Durch ihre Locken iſt ein goldnes Netz geſtrickt,
Vom Rücken ſchwankt der volle Köcher nieder,
Von goldnem Haken wird der Purpur aufgeknüpft.
Ihr folgt der Phryger Schaar; mit kind'ſchem Jubel hüpft
Aſkan voraus, und Alle zu verdunkeln
Sieht man Aeneen ſelbſt im mittlern Reihen funkeln.

27.

So wenn Apoll zu Delos heim'ſchem Herd
Von ſeinem Winterſitz am Xanthus wiederkehrt —
Da lebt Geſang und Tanz! die feſtlichen Altäre
Umjauchzt der Agathyrſen bunte Schaar,
Der Kreter, der Dryopen Heere.
Er ſelbſt, den zarten Zweig des Lorbers in dem Haar,
Durch deſſen Wellen ſich ein goldnes Band gezogen,
Steigt von des Cynthus Höh'n, und ihn umrauſcht der Bogen.

28.

So majeſtätiſch zog Aeneas jetzt heran.
Kaum hatte man der Berge Höh'n erſtiegen,
Kaum aufgeſcheucht das Wild auf unwegſamer Bahn,
So werfen Gemſen ſich und wilde Ziegen
Im Sprung vom ſteilen Fels, und vom Gebirge fliegen
Durch der Gefilde weiten Plan
Der Hirſche ſcheue Herden, von den Wogen
Des aufgerührten Staubs den Blicken bald entzogen.

29.

Den raſchen Renner taumelt ab und auf
Askan im tiefen Thal, mit kindiſchem Vergnügen,
Bemüht, in vogelſchnellem Lauf
Jetzt dieſen, jenen dann wetteifernd zu beſiegen.
Wie feurig lechzt ſein junger Muth,
Zu treffen auf des Ebers Wuth,
Und einmal doch in dieſem ſcheuen Haufen
Auf einen Löwen anzulaufen!

30.

Indeſſen kracht des Himmels ganzer Plan
Von fürchterlichen Donnerſchlägen;
Auf ſchwarzen Flügeln bringt ein heulender Orkan
Geborſt'ner Wolken Flut, des Hagels finſtern Regen.
Erſchrecken fliehen auf zerſtreuten Wegen
Die Punier, die Teukrer mit Askan,
In Klüften ſich, in Höhlen einzuſchließen,
Indem von Bergen ſchon ſich Wetterbäche gießen.

31.

In Einer Felſenkluft, Eliſa, findeſt du
Mit dem Trojaner Fürſten dich zuſammen;
Dem Bräutigam führt Juno ſelbſt dich zu,
Und Mutter Tellus winkt. Der Horizont in Flammen
Bezeugt den unglückſel'gen Liebesbund.
Statt Hochzeitfackeln leuchten dir die Blitze,
Und heulend ſtimmt der Oreaden Mund
Dein Brautlied an auf hoher Felſenſpitze.

32.

Der Fürſtinn Glück entfloh mit dieſem Tag.
Nichts kann aus ihrem Taumel ſie erwecken;
Nicht das verklagende Gerücht vermag
Aus ihrer Trunkenheit die Raſende zu ſchrecken.
Jetzt kein Gedanke mehr, in ſcheuer Heimlichkeit
Des Herzens Glut der Neugier zu entrücken —
Der Ehe heil'ger Name wird entweiht,
Die Schuld der Leidenſchaft zu ſchmücken.

33.

Alsbald macht das Gerücht ſich auf,
Die große Poſt durch Libyen zu tragen.
Wer kennt ſie nicht, die Kräfte ſchöpft im Lauf,
Der Weſen flüchtigſtes, die ſchnellſte aller Plagen?
Klein zwar vor Furcht kriecht ſie aus des Erfinders Schoß.
Ein Wink — und ſie iſt rieſengroß,
Berührt den Staub mit ihrer Sole,
Mit ihrem Haupt des Himmels Pole.

34.

Das ungeheure Kind gebahr einſt Tellus Wuth,
Zu rächen am Olymp den Untergang der Brüder,
Die jüngſte Schweſter der Gigantenbrut,
Behend im Lauf, mit flüchtigem Gefieder.
Groß, ſcheußlich, fürchterlich! So viel es Federn trägt,
Mit ſo viel Ohren kann es um ſich lauſchen,
Durch ſo viel Augen ſieht's, ſo viele Rachen reckt
Es auf, mit ſo viel Zungen kann es rauſchen.

35.

Winkt Hekate die laute Welt zur Ruh,
So fliegt es brauſend zwiſchen Erd' und Himmel,
Kein Schlummer ſchließt ſein Auge zu.
Am Tage ſucht's der Städte rauſchendes Getümmel,
Da pflanzt es horchend ſich auf hoher Thürme Thron,
Und ſchreckt die Welt mit ſeinem Donnerton,
So eifrig, Läſterung und Lügen feſt zu halten,
Als fertig, Wahrheit zu entfalten.

36.

Jetzt brannt' es ſchadenfroh, die mannigfachſten Sagen,
Wahr oder falſch, gleichviel! durch Libyen zu ſtreun.
Ein trojiſcher Aeneas ſoll gekommen ſeyn,
Der ſchönen Dido Hand im Raub davon zu tragen;
Zerfließen ſoll in üppigen Gelagen
Die lange Winterzeit dem ſchwelgeriſchen Paar.
Vergeſſen ſie, ſein Reich zu ſchirmen vor Gefahr,
Er, neue Kronen zu erjagen.

37.

Zu Jarbas nimmt das Unthier ſeinen Lauf,
Weckt in des Königs Bruſt die alten Liebesflammen,
Und thürmt des Zornes Donnerwolken auf.
Es rühmt ſich dieſer Fürſt, von Ammon abzuſtammen,
Dem die entführte Garamantis ihn gebahr:
Des Stifters hohe Abkunft zu bezeugen,
Sieht man in ſeinem Reich unzähl'ge Tempel ſteigen,
Und hundertfach erhebt ſich Zevs Altar.

38.

Des Vaters hoher Gottheit leuchtet
Ein ewig waches Feu'r, von Prieſtern angefacht;
Stets iſt des Gottes Herd von Opferblut befeuchtet,
Indem das Heiligthum von bunten Kränzen lacht.
Hier war's, wo jetzt, durchdonnert vom Gerüchte
Und überwältigt von des Zornes Laſt,
Der Fürſt ſich niederwarf vor Ammons Angeſichte,
Und flehend ſo zum Himmel raſ't:

39.

Das duldeſt du, ruft er, mit allen deinen Blitzen,
Allmächt'ger Zeus, den Libyen verehrt?
Dem wir auf prächt'gen Polſterſitzen
Beim frohen Mahl der Traube Blut verſpritzen?
So iſt's ein Irrlicht nur, was durch die Wolken fährt?
So zittern wir umſonſt vor deinem Donnerkeile?
So iſt's ein leerer Schall, ein nichtiges Geheule,
Was unſer bebend Ohr dort oben rauſchen hört?

40.

Ein flüchtig Weib, bedrängt, ein Obdach nur zu finden,
Erſcheint in meinem Reich. Auf halb geſchenktem Strand
Gelingt's ihr endlich, eine Stadt zu gründen;
Die Ufer geb' ich ihr zum Ackerland,
Schenk' ihr großmüthig alle Fürſtenrechte,
Erröthe nicht, um ihre Hand zu freyn –
Umſonſt! Ein Flüchtling kommt aus trojiſchem Geſchlechte,
Den nimmt ſie auf, deß Sklavinn will ſie ſeyn.

41.

Und dieſer Weiberheld mit ſeiner Knabenſchaar,
Herausgeſchmückt mit ſeiner lyd'ſchen Mütze,
Unwiderſtehlich durch ſein ſalbentriefend Haar,
Genießt nun ſeines Raub's in ihrem Fürſtenſitze.
Und wir, die mit verſchwenderiſcher Hand
Das Fleiſch der Rinder dir geſchlachtet,
Gefürchtet über Meer und Land,
Wir werden ungeſtraft verachtet!

42.

Erhörung findet er vor Ammons Angeſicht.
Der blickt nach Tyrus Stadt, wo reich durch ihre Herzen
Der Schmähſucht Pfeil die Liebenden verſchmerzen,
Winkt dann vor ſeinen Thron Cyllenius und ſpricht:
Wohlan, mein Sohn! Laß dich die Winde niederſchwingen
Zu dem Dardanier, der in Karthago ſäumt,
Und den verheißnen Thron im Arm der Luſt verträumt,
Und eile, mein Gebot zu ſeinem Ohr zu bringen.

43.

Nicht, wie man jezt ihn überraſcht, verhieß
Ihn ſeine Mutter mir, die Göttinn von Cythere;
Nicht, daß er ſchwelgen ſollt' in Tyrus Stadt, entriß
Sie zweymal ihn der Myrmidonen Speere.
Das kriegeriſche Land, der Reiche künft'ges Grab,
Italien ſollt' er regieren,
Verherrlichen den Stamm, der ihm den Urſprung gab,
Und die bezwung'ue Welt in Sklavenketten führen.

44.

Kann ſolcher Größe Glanz ſein Herz nicht mehr beleben,
Will er für *eignen* Ruhm den Arm nicht mehr erheben,
Warum mißgönnt er ſeinem Sohn
Unväterlich der Römer Thron?
Was iſt ſein Zweck? was hält in Tyrus ihn vergraben,
Wo ein verjährter Haß den Untergang ihm droht?
Er ſegle fort! Er ſegle, will ich haben.
Das iſt mein ernſtliches Gebot.

45.

Er ſpricht's, und was der große Vater ihm befehlen.
Läßt jener ſchleunig in Erfüllung gehn.
Erſt knüpft er an den Fuß die goldnen Flügelſohlen,
Die reißend mit des Sturmes Wehn
Ihn hoch wegführen über Meer und Land,
Faſſt dann den Stab, der einwiegt und erwecket,
Der die Verſtorb'nen führt zu Lethes ſtillem Strand,
Zurückbringt, und das Aug' mit Todesnacht bedecket.

46.

Mit dieſem Stab gebeut er dem Orkan,
Durchſchwimmt der Wolken Meer und lenkt der Stürme Wagen.
Jezt langt er bey der Stirn des rauhen Atlas an,
Und ſieht im Fluge ſchon die ſchweren Schultern ragen,
Die hoch und ſteil den Himmel tragen.
In der Gewölke ſchwarzem Kiſſen ruht
Sein fichtenſtarres Haupt, jetzt von des Hagels Wuth
Gepeitſcht, jetzt von der Winde Grimm geſchlagen.

47.

Die Achſeln deckt ein ew'ger Schnee. Es ſtarrt,
Von tauſendjähr'gem Eis umfangen,
Des Greiſen ſchauervoller Bart,
Und Wetterbäche waſchen ſeine Wangen.
Hier hält Merkur zuerſt die raſchen Flügel an,
Und ruht in ſanftem Fall auf dem beeiſten Zacken,
Wirft dann von des Gebirges Nacken
Mit ganzem Leib ſich in den Ocean.

48.

So ſchwebt in tief geſenktem Bogen
Um fiſchbewohnter Klippen Rand
Die Möwe längs dem Meeresſtrand,
Und netzt den niedern Fittig in den Wogen.
So kam jetzt zwiſchen Meer und Land
Durch Libyens gethürmten Sand
Vom mütterlichen Ahn Merkurius geflogen,
Und brach mit ſchnellem Flug der Winde Widerſtand.

49.

Kaum weilt ſein Flügelfuß in Tyrus nächſten Gauen,
So ſtellt Aeneas ſich ihm dar, bemüht,
Die Mauern zu erneu'n und Thürme zu erbauen.
Ein Schwert, mit Jaſpis reich bezogen, glüht
An ſeinem Gurt, hell flammt um ſeine Lenden
Ein Oberkleid, mit Purpurblut getränkt,
Von der Geliebten ihm geſchenkt,
Und reich mit Gold durchwirkt von ihren eignen Händen.

50.

Schnell tritt der Gott ihn an. So, ruft er, Weiberknecht!
So überraſcht man dich! Du bauſt Karthagos Veſte,
Du gründeſt zierliche Palläſte,
Und dein Beruf, dein auf dich hoffendes Geſchlecht,
Weg ſind ſie, weg aus deiner Seele?
Merk auf! Ich bringe dir Befehle
Vom Herrſcher des Olymps, von jener furchtbarn Macht,
Vor der der Himmel bebt, des Erdballs Achſe kracht.

51.

Von welcher Hoffnung Zauberſeilen
Läßt ſich dein müß'ger Fuß in Libyen verweilen?
Reizt dich des Ruhmes lorbervolle Bahn
Nicht mehr, willſt du für eignen Glanz nichts wagen,
Warum ſoll dein aufblühender Askan
Der Größe, die ihm winkt, entſagen?
Warum das Scepter ſich entriſſen ſehn,
Das ihm beſchieden iſt auf des Janikuls Höh'n?

52.

Kaum ſchweigt der Gott, ſo iſt er ſchon den Blicken
Der Sterblichen in dünne Luft entrückt.
Mit ſchweigendem Entſetzen blickt
Aeneas nach, ihm ſchauert's durch den Rücken,
Die Locken ſtehn bergan, im Munde ſtirbt der Laut.
Durchdonnert von dem göttlichen Befehle
Beſchließt er ſchnelle Flucht, und mit entſchloſſ'ner Seele
Entſagt er ſeiner theuern Braut.

53.

Ach, aber wo der Muth, die Flucht ihr anzukünden?
Wo die Beredſamkeit, ein liebeflammend Herz
Zu heilen von der Trennung Schmerz?
Wo auch den Eingang nur zu dieſer Botſchaft finden?
Nach allen Mitteln wird geſpäht,
Und von Entwurfe zu Entwurfe ſchwanken
Die ſtürmiſchwogenden Gedanken,
Bis endlich der Entſchluß bey dieſem ſtille ſteht.

54.

Still ſoll Kloanth verſammeln alle Schaaren,
Die Flotte ziehen in den Ocean,
Doch nicht den Zweck der Rüſtung offenbaren.
Indeſſen ſie in ihres Glückes Wahn
Nicht träumt, daß ſolche Bande können reißen,
Will er, die nahe Flucht ihr zu geſtehn,
Der Augenblicke günſtigſten erſpähn! —
Mit Luſt vollſtrecken die, was ſie der Fürſt geheißen.

55.

Doch bald errieth — Wer täuſcht der Liebe Seherblick?
Ihr ahnungsvoller Geiſt das drohende Geſchick.
Den Schlag, der ſpäter erſt ſie treffen ſoll, beſchleunigt
Ihr fürchtend Herz, im Schoß der Ruhe ſelbſt gepeinigt.
Derſelbe Mund, der ſo geſchäftig war,
Das Glück der Liebenden den Völkern zu berichten,
Entdeckt ihr, daß der Trojer Schaar
Sich fertig macht, die Anker ſchnell zu lichten.

56.

So fährt, wenn der Orgyen Ruf erſchallt,
Die Maenas auf, wenn durch ihr glühendes Gehirne
Die nahe Gottheit brauſt, und von Cythärons Stirne
Das nächtliche Geheul der Schweſtern wiederhallt.
So ſchweifte Dido nun durch Tyrus ganze Weite
Im Wahnſinn ihrer Qual, bis ſie erſchöpft im Streite
Des Stolzes und der Leidenſchaft
Mit dieſen Worten den Trojaner ſtraft:

57.

Verräther! ruft ſie aus, du hoffſt noch zu verhehlen,
Was deine Bruſt doch zu beſchließen fähig war?
Du willſt dich heimlich aus Carthago ſtehlen?
Dich hält die Liebe nicht, Barbar,
Die Treue nicht, die du mir einſt geſchworen?
Die Unſchuld nicht, die ich durch dich verloren?
Dich hält mein Tod — dich hält der Sterbeblick
Des Opfers, das du würgeſt, nicht zurück?

58.

Im Winter ſelbſt willſt du die Segel ſpannen,
Willſt dem Orkan zum Trotz von dannen?
Und ach! wohin? Nach einem fremden Strand!
Zu Völkern, dir noch unbekannt!
Ja! Wäre nun dein Troja nicht gefallen,
Wär's noch das Land der väterlichen Hallen,
Dem du durchs wilde Meer entgegen ziehſt!
Unmenſch! Und ich bin's, die du fliehſt!

59.

Bey dieſer Thränenfluth! Bey deiner Manneshand!
Weil ich an dich doch Alles ſchon verloren,
Bey unſrer Liebe friſch geflochtnem Band,
Bey Hymens jungen Freuden ſey beſchworen!
Empfingſt du Gutes je aus meiner Hand,
Hat jemals Wonne dir geblüht in meinen Armen,
Laß dich erbitten, bleib! O, hab' Erbarmen
Mit meinem Volk, mit dem verlor'nen Land!

60.

Um deinetwillen haßt mich der Numide,
Um deinetwillen ſind die Tyrier mir gram;
Um deinetwillen floh der Unſchuld ſtolzer Friede
Auf ewig mich mit der entweihten Scham;
Mein Ruf iſt mir geraubt, die ſchönſte meiner Kronen,
Der meinen Namen ſchon an die Geſtirne ſchrieb.
Mein Gaſt reiſ't ab — mit Tod mich abzulohnen!
Gaſt! das iſt Alles, was mir von dem Gatten blieb.

61.

Wozu das traur'ge Leben mir noch friſten?
Bis Jarbas mich in ſeine Ketten zwingt?
Bis ſich der Bruder zeigt, mein Tyrus zu verwüſten?
Ja! Läge nur, wenn dich die Flucht von dannen bringt,
Ein Sohn von dir an meinen Mutterbrüſten!
Säh' ich dein Bild, in einem Sohn verjüngt,
In einem theuren Julus mich umſpielen,
Getröſtet würd' ich ſeyn, nicht ganz getäuſcht mich fühlen!

62.

Sie ſchweigt, und Zevs Gebot getreu, bezwingt
Mit weggekehrtem Blick der Teukrier die Qualen,
Mit denen ſtill die Heldenſeele ringt.
Nie, rief er jetzt, werd' ich mit Undank dir bezahlen,
Was dein beredter Mund mir in Erinnrung bringt.
Nie wird Eliſens Bild aus meiner Seele ſchwinden,
So lange Lebensglut durch meine Adern dringt,
Der Geiſt noch nicht verlernt hat, zu empfinden.

63.

Jetzt wen'ge Worte nur. Nicht heimlich wie ein Dieb,
O glaub' das nicht, wollt' ich aus deinem Reich mich ſtehlen.
Wann maßt' ich je mich an, mit dir mich zu vermählen?
War's Hymen, der an deinen Strand mich trieb?
Wär' mir's vergönnt, mein Schickſal mir zu wählen,
Was von der Heimat mir nur irgend übrig blieb,
Mein Troja ſucht' ich auf, die Reſte meiner Theuern,
Mit friſcher Hand den Thron der Väter zu erneuern.

64.

Jetzt heißt Apolls Orakel nach dem Strand
Des herrlichen Italiens mich eilen.
Dort iſt mein Hymen, dort mein Vaterland!
Kann dich, die Tyrerinn, Karthagos Strand verweilen,
Den du erſt kurz zum Eigenthum gemacht —
Warum in aller Welt wird's Teukriern verdacht,
Sich in Auſonien nach Hütten umzuſchauen?
Auch uns ſteht's frey, uns auswärts anzubauen.

65.

Nie breitet um die ſtille Welt
Die Nacht ihr thauiges Gewand, nie ſticken
Die goldnen Sterne des Olympus Zelt,
Daß nicht Anchiſens Geiſt, Entrüſtung in den Blicken,
Im Traumgeſicht ſich mahnend vor mich ſtellt.
Mich ſtraft ein jeder Blick, der auf den Knaben fällt,
Daß ich durch Zögern ihn von einem Thron entferne,
Der ſein iſt durch die Gunſt der Sterne.

66.

Und jetzt gebeut der Götterbote mir
Das Nehmliche, vom Herrn des Himmels ſelbſt geſendet.
Bey meinem Leben, Fürſtinn, ſchwör' ich's dir,
Bey meines Sohnes Haupt! Kein Wahn hat mich geblendet.
Ich ſelbſt ſah' ihn — bey hellem Sonnenlicht —
In dieſe Mauern ziehn. Ich hörte ſeine Stimme.
Drum quäl' uns beide nicht mit undankbarem Grimme;
Nicht freie Wahl entfernt mich, ſondern Pflicht.

67.

Längſt hatte ſie, indem er ſprach, den Rücken
Ihm zugekehrt, und ſchaute wild um ſich.
Dann mißt ſie ſchweigend ihn mit großen Blicken;
Jetzt reißt der Zorn ſie fort. „Verräther! ruft ſie, dich,
Dich hätte Cypria, die Göttinn ſanfter Lüſte,
Dich Dardanus gezeugt? — In grauſenvoller Wüſte
Schuf Caukaſus aus rauhen Felſen dich,
Und Tigermütter reichten dir die Brüſte.

68.

Denn was verberg' ich mir's? Braucht's mehr Beweis?
Hat Einen Seufzer nur mein Jammer ihm entriſſen?
Mein Schmerz nur Einmal aufgethaut das Eis
In ſeinem Blick? Erſchüttert ſein Gewiſſen?
Floß Eine Thräne nur, ſein Leid mir zu geſtehn?
O, was empört mich mehr? Sein Undank? Dieſe Kälte?
Gerechte Götter! Nein, von eurem hohen Zelte
Könnt ihr dies nicht gelaſſen ſehn!

69.

Trau' Einer Menſchen! Nackt an meinem Strande
Fand ich den Flüchtling, da er ſcheiterte;
Zu wohnen gönnt' ich ihm in meinem Lande,
Erhielt ihm die Gefährten, rettete
Der Flotte Trümmer — O, mich bringt's von Sinnen!
Nun kommt ein Götterſpruch! Nun ſpricht Apoll!
Nun ſchickt Chronion ſelbſt von des Olympus Zinnen
Befehle nieder, gräßlich, ſchauervoll!

70.

O freilich! das bekümmert die dort oben!
Das ſtört ſie auf in ihrer goldnen Ruh!
Doch ſey's wie's ſey! Ich ſchenke dir die Proben,
Geh immer, ſteure friſch dem Tiberſtrome zu.
Noch leben Götter, die den Meineid rächen.
Auf ſie vertraut mein Herz. Geh, überlaſſe dich
Den Wellen nur. Ich weiß, du denkſt an mich,
Wenn zwiſchen Klippen deine Schiffe brechen.

71.

Abweſend eil' ich dir in ſchwarzen Flammen nach,
Und ſchrecklich ſoll, wenn dieſes Leibes Bande
Des Todes kalte Hand zerbrach,
Mein Geiſt dich jagen über Meer und Lande.
Bezahlen ſollſt du mir, entſetzlich, fürchterlich!
Ich hör' es noch, wenn man mich längſt begraben;
Im Reich der Schatten will ich mich
An dieſer Freudenbotſchaft laben.

72.

Hier bricht ſie ab, entreißt in ſchneller Flucht,
Sich zürnend des Trojaners Blicken,
Der noch verlegen ſäumt, und fruchtlos Worte ſucht,
Des Kummers Größe auszudrücken.
Beſiegt von ihrem ſchweren Harm
Sinkt ſie in ihrer Dienerinnen Arm,
Die auf ein Marmorbett ſie niederlegen,
Und den erſchöpften Leib auf weichen Kiſſen pflegen.

73.

Wie feurig auch der Menſchliche ſich ſehnt,
Durch ſanfter Worte Kraft die Leidende zu heilen,
Wie mancher Seufzer auch den Heldenbuſen dehnt,
Der Wink des Himmels heißt ihn eilen,
Und Amors Stimme weicht dem göttlichen Geheiß.
Er fliegt zum Strand, wo der geſchäft'ge Fleiß
Der Seinen brennt, die Schiffe flott zu machen;
Schon tanzen auf der Fluth die wohlverpichten Nachen.

74.

Noch ungezimmert bringen ſie den Baum,
(So ernſtlich gilt's) noch grün die Ruder hergetragen,
Es lebt von Menſchen, die zum Ufer jagen,
Vom Hafen bis zur Stadt der ganze Zwiſchenraum.
So, wenn geſchäftiger Ameiſen Schaaren,
Dem kargen Winter Nahrung aufzuſparen,
Den Weizenberg zu plündern glühn,
Und mit dem Raube dann in ihre Löcher fliehn.

75.

Der ſchwarze Trupp durchzieht die Schollen,
Bemüht, die Beute fortzurollen,
Auf ſchmalem Weg, durch Gras und Kraut,
Stemmt dort, die ſchweren Körner zu bewegen,
Sich mit den Schultern kräftiglich entgegen,
Dem dritten iſt die Aufſicht anvertraut,
Der ſpornt das Heer und ſtraft die Trägen,
Lebendig iſt's auf allen Wegen.

76.

Wie war bey dieſem Anblick dir zu Muth,
Eliſa? welche Seufzer ſchickteſt
Du zum Olymp, als du des Eifers Glut
Von deiner hohen Burg am Meeresſtrand erblickteſt?
Vor deinem Angeſicht die ganze Waſſerwelt
Erzittern ſahſt von rauhen Schifferkehlen?
Grauſame Leidenſchaft! Auf welche Proben ſtellt
Dein Eigenſinn der Menſchen Seelen!

77.

Auf's Neue wird der Thränen Macht
Erprobt, auf's Neu' das ſtolze Herz den Siegen
Der Leidenſchaft zum Opfer dargebracht.
Wie ſollte ſie, eh' alle Mittel trügen,
Hinuntereilen in des Grabes Nacht?
Sieh, Anna, ruft ſie aus, wie ſie zum Hafen fliegen!
Wie's wimmelt an dem Strand! Sieh! Sieh! die Schiffe ſind
Bekränzt, die Segel rufen ſchon dem Wind!

78.

Hätt' ich zu dieſem Schlage mich verſehen,
So hätte, ihn zu überſtehen,
Mir auch gewiß die Faſſung nicht gefehlt.
Drum noch dies Einzige. Dir ſchenkt er ſein Vertrauen,
Dir noch allein, du darfſt in ſeine Seele ſchauen,
Nie hat er eine Regung dir verhehlt.
Du weißt des Herzens weiche Seiten aufzuſpähen,
Drum geh, den ſtolzen Feind noch einmal anzuflehen.

79.

Sag' ihm, nie hab' ich mich an Aulis Strand
Verſchworen mit dem Feind, ſein Ilium zu ſchleifen,
Nie Schiffe mitgeſandt, die Veſte anzugreifen,
Des Vaters Aſche nie aus ihrer Gruft entwandt.
Warum ſchließt er ſein Ohr hartherzig meiner Bitte?
Er warte doch, bis ein geneigter Wind ihm weht.
Er wage doch die Fahrt nicht in des Winters Mitte.
Dies ſey der letzte Dienſt, um den ihn Dido fleht.

80.

Nicht jenes alte Band will ich erneuern,
Das er zerriß, nicht hinderlich ihm ſeyn,
Nach ſeinem theuern Latium zu ſteuern,
Um Aufſchub bitt' ich ihn allein,
Um etwas Friſt, den Sturm des Buſens zu bezähmen,
Gelaſſ'ner zu verſchmerzen dieſen Schlag!
Noch dieſen Dienſt laß in das Grab mich nehmen,
Der deiner Liebe Maß an mir vollenden mag.

81.

So fleht die Elende. Der Schweſter heiße Zähren
Bringt Anna vor ſein Ohr. Umſonſt, die Götter wehren.
Sein fühlend Herz verſchließt des Schickſals Macht.
So wenn, den hundertjähr'gen Eichſtamm umzureißen,
Die Alpenſtürme wüthend ſich befleißen,
Und brauſend ihn umwehn — bis an den Wipfel kracht
Der Stamm, ſie faſſen heulend ſeine Glieder,
Und von den Zweigen rauſcht ein grüner Regen nieder.

82.

Er ſelbſt hängt zwiſchen Klippen feſt; ſo weit
Sein Wipfel aufwärts in den Himmel dräut,
So tief dringt ſeine Wurzel in die Hölle.
So ward von fremdem Flehn, noch mehr von eignem Schmerz,
Zerriſſen jetzt des Helden Herz,
Doch der Entſchluß behauptet ſeine Stelle.
Wie auch ſein Herz in allen Tiefen leidet,
Geſchehen muß, wie das Geſchick entſcheidet.

83.

Verhaßt iſt ihr fortan des Himmels Bogen;
Von gräßlichen Erſcheinungen bedroht,
Vom Schickſal ſelbſt zum Abgrund hingezogen,
Beſchließt die Unglückſelige den Tod.
Einſt, als ſie den Altar beſchenkt mit frommen Gaben
Verwandelt jählings ſich des heil'gen Weines Flut,
Entſetzliches Geſicht! in Blut,
Und dies Geheimniß ward mit ihr begraben

84.

Auch ſtand, den Manen des Gemahls geweiht,
Im Hauſe eine marmorne Kapelle,
Verehrt von ihr mit frommer Zärtlichkeit,
Geſchmückt mit manchem Laub und glänzendweißem Felle.
Von hier aus hörte ſie, wenn alles ringsum ſchlief,
Des Gatten Ton, der ſie mit Namen rief,
Und einſam wimmerte auf hohem Dach die Eule
Ihr todtweiſſagendes Geheule.

85.

Auch manch Orakel wird in ihrem Buſen wach,
Aeneens Schatten ſelbſt ſcheucht ſie mit wildem Blicke,
Eilt der Geängſtigten in Träumen drohend nach,
Und einſam ſtets bleibt ſie zurücke.
Ihr däucht, ſie wandle hin auf menſchenleerer Flur,
Sie ganz allein auf einem langen Pfade,
Und ſuche ihrer Tyrer Spur
Längs dem verlaſſenen Geſtade.

86.

So ſiehet Pentheus Fieberwahn
Die Schaar der Furien ihm nahn,
Zwey Theben um ſich her, zwey Sonnen aufgegangen.
So ruft der Bühnen Kunſt Oreſtens Bild hervor,
Wenn mit der Fackel ihn und fürchterlichen Schlangen
Der Mutter Schatten jagt, der Racheſchweſtern Chor,
Geſpien aus dem Schlund der Hölle,
Ihn angraust an des Tempels Schwelle.

87.

Als jezt, ein Raub der ſchwarzen Eumeniden,
Eliſa ſich dem Untergang geweiht,
Auch über Zeit und Weiſe ſich entſchieden,
Tritt ſie die Schweſter an mit falſcher Heiterkeit,
Läßt im verſtellten Aug' der Hoffnung Strahlen blitzen.
Tief ſcheint der lange Sturm des Buſens jezt zu ruhn:
Geliebte, freue dich, ein Mittel weiß ich nun,
Ihn zu vergeſſen oder zu beſitzen.

88.

Am fernen Mohrenland, dort wo des Tages Flamme
Sich in des Weltmeers lezte Fluthen neigt,
Wo unterm Himmel ſich der Atlas beugt,
Wohnt eine Prieſterinn aus der Maſſyler Stamme.
Ihr iſt der Heſperiden Haus vertraut,
Sie hütete die heil'gen Zweige,
Beſänftigte mit ſüßem Honigteige
Des Drachen Wuth und mit dem Schlummerkraut.

89.

Die rühmt ſich, jedes Herz, verlezt von Amors Pfeilen,
Durch ihres Zaubers Kraft zu heilen;
Auf andre drückt ſie ſelbſt den Pfeil des Kummers ab.
Sie zwingt in ihrem Lauf die Ströme, ſtill zu ſtehen,
Die Sterne kann ſie rückwärts drehen,
Und Nachtgeſpenſter ruft ſie aus dem Grab,
Zerreißt der Erde brüllend Eingeweide,
Und zieht den Eichbaum von des Berges Haide.

90.

Daß es bis dahin mit mir kommen muß!
Bei deinem theuren Haupt! Bey Zeus Olympius!
Es fällt mir ſchwer! Doch jetzt kann Zauber nur mich retten.
Drum, Liebe, richte ſtill mir einen Holzſtoß auf
Im innern Hof des Hauſes! Lege drauf
Das Schwert, jedweden Reſt des Schändlichen, die Betten,
Wo meine Unſchuld ſtarb! Die Prieſterinn gebeut,
Zu tilgen jede Spur, die mir ſein Bild erneut.

91.

Sie ſpricht's und Todesbläſſe deckt
Ihr Angeſicht. Doch daß in dieſem Schleyer
Der Schweſter eig'ne Leichenfeyer
Sich birgt, bleibt Annens blödem Sinn verſteckt.
In der Verzweiflung Tiefen unerfahren,
Beſorgt ſie Schlimm'res nichts, als was Eliſens Gram
Beim Tod des erſten Gatten unternahm;
Drum ſäumt ſie nicht, der Schweſter zu willfahren.

92.

Bald ſteht durch ihrer Hände Fleiß
Ein großer Holzſtoß aufgerichtet,
Aus Fackeln und aus dürrem Reis
Im innern Hofraum aufgeſchichtet.
Ihn ſchmückt die Königinn, wol wiſſend was ſie thut,
Mit einem Kranz und der Cypreſſe traur'gen Aeſten,
Und hoch auf ihrem Brautbett ruht
Des Trojers Bild und Schwert mit allen Ueberreſten.

93.

Auf jeder Seite zeigt ſich ein Altar,
Und in der Mitte ſteht mit aufgelöſtem Haar
Die Prieſterinn in heil'ge Wuth verloren.
Ihr fürchterlicher Ruf durchdonnert ſelbſt die Nacht
Des Erebus. Des Chaos wilde Macht,
Ein ganzes Heer von Göttern wird beſchworen,
Perſephoneiens dreyfache Gewalt,
Dianens dreymal wechſelnde Geſtalt.

94.

Die Fluthen des Avernus vorzuſtellen,
Beſprengt ſie den Altar mit heil'gen Wellen.
Nach jungen Kräutern wird geſpäht,
Die von des Giftes ſchwarzen Tropfen ſchwellen,
Beim Mondlicht mit der Sichel abgemäht;
Auch forſcht man nach dem Liebesbiſſen,
Der auf der Fohle jungem Haupt ſich bläht,
Dem Zahn des Mutterpferds entriſſen.

95.

Sie ſelbſt, das Opferbrot in frommer Hand,
Mit bloßem Fuß, mit losgebundenem Gewand,
Zum Tod entſchloſſen, ſteht an den Altären,
Des Himmels Zorn, der Götter Strafgericht
Auf ihres Mörders Haupt herabzuſchwören,
Und ſchützt ein Gott der Liebe fromme Pflicht,
Der Treue heiliges Verſprechen,
Ihn ruft ſie auf, zu ſtrafen und zu rächen.

96.

Gekommen war die Nacht, und alle Weſen ruhten
Erſchöpft im ſüßen Arm des Schlafs. Tief ſchweigt
Der Wald, gelegt hat ſich der Zorn der Fluthen,
Zur Mitte ihrer Bahn die Sterne ſich geneigt.
Der Vögel bunter Chor verſtummt, die Flur, die Herden,
Was ſich in Sümpfen birgt und in der Wälder Nacht,
Vergißt der Arbeit und Beſchwerden,
Gefeſſelt von des Schlummers Macht.

97.

Nur deines Buſens immer wachen Kummer,
Unglückliche Eliſa! ſchmilzt kein Schlummer,
Nie wird es Nacht auf deinem Augenlied.
Empfindlicher erwachen deine Schmerzen,
Auf's Neu' entbrennt in deinem Herzen
Der Kampf, den ach! Verzweiflung nur entſchied.
Jetzt Raub des Grimms, jetzt ihres Kummers Beute,
Beginnt ſie ſo in dieſem innern Streite.

98.

Unglückliche, ruft ſie, was ſoll nunmehr geſchehn?
Gehſt du, von Neuem dich den Freyern anzutragen,
Die du verächtlich ausgeſchlagen,
Und der Nomaden Hand fußfällig zu erflehn?
Gehſt du, den Teukriern als Magd dich anzubieten?
Du kennſt ja ihre Dankbarkeit;
Du ſollteſt wiſſen, wie bereit
Sie ſind, empfangne Opfer zu vergüten.

99.

Und öffnen ſie dir wol der Schiffe ſtolzen Schoß,
Sey's auch, du könnteſt dieſe Schmach verſchmerzen?
So wenig weißt du, wie gewiſſenlos
Laomedontier mit Treu und Glauben ſcherzen!
Folgſt du den ſtolzen Ruderern allein?
Holſt du mit deinen Tyriern ſie ein?
Und kaum aus Sidons Stadt gewaltſam fortgezogen,
Vertrauſt du ſie auf's Neu' dem Spiel von Wind und Wogen?

100.

Nein, ſtirb, wie du verdient! Das Schwert befreie dich.
Dir, Schweſter, dank' ich meinen Fall. Du gabeſt mich
Dem Feinde Preis, von meinem Flehn beſtochen!
Konnt' ich nicht ſchuldlos, von Begierden rein,
Nicht frey von Hymens Band mich meines Lebens freun?
Mein Wort hab' ich, Sichäus, dir gebrochen,
Geſchworen deinem heiligen Gebein,
Erzürnter Geiſt, du wirſt gerochen!

101.

So quälte jene ſich, indeß auf hohem Schiff,
Entſchloſſen und bereit, Karthagos Strand zu räumen,
Aeneas ſchlief. Ihm zeigte ſich in Träumen
Daſſelbe Bild, das jüngſt mit Schrecken ihn ergriff,
Und bringt denſelben Auftrag wieder,
Dem Flügelboten gleich an Stimme, an Geſtalt,
Daſſelbe blonde Haar, das Majens Sohn umwallt,
Derſelbe ſchlanke Bau der jugendlichen Glieder.

102.

Iſt's möglich, ruft er, Göttinnſohn!
An des Verderbens Rand kannſt du des Schlummers pflegen?
Siehſt die Gefahren nicht, die ringsum dich bedrohn,
Und hörſt die Winde nicht, die deine Segel regen?
Von wilder Wuth empört ſinnt Jene, dich mit Liſt,
Mit unentrinnbarem Verderben zu umſchlingen,
Du eilſt nicht mit des Windes Schwingen
Davon, da dir noch Flucht verſtattet iſt?

103.

Grüßt dich Aurora noch in dieſem Land,
So ſiehſt du weit und breit die Wellen
Mit Schiffen überdeckt, den ganzen Meeresſtrand
Von mordbegier'gen Fackeln ſich erhellen.
Flieh' ohne Aufſchub! Flieh! Veränderlich
Iſt Frauenſinn und nimmer gleicht er ſich —
Er ſpricht's und fließt in Nacht dahin. Voll Schrecken
Fährt Jener aus dem Schlaf, und eilt ſein Volk zu wecken.

104.

Wacht auf! Geſchwind! Ergreift die Ruder! Spannt
Die Segel aus! Ein Gott, vom Himmel her geſandt,
Treibt mich auf's Neu, nicht länger mehr zu weilen,
Die Stränge zu zerhaun, die Abfahrt zu beeilen.
Wer du auch ſeyſt, erhabne Gottheit! Ja!
Frohlockend folgen wir dem Wink, den du gegeben,
Verleih uns Schutz! O ſey uns hold und nah!
Laß über unſerm Haupt geneigte Sterne ſchweben!

105.

Er ſpricht's und aus der Scheide blitzt
Sein flammend Schwert und trennt des Ankers Seile;
Ihm folgt die ganze Schaar, von gleicher Glut erhitzt,
Rafft alles fort, und treibt und rennt in voller Eile.
Schnell iſt die ganze Küſte leer.
Verſchwunden unter Schiffen das Meer.
Es keucht der Ruderknecht und quirlt zu Schaum die Wogen,
Zahlloſe Furchen ſind durch's blaue Feld gezogen.

106.

Und jetzo windet ſich aus Tithons goldnen Schoß
Des Morgens junge Göttinn los,
Und überſtrömt die Welt mit neugebohrnen Strahlen.
Aus ihren Fenſtern ſieht mit ſilberfarbem Grau
Die Königinn den Horizont ſich mahlen,
Sieht durch der Waſſer fernes Blau
Die Flotte ſchon mit gleichen Segeln fliegen,
Die Küſte leer, den Hafen öde liegen.

107.

Da ſchlägt ſie mit ergrimmter Hand
Die ſchöne Bruſt, zerrauft die gelben Locken:
Allmächt'ger Zevs, ruft ſie erſchrocken,
Er geht! Er flieht von meinem Strand!
Dem Fremdling ging es hin, mich ſtraflos zu verſpotten?
Bewaffnet nicht ganz Tyrus mein Geheiß?
Auf, auf! Reißt aus dem Zeughaus meine Flotten!
Bringt Fackeln! Rudert friſch! Gebt alle Segel preis!

108.

Wo bin ich? — Weh, was für ein Wahnſinn reißt mich fort?
Jetzt hat dein feindlich Schickſal dich ereilet,
Unglückliche! Da galt's, da war der rechte Ort,
Als du dein Reich mit ihm getheilet.
Das alſo iſt der Held voll Treu, voll Edelmuth,
Der ſeines Vaters Laſt auf fromme Schultern lud,
Der mit ſich führen ſoll auf allen ſeinen Bahnen
Die Heiligthümer ſeiner Ahnen!

109.

Kennt' ich in Stücken ihn nicht reißen, nicht zerſtreun
Im Meer, ihn und ſein Volk? Nicht ſeinen Sohn erwürgen?
Auftiſchen ihm zum Mahl? — Wo aber meine Bürgen,
Daß er nicht ſiegte? Möcht' es immer ſeyn!
Was fürchtet, wer entſchloſſen iſt zu ſterben?
Sein Lager ſteckt' ich an, mit einer Löwinn Wuth,
Vertilgte Vater, Sohn, die ganze Schlangenbrut,
Und theilte dann frohlockend ihr Verderben!

110.

O du, vor deſſen Strahlenangeſicht
Kein Menſchenwerk ſich birgt, erhab'nes Licht!
Du Gattinn Zeus, die meine Leiden kennet!
Du Hekate, die man durch Stadt und Land
Auf finſtern Scheidewegen heulend nennet!
Ihr Furien, ihr Götter, deren Hand
Die Sterbende ſich weiht! Vernehmt von euern Höhen
Der Rache Aufgebot! Neigt euch zu meinem Flehen!

111.

Muß der Verworſ'ne doch zum Ufer ſich noch ringen,
Iſt dem Verhängniß nichts mehr abzudingen,
Iſt's Jovis unabänderliches Wort,
O ſo erduld' er alle Kriegesplagen,
Von einem tapfern Volk aus ſeinem Reich geſchlagen,
Geriſſen aus des Sohnes Armen,
Such' er bey Fremdlingen Erbarmen,
Und ſehe ſchaudernd der Gefährten Mord!

112.

Und fügt er ſich entehrenden Verträgen,
So mög' er nimmer ſich des Throns noch Lebens freun,
Er falle vor der Zeit! Dies ſey mein letzter Segen;
Mit dieſem Wunſch geh' ich dem Styx entgegen.
Im Sande liege unbeerdigt ſein Gebein!
Dann, Tyrier, verfolgt mit ew'gen Kriegeslaſten
Den ganzen Samen des Verhaßten!
Dies ſoll mein Todesopfer ſeyn!

113.

Kein Friede noch Vertrag ſoll jemals euch vereinen,
Ein Rächer wird aus meinem Staub erſtehn,
In ihren Pflanzungen mit Feu'r und Schwert erſcheinen,
Früh oder ſpät! wie ſich die Kräfte tüchtig ſehn.
Feindſelig drohe Küſte gegen Küſte,
Rachgierig thürme Flut ſich gegen Flut,
Schwert blitze gegen Schwert, der ſpäten Enkel Brüſte
Entflamme unverſöhnte Wuth!

114.

Sie ſprach's und ſann voll Ungedult, die Bande
Des traur'gen Lebens zu zerreißen, rief
Sichäus Amme (ihre eigne ſchlief
Den langen Schlummer ſchon im mütterlichen Lande)
Laß, ſpricht ſie, theure Barce, ſchnell
Die Schweſter ſich mit friſchem Quell
Benetzen! Sag' ihr an, daß ſie die Thiere
Und die bewußten Opfer zu mir führe!

115.

Du ſelbſt, Geliebte, ſäume nicht,
Mit frommer Binde dir die Schläfe zu verhüllen,
Ich will des angefang'nen Opfers Pflicht
Dem unterird'ſchen Zevs erfüllen,
Und meinen Gram auf ewig ſtillen.
Sogleich flammt mit dem Böſewicht
Der Holzſtoß in die Luft! — Sie ſpricht's und ſonder Weile
Wankt Jene fort mit ihres Alters Eile.

116.

Sie ſelbſt, zur Furie entſtellt
Vom gräßlichen Entſchluß, der ihren Buſen ſchwellt,
Mit bluterhitztem Aug', geſtachelt von Verlangen,
Der Farben wechſelnd Spiel auf krampfhaft zuckenden Wangen,
Jetzt flammroth, jetzt, vom nahenden Geſchick
Durchſchauert, bleich wie eine Büſte,
Stürzt in den innern Hof, und, Wahnſinn in dem Blick,
Beſteigt ſie das entſetzliche Gerüſte.

117.

Reißt aus der Scheide des Trojaners Schwert,
Ach, nicht zu dieſem Endzweck ihr geſchenket!
Doch, als ihr Blick ſich auf Aeneens Kleider ſenket
Und auf das wohlbekannte Bette, kehrt
Sie ſchnell in ſich, verweilt bey dieſem theuern Orte,
Läßt noch einmal den Thränen freien Lauf,
Schwingt dann auf's Bette ſich hinauf,
Und ſcheidet von der Welt durch dieſe letzten Worte:

118.

Geliebte Reſte! Zeugen meiner Freuden,
So lang's dem Glück, den Himmliſchen, gefiel!
Entbindet mich von meinen Leiden!
Empfangt mein fließend Blut! Auf euch will ich verſcheiden;
Ich bin an meines Lebens Ziel.
Vollbracht hab' ich den Lauf, den mir das Loos beſchieden;
Jetzt fliehet aus des Lebens wildem Spiel
Mein großer Schatten zu des Grabes Frieden.

119.

Gegründet hab' ich eine weltberühmte Stadt,
Und meine Mauern ſah ich ragen;
Beſtraft hab' ich des Bruders Frevelthat,
Der Rache Schuld dem Gatten abgetragen.
Ach! hätte nie ein Segel ſich,
Aus der Trojaner fernem Lande
Gezeigt an meines Tyrus Strande,
Wer war glückſeliger, als ich!

120.

Sie ſpricht's und drückt in's Kiſſen ihr Geſicht:
Und ohne Rache, ruft ſie, ſoll ich fallen?
Doch will ich fallen, doch! Gerächet oder nicht!
So ziemt's, in's Schattenreich zu wallen!
Es ſehe der Barbar vom hohen Ozean
Mit ſeinen Augen dieſe Flammen ſteigen,
Und nehme meines Todes Zeugen
Zum Plagedämon mit auf ſeiner Wogenbahn.

121.

Eh' dieſe Worte noch verhallen,
Sehn ihre Frauen ſie, durchrannt
Vom ſpitz'gen Stahl, zuſammenſinken,
Das Schwert mit Blut beſchäumt, mit Blut die Hand.
Ihr Angſtgeſchrey ſchlägt an die hohen Säulen
Der Königsburg; ſogleich macht des Gerüchtes Mund
Die grauenvolle That mit tauſendſtimm'gem Heulen
Dem aufgedonnerten Karthago kund.

122.

Da hört man von Geſchrey, von jammervollem Stöhnen,
Von weiblichem Geheul die hohlen Dächer dröhnen,
Des Aethers hohe Wölbung heult es nach.
Nicht fürchterlicher konnt' es tönen,
Wenn in Karthagos Stadt die Flut der Feinde brach,
Das alte Tyrus fiel, der Flammen wilde Blitze
Sich freſſend wälzten durch der Menſchen Sitze
Und durch der Götter heil'ges Dach.

123.

Geſchreckt durch den Zuſammenlauf der Menge,
Durchſchauert von dem gräßlichen Gerücht,
Stürzt Anna, halb entſeelt, ſich durchs Gedränge,
Zerfleiſcht mit grimm'gen Nägeln das Geſicht,
Die Bruſt mit mörderiſchen Schlägen.
Das alſo war's! ruft ſie der Sterbenden entgegen;
Mit Argliſt fingſt du mich! Dazu der Opferherd,
Dazu das Holz und des Trojaners Schwert!

124.

Weh mir Verlaſſ'nen! Wen ſoll ich zuerſt beweinen?
Unzärtliche! Warum verſchmähteſt du im Tod
Die Schweſter zur Begleiterinn? Vereinen
Sollt' uns derſelbe Stahl, von beider Blute roth!
Fleht' ich darum die Götter an, erbaute,
Daß ich allein dich deinem Schmerz vertraute,
Dies Holzgerüſte? Weh! Mich ziehſt du mit in's Grab,
Dein armes Volk, dein Reich, dein Torus mit hinab.

125.

Gebt Waſſer, gebt, daß ich die Wunde waſche,
Mit meinen Lippen ihn erhaſche,
Wenn noch ein Hauch des Lebens auf ihr ſchwebt!
Sie ruft's und ſteht ſchon oben auf den Stufen,
Stürzt weinend an der Schweſter Hals, beſtrebt,
An ihrer warmen Bruſt in's Leben ſie zu rufen,
Die ſchon der Froſt des Todes überflogen,
Zu trocknen mit dem Kleid des Blutes ſchwarze Wogen

126.

Umſonſt verſucht, aus weitgeſpalt'nem Munde
Pfeift unter ihrer Bruſt die Wunde,
Umſonſt die Sterbende, den ſchwerbelad'nen Blick
Dem Strahl des Tages zu entfalten,
Rafft dreimal ſich empor, von ihrem Arm gehalten,
Und dreimal taumelt ſie zurück,
Durchirrt, das ſüße Licht der Sonne zu erſpähen,
Des Aethers weiten Plan, und ſeufzt, da ſie's geſehen.

127.

Erweicht von ihrem langen Kampf, gebeut
Saturnia der Iris, fortzueilen,
Der Glieder zähe Bande zu zertheilen,
Zu endigen der Seele ſchweren Streit.
Denn da kein Schickſal, kein Verbrechen,
Verzweiflung nur ſie abrief vor der Zeit,
So hatte Hekate den unterird'ſchen Bächen
Das abgeſchnitt'ne Haar noch nicht geweiht.

128.

Jezt alſo kam, in tauſendfarbem Bogen
Der Sonne gegenüber, feucht von Thau,
Die Goldbeſchwingte durch der Lüfte Grau
Herab aufs Haupt der Sterbenden geflogen.
Dies weih' ich auf Befehl der Gottheit dem Kozyt,
Ruft ſie; vom Leibe frey mag ſich dein Geiſt erheben!
Sie ſagt's und löst die Locke, ſchnell entflieht
Der Wärme Reſt, und in die Lüfte rinnt das Leben.

Friedrich von Schillers

ſämmtliche Werke.

Vierter Band.

Mit Königl. Sächſiſchen und Königl. Weſtphäliſchen allergnädigſten Privilegien gegen den Nachdruck und Verkauf der Nachdrücke.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
1 8 1 3.

[illegible]

Inhalt dieſes Bandes.

Metriſche Ueberſetzungen. . . . . Seite 1

- Iphigenie in Aulis. Ueberſetzt aus dem Euripides. 1789. . . . . . . — 3
- Scenen aus den Phönizierinnen des Euripides. 1789. . . . . . . — 119

Proſaiſche Schriften der zweyten Periode. . . . . — 155

- Der Verbrecher aus verlorner Ehre. Eine wahre Geſchichte. 1785. . . . — 157
- Spiel des Schickſals. Ein Bruchſtück aus einer wahren Geſchichte. 1788. . . — 196
- Der Geiſterſeher. Aus den Papieren des Grafen von O * *. 1786. . . — 216
- Philoſophiſche Briefe. 1786. . . . — 433
- Briefe über Don Karlos. 1788. . . — 479

Metriſche Ueberſetzungen.

Iphigenie in Aulis.

Ueberſetzt

aus dem Euripides.

Perſonen.

Agamemnon.
Menelaus.
Achilles.
Clytemneſtra, Agamemnons Gemahlinn.
Iphigenie, Agamemnons Tochter.
Ein alter Sklave Agamemnons.
Ein Bote.
Chor, fremde Frauen aus Chalkis, einer benachbarten Landſchaft, die gekommen ſind, die Kriegs- und Flottenrüſtung der Griechen in Aulis zu ſehen.

Die Scene iſt das griechiſche Lager in Aulis, vor dem Zelt Agamemnons.

Scenarium.

1) Agamemnon. Greis.
2) Chor.
3) Menelaus. Greis. Chor.
4) Agamemnon. Menelaus. Chor.
5) Agamemnon. Menelaus. Bote. Chor.
6) Agamemnon. Menelaus. Chor.
7) Chor.
8) Clytemneſtra. Iphigenie. Oreſt. Begleiter. Chor.
9) Agamemnon. Clytemneſtra. Iphigenie. Chor.
10) Agamemnon. Clytemneſtra. Chor.
11) Chor.
12) Achilles. Chor.
13) Clytemneſtra. Achilles. Chor.
14) Clytemneſtra. Achilles. Greis. Chor.
15) Clytemneſtra. Achilles. Chor.
16) Chor.
17) Clytemneſtra. Chor.
18) Agamemnon. Chor. Clytemneſtra.
19) Agamemnon. Iphigenie. Clytemneſtra. Chor.
20) Clytemneſtra. Iphigenie. Chor. Oreſt.
21) Clytemneſtra. Iphigenie. Oreſt. Achilles. Chor.
22) Clytemneſtra. Iphigenie. Oreſt. Chor.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Agamemnon. Der alte Sklave.

Agamemnon (ruft in das Zelt).

Hervor aus dieſem Zelte, Greis.

Sklave (indem er herauskommt).

Hier bin ich.
Was ſinnſt du neues, König Agamemnon?

Agamemnon.

Du wirſt es hören, komm.

Sklave.

Ich bin bereit.
Mein Alter flieht der Schlummer und noch friſch
Sind meine Augen.

Agamemnon.

Das Geſtirn dort oben!
Wie heißt's?

Sklave.

Du meinſt den Sirius, der nächſt
Dem Siebenſterne der Pleiaden rollt?
Noch ſchwebt er mitten in dem Himmel.

Agamemnon.

Auch
Läßt noch kein Vogel ſich vernehmen, kein
Geräuſch des Meeres und der Winde. Stumm liegt Alles
Um den Euripus her.

Sklave.

Und doch verläſſeſt
Du dein Gezelt, da überall noch Ruhe
In Aulis herrſcht und auch die Wachen ſich
Nicht rühren? König Agamemnon, komm!
Laß uns hineingehn!

Agamemnon.

Ich beneide dich,
Und jeden Sterblichen beneid' ich, der
Ein unbekanntes unberühmtes Leben
Frey von Gefahren lebt. Weit weniger
Beneid' ich den, den hohe Würden krönen.

Sklave.

Doch ſind es dieſe, die das Leben zieren.

Agamemnon.

Zweydeutige Zier! Verrätheriſche Hoheit!
Dem Wunſche ſüß, doch ſchmerzhaft dem Beſitzer!
Jetzt iſt im Dienſt der Götter was verſehn,

Das uns das Leben wüſte macht — Jetzt iſt's
Der Meinungen verhaßtes Mancherley,
Die Menge, die es uns verbittert.

Sklave.

Von dir, o Herr, dem Hochgewaltigen,
Hör' ich das ungern. Hat denn Atreus nur
Zu thränenloſen Freuden dich gezeugt?
O Agamemnon! Sterblicher, wie wir,
Biſt du mit Luſt und Leiden ausgeſtattet.
Du magſt es anders wollen — *alſo* wollen es
Die Himmliſchen. Schon dieſe ganze Nacht
Seh' ich der Lampe Licht von dir genährt.
Den Brief, den du in Händen haſt, zu ſchreiben.
Du löſcheſt das Geſchrieb'ne wieder aus.
Jetzt ſiegelſt du den Brief und gleich darauf
Eröffneſt du ihn wieder, wirfſt die Lampe
Zu Boden, und aus deinen Augen bricht
Ein Thränenſtrom. Wie wenig fehlt, daß dich
Nicht Herzensangſt der Sinne gar beraubt!
Was drückt dich, Herr? O ſage mir's! Was iſt
So Außerordentliches dir begegnet?
Komm, ſage mir's. Du ſagſt es einem guten
Getreuen Mann, den Tyndar deiner Gattinn
Im Heurathsgut mit übermacht, den er
Der Braut zum ſichern Wächter mitgegeben.

Agamemnon.

Drey Jungfrau'n hat die Tochter Theſtias

Dem Tyndarus geboren. Phöbe hieß
Die älteſte, die zweyte Clytemneſtra,
Mein Weib, die jüngſte Helena. Es warben
Um Helenas Beſitz mit reichen Schätzen
Die Fürſten Griechenlands, und blut'ger Zwiſt
War von dem Heere der verſchmähten Freyer
Dem Glücklichen gedroht. Lang zauderte,
Dies fürchtend, bang' und ungewiß der König,
Den Eh'gemahl der Tochter zu entſcheiden.
Dies Mittel ſinnt er endlich aus. Es müſſen
Die Freyer ſich mit hohen Schwüren binden,
Trankopfer gießen auf den flammenden
Altar, und freundlich ſich die Rechte bieten.
Ein fürchterlich Gelübd' entreißt er ihnen,
Das Recht des Glücklichen — ſey auch wer wolle
Der Glückliche! — einträchtig zu beſchützen,
Krieg und Verheerung in die beſte Stadt
Des Griechen oder des Barbaren, der
Von Haus und Bette die Gemahlinn ihm
Gewaltſam rauben würde, zu verbreiten.
Als nun gegeben war der Schwur, durch ihn
Der Freyer Sinn mit ſchlauer Kunſt gebunden,
Verſtattet Tyndarus der Jungfrau, ſelbſt
Den Gatten ſich zu wählen, dem der Liebe
Gelinder Hauch das Herz entgegen neigte.
Sie wählt — o hätte nie und nimmermehr
So die Verderbliche gewählt! — ſie wählt

Den blonden Menelaus zum Gemahle.
Nicht lang, ſo läſſt in Lacedämons Mauern,
In reichem Kleiderſtaate blühend, blitzend
Von Gold, im ganzen Prunke der Barbaren,
Der junge Phrygier ſich ſehen, der,
Wie das Gerücht verbreitet, zwiſchen drey
Göttinnen einſt der Schöne Preis entſchieden,
Gibt Liebe und empfängt und flüchtet nach
Des Ida fernen Triſten die Geraubte.
Es ruft der Zorn des Schwerbeleidigten
Der Fürſten alte Schwüre jetzt heraus.
Zum Streite ſtürzt ganz Griechenland. In Aulis
Verſammelt ſich mit Schiffen, Roſſen, Wagen
Und Schilden ſchnell ein fürchterlicher Mars.
Mich, des Erzürnten Bruder, wählen ſie
Zu ihrem Oberhaupt. Unſel'ges Zepter,
Wärſt du in andre Hände doch gefallen!
Nun liegt das ganze aufgebot'ne Heer,
Weil ihm die Winde widerſtreben, müßig
In Aulis Engen. Unter fürchterlichen
Beängſtigungen bringt der Seher Kalchas
Den Götterſpruch hervor, daß, wenn die Winde
Sich drehn und Trojas Thürme fallen ſollen,
Auf Artemis Altar, der Schützerinn
Von Aulis, meine Iphigenia, mein Kind,
Als Opfer bluten müſſe; blutete
Sie nicht, dann weder Fahrt, noch Sieg. Sogleich

Erhält Thalthybius von mir Befehl,
Mit lautem Heroldsruf das ganze Heer
Der Griechen abzudanken. Nimmermehr
Will ich zur Schlachtbank meine Tochter führen.
Durch ſeiner Gründe Kraft, und Erd' und Himmel
Bewegend, reißt der Bruder endlich doch
Mich hin, das Gräßliche geſchehn zu laſſen.
Nun ſchreib' ich an die Königinn, gebiet'
Ihr, ungeſäumt, zur Hochzeit mit Achill,
Die Tochter mir nach Aulis herzuſenden.
Hoch rühm' ich ihr des Bräutigams Verdienſt;
Sie raſcher anzutreiben, ſetz' ich noch
Hinzu, es weig're ſich Achill, mit uns
Nach Ilien zu ziehn, bevor er ſie
Als Gattinn in ſein Phthia heimgeſendet.
In dieſer fälſchlich vorgegeb'nen Hochzeit
Hab' ich des Kindes Opferung der Mutter
Verhüllet. Außer Menelaus, Kalchas
Und mir weiß nur Ulyß um das Geheimniß.
Doch was ich damals ſchlimm gemacht, mach' ich
In dieſem Briefe wieder gut, den du
Im Dunkel dieſer Nacht mich öffnen und
Verſiegeln haſt geſehen — Nimm! Und gleich
Damit nach Argos! — Halt — der Königinn
Und meinem Hauſe, weiß ich, warſt du ſtets
Mit Treu und Redlichkeit ergeben. Was
Verborgen iſt in dieſes Briefes Falten,

Will ich mit Worten dir zu wiſſen thun.
(Er lieſt).
„Geborene der Leda, meinem erſten
„Send' ich dies zweite Schreiben nach" —
(Er hält inne).

Sklave.

Lies weiter!
Verbirg mir ja nichts, Herr, daß meine Worte
Mit dem Geſchriebenen gleich lauten.

Agamemnon (fährt fort zu leſen).

„Sende
„Die Tochter nicht zum wogenſichern Aulis,
„Euböas Buſen. Die Vermählung bleibt
„Gelegeneren Tagen aufgehoben."

Sklave.

Und glaubſt du, daß der heftige Achill,
Dem du die Gattinn wieder nimmſt, nicht gegen
Die Königinn und dich in wilder Wuth
Ergrimmen werde? — Herr, von daher droht
Gefahr — Sag' an, was haſt du hier beſchloſſen?

Agamemnon.

Unwiſſend leiht Achill mir ſeinen Namen;
Verborgen, wie der Götterſpruch, iſt ihm
Die vorgegeb'ne Hochzeit. Ihm alſo
Raubt dieſes Opfer keine Braut.

Sklave.

O König!

Ein grauſenvolles Unternehmen iſt's,
In das du dich verſtricket haſt. Du lockeſt
Die Tochter, als des Göttinnſohnes Braut,
Ins Lager her, und deine Abſicht war,
Den Danaern ein Opfer zuzuführen.

Agamemnon.

Ach, meine Sinne haben mich verlaſſen! — Götter!
Verſunken bin ich in des Jammers Tiefen!
Doch eile! Lauf! Nur jetzt vergiß den Greis.

Sklave.

Herr, fliegen will ich.

Agamemnon.

Laß nicht Müdigkeit
Nicht Schlaf an eines Baches Ufer, nicht
Im Schatten der Gehölze dich verweilen!

Sclave.

Denk' beſſer von mir, König!

Agamemnon.

Gib beſonders
Wohl Acht, wo ſich die Straßen ſcheiden, ob
Nicht etwa ſchon voraus iſt zu den Schiffen
Der Wagen, der ſie bringen ſoll. Es iſt
Gar etwas Schnelles, wie die Räder laufen.

Sklave.

Sey meiner Wachſamkeit gewiß.

Agamemnon.

Ich halte

Dich nun nicht länger. Eil' aus dieſen Grenzen —
Und — hörſt du — trifft ſichs, daß dir unterwegs
Der Wagen aufſtößt, o ſo drehe du,
Du ſelbſt, die Roſſe rückwärts nach Mycene.
(Es iſt indeſſen Tag geworden).

Sklave.

Wie aber — ſprich — wie find' ich Glauben bey
Der Jungfrau und der Königinn?

Agamemnon.

Nimm nur
Das Siegel wohl in Acht auf dieſem Briefe.
Hinweg! Schon färbt die lichte Morgenröthe
Den Himmel weiß, und flammenwerfend ſteigen
Der Sonne Räder ſchon herauf — Geh, nimm
Die Laſt von meiner Seele!
(Sklave geht ab).
Ach, daß keiner
Der Sterblichen ſich ſelig nenne, keiner
Sich glücklich bis ans Ende! — Leidensfrey
Ward keiner noch geboren!
(Er geht ab).

Zwiſchenhandlung.

Chor (tritt auf).

Aus Chalcis, meiner Heimat, bin ich gezogen,
Die mit meeran treibenden Wogen

Die ruhmreiche Arethuſa benetzt.
Ueber den Euripus hab' ich geſetzt,
Der Griechen herrliche Scharen zu ſehen,
Und die Schiffe am lebendigen Strand,
Die ſo raſch und gelehrig ſich drehen
Unter dieſer Halbgötter Hand.
In der Trojer fernes Land
Folgen ſie, wie ich daheim erfahren,
Agamemnons fürſtlichem Haupt,
Und dem Bruder mit den blonden Haaren,
Heimzuführen, die der Phrygier geraubt,
Helena vom Ufer der Barbaren.
Von des Eurotas ſchilfreichem Strand
Führte ſie Paris in Priamus Land,
Paris, dem am thauenden Bach,
Ringend mit der göttlichen Athene
Und mit Hären um den Preis der Schöne,
Cypria das ſchöne Weib verſprach.

Antiſtrophe.

Ich bin durch die heiligen Haine gegangen,
Wo ſie Dianen mit Opfern erfreun;
Junge Glut auf den ſchamhaften Wangen
Miſcht' ich mich in die krieg'riſchen Reihn,
An des Lagers eiſernen Schätzen,
An der Schilde furchtbarer Wehr',
Meinen bewundernden Blick zu ergetzen,
An der Roſſe ſtreitbarem Heer.

Erſt ſah ich die tapfern Zeltgenoſſen,
Der Ajaxe Heldenpaar, vereint
Mit Proteſilas, dem Freund,
Auf den Sitzen friedlich hingegoſſen;
Des Oileus Sohn, und dich — die Krone
Salamis — furchtbarer Telamone!
An des Würfels wechſelndem Glück
Labte ſich der Helden Blick.
Gleich nach dieſen ſah ich Diomeden,
Ares tapfern Sprößling, Merion,
Und Poſeidons Enkel, Palameden
Und Laertes liſtenreichen Sohn,
Seiner Felſenithaka entſtiegen,
Nireus dann, den ſchönſten aus dem Zug,
An des Diſcus mannichfachem Flug
Luſtig ſich vergnügen.

Epode.

Auch der Thetis Sohn hab' ich geſehen,
Den der weiſe Chiron auferzog.
Raſchen Laufes, wie der Winde Wehen,
Mit Erſtaunen hab' ich's angeſehen,
Wie er flüchtig längs dem Ufer flog,
Schwergeharniſcht mit geſchwinden Sohlen
Eines Wagens Flug zu überholen,
Den die Schnelle von vier Roſſen zog.
Uebergoldet waren ihre Zügel,
Bunte Schenkel, gelbes Mähnenhaar,

Schmückten das Geſpann auf jedem Flügel;
Weißgeflecket war das Deichſelpaar.
Mit dem Stachel und mit lautem Rufen
Trieb die Renner Pheres König an,
Aber immer, dicht an ihren Hufen,
Gieng des waffenſchweren Läufers Bahn.

Zweite Strophe.

Jetzt ſah ich — ein Schauſpiel zum Entzücken!
Ihrer Wimpel zahlenloſes Wehn;
Nein, kein Mund vermag es auszudrücken,
Was mein weiblich Auge hier geſehn.
Funfzig Schiffe tapfrer Myrmidonen —
Zevs glorreicher Enkel führt ſie an —
Zieren rechts der Flotte ſchönen Plan.
Auf erhabenem Verdecke thronen
Zeichen des unſterblichen Peliden,
Goldne Nereiden.

Zweite Antiſtrophe.

Funfzig Schiffe zählt' ich, die, regieret
Von Capaneus und Meciſtens Sohn,
Der Argiver Mars herangeführet.
Sechzig führt zum Streit nach Ilion
Theſeus Sohn von der Athener Küſte;
Pallas mit geflügeltem Geſpann
Iſt ihr Zeichen — auf der Waſſerwüſte
Eine Helferinn dem Steuermann!

Dritte Strophe.

Der Boten funfzig Schiffe kamen,
Kenntlich an des Stifters Schlangenbild.
König Leitus, aus der Erde Samen,
Bringt ſie aus dem phociſchen Gefild'.
Funfzig Schiffe führte der Oilide,
Ajax, aus der Lokrier Gebiete.

Dritte Antiſtrophe.

Von Mycene kam mit hundert Maſten
Agamemnon, Atreus Sohn,
Seinen Scepter theilend mit Adraſten,
Dem Gewaltigen von Sicyon.
Treu und dienſtlich ſeines Freundes Harme
Folgt' auch er der Griechen Heldenzug,
Heimzuholen, die in Räubers Arme
Des geflohnen Hymens Freuden trug.
Neſtors Flotte hab' ich jetzt begrüßet;
Alpheus ſchönen Stromgott ſieht man hier,
Der die Heimat nachbarlich umfließet,
Oben Menſch und unten Stier.

Dritte Epode.

Mit zwölf Schiffen ſchließt an die Achäer
Guneus, Fürſt der Enier, ſich an.
Elis Herrſcher folgen, die Epeer,
Des Eurytus Scepter unterthan.
Von den Echinaden, wo zu wagen
Keine Landung, führt der Taphen Macht,

Die das Meer mit weißen Rudern ſchlagen,
Meges, Sohn des Phyleus, in die Schlacht.
Beide Flügel bindend, ſchließt der Telamone,
Den die ſtolze Salamis gebahr,
Mit zwölf Schiffen — dieſes Zuges Krone.
So erfragt' ich's, und ſo nahm ich's wahr.
Dieſes Volk, im Ruderſchlag erfahren,
Mit Verwund'rung hab' ich's nun erblickt.
Weh dem kühnen Fahrzeug der Barbaren,
Das die Parze ihm entgegenſchickt!
In die Bucht der väterlichen Laren
Hoffe keines freudig einzufahren!
Auch das Schlachtgeräthe und der Schiffe Menge,
(Vieles wußt' ich ſchon) hab' ich geſehn,
Die Erinnerung an dieſe Dinge,
Nimmer, nimmer wird ſie mir vergehn.

Zweyter Akt.

Erſter Auftritt.

Menelaus. Der alte Sklave
(kommen in heftigem Wortwechſel).

Sklave.

Das iſt Gewalt! Gewalt iſt das! du wageſt,
Was du nicht wagen ſollſt, Atride!

Menelaus.

Geh!
Das heißt zu treu an ſeinem Herrn gehandelt.

Sklave.

Ein Vorwurf, der mir Ehre bringt.

Menelaus.

Du ſollſt
Mir heulen, Alter, thuſt du deine Pflicht
Nicht beſſer.

Sklave.

Du haſt keine Briefe zu
Erbrechen, die ich trage.

Menelaus.

Du haſt keine
Zu tragen, die ganz Griechenland verderben!

Sklave.

Das mache du mit andern aus! Mir gib
Den Brief zurücke!

Menelaus.

Nimmermehr.

Sklave.

Ich laſſe
Nicht eher ab —

Menelaus.

Nicht weiter, wenn dein Kopf
Nicht unter meinem Scepter bluten ſoll.

Sklave.

Mag's! Es iſt ehrenvoll für ſeinen Herrn
Zu ſterben.

Menelaus.

Her den Brief! Dem Sklaven ziemen
So viele Worte nicht.

(Er entreißt ihm den Brief).

Sklave rufend).

O mein Gebieter!
Gewalt, Gewalt geſchieht uns, Agamemnon!
Gewaltſam reißt er deinen Brief mir aus
Den Händen. Menelaus will die Stimme
Der Billigkeit nicht hören, und entreißt
Mir deinen Brief.

Zweyter Auftritt.

Agamemnon zu den Vorigen.

Agamemnon.

Wer lermt ſo vor den Thoren?
Was für ein unanſtändig Schreyn?

Sklave.

Mich, Herr,
Nicht dieſen mußt du hören. *)

Agamemnon (zu Menelaus).

Nun was ſchiltſt
Du dieſen Mann und zerrſt ihn ſo gewaltſam
Herum?

Menelaus.

Erſt ſieh' mir ins Geſicht. Antworten
Werd' ich nachher.

Agamemnon.

Ich — ein Sohn Atreus — ſoll
Etwa die Augen vor dir niederſchlagen?

Menelaus.

Siehſt du dies Blatt, das ein verdammliches
Geheimniß birgt?

Agamemnon.

Gieb es zurück, dann ſprich!

---

*) Es muß angenommen werden, daß der Sklave ſich hier zurückzieht oder auch ganz entfernt.

Menelaus.
Nicht eher, bis das ganze Heer erfahren,
Wovon es handelt.
Agamemnon.
Was? Du unterſingſt dich,
Das Siegel zu erbrechen? zu erfahren,
Was nicht beſtimmt war dir bekannt zu werden?
Menelaus?
Und, dich noch ſchmerzlicher zu kränken, ſieh',
Da deckt' ich Ränke auf, die du im Stillen
Verübteſt.
Agamemnon.
Eine Frechheit ohne Gleichen!
Wo — o ihr Götter! — wo kam dieſer Brief
In deine Hände?
Menelaus.
Wo ich deine Tochter
Von Argos endlich kommen ſehen wollte.
Agamemnon.
Wer hat zu meinem Hüter dich beſtellt?
Iſt das nicht frech?
Menelaus.
Ich übernahm es, weil's
Mir ſo gefiel, denn deiner Knechte bin
Ich keiner. 1)
Agamemnon.
Unerhörte Dreiſtigkeit!
Bin ich nicht Herr mehr meines Hauſes?

Menelaus.

Höre,
Sohn Atreus! Feſten Sinnes biſt du nicht;
Heut' willſt du dieſes, geſtern war es jenes
Und etwas anders iſt es morgen.

Agamemnon.

Scharfklug,
Das biſt du! Unter vielen ſchlimmen Dingen iſt
Das ſchlimmſte eine ſcharfe Zunge.

Menelaus.

Ein ſchlimm'res iſt ein wankelmüth'ger Sinn,
Denn der iſt ungerecht und undurchſchaulich
Den Freunden. Den Beweis will ich gleich führen.
Laß nicht, weil jetzt der Zorn dich übermeiſtert,
Die Wahrheit dir zuwider ſeyn. Groß Lob
Erwarte nicht. Iſt jene Zeit dir noch
Erinnerlich, da du der Griechen Führer
In den Trojanerkrieg zu heißen brannteſt?
Sehr ernſtlich wünſchteſt du, was du in ſchlauer
Gleichgültigkeit zu bergen dich bemühteſt.
Wie demuthsvoll, wie kleinlaut warſt du da!
Wie wurden alle Hände da gedrücket!
Da hatte, wer es nur verlangte, wer's
Auch nicht verlangte, freyen Zugang, freyes
Und offnes Ohr bey Atreus Sohn! Da ſtanden
Geöffnet allen Griechen deine Thore!
So kaufteſt du mit ſchmeichleriſchem Weſen

Den hohen Rang, zu dem man dich erhoben.
Was war dein Dank? Des Wunſches kaum gewährt,
Sieht man dich plötzlich dein Betragen ändern.
Der Freunde wird nicht mehr gedacht; ſchwer hält's
Nur vor dein Angeſicht zu kommen; ſelten
Erblickt man dich vor deines Hauſes Thoren.
Die alte Denkart tauſcht kein Ehrenmann
Auf einem höhern Poſten. Mehr als je
Hebt ihn das Glück, denkt ſeiner alten Freunde
Der Ehrenmann, denn nun erſt kann er ihnen
Vergang'ne Dienſte kräftiglich vergelten.
Sieh! Damit fingſt du's an! Das war's, was mich
Zuerſt von dir verdroß! Du kommſt nach Aulis,
Das Heer der Danaer mit dir. Der Zorn
Der Himmliſchen verweigert uns die Winde.
Gleich biſt du weg. Der Streich ſchlägt dich zu Boden.
Es dringt in dich der Griechen Ungeduld
Der Schiffe müß'ge Laſt zurückgeſandt,
In Aulis länger unnütz nicht zu raſten!
Wie kläglich ſtand es da um deine Feldherrnſchaft!
Was für ein Leiden, keine tauſend Schiffe
Mehr zu befehligen, auf Trojas Feldern
Nicht mehr der Griechen Scharen auszubreiten!
Da kam man zu dem Bruder. „Was zu thun?
Wo Mittel finden, daß die ſüße Herrſchaft
Und die erworb'ne Herrlichkeit mir bleibe?“
Es kündigt eine günſt'ge Fahrt den Schiffen

Der Seher Kalchas aus dem Opfer an,
Wenn du dein Kind Dianen ſchlachteteſt.
Wie fiel dir plötzlich da die Laſt vom Herzen! 2)
Gleich, gleich biſt du's zufrieden, ſie zu geben.
Aus freyem Antrieb, ohne Zwang (daß man
Dich zwang, kannſt du nicht ſagen) ſendeſt du
Der Königinn Befehl, dir ungeſäumt
Zum hochzeitlichen Band mit Peleus Sohn
(So gabſt du vor) die Tochter herzuſenden.
Nun haſt du plötzlich eines Andern dich
Beſonnen, ſendeſt heimlich widerſprechenden
Befehl nach Argos; nun und nimmermehr
Willſt du zum Mörder werden an dem Kinde.
Doch iſt die Luft, die jetzo dich umgibt,
Die nehmliche, die deinen erſten Schwur
Vernommen. Doch ſo treiben es die Menſchen!
Zu hohen Würden ſieht man Tauſende
Aus freyer Wahl ſich drängen, in vermeſſ'nen
Entwürfen ſchwindelnd ſich verſteigen; doch
Bald legt den Wahn des Haufens Flatterſinn,
Und ihres Unvermögens ſtiller Wink
Bringt ſchimpflich ſie zum Widerruf. Nur um
Die Griechen thut mir's leid, voll Hoffnung ſchon,
Vor Troja hohen Heldenruhm zu ernten,
Jetzt deinetwegen, deiner Tochter wegen,
Das Hohngelächter niedriger Barbaren!
Nein! eines Heeres Führung, eines Staates

Verwaltung ſollte Reichthum nie vergeben.
Kopf macht den Herrn. Es ſey der Erſte, Beſte,
Der Einſichtsvolle! Er ſoll König ſeyn!

Chor.

Zu was für ſchrecklichen Gezänken kommt's,
Wenn Streit und Zwiſt entbrennet zwiſchen Brüdern!

Agamemnon.

Die Reih' iſt nun an mir, dich anzuklagen.
Mit kürzern Worten will ich's thun — ich will's
Mit ſanftern Worten thun, als du dem Bruder
Zu hören gabſt. Vergeſſen darf ſich nur
Der ſchlechte Menſch, der kein Erröthen kennt.
Sag' an, was für ein Dämon ſpricht aus deinem
Entflammten Aug'? Was tobeſt du? Wer that
Dir wehe? Wornach ſteht dein Sinn? Die Freuden
Des Ehebettes wünſcheſt du zurücke?
Bin ich's, der dir ſie geben kann? Iſt's recht,
Wenn du die Heimgeführte ſchlecht bewahrteſt,
Daß ich Unſchuldiger es büßen ſoll?
Mein Ehrgeiz bringt dich auf? — Wie aber nennſt
Du das, Vernunft und Billigkeit verhöhnen,
Um eine ſchöne Frau im Arm zu haben?
O wahrlich! Eines ſchlechten Mannes Freuden
Sind Freuden, die ihm ähnlich ſehn! Weil ich
Ein raſches Wort nach beſſ'rer Ueberlegung
Zurückenahm, bin ich darum gleich raſend?
Iſt's einer, wer iſt's mehr als du, der wieder

Zu haben die Abſcheuliche, die ihm
Ein gnäd'ger Gott genommen, keine Mühe
Zu groß und keinen Preis zu theuer achtet?
Um deinetwillen, meinſt du, haben Tyndarn
Durch tollen Schwur die Fürſten ſich verpflichtet?
Der Hoffnung ſüße Göttinn riß, wie dich,
Die Liebestrunkenen dahin. So führe
Sie denn zum Krieg nach Troja, dieſe Helfer!
Es kommt ein Tag, ſchon ſeh' ich ihn, wo euch
Des nichtigen, gewaltſam ausgepreßten
Gelübdes ſchwer gereuen wird. Ich werde
Nicht Mörder ſeyn an meinen eignen Kindern.
Tritt immerhin, wie deine Leidenſchaft es heiſcht,
Gerechtigkeit und Billigkeit mit Füßen,
Der Rächer einer Elenden zu ſeyn.
Doch mit verruchten Mörderhänden gegen
Mein theures Kind, mein eigen Blut zu raſen —
Abſcheulich! Nein! Das würde Nacht und Tag
In heißen Thränenfluthen mich verzehren.
Hier meine Meinung, kurz und klar und faſſlich:
Wenn du Vernunft nicht hören willſt, ſo werd'
Ich meine Rechte wiſſen zu bewahren.

Chor.

Ganz von dem jetzigen verſchieden klang,
Was Agamemnon ehedem verheißen.
Doch welcher Billige verargt es ihm,
Möcht' er des eignen Blutes gerne ſchonen?

Menelaus.
So bin ich denn — ich unglückſel'ger Mann! —
Um alle meine Freunde!
Agamemnon.
Fordre nicht
Der Freunde Untergang — ſo werden ſie
Bereit ſeyn, dir zu dienen.
Menelaus.
Und woran
Erkenn' ich, daß ein Vater uns gezeuget?
Agamemnon.
In Allem, was du Weiſes mit mir theileſt,
In deinen Raſereyen nicht.
Menelaus.
Es macht
Der Freund des Freundes Kummer zu dem ſeinen.
Agamemnon.
Dring' in mich, wenn du Liebes mir erweiſeſt,
Nicht, wenn du Jammer auf mich häufſt.
Menelaus.
Du könnteſt
Doch der Achiver wegen etwas leiden!
Agamemnon.
In den Achivern raſet, wie in dir,
Ein ſchwarzer Gott.
Menelaus.
Auf deinen König ſtolz

Verräthſt du Untheilnehmender den Bruder.
Wohlan! So muß ich andre Mittel ſuchen,
Und andre Freunde für mich wirken laſſen.

Dritter Auftritt.

Ein Bote zu den Vorigen.

Bote.

Ich bringe ſie — o König aller Griechen!
Ich bringe, Hochbeglückter, dir die Tochter,
Die Tochter Iphigenia. Es folgt
Die Mutter mit dem kleinen Sohn, gleich wirſt du
Den langentbehrten lieben Anblick haben.
Jetzt haben ſie, vom weiten Weg erſchöpft,
Am klaren Bach ausruhend ſich gelagert;
Auf naher Wieſe graſ't das losgebundene
Geſpann. Ich bin vorausgeſchritten, daß
Du zum Empfange dich bereiten möchteſt;
Denn ſchon im ganzen Lager iſt's bekannt,
Sie ſey's! — Kann deine Tochter ſtill erſcheinen?
Zu ganzen Scharen drängt man ſich herbey,
Dein Kind zu ſehn — Es ſind der Menſchen Augen
Mit Ehrfurcht auf die Glücklichen gerichtet.
Was für ein Hymen, fragt man dort und hier,
Was für ein andres Feſt wird hier bereitet?
Rief König Agamemnon, nach der lang'
Abweſenden Umarmungen verlangend,

Die Tochter in das Lager? Ganz gewiß,
Verſetzt ein Anderer, geſchieht's, der Göttinn
Von Aulis die Verlobte vorzuſtellen.
Wer mag der Bräutigam wol ſeyn? — Doch eilt,
Zum Opfer die Gefäſſe zu bereiten!
Bekränzt mit Blumen euer Haupt!

(Zu Menelaus).

Du ordne
Des Feſtes Freuden an! Es halle von
Der Saiten Klang und von der Füße Schlag
Der ganze Pallaſt wieder. Siehe da
Für Iphigenien ein Tag der Freude!

Agamemnon (zum Boten).

Laß es genug ſeyn! Geh. Das Uebrige
Sey in des Glückes gute Hand gegeben.

(Bote geht ab).

Vierter Auftritt.

Agamemnon. Menelaus. Chor.

Agamemnon.

Unglücklichſter was nun? — Wen — wen bejammr' ich
Zuerſt? Ach, bey mir ſelbſt muß ich beginnen!
In welche Schlingen hat das Schickſal mich
Verſtrickt — ein Dämon, liſtiger als ich,
Vernichtet alle meine Künſte. Auch
Nicht einmal weinen darf ich. Seliges Loos

Der Niedrigkeit, die ſich des ſüßen Rechtes
Der Thränen freuet, und der lauten Klage!
Ach! das wird Unſer Einem nie! Uns hat
Das Volk zu ſeinen Sclaven groß gemacht.
Es iſt unköniglich, zu weinen — Ach
Und hier nicht weinen, iſt unväterlich!

Wie vor die Mutter treten? Was ihr ſagen?
Wie ihr in's Auge ſehen? — Mußte ſie,
Mein Elend zu vollenden, ungeladen
Die Tochter hergeleiten? — Doch wer nimmt's
Der Mutter, das geliebte Kind der ſüßen
Vermählung zuzuführen? — Nur zu ſehr,
Treuloſer! hat ſie dir gedient, da ſie,
Was ſie auf Erden Theures hat, dir liefert!

Und ſie — die unglückſel'ge Jungfrau — Jungfrau?
Ach nein, nein! Bald wird Hades ſie umfangen.
Erbarmungswürdige! Da liegt ſie mir
Zu Füßen — „Vater! Morden willſt du mich?
Iſt das die Hochzeit, die du mir bereitet?
So gebe Zeus, daß du und Alles, was
Du Theures haſt, nie eine beſſ're feyre!“
Oreſt der Knabe ſteht dabey und jammert
Unſchuldig mit, unwiſſend was er weinet,
Ach von dem Vater nur zu gut verſtanden!
O Paris! Paris! Paris! Welchen Jammer
Hat deine Hochzeit auf mein Haupt geladen!

Chor.

Er jammert mich der unglücksvolle Fürſt.
So ſehr ich Fremdling bin, ſein Leiden geht mir nahe.

Menelaus.

Mein Bruder! Laß mich deine Hand ergreifen!

Agamemnon.

Da haſt du ſie. Du biſt der Hochbeglückte,
Ich der Geſchlagene.

Menelaus.

Bey Pelops, deinem
Und meinem Ahnherrn, Bruder, und bey deinem
Und meinem Vater Atreus ſey's geſchworen!
Ich rede wahr und ohne Winkelzug
Mit dir, gerad' und offen, wie ich's meine.
Wie dir die Augen ſo von Thränen floſſen,
Da Bruder — ſieh' ich will dir's nur geſtehn!
Da ward mein inn'res Mark bewegt, da konnt' ich
Mich ſelbſt der Thränen länger nicht erwehren.
Ich nehme, was ich vorhin ſprach, zurück.
Ich will nicht grauſam an dir handeln. Nein,
Ich denke nunmehr ganz wie du. Ermorde
Die Tochter nicht, ich ſelber rath' es dir.
Mein Glück geh' deinem Glück nicht vor. Wär's billig,
Daß *mir's* nach Wunſche ginge, wenn *du* leideſt?
Daß deine Kinder ſtürben, wenn die meinen
Des Lichts ſich freun? Um was iſt mir's denn auch
Zu thun? Laß ſehn! Um eine Eh'genoſſinn?

Und ſind' ich die nicht aller Orten, wie's
Mein Herz gelüſtet? Einen Bruder ſoll ich
Verlieren, um Helenen heimzuholen?
Das hieße Gutes ja für Böſes tauſchen!
Ein Thor, ein heißer Jünglingskopf war ich
Vorhin; jetzt, da ich's reifer überdenke,
Jetzt fühl' ich, was das heißt — ſein Kind erwürgen!
Die Tochter meines Bruders am Altar
Um meiner Heirath willen hingeſchlachtet,
Nein, das erbarmt mich, wenn ich nur dran denke!
Was hat dein Kind mit dieſer Helena
Zu ſchaffen? Die Armee der Griechen mag
Nach Hauſe gehn! Drum, lieber Bruder, höre
Doch auf, in Thränen dich zu baden und
Auch mir die Thränen in das Aug' zu treiben.
Will ein Orakel an dein Kind — das hat
Mit mir nichts mehr zu ſchaffen. Meinen Antheil
Erlaſſ' ich dir. Es ſiegt die Bruderliebe.
Entſag' ich einem grauſamen Begehren,
Was hab' ich mehr als meine Pflicht gethan?
Ein guter Mann wird ſtets das Beſſ're wählen.

Chor.

Das nenn' ich brav gedacht und ſchön — und wie
Man denken ſoll in Tantalus Geſchlechte!
Du zeigſt ſich deiner Ahnherrn werth, Atride

Agamemnon.

Jetzt redeſt du, wie einem Bruder ziemt.
Du überraſcheſt mich. Ich muß dich loben.

Menelaus.

Lieb' und Gewinnſucht mögen oft genug
Die Eintracht ſtören zwiſchen Brüdern. Mich
Hat's jederzeit empört, wenn Blutsverwandte
Das Leben wechſelſeitig ſich verbittern.

Agamemnon.

Wahr!
Doch ach! Dies wendet die entſetzliche
Nothwendigkeit nicht ab. Ich muß, ich muß
Die Hände tauchen in ihr Blut.

Menelaus.

Du mußt?
Wer kann dich nöthigen, dein eigen Kind
Zu morden?

Agamemnon.

Die verſammelte Armee
Der Griechen kann es.

Menelaus.

Nimmermehr, wenn du
Nach Argos ſie zurücke ſendeſt.

Agamemnon.

Laß
Auch ſeyn, daß mir's von dieſer Seite glückte,
Das Heer zu hintergehn — von einer andern —

Menelaus.

Von welcher andern? Allzuſehr muß man
Den großen Haufen auch nicht fürchten.

Agamemnon.

Bald
Wird er von Kalchas das Orakel hören.

Menelaus.

Laß dein Geheimniß mit dem Prieſter ſterben!
Nichts iſt ja leichter.

Agamemnon.

Eine ehrbegier'ge
Und ſchlimme Menſchenart ſind dieſe Prieſter.

Menelaus.

Nichts ſind ſie und zu nichts ſind ſie vorhanden.

Agamemnon.

Und — eben fällt mir's ein — was wir am meiſten
Zu fürchten haben — davon ſchweigſt du ganz.

Menelaus.

Entdecke mir's, ſo weiß ich's.

Agamemnon.

Da iſt ein
Gewiſſer Sohn des Siſyphus — der weiß
Schon um die Sache.

Menelaus.

Der kann uns nicht ſchaden!

Agamemnon.

Du kennſt ſein liſtig überredend Weſen,
Und ſeinen Einfluß auf das Volk.

Menelaus.

Und was
Noch mehr iſt, ſeinen Ehrgeiz ohne Grenzen.

Agamemnon.

Nun denke dir Ulyſſen, wie er laut
Vor allen Griechen das Orakel offenbart,
Das Kalchas uns verkündigt, offenbart,
Wie ich der Göttinn meine Tochter erſt
Verſprach und jetzt mein Wort zurücknehme.
Durch mächt'ge Rede reißt der Plauderer
Das ganze Lager wüthend fort, erſt mich,
Dann dich und dann die Jungfrau zu erwürgen.
Laß auch nach Argos mich entkommen; mit
Vereinten Scharen fallen ſie auf mich,
Zerſtören feindlich die Cyclopenſtadt
Und machen meinem Reiche dort ein Ende.
Du weißt mein Elend — Götter, wozu bringt
Ihr mich in dieſem fürchterlichen Drange!
Den einz'gen Dienſt noch, lieber Menelaus,
Erweiſe mir — gehſt du durchs Lager, ſuche
Ja zu verhüten, daß der Mutter nicht
Kund werde, was hier vorgehn ſoll, bevor
Der Erebus ſein Opfer hat — So bin ich
Doch mit der kleinſten Thränenſumme elend!

(Zum Chor).

Ihr aber, fremde Frau'n — Verſchwiegenheit!

(Agamemnon und Menelaus gehen).

Zweyte Zwiſchenhandlung.

Chor.

Strophe.

Selig, ſelig ſey mir geprieſen,
Dem an Hymens ſchamhafter Bruſt
In gemäßigter Luſt
Sanft die Tage verfließen.

Wilde wüthende Triebe
Weckt der reizende Gott.
Zweyerley Pfeile der Liebe
Führt der goldlockige Gott!

Jener bringt ſelige Freuden,
Dieſer mordet das Glück.
Reizende Göttinn, den zweyten
Wehre vom Herzen zurück!

Sparſame Reize verleih' mir, Dione,
Keuſche Umarmungen, heiligen Kuß,
Deiner Freuden beſcheidnen Genuß!
Göttinn, mit deinem Wahnſinn verſchone!

Gegenſtrophe.

Verſchieden iſt der Sterblichen Beſtreben
Und ihre Sitten mancherley.
Doch eine That wird ewig leben,
Genug, daß ſie vortrefflich ſey.

Zucht und Belehrung lenkt der Jugend
Bildſame Herzen früh zur Tugend.

Wenn Scham und Weisheit ſich vereinen,
Sieht man die Grazien erſcheinen,
Und Sittlichkeit, die fein entſcheidet,
Was ehrbar iſt, und edel kleidet —
Das gibt den hohen Ruhm des Weiſen,
Der nimmer altert mit den Greiſen.

Groß iſt's, der Tugend nachzuſtreben.
Das Weib dient ihr im ſtillen Leben
Und in der Liebe ſanftem Schoß.
Doch in des Mannes Thaten mahlen
Sich prangend ihre tauſend Strahlen,
Da macht ſie Städt' und Länder groß. 3)

Epode.

O Paris! Paris! Wäreſt du geblieben,
Wo du das Licht zuerſt geſeh'n,
Wo du die Herde ſtill getrieben,
Auf Ida's triftenreichen Höh'n!
Dort lieſſeſt du auf grünen Raſen
Die ſilberweiſſen Rinder graſen,
Und buhlteſt auf dem phryg'ſchen Kiele
Mit dem Olymp im Flötenſpiele,
Und ſangeſt dein barbariſch Lied.
Dort war's, wo zwiſchen drey Göttinnen
Dein richterlicher Spruch entſchied.

Ach! der nach Hellas dich geführet
Und in den glänzenden Pallaſt,
Mit prächt'gem Elfenbein gezieret,
Den du mit Raub entweihet haſt.
Helenens Auge kam dir da entgegen,
Und liebewund zog ſie's zurück.
Helenen kam dein Blick entgegen
Und liebetrunken zogſt du ihn zurück.
Da erwachte die Zwietracht, die Zwietracht entbrannte,
Und führte der Griechen verſammeltes Heer,
Bewaffnet mit dem tödtenden Speer,
In Schiffen heran gegen Priamus Lande.

Dritter Akt.

Erſter Auftritt.

Chor.

(Man ſieht von weitem Clytemneſtren und ihre Tochter noch im Wagen, nebſt einem Gefolge von Frauen).

Wie das Glück doch den Mächtigen lachet!
Auf Iphigenien werfet den Blick!
Auf Clytemneſtren, die Königlichgroße,
Tyndars Tochter! — Wie herrlich geboren!
Wie umleuchtet vom lieblichen Glück!
Ha, dieſe Reichen — wie göttliche Weſen
Stehn ſie vor armer Sterblichen Blick!
Stehet ſtill! Sie ſteigen vom Sitze.
Kommt, ſie mit Ehrfurcht zu grüßen! Zur Stütze
Reichet ihr freundlich die helfende Hand!
Empfanget ſie mit erheiterter Wange,
Schreckt mit keinem traur'gen Klange
Ihren Tritt in dieſes Land.

Keine Furcht, kein unglückbringend Zeichen
Soll der Fürſtinn Antlitz bleichen,
Fremd, wie wir, an Aulis Strand.

Zweyter Auftritt.

Clytemneſtra mit dem kleinen Oreſtes. Iphigenie. Gefolge. Chor.

Clytemneſtra
(noch im Wagen, zum Chor).

Ein glücklich Zeichen, ſchöne Hoffnungen
Und eines frohen Hymens Unterpfand,
Dem ich die Tochter bringe, nehm' ich mir
Aus eurem Gruß und freundlichen Empfange.
So hebet denn die hochzeitlichen Gaben,
Die ich der Jungfrau mitgebracht, vom Wagen,
Und bringt ſie ſorgſam nach des Königs Zelt.
Du, meine Tochter, ſteige aus! Empfanget
Sie ſanft in euren jugendlichen Armen!
Wer reicht auch mir nun ſeines Armes Hülfe,
Daß ich vom Wagenſitz gemächlich ſteige?
(Zu ihren Sklavinnen).
Ihr Andern tretet vor das Joch der Pferde,
Denn wild und ſchreckhaft iſt der Pferde Blick.
Auch dieſen Kleinen nehmet mit! — Es iſt
Oreſtes, Agamemnons Sohn. Dein Alter
Kann noch nicht von ſich geben, was es meinet,

Wie? Schläfſt du, ſüßes Kind? Der Knabe ſchläft,
Des Wagens Schaukeln hat ihn eingeſchläfert.
Wach' auf, mein Sohn, zum Freudentag der Schweſter!
So groß du ſchon und edel biſt geboren,
So höher wird der neue ſchöne Bund
Mit Thetis göttergleichem Sohn dich ehren.
Du, meine Tochter, gehe ja nicht weg,
Daß dieſe fremden Frauen dort, die dich
An meiner Seite ſehen, mir's bezeugen,
Wie glücklich deine Mutter iſt — Sieh da!
Dein Vater! Auf, ihn zu begrüßen!

Dritter Auftritt.

Agamemnon zu den Vorigen.

Iphigenie.

Wirſt
Du zürnen, Mutter, wenn ich, meine Bruſt
An ſeine Vaterbruſt zu drücken, ihm
Entgegen eile?

Clytemneſtra.

O mir über Alles
Verehrter König und Gemahl! — Hier ſind
Wir angelangt, wie du gebot'ſt.

Iphigenie.

O laß

Mich nach ſo langer Trennung, Bruſt an Bruſt
Geſchloſſen, dich umarmen, Vater! Laß
Mich deines lieben Angeſichts genießen!
Doch zürnen mußt du nicht.

Agamemnon.

Genieß' es, Tochter.
Ich weiß, wie zärtlich du mich liebſt — du liebſt
Mich zärtlicher, als meine andern Kinder.

Iphigenie.

Dich nach ſo langer Trennung wieder
Zu haben — wie entzückt mich das, mein Vater!

Agamemnon.

Auch mich — auch mich entzückt es. Was du ſagſt,
Gilt von uns beiden.

Iphigenie.

Sey mir tauſendmal
Gegrüßt! Was für ein glücklicher Gedanke,
Mein Vater, mich nach Aulis zu berufen.

Agamemnon.

Ein glücklicher Gedanke? — Ach! das weiß
Ich doch nicht —

Iphigenie.

Wehe mir! Was für
Ein kalter freudenleerer Blick, wenn du
Mich gerne ſiehſt!

Agamemnon.

Mein Kind! Für einen König
Und Feldherrn giebt's der Sorgen ſo gar viele.

Iphigenie.
Laß dieſe Sorgen jetzt, und ſey bey mir!
Agamemnon.
Bey dir bin ich und wahrlich nirgends anders!
Iphigenie.
O ſo entfalte deine Stirn! Laß mich
Dein liebes Auge heiter ſehen!

Agamemnon.
Ich
Entfalte meine Stirne. Sieh! So lang'
Ich *dir* ins Antlitz ſchaue, bin ich froh.
Iphigenie.
Doch ſeh' ich Thränen deine Augen wäſſern.
Agamemnon.
Weil wir auf lange von einander gehn.
Iphigenie.
Was ſagſt du? — Liebſter Vater, ich verſtehe
Dich nicht — ich ſoll es nicht verſtehn!

Agamemnon.
So klug
Iſt Alles, was ſie ſpricht! — Ach! das erbarmt
Mich deſto mehr!
Iphigenie.
So will ich Thorheit reden,
Wenn das dich heiter machen kann.
Agamemnon (für ſich).
Ich werde

Mich noch vergeſſen — — Ja doch, meine Tochter —
Ich lobe dich — ich bin mit dir zufrieden.

Iphigenie.

Bleib' lieber bey uns, Vater! Bleib' und ſchenke
Dich deinen Kindern!

Agamemnon.

Daß ich's konnte! Ach!
Ich kann es nicht — ich kann nicht, wie ich wünſche —
Das iſt es eben, was mir Kummer macht.

Iphigenie.

Verwünſcht ſey'n alle Kriege, alle Uebel,
Die Menelaus auf uns lud!

Agamemnon.

Dein Vater
Wird nicht der Letzte ſeyn, den ſie verderben.

Iphigenie.

Wie lang' iſt's nicht ſchon, daß du, fern von uns,
In Aulis Buſen müßig liegſt!

Agamemnon.

Und auch
Noch jetzt ſetzt ſich der Abfahrt meiner Flotte
Ein Hinderniß entgegen.

Iphigenie.

Wo, ſagt man,
Daß dieſe Phryger wohnen, Vater?

Agamemnon.

Wo —

Ach! wo der Sohn des Priamus nie hätte
Geboren werden ſollen!

Iphigenie.

Wie? So weit
Schiff'ſt du von dannen, und verläſſeſt mich?

Agamemnon.

Wie weit es auch ſeyn möge — Du, mein Kind,
Wirſt immer mit mir gehen! 4)

Iphigenie.

Wäre mir's
Anſtändig, lieber Vater, dir zu folgen,
Wie glücklich würd' ich ſeyn!

Agamemnon.

Was für ein Wunſch!
Auch dich erwartet eine Fahrt, wo du
An deinen Vater denken wirſt.

Iphigenie.

Reiſ' ich
Allein, mein Vater, oder von der Mutter
Begleitet?

Agamemnon.

Du allein. Dich wird kein Vater
Begleiten, keine Mutter.

Iphigenie.

Alſo willſt
Du in ein fremdes Haus mich bringen laſſen?

Agamemnon.

Laß gut ſeyn! Forſche nicht nach Dingen, die
Jungfrauen nicht zu wiſſen ziemt.

Iphigenie.

Komm du
Von Troja uns recht bald und ſiegreich wieder!

Agamemnon.

Erſt muß ich noch ein Opfer hier vollenden.

Iphigenie.

Das iſt ein heiliges Geſchäft, worüber
Du mit den Prieſtern dich berathen mußt.

Agamemnon.

Du wirſt's mit anſehn, meine Tochter! Gar
Nicht weit vom Becken wirſt du ſtehn.

Iphigenie.

So werden
Wir einen Reigen um den Altar führen?

Agamemnon.

Die Glückliche in ihrer kummerfreyen
Unwiſſenheit! — Geh' jetzt ins Vorgemach,
Den Jungfrau'n dich zu zeigen.

(Sie umarmt ihn).

Eine ſchwere
Umarmung war das und ein bitt'rer Kuß!
Es iſt ein langer Abſchied, den wir nehmen.
O Lippen — Buſen — blondes Haar! Wie theuer
Kommt dieſes Troja mir und dieſe Helena

Zu flehen! — Doch genug der Worte — Geh'!
Geh'! Unfreiwillig bricht aus meinen Augen
Ein Thränenſtrom, da dich mein Arm umſchließet.
Geh' in das Zelt!

(Iphigenie entfernt ſich).

Vierter Auftritt.

Agamemnon. Clytemneſtra. Chor.

Agamemnon.

O Tochter Tyndars, wenn
Du allzuweich mich fandeſt, ſieh' dem Schmerz
Des Vaters nach, der die geliebte Tochter
Jetzt zu Achillen ſcheiden ſehen ſoll!
Ich weiß es. Ihrem Glück geht ſie entgegen.
Doch welchen Vater ſchmerzt es nicht, die er
Mit Müh' und Sorgen auferzog, die Lieben,
An einen Fremden hinzugeben!

Clytemneſtra.

Mich
Soll man ſo ſchwach nicht finden. Auch der Mutter
— Kommt's nun zur Trennung — wird es Thränen koſten,
Und ohne dein Erinnern — doch die Ordnung
Und deiner Tochter Jahre heiſchen ſie.
Laß auf den Bräutigam uns kommen. Wer
Er iſt, weiß ich bereits. Erzähle mir
Von ſeinen Ahnherrn jetzt und ſeinem Lande.

Agamemnon.
Aegina kenneſt du, Aſopus Tochter.
Clytemneſtra.
Wer freyte ſie, ein Sterblicher, ein Gott?
Agamemnon.
Zevs ſelbſt, dem ſie den Aeakus, den Herrſcher
Oenopiens, gebar.
Clytemneſtra.
Wer folgte dieſem
Auf ſeinem Königsthrone nach?
Agamemnon.
Derſelbe,
Der Nerus Tochter freyte, Peleus.
Clytemneſtra.
Mit
Der Götter Willen freyt' er dieſe, oder
Geſchah' es wider ihren Rathſchluß?
Agamemnon.
Zevs
Verſprach ſie, und der Vater führte ſie ihm zu.
Clytemneſtra.
Wo war die Hochzeit? In des Meeres Wellen?
Agamemnon.
Die Hochzeit war auf dem erhab'nen Sitze
Des Pelion, dem Aufenthalte Chirons.
Clytemneſtra.
Wo man erzählt, daß die Centauren wohnen?

Agamemnon.

Dort feyerten die Götter Peleus Feſt.

Clytemneſtra.

Den jungen Sohn — hat ihn der Vater, oder
Die Göttliche erzogen?

Agamemnon.

Sein Erzieher
War Chiron, daß der Böſen Umgang nicht
Des Knaben Herz verderbe.

Clytemneſtra.

Ihn erzog
Ein weiſer Mann! Und weiſer noch war der,
Der einer ſolchen Aufſicht ihn vertraute.

Agamemnon.

Das iſt der Mann, den ich zu deinem Eidam
Beſtimme.

Clytemneſtra.

An dem Mann iſt nichts zu tadeln.
Und welche Gegend Griechenlands bewohnt er?

Agamemnon.

Die Grenzen von Phthiotis, die der Strom
Apidanus durchfließt, iſt ſeine Heimat.

Clytemneſtra.

So weit wird er die Tochter von uns führen?

Agamemnon.

Das überlaſſ' ich ihm. Sie iſt die Seine.

Clytemneſtra.

Das Glück begleite ſie! — Wann aber ſoll
Der Tag ſeyn?

Agamemnon.

Wenn der ſegenvolle Kreis
Des Mondes wird vollendet ſeyn.

Clytemneſtra.

Haſt du
Das hochzeitliche Opfer für die Jungfrau
Der Göttinn ſchon gebracht?

Agamemnon.

Ich werd' es bringen.
Das Opfer iſt es, was uns jetzt beſchäftigt.

Clytemneſtra.

Ein Hochzeitmahl gibſt du doch auch?

Agamemnon.

Wenn erſt
Die Himmliſchen ihr Opfer haben werden.

Clytemneſtra.

Wo aber gibſt du dieſes Mahl den Frauen?

Agamemnon.

Hier bey den Schiffen.

Clytemneſtra.

Wohl. Es läßt ſich anders
Nicht thun. Ich ſeh's. Ich muß mich drein ergeben.

Agamemnon.

Jetzt aber höre, was von dir dabey
Verlangt wird — Doch, daß du mir ja willfahreſt!

Clytemneſtra.
Sag' an, du weißt, wie gern ich dir gehorche.
Agamemnon.
Ich freylich kann mich an dem Orte, wo
Der Bräutigam iſt, finden laſſen —
Clytemneſtra.
Was?
Ich will nicht hoffen, daß man ohne mich
Vollziehen wird, was nur der Mutter ziemt.
Agamemnon.
Im Angeſicht des ganzen griech'ſchen Lagers
Geb' ich dem Sohn des Peleus deine Tochter.
Clytemneſtra.
Und wo ſoll dann die Mutter ſeyn?
Agamemnon.
Nach Argos
Zurückekehren ſoll die Mutter — dort
Die Aufſicht führen über ihre Kinder.
Clytemneſtra.
Nach Argos? Und die Tochter hier verlaſſen?
Und wer wird dann die Hochzeitfackel tragen?
Agamemnon.
Der Vater wird ſie tragen.
Clytemneſtra.
Nein, das geht nicht!
Du weißt, daß dir die Sitten dies verbieten.

Agamemnon.
Daß ſie der Frau verbieten, in's Gewühl
Von Kriegern ſich zu mengen, dieſes weiß ich.
Clytemneſtra.
Es heiſcht die Sitte, daß aus Mutterhänden
Die Braut der Bräutigam empfange.
Agamemnon.
Sie heiſcht, daß deine andern Töchter in
Mycen der Mutter länger nicht entbehren.
Clytemneſtra.
Wohl aufgehoben und verwahrt ſind die
In ihrem Frauenſaal.
Agamemnon.
Ich will Gehorſam.
Clytemneſtra.
Nein!
Bey Argos königlicher Göttinn! Nein!
Du haſt dich weggemacht ins Ausland! Dort
Mach' dir zu thun! 5) Mich laß im Hauſe walten,
Und meine Töchter wie ſich's ziemt vermählen.
(Sie geht ab).
Agamemnon (allein).
Ach! zu entfernen hofft' ich ſie! — Ich habe
Umſonſt gehofft. Umſonſt bin ich gekommen,
So häuf' ich Trug auf Trug, berücke die,
Die auf der Welt das Theuerſte mir ſind,
Durch ſchnöde Liſt, und alles ſpottet meiner!

Nun will ich gehn und was der Göttinn wohl
Gefällt und mir ſo wenig Segen bringet,
Und allen Griechen ſo belaſtend iſt,
Vom Seher Kalchas näher auskundſchaften.
Wer's aber mit ſich ſelbſt gut meint, der nehme
Ja eine Gattinn, die gefällig iſt
Und ſanften Herzens — oder lieber keine!

(Er geht ab).

Dritte Zwiſchenhandlung.

Chor.

Strophe.

Sie ſehen des Simois ſilberne Strudel,
Der griechiſchen Schiffe verſammelte Macht;
Mit dem Geräthe zur blutigen Schlacht
Betreten ſie Phöbus heilige Erde,
Wo Kaſſandra mit wilder Geberde
Die Schläfe mit grünendem Lorber umlaubt,
Das goldene Haar, wie die Sagen erzählen,
Wallen läſſt um das begeiſterte Haupt,
Wenn die Triebe des Gottes ſie wechſelnd beſeelen.

Gegenſtrophe.

Sie rennen auf die Mauern!
Sie ſteigen auf die Burg!
Sie erblicken mit Schauern,

Hoch herunter von Pergamus Burg,
Den unſre ſchnellen Schiffe brachten,
Den fürchterlichen Gott der Schlachten,
Der, in tönendes Erz eingekleidet,
Sich um den Simois zahllos verbreitet,
Helenen, die Schweſter des himmliſchen Paars,
Unter den Lanzen und krieg'riſchen Schilden
Heimzuführen nach Sparta's Gefilden.

Epode.

Einen Wald von eh'rnen Lanzen
Seh' ich ſie um deine Felſenthürme pflanzen,
Stadt der Phryger, hohe Pergamus!
Deiner Männer Häupter, deiner Frauen
Unerbittlich von dem Nacken hauen,
Leichen über Leichen häufen,
Deine ſtolze Veſte ſchleifen,
Unglücksvolle Pergamus!
Da wird's Thränen koſten deinen Bräuten
Und der Gattinn Priamus.

Wie wird nach dem geflohenen Gemahl
Die Tochter Jovis jetzt zurückweinen!
Ihr Götter! ſolche Angſt und Qual,
Entfernet ſie von mir und von den Meinen!
Wie wird die reiche Lydierinn
Den Buſen jammernd ſchlagen,
Und wird's der ſtolzen Phrygerinn
Am Webeſtuhle klagen!

Ach! wenn nun die Sagen ſchallen,
Daß die hohe Stadt gefallen,
Die die Wehre meiner Heimat war!
Wer, wenn es herum erſchollen,
Schneidet wol der Thränenvollen
Von dem Haupt das ſchön gekämmte Haar?
Helene, die der hochgehalste Schwan
Gezeuget — das haſt du gethan!
Sey's nun, daß in einem Vogel
Leda, wie die Sage gieng,
Zeus verwandelte Geſtalt umfing,
Sey's, daß eine Fabel aus dem Munde
Der Kamönen ſehr zur ſchlimmen Stunde
Das Geſchlecht der Menſchen hinterging!

Vierter Akt.

Erſter Auftritt.

Achilles. Der Chor.

Achilles.

Wo find' ich hier den Feldherrn der Achiver?

(Zu einigen Sklaven).

Wer von euch ſagt ihm, daß Achill ihn hier
Vor dem Gezelt erwarte? — Müßig liegt
An des Euripus Mündung nun das Heer;
Ein jeder freylich nimmt's auf ſeine Weiſe.
Der, noch durch Hymens Bande nicht gebunden,
Ließ öde Wände nur zurück und weilet
Geruhig hier an Aulis Strand. Ein andrer
Entwich von Weib und Kindern. So gewaltig
Iſt dieſe Kriegesluſt, die zu dem Zug
Nach Ilion ganz Hellas aufgeboten,
Nicht ohne eines Gottes Hand! — Nun will ich,
Was mich angeht, zur Sprache kommen laſſen.
Wer ſonſt was vorzubringen hat, verfecht'

Es für ſich ſelbſt! — Ich habe Pharſalus
Verlaſſen und den Vater — Wie? Etwa,
Daß des Euripus ſchwache Winde mich
An dieſem Strand verweilen? Kaum geſchweig'
Ich meine Myrmidonen, die mich fort
Und fort beſtürmen — „Worauf warten wir
Denn noch, Achill? Wie lang' wird noch gezaudert,
Bis wir nach Troja unter Segel gehn?
Willſt du was thun, ſo thu' es bald! ſonſt führ'
Uns lieber wieder heim, anſtatt noch länger
Ein Spiel zu ſeyn des zögernden Atriden.“

Zweyter Auftritt.

Clytemneſtra zu den Vorigen.

Clytemneſtra.

Glorwürd'ger Sohn der Thetis! Deine Stimme
Vernahm ich drinnen im Gezelt; drum komm' ich
Heraus und dir entgegen —

Achilles (betroffen).

Heilige
Schamhaftigkeit! — Ein Weib — von dieſem Anſtand —

Clytemneſtra.

Kein Wunder, daß Achill mich nicht erkennet,
Der mich vordem noch nie geſehn — Doch Dank ihm,
Daß ihm der Scham Geſetze heilig ſind!

Achilles.

Wer biſt du aber? Sprich! Was führte dich
Ins griech'ſche Lager, wo man Männer nur
Und Waffen ſieht?

Clytemneſtra.

Ich bin der Leda Tochter,
Und Clytemneſtra heiß' ich. Mein Gemahl
Iſt König Agamemnon.

Achilles.

Viel und gnug
Mit wenig Worten! Ich entferne mich.
Nicht wohlanſtändig wäre mir's, mit Frauen
Geſpräch zu wechſeln.

Clytemneſtra.

Bleib! Was fliheſt du?
Laß, deine Hand in meine Hand gelegt,
Das neue Bündniß glücklich uns beginnen.

Achilles.

Ich dir die Hand? Was ſagſt du, Königinn?
Zu ſehr verehr' ich Agamemnons Haupt,
Als daß ich wagen ſollte, zu berühren,
Was mir nicht ziemt.

Clytemneſtra.

Warum dir nicht geziemen,
Da du mit meiner Tochter dich vermähleſt?

Achilles.

Vermählen — Wahrlich — Ich bin voll Erſtaunen —
Doch nein, du redeſt ſo, weil du dich irreſt.

Clytemneſtra.
Auch dies Erſtaunen find' ich ſehr begreiflich.
Uns alle pflegt — ich weiß nicht welche — Scheu
Beym Anblick neuer Freunde anzuwandeln,
Wenn ſie von Heirath ſprechen ſonderlich.

Achilles.
Nie, Königinn, hab' ich um deine Tochter
Gefreyt — und nie iſt zwiſchen dem Atriden
Und mir ein ſolches unterhandelt worden.

Clytemneſtra.
Was für ein Irrthum muß hier ſeyn? Gewiß,
Wenn meine Rede dich beſtürzt, ſo ſetzt
Die deine mich nicht minder in Erſtaunen.

Achilles.
Denk' nach, wie das zuſammenhängt! Dir muß,
Wie mir, dran liegen, es herauszubringen.
Vielleicht, daß wir nicht beide uns betrügen!

Clytemneſtra.
O der unwürdigen Begegnung! — Eine
Vermählung, fürcht' ich, läſſt man mich hier ſtiften,
Die nie ſeyn wird und nie hat werden ſollen.
O wie beſchämt mich das!

Achilles.
Ein Scherz vielleicht,
Den jemand mit uns beiden treibt! Nimm's nicht
Zu Herzen, edle Frau! Veracht' es lieber!

Clytemneſtra.
Leb' wohl! In deine Augen kann ich ferner

Nicht ſchaun, da ich zur Lügnerinn geworden,
Da ich erniedrigt worden bin.

Achilles.

Mich laß
Vielmehr ſo reden! — Doch ich geh' hinein,
Den König, deinen Gatten, aufzuſuchen.

(Wie er auf das Zelt zugeht, wird es geöffnet).

Dritter Auftritt.

Der alte Sklave zu den Vorigen.

Sklave

(in der Thüre des Gezeltes).

Halt, Aeacide! Göttinnſohn, mit dir
Und auch mit dieſer hier hab' ich zu reden.

Achilles.

Wer reißt die Pforten auf und ruft — Er ruft
Wie außer ſich.

Sklave.

Ein Knecht. Ein armer Name,
Der mir den Dünkel wol vergehen läßt,
Mich —

Achilles.

Weſſen Knecht? Er iſt nicht mein, der Menſch.
Ich habe nichts gemein mit Agamemnon.

Sklave.

Des Hauſes Knecht, vor dem ich ſtehe. Tyndar,
(auf Clytemneſtra zeigend).
Ihr Vater, hat mich drein geſtiftet.

Achilles.

Nun!
Wir ſtehn und warten. Sprich, was dich bewog,
Mich aufzuhalten.

Sklave.

Iſt kein Zeuge weiter
Vor dieſen Thoren? Seyd ihr ganz allein?

Clytemneſtra.

So gut als ganz allein. Sprich dreiſt! — erſt aber
Verlaß das Königszelt und komm hervor!

Sklave (kommt heraus).

Jetzt, Glück und meine Vorſicht, helft mir die
Erretten, die ich gern erretten möchte!

Achilles.

Er ſpricht von Etwas, das noch kommen ſoll,
Und von Bedeutung ſcheint mir ſeine Rede.

Clytemneſtra.

Verſchieb's nicht länger, ich beſchwöre dich,
Mir, was ich wiſſen ſoll, zu offenbaren.

Sklave.

Iſt dir bekannt, was für ein Mann ich bin,
Und wie ergeben ich dir ſtets geweſen,
Dir und den Deinigen?

Clytemneſtra.

Ich weiß, du biſt
Ein alter Diener ſchon von meinem Hauſe.

Sklave.

Daß ich ein Theil des Heirathsgutes war,
Das du dem König zugebracht — iſt dir
Das noch erinnerlich?

Clytemneſtra.

Recht gut. Nach Argos
Bracht' ich dich mit, wo du mir ſtets gedienet.

Sklave.

So iſt's. Drum war ich dir auch jederzeit
Getreuer zugethan, als ihm.

Clytemneſtra.

Zur Sache.
Heraus mit dem, was du zu ſagen haſt!

Sklave.

Der Vater will — mit eigner Hand will er —
— Das Kind ermorden, das du ihm geboren.

Clytemneſtra.

Was? Wie? — Entſetzlich! — Menſch! du biſt von Sinnen.

Sklave.

Den weißen Nacken der Bejammernswerthen
Will er mit mörderiſchem Eiſen ſchlagen.

Clytemneſtra.

Ich Unglückſeligſte! — Raſ't mein Gemahl?

Sklave.

Sehr bey ſich ſelbſt iſt er — Nur gegen dich
Und gegen deine Tochter mag er raſen.

Clytemneſtra.

Warum? Welch böſer Dämon gibt's ihm ein?

Sklave.

Ein Götterſpruch, der nur um dieſen Preis,
Wie Kalchas will, den Griechen freye Fahrt
Verſichert.

Clytemneſtra.

Fahrt! Wohin? — Beweinenswerthe Mutter!
Beweinenswürdigeres Kind, das in
Dem Vater ſeinen Henker finden ſoll!

Sklave.

Die Fahrt nach Ilion, Helenen heim
Zu holen.

Clytemneſtra.

Daß Helene wiederkehre,
Stirbt Iphigenie?

Sklave.

Du weißt's. Dianen
Will Agamemnon ſie zum Opfer ſchlachten.

Clytemneſtra.

Und dieſe vorgegebene Vermählung,
Die mich von Argos rief — wozu denn die?

Sklave.

Daß du ſo minder ſäumteſt, ſie zu bringen,
Im Wahn, ſie ihrer Hochzeit zuzuführen.

Clytemneſtra.
O Kind! Zum Tode kameſt du. Wir kamen
Zum Tode!

Sklave.
Ja, bejammernswürdig, ſchrecklich
Iſt euer Schickſal. Schreckliches begann
Der König.

Clytemneſtra.
Weh mir! Weh! Ich bin verloren.
Ich kann nicht mehr. Ich halte meine Thränen
Nicht mehr.

Sklave.
Ein armer, armer Troſt ſind Thränen
Für eine Mutter, der die Tochter ſtirbt!

Clytemneſtra.
Sprich aber: Woher weißt du das? Durch wen?

Sklave.
Ein zweyter Brief ward mir an dich gegeben.

Clytemneſtra.
Mich abzumahnen oder anzutreiben,
Daß ich die Tochter dem Verderben brächte?

Sklave.
Dir abzurathen, daß du ſie nicht brächteſt.
Der Herr war Vater wiederum geworden.

Clytemneſtra.
Unglücklicher! Warum mir dieſen Brief
Nicht überliefern?

Sklave.

Menelaus fing
Ihn auf. Ihm dankſt du Alles, was du leideſt.
(Er geht ab).

Clytemneſtra (wendet ſich an Achilles).

Sohn Peleus! Sohn der Thetis! Hörſt du es?

Achilles.

Bejammernswerthe Mutter! — — Aber mich
Hat man nicht ungeſtraft mißbraucht.

Clytemneſtra.

Mit dir
Vermählen ſie mein Kind, um es zu würgen!

Achilles.

Ich bin entrüſtet über Agamemnon,
Und nicht ſo leicht werd' ich es hingehn laſſen.

Clytemneſtra (fällt ihm zu Füßen).

Und ich erröthe nicht, mich vor dir nieder
Zu werfen, ich, die Sterbliche, vor dir,
Den eine Himmliſche gebahr. Weg, eitler Stolz!
Kann ſich die Mutter für ihr Kind entehren?
O Sohn der Göttinn! Hab' Erbarmen mit
Der Mutter, mit der Unglückſeligen Erbarmen,
Die deiner Gattinn Namen ſchon getragen!
Mit Unrecht trug ſie ihn! Doch hab' ich ſie
Als deine Braut hieher geführt, dir hab' ich
Mit Blumen ſie geſchmücket — Ach! ein Opfer
Hab' ich geſchmückt, ein Opfer hergeführt!

O! das wär' ſchändlich, wenn du ſie verlieſſeſt:
War ſie durch Hymens Bande gleich die Deine
Noch nicht — Du wardſt als der geliebteſte
Gemahl der Unglückſel'gen ſchon geprieſen!
Bey dieſer Wange, dieſer Rechte, bey
Dem Leben deiner Mutter ſey beſchworen!
Verlaß uns nicht! Dein Name iſt's, der uns
Ins Elend ſtürzt — Drum rette du uns wieder!
Dein Knie, o Sohn der Göttinn! iſt der einz'ge
Altar, zu dem ich Aermſte fliehen kann.
Hier lächelt mir kein Freund. Du haſt gehört,
Was Agamemnon Gräßliches beſchloſſen.
Da ſteh' ich unter rohem Volk — ein Weib,
Und unter wilden, meiſterloſen Banden,
Zu jedem Bubenſtück bereit — auch brav,
Gewiß recht brav und werth, ſo bald ſie mögen! 6)
Verſichre du uns deines Schutzes, und
Gerettet ſind wir! Ohne dich verloren.

Chor.

Gewaltſam iſt der Zwang des Bluts! Mit Qual
Gebiert das Weib, und quält ſich fürs Geborne!

Achilles.

Mein großes Herz kam deinem Wunſch entgegen.
Es weiß zu trauern mit dem Gram und ſich
Des Glücks zu freuen mit Enthaltſamkeit.

Chor.

Die Klugheit ſich zur Führerinn zu wählen,
Das iſt es, was den Weiſen macht!

Achilles.

Es kommen Fälle vor im Menſchenleben,
Wo's Weisheit iſt, nicht allzuweiſe ſeyn;
Es kommen andre, wo nichts ſchöner kleidet,
Als Mäßigung. Geraden Sinn ſchöpft' ich
In Chirons Schule, des Vortrefflichen.
Wo ſie Gerechtes mir befehlen, finden
Gehorſam die Atriden mich, die Stirn
Von Erz, wo ſie Unbilliges gebieten.
Frey kam ich her, frey will ich Troja ſehn,
Und den Achiverkrieg, was an mir iſt,
Mit meines Armes Heldenthaten zieren.
Du jammerſt mich. Zuviel erleideſt du
Von dem Gemahl, von Menſchen deines Blutes.
Was dieſem jungen Arme möglich iſt,
Erwart's von mir! — Er ſoll dein Kind nicht ſchlachten.
An eine Jungfrau, die man mein genannt,
Soll kein Atride Mörderhände legen.
Es ſoll ihm nicht ſo hingehn, meines Namens
Zu ſeinem Mord mißbraucht zu haben!
Mein Name, der kein Eiſen aufgehoben,
Mein Name wär' der Mörder deiner Tochter,
Und Er, der Vater, hätte ſie erſchlagen.

Doch theilen würd' ich ſeines Mordes Fluch,
Wenn meine Hochzeit auch den Vorwand nur
Gegeben hätte, ſo unwürdig, ſo
Unmenſchlich, ungeheuer, unerhört,
Die unſchuldsvolle Jungfrau zu mißhandeln.
Der Griechen Letzter müßt' ich ſeyn, der Menſchen
Verächtlichſter, ja haſſenswerther ſelbſt
Als Menelaus müßt' ich ſeyn. 7) Mir hätte
Nicht Thetis, der Erinnen eine hätte
Das Leben mir gegeben, wenn ich mich
Des Königs Mordbegier zum Werkzeug borgte.
Nein, bey des Meerbewohners Haupt, beym Vater
Der Göttlichen, die mich zur Welt geboren!
Er ſoll ſie nicht berühren — nicht ihr Kleid
Mit ſeines Fingers Spitze nur berühren.
Eh' dies geſchiehet, decke ewige
Vergeſſenheit mein Phthia, mein Geburtsland,
Wenn der Atriden Stammplatz, Sipylus,
Im Ohr der Nachwelt unvergänglich lebet.
Es mag der Seher Kalchas das Geräthe
Zum Opfer nur zurücketragen — Seher?
Was heißt ein Seher? — Der auf gutes Glück
Für eine Wahrheit zehen Lügen ſagt.
Geräth es? Gut. Wo nicht, ihm geht es hin.
Es gibt der Jungfrau'n Tauſende, die mich
Zum Gatten möchten — Davon iſt auch jetzt
Die Rede nicht! Beſchimpft hat mich der König.

In meinen Willen hätt' er's ſtellen ſollen,
Ob mir's gefiele, um ſein Kind zu freyn?
Gern und mit Freuden würde Clytemneſtra
In dieſes Bündniß eingewilligt haben.
Und hätte Griechenland aus meinen Händen
Alsdann zum Opfer ſie verlangt, ich würde
Sie meinen Kriegsgenoſſen, würde ſie
Dem Wohl der Griechen nicht verweigert haben.
So aber gelt' ich nichts vor den Atriden,
Nichts, wo was Großes ſoll verhandelt werden.
Doch dürſte, eh' wir Ilion noch ſehn,
Dies Schwert von Blut und Menſchenmorde trieſen,
Wenn man's verſuchte, mir ſie zu entreißen.
Sey du getroſt! Ein Gott erſchien ich dir.
Ich bin kein Gott. Dir aber will ich's werden.

Chor.

An dieſer Sprache kennt man dich, Achill,
Und die Erhabene, die dich geboren.

Clytemneſtra.

O Herrlichſter, wie ſtell' ich's an, wie muß
Ich reden, um zu ſparſam nicht zu ſeyn
In deinem Preis, und deine Gunſt auch nicht
Durch mein ausſchweifend Rühmen zu verſcherzen.
Zu vieles Loben, weiß ich wol, macht dem,
Der edel denkt, den Lober nur zuwider.
Doch ſchäm' ich mich, mit ew'ger Jammerklage,
Mit Leiden, die nur ich empfinde, dich,

Den Glücklichen, den Fremdling, zu ermüden.
Doch Fremdling oder nicht — wer Leidenden
Beyſpringen kann, wird auch mit ihnen trauern.
Drum hab' mit uns Erbarmen! Unſer Schickſal
Verdient Erbarmen. Meine Hoffnung war,
Dich Sohn zu nennen — Ach, ſie war vergebens!
Auch ſchreckt vielleicht dein künftig Ehebette
Mein ſterbend Kind mit ſchwarzer Vorbedeutung,
Und du wirſt eilen, ſie zu fliehn! 8) Doch nein,
Was du geſagt, war alles wohl geſprochen,
Und willſt du nur, ſo lebt mein Kind. Soll ſie
Etwa ſelbſt flehend deine Knie umfaſſen?
So wenig dies der Jungfrau ziemt, gefällt
Es dir, ſo mag ſie kommen, züchtiglich,
Das Aug' mit edler Freiheit aufgeſchlagen.
Wo nicht, ſo laß an ihrer Statt mich der
Gewährung ſüßes Wort von dir vernehmen.

Achilles.

Die Jungfrau bleibe, wo ſie iſt. Daß ſie
Verſchämt iſt, bringt ihr Ehre.

Clytemneſtra.

Auch verſchämt ſeyn
Hat ſein gehörig Maß und ſeine Stunde.

Achilles.

Ich will es nicht. Ich will nicht, daß du ſie
Vor meine Augen bringeſt, und wir beyde
Boshaftem Tadel Preis gegeben werden.

Ein zahlreich Heer, der heimatlichen Sorgen
Entſchlagen, trägt ſich gar zu gern, das kenn' ich,
Mit häm'ſchen, ehrenrührigen Gerüchten.
Und mög't ihr flehend oder nicht vor mir
Erſcheinen, ihr erhaltet weder mehr
Noch minder — denn beſchloſſen iſt's bey mir,
Koſt's was es wolle, euer Leid zu enden.
Das laß dir gnügen. Glaub', ich rede ernſtlich.
Und ſterben mög' ich, hab' ich deine Hoffnung
Mit eitler Rede nur getäuſcht. Rett' ich
Die Jungfrau — nein, da werd' ich leben.

Clytemneſtra.

Lebe
Und rette immer Leidende!

Achilles.

Nun höre,
Wie wir's am beſten einzurichten haben.

Clytemneſtra.

Laß hören. Dir gehorch' ich gern.

Achilles.

Zuvor erſt
Muß man es mit dem Vater noch verſuchen.

Clytemneſtra.

Ach, der iſt feig und zittert vor der Menge!

Achilles.

Vernünft'ge Gründe können viel.

Clytemneſtra.

Ich hoffe nichts. Doch ſprich, was muß ich thun?

Achilles.

Fall' ihm zu Füßen! Fleh' ihn an, daß er
Sein Kind nicht tödte! Bleibt er unerbittlich,
Dann komm zu mir! — Erweichſt du ihn, noch beſſer!
Dann braucht es meines Armes nicht, die Jungfrau
Bleibt leben, ich erhalte mir den Freund,
Auch bey dem Heer vermeid' ich Tadel, hab' ich
Durch Gründe mehr als durch Gewalt geſtritten.
Und ſo wird alles glücklich abgethan,
Zu deinem und der Freunde Wohlgefallen.
Und meines Armes braucht es nicht.

Clytemneſtra.

Du räthſt
Verſtändig. Es geſchehe, wie du meineſt.
Mißlingt mir's aber — wo ſeh' ich dich wieder?
Wo find' ich Aermſte dieſen Heldenarm,
Die letzte Stütze noch in meinem Leiden?

Achilles.

Wo's meiner Gegenwart bedarf, werd' ich
Dir nahe ſeyn, und dir's erſparen, vor
Dem Heer der Griechen dich und deine Ahnherr'n
Durch Jammer zu erniedrigen. So tief
Herunter müßte Tyndars Blut nicht ſinken:
— Ein großer Name in der Griechen Land!

Clytemneſtra.

Wie dir's gefällt. Ich unterwerſe mich.
Und, gibt es Götter, Trefflichſter! Dir muß
Es wohlergehn! Gibt's keine — Warum leid' ich? 9)

(Achilles und Clytemneſtra gehen ab).

Vierte Zwiſchenhandlung.

Chor.

Wie lieblich erklang
Der Hochzeitgeſang,
Den zu der Cither tanzluſtigen Tönen,
Zur Schalmei und zum libyſchen Rohr,
Sang der Kamönen
Verſammelter Chor
Auf Peleus Hochzeit und Thetis der Schönen!
Wo die Becher des Nektars erklangen
Auf des Pelion wolkigem Kranz,
Kamen die zierlich gelockten und ſchwangen
Goldene Solen im flüchtigen Tanz.
Mit dem melodiſchen Jubel der Lieder
Feyerten ſie der Verbundenen Glück.
Der Berg der Centauren hallte ſie wieder,
Pelions Wald gab ſie ſchmetternd zurück.
Unter den Freuden
Des feſtlichen Mahls
Schöpfte des Nektars himmliſche Gabe

Jovis Liebling, der phrygiſche Knabe,
In die Bäuche des goldnen Pokals.
Funfzig Schweſtern der Göttlichen hüpften
Luſtig daneben im glänzenden Sand,
Tanzten den Hochzeitreigen, und knüpften
Reizende Ring' mit verſchlungener Hand.

Gegenſtrophe.

Grüne Kronen in dem Haar,
Und mit fichtenem Geſchoſſe,
Menſchen oben, unten Roſſe,
Kam auch der Centauren Schaar,
Angelockt von Bromius Pokale
Kamen ſie zum Göttermahle.
Heil dir, hohe Nereide!
Sang mit lautem Jubelliede
Der Theſſalierinnen Chor;
Heil dir! ſang der Mädchen Chor.
Heil dir! Heil dem ſchönen Sterne,
Der aus deinem Schoß erſteht!
Und Apoll, der in der Ferne
Der verborg'nen Zukunft ſpäht,
Und der auf den unbekannten
Stamm der Muſen ſich verſteht,
Chiron, der Centaure — nannten
Beyde ſchon mit Namen ihn,
Der zu Priams Königsſitze

Kommen würde an der Spitze
Seiner Myrmidonenſchaaren,
In des Speeres Wurf erfahren,
Wüthen dort mit Mord und Brand
In des Räubers Vaterland —
Auch die Rüſtung, die er würde tragen,
Künſtlich von Hephäſtos Hand
Aus gediegnem Gold geſchlagen,
Ein Geſchenk der Göttlichen,
Die den Göttlichen empfangen.
So ward von den Himmliſchen
Thetis Hochzeitfeſt begangen.

Epode.

Dir, Agamemnons thränenwerthem Kinde,
Nicht bey der Hirten Feldgeſang
Erzogen, und der Pfeife Klang,
Still aufgeblüht im mütterlichen Schoß,
Dem Tapferſten der Inachiden
Dereinſt zur ſüßen Braut beſchieden,
Dir, Arme, fällt ein ander Loos!
Dir flechten einen Kranz von Blüthen
Die Griechen in das ſchöngelockte Haar.
Gleich einem Rinde, das der wilde Berg gebahr,
Das, unberührt vom Joch, aus Felſenhöhlen,
Unfern dem Meer, geſtiegen war,
Wird dich der Opferſtahl entſeelen;
Dann rettet dich nicht deine Jugend,

Nicht das Erröthen der verſchämten Tugend,
Nicht deine reizende Geſtalt!
Das Laſter herrſcht mit ſiegender Gewalt.
Es ſpricht mit frechem Angeſichte
Den heiligen Geſetzen Hohn.
Die Tugend iſt aus dieſer Welt geflohn,
Und dem Geſchlecht der Menſchen droh'n
Nicht ferne mehr die göttlichen Gerichte.

Fünfter Akt.

Erſter Auftritt.

Clytemneſtra kommt. Der Chor.

Clytemneſtra.

Ich komme, meinen Gatten aufzuſuchen,
Noch immer bleibt er aus, es iſt ſchon lange,
Daß er das Zelt verließ — und drinnen weint
Und jammert die Unglückliche, nun ſie
Erfuhr, was für ein Schickſal ſie erwartet.
Er nähert ſich, den ich genannt. Der iſt's,
Das iſt der Agamemnon, den man bald
Verrucht wird handeln ſehn an ſeinen Kindern.

Zweyter Auftritt.

Agamemnon. Die Vorigen.

Agamemnon.

Gut, Clytemneſtra, daß ich außerhalb
Des Zelts dich treffe und allein. Ich habe

Mich über Dinge mit dir zu beſprechen,
Die einer Jungfrau, die bald Braut ſeyn wird,
Nicht wohl zu hören ziemt.

Clytemneſtra.

Und was iſt das,
Wozu die Zeit ſich dir ſo günſtig zeiget?

Agamemnon.

Laß deine Tochter mit mir gehen! — Alles
Iſt in Bereitſchaft, das geweihte Waſſer,
Das Opfermahl, das heil'ge Feu'r, die Rinder,
Die vor der Hochzeit am Altar Dianens,
In ſchwarzem Blute röchelnd, fallen ſollen.

Clytemneſtra.

Gut redeſt du. Daß ich von deinem Thun
Ein Gleiches rühmen könnte! — Aber komm
Du ſelbſt heraus, mein Kind!

(Sie geht und öffnet die Thür des Gezelts).

Was dieſer da
Mit dir beſchloſſen hat, weißt du ausführlich.
Nimm unter deinem Mantel auch den Bruder,
Oreſtes, mit dir!

(Zu Agamemnon, indem Iphigenie heraustritt).

Sieh'. Da iſt ſie, deine
Befehle zu vernehmen. Was noch ſonſt
Für ſie und mich zu ſagen übrig bleibt,
Werd' ich hinzuzuſetzen wiſſen.

Dritter Auftritt.

Iphigenie mit dem kleinen **Oreſtes** zu den **Vorigen.**

Agamemnon.

Was iſt dir, Iphigenie? — — — Du weinſt?
Du ſiehſt nicht heiter aus — du ſchlägſt die Augen
Zu Boden und verbirgſt dich in den Schleier?

Iphigenie.

Ich Unglückſelige! Wo fang' ich an?
Bey welchem unter allen meinen Leiden?
Verzweiflung, wo ich nur beginnen mag,
Verzweiflung, wo ich enden mag. 10)

Agamemnon.

Was iſt das?
Hat Alles hier zuſammen ſich verſtanden,
Mich zu beſtürzen — Kind und Mutter außer ſich
Und Unruh' im Geſichte —

Clytemneſtra.

Mein Gemahl
Antworte mir auf das, was ich dich frage,
Aufrichtig aber!

Agamemnon.

Braucht's dazu Ermahnung?
Zur Sache.

Clytemneſtra.

Iſt's an dem — willſt du ſie wirklich
Ermorden, deine Tochter und die meine?

Agamemnon (fährt auf).
Unglückliche! Was für ein Wort haſt du geſprochen!
Was argwöhnſt du? — Du ſollſt es nicht!

Clytemneſtra.
Antworte
Auf meine Frage!

Agamemnon.
Frage was ſich ziemt,
So kann ich dir antworten, wie ſich's ziemt.

Clytemneſtra.
So frag' ich. Sage du mir nur nichts anders.

Agamemnon.
Furchtbare Göttinnen des Glücks und Schickſals
Und du, mein böſer Genius!

Clytemneſtra.
Und meiner —
Und dieſer hier! Ihn theilen drei Elende!

Agamemnon.
Worüber klagſt du?

Clytemneſtra.
Dieſes fragſt du noch?
O dieſer Liſt gebricht es an Verſtande.

Agamemnon.
Ich bin verloren. Alles iſt verrathen.

Clytemneſtra.
Ja, Alles iſt verrathen. Alles weiß ich
Und Alles hört' ich, was du uns bereiteſt.

Dies Schweigen, dieſes Stöhnen iſt Beweiſes
Genug. Das Reden magſt du dir erſparen.

Agamemnon.

Ich ſchweige. Reden was nicht wahr iſt, hieße
Mein Elend auch durch Frechheit noch erſchweren.

Clytemneſtra.

Gib mir Gehör! Die räthſelhafte Sprache
Bey Seit'. Ich will jetzt offen mit dir reden.
Erſt drangſt du dich — das ſey mein erſter Vorwurf —
Gewaltſam mir zum Gatten auf, entführteſt
Mich räuberiſch, nachdem du meinen erſten
Gemahl erſchlagen, Tantalus — den Säugling
Von ſeiner Mutter Bruſt geriſſen, mit
Grauſamem Wurf am Boden ihn zerſchmettert.
Als meine Brüder drauf, die Söhne Zevs,
Die Herrlichen, mit Krieg dich überzogen,
Entriß dich Tyndar, unſer Vater, den
Du kniend flehteſt, ihrem Zorn, und gab
Die Rechte meines Gatten dir zurück.
Seit dieſem Tag — kannſt du es anders ſagen?
Fand'ſt du in mir die lenkſamſte der Frauen,
Im Hauſe fromm, im Ehebette keuſch,
Untadelhaft im Wandel. Sichtbar wuchs
Der Segen deines Hauſes — Luſt und Freude,
Wenn du hereintratſt! Wenn du öffentlich
Erſchienſt, der frohe Zuruf aller Menſchen!
Solch eine Eh'genoſſinn zu erjagen,

Iſt Wenigen beſchert. Deſto gemeiner ſind
Die Schlimmen! Ich gebähre dir drey Töchter
Und dieſen Sohn — und dieſer Töchter eine
Willſt du jetzt ſo unmenſchlich mir entreißen!
Fragt man, warum ſie ſterben ſoll — was kannſt du
Hierauf zur Antwort geben? Sprich! Soll ich's
In deinem Namen thun? Daß Menelaus
Helenen wieder habe, ſoll ſie ſterben!
O trefflich! Deine Kinder alſo ſind
Der Preis für eine Buhlerinn! Und mit
Dem Theuerſten, das wir beſitzen, wird
Das Haſſenswürdigſte erkauft! — Wenn du
Nun fort ſeyn wirſt nach Troja, lange, lange,
Ich im Pallaſt indeſſen einſam ſitze,
Leer die Gemächer der Geſtorbenen,
Und alle jungfräulichen Zimmer öde,
Wie glaubſt du, daß mir da zu Muth ſeyn werde?
Wenn ungetrocknet, unverſiegend um
Die Todte meine Thränen rinnen, wenn
Ich ewig, ewig um ſie jammre. „Er,
Der dir das Leben gab, gab dir den Tod!
Er ſelbſt, kein And'rer, er mit eig'nen Händen!“
Sieh' zu, daß dir von deinen andern Töchtern,
Von ihrer Mutter, wenn du wiederkehrſt,
Nicht ein Empfang dereinſt bereitet werde,
Der ſolcher Thaten würdig iſt. O um
Der Götter willen! zwinge mich nicht, ſchlimm

An dir zu handeln! Handle du nicht ſo
An uns! — Du willſt ſie ſchlachten! Wie? Und welche
Gebete willſt du dann zum Himmel richten?
Was willſt du, rauchend von der Tochter Blut
Von ihm erflehen? Fürchterliche Heimkehr
Von einem ſchimpflich angetret'nen Zuge!
Werd' ich für dich um Segen flehen dürfen?
Um Segen für den Kindermörder flehn,
Das hieße, Göttern die Vernunft abläugnen!
Und ſey's, daß du nach Argos wiederkehrſt,
Denkſt du dann deine Kinder zu umarmen?
O dieſes Recht haſt du verſcherzt! Wie könnten
Sie dem ins Auge ſehn, der Eins von ihnen
Mit kaltem Blut erſchlug? — Darüber ſind
Wir einverſtanden — Mußteſt du als König,
Als Feldherr dich betragen — kam es dir
Nicht zu, bey den Achivern erſt die Sprache
Der Weisheit zu verſuchen? „Ihr verlangt
Nach Troja, Griechen? Gut. Das Loos entſcheide,
Weß Tochter ſterben ſoll!“ Das hätte Einem
Gegolten wie dem Andern! Aber nicht,
Nicht dir von allen Danaern allein
Kam's zu, dein Kind zum Opfer anzubieten!
Da! deinem Menelaus, dem zu Lieb'
Ihr ſtreitet, dem hätt' es gebührt, ſein Kind,
Hermione, der Mutter aufzuopfern!
Und ich, die immer keuſch dein Bett' bewahrte,

Soll nun der Tochter mich beraubet ſehn.
Wenn jene Laſterhafte, glücklicher
Als ich, nach Sparta heimzieht mit der Ihren!
Beſtreit' mich, wenn ich Unrecht habe! Hab'
Ich recht — o ſo geh' in dich! — Bring' ſie nicht
Ums Leben, deine Tochter und die meine!

Chor.

Laß dich erweichen, Agamemnon! Denk',
Wie ſchön es iſt, ſich ſeines Bluts erbarmen!
Das wird von allen Menſchen eingeſtanden!

Iphigenie.

Mein Vater, hätt' ich Orpheus Mund, könnt' ich
Durch meiner Stimme Zauber Felſen mir
Zu folgen zwingen, und durch meine Rede
Der Menſchen Herzen, wie ich wollte, ſchmelzen.
Jetzt würd' ich dieſe Kunſt zu Hülfe rufen.
Doch meine ganze Redekunſt ſind Thränen,
Die hab' ich und die will ich geben! Sieh,
Statt eines Zweigs der Flehenden leg' ich
Mich ſelbſt zu deinen Füßen — Tödte mich
Nicht in der Blüthe! — Dieſe Sonne iſt
So lieblich! Zwinge mich nicht, vor der Zeit.
Zu ſehen, was hier unten iſt! — Ich war's,
Die dich zum erſtenmale Vater nannte.
Die erſte, die du Kind genannt, die erſte,
Die auf dem väterlichen Schoße ſpielte.
Und Küſſe gab, und Küſſe dir entlockte.

Da ſagteſt du zu mir: „O meine Tochter,
Werd' ich dich wol, wie's deiner Herkunft ziemt,
Im Hauſe eines glücklichen Gemahles
Einſt glücklich und geſegnet ſehn?“ — Und ich,
An dieſe Wangen angedrückt, die flehend
Jetzt meine Hände nur berühren, ſprach:
„Werd' ich den alten Vater alsdann auch
In meinem Haus mit ſüßem Gaſtrecht ehren,
Und meiner Jugend ſorgenvolle Pflege
Dem Greis mit ſchöner Dankbarkeit belohnen?“
So ſprachen wir. Ich hab's recht gut behalten.
Du haſt's vergeſſen, du, und willſt mich tödten.
O nein! bey Pelops, deinem Ahnherrn! Nein!
Bey deinem Vater, Atreus, und bey ihr,
Die mich mit Schmerzen dir gebahr, und nun
Aufs neue dieſe Schmerzen um mich leidet!
Was geht mich Paris Hochzeit an? Kam er
Nach Griechenland, mich Arme zu erwürgen?
O gönne mir dein Auge! Gönne mir
Nur einen Kuß, wenn auch nicht mehr Erhörung,
Daß ich ein Denkmal deiner Liebe doch
Mit zu den Todten nehme! Komm, mein Bruder!
Kannſt du auch wenig thun für deine Lieben,
Hinknien und weinen kannſt du doch. Er ſoll
Die Schweſter nicht um's Leben bringen, ſag' ihm.
Gewiß! Auch Kinder fühlen Jammer nach.
Sieh, Vater! Eine ſtumme Bitte richtet er

An dich — Laß dich erweichen! Laß mich leben!
Bey deinen Wangen flehen wir dich an,
Zwey deiner Lieben, der unmündig noch,
Ich eben kaum erwachſen! Soll ich dir's
In Ein herzrührend Wort zuſammenraffen?
Nichts Süßers gibt es, als der Sonne Licht
Zu ſchau'n! Niemand verlanget nach da unten.
Der raſet, der den Tod herbeywünſcht! Beſſer
In Schande leben, als bewundert ſterben! 11)

Chor.

Dein Werk iſt dies, verderbenbringende
Helene! Deine Laſterthat empöret
Die Söhne Atreus gegen ihre Kinder.

Agamemnon.

Ich weiß, wo Mitleid gut iſt, und wo nicht.
Liebt' ich mein eigen Blut nicht, raſen müßt' ich.
Entſetzlich iſt mir's, ſolches zu beſchließen,
Entſetzlich, mich ihm zu entziehn — Seyn muß es.
Seht dort die Flotte Griechenlandes! Seht!
Wie viele Könige in Erz gewaffnet!
Von dieſen allen ſieht nicht Einer Troja,
Und nimmer fällt die Burg des Priamus,
Du ſterbeſt denn, wie es der Seher fordert.
Von wüthendem Verlangen brennt das Heer,
Nach Phrygien die Segel auszuſpannen,
Und der Achiver Gattinnen auf ewig
Von dieſen Räubern zu befreyn. Umſonſt.

Daß ich dem Götterſpruch mich widerſetze,
Ich — du — und du — und unſre Töchter in
Mycene würden Opfer ihres Grimmes.
Nein, Kind! Nicht Menelaus Sklave bin ich.
Nicht Menelaus iſt's, der aus mir handelt.
Dein Vaterland will deinen Tod — ihm muß ich
Gern oder ungern, dich zum Opfer geben.
Das Vaterland geht vor! — Die Griechen frey
Zu machen, Kind, die Frauen Griechenlandes,
Was an uns iſt, vor räub'riſchen Barbaren
Zu ſchützen — das iſt deine Pflicht und meine!
(Er geht ab).

Vierter Auftritt.

Clytemneſtra. Iphigenie. Der Chor.

Clytemneſtra.

Er geht! Er flieht dich! — Tochter — Fremdlinge —
Er flieht! — Ich Unglückſelige! Sie ſtirbt!
Er hat ſein Kind dem Orkus hingegeben!

Iphigenie.

O weh' mir! — Mutter! Mutter! Gleiches Leid
Berechtigt mich zu gleicher Jammerklage! 12)
Kein Licht ſoll ich mehr ſchauen! Keine Sonne
Mehr ſcheinen ſehn! — O Wälder Phrygiens!
Und du, von dem er einſt den Namen trug,

Erhab'ner Ida, wo den zarten Sohn,
Der Mutter Bruſt entriſſen, Priamus
Zu grauſenvollem Tode hingeworfen!
O hätt' er's nimmermehr gethan! den Hirten
Der Rinder, dieſen Paris, nimmermehr
Am klaren Waſſer hingeworfen, wo
Durch grüne, blüthenvolle Wieſen, reich
Beblümt mit Roſen, würdig, von Göttinnen
Gepflückt zu werden, und mit Hyazinthen,
Der Nymphen Silberquelle rauſcht — wohin,
Mit Hermes, Zevs geflügeltem Geſandten,
Zu ihres Streits unſeliger Entſcheidung,
Athene kam, auf ihre Lanze ſtolz,
Und ſtolz auf ihre Reize Cypria,
Die Schlaue, und Saturnia, die Hohe,
Auf Jovis königliches Bette ſtolz!
O dieſer Streit führt Griechenland zum Ruhme,
Jungfrauen, mich führt er zum Tod!

Chor.

Du fällſt
Für Ilion, Dianens erſtes Opfer.

Iphigenie.

Und er — o meine Mutter — Er, der mir
Das jammervolle Leben gab, er flieht!
Er meidet ſein verrath'nes Kind! Weh mir,
Daß meine Augen ſie geſehen haben,
Die traurige Verderberinn! Ihr muß

Ich ſterben — unnatürlich muß ich ſterben,
Durch eines Vaters frevelhaften Stahl!
O Aulis, hätteſt du der Griechen Schiffe
In deinem Hafen nie empfangen! Hätte
Ein günſt'ger Wind nach Troja ſie beflügelt,
Kein Zevs hier am Euripus ſie verweilt!
Ach! Er verleiht die Winde nach Gefallen;
Dem ſchwellt er mit gelindem Weh'n die Segel,
Dem ſendet er das Leid, die Angſt dem Andern,
Den läſſt er glücklich aus dem Hafen ſteuern,
Den führt er leicht durchs hohe Meer dahin,
Den hält er in der Mitte ſeines Laufes.
War's nicht ſchon leidenvoll genug, nicht etwa
Schon thränenwerth genug, des Menſchen Loos,
Daß er dem Tod noch rief, es zu erſchweren?

Chor.

Ach! wie viel Unheil, wie viel Elend brachte
Die Tochter Tyndars über Griechenland!
Du aber, Aermſte, jammerſt mich am meiſten;
O hätteſt du ſolch Schickſal nie erfahren!

Fünfter Auftritt.

Achilles mit einigen Bewaffneten, erſcheint in der Ferne.

Die Vorigen.

Iphigenie (erſchrecken).

O Mutter! Mutter! Eine Schaar von Männern
Kommt auf uns zu.

Clytemneſtra.

Der Göttinnſohn iſt drunter.
Für den ich dich hieher gebracht.

Iphigenie

(eilt nach der Thür und ruft ihren Jungfrauen).

Macht auf!
Macht auf die Pforten, daß ich mich verberge!

Clytemneſtra.

Was iſt dir? Vor wem fliiheſt du?

Iphigenie.

Vor ihm —
Vor dem Peliden — ich erröthe, ihn
Zu ſehn —

Clytemneſtra.

Warum erröthen, Kind?

Iphigenie.

Ach, die
Beſchämende Entwick'lung dieſer —

Clytemneſtra.

Laß
Die Glücklichen erröthen! — Dieſe zücht'ge
Bedenklichkeiten jetzt bey Seite, wenn
Wir was vermögen ſollen —

Achilles (tritt näher).

Arme Mutter!

Clytemneſtra.

Du ſagſt ſehr wahr.

Achilles.
Ein fürchterliches Schreyen
Hört man im Lager.

Clytemneſtra.
Ueber was? Wem gilt es?

Achilles.
Hier deiner Tochter.

Clytemneſtra.
O das weiſſagt mir
Nichts Gutes.

Achilles.
Alles dringt aufs Opfer.

Clytemneſtra.
Alles?
Und Niemand iſt, der ſich dagegen ſetzte?

Achilles.
Ich ſelbſt kam in Gefahr —

Clytemneſtra.
Gefahr —

Achilles.
Geſteinigt
Zu werden.

Clytemneſtra.
Weil du meine Tochter
Zu retten ſtrebteſt?

Achilles.
Eben darum.

Clytemneſtra.

Was?
Wer durft' es wagen, Hand an dich zu legen?

Achilles.

Die Griechen alle.

Clytemneſtra.

Wie? Wo waren denn
Die Schaaren deiner Myrmidonen?

Achilles.

Die
Empörten ſich zuerſt.

Clytemneſtra.

Weh mir! Wir ſind
verloren, Kind!

Achilles.

Die Hochzeit habe mich
Bethöret, ſchrie'n ſie.

Clytemneſtra.

Und was ſagteſt du
Darauf?

Achilles.

Man ſolle die nicht würgen,
Die zur Gemahlinn mir beſtimmt geweſen.

Clytemneſtra.

Da ſagteſt du, was wahr iſt.

Achilles.

Die der Vater
Mir zugedacht.

Clytemneſtra.
Und die er von Mycene
Ausdrücklich darum hatte kommen laſſen.
Achilles.
Vergebens! Ich ward überſchrie'n.
Clytemneſtra.
Die rohe
Barbar'ſche Menge!
Achilles.
Dennoch rechne Du
Auf meinen Schutz.
Clytemneſtra.
So vielen wirſt du's bieten,
Ein Einziger?
Achilles.
Siehſt Du die Krieger dort?
Clytemneſtra.
O möge dir's bey dieſem Sinn gelingen!
Achilles.
Es wird.
Clytemneſtra.
So wird die Tochter mir nicht ſterben?
Achilles.
So lang' ich Athem habe, nicht!
Clytemneſtra.
Kommt man
Etwa, ſie mit Gewalt hinweg zu führen?

Achilles.
Ein ganzes Heer. Ulyſſes führt es an.
Clytemneſtra.
Der Sohn des Siſyphus etwa?
Achilles.
Derſelbe.
Clytemneſtra.
Führt eigner Antrieb oder Pflicht ihn her?
Achilles.
Die Wahl des Heers, die ihm willkommen war.
Clytemneſtra.
Ein traurig Amt, mit Blut ſich zu beſudeln!
Achilles.
Ich werd' ihn zu entfernen wiſſen.
Clytemneſtra.
Sollte
Er wider Willen ſie von hinnen reißen?
Achilles.
Er? — Hier bey dieſem blonden Haar!
Clytemneſtra.
Was aber
Muß ich dann thun?
Achilles.
Du hältſt die Tochter.
Clytemneſtra.
Wird
Das hindern können, daß man ſie nicht ſchlachtet?

Achilles.

Das wird dies Schwert alsdann entſcheiden! 13)

Iphigenie.

Höre
Mich an, geliebte Mutter. Hört mich beyde.
Was tobſt du gegen den Gemahl? Kein Menſch
Muß das Unmögliche erzwingen wollen.
Das größte Lob gebührt dem wohlgemeinten,
Dem ſchönen Eifer dieſes fremden Freundes;
Du aber, Mutter, lade nicht vergeblich
Der Griechen Zorn auf dich, und ſtürze mir
Den großmuthsvollen Mann nicht ins Verderben.
Vernimm jetzt, was ein ruhig Ueberlegen
Mir in die Seele gab. Ich bin entſchloſſen,
Zu ſterben — aber ohne Widerwillen,
Aus eig'ner Wahl, und ehrenvoll zu ſterben!
Hör' meine Gründe an, und richte ſelbſt!
Das ganze große Griechenland hat jetzt
Die Augen auf mich Einzige gerichtet.
Ich mache ſeine Flotte frey — durch mich
Wird Phrygien erobert. Wenn fortan
Kein griechiſch Weib mehr zittern darf, gewaltſam
Aus Hellas ſel'gem Boden weggeſchleppt
Zu werden von Barbaren, die nunmehr
Für Paris Frevelthat ſo fürchterlich
Bezahlen müſſen — aller Ruhm davon
Wird *mein* ſeyn, Mutter! Sterbend ſchütz' ich ſie.

Ich werde Griechenland errettet haben,
Und ewig ſelig wird mein Name ſtrahlen.
Wozu das Leben auch ſo ängſtlich lieben?
Nicht dir allein — du haſt mich allen Griechen
Gemeinſchaftlich geboren. Sieh dort, ſieh
Die Tauſende, die ihre Schilde ſchwenken,
Dort andre Tauſende, des Ruders kundig!
Entbrannt von edelm Eifer kommen ſie,
Die Schmach des Vaterlands zu rächen, gegen
Den Feind durch tapfre Kriegesthat zu glänzen,
Zu ſterben für das Vaterland. Dies alles
Macht' ich zunichte, ich, ein einzig's Leben?
Wo, Mutter, wäre das gerecht? Was kannſt
Du hierauf ſagen? — Und alsdann —
(ſich gegen Achilles wendend)
Soll der's
Mit allen Griechen, eines Weibes wegen,
Aufnehmen und zu Grunde gehn? Nein doch!
Das darf nicht ſeyn! 14) Der einz'ge Mann verdient
Das Leben mehr, als hunderttauſend Weiber.
Und will Diana dieſen Leib, werd' ich,
Die Sterbliche, der Göttinn widerſtreben?
Umſonſt! Ich gebe Griechenland mein Blut.
Man ſchlachte mich, man ſchleife Trojas Veſte!
Das ſoll mein Denkmal ſeyn auf ew'ge Tage,
Das ſey mir Hochzeit, Kind, Unſterblichkeit!
So will's die Ordnung und ſo ſey's: Es herrſche

Der Grieche und es diene der Barbare!
Denn der iſt Knecht, und jener frey geboren!

Chor.

Dein großes Herz zeigſt du — doch grauſam iſt
Dein Schickſal, und ein hartes Urtheil ſprach Diana!

Achilles.

Wie glücklich machte mich der Gott, der dich
Mir geben wollte, Tochter Agamemnons!
Glückſel'ges Griechenland, ſo ſchön errettet!
Glückſelig du, durch ein ſo großes Opfer
Geehrt! Wie edel haſt du da geſprochen!
Wie deines Vaterlandes werth! Der ſtarken
Nothwendigkeit willſt du nicht widerſtreben.
Was einmal ſeyn muß, muß vortrefflich ſeyn.
Je mehr dies ſchöne Herz ſich mir entfaltet,
Ach, deſto feuriger lebt's in mir auf,
Dich als Gemahlinn in mein Haus zu führen.
O ſinn' ihm nach. So gern thät' ich dir Liebes,
Und führte dich als Braut in meine Wohnung.
Kann ich im Kampfe mit den Griechen dich
Nicht retten — o beym Leben meiner Mutter!
Es wird mir ſchrecklich ſeyn. Erwäg's genau.
Es iſt nichts Kleines um das Sterben!

Iphigenie.

Meinen
Entſchluß bringt kein Beweggrund mehr zum Wanken.
Mag Tyndars Tochter, herrlich vor uns allen,

Durch ihre Schönheit Männer gegen Männer
In blut'gem Kampf bewaffnen — meinetwegen
Sollſt du nicht ſterben, Fremdling! Meinetwegen
Soll Niemand durch dich ſterben! Ich vermag's,
Mein Vaterland zu retten. Laß mich's immer!

Achilles.

Erhab'ne Seele — Ja! Iſt dies dein ernſter
Entſchluß, ich kann dir nichts darauf erwiedern.
Warum, was Wahrheit iſt, nicht eingeſtehn?
Du haſt die Wahl des Edelſten getroffen!
Doch dürfte die gewaltſame Entſchließung
Dich noch gereu'n; drum halt' ich Wort, und werde
Mit meinen Waffenbrüdern am Altar
Dir nahe ſtehn — kein müß'ger Zeuge deines Todes,
Dein Helfer vielmehr und dein Schutz. Wer weiß,
Wenn nun der Stahl an deinem Halſe blinkt,
Ob dich des Freundes Nähe nicht erfreuet?
Denn nimmer werd' ich's dulden, daß dein Leben
Ein allzuraſch gefaßter Vorſatz kürze.
Jetzt führ' ich dieſe —
(auf ſeine Bewaffneten zeigend)
nach der Göttinn Tempel;
Dort findeſt du mich, wenn du kommſt.

(Er geht ab).

Sechster Auftritt.

Iphigenie. Clytemneſtra. Der Chor.

Iphigenie.

Nun Mutter? —
Es netzen ſtille Thränen deine Augen?

Clytemneſtra.

Und hab' ich etwa keinen Grund zu weinen?
O ich Unglückliche!

Iphigenie.

Nicht doch! Erweichen
Mußt du mich jetzt nicht, Mutter! Eine Bitte
Gewähre mir!

Clytemneſtra.

Entdecke ſie, mein Kind!
Die Mutter findeſt du gewiß.

Iphigenie.

Verſprich mir,
Dein Haar nicht abzuſchneiden, auch kein ſchwarzes
Gewand um dich zu ſchlagen —

Clytemneſtra.

Wenn ich dich
Verloren habe? Kind, was forderſt du?

Iphigenie.

Du haſt mich nicht verloren — Deine Tochter
Wird leben und mit Glorie dich krönen.

Clytemneſtra.

Ich ſoll mein Kind im Grabe nicht betrauern?

Iphigenie.

Nein Mutter! Für mich gibt's kein Grab.

Clytemneſtra.

Wie das?
Führt nicht der Tod zum Grab?

Iphigenie.

Der Tochter Zeus
Geheiligter Altar dient mir zum Grabe.

Clytemneſtra.

Du haſt mich überzeugt. Ich will dir folgen.

Iphigenie.

Beneide mich als eine Selige,
Die Segen brachte über Griechenland.

Clytemneſtra.

Was aber hinterbring' ich deinen Schweſtern?

Iphigenie.

Auch ſie laß keinen Trauerſchleyer tragen.

Clytemneſtra.

Darf ich die Schweſter nicht mit einem Worte
Der Liebe noch von dir erfreuen?

Iphigenie.

Mög'
Es ihnen wohlergehen! — Dieſen da
(auf Oreſtes zeigend)
Erziehe mir zum Mann!

Clytemneſtra.
Küſſ' ihn noch einmal,
Zum letztenmale!

Iphigenie (ihn umarmend).
Liebſtes Herz! Was nur
In deinen kleinen Kräften hat geſtanden,
Das haſt du redlich heut' an mir gethan!

Clytemneſtra.
Kann ich noch etwas Angenehmes ſonſt
In Argos dir erzeigen?

Iphigenie.
Meinen Vater
Und deinen Gatten — haſſ' ihn nicht!

Clytemneſtra.
O! der
Soll ſchwer genug an dich erinnert werden!

Iphigenie.
Ungern läſſt er für Griechenland mich bluten.

Clytemneſtra.
Sprich, hinterliſtig, niedrig, ehrenlos,
Nicht, wie es einem Sohn des Atreus ziemet!

Iphigenie (ſich umſchauend).
Wer führt mich zum Altar? — Denn an den Locken
Möcht' ich nicht hingeriſſen ſeyn.

Clytemneſtra.
Ich ſelbſt.

Iphigenie.

Nein! Nimmermehr!

Clytemneſtra.

Ich faſſe deinen Mantel.

Iphigenie.

Sey mir zu Willen, Mutter! Bleib! — Das iſt
Anſtändiger für dich und mich! — Hier von
Des Vaters Dienern findet ſich ſchon einer,
Der zu Dianens Wieſe mich begleitet,
Wo ich geopfert werden ſoll.

(Sie wendet ſich zum Gefolge).

Clytemneſtra

(folgt ihr mit den Augen).

Du gehſt,
Mein Kind?

Iphigenie.

Um nie zurückzukehren!

Clytemneſtra.

Verläſſeſt deine Mutter?

Iphigenie.

Und unwürdig
Von ihr geriſſen, wie du ſiehſt.

Clytemneſtra.

O bleib!
Verlaß mich nicht!

(will auf ſie zueilen).

Iphigenie (tritt zurück).

Nein! Keine Thräne mehr!

(Sie redet den Chor an, mit dem ſie gekommen iſt).

Ihr Jungfrau'n, ſtimmt der Tochter Jupiters
Ein hohes Loblied an aus meinem Leiden
Zum frohen Zeichen für ganz Griechenland!
Das Opfer fange an — Wo ſind die Körbe?
Die Flamme lod're um den Opferkuchen!
Mein Vater faſſe den Altar! Ich gehe,
Heil und Triumph zu bringen den Achivern!
Kommt! Führt mich hin, der Phrygier und Trojer
Furchtbare Ueberwinderinn! Gebt Kronen,
Gebt Blumen, dieſe Locken zu bekränzen!
Erhebt den Tanz um den beſprengten Tempel,
Um den Altar der Königinn Diana,
Der Göttlichen! Der Seligen! Denn, nun
Es einmal ſeyn muß, will ich das Orakel
Mit meinem Blut und Opfertode tilgen.

Chor

(wendet ſich gegen Clytemneſtra, die in ſtumme Traurigkeit verſenkt ſteht).

Bald, bald, ehrwürd'ge Mutter, weinen wir mit dir;
Die heil'ge Handlung duldet keine Thränen.

Iphigenie.

Helft mir Dianen preiſen, Jungfrauen,
Die, Chalcis nahe Nachbarinn, in Aulis
Gebietet, wo die Flotte Griechenlands

Im engen Hafen meinetwegen weilet!
O Argos! Mütterliches Land! Und du,
Der frühen Kindheit Pflegerinn, Mycene!

Chor.

Die Stadt des Perſeus rufſt du an, von den
Cyclopen für die Ewigkeit gegründet!

Iphigenie.

Ein ſchöner Stern ging den Achivern auf
In deinem Schoß — Doch nein. Ich will ja freudig
ſterben.

Chor.

Im Ruhm wirſt du unſterblich bey uns leben.

Iphigenie.

O Fackel Jovis! Schöner Strahl des Tages!
Ein ander Leben thut ſich mir jetzt auf.
Zu einem andern Schickſal ſcheid' ich über.
Geliebte Sonne, fahre wohl! *)

(Sie geht ab).

---

*) Hier ſchließt ſich die dramatiſche Handlung. Was noch folgt, iſt die Erzählung von Iphigeniens Betragen beym Opfer und ihrer wunderbaren Errettung.

Anmerkungen.

Dieſe Tragödie iſt vielleicht nicht die tadelfreieſte des Euripides, weder im Ganzen noch in ihren Theilen. Agamemnons Charakter iſt nicht feſt gezeichnet, und durch ein zweideutiges Schwanken zwiſchen Unmenſch und Menſch, Ehrenmann und Betrüger, nicht wohl fähig, unſer Mitleiden zu erregen. Auch bey dem Charakter des Achilles bleibt man zweifelhaft, ob man ihn tadeln oder bewundern ſoll. Nicht zwar, weil er neben dem Racine'ſchen Achilles zu ungalant, zu unempfindſam erſcheint; der franzöſiſche Achilles iſt der Liebhaber Iphigeniens, was jener nicht iſt und nicht ſeyn ſoll; dieſe kleine eigennützige Leidenſchaft wurde ſich mit dem hohen Ernſt und dem wichtigen Intereſſe des griechiſchen Stücks nicht vertragen. Hätte ſich Achilles wirklich überzeugt, daß Griechenlands Wohl dieſes Opfer erheiſche, ſo möchte er ſie immer bewundern, beklagen und ſterben laſſen. Er iſt ein Grieche und ſelbſt ein großer Menſch, der dieſes Schickſal eher beneidet, als fürchtet; aber Euripides nimmt ihm ſelbſt dieſe Entſchuldigung, indem er ihm Verachtung des Orakels, wenigſtens Zweifel in den Prieſter, der es verkündigt hat, in den Mund legt. Man ſehe die dritte Scene des vierten Akts; und ſelbſt ſein Anerbieten, Iphigenien mit Gewalt zu erretten, beweiſt ſeine Geringſchätzung des Orakels, denn wie könnte er ſich gegen das auflehnen, was ihm heilig iſt? Wenn aber das Heilige wegfällt, ſo kann er in ihr nichts mehr ſehen, als ein Opfer der Gewalt und prieſterlichen Künſte, und kann ſich dieſer großmüthige Götterſohn auch alsdann noch ſo ruhig dabei verhalten? Muß er ſie nicht vielmehr, wenn ſie mit thörichtem Fanatismus gleich ſelbſt in den Tod ſtürzen will, mit Gewalt davon zurückhalten, als daß er ihr erlauben könnte, ein Opfer ihrer Verblendung zu werden? Man nehme es alſo, wie man will, ſo iſt entweder ſein Verſuch zu retten thöricht, oder ſeine nachfolgende Ergebung unverzeihlich, und inconſequent bleibt in jedem Falle ſein Betragen. Der Chor in dieſem Stücke, wenn ich ſeine erſte Erſcheinung ausnehme, iſt ein ziemlich überflüſſiger Theil der Handlung, und wo er ſich in den Dialog miſcht, geſchieht es nicht immer auf eine geiſtvolle Weiſe; das ewige monotoniſche Verwünſchen des Paris und der Helene muß endlich jeden ermüden. Was gegen die, durch ein Wunder bewirkte, Entwickelung des Stücks zu ſagen wäre, übergehe ich; überhaupt aber iſt zwiſchen der dramatiſchen Fabel dieſes Dichters und ſeiner Moral, oder den Geſinnungen ſeiner Perſonen, zuweilen ein ſeltſamer Widerſpruch ſichtbar, den man, ſoviel ich weiß, noch nicht gerügt hat. Die abenteuerlichſten Wunder- und Göttermährchen verſchmäht er nicht, aber ſeine Perſonen glauben nur nicht an ihre Götter, wie man häufige Beiſpiele bei ihm findet. Iſt es dem Dichter erlaubt, ſeine eigenen Geſinnungen in Begebenheiten einzuflechten, die ihnen ſo ungleichartig ſind, und handelt er nicht gegen ſich ſelbſt, wenn er den Verſtand ſeiner

Zuſchauer in eben dem Augenblicke aufklärt oder ſtutzen macht, wo er ihren Augen einen höhern Grad von Glauben zumuthet? Sollte er nicht vielmehr die ſo leicht zu zerſtörende Illuſion durch die genaueſte Uebereinſtimmung von Geſinnungen und Begebenheiten zuſammen zu halten, und dem Zuſchauer den Glauben, der ihm fehlt, durch die handelnden Perſonen unvermerkt mitzutheilen befliſſen ſeyn?

Was einige hingegen an dem Character Iphigeniens tadeln, wäre ich ſehr verſucht, dem Dichter als einen vorzüglich ſchönen Zug anzuſchreiben; dieſe Miſchung von Schwäche und Stärke, von Zaghaftigkeit und Heroismus, iſt ein wahres und reizendes Gemählde der Natur. Der Uebergang von einem zum andern iſt ſanft und zureichend motivirt. Ihre zarte Jungfräulichkeit, die zurückhaltende Würde, womit ſie den Achilles ſelbſt da, wo er Alles für ſie gethan hat oder zu thun bereit iſt, in Entfernung hält, die Beſcheidenheit, alle Neugier zu unterdrücken, die das räthſelhafte Betragen ihres Vaters bei ihr rege machen muß, ſelbſt einige hier und da hervorblickende Strahlen von Muthwillen und Luſtigkeit, ihr heller Verſtand, der ihr ſo glücklich zu Hülfe kommt, ihr ſchreckliches Schickſal noch ſelbſt von der lachenden Seite zu ſehen, die ſanft wiederkehrende Anhänglichkeit an Leben und Sonne — der ganze Character iſt vortreflich. Clytemneſtra — mag ſie anderswo eine noch ſo laſterhafte Gattinn, eine noch ſo grauſame Mutter ſeyn, darum kümmert ſich der Dichter nicht — hier iſt ſie eine zärtliche Mutter, und nichts als Mutter; mehr wollte und brauchte der Dichter nicht. Die mütterliche Zärtlichkeit iſt's, die er in ihren ſanften Bewegungen, wie in ihren heftigen Ausbrüchen ſchildert. Aus dieſem Grunde finde ich die Stelle im fünften Akt, wo ſie Iphigenien auf die

Bitte: ſie möchte ihren Gemahl nicht haſſen: zur Antwort gibt: „O, der ſoll ſchwer genug an dich erinnert werden!“ eine Stelle, worin ihre künftige Mordthat vorbereitet zu ſeyn ſcheint, eher zu tadeln, als zu loben, — zu tadeln, weil ſie dem Zuſchauer (dem griechiſchen wenigſtens, der in der Geſchichte des Hauſes Atreus ſehr gut bewandert war, und für den doch der Dichter ſchrieb) plötzlich die andre Clytemneſtra, die Ehebrecherinn und Mörderinn, in den Sinn bringt, an die er jetzt gar nicht denken ſoll, mit der er die Mutter, die zärtliche Mutter gar nicht vermengen ſoll. So glücklich und ſchön der Gedanke iſt, in demjenigen Stücke, worin Clytemneſtra als Mörderinn ihres Gemahls erſcheint, das Bild der beleidigten Mutter und die Begebenheit in Aulis dem Zuſchauer wieder ins Gedächtniß zu bringen, (wie es z. B. im Agamemnon des Aeſchylus geſchieht) ſo ſchön dieſes iſt, und aus eben dem Grunde, warum dieſes ſchön iſt, iſt es fehlerhaft, in dasjenige Stück, das uns die zärtliche, leidende Mutter zeigt, die Ehebrecherinn und Mörderinn aus dem andern herüberzuziehen; jenes nämlich diente dazu, den Abſcheu gegen ſie zu vermindern; dieſes kann keine andere Wirkung haben, als unſer Mitleiden zu entkräften. Ich zweifle auch ſehr, ob Euripides bei der oben angeführten Stelle dieſen unlautern Zweck gehabt hat, den ihm Viele geneigt ſeyn dürften als eine Schönheit unterzuſchieben.

Die Geſinnungen in dieſem Stücke ſind groß und edel, die Handlung wichtig und erhaben, die Mittel dazu glücklich gewählt und geordnet. Kann etwas wichtiger und erhabener ſeyn, als die — zuletzt doch freiwillige — Aufopferung einer jungen und blühenden Fürſtentochter für das Glück ſo vieler verſammelten Nationen? Konnte die Größe dieſes Opfers in ein volleres und ſchöneres Licht geſtellt werden, als durch das prächtige Gemählde, das der Dichter durch den Chor (in der Zwiſchenhandlung des erſten Aktes) von der glänzenden Ausrüſtung des griechiſchen Heeres gleichſam im Hintergrunde entwerfen läßt? Wie groß endlich und wie einfach mahlt er uns Griechenlands Helden, denen dieſes Opfer gebracht werden ſoll, in ihrem herrlichen Repräſentanten Achilles?

Die gereimte Ueberſetzung der Chöre gibt dem Stücke vielleicht ein zwitterartiges Anſehen, indem ſie lyriſche und dramatiſche Poeſie mit einander vermengt; vielleicht finden einige ſie unter der Würde des Drama. Ich würde mir dieſe Neuerung auch nicht erlaubt haben, wenn ich nicht geglaubt hätte, die in der Ueberſetzung verloren gehende Harmonie der griechiſchen Verſe — ein Verluſt, der hier um ſo mehr gefühlt wird, da in dem Inhalte ſelbſt nicht immer der größte Werth liegt — im Deutſchen durch etwas erſetzen zu müſſen, wovon ich gern glaube, daß es jener Harmonie nicht nahe kommt, was aber, wäre es auch nur der überwundenen Schwierigkeit wegen, vielleicht einen Reiz für diejenigen Leſer hat, die durch eine ſolche Zugabe für die Chöre des griechiſchen Trauerſpiels erſt gewonnen werden müſſen. Kann mich dieſes bei unſern griechiſchen Zeloten nicht entſchuldigen, ſo ſind ſie hinlänglich durch die Schwierigkeiten gerächt, die ich bei dieſem Verſuche vorgefunden habe. In einigen wenigen Stellen hab' ich mir erlaubt, von der gewöhnlichen Erklärungsart abzugehen, wovon hier meine Gründe.

1) *Weil es mir ſo gefiel — denn deiner Knechte bin ich keiner.* Dieſer Sinn ſchien mir den Worten des Textes angemeſſener und überhaupt griechiſcher zu

ſeyn, als welchen *Brumoy* und andere Ueberſetzer dieſer Stelle geben. Ma volonte est mon droit. Est ce à vous, à me donner la loi? Nicht doch! So konnte Menelaus nicht auf den Vorwurf antworten, den ihm Agamemnon macht, was er nöthig habe, ſeine (Agamemnons) Angelegenheiten zu beobachten, zu bewachen? (Φυλασσειν). Ich hab' es nicht nöthig, antwortete Menelaus, denn ich bin nicht dein Knecht. Ich hab' es gethan, weil es mir ſo gefiel, quia voluntas me vellicabat. Auch mußte *Brumoy* in der Frage ſchon dem griechiſchen Texte Gewalt anthun, um ſeine Antwort herauszubringen. De quel droit, je vous prie, entrez-vous dans mes secrets sans mon aveu? Im Text heißt es bloß: Was haſt du meine Angelegenheiten zu beobachten? Im Franzöſiſchen iſt die Antwort trotzig, im Griechiſchen iſt ſie naiv.

2) *Wie fiel dir plötzlich da die Laſt vom Herzen.* Im Griechiſchen klingt es noch ſtärker: Du freuteſt dich in deinem Herzen. Erleichtert konnte ſich Agamemnon allenfalls fühlen, daß ihm durch Kalchas ein Weg gezeigt wurde, ſeine Feldherrnwürde zu erhalten, und ſeine ehrgeizigen Abſichten durchzuſetzen; *freuen* konnte er ſich aber doch nicht, daß dieſes durch die Hinrichtung ſeiner Tochter geſchehen mußte.

3) Dieſe ganze Antiſtrophe, die zwei erſten Abſätze beſonders, ſind mit einer gewiſſen Dunkelheit behaftet, die Moral, die ſie enthalten, iſt zu allgemein, man vermißt den Zuſammenhang mit dem Uebrigen; *Prévot* hält den Text für verdorben. Dieſe allgemeinen Reflexionen des Chors über ſeine Sitten und Anſtändigkeit, dunkt

mir, könnten eben ſo gut durch das unartige Betragen beider Brüder gegen eine der vorhergehenden Scenen, davon der Chor Zeuge geweſen iſt, veranlaßt worden ſeyn, als durch den Frauenraub des Paris. Die Schwierigkeit, den eigentlichen Sinn des Textes herzuſtellen, wird die Freiheit entſchuldigen, die ich mir bei der Ueberſetzung genommen habe.

4) Du wirſt immer mit mir gehen! Wörtlich müßte überſetzt werden: Meine Tochter, du kommſt eben dahin, wo dein Vater! oder: Es kommt mit dir eben dahin, wo mit deinem Vater. Wenn dieſer Doppelſinn nicht auf den Gemeinplatz hinauslaufen ſoll, daß eines ſterben müſſe, wie das andre, welches Euripides doch ſchwerlich gemeint haben konnte, ſo ſcheint mir der Sinn, den ich in der Ueberſetzung vorgezogen habe, der angemeſſenere zu ſeyn. Dein Bild wird mich immer begleiten. Die Erklärungsart des franzöſiſchen Ueberſetzers iſt etwas weit hergeholt und gibt einen froſtigen Sinn: Dich erwartet ein ähnliches Schickſal. Auch du wirſt eine weite Seereiſe machen.

5) Du haſt dich weggemacht ins Ausland. Dort mach' dir zu thun. Ἐλθὼν δὲ τἄξω πράσσε. In dieſem ἐλθὼν liegt, dünkt mir, ein beſtimmterer und ſchärferer Sinn, als andre Ueberſetzer darin gelegt haben. Clytemneſtra nämlich macht ihrem Gemahl den verſteckten Vorwurf, daß er die Seinigen verlaſſen habe, um ſich einer auswärtigen Unternehmung zu widmen. Er habe ſich ſeiner Hausrechte dadurch begeben, will ſie ſagen. Er ſey ein Fremder. Du haſt dich hinausgemacht, ſo bekümmre dich um Dinge, die draußen ſind!

6) Gewiß recht brav, ſobald ſie mögen. Dieſe Stelle hat Brumoy zwar ſehr gut verſtanden, auch den Sinn, durch eine Umſchreibung freilich, ſehr richtig ins Franzöſiſche übergetragen, aber ihre wirkliche Schönheit ſcheint er doch nicht erkannt zu haben, wenn er ſagen kann: je crains, de n'avoir été que trop fidelle à mon original, à ses dépens et aux miens. Die Stelle iſt voll Wahrheit und Natur. Clytemneſtra, ganz erfüllt von ihrer gegenwärtigen Bedrängniß, ſchildert dem Achilles ihren verlaſſenen Zuſtand im Lager der Griechen, und in der Hitze ihres Affekts kommt es ihr nicht darauf an, in ihre Schilderung des griechiſchen Heers einige harte Worte mit einfließen zu laſſen, die man ihr, als einer Frau, die ſich durch ein außerordentliches Schickſal aus ihrem Gynäceum plötzlich in eine ihr ſo fremde Welt verſetzt, und der Diſcretion eines trotzigen Kriegsheers überlaſſen ſieht, gern zu gute halten wird. Mitten im Strom ihrer Rede aber fällt es ihr ein, daß ſie vor dem Achilles ſteht, der ſelbſt einer davon iſt; dieſer Gedanke, vielleicht auch ein Stirnrunzeln des Achilles, bringt ſie wieder zu ſich ſelbſt. Sie will einlenken, und je ungeſchickter, deſto wahrer! Im Griechiſchen ſind es vier kurze hineingeworfene Worte: χρήσιμον δ᾽ ὅταν θέλωσιν, woraus im Deutſchen freilich noch einmal ſoviel geworden ſind. Prêvot, deſſen Bemerkungen ſonſt voll Scharfſinn ſind, verbeſſert ſeine Vorgänger hier auf eine ſehr unglückliche Art: Clytemnestre, ſagt er, veut dire et dit, à ce qu'il me semble, aussi clairement qu'il étoit nécessaire, qu' Achille peut se servir de son ascendant sur l'armée pour prévenir les desseins d'Agamemnon. Le P. Brumoy n'eût point trahi son auteur en expri-

mant cette pensée. Nein! Ein ſo geſuchter Gedanke kann höchſtens einem eiskalten Kommentator, nie aber dem Euripides oder ſeiner Clytemneſtra eingekommen ſeyn!

7) Ja, haſſenswerther ſelbſt als Menelaus müßt' ich ſeyn. Der griechiſche Achilles drückt ſich beleidigender aus. Ich wäre gar nichts und Menelaus lieſe in der Reihe der Männer. Haſſen konnte man den Menelaus, als den Urheber dieſes Unglücks, aber Verachtung verdiente er darum nicht.

8) Und du wirſt eilen, ſie zu fliehn! Ich weiß nicht, ob ich in dieſer Stelle den Sinn meines Autors getroffen habe. Wörtlich heißt ſie: „Erſtlich betrog mich meine Hoffnung, dich meinen Eidam zu nennen; alsdann iſt dir meine ſterbende Tochter vielleicht eine böſe Vorbedeutung bei einer künftigen Hochzeit, wovor du dich hüten mußt. Aber du haſt wohl geſprochen am Anfang wie am Ende. Der franzöſiſche Ueberſetzer erlaubt ſich einige Freiheiten, um die Stelle zuſammenhängender zu machen. Mais d'un autre côté, quel funeste présage pour votre hymen, que la mort de l'epouse, qui vous fut destinée! le second malheur interesse l'epoux aussi bien que la mère. Enfin qu'ajouterois-je à vos paroles etc. Hier, und nach dem Buchſtaben des Textes iſt es nur eine Warnung; ich nahm es als einen Zweifel, eine Beſorgniß der Clytemneſtra. So ſehr dieſe durch Achilles Verſicherungen beruhigt ſeyn konnte, ſo liegt es doch ganz in dem Character der ängſtlichen Mutter, immer Gefahr zu ſehen, immer zu ihrer alten Furcht zurückzukehren. Auch das, was folgt, wird dadurch in einen natürlichen Zuſammenhang mit dem Vorhergehenden

gebracht. Aber Alles, was du ſagteſt, war ja wohl geſprochen, d. i. ich will deinen Verſicherungen trauen.

9) **Gibt's keine Götter — warum leid' ich?** Gewöhnlich überſetzt man dieſe Stelle: εἰ δὲ μὴ, τί δεῖ πονεῖν; als eine allgemeine moraliſche Reflexion: gibt's keine Götter — wozu unſer mühſames Streben nach Tugend? Moraliſche Reflexionen ſind zwar ſehr im Geſchmack des Euripides, dieſe aber ſcheint mir im Munde der Clytemneſtra, die zu ſehr auf ihr gegenwärtiges Leiden geheftet iſt, um ſolchen allgemeinen Betrachtungen Raum geben zu können, nicht ganz ſchicklich zu ſeyn. Der Sinn, in dem ich dieſe Stelle nahm, wird durch ſeine nähere Beziehung auf ihre Lage gerechtfertigt, und der Buchſtabe des Textes ſchließt ihn nicht aus. Gibt es keine Götter, warum muß ich leiden? d. h. warum muß meine Iphigenie einer Diana wegen ſterben?

10) **Verzweiflung, wo ich nur beginnen mag! Verzweiflung, wo ich enden mag!** Joſua Barnes überſetzt: Quodnam malorum meorum sumam exordium? Omnibus enim licet uti primis, et postremis et mediis ubique. Angenommen, daß dieſer Sinn der wahre iſt, ſo liegt ihm vielleicht eine Anſpielung auf irgend eine griechiſche Gewohnheit zum Grunde, dergleichen man im Euripides mehrere findet. Da der Reiz, den eine ſolche Anſpielung für ein griechiſches Publikum haben konnte, bei uns wegfällt, ſo würde man dem Dichter durch eine treue Ueberſetzung einen ſchlechten Dienſt erweiſen.

11) **Beſſer in Schande leben, als bewundert ſterben.** Der franzöſiſche Ueberſetzer mildert dieſe

Stelle: une vie malheureuse est même plus prisée qu'une glorieuse mort. Wozu aber dieſe Milderung? Iphigenie darf und ſoll, in dem Zuſtande, worin ſie iſt, und in dem Affekt, worin ſie redet, den Werth des Lebens übertreiben.

12) Gleiches Leid berechtigt mich zu gleicher Jammerklage. Wehe mir! ruft die Mutter. Wehe mir! ruft die Tochter, denn das nämliche Lied ſchickt ſich zu beider Schickſal. Der P. Brumoy nimmt es in der That etwas zu ſcharf, wenn er dem Euripides Schuld gibt, als habe er mit dem Worte μελος die Versart bezeichnen wollen, und bei dieſer Gelegenheit die weiſe Bemerkung macht, daß ein Akteur niemals von ſich ſelbſt ſagen müſſe, er rede in Verſen.

13) Das wird dies Schwert alsdann entſcheiden. Wörtlich heißt es: Es wird (oder er wird) aber doch dazu kommen! — Nun kann es freilich auch ſo verſtanden werden. Clytemneſtra. Wird darum mein Kind nicht geopfert werden? Achilles. Darum wird er wenigſtens kommen, oder es kann heißen: Achilles. Du hältſt deine Tochter feſt. Clytemneſtra. Wird das hindern können, daß man ſie nicht opfert? Achilles. Nein, er wird aber dort ſeinen Angriff thun. — Die angenommene Erklärungsart ſcheint die natürlichſte zu ſeyn.

14) Dies iſt eine von den Stellen, die dem Euripides den Namen des Weiberfeindes zugezogen hat. Wenn man ſie aber nur auf den Achilles deutet, ſo verliert ſie das Anſtößige; und dieſe Erklärungsart ſchließt auch der Text nicht aus.

Scenen

aus den Phönizierinnen

des Euripides.

Perſonen.

Jokaſta, des Oedipus Gemahlinn und Mutter, Königinn zu Theben.

Antigone, ihre Tochter.

Eteokles.

Polynices, ihre und des Oedipus Söhne.

Hofmeiſter der Antigone.

Chor fremder Frauen aus Phönizien.

Die Scene iſt vor dem Pallaſt des Oedipus zu Theben.

Jokaſta.

O, der du wandelſt zwiſchen den Geſtirnen
Des Himmels, und, auf goldnem Wagen thronend,
Mit flücht'gen Roſſen Flammen von dir ſtrömſt,
Erhab'ner Sonnengott — wie feindlich ſtreng'
Sahſt du auf Thebens Land herab, als Kadmus,
Der Tyrer, ſeinen Fuß hieher geſetzt.
Dem Könige gebahr der Venus Tochter
Harmonia den Polydor; von dieſem
Soll Labdakus, des Lajus Vater, ſtammen.
Ich bin Menöceus Tochter; meinen Bruder
Nennt Kreon ſich von mütterlicher Seite.
Jokaſta heiß' ich — alſo nannte mich
Mein Vater — und mein Ehgemahl war Lajus.
Der ging, als lang' kein Kinderſegen kam,
Nach Phöbus Stadt, aus unſerm Ehebette
Sich einen Leibeserben zu erflehn.
Ihm ward die Antwort von dem Gott: „Beherrſcher
Der roſſekundigen Thebaner, werde
Nicht Vater wider Jovis Schluß! denn zeugſt
Du einen Sohn, ſo wird dich der Erzeugte tödten,

Und wandeln muß dein ganzes Haus durch Blut.“
Doch er, von Luſt und Bacchus Wuth beſiegt,
Ward Vater — Als ein Knabe nun erſchien,
Gab er, der Uebereilung jetzt zu ſpät
Gewahr und des Orakels eingedenk,
Den Neugebohr'nen, dem er durch die Solen
Ein ſpitzig Eiſen trieb, den Hirten, ihn
Auf Junos Au zu werfen, die den Gipfel
Cithärens ſchmückt. Hier ward er von den Hirten
Des Polybus gefunden, heimgetragen,
Und vor die Königinn gebracht, die, meines
Gebährens Frucht an ihre Brüſte legend,
Bei'm Gatten ſich des Kindes Mutter rühmte.
Als er zum Jüngling nun gereift, und um
Das Kinn das zarte Milchhaar angeflogen,
Ging er — ſei's aus freiwill'ger Regung, ſei's
Auf fremden Wink — die Eltern zu erfragen,
Nach Phöbos Stadt, wohin zu gleicher Zeit
Auch Lajus, mein Gemahl, ſich aufgemacht,
Vom weggelegten Sohne Kundſchaft zu erhalten.
Auf einem Scheideweg in Phocis ſtießen
Sie auf einander, und der Wagenführer
Des Lajus rief: Mach' Platz dem König, Fremdling!
Doch er kroch ſchweigend ſeines Weges fort
Mit hohem Geiſt, bis ihm der Zelter Huf
Die Ferſe blutig trat — da — doch wozu
Noch über fremdes Unglück mich verbreiten?

Da ſchlug der Sohn den Vater, nahm den Wagen,
Und bracht' ihn ſeinem Pfleger Polybus.
Als bald darauf die räuberiſche Sphinx
Das Land umher verwüſtete, ließ Kreon
Der Schweſter Hand, die jetzt verwittwet war,
Dem zur Belohnung bieten, der die Frage
Der räthſelhaften Jungfrau würde löſen.
Das Schickſal fügt's, daß Oedipus, mein Sohn,
Das Räthſel löst, worauf er König ward,
Und dieſes Landes Scepter ihn belohnte.
Unwiſſend freit' der Unglückſelige
Die Mutter; auch die Mutter wußte nicht,
Daß ſie den eig'nen Sohn umfing. So gab
Ich Kinder meinem eig'nen Kind, zwei Knaben,
Den Eteokles erſt, und Polynices,
Den Herrlichen — zwei Töchter dann, die jüngſte
Iſmene von ihm ſelbſt, die älteſte
Von mir Antigone genannt. Doch als
Der Unglückſelige ſich endlich nun
Als ſeiner Mutter Eh'gemahl erkannte,
Und aller Jammer ſtürmend auf ihn drang,
Stach der Verzweiflungsvolle mörderiſch
Mit goldnem Haken ſich die blutenden
Augäpfel aus — Indeſſen bräunte ſich
Der Söhne Wange; dieſes Unglücks Schmach
Dem Aug' der Welt zu bergen — ſchwer gelang's —
Verſchloſſen ſie den Vater im Pallaſte.

Hier lebt er noch, doch der Gewaltthat zürnend,
Ergoß er Flüche auf der Söhne Haupt,
Daß Lajus ganzes königliches Haus
Durch ihres Schwertes Schärfe möge fallen!
Und dieſes ſchweren Fluchs Erfüllung nun,
Wenn ſie beiſammen wohnen blieben, nicht
Herbeizurufen, ſchloſſen unter ſich
Die Brüder den Vertrag, daß ſich der Jüng're
Freiwillig aus dem Reich verbannen ſollte,
Indeß der Aeltere des Throns genöſſe,
Und beide ſo von Jahr zu Jahre wechſelnd.
Doch Eteokles, mächtig nun des Throns,
Verſchmäht herabzuſteigen, und verſtößt
Den jüngeren gewaltſam aus dem Lande.
Der flieht nach Argos, wo Adraſtus ihn
Zum Eidam ſich erwählt, und um ihn her
Ein mächtig Heer verſammelt. Dieſes führt
Er gegen Thebens ſieben Thore nun
Heran, des Vaters Reich zurückefordernd,
Und ſeinen Antheil an dem Königsthron.
Nun hab' ich, beide Brüder zu verſöhnen,
Polynicen vermocht, auf Treu und Glauben
Sich bei dem Bruder friedlich einzufinden,
Eh' ſie im Treffen feindlich ſich vermengen.
Er werde kommen, meldet mir der Bote.
Sei du nun unſer Retter, Vater Zeus,
Der in des Himmels lichten Kreiſen wohnt,

Und ſende meinen Kindern die Verſöhnung!
Wenn du ein weiſes Weſen biſt, nicht immer
Kannſt du denſelben Menſchen elend ſehn!
(Sie geht ab).

Der Hofmeiſter. Antigone, noch nicht gleich ſichtbar.

Hofmeiſter
(ſpricht ins Haus hinein und erſcheint auf dem Giebel).

Weil dir die Mutter auf dein Bitten denn
Vergönnen will, Antigone, aus deinem
Gemach zu gehn, und das Argiverheer
Vom Söller des Pallaſtes zu beſchauen,
So warte hier, bis ich den Weg erkundet,
Damit der Bürger keiner uns begegne,
Und nicht verläumderiſcher Tadel mich,
Den Knecht, und dich, die Fürſtentochter, treffe.
Hab' ich erſt rings mich umgeſehn, alsdann
Erzähl' ich dir, was ich im Lager ſah
Und von den Feinden mir erklären laſſen,
Als ich den wechſelſeitigen Vertrag
Der beiden Brüder hin und wieder trug.
— Es nähert weit und breit ſich Niemand. Steig'
Die alten Zedernſtufen nur herauf,
Und ſchau und ſieh, was für ein Heer von Feinden
In den Gefilden, längs der Dirce Quell,
Verbreitet liegt und längs dem Laufe des Iſmen!

Antigone (noch hinter der Scene).

So komm, o Greis, und reiche meiner Jugend
Die Manneshand und hilf mir auf die Stufen.

Hofmeiſter (ihr den Arm reichend).

Da Jungfrau! Halte dich nur feſt — Sieh! Eben
Zu rechter Zeit biſt du heraufgeſtiegen.
Das Heer kommt in Bewegung und die Haufen
Zertrennen ſich.

Antigone.

Ha! Tochter der Latona!
Ehrwürd'ge Hekate! — Ein Bliz iſt das Gefilde.

Hofmeiſter.

Ja, nicht verächtlich rückte Polynices
Auf Theben her. Mit Roſſen ohne Zahl
Braust er heran, und vielen tauſend Schilden.

Antigone.

Es ſind mit Schlöſſern doch und ehrnen Riegeln
Die Pforten und die Werke Amphions,
Die Mauern, wohl verwahrt?

Hofmeiſter.

Sei außer Sorgen.
Von innen iſt die Stadt verwahrt — Doch ſieh
Den Führer da, wenn du ihn kennen willſt.

Antigone.

Der dort mit blankem Helme vor dem Heer
Einherzieht und den eh'rnen Schild ſo leicht
Im Arme ſchwenkt — wer iſt's?

Hofmeiſter.
Das iſt ein Führer,
Gebieterinn!
Antigone.
Wer iſt er? Woher ſtammt er?
Wie nennt er ſich? O ſage mir das, Greis!
Hofmeiſter.
Myceniſchen Geſchlechts iſt er und wohnt
An Lernas Teiche, Fürſt Hippomedon.
Antigone.
Wie trotzig, und wie ſchreckhaft anzuſehn!
Den erdgebohrnen Giganten gleich,
Nicht wie ein Sterblicher tritt er einher,
Gleich einem Stern in ſeiner Rüſtung leuchtend!
Hofmeiſter.
Siehſt du jetzt den, der über das Gewäſſer
Der Dirce ſetzt?
Antigone.
Ganz andre Waffen ſind
Das wieder! Sage mir, wer iſt's?
Hofmeiſter.
Das iſt
Der Führer Tydeus, König Oeneus Sohn.
Dem ſchlägt der kalidon'ſche Mars im Buſen.
Antigone.
Iſt's der, der von der Gattinn meines Bruders

Die Schweſter ehlichte? Wie fremd von Rüſtung!
Halb Grieche ſcheint er mir und halb Barbar!

Hofmeiſter.

Mein Kind! So ſtarke Schilde führen alle
Etolier, und auf den Lanzenwurf
Verſtehen ſie ſich trefflich.

Antigone.

Aber wie
Kannſt du dies alles ſo genau mir ſagen?

Hofmeiſter.

Weil ich der Schilde Zeichen mir gemerkt,
Als ich den Stillſtand in das Lager brachte;
So kenn' ich die nun, die die Schilde führen.

Antigone.

Wer iſt denn jener Langgelockte dort
An Cethus Grabmal, ſchreckhaft anzuſchauen,
Doch noch ein Jüngling an Geſtalt?

Hofmeiſter.

Ein Führer.

Antigone.

Was für ein Haufen von Bewaffneten
Sich um ihn drängt!

Hofmeiſter.

Es iſt Parthenopäus,
Der Atalanta Sohn.

Antigone.

Daß ihn Dianens

Geſchoß, die jagend durch Gebirg' und Wald
Mit ſeiner Mutter ſchweift, verderben möge,
Der meine Heimat zu verwüſten kam!

Hofmeiſter.

Das gebe Zevs und alle Himmliſchen!
Doch keine ſchlimme Sache führte *die*
Herauf — drum fürcht' ich ſehr, es werden
Die Götter nach Gerechtigkeit verhängen!

Antigone.

Wo aber, wo entdeck' ich *den*, den das
Unſel'ge Schickſal mir zum Bruder gab?
O Liebſter! Polynicen zeige mir!

Hofmeiſter.

Der dort beim Grab der Töchter Niobens,
Nächſt an Adraſtus, ſteht — erkennſt du ihn?

Antigone.

Ja, ja, ich ſehe — doch recht deutlich nicht —
So was, das ihm von ferne gleicht — ſo etwa,
Wie Er die Bruſt zu tragen pflegt! — o könnt' ich
Der ſchnellen Wolke Flug mit dieſen Füßen
Zu meinem Bruder durch die Lüfte fliegen,
Die Arme ſchlingen um den liebſten Hals
Des armen Flüchtlings, ach! des lang' entbehrten!
O ſieh doch! Wie die Morgenſonne, blitzt
Der Herrliche in ſeiner goldnen Rüſtung!

Hofmeiſter.

Und freue dich! Gleich ſteht er ſelbſt vor dir!

Antigone.
Wer iſt denn der, der dort mit eig'nen Händen
Den weißen Wagen lenkt?
Hofmeiſter.
Das iſt der Seher
Amphiaraus, Königinn! Du ſiehſt,
Er führt die Opferthiere mit ſich, die
Mit ihrem Blut die Erde tränken ſollen.
Antigone.
O Luna! Licht im goldnen Kreiſe! Tochter
Der Sonne, die im Sternengürtel glänzt!
Wie ruhig, wie geſchickt er ſeine Zelter
Im Zügel hält und herrſchet auf dem Wagen!
Wo aber iſt der Trotzige, der gegen
Die Stadt ſo kühner Drohung ſich verwogen?
Wo iſt Kapaneus?
Hofmeiſter.
Dort miſſt er die Höh'
Und Tiefe unſrer Mauern und erſpäht
Sich einen Zugang zu den ſieben Thürmen.
Antigone.
O Nemeſis und ihr hohlbrauſenden
Gewitter Jovis und du loher Strahl
Des nachtumgeb'nen Blitzes! Zähmet ihr
Den Trotz, der über Menſchheit ſich verſteiget!
Das iſt der Mann, der Thebens Töchter mit
Dem Schwert gefangen nach Mycene führen,

Und an dem Quell der Lerna in die Knechtſchaft
Herunterſtürzen will — Nein! Tochter Zevs!
Goldlockige Diana! Heilige!
Knechtſchaft laß nie und nimmer mich erfahren!

Hofmeiſter.

Was du zu ſehn verlangteſt, haſt du nun
Geſehn, und deinen Wunſch geſtillt. Komm jetzt
Ins Haus zurück, mein Kind, in deinem Frauen-
Gemach dich ſtill und ſittſam einzuſchließen.
Der Aufruhr, ſiehſt du, führt dort eine Schaar
Von Weibern zu der Königsburg heran —
Und Weiber ſchmähen gern! Je ſeltner ſie
Zum Plaudern kommen, deſto emſiger
Wird die Gelegenheit benutzt. Es muß,
Ich weiß nicht welche Wolluſt für ſie ſeyn,
Einander nichts Geſundes vorzuſchwatzen.
(Sie gehen ab).

Polynices (kommt).

Hier wär' ich. Durch die Thore haben mich
Die Wächter ohne Schwierigkeit gelaſſen.
Dies könnte mir verdächtig ſeyn — Nun ſie
In ihrem Netz mich einmal haben, dürfte
Wol ohne Blut kein Rückweg für mich ſeyn.
Ob nicht ein Fallſtrick irgendwo hier laure,
Muß ich die Augen aller Orten haben —
Doch dieſes Schwert ſey meine Sicherheit!
(Er fährt zuſammen).

Horch! Wer iſt da? — Wahrhaftig! Ein Geräuſch
Setzt mich in Furcht! Auch dem Beherzteſten
Dünkt Alles grauenvoll, wenn er den Fuß
In Feindes Land geſetzt! — Der Mutter trau' ich
Und trau' ihr wieder nicht, die nach beſchwornem
Vertrag hieher zu kommen mich beredet.
Doch in der Nähe hier iſt Schutz. Altäre
Der Götter ſtehen da, und auch nicht ganz
Verlaſſen ſind die Häuſer. Gut. Ich will
Das Schwert der finſtern Scheide wiedergeben,
Und wer die ſind, die bei der Königsburg
Dort ſtehen, mich erkunden.

(Er geht auf den Chor zu).

Fremde Frauen,
Sagt an, aus welcher Heimat kommet ihr
Hieher zu dieſen Wohnungen der Griechen?

Chor.

Phönizien hat mich gezeugt. Mich ſandten,
Als ihrer Siege Erſtlinge, dem Phöbus
Die Enkel Agenors — und eben wollte
Des Oedipus glorreicher Sohn zum hehren
Orakel und zum Heiligthum des Gottes
Mich ſenden, da umzingelte der Feind
Die Stadt — Laß du nun auch mich hören, wer
Du ſey'ſt, und was nach Thebens Veſte dich,
Der Siebenpfortigen, geführt?

Polynices.

Mein Vater
Iſt Oedipus, des Lajus Sohn. Jokaſta
Gebahr mich, des Menoceus edle Tochter,
Und **Polynices** nennt mich Thebens Volk.

Chor.

O theurer Zweig von Agenors Geſchlechte,
Verwandter meiner Könige, derſelben,
Die mich hieher geſendet — o laß mich,
Nach meines Landes Weiſe, knieend dich
Begrüßen, Fürſt! So biſt du endlich wieder
Gekommen! Nach ſo langer Trennung wieder
Gekommen in dein heimiſch Land!

(ruft hinein).

Hervor!
Hervor, Gebieterinn! Thu' auf die Thore!
Hörſt du ihn nicht, den du gebahrſt! Was ſäumſt du,
Die hochgewölbten Zimmer zu durcheilen
Und in des Sohnes Arme dich zu werfen?

Jokaſta (kommt).

Jungfrauen, eurer Stimme tyriſchen Laut
Hab' ich im Innern des Pallaſts vernommen,
Und wanke nun, mit alterſchwerem Tritt,
Zu euch heraus.

(Sie erblickt den Polynices).

Mein Sohn! Mein Sohn! So ſeh'
Ich endlich, nach ſo vielen tauſend Tagen,

Dein liebes Auge wieder! O umſchlinge
Mit deinem Arm die mütterliche Bruſt!
Laß die geliebten Wangen mich berühren!
Laß, mit der Mutter Silberhaar vermengt,
Die braunen Locken dieſen Hals beſchatten!
O Freude! Freude! Nimmer glaubt' ich, nimmer
Hofft' ich, in dieſe Arme dich zu ſchließen.
Was ſoll ich Alles dir doch ſagen? Wie
Das mannigfaltige Entzücken mit
Geberden, Worten, Händen von mir geben,
Jetzt da, jetzt dort die irren Blicke weidend,
Die Luſt vergang'ner Jahre wieder koſten?
O, lieber Sohn, wie öde lieſſeſt du
Das väterliche Haus zurück, als dich
Des Bruders Trotz ins Elend ausgeſtoßen.
Wie haben deine Freunde ſich nach dir
Geſehnt! Wie hat ganz Theben ſich nach dir
Geſehnt! Mein Sohn, von dieſem Tag an ſchnitt
Ich Jammernde die Locken mir vom Haupte,
Seit dieſem Tage ſchmückt kein weißes Kleid
Die Glieder mehr, nur dieſes nächtliche
Gewand, das du hier ſiehſt, hat mich bekleidet.
Mit thränenvoller Sehnſucht ſchmachtete
Indeß, des ſüßen Augenlichts beraubt,
Der Greis hier in der Burg nach ſeinen Söhnen,
Die wilder Haß von ſeinem Hauſe riß;
Schon zückt' er gegen ſich das Schwert, den Tod

Polynices.

Hier bin ich mitten unter Feinden, Mutter.
Hab' ich mir gut gerathen oder ſchlimm?
Ich weiß es nicht — Doch hier iſt keine Wahl;
Zum Vaterland fühlt jeder ſich gezogen.
Wer anders redet, Mutter, ſpielt mit Worten,
Und nach der Heimat ſtehen die Gedanken.
Doch von geheimer Furcht gewarnt, daß nicht
Der Bruder hinterliſtig mich erwürge,
Hab' ich die Straßen mit entblößtem Schwert,
Und ſcharf herumgeworf'nem Blick durchzogen.
Eins iſt mein Troſt, der Friedenseid und dein
Gegeb'nes Wort. Voll Zuverſicht auf dies
Vertraut' ich mich den vaterländ'ſchen Mauern.
Nicht ohne Weinen, Mutter, kam ich her,
Als ich die alte Königsburg und die
Altäre meiner Götter, und die Schule,
Wo meine Jugend ſich im Waffenſpiel
Geübt, und Dircens wohlbekannte Waſſer
Nach langer, langer Trennung wieder ſah!
Ganz wider Billigkeit und Recht ward ich
Aus dieſen Gegenden verbannt, gezwungen,
Mein Leben in der Fremde zu verweinen.
Nun ſeh' ich auch noch dich, geliebte Mutter,
Auch dich, voll Kummers, mit beſchornem Haupte,
In dieſem Trau'rgewande — Ach, wie elend
Bin ich! Wie unglückbringend, liebe Mutter,

Iſt Feindſchaft zwiſchen Brüdern, und wie ſchwer
Hält die Verſöhnung! — Aber wie ergeht's
Dem alten blinden Vater hier im Hauſe?
Wie meinen beiden Schweſtern? Weinen ſie
Um ihren Bruder, der im Elend irrt?

Jokaſta.

Ach, irgend ein Unſterblicher iſt gegen
Das Haus des Oedipus entbrannt! Erſt ward
Ich Mutter, die nicht Mutter werden ſollte
Drauf eh'lichte zur unglückſel'gen Stunde
Dein Vater Lajus mich und dann wardſt du!
Doch wozu dieſes? — Tragen muß der Menſch,
Was ihm die Götter ſenden — Sieh'! Ich möchte
Gern ein'ge Fragen an dich thun, wenn ich
Nicht fürchtete, dir Schmerzen zu erregen.

Polynices.

Thu's immer. Halte nichts vor mir zurück.
Was Du willſt, macht mir allemal Vergnügen.

Jokaſta.

Was ich zuerſt alſo gern wiſſen möchte —
Sag' — iſt's denn wirklich ein ſo großes Uebel,
Des Vaterlands beraubet ſeyn?

Polynices.

Und größer wahrlich, als es Worte mahlen!

Jokaſta.

Was iſt ſo Hartes denn an der Verweiſung?

Polynices.
Das Schrecklichſte iſt das: der Flüchtling darf
Nicht offen reden, wie er gerne möchte.
Jokaſta.
Was du mir ſagſt, iſt eines Sklaven Loos;
Nicht reden dürfen, wie man's meint!
Polynices.
Er muß
Den Aberwitz der Mächtigen ertragen.
Jokaſta.
Ein Thor ſeyn müſſen mit den Thörichten,
Auch das fällt hart!
Polynices.
Und dennoch muß er ihnen,
So ſehr ſein Inn'res ſich dagegen ſträubt,
Um ſeines Vortheils willen ſklaviſch dienen.
Jokaſta.
Doch Hoffnung, ſagt man, ſtärke den Verbannten.
Polynices.
Sie lacht ihm freundlich, doch von weitem nur.
Jokaſta.
Und lehrt die Zeit nicht, daß ſie eitel war?
Polynices.
Ach, eine holde Venus ſpielt um ſie!
Jokaſta.
Doch wovon lebteſt du, eh' deine Heirath
Dir Unterhalt verſchaffte?

Polynices.
Manchmal hatt' ich
Auf einen Tag zu leben, manchmal nicht.
Jokaſta.
Nahm denn kein alter Gaſtfreund deines Vaters,
Kein andrer Freund ſich deiner an?
Polynices.
Sey glücklich!
Mit Freunden iſt's vorbei in ſchlimmen Tagen.
Jokaſta.
Auch deine Herkunft half dir nicht empor?
Polynices.
Ach, Mutter! Mangel iſt ein hartes Loos!
Mein Adel machte mich nicht ſatt.
Jokaſta.
Die Heimat
Iſt alſo wol das Theuerſte, was Menſchen
Beſitzen!
Polynices.
O, und theurer, als die Zunge
Ausſprechen kann!
Jokaſta.
Wie kamſt du denn nach Argos?
Was für ein Vorſatz führte dich dahin?
Polynices.
Adraſten ward von Phöbus das Orakel:
Ein Eber und ein Löwe würden ſeine
Eidame werden.

Jokaſta.

Sonderbar! Was heißt das?
Wie konnteſt du mit einem dieſer Namen
Bezeichnet ſeyn?

Polynices.

Das weiß ich ſelbſt nicht, Mutter.
Das Schickſal hatte mir dies Glück beſchieden.

Jokaſta.

Voll Weisheit ſind des Schickſals Fügungen!
Wie aber brachteſt du's bis zur Vermählung?

Polynices.

Nacht war's. Ich kam zur Halle des Adraſt —

Jokaſta.

Flüchtlingen gleich, ein Obdach da zu finden?

Polynices.

Das war mein Vorſatz. Bald nach mir kam noch
Ein andrer Flüchtling.

Jokaſta.

Wer war dieſer Andre?
Auch ein Unglücklicher, wie du?

Polynices.

Er nannte
Sich Tydeus, Oeneus Sohn.

Jokaſta.

Wie aber konnte
Adraſt mit wilden Thieren euch vergleichen?

Polynices.
Weil wir um's Lager handgemein geworden.
Jokaſta.
Und darin fand der Sohn des Talaus
Den Aufſchluß des Orakels?
Polynices.
Einem Jeden
Gab er der Töchter eine zur Gemahlinn.
Jokaſta.
Und dieſe Ehe, ſchlug ſie glücklich aus?
Polynices.
Bis dieſen Tag hab' ich ſie nicht bereuet.
Jokaſta.
Wodurch bewogſt du aber die Argiver,
Mit dir zu ziehen gegen Thebens Thore?
Polynices.
Adraſt gelobt' es mir und dieſem Tydeus,
Der jetzt mein Bruder iſt, jedweden Eidam
Zurückzuführen in ſein heimiſch Reich,
Und mich zuerſt. Es ſind der argiſchen
Und griech'ſchen Fürſten viel im Heer, mir dieſen
Nothwendigen, doch traur'gen Dienſt zu leiſten;
Denn wider meine Heimat führ' ich ſie
Herauf. Doch die Unſterblichen ſind Zeugen,
Wie ungern ich die Waffen gegen meine
Geliebteſten ergriff. Dir, Mutter, nun
Kommt's zu, den thränenvollen Zwiſt zu heben.

Zwei gleich geliebte Brüder zu verſöhnen,
Und dir und mir und unſerm Vaterland
Viel Drangſal, viele Leiden zu erſparen.
Es iſt ein altes Wort, doch bring' ich's wieder:
Die Ehre wohnt beim Reichthum. Reichthum übt
Die größte Herrſchaft über Menſchenſeelen.
Ihn zu erlangen, komm' ich an der Spitze
So vieler Tauſende. Der Arme, ſey
Er noch ſo groß geboren, gilt für nichts.

Chor.

Sieh! Eben naht ſich Eteokles ſelbſt
Zur Friedenshandlung. Königinn, nun iſt's an dir,
Der Ueberredung kräft'ges Wort zu führen,
Das deine Kinder zur Verſöhnung neige.

Eteokles (kommt).

Da bin ich, Mutter. Dir zu lieb' erſchein' ich.
Was ſoll ich hier? Laß hören! Eben hab' ich
Mein Volk und meine Wagen vor den Mauern
In Schlachtordnung geſtellt — noch hielt ich ſie
Zurück, das Wort des Friedens erſt zu hören,
Um deſſentwillen dem vergönnet ward,
Mit ſicherem Geleit' hier zu erſcheinen.

Jokaſta.

Gelaſſ'ner! Uebereilung thut nicht gut,
Bedachtſamkeit macht alle Dinge beſſer.
Nicht dieſen finſtern Blick! Nicht dieſes Schnauben
Verhalt'ner Wuth! Es iſt kein abgeriſſ'nes

Meduſenhaupt, was du betrachten ſollſt.
Dein Bruder iſt's, der zu dir kam — Auch du,
Gönn' ihm dein Angeſicht, mein Polynices,
Weit beſſer ſpricht ſich's, weit eindringender,
Wenn deine Blicke ſeinem Blick begegnen;
Weit beſſer wirſt du ihn verſtehn. Hört, Kinder!
Ich will euch eine kluge Lehre geben.
Wenn Freunde, die einander zürnen, ſich
Von Angeſicht zu Angeſicht nun wieder
Zuſammen finden, ſeht, ſo müſſen ſie,
Uneingedenk jedweder vorigen
Beleidigung, ſich einzig deſſen nur,
Weßwegen ſie beiſammen ſind, erinnern!

(Zu Polynices).

— Du haſt das erſte Wort, mein Sohn! Weil dir
Gewalt geſchehen, wie du ſagſt, biſt du
Mit dem Argiverheer heraufgezogen.
Und möchte einer der Unſterblichen
Nun Schiedsmann ſeyn, und eure Zwietracht tilgen!

Polynices.

Wahrheit liebt Einfalt. Die gerechte Sache
Hat künſtlich ſchlauer Wendung nicht vonnöthen.
Sie ſelbſt iſt ihre Schutzwehr. Nur die ſchlimme,
Siech in ſich ſelbſt, braucht die Arznei des Witzes.
Weil ich es gut mit ihm und mir und mit
Dem Vaterland gemeint, verbannt' ich mich.

Den Flüchen zu entgehen, die der Greis
Auf uns gewälzt, freiwillig aus dem Reiche,
Ließ ihm den Thron, den er nach Jahresfriſt
Abwechſelnd mich beſteigen laſſen ſollte,
Noch damals weit entfernt, mit Blut und Mord
Zurückzukehren, Böſes zuzufügen,
Und Böſes zu empfangen. Ihm gefiel
Die Auskunft, er beſchwor ſie bei den Göttern;
Nun hält er nichts von Allem, was er ſchwor,
Und fähret fort, den Thron und meinen Theil
Am väterlichen Reich ſich zuzueignen.
Doch ſelbſt noch jetzt bin ich bereit — gibt man,
Was mein iſt, mir zurück — der Griechen Heer
Aus dieſem Land' in Frieden wegzuführen,
Mein Jahr, wie es mir zukommt, zu regieren,
Und ihm ein Gleiches wieder zu geſtatten.
So bleibt mein Vaterland von Drangſal frei,
Und keine Leiter naht ſich dieſen Thürmen.
Verſchmäht man das — Nun! So entſcheide denn
Das Schwert! Doch meine Zeugen ſind die Götter,
Wie billig ich es meinte, und wie höchſt
Unbillig man der Heimat mich beraubet!
Das iſt es, Mutter, Wort für Wort, was ich
Zu ſagen habe, kurz und ungeſchraubt,
Doch klar und überzeugend, wie mir däucht,
Dem ſchwachen Kopf, wie dem Verſtändigſten!

Chor.

Ich finde dieſe Rede voll Verſtand,
Wiewol mich Griechenland nicht auferzogen.

Eteokles.

Ja wenn, was Einem ſchön und löblich dünkt,
Auch jedem Andern ſchön und löblich dünkte,
Kein Streit noch Zwiſt entzweite dann die Welt!
So aber ſind's die Namen nur, worüber
Man ſich verſteht; in Sachen denkt man anders.
Sieh, Mutter! Zu den Sternen dort — ich ſag'
Es ohne Scheu — dort, wo der Tag anbricht,
Stieg' ich hinauf, vermöchtens Menſchenkräfte,
Und in der Erde Tiefen taucht' ich unter,
Die höchſte der Göttinnen, die Gewalt,
Mir zu erringen! Mutter, und dies Gut
Sollt' ich in andern Händen lieber ſehn,
Als in den meinigen? Der iſt kein Mann,
Der, wo das Größre zu gewinnen iſt,
Am Kleinern ſich genügen läßt — Und wie
Erniedrigend für mich, wenn dieſer da
Mit Feu'r und Schwert, was er nur will, von mir
Ertrotzen könnte! Wie beſchimpfend ſelbſt
Für Theben, wenn die Speere der Argiver
Das Scepter mir abängſtigten! Nein, Mutter!
Nein! Nicht die Waffen in der Hand, hätt' er
Von Frieden ſprechen ſollen! Was ein Schwert
Ausrichten mag, thut auch ein Wort der Güte.

Will er im Lande ſonſt ſich niederlaſſen?
Recht gern! Doch König wird er nicht! So lange
Ich es zu hindern habe, nicht! — Ihm dienen,
Da ich ſein Herr ſeyn kann? Nur zu! Er rücke
Mit Schwert und Feuer auf mich an, er decke
Mit Roſſen und mit Wagen das Gefilde!
Mein König wird er niemals! Nie und nimmer!
Muß Unrecht ſeyn, ſo ſey's um eine Krone,
In allem andern ſey man tugendhaft.

Chor.

Zu ſchlimmer That ſchön reden iſt nicht gut;
Das heißt Gerechtigkeit und Tugend höhnen.

Jokaſta.

Mein Sohn! Mein Eteokles! Alles iſt
Nicht ſchlimm am Alter. Die Erfahrung krönt's
Mit mancher Weisheit, die der Jugend mangelt.
Warum von der Göttinnen ſchlimmſter dich,
Dich von der Ehrbegier beherrſchen laſſen?
O meide die Abſcheuliche! In manch
Glückſelig Haus, in manch glückſelig Land
Schlich ſie ſich ein, doch wo man ſie empfing,
Zog ſie nie anders aus, als mit Verderben.
Sieh, und nach dieſer raſeſt du! Wie viel
Vortrefflicher iſt Gleichheit! Gleichheit knüpft
Den Bundsverwandten mit dem Bundsverwandten,
Den Freund zuſammen mit dem Freund und Länder
Mit Ländern! Gleichheit iſt das heilige Geſetz

Der Menſchheit. Dem Vermögenderen lebt
Ein ew'ger Gegner in dem Aermern, ſtets
Bereit, ihn zu bekriegen. Gleichheit gab
Den Menſchen Maß, Gewicht und Zahl. Das Licht
Der Sonne und die ſtrahlenloſe Nacht
Läſſt ſie in gleichem Zirkelgange wechſeln —
Und, keines neidiſch auf des andern Sieg,
Wetteifern beide nur, der Welt zu dienen.
Und dich befriedigt nicht der gleiche Theil
Am Throne, du mißgönnſt ihm auch den ſeinen?
Iſt das gerecht, mein Sohn? Was iſt ſo Großes
Denn an der Macht, der glücklichen Gewaltthat,
Daß du ſo übermäßig ſie vergötterſt?
Der Menſchen Augen auf ſich ziehn? Iſt das
Das Herrliche? Das iſt ja nichts! Bei vielen
Beſitzungen viel Müh' und Angſt empfinden?
Denn was iſt Ueberfluß? Sprich ſelbſt. Ein Name!
Juſt haben, was er braucht, genügt dem Weiſen.
Und Schätze ſind kein Eigenthum des Menſchen,
Der Menſch verwaltet nur, was ihm die Götter
Verliehn, und, wenn ſie wollen, wieder nehmen;
Ein Tag macht den Begüterten zum Bettler.
Nun laß ich unter Zweien dir die Wahl,
Was willſt du lieber? Deine Vaterſtadt
Erhalten oder herrſchen? — Du willſt herrſchen!
Wie aber, wenn der Sieger wird, und ſeiner
Argiver Scharen deine Heere ſchlagen,

Willſt du dann Zeuge ſeyn, wie Kadmus Stadt
Zu Grunde ſtürzet, ſeine Jungfrauen,
Ein Raub des Siegers, in die Knechtſchaft wandern?
Ehrgeiziger, das leg' ich dir ans Herz,
So theu'r muß Thebe deinen Golddurſt zahlen!

(Sich zu Polynices wendend).

Und dir, mein Polynices, hat Adraſt
Unklug gedient und unklug biſt du ſelbſt,
Daß du der Heimat nahſt mit Kriegesnoth.
Geſetzt (wovor die Götter uns bewahren!)
Du unterwärfeſt dir die Stadt, was für
Trophäen willſt du deinem Sieg errichten?
Mit welchen Opfern den Unſterblichen
Für deines Vaterlandes Umſturz danken?
Mit welcher Aufſchrift die gemachte Beute
Am Inachus aufſtellen? „Dieſe Schilde
Weiht, nach Einäſcherung der Vaterſtadt,
Den Göttern Polynices?“ — Das verhüte
Der Himmel, mein geliebter Sohn, daß je
Ein ſolcher Ruhm dich bei den Griechen preiſe!
Wirſt du beſiegt, und krönet den das Glück,
Sag' an, mit welcher Stirne willſt du dich,
Nach ſo viel tauſend hier gelaſſ'nen Todten,
In Argos ſehen laſſen, wo man deinem
Adraſt entgegen ſchreyen wird: „Verfluchtes
Eh'bündniß, das du ſtifteteſt! Um einer
Vermählten willen muß dein Volk verderben!“

So rennſt du in die doppelte Gefahr,
Den Preis ſowol, um den du kämfen willſt,
Als der Argiver Beiſtand zu verlieren.
O zähmet, Kinder, dies unbänd'ge Feuer!
Kann wol was ungereimter ſeyn, als zwei
Unſinnige, die um daſſelbe buhlen!

Chor.

O wendet, Götter, dieſes Unheil ab,
Und ſtiftet Frieden unter Oedips Kindern!

Eteokles (auſbrechend).

Mit Worten wird hier nichts entſchieden, Mutter,
Die Zeit geht ungenützt vorbei und dein
Bemühen, ſiehſt du, iſt umſonſt — Ich Herr
Von dieſem Land', ſonſt kein Gedank' an Frieden!
Verſchone mich mit längerer Ermahnung!

(Zu Polynices).

Du, räume Theben oder ſtirb!

Polynices.

Durch wen!

Wer iſt der Unverletzliche, der mich
Mit mörderiſchem Stahl anfallen darf,
Und nicht von meinen Händen Gleiches fürchtet?

Eteokles.

Er ſteht vor deinen Augen. Siehſt du, hier?

(Er ſtreckt ſeinen Arm aus).

Polynices.

Ich ſehe — doch der Ueberfluß iſt feig,
Und eine böſe Sache liebt das Leben.

Eteokles.
Drum rückteſt du mit ſo viel Tauſenden
Heraus? Um eine Memme zu bekriegen?
Polynices.
Weil kluge Vorſicht mehr, als toller Muth,
Dem Feldherrn ziemt.
Eteokles.
Wie frech, wie übermüthig!
Dank's dem Vertrag, der dir das Leben friſtet.
Polynices.
Noch einmal fordr' ich mein ererbtes Reich
Und meinen Thron von dir zurück.
Eteokles.
Es iſt
Hier nichts zurückzufordern. Ich bewohne
Mein Haus, und fahre fort, es zu bewohnen.
Polynices.
Wie? Mehr, als deines Antheils iſt?
Eteokles.
So ſagt' ich.
Und nun brich auf!
Polynices.
O ihr Altäre meiner Heimat!
Eteokles.
Die du zu ſchleifen kamſt.
Polynices.
O höret mich!

Eteokles.

Dich hören, der ſein Vaterland bekrieget!

Polynices.

Ihr Tempel meiner Götter!

Eteokles.

Deine Götter

Verwerfen dich.

Polynices.

Man treibt mich aus der Heimat!

Eteokles.

Weil du gekommen biſt, ſie zu verheeren.

Polynices.

Höchſt ungerecht verſtößt man mich, ihr Götter!

Eteokles.

Hier nicht, in deinem Argos ruf' ſie an!

Polynices.

Ruchloſer Läſtrer!

Eteokles.

Doch kein Feind, wie du,

Des Vaterlands.

Polynices.

Gewaltſam treibſt du mich

Hinaus, gewaltſam raubſt du mir mein Erbe!

Eteokles.

Und auch das Leben hoff' ich dir zu rauben.

Polynices.

O hörſt du, was ich leiden muß, mein Vater?

Eteokles.

Er hört auch, wie du handelſt.

Polynices.

Und du, Mutter?

Eteokles.

Du haſt's verſcherzt, der Mutter heilig Haupt
Zu nennen.

Polynices.

Vaterſtadt!

Eteokles.

Geh' in dein Argos
Und bete zu der Lerna Strom!

Polynices.

Ich gehe;
Sei unbeſorgt! — Dir tauſend, tauſend Dank,
Geliebte Mutter —

Eteokles.

Geh von hinnen, ſag' ich.

Polynices.

Ich gehe. Meinen Vater nur vergönne
Mir noch zu ſehen.

Eteokles.

Nichts.

Polynices.

Die Schweſtern doch?
Die zarten Schweſtern!

Eteokles.
Nie und nimmermehr!
Polynices.
O meine Schweſtern!
Eteokles.
Du erfrecheſt dich,
Ihr ärgſter Feind, bei'm Namen ſie zu rufen?
Polynices.
Leb' froh und glücklich, Mutter.
Jokaſta.
Froh, mein Sohn?
Sind's etwa frohe Dinge, die ich leide?
Polynices.
Dein Sohn? Ich bin es nicht mehr!
Jokaſta.
O ihr Götter!
Zu ſchwerem Drangſal ſpartet ihr mich auf!
Polynices.
Du haſt gehört, wie grauſam er mich kränkte!
Eteokles.
Du hörſt und ſiehſt, wie reichlich er's vergalt.
Polynices.
Wo wird dein Poſten ſeyn vor dieſen Thürmen?
Eteokles.
Was fragſt du dieſes?
Polynices.
Weil ich im Gefechte
Dir gegenüber ſtehen will.

Eteokles.

Den Wunſch

Nahmſt du aus meiner Seele.

Jokaſta.

O ich Arme!

O meine Kinder! Was beginnet ihr?

Eteokles.

Die That wird's lehren!

Jokaſta.

Wehe! Fürchtet ihr

Des Vaterfluches Furien nicht mehr?

Polynices.

Sey's drum! Des Lajus ganzes Haus verderbe! *)

---

*) Andere Ausleger geben dieſe Rede dem Eteokles, weil ſie ihnen dem ſanftern Character des Polynices zu widerſtreiten ſcheint. Es kann ein Fehler des Abſchreibers ſeyn, aber warum es einer ſeyn muß, ſehe ich nicht ein; und man raubt dem Dichter vielleicht eine Schönheit, um ihn von einem anſcheinenden Widerſpruche zu befreyen.

Proſaiſche Schriften

der zweyten Periode.

Der Verbrecher aus verlorener Ehre.

Eine wahre Geſchichte.

In der ganzen Geſchichte des Menſchen iſt kein Kapitel unterrichtender für Herz und Geiſt, als die Annalen ſeiner Verirrungen. Bey jedem großen Verbrechen war eine verhältnißmäßig große Kraft in Bewegung. Wenn ſich das geheime Spiel der Begehrungskraft bey dem mattern Licht gewöhnlicher Affekte verſteckt, ſo wird es im Zuſtand gewaltſamer Leidenſchaft deſto hervorſpringender, koloſſaliſcher, lauter; der feinere Menſchenforſcher, welcher weiß, wie viel man auf die Mechanik der gewöhnlichen Willensfreiheit eigentlich rechnen darf, und wie weit es erlaubt iſt, analogiſch zu ſchließen, wird manche Erfahrung aus dieſem Gebiete in ſeine Seelenlehre herübertragen, und für das ſittliche Leben verarbeiten.

Es iſt etwas ſo Einförmiges, und doch wieder ſo Zuſammengeſetztes, das menſchliche Herz. Eine und eben dieſelbe Fertigkeit oder Begierde kann in tauſenderley Formen und Richtungen ſpielen, kann tauſend widerſprechende Phänomene bewirken, kann in tauſend Karakteren anders gemiſcht erſcheinen, und tauſend ungleiche Karaktere und Handlungen können wieder aus einerley Neigung geſponnen ſeyn, wenn auch der Menſch, von welchem die Rede iſt, nichts weniger denn eine ſolche Verwandſchaft ahnet. Stünde einmal, wie für die übrigen Reiche der Natur, auch für das Menſchengeſchlecht, ein Linnäus auf, welcher nach Trieben und Neigungen klaſſifizirte, wie ſehr würde man erſtaunen, wenn man ſo manchen, deſſen Laſter in einer engen bürgerlichen Sphäre, und in der ſchmalen Umzäunung der Geſetze jetzt erſticken muß, mit dem Ungeheuer Borgia in einer Ordnung beyſammen fände.

Von dieſer Seite betrachtet, läſſt ſich manches gegen die gewöhnliche Behandlung der Geſchichte einwenden, und hier, vermuthe ich, liegt auch die Schwierigkeit, warum das Studium derſelben für das bürgerliche Leben noch immer ſo fruchtlos geblieben. Zwiſchen der heftigen Gemüthsbewegung des handelnden Menſchen, und der ruhigen Stimmung des Leſers, welchem dieſe Handlung vorgelegt wird, herrſcht ein ſo widriger Kontraſt, liegt ein ſo breiter Zwiſchenraum, daß es dem letztern ſchwer, ja unmöglich wird, einen Zuſammenhang nur zu ahnen. Es bleibt eine Lücke zwiſchen dem hiſtoriſchen Subject und dem Leſer, die alle Möglichkeit einer Vergleichung oder Anwendung abſchneidet, und ſtatt jenes heilſamen Schreckens, der die ſtolze Geſundheit warnet, ein Kopfſchütteln der Befremdung erweckt. Wir ſehen den Unglücklichen, der doch in eben der Stunde, wo er die That beging, ſo wie in der, wo er dafür büßet, Menſch war, wie wir, für ein Geſchöpf fremder Gattung an, deſſen Blut anders umläuft, als das unſrige, deſſen Wille andern Regeln gehorcht, als der unſrige; ſeine Schickſale rühren uns wenig, denn Rührung gründet ſich ja nur auf ein dunkles Bewußtſeyn ähnlicher Gefahr, und wir ſind weit entfernt, eine ſolche Aehnlichkeit auch nur zu träumen. Die Belehrung geht mit der Beziehung verloren, und die Geſchichte, anſtatt eine Schule der Bildung zu ſeyn, muß ſich mit einem armſeligen Verdienſte um unſre Neugier begnügen. Soll ſie uns mehr ſeyn und ihren großen Endzweck erreichen, ſo muß ſie nothwendig unter dieſen beyden Methoden wählen — Entweder der Leſer muß warm werden wie der Held, oder der Held wie der Leſer erkalten.

Ich weiß, daß von den beſten Geſchichtſchreibern neuerer Zeit und des Alterthums manche ſich an die erſte Methode gehalten, und das Herz ihres Leſers durch hinreißenden Vortrag beſtochen haben.

Aber dieſe Manier iſt eine Uſurpation des Schriftſtellers und beleidigt die republikaniſche Freiheit des leſenden Publikum, dem es zukommt, ſelbſt zu Gericht zu ſitzen; ſie iſt zugleich eine Verletzung der Grenzengerechtigkeit, denn dieſe Methode gehört ausſchließend und eigenthümlich dem Redner und Dichter. Dem Geſchichtſchreiber bleibt nur die letztere übrig.

Der Held muß kalt werden, wie der Leſer, oder, was hier eben ſo viel ſagt, wir müſſen mit ihm bekannt werden, eh' er handelt; wir müſſen ihn ſeine Handlung nicht bloß vollbringen, ſondern auch wollen ſehen. An ſeinen Gedanken liegt uns unendlich mehr, als an ſeinen Thaten, und noch weit mehr an den Quellen ſeiner Gedanken, als an den Folgen jener Thaten. Man hat das Erdreich des Veſuvs unterſucht, ſich die Entſtehung ſeines Brandes zu erklären; warum ſchenkt man einer moraliſchen Erſcheinung weniger Aufmerkſamkeit als einer phyſiſchen? Warum achtet man nicht in eben dem Grade auf die Beſchaffenheit und Stellung der Dinge, welche einen ſolchen Menſchen umgaben, bis der geſammelte Zunder in ſeinem Inwendigen Feuer fing? Den Träumer, der das Wunderbare liebt, reizt eben das Seltſame und Abenteuerliche einer ſolchen Erſcheinung; der Freund der Wahrheit ſucht eine Mutter zu dieſen verlorenen Kindern. Er ſucht ſie in der unveränderlichen Struktur der menſchlichen Seele, und in den veränderlichen Bedingungen, welche ſie von außen beſtimmten, und in dieſen beiden findet er ſie gewiß. Ihn überraſcht es nun nicht mehr, in dem nämlichen Beete, wo ſonſt überall heilſame Kräuter blühen, auch den giftigen Schierling gedeihen zu ſehen, Weisheit und Thorheit, Laſter und Tugend in einer Wiege beiſammen zu finden.

Wenn ich auch keinen der Vortheile hier in Anſchlag bringe, welche die Seelenkunde aus einer ſolchen Behandlungsart der Geſchichte zieht, ſo behält ſie ſchon allein darum den Vorzug, weil ſie den grauſamen Hohn und die ſtolze Sicherheit ausrottet, womit gemeiniglich die ungeprüfte aufrechtſtehende Tugend auf die gefallne herunterblickt; weil ſie den ſanften Geiſt der Duldung verbreitet, ohne welchen kein Flüchtling zurückkehrt, keine Ausſöhnung des Geſetzes mit ſeinem Beleidiger ſtatt findet, kein angeſtecktes Glied der Geſellſchaft von dem gänzlichen Brande gerettet wird.

Ob der Verbrecher, von dem ich jetzt ſprechen werde, auch noch ein Recht gehabt hätte, an jenen Geiſt der Duldung zu appelliren? Ob er wirklich ohne Rettung für den Körper des Staats verloren war? — Ich will dem Ausſpruche des Leſers nicht vorgreifen. Unſre Gelindigkeit fruchtet ihm nichts mehr, denn er ſtarb durch des Henkers Hand — aber die Leichenöffnung ſeines Laſters unterrichtet vielleicht die

Menſchheit, und — es iſt möglich, auch die Gerechtigkeit.

Chriſtian Wolf war der Sohn eines Gaſtwirths in einer . . . ſchen Landſtadt (deren Namen man, aus Gründen, die ſich in der Folge aufklären, verſchweigen muß) und half ſeiner Mutter, denn der Vater war todt, bis in ſein zwanzigſtes Jahr die Wirthſchaft beſorgen. Die Wirthſchaft war ſchlecht, und Wolf hatte müßige Stunden. Schon von der Schule her war er für einen loſen Buben bekannt. Erwachſene Mädchen führten Klagen über ſeine Frechheit, und die Jungen des Städtchens huldigten ſeinem erfinderiſchen Kopfe. Die Natur hatte ſeinen Körper verabſäumt. Eine kleine unſcheinbare Figur, krauſes Haar von einer unangenehmen Schwärze, eine plattgedrückte Naſe und eine geſchwollene Oberlippe, welche noch überdies durch den Schlag eines Pferdes aus ihrer Richtung gewichen war, gaben ſeinem Anblick eine Widrigkeit, welche alle Weiber von ihm zurückſcheuchte, und dem Witz ſeiner Kameraden eine reichliche Nahrung darbot.

Er wollte ertrotzen, was ihm verweigert war; weil er mißfiel, ſetzte er ſich vor, zu gefallen. Er war ſinnlich, und beredete ſich, daß er liebe. Das Mädchen, das er wählte, mißhandelte ihn; er hatte Urſache zu fürchten, daß ſeine Nebenbuhler glücklicher wären; doch das Mädchen war arm. Ein Herz, das ſeinen Betheuerungen verſchloſſen blieb, öffnete ſich vielleicht ſeinen Geſchenken; aber ihn ſelbſt drückte Mangel, und der eitle Verſuch, ſeine Außenſeite geltend zu machen, verſchlang noch das Wenige, was er durch eine ſchlechte Wirthſchaft erwarb. Zu bequem und zu unwiſſend, ſeinem zerrütteten Hausweſen durch Spekulation aufzuhelfen, zu ſtolz, auch zu weichlich, den Herrn, der er bisher geweſen war, mit dem Bauern zu vertauſchen, und ſeiner angebeteten Freiheit zu entſagen, ſah er nur einen Ausweg vor ſich — den Tauſende vor ihm und nach ihm mit beſſerm Glücke ergriffen haben — den Ausweg, honett zu ſtehlen. Seine Vaterſtadt grenzte an eine landesherrliche Waldung, er wurde Wilddieb, und der Ertrag ſeines Raubes wanderte treulich in die Hände ſeiner Geliebten.

Unter den Liebhabern Hannchens war Robert, ein Jägerburſche des Förſters. Frühzeitig merkte dieſer den Vortheil, den die Freygebigkeit ſeines Nebenbuhlers über ihn gewonnen hatte, und mit Schelſucht forſchte er nach den Quellen dieſer Veränderung. Er zeigte ſich fleißiger in der Sonne — dies war das Schild zu dem Wirthshauſe — ſein lauerndes Auge, von Eiferſucht und Neide geſchärft, entdeckte ihm bald, woher dieſes Geld floß. Nicht lange vorher war ein ſtrenges Edikt gegen die Wildſchützen erneuert worden, welches den Uebertreter zum Zuchthauſe verdammte. Robert war unermüdet, die geheimen Gänge ſeines Feindes zu beſchleichen; endlich gelang es ihm auch, den Unbeſonnenen über der That zu ergreifen. Wolf wurde eingezogen, und nur mit Aufopferung ſeines ganzen kleinen Vermögens brachte er es mühſam dahin, die zuerkannte Strafe durch eine Geldbuße abzuwenden.

Robert triumphirte. Sein Nebenbuhler war aus dem Felde geſchlagen, und Hannchens Gunſt für den Bettler verloren. Wolf kannte ſeinen Feind, und dieſer Feind war der glückliche Beſitzer ſeiner Johanne. Drückendes Gefühl des Mangels geſellte ſich zu beleidigtem Stolze, Noth und Eiferſucht ſtürmen vereinigt auf ſeine Empfindlichkeit ein, der Hunger treibt ihn hinaus in die weite Welt, Rache und Leidenſchaft halten ihn feſt. Er wird zum zweitenmal Wilddieb; aber Roberts verdoppelte Wachſamkeit überliſtet ihn zum zweitenmal wieder. Jetzt erfährt er die ganze Schärfe des Geſetzes: denn er hat nichts mehr zu geben, und in wenigen Wochen wird er in das Zuchthaus der Reſidenz abgeliefert.

Das Strafjahr war überſtanden, ſeine Leidenſchaft durch die Entfernung gewachſen, und ſein Trotz unter dem Gewicht des Unglücks geſtiegen. Kaum erlangt er die Freiheit, ſo eilt er nach ſeinem Geburtsort, ſich ſeiner Johanne zu zeigen. Er erſcheint; man flieht ihn. Die dringende Noth hat endlich ſeinen Hochmuth gebeugt, und ſeine Weichlichkeit überwunden — er bietet ſich den Reichen des Orts an, und will für den Taglohn dienen. Der Bauer zuckt über den ſchwachen Zärtling die Achſel; der derbe Knochenbau ſeines handveſten Mitbewerbers ſticht ihn bey dieſem fühlloſen Gönner aus. Er wagt einen letzten Verſuch. Ein Amt iſt noch ledig, der äußerſte verlorne Poſten des ehrlichen Namens — er meldet ſich zum Hirten des Städtchens, aber der Bauer will ſeine Schweine keinem Taugenichts anvertrauen. In allen Entwürfen getäuſcht, an allen Orten zurückgewieſen, wird er zum drittenmal Wilddieb, und zum drittenmal trifft ihn das Unglück, ſeinem wachſamen Feinde in die Hände zu fallen.

Der doppelte Rückfall hatte ſeine Verſchuldung erſchwert. Die Richter ſahen in das Buch der Geſetze, aber nicht einer in die Gemüthsfaſſung des Beklagten. Das Mandat gegen die Wilddiebe bedurfte einer ſolennen und exemplariſchen Genugthuung, und Wolf wurde verurtheilt, das Zeichen des Galgens auf den Rücken gebrannt, drei Jahre auf der Feſtung zu arbeiten.

Auch dieſe Periode verlief, und er ging von der Feſtung — aber ganz anders, als er dahin gekommen war. Hier fängt eine neue Epoche in ſeinem Leben an; man höre ihn ſelbſt, wie er nachher gegen ſeinen geiſtlichen Beyſtand, und vor Gerichte bekannt hat. „Ich betrat die Veſtung, ſagte er, „als ein Verirrter, und verließ ſie als ein Lotterbube. Ich hatte noch etwas in der Welt gehabt, das mir theuer war, und mein Stolz krümmte ſich unter der Schande. Wie ich auf die Veſtung gebracht war, ſperrte man mich zu drei und zwanzig Gefangenen ein, unter denen zwei Mörder, und die übrigen alle berüchtigte Diebe und Vagabunden waren. Man verhöhnte mich, wenn ich von Gott ſprach, und ſetzte mir zu, ſchändliche Läſterungen gegen den Erlöſer zu ſagen. Man ſang mir Hurenlieder vor, die ich, ein lüderlicher Bube, nicht ohne Ekel und Entſetzen hörte, aber was ich ausüben ſah, empörte meine Schamhaftigkeit noch mehr. Kein Tag verging, wo nicht irgend ein ſchändlicher Lebenslauf wiederholt, irgend ein ſchlimmer Anſchlag geſchmiedet ward. Anfangs floh ich dieſes Volk, und verkroch mich vor ihren Geſprächen, ſo gut mirs möglich war; aber ich brauchte ein Geſchöpf, und die Barbarey meiner Wächter hatte mir auch meinen Hund abgeſchlagen. Die Arbeit war hart und tyranniſch, mein Körper kränklich; ich brauchte Beyſtand, und wenn ich's aufrichtig ſagen ſoll, ich brauchte Bedaurung, und dieſe mußte ich mit dem letzten Ueberreſte meines Gewiſſens erkaufen. So gewöhnte ich mich endlich an das Abſcheulichſte, und im letzten Vierteljahre hatte ich meine Lehrmeiſter übertroffen.“

„Von jetzt an lechzte ich nach dem Tage meiner Freiheit, wie ich nach Rache lechzte. Alle Menſchen hatten mich beleidigt, denn alle waren beſſer und glücklicher als ich. Ich betrachtete mich als den Märtirer des natürlichen Rechts, und als ein Schlachtopfer der Geſetze. Zähneknirſchend rieb ich meine Ketten, wenn die Sonne hinter meinem Feſtungsberg heraufkam; eine weite Ausſicht iſt zwiefache Hölle für einen Gefangenen. Der freie Zugwind, der durch die Luftlöcher meines Thurmes pfiff, und die Schwalbe, die ſich auf dem eiſernen Stab meines Gitters niederließ, ſchienen mich mit ihrer Freiheit zu necken, und machten mir meine Gefangenſchaft deſto gräßlicher. Damals gelobte ich unverſöhnlichen glühenden Haß Allem, was dem Menſchen gleicht, und was ich gelobte, habe ich redlich gehalten.

„Mein erſter Gedanke, ſobald ich mich frei ſah, war meine Vaterſtadt. So wenig auch für meinen künftigen Unterhalt da zu hoffen war, ſo viel verſprach ſich mein Hunger nach Rache. Mein Herz klopfte wilder, als der Kirchthurm von weitem aus dem Gehölze ſtieg. Es war nicht mehr das herzliche Wohlbehagen, wie ich's bei meiner erſten Wallfahrt empfunden hatte. — Das Andenken alles Ungemachs, aller Verfolgungen, die ich dort einſt erlitten hatte, erwachte mit einemmale aus einem ſchrecklichen Todesſchlaf; alle Wunden bluteten wieder, alle Narben gingen auf. Ich verdoppelte meine Schritte, denn es erquickte mich im voraus, meine Feinde durch meinen plötzlichen Anblick in Schrecken zu ſetzen, und ich dürſtete jetzt eben ſo ſehr nach neuer Erniedrigung, als ich damals davor gezittert hatte.

„Die Glocken läuteten zur Veſper, als ich mitten auf dem Markte ſtand. Die Gemeine wimmelte zur Kirche. Man erkannte mich ſchnell; jedermann, der mir aufſtieß, trat ſcheu zurück. Ich hatte von jeher die kleinen Kinder ſehr lieb gehabt, und auch jetzt übermannte mich's unwillkührlich, daß ich einem Knaben, der neben mir vorbei hüpfte, einen Groſchen bot. Der Knabe ſah mich einen Augenblick ſtarr an, und warf mir den Groſchen in's Geſicht. Wäre mein Blut nur etwas ruhiger geweſen, ſo hätte ich mich erinnert, daß der Bart, den ich noch von der Veſtung mitbrachte, meine Geſichtszüge bis zum Gräßlichen entſtellte — aber mein böſes Herz hatte meine Vernunft angeſteckt. Thränen, wie ich ſie nie geweint hatte, liefen über meine Backen.

„Der Knabe weiß nicht, wer ich bin, noch woher ich komme, ſagte ich halb laut zu mir ſelbſt, und doch meidet er mich, wie ein ſchändliches Thier. Bin ich denn irgendwo auf der Stirn gezeichnet, oder habe ich aufgehört, einem Menſchen ähnlich zu ſehen, weil ich fühle, daß ich keinen mehr lieben kann? — Die Verachtung dieſes Knaben ſchmerzte mich bitterer, als dreyjähriger Galliotendienſt, denn ich hatte ihm Gutes gethan, und konnte ihn keines perſönlichen Haſſes beſchuldigen.

„Ich ſetzte mich auf einen Zimmerplatz, der Kirche gegenüber; was ich eigentlich wollte, weiß ich nicht; doch ich weiß noch, daß ich mit Erbitterung aufſtand, als von allen meinen vorübergehenden Bekannten keiner mich nur eines Grußes gewürdigt hatte, auch nicht einer. Unwillig verließ ich meinen Standort, eine Herberge aufzuſuchen; als ich an der Ecke einer Gaſſe umlenkte, rannte ich gegen meine Johanne. „Sonnenwirth!“ ſchrie ſie laut auf, und machte eine Bewegung mich zu umarmen. „Du wieder da, lieber Sonnenwirth! Gott ſey Dank, daß du wieder kommſt!“ Hunger und Elend ſprach aus ihrer Bedeckung, eine ſchändliche Krankheit aus ihrem Geſichte, ihr Anblick verkündigte die verworfenſte Kreatur, zu der ſie erniedrigt war. Ich ahnete ſchnell, was hier geſchehen ſeyn möchte; einige fürſtliche Dragoner, die mir eben begegnet waren, ließen mich errathen, daß Garniſon in dem Städtchen lag. „Soldatendirne!“ rief ich, und drehte ihr lachend den Rücken zu. Es that mir wohl, daß noch ein Geſchöpf unter mir war im Rang der Lebendigen. Ich hatte ſie niemals geliebt.

„Meine Mutter war todt. Mit meinem kleinen Hauſe hatten ſich meine Kreditoren bezahlt gemacht.

Ich hatte Niemand und nichts mehr. Alle Welt floh mich, wie einen Giftigen, aber ich hatte endlich verlernt, mich zu ſchämen. Vorher hatte ich mich dem Anblick der Menſchen entzogen, weil Verachtung mir unerträglich war. Jetzt drang ich mich auf, und ergetzte mich, ſie zu verſcheuchen. Es war mir wohl, weil ich nichts mehr zu verlieren, und nichts mehr zu hüten hatte. Ich brauchte keine gute Eigenſchaft mehr, weil man keine mehr bei mir vermuthete.

„Die ganze Welt ſtand mir offen, ich hätte vielleicht in einer fremden Provinz für einen ehrlichen Mann gegolten, aber ich hatte den Muth verloren, es auch nur zu ſcheinen. Verzweiflung und Schande hatten mir endlich dieſe Sinnesart aufgezwungen. Es war die letzte Ausflucht, die mir übrig war, die Ehre entbehren zu lernen, weil ich an keine mehr Anſpruch machen durfte. Hätten meine Eitelkeit und mein Stolz meine Erniedrigung erlebt, ſo hätte ich mich ſelber entleiben müſſen.

„Was ich nunmehr eigentlich beſchloſſen hatte, war mir ſelber noch unbekannt. Ich wollte Böſes thun, ſoviel erinnerte ich mich noch dunkel. Ich wollte mein Schickſal verdienen. Die Geſetze, meinte ich, wären Wohlthaten für die Welt; alſo faſſte ich den Vorſatz, ſie zu verletzen; ehemals hatte ich aus Nothwendigkeit und Leichtſinn geſündigt, jetzt that ich's aus freyer Wahl zu meinem Vergnügen.

„Mein erſtes war, daß ich mein Wildſchießen fortſetzte. Die Jagd überhaupt war mir nach und nach zur Leidenſchaft geworden, und außerdem mußte ich ja leben. Aber dies war es nicht allein; es kitzelte mich, das fürſtliche Edikt zu verhöhnen und meinem Landesherrn nach allen Kräften zu ſchaden. Ergriffen zu werden, beſorgte ich nicht mehr, denn jetzt hatte ich eine Kugel für meinen Entdecker bereit, und das wußte ich, daß mein Schuß ſeinen Mann nicht fehlte. Ich erlegte alles Wild, das mir aufſtieß, nur weniges machte ich auf der Grenze zu Gelde, das meiſte ließ ich verweſen. Ich lebte kümmerlich, um nur den Aufwand an Bley und Pulver zu beſtreiten. Meine Verheerungen in der großen Jagd wurden ruchtbar, aber mich drückte kein Verdacht mehr. Mein Anblick löſchte ihn aus. Mein Name war vergeſſen.

„Dieſe Lebensart trieb ich mehrere Monate. Eines Morgens hatte ich nach meiner Gewohnheit das Holz durchſtrichen, die Fährte eines Hirſches zu verfolgen. Zwei Stunden hatte ich mich vergeblich ermüdet, und ſchon fing ich an, meine Beute verloren zu geben, als ich ſie auf einmal in ſchußgerechter Entfernung entdecke. Ich will anſchlagen und abdrücken — aber plötzlich erſchreckt mich der Anblick eines Hutes, der wenige Schritte vor mir auf der Erde liegt. Ich forſche genauer, und erkenne den Jäger

Robert, der hinter dem dicken Stamm einer Eiche auf eben das Wild anſchlägt, dem ich den Schuß beſtimmt hatte. Eine tödtliche Kälte fährt bei dieſem Anblick durch meine Gebeine. Juſt das war der Menſch, den ich unter allen lebendigen Dingen am gräßlichſten haßte, und dieſer Menſch war in die Gewalt meiner Kugel gegeben. In dieſem Augenblick dünkte michs, als ob die ganze Welt in meinem Flintenſchuß läge, und der Haß meines ganzen Lebens in die einzige Fingerſpitze ſich zuſammendrängte, womit ich den mörderiſchen Druck thun ſollte. Eine unſichtbare fürchterliche Hand ſchwebte über mir, der Stundenweiſer meines Schickſals zeigte unwiderruflich auf dieſe ſchwarze Minute. Der Arm zitterte mir, da ich meiner Flinte die ſchreckliche Wahl erlaubte — meine Zähne ſchlugen zuſammen, wie im Fieberfroſt, und der Odem ſperrte ſich erſtickend in meiner Lunge. Eine Minute lang blieb der Lauf meiner Flinte ungewiß zwiſchen dem Menſchen und dem Hirſch mitten inne ſchwanken — eine Minute — und noch eine — und wieder eine. Rache und Gewiſſen rangen hartnäckig und zweifelhaft, aber die Rache gewann's, und der Jäger lag todt am Boden.

„Mein Gewehr fiel mit dem Schuſſe . . . . . Mörder . . . . ſtammelte ich langſam — der Wald war ſtill wie ein Kirchhof — ich hörte deutlich, daß ich Mörder ſagte. Als ich näher ſchlich, ſtarb der

Mann. Lange ſtand ich ſprachlos vor dem Todten, ein helles Gelächter endlich machte mir Luſt. „Wirſt du jetzt reinen Mund halten, guter Freund!“ ſagte ich, und trat keck hin, indem ich zugleich das Geſicht des Ermordeten auswärts kehrte. Die Augen ſtanden ihm weit auf. Ich wurde ernſthaft, und ſchwieg plötzlich wieder ſtille. Es fing mir an, ſeltſam zu werden.

„Bis hieher hatte ich auf Rechnung meiner Schande gefrevelt; jetzt war etwas geſchehen, wofür ich noch nicht gebüßt hatte. Eine Stunde vorher, glaube ich, hätte mich kein Menſch überredet, daß es noch etwas Schlechteres, als mich, unter dem Himmel gebe; jetzt fing ich an zu muthmaßen, daß ich vor einer Stunde wol gar zu beneiden war.

„Gottes Gerichte fielen mir nicht ein — wol aber eine, ich weiß nicht welche? verwirrte Erinnerung an Strang und Schwert, und die Exekution einer Kindermörderinn, die ich als Schuljunge mit angeſehen hatte. Etwas ganz beſonders Schreckbares lag für mich in dem Gedanken, daß von jetzt an mein Leben verwirkt ſey. Auf Mehreres beſinne ich mich nicht mehr. Ich wünſchte gleich darauf, daß er noch lebte. Ich that mir Gewalt an, mich lebhaft an alles Böſe zu erinnern, das mir der Todte im Leben zugefügt hatte, aber ſonderbar! mein Gedächtniß war wie ausgeſtorben. Ich konnte nichts mehr von alle dem hervorrufen, was mich vor einer Viertelſtunde zum Raſen gebracht hatte. Ich begriff gar nicht, wie ich zu dieſer Mordthat gekommen war.

„Noch ſtand ich vor der Leiche, noch immer. Das Knallen einiger Peitſchen, und das Geknarre von Frachtwagen, die durchs Holz fuhren, brachte mich zu mir ſelbſt. Es war kaum eine Viertelmeile abſeits der Heerſtraße, wo die That geſchehen war. Ich mußte auf meine Sicherheit denken.

„Unwillkührlich verlor ich mich tiefer in den Wald. Auf dem Wege fiel mir ein, daß der Entleibte ſonſt eine Taſchenuhr beſeſſen hätte. Ich brauchte Geld, um die Grenze zu erreichen — und doch fehlte mir der Muth, nach dem Platze umzuwenden, wo der Todte lag. Hier erſchreckte mich ein Gedanke an den Teufel, und an eine Allgegenwart Gottes. Ich raffte meine ganze Kühnheit zuſammen; entſchloſſen, es mit der ganzen Hölle aufzunehmen, ging ich nach der Stelle zurück. Ich fand, was ich erwartet hatte, und in einer grünen Börſe noch etwas weniges über einen Thaler an Gelde. Eben, da ich Beides zu mir ſtecken wollte, hielt ich plötzlich ein, und überlegte. Es war keine Anwandlung von Scham, auch nicht Furcht, mein Verbrechen durch Plünderung zu vergrößern — Trotz, glaube ich, war es, daß ich die Uhr wieder von mir warf, und von dem Gelde nur die Hälfte behielt. Ich wollte für einen perſönlichen

Feind des Erſchoſſenen, aber nicht für ſeinen Räuber gehalten ſeyn.

„Jetzt floh ich waldeinwärts. Ich wußte, daß das Holz ſich vier deutſche Meilen nordwärts erſtreckte, und dort an die Grenzen des Landes ſtieß. Bis zum hohen Mittage lief ich athemlos. Die Eilfertigkeit meiner Flucht hatte meine Gewiſſensangſt zerſtreut; aber ſie kam ſchrecklicher zurück, wie meine Kräfte mehr und mehr ermatteten. Tauſend gräßliche Geſtalten gingen an mir vorüber, und ſchlugen wie ſchneidende Meſſer in meine Bruſt. Zwiſchen einem Leben voll raſtloſer Todesfurcht, und einer gewaltſamen Entleibung, war mir jetzt eine ſchreckliche Wahl gelaſſen, und ich mußte wählen. Ich hatte das Herz nicht, durch Selbſtmord aus der Welt zu gehen, und entſetzte mich vor der Ausſicht, darin zu bleiben. Geklemmt zwiſchen die gewiſſen Qualen des Lebens, und die ungewiſſen Schrecken der Ewigkeit, gleich unfähig zu leben und zu ſterben, brachte ich die ſechſte Stunde meiner Flucht dahin, eine Stunde, vollgepreſſt von Qualen, wovon noch kein lebendiger Menſch zu erzählen weiß.

„In mich gekehrt und langſam, ohne mein Wiſſen den Hut tief ins Geſicht gedrückt, als ob mich dies vor dem Auge der lebloſen Natur hätte unkenntlich machen können, hatte ich unvermerkt einen ſchmalen Fußſteig verfolgt, der mich durch das dunkelſte

Dickicht führte — als plötzlich eine rauhe befehlende Stimme vor mir her: Halt! rufte. Die Stimme war ganz nahe, meine Zerſtreuung und der heruntergedrückte Hut hatten mich verhindert, um mich herumzuſchauen. Ich ſchlug die Augen auf, und ſah einen wilden Mann auf mich zukommen, der eine große knotige Keule trug. Seine Figur ging ins Rieſenmäßige — meine erſte Beſtürzung wenigſtens hatte mich dies glauben gemacht — und die Farbe ſeiner Haut war von einer gelben Mulattenſchwärze, woraus das Weiſſe eines ſchielenden Auges bis zum Graſſen hervortrat. Er hatte, ſtatt eines Gurts, ein dikkes Seil zweifach um einen grünen wollenen Rock geſchlagen, worin ein breites Schlachtmeſſer bey einer Piſtole ſtack. Der Ruf wurde wiederholt, und ein kräftiger Arm hielt mich feſt. Der Laut eines Menſchen hatte mich in Schrecken gejagt, aber der Anblick eines Böſewichts gab mir Herz. In der Lage, worin ich jetzt war, hatte ich Urſache, vor jedem redlichen Manne, aber keine mehr, vor einem Räuber zu zittern.

„Wer da?“ ſagte dieſe Erſcheinung.

„Deinesgleichen,“ war meine Antwort, „wenn du der wirklich biſt, dem du gleich ſiehſt!“

„Dahinaus geht der Weg nicht. Was haſt du hier zu ſuchen?“

„Was haſt du hier zu fragen?“ verſetzte ich trotzig.

„Der Mann betrachtete mich zweimal vom Fuß bis zum Wirbel. Es ſchien, als ob er meine Figur gegen die ſeinige, und meine Antwort gegen meine Figur halten wollte — „Du ſprichſt brutal, wie ein Bettler," ſagte er endlich.

„Das mag ſeyn. Ich bin's noch geſtern geweſen."

„Der Mann lachte. „Man ſollte darauf ſchwören," rief er, „du wollteſt auch noch jetzt für nichts Beſſers gelten."

„Für etwas Schlechteres alſo" — Ich wollte weiter.

„Sachte, Freund! Was jagt dich denn ſo? Was haſt du für Zeit zu verlieren?"

„Ich beſann mich einen Augenblick. Ich weiß nicht, wie mir das Wort auf die Zunge kam, „das Leben iſt kurz," ſagte ich langſam, „und die Hölle währt ewig."

„Er ſah mich ſtier an. „Ich will verdammt ſeyn," ſagte er endlich, „oder du biſt irgend an einem Galgen hart vorbeigeſtreift."

„Das mag wol noch kommen. Alſo auf Wiederſehen, Kamerad!"

„Topp, Kamerade!" — ſchrie er, indem er eine zinnerne Flaſche aus ſeiner Jagdtaſche hervorlangte, einen kräftigen Schluck daraus that, und mir ſie reichte. Flucht und Beängſtigung hatten meine Kräfte aufgezehrt, und dieſen ganzen entſetzlichen Tag war noch nichts über meine Lippen gekommen. Schon fürchtete ich, in dieſer Waldgegend zu verſchmachten, wo auf drei Meilen in der Runde kein Labſal für mich zu hoffen war. Man urtheile, wie froh ich auf dieſe angebot'ne Geſundheit Beſcheid that. Neue Kraft floß mit dieſem Erquicktrunk in meine Gebeine, und friſcher Muth in mein Herz, und Hoffnung und Liebe zum Leben. Ich fing an zu glauben, daß ich doch wol nicht ganz elend wäre; ſo viel konnte dieſer willkommene Trank. Ja, ich bekenne es, mein Zuſtand grenzte wieder an einen glücklichen, denn endlich, nach tauſend fehlgeſchlagenen Hoffnungen, hatte ich eine Kreatur gefunden, die mir ähnlich ſchien. In dem Zuſtande, worein ich verſunken war, hätte ich mit dem hölliſchen Geiſte Kameradſchaft getrunken, um einen Vertrauten zu haben.

„Der Mann hatte ſich aufs Gras hingeſtreckt, ich that ein Gleiches.

„Dein Trunk hat mir wohl gethan,“ ſagte ich. „Wir müſſen bekannter werden.“

„Er ſchlug Feuer, ſeine Pfeife zu zünden.

„Treibſt du das Handwerk ſchon lange?“

„Er ſah mich feſt an. „Was willſt du damit ſagen?“

„War das ſchon oft blutig?“ Ich zog das Meſſer aus ſeinem Gürtel.

„Wer biſt du?“ ſagte er ſchrecklich, und legte die Pfeife von ſich.

„Ein Mörder, wie du — aber nur erſt ein Anfänger.“

„Der Menſch ſah mich ſteif an, und nahm ſeine Pfeife wieder.

„Du biſt nicht hier zu Hauſe?“ ſagte er endlich.

„Drei Meilen von hier. Der Sonnenwirth in L . . ., wenn du von mir gehört haſt.“

„Der Mann ſprang auf, wie ein Beſeſſener. „Der Wildſchütze Wolf?“ ſchrie er haſtig.

„Der nämliche.“

„Willkommen, Kamerad! Willkommen!“ rief er, und ſchüttelte mir kräftig die Hände. „Das iſt brav, daß ich dich endlich habe, Sonnenwirth! Jahr und Tag ſchon ſinn' ich darauf, dich zu kriegen. Ich kenne dich recht gut. Ich weiß um Alles. Ich habe lange auf dich gerechnet.“

„Auf mich gerechnet? Wozu denn?“

„Die ganze Gegend iſt voll von dir. Du haſt Feinde, ein Amtmann hat dich gedrückt, Wolf! Man hat dich zu Grunde gerichtet, himmelſchreiend iſt man mit dir umgegangen.“

„Der Mann wurde hitzig — „Weil du ein paar Schweine geſchoſſen haſt, die der Fürſt auf unſern Aeckern und Feldern füttert, haben ſie dich Jahre lang im Zuchthauſe und auf der Feſtung herumgezogen, haben ſie dich um Haus und Wirthſchaft beſtohlen, haben ſie dich zum Bettler gemacht. Iſt es dahin gekommen, Bruder, daß der Menſch nicht mehr gelten ſoll, als ein Haſe? Sind wir nicht beſſer, als das Vieh auf dem Felde? — Und ein Kerl, wie du, konnte das dulden?“

„Konnt' ich's ändern?“

„Das werden wir ja wol ſehen. Aber ſage mir doch, woher kommſt du denn jetzt, und was führſt du im Schilde?“

„Ich erzählte ihm meine ganze Geſchichte. Der Mann, ohne abzuwarten, bis ich zu Ende war, ſprang mit froher Ungedult auf, und mich zog er nach. „Komm, Bruder Sonnenwirth,“ ſagte er, „jetzt biſt du reif, jetzt hab' ich dich, wo ich dich brauchte. Ich werde Ehre mit dir einlegen. Folge mir!“

„Wo willſt du mich hinführen?“

„Frage nicht lange. Folge!“ — „Er ſchleppte mich mit Gewalt fort.

„Wir waren eine kleine Viertelmeile gegangen. Der Wald wurde immer abſchüſſiger, unwegſamer und wilder, keiner von uns ſprach ein Wort, bis mich endlich die Pfeife meines Führers aus meinen Betrachtungen aufſchreckte. Ich ſchlug die Augen auf, wir ſtanden am ſchroffen Abſturz eines Felſen, der ſich in eine tiefe Kluft hinunterbückte. Eine zweite Pfeife antwortete aus dem innerſten Bauche des Felſen, und eine Leiter kam, wie von ſich ſelbſt, langſam aus der Tiefe geſtiegen. Mein Führer kletterte zuerſt hinunter, mich hieß er warten, bis er wieder käme. Erſt muß ich den Hund an Ketten legen laſſen, ſetzte er hinzu, du biſt hier fremd, die Beſtie würde dich zerreißen. Damit ging er.

„Jetzt ſtand ich allein vor dem Abgrund, und ich wußte recht gut, daß ich allein war. Die Unvorſichtigkeit meines Führers entging meiner Aufmerkſamkeit nicht. Es hätte mir nur einen beherzten Entſchluß gekoſtet, die Leiter heraufzuziehen, ſo war ich frei, und meine Flucht war geſichert. Ich geſtehe, daß ich das einſah. Ich ſah in den Schlund hinab, der mich jetzt aufnehmen ſollte; es erinnerte mich dunkel an den Abgrund der Hölle, woraus keine Erlöſung mehr iſt. Mir fing an vor der Laufbahn zu ſchaudern, die ich nunmehr betreten wollte; nur eine ſchnelle Flucht konnte mich retten. Ich beſchließe dieſe Flucht — ſchon ſtrecke ich den Arm nach der Leiter aus — aber auf einmal donnert's in meinen Ohren, es umhallt mich wie Hohngelächter der Hölle: „Was hat ein Mörder zu wagen?“ — und mein Arm fällt gelähmt zurück. Meine Rechnung war völlig, die Zeit der Reue war dahin, mein begangener Mord lag hinter mir aufgethürmt, wie ein Fels, und ſperrte meine Rückkehr auf ewig. Zugleich erſchien auch mein Führer wieder, und kündigte mir an, daß ich kommen ſolle. Jetzt war ohnehin keine Wahl mehr. Ich kletterte hinunter.

„Wir waren wenige Schritte unter der Felsmauer weggegangen, ſo erweiterte ſich der Grund, und einige Hütten wurden ſichtbar. Mitten zwiſchen dieſen öffnete ſich ein runder Raſenplatz, auf welchem ſich eine Anzahl von achtzehn bis zwanzig Menſchen um ein Kohlfeuer gelagert hatte. „Hier, Kameraden,“ ſagte mein Führer, und ſtellte mich mitten in den Kreis. „Unſer Sonnenwirth! heißt ihn willkommen!“

„Sonnenwirth! ſchrie alles zugleich, und alles fuhr auf, und drängte ſich um mich her, Männer und Weiber. Soll ich's geſtehn? Die Freude war ungeheuchelt und herzlich, Vertrauen, Achtung ſogar, erſchien auf jedem Geſichte, dieſer drückte mir die Hand, jener ſchüttelte mich vertraulich am Kleide, der ganze Auftritt war, wie das Wiederſehen eines alten Bekannten, der einem werth iſt. Meine Ankunft hatte den Schmaus unterbrochen, der eben anfangen ſollte. Man ſetzte ihn ſogleich fort, und nöthigte mich, den Willkomm zu trinken. Wildpret aller Art war die Mahlzeit, und die Weinflaſche wanderte unermüdet von Nachbar zu Nachbar. Wohlleben und Einigkeit ſchien die ganze Bande zu beſeelen, und Alles wetteiferte, ſeine Freude über mich zügelloſer an den Tag zu legen.

„Man hatte mich zwiſchen zwei Weibsperſonen ſitzen laſſen, welches der Ehrenplatz an der Tafel war.

Ich erwartete den Auswurf ihres Geſchlechts, aber wie groß war meine Verwunderung, als ich unter dieſer ſchändlichen Rotte die ſchönſten weiblichen Geſtalten entdeckte, die mir jemals vor Augen gekommen. Margarethe, die älteſte und ſchönſte von beiden, ließ ſich Jungfer nennen, und konnte kaum fünf und zwanzig ſeyn. Sie ſprach ſehr frech, und ihre Geberden ſagten noch mehr. Marie, die jüngere, war verheirathet, aber einem Manne entlaufen, der ſie mißhandelt hatte. Sie war feiner gebildet, ſah aber blaß aus und ſchmächtig, und fiel weniger ins Auge, als ihre feurige Nachbarinn. Beide Weiber eiferten auf einander, meine Begierden zu entzünden; die ſchöne Margarethe kam meiner Blödigkeit durch freche Scherze zuvor, aber das ganze Weib war mir zuwider, und mein Herz hatte die ſchüchterne Marie auf immer gefangen.

„Du ſiehſt, Bruder Sonnenwirth," fing der Mann jetzt an, der mich hergebracht hatte, „du ſiehſt, wie wir unter einander leben, und jeder Tag iſt dem heutigen gleich. Nicht wahr, Kameraden?"

„Jeder Tag, wie der heutige!" wiederholte die ganze Bande.

„Kannſt du dich alſo entſchließen, an unſerer Lebensart Gefallen zu finden, ſo ſchlag' ein und ſey unſer Anführer. Bis jetzt bin ich es geweſen, aber dir will ich weichen. Seyd ihr's zufrieden, Kameraden?"

„Ein fröhliches Ja! antwortete aus allen Kehlen.

„Mein Kopf glühte, mein Gehirn war betäubt, von Wein und Begierden ſiedete mein Blut. Die Welt hatte mich ausgeworfen, wie einen Verpeſteten — hier fand ich brüderliche Aufnahme, Wohlleben und Ehre. Welche Wahl ich auch treffen wollte, ſo erwartete mich Tod; hier aber konnte ich wenigſtens mein Leben für einen höhern Preis verkaufen. Wolluſt war meine wüthendſte Neigung; das andere Geſchlecht hatte mir bis jetzt nur Verachtung bewieſen, hier erwarteten mich Gunſt und zügelloſe Vergnügungen. Mein Entſchluß koſtete mir wenig. „Ich bleibe bei euch, Kameraden,“ rief ich laut mit Entſchloſſenheit, und trat mitten unter die Bande, „ich bleibe bei euch,“ rief ich nochmals, „wenn ihr mir meine ſchöne Nachbarinn abtretet!“ — Alle kamen überein, mein Verlangen zu bewilligen, ich war erklärter Eigenthümer einer H***, und das Haupt einer Diebesbande.

Den folgenden Theil der Geſchichte übergehe ich ganz; das bloß Abſcheuliche hat nichts Unterrichtendes für den Leſer. Ein Unglücklicher, der bis zu dieſer Tiefe herunter ſank, mußte ſich endlich Alles erlauben, was die Menſchheit empört — aber einen zweiten Mord beging er nicht mehr, wie er ſelbſt auf der Folter bezeugte.

Der Ruf dieſes Menſchen verbreitete ſich in Kurzem durch die ganze Provinz. Die Landſtraßen wurden unſicher, nächtliche Einbrüche beunruhigten den Bürger, der Name des Sonnenwirths wurde der Schrecken des

Landvolks, die Gerechtigkeit ſuchte ihn auf, und eine Prämie wurde auf ſeinen Kopf geſetzt. Er war ſo glücklich, jeden Anſchlag auf ſeine Freiheit zu vereiteln, und verſchlagen genug, den Aberglauben des wunderſüchtigen Bauern zu ſeiner Sicherheit zu benutzen. Seine Gehülfen mußten ausſprengen, er habe einen Bund mit dem Teufel gemacht, und könne hexen. Der Diſtrict, auf welchem er ſeine Rolle ſpielte, gehörte damals noch weniger als jetzt zu den aufgeklärten Deutſchlands; man glaubte dieſem Gerüchte, und ſeine Perſon war geſichert. Niemand zeigte Luſt, mit dem gefährlichen Kerl anzubinden, dem der Teufel zu Dienſten ſtünde.

Ein Jahr ſchon hatte er das traurige Handwerk getrieben, als es anfing, ihm unerträglich zu werden. Die Rotte, an deren Spitze er ſich geſtellt hatte, erfüllte ſeine glänzenden Erwartungen nicht. Eine verführeriſche Außenſeite hatte ihn damals im Taumel des Weines geblendet; jetzt wurde er mit Schrecken gewahr, wie abſcheulich er hintergangen worden. Hunger und Mangel traten an die Stelle des Ueberfluſſes, womit man ihn eingewiegt hatte; ſehr oft mußte er ſein Leben an eine Mahlzeit wagen, die kaum hinreichte, ihn vor dem Verhungern zu ſchützen. Das Schattenbild jener brüderlichen Eintracht verſchwand; Neid, Argwohn und Eiferſucht wütheten im Innern dieſer verworfenen Bande. Die Gerechtigkeit hatte demjenigen, der ihn lebendig ausliefern würde, Belohnung, und wenn es ein Mitſchuldiger wäre, noch eine feierliche Begnadigung zugeſagt — eine mächtige Verſuchung für den Auswurf der Erde! Der Unglückliche kannte ſeine Gefahr. Die Redlichkeit derjenigen, die Menſchen und Gott verriethen, war ein ſchlechtes Unterpfand ſeines Lebens. Sein Schlaf war, von jetzt an, dahin; ewige Todesangſt zerfraß ſeine Ruhe; das gräßliche Geſpenſt des Argwohns raſſelte hinter ihm, wo er hinfloh, peinigte ihn, wenn er wachte, bettete ſich neben ihm, wenn er ſchlafen ging, und ſchreckte ihn in entſetzlichen Träumen. Das verſtummte Gewiſſen gewann zugleich ſeine Sprache wieder, und die ſchlafende Natter der Reue wachte bei dieſem allgemeinen Sturm ſeines Buſens auf. Sein ganzer Haß wandte ſich jetzt von der Menſchheit, und kehrte ſeine ſchreckliche Schneide gegen ihn ſelber. Er vergab jetzt der ganzen Natur, und fand Niemand, als ſich allein zu verfluchen.

Das Laſter hatte ſeinen Unterricht an dem Unglücklichen vollendet; ſein natürlich guter Verſtand ſiegte endlich über die traurige Täuſchung. Jetzt fühlte er, wie tief er gefallen war, ruhigere Schwermuth trat an die Stelle knirſchender Verzweiflung. Er wünſchte mit Thränen die Vergangenheit zurück; jetzt wußte er gewiß, daß er ſie ganz anders wiederholen würde. Er fing an zu hoffen, daß er noch rechtſchaffen werden dürfe, weil er bei ſich empfand, daß er es könne. Auf dem höchſten Gipfel ſeiner Verſchlimmerung war er dem Guten näher, als er vielleicht vor ſeinem erſten Fehltritt geweſen war.

Um eben dieſe Zeit war der ſiebenjährige Krieg ausgebrochen, und die Werbungen gingen ſtark. Der Unglückliche ſchöpfte Hoffnung von dieſem Umſtand, und ſchrieb einen Brief an ſeinen Landesherrn, den ich auszugsweiſe hier einrücke:

„Wenn Ihre fürſtliche Huld ſich nicht ekelt, bis zu mir herunter zu ſteigen, wenn Verbrecher meiner Art nicht außerhalb Ihrer Erbarmung liegen, ſo gönnen Sie mir Gehör, durchlauchtigſter Oberherr! Ich bin Mörder und Dieb, das Geſetz verdammt mich zum Tode, die Gerichte ſuchen mich auf — und ich biete mich an, mich freiwillig zu ſtellen. Aber ich bringe zugleich eine ſeltſame Bitte vor Ihren Thron. Ich verabſcheue mein Leben, und fürchte den Tod nicht, aber ſchrecklich iſt mir's, zu ſterben, ohne gelebt zu haben. Ich möchte leben, um einen Theil des Vergangenen gut zu machen; ich möchte leben, um den Staat zu verſöhnen, den ich beleidigt habe. Meine Hinrichtung wird ein Beiſpiel ſeyn für die Welt, aber kein Erſatz meiner Thaten. Ich haſſe das Laſter und ſehne mich feurig nach Rechtſchaffenheit und Tugend. Ich habe Fähigkeiten gezeigt, meinem Vaterlande furchtbar zu werden; ich hoffe, daß mir noch einige übrig geblieben ſind, ihm zu nützen.

„Ich weiß, daß ich etwas Unerhörtes begehre. Mein Leben iſt verwirkt, mir ſteht es nicht an, mit der Gerechtigkeit Unterhandlung zu pflegen. Aber ich erſcheine nicht in Ketten und Banden vor Ihnen — noch bin ich frei — und meine Furcht hat den kleinſten Antheil an meiner Bitte.

„Es iſt Gnade, um was ich flehe. Einen Anſpruch auf Gerechtigkeit, wenn ich auch einen hätte, wage ich nicht mehr geltend zu machen. — Doch an etwas darf ich meinen Richter erinnern. Die Zeitrechnung meiner Verbrechen fängt mit dem Urtheilſpruch an, der mich auf immer um meine Ehre brachte. Wäre mir damals die Billigkeit minder verſagt worden, ſo würde ich jetzt vielleicht keiner Gnade bedürfen.

„Laſſen Sie Gnade für Recht ergehen, mein Fürſt! Wenn es in Ihrer fürſtlichen Macht ſteht, das Geſetz für mich zu erbitten, ſo ſchenken Sie mir das Leben. Es ſoll Ihrem Dienſte von nun an gewidmet ſeyn. Wenn Sie es können, ſo laſſen Sie mich Ihren gnädigſten Willen aus öffentlichen Blättern vernehmen, und ich werde mich auf Ihr fürſtliches Wort in der Hauptſtadt ſtellen. Haben Sie es anders mit mir beſchloſſen, ſo thue die Gerechtigkeit denn das Ihrige, ich muß das Meinige thun.“

Dieſe Bittſchrift blieb ohne Antwort, wie auch eine zweite und dritte, worin der Supplikant um eine Reiterſtelle im Dienſte des Fürſten bat. Seine Hoffnung zu einem Pardon erloſch gänzlich, er faſſte alſo den Entſchluß, aus dem Lande zu fliehen, und im Dienſte des Königs von Preußen als ein braver Soldat zu ſterben.

Er entwiſchte glücklich ſeiner Bande, und trat dieſe Reiſe an. Der Weg führte ihn durch eine kleine Landſtadt, wo er übernachten wollte. Kurze Zeit vorher waren durch das ganze Land geſchärftere Mandate zu ſtrenger Unterſuchung der Reiſenden ergangen, weil der Landesherr, ein Reichsfürſt, im Kriege Partei genommen hatte. Einen ſolchen Befehl hatte auch der Thorſchreiber dieſes Städtchens, der auf einer Bank vor dem Schlage ſaß, als der Sonnenwirth geritten kam. Der Aufzug dieſes Mannes hatte etwas Poſſierliches, und zugleich etwas Schreckliches und Wildes. Der hagre Klepper, den er ritt, und die burleske Wahl ſeiner Kleidungsſtücke, wobei wahrſcheinlich weniger ſein Geſchmack, als die Chronologie ſeiner Entwendungen zu Rathe gezogen war, kontraſtirte ſeltſam genug mit einem Geſicht, worauf ſo viele wüthende Affekte, gleich den verſtümmelten Leichen auf einem Wahlplatz, verbreitet lagen. Der Thorſchreiber ſtutzte beim Anblick dieſes ſeltſamen Wanderers. Er war am Schlagbaum grau geworden, und eine vierzigjährige Amtsführung hatte in ihm einen unfehlbaren Phyſiognomen aller Landſtreicher erzogen. Der Falkenblick dieſes Spürers verfehlte auch hier ſeinen Mann nicht. Er ſperrte ſogleich das Stadtthor, und forderte dem Reiter den Paß ab, indem er ſich ſeines Zügels verſicherte. Wolf war auf Fälle dieſer Art vorbereitet, und führte auch wirklich einen Paß bei ſich, den er ohnlängſt von einem geplünderten Kaufmann erbeutet hatte. Aber dieſes einzelne Zeugniß war nicht genug, eine vierzigjährige Obſervanz umzuſtoßen, und das Orakel am Schlagbaum zu einem Widerruf zu bewegen. Der Thorſchreiber glaubte ſeinen Augen mehr als dieſem Papiere, und Wolf war genöthigt, ihm nach dem Amthauſe zu folgen.

Der Oberamtmann des Orts unterſuchte den Paß, und erklärte ihn für richtig. Er war ein ſtarker Anbeter der Neuigkeit, und liebte beſonders, bei einer Bouteille, über die Zeitung zu plaudern. Der Paß ſagte ihm, daß der Beſitzer geradeswegs aus den feindlichen Ländern käme, wo der Schauplatz des Krieges war. Er hoffte Privatnachrichten aus dem Fremden herauszulocken, und ſchickte einen Sekretair mit dem Paß zurück, ihn auf eine Flaſche Wein einzuladen.

Unterdeſſen hält der Sonnenwirth vor dem Amthauſe; das lächerliche Schauſpiel hat den Janhagel des Städtchens ſcharenweiſe um ihn her verſammelt.

Man murmelt ſich in die Ohren, deutet wechſelsweiſe auf das Roß und den Reiter; der Muthwille des Pöbels ſteigt endlich bis zu einem lauten Tumult. Unglücklicherweiſe war das Pferd, worauf jetzt alles mit Fingern wies, ein geraubtes; er bildet ſich ein, das Pferd ſey in Steckbriefen beſchrieben und erkannt. Die unerwartete Gaſtfreundlichkeit des Ober-Amtmanns vollendet ſeinen Verdacht. Jetzt hält er's für ausgemacht, daß die Betrügerey ſeines Paſſes verrathen, und dieſe Einladung nur die Schlinge ſey, ihn lebendig und ohne Widerſetzung zu fangen. Böſes Gewiſſen macht ihn zum Dummkopf, er gibt ſeinem Pferde die Sporen, und rennt davon, ohne Antwort zu geben.

Dieſe plötzliche Flucht iſt die Loſung zum Aufſtand.

„Ein Spitzbube!“ ruft Alles, und Alles ſtürzt hinter ihm her. Dem Reiter gilt es um Leben und Tod, er hat ſchon den Vorſprung, ſeine Verfolger keuchen athemlos nach, er iſt ſeiner Rettung nah: — aber eine ſchwere Hand drückt unſichtbar gegen ihn, die Uhr ſeines Schickſals iſt abgelaufen, die unerbittliche Nemeſis hält ihren Schuldner an. Die Gaſſe, der er ſich anvertraute, endigt in einem Sack, er muß rückwärts gegen ſeine Verfolger umwenden.

Der Lerm dieſer Begebenheit hat unterdeſſen das ganze Städtchen in Aufruhr gebracht, Haufen ſammeln ſich zu Haufen, alle Gaſſen ſind geſperrt, ein

Heer von Feinden kommt im Anmarſch gegen ihn her. Er zeigt eine Piſtole, das Volk weicht, er will ſich mit Macht einen Weg durchs Gedränge bahnen. „Dieſer Schuß, ruft er, ſoll dem Tollkühnen, der mich halten will“ — Die Furcht gebietet eine allgemeine Pauſe — ein beherzter Schloſſergeſelle endlich fällt ihm von hinten her in den Arm, und faſſt den Finger, womit der Raſende eben losdrücken will, und drückt ihn aus dem Gelenke. Die Piſtole fällt, der wehrloſe Mann wird vom Pferde herabgeriſſen, und im Triumphe nach dem Amthauſe zurück geſchleppt.

„Wer ſeyd Ihr?“ fragt der Richter mit ziemlich brutalem Ton.

„Ein Mann, der entſchloſſen iſt, auf keine Frage zu antworten, bis man ſie höflicher einrichtet.“

„Wer ſind Sie?“

„Für was ich mich ausgab. Ich habe ganz Deutſchland durchreiſt, und die Unverſchämtheit nirgends, als hier, zu Hauſe gefunden.“

„Ihre ſchnelle Flucht macht Sie ſehr verdächtig. Warum flohen Sie?“

„Weil ich's müde war, der Spott Ihres Pöbels zu ſeyn.“

„Sie drohten, Feuer zu geben.“

„Meine Piſtole war nicht geladen.“ Man unterſuchte das Gewehr, es war keine Kugel darin.

„Warum führen Sie heimliche Waffen bey ſich?“

„Weil ich Sachen von Werth bey mir trage, und weil man mich vor einem gewiſſen Sonnenwirth gewarnt hat, der in dieſen Gegenden ſtreifen ſoll.“

„Ihre Antworten beweiſen ſehr viel für Ihre Dreiſtigkeit, aber nichts für Ihre gute Sache. Ich gebe Ihnen Zeit bis morgen, ob Sie mir die Wahrheit entdecken wollen.“

„Ich werde bey meiner Ausſage bleiben.“

„Man führe ihn nach dem Thurm.“

„Nach dem Thurm? — Herr Oberamtmann, ich hoffe, es gibt noch Gerechtigkeit in dieſem Lande. Ich werde Genugthuung fordern.“

„Ich werde ſie Ihnen geben, ſo bald Sie gerechtfertigt ſind.“

Den Morgen darauf überlegte der Oberamtmann, der Fremde möchte doch wol unſchuldig ſeyn; die befehlshaberiſche Sprache würde nichts über ſeinen Starrſinn vermögen, es wäre vielleicht beſſer gethan, ihm mit Anſtand und Mäßigung zu begegnen. Er verſammelte die Geſchwornen des Orts, und ließ den Gefangenen vorführen.

„Verzeihen Sie es der erſten Aufwallung, mein Herr, wenn ich Sie geſtern etwas hart anließ.“

„Sehr gern, wenn Sie mich ſo faſſen.“

„Unſre Geſetze ſind ſtreng, und Ihre Begebenheit machte Lerm. Ich kann Sie nicht freygeben, ohne meine Pflicht zu verletzen. Der Schein iſt gegen Sie. Ich wünſchte, Sie ſagten mir etwas, wodurch er widerlegt werden könnte."

„Wenn ich nun nichts wüßte?"

„So muß ich den Vorfall an die Regierung berichten, und Sie bleiben ſo lange in feſter Verwahrung."

„Und dann?"

„Dann laufen Sie Gefahr, als ein Landſtreicher über die Grenze gepeitſcht zu werden, oder, wenn's gnädig geht, unter die Werber zu fallen."

Er ſchwieg einige Minuten, und ſchien einen heftigen Kampf zu kämpfen; dann drehte er ſich raſch zu dem Richter.

„Kann ich auf eine Viertelſtunde mit Ihnen allein ſeyn?"

„Die Geſchwornen ſahen ſich zweydeutig an, entfernten ſich aber auf einen gebietenden Wink ihres Herrn.

„Nun, was verlangen Sie?"

„Ihr geſtriges Betragen, Herr Oberamtmann, hätte mich nimmermehr zu einem Geſtändniß gebracht, denn ich trotze der Gewalt. Die Beſcheidenheit, womit Sie mich heute behandeln, hat mir Vertrauen und Achtung gegen Sie gegeben. Ich glaube, daß Sie ein edler Mann ſind."

„Was haben Sie mir zu ſagen?"

„Ich ſehe, daß Sie ein edler Mann ſind. Ich habe mir längſt einen Mann gewünſcht, wie Sie. Erlauben Sie mir ihre rechte Hand."

„Wo will das hinaus?"

„Dieſer Kopf iſt grau und ehrwürdig. Sie ſind lange in der Welt geweſen — haben der Leiden wol viele gehabt — Nicht wahr? und ſind menſchlicher worden?"

„Mein Herr — Wozu ſoll das?"

„Sie ſtehen noch einen Schritt von der Ewigkeit, bald — bald brauchen Sie Barmherzigkeit bey Gott. Sie werden ſie Menſchen nicht verſagen — — Ahnen Sie nichts? Mit wem glauben Sie, daß Sie reden?"

„Was iſt das? Sie erſchrecken mich."

„Ahnen Sie noch nicht — Schreiben Sie es Ihrem Fürſten, wie Sie mich fanden, und daß ich ſelbſt aus freyer Wahl mein Verräther war — daß ihm Gott einmal gnädig ſeyn werde, wie er jetzt mir es ſeyn wird — Bitten Sie für mich, alter Mann, und laſſen Sie dann auf Ihren Bericht eine Thräne fallen: Ich bin der Sonnenwirth."

Spiel des Schickſals.

Ein Bruchſtück
aus
einer wahren Geſchichte.

Aloyſius von G*** war der Sohn eines Bürgerlichen von Stande in ***ſchen Dienſten, und die Keime ſeines glücklichen Genies wurden durch eine liberale Erziehung frühzeitig entwickelt. Noch ſehr jung, aber mit gründlichen Kenntniſſen verſehen, trat er in Militärdienſte bey ſeinem Landesherrn, dem er als ein junger Mann von großen Verdienſten und noch größern Hoffnungen nicht lange verborgen blieb. G*** war in vollem Feuer der Jugend, der Fürſt war es auch; G*** war raſch, unternehmend; der Fürſt, der es auch war, liebte ſolche Karaktere. Durch eine reiche Ader von Witz und eine Fülle von Wiſſenſchaft wußte

G * * * ſeinen Umgang zu beſeelen, jeden Zirkel, in den er ſich miſchte, durch eine immer gleiche Jovialität aufzuheitern, und über Alles, was ſich ihm darbot, Reiz und Leben auszugießen; und der Fürſt verſtand ſich darauf, Tugenden zu ſchätzen, die er in einem hohen Grade ſelbſt beſaß. Alles, was er unternahm, ſeine Spielereyen ſelbſt, hatten einen Anſtrich von Größe; Hinderniſſe ſchreckten ihn nicht, und kein Fehlſchlag konnte ſeine Beharrlichkeit beſiegen. Den Werth dieſer Eigenſchaften erhöhte eine empfehlende Geſtalt, das volle Bild blühender Geſundheit und herkuliſcher Stärke, durch das beredte Spiel eines regen Geiſtes beſeelt; im Blick, Gang und Weſen eine anerſchaffene natürliche Majeſtät, durch eine edle Beſcheidenheit gemildert. War der Prinz von dem Geiſte ſeines jungen Geſellſchafters bezaubert, ſo riß dieſe verführeriſche Auſſenſeite ſeine Sinnlichkeit unwiderſtehlich hin. Gleichheit des Alters, Harmonie der Neigungen und der Karaktere, ſtifteten in Kurzem ein Verhältniß zwiſchen Beyden, das alle Stärke von der Freundſchaft und von der leidenſchaftlichen Liebe alles Feuer und alle Heftigkeit beſaß. G * * * flog von einer Beförderung zur andern: aber dieſe äußerlichen Zeichen ſchienen ſehr weit hinter dem, was er dem Fürſten in der That war, zurückzubleiben. Mit erſtaunlicher Schnelligkeit blühte ſein Glück empor, weil der Schöpfer deſſelben ſein Anbeter, ſein leidenſchaftlicher Freund war. Noch nicht zwey und zwanzig Jahre alt, ſah er ſich auf einer Höhe, womit die Glücklichſten ſonſt ihre Laufbahn beſchließen. Aber ſein thätiger Geiſt konnte nicht lange im Schoße müßiger Eitelkeit raſten, noch ſich mit dem ſchimmernden Gefolge einer Größe begnügen, zu deren gründlichem Gebrauch er ſich Muth und Kräfte genug fühlte. Während daß der Fürſt nach dem Ringe des Vergnügens flog, vergrub ſich der junge Günſtling unter Akten und Büchern, und widmete ſich mit laſttragendem Fleiß den Geſchäften, deren er ſich endlich ſo geſchickt und ſo vollkommen bemächtigte, daß jede Angelegenheit, die nur einigermaßen von Belange war, durch ſeine Hände ging. Aus einem Geſpielen ſeiner Vergnügen wurde er bald erſter Rath und Miniſter, und endlich Beherrſcher ſeines Fürſten. Bald war kein Weg mehr zu dieſem, als durch ihn. Er vergab alle Aemter und Würden; alle Belohnungen wurden aus ſeinen Händen empfangen.

G*** war in zu früher Jugend und mit zu raſchen Schritten zu dieſer Größe emporgeſtiegen, um ihrer mit Mäßigung zu genießen. Die Höhe, worauf er ſich erblickte, machte ſeinen Ehrgeiz ſchwindeln; die Beſcheidenheit verließ ihn, ſobald das letzte Ziel ſeiner Wünſche erſtiegen war. Die demuthsvolle Unterwürfigkeit, welche von den Erſten des Landes, von Allen, die durch Geburt, Anſehen und Glücksgüter ſo weit über ihn erhoben waren, welche, von Greiſen ſelbſt, ihm, einem Jünglinge, gezollt wurde, berauſchte ſeinen Hochmuth, und die unumſchränkte Gewalt, von der er Beſitz genommen, machte bald eine gewiſſe *Härte* in ſeinem Weſen ſichtbar, die von jeher als Karakterzug in ihm gelegen hatte und ihm auch durch alle Abwechſelungen ſeines Glückes geblieben iſt. Keine Dienſtleiſtung war ſo mühevoll und groß, die ihm ſeine Freunde nicht zumuthen durften; aber ſeine Feinde mochten zittern: denn ſo ſehr er auf der einen Seite ſein Wohlwollen übertrieb, ſo wenig Maß hielt er in ſeiner Rache. Er gebrauchte ſein Anſehen weniger, ſich ſelbſt zu bereichern, als Viele Glückliche zu machen, die ihm, als dem Schöpfer ihres Wohlſtandes, huldigen ſollten; aber Laune, nicht Gerechtigkeit, wählte die Subjecte. Durch ein hochfahrendes gebieteriſches Weſen entfremdete er ſelbſt die Herzen derjenigen von ſich, die er am meiſten verpflichtet hatte, indem er zugleich alle ſeine Nebenbuhler und heimlichen Neider in eben ſo viele unverſöhnliche Feinde verwandelte.

Unter denen, welche jeden ſeiner Schritte mit Augen der Eiferſucht und des Neides bewachten, und in der Stille ſchon die Werkzeuge zu ſeinem Untergange zurichteten, war ein Piemonteſiſcher Graf, *Joſeph Martinengo*, von der Suite des Fürſten, den

G * * * ſelbſt, als eine unſchädliche und ihm ergebene Kreatur, in dieſen Poſten eingeſchoben hatte, um ihn bey den Vergnügungen ſeines Herrn den Platz ausfüllen zu laſſen, deſſen er ſelbſt überdrüßig zu werden anfing, und den er lieber mit einer gründlichern Beſchäftigung vertauſchte. Da er dieſen Menſchen als ein Werk ſeiner Hände betrachtete, das er, ſo bald es ihm nur einfiele, in das Nichts wieder zurückwerfen könnte, woraus er es gezogen: ſo hielt er ſich deſſelben, durch Furcht ſowohl, als durch Dankbarkeit, verſichert, und verfiel dadurch in eben den Fehler, den Richelieu beging, da er Ludwig dem Dreyzehnten den jungen le Grand zum Spielzeug überließ. Aber, ohne dieſen Fehler mit Richelieu's Geiſte verbeſſern zu können, hatte er es mit einem verſchlagenern Feinde zu thun, als der franzöſiſche Miniſter zu bekämpfen gehabt hatte. Anſtatt ſich ſeines guten Glücks zu überheben, und ſeinen Wohlthäter fühlen zu laſſen, daß man ſeiner nun entübrigt ſey, war Martinengo vielmehr aufs ſorgfältigſte bemüht, den Schein dieſer Abhängigkeit zu unterhalten, und ſich mit verſtellter Unterwürfigkeit immer mehr und mehr an den Schöpfer ſeines Glücks anzuſchließen. Zu gleicher Zeit aber unterließ er nicht, die Gelegenheit, die ſein Poſten ihm verſchaffte, öfters um den Fürſten zu ſeyn, in ihrem ganzen Umfange zu benutzen, und ſich dieſem nach und nach nothwendig und unentbehrlich zu machen. In kurzer Zeit wußte er das Gemüth ſeines Herrn auswendig, alle Zugänge zu ſeinem Vertrauen hatte er ausgeſpäht, und ſich unvermerkt in ſeine Gunſt eingeſtohlen. Alle jene Künſte, die ein edler Stolz und eine natürliche Erhabenheit der Seele den Miniſter verachten gelehrt hatte, wurden von dem Italiäner in Anwendung gebracht, der zu Erreichung ſeines Zwecks auch das niedrigſte Mittel nicht verſchmähte. Da ihm ſehr gut bewußt war, daß der Menſch nirgends mehr eines Führers und Gehülfen bedarf, als auf dem Wege des Laſters, und daß nichts zu kühnern Vertraulichkeiten berechtigt, als eine Mitwiſſenſchaft geheimgehaltener Blößen: ſo weckte er Leidenſchaften bey dem Prinzen, die bis jetzt noch in ihm geſchlummert hatten, und dann drang er ſich ihm ſelbſt zum Vertrauten und Helfershelfer dabey auf. Er riß ihn zu ſolchen Ausſchweifungen hin, die die wenigſten Zeugen und Mitwiſſer dulden; und dadurch gewöhnte er ihn unvermerkt, Geheimniſſe bey ihm niederzulegen, wovon jeder Dritte ausgeſchloſſen war. So gelang es ihm endlich, auf die Verſchlimmerung des Fürſten ſeinen ſchändlichen Glücksplan zu gründen, und eben darum, weil das Geheimniß ein weſentliches Mittel dazu war, ſo war das Herz des Fürſten ſein, ehe ſich G*** auch nur träumen ließ, daß er es mit einem Andern theilte.

Man dürfte ſich wundern, daß eine ſo wichtige Veränderung der Aufmerkſamkeit des Letztern entging: aber G*** war ſeines eigenen Werthes zu gewiß, um ſich einen Mann, wie Martinengo, als Nebenbuhler auch nur zu denken, und dieſer ſich ſelbſt zu gegenwärtig, zu ſehr auf ſeiner Huth, um durch irgend eine Unbeſonnenheit ſeinen Gegner aus dieſer ſtolzen Sicherheit zu reißen. Was Tauſende vor ihm auf dem glatten Grunde der Fürſtengunſt ſtraucheln gemacht hat, brachte auch G*** zum Falle — zu große Zuverſicht zu ſich ſelbſt. Die geheimen Vertraulichkeiten zwiſchen Martinengo und ſeinem Herrn beunruhigten ihn nicht. Gern gönnte er einem Aufkömmling ein Glück, das er ſelbſt im Herzen verachtete, und das nie das Ziel ſeiner Beſtrebungen geweſen war. Nur weil ſie allein ihm den Weg zu der höchſten Gewalt bahnen konnte, hatte die Freundſchaft des Fürſten einen Reiz für ihn gehabt, und leichtſinnig ließ er die Leiter hinter ſich fallen, ſo bald ſie ihm auf die erwünſchte Höhe geholfen hatte.

Martinengo war nicht der Mann, ſich mit einer ſo untergeordneten Rolle zu begnügen. Mit jedem Schritte, den er in der Gunſt ſeines Herrn vorwärts that, wurden ſeine Wünſche kühner, und ſein Ehrgeiz fing an, nach einer gründlichern Befriedigung zu ſtreben. Die künſtliche Rolle von Unterwürfigkeit, die er bis jetzt noch immer gegen ſeinen Wohlthäter beybehalten hatte, wurde immer drückender für ihn, jemehr das Wachsthum ſeines Anſehens ſeinen Hochmuth weckte. Da das Betragen des Miniſters gegen ihn ſich nicht nach den ſchnellen Fortſchritten verfeinerte, die er in der

Gunſt des Fürſten machte, im Gegentheil oft ſichtbar genug darauf eingerichtet ſchien, ſeinen aufſteigenden Stolz durch eine heilſame Rückerinnerung an ſeinen Urſprung niederzuſchlagen: ſo wurde ihm dieſes gezwungene und widerſprechende Verhältniß endlich ſo läſtig, daß er einen ernſtlichen Plan entwarf, es durch den Untergang ſeines Nebenbuhlers auf einmal zu endigen. Unter dem undurchdringlichſten Schleyer der Verſtellung brütete er dieſen Plan zur Reife. Noch durfte er es nicht wagen, ſich mit ſeinem Nebenbuhler in offenbarem Kampfe zu meſſen; denn obgleich die erſte Blüthe von G*** s Favoritſchaft dahin war, ſo hatte ſie doch zu frühzeitig angefangen, und zu tiefe Wurzeln im Gemüthe des jungen Fürſten geſchlagen, um ſo ſchnell daraus verdrängt zu werden. Der kleinſte Umſtand konnte ſie in ihrer erſten Stärke zurückbringen; darum begriff Martinengo wol, daß der Streich, den er ihm beybringen wollte, ein tödtender Streich ſeyn müſſe. Was G*** an des Fürſten Liebe vielleicht verloren haben mochte, hatte er an ſeiner Ehrfurcht gewonnen; jemehr ſich Letzterer den Regierungsgeſchäften entzog, deſto weniger konnte er des Mannes entrathen, der, ſelbſt auf Unkoſten des Landes, mit der gewiſſenhafteſten Ergebenheit und Treue ſeinen Nutzen beſorgte — und ſo theuer er ihm ehedem als Freund geweſen war, ſo wichtig war er ihm jetzt als Miniſter.

Was für Mittel es eigentlich geweſen, wodurch der Italiener zu ſeinem Zwecke gelangte, iſt ein Geheimniß zwiſchen den Wenigen geblieben, die der Schlag traf, und die ihn führten. Man muthmaßt, daß er dem Fürſten die Originalien einer heimlichen und ſehr verdächtigen Correſpondenz vorgelegt, welche G*** mit einem benachbarten Hofe ſoll unterhalten haben; ob ächt oder unterſchoben, darüber ſind die Meinungen getheilt. Wie dem aber auch geweſen ſeyn möge, ſo erreichte er ſeine Abſicht in einem fürchterlichen Grade. G*** erſchien in den Augen des Fürſten als der undankbarſte und ſchwärzeſte Verräther, deſſen Verbrechen ſo außer allen Zweifel geſetzt war, daß man ohne fernere Unterſuchung ſogleich gegen ihn verfahren zu dürfen glaubte. Das Ganze wurde unter dem tiefſten Geheimniß zwiſchen Martinengo und ſeinem Herrn verhandelt, daß G*** auch nicht einmal von ferne das Gewitter merkte, das über ſeinem Haupte ſich zuſammenzog. In dieſer verderblichen Sicherheit verharrte er bis zu dem ſchrecklichen Augenblick, wo er von einem Gegenſtande der allgemeinen Anbetung und des Neides zu einem Gegenſtande der höchſten Erbarmung herunterſinken ſollte.

Als dieſer entſcheidende Tag erſchienen war, beſuchte G*** nach ſeiner Gewohnheit die Wachparade. Vom Fähndrich war er in einem Zeitraum von wenigen Jahren bis zum Rang eines Obriſten hinaufgerückt; und auch dieſer Poſten war nur ein beſcheidener Name für die Miniſterwürde, die er in der That bekleidete, und die ihn über die Erſten im Lande hinausſetzte. Die Wachparade war der gewöhnliche Ort, wo ſein Stolz die allgemeine Huldigung einnahm, wo er in einer kurzen Stunde einer Größe und Herrlichkeit genoß, für die er den ganzen Tag über Laſten getragen hatte. Die Erſten vom Range nahten ſich ihm hier nicht anders als mit ehrerbietiger Schüchternheit, und die ſich ſeiner Wohlgewogenheit nicht ganz ſicher wußten, mit Zittern. Der Fürſt ſelbſt, wenn er ſich jezuweilen hier einfand, ſahe ſich neben ſeinem Vezier vernachläſſigt, weil es weit gefährlicher war, dieſem letztern zu mißfallen, als es Nutzen brachte, jenen zum Freunde zu haben. Und eben dieſer Ort, wo er ſich ſonſt als einem Gott hatte huldigen laſſen, war jetzt zu dem ſchrecklichen Schauplatz ſeiner Erniedrigung erkohren.

Sorglos trat er in den wohlbekannten Zirkel, der ſich, eben ſo unwiſſend über das, was kommen ſollte, als er ſelbſt, heute, wie immer, ehrerbietig vor ihm aufthat, ſeine Befehle erwartend. Nicht lange, ſo erſchien, in Begleitung einiger Adjutanten, Martinengo, nicht mehr der geſchmeidige, tiefgebückte, lächelnde Höfling — frech und bauernſtolz, wie ein zum Herrn gewordener Lakai, mit trotzigem feſtem Tritte ſchreitet er ihm entgegen, und mit bedecktem Haupte ſteht er vor ihm ſtill, im Namen des Fürſten ſeinen Degen fordernd. Man reicht ihm dieſen mit einem Blicke ſchweigender Beſtürzung, er ſtemmt die entblößte Klinge gegen den Boden, ſprengt ſie durch einen Fußtritt entzwey und läßt die Splitter zu G°°°s Füßen fallen. Auf dieſes gegebene Signal fallen beyde Adjutanten über ihn her, der Eine beſchäftigt, ihm das Ordenskreuz von der Bruſt zu ſchneiden; der Andre, beyde Achſelbänder, nebſt den Aufſchlägen der Uniform, abzulöſen, und Kordon und Federbuſch von dem Hute zu reißen. Während dieſer ganzen ſchrecklichen Operation, die mit unglaublicher Schnelligkeit von ſtatten geht, hört man von mehr als fünfhundert Menſchen, die dicht umher ſtehen, nicht einen einzigen Laut, nicht einen einzigen Athemzug in der ganzen Verſammlung. Mit bleichen Geſichtern, mit klopfendem Herzen, und in todtenähnlicher Erſtarrung ſteht die erſchrockne Menge im Kreis um ihn herum, der in dieſer ſonderbaren Ausſtaffirung — ein ſeltſamer Anblick von Lächerlichkeit und Entſetzen! — einen Augenblick durchlebt, den man ihm nur auf dem Hochgericht nachempfindet. Tauſend Andre an ſeinem Platze würde die Gewalt des erſten Schreckens ſinnlos zu Boden geſtreckt haben; ſein robuſter Nervenbau und ſeine ſtarke Seele dauerten dieſen fürchterlichen Zuſtand aus, und lieſſen ihn alles Gräßliche deſſelben erſchöpfen.

Kaum iſt dieſe Operation geendigt, ſo führt man ihn durch die Reihen zahlloſer Zuſchauer, bis ans äußerſte Ende des Paradeplatzes, wo ein bedeckter Wagen ihn erwartet. Ein ſtummer Wink befiehlt ihm, in denſelben zu ſteigen; eine Escorte von Huſaren begleitet ihn. Das Gerücht dieſes Vorgangs hat ſich unterdeſſen durch die ganze Reſidenz verbreitet, alle Fenſter öffnen ſich, alle Straßen ſind von Neugierigen erfüllt, die ſchreiend dem Zuge folgen, und unter abwechſelnden Ausrufungen des Hohnes, der Schadenfreude, und einer noch weit kränkendern Bedauerniß, ſeinen Namen wiederholen. Endlich ſieht er ſich im Freien, aber ein neuer Schrecken wartet hier auf ihn. Seitab von der Heerſtraße lenkt der Wagen, einen wenig befahrnen menſchenleeren Weg — den Weg nach dem Hochgerichte, gegen welches man ihn, auf einen ausdrücklichen Befehl des Fürſten, langſam heranfährt. Hier, nachdem man ihm alle Qualen der Todesangſt zu empfinden gegeben, lenkt man wieder nach einer Straße ein, die von Menſchen beſucht wird. In der ſengenden Sonnenhitze ohne Labung, ohne menſchlichen Zuſpruch, bringt er ſieben ſchreckliche Stunden in dieſem Wagen zu, der endlich mit Sonnenuntergang an dem Ort ſeiner Beſtimmung, der Veſtung — ſtille hält. Des Bewußtſeyns beraubt, in einem mittlern Zuſtande zwiſchen Leben und Tod (ein zwölfſtündiges Faſten und der brennende Durſt hatten endlich ſeine Rieſennatur überwältigt) zieht man ihn aus dem Wagen — und in einer ſcheußlichen Grube unter der Erde wacht er wieder auf. Das erſte, was ſich, als er die Augen zum neuen Leben wieder aufſchlägt, ihm darbietet, iſt eine grauenvolle Kerkerwand, durch einige Mondesſtralen matt erleuchtet, die in einer Höhe von neunzehn Klaftern durch ſchmale Ritzen auf ihn herunterfallen. — An ſeiner Seite findet er ein dürftiges Brot nebſt einem Waſſerkrug, und daneben eine Schütte Stroh zu ſeinem Lager. In dieſem Zuſtande verharrt er bis zum folgenden Mittag, wo endlich in der Mitte des Thurmes ein Laden ſich aufthut und zwey Hände ſichtbar werden, von welchen in einem hängenden Korbe dieſelbe Koſt, die er geſtern hier gefunden, heruntergelaſſen wird. Jetzt, ſeit dieſem ganzen fürchterlichen Glückswechſel zum erſtenmal, entriſſen ihm Schmerz und Sehnſucht einige Fragen: wie er hieher komme? und was er verbrochen habe? Aber keine Antwort von oben; die Hände verſchwinden, und der Laden geht wieder zu. Ohne das Geſicht eines Menſchen zu ſehen, ohne auch nur eines Menſchen Stimme zu hören, ohne irgend einen Aufſchluß über dieſes entſetzliche Schickſal, über Künftiges und Vergangenes in gleich fürchterlichen Zweifeln, von keinem warmen Lichtſtrahl erquickt, von keinem geſunden Lüftchen erfriſcht, aller Hülfe unerreichbar und vom allgemeinen Mitleid vergeſſen, zählt er in dieſem Orte der Verdammniß vierhundert und neunzig gräßliche Tage an den kümmerlichen Broten ab, die ihm von einer Mittagsſtunde zur andern in trauriger Einförmigkeit hinuntergereicht werden. Aber eine Entdeckung, die er ſchon in den erſten Tagen ſeines Hierſeyns macht, vollendet das Maß ſeines Elends. Er kennt dieſen Ort — Er ſelbſt war es, der ihn, von einer niedrigen Rachgier getrieben, wenige Monate vorher neu erbaute, um einen verdienten Offizier darin verſchmachten zu laſſen, der das Unglück gehabt hatte, ſeinen Unwillen auf ſich zu laden. Mit erfinderiſcher Grauſamkeit hatte er ſelbſt die Mittel angegeben, den Aufenthalt in dieſem Kerker grauenvoller zu machen. Er hatte vor nicht gar langer Zeit in eigner Perſon eine Reiſe hieher gethan, den Bau in Augenſchein zu nehmen, und die Vollendung deſſen zu beſchleunigen. Um ſeine Marter aufs äuſſerſte zu treiben, muß es ſich fügen, daß derſelbe Offizier, für den dieſer Kerker zugerichtet worden, ein alter würdiger Oberſter, dem eben verſtorbenen Kommandanten der Feſtung im Amte nachfolgt, und aus einem Schlachtopfer ſeiner Rache der Herr ſeines Schickſals wird. So floh ihn auch der letzte traurige Troſt, ſich ſelbſt zu bemitleiden, und das Schickſal, ſo hart es ihn auch behandelte, einer Ungerechtigkeit zu zeihen. Zu dem ſinnlichen Gefühl ſeines Elends geſellte ſich noch eine wüthende Selbſtverachtung, und der Schmerz, der für ſtolze Herzen der bitterſte iſt, von der Großmuth eines Feindes abzuhängen, dem er keine gezeigt hatte.

Aber dieſer rechtſchaffene Mann war für eine niedre Rache zu edel. Unendlich viel koſtete ſeinem menſchenfreundlichen Herzen die Strenge, die ſeine Inſtruction ihm gegen den Gefangenen auflegte; aber, als ein alter Soldat gewöhnt, den Buchſtaben ſeiner Ordre mit blinder Treue zu befolgen, konnte er weiter nichts, als ihn bedauern. Einen thätigern Helfer fand der Unglückliche an dem Garniſonprediger der Veſtung, der, von dem Elende des gefangenen Mannes gerührt, wovon er nur ſpät, und nur durch dunkle unzuſammenhängende Gerüchte, Wiſſenſchaft bekam, ſogleich den feſten Entſchluß faſſte, etwas zu ſeiner Erleichterung zu thun. Dieſer achtungswürdige Geiſtliche, deſſen Namen ich ungern unterdrücke, glaubte ſeinem Hirtenberufe nicht beſſer nachkommen zu können, als wenn er ihn jetzt zum Beſten eines unglücklichen Mannes geltend machte, dem auf keinem andern Wege mehr zu helfen war.

Da er von dem Kommandanten der Veſtung nicht erhalten konnte, zu dem Gefangenen gelaſſen zu werden, ſo machte er ſich in eigner Perſon auf den Weg nach der Hauptſtadt, ſein Geſuch dort unmittelbar bey dem Fürſten zu betreiben. Er that einen Fußfall vor demſelben, und flehte ſeine Erbarmung für den unglücklichen Menſchen an, der ohne die Wohlthaten des Chriſtenthums, von denen auch das ungeheuerſte Verbrechen nicht ausſchließen könne, hülflos verſchmachtete, und der Verzweiflung vielleicht nahe ſey. Mit aller Unerſchrockenheit und

Würde, die das Bewußtſeyn erfüllter Pflicht verleiht, forderte er einen freyen Zutritt zu dem Gefangenen, der ihm als Beichtkind angehöre, und für deſſen Seele er dem Himmel verantwortlich ſey. Die gute Sache, für die er ſprach, machte ihn beredt, und den erſten Unwillen des Fürſten hatte die Zeit ſchon in etwas gebrochen. Er bewilligte ihm ſeine Bitte, den Gefangenen mit einem geiſtlichen Beſuche erfreuen zu dürfen.

Das erſte Menſchenantlitz, das der unglückliche G * * * nach einem Zeitraume von ſechszehn Monaten erblickte, war das Geſicht ſeines Helfers. Den einzigen Freund, der ihm in der Welt lebte, dankte er ſeinem Elende; ſein Wohlſtand hatte ihm keinen erworben. Der Beſuch des Predigers war für ihn eines Engels Erſcheinung. Ich beſchreibe ſeine Empfindungen nicht. Aber von dieſem Tage an floſſen ſeine Thränen gelinder, weil er ſich von einem menſchlichen Weſen beweinet ſah.

Entſetzen hatte den Geiſtlichen ergriffen, da er in die Mordgrube hineintrat. Seine Augen ſuchten einen Menſchen — und ein Grauen erweckendes Scheuſal kroch aus einem Winkel ihm entgegen, der mehr dem Lager eines wilden Thieres, als dem Wohnorte eines menſchlichen Geſchöpfes glich. Ein blaſſes todtenähnliches Gerippe, alle Farbe des Lebens aus einem Angeſicht verſchwunden, in welches

Gram und Verzweiflung tiefe Furchen geriſſen hatten, Bart und Nägel durch eine ſo lange Vernachläſſigung bis zum Scheußlichen gewachſen, vom langen Gebrauche die Kleidung halb vermodert, und aus gänzlichem Mangel der Reinigung die Luft um ihn verpeſtet — ſo fand er dieſen Liebling des Glücks, und dieſem Allem hatte ſeine eiſerne Geſundheit widerſtanden! Von dieſem Anblick noch außer ſich geſetzt, eilte der Prediger auf der Stelle zu dem Gouverneur, um auch noch die zweyte Wohlthat für den armen Unglücklichen auszuwirken, ohne welche die erſte für keine zu rechnen war.

Da ſich dieſer abermals mit dem ausdrücklichen Buchſtaben ſeiner Inſtruction entſchuldigt, entſchließt er ſich großmüthig zu einer zweyten Reiſe nach der Reſidenz, die Gnade des Fürſten noch einmal in Anſpruch zu nehmen. Er erklärt, daß er ſich, ohne die Würde des Sakraments zu verletzen, nimmermehr entſchließen könne, irgend eine heilige Handlung mit ſeinem Gefangenen vorzunehmen, wenn ihm nicht zuvor die Aehnlichkeit mit Menſchen zurückgegeben würde. Auch dieſes wird bewilligt, und erſt von dieſem Tage an lebte der Gefangene wieder.

Noch viele Jahre brachte G * * * auf dieſer Veſtung zu, aber in einem weit leidlichern Zuſtande, nachdem der kurze Sommer des neuen Günſtlings verblüht war, und Andre an ſeinem Poſten wechſelten, welche menſchlicher dachten, oder doch keine Rache an ihm zu ſättigen hatten. Endlich, nach einer zehnjährigen Gefangenſchaft, erſchien ihm der Tag der Erlöſung — aber keine gerichtliche Unterſuchung, keine förmliche Losſprechung. Er empfing ſeine Freyheit als ein Geſchenk aus den Händen der Gnade; zugleich ward ihm auferlegt, das Land auf ewig zu räumen.

Hier verlaſſen mich die Nachrichten, die ich, bloß aus mündlichen Ueberlieferungen, über ſeine Geſchichte habe ſammeln können; und ich ſehe mich gezwungen, über einen Zeitraum von zwanzig Jahren hinwegzuſchreiten. Während deſſelben fing G * * * in fremden Kriegsdienſten von neuem ſeine Laufbahn an, die ihn endlich auch dort auf eben den glänzenden Gipfel führte, wovon er in ſeinem Vaterlande ſo ſchrecklich heruntergeſtürzt war. Die Zeit endlich, die Freundinn der Unglücklichen, die eine langſame aber unausbleibliche Gerechtigkeit übet, nahm endlich auch dieſen Rechtshandel über ſich. Die Jahre der Leidenſchaften waren bey dem Fürſten vorüber, und die Menſchheit fing allgemach an, einen Werth bey ihm zu erlangen, wie ſeine Haare ſich bleichten. Noch am Grabe erwachte in ihm eine Sehnſucht nach dem Lieblinge ſeiner Jugend. Um, wo möglich, dem Greiſe die Kränkungen zu vergüten, die er auf den Mann gehäuft hatte, lud er den Vertriebenen freundlich in ſeine Heimat zurück, nach welcher auch in G * * * s Herzen ſchon längſt eine ſtille Sehnſucht zurückgekehrt war. Rührend war dieſes Wiederſehen, warm und täuſchend der Empfang, als hätte man ſich geſtern erſt getrennt. Der Fürſt ruhte mit einem nachdenkenden Blicke auf dem Geſichte, das ihm ſo wohl bekannt und doch wieder ſo fremd war; es war, als zählte er die Furchen, die er ſelbſt darein gegraben hatte. Forſchend ſuchte er in des Greiſes Geſicht die geliebten Züge des Jünglings wieder zuſammen; aber was er ſuchte, fand er nicht mehr. Man zwang ſich zu einer froſtigen Vertraulichkeit. — Beyder Herzen hatten Scham und Furcht auf immer und ewig getrennt. Ein Anblick, der ihm ſeine ſchwere Uebereilung wieder in ſeine Seele rief, konnte dem Fürſten nicht wohl thun; G * * * konnte den Urheber ſeines Unglücks nicht mehr lieben. Doch getröſtet und ruhig ſah er in die Vergangenheit, wie man ſich eines überſtandenen ſchweren Traumes erfreuet.

Nicht lange, ſo erblickte man G * * * wieder im vollkommenen Beſitz aller ſeiner vorigen Würden, und der Fürſt bezwang ſeine innere Abneigung, um ihm für das Vergangene einen glänzenden Erſatz zu geben. Aber konnte er ihm auch das Herz dazu wiedergeben, das er auf immer für den Genuß des Lebens verſtümmelte? Konnte er ihm die Jahre der

Hoffnungen wiedergeben? oder für den abgelebten Greis ein Glück erdenken, das auch nur von weitem den Raub erſetzte, den er an dem Manne begangen hatte?

Noch 19 Jahre genoß G * * * dieſen heitern Abend ſeines Lebens. Nicht Schickſale, nicht die Jahre hatten das Feuer der Leidenſchaft bey ihm aufzehren, noch die Jovialität ſeines Geiſtes ganz bewölken können. Noch in ſeinem ſiebenzigſten Jahre haſchte er nach dem Schatten eines Guts, das er im zwanzigſten wirklich beſeſſen hatte. Er ſtarb endlich — als Befehlshaber von der Veſtung * * *, wo Staatsgefangene aufbewahrt wurden. Man wird erwarten, daß er gegen dieſe eine Menſchlichkeit geübt, deren Werth er an ſich ſelbſt hatte ſchätzen lernen müſſen. Aber er behandelte ſie hart und launiſch, und eine Aufwallung des Zorns gegen einen derſelben ſtreckte ihn auf den Sarg in ſeinem achtzigſten Jahre.

Der Geiſterſeher.

Aus den Papieren
des
Grafen von O**.

Erſtes Buch.

Ich erzähle eine Begebenheit, die Vielen unglaublich ſcheinen wird, und von der ich großentheils ſelbſt Augenzeuge war. Den Wenigen, welche von einem gewiſſen politiſchen Vorfalle unterrichtet ſind, wird ſie — wenn anders dieſe Blätter ſie noch am Leben finden — einen willkommenen Aufſchluß darüber geben; und auch ohne dieſen Schlüſſel wird ſie den Uebrigen, als ein Beytrag zur Geſchichte des Betrugs und der Verirrungen des menſchlichen Geiſtes, vielleicht wichtig ſeyn. Man wird über die *Kühnheit des Zwecks* erſtaunen, den die Bosheit zu entwerfen und zu verfolgen im Stande iſt; man wird über die Mittel erſtaunen, die ſie aufzubieten vermag, um ſich dieſes Zwecks zu verſichern. Reine, ſtrenge Wahrheit wird meine Feder leiten; denn wenn dieſe Blätter an die Welt treten, bin ich nicht mehr, und nie werde ich ihr Schickſal erfahren.

Es war auf meiner Zurückreiſe nach Kurland, im Jahre 17** um die Karnevalszeit, als ich den Prinzen von ** in Venedig beſuchte. Wir hatten uns in **ſchen Kriegsdienſten kennen lernen, und erneuerten hier eine Bekanntſchaft, die der Friede unterbrochen hatte. Weil ich ohnedies wünſchte, das Merkwürdige dieſer Stadt zu ſehen, und der Prinz nur noch Wechſel erwartete, um nach ** zurückzureiſen, ſo beredete er mich leicht, ihm Geſellſchaft zu leiſten, und meine Abreiſe ſo lange zu verſchieben. Wir kamen überein, uns nicht von einander zu trennen, ſo lange unſer Aufenthalt in Venedig dauern würde, und der Prinz war ſo gefällig, mir ſeine eigene Wohnung im Mohren anzubieten.

Er lebte hier unter dem ſtrengſten Incognito, weil er ſich ſelbſt leben wollte, und ſeine geringe Apanage ihm auch nicht verſtattet hätte, die Hoheit ſeines Ranges zu behaupten. Zwey Kavaliere, auf deren Verſchwiegenheit er ſich vollkommen verlaſſen konnte, waren, nebſt einigen treuen Bedienten, ſein ganzes Gefolge. Den Aufwand vermied er mehr aus Temperament als aus Sparſamkeit. Er floh die Vergnügungen; bis zu ſeinem fünf und dreißigſten Jahre hatte er allen Reizungen dieſer wollüſtigen Stadt widerſtanden. Das ſchöne Geſchlecht war ihm gleichgültig. Tiefer Ernſt und eine ſchwärmeriſche Melancholie herrſchte in ſeiner Gemüthsart. Seine Neigungen waren ſtill, aber hartnäckig bis zum Uebermaß, ſeine Wahl langſam und ſchüchtern, ſeine Anhänglichkeit warm und ewig; mitten in einem geräuſchvollen Gewühle von Menſchen ging er einſam. In ſeine eigene Phantaſienwelt verſchloſſen, war er ſehr oft ein Fremdling in der wirklichen — und weil er wol wußte, wie ſchlecht er beobachtete, ſo verbot er ſich jedes Urtheil, und übertrieb die Gerechtigkeit gegen fremdes. Niemand war mehr dazu geboren, ſich beherrſchen zu laſſen, ohne ſchwach zu ſeyn. Dabey war er unerſchrocken und zuverläſſig, ſobald er einmal überzeugt war, und beſaß gleich großen Muth, ein erkanntes Vorurtheil zu bekämpfen, und für ein anderes zu ſterben.

Als der dritte Prinz ſeines Hauſes hatte er keine wahrſcheinliche Ausſicht zur Regierung. Sein Ehrgeiz war nie erwacht. Seine Leidenſchaften hatten eine andre Richtung genommen.

Zufrieden, von keinem fremden Willen abzuhängen, drang er den ſeinigen Niemand zum Geſetze auf; die geräuſchloſe Ruhe eines zwangloſen Privatlebens begrenzte alle ſeine Wünſche. Er las viel, doch ohne Wahl. Eine nachläſſige Erziehung und frühe Kriegsdienſte hatten ſeinen Geiſt nicht zur Reiſe kommen laſſen. Alle Kenntniſſe, die er nachher ſchöpfte, vermehrten nur das verworrene Chaos ſeiner Begriffe, weil ſie auf keinen feſten Grund gebaut waren.

Er war Proteſtant, wie ſeine ganze Familie — durch Geburt, nicht nach Unterſuchung, die er nie angeſtellt hatte, ob er gleich in einer Epoche ſeines Lebens Schwärmer darin geweſen war. Maçon iſt er, ſo viel ich weiß, nie geworden.

Eines Abends, als wir nach Gewohnheit in tiefer Maske und abgeſondert auf dem Platze St. Märkus ſpazieren gingen — es fing an, ſpät zu werden, und das Gedränge hatte ſich verloren — bemerkte der Prinz, daß eine Maske uns überall folgte. Die Maske war ein Armenier und ging allein. Wir beſchleunigten unſere Schritte und ſuchten ſie durch öftere Veränderung unſers Weges irre zu machen — umſonſt, die Maske blieb immer dicht hinter uns. „Sie haben doch keine Intrigue hier gehabt? ſagte endlich der Prinz zu mir. Die Ehemänner in Venedig ſind gefährlich.“ — Ich kenne keine einzige

Dame, gab ich zur Antwort. „Laſſen Sie uns hier niederſitzen und deutſch ſprechen,“ fuhr er fort. „Ich bilde mir ein, man verkennt uns.“ Wir ſetzten uns auf eine ſteinerne Bank und erwarteten, daß die Maſke vorübergehen ſollte. Sie kam gerade auf uns zu, und nahm ihren Platz dicht an der Seite des Prinzen. Er zog die Uhr heraus, und ſagte mir laut auf franzöſiſch, indem er aufſtund: „Neun Uhr vorbey. Kommen Sie. Wir vergeſſen, daß man uns im Louvre erwartet.“ Dies erdichtete er nur, um die Maſke von unſerer Spur zu entfernen. „Neun Uhr“ wiederholte ſie in eben der Sprache nachdrücklich und langſam. „Wünſchen Sie ſich Glück, Prinz (indem ſie ihn bey ſeinem wahren Namen nannte). Um neun Uhr iſt er geſtorben.“ — Damit ſtand ſie auf und ging. Wir ſahen uns beſtürzt an. — „Wer iſt geſtorben?“ ſagte endlich der Prinz nach einer langen Stille. „Laſſen Sie uns ihr nachgehen, ſagte ich, und eine Erklärung fordern.“ Wir durchkrochen alle Winkel des Markus — die Maſke war nicht mehr zu finden. Unbefriedigt kehrten wir nach unſerm Gaſthofe zurück. Der Prinz ſagte mir unterweges nicht ein Wort, ſondern ging ſeitwärts und allein, und ſchien einen gewaltſamen Kampf zu kämpfen, wie er mir auch nachher geſtanden hat. Als wir zu Hauſe waren, öffnete er zum erſten Male wieder den Mund.

„Es iſt doch lächerlich, ſagte er, daß ein Wahnſinniger die Ruhe eines Mannes mit zwey Worten ſo erſchüttern ſoll.“ Wir wünſchten uns eine gute Nacht, und ſobald ich auf meinem Zimmer war, merkte ich mir in meiner Schreibtafel den Tag und die Stunde, wo es geſchehen war. Es war ein Donnerſtag.

Am folgenden Abend ſagte mir der Prinz: „Wollen wir nicht einen Gang über den Markusplatz machen, und unſern geheimnißvollen Armenier aufſuchen? Mich verlangt doch nach der Entwickelung dieſer Komödie.“ Ich war's zufrieden. Wir blieben bis eilf Uhr auf dem Platze. Der Armenier war nirgends zu ſehen. Das nehmliche wiederholten wir die vier folgenden Abende, und jedesmal mit demſelben ſchlechten Erfolge.

Als wir am ſechſten Abend unſer Hotel verlieſſen, hatte ich den Einfall — ob unwillkührlich, oder aus Abſicht, beſinne ich mich nicht mehr — den Bedienten zu hinterlaſſen, wo wir zu finden ſeyn würden, wenn nach uns gefragt werden ſollte. Der Prinz bemerkte meine Vorſicht, und lobte ſie mit einer lächelnden Miene. Es war ein großes Gedränge auf dem Markusplatze, als wir da ankamen. Wir hatten kaum dreyßig Schritte gemacht, ſo bemerkte ich den Armenier wieder, der ſich mit ſchnellen Schritten durch die Menge arbeitete, und mit den Augen Jemand zu ſuchen ſchien. Eben waren wir im Begriff, ihn zu erreichen, als der Baron von F. aus der Suite des Prinzen athemlos auf uns zukam und dem Prinzen einen Brief überbrachte. „Er iſt ſchwarz geſiegelt, ſetzte er hinzu. Wir vermutheten, daß es Eile hätte.“ Das fiel auf mich wie ein Donnerſchlag. Der Prinz war zu einem Flambeau getreten und fing an zu leſen. „Mein Kouſin iſt geſtorben,“ rief er. Wann? ſtürzte ich ihm heftig ins Wort. Er ſah noch einmal in den Brief. „Vorigen Donnerſtag. Abends um neun Uhr.“

Wir hatten nicht Zeit, von unſerm Erſtaunen zurückzukommen, ſo ſtand der Armenier unter uns. „Sie ſind hier erkannt, gnädigſter Herr,“ ſagte er zu dem Prinzen. „Eilen Sie nach dem Mohren. Sie werden die Abgeordneten des Senats dort finden. Tragen Sie kein Bedenken, die Ehre anzunehmen, die man Ihnen erweiſen will. Der Baron von F** vergaß, Ihnen zu ſagen, daß Ihre Wechſel angekommen ſind.“ Er verlor ſich in dem Gedränge.

Wir eilten nach unſerm Hotel. Alles fand ſich, wie der Armenier es verkündigt hatte. Drey Nobili der Republik ſtanden bereit, den Prinzen zu bewillkommen, und ihn mit Pracht nach der Aſſemblee zu begleiten, wo der hohe Adel der Stadt ihn erwartete. Er hatte kaum ſo viel Zeit, mir durch einen flüchtigen Wink zu verſtehen zu geben, daß ich für ihn wach bleiben möchte.

Nachts gegen eilf kam er wieder. Ernſt und gedankenvoll trat er ins Zimmer und ergriff meine Hand, nachdem er die Bedienten entlaſſen hatte. „Graf,“ ſagte er mit den Worten Hamlets zu mir, „es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als wir in unſern Philoſophien träumen.“

„Gnädigſter Herr,“ antwortete ich, „Sie ſcheinen zu vergeſſen, daß Sie um eine große Hoffnung reicher zu Bette gehen.“ (Der Verſtorbene war der Erbprinz).

„Erinnern Sie mich nicht daran, ſagte der Prinz. Und wenn eine Krone für mich wäre gewonnen worden, ich hätte jetzt mehr zu thun, als dieſer Kleinigkeit nachzudenken. — — Wenn dieſer Armenier nicht bloß errathen hat“ — —

„Wie iſt das möglich, Prinz?“ fiel ich ein. —

„So will ich Ihnen alle meine fürſtlichen Hoffnungen für eine Mönchskutte abtreten.“

Ich führe dieſes mit Fleiß hier an, weil ich glaube, daß es zu einem Beweiſe dienen kann, wie entfernt er noch damals von jeder herrſchſüchtigen Abſicht geweſen iſt.

Den folgenden Abend fanden wir uns zeitiger, als gewöhnlich, auf dem Markusplatze ein. Ein plötzlicher Regenguß nöthigte uns, in ein Kaffeehaus einzukehren, wo geſpielt wurde. Der Prinz ſtellte ſich hinter den Stuhl eines Spaniers, und beobach tete das Spiel. Ich war in ein anſtoßendes Zimmer gegangen, wo ich Zeitungen las. Eine Weile darauf hörte ich Lermen. Vor der Ankunft des Prinzen war der Spanier unaufhörlich im Verluſte geweſen, jetzt gewann er auf alle Karten. Das ganze Spiel ward auffallend verändert, und die Bank war in Gefahr, von dem Pointeur, den dieſe glückliche Wendung kühner gemacht hatte, aufgefordert zu werden. Ein Venetianer, der ſie hielt, ſagte dem Prinzen mit beleidigendem Tone — er ſtöre das Glück, nud er ſolle den Tiſch verlaſſen. Dieſer ſah ihn kalt an und blieb; dieſelbe Faſſung behielt er, als der Venetianer ſeine Beleidigung franzöſiſch wiederholte. Der Letztere glaubte, daß der Prinz beyde Sprachen nicht verſtehe, und wandte ſich mit verachtungsvollem Lachen zu den Uebrigen: „Sagen Sie mir doch, meine Herren, wie ich mich dieſem Balordo verſtändlich machen ſoll?“ Zugleich ſtand er auf und wollte den Prinzen beym Arme ergreifen; dieſen verließ hier die Geduld, er packte den Venetianer mit ſtarker Hand, und warf ihn unſanft zu Boden. Das ganze Haus kam in Bewegung. Auf das Geräuſch ſtürzte ich herein, unwillkührlich rief ich ihn bey ſeinem Namen. „Nehmen Sie ſich in Acht, Prinz, ſetzte ich mit Unbeſonnenheit hinzu, wir ſind hier in Venedig.“ Der Name des Prinzen gebot eine allgemeine Stille, woraus bald ein

Gemurmel wurde, das mir gefährlich ſchien. Alle anweſenden Italiener rotteten ſich zu Haufen, und traten bey Seite. Einer um den Andern verließ den Saal, bis wir uns beyde mit dem Spanier und einigen Franzoſen allein fanden. „Sie ſind verloren, gnädigſter Herr, ſagten dieſe, wenn Sie nicht ſogleich die Stadt verlaſſen. Der Venetianer, den Sie ſo übel behandelt haben, iſt reich genug, einen Bravo zu dingen. Es koſtet ihm nur funfzig Zechinen, Sie aus der Welt zu ſchaffen.“ Der Spanier bot ſich an, zur Sicherheit des Prinzen Wache zu holen, und uns ſelbſt nach Hauſe zu begleiten. Daſſelbe wollten auch die Franzoſen. Wir ſtanden noch, und überlegten, was zu thun wäre, als die Thür ſich öffnete und einige Bedienten der Staatsinquiſition hereintraten. Sie zeigten uns eine Ordre der Regierung, worin uns beyden befohlen ward, ihnen ſchleunig zu folgen. Unter einer ſtarken Bedeckung führte man uns bis zum Kanal. Hier erwartete uns eine Gondel, in die wir uns ſetzen mußten. Ehe wir ausſtiegen, wurden uns die Augen verbunden. Man führte uns eine große ſteinerne Treppe hinauf, und dann durch einen langen gewundenen Gang über Gewölber, wie ich aus dem vielfachen Echo ſchloß, das unter unſern Füßen hallte. Endlich gelangten wir vor eine andere Treppe, welche uns ſechs und zwanzig Stufen in die Tiefe hinunter führte. Hier öffnete ſich ein Saal, wo man uns die Binde wieder von den Augen nahm. Wir befanden uns in einem Kreiſe ehrwürdiger alter Männer, alle ſchwarz gekleidet, der ganze Saal mit ſchwarzen Tüchern behangen und ſparſam erleuchtet, eine Todtenſtille in der ganzen Verſammlung, welches einen ſchreckhaften Eindruck machte. Einer von dieſen Greiſen, wahrſcheinlich der oberſte Staatsinquiſitor, näherte ſich dem Prinzen, und fragte ihn mit einer feierlichen Miene, während man ihm den Venetianer vorführte:

„Erkennen Sie dieſen Menſchen für den nämlichen, der Sie auf dem Kaffeehauſe beleidigt hat?“

„Ja,“ antwortete der Prinz.

Darauf wandte Jener ſich zu dem Gefangenen: „Iſt das dieſelbe Perſon, die Sie heute Abend wollten ermorden laſſen?“

Der Gefangene antwortete mit Ja.

Sogleich öffnete ſich der Kreis, und mit Entſetzen ſahen wir den Kopf des Venetianers vom Rumpfe trennen. „Sind Sie mit dieſer Genugthuung zufrieden?“ fragte der Staatsinquiſitor. — Der Prinz lag ohnmächtig in den Armen ſeiner Begleiter — „Gehen Sie nun,“ fuhr Jener mit einer ſchrecklichen Stimme fort, indem er ſich gegen mich wandte, „und urtheilen Sie künftig weniger vorſchnell von der Gerechtigkeit in Venedig.“

Wer der verborgene Freund geweſen, der uns durch den ſchnellen Arm der Juſtiz von einem gewiſſen Tode errettet hatte, konnten wir nicht errathen. Starr von Schrecken erreichten wir unſere Wohnung. Es war nach Mitternacht. Der Kammerjunker von Z*** erwartete uns mit Ungedult an der Treppe. —

„Wie gut war es, daß Sie geſchickt haben!" ſagte er zum Prinzen, indem er uns leuchtete. — „Eine Nachricht, die der Baron von F*** gleich nachher von dem St. Markusplatze nach Hauſe brachte, hatte uns wegen Ihrer in die tödlichſte Angſt geſetzt."

„Geſchickt hätte ich? Wann? Ich weiß nichts davon."

„Dieſen Abend nach acht Uhr. Sie lieſſen uns ſagen, daß wir ganz außer Sorgen ſeyn dürften, wenn Sie heute ſpäter nach Hauſe kämen."

Hier ſah der Prinz mich an. „Haben Sie vielleicht, ohne mein Wiſſen, dieſe Sorgfalt gebraucht?"

Ich wußte von gar nichts.

„Es muß doch wol ſo ſeyn, Ihro Durchlaucht," ſagte der Kammerjunker — „denn hier iſt ja Ihre Repetiruhr, die Sie zur Sicherheit mitſchickten." Der Prinz griff nach der Uhrtaſche. Die Uhr war wirklich fort, und er erkannte jene für die ſeinige. „Wer brachte ſie?" fragte er mit Beſtürzung.

„Eine unbekannte Maſke, in armeniſcher Kleidung, die ſich ſogleich wieder entfernte.“

Wir ſtanden und ſahen uns an. — „Was halten Sie davon?“ ſagte endlich der Prinz nach einem langen Stillſchweigen. „Ich habe hier einen verborgenen Aufſeher in Venedig.“

Der ſchreckliche Auftritt dieſer Nacht hatte dem Prinzen ein Fieber zugezogen, das ihn acht Tage nöthigte, das Zimmer zu hüten. In dieſer Zeit wimmelte unſer Hotel von Einheimiſchen und Fremden, die der entdeckte Stand des Prinzen herbeygelockt hatte. Man wetteiferte unter einander, ihm Dienſte anzubieten, und wir bemerkten mit Vergnügen, wie immer der Nächſtfolgende den Weggehenden verdächtig machte. Liebesbriefe und Arkana überſchwemmten uns von allen Seiten. Jeder ſuchte nach ſeiner Art, ſich geltend zu machen. Des ganzen Vorgangs in der Staatsinquiſition wurde nicht mehr erwähnt. Weil der Hof zu * * die Abreiſe des Prinzen noch aufgeſchoben wünſchte, ſo erhielten einige Banquiers in Venedig Anweiſung, ihm beträchtliche Summen auszuzahlen. So ward er wider Willen in den Stand geſetzt, ſeinen Aufenthalt in Italien zu verlängern, und auf ſein Bitten entſchloß ich mich auch, meine Abreiſe noch zu verſchieben.

Sobald er ſo weit geneſen war, um das Zimmer wieder verlaſſen zu können, beredete ihn der Arzt, eine Spazierfahrt auf der Brenta zu machen, um die Luft zu verändern. Das Wetter war hell und die Partie ward angenommen. Als wir eben im Begriff waren, in die Gondel zu ſteigen, vermiſſte der Prinz den Schlüſſel zu einer kleinen Schatulle, die ſehr wichtige Papiere enthielt. Sogleich kehrten wir um, ihn zu ſuchen. Er beſann ſich auf das genaueſte, die Schatulle noch den vorigen Tag verſchloſſen zu haben, und ſeit dieſer Zeit war er nicht aus dem Zimmer gekommen. Aber alles Suchen war umſonſt, wir mußten davon abſtehen, um die Zeit nicht zu verlieren. Der Prinz, deſſen Seele über jeden Argwohn erhaben war, erklärte ihn für verloren, und bat uns, nicht weiter davon zu ſprechen.

Die Fahrt war die angenehmſte. Eine maleriſche Landſchaft, die mit jeder Krümmung des Fluſſes ſich an Reichthum und Schönheit zu übertreffen ſchien — der heiterſte Himmel, der mitten im Hornung einen Maientag bildete — reizende Gärten und geſchmackvolle Landhäuſer ohne Zahl, welche beyde Ufer der Brenta ſchmücken — hinter uns das majeſtätiſche Venedig, mit hundert aus dem Waſſer ſpringenden Thürmen und Maſten, alles dies gab uns das herrlichſte Schauſpiel von der Welt. Wir überlieſſen uns ganz dem wohlthätigen Zauber dieſer ſchönen Natur, unſere Laune war die heiterſte, der Prinz ſelbſt verlor ſeinen Ernſt, und wetteiferte mit uns in fröhlichen Scherzen. Eine luſtige Muſik ſchallte uns entgegen, als wir, zwey italieniſche Meilen von der Stadt, ans Land ſtiegen. Sie kam aus einem kleinen Dorfe, wo eben Jahrmarkt gehalten wurde; hier wimmelte es von Geſellſchaft aller Art. Ein Trupp junger Mädchen und Knaben, alle theatraliſch gekleidet, bewillkommte uns mit einem pantomimiſchen Tanz. Die Erfindung war neu, Leichtigkeit und Grazie beſeelten jede Bewegung. Eh' der Tanz noch völlig zu Ende war, ſchien die Anführerinn deſſelben, welche eine Königinn vorſtellte, plötzlich wie von einem unſichtbaren Arme gehalten. Leblos ſtand ſie und Alles. Die Muſik ſchwieg. Kein Odem war zu hören in der ganzen Verſammlung, und ſie ſtand da, den Blick auf die Erde geheftet, in einer tiefen Erſtarrung. Auf einmal fuhr ſie mit Wuth der Begeiſterung in die Höhe, blickte wild um ſich her. „Ein König iſt unter uns,“ rief ſie, riß ihre Krone vom Haupte, und legte ſie — zu den Füßen des Prinzen. Alles, was da war, richtete hier die Augen auf ihn, lange Zeit ungewiß, ob Bedeutung in dieſem Gaukelſpiel wäre, ſo ſehr hatte der affektvolle Ernſt dieſer Spielerinn getäuſcht — Ein allgemeines Händeklatſchen des Beyfalls unterbrach endlich dieſe Stille. Meine Augen ſuchten den Prinzen. Ich bemerkte, daß er nicht wenig betroffen war und ſich Mühe gab, den forſchenden Blicken der Zuſchauer auszuweichen. Er warf Geld unter dieſe Kinder und eilte, aus dem Gewühle zu kommen.

Wir hatten nur wenige Schritte gemacht, als ein ehrwürdiger Barfüßer ſich durch das Volk arbeitete, und dem Prinzen in den Weg trat. „Herr,“ ſagte der Mönch, „gib der Madonna von deinem Gelde! du wirſt ihr Gebet brauchen.“ Er ſprach dies mit einem Tone, der uns betreten machte. Das Gedränge riß ihn weg.

Unſer Gefolge war unterdeſſen gewachſen. Ein engliſcher Lord, den der Prinz ſchon in Nizza geſehen hatte, einige Kaufleute aus Livorno, ein deutſcher Domherr, ein franzöſiſcher Abbé mit einigen Damen, und ein ruſſiſcher Offizier geſellten ſich zu uns. Die Phyſiognomie des Letztern hatte etwas ganz Ungewöhnliches, das unſere Aufmerkſamkeit an ſich zog. Nie in meinem Leben ſah ich ſo viele Züge, und ſo wenig Charakter, ſo viel anlockendes Wohlwollen mit ſo viel zurückſtoßendem Froſt in Einem Menſchengeſichte beyſammen wohnen. Alle Leidenſchaften ſchienen darin gewühlt und es wieder verlaſſen zu haben. Nichts war übrig, als der ſtille, durchdringende Blick eines vollendeten Menſchenkenners, der jedes Auge verſcheuchte, worauf er traf. Dieſer ſeltſame Menſch folgte uns von weitem, ſchien aber an Allem, was vorging, nur einen nachläſſigen Antheil zu nehmen.

Wir kamen vor eine Bude zu ſtehen, wo Lotterie gezogen wurde. Die Damen ſetzten ein, wir andern folgten ihrem Beyſpiel; auch der Prinz forderte ein Loos. Es gewann eine Tabatiere. Als er ſie aufmachte, ſah ich ihn blaß zurückfahren. — Der Schlüſſel lag darin.

„Was iſt das?“ ſagte der Prinz zu mir, als wir einen Augenblick allein waren. „Eine höhere Gewalt jagt mich. Allwiſſenheit ſchwebt um mich. Ein unſichtbares Weſen, dem ich nicht entfliehen kann, bewacht alle meine Schritte. Ich muß den Armenier aufſuchen und muß Licht von ihm haben.“

Die Sonne neigte ſich zum Untergang, als wir vor dem Luſthauſe ankamen, wo das Abendeſſen ſervirt war. Der Name des Prinzen hatte unſere Geſellſchaft bis zu ſechszehn Perſonen vergrößert. Auſſer den oben erwähnten waren noch ein Virtuoſe aus Rom, einige Schweizer und ein Avanturier aus Palermo, der Uniform trug und ſich für einen Kapitain ausgab, zu uns geſtoßen. Es ward beſchloſſen, den ganzen Abend hier zuzubringen, und mit Fackeln nach Hauſe zu fahren. Die Unterhaltung bey Tiſche war ſehr lebhaft, und der Prinz konnte nicht umhin, die Begebenheit mit dem Schlüſſel zu erzählen, welche eine allgemeine Verwunderung erregte. Es wurde heftig über dieſe Materie geſtritten. Die meiſten aus der Geſellſchaft behaupteten dreiſt weg, daß alle dieſe geheimen Künſte auf eine Taſchenſpielerey hinausließen; der Abbé, der ſchon viel Wein bey ſich hatte, forderte das ganze Geiſterreich in die Schranken heraus; der Engländer ſagte Blaſphemien; der Muſikus machte das Kreuz vor dem Teufel. Wenige, worunter der Prinz war, hielten dafür, daß man ſein Urtheil über dieſe Dinge zurückhalten müſſe; während deſſen unterhielt ſich der ruſſiſche Offizier mit den Frauenzimmern, und ſchien das ganze Geſpräch nicht zu achten. In der Hitze des Streits hatte man nicht bemerkt, daß der Sicilianer hinausgegangen war. Nach Verfluß einer kleinen halben Stunde kam er wieder, in einen Mantel gehüllt, und ſtellte ſich hinter den Stuhl des Franzoſen. „Sie haben vorhin die Bravour geäußert, es mit allen Geiſtern aufzunehmen — Wollen Sie es mit einem verſuchen?"

„Topp!" ſagte der Abbé — „wenn Sie es auf ſich nehmen wollen, mir einen herbeyzuſchaffen."

„Das will ich," antwortete der Sicilianer (indem er ſich gegen uns kehrte) „wenn dieſe Herren und Damen uns werden verlaſſen haben."

„Warum das?" rief der Engländer. „Ein herzhafter Geiſt fürchtet ſich vor keiner luſtigen Geſellſchaft."

„Ich ſtehe nicht für den Ausgang," ſagte der Sicilianer.

„Um des Himmels willen! Nein!“ ſchrien die Frauenzimmer an dem Tiſche, und fuhren erſchrocken von ihren Stühlen.

„Laſſen Sie Ihren Geiſt kommen,“ ſagte der Abbé trotzig, „aber warnen Sie ihn vorher, daß es hier ſpitzige Klingen gibt“ (indem er einen von den Gäſten um ſeinen Degen bat).

„Das mögen Sie alsdann halten, wie Sie wollen,“ antwortete der Sicilianer kalt, „wenn Sie nachher noch Luſt dazu haben.“ Hier kehrte er ſich zum Prinzen. „Gnädigſter Herr,“ ſagte er zu dieſem, „Sie behaupten, daß Ihr Schlüſſel in fremden Händen geweſen — Können Sie vermuthen, in welchen?“

„Nein.“

„Rathen Sie auch auf Niemand?“

„Ich hatte freylich einen Gedanken“ —

„Würden Sie die Perſon erkennen, wenn Sie ſie vor ſich ſähen?“

„Ohne Zweifel.“

Hier ſchlug der Sicilianer ſeinen Mantel zurück, und zog einen Spiegel hervor, den er dem Prinzen vor die Augen hielt.

„Iſt es dieſe?“

Der Prinz trat mit Schrecken zurück.

„Was haben Sie geſehen?“ fragte ich.

„Den Armenier.“

Der Sicilianer verbarg ſeinen Spiegel wieder unter den Mantel. „War es dieſelbe Perſon, die Sie meinen?“ fragte die ganze Geſellſchaft.

„Die nämliche.“

Hier veränderte ſich jedes Geſicht, man hörte auf zu lachen. Alle Augen hingen neugierig an dem Sicilianer.

„Monsieur l'Abbé, das Ding wird ernſthaft,“ ſagte der Engländer, „ich rieth Ihnen, auf den Rückzug zu denken.“

„Der Kerl hat den Teufel im Leibe,“ ſchrie der Franzoſe, und flog aus dem Hauſe — die Frauenzimmer ſtürzten mit Geſchrey aus dem Saale — der Virtuoſe folgte ihnen — der deutſche Domherr ſchnarchte in einem Seſſel — der Ruſſe blieb, wie bisher, gleichgültig ſitzen.

„Sie wollten vielleicht nur einen Großſprecher zum Gelächter machen,“ fing der Prinz wieder an, nachdem jene hinaus waren — „oder hätten Sie wol Luſt, uns Wort zu halten?“

„Es iſt wahr,“ ſagte der Sicilianer. „Mit dem Abbé war es mein Ernſt nicht. Ich habe ihn beym Wort genommen, weil ich wol wußte, daß die Memme es nicht ſo weit würde kommen laſſen. Die Sache ſelbſt iſt übrigens zu ernſthaft, um bloß einen Scherz damit auszuführen.“

„Sie räumen alſo doch ein, daß ſie in Ihrer Gewalt iſt?“

Der Magier ſchwieg eine lange Zeit, und ſchien den Prinzen ſorgfältig mit den Augen zu prüfen.

„Ja,“ antwortete er endlich.

Die Neugierde des Prinzen war bereits auf den höchſten Grad geſpannt. Dies war jederzeit ſeine Lieblingsſchwärmerey geweſen, und ſeit jener erſten Erſcheinung des Armeniers hatten ſich alle Ideen wieder bey ihm gemeldet, die ſeine reifere Vernunft und eine beſſere Lektüre ſo lange abgewieſen hatten. Er ging mit dem Sicilianer bey Seite, und ich hörte ihn ſehr angelegentlich mit ihm unterhandeln.

„Sie haben hier einen Mann vor ſich,“ fuhr er fort, „der von Ungeduld brennt, in dieſer wichtigen Materie es zu einer Ueberzeugung zu bringen. Ich würde denjenigen als meinen Wohlthäter, als meinen erſten Freund umarmen, der hier meine Zweifel zerſtreute, und die Decke von meinen Augen zöge — Wollen Sie ſich dieſes große Verdienſt um mich erwerben?“

„Was verlangen Sie von mir?“ ſagte der Magier mit Bedenken.

„Vor jetzt nur eine Probe Ihrer Kunſt. Laſſen Sie mich eine Erſcheinung ſehen.“

„Wozu ſoll das führen?“

„Dann mögen Sie aus meiner nähern Bekanntſchaft urtheilen, ob ich eines höhern Unterrichts werth bin.“

„Ich ſchätze Sie über Alles, durchlauchtigſter Prinz. Eine geheime Gewalt in Ihrem Angeſichte, die Sie ſelbſt noch nicht kennen, hat mich beym erſten Anblick unwiderſtehlich an Sie gebunden. Sie ſind mächtiger, als Sie ſelbſt wiſſen. Sie haben unumſchränkt über meine ganze Gewalt zu gebieten — aber —

„Alſo laſſen Sie mich eine Erſcheinung ſehen.“

„Aber ich muß erſt gewiß ſeyn, daß Sie dieſe Forderung nicht aus Neugierde an mich machen. Wenn gleich die unſichtbaren Kräfte mir einigermaßen zu Willen ſind, ſo iſt es unter der heiligen Bedingung, daß ich meine Gewalt nicht mißbrauche.“

„Meine Abſichten ſind die reinſten. Ich will Wahrheit.“

Hier verlieſſen ſie ihren Platz und traten zu einem entfernten Fenſter, wo ich ſie nicht weiter hören konnte. Der Engländer, der dieſe Unterredung gleichfalls mit angehört hatte, zog mich auf die Seite.

„Ihr Prinz iſt ein edler Mann; es thut mir leid um ihn. Ich verwette meine Seele, daß er mit einem Schurken zu thun hat.“

„Es wird darauf ankommen,“ ſagte ich, „wie er ſich aus dem Handel zieht.“

„Wiſſen Sie was?" ſagte der Engländer: „Jetzt macht der arme Teufel ſich koſtbar. Er wird ſeine Kunſt nicht auskramen, bis er Geld klingen hört. Es ſind unſer Neune. Wir wollen eine Collekte machen. Das bricht ihm den Hals und öffnet vielleicht Ihrem Prinzen die Augen."

„Ich bins zufrieden."

Der Engländer warf ſechs Guineen auf einen Teller und ſammelte in der Reihe herum. Jeder gab einige Louis; dem Ruſſen gefiel unſer Vorſchlag ungemein, er legte eine Banknote von hundert Zechinen auf den Teller — eine Verſchwendung, über welche der Engländer erſchrak. Wir brachten die Collekte dem Prinzen. „Haben Sie die Güte," ſagte der Engländer, „bey dieſem Herrn für uns fürzuſprechen, daß er uns eine Probe ſeiner Kunſt ſehen laſſe und dieſen kleinen Beweis unſrer Erkenntlichkeit annehme." Der Prinz legte noch einen koſtbaren Ring auf den Teller, und reichte ihn dem Sicilianer. Dieſer bedachte ſich einige Sekunden — „Meine Herren," fing er darauf an, „dieſe Großmuth erniedrigt mich — aber ich gebe Ihrem Verlangen nach. Ihr Wunſch ſoll erfüllt werden (indem er eine Glocke zog). Was dieſes Gold betrifft, worauf ich ſelber kein Recht habe, ſo werden Sie mir erlauben, daß ich es in dem nächſten Benediktinerkloſter für milde Stiftungen niederlege. Dieſen Ring behalte ich als ein ſchätzbares Denkmal, das mich an den würdigſten Prinzen erinnern ſoll.“

Hier kam der Wirth, dem er das Geld ſogleich überlieferte.

„Und er iſt dennoch ein Schurke,“ ſagte mir der Engländer ins Ohr. „Das Geld ſchlägt er aus, weil ihm jetzt mehr an dem Prinzen gelegen iſt.“

„Was verlangen Sie?“ fragte jetzt der Magier den Letztern.

Der Prinz beſann ſich einen Augenblick — „Lieber gleich einen großen Mann,“ rief der Lord. „Fordern Sie den Pabſt Ganganelli. Dem Herrn wird das gleich wenig koſten.“

Der Sicilianer biß ſich in die Lippen — „Ich darf keinen zitiren, der die Weihung empfangen hat.“

„Das iſt ſchlimm,“ ſagte der Engländer. „Vielleicht hätten wir von ihm erfahren, an welcher Krankheit er geſtorben iſt.“

„Der Marquis von Lanoy,“ nahm der Prinz jetzt das Wort, „war franzöſiſcher Brigadier im vorigen Kriege, und mein vertrauteſter Freund. In der Bataille bey Haſtinbeck empfing er eine tödtliche Wunde, man trug ihn nach meinem Zelte, wo er bald darauf in meinen Armen ſtarb. Als er ſchon mit dem Tode rang, winkte er mich noch zu ſich.“ „Prinz,“ fing er an, „ich werde mein Vaterland nicht wieder ſehen, erfahren Sie alſo ein Geheimniß.

wozu Niemand, als ich, den Schlüſſel hat. In einem Kloſter auf der flandriſchen Grenze lebt eine — —" Hier verſchied er. Die Hand des Todes zertrennte den Faden ſeiner Rede, ich möchte ihn hier haben und die Fortſetzung hören."

„Viel gefordert, bey Gott!" rief der Engländer. „Ich erkläre Sie für den größten Künſtler des Erdbodens, wenn Sie dieſe Aufgabe löſen." —

Wir bewunderten die ſinnreiche Wahl des Prinzen, und gaben ihr einſtimmig unſern Beyfall. Unterdeſſen ging der Magier mit ſtarken Schritten auf und nieder, und ſchien unentſchloſſen mit ſich ſelbſt zu kämpfen.

„Und das war Alles, was der Sterbende Ihnen zu hinterlaſſen hatte?"

„Alles."

„Thaten Sie keine weitern Nachfragen deswegen in ſeinem Vaterlande?"

„Sie waren alle vergebens."

„Der Marquis von Lanoy hatte untadelhaft gelebt? — Ich darf nicht jeden Todten rufen."

„Er ſtarb mit Reue über die Ausſchweifungen ſeiner Jugend."

„Tragen Sie irgend etwa ein Andenken von ihm bey ſich?"

„Ja" — (Der Prinz führte wirklich eine Tabatiere bey ſich, worauf das Miniaturbild des Marquis in Emaille war, und die er bey der Tafel neben ſich hatte liegen gehabt).

„Ich verlange es nicht zu wiſſen — — laſſen Sie mich allein. Sie ſollen den Verſtorbenen ſehen.“

Wir wurden gebeten, uns ſo lange in den andern Pavillon zu begeben, bis er uns rufen würde, Zugleich ließ er alle Meublen aus dem Saale räumen, die Fenſter ausheben, und die Läden auf das genaueſte verſchließen. Dem Wirth, mit dem er ſchon vertraut zu ſeyn ſchien, befahl er, ein Gefäß mit glühenden Kohlen zu bringen, und alle Feuer im Hauſe ſorgfältig mit Waſſer zu löſchen. Ehe wir weggingen, nahm er von jedem insbeſondere das Ehrenwort, ein ewiges Stillſchweigen über das zu beobachten, was wir ſehen und hören würden. Hinter uns wurden alle Zimmer auf dieſem Pavillon verriegelt.

Es war nach eilf Uhr, und eine Todtenſtille herrſchte im ganzen Hauſe. Beym Hinausgehen fragte mich der Ruſſe, ob wir geladene Piſtolen bey uns hätten? — „Wozu?“ ſagte ich — „Es iſt auf alle Fälle,“ verſetzte er. „Warten Sie einen Augenblick, ich will mich darnach umſehen.“ Er entfernte ſich. Der Baron von F** und ich öffneten ein Fenſter, das jenem Pavillon gegenüber ſah, und es kam uns vor, als hörten wir zwey Menſchen zuſammen flüſtern, und ein Geräuſch, als ob man eine Leiter anlegte. Doch war das nur eine Muthmaßung, und ich getraute mir nicht, ſie für wahr auszugeben. Der Ruſſe kam mit einem Paar Piſtolen zurück, nachdem er eine halbe Stunde ausgeblieben war. Wir ſahen ſie ihn ſcharf laden. Es war beynahe zwey Uhr, als der Magier wieder erſchien, und uns ankündigte, daß es Zeit wäre. Ehe wir hineintraten, ward uns befohlen, die Schuhe auszuziehen, und im bloßen Hemde, Strümpfen und Unterkleidern zu erſcheinen. Hinter uns wurde, wie das erſtemal, verriegelt.

Wir fanden, als wir in den Saal zurückkamen, mit einer Kohle einen weiten Kreis beſchrieben, der uns alle zehn bequem faſſen konnte. Rings herum, an allen vier Wänden des Zimmers, waren die Dielen weggehoben, das wir gleichſam auf einer Inſel ſtanden. Ein Altar, mit ſchwarzem Tuch behangen, ſtand mitten im Kreiſe errichtet, unter welchen ein Teppich von rothem Atlas gebreitet war. Eine chaldäiſche Bibel lag bey einem Todtenkopfe aufgeſchlagen auf dem Altar, und ein ſilbernes Kruzifix war darauf feſt gemacht. Statt der Kerzen brannte Spiritus in einer ſilbernen Kapſel. Ein dicker Rauch von Olibanum verfinſterte den Saal, davon das Licht beynahe erſtickte. Der Beſchwörer war entkleidet, wie wir, aber barfuß; um den bloßen Hals trug er ein Amulet an einer Kette von Menſchenhaaren, um die Lenden hatte er eine weiße Schürze geſchlagen, die mit geheimen Chiffern und ſymboliſchen Figuren bezeichnet war. Er hieß uns einander die Hände reichen, und eine tiefe Stille beobachten; vorzüglich empfahl er uns, ja keine Frage an die Erſcheinung zu thun. Den Engländer und mich (gegen uns beyde ſchien er das meiſte Mißtrauen zu hegen) erſuchte er, zwey bloße Degen unverrückt und kreuzweiſe, einen Zoll hoch, über ſeinem Scheitel zu halten, ſo lange die Handlung dauern würde. Wir ſtanden in einem halben Mond um ihn herum, der ruſſiſche Offizier drängte ſich dicht an den Engländer, und ſtand zunächſt an dem Altar. Das Geſicht gegen Morgen gerichtet, ſtellte ſich der Magier jetzt auf den Teppich, ſprengte Weihwaſſer nach allen vier Weltgegenden, und neigte ſich dreymal gegen die Bibel. Eine halbe Viertelſtunde dauerte die Beſchwörung, von welcher wir nichts verſtanden; nach Endigung derſelben gab er denen, die zunächſt hinter ihm ſtanden, ein Zeichen, daß ſie ihn jetzt feſt bey den Haaren faſſen ſollten. Unter den heftigſten Zuckungen rief er den Verſtorbenen dreymal mit Namen, und das drittemal ſtreckte er nach dem Kriziſixe die Hand aus — —

Auf einmal empfanden wir alle zugleich einen Streich, wie vom Blitze, daß unſere Hände auseinander flogen; ein plötzlicher Donnerſchlag erſchütterte das Haus, alle Schlöſſer klangen, alle Thüren ſchlugen zuſammen, der Deckel an der Kapſel fiel zu, das Licht löſchte aus, und an der entgegenſtehenden Wand, über dem Kamine, zeigte ſich eine menſchliche Figur, in blutigem Hemde, bleich und mit dem Geſicht eines Sterbenden.

„Wer ruft mich?“ ſagte eine hohle, kaum hörbare Stimme.

„Dein Freund,“ antwortete der Beſchwörer, „der dein Andenken ehret, und für deine Seele betet,“ zugleich nannte er den Namen des Prinzen.

Die Antworten erfolgten immer nach einem ſehr großen Zwiſchenraume.

„Was verlangt er?“ fuhr dieſe Stimme fort.

„Dein Bekenntniß will er zu Ende hören, das du in dieſer Welt angefangen und nicht beſchloſſen haſt.“

„In einem Kloſter auf der flandriſchen Grenze lebt — — —

Hier erzitterte das Haus von neuem. Die Thür ſprang freywillig unter einem heftigen Donnerſchlag auf, ein Blitz erleuchtete das Zimmer, und eine andre körperliche Geſtalt, blutig und blaß, wie die erſte, aber ſchrecklicher, erſchien an der Schwelle. Der Spiritus fing von ſelbſt an wieder zu brennen, und der Saal wurde helle, wie zuvor. „Wer iſt unter uns?“ rief der Magier erſchrocken, und warf einen Blick des Entſetzens durch die Verſammlung — „Dich hab' ich nicht gewollt.“ Die Geſtalt ging mit majeſtätiſchem leiſem Schritt gerade auf den Altar zu, ſtellte ſich auf den Teppich, und uns gegenüber, und faſſte das Kruzifix. Die erſte Figur ſahen wir nicht mehr.

„Wer ruft mich?“ ſagte dieſe zweite Erſcheinung.

Der Magier fing an, heftig zu zittern. Schrecken und Erſtaunen hatten uns gefeſſelt. Ich griff nach einer Piſtole, der Magier riß ſie mir aus der Hand, und drückte ſie auf die Geſtalt ab. Die Kugel rollte langſam auf dem Altar, und die Geſtalt trat unverändert aus dem Rauche. Jetzt ſank der Magier ohnmächtig nieder.

„Was wird das?“ rief der Engländer voll Erſtaunen, und wollte einen Streich mit dem Degen nach ihr thun. Die Geſtalt berührte ſeinen Arm, und die Klinge fiel zu Boden. Hier trat der Angſtſchweiß auf meine Stirn. Baron F** geſtand uns nachher, daß er gebetet habe. Dieſe ganze Zeit über ſtand der Prinz furchtlos und ruhig, die Augen ſtarr auf die Erſcheinung gerichtet.

„Ja! Ich erkenne dich,“ rief er endlich voll Rührung aus, „du biſt Lanoy, du biſt mein Freund — — Woher kommſt du?“

„Die Ewigkeit iſt ſtumm. Frage mich aus dem vergangenen Leben.“

„Wer lebt in dem Kloſter, das du mir bezeichnet haſt?“

„Meine Tochter.“

„Wie? Du biſt Vater geweſen?“

„Weh mir, daß ich es nicht war!“

„Biſt du nicht glücklich, Lanoy?“

„Gott hat gerichtet.“

„Kann ich dir auf dieſer Welt noch einen Dienſt erzeigen?“

„Keinen, als an dich ſelbſt zu denken.“

„Wie muß ich das?“

„In Rom wirſt du es erfahren.“

Hier erfolgte ein neuer Donnerſchlag — eine ſchwarze Rauchwolke erfüllte das Zimmer; als ſie zerfloſſen war, fanden wir keine Geſtalt mehr. Ich ſtieß einen Fenſterladen auf. Es war Morgen.

Jetzt kam auch der Magier aus ſeiner Betäubung zurück. „Wo ſind wir?“ rief er aus, als er Tageslicht erblickte. Der ruſſiſche Offizier ſtand dicht hinter ihm, und ſah ihm über die Schulter. „Taſchenſpieler,“ ſagte er mit ſchrecklichem Blick zu ihm; „du wirſt keinen Geiſt mehr rufen.“

Der Sicilianer drehte ſich um, ſah ihm genauer ins Geſicht, that einen lauten Schrey und ſtürzte zu ſeinen Füßen.

Jetzt ſahen wir alle auf einmal den vermeintlichen Ruſſen an. Der Prinz erkannte in ihm ohne Mühe die Züge ſeines Armeniers wieder, und das Wort, das er eben hervorſtottern wollte, erſtarb auf ſeinem Munde. Schrecken und Ueberraſchung hatten uns alle wie verſteinert. Lautlos und unbeweglich ſtarrten wir dieſes geheimnißvolle Weſen an, das uns mit einem Blicke ſtiller Gewalt und Größe durchſchaute. Eine Minute dauerte dies Schweigen — und wieder eine. Kein Odem war in der ganzen Verſammlung.

Einige kräftige Schläge an die Thür brachten uns endlich wieder zu uns ſelbſt. Die Thür fiel zertrümmert in den Saal, und herein drangen Gerichtsdiener mit Wache. „Hier finden wir ſie ja beyſammen!“ rief der Anführer, und wandte ſich zu ſeinen Begleitern. „Im Namen der Regierung!“ rief er uns zu. „Ich verhafte euch.“ Wir hatten nicht ſo viel Zeit, uns zu beſinnen; in wenig Augenblicken waren wir umringt. Der ruſſiſche Offizier, den ich jetzt wieder den Armenier nenne, zog den Anführer der Häſcher auf die Seite, und, ſoviel mir dieſe Verwirrung zuließ, bemerkte ich, daß er ihm einige Worte heimlich ins Ohr ſagte, und etwas Schriftliches vorzeigte. Sogleich verließ ihn der Häſcher mit einer ſtummen und ehrerbietigen Verbeugung, wandte ſich darauf zu uns und nahm ſeinen

Hut ab. „Vergeben Sie, meine Herren,“ ſagte er, „daß ich Sie mit dieſem Betrüger vermengen konnte. Ich will nicht fragen, wer Sie ſind — aber dieſer Herr verſichert mir, daß ich Männer von Ehre vor mir habe.“ Zugleich winkte er ſeinen Begleitern, von uns abzulaſſen. Den Sicilianer befahl er, wohl zu bewachen und zu binden. „Der Burſche da iſt überreif,“ ſetzte er hinzu. „Wir haben ſchon ſieben Monate auf ihn gelauert.“

Dieſer elende Menſch war wirklich ein Gegenſtand des Jammers. Das doppelte Schrecken der zweiten Geiſtererſcheinung und dieſes unerwarteten Ueberfalls hatte ſeine Beſinnungskraft überwältigt. Er ließ ſich binden, wie ein Kind; die Augen lagen weit aufgeſperrt und ſtier in einem todtenähnlichen Geſichte, und ſeine Lippen bebten in ſtillen Zuckungen, ohne einen Laut auszuſtoßen. Jeden Augenblick erwarteten wir einen Ausbruch von Convulſionen. Der Prinz fühlte Mitleid mit ſeinem Zuſtande, und unternahm es, ſeine Loslaſſung bey dem Gerichtsdiener auszuwirken, dem er ſich zu erkennen gab.

„Gnädigſter Herr,“ ſagte dieſer, „wiſſen Sie auch, wer der Menſch iſt, für welchen Sie ſich ſo großmüthig verwenden? Der Betrug, den er Ihnen zu ſpielen gedachte, iſt ſein geringſtes Verbrechen. Wir haben ſeine Helfershelfer. Sie ſagen abſcheuliche Dinge von ihm aus. Er mag ſich noch glücklich preiſen, wenn er mit der Galere davon kommt.“

Unterdeſſen ſahen wir auch den Wirth, nebſt ſeinen Hausgenoſſen, mit Stricken gebunden über den Hof führen — „Auch dieſer?“ rief der Prinz. „Was hat denn dieſer verſchuldet?“ — „Er war ſein Mitſchuldiger und Hehler,“ antwortete der Anführer der Häſcher, „der ihm zu ſeinen Taſchenſpielerſtückchen und Diebereyen behülflich geweſen, und ſeinen Raub mit ihm getheilt hat. Gleich ſollen Sie überzeugt ſeyn, gnädigſter Herr,“ (indem er ſich zu ſeinen Begleitern kehrte). Man durchſuche das ganze Haus, und bringe mir ſogleich Nachricht, was man gefunden hat.“

Jetzt ſahe ſich der Prinz nach dem Armenier um — aber er war nicht mehr vorhanden; in der allgemeinen Verwirrung, welche dieſer Ueberfall anrichtete, hatte er Mittel gefunden, unbemerkt zu entkommen. Der Prinz war untröſtlich; gleich wollte er ihm alle ſeine Leute nachſchicken, er ſelbſt wollte ihn aufſuchen und mich mit ſich fortreißen. Ich eilte ans Fenſter; das ganze Haus war von Neugierigen umringt, die das Gerücht dieſer Begebenheit herbeygeführt hatte. Unmöglich war es, durch das Gedränge zu kommen. Ich ſtellte dem Prinzen dieſes vor. „Wenn es dieſem Armenier ein Ernſt iſt, ſich vor uns zu verbergen, ſo weiß er unfehlbar die

Schliche beſſer als wir, und alle unſre Nachforſchungen werden vergebens ſeyn. Lieber laſſen Sie uns noch hier bleiben, gnädigſter Prinz. Vielleicht kann uns dieſer Gerichtsdiener etwas Näheres von ihm ſagen, dem er ſich, wenn ich anders recht geſehen, entdeckt hat.“

Jetzt erinnerten wir uns, daß wir noch ausgekleidet waren. Wir eilten nach unſerm Zimmer, uns in der Geſchwindigkeit in unſre Kleider zu werfen. Als wir zurückkamen, war die Hausſuchung geſchehen.

Nachdem man den Altar weggeräumt, und die Dielen des Saals aufgebrochen, entdeckte man ein geräumiges Gewölbe, worin ein Menſch gemächlich aufrecht ſitzen konnte, mit einer Thür verſehen, die durch eine ſchmale Treppe nach dem Keller führte. In dieſem Gewölbe fand man eine Elektriſirmaſchiene, eine Uhr und eine kleine ſilberne Glocke, welche letztere, ſo wie die Elektriſirmaſchiene, mit dem Altar und dem darauf befeſtigten Kruzifixe Communication hatte. Ein Fenſterladen, der dem Kamine gerade gegenüber ſtand, war durchbrochen und mit einem Schieber verſehen, um, wie wir nachher erfuhren, eine magiſche Laterne in ſeine Oeffnung einzupaſſen, aus welcher die verlangte Geſtalt auf die Wand über dem Kamine gefallen war. Vom Dachboden und aus dem Keller brachte man verſchiedne Trommeln, woran große bleyerne Kugeln an Schnüren befeſtigt hingen, wahrſcheinlich, um das Geräuſch des Donners hervorzubringen, das wir gehört hatten. Als man die Kleider des Sicilianers durchſuchte, fand man in einem Etui verſchiedene Pulver, wie auch lebendigen Merkur in Phiolen und Büchſen, Phosphorus in einer gläſernen Flaſche, einen Ring, den wir gleich für einen magnetiſchen erkannten, weil er an einem ſtählernen Knopfe hängen blieb, dem er von ohngefähr nahe gebracht worden, in den Rocktaſchen ein Paternoſter, einen Judenbart, Terzerole und einen Dolch. „Laß doch ſehen, ob ſie geladen ſind,“ ſagte einer von den Häſchern, indem er eines von den Terzerolen nahm und ins Kamin abſchoß. „Jeſus Maria!“ rief eine hohle menſchliche Stimme, eben die, welche wir von der erſten Erſcheinung gehört hatten — und in demſelben Augenblicke ſahen wir einen blutenden Körper aus dem Schlot herunterſtürzen. — „Noch nicht zur Ruhe, armer Geiſt?“ rief der Engländer, während daß wir Andern mit Schrecken zurückfuhren. „Gehe heim zu deinem Grabe. Du haſt geſchienen, was du nicht warſt; jetzt wirſt du ſeyn, was du ſchieneſt.“

„Jeſus Maria! Ich bin verwundet,“ wiederholte der Menſch im Kamine. Die Kugel hatte ihm das rechte Bein zerſchmettert. Sogleich beſorgte man, daß die Wunde verbunden wurde.

„Aber wer biſt du denn, und was für ein böſer Dämon muß dich hieher führen?“

„Ein armer Barfüßer,“ antwortete der Verwundete. „Ein fremder Herr hier hat mir eine Zechine geboten, daß ich — “

„Eine Formel herſagen ſollte. Und warum haſt du dich denn nicht gleich wieder davon gemacht?“

„Er wollte mir ein Zeichen geben, wenn ich fortfahren ſollte; aber das Zeichen blieb aus, und wie ich hinausſteigen wollte, war die Leiter weggezogen.“

„Und wie heißt denn die Formel, die er dir eingelernt hat?“

Der Menſch bekam hier eine Ohnmacht, daß nichts weiter aus ihm herauszubringen war. Unterdeſſen hatte ſich der Prinz zu dem Anführer der Häſcher gewendet.

„Sie haben uns,“ ſagte er, indem er ihm zugleich einige Goldſtücke in die Hand drückte, „Sie haben uns aus den Händen eines Betrügers gerettet, und uns, ohne uns noch zu kennen, Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Wollen Sie nun unſre Verbindlichkeit vollkommen machen, und uns entdecken, wer der Unbekannte war, dem es nur ein Paar Worte koſtete, uns in Freyheit zu ſetzen?“

„Wen meinen Sie?“ fragte der Anführer der Häſcher mit einer Miene, die deutlich zeigte, wie unnöthig dieſe Frage war.

„Den Herrn in ruſſiſcher Uniform meine ich, der Sie vorhin bey Seite zog, Ihnen etwas Schriftliches vorwies und einige Worte ins Ohr ſagte, worauf Sie uns ſogleich wieder losgaben.“

„Sie kennen dieſen Herrn alſo nicht?“ fragte der Häſcher wieder. „Er war nicht von Ihrer Geſellſchaft?“

„Nein,“ ſagte der Prinz — „und aus ſehr wichtigen Urſachen wünſchte ich näher mit ihm bekannt zu werden.“

„Näher,“ antwortete der Häſcher, „kenn' ich ihn auch nicht. Sein Name ſelbſt iſt mir unbekannt, und heute habe ich ihn zum erſten Male in meinem Leben geſehen.“

„Wie? und in ſo kurzer Zeit, durch ein Paar Worte konnte er ſo viel über Sie vermögen, daß Sie ihn ſelbſt und uns alle für unſchuldig erklärten?“

„Allerdings, durch ein einziges Wort.“

„Und dieſes war? — Ich geſtehe, daß ich es wiſſen möchte.“

„Dieſer Unbekannte, gnädigſter Herr“ — indem er die Zechinen in ſeiner Hand wog — „Sie ſind zu großmüthig gegen mich geweſen, um Ihnen länger ein Geheimniß daraus zu machen — dieſer Unbekannte war — ein Offizier der Staatsinquiſition.“

„Der Staatsinquiſition! — Dieſer! —“

„Nicht anders, gnädigſter Herr — und davon überzeugte mich das Papier, welches er mir vorzeigte.“

„Dieſer Menſch, ſagten Sie? Es iſt nicht möglich.“

„Ich will Ihnen noch mehr ſagen, gnädigſter Herr. Eben dieſer war es, auf deſſen Denunciation ich hieher geſchickt worden bin, den Geiſterbeſchwörer zu verhaften.“

Wir ſahen uns mit noch größerm Erſtaunen an.

„Da hätten wir es ja heraus,“ rief endlich der Engländer, „warum der arme Teufel von Beſchwörer ſo erſchrocken zuſammenfuhr, als er ihm näher ins Geſicht ſah. Er erkannte ihn für einen Spion, und darum that er jenen Schrey und ſtürzte zu ſeinen Füßen —“

„Nimmermehr,“ rief der Prinz. „Dieſer Menſch iſt Alles, was er ſeyn will, und Alles, was der Augenblick will, daß er ſeyn ſoll. Was er wirklich iſt, hat keines Menſchen Sohn erfahren. Sahen Sie den Sicilianer zuſammenſinken, als er ihm die Worte ins Ohr ſchrie: Du wirſt keinen Geiſt mehr rufen? Dahinter iſt mehr. Daß man vor etwas Menſchlichem ſo zu erſchrecken pflegt, ſoll mich Niemand überreden.“

„Darüber wird uns der Magier ſelbſt wol am beſten zurechtweiſen können,“ ſagte der Lord, „wenn uns dieſer Herr (ſich zu dem Anführer der Gerichtsdiener wendend) Gelegenheit verſchaffen will, ſeinen Gefangenen zu ſprechen.“

Der Anführer der Häſcher verſprach es uns, und wir redeten mit dem Engländer ab, daß wir ihn gleich den andern Morgen aufſuchen wollten. Jetzt begaben wir uns nach Venedig zurück.

Mit dem früheſten Morgen war Lord Seymour da, (dies war der Name des Engländers) und bald nachher erſchien eine vertraute Perſon, die der Gerichtsdiener abgeſchickt hatte, uns nach dem Gefängniſſe zu führen. Ich habe vergeſſen, zu erzählen, daß der Prinz ſchon ſeit etlichen Tagen einen ſeiner Jäger vermißte, einen Bremer von Geburt, der ihm viele Jahre redlich gedient und ſein ganzes Vertrauen beſeſſen hatte. Ob er verunglückt oder geſtohlen, oder auch entlaufen war, wußte Niemand. Zu dem Letztern war gar kein wahrſcheinlicher Grund vorhanden, weil er jederzeit ein ſtiller und ordentlicher Menſch geweſen, und nie ein Tadel an ihm gefunden war. Alles, worauf ſeine Kameraden ſich beſinnen konnten, war, daß er in der letzten Zeit ſehr ſchwermüthig geweſen, und, wo er nur einen Augenblick erhaſchen konnte, ein gewiſſes Minoritenkloſter in der Giudecca beſucht habe, wo er auch mit einigen Brüdern öfters Umgang gepflegt. Dies brachte uns auf die Vermuthung, daß er vielleicht in die Hände der Pfaffen gerathen ſeyn möchte, und ſich katholiſch gemacht hätte; und weil der Prinz über dieſen Artikel damals noch ſehr tolerant oder ſehr gleichgültig dachte, ſo ließ er's, nach einigen fruchtloſen Nachforſchungen, dabei bewenden. Doch ſchmerzte ihn der Verluſt dieſes Menſchen, der ihm auf ſeinen Feldzügen immer zur Seite geweſen, immer treu an ihm gehangen, und in einem fremden Lande ſo leicht nicht wieder zu erſetzen war. Heute nun, als wir eben im Begriff ſtanden, auszugehn, ließ ſich der Banquier des Prinzen melden, an den der Auftrag ergangen war, für einen neuen Bedienten zu ſorgen. Dieſer ſtellte dem Prinzen einen gut gebildeten und wohlgekleideten Menſchen in mittlern Jahren vor, der lange Zeit in Dienſten eines Prokurators als Sekretär geſtanden, franzöſiſch und auch etwas deutſch ſprach, übrigens mit den beſten Zeugniſſen verſehen war. Seine Phyſionomie gefiel, und da er ſich übrigens erklärte, daß ſein Gehalt von der Zufriedenheit des Prinzen mit ſeinen Dienſten abhängen ſollte, ſo ließ er ihn ohne Verzug eintreten.

Wir fanden den Sicilianer in einem Privatgefängniſſe, wohin er, dem Prinzen zu Gefallen, wie der Gerichtsdiener ſagte, einſtweilen gebracht worden war, ehe er unter die Bleidächer geſetzt wurde, zu denen kein Zugang mehr offen ſteht. Dieſe Bleidächer ſind dafürchterlichſte Gefängniß in Venedig, unter dem Dache des St. Markuspallaſtes, worin die unglücklichen Verbrecher von der dörrenden Sonnenhitze, die ſich auf der Bleyfläche ſammelt, oft bis zum Wahnwitze leiden. Der Sicilianer hatte ſich von dem geſtrigen Zufalle wieder erholt, und ſtand ehrerbietig auf, als er den Prinzen anſichtig wurde. Ein Bein und eine Hand waren gefeſſelt, ſonſt aber konnte er frey durch das Zimmer gehen. Bey unſerm Eintritt entfernte ſich die Wache vor die Thür.

„Ich komme," ſagte der Prinz, „über zwey Punkte eine Erklärung von Ihnen zu verlangen. Die eine ſind Sie mir ſchuldig, und es wird Ihr Schade nicht ſeyn, wenn Sie mich über den andern befriedigen."

„Meine Rolle iſt ausgeſpielt," verſetzte der Sicilianer. „Mein Schickſal ſteht in Ihren Händen."

„Ihre Aufrichtigkeit allein iſt es, die es erleichtern kann."

„Fragen Sie, gnädigſter Herr. Ich bin bereit zu antworten, denn ich habe nichts mehr zu verlieren."

„Sie haben mich das Geſicht des Armeniers in Ihrem Spiegel ſehen laſſen. Wodurch bewirkten Sie dieſes?"

„Es war kein Spiegel, was Sie geſehen haben. Ein bloßes Paſtellgemählde hinter einem Glaſe, das einen Mann in armeniſcher Kleidung vorſtellte, hat

Sie getäuſcht. Meine Geſchwindigkeit, die Dämmerung, Ihr Erſtaunen unterſtützten dieſen Betrug. Das Bild ſelbſt wird ſich unter den übrigen Sachen finden, die man in dem Gaſthofe in Beſchlag genommen hat."

„Aber wie konnten Sie meine Gedanken ſo gut wiſſen, und gerade auf den Armenier rathen?"

„Dieſes war gar nicht ſchwer, gnädigſter Herr. Ohne Zweifel haben Sie ſich bey Tiſche, in Gegenwart Ihrer Bedienten, über die Begebenheit öfters herausgelaſſen, die ſich zwiſchen Ihnen und dieſem Armenier ereignet hat. Einer von meinen Leuten machte mit einem Jäger zufälliger Weiſe in der Giudecca Bekanntſchaft, aus welchem er nach und nach ſo viel zu ziehen wußte, als mir zu wiſſen nöthig war."

„Wo iſt dieſer Jäger?" fragte der Prinz. „Ich vermiſſe ihn, und ganz gewiß wiſſen Sie um ſeine Entweichung."

„Ich ſchwöre Ihnen, daß ich nicht das Geringſte davon weiß, gnädigſter Herr. Ich ſelbſt hab' ihn nie geſehen, und nie eine andre Abſicht mit ihm gehabt, als die eben gemeldete."

„Fahren Sie fort," ſagte der Prinz.

„Auf dieſem Wege nun erhielt ich überhaupt auch die erſte Nachricht von Ihrem Aufenthalt und Ihren Begebenheiten in Venedig, und ſogleich entſchloß ich mich, ſie zu nützen. Sie ſehen, gnädigſter Herr, daß ich aufrichtig bin. Ich wußte von Ihrer vorhabenden

Spazierfahrt auf der Brenta; ich hatte mich darauf verſehen, und ein Schlüſſel, der Ihnen von ohngefähr entfiel, gab mir die erſte Gelegenheit, meine Kunſt an Ihnen zu verſuchen."

„Wie? So hätte ich mich geirrt? Das Stückchen mit dem Schlüſſel war Ihr Werk, und nicht des Armeniers? Der Schlüſſel, ſagen Sie, wäre mir entfallen?"

„Als Sie die Börſe zogen — und ich nahm den Augenblick wahr, da mich Niemand beobachtete, ihn ſchnell mit dem Fuße zu verdecken. Die Perſon, bey der Sie die Lotterielooſe nahmen, war im Verſtändniß mit mir. Sie ließ Sie aus dem Gefäße ziehen, wo keine Niete zu holen war, und der Schlüſſel lag längſt in der Doſe, ehe ſie von Ihnen gewonnen wurde."

„Nunmehr begreif' ich's. Und der Barfüßermönch, der ſich mir in den Weg warf, und mich ſo feyerlich anredete?"

„War der nämliche, den man, wie ich höre, verwundet aus dem Kamine gezogen. Es iſt einer von meinen Kameraden, der mir unter dieſer Verhüllung ſchon manche gute Dienſte geleiſtet."

„Aber zu welchem Ende ſtellten Sie dieſes an?"

„Um Sie nachdenkend zu machen — um einen Gemüthszuſtand in Ihnen vorzubereiten, der Sie für das Wunderbare, das ich mit Ihnen im Sinne hatte, empfänglich machen ſollte."

„Aber der pantomimiſche Tanz, der eine ſo überraſchende ſeltſame Wendung nahm — dieſer war doch wenigſtens nicht von Ihrer Erfindung?“

„Das Mädchen, welches die Königinn vorſtellte, war von mir unterrichtet, und ihre ganze Rolle mein Werk. Ich vermuthete, daß es Eure Durchlaucht nicht wenig befremden würde, an dieſem Orte bekannt zu ſeyn, und, verzeihen Sie mir, gnädigſter Herr, das Abenteuer mit dem Armenier ließ mich hoffen, daß Sie bereits ſchon geneigt ſeyn würden, natürliche Auslegungen zu verſchmähen, und nach höhern Quellen des Außerordentlichen zu ſpüren.“

„In der That,“ rief der Prinz mit einer Miene zugleich des Verdruſſes und der Verwunderung, indem er mir beſonders einen bedeutenden Blick gab, „in der That,“ rief er aus, „das habe ich nicht erwartet.“ *)

---

*) Und wahrſcheinlich auch die wenigſten meiner Leſer. Dieſe zu den Füßen des Prinzen ſo unerwartet und ſo feyerlich niedergelegte Krone, mit der vorhergehenden Prophezeihung des Armeniers zuſammengenommen, ſcheint ſo natürlich und ungezwungen auf einen gewiſſen Zweck zu zielen, daß mir beym erſten Leſen dieſer Memoires ſogleich die verfängliche Anrede der Zauberſchweſtern im Macbeth: Heil dir, Than von Glamis, der einſt König ſeyn wird! dabey eingefallen iſt; und vermuthlich iſt es mehrern ſo ergangen. Wenn eine gewiſſe Vorſtellung auf eine feyerliche und ungewöhnliche Art in die Seele gebracht worden, ſo kann es nicht fehlen, daß alle darauf folgende, welche

„Aber,“ fuhr der Prinz nach einem langen Stillſchweigen wieder fort, „wie brachten Sie die Geſtalt hervor, die an der Wand über dem Kamine erſchien?“

„Durch die Zauberlaterne, welche an dem gegenüberſtehenden Fenſterladen angebracht war, wo Sie auch die Oeffnung dazu bemerkt haben werden.“

„Aber wie kam es denn, daß kein einziger unter uns Sie gewahr wurde?“ fragte Lord Seymour.

„Sie erinnern ſich, gnädigſter Herr, daß ein dicker Rauch von Olibanum den ganzen Saal verfinſterte, als Sie zurückgekommen waren. Zugleich hatte ich die Vorſicht gebraucht, die Dielen, welche man weggehoben, neben demjenigen Fenſter anlehnen zu laſſen, wo die Laterna magica eingefügt war; dadurch verhinderte ich, daß Ihnen dieſer Fenſterladen nicht ſogleich ins Geſicht fiel. Uebrigens blieb die Laterne auch ſo lange

---

nur der geringſten Beziehung auf ſie fähig ſind, ſich an dieſelbe anzuſchließen, und in einen gewiſſen Rapport mit ihr ſetzen. Der Sicilianer, der, wie es ſcheint, mit der ganzen Sache nicht mehr und nicht weniger gewollt hat, als den Prinzen dadurch zu überraſchen, daß er ihn merken ließ, ſein Stand ſey entdeckt, hat dem Armenier, ohne daran zu denken, in die Hand gearbeitet: aber ſo ſehr die Sache auch Intereſſe verliert, wenn man den höhern Zweck zurücknimmt, auf welchen ſie anfangs angelegt ſchien, ſo wenig darf ich doch der hiſtoriſchen Wahrheit zu nahe treten, und ich erzähle das Factum, wie ich es gefunden.

Anm. des Herausg.

durch einen Schieber verdeckt, bis Sie alle Ihre Plätze genommen hatten, und keine Unterſuchung im Zimmer mehr von Ihnen zu fürchten war.“

„Mir kam vor,“ fiel ich ein, „als hörte ich in der Nähe dieſes Saals eine Leiter anlegen, als ich in dem andern Pavillon aus dem Fenſter ſah. War dem wirklich ſo?“

„Ganz recht. Eben dieſe Leiter, auf welcher mein Gehülfe zu dem bewußten Fenſter empor kletterte, um die Zauberlaterne zu dirigiren.“

„Die Geſtalt,“ fuhr der Prinz fort, „ſchien wirklich eine flüchtige Aehnlichkeit mit meinem verſtorbenen Freunde zu haben; beſonders traf es ein, daß ſie ſehr blond war. War dieſes bloßer Zufall, oder woher ſchöpften Sie dieſelbe?“

„Eure Durchlaucht erinnern ſich, daß Sie über Tiſche eine Doſe neben ſich hatten liegen gehabt, auf welcher das Portrait eines Offiziers in **ſcher Uniform in Emaille war. Ich fragte Sie, ob Sie von Ihrem Freunde nicht irgend ein Andenken bey ſich führten? worauf Sie mit Ja antworteten; daraus ſchloß ich, daß es vielleicht die Doſe ſeyn möchte. Ich hatte das Bild über Tiſche gut ins Auge gefaßt, und weil ich im Zeichnen ſehr geübt, auch im Treffen ſehr glücklich bin, ſo war es mir ein Leichtes, dem Bilde dieſe flüchtige Aehnlichkeit zu geben.

die Sie wahrgenommen haben; und um ſo mehr, da die Geſichtszüge des Marquis ſehr ins Auge fallen.“

„Aber die Geſtalt ſchien ſich doch zu bewegen. —“

„So ſchien es — aber es war nicht die Geſtalt, ſondern der Rauch, der von ihrem Scheine beleuchtet war.“

„Und der Menſch, welcher aus dem Schlott herabſtürzte, antwortete alſo für die Erſcheinung?“

„Eben dieſer.“

„Aber er konnte ja die Fragen nicht wohl hören.“

„Dieſes brauchte er auch nicht. Sie beſinnen ſich, gnädigſter Prinz, daß ich Ihnen allen auf das ſtrengſte verbot, ſelbſt eine Frage an das Geſpenſt zu richten. Was ich ihn fragen würde und er mir antworten ſollte, war abgeredet; und damit ja kein Verſehen vorfiele, ließ ich ihn große Pauſen beobachten, die er an Schlägen einer Uhr abzählen mußte.“

„Sie gaben dem Wirthe Befehl, alle Feuer im Hauſe ſorgfältig mit Waſſer löſchen zu laſſen; dies geſchah ohne Zweifel —“

„Um meinen Mann im Kamine außer Gefahr des Erſtickens zu ſetzen, weil die Schornſteine im Hauſe in einander laufen, und ich vor Ihrer Suite nicht ſo recht ſicher zu ſeyn glaubte.“

„Wie kam es aber,“ fragte Lord Seymour, „daß Ihr Geiſt weder früher noch ſpäter da war, als Sie ihn brauchten?“

„Mein Geiſt war ſchon eine gute Weile im Zimmer, ehe ich ihn citirte; aber ſo lange der Spiritus brannte, konnte man dieſen matten Schein nicht ſehen. Als meine Beſchwörungsformel geendigt war, ließ ich das Gefäß, worin der Spiritus flammte, zuſammenfallen, es wurde Nacht im Saal, und jetzt erſt wurde man die Figur an der Wand gewahr, die ſich ſchon längſt darauf reflektirt hatte.“

„Aber in eben dem Moment, als der Geiſt erſchien, empfanden wir alle einen elektriſchen Schlag. Wie bewirkten Sie dieſen?“

„Die Maſchiene unter dem Altar haben Sie entdeckt. Sie ſahen auch, daß ich auf einem ſeidnen Fußteppich ſtand. Ich ließ Sie in einem halben Mond um mich herumſtehen und einander die Hände reichen; als es nahe dabey war, winkte ich einem von Ihnen, mich bey den Haaren zu faſſen. Das ſilberne Kruzifix war der Konductor, und Sie empfingen den Schlag, als ich es mit der Hand berührte.“

„Sie befahlen uns, dem Grafen von O** und mir,“ ſagte Lord Seymour, „zwey bloße Degen kreuzweiſe über Ihrem Scheitel zu halten, ſo lange die Beſchwörung dauern würde. Wozu nun dieſes?“

„Zu nichts weiter, als um Sie beyde, denen ich am wenigſten traute, während des ganzen Actus zu beſchäftigen. Sie erinnern ſich, daß ich Ihnen ausdrücklich einen Zoll hoch beſtimmte; dadurch, daß Sie dieſe Entfernung immer in Acht nehmen mußten, waren Sie verhindert, Ihre Blicke dahin zu richten, wo ich ſie nicht gern haben wollte. Meinen ſchlimmſten Feind hatte ich damals noch gar nicht ins Auge gefaßt.“

„Ich geſtehe,“ rief Lord Seymour, daß dies vorſichtig gehandelt heißt — aber warum mußten wir ausgekleidet ſeyn?“

„Bloß um der Handlung eine Feyerlichkeit mehr zu geben, und durch das Ungewöhnliche Ihre Einbildungskraft zu ſpannen.“

„Die zweite Erſcheinung ließ Ihren Geiſt nicht zum Worte kommen,“ ſagte der Prinz. „Was hätten wir eigentlich von ihm erfahren ſollen?“

„Beynahe daſſelbe, was Sie nachher gehört haben. Ich fragte Eure Durchlaucht nicht ohne Abſicht, ob Sie mir auch Alles geſagt, was Ihnen der Sterbende aufgetragen, und ob Sie keine weitere Nachfragen wegen ſeiner in ſeinem Vaterlande gethan; dieſes fand ich nöthig, um nicht gegen Thatſachen anzuſtoßen, die der Ausſage meines Geiſtes hätten widerſprechen können. Ich fragte, gewiſſer Jugendſünden wegen, ob der Verſtorbene untadelhaft gelebt; und auf die Antwort, welche Sie mir gaben, gründete ich alsdann meine Erfindung.“

„Ueber dieſe Sache,“ fing der Prinz nach einigem Stillſchweigen an, „haben Sie mir einen befriedigenden Aufſchluß gegeben. Aber ein Hauptumſtand iſt noch zurück, worüber ich Licht von Ihnen verlange.“

„Wenn es in meiner Gewalt ſteht, und — “

„Keine Bedingungen. Die Gerechtigkeit, in deren Händen Sie ſind, dürfte ſo beſcheiden nicht fragen. Wer war dieſer Unbekannte, vor dem wir Sie niederſtürzen ſahen? Was wiſſen Sie von ihm? Woher kennen Sie ihn? Und was hat es für eine Bewandniß mit dieſer zweyten Erſcheinung?“

„Gnädigſter Prinz — “

„Als Sie ihm genauer ins Geſicht ſahen, ſtießen Sie einen lauten Schrey aus und ſtürzten nieder. Warum das? Was bedeutete das?“

„Dieſer Unbekannte, gnädigſter Prinz“ — — Er hielt inne, wurde ſichtbarlich unruhiger, und ſah uns alle in der Reihe herum mit verlegenen Blicken an. — „Ja, bey Gott, gnädigſter Prinz, dieſer Unbekannte iſt ein ſchreckliches Weſen.“

„Was wiſſen Sie von ihm? Wie ſteht er mit Ihnen in Verbindung? — Hoffen Sie nicht, uns die Wahrheit zu verhehlen.“ —

„Davor werd' ich mich wol hüten — denn wer ſteht mir dafür, daß er nicht in dieſem Augenblicke mitten unter uns ſteht?“

„Wo? Wer?“ rieſen wir alle zugleich, und ſchauten uns halb lachend, halb beſtürzt im Zimmer um — „Das iſt ja nicht möglich.“

„O! dieſem Menſchen — oder wer er ſeyn mag — ſind Dinge möglich, die noch weit weniger zu begreifen ſind.“

Aber wer iſt er denn? Woher ſtammt er? Armenier oder Ruſſe? Was iſt das Wahre an dem, wofür er ſich ausgiebt?“

„Keines von allem, was er ſcheint. Es wird wenige Stände und Nationen geben, davon er nicht ſchon die Maſke getragen. Wer er ſey? Woher er gekommen? Wohin er gehe? weiß Niemand. Daß er lange in Aegypten geweſen, wie viele behaupten, und dort aus einer Katakombe ſeine verborgene Weisheit geholt habe, will ich weder bejahen noch verneinen. Bey uns kennt man ihn nur unter dem Namen des Unergründlichen. Wie alt, zum Beyſpiel, ſchätzen Sie ihn?“

„Nach dem äußern Anſchein zu urtheilen, kann er kaum vierzig zurückgelegt haben.“

„Und wie alt denken Sie, daß ich ſey?“

„Nicht weit von funfzig.“

„Ganz recht — und wenn ich Ihnen nun ſage, daß ich noch ein Burſche von ſiebenzehn Jahren war, als mir mein Großvater von dieſem Wundermanne erzählte, der ihn ohngefähr in eben dem Alter, worin er jetzt zu ſeyn ſcheint, in Famaguſta geſchehen hat. —"

„Das iſt lächerlich, unglaublich und übertrieben."

„Nicht um einen Zug. Hielten mich dieſe Feſſeln nicht ab, ich wollte Ihnen Bürgen ſtellen, deren ehrwürdiges Anſehen Ihnen keinen Zweifel mehr übrig laſſen ſollte. Es gibt glaubwürdige Leute, die ſich erinnern, ihn in verſchiedenen Weltgegenden zu gleicher Zeit geſehen zu haben. Keines Degens Spitze kann ihn durchbohren, kein Gift ihm etwas anhaben, kein Feuer ſengt ihn, kein Schiff geht unter, worauf er ſich befindet. Die Zeit ſelbſt ſcheint an ihm ihre Macht zu verlieren, die Jahre trocknen ſeine Säfte nicht aus, und das Alter kann ſeine Haare nicht bleichen. Niemand iſt, der ihn Speiſe nehmen ſah, nie iſt ein Weib von ihm berührt worden, kein Schlaf beſucht ſeine Augen, von allen Stunden des Tages weiß man nur eine einzige, über die er nicht Herr iſt, in welcher Niemand ihn geſehen, in welcher er kein irdiſches Geſchäft verrichtet hat."

„So?" ſagte der Prinz. „Und was iſt dies für eine Stunde?"

„Die zwölfte in der Nacht. Sobald die Glocke den zwölften Schlag thut, gehört er den Lebendigen nicht mehr. Wo er auch ſeyn mag, er muß fort, welches Geſchäft er auch verrichtet, er muß es abbrechen. Dieſer ſchreckliche Glockenſchlag reißt ihn aus den Armen der Freundſchaft, reißt ihn ſelbſt vom Altar, und würde ihn auch aus dem Todeskampf abrufen. Niemand weiß, wo er dann hingehet, noch was er da verrichtet. Niemand wagt es, ihn darum zu befragen, noch weniger, ihm zu folgen, denn ſeine Geſichtszüge ziehen ſich auf einmal, ſobald dieſe gefürchtete Stunde ſchlägt, in einen ſo finſtern und ſchreckhaften Ernſt zuſammen, daß jedem der Muth entfällt, ihm ins Geſicht zu blicken, oder ihn anzureden. Eine tiefe Todesſtille endigt dann plötzlich das lebhafteſte Geſpräch, und alle, die um ihn ſind, erwarten mit ehrerbietigem Schaudern ſeine Wiederkunft, ohne es nur zu wagen, ſich von der Stelle zu-heben, oder die Thür zu öffnen, durch die er gegangen iſt."

„Aber," fragte einer von uns, „bemerkt man nichts Außerordentliches an ihm bey ſeiner Zurückkunft?"

„Nichts, als daß er bleich und abgemattet ausſieht, ohngefähr wie ein Menſch, der eine ſchmerzhafte Operation ausgeſtanden, oder eine ſchreckliche Zeitung erhält. Einige wollen Blutstropfen auf ſeinem Hemde geſehen haben; dieſes aber laſſe ich dahingeſtellt ſeyn."

„Und hat man es zum wenigſten nie verſucht, ihm dieſe Stunde zu verbergen, oder ihn ſo in Zerſtreuung zu verwickeln, daß er ſie überſehen mußte?"

„Ein einziges Mal, ſagt man, überſchritt er den Termin. Die Geſellſchaft war zahlreich, man verſpätete ſich bis tief in die Nacht, alle Uhren waren mit Fleiß falſch gerichtet, und das Feuer der Unterredung riß ihn dahin. Als die geſetzte Stunde da war, verſtummte er plötzlich, und wurde ſtarr, alle ſeine Gliedmaßen verharrten in derſelben Richtung, worin dieſer Zufall ſie überraſchte, ſeine Augen ſtanden, ſein Puls ſchlug nicht mehr, alle Mittel, die man anwendete, ihn wieder zu erwecken, waren fruchtlos; und dieſer Zuſtand hielt an, bis die Stunde verſtrichen war. Dann belebte er ſich plötzlich von ſelbſt wieder, ſchlug die Augen auf, und fuhr in der nämlichen Sylbe fort, worin er war unterbrochen worden. Die allgemeine Beſtürzung verrieth ihm, was geſchehen war, und da erklärte er mit einem fürchterlichen Ernſte, daß man ſich glücklich preiſen dürfte, mit dem bloßen Schrecken davon gekommen zu ſeyn. Aber die Stadt, worin ihm dieſes begegnet war, verließ er noch an demſelben Abend auf immer. Der allgemeine Glaube iſt, daß er in dieſer geheimnißvollen Stunde Unterredungen mit ſeinem Genius halte. Einige meinen gar, er ſey ein Verſtorbener, dem es verſtattet ſey, drey und zwanzig Stunden vom Tage unter den Lebenden zu wandeln; in der letzten aber müſſe ſeine Seele zur Unterwelt heimkehren, um dort ihr Gericht auszuhalten. Viele halten ihn auch für den berühmten Apollonius von

Tyana, und andre gar für den Jünger Johannes, von dem es heißt, daß er bleiben würde bis zum letzten Gericht.“

„Ueber einen ſo außerordentlichen Mann kann es freylich nicht an abenteuerlichen Muthmaßungen fehlen. Alles Bisherige aber haben Sie bloß von Hörenſagen; und doch ſchien mir ſein Benehmen gegen Sie, und das Ihrige gegen ihn auf eine genauere Bekanntſchaft zu deuten. Liegt hier nicht irgend eine beſondere Geſchichte zum Grunde, bey der Sie ſelbſt mit verwikkelt geweſen? Verhehlen Sie uns nichts!“

Der Sicilianer ſah uns mit einem zweifelhaften Blicke an, und ſchwieg.

„Wenn es eine Sache betrifft,“ fuhr der Prinz fort, „die Sie nicht gern laut machen wollen, ſo verſichre ich Sie, im Namen dieſer beyden Herren, der unverbrüchlichſten Verſchwiegenheit. Aber reden Sie aufrichtig und unverhohlen.“

„Wenn ich hoffen kann,“ fing der Mann, nach einem langen Stillſchweigen, endlich an, „daß Sie ſolche nicht gegen mich zeugen laſſen wollen, ſo will ich Ihnen wol eine merkwürdige Begebenheit mit dieſem Armenier erzählen, von der ich Augenzeuge war, und die Ihnen über die verborgene Gewalt dieſes Menſchen keinen Zweifel mehr übrig laſſen wird. Aber es muß mir erlaubt ſeyn, ſetzte er hinzu, einige Namen dabey zu verſchweigen.“

„Kann es nicht auch ohne dieſe Bedingung geſchehen?“

„Nein, gnädigſter Herr. Es iſt eine Familie darein verwickelt, die ich Urſache habe zu ehren.“

„Laſſen Sie uns hören!“ ſagte der Prinz.

„Es mögen nun fünf Jahre ſeyn,“ fing der Sicilianer an, „daß ich in Neapel, wo ich mit ziemlichem Glücke meine Künſte trieb, mit einem gewiſſen Lorenzo del M * * nte, Chevalier des Ordens von St. Stephan, Bekanntſchaft machte, einem jungen und reichen Kavalier aus einem der erſten Häuſer des Königreichs, der mich in Verbindlichkeiten überhäufte, und für meine Geheimniſſe große Achtung zu tragen ſchien. Er entdeckte mir, daß der Marcheſe del M * * nte, ſein Vater, ein eifriger Verehrer der Kabbala wäre, und ſich glücklich ſchätzen würde, einen Weltweiſen (wie er mich zu nennen beliebte) unter ſeinem Dache zu wiſſen. Der Greis wohnte auf einem ſeiner Landgüter an der See, ohngefähr ſieben Meilen von Neapel, wo er beynahe in gänzlicher Abgeſchiedenheit von Menſchen das Andenken eines theuern Sohnes beweinte, der ihm durch ein ſchreckliches Schickſal entriſſen ward. Der Chevalier ließ mich merken, daß er und ſeine Familie in einer ſehr ernſthaften Angelegenheit meiner wol gar einmal bedürfen könnten, um von meiner geheimen Wiſſenſchaft vielleicht einen Aufſchluß über etwas zu erhalten, wobey alle natürlichen Mittel fruchtlos erſchöpft worden wären. Er insbeſondere, ſetzte er bedeutungsvoll hinzu, würde einſt vielleicht Urſache haben, mich als den Schöpfer ſeiner Ruhe und ſeines ganzen irdiſchen Glücks zu betrachten. Die Sache ſelbſt aber verhielt ſich folgendergeſtalt. Dieſer Lorenzo war der jüngere Sohn des Marcheſe, weswegen er auch zu dem geiſtlichen Stande beſtimmt war; die Güter der Familie ſollten an ſeinen ältern Bruder fallen. Jeronymo, ſo hieß dieſer ältere Bruder, hatte mehrere Jahre auf Reiſen zugebracht, und kam ungefähr ſieben Jahre vor der Begebenheit, die jetzt erzählt wird, in ſein Vaterland zurück, um eine Heirath mit der einzigen Tochter eines benachbarten gräflichen Hauſes, von C***tti; zu vollziehen, worüber beyde Familien ſchon ſeit der Geburt dieſer Kinder übereingekommen waren, um ihre anſehnlichen Güter dadurch zu vereinigen. Ungeachtet dieſe Verbindung bloß das Werk der älterlichen Konvenienz war, und die Herzen beyder Verlobten bey der Wahl nicht um Rath gefragt wurden, ſo hatten ſie ſie doch ſtillſchweigend ſchon beſchworen. Jeronymo del M***nte und Antonie C***tti waren mit einander auferzogen worden, und der wenige Zwang, den man dem Umgange zweyer Kinder auflegte, die man ſchon damals gewohnt war, als ein Paar zu betrachten, hatte frühzeitig ein zärtliches Verſtändniß zwiſchen beyden entſtehen laſſen, das durch die Harmonie ihrer Charaktere noch mehr befeſtigt ward, und ſich in reifern Jahren leicht zur Liebe erhöhte. Eine vierjährige Entfernung hatte es vielmehr angefeuert als erkältet, und Jeronymo kehrte eben ſo treu und eben ſo feurig in die Arme ſeiner Braut zurück, als wenn er ſich niemals daraus geriſſen hätte.

„Die Entzückungen des Wiederſehens waren noch nicht vorüber, und die Anſtalten zur Vermählung wurden auf das lebhafteſte betrieben, als der Bräutigam — verſchwand. Er pflegte öfters ganze Abende auf einem Landhauſe zuzubringen, das die Ausſicht aufs Meer hatte, und ſich da zuweilen mit einer Waſſerfahrt zu vergnügen. Nach einem ſolchen Abende geſchah es, daß er ungewöhnlich lange ausblieb. Man ſchickte Boten nach ihm aus, Fahrzeuge ſuchten ihn auf der See; Niemand wollte ihn geſehen haben; von ſeinen Bedienten wurde keiner vermiſſt, daß ihn alſo keiner begleitet haben konnte. Es wurde Nacht, und er erſchien nicht. — Es wurde Morgen — es wurde Mittag und Abend, und noch kein Jeronymo. Schon fing man an, den ſchrecklichſten Muthmaßungen Raum zu geben, als die Nachricht einlief, ein algieriſcher Korſar habe vorigen Tages an dieſer Küſte gelandet und verſchiedene von den Einwohnern ſeyen gefangen weggeführt worden. Sogleich werden zwey Galeren bemannt, die eben ſegelfertig liegen; der alte Marcheſe beſteigt ſelbſt die erſte, entſchloſſen, ſeinen Sohn mit Gefahr ſeines eigenen Lebens zu befreyen. Am dritten

Morgen erblicken ſie den Korſaren, vor welchem ſie den Vortheil des Windes voraus haben; ſie haben ihn bald erreicht, ſie kommen ihm ſo nahe, daß Lorenzo, der ſich auf der erſten Galere befindet, das Zeichen ſeines Bruders auf dem feindlichen Verdecke zu erkennen glaubt, als plötzlich ein Sturm ſie wieder von einander trennt. Mit Mühe flichen ihn die beſchädigten Schiffe aus; aber die Priſe iſt verſchwunden, und die Noth zwingt ſie, auf Maltha zu landen. Der Schmerz der Familie iſt ohne Grenzen; troſtlos rauft ſich der alte Marcheſe die eisgrauen Haare aus; man fürchtet für das Leben der jungen Gräfinn.

„Fünf Jahre gehen in fruchtloſen Erkundigungen hin. Nachfragen geſchehen längs der ganzen barbariſchen Küſte; ungeheure Preiſe werden für die Freyheit des jungen Marcheſe geboten; aber Niemand meldet ſich, ſie zu verdienen. Endlich blieb es bey der wahrſcheinlichen Vermuthung, daß jener Sturm, welcher beyde Fahrzeuge trennte, das Räuberſchiff zu Grunde gerichtet habe, und daß ſeine ganze Mannſchaft in den Fluthen umgekommen ſey.

„So ſcheinbar dieſe Vermuthung war, ſo fehlte ihr doch noch viel zur Gewißheit, und nichts berechtigte, die Hoffnung ganz aufzugeben, daß der Verlorne nicht einmal wieder ſichtbar werden könnte. Aber geſetzt nun, er würde es nicht mehr, ſo erloſch mit ihm zugleich die Familie, oder der zweyte Bruder mußte dem geiſt lichen Stande entſagen, und in die Rechte des Erſtgebornen eintreten. So wenig dieſes die Gerechtigkeit gegen den Letztern zu erlauben ſchien, ſo wenig durfte auf der andern Seite die Familie, durch eine zu weit getriebene Gewiſſenhaftigkeit, der Gefahr des Ausſterbens ausgeſetzt werden. Gram und Alter näherten den alten Marcheſe dem Grabe; mit jedem neu vereitelten Verſuche ſank die Hoffnung, den Verſchwundenen wiederzufinden; er ſah den Untergang ſeines Hauſes, der durch eine kleine Ungerechtigkeit zu verhüten war, wenn er ſich nämlich nur entſchließen wollte, den jüngern Bruder, auf Unkoſten des ältern, zu begünſtigen. Um ſeine Verbindungen mit dem gräflichen Hauſe von C***tti zu erfüllen, brauchte nur ein Name geändert zu werden; der Zweck beyder Familien war auf gleiche Art erreicht, Gräfinn Antonie mochte nun Lorenzo's oder Jeronymo's Gattinn heißen. Die ſchwache Möglichkeit einer Wiedererſcheinung des Letztern kam gegen das gewiſſe und dringende Uebel, den gänzlichen Untergang der Famlie, in keine Betrachtung, und der alte Marcheſe, der die Annäherung des Todes mit jedem Tage ſtärker fühlte, wünſchte mit Ungeduld, von dieſer Unruhe wenigſtens frey zu ſterben.

„Wer dieſen Schritt allein verzögerte und am hartnäckigſten bekämpfte, war derjenige, der das meiſte dabey gewann — Lorenzo. Ungerührt von dem Reiz unermeſſlicher Güter, unempfindlich ſelbſt gegen den Beſitz [illegible]s liebenswürdigſten Geſchöpfes, das ſeinen Armen überliefert werden ſollte, weigerte er ſich mit der edelmüthigſten Gewiſſenhaftigkeit, einen Bruder zu berauben, der vielleicht noch am Leben wäre, und ſein Eigenthum zurückfordern könnte. Iſt das Schickſal meines theuern Jeronymo, ſagte er, durch dieſe lange Gefangenſchaft nicht ſchon ſchrecklich genug, daß ich es noch durch einen Diebſtahl verbittern ſollte, der ihn um Alles bringt, was ihm das Theuerſte war? Mit welchem Herzen würde ich den Himmel um ſeine Wiederkunft anflehen, wenn ſein Weib in meinen Armen liegt? Mit welcher Stirn ihm, wenn endlich ein Wunder ihn uns zurückbringt, entgegen eilen? Und geſetzt, er iſt uns auf ewig entriſſen, wodurch können wir ſein Andenken beſſer ehren, als wenn wir die Lücke ewig unausgefüllt laſſen, die ſein Tod in unſern Zirkel geriſſen hat? als wenn wir alle unſre Hoffnungen auf ſeinem Grabe opfern, und das, was ſein war, gleich einem Heiligthume unberührt laſſen?

„Aber alle Gründe, welche die brüderliche Delikateſſe ausfand, waren nicht vermögend, den alten Marcheſe mit der Idee auszuſöhnen, einen Stamm erlöſchen zu ſehen, der bereits neun Jahrhunderte geblüht. Alles, was Lorenzo ihm abgewann, war noch eine Friſt von zwey Jahren, ehe er die Braut ſeines Bruders zum Altare führte. Während dieſes Zeitrau[illegible] wurden die Nachforſchungen aufs eifrigſte fortgeſetzt. Lorenzo ſelbſt that verſchiedene Seereiſen, ſetzte ſeine Perſon manchen Gefahren aus; keine Mühe, keine Koſten wurden geſpart, den Verſchwundenen wiederzufinden. Aber auch dieſe zwey Jahre verſtrichen fruchtlos, wie alle vorigen."

„Und Gräfinn Antonie?" fragte der Prinz. „Von ihrem Zuſtande ſagen Sie uns nichts. Sollte ſie ſich ſo gelaſſen in ihr Schickſal ergeben haben? Ich kann es nicht glauben."

„Antoniens Zuſtand war der ſchrecklichſte Kampf zwiſchen Pflicht und Neigung, Haß und Bewunderung. Die uneigennützige Großmuth der brüderlichen Liebe rührte ſie; ſie fühlte ſich hingeriſſen, den Mann zu verehren, den ſie nimmermehr lieben konnte; zerriſſen von widerſprechenden Gefühlen, blutete ihr Herz. Aber ihr Widerwille gegen den Chevalier ſchien in eben dem Grade zu wachſen, wie ſich ſeine Anſprüche auf ihre Achtung vermehrten. Mit tiefem Leiden bemerkte er den ſtillen Gram, der ihre Jugend verzehrte. Ein zärtliches Mitleid trat unvermerkt an die Stelle der Gleichgültigkeit, mit der er ſie bisher betrachtet hatte; aber dieſe verrätheriſche Empfindung hinterging ihn, und eine wüthende Leidenſchaft fing an, ihm die Ausübung einer Tugend zu erſchweren, die bis jetzt ohne Beyſpiel geweſen war. Doch ſelbſt noch auf Unkoſten der

Liebe gab er den Eingebungen ſeines Edelmuths Gehör: er allein war es, der das unglückliche Opfer gegen die Willkühr der Familie in Schutz nahm. Aber alle ſeine Bemühungen mißlangen; jeder Sieg, den er über ſeine Leidenſchaft davon trug, zeigte ihn ihrer um ſo würdiger, und die Großmuth, mit der er ſie ausſchlug, diente nur dazu, ihre Widerſetzlichkeit jeder Entſchuldigung zu berauben.

„So ſtanden die Sachen, als der Chevalier mich beredete, ihn auf ſeinem Landgute zu beſuchen. Die warme Empfehlung meines Gönners bereitete mir da einen Empfang, der alle meine Wünſche übertraf. Ich darf nicht vergeſſen, hier noch anzuführen, daß es mir durch einige merkwürdige Operationen gelungen war, meinen Namen unter den dortigen Logen berühmt zu machen, welches mit dazu beytragen mochte, das Vertrauen des alten Marcheſe zu vermehren und ſeine Erwartungen von mir zu erhöhen. Wie weit ich es mit ihm gebracht, und welche Wege ich dabey gegangen, erlaſſen Sie mir zu erzählen; aus den Geſtändniſſen, die ich Ihnen bereits gethan, können Sie auf alles Uebrige ſchließen. Da ich mir alle myſtiſche Bücher zu nutze machte, die ſich in der ſehr anſehnlichen Bibliothek des Marcheſe befanden, ſo gelang es mir bald, in ſeiner Sprache mit ihm zu reden, und mein Syſtem von der unſichtbaren Welt mit den abenteuerlichſten Erſindungen aufzuſtutzen. In Kurzem glaubte er, was ich wollte, und hätte eben ſo zuverſichtlich auf die Begattungen der Philoſophen mit Salamandrinnen und Sylphiden, als auf einen Artikel des Kanons geſchworen. Da er überdies ſehr religiös war, und ſeine Anlage zum Glauben in dieſer Schule zu einem hohen Grade ausgebildet hatte, ſo fanden meine Mährchen bey ihm deſto leichter Eingang, und zuletzt hatte ich ihn mit Myſtizität ſo umſtrickt und umwunden, daß nichts mehr bey ihm Credit hatte, ſobald es natürlich war. In Kurzem war ich der angebetete Apoſtel des Hauſes. Der gewöhnliche Inhalt meiner Vorleſungen war die Exaltation der menſchlichen Natur, und der Umgang mit höhern Weſen, mein Gewährsmann der untrügliche Graf von Gabalis. Die junge Gräfinn, die ſeit dem Verluſte ihres Geliebten ohnehin mehr in der Geiſterwelt als in der wirklichen lebte, und überdies eine große Miſchung von Melancholie in ihrem Charakter hatte, fing meine hingeworfenen Winke mit ſchauderndem Wohlbehagen auf; ja ſogar die Bedienten des Hauſes ſuchten ſich im Zimmer zu thun zu machen, wenn ich redete, um hier und da eins meiner Worte aufzuhaſchen, welche Bruchſtücke ſie alsdann nach ihrer Art an einander reihten.

„Ungefähr zwey Monate mochte ich ſo auf dieſem Ritterſitze zugebracht haben, als eines Morgens der Chevalier auf mein Zimmer trat. Tiefer Gram mahlte ſich auf ſeinem Geſichte, alle ſeine Züge waren zerſtört, er warf ſich in einen Stuhl mit allen Geberden der Verzweiflung.

„Kapitain,“ ſagte er, „mit mir iſt es vorbey. Ich muß fort. Ich kann es nicht länger hier aushalten.“

„Was iſt Ihnen, Chevalier? Was haben Sie?“

„O dieſe fürchterliche Leidenſchaft! (Hier fuhr er mit Heftigkeit von dem Stuhle auf, und warf ſich in meine Arme). — Ich habe ſie bekämpft, wie ein Mann — Jetzt kann ich nicht mehr.“

„Aber an wem liegt es denn, liebſter Freund, als an Ihnen? Steht nicht Alles in Ihrer Gewalt? Vater, Familie —“

„Vater! Familie! Was iſt mir das? — Will ich eine erzwungene Hand, oder eine freywillige Neigung? — Hab' ich nicht einen Nebenbuhler? — Ach! Und welchen? — Einen Nebenbuhler vielleicht unter den Todten! O laſſen Sie mich! Laſſen Sie mich! Ging' es auch bis ans Ende der Welt. Ich muß meinen Bruder finden.“

„Wie? Nach ſo viel fehlgeſchlagenen Verſuchen können Sie noch Hoffnung —“

„Hoffnung! — In meinem Herzen ſtarb ſie längſt. Aber auch in jenem? — Was liegt daran, ob ich hoffe? — Bin ich glücklich, ſo lange noch ein

Schimmer dieſer Hoffnung in Antoniens Herzen glimmt? — Zwey Worte, Freund, könnten meine Marter enden — Aber umſonſt! Mein Schickſal wird elend bleiben, bis die Ewigkeit ihr langes Schweigen bricht, und Gräber für mich zeugen.“

„Iſt es dieſe Gewißheit alſo, die Sie glücklich machen kann?“

„Glücklich? O ich zweifle, ob ich es je wieder ſeyn kann! — Aber Ungewißheit iſt die ſchrecklichſte Verdammniß! (Nach einigem Stillſchweigen mäßigte er ſich, und fuhr mit Wehmuth fort). Daß er meine Leiden ſähe! — Kann ſie ihn glücklich machen, dieſe Treue, die das Elend ſeines Bruders macht? Soll ein Lebendiger eines Todten wegen ſchmachten, der nicht mehr genießen kann? — Wüßte er meine Qual — (hier fing er an, heftig zu weinen, und drückte ſein Geſicht auf meine Bruſt) vielleicht — ja vielleicht würde er ſie ſelbſt in meine Arme führen.“

„Aber ſollte dieſer Wunſch ſo ganz unerfüllbar ſeyn?“

„Freund! Was ſagen Sie? — Er ſah mich erſchrocken an.“

„Weit geringere Anläſſe,“ fuhr ich fort, „haben die Abgeſchiedenen in das Schickſal der Lebenden verflochten. Sollte das ganze zeitliche Glück eines Menſchen — eines Bruders —“

„Das ganze zeitliche Glück! O das fühl' ich! Wie wahr haben Sie geſagt! Meine ganze Glückſeligkeit!“

„Und die Ruhe einer trauernden Familie keine würdige Aufforderung ſeyn? Gewiß! wenn je eine irdiſche Angelegenheit dazu berechtigen kann, die Ruhe der Seligen zu ſtören — von einer Gewalt Gebrauch zu machen —“

„Um Gottes willen, Freund! unterbrach er mich, nichts mehr davon! Ehmals wol, ich geſteh' es, hegte ich einen ſolchen Gedanken — mir däucht, ich ſagte Ihnen davon — aber ich habe ihn längſt als ruchlos und abſcheulich verworfen.“

„Sie ſehen nun ſchon,“ fuhr der Sicilianer fort, „wohin uns dieſes führte. Ich bemühte mich, die Bedenklichkeiten des Ritters zu zerſtreuen, welches mir endlich auch gelang. Es ward beſchloſſen, den Geiſt des Verſtorbenen zu zitiren, wobey ich mir nur vierzehn Tage Friſt ausbedingte, um mich, wie ich vorgab, würdig darauf vorzubereiten. Nachdem dieſer Zeitraum verſtrichen und meine Maſchienen gehörig gerichtet waren, benutzte ich einen ſchauerlichen Abend, wo die Familie auf die gewöhnliche Art um mich verſammelt war, ihr die Einwilligung dazu abzulocken, oder ſie vielmehr unvermerkt dahin zu leiten, daß ſie ſelbſt dieſe Bitte an mich that. Den ſchwerſten Stand hatte man bey der jungen

Gräfinn, deren Gegenwart doch ſo weſentlich war; aber hier kam uns der ſchwärmeriſche Flug ihrer Leidenſchaft zu Hülfe, und vielleicht mehr noch ein ſchwacher Schimmer von Hoffnung, daß der Todtgeglaubte noch lebe, und auf den Ruf nicht erſcheinen werde. Mißtrauen in die Sache ſelbſt, Zweifel in meine Kunſt war das einzige Hinderniß, welches ich nicht zu bekämpfen hatte.

„Sobald die Einwilligung der Familie da war, wurde der dritte Tag zu dem Werke angeſetzt. Gebete, die bis in die Mitternacht verlängert werden mußten, Faſten, Wachen, Einſamkeit und myſtiſcher Unterricht waren, verbunden mit dem Gebrauch eines gewiſſen noch unbekannten muſikaliſchen Inſtruments, das ich in ähnlichen Fällen ſehr wirkſam fand, die Vorbereitungen zu dieſem feyerlichen Akte, welche auch ſo ſehr nach Wunſche einſchlugen, daß die fanatiſche Begeiſterung meiner Zuhörer meine eigne Phantaſie erhitzte, und die Illuſion nicht wenig vermehrte, zu der ich mich bey dieſer Gelegenheit anſtrengen mußte. Endlich kam die erwartete Stunde —“

„Ich errathe,“ rief der Prinz, „wen Sie uns jetzt aufführen werden — Aber fahren Sie nur fort — fahren Sie nur fort —“

„Nein, gnädigſter Herr. Die Beſchwörung ging nach Wunſche vorüber.“

„Aber wie? Wo bleibt denn der Armenier?“

„Fürchten Sie nicht,“ antwortete der Sicilianer, „der Armenier wird nur zu zeitig erſcheinen.“

„Ich laſſe mich in keine Beſchreibung des Gaukelſpiels ein, die mich ohnehin auch zu weit führen würde. Genug, es erfüllte alle meine Erwartungen. Der alte Marcheſe, die junge Gräfinn nebſt ihrer Mutter, der Chevalier und noch einige Verwandte waren zugegen. Sie können leicht denken, daß es mir in der langen Zeit, die ich in dieſem Hauſe zugebracht, nicht an Gelegenheit werde gemangelt haben, von Allem, was den Verſtorbenen anbetraf, die genaueſte Erkundigung einzuziehen. Verſchiedene Gemälde, die ich da von ihm vorfand, ſetzten mich in den Stand, der Erſcheinung die täuſchendſte Aehnlichkeit zu geben, und weil ich den Geiſt nur durch Zeichen ſprechen ließ, ſo konnte auch ſeine Stimme keinen Verdacht erwecken. Der Todte ſelbſt erſchien in barbariſchem Sklavenkleide, eine tiefe Wunde am Halſe. Sie bemerken,“ ſagte der Sicilianer, „daß ich hierin von der allgemeinen Muthmaßung abging, die ihn in den Wellen umkommen laſſen; weil ich Urſache hatte zu hoffen, daß gerade das Unerwartete dieſer Wendung die Glaubwürdigkeit der Viſion ſelbſt nicht wenig vermehren würde; ſo wie mir im Gegentheil nichts gefährlicher ſchien, als eine zu gewiſſenhafte Annäherung an das Natürliche.“

„Ich glaube, daß dies ſehr richtig geurtheilt war,“ ſagte der Prinz. „In einer Reihe außerordentlicher Erſcheinungen mußte, däucht mir, juſt die *wahrſcheinlichere* ſtören; die Leichtigkeit, die erhaltene Entdeckung zu begreifen, würde hier nur das Mittel, durch welches man dazu gelangt war, herabgewürdigt haben; die Leichtigkeit, ſie zu erfinden, dieſes wol gar verdächtig gemacht haben; denn wozu einen Geiſt bemühen, wenn man nichts Weiteres von ihm erfahren ſoll, als was auch ohne ihn, mit Hülfe der bloß gewöhnlichen Vernunft, herauszubringen war? Aber die überraſchende Neuheit und Schwierigkeit der Entdeckung iſt hier gleichſam eine Gewährleiſtung des Wunders, wodurch ſie erhalten wird — denn wer wird nun das Uebernatürliche einer Operation in Zweifel ziehen, wenn das, was ſie leiſtete, durch natürliche Kräfte nicht geleiſtet werden kann? — Ich habe Sie unterbrochen,“ ſetzte der Prinz hinzu. „Vollenden Sie ihre Erzählung.“

„Ich ließ,“ fuhr dieſer fort, „die Frage an den Geiſt ergehen, ob er nichts mehr *ſein* nenne auf dieſer Welt, und nichts darauf hinterlaſſen habe, was ihm theuer wäre? Der Geiſt ſchüttelte dreymal das Haupt, und ſtreckte eine ſeiner Hände gen

Himmel. Ehe er wegging, ſtreifte er noch einen Ring vom Finger, den man nach ſeiner Verſchwindung auf dem Fußboden liegend fand. Als die Gräfinn ihn genauer ins Geſicht faſſte, war es ihr Trauring."

„Ihr Trauring!" rief der Prinz mit Befremdung. „Ihr Trauring! Aber wie gelangten Sie zu dieſem?"

„Ich — — — Es war nicht der rechte, gnädigſter Prinz — — Ich hatte ihn — — Es war nur ein nachgemachter. — "

„Ein nachgemachter!„ wiederholte der Prinz. „Zum Nachmachen brauchten Sie ja den rechten, und wie kamen Sie zu dieſem, da ihn der Verſtorbene gewiß nie vom Finger brachte?" —

„Das iſt wol wahr," ſagte der Sicilianer, nicht ohne Zeichen der Verwirrung — aber aus einer Beſchreibung, die man mir von dem wirklichen Trauringe gemacht hatte — "

„Die Ihnen wer gemacht hatte?"

„Schon vor langer Zeit," ſagte der Sicilianer — — „Es war ein ganz einfacher goldner Ring, mit dem Namen der jungen Gräfinn, glaub' ich, — — aber Sie haben mich ganz aus der Ordnung gebracht — "

„Wie erging es weiter?" ſagte der Prinz mit ſehr unbefriedigter und zweydeutiger Miene.

„Jetzt hielt man ſich für überzeugt, daß Jeronymo nicht mehr am Leben ſey. Die Familie machte, von dieſem Tage an, ſeinen Tod öffentlich bekannt, und legte förmlich die Trauer um ihn an. Der Umſtand mit dem Ringe erlaubte auch Antonien keinen Zweifel mehr, und gab den Bewerbungen des Chevaliers einen größern Nachdruck. Aber der heftige Eindruck, den dieſe Erſcheinung auf ſie gemacht, ſtürzte ſie in eine gefährliche Krankheit, welche die Hoffnungen ihres Liebhabers bald auf ewig vereitelt hätte. Als ſie wieder geneſen war, beſtand ſie darauf, den Schleyer zu nehmen, wovon ſie nur durch die nachdrücklichſten Gegenvorſtellungen ihres Beichtvaters, in welchen ſie ein unumſchränktes Vertrauen ſetzte, abzubringen war. Endlich gelang es den vereinigten Bemühungen dieſes Mannes und der Familie, ihr das Jawort abzuängſtigen. Der letzte Tag der Trauer ſollte der glückliche Tag ſeyn, den der alte Marcheſe durch Abtretung aller ſeiner Güter an den rechtmäßigen Erben noch feſtlicher zu machen geſonnen war.

„Es erſchien dieſer Tag, und Lorenzo empfing ſeine bebende Braut am Altare. Der Tag ging unter; ein prächtiges Mahl erwartete die frohen Gäſte im hellerleuchteten Hochzeitſaale, und eine lärmende Muſik begleitete die ausgelaſſene Freude. Der glückliche Greis hatte gewollt, daß alle Welt ſeine Fröhlichkeit theilte; alle Zugänge zum Pallaſte waren geöffnet, und willkommen war Jeder, der ihn glücklich pries. Unter dieſem Gedränge nun —

Der Sicilianer hielt hier inne, und ein Schauder der Erwartung hemmte unſern Odem — —

„Unter dieſem Gedränge alſo,“ fuhr er fort, „ließ mich derjenige, welcher zunächſt an mir ſaß, einen Franziskanermönch bemerken, der unbeweglich, wie eine Säule, ſtand, langer hagrer Statur und aſchbleichen Angeſichts, einen ernſten und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Die Freude, welche ringsherum auf allen Geſichtern lachte, ſchien an dieſem Einzigen vorüberzugehen; ſeine Miene blieb unwandelbar dieſelbe, wie eine Büſte unter lebenden Figuren. Das Außerordentliche dieſes Anblicks, der, weil er mich mitten in der Luſt überraſchte, und gegen Alles, was mich in dieſem Augenblicke umgab, auf eine ſo grelle Art abſtach, um ſo tiefer auf mich wirkte, ließ einen unauslöſchlichen Eindruck in meiner Seele zurück, daß ich dadurch allein in den Stand geſetzt worden bin, die Geſichtszüge dieſes Mönchs in der Phyſionomie des Ruſſen (denn Sie begreifen wol ſchon, daß er mit dieſem und Ihrem Armenier eine und dieſelbe Perſon war) wieder zu erkennen, welches ſonſt ſchlechterdings unmöglich würde geweſen ſeyn. Oft verſucht' ich's, die Augen von dieſer ſchreckhaften Geſtalt abzuwenden, aber unfreywillig fielen ſie wieder darauf, und fanden ſie jedesmal unverändert. Ich ſtieß meinen Nachbar an, dieſer den ſeinigen; dieſelbe Neugierde, dieſelbe Befremdung durchlief die ganze Tafel, das Geſpräch ſtockte, eine allgemeine plötzliche Stille, den Mönch ſtörte ſie nicht. Der Mönch ſtand unbeweglich und immer derſelbe, einen ernſten und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Einen jeden entſetzte dieſe Erſcheinung; die junge Gräfinn allein fand ihren eigenen Kummer im Geſichte dieſes Fremdlings wieder, und hing mit ſtiller Wolluſt an dem einzigen Gegenſtande in der Verſammlung, der ihren Gram zu verſtehen, zu theilen ſchien. Allgemach verlief ſich das Gedränge, Mitternacht war vorüber, die Muſik fing an ſtiller und verlorner zu tönen, die Kerzen dunkler und endlich nur einzeln zu brennen, das Geſpräch leiſer und immer leiſer zu flüſtern — und öder ward es, und immer öder im trüberleuchteten Hochzeitſaale; der Mönch ſtand unbeweglich, und immer derſelbe, einen ſtillen und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Die Tafel wird aufgehoben, die Gäſte zerſtreuen ſich dahin und dorthin, die Familie tritt in einen engern Kreis zuſammen, der Mönch bleibt ungeladen in dieſem engern Kreiſe. Ich weiß nicht, woher es kam, daß Niemand ihn anreden wollte; Niemand redete ihn an. Schon drängen ſich ihre weiblichen Bekannten um die zitternde Braut herum, die einen bittenden Hülfe ſuchenden Blick auf den ehrwürdigen Fremdling richtet; der Fremdling erwiedert ihn nicht. Die Männer ſammeln ſich auf gleiche Art um den Bräutigam — Eine gepreſſte erwartungsvolle Stille — „Daß wir unter einander da ſo glücklich ſind," hub endlich der Greis an, der allein unter uns allen den Unbekannten nicht zu bemerken, oder ſich doch nicht über ihn zu verwundern ſchien: „Daß wir ſo glücklich ſind," ſagte er, und mein Sohn Jeronymo muß fehlen!" — „Haſt du ihn denn geladen, und er iſt ausgeblieben?" fragte der Mönch. Es war das erſte Mal, daß er den Mund öffnete. Mit Schrecken ſahen wir ihn an."

„Ach! er iſt hingegangen, wo man auf ewig ausbleibt, verſetzte der Alte. Ehrwürdiger Herr, ihr verſteht mich unrecht. Mein Sohn Jeronymo iſt todt."

„Vielleicht fürchtet er ſich auch nur, ſich in ſolcher Geſellſchaft zu zeigen," fuhr der Mönch fort — Wer weiß, wie er ausſehen mag, dein Sohn Jeronymo! — Laß ihn die Stimme hören, die er zum letzten Male hörte! — Bitte deinen Sohn Lorenzo, daß er ihn rufe!"

„Was ſoll das bedeuten? murmelte Alles. Lorenzo veränderte die Farbe. Ich läugne nicht, daß mir das Haar anfing zu ſteigen.

„Der Mönch war unterdeſſen zum Schenktiſche getreten, wo er ein volles Weinglas ergriff und an die Lippen ſetzte — „Das Andenken unſers theuern Jeronymo!" rief er. „Wer den Verſtorbenen lieb hatte, thue mir's nach!"

„Woher ihr auch ſeyn mögt, ehrwürdiger Herr, rief endlich der Marcheſe; Ihr habt einen theuern Namen genannt. Seyd mir willkommen! — Kommt, meine Freunde! (indem er ſich gegen uns kehrte und die Gläſer herumgehen ließ) laßt einen Fremdling uns nicht beſchämen! — Dem Andenken meines Sohnes Jeronymo!“

„Nie, glaube ich, ward eine Geſundheit mit ſo ſchlimmem Muthe getrunken.

„Ein Glas ſteht noch voll da — Warum weigert ſich mein Sohn Lorenzo, auf dieſen freundlichen Trunk Beſcheid zu thun?“

„Bebend empfing Lorenzo das Glas aus des Franziskaners Hand — bebend brachte er es an den Mund — „Meinem vielgeliebten Bruder Jeronymo!“ ſtammelte er, und ſchauernd ſetzte er's nieder.

„Das iſt meines Mörders Stimme, rief eine fürchterliche Geſtalt, die auf einmal in unſrer Mitte ſtand, mit bluttriefendem Kleide und entſtellt von gräßlichen Wunden. — —

„Aber um das Weitere frage man mich nicht mehr,“ ſagte der Sicilianer, alle Zeichen des Entſetzens in ſeinem Angeſichte. „Meine Sinne hatten mich von dem Augenblicke an verlaſſen, als ich die Augen auf die Geſtalt warf, ſo wie Jeden, der zugegen war. Da wir wieder zu uns ſelber kamen, rang Lorenzo mit dem Tode; Mönch und Erſcheinung waren verſchwunden. Den Ritter brachte man unter ſchrecklichen Zuckungen zu Bette; Niemand, als der Geiſtliche, war um den Sterbenden, und der jammervolle Greis, der ihm, wenige Wochen nachher, im Tode folgte. Seine Geſtändniſſe liegen in der Bruſt des Paters verſenkt, der ſeine letzte Beichte hörte, und kein lebendiger Menſch hat ſie erfahren. Nicht lange nach dieſer Begebenheit geſchah es, daß man einen Brunnen auszuräumen hatte, der im Hinterhofe des Landhauſes unter wildem Geſträuche verſteckt, und viele Jahre lang verſchüttet war; da man den Schutt durcheinander ſtörte, entdeckte man ein Todtengerippe. Das Haus, wo ſich dieſes zutrug, ſteht nicht mehr; die Familie del M**nte iſt erloſchen, und in einem Kloſter, ohnweit Salerno, zeigt man Ihnen **Antoniens** Grab.

„Sie ſehen nun," fuhr der Sicilianer fort, als er ſah, daß wir noch alle ſtumm und betreten ſtanden, und Niemand das Wort nehmen wollte, „Sie ſehen nun, worauf ſich meine Bekanntſchaft mit dieſem ruſſiſchen Offiziere, oder dieſem Franziskanermönche, oder dieſem Armenier gründet. Urtheilen Sie jetzt, ob ich Urſache gehabt habe, vor einem Weſen zu zittern, das ſich mir zweymal auf eine ſo ſchreckliche Art in den Weg warf.

„Beantworten Sie mir noch eine einzige Frage," ſagte der Prinz, und ſtand auf. „Sind Sie in Ihrer Erzählung über Alles, was den Ritter betraf, immer aufrichtig geweſen?"

„Ich weiß nicht anders,“ verſetzte der Sicilianer.

„Sie haben ihn alſo wirklich für einen rechtſchaffenen Mann gehalten?“

„Das hab' ich, bey Gott, das hab' ich,“ antwortete jener.

„Auch da noch, als er Ihnen den bewußten Ring gab?“

„Wie? — Er gab mir keinen Ring — Ich habe ja nicht geſagt, daß er mir den Ring gegeben.“

„Gut,“ ſagte der Prinz, an der Glocke ziehend, und im Begriff wegzugehen. „Und den Geiſt des Marquis von Lanoy, (fragte er, indem er noch einmal zurückkam) den dieſer Ruſſe geſtern auf den Ihrigen folgen ließ, halten Sie alſo für einen wahren und wirklichen Geiſt?“

— — — „Ich kann ihn für nichts anders halten,“ antwortete jener.

„Kommen Sie,“ ſagte der Prinz zu uns. Der Schließer trat herein. „Wir ſind fertig,“ ſagte er zu dieſem. „Sie, mein Herr, ſollen weiter von mir hören.“

Die Frage, gnädigſter Herr, welche Sie zuletzt an den Gaukler gethan haben, möchte ich an Sie ſelbſt thun, ſagte ich zu dem Prinzen, als wir wieder allein waren. Halten Sie dieſen zweyten Geiſt für den wahren und ächten?

„Ich? Nein, wahrhaftig, das thue ich nicht mehr.“

Nicht mehr? Alſo haben Sie es doch gethan?

„Ich läugne nicht, daß ich mich einen Augenblick habe hinreißen laſſen, dieſes Blendwerk für etwas mehr zu halten.“

Und ich will den ſehen, rief ich aus, der ſich unter dieſen Umſtänden einer ähnlichen Vermuthung erwehren kann. Aber was für Gründe haben Sie nun, dieſe Meinung zurückzunehmen? Nach dem, was man uns eben von dieſem Armenier erzählt hat, ſollte ſich der Glaube an ſeine Wundergewalt eher vermehrt als vermindert haben.

„Was ein Nichtswürdiger uns von ihm erzählt hat?“ fiel mir der Prinz mit Ernſthaftigkeit ins Wort. „Denn hoffentlich zweifeln Sie nun nicht mehr, daß wir mit einem ſolchen zu thun gehabt haben? —“

Nein, ſagte ich. Aber ſollte deswegen ſein Zeugniß — —

„Das Zeugniß eines Nichtswürdigen — geſetzt, ich hätte auch weiter keinen Grund, es in Zweifel zu ziehen — kann gegen Wahrheit und geſunde Vernunft nicht in Anſchlag kommen. Verdient ein Menſch, der mich mehrmal betrogen, der den Betrug zu ſeinem Handwerke gemacht, in einer Sache gehört zu werden, wo die aufrichtigſte Wahrheitsliebe ſelbſt ſich erſt reinigen muß, um Glauben zu verdienen? Verdient ein ſolcher Menſch, der vielleicht nie eine Wahrheit um ihrer ſelbſt willen geſagt hat, da Glauben, wo er als Zeuge gegen Menſchenvernunft und ewige Naturordnung auftritt? Das klingt eben ſo, als wenn ich einen gebrandmarkten Böſewicht bevollmächtigen wollte, gegen die nie befleckte und nie beſcholtene Unſchuld zu klagen.“

Aber was für Gründe ſollte er haben, einem Manne, den er ſo viele Urſachen hat zu haſſen, wenigſtens zu fürchten, ein ſo glorreiches Zeugniß zu geben?

„Wenn ich dieſe Gründe auch nicht einſehe, ſoll er ſie deswegen weniger haben? Weiß ich, in weſſen Solde er mich belog? Ich geſtehe, daß ich das ganze Gewebe ſeines Betrugs noch nicht ganz durchſchaue; aber er hat der Sache, für die er ſtreitet, einen ſehr ſchlechten Dienſt gethan, daß er ſich mir als einen Betrüger — und vielleicht als etwas noch Schlimmres — entlarvte.“

Der Umſtand mit dem Ringe ſcheint mir freylich etwas verdächtig.

„Er iſt mehr als das,“ ſagte der Prinz, „er iſt entſcheidend. Dieſen Ring empfing er von dem Mörder, und er mußte in demſelben Augenblicke gewiß ſeyn, daß es der Mörder war. Wer, als der Mörder, konnte dem Verſtorbenen einen Ring abgezogen haben, den dieſer gewiß nie vom Finger ließ? Uns ſuchte er die ganze Erzählung hindurch zu überreden, als ob er ſelbſt von dem Ritter getäuſcht worden, und als ob er geglaubt hätte, ihn zu täuſchen. Wozu dieſen Winkelzug, wenn er nicht ſelbſt bey ſich fühlte, wie viel er verloren gab, wenn er ſein Verſtändniß mit dem Mörder einräumte? Seine ganze Erzählung iſt offenbar nichts, als eine Reihe von Erfindungen, um die wenigen Wahrheiten an einander zu hängen, die er uns preis zu geben für gut fand. Und ich ſollte gröſſeres Bedenken tragen, einen Nichtswürdigen, den ich auf zehn Lügen ertappte, lieber auch noch der eilften zu beſchuldigen, als die Grundordnung der Natur unterbrechen zu laſſen, die ich noch auf keinem Mißklange betrat?"

Ich kann Ihnen darauf nichts antworten, ſagte ich. Aber die Erſcheinung, die wir geſtern ſahen, bleibt mir darum nicht weniger unbegreiflich.

„Auch mir," verſetzte der Prinz, „ob ich gleich in Verſuchung gerathen bin, einen Schlüſſel dazu ausfindig zu machen."

Wie? ſagte ich.

„Erinnern Sie ſich nicht, daß die zweite Geſtalt, ſobald ſie herein war, auf den Altar zuging, das Kruzifix in die Hand faſſte, und auf den Teppich trat?"

So ſchien mir's. Ja.

„Und das Kruzifix, ſagt uns der Sicilianer, war ein Konduktor. Daraus ſehen Sie alſo, daß ſie eilte, ſich elektriſch zu machen. Der Streich, den Lord Seymour mit dem Degen nach ihr that, konnte alſo nicht anders als unwirkſam bleiben, weil der elektriſche Schlag ſeinen Arm lähmte.“

Mit dem Degen hätte dieſes ſeine Richtigkeit. Aber die Kugel, die der Sicilianer auf ſie abſchoß, und welche wir langſam auf dem Altare rollen hörten?

„Wiſſen Sie auch gewiß, daß es die abgeſchoſſene Kugel war, die wir rollen hörten? — Davon will ich gar nicht einmal reden, daß die Marionette, oder der Menſch, der den Geiſt vorſtellte, ſo gut umpanzert ſeyn konnte, daß er ſchuß- und degenfeſt war — Aber denken Sie doch ein wenig nach, wer es war, der die Piſtolen geladen.“

Es iſt wahr, ſagte ich — und ein plötzliches Licht ging mir auf — Der Ruſſe hatte ſie geladen. Aber dieſes geſchah vor unſern Augen, wie hätte da ein Betrug vorgehen können?

„Und warum hätte er nicht ſollen vorgehen können? Setzten Sie denn ſchon damals ein Mißtrauen in dieſen Menſchen, daß Sie es für nöthig befunden hätten, ihn zu beobachten? Unterſuchten Sie die Kugel, eh' er ſie in den Lauf brachte, die eben ſo gut eine queckſilberne oder auch nur eine bemahlte Thonkugel ſeyn konnte? Gaben Sie Acht, ob er ſie auch wirklich in den Lauf der Piſtole, oder nicht nebenbey in ſeine Hand fallen ließ? Was überzeugt Sie — geſetzt, er hätte ſie auch wirklich ſcharf geladen — daß er gerade die geladenen in den andern Pavillon mit hinüber nahm, und nicht vielmehr ein andres Paar unterſchob, welches ſo leicht anging, da es Niemand einfiel, ihn zu beobachten, und wir überdies mit dem Auskleiden beſchäftigt waren? Und konnte die Geſtalt nicht in dem Augenblicke, da der Pulverrauch ſie uns entzog, eine andre Kugel, womit ſie auf den Nothfall verſehen war, auf den Altar fallen laſſen? Welcher von allen dieſen Fällen iſt der unmögliche?“

Sie haben Recht. Aber dieſe treffende Aehnlichkeit der Geſtalt mit Ihrem verſtorbenen Freunde — Ich habe ihn ja auch ſehr oft bey Ihnen geſehen, und in dem Geiſte hab' ich ihn auf der Stelle wieder erkannt.

„Auch ich — und ich kann nicht anders ſagen, als daß die Täuſchung aufs höchſte getrieben war. Wenn aber nun dieſer Sicilianer, nach einigen wenigen verſtohlnen Blicken, die er auf meine Tabatiere warf, auch in ſein Gemählde eine Aehnlichkeit zu bringen wußte, die Sie und mich hinterging, warum nicht um ſo viel mehr der Ruſſe, der während der ganzen Tafel den freyen Gebrauch meiner Tabatiere hatte, der den Vortheil genoß, immer und durchaus unbeobachtet zu bleiben, und dem ich noch außerdem im Vertrauen entdeckt hatte, wer mit dem Bilde auf der Doſe gemeint ſey? — Setzen Sie hinzu — was auch der Sicilianer anmerkte — daß das Charakteriſtiſche des Marquis in lauter ſolchen Geſichtszügen liegt, die ſich auch im Groben nachahmen laſſen — wo bleibt dann das Unerklärbare in dieſer ganzen Erſcheinung?“

Aber der Inhalt ſeiner Worte? Der Aufſchluß über Ihren Freund?

„Wie? ſagte uns denn der Sicilianer nicht, daß er aus dem Wenigen, was er mir abfragte, eine ähnliche Geſchichte zuſammengeſetzt habe? Beweiſt dieſes nicht, wie natürlich gerade auf dieſe Erfindung zu fallen war? Ueberdies klangen die Antworten des Geiſtes ſo orakelmäßig dunkel, daß er gar nicht Gefahr laufen konnte, auf einem Widerſpruche betreten zu werden. Setzen Sie, daß die Kreatur des Gauklers, die den Geiſt machte, Scharfſinn und Beſonnenheit beſaß, und von den Umſtänden nur ein wenig unterrichtet war — wie weit hätte dieſe Gaukeley nicht noch geführt werden können?“

Aber überlegen Sie, gnädigſter Herr, wie weitläufig die Anſtalten zu einem ſo zuſammengeſetzten Betruge, von Seiten des Armeniers, hätten ſeyn müſſen! Wie viele Zeit dazu gehört haben würde! Wie viele Zeit nur, einen menſchlichen Kopf einem andern ſo getreu nachzumalen, als hier vorausgeſetzt wird! Wie viele Zeit, dieſen untergeſchobenen Geiſt ſo gut zu unterrichten, daß man vor einem groben Irrthum geſichert war! Wie viele Aufmerkſamkeit die kleinen unnennbaren Nebendinge würden erfordert haben, welche entweder mithelfen, oder denen, weil ſie ſtören konnten, auf irgend eine Art doch begegnet werden mußte! Und nun erwägen Sie, daß der Ruſſe nicht über eine halbe Stunde abweſend war. Konnte wol in nicht mehr als einer halben Stunde Alles angeordnet werden, was hier nur das Unentbehrlichſte war? — Wahrlich, gnädigſter Herr, ſelbſt nicht einmal ein dramatiſcher Schriftſteller, der um die unerbittlichen drey Einheiten ſeines Ariſtoteles verlegen war, würde einem Zwiſchenakt ſo viel Handlung aufgelaſtet, noch ſeinem Parterre einen ſo ſtarken Glauben zugemuthet haben.

„Wie? Sie halten es alſo ſchlechterdings für unmöglich, daß in dieſer kleinen halben Stunde alle dieſe Anſtalten hätten getroffen werden können?“

In der That, rief ich, für ſo gut als unmöglich. —

„Dieſe Redensart verſtehe ich nicht. Widerſpricht es allen Geſetzen der Zeit, des Raums und der phyſiſchen Wirkungen, daß ein ſo gewandter Kopf, wie doch unwiderſprechlich dieſer Armenier iſt, mit Hülfe ſeiner vielleicht eben ſo gewandten Kreaturen, in der Hülle der Nacht, von Niemand beobachtet, mit allen Hülfsmitteln ausgerüſtet, von denen ſich ein Mann dieſes Handwerks ohnehin niemals trennen wird, daß ein ſolcher Menſch, von ſolchen Umſtänden begünſtigt, in ſo weniger Zeit ſo viel zu Stande bringen könnte? Iſt es geradezu undenkbar und abgeſchmackt zu glauben, daß er mit Hülfe weniger Worte, Befehle oder Winke, ſeinen Helfershelfern weitläufige Aufträge geben, weitläufige und zuſammengeſetzte Operationen mit wenigem Wortaufwande bezeichnen könne? — Und darf etwas anders, als eine hell eingeſehene Unmöglichkeit gegen die ewigen Geſetze der Natur aufgeſtellt werden? Wollen Sie lieber ein Wunder glauben, als eine Unwahrſcheinlichkeit zugeben? lieber die Kräfte der Natur umſtürzen, als eine künſtliche und weniger gewöhnliche Combination dieſer Kräfte ſich gefallen laſſen?"

Wenn die Sache auch eine ſo kühne Folgerung nicht rechtfertigt, ſo müſſen Sie mir doch eingeſtehen, daß ſie weit über unſre Begriffe geht.

„Beynahe hätte ich Luſt, Ihnen auch dieſes abzuſtreiten," ſagte der Prinz mit ſchalkhafter Munterkeit. „Wie, lieber Graf? Wenn es ſich, zum Beyſpiel, ergäbe, daß nicht bloß während und nach dieſer halben Stunde, nicht bloß in der Eile und nebenher, ſondern den ganzen Abend und die ganze

Nacht für dieſen Armenier gearbeitet worden? Denken Sie nach, daß der Sicilianer beynahe drey volle Stunden zu ſeinen Zurüſtungen verbrauchte.“

Der Sicilianer, gnädigſter Herr!

„Und womit beweiſen Sie mir denn, daß der Sicilianer an dem zweyten Geſpenſte nicht eben ſo vielen Antheil gehabt habe, als an dem erſten?“

Wie, gnädigſter Herr?

„Daß er nicht der vornehmſte Helfershelfer des Armeniers war — kurz — daß beyde nicht mit einander unter einer Decke liegen?“

Das möchte ſchwer zu erweiſen ſeyn, rief ich mit nicht geringer Verwunderung.

„Nicht ſo ſchwer, lieber Graf, als Sie wol meinen. Wie? Es wäre Zufall, daß ſich dieſe beyden Menſchen in einem ſo ſeltſamen, ſo verwickelten Anſchlage auf dieſelbe Perſon, zu derſelben Zeit und an demſelben Orte begegneten, daß ſich unter ihren beyderſeitigen Operationen eine ſo auffallende Harmonie, ein ſo durchdachtes Einverſtändniß fände, daß einer dem andern gleichſam in die Hände arbeitete? Setzen Sie, er habe ſich des gröbern Gaukelſpiels bedient, um dem feinern eine Folie unterzulegen. Er ſchuf ſich einen Hektor, um ſein Achilles zu ſeyn. Setzen Sie, er habe jenes vorausgeſchickt, um den Grad von Glauben auszufinden, worauf er bey mir zu rechnen hätte; um die Zugänge zu meinem Vertrauen auszuſpähen; um ſich durch dieſen Verſuch, der, unbeſchadet ſeines übrigen Planes, verunglücken konnte, mit ſeinem Subjekte zu familiariſiren; kurz, um ſein Inſtrument damit anzuſpielen. Setzen Sie, er habe es gethan, um eben dadurch, daß er meine Aufmerkſamkeit auf einer Seite vorſetzlich aufforderte und wach erhielt, ſie auf einer andern, die ihm wichtiger war, einſchlummern zu laſſen. Setzen Sie, er habe einige Erkundigungen einzuziehen gehabt, von denen er wünſchte, daß ſie auf Rechnung des Taſchenſpielers geſchrieben würden, um den Argwohn von der wahren Spur zu entfernen.“

Wie meinen Sie das?

„Laſſen Sie uns annehmen, er habe einen meiner Leute beſtochen, um durch ihn gewiſſe geheime Nachrichten — vielleicht gar Dokumente — zu erhalten, die zu ſeinem Zwecke dienen. Ich vermiſſe meinen Jäger. Was hindert mich, zu glauben, daß der Armenier bey der Entweichung dieſes Menſchen mit im Spiele ſey? Aber der Zufall kann es fügen, daß ich hinter dieſe Schliche komme; ein Brief kann aufgefangen werden, ein Bedienter plaudern. Sein ganzes Anſehen ſcheitert, wenn ich die Quellen ſeiner Allwiſſenheit entdecke. Er ſchiebt alſo dieſen Taſchenſpieler ein, der dieſen oder jenen Anſchlag auf mich haben muß. Von dem Daſeyn und den Abſichten dieſes Menſchen unterläßt er nicht, mir frühzeitig einen Wink zu geben. Was ich alſo auch entdekken mag, ſo wird mein Verdacht auf Niemand anders, als auf dieſen Gaukler, fallen; und zu den Nachforſchungen, welche ihm, dem Armenier, zu gute kommen, wird der Sicilianer ſeinen Namen geben. Dieſes war die Puppe, mit der er mich ſpielen läſſt, während daß er ſelbſt, unbeobachtet und unverdächtig, mit unſichtbaren Seilen mich umwindet.“

Sehr gut! Aber wie läſſt es ſich mit dieſen Abſichten reimen, daß er ſelbſt dieſe Täuſchung zerſtören hilft, und die Geheimniſſe ſeiner Kunſt profanen Augen preisgibt?

„Was ſind es für Geheimniſſe, die er mir preisgibt? Keines von denen zuverläſſig, die er Luſt hat, bey mir in Ausübung zu bringen. Er hat alſo durch ihre Profanation nichts verloren — Aber wie viel hat er im Gegentheil gewonnen, wenn dieſer vermeintliche Triumph über Betrug und Taſchenſpielerey mich ſicher und zuverſichtlich macht, wenn es ihm dadurch gelang, meine Wachſamkeit nach einer entgegengeſetzten Richtung zu lenken, meinen noch unbeſtimmt umherſchweifenden Argwohn auf Gegenſtänden zu fixiren, die von dem eigentlichen Orte des Angriffs am weiteſten entlegen ſind? — Er konnte erwarten, daß ich, früher oder ſpäter, aus eignem Mißtrauen oder fremdem Antriebe, den Schlüſſel zu ſeinen Wundern in der Taſchenſpielerkunſt aufſuchen würde. — Was konnte er Beſſeres thun, als daß er ſie ſelbſt neben einander ſtellte, daß er mir gleichſam den Maßſtab dazu in die Hand gab, und, indem er der letztern eine künſtliche Grenze ſetzte, meine Begriffe von den erſtern deſto mehr erhöhte oder verwirrte. Wie viele Muthmaßungen hat er durch dieſen Kunſtgriff auf einmal abgeſchnitten! Wie viele Erklärungsarten im voraus widerlegt, auf die ich in der Folge vielleicht hätte fallen mögen!“

So hat er wenigſtens ſehr gegen ſich ſelbſt gehandelt, daß er die Augen derer, die er täuſchen wollte, ſchärfte, und ihren Glauben an Wunderkraft durch Entzifferung eines ſo künſtlichen Betrugs überhaupt ſinken machte. Sie ſelbſt, gnädigſter Herr, ſind die beſte Widerlegung ſeines Plans, wenn er ja einen gehabt hat.

„Er hat ſich in mir vielleicht geirrt — aber er hat darum nicht weniger ſcharfſinnig raiſonnirt. Konnte er vorausſehen, daß mir gerade dasjenige im Gedächtniſſe bleiben würde, welches der Schlüſſel zu dem Wunder werden könnte? Lag es in ſeinem Plane, daß mir die Kreatur, deren er ſich bediente, ſolche Blößen geben ſollte? Wiſſen wir, ob dieſer Sicilianer ſeine Vollmacht nicht weit überſchritten hat? — Mit dem Ringe gewiß — und doch iſt es hauptſächlich dieſer einzige Umſtand, der mein Mißtrauen gegen dieſen Menſchen entſchieden hat. Wie leicht kann ein ſo zugeſpitzter feiner Plan durch ein gröberes Organ verunſtaltet werden? Sicherlich war es ſeine Meinung nicht, daß uns der Taſchenſpieler ſeinen Ruhm im Marktſchreyertone vorpoſaunen ſollte — daß er uns jene Mährchen aufſchüſſeln ſollte, die ſich beym leichteſten Nachdenken widerlegen. So zum Beyſpiel — mit welcher Stirn kann dieſer Charlatan behaupten, daß ſein Wunderthäter auf den Glockenſchlag Zwölfe in der Nacht jeden Umgang mit Menſchen aufheben müſſe? Haben wir ihn nicht ſelbſt um dieſe Zeit in unſerer Mitte geſehen?“

Das iſt wahr, rief ich. Das muß er vergeſſen haben!

„Aber es liegt im Charakter dieſer Art Leute, daß ſie ſolche Aufträge übertreiben, und durch das Zuviel Alles verſchlimmern, was ein beſcheidener und mäßiger Betrug vortrefflich gemacht hätte.“

Ich kann es deſſungeachtet noch nicht über mich gewinnen, gnädigſter Herr, dieſe ganze Sache für nichts mehr, als ein angeſtelltes Spiel zu halten. Wie? Der Schrecken des Sicilianers, die Zuckungen, die Ohnmacht, der ganze klägliche Zuſtand dieſes Menſchen, der uns ſelbſt Erbarmen einflößte — alles dieſes wäre nur eine eingelernte Rolle geweſen? Zugegeben, daß ſich das theatraliſche Gaukelſpiel auch noch ſo weit treiben laſſe, ſo kann die Kunſt des Akteurs doch nicht über die Organe ſeines Lebens gebieten.

„Was das anbetrifft, Freund — Ich habe Richard den dritten von Garrick geſehen — Und waren wir in dieſem Augenblicke kalt und müßig genug, um unbefangene Beobachter abzugeben? Konnten wir den Affekt dieſes Menſchen prüfen, da uns der unſrige übermeiſterte? Ueberdies iſt die entſcheidende Kriſe, auch ſogar eines Betrugs, für den Betrüger ſelbſt eine ſo wichtige Angelegenheit, daß bey ihm die Erwartung gar leicht ſo gewaltſame Symptome erzeugen kann, als die Ueberraſchung bey dem Betrogenen. Rechnen Sie dazu noch die unvermuthete Erſcheinung der Häſcher —“

Eben dieſe, gnädigſter Herr — Gut, daß Sie mich daran erinnern — Würde er es wol gewagt haben, einen ſo gefährlichen Plan dem Auge der Gerechtigkeit bloß zu ſtellen? Die Treue ſeiner Kreatur auf eine ſo bedenkliche Probe zu bringen? — Und zu welchem Ende?

„Dafür laſſen Sie ihn ſorgen, der ſeine Leute kennen muß. Wiſſen wir, was für geheime Verbrechen ihm für die Verſchwiegenheit dieſes Menſchen haften? — Sie haben gehört, welches Amt er in Venedig bekleidet — Wie viel wird es ihm wol koſten, dieſem Kerl durchzuhelfen, der keinen andern Ankläger hat, als ihn?“

(Und in der That hat der Ausgang den Verdacht des Prinzen in dieſem Stücke nur zu ſehr gerechtfertigt. Als wir uns einige Tage darauf nach unſerm Gefangenen erkundigen lieſſen, erhielten wir zur Antwort, daß er unſichtbar geworden ſey).

„Und zu welchem Ende, fragen Sie? Auf welchem andern Wege, als auf dieſem gewaltſamen, konnte er dem Sicilianer eine ſo unwahrſcheinliche und ſchimpfliche Beichte abfordern laſſen, worauf es doch ſo weſentlich ankam? Wer, als ein verzweifelter Menſch, der nichts mehr zu verlieren hat, wird ſich entſchließen können, ſo erniedrigende Aufſchlüſſe über ſich ſelbſt zu geben? Unter welchen andern Umſtänden hätten wir ſie ihm geglaubt?“

Alles zugegeben, gnädigſter Prinz, ſagte ich endlich. Beyde Erſcheinungen ſollen Gaukelſpiele geweſen ſeyn; dieſer Sicilianer ſoll uns meinethalben nur ein Mährchen aufgeheftet haben, das ihm ſein Principal einlernen ließ, beyde ſollen zu einem Zwecke, mit einander einverſtanden, wirken, und aus dieſem Einverſtändniſſe ſollen alle jene wunderbaren Zufälle ſich erklären laſſen, die uns im Laufe dieſer Begebenheit in Erſtaunen geſetzt haben. Jene Prophezeihung auf dem Markusplatze, das erſte Wunder, welches alle übrigen eröffnet hat, bleibt nichts deſto weniger unerklärt; und was hilft uns der Schlüſſel zu allen übrigen, wenn wir an der Auflöſung dieſes einzigen verzweifeln?

„Kehren Sie es vielmehr um, lieber Graf,“ gab mir der Prinz hierauf zur Antwort. „Sagen

Sie, was beweiſen alle jene Wunder, wenn ich herausbringe, daß auch nur ein einziges Taſchenſpiel darunter war? Jene Prophezeihung — ich bekenn' es Ihnen — geht über alle meine Faſſungskraft. Stünde ſie einzeln da, hätte der Armenier ſeine Rolle mit ihr beſchloſſen, wie er ſie damit eröffnete — ich geſtehe Ihnen, ich weiß nicht, wie weit ſie mich noch hätte führen können. In dieſer niedrigen Geſellſchaft iſt ſie mir ein klein wenig verdächtig. — Die Zeit wird ſie aufklären, oder auch nicht aufklären — aber glauben Sie mir, Freund (indem er ſeine Hand auf die meinige legte, und eine ſehr ernſthafte Miene annahm) ein Menſch, dem höhere Kräfte zu Gebote ſtehen, wird keines Gaukelſpiels bedürfen, oder er wird es verachten."

So endigte ſich eine Unterredung, die ich darum ganz hierher geſetzt habe, weil ſie die Schwierigkeiten zeigt, die bey dem Prinzen zu beſiegen waren; und weil ſie, wie ich hoffe, ſein Andenken von dem Vorwurfe reinigen wird, daß er ſich blind und unbeſonnen in die Schlinge geſtürzt habe, die eine unerhörte Teufeley ihm bereitete. Nicht alle — fährt der Graf von O** fort — die in dem Augenblicke, wo ich dieſes ſchreibe, vielleicht mit Hohngelächter auf ſeine Schwachheit herabſehen, und im ſtolzen Dünkel ihrer nie angefochtenen Vernunft ſich für berechtigt halten, den Stab der Verdammung über ihn zu brechen, nicht alle, fürchte ich, würden dieſe erſte Probe ſo männlich beſtanden haben. Wenn man ihn nunmehr auch nach dieſer glücklichen Vorbereitung deſſen ungeachtet fallen ſieht; wenn man den ſchwarzen Anſchlag, vor deſſen entfernteſter Annäherung ihn ſein guter Genius warnte, nichts deſto weniger an ihm in Erfüllung gegangen findet, ſo wird man weniger über ſeine Thorheit ſpotten, als über die Größe des Bubenſtücks erſtaunen, dem eine ſo wohl vertheidigte Vernunft erlag. Weltliche Rückſichten können an meinem Zeugniſſe keinen Antheil haben, denn Er, der es mir danken ſoll, iſt nicht mehr. Sein ſchreckliches Schickſal iſt geendigt, längſt hat ſich ſeine Seele am Thron der Wahrheit gereinigt, vor dem auch die meinige längſt ſteht, wenn die Welt dieſes lieſt — aber man verzeihe mir die Thräne, die dem Andenken meines theuerſten Freundes unfreywillig fällt — doch zur Steuer der Gerechtigkeit ſchreib' ich es nieder: Er war ein edler Menſch, und gewiß wär' er eine Zierde des Thrones geworden, den er durch ein Verbrechen erſteigen zu wollen, ſich bethören ließ.

Zweytes Buch.

Nicht lange nach dieſen letztern Begebenheiten — fährt der Graf von O * * zu erzählen fort — fing ich an, in dem Gemüthe des Prinzen eine wichtige Veränderung zu bemerken, die theils eine unmittelbare Folge des letztern Vorfalls war, theils auch durch den Zuſammenfluß mehrerer zufälliger Umſtände hervorgebracht worden. Bis jezt nämlich hatte der Prinz jede ſtrengere Prüfung ſeines Glaubens vermieden, und ſich damit begnügt, die rohen und ſinnlichen Religionsbegriffe, in denen er auferzogen worden, durch die beſſern Ideen, die ſich ihm nachher aufdrangen, zu reinigen, oder mit dieſen auszugleichen, ohne die Fundamente ſeines Glaubens zu unterſuchen. Religionsgegenſtände überhaupt, geſtand er mir mehrmals, ſeyen ihm jederzeit wie ein bezaubertes Schloß vorgekommen, in das man nicht ohne Grauen ſeinen Fuß ſetze, und man thue weit beſſer, man gehe mit ehrerbietiger Reſignation daran vorüber, ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, ſich in ſeinen Labyrinthen zu verirren. Eine bigotte, knechtiſche Erziehung war die Quelle dieſer Furcht; dieſe hatte ſeinem zarten Gehirne Schreckbilder eingedrückt, von denen er ſich während ſeines ganzen Lebens nie ganz losmachen konnte. Religiöſe Melancholie war eine Erbkrankheit in ſeiner Familie; die Erziehung, welche man ihm und ſeinen Brüdern geben ließ, war dieſer Diſpoſition angemeſſen, die Menſchen, denen man ſie anvertraute, aus dieſem Geſichtspunkte gewählt, alſo entweder Schwärmer oder Heuchler. Alle Lebhaftigkeit des Knaben in einem dumpfen Geiſteszwange zu erſticken, war das einzige Mittel, ſich der höchſten Zufriedenheit der fürſtlichen Aeltern zu verſichern. Dieſe ſchwarze nächtliche Geſtalt hatte die ganze Jugendzeit unſers Prinzen, ſelbſt aus ſeinen Spielen war die Freude verbannt. Alle ſeine Vorſtellungen von Religion hatten etwas Fürchterliches an ſich, und eben das Grauenvolle und Derbe war es, was ſich ſeiner lebhaften Einbildungskraft zuerſt bemächtigte, und ſich auch am längſten darin erhielt. Sein Gott war ein Schreckbild, ein ſtrafendes Weſen; ſeine Gottesverehrung knechtiſches Zittern oder blinde, alle Kraft und Kühnheit erſtickende, Ergebung. Auf allen ſeinen kindiſchen und jugendlichen Neigungen, denen ein derber Körper und eine blühende Geſundheit um ſo kraftvollere Exploſionen gab, ſtand ihm die Religion im Wege; mit allem, woran ſein jugendliches Herz ſich hing, lag ſie im Streite; er lernte ſie nie als eine Wohlthat, nur als eine Geiſſel ſeiner Leidenſchaften kennen. So entbrannte allmählich eine ſtille Indignation gegen ſie in ſeinem Herzen, welche, mit einem reſpektvollen Glauben und blinder Furcht in ſeinem Kopfe und Herzen, die bizarreſte Miſchung machte — einen Widerwillen gegen einen Herrn, vor welchem er zitterte.

Kein Wunder, daß er die erſte Gelegenheit ergriff, einem ſo ſtrengen Joche zu entfliehen — aber er entlief ihm, wie ein leibeigener Sklave ſeinem harten Herrn, der auch mitten in der Freyheit das Gefühl ſeiner Knechtſchaft herumträgt. Eben darum, weil er dem Glauben ſeiner Jugend nicht mit ruhiger Wahl entſagt, weil er nicht gewartet hatte, bis ſeine reife gereinigte Vernunft ſich gemächlich davon abgelößt hatte, weil er ihm als ein Flüchtling entſprungen war, auf den die Eigenthumsrechte ſeines Herrn immer noch fortdauern — ſo mußte er auch, nach ſo großen Diſtractionen, immer wieder zu ihm zurückkehren. Er war mit der Kette entſprungen, und eben darum mußte er der Raub eines jeden Betrügers werden, der ſie entdeckte und zu gebrauchen verſtand. Daß ſich ein ſolcher fand, wird, wenn man es noch nicht errathen hat, der Verfolg dieſer Geſchichte ausweiſen.

Die Geſtändniſſe des Sicilianers lieſſen in ſeinem Gemüthe wichtigere Folgen zurück, als dieſer ganze Gegenſtand werth war, und der kleine Sieg, den ſeine Vernunft über dieſe ſchwache Täuſchung davon getragen, hatte die Zuverſicht zu ſeiner Vernunft überhaupt merklich erhöht. Die Leichtigkeit, mit der es ihm gelungen war, dieſen Betrug aufzulöſen, ſchien ihn ſelbſt überraſcht zu haben; in dieſem Kopfe hatten ſich Wahrheit und Irrthum noch nicht ſo genau von einander geſondert, daß es ihm nicht oft begegnet wäre, die Stützen der einen mit den Stützen des andern zu verwechſeln; daher kam es, daß der Schlag, der ſeinen Glauben an Wunder ſtürzte, das ganze Gebäude ſeines Glaubens zugleich zum Wanken brachte. Es erging ihm hier, wie einem unerfahrnen Menſchen, der in der Freundſchaft oder Liebe hintergangen worden, weil er ſchlecht gewählt hatte, und der nun ſeinen Glauben an dieſe Empfindungen überhaupt ſinken läſſt, weil er bloſſe Zufälligkeiten für weſentliche Kennzeichen derſelben aufnimmt. Ein entlarvter Betrug machte ihm auch die Wahrheit verdächtig, weil er ſich die Wahrheit unglücklicher Weiſe durch gleich ſchlechte Gründe bewieſen hatte.

Dieſer vermeintliche Triumph gefiel ihm um ſo mehr, je ſchwerer der Druck geweſen, wovon er ihn zu befreyen ſchien. Von dieſem Zeitpunkte an regte ſich eine Zweifelſucht in ihm, die auch das Ehrwürdigſte nicht verſchonte.

Es halfen mehrere Dinge zuſammen, ihn in dieſer Gemüthslage zu erhalten, und noch mehr darin zu befeſtigen. Die Zurückgezogenheit, in der er bisher gelebt hatte, hörte jetzt auf, und mußte einer zerſtreuungsvollen Lebensart Platz machen. Sein Stand war entdeckt. Aufmerkſamkeiten, die er erwiedern mußte, Etikette, die er ſeinem Range ſchuldig war, riſſen ihn unvermerkt in den Wirbel der großen Welt. Sein Stand ſowol, als ſeine perſönlichen Eigenſchaften, öffneten ihm die geiſtvolleſten Zirkel in Venedig; bald ſah' er ſich mit den hellſten Köpfen der Republik, Gelehrten ſowol als Staatsmännern, in Verbindung. Dies zwang ihn, den einförmigen, engen Kreis zu erweitern, in welchem ſein Geiſt ſich bisher bewegt hatte. Er fing an, die Armuth und Beſchränktheit ſeiner Begriffe wahrzunehmen, und das Bedürfniß höherer Bildung zu fühlen. Die altmodiſche Form ſeines Geiſtes, von ſo vielen Vorzügen ſie auch ſonſt begleitet war, ſtand mit den gangbaren Begriffen der Geſellſchaft in einem nachtheiligen Kontraſte, und ſeine Fremdheit in den bekannteſten Dingen ſetzte ihn zuweilen dem Lächerlichen aus; nichts fürchtete er ſo ſehr, als das Lächerliche. Das ungünſtige Vorurtheil, das auf ſeinem Geburtslande haftete, ſchien ihm eine Aufforderung zu ſeyn, es in ſeiner Perſon zu widerlegen. Dazu kam noch die Sonderbarkeit in ſeinem Charakter, daß ihn jede Aufmerkſamkeit verdroß, die er ſeinem Stande und nicht ſeinem perſönlichen Werthe danken zu müſſen glaubte. Vorzüglich empfand er dieſe Demüthigung in Gegenwart ſolcher Perſonen, die durch ihren Geiſt glänzten, und durch perſönliche Verdienſte gleichſam über ihre Geburt triumphirten. In einer ſolchen Geſellſchaft ſich als Prinz unterſchieden zu ſehen, war jederzeit eine tiefe Beſchämung für ihn, weil er unglücklicher Weiſe glaubte, durch dieſen Namen ſchon von jeder Concurrenz ausgeſchloſſen zu ſeyn. Alles dieſes zuſammengenommen überführte ihn von der Nothwendigkeit, ſeinem Geiſte die Bildung zu geben, die er bisher verabſäumt hatte, um das Jahrfünftel der witzigen und der denkenden Welt einzuholen, hinter welchem er ſo weit zurückgeblieben war. Er wählte dazu die modernſte Lektüre, der er ſich nun mit allem dem Ernſte hingab, womit er Alles, was er vornahm, zu behandeln pflegte. Aber die ſchlimme Hand, die bey der Wahl dieſer Schriften im Spiele war, ließ ihn unglücklicher Weiſe immer auf ſolche ſtoßen, bey denen ſeine Vernunft und ſein Herz wenig gebeſſert waren. Und auch hier waltete ſein Lieblingshang vor, der ihn immer zu Allem, was nicht begriffen werden ſoll, mit unwiderſtehlichem Reize hingezogen hatte. Nur für dasjenige, was damit in Beziehung ſtand, hatte er Aufmerkſamkeit und Gedächtniß; ſeine Vernunft und ſein Herz blieben leer, während ſich dieſe Fächer ſeines Gehirns mit verworrenen Begriffen anfüllten. Der blendende Styl des einen riß ſeine Imagination dahin, indem die Spitzfindigkeiten des andern ſeine Vernunft verſtrickten. Beyden wurde es leicht, ſich einen Geiſt zu unterjochen, der ein Raub eines Jeden war, der ſich ihm mit einer gewiſſen Dreiſtigkeit aufdrang. Eine Lektüre, die länger als ein Jahr mit Leidenſchaft fortgeſetzt wurde, hatte ihn beynahe mit gar keinem wohlthätigen Begriffe bereichert, wol aber ſeinen Kopf mit Zweifeln angefüllt, die, wie es bey dieſem conſequenten Charakter unausbleiblich folgte, bald einen unglücklichen Weg zu ſeinem Herzen fanden. Daß ich es kurz ſage — er hatte ſich in dieſes Labyrinth begeben als ein glaubenreicher Schwärmer, und er verließ es als Zweifler, und zuletzt als ein ausgemachter Freygeiſt.

Unter den Zirkeln, in die man ihn zu ziehen gewußt hatte, war eine gewiſſe geſchloſſene Geſellſchaft, der Bucentauro genannt, die unter dem äußerlichen Scheine einer edeln vernünftigen Geiſtesfreyheit die zügelloſeſte Lizenz der Meinungen wie der Sitten begünſtigte. Da ſie unter ihren Mitgliedern viele Geiſtliche zählte, und ſogar die Namen einiger Kardinäle an ihrer Spitze trug, ſo wurde der Prinz um ſo leichter bewogen, ſich darin einführen zu laſſen. Gewiſſe gefährliche Wahrheiten der Vernunft, meinte er, könnten nirgends beſſer aufgehoben ſeyn, als in den Händen ſolcher Perſonen, die ihr Stand ſchon zur Mäßigung verpflichtete, und die den Vortheil hätten, auch die Gegenpartey gehört und geprüft zu haben. Der Prinz vergaß hier, daß Libertinage des Geiſtes und der Sitten bey Perſonen dieſes Standes eben darum weiter um ſich greift, weil ſie hier einen Zügel weniger findet. Und dieſes war der Fall bey dem Bucentauro, deſſen mehrſte Mitglieder durch eine verdammliche Philoſophie, und durch Sitten, die einer ſolchen Führerinn würdig waren, nicht ihren Stand allein, ſondern ſelbſt die Menſchheit beſchimpften. Die Geſellſchaft hatte ihre geheimen Grade, und ich will, zur Ehre des Prinzen, glauben, daß man ihn des innerſten Heiligthums nie gewürdigt habe. Jeder, der in dieſe Geſellſchaft eintrat, mußte, wenigſtens ſo lange er ihr lebte, ſeinen Rang, ſeine Nation, ſeine Religionspartey, kurz alle conventionelle Unterſcheidungszeichen ablegen, und ſich in einen gewiſſen Stand univerſeller Gleichheit begeben. Die Wahl der Mitglieder war in der That ſtreng, weil nur Vorzüge des Geiſtes einen Weg dazu bahnten. Die Geſellſchaft rühmte ſich des feinſten Tons und des ausgebildetſten Geſchmacks, und in dieſem Rufe ſtand ſie auch wirklich in ganz Venedig. Dieſes ſowol, als der Schein von Gleichheit, der darin herrſchte, zog den Prinzen unwiderſtehlich an. Ein geiſtvoller, durch ſeinen Witz aufgeheiterter Umgang, unterrichtende Unterhaltungen, das Beſte aus der gelehrten und politiſchen Welt, das hier, wie in ſeinem Mittelpunkte, zuſammenfloß, verbargen ihm lange Zeit das Gefährliche dieſer Verbindung. Wie ihm nach und nach der Geiſt des Inſtituts durch die Maſke hindurch ſichtbarer wurde, oder man es auch müde war, länger gegen ihn auf ſeiner Hut zu ſeyn, war der Rückweg gefährlich, und falſche Scham ſowol, als Sorge für ſeine Sicherheit, zwangen ihn, ſein inneres Mißfallen zu verbergen. Aber ſchon durch bloße Vertraulichkeit mit dieſer Menſchenklaſſe und ihren Geſinnungen, wenn ſie ihn auch nicht zur Nachahmung hinriſſen, ging die reine, ſchöne Einfalt ſeines Charakters und die Zartheit ſeiner moraliſchen Gefühle verloren. Seine durch ſo wenig gründliche Kenntniſſe unterſtützte Vernunft konnte, ohne fremde Beyhülfe, die feinen Trugſchlüſſe nicht löſen, womit man ſie hier verſtrickt hatte, und unvermerkt hatte dieſes ſchreckliche Corroſiv Alles — beynahe Alles verzehrt, worauf ſeine Moralität ruhen ſollte. Die natürlichen und nothwendigen Stützen ſeiner Glückſeligkeit gab er für Sophismen hinweg, die ihn im entſcheidenden Augenblicke verlieſſen, und ihn dadurch zwangen, ſich an den erſten beſten Willkürlichen zu halten, den man ihm zuwarf.

Vielleicht wäre es der Hand eines Freundes gelungen, ihn noch zur rechten Zeit von dieſem Abgrunde zurückzuziehen — aber, außerdem daß ich mit dem Innern des Bucentauro erſt lange nachher bekannt worden bin, als das Uebel ſchon geſchehen war, ſo hatte mich ſchon zu Anfang dieſer Periode ein dringender Vorfall aus Venedig abgerufen. Auch Mylord Seymour, eine ſchätzbare Bekanntſchaft des Prinzen, deſſen kalter Kopf jeder Art von Täuſchung unzugänglich war, und der ihm unfehlbar zu einer ſichern Stütze hätte dienen können, verließ uns in dieſer Zeit, um in ſein Vaterland zurückzukehren. Diejenigen, in deren Händen ich den Prinzen ließ, waren zwar redliche, aber unerfahrne und in ihrer Religion äußerſt beſchränkte Menſchen, denen es ſowol an der Einſicht in das Uebel, als an Anſehen bey dem Prinzen fehlte. Seinen verfänglichen Sophismen wußten ſie nichts, als die Machtſprüche eines blinden ungeprüften Glaubens entgegenzuſetzen, die ihn entweder aufbrachten oder beluſtigten; er überſah ſie gar zu leicht, und ſein überlegner Verſtand brachte dieſe ſchlechten Vertheidiger der guten Sache bald zum Schweigen, wie aus einem Beyſpiele, das ich in der Folge anführen werde, erhellen wird. Den Andern, die ſich in der Folge ſeines Vertrauens bemächtigten, war es vielmehr darum zu thun, ihn immer tiefer darein zu verſenken. Als ich im folgenden Jahre wieder nach Venedig zurückkam — wie anders fand ich da ſchon Alles!

Der Einfluß dieſer neuen Philoſophie zeigte ſich bald in des Prinzen Leben. Je mehr er zuſehends in Venedig Glück machte, und neue Freunde ſich erwarb, deſto mehr fing er an, bey ſeinen ältern Freunden zu verlieren. Mir gefiel er von Tag zu Tage weniger; auch ſahen wir uns ſeltener, und überhaupt war er weniger zu haben. Der Strom der großen Welt hatte ihn gefaſſt. Nie wurde ſeine Schwelle leer, wenn er zu Hauſe war. Eine Luſtbarkeit drängte die andre, ein Feſt das andre, eine Glückſeligkeit die andre. Er war die Schöne, um welche Alles buhlt, der König und der Abgott aller Zirkel. So ſchwer er ſich in der vorigen Stille ſeines beſchränkten Lebens den großen Weltlauf gedacht hatte, ſo leicht fand er ihn nunmehr zu ſeinem Erſtaunen. Es kam ihm Alles ſo entgegen, Alles war trefflich, was von ſeinen Lippen kam, und wenn er ſchwieg, ſo war es ein Raub an der Geſellſchaft. Man verſtand die Kunſt, ihm die Gedanken mit einer angenehmen Leichtigkeit von der Seele gleichſam abzulöſen, und durch eine feine Nachhülfe ihn ſelbſt damit zu überraſchen. Auch machte ihn dieſes ihn überall verfolgende Glück, dieſes allgemeine Gelingen, wirklich zu etwas mehr, als er in der That war, weil es ihm Muth und Zuverſicht zu ihm ſelbſt gab. Die erhöhte Meinung, die er dadurch von ſeinem eignen Werthe erlangte, gab ihm Glauben an die übertriebene und beynahe abgöttiſche Verehrung, die man ſeinem Geiſte widerfahren ließ, die ihm, ohne dieſes vergrößerte und gewiſſermaßen gegründete Selbſtgefühl, nothwendig hätte verdächtig werden müſſen. Jetzt aber war dieſe allgemeine Stimme nur die Bekräftigung deſſen, was ſein ſelbſtzufriedener Stolz ihm im Stillen ſagte — ein Tribut, der ihm von Rechts wegen gebührte. Unfehlbar würde er dieſer Schlinge entgangen ſeyn, hätte man ihn zu Athem kommen laſſen, hätte man ihm nur ruhige Muße gegönnt, ſeinen eignen Werth mit dem Bilde zu vergleichen, das ihm in einem ſo lieblichen Spiegel vorgehalten wurde. Aber ſeine Exiſtenz war ein fortdauernder Zuſtand von Trunkenheit, von ſchwebendem Taumel. Je höher man ihn geſtellt hatte, deſto mehr hatte er zu thun, ſich auf dieſer Höhe zu erhalten; dieſe immerwährende Anſpannung verzehrte ihn langſam; ſelbſt aus ſeinem Schlafe war die Ruhe geflohen. Man hatte ſeine Blößen durchſchaut, und die Leidenſchaft gut berechnet, die man in ihm entzündet hatte.

Bald mußten es ſeine redlichen Kavaliers entgelten, daß ihr Herr zum großen Kopfe geworden war. Ernſthafte Empfindungen und ehrwürdige Wahrheiten, an denen ſein Herz ſonſt mit aller Wärme gehangen, fingen nun an, Gegenſtände ſeines Spotts zu werden. An den Wahrheiten der Religion rächte er ſich für den Druck, worunter ihn Wahnbegriffe ſo lange gehalten hatten; aber weil eine nicht zu verfälſchende Stimme ſeines Herzens die Taumeleyen ſeines Kopfes bekämpfte, ſo war mehr Bitterkeit, als fröhlicher Muth in ſeinem Witze. Sein Naturell fing an, ſich zu ändern, Launen ſtellten ſich ein. Die ſchönſte Zierde ſeines Charakters, ſeine Beſcheidenheit, verſchwand; Schmeichler hatten ſein treffliches Herz vergiftet. Die ſchonende Delikateſſe des Umgangs, die es ſeine Kavaliers ſonſt ganz vergeſſen gemacht hatte, daß er ihr Herr war, machte jetzt nicht ſelten einem gebieteriſchen entſcheidenden Tone Platz, der um ſo empfindlicher ſchmerzte, weil er nicht auf den äußerlichen Abſtand, worüber man ſich mit leichter Mühe tröſtet, und den er ſelbſt wenig achtete, ſondern auf eine beleidigende Vorausſetzung ſeiner perſönlichen Erhabenheit gegründet war. Weil er zu Hauſe doch öfters Betrachtungen Raum gab, die ihn im Taumel der Geſellſchaft nicht hatten angehen dürfen, ſo ſahen ihn ſeine eigenen Leute ſelten anders, als finſter, mürriſch und unglücklich, während daß er fremde Zirkel mit einer erzwungenen Fröhlichkeit beſeelte. Mit theilnehmenden Leiden ſahen wir ihn auf dieſer gefährlichen Bahn hinwandeln, aber in dem Tumult, durch den er geworfen wurde, hörte er die ſchwache Stimme der Freundſchaft nicht mehr, und war jetzt auch noch zu glücklich, um ſie zu verſtehen.

Schon in den erſten Zeiten dieſer Epoche forderte mich eine wichtige Angelegenheit an den Hof meines Souverains, die ich auch dem feurigſten Intereſſe der Freundſchaft nicht nachſetzen durfte. Eine unſichtbare Hand, die ſich mir erſt lange nachher entdeckte, hatte Mittel gefunden, meine Angelegenheiten dort zu verwirren, und Gerüchte von mir auszubreiten, die ich eilen mußte durch meine perſönliche Gegenwart zu widerlegen. Der Abſchied vom Prinzen ward mir ſchwer, aber ihm war er deſto leichter. Schon ſeit geraumer Zeit waren die Bande gelöst, die ihn an mich gekettet hatten. Aber ſein Schickſal hatte meine ganze Theilnehmung erweckt; ich ließ mir deswegen von dem Baron von F*** verſprechen, mich durch ſchriftliche Nachrichten damit in Verbindung zu erhalten, was er auch auf's Gewiſſenhafteſte gehalten hat. Von jetzt an bin ich alſo auf lange Zeit kein Augenzeuge dieſer Begebenheiten mehr; man erlaube mir, den Baron von F*** an meiner Statt aufzuführen, und dieſe Lücke durch Auszüge aus ſeinen Briefen zu ergänzen. Ungeachtet die Vorſtellungsart meines Freundes F*** nicht immer die meinige iſt, ſo habe ich dennoch an ſeinen Worten nichts ändern wollen, aus denen der Leſer die Wahrheit mit wenig Mühe herausfinden wird.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Erſter Brief.

Mai 17**.

Dank Ihnen, ſehr verehrter Freund, daß Sie mir die Erlaubniß ertheilt haben, auch abweſend den vertrauten Umgang mit Ihnen fortzuſetzen, der während Ihres Hierſeyns meine beſte Freude ausmachte. Hier, das wiſſen Sie, iſt Niemand, gegen den ich es wagen dürfte, mich über gewiſſe Dinge herauszulaſſen. — Was Sie mir auch dagegen ſagen mögen, dieſes Volk iſt mir verhaßt. Seitdem der Prinz einer davon geworden iſt, und ſeitdem vollends Sie uns entriſſen ſind, bin ich mitten in dieſer volkreichen Stadt verlaſſen. Z*** nimmt es leichter, und die Schönen in Venedig wiſſen ihm die Kränkungen vergeſſen zu machen, die er zu Hauſe mit mir theilen muß. Und was hätte er ſich auch darüber zu grämen? Er ſieht und verlangt in dem Prinzen nichts, als einen Herrn, den er überall findet — aber ich! Sie wiſſen, wie nahe ich das Wohl und Weh unſers Prinzen an meinem Herzen fühle, und wie ſehr ich Urſache dazu habe. Sechszehn Jahre ſind's, daß ich um ſeine Perſon lebe, daß ich nur für ihn lebe. Als ein neunjähriger Knabe kam ich in ſeine Dienſte, und ſeit dieſer Zeit hat mich kein Schickſal von ihm getrennt. Unter ſeinen Augen bin ich geworden; ein langer Umgang hat mich ihm zugebildet; alle ſeine großen und kleinen Abenteuer hab' ich mit ihm beſtanden. Ich lebe in ſeiner Glückſeligkeit. Bis auf dieſes unglückliche Jahr hab' ich nur meinen Freund, meinen ältern Bruder, in ihm geſehen; wie in einem heitern Sonnenſcheine hab' ich in ſeinen Augen gelebt — keine Wolke trübte mein Glück, und alles dies ſoll mir nun in dieſem unſeligen Venedig zu Trümmern gehen!

Seitdem Sie von uns ſind, hat ſich Allerley bey uns verändert. Der Prinz von ** d ** iſt vorige Woche mit einer zahlreichen und glänzenden Suite hier angelangt, und hat unſerm Zirkel ein neues tumultuariſches Leben gegeben. Da er und unſer Prinz ſo nahe verwandt ſind, und jetzt auf einem ziemlich guten Fuß zuſammen ſtehen, ſo werden ſie ſich während ſeines hieſigen Aufenthalts, der, wie ich höre, bis zum Himmelfahrtsfeſt dauern ſoll, wenig von einander trennen. Der Anfang iſt ſchon beſtens gemacht; ſeit zehen Tagen iſt der Prinz kaum zu Athem gekommen. Der Prinz von ** d ** hat es gleich ſehr hoch angefangen, und das mochte er immer, da er ſich bald wieder entfernt; aber das Schlimme dabey iſt, er hat unſern Prinzen damit angeſteckt, weil er ſich nicht wohl davon ausſchließen konnte, und bey dem beſondern Verhältniſſe, das zwiſchen beyden Häuſern obwaltet, dem beſtrittenen Range des ſeinigen hier etwas ſchuldig zu ſeyn glaubte. Dazu kommt, daß in wenigen Wochen auch unſer Abſchied von Venedig herannaht; wodurch er ohnehin überhoben wird, dieſen außerordentlichen Aufwand in die Länge fortzuführen.

Der Prinz von * * d * *, wie man ſagt, iſt in Geſchäften des * * * Ordens hier, wobey er ſich einbildet, eine wichtige Rolle zu ſpielen. Daß er von allen Bekanntſchaften unſers Prinzen ſogleich Beſitz genommen haben werde, können Sie ſich leicht einbilden. In den Bucentauro beſonders iſt er mit Pomp eingeführt worden, da es ihm ſeit einiger Zeit beliebt hat, den witzigen Kopf und den ſtarken Geiſt zu ſpielen, wie er ſich denn auch in ſeinen Correſpondenzen, deren er in allen Weltgegenden unterhält, nur den Prince philosophe nennen läßt. Ich weiß nicht, ob Sie je das Glück gehabt haben, ihn zu ſehen. Ein vielverſprechendes Aeußre, beſchäftigte Augen, eine Miene voll Kunſtverſtändigkeit, viel Prunk von Lektüre, viel erworbene Natur, (verzeihen Sie mir dieſes Wort) und eine fürſtliche Herablaſſung zu Menſchengefühlen, dabey eine heroiſche Zuverſicht auf ſich ſelbſt, und eine Alles niederſprechende Beredſamkeit. Wer könnte, bey ſo glänzenden Eigenſchaften, einer K. H. ſeine Huldigung verſagen? Wie indeſſen der ſtille wortarme und gründliche Werth unſers Prinzen neben dieſer ſchreyenden Vortrefflichkeit auskommen wird, muß der Ausgang lehren.

In unſrer Einrichtung ſind ſeit der Zeit viele und große Veränderungen geſchehen. Wir haben ein neues prächtiges Haus, der neuen Prokuratie gegenüber, bezogen, weil es dem Prinzen im Mohren zu eng wurde. Unſre Suite hat ſich um zwölf Köpfe vermehrt, Pagen, Mohren, Heiducken u. dgl. m. — Alles geht jetzt in's Große. Sie haben während Ihres Hierſeyns über Aufwand geklagt — jetzt ſollten Sie erſt ſehen!

Unſre innern Verhältniſſe ſind noch die alten — außer, daß der Prinz, der durch Ihre Gegenwart nicht mehr in Schranken gehalten wird, wo möglich noch einſylbiger und froſtiger gegen uns geworden iſt, und daß wir ihn jetzt, außer dem An- und Auskleiden, wenig haben. Unter dem Vorwande, daß wir das Franzöſiſche ſchlecht, und das Italieniſche gar nicht reden, weiß er uns von ſeinen mehrſten Geſellſchaften auszuſchließen, wodurch er mir für meine Perſon eben keine große Kränkung anthut;

aber ich glaube, das Wahre davon einzuſehen: er ſchämt ſich unſrer — und das ſchmerzt mich, das haben wir nicht verdient.

Von unſern Leuten (weil Sie doch alle Kleinigkeiten wiſſen wollen) bedient er ſich jetzt faſt ganz allein des Biondello, den er, wie Sie wiſſen, nach Entweichung unſers Jägers, in ſeine Dienſte nahm, und der ihm jetzt, bey dieſer neuen Lebensart, ganz unentbehrlich geworden iſt. Der Menſch kennt Alles in Venedig, und Alles weiß er zu gebrauchen. Es iſt nicht anders, als wenn er tauſend Augen hätte, tauſend Hände in Bewegung ſetzen könnte. Er bewerkſtellige dieſes mit Hülfe der Gondoliers, ſagt er. Dem Prinzen kommt dadurch ungemein zu Statten, daß er ihn vorläufig mit allen neuen Geſichtern bekannt macht, die dieſem in ſeinen Geſellſchaften vorkommen, und die geheimen Notizen, die er gibt, hat der Prinz immer richtig befunden. Dabey ſpricht und ſchreibt er das Italieniſche und das Franzöſiſche vortrefflich, wodurch er ſich auch bereits zum Sekretär des Prinzen aufgezwungen hat. Einen Zug von uneigennütziger Treue muß ich Ihnen doch erzählen, der bey einem Menſchen dieſes Standes in der That ſelten iſt. Neulich ließ ein angeſehener Kaufmann aus Rimini bey dem Prinzen um Gehör anſuchen. Der Gegenſtand war eine ſonderbare Beſchwerde über Biondello. Der Prokurator, ſein voriger Herr, der ein wunderlicher Heiliger geweſen ſeyn mochte, hatte mit ſeinen Verwandten in unverſöhnlicher Feindſchaft gelebt, die ihn auch, wo möglich, noch überleben ſollte. Sein ganzes ausſchließendes Vertrauen hatte Biondello, bey dem er alle Geheimniſſe niederzulegen pflegte; dieſer mußte ihm noch am Todbette angeloben, ſie heilig zu bewahren, und, zum Vortheil der Verwandten, niemals Gebrauch davon zu machen; ein anſehnliches Legat ſollte ihn für dieſe Verſchwiegenheit belohnen. Als man ſein Teſtament eröffnete und ſeine Papiere durchſuchte, fanden ſich große Lücken und Verwirrungen, worüber Biondello allein den Aufſchluß geben konnte. Dieſer läugnete hartnäckig, daß er etwas wiſſe, ließ den Erben das ſehr beträchtliche Legat, und behielt ſeine Geheimniſſe. Große Erbietungen wurden ihm von Seiten der Verwandten gethan, aber alle vergeblich; endlich, um ihrem Zudringen zu entgehen, weil ſie drohten, ihn rechtlich zu belangen, begab er ſich bey dem Prinzen in Dienſte. An dieſen wandte ſich nun der Haupterbe, dieſer Kaufmann, und that noch größere Erbietungen, als die ſchon geſchehen waren, wenn Biondello ſeinen Sinn ändern wollte. Aber auch die Fürſprache des Prinzen war umſonſt. Dieſem geſtand er zwar, daß ihm wirklich dergleichen Geheimniſſe anvertraut wären; er läugnete auch nicht, daß der Verſtorbene im Haſſe gegen ſeine Familie vielleicht zu weit gegangen ſey, aber, ſetzte er hinzu, er war mein guter Herr und mein Wohlthäter, und im feſten Vertrauen auf meine Redlichkeit ſtarb er hin. Ich war der einzige Freund, den er auf der Welt verließ — um ſo weniger darf ich ſeine einzige Hoffnung hintergehen. Zugleich ließ er merken, daß dieſe Eröffnungen dem Andenken ſeines verſtorbenen Herrn nicht ſehr zur Ehre gereichen dürften. Iſt das nicht fein gedacht und edel? Auch können Sie leicht denken, daß der Prinz nicht ſehr darauf beharrte, ihn in einer ſo löblichen Geſinnung wankend zu machen. Dieſe ſeltene Treue, die er gegen einen Todten bewies, hat ihm einen Lebenden gewonnen!

Leben Sie glücklich — liebſter Freund. Wie ſehne ich mich nach dem ſtillen Leben zurück, in welchem Sie uns hier fanden, und wofür Sie uns ſo angenehm entſchädigten! Ich fürchte, meine guten Zeiten in Venedig ſind vorbey, und Gewinn genug, wenn von dem Prinzen nicht das Nämliche wahr iſt. Das Element, worin er jetzt lebt, iſt dasjenige nicht, worin er in die Länge glücklich ſeyn kann, oder eine ſechszehnjährige Erfahrung müßte mich betrügen.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Zweyter Brief.

18. May.

Hätt' ich doch nicht gedacht, daß unſer Aufenthalt in Venedig noch zu irgend Etwas gut ſeyn würde! Er hat einem Menſchen das Leben gerettet, ich bin mit ihm ausgeſöhnt.

Der Prinz ließ ſich neulich, bey ſpäter Nacht, aus dem Bucentauro nach Hauſe tragen; zwey Bediente, unter denen Biondello war, begleiteten ihn. Ich weiß nicht, wie es zugeht, die Sänfte, die man in der Eile aufgerafft hatte, geht entzwey, und der Prinz ſieht ſich genöthigt, den Reſt des Weges zu Fuße zu machen. Biondello geht voran, der Weg führte durch einige dunkle abgelegene Straßen, und da es nicht weit mehr von Tages Anbruch war, ſo brannten die Lampen dunkel, oder waren ſchon ausgegangen. Eine Viertelſtunde mochte man gegangen ſeyn, als Biondello die Entdeckung machte, daß er verirrt ſey. Die Aehnlichkeit der Brücken hatte ihn getäuſcht, und anſtatt in St. Markus überzuſetzen, befand man ſich im Seſtiere von Kaſtello. Es war in einer der abgelegenſten Gaſſen, und nichts Lebendes weit und breit, man mußte umkehren, um ſich in einer Hauptſtraße zu orientiren. Sie ſind nur wenige Schritte gegangen, als nicht weit von ihnen in einer Gaſſe ein Mordgeſchrey erſchallt. Der Prinz, unbewaffnet wie er war, reißt einem Bedienten den Stock aus den Händen, und mit dem entſchloſſenen Muthe, den Sie an ihm kennen, nach der Gegend zu, woher dieſe Stimme erſchallte. Drey fürchterliche Kerle ſind eben im Begriff, einen Vierten niederzuſtoßen, der ſich mit ſeinem Begleiter nur noch ſchwach vertheidigt; der Prinz erſcheint noch eben zu rechter Zeit, um den tödtlichen Stich zu hindern. Sein und der Bedienten Rufen beſtürzt die Mörder, die ſich an einem ſo abgelegenen Orte auf keine Ueberraſchung verſehen hatten, daß ſie nach einigen leichten Dolchſtichen von ihrem Manne ablaſſen und die Flucht ergreifen. Halb ohnmächtig und vom Ringen erſchöpft, ſinkt der Verwundete in den Arm des Prinzen; ſein Begleiter entdeckt dieſem, daß er den Marcheſe von Civitella, den Neffen des Kardinals A***i, gerettet habe. Da der Marcheſe viel Blut verlor, ſo machte Biondello, ſo gut er konnte, in der Eile den Wundarzt, und der Prinz trug Sorge, daß er nach dem Pallaſte ſeines Oheims geſchafft wurde, der am nächſten gelegen war, und wohin er ihn ſelbſt begleitete. Hier verließ er ihn in der Stille, und ohne ſich zu erkennen gegeben zu haben.

Aber durch einen Bedienten, der Biondello erkannt hatte, ward er verrathen. Gleich den folgenden Morgen erſchien der Kardinal, eine alte Bekanntſchaft aus dem Bucentauro. Der Beſuch dauerte eine Stunde, der Kardinal war in großer Bewegung, als ſie herauskamen, Thränen ſtanden in ſeinen Augen, auch der Prinz war gerührt. Noch an demſelben Abend wurde bey dem Kranken ein Beſuch abgeſtattet, von dem der Wundarzt übrigens das Beſte verſichert. Der Mantel, in den er gehüllt war, hatte die Stöße unſicher gemacht, und ihre Stärke gebrochen. Seit dieſem Vorfalle verſtrich kein Tag, an welchem der Prinz nicht im Hauſe des Kardinals Beſuche gegeben oder empfangen hätte, und eine ſtarke Freundſchaft fängt an ſich zwiſchen ihm und dieſem Hauſe zu bilden.

Der Kardinal iſt ein ehrwürdiger Sechziger, majeſtätiſch von Anſehn, voll Heiterkeit und friſcher Geſundheit. Man hält ihn für einen der reichſten Prälaten im ganzen Gebiete der Republik. Sein unermeſſliches Vermögen ſoll er noch ſehr jugendlich verwalten, und bey einer vernünftigen Sparſamkeit keine Weltfreude verſchmähen. Dieſer Neffe iſt ſein einziger Erbe, der aber mit ſeinem Oheim nicht immer im beſten Vernehmen ſtehen ſoll. So wenig der Alte ein Feind des Vergnügens iſt, ſo ſoll doch die Aufführung des Neffen auch die höchſte Toleranz erſchöpfen. Seine freyen Grundſätze und ſeine zügelloſe Lebensart, unglücklicher Weiſe durch Alles unterſtützt, was Laſter ſchmücken, und die Sinnlichkeit hinreißen kann, machen ihn zum Schrecken aller Väter und zum Fluch aller Ehemänner; auch dieſen letzten Angriff ſoll er ſich, wie man laut behauptet, durch eine Intrigue zugezogen haben, die er mit der Gemahlinn des ** ſchen Geſandten angeſponnen hatte: anderer ſchlimmen Händel nicht zu gedenken, woraus ihn das Anſehen und das Geld des Kardinals nur mit Mühe hat retten können. Dieſes abgerechnet, wäre Letzterer der beneidetſte Mann in ganz Italien, weil er Alles beſitzt, was das Leben wünſchenswürdig machen kann. Mit dieſem einzigen Familienleiden nimmt das Glück alle ſeine Gaben zurück, und vergällt ihm den Genuß ſeines Vermögens durch die immerwährende Furcht, keinen Erben dazu zu finden.

Alle dieſe Nachrichten habe ich von Biondello. In dieſem Menſchen hat der Prinz einen wahren Schatz erhalten. Mit jedem Tage macht er ſich unentbehrlicher, mit jedem Tage entdecken wir irgend ein neues Talent an ihm. Neulich hatte ſich der Prinz erhitzt, und konnte nicht einſchlafen. Das Nachtlicht war ausgelöſcht, und kein Klingeln konnte den Kammerdiener erwecken, der außer dem Hauſe bey einer Operiſtinn ſchlafen gegangen war. Der Prinz entſchließt ſich alſo, ſelbſt aufzuſtehen, um einen ſeiner Leute zu errufen. Er iſt noch nicht weit gegangen, als ihm von ferne eine liebliche Muſik entgegenſchallt. Er geht, wie bezaubert, dem Schalle nach, und findet Biondello auf ſeinem Zimmer auf der Flöte blaſend, ſeine Kameraden um ihn her. Er will ſeinen Augen, ſeinen Ohren nicht trauen, und befiehlt ihm fortzufahren. Mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit extemporirt dieſer nun daſſelbe ſchmelzende Adagio mit den glücklichſten Variationen und allen Feinheiten eines Virtuoſen. Der Prinz, der ein Kenner iſt, wie Sie wiſſen, behauptet, daß er ſich getroſt in der beſten Kapelle hören laſſen dürfte.

„Ich muß dieſen Menſchen entlaſſen,“ ſagte er mir den Morgen darauf, „ich bin unvermögend, ihn nach Verdienſt zu belohnen.“ Biondello, der dieſe Worte aufgefangen hatte, trat herzu. Gnädigſter Herr, ſagte er, wenn Sie das thun, ſo rauben Sie mir meine beſte Belohnung.

„Du biſt zu etwas Beſſerm beſtimmt, als zu dienen,“ ſagte mein Herr. „Ich darf dir nicht vor deinem Glücke ſeyn.“

Dringen Sie mir doch kein anderes Glück auf, gnädigſter Herr, als das ich mir ſelbſt gewählt habe.

„Und ein ſolches Talent zu vernachläſſigen — Nein! Ich darf es nicht zugeben.“

So erlauben Sie mir, gnädigſter Herr, daß ich es zuweilen in Ihrer Gegenwart übe.

Und dazu wurden auch ſogleich die Anſtalten getroffen. Biondello erhielt ein Zimmer, zunächſt am Schlafgemach ſeines Herrn, wo er ihn mit Muſik in den Schlummer wiegen, und mit Muſik daraus erwecken kann. Seinen Gehalt wollte der Prinz verdoppeln, welches er aber verbat, mit der Erklärung: der Prinz möchte ihm erlauben, dieſe zugedachte Gnade als ein Kapital bey ihm zu deponiren, welches er vielleicht in kurzer Zeit nöthig haben würde zu erheben. Der Prinz erwartet nunmehr, daß er nächſtens kommen werde, um etwas zu bitten; und was es auch ſeyn möge, es iſt ihm zum voraus gewährt. Leben Sie wohl, liebſter Freund. Ich erwarte mit Ungedult Nachrichten aus K*** n.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Dritter Brief.

4. Junius.

Der Marcheſe von Civitella, der von ſeinen Wunden nun ganz wieder hergeſtellt iſt, hat ſich vorige Woche durch ſeinen Onkel, den Kardinal, bey dem Prinzen einführen laſſen, und ſeit dieſem Tage folgt er ihm, wie ſein Schatten. Von dieſem Marcheſe hat mir Biondello doch nicht die Wahrheit geſagt, wenigſtens hat er ſie weit übertrieben. Ein ſehr liebenswürdiger Menſch von Anſehn, und unwiderſtehlich im Umgange. Es iſt nicht möglich, ihm gram zu ſeyn, der erſte Anblick hat mich erobert. Denken Sie ſich die bezauberndſte Figur, mit Würde und Anmuth getragen, ein Geſicht voll Geiſt und Seele, eine offne einladende Miene, einen einſchmeichelnden Ton der Stimme, die fließendſte Beredſamkeit, die blühendſte Jugend, mit allen Grazien der feinſten Erziehung vereinigt. Er hat gar nichts von dem geringſchätzigen Stolze, von der feyerlichen Steifheit, die uns an den übrigen Nobili ſo unerträglich fällt. Alles an ihm athmet jugendliche Frohherzigkeit, Wohlwollen, Wärme des Gefühls. Seine Ausſchweifungen muß man mir weit übertrieben haben; nie ſah ich ein vollkommneres, ſchöneres Bild der Geſundheit. Wenn er wirklich ſo ſchlimm iſt, als mir Biondello ſagt, ſo iſt es eine Sirene, der kein Menſch widerſtehen kann.

Gegen mich war er gleich ſehr offen. Er geſtand mir mit der angenehmſten Treuherzigkeit, daß er nicht am beſten bey ſeinem Onkel angeſchrieben ſtehe, und es auch wol verdient haben möge. Er ſey aber ernſtlich entſchloſſen, ſich zu beſſern, und das Verdienſt davon würde ganz dem Prinzen zufallen. Zugleich hoffe er, durch dieſen mit ſeinem Onkel wieder ausgeſöhnt zu werden, weil der Prinz Alles über den Kardinal vermöge. Es habe ihm bis jetzt nur an einem Freunde und Führer gefehlt, und beydes hoffe er ſich in dem Prinzen zu erwerben.

Der Prinz bedient ſich auch aller Rechte eines Führers gegen ihn, und behandelt ihn mit der Wachſamkeit und Strenge eines Mentors. Aber eben dieſes Verhältniß gibt auch ihm gewiſſe Rechte an den Prinzen, die er ſehr gut geltend zu machen weiß. Er kommt ihm nicht mehr von der Seite, er iſt bey allen Partien, an denen der Prinz Theil nimmt; für den Bucentauro iſt er — und das iſt ſein Glück! bis jetzt nur zu jung geweſen. Ueberall, wo er ſich mit dem Prinzen einfindet, entführt er dieſen der Geſellſchaft, durch die feine Art, womit er ihn zu beſchäftigen und auf ſich zu ziehen weiß. Niemand, ſagen ſie, habe ihn bändigen können, und der Prinz verdiene eine Legende, wenn ihm dieſes Rieſenwerk aufbehalten ſey. Ich fürchte aber ſehr, das Blatt möchte ſich vielmehr wenden, und der Führer bey ſeinem Zöglinge in die Schule gehn, wozu ſich auch bereits alle Umſtände anzulaſſen ſcheinen.

Der Prinz von * * d * * iſt nun abgereist, und zu unſerm allerſeitigen Vergnügen, auch meinen Herrn nicht ausgenommen. Was ich voraus geſagt habe, liebſter D * * *, iſt auch richtig eingetroffen. Bey ſo entgegengeſetzten Charakteren, bey ſo unvermeidlichen Kolliſionen konnte dieſes gute Vernehmen auf die Dauer nicht beſtehen. Der Prinz von * * d * * war nicht lange in Venedig, ſo entſtand ein bedenkliches Schisma in der ſpirituellen Welt, das unſern Prinzen in Gefahr ſetzte, die Hälfte ſeiner bisherigen Bewunderer zu verlieren. Wo er ſich nur ſehen ließ, fand er dieſen Nebenbuhler in ſeinem Wege, der gerade die gehörige Doſis kleiner Liſt und ſelbſtgefälliger Eitelkeit beſaß, um jeden noch ſo kleinen Vortheil geltend zu machen, den ihm der Prinz über ſich gab. Weil ihm zugleich alle kleinlichen Kunſtgriffe zu Gebote ſtanden, deren Gebrauch dem Prinzen ein edles Selbſtgefühl unterſagte, ſo konnte es nicht fehlen, daß er nicht in kurzer Zeit die Schwachköpfe auf ſeiner Seite hatte, und an der Spitze einer Partie prangte, die ſeiner würdig war *). Das Vernünftigſte wäre freylich wol geweſen, mit einem Gegner dieſer Art ſich in gar keinen Wettkampf einzulaſſen, und einige Monate früher wäre dies gewiß die Partie geweſen, welche der Prinz ergriffen hätte. Jetzt aber war er ſchon zu weit in den Strom geriſſen, um das Ufer ſo ſchnell wieder erreichen zu können. Dieſe Nichtigkeiten hatten, wenn auch nur durch die Umſtände, einen gewiſſen Werth

---

*) Das harte Urtheil, welches ſich der Baron von F*** hier und in einigen Stellen des erſten Briefs über einen geiſtreichen Prinzen erlaubt, wird Jeder, der das Glück hat, dieſen Prinzen näher zu kennen, mit mir übertrieben finden, und es dem eingenommenen Kopfe dieſes jugendlichen Beurtheilers zu Gute halten.

Anm. des Grafen v. O**

bey ihm erlangt, und hatte er ſie auch wirklich verachtet, ſo erlaubte ihm ſein Stolz nicht, ihnen in einem Zeitpunkte zu entſagen, wo ſein Nachgeben weniger für einen freywilligen Entſchluß, als für ein Geſtändniß ſeiner Niederlage würde gegolten haben. Das unſelige Hin- und Wiederbringen vernachläſſigter, ſchneidender Reden von beyden Seiten kam dazu, und der Geiſt von Rivalität, der ſeine Anhänger erhitzte, hatte auch ihn ergriffen. Um alſo ſeine Eroberungen zu bewahren, und ſich auf dem ſchlüpfrigen Platze zu erhalten, den ihm die Meinung der Welt einmal angewieſen hatte, glaubte er die Gelegenheiten häufen zu müſſen, wo er glänzen und verbinden konnte, und dies konnte nur durch einen fürſtlichen Aufwand erreicht werden; daher ewige Feſte und Gelage, koſtbare Konzerte, Präſente und hohes Spiel. Und weil ſich dieſe ſeltſame Raſerey bald auch der beyderſeitigen Suite und Dienerſchaft mittheilte, die, wie Sie wiſſen, über den Artikel der Ehre noch weit wachſamer zu halten pflegt, als ihre Herrſchaft, ſo mußte er dem guten Willen ſeiner Leute durch ſeine Freygebigkeit zu Hülfe kommen. Eine ganze lange Kette von Armſeligkeiten, Alles unvermeidliche Folgen einer einzigen ziemlich verzeihlichen Schwachheit, von der ſich der Prinz in einem unglücklichen Augenblicke überſchleichen ließ!

Den Nebenbuhler ſind wir zwar nun los, aber, was er verdorben hat, iſt nicht ſo leicht wieder gut zu machen. Des Prinzen Schatulle iſt erſchöpft; was er durch eine weiſe Oekonomie ſeit Jahren erſpart hat, iſt dahin; wir müſſen eilen, aus Venedig zu kommen, wenn er ſich nicht in Schulden ſtürzen ſoll, wovor er ſich bis jetzt auf das Sorgfältigſte gehütet hat. Die Abreiſe iſt auch feſt beſchloſſen, ſobald nur erſt friſche Wechſel da ſind.

Möchte indeß aller dieſer Aufwand gemacht ſeyn, wenn mein Herr nur eine einzige Freude dabey gewonnen hätte! Aber nie war er weniger glücklich, als jetzt! Er fühlt, daß er nicht iſt, was er ſonſt war — er ſucht ſich ſelbſt — er iſt unzufrieden mit ſich ſelbſt, und ſtürzt ſich in neue Zerſtreuungen, um den Folgen der alten zu entfliehen. Eine neue Bekanntſchaft folgt auf die andere, die ihn immer tiefer hinein reißt. Ich ſehe nicht, wie das noch werden ſoll. Wir müſſen fort — hier iſt keine andre Rettung — wir müſſen fort aus Venedig.

Aber, liebſter Freund, noch immer keine Zeile von Ihnen! Wie muß ich dieſes lange hartnäckige Schweigen mir erklären?

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Vierter Brief.

12. Junius.

Haben Sie Dank, liebſter Freund, für das Zeichen Ihres Andenkens, das mir der junge B***hl von Ihnen überbrachte. Aber was ſprechen Sie darin von Briefen, die ich erhalten haben ſoll? Ich habe keinen Brief von Ihnen erhalten, nicht eine Zeile. Welchen weiten Umweg müſſen die genommen haben! Künftig, liebſter O***, wenn Sie mich mit Briefen beehren, ſenden Sie ſolche über Trient und unter der Adreſſe meines Herrn.

Endlich haben wir den Schritt doch thun müſſen, liebſter Freund, den wir bis jetzt ſo glücklich vermieden haben. — Die Wechſel ſind ausgeblieben, jetzt in dieſem dringenden Bedürfniſſe zum erſten Male ausgeblieben, und wir waren in die Nothwendigkeit geſetzt, unſre Zuflucht zu einem Wucherer zu nehmen, weil der Prinz das Geheimniß gern etwas theurer bezahlt. Das Schlimmſte an dieſem unangenehmen Vorfalle iſt, daß es unſre Abreiſe verzögert.

Bey dieſer Gelegenheit kam es zu einigen Erläuterungen zwiſchen mir und dem Prinzen. Das ganze Geſchäft war durch Biondello's Hände gegangen, und der Ebräer war da, eh' ich etwas davon ahnete. Den Prinzen zu dieſer Extremität gebracht zu ſehen, preſſte mir das Herz, und machte alle Erinnerungen der Vergangenheit, alle Schrecken für die Zukunft in mir lebendig, daß ich freylich etwas grämlich und düſter ausgeſehen haben mochte, als der Wucherer hinaus war. Der Prinz, den der vorhergehende Auftritt ohnehin ſehr reizbar gemacht hatte, ging mit Unmuth im Zimmer auf und nieder, die Rollen lagen noch auf dem Tiſche, ich ſtand am Fenſter, und beſchäftigte mich, die Scheiben in der Prokuratie zu zählen, es war eine lange Stille, endlich brach er los.

„F***!“ fing er an: „Ich kann keine finſtern Geſichter um mich leiden.“

Ich ſchwieg.

„Warum antworten Sie mir nicht? — Seh' ich nicht, daß es Ihnen das Herz abdrücken will, Ihren Verdruß auszugießen? und ich will haben, daß Sie reden. Sie dürften ſonſt Wunder glauben, was für weiſe Dinge Sie verſchwiegen.“

Wenn ich finſter bin, gnädigſter Herr, ſagte ich, ſo iſt es nur, weil ich Sie nicht heiter ſehe.

„Ich weiß,“ fuhr er fort, daß ich Ihnen nicht recht bin — ſchon ſeit geraumer Zeit — daß alle meine Schritte mißbilligt werden — daß — Was ſchreibt der Graf von O***?“

Der Graf von O*** hat mir nichts geſchrieben.

„Nichts? Warum wollen Sie es läugnen? Sie haben Herzensergießungen zuſammen — Sie und der Graf. Ich weiß es recht gut. Aber geſtehen Sie mir's immer. Ich werde mich nicht in Ihre Geheimniſſe eindringen."

Der Graf von D***, ſagte ich, hat mir von drey Briefen, die ich ihm ſchrieb, noch den erſten zu beantworten.

„Ich habe Unrecht gethan," fuhr er fort. „Nicht wahr? (eine Rolle ergreifend). Ich hätte das nicht thun ſollen?"

Ich ſehe wol ein, daß dies nothwendig war.

„Ich hätte mich nicht in die Nothwendigkeit ſetzen ſollen?"

Ich ſchwieg.

„Freylich! Ich hätte mich mit meinen Wünſchen nie über das hinaus wagen ſollen, und darüber zum Greiſe werden, wie ich zum Manne geworden bin! Weil ich aus der traurigen Einförmigkeit meines bisherigen Lebens einmal herausgehe und herumſchaue, ob nicht irgend anderswo eine Quelle des Genuſſes für mich ſpringt — weil ich —"

Wenn es ein Verſuch war, gnädigſter Herr, dann hab' ich nichts mehr zu ſagen — dann ſind die Erfahrungen, die er Ihnen verſchafft haben wird, noch mit Dreymal ſo viel nicht zu theuer erkauft. Es that mir weh, ich geſtehe es, daß die Meinung der Welt über eine Frage, wie Sie glücklich ſeyn ſollen, zu enſcheiden haben ſollte.

„Wohl Ihnen, daß *Sie* verachten können die Meinung der Welt! Ich bin ihr Geſchöpf, ich muß ihr Sklave ſeyn. Was ſind wir anders, als Meinung? Alles an uns Fürſten iſt Meinung. Die Meinung iſt unſre Amme und Erzieherinn in der Kindheit, unſre Geſetzgeberinn und Geliebte in männlichen Jahren, unſre Krücke im Alter. Nehmen Sie uns, was wir von der Meinung haben, und der Schlechteſte aus den unterſten Klaſſen iſt beſſer daran als wir, denn ſein Schickſal hat ihm doch eine Philoſophie ſeines Schickſals geſchaffen. Ein Fürſt, der die Meinung verlacht, hebt ſich ſelbſt auf, wie der Prieſter, der das Daſeyn eines Gottes läugnet.“

Und dennoch, gnädigſter Prinz —

„Ich weiß, was Sie ſagen wollen. Ich kann den Kreis überſchreiten, den meine Geburt um mich gezogen hat — aber kann ich auch alle Wahnbegriffe aus meinem Gedächtniſſe herausreißen, die Erziehung und frühe Gewohnheit darein gepflanzt, und hunderttauſend Thoren von euch immer feſter und feſter darin gegründet haben? Jeder will doch gern *ganz* ſeyn, was er iſt, und unſre Exiſtenz iſt nun einmal, *glücklich ſcheinen*. Weil wir es nicht *ſeyn* können auf Eure Weiſe, ſollen wir es darum gar nicht ſeyn? Wenn wir die Freude aus ihrem reinen Quell unmittelbar nicht mehr ſchöpfen dürfen, ſollen wir uns auch nicht mit einem künſtlichen Genuſſe hintergehen, nicht von eben der Hand, die uns beraubte, eine ſchwache Entſchädigung empfangen dürfen?“

Sonſt fanden Sie dieſe in Ihrem Herzen.

„Wenn ich ſie nun nicht mehr darin finde? — O wie kommen wir darauf? Warum mußten Sie dieſe Erinnerungen in mir aufwecken? — Wenn ich nun eben zu dieſem Sinnentumult meine Zuflucht nahm, um eine innere Stimme zu betäuben, die das Unglück meines Lebens macht — um dieſe grübelnde Vernunft zur Ruhe zu bringen, die wie eine ſchneidende Sichel in meinem Gehirne hin und her fährt, und mit jeder neuen Forſchung einen neuen Zweig meiner Glückſeligkeit zerſchneidet?“

Mein beſter Prinz! — Er war aufgeſtanden, und ging im Zimmer herum, in ungewöhnlicher Bewegung. *)

---

*) Ich habe mir Mühe gegeben, liebſter O***, das wichtige Geſpräch, das ſich jetzt zwiſchen uns entſpann, Ihnen ganz ſo wie es vorfiel, getreu zu überliefern; aber dies war mir unmöglich, ob ich mich gleich noch an demſelbigen Abend daran machte. Um meinem eigenen Gedächtniſſe nachzuhelfen, mußte ich die hingeworfenen Ideen des Prinzen in eine gewiſſe Ordnung binden, die ſie nicht hatten; und ſo entſtand denn dieſes Mittelding von freyem Geſpräch und philoſophiſcher Vorleſung, das beſſer und ſchlechter iſt als die Quelle, aus der ich es ſchöpfte; doch verſichre ich Ihnen, daß ich dem Prinzen eher genommen, als gegeben habe, und

„Wenn Alles vor mir und hinter mir verſinkt — die Vergangenheit im traurigen Einerley, wie ein Reich der Verſteinerung, hinter mir liegt — wenn die Zukunft mir nichts bietet — wenn ich meines Daſeyns ganzen Kreis im ſchmalen Raume der Gegenwart beſchloſſen ſehe — wer verargt es mir, daß ich dieſes magre Geſchenk der Zeit, feurig und unerſättlich, wie einen Freund, den ich zum letzten Male ſehe, in meine Arme ſchließe? Wenn ich mit dieſem flüchtigen Gute zu wuchern eile, wie der achtzigjährige Greis mit ſeiner Tiare? — O ich hab' ihn ſchätzen lernen, den Augenblick! Der Augenblick iſt unſre Mutter, und wie eine Mutter laſſt uns ihn lieben!“

Gnädigſter Herr, ſonſt glaubten Sie an ein bleibenderes Gut —

„O machen Sie, daß mir das Wolkenbild halte, und ich will meine glühenden Arme darum ſchlagen. Was für Freude kann es mir geben, Erſcheinungen zu beglücken, die morgen dahin ſeyn werden, wie ich? — Iſt nicht Alles Flucht um mich herum? Alles ſtößt ſich und drängt ſeinen Nachbar weg, aus dem Quell des Daſeyns einen Tropfen eilend zu

---

daß nichts davon mein iſt, als die Anordnung — und einige Anmerkungen, die Sie an ihrer Albernheit ſchon erkennen werden.

Anmerk. des Barons v. F***.

trinken, und lechzend davon zu gehen. Jetzt, in dem Augenblicke, wo ich meiner Kraft mich freue, iſt ſchon ein werdendes Leben an meine Verweſung angewieſen. Zeigen Sie mir ein Weſen, das dauert, ſo will ich tugendhaft ſeyn.“

Was hat denn die wohlthätigen Empfindungen verdrängt, die einſt der Genuß und die Richtſchnur Ihres Lebens waren? Saaten für die Zukunft zu pflanzen, einer hohen ewigen Ordnung zu dienen —

„Dienen! Dienen gewiß, ſo gewiß, als der unbedeutendſte Mauerſtein der Simmetrie des Pallaſtes, die auf ihm ruhet! Aber auch als ein mitbefragtes, mitgenießendes Weſen? Lieblicher, gutherziger Wahn des Menſchen! deine Kräfte willſt du ihr widmen? Kannſt du ſie ihr denn weigern? Was du biſt und was du beſitzeſt, biſt du ja nur, beſitzeſt du nur für ſie. Haſt du gegeben, was du geben kannſt, und was du allein ihr geben konnteſt, ſo biſt du auch nicht mehr; deine Gebrechlichkeit ſpricht dir das Urtheil, und ſie iſt es auch, die es vollziehet. Aber wer iſt denn dieſe Natur, dieſe Ordnung, wider welche ich klage? Immerhin! Möchte ſie, wie der Griechen Saturn, ihre eigenen Kinder verzehren, wäre ſie ſelbſt nur, überlebte ſie auch nur die vergangene Sekunde! — Ein unermeßlicher Baum ſteht ſie da im unermeßlichen Raume. Die Weisheit und die Tugend ganzer Generationen rinnen wie Säfte in ſeinen Röhren, Jahrtauſende und die Nationen, die darin Geräuſch machten, fallen wie welke Blüthen, wie verdorrte Blätter von ſeinen Zweigen, die er mit innrer unvergänglicher Zeugungskraft aus dem Stamme treibt. Kannſt du von ihr verlangen, was ſie ſelbſt nicht beſitzet? Du eine Furche, die der Wind in die Meeresfläche bläst, deines Daſeyns Spur darin zu ſichern verlangen?“

Dieſe troſtloſe Behauptung widerlegt ſchon die Weltgeſchichte. Die Namen Lykurg, Socrates, Ariſtides haben ihre Werke überdauert.

„Und der nützliche Mann, der den Pflug zuſammenſetzte — wie hieß der? Trauen Sie einer Belohnerinn, die nicht gerecht iſt? Sie leben in der Geſchichte, wie Mumien im Balſam, um mit ihrer Geſchichte etwas ſpäter zu vergehen.“

Und dieſer Trieb zur ewigen Fortdauer? Kann oder darf ihre Nothwendigkeit verſchwenden? Durfte in der Kraft etwas ſeyn, dem nichts in der Wirkung entſpräche?

„O in dieſer Wirkung eben liegt Alles. Verſchwenden? Steigt nicht auch der Waſſerſtrahl in der Caſcade mit einer Kraft in die Höhe, die ihn durch einen unendlichen Raum ſchleudern könnte? Aber ſchon im erſten Moment ſeines Aufſprungs zieht die Schwerkraft an ihm, drücken tauſend Luftſäulen auf ihn, die ihn früher oder ſpäter, in einem höhern oder niedrigern Bogen, zur mütterlichen Erde zurücktreiben. Und ſo ſpät zu fallen, mußte er mit dieſer üppigen Kraft aufſteigen — gerade eine elaſtiſche Kraft, wie der Trieb zur Unſterblichkeit, gehörte dazu, wenn ſich die Menſchenerſcheinung gegen die herandrückende Nothwendigkeit Raum machen ſollte. Ich gebe mich überwunden, liebſter Freund, wenn Sie mir darthun, daß dieſer Trieb zur Unſterblichkeit im Menſchen nicht eben ſo vollkommen mit dem zeitlichen Zwecke ſeines Daſeyns aufgehe, als ſeine ſinnlichſten Triebe. Freylich verführt uns unſer Stolz, Kräfte, die wir nur für, nur durch die Nothwendigkeit haben, gegen ſie ſelbſt anzuwenden; aber hätten wir wol dieſen Stolz, wenn ſie nicht auch von ihm Vortheile zöge? Wäre ſie ein vernünftiges Weſen, ſie müßte ſich unſrer Philoſophien ungefähr eben ſo freuen, wie ſich ein weiſer Feldherr an dem Muthwillen ſeiner kriegeriſchen Jugend ergetzet, der ihm Helden im Gefechte verſpricht.“

Der Gedanke diente nur der Bewegung? Das Ganze wäre todt, und die Theile lebten? Der Zweck wäre ſo gemein, und die Mittel ſo edel?

„Zweck überhaupt hätten wir nie ſagen ſollen. Um in Ihre Vorſtellungsart einzutreten, entlehne ich dieſen Begriff von der moraliſchen Welt, weil wir hier gewohnt ſind, die Folgen einer Handlung ihren Zweck zu nennen. In der Seele ſelbſt geht zwar der Zweck dem Mittel voran; wenn ihre innern Wirkungen aber in äußre übergeben, ſo kehrt ſich dieſe Ordnung um, und das Mittel verhält ſich zu dem Zwecke, wie die Urſache zu ihrer Wirkung. In dieſem letzten Sinne durfte ich mich uneigentlich dieſes Ausdrucks bedienen, der aber auf unſere jetzige Unterſuchung keinen ſtörenden Einfluß haben darf. Setzen Sie, ſtatt Mittel und Zweck, Urſache und Wirkung — wo bleibt der Unterſchied von Gemein und Edel? Was kann an der Urſache edel ſeyn, als daß ſie ihre Wirkung erfüllet? Edel und gemein bezeichnen nur das Verhältniß, in welchem ein Gegenſtand gegen ein gewiſſes Principium in unſerer Seele ſtehet — es iſt alſo ein Begriff, der nur innerhalb unſrer Seele, nicht außerhalb derſelben, anzuwenden iſt. Sehen Sie aber, wie Sie ſchon als erwieſen annehmen, was wir erſt durch unſre Schlüſſe herausbringen ſollen? Warum anders nennen Sie den Gedanken im Gegenſatz von der Bewegung edel, als weil Sie das denkende Weſen ſchon als den Mittelpunkt vorausſetzen, dem Sie die Folgenreihe der Dinge unterordnen? Treten Sie in meine Gedankenreihe, ſo wird dieſe Rangordnung verſchwinden, der Gedanke iſt Wirkung und Urſache der Bewegung, und ein Glied der

Nothwendigkeit, wie der Pulsſchlag, der ihn begleitet.“

Nimmermehr werden Sie dieſen paradoxen unnatürlichen Satz durchſetzen. Beynahe überall können wir mit unſerm Verſtande den Zweck der phyſiſchen Natur bis in den Menſchen verfolgen. Wo ſehen wir ſie auch nur einmal dieſe Ordnung umkehren, und den Zweck des Menſchen der phyſiſchen Welt unterwerfen? Und wie wollen Sie dieſe auswärtige Beſtimmung mit dem Glückſeligkeitstriebe vereinigen, der alle ſeine Beſtrebungen einwärts gegen ihn ſelbſt richtet?

„Laſſen Sie uns doch verſuchen. Um mich kürzer zu faſſen, muß ich mich wieder Ihrer Sprache bedienen. Setzen wir alſo, daß moraliſche Erſcheinungen nöthig waren, wie Licht und Schall nöthig waren, ſo mußten Weſen vorhanden ſeyn, die dieſem beſondern Geſchäfte zugebildet waren, ſo wie Aether und Luft gerade ſo und nicht anders beſchaffen ſeyn mußten, um derjenigen Anzahl von Schwingungen fähig zu ſeyn, die uns die Vorſtellung von Farbe und Wohlklang geben. Es mußten alſo Weſen exiſtiren, die ſich ſelbſt in Bewegung ſetzen, weil die moraliſche Erſcheinung auf der Freyheit beruhet; was alſo bey Luft und Aether, bey dem Mineral und der Pflanze die urſprüngliche Form leiſtet, mußte hier von einem innern Principium erhalten werden, gegen welches ſich die Beweggründe oder die bewegenden Kräfte dieſes Weſens ungefähr eben ſo verhielten, als die bewegenden Kräfte der Pflanze gegen den beſtändigen Typus ihres Baues. Wie ſie das bloß organiſche Weſen durch eine unveränderliche Mechanik lenkt, ſo mußte ſie das denkendempfindende Weſen durch Schmerz und Vergnügen bewegen.“

Ganz richtig.

„Wir ſehen ſie alſo in der moraliſchen Welt ihre bisherige Ordnung verlaſſen, ja, ſogar mit ſich ſelbſt in einen anſcheinenden Streit gerathen. In jedem moraliſchen Weſen legt ſie ein neues Centrum an, einen Staat im Staate, gleichſam als hätte ſie ihren allgemeinen Zweck ganz aus den Augen verloren. Gegen dieſes Centrum müſſen ſich alle Thätigkeiten dieſes Weſens mit einem Zwange neigen, wie ſie ihn in der phyſiſchen Welt durch die Schwerkraft ausübt. Dieſes Weſen iſt auf die Art in ſich ſelbſt gegründet, ein wahres und wirkliches Ganze, durch dieſen Fall zu ſeinem Centrum dazu gebildet, eben ſo wie der Planet der Erde durch die Schwerkraft zur Kugel ward, und als Kugel fortdauert. Bis hieher ſcheint ſie ſich ſelbſt ganz vergeſſen zu haben.“

„Aber wir haben gehört, daß dieſes Weſen nur vorhanden iſt, um die moraliſchen Erſcheinungen hervorzubringen, deren ſie bedurfte; die Freyheit dieſes

Weſens, oder ſein Vermögen, ſich ſelbſt zu bewegen, mußte alſo dem Zwecke unterworfen werden, zu welchem ſie es beſtimmte. Wollte ſie alſo über die Wirkungen Meiſter bleiben, die es leiſtete, ſo mußte ſie ſich des Principiums bemächtigen, wornach ſich das moraliſche Weſen bewegt. Was konnte ſie daher anders thun, als ihren Zweck mit dieſem Weſen an das Principium anſchließen, wodurch es regiert wird, oder mit andern Worten, ſeine zweckmäßige Thätigkeit zur nothwendigen Bedingung ſeiner Glückſeligkeit machen?“

Das begreif' ich.

„Erfüllt alſo das moraliſche Weſen die Bedingungen ſeiner Glückſeligkeit, ſo tritt es eben dadurch wieder in den Plan der Natur ein, dem es durch dieſen abgeſonderten Plan entzogen zu ſeyn ſcheint, eben ſo wie der Erdkörper durch den Fall ſeiner Theile zu ihrem Centrum fähig gemacht wird, die Ekliptik zu beſchreiben. Durch Schmerz und Vergnügen erfährt alſo das moraliſche Weſen jedesmal nur die Verhältniſſe ſeines gegenwärtigen Zuſtandes zu dem Zuſtande ſeiner höchſten Vollkommenheit, welcher einerley iſt mit dem Zwecke der Natur. Dieſen Weiſer hat und bedarf das organiſche Weſen nicht, weil es durch ſich ſelbſt den Zuſtand ſeiner Vollkommenheit, d. i. Glückſeligkeit voraus hat, mit dieſer aber auch die Warnung, wenn es davon abweicht, oder das Leiden. Hätte eine elaſtiſche Kugel das Bewußtſeyn ihres Zuſtandes, ſo würde der Fingerdruck, der ihr eine flache Form aufdringt, ſie ſchmerzen, ſo würde ſie mit einem Gefühle von Wolluſt zu ihrer ſchönſten Rundung zurückkehren.“

Ihre elaſtiſche Kraft dient ihr ſtatt jenes Gefühles.

„Aber eben ſo wenig Aehnlichkeit die ſchnelle Bewegung, die wir Feuer nennen, mit dem Empfindung des Brennens, oder die kubiſche Form eines Salzes mit ſeinem bittern Geſchmacke hat, eben ſo wenig Aehnlichkeit hat das Gefühl, das wir Glückſeligkeit nennen, mit dem Zuſtande unſrer innern Vollkommenheit, den es begleitet, oder mit dem Zwecke der Natur, dem es dient. Beyde, möchte man ſagen, ſeyen durch eine eben ſo willkürliche Koexiſtenz mit einander verbunden, wie der Lorberkranz mit einem Siege, wie ein Brandmal mit einer ehrloſen Handlung.“

So ſcheint es.

„Der Menſch alſo brauchte kein Mitwiſſer des Zwecks zu ſeyn, den die Natur durch ihn ausführt. Mochte er immerhin von keinem andern Principium wiſſen, als dem, wodurch er in ſeiner kleinen Welt ſich regiert, mochte er ſogar im lieblichen, ſelbſtgefälligen Wahne die Verhältniſſe dieſer ſeiner kleinen Welt der großen Natur als Geſetze unterlegen — dadurch, daß er ſeiner Struktur dient, ſind ihre Zwecke mit ihm geſichert.“

Und kann etwas vortrefflicher ſeyn, als daß alle Theile des großen Ganzen nur dadurch den Zweck der Natur befördern, daß ſie ihrem eignen getreu bleiben, daß ſie nicht zu der Harmonie beytragen wollen dürfen, ſondern daß ſie es müſſen? Dieſe Vorſtellung iſt ſo ſchön, ſo hinreißend, daß man ſchon dadurch allein bewogen wird —

„ſie einem Geiſte zu gönnen, wollen Sie ſagen? weil der ſelbſtſüchtige Menſch ſeinem Geſchlechte gern alles Gute und Schöne zutragen möchte, weil er den Schöpfer ſo gern in ſeiner Familie haben möchte. Geben Sie dem Kryſtalle das Vermögen der Vorſtellung, ſein höchſter Weltplan wird Kryſtalliſation, ſeine Gottheit die ſchönſte Form von Kryſtall ſeyn. Und mußte dies nicht ſo ſeyn? Hielt nicht jede einzelne Waſſerkugel ſo getreu und feſt an ihrem Mittelpunkte, ſo würde ſich nie ein Weltmeer bewegt haben.“

Aber wiſſen Sie auch, gnädigſter Prinz, daß Sie bisher nur gegen ſich ſelbſt bewieſen haben? Wenn es wahr iſt, wie Sie ſagen, daß der Menſch nicht aus ſeinem Mittelpunkte weichen kann, woher Ihre eigene Anmaßung, den Gang der Natur zu beſtimmen? Wie können Sie es dann unternehmen, die Regel feſtſetzen zu wollen, nach der ſie handelt?

„Nichts weniger. Ich beſtimme nichts, ich nehme ja nur hinweg, was die Menſchen mit ihr verwechſelt haben, was ſie aus ihrer eignen Bruſt genommen, und durch praleriſche Titel aufgeſchmückt haben. Was mir vorherging und was mir folgen wird, ſehe ich als zwey ſchwarze undurchdringliche Decken an, die an beyden Grenzen des menſchlichen Lebens herunterhängen, und welche noch kein Lebender aufgezogen hat. Schon viele hundert Generationen ſtehen mit der Fackel davor, und rathen und rathen, was etwa dahinter ſeyn möchte. Viele ſehen ihren eigenen Schatten, die Geſtalten ihrer Leidenſchaft, vergrößert auf der Decke der Zukunft ſich bewegen, und fahren ſchaudernd vor ihrem eigenen Bilde zuſammen. Dichter, Philoſophen und Staatenſtifter haben ſie mit ihren Träumen bemahlt, lachender oder finſtrer, wie der Himmel über ihnen trüber oder heiterer war; und von weitem täuſchte die Perſpective. Auch manche Gaukler nützten dieſe allgemeine Neugier, und ſetzten durch ſeltſame Vermummungen die geſpannten Phantaſien in Erſtaunen. Eine tiefe Stille herrſcht hinter dieſer **Decke**; keiner, der einmal dahinter iſt, antwortet hinter ihr hervor; Alles, was man hörte, war ein hohler Wiederſchall der Frage, als ob man in eine Gruft gerufen hätte. Hinter dieſe Decke müſſen Alle, und mit Schaudern faſſen ſie ſie an, ungewiß, wer wol dahinter ſtehe, und ſie in Empfang nehmen werde; quid sit id, quod tantum morituri vident.

Freylich gab es auch Ungläubige darunter, die behaupteten, daß dieſe Decke die Menſchen nur narre, und daß man nichts beobachtet hätte, weil auch nichts dahinter ſey; aber um ſie zu überweiſen, ſchickte man ſie eilig dahinter."

Ein raſcher Schluß war es immer, wenn ſie keinen beſſern Grund hatten, als weil ſie nichts ſahen.

„Sehen Sie nun, lieber Freund, ich beſcheide mich gern, nicht hinter dieſe Decke blicken zu wollen — und das Weiſeſte wird doch wol ſeyn, mich von aller Neugier zu entwöhnen. Aber indem ich dieſen unüberſchreitbaren Kreis um mich ziehe, und mein ganzes Seyn in die Schranken der Gegenwart einſchließe, wird mir dieſer kleine Fleck deſto wichtiger, den ich ſchon, über eiteln Eroberungsgedanken, zu vernachläſſigen in Gefahr war. Das, was Sie den Zweck meines Daſeyns nennen, geht mich jetzt nichts mehr an. Ich kann mich ihm nicht entziehen, ich kann ihm nicht nachhelfen; ich weiß aber und glaube feſt, daß ich einen ſolchen Zweck erfüllen muß und erfülle. Aber das Mittel, das ihre Natur erwählt hat, um ihren Zweck mit mir zu erfüllen, iſt mir deſto heiliger — es iſt Alles, was mein iſt, meine Moralität nämlich, meine Glückſeligkeit. Alles Uebrige werde ich niemals erfahren. Ich bin einem Bothen gleich, der einen verſiegelten Brief an den Ort ſeiner Beſtimmung trägt. Was er enthält, kann ihm einerley ſeyn — er hat nichts, als ſein Bothenlohn dabey zu verdienen.“

O wie arm laſſen Sie mich ſtehn!

„Aber wohin haben wir uns verirret?“ rief jetzt der Prinz aus, indem er lächelnd auf den Tiſch ſah, wo die Rollen lagen. „Und doch nicht ſo ſehr verirret!“ ſetzte er hinzu — „denn vielleicht werden Sie mich jetzt in dieſer neuen Lebensart wiederfinden. Auch ich konnte mich nicht ſo ſchnell von dem eingebildeten Reichthum entwöhnen, die Stützen meiner Moralität und meiner Glückſeligkeit nicht ſo ſchnell von dem lieblichen Traume ablöſen, mit welchem Alles, was bis jetzt in mir gelebt hatte, ſo feſt verſchlungen war. Ich ſehnte mich nach dem Leichtſinne, der das Daſeyn der mehrſten Menſchen um mich her erträglich macht. Alles, was mich mir ſelbſt entführte, war mir willkommen. Soll ich es Ihnen geſtehn? Ich wünſchte zu ſinken, um dieſe Quelle meines Leidens auch mit der Kraft dazu zu zerſtören.“

Ich konnte das Geſpräch noch nicht abgebrochen ſehen.

Gnädigſter Prinz, fing ich von neuem an, hab' ich Sie auch recht verſtanden? Der letzte Zweck des Menſchen iſt nicht im Menſchen, ſondern außer ihm? Er iſt nur um ſeiner Folgen willen vorhanden.

„Laſſen Sie uns dieſen Ausdruck vermeiden, der uns irre führt.“

„Sagen Sie, er iſt da, weil die Urſachen ſeines Daſeyns da waren, und weil ſeine Wirkungen exiſtiren, oder, welches eben ſo viel ſagt, weil die Urſachen, die ihm vorhergingen, eine Wirkung haben mußten, und die Wirkungen, die er hervorbringt, eine Urſache haben müſſen.“

Wenn ich ihm alſo einen Werth beylegen will, ſo kann ich dieſen nur nach der Menge und Wichtigkeit der Wirkungen abwägen, deren Urſache er iſt?

„Nach der Menge ſeiner Wirkungen. Wichtig nennen wir eine Wirkung bloß, weil ſie eine größere Menge von Wirkungen nach ſich zieht. Der Menſch hat keinen andern Werth, als ſeine Wirkungen.“

Derjenige Menſch alſo, in welchem der Grund mehrerer Wirkungen enthalten iſt, wäre der vortrefflichere Menſch?

„Unwiderſprechlich.“

Wie? So iſt zwiſchen dem Guten und Schlimmen kein Unterſchied mehr! So iſt die moraliſche Schönheit verloren!

„Das fürcht' ich nicht. Wäre das, ſo wollte ich ſogleich gegen Sie verloren haben. Das Gefühl des moraliſchen Unterſchiedes iſt mir eine weit wichtigere Inſtanz, als meine Vernunft — und nur alsdann fing ich an, an die letztere zu glauben, da ich ſie mit jenem unvertilgbaren Gefühle übereinſtimmend fand. Ihre

Moralität bedarf einer Stütze; die meinige ruht auf ihrer eigenen Achſe.“

Lehrt uns nicht die Erfahrung, daß oft die wichtigſten Rollen durch die mittelmäßigſten Spieler geſpielt werden, daß die Natur die heilſamſten Revolutionen durch die ſchädlichſten Subjekte vollbringt? Ein Mahomed, ein Attila, ein Aurangzeb ſind ſo wirkſame Diener des Univerſums, als Gewitter, Erdbeben, Vulkane koſtbare Werkzeuge der phyſiſchen Natur. Ein Deſpot auf dem Throne, der jede Stunde ſeiner Regierung mit Blut und Elend bezeichnet, wäre alſo ein weit würdigeres Glied ihrer Schöpfung, als der Feldbauer in ſeinen Ländern, weil er ein wirkſameres iſt — ja, was das Traurigſte iſt, er wäre eben durch das vortrefflicher, was ihn zum Gegenſtande unſers Abſcheues macht, durch die größre Summe ſeiner Thaten, die alle fluchwürdig ſind — er hätte in eben dem Grade einen größern Anſpruch auf den Namen eines vortrefflichen Menſchen, als er unter die Menſchheit herabſinkt. Laſter und Tugend —

„Sehen Sie,“ rief der Prinz mit Verdruſſe, „wie Sie ſich von der Oberfläche hintergehen laſſen, und wie leicht Sie mir gewonnen geben! Wie können Sie behaupten, daß ein verwüſtendes Leben ein thätiges Leben ſey? Der Deſpot iſt das unnützlichſte Geſchöpf in ſeinen Staaten, weil er durch

Furcht und Sorge die thätigſten Kräfte bindet, und die ſchöpferiſche Freude erſtickt. Sein ganzes Daſeyn iſt eine fürchterliche Negative; und wenn er gar an das edelſte, heiligſte Leben greift, und die Freyheit des Denkens zerſtört — hunderttauſend thätige Menſchen erſetzen in einem Jahrhunderte nicht, was ein Hildebrand, ein Philipp von Spanien in wenig Jahren verwüſteten. Wie können Sie dieſe Geſchöpfe und Schöpfer der Verweſung durch Vergleichung mit jenen wohlthätigen Werkzeugen des Lebens und der Fruchtbarkeit ehren?“

Ich geſtehe die Schwäche meines Einwurfs — Aber ſetzen wir anſtatt eines Philipps einen Peter den Großen auf den Thron, ſo können Sie doch nicht läugnen, daß dieſer in ſeiner Monarchie wirkſamer ſey, als der Privatmann bey dem nämlichen Maße von Kräften und aller Thätigkeit, deren er fähig iſt. Das Glück iſt es alſo doch, was, nach Ihrem Syſteme, die Grade der Vortrefflichkeit beſtimmt, weil es die Gelegenheiten zum Wirken vertheilt!

„Der Thron wäre alſo, nach Ihrer Meinung, vorzugsweiſe eine ſolche Gelegenheit? Sagen Sie mir doch — wenn der König regiert, was thut der Philoſoph in ſeinen Reichen?“

Er denkt.

„Und was thut der König, wenn er regiert?“

Er denkt.

„Und wenn der wachſame Philoſoph ſchläft, was thut der wachſame König?“

Er ſchläft.

„Nehmen Sie zwey brennende Kerzen, eine davon ſteht in einer Bauernſtube, die andere ſoll in einem prächtigen Saale einer fröhlichen Geſellſchaft leuchten. Was werden ſie beyde?“

Sie werden leuchten. Aber eben das ſpricht für mich. — Beyde Kerzen, nehmen wir an, brennen gleich lang und gleich helle, und verwechſelte man ihre Beſtimmung, ſo würde Niemand einen Unterſchied merken. Warum ſoll die eine darum vortrefflicher ſeyn, weil der Zufall ſie begünſtigte, in einem glänzenden Saale Pracht und Schönheit zu zeigen, warum ſoll die andere ſchlechter ſeyn, weil der Zufall ſie dazu verdammte, in einer Bauernhütte Armuth und Kummer ſichtbar zu machen? Und doch folgte dies nothwendig aus Ihrer Behauptung.

„Beyde ſind gleich vortrefflich, aber beyde haben auch *gleich viel* geleiſtet.“

Wie iſt das möglich? Da die in dem weiten Saale ſo viel mehr Licht ausgegoſſen hat, als die andere? Da ſie ſo viel mehr Vergnügen verbreitet hat, als die andre?

„Erwägen Sie nur, daß hier nur von der erſten Wirkung die Rede iſt, nicht von der ganzen

Kette. Nur die nächſtfolgende Wirkung gehört der nächſtvorhergegangenen Urſache; nur ſo viele Theile der Lichtmaterie, als ſie unmittelbar berührte, ſetzte die brennende Kerze in Schwung. Und was ſollte nun die eine vor der andern voraus haben? Können ſie aus einem jeden Centralpunkte nicht gleich viel Strahlen ziehen? Eben ſo viel aus Ihrem Augenſterne, als aus dem Mittelpunkte der Erde? Entwöhnen Sie ſich doch, die großen Maſſen, die der Verſtand nur als ſolche Ganze zuſammenfaſſt, in der wirklichen Welt auch als ſolche exiſtirende Ganze vorauszuſetzen. Der Feuerfunke, der in ein Pulvermagazin fällt, einen Thurm in die Luft ſprengt und hundert Häuſer verſchüttet, hat darum doch nur ein einziges Körnchen gezündet.“

Sehr gut, aber —

„Wenden wir dieſes auf moraliſche Handlungen an. Wir gehen ſpazieren, und zwey Bettler ſollen uns begegnen. Ich gebe dem einen ein Stück Geld, Sie dem andern ein gleiches; der meinige betrinkt ſich von dem Gelde, und begeht in dieſem Zuſtande eine Mordthat, der Ihrige kauft einem ſterbenden Vater eine Stärkung, und friſtet ihm damit das Leben. Ich hätte alſo durch eben die Handlung, wodurch Sie Leben gaben, Leben geraubet? — Nichts weniger. Die Wirkung meiner That hörte mit ihrer Unmittelbarkeit, ſo wie die Ihrige, auf, meine Wirkung zu ſeyn."

Wenn aber mein Verſtand dieſe Folgenreihe überſiehet, und nur dieſe Ueberſicht mich zu der That beſtimmt — wenn ich dem Bettler dieſes Geld gab, um einem ſterbenden Vater das Leben damit zu friſten, ſo ſind doch alle dieſe Folgen mein, wenn ſie ſo eintreffen, wie ich ſie mir dachte.

„Nichts weniger. Vergeſſen Sie nur nie, daß Eine Urſache nur Eine Wirkung haben kann. Die ganze Wirkung, die Sie hervorbrachten, war, das Geldſtück aus Ihrer Hand in die Hand des Bettlers zu bringen. Dies iſt von dieſer ganzen langen Kette von Wirkungen die einzige, die auf Ihre Rechnung kommt. Die Arzney wirkte als Arzney u. ſ. f. — Sie ſcheinen verwundert. Sie glauben, daß ich Paradoxe behaupte, ein einziges Wort könnte uns vielleicht mit einander verſtändigen, aber wir wollen es lieber durch unſre Schlüſſe finden."

Aus dem Bisherigen, ſehe ich wol, folgt, daß eine gute That an ihrer ſchlimmen Wirkung nicht Schuld iſt, und eine ſchlimme That nicht an ihrer vortrefflichen. Aber zugleich folgt auch daraus, daß weder die gute an ihrer guten Wirkung, noch die ſchlimme an ihrer ſchlimmen Schuld iſt, und daß alſo beyde in ihren Wirkungen ganz gleich ſind. — Sie müßten denn die ſeltenen Fälle ausnehmen wollen.

wo die unmittelbare Wirkung auch zugleich die abgezweckte iſt.

„Eine ſolche unmittelbare gibt es gar nicht, denn zwiſchen jede Wirkung, die der Menſch außer ſich hervorbringt, und deren innere Urſache, oder den Willen, wird ſich eine Reihe gleichgültiger einſchieben, wenn es auch nichts als Muſkularbewegung wäre. Sagen Sie alſo dreiſt, daß beyde an ihren Wirkungen durchaus moraliſch einerley, d. i. gleichgültig ſind. — Und wer wird dieſes läugnen wollen? Der Dolchſtich, der das Leben eines Heinrichs IV. und eines Domitians endigt, ſind beyde ganz die nämliche Handlung."

Recht, aber die Motive —

„Die Motive alſo beſtimmen die moraliſche Handlung. Und woraus beſtehen die Motive?"

Aus Vorſtellungen.

„Und was nennen Sie Vorſtellungen?"

Innre Handlungen oder Thätigkeiten des denkenden Weſens, die äußern Thätigkeiten correſpondiren.

„Eine moraliſche Handlung iſt alſo eine Folge innrer Thätigkeiten, welche äußern Veränderungen correſpondiren?"

Ganz richtig.

„Wenn ich alſo ſage, die Begebenheit ABC iſt eine moraliſche Handlung, ſo heißt dies ſo viel, als der Reihe äußerer Veränderungen, welche dieſe Begebenheit A B C ausmachen, iſt eine Reihe innrer Veränderungen a b c vorhergegangen?“

So iſt es.

„Die Handlungen a b c waren alſo bereits beſchloſſen, als die Handlungen A B C anfingen.“

Nothwendig.

„Wenn alſo A B C auch nicht angefangen hätte, ſo wäre a b c darum nicht weniger geweſen. War nun die Moralität in a b c enthalten, ſo blieb ſie auch, wenn wir A B C ganz vertilgen.“

Ich verſtehe Sie, gnädigſter Herr — und ſo wäre dasjenige, was ich für das erſte Glied in der Kette gehalten, das letzte darin geweſen. Als ich dem Bettler das Geld gab, war meine moraliſche Handlung ſchon ganz vorbey, ſchon ihr ganzer Werth oder Unwerth entſchieden.

„So mein' ich's. Trafen die Folgen ein, wie Sie ſie dachten, d. i. folgte A B C auf a b c, ſo war es nichts weiter, als eine gelungene gute Handlung. In dieſem äußern Strome hat der Menſch nichts mehr zu ſagen, ihm gehört nichts, als ſeine eigene Seele. Sie ſehen daraus auf's Neue, daß der Monarch nichts vor dem Privatmanne voraus hat, denn auch er iſt ſo wenig Herr jenes Stromes, als dieſer; auch bey ihm iſt das ganze Gebiet ſeiner Wirkſamkeit bloß innerhalb ſeiner eigenen Seele.“

Aber dadurch wird nichts verändert, gnädigſter Herr; denn auch die böſe Handlung hat ihre Motive, wie die gute, d. i. ihre innern Thätigkeiten, und nur um dieſer Motive willen nennen wir ſie ja böſe. Setzen Sie alſo den Zweck und den Werth des Menſchen in die Summe ſeiner Thätigkeiten, ſo ſehe ich immer noch nicht, wie Sie die Moralität aus ſeinem Zwecke herausbringen, und meine vorigen Einwürfe kehren zurück.

„Laſſen Sie uns hören. Schlimm oder Gut, ſind wir übereingekommen, ſeyen Prädikate, die eine Handlung erſt in der Seele erlange.“

Das iſt erwieſen.

„Laſſen wir alſo zwiſchen die äußre Welt und das denkende Weſen eine Scheidewand fallen, ſo erſcheint uns die nämliche Handlung außerhalb derſelben gleichgültig, innerhalb derſelben nennen wir ſie ſchlimm oder gut.“

Richtig.

„Moralität iſt alſo eine Beziehung, die nur innerhalb der Seele, außer ihr nie gedacht werden kann, ſo wie z. B. die Ehre eine Beziehung iſt, die dem Menſchen nur innerhalb der bürgerlichen Geſellſchaft zukommen kann.“

Ganz recht.

„Sobald wir uns eine Handlung als in der Seele vorhanden denken, ſo erſcheint ſie uns als die Bürgerinn einer ganz andern Welt, und nach ganz andern Geſetzen müſſen wir ſie richten. Sie gehört einem eigenen Ganzen zu, das ſeinen Mittelpunkt in ſich ſelbſt hat, aus welchem Alles fließt, was es gibt, gegen welchen Alles ſtrömt, was es empfängt. Dieſer Mittelpunkt oder dieſes Principium iſt, wie wir vorhin übereingekommen ſind, nichts anders, als der inwohnende Trieb, alle ſeine Kräfte zum Wirken zu bringen, oder, was eben ſo viel ſagt, zur höchſten Kundmachung ſeiner Exiſtenz zu gelangen. In dieſen Zuſtand ſetzen wir die Vollkommenheit des moraliſchen Weſens, ſo wie wir eine Uhr vollkommen nennen, wenn alle Theile, woraus der Künſtler ſie zuſammenſetzte, der Wirkung entſprechen, um derentwillen er ſie zuſammenſetzte, wie wir ein muſikaliſches Inſtrument vollkommen nennen, wenn alle Theile deſſelben an ſeiner höchſten Wirkung den höchſten Antheil nehmen, deſſen ſie fähig, und um deſſentwillen ſie vereinigt ſind. Das Verhältniß nun, in welchem die Thätigkeiten des moraliſchen Weſens zu dieſem Principium ſtehen, bezeichnen wir mit dem Namen der Moralität; und eine Handlung iſt moraliſch-gut, oder moraliſch-böſe, je nachdem ſie ſich jenem nähert oder von ihm entfernt, es befördert oder hindert. Sind wir darüber einig?“

Vollkommen.

„Da nun jenes Principium kein anderes iſt, als die vollſtändigſte Thätigkeit aller Kräfte im Menſchen.

ſo iſt eine gute Handlung, wobey mehr Kräfte thätig waren, eine ſchlimme, wobey weniger thätig waren?"

Hier, gnädigſter Herr, laſſen Sie uns inne halten. Dieſem nach käme eine kleine Wohlthat, die ich reiche, in der moraliſchen Rangordnung ſehr tief unter das jahrlange Komplott der Bartholomäusnacht zu ſtehen, oder die Verſchwörung des Cueva gegen Venedig.

Der Prinz verlor hier die Geduld. „Wann werd' ich Ihnen doch begreiflich machen können," fing er an, „daß die Natur kein Ganzes kenne? Stellen Sie zuſammen, was zuſammen gehört. War jenes Komplott eine Handlung, oder nicht vielmehr eine Kette von hunderttauſenden? — und von hunderttauſend mangelhaften, gegen welche Ihre kleine Wohlthat noch immer im Vortheile ſteht. Der Trieb der Menſchenliebe ſchlief bey allen, der bey der Ihrigen thätig war. Aber wir kommen ab. Wo blieb ich?"

Eine gute Handlung ſey, wobey mehr Kräfte thätig waren, und umgekehrt.

„Und dadurch alſo, daß weniger Kräfte bey ihr thätig waren, wird eine ſchlimme Handlung ſchlimm, und ſo umgekehrt?"

Ganz begreiflich.

„Bey einer ſchlimmen Handlung wird alſo nur verneinet, was bey einer guten bejahet wird?"

So iſt's.

„Ich kann alſo nicht ſagen, es gehörte ein böſes Herz dazu, dieſe That zu begehen, ſo wenig als ich ſagen kann, es gehörte ein Kind und ein Mann dazu, dieſen Stein aufzuheben?"

Sehr wahr. Ich ſollte vielmehr ſagen, es mußte ſo viel gutes Herz fehlen, um dieſe That zu begehen.

„Laſter iſt alſo nur die Abweſenheit von Tugend; Thorheit die Abweſenheit von Verſtand, ein Begriff ungefähr, wie Schatten oder Stille?"

Ganz richtig.

„So wenig alſo, als man logiſch-richtig ſagen kann, es iſt Leere, Stille, Finſterniß vorhanden, ſo wenig gibt es ein Laſter im Menſchen, und überhaupt alſo in der ganzen moraliſchen Welt?"

Das iſt einleuchtend.

„Wenn es alſo kein Laſter im Menſchen gibt, ſo iſt Alles, was in ihm thätig iſt, Tugend, d. i. es iſt gut, eben ſo wie Alles tönt, was nicht ſtill iſt, Alles Licht hat, was nicht im Schatten ſteht?"

Das folgt.

„Jede Handlung alſo, die der Menſch begeht, iſt alſo dadurch, daß es eine Handlung iſt, etwas Gutes?"

Nach allem Vorhergegangenen.

„Und wenn wir eine ſchlimme Handlung von einem Menſchen ſehen, ſo iſt dieſe Handlung gerade das einzige Gute, was wir in dieſem Augenblicke an ihm bemerken.“

Das klingt ſonderbar.

„Laſſen Sie uns ein Gleichniß zu Hülfe nehmen. Warum nennen wir einen trüben, neblichen Wintertag einen traurigen Anblick? Iſt es darum, weil wir eine Schneelandſchaft an ſich ſelbſt widrig finden? Nichts weniger; könnte man ſie in den Sommer verpflanzen, ſie würde ſeine Schönheit erheben. Wir nennen ihn traurig, weil dieſer Schnee und dieſer Nebelduft nicht da ſeyn könnten, wenn eine Sonne geſchienen hätte, ſie zu zertheilen, weil ſie mit den ungleich größern Reizen des Sommers unvereinbar ſind. Der Winter iſt uns alſo ein Uebel, nicht weil ihm alle Genüſſe mangeln, ſondern weil er größere ausſchließt.“

Vollkommen anſchaulich.

„Eben ſo mit moraliſchen Weſen. Wir verachten einen Menſchen, der aus dem Treffen fliehet, und dem Tode dadurch entgeht, nicht weil uns der wirkſame Trieb der Selbſterhaltung mißfiel, ſondern weil er dieſem Triebe weniger würde nachgegeben haben, wenn er die herrliche Eigenſchaft des Muthes beſeſſen hätte. Ich kann die Herzhaftigkeit, die Liſt des Räubers bewundern, der mich beſtiehlt, aber ihn ſelbſt nenne ich laſterhaft, weil ihm die ungleich ſchönere Eigenſchaft der Gerechtigkeit mangelt. So kann mich eine Unternehmung in Erſtaunen ſetzen, die der Ausbruch einer jahrelang verhaltenen thätigen Rachſucht iſt, aber ich nenne ſie verabſcheuungswürdig, weil ſie mir einen Menſchen zeigt, der ganze Jahre leben konnte, ohne ſeinen Mitmenſchen zu lieben. Ich ſchreite mit Unwillen über ein Schlachtfeld hinweg, nicht weil ſo viele Leben hier verweſen — Peſt und Erdbeben hätten noch mehr thun können, ohne mich gegen ſie aufzubringen — auch nicht, weil ich die Kraft, die Kunſt, den Heldenmuth nicht vortrefflich finde, die dieſe Krieger zu Boden ſtreckten — ſondern weil mir dieſer Anblick ſo viele Tauſend Menſchen ins Gedächtniß bringt, denen die Menſchlichkeit fehlte.“

Vortrefflich.

„Daſſelbe gilt von den Graden der Moralität. Eine ſehr künſtliche, ſehr fein erſonnene, mit Beharrlichkeit verfolgte, mit Muth ausgeführte Bosheit hat etwas Glänzendes an ſich, das ſchwache Seelen oft zur Nachahmung reizt, weil man ſo viele große und ſchöne Kräfte in ihrer ganzen Fülle dabey wirkſam findet. Und doch nennen wir dieſe Handlung ſchlimmer, als eine ähnliche bey einem geringern Maße von Geiſt, und ſtrafen ſie ſtrenger, weil ſie uns jenen Mangel der Gerechtigkeit in ihrer größern Motivenreihe häufiger erkennen läßt. Wird ſie vollends noch an einem Wohlthäter verübt, ſo empört ſie darum unſer ganzes Gefühl, weil die Gelegenheiten, den Trieb der Liebe in Bewegung zu ſetzen, in dieſem Falle häufiger waren, und wir alſo die Entdeckung, daß dieſer Trieb unwirkſam geblieben, häufiger dabey wiederholen.“

Klar und einleuchtend.

„Auf unſre Frage zurückzukommen. Sie geben mir alſo zu, daß es nicht die Thätigkeiten der Kräfte ſind, die das Laſter zum Laſter machen, ſondern ihre Unthätigkeit.“

Vollkommen.

„Die Motive ſind aber ſolche Thätigkeiten: es iſt alſo unrichtig geredet, eine Handlung, ihrer Motive wegen, laſterhaft zu nennen. Nichts weniger! Ihre Motive ſind das einzige Gute, das ſie hat; ſie iſt nur böſe um derjenigen willen, die ihr mangeln.“

Unwiderſprechlich.

„Aber wir hätten dieſen Beweis noch kürzer führen können. Würde der Laſterhafte aus dieſen Motiven handeln, wenn ſie ihm nicht einen Genuß gewährten? Genuß allein iſt es, was moraliſche Weſen in Bewegung ſetzt; und nur das Gute, wiſſen wir ja, kann Genuß gewähren.“

Ich bin befriedigt. Aus dem bisherigen folgt unwiderſprechlich, daß z. B. ein Menſch von hellem Geiſte und wohlwollendem Herzen nur darum ein beſſerer Menſch iſt, als ein anderer von eben ſo viel Geiſt und einem minder wohlthätigen Herzen, weil er ſich dem Maximum innrer Thätigkeit mehr nähert. Aber eine andere Bedenklichkeit ſteigt in mir auf. Geben Sie einem Menſchen die Eigenſchaften des Verſtandes, des Muthes, der Tapferkeit u. ſ. f. in einem vorzüglich hohen Grade, und laſſen Sie ihm nur die einzige Eigenſchaft, die wir gutes Herz nennen, mangeln — werden Sie ihn einem Andern vorziehen, der jene Eigenſchaften in einem niedrigern Grade, dies letztere aber in ſeinem größten Umfange beſitzt? Unſtreitig iſt jener ein weit thätigerer Menſch als dieſer, und da, nach Ihnen, die Thätigkeit der Kräfte den moraliſchen Preis beſtimmt, ſo würde alſo Ihr Urtheil für ihn ausfallen, und mit dem gewöhnlichen Urtheile der Menſchen in einem Widerſpruche ſich befinden.

„Es würde unfehlbar ſehr übereinſtimmend damit ſeyn. Ein Menſch, deſſen Verſtandeskräfte in einem hohen Grade thätig ſind, wird eben ſo gewiß auch ein vortreffliches Herz beſitzen, als er das, was er an ſich ſelbſt liebet, an einem andern nicht haſſen kann. Wenn die Erfahrung dagegen zu ſtreiten ſcheint, ſo hat man entweder zu freygebig von ſeinem Verſtande, oder von moraliſcher Güte zu eingeſchränkt geurtheilt. Ein großer Geiſt, mit einem empfindenden Herzen, ſteht in der Ordnung der Weſen eben ſo hoch über dem geiſtreichen Böſewicht, als der Dummkopf mit einem weichen, man ſagt beſſer weichlichen, Herzen unter dieſem ſtehet.“

Aber ein Schwärmer, und einer von der heftigen Art, iſt doch offenbar ein thätigeres Weſen, als ein

Alltagsmenſch mit phlegmatiſchem Blute und beſchränkten Sinnen?

„Bey einem noch ſo phlegmatiſchen beſchränkten Alltagsmenſchen kommt doch jede Kraft zum Wirken, weil keine von der andern verdrängt wird. Er iſt ein Menſch in geſundem Schlafe; der Schwärmer iſt einem Phreneriſchraſenden gleich, der ſich in wüthenden Konvulſionen wirft, wenn die Lebenskraft bereits in den äußerſten Arterien aufhört. — Haben Sie noch eine Einwendung?“

Ich bin mit Ihnen überzeugt, daß die Moralität des Menſchen in dem Mehr oder Weniger ſeiner innern Thätigkeit enthalten iſt.

„Erinnern Sie ſich nun,“ fuhr der Prinz fort, „daß wir dieſe ganze Unterſuchung im geſchloſſenen Bezirke der menſchlichen Seele angeſtellt haben, daß wir ſie von der äußern Reihe der Dinge durch eine Scheidewand getrennt, und innerhalb dieſes nie überſchrittenen Kreiſes den ganzen Bau der Moralität aufgeführt haben. Wir haben zugleich gefunden, daß ſeine Glückſeligkeit vollkommen mit ſeiner moraliſchen Vortrefflichkeit aufgehe, daß ihm alſo für die letztere eben ſo wenig etwas zu fordern bleibe, daß ihm auf eine erſt zu erreichende Vollkommenheit eben ſo wenig ein Genuß voraus zugetheilt werden könne, als daß eine Roſe, die heute blühet, erſt im folgenden Jahre dadurch ſchön ſey, als daß ein Mißgriff auf dem Klaviere erſt in das nächſtkommende Spiel ſeinen Mißlaut einmiſchen kann. Es wäre eben ſo denkbar, daß der Glanz der Sonne in den heutigen Mittag und ihre Wärme in den folgenden fiele, als daß die Vortrefflichkeit des Menſchen in dieſe Welt und ſeine Glückſeligkeit in die andere fallen könnte — Iſt Ihnen dieſes erwieſen?“

Ich weiß nichts dagegen zu antworten.

„Das moraliſche Weſen iſt alſo in ſich ſelbſt vollendet und beſchloſſen, wie das, welches wir zum Unterſchiede davon das organiſche nennen, beſchloſſen durch ſeine Moralität, wie dieſes durch ſeinen Bau, und dieſe Moralität iſt eine Beziehung, die von dem, was außer ihm vorgeht, durchaus unabhängig iſt.“

Dies iſt erwieſen.

„Es umgebe mich alſo was da wolle, der moraliſche Unterſchied bleibt.“

Ich ahne, wo Sie hinaus wollen, aber —

„Es ſey alſo ein vernünftig geordnetes Ganze, eine unendliche Gerechtigkeit und Güte, eine Fortdauer der Perſönlichkeit, ein ewiger Fortſchritt — aus der moraliſchen Welt läſſt ſich dieſes wenigſtens nicht mit größerer Bündigkeit erweiſen, als aus der phyſiſchen. Um vollkommen zu ſeyn, um glücklich zu ſeyn, bedarf das moraliſche Weſen keiner neuen Inſtanz mehr — und wenn es eine erwartet, ſo kann ſich dieſe Erwartung wenigſtens nicht mehr auf eine

Forderung gründen. Was mit ihm werde, muß ihm für ſeine Vollkommenheit gleich viel ſeyn, ſo wie es der Roſe — um ſchön zu ſeyn — gleich viel ſeyn muß, ob ſie in einer Wüſte oder in fürſtlichen Gärten, ob ſie dem Buſen eines lieblichen Mädchens oder dem verzehrenden Wurme entgegen blühet.“

Paſſt dieſe Vergleichung?

„Vollkommen; denn ich ſage hier ausdrücklich, um ſchön zu ſeyn, dort, um glücklich zu ſeyn — nicht um vorhanden zu ſeyn! Dies letzte gehört für eine neue Unterſuchung, und ich will das Geſpräch nicht verlängern.“

Ich kann Sie doch noch nicht ganz losgeben, gnädigſter Prinz. Sie haben — und mir däucht unumſtößlich — bewieſen, daß der Menſch nur moraliſch ſey, in ſo fern er in ſich ſelbſt thätig ſey — aber Sie behaupteten vorhin, daß er nur Moralität habe, um außer ſich zu wirken.

„Sagen Sie, nur außer ſich wirkſam ſey, weil er Moralität hat. Ihre Damit verwirren uns. Ich kann Ihre Zwecke nicht leiden.“

Hier kommt es auf eins. Es hieße alſo, daß er nur in ſo fern den Grund der meiſten Wirkungen außer ſich enthalte, in ſo fern er den höchſten Grad ſeiner Moralität erreiche. Und dieſen Beweis ſind Sie mir noch ſchuldig.

„Können Sie ihn aus dem Bisherigen nicht ſelbſt führen? Der Zuſtand der höchſten innern Wirkſamkeit ſeiner Kräfte, iſt es nicht derſelbe, in welchem er auch die Urſache der meiſten Wirkungen außer ſich ſeyn kann?"

Seyn kann, aber nicht ſeyn muß — denn haben Sie nicht ſelbſt zugeſtanden, daß eine unwirkſam gebliebene gute That ihrem moraliſchen Werthe nichts benehme?

„Nicht bloß zugeſtanden, ſondern als höchſt nothwendig feſtgeſetzt! — Wie ſchwer ſind Sie doch von einer irrigen Vorſtellung zurückzubringen, die ſich einmal Ihrer bemächtigt hat. Dieſer anſcheinende Widerſpruch, daß die äußern Folgen einer moraliſchen That für ihren Werth höchſt gleichgültig ſeyen, und daß der ganze Zweck ſeines Daſeyns dennoch nur in ſeinen Folgen nach außen liege, verwirrt Sie immer. Nehmen Sie an, ein großer Virtuoſe ſpiele vor einer zahlreichen aber rohen Geſellſchaft, ein Stümper komme dazwiſchen und entführe ihm ſeinen ganzen Hörſaal — Welchen werden Sie für den **Nützlichern** erklären?"

Den Virtuoſen, verſteht ſich; denn derſelbe Künſtler wird ein ander Mal ſeinere Ohren ergetzen.

„Und würde er dieſes wol, wenn er die Kunſt nicht beſäſſe, die damals verloren ging, und die er damals übte?"

Schwerlich.

„Und wird ſein Nebenbuhler jemals diejenige Wirkung hervorbringen, die er hervorbrachte?“

Diejenige nicht, aber —

„Aber vielleicht eine größere bey ſeinem größern Haufen, wollen Sie ſagen. Können Sie im Ernſte zweifelhaft ſeyn, ob ein Künſtler, der einen Kreis fühlender Menſchen und geiſtreicher Kenner zu bezaubern gewußt hat, mehr gethan habe, als jener Stümper in ſeinem ganzen Leben? Daß eine Empfindung vielleicht, die er erweckte, in einer feinen Seele ſich zu Thaten erhöhte, die nachher für eine Million nützlich wurden? Daß ſie ſich vielleicht als das einzige noch fehlende Glied an eine wichtige Kette anſchloß, und einem herrlichen Vorhaben die Krone aufſetzte? — Auch jener Stümper, das räume ich ein, kann fröhliche Menſchen — auch der Menſch, der ſeine moraliſche Krone verlor, wird noch wirken, eben ſo wie eine Frucht, an welcher die Fäulniß nagt, noch ein Mahl für Vögel und Würmer ſeyn kann, aber ſie wird nie mehr gewürdigt, einen reizenden Mund zu berühren.“

Laſſen Sie aber jenen Künſtler in einer Wüſte ſpielen, dort leben und ſterben. Ich darf ſagen, ſeine Kunſt belohnt ihn; auch wo kein Ohr ſeine Töne auffängt, iſt er ſein eigner Hörer, und genießt in den Harmonien, die er hervorbringt, die noch herrlichere Harmonie ſeines Weſens. Dies dürfen Sie aber nicht ſagen. Ihr Künſtler muß Hörer haben, oder er iſt umſonſt da geweſen.

„Ich verſtehe Sie — aber Ihr gegebener Fall kann nie Statt finden. Kein moraliſches Weſen iſt in einer Wüſte; wo es lebet und webet, berührt es ein umgrenzendes All. Die Wirkung, die es leiſtet, wär' es auch nur dieſe einzige, wiſſen wir, konnte nur dieſes Weſen und kein anderes leiſten, und es konnte dieſe Wirkung nur vermöge ſeiner ganzen Beſchaffenheit leiſten. Wenn unſer Virtuoſe auch nur einmal zum Spielen gelangte, ſo geſtehen Sie mir doch ein, daß er gerade dieſer Künſtler ſeyn mußte, der er war, daß er, um dieſes zu ſeyn, gerade durch ſo viele Grade der Uebung und Kunſtfertigkeit gegangen ſeyn mußte, als er wirklich durchwandert hatte, und daß alſo ſein ganzes vorhergegangenes Künſtlerleben an dieſem Augenblicke des Triumphes Theil nimmt. War jener erſte Brutus zwanzig Jahre unnützlich, weil er zwanzig Jahre den Blödſinnigen ſpielte? Seine erſte That war die Gründung einer Republik, die noch jetzt als die größte Erſcheinung in der Weltgeſchichte daſteht. Und ſo wäre es denkbar, daß meine Nothwendigkeit, oder Ihre Vorſehung, einen Menſchen ein ganzes Menſchenalter lang ſchweigend einer That zubereitet hätte, die ſie ihm erſt in ſeiner letzten Stunde abfordert.“

So ſcheinbar dieſes klingt — mein Herz kann ſich nicht an die Idee gewöhnen, daß alle Kräfte, alle Beſtrebungen des Menſchen nur für ſeinen Einfluß in dieſer Zeitlichkeit arbeiten ſollen. Der große, patriotiſche, erfahrne Staatsmann, der heute vom Ruder geſtürzt wird, trägt alle ſeine erworbenen Kenntniſſe, ſeine geübten Kräfte, ſeine zeitigenden Plane in ſein vergeſſnes Privatleben hinein, worin er ſtirbt. Vielleicht hatte er nur noch den letzten Stein an die Pyramide zu ſetzen, die hinter ihm zuſammenſtürzt, die ſeine Nachfolger ganz von dem unterſten Steine wieder anfangen müſſen. Mußte er in funfzig Lebensjahren, mußte er während ſeiner anſtrengenden Reichsverwaltung nur für die unthätige Stille ſeines Privatlebens ſammeln? Daß er durch dieſe Verwaltung ſeine Wirkung erfüllt habe, dürfen Sie mir nicht antworten. Wenn der Einfluß in dieſe Welt die ganze Beſtimmung des Menſchen erſchöpft, ſo muß ſein Daſeyn zugleich mit ſeiner Wirkung aufhören.

„Ich verweiſe Sie an das ſprechende Beyſpiel der phyſiſchen Natur, von der Sie mir doch einräumen müſſen, daß ſie nur für die Zeitlichkeit arbeite. Wie viele Keime und Embryonen, die ſie mit ſo viel Kunſt und Sorgfalt zum künftigen Leben zuſammenſetzte, werden wieder in das Elementenreich aufgelößt, ohne je zur Entwickelung zu gedeihen — Warum ſetzte ſie ſie zuſammen? In jedem Menſchenpaare ſchläft, wie in dem erſten, ein ganzes Menſchengeſchlecht, warum ließ ſie aus ſo viel Millionen nur ein einziges werden? So gewiß ſie auch dieſe verderbenden Keime verarbeitet, ſo gewiß werden auch moraliſche Weſen, bey denen ſie einen höhern Zweck zu verlaſſen ſchien, früher oder ſpäter in denſelbigen eintreten. Ergründen zu wollen, wie ſie eine einzelne Wirkung durch die ganze Kette fortpflanzt, würde eine kindiſche Anmaßung verrathen. Oft, ſehen wir, läſſt ſie den Faden einer That, einer Begebenheit plötzlich fallen, den ſie drey Jahrtauſende nachher eben ſo plötzlich wieder aufnimmt, verſenkt in Kalabrien die Künſte und Sitten des achtzehnten Jahrhunderts, um ſie vielleicht im dreyßigſten dem verwandelten Europa wieder zu zeigen, ernährt viele Menſchenalter lang geſunde Nomadenhorden auf den tartariſchen Steppen, um ſie einſt dem ermattenden Süden als friſches Blut zuzuſenden, wie ſie auf ihrem phyſiſchen Gange das Meer über Hollands und Seelands Küſten wirft, um vielleicht eine Inſel im fernen Amerika zu entblößen! Aber auch im Einzelnen und im Kleinen fehlt es an ſolchen Winken nicht ganz. Wie oft thut die Mäßigkeit eines Vaters! der längſt nicht mehr iſt, an einem genievollen Sohne Wunder! wie oft ward ein ganzes Leben vielleicht nur gelebt, um eine Grabſchrift zu verdienen, die in die Seele eines ſpäten

Nachkömmlings einen Feuerſtral werfen ſoll! — Weil vor Jahrhunderten ein verſcheuchter Vogel auf ſeinem Fluge einige Saamenkörner da niederfallen ließ, blüht für ein landendes Volk, auf einem wüſten Eylande, eine Aernte — und ein moraliſcher Keim ging in einem ſo fruchtbarn Erdreiche verloren!“

O, beſter Prinz! Ihre Beredſamkeit begeiſtert mich zum Kampfe gegen Sie ſelber. So viel Vortrefflichkeit können Sie Ihrer fühlloſen Nothwendigkeit gönnen, und wollen nicht lieber einen Gott damit glücklich machen? Sehen Sie in der ganzen Schöpfung umher! Wo irgend nur ein Genuß bereitet liegt, finden Sie ein genießendes Weſen — und dieſer unendliche Genuß, dieſes Mahl von Vollkommenheit, ſollte durch die ganze Ewigkeit leer ſtehen?

„Sonderbar!“ ſagte der Prinz nach einer tiefen Stille. „Worauf Sie und Andere ihre Hoffnungen gründen, eben das hat die meinigen umgeſtürzt — eben dieſe geahnte Vollkommenheit der Dinge. Wäre nicht Alles ſo in ſich beſchloſſen, ſäh' ich auch nur einen einzigen verunſtaltenden Splitter aus dieſem ſchönen Kreiſe herausragen, ſo würde mir das die Unſterblichkeit beweiſen. Aber Alles, Alles, was ich ſehe und bemerke, fällt zu dieſem ſichtbaren Mittelpunkte zurück, und unſre edelſte Geiſtigkeit iſt eine ſo ganz unentbehrliche Maſchine, dieſes Rad der Vergänglichkeit zu treiben.“

Ich begreife Sie nicht, gnädigſter Prinz. Ihre eigne Philoſophie ſpricht Ihnen das Urtheil: wahrlich, Sie ſind dem reichen Manne gleich, der bey allen ſeinen Schätzen darbet. Sie geſtehen, daß der Menſch Alles in ſich ſchließe, um glücklich zu ſeyn, daß er ſeine Glückſeligkeit nur allein durch das erhalten könne, was er beſitzt, und Sie ſelbſt wollen die Quelle Ihres Unglücks außer Sich ſuchen. Sind Ihre Schlüſſe wahr, ſo iſt es ja nicht möglich, daß Sie auch nur mit einem Wunſche über dieſen Ring hinausſtreben, in welchem Sie den Menſchen gefangen halten.

„Das eben iſt das Schlimme, daß wir nur moraliſch vollkommen, nur glückſelig ſind, um brauchbar zu ſeyn, daß wir unſern Fleiß, aber nicht unſre Werke genießen. Hunderttauſend arbeitſame Hände trugen die Steine zu den Pyramiden zuſammen — aber nicht die Pyramide war ihr Lohn. Die Pyramide ergetzte das Auge der Könige, und die fleißigen Sklaven fand man mit dem Lebensunterhalt ab. Was iſt man dem Arbeiter ſchuldig, wenn er nicht mehr arbeiten kann, oder nichts mehr für ihn zu arbeiten ſeyn wird? Was dem Menſchen, wenn er nicht mehr zu brauchen iſt?"

Man wird ihn immer brauchen.

„Auch immer als ein denkendes Weſen?"

Hier unterbrach uns ein Beſuch — und ſpät genug, werden Sie denken. Verzeihung, liebſter O***, für dieſen ewig langen Brief. Sie wollten alle Kleinigkeiten des Prinzen erfahren, und darunter kann ich doch wol auch ſeine Moralphiloſophie rechnen. Ich weiß, der Zuſtand ſeines Geiſtes iſt Ihnen wichtig, und ſeine Handlungen, weiß ich, ſind Ihnen nur wegen jenes wichtig. Darum ſchrieb ich Alles auch getreulich nieder, was mir aus dieſer Unterredung im Gedächtniß geblieben iſt. Künftig werde ich Sie von einer Neuigkeit unterhalten, die Sie wol ſchwerlich auf ein Geſpräch, wie das heutige, erwarten dürften. Leben Sie wohl.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Fünfter Brief.

1. Julius.

Da unſer Abſchied von Venedig nunmehr mit ſtarken Schritten herannaht, ſo ſollte dieſe Woche noch dazu angewandt werden, alles Sehenswürdige an Gemählden und Gebäuden noch nachzuholen, was man bey einem langen Aufenthalte immer verſchiebt. Beſonders hatte man uns mit vieler Bewunderung von der Hochzeit zu Cana des Paul Veroneſe geſprochen, die auf der Inſel St. Georg in einem dortigen Benediktinerkloſter zu ſehen iſt. Erwarten

Sie von mir keine Beſchreibung dieſes außerordentlichen Kunſtwerks, das mir im Ganzen zwar einen ſehr überraſchenden, aber nicht ſehr genußreichen, Anblick gegeben hat. Wir hätten ſo viele Stunden als Minuten gebraucht, um eine Kompoſition von hundert und zwanzig Figuren zu umfaſſen, die über dreyßig Fuß in der Breite hat. Welches menſchliche Auge kann ein ſo zuſammengeſetztes Ganze erreichen, und die ganze Schönheit, die der Künſtler darin verſchwendet hat, in Einem Eindruck genießen! Schade iſt es indeſſen, daß ein Werk von dieſem Gehalte, das an einem öffentlichen Orte glänzen und von Jedermann genoſſen werden ſollte, keine beſſere Beſtimmung hat, als eine Anzahl Mönche in ihrem Refektorium zu vergnügen. Auch die Kirche dieſes Kloſters verdient nicht weniger geſehen zu werden. Sie iſt eine der ſchönſten in dieſer Stadt.

Gegen Abend lieſſen wir uns in die Giudecca überfahren, um dort in den reizenden Gärten einen ſchönen Abend zu verleben. Die Geſellſchaft, die nicht ſehr groß war, zerſtreute ſich bald, und mich zog Civitella, der ſchon den ganzen Tag über Gelegenheit geſucht hatte, mich zu ſprechen, mit ſich in eine Boskage.

„Sie ſind der Freund des Prinzen," fing er an, „vor dem er keine Geheimniſſe zu haben pflegt, wie ich von ſehr guter Hand weiß. Als ich heute in ſein Hotel trat, kam ein Mann heraus, deſſen Gewerbe mir bekannt iſt — und auf des Prinzen Stirn ſtanden

Wolken, als ich zu ihm hereintrat" — Ich wollte ihn unterbrechen — „Sie können es nicht läugnen," fuhr er fort, „ich kannte meinen Mann, ich hab' ihn ſehr gut ins Auge gefaſſt — und wär' es möglich? Der Prinz hätte Freunde in Venedig, Freunde, die ihm mit Blut und Leben verpflichtet ſind, und ſollte dahin gebracht ſeyn, in einem dringenden Falle ſich ſolcher Creaturen zu bedienen? Seyn Sie aufrichtig, Baron! — Iſt der Prinz in Verlegenheit? — Sie bemühen Sich umſonſt, es zu verbergen. Was ich von Ihnen nicht erfahre, iſt mir bey einem Manne gewiß, dem jedes Geheimniß feil iſt."

Herr Marcheſe —

„Verzeihen Sie. Ich muß indiskret ſcheinen, um nicht ein Undankbarer zu werden. Dem Prinzen dank' ich Leben, und was mir weit über das Leben geht, einen vernünftigen Gebrauch des Lebens. Ich ſollte den Prinzen Schritte thun ſehen, die ihm koſten, die unter ſeiner Würde ſind? Es ſtünde in meiner Macht, ſie ihm zu erſparen, und ich ſollte mich leidend dabey verhalten?"

Der Prinz iſt nicht in Verlegenheit, ſagte ich. Einige Wechſel, die wir über Trient erwarteten, ſind uns unvermuthet ausgeblieben. Zufällig ohne Zweifel — oder weil man, in Ungewißheit wegen ſeiner Abreiſe, noch eine nähere Weiſung von ihm erwartete. Dies iſt nun geſchehen, und bis dahin —

Er ſchüttelte den Kopf. „Verkennen Sie meine Abſicht nicht, ſagte er. Es kann hier nicht davon die Rede ſeyn, meine Verbindlichkeit gegen den Prinzen dadurch zu vermindern — würden alle Reichthümer meines Onkels dazu hinreichen? Die Rede iſt davon, ihm einen einzigen unangenehmen Augenblick zu erſparen. Mein Oheim beſitzt ein großes Vermögen, worüber ich ſo gut als über mein Eigenthum disponiren kann. Ein glücklicher Zufall führt mir den einzigen möglichen Fall entgegen, daß dem Prinzen, von Allem, was in meiner Gewalt ſteht, etwas nützlich werden kann. Ich weiß, fuhr er fort, was die Delikateſſe dem Prinzen auflegt — aber ſie iſt auch gegenſeitig — und es wäre großmüthig von dem Prinzen gehandelt, mir dieſe kleine Genugthuung zu gönnen, geſchäh' es auch nur zum Scheine — um mir die Laſt von Verbindlichkeit, die mich niederdrückt, weniger fühlbar zu machen.“

Er ließ nicht nach, bis ich ihm verſprochen hatte, mein Möglichſtes dabey zu thun; ich kannte den Prinzen, und hoffte darum wenig. Alle Bedingungen wollte er ſich von dem Letztern gefallen laſſen, wiewol er geſtand, daß es ihn empfindlich kränken würde, wenn ihn der Prinz auf den Fuß eines Fremden behandelte.

Wir hatten uns in der Hitze des Geſprächs weit von der übrigen Geſellſchaft verloren, und waren eben auf dem Rückwege, als Z*** uns entgegen kam.

„Ich ſuche den Prinzen bey Ihnen — Iſt er nicht hier? — “

Eben wollen wir zu ihm. Wir vermutheten, ihn bey der übrigen Geſellſchaft zu finden —

„Die Geſellſchaft iſt beyſammen, aber er iſt nirgends anzutreffen. Ich weiß gar nicht, wie er uns aus den Augen gekommen iſt.“

Hier erinnerte ſich Civitella, daß ihm vielleicht eingefallen ſeyn könnte, die anſtoßende Kirche zu beſuchen, auf die er ihn kurz vorher ſehr aufmerkſam gemacht hatte. Wir machten uns ſogleich auf den Weg, ihn dort aufzuſuchen. Schon von weitem entdeckten wir Biondello, der am Eingange der Kirche wartete. Als wir näher kamen, trat der Prinz etwas haſtig aus einer Seitenthür; ſein Geſicht glühte, ſeine Augen ſuchten Biondello, den er herbeyrief. Er ſchien ihm etwas ſehr angelegentlich zu befehlen, wobey er immer die Augen auf die Thür richtete, die offen geblieben war. Biondello eilte ſchnell von ihm in die Kirche — der Prinz, ohne uns gewahr zu werden, drückte ſich an uns vorbey, durch die Menge, und eilte zur Geſellſchaft zurück, wo er noch vor uns anlangte.

Es wurde beſchloſſen, in einem offenen Pavillon dieſes Gartens das Souper einzunehmen, wozu der Marcheſe, ohne unſer Wiſſen, ein kleines Konzert veranſtaltet hatte, das ganz auserleſen war. Beſonders ließ ſich eine junge Sängerinn dabey hören, die uns alle durch ihre liebliche Stimme, wie durch ihre reizende Figur, entzückte. Auf den Prinzen ſchien nichts Eindruck zu machen, er ſprach wenig, und antwortete zerſtreut, ſeine Augen waren unruhig nach der Gegend gekehrt, woher Biondello kommen mußte; eine große Bewegung ſchien in ſeinem Innern vorzugehen. Civitella fragte, wie ihm die Kirche gefallen hätte; er wußte nichts davon zu ſagen. Man ſprach von einigen vorzüglichen Gemählden, die ſie merkwürdig machten; er hatte kein Gemählde geſehen. Wir merkten, daß unſere Fragen ihn beläſtigten, und ſchwiegen. Eine Stunde verging nach der andern, und Biondello kam immer noch nicht. Des Prinzen Ungedult ſtieg auf's höchſte; er hob die Tafel frühzeitig auf, und ging in einer abgelegenen Allee ganz allein mit ſtarken Schritten auf und nieder. Niemand begriff, was ihm begegnet ſeyn mochte. Ich wagte es nicht, ihn um die Urſache einer ſo ſeltſamen Veränderung zu befragen; es iſt ſchon lange, daß ich mir die vorigen Vertraulichkeiten nicht mehr bey ihm herausnehme. Mit deſto mehr Ungedult erwartete ich Biondello's Zurückkunft, der mir dieſes Räthſel aufklären ſollte.

Es war nach zehn Uhr, als der wiederkam. Die Nachrichten, die er dem Prinzen mitbrachte, trugen nichts dazu bey, dieſen geſprächiger zu machen. Mißmuthig trat er zur Geſellſchaft, die Gondel wurde beſtellt, und bald darauf fuhren wir nach Hauſe.

Den ganzen Abend konnte ich keine Gelegenheit finden, Biondello zu ſprechen; ich mußte mich alſo mit meiner unbefriedigten Neugierde ſchlafen legen. Der Prinz hatte uns frühzeitig entlaſſen, aber tauſend Gedanken, die mir durch den Kopf gingen, erhielten mich munter. Lange hört' ich ihn über meinem Schlafzimmer auf und niedergehen; endlich überwältigte mich der Schlaf. Spät nach Mitternacht erweckte mich eine Stimme — eine Hand fuhr über mein Geſicht; wie ich aufſah, war es der Prinz, der, ein Licht in der Hand, vor meinem Bette ſtand. Er könne nicht einſchlafen, ſagte er, und bat mich, ihm die Nacht verkürzen zu helfen. Ich wollte mich in meine Kleider werfen — er befahl mir, zu bleiben, und ſetzte ſich zu mir vor das Bette.

„Es iſt mir heute etwas vorgekommen, fing er an, davon der Eindruck aus meinem Gemüthe nie mehr verlöſchen wird. Ich ging von Ihnen, wie Sie wiſſen, in die ° ° ° Kirche, worauf mich Civitella neugierig gemacht, und die ſchon von ferne meine Augen auf ſich gezogen hatte. Weil weder

Sie noch Er mir gleich zur Hand waren, ſo machte ich die wenigen Schritte allein; Biondello ließ ich am Eingange auf mich warten. Die Kirche war ganz leer — eine ſchaurigkühle Dunkelheit umfing mich, als ich aus dem ſchwülen, blendenden Tageslicht hineintrat. Ich ſah mich einſam in dem weiten Gewölbe, worin eine feierliche Grabſtille herrſchte. Ich ſtellte mich in die Mitte des Doms, und überließ mich der ganzen Fülle dieſes Eindrucks; allmählich traten die großen Verhältniſſe dieſes majeſtätiſchen Baues meinen Augen bemerkbarer hervor, ich verlor mich in ernſter ergetzender Betrachtung. Die Abendglocke tönte über mir, ihr Ton verhallte ſanft in dieſem Gewölbe, wie in meiner Seele. Einige Altarſtücke hatten von weitem meine Aufmerkſamkeit erweckt; ich trat näher, ſie zu betrachten; unvermerkt hatte ich dieſe ganze Seite der Kirche, bis zum entgegenſtehenden Ende, durchwandert. Hier lenkt man um einen Pfeiler einige Treppen hinauf in eine Nebenkapelle, worin mehrere kleinere Altäre und Statuen von Heiligen in Niſchen angebracht ſtehen. Wie ich in die Kapelle zur Rechten hineintrete — höre ich nahe an mir ein zartes Wiſpern, wie wenn Jemand leiſe ſpricht — ich wende mich nach dem Tone, und — zwey Schritte von mir fällt mir eine weibliche Geſtalt in die Augen — — Nein! ich kann ſie nicht nachſchildern, dieſe Geſtalt! — Schrecken war meine erſte Empfindung, die aber bald dem ſüßeſten Hinſtaunen Platz machte.“

Und dieſe Geſtalt, gnädigſter Herr? — Wiſſen Sie auch gewiß, daß ſie etwas Lebendiges war, etwas Wirkliches, kein bloßes Gemälde, kein Geſicht Ihrer Phantaſie?

„Hören Sie weiter — Es war eine Dame — Nein! Ich hatte bis auf dieſen Augenblick dies Geſchlecht nie geſehen! — Alles war düſter ringsherum, nur durch ein einziges Fenſter fiel der untergehende Tag in die Kapelle, die Sonne war nirgends mehr, als auf dieſer Geſtalt. Mit unausſprechlicher Anmuth — halb knieend, halb liegend — war ſie vor einem Altare hingegoſſen — der gewagteſie, lieblichſte, gelungenſte Umriß, einzig und unnachahmlich, die ſchönſte Linie in der Natur. In ſchwarzen Mohr war ſie gekleidet, der ſich ſpannend um den reizendſten Leib, um die niedlichſten Arme ſchloß, und in weiten Falten, wie eine ſpaniſche Robe, um ſie breitete; ihr langes, lichtblondes Haar, in zwey breite Flechten geſchlungen, die durch ihre Schwere losgegangen und unter dem Schleyer hervorgedrungen waren, floß in reizender Unordnung weit über den Rücken hinab — eine Hand lag an dem Crucifixe, und ſanft hinſinkend ruhte ſie auf der andern. Aber wo finde ich Worte, Ihnen das himmelſchöne Angeſicht zu beſchreiben, wo eine Engelſeele, wie auf ihrem Thronſitze, die ganze Fülle ihrer Reize ausbreitete? Die Abendſonne ſpielte darauf, und ihr luſtiges Gold ſchien es mit einer künſtlichen Glorie zu umgeben. Können Sie Sich die Madonna unſers Florentiners zurückrufen? — Hier war ſie ganz, ganz bis auf die unregelmäßigen Eigenheiten, die ich an jenem Bilde ſo anziehend, ſo unwiderſtehlich fand.“

Mit der Madonna, wovon der Prinz hier ſpricht, verhält es ſich ſo. Kurz nachdem Sie abgereiſt waren, lernte er einen florentiniſchen Mahler hier kennen, der nach Venedig berufen worden war, um für eine Kirche, deren ich mich nicht mehr entſinne, ein Altarblatt zu malen. Er hatte drey andere Gemählde mitgebracht, die er für die Gallerie im Kornariſchen Pallaſte beſtimmt hatte. Die Gemählde waren eine Madonna, eine Heloiſe, und eine faſt ganz unbekleidete Venus — alle drey von ausnehmender Schönheit, und, bey der höchſten Verſchiedenheit, am Werthe einander ſo gleich, daß es beynahe unmöglich war, ſich für eins von den dreyen ausſchlieſſend zu entſcheiden. Nur der Prinz blieb nicht einen Augenblick unſchlüſſig; man hatte ſie kaum vor ihm ausgeſtellt, als das Madonnaſtück ſeine ganze Aufmerkſamkeit an ſich zog; in den beyden übrigen wurde das Genie des Künſtlers bewundert, bey dieſem vergaß er den Künſtler und ſeine Kunſt, um ganz im Anſchauen ſeines Werks zu leben. Er war ganz wunderbar davon gerührt; er konnte ſich von dem Stücke kaum losreißen. Der Künſtler, dem man wol anſah, daß er das Urtheil des Prinzen im Herzen bekräftigte, hatte den Eigenſinn, die drey Stücke nicht trennen zu wollen, und forderte 1500 Zechinen für alle. Die Hälfte bot ihm der Prinz für dieſes einzige an — der Künſtler beſtand auf ſeiner Bedingung, und wer weiß, was noch geſchehen wäre, wenn ſich nicht ein entſchloſſener Käufer gefunden hätte. Zwey Stunden darauf waren alle drey Stücke weg; wir haben ſie nicht mehr geſehen. Dieſes Gemählde kam dem Prinzen jetzt in Erinnerung.

„Ich ſtand,“ fuhr er fort, „ich ſtand in ihren Anblick verloren. Sie bemerkte mich nicht, ſie ließ ſich durch meine Dazwiſchenkunſt nicht ſtören, ſo ganz war ſie in ihrer Andacht vertieft. Sie betete zu ihrer Gottheit, und ich betete zu ihr — Ja, ich betete ſie an — Alle dieſe Bilder der Heiligen, dieſe Altäre, dieſe brennenden Kerzen hatten mich nicht daran erinnert; jetzt zum erſten Male ergriff mich's, als ob ich in einem Heiligthume wäre. Soll ich es Ihnen geſtehen? Ich glaubte in dieſem Augenblicke felſenfeſt an den, den ihre ſchöne Hand umfaſſt hielt. Ich las ja ſeine Antwort in ihren Augen. Dank ihrer reizenden Andacht! Sie machte mir ihn wirklich — ich folgte ihr nach durch alle ſeine Himmel.

„Sie ſtand auf, und jetzt erſt kam ich wieder zu mir ſelbſt. Mit ſchüchterner Verwirrung wich ich auf die Seite; das Geräuſch, das ich machte, entdeckte mich ihr. Die unvermuthete Nähe eines Mannes mußte ſie überraſchen, meine Dreiſtigkeit konnte ſie beleidigen; keines von beyden war in dem Blicke, womit ſie mich anſah. Ruhe, unausſprechliche Ruhe war darin, und ein gütiges Lächeln ſpielte um ihre Wangen. Sie kam aus ihrem Himmel — und ich war das erſte glückliche Geſchöpf, das ſich ihrem Wohlwollen anbot. Sie ſchwebte noch auf der letzten Sproſſe des Gebets — ſie hatte die Erde noch nicht berührt.

„In einer andern Ecke der Kapelle regte es ſich nun auch. Eine ältliche Dame war es, die dicht hinter mir von einem Kirchſtuhle aufſtand. Ich hatte ſie bis jetzt nicht wahrgenommen. Sie war nur wenige Schritte von mir, ſie hatte alle meine Bewegungen geſehen. Dies beſtürzte mich — ich ſchlug die Augen zu Boden, und man rauſchte an mir vorüber.“

Ueber das Letzte glaubte ich den Prinzen beruhigen zu können.

„Sonderbar!“ fuhr der Prinz nach einem tiefen Stillſchweigen fort; „Kann man etwas nie gekannt, nie gemißt haben, und einige Augenblicke ſpäter nur in dieſem Einzigen leben? Kann ein einziger Moment den Menſchen in zwey ſo ungleichartige Weſen zertrennen? Es wäre mir eben ſo unmöglich, zu den Freuden und Wünſchen des geſtrigen Morgens, als zu den Spielen meiner Kindheit, zurückzukehren, ſeit ich das ſah, ſeitdem dieſes Bild hier wohnet — dieſes lebendige mächtige Gefühl in mir: Du kannſt nichts mehr lieben, als das, und in dieſer Welt wird nichts mehr auf dich wirken!“

Denken Sie nach, gnädigſter Herr, in welcher reizbaren Stimmung Sie waren, als dieſe Erſcheinung Sie überraſchte, und wie Vieles zuſammenkam, Ihre Einbildungskraft zu ſpannen. Aus dem hellen, blendenden Tageslichte, aus dem Gewühle der Straße plötzlich in dieſe ſtille Dunkelheit verſetzt — ganz den Empfindungen hingegeben, die, wie Sie ſelbſt geſtehen, die Stille, die Majeſtät dieſes Orts in Ihnen rege machte — durch Betrachtung ſchöner Kunſtwerke für Schönheit überhaupt empfänglicher gemacht — zugleich allein und einſam, Ihrer Meinung nach — und nun auf einmal — in der Nähe von einer Mädchengeſtalt überraſcht, wo Sie Sich keines Zeugen verſahen — von einer Schönheit, wie ich Ihnen gern zugebe, die durch eine vortheilhafte Beleuchtung, eine glückliche Stellung, einen Ausdruck begeiſterter Andacht noch mehr erhoben ward — was war natürlicher, als daß Ihre entzündete Phantaſie ſich etwas Idealiſches, etwas Ueberirdiſchvollkommenes daraus zuſammenſetzte?

„Kann die Phantaſie etwas geben, was ſie nie empfangen hat? — und im ganzen Gebiete meiner Darſtellung iſt nichts, was ich mit dieſem Bilde zuſammenſtellen könnte. Ganz und unverändert, wie im Augenblicke des Schauens, liegt es in meiner Erinnerung; ich habe nichts, als dieſes Bild — aber Sie könnten mir eine Welt dafür bieten!“

Gnädigſter Prinz, das iſt Liebe.

„Muß es denn nothwendig ein Name ſeyn, unter welchem ich glücklich bin? Liebe! — Erniedrigen Sie meine Empfindung nicht mit einem Namen, den tauſend ſchwache Seelen mißbrauchen! Welcher Andere hat gefühlt, was ich fühle? Ein ſolches Weſen war noch nicht vorhanden, wie kann der Name früher da ſeyn, als die Empfindung? Es iſt ein neues einziges Gefühl, neu entſtanden mit dieſem neuen einzigen Weſen, und für dieſes Weſen nur möglich! — Liebe! Vor der Liebe bin ich ſicher!“

Sie verſchickten Biondello — ohne Zweifel, um die Spur Ihrer Unbekannten zu verfolgen, um Erkundigungen von ihr einzuziehen? Was für Nachrichten brachte er Ihnen zurück?

„Biondello hat nichts entdeckt — ſo viel als gar nichts. Er fand ſie noch an der Kirchthür. Ein bejahrter, anſtändig gekleideter Mann, der eher einem hieſigen Bürger, als einem Bedienten gleich ſah, erſchien, ſie nach der Gondel zu begleiten. Eine Anzahl

Armer ſtellte ſich in Reihen, wie ſie vorüberging, und verließ ſie mit ſehr vergnügter Miene. Bey dieſer Gelegenheit, ſagt Biondello, wurde eine Hand ſichtbar, woran einige koſtbare Steine blitzten. Mit ihrer Begleiterinn ſprach ſie Einiges, das Biondello nicht verſtand; er behauptet, es ſey griechiſch geweſen. Da ſie eine ziemliche Strecke nach dem Kanale zu gehen hatten, ſo fing ſchon etwas Volk an, ſich zu ſammeln; das Außerordentliche des Anblicks brachte alle Vorübergehende zum Stehen. Niemand kannte ſie — aber die Schönheit iſt eine geborne Königinn. Alles machte ihr ehrerbietig Platz. Sie ließ einen ſchwarzen Schleier über das Geſicht fallen, der das halbe Gewand bedeckte, und eilte in die Gondel. Längs dem ganzen Kanale der Giodecca behielt Biondello das Fahrzeug im Geſicht, aber es weiter zu verfolgen, unterſagte ihm das Gedränge."

Aber den Gondolier hat er ſich doch gemerkt, um dieſen wenigſtens wieder zu erkennen?

„Den Gondolier getraut er ſich ausfindig zu machen; doch iſt es keiner von denen, mit denen er Verkehr hat. Die Armen, die er ausfragte, konnten ihm weiter keinen Beſcheid geben, als daß Signora ſich ſchon ſeit einigen Wochen, und immer Sonnabends, hier zeige, und noch allemal ein Goldſtück unter ſie vertheilt habe. Es war ein holländiſcher

Ducaten, den er eingewechſelt, und mir überbracht hat.“

Eine Griechinn alſo, und von Stande, wie es ſcheint, von Vermögen wenigſtens, und wohlthätig. Das wäre für's Erſte genug, gnädigſter Herr — genug, und faſt zu viel! Aber eine Griechinn und in einer katholiſchen Kirche!

„Warum nicht? Sie kann ihren Glauben verlaſſen haben. Ueberdies — etwas Geheimnißvolles iſt hier immer — Warum die Woche nur Einmal? Warum nur Sonnabends in dieſe Kirche, wo dieſe gewöhnlich verlaſſen ſeyn ſoll, wie mir Biondello ſagt? — Späteſtens der kommende Sonnabend muß dies entſcheiden. Aber bis dahin, lieber Freund, helfen Sie mir dieſe Kluft von Zeit überſpringen! Aber umſonſt! Stunden gehen ihren gelaſſenen Schritt, und meine Seele glühet!“

Und wenn dieſer Tag nun erſcheint — was dann, gnädigſter Herr? Was ſoll dann geſchehen?

„Was geſchehen ſoll? — Ich werde ſie ſehen. Ich werde ihren Aufenthalt erforſchen. Ich werde erfahren, wer ſie iſt? — Was kann mich dieſes bekümmern? Was ich ſah, machte mich glücklich; alſo weiß ich ja ſchon Alles, was mich glücklich machen kann!“

Und unſere Abreiſe aus Venedig, die auf den Anfang kommenden Monats feſtgeſetzt iſt?

Konnte ich im voraus wiſſen, daß Venedig noch einen ſolchen Schatz für mich einſchließe? — Sie fragen mich aus meinem geſtrigen Leben. Ich ſage Ihnen, daß ich nur von heute an bin und ſeyn will.“

Jetzt glaubte ich die Gelegenheit gefunden zu haben, dem Marcheſe Wort zu halten. Ich machte dem Prinzen begreiflich, daß ſein längeres Bleiben in Venedig mit dem geſchwächten Zuſtande ſeiner Kaſſe durchaus nicht beſtehen könne, und daß, im Falle er ſeinen Aufenthalt über den zugeſtandenen Termin verlängerte, auch von ſeinem Hofe nicht ſehr auf Unterſtützung würde zu rechnen ſeyn. Bey dieſer Gelegenheit erfuhr ich, was mir bis jetzt ein Geheimniß geweſen, daß ihm von ſeiner Schweſter, der regierenden * * * von * * *, ausſchließend vor ſeinen übrigen Brüdern, und heimlich, anſehnliche Zuſchüſſe bezahlt werden, die ſie gern bereit ſeyn würde zu verdoppeln, wenn ſein Hof ihn im Stiche lieſſe. Dieſe Schweſter, eine fromme Schwärmerinn, wie Sie wiſſen, glaubt die großen Erſparniſſe, die ſie bey einem ſehr eingeſchränkten Hofe macht, nirgends beſſer aufgehoben, als bey einem Bruder, deſſen weiſe Wohlthätigkeit ſie kennt, und den ſie enthuſiaſtiſch verehrt. Ich wußte zwar ſchon längſt, daß zwiſchen beyden ein ſehr genaues Verhältniß Statt findet, auch viele Briefe gewechſelt werden, aber weil ſich der bisherige Aufwand des Prinzen aus den bekannten Quellen hinlänglich beſtreiten ließ, ſo war ich auf die verborgene Hülfsquelle nie gefallen. Es iſt alſo klar, daß der Prinz Ausgaben gehabt hat, die mir ein Geheimniß waren, und es noch jetzt ſind; und wenn ich aus ſeinem übrigen Charakter ſchließen darf, ſo ſind es gewiß keine andere, als die ihm zur Ehre gereichen. Und ich konnte mir einbilden, ihn ergründet zu haben? — Um ſo weniger glaubte ich, nach dieſer Entdeckung, anſtehen zu dürfen, ihm das Anerbieten des Marcheſe zu offenbaren — welches, zu meiner nicht geringen Verwunderung, ohne alle Schwierigkeit angenommen wurde. Er gab mir Vollmacht, dieſe Sache mit dem Marcheſe auf die Art, welche ich für die beſte hielt, abzuthun, und dann ſogleich mit dem Wucherer aufzuheben. An ſeine Schweſter ſollte unverzüglich geſchrieben werden.

Es war Morgen, als wir aus einander gingen. So unangenehm mir dieſer Vorfall, aus mehr als einer Urſache, iſt und ſeyn muß, ſo iſt doch das Allerverdrüßlichſte daran, daß er unſern Aufenthalt in Venedig zu verlängern droht. Von dieſer anfangenden Leidenſchaft erwarte ich vielmehr Gutes, als Schlimmes. Sie iſt vielleicht das kräftigſte Mittel, den Prinzen von ſeinen metaphyſiſchen Träumereyen wieder zur ordinären Menſchheit herabzuziehen: ſie wird die gewöhnliche Kriſe haben, und, wie eine künſtliche Krankheit, auch die alte mit ſich hinwegnehmen.

Leben Sie wohl, liebſter Freund. Ich habe Ihnen alles dies nach friſcher That hingeſchrieben. Die Poſt geht ſogleich; Sie werden dieſen Brief mit dem vorhergehenden an Einem Tage erhalten.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Sechster Brief.

20. Junius.

Dieſer Civitella iſt doch der dienſtfertigſte Menſch von der Welt. Der Prinz hatte mich neulich kaum verlaſſen, als ſchon ein Billet von dem Marcheſe erſchien, worin mir die Sache auf's Dringendſte empfohlen wurde. Ich ſchickte ihm ſogleich eine Verſchreibung, in des Prinzen Namen, auf 6000 Zechinen; in weniger als einer halben Stunde folgte ſie zurück, nebſt der doppelten Summe, in Wechſeln ſowol, als baarem Golde. In die Erhöhung der Summe willigte endlich der Prinz; die Verſchreibung aber, die nur auf ſechs Wochen geſtellt war, mußte angenommen werden.

Dieſe ganze Woche ging in Erkundigungen nach der geheimnißvollen Griechinn hin. Biondello ſetzte alle ſeine Maſchinen in Bewegung, bis jetzt aber war alles vergeblich. Den Gondolier machte er zwar ausfindig; aus dieſem war aber nichts weiter herauszubringen, als daß er beyde Damen auf der Inſel Murano ausgeſetzt habe, wo zwey Sänften auf ſie gewartet hätten, in die ſie geſtiegen ſeyen. Er machte ſie zu Engländerinnen, weil ſie eine fremde Sprache geſprochen und ihn mit Gold bezahlt hätten. Auch ihren Begleiter kenne er nicht; er komme ihm vor, wie ein Spiegelfabrikant aus Murano. Nun wußten wir wenigſtens, daß wir ſie nicht in der Giudecca zu ſuchen hätten, und daß ſie, aller Wahrſcheinlichkeit nach, auf der Inſel Murano zu Hauſe ſey; aber das Unglück war, daß die Beſchreibung, welche der Prinz von ihr machte, ſchlechterdings nicht dazu taugte, ſie einem Dritten kenntlich zu machen. Gerade die leidenſchaftliche Aufmerkſamkeit, womit er ihren Anblick gleichſam verſchlang, hatte ihn gehindert, ſie zu ſehen; für alles das, worauf andere Menſchen ihr Augenmerk vorzüglich würden gerichtet haben, war er ganz blind geweſen; nach ſeiner Schilderung war man eher verſucht, ſie im Petrarch oder Taſſo, als auf einer venetianiſchen Inſel zu ſuchen. Außerdem mußte dieſe Nachfrage ſelbſt mit größter Vorſicht geſchehen, um weder die Dame auszuſetzen, noch ſonſt ein anſtößiges Aufſehen zu erregen. Weil Biondello, außer dem Prinzen, der Einzige war, der ſie, durch den Schleier wenigſtens, geſehen hatte, und alſo wieder erkennen konnte, ſo ſuchte er, wo möglich, an allen Orten, wo ſie vermuthet werden konnte, zu gleicher Zeit zu ſeyn; das Leben des armen Menſchen war dieſe ganze Woche über nichts, als ein beſtändiges Rennen durch alle Straßen von Venedig. In der griechiſchen Kirche beſonders wurde keine Nachforſchung geſpart, aber alles mit gleich ſchlechtem Erfolge; und der Prinz, deſſen Ungeduld mit jeder fehlgeſchlagenen Erwartung ſtieg, mußte ſich endlich doch noch auf den nächſten Sonnabend vertröſten.

Seine Unruhe war ſchrecklich. Nichts zerſtreute ihn, nichts vermochte ihn zu feſſeln. Sein ganzes Weſen war in fieberiſcher Bewegung, für alle Geſellſchaft war er verloren, und das Uebel wuchs in der Einſamkeit. Nun wurde er nie mehr von Beſuchen belagert, als eben in dieſer Woche. Sein naher Abſchied war angekündigt. Alles drängte ſich herbey. Man mußte dieſe Menſchen beſchäftigen, um ihre argwöhniſche Aufmerkſamkeit von ihm abzuziehen; man mußte ihn beſchäftigen, um ſeinen Geiſt zu zerſtreuen. In dieſem Bedrängniſſe verfiel Civitella auf das Spiel, und um die Menge wenigſtens zu entfernen, ſollte hoch geſpielt werden. Zugleich hoffte er, bey dem Prinzen einen vorübergehenden Geſchmack an dem Spiel zu erwecken, der dieſen romanhaften Schwung ſeiner Leidenſchaft bald erſticken, und den man immer in der Gewalt haben würde, ihm wieder zu benehmen. „Die Karten, ſagte Civitella, haben mich vor mancher

Thorheit bewahrt, die ich im Begriff war, zu begehen, manche wieder gut gemacht, die ſchon begangen war. Die Ruhe, die Vernunft, um die mich ein Paar ſchöne Augen brachten, habe ich oft am Pharotiſche wiedergefunden, und nie hatten die Weiber mehr Gewalt über mich, als wenn mir's an Geld gebrach, um zu ſpielen."

Ich laſſe dahingeſtellt ſeyn, in wie weit Civitella Recht hatte — aber das Mittel, worauf wir gefallen waren, fing bald an, noch gefährlicher zu werden, als das Uebel, dem es abhelfen ſollte. Der Prinz, der dem Spiele nur allein durch hohes Wagen einen flüchtigen Reiz zu geben wußte, fand bald keine Grenzen mehr darin. Er war einmal aus ſeiner Achſe. Alles, was er that, nahm eine leidenſchaftliche Geſtalt an; Alles geſchah mit der ungeduldigen Heftigkeit, die jetzt in ihm herrſchte. Sie kennen ſeine Gleichgültigkeit gegen das Geld; hier wurde ſie zur gänzlichen Unempfindlichkeit. Goldſtücke zerrannen wie Waſſertropfen in ſeinen Händen. Er verlor faſt ununterbrochen, weil er ganz und gar ohne Aufmerkſamkeit ſpielte. Er verlor ungeheure Summen, weil er wie ein verzweifelter Spieler wagte. — Liebſter O***, mit Herzklopfen ſchreib' ich es nieder — in vier Tagen waren die zwölftauſend Zechinen — und noch darüber, verloren.

Machen Sie mir keine Vorwürfe. Ich klage mich ſelbſt genug an. Aber konnt' ich es hindern? Hörte mich der Prinz? Konnte ich etwas anders, als ihm Vorſtellung thun? Ich that was in meinem Vermögen ſtand. Ich kann mich nicht ſchuldig finden.

Auch Civitella verlor beträchtlich; ich gewann gegen ſechshundert Zechinen. Das beyſpielloſe Unglück des Prinzen machte Aufſehen; um ſo weniger konnte er jetzt das Spiel verlaſſen. Civitella, dem man die Freude anſieht, ihn zu verbinden, ſtreckte ihm ſogleich die Summe vor. Die Lücke iſt zugeſtopft, aber der Prinz iſt dem Marcheſe 24000 Zechinen ſchuldig. O wie ſehne ich mich nach dem Spargelde der frommen Schweſter! — Sind alle Fürſten ſo, liebſter Freund? Der Prinz beträgt ſich nicht anders, als wenn er dem Marcheſe noch eine große Ehre erwieſen hätte, und dieſer — ſpielt ſeine Rolle wenigſtens gut.

Civitella ſuchte mich damit zu beruhigen, daß gerade dieſe Uebertreibung, dieſes außerordentliche Unglück das kräftigſte Mittel ſey, den Prinzen wieder zur Vernunft zu bringen. Mit dem Gelde habe es keine Noth. Er ſelbſt fühle dieſe Lücke gar nicht, und ſtehe dem Prinzen jeden Augenblick mit noch dreymal ſo viel zu Dienſten. Auch der Kardinal gab mir die Verſicherung, daß die Geſinnung ſeines Neffen aufrichtig ſey, und daß er ſelbſt bereit ſtehe, für ihn zu gewähren.

Das Traurigſte war, daß dieſe ungeheuern Aufopferungen ihre Wirkung nicht einmal erreichten. Man ſollte meinen, der Prinz habe wenigſtens mit Theilnehmung geſpielt? Nichts weniger. Seine Gedanken waren weit weg, und die Leidenſchaft, die wir unterdrücken wollten, ſchien von ſeinem Unglücke im Spiele nur mehr Nahrung zu erhalten. Wenn ein entſcheidender Streich geſchehen ſollte, und Alles ſich voll Erwartung um ſeinen Spieltiſch herum drängte, ſuchten ſeine Augen Biondello, um ihm die Neuigkeit, die er etwa mitbrächte, von dem Angeſicht zu ſtehlen. Biondello brachte immer nichts — und das Blatt verlor immer.

Das Geld kam übrigens in ſehr bedürftige Hände. Einige Excellenza, die, wie die böſe Welt ihnen nachſagt, ihr frugales Mittagsmahl in der Senatormütze ſelbſt von dem Markte nach Hauſe tragen, traten als Bettler in unſer Haus, und verlieſſen es als wohlhabende Leute. Civitella zeigte ſie mir. Sehen Sie, ſagte er, wie vielen armen Teufeln es zu gute kommt, daß es einem geſcheuten Kopfe einfällt, nicht bey ſich ſelbſt zu ſeyn! Aber das gefällt mir. Das iſt fürſtlich und königlich! Ein großer Menſch muß auch in ſeinen Verirrungen noch Glückliche machen, und wie ein übertretender Strom die benachbarten Felder befeuchten.“

Civitella denkt brav und edel — aber der Prinz iſt ihm 24000 Zechinen ſchuldig!

Der ſo ſehnlich erwartete Sonnabend erſchien endlich, und mein Herr ließ ſich nicht abhalten, ſich gleich nach Mittag in der *** Kirche einzufinden. Der Platz wurde in eben der Kapelle genommen, wo er ſeine Unbekannte das erſte Mal geſehen hatte, doch ſo, daß er ihr nicht ſogleich in die Augen fallen konnte. Biondello hatte Befehl, an der Kirchthür Wache zu ſtehen und dort mit dem Begleiter der Dame Bekanntſchaft anzuknüpfen. Ich hatte auf mich genommen, als ein unverdächtiger Vorübergehender bey der Rückfahrt in derſelben Gondel Platz zu nehmen, um die Spur der Unbekannten weiter zu verfolgen, wenn das Uebrige mißlingen ſollte. An demſelben Orte, wo ſie ſich, nach des Gondoliers Ausſage, das vorige Mal hatte ausſetzen laſſen, wurden zwey Sänften gemiethet; zum Ueberfluſſe hieß der Prinz noch den Cammerjunker von Z*** in einer beſondern Gondel nachfolgen. Der Prinz ſelbſt wollte ganz ihrem Anblicke leben, und, wenn es anginge, ſein Glück in der Kirche verſuchen. Civitella blieb ganz weg, weil er bey dem Frauenzimmer in Venedig in zu übeln Rufe ſtand, um durch ſeine Einmiſchung die Dame nicht mißtrauiſch zu machen. Sie ſehen, liebſter Graf, daß es an unſern Anſtalten nicht lag, wenn die ſchöne Unbekannte uns entging.

Nie ſind wol in einer Kirche wärmere Wünſche gethan worden, als in dieſer, und nie wurden ſie grauſamer getäuſcht. Bis nach Sonnenuntergang harrte der Prinz aus, von jedem Geräuſche, das ſeiner Kapelle nahe kam, von jedem Knarren der Kirchthür in Erwartung geſetzt — ſieben volle Stunden — und keine Griechinn! Ich ſage Ihnen nichts von ſeiner Gemüthslage. Sie wiſſen, was eine fehlgeſchlagene Hoffnung iſt — und eine Hoffnung, von der man ſieben Tage und ſieben Nächte faſt einzig gelebt hat.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Siebenter Brief.

August.

Nein, liebſter Freund. Sie thun dem guten Biondello unrecht. Gewiß, Sie hegen einen falſchen Verdacht. Ich gebe Ihnen alle Italiener Preis, aber dieſer iſt ehrlich.

Sie finden es ſonderbar, daß ein Menſch von ſo glänzenden Talenten und einer ſo exemplariſchen Aufführung, ſich zum Dienen herabſetze, wenn er nicht geheime Abſichten dabey habe, und daraus ziehen Sie den Schluß, daß dieſe Abſichten verdächtig ſeyen. Wie? Iſt es denn ſo etwas Neues, daß ein Menſch von Kopf und Verdienſten ſich einem Fürſten gefällig zu machen ſucht, der es in der Gewalt hat, ſein Glück zu machen? Iſt es etwa entehrend, ihm zu dienen? Läſſt Biondello nicht deutlich genug merken, daß ſeine Anhänglichkeit an den Prinzen perſönlich ſey? Er hat ihm ja geſtanden, daß er eine Bitte an ihn auf dem Herzen habe. Dieſe Bitte wird uns ohne Zweifel das ganze Geheimniß erklären. Geheime Abſichten mag er immer haben, aber können dieſe nicht unſchuldig ſeyn?

Es befremdet Sie, daß dieſer Biondello in den erſten Monaten, und das waren die, in denen Sie uns Ihre Gegenwart noch ſchenkten, alle die großen Talente, die er jetzt an den Tag kommen laſſe, verborgen gehalten, und durch gar nichts die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen habe. Das iſt wahr; aber wo hätte er damals die Gelegenheit gehabt, ſich auszuzeichnen? Der Prinz bedurfte ſeiner ja noch nicht, und ſeine übrigen Talente mußte der Zufall uns entdecken.

Aber er hat uns ganz kürzlich einen Beweis ſeiner Ergebenheit und Redlichkeit gegeben, der alle Ihre Zweifel zu Boden ſchlagen wird. Man beobachtet den Prinzen. Man ſucht geheime Erkundigungen von ſeiner Lebensart, von ſeinen Bekanntſchaften und Verhältniſſen einzuziehen. Ich weiß nicht, wer dieſe Neugierde hat. Aber hören Sie an.

Es iſt hier in St. Georg ein öffentliches Haus, wo Biondello öfters aus- und eingeht; er mag da etwas Liebes haben, ich weiß es nicht. Vor einigen Tagen iſt er auch da, er findet eine Geſellſchaft beyſammen, Advokaten und Officianten der Regierung, luſtige Brüder und alte Bekannte von ihm. Man verwundert ſich, man iſt erfreut, ihn wieder zu ſehen. Die alte Bekanntſchaft wird erneuert, jeder erzählt ſeine Geſchichte bis auf dieſen Augenblick, Biondello ſoll auch die ſeinige zum Beſten geben. Er thut es in wenig Worten. Man wünſcht ihm Glück zu ſeinem neuen Etabliſſement; man hat von der glänzenden Lebensart des Prinzen von * * * ſchon erzählen hören, von ſeiner Freygebigkeit gegen Leute beſonders, die ein Geheimniß zu bewahren wiſſen; ſeine Verbindung mit dem Kardinal A * * * i iſt weltbekannt, er liebt das Spiel u. ſ. f. Biondello ſtutzt — Man ſcherzt mit ihm, daß er den Geheimnißvollen mache, man wiſſe doch, daß er der Geſchäftsträger des Prinzen von * * * ſey. Die beyden Advokaten nehmen ihn in die Mitte; die Flaſche leert ſich fleißig — man nöthigt ihn zu trinken, er entſchuldigt ſich, weil er keinen Wein vertrage, trinkt aber doch, um ſich zum Schein zu betrinken.

„Ja,“ ſagte endlich der eine Advokat, „Biondello verſteht ſein Handwerk, aber ausgelernt hat er noch nicht. Er iſt nur ein Halber.“

Was fehlt mir noch? fragte Biondello.

„Er verſteht die Kunſt,“ ſagte der Andere, „ein

Geheimniß bey ſich zu behalten, aber die andere noch nicht, es mit Vortheil wieder los zu werden.“

Sollte ſich ein Käufer dazu finden? fragte Biondello.

Die übrigen Gäſte zogen ſich hier aus dem Zimmer, er blieb Tete a Tete mit ſeinen beyden Leuten, die nun mit der Sprache herausgingen. Daß ich es kurz mache, er ſollte ihnen über den Umgang des Prinzen mit dem Kardinal und ſeinem Neffen Aufſchlüſſe verſchaffen, ihnen die Quelle angeben, woraus der Prinz Geld ſchöpfe, und ihnen die Briefe, die an den Grafen von O*** geſchrieben würden, in die Hände ſpielen. Biondello beſchied ſie auf ein andermal, aber wer ſie angeſtellt habe, konnte er nicht aus ihnen herausbringen. Nach den glänzenden Offerten, die ihm gethan wurden, zu ſchließen, mußte die Nachfrage von einem ſehr reichen Manne herrühren.

Geſtern Abend entdeckte er meinem Herrn den ganzen Vorfall. Dieſer war anfangs Willens, die Unterhändler kurz und gut beym Kopf nehmen zu laſſen, aber Biondello machte Einwendungen. Auf freyen Fuß würde man ſie doch wieder ſtellen müſſen, und dann habe er ſeinen ganzen Credit unter dieſer Klaſſe, vielleicht ſein Leben ſelbſt in Gefahr geſetzt. Alle dieſes Volk hange unter ſich zuſammen, alle ſtehen für Einen; er wolle lieber den hohen Rath in Venedig zum Feinde haben, als unter ihnen für einen Verräther verſchrieen werden. Er würde den Prinzen auch nicht mehr nützlich ſeyn können, wenn er das Vertrauen dieſer Volksklaſſe verloren hätte.

Wir haben hin und her gerathen, von wem dies wol kommen möchte. Wer iſt in Venedig, dem daran liegen kann, zu wiſſen, was mein Herr einnimmt und ausgibt, was er mit dem Kardinal A*** i zu thun hat, und was ich Ihnen ſchreibe? Sollte es gar noch ein Vermächtniß von dem Prinzen von **d** ſeyn? Oder regt ſich etwa der Armenier wieder?

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Achter Brief.

Auguſt.

Der Prinz ſchwimmt in Wonne und Liebe. Er hat ſeine Griechinn wieder. Hören Sie, wie dies zugegangen iſt.

Ein Fremder, der über Chiozza gekommen war, und von der ſchönen Lage dieſer Stadt am Golf viel zu erzählen wußte, machte den Prinzen neugierig, ſie zu ſehen. Geſtern wurde dies ausgeführt, und um allen Zwang und Aufwand zu vermeiden, ſollte Niemand ihn begleiten, als Z*** und ich, nebſt Biondello, und mein Herr wollte unbekannt bleiben. Wir fanden ein

Fahrzeug, das eben dahin abging, und mietheten uns darauf ein. Die Geſellſchaft war ſehr gemiſcht, aber unbedeutend, und die Hinreiſe hatte nichts Merkwürdiges.

Chiozza iſt auf eingerammten Pfählen gebaut, wie Venedig, und ſoll gegen vierzigtauſend Einwohner zählen. Adel findet man wenig, aber bey jedem Tritte ſtößt man auf Fiſcher oder Matroſen. Wer eine Perrücke und einen Mantel trägt, heißt ein Reicher; Mütze und Ueberſchlag ſind das Zeichen eines Armen. Die Lage der Stadt iſt ſchön, doch darf man Venedig nicht geſehen haben.

Wir verweilten uns nicht lange. Der Patron, der noch mehr Paſſagiers hatte, mußte zeitig wieder in Venedig ſeyn, und den Prinzen feſſelte nichts in Chiozza. Alles hatte ſeinen Platz ſchon im Schiffe genommen, als wir ankamen. Weil ſich die Geſellſchaft auf der Herfahrt ſo beſchwerlich gemacht hatte, ſo nahmen wir diesmal ein Zimmer für uns allein. Der Prinz erkundigte ſich, wer noch mehr da ſey? Ein Dominikaner, war die Antwort, und einige Damen, die Retour nach Venedig gingen. Mein Herr war nicht neugierig, ſie zu ſehen, und nahm ſogleich ſein Zimmer ein.

Die Griechin war der Gegenſtand unſers Geſprächs auf der Herfahrt geweſen, und ſie war es auch auf der Rückfahrt. Der Prinz wiederholte ſich ihre Erſcheinung in der Kirche mit Feuer; Plane wurden gemacht und verworfen; die Zeit verſtrich, wie ein Augenblick; ehe wir es uns verſahen, lag Venedig vor uns. Einige von den Paſſagiers ſtiegen aus, der Dominikaner war unter dieſen. Der Patron ging zu den Damen, die, wie wir jetzt erſt erfuhren, nur durch ein dünnes Bret von uns geſchieden waren, und fragte ſie, wo er anlegen ſollte. Auf der Inſel Murano, war die Antwort, und das Haus wurde genannt. — Inſel Murano! rief der Prinz, und ein Schauer der Ahnung ſchien durch ſeine Seele zu fliegen. Eh' ich ihm antworten konnte, ſtürzte Biondello herein. „Wiſſen Sie auch, in welcher Geſellſchaft wir reiſen?“ — Der Prinz ſprang auf — „Sie iſt hier! Sie ſelbſt!“ fuhr Biondello fort. „Ich komme eben von ihrem Begleiter.“

Der Prinz drang hinaus. Das Zimmer ward ihm zu enge, die ganze Welt wär' es ihm in dieſem Augenblicke geweſen. Tauſend Empfindungen ſtürmten in ihm, ſeine Knie zitterten, Röthe und Bläſſe wechſelten in ſeinem Geſichte. Ich zitterte erwartungsvoll mit ihm. Ich kann Ihnen dieſen Zuſtand nicht beſchreiben.

In Murano ward angehalten. Der Prinz ſprang an's Ufer. Sie kam. Ich las im Geſicht des Prinzen, daß ſie's war. Ihr Anblick ließ mir keinen Zweifel übrig. Eine ſchönere Geſtalt hab' ich nie geſehen; alle Beſchreibungen des Prinzen waren unter ihr geblieben. Eine glühende Röthe überzog ihr Geſicht, als ſie den Prinzen anſichtig wurde. Sie hatte unſer ganzes Geſpräch hören müſſen, ſie konnte auch nicht zweifeln, daß ſie der Gegenſtand deſſelben geweſen ſey. Mit einem bedeutenden Blicke ſah ſie ihre Begleiterinn an, als wollte ſie ſagen: das iſt er! und mit Verwirrung ſchlug ſie ihre Augen nieder. Ein ſchmales Bret ward vom Schiffe an das Ufer gelegt, über welches ſie zu gehen hatte. Sie ſchien ängſtlich, es zu betreten — aber weniger, wie mir vorkam, weil ſie auszugleiten fürchtete, als weil ſie es ohne fremde Hülfe nicht konnte, und der Prinz ſchon den Arm ausſtreckte, ihr beyzuſtehen. Die Noth ſiegte über die Bedenklichkeit. Sie nahm ſeine Hand an, und war am Ufer. Die heftige Gemüthsbewegung, in der der Prinz war, machte ihn unhöflich; die andere Dame, die auf den nämlichen Dienſt wartete, vergaß er — was hätte er in dieſem Augenblicke nicht vergeſſen? Ich erwies ihr endlich dieſen Dienſt, und dies brachte mich um das Vorſpiel einer Unterredung, die ſich zwiſchen meinem Herrn und der Dame angefangen hatte.

Er hielt noch immer ihre Hand in der ſeinigen — aus Zerſtreuung, denke ich, und ohne daß er es ſelbſt wußte.

„Es iſt nicht das erſte Mal, Signora, daß — — daß — — Er konnte es nicht herausſagen.

„„Ich ſollte mich erinnern, liſpelte ſie —

„In der * * * Kirche, ſagte er —

„„In der * * * Kirche war es, ſagte ſie —

„Und konnte ich mir heute vermuthen — — Ihnen ſo nahe —

Hier zog ſie ihre Hand leiſe aus der ſeinigen — Er verwirrte ſich augenſcheinlich. Biondello, der indeß mit dem Bedienten geſprochen hatte, kam ihm zu Hülfe.

Signor, fing er an, die Damen haben Sänften hieher beſtellt. Aber wir ſind früher zurückgekommen, als ſie ſich's vermutheten. Es iſt hier ein Garten in der Nähe, wo ſie ſo lange eintreten können, um dem Gedränge auszuweichen.

Der Vorſchlag ward angenommen, und Sie können denken, mit welcher Bereitwilligkeit des Prinzen. Man blieb in dem Garten, bis es Abend wurde. Es gelang uns, Z*** und mir, die Matrone zu beſchäftigen, daß der Prinz ſich mit der jungen Dame ungeſtört unterhalten konnte. Daß er dieſe Augenblicke gut zu benutzen gewußt habe, können Sie daraus abnehmen, daß er die Erlaubniß empfangen hat, ſie zu beſuchen. Eben jetzt, da ich Ihnen ſchreibe, iſt er dort. Wenn er zurückkommt, werde ich mehr erfahren.

Geſtern, als wir nach Hauſe kamen, fanden wir endlich auch die erwarteten Wechſel von unſerm

Hoſe, aber von einem Briefe begleitet, der meinen Herrn ſehr in Flammen ſetzte. Man ruft ihn zurück, und in einem Tone, wie er ihn gar nicht gewohnt iſt. Er hat ſogleich in einem ähnlichen geantwortet, und wird bleiben. Die Wechſel ſind eben hinreichend, um die Zinſen von dem Kapitale zu bezahlen, das er ſchuldig iſt. Einer Antwort von ſeiner Schweſter ſehen wir mit Verlangen entgegen.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Neunter Brief.

September.

Der Prinz iſt mit ſeinem Hofe zerfallen, alle unſre Reſſourcen von daher abgeſchnitten.

Die ſechs Wochen, nach deren Verfluß mein Herr den Marcheſe bezahlen ſollte, waren ſchon um einige Tage verſtrichen, und noch keine Wechſel, weder von ſeinem Couſin, von dem er auf's neue und auf's dringendſte Vorſchuß verlangt hatte, noch von ſeiner Schweſter. Sie können wol denken, daß Civitella nicht mahnte; ein deſto treueres Gedächtniß aber hatte der Prinz. Geſtern Mittag endlich kam eine Antwort vom regierenden Hofe.

Wir hatten kurz vorher einen neuen Kontrakt, unſers Hotels wegen, abgeſchloſſen, und der Prinz hatte ſein längeres Bleiben ſchon öffentlich deklarirt. Ohne ein Wort zu ſagen, gab mein Herr mir den Brief. Seine Augen funkelten, ich las den Inhalt ſchon auf ſeiner Stirn.

Können Sie Sich vorſtellen, lieber O * * *? Man iſt in * * * von allen hieſigen Verhältniſſen meines Herrn unterrichtet, und die Verläumdung hat ein abſcheuliches Gewebe von Lügen daraus geſponnen. „Man habe mißfällig vernommen,“ heißt es unter Anderm, „daß der Prinz ſeit einiger Zeit angefangen habe, ſeinen vorigen Karakter zu verläugnen, und ein Betragen anzunehmen, das ſeiner bisherigen lobenswürdigen Art zu denken ganz entgegengeſetzt ſey. Man wiſſe, daß er ſich dem Frauenzimmer und dem Spiele auf's Ausſchweifendſte ergebe, ſich in Schulden ſtürze, Viſionnärs und Geiſterbannern ſein Ohr leihe, mit katholiſchen Prälaten in verdächtigen Verhältniſſen ſtehe, und einen Hofſtaat führe, der ſeinen Rang ſowol, als ſeine Einkünfte überſchreite. Es heiße ſogar, daß er im Begriff ſtehe, dieſes höchſt anſtößige Betragen durch eine Apoſtaſie zur römiſchen Kirche vollkommen zu machen. Um ſich von der letztern Beſchuldigung zu reinigen, erwarte man von ihm eine ungeſäumte Zurückkunft. Ein Banquier in Venedig, dem er den Etat ſeiner Schulden übergeben ſolle, habe Anweiſung, ſogleich nach ſeiner Abreiſe, ſeine Gläubiger zu befriedigen, denn unter dieſen Umſtänden finde man nicht für gut, das Geld in ſeine Hände zu geben.“

Was für Beſchuldigungen, und in welchem Tone! Ich nahm den Brief, durchlas ihn noch einmal, ich wollte etwas darin aufſuchen, das ihn mildern konnte; ich fand nichts, es war mir ganz unbegreiflich.

Z * * * erinnerte mich jetzt an die geheime Nachfrage, die vor einiger Zeit an Biondello ergangen war. Die Zeit, der Inhalt, alle Umſtände kamen überein. Wir hatten ſie fälſchlich dem Armenier zugeſchrieben. Jetzt war's am Tage, von wem ſie herrührte. Apoſtaſie! — Aber weſſen Intereſſe kann es ſeyn, meinen Herrn ſo abſcheulich und ſo platt zu verläumden? Ich fürchte, es iſt ein Stückchen von dem Prinzen von * * d * *, der es durchſetzen will, unſern Herrn aus Venedig zu entfernen.

Dieſer ſchwieg noch immer, die Augen ſtarr vor ſich hingeworfen. Sein Stillſchweigen ängſtigte mich. Ich warf mich zu ſeinen Füßen. Um Gottes willen, gnädigſter Prinz, rief ich aus, beſchließen Sie nichts Gewaltſames! Sie ſollen, Sie werden die vollſtändigſte Genugthuung haben. Ueberlaſſen Sie mir dieſe Sache! Senden Sie mich hin! Es iſt unter Ihrer Würde, Sich gegen ſolche Beſchuldigungen zu verantworten, aber mir erlauben Sie, es zu thun. Der Verläumder muß genannt, und dem * * * die Augen geöffnet werden.

In dieſer Lage fand uns Civitella, der ſich mit Erſtaunen nach der Urſache unſrer Beſtürzung erkundigte. Z*** und ich ſchwiegen. Der Prinz aber, der zwiſchen ihm und uns ſchon lange keinen Unterſchied mehr zu machen gewohnt iſt, auch noch in zu heftiger Wallung war, um in dieſem Augenblicke der Klugheit Gehör zu geben, befahl uns, ihm den Brief mitzutheilen. Ich wollte zögern, aber der Prinz riß ihn mir aus der Hand und gab ihn ſelbſt dem Marcheſe.

„Ich bin Ihr Schuldner, Herr Marcheſe,“ fing der Prinz an, nachdem dieſer den Brief mit Erſtaunen durchleſen hatte, „aber laſſen Sie Sich das keine Unruhe machen. Geben Sie mir nur noch zwanzig Tage Friſt, und Sie ſollen befriedigt werden.“

Gnädigſter Prinz, rief Civitella heftig bewegt, verdien' ich dieſes?

„Sie haben mich nicht dringen wollen, ich erkenne Ihre Delikateſſe und danke Ihnen. In zwanzig Tagen, wie geſagt, ſollen Sie völlig befriedigt werden.“

Was iſt das? fragte Civitella mich mit Beſtürzung. Wie hängt dies zuſammen? Ich faſſ' es nicht.

Wir erklärten ihm, was wir wußten. Er kam außer ſich. Der Prinz, ſagte er, müſſe auf Genugthuung dringen, die Beleidigung ſey unerhört. Unterdeſſen beſchwöre er ihn, ſich ſeines ganzen Vermögens und Kredits unumſchränkt zu bedienen.

Der Marcheſe hatte uns verlaſſen, und der Prinz noch immer kein Wort geſprochen. Er ging mit ſtarken Schritten im Zimmer auf und nieder, etwas Außerordentliches arbeitete in ihm. Endlich ſtand er ſtill, und murmelte vor ſich zwiſchen den Zähnen. „Wünſchen Sie Sich Glück —“ ſagte er, „— Um Neun Uhr iſt er geſtorben.“

Wir ſahen ihn erſchrocken an.

„Wünſchen Sie Sich Glück,“ fuhr er fort; „Glück — Ich ſoll mir Glück wünſchen — Sagte er nicht ſo? Was wollte er damit ſagen?“

Wie kommen Sie jetzt darauf? rief ich. Was ſoll das hier?

„Ich habe damals nicht verſtanden, was der Menſch wollte. Jetzt verſtehe ich ihn — O es iſt unerträglich hart, einen Herrn über ſich haben!“

Mein theuerſter Prinz!

„Der es uns fühlen laſſen kann! — Ha! Es muß ſüß ſeyn!“

Er hielt wieder inne. Seine Miene erſchreckte mich. Ich hatte ſie nie an ihm geſehen.

„Der Elendeſte unter dem Volke,“ fing er wieder an, „oder der nächſte Prinz am Throne! Das iſt ganz daſſelbe. Es gibt nur einen Unterſchied unter den Menſchen — Gehorchen und Herrſchen!“

Er ſah noch einmal in den Brief.

„Sie haben den Menſchen geſehen, fuhr er fort, der ſich unterſtehen darf, mir dieſes zu ſchreiben. Würden Sie ihn auf der Straße grüßen, wenn ihn das Schickſal nicht zu Ihrem Herrn gemacht hätte? Bey Gott! Es iſt etwas Großes um eine Krone!“

In dieſem Tone ging es weiter, und es fielen Reden, die ich keinem Briefe anvertrauen darf. Aber bey dieſer Gelegenheit entdeckte mir der Prinz einen Umſtand, der mich in nicht geringes Erſtaunen und Schrecken ſetzte, und der die gefährlichſten Folgen haben kann. Ueber die Familienverhältniſſe am *** Hofe ſind wir bisher in einem großen Irrthume geweſen.

Der Prinz beantwortete den Brief auf der Stelle, ſo ſehr ich mich auch dagegenſetzte, und die Art, wie er es gethan hat, läſſt keine gütliche Beylegung mehr hoffen.

Sie werden nun auch begierig ſeyn, liebſter O***, von der Griechinn endlich etwas Poſitives zu erfahren; aber eben dies iſt es, worüber ich Ihnen noch immer keinen befriedigenden Aufſchluß geben kann. Aus dem Prinzen iſt nichts herauszubringen, weil er in das Geheimniß gezogen iſt, und ſich, wie ich vermuthe, hat verpflichten müſſen, es zu bewahren. Daß ſie aber die Griechinn nicht iſt, für die wir ſie hielten, iſt heraus. Sie iſt eine Deutſche, und von der edelſten Abkunft. Ein gewiſſes Gerücht, dem ich auf die Spur gekommen bin, gibt ihr eine ſehr hohe Mutter, und macht ſie zu der Frucht einer unglücklichen Liebe, wovon in Europa viel geſprochen worden iſt. Heimliche Nachſtellungen von mächtiger Hand haben ſie, laut dieſer Sage, gezwungen, in Venedig Schutz zu ſuchen, und eben dieſe ſind auch die Urſache ihrer Verborgenheit, die es dem Prinzen unmöglich gemacht hat, ihren Aufenthalt zu erforſchen. Die Ehrerbietung, womit der Prinz von ihr ſpricht, und gewiſſe Rückſichten, die er gegen ſie beobachtet, ſcheinen dieſer Vermuthung Kraft zu geben.

Er iſt mit einer fürchterlichen Leidenſchaft an ſie gebunden, die mit jedem Tage wächſt. In der erſten Zeit wurden die Beſuche ſparſam zugeſtanden; doch ſchon in der zweyten Woche verkürzte man die Trennungen, und jetzt vergeht kein Tag, wo der Prinz nicht dort wäre. Ganze Abende verſchwinden, ohne daß wir ihn zu Geſicht bekommen; und iſt er auch nicht in ihrer Geſellſchaft, ſo iſt ſie es doch allein, was ihn beſchäftigt. Sein ganzes Weſen ſcheint verwandelt. Er geht wie ein Träumender umher, und nichts von Allem, was ihn ſonſt intereſſirt hatte, kann ihm jetzt nur eine flüchtige Aufmerkſamkeit abgewinnen.

Wohin wird das noch kommen, liebſter Freund? Ich zittre für die Zukunft. Der Bruch mit ſeinem Hofe hat meinen Herrn in eine erniedrigende Abhängigkeit von einem einzigen Menſchen, von dem Marcheſe Civitella, geſetzt. Dieſer iſt jetzt Herr unſrer Geheimniſſe, unſers ganzen Schickſals. Wird er immer ſo edel denken, als er ſich uns jetzo noch zeigt? Wird dieſes gute Vernehmen auf die Dauer beſtehen, und iſt es wohl gethan, einem Menſchen, auch dem Vortrefflichſten, ſo viel Wichtigkeit und Macht einzuräumen?

An die Schweſter des Prinzen iſt ein neuer Brief abgegangen. Den Erfolg hoffe ich Ihnen in meinem nächſten Briefe melden zu können.

(Der Graf von O * * * zur Fortſetzung).

Aber dieſer nächſte Brief blieb aus. Drey ganze Monate vergingen, ehe ich Nachrichten aus Venedig erhielt — eine Unterbrechung, deren Urſache ſich in der Folge nur zu ſehr aufklärte. Alle Briefe meines Freundes an mich waren zurückbehalten und unterdrückt worden. Man urtheile von meiner Beſtürzung, als ich endlich im December dieſes Jahres folgendes Schreiben erhielt, das bloß ein glücklicher Zufall (weil Biondello, der es zu beſtellen hatte, plötzlich krank wurde) in meine Hände brachte.

„Sie ſchreiben nicht. Sie antworten nicht.
„Kommen Sie — o kommen Sie auf Flügeln der
„Freundſchaft! Unſre Hoffnung iſt dahin! Leſen

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 15290/106

„Sie dieſen Einſchluß. Alle unſre Hoffnung iſt
„dahin!

„Die Wunde des Marcheſe ſoll tödtlich ſeyn.
„Der Kardinal brütet Rache, und ſeine Meuchelmörder
„ſuchen den Prinzen. Mein Herr — o
„mein unglücklicher Herr! — Iſt es dahin gekommen?
„Unwürdiges, entſetzliches Schickſal! Wie
„Nichtswürdige müſſen wir uns vor Mördern und
„Gläubigern verbergen.

„Ich ſchreibe Ihnen aus dem *** Kloſter,
„wo der Prinz eine Zuflucht gefunden hat. Eben
„ruht er auf einem harten Lager neben mir und
„ſchläft — ach! den Schlummer der tödtlichſten
„Erſchöpfung, der ihn nur zu neuem Gefühle ſeiner
„Leiden ſtärken wird. Die zehen Tage, daß
„ſie krank war, kam kein Schlaf in ſeine Augen.
„Ich war bey der Leichenöffnung. Man fand
„Spuren von Vergiftung. Heute wird man ſie
„begraben.

„Ach, liebſter O***, mein Herz iſt zerriſſen.
„Ich habe einen Auftritt erlebt, der nie
„aus meinem Gedächtniſſe verlöſchen wird. Ich
„ſtand vor ihrem Sterbebette. Wie eine Heilige
„ſchied ſie dahin, und ihre letzte ſterbende Beredſamkeit
„erſchöpfte ſich, ihren Geliebten auf den
„Weg zu leiten, den ſie zum Himmel wandelte —
„Alle unſre Standhaftigkeit war erſchüttert, der

„Prinz allein ſtand feſt, und ob er gleich ihren „Tod dreyfach mit erlitt, ſo behielt er doch Stärke „des Geiſtes genug, der frommen Schwärmerinn „ihre letzte Bitte zu verweigern.“

In dieſem Briefe lag folgender Einſchluß:

An den Prinzen von * * *.

Von ſeiner Schweſter.

„Die allein ſeligmachende Kirche, die an dem „Prinzen von * * * eine ſo glänzende Eroberung ge„macht hat, wird es ihm auch nicht an Mitteln fehlen „laſſen, die Lebensart fortzuſetzen, der ſie dieſe Ero„berung verdankt. Ich habe Thränen und Gebet für „einen Verirrten, aber keine Wohlthaten mehr für ei„nen Unwürdigen!“

Henriette * * *.

Ich nahm ſogleich Poſt, reiste Tag und Nacht, und in der dritten Woche war ich in Venedig. Meine Eilfertigkeit nützte mir nichts mehr. Ich war gekommen, einem Unglücklichen Troſt und Hülfe zu bringen; ich fand einen Glücklichen, der meines ſchwachen Beyſtandes nicht mehr benöthigt war. F * * * lag krank und war nicht zu ſprechen, als ich anlangte; folgendes Billet überbrachte man mir von ſeiner Hand.

„Reiſen Sie zurück, liebſter O * * *, wo Sie hergekommen ſind. Der Prinz bedarf ihrer nicht mehr, auch nicht meiner. Seine Schulden ſind bezahlt, der Kardinal verſöhnt, der Marcheſe wieder hergeſtellt. Erinnern Sie Sich des Armeniers, der uns voriges Jahr ſo zu verwirren wußte? In ſeinen Armen finden Sie den Prinzen, der ſeit fünf Tagen — — die erſte Meſſe hörte.“

Ich drängte mich nichts deſto weniger zum Prinzen, ward aber abgewieſen. An dem Bette meines Freundes erfuhr ich endlich die unerhörte Geſchichte.

Ende des erſten Bandes.

Philoſophiſche Briefe.

Vorerinnerung.

Die Vernunft hat ihre Epochen, ihre Schickſale, wie das Herz, aber ihre Geſchichte wird weit ſeltener behandelt. Man ſcheint ſich damit zu begnügen, die Leidenſchaften in ihren Extremen, Verirrungen und Folgen zu entwickeln, ohne Rückſicht zu nehmen, wie genau ſie mit dem Gedankenſyſteme des Individuums zuſammenhängen. Die allgemeine Wurzel der moraliſchen Verſchlimmerung iſt eine einſeitige und ſchwankende Philoſophie, um ſo gefährlicher, weil ſie die umnebelte Vernunft durch einen Schein von Rechtmäßigkeit, Wahrheit und Ueberzeugung blendet, und eben deswegen von dem eingebornen ſittlichen Gefühle weniger in Schranken gehalten wird. Ein erleuchteter Verſtand hingegen veredelt auch die Geſinnungen — der Kopf muß das Herz bilden.

In einer Epoche, wie die jetzige, wo Erleichterung und Ausbreitung der Lektüre den denkenden Theil des Publikums ſo erſtaunlich vergrößert, wo die glückliche Reſignation der Unwiſſenheit einer halben Aufklärung Platz zu machen anfängt, und nur Wenige mehr da ſtehen bleiben wollten, wo der Zufall der Geburt ſie hingeworfen, ſcheint es nicht ſo ganz unwichtig zu ſeyn, auf gewiſſe Perioden der erwachenden und fortſchreitenden Vernunft aufmerkſam zu machen, gewiſſe Wahrheiten und Irrthümer zu berichtigen, welche ſich an die Moralität anſchlieſſen und eine Quelle von Glückſeligkeit und Elend ſeyn können, und wenigſtens die verborgenen Klippen zu zeigen, an denen die ſtolze Vernunft ſchon geſcheitert hat. Wir gelangen nur ſelten anders, als durch Extreme, zur Wahrheit — wir müſſen den Irrthum — und oft den Unſinn — zuvor erſchöpfen, ehe wir uns zu dem ſchönen Ziele der ruhigen Weisheit hinaufarbeiten.

Einige Freunde, von gleicher Wärme für die Wahrheit und die ſittliche Schönheit beſeelt, welche ſich auf ganz verſchiedenen Wegen in derſelben Ueberzeugung vereinigt haben, und nun mit ruhigerm Blicke die zurückgelegte Bahn überſchauen, haben ſich zu dem Entwurfe verbunden, einige Revolutionen und Epochen des Denkens, einige Ausſchweifungen der grübelnden Vernunft in dem Gemählde zweyer Jünglinge von ungleichen Karakteren zu entwickeln, und in Form eines Briefwechſels der Welt vorzulegen. Folgende Briefe ſind der Anfang dieſes Verſuchs.

Meinungen, welche in dieſen Briefen vorgetragen werden, können auch alſo nur beziehungsweiſe wahr oder falſch ſeyn, gerade ſo, wie ſich die Welt in dieſer Seele, und keiner andern, ſpiegelt. Die Fortſetzung des Briefwechſels wird es ausweiſen, wie dieſe einſeitigen, oft überſpannten, oft widerſprechenden, Behauptungen endlich in eine allgemeine, geläuterte und feſtgegründete Wahrheit ſich auflöſen.

Scepticismus und Freydenkerey ſind die Fieberparoxismen des menſchlichen Geiſtes, und müſſen durch eben die unnatürliche Erſchütterung, die ſie in gut organiſirten Seelen verurſachen, zuletzt die Geſundheit befeſtigen helfen. Je blendender, je verführender der Irrthum, deſtomehr Triumph für die Wahrheit; je quälender der Zweifel, deſto größer die Aufforderung zu Ueberzeugung und feſter Gewißheit. Aber dieſe Zweifel, dieſe Irrthümer vorzutragen, war nothwendig; die Kenntniß der Krankheit mußte der Heilung vorangehen. Die Wahrheit verliert nichts, wenn ein heftiger Jüngling ſie verfehlt, eben ſo wenig als die Tugend und die Religion, wenn ein Laſterhafter ſie verläugnet.

Dies mußte vorausgeſagt werden, um den Geſichtspunkt anzugeben, aus welchem wir den folgenden Briefwechſel geleſen und beurtheilt wünſchen.

Julius an Raphael.

Im Oktober.

Du biſt fort, Raphael — und die ſchöne Natur geht unter, die Blätter fallen gelb von den Bäumen, ein trüber Herbſtnebel liegt, wie ein Bahrtuch, über dem ausgeſtorbenen Gefilde. Einſam durchirre ich die melancholiſche Gegend, rufe laut deinen Namen aus, und zürne, daß mein Raphael mir nicht antwortet.

Ich hatte deine letzten Umarmungen überſtanden. Das traurige Rauſchen des Wagens, der dich von hinnen führte, war endlich in meinem Ohre verſtummt. Ich Glücklicher hatte ſchon einen wohlthätigen Hügel von Erde über den Freuden der Vergangenheit aufgehäuft, und jetzt ſteheſt du, gleich deinem abgeſchiedenen Geiſte, von Neuem in dieſen Gegenden auf, und meldeſt dich mir auf jedem Lieblingsplatze unſerer Spaziergänge wieder. Dieſen Felſen habe ich an deiner Seite erſtiegen, an deiner Seite dieſe unermeßliche Perſpektive durchwandert. Im ſchwarzen Heiligthume dieſer Buchen erſannen wir zuerſt das kühne Ideal unſrer Freundſchaft. Hier war's, wo wir den Stammbaum der Geiſter zum erſten Male auseinander rollten, und Julius einen ſo nahen Verwandten in Raphael fand. Hier iſt keine Quelle, kein Gebüſch, kein Hügel, wo nicht irgend eine Erinnerung entflohener Seligkeit auf meine Ruhe zielte. Alles, Alles hat ſich gegen meine Geneſung verſchworen. Wohin ich nur trete, wiederhole ich den bangen Auftritt unſrer Trennung.

Was haſt du aus mir gemacht, Raphael? Was iſt ſeit Kurzem aus mir geworden! Gefährlicher großer Menſch! daß ich dich niemals gekannt hätte, oder niemals verloren! Eile zurück, auf den Flügeln der Liebe komm wieder, oder deine zarte Pflanzung iſt dahin. Konnteſt du mit deiner ſanften Seele es wagen, dein angefangenes Werk zu verlaſſen, noch ſo ferne von ſeiner Vollendung? Die Grundpfeiler deiner ſtolzen Weisheit wanken in meinem Gehirne und Herzen, alle die prächtigen Palläſte, die du bauteſt, ſtürzen ein, und der erdrückte Wurm wälzt ſich wimmernd unter den Ruinen.

Selige paradieſiſche Zeit, da ich noch mit verbundenen Augen durch das Leben taumelte, wie ein Trunkener. — da all mein Fürwitz und alle meine Wünſche an den Grenzen meines väterlichen Horizonts wieder umkehrten — da mich ein heitrer Sonnenuntergang nichts Höheres ahnen ließ, als einen ſchönen morgenden Tag — da mich nur eine politiſche Zeitung an die Welt, nur die Leichenglocke an die Ewigkeit, nur Geſpenſtermährchen an eine Rechenſchaft nach dem Tode erinnerten, da ich noch vor einen Teufel bebte, und deſto herzlicher an der Gottheit hing. Ich empfand und war glücklich. Raphael hat mich denken gelehrt, und ich bin auf dem Wege, meine Erſchaffung zu beweinen.

Erſchaffung? — Nein, das iſt ja nur ein Klang ohne Sinn, den meine Vernunft nicht geſtatten darf. Es gab eine Zeit, wo ich von nichts wußte, wo von mir Niemand wußte, alſo ſagt man, ich war nicht. Jene Zeit iſt nicht mehr, alſo ſagt man, daß ich erſchaffen ſey. Aber auch von den Millionen, die vor Jahrhunderten da waren, weiß man nun nichts mehr, und doch ſagt man, ſie ſind. Worauf gründen wir das Recht, den Anfang zu bejahen, und das Ende zu verneinen? Das Aufhören denkender Weſen, behauptet man, widerſpricht der unendlichen Güte. Entſtand denn dieſe unendliche Güte erſt mit der Schöpfung der Welt? — Wenn es eine Periode gegeben hat, wo noch keine Geiſter waren, ſo war die unendliche Güte ja eine ganze vorhergehende Ewigkeit unwirkſam? Wenn das Gebäude der Welt eine Vollkommenheit des Schöpfers iſt, ſo fehlte ihm ja eine Vollkommenheit vor Erſchaffung der Welt? Aber eine ſolche Vorausſetzung widerſpricht der Idee des vollendeten Gottes, alſo war keine Schöpfung — Wo bin ich hingerathen, mein Raphael? — Schrecklicher Irrgang meiner Schlüſſe! Ich gebe den Schöpfer auf, ſobald ich an einen Gott glaube. Wozu brauche ich einen Gott, wenn ich ohne den Schöpfer ausreiche?

Du haſt mir den Glauben geſtohlen, der mir Frieden gab. Du haſt mich verachten gelehrt, wo ich anbetete. Tauſend Dinge waren mir ſo ehrwürdig, ehe deine traurige Weisheit ſie mir entkleidete. Ich ſah eine Volksmenge nach der Kirche ſtrömen, ich hörte ihre begeiſterte Andacht zu einem brüderlichen Gebete ſich vereinigen — zweymal ſtand ich vor dem Bette des Todes, ſah zweymal — mächtiges Wunderwerk der Religion! — die Hoffnung des Himmels über die Schreckniſſe der Vernichtung ſiegen und den friſchen Lichtſtrahl der Freude im gebrochenen Auge des Sterbenden ſich entzünden.

Göttlich, ja göttlich muß die Lehre ſeyn, rief ich aus, die die Beſten unter den Menſchen bekennen, die ſo mächtig ſiegt, und ſo wunderbar tröſtet. Deine kalte Weisheit löſchte meine Begeiſterung. Eben ſo Viele, ſagteſt du mir, drängten ſich einſt um die Irmenſäule und zu Jupiters Tempel, eben ſo Viele haben eben ſo freudig, ihrem Brama zu Ehren, den Holzſtoß beſtiegen. Was du am Heidenthume ſo abſcheulich findeſt, ſoll das die Göttlichkeit deiner Lehre beweiſen?

Glaube Niemand, als deiner eigenen Vernunft, ſagteſt du weiter. Es gibt nichts Heiliges, als die Wahrheit. Was die Vernunft erkennt, iſt die Wahrheit. Ich habe dir gehorcht, habe alle Meinungen aufgeopfert, habe, gleich jenem verzweifelten Eroberer, alle meine Schiffe in Brand geſteckt, da ich an dieſer Inſel landete, und alle Hoffnung zur Rückkehr vernichtet. Ich kann mich nie mehr mit einer Meinung verſöhnen, die ich einmal belachte. Meine Vernunft iſt mir jetzt Alles, meine einzige Gewährleiſtung für Gottheit, Tugend, Unſterblichkeit. Wehe mir von nun an, wenn ich dieſem einzigen Bürgen auf einem Widerſpruche begegne! wenn meine Achtung vor ihren Schlüſſen ſinkt! wenn ein zerriſſener Faden in meinem Gehirne, ihren Gang verrückt! — Meine Glückſeligkeit iſt von jetzt an dem harmoniſchen Takte meines Senſoriums anvertraut. Wehe mir, wenn die Saiten dieſes Inſtruments in den bedenklichen Perioden meines Lebens falſch angeben — wenn meine Ueberzeugungen mit meinem Aderſchlage wanken!

Julius an Raphael.

Deine Lehre hat meinem Stolze geſchmeichelt. Ich war ein Gefangener. Du haſt mich herausgeführt an den Tag; das goldne Licht und die unermeßliche Freye haben meine Augen entzückt. Vorhin genügte mir an dem beſcheidenen Ruhme, ein guter Sohn meines Hauſes, ein Freund meiner Freunde, ein nützliches Glied der Geſellſchaft zu heißen, du haſt mich in einen Bürger des Univerſums verwandelt. Meine Wünſche hatten noch keinen Eingriff in die Rechte der Großen gethan. Ich duldete dieſe Glücklichen, weil Bettler mich duldeten. Ich erröthete nicht, einen Theil des Menſchengeſchlechts zu beneiden, weil noch ein größerer übrig war, den ich beklagen mußte. Jetzt erfuhr ich zum erſten Male, daß meine Anſprüche auf Genuß ſo vollwichtig wären, als die meiner übrigen Brüder. Jetzt ſah ich ein, daß eine Schichte über dieſer Atmoſphäre ich gerade ſo viel und ſo wenig gelte, als die Beherrſcher der Erde. **Raphael** ſchnitt alle Bande der Uebereinkunft und der Meinung entzwey. Ich fühlte mich ganz frey — denn die Vernunft, ſagte mir **Raphael**, iſt die einzige Monarchie in der Geiſterwelt, ich trug meinen Kaiſerthron in meinem Gehirne. Alle Dinge, im Himmel und auf Erden, haben keinen Werth, keine Schätzung, als ſo viel meine Vernunft ihnen zugeſteht. Die ganze Schöpfung iſt mein, denn ich beſitze eine unwiderſprechliche Vollmacht, ſie ganz zu genießen. Alle Geiſter — eine Stufe tiefer unter dem vollkommenſten Geiſte — ſind meine Mitbrüder, weil wir alle einer Regel gehorchen, einem Oberherrn huldigen.

Wie erhaben und prächtig klingt dieſe Verkündigung! Welcher Vorrath für meinen Durſt nach Erkenntniß! aber — unglückſeliger Widerſpruch der Natur — — dieſer freye emporſtrebende Geiſt iſt in das ſtarre unwandelbare Uhrwerk eines ſterblichen Körpers geflochten, mit ſeinen kleinen Bedürfniſſen vermengt, ſeinen kleinen Schickſalen angejocht — dieſer Gott iſt in eine Welt von Würmern verwieſen. Der ungeheure Raum der Natur iſt ſeiner Thätigkeit aufgethan, aber er darf nur nicht zwey Ideen zugleich denken. Seine Augen tragen ihn bis zu dem Sonnenziele der Gottheit, aber er ſelbſt muß erſt träge und mühſam durch die Elemente der Zeit ihm entgegenkriechen. Einen Genuß zu erſchöpfen, muß er jeden andern verloren geben; zwey unumſchränkte Begierden ſind ſeinem kleinen Herzen zu groß. Jede neu erworbene Freude koſtet ihm die Summe aller vorigen. Der jetzige Augenblick iſt das Grabmal aller vergangenen. Eine Schäferſtunde der Liebe iſt ein ausſetzender Aderſchlag in der Freundſchaft.

Wohin ich nur ſehe, Raphael, wie beſchränkt iſt der Menſch! Wie groß der Abſtand zwiſchen ſeinen Anſprüchen und ihrer Erfüllung! — O, beneide ihm doch den wohlthätigen Schlaf! Wecke ihn nicht! Er war ſo glücklich, bis er anfing zu fragen, wohin er gehen müſſe, und woher er gekommen ſey. Die Vernunft iſt eine Fackel in einem Kerker. Der Gefangene wußte nichts von dem Lichte, aber ein Traum der Freyheit ſchien über ihm, wie ein Blitz in der Nacht, der ſie finſterer zurückläſſt. Unſere Philoſophie iſt die unglückſelige Neugier des Oedipus, der nicht nachließ zu forſchen, bis das entſetzliche Orakel ſich auflöste:

„Möchteſt du nimmer erfahren, wer du biſt!“

Erſetzt mir deine Weisheit, was ſie mir genommen hat? Wenn du keinen Schlüſſel zum Himmel hatteſt, warum mußteſt du mich der Erde entführen? Wenn du voraus wußteſt, daß der Weg zu der Weisheit durch den ſchrecklichen Abgrund der Zweifel führt, warum wagteſt du die ruhige Unſchuld deines Julius auf dieſen bedenklichen Wurf?

— Wenn an das Gute,
Das ich zu thun vermeine, allzu nah
Was gar zu Schlimmes grenzt, ſo thu ich lieber
Das Gute nicht —

Du haſt eine Hütte niedergeriſſen, die bewohnt war, und einen prächtigen todten Pallaſt auf die Stelle gegründet.

Raphael, ich fordre meine Seele von dir. Ich bin nicht glücklich. Mein Muth iſt dahin. Ich verzweifle an meinen eigenen Kräften. Schreibe mir bald! Nur deine heilende Hand kann Balſam in meine brennende Wunde gießen.

Raphael an Julius.

Ein Glück, wie das unſrige, Julius, ohne Unterbrechung, wäre zuviel für ein menſchliches Loos.

Mich verfolgte ſchon oft dieſer Gedanke im vollen Genuſſe unſrer Freundſchaft. Was damals meine Seligkeit verbitterte, war heilſame Vorbereitung, mir meinen jetzigen Zuſtand zu erleichtern. Abgehärtet in der ſtrengen Schule der Reſignation, bin ich noch empfänglicher für den Troſt, in unſrer Trennung ein leichtes Opfer zu ſehen, um die Freuden der künftigen Vereinigung dem Schickſale abzuverdienen. Du wußteſt bis jetzt noch nicht, was Entbehrung ſey. Du leideſt zum erſten Male. —

Und doch iſts vielleicht Wohlthat für dich, daß ich gerade jetzt von deiner Seite geriſſen bin. Du haſt eine Krankheit zu überſtehen, von der du nur allein durch dich ſelbſt geneſen kannſt, um vor jedem Rückfalle ſicher zu ſeyn. Je verlaſſner du dich fühlſt, deſtomehr wirſt du alle Heilkräfte in dir ſelbſt aufbieten; je weniger augenblickliche Linderung du von täuſchenden Palliativen empfängſt, deſto ſichrer wird es dir gelingen, das Uebel aus dem Grunde zu heben.

Daß ich aus deinem ſüßen Traume dich erweckt habe, reut mich noch nicht, wenn gleich dein jetziger Zuſtand peinlich iſt. Ich habe nichts gethan, als eine Kriſis beſchleunigt, die ſolchen Seelen, wie die deinige, früher oder ſpäter unausbleiblich bevorſteht, und bey der Alles darauf ankommt, in welcher Periode des Lebens ſie ausgehalten wird. Es gibt Lagen, in denen es ſchrecklich iſt, an Wahrheit und Tugend zu verzweiſeln. Wehe dem, der im Sturme der Leidenſchaft noch mit den Spitzfindigkeiten einer klügelnden Vernunft zu kämpfen hat. Was dies heiße, habe ich in ſeinem ganzen Umfange empfunden, und dich vor einem ſolchen Schickſale zu bewahren, blieb mir nichts übrig, als dieſe unvermeidliche Seuche durch Einimpfung unſchädlich zu machen.

Und welchen günſtigern Zeitpunkt konnte ich dazu wählen, mein Julius? In voller Jugendkraft ſtandſt du vor mir, Körper und Geiſt in der herrlichſten Blüthe, durch keine Sorgen gedrückt, durch keine Leidenſchaft gefeſſelt, frey und ſtark, den großen Kampf zu beſtehen, wovon dir erhabene Ruhe der Ueberzeugung der Preis iſt. Wahrheit und Irrthum waren noch nicht in dein Intereſſe verwebt. Deine Genüſſe und deine Tugenden waren unabhängig von beyden. Du bedurfteſt keine Schreckbilder, dich von niedrigen Ausſchweifungen zurückzureißen. Gefühl für edlere Freuden hatte ſie dir verekelt. Du warſt gut aus Inſtinkt, aus unentweihter ſittlicher Grazie. Ich hatte nichts zu fürchten für deine Moralität, wenn ein Gebäude einſtürzte, auf welchem ſie nicht gegründet war. Und noch ſchrecken mich deine Beſorgniſſe nicht. Was dir auch immer eine melancholiſche Laune eingeben mag, ich kenne dich beſſer, Julius!

Undankbarer! du ſchmähſt die Vernunft, du vergiſſeſt, was ſie dir ſchon für Freuden geſchenkt hat. Hätteſt du auch für dein ganzes Leben den Gefahren der Zweifelſucht entgehen können, ſo war es Pflicht für mich, dir Genüſſe nicht vorzuenthalten, deren du fähig und würdig warſt. Die Stufe, worauf du ſtandeſt, war deiner nicht werth. Der Weg, auf dem du emporklimmteſt, bot dir Erſatz für Alles, was ich dir raubte. Ich weiß noch, mit welcher Entzückung du den Augenblick ſegneteſt, da die Binde von deinen Augen fiel. Jene Wärme, mit der du die Wahrheit auffaſſteſt, hat deine Alles verſchlingende Phantaſie vielleicht an Abgründe geführt, wovor du erſchrocken zurückſchauderſt.

Ich muß dem Gange deiner Forſchungen nachſpüren, um die Quellen deiner Klagen zu entdecken. Du haſt ſonſt die Reſultate deines Nachdenkens aufgeſchrieben. Schicke mir dieſes Papier, und dann will ich dir antworten. — —

Julius an Raphael.

Dieſen Morgen durchſtöre ich meine Papiere. Ich finde einen verlornen Aufſatz wieder, entworfen in jenen glücklichen Stunden meiner ſtolzen Begeiſterung. Raphael, wie ganz anders finde ich jetzo das Alles! Es iſt das hölzerne Gerüſte der Schaubühne, wenn die Beleuchtung dahin iſt. Mein Herz ſuchte ſich eine Philoſophie, und die Phantaſie unterſchob ihre Träume. Die wärmſte war mir die Wahre.

Ich forſche nach den Geſetzen der Geiſter — ſchwinge mich bis zu dem Unendlichen, aber ich vergeſſe zu erweiſen, daß ſie wirklich vorhanden ſind. Ein kühner Angriff des Materialismus ſtürzt meine Schöpfung.

Du wirſt dies Fragment durchleſen, mein Raphael. Möchte es dir gelingen, den erſtorbenen Funken meines Enthuſiasmus wieder anzuflammen, mich wieder auszuſöhnen mit meinem Genius — aber mein Stolz iſt ſo tief geſunken, daß auch Raphaels Beyfall ihn kaum mehr emporraffen wird.

Theoſophie des Julius.

Die Welt und das denkende Weſen.

Das Univerſum iſt ein Gedanke Gottes. Nachdem dieſes idealiſche Geiſtesbild in die Wirklichkeit hinübertrat, und die geborne Welt den Riß ihres Schöpfers erfüllte — erlaube mir dieſe menſchliche Vorſtellung — ſo iſt der Beruf aller denkenden Weſen, in dieſem vorhandenen Ganzen die erſte Zeichnung wiederzufinden, die Regel in der Maſchine, die Einheit in der Zuſammenſetzung, das Geſetz in dem Phänomen aufzuſuchen, und das Gebäude rückwärts auf ſeinen Grundriß zu übertragen. Alſo gibt es für mich nur eine einzige Erſcheinung in der Natur, das denkende Weſen. Die große Zuſammenſetzung, die wir Welt nennen, bleibt mir jetzo nur merkwürdig, weil ſie vorhanden iſt, mir die mannichfaltigen Aeußerungen jenes Weſens ſymboliſch zu bezeichnen. Alles in mir und außer mir iſt nur Hieroglyphe einer Kraft, die mir ähnlich iſt. Die Geſetze der Natur ſind die Chiffern, welche das denkende Weſen zuſammenfügt, ſich dem denkenden Weſen verſtändlich zu machen — das Alphabet, vermittelſt deſſen alle Geiſter mit dem vollkommenſten Geiſte und mit ſich ſelbſt unterhandeln. Harmonie, Wahrheit, Ordnung, Schönheit, Vortrefflichkeit geben mir Freude, weil ſie mich in den thätigen Zuſtand ihres Erfinders, ihres Beſitzers verſetzen, weil ſie mir die Gegenwart eines vernünftig empfindenden Weſens verrathen, und meine Verwandtſchaft mit dieſem Weſen mich ahnen laſſen. Eine neue Erfahrung in dieſem Reiche der Wahrheit, die Gravitation, der entdeckte Umlauf des Blutes, das Naturſyſtem des Linnäus, heißen mir urſprünglich eben das, was eine Antike, im Herkulanum hervorgegraben — beydes nur Widerſchein eines Geiſtes, neue Bekanntſchaft mit einem mir ähnlichen Weſen. Ich beſpreche mich mit dem Unendlichen durch das Inſtrument der Natur, durch die Weltgeſchichte — ich leſe die Seele des Künſtlers in ſeinem Apollo.

Willſt du dich überzeugen, mein Raphael, ſo forſche rückwärts. Jeder Zuſtand der menſchlichen Seele hat irgend eine Parabel in der phyſiſchen Schöpfung, wodurch er bezeichnet wird, und nicht allein Künſtler und Dichter, auch ſelbſt die abſtrakteſten Denker haben aus dieſem reichen Magazine geſchöpft. Lebhafte Thätigkeit nennen wir Feuer, die Zeit iſt ein Strom, der reißend von hinnen rollt; die Ewigkeit iſt ein Zirkel; ein Geheimniß hüllt ſich in Mitternacht, und die Wahrheit wohnt in der Sonne. Ja, ich fange an zu glauben, daß ſogar das künftige Schickſal des menſchlichen Geiſtes im dunkeln Orakel der körperlichen Schöpfung vorher verkündigt liegt. Jeder kommende Frühling, der die Sprößlinge der Pflanzen aus dem Schoße der Erde treibt, gibt mir Erläuterung über das bange Räthſel des Todes, und widerlegt meine ängſtliche Beſorgniß eines ewigen Schlafs. Die Schwalbe, die wir im Winter erſtarrt finden und im Lenze wieder aufleben ſehen, die todte Raupe, die ſich als Schmetterling neu verjüngt in die Luft erhebt, reichen uns ein treffendes Sinnbild unſrer Unſterblichkeit.

Wie merkwürdig wird mir nun Alles! — Jetzt, Raphael, iſt Alles bevölkert um mich herum. Es gibt für mich keine Einöde in der ganzen Natur mehr. Wo ich einen Körper entdecke, da ahne ich einen Geiſt — Wo ich Bewegung merke, da rathe ich auf einen Gedanken:

> Wo kein Todter begraben liegt, wo kein Auferſtehn ſeyn wird,

redet ja auch die Allmacht durch ihre Werke zu mir, und ſo verſtehe ich die Lehre von einer Allgegenwart Gottes.

Idee.

Alle Geiſter werden angezogen von Vollkommenheit. Alle — es gibt hier Verirrungen, aber keine einzige Ausnahme — alle ſtreben nach dem Zuſtande der höchſten freyen Aeußerung ihrer Kräfte, alle beſitzen den gemeinſchaftlichen Trieb, ihre Thätigkeit auszudehnen, Alles an ſich zu ziehen, in ſich zu verſammeln, ſich eigen zu machen, was ſie als gut, als vortrefflich, als reizend erkennen. Anſchauung des Schönen, des Wahren, des Vortrefflichen, iſt augenblickliche Beſitznehmung dieſer Eigenſchaften. Welchen Zuſtand wir wahrnehmen, in dieſen treten wir ſelbſt. In dem Augenblicke, wo wir ſie uns denken, ſind wir Eigenthümer einer Tugend, Urheber einer Handlung, Erfinder einer Wahrheit, Inhaber einer

Glückſeligkeit. Wir ſelber werden das empfundene Objekt. Verwirre mich hier durch kein zweideutiges Lächeln, mein Raphael — dieſe Vorausſetzung iſt der Grund, worauf ich Alles Folgende gründe, und einig müſſen wir ſeyn, ehe ich Muth habe, meinen Bau zu vollenden.

Etwas Aehnliches ſagt einem Jeden ſchon das innere Gefühl. Wenn wir z. B. eine Handlung der Großmuth, der Tapferkeit, der Klugheit bewundern, regt ſich da nicht ein geheimes Bewußtſeyn in unſerm Herzen, daß wir fähig wären, ein Gleiches zu thun? Verräth nicht ſchon die hohe Röthe, die bey Anhörung einer ſolchen Geſchichte unſre Wangen färbt, daß unſre Beſcheidenheit vor der Bewunderung zittert? daß wir über dem Lobe verlegen ſind, welches uns die Veredlung unſers Weſens erwerben muß? Ja, unſer Körper ſelbſt ſtimmt ſich in dieſem Augenblicke in die Geberden des handelnden Menſchen, und zeigt offenbar, daß unſre Seele in dieſen Zuſtand übergegangen ſey. Wenn du zugegen warſt, Raphael, wo eine große Begebenheit vor einer zahlreichen Verſammlung erzählt wurde, ſaheſt du es da dem Erzähler nicht an, wie er ſelbſt auf den Weihrauch wartete, er ſelbſt den Beyfall aufzehrte, der ſeinem Helden geopfert wurde — und wenn du der Erzähler warſt, überraſchteſt du dein Herz niemals auf dieſer glücklichen Täuſchung? Du haſt Beyſpiele, Raphael, wie lebhaft ich ſogar mit meinem Herzensfreunde um die Vorleſung einer ſchönen Anekdote, eines vortrefflichen Gedichtes mich zanken kann, und mein Herz hat mir's leiſe geſtanden, daß es dir dann nur den Lorber mißgönnte, der von dem Schöpfer auf den Vorleſer übergeht. Schnelles und inniges Kunſtgefühl für die Tugend gilt darum allgemein für ein großes Talent zu der Tugend, wie man im Gegentheile kein Bedenken trägt, das Herz eines Mannes zu bezweifeln, deſſen Kopf die moraliſche Schönheit ſchwer und langſam faſſt.

Wende mir nicht ein, daß bey lebendiger Erkenntniß einer Vollkommenheit nicht ſelten das entgegenſtehende Gebrechen ſich finde, daß ſelbſt den Böſewicht oft eine hohe Begeiſterung für das Vortreffliche anwandle, ſelbſt den Schwachen zuweilen ein Enthuſiasmus hoher herkuliſcher Größe durchflamme. Ich weiß z. B. daß unſer bewunderter Haller, der das geſchätzte Nichts der eitlen Ehre ſo männlich entlarvte, deſſen philoſophiſcher Größe ich ſo viel Bewunderung zollte, daß eben dieſer das noch eitlere Nichts eines Ritterſternes, der ſeine Größe beleidigte, nicht zu verachten im Stande war. Ich bin überzeugt, daß in dem glücklichen Momente des Ideals der Künſtler, der Philoſoph und der Dichter die großen und guten Menſchen wirklich ſind, deren Bild ſie entwerfen — aber dieſe Veredlung des Geiſtes iſt bey vielen nur ein unnatürlicher Zuſtand, durch eine lebhaftere Wallung des Bluts, einen raſchern Schwung der Phantaſie gewaltſam hervorgebracht, der aber auch eben deswegen ſo flüchtig, wie jede andere Bezauberung, dahin ſchwindet, und das Herz der deſpotiſchen Willkühr niedriger Leidenſchaften deſto ermatteter überliefert. Deſto ermatteter, ſage ich — denn eine allgemeine Erfahrung lehrt, daß der rückfällige Verbrecher immer der wüthendere iſt, daß die Renegaten der Tugend ſich von dem läſtigen Zwange der Reue, in den Armen des Laſters, nur deſto ſüßer erholen.

Ich wollte erweiſen, mein Raphael, daß es unſer eigener Zuſtand iſt, wenn wir einen fremden empfinden, daß die Vollkommenheit auf den Augenblick unſer wird, worin wir uns eine Vorſtellung von ihr erwecken, daß unſer Wohlgefallen an Wahrheit, Schönheit und Tugend ſich endlich in das Bewußtſeyn eigner Veredlung, eigner Bereicherung auflöſt, und ich glaube, ich habe es erwieſen.

Wir haben Begriffe von der Weisheit des höchſten Weſens, von ſeiner Güte, von ſeiner Gerechtigkeit — aber keinen von ſeiner Allmacht. Seine Allmacht zu bezeichnen, helfen wir uns mit der ſtückweiſen Vorſtellung dreyer Succeſſionen: Nichts, ſein Wille, und Etwas. Es iſt wüſte und finſter — Gott ruft: Licht — und es wird Licht. Hätten wir eine Realidee ſeiner wirkenden Allmacht, ſo wären wir Schöpfer, wie Er.

Jede Vollkommenheit alſo, die ich wahrnehme, wird mein eigen, ſie gibt mir Freude, weil ſie mein eigen iſt, ich begehre ſie, weil ich mich ſelbſt liebe. Vollkommenheit in der Natur iſt keine Eigenſchaft der Materie, ſondern der Geiſter. Alle Geiſter ſind glücklich durch ihre Vollkommenheit. Ich begehre das Glück aller Geiſter, weil ich mich ſelbſt liebe. Die Glückſeligkeit, die ich mir vorſtelle, wird meine Glückſeligkeit, alſo liegt mir daran, dieſe Vorſtellungen zu erwecken, zu vervielfältigen, zu erhöhen — alſo liegt mir daran, Glückſeligkeit um mich her zu verbreiten. Welche Schönheit, welche Vortrefflichkeit, welchen Genuß ich außer mir hervorbringe, bringe ich in mir hervor; welchen ich vernachläſſige, zerſtöre, vernachläſſige ich mir — Ich begehre fremde Glückſeligkeit, weil ich meine eigne begehre. Begierde nach fremder Glückſeligkeit nennen wir Wohlwollen.

Liebe.

Jetzt, beſter Raphael, laß mich herumſchauen. Die Höhe iſt erſtiegen, der Nebel iſt gefallen, wie in einer blühenden Landſchaft ſtehe ich mitten im Unermeßlichen. Ein reineres Sonnenlicht hat alle meine Begriffe geläutert.

Liebe alſo — das ſchönſte Phänomen in der beſeelten Schöpfung, der allmächtige Magnet in der Geiſterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabenſten Tugend — Liebe iſt nur der Widerſchein dieſer einzigen Kraft, eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tauſch der Perſönlichkeit, eine Verwechſelung der Weſen.

Wenn ich haſſe, ſo nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, ſo werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung iſt das Wiederfinden eines veräußerten Eigenthums — Menſchenhaß ein verlängerter Selbſtmord; Egoismus die höchſte Armuth eines erſchaffenen Weſens.

Als **Raphael** ſich meiner letzten Umarmung entwand, da zerriß meine Seele, und ich weine um den Verluſt meiner ſchönern Hälfte. An jenem ſeligen Abend — du kennſt ihn — da unſre Seelen ſich zum erſten Male feurig berührten, wurden alle deine großen Empfindungen mein, machte ich nur mein ewiges Eigenthumsrecht auf deine Vortrefflichkeit gelten — ſtolzer darauf, dich zu lieben, als von dir geliebt zu ſeyn, denn das Erſte hatte mich zu **Raphael** gemacht.

„War's nicht dies allmächtige Getriebe,
„Das zum ew'gen Jubelbund der Liebe
„Unſre Herzen an einander zwang?
„**Raphael**, an deinem Arm — o Wonne!
„Wag' auch ich zur großen Geiſterſonne
„Freudig den Vollendungsgang.

„Glücklich! Glücklich! Dich hab' ich gefunden,
„Hab' aus Millionen dich umwunden,
„Und aus Millionen mein biſt du.
„Laß das wilde Chaos wiederkehren,
„Durch einander die Atomen ſtören,
„Ewig fliehn ſich unſre Herzen zu.

„Muß ich nicht aus deinen Flammenaugen
„Meiner Wolluſt Widerſtrahlen ſaugen?
„Nur in dir beſtaun' ich mich.
„Schöner mahlt ſich mir die ſchöne Erde,
„Heller ſpiegelt in des Freunds Gebärde,
„Reizender der Himmel ſich.

„Schwermuth wirft die bangen Thränenlaſten,
„Süßer von des Leidens Sturm zu raſten,
„In der Liebe Buſen ab.
„Sucht nicht ſelbſt das folternde Entzücken,
„Raphael, in deinen Seelenblicken
„Ungeduldig ein wollüſt'ges Grab?

„Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
„Seelen träumt' ich in die Felſenſteine
„Und umarmend küßt' ich ſie.
„Meine Klagen ſtöhnt' ich in die Lüfte,
„Freute mich, antworteten die Klüfte,
„Thor genug, der ſüßen Sympathie.“ —

Liebe findet nicht ſtatt unter gleichtönenden Seelen, aber unter harmoniſchen. Mit Wohlgefallen erkenne ich meine Empfindungen wieder in dem Spiegel der deinigen, aber mit feuriger Sehnſucht verſchlinge ich die höhern, die mir mangeln. Eine Regel leitet Freundſchaft und Liebe. Die ſanfte Desdemona liebt ihren Othello wegen der Gefahren, die er beſtanden; der männliche Othello liebt ſie um der Thräne willen, die ſie ihm weinte.

Es gibt Augenblicke im Leben, wo wir aufgelegt ſind, jede Blume, und jedes entlegene Geſtirn, jeden Wurm und jeden geahnten höhern Geiſt an den Buſen zu drücken — ein Umarmen der ganzen Natur, gleich unſrer Geliebten. Du verſtehſt mich, mein Raphael. Der Menſch, der es ſo weit gebracht hat, alle Schönheit, Größe, Vortrefflichkeit im Kleinen und Großen der Natur aufzuleſen, und zu dieſer Mannichfaltigkeit die große Einheit zu finden, iſt der Gottheit ſchon ſehr viel näher gerückt. Die ganze Schöpfung zerfließt in ſeine Perſönlichkeit. Wenn jeder Menſch alle Menſchen liebte, ſo beſäße jeder Einzelne die Welt.

Die Philoſophie unſrer Zeiten — ich befürchte es — widerſpricht dieſer Lehre. Viele unſrer denkenden Köpfe haben es ſich angelegen ſeyn laſſen, dieſen himmliſchen Trieb aus der menſchlichen Seele hinwegzuſpotten, das Gepräge der Gottheit zu verwiſchen, und dieſe Energie, dieſen edlen Enthuſiasmus im kalten tödtenden Hauch einer kleinmüthigen Indifferenz aufzulöſen. Im Knechtsgefühle ihrer eige nen Entwürdigung haben ſie ſich mit dem gefährlichen Feinde des Wohlwollens, dem Eigennutz, abgefunden, ein Phänomen zu erklären, das ihren begrenzten Herzen zu göttlich war. Aus einem dürftigen Egoismus haben ſie ihre troſtloſe Lehre geſponnen, und ihre eigene Beſchränkung zum Maßſtab des Schöpfers gemacht — Entartete Sklaven, die unter dem Klange ihrer Ketten die Freyheit verſchreyen. Swift, der den Tadel der Thorheit bis zur Infamie der Menſchheit getrieben, und an den Schandpfahl, den er dem ganzen Geſchlechte baute, zuerſt ſeinen eigenen Namen ſchrieb, Swift ſelbſt konnte der menſchlichen Natur keine ſo tödtliche Wunde ſchlagen, als dieſe gefährlichen Denker, die mit allem Aufwande des Scharfſinns und des Genies den Eigennutz ausſchmücken, und zu einem Syſteme veredeln.

Warum ſoll es die ganze Gattung entgelten, wenn einige Glieder an ihrem Werthe verzagen?

Ich bekenne es freymüthig, ich glaube an die Wirklichkeit einer uneigennützigen Liebe. Ich bin verloren, wenn ſie nicht iſt; ich gebe die Gottheit auf, die Unſterblichkeit und die Tugend. Ich habe keinen Beweis für dieſe Hoffnungen mehr übrig, wenn ich aufhöre, an die Liebe zu glauben. Ein Geiſt, der ſich allein liebt, iſt ein ſchwimmender Atom im unermeßlichen leeren Raume.

Aufopferung.

Aber die Liebe hat Wirkungen hervorgebracht, die ihrer Natur zu widerſprechen ſcheinen.

Es iſt denkbar, daß ich meine eigene Glückſeligkeit durch ein Opfer vermehre, das ich fremder Glückſeligkeit bringe — aber auch noch dann, wenn dieſes Opfer mein Leben iſt? Und die Geſchichte hat Beyſpiele ſolcher Opfer — und ich fühle es lebhaft, daß es mich nichts koſten ſollte, für Raphaels Rettung zu ſterben. Wie iſt es möglich, daß wir den Tod für ein Mittel halten, die Summe unſrer Genüſſe zu vermehren? Wie kann das Aufhören meines Daſeyns ſich mit Bereicherung meines Weſens vertragen?

Die Vorausſetzung von einer Unſterblichkeit hebt dieſen Widerſpruch — aber ſie entſtellt auch auf immer die hohe Grazie dieſer Erſcheinung. Rückſicht auf eine belohnende Zukunft ſchließt die Liebe aus. Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben an Unſterblichkeit auslangt, die, auch auf Gefahr der Vernichtung, das nämliche Opfer wirkt.

Zwar iſt es ſchon Veredlung einer menſchlichen Seele, den gegenwärtigen Vortheil dem ewigen aufzuopfern — es iſt die edelſte Stufe des Egoismus — aber Egoismus und Liebe ſcheiden die Menſchheit in zwey höchſt unähnliche Geſchlechter, deren Grenzen nie in einander fließen. Egoiſmus errichtet ſeinen Mittelpunkt in ſich ſelber; Liebe pflanzt ihn außerhalb ihrer in die Achſe des ewigen Ganzen. Liebe zielt nach Einheit; Egoiſmus iſt Einſamkeit. Liebe iſt die mitherrſchende Bürgerinn eines blühenden Freyſtaats, Egoiſmus ein Deſpot in einer verwüſteten Schöpfung. Egoiſmus ſä't für die Dankbarkeit, Liebe für den Undank. Liebe verſchenkt, Egoiſmus leiht — Einerley vor dem Throne der richtenden Wahrheit, ob auf den Genuß des nächſtfolgenden Augenblicks, oder die Ausſicht einer Märtyrerkrone — einerley, ob die Zinſen in dieſem Leben oder im andern fallen!

Denke dir eine Wahrheit, mein Raphael, die dem ganzen Menſchengeſchlechte auf entfernte Jahrhunderte wohl thut — ſetze hinzu, dieſe Wahrheit verdammt ihren Bekenner zum Tode, dieſe Wahrheit kann nur erwieſen werden, nur geglaubt werden, wenn er ſtirbt. Denke dir dann den Mann mit dem hellen umfaſſenden Sonnenblicke des Genies, mit dem Flammenrade der Begeiſterung, mit der ganzen erhabenen Anlage zu der Liebe. Laß in ſeiner Seele das vollſtändige Ideal jener großen Wirkung emporſteigen — — laß in dunkler Ahnung vorübergehen an ihm alle Glückliche, die er ſchaffen ſoll — laß die Gegenwart und die Zukunft zugleich in ſeinem Geiſte ſich zuſammendrängen — und nun beantworte dir, bedarf dieſer Menſch der Anweiſung auf ein anderes Leben?

Die Summe aller dieſer Empfindungen wird ſich verwirren mit ſeiner Perſönlichkeit, wird mit ſeinem Ich in Eins zuſammenfließen. Das Menſchengeſchlecht, das er jetzt ſich denkt, iſt Er ſelbſt. Es iſt ein Körper, in welchem ſein Leben, vergeſſen und entbehrlich, wie ein Blutstropfe ſchwimmt — wie ſchnell wird er ihn für ſeine Geſundheit verſpritzen!

Gott.

Alle Vollkommenheiten im Univerſum ſind vereinigt in Gott. Gott und Natur ſind zwei Größen, die ſich vollkommen gleich ſind.

Die ganze Summe von harmoniſcher Thätigkeit, die in der göttlichen Subſtanz beyſammen exiſtirt, iſt in der Natur, dem Abbilde dieſer Subſtanz, zu unzähligen Graden und Maßen und Stufen vereinzelt. Die Natur, (erlaube mir dieſen bildlichen Ausdruck) die Natur iſt ein unendlich getheilter Gott.

Wie ſich im prismatiſchen Glaſe ein weißer Lichtſtreif in ſieben dunklere Strahlen ſpaltet, hat ſich das göttliche Ich in zahlloſe empfindende Subſtanzen gebrochen. Wie ſieben dunklere Strahlen in einen hellen Lichtſtreif wieder zuſammenſchmelzen, würde aus der Vereinigung aller dieſer Subſtanzen ein göttliches Weſen hervorgehen. Die vorhandene Form des Naturgebäudes iſt das optiſche Glas, und alle Thätigkeiten der Geiſter nur ein unendliches Farbenſpiel jenes einfachen göttlichen Strahles. Gefiel es der Allmacht dereinſt, dieſes Prisma zu zerſchlagen, ſo ſtürzte der Damm zwiſchen ihr und der Welt ein, alle Geiſter würden in einem Unendlichen untergehen, alle Akkorde in einer Harmonie in einander fließen, alle Bäche in einem Ozean aufhören.

Die Anziehung der Elemente brachte die körperliche Form der Natur zu Stande. Die Anziehung der Geiſter, in's Unendliche vervielfältigt und fortgeſetzt, müßte endlich zu Aufhebung jener Trennung führen, oder (darf ich es ausſprechen, Raphael?) Gott hervorbringen. Eine ſolche Anziehung iſt Liebe.

Alſo Liebe, mein Raphael, iſt die Leiter, worauf wir emporklimmen zur Gottähnlichkeit. Ohne Anſpruch, uns ſelbſt unbewußt, zielen wir dahin.

„Todte Gruppen ſind wir, wenn wir haſſen,
„Götter, wenn wir liebend uns umfaſſen,
„Lechzen nach dem ſüßen Feſſelzwang.
„Aufwärts, durch die tauſendfachen Stufen
„Zahlenloſer Geiſter, die nicht ſchufen,
„Waltet göttlich dieſer Drang.

„Arm in Arme, höher ſtets und höher,
„Vom Barbaren bis zum griech'ſchen Seher,
„Der ſich an den letzten Seraph reiht,

„Wallen wir, einmüth'gen Ringeltanzes,
„Bis ſich dort im Meer des ew'gen Glanzes
„Sterbend untertauchen Maß und Zeit.

„Freundlos war der große Weltenmeiſter,
„Fühlte Mangel, darum ſchuf er Geiſter,
„Sel'ge Spiegel ſeiner Seligkeit.
„Fand das höchſte Weſen ſchon kein Gleiches,
„Aus dem Kelch des ganzen Weſenreiches
„Schäumt ihm die Unendlichkeit.“

Liebe, mein Raphael, iſt das wuchernde Arkan, den entadelten König des Goldes aus dem unſcheinbaren Kalke wieder herzuſtellen, das Ewige aus dem Vergänglichen, und aus dem zerſtörenden Brande der Zeit das große Orakel der Dauer zu retten.

Was iſt die Summe von allem Bisherigen?

Laſſt uns Vortrefflichkeit einſehen, ſo wird ſie unſer. Laſſt uns vertraut werden mit der hohen idealiſchen Einheit, ſo werden wir uns mit Bruderliebe anſchließen an einander. Laſſt uns Schönheit und Freude pflanzen, ſo ärnten wir Schönheit und Freude. Laſſt uns hell denken, ſo werden wir feurig lieben. Seyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt, ſagt der Stifter unſers Glaubens. Die ſchwache Menſchheit erblaſſte bey dieſem Gebote, darum erklärte er ſich deutlicher: liebet euch unter einander.

„Weisheit mit dem Sonnenblick,
„Große Göttinn tritt zurück,
„Weiche vor der Liebe!

„Wer die ſteile Sternenbahn
„Ging dir heldenkühn voran
„Zu der Gottheit Sitze?
„Wer zerriß das Heiligthum,
„Zeigte dir Eliſium
„Durch des Grabes Ritze?

„Lockte ſie uns nicht hinein,
„Möchten wir unſterblich ſeyn?
„Suchten auch die Geiſter
„Ohne ſie den Meiſter?
„Liebe, Liebe leitet nur
„Zu dem Vater der Natur,
„Liebe nur die Geiſter.“

Hier, mein Raphael, haſt du das Glaubensbekenntniß meiner Vernunft, einen flüchtigen Umriß meiner unternommenen Schöpfung. So wie du hier findeſt, ging der Samen auf, den du ſelber in meine Seele ſtreuteſt. Spotte nun oder freue dich oder erröthe über deinen Schüler. Wie du willſt — aber dieſe Philoſophie hat mein Herz geadelt, und die Perſpektive meines Lebens verſchönert. Möglich, mein Beſter, daß das ganze Gerüſte meiner Schlüſſe ein beſtandloſes Traumbild geweſen. — Die Welt, wie ich ſie hier mahlte, iſt vielleicht nirgends, als im Gehirne deines Julius wirklich — — vielleicht, daß nach Ablauf der tauſend tauſend Jahre jenes Richters, wo der verſprochene weiſere Mann auf dem Stuhle ſitzt, ich bey Erblickung des wahren Originals meine ſchülerhafte Zeichnung ſchamroth in Stücken reiße — Alles dies mag eintreffen, ich erwarte es; dann aber, wenn die Wirklichkeit meinem Traume auch nicht einmal ähnelt, wird mich die Wirklichkeit um ſo entzückender, um ſo majeſtätiſcher überraſchen. Sollten meine Ideen wol ſchöner ſeyn, als die Ideen des ewigen Schöpfers? Wie? Sollte der es wol dulden, daß ſein erhabenes Kunſtwerk hinter den Erwartungen eines ſterblichen Kenners zurückbliebe? — Das eben iſt die Feuerprobe ſeiner großen Vollendung, und der ſüßeſte Triumph für den höchſten Geiſt, daß auch Fehlſchlüſſe und Täuſchung ſeiner Anerkennung nicht ſchaden, daß alle Schlangenkrümmungen der ausſchweifenden Vernunft in die gerade Richtung der ewigen Wahrheit zuletzt einſchlagen, zuletzt alle abtrünnigen Arme ihres Stromes nach der nämlichen Mündung laufen. Raphael — welche Idee erweckt mir der Künſtler, der in tauſend Kopien anders entſtellt, in allen tauſenden dennoch ſich ähnlich bleibt, dem ſelbſt die verwüſtende Hand eines Stümpers die Anbetung nicht entziehen kann!

Uebrigens könnte meine Darſtellung durchaus verfehlt, durchaus unächt ſeyn — noch mehr, ich bin überzeugt, daß ſie es nothwendig ſeyn muß, und dennoch iſt es möglich, daß alle Reſultate daraus eintreffen. Unſer ganzes Wiſſen läuft endlich, wie alle Weltweiſen übereinkommen, auf eine konventionelle Täuſchung hinaus, mit welcher jedoch die ſtrengſte Wahrheit beſtehen kann. Unſre reinſten Begriffe ſind keineswegs Bilder der Dinge, ſondern bloß ihre nothwendig beſtimmten und coexiſtirenden Zeichen. Weder Gott, noch die menſchliche Seele, noch die Welt, ſind das wirklich, was wir davon halten. Unſre Gedanken von dieſen Dingen ſind nur die endemiſchen Formen, worin ſie uns der Planet überliefert, den wir bewohnen — Unſer Gehirn gehört dieſem Planeten, folglich auch die Idiome unſrer Begriffe, die darin aufbewahrt liegen. Aber die Kraft der Seele iſt eigenthümlich, nothwendig, und immer ſich ſelbſt gleich; das Willkürliche der Materialien, woran ſie ſich äußert, ändert nichts an den ewigen Geſetzen, wornach ſie ſich äußert, ſo lange dieſes Willkürliche mit ſich ſelbſt nicht im Widerſpruche ſteht, ſo lange das Zeichen dem Bezeichneten durchaus getreu bleibt. So wie die Denkkraft die Verhältniſſe der Idiome entwickelt, müſſen dieſe Verhältniſſe in den Sachen auch wirklich vorhanden ſeyn. Wahrheit iſt alſo keine Eigenſchaft der Idiome, ſondern der Schlüſſe; nicht die Aehnlichkeit des Zeichens mit dem Bezeichneten, des Begriffs mit dem Gegenſtande, ſondern die Uebereinſtimmung dieſes Begriffs mit den Geſetzen der Denkkraft. Eben ſo bedient ſich die Größenlehre der Chiffern, die nirgends, als auf dem Papiere, vorhanden ſind, und ſindet damit, was vorhanden iſt in der wirklichen Welt. Was für eine Aehnlichkeit haben z. B. die Buchſtaben A und B, die Zeichen: und =, + und — mit dem Faktum, das gewonnen werden ſoll? — Und doch ſteigt der vor Jahrhunderten verkündigte Komet am entlegenen Himmel auf, doch tritt der erwartete Planet vor die Scheibe der Sonne! Auf die Unfehlbarkeit ſeines Kalkuls geht der Weltenentdecker Kolumbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrnen Meere ein, die fehlende zweite Hälfte zu der bekannten Hemiſphäre, die große Inſel Atlantis zu ſuchen, welche die Lücke auf ſeiner geographiſchen Charte ausfüllen ſollte. Er fand ſie, dieſe Inſel ſeines Papiers, und ſeine Rechnung war richtig. Wäre ſie es etwa minder geweſen, wenn ein feindlicher Sturm ſeine Schiffe zerſchmettert oder rückwärts nach ihrer Heimath getrieben hätte? — Einen ähnlichen Kalkul macht die menſchliche Vernunft, wenn ſie das Unſinnliche, mit Hülfe des Sinnlichen, ausmiſſt, und die Mathematik ihrer Schlüſſe auf die verborgene Phyſik des Uebermenſchlichen anwendet. Aber noch fehlt die letzte Probe zu ihren Rechnungen, denn kein Reiſender kam aus jenem Lande zurück, ſeine Entdeckung zu erzählen.

Ihre eignen Schranken hat die menſchliche Natur, ſeine eigne jedes Individuum. Ueber jene wollen wir uns wechſelsweiſe tröſten; dieſe wird **Raphael** dem Knabenalter ſeines **Julius** vergeben. Ich bin arm an Begriffen, ein Fremdling in manchen Kenntniſſen, die man bey Unterſuchungen dieſer Art als unentbehrlich vorausſetzt. Ich habe keine philoſophiſche Schule gehört, und wenig gedruckte Schriften geleſen. Es mag ſeyn, daß ich dort und da meine Phantaſien ſtrengern Vernunftſchlüſſen unterſchiebe, daß ich Wallungen meines Blutes, Ahnungen und Bedürfniſſe meines Herzens für nüchterne Weisheit verkaufe; auch das, mein Guter, ſoll mich dennoch den verlornen Augenblick nicht bereuen laſſen. Es iſt wirklicher Gewinn für die allgemeine Vollkommenheit, es war die Vorherſehung des weiſeſten Geiſtes, daß die verirrende Vernunft auch ſelbſt das chaotiſche Land der Träume bevölkern, und den kahlen Boden des Widerſpruchs urbar machen ſollte. Nicht der mechaniſche Künſtler nur, der den rohen Demant zum Brillanten ſchleift — auch der Andere iſt ſchätzbar, der gemeinere Steine bis zur ſcheinbarn Würde des Demants veredelt. Der Fleiß in den Formen kann zuweilen die maſſive Wahrheit des Stoffes vergeſſen laſſen. Iſt nicht jede Uebung der Denkkraft, jede feine Schärfe des Geiſtes eine kleine Stufe zu ſeiner Vollkommenheit, und jede Vollkommenheit mußte Daſeyn erlangen in der vollſtändigen Welt. Die Wirklichkeit ſchränkt ſich nicht auf das abſolut Nothwendige ein; ſie umfaſſt auch das bedingungsweiſe Nothwendige; jede Geburt des Gehirns, jedes Gewebe des Witzes hat ein unwiderſprechliches Bürgerrecht in dieſem größern Sinne der Schöpfung. Im unendlichen Riſſe der Natur durfte keine Thätigkeit ausbleiben, zur allgemeinen Glückſeligkeit kein Grad des Genuſſes fehlen. Derjenige große Haushalter ſeiner Welt, der ungenützt keinen Splitter fallen, keine Lücke unbevölkert läſſt, wo noch irgend ein Lebensgenuß Raum hat, der mit dem Gifte, das den Menſchen anfeindet, Nattern und Spinnen ſättigt, der in das todte Gebiet der Verweſung noch Pflanzen ſendet, die kleine Blüthe von Wolluſt, die im Wahnwitze ſproſſen kann, noch wirthſchaftlich ausſpendet, der Laſter und Thorheit zur Vortrefflichkeit noch endlich verarbeitet, und die große Idee des weltbeherrſchenden Roms aus der Lüſternheit des Tarquinius Sextus zu ſpinnen wußte — dieſer erfinderiſche Geiſt ſollte nicht auch den Irrthum zu ſeinen großen Zwecken verbrauchen, und dieſe weitläufige Weltſtrecke in der Seele des Menſchen verwildert und freudenleer liegen laſſen? Jede Fertigkeit der Vernunft, auch im Irrthume, vermehrt ihre Fertigkeit zur Empfängniß der Wahrheit.

Laß, theurer Freund meiner Seele, laß mich immerhin zu dem weitläufigen Spinngewebe der menſchlichen Weisheit auch das Meinige tragen. Anders mahlt ſich das Sonnenbild in den Thautropfen des Morgens, anders im majeſtätiſchen Spiegel des erdumgürtenden Ozeans! Schande aber dem trüben wolkigen Sumpfe, der es niemals empfängt und niemals zurückgibt! Millionen Gewächſe trinken von den vier Elementen der Natur. Eine Vorrathskammer ſteht offen für Alle; aber ſie miſchen ihren Saft millionenfach anders, geben ihn millionenfach anders wieder. Die ſchöne Mannigfaltigkeit verkündigt einen reichen Herrn dieſes Hauſes. Vier Elemente ſind es, woraus alle Geiſter ſchöpfen: ihr Ich, die Natur, Gott und die Zukunft. Alle miſchen ſich millionenfach anders, geben ſie millionenfach anders wieder, aber eine Wahrheit iſt es, die, gleich einer feſten Achſe, gemeinſchaftlich durch alle Religionen und alle Syſteme geht — „Nähert euch dem Gotte, den ihr meinet!“

Raphael an Julius.

Das wäre nun freylich ſchlimm, wenn es kein anderes Mittel gäbe, Dich zu beruhigen, Julius, als den Glauben an die Erſtlinge Deines Nachdenkens bey Dir wieder herzuſtellen. Ich habe dieſe Ideen, die ich bey Dir aufkeimen ſah, mit innigem Vergnügen in Deinen Papieren wiedergefunden. Sie ſind einer Seele, wie die Deinige, werth, aber hier konnteſt und durfteſt Du nicht ſtehen bleiben. Es gibt Freuden für jedes Alter, und Genüſſe für jede Stufe der Geiſter.

Schwer mußte es Dir wol werden, Dich von einem Syſteme zu trennen, das ſo ganz für die Bedürfniſſe Deines Herzens geſchaffen war. Kein anderes, ich wette darauf, wird je wieder ſo tiefe Wurzeln bey Dir ſchlagen, und vielleicht dürfteſt Du nur ganz Dir ſelbſt überlaſſen ſeyn, um früher oder ſpäter mit Deinen Lieblingsideen wieder ausgeſöhnt zu werden. Die Schwächen der entgegengeſetzten Syſteme würdeſt Du bald bemerken, und alsdann, bey gleicher Unerweislichkeit, das Wünſchenswertheſte vorziehen, oder vielleicht neue Beweisgründe auffinden, um wenigſtens das Weſentliche davon zu retten, wenn Du auch einige gewagtere Behauptungen Preis geben müßteſt.

Aber dies Alles iſt nicht in meinem Plane. Du ſollſt zu einer höhern Freyheit des Geiſtes gelangen, wo Du ſolcher Behelfe nicht mehr bedarfſt. Freylich iſt dies nicht das Werk eines Augenblicks. Das gewöhnliche Ziel der früheſten Bildung iſt Unterjochung des Geiſtes, und von allen Erziehungskunſtſtücken gelingt dies faſt immer am erſten. Selbſt Du, bey aller Elaſticität Deines Charakters, ſchienſt zu einer willigen Unterwerfung unter die Herrſchaft der Meinungen vor tauſend Andern beſtimmt, und dieſer Zuſtand der Unmündigkeit konnte bey Dir deſto länger dauern, je weniger Du das Drückende davon fühlteſt. Kopf und Herz ſtehen bey Dir in der engſten Verbindung. Die Lehre wurde Dir werth durch den Lehrer. Bald gelang es Dir, eine intereſſante Seite daran zu entdecken, ſie nach den Bedürfniſſen Deines Herzens zu veredeln, und über die Punkte, die Dir auffallen mußten, Dich durch Reſignation zu beruhigen. Angriffe gegen ſolche Meinungen verachteteſt Du, als bübiſche Rache einer Sklavenſeele an der Ruthe ihres Zuchtmeiſters. Du prangteſt mit Deinen Feſſeln, die Du aus freyer Wahl zu tragen glaubteſt.

So fand ich Dich, und es war mir ein trauriger Anblick, wie Du ſo oft mitten im Genuſſe Deines blühendſten Lebens, und in Aeußerung Deiner edelſten Kräfte durch ängſtliche Rückſichten gehemmt wurdeſt. Die Conſequenz, mit der Du nach Deinen Ueberzeugungen handelteſt, und die Stärke der Seele, die Dir jedes Opfer erleichterte, waren doppelte Beſchränkungen Deiner Thätigkeit und Deiner Freuden. Damals beſchloß ich, jene ſtümperhaften Bemühungen zu vereiteln, wodurch man einen Geiſt, wie den Deinigen, in die Form alltäglicher Köpfe zu zwingen geſucht hatte. Alles kam darauf an, Dich auf den Werth des Selbſtdenkens aufmerkſam zu machen, und Dir Zutrauen zu Deinen eignen Kräften einzuflößen. Der Erfolg Deiner erſten Verſuche begünſtigte meine Abſicht. Deine Phantaſie war freylich mehr dabey beſchäftigt, als Dein Scharfſinn. Ihre Ahnungen erſetzten Dir ſchneller den Verluſt Deiner theuerſten Ueberzeugungen, als Du es vom Schneckengange der kaltblütigen Forſchung, die vom Bekannten zum Unbekannten ſtufenweiſe fortſchreitet, erwarten konnteſt. Aber eben dies begeiſternde Syſtem gab Dir den erſten Genuß in dieſem neuen Felde von Thätigkeit, und ich hütete mich ſehr, einen willkommenen Enthuſiasmus zu ſtören, der die Entwickelung Deiner trefflichſten Anlagen beförderte. Jetzt hat ſich die Scene geändert. Die Rückkehr unter die Vormundſchaft Deiner Kindheit iſt auf immer verſperrt. Dein Weg geht vorwärts, und Du bedarfſt keiner Schonung mehr.

Daß ein Syſtem, wie das Deinige, die Probe einer ſtrengen Kritik nicht aushalten konnte, darf Dich nicht befremden. Alle Verſuche dieſer Art, die dem Deinigen an Kühnheit und Weite des Umfangs gleichen, hatten kein anderes Schickſal. Auch war nichts natürlicher, als daß Deine philoſophiſche Laufbahn bey Dir im Einzelnen eben ſo begann, als bey dem Menſchengeſchlechte im Ganzen. Der *erſte Gegenſtand*, an dem ſich der menſchliche Forſchungsgeiſt verſuchte, war von jeher — das Univerſum. Hypotheſen über den Urſprung des Weltalls und den Zuſammenhang ſeiner Theile hatten Jahrhunderte lang die größten Denker beſchäftigt, als Sokrates die Philoſophie ſeiner Zeiten vom Himmel zur Erde herabrief. Aber die Grenzen der Lebensweisheit waren für die ſtolze Wißbegierde ſeiner Nachfolger zu enge. Neue Syſteme entſtanden aus den Trümmern der alten. Der Scharfſinn ſpäterer Zeitalter durchſtreifte das unermeßliche Feld möglicher Antworten auf jene immer von neuem ſich aufdringenden Fragen über das geheimnißvolle Innere der Natur, das durch keine menſchliche Erfahrung enthüllt werden konnte. Einigen gelang es ſogar, den Reſultaten ihres Nachdenkens einen Anſtrich von Beſtimmtheit, Vollſtändigkeit und Evidenz zu geben. Es gibt mancherley Taſchenſpielerkünſte, wodurch die eitle Vernunft der Beſchämung zu entgehen ſucht, in Erweiterung ihrer Kenntniſſe die Grenzen der menſchlichen Natur nicht überſchreiten zu können. Bald glaubt man neue Wahrheiten entdeckt zu haben, wenn man einen Begriff in die einzelnen Beſtandtheile zerlegt, aus denen er erſt *willkürlich* zuſammengeſetzt war. Bald dient eine unmerkliche Vorausſetzung zur Grundlage einer Kette von Schlüſſen, deren Lücken man ſchlau zu verbergen weiß, und die erſchlichenen Folgerungen werden als hohe Weisheit angeſtaunt. Bald häuft man einſeitige Erfahrungen, um eine Hypotheſe zu begründen, und verſchweigt die entgegengeſetzten Phänomene, oder man verwechſelt die Bedeutung der Worte nach den Bedürfniſſen der Schlußfolge. Und dies ſind nicht etwa bloß Kunſtgriffe für den philoſophiſchen Charlatan, um ſein Publikum zu täuſchen. Auch der redlichſte, unbefangenſte Forſcher gebraucht oft, ohne es ſich bewußt zu ſeyn, ähnliche Mittel, um ſeinen Durſt nach Kenntniſſen zu ſtillen, ſobald er einmal aus der Sphäre heraustritt, in welcher allein ſeine Vernunft ſich mit Recht des Erfolgs ihrer Thätigkeit freuen kann.

Nach dem, was Du ehemals von mir gehört haſt, Julius, müſſen Dich dieſe Aeußerungen nicht wenig überraſchen. Und gleichwol ſind ſie nicht das Produkt einer zweifelſüchtigen Laune. Ich kann Dir Rechenſchaft von den Gründen geben, worauf ſie beruhen, aber hierzu müßte ich freylich eine etwas trockne Unterſuchung über die Natur der menſchlichen Erkenntniß vorausſchicken, die ich lieber auf eine Zeit verſpare, da ſie für Dich ein Bedürfniß ſeyn wird. Noch biſt Du nicht in derjenigen Stimmung, wo die demüthigenden Wahrheiten von den Grenzen des menſchlichen Wiſſens Dir intereſſant werden können. Mache zuerſt einen Verſuch an dem Syſteme, welches bey Dir das Deinige verdrängte. Prüfe es mit gleicher Unparteylichkeit und Strenge. Verfahre eben ſo mit andern Lehrgebäuden, die dir neuerlich bekannt worden ſind; und wenn keines von allen Deine Forderungen vollkommen befriedigt, dann wird ſich Dir die Frage aufdringen: ob dieſe Forderungen auch wirklich gerecht waren?

„Ein leidiger Troſt, wirſt Du ſagen. Reſignation iſt alſo meine ganze Ausſicht nach ſo viel glänzenden Hoffnungen? War es da wol der Mühe werth, mich zum vollen Gebrauche meiner Vernunft aufzufordern, um ihm gerade da Grenzen zu ſetzen, wo er mir am fruchtbarſten zu werden anfing? Mußte ich einen höhern Genuß nur deswegen kennen lernen, um das Peinliche meiner Beſchränkung doppelt zu fühlen?“

Und doch iſt es eben dies niederſchlagende Gefühl, was ich bey Dir ſo gern unterdrücken möchte. Alles zu entfernen, was Dich im vollen Genuſſe Deines Daſeyns hindert, den Keim jeder höhern Begeiſterung — das Bewußtſeyn des Adels Deiner Seele — in Dir zu beleben, dies iſt mein Zweck. Du biſt aus dem Schlummer erwacht, in den Dich die Knechtſchaft unter fremden Meinungen wiegte. Aber das Maß von Größe, wozu Du beſtimmt biſt, würdeſt Du nie erfüllen, wenn Du im Streben nach einem unerreichbaren Ziele Deine Kräfte verſchwendeteſt. Bis jetzt mochte dies hingehen, und war auch eine natürliche Folge Deiner neuerworbenen Freyheit. Die Ideen, welche Dich vorher am meiſten beſchäftigt hatten, mußten nothwendig der Thätigkeit Deines Geiſtes die erſte Richtung geben. Ob dieſe unter allen möglichen die fruchtbarſte ſey, würden Dich Deine eignen Erfahrungen früher oder ſpäter belehrt haben. Mein Geſchäft war bloß, dieſen Zeitpunkt, wo möglich, zu beſchleunigen.

Es iſt ein gewöhnliches Vorurtheil, die Größe des Menſchen nach dem Stoffe zu ſchätzen, womit er ſich beſchäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet. Aber ein höheres Weſen ehrt gewiß das Gepräge der Vollendung auch in der kleinſten Sphäre, wenn es dagegen auf die eiteln Verſuche, mit Inſektenblicken das Weltall zu überſchauen, mitleidig herabſieht. Unter allen Ideen, die in Deinem Aufſatze enthalten ſind, kann ich Dir daher am wenigſten den Satz einräumen, daß es die höchſte Beſtimmung des Menſchen ſey, den Geiſt des Weltſchöpfers in ſeinem Kunſtwerke zu ahnen. Zwar weiß auch ich für die Thätigkeit des vollkommenſten Weſens kein erhabeneres Bild, als die Kunſt. Aber eine wichtige Verſchiedenheit ſcheinſt Du überſehen zu haben. Das Univerſum iſt kein reiner Abdruck eines Ideals, wie das vollendete Werk eines menſchlichen Künſtlers. Dieſer herrſcht deſpotiſch über den todten Stoff, den er zu Verſinnlichung ſeiner Ideen gebraucht. Aber in dem göttlichen Kunſtwerke iſt der eigenthümliche Werth jedes ſeiner Beſtandtheile geſchont, und dieſer erhaltende Blick, deſſen er jeden Keim von Energie, auch in dem kleinſten Geſchöpfe, würdigt, verherrlicht den Meiſter eben ſo ſehr, als die Harmonie des unermeßlichen Ganzen. Leben und Freyheit, im größten möglichen Umfange, iſt das Gepräge der göttlichen Schöpfung. Sie iſt nie erhabener, als da, wo ihr Ideal am meiſten verfehlt zu ſeyn ſcheint. Aber eben dieſe höhere Vollkommenheit kann in unſrer jetzigen Beſchränkung von uns nicht gefaſſt werden. Wir überſehen einen zu kleinen Theil des Weltalls, und die Auflöſung der größern Menge von Mißtönen iſt unſerm Ohre unerreichbar. Jede Stufe, die wir auf der Leiter der Weſen emporſteigen, wird uns für dieſen Kunſtgenuß empfänglicher machen, aber auch alsdann hat er gewiß ſeinen Werth nur als Mittel, nur inſofern er uns zu ähnlicher Thätigkeit begeiſtert. Träges Anſtaunen fremder Größe kann nie ein höheres Verdienſt ſeyn. Dem edlern Menſchen fehlt es weder an Stoffe zur Wirkſamkeit, noch an Kräften, um ſelbſt in ſeiner Sphäre Schöpfer zu ſeyn. Und dieſer Beruf iſt auch der Deinige, Julius. Haſt Du ihn einmal erkannt, ſo wird es Dir nie wieder einfallen, über die Schranken zu klagen, die Deine Wißbegierde nicht überſchreiten kann.

Und dies iſt der Zeitpunkt, den ich erwarte, um Dich vollkommen mit mir ausgeſöhnt zu ſehen. Erſt muß Dir der Umfang Deiner Kräfte völlig bekannt werden, ehe Du den Werth ihrer freyeſten Aeußerung ſchätzen kannſt. Bis dahin zürne immer mit mir, nur verzweifle nicht an Dir ſelbſt.

Briefe über Don Karlos.

Erſter Brief.

Sie ſagen mir, lieber Freund, daß Ihnen die bisherigen Beurtheilungen des Don Karlos noch wenig Befriedigung gegeben, und halten dafür, daß der größte Theil derſelben den eigentlichen Geſichtspunkt des Verfaſſers fehlgegangen ſey. Es däucht Ihnen noch wohl möglich, gewiſſe gewagte Stellen zu retten, welche die Kritik für unhaltbar erklärte; manche Zweifel, die dagegen rege gemacht worden, finden Sie in dem Zuſammenhange des Stücks — wo nicht völlig beantwortet, doch vorhergeſehen und in Anſchlag gebracht. Bey den meiſten Einwürfen fänden Sie weit weniger die Sagacität der Beurtheiler, als die Selbſtzufriedenheit zu bewundern, mit der ſie ſolche als hohe Entdeckungen vortragen, ohne ſich durch den natürlichſten Gedanken ſtören zu laſſen, daß Uebertretungen, die dem Blödſichtigſten ſogleich ins Auge fallen, auch wol dem Verfaſſer, der unter ſeinen Leſern ſelten der am wenigſten Unterrichtete iſt, dürften ſichtbar geweſen ſeyn, und daß ſie es alſo weniger mit der Sache ſelbſt, als mit den Gründen zu thun haben, die ihn dabey beſtimmten. Dieſe Gründe können allerdings unzulänglich ſeyn, können auf einer einſeitigen Vorſtellungsart beruhen: aber die Sache des Beurtheilers wäre es geweſen, dieſe Unzulänglichkeit, dieſe Einſeitigkeit zu zeigen, wenn er anders in den Augen desjenigen, dem er ſich zum Richter aufdringt, oder zum Rathgeber anbietet, einen Werth erlangen will.

Aber, lieber Freund, was geht es am Ende den Autor an, ob ſein Beurtheiler Beruf gehabt hat, oder nicht? Wie viel oder wenig Scharfſinn er bewieſen hat? Mag er das mit ſich ſelbſt ausmachen. Schlimm für den Autor und ſein Werk, wenn er die Wirkung deſſelben auf die Divinationsgabe und Billigkeit ſeiner Kritiker ankommen ließ, wenn er den Eindruck deſſelben von Eigenſchaften abhängig machte, die ſich nur in ſehr wenigen Köpfen vereinigen. Es iſt einer der fehlerhafteſten Zuſtände, in welchem ſich ein Kunſtwerk befinden kann, wenn es in die Willkühr des Betrachters geſtellt werden, welche Auslegung er davon machen will, und wenn es einer Nachhülfe bedarf, ihn in den rechten Standpunkt zu rücken. Wollten Sie mir andeuten, daß das Meinige ſich in dieſem Falle befände, ſo haben Sie etwas ſehr Schlimmes davon geſagt, und Sie veranlaſſen mich, es aus dieſem Geſichtspunkte noch einmal genauer zu prüfen. Es käme alſo, däucht mir, vorzüglich darauf an, zu unterſuchen, ob in dem Stücke Alles enthalten iſt, was zum Verſtändniſſe deſſelben dient, und ob es in ſo klaren Ausdrücken angegeben iſt, daß es dem Leſer leicht war, es zu erkennen. Laſſen Sie Sich's alſo gefallen, lieber Freund, daß ich Sie eine Zeitlang von dieſem Gegenſtande unterhalte. Das Stück iſt mir fremder geworden, ich finde mich jetzt gleichſam in der Mitte zwiſchen dem Künſtler und ſeinem Betrachter, wodurch es mir vielleicht möglich wird, des Erſtern vertraute Bekanntſchaft mit ſeinem Gegenſtande mit der Unbefangenheit des Letztern zu verbinden.

Es kann mir überhaupt — und ich finde nöthig, dieſes vorauszuſchicken — es kann mir begegnet ſeyn, daß ich in den erſten Akten andere Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte. St. Reals Novelle, vielleicht auch meine eignen Aeußerungen darüber im erſten Stücke der Thalia, mögen dem Leſer einen Standpunkt angewieſen haben, aus dem es jetzt nicht mehr betrachtet werden kann. Während der Zeit nämlich, daß ich es ausarbeitete, welches, mancher Unterbrechungen wegen, eine ziemlich lange Zeit war, hat ſich — in mir ſelbſt vieles verändert. An den verſchiedenen Schickſalen, die während dieſer Zeit über meine Art zu denken und zu empfinden ergangen ſind, mußte nothwendig auch dieſes Werk Theil nehmen. Was mich zu Anfange vorzüglich in demſelben gefeſſelt hatte, that dieſe Wirkung in der Folge ſchon ſchwächer, und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indeß bey mir aufkamen, verdrängten die frühern; Karlos ſelbſt war in meiner Gunſt gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit vorausgeſprungen war, und aus der entgegengeſetzten Urſache hatte Marquis Poſa ſeinen Platz eingenommen. So kam es denn, daß ich zu dem vierten und fünften Akte ein ganz anderes Herz mitbrachte. Aber die erſten drey Akte waren in den Händen des Publikum, die Anlage des Ganzen war nicht mehr umzuſtoßen — ich hätte alſo das Stück entweder ganz unterdrücken müſſen, (und das hätte mir doch wol der kleinſte Theil meiner Leſer gedankt) oder ich mußte die zweyte Hälfte der erſten ſo gut anpaſſen, als ich konnte. Wenn dies nicht überall auf die glücklichſte Art geſchehen iſt, ſo dient mir zu einiger Beruhigung, daß es einer geſchicktern Hand, als der meinigen, nicht viel beſſer würde gelungen ſeyn. Der Hauptfehler war, ich hatte mich zu lange mit dem Stücke getragen; ein dramatiſches Werk aber kann und ſoll nur die Blüthe eines einzigen Sommers ſeyn. Auch der Plan war für die Grenzen und Regeln eines dramatiſchen Werks zu weitläufig angelegt. Dieſer Plan z. B. forderte, daß Marquis Poſa das uneingeſchränkteſte Vertrauen Philipps davon trug; aber zu dieſer außerordentlichen Wirkung erlaubte mir die Oekonomie des Stücks nur eine einzige Scene.

Bey meinem Freunde werden mich dieſe Aufſchlüſſe vielleicht rechtfertigen, aber nicht bey der Kunſt. Möchten ſie indeſſen doch nur die vielen Deklamationen beſchließen, womit von dieſer Seite her von den Kritikern gegen mich iſt Sturm gelaufen worden.

Zweyter Brief.

Der Karakter des Marquis Poſa iſt faſt durchgängig für zu idealiſch gehalten worden; in wie fern dieſe Behauptung Grund hat, wird ſich dann am beſten ergeben, wenn man die eigenthümliche Handlungsart dieſes Menſchen auf ihren wahren Gehalt zurückgeführt hat. Ich habe es hier, wie Sie ſehen, mit zwey entgegengeſetzten Parteyen zu thun. Denen, welche ihn aus der Klaſſe natürlicher Weſen ſchlechterdings verwieſen haben wollen, müßte alſo dargethan werden, in wie fern er mit der Menſchennatur zuſammenhängt, in wie fern ſeine Geſinnungen, wie ſeine Handlungen, aus ſehr menſchlichen Trieben fließen, und in der Verkettung äußerlicher Umſtände gegründet ſind; diejenigen, welche ihm den Namen eines göttlichen Menſchen geben, brauche ich nur auf einige Blößen an ihm aufmerkſam zu machen, die gar ſehr menſchlich ſind. Die Geſinnungen, die der Marquis äußert; die Philoſophie, die ihn leitet, die Lieblingsgefühle, die ihn beſeelen, ſo ſehr ſie ſich auch über das tägliche Leben erheben, können, als bloße Vorſtellungen betrachtet, es nicht wohl ſeyn, was ihn mit Recht aus der Klaſſe natürlicher Weſen verbannte. Denn was kann in einem menſchlichen Kopfe nicht Daſeyn empfangen, und welche Geburt des Gehirns kann in einem glühenden Herzen nicht zur Leidenſchaft reifen? Auch ſeine Handlungen können es nicht ſeyn, die, ſo ſelten dies auch geſchehen mag, in der Geſchichte ſelbſt ihres Gleichen gefunden haben; denn die Aufopferung des Marquis für ſeinen Freund hat wenig oder nichts vor dem Heldentode eines Curtius, Regulus und anderer voraus. Das Unrichtige und Unmögliche müßte alſo entweder in dem Widerſpruche dieſer Geſinnungen mit dem damaligen Zeitalter, oder in ihrer Ohnmacht und ihrem Mangel an Lebendigkeit liegen, zu ſolchen Handlungen wirklich zu entzünden. Ich kann alſo die Einwendungen, welche gegen die Natürlichkeit dieſes Karakters gemacht werden, nicht anders verſtehen, als daß in Philipps des Zweyten Jahrhundert kein Menſch ſo, wie Marquis Poſa, gedacht haben konnte, — daß Gedanken dieſer Art nicht ſo leicht, wie hier geſchieht, in den Willen und in die That übergehen, — und daß eine idealiſche Schwärmerey nicht mit ſolcher Conſequenz realiſirt, nicht von ſolcher Energie im Handeln begleitet zu werden pflege.

Was man gegen dieſen Karakter aus dem Zeitalter einwendet, in welchem ich ihn auftreten laſſe, dünkt mir vielmehr für als wider ihn zu ſprechen. Nach dem Beyſpiele aller großen Köpfe entſteht er zwiſchen Finſterniß und Licht, eine hervorragende iſolirte Erſcheinung. Der Zeitpunkt, wo er ſich bildet, iſt allgemeine Gährung der Köpfe, Kampf der Vorurtheile mit der Vernunft, Anarchie der Meinungen, Morgendämmerung der Wahrheit — von jeher die Geburtsſtunde außerordentlicher Menſchen. Die Ideen von Freyheit und Menſchenadel, die ein glücklicher Zufall, vielleicht eine günſtige Erziehung in dieſe reinorganiſirte empfängliche Seele warf, machen ſie durch ihre Neuheit erſtaunen, und wirken mit aller Kraft des Ungewohnten und Ueberraſchenden auf ſie; ſelbſt das Geheimniß, unter welchem ſie ihr wahrſcheinlich mitgetheilt wurden, mußte die Stärke ihres Eindrucks erhöhen. Sie haben durch einen langen abnützenden Gebrauch das Triviale noch nicht, das heut zu Tage ihren Eindruck ſo ſtumpf macht; ihren großen Stempel hat weder das Geſchwätz der Schulen, noch der Witz der Weltleute abgerieben. Seine Seele fühlt ſich in dieſen Ideen gleichſam wie in einer neuen und ſchönen Region, die mit allem ihrem blendenden Lichte auf ſie wirkt, und ſie in den lieblichſten Traum entzückt. Das entgegengeſetzte Elend der Sklaverey und des Aberglaubens zieht ſie immer feſter und feſter an dieſe Lieblingswelt; die ſchönſten Träume von Freyheit werden ja im Kerker geträumt. Sagen Sie ſelbſt, mein Freund — das kühnſte Ideal einer Menſchenrepublik, allgemeiner Duldung und Gewiſſensfreyheit, wo konnte es beſſer und wo natürlicher zur Welt geboren werden, als in der Nähe Philipps II. und ſeiner Inquiſition?

Alle Grundſätze und Lieblingsgefühle des Marquis drehen ſich um republikaniſche Tugend. Selbſt ſeine Aufopferung für ſeinen Freund beweiſt dieſes, denn Aufopferungsfähigkeit iſt der Inbegriff aller republikaniſchen Tugend.

Der Zeitpunkt, worin er auftrat, war gerade derjenige, worin ſtärker, als je, von Menſchenrechten und Gewiſſensfreyheit die Rede war. Die vorhergehende Reformation hatte dieſe Ideen zuerſt in Umlauf gebracht, und die Flandriſchen Unruhen erhielten ſie in Uebung. Seine Unabhängigkeit von außen, ſein Stand als Maltheſerritter ſelbſt, ſchenkten ihm die glückliche Muße, dieſe ſpekulative Schwärmerey zur Reife zu brüten.

In dem Zeitalter und in dem Staate, worin der Marquis auftritt, und in den Außendingen, die ihn umgeben, liegt alſo der Grund nicht, warum er dieſer Philoſophie nicht hätte fähig ſeyn, nicht mit ſchwärmeriſcher Anhänglichkeit ihr hätte ergeben ſeyn können.

Wenn die Geſchichte reich an Beyſpielen iſt, daß man für Meinungen alles Irrdiſche hintanſetzen kann, wenn man dem grundloſeſten Wahne die Kraft beylegt, die Gemüther der Menſchen auf einen ſolchen Grad einzunehmen, daß ſie aller Aufopferungen fähig gemacht werden: ſo wäre es ſonderbar, der Wahrheit dieſe Kraft abzuſtreiten. In einem Zeitpunkte vollends, der ſo reich, wie jener, an Beyſpielen iſt, daß Menſchen Gut und Leben um Lehrſätze wagen, die an ſich ſo wenig Begeiſterndes haben, ſollte, däucht mir, ein Karakter nicht auffallen, der für die erhabenſte aller Ideen etwas Aehnliches wagt; man müßte denn annehmen, daß Wahrheit minder fähig ſey, das Menſchenherz zu rühren, als der Wahn. Der Marquis iſt außerdem als Held angekündigt. Schon in früher Jugend hat er mit ſeinem Schwerte Proben eines Muths abgelegt, den er nachher für eine ernſthaftere Angelegenheit äußern ſoll. Begeiſternde Wahrheiten und eine ſeelenerhebende Philoſophie müßten, däucht mir, in einer Heldenſeele zu etwas ganz Anderm werden, als in dem Gehirn eines Schulgelehrten, oder in dem abgenützten Herzen eines weichlichen Weltmannes.

Zwey Handlungen des Marquis ſind es vorzüglich, an denen man, wie Sie mir ſagen, Anſtoß genommen hat. Sein Verhalten gegen den König in der 10ten Scene des dritten Aufzugs, und die Aufopferung für ſeinen Freund. Aber es könnte ſeyn, daß die Freymüthigkeit, mit der er dem Könige ſeine Geſinnungen vorträgt, weniger auf Rechnung ſeines Muths, als ſeiner genauen Kenntniß von Jenes Karakter käme, und mit aufgehobener Gefahr würde ſonach auch der Haupteinwurf gegen dieſe Scene gehoben. Darüber ein andermal, wenn ich Sie von Philipp II. unterhalte; jetzt hätte ich es bloß mit Poſa's Aufopferung für den Prinzen zu thun, worüber ich Ihnen im nächſten Briefe einige Gedanken mittheilen will.

Dritter Brief.

Sie wollten neulich im Don Karlos den Beweis gefunden haben, daß leidenſchaftliche Freundſchaft ein eben ſo rührender Gegenſtand für die Tragödie ſeyn könne, als leidenſchaftliche Liebe, und meine Antwort, daß ich mir das Gemählde einer ſolchen Freundſchaft für die Zukunft zurückgelegt hätte, befremdete Sie. Alſo auch Sie nehmen es, wie die meiſten meiner Leſer, als ausgemacht an, daß es ſchwärmeriſche Freundſchaft geweſen, was ich mir in dem Verhältniſſe zwiſchen Karlos und Marquis Poſa zum Ziel geſetzt habe? Und aus dieſem Standpunkte haben Sie folglich dieſe beyden Karaktere, und vielleicht das ganze Drama bisher betrachtet? Wie aber, lieber Freund, wenn Sie mir mit dieſer Freundſchaft wirklich zu viel gethan hätten? Wenn es aus dem ganzen Zuſammenhange deutlich erhellte, daß ſie dieſes Ziel nicht geweſen, und auch ſchlechterdings nicht ſeyn konnte? Wenn ſich der Karakter des Marquis, ſo wie er aus dem Total ſeiner Handlungen hervorgeht, mit einer ſolchen Freundſchaft durchaus nicht vertrüge, und wenn ſich gerade aus ſeinen ſchönſten Handlungen, die man auf ihre Rechnung ſchreibt, der beſte Beweis für das Gegentheil führen lieſſe?

Die erſte Ankündigung des Verhältniſſes zwiſchen dieſen beyden könnte irre geführt haben; aber dies auch nur ſcheinbar, und eine geringe Aufmerkſamkeit auf das abſtechende Benehmen beyder hätte hingereicht, den Irrthum zu heben. Dadurch, daß der Dichter von ihrer Jugendfreundſchaft ausgeht, hat er ſich nichts von ſeinem höhern Plane vergeben; im Gegentheile konnte dieſer aus keinem beſſern Faden geſponnen werben. Das Verhältniß, in welchem beyde zuſammen auftreten, war Reminiſcenz ihrer frühern akademiſchen Jahre. Harmonie der Gefühle, eine gleiche Liebhaberey für das Große und Schöne, ein gleicher Enthuſiasmus für Wahrheit, Freyheit und Tugend hatte ſie damals an einander geknüpft. Ein Karakter, wie Poſa's, der ſich nachher ſo, wie es in dem Stücke geſchieht, entfaltet, mußte frühe angefangen haben, dieſe lebhafte Empfindungskraft an einem fruchtbarn Gegenſtande zu üben: ein Wohlwollen, das ſich in der Folge über die ganze Menſchheit erſtrecken ſollte, mußte von einem engern Bande ausgegangen ſeyn. Dieſer ſchöpferiſche und feurige Geiſt mußte bald einen Stoff haben, auf den er wirkte; konnte ſich ihm ein ſchönerer anbieten, als ein zart und lebendig fühlender, ſeiner Ergießungen empfänglicher, ihm freywillig entgegeneilender Fürſtenſohn? Aber auch ſchon in dieſen früheren Zeiten iſt der Ernſt dieſes Karakters in einigen Zügen ſichtbar; ſchon hier iſt Poſa der kältere, der ſpätere Freund, und ſein Herz, jetzt ſchon zu weit umfaſſend, um ſich für ein einziges Weſen zuſammenzuziehen, muß durch ein ſchweres Opfer errungen werden.

„Da fing ich an mit Zärtlichkeiten
„Und inniger Bruderliebe dich zu quälen:
„Du ſtolzes Herz gabſt ſie mir kalt zurück.
„— Verſchmähen konnteſt du mein Herz, doch nie
„Von dir entfernen. Dreymal wieſeſt du

„Den Fürſten von dir, dreymal ſtand er wieder
„Als Bettler da, um Liebe dich zu flehn, u. ſ. f.
„— — — — Mein königliches Blut
„Floß ſchändlich unter unbarmherz'gen Streichen;
„So hoch kam mir der Eigenſinn zu ſtehn,
„Von Rodrigo geliebt zu ſeyn.“

Hier ſchon ſind einige Winke gegeben, wie wenig die Anhänglichkeit des Marquis an den Prinzen auf perſönliche Uebereinſtimmung ſich gründet. Frühe denkt er ſich ihn als Königsſohn, frühe drängt ſich dieſe Idee zwiſchen ſein Herz und ſeinen bittenden Freund. Karlos öffnet ihm ſeine Arme; der junge Weltbürger kniet vor ihm nieder. Gefühle für Freyheit und Menſchenadel waren früher in ſeiner Seele reif, als Freundſchaft für Karlos; dieſer Zweig wurde erſt nachher auf dieſen ſtärkern Stamm gepfropft. Selbſt in dem Augenblicke, wo ſein Stolz durch das große Opfer ſeines Freundes bezwungen iſt, verliert er den Fürſtenſohn nicht aus den Augen. „Ich will bezahlen,“ ſagt er, „wenn Du — König biſt.“ Iſt es möglich, daß ſich in einem ſo jungen Herzen, bey dieſem lebendigen und immer gegenwärtigen Gefühle der Ungleichheit ihres Standes, Freundſchaft erzeugen konnte, deren weſentliche Bedingung doch Gleichheit iſt? Alſo auch damals ſchon war es weniger Liebe als Dankbarkeit, weniger Freundſchaft als Mitleid, was den Marquis dem Prinzen gewann. Die Gefühle, Ahnungen, Träume, Entſchlüſſe, die ſich dunkel und verworren in dieſer Knabenſeele drängten, mußten mitgetheilt, in einer andern Seele angeſchaut werden, und Karlos war der Einzige, der ſie mit ahnen, mit träumen konnte, und der ſie erwiederte. Ein Geiſt, wie Poſa's, mußte ſeine Ueberlegenheit frühzeitig zu genießen ſtreben, und der liebevolle Karl ſchmiegte ſich ſo unterwürfig, ſo gelehrig an ihn an! Poſa ſah in dieſem ſchönen Spiegel ſich ſelbſt, und freute ſich ſeines Bildes. So entſtand dieſe akademiſche Freundſchaft.

Aber jetzt werden ſie von einander getrennt, und Alles wird anders. Karlos kommt an den Hof ſeines Vaters, und Poſa wirft ſich in die Welt. Jener, durch ſeine frühe Anhänglichkeit an den edelſten und feurigſten Jüngling verwöhnt, findet in dem ganzen Umkreiſe eines Deſpotenhofes nichts, was ſein Herz befriedigte. Alles um ihn her iſt leer und unfruchtbar. Mitten im Gewühle ſo vieler Höflinge einſam, von der Gegenwart gedrückt, labt er ſich an ſüßen Rückerinnerungen der Vergangenheit. Bey ihm alſo dauern dieſe frühen Eindrücke warm und lebendig fort, und ſein zum Wohlwollen gebildetes Herz, dem ein würdiger Gegenſtand mangelt, verzehrt ſich in nie befriedigten Träumen. So verſinkt er allmählig in einen Zuſtand müßiger Schwärmerey, unthätiger Betrachtung. In dem fortwährenden Kampfe mit ſeiner Lage nützen ſich ſeine Kräfte ab, die unfreundlichen Begegnungen eines ihm ſo ungleichen Vaters verbreiten eine düſtre Schwermuth über ſein Weſen — den zehrenden Wurm jeder Geiſtesblüthe, den Tod der Begeiſterung. Zuſammengedrückt, ohne Energie, geſchäftlos, hinbrütend in ſich ſelbſt, von ſchweren fruchtloſen Kämpfen ermattet, zwiſchen ſchreckhaften Extremen herumgeſcheucht, keines eigenen Aufſchwungs mehr mächtig — ſo findet ihn die erſte Liebe. In dieſem Zuſtande kann er ihr keine Kraft mehr entgegenſetzen; alle jene frühern Ideen, die ihr allein das Gleichgewicht hätten halten können, ſind ſeiner Seele fremder geworden; ſie beherrſcht ihn mit deſpotiſcher Gewalt; ſo verſinkt er in einen ſchmerzhaft wollüſtigen Zuſtand des Leidens. Auf einen einzigen Gegenſtand ſind jetzt alle ſeine Kräfte zuſammengezogen. Ein nie geſtilltes Verlangen hält ſeine Seele innerhalb ihrer ſelbſt gefeſſelt. — Wie ſollte ſie ins Univerſum ausſtrömen? Unfähig, dieſen Wunſch zu befriedigen, unfähiger noch, ihn durch innere Kraft zu beſiegen, ſchwindet er halb lebend, halb ſterbend, in ſichtbarer Zehrung hin; keine Zerſtreuung für den brennenden Schmerz ſeines Buſens, kein mitfühlendes, ſich ihm öffnendes Herz, in das er ihn ausſtrömen könnte.

„Ich habe Niemand — Niemand
„Auf dieſer großen weiten Erde, Niemand.

„So weit das Scepter meines Vaters reicht,
„So weit die Schiffahrt unſre Flaggen ſendet,
„Iſt keine Stelle, keine, keine, wo
„Ich meiner Thränen mich entlaſſen kann."

Hülfloſigkeit und Armuth des Herzens führen ihn jetzt auf eben den Punkt zurück, wo Fülle des Herzens ihn hatte ausgehen laſſen. Heftiger fühlt er das Bedürfniß der Sympathie, weil er allein iſt, und unglücklich. So findet ihn ſein zurückkommender Freund.

Ganz anders iſt es unterdeſſen dieſem ergangen. Mit offnen Sinnen, mit allen Kräften der Jugend, allem Drange des Genies, aller Wärme des Herzens in das weite Univerſum geworfen, ſieht er den Menſchen, im Großen, wie im Kleinen, handeln; er findet Gelegenheit, ſein mitgebrachtes Ideal an den wirkenden Kräften der ganzen Gattung zu prüfen. Alles, was er hört, was er ſieht, wird mit lebendigem Enthuſiasmus von ihm verſchlungen, Alles in Beziehung auf jenes Ideal empfunden, gedacht und verarbeitet. Der Menſch zeigt ſich ihm in mehrern Varietäten; in mehrern Himmelsſtrichen, Verfaſſungen, Graden der Bildung und Stufen des Glücks, lernt er ihn kennen. So erzeugt ſich in ihm allmählig eine zuſammengeſetzte und erhabene Vorſtellung des Menſchen im Großen und Ganzen, gegen welche jedes einengende kleinere Verhältniß verſchwindet. Aus ſich ſelbſt tritt er jetzt heraus, im großen Weltraume dehnt ſich ſeine Seele ins Weite. — Merkwürdige Menſchen, die ſich in ſeine Bahn werfen, zerſtreuen ſeine Aufmerkſamkeit, theilen ſich in ſeine Achtung und Liebe. — An die Stelle eines Individuums tritt bey ihm jetzt das ganze Geſchlecht; ein vorübergehender jugendlicher Affekt erweitert ſich in eine allumfaſſende unendliche Philanthropie. Aus einem müßigen Enthuſiaſten iſt ein thätiger handelnder Menſch geworden. Jene ehemaligen Träume und Ahnungen, die noch dunkel und unentwickelt in ſeiner Seele lagen, haben ſich zu klaren Begriffen geläutert, müßige Entwürfe in Handlung geſetzt, ein allgemeiner unbeſtimmter Drang zu wirken iſt in zweckmäßige Thätigkeit übergegangen. Der Geiſt der Völker wird von ihm ſtudirt, ihre Kräfte, ihre Hülfsmittel abgewogen, ihre Verfaſſungen geprüft; im Umgange mit verwandten Geiſtern gewinnen ſeine Ideen Vielſeitigkeit und Form; geprüfte Weltleute, wie ein Wilhelm von Oranien, Coligny u. a. nehmen ihnen das Romantiſche, und ſtimmen ſie allmählig zu pragmatiſcher Brauchbarkeit herunter.

Bereichert mit tauſend neuen fruchtbarn Begriffen, voll ſtrebender Kräfte, ſchöpferiſcher Triebe, kühner und weitumfaſſender Entwürfe, mit geſchäftigem Kopfe, glühendem Herzen, von den großen begeiſternden Ideen allgemeiner menſchlicher Kraft und menſchlichen Adels durchdrungen, und feuriger für die Glückſeligkeit dieſes großen Ganzen entzündet, das ihm in ſo vielen Individuen vergegenwärtigt war *), ſo kommt er jetzt von der großen Aernte zurück, brennend von Sehnſucht, einen Schauplatz zu finden, auf welchem er dieſe Ideale realiſiren, dieſe geſammelten Schätze in Anwendung bringen könnte. Flanderns Zuſtand bietet ſich ihm dar. Alles findet er hier zu einer Revolution zubereitet.

---

*) In ſeiner nachherigen Unterredung mit dem Könige kommen dieſe Lieblingsideen an den Tag. Ein Federzug von ihrer Hand, ſagt er ihm, und neuerſchaffen wird die Erde. Geben ſie Gedankenfreyheit! Laſſen ſie

„Großmüthig wie der Starke, Menſchenglück
„Aus ihrem Füllhorn ſtrömen, Geiſter reifen
„In ihrem Weltgebäude.
„Stellen ſie der Menſchheit
„Verlornen Adel wieder her. Der Bürger
„Sey wiederum, was er zuvor geweſen;
„Der Krone Zweck, ihn binde keine Pflicht,
„Als ſeiner Brüder gleichehrwürd'ge Rechte.
„Der Landmann rühme ſich des Pflugs, und gönne
„Dem König, der nicht Landmann iſt, die Krone.
„In ſeiner Werkſtatt träume ſich der Künſtler
„Zum Bildner einer ſchönern Welt. Den Flug
„Des Denkers hemme keine Schranke mehr,
„Als die Bedingung endlicher Naturen.

Mit dem Geiſte, den Kräften und Hülfsquellen dieſes Volks bekannt, die er gegen die Macht ſeines Unterdrückers berechnet, ſieht er das große Unternehmen ſchon als geendigt an. Sein Ideal republikaniſcher Freyheit kann kein günſtigeres Moment und keinen empfänglichern Boden finden.

„So viele reiche blühende Provinzen!
„Ein kräftiges und großes Volk, und auch
„Ein gutes Volk, und Vater dieſes Volks,
„Das, dacht' ich, das muß göttlich ſeyn.

Je elender er dieſes Volk findet, deſto näher drängt ſich dieſes Verlangen an ſein Herz, deſto mehr eilt er, es in Erfüllung zu bringen. Hier, und hier erſt, erinnert er ſich lebhaft des Freundes, den er, mit glühenden Gefühlen für Menſchenglück, in Alkala verließ. Ihn denkt er ſich jetzt als Retter der unterdrückten Nation, als das Werkzeug ſeiner hohen Entwürfe. Voll unausſprechlicher Liebe, weil er ihn mit der Lieblingsangelegenheit ſeines Herzens zuſammendenkt, eilt er nach Madrid in ſeine Arme, jene Samenkörner von Humanität und heroiſcher Tugend, die er einſt in ſeine Seele geſtreut, jetzt in vollen Saaten zu finden, und in ihm den Befreyer der Niederlande, den künftigen Schöpfer ſeines geträumten Staats zu umarmen.

Leidenſchaftlicher, als jemals, mit fiebriſcher Heftigkeit ſtürzt ihm dieſer entgegen.

„Ich drück' an meine Seele dich, ich fühle
„Die deinige allmächtig an mir ſchlagen.
„O, jetzt iſt Alles wieder gut. Ich liege
„Am Halſe meines Rodrigo!

Der Empfang iſt der feurigſte: aber wie beantwortet ihn Poſa? Er, der ſeinen Freund in voller Blüthe der Jugend verließ, und ihn jetzt einer wandelnden Leiche gleich wiederfindet, verweilt er bey dieſer traurigen Veränderung? Forſcht er lange und ängſtlich nach ihren Quellen? Steigt er zu den kleinern Angelegenheiten ſeines Freundes herunter? Beſtürzt und ernſthaft erwiedert er dieſen unwillkommenen Empfang.

„So war es nicht, wie ich Don Philipps Sohn
„Erwartete — — Das iſt
„Der löwenkühne Jüngling nicht, zu dem
„Ein unterdrücktes Heldenvolk mich ſendet —
„Denn jetzt ſteh' ich als Rodrigo nicht hier,
„Nicht als des Knaben Karlos Spielgeſelle —
„Ein Abgeordneter der ganzen Menſchheit
„Umarm' ich Sie — es ſind die flandriſchen
„Provinzen, die an Ihrem Halſe weinen u. ſ. f.

Unfreywillig entwiſcht ihm ſeine herrſchende Idee gleich in den erſten Augenblicken des ſo lang entbehrten Wiederſehens, wo man ſich doch ſonſt ſo viel wichtigere Kleinigkeiten zu ſagen hat, und Karlos muß alles Rührende ſeiner Lage aufbieten, muß die entlegenſten Scenen der Kindheit hervorrufen, um dieſe Lieblingsidee ſeines Freundes zu verdrängen, ſein Mitgefühl zu wecken, und ihn auf ſeinen eigenen traurigen Zuſtand zu heften. Schrecklich ſieht ſich Poſa in den Hoffnungen getäuſcht, mit denen er ſeinem Freunde zueilte. Einen Heldenkarakter hatte er erwartet, der ſich nach Thaten ſehnte, wozu er ihm jetzt den Schauplatz eröffnen wollte. Er rechnete auf jenen Vorrath von erhabener Menſchenliebe, auf das Gelübde, das er ihm in jenen ſchwärmeriſchen Tagen auf die entzweygebrochene Hoſtie gethan, und findet Leidenſchaft für die Gemahlinn ſeines Vaters —

„Das iſt der Karl nicht mehr.
„Der in Alkala von dir Abſchied nahm.
„Der Karl nicht mehr, der ſich beherzt getraute,
„Das Paradies dem Schöpfer abzuziehn
„Und dermaleinſt als unumſchränkter Fürſt,
„In Spanien zu pflanzen. O! der Einfall
„War kindiſch, aber göttlich ſchön. Vorbey
„Sind dieſe Träume!“ —

Eine hoffnungsloſe Leidenſchaft, die alle ſeine Kräfte verzehrt, die ſein Leben ſelbſt in Gefahr ſetzt. Wie würde ein ſorgſamer Freund des Prinzen, der aber ganz nur Freund allein, und mehr nicht geweſen wäre, in dieſer Lage gehandelt haben? und wie hat Poſa, der Weltbürger, gehandelt? Poſa, des Prinzen Freund und Vertrauter, hätte viel zu ſehr für die Sicherheit ſeines Karlos gezittert, als daß er es hätte wagen ſollen, zu einer gefährlichen Zuſammenkunft mit ſeiner Königinn die Hand zu bieten. Des Freundes Pflicht wäre es geweſen, auf Erſtickung dieſer Leidenſchaft, und keineswegs auf ihre Befriedigung zu denken. Poſa, der Sachwalter Flanderns, handelt ganz anders. Ihm iſt nichts wichtiger, als dieſen hoffnungsleſen Zuſtand, in welchem die thätigen Kräfte ſeines Freundes verſinken, auf das ſchnellſte zu endigen, ſollte es auch ein kleines Wageſtück koſten. So lange ſein Freund in unbefriedigten Wünſchen verſchmachtet, kann er fremdes Leiden nicht fühlen; ſo lange ſeine Kräfte von Schwermuth niedergedrückt ſind, kann er ſich zu keinem heroiſchen Entſchluſſe erheben. Von dem unglücklichen Karlos hat Flandern nichts zu hoffen, aber vielleicht von dem glücklichen. Er eilt alſo, ſeinen heiſſeſten Wunſch zu befriedigen, er ſelbſt führt ihn zu den Füßen ſeiner Königinn; und dabey allein bleibt er nicht ſtehen. Er findet in des Prinzen Gemüth die Motive nicht mehr, die ihn ſonſt zu heroiſchen Entſchlüſſen erhoben hatten: was kann er anders thun, als dieſen erloſchenen Heldengeiſt an fremdem Feuer entzünden, und die einzige Leidenſchaft nutzen, die in der Seele des Prinzen vorhanden iſt? An dieſe muß er die neuen Ideen anknüpfen, die er jetzt bey ihr herrſchend machen will. Ein Blick in der Königinn Herz überzeugt ihn, daß er von ihrer Mitwirkung Alles erwarten darf. Nur der erſte Enthuſiasmus iſt es, den er von dieſer Leidenſchaft entlehnen will. Hat ſie dazu geholfen, ſeinem Freunde dieſen heilſamen Schwung zu geben, ſo bedarf er ihrer nicht mehr, und er kann gewiß ſeyn, daß ſie durch ihre eigene Wirkung zerſtört werden wird. Alſo ſelbſt dieſes Hinderniß, das ſich ſeiner großen Angelegenheit entgegen warf, ſelbſt dieſe unglückliche Liebe, wird jetzt in ein Werkzeug zu jenem wichtigern Zwecke umgeſchaffen, und Flanderns Schickſal muß durch den Mund der Liebe an das Herz ſeines Freundes reden.

„— In dieſer hoffnungsloſen Flamme
„Erkannt' ich früh der Hoffnung goldnen Stral.
„Ich wollt' ihn führen zum Vortrefflichen;
„Die ſtolze königliche Frucht, woran
„Nur Menſchenalter langſam pflanzen, ſollte
„Ein ſchneller Lenz der wunderthät'gen Liebe
„Beſchleunigen. Mir ſollte ſeine Tugend
„An dieſem kräft'gen Sonnenblicke reifen.

Aus den Händen der Königinn empfängt jetzt Karlos die Briefe, welche Poſa aus Flandern für ihn mitbrachte. Die Königinn ruft ſeinen entflohenen Genius zurück.

Noch ſichtbarer zeigt ſich dieſe Unterordnung der Freundſchaft unter das wichtigere Intereſſe bey der Zuſammenkunft im Kloſter. Ein Entwurf des Prinzen auf den König iſt fehlgeſchlagen; dieſes und eine

Entdeckung, welche er zum Vortheile ſeiner Leidenſchaft glaubt gemacht zu haben, ſtürzen ihn heftiger in dieſe zurück, und Poſa glaubt zu bemerken, daß ſich Sinnlichkeit in dieſe Leidenſchaft miſche. Nichts konnte ſich weniger mit ſeinem höhern Plane vertragen. Alle Hoffnungen, die er auf Karlos Liebe zur Königinn für ſeine Niederlande gegründet hat, ſtürzten dahin, wenn dieſe Liebe von ihrer Höhe herunterſank. Der Unwille, den er darüber empfindet, bringt ſeine Geſinnungen an den Tag.

„O, ich fühle,
„Wovon ich mich entwöhnen muß. Ja, einſt,
„Einſt war's ganz anders. Da warſt du ſo reich,
„So warm, ſo reich! Ein ganzer Weltkreis hatte
„In deinem weiten Buſen Raum. Das alles
„Iſt nun dahin, von einer Leidenſchaft,
„Von einem kleinen Eigennutz verſchlungen.
„Dein Herz iſt ausgeſtorben. Keine Thräne,
„Dem ungeheuern Schickſal der Provinzen
„Nicht einmal eine Thräne mehr! O, Karl,
„Wie arm biſt du, wie bettelarm geworden,
„Seitdem du Niemand liebſt, als dich!“

Bang' vor einem ähnlichen Rückfalle, glaubt er einen gewaltſamen Schritt wagen zu müſſen. So lange Karl in der Nähe der Königinn bleibt, iſt er für die Angelegenheit Flanderns verloren. Seine Gegenwart in den Niederlanden kann dort den Dingen eine ganz andere Wendung geben; er ſteht alſo keinen Augenblick an, ihn auf die gewaltſamſte Art dahin zu bringen.

„Er ſoll
„Dem König ungehorſam werden, ſoll
„Nach Brüſſel heimlich ſich begeben, wo
„Mit offnen Armen die Flamänder ihn
„Erwarten. Alle Niederlande ſtehen
„Auf ſeine Loſung auf. Die gute Sache
„Wird ſtark durch einen Königsſohn.

Würde der Freund des Karlos es über ſich vermocht haben, ſo verwegen mit dem guten Namen, ja ſelbſt mit dem Leben ſeines Freundes zu ſpielen? Aber Poſa, dem die Befreyung eines unterdrückten Volks eine weit dringendere Aufforderung war, als die kleinen Angelegenheiten eines Freundes, Poſa, der Weltbürger, mußte gerade ſo und nicht anders handeln. Alle Schritte, die im Verlauf des Stücks von ihm unternommen werden, verrathen eine wagende Kühnheit, die ein heroiſcher Zweck allein einzuflößen im Stande iſt; Freundſchaft iſt oft verzagt, und immer beſorglich. Wo iſt bis jetzt im Karakter des Marquis auch nur eine Spur dieſer ängſtlichen Pflege eines iſolirten Geſchöpfs, dieſer Alles ausſchließenden Neigung, worin doch allein der eigenthümliche Karakter der leidenſchaftlichen Freundſchaft beſteht? Wo iſt bey ihm das Intereſſe für den Prinzen nicht dem höhern Intereſſe für die

Menſchheit untergeordnet? Feſt und beharrlich geht der Marquis ſeinen großen kosmopolitiſchen Gang, und Alles, was um ihn herum vorgeht, wird ihm nur durch die Verbindung wichtig, in der es mit dieſem höhern Gegenſtande ſteht.

Vierter Brief.

Um einen großen Theil ſeiner Bewunderer dürfte ihn dieſes Geſtändniß bringen, aber er wird ſich mit dem kleinen Theile der neuen Verehrer tröſten, die es ihm zuwendet, und zum allgemeinen Beyfall überhaupt konnte ſich ein Karakter, wie der ſeinige, niemals Hoffnung machen. Hohes wirkendes Wohlwollen gegen das Ganze ſchließt keineswegs die zärtliche Theilnahme an den Freuden und Leiden eines einzelnen Weſens aus. Daß er das Menſchengeſchlecht mehr liebt, als Karln, thut ſeiner Freundſchaft für ihn keinen Eintrag. Immer würde er ihn, hätte ihn auch das Schickſal auf keinen Thron gerufen, durch eine beſondere zärtliche Bekümmerniß vor allen Uebrigen unterſchieden haben; im Herzen ſeines Herzens würde er ihn getragen haben, wie Hamlet ſeinen Horatio. Man hält dafür, daß das Wohlwollen um ſo ſchwächer und laulicher werde, je mehr ſich ſeine Gegenſtände häufen: aber dieſer Fall kann auf den Marquis nicht angewandt werden. Der Gegenſtand ſeiner Liebe zeigt ſich ihm im vollesten Lichte der Begeiſterung; herrlich und verklärt ſteht dieſes Bild vor ſeiner Seele, wie die Geſtalt einer Geliebten. Da es Karlos iſt, der dieſes Ideal von Menſchenglück wirklich machen ſoll, ſo trägt er es auf ihn über, ſo faſſt er zuletzt beydes in Einem Gefühle unzertrennlich zuſammen. In Karlos allein ſchaut er ſeine feurig geliebte Menſchheit jetzt an; ſein Freund iſt der Brennpunkt, in welchem alle ſeine Vorſtellungen von jenem zuſammengeſetzten Ganzen ſich ſammeln. Es wirkt alſo doch nur in Einem Gegenſtande auf ihn, den er mit allem Enthuſiasmus und allen Kräften ſeiner Seele umfaſſt.

„Mein Herz,
„Nur einem Einzigen geweiht, umſchloß
„Die ganze Welt. In meines Karlos Seele
„Schuf ich ein Paradies für Millionen.

Hier iſt alſo Liebe zu Einem Weſen, ohne Hintanſetzung der allgemeinen — ſorgſame Pflege der Freundſchaft, ohne das Unbillige, das Ausſchließende dieſer Leidenſchaft. Hier allgemeine, Alles umfaſſende Philanthropie, in einen einzigen Feuerſtrahl zuſammengedrängt.

Und ſollte eben das dem Intereſſe geſchadet haben, was es veredelt hat? Dieſes Gemählde von

Freundſchaft ſollte an Rührung und Anmuth verlieren, was es an Umfang gewann? Der Freund des Karlos ſollte darum weniger Anſpruch auf unſre Thränen und unſre Bewunderung haben, weil er mit der beſchränkteſten Aeußerung des wohlwollenden Affekts ſeine weiteſte Ausdehnung verbindet, und das Göttliche der univerſellen Liebe durch ihre menſchlichſte Anwendung mildert?

Mit der neunten Scene des dritten Aufzugs öffnet ſich ein ganz neuer Spielraum für dieſen Karakter.

Fünfter Brief.

Leidenſchaft für die Königinn hat endlich den Prinzen bis an den Rand des Verderbens geführt. Beweiſe ſeiner Schuld ſind in den Händen ſeines Vaters, und ſeine unbeſonnene Hitze ließ ihn dem laurenden Argwohne ſeiner Feinde die gefährlichſten Blößen geben; er ſchwebt in augenſcheinlicher Gefahr, ein Opfer ſeiner wahnſinnigen Liebe, der väterlichen Eiferſucht, des Prieſterhaſſes, der Rachgier eines beleidigten Feindes, und einer verſchmähten Buhlerinn zu werden. Seine Lage von außen fordert die dringendſte Hülfe, noch mehr aber fordert ſie der innere Zuſtand ſeines Gemüths, der alle Erwartungen und Entwürfe des Marquis zu vereiteln droht. Von jener Gefahr muß der Prinz befreut, aus dieſem Seelenzuſtande muß er geriſſen werden, wenn jene Entwürfe zu Flanderns Befreyung in Erfüllung gehen ſollen; und der Marquis iſt es, von dem wir beydes erwarten, der uns auch ſelbſt dazu Hoffnung macht.

Aber auf eben dem Wege, woher dem Prinzen Gefahr kommt, iſt auch bey dem Könige ein Seelenzuſtand hervorgebracht worden, der ihn das Bedürfniß der Mittheilung zum erſten Male fühlen läſſt. Die Schmerzen der Eiferſucht haben ihn aus dem unnatürlichen Zwange ſeines Standes in den urſprünglichen Stand der Menſchheit zurück verſetzt, haben ihn das Leere und Gekünſtelte ſeiner Deſpotengröße fühlen, und Wünſche in ihm aufſteigen laſſen, die weder Macht noch Hoheit befriedigen kann.

„König! König nur,
„Und wieder König! — Keine beſſre Antwort,
„Als leeren hohlen Wiederhall! Ich ſchlage
„An dieſen Felſen und will Waſſer, Waſſer
„Für meinen heißen Fieberdurſt. Er gibt
„Mir glühend Gold —

Gerade ein Gang der Begebenheiten, wie der bisherige, däucht mir, oder keiner, konnte bey einem Monarchen, wie Philipp II. war, einen ſolchen Zuſtand erzeugen; und gerade ſo ein Zuſtand mußte in ihm erzeugt werden, um die nachfolgende Handlung vorzubereiten und den Marquis ihm nahe bringen zu können.

Vater und Sohn ſind auf ganz verſchiedenen Wegen auf den Punkt geführt worden, wo der Dichter ſie haben muß; auf ganz verſchiedenen Wegen wurden beyde zu dem Marquis von Poſa hingezogen, in welchem Einzigen das bisher getrennte Intereſſe ſich nunmehr zuſammendrängt. Durch Karlos Leidenſchaft für die Königinn und deren unausbleibliche Folgen bey dem Könige wurde dem Marquis ſeine ganze Laufbahn geſchaffen: darum war es nöthig, daß auch das ganze Stück mit jener eröffnet wurde. Gegen ſie mußte der Marquis ſelbſt ſo lange in Schatten geſtellt werden, und ſich, bis er von der ganzen Handlung Beſitz nehmen konnte, mit einem untergeordneten Intereſſe begnügen, weil er von ihr allein alle Materialien zu ſeiner künftigen Thätigkeit empfangen konnte. Die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers durfte alſo durchaus nicht vor der Zeit davon abgezogen werden, und darum war es nöthig, daß ſie bis hieher als Haupthandlung beſchäftigte, das Intereſſe hingegen, das nachher das herrſchende werden ſollte, nur durch Winke von ferne angekündigt wurde. Aber ſobald das Gebäude ſteht, fällt das Gerüſte. Die Geſchichte von Karlos Liebe, als die bloß vorbereitende Handlung, weicht zurück, um derjenigen Platz zu machen, für welche allein ſie gearbeitet hatte.

Nämlich jene verborgnen Motive des Marquis, welche keine andern ſind, als Flanderns Befreyung und das künftige Schickſal der Nation, Motive, die man unter der Hülle ſeiner Freundſchaft bloß geahnet hat, treten jetzt ſichtbar hervor, und fangen an, ſich der ganzen Aufmerkſamkeit zu bemächtigen. Karlos, wie aus dem bisherigen zur Genüge erhellet, wurde von ihm nur als das einzige unentbehrliche Werkzeug zu jenem feurig und ſtandhaft verfolgten Zwecke betrachtet, und als ein ſolches mit eben dem Enthuſiasmus, wie der Zweck ſelbſt, umfaßt. Aus dieſem univerſellern Motive mußte eben der ängſtliche Antheil an dem Wohl und Weh ſeines Freundes, eben die zärtliche Sorgfalt für dieſes Werkzeug ſeiner Liebe fließen, als nur immer die ſtärkſte perſönliche Sympathie hätte hervorbringen können. Karlos Freundſchaft gewährt ihm den vollſtändigſten Genuß ſeines Ideals. Sie iſt der Vereinigungspunkt aller ſeiner Wünſche und Thätigkeiten. Noch kennt er keinen andern und kürzern Weg, ſein hohes Ideal von Freyheit und Menſchenglück wirklich zu machen, als der ihm in Karlos geöffnet wird. Es fiel ihm gar nicht ein, dies auf einem andern Wege zu ſuchen; am allerwenigſten fiel es ihm ein, dieſen Weg unmittelbar durch den König zu nehmen. Als er daher zu dieſem geführt wird, zeigt er die höchſte Gleichgültigkeit.

„Mich will er haben? — Mich? — Ich bin ihm
nichts,
„Ich wahrlich nichts! — Mich hier in dieſen Zimmern!

„Wie zwecklos und wie ungereimt! — Was kann
„Ihm viel dran liegen, ob ich bin? — Sie ſehen,
„Es führt zu nichts.

Aber nicht lange überläſſt er ſich dieſer müßigen, dieſer kindiſchen Verwunderung. Einem Geiſte, gewohnt, wie es dieſer iſt, jedem Umſtande ſeine Nutzbarkeit abzumerken, auch den Zufall mit bildender Hand zum Plan zu geſtalten, jedes Ereigniß in Beziehung auf ſeinen Lieblingszweck ſich zu denken, bleibt der hohe Gebrauch nicht lange verborgen, der ſich von dem jetzigen Augenblicke machen läſſt. Auch das kleinſte Element der Zeit iſt ihm ein heilig anvertrautes Pfund, womit gewuchert werden muß. Noch iſt es nicht klarer zuſammenhängender Plan, was er ſich denkt; bloße dunkle Ahnung, und auch dieſe kaum; bloß flüchtig aufſteigender Einfall iſt es, ob hier vielleicht gelegenheitlich etwas zu wirken ſeyn möchte? Er ſoll vor denjenigen treten, der das Schickſal ſo vieler Millionen in der Hand hat. Man muß den Augenblick nutzen, ſagt er zu ſich ſelbſt, der nur einmal kommt. Wär's auch nur ein Feuerfunke Wahrheit, in die Seele dieſes Menſchen geworfen, der noch keine Wahrheit gehört hat! Wer weiß, wie wichtig ihn die Vorſicht bey ihm verarbeiten kann? — Mehr denkt er ſich nicht dabey, als einen zufälligen Umſtand auf die beſte Art, die er kennt, zu benutzen. In dieſer Stimmung erwartet er den König.

Sechster Brief.

Ich behalte mir auf eine andere Gelegenheit vor, mich über den Ton, auf welchen ſich Poſa gleich zu Anfang mit dem Könige ſtimmt, wie überhaupt über ſein ganzes Verfahren in dieſer Scène, und die Art, wie dieſes von dem Könige aufgenommen wird, näher gegen Sie zu erklären, wenn Sie Luſt haben, mich zu hören. Jetzt begnüge ich mich bloß, bey demjenigen ſtehen zu bleiben, was mit dem Karakter des Marquis in der unmittelbarſten Verbindung ſteht.

Alles, was der Marquis, nach ſeinem Begriffe von dem Könige, vernünftiger Weiſe hoffen konnte, bey ihm hervorzubringen — war ein mit Demüthigung verbundenes Erſtaunen, daß ſeine große Idee von ſich ſelbſt, und ſeine geringe Meinung von Menſchen, doch wol einige Ausnahmen leiden dürfte; alsdann die natürliche unausbleibliche Verlegenheit eines kleinen Geiſtes vor einem großen Geiſte. Dieſe Wirkung konnte wohlthätig ſeyn, wenn ſie auch bloß dazu diente, die Vorurtheile dieſes Menſchen auf einen Augenblick zu erſchüttern; wenn ſie ihn fühlen ließ, daß es noch jenſeits ſeines gezogenen Kreiſes Wirkungen gebe, von denen er ſich nichts hätte träumen laſſen. Dieſer einzige Laut konnte noch lange nachhallen in ſeinem Leben, und dieſer Eindruck mußte deſto länger bey ihm haften, je mehr er ohne Beyſpiel war.

Aber Poſa hatte den König wirklich zu flach, zu obenhin beurtheilt, oder wenn er ihn auch gekannt hätte, ſo war er doch von der damaligen Gemüthslage deſſelben zu wenig unterrichtet, um ſie mit in Berechnung zu bringen. Dieſe Gemüthslage war äußerſt günſtig für ihn, und bereitete ſeinen hingeworfenen Reden eine Aufnahme, die er mit keinem Grunde der Wahrſcheinlichkeit hatte erwarten können. Dieſe unerwartete Entdeckung gibt ihm einen lebhaftern Schwung, und dem Stücke ſelbſt eine ganz neue Wendung. Kühn gemacht durch einen Erfolg, der all ſein Hoffen übertraf, und durch einige Spuren von Humanität, die ihn an dem Könige überraſchen, in Feuer geſetzt, verirrt er ſich, auf einen Augenblick, bis zu der ausſchweifenden Idee, ſein herrſchendes Ideal von Flanderns Glück u. ſ. w. unmittelbar an die Perſon des Königs anzuknüpfen, es unmittelbar durch dieſen in Erfüllung zu bringen. Dieſe Vorausſetzung ſetzt ihn in eine Leidenſchaft, die den ganzen Grund ſeiner Seele eröffnet, alle Geburten ſeiner Phantaſie, alle Reſultate ſeines ſtillen Denkens ans Licht bringt, und deutlich zu erkennen gibt, wie ſehr ihn dieſe Ideale beherrſchen. Jetzt, in dieſem Zuſtande der Leidenſchaft, werden alle die Triebfedern ſichtbar, die ihn bis jetzt in Handlung geſetzt haben; jetzt ergeht es ihm, wie jedem Schwärmer, der von ſeiner herrſchenden Idee überwältigt wird. Er kennt keine Grenzen mehr; im Feuer ſeiner Begeiſterung veredelt er ſich den König, der mit Erſtaunen ihm zuhört, und vergißt ſich ſo weit, Hoffnungen auf ihn zu gründen, worüber er in den nächſten ruhigen Augenblicken erröthen wird. An Karlos wird jetzt nicht mehr gedacht. Was für ein langer Umweg, erſt auf dieſen zu warten! Der König bietet ihm eine weit nähere und ſchnellere Befriedigung dar. Warum das Glück der Menſchheit bis auf ſeinen Erben verſchieben?

Würde ſich Karlos Buſenfreund ſo weit vergeſſen, würde eine andere Leidenſchaft, als die herrſchende, den Marquis ſo weit hingeriſſen haben? Iſt das Intereſſe der Freundſchaft ſo beweglich, daß man es mit ſo weniger Schwierigkeit auf einen andern Gegenſtand übertragen kann? Aber Alles iſt erklärt, ſo bald man die Freundſchaft jener herrſchenden Leidenſchaft unterordnet. Dann iſt es natürlich, daß dieſe, bey dem nächſten Anlaſſe, ihre Rechte reclamirt, und ſich nicht lange bedenkt, ihre Mittel und Werkzeuge umzutauſchen.

Das Feuer und die Freymüthigkeit, womit Poſa ſeine Lieblingsgefühle, die bis jetzt zwiſchen Karlos und ihm Geheimniſſe waren, dem Könige vortrug; und der Wahn, daß dieſer ſie verſtehen, ja gar in Erfüllung bringen könnte, war eine offenbare Untreue, deren er ſich gegen ſeinen Freund Karl ſchuldig machte. Poſa, der Weltbürger, durfte ſo handeln, und ihm allein kann es vergeben werden; an dem Buſenfreunde Karls wäre es eben ſo verdammlich, als es unbegreiflich ſeyn würde.

Länger als Augenblicke freylich ſollte dieſe Verblendung nicht dauern. Der erſten Ueberraſchung, der Leidenſchaft, vergibt man ſie leicht: aber wenn er auch noch nüchtern fortführe, daran zu glauben, ſo würde er billig in unſern Augen zum Träumer herabſinken. Daß ſie aber wirklich Eingang bey ihm gefunden, erhellt aus einigen Stellen, wo er darüber ſcherzt, oder ſich ernſthaft davon reinigt. „Geſetzt,“ ſagt er der Königinn, „ich ginge damit um, meinen Glauben auf den Thron zu ſetzen?

Königinn.

„Nein, Marquis,
„Auch nicht einmal im Scherze möcht' ich dieſer
„Unreifen Einbildung Sie zeih'n. Sie ſind
„Der Träumer nicht, der etwas unternähme,
„Was nicht geendigt werden kann.

Marquis.

„Das eben
„Wär' noch die Frage, denk' ich.

Karlos ſelbſt hat tief genug in die Seele ſeines Freundes geſehen, um einen ſolchen Entſchluß in ſeiner Vorſtellungsart gegründet zu finden, und das, was er ſelbſt bey dieſer Gelegenheit über ihn ſagt, könnte allein hinreichen, den Geſichtspunkt des Verfaſſers außer Zweifel zu ſetzen. „Du ſelbſt,“ ſagt er ihm, noch immer im Wahne, daß der Marquis ihn aufgeopfert,

„Du ſelbſt wirſt jetzt vollenden,
„Was ich geſollt und nicht gekonnt — Du wirſt
„Den Spaniern die gold'nen Tage ſchenken,
„Die ſie von mir umſonſt gehofft. Mit mir
„Iſt es ja aus, auf immer aus. Das haſt
„Du eingeſehn. O dieſe fürchterliche Liebe
„Hat alle frühen Blüthen meines Geiſts
„Unwiederbringlich hingerafft. Ich bin
„Für deine großen Hoffnungen geſtorben.
„Vorſehung oder Zufall führen dir
„Den König zu — Es koſtet mein Geheimniß.
„Und er iſt dein! Du kannſt ſein Engel werden;
„Für mich iſt keine Rettung mehr. Vielleicht
„Für Spanien!“ u. ſ. f.

Und an einem andern Orte ſagt er zum Grafen von Lerma, um die vermeintliche Treuloſigkeit ſeines Freundes zu entſchuldigen.

„— Er hat
„Mich lieb gehabt, ſehr lieb. Ich war ihm theuer,
„Wie ſeine eigne Seele. O, das weiß ich!
„Das haben tauſend Proben mir erwieſen.
„Doch ſollen Millionen ihm, ſoll ihm
„Das Vaterland nicht theurer ſeyn, als Einer?
„Sein Buſen war für einen Freund zu groß,
„Und Karlos Glück zu klein für ſeine Liebe.
„Er opferte mich ſeiner Tugend.

Siebenter Brief.

Poſa empfand es recht gut, wie viel ſeinem Freunde Karlos dadurch entzogen worden, daß er den König zum Vertrauten ſeiner Lieblingsgefühle gemacht, und einen Verſuch auf deſſen Herz gethan hatte. Eben weil er fühlte, daß dieſe Lieblingsgefühle das eigentliche Band ihrer Freundſchaft waren, ſo wußte er auch nicht anders, als daß er dieſes in eben dem Augenblicke gebrochen hatte, wo er jene bey dem Könige profanirte. Das wußte Karlos nicht, aber Poſa wußte es recht gut, daß dieſe Philoſophie und dieſe Entwürfe für die Zukunft das heilige Palladium ihrer Freundſchaft und der wichtige Titel waren, unter welchem Karlos ſein Herz beſaß; eben weil er das wußte, und im Herzen vorausſetzte, daß es auch Karl nicht unbekannt ſeyn konnte — wie konnte er es wagen, ihm zu bekennen, daß er dieſes Palladium veruntreut hätte? Ihm geſtehen, was zwiſchen ihm und dem Könige vorgegangen war, mußte in ſeinen Gedanken eben ſo viel heißen, als ihm ankündigen, daß es eine Zeit gegeben, wo er ihm nichts mehr war. Hatte aber Karlos künftiger Beruf zum Throne, hatte der Königsſohn keinen Antheil an dieſer Freundſchaft, war ſie etwas vor ſich Beſtehendes und durchaus nur Perſönliches, ſo konnte ſie durch jene Vertraulichkeit gegen den König zwar beleidigt, aber nicht verrathen, nicht zerriſſen worden ſeyn; ſo konnte dieſer zufällige Umſtand ihrem Weſen nichts anhaben. Es war Delikateſſe, es war Mitleid, daß Poſa, der Weltbürger, dem künftigen Monarchen die Erwartungen verſchwieg, die er auf den Jetzigen gegründet hatte; aber Poſa, Karlos Freund, konnte ſich durch nichts ſchwerer vergehen, als durch dieſe Zurückhaltung ſelbſt.

Zwar ſind die Gründe, welche Poſa ſowol ſich ſelbſt, als nachher ſeinem Freunde, von dieſer Zurückhaltung, der einzigen Quelle aller nachfolgenden Verwirrungen, angibt, von ganz andrer Art. 4. Akt. 6. Auftritt.

„Der König glaubte dem Gefäß, dem er
„Sein heiliges Geheimniß übergeben,
„Und Glauben fordert Dankbarkeit. Was wäre
„Geſchwätzigkeit, wenn mein Verſtummen dir
„Nicht Leiden bringt? vielleicht erſpart? — Warum
„Dem Schlafenden die Wetterwolke zeigen,
„Die über ſeinem Scheitel hängt?

Und in der dritten Scene des fünften Akts.

„— — Doch ich, von falſcher Zärtlichkeit beſtochen,
„Von ſtolzem Wahn geblendet, ohne dich
„Das Wageſtück zu enden, unterſchlage
„Der Freundſchaft mein gefährliches Geheimniß.

Aber Jedem, der nur wenige Blicke in das Menſchenherz gethan, wird es einleuchten, daß ſich der Marquis mit dieſen eben angeführten Gründen, (die an ſich ſelbſt bey weitem zu ſchwach ſind, um einen ſo wichtigen Schritt zu motiviren) nur ſelbſt zu hintergeben ſucht — weil er ſich die eigentliche Urſache nicht zu geſtehen wagt. Einen weit wahrern Aufſchluß über den damaligen Zuſtand ſeines Gemüths gibt eine andre Stelle, woraus deutlich erhellt, daß es Augenblicke müſſe gegeben haben, in denen er mit ſich zu Rathe ging, ob er ſeinen Freund nicht geradezu aufopfern ſollte? Es ſtand bey mir, ſagt er zu der Königinn,

„— einen neuen Morgen
„Heraufzuführen über dieſe Reiche.
„Der König ſchenkte mir ſein Herz. Er nannte
„Mich ſeinen Sohn. Ich führe ſeine Siegel,
„Und ſeine Alba ſind nicht mehr, u. ſ. f.

„Doch geb' ich
„Den König auf. In dieſem ſtarren Boden
„Blüht keine meiner Roſen mehr. Das waren
„Nur Gaukelſpiele kindiſcher Vernunft,
„Vom reifen Manne ſchamroth widerrufen.
„Den nahen hoffnungsvollen Lenz ſollt' ich
„Vertilgen, einen lauen Sonnenblick
„Im Norden zu erkünſteln? Eines müden
„Tyrannen letzten Ruthenſtreich zu mildern,
„Die große Freyheit des Jahrhunderts wagen?
„Elender Ruhm! Ich mag ihn nicht. Europens
„Verhängniß reift in meinem großen Freunde.

„Auf ihn verweiſ' ich Spanien. Doch wehe!
„Weh mir und ihm, wenn ich bereuen ſollte!
„Wenn ich das Schlimmere gewählt? Wenn ich
„Den großen Wink der Vorſicht mißverſtanden,
„Der mich, nicht ihn, auf dieſem Thron gewollt.“ —

Alſo hat er doch gewählt, und um zu wählen, mußte er alſo ja den Gegenſatz ſich als möglich gedacht haben. Aus allen dieſen angeführten Fällen erkennt man offenbar, daß das Intereſſe der Freundſchaft einem Höhern nachſteht, und daß ihr nur durch dieſes Letztere ihre Richtung beſtimmt wird. Niemand im ganzen Stücke hat dieſes Verhältniß zwiſchen beyden Freunden richtiger beurtheilt, als Philipp ſelbſt, von dem es auch am erſten zu erwarten war. Im Munde dieſes Menſchenkenners legte ich meine Apologie und mein eignes Urtheil von dem Helden des Stücks nieder, und mit ſeinen Worten möge denn auch dieſe Unterſuchung beſchloſſen werden.

„Und wem bracht' er dies Opfer?
„Dem Knaben, meinem Sohne? Nimmermehr.
„Ich glaub' es nicht. Für einen Knaben ſtirbt
„Ein Poſa nicht. Der Freundſchaft arme Flamme
„Füllt eines Poſa Herz nicht aus. Das ſchlug
„Der ganzen Menſchheit. Seine Neigung war
„Die Welt, mit allen kommenden Geſchlechtern.“

Achter Brief.

Aber, werden Sie ſagen, wozu dieſe ganze Unterſuchung? Gleichviel, ob es unfreywilliger Zug des Herzens, Harmonie der Charaktere, wechſelſeitige perſönliche Nothwendigkeit für einander, oder von außen hinzugekommene Verhältniſſe und freye Wahl geweſen, was das Band der Freundſchaft zwiſchen dieſen Beyden geknüpft hat — die Wirkungen bleiben dieſelben, und im Gange des Stücks ſelbſt wird dadurch nichts verändert. Wozu daher dieſe weit ausgeholte Mühe, den Leſer aus einem Irrthume zu reißen, der ihm vielleicht angenehmer als die Wahrheit iſt? Wie würde es um den Reiz der meiſten moraliſchen Erſcheinungen ſtehen, wenn man jedesmal in die innerſte Tiefe des Menſchenherzens hineinleuchten, und ſie gleichſam werden ſehen müßte? Genug für uns, daß Alles, was Marquis Poſa liebt, in dem Prinzen verſammelt iſt, durch ihn repräſentirt wird, oder wenigſtens durch ihn allein zu erhalten ſteht, daß er dieſes zufällige, bedingte, ſeinem Freunde nur geliehene Intereſſe mit dem Weſen deſſelben zuletzt unzertrennlich zuſammenfaſſt, und daß Alles, was er für ihn empfindet, ſich in einer perſönlichen Neigung äußert. Wir genießen dann die reine Schönheit dieſes Freundſchaftsgemähldes als ein einfaches moraliſches Element, unbekümmert, in wie viel Theile es auch der Philoſoph noch zergliedern mag.

Wie aber, wenn die Berichtigung dieſes Unterſchieds für das ganze Stück wichtig wäre? — Wird nämlich das letzte Ziel von Poſa's Beſtrebungen über den Prinzen hinaus gerückt, iſt ihm dieſer nur als Werkzeug zu einem höhern Zwecke ſo wichtig, befriedigt er durch ſeine Freundſchaft für ihn einen andern Trieb, als nur dieſe Freundſchaft, ſo kann dem Stücke ſelbſt nicht wohl eine engere Grenze geſteckt ſeyn — ſo muß der letzte Endzweck des Stücks mit dem Zwecke des Marquis wenigſtens zuſammenfallen. Das große Schickſal eines ganzen Staats, das Glück des menſchlichen Geſchlechts auf viele Generationen hinunter, worauf alle Beſtrebungen des Marquis, wie wir geſehen haben, hinauslaufen, kann nicht wohl Epiſode zu einer Handlung ſeyn, die den Ausgang einer Liebesgeſchichte zum Zweck hat. Haben wir einander alſo über Poſa's Freundſchaft mißverſtanden, ſo fürchte ich, wir haben es auch über den letzten Zweck der ganzen Tragödie. Laſſen Sie mich ſie Ihnen aus dieſem neuen Standpunkte zeigen; vielleicht, daß manche Mißverhältniſſe, an denen Sie bisher Anſtoß genommen, ſich unter dieſer neuen Anſicht verlieren.

Und was wäre alſo die ſogenannte Einheit des Stücks; wenn es Liebe nicht ſeyn ſoll, und Freundſchaft nie ſeyn konnte? Von jener handeln die drey erſten Akte, von dieſer die zwey übrigen; aber keine von beyden beſchäftigt das Ganze. Die Freundſchaft opfert ſich auf, und die Liebe wird aufgeopfert, aber weder dieſe noch jene iſt es, der dieſes Opfer von der andern gebracht wird. Alſo muß noch etwas Drittes vorhanden ſeyn, das verſchieden iſt von Freundſchaft und Liebe, für welches beyde gewirkt haben, und welchem beyde aufgeopfert worden — und wenn das Stück eine Feinheit hat, wo anders, als in dieſem Dritten, könnte ſie liegen?

Rufen Sie Sich, lieber Freund, eine gewiſſe Unterredung zurück, die über einen Lieblingsgegenſtand unſers Jahrzehends — über Verbreitung reinerer ſanfterer Humanität, über die höchſtmögliche Freyheit der Individuen bey des Staats höchſter Blüthe, kurz, über den vollendetſten Zuſtand der Menſchheit, wie er in ihrer Natur und ihren Kräften als erreichbar angegeben liegt — unter uns lebhaft wurde, und unſre Phantaſie in einen der lieblichſten Träume entzückte, in denen das Herz ſo angenehm ſchwelgt. Wir ſchloſſen damals mit dem romanhaften Wunſche, daß es dem Zufalle, der wol größere Wunder ſchon gethan, in dem nächſten Julianiſchen Cyclus gefallen möchte, unſre Gedankenreihe, unſere Träume und Ueberzeugungen mit eben dieſer Lebendigkeit, und mit eben ſo gutem Willen befruchtet, in dem erſtgebornen Sohne eines künftigen Beherrſchers von — oder von — auf dieſer oder

der andern Hemiſphäre wieder zu erwecken. Was bey einem ernſthaften Geſpräche bloßes Spielwerk war, dürfte ſich, wie mir vorkam, bey einem ſolchen Spielwerke, als die Tragödie iſt, zu der Würde des Ernſtes und der Wahrheit erheben laſſen. Was iſt der Phantaſie nicht möglich? Was iſt einem Dichter nicht erlaubt? Unſere Unterredung war längſt vergeſſen, als ich unterdeſſen die Bekanntſchaft des Prinzen von Spanien machte; und bald merkte ich dieſem geiſtvollen Jünglinge an, daß er wol gar derjenige ſeyn dürfte, mit dem wir unſern Entwurf zur Ausführung bringen könnten. Gedacht, gethan! Alles fand ich mir, wie durch einen dienſtbaren Geiſt, dabey in die Hände gearbeitet; Freyheitsſinn mit Deſpotismus im Kampfe, die Feſſeln der Dummheit zerbrochen, tauſendjährige Vorurtheile erſchüttert, eine Nation, die ihre Menſchenrechte wiederfordert, republikaniſche Tugenden in Ausübung gebracht, hellere Begriffe im Umlauf, die Köpfe in Gährung, die Gemüther von einem begeiſterten Intereſſe gehoben — und nun, um die glückliche Conſtellation zu vollenden, eine ſchön organiſirte Jünglingsſeele am Throne, in einſamer unangefochtener Blüthe unter Druck und Leiden hervorgegangen. Unglücklich — ſo machten wir aus — müßte der Königsſohn ſeyn, an dem wir unſer Ideal in Erfüllung bringen wollten.

„Seyn Sie
„Ein Menſch auf König Philipps Thron! Sie haben
„Auch Leiden kennen lernen —

Aus dem Schoße der Sinnlichkeit und des Glücks durfte er nicht genommen werden; die Kunſt durfte noch nicht Hand an ſeine Bildung gelegt, die damalige Welt ihm ihren Stempel noch nicht aufgedrückt haben. Aber wie ſollte ein königlicher Prinz aus dem ſechszehnten Jahrhundert — Philipps des zweyten Sohn — ein Zögling des Mönchsvolks, deſſen kaum aufwachende Vernunft von ſo ſtrengen und ſo ſcharfſichtigen Hütern bewacht wird, zu dieſer liberalen Philoſophie gelangen? Sehen Sie, auch dafür war geſorgt. Das Schickſal ſchenkte ihm einen Freund — einen Freund in den entſcheidenden Jahren, wo des Geiſtes Blume ſich entfaltet, Ideale empfangen werden, und die moraliſche Empfindung ſich läutert — einen geiſtreichen gefühlvollen Jüngling, über deſſen Bildung ſelbſt, was hindert mich, dieſes anzunehmen? ein günſtiger Stern gewacht, ungewöhnliche Glücksfälle ſich ins Mittel geſchlagen, und den irgend ein verborgner Weiſe ſeines Jahrhunderts dieſem ſchönen Geſchäfte zugebildet hat. Eine Geburt der Freundſchaft alſo iſt dieſe heitre menſchliche Philoſophie, die der Prinz auf dem Throne in Ausübung bringen will. Sie kleidet ſich in alle Reize der Jugend, in die ganze Anmuth der Dichtung; mit Licht und Wärme wird ſie in ſeinem Herzen niedergelegt, ſie iſt die erſte Blüthe ſeines Weſens, ſie iſt ſeine erſte Liebe. Dem Marquis liegt äußerſt viel daran, ihr dieſe jugendliche Lebendigkeit zu erhalten, ſie als einen Gegenſtand der Leidenſchaft bey ihm fortdauern zu laſſen, weil nur Leidenſchaft ihm die Schwierigkeiten beſiegen helfen kann, die ſich ihrer Ausübung entgegenſetzen werden. Sagen ſie ihm, trägt er der Königinn auf:

„Daß er für die Träume ſeiner Jugend
„Soll Achtung tragen, wenn er Mann ſeyn wird,
„Nicht öffnen ſoll dem tödtenden Inſekte
„Gerühmter beſſerer Vernunft das Herz
„Der zarten Götterblume; daß er nicht
„Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
„Begeiſterung, die Himmelstochter, läſtert.
„Ich hab' es ihm zuvor geſagt —

Unter beyden Freunden bildet ſich alſo ein enthuſiaſtiſcher Entwurf, den glücklichſten Zuſtand hervorzubringen, der der menſchlichen Geſellſchaft erreichbar iſt, und von dieſem enthuſiaſtiſchen Entwurfe, wie er nemlich in Conflict mit der Leidenſchaft erſcheint, handelt das gegenwärtige Drama. Die Rede war alſo davon, einen Fürſten aufzuſtellen, der das höchſte mögliche Ideal bürgerlicher Glückſeligkeit für ſein Zeitalter wirklich machen ſollte — nicht dieſen

Fürſten erſt zu dieſem Zwecke zu erziehen; denn dieſes mußte längſt vorhergegangen ſeyn, und konnte auch nicht wohl zum Gegenſtande eines ſolchen Kunſtwerks gemacht werden; noch weniger ihn zu dieſem Werke wirklich Hand anlegen zu laſſen, denn wie ſehr würde dieſes die engen Grenzen eines Trauerſpiels überſchritten haben? — Die Rede war davon, dieſen Fürſten nur zu zeigen, den Gemüthszuſtand in ihm herrſchend zu machen, der einer ſolchen Wirkung zum Grunde liegen muß, und ihre ſubjektive Möglichkeit auf einen hohen Grad der Wahrſcheinlichkeit zu erheben, unbekümmert, ob Glück und Zufall ſie wirklich machen wollen?

Neunter Brief.

Ich will mich über das Vorige näher erklären.

Der Jüngling nämlich, zu dem wir uns dieſer außerordentlichen Wirkung verſehen ſollen, mußte zuvor Begierden übermeiſtert haben, die einem ſolchen Unternehmen gefährlich werden können; gleich jenem Römer mußte er ſeine Hand über Flammen halten, um uns zu überführen, daß er Manns genug ſey, über den Schmerz zu ſiegen; er mußte durch das Feuer einer fürchterlichen Prüfung gehen, und in dieſem Feuer ſich bewähren. Dann nur, wenn wir ihn glücklich mit einem innerlichen Feinde haben ringen ſehen, können wir ihm den Sieg über die äußerlichen Hinderniſſe zuſagen, die ſich ihm auf der kühnen Reformantenbahn entgegen werfen werden; dann nur, wenn wir ihn in den Jahren der Sinnlichkeit, bey dem heftigen Blute der Jugend, der Verſuchung haben Trotz bieten ſehen, können wir ganz ſicher ſeyn, daß ſie dem reifen Manne nicht gefährlich mehr ſeyn wird. Und welche Leidenſchaft konnte mir dieſe Wirkung in größerem Maße leiſten, als die mächtigſte von allen, die Liebe?

Alle Leidenſchaften, von denen für den großen Zweck, wozu ich ihn aufſparte, zu fürchten ſeyn konnte, dieſe einzige ausgenommen, ſind aus ſeinem Herzen hinweggeräumt, oder haben nie darin gewohnt. An einem verderbten ſittenloſen Hofe hat er die Reinigkeit der erſten Unſchuld erhalten; nicht ſeine Liebe, auch nicht Anſtrengung durch Grundſätze, ganz allein ſein moraliſcher Inſtinkt hat ihn vor dieſer Befleckung bewahrt.

> „Der Wolluſt Pfeil zerbrach an dieſer Bruſt
> „Lang' ehe noch Eliſabeth hier herrſchte."

Der Prinzeſſinn von Eboli gegenüber, die ſich aus Leidenſchaft und Plan ſo oft gegen ihn vergißt, zeigt er eine Unſchuld, die der Einfalt ſehr nahe kommt. Wie Viele, die dieſe Scene leſen, würden die Prinzeſſinn weit ſchneller verſtanden haben! Meine Abſicht war, in ſeine Natur eine Reinigkeit zu legen, der keine Verführung etwas anhaben kann. Der Kuß, den er der Prinzeſſinn gibt, war, wie er ſelbſt ſagt, der erſte ſeines Lebens, und dies war doch gewiß ein ſehr tugendhafter Kuß! Aber auch über eine feinere Verführung ſollte man ihn erhaben ſehen; daher die ganze Epiſode der Prinzeſſinn von Eboli, deren buhleriſche Künſte an ſeiner beſſern Liebe ſcheitern. Mit dieſer Liebe hätte er alſo zu thun, und ganz wird ihn die Tugend haben, wenn es ihm gelungen ſeyn wird, auch noch dieſe Liebe zu beſiegen; und davon handelt nun das Stück. Sie begreifen nun auch, warum der Prinz gerade ſo und nicht anders gezeichnet worden; warum ich es zugelaſſen habe, daß die edle Schönheit dieſes Charakters durch ſo viel Heftigkeit, ſo viel unſtäte Hitze, wie ein klares Waſſer durch Wallungen, getrübt wird. Ein weiches wohlwollendes Herz, Enthuſiasmus für das Große und Schöne, Delikateſſe, Muth, Standhaftigkeit, uneigennützige Großmuth, ſollte er beſitzen, ſchöne und helle Blicke des Geiſtes ſollte er zeigen, aber weiſe ſollte er nicht ſeyn. Der künftige große Mann ſollte in ihm ſchlummern, aber ein feuriges Blut ſollte ihm jetzt noch nicht erlauben, es wirklich zu ſeyn. Alles, was den trefflichen Regenten macht, Alles, was die Erwartungen ſeines Freundes und die Hoffnungen einer auf ihn harrenden Welt rechtfertigen kann, Alles, was ſich vereinigen muß, ſein vorgeſetztes Ideal von einem künftigen Staate auszuführen, ſollte ſich in dieſem Karakter beyſammen finden: aber entwickelt ſollte es noch nicht ſeyn, noch nicht von Leidenſchaft geſchieden, noch nicht zu reinem Golde geläutert. Darauf kam es ja eigentlich erſt an, ihn dieſer Vollkommenheit näher zu bringen, die ihm jetzt noch mangelt; ein mehr vollendeter Charakter des Prinzen hätte mich des ganzen Stücks überhoben. Eben ſo begreifen Sie nunmehr, warum es nöthig war, den Charakteren Philipps und ſeiner Geiſtesverwandten einen ſo großen Spielraum zu geben, — ein nicht zu entſchuldigender Fehler, wenn dieſe Charaktere weiter nichts, als die Maſchinen hätten ſeyn ſollen, eine Liebesgeſchichte zu verwickeln und aufzulöſen — und warum überhaupt dem geiſtlichen, politiſchen und häuslichen Deſpotismus ein ſo weites Feld gelaſſen worden. Da aber mein eigentlicher Vorwurf war, den künftigen Schöpfer des Menſchenglücks aus dem Stücke gleichſam hervorgehen zu laſſen; ſo war es ſehr an ſeinem Orte, den Schöpfer des Elends neben ihm aufzuführen, und durch ein vollſtändiges ſchauderhaftes Gemählde des Deſpotismus ſein reizendes Gegentheil deſtomehr zu erheben. Wir ſehen den Deſpoten auf ſeinem traurigen Throne, ſehen ihn mitten unter ſeinen Schätzen darben, wir erfahren aus ſeinem Munde, daß er unter allen ſeinen Millionen allein iſt, daß die Furien des

Argwohns ſeinen Schlaf anfallen, daß ihm ſeine Kreaturen geſchmolzenes Gold ſtatt eines Labetrunks bieten; wir folgen ihm in ſein einſames Gemach, ſehen da den Beherrſcher einer halben Welt um ein — menſchliches Weſen bitten, und ihn dann, wenn das Schickſal ihm dieſen Wunſch gewährt hat, gleich einem Raſenden, ſelbſt das Geſchenk zerſtören, deſſen er nicht mehr würdig war. Wir ſehen ihn unwiſſend den niedrigſten Leidenſchaften ſeiner Sklaven dienen; ſind Augenzeugen, wie ſie die Seile drehen, woran ſie den, der ſich einbildet, der alleinige Urheber ſeiner Thaten zu ſeyn, einem Knaben gleich lenken. Ihn, vor welchem man in fernen Welttheilen zittert, ſehen wir vor einem herriſchen Prieſter eine erniedrigende Rechenſchaft ablegen, und eine leichte Uebertretung mit einer ſchimpflichen Züchtigung büßen. Wir ſehen ihn gegen Natur und Menſchheit ankämpfen, die er nicht ganz beſiegen kann, zu ſtolz, ihre Macht zu erkennen, zu ohnmächtig, ſich ihr zu entziehen; von allen ihren Genüſſen geflohen, aber von ihren Schwächen und Schreckniſſen verfolgt; herausgetreten aus ſeiner Gattung, um als ein Mittelding von Geſchöpf und Schöpfer — unſer Mitleiden zu erregen. Wir verachten dieſe Größe, aber wir trauern über ſeinen Mißverſtand, weil wir auch ſelbſt aus dieſer Verzerrung noch Züge von Menſchheit herausleſen, die ihn zu einem der Unſrigen machen, weil er auch bloß durch die übrig gebliebenen Reſte der

Menſchheit elend iſt. Je mehr uns aber dieſes ſchreckhafte Gemählde zurückſtößt, deſto ſtärker werden wir von dem Bilde ſanfter Humanität angezogen, die ſich in Karlos, in ſeines Freundes, und in der Königinn Geſtalt vor unſern Augen verklärt.

Und nun, lieber Freund, überſehen Sie das Stück aus dieſem neuen Standorte noch einmal. Was Sie für Ueberladung gehalten, wird es jetzt vielleicht weniger ſeyn; in der Einheit, worüber wir uns jetzt verſtändigt haben, werden ſich alle einzelnen Beſtandtheile deſſelben auflöſen laſſen. Ich könnte den angefangenen Faden noch weiter fortführen, aber es ſey mir genug, Ihnen durch einige Winke angedeutet zu haben, worüber in dem Stücke ſelbſt die beſte Auskunft enthalten iſt. Es iſt möglich, daß, um die Hauptidee des Stücks herauszufinden, mehr ruhiges Nachdenken erfordert wird, als ſich mit der Eilfertigkeit verträgt, womit man gewohnt iſt, dergleichen Schriften zu durchlaufen; aber der Zweck, worauf der Künſtler gearbeitet hat, muß ſich ja am Ende des Kunſtwerks erfüllt zeigen. Womit die Tragödie beſchloſſen wird, damit muß ſie ſich beſchäftigt haben, und nun höre man, wie Karlos von uns und ſeiner Königinn ſcheidet.

„— Ich habe
„In einem langen ſchweren Traum gelegen.
„Ich liebte — Jetzt bin ich erwacht. Vergeſſen
„Sey das Vergangne. Endlich ſeh' ich ein, es gibt

„Ein höher wünſchenswerther Gut, als dich
„Beſitzen — Hier ſind Ihre Briefe
„Zurück. Vernichten Sie die meinen! Fürchten
„Sie keine Wallung mehr von mir. Es iſt
„Vorbey. Ein reiner Feuer hat mein Weſen
„Geläutert — Einen Leichenſtein will ich
„Ihm ſetzen, wie noch keinem Könige zu Theil
„Geworden — Ueber ſeiner Aſche blühe
„Ein Paradies!“

Königinn.

„— — So hab' ich Sie gewollt!
„Das war die große Meinung ſeines Todes.

Zehnter Brief.

Ich bin weder Illuminat noch Maurer, aber wenn beyde Verbrüderungen einen moraliſchen Zweck mit einander gemein haben, und wenn dieſer Zweck für die menſchliche Geſellſchaft der wichtigſte iſt, ſo muß er mit demjenigen, den Marquis Poſa ſich vorſetzte, wenigſtens ſehr nahe verwandt ſeyn. Was jene durch eine geheime Verbindung mehrerer durch die Welt zerſtreuter thätiger Glieder zu bewirken ſuchen, will der Letztere, vollſtändiger und kürzer, durch ein einziges Subjekt ausführen: durch einen Fürſten nämlich, der Anwartſchaft hat, den größten Thron der Welt zu beſteigen, und durch dieſen erhabenen Standpunkt zu einem ſolchen Werke fähig gemacht wird. In dieſem einzigen Subjekte macht er die Ideenreihe und Empfindungsart herrſchend, woraus jene wohlthätige Wirkung als eine nothwendige Folge fließen muß. Vielen dürfte dieſer Gegenſtand für die dramatiſche Behandlung zu abſtract und zu ernſthaft ſcheinen, und wenn ſie ſich auf nichts, als das Gemählde einer Leidenſchaft gefaſſt gemacht haben, ſo hätte ich freylich ihre Erwartung getäuſcht; aber es ſchien mir eines Verſuchs nicht ganz unwerth, „Wahrheiten, die Jedem, der es gut mit ſeiner Gattung meint, die heiligſten ſeyn müſſen, und die bis jetzt nur das Eigenthum der Wiſſenſchaften waren, in das Gebiet der ſchönen Künſte herüberzuziehen, mit Licht und Wärme zu beſeelen, und, als lebendig wirkende Motive, in das Menſchenherz gepflanzt, in einem kraftvollen Kampfe mit der Leidenſchaft zu zeigen.“ Hat ſich der Genius der Tragödie für dieſe Grenzenverletzung an mir gerochen, ſo ſind deswegen einige nicht ganz unwichtige Ideen, die hier niedergelegt ſind, für — den redlichen Finder nicht verloren, den es vielleicht nicht unangenehm überraſchen wird, Bemerkungen, deren er ſich aus ſeinem Montesquieu erinnert, in einem Trauerſpiele angewandt und beſtätigt zu ſehen.

Eilfter Brief.

Ehe ich mich auf immer von unſerm Freunde Poſa verabſchiede, noch ein Paar Worte über ſein räthſelhaftes Benehmen gegen den Prinzen, und über ſeinen Tod.

Viele nämlich haben ihm vorgeworfen, daß er, der von der Freyheit ſo hohe Begriffe hegt, und ſie unaufhörlich im Munde führt, ſich doch ſelbſt einer deſpotiſchen Willkühr über ſeinen Freund anmaße, daß er ihn blind, wie einen Unmündigen, leite, und ihn eben dadurch an den Rand des Untergangs führe. Womit, ſagen Sie, läſſt es ſich entſchuldigen, daß Marquis Poſa, anſtatt dem Prinzen gerade heraus das Verhältniß zu entdecken, worin er jetzt mit dem Könige ſteht, anſtatt ſich auf eine vernünftige Art mit ihm über die nöthigen Maßregeln zu bereden, und, indem er ihn zum Mitwiſſer ſeines Planes macht, auf einmal allen Uebereilungen vorzubeugen, wozu Unwiſſenheit, Mißtrauen, Furcht und unbeſonnene Hitze den Prinzen ſonſt hinreißen könnten, und auch wirklich nachher hingeriſſen haben, daß er, anſtatt dieſen ſo unſchuldigen, ſo natürlichen Weg einzuſchlagen, lieber die äußerſte Gefahr läuft, lieber dieſe ſo leicht zu verhütenden Folgen erwartet, und ſie alsdann, wenn ſie wirklich eingetroffen, durch ein Mittel zu verbeſſern ſucht, das eben ſo unglücklich ausſchlagen kann, als es brutal und unnatürlich iſt, nämlich durch die Verhaftnehmung des Prinzen? Er kannte das lenkſame Herz ſeines Freundes. Noch kürzlich ließ ihn der Dichter eine Probe der Gewalt ablegen; mit der er ſolches beherrſchte. Zwey Worte hätten ihm dieſen widrigen Behelf erſpart. Warum nimmt er ſeine Zuflucht zur Intrigue, wo er durch ein *gerades* Verfahren ungleich ſchneller und ungleich ſicherer zum Ziele würde gekommen ſeyn?

Weil dieſes gewaltthätige und fehlerhafte Betragen des Maltheſers alle nachfolgende Situationen und vorzüglich ſeine Aufopferung herbeygeführt hat, ſo ſetzte man, ein wenig raſch, voraus, daß ſich der Dichter von dieſem unbedeutenden Gewinn habe hinreißen laſſen, der innern Wahrheit dieſes Charakters Gewalt anzuthun, und den natürlichen Lauf der Handlung zu verlenken. Da dieſes allerdings der bequemſte und kürzeſte Weg war, ſich in dieſes ſeltſame Betragen des Maltheſers zu finden, ſo ſuchte man in dem ganzen Zuſammenhange dieſes Charakters keinen *nähern* Aufſchluß mehr; denn das wäre zu viel von einem Kritiker verlangt, mit ſeinem Urtheile bloß darum zurückzuhalten, weil der Schriftſteller übel dabey fährt. Aber einiges Recht glaubte ich mir doch auf dieſe Billigkeit erworben zu haben, weil in dem Stücke mehr als einmal die *glänzendere Situation* der *Wahrheit* nachgeſetzt worden iſt.

Unſtreitig! der Charakter des Marquis von *Poſa* hätte an Schönheit und Reinigkeit gewonnen, wenn er durchaus *gerader* gehandelt hätte, und über die unedeln Hülfsmittel der Intrigue immer erhaben geblieben wäre. Auch geſtehe ich, dieſer Charakter ging mir nahe, aber, was ich für Wahrheit hielt, ging mir näher. Ich halte für Wahrheit: „daß „*Liebe* zu einem *wirklichen Gegenſtande* und

„Liebe zu einem Ideale ſich in ihren Wirkungen eben ſo ungleich ſeyn müſſen, als ſie in ihrem Weſen von einander verſchieden ſind — daß der uneigennützigſte, reinſte und edelſte Menſch aus enthuſiaſtiſcher Anhänglichkeit an ſeine Vorſtellung von Tugend und hervorzubringendem Glücke ſehr oft ausgeſetzt iſt, eben ſo willkürlich mit den Individuen zu ſchalten, als nur immer der ſelbſtſüchtigſte Deſpot, weil der Gegenſtand von beyder Beſtrebungen in ihnen, nicht außer ihnen, wohnt, und weil Jener, der ſeine Handlungen nach einem innern Geiſtesbilde modelt, mit der Freyheit anderer beynahe eben ſo im Streite liegt, als dieſer, deſſen letztes Ziel ſein eignes Ich iſt.“ Wahre Größe des Gemüths führt oft nicht weniger zu Verletzungen fremder Freyheit, als der Egoismus, und die Herrſchſucht, weil ſie um der Handlung, nicht um des einzelnen Subjekts willen handelt. Eben weil ſie in ſteter Hinſicht auf das Ganze wirkt, verſchwindet nur allzuleicht das kleinere Intereſſe des Individuums in dieſem weiten Proſpekte. Die Tugend handelt groß, um des Geſetzes willen; die Schwärmerey um ihres Ideals willen; die Liebe um des Gegenſtandes willen. Aus der erſten Klaſſe wollen wir uns Geſetzgeber, Richter, Könige, aus der zweyten Helden, aber nur aus der dritten unſern Freund erwählen. Dieſe erſte verehren, die zweite bewundern, die dritte lieben wir. Karlos hat

Urſache gefunden, es zu bereuen, daß er dieſen Unterſchied außer Acht ließ, und einen großen Mann zu ſeinem Buſenfreunde machte.

„Was geht die Königinn dich an? Liebſt du
„Die Königinn? Soll deine ſtrenge Tugend
„Die kleinen Sorgen meiner Liebe fragen?
„— — — — Ach, hier iſt nichts verdammlich,
„Nichts, nichts, als meine raſende Verblendung,
„Bis dieſen Tag nicht eingeſehn zu haben,
„Daß du ſo — *groß als zärtlich* biſt.

Geräuſchlos, ohne Gehülfen, in ſtiller Größe zu wirken, iſt des Marquis Schwärmerey. Still, wie die Vorſicht für einen Schlafenden ſorgt, will er ſeines Freundes Schickſal auflöſen, er will ihn retten, wie ein Gott — und eben dadurch richtet er ihn zu Grunde. Daß er zu ſehr nach ſeinem Ideal von Tugend in die Höhe, und zu wenig auf ſeinen Freund herunterblickte, wurde Beyder Verderben. *Karlos* verunglückte, weil ſein Freund ſich nicht begnügte, ihn auf eine gemeine Art zu erlöſen.

Und hier, däucht mir, treffe ich mit einer nicht unmerkwürdigen Erfahrung aus der moraliſchen Welt zuſammen, die keinem, der ſich nur einigermaßen Zeit genommen hat, um ſich herumzuſchauen, oder dem Gange ſeiner eignen Empfindungen zuzuſehen, ganz fremd ſeyn kann. Es iſt dieſe: daß die moraliſchen Motive, welche von *einem* zu erreichenden *Ideale von Vortrefflichkeit* hergenommen ſind, nicht natürlich im Menſchenherzen liegen, und eben darum, weil ſie erſt durch Kunſt in daſſelbe hineingebracht worden, nicht immer wohlthätig wirken, gar oft aber, durch einen ſehr menſchlichen Uebergang, einem ſchädlichen Mißbrauche ausgeſetzt ſind. Durch praktiſche Geſetze, nicht durch gekünſtelte Geburten der theoretiſchen Vernunft, ſoll der Menſch bey ſeinem moraliſchen Handeln geleitet werden. Schon allein dieſes, daß jedes ſolche moraliſche Ideal oder Kunſtgebäude doch nie mehr iſt, als eine Idee, die, gleich allen andern Ideen, an dem eingeſchränkten Geſichtspunkte des Individuums Theil nimmt, dem ſie angehört, und in ihrer Anwendung alſo auch der Allgemeinheit nicht fähig ſeyn kann, in welcher der Menſch ſie zu gebrauchen pflegt, ſchon dieſes allein, ſage ich, müßte ſie zu einem äußerſt gefährlichen Inſtrumente in ſeinen Händen machen; aber noch weit gefährlicher wird ſie durch die Verbindung, in die ſie nur allzuſchnell mit gewiſſen Leidenſchaften tritt, die ſich mehr oder weniger in allen Menſchenherzen finden; Herrſchſucht meine ich, Eigendünkel und Stolz, die ſie augenblicklich ergreifen, und ſich unzertrennbar mit ihr vermengen. Nennen Sie mir, lieber Freund — um aus unzähligen Beyſpielen nur eins auszuwählen — nennen Sie mir den Ordensſtifter, oder auch die Ordensverbrüderung ſelbſt, die ſich — bey den reinſten Zwecken und bey den edelſten Trieben — von Willkührlichkeit in der Anwendung, von *Gewaltthätigkeit* gegen fremde Freyheit, von dem

Geiſte der Heimlichkeit und der Herrſchſucht immer rein erhalten hätte? Die bey Durchſetzung eines, von jeder unreinen Beymiſchung auch noch ſo freyen moraliſchen Zwecks, inſofern ſie ſich nämlich dieſen Zweck als etwas für ſich Beſtehendes denken und ihn in der Lauterkeit erreichen wollten, wie er ſich ihrer Vernunft dargeſtellt hatte, nicht unvermerkt wären fortgeriſſen worden, ſich an fremder Freyheit zu vergreifen, die Achtung gegen Anderer Rechte, die ihnen ſonſt immer die heiligſten waren, hintanzuſetzen, und nicht ſelten den willkürlichſten Deſpotismus zu üben, ohne den Zweck ſelbſt umgetauſcht, ohne in ihren Motiven ein Verderbniß erlitten zu haben. Ich erkläre mir dieſe Erſcheinung aus dem Bedürfniſſe der beſchränkten Vernunft, ſich ihren Weg abzukürzen, ihr Geſchäft zu vereinfachen, und Individualitäten, die ſie zerſtreuen und verwirren, in Allgemeinheit zu verwandeln; aus der allgemeinen Hinneigung unſers Gemüths zur Herrſchbegierde, oder dem Beſtreben, Alles wegzudrängen, was das Spiel unſrer Kräfte hindert. Ich wählte deswegen einen ganz wohlwollenden, ganz über jede ſelbſtſüchtige Begierde erhabenen Charakter, ich gab ihm die höchſte Achtung für Anderer Rechte, ich gab ihm die Hervorbringung eines allgemeinen Freyheitsgenuſſes ſogar zum Zwecke, und ich glaube mich auf keinem Widerſpruche mit der allgemeinen Erfahrung zu befinden, wenn ich ihn, ſelbſt auf dem Wege dahin, in Deſpotismus verirren ließ. Es lag in meinem Plane daß er ſich in dieſer Schlinge verſtricken ſollte, die allen gelegt iſt, die ſich auf einerley Wege mit ihm befinden. Wie viel hätte es mir auch gekoſtet, ihn wohlbehalten davon vorbeyzubringen, und dem Leſer, der ihn lieb gewann, den unvermiſchten Genuß aller übrigen Schönheiten ſeines Charakters zu geben, wenn ich es nicht für *einen* ungleich größern Gewinn gehalten hätte, der menſchlichen Natur zur Seite zu bleiben, und eine nie genug zu beherzigende Erfahrung durch ſein Beyſpiel zu beſtätigen. Dieſe meine ich, daß man ſich in moraliſchen Dingen nicht ohne Gefahr von dem natürlipraktiſchen Gefühle entfernt, um ſich zu allgemeinen Abſtraktionen zu erheben, daß ſich der Menſch weit ſicherer den Eingebungen ſeines Herzens oder dem ſchon gegenwärtigen und individuellen Gefühle von Recht und Unrecht vertraut, als der gefährlichen Leitung univerſeller Vernunftideen, die er ſich künſtlich erſchaffen hat — denn nichts führt zum *Guten*, was nicht *natürlich* iſt.

Zwölfter Brief.

Es iſt nur noch übrig, ein Paar Worte über ſeine Aufopferung zu ſagen.

Man hat es nämlich getadelt, daß er ſich muthwillig in einen gewaltſamen Tod ſtürze, den er hätte vermeiden können. Alles, ſagt man, war ja noch nicht verloren. Warum hätte er nicht eben ſo gut fliehen können, als ſein Freund? War er ſchärfer bewacht, als dieſer? Machte es ihm nicht ſelbſt ſeine Freundſchaft für Karlos zur Pflicht, ſich dieſem zu erhalten? und konnte er ihm mit ſeinem Leben nicht weit mehr nützen, als wahrſcheinlicherweiſe mit ſeinem Tode, ſelbſt wenn Alles ſeinem Plane gemäß eingetroffen wäre? Konnte er nicht — Freylich! Was hätte der ruhige Zuſchauer nicht gekonnt, und wie viel weiſer und klüger würde dieſer mit ſeinem Leben gewirthſchaftet haben! Schade nur, daß ſich der Marquis weder dieſer glücklichen Kaltblütigkeit, noch der Muße zu erfreuen hatte, die zu einer ſo vernünftigen Berechnung nothwendig war. Aber, wird man ſagen, das gezwungene, und ſogar ſpitzfindige Mittel, zu welchem er ſeine Zuflucht nimmt, um zu ſterben, konnte ſich ihm doch unmöglich aus freyer Hand und im erſten Augenblicke anbieten, warum hätte er das Nachdenken und die Zeit, die es ihm koſtete, nicht eben ſo gut anwenden können, einen vernünftigen Rettungsplan auszudenken, oder lieber gleich denjenigen zu ergreifen, der ihm ſo nahe lag, der auch dem kurzſichtigſten Leſer ſogleich ins Auge ſpringt? Wenn er nicht ſterben wollte, um geſtorben zu ſeyn, oder (wie einer meiner Recenſenten ſich ausdrückt) wenn er nicht des Märtyrthums wegen ſterben wollte, ſo iſt es kaum zu begreifen, wie ſich ihm die ſo geſuchten Mittel zum Untergange früher, als die weit natürlichern Mittel zur Rettung haben darbieten können. Es iſt viel Schein in dieſem Vorwurfe, und um ſo mehr iſt es der Mühe werth, ihn auseinanderzuſetzen.

Die Auflöſung iſt dieſe:

Erſtlich gründet ſich dieſer Einwurf auf die falſche und durch das Vorhergehende genugſam widerlegte Vorausſetzung, daß der Marquis *nur* für ſeinen Freund ſterbe, welches nicht wohl mehr ſtatt haben kann, nachdem bewieſen worden, daß *er nicht für ihn gelebt*, und daß es mit dieſer Freundſchaft eine ganz andere Bewandniß habe. Er kann alſo nicht wohl ſterben, um den Prinzen zu retten; dazu dürften ſich auch ihm ſelbſt vermuthlich noch andre, und weniger gewaltthätige Auswege gezeigt haben, als der Tod — „er ſtirbt, um für ſein — „in des Prinzen Seele niedergelegtes — Ideal Al„les zu thun und zu geben, was ein Menſch für „etwas thun und geben kann, das ihm das Theuerſte „iſt; um ihm auf die nachdrücklichſte Art, die er in „ſeiner Gewalt hat, zu zeigen, wie ſehr er an die „Wahrheit und Schönheit dieſes Entwurfes glaube, „und wie wichtig ihm die Erfüllung deſſelben ſey;" er ſtirbt dafür, warum mehrere große Menſchen für eine Wahrheit ſtarben, die ſie von Vielen befolgt und beherzigt haben wollten; um durch ſein Beyſpiel darzuthun, wie ſehr ſie es werth ſey, daß man Alles für ſie leide. Als der Geſetzgeber von Sparta ſein Werk vollendet ſah, und das Orakel zu Delphi den Ausſpruch gethan hatte, die Republik würde blühen und dauern, ſo lange ſie Lykurgus Geſetze ehrte, rief er das Volk von Sparta zuſammen und forderte einen Eid von ihm, die neue Verfaſſung ſo lange wenigſtens unangefochten zu laſſen, bis er von einer Reiſe, die er eben vorhabe, würde zurückgekehrt ſeyn. Als ihm dieſes durch einen feyerlichen Eidſchwur angelobt worden, verließ Lykurgus das Gebiet von Sparta, hörte, von dieſem Augenblicke an, auf, Speiſe zu nehmen, und die Rupublik harrte ſeiner Rückkehr vergebens. Vor ſeinem Tode verordnete er noch ausdrücklich, ſeine Aſche ſelbſt in das Meer zu ſtreuen, damit auch kein Atem ſeines Weſens nach Sparta zurückkehren, und ſeine Mitbürger auch nur mit einem Schein von Recht ihres Eides entbinden möchte. Konnte Lykurgus im Ernſte geglaubt haben, das Lacedämoniſche Volk durch dieſe Spitzfindigkeit zu binden, und ſeine Staatsverfaſſung durch ein ſolches Spielwerk zu ſichern? Iſt es auch nur denkbar, daß ein ſo weiſer Mann für einen ſo romanhaften Einfall ein Leben ſollte hingegeben haben, das ſeinem Vaterlande ſo wichtig war? Aber ſehr denkbar und ſeiner würdig ſcheint es mir, daß er es hingab, um durch das Große und Außerordentliche dieſes Todes einen unauslöſchlichen Eindruck Seiner ſelbſt in das Herz ſeiner Spartaner zu graben, und eine höhere Ehrwürdigkeit über das Werk auszugießen, indem er den Schöpfer deſſelben zu einem Gegenſtande der Rührung und Bewunderung machte.

Zweytens kommt es hier, wie man leicht einſieht, nicht darauf an, wie nothwendig, wie natürlich und wie nützlich dieſe Auskunft in der That war, ſondern wie ſie demjenigen vorkam, der ſie zu ergreifen hatte, und wie leicht oder ſchwer er darauf verfiel. Es iſt alſo weit weniger die Lage der Dinge, als die Gemüthsverfaſſung deſſen, auf den dieſe Dinge wirken, was hier in Betrachtung kommen muß. Sind die Ideen, welche den Marquis zu dieſem Heldenentſchluſſe führen, ihm geläufig, und bieten ſie ſich ihm leicht und mit Lebhaftigkeit dar, ſo iſt der Entſchluß auch weder geſucht noch gezwungen; ſind dieſe Ideen in ſeiner Seele gar die vordringenden und herrſchenden, und ſtehen diejenigen dagegen im Schatten, die ihn auf einen gelindern Ausweg führen konnten, ſo iſt der Entſchluß, den er faſſt, nothwendig: haben diejenigen Empfindungen, welche dieſen Entſchluß bey jedem andern bekämpfen würden, wenig Macht über ihn, ſo kann ihm auch die Ausführung deſſelben ſo gar viel nicht koſten. Und dies iſt es, was wir nun unterſuchen müſſen.

Zuerſt: Unter welchen Umſtänden ſchreitet er zu dieſem Entſchluſſe? — In der drangvollſten Lage, worin je ein Menſch ſich befunden, wo Schrecken, Zweifel, Unwille über ſich ſelbſt, Schmerz und Verzweiflung zugleich ſeine Seele beſtürmen. Schrecken; er ſieht ſeinen Freund im Begriffe, derjenigen

Perſon, die er als deſſen fürchterlichſte Feindinn kennt, ein Geheimniß zu offenbaren, woran ſein Leben hängt. Zweifel: er weiß nicht, ob dieſes Geheimniß heraus iſt oder nicht? Weiß es die Prinzeſſinn, ſo muß er gegen ſie als eine Mitwiſſerinn verfahren; weiß ſie es noch nicht, ſo kann ihn eine einzige Sylbe zum Verräther, zum Mörder ſeines Freundes machen. Unwille über ſich ſelbſt: Er allein hat durch ſeine unglückliche Zurückhaltung den Prinzen zu dieſer Uebereilung hingeriſſen. Schmerz und Verzweiflung: er ſieht ſeinen Freund verloren, er ſieht in ſeinem Freunde alle Hoffnungen verloren, die er auf denſelben gegründet hat.

„Verlaſſen von dem Einzigen wirfſt du
„Der Fürſtinn Eboli dich in die Arme —
„Unglücklicher! in eines Teufels Arme,
„Denn dieſe war's, die dich verrieth — Ich ſehe
„Dich dahin eilen. Eine ſchlimme Ahnung
„Fliegt durch mein Herz. Ich folge dir. Zu ſpät.
„Du liegſt zu ihren Füßen. Das Geſtändniß
„Floh über deine Lippen ſchon. Für dich
„Iſt keine Rettung mehr — Da wird es Nacht vor meinen Sinnen!
„Nichts! Nichts! Kein Ausweg! Keine Hülfe! Keine
„Im ganzen Umkreis der Natur! —

In dieſem Augenblicke nun, wo ſo verſchiedene Gemüthsbewegungen in ſeiner Seele ſtürmen, ſoll er aus dem Stegreif ein Rettungsmittel für ſeinen Freund erdenken. Welches wird es ſeyn? Er hat den richtigen Gebrauch ſeiner Urtheilskraft verloren. und mit dieſem den Faden der Dinge, den nur die ruhige Vernunft zu verfolgen im Stande iſt. Er iſt nicht mehr Meiſter ſeiner Gedankenreihe — er iſt alſo in die Gewalt derjenigen Ideen gegeben, die das meiſte Licht und die größte Geläufigkeit bey ihm erlangt haben.

Und von welcher Art ſind nun dieſe? Wer entdeckt nicht in dem ganzen Zuſammenhange ſeines Lebens, wie er es hier in dem Stücke vor unſern Augen lebt, daß ſeine ganze Phantaſie von Bildern romantiſcher Größe angefüllt und durchdrungen iſt, daß die Helden des Plutarch in ſeiner Seele leben, und daß ſich alſo unter zwey Auswegen immer der heroiſche zuerſt und zunächſt ihm darbieten muß? Zeigte uns nicht ſein vorhergegangener Auftritt mit dem Könige, was und wie viel dieſer Menſch für das, was ihm wahr, ſchön und vortrefflich dünkt, zu wagen im Stande ſey? — Was iſt wiederum natürlicher, als daß der Unwille, den er in dieſem Augenblicke über ſich ſelbſt empfindet, ihn unter denjenigen Rettungsmitteln zuerſt ſuchen läſſt, die ihm etwas koſten; daß er es der Gerechtigkeit gewiſſermaßen ſchuldig zu ſeyn glaubt, die Rettung ſeines Freundes auf ſeine Unkoſten zu bewirken, weil ſeine Unbeſonnenheit es war, die jenen in dieſe Gefahr ſtürzte? Bringen Sie dabey in Betrachtung, daß er nicht genug eilen kann, ſich aus dieſem leidenden Zuſtande zu reißen, ſich den freyen Genuß ſeines Weſens und die Herrſchaft über ſeine

Empfindungen wieder zu verſchaffen. Ein Geiſt, wie dieſer aber, werden Sie mir eingeſtehn, ſucht in ſich, nicht außer ſich, Hülfe; und wenn der bloß kluge Menſch ſein Erſtes hätte ſeyn laſſen, die Lage, in der er ſich befindet, von allen Seiten zu prüfen, bis er ihr endlich einen Vortheil abgewonnen: ſo iſt es im Gegentheile ganz im Karakter des heldenmüthigen Schwärmers gegründet, ſich dieſen Weg zu verkürzen, ſich durch irgend eine außerordentliche That, durch eine augenblickliche Erhöhung ſeines Weſens, bey ſich ſelbſt wieder in Achtung zu ſetzen. So wäre denn der Entſchluß des Marquis gewiſſermaßen ſchon als ein heroiſches Palliativ erklärbar, wodurch er ſich einem augenblicklichen Gefühle von Dumpfheit und Verzagung, dem ſchrecklichſten Zuſtande für einen ſolchen Geiſt, zu entreißen ſucht. Setzen Sie dann noch hinzu, daß ſchon ſeit ſeinem Knabenalter, ſchon von dem Tage an, da ſich Karlos freywillig für ihn einer ſchmerzhaften Strafe darbot, das Verlangen, ihm dieſe großmüthige That zu erſtatten, ſeine Seele beunruhigte, ihn gleich einer unbezahlten Schuld marterte, und das Gewicht der vorhergehenden Gründe in dieſem Augenblicke alſo nicht wenig verſtärken muß. Daß ihm dieſe Erinnerung wirklich vorgeſchwebt, beweiſt eine Stelle, wo ſie ihm unwillkürlich entwiſchte. Karlos dringt darauf, daß er fliehen ſoll, ehe die Folgen ſeiner kecken That eintreffen. „War ich auch ſo gewiſſenhaft, Karlos," gibt er ihm zur Antwort, „da du, ein Knabe, für mich geblutet haſt?" Die Königinn, von ihrem Schmerze hingeriſſen, beſchuldigt ihn ſogar, daß er dieſen Entſchluß längſt ſchon mit ſich herumgetragen —

„Sie ſtürzten ſich in dieſe That, die Sie
„Erhaben nennen. Läugnen Sie nur nicht.
„Ich kenne Sie. Sie haben längſt darnach
„Gedürſtet!

Endlich will ich ja den Marquis von Schwärmerey durchaus nicht freygeſprochen haben. Schwärmerey und Enthuſiasmus berühren einander ſo nahe, ihre Unterſcheidungslinie iſt ſo fein, daß ſie im Zuſtande leidenſchaftlicher Erhitzung nur allzuleicht überſchritten werden kann. Und der Marquis hat nur wenige Augenblicke zu dieſer Wahl! Dieſelbe Stellung des Gemüths, worin er die That beſchließt, iſt auch dieſelbe, worin er den unwiderruflichen Schritt zu ihrer Ausführung thut. Es wird ihm nicht ſo gut, ſeinen Entſchluß in einer andern Seelenlage noch einmal anzuſchauen, ehe er ihn in Erfüllung bringt — wer weiß, ob er ihn dann nicht anders gefaßt hätte! Eine ſolche andere Seelenlage z. B. iſt die, worin er von der Königinn geht. O! ruft er aus, das Leben iſt doch ſchön! — Aber dieſe Entdeckung macht er zu ſpät. Er hüllt ſich in die Größe ſeiner That, um keine Reue darüber zu empfinden.

Friedrichs von Schiller

ſämmtliche Werke.

Fünfter Band.

Mit Königl. Sächſiſchen und Königl. Weſtphäliſchen allergnädigſten Privilegien gegen den Nachdruck und Verkauf der Nachdrücke.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1813.

Inhalt dieſes Bandes.

Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spaniſchen Regierung.

Vorrede der erſten Ausgabe . . . . . Seite 3
Einleitung . . . . — 9

Erſtes Buch.

Frühere Geſchichte der Niederlande bis zum ſechszehnten Jahrhundert. . . . . . . — 35
Die Niederlande unter Karl V. . . . . — 61
Philipp der Zweyte, Beherrſcher der Niederlande. — 84
Das Inquiſitionsgericht. . . . . . . — 96
Andere Eingriffe in die Konſtitution der Niederlande. . . . . — 107
Wilhelm von Oranien und Graf von Egmont. . — 113
Margarethe von Parma, Oberſtatthalterinn der Niederlande. . . . . . . — 129

Zweytes Buch.

Kardinal Granvella. . . . . — 147
Der Staatsrath. . . . . — 203
Graf Egmont in Spanien. . . . . . — 226
Geſchärftere Religionsedikte. Allgemeine Widerſetzung der Nation. . . . . . . — 236

Drittes Buch.

Verſchwörung des Adels. . . . . . Seite 257
Die Geuſen. . . . . — 287
Oeffentliche Predigten. . . . . . . — 311

Viertes Buch.

Der Bilderſturm. . . . . . . — 341
Bürgerlicher Krieg. . . . . . — 388
Abdankung Wilhelms von Oranien. . . — 422
Verfall und Zerſtreuung des Geuſenbundes. . — 440
Alba's Rüſtung und Zug nach den Niederlanden. — 459
Alba's erſte Anordnungen und Abzug der Herzoginn von Parma. . . . . . . — 487

Beylagen.

I. Prozeß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorn. . . . . . — 509
II. Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 u. 1585. — 523

Geſchichte des Abfalls
der
# vereinigten Niederlande
von der
Spaniſchen Regierung.

Vorrede der erſten Ausgabe.

Als ich vor einigen Jahren die Geſchichte der niederländiſchen Revolution unter Philipp II. in Watſons vortrefflicher Beſchreibung las, fühlte ich mich dadurch in eine Begeiſterung geſetzt, zu welcher Staatsactionen nur ſelten erheben. Bey genauerer Prüfung glaubte ich zu finden, daß das, was mich in dieſe Begeiſterung geſetzt hatte, nicht ſowol aus dem Buche in mich übergegangen, als vielmehr eine ſchnelle Wirkung meiner eigenen Vorſtellungskraft geweſen war, die dem empfangenen Stoffe gerade die Geſtalt gegeben, worin er mich ſo vorzüglich reizte. Dieſe Wirkung wünſchte ich bleibend zu machen, zu vervielfältigen, zu verſtärken; dieſe erhebenden Empfindungen wünſchte ich weiter zu verbreiten, und auch Andere Antheil daran nehmen zu laſſen. Dies gab den erſten Anlaß zu dieſer Geſchichte, und dies iſt auch mein ganzer Beruf, ſie zu ſchreiben.

Die Ausführung dieſes Vorhabens führte mich weiter, als ich anfangs dachte. Eine vertrautere Bekanntſchaft mit meinem Stoffe ließ mich bald Blößen darin gewahr werden, die ich nicht vorausgeſehen hatte, weite leere Strecken, die ich ausfüllen, anſcheinende Widerſprüche, die ich heben, iſolirte Facta, die ich an die übrigen anknüpfen mußte. Weniger, um meine Geſchichte mit vielen neuen Begebenheiten anzufüllen, als um zu denen, die ich bereits hatte, einen Schlüſſel aufzuſuchen, machte ich mich an die Quellen ſelbſt, und ſo erweiterte ſich zu einer ausgeführten Geſchichte, was anfangs nur beſtimmt war, ein allgemeiner Umriß zu werden.

Gegenwärtiger erſter Theil, der ſich mit dem Abzuge der Herzoginn von Parma aus den Niederlanden endigt, iſt nur als die Einleitung zu der eigentlichen Revolution anzuſehen, die erſt unter dem Regiment ihres Nachfolgers zum Ausbruche kam. Ich glaubte dieſer vorbereitenden Epoche um ſo mehr Sorgfalt und Genauigkeit widmen zu müſſen, jemehr ich dieſe Eigenſchaften bey den mehrſten Scribenten vermiſſte, welche dieſe Epoche vor mir behandelt haben, und jemehr ich mich überzeugte, daß alle nachfolgende auf ihr beruhen. Findet man daher dieſen erſten Theil zu arm an wichtigen Begebenheiten, zu ausführlich in geringen oder gering ſcheinenden, zu verſchwenderiſch in Wiederholungen, und überhaupt zu langſam im Fortſchritte der Handlung, ſo erinnere man ſich, daß eben aus dieſen geringen Anfängen die ganze Revolution allmählig hervorging, daß alle nachherige große Reſultate aus der Summe unzählig vieler kleinen ſich ergeben haben. Eine Nation, wie diejenige war, die wir hier vor uns haben, thut die erſten Schritte immer langſam, zurückgezogen, und ungewiß, aber die folgenden alsdann deſto raſcher; denſelben Gang habe ich mir auch bey Darſtellung dieſer Rebellion vorgezeichnet. Je länger der Leſer bey der Einleitung verweilt worden, je mehr er ſich mit den handelnden Perſonen familiariſirt, und in dem Schauplatze, auf welchen ſie wirken, eingewohnt hat, mit deſto raſchern und ſicherern Schritten kann ich ihn dann durch die folgenden Perioden führen, wo mir die Anhäufung des Stoffes dieſen langſamen Gang und dieſe Ausführlichkeit verbieten wird.

Ueber Armuth an Quellen läſſt ſich bey dieſer Geſchichte nicht klagen, vielleicht eher über ihren Ueberfluß — weil man ſie alle geleſen haben mußte, um die Klarheit wieder zu gewinnen, die durch das Leſen Vieler in manchen Stücken leidet. Bey ſo ungleichen, relativen, oft ganz widerſprechenden Darſtellungen derſelben Sache hält es überhaupt ſchon ſchwer, ſich der Wahrheit zu bemächtigen, die in allen theilweiſe verſteckt, in keiner aber ganz und in ihrer reinen Geſtalt vorhanden iſt. Bey dieſem erſten Bande ſind, außer de Thou, Strada, Reyd, Grotius, Meteren, Burgundius, Meurſius, Bentivoglio und einigen Neuern, die Memoires des Staatsraths Hopperus, das Leben und der Briefwechſel ſeines Freundes Viglius, die Proceßacten der Grafen von Hoorne und von Egmont, die Apologie des Prinzen von Oranien und wenige Andre meine Führer geweſen. Eine ausführliche, mit Fleiß und Kritik zuſammengetragene, und mit ſeltener Billigkeit und Treue verfaſſte Compilation, die wirklich noch einen beſſern Namen verdient, hat mir ſehr wichtige Dienſte dabey gethan, weil ſie, außer vielen Aktenſtücken, die nie in meine Hände kommen konnten, die ſchätzbarn Werke von Bor, Hooft, Brandt, le Clerc und Andern, die ich theils nicht zur Hand hatte, theils, da ich des Holländiſchen nicht mächtig bin, nicht benutzen konnte, in ſich aufgenommen hat. Es iſt dies die allgemeine Geſchichte der vereinigten Niederlande, welche in dieſem Jahrhundert in Holland erſchienen iſt. Ein übrigens mittelmäßiger Scribent, Richard Dinoth, iſt mir durch Auszüge aus einigen Broſchüren jener Zeit, die ſich ſelbſt längſt verloren haben, nützlich geworden. Um den Briefwechſel des Cardinals Granvella, der unſtreitig vieles Licht, auch über dieſe Epoche, würde verbreitet haben, habe ich mich vergeblich bemüht. Die erſt kürzlich erſchienene Schrift meines vortrefflichen Landsmanns, Herrn Profeſſors Spittler in Göttingen, über die ſpaniſche Inquiſition, kam mir zu ſpät zu Geſichte, als daß ich von ihrem ſcharfſinnigen und vollwichtigen Inhalte noch hätte Gebrauch machen können.

Daß es nicht in meiner Macht geſtanden hat, dieſe reichhaltige Geſchichte ganz, wie ich es wünſchte, aus ihren erſten Quellen und gleichzeitigen Dokumenten zu ſtudieren, ſie unabhängig von der Form, in welcher ſie mir von dem denkenden Theile meiner Vorgänger überliefert war, neu zu erſchaffen, und mich dadurch von der Gewalt frey zu machen, welche jeder geiſtvolle Schriftſteller mehr oder weniger gegen ſeine Leſer ausübt, beklage ich immer mehr, je mehr ich mich von ihrem Gehalt überzeuge. So aber hätte aus einem Werke von etlichen Jahren das Werk eines Menſchenalters werden müſſen. Meine Abſicht bey dieſem Verſuche iſt mehr als erreicht, wenn er einen Theil des leſenden Publikum von der Möglichkeit überführt, daß eine Geſchichte hiſtoriſch treu geſchrieben ſeyn kann, ohne darum eine Geduldprobe für den Leſer zu ſeyn, und wenn er einem andern das Geſtändniß abgewinnt, daß die Geſchichte von einer verwandten Kunſt etwas borgen kann, ohne deswegen nothwendig zum Roman zu werden.

Weimar, in der Michaelismeſſe 1788.

Einleitung.

Eine der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten, die das ſechszehnte Jahrhundert zum glänzendſten der Welt gemacht haben, dünkt mir die Gründung der niederländiſchen Freyheit. Wenn die ſchimmernden Thaten der Ruhmſucht und einer verderblichen Herrſchbegierde auf unſere Bewunderung Anſpruch machen, wie viel mehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menſchheit um ihre edelſten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte ſich paaren, und die Hülfsmittel entſchloſſener Verzweiflung über die furchtbarn Künſte der Tyranney in ungleichem Wettkampfe ſiegen. Groß und beruhigend iſt der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürſtengewalt endlich noch eine Hülfe vorhanden iſt, daß ihre berechnetſten Plane an der menſchlichen Freyheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerſtand auch den geſtreckten Arm eines Deſpoten beugen, heldenmüthige Beharrung ſeine ſchrecklichen Hülfsquellen endlich erſchöpfen kann. Nirgends durchdrang mich dieſe Wahrheit ſo lebhaft, als bey der Geſchichte jenes denkwürdigen Aufruhrs, der die vereinigten Niederlande auf immer von der ſpaniſchen Krone trennte — und darum achtete ich es des Verſuchs nicht unwerth, dieſes ſchöne Denkmal bürgerlicher Stärke vor der Welt aufzuſtellen, in der Bruſt meines Leſers ein fröhliches Gefühl ſeiner ſelbſt zu erwecken, und ein neues unverwerfliches Beyſpiel zu geben, was Menſchen wagen dürfen für die gute Sache, und ausrichten mögen durch Vereinigung.

Es iſt nicht das Außerordentliche oder Heroiſche dieſer Begebenheit, was mich anreizt, ſie zu beſchreiben. Die Jahrbücher der Welt haben uns ähnliche Unternehmungen aufbewahrt, die in der Anlage noch kühner, in der Ausführung noch glänzender erſcheinen. Manche Staaten ſtürzten mit einer prächtigern Erſchütterung zuſammen, mit erhabnerm Schwunge ſtiegen andere auf. Auch erwarte man hier keine hervorragende, koloſſaliſche Menſchen, keine der erſtaunenswürdigen Thaten, die uns die Geſchichte vergangener Zeiten in ſo reichlicher Fülle darbietet. Jene Zeiten ſind vorbey, jene Menſchen ſind nicht mehr. Im weichlichen Schoße der Verfeinerung haben wir die Kräfte erſchlaffen laſſen, die jene Zeitalter übten und nothwendig machten. Mit niedergeſchlagener Bewunderung ſtaunen wir jetzt dieſe Rieſenbilder an, wie ein entnervter Greis die mannhaften Spiele der Jugend. Nicht ſo bey vorliegender Geſchichte. Das Volk, welches wir hier auftreten ſehen, war das friedfertigſte dieſes Welttheils, und weniger, als ſeine Nachbarn, jenes Heldengeiſtes fähig, der auch der geringfügigſten Handlung einen höhern Schwung gibt. Der Drang der Umſtände überraſchte es mit ſeiner eignen Kraft, und nöthigte ihm eine vorübergehende Größe auf, die es nie haben ſollte, und vielleicht nie wieder haben wird. Es iſt alſo gerade der Mangel an heroiſcher Größe, was dieſe Begebenheit eigenthümlich und unterrichtend macht, und wenn ſich andere zum Zweck ſetzen, die Ueberlegenheit des Genies über den Zufall zu zeigen, ſo ſtelle ich hier ein Gemählde auf, wo die Noth das Genie erſchuf, und die Zufälle Helden machten.

Wäre es irgend erlaubt, in menſchliche Dinge eine höhere Vorſicht zu flechten, ſo wäre es bey dieſer Geſchichte, ſo widerſprechend erſcheint ſie der Vernunft und allen Erfahrungen. Philipp der Zweyte, der mächtigſte Souverain ſeiner Zeit, deſſen gefürchtete Uebermacht ganz Europa zu verſchlingen droht, deſſen Schätze die vereinigten Reichthümer aller chriſtlichen Könige überſteigen, deſſen Flotten in allen Meeren gebieten; ein Monarch, deſſen gefährlichen Zwecken zahlreiche Heere dienen, Heere, die durch lange blutige Kriege und eine römiſche Mannszucht gehärtet, durch einen trotzigen Nationalſtolz begeiſtert, und erhitzt durch das Andenken erfochtener Siege, nach Ehre und Beute dürſten, und ſich unter dem verwegenen Genie ihrer Führer als folgſame Glieder bewegen — dieſer gefürchtete Menſch, einem hartnäckigen Entwurfe hingegeben; Ein Unternehmen die raſtloſe Arbeit ſeines langen Regentenlaufs; alle dieſe furchtbarn Hülfsmittel auf einen einzigen Zweck gerichtet, den er am Abend ſeiner Tage unerfüllt aufgeben muß — Philipp der Zweyte, mit wenigen ſchwachen Nationen im Kampfe, den er nicht endigen kann!

Und gegen welche Nationen? Hier ein friedfertiges Fiſcher- und Hirtenvolk, in einem vergeſſenen Winkel Europens, den es noch mühſam der Meeresfluth abgewann; die See ſein Gewerbe, ſein Reichthum und ſeine Plage, eine freye Armuth ſein höchſtes Gut, ſein Ruhm, ſeine Tugend. Dort ein gutartiges geſittetes Handelsvolk, ſchwelgend von den üppigen Früchten eines geſegneten Fleißes, wachſam auf Geſetze, die ſeine Wohlthäter waren. In der glücklichen Muße des Wohlſtandes verläßt es der Bedürfniſſe ängſtlichen Kreis, und lernt nach höherer Befriedigung dürſten. Die neue Wahrheit, deren erfreuender Morgen jetzt über Europa hervorbricht, wirft einen befruchtenden Strahl in dieſe günſtige Zone, und freudig empfängt der freye Bürger das Licht, dem ſich gedrückte traurige Sklaven verſchließen. Ein fröhlicher Muthwille, der gern den Ueberfluß und die Freyheit begleitet, reizt es an, das Anſehen verjährter Meinungen zu prüfen und eine ſchimpfliche Kette zu brechen. Die ſchwere Zuchtruthe des Deſpotiſmus hängt über ihm, eine willkürliche Gewalt droht die Grundpfeiler ſeines Glücks einzureißen, der Bewahrer ſeiner Geſetze wird ſein Tyrann. Einfach in ſeiner Staatsweisheit, wie in ſeinen Sitten, erkühnt es ſich, einen veralteten Vertrag aufzuweiſen und den Herrn beyder Indien an das Naturrecht zu mahnen. Ein Name entſcheidet den ganzen Ausgang der Dinge. Man nannte Rebellion in Madrid, was in Brüſſel nur eine geſetzliche Handlung hieß; die Beſchwerden Brabants forderten einen ſtaatsklugen Mittler; Philipp der Zweyte ſandte ihm einen Henker, und die Loſung des Krieges war gegeben. Eine Tyranney ohne Beyſpiel greift Leben und Eigenthum an. Der verzweifelnde Bürger, dem zwiſchen einem zweyfachen Tode die Wahl gelaſſen wird, erwählt den edlern auf dem Schlachtfelde. Ein wohlhabendes üppiges Volk liebt den Frieden, aber es wird kriegeriſch, wenn es arm wird. Jetzt hört es auf, für ein Leben zu zittern, dem Alles mangeln ſoll, warum es wünſchenswürdig war. Die Wuth des Aufruhrs ergreift die entfernteſten Provinzen; Handel und Wandel liegen darnieder, die Schiffe verſchwinden aus den Häfen, der Künſtler aus ſeiner Werkſtätte, der Landmann aus den verwüſteten Feldern. Tauſende fliehen in ferne Länder, tauſend Opfer fallen auf dem Blutgerüſte, und neue Tauſende drängen ſich hinzu; denn göttlich muß eine Lehre ſeyn, für die ſo freudig geſtorben werden kann. Noch fehlt die letzte vollendende Hand — der erleuchtete unternehmende Geiſt, der dieſen großen politiſchen Augenblick haſchte und die Geburt des Zufalls zum Plane der Weisheit erzöge.

Wilhelm der Stille weiht ſich, ein zweyter Brutus, dem großen Anliegen der Freyheit. Ueber eine furchtſame Selbſtſucht erhaben, kündigt er dem Throne ſtrafbare Pflichten auf, entkleidet ſich großmüthig ſeines fürſtlichen Daſeyns, ſteigt zu einer freywilligen Armuth herunter, und iſt nichts mehr, als ein Bürger der Welt. Die gerechte Sache wird gewagt auf das Glücksſpiel der Schlachten; aber zuſammengeraffte Miethlinge und friedliches Landvolk können dem furchtbarn Andrange einer geübten Kriegsmacht nicht Stand halten. Zweymal führte er ſeine muthloſen Heere gegen den Tyrannen, zweymal verlaſſen ſie ihn, aber nicht ſein Muth. Philipp der Zweyte ſendet ſo viele Verſtärkungen, als ſeines Mittlers grauſame Habſucht Bettler machte. Flüchtlinge, die das Vaterland auswarf, ſuchen ſich ein neues auf dem Meere, und auf den Schiffen ihres Feindes Sättigung ihrer Rache und ihres Hungers. Jetzt werden Seehelden aus Corſaren, aus Raubſchiffen zieht ſich eine Marine zuſammen, und eine Republik ſteigt aus Moräſten empor. Sieben Provinzen zerriſſen zugleich ihre Bande; ein neuer jugendlicher Staat, mächtig durch Eintracht, ſeine Wafſerfluth und Verzweiflung. Ein feyerlicher Spruch der Nation entſetzt den Tyrannen des Thrones, der ſpaniſche Name verſchwindet aus allen Geſetzen.

Jetzt iſt eine That gethan, die keine Vergebung mehr findet, die Republik wird fürchterlich, weil ſie nicht mehr zurück kann. Factionen zerreißen ihren Bund, ſelbſt ihr ſchreckliches Element, das Meer, mit ihrem Unterdrücker verſchworen, droht ihrem zarten Anfange ein frühzeitiges Grab. Sie fühlt ihre Kräfte der überlegenen Macht des Feindes erliegen, und wirft ſich bittend vor Europens mächtigſte Throne, eine Souverainetät wegzuſchenken, die ſie nicht mehr beſchützen kann. Endlich und mühſam — ſo verächtlich begann dieſer Staat, daß ſelbſt die Habſucht fremder Könige ſeine junge Blüthe verſchmähte — einem Fremdlinge endlich dringt ſie ihre gefährliche Krone auf. Neue Hoffnungen erfriſchen ihren ſinkenden Muth, aber einen Verräther gab ihr in dieſem neuen Landesvater das Schickſal, und in dem drangvollen Zeitpunkte, wo der unerbittliche Feind vor den Thoren ſchon ſtürmet, taſtet Karl von Anjou die Freyheit an, zu deren Schutz er gerufen worden. Eines Meuchelmörders Hand reißt noch den Steuermann von dem Ruder, ihr Schickſal ſcheint vollendet, mit Wilhelm von Oranien alle ihre rettenden Engel geflohen — aber das Schiff fliegt im Sturme, und die wallenden Segel bedürfen des Ruderers Hülfe nicht mehr.

Philipp der Zweyte ſieht die Frucht einer That verloren, die ihm ſeine fürſtliche Ehre, und wer weiß? ob nicht den heimlichen Stolz ſeines ſtillen Bewußtſeyns koſtet. Hartnäckig und ungewiß ringt mit dem Deſpotismus die Freyheit; mörderiſche Schlachten werden gefochten; eine glänzende Heldenreihe wechſelt auf dem Felde der Ehre; Flandern und Brabant war die Schule, die dem kommenden Jahrhundert Feldherrn erzog. Ein langer verwüſtender Krieg zertritt den Segen des offenen Landes, Sieger und Beſiegte verbluten, während daß der werdende Waſſerſtaat den fliehenden Fleiß zu ſich lockte, und auf den Trümmern ſeines Nachbars den herrlichen Bau ſeiner Gröſſe erhub. Vierzig Jahre dauerte ein Krieg, deſſen glückliche Endigung **Philipps** ſterbendes Auge nicht erfreute, der ein Paradies in Europa vertilgte, und ein neues aus ſeinen Ruinen erſchuf — der die Blüthe der kriegeriſchen Jugend verſchlang, einen ganzen Welttheil bereicherte, und den Beſitzer des goldreichen Peru zum armen Manne machte. Dieſer Monarch, der, ohne ſein Land zu drücken, neunmalhundert Tonnen Goldes verſchwenden durfte, der noch weit mehr durch tyranniſche Künſte erzwang, häufte eine Schuld von hundert und vierzig Millionen Dukaten auf ſein entvölkertes Land. Ein unverſöhnlicher Haß der Freyheit verſchlang alle dieſe Schätze und verzehrte fruchtlos ſein königliches Leben; aber die Reformation gedeihte unter den Verwüſtungen ſeines

Schwerts, und die neue Republik hob aus Bürgerblute ihre ſiegende Fahne.

Dieſe unnatürliche Wendung der Dinge ſcheint an ein Wunder zu grenzen; aber vieles vereinigte ſich, die Gewalt dieſes Königs zu brechen und die Fortſchritte des jungen Staats zu begünſtigen. Wäre das ganze Gewicht ſeiner Macht auf die vereinigten Provinzen gefallen, ſo war keine Rettung für ihre Religion, ihre Freyheit. Sein eigner Ehrgeiz kam ihrer Schwäche zu Hülfe, indem er ihn nöthigte, ſeine Macht zu theilen. Die koſtbare Politik, in jedem Cabinette Europens Verräther zu beſolden, die Unterſtützung der Ligue in Frankreich, der Aufſtand der Mauren in Grenada, Portugalls Eroberung und der prächtige Bau von Eſkurial erſchöpften endlich ſeine ſo unermeßlich ſcheinenden Schätze, und unterſagten ihm, mit Lebhaftigkeit und Nachdruck im Felde zu handeln. Die deutſchen und italieniſchen Truppen, die nur die Hoffnung der Beute unter ſeine Fahnen gelockt hatte, empörten ſich jetzt, weil er ſie nicht bezahlen konnte, und verlieſſen treulos ihre Führer im entſcheidenden Moment ihrer Wirkſamkeit. Dieſe fürchterlichen Werkzeuge der Unterdrückung kehrten jetzt ihre gefährliche Macht gegen ihn ſelbſt, und wütheten feindlich in den Provinzen, die ihm treu geblieben waren. Jene unglückliche Ausrüſtung gegen Britannien, an die er, gleich einem raſenden Spieler, die ganze Kraft ſeines Königreichs wagte, vollendete ſeine Entnervung; mit der Armada ging der Tribut beyder Indien und der Kern der ſpaniſchen Heldenzucht unter.

Aber in eben dem Maße, wie ſich die ſpaniſche Macht erſchöpfte, gewann die Republik friſches Leben. Die Lücken, welche die neue Religion, die Tyranney der Glaubensgerichte, die wüthende Raubſucht der Soldateſca, und die Verheerungen eines langwierigen Kriegs ohne Unterlaß in die Provinzen Brabant, Flandern und Hennegau riſſen, die der Waffenplatz und die Vorrathskammer dieſes koſtbarn Krieges waren, machten es natürlicherweiſe mit jedem Jahre ſchwerer, die Armeen zu unterhalten und zu erneuern. Die katholiſchen Niederlande hatten ſchon eine Million Bürger verloren, und die zertretenen Felder nährten ihre Pflüger nicht mehr. Spanien ſelbſt konnte wenig Volk mehr entrathen. Dieſe Länder, durch einen ſchnellen Wohlſtand überraſcht, der den Müßiggang herbeyführte, hatten ſehr an Bevölkerung verloren, und konnten dieſe Menſchenverſendungen nach der neuen Welt und den Niederlanden nicht lange aushalten. Wenige unter dieſen ſahen ihr Vaterland wieder: dieſe wenigen hatten es als Jünglinge verlaſſen und kamen nun als entkräftete Greiſe zurück. Das gemeiner gewordene Gold machte den Soldaten immer theurer; der überhandnehmende Reiz der Weichlichkeit ſteigerte den Preis der entgegengeſetzten Tugenden. Ganz anders verhielt es ſich mit den Rebellen. Alle die Tauſende, welche die Grauſamkeit der königlichen Statthalter aus den ſüdlichen Niederlanden, der Hugenottenkrieg aus Frankreich und der Gewiſſenszwang aus andern Gegenden Europens verjagten, alle gehörten ihnen. Ihr Werbeplatz war die ganze chriſtliche Welt. Für ſie arbeitete der Fanatismus der Verfolger, wie der Verfolgten. Die friſche Begeiſterung einer neu verkündigten Lehre, Rachſucht, Hunger und hoffnungsloſes Elend zogen aus allen Diſtrikten Europens Abenteurer unter ihre Fahnen. Alles, was für die neue Lehre gewonnen war, was von dem Deſpotismus gelitten, oder noch künftig von ihm zu fürchten hatte, machte das Schickſal dieſer neuen Republik gleichſam zu ſeinem eigenen. Jede Kränkung, von einem Tyrannen erlitten, gab ein Bürgerrecht in Holland. Man drängte ſich nach einem Lande, wo die Freyheit ihre erfreuende Fahne aufſteckte, wo der flüchtigen Religion Achtung und Sicherheit und Rache an ihren Unterdrückern gewiß war. Wenn wir den Zuſammenfluß aller Völker in dem heutigen Holland betrachten, die beym Eintritt in ſein Gebiet ihre Menſchenrechte zurück empfangen, was muß es damals geweſen ſeyn, wo noch das ganze übrige Europa unter einem traurigen Geiſtesdruck ſeufzte, wo Amſterdam beynahe der einzige Freyhafen aller Meinungen war? Viele hundert Familien retteten ihren Reichthum in ein Land, das der Ozean und die Eintracht gleich mächtig beſchirmten. Die republikaniſche Armee war vollzählig, ohne daß man nöthig gehabt hätte, den Pflug zu entblößen. Mitten unter dem Waffengeräuſch blühten Gewerbe und Handel, und der ruhige Bürger genoß im voraus alle Früchte der Freyheit, die mit fremdem Blute erſt erſtritten wurden. Zu eben der Zeit, wo die Republik Holland noch um ihr Daſeyn kämpfte, rückte ſie die Grenzen ihres Gebiets über das Weltmeer hinaus, und baute ſtill an ihren oſtindiſchen Thronen.

Noch mehr. Spanien führte dieſen koſtbarn Krieg mit todtem unfruchtbarem Golde, das nie in die Hand zurückkehrte, die es weggab, aber den Preis aller Bedürfniſſe erhöhte. Die Schatzkammer der Republik waren Arbeitſamkeit und Handel. Jenes verminderte, dieſe vervielfältigte die Zeit. In eben dem Maße, wie ſich die Hülfsquellen der Regierung bey der langen Fortdauer des Krieges erſchöpften, fing die Republik eigentlich erſt an, ihre Ernte zu halten. Es war eine geſparte dankbare Ausſaat, die ſpät, aber hundertfältig wiedergab; der Baum, von welchem Philipp ſich Früchte brach, war ein umgehauener Stamm und grünte nicht wieder.

Philipps widriges Schickſal wollte, daß alle Schätze, die er zum Untergange der Provinzen verſchwendete, ſie ſelbſt noch bereichern halfen. Jene ununterbrochenen Ausflüſſe des ſpaniſchen Goldes hatten Reichthum und Luxus durch ganz Europa verbreitet;

Europa aber empfing ſeine vermehrten Bedürfniſſe größtentheils aus den Händen der Niederländer, die den Handel der ganzen damaligen Welt beherrſchten, und den Preis aller Waaren beſtimmten. Sogar während dieſes Krieges konnte Philipp der Republik Holland den Handel mit ſeinen eignen Unterthanen nicht wehren, ja, er konnte dieſes nicht einmal wünſchen. Er ſelbſt bezahlte den Rebellen die Unkoſten ihrer Vertheidigung: denn eben der Krieg, der ſie aufreiben ſollte, vermehrte den Abſatz ihrer Waaren. Der ungeheure Aufwand für ſeine Flotten und Armeen floß größtentheils in die Schatzkammer der Republik, die mit den flämiſchen und brabantiſchen Handelsplätzen in Verbindung ſtand. Was Philipp gegen die Rebellen in Bewegung ſetzte, wirkte unmittelbar für ſie. Alle die unermeſſlichen Summen, die ein vierzigjähriger Krieg verſchlang, waren in die Fäſſer der Danaiden gegoſſen, und zerrannen in einer bodenloſen Tiefe.

Der träge Gang dieſes Krieges that dem Könige von Spanien eben ſo viel Schaden, als er den Rebellen Vortheile brachte. Seine Armee war größtentheils aus den Ueberreſten jener ſiegreichen Truppen zuſammengefloſſen, die unter Karl dem Fünften bereits ihre Lorbern geſammelt hatten. Alter und lange Dienſte berechtigten ſie zur Ruhe; viele unter ihnen, die der Krieg bereichert hatte, wünſchten ſich ungedultig nach ihrer Heimath zurück, ein mühevolles Leben gemächlich zu enden. Ihr vormaliger Eifer, ihr Heldenfeuer und ihre Mannszucht lieſſen in eben dem Grade nach, als ſie ihre Ehre und Pflicht gelöst zu haben glaubten, und die Früchte ſo vieler Feldzüge endlich zu ernten anfingen. Dazu kam, daß Truppen, die gewohnt waren, durch den Ungeſtüm ihres Angriffs jeden Widerſtand zu beſiegen, ein Krieg ermüden muſſte, der weniger mit Menſchen, als mit Elementen geführt wurde, der mehr die Geduld übte, als die Ruhmbegierde vergnügte, wobey weniger Gefahr als Beſchwerlichkeit und Mangel zu bekämpfen war. Weder ihr perſönlicher Muth noch ihre lange kriegeriſche Erfahrung konnten ihnen in einem Lande zu Statten kommen, deſſen eigenthümliche Beſchaffenheit oft auch dem Feigſten der Eingebornen über ſie Vortheile gab. Auf einem fremden Boden endlich ſchadete ihnen Eine Niederlage mehr, als viele Siege über einen Feind, der hier zu Hauſe war, ihnen nützen konnten. Mit den Rebellen war es gerade der umgekehrte Fall. In einem ſo langwierigen Kriege, wo keine entſcheidende Schlacht geſchah, mußte der ſchwächere Feind zuletzt von dem ſtärkern lernen, kleine Niederlagen ihn an die Gefahr gewöhnen, kleine Siege ſeine Zuverſicht befeuern. Bey Eröffnung des Bürgerkriegs hatte ſich die republikaniſche Armee vor der ſpaniſchen im Felde kaum zeigen dürfen; ſeine lange Dauer übte und härtete ſie. Wie die königlichen Heere des Schlagens überdrüßig wurden, war das Selbſtvertrauen der

Rebellen mit ihrer beſſern Kriegszucht und Erfahrung geſtiegen. Endlich, nach einem halben Jahrhundert, gingen Meiſter und Schüler, unüberwunden, als gleiche Kämpfer auseinander.

Ferner wurde im ganzen Verlaufe dieſes Kriegs von Seiten der Rebellen mit mehr Zuſammenhang und Einheit gehandelt, als von Seiten des Königs. Ehe jene ihr erſtes Oberhaupt verloren, war die Verwaltung der Niederlande durch nicht weniger als fünf verſchiedne Hände gegangen. Die Unentſchlüſſigkeit der Herzoginn von Parma theilte ſich dem Kabinette zu Madrid mit und ließ es in kurzer Zeit beynahe alle Staatsmaximen durchwandern. Herzog Alba's unbeugſame Härte, die Gelindigkeit ſeines Nachfolgers Requescens, Don Johanns von Oeſterreich Hinterliſt und Tücke, und der lebhafte Cäſariſche Geiſt des Prinzen von Parma gaben dieſem Kriege eben ſo viel entgegengeſetzte Richtungen, während daß der Plan der Rebellion in dem einzigen Kopfe, worin er klar und lebendig wohnte, immer derſelbe blieb. Das größere Uebel war, daß die Maxime mehrentheils das Moment verfehlte, in welchem ſie anzuwenden ſeyn mochte. Im Anfange der Unruhen, wo das Uebergewicht augenſcheinlich noch auf Seiten des Königs war, wo ein raſcher Entſchluß und männliche Stetigkeit die Rebellion noch in der Wiege erdrücken konnten, ließ man den Zügel der Regierung in den Händen eines Weibes ſchlaff hin und her ſchwanken. Nachdem die Empörung zum wirklichen Ausbruche gekommen war, die Kräfte der Faction und des Königs ſchon mehr im Gleichgewichte ſtanden, und eine kluge Geſchmeidigkeit allein dem nahen Bürgerkriege wehren konnte, fiel die Statthalterſchaft einem Manne zu, dem zu dieſem Poſten gerade dieſe einzige Tugend fehlte. Einem ſo wachſamen Aufſeher, als Wilhelm der Verſchwiegene war, entging keiner der Vortheile, die ihm die fehlerhafte Politik ſeines Gegners gab, und mit ſtillem Fleiße rückte er langſam ſein großes Unternehmen zum Ziele.

Aber warum erſchien Philipp der Zweyte nicht ſelbſt in den Niederlanden? Warum wollte er lieber die unnatürlichſten Mittel erſchöpfen, um nur das einzige nicht zu verſuchen, welches nicht fehlſchlagen konnte? Die üppige Gewalt des Adels zu brechen, war kein Ausgang natürlicher, als die perſönliche Gegenwart des Herrn. Neben der Majeſtät mußte jede Privatgröße verſinken, jedes andre Anſehen erlöſchen. Anſtatt daß die Wahrheit durch ſo viele unreine Kanäle langſam und trübe nach dem entlegenen Throne floß, daß die verzögerte Gegenwehr dem Werke des Ohngefährs Zeit ließ, zu einem Werke des Verſtandes zu reifen, hätte ſein eigner durchdringender Blick Wahrheit von Irrthum geſchieden, nicht ſeine Menſchlichkeit, kalte Staatskunſt allein hätte dem Lande eine Million Bürger gerettet. Je näher ihrer Quelle, deſto nachdrücklicher wären die Edikte geweſen; je dichter an ihrem Ziele, deſto unkräftiger und verzagter die Streiche des Aufruhrs gefallen. Es koſtet unendlich mehr, das Böſe, deſſen man ſich gegen einen abweſenden Feind wol getrauen mag, ihm ins Angeſicht zuzufügen. Die Rebellion ſchien anfangs ſelbſt vor ihrem Namen zu zittern, und ſchmückte ſich lange Zeit mit dem künſtlichen Vorwande, die Sache des Souverains gegen die willkürlichen Anmaßungen ſeines Statthalters in Schutz zu nehmen. Philipps Erſcheinung in Brüſſel hätte dieſes Gaukelſpiel auf einmal geendigt. Jetzt mußte ſie ihre Vorſpiegelung erfüllen, oder die Larve abwerfen und ſich durch ihre wahre Geſtalt verdammen. Und welche Erleichterung für die Niederlande, wenn ſeine Gegenwart ihnen auch nur diejenigen Uebel erſpart hätte, die ohne ſein Wiſſen und gegen ſeinen Willen auf ſie gehäuft wurden! Welcher Gewinn für ihn ſelbſt, wenn ſie auch zu nichts weiter gedient hätte, als über die Anwendung der unermeſſlichen Summen zu wachen, die zu den Bedürfniſſen des Kriegs widerrechtlich gehoben, in den räuberiſchen Händen ſeiner Verwalter verſchwanden! Was ſeine Stellvertreter durch den unnatürlichen Behelf des Schreckens erzwingen muſſten, hätte die Majeſtät in allen Gemüthern ſchon vorgefunden. Was jene zu Gegenſtänden des Abſcheus machte, hätte ihm höchſtens Furcht erworben; denn der Mißbrauch angeborner Gewalt drückt weniger ſchmerzhaft, als der Mißbrauch empfangener. Seine Gegenwart hätte Tauſende gerettet, wenn er auch nichts als ein haushälteriſcher Deſpot war; wenn er auch nicht einmal der war, ſo würde das Schrecken ſeiner Perſon ihm eine Landſchaft erhalten haben, die durch den Haß und die Geringſchätzung ſeiner Maſchinen verloren ging.

Gleichwie die Bedrückung des niederländiſchen Volks eine Angelegenheit aller Menſchen wurde, die ihre Rechte fühlten, eben ſo, möchte man denken, hätte der Ungehorſam und Abfall dieſes Volks eine Aufforderung an alle Fürſten ſeyn ſollen, in der Gerechtſame ihres Nachbars ihre eigene zu ſchützen. Aber die Eiferſucht über Spanien gewann es diesmal über dieſe politiſche Sympathie, und die erſten Mächte Europens traten, lauter oder ſtiller, auf die Seite der Freyheit. Kaiſer Maximilian der Zweyte, obgleich dem ſpaniſchen Hauſe durch Bande der Verwandtſchaft verpflichtet, gab ihm gerechten Anlaß zu der Beſchuldigung, die Partey der Rebellen ingeheim begünſtigt zu haben. Durch das Anerbieten ſeiner Vermittlung geſtand er ihren Beſchwerden ſtillſchweigend einen Grad von Gerechtigkeit zu, welches ſie aufmuntern muſſte, deſto ſtandhafter darauf zu beharren. Unter einem Kaiſer, der dem ſpaniſchen Hofe aufrichtig ergeben geweſen wäre, hätte Wilhelm von Oranien ſchwerlich ſo viele Truppen und Gelder aus Deutſchland gezogen. Frankreich, ohne den Frieden offenbar und förmlich zu brechen, ſtellte einen Prinzen vom Geblüte an die Spitze der niederländiſchen Rebellen; die Operationen der Letztern wurden größtentheils mit franzöſiſchem Gelde und Truppen vollführt. Eliſabeth von England übte nur eine gerechte Rache und Wiedervergeltung aus, da ſie die Aufrührer gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn in Schutz nahm, und wenn gleich ihr ſparſamer Beyſtand höchſtens nur hinreichte, den gänzlichen Ruin der Republik abzuwehren, ſo war dieſes in einem Zeitpunkte ſchon unendlich viel, wo ihren erſchöpften Muth Hoffnung allein noch hinhalten konnte. Mit dieſen beyden Mächten ſtand Philipp damals noch im Bündniſſe des Friedens, und beyde wurden zu Verräthern an ihm. Zwiſchen dem Starken und Schwachen iſt Redlichkeit oft keine Tugend; dem, der gefürchtet wird, kommen ſelten die feinern Bande zu gut, welche Gleiches mit Gleichem zuſammenhalten. Philipp ſelbſt hatte die Wahrheit aus dem politiſchen Umgange verwieſen, er ſelbſt die Sittlichkeit zwiſchen Königen aufgelöſt, und die Hinterliſt zur Gottheit des Kabinets gemacht. Ohne ſeiner Ueberlegenheit jemals froh zu werden, muſſte er ſein ganzes Leben hindurch mit der Eiferſucht ringen, die ſie ihm bey Andern erweckte. Europa ließ ihn für den Mißbrauch einer Gewalt büßen, von der er in der That nie den ganzen Gebrauch gehabt hatte.

Bringt man gegen die Ungleichheit beyder Kämopfer, die auf den erſten Anblick ſo ſehr in Erſtaunen ſetzt, alle Zufälle in Berechnung, welche jenen anfeindeten und dieſen begünſtigten, ſo verſchwindet das Uebernatürliche dieſer Begebenheit, aber das Außerordentliche bleibt — und man hat einen richtigen Maßſtab gefunden, das eigene Verdienſt dieſer Republikaner um ihre Freyheit angeben zu können. Doch denke man nicht, daß dem Unternehmen ſelbſt eine ſo genaue Berechnung der Kräfte vorangegangen ſey, oder daß ſie beym Eintritt in dieſes ungewiſſe Meer ſchon das Ufer gewußt haben, an welchem ſie nachher landeten. So reif, als es zuletzt da ſtand in ſeiner Vollendung, erſchien das Werk nicht in der Idee ſeiner Urheber, ſo wenig, als vor Luthers Geiſte die ewige Glaubenstrennung, da er gegen den Ablaßkram aufſtand. Welcher Unterſchied zwiſchen dem beſcheidenen Aufzuge jener Bettler in Brüſſel, die um eine menſchlichere Behandlung, als um eine Gnade flehen, und der furchtbarn Majeſtät eines Freyſtaats, der mit Königen als ſeines Gleichen unterhandelt, und in weniger als einem Jahrhundert den Thron ſeiner vormaligen Tyrannen verſchenkt! Des Fatums unſichtbare Hand führte den abgedrückten Pfeil in einem höhern Bogen und nach einer ganz andern Richtung fort, als ihm von der Sehne gegeben war. Im Schoße des glücklichen Brabants wird die Freyheit geboren, die, noch ein neugebornes Kind, ihrer Mutter entriſſen, das verachtete Holland beglücken ſoll. Aber das Unternehmen ſelbſt darf uns darum nicht kleiner erſcheinen, weil es anders ausſchlug, als es gedacht worden war. Der Menſch verarbeitet, glättet und bildet den rohen Stein, den die Zeiten herbeytragen; ihm gehört der Augenblick und der Punkt, aber die Weltgeſchichte rollt der Zufall. Wenn die Leidenſchaften, welche ſich bey dieſer Begebenheit geſchäftig erzeigten, des Werks nur nicht unwürdig waren, dem ſie unbewußt dienten — wenn die Kräfte, die ſie ausführen halfen, und die einzelnen Handlungen, aus deren Verkettung ſie wunderbar erwuchs, nur an ſich edle Kräfte, ſchöne und große Handlungen waren, ſo iſt die Begebenheit groß, intereſſant und fruchtbar für uns, und es ſteht uns frey, über die kühne Geburt des Zufalls zu erſtaunen, oder einem höhern Verſtande unſre Bewunderung zuzutragen.

Die Geſchichte der Welt iſt ſich ſelbſt gleich, wie die Geſetze der Natur, und einfach, wie die Seele des Menſchen. Dieſelben Bedingungen bringen dieſelben Erſcheinungen zurück. Auf eben dieſem Boden, wo jetzt die Niederländer ihrem ſpaniſchen Tyrannen die Spitze bieten, haben vor funfzehnhundert Jahren ihre Stammväter, die Batavier und Belgen, mit ihrem römiſchen gerungen. Eben ſo, wie jene, einem hochmüthigen Beherrſcher unwillig unterthan, eben ſo von habſüchtigen Satrapen mißhandelt, werfen ſie mit ähnlichem Trotze ihre Ketten ab, und verſuchen das Glück in eben ſo ungleichem Kampfe. Derſelbe Erobererſtolz, derſelbe Schwung der Nation in dem Spanier des ſechszehnten Jahrhunderts und in dem Römer des erſten, dieſelbe Tapferkeit und Mannszucht in Beyder Heeren, daſſelbe Schrecken vor ihrem Schlachtenzuge. Dort, wie hier, ſehen wir Liſt gegen Uebermacht ſtreiten, und Standhaftigkeit, unterſtützt durch Eintracht, eine ungeheure Macht ermüden, die ſich durch Theilung entkräftet hat. Dort, wie hier, waffnet Privathaß die Nation; ein einziger Menſch, für ſeine Zeit geboren, deckt ihr das gefährliche Geheimniß ihrer Kräfte auf, und bringt ihren ſtummen Gram zu einer blutigen Erklärung. „Geſtehet, Batavier! redet Claudius Civilis ſeine Mitbürger in dem heiligen Haine an, „wird uns von dieſen Römern noch wie ſonſt, als Bundsgenoſſen und Freunden, oder nicht vielmehr als dienſtbarn Knechten begegnet? Ihren Beamten und Statthaltern ſind wir ausgeliefert, die, wenn unſer Raub, unſer Blut ſie geſättigt hat, von andern abgelöst werden, welche dieſelbe Gewaltthätigkeit, nur unter andern Namen, erneuern. Geſchieht es ja endlich einmal, daß uns Rom einen Oberaufſeher ſendet, ſo drückt er uns mit einem prahleriſchen theuern Gefolge, und noch unerträglicherm Stolze. Die Werbungen ſind wieder nahe, welche Kinder von Eltern, Brüder von Brüdern auf ewig reißen, und eure kraftvolle Jugend der römiſchen Unzucht überliefern. Jetzt, Batavier, iſt der Augenblick unſer. Nie lag Rom darnieder, wie jetzt. Laſſet euch dieſe Namen von Legionen nicht in Schrecken jagen; ihre Lager enthalten nichts als alte Männer und Beute. Wir haben Fußvolk und Reiterey. Germanien iſt unſer, und Gallien lüſtern, ſein Joch abzuwerfen. Mag ihnen Syrien dienen, und Aſien und der Aufgang, der Könige braucht! Es ſind noch unter uns, die geboren wurden, ehe man den Römern Schatzung erlegte. Die Götter halten es mit dem Tapferſten.“ Feyerliche Sakramente weihen dieſe Verſchwörung, wie den Geuſenbund; wie dieſer, hüllt ſie ſich hinterliſtig in den Schleyer der Unterwürfigkeit, in die Majeſtät eines großen Namens. Die Cohorten des Civilis ſchwören am Rheine dem Veſpaſian in Syrien, wie der Compromiß Philipp dem Zweyten. Derſelbe Kampfplatz erzeugt denſelben Plan der Vertheidigung, dieſelbe Zuflucht der Verzweiflung. Beyde vertrauten ihr wankendes Glück einem befreundeten Elemente; in ähnlichem Bedrängniſſe rettet Civilis ſeine Inſel — wie funfzehn Jahrhunderte nach ihm Wilhelm von Oranien die Stadt Leiden — durch eine künſtliche Waſſerfluth. Die bataviſche Tapferkeit deckt die Ohnmacht der Weltbeherrſcher auf, wie der ſchöne Muth ihrer Enkel den Verfall der ſpaniſchen Macht dem ganzen Europa zur Schau ſtellt. Dieſelbe Fruchtbarkeit des Geiſtes in den Heerführern beyder Zeiten läßt den

Krieg eben ſo hartnäckig dauern und beynahe eben ſo zweifelhaft enden; aber einen Unterſchied bemerken wir doch: die Römer und Batavier kriegen menſchlich, denn ſie kriegen nicht für die Religion. *)

---

*) Tacit. Histor. L. IV. V.

Erſtes Buch.

Frühere
Geſchichte der Niederlande
bis
zum ſechszehnten Jahrhundert.

Ehe wir in das Innere dieſer großen Revolution hineingehen, müſſen wir einige Schritte in die alte Geſchichte des Landes zurückthun, und die Verfaſſung entſtehen ſehen, worin wir es zur Zeit dieſer merkwürdigen Veränderung finden.

Der erſte Eintritt dieſes Volks in die Weltgeſchichte iſt das Moment ſeines Untergangs; von ſeinen Ueberwindern empfing es ein politiſches Leben. Die weitläufige Landſchaft, welche von Deutſchland gegen Morgen, gegen Mittag von Frankreich, gegen Mitternacht und Abend von der Nordſee begrenzt wird, und die wir unter dem allgemeinen Namen der Niederlande begreifen, war bey dem Einbruche der Römer in Gallien unter drey Hauptvölkerſchaften vertheilt, alle urſprünglich deutſcher Abkunft, deutſcher Sitte und deutſchen Geiſtes 1). Der Rhein machte ihre Grenzen. Zur Linken des Fluſſes wohnten die Belgen 2), zu ſeiner Rechten die Frieſen 3), und die Batavier 4) auf der Inſel, die ſeine beyden Arme damals mit dem Ocean bildeten. Jede dieſer einzelnen Nationen wurde früher oder ſpäter den Römern unterworfen, aber ihre Ueberwinder ſelbſt legen uns die rühmlichſten Zeugniſſe von ihrer Tapferkeit ab. Die Belgen, ſchreibt Cäſar 5), waren die einzigen unter den galliſchen Völkern, welche die einbrechenden Teutonen und Cimbrer von ihren Grenzen abhielten. Alle Völker um den Rhein, ſagt uns Tacitus 6), wurden an Heldenmuth von den Bataviern übertroffen. Dieſes wilde

---

1) J. Caesar d. Bello Gall. L. I. Tacit. de Morib. Germ. und Hist. L. IV.

2) In den Landſchaften, die jetzt größtentheils die katholiſchen Niederlande und Generalitätslande ausmachen.

3) Im jetzigen Gröningen, Oſt- und Weſtfriesland, einem Theile von Holland, Geldern, Utrecht und Oberyſſel.

4) In dem obern Theile von Holland, Utrecht und Oberyſſel, dem heutigen Cleve u. ſ. f., zwiſchen der Leck und der Waal. Kleinere Völker, die Kanninefater, Mattiaker, Mareſaten, u. ſ. f., die einen Theil von Weſtfriesland, Holland und Seeland bewohnten, können zu ihnen gerechnet werden. Tacit. Hist. L. IV. C. 15. 56. de Morib. Germ. c. 29.

5) De Bello Gall.

6) Hist. L. IV. c. 12.

Volk erlegte ſeinen Tribut in Soldaten, und wurde von ſeinen Ueberwindern, gleich Pfeil und Schwert, nur für Schlachten geſpart. Die bataviſche Reiterey erklärten die Römer ſelbſt für den beſten Theil ihrer Heere. Lange Zeit machte ſie, wie heut zu Tage die Schweizer, die Leibwache der römiſchen Kaiſer aus; ihr wilder Muth erſchreckte die Dacier, da ſie in voller Rüſtung über die Donau ſchwammen. Die nämlichen Batavier hatten den Agricola auf ſeinem Zuge nach Britannien begleitet, und ihm dieſe Inſel erobern helfen *). Unter allen wurden die Frieſen zuletzt überwunden, und ſetzten ſich zuerſt wieder in Freyheit. Die Moräſte, zwiſchen welchen ſie wohnten, reizten die Eroberer ſpäter, und koſteten ihnen mehr. Der Römer Druſus, der in dieſen Gegenden kriegte, führte einen Kanal vom Rhein in den Flevo, die jetzige Süderſee, durch welchen die römiſche Flotte in die Nordſee drang, und aus dieſer durch die Mündung der Ems und Weſer einen leichtern Weg in das innere Deutſchland fand **).

Vier Jahrhunderte lang finden wir Batavier in den römiſchen Heeren, aber nach den Zeiten des Honorius verſchwindet ihr Name aus der Geſchichte.

---

*) Dio. Cass. L. LXIX. Tacit. Agricol. c. 36. Tacit. Annal. L. II. c. 15.

**) Tacit. Annal. II. Cap. 8. Sueton. in Claud. Cap. I. n. 3.

Ihre Inſel ſehen wir von den Franken überſchwemmt, die ſich dann wieder in das benachbarte Belgien verlieren. Die Frieſen haben das Joch ihrer entlegenen und ohnmächtigen Beherrſcher zerbrochen, und erſcheinen wieder als ein freyes und ſogar eroberndes Volk, das ſich durch eigene Gebräuche und den Ueberreſt der römiſchen Geſetze regiert und ſeine Grenzen bis über die linken Ufer des Rheins erweitert. Friesland überhaupt hat unter allen Provinzen der Niederlande am wenigſten von dem Einbruche fremder Völker, von fremden Gebräuchen und Geſetzen gelitten, und durch eine lange Reihe von Jahrhunderten Spuren ſeiner Verfaſſung, ſeines Nationalgeiſts und ſeiner Sitten behalten, die ſelbſt heut zu Tage nicht ganz verſchwunden ſind.

Die Epoche der Völkerwanderung zernichtet die urſprüngliche Form dieſer mehrſten Nationen; andre Miſchungen entſtehen mit andern Verfaſſungen. Die Städte und Lagerplätze der Römer verſchwinden in der allgemeinen Verwüſtung, und mit dieſen ſo viele Denkmäler ihrer großen Regentenkunſt, durch den Fleiß fremder Hände vollendet. Die verlaſſenen Dämme ergeben ſich der Wuth ihrer Ströme und dem eindringenden Ocean wieder. Die Wunder der Menſchenhand, die künſtlichen Kanäle, vertrocknen, die Flüſſe ändern ihren Lauf, das feſte Land und die See verwirren ihre Grenzen, und die Natur des Bodens verwandelt ſich mit ſeinen Bewohnern. Der Zuſammenhang beyder Zeiten ſcheint aufgehoben, und mit einem neuen Menſchengeſchlechte beginnt eine neue Geſchichte.

Die Monarchie der Franken, die auf den Trümmern des römiſchen Galliens entſtand, hatte im ſechſten und ſiebenten Jahrhundert alle niederländiſche Provinzen verſchlungen und den chriſtlichen Glauben in dieſe Länder gepflanzt. Friesland, das letzte unter allen, unterwarf Karl Martel, nach einem hartnäckigen Kriege, der fränkiſchen Krone, und bahnte mit ſeinen Waffen dem Evangelium den Weg. Karl der Große vereinigte alle dieſe Länder, die nun einen Theil der weitläufigen Monarchie ausmachten, welche dieſer Eroberer aus Deutſchland, Frankreich und der Lombardey erſchuf. Wie dieſes große Reich unter ſeinen Nachkommen durch Theilung wieder zerriſſen ward, ſo zerfielen auch die Niederlande bald in deutſche, bald in fränkiſche, bald in lotharingiſche Provinzen, und zuletzt finden wir ſie unter den beyden Namen von Friesland und Niederlotharingen *).

Mit den Franken kam auch die Geburt des Nordens, die Lehnsverfaſſung, in dieſe Länder, und auch hier artete ſie, wie in allen übrigen, aus. Die mächtigern Vaſallen trennten ſich nach und nach von der

---

*) Allgemeine Geſchichte der vereinigten Niederlande. 1. Theil, 4tes 5tes Buch.

Krone, und die königlichen Beamten riſſen die Landſchaften, denen ſie vorſtehen ſollten, als ein erbliches Eigenthum an ſich. Aber dieſe abtrünnigen Vaſallen konnten ſich nur mit Hülfe ihrer Unterſaſſen gegen die Krone behaupten, und der Beyſtand, den dieſe leiſteten, mußte durch neue Belehnungen wieder erkauft werden. Durch fromme Uſurpationen und Schenkungen wurde die Geiſtlichkeit mächtig, und errang ſich bald ein eignes unabhängiges Daſeyn in ihren Abteyen und biſchöflichen Sitzen. So waren die Niederlande im zehnten, eilften, zwölften und dreyzehnten Jahrhundert in mehrere kleine Souverainetäten zerſplittert, deren Beſitzer bald dem deutſchen Kaiſerthume, bald den fränkiſchen Königen huldigten. Durch Kauf, Heirathen, Vermächtniſſe, oder auch durch Eroberungen wurden oft mehrere derſelben unter Einem Hauptſtamme wieder vereinigt, und im funfzehnten Jahrhundert ſehen wir das burgundiſche Haus im Beſitze des größten Theils von den Niederlanden [*]. Philipp der Gütige, Herzog von Burgund, hatte mit mehr oder weniger Rechte, ſchon eilf Provinzen unter ſeine Herrſchaft verſammelt, die Karl der Kühne, ſein Sohn, durch die Gewalt der Waffen noch mit zwey neuen vermehrte. So entſtand unvermerkt ein neuer Staat in Europa, dem nichts als der Name fehlte, um das blühendſte Königreich dieſes Welttheils zu ſeyn. Dieſe weitläufigen Beſitzungen machten die burgundiſchen Herzoge zu furchtbarn Grenznachbarn Frankreichs und verſuchten **Karls des Kühnen** unruhigen Geiſt, den Plan einer Eroberung zu entwerfen, der die ganze geſchloſſene Landſchaft von der Süderſee und der Mündung des Rheins bis hinauf ins Elſaß begreifen ſollte. Die unerſchöpflichen Hülfsquellen dieſes Fürſten rechtfertigen einigermaßen dieſe kühne Chimäre. Eine furchtbare Heeresmacht droht ſie in Erfüllung zu bringen. Schon zitterte die Schweiz für ihre Freyheit, aber das treuloſe Glück verließ ihn in drey ſchrecklichen Schlachten, und der ſchwindelnde Eroberer ging unter den Lebenden und Todten verloren *).

---

[*] Grot. Annal. L. I. p. 2. 3.

---

*) Ein Page, der ihn fallen geſehn und die Sieger einige Tage nach der Schlacht zu dem Orte führte, rettete ihn noch von einer ſchimpflichen Vergeſſenheit. Man zog ſeinen Leichnam nackt und von Wunden ganz entſtellt aus einem Sumpfe, worein er feſt gefroren war, und erkannte ihn mit vieler Mühe noch an einigen fehlenden Zähnen und den Nägeln ſeiner Finger, die er länger zu tragen pflegte, als ein anderer Menſch. Aber daß es, dieſer Kennzeichen ohngeachtet, noch immer Ungläubige gab, die ſeinen Tod bezweifelten, und ſeiner Wiedererſcheinung entgegen ſahen, beweiſt eine Stelle aus dem Sendſchreiben, worin **Ludwig der Eilfte**

Die einzige Erbinn Karls des Kühnen, Maria, die reichſte Fürſtentochter und die unſelige Helena jener Zeit, die das Elend über dieſe Länder brachte, beſchäftigte jetzt die Erwartung der ganzen damaligen Welt. Zwey große Prinzen, König Ludwig der Eilfte von Frankreich für den jungen Dauphin, ſeinen Sohn, und Maximilian von Oeſterreich, Kaiſer Friedrichs des Dritten Sohn, erſchienen unter ihren Freyern. Derjenige, dem ſie ihre Hand ſchenken würde, ſollte der mächtigſte Fürſt in Europa werden, und hier zum erſten Male fing dieſer Welttheil an, für ſein Gleichgewicht zu fürchten. Ludwig, der Mächtigere von beyden, konnte ſein Geſuch durch die Gewalt der Waffen unterſtützen; aber das niederländiſche Volk, das die Hand ſeiner Fürſtinn vergab, ging dieſen gefürchteten Nachbar vorüber, und entſchied für Maximilian, deſſen entlegnere Staaten und beſchränktere Gewalt die Landesfreyheit weniger bedrohten. Eine treuloſe unglückliche Politik, die durch eine ſonderbare Fügung des Himmels das traurige Schickſal nur beſchleunigte, welches zu verhindern ſie erſonnen ward.

---

die burgundiſchen Städte aufforderte, zur Krone Frankreich zurückzukehren. Sollte ſich, heißt die Stelle, Herzog Karl noch am Leben finden, ſo ſeyd ihr eures Eides gegen mich wieder ledig. Comines. T. III. Preuves des Memoires, 495. 497.

Philipp dem Schönen, der Maria und Maximilians Sohn, brachte ſeine ſpaniſche Braut dieſe weitläuſige Monarchie, welche Ferdinand und Iſabella kürzlich gegründet hatten; und Karl von Oeſterreich, ſein Sohn, war geborner Herr der Königreiche Spanien, beyder Sicilien, der neuen Welt und der Niederlande.

Das gemeine Volk ſtieg hier früher, als in den übrigen Lehnreichen, aus der Leibeigenſchaft empor, und gewann bald ein eigenes bürgerliches Daſeyn. Die günſtige Lage des Landes an der Nordſee und an großen ſchiffbaren Flüſſen weckte hier frühzeitig den Handel, der die Menſchen in Städte zuſammenzog, den Kunſtfleiß ermunterte, Fremdlinge anlockte und Wohlſtand und Ueberfluß unter ihnen verbreitete. So verächtlich auch die kriegeriſche Politik jener Zeiten auf jede nützliche Handthierung herunterſah, ſo konnten dennoch die Landesherren die weſentlichen Vortheile nicht ganz verkennen, die ihnen daraus zufloſſen. Die anwachſende Bevölkerung ihrer Länder, die mancherley Abgaben, die ſie unter den verſchiedenen Titeln von Zoll, Mauth, Weggeld, Geleite, Brückengeld, Marktſchoß, Heimfallsrecht u. ſ. f. von Einheimiſchen und Fremden erpreßten, waren zu große Lockungen für ſie, als daß ſie gegen die Urſachen hätten gleichgültig bleiben ſollen, denen ſie dieſelben verdankten. Ihre eigne Habſucht machte ſie zu Beförderern des Handels, und die Barbaren ſelbſt, wie es oft geſchieht, half ſo lange aus, bis endlich eine geſunde Staatskunſt an ihre Stelle trat. In der Folge lockten ſie ſelbſt die lombardiſchen Kaufleute an, bewilligten den Städten einige koſtbare Privilegien und eigne Gerichtsbarkeit, wodurch dieſe ungemein viel an Anſehen und Einfluß gewannen. Die vielen Kriege, welche die Grafen und Herzoge unter einander mit ihren Nachbarn führten, machten ſie von dem guten Willen der Städte abhängig, die ſich durch ihren Reichthum Gewicht verſchafften, und für die Subſidien, welche ſie leiſteten, wichtige Vorrechte zu erringen wußten. Mit der Zeit wuchſen dieſe Privilegien der Gemeinheiten an, wie die Kreuzzüge dem Adel eine koſtbare Ausrüſtung nothwendig machten, wie den Produkten des Morgenlandes ein neuer Weg nach Europa geöffnet ward, und der einreißende Luxus neue Bedürfniſſe für ihre Fürſten erſchuf. So finden wir ſchon im eilften und zwölften Jahrhundert eine gemiſchte Regierungverfaſſung in dieſen Ländern, wo die Macht des Souverains durch den Einfluß der Stände, des Adels nämlich, der Geiſtlichkeit und der Städte, merklich beſchränkt iſt. Dieſe, welche man Staaten nannte, kamen ſo oft zuſammen, als das Bedürfniß der Provinz es erheiſchte. Ohne ihre Bewilligung galten keine neuen Geſetze, durften keine Kriege geführt, keine Steuern gehoben, keine Veränderung in der Münze gemacht und kein Fremder zu irgend einem Theile der

Staatsverwaltung zugelaſſen werden. Dieſe Privilegien hatten alle Provinzen mit einander gemein; andere waren nach den verſchiedenen Landſchaften verſchieden. Die Regierung war erblich, aber der Sohn trat nicht eher, als nach feyerlich beſchworner Konſtitution in die Rechte des Vaters *).

Der erſte Geſetzgeber iſt die Noth; alle Bedürfniſſe, denen in dieſer Konſtitution begegnet wird, ſind urſprüngliche Bedürfniſſe des Handels geweſen. So iſt die ganze Verfaſſung der Republik auf Kaufmannſchaft gegründet, und ihre Geſetze ſind ſpäter, als ihre Gewerbe. Der letzte Artikel in dieſer Konſtitution, welcher Ausländer von aller Bedienung ausſchließt, iſt eine natürliche Folge aller vorhergegangenen. Ein ſo verwickeltes und künſtliches Verhältniß des Souverains zu dem Volke, das ſich in jeder Provinz, und oftmals in einer einzelnen Stadt noch beſonders abänderte, erforderte Männer, die mit dem lebhafteſten Eifer für die Erhaltung der Landesfreyheiten auch die gründlichſte Kenntniß derſelben verbanden. Beydes konnte bey einem Fremdlinge nicht wohl vorausgeſetzt werden. Dieſes Geſetz galt übrigens von jeder Provinz insbeſondere, ſo daß in Brabant kein Flämminger, kein Holländer in Seeland angeſtellt werden durfte, und es erhielt ſich auch in der Folge, nachdem ſchon alle

---

*) Grotius. L. I. 5.

dieſe Provinzen unter Einem Oberhaupte vereinigt waren.

Vor allen übrigen genoß Brabant die üppigſte Freyheit. Seine Privilegien wurden für ſo koſtbar geachtet, daß viele Mütter aus den angrenzenden Provinzen gegen die Zeit ihrer Entbindung dahin zogen, um da zu gebähren und ihre Kinder aller Vorrechte dieſes glücklichen Landes theilhaftig zu machen. eben ſo, ſagt Strada, wie man Gewächſe eines rauhern Himmels in einem mildern Erdreiche veredelt *).

Nachdem das burgundiſche Haus mehrere Provinzen unter ſeine Herrſchaft vereinigt hatte, wurden die einzelnen Provinzialverſammlungen, welche bisher unabhängige Tribunale geweſen, an einen allgemeinen Gerichtshof zu Mecheln gewieſen, der die verſchiedenen Glieder in einen einzigen Körper verband und alle bürgerliche und peinliche Händel als die letzte Inſtanz entſchied. Die Souverainetät der einzelnen Provinzen war aufgehoben, und im Senat zu Mecheln wohnte jetzt die Majeſtät.

Nach dem Tode Karls des Kühnen verſäumten die Stände nicht, die Verlegenheit ihrer Herzoginn zu benutzen, die von den Waffen Frankreichs bedroht

---

*) De Bello Belgic. Dec. I. L. II. 34. Guicciardini Descr. Belg.

und in ihrer Gewalt war *). Die Staaten von Holland und Seeland zwangen ſie, einen großen Freyheitsbrief zu unterzeichnen, der ihnen die wichtigſten Souverainetätrechte verſicherte **). Der Uebermuth der Genter verging ſich ſo weit, daß ſie die Günſtlinge der Maria, die das Unglück gehabt hatten, ihnen zu mißfallen, eigenmächtig vor ihren Richterſtuhl riſſen, und vor den Augen dieſer Fürſtinn enthaupteten. Während des kurzen Regiments der Herzoginn Maria bis zu ihrer Vermählung gewann die Gemeinheit eine Kraft, die ſie einem Freyſtaate ſehr nahe brachte. Nach dem Abſterben ſeiner Gemahlinn übernahm Maximilian aus eigener Macht, als Vormund ſeines Sohnes, die Regierung. Die Staaten, durch dieſen Eingriff in ihre Rechte beleidigt, erkannten ſeine Gewalt nicht, und konnten nicht weiter gebracht werden, als ihn auf eine beſtimmte Zeit und unter beſchwornen Bedingungen als Statthalter zu dulden.

Maximilian glaubte die Konſtitution übertreten zu dürfen, nachdem er römiſcher Kaiſer geworden war. Er legte den Provinzen außerordentliche Steuern auf, vergab Bedienungen an Burgunder und Deutſche, und führte fremde Truppen in die Provinzen. Aber mit der Macht ihres Regenten war auch die Eiferſucht dieſer Republikaner geſtiegen. Das Volk griff zu den Waffen, als er mit einem ſtarken Gefolge von Ausländern in Brügges ſeinen Einzug hielt, bemächtigte ſich ſeiner Perſon, und ſetzte ihn auf dem Schloſſe gefangen. Ungeachtet der mächtigen Fürſprache des kaiſerlichen und römiſchen Hofes erhielt er ſeine Freyheit nicht wieder, bis der Nation über die beſtrittenen Punkte Sicherheit gegeben war.

---

*) Memoires de Philippe de Comines. T. I. 314

**) A. G. d. v. N. II. Th.

Die Sicherheit des Lebens und Eigenthums, die aus mildern Geſetzen und einer gleichen Handhabung der Juſtiz entſprang, hatte die Betriebſamkeit und den Fleiß in dieſen Ländern ermuntert. In ſtetem Kampfe mit dem Ocean und den Mündungen reiſſender Flüſſe, die gegen das niedrigere Land wütheten, und deren Gewalt durch Dämme und Kanäle muſſte gebrochen werden, hatte dieſes Volk frühzeitig gelernt, auf die Natur um ſich herum zu merken, einem überlegenen Elemente durch Fleiß und Standhaftigkeit zu trotzen und, wie der Aegypter, den ſein Nil unterrichtete, in einer kunſtreichen Gegenwehr ſeinen Erfindungsgeiſt und Scharfſinn zu üben. Die natürliche Fruchtbarkeit ſeines Bodens, die den Ackerbau und die Viehzucht begünſtigte, vermehrte zugleich die Bevölkerung. Seine glückliche Lage an der See und den großen ſchiffbarn Flüſſen Deutſchlands und Frankreichs, die zum Theil hier ins Meer fallen, ſo viele künſtliche Kanäle, die das Land nach allen Richtungen durchſchneiden, belebten die Schiffahrt, und der innere Verkehr der Provinzen, der dadurch ſo leicht gemacht wurde, weckte bald einen Geiſt des Handels in dieſen Völkern auf.

Die benachbarten britanniſchen und däniſchen Küſten waren die erſten, die von ihren Schiffen beſucht wurden. Die engliſche Wolle, die dieſe zurückbrachten, beſchäftigte tauſend fleißige Hände in Brügges, Gent und Antwerpen, und ſchon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts wurden flandriſche Tücher in Frankreich und Deutſchland getragen. Schon im eilften Jahrhundert finden wir frieſiſche Schiffe im Belt und ſogar in der levantiſchen See. Dieſes muthige Volk unterſtand ſich ſogar, ohne Kompaß, unter dem Nordpol hindurch bis zu der nördlichen Spitze Rußlands zu ſteuern *). Von den wendiſchen Städten empfingen die Niederlande einen Theil des levantiſchen Handels, der damals noch aus dem ſchwarzen Meere durch das ruſſiſche Reich nach der Oſtſee ging. Als dieſer im dreyzehnten Jahrhundert zu ſinken anfing, als die Kreuzzüge den indiſchen Waaren einen neuen Weg durch die mittelländiſche See eröffneten, die italieniſchen Städte dieſen fruchtbarn Handelszweig an ſich riſſen, und in Deutſchland die große Hanſa zuſammentrat, wurden die Niederlande der wichtige Stapelort zwiſchen Norden und Süden. Noch war der Gebrauch des Kompaſſes nicht allgemein,

---

*) Fiſchers Geſchichte des d. Handels. I. Th. 447.

und man ſegelte noch langſam und umſtändlich längs den Küſten. Die baltiſchen Seehäfen waren in den Wintermonaten mehrentheils zugefroren und jedem Fahrzeuge unzugänglich *). Schiffe alſo, die den weiten Weg von der mittelländiſchen See in den Belt in Einer Jahrszeit nicht wohl beſchließen konnten, wählten gern einen Vereinigungsplatz, der beyden Theilen in der Mitte gelegen war. Hinter ſich ein unermeßliches feſtes Land, mit dem ſie durch ſchiffbare Ströme zuſammenhingen, gegen Abend und Mitternacht dem Ocean durch wirthbare Häfen geöffnet, ſchienen ſie ausdrücklich zu einem Sammelplatze der Völker und zum Mittelpunkte des Handels geſchaffen. In den vornehmſten niederländiſchen Städten wurden Stapel errichtet. Portugieſen, Spanier, Italiener, Franzoſen, Britten, Deutſche, Dänen und Schweden floſſen hier zuſammen mit Produkten aus allen Gegenden der Welt. Die Koncurrenz der Verkäufer ſetzte den Preis der Waaren herunter; die Induſtrie wurde belebt, weil der Markt vor der Thür war. Mit dem nothwendigen Geldumtauſche kam der Wechſelhandel auf, der eine neue fruchtbare Quelle des Reichthums eröffnete. Die Landesfürſten, welche mit ihrem wahren Vortheile endlich bekannter wurden, munterten den Kaufmann mit den wichtigſten Freyheiten auf, und wußten ihren Han-

---

*) Anderſon III. 89.

del durch vortheilhafte Verträge mit auswärtigen Mächten zu ſchützen. Als ſich im funfzehnten Jahrhundert mehrere einzelne Provinzen unter Einem Beherrſcher vereinigten, hörten auch ihre ſchädlichen Privatkriege auf, und ihre getrennten Vortheile wurden jetzt durch eine gemeinſchaftliche Regierung genauer verbunden. Ihr Handel und Wohlſtand gedeihte im Schoß eines langen Friedens, den die überlegene Macht ihrer Fürſten den benachbarten Königen auferlegte. Die burgundiſche Flagge war gefürchtet in allen Meeren *), das Anſehn ihres Souverains gab ihren Unternehmungen Nachdruck, und machte die Verſuche eines Privatmannes zur Angelegenheit eines furchtbarn Staats. Ein ſo mächtiger Schutz ſetzte ſie bald in den Stand, dem Hanſebunde ſelbſt zu entſagen, und dieſen trotzigen Feind durch alle Meere zu verfolgen. Die hanſiſchen Kauffahrer, denen die ſpaniſche Küſte verſchloſſen wurde, mußten zuletzt wider Willen die flandriſchen Meſſen beſuchen, und die ſpaniſchen Waaren auf niederländiſchem Stapel empfangen.

Brügges in Flandern war im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert der Mittelpunkt des ganzen europäiſchen Handels, und die große Meſſe aller Nationen. Im Jahr 1468 wurden hundert und funfzig Kauffahrteyſchiffe gezählt, welche auf einmal in den Ha-

---

*) Memoires de Comines. L. III Chp. V.

ſen von Sluys einliefen *). Außer der reichen Niederlage des Hanſebundes waren hier noch funfzehn Handelsgeſellſchaften mit ihren Comtoirs, viele Factoreien und Kaufmannsfamilien aus allen europäiſchen Ländern. Hier war der Stapel aller nordiſchen Produkte für den Süden, und aller ſüdlichen und levantiſchen für den Norden errichtet. Dieſe gingen mit hanſiſchen Schiffen durch den Sund, und auf dem Rheine nach Oberdeutſchland, oder wurden auf der Achſe ſeitwärts nach Braunſchweig und Lüneburg verfahren.

Es iſt der ganz natürliche Gang der Menſchheit, daß eine zügelloſe Ueppigkeit dieſem Wohlſtande folgte. Das verführeriſche Beyſpiel Philipps des Gütigen konnte dieſe Epoche nur beſchleunigen. Der Hof der burgundiſchen Herzoge war der wollüſtigſte und prächtigſte in Europa, ſelbſt wenn man Italien nicht ausnimmt. Die koſtbare Kleidertracht der Großen, die der ſpaniſchen nachher zum Muſter diente, und mit den burgundiſchen Gebräuchen an den öſterreichiſchen Hof zuletzt überging, ſtieg bald zu dem Volke herunter, und der geringſte Bürger pflegte ſeines Leibes in Sammt und Seide **). „Dem Ueberfluſſe," ſagt uns Comi-

---

*) Anderſon III. 237. 259. 260.

**) Philipp der Gütige war zu ſehr Verſchwender, um Schätze zu ſammeln; dennoch fand Karl der Kühne in ſeiner Verlaſſenſchaft an Tafelgeſchirre, Juwelen, Bünes (ein Schriftſteller, der um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts die Niederlande durchreiſete) „war der Hochmuth gefolgt. Die Pracht und Eitelkeit der Kleidung wurde von beyden Geſchlechtern zu einem ungeheuern Aufwande getrieben. Auf einen ſo hohen Grad der Verſchwendung, wie hier, war der Luxus der Tafel bey keinem andern Volke noch geſtiegen. Die unſittliche Gemeinſchaft beyder Geſchlechter in Bädern

---

chern, Tapeten und Leinwand einen größern Vorrath aufgehäuft, als drey reiche Fürſtenthümer damals zuſammen beſaßen, und noch überdies einen Schatz von dreymal hundert tauſend Thalern an baarem Gelde. Der Reichthum dieſes Fürſten und des burgundiſchen Volkes lag auf den Schlachtfeldern bey Granſon, Murten und Nancy aufgedeckt. Hier zog ein ſchweizeriſcher Soldat Karln dem Kühnen den berühmten Diamant vom Finger, der lange Zeit fur den größten von Europa galt, der noch jetzt als der zweyte in der franzöſiſchen Krone prangt, und den der unwiſſende Finder für einen Gulden verkaufte. Die Schweizer verhandelten das gefundene Silber für Zinn, und das Gold gegen Kupfer, und riſſen die koſtbarn Gezelte von Goldſtoff in Stücken; der Werth der Beute, die man an Silber, Gold und Edelſteinen machte, wird auf drey Millionen geſchätzt. Karl und ſein Heer waren nicht wie Feinde, die ſchlagen wollen, ſondern wie Ueberwinder, die nach dem Siege ſich ſchmücken, zum Treffen gezogen. Comines I. 155. 159. 165.

und ähnlichen Zuſammenkünften, die die Wolluſt erhitzten, hatte alle Schamhaftigkeit verbannt — und hier iſt nicht von der gewöhnlichen Ueppigkeit der Großen die Rede; der gemeinſte weibliche Pöbel überließ ſich dieſen Ausſchweifungen ohne Grenze und Maß *).“

Aber wie viel erfreuender iſt ſelbſt dieſes Uebermaß dem Freunde der Menſchheit, als die traurige Genügſamkeit des Mangels, und der Dummheit barbariſche Tugend, die beynahe das ganze damalige Europa daniederdrückten! Der burgundiſche Zeitraum ſchimmert wohlthätig hervor aus jenen finſtern Jahrhunderten, wie ein lieblicher Frühlingstag aus den Schauern des Hornungs.

Aber eben dieſer blühende Wohlſtand führte endlich dieſe flandriſchen Städte zu ihrem Verfalle. Gent und Brügges, von Freyheit und Ueberfluß ſchwindelnd, kündigen dem Beherrſcher von eilf Provinzen, Philipp dem Guten, den Krieg an, der eben ſo unglücklich für ſie endigt, als vermeſſen er unternommen ward. Gent allein verlor in dem Treffen bey Havre viele tauſend Mann, und muſſte den Zorn des Siegers mit einer Geldbuße von viermalhundert tauſend Goldgülden verſöhnen. Alle obrigkeitliche Perſonen

---

*) Memoires de M. Philippe de Comines. T. I. L. I. C. 2. L. V. C. 9. 291. Fiſchers G. d. d. Handels II. B. 193. u. f. f.

und die vornehmſten Bürger dieſer Stadt, zweytauſend an der Zahl, muſſten im bloßen Hemde, barfuß und mit unbedecktem Haupte, dem Herzoge eine franzöſiſche Meile weit entgegen gehen, und ihn kniend um Gnade bitten. Bey dieſer Gelegenheit wurden ihnen einige koſtbare Privilegien entriſſen; ein unerſetzlicher Verluſt für ihren ganzen künftigen Handel. Im Jahr 1482 kriegten ſie nicht viel glücklicher mit Maximilian von Oeſterreich, ihm die Vormundſchaft über ſeinen Sohn zu entreißen, deren er ſich widerrechtlich angemaßt hatte; die Stadt Brügges ſetzte 1487 den Erzherzog ſelbſt gefangen, und ließ einige ſeiner vornehmſten Miniſter hinrichten. Kaiſer Friedrich der Dritte rückte mit einem Kriegsheere in ihr Gebiet, ſeinen Sohn zu rächen, und hielt den Hafen von Sluys zehn Jahre lang geſperrt, wodurch ihr ganzer Handel gehemmt wurde. Hierbey leiſteten ihm Amſterdam und Antwerpen den wichtigſten Beyſtand, deren Eiferſucht durch den Flor der flandriſchen Städte ſchon längſt gereizt worden war. Die Italiener fingen an, ihre eigenen Seidenzeuge nach Antwerpen zum Verkauf zu bringen, und die flandriſchen Tuchweber, die ſich in England niedergelaſſen hatten, ſchickten gleichfalls ihre Waaren dahin, wodurch die Stadt Brügges um zwei wichtige Handelszweige kam. Ihr hochfahrender Stolz hatte längſt ſchon den Hanſebund beleidigt, der ſie jetzt auch verließ, und ſein Waarenlager nach Antwerpen verlegte. Im Jahr 1516 wanderten alle fremde Kaufleute aus, daß nur einige wenige Spanier blieben; aber ihr Wohlſtand verblühte langſam, wie er aufgeblüht war *).

Antwerpen empfing im ſechszehnten Jahrhundert den Handel, den die Ueppigkeit der flandriſchen Städte verzagte, und unter **Karls des Fünften** Regierung war Antwerpen die lebendigſte und herrlichſte Stadt in der chriſtlichen Welt. Ein Strom, wie die Schelde, deren nahe breite Mündung die Ebbe und Fluth mit der Nordſee gemein hat und geſchickt iſt, die ſchwerſten Schiffe bis unter ſeine Mauern zu tragen, machte es zum natürlichen Sammelplatze aller Schiffe, die dieſe Küſte beſuchten. Seine Freymeſſen zogen aus allen Ländern Negotianten herbey **). Die Induſtrie der Nation war im Anfange dieſes Jahrhunderts zu ihrer höchſten Blüthe geſtiegen. Der Acker- und Leinenbau, die Viehzucht, die Jagd und die Fiſcherey bereicherten den Landmann; Künſte, Manufacturen und Handlung den Städter. Nicht lange, ſo ſah man Produkte des flandriſchen und brabantiſchen Fleißes in Arabien, Perſien und Indien. Ihre Schiffe bedeckten den Ocean, und wir ſehen ſie im ſchwarzen Meere mit den Genueſern um die Schutzherrlichkeit ſtreiten *). Den niederländiſchen Seemann unterſchied das Eigenthümliche, daß er zu jeder Zeit des Jahrs unter Segel ging, und nie überwinterte.

---

*) Anderſon. III. Theil. 200. 314. 315. 316. 488.

**) Zwey ſolcher Meſſen dauerten vierzig Tage, und jede Waare, die da verkauft wurde, war zollfrey.

Nachdem der neue Weg um das afrikaniſche Vorgebürge gefunden war, und der portugieſiſche Oſtindienhandel den levantiſchen untergrub, empfanden die Niederlande die Wunde nicht, die den italieniſchen Republiken geſchlagen wurde; die Portugieſen richteten in Brabant ihren Stapel auf, und die Specereyen von Kalikut prangten jetzt auf dem Markte zu Antwerpen **). Hieher floſſen die weſtindiſchen Waaren, womit die ſtolze ſpaniſche Trägheit den niederländiſchen Kunſtfleiß bezahlte. Der oſtindiſche Stapel zog die berühmteſten Handelshäuſer von Florenz, Lucca und Genua, und aus Augsburg die Fugger und Welſer hieher. Hieher brachte die Hanſa jetzt ihre nordiſchen Waaren, und die engliſche Kompagnie hatte hier ihre Niederlage. Kunſt und Natur ſchienen hier ihren ganzen Reichthum zur Schau zu legen. Es war eine prächtige Ausſtellung der Werke des Schöpfers und der Menſchen ***).

---

*) Anderſon. III. Theil. 155.

**) Der Werth der Gewürz- und Apothekerwaaren, die von Liſſabon dahingeſchafft wurden, ſoll ſich, nach Guicciardini's Angabe, auf eine Million Kronen belaufen haben.

***) Meteren. I. Theil. I. B. 12. 13.

Ihr Ruf verbreitete ſich bald durch die ganze Welt. Zu Ende dieſes Jahrhunderts ſuchte eine Societät türkiſcher Kaufleute um Erlaubniß an, ſich hier niederzulaſſen, und die Produkte des Orients über Griechenland hieher zu liefern. Mit dem Waarenhandel ſtieg auch der Geldhandel. Ihre Wechſelbriefe galten an allen Enden der Erde. Antwerpen, behauptet man, machte damals innerhalb eines Monats mehr und größere Geſchäfte, als in zwey ganzen Jahren Venedig, während ſeiner glänzendſten Zeiten *).

Im Jahr 1491 hielt der ganze Hanſebund in dieſer Stadt ſeine feyerliche Verſammlung, die ſonſt nur in Lübeck geweſen war. Im Jahr 1531 wurde die Börſe gebaut, die prächtigſte im ganzen damaligen Europa, und die ihre ſtolze Aufſchrift erfüllte. Die Stadt zählte jetzt einmalhunderttauſend Bewohner. Das fluthende Leben, die Welt, die ſich unendlich hier drängte, überſteigt allen Glauben. Zwey, drittehalbhundert Maſte erſchienen öfters auf einmal in ſeinem Hafen; kein Tag verfloß, wo nicht fünfhundert und mehrere Schiffe kamen und gingen; an den Markttagen lief dieſe Anzahl zu acht und neunhundert an. Täglich fuhren zweyhundert und mehrere Kutſchen durch ſeine Thore; über zweytauſend Frachtwagen ſah man in jeder Woche aus Deutſchland, Frank-

---

*) Fiſchers G. d. d. Handels II. 593. u. ſ. f.

reich und Lothringen anlangen, die Bauerkarren und Getreidefuhren ungerechnet, deren Anzahl gewöhnlich auf zehntauſend ſtieg. Dreyßigtauſend Hände waren in dieſer Stadt allein von der engliſchen Geſellſchaft der wagenden Kaufleute beſchäftigt. An Marktabgaben, Zoll und Acciſe gewann die Regierung jährlich Millionen. Von den Hülfsquellen der Nation können wir uns eine Vorſtellung machen, wenn wir hören, daß die außerordentlichen Steuern, die ſie Karl dem Fünften zu ſeinen vielen Kriegen entrichten muſſte, auf vierzig Millionen Goldes gerechnet wurden *).

Dieſen blühenden Wohlſtand hatten die Niederlande eben ſo ſehr ihrer Freyheit, als der natürlichen Lage ihres Landes zu danken. Schwankende Geſetze und die deſpotiſche Willkühr eines räuberiſchen Fürſten würden alle Vortheile zernichtet haben, die eine günſtige Natur in ſo reichlicher Fülle über ſie ausgegoſſen hatte. Nur die unverletzbare Heiligkeit der Geſetze kann dem Bürger die Früchte ſeines Fleißes verſichern und ihm jene glückliche Zuverſicht einflößen, welche die Seele jeder Thätigkeit iſt.

Das Genie dieſer Nation, durch den Geiſt des Handels und den Verkehr mit ſo vielen Völkern entwickelt, glänzte in nützlichen Erfindungen; im Schoße des Ueberfluſſes und der Freyheit reiſten alle edlern

---

*) A. G. d. vereinigten Niederlande. II. Theil. 562. Fiſchers G. d. d. Handels. II. 595. u. ſ. f.

Künſte. Aus dem erleuchteten Italien, dem Cosmus von Medicis jüngſt ſein goldnes Alter wiedergegeben, verpflanzten die Niederländer die Mahlerey, die Baukunſt, die Schnitz- und Kupferſtecherkunſt in ihr Vaterland, die hier auf einem neuen Boden eine neue Blüthe gewannen. Die niederländiſche Schule, eine Tochter der italieniſchen, buhlte bald mit ihrer Mutter um den Preis, und gab, gemeinſchaftlich mit dieſer, der ſchönen Kunſt in ganz Europa Geſetze. Die Manufakturen und Künſte, worauf die Niederländer ihren Wohlſtand hauptſächlich gegründet haben und zum Theil noch gründen, bedürfen keiner Erwähnung mehr. Die Tapetenwirkerey, die Oehlmahlerey, die Kunſt, auf Glas zu mahlen, die Taſchen- und Sonnenuhren ſelbſt, wie Guicciardini behauptet, ſind urſprünglich niederländiſche Erfindungen; ihnen dankt man die Verbeſſerung des Kompaſſes, deſſen Punkte man noch jetzt unter niederländiſchen Namen kennt. Im Jahr 1482 wurde die Buchdruckerkunſt in Harlem erfunden, und das Schickſal wollte, daß dieſe nützliche Kunſt ein Jahrhundert nachher ihr Vaterland mit der Freyheit belohnen ſollte. Mit dem fruchtbarſten Genie zu neuen Erfindungen verbanden ſie ein glückliches Talent, fremde und ſchon vorhandene zu verbeſſern; wenige mechaniſche Künſte und Manufakturen werden ſeyn, die nicht entweder auf dieſem Boden erzeugt, oder doch zu größerer Vollkommenheit gediehen ſind.

Die Niederlande unter Karl V.

Bis hieher waren dieſe Provinzen der beneidenswürdigſte Staat in Europa. Keiner der burgundiſchen Herzoge hatte ſich einkommen laſſen, die Konſtitution umzuſtoßen; ſelbſt **Karls des Kühnen** verwegenem Geiſte, der einem auswärtigen Freyſtaate die Knechtſchaft bereitete, war ſie heilig geblieben. Alle dieſe Fürſten wuchſen in keiner höhern Erwartung auf, als über eine Republik zu gebieten, und keines ihrer Länder konnte ihnen eine andre Erfahrung geben. Außerdem beſaßen dieſe Fürſten nichts, als was die Niederlande ihnen gaben, keine Heere, als welche die Nation für ſie ins Feld ſtellte, keine Reichthümer, als welche die Stände ihnen bewilligten. Jetzt veränderte ſich Alles. Jetzt waren ſie einem Herrn zugefallen, dem andre Werkzeuge und andere Hülfquellen zu Gebote ſtanden, der eine fremde Macht gegen ſie bewaffnen konnte *).

---

*) Die unnatürliche Verbindung zweyer ſo widerſprechenden Nationen, wie die Niederländer und Spanier ſind,

Karl der Fünfte ſchaltete willkürlich in ſeinen ſpaniſchen Staaten; in den Niederlanden war er nichts, als der erſte Bürger. Die vollkommenſte Unterwerfung im Süden ſeines Reichs muſſte ihm gegen die Rechte der

---

konnte nimmermehr glücklich ausſchlagen. Ich kann mich nicht enthalten, die Parallele hier aufzunehmen, welche Grotius in einer kraftvollen Sprache zwiſchen beyden angeſtellt hat. „Mit den anwohnenden Völkern,“ ſagt er, „konnten die Niederländer leicht ein gutes Vernehmen unterhalten, da jene eines Stammes mit ihnen und auf denſelben Wegen herangewachſen waren. Spanier und Niederländer aber gehen in den meiſten Dingen von einander ab, und ſtoßen, wo ſie zuſammentreffen, deſto heftiger gegen einander. Beyde hatten ſeit vielen Jahrhunderten im Kriege geglänzt, nur daß letztere jetzt, in einer üppigen Ruhe, der Waffen entwöhnt, jene aber durch die italieniſchen und afrikaniſchen Feldzüge in Uebung erhalten waren. Die Neigung zum Gewinn macht den Niederländer mehr zum Frieden geneigt, aber nicht weniger empfindlich gegen Beleidigung. Kein Volk iſt von Eroberungſucht freyer, aber keines vertheidigt ſein Eigenthum beſſer. Daher die zahlreichen, in einen engen Erdſtrich zuſammengedrängten Städte, durch fremde Ankömmlinge und eigne Bevölkerung vollgepreſſt, an der See und den größern Strömen befeſtigt. Daher konnten ihnen, acht Jahrhunderte nach dem nordiſchen Völkerzuge, fremde Waffen nichts anhaben. Spanien hingegen wechſelte ſeinen Herrn weit öfter; als es zuletzt in die Hände der Go-

Individuen Geringſchätzung geben; hier erinnerte man ihn, ſie zu ehren. Je mehr er dort das Vergnügen der unumſchränkten Gewalt koſtete, und je gröſſer die Meinung war, die ihm von ſeinem Selbſt aufgedrungen

---

then fiel, hatten ſein Charakter und ſeine Sitten mehr oder weniger — ſchon von jedem Sieger gelitten. Am Ende aller dieſer Vermiſchungen beſchreibt man uns dieſes Volk als das geduldigſte bey der Arbeit, das unerſchrockenſte in Gefahren, gleich lüſtern nach Reichthum und Ehre, ſtolz bis zur Geringſchätzung Anderer, andächtig und fremder Wohlthaten eingedenk, aber auch ſo rachſüchtig und ausgelaſſen im Siege, als ob gegen den Feind weder Gewiſſen noch Ehre gälte. Alles dieſes iſt dem Niederländer fremd, der liſtig iſt, aber nicht tückiſch, der, zwiſchen Frankreich und Deutſchland in die Mitte gepflanzt, die Gebrechen und Vorzüge beyder Völker in einer ſanftern Miſchung mäßigt. Ihn hintergeht man nicht leicht, und nicht ungeſtraft beleidigt man ihn. Auch in Gottesverehrung gibt er dem Spanier nichts nach; von dem Chriſtenthum, wozu er ſich einmal bekannte, konnten ihn die Waffen der Normänner nicht abtrünnig machen; keine Meinung, welche die Kirche verdammt, hatte bis jetzt die Reinigkeit ſeines Glaubens vergiftet. Ja, ſeine frommen Verſchwendungen gingen ſo weit, daß man der Habſucht ſeine Geiſtlichen durch Geſetze Einhalt thun mußte. Bey den Völkern iſt eine Ergebenheit gegen ihren Landesherrn angeboren, mit dem Unterſchiede nur, daß der Niederländer die Geſetze über die Könige ſtellt. Unterwurde, deſto ungerner muſſte er hier zu der beſcheidenen Menſchheit herunterſteigen, deſto mehr muſſte er gereizt werden, dieſes Hinderniß zu beſiegen. Schon eine große Tugend wird verlangt, die Macht, die ſich unſern liebſten Wünſchen widerſetzt, nicht als eine feindliche zu bekriegen.

Das Uebergewicht **Karls** weckte zu gleicher Zeit das Mißtrauen bey den Niederländern auf, das ſtets die Ohnmacht begleitet. Nie waren ſie für ihre Verfaſſung empfindlicher, nie zweifelhafter über die Rechte des Souverains, nie vorſichtiger in ihren Verhandlungen geweſen. Wir finden unter ſeiner Regierung die gewaltthätigſten Ausbrüche des republikaniſchen Geiſtes und die Anmaßungen der Nation oft bis zum Mißbrauche getrieben, welches die Fortſchritte der königlichen Gewalt mit einem Scheine von Rechtmäßigkeit ſchmückte. Ein Souverain wird die bürgerliche

---

den übrigen Spaniern wollen die Kaſtilianer mit der meiſten Vorſicht regiert ſeyn, aber die Freyheiten, worauf ſie ſelbſt Anſpruch machen, gönnen ſie Andern nicht gern. Daher die ſo ſchwere Aufgabe für ihren gemeinſchaftlichen Oberherrn, ſeine Aufmerkſamkeit und Sorgfalt unter beyde Nationen ſo zu vertheilen, daß weder der Vorzug der Kaſtilianer den Niederländer kränke, noch die Gleichſtellung des Letztern den kaſtilianiſchen Hochmuth beleidige." Grotii Annal. Belg. L. I. 4. 5. seq.

Freyheit immer als einen veräußerten Diſtrikt ſeines Gebiets betrachten, den er wieder gewinnen muß. Einem Bürger iſt die ſouveraine Herrſchaft ein reiſſender Strom, der ſeine Gerechtſame überſchwemmt. Die Niederländer ſchützten ſich durch Dämme gegen ihren Ocean, und gegen ihre Fürſten durch Konſtitutionen. Die ganze Weltgeſchichte iſt ein ewig wiederholter Kampf der Herrſchſucht und der Freyheit um dieſen ſtreitigen Fleck Landes, wie die Geſchichte der Natur nichts anders iſt, als ein Kampf der Elemente und Körper um ihren Raum.

Die Niederlande empfanden bald, daß ſie die Provinz einer Monarchie geworden waren. So lange ihre vorigen Beherrſcher kein höheres Anliegen hatten, als ihren Wohlſtand abzuwarten, näherte ſich ihr Zuſtand dem ſtillen Glücke einer geſchloſſenen Familie, deren Haupt der Regent war. Karl der Fünfte führte ſie auf den Schauplatz der politiſchen Welt. Jetzt machten ſie ein Glied des Rieſenkörpers aus, den die Ehrſucht eines Einzigen zu ihrem Werkzeuge gebrauchte. Sie hörten auf, ihr eigner Zweck zu ſeyn; der Mittelpunkt ihres Daſeyns war in die Seele ihres Regenten verlegt. Da ſeine ganze Regierung nur eine Bewegung nach außen, oder eine politiſche Handlung war, ſo muſſte er vor allen Dingen ſeiner Gliedmaßen mächtig ſeyn, um ſich ihrer mit Nachdruck und Schnelligkeit zu bedienen. Unmöglich konnte er ſich alſo in die langwierige Mechanik ihres innern bürgerlichen Lebens verwickeln, oder ihren eigenthümlichen Vorrechten die gewiſſenhafte Aufmerkſamkeit widerfahren laſſen, die ihre republikaniſche Umſtändlichkeit verlangte. Mit einem kühnen Monarchenſchritte trat er den künſtlichen Bau einer Würmerwelt nieder. Er muſſte ſich den Gebrauch ihrer Kräfte erleichtern durch Einheit. Das Tribunal zu Mecheln war bis jetzt ein unabhängiger Gerichtshof geweſen; er unterwarf ihn einem königlichen Rathe, den er in Brüſſel niederſetzte, und der ein Organ ſeines Willens war. In das Innerſte ihrer Verfaſſung führte er Ausländer, denen er die wichtigſten Bedienungen anvertraute. Menſchen, die keinen Rückhalt hatten, als die königliche Gnade, konnten nicht anders, als ſchlimme Hüter einer Gerechtſame ſeyn, die ihnen noch dazu wenig bekannt war. Der wachſende Aufwand ſeiner kriegeriſchen Regierung nöthigte ihn, ſeine Hülfquellen zu vermehren. Mit Hintanſetzung ihrer heiligſten Privilegien legte er den Provinzen ungewöhnliche Steuern auf; die Staaten, um ihr Anſehen zu retten, muſſten bewilligen, was er ſo beſcheiden geweſen war, nicht ertrotzen zu wollen; die ganze Regierunggeſchichte dieſes Monarchen in den Niederlanden iſt beynahe nur ein fortlaufendes Verzeichniß eingeforderter, verweigerter und endlich doch bewilligter Steuern. Der Konſtitution zuwider führte er fremde Truppen in ihr Gebiet, ließ in den Provinzen für ſeine Armeen werben, und verwickelte ſie in Kriege, die ihrem Intereſſe gleichgültig, wo nicht ſchädlich waren, und die ſie nicht gebilliget hatten. Er beſtrafte die Vergehungen eines Freyſtaats als Monarch, und Gents fürchterliche Züchtigung kündigte ihnen die große Veränderung an, die ihre Verfaſſung bereits erlitten hatte.

Der Wohlſtand des Landes war in ſoweit geſichert, als er den Staatsentwürfen ſeines Beherrſchers nothwendig war; als Karls vernünftige Politik die Geſundheitregel des Körpers gewiß nicht verletzte, den er anzuſtrengen ſich genöthigt ſah. Glücklicherweiſe führen die entgegengeſetzten Entwürfe der Herrſchſucht und der uneigennützigſten Menſchenliebe oft auf eins, und die bürgerliche Wohlfahrt, die ſich ein Markus Aurelius zum Ziele ſetzt, wird unter einem Auguſt und Ludwig gelegentlich befördert.

Karl der Fünfte erkannte vollkommen, daß Handel die Stärke der Nation war, und ihres Handels Grundfeſte Freyheit. Er ſchonte ihrer Freyheit, weil er ihrer Stärke bedurfte. Staatskundigerer, nicht gerechter, als ſein Sohn, unterwarf er ſeine Maximen dem Bedürfniſſe des Orts und der Gegenwart, und nahm in Antwerpen eine Verordnung zurück, die er mit allen Schrecken der Gewalt in Madrid würde behauptet haben.

Was die Regierung Karls des Fünften für die Niederlande beſonders merkwürdig macht, iſt die große Glaubensrevolution, welche unter ihr erfolgte, und welche uns, als die vornehmſte Quelle des nachfolgenden Aufſtandes, etwas umſtändlicher beſchäftigen ſoll. Sie zuerſt führte die willkürliche Gewalt in das innerſte Heiligthum ihrer Verfaſſung, lehrte ſie ein ſchreckliches Probeſtück ihrer Geſchicklichkeit ablegen, und machte ſie gleichſam geſetzmäßig, indem ſie den republikaniſchen Geiſt auf eine gefährliche Spitze ſtellte. So wie der Letztere in Anarchie und Aufruhr hinüberſchweifte, erſtieg die monarchiſche Gewalt die äußerſte Höhe des Deſpotismus.

Nichts iſt natürlicher, als der Uebergang bürgerlicher Freyheit in Gewiſſensfreyheit. Der Menſch, oder das Volk, die durch eine glückliche Staatsverfaſſung mit Menſchenwerth einmal bekannt geworden, die das Geſetz, das über ſie ſprechen ſoll, einzuſehen gewöhnt worden ſind, oder es auch ſelber erſchaffen haben, deren Geiſt durch Thätigkeit aufgehellt, deren Gefühle durch Lebensgenuß aufgeſchloſſen, deren natürlicher Muth durch innere Sicherheit und Wohlſtand erhoben worden, ein ſolches Volk und ein ſolcher Menſch werden ſich ſchwerer, als andere, in die blinde Herrſchaft eines dumpfen deſpotiſchen Glaubens ergeben, und ſich früher, als andre, wieder davon emporrichten. Noch ein anderer Umſtand muſſte das Wachsthum der neuen Religion in dieſen Ländern begünſtigen. Italien, damals der Sitz der größten Geiſtesverfeinerung, ein Land, wo ſonſt immer die heftigſten politiſchen Factionen gewüthet haben, wo ein brennendes Klima das Blut zu den wildeſten Affekten erhitzt, Italien, könnte man einwenden, blieb unter allen europäiſchen Ländern beynahe am meiſten von dieſer Neuerung frey. Aber einem romantiſchen Volke, das durch einen warmen und lieblichen Himmel, durch eine üppige, immer junge und immer lachende Natur und die mannigfaltigſten Zaubereyen der Kunſt in einem ewigen Sinnengenuſſe erhalten wird, war eine Religion angemeſſener, deren prächtiger Pomp die Sinne gefangen nimmt, deren geheimnißvolle Räthſel der Phantaſie einen unendlichen Raum eröffnen, deren vornehmſte Lehren ſich durch mahleriſche Formen in die Seele einſchmeicheln. Einem Volke im Gegentheile, das durch die Geſchäfte des gemeinen bürgerlichen Lebens zu einer undichteriſchen Wirklichkeit herabgezogen, in deutlichen Begriffen mehr als in Bildern lebt, und auf Unkoſten der Einbildungkraft ſeine Menſchenvernunft ausbildet; einem ſolchen Volke wird ſich ein Glaube empfehlen, der die Prüfung weniger fürchtet, der weniger auf Myſtik als auf Sittenlehre dringt, weniger angeſchaut als begriffen werden kann. Mit kürzern Worten: Die katholiſche Religion wird im Ganzen mehr für ein Künſtlervolk, die proteſtantiſche mehr für ein Kaufmannvolk taugen.

Dies vorausgeſetzt, muſſte die neue Lehre, welche

Luther in Deutſchland, und Kalvin in der Schweiz verbreiteten, in den Niederlanden das günſtigſte Erdreich finden. Ihre erſten Keime wurden durch die proteſtantiſchen Kaufleute, die ſich in Amſterdam und Antwerpen ſammelten, in die Niederlande geworfen. Die deutſchen und ſchweizeriſchen Truppen, welche Karl in dieſe Länder einführte, und die große Menge franzöſiſcher, deutſcher und engliſcher Flüchtlinge, die dem Schwerte der Verfolgung, das in dem Vaterlande ihrer wartete, in den Freyheiten Flanderns zu entfliehen ſuchten, beförderten ihre Verbreitung. Ein großer Theil des niederländiſchen Adels ſtudierte damals in Genf, weil die Akademie von Löwen noch nicht in Aufnahme war, die von Douai aber noch erſt geſtiftet werden ſollte; die neuen Religionbegriffe, die dort öffentlich gelehrt wurden, brachte die ſtudierende Jugend mit in ihr Vaterland zurück. Bey einem unvermiſchten geſchloſſenen Volke konnten dieſe erſten Keime erdrückt werden. — Der Zuſammenfluß ſo vieler und ſo ungleicher Nationen in den holländiſchen und brabantiſchen Stapelſtädten mußte ihr erſtes Wachsthum dem Auge der Regierung entziehen, und unter der Hülle der Verborgenheit beſchleunigen. Eine Verſchiedenheit in der Meinung konnte leicht Raum gewinnen, wo kein gemeinſchaftlicher Volkskarakter, keine Einheit der Sitten und der Geſetze war. In einem Lande endlich, wo Arbeitſamkeit die gerühmteſte Tugend, Betteley das verächtlichſte Laſter war, muſſte ein Orden des Müßiggangs, der Mönchſtand, lange anſtößig geweſen ſeyn. Die neue Religion, die dagegen eiferte, gewann daher ſchon unendlich viel, daß ſie in dieſem Stücke die Meinung des Volks ſchon auf ihrer Seite hatte. Fliegende Schriften voll Bitterkeit und Satyre, denen die neuerfundene Buchdruckerkunſt in dieſen Ländern einen ſchnellern Umlauf gab, und mehrere damals in den Provinzen herumziehende Rednerbanden, Rederyker genannt, welche in theatraliſchen Vorſtellungen oder Liedern die Mißbräuche ihrer Zeit verſpotteten, trugen nicht wenig dazu bey, das Anſehen der römiſchen Kirche zu ſtürzen, und der neuen Lehre in den Gemüthern des Volks eine günſtige Aufnahme zu bereiten *).

Ihre erſten Eroberungen gingen zum Erſtaunen geſchwind; die Zahl derer, die ſich in kurzer Zeit, vorzüglich in den nördlichern Provinzen, zu der neuen Sekte bekannten, iſt ungeheuer; noch aber überwogen hierinnen die Ausländer bey weitem die gebornen Niederländer. **Karl der Fünfte**, der bey dieſer großen Glaubenstrennung die Partie genommen hatte, die ein Deſpot nicht verfehlen kann, ſetzte dem zunehmenden Strome der Neuerung die nachdrücklichſten Mittel entgegen. Zum Unglück für die verbeſſerte Religion war die politiſche Gerechtigkeit auf der Seite ihres Verfolgers.

---

*) A. G. d. v. Niederlande II. Theil 399. ſiehe die Note.

Der Damm, der die menſchliche Vernunft ſo viele Jahrhunderte lang von der Wahrheit abgewehrt hatte, war zu ſchnell weggeriſſen, als daß der losbrechende Strom nicht über ſein angewieſenes Bette hätte austreten ſollen. Der wiederauflebende Geiſt der Freyheit und der Prüfung, der doch nur in den Grenzen der Religionsfragen hätte verharren ſollen, unterſuchte jetzt auch die Rechte der Könige. — Da man anfangs nur eiſerne Feſſeln brach, wollte man zuletzt auch die rechtmäßigſten und nothwendigſten Bande zerreißen. Die Bücher der Schrift, die nunmehr allgemeiner geworden waren, muſſten jetzt dem abenteuerlichſten Fanatismus eben ſo gut Gift, als der aufrichtigſten Wahrheitliebe Licht und Nahrung borgen. Die gute Sache hatte den ſchlimmen Weg der Rebellion wählen müſſen, und jetzt erfolgte, was immer erfolgen wird, ſo lange Menſchen Menſchen ſeyn werden. Auch die ſchlimme Sache, die mit jener nichts, als das geſetzwidrige Mittel gemein hatte, durch dieſe Verwandſchaft dreiſter gemacht, erſchien in ihrer Geſellſchaft, und wurde mit ihr verwechſelt. Luther hatte gegen die Anbetung der Heiligen geeifert — jeder freche Bube, der in ihre Kirchen und Klöſter brach und ihre Altäre beraubte, hieß jetzt Lutheraner. Die Faction, die Raubſucht, der Schwindelgeiſt, die Unzucht kleideten ſich in ſeine Farbe; die ungeheuerſten Verbrecher bekannten ſich vor den Richtern zu ſeiner Sekte. Die Reformation hatte den römiſchen Biſchof zu der fehlenden Menſchheit herabgezogen — eine raſende Bande, vom Hunger begeiſtert, will allen Unterſchied der Stände vernichtet wiſſen. Natürlich, daß eine Lehre, die ſich dem Staate nur von ihrer verderblichen Seite ankündigte, einen Monarchen nicht mit ſich ausſöhnen konnte, der ſchon ſo viele Urſachen hatte, ſie zu vertilgen — und kein Wunder alſo, daß er die Waffen gegen ſie benutzte, die ſie ihm ſelbſt aufgedrungen hatte!

Karl muſſte ſich in den Niederlanden ſchon als abſoluten Fürſten betrachten, da er die Glaubensfreyheit, die er Deutſchland angedeihen ließ, nicht auch auf jene Länder ausdehnte. Während daß er, von der nachdrücklichen Gegenwehr unſrer Fürſten gezwungen, der neuen Religion hier eine ruhige Uebung verſicherte, ließ er ſie dort durch die grauſamſten Edikte verfolgen. Das Leſen der Evangeliſten und Apoſtel, alle öffentlichen oder heimlichen Verſammlungen, zu denen nur irgend die Religion ihren Namen gab, alle Geſpräche dieſes Inhalts, zu Hauſe und über Tiſche, waren in dieſen Edikten bey ſtrengen Strafen unterſagt. In allen Provinzen des Landes wurden beſondere Gerichte niedergeſetzt, über die Vollſtreckung der Edikte zu wachen. Wer irrige Meinungen hegte, war, ohne Rückſicht ſeines Ranges, ſeiner Bedienung verluſtig. Wer überwieſen wurde, ketzeriſche Lehren verbreitet, oder auch nur den geheimen Zuſammenkünften der Glaubensverbeſſerer beygewohnt zu haben, war zum Tode verdammt, Mannsperſonen mit dem Schwerte hingerichtet, Weiber aber lebendig begraben. Rückfällige Ketzer übergab man dem Feuer. Dieſe fürchterlichen Urtheilsſprüche konnte ſelbſt der Widerruf des Verbrechers nicht aufheben. Wer ſeine Irrthümer abſchwur, hatte nichts dabey gewonnen, als höchſtens eine gelindere Todesart *).

Die Lehnsgüter eines Verurtheilten fielen dem Fiskus zu, gegen alle Privilegien des Landes, nach welchen es dem Erben geſtattet war, ſie mit wenigem Gelde zu löſen. Gegen ein ausdrückliches koſtbares Vorrecht des holländiſchen Bürgers, nicht außerhalb ſeiner Provinz gerichtet zu werden, wurden die Schuldigen aus den Grenzen der väterlichen Gerichtsbarkeit geführt und durch fremde Tribunale verurtheilt. So muſſte die Religion dem Deſpotismus die Hand führen, Freyheiten, die dem weltlichen Arme unverletzlich waren, mit heiligem Griffe ohne Gefahr und Widerſpruch anzutaſten **).

Karl der Fünfte, durch den glücklichen Fortgang ſeiner Waffen in Deutſchland kühn gemacht, glaubte nun Alles wagen zu dürfen, und dachte ernſtlich darauf, die ſpaniſche Inquiſition in die Niederlande zu pflanzen. Schon allein die Furcht dieſes Namens brachte in Antwerpen plötzlich den Handel zum Stillſtand. Die vornehmſten fremden Kaufleute ſtunden im Begriff, die Stadt zu verlaſſen. Man kaufte und verkaufte nichts mehr. Der Werth der Gebäude fiel, die Handwerke ſtunden ſtille. Das Geld verlor ſich aus den Händen des Bürgers. Unvermeidlich war der Untergang dieſer blühenden Handelsſtadt, wenn Karl der Fünfte, durch die Vorſtellungen der Stadthalterinn überführt, dieſen gefährlichen Anſchlag nicht hätte fallen laſſen. Dem Tribunale wurde alſo gegen auswärtige Kaufleute Schonung empfohlen, und der Name der Inquiſition gegen die mildere Benennung geiſtlicher Richter vertauſcht. Aber in den übrigen Provinzen fuhr dieſes Tribunal fort, mit dem unmenſchlichen Deſpotismus zu wüthen, der ihm eigenthümlich iſt. Man will berechnet haben, daß während Karls des Fünften Regierung funfzigtauſend Menſchen, allein der Religion wegen, durch die Hand des Nachrichters gefallen ſind *).

---

*) Thuan. Hist. P. I. L. VI. 300. Grot. L. I.

**) A. G. d. v. N. II. B. 547.

Wirft man einen Blick auf das gewaltſame Verfahren dieſes Monarchen, ſo hat man Mühe zu begreifen, was den Aufruhr, der unter der folgenden Regie-

---

*) Meteren. 1. Th. 1. Buch. 56. 57. Grot. Annal. Belg. L. I. 12. Der Letztere nennt hunderttauſend. A. G. d. v. N. II. Th. 510.

rung ſo wüthend hervorbrach, während der ſeinigen in Schranken gehalten hat. Eine nähere Beleuchtung wird dieſen Umſtand aufklären. Karls gefürchtete Uebermacht in Europa hatte den niederländiſchen Handel zu einer Größe erhoben, die ihm vorher niemals geworden war. Die Majeſtät ſeines Namens ſchloß ihren Schiffen alle Häfen auf, reinigte für ſie alle Meere, und bereitete ihnen die günſtigſten Handelsverträge mit auswärtigen Mächten. Durch ihn vorzüglich richteten ſie die Oberherrſchaft der Hanſa in der Oſtſee zu Grunde. Die neue Welt, Spanien, Italien, Deutſchland, die nunmehr Einen Beherrſcher mit ihnen theilten, waren gleichſam als Provinzen ihres eigenen Vaterlandes zu betrachten, und lagen allen ihren Unternehmungen offen. Er hatte ferner die noch übrigen ſechs Provinzen mit der burgundiſchen Erbſchaft vereinigt und dieſem Staate einen Umfang, eine politiſche Wichtigkeit gegeben, die ihn den erſten Monarchien Europens an die Seite ſetzte *). Dadurch ſchmeichelte er dem National-

---

*) Er war auch einmal Willens, ihn zu einem Königreiche zu erheben; aber die weſentlichen Verſchiedenheiten der Provinzen unter einander, die ſich von Verfaſſung und Sitte bis zu Maß und Gewicht erſtreckten, brachten ihn von dieſem Vorſatze zurück. Weſentlicher hätte der Dienſt werden können, den er ihnen durch den burgundiſchen Vertrag leiſtete, worin ihr Verhältniß zu dem deutſchen Reiche feſtgeſetzt wurde. Dieſem Vertrage

ſtolze dieſes Volks. Nachdem Geldern, Utrecht, Friesland und Gröningen ſeiner Herrſchaft einverleibt waren, hörten alle Privatkriege in dieſen Provinzen auf, die ſo lange Zeit ihren Handel beunruhigt hatten; ein ununterbrochener innerer Friede ließ ſie alle Früchte ihrer Betriebſamkeit ernten. Karl war alſo ein Wohlthäter dieſer Völker. Der Glanz ſeiner Siege hatte zugleich ihre Augen geblendet, der Ruhm ihres Souverains, der auch auf ſie zurückfloß, ihre republikaniſche Wachſamkeit beſtochen; der furchtbare Nimbus von Unüberwindlichkeit, der den Bezwinger Deutſchlands, Frankreichs, Italiens und Afrika's umgab, erſchreckte die Faktionen. Und dann — wem iſt es nicht bekannt, wie viel der Menſch — er heiße Privatmann oder Fürſt — ſich erlauben darf, dem es gelungen iſt, die Bewunderung zu feſſeln! Seine öftere perſönliche Gegenwart in dieſen Ländern, die

---

gemäß ſollten die ſiebenzehn Provinzen zu den gemeinſchaftlichen Bedürfniſſen des deutſchen Reichs zweymal ſo viel, als ein Churfürſt, zu einem Türkenkriege dreymal ſo viel beytragen: dafür aber den mächtigen Schutz dieſes Reichs genießen, und an keinem ihrer beſondern Vorrechte Gewalt leiden. Die Revolution, welche unter ſeinem Sohne die politiſche Verfaſſung der Provinzen umänderte, hob dieſen Vergleich wieder auf, der, des geringen Nutzens wegen, den er geleiſtet, keiner weitern Erwähnung verdient.

er, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, zu zehen verſchiedenen Malen beſuchte, hielt die Mißvergnügten in Schranken; die wiederholten Auftritte ſtrenger und fertiger Juſtiz unterhielten das Schrecken der ſouverainen Gewalt. Karl endlich war in den Niederlanden geboren und liebte die Nation, in deren Schoße er erwachſen war. Ihre Sitten gefielen ihm, das Natürliche ihres Karakters und Umgangs gab ihm eine angenehme Erholung von der ſtrengen ſpaniſchen Gravität. Er redete ihre Sprache und richtete ſich in ſeinem Privatleben nach ihren Gebräuchen. Das drückende Zeremoniel, die unnatürliche Scheidewand zwiſchen König und Volk, war aus Brüſſel verbannt. Kein ſchelſüchtiger Fremdling ſperrte ihnen den Zugang zu ihrem Fürſten — der Weg zu ihm ging durch ihre eignen Landsleute, denen er ſeine Perſon anvertraute. Er ſprach viel und gern mit ihnen; ſein Anſtand war gefällig, ſeine Reden verbindlich. Dieſe kleinen Kunſtgriffe gewannen ihm ihre Liebe, und während daß ſeine Armeen ihre Saatfelder niedertraten, ſeine räuberiſchen Hände in ihrem Eigenthume wühlten, während daß ſeine Statthalter preſſten, ſeine Nachrichter ſchlachteten, verſicherte er ſich ihrer Herzen durch eine freundliche Miene.

Gern hätte Karl dieſe Zuneigung der Nation auf ſeinen Sohn Philipp forterben geſehn. Aus keinem andern Grunde ließ er ihn noch in ſeiner Jugend aus Spanien kommen und zeigte ihn in Brüſſel ſeinem künftigen Volke. An dem feyerlichen Tage ſeiner Thronentſagung empfahl er ihm dieſe Länder als die reichſten Steine in ſeiner Krone, und ermahnte ihn ernſtlich, ihrer Verfaſſung zu ſchonen.

Philipp der Zweyte war in allem, was menſchlich iſt, das Gegenbild ſeines Vaters. Ehrſüchtig, wie dieſer, aber weniger bekannt mit Menſchen und Menſchenwerth, hatte er ſich ein Ideal von der königlichen Herrſchaft entworfen, welches Menſchen nur als dienſtbare Organe der Willkühr behandelt, und durch jede Aeußerung der Freyheit beleidigt wird. In Spanien geboren, und unter der eiſernen Zuchtruthe des Mönchthums erwachſen, forderte er auch von Andern die traurige Einförmigkeit und den Zwang, die ſein Karakter geworden waren. Der fröhliche Muthwille der Niederländer empörte ſein Temperament und ſeine Gemüthsart nicht weniger, als ihre Privilegien ſeine Herrſchſucht verwundeten. Er ſprach keine andre, als die ſpaniſche Sprache, duldete nur Spanier um ſeine Perſon, und hing mit Eigenſinn an ihren Gebräuchen. Umſonſt, daß der Erfindunggeiſt aller flandriſchen Städte, durch die er zog, in koſtbarn Feſten wetteiferte, ſeine Gegenwart zu verherrlichen *). — **Philipps** Auge blieb finſter, alle Verſchwendungen der Pracht, alle laute üppige Ergießungen der redlichſten Freude konnten kein Lächeln des Beyfalls in ſeine Mienen locken *).

---

*) Die Stadt Antwerpen allein verſchwendete bey dieſer Gelegenheit 260,000 Goldgulden. Meteren. 1. Theil. 1. B. 21. 22.

Karl verfehlte ſeine Abſicht ganz, da er ſeinen Sohn den Flämmingern vorſtellte. Weniger drückend würden ſie in der Folge ſein Joch gefunden haben, wenn er ſeinen Fuß nie in ihr Land geſetzt hätte. Aber ſein Anblick kündigte es ihnen an; ſein Eintritt in Brüſſel hatte ihm alle Herzen verloren. Des Kaiſers freundliche Hingebung an dies Volk diente jetzt nur dazu, den hochmüthigen Ernſt ſeines Sohnes deſto widriger zu erheben. In ſeinem Angeſicht hatten ſie den verderblichen Anſchlag gegen ihre Freyheit geleſen, den er ſchon damals in ſeiner Bruſt auf und niederwälzte. Sie waren vorbereitet, einen Tyrannen in ihm zu finden, und gerüſtet, ihm zu begegnen.

Die Niederlande waren der erſte Thron, von welchem Karl der Fünfte herunterſtieg. Vor einer feyerlichen Verſammlung in Brüſſel lößte er die Generalſtaaten ihres Eides, und übertrug ihn auf König Philipp, ſeinen Sohn. „Wenn euch mein Tod“ (beſchloß er endlich gegen dieſen) „in den Beſitz dieſer „Länder geſetzt hätte, ſo würde mir ein ſo koſtbares Vermächtniß ſchon einen großen Anſpruch auf „eure Dankbarkeit geben. Aber jetzt, da ich ſie euch

---

*) A. G. d. v. N. II. 512.

„aus freyer Wahl überlaſſe, da ich zu ſterben eile, um „euch den Genuß derſelben zu beſchleunigen; jetzt „verlange ich von euch, daß ihr dieſen Völkern bezahlet, was ihr mir mehr dafür ſchuldig zu ſeyn „glaubt. Andre Fürſten wiſſen ſich glücklich, mit der „Krone, die der Tod ihnen abfordert, ihre Kinder „zu erfreuen. Dieſe Freude will ich noch ſelbſt mit „genießen, ich will euch leben und regieren ſehen. „Wenige werden meinem Beyſpiele folgen, wenige „ſind mir darin vorangegangen. Aber meine Handlung wird lobenswürdig ſeyn, wenn euer künftiges „Leben meine Zuverſicht rechtfertigt, wenn ihr nie von „der Weisheit weichet, die ihr bisher bekannt habt, „wenn ihr in der Reinigkeit des Glaubens unerſchütterlich verharret, der die feſteſte Säule eures Thrones iſt. Noch eines ſetze ich hinzu. Möge der Himmel auch euch mit einem Sohne beſchenkt haben, „dem ihr die Herrſchaft abtreten könnet — aber nicht „müſſet."

Nachdem der Kaiſer geendigt hatte, kniete Philipp vor ihm nieder, drückte ſein Geſicht auf deſſen Hand und empfing den väterlichen Segen. Seine Augen waren feucht zum letzten Male. Es weinte Alles, was herum ſtand. Es war eine unvergeſſliche Stunde *).

---

*) Strad. Dec. I. L. I. 4. 5. Meteren. 1. B. Buch. 28. Thuan. Hist. P. I. L. XVI. 769.

Dieſem rührenden Gaukelſpiele folgte bald ein anderes. Philipp nahm von den verſammelten Staaten die Huldigung an; er legte den Eid ab, der ihm in folgenden Worten vorgelegt wurde: „Ich, Philipp, „von Gottes Gnaden Prinz von Spanien, beyden Sicilien u. ſ. f. gelobe und ſchwöre, daß ich in den Ländern, Grafſchaften, Herzogthümern u. ſ. f. ein guter und gerechter Herr ſeyn, daß ich aller Edeln, „Städte, Gemeinen und Unterthanen Privilegien und „Freyheiten, die ihnen von meinen Vorfahren verliehen worden, und ferner ihre Gewohnheiten, Herkommen, Gebräuche und Rechte, die ſie jetzt überhaupt und insbeſondere haben und beſitzen, wohl „und getreulich halten und halten laſſen, und ferner „alles dasjenige üben wolle, was einem guten und „gerechten Prinzen und Herrn von Rechts wegen zukommt. So müſſe mir Gott helfen und alle ſeine „Heiligen *)!“

Die Furcht, welche die willkürliche Regierung des Kaiſers eingeflößt hatte, und das Mißtrauen der Stände gegen ſeinen Sohn, ſind ſchon in dieſer Eidesformel ſichtbar, die weit behutſamer und beſtimmter verfaſſt war, als Karl der Fünfte ſelbſt und alle burgundiſche Herzoge ſie beſchworen haben. Philipp muſſte nunmehr auch die Aufrechthaltung ihrer Gebräuche und

---

*) A. G. d. vereinigten Niederlande. II. Theil. 515.

Gewohnheiten angeloben, welches vor ihm nie verlangt worden war. In dem Eide, den die Stände ihm leiſteten *), wird ihm kein anderer Gehorſam verſprochen, als der mit den Privilegien des Landes beſtehen kann. Seine Beamten haben nur dann auf Unterwerfung und Beyſtand zu rechnen, wenn ſie ihr anvertrautes Amt nach Obliegenheit verwalten. Philipp endlich wird in dieſem Huldigungeide der Stände nur der natürliche, der geborne Fürſt, nicht Souverain oder Herr genannt, wie der Kaiſer gewünſcht hatte. Beweiſe genug, wie klein die Erwartungen waren, die man ſich von der Gerechtigkeit und Großmuth des neuen Landesherrn bildete!

---

*) Ebendaſelbſt 516.

Philipp der Zweyte,

Beherrſcher der Niederlande.

Philipp der Zweyte empfing die Niederlande in der höchſten Blüthe ihres Wohlſtandes. Er war der erſte ihrer Fürſten, der ſie vollzählig antrat. Sie beſtanden nunmehr aus ſiebenzehn Landſchaften, den vier Herzogthümern Brabant, Limburg, Luxemburg, Geldern, den ſieben Grafſchaften Artois, Hennegau, Flandern, Namur, Zütphen, Holland und Seeland, der Markgrafſchaft Antwerpen, und den fünf Herrlichkeiten Friesland, Mecheln, Utrecht, Oberyſſel und Gröningen, welche verbunden einen großen und mächtigen Staat ausmachten, der mit Königreichen wetteifern konnte. Höher, als er damals ſtand, konnte ihr Handel nicht mehr ſteigen. Ihre Goldgruben waren über der Erde, aber ſie waren unerſchöpflicher und reicher, als alle Minen in Amerika. Dieſe ſiebenzehn Provinzen, die zuſammengenommen kaum den fünften Theil

Italiens betragen, und ſich nicht über dreyhundert flandriſche Meilen erſtrecken, brachten ihrem Beherrſcher nicht viel weniger ein, als ganz Britannien ſeinen Königen trug, ehe dieſe noch die geiſtlichen Güter zu ihrer Krone ſchlugen. Dreyhundert und funfzig Städte, durch Genuß und Arbeit lebendig, viele darunter ohne Bollwerke feſt, und ohne Mauern geſchloſſen, ſechstauſend dreyhundert größere Flecken, geringere Dörfer, Meiereyen und Bergſchlöſſer ohne Zahl, vereinigen dieſes Reich in eine einzige blühende Landſchaft *). Eben jetzt ſtand die Nation im Meridian ihres Glanzes; Fleiß und Ueberfluß hatten das Genie des Bürgers erhoben, ſeine Begriffe aufgehellt, ſeine Neigungen veredelt; jede Blüthe des Geiſtes erſchien mit der Blüthe des Landes. Ein ruhigeres Blut, durch einen ſtrengern Himmel gekältet, läſſt die Leidenſchaften hier weniger ſtürmen; Gleichmuth, Mäßigkeit und ausdauernde Geduld, Geſchenke dieſer nordlichern Zone; Redlichkeit, Gerechtigkeit und Glaube, die nothwendigen Tugenden ſeines Gewerbes, und ſeiner Freyheit liebliche Früchte; Wahrheit, Wohlwollen und patriotiſcher Stolz ſpielen hier in ſanftern Miſchungen mit menſchlichern Laſtern. Kein Volk auf Erden wird leichter beherrſcht durch einen verſtändigen Fürſten, und keines ſchwerer durch einen Gaukler oder Tyrannen. Nirgends iſt die Volksſtimme eine

---

*) Strad. Dec. I. L. I. 17. 18. Thuan. II. 482.

ſo unfehlbare Richterinn der Regierung, als hier. Wahre Staatskunſt kann ſich in keiner rühmlichern Probe verſuchen, und ſieche gekünſtelte Politik hat keine ſchlimmere zu fürchten.

Ein Staat, wie dieſer, konnte mit Rieſenſtärke handeln und ausdauern, wenn das dringende Bedürfniß ſeine Kraft aufbot, wenn eine kluge und ſchonende Verwaltung ſeine Quellen eröffnete. Karl der Fünfte verließ ſeinem Nachfolger eine Gewalt in dieſen Ländern, die von einer gemäßigten Monarchie wenig verſchieden war. Das königliche Anſehen hatte ſich merklich über die republikaniſche Macht erhoben, und dieſe zuſammengeſetzte Maſchine konnte nunmehr beynahe ſo ſicher und ſchnell in Bewegung geſetzt werden, als ein ganz unterwürfiger Staat. Der zahlreiche, ſonſt ſo mächtige Adel folgte dem Souverain jetzt willig in ſeinen Kriegen, oder buhlte in Aemtern des Friedens um das Lächeln der Majeſtät. Die verſchlagene Politik der Krone hatte neue Güter der Einbildung erſchaffen, von denen ſie allein die Vertheilerinn war. Neue Leidenſchaften und neue Meinungen von Glück verdrängten endlich die rohe Einfalt republikaniſcher Tugend. Stolz wich der Eitelkeit, Freyheit der Ehre, dürftige Unabhängigkeit einer wollüſtigen lachenden Sklaverey. Das Vaterland als unumſchränkter Satrap eines unumſchränkten Herrn zu drücken, oder zu plündern, war eine mächtigere Reizung für die Habſucht und den Ehrgeiz der Großen, als den hundertſten Theil der Souverainetät auf dem Reichstage mit ihm zu theilen. Ein großer Theil des Adels war überdies in Armuth und ſchwere Schulden verſunken. Unter dem ſcheinbarn Vorwande von Ehrenbezeugungen hatte ſchon Karl der Fünfte die gefährlichſten Vaſallen der Krone durch koſtbare Geſandtſchaften an fremde Höfe geſchwächt. So wurde Wilhelm von Oranien mit der Kaiſerkrone nach Deutſchland, und Graf von Egmont nach England geſchickt, die Vermählung Philipps mit der Königinn Maria zu ſchließen. Beyde begleiteten auch nachher den Herzog von Alba nach Frankreich, den Frieden zwiſchen beyden Kronen und die neue Verbindung ihres Königs mit Madame Eliſabeth zu ſtiften. Die Unkoſten dieſer Reiſe beliefen ſich auf dreyhunderttauſend Gulden, wovon der König auch nicht einen Heller erſetzte. Als der Prinz von Oranien, an der Stelle des Herzogs von Savoyen, Feldherr geworden war, muſste er allein alle Unkoſten tragen, die dieſe Würde nothwendig machte. Wenn fremde Geſandten oder Fürſten nach Brüſſel kamen, lag es den niederländiſchen Großen ob, die Ehre ihres Königs zu retten, der allein ſpeiſte, und niemals öffentliche Tafel gab. Die ſpaniſche Politik hatte noch ſinnreichere Mittel erfunden, die reichſten Familien des Landes nach und nach zu entkräften. Alle Jahre erſchien Einer von den kaſtilianiſchen Großen in Brüſſel, wo er eine Pracht verſchwendete, und einen Aufwand machte, der ſein Vermögen weit überſtieg. Ihm darin nachzuſtehen, hätte in Brüſſel für einen unauslöſchlichen Schimpf gegolten. Alles wetteiferte, ihn zu übertreffen, und erſchöpfte in dieſen theuern Wettkämpfen ſein Vermögen, indeſſen der Spanier noch zur rechten Zeit wieder nach Hauſe kehrte, und die Verſchwendung eines einzigen Jahres durch eine vierjährige Mäßigkeit wieder gut machte. Mit jedem Ankömmlinge um den Preis des Reichthums zu buhlen, war die Schwäche des niederländiſchen Adels, welche die Regierung recht gut zu nutzen verſtand. Freylich ſchlugen dieſe Künſte nachher nicht ſo glücklich für ſie aus, als ſie berechnet hatte; denn eben dieſe drückenden Schuldenlaſten machten den Adel jeder Neuerung günſtiger, weil derjenige, welcher Alles verloren, in der allgemeinen Verwüſtung nur zu gewinnen hat *).

Die Geiſtlichkeit war von jeher eine Stütze der königlichen Macht, und muſſte es ſeyn. Ihre goldne Zeit fiel immer in die Gefangenſchaft des menſchlichen Geiſtes, und, wie jene, ſehen wir ſie vom Blödſinn und von der Sinnlichkeit ernten. Der bürgerliche Druck macht die Religion nothwendiger und theurer;

---

*) Reidanus. L. I. 11

blinde Ergebung in Tyrannengewalt bereitet die Gemüther zu einem blinden, bequemen Glauben, und mit Wucher erſtattet dem Deſpotismus die Hierarchie ſeine Dienſte wieder. Die Biſchöfe und Prälaten im Parlamente waren eifrige Sachwalter der Majeſtät, und immer bereit, dem Nutzen der Kirche, und dem Staatsvortheile des Souverains das Intereſſe des Bürgers zum Opfer zu bringen. Zahlreiche und tapfere Beſatzungen hielten die Städte in Furcht, die zugleich noch durch Religionsgezänke und Faktionen getrennt, und ihrer mächtigſten Stütze ſo ungewiß waren. Wie wenig erforderte es alſo, dieſes Uebergewicht zu bewahren, und wie ungeheuer muſſte das Verſehen ſeyn, wodurch es zu Grunde ging.

So groß Philipps Einfluß in dieſen Ländern war, ſo großes Anſehn hatte die ſpaniſche Monarchie damals in ganz Europa gewonnen. Kein Staat durfte ſich mit ihr auf den Kampfboden wagen. Frankreich, ihr gefährlichſter Nachbar, durch einen ſchweren Krieg, und noch mehr durch innere Faktionen entkräftet, die unter einer kindiſchen Regierung ihr Haupt erhuben, ging ſchon mit ſchnellen Schritten der unglücklichen Epoche entgegen, die es, beynahe ein halbes Jahrhundert lang, zu einem Schauplatze der Abſcheulichkeit und des Elends gemacht hat. Kaum konnte Eliſabeth von England ihren eignen noch wankenden Thron gegen die Stürme der Parteien, ihre neue noch unbefeſtigte Kirche gegen die verborgenen Verſuche der Vertriebenen ſchützen. Erſt auf ihren ſchöpferiſchen Ruf ſollte dieſer Staat aus einer demüthigen Dunkelheit ſteigen, und die lebendige Kraft, womit er ſeinen Nebenbuhler endlich darniederringt, von der fehlerhaften Politik dieſes Letztern empfangen. Das deutſche Kaiſerhaus war durch die zweyfachen Bande des Bluts und des Staatsvortheils an das ſpaniſche geknüpft, und das wachſende Kriegsglück Solimanns zog ſeine Aufmerkſamkeit mehr auf den Oſten als auf den Weſten von Europa; Dankbarkeit und Furcht verſicherten Philipp die italieniſchen Fürſten, und das Conclave beherrſchten ſeine Geſchöpfe. Die Monarchien des Nordens lagen noch in barbariſcher Nacht, oder fingen nur eben an, Geſtalt anzunehmen, und das Staatsſyſtem von Europa kannte ſie nicht. Die geſchickteſten Generale, zahlreiche ſieggewohnte Armeen, eine gefürchtete Marine und der reiche goldne Tribut, der nun erſt anfing, regelmäßig und ſicher aus Weſtindien einzulaufen — welche furchtbare Werkzeuge in der feſten und ſteten Hand eines geiſtreichen Fürſten! Unter ſo glücklichen Sternen eröffnete König Philipp ſeine Regierung.

Ehe wir ihn handeln ſehen, müſſen wir einen flüchtigen Blick in ſeine Seele thun, und hier einen Schlüſſel zu ſeinem politiſchen Leben aufſuchen. Freude und Wohlwollen fehlten in dieſem Gemüthe. Jene verſagten ihm ſein Blut und ſeine frühen finſtern Kinderjahre; dieſes konnten Menſchen ihm nicht geben, denen das ſüßeſte und mächtigſte Band an die Geſellſchaft mangelte. Zwey Begriffe, ſein Ich, und was über dieſem Ich war, füllten ſeinen dürftigen Geiſt aus. Egoismus und Religion ſind der Inhalt und die Ueberſchrift ſeines ganzen Lebens. Er war König und Chriſt, und war beydes ſchlecht; Menſch für Menſchen war er niemals, weil er von ſeinem Selbſt nur aufwärts, nie abwärts ſtieg. Sein Glaube war grauſam und finſter, denn ſeine Gottheit war ein ſchreckliches Weſen. Er hatte nichts mehr von ihr zu empfangen, aber zu fürchten. Dem geringen Manne erſcheint ſie als Tröſterinn, als Erretterinn; ihm war ſie ein aufgeſtelltes Angſtbild, eine ſchmerzhafte demüthigende Schranke ſeiner menſchlichen Allmacht. Seine Ehrfurcht gegen ſie war um ſo tiefer und inniger, je weniger ſie ſich auf andere Weſen vertheilte. Er zitterte knechtiſch vor Gott, weil Gott das Einzige war, wovor er zu zittern hatte. Karl der Fünfte eiferte für die Religion, weil die Religion für ihn arbeitete; Philipp that es, weil er wirklich an ſie glaubte. Jener ließ um des Dogma willen mit Feuer und Schwert gegen Tauſende wüthen, und er ſelbſt verſpottete in der Perſon des Papſtes, ſeines Gefangenen, den Lehrſatz, dem er Menſchenblut opferte; Philipp entſchließt ſich zu dem gerechteſten Kriege gegen dieſen nur mit Widerwillen und Gewiſſensfurcht, und begibt ſich aller Früchte ſeines Sieges, wie ein reuiger Miſſethäter ſeines Raubes. Der Kaiſer war Barbar aus Berechnung, ſein Sohn aus Empfindung. Der Erſte war ein ſtarker und aufgeklärter Geiſt, aber vielleicht ein deſto ſchlimmerer Menſch; der Zweyte war ein beſchränkter und ſchwacher Kopf, aber er war gerechter.

Beyde aber, wie mich dünkt, konnten beſſere Menſchen geweſen ſeyn, als ſie wirklich waren, und im Ganzen nach denſelben Maßregeln gehandelt haben. Was wir dem Karakter der Perſon zur Laſt legen, iſt ſehr oft das Gebrechen, die nothwendige Ausflucht der allgemeinen menſchlichen Natur. Eine Monarchie von dieſem Umfange war eine zu ſtarke Verſuchung für den menſchlichen Stolz, und eine zu ſchwere Aufgabe für menſchliche Kräfte. Allgemeine Glückſeligkeit mit der höchſten Freyheit des Individuums zu paaren, gehört für den unendlichen Geiſt, der ſich auf alle Theile allgegenwärtig verbreitet. Aber welche Auskunft trifft der Menſch in der Lage des Schöpfers? Der Menſch kommt durch Klaſſifikation ſeiner Beſchränkung zu Hülfe, gleich dem Naturforſcher ſetzt er Kennzeichen und eine Regel feſt, die ſeinem ſchwankenden Blicke die Ueberſicht erleichtert, und wozu ſich alle Individuen bekennen müſſen; dieſes leiſtet ihm die Religion. Sie findet Hoffnung und Furcht in jede Menſchenbruſt geſäet; indem ſie ſich dieſer Triebe bemächtigt, dieſe Triebe einem Gegenſtande unterjocht, hat ſie Millionen ſelbſtſtändiger Weſen in ein einförmiges Abſtrakt verwandelt. Die unendliche Mannigfaltigkeit der menſchlichen Willkür verwirrt ihren Beherrſcher jetzt nicht mehr — jetzt gibt es ein allgemeines Uebel und ein allgemeines Gut, das er zeigen und entziehen kann, das auch da, wo er nicht iſt, mit ihm einverſtanden wirket. Jetzt gibt es eine Grenze, an welcher die Freyheit ſtille ſteht, eine ehrwürdige heilige Linie, nach welcher alle ſtreitende Bewegungen des Willens zuletzt einlenken müſſen. Das gemeinſchaftliche Ziel des Deſpotismus und des Prieſterthums iſt Einförmigkeit, und Einförmigkeit iſt ein nothwendiges Hülfsmittel der menſchlichen Armuth und Beſchränkung. Philipp muſſte um ſoviel mehr Deſpot ſeyn, als ſein Vater, um ſo viel enger ſein Geiſt war; oder mit andern Worten: er muſſte ſich um ſo viel ängſtlicher an allgemeine Regeln halten, je weniger er zu den Arten und Individuen herabſteigen konnte. Was folgt aus dieſem Allen? Philipp der Zweyte konnte kein höheres Anliegen haben, als die Gleichförmigkeit des Glaubens und der Verfaſſung, weil Er ohne dieſe nicht regieren konnte.

Und doch würde er ſeine Regierung mit mehr Gelindigkeit und Nachſicht eröffnet haben, wenn er ſie früher angetreten hätte. In dem Urtheile, das man gewöhnlich über dieſen Fürſten fällt, ſcheint man auf einen Umſtand nicht genug zu achten, der bey der Geſchichte ſeines Geiſtes und Herzens billig in Betrachtung kommen ſollte. Philipp zählte beynahe dreyßig Jahre, da er den ſpaniſchen Thron beſtieg, und ſein frühe reifer Verſtand hatte vor der Zeit ſeine Volljährigkeit beſchleunigt. Ein Geiſt, wie der ſeinige, der ſeine Reife fühlte, und mit größern Hoffnungen nur allzuvertraut worden war, konnte das Joch der kindlichen Unterwürfigkeit nicht anders, als mit Widerwillen, tragen; das überlegene Genie des Vaters, und die Willkür des Alleinherrſchers muſſte den ſelbſtzufriedenen Stolz dieſes Sohnes drücken. Der Antheil, den ihm jener an der Reichsverwaltung gönnte, war eben erheblich genug, ſeinen Geiſt von kleinern Leidenſchaften abzuziehen, und den ſtrengen Ernſt ſeines Karakters zu unterhalten, aber auch gerade ſparſam genug, ſein Verlangen nach der unumſchränkten Gewalt deſto lebhafter zu entzünden. Als er wirklich davon Beſitz nahm, hatte ſie den Reiz der Neuheit für ihn verloren. Die ſüße Trunkenheit eines jungen Monarchen, der von der höchſten Gewalt überraſcht wird, jener freudige Taumel, der die Seele jeder ſanftern Regung öffnet, und dem die Menſchheit ſchon manche wohlthätige Stiftung abgewann, war bey ihm längſt vorbey, oder niemals geweſen. Sein Karakter war gehärtet, als ihn das Glück auf dieſe wichtige Probe ſtellte, und ſeine befeſtigten Grundſätze widerſtanden dieſer wohlthätigen Erſchütterung. Funfzehn Jahre hatte er Zeit gehabt, ſich zu dieſem Uebergange anzuſchicken, und anſtatt bey den Zeichen ſeines neuen Standes jugendlich zu verweilen, oder den Morgen ſeiner Regierung im Rauſche einer müßigen Eitelkeit zu verlieren, blieb er gelaſſen und ernſthaft genug, ſogleich in den gründlichen Beſitz ſeiner Macht einzutreten, und durch ihren vollſtändigſten Gebrauch ihre lange Entbehrung zu rächen.

Das Inquiſitiongericht.

Philipp der Zweyte ſahe ſich nicht ſobald durch den Frieden von Chateau-Cambreſis im ruhigen Beſitze ſeiner Reiche, als er ſich ganz dem großen Werke der Glaubensreinigung hingab, und die Furcht ſeiner niederländiſchen Unterthanen wahr machte. Die Verordnungen, welche ſein Vater gegen die Ketzer hatte ergehen laſſen, wurden in ihrer ganzen Strenge erneuert, und ſchreckliche Gerichtshöfe, denen nichts als der Name der Inquiſition fehlte, wachten über ihre Befolgung. Aber ſein Werk ſchien ihm kaum zur Hälfte vollendet, ſo lange er die ſpaniſche Inquiſition nicht in ihrer ganzen Form in dieſe Länder verpflanzen konnte — ein Entwurf, woran ſchon der Kaiſer geſcheitert hatte.

Eine Stiftung neuer Art und eigner Gattung iſt dieſe ſpaniſche Inquiſition, die im ganzen Laufe der Zeiten kein Vorbild findet, und mit keinem geiſtlichen, keinem weltlichen Tribunale zu vergleichen ſteht. Inquiſition hat es gegeben, ſeitdem die Vernunft ſich an das Heilige wagte, ſeitdem es Zweifler und Neuerer gab; aber erſt um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts, nachdem einige Beyſpiele der Abtrünnigkeit die Hierarchie aufgeſchreckt hatten, baute ihr Innocentius der Dritte einen eigenen Richterſtuhl, und trennte auf eine unnatürliche Weiſe die geiſtliche Aufſicht und Unterweiſung von der ſtrafenden Gewalt. Um deſto ſicherer zu ſeyn, daß kein Menſchengefühl und keine Beſtechung der Natur die ſtarre Strenge ihrer Statuten auflöſe, entzog er ſie den Biſchöfen und der ſekulariſchen Geiſtlichkeit, die durch die Bande des bürgerlichen Lebens noch zu ſehr an der Menſchheit hing, um ſie Mönchen zu übertragen, einer Abart des menſchlichen Namens, die die heiligen Triebe der Natur abgeſchworen, dienſtbarn Kreaturen des römiſchen Stuhls. Deutſchland, Italien, Spanien, Portugal und Frankreich empfingen ſie; ein Franziskanermönch ſaß bey dem fürchterlichen Urtheile über die Tempelherren zu Gerichte; einigen wenigen Staaten gelang es, ſie auszuſchließen, oder der weltlichen Hoheit zu unterwerfen. Die Niederlande waren bis zur Regierung Karls des Fünften damit verſchont geblieben; ihre Biſchöfe übten die geiſtliche Cenſur, und in außerordentlichen Fällen pflegte man ſich an fremde Inquiſitionsgerichte, die franzöſiſchen Provinzen nach Paris, die deutſchen nach Cöln zu wenden *).

---

*) Hopper Memoires d. Troubles des Pays-bas. in Vita Vigl. 68. sq.

Aber die Inquiſition, welche jetzt gemeint iſt, kam aus dem Weſten von Europa, anders in ihrem Urſprunge, und anders an Geſtalt. Der letzte mauriſche Thron war im funfzehnten Jahrhundert in Grenada gefallen, und der ſarazeniſche Gottesdienſt endlich dem überlegenen Glücke der Chriſten gewichen. Aber neu und noch wenig befeſtigt war das Evangelium in dieſem jüngſten chriſtlichen Königreiche, und in der trüben Miſchung ungleichartiger Geſetze und Sitten hatten ſich die Religionen noch nicht geſchieden. Zwar hatte das Schwert der Verfolgung viele tauſend Familien nach Afrika getrieben, aber ein weit größerer Theil, von dem geliebten Himmelsſtriche der Heimath gehalten, kaufte ſich mit dem Gaukelſpiele verſtellter Bekehrung von dieſer ſchrecklichen Nothwendigkeit los, und fuhr an chriſtlichen Altären fort, ſeinem Mahomed und Moſes zu dienen. So lange es ſeine Gebete nach Mecca richtete, war Grenada nicht unterworfen; ſo lange der neue Chriſt im Innerſten ſeines Hauſes wieder zum Juden und Muſelmann wurde, war er dem Throne nicht gewiſſer, als dem römiſchen Stuhle. Jetzt war es nicht damit gethan, dieſes widerſtrebende Volk in die äußerliche Form eines neuen Glaubens zu zwingen, oder es der ſiegenden Kirche durch die ſchwachen Bande der Zeremonie anzutrauen; es kam darauf an, die Wurzel einer alten Religion auszureuten, und einen hartnäckigen Hang zu beſiegen, der durch die langſam wirkende Kraft von

Jahrhunderten in ſeine Sitten, ſeine Sprache, ſeine Geſetze gepflanzt worden, und bey dem fortdauernden Einfluſſe des vaterländiſchen Bodens und Himmels in ewiger Uebung blieb. Wollte die Kirche einen vollſtändigen Sieg über den feindlichen Gottesdienſt feyern, und ihre neue Eroberung vor jedem Rückfalle ſicher ſtellen, ſo muſſte ſie den Grund ſelbſt unterwühlen, auf welchen der alte Glaube gebaut war; ſie muſſte die ganze Form des ſittlichen Karakters zerſchlagen, an die er aufs innigſte geheftet ſchien. In den verborgenſten Tiefen der Seele muſſte ſie ſeine geheimen Wurzeln ablöſen, alle ſeine Spuren im Kreiſe des häuslichen Lebens und in der Bürgerwelt auslöſchen, jede Erinnerung an ihn abſterben laſſen, und wo möglich ſelbſt die Empfänglichkeit für ſeine Eindrücke tödten. Vaterland und Familie, Gewiſſen und Ehre, die heiligen Gefühle der Geſellſchaft und der Natur ſind immer die erſten und nächſten, mit denen Religionen ſich miſchen, von denen ſie Stärke empfangen, und denen ſie ſie geben. Dieſe Verbindung muſſte jetzt aufgelöſt, von den heiligen Gefühlen der Natur muſſte die alte Religion gewaltſam geriſſen werden — und ſollte es ſelbſt die Heiligkeit dieſer Empfindungen koſten. So wurde die Inquiſition, die wir zum Unterſchiede von den menſchlichern Gerichten, die ihren Namen führen, die ſpaniſche nennen. Sie hat den Kardinal Ximenes zum Stifter; ein Dominikanermönch, Torquemada, ſtieg zuerſt auf ihren blutigen Thron, gründete ihre Statuten, und verfluchte mit dieſem Vermächtniſſe ſeinen Orden auf ewig. Schändung der Vernunft, und Mord der Geiſter heißt ihr Gelübde; ihre Werkzeuge ſind Schrecken und Schande. Jede Leidenſchaft ſteht in ihrem Solde, ihre Schlinge liegt in jeder Freude des Lebens. Selbſt die Einſamkeit iſt nicht einſam für ſie; die Furcht ihrer Allgegenwart hält ſelbſt in den Tiefen der Seele die Freyheit gefeſſelt. Alle Inſtinkte der Menſchheit hat ſie herabgeſtürzt unter den Glauben; ihm weichen alle Bande, die der Menſch ſonſt am heiligſten achtet. Alle Anſprüche auf ſeine Gattung ſind für einen Ketzer verſcherzt; mit der leichteſten Untreue an der mütterlichen Kirche hat er ſein Geſchlecht ausgezogen. Ein beſcheidner Zweifel an der Unfehlbarkeit des Papſtes wird geahndet wie Vatermord, und ſchändet wie Sodomie; ihre Urtheile gleichen den ſchrecklichen Fermenten der Peſt, die den geſundeſten Körper in ſchnelle Verweſung treiben. Selbſt das Lebloſe, das einem Ketzer angehörte, iſt verflucht; ihre Opfer kann kein Schickſal ihr unterſchlagen; an Leichen und Gemählden werden ihre Sentenzen vollſtreckt; und das Grab ſelbſt iſt keine Zuflucht vor ihrem entſetzlichen Arme.

Die Vermeſſenheit ihrer Urtheilsſprüche kann nur von der Unmenſchlichkeit übertroffen werden, womit ſie dieſelben vollſtreckt. Indem ſie Lächerliches mit Fürchterlichem paart und durch die Seltſamkeit des Aufzugs die Augen beluſtigt, entkräftet ſie den theilnehmenden Affekt durch den Kitzel eines andern; im Spott und in der Verachtung ertränkt ſie die Sympathie. Mit feyerlichem Pompe führt man den Verbrecher zur Richtſtatt, eine rothe Blutfahne weht voran, der Zuſammenklang aller Glocken begleitet den Zug; zuerſt kommen Prieſter im Meßgewande, und ſingen ein heiliges Lied. Ihnen folgt der verurtheilte Sünder, in ein gelbes Gewand gekleidet, worauf man ſchwarze Teufelsgeſtalten abgemahlt ſieht. Auf dem Kopfe trägt er eine Mütze von Papier, die ſich in eine Menſchenfigur endigt, um welche Feuerflammen ſchlagen, und ſcheußliche Dämonen herumfliegen. Weggekehrt von dem ewig Verdammten wird das Bild des Gekreuzigten getragen; ihm gilt die Erlöſung nicht mehr. Dem Feuer gehört ſein ſterblicher Leib, wie den Flammen der Hölle ſeine unſterbliche Seele. Ein Knebel ſperrt ſeinen Mund, und verwehrt ihm, ſeinen Schmerz in Klagen zu lindern, das Mitleid durch ſeine rührende Geſchichte zu wecken, und die Geheimniſſe des heiligen Gerichts auszuſagen. An ihn ſchließt ſich die Geiſtlichkeit im feſtlichen Ornate, die Obrigkeit und der Adel; die Väter, die ihn gerichtet haben, beſchließen den ſchauerlichen Zug. Man glaubt eine Leiche zu ſehen, die zu Grabe geleitet wird, und es iſt ein lebendiger Menſch, deſſen Qualen jetzt das Volk ſo ſchauderhaft unterhalten ſollen.

Gewöhnlich werden dieſe Hinrichtungen auf hohe Feſte gerichtet, wozu man eine beſtimmte Anzahl ſolcher Unglücklichen in den Kerkern des heiligen Hauſes zuſammenſpart, um durch die Menge der Opfer die Handlung zu verherrlichen; und alsdann ſind ſelbſt die Könige zugegen. Sie ſitzen mit unbedecktem Haupte auf einem niedrigern Stuhle, als der Großinquiſitor, dem ſie an einem ſolchem Tage den Rang über ſich geben — und wer wird nun vor einem Tribunale nicht erzittern, neben welchem die Majeſtät ſelbſt verſinkt *)?

Die große Glaubensrevolution durch Luther und Calvin brachte die Nothwendigkeit wieder zurück, welche dieſem Gerichte ſeine erſte Entſtehung gegeben; und was anfänglich nur erfunden war, das kleine Königreich Grenada von den ſchwachen Ueberreſten der Sarazenen und Juden zu reinigen, wurde jetzt das Bedürfniß der ganzen katholiſchen Chriſtenheit. Alle Inquiſitionen in Portugal, in Italien, Deutſchland und Frankreich nahmen die Form der ſpaniſchen an; ſie folgte den Europäern nach Indien, und errichtete in Goa ein ſchreckliches Tribunal, deſſen unmenſchliche Proceduren uns noch in der Beſchreibung durchſchauern. Wohin ſie ihren Fuß ſetzte, folgte ihr die Verwüſtung; aber

---

*) Burgund. Histor. Belg. 126. 127. Hopper 65. 66. 67. Grot. Annal. Belg. L. I. 8. 9. sq. Essay sur les Moeurs, Tom. III. Inquisition.

ſo, wie in Spanien, hat ſie in keiner andern Weltgegend gewüthet. Die Todten vergißt man, die ſie geopfert hat; die Geſchlechter der Menſchen erneuern ſich wieder, und auch die Länder blühen wieder, die ſie verheert und entvölkert hat; aber Jahrhunderte werden hingehen, eh' ihre Spuren aus dem ſpaniſchen Charakter verſchwinden. Eine geiſtreiche treffliche Nation hat ſie mitten auf dem Wege zur Vollendung aufgehalten, aus einem Himmelsſtriche, worin ſie einheimiſch war, das Genie verbannt, und eine Stille, wie ſie auf Gräbern ruht, in dem Geiſte eines Volks hinterlaſſen, das vor vielen andern, die dieſen Welttheil bewohnen, zur Freude berufen war.

Den erſten Inquiſitor ſetzte Karl der Fünfte im Jahr 1522 in Brabant ein. Einige Prieſter waren ihm als Gehülfen an die Seite gegeben; aber er ſelbſt war ein Weltlicher. Nach dem Tode Adrians des Sechſten beſtellte ſein Nachfolger, Clemens der Siebente, drey Inquiſitoren für alle niederländiſche Provinzen, und Paul der Dritte ſetzte dieſe Zahl wiederum bis auf zwey herunter, welche ſich bis auf den Anfang der Unruhen erhielten. Im Jahr 1530 wurden, mit Zuziehung und Genehmigung der Stände, die Edikte gegen die Ketzer ausgeſchrieben, welche allen folgenden zum Grunde liegen, und worin auch der Inquiſition ausdrücklich Meldung geſchieht. Im Jahr 1550 ſahe ſich Karl der Fünfte durch das ſchnelle

Wachsthum der Sekten gezwungen, dieſe Edikte zu erneuern und zu ſchärfen, und bey dieſer Gelegenheit war es, wo ſich die Stadt Antwerpen der Inquiſition widerſetzte, und ihr auch glücklich entging. Aber der Geiſt dieſer niederländiſchen Inquiſition war, nach dem Genius des Landes, menſchlicher, als in den ſpaniſchen Reichen, und noch hatte ſie kein Ausländer, noch weniger ein Dominikaner verwaltet. Zur Richtſchnur dienten ihr die Edikte, welche jedermann kannte; und eben darum fand man ſie weniger anſtößig, weil ſie, ſo ſtreng ſie auch richtete, doch der Willkühr weniger unterworfen ſchien und ſich nicht, wie die ſpaniſche Inquiſition, in Geheimniß hüllte.

Aber eben dieſer letztern wollte Philipp einen Weg in die Niederlande bahnen, weil ſie ihm das geſchickteſte Werkzeug zu ſeyn ſchien, den Geiſt dieſes Volks zu verderben, und für eine deſpotiſche Regierung zuzubereiten. Er fing damit an, die Glaubensverordnungen ſeines Vaters zu ſchärfen, die Gewalt der Inquiſitoren je mehr und mehr auszudehnen, ihr Verfahren willkürlicher, und von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit unabhängiger zu machen. Bald fehlte dem Tribunale zu der ſpaniſchen Inquiſition wenig mehr, als der Name und Dominikaner. Bloßer Verdacht war genug, einen Bürger aus dem Schoße der öffentlichen Ruhe, aus dem Kreiſe ſeiner Familie herauszuſtehlen, und das ſchwächſte Zeugniß berechtigte zur Folterung. Wer in dieſen Schlund hinabfiel, kam nicht wieder. Alle Wohlthaten der Geſetze hörten ihm auf. Ihn meinte die mütterliche Sorge der Gerechtigkeit nicht mehr. Jenſeits der Welt richteten ihn Bosheit und Wahnſinn nach Geſetzen, die für Menſchen nicht gelten. Nie erfuhr der Delinquent ſeinen Kläger, und ſehr ſelten ſein Verbrechen; ein ruchloſer teufliſcher Kunſtgriff, der den Unglücklichen zwang, auf ſeine Verſchuldung zu rathen, und im Wahnwitze der Folterpein, oder im Ueberdruſſe einer langen lebendigen Beerdigung, Vergehungen auszuſagen, die vielleicht nie begangen, oder dem Richter doch nie bekannt worden waren. Die Güter der Verurtheilten wurden eingezogen, und die Angeber durch Gnadenbriefe und Belohnungen ermuntert. Kein Privilegium, keine bürgerliche Gerechtigkeit galt gegen die heilige Gewalt. Wen ſie berührte, den hatte der weltliche Arm verloren. Dieſem war kein weiterer Antheil an ihrer Gerichtspflege verſtattet, als mit ehrerbietiger Unterwerfung ihre Sentenzen zu vollſtrecken. Die Folgen dieſes Inſtituts muſſten unnatürlich und ſchrecklich ſeyn. Das ganze zeitliche Glück, ſelbſt das Leben des unbeſcholtenen Mannes, war nunmehr in die Hände eines jeden Nichtswürdigen gegeben. Jeder verborgene Feind, jeder Neider hatte jetzt die gefährliche Lockung einer unſichtbaren und unfehlbaren Rache. Die Sicherheit des Eigenthums, die Wahrheit des Umgangs war dahin. Alle Bande des Gewinns waren aufgelöſt, alle des Bluts und der Liebe. Ein anſteckendes Mißtrauen vergiftete das geſellige Leben; die gefürchtete Gegenwart eines Lauſchers erſchreckte den Blick im Auge und den Klang in der Kehle. Man glaubte an keinen redlichen Mann mehr, und galt auch für keinen. Guter Name, Landsmannſchaften, Verbrüderungen, Eide ſelbſt, und Alles, was Menſchen für heilig achten, war in ſeinem Werthe gefallen. — Dieſem Schickſale unterwarf man eine große blühende Handelsſtadt, wo hunderttauſend geſchäftige Menſchen durch das einzige Band des Vertrauens zuſammenhalten. Jeder unentbehrlich für jeden, und jeder zweydeutig, verdächtig. Alle durch den Geiſt der Gewinnſucht aneinander gezogen, und auseinandergeworfen durch Furcht. Alle Grundſäulen der Geſelligkeit umgeriſſen, wo Geſelligkeit der Grund alles Lebens und aller Dauer iſt *).

---

*) Grotius. L. I. §. 10.

Andere Eingriffe
in die
Konſtitution der Niederlande.

Kein Wunder, daß ein ſo unnatürliches Gericht, das ſelbſt dem duldſamern Geiſte der Spanier unerträglich geweſen war, einen Freyſtaat empörte. Aber den Schrecken, den es einflößte, vermehrte die ſpaniſche Kriegsmacht, die auch nach wiederhergeſtelltem Frieden beybehalten wurde, und, der Reichskonſtitution zuwider, die Grenzſtädte anfüllte. Karl dem Fünften hatte man dieſe Einführung fremder Armeen vergeben, weil man ihre Nothwendigkeit einſah, und mehr auf ſeine guten Geſinnungen baute. Jetzt erblickte man in dieſen Truppen nur die fürchterlichen Zurüſtungen der Unterdrückung und die Werkzeuge einer verhaßten Hierarchie. Eine anſehnliche Reiterey, von Eingebornen errichtet, war zum Schutze des Landes hinreichend und machte dieſe Ausländer entbehrlich.

Die Zügelloſigkeit und Raubſucht dieſer Spanier, die noch große Rückſtände zu fordern hatten und ſich auf Unkoſten des Bürgers bezahlt machten, vollendeten die Erbitterung des Volks und brachten den gemeinen Mann zur Verzweiflung. Als nachher das allgemeine Murren die Regierung bewog, ſie von den Grenzen zuſammenzuziehen und in die ſeeländiſchen Inſeln zu verlegen, wo die Schiffe zu ihrer Abfahrt ausgerüſtet wurden, ging ihre Vermeſſenheit ſo weit, daß die Einwohner aufhörten, an den Dämmen zu arbeiten, und ihr Vaterland lieber dem Meere überlaſſen wollten, als länger von dem viehiſchen Muthwillen dieſer raſenden Bande leiden *).

Sehr gern hätte Philipp dieſe Spanier im Lande behalten, um durch ſie ſeinen Edikten mehr Kraft zu geben und die Neuerungen zu unterſtützen, die er in der niederländiſchen Verfaſſung zu machen geſonnen war. Sie waren ihm gleichſam die Gewährmänner der allgemeinen Ruhe, und eine Kette, an der er die Nation gefangen hielt. Deswegen ließ er nichts unverſucht, dem anhaltenden Zudringen der Reichsſtände auszuweichen, welche dieſe Spanier entfernt wiſſen wollten, und erſchöpfte bey dieſer Gelegenheit alle Hülfsmittel der Chikane und Ueberredung. Bald fürchtet er einen plötz-

---

*) Allg. G. der v. Niederlande. III. Band. 21. Buch. S. 23 u. f. f.

lichen Ueberfall Frankreichs, das von wüthenden Faktionen zerriſſen, ſich gegen einen einheimiſchen Feind kaum behaupten kann; bald ſollen ſie ſeinen Sohn Don Karlos an der Grenze in Empfang nehmen, den er nie Willens war, aus Kaſtilien zu laſſen. Ihre Unterhaltung ſoll der Nation nicht zur Laſt fallen, er ſelbſt will aus ſeiner eignen Chatoulle alle Koſten davon beſtreiten. Um ſie mit deſto beſſerm Scheine da zu behalten, hielt er ihnen mit Fleiß ihren rückſtändigen Sold zurück, da er ſie doch ſonſt den einheimiſchen Truppen, die er völlig befriedigte, gewiß würde vorgezogen haben. Die Furcht der Nation einzuſchläfern, und den allgemeinen Unwillen zu verſöhnen, bot er den beyden Lieblingen des Volks, dem Prinzen von Oranien und dem Grafen von Egmont, den Oberbefehl über dieſe Truppen an; beyde aber ſchlugen ſeinen Antrag aus, mit der edelmüthigen Erklärung, daſs ſie ſich nie entſchlieſsen würden, gegen die Geſetze des Landes zu dienen. Je mehr Begierde der König blicken ließ, ſeine Spanier im Lande zu laſſen; deſto hartnäckiger beſtanden die Staaten auf ihrer Entfernung. In dem darauf folgenden Reichstage zu Gent muſste er mitten im Kreiſe ſeiner Höflinge eine republikaniſche Wahrheit hören. „Wozu fremde Hände zu unſerm Schutze?“ ſagte ihm der Syndikus von Gent. „Etwa damit uns die übrige Welt für zu leichtſinnig oder gar für zu blödſinnig halte, uns ſelbſt zu vertheidigen? Warum haben wir Frieden geſchloſſen, wenn uns die Laſten des Kriegs auch im Frieden drücken? Im Kriege ſchärfte die Nothwendigkeit unſre Geduld, in der Ruhe unterliegen wir ſeinen Leiden. Oder werden wir dieſe ausgelaſſene Bande in Ordnung halten, da deine eigene Gegenwart nicht ſo viel vermocht hat? Hier ſtehen deine Unterthanen aus Cambray und Antwerpen, und ſchreyen über Gewalt. Thionville und Marienburg liegen wüſte, und darum haſt du uns doch nicht Frieden gegeben, daß unſere Städte zu Einöden werden, wie ſie nothwendig werden müſſen, wenn du ſie nicht von dieſen Zerſtörern erlöſeſt? Vielleicht willſt du dich gegen Ueberfall unſrer Nachbarn verwahren? Dieſe Vorſicht iſt weiſe, aber das Gerücht ihrer Rüſtung wird lange Zeit ihren Waffen voraneilen. Warum mit ſchweren Koſten Fremdlinge miethen, die ein Land nicht ſchonen werden, das ſie morgen wieder verlaſſen müſſen? Noch ſtehen tapfre Niederländer zu deinen Dienſten, denen dein Vater in weit ſtürmiſchern Zeiten die Republik anvertraute. Warum willſt du jetzt ihre Treue bezweifeln, die ſie ſo viele Jahrhunderte lang deinen Vorfahren unverletzt gehalten haben? Sollten ſie nicht vermögend ſeyn, den Krieg ſo lange hinzuhalten, bis deine Bundsgenoſſen unter ihre Fahnen eilen, oder du ſelbſt aus der Nachbarſchaft Hülfe ſendeſt?“ Dieſe Sprache war dem Könige zu neu und ihre Wahrheit zu einleuchtend, als daß er ſie ſogleich hätte beantworten können. „Ich bin auch ein Ausländer;" rief er endlich, „will man nicht lieber gar mich ſelbſt aus dem Lande jagen?" Sogleich ſtieg er vom Throne und verließ die Verſammlung, aber dem Sprecher war ſeine Kühnheit vergeben. Zwey Tage darauf ließ er den Ständen die Erklärung thun: wenn er früher gewußt hätte, daß dieſe Truppen ihnen zur Laſt fielen, ſo würde er ſchon Anſtalt gemacht haben, ſie gleich ſelbſt mit nach Spanien zu nehmen. Jetzt wäre dieſes freylich zu ſpät, weil ſie unbezahlt nicht abreiſen würden; doch verſpreche er ihnen auf das Heiligſte, daß dieſe Laſt ſie nicht über vier Monate mehr drücken ſollte. Nichts deſto weniger blieben dieſe Truppen ſtatt dieſer vier Monate noch achtzehn im Lande, und würden es vielleicht noch ſpäter verlaſſen haben, wenn das Bedürfniß des Reichs ſie in einer andern Weltgegend nicht nöthiger gemacht hätte *).

Die gewaltthätige Einführung Fremder in die wichtigſten Aemter des Landes veranlaſſte neue Klagen gegen die Regierung. Von allen Vorrechten der Provinzen war keines den Spaniern ſo anſtößig, als dieſes, welches Fremdlinge von Bedienungen ausſchlieſſt, und keines hatten ſie eifriger zu untergraben geſucht **). Italien, beyde Indien, und alle Provinzen dieſer ungeheuern Monarchie waren ihrer Habſucht und ihrem Ehrgeize geöffnet; nur von der reichſten unter allen ſchloß ſie ein unerbittliches Grundgeſetz aus. Man überzeugte den Monarchen, daß die königliche Gewalt in dieſen Ländern nie würde befeſtigt werden können, ſo lange ſie ſich nicht fremder Werkzeuge dazu bedienen dürfte. Schon der Biſchof von Arras, ein Burgunder von Geburt, war den Flamändern widerrechtlich aufgedrungen worden, und jetzt ſollte auch der Graf von Feria, ein Kaſtilianer, Sitz und Stimme im Staatsrath erhalten. Aber dieſe Unternehmung fand einen herzhaftern Widerſtand, als die Schmeichler des Königs ihn hatten erwarten laſſen, und ſeine deſpotiſche Allmacht ſcheiterte diesmal an den Künſten Wilhelms von Oranien und der Feſtigkeit der Staaten *).

---

*) Burgund. L. I. p. 38. 39. 40. Reidan. L. 1. p. 1. Meteren. 1. Theil. 1. Buch. 47.

**) Reidan. L. 1. p. 1.

---

*) Grot. Annal. L. I. p. 13.

Wilhelm von Oranien
und
Graf von Egmont.

So kündigte Philipp den Niederlanden ſeine Regierung an, und dies waren ihre Beſchwerden, als er im Begriffe ſtand, ſie zu verlaſſen. Lange ſchon ſehnte er ſich aus einem Lande, wo er ein Fremdling war, wo ſo vieles ſeine Neigungen beleidigte, ſein deſpotiſcher Geiſt an den Geſetzen der Freyheit ſo ungeſtüme Erinnerer fand. Der Friede mit Frankreich erlaubte ihm endlich dieſe Entfernung; die Rüſtungen Solimanns zogen ihn nach dem Süden, und auch Spanien fing an, ſeinen Herrn zu vermiſſen. Die Wahl eines oberſten Statthalters für die Niederlande war die Hauptangelegenheit, die ihn jetzt noch beſchäftigte. Herzog Emanuel Philibert von Savoyen hatte ſeit der Abdankung der Königinn Maria von Ungarn dieſe Stelle bekleidet, welche aber, ſo lange der König in den

Niederlanden ſelbſt anweſend war, mehr Ehre als wirklichen Einfluß gab. Seine Abweſenheit machte ſie zu dem wichtigſten Amte in der Monarchie und dem glänzendſten Ziele, wornach der Ehrgeiz eines Bürgers nur ſtreben konnte. Jetzt ſtand ſie durch die Entfernung des Herzogs erledigt, den der Friede von Chateau-Cambreſis wieder in den Beſitz ſeiner Lande geſetzt hatte. Die beynahe unumſchränkte Gewalt, welche dem Oberſtatthalter verliehen werden muſſte, die Fähigkeiten und Kenntniſſe, die ein ſo ausgedehnter und delikater Poſten erforderte, vorzüglich aber die gewagten Anſchläge der Regierung auf die Freyheit des Landes, deren Ausführung von ihm abhängen ſollte, muſſten nothwendig dieſe Wahl erſchweren. Das Geſetz, welches jeden Ausländer von Bedienungen entfernt, macht bey dem Oberſtatthalter eine Ausnahme. Da er nicht aus allen Provinzen zugleich gebürtig ſeyn kann, ſo iſt es ihm erlaubt, keiner von allen anzugehören, denn die Eiferſucht eines Brabanters würde einem Flamänder, der eine halbe Meile von ſeiner Grenze zu Hauſe wäre, kein größeres Recht dazu einräumen, als dem Sicilianer, der eine andre Erde und einen andern Himmel hat. Hier aber ſchien der Vortheil der Krone ſelbſt einen niederländiſchen Bürger zu begünſtigen. Ein geborner Brabanter, zum Beyſpiel, deſſen Vaterlad ſich mit uneingeſchränkterm Vertrauen ihm überlieferte, konnte, wenn er ein Verräther war, den tödtlichen Streich ſchon zur Hälfte gethan haben, ehe ein Ausländer das Mißtrauen überwand, das über ſeine geringfügigſten Handlungen wachte. Hatte die Regierung in Einer Provinz ihre Abſichten durchgeſetzt, ſo war die Widerſetzung der übrigen eine Kühnheit, die ſie auf das ſtrengſte zu ahnden berechtigt war. In dem gemeinſchaftlichen Ganzen, welches die Provinzen jetzt ausmachten, waren ihre individuellen Verfaſſungen gleichſam untergegangen; der Gehorſam einer einzigen war ein Geſetz für jede, und das Vorrecht, welches Eine nicht zu bewahren wuſſte, war für alle Andre verloren.

Unter den niederländiſchen Großen, die auf die Oberſtatthalterſchaft Anſpruch machen konnten, waren die Erwartungen und Wünſche der Nation zwiſchen dem Grafen von Egmont und dem Prinzen von Oranien getheilt, welche durch gleich edle Abkunft dazu berufen, durch gleiche Verdienſte dazu berechtigt, und durch gleiche Liebe des Volks zu dieſem Poſten willkommen waren. Beyde hatte ein glänzender Rang zunächſt an den Thron geſtellt, und wenn das Auge des Monarchen zuerſt unter den Würdigſten ſuchte, ſo muſſte es nothwendig auf Einen von dieſen beyden fallen. Da wir in der Folge dieſer Geſchichte beyde Namen oft werden nennen müſſen, ſo kann die Aufmerkſamkeit des Leſers nicht frühe genug auf ſie gezogen werden.

Wilhelm der Erſte, Prinz von Oranien,

ſtammte aus dem deutſchen Fürſtenhauſe Naſſau, welches ſchon acht Jahrhunderte geblüht, mit dem öſterreichiſchen eine Zeitlang um den Vorzug gerungen, und dem deutſchen Reiche einen Kaiſer gegeben hatte. Außer verſchiedenen reichen Ländereyen in den Niederlanden, die ihn zu einem Bürger dieſes Staats und einem gebornen Vaſallen Spaniens machten, beſaß er in Frankreich noch das unabhängige Fürſtenthum Oranien. Wilhelm ward im Jahr 1533 zu Dillenburg, in der Grafſchaft Naſſau, von einer Gräfinn Stollberg geboren. Sein Vater, der Graf von Naſſau, deſſelben Namens, hatte die proteſtantiſche Religion angenommen, worin er auch ſeinen Sohn erziehen ließ; Karl der Fünfte aber, der dem Knaben ſchon frühzeitig wohl wollte, nahm ihn ſehr jung an ſeinen Hof und ließ ihn in der römiſchen aufwachſen. Dieſer Monarch, der in dem Kinde den künftigen großen Mann ſchon erkannte, behielt ihn neun Jahre um ſeine Perſon, würdigte ihn ſeines eignen Unterrichts in Regierunggeſchäften, und ehrte ihn durch ein Vertrauen, welches über ſeine Jahre ging; Ihm allein war es erlaubt, um den Kaiſer zu bleiben, wenn er fremden Geſandten Audienz gab — ein Beweis, daß er als Knabe ſchon angefangen haben muſſte, den ruhmvollen Beynamen des Verſchwiegenen zu verdienen. Der Kaiſer erröthete ſogar nicht, einmal öffentlich zu geſtehen, daß dieſer junge Menſch ihm öfters Anſchläge gebe, die ſeiner eignen Klugheit würden entgangen ſeyn. Welche Erwartungen konnte man nicht von dem Geiſte eines Mannes hegen, der in einer ſolchen Schule gebildet war!

Wilhelm war drey und zwanzig Jahre alt, als **Karl** die Regierung niederlegte, und hatte ſchon zwey öffentliche Beweiſe der höchſten Achtung von ihm erhalten. Ihm übertrug er, mit Ausſchließung aller Großen ſeines Hofes, das ehrenvolle Amt, ſeinem Bruder **Ferdinand** die Kaiſerkrone zu überbringen. Als der Herzog von Savoyen, der die kaiſerliche Armee in den Niederlanden kommandirte, von ſeinen eigenen Landesangelegenheiten nach Italien abgerufen ward, vertraute der Kaiſer ihm den Oberbefehl über dieſe Truppen an, gegen die Vorſtellungen ſeines ganzen Kriegsraths, denen es allzugewagt ſchien, den erfahrnen franzöſiſchen Feldherren einen Jüngling entgegenzuſetzen. Abweſend und von Niemand empfohlen, zog ihn der Monarch der lorbervollen Schaar ſeiner Helden vor, und der Ausgang ließ ihn ſeine Wahl nicht bereuen.

Die vorzügliche Gunſt, in welcher dieſer Prinz bey dem Vater geſtanden hatte, wäre allein ſchon ein wichtiger Grund geweſen, ihn von dem Vertrauen ſeines Sohnes auszuſchließen. **Philipp**, ſcheint es, hatte es ſich zum Geſetz gemacht, den ſpaniſchen Adel an dem niederländiſchen wegen des Vorzugs zu rächen, wodurch **Karl der Fünfte** dieſen letztern ſtets unterſchieden hatte. Aber wichtiger waren die geheimen Beweggründe, die ihn von dem Prinzen entfernten. Wilhelm von Oranien gehörte zu den hagern und blaſſen Menſchen, wie Cäſar ſie nennt, die des Nachts nicht ſchlafen, und zu viel denken, vor denen das furchtloſeſte aller Gemüther gewankt hat. Die ſtille Ruhe eines immer gleichen Geſichts verbarg eine geſchäftige feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher ſie ſchuf, nicht bewegte, und der Liſt und der Liebe gleich unbetretbar war; einen vielfachen, furchtbarn, nie ermüdenden Geiſt, weich und bildſam genug, augenblicklich in alle Formen zu ſchmelzen; bewährt genug, in keiner ſich ſelbſt zu verlieren; ſtark genug, jeden Glückswechſel zu ertragen. Menſchen zu durchſchauen und Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meiſter, als Wilhelm; nicht daß er, nach der Weiſe des Hofs, ſeine Lippen eine Knechtſchaft bekennen ließ, die das ſtolze Herz Lügen ſtrafte, ſondern weil er mit den Merkmalen ſeiner Gunſt und Verehrung weder karg noch verſchwendriſch war, und durch eine kluge Wirthſchaft mit denjenigen, wodurch man Menſchen verbindet, ſeinen wirklichen Vorrath an dieſen Mitteln vermehrte. So langſam ſein Geiſt gebahr, ſo vollendet waren ſeine Früchte; ſo ſpät ſein Entſchluß reifte, ſo ſtandhaft und unerſchütterlich ward er vollſtreckt. Den Plan, dem er einmal als dem erſten gehuldigt hatte, konnte kein Widerſtand ermüden, keine Zufälle zerſtören, denn alle hatten, noch ehe ſie wirklich eintraten, vor ſeiner Seele geſtanden. So ſehr ſein Gemüth über Schrecken und Freude erhaben war, ſo unterworfen war es der Furcht; aber ſeine Furcht war früher da, als die Gefahr, und er war ruhig im Tumulte, weil er in der Ruhe gezittert hatte. Wilhelm zerſtreute ſein Gold mit Verſchwendung, aber er geizte mit Sekunden. Die Stunde der Tafel war ſeine einzige Feyerſtunde, aber dieſe gehörte ſeinem Herzen auch ganz, ſeiner Familie und der Freundſchaft; ein beſcheidener Abzug, den er dem Vaterlande machte. Hier verklärte ſich ſeine Stirn beym Weine, den ihm fröhlicher Muth und Enthaltſamkeit würzten, und die ernſte Sorge durfte hier die Jovialität ſeines Geiſtes nicht umwölken. Sein Hausweſen war prächtig, der Glanz einer zahlreichen Dienerſchaft, die Menge und das Anſehn derer, die ſeine Perſon umgaben, machten ſeinen Wohnſitz einem ſouverainen Fürſtenhofe gleich. Eine glänzende Gaſtfreyheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttinn ſeines Pallaſtes. Fremde Prinzen und Geſandten fanden hier eine Aufnahme und Bewirthung, die alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demüthige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieſer Aufwand auf ſeine Abſichten werfen konnte. Aber dieſe Verſchwendungen unterhielten den Glanz ſeines Namens bey dem

Volke, dem nichts mehr ſchmeichelt, als die Schätze des Vaterlandes vor Fremdlingen ausgeſtellt zu ſehen, und der hohe Gipfel des Glücks, worauf er geſehen wurde, erhöhte den Werth der Leutſeligkeit, zu der er herabſtieg. Niemand war wol mehr zum Führer einer Verſchwörung geboren, als Wilhelm der Verſchwiegene. Ein durchdringender feſter Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, ſchnelle Beſitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geiſter, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Geſtalt und Ebenmaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunterſpinnen, ſtanden unter der Aufſicht einer erleuchteten und freyern Tugend, die mit feſtem Tritte auch auf der Grenze noch wandelt.

Ein Menſch, wie dieſer, konnte ſeinem ganzen Zeitalter undurchdringlich bleiben, aber nicht dem mißtrauiſchſten Geiſte ſeines Jahrhunderts. Philipp der Zweyte ſchaute ſchnell und tief in einen Karakter, der, unter den gutartigen, ſeinem eignen am ähnlichſten war. Hätte er ihn nicht ſo vollkommen durchſchaut, ſo wäre es unerklärbar, wie er einem Menſchen ſein Vertrauen nicht geſchenkt haben ſollte, in welchem ſich beynahe alle Eigenſchaften vereinigten, die Er am höchſten ſchätzte und am beſten würdigen konnte. Aber Wilhelm hatte noch einen andern Berührungspunkt mit Philipp dem Zweyten.

welcher wichtiger war. Er hatte ſeine Staatskunſt bey demſelben Meiſter gelernt, und war, wie zu fürchten ſtand, ein fähigerer Schüler geweſen. Nicht, weil er den Fürſten des Machiavells zu ſeinem Studium gemacht, ſondern weil er den lebendigen Unterricht eines Monarchen genoſſen hatte, der jenen in Ausübung brachte, war er mit den gefährlichen Künſten bekannt worden, durch welche Throne fallen und ſteigen. Philipp hatte hier mit einem Gegner zu thun, der auf ſeine Staatskunſt gerüſtet war, und dem bey einer guten Sache auch die Hülfsmittel der ſchlimmen zu Gebote ſtanden. Und eben dieſer letztere Umſtand erklärt uns, warum er unter allen gleichzeitigen Sterblichen dieſen am unverſöhnlichſten haſſte, und ſo unnatürlich fürchtete.

Den Argwohn, welchen man bereits gegen den Prinzen gefaſſt hatte, vermehrte die zweydeutige Meinung von ſeiner Religion. Wilhelm glaubte an den Papſt, ſo lange der Kaiſer, ſein Wohlthäter, lebte; aber man fürchtete mit Grund, daß ihn die Vorliebe, die ſeinem jungen Herzen für die verbeſſerte Lehre gegeben worden, nie ganz verlaſſen habe. Welche Kirche er auch in gewiſſen Perioden ſeines Lebens mag vorgezogen haben, ſo hätte ſich jede damit beruhigen können, daß ihn keine einzige ganz gehabt hat. Wir ſehen ihn in ſpätern Jahren beynahe mit eben ſo wenigem Bedenken zum Calvinismus übergehen, als er in früher Kindheit die lutheriſche Religion für die römiſche verließ. Gegen die ſpaniſche Tyranney vertheidigte er mehr die Menſchenrechte der Proteſtanten, als ihre Meinungen; nicht ihr Glaube, ihre Leiden hatten ihn zu ihrem Bruder gemacht *).

Dieſe allgemeinen Gründe des Mißtrauens ſchienen durch eine Entdeckung gerechtfertigt zu werden, welche der Zufall über ſeine wahren Geſinnungen darbot. Wilhelm war als Geißel des Friedens von Chateau-Cambreſis, an deſſen Stiftung er mit gearbeitet hatte, in Frankreich zurückgeblieben, und hatte durch die Unvorſichtigkeit Heinrichs des Zweyten, der mit einem Vertrauten des Königs von Spanien zu ſprechen glaubte, einen heimlichen Anſchlag erfahren, den der franzöſiſche Hof mit dem ſpaniſchen gegen die Proteſtanten beyder Reiche entwarf. Dieſe wichtige Entdeckung eilte der Prinz ſeinen Freunden in Brüſſel, die ſie ſo nah anging, mitzutheilen, und die Briefe, die er darüber wechſelte, fielen unglücklicher Weiſe dem Könige von Spanien in die Hände **). Philipp wurde von dieſem entſcheidenden Aufſchluſſe über Wilhelms Geſinnungen weniger überraſcht, als über die Zerſtörung ſeines Anſchlags entrüſtet; aber die ſpaniſchen Großen, die dem Prinzen jenen Augenblick noch nicht vergeſſen hatten, wo der größte der Kaiſer, im letzten Akte ſeines Lebens, auf ſeinen Schultern ruhte, verſäumten dieſe günſtige Gelegenheit nicht, den Verräther eines Staatsgeheimniſſes endlich ganz in der guten Meinung ihres Königs zu ſtürzen.

---

*) Strad. Dec. I. L. I. p. 24. und L. III. p. 55. sq. Grot. Annal. L. I. p. 7. Reidan L. III. 59. Meurs. Guil. Auriac. L. I. p. 2 sq. Burg. 65. 66.

**) Strada. Dec. I. L. III. p. 56. Thuan. I. 1010. Reidan. L. I. p. 2.

Nicht minder edlen Stammes, als Wilhelm, war Lamoral, Graf von Egmont und Prinz von Gavre, ein Abkömmling der Herzoge von Geldern, deren kriegeriſcher Muth die Waffen des Hauſes Oeſtreich ermüdet hatte. Sein Geſchlecht glänzte in den Annalen des Landes; einer von ſeinen Vorfahren hatte ſchon unter Maximilian die Statthalterſchaft über Holland verwaltet. Egmonts Vermählung mit der Herzoginn Sabina von Baiern erhöhte noch den Glanz ſeiner Geburt, und machte ihn durch wichtige Verbindungen mächtig. Karl der Fünfte hatte ihn im Jahr 1546 in Utrecht zum Ritter des goldenen Vließes geſchlagen; die Kriege dieſes Kaiſers waren die Schule ſeines künftigen Ruhms, und die Schlachten bey St. Quentin und Gravelingen machten ihn zum Helden ſeines Jahrhunderts. Jede Wohlthat des Friedens, den handelnde Völker am dankbarſten fühlen, brachte das Gedächtniß der Siege zurück, durch die er beſchleunigt worden, und der flämiſche Stolz machte ſich, wie eine eitle Mutter, mit dem herrlichen Sohne des Landes groß, der ganz Europa mit ſeiner Bewunderung erfüllte. Neun Kinder, die unter den Augen ſeiner Mitbürger aufblühten, vervielfältigten und verengten die Bande zwiſchen ihm und dem Vaterlande, und die allgemeine Zuneigung gegen ihn übte ſich im Anſchauen derer, die ihm das Theuerſte waren. Jede öffentliche Erſcheinung Egmonts war ein Triumphzug; jedes Auge, das auf ihn geheftet war, erzählte ſein Leben; in der Ruhmredigkeit ſeiner Krieggefährten lebten ſeine Thaten; ihren Kindern hatten ihn die Mütter bey ritterlichen Spielen gezeigt. Höflichkeit, edler Anſtand und Leutſeligkeit, die liebenswürdigen Tugenden der Ritterſchaft, ſchmückten mit Grazie ſein Verdienſt. Auf einer freyen Stirn erſchien ſeine freye Seele; ſeine Offenherzigkeit verwaltete ſeine Geheimniſſe nicht beſſer, als ſeine Wohlthätigkeit ſeine Güter, und ein Gedanke gehörte Allen, ſo bald er ſein war. Sanft und menſchlich war ſeine Religion, aber wenig geläutert, weil ſie von ſeinem Herzen und nicht von ſeinem Verſtande ihr Licht empfing. Egmont beſaß mehr Gewiſſen, als Grundſätze; ſein Kopf hatte ſich ſein Geſetzbuch nicht ſelbſt gegeben, ſondern nur eingelernt; darum konnte der bloße Name einer Handlung ihm die Handlung verbieten. Seine Menſchen waren böſe oder gut, und hatten nicht Böſes oder Gutes; in ſeiner Sittenlehre fand zwiſchen Laſter und Tugend keine Vermittelung Statt; darum entſchied bey ihm oft eine einzige gute Seite für den Mann. Egmont vereinigte alle Vorzüge, die den Helden bilden; er war ein beſſerer Soldat, als Oranien, aber als Staatsmann tief unter ihm; dieſer ſahe die Welt, wie ſie wirklich war, Egmont in dem magiſchen Spiegel einer verſchönernden Phantaſie. Menſchen, die das Glück mit einem Lohn überraſchte, zu welchem ſie keinen natürlichen Grund in ihren Handlungen finden, werden ſehr leicht verſucht, den nothwendigen Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung überhaupt zu verlernen, und in die natürliche Folge der Dinge jene höhere Wunderkraft einzuſchalten, der ſie endlich tolldreiſt, wie Cäſar ſeinem Glücke, vertrauen. Von dieſen Menſchen war Egmont. Trunken von Verdienſten, welche die Dankbarkeit gegen ihn übertrieben hatte, taumelte er in dieſem ſüßen Bewußtſeyn, wie in einer lieblichen Traumwelt, dahin. Er fürchtete nicht, weil er dem unſichern Pfande vertraute, das ihm das Schickſal in der allgemeinen Liebe gegeben, und glaubte an Gerechtigkeit, weil er glücklich war. Selbſt die ſchrecklichſte Erfahrung des ſpaniſchen Meineids konnte nachher die Zuverſicht nicht aus ſeiner Seele vertilgen, und auf dem Blutgerüſte ſelbſt war Hoffnung ſein letztes Gefühl. Eine zärtliche Furcht für ſeine Familie hielt ſeinen patriotiſchen

Muth an kleinern Pflichten gefangen. Weil er für Eigenthum und Leben zu zittern hatte, konnte er für die Republik nicht viel wagen. Wilhelm von Oranien brach mit dem Thron, weil die willkürliche Gewalt ſeinen Stolz empörte; Egmont war eitel, darum legte er einen Werth auf Monarchengnade. Jener war ein Bürger der Welt, Egmont iſt nie mehr, als ein Fläminger geweſen *).

Philipp der Zweyte ſtand noch in der Schuld des Siegers bey St. Quentin, und die Oberſtatthalterſchaft der Niederlande ſchien die einzig würdige Belohnung ſo glänzender Verdienſte zu ſeyn. Geburt und Anſehn, die Stimme der Nation und perſönliche Fähigkeiten ſprachen ſo laut für Egmont, als für Oranien, und wenn dieſer übergangen wurde, ſo konnte jener allein ihn verdrängt haben.

Zwey Mitbewerber von ſo gleichem Verdienſte hätten Philipp bey ſeiner Wahl verlegen machen können, wenn es ihm je in den Sinn gekommen wäre, ſich für Einen von beyden zu beſtimmen. Aber eben die Vorzüge, mit welchen ſie ihr Recht darauf unterſtützten, waren es, was ſie ausſchloß; und gerade durch dieſe feurigen Wünſche der Nation für ihre Erhebung hatten ſie ihre Anſprüche auf dieſen Poſten um-

---

*) Grotii Annal. L. I. p. 7. Strad. L. I. 18. und L. III. 84.

widerruflich verwirkt. Philipp konnte in den Niederlanden keinen Statthalter brauchen, dem der gute Wille und die Kraft des Volks zu Gebote ſtand. Egmonts Abkunft von den geldriſchen Herzogen machte ihn zu einem gebornen Feinde des ſpaniſchen Hauſes, und die höchſte Gewalt ſchien in den Händen eines Mannes gefährlich, dem es einfallen konnte, die Unterdrükkung ſeines Ahnherrn an dem Sohne des Unterdrückers zu rächen. Die Hintanſetzung ihrer Lieblinge konnte weder die Nation, noch ſie ſelbſt beleidigen, denn der König, hieß es, übergehe beyde, weil er keinen vorziehen möge *).

Die fehlgeſchlagene Erwartung der Regentſchaft benahm dem Prinzen von Oranien die Hoffnung noch nicht ganz, ſeinen Einfluß in den Niederlanden feſter zu gründen. Unter den Uebrigen, welche zu dieſem Amte in Vorſchlag gebracht wurden, war auch Chriſtina, Herzoginn von Lothringen, und Muhme des Königs, die ſich als Mittlerinn des Friedens von Chateau-Cambreſis ein glänzendes Verdienſt um die Krone erworben hatte. Wilhelm hatte Abſichten auf ihre Tochter, die er durch eine thätige Verwendung für die Mutter zu befördern hoffte; aber er überlegte nicht, daß er eben dadurch ihre Sache verdarb. Die Herzoginn Chriſtina wurde verworfen, nicht ſowol, wie es hieß,

---

*) Strad. Dec. I. L. I. 24. Grot. Annal. p. 12.

weil die Abhängigkeit ihrer Länder von Frankreich ſie dem ſpaniſchen Hofe verdächtig machte, als vielmehr deswegen, weil ſie dem niederländiſchen Volke und dem Prinzen von Oranien willkommen war *).

---

*) Burgund. L. I. 23. sq. Strad. Dec. I. L. I. 24. 25.

Margaretha von Parma,
Oberſtatthalterinn der Niederlande.

Indem die allgemeine Erwartung noch geſpannt iſt, wer über das Schickſal der Provinzen künftig zu gebieten haben würde, erſcheint an den Grenzen des Landes Herzoginn **Margaretha von Parma**, von dem Könige aus dem entlegenen Italien gerufen, um die Niederlande zu regieren.

Margaretha war eine natürliche Tochter **Karls des Fünften**, von einem niederländiſchen Fräulein **Vangeeſt** 1522 geboren. Um die Ehre ihres Hauſes zu ſchonen, wurde ſie anfangs in der Dunkelheit erzogen; ihre Mutter aber, die mehr Eitelkeit, als Ehre beſaß, war nicht ſehr beſorgt, das Geheimniß ihres Urſprungs zu verwahren, und eine königliche Erziehung verrieth die Kaiſertochter. Noch als Kind wurde ſie der Statthalterinn **Margaretha**, ihrer Groſtante, nach Brüſſel zur Erziehung gegeben, welche ſie in ihrem achten Jahre verlor, und mit ihrer Nachfolgerinn, der

Königinn Maria von Ungarn, einer Schweſter des Kaiſers, vertauſchte. Schon in ihrem vierten Jahre hatte ſie ihr Vater mit einem Prinzen von Ferrara verlobt; nachdem aber dieſe Verbindung in der Folge wieder aufgelöſt worden, beſtimmte man ſie Alexandern von Medicis, dem neuen Herzoge von Florenz, zur Gemahlinn, welche Vermählung auch wirklich, nach der ſiegreichen Rückkehr des Kaiſers aus Afrika, in Neapel begangen wurde. Noch im erſten Jahre einer unglücklichen Ehe entreißt ihr ein gewaltſamer Tod den Gemahl, der ſie nicht lieben konnte, und zum dritten Male muß ihre Hand der Politik ihres Vaters wuchern. Oktavius Farneſe, ein dreyzehnjähriger Prinz und Nepote Pauls des Dritten, erhält mit ihrer Perſon die Herzogthümer Parma und Piazenza zum Brautſchatz, und Margaretha wird, durch ein ſeltſames Schickſal, als eine Volljährige, mit einem Knaben getraut, wie ſie ehmals, als Kind, einem Manne verhandelt worden. Ihr wenig weiblicher Geiſt machte dieſe letzte Verbindung noch unnatürlicher, denn ihre Neigungen waren männlich und ihre ganze Lebensweiſe ſpottete ihres Geſchlechts. Nach dem Beyſpiele ihrer Erzieherinn, der Königinn von Ungarn, und ihrer Urgroßtante, der Herzoginn Maria von Burgund, die in dieſer Liebhaberey den Tod fand, war ſie eine leidenſchaftliche Jägerinn, und hatte dabey ihren Körper ſo abgehärtet, daß ſie alle Strapatzen dieſer Lebensart, trotz einem Manne, ausdauern konnte. Ihr Gang ſelbſt zeigte ſo wenig Grazie, daß man vielmehr verſucht war, ſie für einen verkleideten Mann, als für eine männliche Frau zu halten, und die Natur, deren ſie durch dieſe Grenzenverletzung geſpottet hatte, rächte ſich endlich auch an ihr durch eine Männerkrankheit, das Podagra. Dieſe ſo ſeltnen Eigenſchaften krönte ein derber Mönchsglaube, den Ignatius Loyola, ihr Gewiſſenrath und Lehrer, den Ruhm gehabt hatte, in ihre Seele zu pflanzen. Unter den Liebeswerken und Bußübungen, womit ſie ihre Eitelkeit kreuzigte, iſt eine der merkwürdigſten, daß ſie in der Charwoche jedes Jahrs einer gewiſſen Anzahl Armen, denen auf das ſchärfſte unterſagt war, ſich vorher zu reinigen, eigenhändig die Füße wuſch, ſie bey Tiſche, wie eine Magd, bediente und mit reichen Geſchenken entließ.

Es braucht nicht viel mehr, als dieſen letzten Karakterzug, um den Vorzug zu begreifen, den ihr der König, vor allen ihren Nebenbuhlern, gab; aber ſeine Vorliebe für ſie wurde zugleich durch die beſten Gründe der Staatskunſt gerechtfertigt. Margaretha war in den Niederlanden geboren und auch da erzogen. Sie hatte ihre erſte Jugend unter dieſem Volke verlebt, und viel von ſeinen Sitten angenommen. Zwey Statthalterinnen, unter deren Augen ſie erwachſen war, hatten ſie in den Maximen nach und nach eingeweiht, nach welchen dieſes eigenthümliche Volk am beſten regiert wird, und konnten ihr darin zu einem Vorbilde dienen. Es mangelte ihr nicht an Geiſt und einem beſondern Sinn für Geſchäfte, den ſie ihren Erzieherinnen abgelernt und nachher in der italieniſchen Schule zu größerer Vollkommenheit gebracht hatte. Die Niederlande waren ſeit mehrern Jahren an weibliche Regierungen gewöhnt, und Philipp hoffte vielleicht, daß das ſcharfe Eiſen der Tyranney, deſſen er ſich jetzt gegen ſie bedienen wollte, von weiblichen Händen ſanfter einſchneiden würde. Einige Rückſicht auf ſeinen Vater, der damals noch lebte und dieſer Tochter ſehr wohl wollte, ſoll ihn, wie man behauptet, bey dieſer Wahl gleichfalls geleitet haben, ſo wie es auch wahrſcheinlich iſt, daß er den Herzog von Parma, dem er damals eine Bitte abſchlagen muſſte, durch dieſe Aufmerkſamkeit für ſeine Gemahlinn verbinden wollte. Da die Ländereyen der Herzoginn von ſeinen italieniſchen Staaten umfangen und zu jeder Zeit ſeinen Waffen bloßgeſtellt waren, ſo konnte er mit um ſo weniger Gefahr die höchſte Gewalt in ihre Hände geben. Zu ſeiner völligen Sicherheit blieb noch Alexander Farneſe, ihr Sohn, als ein Unterpfand ihrer Treue, an ſeinem Hofe. Alle dieſe Gründe zuſammen hatten Gewicht genug, den König für ſie zu beſtimmen; aber ſie wurden entſcheidend, weil der Biſchof von Arras und der Herzog von Alba ſie unterſtützten. Letzterer, ſcheint es, weil er alle übrigen Mitwerber haſſte oder beneidete; jener, weil ſeine Herrſchbegierde wahrſcheinlich ſchon damals die große Befriedigung ahnete, die in dem ſchwankenden Gemüthe dieſer Fürſtinn für ſie bereitet lag *).

Philipp empfing die neue Regentinn mit einem glänzenden Gefolge an der Grenze des Landes, und führte ſie in prächtigem Pompe nach Gent, wo die Generalſtaaten waren verſammelt worden. Da er nicht Willens war, ſo bald nach den Niederlanden zurückzukehren, ſo wollte er noch, ehe er ſie gänzlich verließ, die Nation durch einen ſolennen Reichstag befriedigen, und den Anordnungen, die er getroffen hatte, eine größere Sanction und geſetzmäßige Stärke geben. Zum letzten Male zeigte er ſich hier ſeinem niederländiſchen Volke, das von nun an ſein Schickſal nur aus geheimnißvoller Ferne empfangen ſollte. Den Glanz dieſes feyerlichen Tages zu erheben, ſchlug er eilf neue Ritter des goldnen Vließes, ließ ſeine Schweſter auf einem Stuhle neben ſich niederſitzen, und zeigte ſie der Nation als ihre künftige Beherrſcherinn. Alle Beſchwerden des Volks über die Glaubensedikte, die Inquiſition, die Zurückhaltung der ſpaniſchen Truppen, die aufgelegten Steuern, und die geſetzwidrige Einführung Fremder

---

*) Burgund. L. I. 23 seq. Strad. Dec. I. L. I. 21 bis 30. Meteren II. B. 61. Recueil et Memorial des Troubles de Pays-bas (autore Hoppero.) T. II. Vita Vigl. 18. 19.

in die Aemter des Landes kamen auf dieſem Reichstage in Bewegung, und wurden von beyden Theilen mit Heftigkeit verhandelt, einige mit Liſt abgewieſen oder ſcheinbar gehoben, andre durch Machtſprüche zurückgeſchlagen. Weil er ein Fremdling in der Landesſprache war, redete der König durch den Mund des Biſchofs von Arras zu der Nation, zählte ihr mit ruhmredigem Gepräge alle Wohlthaten ſeiner Regierung auf, verſicherte ſie ſeiner Gnade fürs Künftige, und empfahl den Ständen noch einmal aufs ernſtlichſte die Aufrechthaltung des katholiſchen Glaubens und die Vertilgung der Ketzerey. Die ſpaniſchen Truppen, verſprach er, ſollten in wenig Monaten die Niederlande räumen, wenn man ihm nur noch Zeit gönnen wollte, ſich von den vielen Ausgaben des letzten Krieges zu erholen, um dieſen Truppen ihre Rückſtände bezahlen zu können. Ihre Landesgeſetze ſollten unangefochten bleiben, die Auflagen ſie nicht über ihre Kräfte drücken, und die Inquiſition ihr Amt mit Gerechtigkeit und Mäßigung verwalten. Bey der Wahl einer Oberſtatthalterinn, ſetzte er hinzu, habe er vorzüglich die Wünſche der Nation zu Rathe gezogen, und für eine Eingeborne entſchieden, die in ihren Sitten und Gewohnheiten eingeweiht und ihnen durch Vaterlandsliebe zugethan ſey. Er ermahne ſie alſo, durch ihre Dankbarkeit ſeine Wahl zu ehren, und ſeiner Schweſter, der Herzoginn, wie ihm ſelbſt, zu gehorchen. Sollten, ſchloß er, unerwartete Hinderungen ſich ſeiner Wiederkunft entgegenſetzen, ſo verſpreche er ihnen, an ſeiner Statt den Prinzen **Karl**, ſeinen Sohn, zu ſenden, der in Brüſſel reſidiren ſollte *).

Einige beherztere Glieder dieſer Verſammlung wagten noch einen letzten Verſuch für die Gewiſſensfreyheit. Jedem Volke, meinten ſie, müſſe nach ſeinem Nationalkarakter begegnet werden, wie jedem einzelnen Menſchen nach ſeiner Leibeskonſtitution. So könne man zum Beyſpiel den Süden unter einem gewiſſen Grade des Zwangs noch für glücklich halten, der dem Norden unerträglich fallen würde. Nimmermehr, ſetzten ſie hinzu, würden ſich die Fläminger zu einem Joche verſtehen, worunter ſich Spanier vielleicht geduldig beugten, und, wenn man es ihnen aufdringen wollte, lieber das Aeußerſte wagen. Dieſe Vorſtellung unterſtützten auch einige Räthe des Königs, und drangen ernſtlich auf Milderung jener ſchrecklichen Glaubensedikte. Aber **Philipp** blieb unerbittlich. Lieber nicht herrſchen, war ſeine Antwort, als über Ketzer **).

Nach einer Einrichtung, die ſchon **Karl der Fünfte** gemacht hatte, waren der Oberſtatthalterinn drey Rathsverſammlungen oder Kammern zugegeben, welche ſich in die Verwaltung der Reichsgeſchäfte theilten. So lange Philipp ſelbſt in den Niederlanden anweſend war, hatten dieſe drey Gerichte ſehr viel von ihrer Gewalt verloren, und das erſte von ihnen, der Staatsrath, beynahe gänzlich geruht. Jetzt, da er das Heft der Regierung wieder aus den Händen gab, gewannen ſie ihren vorigen Glanz wieder. In dem Staatsrathe, der über Krieg und Frieden und die auswärtige Sicherheit wachte, ſaßen der Biſchof von Arras, der Prinz von Oranien, der Graf von Egmont, der Präſident des geheimen Raths, Viglius von Zuichem, von Aytta, und der Graf von Barlaimont, Präſident des Finanzraths. Alle Ritter des goldnen Vließes, alle Geheimeräthe und Finanzräthe, wie auch die Mitglieder des großen Senats zu Mecheln, der ſchon durch Karl den Fünften dem Geheimenrathe in Brüſſel untergeben war, hatten im Staatsrathe Sitz und Stimme, wenn ſie von der Oberſtatthalterinn ausdrücklich dazu geladen wurden. Die Verwaltung der königlichen Einkünfte und Kammergüter gehörte dem Finanzrath, und der geheime Rath beſchäftigte ſich mit dem Gerichtsweſen und der bürgerlichen Ordnung des Landes, und fertigte die Begnadigungſcheine und Freybriefe aus. Die erledigten Statthalterſchaften der Provinzen wurden entweder neu beſetzt, oder die alten beſtätigt. Flandern und Artois erhielt der Graf von Egmont; Holland, Seeland, Utrecht und Weſtfriesland, mit der Grafſchaft Burgund, der Prinz von Oranien; der Graf von Aremberg Oſtfriesland, Oberyſſel und Gröningen; der Graf von Mansfeld Luxemburg; Barlaimont Namur; der Marquis von Bergen Hennegau, Chateau-Cambreſis und Valenciennes; der Baron von Montigny Tournay und ſein Gebiet. Andre Provinzen wurden Andern gegeben, welche unſerer Aufmerkſamkeit weniger würdig ſind. Philipp von Montmorency, Graf von Hoorn, dem der Graf von Megen in der Statthalterſchaft über Geldern und Zütphen gefolgt war, wurde als Admiral der niederländiſchen Seemacht beſtätigt. Jeder Provinzſtatthalter war zugleich Ritter des Vließes und Mitglied des Staatsraths. Jeder hatte in der Provinz, der er vorſtand, das Kommando über das Kriegsvolk, welches ſie deckte, die Oberaufſicht über die bürgerliche Regierung und das Gerichtsweſen; nur Flandern ausgenommen, wo der Statthalter in Rechtsſachen nichts zu ſagen hatte. Brabant allein ſtand unmittelbar unter der Oberſtatthalterinn, welche, dem Herkommen gemäß, Brüſſel zu ihrem beſtändigen Wohnſitze erwählte. Die Einſetzung des Prinzen von Oranien in ſeine Statthalterſchaften geſchah eigentlich gegen die Konſtitution des Landes, weil er ein Ausländer war; aber einige Ländereyen, die er in den Provinzen zerſtreut beſaß, oder als Vormund ſeines Sohnes verwaltete, ein langer Aufenthalt in dem Lande, und vorzüglich das uneingeſchränkte Vertrauen der Natien in ſeine Geſinnungen, erſetzten an wirklichem Anſpruche, was ihm an einem zufälligen abging *).

---

*) Burg. L. I. 34. 37. A. G. d. v. N. III. B. 25. 26. Strad. L. I. 31.

**) Bentivogl. Lib. I. p. 10.

Die Nationalmacht der Niederländer, die, wenn ſie vollzählig war, aus dreytauſend Pferden beſtehen ſollte, jetzt aber nicht viel über zweytauſend betrug, wurde in vierzehn Eskadronen vertheilt, über welche, außer den Statthaltern der Provinzen, noch der Herzog von Arſchot, die Grafen von Hoogſtraten, Boſſu, Roeux und Brederode den Oberbefehl führten. Dieſe Reiterey, welche durch alle ſiebenzehn Provinzen zerſtreut war, ſollte nur für ſchnelle Bedürfniſſe fertig ſtehen; ſo wenig ſie auch zu größern Unternehmungen hinreichte, ſo war ſie doch zur Aufrechthaltung der innern Ruhe des Landes genug. Ihr Muth war geprüft und die vorigen Kriege hatten den Ruhm ihrer Tapferkeit durch ganz Europa verbreitet **). Außer ihr ſollte auch noch Fußvolk angenommen werden, wozu ſich aber die Staaten bis jetzt nicht verſtehen wollten. Von den ausländiſchen Truppen waren noch einige deutſche Regimenter im Dienſte, welche auf ihre Bezahlung warteten. Die viertauſend Spanier, über welche ſo viel Beſchwerde geführt wurde, ſtanden unter zwey ſpaniſchen Anführern, Mendoza und Romero, und lagen in den Grenzſtädten in Beſatzung.

---

*) Meteren. I. Band. I. Buch. 46. Burgund. L. I. p. 7. 25. 30. 34. Strad. L. I. 20. sq. A. G. d. v. N. III. 21.

**) Burgund. L. I. 26. Strad. L. I. 21. sq. Hopper. 18. 19. folgend. Thuan. T. II. 489.

Unter den niederländiſchen Großen, welche der König bey dieſer Stellenbeſetzung vorzüglich auszeichnete, ſtehen die Namen des Grafen von Egmont und Wilhelms von Oranien oben an. So tief ſchon damals der Haß gegen dieſe beyden, und gegen den Letztern beſonders, bey ihm Wurzel gefaſſt hatte, ſo gab er ihnen dennoch dieſe öffentlichen Merkmale ſeiner Gunſt, weil ſeine Rache noch nicht reif war, und das Volk ſie ſchwärmeriſch verehrte. Beyder Güter wurden ſteuerfrey erklärt *), die einträglichſten Statthalterſchaften wurden ihnen gegeben; durch das angebotene Kommando über die zurückgelaſſenen Spanier ſchmeichelte er ihnen mit einem Vertrauen, das er ſehr entfernt war, wirklich in ſie zu ſetzen. Aber zu eben der Zeit, wo er den Prinzen durch dieſe öffentlichen Beweiſe ſeiner Achtung verpflichtete, wuſſte er ihn in geheim deſto empfindlicher zu verwunden. Aus Furcht, daß eine Verbindung mit dem mächtigen Hauſe Lothringen dieſen verdächtigen Vaſallen zu kühnern Anſchlägen verleiten möchte, hintertrieb er die Heirath, die zwiſchen ihm und einer Prin-

---

*) Wie auch des Grafen von Hoorn. A. G. d. v. N. III. B. 8.

zeſſinn dieſes Hauſes zu Stande kommen ſollte, und zernichtete ſeine Hoffnung, die ihrer Erfüllung ſo nahe war — eine Kränkung, welche der Prinz ihm niemals vergeben hat *). Der Haß gegen dieſen gewann es ſogar einmal über ſeine angeborne Verſtellungskunſt und verleitete ihn zu einem Schritte, worin wir Philipp den Zweyten gänzlich verkennen. Als er zu Vließingen an Bord ging, und die Großen des Landes ihn am Ufer umgaben, vergaß er ſich ſo weit, den Prinzen rauh anzulaſſen, und ihn öffentlich als den Urheber der flandriſchen Unruhen anzuklagen. Der Prinz antwortete mit Mäßigung, daß nichts geſchehen wäre, was die Staaten nicht aus eignem Antriebe und den rechtmäßigſten Beweggründen gethan. Nein, ſagte Philipp, indem er ſeine Hand ergriff und ſie heftig ſchüttelte, nicht die Staaten, ſondern Sie! Sie! Sie! Der Prinz ſtand verſtummt, und ohne des Königs Einſchiffung abzuwarten, wünſchte er ihm eine glückliche Reiſe und ging nach der Stadt zurück **). So machte Privathaß die Erbitterung endlich unheilbar, welche Wilhelm gegen den Unterdrücker eines freyen Volks längſt ſchon im Buſen trug, und dieſe doppelte Aufforderung brachte zuletzt das große Unternehmen zur Reife, das der ſpaniſchen Krone ſieben ihrer edelſten Steine entriſſen hat.

---

*) Watson. T. I. 137.

**) Vie et Généalogie de Guillaume I., Prince d'Orange.

Philipp hatte ſeinem wahren Karakter nicht wenig vergeben, da er die Niederlande noch ſo gnädig entließ. Die geſetzmäßige Form eines Reichstags, dieſe Willfährigkeit, ſeine Spanier aus ihren Grenzen zu führen, dieſe Gefälligkeit, die wichtigſten Aemter des Landes durch die Lieblinge des Volks zu beſetzen, und endlich das Opfer, das er ihrer Reichsverfaſſung brachte, da er den Grafen von Feria aus dem Staatsrathe wieder zurücknahm, waren Aufmerkſamkeiten, deren ſich ſeine Großmuth in der Folge nie wieder ſchuldig machte. Aber er bedurfte jetzt mehr als jemals den guten Willen der Staaten, um mit ihrem Beyſtande, wo möglich, die große Schuldenlaſt zu tilgen, die noch von den vorigen Kriegen her auf den Niederlanden haftete. Dadurch, daß er ſich ihnen durch kleinere Opfer gefällig machte, hoffte er ihnen vielleicht die Genehmigung ſeiner wichtigen Uſurpationen abzugewinnen. Er bezeichnete ſeinen Abſchied mit Gnade, denn er wuſſte, in welchen Händen er ſie ließ. Die fürchterlichen Auftritte des Todes, die er dieſem unglücklichen Volke zugedacht hatte, ſollten den heitern Glanz der Majeſtät nicht verunreinigen, die, gleich der Gottheit, nur mit Wohlthun ihre Pfade bezeichnet; jener ſchreckliche Ruhm war ſeinen Stellvertretern beſchieden. Dennoch aber wurde durch Errichtung des Staatsraths dem niederländiſchen Adel mehr geſchmeichelt, als wirklicher Einfluß gegeben. Der Geſchichtſchreiber, Strada, der von allem, was die Oberſtatthalterinn betraf, aus ihren eignen Papieren unterrichtet ſeyn konnte *), hat uns einige Artikel aus der geheimen Inſtruction aufbehalten, die ihr das ſpaniſche Miniſterium gab. Wenn ſie merkte, heißt es darin unter Anderm, daß die Räthe durch Faktionen getheilt, oder, was noch weit ſchlimmer wäre, durch Privatkonferenzen vor der Sitzung gerüſtet und mit einander verſchworen ſeyen, ſo ſollte ſie die ganze Rathsverſammlung aufheben, und in einem engern Ausſchuſſe eigenmächtig über den ſtreitigen Artikel verfügen. In dieſem engern Ausſchuſſe, den man die Konſulta nannte, ſaßen der Biſchoff von Arras, der Präſident Viglius und der Graf von Barlaimont. Eben ſo ſollte ſie verfahren, wenn dringende Fälle eine raſchere Entſchließung erforderten. Wäre dieſe Anſtalt nicht das Werk eines willkürlichen Deſpotismus geweſen: ſo könnte vielleicht die vernünftigſte Staatskunſt ſie rechtfertigen und ſelbſt die republikaniſche Freyheit ſie dulden. Bey großen Verſammlungen, wo viele Privatverhältniſſe und Leidenſchaften mit einwirken, wo die Menge der Hörer der Eitelkeit und dem Ehrgeize des Redners einen zu prächtigen Spielraum gibt, und die Parteien oft mit ungezogener Heftigkeit durch einander ſtürmen, kann ſelten ein Rathsſchluß mit derjenigen Nüchternheit und Reife gefaſſt werden, wie noch

---

*) Strad. L. II. 49 und L. I. 31.

wol in einem engern Zirkel geſchieht, wenn die Mitglieder gut gewählt ſind. Nicht zu gedenken, daß bey einer zahlreichern Menge mehr beſchränkte als erleuchtete Köpfe vorauszuſetzen ſind, die durch das gleiche Recht der Stimmen die Mehrheit nicht ſelten auf die Seite der Unvernunft lenken. Eine zweyte Maxime, welche die Statthalterinn in Ausübung bringen ſollte, war dieſe: diejenigen Glieder des Raths, welche gegen eine Verordnung geſtimmt hätten, nachdrücklich anzuhalten, dieſe Verordnung, wenn ſie die Oberhand behalten, eben ſo bereitwillig zu befördern, als wenn ſie ihre eifrigſten Verfechter geweſen wären. Dadurch würde ſie nicht nur das Volk über die Urheber eines ſolchen Geſetzes in Unwiſſenheit erhalten, ſondern auch den Privatgezänken der Mitglieder ſteuern und bey der Stimmengebung eine größere Freyheit einführen *).

Aller dieſer Fürſorge ungeachtet hätte Philipp die Niederlande niemals ruhig verlaſſen können, ſo lange er die Obergewalt im Staatsrathe und den Gehorſam der Provinzen in den Händen des verdächtigen Adels wuſſte; um alſo auch von dieſer Seite ſeine Furcht zu beruhigen und ſich zugleich der Statthalterinn zu verſichern, unterwarf er ſie ſelbſt, und in ihr alle Rechtsangelegenheiten, der höhern Einſicht des Biſchofs von Arras, in welchem einzigen Manne er der furchtbarſten

---

*) Strad. Dec. I. L. I. 31.

Kabale ein hinreichendes Gegengewicht gab. An dieſen wurde die Herzoginn, als an ein untrügliches Orakel der Majeſtät, angewieſen, und in ihm wachte ein ſtrenger Aufſeher ihrer Verwaltung. Unter allen gleichzeitigen Sterblichen war Granvella die einzige Ausnahme, die das Mißtrauen Philipps des Zweyten erlitten zu haben ſcheint; weil er dieſen in Brüſſel wuſſte, konnte er in Segovien ſchlafen. Er verließ die Niederlande im September des Jahrs 1559; ein Sturm verſenkte ſeine Flotte, da er bey Laredo, in Biſcaya, gerettet ans Land ſtieg, und ſeine finſtre Freude dankte dem erhaltenden Gotte durch ein abſcheuliches Gelübde. In die Hände eines Prieſters und eines Weibes war das gefährliche Steuer der Niederlande gegeben, und der feige Tyrann entwiſchte in ſeinem Betſtuhle zu Madrid den Bitten und Klagen und Verwünſchungen ſeines Volks *).

---

*) Allg. G. d. v. Niederlande. III. Band. 27. 28.

Zweytes Buch.

Kardinal Granvella.

Anton Perenot, Biſchof von Arras, nachheriger Erzbiſchof von Mecheln und Metropolitan der ſämmtlichen Niederlande, den uns der Haß ſeiner Zeitgenoſſen unter dem Namen des Kardinals Granvella verewigt hat, wurde im Jahr 1516 zu Beſançon, in der Grafſchaft Burgund, geboren. Sein Vater, Nicolaus Perenot, eines Eiſenſchmidts Sohn, hatte ſich durch eignes Verdienſt bis zum Geheimſchreiber der Herzoginn Margaretha von Savoyen, damaliger Regentinn der Niederlande, emporgearbeitet; hier wurde er Karl dem Fünften als ein fähiger Geſchäftsmann bekannt, der ihn in ſeine Dienſte nahm und bey den wichtigſten Unterhandlungen gebrauchte. Zwanzig Jahre arbeitete er im Kabinette des Kaiſers, bekleidete die Würde ſeines Geheimenraths und Siegelbewahrers, theilte alle Staatsgeheimniſſe dieſes Monarchen, und erwarb ſich ein großes Vermögen *).

---

*) Meteren 60. Strad. 47.

Seine Würden, ſeinen Einfluß und ſeine Staatskunſt erbte Anton Perenot, ſein Sohn, der ſchon in frühen Jahren Proben der großen Fähigkeit ablegte, die ihm nachher eine ſo glorreiche Laufbahn geöffnet hat. Anton hatte auf verſchiedenen hohen Schulen die Talente ausgebildet, womit ihn die Natur ſo verſchwenderiſch ausgeſtattet hatte, und beydes gab ihm einen Vorzug vor ſeinem Vater. Bald zeigte er, daß er ſich durch eigne Kraft auf dem Platze behaupten konnte, worauf ihn fremde Verdienſte geſtellt hatten. Er war vier und zwanzig Jahre alt, als ihn der Kaiſer, als ſeinen Bevollmächtigten, auf die Kirchenverſammlung zu Trident ſchickte, und hier ließ er die Erſtlinge ſeiner Beredſamkeit hören, die ihm in der Folge eine ſo große Obergewalt über zwey Könige gab *). Karl bediente ſich ſeiner noch bey verſchiedenen ſchweren Geſandtſchaften, die er mit dem größten Beyfalle ſeines Monarchen beendigte, und als endlich dieſer Kaiſer ſeinem Sohne das Scepter überließ, machte er dieſes koſtbare Geſchenk mit einem Miniſter vollkommen, der es ihm führen half.

Granvella eröffnete ſeine neue Laufbahn gleich mit dem größten Meiſterſtücke ſeines politiſchen Genies, von der Gnade eines ſolchen Vaters in die Gunſt eines ſolchen Sohnes ſo leicht hinüberzugleiten. Bald

---

*) A. G. d. vereinigten Niederlande. II. Band. 526.

gelang es ihm, ſie in der That zu verdienen. Bey der geheimen Unterhandlung, welche die Herzoginn von Lothringen 1558 zwiſchen den franzöſiſchen und ſpaniſchen Miniſtern in Peronne vermittelt hatte, entwarf er mit dem Kardinal von Lothringen die Verſchwörung gegen die Proteſtanten, welche nachher zu Chateau-Cambreſis, wo auch er an dem Friedensgeſchäfte mit arbeitete, zur Reife gebracht, aber eben dort auch verrathen wurde.

Ein tiefdringender, vielumfaſſender Verſtand, eine ſeltene Leichtigkeit in verwickelten großen Geſchäften, die ausgebreitetſte Gelehrſamkeit war mit laſttragendem Fleiße und nie ermüdender Geduld, das unternehmendſte Genie mit dem bedächtlichſten Maſchinengange in dieſem Manne wunderbar vereinigt. Tage und Nächte, ſchlaflos und nüchtern, fand ihn der Staat; Wichtiges und Geringes wurde mit gleich gewiſſenhafter Sorgfalt von ihm gewogen. Nicht ſelten beſchäftigte er fünf Sekretaire zugleich und in verſchiedenen Sprachen, deren er ſieben geredet haben ſoll. Was eine prüfende Vernunft langſam zur Reife gebracht hatte, gewann Kraft und Anmuth in ſeinem Munde, und die Wahrheit, von einer mächtigen Suade begleitet, riß gewaltſam alle Hörer dahin. Seine Treue war unbeſtechlich, weil keine der Leidenſchaften, welche Menſchen von Menſchen abhängig machen, ſein Gemüth verſuchte. Mit bewundernswürdiger Schärfe des Geiſtes durchſpähte er das Gemüth ſeines Herrn, und erkannte oft in der Miene ſchon die ganze Gedankenreihe, wie in dem vorangeſchickten Schatten die nahende Geſtalt. Mit hülfreicher Kunſt kam er dieſem trägern Geiſte entgegen, bildete die rohe Geburt noch auf ſeinen Lippen zum vollendeten Gedanken, und gönnte ihm großmüthig den Ruhm der Erfindung. Die ſchwere und ſo nützliche Kunſt, ſeinen eigenen Geiſt zu verkleinern, ſein Genie einem andern leibeigen zu machen, verſtand Granvella; ſo herrſchte er, weil er ſeine Herrſchaft verbarg, und nur ſo konnte Philipp der Zweyte beherrſcht werden. Zufrieden mit einer ſtillen aber gründlichen Gewalt, haſchte er nicht unerſättlich nach neuen Zeichen derſelben, die ſonſt immer das wünſchenswürdigſte Ziel kleiner Geiſter ſind; aber jede neue Würde kleidete ihn, als wäre ſie nie von ihm geſchieden geweſen. Kein Wunder, daß ſo außerordentliche Eigenſchaften ihm die Gunſt ſeines Herrn gewannen; aber ein wichtiges Vermächtniß der politiſchen Geheimniſſe und Erfahrungen, welche Karl der Fünfte in einem thatenvollen Leben geſammelt, und in dieſem Kopf niedergelegt hatte, machte ihn ſeinem Thronfolger zugleich unentbehrlich. So ſelbſtzufrieden dieſer letztere auch ſeiner eigenen Vernunft zu vertrauen pflegte, ſo nothwendig war es ſeiner furchtſamen ſchleichenden Politik, ſich an einen überlegenen Geiſt anzuſchmiegen, und ihrer eignen Unentſchloſſenheit durch Anſehen, fremdes Beyſpiel und Obſervanz nachzuhelfen. Keine politiſche Begebenheit des königlichen Hauſes kam, ſo lange Philipp in den Niederlanden war, ohne Zuziehung Granvella's zu Stande, und als er die Reiſe nach Spanien antrat, machte er der neuen Statthalterinn ein eben ſo wichtiges Geſchenk mit dieſem Miniſter, als ihm ſelbſt von dem Kaiſer, ſeinem Vater, in ihm hinterlaſſen worden war.

So gewöhnlich wir auch deſpotiſche Fürſten ihr Vertrauen an Kreaturen verſchenken ſehen, die ſie aus dem Staube gezogen, und deren Schöpfer ſie gleichſam ſind, ſo vorzügliche Gaben wurden erfordert, die verſchloſſene Selbſtſucht eines Karakters, wie Philipp war, ſo weit zu überwinden, daß ſie in Vertrauen, ja ſogar Vertraulichkeit überging. Das leiſeſte Aufwallen des erlaubteſten Selbſtgefühls, wodurch er ſein Eigenthumsrecht auf einen Gedanken zurückzufordern geſchienen hätte, den der König einmal zu dem ſeinigen geadelt, hätte dem Miniſter ſeinen ganzen Einfluß gekoſtet. Es war ihm vergönnt, den niedrigſten Leidenſchaften der Wolluſt, der Habſucht, der Rachbegierde zu dienen, aber die einzige, die ihn wirklich beſeelte, das ſüße Bewußtſeyn eigner Ueberlegenheit und Kraft, muſſte er ſorgfältig vor dem argwöhniſchen Blicke des Deſpoten verhüllen. Freywillig begab er ſich aller Vorzüge, die er eigenthümlich beſaß, um ſie von der Großmuth des Königs zum zweyten Male zu empfangen. Sein Glück durfte aus keiner andern Quelle, als dieſer, fließen, kein andrer Menſch Anſpruch auf ſeine Dankbarkeit haben. Den Purpur, der ihm von Rom aus geſendet war, legte er nicht eher an, als bis die königliche Bewilligung aus Spanien anlangte; indem er ihn zu den Stufen des Throns niederlegte, ſchien er ihn gleichſam erſt aus den Händen der Majeſtät zu erhalten *). Weniger Staatsmann, als er, errichtete ſich Herzog Alba eine Trophäe in Antwerpen, und ſchrieb unter die Siege, die er als Werkzeug der Krone gewonnen, ſeinen eigenen Namen — aber Alba nahm die Ungnade ſeines Herrn mit ins Grab. Er hatte mit frevelnder Hand in das Regale der Krone gegriffen, da er unmittelbar an der Quelle der Unſterblichkeit ſchöpfte.

Dreymal wechſelte Granvella ſeinen Herrn, und dreymal gelang es ihm, die höchſte Gunſt zu erſteigen. Mit eben der Leichtigkeit, womit er den gegründeten Stolz eines Selbſtherrſchers und den ſpröden Egoismus eines Deſpoten geleitet hatte, wuſſte er die zarte Eitelkeit eines Weibes zu handhaben. Seine Geſchäfte mit der Regentinn wurden mehrentheils, ſelbſt wenn ſie in Einem Hauſe beyſammen waren, durch Billets abgehandelt, ein Gebrauch, der

---

*) Strada. 65.

ſich noch aus den Zeiten Auguſts und Tibers herſchreiben ſoll. Wenn die Statthalterinn ins Gedränge kam, wurden dergleichen Billets zwiſchen dem Miniſter und ihr, oft von Stunde zu Stunde, gewechſelt. Wahrſcheinlich erwählte er dieſen Weg, um die wachſame Eiferſucht des Adels zu betrügen, der ſeinen Einfluß auf die Regentinn nicht ganz kennen ſollte; vielleicht glaubte er auch durch dieſes Mittel ſeine Rathſchläge für die Letztere dauerhafter zu machen, und ſich im Nothfalle mit dieſen ſchriftlichen Zeugniſſen gegen Beſchuldigung zu decken. Aber die Wachſamkeit des Adels machte dieſe Vorſicht umſonſt, und bald war es in allen Provinzen bekannt, daß nichts ohne den Miniſter geſchehe.

Granvella beſaß alle Eigenſchaften eines vollendeten Staatsmannes für Monarchien, die ſich dem Deſpotismus nähern, aber durchaus keine für Republiken, die Könige haben. Zwiſchen dem Thron und dem Beichtſtuhl erzogen, kannte er keine andre Verhältniſſe unter Menſchen, als Herrſchaft und Unterwerfung, und das inwohnende Gefühl ſeiner eignen Ueberlegenheit gab ihm Menſchenverachtung. Seiner Staatskunſt fehlte Geſchmeidigkeit, die einzige Tugend, die ihr hier unentbehrlich war. Er war hochfahrend und frech, und bewaffnete mit der königlichen Vollmacht die natürliche Heftigkeit ſeiner Gemüthsart, und die Leidenſchaften ſeines geiſtlichen Standes.

In das Intereſſe der Krone hüllte er ſeinen eignen Ehrgeiz und machte die Trennung zwiſchen der Nation und dem Könige unheilbar, weil er ſelbſt ihm dann unentbehrlich blieb. An dem Adel rächte er ſeine eigne niedrige Abkunft, und würdigte, nach Art aller derjenigen, die das Glück durch Verdienſte gezwungen, die Vorzüge der Geburt unter diejenigen herunter, wodurch er geſtiegen war. Die Proteſtanten kannten ihn als ihren unverſöhnlichſten Feind; alle Laſten, welche das Land drückten, wurden ihm Schuld gegeben, und alle drückten deſto unleidlicher, weil ſie von ihm kamen. Ja, man beſchuldigt ihn ſogar, daß er die billigern Geſinnungen, die das dringende Anliegen der Staaten dem Monarchen endlich abgelockt hatte, zur Strenge zurückgeführt habe. Die Niederlande verfluchten ihn, als den ſchrecklichſten Feind ihrer Freyheiten, und den erſten Urheber alles Elends, welches nachher über ſie gekommen iſt *).

1559. Offenbar hatte Philipp die Provinzen noch zu zeitig verlaſſen. Die neuen Maßregeln der Regierung waren dieſem Volke noch zu fremd, und konnten durch ihn allein Sanktion und Nachdruck erhalten; die neuen Maſchinen, die er ſpielen ließ, muſſten durch eine gefürchtete ſtarke Hand in Gang ge-

---

*) Strad. Dec. I. L. II. 47. 48. 49. 50. Thuan. L. VI. 301. Burgundius.

bracht, ihre erſten Bewegungen zuvor abgewartet, und durch Obſervanz erſt geſichert werden. Jetzt ſtellte er dieſen Miniſter allen Leidenſchaften bloß, die auf einmal die Feſſeln der königlichen Gegenwart nicht mehr fühlten, und überließ dem ſchwachen Arme eines Unterthans, woran ſelbſt die Majeſtät mit ihren mächtigſten Stützen unterliegen konnte.

Zwar blühte das Land, und ein allgemeiner Wohlſtand ſchien von dem Glücke des Friedens zu zeugen, deſſen es kürzlich theilhaftig worden war. Die Ruhe des äußern Anblicks täuſchte das Auge, aber ſie war nur ſcheinbar, und in ihrem ſtillen Schoße loderte die gefährlichſte Zwietracht. Wenn die Religion in einem Lande wankt, ſo wankt ſie nicht allein; mit dem Heiligen hatte der Muthwille angefangen, und endigte mit dem Profanen. Der gelungene Angriff auf die Hierarchie hatte eine Keckheit und Lüſternheit erweckt, Autorität überhaupt anzutaſten, und Geſetze, wie Dogmen, Pflichten, wie Meinungen, zu prüfen. Dieſer fanatiſche Muth, den man in Angelegenheiten der Ewigkeit üben gelernt, konnte ſeinen Gegenſtand wechſeln; dieſe Geringſchätzung des Lebens und Eigenthums furchtſame Bürger in tollkühne Empörer verwandeln. Eine beynahe vierzig Jahre lange weibliche Regierung hatte der Nation Raum gegeben, ihre Freyheiten geltend zu machen; anhaltende Kriege, welche die Niederlande zu ihrem Schauplatze machten, hatten eine gewiſſe Licenz eingeführt, und das Recht der Stärkern an die Stelle der bürgerlichen Ordnung gerufen. Die Provinzen waren von fremden Abenteurern und Flüchtlingen angefüllt, lauter Menſchen, die kein Vaterland, keine Familie, kein Eigenthum mehr band, und die noch den Samen des Aufruhrs aus ihrer unglücklichen Heimath herüberbrachten. Die wiederholten Schauſpiele der Marter und des Todes hatten die zarten Fäden der Sittlichkeit zerriſſen, und dem Karakter der Nation eine unnatürliche Härte gegeben.

Dennoch würde die Empörung nur ſchüchtern und ſtill am Boden gekrochen ſeyn, hätte ſie an dem Adel nicht eine Stütze gefunden, woran ſie furchtbar emporſtieg. Karl der Fünfte hatte die niederländiſchen Großen verwöhnt, da er ſie zu Theilhabern ſeines Ruhms machte, ihren Nationalſtolz durch den parteiiſchen Vorzug nährte, den er ihnen vor dem kaſtilianiſchen Adel gab, und ihrem Ehrgeize in allen Theilen ſeines Reichs einen Schauplatz aufſchloß. Im letztern franzöſiſchen Kriege hatten ſie um ſeinen Sohn dieſen Vorzug wirklich verdient; die Vortheile, die der König aus dem Frieden von Chateau-Cambreſis erntete, waren größtentheils Werke ihrer Tapferkeit geweſen, und jetzt vermiſſten ſie mit Empfindlichkeit den Dank, worauf ſie ſo zuverſichtlich gerechnet hatten. Es kam dazu, daß durch den Abgang des deutſchen reißen laſſen. Jetzt, da ihnen die Ausſicht verſchloſſen wurde, ſich in einträglichen Aemtern wieder zu erholen, ſahen ſie ſich auf einmal dem Mangel bloßgeſtellt, der um ſo empfindlicher ſchmerzte, je mehr ihn die glänzende Lebensart des wohlhabenden Bürgers ins Licht ſtellte. In dem Extreme, wohin es mit ihnen gekommen war, hätten Viele zu einem Verbrechen ſelbſt die Hände geboten; wie ſollten ſie alſo den verführeriſchen Anerbietungen der Kalviniſten haben Trotz bieten können, die ihre Fürſprache und ihren Schutz mit ſchweren Summen bezahlten. Viele endlich, denen nicht mehr zu helfen war, fanden ihre letzte Zuflucht in der allgemeinen Verwüſtung, und ſtunden jeden Augenblick fertig, den Feuerbrand in die Republik zu werfen *).

Dieſe gefährliche Stellung der Gemüther wurde noch mehr durch die unglückliche Nachbarſchaft Frankreichs verſchlimmert. Was Philipp für die Provinzen zu fürchten hatte, war dort bereits in Erfüllung gegangen. In dem Schickſale dieſes Reichs konnte er das Schickſal ſeiner Niederlande vorbildlich angekündigt leſer, und der Geiſt des Aufruhrs konnte dort ein verführeriſches Muſter finden. Aehnliche Zufälle hatten unter Franz dem Erſten und Heinrich dem Un-

---

*) Vita Vigl. T. II. vid. Recueil des Troubles de Pays-bas. p. Hoppes. 22. Strad. 47.

dern den Samen der Neuerung in dieſes Königreich geſtreut; eine ähnliche Raſerey der Verfolgung und ein ähnlicher Geiſt der Faktion hatte ſein Wachsthum befördert. Jetzt rangen Hugenotten und Katholiken in gleich zweifelhaftem Kampfe, wüthende Parteien trieben die ganze Monarchie aus ihren Fugen und führten dieſen mächtigen Staat gewaltſam an den Rand ſeines Untergangs. Hier wie dort konnten ſich Eigennutz, Herrſchſucht und Parteygeiſt in Religion und Vaterland hüllen, und die Leidenſchaften weniger Bürger die vereinigte Nation bewaffnen. Die Grenze beyder Länder zerfließt im walloniſchen Flandern; der Aufruhr kann, wie ein gehobenes Meer, bis hieher ſeine Wellen werfen — wird ihm ein Land den Uebergang verſagen, deſſen Sprache, Sitten und Karakter zwiſchen Gallien und Belgien wanken? Noch hat die Regierung keine Muſterung ihrer proteſtantiſchen Unterthanen in dieſen Ländern gehalten — aber die neue Sekte, weiß ſie, iſt eine zuſammenhängende ungeheure Republik, die durch alle Monarchien der Chriſtenheit ihre Wurzeln breitet, und die leiſeſte Erſchütterung in allen Theilen gegenwärtig fühlt. Es ſind drohende Vulkane, die durch unterirdiſche Gänge verbunden, in furchtbarer Sympathie zu gleicher Zeit ſich entzünden. Die Niederlande muſſten allen Völkern geöffnet ſeyn, weil ſie von allen Völkern lebten. Konnte er einen handeltreibenden Staat ſo leicht, wie ſein Spanien ſchließen? Wenn er dieſe Provinzen von dem Irrglauben reinigen wollte, ſo muſſte er damit anfangen, ihn in Frankreich zu vertilgen *).

So fand Granvella die Niederlande beym Antritt ſeiner Verwaltung (1560).

Die Einförmigkeit des Papſtthums in dieſe Länder zurückzuführen, die mitherrſchende Gewalt des Adels und der Stände zu brechen, und auf den Trümmern der republikaniſchen Freyheit die königliche Macht zu erheben, war die große Angelegenheit der ſpaniſchen Politik, und der Auftrag des neuen Miniſters. Aber dieſem Unternehmen ſtanden Hinderniſſe entgegen, welche zu beſiegen neue Hülfsmittel erdacht, neue Maſchinen in Bewegung geſetzt werden muſſten. Zwar ſchienen die Inquiſition und die Glaubensedikte hinreichend zu ſeyn, der ketzeriſchen Anſteckung zu wehren; aber dieſen fehlte es an Aufſehern und jener an hinlänglichen Werkzeugen ihrer ausgedehnten Gerichtsbarkeit. Noch beſtand jene urſprüngliche Kirchenverfaſſung aus den frühern Zeiten, wo die Provinzen weniger volkreich waren, die Kirche noch einer allgemeinen Ruhe genoß und leichter überſehen werden konnte. Eine Reihe mehrerer Jahrhunderte, welche die ganze innere Geſtalt der Provinzen verwandelte, hatte dieſe Form der Hierarchie unverändert gelaſſen, welche außerdem, durch die beſondern Privilegien der Provinzen, vor der Willkür ihrer

---

*) Strad. L. III. 71. 72. 73.

Beherrſcher geſchützt war. Alle ſiebenzehn Provinzen waren unter vier Biſchöfe vertheilt, welche zu Arras, Tournay, Cambray und Utrecht ihren Sitz hatten, und den Erzſtiften von Rheims und Cöln untergeben waren. Zwar hatte ſchon Philipp der Gütige, Herzog von Burgund, bey zunehmender Bevölkerung dieſer Länder, auf eine Erweiterung der Hierarchie gedacht, dieſen Entwurf aber im Rauſche eines üppigen Lebens wieder verloren. Karl den Kühnen entzogen Ehrgeiz und Eroberungsſucht den innern Angelegenheiten ſeiner Länder, und Maximilian hatte ſchon zu viele Kämpfe mit den Ständen, um auch noch dieſen zu wagen. Eine ſtürmiſche Regierung unterſagte Karl dem Fünften die Ausführung dieſes weitläufigen Plans, welchen nunmehr Philipp der Zweyte als ein Vermächtniß aller dieſer Fürſten übernahm *). Jetzt war der Zeitpunkt erſchienen, wo die dringende Noth der Kirche dieſe Neuerung entſchuldigen, und die Muße des Friedens ihre Ausführung begünſtigen konnte. Mit der ungeheuern Volksmenge, die ſich aus allen Gegenden Europens in den niederländiſchen Städten zuſammendrängte, war eine Verwirrung der Religionen und Meinungen entſtanden, die von ſo wenigen Augen unmöglich mehr beleuchtet werden konnte. Weil die Zahl der Biſchöfe ſo gering war, ſo muſſten ſich ihre Diſtrikte

---

*) Burgund. 45. Strad. 22.

nothwendig viel zu weit erſtrecken, und vier Menſchen konnten der Glaubensreinigung durch ein ſo weites Gebiet nicht gewachſen ſeyn.

Die Gerichtsbarkeit, welche die Erzbiſchöfe von Cöln und Rheims in den Niederlanden ausübten, war ſchon längſt ein Anſtoß für die Regierung geweſen, die dieſes Reich noch nicht als ihr Eigenthum anſehen konnte, ſo lange der wichtigſte Zweig der Gewalt noch in fremden Händen war. Ihnen dieſen zu entreißen, die Glaubensunterſuchungen durch neue thätige Werkzeuge zu beleben, und zugleich die Zahl ihrer Anhänger auf dem Reichstage zu verſtärken, war kein beſſeres Mittel, als die Biſchöfe zu vermehren. Mit dieſem Entwurfe ſtieg Philipp der Zweyte auf den Thron; aber eine Neuerung in der Hierarchie muſſte den heftigſten Widerſpruch bey den Staaten finden, ohne welche ſie jedoch nicht vorgenommen werden durfte. Nimmermehr, konnte er vorausſehen, würde der Adel eine Stiftung genehmigen, durch welche die königliche Partey einen ſo ſtarken Zuwachs bekam, und ihm ſelbſt das Uebergewicht auf dem Reichstage genommen wurde. Die Einkünfte, wovon dieſe neuen Biſchöfe leben ſollten, muſſten den Aebten und Mönchen entriſſen werden, und dieſe machten einen anſehnlichen Theil der Reichsſtände aus. Nicht zu rechnen, daß er alle Proteſtanten zu fürchten hatte, die nicht ermangelt haben würden, auf dem Reichstage verborgen gegen ihn zu wirken. Die ganze Angelegenheit wurde in Rom auf das Heimlichſte betrieben. Franz Sonnoi, ein Prieſter aus der Stadt Löwen, Granvella's unterrichtete Kreatur, tritt vor Paul den Vierten, und berichtet ihm, wie ausgedehnt dieſe Lande ſeyen, wie geſegnet und menſchenreich, wie üppig in ihrer Glückſeligkeit. Aber, fährt er fort, im unmäßigen Genuß der Freyheit wird der wahre Glaube vernachläſſigt, und die Ketzer kommen auf. Dieſem Uebel zu ſteuern, muß der römiſche Stuhl etwas Außerordentliches thun. Es fällt nicht ſchwer, den römiſchen Biſchof zu einer Neuerung zu vermögen, die den Kreis ſeiner eignen Gerichtsbarkeit erweitert. Paul der Vierte ſetzt ein Gericht von ſieben Kardinälen nieder, die über dieſe wichtige Angelegenheit berathſchlagen müſſen; das Geſchäft, wovon der Tod ihn abfordert, vollendet ſein Nachfolger, Pius der Vierte *). Die willkommene Bothſchaft erreicht den König noch in Seeland, ehe er nach Spanien unter Segel geht, und der Miniſter wird in der Stille mit der gefährlichen Vollſtreckung belaſtet. Die neue Hierarchie wird bekannt gemacht; (1560) zu den bisherigen vier Bisthümern ſind dreyzehn neue errichtet, nach den ſiebenzehn Provinzen des Landes, und viere derſelben zu Erzſtiften erhoben. Sechs ſolcher biſchöflichen Sitze, in Antwerpen nämlich, Herzogenbuſch, Gent,

---

*) Burgund. 46. Meteren 57. Vigl. Vit. T. I. 34.

Brügges, Ypern und Rühremonde, ſtehen unter dem Erzſtifte zu Mecheln; fünf andere, Harlem, Mittelburg, Leuwarden, Deventer und Gröningen unter dem Erzſtifte von Utrecht; und die vier übrigen, Arras, Tournay, St. Omer und Namur, die Frankreich näher liegen, und Sprache, Karakter und Sitten mit dieſem Lande gemein haben, unter dem Erzſtifte Cambray. Mecheln, in der Mitte Brabants und aller ſiebenzehn Provinzen gelegen, iſt das Primat aller übrigen, und, nebſt mehrern reichen Abteyen, Granvella's Belohnung. Die Einkünfte der neuen Biſthümer werden aus den Schätzen der Klöſter und Abteyen genommen, welche fromme Wohlthätigkeit ſeit Jahrhunderten hier aufgehäuft hatte. Einige aus den Aebten ſelbſt erlangen die biſchöfliche Würde, die mit dem Beſitze ihrer Klöſter und Prälaturen auch die Stimme auf dem Reichstage beybehalten, die an jene geheftet iſt. Mit jedem Bißthume ſind zugleich neun Präbenden verbunden, welche den geſchickteſten Rechtsgelehrten und Theologen verliehen werden, um die Inquiſition und den Biſchof in ihrem geiſtlichen Amte zu unterſtützen. Zwey aus dieſen, die ſich durch Kenntniſſe, Erfahrungen und unbeſcholtenen Wandel dieſes Vorzugs am würdigſten gemacht, ſind wirkliche Inquiſitoren, und haben die erſte Stimme in den Verſammlungen. Dem Erzbiſchofe von Mecheln, als Metropolitan aller ſiebenzehn Provinzen, iſt die Vollmacht gegeben, Erzbiſchöfe und Biſchöfe nach Willkür ein- oder abzuſetzen, und der römiſche Stuhl gibt nur die Genehmigung *).

Zu jeder andern Zeit würde die Nation eine ſolche Verbeſſerung des Kirchenweſens mit dankbarm Beyfalle aufgenommen haben, da ſie hinreichend durch die Nothwendigkeit entſchuldigt, der Religion beförderlich und zur Sittenverbeſſerung der Mönche ganz unentbehrlich war. Jetzt gaben ihr die Verhältniſſe der Zeit die verhaßteſte Geſtalt. Allgemein iſt der Unwille, womit ſie empfangen wird. Die Konſtitution, ſchreit man, iſt unter die Füße getreten, die Rechte der Nation ſind verletzt, die Inquiſition iſt vor den Thoren, die ihren blutigen Gerichtshof, von jetzt an, hier, wie in Spanien, eröffnen wird; mit Schaudern betrachtet das Volk dieſe neuen Diener der Willkür und der Verfolgung. Der Adel ſieht die monarchiſche Gewalt in der Staatenverſammlung durch vierzehn mächtige Stimmen verſtärkt, und die feſteſte Stütze der Nationalfreyheit, das Gleichgewicht der königlichen und bürgerlichen Macht, aufgehoben. Die alten Biſchöfe beklagen ſich über Verminderung ihrer Güter und Einſchränkung ihrer Diſtrikte; die Aebte und Mönche haben Macht und Ein-

---

*) Burg. 49. 50. Dinoth. de Bello civil. Belg. L. I. 8. Grot. 15. Vit. Vigl. 34. Strad. 23. Reid. 6. Hopper Recueil des Troubles de Pays-bas in Vit. Vigl. T. II. 23. 28.

künſte zugleich verloren, und dafür ſtrenge Aufſeher ihrer Sitten erhalten. Adel und Volk, Laien und Prieſter, treten gegen dieſe gemeinſchaftlichen Feinde zuſammen, und indem Alles für einen kleinen Eigennutz kämpft, ſcheint eine furchtbare Stimme des Patriotismus zu ſchallen *).

Unter allen Provinzen widerſetzt ſich Brabant am lauteſten. Die Unverletzlichkeit ſeiner Kirchenverfaſſung iſt der wichtigen Vorrechte eines, die es ſich in dem merkwürdigen Freyheitsbriefe des fröhlichen Einzugs vorbehalten; Statuten, die der Souverain nicht verletzen kann, ohne die Nation ihres Gehorſams gegen ihn zu entbinden. Umſonſt behauptete die hohe Schule zu Löwen ſelbſt, daß in den ſtürmiſchen Zeiten der Kirche ein Privilegium ſeine Kraft verliere, das in ihren ruhigen Perioden verliehen worden ſey. Durch Einführung der neuen Biſthümer ward das ganze Gebäude ihrer Freyheit erſchüttert. Die Prälaturen, welche jetzt zu den Biſchöfen übergingen, muſſten von nun an einer andern Regel dienen, als dem Nutzen der Provinz, deren Stände ſie waren. Aus freyen patriotiſchen Bürgern wurden jetzt Werkzeuge des römiſchen Stuhls, und folgſame Maſchinen des Erzbiſchofs, der ihnen noch überdies als erſter Prälat von Brabant beſonders zu gebieten hatte **).

---

*) Grotius. 15. sq. Vita Vigl. T. II. 28. sq.

**) Abt von Adligem.

Die Freyheit der Stimmengebung war dahin, weil ſich die Biſchöfe, als dienſtbare Auflaurer der Krone, Jedem fürchterlich machten. „Wer,“ hieß es, „wird es künftighin wagen, vor ſolchen Aufſehern die Stimme im Parlamente zu erheben, oder die Rechte der Nation in ihrem Beyſeyn gegen die räuberiſchen Griffe der Regierung in Schutz zu nehmen? Sie werden die Hülfsquellen der Provinzen ausſpüren, und die Geheimniſſe unſrer Freyheit und unſers Eigenthums an die Krone verrathen. Den Weg zu allen Ehrenämtern werden ſie ſperren; bald werden wir ihnen ſeine Höflinge folgen ſehen; die Kinder der Ausländer werden künftig das Parlament beſetzen, und der Eigennutz ihrer Gönner wird ihre gedungenen Stimmen leiten. Welche Gewaltthätigkeit, fuhren die Mönche fort, die heiligen Stiftungen der Andacht umzukehren, den unverletzlichen Willen der Sterbenden zu verhöhnen, und, was fromme Mildthätigkeit in dieſen Archiven für die Unglücklichen niederlegte, der Ueppigkeit dieſer Biſchöfe dienen zu laſſen, und mit dem Raube der Armuth ihren ſtolzen Pomp zu verherrlichen?“ Nicht die Aebte und Mönche allein, welche das Unglück wirklich traf, durch dieſe Schmälerung zu leiden, alle Familien, welche bis zu den entfernteſten Generationen hinunter mit irgend einem Scheine von Hoffnung ſich ſchmeicheln konnten, daſſelbe Benefiz dereinſt zu genießen, empfanden dieſen Verluſt ihrer Hoffnung, als wenn ſie ihn wirklich erlitten hätten, und der Schmerz einiger Prälaten wurde die Angelegenheit ganzer Geſchlechter *).

In dieſem allgemeinen Tumulte haben uns die Geſchichtſchreiber den leiſen Gang **Wilhelms von Oranien** wahrnehmen laſſen, der dieſe durcheinanderſtürmenden Leidenſchaften einem Ziele entgegenzuführen bemüht iſt. Auf ſein Anſtiften geſchah es, daß die Brabanter ſich von der Regentinn einen Wortführer und Beſchützer erbaten, weil ſie allein unter allen übrigen niederländiſchen Unterthanen das Unglück hätten, in einer und eben der Perſon ihren Sachwalter und ihren Herrn zu vereinigen. Ihre Wahl konnte auf keinen andern, als den Prinzen **von Oranien** fallen. Aber **Granvella** zerriß dieſe Schlinge durch ſeine Beſonnenheit. „Wer dieſes Amt erhält," ließ er ſich im Staatsrathe verlauten, wird hoffentlich einſehen, daß er Brabant mit dem Könige von Spanien theilt **)." Das lange Ausbleiben der päpſtlichen Diplome, die eine Irrung zwiſchen dem römiſchen und ſpaniſchen Hofe in Rom verzögerte, gab den Mißvergnügten Raum, ſich zu einem Zwecke zu vereinigen. Ganz ingeheim fertigten die Staaten von Brabant einen außerordentlichen Botſchafter an Pius den Vierten ab, ihr Geſuch in Rom ſelbſt zu betreiben. Der Geſandte wurde mit wichtigen Empfehlungsſchreiben von dem Prinzen von Oranien verſehen, und bekam anſehnliche Summen mit, ſich zu dem Vater der Kirche die Wege zu bahnen. Zugleich ging von der Stadt Antwerpen ein öffentlicher Brief an den König von Spanien ab, worin ihm die dringendſten Vorſtellungen geſchahen, dieſe blühende Handelsſtadt mit dieſer Neuerung zu verſchonen. Sie erkennen, hieß es darin, daß die Abſicht des Monarchen die beſte, und die Einſetzung der neuen Biſchöfe zu Aufrechthaltung der wahren Religion ſehr erſprießlich ſey; davon aber könne man die Ausländer nicht überzeugen, von denen doch der Flor ihrer Stadt abhinge. Hier ſeyen die grundloſeſten Gerüchte eben ſo gefährlich, als die wahrhafteſten. Die erſte Geſandtſchaft wurde von der Regentinn noch zeitig genug entdeckt und vereitelt; auf die zweyte erhielt die Stadt Antwerpen ſo viel, daß ſie bis zur perſönlichen Ueberkunft des Königs, wie es hieß, mit ihrem Biſchofe verſchont bleiben ſollte[*].

---

*) Burgundius 55. 56. Vita Vigl. Tom. II. 24. Strad. 56.

**) Strad. III. 80. 81.

Antwerpens Beyſpiel und Glück gab allen übrigen Städten, denen ein Biſchof zugedacht war, die Loſung zum Wid[illegible]e. Es iſt ein merkwürdiger

---

[*] Burgund. 60. 61. Meteren. 59. Vita Vigl. T. 29. 30. Strad. III. 79. Thuan. II. 488.

Beweis, wie weit damals der Haß gegen die Inquiſition, und die Eintracht der niederländiſchen Städte gegangen iſt, daß ſie lieber auf alle Vortheile Verzicht thun wollten, die der Sitz eines Biſchofs auf ihr inneres Gewerbe nothwendig verbreiten muſſte, als jenes verhaßte Gericht durch ihre Beyſtimmung befördern, und dem Vortheile des Ganzen zuwider handeln. Deventer, Rühremonde und Leuwarden ſetzten ſich ſtandhaft entgegen und drangen (1561) auch glücklich durch; den übrigen Städten wurden die Biſchöfe, alles Widerſpruchs ungeachtet, mit Gewalt aufgedrungen. **Utrecht, Harlem, St. Omer und Mittelburg** ſind von den erſten, welche ihnen die Thore öffneten; ihrem Beyſpiele folgten die übrigen Städte; aber in Mecheln und Herzogenbuſch wird den Biſchöfen mit ſehr wenig Achtung begegnet. Als Granvella in erſterer Stadt ſeinen feſtlichen Einzug hielt, erſchien auch nicht ein einziger Edler, und ſeinem Triumphe mangelte Alles, weil diejenigen ausblieben, über die er gehalten wurde *).

Unterdeſſen war auch der beſtimmte Termin verfloſſen, auf welchen die ſpaniſchen Truppen das Land räumen ſollten, und noch war kein Anſchein zu ihrer Entfernung. Mit Schrecken [illegible]ckte man die wahre

---

*) Vita Vigl. T. II. Recueil des Troubles des Pays-bas p. Hopper. 14.

Urſache dieſer Verzögerung, und der Argwohn brachte ſie mit der Inquiſition in eine unglückliche Verbindung. Der längere Aufenthalt dieſer Truppen erſchwerte dem Miniſter alle übrigen Neuerungen, weil er die Nation wachſam und mißtrauiſch machte; und doch wollte er ſich nicht gern dieſes mächtigen Beyſtandes berauben, der ihm in einem Lande, wo ihn Alles haſſte, und bey einem Auftrage, wo ihm Alles widerſprach, unentbehrlich ſchien. Endlich aber ſahe ſich die Regentinn durch das allgemeine Murren gezwungen, bey dem Könige ernſtlich auf die Zurücknahme dieſer Truppen zu dringen. Die Provinzen, ſchreibt ſie nach Madrid, haben ſich einmüthig erklärt, daß man ſie nimmermehr dazu vermögen würde, der Regierung die verlangten außerordentlichen Steuern zu bewilligen, ſo lange man ihnen hierin nicht Wort hielte. Die Gefahr eines Aufſtandes wäre bey weitem dringender, als eines Ueberfalls der franzöſiſchen Proteſtanten, und wenn in den Niederlanden eine Empörung entſtünde, ſo wären dieſe Truppen doch zu ſchwach, ihr Einhalt zu thun, und im Schatze nicht Geld genug, um neue zu werben. Noch ſuchte der König durch Verzögerung ſeiner Antwort wenigſtens Zeit zu gewinnen, und die wiederholten Vorſtellungen der Regentinn würden noch fruchtlos geblieben ſeyn, wenn nicht, zum Glück der Provinzen, ein Verluſt, den er kürzlich von den Türken erlitten, ihn genöthigt hätte, dieſe Truppen im mittelländiſchen Meere zu brauchen. Er willigte alſo endlich in ihre Abreiſe; ſie wurden in Seeland eingeſchifft und das Jubelgeſchrey (1561) aller Provinzen begleitete ihre Segel *).

Unterdeſſen herrſchte **Granvella** beynahe unumſchränkt in dem Staatsrathe. Alle Aemter, weltliche und geiſtliche, wurden durch ihn vergeben; ſein Gutachten galt gegen die vereinigte Stimme der ganzen Verſammlung. Die Statthalterinn ſelbſt ſtand unter ſeinen Geſetzen. Er hatte es einzurichten gewuſſt, daß ihre Beſtallung nur auf zwey Jahre ausgefertigt wurde, durch welchen Kunſtgriff er ſie immer in ſeiner Gewalt behielt **). Selten geſchah es, daß man den übrigen Mitgliedern eine Angelegenheit von Belang zur Berathſchlagung vorlegte, und wenn es ja einmal verkam, ſo waren es längſt ſchon beſchloſſene Dinge, wozu man höchſtens nur die unnütze Formalität ihrer Genehmigung verlangte. Wurde ein königlicher Brief abgeleſen, ſo hatte **Viglius** Befehl, diejenigen Stellen hinwegzulaſſen, welche ihm der Miniſter unterſtrichen hatte. Es geſchah nämlich öfters, daß dieſe Briefwechſel nach Spanien die Blöße des Staats oder die Beſorgniſſe der Statthalterinn ſichtbar machten, wovon man Mitglieder nicht gern unterrichten wollte, in deren Treue ein Mißtrauen zu ſetzen war. [illegible] es ſich zu, daß die

---

*) Strad. 61. 62. 63.

**) Meteren 61. Burgund. 37.

Parteyen dem Miniſter überlegen wurden, und mit Nachdruck auf einem Artikel beſtanden, den er nicht wohl mehr abweiſen konnte, ſo ſchickte er ihn an das Miniſterium zu Madrid zur Entſcheidung, wodurch er wenigſtens Zeit gewann und ſicher war, Unterſtützung zu finden *). Den Grafen Barlaimont, den Präſidenten Viglius und wenige andre ausgenommen, waren alle übrige Staatsräthe entbehrliche Figuranten im Senate, und ſein Betragen gegen ſie richtete ſich nach dem geringen Werthe, den er auf ihre Freundſchaft und Ergebenheit legte. Kein Wunder, daß Menſchen, deren Stolz durch die ſchmeichelhafteſten Aufmerkſamkeiten ſouverainer Fürſten ſo äußerſt verzärtelt war, und denen die ehrfurchtsvolle Ergebenheit ihrer Mitbürger als Göttern des Vaterlandes opferte, dieſen Trotz eines Plebejers mit dem tiefſten Unwillen empfanden. Viele unter ihnen hatte Granvella perſönlich beleidigt. Dem Prinzen von Oranien war es nicht unbekannt, daß er ſeine Heirath mit der Prinzeſſinn von Lothringen hintertrieben und eine andre Verbindung mit der Prinzeſſinn von Sachſen rückgängig zu machen geſucht hatte. Dem Grafen von Hoorn hatte er die Statthalterſchaft über Geldern und Zütphen entzogen, und eine Abtey, um die ſich der Graf von Egmont für einen Verwandten bemühte, für ſich behalten. Seiner

---

*) Meteren 61.

Ueberlegenheit gewiß, hielt er es der Mühe nicht einmal werth, dem Adel die Geringſchätzung zu verbergen, welche die Richtſchnur ſeiner ganzen Verwaltung war; Wilhelm von Oranien war der Einzige, den er ſeiner Verſtellung noch würdigte. Wenn er ſich auch wirklich über alle Geſetze der Furcht und des Anſtands hinweggerückt glaubte, ſo hinterging ihn hier dennoch ſein zuverſichtlicher Stolz, und er fehlte gegen die Staatskunſt nicht weniger, als er gegen die Beſcheidenheit ſündigte. Schwerlich konnte, bey damaliger Stellung der Dinge, eine ſchlimmere Maßregel von der Regierung beobachtet werden, als diejenige war, den Adel hintanzuſetzen. Es ſtand bey ihr, ſeinen Neigungen zu ſchmeicheln, ihn hinterliſtig, und unwiſſend für ihren Plan zu gewinnen und die Freyheit der Nation durch ihn ſelbſt unterdrücken zu laſſen. Jetzt erinnerte ſie ihn, ſehr zur Unzeit, an ſeine Pflichten, ſeine Würde und ſeine Kraft, nöthigte ihn ſelbſt, Patriot zu ſeyn, und einen Ehrgeiz, den ſie unüberlegt abwies, auf die Seite der wahren Größe zu ſchlagen. Die Glaubensverordnungen durchzuſetzen, hatte ſie den thätigſten Beyſtand der Statthalter nöthig; kein Wunder aber, daß dieſe wenig Eifer bewieſen, ihr dieſen Beyſtand zu leiſten. Vielmehr iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß ſie in der Stille daran arbeiteten, die Hinderniſſe des Miniſters zu häufen und ſeine Maßregeln umzukehren, um durch ſein ſchlimmes Glück das Vertrauen des Königs zu widerlegen und ſeine Verwaltung dem Spotte Preis zu geben. Offenbar ſind der Lauigkeit ihres Eiſers die ſchnellen Fortſchritte zuzuſchreiben, welche die Reformation, troz jener ſchrecklichen Edikte, während ſeiner Regentſchaft, in den Niederlanden gemacht hat. Des Adels verſichert, hätte er die Wuth des Pöbels verachtet, die ſich kraftlos an den gefürchteten Schranken des Thrones bricht. Der Schmerz des Bürgers verweilte lange Zeit zwiſchen Thränen und ſtillen Seufzern, bis ihn die Künſte und das Beyſpiel der Edeln hervorlockten *).

Indeſſen wurden bey der Menge der neuen Arbeiter (1561, 1562) die Glaubensunterſuchungen mit neuer Thätigkeit fortgeſetzt, und den Edikten gegen die Ketzer ein fürchterlicher Gehorſam geleiſtet. Aber dieſes abſcheuliche Heilmittel hatte den Zeitpunkt überlebt, wo es anzuwenden ſeyn mochte; für eine ſo rohe Behandlung war die Nation ſchon zu edel. Die neue Religion konnte jetzt nicht mehr anders, als durch den Tod aller ihrer Bekenner, vertilgt werden. Alle dieſe Hinrichtungen waren jetzt eben ſo viele verführeriſche Ausſtellungen ihrer Vortrefflichkeit, ſo viele Schauplätze ihres Triumphs und ihrer ſtrahlenden Tugend. Die Heldengröße, mit der ſie ſtarben, nahm für den Glauben ein, für welchen ſie ſtarben. Aus Einem

---

*) Grot. 8 — 14. Strad. 81.

Ermordeten lebten zehn neue Bekenner wieder auf. Nicht in Städten oder Dörfern allein, auch auf Heerſtraßen, auf Schiffen und in Wagen wurde über das Anſehen des Papſtes, über die Heiligen, über das Fegfeuer, über den Ablaß geſtritten, wurden Predigten gehalten und Menſchen bekehrt. Vom Lande und aus Städten ſtürzte der Pöbel zuſammen, die Gefangenen des heiligen Gerichts aus den Händen der Sbirren zu reißen, und die Obrigkeit, die ihr Anſehn mit Gewalt zu behaupten wagte, wurde mit Steinen empfangen. Er begleitete ſcharenweis die proteſtantiſchen Prediger, denen die Inquiſition nachſtellte, trug ſie auf den Schultern zur Kirche und aus der Kirche, und verſteckte ſie mit Lebensgefahr vor ihren Verfolgern. Die erſte Provinz, welche von dem Schwindel des Aufruhrs ergriffen wurde, war, wie man gefürchtet hatte, das walloniſche Flandern. Ein franzöſiſcher Kalviniſt, Namens **Launoi**, ſtand in Tournay als Wunderthäter auf, wo er einige Weiber bezahlte, daß ſie Krankheiten vorgeben, und ſich von ihm heilen laſſen ſollten. Er predigte in den Wäldern bey der Stadt, zog den Pöbel ſcharenweis mit ſich dahin, und warf den Zunder der Empörung in die Gemüther. Das Nämliche geſchah in Lille und Valenciennes, in welcher letztern Stadt ſich die Obrigkeit der Apoſtel bemächtigte. Indeſſen man aber mit ihrer Hinrichtung zauderte, wuchs ihre Partey zu einer ſo furchtbarn Anzahl, daß ſie ſtark genug war, die Gefängniſſe zu erbrechen, und der Juſtiz ihre Opfer mit Gewalt zu entreißen. Endlich brachte die Regierung Truppen in die Stadt, welche die Ruhe wiederherſtellten. Aber dieſer unbedeutende Vorfall hatte auf einen Augenblick die Hülle von dem Geheimniſſe hinweggezogen, in welchem der Anhang der Proteſtanten bisher verſchleyert lag, und den Miniſter ihre ungeheure Anzahl errathen laſſen. In Tournay allein hatte man ihrer fünftauſend bey einer ſolchen Predigt erſcheinen ſehen, und nicht viel weniger in Valenciennes. Was konnte man nicht von den nordiſchen Provinzen erwarten, wo die Freyheit größer und die Regierung entlegener war, und wo die Nachbarſchaft Deutſchlands und Dänemarks die Quellen der Anſteckung vermehrten? Eine ſo furchtbare Menge hatte ein einziger Wink aus der Verborgenheit gezogen — Wie viel größer war vielleicht die Zahl derer, welche ſich im Herzen zu der neuen Sekte bekannten, und nur einem günſtigern Zeitpunkte entgegenſahen, es laut zu thun *)?

Dieſe Entdeckung beunruhigte die Regentinn aufs Aeußerſte. Der ſchlechte Gehorſam gegen die Edikte, das Bedürfniß des erſchöpften Schatzes, welches ſie nöthigte, neue Steuern auszuſchreiben, und die verdächtigen Bewegungen der Hugenotten an der franzöſi-

---

*) Burgund. 53. 54. 55. Strad. L. III. 75. 76. 77. Dinoth. de Bello civil. Belgic. L. I. 26.

ſchen Grenze, vermehrten noch ihre Bekümmerniſſe. Zu gleicher Zeit erhält ſie Befehle von Madrid, zweytauſend niederländiſche Reiter zu dem Heere der Königinn Mutter in Frankreich ſtoßen zu laſſen, die in dem Bedrängniſſe des Religionkriegs ihre Zuflucht zu Philipp dem Zweyten genommen hatte. Jede Angelegenheit des Glaubens, welches Land ſie auch betraf, war Philipps eigene Angelegenheit. Er fühlte ſie ſo nahe, wie irgend ein Schickſal ſeines Hauſes, und ſtand in dieſem Falle ſtets bereit, ſein Eigenthum fremdem Bedürfniſſe aufzuopfern. Wenn es Eigennutz war, was ihn hier leitete, ſo war er wenigſtens königlich und groß, und die kühne Haltung dieſer Maxime gewinnt wieder an unſrer Bewunderung, was ihre Verderblichkeit an unſrer Billigung verloren.

Die Statthalterinn eröffnet dem Staatsrathe den königlichen Willen, wo ſie von Seiten des Adels den heftigſten Widerſtand findet. Die Zeit, erklären Graf Egmont und Prinz von Oranien, wäre jetzt ſehr übel gewählt, die Niederlande von Truppen zu entblößen, wo vielmehr Alles dazu riethe, neue zu werben. Die nahen Bewegungen Frankreichs drohen jeden Augenblick einen Ueberfall, und die innere Gährung der Provinzen fordre jetzt mehr, als jemals, die Regierung zur Wachſamkeit auf. Bis jetzt, ſagten ſie, haben die deutſchen Proteſtanten dem Kampfe ihrer Glaubensbrüder müßig zugeſehen; aber werden ſie es auch noch dann, wenn wir die Macht ihrer Feinde durch unſern Beyſtand verſtärken? Werden wir nicht gegen uns ihre Rache wecken und ihre Waffen in den Norden der Niederlande rufen? Beynahe der ganze Staatsrath trat dieſer Meinung bey; die Vorſtellungen waren nachdrücklich und nicht zu widerlegen. Die Statthalterinn ſelbſt, wie der Miniſter, müſſen ihre Wahrheit fühlen, und ihr eigner Vortheil ſcheint ihnen die Vollziehung des königlichen Befehls zu verbieten. Sollten ſie durch Entfernung des größten Theils der Armee der Inquiſition ihre einzige Stütze nehmen, und ſich ſelbſt, ohne Beyſtand, in einem aufrühreriſchen Lande, der Willkür eines trotzigen Adels wehrlos überliefern? Indem die Regentinn zwiſchen dem königlichen Willen, dem dringenden Anliegen ihrer Räthe und ihrer eignen Furcht getheilt, nichts Entſcheidendes zu beſchließen wagt, ſteht Wilhelm von Oranien auf, und bringt in Vorſchlag, die Generalſtaaten zu verſammeln. Dem königlichen Anſehen konnte kein tödtlicherer Streich widerfahren, als dieſe Zuziehung der Nation, eine in dem jetzigen Moment ſo verführeriſche Erinnerung an ihre Gewalt und ihre Rechte. Dem Miniſter entging die Gefahr nicht, die ſich über ihm zuſammenzog; ein Wink von ihm erinnert die Herzoginn, die Berathſchlagung abzubrechen, und die Sitzung aufzuheben. „Die Regierung," ſchreibt er nach Madrid, „kann nicht nachtheiliger gegen ſich ſelbſt handeln, als wenn ſie zugibt, daß die

Stände ſich verſammeln. Ein ſolcher Schritt iſt zu allen Zeiten mißlich, weil er die Nation in Verſuchung führt, die Rechte der Krone zu prüfen und einzuſchränken; aber jetzt iſt er dreymal verwerflich, jetzt, da der Geiſt des Aufruhrs ſchon weit umher ſich verbreitet hat, jetzt, wo die Aebte, über den Verluſt ihrer Einkünfte aufgebracht, nichts unterlaſſen werden, das Anſehn der Biſchöfe zu verringern; wo der ganze Adel und alle Bevollmächtigten der Städte durch die Künſte des Prinzen von Oranien geleitet werden, und die Mißvergnügten auf den Beyſtand der Nation ſicher zu rechnen haben.“ Dieſe Vorſtellung, der es wenigſtens nicht an Bündigkeit gebrach, konnte die erwartete Wirkung auf des Königs Gemüth nicht verfehlen. Die Staatenverſammlung wird einmal für immer verworfen, die Strafbefehle wider die Ketzer mit aller Schärfe erneuert, und die Statthalterinn zu ſchleuniger Abſendung der verlangten Hülfstruppen angehalten.

Aber dazu war der Staatsrath nicht zu bewegen. Alles, was ſie erhielt, war, ſtatt der Subſidien, Geld an die Königinn Mutter zu ſchicken, welches ihr in dem jetzigen Zeitpunkte noch willkommner war. Um aber doch wenigſtens die Nation mit einem Schattenbilde republikaniſcher Freyheit zu täuſchen, beruft ſie die Statthalter der Provinzen und die Ritter des goldnen Vließes zu einer außerordentlichen Verſammlung nach Brüſſel, um über die gegenwärtigen Gefahren und Bedürfniſſe des Staats zu berathſchlagen. Nachdem ihnen der Präſident, Viglius, den Gegenſtand ihrer Sitzung eröffnet hat, werden ihnen drey Tage Zeit zur Ueberlegung gegeben. Während dieſer Zeit verſammelt ſie der Prinz von Oranien in ſeinem Pallaſte, wo er ihnen die Nothwendigkeit vorſtellt, ſich noch vor der Sitzung zu vereinigen, und gemeinſchaftlich die Maßregeln zu beſtimmen, wornach, bey gegenwärtiger Gefahr des Staats, gehandelt werden müſſe. Viele ſtimmen dieſem Vorſchlage bey, nur Barlaimont, mit einigen wenigen Anhängern des Kardinals Granvella, hatte den Muth, in dieſer Geſellſchaft zum Vortheile der Krone und des Miniſters zu reden. „Ihnen,“ erklärte er, „gebühre es nicht, ſich in die Sorgen der Regierung zu mengen, und dieſe Vorhervereinigung der Stimmen ſey eine geſetzwidrige, ſtrafbare Anmaßung, deren Er ſich nicht ſchuldig machen wolle;“ eine Erklärung, welche die ganze Zuſammenkunft fruchtlos endigte *). Die Statthalterinn, durch den Grafen Barlaimont von dieſem Vorfalle unterrichtet, wuſſte die Ritter, während ihres Aufenthalts in der Stadt, ſo geſchickt zu beſchäftigen, daß ſie zu fernern Verſtändniſſen keine Zeit finden konnten. Indeſſen wurde mit ihrer Beyſtimmung doch in dieſer Sitzung beſchloſſen; daß Florenz von Montmorency, Herr von Montigny, ein Reiſe

---

*) Burgund. 63. 65. Vita Vigl. T. II. 15. 26. Strada 80.

nach Spanien thun ſollte, um den König von dem jetzigen Zuſtande der Sachen zu unterrichten. Aber die Regentinn ſchickte ihm einen andern geheimen Boten nach Madrid voran, der den König vorläufig mit Allem bekannt machte, was bey jener Zuſammenkunft zwiſchen dem Prinzen von Oranien und den Rittern ausgemacht worden war. Dem flämiſchen Bothſchafter ſchmeichelte man in Madrid mit leeren Betheuerungen königlicher Huld und väterlicher Geſinnungen für die Niederlande; der Regentinn ward anbefohlen, die geheimen Verbindungen des Adels nach allen Kräften zu hintertreiben und, wo möglich, Uneinigkeit unter ſeinen vornehmſten Gliedern zu ſtiften *).

Eiferſucht, Privatvortheil und Verſchiedenheit der Religion hatte viele von den Großen lange Zeit getrennt; das gemeinſchaftliche Schickſal ihrer Zurückſetzung, und der Haß gegen den Miniſter hatte ſie wieder verbunden. So lange ſich der Graf von Egmont und der Prinz von Oranien um die Oberſtatthalterſchaft bewarben, konnte es nicht fehlen, daß ſie auf den verſchiedenen Wegen, welche jeder dazu erwählte, nicht zuweilen gegen einander ſtießen. Beyde hatten einander auf der Bahn des Ruhms und am Throne begegnet; beyde trafen ſich wieder in der Republik, wo ſie um den nämlichen Preis, die Gunſt ihrer Mitbürger, buhlten.

---

*) Strada L. III. 83.

So entgegengeſetzte Karaktere muſſten ſich bald von einander entfremden, aber die mächtige Sympathie der Noth näherte ſie einander eben ſo bald wieder. Jeder war dem Andern jetzt unentbehrlich, und das Bedürfniß knüpfte zwiſchen dieſen beyden Männern ein Band, das ihrem Herzen nie gelungen ſeyn würde *). Aber auf eben dieſe Ungleichheit ihrer Gemüther gründete die Regentinn ihren Plan; und glückte es ihr, ſie zu trennen, ſo hatte ſie zugleich den ganzen niederländiſchen Adel in zwey Parteyen getheilt. Durch Geſchenke und kleine Aufmerkſamkeiten, womit ſie dieſe beyden ausſchließend beehrte, ſuchte ſie den Neid und das Mißtrauen der Uebrigen gegen ſie zu reizen; und indem ſie dem Grafen von Egmont vor dem Prinzen von Oranien einen Vorzug zu geben ſchien, hoffte ſie, dem Letztern ſeine Treue verdächtig zu machen. Es traf ſich, daß ſie um eben dieſe Zeit einen außerordentlichen Geſandten nach Frankfurt zur römiſchen Königswahl ſchicken muſſte; ſie erwählte dazu den Herzog von Arſchot, den erklärteſten Gegner des Prinzen, um in ihm gleichſam ein Beyſpiel zu geben, wie glänzend man den Haß gegen den Letztern belohne.

Die Oraniſche Faktion, anſtatt eine Verminderung zu leiden, hatte an dem Grafen von Hoorn einen wichtigen Zuwachs erhalten, der, als Admiral der nie-

---

*) Burgund. 45. Strad. 83. 84.

derländiſchen Marine, den König nach Biſcaya geleitet hatte, und jetzt in den Staatsrath wieder eingetreten war. Hoorns unruhiger republikaniſcher Geiſt kam den verwegnen Entwürfen Oraniens und Egmonts entgegen, und bald bildete ſich unter dieſen drey Freunden ein gefährliches Triumvirat, das die königliche Macht in den Niederlanden erſchüttert, aber ſich nicht für alle drey gleich geendigt hat.

(1562.) Unterdeſſen war auch Montigny von ſeiner Geſandtſchaft zurückgekommen, und hinterbrachte dem Staatsrathe die günſtigen Geſinnungen des Monarchen. Aber der Prinz von Oranien hatte durch eigne geheime Kanäle Nachrichten aus Madrid, welche dieſem Berichte ganz widerſprachen und weit mehr Glauben verdienten. Durch ſie erfuhr er alle die ſchlimmen Dienſte, welche Granvella ihm und ſeinen Freunden bey dem Könige leiſtete, und die verhaßten Benennungen, womit man dort das Betragen des niederländiſchen Adels belegte. Es war keine Hülfe vorhanden, ſo lange der Miniſter nicht vom Ruder der Regierung vertrieben war, und dieſes Unternehmen, ſo verwegen und abenteuerlich es ſchien, beſchäftigte ihn jetzt ganz. Es wurde zwiſchen ihm und den beyden Grafen von Hoorn und Egmont beſchloſſen, im Namen des ganzen Adels einen gemeinſchaftlichen Brief an den König aufzuſetzen, den Miniſter förmlich darin zu verklagen und mit Nachdruck auf ſeine Entfernung zu dringen.

Der Herzog von Arſchot, dem dieſer Vorſchlag vom Grafen von Egmont mitgetheilt wird, verwirft ihn, mit der ſtolzen Erklärung, daß er von Egmont und Oranien keine Geſetze anzunehmen geſonnen ſey; daß er ſich über Granvella nicht zu beſchweren habe, und es übrigens ſehr vermeſſen finde, dem Könige vorzuſchreiben, wie er ſich ſeiner Miniſter bedienen ſolle. Eine ähnliche Antwort erhält Oranien von dem Grafen von Aremberg. Entweder hatte der Same des Mißtrauens, den die Regentinn unter den Adel ausgeſtreut hatte, ſchon Wurzel geſchlagen, oder überwog die Furcht vor der Macht des Miniſters den Abſcheu vor ſeiner Verwaltung; genug, der ganze Adel wich zaghaft und unentſchloſſen vor dieſem Antrage zurück. Dieſe fehlgeſchlagene Erwartung ſchlägt ihren Muth nicht nieder, der Brief wird dennoch geſchrieben, und alle drey unterzeichnen ihn *). (1563.)

Granvella erſcheint darin als der erſte Urheber aller Zerrüttungen in den Niederlanden. So lange die höchſte Gewalt in ſo ſtrafbarn Händen ſey, wäre es ihnen unmöglich, erklären ſie, der Nation und dem Könige mit Nachdruck zu dienen; Alles hingegen würde in die vorige Ruhe zurücktreten, alle Widerſetzlichkeit aufhören, und das Volk die Regierung wieder lieb gewinnen, ſo bald es Sr. Majeſtät gefiele, dieſen Mann vom

---

*) Strad. 85. 86.

Ruder des Staats zu entfernen. In dieſem Falle, ſetzten ſie hinzu, würde es ihnen weder an Einfluß, noch an Eifer fehlen, das Anſehn des Königs, und die Reinigkeit des Glaubens, die ihnen nicht minder heilig ſey, als dem Kardinal **Granvella**, in dieſen Ländern zu erhalten [*]).

So geheim dieſer Brief auch abging, ſo erhielt doch die Herzoginn noch zeitig genug davon Nachricht, um die Wirkung, die er, gegen alles Vermuthen, auf des Königs Gemüth etwa machen dürfte, durch einen andern zu entkräften, den ſie ihm in aller Eile voranſchickte. Einige Monate verſtrichen, ehe aus Madrid eine Antwort kam. Sie war gelind, aber unbeſtimmt. „Der König," enthielt ſie, „wäre nicht gewohnt, ſeine Miniſter auf die Anklage ihrer Feinde ungehört zu verdammen. Bloß die natürliche Billigkeit verlange, daß die Ankläger des Kardinals von allgemeinen Beſchuldigungen zu einzelnen Beweiſen herabſtiegen, und wenn ſie nicht Luſt hätten, dieſes ſchriftlich zu thun, ſo möge Einer aus ihrer Mitte nach Spanien kommen, wo ihm mit aller gebührenden Achtung ſollte begegnet werden [**]). Außer dieſem Briefe, der an alle drey zugleich gerichtet war, empfing der Graf **von Egmont** noch ein eignes Handſchreiben von dem Könige, worin der Wunſch geäußert war, von ihm beſonders zu erfahren, was in jenem gemeinſchaftlichen Briefe nur obenhin berührt worden ſey. Auch der Regentinn wird auf das Pünktlichſte vorgeſchrieben, was ſie allen Dreyen zugleich und dem Grafen von Egmont insbeſondere zu antworten habe. Der König kannte ſeine Menſchen. Er wuſſte, wie leicht auf den Grafen von Egmont zu wirken ſey, wenn man es mit ihm allein zu thun hätte; darum ſuchte er ihn nach Madrid zu locken, wo er der leitenden Aufſicht eines höhern Verſtandes entzogen war. Indem er ihn durch dieſes ſchmeichelhafte Merkmal ſeines Vertrauens vor ſeinen beyden Freunden auszeichnete, machte er die Verhältniſſe ungleich, worin alle Drey zu dem Throne ſtanden; wie konnten ſie ſich aber noch mit gleichem Eifer zu dem nämlichen Zwecke vereinigen, wenn ihre Aufforderungen dazu nicht mehr die nämlichen blieben? Diesmal zwar vereitelte Oraniens Wachſamkeit dieſen Plan; aber die Folge dieſer Geſchichte wird zeigen, daß der Same, der hier ausgeſtreut wurde, nicht ganz verloren gegangen war *).

---

[*]) Burg. L. I. 67. Hopper 30. Strad. 87. Thuan. Pars II. 489.

[**]) Vit. Vigl. T. II. 32. 33. Grot. 16. Burgund. 68.

(1563.) Den drey Verbundenen that die Antwort des Königs kein Genüge; ſie hatten den Muth, noch einen zweyten Verſuch zu wagen. „Es habe ſie nicht wenig befremdet,“ ſchrieben ſie, „daß Se. Majeſtät

---

*) Strada 80.

ihre Vorſtellungen ſo weniger Aufmerkſamkeit würdig geachtet. Nicht als Ankläger des Miniſters, ſondern als Räthe Sr. Majeſtät, deren Pflicht es wäre, ihren Herrn von dem Zuſtande ſeiner Staaten zu benachrichtigen, haben ſie jenes Schreiben an ihn ergehen laſſen. Sie verlangen das Unglück des Miniſters nicht, vielmehr ſollte es ſie freuen, ihn an jedem andern Orte der Welt, als hier in den Niederlanden, zufrieden und glücklich zu wiſſen. Davon aber ſeyen ſie auf das Vollkommenſte überzeugt, daß ſich die allgemeine Ruhe mit der Gegenwart dieſes Mannes durchaus nicht vertrage. Der jetzige gefahrvolle Zuſtand ihres Vaterlandes erlaube keinem unter ihnen, es zu verlaſſen, und um Granvella's willen eine weite Reiſe nach Spanien zu thun. Wenn es alſo Sr. Majeſtät nicht gefiele, ihrer ſchriftlichen Bitte zu willfahren, ſo hofften ſie in Zukunft damit verſchont zu ſeyn, dem Senate beyzuwohnen, wo ſie ſich nur dem Verdruſſe ausſetzten, den Miniſter zu treffen, und wo ſie weder dem Könige noch dem Staate etwas nützten, ſich ſelbſt aber nur verächtlich erſchienen. Schließlich baten ſie, Se. Majeſtät möchte ihnen die ungeſchmückte Einfalt zu gute halten, weil Leute ihrer Art mehr Werth darein ſetzten, gut zu handeln, als ſchön zu reden *). Daſſelbe enthielt auch ein beſonderer Brief des Grafen von Egmont, worin

---

*) Vit. Vigl. T. II. 34. 35.

er für das königliche Handſchreiben dankte. Auf dieſes zweyte Schreiben erfolgte die Antwort, „man werde ihre Vorſtellungen in Ueberlegung nehmen; indeſſen erſuche man ſie, den Staatsrath, wie bisher, zu beſuchen.“

Es war augenſcheinlich, daß der Monarch weit davon entfernt war, ihr Geſuch Statt finden zu laſſen; darum blieben ſie von nun an aus dem Staatsrathe weg, und verließen ſogar Brüſſel. Den Miniſter geſetzmäßig zu entfernen, war ihnen nicht gelungen; ſie verſuchten es auf eine neue Art, wovon mehr zu erwarten war. Bey jeder Gelegenheit bewieſen ſie und ihr Anhang ihm öffentlich die Verachtung, von welcher ſie ſich durchdrungen fühlten, und wuſſten Allem, was er unternahm, den Anſtrich des Lächerlichen zu geben. Durch dieſe niedrige Behandlung hofften ſie den Hochmuth dieſes Prieſters zu martern, und von ſeiner gekränkten Eigenliebe vielleicht zu erhalten, was ihnen auf andern Wegen fehlgeſchlagen war. Dieſe Abſicht erreichten ſie zwar nicht, aber das Mittel, worauf ſie gefallen waren, führte endlich doch den Miniſter zum Sturze.

Die Stimme des Volks hatte ſich lauter gegen dieſen erhoben, ſo bald es gewahr worden war, daß er die gute Meinung des Adels verſcherzt hatte, und daß Männer, denen es blindlings nachzubeten pflegte, ihm in der Verabſcheuung dieſes Miniſter vorangingen. Das herabwürdigende Betragen des Adels gegen ihn, weihte ihn jetzt gleichſam der allgemeinen Verachtung und bevollmächtigte die Verläumdung, die auch das Heilige nicht ſchont, Hand an ſeine Ehre zu legen. Die neue Kirchenverfaſſung, die große Klage der Nation, hatte ſein Glück gegründet — dies war ein Verbrechen, das nicht verziehen werden konnte. Jedes neue Schauſpiel der Hinrichtung, womit die Geſchäftigkeit der Inquiſitoren nur allzufreygebig war, erhielt den Abſcheu gegen ihn in ſchrecklicher Uebung, und endlich ſchrieben Herkommen und Gewohnheit zu jedem Drangſale ſeinen Namen. Fremdling in einem Lande, dem er gewaltſam aufgedrungen worden, unter Millionen Feinden allein, aller ſeiner Werkzeuge ungewiß, von der entlegenen Majeſtät nur mit ſchwachem Arme gehalten, mit der Nation, die er gewinnen ſollte, durch lauter treuloſe Glieder verbunden, lauter Menſchen, deren höchſter Gewinn es war, ſeine Handlungen zu verfälſchen, einem Weibe endlich an die Seite geſetzt, das die Laſt des allgemeinen Fluchs nicht mit ihm theilen konnte — ſo ſtand er, bloßgeſtellt dem Muthwillen, dem Undanke, der Parteiſucht, dem Neide, und allen Leidenſchaften eines zügelloſen, aufgelösten Volks. Es iſt merkwürdig, daß der Haß, den er auf ſich lud, die Verſchuldungen weit überſchreitet, die man ihm zur Laſt legen konnte, daß es ſeinen Anklägern ſchwer, ja unmöglich fiel, durch einzelne Beweisgründe den Verdammungſpruch zu rechtfertigen, den ſie im allgemeinen über ihn fällten. Vor und nach ihm riß der Fanatiſmus ſeine Schlachtopfer zum Altare, vor und nach ihm floß Bürgerblut, wurden Menſchenrechte verſpottet und Elende gemacht. Unter Karl dem Fünften hätte die Tyranney durch ihre Neuheit empfindlicher ſchmerzen ſollen — unter dem Herzoge von Alba wurde ſie zu einem weit unnatürlichern Grade getrieben, daß Granvella's Verwaltung, gegen die ſeines Nachfolgers, noch barmherzig war, und doch finden wir nirgends, daß ſein Zeitalter den Grad perſönlicher Erbitterung und Verachtung gegen den Letztern hätte blicken laſſen, die es ſich gegen ſeinen Vorgänger erlaubte.

Die Niedrigkeit ſeiner Geburt im Glanze hoher Würden zu verhüllen, und ihn durch einen erhabnern Stand vielleicht dem Muthwillen ſeiner Feinde zu entrücken, hatte ihn die Regentinn, durch ihre Verwendungen in Rom, mit dem Purpur zu bekleiden gewuſſt; aber eben dieſe Würde, die ihn mit dem römiſchen Hofe näher verknüpfte, machte ihn deſto mehr zum Fremdling in den Provinzen. Der Purpur war ein neues Verbrechen in Brüſſel, und eine anſtößige verhaſſte Tracht, welche gleichſam die Beweggründe öffentlich ausſtellte, aus denen er inskünftige handeln würde. Nicht ſein ehrwürdiger Rang, der allein oft den ſchändlichſten Böſewicht heiligt, nicht ſein erhabner Poſten, nicht ſeine Achtung gebietenden Talente, ſelbſt nicht einmal ſeine ſchreckliche Allmacht, die täglich in ſo blutigen

Proben ſich zeigte, konnten ihn vor dem Gelächter ſchützen. Schrecken und Spott, Fürchterliches und Belachenswerthes war in ſeinem Beyſpiele unnatürlich vermengt*). Verhaßte Gerüchte brandmarkten ſeine Ehre; man dichtete ihm meuchelmörderiſche Anſchläge auf das Leben Egmonts und Oraniens an; das Unglaublichſte fand Glauben; das Ungeheuerſte, wenn es ihm galt, oder von ihm ſtammen ſollte, überraſchte nicht mehr. Die Nation hatte ſchon einen Grad der Verwilderung erreicht, wo die widerſprechendſten Empfindungen ſich gatten, und die feinern Grenzſcheiden des Unſtands und ſittlichen Gefühls hinweggerückt ſind. Dieſer Glaube an außerordentliche Verbrechen iſt beynahe immer ein untrüglicher Vorläufer ihrer nahen Erſcheinung *).

---

*) Der Adel ließ, auf die Angabe des Grafen von Egmont, ſeine Bedienten eine gemeinſchaftliche Liverey tragen, auf welche eine Narrenkappe geſtickt war. Ganz Brüſſel legte ſie für den Kardinalshut aus, und jede Erſcheinung eines ſolchen Bedienten erneuerte das Gelächter; dieſe Narrenkappe wurde nachher, weil ſie dem Hofe anſtößig war, in ein Bündel Pfeile verwandelt — ein zufälliger Scherz, der ein ſehr ernſthaftes Ende nahm und dem Wappen der Republik wahrſcheinlich ſeine Entſtehung gegeben. Vit. Vigl. T. II. 35. Thuan. 489. Das Anſehen des Kardinals ſank endlich ſo weit herab, daß man ihm öffentlich einen ſatyriſchen Kupferſtich in die Hand ſteckte, auf welchem er, über einem Haufen Eyer ſitzend, vorgeſtellt war, woraus Biſchöfe hervorkrochen. Ueber ihm ſchwebte ein Teufel mit der Randſchrift: Dieſer iſt mein Sohn, den ſollt ihr hören! A. G. d. v. N. III. 40.

Aber eben das ſeltſame Schickſal dieſes Mannes führt zugleich etwas Großes, etwas Erhabnes mit ſich, das dem unbefangenen Betrachter Freude und Bewunderung gibt. Hier erblickt er eine Nation, die, von keinem Schimmer beſtochen, durch keine Furcht in Schrekken gehalten, ſtandhaft, unerbittlich und ohne Verabredung einſtimmig, das Verbrechen ahndet, das durch die gewaltſame Einſetzung dieſes Fremdlings gegen ihre Würde begangen ward. Ewig unvermengt und ewig allein ſahen wir ihn, gleich einem fremden, feindſeligen Körper, über der Fläche ſchweben, die ihn zu empfangen verſchmäht. Selbſt die ſtarke Hand des Monarchen, der ſein Freund und ſein Beſchützer iſt, vermag ihn gegen den Willen der Nation nicht zu halten, welche einmal beſchloſſen hat, ihn von ſich zu ſtoßen. Ihre Stimme iſt ſo furchtbar, daß ſelbſt der Eigennutz auf ſeine gewiſſe Beute Verzicht thut, daß ſeine Wohlthaten geflohen werden, wie die Früchte von einem verfluchten Baume. Gleich einem anſteckenden Hauche haftet die Infamie der allgemeinen Verwerfung auf ihm. Die Dankbarkeit glaubt ſich ihrer Pflich-

---

*) Hopper L. I. 35.

ten gegen ihn ledig, ſeine Anhänger meiden ihn, ſeine Freunde verſtummen. So fürchterlich rächte das Volk ſeine Edeln, und ſeine beleidigte Majeſtät an dem größten Monarchen der Erde.

Die Geſchichte hat dieſes merkwürdige Beyſpiel nur ein einziges Mal in dem Kardinal Mazarin wiederholt; aber es war, nach dem Geiſte beyder Zeiten und Nationen, verſchieden. Beyde konnte die höchſte Gewalt nicht vor dem Spotte bewahren; aber Frankreich fand ſich erleichtert, wenn es über ſeinen Pantalon lachte, und die Niederlande gingen durch das Gelächter zum Aufruhr. Jenes ſahe ſich aus einem langen Zuſtande der Knechtſchaft unter Richelieu's Verwaltung in eine plötzliche, ungewohnte Freyheit verſetzt; dieſe traten aus einer langen und angebornen Freyheit in eine ungewohnte Knechtſchaft hinüber; es war natürlich, daß die Fronde wieder in Unterwerfung, und die niederländiſchen Unruhen in republikaniſche Freyheit oder Empörung endigten. Der Aufſtand der Pariſer war die Geburt der Armuth, ausgelaſſen, aber nicht kühn, trotzig ohne Nachdruck, niedrig und edel, wie die Quelle, woraus er ſtammte. Das Murren der Niederlande war die ſtolze und kräftige Stimme des Reichthums. Muthwille und Hunger begeiſterten jene, dieſe Rache, Eigenthum, Leben und Religion. Mazarins Triebfeder war Habſucht, Granvella's Herrſchſucht. Jener war menſchlich und ſanft; dieſer hart, gebieteriſch, grauſam. Der franzöſiſche Miniſter ſuchte in der Zuneigung ſeiner Königinn eine Zuflucht vor dem Haß der Magnaten und der Wuth des Volks; der niederländiſche Miniſter forderte den Haß einer ganzen Nation heraus, um einem Einzigen zu gefallen. Gegen Mazarin waren nur Parteyen und der Pöbel, den ſie waffneten; gegen Granvella die Nation. Unter jenem verſuchte das Parlament eine Macht zu erſchleichen, die ihm nicht gebührte; unter dieſem kämpfte es für eine rechtmäßige Gewalt, die er hinterliſtig zu vertilgen ſtrebte. Jener hatte mit den Prinzen des Geblüts und den Pairs des Königreichs, wie dieſer mit dem eingebornen Adel und den Ständen zu ringen, aber anſtatt daß die Erſtern ihren gemeinſchaftlichen Feind nur darum zu ſtürzen trachteten, um ſelbſt an ſeine Stelle zu treten, wollten die Letztern die Stelle ſelbſt vernichten, und eine Gewalt zertrennen, die kein einzelner Menſch ganz beſitzen ſollte.

Indem dies unter dem Volke geſchah, fing der Miniſter an, am Hofe der Regentinn zu wanken. Die wiederholten Beſchwerden über ſeine Gewalt muſſten ihr endlich doch zu erkennen gegeben haben, wie wenig man an die ihrige glaube; vielleicht fürchtete ſie auch, daß der allgemeine Abſcheu, der auf ihm haftete, ſie ſelbſt noch ergreifen, oder daß ſein längeres Verweilen den gedrohten Aufſtand doch endlich herbeyrufen möchte. Der lange Umgang mit ihm, ſein Unterricht und ſein Beyſpiel, hatten ſie endlich in den Stand geſetzt, ohne ihn zu regieren. Sein Anſehn fing an, ſie zu drücken, wie er ihr weniger nothwendig wurde, und ſeine Fehler, denen ihr Wohlwollen bis jetzt einen Schleyer geliehen hatte, wurden ſichtbar, wie es erkaltete. Jetzt war ſie eben ſo geneigt, dieſe zu ſuchen und aufzuzählen, als ſie es ſonſt geweſen war, ſie zu bedecken. Bey dieſer ſo nachtheiligen Stimmung für den Kardinal fingen die häufigen und dringenden Vorſtellungen des Adels endlich an, bey ihr Eingang zu finden, welches um ſo leichter geſchah, da ſie zugleich ihre Furcht darein zu vermengen wußten. „Man wundere ſich ſehr,“ ſagte ihr unter andern Graf von Egmont, „daß der König, einem Menſchen zu gefallen, der nicht einmal ein Niederländer ſey, und von dem man alſo wiſſe, daß ſeine Glückſeligkeit mit dem Beſten dieſer Länder nichts zu ſchaffen habe, alle ſeine niederländiſchen Unterthanen könne leiden ſehen — einem fremden Menſchen zu Gefallen, den ſeine Geburt zu einem Unterthan des Kaiſers, ſein Purpur zu einem Geſchöpfe des römiſchen Hofes machte. Ihm allein, ſetzte der Graf hinzu, habe Granvella es zu danken, daß er bis jetzt noch unter den Lebendigen ſey; künftighin aber würde er dieſe Sorge der Statthalterinn überlaſſen, und ſie hiemit gewarnt haben.“ Weil ſich der größte Theil des Adels, der Geringſchätzung überdrüßig, die ihm dort widerfuhr, nach und nach aus dem Staatsrathe zurückzog, ſo verlor das willkürliche Verfahren des Miniſters auch ſogar noch den letzten republikaniſchen Schein, der es bisher gemildert hatte, und die Einöde im Senate ließ ſeine hochmüthige Herrſchaft in ihrer ganzen Widrigkeit ſehen. Die Regentinn empfand jetzt, daß ſie einen Herrn über ſich hatte, und von dieſem Augenblicke an, war die Verbannung des Miniſters beſchloſſen.

Sie fertigte zu dieſem Ende ihren geheimen Sekretair, Thomas Armenteros, nach Spanien ab, um den König über alle Verhältniſſe des Kardinals zu belehren, ihm alle jene Aeußerungen des Adels zu hinterbringen, und auf dieſe Art den Entſchluß zu ſeiner Verbannung in ihm ſelbſt entſtehen zu laſſen. Was ſie ihrem Briefe nicht anvertrauen mochte, hatte Armenteros Befehl, auf eine geſchickte Art in den mündlichen Bericht einzumiſchen, den ihm der König wahrſcheinlich abfordern würde. Armenteros erfüllte ſeinen Auftrag mit aller Geſchicklichkeit eines vollendeten Hofmannes; aber eine Audienz von vier Stunden konnte das Werk vieler Jahre, die Meinung Philipps von ſeinem Miniſter, in ſeinem Gemüthe nicht umſtürzen, die für die Ewigkeit darin gegründet war. Lange ging dieſer Monarch mit der Staatsklugheit und ſeinem Vortheile zu Rathe, bis endlich Granvella ſelbſt ſeinem zaudernden Vorſatze zu Hülfe kam, und freywillig um ſeine Entlaſſung bat, der er nicht mehr entgehen zu können fürchtete. Was der Abſcheu der ganzen niederländiſchen Nation nicht vermocht hatte, war dem geringſchätzigen Betragen des Adels gelungen; er war einer Gewalt endlich müde, welche nicht mehr gefürchtet war, und ihn weniger dem Neide als der Schande bloß ſtellte. Vielleicht zitterte er, wie einige geglaubt haben, für ſein Leben, das gewiß in einer mehr als eingebildeten Gefahr ſchwebte; vielleicht wollte er ſeine Entlaſſung lieber unter dem Namen eines Geſchenks, als eines Befehls, von dem Könige empfangen, und einen Fall, dem nicht mehr zu entfliehen war, nach dem Beyſpiele jener Römer, mit Anſtand thun. Philipp ſelbſt, ſcheint es, wollte der niederländiſchen Nation lieber jetzt eine Bitte großmüthig gewähren, als ihr ſpäter in einer Forderung nachgeben, und mit einem Schritte, den ihm die Nothwendigkeit auferlegte, wenigſtens noch ihren Dank verdienen. Seine Furcht war ſeinem Eigenſinne überlegen, und die Klugheit ſiegte über ſeinen Stolz.

Granvella zweifelte keinen Augenblick, wie die Entſcheidung des Königs ausgefallen ſey. Wenige Tage nach Armenteros Zurückkunft ſah er Demuth und Schmeicheley aus den wenigen Geſichtern entwichen, die ihm bis jetzt noch dienſtfertig gelächelt hatten; das letzte kleine Gedränge feiler Augenknechte zerfloß um ſeine Perſon, ſeine Schwelle wurde verlaſſen; er erkannte, daß die befruchtende Wärme von ihm gewichen war. Die Läſterung, die ihn während ſeiner ganzen

Verwaltung mißhandelt hatte, ſchonte ihn auch in dem Augenblicke nicht, wo er ſie aufgab. Kurz vorher, eh' er ſein Amt niederlegte, unterſteht man ſich zu behaupten, ſoll er eine Ausſöhnung mit dem Prinzen von Oranien und dem Grafen von Egmont gewünſcht, und ſich ſogar erboten haben, ihnen, wenn um dieſen Preis ihre Vergebung zu hoffen wäre, auf den Knien Abbitte zu thun *). Es iſt klein und verächtlich, das Gedächtniß eines außerordentlichen Mannes mit einer ſolchen Nachrede zu beſudeln; aber es iſt noch verächtlicher und kleiner, ſie der Nachwelt zu überliefern. Granvella unterwarf ſich dem königlichen Befehle mit anſtändiger Gelaſſenheit. Schon einige Monate vorher hatte er dem Herzoge von Alba nach Spanien geſchrieben, daß er ihm, im Falle er die Niederlande würde räumen müſſen, einen Zufluchtsort in Madrid bereiten möchte. Lange bedachte ſich dieſer, ob es rathſam wäre, einen ſo gefährlichen Nebenbuhler in der Gunſt ſeines Königs herbeyzurufen, oder einen ſo wichtigen Freund, ein ſo koſtbares Werkzeug ſeines alten Haſſes gegen die niederländiſchen Großen, von ſich zu weiſen. Die Rache ſiegte über ſeine Furcht, und er unterſtützte Granvella's Geſuch mit Nachdruck bey dem Monarchen. Aber ſeine Verwendung blieb fruchtlos. Armenteros hatte den König überzeugt, daß

---

*) Reidan. 4.

der Aufenthalt dieſes Miniſters in Madrid alle Beſchwerden der niederländiſchen Nation, denen man ihn aufgeopfert hatte, heftiger wieder zurückbringen würde, denn nunmehr, ſagte er, würde man die Quelle ſelbſt, deren Ausflüſſe er bis jetzt nur verdorben haben ſollte, durch ihn vergiftet glauben. Er ſchickte ihn alſo nach der Grafſchaft Burgund, ſeinem Vaterlande, wozu ſich eben ein anſtändiger Vorwand fand. Der Kardinal gab ſeinem Abzuge aus Brüſſel den Schein einer unbedeutenden Reiſe, von der er nächſter Tage wieder eintreffen würde. Zu gleicher Zeit aber erhielten alle Staatsräthe, die ſich unter ſeiner Verwaltung freywillig verbannt hatten, von dem Hofe Befehl, ſich im Senate zu Brüſſel wieder einzufinden. Ob nun gleich dieſer letztere Umſtand ſeine Wiederkunft nicht ſehr glaublich machte, und man jene Erfindung nur für ein trotziges Elend erklärte, ſo ſchlug dennoch die entfernteſte Möglichkeit ſeiner Wiederkunft gar ſehr den Triumph nieder, den man über ſeinen Abzug feyerte. Die Statthalterinn ſelbſt ſcheint ungewiß geweſen zu ſeyn, was ſie an dieſem Gerüchte für wahr halten ſollte, denn ſie erneuerte in einem neuen Briefe an den König alle Vorſtellungen und Gründe, die ihn abhalten ſollten, dieſen Miniſter zurückkommen zu laſſen. **Granvella** ſelbſt ſuchte in ſeinem Briefwechſel mit **Barlaimont** und **Viglius** dieſes Gerücht zu unterhalten, und wenigſtens noch durch weſenloſe Träume ſeine Feinde zu ſchrecken, die er durch ſeine Gegenwart nicht mehr peinigen konnte. Auch war die Furcht vor dem Einfluſſe dieſes Mannes ſo übertrieben groß, daß man ihn endlich auch aus ſeinem eignen Vaterlande verjagte.

Nachdem Pius der Vierte geſtorben war, machte Granvella eine Reiſe nach Rom, um der neuen Papſtwahl beyzuwohnen, und dort zugleich einige Aufträge ſeines Herrn zu beſorgen, deſſen Vertrauen ihm unverloren geblieben war. Bald darauf machte ihn dieſer zum Unterkönige von Neapel, wo er den Verführungen des Himmelsſtrichs erlag, und einen Geiſt, den kein Schickſal gebeugt hatte, von der Wolluſt übermannen ließ. Er war zwey und ſechszig Jahre alt, als ihn der König wieder nach Spanien zurücknahm, wo er fortfuhr, die italieniſchen Angelegenheiten mit unumſchränkter Vollmacht zu beſorgen. Ein finſtres Alter und der ſelbſtzufriedene Stolz einer ſechszigjährigen Geſchäftsverwaltung, machte ihn zu einem harten und unbilligen Richter fremder Meinungen, zu einem Sklaven des Herkommens, und einem läſtigen Lobredner vergangner Zeiten.

Aber die Staatskunſt des untergehenden Jahrhunderts war die Staatskunſt des aufgehenden nicht mehr. Die Jugend des neuen Miniſteriums wurde bald eines ſo gebieteriſchen Aufſehers müde, und Philipp ſelbſt fing an, einen Rathgeber zu meiden, der nur die Thaten ſeines Vaters lobenswürdig fand.

Nichts deſtoweniger vertraute er ihm noch zuletzt ſeine ſpaniſchen Länder an, als ihn die Eroberung Portugalls nach Liſſabon forderte. Er ſtarb endlich auf einer italieniſchen Reiſe in der Stadt Mantua im drey und ſiebenzigſten Jahre ſeines Lebens, und im Vollgenuſſe ſeines Ruhms, nachdem er vierzig Jahre ununterbrochen das Vertrauen ſeines Königs beſeſſen hatte *).

---

*) Strad. Dec. I. L. III. IV. p. 88—98.

Der Staatsrath.

(1564.) Unmittelbar nach dem Abzuge des Miniſters zeigten ſich alle die glücklichen Folgen, die man ſich von ſeiner Entfernung verſprochen hatte. Die mißvergnügten Großen nahmen ihre Stellen im Staatsrathe wieder ein, und widmeten ſich den Staatsgeſchäften wieder mit gedoppeltem Eifer, um keiner Sehnſucht nach dem Vertriebenen Raum zu geben, und durch den glücklichen Gang der Staatsverwaltung ſeine Entbehrlichkeit zu erweiſen. Das Gedränge war groß um die Herzoginn. Alles wetteiferte, einander an Bereitwilligkeit, an Unterwerfung, an Dienſteifer zu übertreffen; bis in die ſpäte Nacht wurde die Arbeit verlängert; die größte Eintracht unter allen drey Curien, das beſte Verſtändniß zwiſchen dem Hofe und den Ständen. Von der Gutherzigkeit des niederländiſchen Adels war Alles zu erhalten, ſobald ſeinem Eigenſinne und Stolze durch Vertrauen und Willjährigkeit geſchmeichelt war. Die Statthalterinn benutzte die erſte Freude der Nation, um ihr die Einwilligung in einige Steuern abzulocken, die unter der vorigen Verwaltung nicht zu ertrotzen geweſen war. Der große Credit des Adels bey dem Volke unterſtützte ſie darin auf das nachdrücklichſte, und bald lernte ſie dieſer Nation das Geheimniß ab, das ſich auf dem deutſchen Reichstage ſo oft bewährt hat, daß man nur viel fordern müſſe, um immer etwas von ihr zu erhalten. Sie ſelbſt ſahe ſich mit Vergnügen ihrer langen Knechtſchaft entledigt; der wetteifernde Fleiß des Adels erleichterte ihr die Laſt der Geſchäfte, und ſeine einſchmeichelnde Demuth ließ ſie die ganze Süßigkeit ihrer Herrſchaft empfinden *).

(1564.) Granvella war zu Boden geworfen, aber noch ſtand ſein Anhang. Seine Politik lebte in ſeinen Geſchöpfen, die er im geheimen Rathe und im Finanzrathe zurückließ. Der Haß glimmte noch unter den Parteyen, nachdem der Anführer längſt vertrieben war, und die Namen der Oraniſch- und Königlich-Geſinnten, der Patrioten und Kardinaliſten fuhren noch immer fort, den Senat zu theilen, und das Feuer der Zwietracht zu unterhalten. Viglius von Zuichem von Aytta, Präſident des geheimen Raths, Staatsrath und Siegelbewahrer, galt jetzt für den wichtigſten Mann im Se-

---

*) Hopper 38. Burg. 78. 79. Strad. 95. 98 Grot. 17.

nate, und die mächtigſte Stütze der Krone und der Tiare. Dieſer verdienſtvolle Greis, dem wir einige ſchätzbare Beyträge zu der Geſchichte des niederländiſchen Aufruhrs verdanken, und deſſen vertrauter Briefwechſel mit ſeinen Freunden uns in Erzählung derſelben mehrmals geleitet hat, war einer der größten Rechtsgelehrten ſeiner Zeit, dabey noch Theolog und Prieſter, und hatte ſchon unter dem Kaiſer die wichtigſten Aemter bekleidet. Der Umgang mit den gelehrteſten Männern, welche jenes Zeitalter zierten und an deren Spitze ſich Erasmus von Rotterdam befand, mit öftern Reiſen verbunden, die er in Geſchäften des Kaiſers anſtellte, hatten den Kreis ſeiner Kenntniſſe und Erfahrungen erweitert, und ſeine Grundſätze in manchen Stücken über ſeine Zeiten erhoben. Der Ruhm ſeiner Gelehrſamkeit erfüllte ſein ganzes Jahrhundert, und hat ſeinen Namen zur Nachwelt getragen. Als im Jahre 1548 auf dem Reichstage zu Augsburg die Verbindung der Niederlande mit dem deutſchen Reiche feſtgeſetzt werden ſollte, ſchickte Karl der Fünfte dieſen Staatsmann dahin, die Angelegenheit der Provinzen zu führen, und ſeine Geſchicklichkeit vorzüglich half die Unterhandlungen zum Vortheile der Niederlande lenken *). Nach dem Tode des Kaiſers war Viglius der vorzüglichſten Einer.

---

*) A. G. d. v. N. II. Theil. 503 u. folg.

welche **Philipp** aus der Verlaſſenſchaft ſeines Vaters empfing, und einer der wenigen, in denen er ſein Gedächtniß ehrte. Das Glück des Miniſters **Granvella**, an den ihn eine frühe Bekanntſchaft gekettet hatte, trug auch ihn mit empor; aber er theilte den Fall ſeines Gönners nicht, weil er ſeine Herrſchſucht und ſeinen Haß nicht getheilt hatte. Ein zwanzigjähriger Aufenthalt in den Provinzen, wo ihm die wichtigſten Geſchäfte anvertraut worden waren, die geprüfteſte Treue gegen ſeinen Monarchen, und die eifrigſte Anhänglichkeit an den katholiſchen Glauben machten ihn zum vorzüglichſten Werkzeuge der Monarchie in den Niederlanden *).

Viglius war ein **Gelehrter**, aber kein **Denker**; ein erfahrner Geſchäftsmann, aber kein erleuchteter Kopf; nicht ſtarke Seele genug, die Feſſeln des Wahns, wie ſein Freund, **Erasmus**, zu brechen, und noch vielweniger ſchlimm genug, ſie, wie ſein Vorgänger, **Granvella**, ſeiner Leidenſchaft dienen zu laſſen. Zu ſchwach und zu verzagt, der kühnern Leitung ſeines eignen Verſtandes zu folgen, vertraute er ſich lieber dem bequemern Pfade des Gewiſſens an; eine Sache war gerecht, ſo bald ſie ihm Pflicht war. Er gehörte zu den rechtſchaffenen Menſchen, die den ſchlimmen unentbehrlich ſind; auf ſeine Redlichkeit rechnete der Betrug. Ein halbes Jahrhundert ſpäter hätte er ſeine Unſterblichkeit von der Freyheit empfangen, die er jetzt unterdrücken half. Im geheimen Rathe zu Brüſſel diente er der Tiranney; im Parlamente zu London, oder im Senate zu Amſterdam wär' er vielleicht wie Thomas Morus und Olden Barneveldt geſtorben.

---

*) Vita Vigl.

Einen nicht weniger furchtbarn Gegner, als Viglius war, hatte die Faktion an dem Präſidenten des Finanzraths, dem Grafen Barlaimont. Es iſt wenig, was uns die Geſchichtſchreiber von dem Verdienſte und den Geſinnungen dieſes Mannes aufbewahrt haben; die blendende Größe ſeines Vorgängers, des Kardinals Granvella, verdunkelte ihn; nachdem dieſer von dem Schauplatze verſchwunden war, drückte ihn die Ueberlegenheit der Gegenpartey nieder, aber auch nur das Wenige, was wir von ihm aufſinden können, verbreitet ein günſtiges Licht auf ſeinen Karakter. Mehr als einmal bemüht ſich der Prinz von Oranien, ihn von dem Intereſſe des Kardinals abzuziehen, und ſeiner eignen Partey einzuverleiben. — Beweis genug, daß er einen Werth auf dieſe Eroberung legte. Alle ſeine Verſuche ſchlagen fehl, ein Beweis, daß er mit keinem ſchwankenden Karakter zu thun hatte. Mehr als einmal ſehen wir ihn, allein unter allen Mitgliedern des Raths, gegen die überlegene Faktion heraustreten, und das Intereſſe der Krone, das ſchon in Gefahr iſt, aufgeopfert zu werden, gegen den allgemeinen Widerſpruch in Schutz nehmen. Als der Prinz von Oranien die Ritter des goldnen Vließes*) in ſeinem Hauſe verſammelt hatte, um über die Aufhebung der Inquiſition vorläufig einen Schluß zu faſſen, war Barlaimont der Erſte, der die Geſetzwidrigkeit dieſes Verfahrens rügte, und der Erſte, der der Regentinn davon Unterricht gab. Einige Zeit darauf fragte ihn der Prinz, ob die Regentinn um jene Zuſammenkunft wiſſe? und Barlaimont ſtand keinen Augenblick an, ihm die Wahrheit zu geſtehen. Alle Schritte, die von ihm aufgezeichnet ſind, verrathen einen Mann, den weder Beyſpiel, noch Menſchenfurcht verſuchen, der mit feſteſtem Muthe und unüberwindlicher Beharrlichkeit der Parteу getreu bleibt, die er einmal gewählt hat, der aber zugleich zu ſtolz und deſpotiſch dachte, um eine andre, als dieſe, zu wählen *).

Noch werden uns unter dem königlichen Anhange zu Brüſſel der Herzog von Arſchot, die Grafen von Mannsfeld, Megen und Aremberg genannt — alle drey geborne Niederländer, und alſo mit dem ganzen niederländiſchen Adel, wie es ſchien, auf gleiche Art aufgefordert, der Hierarchie und der monarchiſchen Gewalt in ihrem Vaterlande entgegen zu arbeiten. Um ſo mehr muß uns der entgegengeſetzte Geiſt ihres Betragens befremden, der deſto auffallender iſt, weil wir ſie mit den vornehmſten Gliedern der Faktion in freundſchaftlichen Verhältniſſen finden, und gegen die gemeinſchaftlichen Laſten des Vaterlandes nichts weniger als unempfindlich ſehen. Aber ſie fanden in ihrem Buſen nicht Selbſtvertrauen, nicht Heldenmuth genug, einen ungleichen Kampf mit einem ſo überlegenen Gegner zu wagen. Mit feiger Klugheit unterwarfen ſie ihren gerechten Unwillen dem Geſetze der Nothwendigkeit, und legten ihrem Stolze lieber ein hartes Opfer auf, weil ihre verzärtelte Eitelkeit keines mehr zu bringen vermochte. Zu wirthſchaftlich und zu weiſe, um das gewiſſe Gut, das ſie von der freywilligen Großmuth ihres Herrn ſchon beſaßen, von ſeiner Gerechtigkeit oder Furcht erſt ertrotzen zu wollen, oder ein wirkliches Glück hinzugeben, um den Schatten eines andern zu retten, nutzten ſie vielmehr den günſtigen Augenblick, einen Wucher mit ihrer Beſtändigkeit zu treiben, die jetzt, bey dem allgemeinen Abfalle des Adels, im Preiſe geſtiegen war. Wenig empfindlich für den wahren Ruhm, ließen ſie ihren Ehrgeiz entſcheiden, welche Partey ſie ergreifen ſollten; kleiner Ehrgeiz aber beugt ſich unter das harte Joch des Zwanges weit lieber, als unter die ſanfte Herrſchaft eines überlegenen Geiſtes. Das Geſchenk war klein, wenn ſie ſich dem Prinzen von

---

*) Strad. 80. 83. Burgund. 91. 168. Vit. Vigl. 40.

Oranien gaben, aber das Bündniß mit der Majeſtät machte ſie zu ſeinen deſto furchtbarern Gegnern. Dort ging ihr Name unter dem zahlreichen Anhange und im Glanze ihres Nebenbuhlers verloren; auf der verlaſſenen Seite des Hofes ſtralte ihr dürftiges Verdienſt.

Die Geſchlechter von Naſſau und Croi, welchem letztern der Herzog von Arſchot angehörte, waren ſeit mehrern Regierungen Nebenbuhler an Anſehen und Würde geweſen, und ihre Eiferſucht hatte zwiſchen ihnen einen alten Familienhaß unterhalten, welchen Trennungen in der Religion zuletzt unverſöhnlich machten. Das Haus Croi ſtand ſeit undenklichen Jahren in einem vorzüglichen Rufe der Andacht und papiſtiſchen Heiligkeit; die Grafen von Naſſau hatten ſich der neuen Sekte gegeben — Gründe genug, daß Philipp von Croi, Herzog von Arſchot, eine Partey vorzog, die dem Prinzen von Oranien am meiſten entgegengeſetzt war. Der Hof unterließ nicht, einen Gewinn aus dieſem Privathaſſe zu ziehen, und dem wachſenden Anſehen des naſſauiſchen Hauſes in der Republik einen ſo wichtigen Feind entgegenzuſtellen. Die Grafen von Mannsfeld und Megen waren bisher die vertrauteſten Freunde des Grafen von Egmont geweſen. Gemeinſchaftlich hatten ſie mit ihm ihre Stimme gegen den Miniſter erhoben; gemeinſchaftlich die Inquiſition und die Edikte beſtritten und redlich mit ihm zuſammengehalten, bis hieher, bis an die letzten Linien ihrer Pflicht. — Dieſe drey Freunde trennten ſich jetzt an dem Scheidewege der Gefahr. Egmonts unbeſonnene Tugend riß ihn unaufhaltſam auf dem Pfade fort, der zum Verderben führte; ſeine gewarnten Freunde fingen noch bey guter Zeit an, auf einen vortheilhaften Rückzug zu denken. Es ſind noch Briefe auf uns gekommen, die zwiſchen den Grafen von Egmont und Mannsfeld gewechſelt worden, und die uns, obgleich in einer ſpätern Epoche geſchrieben, doch eine getreue Schilderung ihrer damaligen Verhältniſſe liefern. „Wenn ich,“ antwortete der Graf von Mannsfeld ſeinem Freunde, der ihm freundſchaftliche Vorwürfe über ſeinen Abfall zum Könige gemacht hatte, „wenn ich ehmals der Meinung geweſen bin, daß das gemeine Beſte die Aufhebung der Inquiſition, die Milderung der Edikte und die Entfernung des Kardinals Granvella nothwendig mache, ſo hat uns der König ja dieſen Wunſch jetzt gewährt, und die Urſache unſrer Klagen iſt gehoben. Zu viel haben wir bereits gegen die Majeſtät des Monarchen und das Anſehn der Kirche unternommen; es iſt die höchſte Zeit, einzulenken, daß wir dem Könige, wenn er kommt, mit offener Stirn, ohne Bangigkeit entgegengehen können. Ich, für meine Perſon, bin vor ſeiner Ahn-

„dung nicht bange; mit getroſtem Muthe würde ich mich auf ſeinen Wink in Spanien ſtellen, und von ſeiner Gerechtigkeit und Güte mein Urtheil mit Zuverſicht erwarten. Ich ſage dieſes nicht, als zweifelte ich, ob Graf Egmont daſſelbe von ſich behaupten könnte, aber weiſe wird Graf Egmont handeln, wenn er je mehr und mehr ſeine Sicherheit befeſtigt, und den Verdacht von ſeinen Handlungen entfernt. Höre ich," heißt es am Schluſſe, „daß er meine Warnungen beherzigt, ſo bleibt es bey unſerer Freundſchaft; wo nicht, ſo fühle ich mich ſtark genug, meiner Pflicht und der Ehre alle menſchlichen Verhältniſſe zum Opfer zu bringen *)."

Die erweiterte Macht des Adels ſetzte die Republik beynahe einem größern Uebel aus, als dasjenige war, dem ſie eben durch Vertreibung des Miniſters entronnen war. Durch eine lange Ueppigkeit verarmt, die zugleich ſeine Sitten aufgelöſt hatte, und mit der er bereits zu ſehr vertraut worden war, um ihr nun erſt entſagen zu können, unterlag er der gefährlichen Gelegenheit, ſeinem herrſchenden Hange zu ſchmeicheln, und den erlöſchenden Glanz ſeines Glücks wiederherzuſtellen. Verſchwendungen führten die Gewinnſucht herbey, und dieſe den Wucher. Weltliche und geiſtliche Aemter wurden feil; Ehrenſtellen, Pri-

---

*) Strada 139.

vilegien, Patente an den Meiſtbietenden verkauft; mit der Gerechtigkeit ſelbſt wurde ein Gewerbe getrieben. Wen der geheime Rath verdammt hatte, ſprach der Staatsrath wieder los; was jener verweigerte, war von dieſem für Geld zu erlangen. Zwar wälzte der Staatsrath dieſe Beſchuldigung nachher auf die zwey andern Curien zurück; aber ſein eignes Beyſpiel war es, was dieſe anſteckte. Die erfinderiſche Habſucht eröffnete neue Quellen des Gewinns. Leben, Freyheit und Religion wurden, wie liegende Gründe, für gewiſſe Summen verſichert; für Gold waren Mörder und Uebelthäter frey, und die Nation wurde durch das Lotto beſtohlen. Ohne Rückſicht des Ranges oder Verdienſtes ſah man die Dienſtleute und Kreaturen der Staatsräthe und Provinzſtatthalter zu den wichtigſten Bedienungen vorgeſchoben; wer etwas von dem Hofe zu erbitten hatte, muſſte den Weg durch die Statthalter und ihre unterſten Diener nehmen. Kein Kunſtgriff der Verführung wurde geſpart, den Geheimſchreiber der Herzoginn, Thomas Armenteros, einen bis jetzt unbeſcholtenen und redlichen Mann, in dieſe Ausſchweifungen mit zu verwickeln. Durch vorgeſpiegelte Betheurung von Ergebenheit und Freundſchaft wuſſte man ſich in ſeine Vertraulichkeit einzudrängen, und ſeine Grundſätze durch Wohlleben aufzulöſen; das verderbliche Beyſpiel ſteckte ſeine Sitten an, und neue Bedürfniſſe ſiegten über ſeine bis jetzt unbeſtechliche Tugend. Jetzt verblindete er zu Mißbräuchen, deren Mitſchuldiger er war, und zog eine Hülle über fremde Verbrechen, um unter ihr auch die ſeinigen zu verbergen. Einverſtanden mit ihm, beraubte man den königlichen Schatz, und hinterging durch ſchlechte Verwaltung ihrer Hülfsmittel, die Abſichten der Regierung. Unterdeſſen taumelte die Regentinn in einem lieblichen Wahne von Herrſchaft und Thätigkeit dahin, den die Schmeicheley der Großen künſtlich zu nähren wuſſte. Der Ehrgeiz der Parteyen ſpielte mit den Schwächen einer Frau, und kaufte ihr eine wahre Gewalt mit deren weſenloſen Zeichen und einer demüthigen Außenſeite der Unterwürfigkeit ab. Bald gehörte ſie ganz der Faktion und änderte unvermerkt ihre Maximen. Auf eine, ihrem vorigen Verhalten ganz entgegengeſetzte, Weiſe brachte ſie jetzt Fragen, die für die andern Curien gehörten, oder Vorſtellungen, welche ihr Viglius ingeheim gethan, widerrechtlich vor den Staatsrath, den die Faktion beherrſchte, ſowie ſie ihn ehmals unter Granvella's Verwaltung widerrechtlich vernachläßigt hatte. Beynahe alle Geſchäfte und aller Einfluß wendeten ſich jetzt den Statthaltern zu. Alle Bittſchriften kommen an ſie, alle Benefizen werden von ihnen vergeben. Es kam ſoweit, daß ſie den Obrigkeiten der Städte Rechtsſachen entzogen und vor ihre Gerichtsbarkeit brachten. Das Anſehn der Provinzialgerichte nahm ab, wie ſie das ihrige erweiterten, und mit dem Anſehn der Obrigkeit lag die Rechtſpflege und bürgerliche Ordnung darnieder. Bald folgten die kleinern Gerichtshöfe dem Beyſpiele der Landesregierung. Der Geiſt, der den Staatsrath zu Brüſſel beherrſchte, verbreitete ſich bald durch alle Provinzen. Beſtechungen, Indulgenzen, Räubereyen, Verkäuflichkeit des Rechts wurden allgemein auf den Richterſtühlen des Landes, die Sitten fielen, und die neuen Sekten benutzten dieſe Licenz, um ihren Kreis zu erweitern. Die duldſamern Religionsgeſinnungen des Adels, der entweder ſelbſt auf die Seite der Neuerer hing, oder wenigſtens die Inquiſition als ein Werkzeug des Deſpotismus verabſcheute, hatten die Strenge der Glaubensedikte aufgelöſt; durch die Freybriefe, welche man mehrern Proteſtanten ertheilte, wurden dem heiligen Amte ſeine beſten Opfer entzogen. Durch nichts konnte der Adel ſeinen nunmehrigen neuen Antheil an der Landesregierung dem Volke gefälliger ankündigen, als wenn er ihm das verhaſſte Tribunal der Inquiſition zum Opfer brachte — und dazu bewog ihn ſeine Neigung noch mehr, als die Vorſchrift der Politik. Die Nation ging augenblicklich von dem drückenden Zwange der Intoleranz in einen Zuſtand der Freyheit über, deſſen ſie bereits zu ſehr entwöhnt war, um ihn mit Mäßigung auszuhalten. Die Inquiſitoren, des obrigkeitlichen Beyſtandes beraubt, ſahen ſich mehr verlacht, als gefürchtet. In Brügges ließ der Stadtrath ſelbſt einige ihrer Diener, die ſich eines Ketzers bemächtigen wollten, bey Waſſer und Brot ins Gefängniß ſetzen. Um eben dieſe Zeit ward in Antwerpen, wo der Pöbel einen vergeblichen Verſuch gemacht hatte, dem heiligen Amte einen Ketzer zu entreißen, eine mit Blut geſchriebene Schrift auf öffentlichem Markte angeſchlagen, welche enthielt, daß ſich eine Anzahl Menſchen verſchworen habe, den Tod dieſes Unſchuldigen zu rächen *).

Von der Verderbniß, welche den ganzen Staatsrath ergriffen, hatten ſich der geheime Rath und der Finanzrath, in denen Viglius und Barlaimont den Vorſitz führten, noch größtentheils rein erhalten.

Da es der Faktion nicht gelang, ihre Anhänger in dieſe zwey Curien einzuſchieben, ſo blieb ihr kein anderes Mittel übrig, als beyde ganz außer Wirkſamkeit zu ſetzen und ihre Geſchäfte in den Staatsrath zu verpflanzen. Um dieſen Entwurf durchzuſetzen, ſuchte ſich der Prinz von Oranien des Beyſtandes der übrigen Staatsräthe zu verſichern. „Man nenne ſie zwar Senatoren“, ließ er ſich öfters gegen ſeinen Anhang heraus, „aber Andre beſitzen die Gewalt. Wenn man „Geld brauche, um die Truppen zu bezahlen, oder „wenn die Rede davon ſey, der eindringenden Ketzerey „zu wehren, oder das Volk in Ordnung zu erhalten, ſo

---

*) Hopper. 40. Grot. 17. Vita Vigl. 39. Burg. 80. 87. 88. Strad. 99. 100.

„halte man ſich an ſie, da ſie doch weder den Schatz „noch die Geſetze bewachten, ſondern nur die Organe „wären, durch welche die beyden andern Collegien auf „den Staat wirkten. Und doch würden ſie allein der „ganzen Reichsverwaltung gewachſen ſeyn, die man „unnöthiger Weiſe unter drey verſchiedene Kammern „vertheilt hätte, wenn ſie ſich nur unter einander ver„binden wollten, dem Staatsrathe dieſe entriſſenen „Zweige der Regierung wieder einzuverleiben, damit „Eine Seele den ganzen Körper belebe.“ Man entwarf vorläufig und in der Stille einen Plan, welchem zufolge zwölf neue Ritter des Vließes in den Staatsrath gezogen, die Gerechtigkeitpflege an das Tribunal zu Mecheln, dem ſie rechtmäßig zugehörte, wieder zurückgegeben, die Gnadenbriefe, Patente u. ſ. w. dem Präſidenten Viglius überlaſſen werden, ihnen aber die Verwaltung des Geldes anheimgeſtellt ſeyn ſollte. Nun ſahe man freylich alle Schwierigkeiten voraus, welche das Mißtrauen des Hofes und die Eiferſucht über die zunehmende Gewalt des Adels dieſer Neuerung entgegenſetzen würden; um ſie alſo der Regentinn abzunöthigen, ſteckte man ſich hinter einige von den vornehmſten Officieren der Armee, welche den Hof zu Brüſſel mit ungeſtümen Mahnungen an den rückſtändigen Sold beunruhigen, und im Verweigerungsfalle mit einer Rebellion drohen muſſten. Man leitete es ein, daß die Regentinn mit häufigen Suppliken und Memorialen angegangen wurde, die über verzögerte Gerechtigkeit klagten, und die Gefahr übertrieben, welche von dem täglichen Wachsthume der Ketzerey zu beſorgen ſey. Nichts unterließ man, ihr von dem zerrütteten Zuſtande der bürgerlichen Ordnung, der Rechtspflege und der Finanzen ein ſo abſchreckendes Gemählde zu geben, daß ſie von dem Taumel, worein ſie bisher gewiegt worden war, mit Schrecken erwachte *). Sie beruft alle drey Curien zuſammen, um über die Mittel zu berathſchlagen, wie dieſen Zerrüttungen zu begegnen ſey. Die Mehrheit der Stimmen geht dahin, daß man einen außerordentlichen Geſandten nach Spanien ſenden müſſe, welcher den König, durch eine umſtändliche und lebendige Schilderung, mit dem wahren Zuſtande der Sachen bekannter machen, und ihn vielleicht zu beſſern Maßregeln vermögen könnte. **Viglius**, dem von dem verborgenen Plane der Faktion nicht das mindeſte ahnete, widerſprach dieſer Meinung. „Das Uebel,“ ſagte er, „worüber man klage, ſey allerdings groß und nicht zu „vernachläſſigen, aber unheilbar ſey es nicht. Die „Gerechtigkeit werde ſchlecht verwaltet, aber aus keinem „andern Grunde, als weil der Adel ſelbſt das Anſehn „der Obrigkeit, durch ſein verächtliches Betragen gegen ſie, herabwürdige, und die Statthalter ſie nicht genug unterſtützten. Die Ketzerey nehme überhand,

---

*) Burgund. 92—94. Hopper 41. Vita Vigl. §. 87. 88.

„weil der weltliche Arm die geiſtlichen Richter im Stiche „laſſe, und weil das gemeine Volk, nach dem Beyſpiele „der Edeln, die Verehrung gegen ſeine Obrigkeit „ausgezogen habe. Nicht ſowol die ſchlechte Verwaltung „der Finanzen, als vielmehr die vorigen Kriege „und die Staatsbedürfniſſe des Königs haben die Provinzen „mit dieſer Schuldenlaſt beſchwert, von welcher „billige Steuern ſie nach und nach würden befreyen „können. Wenn der Staatsrath ſeine Indulgenzen, „Freybriefe und Erlaſſungen einſchränkte, wenn er die „Sittenverbeſſerung bey ſich ſelbſt anfinge, die Geſetze „mehr achtete, und die Obrigkeit in ihr voriges Anſehn „wieder einſetzte, kurz, wenn nur die Collegien und die „Statthalter erſt ihre Pflichten erfüllten, ſo würden „dieſe Klagen bald aufhören. Wozu alſo einen neuen „Geſandten nach Spanien, da doch nichts Neues geſchehen „ſey, um dieſes außerordentliche Mittel zu „rechtfertigen? Beſtünde man aber dennoch darauf, „ſo wolle er ſich dem allgemeinen Gutachten nicht entgegenſetzen; „nur bedinge er ſich aus, daß der wichtigſte „Auftrag des Botſchafters alsdann ſeyn möge, „den König zu einer baldigen Ueberkunft zu vermögen.“ *).

Ueber die Wahl des Botſchafters war nur Eine Stimme. Unter allen niederländiſchen Großen ſchien

---

*) Burg. 95. 96. Hopper. 41. 43. sq.

Graf Egmont der Einzige zu ſeyn, der beyden Theilen gleich Genüge thun konnte. Sein erklärter Haß gegen die Inquiſition, ſeine vaterländiſchen und freyen Geſinnungen, und die unbeſcholtene Rechtſchaffenheit ſeines Karakters, leiſteten der Republik hinlängliche Bürgſchaft für ſein Betragen; aus welchen Gründen er dem Könige willkommen ſeyn muſſte, iſt ſchon oben berührt worden. Da bey Fürſten oft ſchon der erſte Anblick das Urtheil ſpricht, ſo konnte Egmonts einnehmende Bildung ſeine Beredſamkeit unterſtützen, und ſeinem Geſuche eine Hülfe geben, deren die gerechteſte Sache bey Königen nie entübrigt ſeyn kann. Egmont ſelbſt wünſchte die Geſandtſchaft, um einige Familienangelegenheiten mit dem Könige zu berichtigen *).

Die Kirchenverſammlung zu Trient war unterdeſſen auch geendigt, und die Schlüſſe derſelben der ganzen katholiſchen Chriſtenheit bekannt gemacht worden. Aber dieſe Schlüſſe, weit entfernt, den Zweck der Synode zu erfüllen, und die Erwartungen der Religionsparteyen zu befriedigen, hatten die Kluft zwiſchen beyden Kirchen vielmehr erweitert, und die Glaubenstrennung unheilbar und ewig gemacht.

Der alte Lehrbegriff, anſtatt geläutert zu ſeyn, hatte jetzt nur mehr Beſtimmtheit und eine größere Würde erhalten. Alle Spitzfindigkeiten der Lehre, alle

---

*) Strada 103.

Künſte und Anmaßungen des heiligen Stuhls, die bis jetzt mehr auf der Willkür beruht hatten, waren nunmehr in Geſetze übergegangen, und zu einem Syſteme erhoben. Jene Gebräuche und Mißbräuche, die ſich in den barbariſchen Zeiten des Aberglaubens und der Dummheit in die Chriſtenheit eingeſchlichen, wurden jetzt für weſentliche Theile des Gottesdienſtes erklärt, und Bannflüche gegen jeden Verwegenen geſchleudert, der ſich dieſen Dogmen widerſetzen, dieſen Gebräuchen entziehen würde. Bannflüche gegen den, der an der Wunderkraft der Reliquien zweifeln, der die Knochen der Märtyrer nicht ehren, und die Fürbitte der Heiligen für unkräftig zu halten ſich erdreiſten würde. Die Kraft der Indulgenzen, die erſte Quelle des Abfalls von dem römiſchen Stuhle, war jetzt durch einen unumſtößlichen Lehrſatz erwieſen, und das Mönchthum durch einen ausdrücklichen Schluß der Synode in Schutz genommen, welcher Mannsperſonen geſtattet, im ſechszehnten Jahre, und Mädchen im zwölften, Profeß zu thun. Alle Dogmen der Proteſtanten ſind, ohne Ausnahme, verdammt; nicht ein einziger Schluß iſt zu ihrem Vortheile gefaſſt, nicht ein einziger Schritt geſchehen, ſie auf einem ſanftern Wege in den Schoß der mütterlichen Kirche zurückzuführen. Die ärgerliche Chronik der Synode, und die Ungereimtheit ihrer Entſcheidungen vermehrte bey dieſen, wo möglich, noch die herzliche Verachtung, die ſie längſt gegen das Papſtthum hegten.

und gab ihren Angriffen neue, bis jetzt noch überſehene Blößen preis. Es war ein unglücklicher Gedanke, die beleuchtende Fackel der Vernunft den Myſterien der Kirche ſo nahe zu bringen, und mit Vernunftſchlüſſen für Gegenſtände des blinden Glaubens zu fechten.

Und die Schlüſſe des Conciliums befriedigten auch nicht einmal alle katholiſche Mächte. Frankreich verwarf ſie ganz, ſowol den Kalviniſten zu gefallen, als auch weil die Superiorität, deren ſich der Papſt über das Concilium anmaßte, es beleidigte; auch einige katholiſche Fürſten Deutſchlands erklärten ſich dagegen. So wenig Philipp der Zweyte von gewiſſen Artikeln darin erbaut war, die zu nahe an ſeine eignen Rechte ſtreiften, worüber kein Monarch der Welt mit mehr Eiferſucht wachen konnte, als er; ſo ſehr ihn der große Einfluß des Papſtes auf das Concilium und die willkürliche übereilte Aufhebung deſſelben beleidigt hatte, ſo eine gerechte Urſache zur Feindſeligkeit ihm endlich der Papſt, durch die Zurückſetzung ſeines Geſandten, gab, ſo willig zeigte er ſich doch, die Schlüſſe des Conciliums anzuerkennen, die auch in dieſer Geſtalt ſeinem Lieblingsentwurfe, der Ketzervertilgung, zu Statten kamen. Alle übrige politiſche Rückſichten wurden dieſer Angelegenheit nachgeſetzt, und er gab Befehl, ſie in allen ſeinen Staaten abzukündigen *).

---

*) Hist. d. Philippe II. Watson T. II. L. V. Thuan. II. 29. 491. 530. Essay sur les Moeurs. T. III. Concile de Trente. Meteren. 59. 60.

Der Geiſt des Aufruhrs, der alle niederländiſche Provinzen bereits ergriffen hatte, bedurfte dieſes neuen Zunders nicht mehr. Die Gemüther waren in Gährung, das Anſehn der römiſchen Kirche bey Vielen ſchon aufs tiefſte geſunken; unter ſolchen Umſtänden konnten die gebieteriſchen und oft abgeſchmackten Entſcheidungen des Conciliums nicht anders, als anſtößig ſeyn; aber ſo ſehr konnte **Philipp der Zweyte** ſeinen Karakter nicht verleugnen, daß er Völkern, die eine andere Sonne, ein anderes Erdreich und andere Geſetze haben, einen andern Glauben erlaubte. Die Regentinn empfing den gemeſſenſten Befehl, in den Niederlanden eben denſelben Gehorſam gegen die trientiſchen Schlüſſe zu erpreſſen, der ihnen in Spanien und Italien geleiſtet ward *).

Die Schlüſſe fanden den heftigſten Widerſpruch in dem Staatsrathe zu Brüſſel. Die Nation, erklärte **Wilhelm von Oranien**, würde und könnte dieſelben nicht anerkennen, da ſie größtentheils den Grundgeſetzen ihrer Verfaſſung zuwiderliefen, und aus ähnlichen Gründen von mehrern katholiſchen Fürſten verworfen worden ſeyen. Beynahe der ganze Staatsrath war auf **Oraniens** Seite; die meiſten Stimmen gingen dahin, daß man den König bereden müſſe, die Schlüſſe entweder ganz zurückzunehmen, oder ſie wenigſtens nur unter gewiſſen Einſchränkungen bekannt zu machen. Dieſem widerſetzte ſich Viglius und beſtand auf dem Buchſtaben der königlichen Befehle. ,,Die Kirche," ſagte er, ,,hat zu allen Zeiten die Reinigkeit ihrer Lehre, und die Genauigkeit der Diſciplin, durch ſolche allgemeine Concilien erhalten. Den Glaubensirrungen, welche unſer Vaterland ſchon ſo lange beunruhigen, kann kein kräftigeres Mittel entgegengeſetzt werden, als eben dieſe Schlüſſe, auf deren Verwerfung man jetzt dringt. Wenn ſie auch hier und da mit den Gerechtigkeiten des Bürgers und der Konſtitution im Widerſpruche ſtehen, ſo iſt dieſes ein Uebel, dem man, durch eine kluge und ſchonende Handhabung derſelben, leicht begegnen kann. Uebrigens gereicht es unſerm Herrn, dem Könige von Spanien, ja zur Ehre, daß er allein, vor allen Fürſten ſeiner Zeit, nicht gezwungen iſt, ſein beſſeres Wiſſen der Nothwendigkeit unterzuordnen, und Maßregeln aus Furcht zu verwerfen, die das Wohl der Kirche von ihm heiſcht, und das Glück ſeiner Unterthanen ihm zur Pflicht macht." Da die Schlüſſe Verſchiedenes enthielten, was gegen die Rechte der Krone ſelbſt verſtieß, ſo nahmen einige davon Veranlaſſung, vorzuſchlagen, daß man dieſe Kapitel wenigſtens bey der Bekanntmachung hinweglaſſen ſollte. Damit der König dieſer anſtößigen und ſeiner Würde nachtheiligen Punkte mit guter Art überhoben würde, ſo wollten ſie die niederländiſche Nationalfreyheit vorſchützen, und den Namen der Republik zu dieſem Eingriffe in das Concilium hergeben. Aber der König hatte die Schlüſſe in ſeinen übrigen Staaten ohne Bedingung aufgenommen und durchſetzen laſſen, und es war nicht zu erwarten, daß er den übrigen katholiſchen Mächten dieſes Muſter von Widerſetzlichkeit geben, und das Gebäude ſelbſt untergraben werde, das er zu gründen ſo beſliſſen geweſen war [*]).

---

*) Strada 102.

---

[*]) Watson. T. I. L. VII. 262. Strad. 102. Burg. 115.

Graf Egmont in Spanien.

Dem Könige, dieſer Schlüſſe wegen, Vorſtellungen zu thun, ihm ein milderes Verfahren gegen die Proteſtanten abzugewinnen, und auf die Einziehung der beyden andern Rathsverſammlungen anzutragen, war der Auftrag, der dem Grafen von Egmont von Seiten der Mißvergnügten gegeben war; die Widerſetzlichkeit des niederländiſchen Volks gegen die Edikte vor das Ohr des Monarchen zu bringen, ihn von der Unmöglichkeit zu überführen, dieſe Edikte in ihrer ganzen Strenge zu handhaben, ihm über den ſchlechten Zuſtand des Kriegsweſens und der Finanzen in ſeinen niederländiſchen Staaten die Augen zu öffnen, ward ihm von der Statthalterinn empfohlen.

Die Beſtallung des Grafen wurde von dem Präſidenten Viglius entworfen. Sie enthielt große Klagen über den Verfall der Gerechtigkeitpflege, den Anwachs der Ketzerey und die Erſchöpfung des Schatzes. Auf die perſönliche Ueberkunft des Königs wurde nachdrücklich gedrungen. Das Uebrige war der Beredſamkeit des Bothſchafters vorbehalten, dem die Statthalterinn einen Wink gab, eine ſo ſchöne Gelegenheit nicht von der Hand zu ſchlagen, um ſich in der Gunſt ſeines Herrn feſtzuſetzen.

Die Verhaltungbefehle des Grafen, und die Vorſtellungen, welche durch ihn an den König ergehen ſollten, fand der Prinz von Oranien in viel zu allgemeinen und ſchwankenden Ausdrücken abgefaſſt. „Die Schilderung,“ ſagt er, „welche der Präſident „von unſern Beſchwerden gemacht, iſt weit unter der „Wahrheit geblieben. Wie kann der König die ſchicklichſten Heilmittel anwenden, wenn wir ihm die „Quellen des Uebels verhehlen? Laſſt uns die Zahl „der Ketzer nicht geringer angeben, als ſie wirklich „iſt; laſſt uns aufrichtig eingeſtehen, daß jede Provinz, jede Stadt, jeder noch ſo kleine Flecken davon wimmelt; laſſt uns auch nicht bergen, daß ſie „die Strafbefehle verachten, und wenig Ehrfurcht gegen die Obrigkeit hegen. Wozu alſo noch dieſe Zurückhaltung? Aufrichtig dem Könige geſtanden, daß „die Republik in dieſem Zuſtande nicht verharren kann. „Der geheime Rath freylich wird anders urtheilen, „dem eben dieſe allgemeine Zerrüttung willkommen „heißt. Denn woher ſonſt dieſe ſchlechte Verwaltung „der Gerechtigkeit, dieſe allgemeine Verderbniß der „Richterſtühle, als von ſeiner Habſucht, die durch „nichts zu erſättigen iſt? Woher dieſe Pracht, dieſe „ſchändliche Ueppigkeit jener Kreaturen, die wir aus „dem Staube haben ſteigen ſehen, wenn ſie nicht

„durch Beſtechung dazu gekommen ſind? Hören wir
„nicht täglich von dem Volke, daß kein andrer Schlüſſel
„ſie eröffnen könne, als Gold, und beweiſen nicht
„ihre Trennungen unter einander ſelbſt, wie ſchlecht
„ſie von der Liebe zum Ganzen ſich beherrſchen laſſen?
„Wie können Menſchen zum allgemeinen Beſten
„rathen, die das Opfer ihrer eignen Leidenſchaft
„ſind? Meinen ſie etwa, daß Wir, die Statthalter
„der Provinzen, dem Gutbefinden eines infamen
„Liktors mit unſern Soldaten zu Gebote ſtehen ſollen?
„Laſſt ſie ihren Indulgenzen und Erlaſſungen
„Grenzen ſetzen, womit ſie gegen diejenigen, denen
„wir ſie verſagen, ſo verſchwenderiſch ſind. Niemand
„kann Verbrechen erlaſſen, ohne gegen das
„Ganze zu ſündigen, und das allgemeine Uebel durch
„einen Beytrag zu vermehren. Mir, ich geſtehe es,
„hat es niemals gefallen, daß die Geheimniſſe des
„Staats und die Regierungsgeſchäfte ſich unter ſo
„viele Collegien vertheilen. Der Staatsrath reicht
„hin für alle; mehrere Patrioten haben dieſes längſt
„ſchon im Stillen empfunden, und ich erkläre es jetzt
„laut. Ich erkläre, daß ich für alle Uebel, worüber
„Klage geführt wird, kein andres Gegenmittel weiß,
„als jene beyden Kammern in dem Staatsrathe aufhören
„zu laſſen. Dieſes iſt es, was man von dem
„Könige zu erhalten ſuchen muß, oder dieſe neue Geſandtſchaft
„iſt wiederum ganz zwecklos und unnütz

„geweſen.“ Und nun theilte der Prinz dem verſammelten Senate den Entwurf mit, von welchem oben die Rede war. Viglius, gegen den dieſer neue Vorſchlag eigentlich und am meiſten gerichtet war, und dem die Augen jetzt plötzlich geöffnet wurden, unterlag der Heftigkeit ſeines Verdruſſes. Die Gemüthsbewegung war ſeinem ſchwächlichen Körper zu ſtark, und man fand ihn am folgenden Morgen vom Schlage gelähmt und in Gefahr des Lebens *).

Seine Stelle übernahm Joachim Hopper, aus dem geheimen Rathe zu Brüſſel, ein Mann von alter Sitte und unbeſcholtener Redlichkeit, des Präſidenten vertrauteſter und würdigſter Freund **). Er machte, zu Gunſten der Oraniſchen Partey, noch einige Zuſätze zu der Ausfertigung des Geſandten, welche die Abſchaffung der Inquiſition, und die Vereinigung der drey Curien betrafen, nicht ſowol mit Genehmigung der Regentinn, als vielmehr, weil ſie es nicht verbot. Als darauf Graf von Egmont von dem Präſidenten, der ſich unterdeſſen von ſeinem Zufalle wieder erholt hatte, Abſchied nahm, bat ihn dieſer, ihm die Entlaſſung von ſeinem Poſten aus Spanien mitzubringen. Seine Zeiten, erklärte er, ſeyen vorüber; er wolle ſich, nach dem Beyſpiele ſeines Vorgängers und Freundes, Granvella, in die Stille des Privatlebens zurückziehen, und dem Wankelmuthe des Glücks zuvorkommen. Sein Genius warne ihn vor einer ſtürmiſchen Zukunft, womit er ſich nicht gern vermengen wolle *).

---

*) Vit. Vigl. §. 88. 89. Burg. 97 – 102.

**) Vita Vigl. §. 89. Der nämliche, aus deſſen Memoires ich viele Aufſchlüſſe über dieſe Epoche geſchöpft habe. Seine nachherige Abreiſe nach Spanien hat den Briefwechſel zwiſchen ihm und dem Präſidenten veranlaſſt, der eines der ſchätzbarſten Dokumente für dieſe Geſchichte iſt.

Der Graf von Egmont trat im Jänner des Jahrs 1565 ſeine Reiſe nach Spanien an, und wurde daſelbſt mit einer Güte und Achtung empfangen, die keinem ſeines Standes vor ihm widerfahren war. Alle kaſtilianiſche Große, vom Beyſpiele ihres Königs beſiegt, oder vielmehr ſeiner Staatskunſt getreu, ſchienen ihren verjährten Groll gegen den flämiſchen Adel ausgezogen zu haben, und beeiferten ſich in die Wette, ihn durch ein angenehmes Bezeigen zu gewinnen. Alle ſeine Privatgeſuche wurden ihm von dem Könige bewilligt, ja, ſeine Erwartungen hierin ſogar übertroffen, und während der ganzen Zeit ſeines dortigen Aufenthalts hatte er Urſache genug, ſich der Gaſtfreyheit des Monarchen zu rühmen. Dieſer gab ihm die nachdrücklichſten Verſicherungen von ſeiner Liebe zu dem niederländiſchen Volke, und machte ihm

---

*) Burgund. 103.

Hoffnung, daß er nicht ungeneigt ſey, ſich dem allgemeinen Wunſche zu fügen, und von der Strenge der Glaubensverordnungen etwas nachzulaſſen. Zu gleicher Zeit aber ſetzte er in Madrid ein Commiſſion von Theologen nieder, denen die Frage aufgelegt wurde, ob es nöthig ſey, den Provinzen die verlangte Religionduldung zu bewilligen? Da die Mehrſten darunter der Meinung waren, die beſondere Verfaſſung der Niederlande, und die Furcht vor einer Empörung dürfte hier wol einen Grad von Nachſicht entſchuldigen, ſo wurde die Frage noch bündiger wiederholt: „Er verlange nicht zu wiſſen, hieß „es, „ob er es dürfe, ſondern, ob er es müſſe?“ Als man das Letzte verneinte, ſo erhub er ſich von ſeinem Sitze und kniete vor einem Kruzifixe nieder. „So bitte ich dich denn, Majeſtät des Allmächtigen,“ rief er aus, „daß du mich nie ſo tief mögeſt ſinken „laſſen, ein Herr derer zu ſeyn, die dich von ſich „ſtoßen!“ Und nach dieſem Muſter ohngefähr fielen die Maßregeln aus, die er in den Niederlanden zu treffen geſonnen war. Ueber den Artikel der Religion war die Entſchließung dieſes Monarchen einmal für ewig gefaſſt; die dringendſte Nothwendigkeit konnte ihn vielleicht nöthigen, bey Durchſetzung der Strafbefehle weniger ſtreng zu ſeyn, aber niemals, ſie geſetzlich zurückzunehmen, oder nur zu beſchränken. Egmont ſtellte ihm vor, wie ſehr ſelbſt dieſe öffentlichen Hinrichtungen der Ketzer täglich ihren Anhang verſtärkten, da die Beyſpiele ihres Muths und ihrer Freudigkeit im Tode die Zuſchauer mit der tiefſten Bewunderung erfüllten, und ihnen hohe Meinungen von einer Lehre erweckten, die ihre Bekenner zu Helden machen kann. Dieſe Vorſtellung fiel bey dem Könige zwar nicht auf die Erde; aber ſie wirkte etwas ganz Anderes, als damit gemeint worden war. Um dieſe verführeriſchen Auftritte zu vermeiden, und der Strenge der Edikte doch nichts dadurch zu vergeben, verfiel er auf einen Ausweg und beſchloß, daß die Hinrichtungen inskünftige — heimlich geſchehen ſollten. Die Antwort des Königs auf den Inhalt ſeiner Geſandtſchaft wurde dem Grafen ſchriftlich an die Statthalterinn mitgegeben. Ehe er ihn entließ, konnte er nicht umhin, ihn über ſein Bezeigen gegen Granvella zur Rechenſchaft zu ziehen, wobey er insbeſondere auch der Spottlivrey gedachte. Egmont betheuerte, daß das Ganze nichts als ein Tafelſcherz geweſen, und nichts damit gemeint worden ſey, was die Achtung gegen den Monarchen verletzte. Wüßte er, daß es einem Einzigen unter ihnen eingefallen wäre, etwas ſo Schlimmes dabey zu denken, ſo würde er ſelbſt ihn vor ſeinen Degen fordern *).

Bey ſeiner Abreiſe machte ihm der Monarch ein

---

*) Grot. VI. Hopper 43. 44. 45. Strad. 104. 105. 106.

Geſchenk von 50,000 Gulden, und fügte noch die Verſicherung hinzu, daß er die Verſorgung ſeiner Töchter über ſich nehmen würde. Er erlaubte ihm zugleich, den jungen Farneſe von Parma mit ſich nach Brüſſel zu nehmen, um der Statthalterinn, ſeiner Mutter, dadurch eine Aufmerkſamkeit zu bezeigen *). Die verſtellte Sanftmuth des Königs, und die Betheurungen eines Wohlwollens für die niederländiſche Nation, das er nicht empfand, hintergingen die Redlichkeit des Flamänders. Glücklich durch die Glückſeligkeit, die er ſeinem Vaterlande zu überbringen meinte, und von der es nie weiter entfernt geweſen war, verließ er Madrid über alle Erwartung zufrieden, um alle niederländiſche Provinzen mit dem Ruhme ihres guten Königs zu erfüllen.

Gleich die Eröffnung der königlichen Antwort im Staatsrathe zu Brüſſel ſtimmte dieſe angenehmen Hoffnungen ſchon merklich herunter. „Obgleich ſein Entſchluß in Betreff der Glaubensedikte," lautete ſie, „feſt und unwandelbar ſey, und er lieber tauſend Leben „verlieren, als nur Einen Buchſtaben daran abändern „wolle, ſo habe er doch, durch die Vorſtellungen des „Grafen von Egmont bewogen, auf der andern „Seite keines von den gelinden Mitteln unverſucht „laſſen wollen, wodurch das Volk vor der ketzeriſchen „Verderbniß bewahrt, und jenen unabänderlichen

---

*) Strad. 107.

„Strafen entriſſen werden könnte. Da er nun aus des Grafen Bericht vernommen, daß die vornehmſte Urſache der bisherigen Glaubensirrungen in der Sittenverderbniß der niederländiſchen Geiſtlichkeit, dem ſchlechten Unterrichte des Volks, und der verwahrloſten Erziehung der Jugend zu ſuchen ſey, ſo trage er ihr hiemit auf, eine beſondere Commiſſion von drey Biſchöfen und einigen der geſchickteſten Theologen niederzuſetzen, deren Geſchäft es wäre, ſich über die nöthige Reforme zu berathſchlagen, damit das Volk nicht fernerhin aus Aergerniß wanke, oder aus Unwiſſenheit in den Irrthum ſtürze. Weil er ferner gehört, daß die öffentlichen Todesſtrafen der Ketzer dieſen nur Gelegenheit gäben, mit einem tollkühnen Muthe zu prahlen, und den gemeinen Haufen durch einen Schein von Märtyrerruhm zu bethören, ſo ſolle die Commiſſion Mittel in Vorſchlag bringen, wie dieſen Hinrichtungen mehr Geheimniß zu geben, und den verurtheilten Ketzern die Ehre ihrer Standhaftigkeit zu entreißen ſey.“ Um aber ja gewiß zu ſeyn, daß dieſe Privatſynode ihren Auftrag nicht überſchreite, ſo verlangte er ausdrücklich, daß der Biſchof von Ypern, ein verſicherter Mann und der ſtrengſte Eiferer für den katholiſchen Glauben, von den committirten Räthen ſeyn ſollte. Die Berathſchlagung ſollte, wo möglich, in der Stille, und unter dem Scheine, als ob ſie die Einführung der trientiſchen Schlüſſe zum Zweck hätte, vor ſich geben:

wahrſcheinlich, um den römiſchen Hof durch dieſe Privatſynode nicht zu beunruhigen, und dem Geiſte der Rebellion in den Provinzen keine Aufmunterung dadurch zu geben. Bey der Sitzung ſelbſt ſollte die Herzoginn nebſt einigen treugeſinnten Staatsräthen anweſend ſeyn, und ſodann ein ſchriftlicher Bericht von dem, was darin ausgemacht worden, an ihn erlaſſen werden. Zu ihren dringendſten Bedürfniſſen ſchickte er ihr einſtweilen einiges Geld. Er machte ihr Hoffnung zu ſeiner perſönlichen Ueberkunft; erſt aber müßte der Krieg mit den Türken geendigt ſeyn, die man eben jetzt vor Maltha erwarte. Die vorgeſchlagene Vermehrung des Staatsraths und die Verbindung des geheimen Raths und Finanzraths mit demſelben wurde ganz mit Stillſchweigen übergangen, außer daß der Herzog von Arſchot, den wir als einen eifrigen Royaliſten kennen, Sitz und Stimme in dem letztern bekam. Viglius wurde der Präſidentenſtelle im geheimen Rathe zwar entlaſſen, muſſte ſie aber deßungeachtet noch ganzer vier Jahre fort verwalten, weil ſein Nachfolger, Karl Tyſſenacque, aus dem Conſeil der niederländiſchen Angelegenheiten in Madrid, ſo lange dort zurückgehalten wurde *).

---

*) Hopper. 44 — 46. Ob. Strada. 107. 151. Vita Vigl. 45. Not. ad Vita Vigl. 187. Burgund. 105. sq. 119.

Geſchärftere Religionsedikte. Allgemeine Widerſetzung der Nation.

Egmont war kaum zurück, als geſchärftere Mandate gegen die Ketzer, welche aus Spanien gleichſam hinter ihm hereilten, die frohen Zeitungen Lügen ſtraften, die er von der glücklichen Sinnesänderung des Monarchen zurückgebracht hatte. Mit ihnen kam zugleich eine Abſchrift der trientiſchen Schlüſſe, wie ſie in Spanien anerkannt worden waren, und jetzt auch in den Niederlanden ſollten geltend gemacht werden; wie auch das Todesurtheil einiger Wiedertäufer, und noch anderer Ketzer, unterſchrieben. „Der Graf," hörte man jetzt von Wilhelm dem Stillen, „iſt durch ſpaniſche „Künſte überliſtet worden. Eigenliebe und Eitelkeit „haben ſeinen Scharfſinn geblendet; über ſeinem eig„nen Vortheile hat er das allgemeine Beſte vergeſſen." Die Falſchheit des ſpaniſchen Miniſteriums lag jetzt offen da; dieſes unredliche Verfahren empörte die Beſten im Lande. Niemand aber litt empfindlicher dabey, als

Graf Egmont, der ſich jetzt als das Spielwerk der ſpaniſchen Argliſt erkannte, und unwiſſenderweiſe an ſeinem Vaterlande zum Verräther geworden war. „Dieſe ſcheinbare Güte alſo,“ beſchwerte er ſich laut und bitter, „war nichts, als ein Kunſtgriff, mich dem „Spotte meiner Mitbürger preis zu geben, und meinen guten Namen zu Grunde zu richten. Wenn der „König die Verſprechungen, die er mir in Spanien gethan, auf eine ſolche Art zu halten geſonnen iſt, ſo „mag Flandern übernehmen, wer will; ich werde durch „meine Zurückziehung von Geſchäften öffentlich darthun, „daß ich an dieſer Wortbrüchigkeit keinen Antheil habe.“ In der That konnte das ſpaniſche Miniſterium ſchwerlich ein ſchicklicheres Mittel wählen, den Credit eines ſo wichtigen Mannes zu brechen, als daß es ihn ſeinen, ihn anbetenden, Mitbürgern öffentlich als Einen, den es zum Beſten gehabt hatte, zur Schau ſtellte *).

Unterdeſſen hatte ſich die Synode im folgenden Gutachten vereinigt, welches dem Könige ſogleich überſendet ward. „Für den Religionsunterricht des Volks, „die Sittenverbeſſerung der Geiſtlichkeit und die Erziehung der Jugend ſey bereits in den trientiſchen Schlüſſen ſo viel Sorge getragen worden, daß es jetzt nur „darauf ankomme, dieſe Schlüſſe in die ſchleunigſte Erfüllung zu bringen. Die kaiſerlichen Edikte gegen die

---

*) Strada 118.

„Ketzer dürfen durchaus keine Veränderung leiden; doch könne man den Gerichtshöfen ingeheim zu verſtehen geben, nur die hartnäckigen Ketzer und ihre Prediger mit dem Tode zu beſtrafen, zwiſchen den Sekten ſelbſt einen Unterſchied zu machen, und dabey auf Alter, Rang, Geſchlecht und Gemüthskarakter der angeklagten Perſonen zu achten. Wenn es an dem wäre, daß öffentliche Hinrichtungen den Fanatismus noch mehr in Flammen ſetzten, ſo würde vielleicht die unheldenhafte, weniger in die Augen fallende, und doch nicht minder harte Strafe der Galere am angemeſſenſten ſeyn, dieſe hohen Meinungen von Märtyrerthum herunterzuſtimmen. Vergehungen des bloßen Muthwillens, der Neugierde und des Leichtſinns könnte man durch Geldbußen, Landesverweiſung, oder auch durch Leibesſtrafen ahnden *).“

Während daß unter dieſen Berathſchlagungen, die nun erſt nach Madrid geſchickt, und von da wieder zurück erwartet werden muſſten, unnütz die Zeit verſtrich, ruhten die Proceduren gegen die Sektirer, oder wurden zum wenigſten ſehr ſchläfrig geführt. Seit der Vertreibung des Miniſters Granvella hatte die Anarchie, welche in den obern Curien herrſchte, und ſich von da durch die Provinzialgerichte verbreitete, verbunden mit den mildern Religionsgeſinnungen des Adels, den Muth

---

*) Hopper. 49. 50. Burgund. 110. 111.

der Sekten erhoben und der Bekehrungswuth ihrer Apoſtel freyes Spiel gelaſſen. Die Inquiſitionrichter waren durch die ſchlechte Unterſtützung des weltlichen Armes, der an mehrern Orten ihre Schlachtopfer offenbar in Schutz nahm, in Verachtung gekommen. Der katholiſche Theil der Nation hatte ſich von den Schlüſſen der trientiſchen Kirchenverſammlung, ſo wie von Egmonts Geſandtſchaft nach Spanien, große Erwartungen gemacht, welche letztere durch die erfreulichen Nachrichten, die der Graf zurückgebracht und in der Aufrichtigkeit ſeines Herzens zu verbreiten nicht unterlaſſen hatte, gerechtfertigt zu ſeyn ſchienen. Je mehr man die Nation von der Strenge der Glaubensproceduren entwöhnt hatte, deſto ſchmerzhafter muſſte eine plötzliche und geſchärftere Erneuerung derſelben empfunden werden. Unter dieſen Umſtänden langte das königliche Schreiben aus Spanien an, worin das Gutachten der Biſchöfe, und die letzte Anfrage der Oberſtatthalterinn beantwortet wurde.

Was für eine Auslegung auch der Graf von Egmont, lautete ſie, den mündlichen Aeußerungen des Königs gegeben habe, ſo wäre ihm nie, auch nicht einmal von weitem, in den Sinn gekommen, nur das Mindeſte an den Strafbefehlen zu ändern, die der Kaiſer, ſein Vater, ſchon vor fünf und dreyßig Jahren, in den Provinzen ausgeſchrieben habe. Dieſe Edikte, befehle er alſo, ſollen fortan auf das ſtrengſte gehandhabt werden, die Inquiſition von dem weltlichen Arme die thätigſte Unterſtützung erhalten, und die Schlüſſe der trientiſchen Kirchenverſammlung unwiderruflich und unbedingt in allen Provinzen ſeiner Niederlande gelten. Das Gutachten der Biſchöfe und Theologen billigt er vollkommen, bis auf die Milderung, welche ſie darin, in Rückſicht auf Alter, Geſchlecht und Karakter der Individuen, vorgeſchlagen, indem er dafür halte, daß es ſeinen Edikten gar nicht an Mäßigung fehle. Dem ſchlechten Eifer, und der Treuloſigkeit der Richter allein, ſeyen die Fortſchritte zuzuſchreiben, welche die Ketzerey bis jetzt in dem Lande gemacht. Welcher von dieſen es alſo künftig an Eifer würde ermangeln laſſen, müſſe ſeines Amtes entſetzt, und ein beſſerer an ſeinen Platz geſtellt werden. Die Inquiſition ſolle, ohne Rückſicht auf etwas menſchliches, feſt, furchtlos, und von Leidenſchaft frey, ihren Weg wandeln, und weder vor ſich noch hinter ſich ſchauen. Er genehmige Alles, ſie möge ſo weit gehen, als ſie wolle, wenn ſie nur das Aergerniß vermiede *).

Dieſer königliche Brief, dem die oraniſche Partey alle nachherigen Leiden der Niederlande zugeſchrie-

---

*) Inquisitores praeter me intueri neminem volo. Lacessant scelus securi. Satis est mihi, si scandalum declinaverint. Burgund. 118.

den hat, verurſachte die heftigſten Bewegungen unter den Staatsräthen, und die Aeußerungen, welche ihnen zufällig oder mit Abſicht in Geſellſchaft darüber entfielen, warfen den Schrecken unter das Volk. Die Furcht der ſpaniſchen Inquiſition kam erneuert zurück, und mit ihr ſahe man ſchon die ganze Verfaſſung zuſammenſtürzen. Schon hörte man Gefängniſſe mauern, Ketten und Halseiſen ſchmieden und Scheiterhaufen zuſammentragen. Alle Geſellſchaften ſind mit dieſen Geſprächen erfüllt, und die Furcht hält ſie nicht mehr im Zügel. Es wurden Schriften an die Häuſer der Edeln geſchlagen, worin man ſie, wie ehemals Rom ſeinen Brutus, aufforderte, die ſterbende Freyheit zu retten. Beißende Pasquille erſchienen gegen die neuen Biſchöfe, Folterknechte, wie man ſie nannte; die Cleriſey wurde in Komödien verſpottet, und die Läſterung verſchonte den Thron ſo wenig, als den römiſchen Stuhl *).

Aufgeſchreckt von dieſen Gerüchten, läſſt die Regentinn alle Staatsräthe und Ritter zuſammenrufen, um ſich ihr Verhalten in dieſer mißlichen Lage von ihnen beſtimmen zu laſſen. Die Meinungen waren verſchieden und heftig der Streit. Ungewiß zwiſchen Furcht und Pflicht zögerte man, einen Schluß zu faſſen, bis der Greis Viglius zuletzt aufſtand und

---

*) Grot. 19. Burg. 110. Hopper. 61.

durch ſein Urtheil die ganze Verſammlung überraſchte. — „Jetzt,“ ſagte er, „dürfe man gar nicht daran „denken, die königliche Verordnung bekannt zu machen, ehe man den Monarchen auf den Empfang „vorbereitet habe, den ſie jetzt, aller Wahrſcheinlichkeit nach, finden würde; vielmehr müſſe man die „Inquiſitionrichter anhalten, ihre Gewalt ja nicht „zu mißbrauchen, und ja ohne Härte zu verfahren.“ Aber noch mehr erſtaunte man, als der Prinz von Oranien jetzt auftrat, und dieſe Meinung bekämpfte. „Der Wille des Königs,“ ſagte er, „ſey zu klar „und zu beſtimmt vorgetragen, ſey durch zu viele „Deliberationen befeſtigt, als daß man es noch weiterhin wagen könnte, mit ſeiner Vollſtreckung zurückzuhalten, ohne den Vorwurf der ſträflichſten Halsſtarrigkeit auf ſich zu laden.“ — „Den nehm' ich „auf mich,“ fiel ihm Viglius in die Rede. „Ich „ſtelle mich ſeiner Ungnade entgegen. Wenn wir ihm „die Ruhe ſeiner Niederlande damit erkaufen, ſo wird „uns dieſe Widerſetzlichkeit endlich noch bey ihm Dank „erwerben.“ Schon fing die Regentinn an, zu dieſer Meinung hinüber zu wanken, als ſich der Prinz mit Heftigkeit dazwiſchen warf. „Was“, fiel er ein, „was haben die vielen Vorſtellungen, die wir ihm „gethan, die vielen Briefe, die wir an ihn geſchrieben, was hat die Geſandtſchaft ausgerichtet, die „wir noch kürzlich an ihn geſendet haben? Nichts

„— und was erwarten wir alſo noch? Wollen wir, „ſeine Staatsräthe allein, ſeinen ganzen Unwillen auf „uns laden, um ihm auf unſre Gefahr einen Dienſt zu „leiſten, den er uns niemals danken wird?“ Unentſchloſſen und ungewiß ſchweigt die ganze Verſammlung; Niemand hat Muth genug, dieſer Meinung beyzupflichten, und eben ſo wenig, ſie zu widerlegen; aber der Prinz hat die natürliche Furchtſamkeit der Regentinn zu ſeinem Beyſtande gerufen, die ihr jede Wahl unterſagt. Die Folgen ihres unglücklichen Gehorſams werden in die Augen leuchten, — womit aber, wenn ſie ſo glücklich iſt, dieſe Folgen durch einen weiſen Ungehorſam zu verhüten, womit wird ſich beweiſen laſſen, daß ſie dieſelben wirklich zu fürchten gehabt habe? Sie erwählt alſo von beyden Rathſchlägen den traurigſten; es geſchehe daraus, was wolle, die königliche Verordnung wird der Bekanntmachung übergeben. Dießmal ſiegte alſo die Faktion, und der einzige herzhafte Freund der Regierung, der, ſeinem Monarchen zu dienen, ihm zu mißfallen Muth hatte, war aus dem Felde geſchlagen *). Dieſe Sitzung machte der Ruhe der Oberſtatthalterinn ein Ende; von dieſem Tage an zählen die Niederlande alle Stürme, die ohne Unterbrechung von nun an in ihrem Innern gewüthet haben. Als die Räthe auseinander gingen, ſagte der Prinz von Oranien

---

*) Burgund 103. 104. Meteren 76. Vita Vigl. 43.

zu Einem, der zunächſt bey ihm ſtand: „Nun,“ ſagte er, „wird man uns bald ein großes Trauerſpiel geben“ *).

---

*) Die Geſchichtſchreiber der ſpaniſchen Partey haben nicht verſäumt, Oraniens Betragen in dieſer Sitzung gegen ihn zeugen zu laſſen, und mit dieſem Beweiſe von Unredlichkeit über ſeinen Karakter zu triumphiren. Er, ſagen ſie, der im ganzen bisherigen Lauf der Dinge die Maßregeln des Hofes mit Worten und Thaten beſtritten hat, ſo lange ſich noch mit einigem Grunde fürchten ließ, daß ſie durchgehen möchten, tritt jetzt zum erſten Male auf deſſen Seite, da eine gewiſſenhafte Ausrichtung ſeiner Befehle ihm wahrſcheinlicherweiſe zum Nachtheile gereichen wird. Um den König zu überführen, wie übel er gethan, daß er ſeine Warnungen in den Wind geſchlagen; um ſich rühmen zu können: Das hab' ich vorher geſagt, ſetzt er das Wohl ſeiner Nation aufs Spiel, für welches allein er doch bis jetzt gekämpft haben wollte. Der ganze Zuſammenhang ſeines vorhergehenden Betragens erwies, daß er die Durchſetzung der Edikte für ein Uebel gehalten; gleichwol wird er jetzt auf einmal ſeinen Ueberzeugungen untreu und folgt einem entgegengeſetzten Plane, obgleich auf Seiten der Nation alle Gründe fortdauern, die ihm den erſten vorgeſchrieben; und bloß deswegen thut er dieſes, weil die Folgen jetzt anders auf den König fallen. Klar iſt es ja am Tage, fahren ſeine Gegner fort, daß das Beſte ſeines Volks weniger Gewalt über ihn hat, als ſein ſchlimmer Wille ge-

Es erging alſo ein Edikt an alle Statthalter der Provinzen, worin ihnen befohlen war, die Placate des Kaiſers, wie diejenigen, welche unter der jetzigen Regierung gegen die Ketzer ausgeſchrieben worden, die

---

gen den König. Um ſeinen Haß gegen dieſen zu befriedigen, kommt es ihm nicht darauf an, jene mit aufzuopfern.

Aber iſt es denn an dem, daß er die Nation durch Beförderung dieſer Edikte aufopfert? oder, beſtimmter zu reden, bringt er die Edikte zur Vollſtreckung, wenn er auf ihre Bekanntmachung dringt? Läßt ſich nicht im Gegentheile mit weit mehr Wahrſcheinlichkeit darthun, daß er jene allein durch dieſe hintertreiben kann? Die Nation iſt in Gährung, und die erhitzten Parteyen werden, aller Vermuthung nach (denn fürchtet es nicht Viglius ſelbſt?) einen Widerſtand dagegen äußern, der den König zum Nachgeben zwingen muß. Jetzt, ſagt Oranien, hat meine Nation die nöthige Schwungkraft, um mit Glück gegen die Tyranney zu kämpfen. Verſäume ich dieſen Zeitpunkt, ſo wird dieſe letztere Mittel finden, durch geheime Negotiationen und Ränke zu erſchleichen, was ihr durch offenbare Gewalt mißlang. Sie wird daſſelbe Ziel, nur mit mehr Behutſamkeit und Schonung, verfolgen; aber die Extremität allein iſt es, was meine Nation zu Einem Zwecke vereinigen, zu einem kühnen Schritte fortreißen kann. Alſo iſt es klar, daß der Prinz nur ſeine Sprache, in Abſicht auf den König, verändert, in Abſicht auf das Volk aber mit ſeinem

Schlüſſe der trientiſchen Kirchenverſammlung, wie die der neulich gehaltenen biſchöflichen Synode, in die genaueſte Ausübung zu bringen, der Inquiſition hülfreiche Hand zu leiſten, und die ihnen untergebenen Obrigkeiten ebenfalls aufs Nachdrücklichſte dazu anzuhalten. Zu dem Ende ſolle ein Jeder aus dem ihm untergeordneten Rathe einen tüchtigen Mann ausleſen, der die Provinzen fleißig durchreiſe, und ſtrenge Unterſuchungen anſtelle, ob den gegebenen Verordnungen von den Unterbeamten die gehörige Folge geleiſtet werde, und dann jeden dritten Monat einen genauen Bericht davon in die Reſidenz einſchicken. Den Erzbiſchöfen und Biſchöfen wurde eine Abſchrift der trientiſchen Schlüſſe nach dem ſpaniſchen Originale zugeſendet, mit dem Bedeuten, daß, im Falle ſie den Beyſtand der weltlichen Macht brauchten, ihnen die Statthalter ihrer Diöceſen mit Truppen zu Gebote ſtehen ſollten; es ſey denn, daß ſie dieſe lieber von der Oberſtatthalterinn ſelbſt anneh-

---

ganzen vorhergehenden Betragen ſehr zuſammenhängend gehandelt hat. Und welche Pflichten kann er gegen den König haben, die von dem, was er der Republik ſchuldig iſt, verſchieden ſind? Soll er eine Gewaltthätigkeit gerade in dem Augenblicke verhindern, wo ſie ihren Urheber ſtrafen wird? Handelt er gut an ſeinem Vaterlande, wenn er dem Unterdrücker deſſelben eine Uebereilung erſpart, durch die ſolches allein ſeinem unvermeidlichen Schickſale entziehen kann?

men wollten. Gegen dieſe Schlüſſe gelte kein Privilegium; der König wolle und befehle, daß den beſondern Territorialgerechtigkeiten der Provinzen und Städte durch ihre Vollſtreckung nichts benommen ſeyn ſollte *).

Dieſe Mandate, welche in jeder Stadt öffentlich durch den Herold verleſen wurden, machten eine Wirkung auf das Volk, welche die Furcht des Präſidenten Viglius, und die Hoffnungen des Prinzen von Oranien aufs vollkommenſte rechtfertigte. Beynahe alle Statthalter weigerten ſich, ihnen Folge zu leiſten, und drohten, abzudanken, wenn man ihren Gehorſam würde erzwingen wollen. „Die Verordnung," ſchrieben ſie zurück, „ſey auf eine ganz falſche Angabe der Sektirer „gegründet **). Die Gerechtigkeit entſetze ſich vor

---

*) Strada. 114. Hopper. 53. 54. Burg. 115. Meteren. 77. Grot. 18.

**) Die Anzahl der Ketzer wurde von beyden Parteyen ſehr ungleich angegeben, je nachdem es das Intereſſe und die Leidenſchaft einer jeden erheiſchte, ſie zu vermehren, oder zu verringern; und die nämliche Partey widerſprach ſich oft ſelbſt, wenn ſich ihr Intereſſe abänderte. War die Rede von neuen Anſtalten der Unterdrückung, von Einführung der Inquiſitionsgerichte u. ſ. w., ſo mußte der Anhang der Proteſtanten zahllos und unüberſehlich ſeyn. War hingegen die Rede von Nachgiebigkeit gegen ſie, von Verordnungen zu ihrem Beſten, ſo waren ſie wieder in ſo geringer Anzahl vor-

„der ungeheuern Menge der Opfer, die ſich täglich unter ihren Händen häuften; 50, und 60,000 Menſchen „aus ihren Diſtrikten in den Flammen umkommen zu „laſſen, ſey kein Auftrag für ſie.“ Gegen die trientiſchen Schlüſſe erklärte ſich beſonders die niedre Geiſtlichkeit, deren Unwiſſenheit und Sittenverderbniß in dieſen Schlüſſen aufs Grauſamſte angegriffen war, und die noch außerdem mit einer ſo verhaßten Reforme bedrohet wurde. Sie brachte jetzt ihrem Privatnutzen das höchſte Intereſſe ihrer Kirche zum Opfer, griff die Schlüſſe und das ganze Concilium mit bittern Schmähungen an, und ſtreute den Samen des Aufruhrs in die Gemüther. Daſſelbe Geſchrey kam jetzt wieder zurück, welches ehmals die Mönche gegen die neuen Biſchöfe erhoben hatten. Dem Erzbiſchofe von Cambray gelang es endlich, die Schlüſſe, doch nicht ohne vielen Widerſpruch, abkündigen zu laſſen. Mehr Mühe koſtete es in Mecheln und Utrecht, wo die Erzbiſchöfe mit ihrer Geiſtlichkeit zerfallen waren, die, wie man ſie beſchuldigte, lieber die ganze Kirche an den Rand des Untergangs führen, als ſich einer Sittenverbeſſerung unterziehen wollte *).

---

handen, daß es der Mühe nicht verlohnte, um dieſer wenigen ſchlechten Leute willen eine Neuerung anzufangen. Hopper. 63.

*) Hopper. 55. 62. Strad. 115. Burg. 115. Meteren. 76. 77.

Unter den Provinzen regte ſich Brabants Stimme am lauteſten. Die Stände dieſer Landſchaft brachten ihr großes Privilegium wieder in Bewegung, nach welchem es nicht erlaubt war, einen Eingebornen vor einen fremden Gerichtshof zu ziehen. Sie ſprachen laut von dem Eide, den der König auf ihre Statuten geſchworen, und von den Bedingungen, unter welchen ſie ihm Unterwerfung gelobt. Löwen, Antwerpen, Brüſſel und Herzogenbuſch proteſtirten feyerlich in einer eignen Schrift, die ſie an die Oberſtatthalterinn einſchickten *). Dieſe, immer ungewiß, immer zwiſchen allen Parteyen her- und hinüberwankend, zu muthlos, dem Könige zu gehorchen, und noch viel muthloſer, ihm nicht zu gehorchen, läſſt neue Sitzungen halten, hört dafür und dawider ſtimmen, und tritt zuletzt immer derjenigen Meinung bey, die für ſie die allermißlichſte iſt. Man will ſich von neuem an den König nach Spanien wenden; man hält gleich darauf dieſes Mittel für viel zu langſam; die Gefahr iſt dringend, man muß dem Ungeſtüm nachgeben, und die königliche Verordnung aus eigner Macht den Umſtänden anpaſſen. Die Statthalterinn läſſt endlich die Annalen von Brabant durchſuchen, um in der Inſtruktion des erſten Inquiſitors, den Karl der Fünfte der Provinz vorgeſetzt hatte, eine

---

*) Hopper. 63. 64. Strad. 115.

Vorſchrift für den jetzigen Fall zu finden. Dieſe Inſtruktion iſt derjenigen nicht gleich, welche jetzt gegeben worden; aber der König hat ſich ja erklärt, daß er keine Neuerung einführe; alſo iſt es erlaubt, die neuen Placate mit jenen alten Verordnungen auszugleichen. Dieſe Auskunft that zwar den hohen Forderungen der brabantiſchen Stände kein Genüge, die es auf die völlige Aufhebung der Inquiſition angelegt hatten, aber den andern Provinzen gab ſie das Signal zu ähnlichen Proteſtationen, und gleich tapferm Widerſtande. Ohne der Herzoginn Zeit zu laſſen, ſich darüber zu beſtimmen, entziehen ſie eigenmächtig der Inquiſition ihren Gehorſam und ihre Hülfleiſtung. Die Glaubensrichter, noch kürzlich erſt durch einen ausdrücklichen Befehl zu ſtrenger Amtsführung aufgerufen, ſehen ſich auf einmal wieder vom weltlichen Arme verlaſſen, alles Anſehens und aller Unterſtützung beraubt, und erhalten auf ihre Klagen am Hofe nur leere Worte zum Beſcheid. Die Statthalterinn, um alle Theile zu befriedigen, hatte es mit allen verdorben *).

Während daß dieſes zwiſchen dem Hofe, den Curien und den Ständen geſchah, durchlief ein allgemeiner Geiſt des Aufruhrs das Volk. Man fängt

---

*) Vit. Vigl. 46. Hopper. 64. 65. Strad. 115. 116. Burgund. 150—154.

an, die Rechte des Unterthans hervorzuſuchen, und die Gewalt der Könige zu prüfen. „So blödſinnig „wären die Niederländer nicht,“ hört man Viele und nicht ſehr heimlich ſagen, „daß ſie nicht recht gut „wiſſen ſollten, was der Unterthan dem Herrn, und „der Herr dem Unterthan ſchuldig ſey; und daß man „noch wol Mittel würde auffinden können, Gewalt „mit Gewalt zu vertreiben, wenn es auch jetzt noch „keinen Anſchein dazu habe.“ In Antwerpen fand man ſogar an mehrern Orten eine Schrift angeſchlagen, worin der Stadtrath aufgefordert war: den König von Spanien, weil er ſeinen Eid gebrochen, und die Freyheiten des Landes verletzt hätte, bey dem Cammergerichte zu Speyer zu verklagen, da Brabant, als ein Theil des burgundiſchen Kreiſes, in dem Religionsfrieden von Paſſau und Augsburg mit begriffen ſey. Die Kalviniſten ſtellten um eben dieſe Zeit ihr Glaubensbekenntniß an das Licht, und erklärten in einer Vorrede, die an den König gerichtet war, daß ſie, ob ſie gleich gegen 100,000 Mann ſtark wären, dennoch ſich ruhig verhielten und alle Landesauflagen gleich den Uebrigen trügen, woraus erhelle, ſetzten ſie hinzu, daß ſie keinen Aufruhr im Schilde führten. Man ſtreut freye gefährliche Schriften ins Publikum, die die ſpaniſche Tyranney mit den gehäſſigſten Farben mahlen, die Nation an ihre Privilegien und gelegenheitlich auch an ihre Kräfte erinnern *).

Die Kriegsrüſtungen Philipps gegen die Pforte, wie die, welche Erich, Herzog von Braunſchweig, um eben dieſe Zeit (Niemand wuſſte, zu welchem Ende) in der Nachbarſchaft machte, trugen mit dazu bey, den allgemeinen Verdacht zu beſtärken, als ob die Inquiſition den Niederlanden mit Gewalt aufgedrungen werden ſollte. Viele von den angeſehenſten Kaufleuten ſprachen ſchon laut davon, ſie wollten ihre Häuſer und Güter verlaſſen, um die Freyheit, die ihnen hier entriſſen würde, in einer andern Weltgegend aufzuſuchen; andere ſahen ſich nach einem Anführer um, und ließen ſich Winke von gewaltthätiger Widerſetzung und fremder Hülfe entfallen **).

---

*) Die Regentinn nannte dem Könige eine Zahl von 5000 ſolcher Schriften. Strada 117. Es iſt merkwürdig, was für eine große Rolle die Buchdruckerkunſt und Publicität überhaupt bey dem niederländiſchen Aufruhr geſpielt hat. Durch dieſes Organ ſprach ein einziger unruhiger Kopf zu Millionen. Unter den Schmähſchriften, welche größtentheils mit aller der Niedrigkeit, Rohheit und Brutalität abgefaßt waren, welche der unterſcheidende Karakter der meiſten damaligen proteſtantiſchen Parteyſchriften war, fanden ſich zuweilen auch Bücher, welche die Religionsfreyheit gründlich vertheidigten.

**) Hopper. 61. 62. Strad. 117. 118. Meteren 77. A. G. d. v. N. III. 65.

Um in dieſer drangvollen Lage vollends noch unberathen und ohne Stütze zu ſeyn, muſste die Statthalterinn auch von dem Einzigen noch verlaſſen werden, der ihr jetzt unentbehrlich war, und der mit dazu beygetragen hatte, ſie in dieſe Lage zu ſtürzen. „Ohne „einen Bürgerkrieg zu entzünden," ſchrieb ihr Wilhelm von Oranien, „ſey es jetzt ſchlechterdings „unmöglich, den Befehlen des Königs nachzukommen. „Würde aber dennoch darauf beſtanden, ſo müſſe er „bitten, ſeine Stelle mit einem Andern zu beſetzen, „der den Abſichten Sr. Majeſtät mehr entſpräche, „und mehr, als er, über die Gemüther der Nation „vermöchte. Der Eifer, den er bey jeder andern „Gelegenheit im Dienſte der Krone bewieſen, werde, „wie er hoffe, ſeinen jetzigen Schritt vor jeder ſchlimmen Auslegung ſicher ſtellen; denn ſo, wie nunmehr „die Sachen ſtünden, bliebe ihm keine andre Wahl, „als entweder dem Könige ungehorſam zu ſeyn, oder „ſeinem Vaterlande und ſich ſelbſt zum Nachtheile „zu handeln." Von dieſer Zeit an trat **Wilhelm von Oranien** aus dem Staatsrathe, um ſich in ſeine Stadt **Breda** zu begeben, wo er in beobachtender Stille, doch ſchwerlich ganz müſsig, der Entwickelung entgegen ſah. Seinem Beyſpiele folgte der Graf **von Hoorne** *); nur **Egmont**, immer ungewiß zwiſchen der Republik und dem Throne, immer in dem eitlen Verſuche ſich abarbeitend, den guten Bürger mit dem gehorſamen Unterthan zu vereinen; Egmont, dem die Gunſt des Monarchen weniger entbehrlich, und alſo auch weniger gleichgültig war, konnte es nicht von ſich erhalten, die Saaten ſeines Glücks zu verlaſſen, die an dem Hofe der Regentinn jetzt eben in voller Blüthe ſtanden. Die Entfernung des Prinzen von Oranien, dem die Noth ſowol, als ſein überlegener Verſtand, allen den Einfluß auf die Regentinn gegeben, der großen Geiſtern bey kleinen Seelen nicht entſtehen kann, hatte in ihr Vertrauen eine Lücke geriſſen, von welcher Graf Egmont, vermöge einer Sympathie, die zwiſchen der feigen und gutherzigen Schwäche ſehr leicht geſtiftet wird, einen unumſchränkten Beſitz nahm. Da ſie eben ſo ſehr fürchtete, durch ein ausſchließendes Vertrauen in die Anhänger der Krone, das Volk aufzubringen, als ſie bange war, dem Könige durch ein zu enges Verſtändniß mit den erklärten Häuptern der Faktion zu mißfallen, ſo konnte ſich ihrem Vertrauen jetzt ſchwerlich ein beſſerer Gegenſtand anbieten, als eben Graf von Egmont, von dem es eigentlich nicht ſo recht ausgemacht war, welcher von beyden Parteyen er angehörte.

---

*) Hopper. 67.

Drittes Buch.

Verſchwörung des Adels.

(1565.) Bis jetzt, ſcheint es, war die allgemeine Ruhe der aufrichtige Wunſch des Prinzen von Oranien, der Grafen von Egmont und Hoorne, und ihrer Freunde geweſen. Der wahre Vortheil des Königs, ihres Herrn, hatte ſie eben ſo ſehr, als das gemeine Beſte, geleitet; ihre Beſtrebungen wenigſtens, und ihre Handlungen hatten eben ſo wenig mit jenem, als mit dieſem, geſtritten. Es war noch nichts geſchehen, was ſich nicht mit der Treue gegen ihren Fürſten vertrug, was ihre Abſichten verdächtig machte, oder den Geiſt der Empörung bey ihnen wahrnehmen ließ. Was ſie gethan hatten, hatten ſie als verpflichtete Glieder eines Freyſtaats gethan, als Stellvertreter und Sprecher der Nation, als Rathgeber des Königs, als Menſchen von Rechtſchaffenheit und Ehre. Die Waffen, mit denen ſie die Anmaßungen des Hofes beſtritten, waren Vorſtellungen, beſcheidne Klagen, Bitten geweſen. Nie hatten ſie ſich von dem gerechteſten

Eifer für ihre gute Sache ſo weit hinreißen laſſen, die Klugheit und Mäßigung zu verläugnen, welche von der Parteyſucht ſonſt ſo leicht übertreten werden. Nicht alle Edeln der Republik hörten dieſe Stimme der Klugheit, nicht alle verharrten in dieſen Grenzen der Mäßigung.

Während dem, daß man im Staatsrathe die große Frage abhandelte, ob die Nation elend werden ſollte, oder nicht, während daß ihre beeidigten Sachwalter alle Gründe der Vernunft und der Billigkeit zu ihrem Beyſtande aufboten, der Bürgerſtand und das Volk aber in eiteln Klagen, Drohungen und Verwünſchungen ſich Luft machten, ſetzte ſich ein Theil der Nation in Handlung, der unter allen am wenigſten dazu aufgefordert ſchien, und auf den man am wenigſten geachtet hatte. Man rufe ſich jene Klaſſe des Adels ins Gedächtniß zurück, von welcher oben geſagt worden, daß Philipp bey ſeinem Regierungsantritt nicht für nöthig erachtet habe, ſich ihrer Dienſte und Bedürfniſſe zu erinnern. Bey weitem der größte Theil derſelben hatte, einer weit dringendern Urſache als der bloßen Ehre wegen, auf Beförderung gewartet. Viele unter ihnen waren auf Wegen, die wir oben angeführt haben, tief in Schulden verſunken, aus denen ſie ſich durch eigne Hülfe nicht mehr emporzuarbeiten hoffen konnten. Dadurch, daß Philipp ſie bey der Stellenbeſetzung überging, hatte er etwas noch weit Schlimmeres, als ihren Stolz, beleidigt; in dieſen Bettlern hatte er ſich eben ſo viele müſſige Aufſeher und unbarmherzige Richter ſeiner Thaten, eben ſo viele ſchadenfrohe Sammler und Verpfleger der Neuheit erzogen. Da mit ihrem Wohlſtande ihr Hochmuth ſie nicht zugleich verließ, ſo wucherten ſie jetzt nothgedrungen mit dem einzigen Capitale, das nicht zu veräußern geweſen war, mit ihrem Adel und mit der republikaniſchen Wichtigkeit ihrer Namen; und brachten eine Münze in Umlauf, die nur in einem ſolchen Zeitlaufe, oder in keinem, für gute Zahlung gelten konnte, ihre Protection. Mit einem Selbſtgefühle, dem ſie um ſo mehr Raum gaben, weil es noch ihre einzige Habe war, betrachteten ſie ſich jetzt als die bedeutende Mittelmacht zwiſchen dem Souverain und dem Bürger, und glaubten ſich berufen, der bedrängten Republik, die mit Ungeduld auf ſie, als auf ihre letzte Stütze, wartete, zu Hülfe zu eilen. Dieſe Idee war nur in ſo weit lächerlich, als ihr Eigendünkel daran Antheil hatte; aber die Vortheile, die ſie von dieſer Meinung zu ziehen wuſſten, waren gründlich genug. Die proteſtantiſchen Kaufleute, in deren Händen ein großer Theil des niederländiſchen Reichthums ſich befand, und welche die unangefochtene Uebung ihrer Religion für keinen Preis zu theuer erkaufen zu können glaubten, verſäumten nicht, den einzig möglichen Gebrauch von dieſer Volksklaſſe zu machen, die müßig am Markte ſtand, und welche Niemand gedingt hatte. Eben dieſe Menſchen, auf welche ſie zu jeder andern Zeit vielleicht mit dem Stolze des Reichthums würden herabgeblickt haben, konnten ihnen nunmehr durch ihre Anzahl, ihre Herzhaftigkeit, ihren Credit bey der Menge, durch ihren Groll gegen die Regierung, ja, durch ihren Bettelſtolz ſelbſt und ihre Verzweiflung ſehr gute Dienſte leiſten. Aus dieſem Grunde ließen ſie ſichs auf das eifrigſte angelegen ſeyn, ſich genau an ſie anzuſchließen, die Geſinnungen des Aufruhrs ſorgfältig bey ihnen zu nähren, dieſe hohe Meinungen von ihrem Selbſt in ihnen rege zu erhalten, und, was das Wichtigſte war, durch eine wohlangebrachte Geldhülfe und ſchimmernde Verſprechungen ihre Armuth zu dingen *). Wenige darunter waren ſo ganz unwichtig, daß ſie nicht, wär' es auch nur durch Verwandtſchaft mit Höhern, einigen Einfluß beſaßen, und alle zuſammen, wenn es glückte, ſie zu vereinigen, konnten eine fürchterliche Stimme gegen die Krone erheben. Viele darunter zählten ſich ſelbſt ſchon zu der neuen Sekte, oder waren ihr doch im Stillen gewogen; aber auch diejenigen unter ihnen, welche eifrig katholiſch waren, hatten politiſche oder Privatgründe genug, ſich gegen die trientiſchen Schlüſſe und die Inquiſition zu erklären. Alle endlich waren durch ihre Eitelkeit allein ſchon aufgefordert genug, den einzigen Moment nicht vorbeyſchwinden zu laſſen, in welchem ſie möglicherweiſe in der Republik etwas vorſtellen konnten.

---

*) Strada. 51.

Aber ſo viel ſich von einer Vereinigung dieſer Menſchen verſprechen ließ, ſo grundlos und lächerlich wäre es geweſen, irgend eine Hoffnung auf einen Einzelnen unter ihnen zu gründen; und es war nicht ſo gar leicht, dieſe Vereinigung zu ſtiften. Sie nur mit einander zuſammenzubringen, muſſten ſich ungewöhnliche Zufälle ins Mittel ſchlagen; und glücklicherweiſe fanden ſich dieſe. Die Vermählungsfeyer des Herrn Montigny, eines von den niederländiſchen Großen, wie auch die des Prinzen Alexanders von Parma, welche um dieſe Zeit in Brüſſel vor ſich gingen, verſammelten einen großen Theil des niederländiſchen Adels in dieſer Stadt: Verwandte fanden ſich bey dieſer Gelegenheit zu Verwandten; neue Freundſchaften wurden geſchloſſen, und alte erneuert; die allgemeine Noth des Landes iſt das Geſpräch, Wein und Fröhlichkeit ſchließen Mund und Herzen auf, es fallen Winke von Verbrüderung, von einem Bunde mit fremden Mächten. Dieſe zufälligen Zuſammenkünfte bringen bald abſichtliche hervor; aus öffentlichen Geſprächen werden geheime. Es muß ſich fügen, daß um dieſe Zeit zwey deutſche Baronen, ein Graf von Holle und von Schwarzenberg in den Niederlanden verweilen, welche nicht unterlaſſen, hohe Erwartungen von nachbarlichem Beyſtande zu erwecken *). Schon ei-

---

*) Burg. 150. Hopper 67. 68.

nige Zeit vorher hatte Graf Ludwig von Naſſau gleiche Angelegenheiten perſönlich an verſchiedenen deutſchen Höfen betrieben *). Einige wollen ſogar geheime Geſchäftsträger des Admirals Coligny um dieſe Zeit in Brabant geſehen haben, welches aber billig noch bezweifelt wird.

Wenn ein politiſcher Augenblick dem Verſuche einer Neuerung günſtig war, ſo war es dieſer. Ein Weib am Ruder des Staats; die Provinzſtatthalter verdroſſen und zur Nachſicht geneigt; einige Staatsräthe ganz außer Wirkſamkeit; keine Armee in den Provinzen; die wenigen Truppen ſchon längſt über die zurückgehaltene Zahlung ſchwürig, und zu oft ſchon durch falſche Verſprechungen betrogen, um ſich durch neue locken zu laſſen; dieſe Truppen noch außerdem von Offizieren angeführt, welche die Inquiſition von Herzen verachteten, und erröthet haben würden, nur das Schwert für ſie zu heben; kein Geld im Schatze, um geſchwind genug neue Truppen zu werben, und eben ſo wenig, um auswärtige zu miethen. Der Hof zu Brüſſel, wie die drey Rathsverſammlungen, durch innre Zwietracht getheilt, und durch Sittenloſigkeit

---

*) Und umſonſt war auch der Prinz von Oranien nicht ſo plötzlich aus Brüſſel verſchwunden, um ſich bey der römiſchen Königswahl in Frankfurt einzufinden. Eine Zuſammenkunft ſo vieler deutſchen Fürſten mußte eine Negotiation ſehr begünſtigen. Strada 84.

verdorben; die Regentinn ohne Vollmacht, und der König weit entlegen; ſein Anhang gering in den Provinzen, unſicher und muthlos; die Faktion zahlreich und mächtig; zwey Drittheile des Volks gegen das Papſtthum aufgeregt, und nach Veränderung lüſtern — welche unglückliche Blöße der Regierung, und wie viel unglücklicher noch, daß dieſe Blöße von ihren Feinden ſo gut gekannt war *).

Noch fehlte es, ſo viele Köpfe zweckmäßig zu verbinden, an einem Anführer, und an einigen bedeutenden Namen, um ihrem Beginnen in der Republik ein Gewicht zu geben. Beydes fand ſich in dem Grafen Ludwig von Naſſau, und Heinrich Brederoden, beyde aus dem vornehmſten Adel des Landes, die ſich freywillig an die Spitze der Unternehmung ſtellten. Ludwig von Naſſau, des Prinzen von Oranien Bruder, vereinigte viele glänzende Eigenſchaften, die ihn würdig machten, auf einer ſo wichtigen Bühne zu erſcheinen. In Genf, wo er ſtudierte, hatte er den Haß gegen die Hierarchie und die Liebe zu der neuen Religion eingeſogen, und bey ſeiner Zurückkunft nicht verſäumt, dieſen Grundſätzen in ſeinem Vaterlande Anhänger zu werben. Der republikaniſche Schwung, den ſein Geiſt in eben dieſer Schule genommen, unterhielt in ihm

---

*) Grot. 19. Burgund. 154.

einen brennenden Haß gegen Alles, was **ſpaniſch** hieß, der jede ſeiner Handlungen beſeelte, und ihn auch nur mit ſeinem letzten Athem verließ. Papſtthum und ſpaniſches Regiment waren in ſeinem Gemüthe nur ein einziger Gegenſtand, wie es ſich auch in der That verhielt, und der Abſcheu, den er vor dem einen hegte, half ſeinen Widerwillen gegen das andre verſtärken. So ſehr beyde Brüder in ihrer Neigung und Abneigung übereinſtimmten, ſo ungleich waren die Wege, auf welchen ſie Beydes befriedigten. Dem jüngern Bruder erlaubte das heftige Blut des Temperaments und der Jugend die Krümmungen nicht, durch welche ſich der ältere zu ſeinem Ziele wand. Ein kalter gelaſſner Blick führte dieſen langſam, aber ſicher, zum Ziele; eine geſchmeidige Klugheit unterwarf ihm die Dinge; durch ein tollkühnes Ungeſtüm, das Alles vor ihm her niederwarf, zwang der Andere zuweilen das Glück, und beſchleunigte noch öfter das Unglück. Darum war **Wilhelm** ein Feldherr, und **Ludwig** nie mehr, als ein Abenteurer; ein zuverläſſiger nerviger Arm, wenn ein weiſer Kopf ihn regierte. **Ludwigs** Handſchlag galt für ewig; ſeine Verbindungen dauerten jedwedes Schickſal aus, weil ſie im Drange der Noth geknüpft waren, und weil das Unglück feſter bindet, als die leichtſinnige Freude. Seinen Bruder liebte er, wie ſeine Sache, und für dieſe iſt er geſtorben.

Heinrich von Brederode, Herr von Viane und Burggraf von Utrecht leitete ſeinen Urſprung von den alten holländiſchen Grafen ab, welche dieſe Provinz ehemals als ſouveraine Fürſten beherrſcht hatten. Ein ſo wichtiger Titel machte ihn einem Volke theuer, unter welchem das Andenken ſeiner vormaligen Herren noch unvergeſſen lebte, und um ſo werther gehalten wurde, je weniger man bey der Veränderung gewonnen zu haben fühlte. Dieſer angeerbte Glanz kam dem Eigendünkel eines Mannes zu ſtatten, der den Ruhm ſeiner Vorfahren ſtets auf der Zunge trug, und um ſo lieber unter den verfallnen Trümmern der vorigen Herrlichkeit wandelte, je troſtloſer der Blick war, den er auf ſeinen jetzigen Zuſtand warf. Von allen Würden und Bedienungen ausgeſchloſſen, wozu ihm die hohe Meinung von ſich ſelbſt, und der Adel ſeines Geſchlechts einen gegründeten Anſpruch zu geben ſchien, (eine Schwadron leichter Reiter war Alles, was man ihm anvertraute) haßte er die Regierung, und erlaubte ſich, ihre Maßregeln mit verwegenen Schmähungen anzugreifen. Dadurch gewann er ſich das Volk. Auch er begünſtigte im Stillen das evangeliſche Bekenntniß; weniger aber, weil ſeine beſſere Ueberzeugung dafür entſchieden, als überhaupt nur, weil es ein Abfall war. Er hatte mehr Mundwerk, als Beredſamkeit, und mehr Dreiſtigkeit, als Muth; herzhaft war er, doch mehr, weil er nicht an Gefahr glaubte, als weil er über ſie erhaben war. Ludwig von Naſſau glühte für die Sache, die er beſchützte, Brederode für den Ruhm, ſie beſchützt zu haben; jener begnügte ſich, für ſeine Partei zu handeln; dieſer muſſte an ihrer Spitze ſtehen. Niemand taugte beſſer zum Vortänzer einer Empörung, aber ſchwerlich konnte ſie einen ſchlimmern Führer haben. So verächtlich im Grunde ſeine Drohungen waren, ſo viel Nachdruck und Furchtbarkeit konnte der Wahn des großen Hauſens ihnen geben, wenn es dieſem einfiel, einen Prätendenten in ſeiner Perſon aufzuſtellen. Seine Anſprüche auf die Beſitzungen ſeiner Vorfahren waren ein eitler Name; aber dem allgemeinen Unwillen war auch ein Name ſchon genug. Eine Broſchüre, die ſich damals unter dem Volke verbreitete, nannte ihn öffentlich den Erben von Holland, und ein Kupferſtich, der von ihm gezeigt wurde, führte die prahleriſche Randſchrift:

Sum Brederodus ego, Batavae non infima gentis
Gloria, virtutem non vnica pagina claudit *).

(1565.) Außer dieſen Beyden traten von dem vornehmſten niederländiſchen Adel noch der junge Graf Carl von Mannsfeld, ein Sohn desjenigen, den wir unter den eifrigſten Royaliſten gefunden haben, der Graf von Kuilemburg, zwey Grafen von Bergen und von Battenburg, Johann von Mar-

---

*) Burg. 351. 352. Grot. 20.

nix, Herr von Thoulouſe, Philipp von Marnix, Herr von St. Aldegonde, nebſt mehrern Andern zu dem Bunde, der um die Mitte des Novembers im J. 1565, im Hauſe eines gewiſſen von Hammes, Wappenkönigs vom goldnen Vließe *), zu Stande kam. Sechs Menſchen **) waren es, die hier das Schickſal ihres Vaterlandes, wie jene Eidgenoſſen einſt die ſchweizeriſche Freyheit, entſchieden, die Fackel eines vierzigjährigen Kriegs anzündeten, und den Grund einer Freyheit legten, die ihnen ſelbſt nie zu Gute kommen ſollte. Der Zweck der Verbrüderung war in folgender Eidesformel enthalten, unter welche Philipp von Marnix zuerſt ſeinen Namen ſetzte.

„Nachdem gewiſſe übelgeſinnte Perſonen, unter „der Larve eines frommen Eifers, in der That aber „nur aus Antrieb ihres Geizes und ihrer Herrſchbegierde, den König, unſern gnädigſten Herrn, verleitet haben, das verabſcheuungswürdige Gericht der „Inquiſition in dieſen Landſchaften einzuführen, (ein „Gericht, das allen menſchlichen und göttlichen Ge-

---

*) Eines eifrigen Kalviniſten, und des fertigſten Werbers für den Bund, der ſich rühmte, gegen 2000 Edle dazu beredet zu haben. Strada 118.

**) Burg. 156. Strada nennt ihrer neun. 118. Allg. G. d. v. N. III. Band, nennt eilf. 57.

„ſetzen zuwiderläuft, und alle barbariſchen Anſtalten
„des blinden Heidenthums an Unmenſchlichkeit hinter
„ſich läſſt, das den Inquiſitoren jede andre Gewalt
„unterwürfig macht, die Menſchen zu einer immerwährenden
„Knechtſchaft erniedrigt, und durch ſeine
„Nachſtellungen den rechtſchaffenen Bürger einer ewigen
„Todesangſt ausſetzt, ſo, daß es einem Prieſter,
„einem treuloſen Freunde, einem Spanier, einem
„ſchlechten Kerl überhaupt frey ſteht, ſo bald er nur
„will, und wen er will, bey dieſem Gerichte anzuklagen,
„gefangenſetzen, verdammen und hinrichten zu
„laſſen, ohne daß es dieſem vergönnt ſey, ſeinen Ankläger
„zu erfahren, oder Beweiſe von ſeiner Unſchuld
„zu führen); ſo haben wir Endesunterſchriebene uns
„verbunden, über die Sicherheit unſrer Familien, unſrer
„Güter und unſrer eignen Perſon zu wachen.
„Wir verpflichten und vereinigen uns zu dem Ende
„durch eine heilige Verbrüderung, und geloben mit
„einem feyerlichen Schwur, uns der Einführung dieſes
„Gerichts in dieſen Ländern nach unſern beſten
„Kräften zu widerſetzen, man verſuche es heimlich
„oder öffentlich, und unter welchem Namen man auch
„wolle. Wir erklären zugleich, daß wir weit entfernt
„ſind, gegen den König, unſern Herrn, etwas Geſetzwidriges
„damit zu meinen; vielmehr iſt es unſer Aller
„unveränderlicher Vorſatz, ſein königliches Regiment
„zu unterſtützen und zu vertheidigen, den Frie-

„den zu erhalten und jeder Empörung nach Vermögen zu ſteuern. Dieſem Vorſatze gemäß haben wir „geſchworen, und ſchwören jetzt wieder, die Regierung heilig zu halten, und ihrer mit Worten und Thaten zu ſchonen, deß Zeuge ſey der allmächtige Gott!“

„Weiter geloben und ſchwören wir, uns wechſelsweiſe, einer den andern, zu allen Zeiten, an allen „Orten, gegen welchen Angriff es auch ſey, zu ſchützen und zu vertheidigen, angehend die Artikel, welche in dieſem Compromiſſe verzeichnet ſind. Wir verpflichten uns hiemit, daß keine Anklage unſrer Verfolgung, mit welchem Namen ſie auch ausgeſchmückt „ſeyn möge, ſie heiße Rebellion, Aufſtand, oder auch „anders, die Kraft haben ſoll, unſern Eid gegen den, „der beſchuldigt iſt, aufzuheben, oder uns unſers Verſprechens gegen ihn zu entbinden. Keine Handlung, „welche gegen die Inquiſition gerichtet iſt, kann den „Namen der Empörung verdienen. Wer alſo um einer „ſolchen Urſache willen in Verhaft genommen wird, dem „verpflichten wir uns hier, nach unſerm Vermögen zu „helfen, und durch jedes nur immer erlaubte Mittel „ſeine Freyheit wieder zu verſchaffen. Hier, wie in allen übrigen Regeln unſers Verhaltens, ſonderlich aber „gegen das Gericht der Inquiſition, ergeben wir uns „in das allgemeine Gutachten des Bundes, oder auch „in das Urtheil derer, welche wir einſtimmig zu unſern „Rathgebern und Führern ernennen werden.“

„Zum Zeugniß deſſen, und zu Beſtätigung dieſes Bundes, berufen wir uns auf den heiligen Namen des lebendigen Gottes, Schöpfers von Himmel und Erde, und Allem, was darinnen iſt, der die Herzen, die Gewiſſen und die Gedanken prüft, und die Reinigkeit der unſrigen kennt. Wir bitten ihn um den Beyſtand ſeines heiligen Geiſtes, daß Glück und Ehre unſer Vorhaben kröne, zur Verherrlichung ſeines Namens, und unſerm Vaterlande zum Segen und ewigen Frieden *).“

Dieſer Compromiß wurde ſogleich in mehrere Sprachen überſetzt, und ſchnell durch alle Provinzen zerſtreut. Jeder von den Verſchwornen trieb, was er an Freunden, Verwandten, Anhängern und Dienſtleuten hatte, zuſammen, um dem Bunde ſchnell eine Maſſe zu geben. Große Gaſtmahle wurden gehalten, welche ganze Tage lang dauerten — unwiderſtehliche Verſuchungen für eine ſinnliche lüſterne Menſchenart, bey der das tiefſte Elend den Hang zum Wohlleben nicht hatte erſticken können. Wer ſich da einfand, und Jeder war willkommen, wurde durch zuvorkommende Freundſchaftsverſicherungen mürbe gemacht, durch Wein erhitzt, durch das Beyſpiel fortgeriſſen, und überwältigt durch das Feuer einer wilden Beredſamkeit. Vielen führte man die Hand zum

---

*) Burgund. 156 — 159. Strada 118.

Unterzeichnen, der Zweifelnde wurde geſcholten, der Verzagte bedroht, der Treugeſinnte überſchrieen; Manche darunter wuſſten gar nicht, was es eigentlich war, worunter ſie ihre Namen ſchrieben, und ſchämten ſich, erſt lange darnach zu fragen. Der allgemeine Schwindel ließ keine Wahl übrig; Viele trieb bloßer Leichtſinn zu der Partey, eine glänzende Kameradſchaft lockte die Geringen, den Furchtſamen gab die große Anzahl ein Herz. Man hatte die Liſt gebraucht, die Namen und Siegel des Prinzen von Oranien, des Grafen von Egmont, von Hoorn, von Megen und anderer fälſchlich nachzumachen, ein Kunſtgriff, der dem Bunde viele Hunderte gewann. Beſonders war es auf die Offiziere der Armee dabey abgeſehen, um ſich auf alle Fälle von dieſer Seite zu decken, wenn es zu Gewaltthätigkeiten kommen ſollte. Es glückte bey Vielen, vorzüglich bey Subalternen, und Graf Brederode zog auf einen Fähndrich, der ſich bedenken wollte, ſogar den Degen. Menſchen aus allen Klaſſen und Ständen unterzeichneten. Die Religion machte keinen Unterſchied, katholiſche Prieſter ſelbſt geſellten ſich zu dem Bunde. Die Beweggründe waren nicht bey allen dieſelben, aber ihr Vorwand war gleich. Den Katholiken war es bloß um Aufhebung der Inquiſition und Milderung der Edikte zu thun; die Proteſtanten zielten auf eine uneingeſchränkte Gewiſſensfreyheit. Einige verwegenere Köpfe führten nichts Geringeres im Schilde, als einen gänzlichen Umſturz der gegenwärtigen Regierung und die Dürftigſten darunter gründeten niederträchtige Hoffnungen auf die allgemeine Zerrüttung *).

Ein Abſchiedsmahl, welches um eben dieſe Zeit dem Grafen von Schwarzenberg und Holle in Breda, und kurz darauf in Hogſtraten, gegeben wurde, zog Viele vom erſten Adel nach beyden Plätzen, unter denen ſich ſchon Mehrere befanden, die den Compromiß bereits unterſchrieben hatten. Auch der Prinz von Oranien, die Grafen von Egmont, von Hoorn und von Megen fanden ſich bey dieſem Gaſtmahle ein, doch ohne Verabredung und ohne ſelbſt einen Antheil an dem Bunde zu haben, obgleich einer von Egmonts eignen Secretairen, und einige Dienſtleute der andern demſelben öffentlich beygetreten waren. Bey dieſem Gaſtmahle nun erklärten ſich ſchon dreyhundert für den Compromiß, und die Frage kam in Bewegung, ob man ſich bewaffnet, oder unbewaffnet, mit einer Rede oder Bittſchrift, an die Oberſtatthalterinn wenden ſollte. Hoorn und Oranien (Egmont wollte das Unternehmen auf keine Weiſe befördern) wurden dabey zu Richtern aufgerufen, welche für den Weg der Beſcheidenheit und Unterwerfung entſchieden, eben dadurch aber der Beſchuldigung Raum gaben, daß ſie das Unterſan-

---

*) Strada 119. Burgund. 159—161.

gen der Verſchwornen auf eine nicht ſehr verſteckte Weiſe in Schutz genommen hätten. Man beſchloß alſo, unbewaffnet und mit einer Bittſchrift einzukommen, und beſtimmte einen Tag, wo man in Brüſſel zuſammentreffen wollte *).

Der erſte Wink von dieſer Verſchwörung des Adels wurde der Statthalterinn durch den Grafen von Megen gleich nach ſeiner Zurückkunft gegeben. „Es werde „eine Unternehmung geſchmiedet,“ ließ er ſich verlauten, „dreyhundert vom Adel ſeyen darein verwickelt, „es gelte die Religion, die Theilnehmer halten ſich durch „einen Eidſchwur verpflichtet, ſie rechnen ſehr auf aus„wärtigen Beyſtand, bald werde ſie das Weitere erfah„ren.“ Mehr ſagte er ihr nicht, ſo nachdrücklich ſie auch in ihn drang. „Ein Edelmann habe es ihm un„ter dem Siegel der Verſchwiegenheit anvertraut, und „er habe ihm ſein Ehrenwort verpfändet.“ Eigentlich war es wol weniger dieſe Delikateſſe der Ehre, als vielmehr der Widerwille gegen die Inquiſition, um die er ſich nicht gern ein Verdienſt machen wollte, was ihn abhalten mochte, ſich weiter zu erklären. Bald nach ihm überreichte Graf Egmont der Regentinn eine Abſchrift des Compromiſſes, wobey er ihr auch die Namen der Verſchwornen, bis auf einige wenige, nannte. Faſt zu gleicher Zeit ſchrieb ihr der Prinz von Oranien:

---

*) Burgund. 150. 166.

„es werde, wie er höre, eine Armee geworben, 400 „Offiziere ſeyen bereits ernannt, und zwanzigtauſend „Mann würden mit nächſtem unter den Waffen erſcheinen.“ So wurde das Gerücht durch immer neue Zuſätze abſichtlich übertrieben, und in jedem Munde vergrößerte ſich die Gefahr *).

Die Oberſtatthalterinn, vom erſten Schrecken dieſer Zeitung betäubt, und durch nichts, als ihre Furcht, geleitet, ruft in aller Eile zuſammen, wer aus dem Staatsrathe ſo eben in Brüſſel zugegen war, und ladet zugleich den Prinzen von Oranien nebſt dem Grafen von Hoorn in einem dringenden Schreiben ein, ihre verlaſſenen Stellen im Senate wieder einzunehmen. Ehe dieſe noch ankommen, berathſchlagt ſie ſich mit Egmont, Megen und Barlaimont, was in dieſer mißlichen Lage zu beſchließen ſey. Die Frage war, ob man lieber gleich zu den Waffen greifen, oder der Nothwendigkeit weichen und den Verſchwornen ihr Geſuch bewilligen, oder ob man ſie durch Verſprechungen und eine ſcheinbare Nachgiebigkeit ſo lange hinhalten ſolle, bis man Zeit gewonnen hätte, Verhaltungregeln aus Spanien zu holen, und ſich mit Geld und Truppen zu verſehen. Zu dem Erſten fehlte das nöthige Geld und das eben ſo nöthige Vertrauen in der Armee, die von den Verſchwornen vielleicht ſchon gewonnen war. Das Zweyte würde von dem Könige nimmermehr gebil-

---

*) Hopper 69. 70. Burg. 166. 167.

ligt werden, und auch eher dazu dienen, den Trotz der Verbundenen zu erheben, als niederzuſchlagen; da im Gegentheile eine wohlangebrachte Geſchmeidigkeit und eine ſchnelle unbedingte Vergebung des Geſchehenen den Aufruhr vielleicht noch in der Wiege erſticken würde. Letztere Meinung wurde von **Megen** und **Egmont** behauptet, von **Barlaimont** aber beſtritten. „Das „Gerücht habe übertrieben,“ ſagte dieſer; „unmöglich „könne eine ſo furchtbare Waffenrüſtung ſo geheim und „mit ſolcher Geſchwindigkeit vor ſich gegangen ſeyn. „Ein Zuſammenlauf etlicher ſchlechten Leute, von zwey „oder drey Enthuſiaſten aufgehetzt, nichts weiter. Al„les würde ruhen, wenn man einige Köpfe abgeſchla„gen hätte.“ Die Oberſtatthalterinn beſchließt, das Gutachten des verſammelten Staatsraths zu erwarten; doch verhält ſie ſich in dieſer Zwiſchenzeit nicht müßig. Die Feſtungswerke in den wichtigſten Plätzen werden beſichtigt, und wo ſie gelitten haben, wiederhergeſtellt; ihre Bothſchafter an fremden Höfen erhalten Befehl, ihre Wirkſamkeit zu verdoppeln; Eilboten werden nach Spanien abgefertigt. Zugleich bemüht ſie ſich, das Gerücht von der nahen Ankunft des Königs aufs Neue in Umlauf zu bringen, und in ihrem äußerlichen Betragen die Feſtigkeit und den Gleichmuth zu zeigen, der den Angriff erwartet und nicht das Anſehn hat, ihm zu erliegen *).

---

*) Strad. 120. Burgund. 168. 169.

Mit Ausgang des März, alſo vier volle Monate nach Abfaſſung des Compromiſſes, verſammelte ſich der ganze Staatsrath in Brüſſel. Zugegen waren der Prinz von Oranien, der Herzog von Arſchot, die Grafen von Egmont, von Bergen, von Megen, von Aremberg, von Hoorn, von Hogſtraten, von Barlaimont und andere, die Herren von Montigny und Hachicourt, alle Ritter vom goldnen Vließe nebſt dem Präſidenten Viglius, dem Staatsrathe Bruxelles und den übrigen Aſſeſſoren des geheimen Conſiliums [*]). Hier brachte man ſchon verſchiedene Briefe zum Vorſchein, die von dem Plane der Verſchwörung nähere Nachricht gaben. Die Extremität, worin die Oberſtatthalterinn ſich befand, gab den Mißvergnügten eine Wichtigkeit, von der ſie nicht unterließen, jetzt Gebrauch zu machen, und ihre lang unterdrückte Empfindlichkeit bey dieſer Gelegenheit zur Sprache kommen zu laſſen. Man erlaubte ſich bittere Beſchwerden gegen den Hof ſelbſt, und gegen die Regierung. „Erſt neulich," ließ ſich der Prinz von Oranien heraus, „ſchickte der König 40,000 Goldgulden an die Königinn von Schottland, um ſie in ihren Unternehmungen gegen England zu unterſtützen — und ſeine Niederlande läßt er unter ihrer Schuldenlaſt erliegen. Aber der Unzeit dieſer Subſidien und

---

*) Hopper. 71. 72. Burg. 173.

„ihres ſchlechten Erfolgs *) nicht einmal zu gedenken, „warum weckt er den Zorn einer Königinn gegen uns, „die uns als Freundinn ſo wichtig, als Feindinn aber „ſo fürchterlich iſt?“ Auch konnte der Prinz bey dieſer Gelegenheit nicht umhin, auf den verborgenen Haß anzuſpielen, den der König gegen die naſſauiſche Familie und gegen ihn insbeſondere hegen ſollte. „Es iſt „am Tage,“ ſagte er, „daß er ſich mit den Erbfeinden meines Hauſes berathſchlagt hat, mich, auf „welche Art es ſey, aus dem Wege zu ſchaffen, und „daß er mit Ungedult nur auf eine Veranlaſſung dazu „wartet.“ Sein Beyſpiel öffnete auch dem Grafen von Hoorn und noch vielen andern den Mund, die ſich mit leidenſchaftlicher Heftigkeit über ihre eignen Verdienſte und den Undank des Königs verbreiteten. Die Regentinn hatte Mühe, den Tumult zu ſtillen, und die Aufmerkſamkeit auf den eigentlichen Gegenſtand der Sitzung zurückzuführen. Die Frage war, ob man die Verbundenen, von denen es nun bekannt war, daß ſie ſich mit einer Bittſchrift an den Hof wenden würden, zulaſſen ſollte, oder nicht? Der Herzog von Arſchot, die Grafen von Aremberg, von Megen und Barlaimont verneinten es. „Wozu 500 Menſchen,“ ſagte der Letztere, „um eine kleine Schrift zu überrei-

---

*) Das Geld war in die Hände der Königinn Eliſabeth gefallen.

chen? Dieſer Gegenſatz der Demuth und des Trotzes bedeutet nichts Gutes. Laſſt ſie einen achtungwürdigen Mann aus ihrer Mitte, ohne Pomp, ohne Anmaßung, zu uns ſchicken, und auf dieſem Wege ihr Anliegen vor uns bringen. Sonſt verſchließe man ihnen die Thore, oder beobachte ſie, wenn man ſie doch einlaſſen will, auf das Strengſte, und ſtrafe die erſte Kühnheit, deren ſich einer von ihnen ſchuldig macht, mit dem Tode.“ Der Graf von Mannsfeld, deſſen eigner Sohn unter den Verſchwornen war, erklärte ſich gegen ihre Partey; ſeinem Sohne hatte er mit Enterbung gedroht, wenn er dem Bunde nicht entſagte. Auch die Grafen von Megen und Aremberg trugen Bedenken, die Bittſchrift anzunehmen; der Prinz von Oranien aber, die Grafen von Egmont, von Hoorn, von Hogſtraten und mehrere ſtimmten mit Nachdruck dafür. „Die Verbundenen,“ erklärten ſie, „wären ihnen als Menſchen von Rechtſchaffenheit und Ehre bekannt; ein großer Theil unter denſelben ſtehe mit ihnen in Verhältniſſen der Freundſchaft und der Verwandtſchaft, und ſie getrauen ſich, für ihr Betragen zu gewähren. Eine Bittſchrift einzureichen, ſey jedem Unterthan erlaubt; ohne Ungerechtigkeit könne man einer ſo anſehnlichen Geſellſchaft ein Recht nicht verweigern, deſſen ſich der niedrigſte Menſch im Staate zu erfreuen habe.“ Man beſchloß alſo, weil die meiſten Stimmen für dieſe Meinung waren, die Verbundenen zuzulaſſen, vorausgeſetzt, daß ſie unbewaffnet erſchienen, und ſich mit Beſcheidenheit betrügen. Die Zänkereyen der Rathsglieder hatten den größten Theil der Zeit weggenommen, daß man die fernere Berathſchlagung auf eine zweyte Sitzung verſchieben mußte, die gleich den folgenden Tag eröffnet ward *).

Um den Hauptgegenſtand nicht, wie geſtern, unter unnützen Klagen zu verlieren, eilte die Regentinn dießmal ſogleich zum Ziele. „Brederode," ſagte ſie, „wird, wie unſre Nachrichten lauten, im Namen des „Bundes um Aufhebung der Inquiſition und Milderung „der Edikte bey uns einkommen. Das Urtheil meines „Senats ſoll mich beſtimmen, was ich ihm antworten „ſoll; aber ehe Sie Ihre Meinungen vortragen, vergönnen Sie mir, etwas Weniges voranzuſchicken. Man „ſagt mir, daß es Viele, auch ſelbſt unter Ihnen gebe, „welche die Glaubensedikte des Kaiſers, meines Vaters, mit öffentlichem Tadel angreifen, und ſie dem „Volke als unmenſchlich und barbariſch abſchildern. „Nun frage ich Sie ſelbſt, Ritter des Vließes, Räthe „Seiner Majeſtät und des Staats, ob Sie nicht ſelbſt „Ihre Stimmen zu dieſen Edikten gegeben, ob die „Stände des Reichs ſie nicht als rechtskräftig anerkannt haben? Warum tadelt man jetzt, was man „ehmals für recht erklärte? Etwa darum, weil es jetzt

---

*) Strada 131. 132.

„mehr, als jemals, nothwendig geworden? Seit wann iſt die Inquiſition in den Niederlanden etwas ſo Ungewöhnliches? Hat der Kaiſer ſie nicht ſchon vor ſechszehn Jahren errichtet, und worin ſoll ſie grauſamer ſeyn, als die Edikte? Wenn man zugiebt, daß dieſe letztere das Werk der Weisheit geweſen, wenn die allgemeine Beyſtimmung der Staaten ſie geheiligt hat — warum dieſen Widerwillen gegen jene, die doch weit menſchlicher iſt, als die Edikte, wenn dieſe nach dem Buchſtaben beobachtet werden? Reden Sie jetzt frey, ich will Ihr Urtheil damit nicht befangen haben; aber Ihre Sache iſt es, dahin zu ſehen, daß nicht Leidenſchaft es leite *).“

Der Staatsrath war in zwey Meinungen getheilt, wie immer; aber die Wenigen, welche für die Inquiſition und die buchſtäbliche Vollſtreckung der Edikte ſprachen, wurden bey weitem von der Gegenpartey überſtimmt, die der Prinz von Oranien anführte. „Wollte der Himmel,“ fing er an, „man hätte meine Vorſtellungen des Nachdenkens werth geachtet, ſo lange ſie noch entfernte Befürchtungen waren, ſo würde man nie dahin gebracht worden ſeyn, zu den äußerſten Mitteln zu ſchreiten, ſo würden Menſchen, die im Irrthume lebten, nicht durch

---

*) Strada 123. 124.

„eben die Maßregeln, die man anwendete, ſie aus demſelben herauszuführen, tiefer darein verſunken ſeyn. Wir alle, wie Sie ſehen, ſtimmen in dem Hauptzwecke überein. Wir alle wollen die katholiſche Religion außer Gefahr wiſſen; kann dieſes nicht ohne Hülfe der Inquiſition bewerkſtelligt werden, wohl, ſo bieten wir Gut und Blut zu ihren Dienſten an; aber eben das iſt es, wie Sie hören, worüber die Meiſten unter uns ganz anders denken.

„Es gibt zweyerley Inquiſitionen. Der Einen maßt ſich der römiſche Stuhl an, die Andere iſt ſchon ſeit undenklichen Zeiten von den Biſchöfen ausgeübt worden. Die Macht des Vorurtheils, und der Gewohnheit hat uns die Letztere erträglich und leicht gemacht. Sie wird in den Niederlanden wenig Widerſpruch finden, und die vermehrte Anzahl der Biſchöfe wird ſie hinreichend machen. Wozu denn alſo die Erſte, deren bloßer Name alle Gemüther in Aufruhr bringt? So viele Nationen entbehren ihrer, warum ſoll ſie gerade uns aufgedrungen ſeyn? Vor Luthern hat ſie Niemand gekannt; der Kaiſer war der Erſte, der ſie einführte; aber dies geſchah zu einer Zeit, als an geiſtlichen Aufſehern Mangel war, die wenigen Biſchöfe ſich noch außerdem läſſig zeigten, und die Sittenloſigkeit der Kleriſey ſie von dem Richteramte ausſchloß. Jetzt hat ſich Alles verändert; jetzt zählen wir eben ſo viele Biſchöfe, als Provinzen

„ſind. Warum ſoll die Regierungskunſt nicht den Geiſt der Zeiten begleiten? Gelindigkeit brauchen wir, nicht Härte. Wir ſehen den Widerwillen des Volks, den wir ſuchen müſſen zu beſänftigen, wenn er nicht in Empörung ausarten ſoll. Mit dem Tode Pius des Vierten iſt die Vollmacht der Inquiſitoren zu Ende gegangen; der neue Papſt hat noch keine Beſtätigung geſchickt, ohne die es doch ſonſt noch keiner gewagt hat, ſein Amt auszuüben. Jetzt alſo iſt die Zeit, wo man ſie ſuſpendiren kann, ohne Jemandes Rechte zu verletzen.

„Was ich von der Inquiſition urtheile, gilt auch von den Edikten. Das Bedürfniß der Zeiten hat ſie erzwungen, aber jene Zeiten ſind ja vorbey. Eine ſo lange Erfahrung ſollte uns endlich überwieſen haben, daß gegen Ketzerey kein Mittel weniger fruchtet, als Scheiterhaufen und Schwert. Welche unglaubliche Fortſchritte hat nicht die neue Religion nur ſeit wenigen Jahren in den Provinzen gemacht, und wenn wir den Gründen dieſer Vermehrung nachſpüren, ſo werden wir ſie in der glorreichen Standhaftigkeit derer finden, die als ihre Schlachtopfer gefallen ſind. Hingeriſſen von Mitleid und von Bewunderung, fängt man in der Stille an, zu muthmaßen, daß es doch wol Wahrheit ſeyn möchte, was mit ſo unüberwindlichem Muthe behauptet wird. In Frankreich und England ließ man die Proteſtanten dieſelbe Strenge erfah-

„ren, aber hat ſie dort mehr, als bey uns, gefruchtet?
„Schon die erſten Chriſten berühmten ſich, daß der
„Same ihrer Kirche Märtyrerblut geweſen. Kaiſer
„Julian, der fürchterlichſte Feind, den je das Chriſtenthum
„erlebte, war von dieſer Wahrheit durchdrungen.
„Ueberzeugt, daß Verfolgung den Enthuſiasmus nur
„mehr anfeure, nahm er ſeine Zuflucht zum Lächerlichen
„und zum Spott, und fand dieſe Waffen ungleich mächtiger,
„als Gewalt. In dem griechiſchen Kaiſerthume
„hatten ſich zu verſchiedenen Zeiten verſchiedene Sekten
„erhoben, Arius unter Conſtantin, Aetius unter
„dem Conſtantius, Neſtorius unter dem
„Theodos; nirgends aber ſieht man weder gegen
„dieſe Irrlehrer ſelbſt, noch gegen ihre Schüler Strafen
„geübt, die denen gleich kämen, welche unſre Länder
„verheeren — und wo ſind jetzt alle dieſe Sekten hin,
„die, ich möchte beynahe ſagen, ein ganzer Weltkreis
„nicht zu faſſen ſchien? Aber dies iſt der Gang der
„Ketzerey. Ueberſieht man ſie mit Verachtung, ſo zerfällt
„ſie in ihr Nichts. Es iſt ein Eiſen, das, wenn
„es ruhig liegt, roſtet, und nur ſcharf wird durch Gebrauch.
„Man kehre die Augen von ihr, und ſie wird
„ihren mächtigſten Reiz verlieren, den Zauber des
„Neuen und des Verbotenen. Warum wollen wir uns
„nicht mit Maßregeln begnügen, die von ſo großen Regenten
„bewährt gefunden worden? Beyſpiele können
„uns am ſicherſten leiten.

„Aber wozu Beyſpiele aus dem heidniſchen Alterthume, da das glorreiche Muſter Karl des Fünften, des größten der Könige, vor uns liegt, der endlich, beſiegt von ſo vielen Erfahrungen, den blutigen Weg der Verfolgung verließ, und viele Jahre vor ſeiner Thronentſagung zur Gelindigkeit überging. Philipp ſelbſt, unſer gnädigſter Herr, ſchien ſich ehmals zur Schonung zu neigen; die Rathſchläge eines Granvella und ſeines Gleichen belehrten ihn eines Andern; mit welchem Rechte, mögen ſie mit ſich ſelbſt ausmachen. Mir aber hat von-jeher geſchienen, die Geſetze müſſen ſich den Sitten, und die Maximen den Zeiten anſchmiegen, wenn der Erfolg ſie begünſtigen ſoll. Zum Schluſſe bringe ich Ihnen noch das genaue Verſtändniß in Erinnerung, das zwiſchen den Hugenotten und den flämiſchen Proteſtanten obwaltet. Wir wollen uns hüten, ſie noch mehr aufzubringen, als ſie es jetzt ſchon ſeyn mögen. Wir wollen gegen ſie nicht franzöſiſche Katholiken ſeyn, damit es ihnen ja nicht einfalle, die Hugenotten gegen uns zu ſpielen, und, wie dieſe, ihr Vaterland in die Schrecken eines Bürgerkriegs zu werfen *).“

---

*) Burg. 174 — 180. Hopp. 72. Strad. 123. 124. Es darf Niemand wundern, ſagt Burgundius, ein hitziger Eiferer für die katholiſche Religion und die ſpaniſche Partey, daß aus der Rede dieſes Prinzen ſo viel

Nicht ſowol der Wahrheit und Unwiderlegbarkeit ſeiner Gründe, welche von der entſcheidendſten Mehrheit im Senate unterſtützt wurde, als vielmehr dem verfallenen Zuſtande der Kriegsmacht und der Erſchöpfung des Schatzes, wodurch man verhindert war, das Gegentheil mit gewaffneter Hand durchzuſetzen, hatte der Prinz von Oranien es zu danken, daß ſeine Vorſtellungen dießmal nicht ganz ohne Wirkung blieben. Um wenigſtens den erſten Sturm abzuwehren und die nöthige Zeit zu gewinnen, ſich in eine beſſere Verfaſſung gegen ſie zu ſetzen, kam man überein, den Verbundenen einen Theil ihrer Forderungen zuzugeſtehen. Es wurde beſchloſſen, die Strafbefehle des Kaiſers zu mildern, wie er ſie ſelbſt mildern würde, wenn er in jetzigen Tagen wiederauferſtände — wie er einſt ſelbſt, unter ähnlichen Umſtänden, ſie zu mildern nicht gegen ſeine Würde geachtet. Die Inquiſition ſollte, wo ſie noch nicht eingeführt ſey, unterbleiben; wo ſie es ſey, auf einen gelindern Fuß geſetzt werden, oder auch gänzlich ruhen, da die Inquiſitoren (ſo drückte man ſich aus, um ja den Proteſtanten die kleine Luſt nicht zu gönnen, daß ſie gefürchtet würden, oder daß man ihrem

---

Kenntniß der Philoſophie hervorleuchtet: Er hatte ſie aus dem Umgange mit Balduin geſchöpft. 150.

Anſuchen Gerechtigkeit zugeſtände) von dem neuen Papſte noch nicht beſtätigt werden wären. Dem geheimen Conſilium wurde der Auftrag gegeben, dieſen Schluß des Senats ohne Verzug auszufertigen. So vorbereitet erwartete man die Verſchwörung *).

---

*) Strad. 104. 105.

Die Geuſen.

Der Senat war noch nicht auseinander, als ganz Brüſſel ſchon von der Nachricht erſchallte, die Verbundenen näherten ſich der Stadt. Sie beſtanden nur aus 200 Pferden, aber das Gerücht vergrößerte ihre Zahl. Die Regentinn, voll Beſtürzung, wirft die Frage auf, ob man den Eintretenden die Thore ſchließen, oder ſich durch die Flucht retten ſollte? Beydes wird, als entehrend, verworfen; auch widerlegt der ſtille Einzug der Edeln bald die Furcht eines gewaltſamen Ueberfalls. Den erſten Morgen nach ihrer Ankunft verſammeln ſie ſich im Kuilemburgiſchen Hauſe, wo ihnen Brederode einen zweyten Eid abfordert, des Inhalts, daß ſie ſich unter einander, mit Hintanſetzung aller andern Pflichten, und mit den Waffen ſelbſt, wenn es nöthig wäre, beyzuſtehen gehalten ſeyn ſollten. Hier wurde ihnen auch ein Brief aus Spanien vorgezeigt, worin ſtand, daß ein gewiſſer Proteſtant, den ſie alle kannten und ſchätzten, bey langſamen Feuer lebendig dort verbrannt worden ſey. Nach dieſen und ähnlichen Präliminarien ruft er einen um den andern mit Namen auf, ließ ſie in ihren eignen, und in der Abweſenden Namen, den neuen Eid ablegen, und den alten erneuern. Gleich der folgende Tag, als der fünfte April 1566, wird zu Ueberreichung der Bittſchrift angeſetzt *).

Ihre Anzahl war jetzt zwiſchen drey und vierhundert. Unter ihnen befanden ſich viele Lehensleute des vornehmen Adels, wie auch verſchiedene Bediente des Königs ſelbſt, und der Herzoginn **). Den Grafen von Naſſau und Brederode an ihrer Spitze, traten ſie Gliederweiſe, immer vier und vier ihren Zug nach dem Pallaſte an; ganz Brüſſel folgte dem ungewöhnlichen Schauſpiele in ſtillem Erſtaunen. Es wurde hier Menſchen gewahr, die kühn und trotzig genug auftraten, um nicht Supplikanten zu ſcheinen, von zwey Männern geführt, die man nicht gewohnt war, bitten zu ſehen; auf der andern Seite, ſo viel Ordnung, ſo viel Demuth und beſcheidne Stille, als ſich mit keiner Rebellion zu vertragen pflegt. Die Oberſtatthalterinn empfängt den Zug von allen ihren Räthen und den Rittern des Vließes umgeben. „Dieſe edeln Niederländer," redet Brederode ſie mit Ehrerbietung an, „welche ſich hier vor Ew. Hoheit verſammeln, und noch

---

*) Strada 126.

**) Hopper 73.

„weit mehrere, welche nächſtens eintreffen ſollen, wünſchen Ihnen eine Bitte vorzutragen, von deren Wichtigkeit, ſo wie von ihrer Demuth, dieſer feyerliche Aufzug Sie überführen wird. Ich, als Wortführer der Geſellſchaft, erſuche Sie, dieſe Bittſchrift anzunehmen, die nichts enthält, was ſich nicht mit dem Beſten des Vaterlands, und mit der Würde des Königs vertrüge.“ —

„Wenn dieſe Bittſchrift,“ erwiederte **Margaretha**, „wirklich nichts enthält, was mit dem Wohl des Vaterlandes und mit der Würde des Königs ſtreitet, ſo iſt kein Zweifel, daß ſie gebilligt werden wird.“ — „Sie hätten,“ fuhr der Sprecher fort, „mit Unwillen und Bekümmerniß vernommen, daß man ihrer Verbindung verdächtige Abſichten unterlege, und ihnen bey Ihrer Hoheit nachtheilig zuvorgekommen ſey; darum lägen ſie Ihr an, ihnen die Urheber ſo ſchwerer Beſchuldigungen zu nennen, und ſolche anzuhalten, ihre Anklage in aller Form und öffentlich zu thun, damit derjenige, welchen man ſchuldig finden würde, die verdiente Strafe leide.“ — „Allerdings,“ antwortete die Regentinn, „könne man ihr nicht verdenken, wenn ſie auf die nachtheiligen Gerüchte von den Abſichten und Allianzen des Bundes für nöthig erachtet habe, die Statthalter der Provinzen aufmerkſam darauf zu machen; aber nennen würde ſie die Urheber dieſer Nachrichten niemals; Staatsgeheimniſſe

„zu verrathen,“ ſetzte ſie mit einer Miene des Unwillens hinzu, „könne mit keinem Rechte von ihr gefordert „werden.“ Nun beſchied ſie die Verbundenen auf den folgenden Tag, um die Antwort auf ihre Bittſchrift abzuholen, worüber ſie jetzt noch einmal mit den Rittern zu Rathe ging *).

„Nie,“ lautete dieſe Bittſchrift (die nach einigen den berühmten Balduin zum Verfaſſer haben ſoll) „nie hätten ſie es an der Treue gegen ihren König ermangeln laſſen, und auch jetzt wären ſie weit davon „entfernt; doch wollten ſie lieber in die Ungnade ihres „Herrn zu fallen Gefahr laufen, als ihn noch länger in „der Unwiſſenheit der übeln Folgen verharren laſſen, „womit die gewaltſame Einſetzung der Inquiſition und „die längere Beharrung auf den Edikten ihr Vaterland bedrohen. Lange Zeit hätten ſie ſich mit der Hoffnung beruhigt, eine allgemeine Staatenverſammlung „würde dieſen Beſchwerden abhelfen; jetzt aber, da „auch dieſe Hoffnung erloſchen ſey, hielten ſie es für „ihre Pflicht, die Statthalterinn vor Schaden zu warnen. Sie bäten daher Ihre Hoheit, eine wohlgeſinnte „und wohlunterrichtete Perſon nach Madrid zu ſenden, „die den König vermögen könnte, dem einſtimmigen „Verlangen der Nation gemäß, die Inquiſition aufzuheben, die Edikte abzuſchaffen und ſtatt ihrer auf ei-

---

*) Hopper. 73. Strad. 126. 127. Burg. 182. 183.

„ner allgemeinen Staatenverſammlung neue und menſchlichere verfaſſen zu laſſen. Unterdeſſen aber, bis der König ſeine Entſchließung kund gethan, möchte man die Edikte ruhen laſſen und die Inquiſition außer Wirkſamkeit ſetzen. Gäbe man, ſchloſſen ſie, ihrem demüthigen Geſuch kein Gehör, ſo nehmen ſie Gott, den König, die Regentinn und alle ihre Räthe zu Zeugen, daß ſie das Ihrige gethan, wenn es unglücklich ginge *)."

Den folgenden Tag erſchienen die Verbundenen in eben demſelben Aufzuge, aber in noch größerer Anzahl (die Grafen von Bergen und Kuilemburg waren mit ihrem Anhange unterdeſſen zu ihnen geſtoßen) vor der Regentinn, um ihre Reſolution in Empfang zu nehmen. Sie war an den Rand der Bittſchrift geſchrieben, und enthielt: „Die Inquiſition und die Edikte ganz ruhen zu laſſen, ſtehe nicht in ihrer Gewalt; doch wolle ſie, dem Wunſche der Verbundenen gemäß, Einen aus dem Adel nach Spanien ſenden, und ihr Geſuch bey dem Könige nach allen Kräften unterſtützen. Einſtweilen ſolle den Inquiſitoren empfohlen werden, ihr Amt mit Mäßigung zu verwalten; dagegen aber erwarte ſie von dem Bunde, daß er ſich aller Gewaltthätigkeiten enthalten, und nichts gegen den katholiſchen

---

*) Hopper 74. Burg. 162. 166

„Glauben unternehmen werde." So wenig dieſe allgemeine und ſchwankende Zuſage die Verbundenen befriedigte, ſo war ſie doch Alles, was ſie mit irgend einem Scheine von Wahrſcheinlichkeit fürs erſte hatten erwarten können. Die Gewährung oder Nichtgewährung der Bittſchrift hatte mit dem eigentlichen Zwecke des Bündniſſes nichts zu ſchaffen. Genug für jetzt, daß es überhaupt nur errichtet war; daß nunmehr etwas vorhanden war, wodurch man die Regierung, ſo oft es nöthig war, in Furcht ſetzen konnte. Die Verbundenen handelten alſo ihrem Plane gemäß, daß ſie ſich mit dieſer Antwort beruhigten und das Uebrige auf die Entſcheidung des Königs ankommen lieſſen. Wie überhaupt das ganze Gaukelſpiel dieſer Bittſchrift nur erfunden geweſen war, die verwegenern Plane des Bundes hinter dieſer Supplikantengeſtalt ſo lange zu verbergen, bis er genugſam zu Kräften würde gekommen ſeyn, ſich in ſeinem wahren Lichte zu zeigen, ſo muſſte ihnen weit mehr an der Haltbarkeit dieſer Maſke, und weit mehr an einer günſtigen Aufnahme der Bittſchrift, als an einer ſchnellen Gewährung liegen. Sie drangen daher in einer neuen Schrift, die ſie drey Tage darauf übergaben, auf ein ausdrückliches Zeugniß der Regentinn, daß ſie *nichts, als ihre Schuldigkeit gethan*, und *daß nur Dienſteifer für den König ſie geleitet habe*. Als die Herzoginn einer Erklärung auswich, ſchickten ſie noch von der Treppe Jemand an ſie ab, der dieſes Geſuch wiederholen ſollte. „Die Zeit allein, und „ihr künftiges Betragen," antwortete ſie dieſem, „würden ihrer Abſichten Richter ſeyn *)."

Gaſtmähler gaben dem Bunde ſeinen Urſprung, und ein Gaſtmahl gab ihm Form und Vollendung. An dem nämlichen Tage, wo die zweyte Bittſchrift eingereicht wurde, traktirte Brederode die Verſchwornen im Kuilemburgiſchen Hauſe; gegen 300 Gäſte waren zugegen; die Trunkenheit machte ſie muthwillig, und ihre Bravour ſtieg mit ihrer Menge. Hier nun erinnerten ſich Einige, daß ſie den Grafen von Barlaimont der Regentinn, die ſich bey Ueberreichung der Bittſchriften zu entfärben ſchien, auf franzöſiſch hatten zuflüſtern hören: „Sie ſolle ſich vor einem Haufen Bettler (Gueux) nicht fürchten." Wirklich war auch der größte Theil unter ihnen durch eine ſchlechte Wirthſchaft ſo weit herabgekommen, daß er dieſe Benennung nur zu ſehr rechtfertigte. Weil man eben um einen Namen der Brüderſchaft verlegen war, ſo haſchte man dieſen Ausdruck begierig auf, der das Vermeſſene des Unternehmens in Demuth verſteckte, und der zugleich am wenigſten von der Wahrheit entfernte. Sogleich trank man einander unter dieſem Namen zu, und es leben die Geuſen wurde mit allgemeinem Geſchrey des Beyfalls gerufen. Nach aufgehobener Tafel erſchien

---

*) Hopper. §. 94. Strad. 177.

Brederode mit einer Taſche, wie die herumziehenden Pilger und Bettelmönche ſie damals trugen, hing ſie um den Hals, trank die Geſundheit der ganzen Tafel aus einem hölzernen Becher, dankte allen für ihren Beytritt zum Bunde, und verſicherte doch, daß er für Jeden unter ihnen bereit ſtehe, Gut und Blut zu wagen. Alle riefen mit lauter Stimme ein Gleiches, der Becher ging in der Runde herum, und ein Jedweder ſprach, indem er ihn an den Mund ſetzte, daſſelbe Gelübde nach. Nun empfing einer nach dem andern die Bettlertaſche und hing ſie an einem Nagel auf, den er ſich zugeeignet hatte. Der Lärm, den dieſes Poſſenſpiel verurſachte, zog den Prinzen von Oranien, die Grafen von Egmont und von Hoorn, die der Zufall ſo eben vorbeyführte, in das Haus, wo ihnen Brederode, als Wirth vom Hauſe, ungeſtüm zuſetzte, zu bleiben, und ein Glas mitzutrinken *). Die Ankunft dieſer drey

---

*) „Aber,“ verſicherte nachher Egmont in ſeiner Verantwortungsſchrift, „wir tranken nur ein einziges kleines Glas, und dabey ſchrieen ſie: es lebe der König und es leben die Geuſen! Es war dies zum erſten Male, daß ich dieſe Benennung hörte, und gewiß, ſie mißfiel mir. Aber die Zeiten waren ſo ſchlimm, daß man Manches gegen ſeine Neigung mitmachen mußte, und ich glaubte eine unſchuldige Handlung zu thun.“ Procès criminels des Comtes d'Egmont etc. T. I. Egmonts Verantwortung.

wichtigen Männer erneuerte den Jubel der Gäſte und ihre Freude fing an bis zur Ausgelaſſenheit zu ſteigen. Viele wurden betrunken. Gäſte und Aufwärter ohne Unterſchied, Ernſthaftes und Poſſierliches, Sinnentaumel und Angelegenheit des Staats vermengten ſich auf eine burleske Art mit einander, und die allgemeine Noth des Landes bereitete ein Bachanal. Hierbey blieb es nicht allein; was man im Rauſche beſchloſſen hatte, führte man nüchtern aus. Das Daſeyn ſeiner Beſchützer muſſte dem Volke verſinnlicht, und der Eifer der Partey durch ein ſichtbares Zeichen in Athem erhalten werden; dazu war kein beſſeres Mittel, als dieſen Namen der Geuſen öffentlich zur Schau zu tragen, und die Zeichen der Verbrüderung davon zu entlehnen. In wenig Tagen wimmelte die Stadt Brüſſel von aſchgrauen Kleidern, wie man ſie an Bettelmönchen und Büßenden ſah. Die ganze Familie mit dem Hausgeſinde eines Verſchwornen warf ſich in dieſe Ordenstracht. Einige führten hölzerne Schüſſeln mit dünnem Silberbleche überzogen, eben ſolche Becher, oder auch Meſſer, den ganzen Hausrath der Bettlerzunft, an den Hüten, oder ließen ſie an dem Gürtel herunterhängen. Um den Hals hingen ſie eine goldne oder ſilberne Münze, nachher der Geuſenpfennig genannt, deren eine Seite das Bruſtbild des Königs zeigte, mit der Inſchrift: Dem Könige getreu. Auf der andern ſah man zwey zuſammengefaltete Hände, die eine Provianttaſche hielten, mit den Worten: Bis zum Bettelſack. Daher ſchreibt ſich der Name der Geuſen, den nachher in den Niederlanden alle diejenigen trugen, welche vom Papſtthum abfielen, und die Waffen gegen den König ergriffen *).

Ehe die Verbundenen auseinandergingen, um ſich in den Provinzen zu zerſtreuen, erſchienen ſie noch einmal vor der Herzoginn, um ſie in der Zwiſchenzeit, bis die Antwort des Königs aus Spanien anlangte, zu einem gelinden Verfahren gegen die Ketzer zu ermahnen, damit es mit dem Volke nicht aufs Aeußerſte käme. Sollte aber, fügten ſie hinzu, aus einem entgegengeſetzten Betragen Schlimmes entſtehen, ſo wollten ſie als Leute angeſehen ſeyn, die ihre Pflicht gethan hätten.

Darauf erwiederte die Regentinn: ſie hoffe ſolche Maßregeln zu ergreifen, daß keine Unordnung vorfallen könnte; geſchehe dieſes aber dennoch, ſo würde ſie es Niemand anders, als den Verbundenen zuzuſchreiben haben. Sie ermahne ſie alſo ernſtlich, auch ihren Verheißungen gleichfalls nachzukommen, vorzüglich aber keine neue Mitglieder mehr in ihren Bund aufzunehmen, keine Privatzuſammenkünfte mehr zu halten, und überhaupt keine Neuerung anzufangen. Um ſie einſtweilen zu beruhigen, wurde dem Geheimſchreiber Berti befohlen, ihnen die Briefe vorzuzeigen, worin

---

*) Hopper. §. 94. Strada 127—30. Burg. 185. 187.

man den Inquiſitoren und weltlichen Richtern Mäßigung gegen alle diejenigen empfahl, die ihre ketzeriſche Verſchuldung durch ein bürgerliches Verbrechen erſchwert haben würden. Vor ihrem Abzug aus Brüſſel ernannten ſie noch vier Vorſteher aus ihrer Mitte *), welche die Angelegenheiten des Bundes beſorgen muſſten; und noch überdies eigene Geſchäftsverweſer für jede Provinz. In Brüſſel ſelbſt wurden einige zurückgelaſſen, um auf alle Bewegungen des Hofes ein wachſames Auge zu haben. **Brederode**, **Kuilemburg** und **Bergen** verließen endlich die Stadt, von 550 Reitern begleitet, begrüßten ſie noch einmal außerhalb den Mauern mit Musketenfeuer, und ſchieden dann von einander, **Brederode** nach Antwerpen, die beyden Andern nach Geldern. Dem Erſten ſchickte die Regentinn einen Eilboten nach Antwerpen voran, der den Magiſtrat dieſer Stadt vor ihm warnen ſollte; über tauſend Menſchen drängten ſich um das Hotel, wo er abgeſtiegen war. Er zeigte ſich, ein volles Weinglas in der Hand, am Fenſter; „Bürger von Antwerpen," redete er ſie an, „ich bin hier mit Gefahr meiner Güter „und meines Lebens, euch die Laſt der Inquiſition abzunehmen. Wollt ihr dieſe Unternehmung mit mir

---

*) **Burgundius** gibt zwölf ſolcher Vorſteher an, welche das Volk ſpottweiſe die zwölf Apoſtel genannt haben ſoll. 188.

„theilen, und zu euerm Führer mich erkennen; ſo nehmt „die Geſundheit an, die ich euch hier zutrinke, und „ſtreckt zum Zeichen eures Beyfalls die Hände empor.“ Damit trank er, und alle Hände flogen unter lärmendem Jubelgeſchrey in die Höhe. Nach dieſer Heldenthat verließ er Antwerpen *).

Gleich nach Uebergebung der Bittſchrift der Edeln hatte die Regentinn durch den geheimen Rath eine neue Formel der Edikte entwerfen laſſen, die zwiſchen den Mandaten des Königs und den Forderungen der Verbundenen gleichſam die Mitte halten ſollte. Die Frage war nun, ob es rathſamer ſey, dieſe Milderung oder Moderation, wie ſie gewöhnlich genannt wurde, geradezu abkündigen zu laſſen, oder ſie dem Könige erſt zur Genehmhaltung vorzulegen **). Der geheime Rath, der es für zu gewagt hielt, einen ſo wichtigen Schritt ohne Vorwiſſen, ja gegen die ausdrückliche Vorſchrift des Monarchen zu thun, widerſetzte ſich dem Prinzen von Oranien, der für das Erſte ſtimmte. Außerdem hatte man Grund, zu fürchten, daß die Nation mit dieſer Moderation nicht einmal zufrieden ſeyn werde, die ohne Zuziehung der Stände, worauf man doch eigentlich dringe, verfaßt ſey. Um nun den Ständen ihre Bewilligung abzugewinnen, oder vielmehr abzuffehlen, bediente ſich die Regentinn des Kunſtgriffs, eine Landſchaft nach der andern, einzeln, und diejenigen, welche die wenigſte Freyheit hatten, wie Artois, Hennegau, Namur und Luxemburg, zuerſt zu befragen, wodurch ſie nicht nur vermied, daß eine der andern zur Widerſetzlichkeit Muth machte, ſondern auch noch ſo viel gewann, daß die freyern Provinzen, wie Flandern und Brabant, die man weislich bis zuletzt aufſparte, ſich durch das Beyſpiel der andern hinreißen ließen *). Zufolge eines äußerſt geſetzwidrigen Verfahrens überraſchte man die Bevollmächtigten der Städte, ehe ſie ſich noch an ihre Gemeinheiten wenden konnten, und legte ihnen über den ganzen Vorgang ein tiefes Stillſchweigen auf. Dadurch erhielt die Regentinn, daß einige Landſchaften die Moderation unbedingt, andere mit wenigen Zuſätzen gelten ließen. Luxemburg und Namur unterſchrieben ſie ohne Bedenken. Die Stände von Artois machten noch den Zuſatz, daß falſche Angeber dem Rechte der Wiedervergeltung unterworfen ſeyn ſollten; die von Hennegau verlangten, daß ſtatt Einziehung der Güter, die ihren Privilegien widerſtreite, eine andre willkürliche Strafe eingeführt würde. Flandern forderte die gänzliche Aufhebung der Inquiſition, und wollte den Angeklagten das Recht, an ihre Provinz zu appelliren, geſichert haben. Brabants

---

*) Strada. 131.

**) Hopper. §. 93.

---

*) Grot. 22. Burgund. 196. 197. ſq.

Stände ließen ſich durch die Ränke des Hofs überliſten; Seeland, Holland, Utrecht, Geldern und Friesland, als welche durch die wichtigſten Privilegien geſchützt waren, und mit der meiſten Eiferſucht darüber wachten, wurden niemals um ihre Meinung befragt. Auch den Gerichtshöfen der Provinzen hatte man ein Bedenken über die neuentworfene Milderung abgefordert, aber es dürfte wol nicht ſehr günſtig gelautet haben, weil es niemals nach Spanien kam *). Aus dem Hauptinhalt dieſer *Milderung*, die ihren Namen doch in der That verdiente, läſſt ſich auf die Edikte ſelbſt ein Schluß machen. „Die Schriftſteller der Sekten,“ hieß es darinn, „ihre Vorſteher und „Lehrer, wie auch die, welche einen von dieſen beherbergten, ketzeriſche Zuſammenkünfte beförderten „und verhehlten, oder irgend ſonſt ein öffentliches „Aergerniß gäben, ſollten mit dem Galgen beſtraft „und ihre Güter (wo die Landesgeſetze es nämlich „erlaubten) eingezogen werden; ſchwüren ſie aber ihre „Irrthümer ab, ſo ſollten ſie mit der Strafe des „Schwerts davon kommen und ihre Verlaſſenſchaft „ihrer Familie bleiben.“ Eine grauſame Schlinge für die elterliche Liebe! Leichten und bußfertigen Ketzern, hieß es ferner, könne Gnade widerfahren; Unbußfertige ſollten das Land räumen, jedoch ohne ihre

---

*) A. G. d. v. N. III. 72.

Güter zu verlieren, es ſey denn, daß ſie ſich durch Verführung Anderer dieſes Vorrechts beraubten. Von dieſer Wohlthat waren jedoch die Wiedertäufer ausgeſchloſſen, die, wenn ſie ſich nicht durch die gründlichſte Buße loskauften, ihrer Güter verluſtig erklärt, und, wenn ſie Relapſen, d. i. wiederabgefallene Ketzer wären, ohne Barmherzigkeit hingerichtet werden ſollten *). Die mehrere Achtung für Leben und Eigenthum, die man in dieſen Verordnungen wahrnimmt, und leicht verſucht werden möchte, einer anfangenden Sinnesänderung des ſpaniſchen Miniſteriums zuzuſchreiben, war nichts als ein nothgedrungener Schritt, den ihm die ſtandhafte Widerſetzlichkeit des Adels erpreſſte. Auch war man in den Niederlanden von dieſer Moderation, die im Grunde keinen einzigen weſentlichen Misbrauch abſtellte, ſo wenig erbaut, daß das Volk ſie in ſeinem Unwillen anſtatt Moderation (Milderung) Moorderation, d. i. Mörderung nannte **).

Nachdem man auf dieſem Wege den Ständen ihre Einwilligung dazu abgelockt hatte, wurde die Milderung dem Staatsrathe vorgelegt, und, von ihm unterſchrieben, an den König nach Spanien geſendet, um nunmehr durch ſeine Genehmigung eine geſetzliche Kraft zu empfangen *).

---

*) Burg. 190—193.

**) A. G. d. v. N. 72.

Die Geſandtſchaft nach Madrid, worüber man mit den Verſchwornen übereingekommen war, wurde anfänglich dem Marquis von Bergen **) aufgetragen, der ſich aber aus einem nur zu gegründeten Mißtrauen in die gegenwärtige Diſpoſition des Königs, und weil er ſich mit dieſem delikaten Geſchäfte allein nicht befaſſen wollte, einen Gehülfen ausbat. Er bekam ihn in dem Baron von Montigny, der ſchon ehedem zu demſelben Geſchäfte gebraucht worden war, und es rühmlich beendigt hatte. Da ſich aber während dieſer Zeit die Umſtände ſo gar ſehr verändert hatten, und er wegen ſeiner zweyten Aufnahme in Madrid in gerechter Beſorgniß war, ſo machte er ſeiner mehrern Sicherheit wegen mit der Herzoginn aus: daß ſie vorläufig darüber an den Monarchen ſchreiben möchte, unterdeſſen er mit ſeinem Geſellſchafter langſam genug reiſen würde, um von der Antwort des Königs noch unterwegs getroffen zu werden. Sein guter Genius, der ihn, wie es ſchien, von dem ſchrecklichen Schickſale, das in Madrid auf ihn wartete, zurückreiſen wollte, ſtörte ſeine Reiſe noch durch ein unvermuthetes Hinderniß, indem der Marquis von Bergen durch eine Wunde, die er beym Ballſchlagen empfing, außer Stand geſetzt wurde, ſie ſogleich mit ihm anzutreten. Nichts deſtoweniger machte er ſich, weil die Regentinn ihm anlag, zu eilen, allein auf den Weg, nicht aber, wie er hoffte, die Sache ſeines Volks in Spanien durchzuſetzen, ſondern dafür zu ſterben *).

---

*) Vgl. ad Hopper. VII. Brief.

**) Dieſer Marquis von Bergen iſt von dem Grafen Wilhelm von Bergen zu unterſcheiden, der von den erſten geweſen war, die den Compromiß unterſchrieben. Vgl. ad Hopper VII. Brief.

Die Stellung der Dinge hatte ſich nunmehr ſo verändert, und der Schritt, den der Adel gethan, einen völligen Bruch mit der Regierung ſo nahe herbeygebracht, daß es dem Prinzen von Oranien und ſeinen Freunden fortan unmöglich ſchien, das mittlere ſchonende Verhältniß, das ſie bis jetzt zwiſchen der Republik und dem Hofe beobachtet hatten, noch länger beyzubehalten, und ſo widerſprechende Pflichten zu vereinigen. So viel Ueberwindung es ihnen bey ihrer Denkart ſchon koſten muſſte, in dieſem Streite nicht Partey zu nehmen; ſo ſehr ſchon ihr natürlicher Freyheitsſinn, ihre Vaterlandsliebe und ihre Begriffe von Duldung unter dem Zwange litten, den ihr Poſten ihnen auferlegte; ſo ſehr muſſte das Mißtrauen Philipps gegen ſie, die wenige Achtung, womit

---

*) Strad. 133. 134.

ihr Gutachten ſchon ſeit langer Zeit pflegte aufgenommen zu werden, und das zurückſetzende Betragen, das ihnen von der Herzoginn widerfuhr, ihren Dienſteifer erkälten, und ihnen die Fortſetzung einer Rolle erſchweren, die ſie mit ſo vielem Widerwillen und ſo wenigem Danke ſpielten. Dazu kamen noch verſchiedene Winke aus Spanien, welche den Unwillen des Königs über die Bittſchrift des Adels und ſeine wenige Zufriedenheit mit ihrem eignen Betragen bey dieſer Gelegenheit außer Zweifel ſetzten, und Maßregeln von ihm erwarten lieſſen, zu denen ſie als Stützen der vaterländiſchen Freyheit und größtentheils als Freunde oder Blutsverwandte der Verbundenen nie würden die Hand bieten können *). Von dem Namen, den man in Spanien der Verbindung des Adels beylegte, hing es überhaupt nun ab, welche Partey ſie künftig zu nehmen hatten. Hieß die Bittſchrift Empörung, ſo blieb ihnen keine andere Wahl, als entweder mit dem Hofe vor der Zeit zu einer bedenklichen Erklärung zu kommen, oder diejenigen feindlich behandeln zu helfen, deren Intereſſe auch das ihrige war, und die nur aus ihrer Seele gehandelt hatten. Dieſer mißlichen Alternative konnten ſie nur durch eine gänzliche Zurückziehung von Geſchäften ausweichen; ein Weg, den ſie zum Theil ſchon einmal erwählt hat-

---

*) Meteren 81.

ten, und der unter den jetzigen Umſtänden mehr, als eine bloße Nothhülfe war. Auf ſie ſahe die ganze Nation. Das unumſchränkte Vertrauen in ihre Geſinnungen, und die allgemeine Ehrfurcht gegen ſie, die nahe an Anbetung grenzte, adelte die Sache, die ſie zu der ihrigen machten, und richtete die zu Grunde, die ſie verlieſſen. Ihr Antheil an der Staatsverwaltung, wenn er auch mehr nicht, als bloßer Name war, hielt die Gegenpartey im Zügel; ſo lange ſie dem Senate noch beywohnten, vermied man gewaltſame Wege, weil man noch etwas von dem Wege der Güte erwartete. Ihre Mißbilligung, ſelbſt wenn ſie ihnen auch nicht von Herzen ging, machte die Faktion muthlos und unſicher, die ſich im Gegentheil in ihrer ganzen Stärke aufraffte, ſo bald ſie, auch nur entfernt, auf einen ſo wichtigen Beyfall rechnen durfte. Dieſelben Maßregeln der Regierung, die, wenn ſie durch ihre Hände gingen, eines günſtigen Erfolgs gewiß waren, muſſten ohne ſie verdächtig und unnütz werden; ſelbſt die Nachgiebigkeit des Königs, wenn ſie nicht das Werk dieſer Volksfreunde war, muſſte den beſten Theil ihrer Wirkung verfehlen. Außerdem, daß ihre Zurückziehung von Geſchäften die Regentinn zu einer Zeit von Rath entblößte, wo Rath ihr am unentbehrlichſten war, gab dieſe Zurückziehung noch zugleich einer Partey das Uebergewicht, die, von einer blinden Anhänglichkeit an den Hof geleitet, und unbekannt mit den Eigenheiten des republikaniſchen Narakters, nicht unterlaſſen haben würde, das Uebel zu verſchlimmern und die Erbitterung der Gemüther aufs Aeußerſte zu treiben.

Alle dieſe Gründe, unter denen es Jedem freygeſtellt iſt, nach ſeiner guten oder ſchlimmen Meinung, von dem Prinzen denjenigen herauszuſuchen, der bey ihm vorgewaltet haben möchte, bewogen ihn jetzt, die Regentinn im Stiche zu laſſen und ſich aller Staatsgeſchäfte zu begeben. Die Gelegenheit, dieſen Vorſatz ins Werk zu richten, fand ſich bald. Der Prinz hatte für die ſchleunige Bekanntmachung der neuveränderten Edikte geſtimmt; die Statthalterinn folgte dem Gutachten des geheimen Raths, und ſandte ſie zuvor an den König. „Ich ſehe nun deutlich," brach er mit verſtellter Heftigkeit aus, „daß allen Rathſchlägen, die ich gebe, mißtraut wird. Der König bedarf keiner Diener, deren Treue er bezweifeln muß, und ferne ſey es von mir, meinem Herrn Dienſte aufzudringen, die ihm zuwider ſind. Beſſer alſo für ihn und mich, ich entziehe mich dem gemeinen Weſen *)." Das nämliche ungefähr äußerte der Graf von Hoorn; Egmont bat um Urlaub, die Bäder in Aachen zu gebrauchen, die der Arzt ihm verordnet habe, wiewol er (heißt es in ſeiner Anklage) ausſah wie die Geſundheit. Die Re-

---

*) Burgund. 139.

gentinn, von den Folgen erſchreckt, die dieſer Schritt unvermeidlich herbeyführen muſſte, redete ſcharf mit dem Prinzen. „Wenn weder meine Vorſtellungen, „noch das gemeine Beſte ſo viel über Sie vermögen, „Sie von dieſem Vorſatze zurückzubringen, ſo ſollten „Sie wenigſtens Ihres eignen Rufes mehr ſchonen. „Ludwig von Naſſau iſt Ihr Bruder. Er und „Graf Brederode, die Häupter der Verſchwörung, „ſind öffentlich Ihre Gäſte geweſen. Die Bittſchrift „enthält daſſelbe, wovon alle Ihre Vorſtellungen im „Staatsrathe bisher gehandelt haben. Wenn Sie nun „plötzlich die Sache Ihres Königs verlaſſen, wird es „nicht allgemein heiſſen, daß Sie die Verſchwörung „begünſtigen?“ Es wird nicht geſagt, ob der Prinz diesmal wirklich aus dem Staatsrathe getreten iſt; iſt er es aber, ſo muß er ſich bald eines andern beſonnen haben, weil wir ihn kurz nachher wieder in öffentlichen Geſchäften erblicken. Egmont, ſcheint es, ließ ſich von den Vorſtellungen der Regentinn beſiegen; Hoorn allein zog ſich wirklich auf eins ſeiner Güter zurück, des Vorſatzes, weder Kaiſern noch Königen mehr zu dienen *).

Unterdeſſen hatten ſich die Geuſen durch alle Provinzen zerſtreut, und wo ſie ſich zeigten, die günſtig-

---

*) Wo er drey Monate außer Thätigkeit blieb. Hoorns Anklage. 118.

ſten Nachrichten von dem Erfolge ihres Unternehmens verbreitet. Ihren Verſicherungen nach war für die Religionsfreyheit Alles gewonnen, und dieſen Glauben recht zu befeſtigen, halfen ſie ſich, wo die Wahrheit nicht ausreichte, mit Lügen. So zeigten ſie zum Beyſpiel eine nachgemachte Schrift der Ritter des Vließes vor, worin dieſe feyerlich erklärten, daß künftighin Niemand weder Gefängniß, noch Landesverweiſung, noch den Tod, der Religion wegen, zu fürchten haben ſollte, er hätte ſich denn zugleich eines politiſchen Verbrechens ſchuldig gemacht, in welchem Falle gleichwol die Verbundenen allein ſeine Richter ſeyn würden; und dies ſollte gelten, bis der König mit den Ständen des Reichs anders darüber verfügte. So ſehr es ſich die Ritter, auf die erſte Nachricht von dem geſpielten Betruge, angelegen ſeyn ließen, die Nation aus ihrer Täuſchung zu reißen, ſo wichtige Dienſte hatte dieſe Erfindung der Faktion in dieſer kurzen Zeit ſchon geleiſtet. Wenn es Wahrheiten gibt, deren Wirkung ſich auf einen bloßen Augenblick einſchränkt, ſo können Erdichtungen, die ſich nur dieſen Augenblick lang halten, gar leicht ihre Stelle vertreten. Außerdem, daß das ausgeſtreute Gerücht zwiſchen der Statthalterinn und den Rittern Mißtrauen erweckte und den Muth der Proteſtanten durch neue Hoffnungen aufrichtete, ſpielte es denen, welche über Neuerungen brüteten, einen Schein von Recht in die Hände, der, wenn ſie auch ſelbſt nicht daran glaubten, ihrem Verfahren zu einer Beſchönigung diente. Wenn dieſer fälſchliche Wahn auch noch ſo bald widerrufen ward, ſo muſſte er doch in dem kurzen Zeitraume, wo er Glauben fand, ſo viele Ausſchweifungen veranlaſſt, ſo viel Zügelloſigkeit und Licenz eingeführt haben, daß der Rückzug unmöglich werden, daß man den Weg, den man einmal betreten, aus Gewohnheit ſowol, als aus Verzweiflung, fortzuwandeln ſich genöthigt ſehen muſſte *). Gleich auf die erſte Zeitung dieſes glücklichen Erfolgs fanden ſich die geflüchteten Proteſtanten in ihrer Heimath wieder ein, von der ſie ſich nur vngern geſchieden hatten; die ſich verſteckt hatten, traten aus ihren Schlupfwinkeln heraus; die der neuen Religion bisher nur in ihren Herzen gehuldigt hatten, herzhaft gemacht durch dieſe Duldungsakte, ſchenkten ſich ihr jetzt öffentlich und laut **). Der Name der Geuſen wurde hoch gerühmt in allen Provinzen; man nannte ſie die Stützen der Religion und Freyheit; ihre Partey wuchs mit jedem Tage, und viele Kaufleute fingen an, ihre Inſignien zu tragen. Dieſe Letztern brachten auf dem Geuſenpfenninge noch die Veränderung an, daß ſie zwey kreuzweis gelegte Wanderſtäbe darauf ſetzten, gleichſam um anzudeuten, daß ſie jeden Augenblick fertig und bereit ſtünden, um der Religion willen Haus und Herd zu verlaſſen. Die Errichtung des Geuſenbundes hatte den Dingen eine ganz andere Geſtalt gegeben. Das Murren der Unterthanen, ohnmächtig und verächtlich bis jetzt, weil es nur Geſchrey der Einzelnen war, hatte ſich nunmehr in Einen Körper furchtbar zuſammengezogen, und durch Vereinigung, Kraft, Richtung und Stetigkeit gewonnen. Jeder aufrühreriſche Kopf ſahe ſich jetzt als das Glied eines ehrwürdigen und furchtbarn Ganzen an, und glaubte ſeine Verwegenheit zu ſichern, indem er ſie in dieſen Verſammlungsplatz des allgemeinen Unwillens niederlegte. Ein wichtiger Gewinn für den Bund zu heißen, ſchmeichelte dem Eitlen; ſich unbeobachtet und ungeſtraft in dieſem großen Strome zu verlieren, lockte den Feigen. Das Geſicht, welches die Verſchwörung der Nation zeigte, war demjenigen ſehr ungleich, welches ſie dem Hofe zugekehrt hatte. Wären ihre Abſichten auch die lauterſten geweſen, hätte ſie es wirklich ſo gut mit dem Throne gemeint, als ſie äuſſerlich ſcheinen wollte, ſo würde ſich der große Haufen dennoch nur an das Geſetzwidrige ihres Verfahrens gehalten haben, und ihr beſſerer Zweck gar nicht für ihn vorhanden geweſen ſeyn.

---

*) Strada. 132. 133.

**) Grot. 22.

Oeffentliche Predigten.

Kein Zeitpunkt konnte den Hugenotten und den deutſchen Proteſtanten günſtiger ſeyn, als dieſer, einen Abſatz ihrer gefährlichen Waare in den Niederlanden zu verſuchen. Jetzt wimmelte es in jeder anſehnlichen Stadt von verdächtigen Ankömmlingen, verkappten Kundſchaftern, von Ketzern aller Art und ihren Apoſteln. Drey Religionsparteyen waren es, die unter allen, welche von der herrſchenden Kirche abwichen, erhebliche Fortſchritte in den Provinzen gemacht hatten. Friesland und die angrenzenden Landſchaften hatten die Wiedertäufer überſchwemmt, die aber, als die Dürftigſten von allen, ohne Obrigkeit, ohne Verfaſſung, ohne Kriegsmacht, und noch überdies unter ſich ſelbſt im Streite, die wenigſte Furcht erweckten. Von weit mehr Bedeutung waren die Kalviniſten, welche die ſüdlichen Provinzen, und Flandern insbeſondere, inne hatten, an ihren Nachbarn, den Hugenotten, der Republik Genf, den ſchweizeriſchen Cantons und einem Theile von Deutſchland mächtige Stützen fanden, und deren Religion, wenige Abänderungen ausgenommen, in England auf dem Throne ſaß. Ihr Anhang war der zahlreichſte von allen, beſonders unter der Kaufmannſchaft und den gemeinen Bürgern, und die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten hatten ihm größtentheils die Entſtehung gegeben. An Anzahl und Reichthum wichen ihnen die Lutheraner, denen aber ein deſto größerer Anhang unter dem Adel Gewicht gab. Dieſe hatten vorzüglich den öſtlichen Theil der Niederlande, der an Deutſchland grenzt, in Beſitz; ihr Bekenntniß herrſchte in einigen nordiſchen Reichen; die mächtigſten Reichsfürſten waren ihre Bundesgenoſſen, und die Religionsfreyheit dieſes Landes, dem auch die Niederlande durch den burgundiſchen Vergleich angehörten, konnte mit dem beſten Scheine des Rechts von ihnen geltend gemacht werden. In Antwerpen war der Zuſammenfluß dieſer drey Religionen, weil die Volksmenge ſie hier verbarg, und die Vermiſchung aller Nationen in dieſer Stadt die Freyheit begünſtigte. Dieſe drey Kirchen hatten nichts unter ſich gemein, als einen gleich unauslöſchlichen Haß gegen das Papſtthum, gegen die Inquiſition insbeſondere und gegen die ſpaniſche Regierung, deren Werkzeug dieſe war; aber eben die Eiferſucht, womit ſie einander ſelbſt wechſelſeitig bewachten, erhielt ihren Eifer in Uebung, und verhinderte, daß die Glut des Fanatismus bey ihnen verglimmte *).

---

*) Grot. 22. Strad. 136. Burg. 111.

Die Statthalterinn hatte, in Erwartung, daß die entworfene Moderation Statt haben würde, einſtweilen, um die Geuſen zu befriedigen, den Statthaltern und Obrigkeiten der Provinzen in den Proceduren gegen die Ketzer Mäßigung empfehlen; ein Auftrag, den der gröſte Theil von dieſen, der das traurige Strafamt nur mit Widerwillen verwaltete, begierig befolgte, und in ſeiner weiteſten Bedeutung nahm. Die mehrſten von den vornehmſten Magiſtratsperſonen waren der Inquiſition und der ſpaniſchen Tyranney von Herzen Gram, und viele von ihnen ſogar ſelbſt einer oder der andern Religionspartey heimlich ergeben; die es auch nicht waren, gönnten ihren abgeſagten Feinden, den Spaniern, doch die Luſt nicht, ihre Landsleute mißhandelt zu ſehen *). Sie verſtanden alſo die Regentinn abſichtlich falſch, und lieſſen die Inquiſition, wie die Edikte, faſt ganz in Verfall gerathen. Dieſe Nachſicht der Regierung, mit den glänzenden Vorſpiegelungen der Geuſen verbunden, lockte die Proteſtanten, die ſich ohnehin zu ſehr angehäuft hatten, um länger verſteckt zu bleiben, aus ihrer Dunkelheit hervor. Bis jetzt hatte man ſich mit ſtillen nächtlichen Verſammlungen begnügt; nunmehr aber glaubte man ſich zahlreich und gefürchtet genug, um dieſe Zuſammenkünfte auch öffentlich

---

*) Grot. 19. Burgund. 203. 204.

wagen zu können. Dieſe Licenz nahm ihren erſten Anfang zwiſchen Oudenarde und Gent, und ergriff bald das ganze übrige Flandern. Ein gewiſſer Hermann Stricker, aus Oberyſſel gebürtig, vorzeiten Mönch und dem Kloſter entſprungen, ein verwegner Enthuſiaſt von fähigem Geiſte, impoſanter Figur und fertiger Zunge, iſt der Erſte, der das Volk zu einer Predigt unter freyem Himmel herausführt. Die Neuheit des Unternehmens verſammelt einen Anhang von 7000 Menſchen um ihn her. Ein Richter der Gegend, der, herzhafter als klug, mit gezogenem Degen unter die Menge ſprengt, den Prediger in ihrer Mitte zu verhaften, wird von dem Volke, das in Ermangelung anderer Waffen, nach Steinen greift, ſo übel empfangen, daß er, von ſchweren Wunden dahingeſtreckt, noch froh iſt, ſein Leben durch Bitten zu retten *). Der erſte gelungene Verſuch macht zu dem

---

*) Burgund. 113. 114. Dieſe unerhörte Brutalität eines einzelnen Menſchen, mitten unter eine Schaar von 7000 tollkühnen Menſchen, die durch gemeinſchaftliche Andacht noch mehr entzündet ſind, zu dringen, um einen, den ſie anbeten, vor ihren Augen zum Gefangenen zu machen, beweist mehr, als Alles, was man über dieſe Materie ſagen kann, mit welch inſolenter Verachtung die damaligen Katholiken auf die ſogenannten Ketzer herabgeſehen haben mögen, die ſie als eine ſchlechtere Menſchenart betrachteten.

zweyten Muth. In der Gegend von Aalſt verſammeln ſie ſich in noch gröſſerer Menge wieder; jetzt aber ſind ſie ſchon mit Rappieren, Feuergewehr und Hellebarden verſehen, ſtellen Poſten aus, und verrammeln die Zugänge durch Karren und Wagen. Wen der Zufall hier vorüberführt, muß gern oder ungern an dem Gottesdienſte Theil nehmen, wozu beſondere Aufpaſſer beſtellt ſind. An dem Eingange haben ſich Buchhändler gelagert, welche den proteſtantiſchen Katechiſmus, Erbauungsſchriften und Pasquille auf die Biſchöfe feil bieten. Der Apoſtel, Hermann Stricker, läßt ſich von einer Rednerbühne hören, die von Karren und Baumſtämmen aus dem Stegreif aufgethürmt worden. Ein darüber geſpanntes Segeltuch ſchützt ihn vor Sonne und Regen; das Volk ſtellt ſich gegen die Windſeite, um ja nichts von ſeiner Predigt zu verlieren, deren beſte Würze die Schmähungen gegen das Papſtthum ſind. Man ſchöpft Waſſer aus dem nächſten Fluſſe, um die neugebornen Kinder, ohne weitere Ceremonie, wie in den erſten Zeiten des Chriſtenthums, von ihm taufen zu laſſen. Hier werden Sacramente auf kalviniſche Art empfangen, Brautpaare eingeſegnet und Ehen zerriſſen. Halb Gent war auf dieſe Art aus ſeinen Thoren gezogen; der Zug verbreitete ſich immer weiter und weiter, und hatte in kurzer Zeit ganz Oſtflandern überſchwemmt. Weſtflandern brachte ein andrer abgefallner Mönch, Peter Dathen, aus Poperingen, gleichfalls in Bewegung; 15,000 Menſchen drängten ſich aus Flecken und Dörfern zu ſeiner Predigt; ihre Anzahl macht ſie beherzt genug, mit ſtürmender Hand in die Gefängniſſe zu brechen, wo einige Wiedertäufer zum Märtyrertode aufgeſpart waren. Die Proteſtanten in Tournay wurden von einem gewiſſen Ambroſius Wille einem franzöſiſchen Kalviniſten, zu gleichem Uebermuthe verhetzt. Sie dringen ebenfalls auf eine Losgebung ihrer Gefangenen, und laſſen ſich öftere Drohungen entfallen, daß ſie die Stadt den Franzoſen übergeben würden. Dieſe war ganz von Garniſon entblößt, die der Kommandant, aus Furcht vor Verrätherey, in das Caſtell gezogen hatte, und welche ſich noch außerdem weigerte, gegen ihre Mitbürger zu agiren. Die Sektirer gingen in ihrem Uebermuthe ſo weit, daß ſie eine eigne öffentliche Kirche innerhalb der Stadt für ſich verlangten; da man ihnen dieſe verſagte, traten ſie in ein Bündniß mit Valenciennes und Antwerpen, um ihren Gottesdienſt nach dem Beyſpiele der übrigen Städte, mit öffentlicher Gewalt durchzuſetzen. Dieſe drey Städte ſtanden unter einander in dem genaueſten Zuſammenhange, und die proteſtantiſche Partey war in allen dreyen gleich mächtig. Weil ſich jedoch keine getraute, den Tumult anzufangen, ſo kamen ſie überein, daß ſie zu gleicher Zeit mit den öffentlichen Predigten ausbrechen wollten. **Brederode's** Erſcheinung in Antwerpen machte ihnen endlich Muth. Sechstauſend Menſchen brachen an dem nämlichen Tage, wo daſſelbe in Tournay und Valenciennes geſchah, aus der Stadt hinaus, Weiber und Männer durch einander; Mütter ſchleppten ihre ganz kleinen Kinder hinter ſich her. Sie ſchloſſen den Platz mit Wagen, die ſie zuſammenbanden, hinter welchen ſich Gewaffnete verſteckt hielten, um die Andacht gegen einen etwanigen Ueberfall zu decken. Die Prediger waren theils Deutſche, theils Hugenotten, und redeten in walloniſcher Sprache; Manche darunter waren aus dem gemeinſten Pöbel, und Handwerker ſogar fühlten ſich zu dieſem heiligen Werke berufen. Kein Anſehn der Obrigkeit, kein Geſetz, keines Häſchers Erſcheinung ſchreckte ſie mehr. Viele zog bloße Neugier herbey, um doch zu hören, was für neue und ſeltſame Dinge dieſe fremden Ankömmlinge, die ſo viel Redens von ſich gemacht, auskramen würden. Andere lockte der Wohlklang der Pſalmen, die, wie es in Genf gebräuchlich war, in franzöſiſchen Verſen abgeſungen wurden. Ein großer Theil wurde von dieſen Predigten, wie von luſtigen Komödien, angezogen, in welchen der Papſt, die Väter der trientiſchen Kirchenverſammlung, das Fegfeuer und andere Dogmen der herrſchenden Kirche auf eine poſſierliche Art heruntergemacht wurden. Je toller dieſes zuging, deſtomehr kitzelte es die Ohren der Gemeinde, und ein allgemeines Händeklatſchen, wie im Schauſpielhauſe, belohnte den Redner, der es dem andern an abenteuerlicher Uebertreibung zuvorgethan hatte. Aber das Lächerliche, das in dieſen Verſammlungen auf die herrſchende Kirche geworfen ward, ging deſſungeachtet in dem Gemüthe der Zuhörer nicht ganz verloren, ſo wenig, als die wenigen Körner von Vernunft, die gelegenheitlich mit unterliefen; und Mancher, der hier nichts weniger, als Wahrheit, geſucht hatte, brachte ſie vielleicht, ohne es ſelbſt zu wiſſen, mit zurück *).

Dieſe Verſammlungen wurden mehrere Tage wiederholt, und mit jeder wuchs die Vermeſſenheit der Sektirer, bis ſie ſich endlich ſogar erlaubten, ihre Prediger nach vollbrachtem Gottesdienſte mit einer Eſcorte von gewaffneten Reutern im Triumphe heimzuführen, und ſo das Geſetz durch Gepränge zu verhöhnen. Der Stadtrath ſendet einen Eilboten nach dem andern an die Herzoginn, um ſie zu einer perſönlichen Ueberkunft, und wo möglich, zur Reſidenz in Antwerpen zu vermögen, als dem einzigen Mittel, den Trotz der Empörer zu zügeln, und dem gänzlichen Verfalle der Stadt vorzubeugen; denn die vornehmſten Kaufleute, vor Plünderung bange, ſtanden ſchon im Begriffe, ſie zu räumen. Furcht, das königliche Anſehn auf ein ſo gefährliches Spiel zu ſetzen, verbietet ihr zwar, dieſem Begehren

---

*) Strad. 131. Burgund. 120 – 130.

zu willfahren; aber an ihrer Statt wird der Graf von Megen dahin geſendet, um mit dem Magiſtrate wegen Einführung einer Garniſon zu unterhandeln. Der aufrühreriſche Pöbel, dem der Zweck ſeiner Ankunft nicht lange verborgen bleibt, ſammelt ſich unter tumultuariſchem Geſchrey um ihn herum: „Man kenne ihn „als einen geſchwornen Feind der Geuſen;“ wurde ihm zugeſchrieen, „er bringe Knechtſchaft und Inquiſition, „und er ſolle unverzüglich die Stadt verlaſſen.“ Auch legte ſich der Tumult nicht, bis Megen wieder aus den Thoren war. Nun reichten die Kalviniſten dieſer Stadt bey dem Magiſtrat eine Schrift ein, worin ſie bewieſen, daß ihre große Menge es ihnen fernerhin unmöglich mache, ſich in der Stille zu verſammeln, und ein eignes Gotteshaus innerhalb der Stadt für ſich begehrten. Der Stadtrath erneuert ſeine Vorſtellungen an die Herzoginn, daß ſie der bedrängten Stadt doch durch ihre perſönliche Gegenwart zu Hülfe kommen, oder ihr wenigſtens den Prinzen von Oranien ſchicken möchte, als den Einzigen, für den das Volk noch einige Rückſicht habe, und der noch überdies der Stadt Antwerpen durch den Erbtitel ihres Burggrafen verpflichtet ſey. Um das größere Uebel zu vermeiden, mußte ſie in die zweyte Forderung willigen, und dem Prinzen, ſo ſchwer es ihr auch fiel, Antwerpen anvertrauen. Dieſer, nachdem er ſich lange umſonſt hatte bitten laſſen, weil er einmal feſt entſchloſſen ſchien, an den Staatsgeſchäften ferner keinen Antheil zu nehmen, ergab ſich endlich dem ernſtlichen Zureden der Regentinn und den ungeſtümen Wünſchen des Volks. Brederode kam ihm eine halbe Meile von der Stadt mit großer Begleitung entgegen, und von beyden Seiten begrüßte man einander mit Abfeurung von Piſtolen. Antwerpen ſchien alle ſeine Einwohner ausgegoſſen zu haben, um ſeinen Erretter zu empfangen. Die ganze Heerſtraße wimmelte von Menſchen; die Dächer auf den Landhäuſern waren abgedeckt, um mehr Zuſchauer zu faſſen; hinter Zäunen, aus Kirchhofmauern, aus Gräbern ſogar wuchſen Menſchen hervor. Die Zuneigung des Volks gegen den Prinzen zeigte ſich hier in kindiſchen Ergießungen. „Die Geuſen ſollen leben!" ſchrie Jung und Alt ihm entgegen. — „Sehet hin," ſchrien andere, „das iſt der, der uns Freyheit bringt! — „Der iſts," ſchrien die Lutheraner, „der uns das Augsburgiſche Bekenntniß bringt!" — „Nun brauchen wir fortan keine Geuſen mehr," riefen andere; „wir brauchen den mühſamen Weg nach Brüſſel nicht mehr. Er allein iſt uns Alles." Diejenigen, welche gar nichts zu ſagen wußten, machten ihrer ausgelaſſenen Freude in Pſalmen Luft, die ſie tumultuariſch um ihn her anſtimmten. Er indeſſen verlor ſeinen Ernſt nicht, winkte Stillſchweigen um ſich her, und rief endlich, da ihm Niemand gehorchen wollte, zwiſchen Unwillen und Rührung: „Bey Gott!" rief er, „ſie ſollten zuſehen, was

„ſie thäten, es würde ſie einmal reuen, was ſie „jetzt gethan *).“ Das Jauchzen mehrte ſich, als er in die Stadt ſelbſt eingeritten war. Gleich das erſte Beſprechen des Prinzen mit den Häuptern der verſchiedenen Religionsparteyen, die er einzeln zu ſich kommen ließ und befragte, belehrte ihn, daß die Hauptquelle des Uebels in dem gegenſeitigen Mißtrauen der Parteyen unter einander, und in dem Argwohne der Bürger gegen die Abſichten der Regierung zu ſuchen ſey, und daß ſein erſtes Geſchäft alſo ſeyn müſſe, die Gemüther zu verſichern. Den Reformirten, als den mächtigſten an Anzahl, ſuchte er durch Ueberredung und Liſt die Waffen aus den Händen zu winden, welches ihm endlich mit vieler Mühe gelang. Da aber bald darauf einige Wagen mit Kriegsmunition in Mecheln geladen wurden, und der Droſſard von Brabant ſich in dem Gebiete von Antwerpen öfters mit Bewaffneten ſehen ließ, ſo fürchteten die Kalviniſten, bey ihrem Gottesdienſte feindlich geſtört zu werden, und lagen dem Prinzen an, ihnen innerhalb der Mauern einen Platz zu ihren Predigten einzuräumen, wo ſie vor einem Ueberfalle ſicher ſeyn könnten **). Es gelang ihm noch einmal, ſie zu vertröſten; und ſeine Gegenwart hielt den Ausbruch des Tumults, ſogar während des Feſtes von Mariä Himmelfahrt, das eine Menge Volks nach der Stadt gezogen und wovon man Alles befürchtet hatte, glücklich zurück. Das Marienbild wurde mit dem gewöhnlichen Gepränge unangefochten herumgetragen; einige Schimpfworte und ein ganz ſtilles Murmeln von Götzendienſt war Alles, was ſich der unkatholiſche Pöbel gegen die Prozeſſion herausnahm *).

---

*) Strad. 138. 139. Burg. 233. 234.

**) Meurs. Guil. Aur. Libr. I. 10. 11.

(1566.) Indem die Regentinn aus einer Provinz nach der andern die traurigſten Zeitungen von dem Uebermuthe der Proteſtanten erhält, und für Antwerpen zittert, das ſie in **Oraniens** gefährlichen Händen zu laſſen gezwungen iſt, wird ſie von einer andern Seite her in nicht geringes Schrecken geſetzt. Gleich auf die erſten Nachrichten von den öffentlichen Predigten hatte ſie den Bund aufgerufen, ſeine Zuſagen jetzt zu erfüllen und ihr zu Wiederherſtellung der Ordnung hülfreiche Hand zu leiſten. Dieſen Vorwand gebrauchte Graf **Brederode**, eine Generalverſammlung des ganzen Bundes auszuſchreiben, wozu kein gefährlicherer Zeitpunkt, als der jetzige, hätte gewählt werden können. Eine ſo prahleriſche Ausſtellung der innern Kräfte des Bundes, deſſen Daſeyn und Schutz allein den proteſtantiſchen Pöbel ermuntert haben konnte, ſo weit zu gehen, als er gegangen war, mußte jetzt in eben dem Grade die Zuverſicht der Sektirer erheben, als ſie den

---

*) Meteren 65. Burgund. 234.

Muth der Regentinn darniederſchlug. Der Convent kam in einer Lüttichiſchen Stadt, S. Truyen, zu Stande, wohin ſich Brederode und Ludwig von Naſſau an der Spitze von 2000 Verbundenen geworfen hatten. Da ihnen das lange Ausbleiben der königlichen Antwort aus Madrid von dorther nicht viel Gutes zu weiſſagen ſchien, ſo achteten ſie auf alle Fälle für rathſam, einen Sicherheitsbrief für ihre Perſonen von der Herzoginn zu erpreſſen. Diejenigen unter ihnen, die ſich einer unreinen Sympathie mit dem proteſtantiſchen Pöbel bewußt waren, betrachteten ſeine Ausgelaſſenheit als eine günſtige Ereigniß für den Bund; das ſcheinbare Glück derer, zu deren Gemeinſchaft ſie ſich herabſetzten, verführte ſie, ihren Ton zu ändern; ihr vorhin ruhmwürdiger Eifer fing an, in Inſolenz und Trotz auszuarten. Viele meinten, man ſolle die allgemeine Verwirrung und die Verlegenheit der Herzoginn nutzen, einen kühnern Ton annehmen, und Forderung auf Forderung häufen. Die katholiſchen Mitglieder des Bundes, unter denen viele im Herzen noch ſehr königlich dachten, und mehr durch Gelegenheit und Beyſpiel zu einem Antheil an dem Bande hingeriſſen worden, als aus innerm Triebe dazu getreten waren, hörten hier zu ihrem nicht geringen Erſtaunen eine allgemeine Religionsfreyheit in Vorſchlag bringen, und wurden jetzt mit Schrecken gewahr, in welch ein gefährliches Unternehmen ſie ſich übereilterweiſe verwickelt hatten. Gleich auf dieſe Entdeckung trat der junge Graf **Mannsfeld** zurück, und eine innere Zwietracht fing jetzt ſchon an, das Werk der Eile zu untergraben, und die Fugen des Bundes unvermerkt aufzulöſen *).

Graf **von Egmont** und **Wilhelm von Oranien** werden von der Regentinn bevollmächtigt, mit den Verbundenen zu unterhandeln. Zwölf von den Letztern, unter denen **Ludwig von Naſſau**, **Brederode** und **Kuilemburg** waren, beſprachen ſich mit ihnen in Duffle, einem Dorfe, ohnweit Mecheln. „Wozu dieſer neue Schritt?“ ließ ihnen die Regentinn durch den Mund dieſer Beyden entbieten. „Man hat Geſandte nach Spanien von mir gefordert; ich habe ſie dahin geſendet. Man hat die Edikte und Inquiſition allzuſtreng gefunden; ich habe beyde gemildert. Man hat auf eine allgemeine Verſammlung der Reichsſtände angetragen; ich habe dieſe Bitte vor den König gebracht, weil ich ſie aus eigner Gewalt nicht bewilligen durfte. Was hab' ich denn nun unwiſſenderweiſe noch unterlaſſen oder gethan, was dieſe Zuſammenkunft in S. Truyen nothwendig machte? Iſt es vielleicht Furcht vor dem Zorn des Königs und ſeinen Folgen, was die Verbundenen beunruhigt? Die Beleidigung iſt groß, aber größer iſt ſeine Gnade. Wo bleibt nun das Verſprechen des Bundes, keine Unru-

---

*) Burgund. 135. Strad. 130.

„hen unter dem Volke zu erregen? Wo jene prächtigtönende Worte, daß man bereit ſeyn würde, lieber zu meinen Füßen zu ſterben, als dem Könige etwas von ſeinen Rechten zu vergeben? Schon nehmen ſich die Neuerer Dinge heraus, die ſehr nahe an Aufruhr grenzen und die Republik zum Verderben führen; und der Bund iſt's, auf den ſie ſich dabey berufen. Wenn er dieſes mit Stillſchweigen duldet, ſo klagt er ſich als Mitſchuldigen ihres Frevels an; wenn er es redlich mit ſeinem Könige meint, ſo kann er bey dieſer Ausgelaſſenheit des Pöbels nicht unthätig feyern. Aber er ſelbſt geht ja dem raſenden Pöbel durch ſein gefährliches Beyſpiel voran, ſchließt Bündniſſe mit den Feinden des Vaterlands, und bekräftigt dieſe ſchlimmen Gerüchte durch ſeine jetzige ſtrafbare Verſammlung *)."

Der Bund verantwortete ſich dagegen förmlich in einer Schrift, welche er durch drey deputirte Mitglieder im Staatsrathe zu Brüſſel einreichen läßt. „Alles," lautete dieſe, „was Ihre Hoheit in Rückſicht auf unſre Bittſchrift gethan, haben wir mit dem lebhafteſten Danke empfunden; auch können wir über keine Neuerung Klage führen, welche in dieſer Zeit, Ihrem Verſprechen zuwider, irgendwo gemacht worden wäre; aber wenn wir deßungeach-

---

*) Meteren. 84. Burg. 138. 139.

,,tet jetzt noch immer und aller Orten her in Erfahrung
,,bringen, und mit eignen Augen uns überzeugen,
,,daß man unſre Mitbürger um der Religion
,,willen vor Gericht ſchleppt und zum Tode führt, ſo
,,müſſen wir nothwendig daraus ſchließen, daß die
,,Befehle Ihrer Hoheit von den Gerichtshöfen zum
,,mindeſten — ſehr wenig geachtet werden. Was der
,,Bund ſeinerſeits verſprochen, hat er redlich erfüllt,
,,auch den öffentlichen Predigten hat er nach Vermögen
,,zu ſteuern geſucht; aber freylich iſt es kein
,,Wunder, wenn die ſo lange Verzögerung einer Antwort
,,aus Madrid die Gemüther mit Argwohn erfüllt,
,,und die getäuſchte Hoffnung einer allgemeinen
,,Staatenverſammlung ſie wenig geneigt macht, fernern
,,Verſicherungen zu glauben. Nie hat ſich der
,,Bund mit den Feinden des Landes verbunden; auch
,,nie eine Verſuchung dazu gefühlt. Sollten ſich franzöſiſche
,,Waffen in den Provinzen ſehen laſſen, ſo
,,werden wir, die Verbundenen, als die erſten zu
,,Pferde ſitzen, ſie daraus zu vertreiben; aber wir
,,wollen aufrichtig gegen Ew. Hoheit ſeyn. Wir
,,glaubten Zeichen Ihres Unwillens gegen uns in Ihrem
,,Geſichte zu leſen; wir ſehen Menſchen im ausſchließenden
,,Beſitze Ihrer Gnade, die durch ihren
,,Haß gegen uns berüchtigt ſind. Täglich müſſen
,,wir hören, daß vor der Gemeinſchaft mit uns, wie
,,vor Verpeſteten, gewarnt wird, daß man uns die

„Ankunft des Königs, wie den Anbruch eines Gerichtstags verkündigt — was iſt natürlicher, als „daß der Argwohn gegen uns auch den unſrigen endlich erweckte? daß der Vorwurf der Majeſtätsverletzung, womit man unſre Verbindung zu ſchwärzen „bemüht iſt, daß die Kriegsrüſtungen des Herzogs „von Savoyen und anderer Fürſten, die, wie das „Gerücht ſagt, uns gelten ſollen, die Unterhandlungen des Königs mit dem franzöſiſchen Hofe, um „einer ſpaniſchen Armee, die nach den Niederlanden „beſtimmt ſeyn ſoll, den Durchzug durch dieſes Reich „auszuwirken, und dergleichen Vorfälle mehr, uns „aufgefordert haben, auf unſre Selbſtvertheidigung „zu denken, und uns durch eine Verbindung mit unſern auswärtigen Freunden zu verſtärken? Auf ein „allgemeines unſtetes und ſchwankendes Gerede beſchuldigt man uns eines Antheils an dieſer Zügelloſigkeit des proteſtantiſchen Pöbels; aber wen klagt „das allgemeine Gerede nicht an? Wahr iſt es allerdings, daß auch unter uns Proteſtanten ſich befinden, denen eine Duldung der Religionen das willkommenſte Geſchenk ſeyn würde; aber auch ſie haben niemals vergeſſen, was ſie ihrem Herrn ſchuldig „ſind. Furcht vor dem Zorne des Königs iſt es nicht, „was uns aufgefordert hat, dieſe Verſammlung zu „halten. Der König iſt gut, und wir wollen hoffen, „daß er gerecht iſt. Es kann alſo nicht Verzeihung

„ſeyn, was wir bey ihm ſuchen; und eben ſo wenig
„kann es Vergeſſenheit ſeyn, was wir uns über
„Handlungen erbitten, die unter den Verdienſten, ſo
„wir uns um Se. Majeſtät erworben, nicht die unbeträchtlichſten
„ſind. Wahr iſt es wieder, daß ſich
„Abgeordnete der Lutheraner und Kalviniſten in S.
„Truyen bey uns eingefunden; ja noch mehr, ſie haben
„uns eine Bittſchrift übergeben, die wir an Ew.
„Hoheit hier beilegen. Sie erbieten ſich darin, die
„Waffen bey ihren Predigten niederzulegen, wenn der
„Bund ihnen Sicherheit leiſten, und ſich für eine allgemeine
„Verſammlung der Stände verbürgen wolle.
„Beydes haben wir geglaubt, ihnen zuſagen zu müſſen,
„aber unſre Verſicherung allein hat keine Kraft,
„wenn ſie nicht zugleich von Ew. Hoheit und einigen
„ihrer vornehmſten Räthe beſtätigt wird. Unter
„dieſen kann Niemand von dem Zuſtande unſerer Sachen
„ſo gut unterrichtet ſeyn, und es ſo redlich mit
„uns meinen, als der Prinz von Oranien und die
„Grafen von Hoorn und von Egmont. Dieſe
„drey nehmen wir mit Freuden als Mittler an, wenn
„man ihnen dazu die nöthige Vollmacht gibt, und
„uns Verſicherung leiſtet, daß ohne ihr Wiſſen keine
„Truppen geworben, und keine Befehlshaber darüber
„ernannt werden ſollen. Dieſe Sicherheit verlangen
„wir indeſſen nur auf einen gegebenen Zeitraum,
„nach deſſen Verſtreichung es bey dem Könige ſtehen

„wird, ob er ſie aufheben oder beſtätigen will. Ge„ſchieht das Erſte, ſo iſt es der Billigkeit gemäß, „daß man uns einen Termin ſetze, unſre Perſonen „und Güter in Sicherheit zu bringen; drey Wochen „werden dazu genug ſeyn. Endlich und letztens ma„chen wir uns auch unſrerſeits anheiſchig, ohne Zu„ziehung jener drey Mittelsperſonen nichts Neues zu „unternehmen *).“

Eine ſo kühne Sprache konnte der Bund nicht führen, wenn er nicht einen mächtigen Rückhalt hatte, und ſich auf einen gründlichen Schutz verließ; aber die Regentinn ſahe ſich eben ſo wenig im Stande, ihm die verlangten Punkte zu bewilligen, als ſie unfähig war, ihm Ernſt entgegenzuſetzen. In Brüſſel, das jetzt von den meiſten Staatsräthen, die entweder nach ihren Provinzen abgegangen, oder unter irgend einem andern Vorwande ſich den Geſchäften entzogen hatten, verlaſſen war, ſowol von Rath, als von Geld entblößt, deſſen Mangel ſie nöthigte, die Großmuth der Geiſtlichkeit anzuſprechen, und, da auch dieſes Mittel nicht zureichte, ihre Zuflucht zu einem Lotto zu nehmen, abhängig von Befehlen aus Spanien, die immer erwartet wurden, und immer nicht kamen, ſahe ſie ſich endlich zu der erniedrigenden

---

*) Meteren 84. 85. Strada 141 sq. Burgund. 240 – 251. Meursii Guil. Aur. L. I. 11. 12.

Auskunft gebracht, mit den Verbundenen in S. Truyen den Vertrag einzugehen, daß ſie noch 24 Tage lang auf die Reſolution des Königs warten wollten, bevor ſie einen weiteren Schritt unternähmen. Auffallend war es freylich, daß der König immer noch fortfuhr, mit einer entſcheidenden Antwort auf die Bittſchrift zurückzuhalten, ungeachtet man allgemein wußte, daß er weit jüngere Schreiben beantwortet hatte, und die Regentinn deswegen auf das Nachdrücklichſte in ihn drang. Auch hatte ſie ſogleich nach dem Ausbruche der öffentlichen Predigten den Marquis von Bergen dem Baron von Montigny nachgeſandt, der, als ein Augenzeuge dieſer neuen Begebenheiten, ihren ſchriftlichen Bericht deſto lebhafter unterſtützen und den König um ſo raſcher beſtimmen ſollte *).

(1566.) Unterdeſſen war der niederländiſche Geſandte, Florenz von Montigny, in Madrid eingetroffen, wo ihm auf das Anſtändigſte begegnet ward. Der Inhalt ſeiner Inſtruction war die Abſchaffung der Inquiſition und Milderung der Placate, die Vermehrung des Staatsraths und Aufhebung der zwey übrigen Curien, das Verlangen der Nation nach einer allgemeinen Staatenverſammlung, und das Anſuchen der Regentinn um die perſönliche Ueberkunft des Königs. Weil dieſer aber immer nur Zeit zu ge-

---

*) Hopper. §. 117. Burgund. 252. 262.

winnen ſuchte, ſo wurde Montigny bis auf die Ankunft ſeines Gehülfen vertröſtet, ohne welchen der König keinen endlichen Schluß faſſen wollte. Der Flamänder indeſſen hatte jeden Tag und zu jeder ihm beliebigen Stunde Audienz bey dem Könige, der ihm auch jedesmal die Depeſchen der Herzoginn und deren Beantwortung mitzutheilen Befehl gab. Oefters wurde er auch in das Conſeil der niederländiſchen Angelegenheiten gezogen, wo er nie unterließ, den König auf eine Generalverſammlung der Staaten, als auf das einzige Mittel, den bisherigen Verwirrungen zu begegnen, und welches alle übrigen entbehrlich machen würde, hinzuweiſen. So bewies er ihm auch, daß nur eine allgemeine und uneingeſchränkte Vergebung alles Vergangenen das Miſtrauen würde tilgen können, das bey allen dieſen Beſchwerden zum Grunde läge, und jeder noch ſo ausgewählten Maßregel ewig entgegenarbeiten würde. Auf ſeine gründliche Kenntniß der Dinge und eine genaue Bekanntſchaft mit dem Karakter ſeiner Landsleute wagte er es, dem Könige für ihre unverbrüchliche Treue zu bürgen, ſobald er ſie durch ein gerades Verfahren von der Redlichkeit ſeiner Abſichten überführt haben würde, da er im Gegentheil, von eben dieſer Kenntniß geleitet, alle Hoffnung dazu abſprach, ſo lange ſie nicht von der Furcht geheilt würden, das Ziel ſeiner Unterdrückung zu ſeyn, und dem Neide der franniſchen Großen zum Opfer zu dienen. Sein Gehülfe erſchien endlich, und der Inhalt ihrer Geſandtſchaft wurde wiederholten Berathſchlagungen unterworfen *).

(1566.) Der König war damals im Buſch zu Segovien, wo er auch ſeinen Staatsrath verſammelte. Beyſitzer waren: der Herzog von Alba; Don Gomez de Figueroa; Graf von Feria; Don Antonio von Toledo, Großcommendator vom Orden St. Johannes; Don Johann Manriquez von Lara, Oberhofmeiſter der Königinn; Ruy Gomez, Prinz von Eboli und Graf von Melito; Ludwig von Quixada, Oberſtallmeiſter des Prinzen; Karl Tyſſenacque, Präſident des niederländiſchen Conſeils; der Staatsrath und Siegelbewahrer, Hopper **) und der Staatsrath von Corteville ***). Mehrere Tage wurde die Sitzung fortgeſetzt, beyde Abgeſandte wohnten ihr bey, aber der König war nicht ſelbſt zugegen. Hier nun wurde das Betragen des niederländiſchen Adels von ſpaniſchen Augen beleuchtet; man verfolgte es Schritt vor Schritt bis zu ſeiner entlegenſten Quelle; brachte Vorfälle mit einander in Zuſammenhang, die nie keinen gehabt hatten, und einen reifen weitausſehenden Plan in Ereigniſſe, die der Augenblick geboren. Alle dieſe verſchiedenen Vorgänge und Verſuche des Adels, die nur der Zufall aneinander gereiht, und der natürlichſte Lauf der Dinge ſo und nicht anders gelenkt hatte, ſollten aus dem überdachten Entwurfe geſponnen ſeyn, eine allgemeine Religionsfreyheit einzuführen, und das Steuer der Gewalt in die Hände des Adels zu bringen. Der erſte Schritt dazu, hieß es, war die gewaltſame Wegdrängung des Miniſters Granvella, an welchem man nichts zu tadeln finden konnte, als daß er im Beſitze einer Macht war, die man lieber ſelbſt ausgeübt hätte. Den zweyten Schritt that man durch die Abſendung des Grafen von Egmont nach Spanien, der auf Abſchaffung der Inquiſition und Milderung der Strafbefehle dringen, und den König zu einer Erweiterung des Staatsraths vermögen ſollte. Da aber dieſes auf einem ſo beſcheidnen Wege nicht zu erſchleichen geweſen, ſo verſuchte man es durch einen dritten und herzhaftern Schritt, durch eine förmliche Verſchwörung, den Geuſenbund, von dem Hofe zu ertrotzen. Ein vierter Schritt zu dem nämlichen Ziele iſt dieſe neue Geſandtſchaft, wo man endlich ungeſcheut die Larve abwirft, und durch die unſinnigen Vorſchläge, die man dem Könige zu thun ſich nicht entblödet, deutlich an den Tag legt, wohin alle jene vorhergegangene Schritte gezielt haben. Oder, fuhr man fort, kann die Abſchaffung der Inquiſition zu etwas Geringerem, als zu einer vollkommenen Glaubensfreyheit führen? Geht mit ihr nicht das Steuer der Gewiſſen verloren? Führt dieſe vorgeſchlagene Moderation nicht eine gänzliche Strafloſigkeit aller Ketzereyen ein? Was iſt dieſes Projekt von Erweiterung des Staatsraths und von Unterdrükkung der zwey übrigen Curien anders, als ein völliger Umguß der Staatsregierung zu Gunſten des Adels? Ein Generalgouvernement für alle Provinzen der Niederlande? Iſt dieſe Zuſammenrottung der Ketzer bey den öffentlichen Predigten nicht ſchon bereits die dritte Verbindung, die aus den nämlichen Abſichten unternommen wird, da die Ligue der Großen im Staatsrathe, und der Bund der Geuſen nicht wirkſam genug geſchienen haben *)?

---

*) Hopper 98. 99. 103.

**) Aus deſſen Memoires, als einer mithandelnden Perſon, die Reſultate dieſer Sitzung genommen ſind.

***) Hopper. §. 111.

Welches aber auch die Quellen dieſes Uebels ſeyn mochten, ſo geſtand man ein, daß es darum nicht weniger bedenklich und dringend ſey. Die ungeſäumte perſönliche Ankunft des Königs in Brüſſel war allerdings das ſouveraine Mittel, es ſchnell und gründlich zu heben. Da es aber ſchon ſpät im Jahre war, und die Zurüſtungen zu dieſer Reiſe die ſo kurze Zeit vor dem

---

*) Hopper. S. 104.

Winter ganz hinwegnehmen muſſten; da ſowol die ſtürmiſche Jahrszeit, als die Gefahr, von den franzöſiſchen und engliſchen Schiffen, die den Ozean unſicher machten, den nördlichen Weg, als den kürzeſten von beyden, nicht zu nehmen erlaubten; da die Rebellen ſelbſt unterdeſſen von der Inſel Walchern Beſitz nehmen, und dem Könige die Landung ſtreitig machen konnten: ſo war vor dem Frühlinge nicht an dieſe Reiſe zu denken, und man muſſte ſich in Ermangelung des einzigen gründlichen Mittels mit einer mittlern Auskunft begnügen. Man kam alſo überein, dem Könige vorzutragen, erſtlich: daß er die päpſtliche Inquiſition aus den Provinzen zurücknehmen und es bey der biſchöflichen bewenden laſſen möchte; zweytens, daß ein neuer Plan zu Milderung der Placate entworfen würde, wobey die Würde der Religion und des Königs mehr als in der eingeſandten Moderation geſchont wäre; drittens, daß er der Oberſtatthalterinn Vollmacht ertheilen möchte, allen denjenigen, welche nicht ſchon etwas Verdammliches begangen, oder bereits gerichtlich verurtheilt ſeyen, doch mit Ausnahme der Prediger und ihrer Hehler, Gnade angedeihen zu laſſen, damit die Gemüther verſichert und kein Weg der Menſchlichkeit unverſucht gelaſſen würde. Alle Liguen, Verbrüderungen, öffentliche Zuſammenkünfte und Predigten müſſten fortan, bey ſtrenger Ahndung, unterſagt ſeyn; würde dennoch dagegen gehandelt, ſo ſollte die Oberſtatthalterinn ſich der ordinären Truppen und Beſatzungen zur gewaltſamen Unterwerfung der Widerſpenſtigen zu bedienen, auch im Nothfalle neue Truppen zu werben, und die Befehlshaber über dieſelben nach ihrem Gutdünken zu ernennen, Freyheit haben. Endlich würde es wohl gethan ſeyn, wenn Se. Majeſtät den vornehmſten Städten, Prälaten und den Häuptern des Adels, einigen eigenhändig, und allen in einem gnädigen Tone ſchrieben, um ihren Dienſteifer zu beleben *).

Sobald dem Könige dieſe Reſolution ſeines Staatsraths vorgelegt worden, war ſein Erſtes, daß er an den vornehmſten Plätzen des Königreichs und auch in den Niederlanden öffentliche Umgänge und Gebete anzuſtellen Befehl gab, um die göttliche Leitung bey ſeinem Entſchluſſe zu erflehen. Er erſchien in eigner Perſon im Staatsrathe, um dieſe Reſolution zu genehmigen und ſogleich ausfertigen zu laſſen. Den allgemeinen Reichstag erklärte er für unnütz, und verweigerte ihn ganz; verpflichtete ſich aber, einige deutſche Regimenter in ſeinem Solde zu behalten, und ihnen, damit ſie deſto eifriger dienten, die alten Rückſtände zu bezahlen. Der Regentinn befahl er in einem Privatſchreiben, ſich unter der Hand und im

---

*) Hopper. §. 109. 110. 111. 113.

Stillen kriegeriſch zu rüſten; dreytauſend Mann Reiterey, und zehntauſend Mann Fußgänger ſollte ſie in Deutſchland zuſammenziehen laſſen, wozu er ſie mit den nöthigen Briefen verſah und ihr eine Summe von 300,000 Goldgulden übermachte *). Er begleitete dieſe Reſolution mit mehrern Handſchreiben an einzelne Privatperſonen und Städte, worin er ihnen in ſehr gnädigen Ausdrücken für ihren bewieſenen guten Eifer dankte, und ſie auch fürs Künftige dazu aufforderte. Ungeachtet er über den wichtigſten Punkt, worauf jetzt die Nation hauptſächlich geſtellt war, über die Zuſammenberufung der Staaten, unerbittlich blieb, ungeachtet dieſe eingeſchränkte und zweydeutige Begnadigung ſo gut als gar keine war, und viel zu ſehr von der Willkür abhing, als daß ſie die Gemüther hätte verſichern können; ungeachtet er endlich auch die entworfene Moderation, als zu gelinde, verwarf, über deren Härte man ſich doch beklagte — ſo hatte er diesmal doch zu Gunſten der Nation einen ungewöhnlichen Schritt gethan; er hatte ihr die päpſtliche Inquiſition aufgeopfert, und nur die biſchöfliche gelaſſen, woran ſie gewöhnt war. Sie hatte in dem ſpaniſchen Conſeil billigere Richter gefunden, als wahrſcheinlicher Weiſe zu hoffen geweſen war.

---

*) Hopper. §. 118. 124. Burg. 188.

Ob dieſe weiſe Nachgiebigkeit zu einer andern Zeit und unter andern Umſtänden die erwartete Wirkung gethan haben würde, bleibt dahingeſtellt. Jetzt kam ſie zu ſpät; als (1566) die königlichen Briefe in Brüſſel anlangten, war die Bilderſtürmerey ausgebrochen.

Viertes Buch.

Der Bilderſturm.

Die Triebfedern dieſer außerordentlichen Begebenheit ſind offenbar nicht ſo weit herzuholen, als viele Geſchichtſchreiber ſich Mühe geben. Möglich allerdings und ſehr wahrſcheinlich, daß die franzöſiſchen Proteſtanten emſig daran arbeiteten, in den Niederlanden eine Pflanzſchule für ihre Religion zu unterhalten, und eine gütliche Vergleichung ihrer dortigen Glaubensbrüder mit dem Könige von Spanien durch jedes Mittel zu verhindern ſtrebten, um dieſem unverſöhnlichen Feinde ihrer Partey in ſeinem eignen Lande zu thun zu geben; ſehr natürlich alſo, daß ihre Unterhändler in den Provinzen nicht unterlaſſen haben werden, die unterdrückten Religionsverwandten zu verwegenen Hoffnungen zu ermuntern, ihre Erbitterung gegen die herrſchende Kirche auf alle Arten zu nähren, den Druck, worunter ſie ſeufzte, zu übertreiben, und ſie dadurch unvermerkt zu Unthaten fortzureißen. Möglich, daß es auch unter den Verbundenen Viele gab, die ihrer eignen verlornen Sache dadurch aufzuhelfen meinten, wenn ſie die Zahl ihrer Mitſchuldigen vermehrten, die die Rechtmäßigkeit ihres Bundes nicht anders retten zu können glaubten, als wenn ſie die unglücklichen Folgen wirklich herbeyriefen, wovor ſie den König gewarnt hatten, und die in dem allgemeinen Verbrechen ihr eignes zu verhüllen hofften. Daß aber die Bilderſtürmerey die Frucht eines überlegten Planes geweſen, der auf dem Konvente zu S. Truyen verabredet worden; daß in einer ſolennen Verſammlung ſo vieler Edlen und Tapfern, unter denen noch bey weitem der größere Theil dem Papſtthum anhing, ein Raſender ſich hätte erdreiſten ſollen, den Entwurf zu einer offenbaren Schandthat zu geben, die nicht ſowol eine abgeſonderte Religionspartey kränkte, als vielmehr alle Achtung für Religion überhaupt und alle Sittlichkeit mit Füßen trat, und die nur in dem ſchlammigen Schoße einer verworfenen Pöbelſeele empfangen werden konnte, wäre allein ſchon darum nicht glaublich, weil dieſe wüthende That in ihrer Entſtehung zu raſch, in ihrer Ausführung zu leidenſchaftlich, zu ungeheuer erſcheint, um nicht die Geburt des Augenblicks geweſen zu ſeyn, in welchem ſie ans Licht trat, und weil ſie aus den Umſtänden, die ihr vorhergingen, ſo natürlich fließt, daß es ſo tiefer Nachſuchungen nicht bedarf, um ihre Entſtehung zu erklären.

Eine rohe zahlreiche Menge, zuſammengefloſſen aus dem unterſten Pöbel, viehiſch durch viehiſche Behandlung, von Mordbefehlen, die in jeder Stadt auf ſie lauern, von Grenze zu Grenze herumgeſcheucht, und bis zur Verzweiflung gehetzt, genöthigt, ihre Andacht zu ſtehlen, ein allgemein geheiligtes Menſchenrecht, gleich einem Werke der Finſterniß, zu verheimlichen — vor ihren Augen vielleicht die ſtolz aufſteigenden Gotteshäuſer der triumphirenden Kirche, wo ihre übermüthigen Brüder in bequemer und üppiger Andacht ſich pflegen; ſie ſelbſt herausgedrängt aus den Mauern, vielleicht durch die ſchwächere Anzahl herausgedrängt, hier im wilden Walde, unter brennender Mittagshitze, in ſchimpflicher Heimlichkeit, dem nämlichen Gotte zu dienen — hinausgeſtoßen aus der bürgerlichen Geſellſchaft in den Stand der Natur, und in einem ſchrecklichen Augenblicke an die Rechte dieſes Standes erinnert! Je überlegener ihre Zahl, deſto unnatürlicher iſt dieſes Schickſal; mit Verwunderung nehmen ſie es wahr. Freyer Himmel, bereitliegende Waffen, Wahnſinn im Gehirne, und im Herzen Erbitterung kommen dem Winke eines fanatiſchen Redners zu Hülfe, die Gelegenheit ruft, keine Verabredung iſt nöthig, wo alle Augen daſſelbe ſagen, der Entſchluß iſt geboren, noch ehe das Wort ausgeſprochen wird; zu einer Unthat bereit, keiner weiß es noch deutlich, zu welcher? rennt dieſer wüthende Trupp auseinander. Der lachende Wohlſtand der feindlichen Religion kränkt ihre Armuth, die Pracht jener Tempel ſpricht ihrem landflüchtigen Glauben Hohn;

jedes aufgeſtellte Kreuz an den Landſtraßen, jedes Heiligen Bild, worauf ſie ſtoßen, iſt ein Siegesmal, das über ſie errichtet iſt, und jedes muß von ihren rächeriſchen Händen fallen. Fanatismus gibt dem Greuel ſeine Entſtehung, aber niedrige Leidenſchaften, denen ſich hier eine reiche Befriedigung aufthut, bringen ihn zur Vollendung.

(1566.) Der Anfang des Bilderſturms geſchah in Weſtflandern und Artois, in den Landſchaften zwiſchen dem Lys und dem Meere. Eine raſende Rotte von Handwerkern, Schiffern und Bauern, mit öffentlichen Dirnen, Bettlern und Raubgeſindel untermiſcht, etwa 300 an der Zahl, mit Keulen, Aexten, Hämmern, Leitern und Strängen verſehen, nur wenige darunter mit Feuergewehr und Dolchen bewaffnet, werfen ſich, von fanatiſcher Wuth begeiſtert, in die Flecken und Dörfer bey S. Omer, ſprengen die Pforten der Kirchen und Klöſter, die ſie verſchloſſen finden, mit Gewalt, ſtürzen die Altäre, zerbrechen die Bilder der Heiligen und treten ſie mit Füßen. Erhitzter durch dieſe verdammliche That und durch neuen Zulauf verſtärkt, dringen ſie geraden Wegs nach Ypern vor, wo ſie auf einen ſtarken Anhang von Kalviniſten zu rechnen haben. Unaufgehalten brechen ſie dort in die Hauptkirche ein, die Wände werden mit Leitern erſtiegen, die Gemälde mit Hämmern zerſchlagen, Kanzeln und Kirchenſtühle mit Aexten zerhauen, die Altäre ihrer Zierrathen entkleidet, und die heiligen Gefäße geſtohlen. Dieſes Beyſpiel wird ſogleich in Menin, Comines, Verrich, Lille und Oudenarden nachgeahmt; dieſelbe Wuth ergreift in wenig Tagen ganz Flandern. Eben, als die erſten Zeitungen davon einliefen, wimmelte Antwerpen von einer Menge Volks ohne Heimath, die das Feſt von M. Himmelfahrt in dieſer Stadt zuſammengedrängt hatte. Kaum hält die Gegenwart des Prinzen von Oranien die ausgelaſſene Bande noch im Zügel, die es ihren Brüdern in S. Omer nachzumachen brennt; aber ein Befehl des Hofs, der ihn eilfertig nach Brüſſel ruft, wo die Regentinn eben ihren Staatsrath verſammelt, um ihm die königlichen Briefe vorzulegen, gibt Antwerpen dem Muthwillen dieſer Bande preis. Seine Entfernung iſt die Loſung zum Tumult. Vor der Ausgelaſſenheit des Pöbels bange, die ſich gleich in den erſten Tagen in ſpöttiſchen Anſpielungen äußerte, hatte man das Marienbild nach wenigen Umgängen auf den Chor geflüchtet, ohne es, wie ſonſt, in der Mitte der Kirche aufzurichten. Dies veranlaßte etliche muthwillige Buben aus dem Volke, ihm dort einen Beſuch zu geben und es ſpöttiſch zu fragen, warum es ſich neulich ſo bald abſentirt habe? Andere ſtiegen auf die Kanzel, wo ſie dem Prediger nachäfften und die Papiſten zum Wettkampfe herausforderten. Ein katholiſcher Schiffer, den dieſer Spaß verdroß, wollte ſie von da herunterreißen, und es kam auf dem Predigtſtuhle zu Schlägen. Aehnliche

Auſtritte geſchahen am folgenden Abend. Die Anzahl mehrte ſich, und Viele kamen ſchon mit verdächtigen Werkzeugen und heimlichen Waffen verſehen. Endlich fällt es einem bey, es leben die Geuſen! zu rufen; gleich ruft die ganze Rotte es nach, und das Marienbild wird aufgefordert, daſſelbe zu thun. Die wenigen Katholiken, die da waren, und die Hoffnung aufgaben, gegen dieſe Tollkühnen etwas auszurichten, verlaſſen die Kirche, nachdem ſie alle Thore, bis auf eins, verſchloſſen haben. Sobald man ſich allein ſieht, wird in Vorſchlag gebracht, einen von den Pſalmen nach der neuen Melodie anzuſtimmen, die von der Regierung verboten ſind. Noch während dem Singen werfen ſich alle, wie auf ein gegebnes Signal, wüthend auf das Marienbild, durchſtechen es mit Schwertern und Dolchen, und ſchlagen ihm das Haupt ab; Huren und Diebe reißen die großen Kerzen von den Altären, und leuchten zu dem Werke. Die ſchöne Orgel der Kirche, ein Meiſterſtück damaliger Kunſt, wird zertrümmert, alle Gemälde ausgelöſcht, alle Statuen zerſchmettert. Ein gekreuzigter Chriſtus in Lebensgröße, der zwiſchen den zwey Schächern, dem Hochaltare gegenüber, aufgeſtellt war, ein altes und ſehr werthgehaltenes Stück, wird mit Strängen zur Erde geriſſen, und mit Beilen zerſchlagen, indem man die beyden Mörder zu ſeiner Seite ehrerbietig ſchont. Die Hoſtien ſtreut man auf den Boden, und tritt ſie mit Füßen; in dem Nachtmahlwein, den man von ungefähr da findet, wird die Geſundheit der Geuſen getrunken; mit dem heiligen Oele werden die Schuhe gerieben. Gräber ſelbſt werden durchwühlt, die halbverweſten Leichen hervorgeriſſen und mit Füßen getreten. Alles dies geſchah in ſo wunderbarer Ordnung, als hätte man einander die Rollen vorher zugetheilt; Jeder arbeitete ſeinem Nachbar dabey in die Hände; keiner, ſo halsbrechend auch dieſes Geſchäft war, nahm Schaden, ungeachtet der dicken Finſterniß, ungeachtet die größten Laſten um und neben ihnen fielen, und Manche auf den oberſten Sproſſen der Leiter handgemein wurden. Ohngeachtet der vielen Kerzen, welche ihnen zu ihrem Bubenſtücke leuchteten, wurde kein Einziger erkannt. Mit unglaublicher Geſchwindigkeit ward die That vollendet; eine Anzahl von höchſtens hundert Menſchen verwüſtete in wenigen Stunden einen Tempel von ſiebenzig Altären, nach der Peterskirche in Rom einen der größten und prächtigſten in der Chriſtenheit.

Bey der Hauptkirche blieb es nicht allein; mit Fakkeln und Kerzen, die man daraus entwendet, macht man ſich noch in der Mitternacht auf, den übrigen Kirchen, Klöſtern und Kapellen ein ähnliches Schickſal zu bereiten. Die Rotten mehren ſich mit jeder neuen Schandthat, und durch die Gelegenheit werden Diebe gelockt. Man nimmt mit, was man findet, Gefäße, Altartücher, Geld, Gewänder; in den Kellern der Klöſter berauſcht man ſich aufs Neue; die Mönche und Nonnen laſſen Alles im Stiche, um der letzten Beſchimpfung zu entfliehen. Der dumpfe Tumult dieſes Vorgangs hatte die Bürger aus dem erſten Schlafe geſchreckt; aber die Nacht machte die Gefahr ſchrecklicher als ſie wirklich war, und anſtatt ſeinen Kirchen zu Hülfe zu eilen, verſchanzte man ſich in ſeinen Häuſern, und erwartete mit ungewiſſem Entſetzen den Tag. Die aufgehende Sonne zeigte endlich die geſchehene Verwüſtung — aber das Werk der Nacht war mit ihr nicht geendigt. Einige Kirchen und Klöſter ſind noch verſchont geblieben, auch dieſe trifft ein ähnliches Schickſal; drey Tage dauert dieſer Greuel. Beſorgt endlich, daß dieſes raſende Geſindel, wenn es nichts Heiliges mehr zu zerſtören fände, einen ähnlichen Angriff auf das Profane thun und ihren Waarengewölben gefährlich werden möchte, zugleich muthiger gemacht durch die entdeckte geringe Anzahl des Feindes, wagen es die reichern Bürger, ſich bewaffnet vor ihren Hausthüren zu zeigen. Alle Thore der Stadt werden verſchloſſen, ein einziges ausgenommen, durch welches die Bilderſtürmer brechen, um in den angrenzenden Gegenden denſelben Greuel zu erneuern. Während dieſer ganzen Zeit hat es die Obrigkeit nur ein einziges Mal gewagt, ſich ihrer Gewalt zu bedienen; ſo ſehr wurde ſie durch die Uebermacht der Kalviniſten in Furcht gehalten, von denen, wie man glaubte, das Raubgeſindel gedungen war. Der Schade, den dieſe Verwüſtung anrichtete, war unermeßlich; bey der Marienkirche allein wird er auf 400,000 Goldgulden angegeben. Viele ſchätzbare Werke der Kunſt wurden bey dieſer Gelegenheit vernichtet, viele koſtbare Handſchriften, viele Denkmähler, wichtig für Geſchichte und Diplomatik, gingen dabey verloren. Der Magiſtrat gab ſogleich Befehl, die geraubten Sachen, bey Lebensſtrafe, wieder einzuliefern, wobey ihm die reformirten Prediger, die für ihre Religionspartey errötheten, nachdrücklich beyſtanden. Vieles wurde auf dieſe Art gerettet, und die Anführer des Geſindels, entweder, weil weniger die Raubſucht, als Fanatismus und Rache ſie beſeelten, oder weil ſie von fremder Hand geleitet wurden, beſchloſſen, um dieſe Ausſchweifung künftig zu verhüten, fortan Bandenweis und in beſſerer Ordnung zu ſtürmen *).

Die Stadt Gent zitterte indeſſen vor einem ähnlichen Schickſale; gleich auf die erſte Nachricht der Bilderſtürmerey in Antwerpen hatte ſich der Magiſtrat dieſer Stadt mit den vornehmſten Bürgern durch einen Eid verbunden, die Tempelſchänder gewaltſam zurückzutreiben; als man dieſen Eid auch dem Volke vorlegte, waren die Stimmen getheilt, und Viele erklärten gerade

---

*) Meteren 86. Strad. 145—147. Burgundius 294. 295. 300. Hopper. §. 126. Meurs. Guil. Auriac. L. II. 13, 14.

heraus, daß ſie gar nicht geneigt wären, ein ſo gottesdienſtliches Werk zu verhindern. Bey ſo geſtalten Sachen fanden es die katholiſchen Geiſtlichen rathſam, die beſten Koſtbarkeiten der Kirchen in die Citadelle zu flüchten, und einigen Familien wurde erlaubt, was ihre Vorfahren darein geſchenkt hatten, gleichfalls in Sicherheit zu bringen. Mittlerweile waren alle Ceremonien eingeſtellt, die Gerichte machten einen Stillſtand, wie in einer eroberten Stadt, man zitterte in Erwartung deſſen, was kommen ſollte. Endlich wagt es eine tolldreuſte Rotte, mit dem unverſchämten Antrage an den Gouverneur der Stadt zu deputiren. „Es ſey ihnen,“ ſagten ſie, „von ihren Obern anbefohlen, nach dem Bey„ſpiele der andern Städte, die Bilder aus den Kirchen „zu nehmen. Widerſetzte man ſich ihnen nicht, ſo ſollte „es ruhig und ohne Schaden vor ſich gehen; im Gegen„theil aber würden ſie ſtürmen;“ ja, ſie gingen in ihrer Frechheit ſo weit, die Hülfe der Gerichtsdiener dabey zu verlangen. Anfangs erſtarrte der Gouverneur über dieſe Anmuthung; nachdem er aber in Ueberlegung gezogen, daß die Ausſchweifungen durch das Anſehn der Geſetze vielleicht mehr im Zaum gehalten werden könnten, ſo trug er kein Bedenken, ihnen die Häſcher zu bewilligen.

In Tournay wurden die Kirchen, Angeſichts der Garniſon, die man nicht dahin bringen konnte, gegen die Bilderſtürmer zu ziehen, ihrer Zierrathen entkleidet.

Da es dieſen hinterbracht worden war, daß man die goldnen und ſilbernen Gefäße mit dem übrigen Kirchenſchmucke unter die Erde vergraben, ſo durchwühlten ſie den ganzen Boden der Kirche, und bey dieſer Gelegenheit kam der Leichnam des Herzogs Adolph von Geldern wieder ans Tageslicht, der einſt an der Spitze der aufrühreriſchen Genter im Treffen geblieben, und in Tournay beygeſetzt war. Dieſer Adolph hatte ſeinen Vater mit Krieg überzogen, und den überwundenen Greis einige Meilen weit barfuß zum Gefängniſſe geſchleppt; ihm ſelbſt aber hatte Karl der Kühne von Burgund Gleiches mit Gleichem vergolten. Jetzt, nach einem halben Jahrhundert, rächte das Schickſal ein Verbrechen gegen die Natur durch ein andres gegen die Religion; der Fanatismus muſſte das Heilige entweihen, um eines Vatermörders Gebeine noch einmal dem Fluche Preis zu geben *).

Mit den Bilderſtürmern aus Tournay verbanden ſich Andere aus Valenciennes, um alle Klöſter des umliegenden Gebiets zu verwüſten, wobey eine koſtbare Bibliothek, an welcher ſeit vielen Jahrhunderten geſammelt worden, in den Flammen zu Grunde ging. Auch ins Brabantiſche drang dieſes verderbliche Beyſpiel. Mecheln, Herzogenbuſch, Breda und Bergen op Zoom erlitten das nämliche Schickſal. Nur die Provinzen

---

*) Burgund. 315. 316.

Namur und Luxemburg, nebſt einem Theile von Artois und von Hennegau, hatten das Glück, ſich von dieſen Schandthaten rein zu erhalten. In einem Zeitraume von vier oder fünf Tagen waren in Brabant und Flandern allein 400 Kirchen verwüſtet *).

Von der nämlichen Raſerey, die den ſüdlichen Theil der Niederlande durchlief, wurde bald auch der Norden ergriffen. Die Holländiſchen Städte, Amſterdam, Leyden und Gravenhaag, hatten die Wahl, ihre Kirchen entweder freywillig ihres Schmucks zu berauben, oder ihn mit gewaltſamer Hand daraus weggeriſſen zu ſehen. Delft, Haarlem, Gouda und Rotterdam entgingen durch die Entſchloſſenheit ihres Magiſtrats der Verwüſtung. Dieſelben Gewaltthätigkeiten wurden auch auf den Seeländiſchen Inſeln verübt; die Stadt Utrecht, einige Plätze in Oberyſſel und Gröningen erlitten die nämlichen Stürme. Friesland bewahrte der Graf von Aremberg, und Geldern der Graf von Megen vor einem ähnlichen Schickſale **).

Das Gerücht dieſer Unordnungen, das aus allen Provinzen vergrößert einlief, verbreitete den Schrekken in Brüſſel, wo die Oberſtatthalterinn eben eine außerordentliche Sitzung des Staatsraths veranſtaltet hatte. Die Schwärme der Bilderſtürmer dringen ſchon weit ins Brabantiſche vor, und drohen ſogar der Hauptſtadt, wo ihnen ein ſtarker Anhang gewiß iſt, hier unter den Augen der Majeſtät denſelben Greuel zu erneuern. Die Regentinn, für ihre eigne Perſon in Furcht, die ſie ſelbſt im Herzen des Landes, im Kreiſe der Statthalter und Ritter nicht ſicher glaubt, iſt ſchon im Begriffe, nach Mons, in Hennegau, zu flüchten, welche Stadt ihr der Herzog von Arſchot zu einem Zufluchtorte aufgehoben, um nicht, in die Willkür der Bilderſtürmer gegeben, zu unanſtändigen Bedingungen gezwungen zu werden. Umſonſt, daß die Ritter Leben und Blut für ihre Sicherheit verpfänden, und ihr auf das Dringendſte anliegen, ſie durch eine ſo ſchimpfliche Flucht doch der Schande nicht auszuſetzen, als hätte es ihnen an Muth oder Eifer gefehlt, ihre Fürſtinn zu ſchützen; umſonſt, daß die Stadt Brüſſel ſelbſt es ihr nahe legt, ſie in dieſer Extremität nicht zu verlaſſen, daß ihr der Staatsrath nachdrückliche Vorſtellungen macht, durch einen ſo zaghaften Schritt die Inſolenz der Rebellen nicht noch mehr aufzumuntern; ſie beharrt unbeweglich auf dieſem verzweifelten Entſchluſſe, da noch Boten über Boten kamen, ihr zu melden, daß die Bilderſtürmer gegen die Hauptſtadt im Anzuge ſeyen. Sie gibt Befehl, Alles zu ihrer Flucht bereit zu halten, die mit frühem Morgen in der Stille vor ſich gehen ſollte. Mit Anbruch des Tages ſteht der

---

*) Meteren 85. 87. Strad. 149.

**) Burgund. 318. 319. Meurs. Guil. Auriac. L. II. 15.

Greis Viglius vor ihr, den ſie, den Großen zu gefallen, ſchon lange Zeit zu vernachläſſigen gewohnt war. Er will wiſſen, was dieſe Zurüſtung bedeute, worauf ſie ihm endlich geſteht, daß ſie fliehen wolle, und daß er wohl thun würde, wenn er ſich ſelbſt mit zu retten ſuchte. „Zwey Jahre ſind es nun,“ ſagte ihr der Greis, „daß Sie dieſes Ausgangs der Dinge gewärtig ſeyn „konnten. Weil ich freyer geſprochen habe, als Ihre „Höflinge, ſo haben Sie mir Ihr fürſtliches Ohr ver„ſchloſſen, das nur verderblichen Anſchlägen geöffnet „war.“ Die Regentinn räumt ein, daß ſie gefehlt habe, und durch einen Schein von Rechtſchaffenheit geblendet worden ſey; jetzt aber dränge ſie die Noth. „Sind Sie geſonnen,“ verſetzte Viglius hierauf, „auf den königlichen Mandaten mit Beharrlichkeit zu „beſtehen?“ „Das bin ich,“ antwortete ihm die Herzoginn. „So nehmen Sie Ihre Zuflucht zu dem „großen Geheimniſſe der Regentenkunſt, zur Verſtel„lung, und ſchließen Sie ſich ſcheinbar an die Fürſten „an, bis Sie mit ihrer Hülfe dieſen Sturm zurückge„ſchlagen haben. Zeigen Sie ihnen ein Zutrauen, wo„von Sie im Herzen weit entfernt ſind. Laſſen Sie ſie „einen Eid ablegen, daß ſie mit Ihnen gemeine Sache „machen wollen, dieſen Unordnungen zu begegnen. „Denjenigen, die ſich bereitwillig dazu finden laſſen, „vertrauen Sie ſich als Ihren Freunden; aber die An„dern hüten Sie ſich ja durch Geringſchätzung abzu-

„ſchrecken.“ **Viglius** hielt ſie noch lange durch Worte hin, bis die Fürſten kamen, von denen er wuſſte, daß ſie die Flucht der Regentinn keineswegs zugeben würden. Als ſie erſchienen, entfernte er ſich in der Stille, um dem Stadtrathe den Befehl zu ertheilen, daß er die Thore ſchließen und Allem, was zum Hofe gehörte, den Ausgang verſagen ſollte. Dieſer letzte Schritt richtete mehr aus, als alle Vorſtellungen gethan hatten. Die Regentinn, die ſich in ihrer eignen Reſidenz gefangen ſah, ergab ſich nun dem Zureden ihres Adels, der ſich anheiſchig machte, bis auf den letzten Blutstropfen bey ihr auszuharren. Sie machte den Grafen **von Mannsfeld** zum Befehlshaber der Stadt, vermehrte in der Eile die Beſatzung und bewaffnete ihren ganzen Hof *).

Jetzt wurde Staatsrath gehalten, deſſen endlicher Schluß dahin ging, der Nothwendigkeit nachzugeben, die Predigten an denen Orten, wo ſie bereits angefangen, zu geſtatten, die Aufhebung der päpſtlichen Inquiſition öffentlich bekannt zu machen, die alten Edikte gegen die Ketzer für abgeſchafft zu erklären, und vor allen Dingen dem verbundenen Adel die verlangte Sicherheit ohne Einſchränkung zu bewilligen. Sogleich werden der Prinz **von Oranien**, die Grafen **von Egmont**, **von Hoorn**, nebſt einigen Andern dazu ernannt, mit den Deputirten des Bundes deßwegen zu unterhandeln. Dieſer wird feyerlich und in den unzweydeutigſten Ausdrücken von aller Verantwortung wegen der eingereichten Bittſchrift freygeſprochen und allen königlichen Beamten und Obrigkeiten anbefohlen, dieſer Verſicherung nachzuleben, und keinem der Verbundenen, weder jetzt noch in künftigen Zeiten, um jener Bittſchrift willen etwas anzuhaben. Dagegen verpflichten ſich die Verbundenen in einem Reverſe, getreue Diener Sr. Majeſtät zu ſeyn, zu Wiederherſtellung der Ruhe und Beſtrafung der Bilderſtürmer nach allen Kräften beyzutragen, das Volk zur Niederlegung der Waffen zu vermögen, und dem Könige gegen innere und äußere Feinde thätige Hülfe zu leiſten. Verſicherung und Gegenverſicherung wurden in Form von Inſtrumenten aufgeſetzt, und von den Bevollmächtigten beyder Theile unterzeichnet; der Sicherheitsbrief noch beſonders eigenhändig von der Herzoginn ſignirt und mit ihrem Siegel verſehen. Nach einem ſchweren Kampfe, und mit weinenden Augen hatte die Regentinn dieſen ſchmerzlichen Schritt gethan, und mit Zittern geſtand ſie ihn dem Könige. Sie wälzte alle Schuld auf die Großen, die ſie in Brüſſel wie gefangen gehalten und gewaltſam dazu hingeriſſen hätten. Beſonders beſchwerte ſie ſich bitter über den Prinzen von Oranien *).

---

*) Burg. 330. 331. Hopper. §. 128. Vita Vigl. 48.

---

*) Meteren. 88. 89. 90. Hopper. §. 128. 129—134. Burgund. 333—337. Meurs. L. II. 16. 17.

Dieſes Geſchäft berichtigt, eilen alle Statthalter nach ihren Provinzen; Egmont nach Flandern, Oranien nach Antwerpen. Hier hatten die Proteſtanten die verwüſteten Kirchen, wie eine Sache, die dem erſten Finder gehört, in Beſitz genommen, und ſich nach Kriegsgebrauch darin feſtgeſetzt. Der Prinz gibt ſie ihren rechtmäßigen Beſitzern wieder, veranſtaltet ihre Ausbeſſerung und ſtellt den katholiſchen Gottesdienſt wieder darin her. Drey von den Bilderſtürmern, die man habhaft geworden, büßen ihre Tollkühnheit mit dem Strange, einige Aufrührer werden verwieſen, viele andere ſtehen Züchtigungen aus. Darauf verſammelt er vier Deputirte von jeder Sprache, oder, wie man ſie nannte, von den Nationen, und kommt mit ihnen überein, daß ihnen, weil der herannahende Winter die Predigten im freyen Felde fortan unmöglich machte, drey Plätze innerhalb der Stadt eingeräumt werden ſollten, wo ſie entweder neue Kirchen bauen, oder auch Privathäuſer dazu einrichten könnten. Darin ſollten ſie jeden Sonn- und Feſttag, und immer zu derſelben Stunde, ihren Gottesdienſt halten; jeder andere Tag aber ſollte ihnen zu dieſem Gebrauche unterſagt ſeyn. Fiele kein Feſttag in die Woche, ſo ſollte ihnen der Mittwoch dafür gelten. Mehr als zwey Geiſtliche ſollte keine Religionspartey unterhalten, und dieſe müßten geborne Niederländer ſeyn, oder wenigſtens von irgend einer angeſehenen

Stadt in den Provinzen das Bürgerrecht empfangen haben. Alle ſollten einen Eid ablegen, der Obrigkeit der Stadt und dem Prinzen von Oranien in bürgerlichen Dingen unterthan zu ſeyn. Alle Auflagen ſollten ſie gleich den übrigen Bürgern tragen. Niemand ſollte bewaffnet zur Predigt kommen, ein Schwert aber ſollte erlaubt ſeyn. Kein Prediger ſollte die herrſchende Religion auf der Kanzel anfechten, noch ſich auf Controverspunkte einlaſſen, ausgenommen, was die Lehre ſelbſt unvermeidlich machte, und was die Sitten anbeträfe. Außerhalb des ihnen angewieſenen Bezirks ſollte kein Pſalm von ihnen geſungen werden. Zu der Wahl ihrer Prediger, Vorſteher und Diaconen, ſo wie zu allen ihren übrigen Konſiſtorialverſammlungen ſollte jederzeit eine obrigkeitliche Perſon gezogen werden, die dem Prinzen und dem Magiſtrate von dem, was darin ausgemacht worden, Bericht abſtattete. Uebrigens ſollten ſie ſich deſſelben Schutzes, wie die herrſchende Religion, zu erfreuen haben. Dieſe Einrichtung ſollte Beſtand haben, bis der König, mit Zuziehung der Staaten, es anders beſchließen würde; dann aber Jedem frey ſtehen, mit ſeiner Familie und ſeinen Gütern das Land zu räumen.

Von Antwerpen eilte der Prinz nach Holland, Seeland und Utrecht, um dort zu Wiederherſtellung der Ruhe ähnliche Einrichtungen zu treffen; Antwerpen aber wurde während ſeiner Abweſenheit der Aufſicht des Grafen von Hoogſtraten anvertraut, der ein ſanfter Mann war, und, unbeſchadet ſeiner erklärten Anhänglichkeit an den Bund, es nie an Treue gegen den König hatte ermangeln laſſen. Es iſt ſichtbar, daß der Prinz bey dieſem Vertrage ſeine Vollmacht weit überſchritten, und im Dienſte des Königs nicht anders, als wie ein ſouverainer Herr gehandelt hat. Aber er führte zu ſeiner Entſchuldigung an, daß es dem Magiſtrate weit leichter ſeyn würde, dieſe zahlreiche und mächtige Sekte zu bewachen, wenn er ſich ſelbſt in ihren Gottesdienſt miſchte, und wenn dieſer unter ſeinen Augen vor ſich ginge, als wenn die Sektirer im freyen Felde ſich ſelbſt überlaſſen wären *).

Strenger betrug ſich der Graf von Megen in Geldern, wo er die proteſtantiſche Sekte ganz unterdrückte und alle ihre Prediger vertrieb. In Brüſſel bediente ſich die Regentinn des Vortheils, den ihre Gegenwart ihr gab, die öffentlichen Predigten ſogar außer der Stadt zu verhindern. Als deshalb der Graf von Naſſau ſie im Namen der Verbundenen an den gemachten Vertrag erinnerte, und die Frage an ſie that, ob die Stadt Brüſſel weniger Rechte hätte, als die übrigen Städte? ſo antwortete ſie: Wenn

---

*) Meteren. 91. Burgundius. 349 — 354. Strada. 153. Hopper. §. 136. Meurs. Guil. Auriac. L. I. 17. 18.

in Brüſſel vor dem Vertrage ſchon öffentliche Predigten gehalten worden, ſo ſey es ihr Werk nicht, wenn ſie jetzt nicht mehr Statt fänden. Zugleich aber ließ ſie unter der Hand der Bürgerſchaft bedeuten, daß dem Erſten, der es wagen würde, einer öffentlichen Predigt beyzuwohnen, der Galgen gewiß ſey. So erhielt ſie wenigſtens die Reſidenz ſich getreu *).

Schwerer hielt es, Tournay zu beruhigen, welches Geſchäft, an Montigny's Statt, zu deſſen Gouvernement die Stadt gehörte, dem Grafen von Hoorn übertragen war. Hoorn befahl den Proteſtanten, ſogleich die Kirchen zu räumen, und ſich außer den Mauern mit einem Gotteshauſe zu begnügen. Dawider wandten ihre Prediger ein, die Kirchen ſeyen zum Gebrauche des Volks errichtet, das Volk aber ſey, nicht wo die Väter, ſondern wo der größere Theil ſey. Verjage man ſie aus den katholiſchen Kirchen, ſo ſey es billig, daß man ihnen das Geld ſchaffe, eigne zu bauen. Darauf antwortete der Magiſtrat: Wenn auch die Partey der Katholiken die ſchwächere ſey, ſo ſey ſie zuverläſſig die beſſere. Kirchen zu bauen ſollte ihnen unverwehrt ſeyn; hoffentlich aber würden ſie der Stadt nach dem Schaden, den dieſe bereits von ihren Glaubensbrüdern, den Bilderſtürmern, erlitten, nicht zumuthen, ſich ih-

---

*) Burgund. 345. 346. 354.

rer Kirchen wegen noch in Unkoſten zu ſetzen. Nach langem Gezänke von beyden Seiten wuſſten die Proteſtanten doch im Beſitze einiger Kirchen zu bleiben, die ſie zu mehrerer Sicherheit mit Wache beſetzten *). Auch in Valenciennes wollten ſich die Proteſtanten den Bedingungen nicht fügen, die ihnen durch Philipp v. S. Aldegonde, Herrn von Noirkarmes, dem in Abweſenheit des Marquis von Bergen die Statthalterſchaft darüber übertragen war, angeboten wurden. Ein reformirter Prediger, la Grange, ein Franzoſe von Geburt, verhetzte die Gemüther, die er durch die Gewalt ſeiner Beredſamkeit unumſchränkt beherrſchte, auf eignen Kirchen innerhalb der Stadt zu beſtehen, und im Verweigerungsfalle mit einer Uebergabe der Stadt an die Hugenotten zu drohen. Die überlegne Anzahl der Kalviniſten und ihr Einverſtändniß mit den Hugenotten, verboten dem Gouverneur, etwas Gewaltſames gegen ſie zu unternehmen **).

Auch der Graf von Egmont bezwang jetzt die ihm natürliche Weichherzigkeit, um dem Könige ſeinen Eifer zu beweiſen. Er brachte Beſatzung in die Stadt Gent, und ließ einige von den ſchlimmſten Aufrührern am Leben ſtrafen. Die Kirchen wurden wieder geöffnet, der katholiſche Gottesdienſt erneuert und alle Ausländer erhielten Befehl, die ganze Provinz zu räumen. Den Kalviniſten, aber nur dieſen, wurde außerhalb der Stadt ein Platz eingeräumt, ſich ein Gotteshaus zu bauen; dagegen mußten ſie ſich zum ſtrengſten Gehorſam gegen die Stadtobrigkeit und zu thätiger Mitwirkung bey den Prozeduren gegen die Bilderſtürmer verpflichten; ähnliche Einrichtungen wurden von ihm durch ganz Flandern und Artois getroffen. Einer von ſeinen Edelleuten, und ein Anhänger des Bundes, Johann Caſſembrot, Herr von Beckerzeel, verfolgte die Bilderſtürmer an der Spitze einiger Bündiſchen Reiter, überfiel einen Schwarm von ihnen, der eben im Begriff war, eine Stadt im Hennegau zu überrumpeln, bey Grammont in Flandern, und bekam ihrer 30 gefangen, wovon auf der Stelle 22 aufgehenkt, die Uebrigen aber aus dem Lande gepeitſcht wurden *).

---

*) Burgund. 356. 357.

**) Burgund. 359. sq.

Dienſte von dieſer Wichtigkeit, ſollte man denken, hätten es nicht verdient, mit der Ungnade des Königs belohnt zu werden; was Oranien, Egmont und Hoorn bey dieſer Gelegenheit leiſteten, zeugte wenigſtens von eben ſo viel Eifer, und ſchlug eben ſo glücklich aus, als was Noirkarmes, Megen und Aremberg vollführten, welchen der König ſeine Dankbarkeit in Worten und Thaten zu erkennen gab. Aber dieſer Eifer, dieſe Dienſte kamen zu ſpät. Zu laut hatten ſie

---

*) Meteren. 90. 91. Burgund. 340—343.

bereits gegen ſeine Edikte geſprochen, zu heftig ſeinen Maßregeln widerſtritten, zu ſehr hatten ſie ihn in der Perſon ſeines Miniſters Granvella beleidigt, als daß noch Raum zur Vergebung geweſen wäre. Keine Zeit, keine Reue, kein noch ſo vollwichtiger Erſatz konnte dieſe Verſchuldungen aus dem Gemüthe ihres Herrn vertilgen.

(1566.) Philipp lag eben krank in Segovien, als die Nachrichten von der Bilderſtürmerey und dem mit den Unkatholiſchen eingegangenen Vergleiche bey ihm einliefen. Die Regentinn erneuerte zugleich ihre dringende Bitte um ſeine perſönliche Ueberkunft, von welcher auch alle Briefe handelten, die der Präſident Viglius mit ſeinem Freunde Hopperus um dieſe Zeit wechſelte. Auch von den niederländiſchen Großen legten Viele, als z. B. Egmont, Mannsfeld, Megen, Aremberg, Noirkarmes und Barlaimont beſondere Schreiben an ihn bey, worin ſie ihm von dem Zuſtande ihrer Provinzen Bericht abſtatteten, und ihre allda getroffenen Einrichtungen mit den beſten Gründen zu ſchmücken ſuchten. Um eben dieſe Zeit langte auch ein Schreiben vom Kaiſer an, der ihn zu einem gelinden Verfahren gegen ſeine niederländiſchen Unterthanen ermahnte, und ſich dabey zum Mittler erbot. Er hatte auch deswegen unmittelbar an die Regentinn ſelbſt nach Brüſſel geſchrieben, und an die Häupter des Adels beſondere Briefe beygelegt, die aber nie übergeben wurden. Des erſten Unwillens mächtig, welchen dieſe verhaßte Begebenheit bey ihm rege machte, übergab es der König ſeinem Conſeil, ſich über dieſen neuen Vorfall zu berathen.

Granvella's Partey, die in demſelben die Oberhand hatte, wollte zwiſchen dem Betragen des niederländiſchen Adels und den Ausſchweifungen der Tempelſchänder einen ſehr genauen Zuſammenhang bemerkt haben, der aus der Aehnlichkeit ihrer beyderſeitigen Forderungen, und vorzüglich aus der Zeit erhelle, in welcher Letztere ihren Ausbruch genommen. Noch in demſelben Monate, merkten ſie an, wo der Adel ſeine drey Punkte eingereicht, habe die Bilderſtürmerey angefangen; am Abend deſſelben Tages, an welchem Oranien die Stadt Antwerpen verlaſſen, ſeyen auch die Kirchen verwüſtet worden. Während des ganzen Tumults habe ſich kein Finger zu Ergreifung der Waffen gehoben; alle Mittel, deren man ſich bedient, ſeyen zum Vortheile der Sekten geweſen, alle andere hingegen unterlaſſen worden, die zu Aufrechthaltung des reinen Glaubens abzielen. Viele von den Bilderſtürmern, hieß es weiter, ſagten aus, daß ſie Alles mit Wiſſen und Bewilligung der Fürſten gethan; und nichts war natürlicher, als daß jene Nichtswürdigen ein Verbrechen, das ſie auf eigne Rechnung unternommen, mit großen Namen zu beſchönigen ſuchten. Auch eine Schrift brachte man zum Vorſcheine, worin der vornehme Adel den Geuſen ſeine Dienſte verſprach, die Verſammlung der Generalſtaaten durchzuſetzen; welche jener aber hartnäckig verläugnete. Man wollte überhaupt vier verſchiedene Zuſammenrottirungen in den Niederlanden bemerkt haben, welche alle mehr oder minder genau in einander griffen, und alle auf den nämlichen Zweck hinarbeiteten. Eine davon ſollten jene verworfenen Rotten ſeyn, welche die Kirchen verwüſtet; eine zweyte die verſchiedenen Sekten, welche jene zu der Schandthat gedungen; die Geuſen, die ſich zu Beſchützern der Sekten aufgeworfen, ſollten die dritte, und die vierte der vornehme Adel ausmachen, der den Geuſen durch Lehnsverhältniſſe, Verwandtſchaft und Freundſchaft zugethan ſey. Alles war demzufolge von gleicher Verderbniß angeſteckt, und Alles ohne Unterſchied ſchuldig. Die Regierung hatte es nicht bloß mit einigen getrennten Gliedern zu thun, ſie hatte mit dem Ganzen zu kämpfen. Wenn man aber in Erwägung zog, daß das Volk nur der verführte Theil, und die Aufmunterung zur Empörung von oben heruntergekommen war, ſo wurde man geneigt, den bisherigen Plan zu ändern, der in mehrerer Rückſicht fehlerhaft ſchien. Dadurch, daß man alle Klaſſen ohne Unterſchied drückte, und dem gemeinen Volke eben ſo viel Strenge, als dem Adel Geringſchätzung bewies, hatte man beyde gezwungen, einander zu ſuchen; man hatte dem letztern eine Partey, und dem erſten Anführer gegeben. Ein ungleiches Verfahren gegen Beyde war ein unfehlbares Mittel, ſie zu trennen; der Pöbel, ſtets furchtſam und träge, wenn die äußerſte Noth ihn nicht aufſchreckt, würde ſeine angebeteten Beſchützer ſehr bald im Stiche laſſen, und ihr Schickſal als eine verdiente Strafe betrachten lernen, ſo bald er es nicht mehr mit ihnen theilte. Man trug demnach bey dem Könige darauf an, den großen Haufen künftig mit mehr Schonung zu behandeln, und alle Schärfe gegen die Häupter der Faktion zu kehren. Um jedoch nicht den Schein einer ſchimpflichen Nachgiebigkeit zu haben, fand man für gut, die Fürſprache des Kaiſers dabey zum Vorwande zu nehmen, welche allein, und nicht die Gerechtigkeit ihrer Forderungen, den König dahin vermocht habe, ſie ſeinen niederländiſchen Unterthanen als ein großmüthiges Geſchenk zu bewilligen *).

Die Frage wegen der perſönlichen Hinreiſe des Königs kam jetzt abermals zurück, und alle Bedenklichkeiten, welche ehemals dabey gefunden worden, ſchienen gegen die jetzige dringende Nothwendigkeit zu verſchwinden. „Jetzt,“ ließen ſich Tyſſenacque und Hopperus heraus, „ſey die Angelegenheit wirklich vorhanden, „an welche der König, laut ſeiner eignen Erklärung, „die er ehemals dem Grafen von Egmont ge-

---

*) Burgund. 363. 364. Hopper. §. 138. 139. 140. und §. 152. 153.

„than, tauſend Leben zu wagen bereit ſey. Die einzige „Stadt Gent zu beruhigen, habe ſich Karl der „Fünfte einer beſchwerlichen und gefahrvollen Land„reiſe durch feindliches Gebiet unterzogen; um einer „einzigen Stadt willen, und jetzt gelte es die Ruhe, „vielleicht ſogar den Beſitz aller vereinigten Provin„zen *).“ Dieſer Meinung waren die Meiſten, und die Reiſe des Königs wurde als eine Sache angeſehen, die er ſchlechterdings nicht mehr umgehen könne.

Die Frage war nun, mit wie vieler oder weniger Begleitung er ſie antreten ſollte? und hierüber waren der Prinz von Eboli und der Graf von Figueroa mit dem Herzoge von Alba verſchiedener Meinung, wie der Privatvortheil eines Jeden dabey verſchieden war. Reiste der König an der Spitze einer Armee, ſo war Herzog von Alba der Unentbehrliche, der im Gegentheile bey einer friedlichen Beylegung, wo man ſeiner weniger bedurfte, ſeinen Nebenbuhlern das Feld räumen muſſte. „Eine Armee,“ erklärte Figueroa, den die Reihe zuerſt traf, zu reden, „würde die Für„ſten, durch deren Gebiet man ſie führte, beunruhi„gen, vielleicht gar einen Widerſtand von ihnen zu er„fahren haben; die Provinzen aber, zu deren Beruhi„gung ſie beſtimmt wäre, unnöthig beläſtigen, und zu „den Beſchwerden, welche dieſe bisher ſo weit gebracht,

---

*) Hopper. §. 142. Burgund. 366.

„eine neue hinzufügen. Sie würde alle Unterthanen auf gleiche Art drücken, da im Gegentheile eine friedlich ausgeübte Gerechtigkeit den Unſchuldigen von dem Schuldigen unterſcheide. Das Ungewöhnliche und Gewaltſame eines ſolchen Schritts würde die Häupter der Faktion in Verſuchung führen, ihr bisheriges Betragen, woran Muthwille und Leichtſinn den größten Antheil gehabt, von einer ernſthaftern Seite zu ſehen, und nun erſt mit Plan und Zuſammenhang fortzuführen; der Gedanke, den König ſo weit gebracht zu haben, würde ſie in eine Verzweiflung ſtürzen, worin ſie das Aeußerſte unternehmen würden. Stelle ſich der König den Rebellen gewaffnet entgegen, ſo begebe er ſich des wichtigſten Vortheils, den er über ſie habe, ſeiner landesherrlichen Würde, die ihn um ſo mächtiger ſchirme, jemehr er zeige, daß er auf ſie allein ſich verlaſſe. Er ſetze ſich dadurch gleichſam in Einen Rang mit den Rebellen, die auch ihrerſeits nicht verlegen ſeyn würden, eine Armee aufzubringen, da ihnen der allgemeine Haß gegen ſpaniſche Heere bey der Nation vorarbeite. Der König vertauſche auf dieſe Art die gewiſſe Ueberlegenheit, die ihm ſein Verhältniß, als Landesfürſt, gewähre, gegen den ungewiſſen Ausgang kriegeriſcher Unternehmungen, die, auf welche Seite auch der Erfolg falle, nothwendig einen Theil ſeiner eignen Unterthanen zu Grunde richten müſſen. Das Gerücht ſeiner gewaffneten Ankunft

„würde ihm frühe genug in den Provinzen voraneilen,
„um Allen, die ſich einer ſchlimmen Sache bewuſſt wä-
„ren, hinreichende Zeit zu verſchaffen, ſich in Verthei-
„digungsſtand zu ſetzen, und ſowol ihre innern als aus-
„wärtigen Hülfsquellen wirken zu laſſen. Hierbey würde
„ihnen die allgemeine Furcht große Dienſte leiſten; die
„Ungewißheit, wem es eigentlich gelte, würde auch den
„minder Schuldigen zu dem großen Haufen der Rebel-
„len hinüberziehen, und ihm Feinde erzwingen, die es
„ohne das niemals würden geworden ſeyn. Wüßte
„man ihn aber ohne eine ſolche fürchterliche Begleitung
„im Anzuge, wäre ſeine Erſcheinung weniger die eines
„Blutrichters, als eines zürnenden Vaters, ſo würde
„der Muth aller Guten ſteigen, und die Schlimmen in
„ihrer eignen Sicherheit verderben. Sie würden ſich
„überreden, das Geſchehene für weniger bedeutend zu
„halten, weil es dem Könige nicht wichtig genug ge-
„ſchienen, deswegen einen gewaltſamen Schritt zu thun.
„Sie würden ſich hüten, durch offenbare Gewaltthätig-
„keiten eine Sache ganz zu verſchlimmern, die vielleicht
„noch zu retten ſey. Auf dieſem ſtillen friedlichen Wege
„würde alſo gerade das erhalten, was auf dem andern
„unrettbar verloren ginge; der treue Unterthan würde
„auf keine Art mit dem ſtrafwürdigen Rebellen ver-
„mengt; auf dieſen allein würde das ganze Gewicht ſei-
„nes Zornes fallen. Nicht einmal zu gedenken, daß
„man dadurch zugleich einem ungeheuern Aufwande ent-

„ginge, den der Transport einer ſpaniſchen Armee nach
„dieſen entlegenen Gegenden der Krone verurſachen
„würde *).“

„Aber,“ hub der Herzog von Alba an, „kann
„das Ungemach einiger wenigen Bürger in Anſchlag
„kommen, wenn das Ganze in Gefahr ſchwebt? Weil
„einige Treugeſinnte übel dabey fahren, ſollen darum
„die Aufrührer nicht gezüchtigt werden? Das Vergehen
„war allgemein, warum ſoll die Strafe es nicht
„ſeyn? Was die Rebellen durch ihre Thaten, haben
„die Uebrigen durch ihr Unterlaſſen verſchuldet. Weſſen
„Schuld iſt es, als die ihrige, daß es Jenen ſo weit
„gelungen iſt? Warum haben ſie ihrem Beginnen nicht
„frühzeitiger widerſtanden? Noch, ſagt man, ſind
„die Umſtände ſo verzweifelt nicht, daß ſie dieſes gewaltſame
„Mittel rechtfertigen — aber wer ſteht uns
„dafür, daß ſie es bey der Ankunft des Königs nicht
„ſeyn werden, da nach jeglichem Berichte der Regentinn
„Alles mit ſchnellen Schritten zur Verſchlimmerung
„eilt? Soll man es darauf wagen, daß der Monarch
„erſt beym Eintritt in die Provinzen gewahr werde,
„wie nothwendig ihm eine Kriegsmacht geweſen? Es
„iſt nur allzugegründet, daß ſich die Rebellen eines auswärtigen
„Beyſtandes verſichert haben, der ihnen auf
„den erſten Wink zu Gebote ſteht, — iſt es aber dann

---

*) Burgund. 386. 387.

„Zeit, auf eine Kriegsrüſtung zu denken, wenn der
„Feind über die Grenzen hereinbricht? Soll man es
„darauf ankommen laſſen, ſich mit den nächſten den be-
„ſten niederländiſchen Truppen behelfen zu müſſen, auf
„deren Treue ſo wenig zu rechnen iſt? und kommt end-
„lich die Regentinn ſelbſt nicht immer darauf zurück,
„daß nur der Mangel einer gehörigen Kriegsmacht ſie
„bisher gehindert habe, den Edikten Kraft zu geben
„und die Fortſchritte der Rebellen zu hemmen? Nur
„eine wohldisciplinirte und gefürchtete Armee kann die-
„ſen die Hoffnung ganz abſchneiden, ſich gegen ihren
„rechtmäßigen Oberherrn zu behaupten, und nur die
„gewiſſe Ausſicht ihres Verderbens ihre Forderungen
„herabſtimmen. Ohne eine hinreichende Kriegsmacht
„kann der König ohnehin ſeine Perſon nicht in feindliche
„Länder wagen, ohne ſie kann er mit ſeinen rebelliſchen
„Unterthanen keine Verträge eingehen, die ſeiner Würde
„gemäß ſind *).“

(1566.) Das Anſehn des Redners gab ſeinen Gründen das Uebergewicht, und die Frage war jetzt nur, wie bald der König die Reiſe antreten, und was für einen Weg er nehmen ſollte. Da die Reiſe keineswegs auf dem Ozean für ihn zu wagen war, ſo blieb ihm keine andere Wahl, als entweder durch die Engen bey Trient über Deutſchland dahin zu gehen, oder von

---

*) Burgund. 381 – 390.

Savoyen aus die appenniniſchen Alpen zu durchbrechen. Auf dem erſten Wege hatte er von den deutſchen Proteſtanten zu fürchten, denen der Zweck ſeiner Reiſe nicht gleichgültig ſeyn konnte; und über die Appenninen war in dieſer ſpäten Jahrszeit kein Durchgang zu wagen. Außerdem muſſten die nöthigen Galeren erſt aus Italien geholt und ausgebeſſert werden, welches mehrere Monate koſten konnte. Da endlich auch die Verſammlung der Cortes von Kaſtilien, wovon er nicht wohl wegbleiben konnte, auf den Dezember bereits ausgeſchrieben war, ſo konnte die Reiſe vor dem Frühjahre nicht unternommen werden *).

Indeſſen drang die Regentinn auf eine entſcheidende Reſolution, wie ſie ſich aus gegenwärtigem Bedrängniſſe ziehen ſollte, ohne dem königlichen Anſehn zu viel dabey zu vergeben; und etwas muſſte nothwendig geſchehen, ehe der König die Unruhen durch ſeine perſönliche Gegenwart beyzulegen unternahm. Es wurden demnach zwey verſchiedene Schreiben an die Herzoginn erlaſſen, ein öffentliches, das ſie den Ständen und den Rathsverſammlungen vorlegen durfte; und ein geheimes, das für ſie allein beſtimmt war. In dem erſten kündigte er ihr ſeine Wiedergeneſung und die glückliche Geburt der Infantinn, Clara Iſabella Eugenia, nachheriger Erzherzoginn Albert von Oe-

---

*) Hopper. §. 154. 155. Burg. 390—392.

ſterreich, und Fürſtinn der Niederlande, an. Er erklärte ihr ſeinen nunmehr feſten Entſchluß, die Niederlande in Perſon zu beſuchen, wozu er bereits die nöthigen Zurüſtungen mache. Die Ständeverſammlung verwarf er, wie das vorigemal; des Vergleichs, den ſie mit den Proteſtanten und mit dem Bunde eingegangen war, geſchah in dieſem Briefe gar keine Erwähnung, weil er es noch nicht rathſam fand, ihn entſcheidend zu verwerfen, und noch viel weniger Luſt hatte, ihn für gültig zu erklären. Dagegen befahl er ihr, das Heer zu verſtärken, neue Regimenter aus Deutſchland zuſammenzuziehen und den Widerſpenſtigen Gewalt entgegenzuſetzen. Uebrigens, ſchloß er, verlaſſe er ſich auf die Treue des vornehmen Adels, worunter er Viele kenne, die es aufrichtig mit ihrer Religion und ihrem Könige meinten. In dem geheimen Schreiben wurde ihr noch einmal anbefohlen, die Staatenverſammlung nach allen Kräften zu hintertreiben; dann aber, wenn ihr die allgemeine Stimme doch zu mächtig werden ſollte und ſie der Gewalt würde nachgeben müſſen, es wenigſtens ſo vorſichtig einzurichten, daß ſeiner Würde nichts vergeben und ſeine Einwilligung darein Niemand kund würde *).

(1566.) Während dem, daß man ſich in Spanien über dieſe Sache berathſchlagte, machten die Pro-

---

*) Meteren. 92. Hopper. §. 144. 145. 146. Burgund. 369. 370.

teſtanten in den Niederlanden von den Vorrechten, die man ihnen gezwungenerweiſe bewilligt hatte, den weiteſten Gebrauch. Der Bau der Kirchen kam, wo er ihnen verſtattet war, mit unglaublicher Schnelligkeit zu Stande; Jung und Alt, der Adel, wie die Geringen, halfen Steine zutragen; Frauen opferten ſogar ihren Schmuck auf, um das Werk zu beſchleunigen. Beyde Religionsparteyen errichteten in mehrern Städten eigne Conſiſtorien und einen eignen Kirchenrath, wozu in Antwerpen der Anfang gemacht war, und ſetzten ihren Gottesdienſt auf einen geſetzmäßigen Fuß. Man trug auch darauf an, Gelder in einen gemeinſchaftlichen Fond zuſammenzuſchießen, um gegen unerwartete Fälle, welche die proteſtantiſche Kirche im Ganzen angingen, ſogleich die nöthigen Mittel zur Hand zu haben. In Antwerpen wurde dem Grafen von Hoogſtraten von den Kalviniſten dieſer Stadt eine Schrift übergeben, worin ſie ſich anheiſchig machten, für die freye Uebung ihrer Religion durch alle niederländiſche Provinzen drey Millionen Thaler zu erlegen. Von dieſer Schrift gingen viele Kopien in den Niederlanden herum; um die Uebrigen anzulocken, hatten ſich Viele mit prahleriſchen Summen unterſchrieben. Ueber dieſes ausſchweifende Anerbieten ſind von den Feinden der Reformirten verſchiedene Auslegungen gemacht worden, welche alle einigen Schein für ſich haben. Unter dem Vorwande nämlich, die nöthigen Summen zu Erfüllung dieſes Verſprechens zuſammenzubringen, hoffte man, wie einige glaubten, mit deſto weniger Verdacht die Beyſteuern einzutreiben, deren man zu einem kriegeriſchen Widerſtande jetzt benöthigt war; und wenn ſich die Nation nun doch einmal, ſey es für oder gegen die Regentinn, in Unkoſten ſetzen ſollte, ſo war zu erwarten, daß ſie ſich weit leichter dazu verſtehen würde, zu Erhaltung des Friedens, als zu einem unterdrückenden und verheerenden Kriege beyzutragen. Andere ſahen in dieſem Anerbieten weiter nichts, als eine temporäre Ausflucht der Proteſtanten, ein Blendwerk, wodurch ſie den Hof einige Augenblicke lang unſchlüſſig zu machen geſucht haben ſollen, bis ſie Kräfte genug geſammelt, ihm die Stirn zu bieten. Andere erklärten es geradezu für eine Großſprecherey, um die Regentinn dadurch in Furcht zu jagen, und den Muth der Partey durch die Eröffnung ſo reicher Hülfsquellen zu erheben. Was auch der wahre Grund von dieſem Anerbieten geweſen ſey, ſo gewannen ſeine Urheber dadurch wenig; die Beyſteuern floſſen ſehr ſparſam ein, und der Hof beantwortete den Antrag mit ſtillſchweigender Verachtung *).

Aber der Exceß der Bilderſtürmerey, weit entfernt, die Sache des Bundes zu befördern und die Proteſtanten emporzubringen, hatte Beyden einen unerſetzlichen

---

*) Strad. 163. Burgund. 374. 375. Allgem. Geſch. der v. N. III. Th. 93.

Schaden gethan. Der Anblick ihrer zerſtörten Kirchen, die, nach Viglius Ausdruck, Viehſtällen ähnlicher ſahen, als Gotteshäuſern, entrüſtete alle Katholiken, und am meiſten ihre Geiſtlichkeit. Alle, die von dieſer Religion dazu getreten waren, verlieſſen jetzt den Bund, der die Ausſchweifungen der Bilderſtürmer, wenn auch nicht abſichtlich angeſtiftet und befördert, doch unſtreitig von ferne veranlaßt hatte. Die Intoleranz der Kalviniſten, die an den Plätzen, wo ihre Partey die herrſchende war, die Katholiken aufs Grauſamſte bedrückten, riß dieſe vollends aus ihrer bisherigen Verblendung, und ſie gaben es auf, ſich einer Partey anzunehmen, von welcher, wenn ſie die Oberhand behielte, für ihre eigne Religion ſo viel zu befürchten ſtand. So verlor der Bund viele ſeiner beſten Glieder; die Freunde und Beförderer, die er bisher unter den gutgeſinnten Bürgern gefunden, verließen ihn, und ſein Anſehn in der Republik fing merklich an zu ſinken. Die Strenge, mit der einige ſeiner Mitglieder, um ſich der Regentinn gefällig zu bezeigen, und den Verdacht eines Verſtändniſſes mit den Uebelgeſinnten zu entfernen, gegen die Bilderſtürmer verfuhren, ſchadete ihnen bey dem Volke, das Jene in Schutz nahm, und er war in Gefahr, es mit beyden Parteyen zugleich zu verderben.

Von dieſer Veränderung hatte die Regentinn nicht ſobald Nachricht erhalten, als ſie den Plan entwarf, allmählig den ganzen Bund zu trennen, oder wenigſtens durch innere Spaltungen zu entkräften. Sie bediente ſich zu dem Ende der Privatbriefe, die der König an einige aus dem Adel an ſie beygeſchloſſen, mit völliger Freyheit, ſie nach Gutbefinden zu gebrauchen. Dieſe Briefe, welche von Wohlgewogenheit überfloſſen, wurden denen, für welche ſie beſtimmt waren, mit abſichtlich verunglückter Heimlichkeit zugeſtellt, ſo, daß jederzeit Einer oder der Andere von denen, welche nichts dergleichen erhielten, einen Wink davon bekam; und zu mehrerer Verbreitung des Mißtrauens trug man Sorge, daß zahlreiche Abſchriften davon herumgingen. Dieſer Kunſtgriff erreichte ſeinen Zweck. Viele aus dem Bunde fingen an, in die Standhaftigkeit derer, denen man ſo glänzende Verſprechungen gemacht, ein Mißtrauen zu ſetzen; aus Furcht, von ihren wichtigſten Beſchützern im Stiche gelaſſen zu werden, ergriffen ſie mit Begierde die Bedingungen, die ihnen von der Statthalterinn angeboten wurden, und drängten ſich zu einer baldigen Verſöhnung mit dem Hofe. Das allgemeine Gerücht von der nahen Ankunft des Königs, welches die Regentinn aller Orten zu verbreiten Sorge trug, leiſtete ihr dabey große Dienſte; Viele, die ſich von dieſer königlichen Erſcheinung nicht viel Gutes verſprachen, beſannen ſich nicht lange, eine Gnade anzunehmen, die ihnen vielleicht zum letzten Male angeboten ward *).

---

*) Thuan. II. 507 Strad. 164. 165. Meteren. 93.

Von denen, welche dergleichen Privatſchreiben bekamen, waren auch Egmont und der Prinz von Oranien. Beyde hatten ſich bey dem König über die übeln Nachreden beſchwert, womit man in Spanien ihren guten Namen zu brandmarken und ihre Abſichten verdächtig zu machen ſuchte; Egmont beſonders hatte mit der redlichen Einfalt, die ihm eigen war, den Monarchen aufgefordert, ihm doch nur anzudeuten, was er eigentlich wolle, ihm die Handlungsart zu beſtimmen, wodurch man ihm gefällig werden und ſeinen Dienſteifer darthun könnte. Seine Verläumder, ließ ihm der König durch den Präſidenten von Tyſſenacque zurückſchreiben, könne er durch nichts beſſer widerlegen, als durch die vollkommenſte Unterwerfung unter die königlichen Befehle, welche ſo klar und beſtimmt abgefaßt ſeyen, daß es keiner neuen Auslegung und keines beſondern Auftrags mehr bedürfe. Dem Souverain komme es zu, zu berathſchlagen, zu prüfen und zu verordnen; dem Willen des Souverains unbedingt nachzuleben, gebühre dem Unterthan; in ſeinem Gehorſam beſtehe deſſen Ehre. Es ſtehe einem Gliede nicht gut an, ſich für weiſer zu halten, als ſein Haupt. Allerdings gebe man ihm Schuld, daß er nicht Alles gethan habe, was in ſeinen Kräften geſtanden, um der Ausgelaſſenheit der Sektirer zu ſteuern; aber auch noch jetzt ſtehe es in ſeiner Gewalt, das Verſäumte einzubringen, bis zur wirklichen Ankunft des Königs wenigſtens Ruhe und Ordnung erhalten zu helfen.

Wenn man den Grafen von Egmont wie ein ungehorſames Kind mit Verweiſen ſtrafte, ſo behandelte man ihn, wie man ihn kannte; gegen ſeinen Freund mußte man Kunſt und Betrug zu Hülfe rufen. Auch Oranien hatte in ſeinem Briefe des ſchlimmen Verdachts erwähnt, den der König in ſeine Treue und Ergebenheit ſetze, aber nicht in der eiteln Hoffnung, wie Egmont, ihm dieſen Verdacht zu benehmen, wovon er längſt zurückgekommen war, ſondern um von dieſer Beſchwerde den Uebergang auf die Bitte zu nehmen, daß er ihn ſeiner Aemter entlaſſen möchte. Oft ſchon hatte er dieſe Bitte an die Regentinn gethan, ſtets aber unter den ſtärkſten Betheuerungen ihrer Achtung eine abſchlägige Antwort von ihr erhalten. Auch der König, an den er ſich endlich unmittelbar mit dieſem Anliegen gewendet, ertheilte ihm jetzt die nämliche Antwort, die mit eben ſo ſtarken Verſicherungen ſeiner Zufriedenheit und Dankbarkeit ausgeſchmückt war. Beſonders bezeigte er ihm über die Dienſte, die er ihm kürzlich in Antwerpen geleiſtet, ſeine höchſte Zufriedenheit, beklagte es ſehr, daß die Privatumſtände des Prinzen (von denen der Letztere einen Hauptvorwand genommen, ſeine Entlaſſung zu verlangen) ſo ſehr verfallen ſeyn ſollten, endigte aber mit der Erklärung, daß es ihm unmöglich ſey, einen Diener von ſeiner Wichtigkeit in einem Zeitpunkte zu entbehren, wo die Zahl der Guten eher einer Vermehrung als einer Verminderung bedürfe. Er habe geglaubt, ſetzte er hinzu, der Prinz hege eine beſſere Meinung von ihm, als daß er ihn der Schwachheit fähig halten ſollte, dem grundloſen Geſchwätze gewiſſer Menſchen zu glauben, die es mit dem Prinzen und mit ihm ſelbſt übel meinten. Um ihm zugleich einen Beweis ſeiner Aufrichtigkeit zu geben, beklagte er ſich im Vertrauen bey ihm über ſeinen Bruder, den Grafen von Naſſau, bat ſich in dieſer Sache zum Schein ſeinen Rath aus, und äußerte zuletzt ſeinen Wunſch, den Grafen eine Zeitlang aus den Niederlanden entfernt zu wiſſen *).

Aber Philipp hatte es hier mit einem Kopfe zu thun, der ihm an Schlauheit überlegen war. Der Prinz von Oranien hielt ihn und ſein geheimes Conſeil in Madrid und Segovien ſchon lange Zeit durch ein Heer von Spionen bewacht, die ihm Alles hinterbrachten, was dort Merkwürdiges verhandelt ward. Der Hof dieſes Heimlichſten von allen Deſpoten war ſeiner Liſt und ſeinem Gelde zugänglich geworden; auf dieſem Wege hatte er manche Briefe, welche die Regentinn ingeheim nach Madrid geſchrieben, mit ihrer eignen Handſchrift erhalten, und in Brüſſel unter ihren Augen gleichſam im Triumph zir-

---

*) Hopper. §. 149. Burgund. 397. Apologie de Guillaume Pr. d'Orange als Beylage.

kuliren laſſen, daß ſie ſelbſt, die mit Erſtaunen hier in Jedermanns Händen ſah, was ſie ſo gut aufgehoben glaubte, dem Könige anlag, ihre Depeſchen inskünftige ſogleich zu vernichten. Wilhelms Wachſamkeit ſchränkte ſich nicht bloß auf den ſpaniſchen Hof ein; bis nach Frankreich und noch weiter hatte er ſeine Kundſchafter geſtellt, und einige beſchuldigen ihn ſogar, daß die Wege, auf welchen er zu ſeinen Erkundigungen gelangte, nicht immer die unſchuldigſten geweſen. Aber den wichtigſten Aufſchluß gab ihm ein aufgefangener Brief des ſpaniſchen Bothſchafters in Frankreich, Franz von Alava, an die Herzoginn, worin ſich dieſer über die ſchöne Gelegenheit verbreitete, welche durch die Verſchuldung des niederländiſchen Volks dem Könige jetzt gegeben ſey, eine willkürliche Gewalt in dieſem Lande zu gründen. Darum rieth er ihr an, den Adel jetzt durch eben die Künſte zu hintergehen, deren er ſich bis jetzt gegen ſie bedient, und ihn durch glatte Worte und ein verbindliches Betragen ſicher zu machen. Der König, ſchloß er, der die Edelleute als die verborgenen Triebfedern aller bisherigen Unruhen kenne, würde ſie zu ſeiner Zeit wol zu finden wiſſen, ſo wie die beyden, die er bereits in Spanien habe, und die ihm nicht mehr entwiſchen würden; und er habe geſchworen, ein Beyſpiel an ihnen zu geben, worüber die ganze Chriſtenheit ſich entſetzen ſolle, müßte er auch alle ſeine Erbländer daran wagen. Dieſe ſchlimme Entdeckung empfing durch die Briefe, welche Bergen und Montigny aus Spanien ſchrieben, und worin ſie über die zurückſetzende Begegnung der Grandezza und das veränderte Betragen des Monarchen gegen ſie bittere Beſchwerden führten, die höchſte Glaubwürdigkeit; und Oranien erkannte nun vollkommen, was er von den ſchönen Verſicherungen des Königs zu halten habe *).

(1566.) Den Brief des Miniſters Alava, nebſt einigen andern, die aus Spanien datirt waren, und von der nahen gewaffneten Ankunft des Königs und ſeinen ſchlimmen Abſichten wider die Edeln umſtändliche Nachricht gaben, legte der Prinz ſeinem Bruder, dem Grafen Ludwig von Naſſau, dem Grafen von Egmont, von Hoorn und von Hoogſtraten bey einer Zuſammenkunft zu Dendermonde, in Flandern, vor, wohin ſich dieſe fünf Ritter begeben hatten, gemeinſchaftlich mit einander die nöthigen Maßregeln zu ihrer Sicherheit zu treffen. Graf Ludwig, der nur ſeinem Unwillen Gehör gab, behauptete tolldreiſt, daß man ohne Zeitverluſt zu den Waffen greifen und ſich einiger feſten Plätze verſichern müſſe. Dem König müſſe man, es koſte auch

---

*) Reidan. 3. Thuan. 507. Burgund. 401. Meteren. 91. Strad. 160.

was es wolle, den gewaffneten Eingang in die Provinzen verſagen. Man müſſe die Schweiz, die proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands und die Hugenotten unter die Waffen bringen, daß ſie ihm den Durchzug durch ihr Gebiet erſchwerten, und wenn er ſich deſſen ungeachtet durch alle dieſe Hinderniſſe hindurchſchlüge, ihn an der Grenze des Landes mit einer Armee empfangen. Er nehme es auf ſich, in Frankreich, in der Schweiz und in Deutſchland ein Schutzbündniß zu negotiiren, und aus letzterm Reiche viertauſend Reiter, nebſt einer verhältnißmäßigen Anzahl Fußvolk, zuſammenzubringen; an einem Vorwande fehle es nicht, das nöthige Geld einzutreiben, und die reformirten Kaufleute würden ihn, wie er ſich verſichert hielt, nicht im Stiche laſſen. Aber Wilhelm, vorſichtiger und weiſer, erklärte ſich gegen dieſen Vorſchlag, der bey der Ausführung unendliche Schwierigkeiten finden, und noch durch nichts würde gerechtfertigt werden können. Die Inquiſition, ſtellte er vor, ſey in der That aufgehoben, die Placate beynahe ganz in Vergeſſenheit gekommen, und eine billige Glaubensfreyheit verſtattet. Bis jetzt alſo fehle es ihnen an einem gültigen Grunde, dieſen feindlichen Weg einzuſchlagen; indeſſen zweifle er nicht, daß man ihnen zeitig genug einen darreichen werde. Seine Meinung alſo ſey, dieſen gelaſſen zu erwarten, unterdeſſen aber auf Alles ein wachſames Auge zu haben und dem Volke von der drohenden Gefahr einen Wink zu geben, damit es bereit ſey, zu handeln, wenn die Umſtände es verlangten.

Wären alle diejenigen, welche die Verſammlung ausmachten, dem Gutachten des Prinzen von Oranien beygetreten, ſo iſt kein Zweifel, daß eine ſo mächtige Ligue, furchtbar durch die Macht und das Anſehn ihrer Glieder, den Abſichten des Königs Hinderniſſe hätte entgegenſetzen können, die ihn gezwungen haben würden, ſeinen ganzen Plan aufzugeben. Aber der Muth der verſammelten Ritter wurde gar ſehr durch die Erklärung niedergeſchlagen, womit der Graf von Egmont ſie überraſchte. „Lieber,“ ſagte er, „mag Alles über mich kommen, als daß ich das „Glück ſo verwegen verſuchen ſollte. Das Geſchwätz „des Spaniers Alava rührt mich wenig, — wie „ſollte dieſer Menſch dazu kommen, in das verſchloſ„ſene Gemüth ſeines Herrn zu ſchauen, und ſeine „Geheimniſſe zu entziffern? Die Nachrichten, welche „uns Montigny gibt, beweiſen weiter nichts, als „daß der König eine ſehr zweydeutige Meinung von „unſerm Dienſteifer hegt, und Urſache zu haben glaubt, „ein Mißtrauen in unſre Treue zu ſetzen; und dazu, „däucht mir, hätten wir ihm nur allzuviel Anlaß ge„geben. Auch iſt es mein ernſtlicher Vorſatz, durch „Verdoppelung meines Eifers ſeine Meinung von mir „zu verbeſſern, und durch mein künftiges Verhalten

„wo möglich, den Verdacht auszulöſchen, den meine „bisherigen Handlungen auf mich geworfen haben mögen. Und wie ſollte ich mich auch aus den Armen „meiner zahlreichen und hülfsbedürftigen Familie reiſſen um mich an fremden Höfen als einen Landflüchtigen herumzutragen, eine Laſt für Jeden, der „mich aufnimmt, Jedes Sklave, der ſich herablaſſen „will, mir unter die Arme zu greifen, ein Knecht von „Ausländern, um einem leidlichen Zwange in meiner „Heimath zu entgehen? Nimmermehr kann der Monarch ungütig an einem Diener handeln, der ihm „ſonſt lieb und theuer war, und der ſich ein gegründetes Recht auf ſeine Dankbarkeit erworben. Nimmermehr wird man mich überreden, daß Er, der „für ſein niederländiſches Volk ſo billige, ſo gnädige „Geſinnungen gehegt, und ſo nachdrücklich, ſo heilig „mir betheuert hat, jetzt ſo deſpotiſche Anſchläge dagegen ſchmieden ſoll. Haben wir dem Lande nur „erſt ſeine vorige Ruhe wiedergegeben, die Rebellen „gezüchtigt, den katholiſchen Gottesdienſt wiederhergeſtellt, ſo glauben Sie mir, daß man von keinen „ſpaniſchen Truppen mehr hören wird; und dies iſt „es, wozu ich Sie alle durch meinen Rath und durch „mein Beyſpiel jetzt auffordere, und wozu auch bereits „die mehrſten unſrer Brüder ſich neigen. Ich meines Theils fürchte nichts von dem Zorne des Monarchen. Mein Gewiſſen ſpricht mich frey; mein

„Schickſal ſteht bey ſeiner Gerechtigkeit und ſeiner „Gnade *).“

Umſonſt bemühten ſich Naſſau, Hoorn und Oranien, ſeine Standhaftigkeit zu erſchüttern, und ihm über die nahe unausbleibliche Gefahr die Augen zu öffnen. Egmont war dem Könige wirklich ergeben; das Andenken ſeiner Wohlthaten und des verbindlichen Betragens, womit er ſie begleitet hatte, lebte noch in ſeinem Gedächtniſſe. Die Aufmerkſamkeiten, wodurch er ihn vor allen ſeinen Freunden ausgezeichnet, hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Mehr aus falſcher Scham, als aus Parteygeiſt, hatte er gegen ihn die Sache ſeiner Landsleute verfochten; mehr aus Temperament und natürlicher Herzensgüte, als aus geprüften Grundſätzen, die harten Maßregeln der Regierung bekämpft. Die Liebe der Nation, die ihn als ihren Abgott verehrte, riß ſeinen Ehrgeiz hin. Zu eitel, einem Namen zu entſagen, der ihm ſo angenehm klang, hatte er doch etwas thun müſſen, ihn zu verdienen; aber ein einziger Blick auf ſeine Familie, ein harter Name, unter welchem man ihm ſein Betragen zeigte, eine bedenkliche Folge, die man daraus zog, der bloße Klang von Verbrechen ſchreckte ihn aus dieſem Selbſtbetruge auf und ſcheuchte ihn eilfertig zu ſeiner Pflicht zurück.

---

*) Thuan. 507. Burg. 405. 406. Meteren. 95.

Oraniens ganzer Plan ſcheiterte, als Egmont zurücktrat. Egmont hatte die Herzen des Volks und das ganze Zutrauen der Armee, ohne die es ſchlechterdings unmöglich war, etwas Nachdrückliches zu unternehmen. Man hatte ſo gewiß auf ihn gerechnet; ſeine unerwartete Erklärung machte die ganze Zuſammenkunft fruchtlos. Man ging auseinander, ohne nur etwas beſchloſſen zu haben. Alle, die in Dendermonde zuſammengekommen waren, wurden im Staatsrathe zu Brüſſel erwartet; aber nur Egmont verfügte ſich dahin. Die Regentinn wollte ihn über den Inhalt der gehabten Unterredung ausforſchen; aber ſie brachte weiter nichts aus ihm heraus, als den Brief des Alava, den er in Abſchrift mitgenommen hatte, und unter den bitterſten Vorwürfen ihr vorlegte. Anfangs entfärbte ſie ſich darüber, aber ſie faſſte ſich bald, und erklärte ihn dreiſtweg für untergeſchoben. „Wie kann," ſagte ſie, „dieſer Brief wirklich von Alava herrühren, da „ich doch keinen vermiſſe, und derjenige, der ihn aufgefangen haben will, die andern Briefe gewiß nicht „geſchont haben würde? Ja, da mir auch nicht ein „einziges Packet noch gefehlt hat, und auch kein Bothe „ausgeblieben iſt? Und wie läſſt es ſich denken, daß „der König einen Alava zum Herrn eines Geheimniſſes „gemacht haben ſollte, das er mir ſelbſt nicht einmal „würde Preis gegeben haben *)?"

---

*) Burgund. 408. Meteren. 95. Grot. 23.

Bürgerlicher Krieg.

(1566.) Unterdeſſen eilte die Regentinn, den Vortheil zu benutzen, den ihr die Trennung unter dem Adel gab, um den Fall des Bundes, der ſchon durch innere Zwietracht wankte, zu vollenden. Sie zog ohne Zeitverluſt Truppen aus Deutſchland, die Herzog Erich von Braunſchweig für ſie in Bereitſchaft hielt, verſtärkte die Reiterey und errichtete fünf Regimenter Wallonen, worüber die Grafen von Mannsfeld, von Megen, von Aremberg und Andere den Oberbefehl bekamen. Auch dem Prinzen von Oranien mußten, um ihn nicht aufs Empfindlichſte zu beleidigen, Truppen anvertraut werden, und um ſo mehr, da die Provinzen, denen er als Statthalter vorſtund, ihrer am nöthigſten bedurften; aber man gebrauchte die Vorſicht, ihm einen Oberſten, mit Namen Waldenſinger, an die Seite zu geben, der alle ſeine Schritte bewachte, und ſeine Maßregeln, wenn ſie gefährlich zu werden ſchienen, rückgängig machen konnte. Dem Graſen von Egmont ſteuerte die Geiſtlichkeit in Flandern 40,000 Goldgulden bey, um 1500 Mann zu unterhalten, davon er einen Theil in die bedenklichſten Plätze vertheilte. Jeder Statthalter muſſte ſeine Kriegsmacht verſtärken, und ſich mit Munition verſehen. Alle dieſe Zurüſtungen, welche aller Orten und mit Nachdruck gemacht wurden, lieſſen keinen Zweifel mehr übrig, welchen Weg die Statthalterinn künftig einſchlagen werde.

Ihrer Ueberlegenheit verſichert, und dieſes mächtigen Beyſtands gewiß, wagt ſie es nun, ihr bisheriges Betragen zu ändern und mit den Rebellen eine ganz andre Sprache zu reden. Sie wagt es, die Bewilligungen, welche ſie den Proteſtanten nur in der Angſt und aus Nothwendigkeit ertheilt, auf eine ganz willkürliche Art auszulegen, und alle Freyheiten, die ſie ihnen ſtillſchweigend eingeräumt, auf die bloße Vergünſtigung der Predigten einzuſchränken. Alle ihre übrigen Religionsübungen und Gebräuche, die ſich doch, wenn jene geſtattet wurden, von ſelbſt zu verſtehen ſchienen, wurden durch neue Mandate für unerlaubt erklärt, und gegen die Uebertreter als gegen Beleidiger der Majeſtät verfahren. Man vergönnte den Proteſtanten, anders als die herrſchende Kirche von dem Abendmahle zu denken, aber es anders zu genießen, war Frevel; ihre Art zu taufen, zu trauen, zu begraben, wurde bey angedrohten Todesſtrafen unterſagt. Es war grauſamer Spott, ihnen die Religion zu erlauben und die Ausübung zu verſagen; aber dieſer unedle Kunſtgriff, ihres gegebenen Worts wieder los zu werden, war der Zaghaftigkeit würdig, mit der ſie es ſich hatte abdringen laſſen. Von den geringſten Neuerungen, von den unbedeutendſten Uebertretungen nahm ſie Anlaß, die Predigten zu ſtören; mehrern von den Prädikanten wurde unter dem Vorwande, daß ſie ihr Amt an einem andern Platze, als der ihnen angewieſen worden, verwaltet, der Prozeß gemacht, und einige von ihnen ſogar aufgehängt. Sie erklärte bey mehrern Gelegenheiten laut, daß die Verbundenen ihre Furcht gemißbraucht, und daß ſie ſich durch einen Vertrag, den man ihr durch Drohungen abgepreſſt, nicht für gebunden halte *).

Unter allen niederländiſchen Städten, welche ſich des bilderſtürmeriſchen Aufruhrs theilhaftig machten, hatte die Regentinn für die Stadt Valenciennes in Hennegau am meiſten gezittert. In keiner von allen war die Partey der Kalviniſten ſo mächtig, als in dieſer, und der Geiſt des Aufruhrs, durch den ſich die Provinz Hennegau vor allen übrigen ſtets ausgezeichnet hatte, ſchien hier einheimiſch zu wohnen **). Die Nähe Frankreichs, dem es ſowol durch Sprache, als durch Sitten, noch weit näher, als den Niederlanden angehörte, war Urſache geweſen, daß man dieſe Stadt von jeher mit größerer Gelindigkeit, aber auch mit mehr Vorſicht regierte, wodurch ſie nur deſto mehr ihre Wichtigkeit fühlen lernte. Schon bey dem letzten Aufſtande der Tempelſchänder hatte wenig gefehlt, daß ſie ſich nicht den Hugenotten auslieferte, mit denen ſie das genaueſte Verſtändniß unterhielt, und die geringſte Veranlaſſung konnte dieſe Gefahr erneuern. Daher war unter allen niederländiſchen Städten Valenciennes die erſte, welcher die Regentinn eine verſtärkte Beſatzung zudachte, ſobald ſie in die Verfaſſung geſetzt war, ſie ihr zu geben. Philipp von Noirkarmes, Herr von S. Aldegonde, Statthalter von Hennegau, an der Stelle des abweſenden Marquis von Bergen, hatte dieſen Auftrag erhalten, und erſchien an der Spitze eines Kriegsheers vor ihren Mauern. Aus der Stadt kamen ihm von Seiten des Magiſtrats Deputirte entgegen, ſich die Beſatzung zu verbitten, weil die proteſtantiſche Bürgerſchaft, als der überlegene Theil, ſich dawider erklärt habe. Noirkarmes machte ihnen den Willen der Regentinn kund, und ließ ſie zwiſchen Beſatzung und Belagerung wählen. Mehr als vier Schwadronen Reiter und ſechs Compagnien Fußvolk ſollten der Stadt nicht aufgedrungen werden; darüber wolle er ihr ſeinen eignen Sohn zum Geißel geben. Als dieſe Bedingungen dem Magiſtrate vorgelegt wurden, der für ſich ſehr geneigt war, ſie zu ergreifen, erſchien der Prediger Peregrine le Grange an der Spitze ſeines Anhangs, der Apoſtel und Abgott ſeines Volks, dem es darum zu thun ſeyn muſſte, eine Unterwerfung zu verhindern, von der er das Opfer werden würde, und verhetzte, durch die Gewalt ſeiner Beredſamkeit, das Volk, die Bedingungen auszuſchlagen. Als man Noirkarmes dieſe Antwort zurückbringt, läſſt er die Geſandten, gegen alle Geſetze des Völkerrechts, in Feſſeln ſchlagen, und führt ſie gefangen mit ſich fort; doch muß er ſie, auf der Regentinn Geheiß, bald wieder frey geben. Die Regentinn, durch geheime Befehle aus Madrid zu möglichſter Schonung angehalten, läſſt ſie noch mehrmalen auffordern, die ihr zugedachte Garniſon einzunehmen; da ſie aber hartnäckig auf ihrer Weigerung beſteht, ſo wird ſie durch eine öffentliche Akte für eine Rebellinn erklärt, und Noirkarmes erhält Befehl, ſie förmlich zu belagern. Allen übrigen Provinzen wird verboten, dieſer aufrühreriſchen Stadt mit Rath, Geld oder Waffen beyzuſtehen. Alle ihre Güter ſind dem Fiskus zugeſprochen. Um ihr den Krieg zu zeigen, ehe er ihn wirklich anfing, und zu vernünftigem Nachdenken Zeit zu laſſen, zog Noirkarmes aus ganz Hennegau und Cambray Truppen zuſammen, (1566) nahm S. Amant in Beſitz und legte Garniſon in alle nächſtliegenden Plätze. Das Verfahren gegen Valenciennes ließ alle übrige Städte, die in gleichem Falle waren, auf das Schickſal ſchließen, welches ihnen ſelbſt zugedacht war, und ſetzte ſogleich den ganzen Bund in Bewegung. Ein geuſiſches Heer zwiſchen drey und viertauſend Mann, das aus landflüchtigem Geſindel und den überbliebenen Rotten der Bilderſtürmer in der Eile zuſammengerafft worden, erſcheint in dem Gebiete von Tournay und Lille, um ſich dieſer beyden Städte zu verſichern, und den Feind vor Valenciennes zu beunruhigen. Der Gouverneur von Lille hat das Glück, ein Detaſchement davon, das im Einverſtändniß mit den Proteſtanten dieſer Stadt einen Anſchlag gemacht hat, ſich ihrer zu bemächtigen, in die Flucht zu ſchlagen und ſeine Stadt zu behaupten. Zu der nämlichen Zeit wird das geuſiſche Heer, das bey Launoy unnütz die Zeit verdirbt, von Noirkarmes überfallen und beynahe ganz aufgerieben. Die Wenigen, welche ſich mit verzweifelter Tapferkeit durchgeſchlagen, werfen ſich in die Stadt Tournay, die von dem Sieger ſogleich aufgefordert wird, ihre Thore zu öffnen und Beſatzung einzunehmen. Ihr ſchneller Gehorſam bereitet ihr ein leichteres Schickſal. Noirkarmes begnügt ſich, das proteſtantiſche Conſiſtorium darin aufzuheben, die Prediger zu verweiſen, die Anführer der Rebellen zur

---

*) Meteren 93. 94. Thuan. 507. Strada 166. Meurs. Guil. Auriac. 21.

**) Es war ein Sprichwort in Hennegau, und iſt es vielleicht noch, die Provinz ſtehe nur unter Gott und unter der Sonne. Strad. 174.

Strafe zu ziehen, und den katholiſchen Gottesdienſt, den er beynahe ganz unterdrückt findet, wiederherzuſtellen. Nachdem er ihr einen ſichern Katholiken zum Gouverneur gegeben, und eine hinreichende Beſatzung darin zurückgelaſſen, rückt er mit ſeinem ſiegenden Heere wieder vor Valenciennes, um die Belagerung fortzuſetzen.

Dieſe Stadt, auf ihre Befeſtigung trotzig, ſchickte ſich lebhaft zur Vertheidigung an, feſt entſchloſſen, es aufs Aeußerſte kommen zu laſſen. Man hatte nicht verſäumt, ſich mit Kriegsmunition und Lebensmitteln auf eine lange Belagerung zu verſehen; Alles, was nur die Waffen tragen konnte, die Handwerker ſelbſt nicht ausgeſchloſſen, wurde Soldat; die Häuſer vor der Stadt, und vorzüglich die Klöſter, riß man nieder, damit der Belagerer ſich ihrer nicht gegen die Stadt bediente. Die wenigen Anhänger der Krone ſchwiegen, von der Menge unterdrückt; kein Katholike durfte es wagen, ſich zu rühren. Anarchie und Aufruhr waren an die Stelle der guten Ordnung getreten, und der Fanatismus eines tollkühnen Prieſters gab Geſetze. Die Mannſchaft war zahlreich, ihr Muth verzweifelt, feſt ihr Vertrauen auf Entſatz, und ihr Haß gegen die katholiſche Religion aufs Aeußerſte geſtiegen. Viele hatten keine Gnade zu erwarten, Alle verabſcheuten das gemeinſchaftliche Joch einer befehlshaberiſchen Beſatzung. Noch einmal verſuchte es

Noirkarmes, deſſen Heer durch die Hülfsvölker, welche ihm von allen Orten her zuſtrömten, furchtbar gewachſen und mit allen Erforderniſſen zu einer langen Blokade reichlich verſehen war, die Stadt durch Güte zu bewegen, aber vergebens. Er ließ alſo die Laufgräben eröffnen, und ſchickte ſich an, die Stadt einzuſchließen *).

Die Lage der Proteſtanten hatte ſich unterdeſſen in eben dem Grade verſchlimmert, als die Regentinn zu Kräften gekommen war. Der Bund des Adels war allmählich bis auf den dritten Theil geſchmolzen. Einige ſeiner wichtigſten Beſchützer, wie der Graf **von Egmont**, waren wieder zu dem Könige übergegangen; die Geldbeyträge, worauf man ſo ſicher gerechnet hatte, fielen ſehr ſparſam aus; der Eifer der Partey fing merklich an zu erkalten, und mit der gelinden Jahrszeit muſſten nun auch die öffentlichen Predigten aufhören, die ihn bis jetzt in Uebung erhalten hatten. Alles dies zuſammen bewog die unterliegende Partey, ihre Forderungen mäßiger einzurichten, und, ehe ſie das Aeußerſte wagte, alle unſchuldige Mittel vorher zu verſuchen. In einer Generalſynode der Proteſtanten, die zu dem Ende in Antwerpen gehalten wird, und welcher auch einige von den Verbundenen beywohnen, wird beſchloſſen, an die Regentinn zu deputiren, ihr dieſer Wortbrüchigkeit wegen Vorſtellungen zu thun, und ſie an ihren Vertrag zu erinnern. Brederode übernimmt dieſen Auftrag, muß ſich aber auf eine harte und ſchimpfliche Art abgewieſen, und von Brüſſel ſelbſt ausgeſchloſſen ſehen. Er nimmt ſeine Zuflucht zu einem ſchriftlichen Aufſatze, worin er ſich im Namen des ganzen Bundes beklagt, daß ihn die Herzoginn im Angeſicht aller Proteſtanten, die auf des Bundes Bürgſchaft die Waffen niedergelegt, durch ihre Wortbrüchigkeit Lügen ſtrafe, und Alles, was die Verbundenen Gutes geſtiftet, durch Zurücknahme ihrer Bewilligungen wieder zunichte mache; daß ſie den Bund in den Augen des Volks herabzuwürdigen geſucht, Zwietracht unter ſeinen Gliedern erregt, und Viele unter ihnen als Verbrecher habe verfolgen laſſen. Er lag ihr an, ihre neuen Verordnungen zu widerrufen, durch welche den Proteſtanten ihre freye Religionsübung benommen ſey, vor allen Dingen aber die Belagerung von Valenciennes aufzuheben, die neugeworbenen Truppen abzudanken, unter welcher Bedingung ihr der Bund allein für die allgemeine Ruhe Sicherheit leiſten könne.

---

*) Burgund. 379. 411 — 418. Meteren. 98. 99. Strada. 136. Vigl. ad Hopper. Epist. 2. 21.

Hierauf antwortete die Regentinn in einem Tone, der von ihrer bisherigen Mäßigung ſehr verſchieden war. „Wer dieſe Verbundenen ſind, die ſich in dieſer Schrift „an mich wenden, iſt mir in der That ein Geheimniß. „Die Verbundenen, mit denen ich zu thun hatte, ſind,

„wie ich nicht anders weiß, auseinandergegangen. Alle
„wenigſtens können an dieſer Klagſchrift nicht Theil
„haben, denn ich ſelbſt kenne Viele, die, in allen ihren
„Forderungen befriedigt, zu ihren Pflichten zurückgetreten
„ſind. Wer es aber auch ſey, der ſich hier ohne
„Fug und Recht und ohne Namen an mich wendet, ſo
„hat er meinen Worten wenigſtens eine ſehr falſche Auslegung
„gegeben, wenn er daraus folgert, daß ich den
„Proteſtanten Religionsfreyheit zugeſichert habe. Niemand
„kann es unbekannt ſeyn, wie ſchwer es mir ſchon
„geworden iſt, die Predigten an denen Orten zuzugeben,
„wo ſie ſich ſelbſt eingeführt haben, und dieſes
„kann doch wol nicht für eine bewilligte Glaubensfreyheit
„gelten? Mir hätte es einfallen ſollen, dieſe geſetzwidrigen
„Konſiſtorien in Schutz zu nehmen, dieſen
„Staat im Staate zu dulden? Ich hätte mich ſo weit
„vergeſſen können, einer verwerflichen Sekte dieſe geſetzliche
„Würde einzuräumen, alle Ordnung in der
„Kirche und in der Republik umzukehren, und meine
„heilige Religion ſo abſcheulich zu läſtern? Haltet euch
„an den, der euch dieſe Erlaubniß gegeben hat; mit
„mir aber müßt ihr nicht rechten. Ihr beſchuldigt mich,
„daß ich den Vertrag verletzt habe, der euch Strafloſigkeit
„und Sicherheit gewähre? Das Vergangene
„hab' ich euch erlaſſen, nicht aber, was ihr künftig begehen
„würdet. Eure Bittſchrift vom vorigen April
„ſollte Keinem von euch Nachtheil bringen, und das hat

„ſie, meines Wiſſens, auch nicht gethan; aber wer ſich neuerdings gegen die Majeſtät des Königs vergangen, mag die Folgen ſeines Frevels tragen. Endlich, wie könnt ihr euch unterſtehen, mir einen Vertrag in Erinnerung zu bringen, den ihr zuerſt gebrochen habt? Auf weſſen Anſtiften wurden die Kirchen geplündert, die Bilder der Heiligen geſtürzt, und die Städte zur Rebellion hingeriſſen? Wer hat Bündniſſe mit fremden Mächten errichtet, unerlaubte Werbungen angeſtellt, und von den Unterthanen des Königs geſetzwidrige Steuern eingetrieben? Deswegen habe ich Truppen zuſammengezogen, deswegen die Edikte geſchärft. Wer mir anliegt, die Waffen wieder niederzulegen, kann es nimmermehr gut mit ſeinem Vaterlande und dem Könige meinen; und wenn ihr euch ſelbſt liebt, ſo ſehet zu, daß ihr eure eignen Handlungen entſchuldigt, anſtatt die meinigen zu richten *).“

Alle Hoffnung der Verbundenen zu einer gütlichen Beylegung ſank mit dieſer hochtönenden Erklärung. Ohne ſich eines mächtigen Rückhalts bewußt zu ſeyn, konnte die Regentinn eine ſolche Sprache nicht führen. Eine Armee ſtand im Felde, der Feind vor Valenciennes, der Kern des Bundes war abge-

---

*) Thuan. 523. 524. Strada. 167. 168. Burgund. 433. 434. 435. Meteren. 96. 97.

fallen, und die Regentinn forderte eine unbedingte Unterwerſung. Ihre Sache war jetzt ſo ſchlimm, daß eine offenbare Widerſetzung ſie nicht ſchlimmer machen konnte. Lieferten ſie ſich ihrem aufgebrachten Herrn wehrlos in die Hände, ſo war ihr Untergang gewiß; aber der Weg der Waffen konnte ihn wenigſtens noch zweifelhaft machen; alſo wählten ſie das Letzte, und fingen mit Ernſt an, zu ihrer Vertheidigung zu ſchreiten. Um ſich ein Recht auf den Beyſtand der deutſchen Proteſtanten zu erwerben, wollte Ludwig von Naſſau die Städte Amſterdam, Antwerpen, Tournay und Valenciennes bereden, der Augsburgiſchen Konfeſſion beyzutreten, und ſich auf dieſe Weiſe enger an ihre Religion anzuſchließen; ein Vorſchlag, der nie in Erfüllung kam, weil der Religionshaß der Kalviniſten gegen ihre evangeliſchen Brüder den Abſcheu, wo möglich, noch überſtieg, den ſie gegen das Papſtthum trugen. Naſſau fing nun an, in Frankreich, in der Pfalz und in Sachſen ernſtlich wegen Subſidien zu unterhandeln. Der Graf von Bergen befeſtigte ſeine Schlöſſer; Brederode warf ſich mit einem kleinen Heere in ſeine feſte Stadt Viane, an dem Leck, über welche er ſich Souverainetätsrechte anmaßte, und die er eilig in Vertheidigungsſtand ſetzte, um hier eine Verſtärkung von dem Bunde und den Ausgang von Naſſau's Unterhandlungen abzuwarten. Die Fahne des Kriegs war nun aufgeſteckt; überall rührte man die Trommel; aller Orten ſah man Truppen marſchiren, wurde Geld eingetrieben, wurden Soldaten geworben. Die Unterhändler beyder Theile begegneten ſich oft in demſelben Platze; und kaum hatten die Einnehmer und Werber der Regentinn eine Stadt geräumt, ſo muſſte ſie von den Mäklern des Bundes dieſelbe Gewaltthätigkeit leiden *).

(1566.) Von Valenciennes richtete die Regentinn ihre Aufmerkſamkeit auf Herzogenbuſch, in welcher Stadt die Bilderſtürmer neue Ausſchweifungen begangen und die Partey der Proteſtanten zu einer ſtarken Ueberlegenheit gelangt war. Um die Bürgerſchaft auf einem friedlichen Wege zur Annahme einer Beſatzung zu vermögen, ſchickte ſie den Kanzler Scheiff von Brabant mit einem Rathsherrn Merode von Petersheim, den ſie zum Gouverneur der Stadt beſtimmt hatte, als Geſandte dahin, welche ſich auf eine gute Art derſelben verſichern, und der Bürgerſchaft einen neuen Eid des Gehorſams abfordern ſollten. Zugleich wurde der Graf von Megen, der in der Nähe mit einem Corps ſtand, befehligt, gegen die Stadt anzurücken, um den Auftrag beyder Geſandten zu unterſtützen und ſogleich Beſatzung darein werfen zu können. Aber Brederode, der in Viane

---

*) Thuan. 524. Strad. 169. Allg. G. d. v. N. XXII. B. 95. Vigl. ad Hopper. Epist. 5.

davon Nachricht bekam, ſchickte eine ſeiner Kreaturen, einen gewiſſen Anton von Bomberg, einen hitzigen Kalviniſten, der aber für einen braven Soldaten bekannt war, dahin, um den Muth ſeiner Partey in dieſer Stadt aufzurichten, und die Anſchläge der Regentinn zu hintertreiben. Dieſem Bomberg gelang es, die Briefe, welche der Kanzler von der Herzoginn mitgebracht, in ſeine Gewalt zu bekommen, und falſche unterzuſchieben, die durch ihre harte und gebieteriſche Sprache die Bürgerſchaft aufbrachten. Zugleich wuſſte er die beyden Geſandten der Herzoginn in Verdacht zu bringen, als ob ſie ſchlimme Anſchläge auf die Stadt hätten, welches ihm ſo gut bey dem Pöbel glückte, daß dieſer ſich in toller Wuth an den Geſandten ſelbſt vergriff und ſie gefangen ſetzte. Er ſelbſt ſtellte ſich an der Spitze von 800 Mann, die ihn zu ihrem Anführer gemacht, dem Grafen von Megen entgegen, der in Schlachtordnung gegen die Stadt anrückte, und empfing ihn mit grobem Geſchütz ſo übel, daß Megen unverrichteter Dinge zurückweichen muſſte. Die Regentinn ließ nachher ihre Geſandten durch einen Gerichtsdiener zurückfordern, und im Verweigerungsfalle mit einer Belagerung drohen; aber Bomberg beſetzte mit ſeinem Anhange das Rathhaus und zwang den Magiſtrat, ihm die Schlüſſel der Stadt auszuliefern. Der Gerichtsdiener wurde mit Spott abgewieſen, und der Regentinn durch ihn geantwortet, daß man es auf Brederode's Befehl würde ankommen laſſen, was mit den Gefangenen zu verfügen ſey. Der Herold, der außen vor der Stadt hielt, erſchien nunmehr, ihr den Krieg anzukündigen, welches aber der Kanzler noch hintertrieb *).

Nach dem vereitelten Verſuche auf Herzogenbuſch warf ſich der Graf von Megen in Utrecht, um einem Anſchlage zuvorzukommen, den Graf Brederode auf eben dieſe Stadt ausführen wollte. Dieſe, welche von dem Heere der Verbundenen, das nicht weit davon bey Viane campirte, viel zu leiden hatte, nahm ihn mit offenen Armen als ihren Beſchützer auf, und bequemte ſich zu allen Veränderungen, die er in ihrem Gottesdienſte machte. Er ließ dann ſogleich an dem Ufer des Leck eine Schanze aufwerfen, von wo aus er Viane beſtreichen konnte. Brederode, der nicht Luſt hatte, ihn in dieſer Stadt zu erwarten, verließ mit dem beſten Theile ſeines Heers dieſen Waffenplatz, und eilte nach Amſterdam **).

So unnütz auch der Prinz von Oranien während dieſer Bewegungen in Antwerpen ſeine Zeit zu verlieren ſchien, ſo geſchäftig war er in dieſer anſcheinenden Ruhe. Auf ſein Angeben hatte der Bund geworben, und Brederode ſeine Schlöſſer befeſtigt, wozu er ihm ſelbſt drey Kanonen ſchenkte, die er zu Utrecht hatte gießen laſſen. Sein Auge wachte über alle Bewegungen des Hofs, und der Bund wurde durch ihn vor jedem Anſchlage gewarnt, der auf dieſe oder jene Stadt gemacht wurde. Aber ſeine Hauptangelegenheit ſchien zu ſeyn, die vornehmſten Plätze ſeiner Statthalterſchaft in ſeine Gewalt zu bekommen; zu welchem Ende er Brederode's Anſchlag auf Utrecht und Amſterdam im Stillen nach allen Kräften zu befördern geſucht hatte *).

---

*) Thuan. 525. Strada. 170. Burgund. 423. 424. 427. 428. Vigl. ad Hopper. Epist. 6.

**) Allg. G. d. v. N. 98. 99. Strad. 170. Vigl. ad Hopper. 5. Brief.

Der wichtigſte Platz war die ſeeländiſche Inſel Walchern, wo man eine Landung des Königs vermuthete; und dieſe zu überrumpeln, wurde jetzt ein Anſchlag von ihm entworfen, deſſen Ausführung einer aus dem verbundenen Adel, ein vertrauter Freund des Prinzen von Oranien, Johann von Marnix, Herr von Thoulouſe, Philipps von S. Adelgonde Bruder, über ſich nahm (1567). Thoulouſe unterhielt mit dem geweſenen Amtmanne von Middelburg, Peter Haak, ein geheimes Verſtändniß, welches ihm Gelegenheit verſchaffen ſollte, in Middelburg und Vließingen Beſatzung zu werfen; aber die Werbung, welche für dieſes Unternehmen in Antwerpen angeſtellt wurde, konnte ſo ſtill

---

*) Grotius. 13.

nicht vor ſich gehen, daß der Magiſtrat nicht Verdacht ſchöpfte. Um nun dieſen zu beruhigen, und ſeinen Anſchlag zugleich zu befördern, ließ der Prinz allen fremden Soldaten und andern Ausländern, die nicht in Dienſten des Staats wären, oder ſonſt Geſchäfte trieben, öffentlich durch den Herold verkündigen, daß ſie ungeſäumt die Stadt räumen ſollten. Er hätte ſich, ſagen ſeine Gegner, durch Schließung der Thore aller dieſer verdächtigen Soldaten leicht bemächtigen können, aber er jagte ſie aus der Stadt, um ſie deſto ſchneller an den Ort ihrer Beſtimmung zu treiben. Sie wurden dann ſogleich auf der Schelde eingeſchifft und bis vor Rammekens gefahren; da man aber durch das Marktſchiff von Antwerpen, welches kurz vor ihnen einlief, in Vließingen ſchon vor ihrem Anſchlage gewarnt war, ſo verſagte man ihnen hier den Eingang in den Hafen. Die nämliche Schwierigkeit fanden ſie bey Arnemuiden, ohnweit Middelburg, in welcher Stadt ſich die Unkatholiſchen vergebens bemühten, zu ihrem Vortheile einen Aufſtand zu erregen. Thoulouſe ließ alſo unverrichteter Dinge ſeine Schiffe drehen, und ſegelte wieder rückwärts die Schelde bis nach Oſterweele, eine Viertelmeile von Antwerpen, hinunter, wo er ſein Volk ausſetzte, und am Ufer ein Lager ſchlug, des Vorſatzes, ſich hier von Antwerpen aus zu verſtärken, und den Muth ſeiner Partey, die von dem Magiſtrate unterdrückt wurde, durch ſeine Nähe friſch zu erhalten.

Durch Vorſchub der reformirten Geiſtlichen, die in der Stadt Werbersdienſte für ihn verrichteten, wuchs mit jedem Tage ſein kleines Heer, daß er zuletzt anfing, den Antwerpern fürchterlich zu werden, deren ganzes Gebiet er verwüſtete. Der aufgebrachte Magiſtrat wollte ihn hier mit der Stadtmiliz überfallen laſſen, welches aber der Prinz von Oranien, unter dem Vorwande, daß man die Stadt jetzt nicht von Soldaten entblößen dürfe, zu verhindern wuſſte.

Unterdeſſen hatte die Regentinn in der Eile ein kleines Heer gegen ihn aufgebracht, welches unter Anführung Philipps von Launoy in ſtarken Märſchen von Brüſſel aus gegen ihn anrückte. Zugleich wuſſte der Graf von Megen das geuſiſche Heer bey Viane ſo gut einzuſchließen und zu beſchäftigen, daß es weder von dieſen Bewegungen hören, noch ſeinen Bundsverwandten zu Hülfe eilen konnte. Launoy überfiel die zerſtreuten Haufen, welche auf Plünderung ausgegangen waren, unverſehens, und richtete ſie in einem ſchrecklichen Blutbade zu Grunde. Thoulouſe warf ſich mit dem kleinen Ueberreſte ſeiner Truppen in ein Landhaus, das ihm zum Hauptquartier gedient hatte, und wehrte ſich lange mit dem Muthe eines Verzweifelnden, bis Launoy, der ihn auf keine andere Art herauszutreiben vermochte, Feuer in das Haus werfen ließ. Die Wenigen, welche dem Feuer entkamen, ſtürzten in das Schwert des Feindes, oder fanden in der Schelde ihren Tod. Thoulouſe ſelbſt wollte lieber in den Flammen ſterben, als in die Hände des Siegers fallen. Dieſer Sieg, der über tauſend von den Feinden aufrieb, war für den Ueberwinder wohlfeil genug erkauft, denn er vermißte nicht mehr als zwey Mann in ſeinem ganzen Heere. Dreyhundert, welche ſich lebendig ergaben, wurden, weil man von Antwerpen aus einen Ausfall befürchtete, ohne Barmherzigkeit ſogleich niedergeſtochen *).

Ehe die Schlacht anging, ahnete man in Antwerpen nichts von dem Angriffe. Der Prinz von Oranien, welcher frühzeitig davon benachrichtigt worden war, hatte die Vorſicht gebraucht, die Brücke, welche die Stadt mit Oſterweel verbindet, den Tag zuvor abbrechen zu laſſen, damit, wie er vorgab, die Kalviniſten der Stadt nicht verſucht werden möchten, ſich zu dem Heere des Thoulouſe zu ſchlagen, wahrſcheinlicher aber, damit die Katholiken dem geuſiſchen Feldherrn nicht in den Rücken fielen, oder auch Launoy, wenn er Sieger würde, nicht in die Stadt eindränge. Aus eben dieſem Grunde wurden auf ſeinen Befehl auch die Thore verſchloſſen, und die Einwohner, welche von allen dieſen Anſtalten nichts begriffen, ſchwebten ungewiß zwiſchen Neugierde und Furcht, bis der Schall des Geſchützes von Oſterweel her ihnen ankündigte, was

---

*) Meteren. 97. 98. Burgund. 440. 441. Strad. 171. 172. Thuan. Lib. 41.

dort vorgehen möchte. Mit lärmendem Gedränge rennt jetzt Alles nach den Wällen und auf die Mauern, wo ſich ihnen, als der Wind den Pulverrauch von den ſchlagenden Heeren zertheilte, das ganze Schauſpiel einer Schlacht darbietet. Beyde Heere waren der Stadt ſo nahe, daß man ihre Fahnen unterſcheiden, und die Stimmen der Ueberwinder, wie der Ueberwundenen deutlich auseinander erkennen konnte. Schrecklicher, als ſelbſt die Schlacht, war der Anblick, den dieſe Stadt jetzt gab. Jedes von den ſchlagenden Heeren hatte ſeinen Anhang und ſeinen Feind auf den Mauern. Alles, was unten vorging, erweckte hier oben Frohlocken und Entſetzen; der Ausgang des Treffens ſchien das Schickſal jedes Zuſchauers zu entſcheiden. Jede Bewegung auf dem Schlachtfelde konnte man in den Geſichtern der Antwerper abgemahlt leſen: Niederlage und Triumph, das Schrecken der Unterliegenden, die Wuth der Sieger. Hier ein ſchmerzhaftes eitles Beſtreben, den Sinkenden zu halten, den Fliehenden zum Stehen zu bewegen; dort eine gleich vergebliche Begier, ihn einzuholen, ihn aufzureiben, zu vertilgen. Jetzt fliehen die Geuſen, und zehntauſend glückliche Menſchen ſind gemacht; Thoulouſe's letzter Zufluchtsort ſteht in Flammen, und zwanzigtauſend Bürger von Antwerpen ſterben den Feuertod mit ihm.

Aber bald macht die Erſtarrung des erſten Schreckens der wüthenden Begierde zu helfen, der Rache Platz.

Lautſchreyend, die Hände ringend und mit aufgelöſtem Haar ſtürzt die Wittwe des geſchlagenen Feldherrn durch die Haufen, um Rache, um Erbarmen zu flehen. Aufgereizt von Hermann, ihrem Apoſtel, greifen die Kalviniſten zu den Waffen, entſchloſſen, ihre Brüder zu rächen oder mit ihnen umzukommen; gedankenlos, ohne Plan, ohne Führer, durch nichts, als ihren Schmerz, ihren Wahnſinn geleitet, ſtürzen ſie dem rothen Thore zu, das zum Schlachtfelde hinausführt; aber kein Ausweg! das Thor iſt geſperrt, und die vorderſten Haufen werfen ſich auf die hinterſten zurück. Tauſend ſammeln ſich zu Tauſenden, auf der Meerbrücke wird ein ſchreckliches Gedränge. Wir ſind verrathen, wir ſind gefangen, ſchrien alle. Verderben über die Papiſten, Verderben über den, der uns verrathen hat! Ein dumpfes aufruhrverkündendes Murmeln durchläuft den ganzen Haufen. Man fängt an zu argwohnen, daß Alles bisherige von den Katholiken angeſtellt geweſen, die Kalviniſten zu verderben. Ihre Vertheidiger habe man aufgerieben, jetzt würde man über die Wehrloſen ſelbſt herfallen. Mit unglückſeliger Behendigkeit verbreitet ſich dieſer Argwohn durch ganz Antwerpen. Jetzt glaubt man über das Vergangene Licht zu haben und fürchtet etwas noch Schlimmeres im Hinterhalte; ein ſchreckliches Mißtrauen bemächtigt ſich Aller Gemüther. Jede Partey fürchtet von der andern, Jeder ſieht in ſeinem Nachbar ſeinen Feind, das Geheimniß vermehrt dieſe

Furcht und dieſes Entſetzen; ein ſchrecklicher Zuſtand für eine ſo menſchenreiche Stadt, wo jeder zufällige Zuſammenlauf ſogleich zum Tumulte, jeder hingeworfene Einfall zum Gerüchte, jeder kleine Funken zur lohen Flamme wird, und durch die ſtarke Reibung ſich alle Leidenſchaften heftiger entzünden. Alles, was reformirt heißt, kommt auf dieſes Gerücht in Bewegung. Funfzehntauſend von dieſer Partey ſetzen ſich in Beſitz der Meerbrücke, und pflanzen ſchweres Geſchütz auf dieſelbe, das gewaltſam aus dem Zeughauſe genommen wird; auf einer andern Brücke geſchieht daſſelbe; ihre Menge macht ſie furchtbar, die Stadt iſt in ihren Händen; um einer eingebildeten Gefahr zu entgehen, führen ſie ganz Antwerpen an den Rand des Verderbens.

Gleich beym Anfange des Tumults war der Prinz von Oranien der Meerbrücke zugeeilt, wo er ſich herzhaft durch die wüthenden Haufen ſchlug, Friede gebot und um Gehör flehte. Auf der andern Brücke verſuchte der Graf von Hoogſtraten, von dem Bürgermeiſter Strahlen begleitet, daſſelbe; weil es ihm aber ſowol an Anſehn, als an Beredſamkeit mangelte, ſo wies er den tollen Haufen, der ihm ſelbſt zu mächtig wurde, an den Prinzen, auf welchen jetzt ganz Antwerpen heranſtürmte. Das Thor, ſuchte er ihnen begreiflich zu machen, wäre aus keiner andern Urſache geſchloſſen worden, als, um den Sieger, wer er auch ſey, von der Stadt abzuhalten, die ſonſt ein Raub der

Soldaten würde geworden ſeyn. Umſonſt, dieſe raſenden Rotten hören ihn nicht, und einer der Verwegenſten darunter wagt es ſogar, ſein Feuergewehr auf ihn anzuſchlagen und ihn einen Verräther zu ſchelten. Mit tumultuariſchem Geſchrey fordern ſie ihm die Schlüſſel zum rothen Thore ab, die er ſich endlich gezwungen ſieht in die Hand des Predigers Herrmann zu geben. Aber, ſetzte er mit glücklicher Geiſtesgegenwart hinzu, ſie ſollten zuſehen, was ſie thäten; in der Vorſtadt warteten 600 feindliche Reiter, ſie zu empfangen. Dieſe Erfindung, welche Noth und Angſt ihm eingaben, war von der Wahrheit nicht ſo ſehr entfernt, als er vielleicht ſelbſt glauben mochte; denn der ſiegende Feldherr hatte nicht ſobald den Tumult in Antwerpen vernommen, als er ſeine ganze Reiterey aufſitzen ließ, um unter Begünſtigung deſſelben in die Stadt einzubrechen. Ich wenigſtens, fuhr der Prinz von Oranien fort, werde mich bey Zeiten in Sicherheit bringen, und Reue wird ſich derjenige erſparen, der meinem Beyſpiele folgt. Dieſe Worte zu ihrer Zeit geſagt, und zugleich von friſcher That begleitet, waren von Wirkung. Die ihm zunächſt ſtanden, folgten, und ſo die nächſten an dieſen wieder, daß endlich die Wenigen, die ſchon vorausgeeilt, als ſie Niemand nachkommen ſahen, die Luſt verloren, es mit den 600 Reitern allein aufzunehmen. Alles ſetzte ſich nun wieder auf der Meerbrücke, wo man

Wachen und Vorpoſten ausſtellte, und eine tumultuariſche Nacht unter den Waffen durchwachte *).

Der Stadt Antwerpen drohte jetzt das ſchrecklichſte Blutbad und eine gänzliche Plünderung. In dieſer dringenden Noth verſammelt Oranien einen außerordentlichen Senat, wozu die rechtſchaffenſten Bürger aus den vier Nationen gezogen worden. Wenn man den Uebermuth der Kalviniſten niederſchlagen wolle, ſagte er, ſo müſſe man ebenfalls ein Heer gegen ſie aufſtellen, das bereit ſey, ſie zu empfangen. Es wurde alſo beſchloſſen, die katholiſchen Einwohner der Stadt, Inländer, Italiener und Spanier eilig unter die Waffen zu bringen, und wo möglich auch die Lutheraner noch zu der Partey zu ziehen. Die Herrſchſucht der Kalviniſten, die auf ihren Reichthum ſtolz, und trotzig auf ihre überwiegende Anzahl, jeder andern Religionspartey mit Verachtung begegneten, hatte ſchon längſt die Lutheraner zu ihren Feinden gemacht, und die Erbitterung dieſer beyden proteſtantiſchen Kirchen gegen einander war von einer unverſöhnlichern Art, als der Haß, in welchem ſie ſich gegen die herrſchende Kirche vereinigten. Von dieſer gegenſeitigen Eiferſucht hatte der Magiſtrat den weſentlichen Nutzen gezogen, eine Partey durch die andere, vorzüglich aber die Reformirten zu beſchränken, von deren Wachsthum das Meiſte zu fürch-

---

*) Burgund. 444 — 447. Strad. 178.

ten war. Aus dieſem Grunde hatte er die Lutheraner, als den ſchwächern Theil, und die Friedfertigſten von beyden, ſtillſchweigend in ſeinen Schutz genommen, und ihnen ſogar geiſtliche Lehrer aus Deutſchland verſchrieben, die jenen wechſelſeitigen Haß durch Kontroverspredigten in ſteter Uebung erhalten muſſten. Die Lutheraner ließ er in dem Wahne, daß der König von ihrem Religionsbekenntniſſe billiger denke, und ermahnte ſie, ja ihre gute Sache nicht durch ein Verſtändniß mit den Reformirten zu beflecken. Es hielt alſo nicht gar ſchwer, zwiſchen den Katholiken und Lutheranern eine Vereinigung für den Augenblick zu Stande zu bringen, da es darauf ankam, ſo verhaſſte Nebenbuhler zu unterdrücken. Mit Anbruch des Tages ſtellte ſich den Kalviniſten ein Heer entgegen, das dem ihrigen weit überlegen war. An der Spitze dieſes **Heers** fing die Beredſamkeit **Oraniens** an, eine weit größere Kraft zu gewinnen und einen weit leichtern Eingang zu finden. Die Kalviniſten, obgleich im Beſitz der Waffen und des Geſchützes, durch die überlegene Anzahl ihrer Feinde in Schrecken geſetzt, machten den Anfang, Geſandte zu ſchicken, und einen friedlichen Vergleich anzutragen, der durch **Oraniens** Kunſt zu allgemeiner Zufriedenheit geſchloſſen ward. Sogleich nach Bekanntmachung deſſelben legten die Spanier und Italiener in der Stadt ihre Waffen nieder. Ihnen folgten die

Reformirten, und dieſen die Katholiken; am allerletzten thaten es die Lutheraner *).

Zwey Tage und zwey Nächte hatte Antwerpen in dieſem fürchterlichen Zuſtande verharret. Schon waren von den Katholiken Pulvertonnen unter die Meerbrücke gebracht, um das ganze Heer der Reformirten, das ſie beſetzt hatte, in die Luft zu ſprengen; eben das war an andern Orten von den Letzten gegen die Katholiken geſchehen **). Der Untergang der Stadt hing an einem einzigen Augenblick, und Oraniens Beſonnenheit war es, was ihn verhütete.

(1567.) Noch lag Noirkarmes mit ſeinem Heere Wallonen vor Valenciennes, das in feſtem Vertrauen auf geuſiſchen Schutz gegen alle Vorſtellungen der Regentinn fortfuhr, unbeweglich zu bleiben, und jeden Gedanken von Uebergabe zu verwerfen. Ein ausdrücklicher Befehl des Hofes verbot dem feindlichen Feldherrn, mit Nachdruck zu handeln, ehe er ſich mit friſchen Truppen aus Deutſchland verſtärkt haben würde. Der König, ſey es aus Schonung oder Furcht, verabſcheute den gewaltſamen Weg eines Sturms, wobey nicht vermieden werden konnte, den Unſchuldigen in das Schickſal des Schuldigen zu verflechten, und den treugeſinnten Unterthan wie einen Feind zu behandeln. Da aber mit jedem Tage der Trotz der Belagerten ſtieg, die, durch die Unthätigkeit des Feindes kühner gemacht, ſich ſogar vermaßen, ihn durch öftere Ausfälle zu beunruhigen, einige Klöſter vor der Stadt in Brand zu ſtecken, und mit Beute heimzukehren; da die Zeit, die man unnütz vor dieſer Stadt verlor, von den Rebellen und ihren Bundsgenoſſen beſſer benutzt werden konnte: ſo lag Noirkarmes der Herzoginn an, ihm die Erlaubniß zu Stürmung dieſer Stadt bey dem Könige auszuwirken. Schneller, als man es je von ihm gewohnt war, kam die Antwort zurück: noch möchte man ſich begnügen, bloß die Maſchinen zu dem Sturme zuzurichten, und ehe man ihn wirklich anfing, erſt eine Zeitlang den Schrecken davon wirken zu laſſen; wenn auch dann die Uebergabe nicht erfolgte, ſo erlaube er den Sturm, doch mit möglichſter Schonung jedes Lebens. Ehe die Regentinn zu dieſem äußerſten Mittel ſchritt, bevollmächtigte ſie den Grafen von Egmont, nebſt dem Herzog von Arſchot, mit den Rebellen noch einmal in Güte zu unterhandeln. Beyde beſprechen ſich mit den Deputirten der Stadt, und unterlaſſen nichts, ſie aus ihrer bisherigen Verblendung zu reißen. Sie entdecken ihnen, daß Thoulouſe geſchlagen, und mit ihm die ganze Stütze der Belagerten gefallen ſey; daß der Graf von Megen das geuſiſche Heer von der Stadt abgeſchnitten und daß ſie ſich allein durch die Nachſicht des Königs ſo lange gehalten. Sie bieten ihnen eine gänzliche Vergebung des Vergangenen an. Jedem ſoll es frey ſtehen, ſeine Unſchuld, vor welchem Tribunal er wolle, zu vertheidigen; Jedem, der es nicht wolle, vergönnt ſeyn, innerhalb vierzehn Tagen mit allen ſeinen Habſeligkeiten die Stadt zu verlaſſen. Man verlange nichts, als daß ſie Beſatzung einnähmen. Dieſen Vorſchlag zu überdenken, wurde ihnen auf drey Tage Waffenſtillſtand bewilligt. Als die Deputirten nach der Stadt zurückkehrten, fanden ſie ihre Mitbürger weniger als jemals zu einem Vergleiche geneigt, weil ſich unterdeſſen falſche Gerüchte von einer neuen Truppenwerbung der Geuſen darin verbreitet hatten. Thoulouſe, behauptete man, habe obgeſiegt, und ein mächtiges Heer ſey im Anzuge, die Stadt zu entſetzen. Dieſe Zuverſicht ging ſoweit, daß man ſich ſogar erlaubte, den Stillſtand zu brechen, und Feuer auf die Belagerer zu geben. Endlich brachte es der Magiſtrat mit vieler Mühe noch dahin, daß man zwölf von den Rathsherren mit folgenden Bedingungen in das Lager ſchickte. Das Edikt, durch welches Valenciennes des Verbrechens der beleidigten Majeſtät angeklagt und zum Feinde erklärt worden, ſollte widerrufen, die gerichtlich eingezogenen Güter zurückgegeben, und die Gefangenen von beyden Theilen wieder auf freyen Fuß geſtellt werden. Die Beſatzung ſollte die Stadt nicht eher betreten, als bis Jeder, der es für gut fände, ſich und ſeine Güter erſt in Sicherheit gebracht; ſie ſollte ſich verbindlich machen, die Einwohner in keinem Stücke zu beläſtigen, und der König die Unkoſten davon tragen.

---

*) Thuan. 526. 597. Burgund. 448—451. Strad. 173. Meteren. 97. 98.

**) Meteren. 97.

Noirkarmes antwortete auf dieſe Bedingungen mit Entrüſtung, und war im Begriff, die Abgeordneten zu mißhandeln. Wenn ſie nicht gekommen wären, redete er die Abgeordneten an, ihm die Stadt zu übergeben, ſo ſollten ſie auf der Stelle zurückwandern, oder gewärtig ſeyn, daß er ſie, die Hände auf den Rücken gebunden, wieder heimſchickte. Sie wälzten die Schuld auf die Halsſtarrigkeit der Reformirten, und baten ihn flehentlich, ſie im Lager zu behalten, weil ſie mit ihren rebelliſchen Mitbürgern nichts mehr zu thun haben, und in ihr Schickſal nicht mit vermengt ſeyn wollten. Sie umfaſſten ſogar Egmonts Knie, ſich ſeine Fürſprache zu erwerben, aber Noirkarmes blieb gegen ihre Bitten taub; und der Anblick der Ketten, die man herbeybrachte, trieb ſie ungern nach Valenciennes zurück. Die Nothwendigkeit war es, nicht Härte, was dem feindlichen Feldherrn dieſes ſtrenge Betragen auferlegte. Das Zurückhalten der Geſandten hatte ihm ſchon ehemals einen Verweis von der Herzoginn zugezogen; ihr jetziges Ausbleiben würde man in der Stadt nicht ermangelt haben, der nämlichen Urſache, wie das erſtere, zuzuſchreiben. Auch durfte er die Stadt nicht von dem kleinen Ueberreſte gutdenkender Bürger entblößen, noch zugeben, daß ein blinder tollkühner Hauſe Herr ihres Schickſals würde. Egmont war über den ſchlechten Erfolg ſeiner Geſandtſchaft ſo ſehr entrüſtet, daß er in der folgenden Nacht ſelbſt die Stadt umritt, ihre Feſtungswerke recognoſcirte, und ſehr zufrieden heimkehrte, als er ſich überzeugt hatte, daß ſie nicht länger haltbar ſey *).

Valenciennes ſtreckt ſich von einer ſanften Erhöhung in einer geraden und gleichen Ebene hin, und genießt einer eben ſo feſten als lieblichen Lage. Auf der einen Seite von der Schelde und einem kleinern Fluſſe umfangen, auf der andern durch tiefe Gräben, ſtarke Mauern und Thürme beſchützt, ſcheint es jedem Angriffe trotzen zu können. Aber Noirkarmes hatte einige Stellen im Stadtgraben bemerkt, die man nachläſſigerweiſe mit dem übrigen Boden hatte gleich werden laſſen, und dieſe benutzte er. Er zieht alle zerſtreuten Corps, wodurch er die Stadt bisher eingeſchloſſen gehalten, zuſammen, und erobert in einer ſtürmiſchen Nacht die Bergiſche Vorſtadt, ohne einen Mann zu verlieren. Darauf vertheilt er die Stadt unter den Grafen von Boſſu, den jungen Grafen Karl von Mannsfeld und den jüngern Barlaimont; Einer von ſeinen Oberſten nähert ſich mit möglichſter Schnel-

---

*) Thuan. 518. Strad. 178. Burgund. 466.

ligkeit ihren Mauern, von welchen der Feind durch ein fürchterliches Feuer vertrieben wird. Dicht vor der Stadt, und dem Thore gegenüber, wird unter den Augen der Belagerten, und mit ſehr wenigem Verluſte, in gleicher Höhe mit den Feſtungswerken eine Batterie aufgeworfen, von welcher 21 Geſchütze die Stadt vier Stunden lang mit ununterbrochener Kanonade beſtürmen. Der Nicolausthurm, auf welchen die Belagerten einiges Geſchütz gepflanzt, iſt von den erſten, welche ſtürzen, und Viele finden unter ſeinen Trümmern ihren Tod. Auf alle hervorragenden Gebäude wird Geſchütz gerichtet, und eine ſchreckliche Niederlage unter den Einwohnern gemacht. In wenigen Stunden ſind ihre wichtigſten Werke zerſtört, und an dem Thore ſelbſt eine ſo ſtarke Breſche geſchoſſen, daß die Belagerten, an ihrer Rettung verzweifelnd, eilig zwey Trompeter abſenden, um Gehör anzuſuchen. Dieſes wird bewilligt, mit dem Sturme aber ununterbrochen fortgefahren. Deſtomehr fordern ſich die Geſandten, den Vergleich abzuſchlieſſen, um die Stadt auf eben die Bedingungen zu übergeben, welche ſie zwey Tage vorher verworfen hat; aber die Umſtände hatten ſich jetzt verändert, und von Bedingungen wollte der Sieger nichts mehr hören. Das unausgeſetzte Feuer ließ ihnen keine Zeit, die Mauern auszubeſſern, die den ganzen Stadtgraben mit ihren Trümmern anfüllten, und dem Feinde überall Wege bahnten, durch die Breſche einzudringen. Ihres gänzlichen Untergangs gewiß, übergeben ſie mit Tagesanbruch die Stadt auf Gnade und Ungnade, nachdem der Sturm ohne Unterbrechung 36 Stunden gedauert, und 3000 Bomben in die Stadt geworfen worden. Unter ſtrenger Mannszucht führt Noirkarmes ſein ſiegendes Heer ein, von einer Schaar Weiber und kleiner Kinder empfangen, welche ihm grüne Zweige entgegentragen, und ſeine Barmherzigkeit anflehen. Sogleich werden alle Bürger entwaffnet, der Gouverneur der Stadt und ſein Sohn enthauptet; 36 der ſchlimmſten Rebellen, unter denen auch le Grange und Guido de Breſſe, ein anderer reformirter Prediger, ſich befinden, büßen ihre Halsſtarrigkeit mit dem Strange, alle obrigkeitliche Perſonen verlieren ihre Aemter, und die Stadt alle ihre Privilegien. Der katholiſche Gottesdienſt wird ſogleich in ſeiner ganzen Würde wiederhergeſtellt, und der proteſtantiſche vernichtet; der Biſchof von Arras muß ſeine Reſidenz in die Stadt verlegen, und für den künftigen Gehorſam derſelben haftet eine ſtarke Beſatzung *).

(1567.) Der Uebergang von Valenciennes, auf welchen Platz aller Augen gerichtet geweſen, war al-

---

*) Thuan. 518. 519. Meteren 98. 99. Strad. 178 — 180. Burgund. 461 — 465.

len übrigen Städten, die ſich auf eine ähnliche Weiſe vergangen, eine Schreckenspoſt, und brachte die Waffen der Regentinn nicht wenig in Anſehn. Noirkarmes verfolgte ſeinen Sieg und rückte ſogleich vor Maſtricht, das ſich ihm ohne Schwertſtreich ergab und Beſatzung empfing. Von da marſchirte er nach Tornhut, die Städte Herzogenbuſch und Antwerpen durch ſeine Nähe in Furcht zu ſetzen. Seine Ankunft erſchreckte die geuſiſche Partey, welche unter Bombergs Anführung den Magiſtrat noch immer unter ihrem Zwange gehalten, ſo ſehr, daß ſie mit ihrem Anführer eilig die Stadt räumte. Noirkarmes wurde ohne Widerſtand aufgenommen, die Geſandten der Herzoginn ſogleich in Freyheit geſetzt und eine ſtarke Beſatzung darein geworfen. Auch Cambray öffnete ſeinem Erzbiſchofe, den die herrſchende Partey der Reformirten aus ſeinem Sitze vertrieben gehabt, unter freudigem Zurufe die Thore wieder; und er verdiente dieſen Triumph, weil er ſeinen Einzug nicht mit Blut befleckte. Auch die Städte Gent, Ypern und Oudenarden unterwarfen ſich und empfingen Beſatzung. Geldern hatte der Graf von Megen beynahe ganz von den Rebellen gereinigt und zum Gehorſam zurückgebracht; das nämliche war dem Grafen von Aremberg in Friesland und Gröningen gelungen, jedoch etwas ſpäter und mit größerer Schwierigkeit, weil ſeinem Betragen Gleichheit und

Beharrlichkeit fehlte, weil dieſe ſtreitbarn Republikaner ſtrenger auf ihre Privilegien hielten und auf ihre Befeſtigung trotzten *). Aus allen Provinzen, Holland ausgenommen, wird der Anhang der Rebellen vertrieben, Alles weicht den ſiegreichen Waffen der Herzoginn. Der Muth der Aufrührer ſank dahin, und nichts blieb ihnen mehr übrig, als Flucht oder unbedingte Unterwerfung **).

---

*) Vigl. ad Hopper. Epist. 1. 31.

**) Burgund. 466. 473--475.

Abdankung Wilhelms von Oranien.

Schon ſeit Errichtung des Geuſenbundes, merklicher aber noch ſeit dem Ausbruche der Bilderſtürmerey hatte in den Provinzen der Geiſt der Widerſetzlichkeit und der Trennung unter hohen und niedern Ständen ſo ſehr überhand genommen, hatten ſich die Parteyen ſo in einander verwirrt, daß die Regentinn Mühe hatte, ihre Anhänger und Werkzeuge zu erkennen, und zuletzt kaum mehr wuſſte, in welchen Händen ſie eigentlich war. Das Unterſcheidungszeichen der Verdächtigen und Treuen war allmählig verloren gegangen, und die Grenzſcheiden zwiſchen beyden weniger merklich geworden. Durch die Abänderungen, die ſie zum Vortheil der Proteſtanten in den Geſetzen hatte vornehmen müſſen, und welche meiſtens nur Nothmittel und Geburten des Augenblicks waren, hatte ſie den Geſetzen ſelbſt ihre Beſtimmtheit, ihre bindende Kraft genommen, und der Willkür eines Jeden, der ſie auszulegen hatte, freyes Spiel gegeben. So geſchah es denn endlich, daß unter der Menge und Mannigfaltigkeit der Auslegungen der Sinn der Geſetze verſchwand, und der Zweck des Geſetzgebers hintergangen wurde; daß bey dem genauen Zuſammenhange, der zwiſchen Proteſtanten und Katholiken, zwiſchen Geuſen und Royaliſten obwaltete, und ihr Intereſſe nicht ſelten gemeinſchaftlich machte, letztere die Hinterthür benutzten, die ihnen durch das Schwankende in den Geſetzen offen gelaſſen war, und der Strenge ihrer Aufträge durch künſtliche Diſtinctionen entwichten. Ihren Gedanken nach war es genug, kein erklärter Rebell, keiner von den Geuſen oder Ketzern zu ſeyn, um ſich befugt zu glauben, ſeine Amtspflicht nach Gutbefinden zu modeln, und ſeinem Gehorſam gegen den König die willkürlichſten Grenzen zu ſetzen. Ohne dafür verantwortlich zu ſeyn, waren die Statthalter, die hohen und niedern Beamten, die Stadtobrigkeiten und Befehlshaber der Truppen in ihrem Dienſte ſehr nachläſſig geworden, und übten im Vertrauen auf dieſe Strafloſigkeit eine ſchädliche Indulgenz gegen die Rebellen und ihren Anhang aus, die alle Maßregeln der Regentinn unkräftig machte. Dieſe Unzuverläſſigkeit ſo vieler wichtigen Menſchen im Staate hatte die nachtheilige Folge, daß die unruhigen Köpfe auf einen weit ſtärkern Schutz rechneten, als ſie wirklich Urſache dazu hatten, weil ſie Jeden, der die Partey des Hofes nur laulich nahm, zu der ihrigen zählten. Da dieſer Wahn ſie unternehmender machte, ſo war es nicht viel anders, als wenn er wirklich gegründet geweſen wäre, und die ungewiſſen Vaſallen wurden dadurch beynahe eben ſo ſchädlich, als die erklärten Feinde des Königs, ohne daß man ſich einer gleichen Schärfe gegen ſie hätte bedienen dürfen. Dies war vorzüglich der Fall mit dem Prinzen von Oranien, dem Grafen von Egmont, von Bergen, von Hoogſtraten, von Hoorn und mit mehrern von dem höhern Adel. Die Statthalterinn ſah die Nothwendigkeit ein, dieſe zweydeutigen Unterthanen zu einer Erklärung zu bringen, um entweder den Rebellen ihre eingebildete Stütze zu rauben, oder die Feinde des Königs zu entlarven. Dies war jetzt um ſo dringender, da ſie eine Armee ins Feld ſtellen mußte, und ſich gezwungen ſah, mehrern unter ihnen Truppen anzuvertrauen. Sie ließ zu dieſem Ende einen Eid aufſetzen, durch welchen man ſich anheiſchig machte, den römiſch-katholiſchen Glauben befördern, die Bilderſtürmer verfolgen, und Ketzereyen aller Art nach beſtem Vermögen ausrotten zu helfen. Man verband ſich dadurch, jeden Feind des Königs als ſeinen eignen zu behandeln, und ſich gegen Jeden, ohne Unterſchied, den die Regentinn in des Königs Namen benennen würde, gebrauchen zu laſſen. Durch dieſen Eid hoffte ſie nicht ſowol die Gemüther zu erforſchen, und noch weniger ſie zu binden; aber er ſollte ihr zu einem rechtlichen Vorwande dienen, die Verdächtigen zu entfernen, ihnen eine Gewalt, die ſie mißbrauchen konnten, aus den Händen zu winden, wenn ſie ſich weigerten, ihn zu ſchwören, und ſie zur Strafe zu ziehen, wenn ſie ihn brächen. Dieſer Eid wurde allen Rittern des Vließes, allen hohen und niedern Staatsbedienten, allen Beamten und Obrigkeiten, allen Officieren der Armee, allen ohne Unterſchied, denen in der Republik etwas anvertraut war, von Seiten des Hofs abgefordert. Der Graf von Mannsfeld war der Erſte, der ihn im Staatsrathe zu Brüſſel öffentlich leiſtete; ſeinem Beyſpiele folgte der Herzog von Arſchot, der Graf von Egmont, die Grafen von Megen und Barlaimont; Hoogſtraten und Hoorn ſuchten ihn auf eine feine Art abzulehnen. Erſterer war über einen Beweis des Mißtrauens noch empfindlich, den ihm die Regentinn vor kurzem bey Gelegenheit ſeiner Statthalterſchaft von Mecheln gegeben. Unter dem Vorwande, daß Mecheln ſeinen Statthalter nicht länger miſſen könne, Antwerpen aber der Gegenwart des Grafen nicht weniger benöthigt ſey, hatte ſie ihm jene Provinz entzogen, und an einen Andern vergeben, der ihr ſicherer war. Hoogſtraten erklärte ihr ſeinen Dank, daß ſie ihn einer ſeiner Bürden habe entledigen wollen, und ſetzte hinzu, daß ſie ſeine Verbindlichkeit vollkommen machen würde, wenn ſie ihn auch von der andern befreyte. Noch immer lebte der Graf von Hoorn, ſeinem Vorſatze getreu, auf einem ſeiner Güter in der feſten Stadt Weerdt in gänzlicher Abgeſchiedenheit von Geſchäften. Weil er aus dem Dienſte des Staats herausgetreten war, und der Republik wie dem Könige nichts mehr ſchuldig zu ſeyn glaubte, ſo verweigerte er den Eid, den man ihm endlich auch ſcheint erlaſſen zu haben *).

Dem Grafen von Brederode wurde die Wahl gelaſſen, entweder den verlangten Eid abzulegen, oder ſich des Oberbefehls über die Schwadron zu begeben, die ihm anvertraut war. Nach vielen vergeblichen Ausflüchten, die er davon hernahm, daß er kein öffentliches Amt in der Republik bekleide, entſchloß er ſich endlich zu dem letztern, und entging dadurch einem Meineide **).

Umſonſt hatte man verſucht, den Prinzen von Oranien zu dieſem Eide zu vermögen, der bey dem Verdachte, der längſt auf ihm haftete, mehr als jeder Andere dieſer Reinigung zu bedürfen ſchien, und wegen der großen Gewalt, die man in ſeine Hände zu geben gezwungen war, mit dem größten Scheine des Rechts dazu angehalten werden konnte. Gegen ihn konnte man nicht mit der lakoniſchen Kürze, wie gegen einen Brederode oder ſeines Gleichen, verfahren, und mit der freywilligen Verzichtleiſtung auf alle ſeine Aemter, wozu er ſich erbot, war der Regentinn nicht gedient, die wol vorausſah, wie gefährlich ihr dieſer Mann erſt als dann werden würde, wenn er ſich unabhängig wiſſen, und ſeine wahren Geſinnungen durch keinen äußerlichen Anſtand und keine Pflicht mehr gebunden glauben würde. Aber bey dem Prinzen von Oranien war es ſchon ſeit jener Berathſchlagung in Dendermonde unwiderruflich beſchloſſen, aus dem Dienſte des Königs von Spanien zu treten, und bis auf beſſere Tage aus dem Lande ſelbſt zu entweichen. Eine ſehr niederſchlagende Erfahrung hatte ihn gelehrt, wie unſicher die Hoffnungen ſind, die man gezwungen iſt, auf den großen Haufen zu gründen, und wie bald dieſer vielverſprechende Eifer dahin iſt, wenn Thaten von ihm gefordert werden. Eine Armee ſtand im Felde, und eine weit ſtärkere näherte ſich, wie er wuſſte, unter Herzog Alba's Befehlen — die Zeit der Vorſtellungen war vorbey, nur an der Spitze eines Heers konnte man hoffen, vortheilhafte Verträge mit der Regentinn zu ſchließen, und dem ſpaniſchen Feldherrn den Eintritt in das Land zu verſagen. Aber woher dieſes Heer nehmen, da ihm das nöthige Geld, die Seele aller Unternehmungen, fehlte, da die Proteſtanten ihre prahleriſchen Verſprechungen zurücknahmen, und ihn in dieſem dringenden Bedürfniſſe im Stiche ließen *)? Eiferſucht und Religionshaß trennten noch da-

---

*) Meteren 97. Strad. 180. sq. Grot. 24.

**) Burgund. 421. 422.

---

*) Wie wacker der Wille, und wie ſchlecht die Erfüllung war, erhellt unter andern aus folgendem Beyſpiele. In Amſterdam hatten einige Freunde der Nationalrep-

zu beyde proteſtantiſchen Kirchen, und arbeiteten jeder heilſamen Vereinigung gegen den gemeinſchaftlichen Feind ihres Glaubens entgegen. Die Abneigung der Reformirten vor dem Augsburgiſchen Bekenntniß hatte alle proteſtantiſche Fürſten Deutſchlands gegen ſie aufgebracht, daß nunmehr auch an den mächtigen Schutz dieſes Reichs nicht mehr zu denken war. Mit dem Grafen von Egmont war das treffliche Heer Wallonen verloren, das mit blinder Ergebenheit dem Glücke ſeines Feldherrn folgte, der es bey S. Quintin und Gravelingen ſiegen gelehrt hatte. Die Gewaltthätigkeiten, welche die Bilderſtürmer an Kirchen und Klöſtern verübt, hatten die zahlreiche, begüterte und mächtige Klaſſe der katholiſchen Kleriſey von dem Bunde wiederum abgewandt, für den ſie, vor dieſem unglücklichen Zwi-

---

heit, Katholiken ſowol als Lutheraner, feyerlich angelobt, den hundertſten Pfennig ihrer Güter in eine Kommunkaſſe zuſammenzuſchließen, bis eine Summe von eilftauſend Gulden beyſammen wäre, die zum Dienſt der gemeinen Sache verbraucht werden ſollte. Eine Kiſte mit einer Spalte im Deckel und durch drey Schlöſſer verwahrt, beſtimmte man zu Einhebung dieſer Gelder. Als man ſie nach abgelaufenem Termine eröffnete, entdeckte ſich ein Schatz von — 700 Gulden, welche man der Wirthin des Grafen von Brederode auf Abſchlag ſeiner nichtbezahlten Zeche überließ. Allg. Geſch. d. v. Niederl. III. Bd.

ſchenfalle, ſchon zur Hälfte gewonnen war; und dem Bunde ſelbſt wuſſte die Regentinn mit jedem Tage mehrere ſeiner Mitglieder durch Liſt zu entreißen.

Alle dieſe Betrachtungen zuſammengenommen, bewogen den Prinzen, ein Vorhaben, dem der jetzige Zeitlauf nicht hold war, auf eine glücklichere Stunde zurückzulegen, und ein Land zu verlaſſen, wo ſein längeres Verweilen nichts mehr gut machen konnte, ihm ſelbſt aber ein gewiſſes Verderben bereitete. Ueber die Geſinnungen Philipps gegen ihn konnte er nach ſo vielen eingezogenen Erkundigungen, ſo vielen Proben ſeines Mißtrauens, ſo vielen Warnungen aus Madrid, nicht mehr zweifelhaft ſeyn. Wäre er es auch geweſen, ſo würde ihn die furchtbare Armee, die in Spanien ausgerüſtet wurde, und nicht den König, wie man fälſchlich verbreitete, ſondern wie er beſſer wuſſte, den Herzog von Alba, den Mann, der ihm am meiſten widerſtund, und den er am meiſten zu fürchten Urſache hatte, zum Führer haben ſollte, ſehr bald aus ſeiner Ungewißheit geriſſen haben. Der Prinz hatte zu tief in Philipps Seele geſehen, um an eine aufrichtige Verſöhnung mit dieſem Fürſten zu glauben, von dem er einmal gefürchtet worden war. Auch beurtheilte er ſein eignes Betragen zu richtig, um, wie ſein Freund Egmont, bey dem Könige auf einen Dank zu rechnen, den er nicht bey ihm geſäet hatte. Er konnte alſo keine andere, als feindſelige Geſinnungen von ihm erwarten, und die Klugheit rieth ihm an, ſich dem wirklichen Ausbruche derſelben durch eine zeitige Flucht zu entziehen. Den neuen Eid, den man von ihm forderte, hatte er bis jezt hartnäckig verläugnet, und alle ſchriftlichen Ermahnungen der Regentinn waren fruchtlos geweſen. Endlich ſandte ſie ihren geheimen Sekretär Berti nach Antwerpen zu ihm, der ihm ausdrücklich ins Gewiſſen reden, und alle übeln Folgen zu Gemüthe führen ſollte, die ein ſo raſcher Austritt aus dem königlichen Dienſte für das Land ſowol, als für ſeinen eignen guten Namen nach ſich ziehen würde. Schon die Verweigerung des verlangten Eides, ließ ſie ihm durch ihren Geſandten ſagen, habe einen Schatten auf ſeine Ehre geworfen, und der allgemeinen Stimme, die ihn eines Verſtändniſſes mit den Rebellen bezüchtige, einen Schein von Wahrheit gegeben, den dieſe gewaltſame Abdankung zur völligen Gewißheit erheben würde. Auch gebühre es nur dem Herrn, ſeinen Diener zu entlaſſen, nicht aber dem Diener, ſeinen Herrn aufzugeben. Der Geſchäftsträger der Regentinn fand den Prinzen in ſeinem Pallaſte zu Antwerpen ſchon ganz, wie es ſchien, dem öffentlichen Dienſte abgeſtorben, und in Privatgeſchäfte vergraben. Er habe ſich geweigert, antwortete er ihm in Hoogſtratens Beyſeyn, den verlangten Eid abzulegen, weil er ſich nicht zu entſinnen wiſſe, daß je ein Antrag von dieſer Art an einen Statthalter vor ihm ergangen ſey; weil er ſich dem Könige ſchon Einmal für immer verpflichtet habe, durch dieſen neuen Eid alſo ſtillſchweigend eingeſtehen würde, daß er den erſten gebrochen habe. Er habe ſich geweigert, ihn abzulegen, weil ein älterer Eid ihm gebiete, die Rechte und Privilegien des Landes zu ſchützen, er aber nicht wiſſen könne, ob dieſer neue Eid ihm nicht Handlungen auferlege, die jenem erſten entgegenlaufen; weil in dieſem neuen Eide, der ihm zur Pflicht mache, gegen Jeden, ohne Unterſchied, den man ihm nennen würde, zu dienen, nicht einmal der Kaiſer, ſein Lehnsherr, ausgenommen ſey, den er doch, als ſein Vaſall, nicht bekriegen dürfe. Er habe ſich geweigert, ihn zu leiſten, weil ihm dieſer Eid auflegen könnte, ſeine Freunde und Verwandte, ſeine eignen Söhne, ja ſeine Gemahlinn ſelbſt, die eine Lutheranerinn ſey, zur Schlachtbank zu führen. Laut dieſes Eides würde er ſich Allem unterziehen müſſen, was dem Könige einfiele, ihm zuzumuthen; aber der König könnte ihm ja Dinge zumuthen, wovor ihm ſchaudre, und die Härte, womit man jetzt und immer gegen die Proteſtanten verfahren, habe ſchon längſt ſeine Empfindung empört. Dieſer Eid widerſtreite ſeinem Menſchengefühl, und er könne ihn nicht ablegen. Am Schluſſe entfuhr ihm der Name des Herzogs von Alba, mit einem Merkmale von Bitterkeit, und gleich darauf ſchwieg er ſtille *).

---

*) Burgund. 456 – 458. Strad. 182. 183.

Alle dieſe Einwendungen wurden Punkt für Punkt von Berti beantwortet. Man habe noch keinem Statthalter vor ihm einen ſolchen Eid abgefordert, weil ſich die Provinzen noch niemals in einem ähnlichen Falle befunden. Man verlange dieſen Eid nicht, weil die Statthalter den erſten gebrochen, ſondern, um ihnen jenen erſten Eid lebhafter ins Gedächtniß zu bringen, und in dieſer dringenden Lage ihre Thätigkeit aufzufriſchen. Dieſer Eid würde ihm nichts auferlegen, was die Rechte und Privilegien des Landes kränke, denn der König habe dieſe Privilegien und Rechte ſo gut, als der Prinz von Oranien beſchworen. In dieſem Eide ſey ja weder von einem Kriege gegen den Kaiſer, noch gegen irgend einen Fürſten aus des Prinzen Verwandtſchaft die Rede, und gern würde man ihn, wenn er ſich ja daran ſtieße, durch eine eigne Clauſul ausdrücklich davon freyſprechen. Mit Aufträgen, die ſeinem Menſchengefühle widerſtritten, würde man ihn zu verſchonen wiſſen, und keine Gewalt auf Erden würde ihn nöthigen können, gegen Gattinn oder gegen Kinder zu handeln. Berti wollte nun zu dem letzten Punkte, der den Herzog von Alba betraf, übergehen, als ihn der Prinz, der dieſen Artikel nicht gern beleuchtet haben wollte, unterbrach. „Der König würde nach den Niederlanden kommen,“ ſagte er, „und er kenne den König. Der König würde es nimmermehr dulden, daß „Einer von ſeinen Dienern eine Lutheranerinn zur Ge-

„mahlinck habe, und darum habe er beſchloſſen, ſich mit „ſeiner ganzen Familie freywillig zu verbannen, ehe er „ſich dieſem Looſe aus Zwang unterwerfen müſſe. „Doch,“ ſchloß er, „würde er ſich, wo er auch ſeyn „möge, ſtets als ein Unterthan des Königs betragen.“ Man ſieht, wie weit der Prinz die Beweggründe zu dieſer Flucht herholte, um den einzigen nicht zu berühren, der ihn wirklich dazu beſtimmte *).

Noch hoffte Berti von Egmonts Beredſamkeit vielleicht zu erhalten, was er aufgab, durch die ſeinige zu wirken. Er brachte eine Zuſammenkunft mit dem Letztern in Vorſchlag, (1567) wozu ſich der Prinz um ſo bereitwilliger finden ließ, da er ſelbſt Verlangen trug, ſeinen Freund Egmont vor ſeinem Abſchiede noch einmal zu umarmen, und den Verblendeten, wo möglich, von ſeinem gewiſſen Untergange zurückzureißen. Dieſe merkwürdige Zuſammenkunft, die letzte, welche zwiſchen beyden Freunden gehalten wurde, ging in Villebröck, einem Dorfe an der Rupel zwiſchen Brüſſel und Antwerpen, vor ſich; mit dem geheimen Sekretär Berti war auch der junge Graf von Mannsfeld dabey zugegen. Die Reformirten, deren letzte Hoffnung auf dem Ausſchlage dieſer Unterredung beruhte, hatten Mittel gefunden, den Inhalt derſelben durch einen Spion zu erfahren, der ſich in dem Schornſteine des

---

*) Burgund. 456. 458. Strad. 182. 183.

Zimmers verſteckt hielt, wo ſie vor ſich ging *). Alle drey beſtürmten hier den Entſchluß des Prinzen mit vereinigter Beredſamkeit, jedoch ohne ihn zum Wanken zu bringen. „Es wird dir deine Güter koſten, Oranien, „wenn du auf dieſem Vorſatze beſtehſt,“ ſagte endlich der Prinz von Gaure, indem er ihm ſeitwärts zu einem Fenſter folgte. „Und dir dein Leben, Egmont, „wenn du den deinigen nicht änderſt;“ verſetzte Jener. „Mir wenigſtens wird es Troſt ſeyn in jedem Schick„ſale, daß ich dem Vaterlande und meinen Freunden „mit Rath und That habe nahe ſeyn wollen in der „Stunde der Noth; du wirſt Freunde und Vaterland in „ein Verderben mit dir hinabziehen.“ Und jetzt ermahnte er ihn noch einmal dringender, als er je vorher gethan, ſich einem Volke wiederzuſchenken, das ſein Arm allein noch zu retten vermöge; wo nicht, um ſeiner ſelbſt willen wenigſtens dem Gewitter auszuweichen, das aus Spanien her gegen ihn im Anzuge ſey.

Aber alle noch ſo lichtvolle Gründe, die eine weitſehende Klugheit ihm an die Hand gab, mit aller Lebendigkeit, mit allem Feuer vorgetragen, das nur immer die zärtliche Bekümmerniß der Freundſchaft ihnen einhauchen konnte, vermochten nicht, die unglückſelige Zuverſicht zu zerſtören, welche Egmonts guten Verſtand

---

*) Meteren.

noch gebunden hielt. Oraniens Warnung kam aus einer trübſinnigen verzagenden Seele; und für Egmont lachte noch die Welt. Herauszutreten aus dem Schoße des Ueberfluſſes, deß Wohllebens und der Pracht, worin er zum Jüngling und zum Manne geworden war, von allen den tauſendfachen Gemächlichkeiten des Lebens zu ſcheiden, um derentwillen allein es Werth für ihn beſaß, und dies Alles, um einem Uebel zu entgehen, das ſein leichter Muth noch ſo weit hinausrückte — nein, das war kein Opfer, das von Egmont zu verlangen war. Aber auch minder weichlich, als er war — mit welchem Herzen hätte er eine von langem Glücksſtande verzärtelte Fürſtentochter, eine liebende Gattinn und Kinder, an denen ſeine Seele hing, mit Entbehrungen bekannt machen ſollen, an welchen ſein eigner Muth verzagte, die eine erhabene Philoſophie allein der Sinnlichkeit abgewinnen kann. Nimmermehr wirſt du mich bereden, Oranien, ſagte Egmont, die Dinge in dieſem trüben Lichte zu ſehen, worin ſie deiner traurigen Klugheit erſcheinen. Wenn ich es erſt dahin gebracht haben werde, die öffentlichen Predigten abzuſtellen, die Bilderſtürmer zu züchtigen, die Rebellen zu Boden zu treten, und den Provinzen ihre vorige Ruhe wieder zu ſchenken — was kann der König mir anhaben? Der König iſt gütig und gerecht, ich habe mir Anſprüche auf ſeine Dankbarkeit erworben, und ich darf nicht vergeſſen, was ich mir ſelbſt ſchuldig bin.

„Wohlan," rief Oranien mit Unwillen und innerm Leiden, „ſo wage es denn auf dieſe königliche Dankbarkeit! Aber mir ſagt eine traurige Ahnung — und „gebe der Himmel, daß ſie mich betrüge! — daß du „die Brücke ſeyn werdeſt, Egmont, über welche die „Spanier in das Land ſetzen, und ſie abbrechen werden, „wenn ſie darüber ſind." Er zog ihn, nachdem er dieſes geſagt hatte, mit Innigkeit zu ſich, drückte ihn feurig und feſt in die Arme. Lange, als wär's für das ganze übrige Leben, hielt er die Augen auf ihn geheftet; Thränen entfielen ihm, ſie ſahen einander nicht wieder *).

Gleich den folgenden Tag ſchrieb Oranien der Regentinn den Abſchiedsbrief, worin er ſie ſeiner ewigen Achtung verſicherte, und ihr nochmals anlag, ſeinen jetzigen Schritt aufs Beſte zu deuten; dann ging er mit ſeinen drey Brüdern und ſeiner ganzen Familie nach ſeiner Stadt Breda ab, wo er nur ſo lange verweilte, als nöthig war, um noch einige Privatgeſchäfte in Ordnung zu bringen. Sein älteſter Prinz, Philipp Wilhelm, allein blieb auf der hohen Schule zu Löwen zurück, weil er ihn unter dem Schutze der brabantiſchen Freyheiten und den Vorrechten der Akademie hinlänglich ſicher glaubte; eine Unvorſichtigkeit, die,

---

*) Thuan. 527. Strada. 183. Meteren. 95. Burgund. 470. 471. Meurs. 18.

wenn ſie wirklich nicht abſichtlich war, mit dem richtigen Urtheile kaum zu vereinigen iſt, das er in ſo viel andern Fällen von dem Gemüthscharakter ſeines Gegners gefällt hatte. In Breda wandten ſich die Häupter der Kalviniſten noch einmal mit der Frage an ihn, ob noch Hoffnung für ſie wäre, oder ob alles unrettbar verloren ſey? — „Er habe ihnen ehemals den Rath „gegeben," antwortete der Prinz, „und komme jetzt „abermals darauf zurück, daß ſie dem Augsburgiſchen „Bekenntniſſe beytreten ſollten; dann wäre ihnen Hülfe „aus Deutſchland gewiß. Wollten ſie ſich aber dazu „noch immer nicht verſtehen, ſo ſollten ſie ihm ſechsmal „hunderttauſend Gulden ſchaffen, oder auch mehr, wenn „ſie könnten." — „Das Erſte," erwiederten ſie, „ſtreite „mit ihrer Ueberzeugung und ihrem Gewiſſen; zu dem „Gelde aber könne vielleicht Rath werden, wenn er ſie „nur wiſſen laſſen wollte, wozu er ſolches gebrauchen „würde." — „Ja," rief er mit Verdruſſe, „wenn ich „das wiſſen laſſen muß, ſo iſt es aus mit dem Ge„brauche." Sogleich brach er das ganze Geſpräch ab, und entließ bald darauf die Geſandten. Es wurde ihm vorgeworfen, daß er ſein Vermögen verſchwendet, und ſeiner drückenden Schulden wegen Neuerungen begünſtigt habe; aber er verſicherte, daß er noch 60,000 Gulden jährlicher Renten genieße. Doch ließ er ſich vor ſeiner Abreiſe von den Staaten von Holland noch 20,000 Gulden vorſchießen, wofür er ihnen einige Herrſchaften verpfändete. Man konnte ſich nicht überreden, daß er ſo ganz ohne Widerſtand der Nothwendigkeit unterlegen, und aller fernern Verſuche ſich begeben habe; aber was er im Stillen mit ſich herumtrug, wuſſte Niemand; Niemand hatte in ſeiner Seele geleſen. Es fragten ihn Einige, wie er ſich inskünftige gegen den König von Spanien zu verhalten gedächte? „Ruhig,“ war ſeine Antwort, „es ſey denn, daß er ſich an meiner Ehre oder meinen Gütern vergreife.“ Gleich darauf verließ er die Niederlande, um ſich in ſeiner Geburtsſtadt, Dillemburg, im Naſſauiſchen, zur Ruhe zu begeben; viele Hunderte, ſowol von ſeinen Dienern, als Freywillige, begleiteten ihn nach Deutſchland; bald folgten ihm die Grafen von Hoogſtraten, von Kuilemburg, von Bergen, die lieber eine ſelbſtgewählte Verbannung mit ihm theilen, als einem ungewiſſen Schickſale leichtſinnig entgegentreten wollten. Die Nation ſah ihren guten Engel mit ihm weichen; Viele hatten ihn angebetet, Alle hatten ihn verehrt. Mit ihm ſank der Proteſtanten letzte Stütze; dennoch hofften ſie von dieſem entflohenen Manne mehr, als von Allen miteinander, die zurückgeblieben waren. Die Katholiken ſelbſt ſahen ihn nicht ohne Schmerz entweichen. Auch für ſie hatte er ſich der Tyranney entgegengeſtellt; nicht ſelten hatte er ſie gegen ihre eigne Kirche in Schutz genommen; Viele unter ihnen hatte er dem blutdürſtigen Eifer der Sekten entriſſen. Wenige arme

Seelen unter den Kalviniſten, denen die angetragene Verbindung mit den Augsburgiſchen Confeſſionsverwandten ein Aergerniß gegeben, feyerten mit ſtillen Dankopfern den Tag, wo der Feind von ihnen gewichen war *) (1567).

---

*) Meteren. 100. Meurs. Guil. Auriac. 34. Reidan. 5. Grotius. 26.

Verfall und Zerſtreuung des Geuſenbundes.

Gleich nach genommenem Abſchiede von ſeinem Freunde eilte der Prinz **von Gaure** nach Brüſſel zurück, um an dem Hofe der Regentinn die Belohnung für ſeine Standhaftigkeit in Empfang zu nehmen, und dort im Hofgewühle und im Sonnenſcheine ſeines Glücks die wenigen Wolken zu zerſtreuen, die **Oraniens** ernſte Warnung über ſein Gemüth gezogen hatte. Die Flucht des Letztern überließ ihm allein jetzt den Schauplatz. Jetzt hatte er in der Republik keinen Nebenbuhler mehr, der ſeinen Ruhm verdunkelte. Mit gedoppeltem Eifer fuhr er nunmehr fort, um eine hinfällige Fürſtengunſt zu buhlen, über die er doch ſo weit erhaben war. Ganz Brüſſel muſſte ſeine Freude mit ihm theilen. Er ſtellte prächtige Gaſtmähler und öffentliche Feſte an, denen die Regentinn ſelbſt öfters beywohnte, um jede Spur des Mißtrauens aus ſeiner Seele zu vertilgen. Nicht zufrieden, den verlangten Eid abgelegt zu haben, that er es den Andächtigſten an Andacht, an Eifer den Eifrigſten zuvor, den proteſtantiſchen Glauben zu vertilgen, und die widerſpenſtigen Städte Flanderns durch die Waffen zu unterwerfen. Dem Grafen von Hoogſtraten, ſeinem alten Freunde, wie auch dem ganzen Ueberreſte der Geuſen, kündigte er auf ewig ſeine Freundſchaft auf, wenn ſie ſich länger bedenken würden, in den Schoß der Kirche zurückzutreten, und ſich mit ihrem Könige zu verſöhnen. Alle vertrauten Briefe, welche beyde Theile von einander in Händen hatten, wurden ausgewechſelt, und der Bruch zwiſchen Beyden durch dieſen letzten Schritt unheilbar und öffentlich gemacht. Egmonts Abfall und die Flucht des Prinzen von Oranien zerſtörte die letzte Hoffnung der Proteſtanten, und löſete den ganzen Geuſenbund auf. Einer drängte ſich dem Andern an Bereitwilligkeit, an Ungeduld vor, den Compromiß abzuſchwören und den neuen Eid zu leiſten, den man ihm vorlegte. Vergebens ſchrien die proteſtantiſchen Kaufleute über dieſe Wortbrüchigkeit des Adels; ihre ſchwache Stimme wurde nicht mehr gehört, und verloren waren alle Summen, die ſie an das Unternehmen des Bundes gewendet hatten *).

---

*) Strada. 184. Burgund. 470.

Die wichtigſten Plätze waren unterworfen und hatten Beſatzung, die Aufrührer flohen, oder ſtarben durch des Henkers Hand; in den Provinzen war kein Retter mehr vorhanden, Alles wich dem Glücke der Regentinn, und ihr ſiegreiches Heer war im Anzuge gegen Antwerpen. Nach einem ſchweren und hartnäckigen Kampfe hatte ſich endlich dieſe Stadt von den ſchlimmſten Köpfen gereinigt; Herrmann und ſein Anhang waren entflohen; ihre innern Stürme hatten ausgetobt. Die Gemüther fingen allmählig an, ſich zu ſammeln, und, von keinem wüthenden Schwärmer mehr verhetzt, beſſern Rathſchlägen Raum zu geben. Der wohlhabende Bürger ſehnte ſich ernſtlich nach Frieden, um den Handel und die Gewerbe wieder aufleben zu ſehn, die durch die lange Anarchie ſchwer gelitten hatten. Alba's gefürchtete Annäherung wirkte Wunder; um den Drangſalen zuvorzukommen, die eine ſpaniſche Armee über das Land verhängen würde, eilte man, in die gelinde Hand der Herzoginn zu fallen. Von freyen Stücken ſandte man Bevollmächtigte nach Brüſſel, ihr den Vergleich anzutragen, und ihre Bedingungen zu hören. So angenehm die Regentinn von dieſem freywilligen Schritte überraſcht wurde, ſo wenig ließ ſie ſich von ihrer Freude übereilen. Sie erklärte, daß ſie von nichts hören könne noch wolle, bevor die Stadt Beſatzung eingenommen hätte. Auch dieſes fand keinen Widerſpruch mehr, und der Graf von Mannsfeld zog den Tag darauf mit 16 Fahnen in Schlachtordnung ein. Jetzt wurde ein feyerlicher Vertrag zwiſchen der Stadt und der Herzoginn errichtet, durch welchen jene ſich anheiſchig machte, den reformirten Gottesdienſt ganz aufzuheben, alle Prediger dieſer Kirche zu verbannen, die römiſchkatholiſche Religion in ihre vorige Würde wieder einzuſetzen, die verwüſteten Kirchen in ihrem ganzen Schmucke wiederherzuſtellen, die alten Edikte wie vorher zu handhaben, den neuen Eid, den die andern Städte geſchworen, gleichfalls zu leiſten, und Alle, welche die Majeſtät des Königs beleidigt, die Waffen ergriffen und an Entweihung der Kirchen Antheil gehabt, in die Hände der Gerechtigkeit zu liefern. Dagegen machte ſich die Regentinn verbindlich, Alles Vergangene zu vergeſſen, und für die Verbrecher ſelbſt bey dem Könige fürzubitten. Allen denen, welche, ihrer Begnadigung ungewiß, die Verbannung vorziehen würden, ſollte ein Monat bewilligt ſeyn, ihr Vermögen in Geld zu verwandeln, und ihre Perſonen in Sicherheit zu bringen; doch mit Ausſchließung aller derer, welche etwas Verdammliches gethan, und durch das Vorige ſchon von ſelbſt ausgenommen wären. Gleich nach Abſchließung dieſes Vertrags wurde allen reformirten und lutheriſchen Predigern in Antwerpen und dem ganzen umliegenden Gebiet durch den Herold verkündigt, innerhalb 24 Stunden das Land zu räumen. Alle Straßen, alle Thore waren jetzt von Flüchtlingen vollgedrängt, die ihrem

Gott zu Ehren ihr Liebſtes verlieſſen, und für ihren verfolgten Glauben einen glücklichern Himmelsſtrich ſuchten. Dort nahmen Männer von ihren Weibern, Väter von ihren Kindern ein ewiges Lebewohl; hier führten ſie ſie mit ſich von dannen. Ganz Antwerpen glich einem Trauerhauſe; wo man hinblickte, bot ſich ein rührendes Schauſpiel der ſchmerzlichſten Trennung dar. Alle proteſtantiſchen Kirchen waren verſiegelt, die ganze Religion war nicht mehr. Der zehnte April (1567) war der Tag, wo ihre Prediger auszogen. Als ſie ſich noch einmal im Stadthauſe zeigten, um ſich bey dem Magiſtrate zu beurlauben, widerſtanden ſie ihren Thränen nicht mehr, und ergoſſen ſich in die bitterſten Klagen. Man habe ſie aufgeopfert, ſchrien ſie, lüderlich habe man ſie verlaſſen. Aber eine Zeit werde kommen, wo Antwerpen ſchwer genug für dieſe Niederträchtigkeit büßen werde. Am bitterſten beſchwerten ſich die lutheriſchen Geiſtlichen, die der Magiſtrat ſelbſt in das Land gerufen, um gegen die Kalviniſten zu predigen. Unter der falſchen Vorſpiegelung, daß der König ihrer Religion nicht ungewogen ſey, hatte man ſie in ein Bündniß wider die Kalviniſten verflochten, und Letztere durch ihre Beyhülfe unterdrückt; jetzt, da man ihrer nicht mehr bedurfte, ließ man beyde in einem gemeinſchaftlichen Schickſale ihre Thorheit beweinen *).

---

*) Meurs. 33. 34. Thuan. 527. Reidan. 5. Strad. 187. 188. Meteren. 99. 100. Burgund. 477. 478.

Wenige Tage darauf hielt die Regentinn einen prangenden Einzug in Antwerpen, von tauſend walloniſchen Reitern, von allen Rittern des goldnen Vließes, allen Statthaltern und Räthen, von ihrem ganzen Hofe und einer großen Menge obrigkeitlicher Perſonen begleitet, mit dem ganzen Pompe einer Siegerinn. Ihr erſter Beſuch war in der Kathedralkirche, die von der Bilderſtürmerey noch überall klägliche Spuren trug, und ihrer Andacht die bitterſten Thränen koſtete. Gleich darauf werden auf öffentlichem Markte vier Rebellen hingerichtet, die man auf der Flucht eingeholt hatte. Alle Kinder, welche die Taufe auf proteſtantiſche Weiſe empfangen, müſſen ſie von katholiſchen Prieſtern noch einmal erhalten; alle Schulen der Ketzer werden aufgehoben, alle ihre Kirchen dem Erdboden gleich gemacht. Beynahe alle niederländiſche Städte folgten dem Beyſpiele von Antwerpen, und aus allen muſſten die proteſtantiſchen Prediger entweichen. Mit Ende des Aprils waren alle katholiſche Kirchen wieder herrlicher, als jemals, geſchmückt, alle proteſtantiſche Gotteshäuſer niedergeriſſen, und jeder fremde Gottesdienſt bis auf die geringſte Spur aus allen ſiebzehn Provinzen vertrieben. Der gemeine Haufe, der in ſeiner Neigung gewöhnlich dem Glücke folgt, zeigte ſich jetzt eben ſo geſchäftig, den Fall der Unglücklichen zu beſchleunigen, als er kurz vorher wüthend für ſie geſtritten hatte; ein ſchönes Gotteshaus, das die Kalviniſten in Gent errichtet, verſchwand in weniger als einer Stunde. Aus den Balken der abgebrochenen Kirchen wurden Galgen für diejenigen erbaut, die ſich an den katholiſchen Kirchen vergriffen hatten. Alle Hochgerichte waren von Leichnamen, alle Kerker von Todesopfern, alle Landſtraßen von Flüchtlingen angefüllt. Keine Stadt war ſo klein, worin in dieſem mörderiſchen Jahre nicht zwiſchen funfzig und dreyhundert wären zum Tode geführt worden, diejenigen nicht einmal gerechnet, welche auf offnem Lande den Droſſarten in die Hände fielen, und als Raubgeſindel ohne Schonung und ohne weiteres Verhör ſogleich aufgeknüpft wurden *).

Die Regentinn war noch in Antwerpen, als aus Brandenburg, Sachſen, Heſſen, Wirtemberg und Baden Geſandte ſich meldeten, welche für ihre flüchtigen Glaubensbrüder eine Fürbitte bey ihr einzulegen kamen. Die verjagten Prediger der Augsburgiſchen Konfeſſion hatten den Religionsfrieden der Deutſchen reklamirt, deſſen auch Brabant, als ein Reichsſtand, theilhaftig wäre, und ſich in den Schutz dieſer Fürſten begeben. Die Erſcheinung der fremden Miniſter beunruhigte die Regentinn, und vergeblich ſuchte ſie ihren Eintritt in die Stadt zu verhüten, doch gelang es ihr, ſie unter dem Scheine von Ehrenbezeugungen ſo ſcharf bewachen

---

*) Thuan. 529. Strada. 178. Meteren. 99. 100. Burgund. 382. 484.

zu laſſen, daß für die Ruhe der Stadt nichts von ihnen zu befürchten war. Aus dem hohen Tone, den ſie ſo ſehr zur Unzeit gegen die Herzoginn annahmen, möchte man beynahe ſchließen, daß es ihnen mit ihrer Forderung wenig Ernſt geweſen ſey. Billig, ſagten ſie, ſollte das Augsburgiſche Bekenntniß, als das einzige, welches den Sinn des Evangeliums erreiche, in den Niederlanden das herrſchende ſeyn; aber äußerſt unnatürlich und unerlaubt ſey es, die Anhänger deſſelben durch ſo grauſame Edikte zu verfolgen. Man erſuche alſo die Regentinn im Namen der Religion, die ihr anvertrauten Völker nicht mit ſolcher Härte zu behandeln. Ein Eingang von dieſer Art, antwortete dieſe durch den Mund ihres deutſchen Miniſters, des Grafen von Staremberg, verdiene gar keine Antwort. Aus dem Antheile, welchen die deutſchen Fürſten an den niederländiſchen Flüchtlingen genommen, ſey es klar, daß ſie den Brieſen Sr. Majeſtät, worin der Aufſchluß über ſein Verfahren enthalten ſey, weit weniger Glauben ſchenkten, als dem Anbringen einiger Nichtswürdigen, die ihrer Thaten Gedächtniß in ſo vielen zerſtörten Kirchen geſtiftet. Sie möchten es dem Könige in Spanien überlaſſen, das Beſte ſeiner Völker zu beſorgen, und der unrühmlichen Mühe entſagen, den Geiſt der Unruhen in fremden Ländern zu nähren. Die Geſandten verlieſſen Antwerpen in wenigen Tagen wieder, ohne etwas ausgerichtet zu haben; nur der ſächſiſche Miniſter that bei

Regentinn ingeheim die Erklärung, daß ſich ſein Herr dieſem Schritte aus Zwang unterzogen, und dem öſterreichiſchen Hauſe aufrichtig zugethan ſey *). Die deutſchen Geſandten hatten Antwerpen noch nicht verlaſſen, als eine Nachricht aus Holland den Triumph der Regentinn vollkommen machte.

Der Graf von Brederode hatte ſeine Stadt Viane und alle ſeine neuen Feſtungswerke, aus Furcht vor dem Grafen von Megen, im Stiche gelaſſen, und ſich mit Hülfe der Unkatholiſchen in die Stadt Amſterdam geworfen, wo ſeine Gegenwart den Magiſtrat, der kaum vorher einen innern Aufſtand mit Mühe geſtillt hatte, äußerſt beunruhigte, den Muth der Proteſtanten aber aufs Neue belebte. Täglich vergrößerte ſich hier ſein Anhang, und aus Utrecht, Friesland und Gröningen ſtrömten ihm viele Edelleute zu, welche Megens und Arembergs ſiegreiche Waffen von dort verjagt hatten. Unter allerley Verkleidung fanden ſie Mittel, ſich in die Stadt einzuſchleichen, wo ſie ſich um die Perſon ihres Anführers verſammelten, und ihm zu einer ſtarken Leibwache dienten. Die Oberſtatthalterinn, vor einem neuen Aufſtande in Sorgen, ſandte deswegen einen ihrer geheimen Sekretäre, Jakob de la Torre, an den Rath von Amſterdam, und ließ ihm befehlen, ſich, auf welche Art es auch ſey, des Grafen

---

*) Strada. 186. Burgund. 487—489.

von Brederode zu entledigen. Weder der Magiſtrat, noch de la Torre ſelbſt, der ihm in Perſon den Willen der Herzoginn kund machte, vermochten etwas bey ihm auszurichten; letzterer wurde ſogar von einigen Edelleuten aus Brederode's Gefolge in ſeinem Zimmer überfallen und alle ſeine Briefſchaften ihm entriſſen. Vielleicht wäre es ſogar um ſein Leben ſelbſt geſchehen geweſen, wenn er nicht Mittel gefunden hätte, eilig aus ihren Händen zu entwiſchen. Noch einen ganzen Monat nach dieſem Vorfalle hing Brederode, ein ohnmächtiges Idol der Proteſtanten und eine Laſt der Katholiken, in Amſterdam, ohne viel mehr zu thun, als ſeine Wirthsrechnung zu vergrößern, während dem, daß ſein in Viane zurückgelaſſenes braves Heer, durch viele Flüchtlinge aus den mittäglichen Provinzen verſtärkt, dem Grafen von Megen genug zu thun gab, um ihn zu hindern, die Proteſtanten auf ihrer Flucht zu beunruhigen. Endlich entſchließt ſich auch Brederode, nach dem Beyſpiele Oraniens, der Nothwendigkeit zu weichen, und eine Sache aufzugeben, die nicht mehr zu retten war. Er entdeckte dem Stadtrathe ſeinen Wunſch, Amſterdam zu verlaſſen, wenn man ihn durch den Vorſchuß einer mäßigen Summe dazu in den Stand ſetzen wolle. Um ſeiner los zu werden, eilte man, ihm dieſes Geld zu ſchaffen, und einige Banquiers ſtreckten es auf Bürgſchaft des Stadtraths vor.

Er verließ dann noch in derſelben Nacht Amſterdam, und wurde von einem mit Geſchütz verſehenen Fahrzeuge bis in das Vlie geleitet, von wo aus er glücklich nach Emden entkam. Das Schickſal behandelte ihn gelinder, als den größten Theil derer, die er in ſein tollkühnes Unternehmen verwickelt hatte; er ſtarb das Jahr nachher, 1568, auf einem ſeiner Schlöſſer in Deutſchland an den Folgen einer Völlerey, worauf er zuletzt ſoll gefallen ſeyn, um ſeinen Gram zu zerſtreuen. Ein ſchöneres Loos fiel ſeiner Wittwe, einer gebornen Gräfinn von Mörs, welche Friedrich der Dritte, Kurfürſt von der Pfalz, zu ſeiner Gemahlinn machte. Die Sache der Proteſtanten verlor durch Brederode's Hintritt nur wenig; das Werk, das er angefangen, ſtarb nicht mit ihm, ſo wie es auch nicht durch ihn gelebt hatte *).

Das kleine Heer, das er durch ſeine ſchimpfliche Flucht ſich ſelbſt überließ, war muthig und tapfer, und hatte einige entſchloſſene Anführer. Es war entlaſſen, ſobald derjenige floh, der es zu bezahlen hatte; aber ſein guter Muth und der Hunger hielt es noch eine Zeitlang beyſammen. Einige rückten, unter Anführung Dietrichs von Battenburg, vor Amſterdam, in Hoffnung, dieſe Stadt zu berennen; aber der Graf von Megen, der mit dreyzehn Fahnen

---

*) Meteren 100. Vigl. Vit. N. CV. A. G. d. v. N. 104.

vortrefflicher Truppen zum Entſatz herbeyeilte, nöthigte ſie, dieſem Anſchlage zu entſagen. Sie begnügten ſich damit, die umliegenden Klöſter zu plündern, wobey beſonders die Abtey zu Egmont ſehr hart mitgenommen wurde, und brachen alsdann nach Waaterland auf, wo ſie ſich, der vielen Sümpfe wegen, vor weitern Verfolgungen ſicher glaubten. Aber auch dahin folgte ihnen Graf von Megen, und nöthigte ſie, ihre Rettung eilig auf der Süderſee zu ſuchen. Die Gebrüder von Battenburg, nebſt einigen frieſiſchen Edelleuten, Beima und Galama, warfen ſich mit 120 Soldaten und der in den Klöſtern gemachten Beute bey der Stadt Hoorne auf ein Schiff, um nach Friesland überzuſetzen, fielen aber, durch die Treuloſigkeit des Steuermanns, der das Schiff bey Harlingen auf eine Sandbank führte, einem Arembergiſchen Hauptmanne in die Hände, der alle lebendig gefangen bekam. Dem gemeinen Volke unter der Mannſchaft wurde durch den Grafen von Aremberg ſogleich das Urtheil geſprochen; die dabey befindlichen Edelleute ſchickte er der Regentinn zu, welche ſieben von ihnen enthaupten ließ. Sieben andere von dem edelſten Geblüte, unter denen die Gebrüder Battenburg und einige Frieſen ſich befanden, alle noch in der Blüthe der Jugend, wurden dem Herzoge von Alba aufgeſpart, um den Antritt ſeiner Verwaltung ſogleich durch eine That

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 1529/107

verherrlichen zu können, die ſeiner würdig wäre. Glücklicher waren die vier übrigen Schiffe, die von Medemblick unter Segel gegangen, und durch den Grafen von Megen in kleinen Fahrzeugen verſolgt wurden. Ein widriger Wind hatte ſie von ihrer Fahrt verſchlagen und an die Küſte von Geldern getrieben, wo ſie wohlbehalten ans Land ſtiegen; ſie gingen bey Heuſen über den Rhein, und entkamen glücklich ins Cleviſche, wo ſie ihre Fahnen zerriſſen und auseinandergingen. Einige Geſchwader, die ſich über der Plünderung der Klöſter verſpätet hatten, ereilte der Graf von Megen in Nordholland, und bekam ſie gänzlich in ſeine Gewalt, vereinigte ſich darauf mit Noirkarmes und gab Amſterdam Beſatzung. Drey Fahnen Kriegsvolk, den letzten Ueberreſt der geuſiſchen Armee, überfiel Herzog Erich von Braunſchweig bey Viane, wo ſie ſich einer Schanze bemächtigen wollten, ſchlug ſie aufs Haupt und bekam ihren Anführer, Renneſſe, gefangen, der bald nachher auf dem Schloſſe Freudenburg in Utrecht enthauptet ward. Als darauf Herzog Erich in Viane einrückte, fand er nichts mehr, als todte Straßen und eine menſchenleere Stadt; Einwohner und Beſatzung hatten ſie im erſten Schrecken verlaſſen. Er ließ ſogleich die Feſtungswerke ſchleiſen, Mauern und Thore abbrechen, und machte dieſen Waffenplatz der Geuſen zum

Dorfe *). Die erſten Stifter des Bundes hatten ſich auseinander verloren; Brederode und Ludwig von Naſſau waren nach Deutſchland geflohen, und die Grafen von Hoogſtraten, Bergen und Kuilemburg ihrem Beyſpiele gefolgt; Mannsfeld war abgefallen; die Gebrüder Battenburg erwarteten im Gefängniſſe ein ſchimpfliches Schickſal, und Thoulouſe hatte einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde gefunden. Welche von den Verbundenen dem Schwerte des Feindes und des Henkers entronnen waren, hatten auch nichts, als ihr Leben gerettet, und ſo ſahen ſie endlich mit einer ſchrecklichen Wahrheit den Namen an ſich erfüllt, den ſie zur Schau getragen hatten.

(1567.) So ein unrühmliches Ende nahm dieſer lobenswürdige Bund, der in der erſten Zeit ſeines Werdens ſo ſchöne Hoffnungen von ſich erweckt, und das Anſehn gehabt hatte, ein mächtiger Damm gegen die Unterdrückung zu werden. Einigkeit war ſeine Stärke; Mißtrauen und innere Zwietracht ſein Untergang. Viele ſeltene und ſchöne Tugenden hat er ans Licht gebracht und entwickelt; aber ihm mangelten die zwey unentbehrlichſten von allen, Mäßigung und Klugheit, ohne welche alle Unternehmungen mißſchlagen, alle Früchte

---

*) Meteren 100. 101. Thuan. 530. Burgund. 490 — 492. Strad. 189. Meurs. 31. Vigl. ad Hopper. Epistol. 34. A. G. d. v. N. 105.

des mühſamſten Fleißes verderben. Wären ſeine Zwecke ſo rein geweſen, als er ſie angab, oder auch nur ſo rein geblieben, als ſie bey ſeiner Gründung wirklich waren, ſo hätte er den Zufällen getrotzt, die ihn frühzeitig untergruben, und, auch unglücklich, würde er ein ruhmvolles Andenken in der Geſchichte verdienen. Aber es leuchtet allzuklar in die Augen, daß der verbundene Adel an dem Unſinne der Bilderſtürmer einen nähern Antheil hatte oder nahm, als ſich mit der Würde und Unſchuld ſeines Zwecks vertrug, und Viele unter ihm haben augenſcheinlich ihre eigne gute Sache mit dem raſenden Beginnen dieſer nichtswürdigen Rotte verwechſelt. Die Einſchränkung der Inquiſition, und eine etwas menſchlichere Form der Edikte war eine von den wohlthätigen Wirkungen des Bundes; aber der Tod ſo vieler Tauſende, die in dieſer Unternehmung verdarben, die Entblößung des Landes von ſo vielen trefflichen Bürgern, die ihren Fleiß in eine andere Weltgegend trugen, die Herbeyrufung des Herzogs von Alba, und die Wiederkehr der ſpaniſchen Waffen in die Provinzen, waren wol ein zu theurer Preis für dieſe vorübergehende Erleichterung. Manchen Guten und Friedliebenden im Volke, der ohne dieſe gefährliche Gelegenheit die Verſuchung nie gekannt haben würde, erhitzte der Name dieſes Bundes zu ſtrafbarn Unternehmungen, deren glückliche Beendigung er ihn hoffen ließ, und ſtürzte ihn ins Verderben, weil er dieſe Hoffnungen nicht erfüllte.

Aber es kann nicht geläugnet werden, daß er vieles von dem, was er ſchlimm gemacht, durch einen gründlichen Nutzen wieder vergütete. Durch dieſen Bund wurden die Individuen einander näher gebracht und aus einer zaghaften Selbſtſucht herausgeriſſen: durch ihn wurde ein wohlthätiger Gemeingeiſt unter dem niederländiſchen Volke wieder gangbar, der unter dem bisherigen Drucke der Monarchie beynahe gänzlich erloſchen war, und zwiſchen den getrennten Gliedern der Nation eine Vereinigung eingeleitet, deren Schwierigkeit allein Deſpoten ſo keck macht. Zwar verunglückte der Verſuch, und die zu flüchtig geknüpften Bande lösten ſich wieder; aber an mißlingenden Verſuchen lernte die Nation das dauerhafte Band endlich finden, das der Vergänglichkeit trotzen ſollte.

Die Vernichtung des geuſiſchen Heers brachte nun auch die holländiſchen Städte zu ihrem vorigen Gehorſam zurück, und in den Provinzen war kein einziger Platz mehr, der ſich den Waffen der Regentinn nicht unterworfen hätte; aber die zunehmende Auswanderung Eingeborner und Fremder drohte dem Lande mit einer verderblichen Erſchöpfung. In Amſterdam war die Menge der Fliehenden ſo groß, daß es an Fahrzeugen gebrach, ſie über die Nord- und Süderſee zu bringen, und dieſe blühende Handelsſtadt ſah dem gänzlichen Verfalle ihres Wohlſtandes entgegen *). Erſchreckt von dieſer allgemeinen Flucht, eilte die Regentinn, ermunternde Briefe an alle Städte zu ſchreiben, und den ſinkenden Muth der Bürger durch ſchöne Verheißungen aufzurichten. Allen, die dem Könige und der Kirche gutwillig ſchwören würden, ſagte ſie in ſeinem Namen eine gänzliche Begnadigung zu, und lud durch öffentliche Blätter die Fliehenden ein, im Vertrauen auf dieſe königliche Huld wieder umzukehren. Sie verſprach der Nation, ſie von dem ſpaniſchen Kriegsheere zu befreyen, wenn es auch ſchon an der Grenze ſtünde; ja, ſie ging ſo weit, ſich entfallen zu laſſen, daß man noch wol Mittel finden könnte, dieſem Heere den Eingang in die Provinzen mit Gewalt zu verſagen, weil ſie gar nicht geſonnen ſey, einem Andern den Ruhm eines Friedens abzutreten, den ſie ſo mühſam errungen habe. Wenige kehrten auf Treu und Glauben zurück, und dieſe Wenigen haben es in der Folge bereut; viele Tauſende waren ſchon voraus, und mehrere Tauſende folgten. Deutſchland und England waren von niederländiſchen Flüchtlingen angefüllt, die, wo ſie ſich auch niederlieſſen, ihre Gewohnheiten und Sitten, bis ſelbſt auf die Kleidertracht, beybehielten, weil es ihnen doch zu ſchwer war, ihrem Vaterlande ganz abzuſterben, und ſelbſt von der Hoffnung einer Wieder-

---

*) Allg. G. d. v. N. 105.

kehr zu ſcheiden. Wenige brachten noch einige Trümmer ihres vorigen Glücksſtandes mit ſich; bey Weitem der größte Theil bettelte ſich dahin, und ſchenkte ſeinem neuen Vaterlande nichts, als ſeinen Kunſtfleiß, nützliche Hände, und rechtſchaffene Bürger *).

Und nun eilte die Regentinn, dem Könige eine Bothſchaft zu hinterbringen, mit der ſie ihn während ihrer ganzen Verwaltung noch nicht hatte erfreuen können. Sie verkündigte ihm, daß es ihr gelungen ſey, allen niederländiſchen Provinzen die Ruhe wiederzuſchenken, und daß ſie ſich ſtark genug glaube, ſie darin zu erhalten. Die Sekten ſeyen ausgerottet, und der römiſchkatholiſche Gottesdienſt prange in ſeinem vorigen Glanze; die Rebellen haben ihre verdienten Strafen empfangen, oder erwarten ſie noch im Gefängniſſe; die Städte ſeyen ihr durch hinlängliche Beſatzung verſichert. Jetzt alſo bedürfe es keiner ſpaniſchen Truppen mehr in den Niederlanden, und nichts ſey mehr übrig, was ihren Eintritt rechtfertigen könnte. Ihre Ankunft würde die Ordnung und Ruhe wieder zerſtören, welche zu gründen ihr ſo viel Kunſt gekoſtet habe, dem Handel und den Gewerben die Erholung erſchweren, deren beyde ſo bedürftig ſeyen, und indem ſie den Bürger in neue Unkoſten ſtürze, ihn

---

*) Meteren. 101. Meurs. 35. Burgund. 486. Vigl. ad Hopper. Epist. 5. Ep. 34. Grot. 16.

zugleich des einzigen Mittels zu Herbeyſchaffung derſelben berauben. Schon das bloße Gerücht von Ankunft des ſpaniſchen Heers habe das Land von vielen tauſend nützlichen Bürgern entblößt; ſeine wirkliche Erſcheinung würde es gänzlich zur Einöde machen. Da kein Feind mehr zu bezwingen, und keine Rebellion mehr zu dämpfen ſey, ſo könnte man zu dieſem Heere keinen andern Grund ausfinden, als daß es zur Züchtigung heranziehe; unter dieſer Vorausſetzung aber würde es keinen ſehr ehrenvollen Einzug halten. Nicht mehr durch die Nothwendigkeit entſchuldigt, würde dieſes gewaltſame Mittel nur den verhaſſten Schein der Unterdrückung haben, die Gemüther aufs Neue erbittern, die Proteſtanten aufs Aeußerſte treiben, und ihre auswärtigen Glaubensbrüder zu ihrem Schutze bewaffnen. Sie habe der Nation in ſeinem Namen Zuſage gethan, daß ſie von dem fremden Kriegsheere befreyt ſeyn ſollte, und dieſer Bedingung vorzüglich danke ſie jetzt den Frieden; ſie ſtehe ihm alſo nicht für ſeine Dauer, wenn er ſie Lügen ſtrafe. Ihn ſelbſt, ihren Herrn und König, würden die Niederlande mit allen Zeichen der Zuneigung und Ehrerbietung empfangen; aber er möchte als Vater, und nicht als ſtrafender König kommen. Er möchte kommen, ſich der Ruhe zu freuen, die ſie dem Lande geſchenkt, aber nicht, ſie aufs Neue zu ſtören *).

---

*) Strada. 197.

Alba's Rüſtung und Zug

nach den Niederlanden.

Aber im Conſeil zu Madrid war es anders beſchloſſen. Der Miniſter **Granvella**, welcher auch abweſend durch ſeine Anhänger im ſpaniſchen Miniſterium herrſchte, der Kardinal Großinquiſitor, **Spinoſa**, und der Herzog **von Alba**, jeder von ſeinem Haſſe, ſeinem Verfolgungsgeiſte oder ſeinem Privatvortheile geleitet, hatten die gelindern Rathſchläge des Prinzen **Ruy Gomes von Eboli**, des Grafen **von Feria** und des königlichen Beichtvaters, **Freſneda**, überſtimmt *). Der Tumult ſey für jetzt zwar geſtillt, behaupteten ſie, aber nur weil das Gerücht von der gewaffneten Ankunft des Königs die Rebellen in Schrecken geſetzt habe; der Furcht allein, nicht der Reue, danke man dieſe Ruhe, um die es bald wieder geſchehen ſeyn würde, wenn man ſie von jener befreyte. Da die Vergehungen des niederländiſchen Volks dem Könige eine ſo ſchöne und erwünſchte Gelegenheit darboten, ſeine deſpotiſchen Abſichten mit einem Scheine von Recht auszuführen; ſo war dieſe ruhige Beylegung, woraus die Regentinn ſich ein Verdienſt machte, von ſeinem eigentlichen Zwecke ſehr weit entlegen, der kein anderer war, als den Provinzen unter einem geſetzmäßigen Vorwande Freyheiten zu entreißen, die ſeinem herrſchſüchtigen Geiſte ſchon längſt ein Anſtoß geweſen waren.

---

*) Strada. 193 sq.

Bis jetzt hatte er den allgemeinen Wahn, daß er die Provinzen in Perſon beſuchen würde, mit der undurchdringlichſten Verſtellung unterhalten, ſo entfernt er vielleicht immer davon geweſen war. Reiſen überhaupt ſchienen ſich mit dem maſchinenmäßigen Takte ſeines geordneten Lebens, mit der Beſchränkung und dem ſtillen Gange ſeines Geiſtes nicht wohl vertragen zu können, der von der Mannigfaltigkeit und Neuheit der Erſcheinungen, die von außenher auf ihn eindrangen, allzuleicht auf eine unangenehme Art zerſtreut und darniedergedrückt war. Die Schwierigkeiten und Gefahren, womit beſonders dieſe Reiſe begleitet war, muſſten alſo ſeine natürliche Verzagtheit und Weichlichkeit um ſo mehr abſchrecken, je weniger er, der nur gewohnt war, aus ſich herauszuwirken, und die Menſchen ſeinen Maximen, nicht ſeine Maximen den Menſchen anzupaſſen, den Nutzen und die Nothwendigkeit davon einſehen konnte. Da es ihm überdies unmöglich war, ſeine Perſon auch nur einen Augenblick von ſeiner königlichen Würde zu trennen, die kein Fürſt in der Welt ſo knechtiſch und pedantiſch hütete, wie er, ſo waren die Weitläufigkeiten, die er in Gedanken unumgänglich mit einer ſolchen Reiſe verband, und der Aufwand, den ſie aus eben dieſem Grunde verurſachen muſſte, ſchon für ſich allein hinreichend, ihn davon zurückzuſchrecken, daß man gar nicht nöthig hat, den Einfluß ſeines Günſtlings, Ruy Gomez, der es gern geſehen haben ſoll, ſeinen Nebenbuhler, den Herzog von Alba, von der Perſon des Königs zu entfernen, dabey zu Hülfe zu rufen. Aber ſo wenig es ihm auch mit dieſer Reiſe ein Ernſt war, ſo nothwendig fand er es doch, den Schrecken derſelben wirken zu laſſen, um eine gefährliche Vereinigung der unruhigen Köpfe zu verhindern, um den Muth der Treugeſinnten aufrecht zu erhalten und die fernern Fortſchritte der Rebellen zu hemmen.

Um die Verſtellung aufs Aeußerſte zu treiben, hatte er die weitläufigſten Anſtalten zu dieſer Reiſe getroffen, und Alles beobachtet, was in einem ſolchen Falle nur immer erforderlich war. Er hatte Schiffe auszurüſten befohlen, Officiere angeſtellt, und ſein ganzes Gefolge beſtimmt. Alle fremden Höfe wurden durch ſeine Geſandten von dieſem Vorhaben benachrichtigt, um ihnen durch dieſe kriegeriſchen Vorkehrungen keinen Verdacht zu geben. Bey dem Könige von Frankreich ließ er für ſich und ſeine Begleitung um einen freyen Durchzug durch dieſes Reich anſuchen, und den Herzog von Savoyen um Rath fragen, welcher von beyden Wegen vorzuziehen ſey? Von allen Städten und feſten Plätzen, durch die ihn irgend nur ſein Weg führen konnte, ließ er ein Verzeichniß aufſetzen, und ihre Entfernungen von einander aufs Genaueſte beſtimmen. Der ganze Strich Landes von Savoyen bis Burgund ſollte aufgenommen und eine eigne Karte davon entworfen werden, wozu er ſich von dem Herzoge die nöthigen Künſtler und Feldmeſſer ausbat. Er trieb den Betrug ſo weit, daß er der Regentinn Befehl gab, wenigſtens acht Fahrzeuge in Seeland bereit zu halten, um ſie ihm ſogleich entgegenſchicken zu können, wenn ſie hören würde, daß er von Spanien abgeſegelt ſey. Und wirklich ließ ſie dieſe Schiffe auch ausrüſten, und in allen Kirchen Gebete anſtellen, daß ſeine Seereiſe glücklich ſeyn möchte, obgleich Manche ſich in der Stille vermerken lieſſen, daß Se. Majeſtät in ihrem Zimmer zu Madrid von Seeſtürmen nicht viel zu befahren haben würden. Er ſpielte dieſe Rolle ſo meiſterlich, daß die niederländiſchen Geſandten in Madrid, Bergen und Montigny, welche Alles bis jetzt nur für ein Gaukelſpiel gehalten, endlich ſelbſt anfingen, darüber unruhig zu werden, und auch ihre Freunde in Brüſſel mit dieſer Furcht anſteckten. Ein Tertianfieber, welches ihn um dieſe Zeit in Segovien befiel, oder auch nur von ihm geheuchelt wurde, reichte ihm einen ſcheinbarn Vorwand dar, die Ausführung dieſer Reiſe zu verſchieben, während daß die Ausrüſtung dazu mit allem Nachdruck betrieben ward. Als ihm endlich die dringenden und wiederholten Beſtürmungen ſeiner Schweſter eine beſtimmte Erklärung abnöthigten, machte er aus, daß der Herzog von Alba mit der Armee vorangehen ſollte, um die Wege von Rebellen zu reinigen, und ſeiner eignen königlichen Ankunft mehr Glanz zu geben. Noch durfte er es nicht wagen, den Herzog als ſeinen eigentlichen Stellvertreter anzukündigen, weil nicht zu hoffen war, daß der niederländiſche Adel eine Mäßigung, die er dem Souverain nicht verſagen konnte, auch auf einen ſeiner Diener würde ausgedehnt haben, den die ganze Nation als einen Barbaren kannte, und als einen Fremdling und Feind ihrer Verfaſſung verabſcheute. Und in der That hielt der allgemeine und noch lange nach Alba's wirklichem Eintritt fortwährende Glaube, daß der König ſelbſt ihm bald nachkommen würde, den Ausbruch von Gewaltthätigkeiten zurück, die der Herzog bey der grauſamen Eröffnung ſeiner Statthalterſchaft gewiß würde zu erfahren gehabt haben *).

Die ſpaniſche Geiſtlichkeit und die Inquiſition beſonders ſteuerte dem Könige zu dieſer niederländi-

---

*) Strad. 193. 200. Meteren 103.

ſchen Expedition reichlich, wie zu einem heiligen Kriege, bey. Durch ganz Spanien wurde mit allem Eifer geworben. Seine Vice-Könige und Statthalter von Sardinien, Sicilien, Neapel und Mailand erhielten Befehl, den Kern ihrer italieniſchen und ſpaniſchen Truppen aus den Beſatzungen zuſammenzuziehen und nach dem gemeinſchaftlichen Verſammlungsplatze im genueſiſchen Gebiete abzuſenden, wo der Herzog von Alba ſie übernehmen und gegen ſpaniſche Rekruten, die er mitbrächte, einwechſeln würde. Der Regentinn wurde zu gleicher Zeit anbefohlen, noch einige deutſche Regimenter Fußvolk unter den Befehlen der Grafen von Eberſtein, Schaumburg und Lodrona in Luxemburg, wie auch einige Geſchwader leichter Reiter in der Grafſchaft Burgund bereit zu halten, damit ſich der ſpaniſche Feldherr ſogleich bey ſeinem Eintritte in die Provinzen damit verſtärken könnte. Dem Grafen Barlaimont wurde aufgetragen, die eintretende Armee mit Proviant zu verſorgen, und der Statthalterinn eine Summe von 200,000 Goldgulden ausgezahlt, um dieſe neuen Unkoſten ſowol, als den Aufwand für ihre eigne Armee davon zu beſtreiten *).

Als ſich unterdeſſen der franzöſiſche Hof, unter dem Vorwande einer von den Hugenotten zu fürchtenden Gefahr, den Durchzug der ganzen ſpaniſchen Armee ver-

---

*) Meteren 104. Burgund. 412. Strad. 166.

beten hatte, wandte ſich Philipp an die Herzoge von Savoyen und Lothringen, die in zu großer Abhängigkeit von ihm ſtanden, um ihm dieſes Geſuch abzuſchlagen. Erſterer machte bloß die Bedingung, 2000 Fußgänger und eine Schwadron Reiter auf des Königs Unkoſten halten zu dürfen, um das Land vor dem Ungemach zu ſchützen, dem es während des Durchzugs der ſpaniſchen Armee ausgeſetzt ſeyn möchte. Zugleich übernahm er es, die Armee mit dem nöthigen Proviant zu verſorgen *).

Das Gerücht von dieſem Durchmarſche brachte die Hugenotten, die Genfer, die Schweizer und Graubündner in Bewegung. Der Prinz von Condé und der Admiral von Coligny lagen Karl dem Neunten an, einen ſo glücklichen Zeitpunkt nicht zu verabſäumen, wo es in ſeiner Gewalt ſtünde, dem Erbfeinde Frankreichs eine tödtliche Wunde zu verſetzen. Mit Hülfe der Schweizer, der Genfer, und ſeiner eignen proteſtantiſchen Unterthanen würde es ihm etwas Leichtes ſeyn, die Auswahl der ſpaniſchen Truppen in den engen Päſſen des Alpengebirges aufzureiben, wobey ſie ihn mit einer Armee von 50,000 Hugenotten zu unterſtützen verſprachen. Dieſes Anerbieten aber, deſſen gefährliche Abſicht nicht zu verkennen war, wurde von Karl dem Neunten unter einem anſtändigen Vorwande abge-

---

*) Strada 198. 199.

lehnt, und er ſelbſt nahm es über ſich, für die Sicherheit ſeines Reichs bey dieſem Durchmarſche zu ſorgen. Er ſtellte auch eilfertig Truppen auf, die franzöſiſchen Grenzen zu decken; daſſelbe thaten auch die Republiken Genf, Bern, Zürich und Graubünden, alle bereit, den fürchterlichen Feind ihrer Religion und Freyheit mit der herzhafteſten Gegenwehr zu empfangen *).

Am 5. Mai 1567 ging der Herzog mit 30 Galeeren, die Andreas Doria und Herzog Kosmus von Florenz dazu hergeſchafft hatten, zu Carthagena unter Segel, und landete innerhalb acht Tagen in Genua, wo er die für ihn beſtimmten vier Regimenter in Empfang nahm. Aber ein dreytägiges Fieber, wovon er gleich nach ſeiner Ankunft ergriffen wurde, nöthigte ihn, einige Tage unthätig in der Lombardey zu liegen, eine Verzögerung, welche von den benachbarten Mächten zu ihrer Vertheidigung benutzt wurde. Sobald er ſich wiederhergeſtellt ſah, hielt er bey der Stadt Aſti in Montferrat eine Heerſchau über alle ſeine Truppen, die tapferer als zahlreich waren, und nicht viel über 10,000 Mann, Reiterey und Fußvolk, betrugen. Er wollte ſich auf einem ſo langen und gefährlichen Zuge nicht mit unnützem Troß beſchweren, der nur ſeinen Marſch verzögerte und die Schwierigkeiten des Unterhalts vermehrte; dieſe zehntauſend Veteranen ſollten gleichſam

---

*) Strad. 196. Burgund. 497.

nur der feſte Kern einer größern Armee ſeyn, die er nach Maßgabe der Umſtände und der Zeit in den Niederlanden ſelbſt leicht würde zuſammenziehen können.

Aber ſo klein dieſes Heer war, ſo auserleſen war es. Es beſtand aus den Ueberreſten jener ſiegreichen Legionen, an deren Spitze Karl V. Europa zittern gemacht hatte; mordluſtige undurchbrechliche Scharen, in denen der alte macedoniſche Phalanx wieder auferſtanden, raſch und gelenkig durch eine lang geübte Kunſt, gegen alle Elemente gehärtet, auf das Glück ihres Führers ſtolz und keck durch eine lange Erfahrung von Siegen, fürchterlich durch Ungebundenheit, fürchterlicher noch durch Ordnung, mit allen Begierden des wärmeren Himmels auf ein mildes geſegnetes Land losgelaſſen, und unerbittlich gegen einen Feind, den die Kirche verfluchte. Dieſer fanatiſchen Mordbegier, dieſem Ruhmdurſte und angeſtammten Muthe kam eine rohe Sinnlichkeit zu Hülfe, das ſtärkſte und zuverläſſigſte Band, an welchem der ſpaniſche Heerführer dieſe rohen Banden führte. Mit abſichtlicher Indulgenz ließ er Schwelgerey und Wolluſt unter dem Heere einreißen. Unter ſeinem ſtillſchweigenden Schutze zogen italieniſche Freudenmädchen hinter den Fahnen her; ſelbſt auf dem Zuge über den Appennin, wo die Koſtbarkeit des Lebensunterhalts ihn nöthigte, ſeine Armee auf die möglich kleinſte Zahl einzuſchränken, wollte er lieber einige Regimenter weniger haben, als dieſe Werkzeuge der

Wolluſt dahinten laſſen *). Aber ſo ſehr er von der einen Seite die Sitten ſeiner Soldaten aufzulöſen befliſſen war, ſo ſehr preſſte er ſie von der andern durch eine übertriebene Mannszucht wieder zuſammen, wovon nur der Sieg eine Ausnahme machte, und die Schlacht eine Erleichterung war. Hierin brachte er den Ausſpruch des athenienſiſchen Feldherrn, Iphikrates, in Ausübung, der dem wollüſtigen gierigen Soldaten den Vorzug der Tapferkeit zugeſtand. Je ſchmerzhafter die Begierden unter dem langen Zwange zuſammengehalten worden, deſto wüthender muſſten ſie durch die einzige Pforte brechen, die ihnen offen gelaſſen ward.

Das ganze Fußvolk, ohngefähr 9000 Köpfe ſtark, und größtentheils Spanier, vertheilte der Herzog in

---

*) Der bacchantiſche Aufzug dieſes Heers kontraſtirte ſeltſam genug mit dem finſtern Ernſte und der vorgeſchützten Heiligkeit ſeines Zwecks. Die Anzahl dieſer öffentlichen Dirnen war ſo übermäßig groß, daß ſie nothgedrungen ſelbſt darauf verfielen, eine eigne Diſciplin unter ſich einzuführen. Sie ſtellten ſich unter beſondre Fahnen, zogen in Reihen und Gliedern in wunderbarer ſoldatiſcher Ordnung hinter jedem Bataillon daher, und ſonderten ſich mit ſtrenger Etikette, nach Rang und Gehalt, in Befehlshabersh***, Hauptmannsh***, reiche und arme Soldatenh***, wie ihnen das Loos gefallen war, und ihre Anſprüche ſtiegen oder fielen. Meteren 104.

vier Brigaden, denen er vier Spanier als Befehlshaber vorſetzte. Alphons von Ulloa führte die neapolitaniſche Brigade, die unter 9 Fahnen 3230 Mann ausmachte; Sancho von Lodogno die mailändiſche, 2200 Mann unter 10 Fahnen; die ſicilianiſche Brigade zu eben ſo viel Fahnen und 1600 Mann commandirte Julian Romero, ein erfahrner Kriegsmann, der ſchon ehedem auf niederländiſchem Boden gefochten *), und Gonſalo von Braccamonte die ſardiniſche, die durch 3 Fahnen neumitgebrachter Rekruten mit der vorigen gleichzählig gemacht wurde. Jeder Fahne wurden noch außerdem 15 ſpaniſche Musquetiers zugegeben. Die Reiterey, nicht über 1200 Pferde ſtark, beſtand aus 3 italieniſchen, 2 albaniſchen und 7 ſpaniſchen leichten und ſchwergeharniſchten Geſchwadern, worüber die beyden Söhne des Herzogs Ferdinand und Friedrich von Toledo den Oberbefehl führten. Feldmarſchall war Chiappin Vitelli, Marquis von Cetona, ein berühmter Officier, mit welchem Cosmus von Florenz den König von Spanien beſchenkt hatte, und Gabriel Serbellon, General des Geſchützes. Von dem

---

*) Derſelbe, unter deſſen Befehlen Eines von den ſpaniſchen Regimentern geſtanden, worüber ſieben Jahre vorher von den Generalſtaaten ſo viel Streit erhoben worden.

Herzoge von Savoyen wurde ihm ein erfahrner Kriegsbaumeiſter, Franz Paciotto, aus Urbino, überlaſſen, der ihm in den Niederlanden bey Erbauung neuer Feſtungen nützlich werden ſollte. Seinen Fahnen folgte noch eine große Anzahl Freywilliger, und die Auswahl des ſpaniſchen Adels, wovon der größte Theil unter Karl V. in Deutſchland, Italien und vor Tunis gefochten; Chriſtoph Mondragone, einer der zehn ſpaniſchen Helden, die ohnweit Mühlberg, den Degen zwiſchen den Zähnen, über die Elbe geſchwommen und unter feindlichem Kugelregen von dem entgegengeſetzten Ufer die Kähne herübergezogen, aus denen der Kaiſer nachher eine Schiffbrücke ſchlug; Sancho von Avila, den Alba ſelbſt zum Soldaten erzogen, Camillo von Monte, Franz Ferdugo, Karl Davila, Nicolaus Baſta, und Graf Martinengo — alle von edlem Feuer begeiſtert, unter einem ſo trefflichen Führer ihre kriegeriſche Laufbahn zu eröffnen, oder einen bereits erfochtenen Ruhm durch dieſen glorreichen Feldzug zu krönen *).

Nach geſchehener Muſterung rückte die Armee, in drey Haufen vertheilt, über den Berg Cenis, deſſelben Wegs, den achtzehn Jahrhunderte vorher Hannibal ſoll gegangen ſeyn. Der Herzog ſelbſt führte den Vortrab, Ferdinand von Toledo, dem er

---

*) Strad. 200. 201. Burgund. 593. Meteren 104.

den Oberſten Lodogno an die Seite gab, das Mittel und den Nachtrab der Marquis von Cetona. Voran ſchickte er den Proviantmeiſter Franz von Ibarra, nebſt dem General Serbellon, der Armee Bahn zu machen, und den Mundvorrath in den Standquartieren bereit zu halten. Wo der Vortrab des Morgens aufbrach, rückte Abends das Mittel ein, welches am folgenden Tage dem Nachtrabe wieder Platz machte. So durchwanderte das Kriegsheer in mäßigen Tagereiſen die ſavoyiſchen Alpen, und mit dem vierzehnten Marſche war dieſer gefährliche Durchgang vollendet. Eine beobachtende franzöſiſche Armee begleitete es ſeitwärts längs der Grenze von Dauphiné und dem Laufe der Rhone, und zur Rechten die Alliirte Armee der Genfer, an denen es in einer Nähe von ſieben Meilen vorbeykam; beyde Heere ganz unthätig und nur darauf bedacht, ihre Grenze zu decken. Wie es auf den ſteilen abſchüſſigen Felſen bergauf und bergunter klimmte, über die reißende Iſer ſetzte, oder ſich Mann für Mann durch enge Felſenbrüche wand, hätte eine Handvoll Menſchen hingereicht, ſeinen ganzen Marſch aufzuhalten und es rückwärts ins Gebirge zu treiben. Hier aber war es ohne Rettung verloren, weil auf jeglichem Lagerplatze immer nur auf einen einzigen Tag, und für ein einziges Drittheil Proviant beſtellt war. Aber eine unnatürliche Ehrfurcht und Furcht vor dem ſpaniſchen Namen ſchien die Augen der Feinde gebunden zu haben, daß ſie ihren Vortheil nicht wahrnahmen, oder es wenigſtens nicht wagten, ihn zu benutzen. Um ſie ja nicht daran zu erinnern, eilte der ſpaniſche Feldherr, ſich mit möglichſter Stille durch dieſen gefährlichen Paß zu ſtehlen, überzeugt, daß es um ihn geſchehen ſeyn würde, ſobald er beleidigte; während des ganzen Marſches wurde die ſtrengſte Mannszucht beobachtet, nicht eine einzige Bauernhütte, nicht ein einziger Acker litt Gewalt *); und nie iſt vielleicht ſeit Menſchengedenken eine ſo zahlreiche Armee einen ſo weiten Weg in ſo trefflicher Ordnung geführt worden. Ein ſchrecklicher Glücksſtern leitete dieſes zum Mord geſandte Heer wohlbehalten durch alle Gefahren, und ſchwer dürfte es zu beſtimmen ſeyn, ob die Klugheit ſeines Führers, oder die Verblendung ſeiner Feinde mehr unſre Verwunderung verdienen **).

---

*) Einmal nur wagten es drey Reiter am Eingange von Lothringen einige Hämmel aus einer Heerde wegzutreiben, wovon der Herzog nicht ſobald Nachricht bekam, als er dem Eigenthümer das Geraubte wieder zurückſchickte und die Thäter zum Strange verurtheilte. Dieſes Urtheil wurde auf die Fürbitte des lothringiſchen Generals, der ihn an der Grenze zu begrüßen gekommen war, nur an Einem von den dreyen vollzogen, den das Loos auf der Trommel traf. Strad. 202.

**) Burgund. 496. 497. Strad. l. c.

In der Franche Comté ſtießen vier neugeworbene Geſchwader burgundiſcher Reiter zu der Hauptarmee, und drey deutſche Regimenter Fußvolk in Luxemburg, welche die Grafen von Eberſtein, Schauenburg und Lodrona dem Herzoge zuführten. Aus Thionville, wo er einige Tage raſtete, ließ er die Oberſtatthalterinn durch Franz von Ibarra begrüßen, dem zugleich aufgetragen war, wegen Einquartierung der Truppen Abrede mit ihr zu nehmen. Von ihrer Seite erſchienen Noirkarmes und Barlaimont im ſpaniſchen Lager, dem Herzoge zu ſeiner Ankunft Glück zu wünſchen, und ihm die gewöhnlichen Ehrenbezeugungen zu erweiſen. Zugleich mußten ſie ihm die königliche Vollmacht abfordern, die er ihnen aber nur zum Theil vorzeigte. Ihnen folgten ganze Scharen aus dem flämiſchen Adel, die nicht genug eilen zu können glaubten, die Gunſt des neuen Statthalters zu gewinnen, oder eine Rache, die gegen ſie im Anzuge war, durch eine zeitige Unterwerfung zu verſöhnen. Als unter dieſen auch der Graf von Egmont herannahte, zeigte ihn Herzog Alba den Umſtehenden. „Es kommt ein großer Ketzer.“ rief er laut genug, daß Egmont es hörte, der bey dieſen Worten betreten ſtille ſtand und die Farbe veränderte. Als aber der Herzog, ſeine Unbeſonnenheit zu verbeſſern, mit erheitertem Geſicht auf ihn zuging und ihn mit einer Umarmung freundlich begrüßte, ſchämte ſich der Flamänder ſeiner Furcht und ſpottete dieſes warnenden Winks durch eine leichtſinnige Deutung. Er beſiegelte dieſe neue Freundſchaft mit einem Geſchenk von zwey trefflichen Pferden, das mit herablaſſender Grandezza empfangen ward *).

Auf die Verſicherung der Regentinn, daß die Provinzen einer vollkommenen Ruhe genöſſen, und von keiner Seite Widerſetzung zu fürchten ſey, ließ der Herzog einige deutſche Regimenter, die bis jetzt Wartgeld gezogen, **auseinandergehen.** 3600 Mann wurden unter **Lodrona's** Befehlen in Antwerpen einquartiert, woraus die walloniſche Garniſon, der man nicht recht traute, ſogleich abziehen muſſte; eine verhältnißmäßig ſtarke Beſatzung warf man in Gent und in andere wichtige Plätze. **Alba** ſelbſt rückte mit der mailändiſchen Brigade nach Brüſſel vor, wohin ihn ein glänzendes Gefolge vom erſten Adel des Landes begleitete **).

Hier, wie in allen übrigen Städten der Niederlande, waren ihm Angſt und Schrecken vorangeeilt, und wer ſich nur irgend einer Schuld bewußt war, oder wer ſich auch keiner bewußt war, ſah dieſem Einzuge mit einer Bangigkeit, wie dem Anbruche eines Gerichtstags entgegen. Wer nur irgend von Familie, Gütern und Vaterland ſich losreißen konnte, floh oder war geflohen. Die Annäherung der ſpaniſchen Armee hatte die Provinzen, nach der Oberſtatthalterinn eignem Bericht, ſchon um hunderttauſend Bürger entvölkert, und dieſe allgemeine Flucht dauerte noch unausgeſetzt fort *). Aber die Ankunft des ſpaniſchen Generals konnte den Niederländern nicht verhaſſter ſeyn, als ſie der Regentinn kränkend und niederſchlagend war. Endlich, nach vielen ſorgenvollen Jahren, hatte ſie angefangen, die Süßigkeiten der Ruhe und einer unbeſtrittenen Herrſchaft zu koſten, die das erſehnte Ziel ihrer achtjährigen Verwaltung geweſen, und bisher immer ein eitler Wunſch geblieben war. Dieſe Frucht ihres ängſtlichen Fleißes, ihrer Sorgen und Nachtwachen ſollte ihr jetzt durch einen Fremdling entriſſen werden, der, auf einmal in den Beſitz aller Vortheile geſetzt, die ſie den Umſtänden nur mit langſamer Kunſt abgewinnen konnte, den Preis der Schnelligkeit leicht über ſie davon tragen, und mit raſchern Erfolgen über ihr gründliches aber weniger ſchimmerndes Verdienſt triumphiren würde. Seit dem Abzuge des Miniſters Granvella hatte ſie den ganzen Reiz der Unabhängigkeit gekoſtet, und die ſchmeichleriſche Huldigung des Adels, der ihr den Schein der Herrſchaft deſto mehr zu genießen gab, jemehr er ihr von dem Weſen derſelben entzog, hatte ihre Eitelkeit allmählig zu einem ſolchen Grade verwöhnt, daß ſie endlich auch ihren redlichſten Diener, den Staatsrath Viglius, der nichts als Wahrheit für ſie hatte, durch

---

*) Meteren 105. Meurs. 37. Strada 202. Watson Tom. II. p. 9.

**) Strada 203.

---

*) Strada. L. I. c.

Kälte von ſich entfremdete. Jetzt ſollte ihr auf einmal ein Aufſeher ihrer Handlungen, ein Theilhaber ihrer Gewalt an die Seite geſetzt, wo nicht gar ein Herr aufgedrungen werden, von deſſen ſtolzem, ſtörrigem und gebieteriſchem Geiſte, den keine Hofſprache milderte, ihrer Eigenliebe die tödtlichſten Kränkungen bevorſtanden. Vergebens hatte ſie, um ſeine Ankunft zu hintertreiben, alle Gründe der Staatskunſt aufgeboten, dem Könige vorſtellen laſſen und vorgeſtellt, daß der gänzliche Ruin des niederländiſchen Handels die unausbleibliche Folge dieſer ſpaniſchen Einquartierung ſeyn würde; vergebens hatte ſie ſich auf den bereits wiederhergeſtellten Frieden des Landes, und auf ihre eignen Verdienſte um dieſen Frieden berufen, die ſie zu einem beſſern Danke berechtigten, als die Früchte ihrer Bemühungen einem fremden Ankömmlinge abzutreten, und Alles von ihr geſtiftete Gute durch ein entgegengeſetztes Verfahren wieder vernichtet zu ſehen. Selbſt nachdem der Herzog ſchon den Berg Cenis herüber war, hatte ſie noch einen Verſuch gemacht, ihn wenigſtens zu einer Verminderung ſeines Heers zu bewegen, aber auch dieſen fruchtlos, wie alle vorigen, weil ſich der Herzog auf ſeinen Auftrag ſtützte. Mit dem empfindlichſten Verdruſſe ſah ſie jetzt ſeiner Annäherung entgegen, und Thränen gekränkter Eigenliebe miſchten ſich unter die, welche ſie dem Vaterlande weinte *).

---

*) Meteren 104. Burgund. 470. Strad. 100. Vgl. ad Hopper IV. V. XXX. Brief.

Der 22. Auguſt 1567 war der Tag, an welchem der Herzog **Alba** an den Thoren von Brüſſel erſchien. Sein Heer wurde ſogleich in den Vorſtädten in Beſatzung gelegt, und er ſelbſt ließ ſein erſtes Geſchäft ſeyn, gegen die Schweſter ſeines Königs die Pflicht der Ehrerbietung zu beobachten. Sie empfing ihn als eine Kranke, entweder weil die erlittene Kränkung ſie wirklich ſo ſehr angegriffen hatte, oder wahrſcheinlicher, weil ſie dieſes Mittel erwählte, ſeinem Hochmuthe weh zu thun, und ſeinen Triumph in Etwas zu ſchmälern. Er übergab ihr Briefe vom Könige, die er aus Spanien für ſie mitgebracht, und legte ihr eine Abſchrift ſeiner eignen Beſtallung vor, worin ihm der Oberbefehl über die ganze niederländiſche Kriegsmacht übergeben war, der Regentinn alſo, wie es ſchien, die Verwaltung der bürgerlichen Dinge, nach wie vor, anheimgeſtellt blieb. Sobald er ſich aber mit ihr allein ſah, brachte er eine neue Kommiſſion zum Vorſchein, die von der vorhergehenden ganz verſchieden lautete. Zufolge dieſer neuen Kommiſſion war ihm Macht verliehen, nach eignem Gutdünken Krieg zu führen, Feſtungen zu bauen, die Statthalter der Provinzen, die Befehlshaber der Städte, und die übrigen königlichen Beamten nach Gefallen zu ernennen und abzuſetzen, über die vergangenen Unruhen Nachforſchung zu thun, ihre Urheber zu beſtrafen und die Treugebliebenen zu belohnen. Eine Vollmacht von dieſem Umfange, die ihn beynahe einem Souverain gleich machte, und diejenige weit übertraf, womit ſie ſelbſt verſehen worden war, beſtürzte die Regentinn aufs Aeußerſte, und es ward ihr ſchwer, ihre Empfindlichkeit zu verbergen. Sie fragte den Herzog, ob er nicht vielleicht noch eine dritte Kommiſſion oder beſondere Befehle im Rückhalte hätte, die noch weiter gingen und beſtimmter abgefaſſt wären? welches er nicht undeutlich bejahte, aber dabey zu erkennen gab, daß es für heute zu weitläufig ſeyn dürfte, und nach Zeit und Gelegenheit beſſer würde geſchehen können. Gleich in den erſten Tagen ſeiner Ankunft ließ er den Rathsverſammlungen und Ständen eine Kopie jener erſten Inſtruction vorlegen, und beförderte ſie zum Druck, um ſie ſchneller in Jedermanns Hände zu bringen. Weil die Statthalterinn den Pallaſt inne hatte, bezog er einſtweilen das Kuilemburgiſche Haus, daſſelbe, worin die Geuſenverbrüderung ihren Namen empfangen hatte, und vor welchem jetzt durch einen wunderbaren Wechſel der Dinge die ſpaniſche Tyranney ihre Zeichen aufpflanzte *).

Eine todte Stille herrſchte jetzt in Brüſſel, die nur zuweilen das ungewohnte Geräuſch der Waffen unterbrach. Der Herzog war wenige Stunden in der Stadt, als ſich ſeine Begleiter, gleich losgelaſſenen Spürhunden, nach allen Gegenden zerſtreuten. Ueberall fremde

---

*) Strad. 203. Meteren 105. Meurs. Guil. Auriac. L. IV. 38.

Geſichter, menſchenleere Straßen, alle Häuſer verriegelt, alle Spiele eingeſtellt, alle öffentliche Plätze verlaſſen, die ganze Reſidenz wie eine Landſchaft, welche die Peſt hinter ſich liegen ließ. Ohne, wie ſonſt, geſprächig beyſammen zu verweilen, eilten Bekannte an Bekannten vorüber; man förderte ſeine Schritte, ſobald ein Spanier in den Straßen erſchien. Jedes Geräuſch jagte Schrecken ein, als pochte ſchon ein Gerichtsdiener an der Pforte; der Adel hielt ſich bang erwartend in ſeinen Häuſern; man vermied, ſich öffentlich zu zeigen, um dem Gedächtniſſe des neuen Statthalters nicht zu Hülfe zu kommen. Beyde Nationen ſchienen ihren Charakter umgetauſcht zu haben, der Spanier war jetzt der Redſelige und der Brabanter der Stumme; Mißtrauen und Furcht hatten den Geiſt des Muthwillens und der Fröhlichkeit verſcheucht, eine gezwungene Gravität ſogar das Minenſpiel gebunden. Jede nächſte Minute fürchtete man den niederfallenden Streich. Seitdem die Stadt den ſpaniſchen Heerführer in ihren Mauern hatte, erging es ihr, wie einem, der einen Giftbecher ausgeleert und mit bebender Angſt jetzt und jetzt die tödtliche Wirkung erwartet.

Dieſe allgemeine Spannung der Gemüther hieß den Herzog zur Vollſtreckung ſeiner Anſchläge eilen, ehe man ihnen durch eine zeitige Flucht zuvorkäme. Sein Erſtes mußte ſeyn, ſich der verdächtigſten Großen zu verſichern, um der Faktion für ein- und allemal ihre

Häupter, und dem Volke, deſſen Freyheit unterdrückt werden ſollte, ſeine Stützen zu entreißen. Durch eine verſtellte Freundlichkeit war es ihm gelungen, ihre erſte Furcht einzuſchläfern, und den Grafen von Egmont beſonders in ſeine ganze vorige Sicherheit zurückzuwerfen, wobey er ſich auf eine geſchickte Art ſeiner Söhne, Ferdinand und Friedrich Toledo, bediente, deren Geſelligkeit und Jugend ſich leichter mit dem flämiſchen Charakter vermiſchten. Durch dieſes kluge Betragen erlangte er, daß auch der Graf von Hoorn, der es bis jetzt für rathſamer gehalten, den erſten Begrüßungen von Weitem zuzuſehen, von dem guten Glücke ſeines Freundes verführt, nach Brüſſel gelockt wurde. Einige aus dem Adel, an deren Spitze Graf Egmont ſich befand, fingen ſogar an, zu ihrer vorigen luſtigen Lebensart zurückzukehren, doch nur mit halbem Herzen und ohne viele Nachahmer zu finden. Das Kuilemburgiſche Haus war unaufhörlich von einer zahlreichen Welt belagert, die ſich dort um die Perſon des neuen Statthalters herumdrängte, und auf einem Geſicht, das Furcht und Unruhe ſpannten, eine geborgte Munterkeit ſchimmern ließ; Egmont beſonders gab ſich das Anſehn, mit leichtem Muthe in dieſem Hauſe aus- und einzugehn, bewirthete die Söhne des Herzogs und ließ ſich wieder von ihnen bewirthen. Mittlerweile überlegte der Herzog, daß eine ſo ſchöne Gelegenheit zu Vollſtreckung ſeines Anſchlags nicht zum zweiten Male wiederkommen dürfte, und eine einzige Unvorſichtigkeit genug ſey, dieſe Sicherheit zu zerſtören, die ihm beyde Schlachtopfer von ſelbſt in die Hände lieferte; doch ſollte auch noch Hoogſtraten, als der dritte Mann, in derſelben Schlinge gefangen werden, den er deswegen, unter einem ſcheinbarn Vorwande von Geſchäften, nach der Hauptſtadt rief. Zu der nämlichen Zeit, wo er ſelbſt ſich in Brüſſel der drey Grafen verſichern wollte, ſollte der Oberſte von Lodrona in Antwerpen den Bürgermeiſter Strahlen, einen genauen Freund des Prinzen von Oranien, und der im Verdachte war, die Kalviniſten begünſtigt zu haben; ein andrer den geheimen Sekretär und Edelmann des Grafen von Egmont, Johann Caſembrot von Beckerzeel, zugleich mit einigen Schreibern des Grafen von Hoorn, in Verhaft nehmen, und ſich ihrer Papiere bemächtigen.

Als der Tag erſchienen, der zur Ausführung dieſes Anſchlags beſtimmt war, ließ er alle Staatsräthe und Ritter, als ob er ſich über die Staatsangelegenheiten mit ihnen beſprechen müſſte, zu ſich entbieten, bey welcher Gelegenheit von Seiten der Niederländer der Herzog von Arſchot, die Grafen von Mannsfeld, der von Barlaimont, von Aremberg, und von ſpaniſcher Seite, außer den Söhnen des Herzogs, Vitelli, Serbellon und Ibarra zugegen waren. Dem jungen Grafen von Mannsfeld, der gleichfalls bey dieſer Verſammlung erſchien, winkte ſein Vater, daß er ſich eiligſt wieder unſichtbar machte, und durch eine ſchnelle Flucht dem Verderben entging, das über ihn, als einen ehemaligen Theilhaber des Geuſenbundes, verhängt war. Der Herzog ſuchte die Berathſchlagung mit Fleiß in die Länge zu ziehen, um die Kouriere aus Antwerpen zuvor abzuwarten, die ihm von der Verhaftnehmung der Uebrigen Nachricht bringen ſollten. Um dieſes mit deſto weniger Verdacht zu thun, muſſte der Kriegsbaumeiſter Paciotto bey der Berathſchlagung mit zugegen ſeyn, und ihm die Riſſe zu einigen Feſtungen vorlegen. Endlich ward ihm hinterbracht, daß Lodrona's Anſchlag glücklich von Statten gegangen ſey, worauf er die Unterredung mit guter Art abbrach, und die Staatsräthe von ſich ließ. Und nun wollte ſich Graf Egmont nach den Zimmern Don Ferdinands begeben, um ein angefangenes Spiel mit ihm fortzuſetzen, als ihm der Hauptmann von der Leibwache des Herzogs, Sancho von Avila, in den Weg trat, und im Namen des Königs den Degen abforderte. Zugleich ſah er ſich von einer Schaar ſpaniſcher Soldaten umringt, die, der Abrede gemäß, plötzlich aus dem Hintergrunde hervortraten. Dieſer höchſt unerwartete Streich griff ihn ſo heftig an, daß er auf einige Augenblicke Sprache und Beſinnung verlor; doch faſſte er ſich bald wieder, und nahm ſeinen Degen mit gelaſſnem Anſtande von der Seite.

„Dieſer Stahl," ſagte er, indem er ihn in des Spaniers Hände gab, „hat die Sache des Königs ſchon „einigemal nicht ohne Glück vertheidigt." Zur nämlichen Zeit bemächtigte ſich ein anderer ſpaniſcher Officier des Grafen von Hoorn, der ohne alle Ahnung der Gefahr ſo eben nach Hauſe kehren wollte. Hoorn's erſte Frage war nach Graf Egmont. Als man ihm antwortete, daß ſeinem Freunde in eben dem Augenblicke daſſelbe begegne, ergab er ſich ohne Widerſtand. „Von ihm hab' ich mich leiten laſſen;" rief er aus, „es iſt billig, daß ich Ein Schickſal mit ihm „theile." Beyde Grafen wurden in verſchiedenen Zimmern in Verwahrung gebracht. Indem dieſes innen vorging, war die ganze Garniſon ausgerückt und ſtand vor dem Kuilemburgiſchen Hauſe unter dem Gewehre. Niemand wuſſte, was drinnen vorgegangen war; ein geheimnißvolles Schrecken durchlief ganz Brüſſel, bis endlich das Gerücht dieſe unglückliche Begebenheit verbreitete. Sie ergriff alle Einwohner, als ob ſie Jedem unter ihnen ſelbſt widerfahren wäre; bey Vielen überwog der Unwille über Egmonts Verblendung das Mitleid mit ſeinem Schickſale; Alle frohlockten, daß Oranien entronnen ſey. Auch ſoll die erſte Frage des Kardinals Granvella, als man ihm in Rom dieſe Bothſchaft brachte, geweſen ſeyn, ob man den Schweigenden auch habe? Da man ihm dieſes verneinte, ſchüttelte er den Kopf: „Man

„hat alſo gar nichts,“ ſagte er, „weil man den „Schweigenden entwiſchen ließ.“ Beſſer meinte es das Schickſal mit dem Grafen von Hoogſtraten, den das Gerücht dieſes Vorfalls unterwegs nach Brüſſel noch erreichte, weil er Krankheithalber war genöthigt worden, langſamer zu reiſen. Er kehrte eilends um, und entrann glücklich dem Verderben *).

Gleich nach ſeiner Gefangennehmung wurde dem Grafen von Egmont ein Handſchreiben an den Befehlshaber der Citadelle von Gent abgedrungen, worin er dieſem anbefehlen mußte, dem ſpaniſchen Obriſten Alphons von Ulloa die Feſtung zu übergeben. Beyde Grafen wurden alsdann, nachdem ſie einige Wochen lang in Brüſſel, jeder an einem beſondern Orte, gefangen geſeſſen, unter einer Bedeckung von 3000 ſpaniſchen Soldaten nach Gent abgeführt, wo ſie weit in das folgende Jahr hinein in Verwahrung blieben. Zugleich hatte man ſich aller ihrer Briefſchaften bemächtigt. Viele aus dem erſten Adel, die ſich von der verſtellten Freundlichkeit des Herzogs von Alba hatten bethören laſſen, zu bleiben, erlitten das nämliche Schickſal; und an denjenigen, welche bereits vor des Herzogs Ankunft mit den Waffen in der Hand gefangen worden, wurde nunmehr

---

*) Meteren 108. Strad. 204. 205. Meurs. Guil. Auriac. 39. Allgem. G. d. v. N. III. Bd. 112.

ohne längern Aufſchub das letzte Urtheil vollzogen. Auf das Gerücht von **Egmonts** Verhaftung ergriffen abermals gegen 20,000 Einwohner den Wanderſtab, außer den 100,000, die ſich bereits in Sicherheit gebracht und die Ankunft des ſpaniſchen Feldherrn nicht hatten erwarten wollen. Niemand ſchätzte ſich mehr ſicher, nachdem ſogar auf ein ſo edles Leben ein Angriff geſchehen war *); aber Viele ſan-

---

*) Ein großer Theil dieſer Flüchtlinge half die Armee der Hugenotten verſtärken, die von dem Durchzuge der ſpaniſchen Armee durch Lothringen einen Vorwand genommen hatten, ihre Macht zuſammenzuziehen, und **Karl den Neunten** jetzt aufs Aeußerſte bedrängten. Aus dieſem Grunde glaubte der franzöſiſche Hof ein Recht zu haben, bey der Regentinn der Niederlande auf Subſidien zu dringen. Die Hugenotten, führte er an, hätten den Marſch der ſpaniſchen Armee als eine Folge der Verabredung angeſehen, die zwiſchen beyden Höfen in Bayonne gegen ſie geſchloſſen worden ſey, und wären dadurch aus ihrem Schlummer geweckt worden. Von Rechts wegen komme es alſo dem ſpaniſchen Hofe zu, den franzöſiſchen Monarchen aus einer Bedrängniß ziehen zu helfen, in welche dieſer nur durch den Marſch der Spanier gerathen ſey. **Alba** ließ auch wirklich den Grafen **von Aremberg** mit einem anſehnlichen Heere zu der Armee der Königinn Mutter in Frankreich ſtoßen, und erbot ſich ſogar, es in eigner Perſon zu befehligen, welches Letztere man ſich aber verbat. Strada. 206. Thuan. 541.

den Urſache, es zu bereuen, daß ſie dieſen heilſamen Entſchluß ſo weit hinausgeſchoben hatten; denn mit jedem Tage wurde ihnen die Flucht ſchwerer gemacht, weil der Herzog alle Häfen ſperren ließ, und auf die Wanderung Todesſtrafe ſetzte. Jetzt pries man die Bettler glücklich, welche Vaterland und Güter im Stiche gelaſſen, um nichts, als Athem und Freyheit zu retten *).

---

*) Meurs. Guil. Auriac. 40. Thuan. 539. Meteren 108. Allgem. G. d. v. N. 113.

* * *

Alba's erſte Anordnungen
und
Abzug der Herzoginn von Parma.

Alba's erſter Schritt, ſobald er ſich der verdächtigſten Großen verſichert hatte, war, die Inquiſition in ihr voriges Anſehn wiedereinzuſetzen, die Schlüſſe der trientiſchen Kirchenverſammlung wieder geltend zu machen, die Moderation aufzuheben, und die Placate gegen die Ketzer auf ihre ganze vorige Strenge zurückzuführen *). Der Inquiſitionshof in Spanien hatte die geſammte niederländiſche Nation, Katholiken und Irrgläubige, Treugeſinnte und Rebellen ohne Unterſchied, dieſe, weil ſie ſich durch Thaten, jene, weil ſie ſich durch Unterlaſſen vergangen, einige Wenige ausgenommen, die man namentlich anzugeben ſich vorbehielt, der beleidigten Majeſtät im höchſten Grade ſchuldig erkannt, und dieſes Urtheil hatte der König durch eine öffentliche Sentenz beſtätigt. Er erklärte, ſich zugleich aller ſeiner Verſprechungen quitt, und aller Verträge entlaſſen, welche die Oberſtatthalterinn in ſeinem Namen mit dem niederländiſchen Volke eingegangen; und Gnade war alle Gerechtigkeit, die es künftig von ihm zu erwarten hatte. Alle, die zu Vertreibung des Miniſters Granvella beygetragen, an der Bittſchrift des verbundenen Adels Antheil gehabt, oder auch nur Gutes davon geſprochen; Alle, die gegen die trientiſchen Schlüſſe, gegen die Glaubensedikte, oder gegen die Einſetzung der Biſchöfe mit einer Supplik eingekommen; Alle, die das öffentliche Predigen zugelaſſen, oder nur ſchwach gehindert; Alle, die die Inſignien der Geuſen getragen, Geuſenlieder geſungen oder ſonſt auf irgend eine Weiſe ihre Freude darüber an den Tag gelegt; Alle, die einen unkatholiſchen Prediger beherbergt oder verheimlicht, kalviniſchen Begräbniſſen beygewohnt, oder auch nur von ihren heimlichen Zuſammenkünften gewußt und ſie verſchwiegen; Alle, die von den Privilegien des Landes Einwendungen hergenommen; Alle, endlich, die ſich geäußert, daß man Gott mehr gehorchen müſſe, als den Menſchen — Alle, ohne Unterſchied, ſeyen in die Strafe verfallen, die das Geſetz auf Majeſtätsverletzung und Hochverrath lege, und dieſe Strafe ſolle ohne Schonung oder Gnade, ohne Rückſicht auf Rang, Geſchlecht oder Alter, der Nachwelt zum Beyſpiele und zum Schrecken für alle künftige Zeiten, nach der Vorſchrift, die man geben würde, an den Schuldigen vollzogen werden *). Nach dieſer Angabe war kein Reiner mehr in allen Provinzen, und der neue Statthalter hatte ein ſchreckliches Ausleſen unter der ganzen Nation. Alle Güter und alle Leben waren ſein, und wer eins von beyden, oder gar beydes rettete, empfing es von ſeiner Großmuth und Menſchlichkeit zum Geſchenk.

---

*) Meurs. G. A. 38. Meteren. 105.

Durch dieſen eben ſo fein ausgeſonnenen als abſcheulichen Kunſtgriff wurde die Nation entwaffnet, und eine Vereinigung der Gemüther unmöglich gemacht. Weil es nämlich bloß von des Herzogs Willkür abhing, an wem er das Urtheil vollſtrecken laſſen wollte, das über Alle, ohne Ausnahme, gefällt war, ſo hielt jeder Einzelne ſich ſtille, um, wo möglich, der Aufmerkſamkeit des Statthalters zu entwiſchen, und die Todeswahl ja nicht auf ſich zu lenken; ſo ſtand Jeder, mit dem es ihm gefiel, eine Ausnahme zu machen, gewiſſermaßen in ſeiner Schuld, und hatte ihm für ſeine Perſon eine Verbindlichkeit, die dem Werthe des Lebens und des Eigenthums gleich kam. Da dieſes Strafgericht aber bey Weitem nur an der kleinern Hälfte der Nation vollſtreckt werden konnte, ſo hatte er ſich alſo natürlicherweiſe der größern durch die ſtärkſten Bande der Furcht und der Dankbarkeit verſichert; und für Einen, den

---

*) Meteren 107.

er zum Schlachtopfer ausſuchte, waren zehn andere gewonnen, die er vorüberging. Auch blieb er unter Strömen Bluts, die er fließen ließ, im ruhigen Beſitze ſeiner Herrſchaft, ſo lange er dieſer Staatskunſt getreu blieb, und verſcherzte dieſen Vortheil nicht eher, als bis ihn Geldmangel zwang, der Nation eine Laſt aufzulegen, die Jeden, ohne Ausnahme, drückte *).

Um aber nun dieſem blutigen Geſchäfte, das ſich täglich unter ſeinen Händen häufte, mehr gewachſen zu ſeyn, und aus Mangel der Werkzeuge ja kein Opfer zu verlieren; um auf der andern Seite ſein Verfahren von den Ständen unabhängig zu machen, mit deren Privilegien es ſo ſehr im Widerſpruche ſtand, und die ihm überhaupt viel zu menſchlich dachten, ſetzte er einen außerordentlichen Juſtizhof von zwölf Criminalrichtern nieder, der über die vergangenen Unruhen erkennen, und nach dem Buchſtaben der gegebenen Vorſchrift Urtheil ſprechen ſollte. Schon die Einſetzung dieſes Gerichtshofs war eine Verletzung der Landesfreyheiten, welche ausdrücklich mit ſich brachten, daß kein Bürger außerhalb ſeiner Provinz gerichtet werden dürfte; aber er machte die Gewaltthätigkeit vollkommen, indem er, gegen die heiligſten Privilegien des Landes, auch den erklärteſten Feinden der niederländiſchen Freyheit, ſeinen Spaniern, Sitz und Stimme darin gab. Präſident

---

*) Thuan. II. 540. A. G. d. v. N. III. 115.

dieſes Gerichtshofs war Er ſelbſt, und nach ihm ein gewiſſer Licentiat Vargas, ein Spanier von Geburt, den ſein eignes Vaterland wie eine Peſtbeule ausgeſtoßen, wo er an einem ſeiner Mündel Nothzucht verübt hatte; ein ſchamloſer verhärteter Böſewicht, in deſſen Gemüthe ſich Geiz, Wolluſt und Blutbegier um die Oberherrſchaft ſtritten, über deſſen Nichtswürdigkeit endlich die Geſchichtſchreiber beyder Parteyen mit einander einſtimmig ſind *). Die vornehmſten Beyſitzer waren der Graf von Aremberg, Philipp von Noirkarmes und Karl von Barlaimont, die jedoch niemals darin erſchienen ſind; Hadrian Nikolai, Kanzler von Geldern; Jakob Mertens und Peter Aßet, Präſidenten von Artois und Flandern; Jakob Heßelts und Johann de la Porte, Räthe von Gent; Ludwig del Rio, Doktor der Theologie und ein geborner Spanier; Johann du Bois, Oberanwald des Königs, und de la Torre, Schreiber des Gerichts. Auf Viglius Vorſtellungen wurde der Geheime Rath mit einem Antheile an dieſem Gerichte verſchont; auch aus dem großen Rathe zu Mecheln wurde Niemand dazu gezogen. Die Stimmen der Mitglieder waren nur rathgebend, nicht be-

---

*) Dignum belgico carcinomate cultrum nennt ihn Meurs. Guil. Auriac. 38. Vigl. ad Hopper. XLV. LXVIII. LXXXI. Brief. Meteren 105.

ſchließend, welches Letztere ſich der Herzog allein vorbehielt. Für die Sitzungen war keine beſondere Zeit beſtimmt; die Räthe verſammelten ſich des Mittags, ſo oft es der Herzog für gut fand. Aber ſchon nach Ablauf des dritten Monats fing dieſer an, bey den Sitzungen ſeltner zu werden, und ſeinem Lieblinge, Vargas, zuletzt ſeinen ganzen Platz abzutreten, den dieſer mit ſo abſcheulicher Würdigkeit beſetzte, daß in kurzer Zeit alle übrigen Mitglieder, der Schandthaten müde, wovon ſie Augenzeugen und Gehülfen ſeyn muſſten, bis auf den ſpaniſchen Doctor del Rio und den Sekretär de la Torre, aus den Verſammlungen wegblieben *). Es empört die Empfindung, wenn man lieſt, wie das Leben der Edelſten und Beſten in die Hände ſpaniſcher Lotterbuben gegeben war, und wie nah es dabey war, daß ſie ſelbſt die Heiligthümer der Nation, ihre Privilegien und Patente, durchwühlt, Siegel erbrochen und die geheimſten Kontrakte zwiſchen dem Landesherrn und den Ständen profanirt und preisgegeben hätten **).

---

*) Wie man denn auch wirklich oft die Sentenzen gegen die angeſehenſten Männer, z. B. das Todesurtheil über den Bürgermeiſter Strahlen von Antwerpen, nur von Vargas, del Rio und de la Torre unterzeichnet fand. Meteren 105.

**) Meteren 106. Zu einem Beyſpiele, mit welchem fühlloſen Leichtſinne die wichtigſten Dinge, ſelbſt Entſcheidungen über Leben und Tod, in dieſem Blutrathe be-

Von dem Rathe der Zwölfe, der, ſeiner Beſtimmung nach, der Rath der Unruhen genannt wurde, ſeines Verfahrens wegen aber unter dem Namen des Blutraths, den die aufgebrachte Nation ihm beylegte, allgemeiner bekannt iſt, fand keine Reviſion der Prozeſſe, keine Appellation Statt. Seine Urtheile waren unwiderruflich und durch keine andere Autorität gebunden. Kein Gericht des Landes durfte über Rechtsfälle erkennen, welche die letzte Empörung betrafen, ſo, daß beynahe alle andere Juſtizhöfe ruhten. Der große Rath zu Mecheln war ſo gut als nicht mehr; das Anſehn des Staatsraths fiel gänzlich, daß ſogar ſeine Sitzungen eingingen. Selten geſchah es, daß ſich der Herzog mit einigen Gliedern des letztern über Staatsge-

---

handelt worden, mag dienen, was von dem Rathe Heßelts erzählt wird. Er pflegte nämlich mehrentheils in der Verſammlung zu ſchlafen, und wenn die Reihe an ihn kam, ſeine Stimme zu einem Todesurtheile zu geben, noch ſchlaftrunken aufzuſchreyen: Ad Patibulum! Ad Patibulum! So geläufig war dieſes Wort ſeiner Zunge geworden. Von dieſem Heßelts iſt noch merkwürdig, daß ihm ſeine Gattinn, eine Nichte des Präſidenten Viglius, in den Ehepakten ausdrücklich vorgeſchrieben hatte, das traurige Amt eines königlichen Anwalds niederzulegen, das ihn der ganzen Nation verhaßt machte. Vigl. ad Hopper. LXVII. Brief. A. G. d. v. R. 114.

ſchäfte beſprach, und wenn es auch je zuweilen dazu kam, ſo war es in ſeinem Kabinette, in einer Privatunterredung, ohne eine rechtliche Form dabey zu beobachten. Kein Privilegium, kein noch ſo ſorgfältig beſiegelter Freybrief kam vor dem Rathe der Unruhen in Anſchlag *). Alle Urkunden und Kontrakte muſſten ihm vorgelegt werden und oft die gewaltthätigſte Auslegung und Aenderung leiden. Ließ der Herzog eine Sentenz ausfertigen, die von den Ständen Brabants Widerſpruch zu fürchten hatte, ſo galt ſie ohne das brabantiſche Siegel. In die heiligſten Rechte der Perſonen wurden Eingriffe gethan, und eine beyſpielloſe Deſpotie drang ſich ſogar in den Kreis des häuslichen Lebens. Weil die Unkatholiſchen und Rebellen bisher durch Heirathsverbindungen mit den erſten Familien des Landes ihren Anhang ſo ſehr zu verſtärken gewußt hatten, ſo gab der Herzog ein Mandat, das allen Niederländern, weß Standes und Würden ſie auch ſeyn möchten, bey Strafe an Leib und Gut, unterſagte, ohne vorhergeſchehene Anfrage bey Ihm und ohne ſeine Bewilligung eine Heirath zu ſchließen **).

---

*) In einem ſchlechten Latein richtete Vargas die niederländiſche Freyheit zu Grunde. Non curamus Vestros Privilegios, antwortete er einem, der die Freyheiten der hohen Schule zu Löwen gegen ihn geltend machen wollte. A. G. d. v. N. 117.

**) Meteren 106. 107. Thuan. 540.

Alle, die der Rath der Unruhen vorzuladen für gut fand, muſſten vor dieſem Tribunale erſcheinen, die Geiſtlichkeit wie die Laien, die ehrwürdigſten Häupter der Senate, wie der Bilderſtürmer verworfenes Geſindel. Wer nicht erſchien, wie auch faſt Niemand that, war des Landes verwieſen, und alle ſeine Güter dem Fiskus heimgefallen; verloren aber war ohne Rettung, wer ſich ſtellte, oder den man ſonſt habhaft werden konnte. Zwanzig, Vierzig, oft Funfzig, wurden aus Einer Stadt zugleich vorgefordert, und die Reichſten waren dem Donnerſtrale immer die Nächſten. Geringere Bürger, die nichts beſaßen, was ihnen Vaterland und Herd hätte lieb machen können, wurden ohne vorhergegangene Citation überraſcht und verhaftet. Manche angeſehene Kaufleute, die über ein Vermögen von 60 bis 100,000 Gulden zu gebieten gehabt hatten, ſah man hier wie gemeines Geſindel, mit auf den Rücken gebundenen Händen, an einem Pferdeſchweif zu der Richtſtätte ſchleifen, in Valenciennes zu Einer Zeit fünf und funfzig Häupter abſchlagen. Alle Gefängniſſe, deren der Herzog gleich beym Antritt ſeiner Verwaltung eine große Menge hatte neu erbauen laſſen, waren von Delinquenten vollgepreſſt; Hängen, Köpfen, Viertheilen, Verbrennen, waren die hergebrachten und ordentlichen Verrichtungen des Tages; weit ſeltner ſchon hörte man von Galerenſtrafe und Verweiſung, denn faſt keine Verſchuldung war, die man für Todesſtrafe zu leicht geachtet hätte. Unermeßliche Summen fielen dadurch in den Fiskus, die aber den Golddurſt des neuen Statthalters und ſeiner Gehülfen vielmehr reizten als löſchten. Sein raſender Entwurf ſchien zu ſeyn, die ganze Nation zum Bettler zu machen, und alle Reichthümer des Landes in des Königs und ſeiner Diener Hände zu ſpielen. Der jährliche Ertrag dieſer Konfiskationen wurde den Einkünften eines Königreichs vom erſten Range gleich geſchätzt; man ſoll ſie dem Monarchen, nach einer ganz unglaublichen Angabe, auf zwanzig Millionen Thaler berechnet haben. Aber dieſes Verfahren war deſto unmenſchlicher, da es gerade die ruhigſten Unterthanen, und die rechtgläubigſten Katholiken, denen man nicht einmal Leides thun wollte, oft am härteſten traf; denn mit Einziehung der Güter ſahen ſich alle Gläubiger getäuſcht, die darauf zu fordern gehabt hatten; alle Hoſpitäler und öffentliche Stiftungen, die davon unterhalten worden, gingen ein, und die Armuth, die ſonſt einen Nothpfennig davon gezogen, mußte dieſe einzige Nahrungsquelle für ſich vertrocknet ſehen. Welche es unternahmen, ihr gegründetes Recht an dieſe Güter vor dem Rathe der Zwölfe zu verfolgen, (denn kein anderer Gerichtshof durfte ſich mit dieſen Unterſuchungen befaſſen) verzehrten ſich in langwierigen koſtbarn Rechtshändeln, und waren Bettler, ehe ſie das Ende davon erlebten *). Von einer ſolchen Umkehrung der Geſetze, ſolchen Gewaltthätigkeiten gegen das Eigenthum, einer ſolchen Verſchleuderung des Menſchenlebens kann die Geſchichte gebildeter Staaten ſchwerlich mehr, als noch ein einziges Beyſpiel aufweiſen; aber Cinna, Sulla und Marius traten in das eroberte Rom als beleidigte Sieger, und übten wenigſtens ohne Hülle, was der niederländiſche Statthalter unter dem ehrwürdigen Schleyer der Geſetze vollführte.

Bis zum Ablauf dieſes 1567ſten Jahres hatte man noch an die perſönliche Ankunft des Königs geglaubt, und die Beſten aus dem Volke hatten ſich auf dieſe letzte Inſtanz vertröſtet. Noch immer lagen Schiffe, die er ausdrücklich zu dieſem Zwecke hatte ausrüſten laſſen, im Hafen vor Vließingen bereit, ihm auf den erſten Wink entgegenzuſegeln; und bloß allein, weil Er in ihren Mauern reſidiren ſollte, hatte ſich die Stadt Brüſſel zu einer ſpaniſchen Beſatzung verſtanden. Aber auch dieſe Hoffnung erloſch allmählig ganz, da der König dieſe Reiſe von einem Vierteljahre aufs andere hinausſchob, und der neue Regent ſehr bald anfing, eine Vollmacht ſehen zu laſſen, die weniger einen Vorläufer der Majeſtät, als einen ſouverainen Miniſter ankündigte, der ſie ganz

---

*) Meteren 109.

überflüſſig machte. Um die Noth der Provinzen vollkommen zu machen, muſſte nun auch in der Perſon der Regentinn ihr letzter guter Engel von ihnen ſcheiden *).

Schon ſeit der Zeit nämlich, wo ihr die ausgedehnte Vollmacht des Herzogs über das Ende ihrer Herrſchaft keinen Zweifel mehr übrig ließ, hatte Margaretha den Entſchluß gefaſſt, auch dem Namen derſelben zu entſagen. Einen lachenden Erben im Beſitze einer Hoheit zu ſehen, die ihr durch einen neunjährigen Genuß zum Bedürfniſſe geworden war, einem Andern die Herrlichkeit, den Ruhm, den Schimmer, die Anbetung, und alle Aufmerkſamkeiten, die das gewöhnliche Gefolge der höchſten Gewalt ſind, zuwandern zu ſehen, und verloren zu fühlen, was ſie beſeſſen zu haben nie vergeſſen konnte, war mehr, als eine Frauenſeele zu verſchmerzen im Stande iſt; aber Herzog Alba war vollends nicht dazu gemacht, durch einen ſchonenden Gebrauch ſeiner neuerlangten Hoheit ihr die Trennung davon weniger fühlbar zu machen. Die allgemeine Ordnung ſelbſt, die durch dieſe doppelte Herrſchaft in Gefahr gerieth, ſchien ihr dieſen Schritt aufzulegen. Viele Provinzſtatthalter weigerten ſich, ohne ein ausdrückliches Mandat

---

*) Vgl. ad Hopper. XLV. Brief.

vom Hofe, Befehle vom Herzoge anzunehmen, und ihn als Mitregenten zu erkennen.

Der ſchnelle Umtauſch ihrer Pole hatte bey den Höflingen nicht ſo gelaſſen, ſo unmerklich abgehen können, daß die Herzoginn die Veränderung nicht aufs Bitterſte empfand. Selbſt die Wenigen, die, wie z. B. der Staatsrath Viglius, ſtandhaft bey ihr aushielten, thaten es weniger aus Anhänglichkeit an ihre Perſon, als aus Verdruß, ſich Anfängern und Fremdlingen nachgeſetzt zu ſehen, und weil ſie zu ſtolz dachten, unter dem neuen Regenten ihre Lehrjahre zu wiederholen *). Bey Weitem der größte Theil konnte bey allen Beſtrebungen, die Mitte zwiſchen Beyden zu halten, die unterſcheidende Huldigung nicht verbergen, die er der aufgehenden Sonne vor der ſinkenden zollte, und der königliche Pallaſt in Brüſſel ward immer öder und ſtiller, jemehr ſich das Gedränge im Kulemburgiſchen Hauſe vermehrte. Aber was die Empfindlichkeit der Herzoginn zu dem äußerſten Grade reizte, war Hoorns und Egmonts Verhaftung, die ohne ihr Wiſſen, und als wäre Sie gar nicht in der Welt geweſen, eigenmächtig von dem Herzoge beſchloſſen und ausgeführt ward. Zwar bemühte ſich Alba, ſie ſogleich nach geſchehener That durch die Erklärung zu beruhigen, daß man dieſen Anſchlag aus keinem andern Grunde vor ihr

---

*) Vigl. ad Hopper. XXIII. XL. XLIV. und XLV. Brief.

geheim gehalten, als um bey einem ſo verhaßten Geſchäfte ihren Namen zu ſchonen; aber eine Delikateſſe konnte die Wunde nicht zuſchließen, die ihrem Stolze geſchlagen war. Um auf einmal allen ähnlichen Kränkungen zu entgehen, von denen die gegenwärtige wahrſcheinlich nur ein Vorbote war, ſchickte ſie ihren Geheimſchreiber, Machiavell, an den Hof ihres Bruders ab, ihre Entlaſſung von der Regentſchaft dort mit allem Ernſte zu betreiben. Sie wurde ihr ohne alle Schwierigkeit, doch mit allen Merkmalen ſeiner höchſten Achtung, bewilligt; er ſetze, drückte er ſich aus, ſeinen eignen und der Provinzen Vortheil hintan, um ſeine Schweſter zu verbinden. Ein Geſchenk von 30,000 Thalern begleitete dieſe Bewilligung, und 20,000 wurden ihr zum jährlichen Gehalte angewieſen *). Zugleich folgte ein Diplom für den Herzog

---

*) Der ihr aber nicht ſehr gewiſſenhaft ſcheint ausgezahlt worden zu ſeyn, wenn man anders einer Broſchüre trauen darf, die noch bey ihren Lebzeiten im Drucke herauskam. (Sie führt den Titel: Discours sur la Blessure de Monseigneur, Prince d'Orange 1582, ohne Druckort, und ſteht in der kurfürſtl. Bibliothek zu Dresden). Sie ſchmachte, heißt es hier, zu Namur im Elende, ſo ſchlecht unterſtützt von ihrem Sohne, (dem damaligen Gouverneur der Niederlande) daß ihr Sekretär, Aldobrandin, ſelbſt ihren daſigen Aufenthalt ein Exilium nenne. Aber, heißt es weiter, was

von Alba, das ihn an ihrer Statt zum Oberſtatthalter der ſämmtlichen Niederlande mit unumſchränkter Vollmacht erklärte *).

Gar gern hätte Margaretha geſehen, daß ihr vergönnt worden wäre, ihre Statthalterſchaft vor einer ſolennen Ständeverſammlung niederzulegen; ein Wunſch, den ſie dem Könige nicht undeutlich zu erkennen gab, aber nicht die Freude hatte, in Erfüllung gebracht zu ſehen. Ueberhaupt mochte ſie das Feyerliche lieben, und das Beyſpiel des Kaiſers, ihres Vaters, der in eben dieſer Stadt das außerordentliche Schauſpiel ſeiner Kronabdankung gegeben, ſchien unendlich viel Anlockendes für ſie zu haben. Da es nun doch einmal von der höchſten Gewalt geſchieden ſeyn mußte, ſo war ihr wenigſtens der Wunſch nicht zu verargen, dieſen Schritt mit möglichſtem Glanze zu thun; und da ihr außerdem nicht entging, wie ſehr der allgemeine Haß gegen den Herzog ſie ſelbſt in Vortheil geſetzt hatte, ſo ſahe ſie einem ſo ſchmeichelhaften, ſo rührenden Auftritte ſehnſüchtig entgegen! So gern hätte ſie die Thränen der Niederländer um die gute Beherrſcherinn fließen ſehen,

---

konnte ſie auch von einem Sohne Beſſeres erwarten, der ihr, als er ſie noch ſehr jung in Brüſſel beſuchte, hinter dem Rücken ein Schnippchen ſchlug?

*) Strada. 206. 207. 208. Meurs. Guil. Auriac. 40. Thuan. 539. Vigl. ad Hopper. XL. XLI. XLIV. Brief.

ſo gern auch die übrigen dazu geweint, und ſanfter wäre ſie unter dem allgemeinen Beyleid vom Throne geſtiegen. So wenig ſie während ihrer neunjährigen Verwaltung auch gethan, das allgemeine Wohlwollen zu verdienen, als das Glück ſie noch umlächelte und die Zufriedenheit ihres Herrn alle ihre Wünſche begrenzte; ſo viel Werth hatte es jetzt für ſie erlangt, da es das Einzige war, was ihr für den Fehlſchlag ihrer übrigen Hoffnungen einigen Erſatz geben konnte; und gern hätte ſie ſich überredet, daß ſie ein freywilliges Opfer ihres guten Herzens und ihrer zu menſchlichen Geſinnung für die Niederländer geworden ſey. Da der Monarch weit davon entfernt war, durch eine Zuſammenrottung der Nation Gefahr zu laufen, um eine Grille ſeiner Schweſter zu befriedigen, ſo muſſte ſie ſich mit einem ſchriftlichen Abſchiede von den Ständen begnügen, in welchem ſie ihre ganze Verwaltung durchlief, alle Schwierigkeiten, mit denen ſie zu kämpfen gehabt, alle Uebel, die ſie durch ihre Gewandheit verhütet, nicht ohne Ruhmredigkeit aufzählte, und endlich damit ſchloß, daß ſie ein geendigtes Werk verlaſſe, und ihrem Nachfolger nichts, als die Beſtrafung der Verbrecher zu übermachen habe. Daſſelbe muſſte auch der König zu wiederholtenmalen von ihr hören, und nichts wurde geſpart, dem Ruhme vorzubeugen, den die glücklichen Erfolge des Herzogs ihm unverdienterweiſe erwerben möchten. Ihr eignes Verdienſt legte ſie als etwas Entſchiedenes, aber zugleich als eine Laſt, die ihre Beſcheidenheit drückte, zu den Füßen des Königs nieder *).

Die unbefangene Nachwelt dürfte gleichwol Bedenken tragen, dieſes gefällige Urtheil ohne Einſchränkung zu unterſchreiben; ſelbſt wenn die vereinigte Stimme ihrer Zeitgenoſſen, wenn das Zeugniß der Niederlande ſelbſt dafür ſpräche, ſo würde einem Dritten das Recht nicht benommen ſeyn, es noch einer genauern Prüfung zu unterwerfen. Das leichtbewegliche Gemüth des Volks iſt nur allzuſehr geneigt, einen Fehler weniger für eine Tugend mehr anzuſchreiben, und unter dem Drucke eines gegenwärtigen Uebels das Ueberſtandene zu loben. Die ganze Verabſcheuungskraft der Niederländer ſchien ſich an dem ſpaniſchen Namen erſchöpft zu haben; die Regentinn als Urheberinn eines Uebels anklagen, hieß, dem Könige und ſeinen Miniſtern Flüche entziehen, die man ihnen lieber allein und vollſtändig gönnte; und Herzog Alba's Regiment in den Niederlanden war der rechte Standpunkt wol nicht, das Verdienſt ſeiner Vorgängerinn zu prüfen. Das Unternehmen war allerdings nicht leicht, den Erwartungen des Monarchen zu entſprechen, ohne gegen die Rechte des niederländiſchen Volks und die Pflichten der Menſchlichkeit anzuſtoßen; aber im Kampfe mit dieſen zwey widerſprechenden Pflichten hat Margaretha keine von

---

*) Meurs. Guil. Auriac. 40. Strad. 207. 208

beyden erfüllt, und der Nation augenſcheinlich zuviel geſchadet, um dem Könige ſo wenig zu nützen. Wahr iſt's, ſie unterdrückte endlich den proteſtantiſchen Anhang, aber der zufällige Ausbruch der Bilderſtürmerey that ihr dabey größere Dienſte, als ihre ganze Politik. Durch ihre Feinheit trennte ſie zwar den Bund des Adels, aber erſt nachdem durch ſeine innere Zwietracht der tödtliche Streich ſchon an ſeiner Wurzel geſchehen war. Woran ſie viele Jahre ihre ganze Staatskunſt fruchtlos erſchöpft hatte, brachte eine einzige Truppenwerbung zu Stande, die ihr von Madrid aus befohlen wurde. Sie übergab dem Herzoge ein beruhigtes Land; aber nicht zu läugnen iſt es, daß die Furcht vor ſeiner Ankunft das Beſte dabey gethan hatte. Durch ihre Berichte führte ſie das Conſeil in Spanien irre, weil ſie ihm niemals die Krankheit, nur die Zufälle, nie den Geiſt und die Sprache der Nation, nur die Unarten der Parteyen bekannt machte; ihre fehlerhafte Verwaltung riß das Volk zu Verbrechen hin, weil ſie erbitterte, ohne genugſam zu ſchrecken; ſie führte den verderblichen Herzog von Alba über das Land herbey, weil ſie den König auf den Glauben gebracht hatte, daß die Unruhen in den Provinzen weniger der Härte ſeiner Verordnungen, als der Unzuverläſſigkeit des Werkzeugs, dem er die Vollſtreckung derſelben anvertraut hatte, beyzumeſſen ſeyen. Margaretha beſaß Geſchicklichkeit und Geiſt, eine gelernte Staatskunſt auf einen regelmäßigen Fall mit Feinheit anzuwenden, aber ihr fehlte der ſchöpferiſche Sinn, für einen neuen und außerordentlichen Fall eine neue Maxime zu erfinden, oder eine alte mit Weisheit zu übertreten. In einem Lande, wo die feinſte Staatskunſt Redlichkeit war, hatte ſie den unglücklichen Einfall, ihre hinterliſtige italieniſche Politik zu üben, und ſäete dadurch ein verderbliches Mißtrauen in die Gemüther. Die Nachgiebigkeit, die man ihr ſo freygebig zum Verdienſte anrechnet, hatte der herzhafte Widerſtand der Nation ihrer Schwäche und Zaghaftigkeit abgepreſſt; nie hat ſie ſich aus ſelbſtgebornem Entſchluſſe über den Buchſtaben der königlichen Befehle erhoben, nie den barbariſchen Sinn ihres Auftrags aus eigner ſchöner Menſchlichkeit mißverſtanden. Selbſt die wenigen Bewilligungen, wozu die Noth ſie zwang, gab ſie mit unſicherer zurückgezogener Hand, als hätte ſie gefürchtet, zuviel zu geben, und ſie verlor die Frucht ihrer Wohlthaten, weil ſie mit filziger Genauigkeit daran ſtümmelte. Was ſie zu wenig war in ihrem ganzen übrigen Leben, war ſie zu viel auf dem Throne — eine Frau. Es ſtand bey ihr, nach Granvella's Vertreibung, die Wohlthäterinn des niederländiſchen Volks zu werden, und ſie iſt es nicht geworden. Ihr höchſtes Gut war das Wohlgefallen ihres Königs, ihr höchſtes Unglück ſeine Mißbilligung; bey allen Vorzügen ihres Geiſtes bleibt ſie ein gemeines Geſchöpf, weil ihrem Herzen der Adel fehlte. Mit vieler Mäßigung übte ſie eine traurige Gewalt, und befleckte durch keine willkürliche Grauſamkeit ihre Regierung; ja, hätte es bey ihr geſtanden, ſie würde immer menſchlich gehandelt haben. Spät nachher, als ihr Abgott, Philipp der Zweyte, ihrer lange vergeſſen hatte, hielt das niederländiſche Volk ihr Gedächtniß noch in Ehren; aber ſie war der Glorie bey Weitem nicht werth, die ihres Nachfolgers Unmenſchlichkeit um ſie verbreitete. Sie verließ Brüſſel gegen Ende des Chriſtmonats 1567, und wurde von dem Herzoge bis an die Grenze Brabants geleitet, der ſie hier unter dem Schutze des Grafen von Mannsfeld verließ, um deſto ſchneller nach der Hauptſtadt zurückzukehren, und ſich dem niederländiſchen Volke nunmehr als alleinigen Regenten zu zeigen.

Beylagen.

I.

Prozeß und Hinrichtung
der
Grafen von Egmont und von Hoorn *).

Beyde Grafen wurden einige Wochen nach ihrer Verhaftung unter einer Escorte von 3000 ſpaniſchen Soldaten nach Gent geſchafft, wo ſie länger als acht Monate in der Citadelle verwahrt wurden. Ihr Prozeß wurde in aller Form von dem Rathe der Zwölfe, den der Herzog zu Unterſuchungen über die vergangenen Unruhen in Brüſſel niedergeſetzt hatte, vorgenommen, und der Generalprokurator, **Johann du Bois**, muſſte die Anklage aufſetzen. Die, welche gegen **Egmont** gerichtet war, enthielt neunzig verſchiedene Klagpunkte, und ſechszig die andere, welche den Grafen von Hoorn anging. Es würde zu weitläufig ſeyn, ſie hier anzuführen; auch ſind oben ſchon einige Muſter davon gegeben worden. Jede noch ſo unſchuldige Handlung, jede Unterlaſſung wurde aus dem Geſichtspunkte betrachtet, den man gleich im Eingange feſtgeſetzt hatte, „daß beyde Grafen, in Verbindung mit dem Prinzen von Oranien, gearbeitet haben ſollten, das königliche Anſehn in den Niederlanden über den Haufen zu werfen, und ſich ſelbſt die Regierung des Landes in die Hände zu ſpielen.“ Granvella's Vertreibung, Egmonts Abſendung nach Madrid, die Konföderation der Geuſen, die Bewilligungen, welche ſie in ihren Statthalterſchaften den Proteſtanten ertheilt — alles dieſes muſſte nun in Hinſicht auf jenen Plan geſchehen ſeyn, Alles Zuſammenhang haben. Die nichtsbedeutendſten Kleinigkeiten wurden dadurch wichtig, und eine vergiftete die andere. Nachdem man zur Vorſorge die meiſten Artikel ſchon einzeln als Verbrechen beleidigter Majeſtät behandelt hatte, ſo konnte man um ſo leichter aus allen zuſammen dieſes Urtheil herausbringen.

---

*) Dieſer Aufſatz erſchien zuerſt im 8ten Hefte der Thalia. —

Jedem der beyden Gefangenen wurde die Anklage zugeſchickt, mit dem Bedeuten, binnen fünf Tagen darauf zu antworten. Nachdem ſie dieſes gethan, erlaubte man ihnen, Defenſoren und Prokuratoren anzunehmen, denen freyer Zutritt zu ihnen verſtattet wurde. Da ſie des Verbrechens der beleidigten Majeſtät angeklagt waren, ſo war es keinem ihrer Freunde erlaubt, ſie zu ſehen. Graf Egmont bediente ſich eines Herrn von Landas und einiger geſchickten Rechtsgelehrten aus Brüſſel.

Ihr erſter Schritt war, gegen das Gericht zu proteſtiren, das über ſie ſprechen ſollte, da ſie als Ritter des goldnen Vließes nur von dem Könige ſelbſt, als dem Großmeiſter dieſes Ordens, gerichtet werden könnten. Aber dieſe Proteſtation wurde verworfen, und darauf gedrungen, daß ſie ihre Zeugen vorbringen ſollten, widrigenfalls man in contumaciam gegen ſie fortfahren würde. Egmont hatte auf 82 Punkte mit den befriedigendſten Gründen geantwortet; auch der Graf von Hoorn beantwortete ſeine Anklage Punkt für Punkt. Klagſchrift und Rechtfertigung ſind noch vorhanden; jedes unbefangene Tribunal würde ſie auf eine ſolche Vertheidigung freygeſprochen haben. Der Fiskal drang auf ihre Zeugniſſe, und Herzog Alba ließ wiederholte Dekrete an ſie ergehen, damit zu eilen. Sie zögerten von einer Woche zur andern, indem ſie ihre Proteſtationen gegen die Unrechtmäßigkeit des Gerichts erneuerten. Endlich ſetzte ihnen der Herzog noch einen Termin von neun Tagen, ihre Zeugniſſe vorzubringen; nachdem ſie auch dieſe hatten verſtreichen laſſen, wurden ſie für überwieſen und aller Vertheidigung verluſtig erklärt.

Während daß dieſer Prozeß betrieben wurde, verhielten ſich die Verwandten und Freunde der beyden Grafen nicht müßig. Egmonts Gemahlinn, eine geborne Herzoginn von Bayern, wandte ſich mit Bittſchriften an die deutſchen Reichsfürſten, an den Kaiſer, an den König von Spanien; ſo auch die Gräfinn von Hoorn, die Mutter des Gefangenen, die mit den erſten fürſtlichen Familien Deutſchlands in Freundſchaft oder Verwandſchaft ſtand. Alle proteſtirten laut gegen dieſes geſetzwidrige Verfahren, und wollten die deutſche Reichsfreyheit, worauf der Graf von Hoorn, als Reichsgraf, noch beſondern Anſpruch machte, die niederländiſche Freyheit, und die Privilegien des Ordens vom goldnen Vließe dagegen geltend machen. Die Gräfinn von Egmont brachte faſt alle Höfe für ihren Gemahl in Bewegung; der König von Spanien und ſein Statthalter wurden von Interceſſionen belagert, die von einem zum andern gewieſen und von beyden verſpottet wurden. Die Gräfinn von Hoorn ſammelte von allen Rittern des Vließes aus Spanien, Deutſchland, Italien, Certificate zuſammen, die Privilegien des Ordens dadurch zu erweiſen. Alba wies ſie zurück, indem er erklärte, daß ſie in dem jetzigen Falle keine Kraft hätten. „Die Verbrechen, deren man die „Grafen beſchuldige, ſeyen in Angelegenheiten der niederländiſchen Provinzen begangen, und er, der Herzog, von dem Könige über alle niederländiſche Angelegenheiten zum alleinigen Richter geſetzt.“

Vier Monate hatte man dem Fiſkal zu ſeiner Klagſchrift eingeräumt, und fünfe wurden den beyden Grafen zu ihrer Vertheidigung gegeben. Aber anſtatt Zeit und Mühe durch Herbeyſchaffung ihrer Zeugniſſe, die ihnen wenig genützt haben würden, zu verlieren, verloren ſie ſie lieber durch Proteſtationen gegen ihre Richter, die ihnen noch weniger nützten. Durch jene hätten ſie doch wahrſcheinlich das letzte Urtheil verzögert, und in der Zeit, die ſie dadurch gewannen, hätten die kräftigen Verwendungen ihrer Freunde vielleicht doch noch von Wirkung ſeyn können; durch ihr hartnäckiges Beharren auf Verwerfung des Gerichts gaben ſie dem Herzoge die Gelegenheit an die Hand, den Prozeß zu verkürzen. Nach Ablauf des letzten äußerſten Termins, am 1ſten Junius 1568, erklärte ſie der Rath der Zwölfe für ſchuldig, und am 4ten dieſes Monats folgte das letzte Urtheil gegen ſie.

Die Hinrichtung von 25 edeln Niederländern, welche binnen drey Tagen auf dem Markte zu Brüſſel enthauptet wurden, war das ſchreckliche Vorſpiel von dem Schickſale, welches beyde Grafen erwartete. Johann Caſembrot von Beckerzeel, Sekretär bey dem Grafen von Egmont, war einer dieſer Unglücklichen, welcher für ſeine Treue gegen ſeinen Herrn, die er auch auf der Folter ſtandhaft behauptete, und für ſeinen Eifer im Dienſte des Königs, den er gegen die Bilderſtürmer bewieſen, dieſen Lohn erhielt. Die Uebrigen waren entweder bey dem geuſiſchen Aufſtande mit den Waffen in der Hand gefangen, oder wegen ihres ehemaligen Antheils an der Bittſchrift des Adels als Hochverräther eingezogen und verurtheilt worden.

Der Herzog hatte Urſache, mit Vollſtreckung der Sentenz zu eilen. Graf Ludwig von Naſſau hatte dem Grafen von Aremberg bey dem Kloſter Heiligerlee in Gröningen ein Treffen geliefert, und das Glück gehabt, ihn zu überwinden. Gleich nach dem Siege war er vor Gröningen gerückt, welches er belagert hielt. Das Glück ſeiner Waffen hatte den Muth ſeines Anhangs erhoben, und der Prinz von Oranien, ſein Bruder, war mit einem Heere nahe, ihn zu unterſtützen. Alles dies machte die Gegenwart des Herzogs in dieſen entlegenen Provinzen nothwendig; aber ehe das Schickſal zweyer ſo wichtiger Gefangenen entſchieden war, durfte er es nicht wagen, Brüſſel zu verlaſſen. Die ganze Nation war ihnen mit einer enthuſiaſtiſchen Ergebenheit zugethan, die durch ihr unglückliches Schickſal nicht wenig vermehrt ward. Auch der ſtreng katholiſche Theil gönnte dem Herzoge den Triumph nicht, zwey ſo wichtige Männer zu unterdrücken. Ein einziger Vortheil, den die Waffen der Rebellen über ihn davontrugen, oder auch nur das bloße erdichtete Gerücht davon in Brüſſel, war genug, eine Revolution in dieſer Stadt zu bewirken, wodurch beyde Grafen in Freyheit geſetzt wurden. Dazu kam, daß der Bittſchriften und Interceſſionen, die von Seiten der deutſchen Reichsfürſten bey ihm ſowol, als bey dem Könige in Spanien, einliefen, täglich mehr wurden, ja, daß Kaiſer Maximilian II. ſelbſt der Gräfinn von Egmont verſichern ließ: „ſie habe für das Leben ihres Gemahls nichts zu beſorgen," welche wichtige Verwendungen den König endlich doch zum Vortheil der Gefangenen umſtimmen konnten. Ja, der König konnte vielleicht, im Vertrauen auf die Schnelligkeit ſeines Statthalters, den Vorſtellungen ſo vieler Fürſten zum Schein nachgeben, und das Todesurtheil gegen die Gefangenen aufheben, weil er ſich verſichert hielt, daß dieſe Gnade zu ſpät kommen würde. Gründe genug, daß der Herzog mit der Vollſtreckung der Sentenz nicht ſäumte, ſobald ſie gefällt war.

Gleich den andern Tag wurden beyde Grafen unter einer Bedeckung von 3000 Spaniern aus der Citadelle von Gent nach Brüſſel gebracht, und im Brodthauſe auf dem großen Markte gefangen geſetzt. Am andern Morgen wurde der Rath der Unruhen verſammelt; der Herzog erſchien, gegen ſeine Gewohnheit, ſelbſt, und die beyden Urtheile, couvertirt und verſiegelt, wurden von dem Sekretär Pranz erbrochen und öffentlich abgeleſen. Beyde Grafen waren der beleidigten Majeſtät ſchuldig erkannt, weil ſie die abſcheuliche Verſchwörung des Prinzen von

Oranien begünſtigt und befördert, die konföderirten Edelleute in Schutz genommen, und in ihren Statthalterſchaften und andern Bedienungen dem Könige und der Kirche ſchlecht gedient hätten. Beyde ſollten öffentlich enthauptet, ihre Köpfe auf Spieße geſteckt und ohne ausdrücklichen Befehl des Herzogs nicht abgenommen werden. Alle ihre Güter, Lehen und Rechte waren dem königlichen Fiskus zugeſprochen. Das Urtheil war von dem Herzoge allein und dem Sekretär Pranz unterzeichnet, ohne daß man ſich um die Beyſtimmung der übrigen Kriminalräthe bemühet hätte.

In der Nacht zwiſchen dem 4ten und 5ten Junius brachte man ihnen die Sentenz ins Gefängniß, nachdem ſie ſchon ſchlafen gegangen waren. Der Herzog hatte ſie dem Biſchofe von Ypern, Martin Rithov, eingehändigt, den er ausdrücklich darum nach Brüſſel kommen ließ, um die Gefangenen zum Tode zu bereiten. Als der Biſchof dieſen Auftrag erhielt, warf er ſich dem Herzoge zu Füßen und flehte mit Thränen in den Augen um Gnade — um Aufſchub wenigſtens für die Gefangenen; worauf ihm mit harter zorniger Stimme geantwortet wurde, daß man ihn nicht von Ypern gerufen habe, um ſich dem Urtheile zu widerſetzen, ſondern um es den unglücklichen Grafen durch ſeinen Zuſpruch zu erleichtern.

Dem Grafen von Egmont zeigte er das Todesurtheil zuerſt vor. „Das iſt fürwahr ein ſtrenges Urtheil,“ rief der Graf bleich und mit entſetzter Stimme. „So ſchwer glaubte ich Se. Majeſtät nicht beleidigt zu „haben, um eine ſolche Behandlung zu verdienen. Muß „es aber ſeyn, ſo unterwerfe ich mich dieſem Schickſale „mit Ergebung. Möge dieſer Tod meine Sünden tilgen, und weder meiner Gattinn noch meinen Kindern „zum Nachtheile gereichen! Dieſes wenigſtens glaube „ich für meine vergangenen Dienſte erwarten zu können. Den Tod will ich mit gefaſſter Seele erleiden, „weil es Gott und dem Könige ſo gefällt.“ — Er drang hierauf in den Biſchof, ihm ernſtlich und aufrichtig zu ſagen, ob keine Gnade zu hoffen ſey? Als ihm mit Nein geantwortet wurde, beichtete er, und empfing das Sakrament von dem Prieſter, dem er die Meſſe mit ſehr großer Andacht nachſprach. Er fragte ihn, welches Gebet wol das beſte und rührendſte ſeyn würde, um ſich Gott in ſeiner letzten Stunde zu empfehlen? Da ihm dieſer antwortete, daß kein eindringenderes Gebet ſey, als das, welches Chriſtus, der Herr, ſelbſt gelehret habe, das Vater unſer; ſo ſchickte er ſich ſogleich an, es herzuſagen. Der Gedanke an ſeine Familie unterbrach ihn; er ließ ſich Feder und Dinte geben, und ſchrieb zwey Briefe, einen an ſeine Gemahlinn, den andern an den König nach Spanien, welcher letztere alſo lautete:

Sire!

Dieſen Morgen habe ich das Urtheil angehört, welches Ewr. Majeſtät gefallen hat, über mich ausſprechen zu laſſen. So weit ich auch immer davon entfernt geweſen bin, gegen die Perſon oder den Dienſt Ew. Majeſtät, oder gegen die einzig wahre, alte und katholiſche Religion etwas zu unternehmen, ſo unterwerfe ich mich dennoch dem Schickſale mit Geduld, welches Gott gefallen hat, über mich zu verhängen. Habe ich während der vergangenen Unruhen etwas zugelaſſen, gerathen oder gethan, was meinen Pflichten zu widerſtreiten ſcheint, ſo iſt es gewiß aus der beſten Meinung geſchehen, und mir durch den Zwang der Umſtände abgedrungen worden. Darum bitte ich Ew. Majeſtät, es mir zu vergeben, und in Rückſicht auf meine vergangenen Dienſte mit meiner unglücklichen Gattinn und meinen armen Kindern und Dienſtleuten Erbarmen zu tragen. In dieſer feſten Hoffnung empfehle ich mich der unendlichen Barmherzigkeit Gottes.

Brüſſel, den 5ten Jun. 1568, dem letzten Augenblick nahe.

Ew. Majeſtät

treuſter Vaſall und Diener
Lamoral Graf von Egmont.

Dieſen Brief empfahl er dem Biſchofe aufs Dringendſte; um ſicherer zu gehen, ſchickte er noch eine eigenhändige Kopie deſſelben an den Staatsrath Viglius, den billigſten Mann im Senate, und es iſt nicht zu zweifeln, daß er dem Könige wirklich übergeben worden. Die Familie des Grafen erhielt nachher alle ihre Güter, Lehen und Rechte zurück, die, kraft des Urtheils, dem königlichen Fiskus heimgefallen waren.

Unterdeſſen hatte man auf dem Markte zu Brüſſel vor dem Stadthauſe ein Schaffot aufgeſchlagen, auf welchem zwey Stangen mit eiſernen Spitzen befeſtigt wurden, alles mit ſchwarzem Tuche bedeckt. Zwey und zwanzig Fahnen ſpaniſcher Garniſon umgaben das Gerüſte, eine Vorſicht, die nicht überflüſſig war. Zwiſchen 10 und 11 Uhr erſchien die ſpaniſche Wache im Zimmer des Grafen; ſie war mit Strängen verſehen, ihm, der Gewohnheit nach, die Hände damit zu binden. Er verbat ſich dieſes, und erklärte, daß er willig und bereit ſey, zu ſterben. Von ſeinem Wamms hatte er ſelbſt den Kragen abgeſchnitten, um dem Nachrichter ſein Amt zu erleichtern. Er trug einen Nachtrock von rothem Damaſt, über dieſem einen ſchwarzen ſpaniſchen Mantel mit goldnen Treſſen verbrämt. So erſchien er auf dem Gerüſte. Don Julian Romero, Maitre de Camp, ein ſpaniſcher Hauptmann, mit Namen Salinas, und der Biſchof von Ypern folgten ihm hinauf. Der Grand Prevot des Hofes, einen rothen Stab in der Hand, ſaß zu Pferde am Fuße des Gerüſtes; der Nachrichter war unter demſelben verborgen.

Egmont hatte anfangs Luſt bezeugt, von dem Schaffot eine Anrede an das Volk zu halten. Als ihm aber der Biſchof vorſtellte, daß er entweder nicht gehört werden, oder, wenn dies auch geſchähe, bey der gegenwärtigen gefährlichen Stimmung des Volks leicht zu Gewaltthätigkeiten Anlaß geben könnte, die ſeine Freunde nur ins Verderben ſtürzen würden, ſo ließ er dieſes Vorhaben fahren. Er ging einige Augenblicke lang mit edlem Anſtande auf dem Gerüſte auf und nieder, und beklagte, daß es ihm nicht vergönnt ſey, für ſeinen König und ſein Vaterland einen rühmlichern Tod zu ſterben. Bis auf den letzten Augenblick hatte er ſich noch nicht überreden können, daß es dem Könige mit dieſem ſtrengen Verfahren Ernſt ſey, und daß man es weiter, als bis zum bloßen Schrecken der Exekution, treiben würde. Wie der entſcheidende Augenblick herannahte, wo er das letzte Sacrament empfangen ſollte, wie er harrend herumſah und noch immer nichts erfolgte, ſo wandte er ſich an Julian Romero, und fragte ihn noch einmal, ob keine Begnadigung für ihn zu hoffen ſey? Julian Romero zog die Schultern, ſah zur Erde und ſchwieg.

Da biß er die Zähne zuſammen, warf ſeinen Mantel und Nachtrock nieder, kniete auf das Kiſſen und ſchickte ſich zum letzten Gebet an. Der Biſchof ließ ihn das Crucifix küſſen und gab ihm die letzte Oelung, worauf ihm der Graf ein Zeichen gab, ihn zu verlaſſen. Er zog alsdann eine ſeidne Mütze über die Augen und erwartete den Streich — Ueber den Leichnam und das fließende Blut wurde ſogleich ein ſchwarzes Tuch geworfen.

Ganz Brüſſel, das ſich um das Schaffot drängte, fühlte den tödtlichen Streich mit. Laute Thränen unterbrachen die fürchterlichſte Stille. Der Herzog, der der Hinrichtung aus einem Fenſter zuſah, wiſchte ſich die Augen.

Bald darauf brachte man den Grafen von Hoorn. Dieſer von einer heftigern Gemüthsart, als ſein Freund, und durch mehr Gründe zum Haſſe gegen den König gereizt, hatte das Urtheil mit weniger Gelaſſenheit empfangen, ob es gleich gegen ihn in einem geringern Grade unrecht war. Er hatte ſich harte Aeußerungen gegen den König erlaubt, und mit Mühe hatte ihn der Biſchof dahin vermocht, von ſeinen letzten Augenblicken einen beſſern Gebrauch zu machen, als ſie in Verwünſchungen gegen ſeine Feinde zu verlieren. Endlich ſammelte er ſich doch, und legte dem Biſchofe ſeine Beichte ab, die er ihm anfangs verweigern wollte.

Unter der nämlichen Begleitung, wie ſein Freund, beſtieg er das Gerüſte. Im Vorübergehen begrüßte er viele aus ſeiner Bekanntſchaft, er war ungebunden, wie Egmont, in ſchwarzem Wamms und Mantel, eine mailändiſche Mütze von eben der Farbe auf dem Kopfe. Als er oben war, warf er die Augen auf den Leichnam, der unter dem Tuche lag, und fragte einen der Umſtehenden, ob es der Körper ſeines Freundes ſey? Da man ihm dieſes bejahet hatte, ſagte er einige Worte ſpaniſch, warf ſeinen Mantel von ſich, und kniete auf das Kiſſen. — Alles ſchrie laut auf, als er den tödtlichen Streich empfing.

Beyde Köpfe wurden auf die Stangen geſteckt, die über dem Gerüſte aufgepflanzt waren, wo ſie bis nach 3 Uhr Nachmittags blieben, alsdann herabgenommen und mit den beyden Körpern in bleyernen Särgen beygeſetzt wurden.

Die Gegenwart ſo vieler Auflaurer und Henker, als das Schaffot umgaben, konnte die Bürger von Brüſſel nicht abhalten, ihre Schnupftücher in das herabſtrömende Blut zu tauchen und dieſe theure Reliquie mit nach Hauſe zu nehmen.

II.

Belagerung von Antwerpen
durch
# den Prinzen von Parma
in den Jahren 1584 und 1585 *).

Es iſt ein anziehendes Schauſpiel, den menſchlichen Erfindungsgeiſt mit einem mächtigen Elemente im Kampfe zu erblicken, und Schwierigkeiten, welche gemeinen Fähigkeiten unüberſteiglich ſind, durch Klugheit, Entſchloſſenheit und einen ſtandhaften Willen beſiegt zu ſehen. Weniger anziehend, aber deſto belehrender iſt das Schauſpiel des Gegentheils, wo der Mangel jener Eigenſchaften alle Anſtrengungen des Genies vereitelt, alle Gunſt der Zufälle fruchtlos macht, und weil er ihn nicht zu benutzen weiß, einen ſchon entſchiedenen Er-

---

*) Dieſer Aufſatz wurde zuerſt in den Horen, Jahrgang 1795, St. 4 u. 5 gedruckt.

ſelg vernichtet. Beyſpiele von beydem liefert uns die berühmte Blockade der Stadt Antwerpen durch die Spanier beym Ablauf des ſechszehnten Jahrhunderts, welche dieſer blühenden Handelsſtadt ihren Wohlſtand unwiederbringlich raubte, dem Feldherrn hingegen, der ſie unternahm und ausführte, einen unſterblichen Namen erwarb.

Zwölf Jahre ſchon dauerte der Krieg, durch welchen die nördlichen Provinzen Belgiens anfangs bloß ihre Glaubensfreyheit und ſtändiſchen Privilegien gegen die Eingriffe des ſpaniſchen Statthalters, zuletzt aber die Unabhängigkeit ihres Staats von der ſpaniſchen Krone zu behaupten ſtrebten. Nie völlig Sieger, aber auch nie ganz beſiegt, ermüdeten ſie die ſpaniſche Tapferkeit durch langwierige Kriegsoperationen auf einem ungünſtigen Boden, und erſchöpften den Herrn beyder Indien, indem ſie ſelbſt **Bettler** hießen und es zum Theil wirklich waren. Zwar hatte ſich der **Gentiſche Bund** wieder aufgelöst, der die ſämmtlichen, ſowol katholiſchen als proteſtantiſchen, Niederlande in einen gemeinſchaftlichen, und, wenn er hätte Beſtand haben können, unüberwindlichen Körper verband; aber anſtatt dieſer unſichern und unnatürlichen Verbindung waren die nördlichen Provinzen im Jahr 1579 in eine deſto engere **Union zu Utrecht** getreten, von der ſich eine längere Dauer erwarten ließ, da ſie durch ein gleiches Staats- und Religions-Intereſſe geknüpft und zuſammengehalten wurde. Was die neue Republik durch dieſe Trennung von den katholiſchen Provinzen an Umfang verloren, das hatte ſie an Innigkeit der Verbindung, an Einheit der Unternehmungen, an Energie der Ausführung gewonnen, und ein Glück war es für ſie, bey Zeiten zu verlieren, was mit Aufwendung aller Kräfte doch niemals hätte behauptet werden können.

Der größte Theil der walloniſchen Provinzen war bald freywillig, bald durch die Waffen bezwungen, im Jahr 1584 unter die Herrſchaft der Spanier zurückgekehrt; nur in den nördlichen Gegenden hatte ſie noch immer nicht feſten Fuß faſſen können. Selbſt ein beträchtlicher Theil von Brabant und Flandern widerſtand noch hartnäckig den Waffen des Herzogs Alexander von Parma, der die innere Regierung der Provinzen und das Oberkommando der Armee mit eben ſo viel Kraft, als Klugheit verwaltete, und durch eine Reihe von Siegen den ſpaniſchen Namen aufs Neue in Anſehn gebracht hatte. Die eigenthümliche Organiſation des Landes, welche den Zuſammenhang der Städte unter einander und mit der See durch ſo viele Flüſſe und Kanäle begünſtigt, erſchwerte jede Eroberung, und der Beſitz eines Platzes konnte nur durch den Beſitz eines andern errungen werden. So lange dieſe Communication nicht gehemmt war, konnten Holland und Seeland mit leichter Mühe ihre Bundsverwandten ſchützen, und zu Waſſer ſowol als zu Lande mit allen Bedürfniſſen reichlich verſorgen, daß alle Tapferkeit nichts half, und die Truppen des Königs durch langwierige Belagerungen vergeblich aufgerieben wurden.

Unter allen Städten Brabants war Antwerpen die wichtigſte, ſowol durch ihren Reichthum, ihre Volksmenge und ihre Macht, als durch ihre Lage an dem Ausfluß der Schelde. Dieſe große und menſchenreiche Stadt, die in dieſem Zeitraume über achtzigtauſend Einwohner zählte, war eine der thätigſten Theilnehmerinnen an dem niederländiſchen Staatenbunde, und hatte ſich im Laufe dieſes Kriegs durch einen unbändigen Freyheitſinn vor allen Städten Belgiens ausgezeichnet. Da ſie alle drey chriſtlichen Kirchen in ihrem Schoße hegte, und dieſer uneingeſchränkten Religionsfreyheit einen großen Theil ihres Wohlſtandes verdankte, ſo hatte ſie auch bey Weitem am meiſten von der ſpaniſchen Herrſchaft zu befürchten, welche die Religionsfreyheit aufzuheben und durch die Schrecken des Inquiſitionsgerichts alle proteſtantiſchen Kaufleute von ihren Märkten zu verſcheuchen drohte. Die Brutalität ſpaniſcher Beſatzungen kannte ſie überdies ſchon aus einer ſchrecklichen Erfahrung, und es war leicht vorherzuſehen, daß ſie ſich dieſes unerträglichen Joches, wenn ſie es einmal ſich hatte auflegen laſſen, im ganzen Laufe des Kriegs nicht mehr entledigen würde.

So große Urſachen aber die Stadt Antwerpen hatte, die Spanier aus ihren Mauern entfernt zu halten, ſo wichtige Gründe hatte der ſpaniſche Feldherr, ſich derſelben, um welchen Preis es auch ſey, zu bemächtigen. An dem Beſitze dieſer Stadt hing gewiſſermaßen der Beſitz des ganzen brabantiſchen Landes, welches ſich größtentheils durch dieſen Kanal mit Getreide aus Seeland verſorgte, und durch Einnahme derſelben verſicherte man ſich zugleich die Herrſchaft der Schelde. Dem brabantiſchen Bunde, der in dieſer Stadt ſeine Verſammlungen hielt, wurde mit derſelben ſeine wichtigſte Stütze entzogen, der gefährliche Einfluß ihres Beyſpiels, ihrer Rathſchläge, ihres Geldes auf die ganze Partey gehemmt, und in den Schätzen ihrer Bewohner den Kriegsbedürfniſſen des Königs eine reiche Hülfsquelle aufgethan. Der Fall derſelben muſſte früher oder ſpäter den Fall des ganzen Brabants nach ſich ziehen, und das Uebergewicht der Macht in dieſen Gegenden entſcheidend auf die Seite des Königs neigen. Durch die Stärke dieſer Gründe bewogen, zog der Herzog von Parma im Jul. 1584 ſeine Macht zuſammen, und rückte von Dornick, wo er ſtand, in ihre Nachbarſchaft heran, in der Abſicht, ſie zu belagern *).

Aber ſowol die Lage, als die Befeſtigung dieſer Stadt ſchienen jedem Angriffe Trotz zu bieten. Von der brabantiſchen Seite mit unerſteiglichen Werken und

---

*) Thuan. Hist. Tom. II, 527. Grot. Hist. de rebus Belgicis. 84.

waſſerreichen Gräben umſchloſſen, von der flandriſchen durch den breiten und reißenden Strom der Schelde gedeckt, konnte ſie mit ſtürmender Hand nicht bezwungen werden; und eine Stadt von dieſem Umfange einzuſchlieſſen, ſchien eine dreymal größere Landmacht, als der Herzog beyſammen hatte, und noch überdieß eine Flotte zu erfordern, die ihm gänzlich fehlte. Nicht genug, daß ihr der Strom, von Gent aus, alle Bedürfniſſe im Ueberfluſſe zuführte, ſo öffnete ihr der nämliche Strom noch einen leichten Zuſammenhang mit dem angrenzenden Seeland. Denn da ſich die Fluth der Nordſee bis weit hinein in die Schelde erſtreckt, und den Lauf derſelben periodiſch umkehrt, ſo genießt Antwerpen den ganz eigenthümlichen Vortheil, daß ihr der nämliche Fluß zu verſchiedenen Zeiten in zwey entgegengeſetzten Richtungen zuſtrömt. Dazu kam, daß die umliegenden Städte **Brüſſel**, **Mecheln**, **Gent**, **Dendermonde** und andre, dazumal noch alle in den Händen des Bundes waren, und auch von der Landſeite die Zufuhr erleichtern konnten. Es bedurfte alſo zwey verſchiedener Heere an beyden Ufern des Stroms, um die Stadt zu Lande zu blokiren und ihr den Zuſammenhang mit Flandern und Brabant abzuſchneiden; es bedurfte zugleich einer hinlänglichen Anzahl von Schiffen, um die Schelde ſperren, und alle Verſuche, die von Seeland aus zum Entſatz derſelben unfehlbar gemacht werden würden, vereiteln zu können. Aber die Armee des Herzogs war durch den Krieg, den er noch in andern Diſtrikten zu führen hatte, und durch die vielen Beſatzungen, die er in den Städten und Feſtungen hatte zurücklaſſen müſſen, bis auf 10,000 Mann Fußvolk und 1700 Pferde geſchmolzen, eine viel zu geringe Macht, um zu einer Unternehmung von dieſem Umfange hinzureichen. Noch dazu fehlte es dieſen Truppen an dem Nothwendigſten, und das Ausbleiben des Soldes hatte ſie längſt ſchon zu einem geheimen Murren gereizt, welches ſtündlich in eine offenbare Meuterey auszubrechen drohte. Wenn man ſich endlich, trotz aller dieſer Hinderniſſe, an die Belagerung wagte, ſo hatte man Alles von den feindlichen Feſtungen zu befürchten, die man im Rücken ließ, und denen es ein Leichtes ſeyn muſſte, durch lebhafte Ausfälle eine ſo ſehr vertheilte Armee zu beunruhigen, und durch Abſchneidung der Zufuhr in Mangel zu verſetzen *).

Alle dieſe Gründe machte der Kriegsrath geltend, dem der Herzog von Parma ſein Vorhaben jetzt eröffnete. So groß auch das Vertrauen war, das man in ſich ſelbſt und in die erprobte Fähigkeit eines ſolchen Heerführers ſetzte, ſo machten doch die erfahrenſten Generale kein Geheimniß daraus, wie ſehr ſie an einem glücklichen Ausſchlage verzweifelten. Nur zwey ausgenommen, welche die Kühnheit ihres Muths

---

*) Strada de Bello Belgico. Dec. II. Lib. VI

über jede Bedenklichkeit hinwegſetzte, Capizucchi und Mondragon, widerriethen alle ein ſo mißliches Wageſtück, wobey man Gefahr lief, die Frucht aller vorigen Siege und allen erworbenen Kriegsruhm zu verſcherzen.

Aber Einwürfe, welche er ſich ſelbſt ſchon gemacht und auch ſchon beantwortet hatte, konnten den Herzog von Parma in ſeinem Vorſatze nicht wankend machen. Nicht aus Unwiſſenheit der damit verknüpften Gefahren, noch aus leichtſinniger Ueberſchätzung ſeiner Kräfte hatte er den kühnen Anſchlag gefaſſt. Jener genialiſche Inſtinkt, der den großen Menſchen auf Bahnen, die der kleine entweder nicht betritt, oder nicht endigt, mit glücklicher Sicherheit leitet, erhob ihn über alle Zweifel, die eine kalte aber eingeſchränkte Klugheit ihm entgegenſtellte, und ohne ſeine Generale überzeugen zu können, erkannte er die Wahrheit ſeiner Berechnung in einem dunkeln, aber darum nicht weniger ſichern Gefühle. Eine Reihe glücklicher Erfolge hatte ſeine Zuverſicht erhoben, und der Blick auf ſeine Armee, die an Mannszucht, Uebung und Tapferkeit in dem damaligen Europa nicht ihres Gleichen hatte, und von einer Auswahl der trefflichſten Officiere kommandirt wurde, erlaubte ihm keinen Augenblick, der Furcht Raum zu geben. Denen, welche ihm die geringe Anzahl ſeiner Truppen entgegenſetzten, gab er zur Antwort, daß an einer noch ſo langen Pike doch nur die Spitze tödte, und daß es bey militäriſchen Unternehmungen mehr auf die Kraft ankomme, welche bewege, als auf die Maſſe, welche zu bewegen ſey. Er kannte zwar den Mißmuth ſeiner Truppen, aber er kannte auch ihren Gehorſam; und dann hoffte er ihren Privatbeſchwerden am beſten dadurch zu begegnen, daß er ſie durch eine wichtige Unternehmung beſchäftigte, durch den Glanz derſelben ihre Ruhmbegierde, und durch den hohen Preis, den die Eroberung einer ſo begüterten Stadt verſprach, ihre Habſucht erregte *).

In dem Plane, den er ſich nun zur Belagerung entwarf, ſuchte er allen jenen mannigfaltigen Hinderniſſen mit Nachdruck zu begegnen. Die einzige Macht, durch welche man hoffen konnte, die Stadt zu bezwingen, war der Hunger; und dieſen furchtbarn Feind gegen ſie aufzuregen, muſſten alle Zugänge zu Waſſer und zu Lande verſchloſſen werden. Um ihr fürs Erſte jeden Zufluß von Seeland aus, wenn auch nicht ganz abzuſchneiden, doch zu erſchweren, wollte man ſich aller der Baſteyen bemächtigen, welche die Antwerper an beyden Ufern der Schelde zur Beſchützung der Schifffahrt angelegt hatten, und wo es anging, neue Schanzen aufwerfen, von denen aus die ganze Länge des Stroms beherrſcht werden könnte. Damit aber die

---

*) Strad. loc. cit. 553

Stadt nicht unterdeſſen von dem innern Lande die Bedürfniſſe ziehen möchte, die man ihr von der Seeſeite abzuſchneiden ſuchte, ſo ſollten alle umliegenden Städte Brabants und Flanderns in den Plan der Belagerung mit verwickelt, und der Fall Antwerpens auf den Fall aller dieſer Plätze gegründet werden. Ein kühner, und wenn man die eingeſchränkte Macht des Herzogs bedenkt, beynahe ausſchweifender Entwurf, den aber das Genie ſeines Urhebers rechtfertigte, und das Glück mit einem glänzenden Ausgange krönte *).

Weil aber Zeit erfordert wurde, einen Plan von dieſem Umfange in Erfüllung zu bringen, ſo begnügte man ſich einſtweilen, an den Kanälen und Flüſſen, welche Antwerpen mit Dendermonde, Gent, Mecheln, Brüſſel und andern Plätzen in Verbindung ſetzen, zahlreiche Baſteyen anzulegen und dadurch die Zufuhr zu erſchweren. Zugleich wurden in der Nähe dieſer Städte, und gleichſam an den Thoren derſelben, ſpaniſche Beſatzungen einquartirt, welche das platte Land verwüſteten, und durch ihre Streifereyen die Gegenden umher unſicher machten. So lagen um Gent allein gegen dreytauſend Mann herum, und nach Verhältniß um die übrigen. Auf dieſe Art, und vermittelſt der geheimen Verſtändniſſe, die er mit den katholiſchgeſinnten Einwohnern derſelben unterhielt, hoffte der Herzog, ohne

---

*) Strad. Dec. II. Lib. VI.

ſich ſelbſt zu ſchwächen, dieſe Städte nach und nach zu erſchöpfen, und durch die Drangſale eines kleinen, aber unaufhörlichen Krieges, auch ohne eine förmliche Belagerung, endlich zur Uebergabe zu bringen *).

Unterdeſſen wurde die Hauptmacht gegen Antwerpen ſelbſt gerichtet, welches der Herzog nunmehr mit ſeinen Truppen gänzlich umzingeln ließ. Er ſelbſt nahm ſeine Stellung zu Bevern, in Flandern, wenige Meilen von Antwerpen, wo er ein verſchanztes Lager bezog. Das flandriſche Ufer der Schelde wurde dem Markgrafen von Rysburg, General der Reiterey, das brabantiſche dem Grafen Peter Ernſt von Mannsfeld übergeben, zu welchem noch ein anderer ſpaniſcher Anführer, Mondragon, ſtieß. Die beyden Letztern paſſirten die Schelde glücklich auf Pontons, ohne daß das Antwerpiſche Admiralſchiff, welches ihnen entgegengeſchickt wurde, es verhindern konnte, kamen hinter Antwerpen herum, und nahmen bey Stabrök, im Lande Bergen, ihren Poſten. Einzelne detaſchirte Corps vertheilten ſich längs der ganzen brabantiſchen Seite, um theils die Dämme zu beſetzen, theils die Päſſe zu Lande zu verſperren.

Einige Meilen unterhalb Antwerpen wird die Schelde durch zwey ſtarke Forts vertheidigt, wovon das eine zu Liefkenshoek, auf der Inſel Doel in Flan-

---

*) Meteren. Niederl. Hiſtorien XII. Buch. 467. folg.

dern, das andre zu Lillo gerade gegenüber auf dem brabantiſchen Ufer liegt. Das letzte hatte Mondragon ſelbſt ehemals auf Befehl des Herzogs von Alba erbauen müſſen, als dieſer noch in Antwerpen den Meiſter ſpielte, und eben darum wurde ihm jetzt auch der Angriff deſſelben von dem Herzoge von Parma anvertraut. Von dem Beſitze dieſer beyden Forts ſchien der ganze Erfolg der Belagerung abzuhängen, weil alle Schiffe, die von Seeland nach Antwerpen ſegeln, unter den Kanonen derſelben vorbeyziehen müſſen. Beyde Forts hatten die Antwerper auch kurz vorher befeſtigt, und mit dem erſtern waren ſie noch nicht ganz zu Stande, als der Markgraf von Rysburg es angriff. Die Geſchwindigkeit, mit der man zu Werke ging, überraſchte die Feinde, ehe ſie zur Gegenwehr hinlänglich bereitet waren, und ein Sturm, den man auf Liefkenshoek wagte, brachte dieſe Feſtung in ſpaniſche Hände. Dieſer Verluſt traf die Verbundenen an demſelben unglücklichen Tage, wo der Prinz von Oranien zu Delft durch Mörderhände fiel. Auch die übrigen Schanzen, welche auf der Inſel Doel angelegt waren, wurden theils freywillig von ihren Vertheidigern verlaſſen, theils durch Ueberfall weggenommen, ſo, daß in Kurzem das ganze Flandriſche Ufer von Feinden gereinigt war. Aber das Fort zu Lillo auf dem brabantiſchen Ufer leiſtete einen deſto lebhaftern Widerſtand, weil man den Antwerpern Zeit gelaſſen hatte, es zu befeſtigen und mit einer tapfern Beſatzung zu verſehen. Wüthende Ausfälle der Belagerten unter der Anführung Odets von Teligny vernichteten, von den Kanonen der Feſtung unterſtützt, alle Werke der Spanier, und eine Ueberſchwemmung, welche man durch Eröffnung der Schleuſen bewirkte, verjagte ſie endlich nach einer drey Wochen langen Belagerung, und mit einem Verluſte von faſt zweytauſend Todten von dem Platze. Sie zogen ſich nun in ihr feſtes Lager bey Stabrök, und begnügten ſich, von den Dämmen Beſitz zu nehmen, welche das niedrige Land von Bergen durchſchneiden, und der eindringenden Oſter-Schelde eine Bruſtwehr entgegenſetzen *).

Der fehlgeſchlagene Verſuch auf das Fort Lillo veränderte die Maßregeln des Herzogs von Parma. Da es auf dieſem Wege nicht gelingen wollte, die Schiffahrt auf der Schelde zu hindern, wovon doch der ganze Erfolg der Belagerung abhing, ſo beſchloß er, den Strom durch eine Brücke gänzlich zu ſperren. Der Gedanke war kühn, und Viele waren, die ihn für abenteuerlich hielten. Sowol die Breite des Stroms, welche in dieſen Gegenden über zwölfhun-

---

*) Meteren. Niederl. Hiſtorien. XII. Buch. 477. 478. Strad. loc. cit. Thuan. Hist. Tom. II. 515.

dert Schritte beträgt, als die reißende Gewalt deſſelben, die durch die Fluth des nahen Meeres noch verſtärkt wird, ſchienen jeden Verſuch dieſer Art unausführbar zu machen; dazu kam der Mangel an Bauholz, an Schiffen, an Werkleuten, und dann die gefährliche Stellung zwiſchen der Antwerpiſchen und Seeländiſchen Flotte, denen es ein Leichtes ſeyn muſſte, in Verbindung mit einem ſtürmiſchen Elemente, eine ſo langwierige Arbeit zu ſtören. Aber der Herzog von Parma kannte ſeine Kräfte, und ſeinen entſchloſſenen Muth konnte nur das Unmögliche bezwingen. Nachdem er ſowol die Breite als die Tiefe des Stroms hatte ausmeſſen laſſen, und mit zweyen ſeiner geſchickteſten Ingenieurs, Barocci und Plato, darüber zu Rathe gegangen war, fiel der Schluß dahin aus, die Brücke zwiſchen Kalloo in Flandern und Ordam in Brabant zu erbauen. Man erwählte dieſe Stelle deswegen, weil der Strom hier die wenigſte Breite hat, und ſich etwas zur Rechten krümmt, welches die Schiffe aufhält, und ſie nöthigt, den Wind zu verändern. Zu Bedeckung der Brücke wurden an beyden Enden derſelben ſtarke Baſteyen aufgeführt, wovon die eine auf dem flandriſchen Ufer das Fort St. Maria, die andre auf dem brabantiſchen dem Könige zu Ehren das Fort St. Philipp genannt wurde *).

---

*) Strad. Dec. II. Lib. VI. 557.

Indem man im ſpaniſchen Lager zu Ausführung dieſes Vorhabens die lebhafteſten Anſtalten machte, und die ganze Aufmerkſamkeit des Feindes dahin gerichtet war, that der Herzog einen unerwarteten Angriff auf Dendermonde, eine ſehr feſte Stadt zwiſchen Gent und Antwerpen, wo ſich die Dender mit der Schelde vereinigt. So lange dieſer bedeutende Platz noch in feindlichen Händen war, konnten die Städte Gent und Antwerpen einander gegenſeitig unterſtützen, und durch ihre leichte Communication alle Bemühungen der Belagerer vereiteln. Die Eroberung derſelben gab dem Herzoge freye Hand gegen beyde Städte, und konnte für das ganze Glück ſeiner Unternehmung entſcheidend werden. Die Schnelligkeit, mit der er ſie überfiel, ließ den Belagerten keine Zeit, ihre Schleuſen zu eröffnen und das Land umher unter Waſſer zu ſetzen. Die Haupt-Baſtey der Stadt vor dem Brüſſeler Thore wurde ſogleich heftig beſchoſſen, aber das Feuer der Belagerten richtete unter den Spaniern eine große Niederlage an. Anſtatt dadurch abgeſchreckt zu werden, wurden ſie nur deſto hitziger, und der Hohn der Beſatzung, welche die Bildſäule eines Heiligen vor ihren Augen verſtümmelte, und unter den ſchnödeſten Mißhandlungen von der Bruſtwehr herabſtürzte, ſetzte ſie vollends in Wuth. Sie drangen mit Ungeſtüm darauf, gegen die Baſtey geführt zu werden, ehe noch hinlänglich Breſche geſchoſſen war, und der Herzog, um dieſes erſte Feuer zu benutzen, erlaubte den Sturm. Nach einem zweyſtündigen mörderiſchen Gefechte war die Bruſtwehr erſtiegen, und was der erſte Grimm der Spanier nicht aufopferte, warf ſich in die Stadt. Dieſe war nun zwar dem feindlichen Feuer ſtärker ausgeſetzt, welches von dem eroberten Walle auf ſie gerichtet wurde; aber ihre ſtarken Mauern und der breite waſſerreiche Graben, der ſie rings umgab, lieſſen wol einen langen Widerſtand befürchten. Der unternehmende Geiſt des Herzogs von Parma beſiegte in Kurzem auch dieſe Schwierigkeit. Indem Tag und Nacht das Bombardement fortgeſetzt wurde, muſſten die Truppen ohne Unterlaß arbeiten, die Dender abzuleiten, von welcher der Stadtgraben ſein Waſſer erhielt; und Verzweiflung ergriff die Belagerten, als ſie das Waſſer ihres Grabens, dieſe einzige noch übrige Schutzwehr der Stadt, allmählig verſchwinden ſahen. Sie eilten, ſich zu ergeben, und empfingen im Auguſt 1584 ſpaniſche Beſatzung. In einem Zeitraume von nicht mehr als eilf Tagen war dieſe Unternehmung ausgeführt, zu welcher nach dem Urtheile der Sachverſtändigen eben ſo viele Wochen erforderlich geſchienen *).

Die Stadt Gent, nunmehr von Antwerpen und

---

*) Strada loc. cit. Meteren XII. Buch. 479. Thuan. II. 519.

von der See abgeſchnitten, von den Truppen des Königs, die in ihrer Nähe campirten, immer ſtärker und ſtärker bedrängt, und ohne alle Hoffnung eines nahen Entſatzes, gab jetzt ihre Rettung auf, und ſah den Hunger nebſt ſeinem ganzen Gefolge mit ſchrecklichen Schritten ſich nähern. Sie ſchickte daher Abgeordnete in das ſpaniſche Lager zu Bevern, um ſich dem Könige auf die nämlichen Bedingungen zu unterwerfen, die ihr der Herzog einige Zeit vorher vergeblich angeboten hatte. Man erklärte den Abgeordneten, daß die Zeit der Verträge vorbey ſey, und daß nur eine unbedingte Unterwerfung den erzürnten Monarchen beſänftigen könne. Ja, man ließ ſie ſogar befürchten, daß man dieſelbe Demüthigung von ihnen verlangen würde, zu welcher ihre rebelliſchen Vorfahren unter Karl dem Fünften ſich hatten verſtehen müſſen, nämlich halb nackt und mit einem Strick um den Hals um Gnade zu flehn. Troſtlos reiſten die Abgeordneten zurück, aber ſchon am dritten Tage erſchien eine neue Geſandtſchaft, welche endlich, auf die Fürſprache eines Freundes von dem Herzoge von Parma, der in Gentiſcher Gefangenſchaft war, noch unter erträglichen Bedingungen den Frieden zu Stande brachte. Die Stadt muſſte eine Geldbuße von zweymalhunderttauſend Gulden erlegen, die verjagten Papiſten zurückrufen und ihre proteſtantiſchen Bewohner vertreiben; doch wurde den Letztern eine Friſt von zwey Jahren vergönnt, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Alle Einwohner, bis auf ſechs, die man zur Strafe auszeichnete, aber nachher doch noch begnadigte, erhielten Verzeihung, und der Garniſon, die aus zweytauſend Mann beſtand, wurde ein ehrenvoller Abzug bewilligt. Dieſer Vergleich kam im September deſſelben Jahres im Hauptquartier zu Bevern zu Stande, und unmittelbar darauf rückten dreytauſend Mann ſpaniſcher Truppen zur Beſatzung ein*).

Mehr durch die Furcht ſeines Namens und durch den Schrecken des Hungers, als durch ſeine gewaffnete Macht, hatte der Herzog von Parma dieſe Stadt bezwungen, die größte und feſteſte in den Niederlanden, die an Umfang der innern Stadt Paris nichts nachgibt, ſieben und dreyßigtauſend Häuſer zählt, und aus zwanzig Inſeln beſteht, die durch acht und neunzig ſteinerne Brücken verbunden werden. Glänzende Privilegien, welche dieſe Stadt im Laufe mehrerer Jahrhunderte von ihren Beherrſchern zu erringen gewußt hatte, nährten in ihren Bürgern den Geiſt der Unabhängigkeit, der nicht ſelten in Trotz und Frechheit ausartete, und mit den Maximen der öſterreichiſch-ſpaniſchen Regierung in einen ſehr natürlichen

---

*) Meteren XII. Buch. 479. 480. Strad. loc. cit. 561. 63. Allgem. Geſchichte der vereinigten Niederlande. XXI. Buch. 470.

Streit gerieth. Eben dieſer muthige Freyheitsſinn verſchaffte auch der Reformation ein ſchnelles und ausgebreitetes Glück in dieſer Stadt, und beyde Triebfedern verbunden führten alle jene ſtürmiſchen Auftritte herbey, durch welche ſich dieſelbe im Laufe des niederländiſchen Kriegs zu ihrem Unglücke auszeichnete. Außer den Geldſummen, die der Herzog von Parma jetzt von der Stadt erhob, fand er in ihren Mauern noch einen reichen Vorrath von Geſchütz, von Wagen, Schiffen und allerley Baugeräthe, nebſt der erforderlichen Menge von Werkleuten und Matroſen, wodurch er in ſeiner Unternehmung gegen Antwerpen nicht wenig gefördert wurde *).

Noch ehe Gent an den König überging, waren die Städte Vilvorden und Herentals in die Hände der Spanier gefallen, auch die Blockhäuſer ohnweit dem Flecken Willebrock von ihnen beſetzt worden, wodurch Antwerpen von Brüſſel und Mecheln abgeſchnitten wurde. Der Verluſt aller dieſer Plätze, der in ſo kurzer Zeit erfolgte, entriß den Antwerpern jede Hoffnung eines Succurſes aus Brabant und Flandern, und ſchränkte alle ihre Ausſichten auf den Beyſtand ein, der aus Seeland erwartet wurde, und welchen zu verhindern der Herzog von Parma nunmehr die ernſtlichſten Anſtalten machte **).

---

*) Meteren am angeführten Orte.

**) Allg. G. d. v. N. 570. Meteren 470. Thuan. II. 500

Die Bürger Antwerpens hatten den erſten Bewegungen des Feindes gegen ihre Stadt mit der ſtolzen Sicherheit zugeſehen, welche der Anblick ihres unbezwingbaren Stroms ihnen einflößte. Dieſe Zuverſicht wurde auch gewiſſermaßen durch das Urtheil des Prinzen von Oranien gerechtfertigt, der auf die erſte Nachricht von dieſer Belagerung zu verſtehen gab, daß die ſpaniſche Macht an den Mauern Antwerpens ſich zu Grunde richten werde. Um jedoch nichts zu verſäumen, was zu Erhaltung dieſer Stadt dienen könnte, berief er, kurze Zeit vor ſeiner Ermordung, den Bürgermeiſter von Antwerpen, Philipp Marnix von St. Aldegonde, ſeinen vertrauten Freund, zu ſich nach Delft, wo er mit demſelben wegen Vertheidigung Antwerpens Abrede nahm. Sein Rath ging dahin, den großen Damm zwiſchen Sanvliet und Lillo, der Blaauwgarendyk genannt, unverzüglich ſchleifen zu laſſen, um die Waſſer der Oſterſchelde, ſo bald es Noth thäte, über das niedrige Land von Bergen ausgießen, und den Seeländiſchen Schiffen, wenn etwa die Schelde geſperrt würde, durch die überſchwemmten Felder einen Weg zu der Stadt eröffnen zu können. Aldegonde hatte auch wirklich nach ſeiner Zurückkunft den Magiſtrat und den größten Theil der Bürger bewogen, in dieſen Vorſchlag zu willigen, als die Zunft der Fleiſcher dagegen aufſtand, und ſich beſchwerte, daß ihr dadurch die Nahrung entzogen würde; denn das Feld, welches man unter Waſſer ſetzen wollte, war ein großer Strich Weideland, auf welchem jährlich gegen zwölftauſend Ochſen gemäſtet wurden. Die Zunft der Fleiſcher behielt die Oberhand, und wuſſte die Ausführung jenes heilſamen Vorſchlags ſo lange zu verzögern, bis der Feind die Dämme mit ſamt dem Weideland in Beſitz genommen hatte *).

Auf den Antrieb des Bürgermeiſters, St. Aldegonde, der, ſelbſt ein Mitglied der Staaten Brabants, bey denſelben in großem Anſehn ſtand, hatte man noch vor Ankunft der Spanier die Feſtungswerke an beyden Ufern der Schelde in beſſern Stand geſetzt, und um die Stadt herum viele neue Schanzen errichtet. Man hatte bey Saftingen die Dämme durchſtochen, und die Waſſer der Weſterſchelde beynahe über das ganze Land Waes ausgegoſſen. In der angrenzenden Markgrafſchaft Bergen wurden von dem Grafen von Hohenlohe Truppen geworben, und ein Regiment Schottländer unter der Anführung des Oberſten Morgan ſtand bereits im Solde der Republik, während daß man neue Subſidien aus England und Frankreich erwartete. Vor Allem aber wurden die Staaten von Holland und Seeland zu der ſchleunigſten Hülfleiſtung aufgefordert. Nachdem aber die Feinde an beyden Ufern des Stroms

---

*) Allgemeine Geſchichte der vereinigten Niederlande. III 409. Grotius 88.

feſten Fuß gefaſſt hatten, und durch das Feuer aus ihren Schanzen die Schiffahrt gefährlich machten, nachdem im Brabantiſchen ein Platz nach dem andern in ihre Hände fiel, und ihre Reiterey alle Zugänge von der Landſeite ſperrte, ſo ſtiegen endlich bey den Einwohnern Antwerpens ernſtliche Beſorgniſſe wegen der Zukunft auf. Die Stadt zählte damals fünf und achtzigtauſend Seelen, und nach den angeſtellten Berechnungen wurden zum Unterhalte derſelben jährlich dreymal hunderttauſend Viertel oder Zentner Getreide erfordert. Einen ſolchen Vorrath aufzuſchütten fehlte es beym Anfange der Belagerung keinesweges weder an Lieferungen noch an Geld; denn trotz des feindlichen Geſchützes wuſſten ſich die ſeeländiſchen Proviantſchiffe mit eintretender Meeresfluth Bahn zu der Stadt zu machen. Es kam alſo bloß darauf an, zu verhindern, daß nicht einzelne von den reichern Bürgern dieſe Vorräthe aufkauften, und dann bey eintretendem Mangel ſich zu Meiſtern des Preiſes machten. Ein gewiſſer Gianibelli aus Mantua, der ſich in der Stadt niedergelaſſen und ihr in der Folge dieſer Belagerung ſehr erhebliche Dienſte leiſtete, that zu dieſem Ende den Vorſchlag, eine Auflage auf den hundertſten Pfennig zu machen, und eine Geſellſchaft rechtlicher Männer zu errichten, welche für dieſes Geld Getreide einkaufen, und wöchentlich liefern ſollte. Die Reichen ſollten einſtweilen dieſes Geld vorſchießen, und dafür die eingekauften Vorräthe gleichſam als zu einem Pfande in ihren Magazinen aufbewahren, auch an dem Gewinne ihren Antheil erhalten. Aber dieſer Vorſchlag wollte den reichern Einwohnern nicht gefallen, welche einmal beſchloſſen hatten, von der allgemeinen Bedrängniß Vortheil zu ziehen. Vielmehr hielten ſie dafür, daß man einem Jeden befehlen ſolle, ſich für ſich ſelbſt auf zwey Jahre lang mit dem nöthigen Proviant zu verſehen; ein Vorſchlag, wobey ſie ſehr gut für ſich, aber ſehr ſchlecht für die ärmern Einwohner ſorgten, die ſich nicht einmal auf ſo viele Monate verſehen konnten. Sie erreichten dadurch zwar die Abſicht, dieſe Letztern entweder ganz aus der Stadt zu jagen, oder von ſich abhängig zu machen; als ſie ſich aber nachher beſannen, daß in der Zeit der Noth ihr Eigenthum nicht reſpektirt werden dürfte, ſo fanden ſie rathſam, ſich mit dem Einkaufe nicht zu beeilen *).

Der Magiſtrat der Stadt, um ein Uebel zu verhüten, das nur Einzelne gedrückt haben würde, erwählte dafür ein anderes, welches dem Ganzen gefährlich wurde. Seeländiſche Unternehmer hatten eine anſehnliche Flotte mit Proviant befrachtet, welche ſich glücklich durch die Kanonen der Feinde ſchlug und in Antwerpen landete. Die Hoffnung eines höhern Gewinns hatte die Kaufleute zu dieſer gewagten Spe-

---

*) Allgem. Geſch. d. v. N. III. 472.

culation ermuntert; in dieſer Erwartung aber fanden ſie ſich getäuſcht, als ſie ankamen, indem der Magiſtrat von Antwerpen um eben dieſe Zeit ein Edikt ergehen ließ, wodurch der Preis aller Lebensmittel beträchtlich herabgeſetzt wurde. Um zugleich zu verhindern, daß Einzelne nicht die ganze Ladung aufkaufen, und, um ſie nachher deſto theurer loszuſchlagen, in ihren Magazinen aufſchütten möchten, ſo verordnete er, daß Alles aus freyer Hand von den Schiffen verkauft werden ſollte. Die Unternehmer, durch dieſe Vorkehrungen um den ganzen Gewinn ihrer Fahrt betrogen, ſpannten hurtig die Segel auf, und verlieſſen Antwerpen mit dem größten Theile ihrer Ladung, welche hingereicht haben würde, die Stadt mehrere Monate lang zu ernähren *).

Dieſe Vernachläſſigung der nächſten und natürlichſten Rettungsmittel wird nur dadurch begreiflich, daß man eine ganze Sperrung der Schelde damals noch für völlig unmöglich hielt, und alſo den äußerſten Fall im Ernſte gar nicht fürchtete. Als daher die Nachricht einlief, daß der Herzog die Abſicht habe, eine Brücke über die Schelde zu ſchlagen, ſo verſpottete man in Antwerpen allgemein dieſen ſchimäriſchen Einfall. Man ſtellte zwiſchen der Republik und dem Strome eine ſtolze Vergleichung an, und meinte,

---

*) Grotius 92. Meteran. Belg. Annal. 69.

daß der eine ſo wenig als die andere das ſpaniſche Joch auf ſich leiden würde. „Ein Strom, der zweytauſend vierhundert Fuß breit, und wenn er auch nur ſein eigenes Waſſer hat, über ſechszig Fuß tief iſt, der aber, wenn ihn die Meeresfluth hebt, noch um zwölf Fuß zu ſteigen pflegt — ein ſolcher Strom, hieß es, ſollte ſich durch ein elendes Pfahlwerk beherrſchen laſſen? Wo würde man Baumſtämme hernehmen, hoch genug, um bis auf den Grund zu reichen und über die Fläche emporzuragen? Und ein Werk dieſer Art ſollte im Winter zu Stande kommen, wo die Fluth ganze Inſeln und Gebirge von Eis, gegen welche kaum ſteinerne Mauern halten, an das ſchwache Gebälke treiben, und es wie Glas zerſplittern wird? Oder gedächte der Herzog, eine Brücke von Schiffen zu erbauen, woher wollte er dieſe nehmen und auf welchem Wege ſie in ſeine Verſchanzungen bringen? Nothwendig müßten ſie Antwerpen vorbeypaſſiren, wo eine Flotte bereitſtehe, ſie entweder aufzufangen oder in Grund zu bohren“ *).

Aber indem man in der Stadt die Ungereimtheit ſeiner Unternehmung bewies, hatte der Herzog von Parma ſie vollendet. Sobald die Baſteyen St. Maria und St. Philipp errichtet waren, welche die Arbeiter und den Bau durch ihr Geſchütz decken konnten, ſo wurde von beyden entgegenſtehenden Ufern aus ein Ge-

---

*) Strada. 560.

rüſte in den Strom hineingebaut, wozu man die Maſte von den größten Schiffen gebrauchte. Durch die kunſtreiche Anordnung des Gebälkes wuſſte man dem Ganzen eine ſolche Haltung zu geben, daß es, wie nachher der Erfolg bewies, dem gewaltſamen Andrange des Eiſes zu widerſtehen vermochte. Dieſes Gebälke, welches feſt und ſicher auf dem Grunde des Waſſers ruhte, und noch in ziemlicher Höhe daraus hervorragte, war mit Planken bedeckt, welche eine bequeme Straße formirten. Sie war ſo breit, daß acht Mann neben einander darauf Platz hatten, und ein Geländer, das zu beyden Seiten hinweglief, ſchützte vor dem Musketenfeuer der feindlichen Schiffe. Dieſe Eſtacade, wie man ſie nannte, lief von beyden entgegenſtehenden Ufern ſo weit in den Strom hinein, als es die zunehmende Tiefe und Gewalt des Waſſers verſtattete. Sie verengte den Strom um eilfhundert Fuß; weil aber der mittlere und eigentliche Strom ſie durchaus nicht duldete, ſo blieb noch immer zwiſchen beyden Eſtacaden ein Raum von mehr als ſechshundert Schritten offen, durch welchen eine ganze Proviantflotte bequem hindurchſegeln konnte. Dieſen Zwiſchenraum gedachte der Herzog vermittelſt einer Schiffbrücke auszufüllen, wozu die Fahrzeuge von Dünkirchen ſollten hergeſchafft werden. Aber außerdem, daß dort Mangel daran war, ſo hielt es ſchwer, ſolche ohne großen Verluſt an Antwerpen vorbeyzubringen. Er muſſte ſich alſo einſtweilen damit begnügen, den Fluß um die Hälfte verengt, und den Durchzug der feindlichen Schiffe um ſoviel ſchwieriger gemacht zu haben. Denn da, wo ſich die Eſtacaden in der Mitte des Stroms endigten, erweiterten ſie ſich beyde in ein längliches Viereck, welches ſtark mit Kanonen beſetzt war, und mitten im Waſſer zu einer Art Feſtung diente. Von da aus wurde auf alle Fahrzeuge, die durch dieſen Paß ſich hindurchwagten, ein fürchterliches Feuer unterhalten, welches jedoch nicht verhinderte, daß nicht ganze Flotten und einzelne Schiffe dieſe gefährliche Straße glücklich vorüberzogen *).

Unterdeſſen ergab ſich Gent, und dieſe unerwartet ſchnelle Eroberung riß den Herzog auf einmal aus ſeiner Verlegenheit. Er fand in dieſer Stadt alles Nöthige bereit, um ſeine Schiffbrücke zu vollenden, und die Schwierigkeit war bloß, es ſicher herbeyzuſchaffen. Dazu eröffneten ihm die Feinde ſelbſt den natürlichſten Weg. Durch Eröffnung der Dämme bey Saftingen war ein großer Theil von dem Lande Waes bis zu dem Flecken Borcht unter Waſſer geſetzt worden, ſo, daß es gar nicht ſchwer hielt, die Felder mit flachen Fahrzeugen zu befahren. Der Herzog ließ alſo ſeine Schiffe von Gent auslaufen, und beorderte ſie, nachdem ſie Dendermonde und Rupelmonde paſſirt, den linken Damm der Schelde zu durchſtechen, Antwerpen zur

---

*) Strada. 560 sq. Thuan. 630. Meteren XII. Buch.

Rechten liegen zu laſſen und gegen Borcht zu in das überſchwemmte Feld hineinzuſegeln. Zur Verſicherung dieſer Fahrt wurde bey dem Flecken Borcht eine Baſtey errichtet, welche die Feinde im Zaume halten könnte. Alles gelang nach Wunſch, obgleich nicht ohne einen lebhaften Kampf mit der feindlichen Flottille, welche ausgeſchickt worden war, dieſen Zug zu ſtören. Nachdem man noch einige Dämme unterwegs durchſtochen, erreichte man die ſpaniſchen Quartiere bey Kalloo, und lief glücklich wieder in die Schelde. Das Frohlocken der Armee war um ſo gröſſer, nachdem man erſt die groſſe Gefahr vernommen, der die Schiffe nur eben entgangen waren. Denn kaum hatten ſie ſich der feindlichen Schiffe entledigt, ſo war ſchon eine Verſtärkung der letztern von Antwerpen unterwegs, welche der tapfere Vertheidiger von Lillo, Odet von Teligny, anführte. Als dieſer die Arbeit gethan und die Feinde entwiſcht ſah, ſo bemächtigte er ſich des Damms, an dem Jene durchgebrochen waren, und warf eine Baſtey an der Stelle auf, um den Gentiſchen Schiffen, die etwa noch ankommen möchten, den Paß zu verlegen *).

Dadurch gerieth der Herzog von Parma aufs Neue ins Gedränge. Noch hatte er bey Weitem nicht Schiffe genug, weder für ſeine Brücke, noch zur Vertheidigung derſelben, und der Weg, auf welchem die

---

*) Meteren. 481. Strad. 564.

vorigen herbeygeſchafft worden, war durch das Fort des Teligny geſperrt. Indem er nun die Gegend in der Abſicht recognoſcirte, einen neuen Weg für ſeine Flotten ausfindig zu machen, ſtellte ſich ihm ein Gedanke dar, der nicht bloß ſeine gegenwärtige Verlegenheit endigte, ſondern der ganzen Unternehmung auf einmal einen lebhaften Schwung gab. Nicht weit von dem Dorfe Stecken, im Lande Waes, von welchem Orte man noch etwa fünftauſend Schritte bis zum Anfange der Ueberſchwemmungen hatte, fließt die Moer, ein kleines Waſſer, vorbey, das bey Gent in die Schelde fällt. Von dieſem Fluſſe nun ließ er einen Kanal bis an die Gegend führen, wo die Ueberſchwemmung den Anfang nahm, und weil die Waſſer nicht überall hoch genug ſtanden, ſo wurde der Kanal zwiſchen Bevern und Verrebroek bis nach Kalloo fortgeführt, wo die Schelde ihn aufnahm. Fünfhundert Schanzgräber arbeiteten ohne Unterlaß an dieſem Werke, und um die Verdroſſenheit der Soldaten zu ermuntern, legte der Herzog ſelbſt mit Hand an. Er erneuerte auf dieſe Art das Beyſpiel zweyer berühmten Römer, Druſus und Korbulo, welche durch ähnliche Werke den Rhein mit der Süderſee, und die Maas mit dem Rheine verbanden.

Dieſer Kanal, den die Armee ihrem Urheber zu Ehren den Kanal von Parma nannte, erſtreckte ſich vierzehntauſend Schritte lang, und hatte eine verhältnißmäßige Tiefe und Breite, um ſehr beträchtliche

Schiffe zu tragen. Er verſchaffte den Schiffen aus Gent nicht nur einen ſichern, ſondern auch einen merklich kürzern Weg zu den ſpaniſchen Quartieren, weil ſie nun nicht mehr nöthig hatten, den weitläufigen Krümmungen der Schelde zu folgen, ſondern bey Gent unmittelbar in die Moer traten, und von da aus bey Stecken durch den Kanal und durch das überſchwemmte Land bis nach Kalloo gelangten. Da in der Stadt Gent die Erzeugniſſe von ganz Flandern zuſammenfloſſen, ſo ſetzte dieſer Kanal das ſpaniſche Lager mit der ganzen Provinz in Zuſammenhang. Von allen Orten und Enden ſtrömte der Ueberfluß herbey, daß man im ganzen Laufe der Belagerung keinen Mangel mehr kannte. Aber der wichtigſte Vortheil, den der Herzog aus dieſem Werke zog, war ein hinreichender Vorrath an flachen Schiffen, wodurch er in den Stand geſetzt wurde, den Bau ſeiner Brücke zu vollenden *).

Unter dieſen Anſtalten war der Winter herbeygekommen, der, weil die Schelde mit Eis ging, in dem Bau der Brücke einen ziemlich langen Stillſtand verurſachte. Mit Unruhe hatte der Herzog dieſer Jahreszeit entgegengeſehen, die ſeinem angefangenen Werke höchſt verderblich werden, den Feinden aber bey einem ernſthaften Angriffe auf daſſelbe deſto günſtiger

---

*) Strada. 565.

ſeyn konnte. Aber die Kunſt ſeiner Baumeiſter entriß ihn der einen Gefahr, und die Inconſequenz der Feinde befreyte ihn von der andern. Zwar geſchah es mehrmals, daß mit eintretender Meeresfluth ſtarke Eisſchollen ſich in den Staketen verfingen, und mit heftiger Gewalt das Gebälke erſchütterten, aber es ſtand, und der Anlauf des wilden Elements machte bloß ſeine Feſtigkeit ſichtbar.

Unterdeſſen wurde in Antwerpen mit fruchtloſen Deliberationen eine koſtbare Zeit verſchwendet, und über dem Kampfe der Parteyen das allgemeine Beſte vernachläſſigt. Die Regierung dieſer Stadt war in allzuviele Hände vertheilt, und der ſtürmiſchen Menge ein viel zu großer Antheil daran gegeben, als daß man mit Ruhe hätte überlegen, mit Einſicht wählen, und mit Feſtigkeit ausführen können. Außer dem eigentlichen Magiſtrate, in welchem der Bürgermeiſter bloß eine einzelne Stimme hatte, waren in der Stadt noch eine Menge Korporationen vorhanden, denen die äußere und innere Sicherheit, die Proviantirung, die Befeſtigung der Stadt, das Schiffsweſen, der Kommerz u. dgl. oblag, und welche bey keiner wichtigen Verhandlung übergangen ſeyn wollten. Durch dieſe Menge von Sprechern, die, ſo oft es ihnen beliebte, in die Rathsverſammlung ſtürmten, und was ſie durch Gründe nicht vermochten, durch ihr Geſchrey und ihre ſtarke Anzahl durchzuſetzen wuſſten, bekam das Volk einen gefährchen Einfluß in die öffentlichen Berathſchlagungen, und der natürliche Widerſtreit ſo entgegengeſetzter Intereſſen hielt die Ausführung jeder heilſamen Maßregel zurück. Ein ſo ſchwankendes und kraftloſes Regiment konnte ſich bey einem trotzigen Schiffsvolke und bey einer ſich wichtig dünkenden Soldateska nicht in Achtung ſetzen; daher die Befehle des Staats auch nur ſchlechte Befolgung fanden, und durch die Nachläſſigkeit, wo nicht gar offenbare Meuterey der Truppen und des Schiffsvolks mehr als einmal der entſcheidende Augenblick verloren ging *).

Die wenige Uebereinſtimmung in der Wahl der Mittel, durch welche man dem Feinde widerſtehen wollte, würde indeſſen bey Weitem nicht ſo viel geſchadet haben, wenn man nur in dem Zwecke ſelbſt vollkommen einig geweſen wäre. Aber eben darüber waren die begüterten Bürger und der große Hauſe in zwey entgegengeſetzte Parteyen getheilt, indem die erſtern nicht ohne Urſachen von der Extremität Alles fürchteten, und daher ſehr geneigt waren, mit dem Herzoge von Parma in Unterhandlungen zu treten. Dieſe Geſinnungen verbargen ſie nicht länger, als das Fort Lieſkenshoek in feindliche Hände gefallen war, und man nun im Ernſte anfing, für die Schiffahrt auf der Schelde zu fürchten. Einige derſelben zogen ganz und gar fort, und überließ-

---

*) Meteren. 484. Thuan. II. 529. Grotius. 88.

ſen die Stadt, mit der ſie das Gute genoſſen, aber das Schlimme nicht theilen mochten, ihrem Schickſale. Sechszig bis ſiebenzig der Zurückbleibenden aus dieſer Klaſſe übergaben dem Rathe eine Bittſchrift, worin ſie den Wunſch äußerten, daß man mit dem Könige traktiren möchte. Sobald aber das Volk davon Nachricht erhielt, ſo gerieth es in eine wüthende Bewegung, daß man es kaum durch Einſperrung der Supplikanten und eine denſelben aufgelegte Geldſtrafe beſänftigen konnte. Es ruhte auch nicht eher, als bis ein Edikt zu Stande kam, welches auf jeden heimlichen oder öffentlichen Verſuch zum Frieden die Todesſtrafe ſetzte *).

Dem Herzoge von Parma, der in Antwerpen nicht weniger, als in den übrigen Städten Brabants und Flandern, geheime Verſtändniſſe unterhielt, und durch ſeine Kundſchafter gut bedient wurde, entging keine dieſer Bewegungen, und er verſäumte nicht, Vortheil davon zu ziehen. Obgleich er in ſeinen Anſtalten weit genug vorwärts gerückt war, um die Stadt zu beängſtigen, ſo waren doch noch ſehr viele Schritte zu thun, um ſich wirklich von derſelben Meiſter zu machen, und ein einziger unglücklicher Augenblick konnte das Werk vieler Monate vernichten. Ohne alſo in ſeinen kriegeriſchen Vorkehrungen etwas nachzulaſſen, machte er noch einen ernſtlichen Verſuch, ob er ſich der Stadt

---

*) Meteren. 48

nicht durch Güte bemächtigen könnte. Er erließ zu dem Ende im November dieſes Jahres an den großen Rath von Antwerpen ein Schreiben, worin alle Kunſtgriffe aufgeboten waren, die Bürger entweder zur Uebergabe der Stadt zu vermögen, oder doch die Trennung unter denſelben zu vermehren. Er betrachtete ſie in dieſem Briefe als Verführte, und wälzte die ganze Schuld ihres Abfalls und ihrer bisherigen Widerſetzlichkeit auf den ränkevollen Geiſt des Prinzen von Oranien, von welchem die Strafgerechtigkeit des Himmels ſie ſeit Kurzem befreyet habe. Jetzt, meinte er, ſtehe es in ihrer Macht, aus ihrer langen Verblendung zu erwachen, und zu einem Könige, der zur Verſöhnung geneigt ſey, zurückzukehren. Dazu, fuhr er fort, biete er ſelbſt ſich mit Freuden als Mittler an, da er nie aufgehört habe, ein Land zu lieben, worin er geboren ſey, und den fröhlichſten Theil ſeiner Jugend zugebracht habe. Er munterte ſie daher auf, ihm Bevollmächtigte zu ſenden, mit denen er über den Frieden traktiren könne, ließ ſie die billigſten Bedingungen hoffen, wenn ſie ſich bey Zeiten unterwürfen, aber auch die härteſten fürchten, wenn ſie es aufs Aeußerſte kommen ließſen.

Dieſes Schreiben, in welchem man mit Vergnügen die Sprache nicht wiederfindet, welche ein Herzog von Alba zehn Jahre vorher in ähnlichen Fällen zu führen pflegte, beantwortete die Stadt in einem anſtändigen und beſcheidenen Tone, und indem ſie dem perſönlichen Charakter des Herzogs volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, und ſeiner wohlwollenden Geſinnungen gegen ſie mit Dankbarkeit erwähnte, beklagte ſie die Härte der Zeitumſtände, welche ihm nicht erlaubten, ſeinem Charakter und ſeiner Neigung gemäß gegen ſie zu verfahren. In ſeine Hände, erklärte ſie, würde ſie mit Freuden ihr Schickſal legen, wenn er unumſchränkter Herr ſeiner Handlungen wäre, und nicht einem fremden Willen dienen müßte, den ſeine eigne Billigkeit unmöglich gut heißen könne. Nur zu bekannt ſey der unveränderliche Rathſchluß des Königs von Spanien, und das Gelübde, das derſelbe dem Papſte gethan habe; von dieſer Seite ſey alle ihre Hoffnung verloren. Sie vertheidigte dabey mit edler Wärme das Gedächtniß des Prinzen von Oranien, ihres Wohlthäters und Retters, indem ſie die wahren Urſachen aufzählte, welche dieſen traurigen Krieg herbeygeführt und die Provinzen von der ſpaniſchen Krone abtrünnig gemacht hätten. Zugleich verhehlte ſie nicht, daß ſie eben jetzt Hoffnung habe, an dem Könige von Frankreich einen neuen und einen gütigern Herrn zu finden, und auch ſchon dieſer Urſache wegen keinen Vergleich mit dem ſpaniſchen Monarchen eingehen könne, ohne ſich des ſtrafbarſten Leichtſinns und der Undankbarkeit ſchuldig zu machen *).

---

*) Thuan. II. 530. 531. Meteren. 485. 486.

Die vereinigten Provinzen nämlich, durch eine Reihe von Unglücksfällen kleinmüthig gemacht, hatten endlich den Entſchluß gefaſſt, unter die Oberhoheit Frankreichs zu treten, und durch Aufopferung ihrer Unabhängigkeit ihre Exiſtenz und ihre alten Privilegien zu retten. Mit dieſem Auftrage war vor nicht langer Zeit eine Geſandtſchaft nach Paris abgegangen, und die Ausſicht auf dieſen mächtigen Beyſtand war es vorzüglich, was den Muth der Antwerper ſtärkte. Heinrich der Dritte, König von Frankreich, war für ſeine Perſon auch nicht ungeneigt, dieſes Anerbieten ſich zu Nutze zu machen; aber die Unruhen, welche ihm die Intriguen der Spanier in ſeinem eignen Königreiche zu erregen wuſſten, nöthigten ihn wider ſeinen Willen, davon abzuſtehen. Die Niederländer wandten ſich nunmehr mit ihrem Geſuche an die Königinn Eliſabeth von England, die ihnen auch wirklich, aber nur zu ſpät für Antwerpens Rettung, einen thätigen Beyſtand leiſtete. Während daß man in dieſer Stadt den Erfolg dieſer Unterhandlungen abwartete, und nach einer fremden Hülfe in die Ferne blickte, hatte man die natürlichſten und nächſten Mittel zu ſeiner Rettung verſäumt, und den ganzen Winter verloren, den der Feind deſto beſſer zu benutzen verſtand *).

---

*) Meteren. 488 u. folg. Allgem. Geſchichte der v. Niederl. III. 476—491. Grotius. 89.

Zwar hatte es der Bürgermeiſter von Antwerpen, St. Aldegonde, nicht an wiederholten Aufforderungen fehlen laſſen, die ſeeländiſche Flotte zu einem Angriffe auf die feindlichen Werke zu vermögen, während daß man von Antwerpen aus dieſe Expedition unterſtützen würde. Die langen und öfters ſtürmiſchen Nächte konnten dieſe Verſuche begünſtigen, und wenn zugleich die Beſatzung zu Lillo einen Ausfall wagte, ſo würde es dem Feinde kaum möglich geweſen ſeyn, dieſem dreyfachen Anfalle zu widerſtehn. Aber unglücklicherweiſe waren zwiſchen dem Anführer jener Flotte, Wilhelm von Blois, von Treslong, und der Admiralität von Seeland Irrungen entſtanden, welche Urſache waren, daß die Ausrüſtung der Flotte auf eine ganz unbegreifliche Weiſe verzögert wurde. Um ſolche zu beſchleunigen, entſchloß ſich endlich Teligny, ſelbſt nach Middelburg zu gehen, wo die Staaten von Seeland verſammelt waren; aber weil der Feind alle Päſſe beſetzt hatte, ſo koſtete ihn dieſer Verſuch ſeine Freyheit, und mit ihm verlor die Republik ihren tapferſten Vertheidiger. Indeſſen fehlte es nicht an unternehmenden Schiffern, welche unter Vergünſtigung der Nacht, und mit eintretender Fluth, trotz des feindlichen Feuers, durch die damals noch offene Brücke ſich ſchlugen, Proviant in die Stadt warfen, und mit der Ebbe wieder zurückkehrten. Weil aber doch mehrere ſolcher

Fahrzeuge dem Feinde in die Hände fielen, ſo verordnete der Rath, daß inskünftige die Schiffe nie unter einer beſtimmten Anzahl ſich hinauswagen ſollten; welches die Folge hatte, daß Alles unterblieb, weil die erforderte Anzahl niemals voll werden wollte. Auch geſchahen von Antwerpen aus einige nicht ganz unglückliche Verſuche auf die Schiffe der Spanier; einige der letztern wurden erobert, andere verſenkt, und es kam bloß darauf an, dergleichen Verſuche im Großen fortzuſetzen. Aber ſo eifrig auch St. Aldegonde dieſes betrieb, ſo fand ſich doch kein Schiffer, der ein Fahrzeug beſteigen wollte *).

Unter dieſen Zögerungen verſtrich der Winter, und kaum bemerkte man, daß das Eis ſich verlor, ſo wurde von den Belagerern der Bau der Schiffbrücke nun mit allem Ernſte vorgenommen. Zwiſchen beyden Staketen blieb noch ein Raum von mehr als ſechshundert Schritten auszufüllen, welches auf folgende Art bewerkſtelligt wurde. Man nahm zwey und dreyßig Playten (platte Fahrzeuge) jede ſechs und ſechzig Fuß lang und zwanzig breit, und dieſe fügte man am Vorder- und Hintertheile mit ſtarken Cabeltauen und eiſernen Ketten an einander, doch ſo, daß ſie noch gegen zwanzig Fuß von einander abſtanden, und dem Strome einen freyen Durchzug verſtatteten. Jede Playte hing

---

*) Strad. 564. Meteren. 484. Reidan. Annal. 69.

noch außerdem an zwey Ankertauen, ſowol aufwärts, als unterwärts des Stroms, welche aber, je nachdem das Waſſer mit der Fluth ſtieg oder mit der Ebbe ſank, nachgelaſſen und angezogen werden konnten. Ueber die Schiffe hinweg wurden große Maſtbäume gelegt, welche von einem zum andern reichten, und, mit Planken überdeckt, eine ordentliche Straße bildeten, auch, wie die Staketen, mit einem Geländer eingefaſſt waren. Dieſe Schiffbrücke, davon beyde Staketen nur eine Fortſetzung ausmachten, hatte, mit dieſen zuſammengenommen, eine Länge von zweytauſend vierhundert Schritten. Dabey war dieſe furchtbare Maſchine ſo künſtlich organiſirt und ſo reichlich mit Werkzeugen des Todes ausgerüſtet, daß ſie gleich einem lebendigen Weſen ſich ſelbſt vertheidigen, auf das Kommandowort Flammen ſpeyen, und auf Alles, was ihr nahe kam, Verderben ausſchütten konnte. Außer den beyden Forts, St. Maria und St. Philipp, welche die Brücke an beyden Ufern begrenzten, und außer den zwey hölzernen Baſteyen auf der Brücke ſelbſt, welche mit Soldaten angefüllt und in allen vier Ecken mit Kanonen beſetzt waren, enthielt Jedes der zwey und dreyßig Schiffe noch dreyßig Bewaffnete, nebſt vier Matroſen zu ſeiner Bedeckung, und zeigte dem Feinde, er mochte nun von Seeland herauf oder von Antwerpen herunter ſchiffen, die Mündung einer Kanone. Man zählte in allem ſieben und neunzig Kanonen, die ſowol über der Brücke, als unter derſelben vertheilt waren, und mehr als fünfzehnhundert Mann, die theils die Baſteyen, theils die Schiffe beſetzten, und wenn es Noth that, ein furchtbares Muſketenfeuer auf den Feind unterhalten konnten.

Aber dadurch allein glaubte der Herzog ſein Werk noch nicht gegen alle Zufälle ſichergeſtellt zu haben. Es war zu erwarten, daß der Feind nichts unverſucht laſſen würde, den mittlern und ſchwächſten Theil der Brücke durch die Gewalt ſeiner Maſchinen zu ſprengen; dieſem vorzubeugen, warf er längs der Schiffbrücke und in einiger Entfernung von derſelben noch eine beſondre Schutzwehr auf, welche die Gewalt brechen ſollte, die auf die Brücke ſelbſt möchte ausgeübt werden. Dieſes Werk beſtand aus drey und dreyßig Barken von beträchtlicher Größe, welche in Einer Reihe, quer über den Strom hingelagert, und je drey und drey mit Maſtbäumen an einander befeſtigt waren, ſo, daß ſie eilf verſchiedene Gruppen bildeten. Jede derſelben ſtreckte, gleich einem Gliede Pikenirer, in horizontaler Richtung, vierzehn lange hölzerne Stangen aus, die dem herannahenden Feinde eine eiſerne Spitze entgegenkehrten. Dieſe Barken waren bloß mit Ballaſt angefüllt, und hingen jede an einem doppelten aber ſchlaffen Ankertaue, um dem anſchwellenden Strome nachgeben zu können; daher ſie auch in beſtändiger Bewegung waren, und davon die Namen, Schwimmer, bekamen. Die ganze Schiffbrücke und noch ein Theil der Staketen wurden von dieſen Schwimmern gedeckt, welche ſowol oberhalb als unterhalb der Brücke angebracht waren. Zu allen dieſen Vertheidigungsanſtalten kam noch eine Anzahl von vierzig Kriegsſchiffen, welche an beyden Ufern hielten und dem ganzen Werke zur Bedeckung dienten *).

Dieſes bewundernswürdige Werk war im März des Jahres 1585, als dem ſiebenten Monate der Belagerung, fertig, und der Tag, an dem es vollendet wurde, war ein Jubelfeſt für die Truppen. Durch ein wildes Freudenſchießen wurde der große Vorfall der belagerten Stadt verkündigt, und die Armee, als wollte ſie ſich ihres Triumphs recht ſinnlich verſichern, breitete ſich längs dem ganzen Gerüſte aus, um den ſtolzen Strom, dem man das Joch aufgelegt hatte, friedfertig und gehorſam unter ſich hinwegfließen zu ſehen. Alle ausgeſtandenen unendlichen Mühſeligkeiten waren bey dieſem Anblicke vergeſſen, und keiner, deſſen Hand nur irgend dabey geſchäftig geweſen, war ſo verächtlich und ſo klein, daß er ſich nicht einen Theil der Ehre zueignete, die den großen Urheber lohnte. Nichts aber gleicht der Beſtürzung, welche die Bürger von Antwerpen ergriff, als ihnen die Nachricht gebracht wurde, daß die Schelde nun wirklich geſchloſſen, und alle Zufuhr

---

*) Strad. Dec. II. Lib. VI. 566. 567. Meteren 482. Thuan. III. Lib. LXXXIII. 45. Allgem. Geſchichte der vereinigten Niederl. III. Band. 497.

aus Seeland abgeſchnitten ſey. Und zu Vermehrung ihres Schreckens muſſten ſie zu derſelben Zeit noch den Verluſt der Stadt Brüſſel erfahren, welche endlich durch Hunger genöthigt worden, ſich zu ergeben. Ein Verſuch, den der Graf von Hohenlohe in eben dieſen Tagen auf Herzogenbuſch gewagt, um entweder dieſe Stadt wegzunehmen, oder doch dem Feinde eine Diverſion zu machen, war gleichfalls verunglückt, und ſo verlor das bedrängte Antwerpen zu gleicher Zeit alle Hoffnung einer Zufuhr von der See und zu Lande *).

Durch einige Flüchtlinge, welche ſich durch die ſpaniſchen Vorpoſten hindurch in die Stadt geworfen, wurden dieſe unglücklichen Zeitungen darin ausgebreitet, und ein Kundſchafter, den der Bürgermeiſter ausgeſchickt hatte, um die feindlichen Werke zu recognoſciren, vergrößerte durch ſeine Ausſagen noch die allgemeine Beſtürzung. Er war ertappt und vor den Herzog von Parma gebracht worden, welcher Befehl gab, ihn überall herumzuführen, und beſonders die Einrichtung der Brücke aufs Genaueſte beſichtigen zu laſſen. Nachdem dies geſchehen war, und er wieder vor den Feldherrn gebracht wurde, ſchickte ihn dieſer mit den Worten zurück: „Geh,“ rief er, „und hinterbringe denen, die dich herſchickten, was du geſehen haſt. Melde

---

*) Strada. 567—571. Meteren. 492. 494. Thuan. III. 44. 45.

„ihnen aber dabey, daß es mein feſter Entſchluß ſey,
„mich entweder unter den Trümmern dieſer Brücke zu
„begraben, oder durch dieſe Brücke in eure Stadt einzuziehn *).“

Aber die Gewißheit der Gefahr belebte nun auch auf einmal den Eifer der Verbundenen, und es lag nicht an ihren Anſtalten, wenn die erſte Hälfte jenes Gelübdes nicht in Erfüllung ging. Längſt ſchon hatte der Herzog mit Unruhe den Bewegungen zugeſehen, welche zum Entſatze der Stadt in Seeland gemacht wurden. Es war ihm nicht verborgen, daß er den gefährlichſten Schlag von dorther zu fürchten habe, und daß gegen die vereinigte Macht der ſeeländiſchen und antwerpiſchen Flotten, wenn ſie zu gleicher Zeit und im rechten Moment auf ihn losdringen ſollten, mit allen ſeinen Werken nicht viel würde auszurichten ſeyn. Eine Zeitlang hatten ihm die Zögerungen des ſeeländiſchen Admirals, die er auf alle Art zu unterhalten bemüht war, Sicherheit verſchafft; jetzt aber beſchleunigte die dringende Noth auf einmal die Rüſtung, und ohne länger auf den Admiral zu warten, ſchickten die Staaten zu Middelburg den Grafen Juſtin von Naſſau mit ſo viel Schiffen, als ſie aufbringen konnten, den Belagerten zu Hülfe. Dieſe Flotte legte ſich vor das Fort Liefkenshök, welches der Feind im Beſitz hatte, und beſchoß

---

*) Strada. 568.

daſſelbe, von einigen Schiffen aus dem gegenüberliegenden Fort Lillo unterſtützt, mit ſo glücklichem Erfolge, daß die Wälle in Kurzem zu Grunde gerichtet und mit ſtürmender Hand erſtiegen wurden. Die darin zur Beſatzung liegenden Wallonen zeigten die Feſtigkeit nicht, welche man von Soldaten des Herzogs von Parma erwartete; ſie überließen dem Feinde ſchimpflich die Feſtung, der ſich in Kurzem der ganzen Inſel Doel mit allen darauf liegenden Schanzen bemeiſterte. Der Verluſt dieſer Plätze, die jedoch bald wieder gewonnen waren, ging dem Herzoge von Parma ſo nahe, daß er die Befehlshaber vor das Kriegsgericht zog, und den Schuldigſten darunter enthaupten ließ. Indeſſen eröffnete dieſe wichtige Eroberung den Seeländern einen freyen Paß bis zur Brücke, und nunmehr war der Zeitpunkt vorhanden, nach genommener Abrede mit den Antwerpern, gegen jenes Werk einen entſcheidenden Streich auszuführen. Man kam überein, daß, während man von Antwerpen aus, durch ſchon bereitgehaltene Maſchinen, die Schiffbrücke ſprengte, die ſeeländiſche Flotte mit einem hinlänglichen Vorrathe von Proviant in der Nähe ſeyn ſollte, um ſogleich durch die gemachte Oeffnung hindurch nach der Stadt zu ſegeln *).

Denn ehe noch der Herzog von Parma mit ſeiner Brücke zu Stande war, arbeitete ſchon in den

---

*) Strad. 573. 574. Meteren. 495.

Mauern Antwerpens ein Ingenieur an ihrer Zerſtörung. Friederich Gianibelli hieß dieſer Mann, den das Schickſal beſtimmt hatte, der Archimed dieſer Stadt zu werden, und eine gleiche Geſchicklichkeit mit gleich verlornem Erfolge zu deren Vertheidigung zu verſchwenden. Er war aus Mantua gebürtig, und hatte ſich ehedem in Madrid gezeigt, um, wie einige wollen, dem Könige Philipp ſeine Dienſte in dem niederländiſchen Kriege anzubieten. Aber vom langen Warten ermüdet, verließ der beleidigte Künſtler den Hof, des Vorſatzes, den Monarchen Spaniens auf eine empfindliche Art mit einem Verdienſte bekannt zu machen, das er ſo wenig zu ſchätzen gewuſſt hatte. Er ſuchte die Dienſte der Königinn Eliſabeth von England, der erklärten Feindinn von Spanien, welche ihn, nachdem ſie einige Proben von ſeiner Kunſt geſehen, nach Antwerpen ſchickte. In dieſer Stadt ließ er ſich wohnhaft nieder, und widmete derſelben in der gegenwärtigen Extremität ſeine ganze Wiſſenſchaft und den feurigſten Eifer *).

Sobald dieſer Künſtler in Erfahrung gebracht hatte, daß es mit der Brücke ernſtlich gemeint ſey, und das Werk der Vollendung ſich nahe, ſo bat er ſich von dem Magiſtrate drey große Schiffe von hundert und funfzig bis fünfhundert Tonnen aus, in welchen er Minen anzulegen gedachte. Außer dieſen verlangte er noch

---

*) Meteren. 495. Strad. 574.

ſechszig Plavten, welche mit Kabeln und Ketten aneinandergebunden und mit hervorragenden Haken verſehen, mit eintretender Ebbe in Bewegung geſetzt werden, und um die Wirkung der Minenſchiffe zu vollenden, in keilförmiger Richtung gegen die Brücke Sturm laufen ſollten. Aber er hatte ſich mit ſeinem Geſuche an Leute gewendet, die gänzlich unfähig waren, einen außerordentlichen Gedanken zu faſſen, und ſelbſt da, wo es die Rettung des Vaterlandes galt, ihren Krämerſinn nicht zu verläugnen wußten. Man fand ſeinen Vorſchlag allzukoſtbar, und nur mit Mühe erhielt er endlich, daß ihm zwey kleinere Schiffe von ſiebenzig bis achtzig Tonnen, nebſt einer Anzahl Playten bewilligt wurden.

Mit dieſen zwey Schiffen, davon er das eine das Glück, das andere die Hoffnung nannte, verfuhr er auf folgende Art. Er ließ auf dem Boden derſelben einen hohlen Kaſten von Quaderſteinen mauern, der fünf Schuhe breit, vierthalb hoch, und vierzig lang war. Dieſen Kaſten füllte er mit ſechszig Zentnern des feinſten Schießpulvers von ſeiner eignen Erfindung, und bedeckte denſelben mit großen Grab- und Mühlſteinen, ſo ſchwer das Fahrzeug ſie tragen konnte. Darüber führte er noch ein Dach von ähnlichen Steinen auf, welches ſpitz zulief und ſechs Schuhe hoch über den Schiffsrand emporragte. Das Dach ſelbſt wurde mit eiſernen Ketten und Haken, mit metallnen und marmornen Kugeln, mit Nägeln, Meſſern und andern verderblichen Werkzeugen vollgeſtopft; auch der übrige Raum des Schiffs, den der Kaſten nicht einnahm, wurde mit Steinen ausgefüllt, und das Ganze mit Bretern überzogen. In dem Kaſten ſelbſt waren mehrere kleine Oeffnungen für die Lunten gelaſſen, welche die Mine anzünden ſollten. Zum Ueberfluſſe war noch ein Uhrwerk darin angebracht, welches nach Ablauf der beſtimmten Zeit Funken ſchlagen, und, wenn auch die Lunten verunglückten, das Schiff in Brand ſtecken konnte. Um dem Feinde die Meinung beyzubringen, als ob es mit dieſen Maſchinen bloß darauf abgeſehen ſey, die Brücke anzuzünden, wurde auf dem Gipfel derſelben ein Feuerwerk von Schwefel und Pech unterhalten, welches eine ganze Stunde lang fortbrennen konnte. Ja, um die Aufmerkſamkeit deſſelben noch mehr von dem eigentlichen Sitze der Gefahr abzulenken, rüſtete er noch zwey und dreyßig Schuyten (kleine platte Fahrzeuge) aus, auf denen bloß Feuerwerke brannten, und welche keine andre Beſtimmung hatten, als dem Feinde ein Gaukelwerk vorzumachen. Dieſe Brander ſollten in vier verſchiedenen Transporten, von einer halben Stunde zur andern, nach der Brücke hinunterlaufen, und die Feinde zwey ganzer Stunden lang unaufhörlich in Athem erhalten, ſo, daß ſie endlich vom Schießen erſchöpft und durch vergebliches

Warten ermüdet, in ihrer Aufmerkſamkeit nachlieſſen, wenn die rechten Vulkane kämen. Voran ließ er zum Ueberfluſſe noch einige Schiffe laufen, in welchen Pulver verborgen war, um das fließende Werk vor der Brücke zu ſprengen, und den Hauptſchiffen Bahn zu machen. Zugleich hoffte er durch dieſes Vorpoſtengefecht den Feinden zu thun zu geben, ſie heranzulocken und der ganzen tödtenden Wirkung des Vulkans auszuſetzen *).

Die Nacht zwiſchen dem 4ten und 5ten April war zur Ausführung dieſes großen Unternehmens beſtimmt. Ein dunkles Gerücht davon hatte ſich auch ſchon in dem ſpaniſchen Lager verbreitet, beſonders da man von Antwerpen aus mehrere Taucher entdeckt hatte, welche die Ankertaue an den Schiffen hatten zerhauen wollen. Man war daher auf einen ernſtlichen Angriff gefaſſt; nur irrte man ſich in der eigentlichen Beſchaffenheit deſſelben, und rechnete mehr darauf, mit Menſchen, als mit Elementen zu kämpfen. Der Herzog ließ zu dieſem Ende die Wachen längs dem ganzen Ufer verdoppeln, und zog den beſten Theil ſeiner Truppen in die Nähe der Brücke, wo er ſelbſt gegenwärtig war; um ſo näher der Gefahr, je ſorgfältiger er derſelben zu entfliehen ſuchte. Kaum war es dunkel geworden, ſo ſah man von der Stadt her drey brennende Fahrzeuge daherſchwimmen,

---

Thuan. III. 46. Strad. 574. 575. Meteren 595.

dann noch drey andre, und gleich darauf eben ſo viele. Man ruft durch das ſpaniſche Lager ins Gewehr, und die ganze Länge der Brücke füllt ſich mit Bewaffneten an. Indeſſen vermehrten ſich die Feuerſchiffe und zogen, theils Paarweiſe, theils zu Dreyen, in einer gewiſſen Ordnung den Strom herab, weil ſie am Anfange noch durch Schiffer gelenkt wurden. Der Admiral der Antwerpiſchen Flotte, Jakob Jakobſohn, hatte es, man wuſſte nicht ob aus Nachläſſigkeit oder Vorſatz, darin verſehen, daß er die vier Schiffhauſen allzugeſchwind hintereinander ablauſen, und ihnen auch die zwey großen Minenſchiffe viel zu ſchnell folgen ließ, wodurch die ganze Ordnung geſtört wurde.

Unterdeſſen rückte der Zug immer näher, und die Dunkelheit der Nacht erhöhte noch den außerordentlichen Anblick. So weit das Auge dem Strome folgen konnte, war Alles Feuer, und die Brander warfen ſo ſtarke Flammen aus, als ob ſie ſelbſt in Feuer aufgingen. Weit hin leuchtete die Waſſerfläche; die Dämme und Baſteyen längs dem Ufer, die Fahnen, Waffen und Rüſtungen der Soldaten, welche ſowol hier als auf der Brücke in Parade ſtanden, glänzten im Widerſcheine. Mit einem gemiſchten Gefühle von Grauen und Vergnügen betrachtete der Soldat das ſeltſame Schauſpiel, das eher einer Fete als einem feindlichen Apparate glich, aber gerade wegen dieſes ſonderbaren Kontraſtes der äußern Erſcheinung mit der innern Beſtimmung die Gemüther mit einem wunderbaren Schauer erfüllte. Als dieſe brennende Flotte der Brücke bis auf zweytauſend Schritte nahe gekommen, zündeten ihre Führer die Lunten an, trieben die zwey Minenſchiffe in die eigentliche Mitte des Stroms und überlieſſen die übrigen dem Spiele der Wellen, indem ſie ſelbſt ſich auf ſchon bereitgehaltenen Kähnen hurtig davonmachten *).

Jetzt verwirrte ſich der Zug, und die führerloſen Schiffe langten einzeln und zerſtreut bey den ſchwimmenden Werken an, wo ſie entweder hängen blieben, oder ſeitwärts an das Ufer prallten. Die vordern Pulverſchiffe, welche beſtimmt geweſen waren, das ſchwimmende Werk zu entzünden, warf die Gewalt eines Sturmwindes, der ſich in dieſem Augenblicke erhob, an das flandriſche Ufer; ſelbſt der eine von den beyden Brandern, welcher das Glück hieß, gerieth unterwegs auf den Grund, ehe er noch die Brücke erreichte, und tödtete, indem er zerſprang, etliche ſpaniſche Soldaten, die in einer nahgelegenen Schanze arbeiteten. Wenig fehlte, daß der andere und größere Brander, die Hoffnung genannt, nicht ein ähnliches Schickſal gehabt hätte. Der Strom warf ihn an das ſchwimmende Werk auf der flandriſchen Seite, wo er hängen blieb; und hätte er in dieſem Augenblicke ſich entzündet, ſo war der beſte Theil ſeiner Wirkung verloren. Von den Flam-

---

*) Strada. 576.

men getäuſcht, welche dieſe Maſchine, gleich den übrigen Fahrzeugen, von ſich warf, hielt man ſie bloß für einen gewöhnlichen Brander, der die Schiffbrücke anzuzünden beſtimmt ſey. Und wie man nun gar eins der Feuerſchiffe nach dem andern ohne alle weitere Wirkung erlöſchen ſah, ſo verlor ſich endlich die Furcht, und man fing an, über die Anſtalten des Feindes zu ſpotten, die ſich ſo prahleriſch angekündigt hatten, und nun ein ſo lächerliches Ende nahmen. Einige der Verwegenſten warfen ſich ſogar in den Strom, um den Brander in der Nähe zu beſehen und ihn auszulöſchen, als derſelbe vermittelſt ſeiner Schwere ſich durchriß, das ſchwimmende Werk, das ihn aufgehalten, zerſprengte, und mit einer Gewalt, welche Alles fürchten ließ, auf die Schiffbrücke losdrang. Auf einmal kommt Alles in Bewegung, und der Herzog ruft den Matroſen zu, die Maſchine mit Stangen aufzuhalten und die Flammen zu löſchen, ehe ſie das Gebälke ergriffen.

Er befand ſich in dieſem bedenklichen Augenblicke an dem äußerſten Ende des linken Gerüſtes, wo daſſelbe eine Baſtey im Waſſer formirte und in die Schiffbrücke überging. Ihm zur Seite ſtanden der Markgraf von Rysburg, General der Reiterey und Gouverneur der Provinz Artois, der ſonſt den Staaten gedient hatte, aber aus einem Vertheidiger der Republik ihr ſchlimmſter Feind geworden war, der Freyherr von Billy, Gouverneur von Friesland und Chef der deutſchen Regimenter, die Generale Cajetan und Guaſto, nebſt mehrern der vornehmſten Officiere; alle ihrer beſondern Gefahr vergeſſend, und bloß mit Abwendung des allgemeinen Unglücks beſchäftigt. Da nahte ſich dem Herzoge von Parma ein ſpaniſcher Fähndrich, und beſchwur ihn, ſich von einem Orte hinwegzubegeben, wo ſeinem Leben augenſcheinlich Gefahr drohe. Er wiederholte dieſe Bitte noch dringender, als der Herzog nicht darauf merken wollte, und flehte ihn zuletzt fußfällig, in dieſem einzigen Stücke von ſeinem Diener Rath anzunehmen. Indem er dies ſagte, hatte er den Herzog am Rocke ergriffen, als wollte er ihn mit Gewalt von der Stelle ziehen, und dieſer, mehr von der Kühnheit dieſes Mannes überraſcht, als durch ſeine Gründe überredet, zog ſich endlich, von Cajetan und Guaſto begleitet, nach dem Ufer zurück. Kaum hatte er Zeit gehabt, das Fort St. Maria am äußerſten Ende der Brücke zu erreichen, ſo geſchah hinter ihm ein Knall, nicht anders, als börſte die Erde, und als ſtürzte das Gewölbe des Himmels ein. Wie todt fiel der Herzog nieder, die ganze Armee mit ihm, und es dauerte mehrere Minuten, bis man wieder zur Beſinnung erwachte.

Aber welch ein Anblick, als man jetzt wieder zu ſich ſelber kam! Von dem Schlage des entzündeten Vulkans war die Schelde bis in ihre unterſten Tiefen geſpalten und mit Mauerhoher Fluth über den Damm, der ſie umgab, hinausgetrieben worden, ſo daß alle

Festungswerke am Ufer mehrere Schuh hoch im Waſſer ſtanden. Drey Meilen im Umkreiſe ſchütterte die Erde. Beynahe das ganze linke Gerüſte, an welchem das Brandſchiff ſich angehängt hatte, war nebſt einem Theile der Schiffbrücke auseinandergeſprengt, zerſchmettert und mit Allem, was ſich darauf befand, mit allen Maſtbäumen, Kanonen und Menſchen in die Luft geführt worden. Selbſt die ungeheuern Steinmaſſen, welche die Mine bedeckten, hatte die Gewalt des Vulkans in die benachbarten Felder geſchleudert, ſo, daß man nachher mehrere davon, tauſend Schritte weit von der Brücke, aus dem Boden herausgrub. Sechs Schiffe waren verbrannt, mehrere in Stücken gegangen. Aber ſchrecklicher als Alles dies war die Niederlage, welche das mörderiſche Werkzeug unter den Menſchen anrichtete. Fünfhundert, nach andern Berichten ſogar achthundert, Menſchen wurden das Opfer ſeiner Wuth; diejenigen nicht einmal gerechnet, welche mit verſtümmelten oder ſonſt beſchädigten Gliedern davonkamen; und die entgegengeſetzteſten Todesarten vereinigten ſich in dieſem entſetzlichen Augenblicke. Einige wurden durch den Blitz des Vulkans, andre durch das kochende Gewäſſer des Stroms verbrannt, noch andre erſtickte der giftige Schwefeldampf; jene wurden in den Fluthen, dieſe unter dem Hagel der geſchleuderten Steine begraben, Viele von den Meſſern und Haken zerfleiſcht, oder von den Kugeln zermalmt, welche aus dem Bauche der Maſchine ſprangen. Einige, die man ohne alle ſichtbare Verletzung entſeelt fand, mußte ſchon die bloße Lufterſchütterung getödtet haben. Der Anblick, der ſich unmittelbar nach Entzündung der Mine darbot, war fürchterlich. Einige ſtaken zwiſchen dem Pfahlwerk der Brücke, andere arbeiteten ſich unter Steinmaſſen hervor, noch andere waren in den Schiffſeilen hängen geblieben; von allen Orten und Enden her erhub ſich ein herzzerſchneidendes Geſchrey nach Hülfe, welches aber, weil Jeder genug mit ſich ſelbſt zu thun hatte, nur durch ein ohnmächtiges Wimmern beantwortet wurde.

Von den Ueberlebenden ſahen ſich Viele durch ein wunderähnliches Schickſal gerettet. Einen Officier, mit Namen Tucci, hob der Windwirbel wie eine Feder in die Luft, hielt ihn eine Zeitlang ſchwebend in der Höhe, und ließ ihn dann gemach in den Strom herabſinken, wo er ſich durch Schwimmen rettete. Einen Andern ergriff die Gewalt des Schuſſes auf dem flandriſchen Ufer und ſetzte ihn auf dem brabantiſchen ab, wo er mit einer leichten Quetſchung an der Schulter wieder aufſtand, und es war ihm, wie er nachher ausſagte, auf dieſer ſchnellen Luftreiſe nicht anders zu Muthe, als ob er aus einer Kanone geſchoſſen würde. Der Herzog von Parma ſelbſt war dem Tode nie ſo nahe geweſen, als in dieſem

Augenblicke, denn nur der Unterſchied einer halben Minute entſchied über ſein Leben. Kaum hatte er den Fuß in das Fort St. Maria geſetzt, ſo hob es ihn auf, wie ein Sturmwind, und ein Balken, der ihn am Haupte und an der Schulter traf, riß ihn ſinnlos zur Erde. Eine Zeitlang glaubte man ihn auch wirklich todt, weil ſich Viele erinnerten, ihn wenige Minuten vor dem tödtlichen Schlage noch auf der Brücke geſehen zu haben. Endlich fand man ihn, die Hand an dem Degen, zwiſchen ſeinen Begleitern Cajetan und Guaſto ſich aufrichtend; eine Zeitung, die dem ganzen Heere das Leben wieder gab. Aber umſonſt würde man verſuchen, ſeinen Gemüthszuſtand zu beſchreiben, als er nun die Verwüſtung überſah, die ein einziger Augenblick in dem Werke ſo vieler Monate angerichtet hatte. Zerriſſen war die Brücke, auf der ſeine ganze Hoffnung beruhte, aufgerieben ein großer Theil ſeines Heers, ein anderer verſtümmelt und für viele Tage unbrauchbar gemacht, mehrere ſeiner beſten Officiere getödtet; und als ob es an dieſem öffentlichen Unglücke noch nicht genug wäre, ſo mußte er noch die ſchmerzliche Nachricht hören, daß der Markgraf von Ryßburg, den er unter allen ſeinen Officieren vorzüglich werth hielt, nirgends aufzufinden ſey. Und doch ſtand das Allerſchlimmſte noch bevor, denn jeden Augenblick mußte man von Antwerpen und Lillo aus die feindlichen Flotten erwarten, welche bey dieſer ſchrecklichen Verfaſſung des Heers durchaus keinen Widerſtand würden gefunden haben. Die Brücke war auseinander geſprengt, und nichts hinderte die ſeeländiſchen Schiffe, mit vollen Segeln hindurchzuziehen; dabey war die Verwirrung der Truppen in dieſen erſten Augenblicken ſo groß und allgemein, daß es unmöglich geweſen wäre, Befehle auszutheilen und zu befolgen, da viele Corps ihre Befehlshaber, viele Befehlshaber ihre Corps vermiſſten, und ſelbſt der Poſten, wo man geſtanden, in dem allgemeinen Ruin kaum mehr zu erkennen war. Dazu kam, daß alle Schanzen am Ufer im Waſſer ſtanden, daß mehrere Kanonen verſenkt, daß die Lunten feucht, daß die Pulvervorräthe vom Waſſer zu Grunde gerichtet waren. Welch ein Moment für die Feinde, wenn ſie es verſtanden hätten, ihn zu benutzen *)!

Kaum wird man es dem Geſchichtſchreiber glauben, daß dieſer über alle Erwartung gelungene Erfolg bloß darum für Antwerpen verloren ging, weil — man nichts davon wuſſte. Zwar ſchickte St. Aldegonde, ſobald man den Knall des Vulkans in der Stadt vernommen hatte, mehrere Galeren gegen die Brücke aus, mit dem Befehle, Feuerkugeln und brennende Pfeile ſteigen zu laſſen, ſobald ſie glücklich hindurchpaſſirt ſeyn würden, und dann mit dieſer Nachricht geradenwegs

---

*) Strada. 577 seq. Meteren. 497. Thuan. III. 47. Allgem. G. d. v. N. III. 497.

nach Lillo weiter zu ſegeln, um die ſeeländiſche Hülfsflotte unverzüglich in Bewegung zu bringen. Zugleich wurde der Admiral von Antwerpen beordert, auf jenes gegebene Zeichen ſogleich mit den Schiffen aufzubrechen, und in der erſten Verwirrung den Feind anzugreifen. Aber obgleich den auf Kundſchaft ausgeſandten Schiffern eine anſehnliche Belohnung verſprochen worden, ſo wagten ſie ſich doch nicht in die Nähe des Feindes, ſondern kehrten unverrichteter Sachen zurück, mit der Bothſchaft, daß die Schiffbrücke unverſehrt und das Feuerſchiff ohne Wirkung geblieben ſey. Auch noch am folgenden Tage wurden keine beſſern Anſtalten gemacht, den wahren Zuſtand der Brücke in Erfahrung zu bringen; und da man die Flotte bey Lillo, des günſtigen Windes ungeachtet, gar keine Bewegung machen ſah, ſo beſtärkte man ſich in der Vermuthung, daß die Brander nichts ausgerichtet hätten. Niemand fiel es ein, daß eben dieſe Unthätigkeit der Bundesgenoſſen, welche die Antwerper irre führte, auch die Seeländer bey Lillo zurückhalten könnte, wie es ſich auch in der That verhielt. Einer ſo ungeheuern Inconſequenz konnte ſich nur eine Regierung ſchuldig machen, die ohne alles Anſehn und alle Selbſtſtändigkeit Rath bey der Menge holt, über welche ſie herrſchen ſollte. Je unthätiger man ſich indeſſen gegen den Feind verhielt, deſto heftiger ließ man ſeine Wuth gegen **Gianibelli** aus, den der raſende Pöbel in Stücken reißen wollte. Zwey Tage ſchwebte dieſer Künſtler in der augenſcheinlichſten Lebensgefahr, bis endlich am dritten Morgen ein Bote von Lillo, der unter der Brücke hindurchgeſchwommen, von der wirklichen Zerſtörung der Brücke, zugleich aber auch von der völligen Wiederherſtellung derſelben beſtimmten Bericht abſtattete *).

Dieſe ſchleunige Ausbeſſerung der Brücke war ein wahres Wunderwerk des Herzogs von Parma. Kaum hatte ſich dieſer von dem Schlage erholt, der alle ſeine Entwürfe darniederzuſtürzen ſchien, ſo wuſſte er mit einer bewundernswürdigen Gegenwart des Geiſtes allen ſchlimmen Folgen deſſelben zuvorzukommen. Das Ausbleiben der feindlichen Flotte in dieſem entſcheidenden Augenblicke belebte aufs Neue ſeine Hoffnung. Noch ſchien der ſchlimme Zuſtand ſeiner Brücke den Feinden ein Geheimniß zu ſeyn, und war es gleich nicht möglich, das Werk vieler Monate in wenigen Stunden wiederherzuſtellen, ſo war ſchon vieles gewonnen, wenn man auch nur den Schein davon zu erhalten wuſſte. Alles muſſte daher Hand ans Werk legen, die Trümmer wegzuſchaffen, die umgeſtürzten Balken wiederaufzurichten, die zerbrochenen zu erſetzen, die Lücken mit Schiffen auszufüllen. Der Herzog ſelbſt entzog ſich der Arbeit nicht, und ſeinem Beyſpiele folgten alle Officiere. Der gemeine Mann, durch dieſe Popularität angefeuert,

---

*) Meteren. 496.

that ſein Aeußerſtes; die ganze Nacht durch wurde die Arbeit fortgeſetzt, unter dem beſtändigen Lärm der Trompeten und Trommeln, welche längs der ganzen Brücke vertheilt waren, um das Geräuſch der Werkleute zu übertönen. Mit Anbruch des Tages waren von der Verwüſtung der Nacht wenige Spuren mehr zu ſehen, und obgleich die Brücke nur dem Scheine nach wiederhergeſtellt war, ſo täuſchte doch dieſer Anblick die Kundſchafter, und der Angriff unterblieb. Mittlerweile gewann der Herzog Friſt, die Ausbeſſerung gründlich zu machen, ja ſogar in der Struktur der Brücke einige weſentliche Veränderungen anzubringen. Um ſie vor künftigen Unfällen ähnlicher Art zu verwahren, wurde ein Theil der Schiffbrücke beweglich gemacht, ſo, daß derſelbe im Nothfalle weggenommen und den Brandern der Durchzug geöffnet werden konnte. Den Verluſt, welchen er an Mannſchaft erlitten, erſetzte der Herzog durch Garniſonen aus den benachbarten Plätzen und durch ein deutſches Regiment, das ihm gerade zu rechter Zeit aus Geldern zugeführt wurde. Er beſetzte die Stellen der gebliebenen Officiere, wobey der ſpaniſche Fähndrich, der ihm das Leben gerettet, nicht vergeſſen wurde *).

Die Antwerper, nachdem ſie den glücklichen Erfolg ihres Minenſchiffs in Erfahrung gebracht, huldigten nun dem Erfinder deſſelben eben ſo leidenſchaftlich, als ſie

---

*) Strad. 581. seq.

ihn kurz vorher gemißhandelt hatten, und forderten ſein Genie zu neuen Verſuchen auf. Gianibelli erhielt nun wirklich eine Anzahl von Playten, wie er ſie anfangs, aber vergeblich, verlangt hatte, und dieſe rüſtete er auf eine ſolche Art aus, daß ſie mit unwiderſtehlicher Gewalt an die Brücke ſchlugen und ſolche auch wirklich zum zweytenmale auseinanderſprengten. Diesmal aber war der Wind der ſeeländiſchen Flotte entgegen, daß ſie nicht auslaufen konnte, und ſo erhielt der Herzog zum zweytenmale die nöthige Friſt, den Schaden auszubeſſern. Der Archimed von Antwerpen ließ ſich durch alle dieſe Fehlſchläge keineswegs irre machen. Er rüſtete aufs Neue zwey große Fahrzeuge aus, welche mit eiſernen Haken und ähnlichen Inſtrumenten bewaffnet waren, um die Brücke mit Gewalt zu durchrennen. Aber wie es nunmehr dazu kam, ſolche auslaufen zu laſſen, fand ſich Niemand, der ſie beſteigen wollte. Der Künſtler muſſte alſo darauf denken, ſeinen Maſchinen von ſelbſt eine ſolche Richtung zu geben, daß ſie auch ohne Steuermann die Mitte des Waſſers hielten, und nicht, wie die vorigen, von dem Winde dem Ufer zugetrieben würden. Einer von ſeinen Arbeitern, ein Deutſcher, verfiel hier auf eine ſonderbare Erfindung, wenn man ſie anders dem Strada *) nacherzählen darf. Er brachte ein Segel **unter** dem Schiffe an, welches eben ſo von dem Waſſer, wie die gewöhnlichen Segel von dem Winde angeſchwellt werden, und auf dieſe Art das Schiff mit der ganzen Gewalt des Stroms forttreiben könnte. Der Erfolg lehrte auch, daß er richtig gerechnet hatte, denn dieſes Schiff mit verkehrten Segeln folgte nicht nur in ſtrenger Richtung der eigentlichen Mitte des Stroms, ſondern rannte auch mit ſolcher Heftigkeit gegen die Brücke, daß es dem Feinde nicht Zeit ließ, dieſe zu eröffnen, und ſie wirklich auseinanderſprengte. Aber alle die Erfolge halfen der Stadt zu nichts, weil ſie auf Gerathewohl unternommen und durch keine hinlängliche Macht unterſtützt wurden. Von einem neuen Minenſchiffe, welches Gianibelli nach Art des erſten, das ſo gut operirt hatte, zubereitete und mit viertauſend Pfund Schießpulver anfüllte, wurde gar kein Gebrauch gemacht, weil es den Antwerpern nunmehr einfiel, auf einem andern Wege ihre Rettung zu ſuchen *).

---

*) Dec. II. Libr. VI. 586.

Abgeſchreckt durch ſo viele mißlungene Verſuche, die Schiffahrt auf dem Strome mit Gewalt wieder frey zu machen, dachte man endlich darauf, den Strom ganz und gar zu entbehren. Man erinnerte ſich an das Beyſpiel der Stadt Leiden, welche zehn Jahre vorher von den Spaniern belagert, in einer zur rechten Zeit bewirkten Ueberſchwemmung der Felder ihre Rettung ge-

---

*) Meteren. 497.

funden hatte, und dieſes Beyſpiel beſchloß man nachzuahmen. Zwiſchen Lillo und Stabroek, im Lande Bergen, ſtreckt ſich eine groſſe etwas abhängige Ebene bis nach Antwerpen hin, welche nur durch zahlreiche Dämme und Gegendämme gegen die eindringenden Waſſer der Oſterſchelde geſchützt wird. Es koſtete weiter nichts, als dieſe Dämme zu ſchleifen, ſo war die ganze Ebene Meer und konnte mit flachen Schiffen bis faſt unter die Mauern von Antwerpen befahren werden. Glückte dieſer Verſuch, ſo mochte der Herzog von Parma immerhin die Schelde vermittelſt ſeiner Schiffbrücke hüten; man hatte ſich einen neuen Strom aus dem Stegreif geſchaffen, der im Nothfalle die nämlichen Dienſte leiſtete. Eben dies war es auch, was der Prinz von Oranien gleich beym Anfange der Belagerung angerathen und St. Aldegonde ernſtlich zu befördern geſucht hatte, aber ohne Erfolg, weil einige Bürger nicht zu bewegen geweſen waren, ihr Feld aufzuopfern. Zu dieſem letzten Rettungsmittel kam man in der jetzigen Bedrängniß zurück, aber die Umſtände hatten ſich unterdeſſen gar ſehr geändert.

Jene Ebene nämlich durchſchneidet ein breiter und hoher Damm, der von dem anliegenden Schloſſe Cowenſtein den Namen führt und ſich von dem Dorfe Stabroek in Bergen, drey Meilen lang, bis an die Schelde erſtreckt, mit deren großem Damm er ſich ohnweit Ordam vereinigt. Ueber dieſen Damm hinweg konnten auch bey noch ſo hoher Fluth keine Schiffe fahren, und vergebens leitete man das Meer in die Felder, ſo lange ein ſolcher Damm im Wege ſtand, der die ſeeländiſchen Fahrzeuge hinderte, in die Ebene vor Antwerpen herabzuſteigen. Das Schickſal der Stadt beruhte alſo darauf, daß dieſer Cowenſteiniſche Damm geſchleift oder durchſtochen wurde; aber eben, weil der Herzog von Parma dieſes vorausſah, ſo hatte er gleich bey Eröffnung der Blockade von demſelben Beſitz genommen, und keine Anſtalten geſpart, ihn bis aufs Aeußerſte zu behaupten. Bey dem Dorfe Stabroek ſtand der Graf von Mannsfeld mit dem größern Theile der Armee gelagert, und unterhielt durch eben dieſen Cowenſteiniſchen Damm die Communication mit der Brücke, dem Hauptquartier und den ſpaniſchen Magazinen zu Kalloo. So bildete die Armee von Stabroek in Brabant bis nach Bevern in Flandern eine zuſammenhängende Linie, welche von der Schelde zwar durchſchnitten, aber nicht unterbrochen wurde, und ohne eine blutige Schlacht nicht zerriſſen werden konnte. Auf dem Damme ſelbſt waren in gehöriger Entfernung von einander fünf verſchiedene Batterien errichtet, und die tapferſten Offiziere der Armee führten darüber das Kommando. Ja, weil der Herzog von Parma nicht zweifeln konnte, daß nunmehr die ganze Wuth des Kriegs ſich hieher ziehen würde, ſo überließ er dem Grafen von Mannsfeld die Bewachung der Brücke, und entſchloß ſich, in eigner Perſon dieſen wichtigen Poſten zu vertheidigen. Jetzt alſo erblickte man einen ganz neuen Krieg und auf einem ganz andern Schauplatze *).

Die Niederländer hatten an mehrern Stellen, oberhalb und unterhalb Lillo, den Damm durchſtochen, welcher dem brabantiſchen Ufer der Schelde folgt, und wo ſich kurz zuvor grüne Fluren zeigten, da erſchien jetzt ein neues Element, da ſah man Fahrzeuge wimmeln und Maſtbäume ragen. Eine ſeeländiſche Flotte, von dem Grafen Hohenlohe angeführt, ſchiffte in die überſchwemmten Felder, und machte wiederholte Bewegungen gegen den Cowenſteiniſchen Damm, jedoch ohne ihn im Ernſte anzugreifen; während daß eine andere in der Schelde ſich zeigte, und bald dieſes, bald jenes Ufer mit einer Landung, bald die Schiffbrücke mit einem Sturme bedrohte. Mehrere Tage trieb man dieſes Spiel mit dem Feinde, der ungewiß, wo er den Angriff zu erwarten habe, durch anhaltende Wachſamkeit erſchöpft, und durch ſo oft getäuſchte Furcht allmählig ſicher werden ſollte. Die Antwerper hatten dem Grafen Hohenlohe verſprochen, den Angriff auf den Damm von der Stadt aus mit einer Flottille zu unterſtützen; drey Feuerzeichen von dem Hauptthurme ſollten die Looſung ſeyn, daß dieſe ſich auf dem Wege befinde. Als nun in einer finſtern Nacht die erwarteten Feuerſäulen wirklich über

---

*) Strad. 582. Thuan. III. 48.

ntwerpen aufſtiegen, ſo ließ Graf Hohenlohe ſo-leich fünfhundert ſeiner Truppen zwiſchen zwey feindchen Redouten den Damm erklettern, welche die ſpaiſchen Wachen theils ſchlafend überfielen, theils, wo e ſich zur Wehr ſetzten, niedermachten. In Kurzem atte man auf dem Damme feſten Fuß gefaßt, und war chon im Begriffe, die übrige Mannſchaft, zweytauend an der Zahl, nachzubringen, als die Spanier in en nächſten Redouten in Bewegung kamen, und von em ſchmalen Terrain begünſtigt, auf den dichtgedrängen Feind einen verzweifelten Angriff thaten. Und da nun zugleich das Geſchütz anfing, von den nächſten Batterien auf die anrückende Flotte zu ſpielen, und die Landung der übrigen Truppen unmöglich machte, von der Stadt aus aber kein Beyſtand ſich ſehen ließ, ſo wurden die Seeländer nach einem kurzen Gefechte überwältigt und von dem ſchon eroberten Damme wieder heruntergeſtürzt. Die ſiegenden Spanier jagten ihnen mitten durch das Waſſer bis zu den Schiffen nach, verſenkten mehrere von dieſen, und zwangen die übrigen, mit einem großen Verluſte ſich zurückzuziehen. Graf Hohenlohe wälzte die Schuld dieſer Niederlage auf die Einwohner von Antwerpen, die durch ein falſches Signal ihn betrogen hätten, und gewiß lag es nur an der ſchlechten Uebereinſtimmung ihrer beyderſeitigen Operationen, daß dieſer Verſuch kein beſſeres Ende nahm *).

---

*) Strad. 583. Meteren. 498.

Endlich aber beſchloß man, einen planmäßigen Angriff mit vereinigten Kräften auf den Feind zu thun, und durch einen Hauptſturm, ſowol auf den Damm, als auf die Brücke, die Belagerung zu endigen. Der ſechszehnte May 1585 war zu Ausführung dieſes Anſchlags beſtimmt, und von beyden Theilen wurde das Aeußerſte aufgewendet, dieſen Tag entſcheidend zu machen. Die Holländer und Seeländer brachten, in Vereinigung mit den Antwerpern, über zweyhundert Schiffe zuſammen, welche zu bemannen ſie ihre Städte und Citadellen von Truppen entblößten, und mit dieſer Macht wollten ſie von zwey entgegengeſetzten Seiten den Cowenſteiniſchen Damm beſtürmen. Zu gleicher Zeit ſollte die Scheldbrücke durch neue Maſchinen von Gianibelli's Erfindung angegriffen, und dadurch der Herzog von Parma verhindert werden, den Damm zu entſetzen [*].

Alexander, von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet, ſparte auf ſeiner Seite nichts, derſelben nachdrücklich zu begegnen. Er hatte, gleich nach Eroberung des Dammes, an fünf verſchiedenen Orten Redouten darauf erbauen laſſen, und das Kommando darüber den erfahrenſten Officieren der Armee übergeben. Die erſte derſelben, welche die Kreuzſchanze hieß, wurde an der Stelle errichtet, wo der Cowenſteiniſche Damm in den großen Wall der Schelde ſich einſenkt und mit dieſem die Figur eines Kreuzes bildet; über dieſe wurde der Spanier Mondragon zum Befehlshaber geſetzt. Tauſend Schritte von derſelben wurde in der Nähe des Schloſſes Cowenſtein die St. Jakobs-Schanze aufgeführt, und dem Kommando des Camillo von Monte übergeben. Auf dieſe folgte in gleicher Entfernung die St. Georgs-Schanze, und tauſend Schritte von dieſer die Pfahl-Schanze unter Gamboa's Befehlen, welche von dem Pfahlwerke, auf dem ſie ruhte, den Namen führte. Am äußerſten Ende des Dammes, ohnweit Stabroek, lag eine fünfte Baſtey, worin der Graf von Mannsfeld nebſt einem Italiener, Capizucchi, den Befehl führte. Alle dieſe Forts ließ der Herzog jetzt mit friſcher Artillerie und Mannſchaft verſtärken, und noch überdies an beyden Seiten des Dammes und längs der ganzen Richtung deſſelben Pfähle einſchlagen, ſowol um den Wall dadurch deſto feſter, als den Schanzgräbern, die ihn durchſtechen würden, die Arbeit ſchwerer zu machen *).

---

[*] Strad. 584. Meteren. 498.

Früh Morgens, am ſechszehnten May, ſetzte ſich die feindliche Macht in Bewegung. Gleich mit Anbruch der Dämmerung kamen von Lillo aus durch das überſchwemmte Land vier brennende Schiffe da-

---

*) Strad. 582. 584.

hergeſchwommen, wodurch die ſpaniſchen-Schildwachen auf dem Damme, welche ſich jener furchtbarn Vulkane erinnerten, ſo ſehr ihn Furcht geſetzt wurden, daß ſie ſich eilfertig nach den nächſten Schanzen zurückzogen. Gerade dies war es, was der Feind beabſichtigt hatte. In dieſen Schiffen, welche bloß wie Brander ausſahen, aber es nicht wirklich waren, lagen Soldaten verſteckt, die nun plötzlich ans Land ſprangen, und den Damm an der nicht vertheidigten Stelle, zwiſchen St. Georgs- und der Pfahl-Schanze, glücklich erſtiegen. Unmittelbar darauf zeigte ſich die ganze ſeeländiſche Flotte mit zahlreichen Kriegsſchiffen, Proviantſchiffen und einer Menge kleinerer Fahrzeuge, welche mit großen Säcken Erde, Wolle, Faſchinen, Schanzkörben u. dergl. beladen waren, um ſogleich, wo es Noth that, Bruſtwehren aufwerfen zu können. Die Kriegsſchiffe waren mit einer ſtarken Artillerie und einer zahlreichen tapfern Mannſchaft beſetzt, und ein ganzes Heer von Schanzgräbern begleitete ſie, um den Damm, ſobald man im Beſitz davon ſeyn würde, zu durchgraben *).

Kaum hatten die Seeländer auf der einen Seite angefangen, den Damm zu erſteigen, ſo rückte die Antwerpiſche Flotte von Oſterweel herbey, und beſtürmte ihn von der andern. Eilfertig führte man

---

*) Strad. 587 seq. Meteren. 198. Thuan. III. 48.

zwiſchen den zwey nächſten feindlichen Redouten eine hohe Bruſtwehr auf, welche die Feinde von einander abſchneiden und die Schanzgräber decken ſollte. Dieſe, mehrere Hundert an der Zahl, fielen nun von beyden Seiten mit ihren Spaden den Damm an, und wühlten in demſelben mit ſolcher Emſigkeit, daß man Hoffnung hatte, beyde Meere in Kurzem mit einander verbunden zu ſehen. Aber unterdeſſen hatten auch die Spanier Zeit gehabt, von den zwey nächſten Redouten herbeyzueilen und einen muthigen Angriff zu thun, während daß das Geſchütz von der Georgs-Schanze unausgeſetzt auf die feindliche Flotte ſpielte. Eine ſchreckliche Schlacht entbrannte jetzt in der Gegend, wo man den Teich durchſtach, und die Bruſtwehr thürmte. Die Seeländer hatten um die Schanzgräber herum einen dichten Cordon gezogen, damit der Feind ihre Arbeit nicht ſtören ſollte, und in dieſem kriegeriſchen Lärm, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, oft bis an die Bruſt im Waſſer, zwiſchen Todten und Sterbenden, ſetzten die Schanzgräber ihre Arbeit fort, unter dem beſtändigen Treiben der Kaufleute, welche mit Ungedult darauf warteten, den Damm geöffnet und ihre Schiffe in Sicherheit zu ſehen. Die Wichtigkeit des Erfolgs, der gewiſſermaßen ganz von ihrem Spaden abhing, ſchien ſelbſt dieſe gemeinen Tagelöhner mit einem heroiſchen Muthe zu beſeelen. Einzig nur auf das Geſchäft ihrer Hände gerichtet, ſahen ſie, hörten ſie den Tod nicht, der ſie rings umgab, und fielen gleich die vorderſten Reihen, ſo drangen ſogleich die hinterſten herbey. Die eingeſchlagenen Pfähle hielten ſie ſehr bey der Arbeit auf, noch mehr aber die Angriffe der Spanier, welche ſich mit verzweifeltem Muthe durch die feindlichen Haufen ſchlugen, die Schanzgräber in ihren Löchern durchbohrten, und mit den todten Körpern die Breſchen wieder ausfüllten, welche die Lebenden gegraben hatten. Endlich aber, als ihre meiſten Officiere theils todt, theils verwundet waren, die Anzahl der Feinde unaufhörlich ſich mehrte, und immer friſche Schanzgräber an die Stelle der gebliebenen traten, ſo entfiel dieſen tapfern Truppen der Muth, und ſie hielten für rathſam, ſich nach ihren Schanzen zurückzuziehen. Jetzt alſo ſahen ſich die Seeländer und Antwerper von dem ganzen Theile des Dammes Meiſter, der von dem Fort St. Georg bis zu der Pfahlſchanze ſich erſtreckt. Da es ihnen aber viel zu lange anſtand, die völlige Durchbrechung des Dammes abzuwarten, ſo luden ſie in der Geſchwindigkeit ein ſeeländiſches Laſtſchiff aus, und brachten die Ladung deſſelben über den Damm herüber auf ein antwerpiſches, welches Graf Hohenlohe nun im Triumph nach Antwerpen brachte. Dieſer Anblick erfüllte die geängſtigte Stadt auf einmal mit den froheſten Hoffnungen, und als wäre der Sieg ſchon erfochten, überließ man ſich einer tobenden Fröhlichkeit. Man läutete alle

Glocken, man brannte alle Kanonen ab, und die außer ſich geſetzten Einwohner rannten ungeduldig nach dem Oſterweeler Thore, um die Proviantſchiffe, welche unterwegs ſeyn ſollten, in Empfang zu nehmen *).

In der That war das Glück den Belagerten noch nie ſo günſtig geweſen, als in dieſem Augenblicke. Die Feinde hatten ſich muthlos und erſchöpft in ihre Schanzen geworfen, und weit entfernt, den Siegern den eroberten Poſten ſtreitig machen zu können, ſahen ſie ſich vielmehr ſelbſt in ihren Zufluchtsörtern belagert. Einige Compagnien Schottländer, unter der Anführung ihres tapfern Oberſten Balfour, griffen die St. Georgs-Schanze an, welche Kamillo von Monte, der aus St. Jakob herbeyeilte, nicht ohne großen Verluſt an Mannſchaft entſetzte. In einem viel ſchlimmern Zuſtande befand ſich die Pfahlſchanze, welche von den Schiffen aus heftig beſchoſſen wurde und alle Augenblicke in Trümmern zu gehen drohte. Gamboa, der ſie kommandirte, lag verwundet darin, und unglücklicherweiſe fehlte es an Artillerie, die feindlichen Schiffe in der Entfernung zu halten. Dazu kam noch, daß der Wall, den die Seeländer zwiſchen dieſer und der Georgs-Schanze aufgethürmt hatten, allen Beyſtand von der Schelde her abſchnitt. Hätte man alſo dieſe Entkräftung und

---

*) Strad. 589. Meteren. 498.

Unthätigkeit der Feinde dazu benutzt, in Durchſtechung des Dammes mit Eifer und Beharrlichkeit fortzufahren, ſo iſt kein Zweifel, daß man ſich einen Durchgang geöffnet, und dadurch wahrſcheinlich die ganze Belagerung geendigt haben würde. Aber auch hier zeigte ſich der Mangel an Folge, welchen man den Antwerpern im ganzen Laufe dieſer Begebenheit zur Laſt legen muß. Der Eifer, mit dem man die Arbeit angefangen, erkaltete in demſelben Maße, als das Glück ihn begleitete. Bald fand man es viel zu langweilig und mühſam, den Teich zu durchgraben; man hielt für beſſer, die großen Laſtſchiffe in kleinere auszuladen, welche man ſodann mit ſteigender Fluth nach der Stadt ſchaffen wollte. St. Aldegonde und Hohenlohe, anſtatt durch ihre perſönliche Gegenwart den Fleiß der Arbeiter anzufeuern, verlieſſen gerade im entſcheidenden Moment den Schauplatz der Handlung, um mit einem Getreideſchiff nach der Stadt zu fahren, und dort die Lobſprüche über ihre Weisheit und Tapferkeit in Empfang zu nehmen *).

Während daß auf dem Damme von beyden Theilen mit der hartnäckigſten Hitze gefochten wurde, hatte man die Scheldbrücke von Antwerpen aus mit neuen Maſchinen beſtürmt, um die Aufmerkſamkeit des Herzogs auf dieſer Seite zu beſchäftigen. Aber der

---

*) Meteren. 494.

Schall des Geſchützes vom Damme her entdeckte demſelben bald, was dort vorgehen mochte, und er eilte, ſobald er die Brücke befreyt ſah, in eigner Perſon den Teich zu entſetzen. Von zweyhundert ſpaniſchen Pikenirern begleitet, flog er an den Ort des Angriffs, und erſchien noch gerade zu rechter Zeit auf dem Kampfplatze, um die völlige Niederlage der Seinigen zu verhindern. Eiligſt warf er einige Kanonen, die er mitgebracht hatte, in die zwey nächſten Redouten, und ließ von da aus nachdrücklich auf die feindlichen Schiffe feuern. Er ſelbſt ſtellte ſich an die Spitze ſeiner Soldaten, und in der einen Hand den Degen, den Schild in der andern, führte er ſie gegen den Feind. Das Gerücht ſeiner Ankunft, welches ſich ſchnell von einem Ende des Dammes bis zum andern verbreitete, erfriſchte den geſunkenen Muth ſeiner Truppen, und mit neuer Heftigkeit entzündete ſich der Streit, den das Lokal des Schlachtfeldes noch mörderiſcher machte. Auf dem ſchmalen Rücken des Dammes, der an manchen Stellen nicht über neun Schritte breit war, fochten gegen fünftauſend Streiter; auf einem ſo engen Raume drängte ſich die Kraft beyder Theile zuſammen, beruhte der ganze Erfolg der Belagerung. Den Antwerpern galt es die letzte Vormauer ihrer Stadt, den Spaniern das ganze Glück ihres Unternehmens; beyde Parteyen fochten mit einem Muthe, den nur Verzweiflung einflößen konnte. Von beyden äußerſten Enden des Dammes wälzte ſich der Kriegsſtrom der Mitte zu, wo die Seeländer und Antwerper den Meiſter ſpielten, und ihre ganze Stärke verſammelt war. Von Stabrock her drangen die Italiener und Spanier heran, welche an dieſem Tage ein edler Wettſtreit der Tapferkeit erhitzte; von der Schelde her die Walonen und Spanier, den Feldherrn an ihrer Spitze. Indem jene die Pfahlſchanze zu befreyen ſuchten, welche der Feind zu Waſſer und zu Lande heftig bedrängte, drangen dieſe mit Alles niederwerfendem Ungeſtüm auf die Bruſtwehr los, welche der Feind zwiſchen St. Georg und der Pfahlſchanze aufgethürmt hatte. Hier ſtritt der Kern der niederländiſchen Mannſchaft hinter einem wohlbefeſtigten Walle, und das Geſchütz beyder Flotten deckte dieſen wichtigen Poſten. Schon machte der Herzog Anſtalt, mit ſeiner kleinen Schaar dieſen furchtbarn Wall anzugreifen, als ihm Nachricht gebracht wurde, daß die Italiener und **Spanier** unter **Capizucchi** und **Aquila**, mit ſtürmender Hand in die Pfahlſchanze eingedrungen, davon Meiſter geworden, und jetzt gleichfalls gegen die feindliche Bruſtwehr im Anzuge ſeyen. Vor dieſer letzten Verſchanzung ſammelte ſich alſo nun die ganze Kraft beyder Heere, und von beyden Seiten geſchah das Aeußerſte, ſowol dieſe Baſtey zu erobern, als ſie zu vertheidigen. Die Niederländer ſprangen aus ihren Schiffen ans Land, um nicht bloß müßige Zuſchauer dieſes Kampfes zu bleiben. **Alexander** ſtürmte die Bruſtwehr von der einen Seite, Graf **Mannsfeld** von der andern; fünf Angriffe geſchahen und fünfmal wurden ſie zurückgeſchlagen. Die Niederländer übertrafen in dieſem entſcheidenden Augenblicke ſich ſelbſt; nie im ganzen Laufe des Krieges hatten ſie mit dieſer Standhaftigkeit gefochten. Beſonders aber waren es die Schotten und Engländer, welche durch ihre tapfere Gegenwehr die Verſuche des Feindes vereitelten. Weil da, wo die Schotten fochten, Niemand mehr angreifen wollte, ſo warf ſich der Herzog ſelbſt, einen Wurfſpieß in der Hand, bis an die Bruſt ins Waſſer, um den Seinigen den Weg zu zeigen. Endlich, nach einem langwierigen Gefechte, gelang es den Mannsfeldiſchen, mit Hülfe ihrer Hellebarden und Piken, eine Breſche in die Bruſtwehr zu machen, und indem der Eine ſich auf die Schultern des Andern ſchwang, die Höhe des Walls zu erſteigen. Barthelemi Toralva, ein ſpaniſcher Hauptmann, war der Erſte, der ſich oben ſehen ließ, und faſt zu gleicher Zeit mit demſelben zeigte ſich der Italiener Capizucchi auf dem Rande der Bruſtwehr; und ſo wurde denn, gleich rühmlich für beyde Nationen, der Wettkampf der Tapferkeit entſchieden. Es verdient bemerkt zu werden, wie der Herzog von Parma, den man zum Schiedsrichter dieſes Wettſtreits gemacht hatte, das zarte Ehrgefühl ſeiner Krieger zu behandeln pflegte. Den Italiener Capizucchi umarmte er vor den Augen der Truppen, und geſtand laut, daß er vorzüglich der Tapferkeit dieſes Officiers die Eroberung der Bruſtwehr zu danken habe. Den ſpaniſchen Hauptmann Toralva, der ſtark verwundet war, ließ er in ſein eignes Quartier zu Stabroek bringen, auf ſeinem eignen Bette verbinden, und mit demſelben Rocke bekleiden, den er ſelbſt den Tag vor dem Treffen getragen hatte *)

Nach Einnahme der Bruſtwehr blieb der Sieg nicht lange mehr zweifelhaft. Die holländiſchen und ſeeländiſchen Truppen, welche aus ihren Schiffen geſprungen waren, um mit dem Feinde in der Nähe zu kämpfen, verloren auf einmal den Muth, als ſie um ſich blickten und die Schiffe, welche ihre letzte Zuflucht ausmachten, vom Ufer abſtoßen ſahen.

Denn die Fluth fing an, ſich zu verlaufen, und die Führer der Flotte, aus Furcht, mit ihren ſchweren Fahrzeugen auf dem Strande zu bleiben, und bey einem unglücklichen Ausgange des Treffens dem Feinde zur Beute zu werden, zogen ſich von dem Damme zurück und ſuchten das hohe Meer zu gewinnen. Kaum bemerkte dies Alexander, ſo zeigte er ſeinen Truppen die fliehenden Schiffe, und munterte ſie auf, mit einem Feinde zu enden, der ſich ſelbſt aufgegeben habe. Die holländiſchen Hülfstruppen waren die erſten, welche wankten, und bald folgten die Seeländer ihrem Beyſpiele. Sie warfen ſich eiligſt den Damm herab, um durch Waten oder Schwimmen die Schiffe zu erreichen, aber weil ihre Flucht

---

*) Strada. 593.

viel zu ungeſtüm geſchah, ſo hinderten ſie einander ſelbſt, und ſtürzten haufenweiſe unter dem Schwerte des nachſetzenden Siegers. Selbſt an den Schiffen fanden Viele noch ihr Grab, weil Jeder dem Andern zuvorzukommen ſuchte, und mehrere Fahrzeuge unter der Laſt derer, die ſich hineinwarfen, unterſanken. Die Antwerper, die für ihre Freyheit, ihren Herd, ihren Glauben kämpften, waren auch die Letzten, die ſich zurückzogen, aber eben dieſer Umſtand verſchlimmerte ihr Geſchick. Manche ihrer Schiffe wurden von der Ebbe übereilt, und ſaßen feſt auf dem Strande, ſo, daß ſie von den feindlichen Kanonen erreicht und mit ſamt ihrer Mannſchaft zu Grunde gerichtet wurden. Den andern Fahrzeugen, welche vorausgelaufen waren, ſuchten die flüchtigen Haufen durch Schwimmen nachzukommen; aber die Wuth und Verwegenheit der Spanier ging ſo weit, daß ſie, das Schwert zwiſchen den Zähnen, den Fliehenden nachſchwammen, und Manche noch mitten aus den Schiffen herausholten. Der Sieg der königlichen Truppen war vollſtändig, aber blutig; denn von den Spaniern waren gegen achthundert, von den Niederländern (die Ertrunkenen nicht gerechnet) etliche Tauſend auf dem Platze geblieben; und auf beyden Seiten wurden Viele von dem vornehmſten Adel vermißt. Mehr als dreyßig Schiffe fielen mit einer großen Ladung von Proviant, die für Antwerpen beſtimmt geweſen war, mit hundert und funfzig Kanonen und anderm Kriegsgeräthe in die Hände des Siegers. Der Damm, deſſen Beſitz ſo theuer behauptet wurde, war an dreyzehn verſchiedenen Orten durchſtochen, und die Leichname derer, welche ihn in dieſen Zuſtand verſetzt hatten, wurden jetzt dazu gebraucht, jene Oeffnungen wieder zuzuſtopfen. Den folgenden Tag fiel den Königlichen noch ein Fahrzeug von ungeheurer Größe und ſeltſamer Bauart in die Hände, welches eine ſchwimmende Feſtung vorſtellte, und gegen den Cowenſteiniſchen Damm hatte gebraucht werden ſollen. Die Antwerper hatten es mit unſäglichem Aufwande zu der nämlichen Zeit erbaut, wo man den Ingenieur Gianibelli, der großen Koſten wegen, mit ſeinen heilſamen Vorſchlägen abwies, und dieſem lächerlichen Monſtrum den ſtolzen Namen, **Ende des Kriegs**, beygelegt, den es nachher mit der weit paſſendern Benennung, **Verlornes Geld**, vertauſchte. Als man dieſes Schiff in See brachte, fand ſichs, wie jeder Vernünftige vorhergeſagt hatte, daß es ſeiner unbehülflichen Größe wegen ſchlechterdings nicht zu lenken ſey, und kaum von der höchſten Fluth konnte aufgehoben werden. Mit großer Mühe ſchleppte es ſich bis nach Ordam fort, wo es, von der Fluth verlaſſen, am Strande ſitzen blieb, und den Feinden zur Beute wurde *).

---

*) Thuan. III. 49. Meteren 485. Strad. 597 seq.

Die Unternehmung auf den Cowenſteiniſchen Damm war der letzte Verſuch, den man zu Antwerpens Rettung wagte. Von dieſer Zeit an ſank den Belagerten der Muth, und der Magiſtrat der Stadt bemühte ſich vergebens, das gemeine Volk, welches den Druck der Gegenwart empfand, mit entfernten Hoffnungen zu vertröſten. Bis jetzt hatte man das Brot noch in einem leidlichen Preiſe erhalten, obgleich die Beſchaffenheit immer ſchlechter wurde; nach und nach aber ſchwand der Getreidevorrath ſo ſehr, daß eine Hungersnoth nahe bevorſtand. Doch hoffte man, die Stadt wenigſtens noch ſo lange hinzuhalten, bis man das Getreide zwiſchen der Stadt und den äuſſerſten Schanzen, welches in vollen Halmen ſtand, würde einärnten können; aber ehe es dazu kam, hatte der Feind auch die letzten Werke vor der Stadt eingenommen, und die ganze Ernte ſich ſelbſt zugeeignet. Endlich fiel auch noch die benachbarte und bundsverwandte Stadt Mecheln in des Feindes Gewalt, und mit ihr verſchwand die letzte Hoffnung, Zufuhr aus Brabant zu erhalten. Da man alſo keine Möglichkeit mehr ſah, den Proviant zu vermehren, ſo blieb nichts anders übrig, als die Verzehrer zu vermindern. Alles unnütze Volk, alle Fremden, ja ſelbſt die Weiber und Kinder ſollten aus der Stadt hinweggeſchafft werden; aber dieſer Vorſchlag ſtritt allzuſehr mit der Menſchlichkeit, als daß er hätte durchgehen ſollen. Ein anderer Vorſchlag, die katholiſchen Einwohner zu verjagen, erbitterte dieſe ſo ſehr, daß es beynahe zu einem Aufruhr gekommen wäre. Und ſo ſah ſich denn St. Aldegonde genöthigt, der ſtürmiſchen Ungeduld des Volks nachzugeben, und am ſiebenzehnten Auguſt 1585 mit dem Herzoge von Parma wegen Uebergabe der Stadt zu traktiren *).

---

*) Meteren. 500. Strad. 600 seq. Thuan. III. 50. Allgemeine Geſchichte der vereinigten Niederl. III. 499.

Friedrichs von Schiller

ſämmtliche Werke.

Sechſter Band.

Mit Königl. Sächſiſchen und Königl. Weſtphäliſchen allergnädigſten Privilegien gegen den Nachdruck und Verkauf der Nachdrücke.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
1813.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Nachtrag zum Verzeichniß der Subſcribenten.

	Velin.	Schreibpap.	Gl. Druck.	Ord. Druck.
Aarau.				
Herr **Sauerländer**, Buchhändler . .		1	4	4
Altenburg.				
— **von der Becke**, Regierungsrath .		1		
— **Becker-Laurich**, Stud. . . .				1
— **von Beuſt**, Graf, herz. Sachſen-Goth. Kammerherr, Reg.- und Conſiſtorial-Rath ꝛc. ꝛc. . .				1
— — — Kammerherr und Forſtmeiſter				1
Löbl. **Bibliothek** des Gymnaſiums. . .			1	
Herr **Buddeus**, Oberſteuerſekretär .			1	
— **Eichmann**, Doct. jur. . . .			1	
— **Hain**, Doct. jur.			1	
— **Hebenſtreit**, Kammer-Commiſſ. .				1
— **Hempel**, Beſ. des Gaſthofs zum Hirſch				1
— **Hempel**, Heinr., Hofadvokat . .			1	
— **Hempel**, Ferd. — . .			1	
Die **litterariſche Geſellſchaft**. . . .				1
Herr **Loper**, Handlungsbefliſſener . .				1
— **Meſſerſchmidt**, Profeſſor . . .		1	2	1
— **Reichenbach**, Commerzienrath . .		1	1	
Die **Schnuphaſe'ſche Buchhandlung** .				2
Herr **Schwarzenberg**, Handelsherr .				1
— **Winckler**, Bürgermeiſter . . .			1	
Altona.				
— **Hammerich**, Buchhändler . .	2	6	12	12
Alzey.				
— **Thever**, Notar				1
— **Wagner**, clerc de notaire . .				1
— **Weber**, Cand.				1
Amberg.				
— **Frölich**, Profeſſor . . .			7	
Amerdingen.				
— **Kropf**, Amtmann				1
Annweiler.				
— **Diel**, Notar				1
Ansbach.				
— **Krauß**, Mediz. Rath . . .				1

	Velinpap.	Schreibpap.	Ml. Pap.	Ord. Pap.
Aſchaffenburg.				
Herr Graf von Benzel-Sternau, Staats- und Finanzminiſter.				1
— Ettlinger, Buchhändler		2	1	1
— Herrmann, Ob. Landger. Rath				1
— v. Mergenbaum			1	
— Reuter, Ob. Landger. Rath				1
Augsburg.				
— Clarmann, Poſtofficial			1	
— Degmair, Licentiat			1	
— Geuder, Diaconus			1	
— Grundler, Handlungs-Commis			2	
— Mundica, F. D., Geh. Rath			1	
— Rebinger, Kaufmann			1	
— Neuhofer, Diaconus			5	
— Schätzler, k. Finanzrath		1		
Bamberg.				
— Geier, Coop. an der Dompfarren				1
— Kremer, Kaplan an der Dompfarren				1
Löbl. Leſe-Inſtitut, K. Privil.			2	
Herr Kunzler, Stud.				6
Barmen.				
— Biſchoff, Dr. u. Gouvern. Arzt		3		
Bayreuth.				
— Haagen, Appellat. Ger. Rath				1
— Jordan, Dr. und Profeſſor				1
— Vogel, Vicarius				1
— Zimmermann, Dr. und Profeſſor				4
Berlin.				
— Adelung, Hauptſeehandlungsbuchhalter			1	
— Amelang, Buchhändler				2
— Aubar, C.		1		
Dlles. Barwald, H. und C.				1
Herr Bacilow, Oberförſter		1		
— Bauer			1	
— Beyermann, Stud.				1
— Bielefeld			1	
Mad. Brendel				2
Herr Bucio				1
— Cone, J.		1		
— Dietrichs, Reg. Rath	1			
— Eylers, H.		1		
Mad. Finck, Wilhelmine			1	

	Velinpap.	Schreibpap.	G. Druck.	Ord. Druck.
Herr Fiſcher, Geh. Regiſtrator			1	
— Frick, Arkaniſt bey der K. Porzellanmanufactur	1		1	
— Goll, Kriegsrath		1		
— Hemensdorf, Kammergerichtsrath				1
— Hitzig			1	
— Homeyer				1
— Jungmeiſter			1	1
— Lagarde, Buchhändler				1
— Lehman, Dr.				1
— Madike				1
— Mardt, Lehrer am Joachimsthal. Gymn.			1	
— von Mauderode			1	
— Mitſcher, E.		1		
— Nicolovius, Staatsrath				1
— Pehlemann			1	
— Pittelko, Sekretär	1	1	4	3
Löbl. Realſchulbuchhandlung				1
Herr Reclam, Pred.				1
— Sandmann, Stud.			1	
— Schell, Kaufmann			1	
— Schmidt, Hauptſeehandlungsbuchhalter				1
— Schrader			1	
— Semler, Univ. Sekret. und Quäſtor				1
— Strenge, Stud.			7	4
Ungenannte			1	
— Voigt		1		
— Wedel, J. H.			1	
— von Winning, Hauptſeehandl. Buchh.				
Biebrich.				
Ihro Durchlaucht die Prinzeſſinn von Naſſau				1
Herr v. Breitbach, Lieutenant				1
— Crenz, Regiſtrator				1
Bingen.				
— Bertracat, Einnehm. d. Contributionen				1
— Ernſt, Fr. J. Kaufmann				1
In dem früh. Verzeichn. ſtehen irriger Weiſe:				
Herr Dyonys und Peter Scherr, ſtatt				
— Scherr, Dionys				1
— — Peter				1
Blieskaſtel.				
— Wieſt, Cantonsger. Schreiber			1	3
Neufeldt.				
— Schäfe, Schullehrer				7

	Velinp.	Schweizerp.	W. Poſt.	Ord. Druckp.
Brandenburg.				
Herr Koch, Referendarius			1	
Braunſchweig.				
— Klingemann, Dr.			2	
Löbl. Schulbuchhandlung	1	1	6	12
Brenken.				
Herr von Brenken		1		
Brünn.				
— Helbemmel, Fr., beyder Rechte Dr., Hof- und Ger. Advokat			1	
— Lelvich, M., Paſtor d. evangel. Gem.			1	
— Graf J. Ludw. von Zierotin, K. K. Oeſterr. Hauptmann			1	
Buchholz.				
— Bach, Ferd.			1	
Calbe.				
— Henig, A.			1	
Cammerforſt.				
— von Seebach, Hauptmann		2		
Carlshuten.				
— Knoch, Bergreuther				1
Carlsruhe.				
— Ewald, Geh. Kirchenrath				1
— von Hannau, Baron			1	
— Krieger, Oberreviſor				1
— Marr, Markoel				1
— Biererdt, Finanzdirector			1	
Caſſel.				
Fräulein von Baumbach				1
Herr Becker, Hypotheken-Conſervator				1
— von Bodenhauſen, Kammerherr			1	
— Pöhlken			1	7
— Consbruch, Cand. jur.				1
Mad. Diede				1
Herr von Drachenfels, Königl. Page			1	
— Engelhardt, Staatsrathsadvokat				1
Frau Gräfin von Fürſtenſtein	1			
— von Heinemann, Majorin				1
Herr Hene, Prälat			1	
— Hunereth				1
— Klattenberg, Staatsrathsauditor und Generalſecretär				1
— von Lowenclau, Baron				1

	[illegible]	[illegible]	W. Papr.	Ord. Papr.
Frau Gräfin von Malsburg . . .			1	
Herr Meyer, Verificateur . . .				1
— Rahl, Cand. jur.				1
— von Ratorp, Staatsr. Auditor .			10	
— von Pestel, Referendarius . .			1	
— Pfaat			1	
— Rascopp				1
— Küppel, Hypotheken-Conservator .				1
— Ruppenthal, P. L. Richter beym Tribunal				1
— Schläfke, Douanendirector . .				1
— von Sparre-Wangenstein, Staatsraths Adv.				1
— Main, Hofrath				1
— Wille, Cassier				1
Chemnitz.				
— Grötsch, Oberstadtschreiber . .			1	
Coblenz.				
— Becker, A. J.		1		
— Wencelius		1		
Cölln.				
— Keil, Buchhändler			2	
Crumpa.				
— Nebe, Mag.			1	
Dalheim.				
— Stuber, Pfarrer				1
Dessau.				
— Böttger, Hofpred.			1	
Diez.				
— Chelius, Geheimer Rath . .				1
Dresden.				
— Böttiger, Hofrath . . .			1	
— Körner, Ober Appell. Rath . .				1r
Edenkoben.				
— Paraquin			1	
Elberfeld.				
— Heinrich				7
— Seibels			14	
Erlangen.				
— Palm, Buchhändler . . .				8
Frankfurt a. M.				
Mad. Auberjon, geb. Wendelstedt				1
Herr Bayrhoffer, M. [illegible] . . .				1
— von Bethmann, M. . . .		1		

	Velinpr.	Schweizerpr.	G. Expl.	Ord. Expl.
Herr Beuttinger, Carl				1
— Böhmer, Präfectur-Rath			1	
Mad. Bunsen			1	
Herr Burger				1
— Dams, Fr.			1	
Delorea, D.			1	
Mad. Dörner			2	
Herr Ebeling, Chr. Fr.				1
— Faibel			1	
— Finzeclin			1	
— von Firnhaber			1	
— Gebhardt und Körber			1	
— von St. George, Aſſocie der Hrn. Gebr. Bethmann		1		
Mad. Henry Gontard			1	
Dem. Gontard, Marg.				1
Herr Grunelius, Aſſocie der Hrn. Gebr. Bethmann		1		
— Haas			1	
— Hänitens			1	
Mad. Haſenclever-Schloſſer			1	
Herr Hepp, Inſpector			2	
— Heß, Oberlehrer am Philantropin			1	2
— Heß, Sohn, Architect		1		
— Hiere, Dr.		1		
— Hofmann, P. C.				1
— Huber			1	1
— von Hügel, Clem., Bar.			1	
— Hurdt				1
— Imler				1
— Klos			1	
— Kornrumpf		1		
— von Leutſch, Baron, K. Sächſ. Geh. Rath, außerordentl. Geſandter und bevollm. Miniſter				1
— Lucä, Profeſſor				1
Mad. Mai, geb. Varrentrapp		1		
Herr [illegible]				1
— Müller			1	
— Mumm, P. A.			2	
[illegible]				1
Dem. Paſſavant, J. C.			1	
Herr Paſſavant, Brevillier			1	

	Velinpap.	Schreibpap.	Fr. Druckp.	Ord. Druckp.
Herr Paſſavant-Paſſavant				1
— Pfungſt			1	
— Poppe, Profeſſor				3
— Rottwitt, Einnehmer			1	
— Rürrel			1	
— Schäfer, Buchhändler	1	1	2	2
— Schloſſer, Rath			1	
— Schmidt, J. Fr.	1			
— Seufferheld, Marq.				1
Dem. Soldan			1	
Herr Spruth				1
Mad. Städel-Willemer	1			
Herr Starck, Dr.			1	
— Stein, Geh. Kammerrath				1
— Stern, sen.			1	
— Stern, Jac.				1
— Troſt, Kaufmann			1	
— Varrentrapp, Dr.			1	
— Verhuven				1
— Walbach				1
— Wenel, Dr.				1
— v. Wieſenhütten, Baron und Obriſt		1		
— Willems				1
— Wimpfen			4	
— Ziegler, C.			1	
— Ziegler, F. L.				1
Dem. Suſ. Ziegler			1	
Frankfurt a. O.				
Herr Büttkow				1
Dem. Hoth, Minna			1	
— Itzig, Adelaide			1	
Fräulein von Kleiſt			1	
Herr Peterſen, Pharmaceut				1
— Ziepel, Dr. med.				2
Freyburg.				
— Wagner, Buchhändler				1
Frohburg.				
Freihr. von Blümner, Geh. Legat. Rath		1		
Frehde.				
Herr Boßmann, J. C. W., Cand. d. Theol.				1
— Consbruch, Oekonom				1
— Rabe, Amtmann				1
Galenbeck.				
— von Rieden, Geh. Rath			1	

	Velinpap.	Schreibpap.	W. Druckp.	Ord. Druckp.
Gera.				
Frau Chriſtiane, verw. Fürſtin Reuß, geb. Herzogin von Bayern			1	
Giersleben.				
Herr Braunbehrens, Amtmann			1	
Gieſſen.				
— Bender, Theol. cult.				1
— Endres, Theol. cult.				1
— Klein, Theol. cult.				1
Glogau.				
— Klopsch, Rector				1
Göttingen.				
— von Bordelius, Stud.				1
— Delius, Stud.				1
— Dodt, Stud.				1
— von Aliging, Stud.				1
— Leopold, F. C. Stud.				1
— Naumann, Stud.				1
— Oehlrichs, Stud.				1
— Pahlhaven, Stud.			1	
— Schrage, Stud.				1
— Werner, Stud.			1	
— Zachariä, Stud.				1
Gotha.				
Frau von Buttlar, geb. von Bernſtadt			1	
Herr Ettinger, Buchhändler			1	7
— Huschke,				1
— Purgold, J.				1
— von Schönberg				2
— Trebsdorf, C. Fr.				1
Grömbach.				
— Krafft, Pfr. und Mag.				1
Grönenbach.				
— Rehm, M. Pfarrer			1	
Groß Behnitz.				
— Münter, Oekonom			1	
Halle.				
Dem. Göring, Auguſte			1	
Herr Hundt, Controlleur			1	
— Kahlert, Stud. theol.			1	
— Kümmel, Buchhändler			4	4
— Meckel, Bau-Conduct.				1
— Reuſchel			1	

	Velinpap.	Schreibpap.	W. Druckp.	Ord. Druckp.
Herr Schaaf, Stud. jur.			1	
Dem. Schmelzer, Caroline			1	
Herr Schetter, Stud. der Theol.				1
— Schuhmacher, Stud. der Theol.				1
— v. Uhrmann, Scholar im K. Padagog.			1	
— Ulrich, Dr. med.			1	
— Bocke, Cand. der Theol.			1	
— Zichorn, Cand.				1
Haltenbergstetten.				
— Geier, Amtmann			2	
Hannover.				
— Hahn, Gebr., Buchhändler		4	12	30
Hausen.				
— Rehbeck, Pfarrer				1
Heidelberg.				
— Mohr und Zimmer, Buchhändler				1
— Schindling, Stud.				1
— Volz, Stud.	1			
Heiersdorf.				
— Grade, Prediger			1	
Heilbronn.				
— Haupt, Kaufmann			1	
— Kleinmann, Amtspfleg: Amtsverweier, Advok.			2	
— von Wächter, Reg. Rath			1	
— Wiedmann, Rath			1	
Helmsdorf.				
Frau von Herzenbruch				1
Helmstedt.				
Herr Böker, Postdirector				1
Holzaemünde.				
— von Hanstein, Friedensrichter				1
Idstein.				
— Hotte, Buchbinder				1
Ilmenau.				
— Ackermann, Justizrath			1	
Ivenack.				
— Carl Baron von Maltzahn				1
Frau Baronesse Alexandrine von Maltzahn				1
Kaiserslautern.				
Herr Müllinghoff, Apotheker				1
Kempten.				
— Kirchhofer, Studienrector			1	

	Velinpap.	Schreibpap.	M. Druckp.	Ord. Druckp.
Kirchberg.				
Herr Hiller, Subſtitut				1
Kirchheim u. T.				
— Gerber, Advokat				1
— Leinnger, Cameralamts-Scrib.				1
Kleinbackenheim.				
— Weiß, Notar			1	
Kleinheubach.				
— Hennig, J.				1
— Landfried, Kaufmann				1
— Martin, Juſtizrath				1
Königsberg.				
— Thomas, Kaufmann				1
Kriegsfelden.				
— Kunz, J., Maire				1
— Lawall, J., Oberförſter				1
Kronburg.				
— Weyernach, Baron			1	
Lahr.				
— Deimling			1	
Landshut.				
— Paul, C., Akademiker			6	
Langendorf.				
— Niekobl, Pfarrer				1
Langerwiſche.				
— Mellendorf, Secretär				1
Leipzig.				
— Koch			7	
— Köhler, Buchhändler			2	
— Tag			1	
Ludwigsburg.				
— Naſt, Antiquar				1
Ludwigsluſt.				
— von Schmidt, Gouverneur des Prinzen Paul von Meklenburg-Schwerin			7	
Lübben.				
— Houwald, Landesſyndikus			1	
Lüneburg.				
— Gazert, D. Fr.				1
— Knepf, Greiner				1
Magdeburg.				
— von Schlegel, Hauptmann			1	
Mannheim.				
— Walther, Secret.		1		

	Velinpap.	Schreibpap.	W. Druckp.	Ord. Druckp.
Marburg.				
Herr Uſener, Prediger			1	
Mauchenheim.				
— Fetting, Cand.				1
Maynz.				
— Billig, Notar				1
— Gräf			2	1
— Hanau, J. L.				1
— Jung, Ph., Handelscommis				1
— Zabern, Brückenmeiſter				1
Meiſſen.				
— Gödſche, Buchhändler			1	
Memmingen.				
— von Feury, Baron, K. B. Poſtmeiſter			1	
— von Grimmel, J., Bürgermeiſter			1	
— von Heuß, J.			1	
— von Höſler, K. B. Appellat. Ger. Rath			1	
— Mayr, W.			1	
— von Schellhorn, Stadtger. Aſſeſſor			1	
Merſeburg.				
Dem. Reinhardt, Louiſe				1
Monheim.				
Herr Graf von Reiſach	1			
Morſtein.				
— von Forſtner				1
München.				
— Bachmann, C., zweyter Actuar beym K. Landgericht			1	
— Beuerlein, Buchhalter			1	
Löbl. Centralſchulbuchhandlung			15	
Frau Gräfin von Deroy				1
Herr Gallinger, Dyonis, zweyter Landger. Aſſeſſor			1	
— Gehlen, Hofrath				1
— Hänlein, Carl				1
— von Harnier, Wilh.				1
— Hebmann, Oberſtud. Rath		1		
— Heß, B. J., erſter Landger. Aſſeſſor			1	
— von Jacobi, Präſident			1	
— Kienle, Oberappellat. Ger. Rath			[illegible]	
— Mayer, Alois				1
— Mändler, Ludwig				1
— Niethammer, Oberſtud. Rath und Oberkirchenrath	1			

	Velinpap.	Schreibpap.	W. D. Pap.	Ord. Druckp.
Herr Kohns, Diaconus			1	
— Schlichtegroll, Generalſecretär				1
— Schröder, Cantor			1	
— Schröder, Secretär			1	
— Seyffer, Director				1
— von Sckell, Hofgarten-Intendant			1	
— Stengel, Ober-Finanzrath				
— von Tröltſch, Porträtkünſtler			1	
— von Wiebeking, Geheimer Rath		1		
Münſter.				
— Waldeck, Buchhändler			6	
Mutterſtadt.				
— Wolf, Gehülfe des Notars				1
Naumburg.				
— von Seebach, Lt.				2
Neckargemünd.				
von Sternenfels, C.				1
Neudöbern.				
— von Thielau, Kreishauptmann			1	
Neuſtadt a. d. Haardt.				
Mad. Merian		1		
Neuwied.				
Herr Bianchi		1		
Nördlingen.				
— Ludwig Kraft Ernſt, Fürſt von Oettingen Wallerſtein, des Königr. Bayern Kronoberſthofmeiſter	1			
— Doppelmeyer, Präceptor				1
Nodau.				
— Haußknecht				1
Oberlödla.				
Freyhr. von Pöllnitz				1
Oberwiehra.				
— von Kotzau				1
Oehringen.				
I. D. die Prinzeſſ. v. Hohenlohe-Ingelfingen			1	1
Oettingen.				
Herr Kneiß, Präſident		1		
Offenbach.				
Se. Durchl. der regier. Fürſt von Iſenburg	1			
Herr Römer, Cabinetsſecretär			1	
Ohmenheim.				
Vetter, Decan und Pfr.				1

	Schreibp.	Schweizerp.	W. Druckp.	Ord. Druckp.
Oppenheim.				
Herr Egli, S.				1
Ordruf.				
— Hammer, Kammerrath				1
— Loder, Hofrath				1
Paris				
— Schöll, Buchhändler			1	
— Schubart, Alex.			1	
Penzlin.				
— von Dehrmann, zweyter Lieut.				1
Pfeffikon.				
— Eſcher, Camerarius				1
Pfullendorf.				
— Hofmann, Rechts-Conſulent				1
Pullach.				
— Roth, Pfarrer				1
Ratzeburg.				
— Chriſtlieb, Subrector				1
— Dunſt, Herzogl. Mecklenburg-Strelitziſcher Reg. Secretär				1
— Hilleſeld, Prediger an der Stadtkirche				1
— Nölting, Doctor med.			1	
— Rußwurm, Conrector				1
Regensburg.				
— von Seutter, Finanzdirector			1	
Remſcheid.				
Mad. Haſenclever, geb. Schloſſer			1	
Ronneburg.				
Herr Straube, Candidat				1
Roſtock.				
— Stiller, Buchhändler			9	3
Rothenburg a. d. Tauber.				
— Häcker, Landrichter				1
Rudolſtadt.				
J. D. die Frau Fürſtin von Schwarzburg Sondershauſen			1	
J. D. die Frau Prinzeſſin von Schwarzburg-Rudolſtadt, geb. Prinzeſſin von Homburg			1	
Saarbrücken.				
Herr Lucas, Uhrmacher			1	
— Meſſerer, Paſtor und Profeſſor			1	
— Schwalb, Prof. a. d. Sekondairſchule			1	

	Velinpap.	Schweizerp.	W. Druckp.	Ord. Druckp.
Salzburg.				
Herr Diſtelbrunner, Leibarzt				1
— Köberlein, Rector				1
— Schreiner, Bereuter			1	
Saulgau.				
— Hauff, Oberamtmann			1	
Schleuſingen.				
— Kraft, K., dritter Lehrer am Gymnaſio			2	7
Schönberg.				
— Lohmeier, Landbaumeiſter				1
— Marggraf, Prediger				1
Schorndorf.				
— Roſch, Präc. M.				1
Schramberg.				
— Zaißer, Amtsſchr. Scrib.				1
Speyer.				
— Deriweid, Director vom Octroy			1	
— Kolb, Buchdrucker		1		
— Schlemmer, Suppleant bey d. Tribunal				1
Strasburg.				
— Engelhardt, C. M.				1
Stuttgart.				
— von Voigeol, Regierungsrath			1	
— Caspar, Kaufmann				1
— Dobel, Büchſenſpanner Sr. Maj. des Königs				1
— Elſäſſer, Reg. Secret.		1		
— Gaupp, Apotheker			1	
— Göriz, Gen. Poſtſecret.			1	
— Gutbrod, Conſcriptionsact.			1	
— Gutbrod, Kammerdiener				1
— Heyd, Oberjuſtizſecretär			1	
— Hoelle, J. Matth.			2	1
— Holch, Fr.				1
— Kapff, Rechnungsrath			1	
— Kling, A.				1
— Knapp, Regiſtrator		1		1
— v. Marſchall, Freyhr., Großherzogl. Bad. Miniſter				3
— von Martens, Oberjuſtizſecretär				1
— von Moltke, Flügeladjutant			1	
— Murſchel, Scrib.				1
— Oehlenſchläger				1

	Velinpap.	Schweizerp.	M. Druckp.	Ord. Druckp.
Herr Pfeifer, Hoffactor			2	
— Rieger, Scrib.				1
— Schickhardt				5
— von Soden, Ober-Regierungsrath				6
— Stein, Ober-Rechnungsrath			1	
— Storr, Dr. med.			1	
— von Süßkind, Prälat und Oberhofprediger				1
Se. D. der Prinz von Thurn und Taxis, Flügeladjudant			1	
Herr von Wächter, Stadt-Dir.			1	
— Werner, Präc. und M.			1	
— Widmann, Subſt.				1
Trier.				
— Lintz, Buchhändler		1		
Tübingen.				
— Bliſers, Hofbuchbinder				7
Unna.				
— Heſſelmann, Buchhändler				1
Wächtersbach.				
— Graf Ludwig Max von Iſenburg-Büdingen			1	
— Keller, Hofrath				1
Warſchau.				
— Glücksberg, N.				2
Weimar.				
Se. Durchlaucht der regierende Herzog von Sachſen-Weimar ꝛc.	1			
Ihro Durchlaucht die regierende Frau Herzogin von Sachſen-Weimar ꝛc.	1			
Ihro Kaiſerliche Hoheit die Frau Großfürſtin Maria Paulowna, Erbprinzeſſin von Sachſen-Weimar	1			
Herr Büttner, Kammerkalkulator				1
— Hoffmann, Buchhändler			3	1
Freihr. von Müller, Geheimer Regierungs-Rath			1	
Herr von Müller, Capitain			1	
— Riedel, Geh. Kammer-Rath				1
Frau Hofrath von Schiller	12	6	6	
Weinheim.				
— Gräfin von Lehrbach				1
Herr Rauch, Hermann	1			

	Velinp.	Schweizerp.	W. Expl.	Ord. Expl.
Wertheim.				
Herr Aſſum, F. C., Cand. Miniſt.				1
— Faber, J. C.			1	
Wettin.				
— Bertram, L.				1
Wiblingen.				
— Gneiting				7
Wien.				
— von Clam, Graf, K. K. Oeſterreich. Rittmeiſter			1	
— Lamp, A.		7	10	
— von Paar, Graf, K. K. Oeſterreich. Obriſtlieutenant			1	
— Franz v. Schönborn, Graf	1			
— von Schwarzenberg, Fürſt, K. K. Oeſterreich. Geſandter in Paris	1			
Wiesbaden.				
— Beck, Kaufmann				1
— Schaaf, Reviſor				1
Wolkenburg.				
— Schedlich, Gerichtsdirector				1
Zanzhauſen.				
— Oman, Hüttenfactor				1
Zichow.				
— Fritz, Pred.				1
Zürich.				
— Heß, beym Tannenberg				1
— von Wolf			1	3
— Ott in der Engelburg				1
— Peſtalozzi, Ingenieur				1
Zweybrucken.				
— Albrecht, Poſthalter				1
— Baſtian, C., Kaufmann				1
— Faber, Commis-Greffier am Tribunal			1	
— Frölich, A.			1	
— Koch, L.				1
— Merkel, Secret. der Mairie				1

Geſchichte

des

dreyßigjährigen Kriegs.

Erſter Theil.

Seit dem Anfange des Religionkriegs in Deutſchland, bis zum Münſteriſchen Frieden, iſt in der politiſchen Welt Europens kaum etwas Großes und Merkwürdiges geſchehen, woran die Reformation nicht den vornehmſten Antheil gehabt hätte. Alle Weltbegebenheiten, welche ſich in dieſem Zeitraume ereignen, ſchlieſſen ſich an die Glaubensverbeſſerung an, wo ſie nicht urſprünglich daraus herfloſſen, und jeder noch ſo große und noch ſo kleine Staat hat mehr oder weniger, mittelbarer oder unmittelbarer, den Einfluß derſelben empfunden.

Beynahe der ganze Gebrauch, den das ſpaniſche Haus von ſeinen ungeheuern politiſchen Kräften machte, war gegen die neuen Meinungen oder ihre Bekenner gerichtet. Durch die Reformation wurde der Bürgerkrieg entzündet, welcher Frankreich unter vier ſtürmiſchen Regierungen in ſeinen Grundveſten erſchütterte, ausländiſche Waffen in das Herz dieſes Königreichs zog, und es ein halbes Jahrhundert lang zu einem Schauplatze der traurigſten Zerrüttung machte. Die Reformation machte den Niederländern das ſpaniſche Joch unerträglich, und weckte bey dieſem Volke das Verlangen und den Muth, dieſes Joch zu zerbrechen, ſo wie ſie ihm größtentheils auch die Kräfte dazu gab. Alles Böſe, welches Philipp der Zweyte gegen die Königinn Eliſabeth von England beſchloß, war Rache, die er dafür nahm, daß ſie ſeine proteſtantiſchen Unterthanen gegen ihn in Schutz genommen, und ſich an die Spitze einer Religionspartey geſtellt hatte, die er zu vertilgen ſtrebte. Die Trennung in der Kirche hatte in Deutſchland eine fortdauernde politiſche Trennung zur Folge, welche dieſes Land zwar länger als ein Jahrhundert, der Verwirrung dahingab, aber auch zugleich gegen politiſche Unterdrückung einen bleibenden Damm aufthürmte. Die Reformation war es großentheils, was die nordiſchen Mächte, Dänemark und Schweden, zuerſt in das Staatsſyſtem von Europa zog, weil ſich der proteſtantiſche Staatenbund durch ihren Beytritt verſtärkte, und weil dieſer Bund ihnen ſelbſt unentbehrlich ward. Staaten, die vorher kaum für einander vorhanden geweſen, fingen an, durch die Reformation einen wichtigen Berührungspunkt zu erhalten, und ſich in einer neuen politiſchen Sympathie an einander zu ſchließen. So wie Bürger gegen Bürger, Herrſcher gegen ihre Unterthanen, durch die Reformation in andre Verhältniſſe kamen, rückten durch ſie auch ganze Staaten in neue Stellungen gegen einander. Und ſo muſſte es durch einen ſeltſamen Gang der Dinge die Kirchentrennung ſeyn, was die Staaten unter ſich zu einer engern Vereinigung führte. Schrecklich zwar und verderblich war die erſte Wirkung, durch welche dieſe allgemeine politiſche Sympathie ſich verkündigte — ein dreyßigjähriger verheerender Krieg, der von dem Innern des Böhmerlandes bis an die Mündung der Schelde, von den Ufern des Po bis an die Küſten der Oſtſee, Länder entvölkerte, Ernten zertrat, Städte und Dörfer in die Aſche legte; ein Krieg, in welchem viele Tauſend Streiter ihren Untergang fanden, der den aufglimmenden Funken der Kultur in Deutſchland auf ein halbes Jahrhundert verlöſchte, und die kaum auflebenden beſſern Sitten der alten barbariſchen Wildheit zurückgab. Aber Europa ging ununterdrückt und frey aus dieſem fürchterlichen Kriege, in welchem es ſich zum erſten Male als eine zuſammenhängende Staatengeſellſchaft erkannt hatte; und dieſe Theilnehmung der Staaten an einander, welche ſich in dieſem Kriege eigentlich erſt bildete, wäre allein ſchon Gewinn genug, den Weltbürger mit ſeinen Schrecken zu verſöhnen. Die Hand des Fleißes hat unvermerkt alle verderbliche Spuren dieſes Kriegs wieder ausgelöſcht; aber die wohlthätigen Folgen, von denen er begleitet war, ſind geblieben. Eben dieſe allgemeine Staatenſympathie, welche den Stoß in Böhmen dem halben Europa mittheilte, bewacht jetzt den Frieden, der dieſem Kriege ein Ende machte. So wie die Flamme der Verwüſtung aus dem Innern Böhmens, Mährens und Oeſterreichs einen Weg fand, Deutſchland, Frankreich, das halbe Europa zu entzünden, ſo wird die Fackel der Kultur von dieſen Staaten aus einen Weg ſich öffnen, jene Länder zu erleuchten.

Die Religion wirkte dieſes Alles. Durch ſie allein wurde möglich, was geſchah; aber es fehlte viel, daß es für ſie und ihrentwegen unternommen worden wäre. Hätte nicht der Privatvortheil, nicht das Staatsintereſſe ſich ſchnell damit vereinigt, nie würde die Stimme der Theologen und des Volks ſo bereitwillige Fürſten, nie die neue Lehre ſo zahlreiche, ſo tapfere, ſo beharrliche Verfechter gefunden haben. Ein großer Antheil an der Kirchenrevolution gebührt unſtreitig der ſiegenden Gewalt der Wahrheit, oder deſſen, was mit Wahrheit verwechſelt wurde. Die Mißbräuche in der alten Kirche, das Abgeſchmackte mancher ihrer Lehren, das Uebertriebene in ihren Forderungen, muſſte nothwendig ein Gemüth empören, das von der Ahnung eines beſſern Lichts ſchon gewonnen war, muſſte es geneigt machen, die verbeſſerte Religion zu umfaſſen. Der Reiz der Unabhängigkeit, die reiche Beute der geiſtlichen Stifter, muſſte die Regenten nach einer Religionsveränderung lüſtern machen, und das Gewicht der innern Ueberzeugung nicht wenig bey ihnen verſtärken; aber die Staatsraiſon allein konnte ſie dazu drängen. Hätte nicht Karl der Fünfte im Uebermuthe ſeines Glücks an die Reichsfreyheit der deutſchen Stände gegriffen, ſchwerlich hätte ſich ein proteſtantiſcher Bund für die Glaubensfreyheit bewaffnet. Ohne die Herrſchbegierde der Guiſen hätten die Kalviniſten in Frankreich nie einen Condé oder Coligny an ihrer Spitze geſehen; ohne die Auflage des zehnten und zwanzigſten Pfennigs hätte der Stuhl zu Rom nie die vereinigten Niederlande verloren. Die Regenten kämpften zu ihrer Selbſtvertheidigung oder Vergrößerung; der Religionsenthuſiasmus warb ihnen die Armeen, und öffnete ihnen die Schätze ihres Volks. Der große Hauſe, wo ihn nicht Hoffnung der Beute unter ihre Fahnen lockte, glaubte für die Wahrheit ſein Blut zu vergießen, indem er es zum Vortheile ſeines Fürſten verſpritzte.

Und Wohlthat genug für die Völker, daß diesmal der Vortheil der Fürſten Hand in Hand mit dem ihrigen ging! Dieſem Zufalle allein haben ſie ihre Befreyung vom Papſtthum zu danken. Glück genug für die Fürſten, daß der Unterthan für ſeine eigne Sache ſtritt, indem er für die ihrige kämpfte! In dem Zeitalter, wovon jetzt die Rede iſt, regierte in Europa kein Fürſt ſo abſolut, um über den guten Willen ſeiner Unterthanen hinweggeſetzt zu ſeyn, wenn er ſeine politiſchen Entwürfe verfolgte. Aber wie ſchwer hielt es, dieſen guten Willen der Nation für ſeine politiſchen Entwürfe zu gewinnen und in Handlung zu ſetzen! Die nachdrücklichſten Beweggründe, welche von der Staatsraiſon entlehnt ſind, laſſen den Unterthan kalt, der ſie ſelten einſieht, und den ſie noch ſeltner intereſſiren. In dieſem Falle bleibt einem ſtaatsklugen Regenten nichts übrig, als das Intereſſe des Kabinets an irgend ein anderes Intereſſe, das dem Volke näher liegt, anzuknüpfen, wenn etwa ein ſolches ſchon vorhanden iſt, oder, wenn es nicht iſt, es zu erſchaffen.

Dies war der Fall, worin ſich ein großer Theil derjenigen Regenten befand, die für die Reformation handelnd aufgetreten ſind. Durch eine ſonderbare Verkettung der Dinge muſſte es ſich fügen, daß die Kirchentrennung mit zwey politiſchen Umſtänden zuſammentraf, ohne welche ſie vermuthlich eine ganz andere Entwickelung gehabt haben würde. Dieſe waren: die auf ein Mal hervorſpringende Uebermacht des Hauſes Oeſterreich, welche die Freyheit Europens bedrohte, und der thätige Eifer dieſes Hauſes für die alte Religion. Das Erſte weckte die Regenten, das Zweyte bewaffnete ihnen die Nationen.

Die Aufhebung einer fremden Gerichtsbarkeit in ihren Staaten, die höchſte Gewalt in geiſtlichen Dingen, der gehemmte Abfluß des Geldes nach Rom, die reiche Beute der geiſtlichen Stifter, waren Vortheile, die für jeden Souverain auf gleiche Art verführeriſch ſeyn muſſten; warum, könnte man fragen, wirkten ſie nicht eben ſo gut auf die Prinzen des Hauſes Oeſterreich? Was hinderte dieſes Haus, und insbeſondere die deutſche Linie deſſelben, den dringenden Aufforderungen ſo vieler ſeiner Unterthanen Gehör zu geben, und ſich nach dem Beyſpiele Andrer auf Unkoſten einer wehrloſen Geiſtlichkeit zu verbeſſern? Es iſt ſchwer zu glauben, daß die Ueberzeugung von der Unfehlbarkeit der römiſchen Kirche an der frommen Standhaftigkeit dieſes Hauſes einen größern Antheil gehabt haben ſollte, als die Ueberzeugung vom Gegentheile an dem Abfalle der proteſtantiſchen Fürſten. Mehrere Gründe vereinigten ſich, die öſterreichiſchen Prinzen zu Stützen des Papſtthums zu machen. Spanien und Italien, aus welchen Ländern die öſterreichiſche Macht einen großen Theil ihrer Stärke zog, waren dem Stuhle zu Rom mit blinder Anhänglichkeit ergeben, welche die Spanier insbeſondere ſchon zu den Zeiten der gothiſchen Herrſchaft ausgezeichnet hat. Die geringſte Annäherung an die verabſcheuten Lehren Luthers und Kalvins muſſte dem Beherrſcher von Spanien die Herzen ſeiner Unterthanen unwiederbringlich entreißen; der Abfall von dem Papſtthum konnte ihn dieſes Königreich koſten. Ein ſpaniſcher König muſſte ein rechtgläubiger Prinz ſeyn, oder er muſſte von dieſem Throne ſteigen. Den nämlichen Zwang legten ihm ſeine italieniſchen Staaten auf, die er faſt noch mehr ſchonen muſſte, als ſeine Spanier, weil ſie das auswärtige Joch am ungeduldigſten tragen, und es am leichteſten abſchütteln konnten. Dazu kam, daß ihm dieſe Staaten Frankreich zum Mitbewerber und den Papſt zum Nachbar gaben; Gründe genug, die ihn hinderten, ſich für eine Partey zu erklären, welche das Anſehn des Papſtes zernichtete — die ihn aufforderten, ſich letztern durch den thätigſten Eifer für die alte Religion zu verpflichten.

Dieſe allgemeinen Gründe, welche bey jedem ſpaniſchen Monarchen von gleichem Gewichte ſeyn muſſten, wurden bey Jedem insbeſondere noch durch beſondere Gründe unterſtützt. Karl der Fünfte hatte in Italien einen gefährlichen Nebenbuhler an dem Könige von Frankreich, dem dieſes Land ſich in eben dem Augenblicke in die Arme warf, wo Karl ſich ketzeriſcher Grundſätze verdächtig machte. Gerade an denjenigen Entwürfen, welche Karl mit der meiſten Hitze verfolgte, würde das Mißtrauen der Katholiſchen und der Streit mit der Kirche ihm durchaus hinderlich geweſen ſeyn. Als Karl der Fünfte in den Fall kam, zwiſchen beyden Religionsparteyen zu wählen, hatte ſich die neue Religion noch nicht bey ihm in Achtung ſetzen können, und überdem war zu einer gütlichen Vergleichung beyder Kirchen damals noch die wahrſcheinlichſte Hoffnung vorhanden. Bey ſeinem Sohne und Nachfolger, Philipp dem

Zweyten, vereinigte ſich eine mönchiſche Erziehung mit einem deſpotiſchen finſtern Charakter, einen unverſöhnlichen Haß aller Neuerungen in Glaubensſachen bey dieſem Fürſten zu unterhalten, den der Umſtand, daß ſeine ſchlimmſten politiſchen Gegner auch zugleich Feinde ſeiner Religion waren, nicht wohl vermindern konnte. Da ſeine Europäiſchen Länder, durch ſo viele fremde Staaten zerſtreut, dem Einfluſſe fremder Meinungen überall offen lagen, ſo konnte er dem Fortgange der Reformation in andern Ländern nicht gleichgültig zuſehen, und ſein eigner näherer Staatsvortheil forderte ihn auf, ſich der alten Kirche überhaupt anzunehmen, um die Quellen der ketzeriſchen Anſteckung zu verſtopfen. Der natürlichſte Gang der Dinge ſtellte alſo dieſen Fürſten an die Spitze des katholiſchen Glaubens und des Bundes, den die Papiſten gegen die Neuerer ſchloſſen. Was unter Karls des Fünften und Philipps des Zweyten langen und thatenvollen Regierungen beobachtet wurde, blieb für die Folgenden Geſetz; und je mehr ſich der Riß in der Kirche erweiterte, deſto feſter muſſte Spanien an dem Katholiciſmus halten.

Freyer ſchien die deutſche Linie des Hauſes Oeſterreich geweſen zu ſeyn; aber wenn bey dieſer auch mehrere von jenen Hinderniſſen wegfielen, ſo wurde ſie durch andere Verhältniſſe in Feſſeln gehalten. Der Beſitz der Kaiſerkrone, die auf einem proteſtantiſchen

Haupte ganz undenkbar war, (denn wie konnte ein Apoſtat der römiſchen Kirche die römiſche Kaiſerkrone tragen?) knüpfte die Nachfolger Ferdinands des Erſten an den päbſtlichen Stuhl; Ferdinand ſelbſt war dieſem Stuhle aus Gründen des Gewiſſens und aufrichtig ergeben. Ueberdem waren die deutſch-öſterreichiſchen Prinzen nicht mächtig genug, der ſpaniſchen Unterſtützung zu entbehren, die aber durch eine Begünſtigung der neuen Religion durchaus verſcherzt war. Auch forderte die Kaiſerwürde ſie auf, das deutſche Reichsſyſtem zu beſchützen, wodurch ſie ſelbſt ſich als Kaiſer behaupteten, und welches der proteſtantiſche Reichstheil zu ſtürzen ſtrebte. Rechnet man dazu die Kälte der Proteſtanten gegen die Bedrängniſſe der Kaiſer und gegen die gemeinſchaftlichen Gefahren des Reichs, ihre gewaltſamen Eingriffe in das Zeitliche der Kirche, und ihre Feindſeligkeiten, wo ſie ſich als die Stärkern fühlten; ſo begreift man, wie ſo viele zuſammenwirkende Gründe die Kaiſer auf der Seite des Papſtthums erhalten, wie ſich ihr eigner Vortheil mit dem Vortheile der katholiſchen Religion aufs Genaueſte vermengen muſſte. Da vielleicht das ganze Schickſal dieſer Religion von dem Entſchluſſe abhing, den das Haus Oeſterreich ergriff, ſo muſſte man die öſterreichiſchen Prinzen durch ganz Europa als die Säulen des Papſtthums betrachten. Der Haß der Proteſtanten gegen letzteres kehrte ſich darum auch einſtimmig gegen Oeſterreich, und vermengte nach und nach den Beſchützer mit der Sache, die er beſchützte.

Aber eben dieſes Haus Oeſterreich, der unverſöhnliche Gegner der Reformation, ſetzte zugleich durch ſeine ehrgeizigen Entwürfe, die von einer überlegenen Macht unterſtützt waren, die politiſche Freyheit der europäiſchen Staaten, und beſonders der deutſchen Stände, in nicht geringe Gefahr. Dieſer Umſtand muſſte letztere aus ihrer Sicherheit aufſchrecken, und auf ihre Selbſtvertheidigung aufmerkſam machen. Ihre gewöhnlichen Hülfsmittel würden nimmermehr hingereicht haben, einer ſo drohenden Macht zu widerſtehen. Außerordentliche Anſtrengungen muſſten ſie von ihren Unterthanen verlangen, und, da auch dieſe bey Weitem nicht hinreichten, von ihren Nachbarn Kräfte entlehnen, und durch Bündniſſe unter einander eine Macht aufzuwägen ſuchen, gegen welche ſie einzeln nicht beſtanden.

Aber die großen politiſchen Aufforderungen, welche die Regenten hatten, ſich den Fortſchritten Oeſterreichs zu widerſetzen, hatten ihre Unterthanen nicht. Nur gegenwärtige Vortheile, oder gegenwärtige Uebel ſind es, welche das Volk in Handlung ſetzen; und dieſe darf eine gute Staatskunſt nicht abwarten. Wie ſchlimm alſo für dieſe Fürſten, wenn nicht zum Glücke ein anderes wirkſames Motiv ſich ihnen dargeboten hätte, das die Nation in Leidenſchaft ſetzte, und einen Enthuſiasmus in ihnen entflammte, der gegen die politiſche Gefahr gerichtet werden konnte, weil er in dem nämlichen Gegenſtande mit derſelben zuſammentraf! Dieſes Motiv war der erklärte Haß gegen eine Religion, welche das Haus Oeſterreich beſchützte, die ſchwärmeriſche Anhänglichkeit an eine Lehre, welche dieſes Haus mit Feuer und Schwert zu vertilgen ſtrebte. Dieſe Anhänglichkeit war feurig, jener Haß war unüberwindlich; der Religionsfanatismus fürchtet das Entfernte; Schwärmerey berechnet nie, was ſie aufopfert. Was die entſchiedenſte Gefahr des Staats nicht über ſeine Bürger vermocht hätte, bewirkte die religiöſe Begeiſterung. Für den Staat, für das Intereſſe des Fürſten würden ſich wenig freywillige Arme bewaffnet haben; für die Religion griff der Kaufmann, der Künſtler, der Landbauer freudig zum Gewehr. Für den Staat oder den Fürſten würde man ſich auch der kleinſten außerordentlichen Abgabe zu entziehen geſucht haben; an die Religion ſetzte man Gut und Blut, alle ſeine zeitlichen Hoffnungen. Dreyfach ſtärkere Summen ſtrömen jetzt in den Schatz des Fürſten; dreyfach ſtärkere Heere rücken in das Feld; und in der heftigen Bewegung, worein die nahe Religionsgefahr alle Gemüther verſetzte, fühlte der Unterthan die Anſtrengungen nicht, von denen er in einer ruhigern Gemüthslage erſchöpft würde niedergeſunken ſeyn. Die Furcht vor der ſpaniſchen Inquiſition, vor Bartholomäusnächten, eröffnet dem Prinzen von Oranien, dem Admiral Coligny, der brittiſchen Königinn Eliſabeths, den proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands, Hülfsquellen bey ihren Völkern, die noch jetzt unbegreiflich ſind.

Mit noch ſo großen eignen Anſtrengungen aber würde man gegen eine Macht wenig ausgerichtet haben, die auch dem mächtigſten Fürſten, wenn er einzeln ſtand, überlegen war. In den Zeiten einer noch wenig ausgebildeten Politik konnten aber nur zufällige Umſtände entfernte Staaten zu einer wechſelſeitigen Hülfleiſtung vermögen. Die Verſchiedenheit der Verfaſſung, der Geſetze, der Sprache, der Sitten, des Nationalcharakters, welche die Nationen und Länder in eben ſo viele verſchiedene Ganze abſonderte, und eine fortdauernde Scheidewand zwiſchen ſie ſtellte, machte den einen Staat unempfindlich gegen die Bedrängniſſe des andern, wo ihn nicht gar die Nationaleiferſucht zu einer feindſeligen Schadenfreude reizte. Die Reformation ſtürzte dieſe Scheidewand. Ein lebhafteres näher liegendes Intereſſe als der Nationalvortheil oder die Vaterlandsliebe, und welches von bürgerlichen Verhältniſſen durchaus unabhängig war, fing an, die einzelnen Bürger und ganze Staaten zu beſeelen. Dieſes Intereſſe konnte mehrere und ſelbſt die entlegenſten Staaten mit einander verbinden, und bey Unterthanen des nämlichen Staats konnte dieſes Band wegfallen. Der franzöſiſche Kalviniſt hatte alſo mit dem reformirten Genfer, Engländer, Deutſchen oder Holländer einen Berührungspunkt, den er mit ſeinem eignen katholiſchen Mitbürger nicht hatte. Er hörte alſo in einem ſehr wichtigen Punkte auf, Bürger eines einzelnen Staats zu ſeyn, ſeine Aufmerkſamkeit und Theilnahme auf dieſen einzelnen Staat einzuſchränken. Sein Kreis erweitert ſich; er fängt an, aus dem Schickſale fremder Länder, die ſeines Glaubens ſind, ſich ſein eignes zu weiſſagen, und ihre Sache zu der ſeinigen zu machen. Nun erſt dürfen die Regenten es wagen, auswärtige Angelegenheiten vor die Verſammlung ihrer Landſtände zu bringen, nun erſt hoffen, ein williges Ohr und ſchnelle Hülfe zu finden. Dieſe auswärtigen Angelegenheiten ſind jetzt zu einheimiſchen geworden, und gern reicht man den Glaubensverwandten eine hülfreiche Hand, die man dem bloßen Nachbar, und noch mehr dem fernen Ausländer, verweigert hätte. Jetzt verläſſt der Pfälzer ſeine Heimat, um für ſeinen franzöſiſchen Glaubensbruder gegen den gemeinſchaftlichen Religionsfeind zu fechten. Der franzöſiſche Unterthan zieht das Schwert gegen ein Vaterland, das ihn mißhandelt, und geht hin, für Hollands Freyheit zu bluten. Jetzt ſieht man Schweizer gegen Schweizer, Deutſche gegen Deutſche im Streit gerüſtet, um an den Ufern der Loire und der Seine die Thronfolge in Frankreich zu entſcheiden. Der Däne geht über die Eider, der Schwede über den Belt, um die Ketten zu zerbrechen, die für Deutſchland geſchmiedet ſind.

Es iſt ſehr ſchwer zu ſagen, was mit der Reformation, was mit der Freyheit des deutſchen Reichs wol geworden ſeyn würde, wenn das gefürchtete Haus Oeſterreich nicht Partey gegen ſie genommen hätte. So viel aber ſcheint erwieſen, daß ſich die öſterreichiſchen Prinzen auf ihrem Wege zur Univerſalmonarchie durch nichts mehr gehindert haben, als durch den hartnäckigen Krieg, den ſie gegen die neuen Meinungen führten. In keinem andern Falle, als unter dieſem, war es den ſchwächern Fürſten möglich, die außerordentlichen Anſtrengungen von ihren Ständen zu erzwingen, wodurch ſie der öſterreichiſchen Macht widerſtanden; in keinem andern Falle den Staaten möglich, ſich gegen einen gemeinſchaftlichen Feind zu vereinigen.

Höher war die öſterreichiſche Macht nie geſtanden, als nach dem Siege Karls des Fünften bey Mühlberg, nachdem er die Deutſchen überwunden hatte. Mit dem Schmalkaldiſchen Bunde lag die deutſche Freyheit, wie es ſchien, auf ewig darnieder; aber ſie lebte wieder auf in Moritz von Sachſen, ihrem gefährlichſten Feinde. Alle Früchte des Mühlbergiſchen Siegs gehen auf dem Congreſſe zu Paſſau und dem Reichstage zu Augsburg verloren, und alle Anſtalten zur weltlichen und geiſtlichen Unterdrückung endigen in einem nachgebenden Frieden.

Deutſchland zerriß auf dieſem Reichstage zu Augsburg in zwey Religionen und in zwey politiſche Parteyen; jetzt erſt zerriß es, weil die Trennung jetzt erſt geſetzlich war. Bis hierher waren die Proteſtanten als Rebellen angeſehen worden; jetzt beſchloß man, ſie als Brüder zu behandeln, nicht als ob man ſie dafür anerkannt hätte, ſondern weil man dazu genöthigt war. Die Augsburgiſche Konfeſſion durfte ſich von jetzt an neben den katholiſchen Glauben ſtellen, doch nur als eine geduldete Nachbarinn, mit einſtweiligen ſchweſterlichen Rechten. Jedem weltlichen Reichsſtande ward das Recht zugeſtanden, die Religion, zu der er ſich bekannte, auf ſeinem Grund und Boden zur Herrſchenden und Einzigen zu machen, und die entgegengeſetzte der freyen Ausübung zu berauben; jedem Unterthan vergönnt, das Land zu verlaſſen, wo ſeine Religion unterdrückt war. Jetzt zum erſten Male erfreute ſich alſo die Lehre Luthers einer poſitiven Sanktion, und wenn ſie auch in Baiern oder in Oeſterreich im Staube lag, ſo konnte ſie ſich damit tröſten, daß ſie in Sachſen und in Thüringen thronte. Den Regenten war es aber nun doch allein überlaſſen, welche Religion in ihren Landen gelten, und welche darniederliegen ſollte; für den Unterthan, der auf dem Reichstage keinen Repräſentanten hatte, war in dieſem Frieden gar wenig geſorgt. Bloß allein in geiſtlichen Ländern, in welchen die katholiſche Religion unwiderruflich die herrſchende blieb, wurde den proteſtantiſchen Unterthanen, (welche es damals ſchon waren), die freye Religionsübung ausgewirkt; aber auch dieſe nur durch eine perſönliche Verſicherung des römiſchen Königs Ferdinand, der dieſen Frieden zu Stande brachte; eine Verſicherung, die von dem katholiſchen Reichstheile widerſprochen, und, mit dieſem Widerſpruche in das Friedensinſtrument eingetragen, keine Geſetzeskraft erhielt.

Wären es übrigens nur Meinungen geweſen, was die Gemüther trennte — wie gleichgültig hätte man dieſer Trennung zugeſehen! Aber an dieſen Meinungen hingen Reichthümer, Würden und Rechte: ein Umſtand, der die Scheidung unendlich erſchwerte. Von zwey Brüdern, die das väterliche Vermögen bis hierher gemeinſchaftlich genoſſen, verließ jetzt einer das väterliche Haus, und die Nothwendigkeit trat ein, mit dem daheimbleibenden Bruder abzutheilen. Der Vater hatte für den Fall der Trennung nichts beſtimmt, weil ihm von dieſer Trennung nichts ahnen konnte. Aus den wohlthätigen Stiftungen der Vorältern war der Reichthum der Kirche, innerhalb eines Jahrtauſends, zuſammengefloſſen, und dieſe Vorältern gehörten dem Weggehenden eben ſo gut an, als dem, der zurückblieb. Haftete nun das Erbrecht bloß an dem väterlichen Hauſe, oder haftete es an dem Blute? Die Stiftungen waren an die katholiſche Kirche geſchehen, weil damals noch keine andere vorhanden war; an den erſtgebornen Bruder, weil er damals noch der einzige Sohn war. Galt nun in der Kirche ein Recht der Erſtgeburt, wie in adeligen Geſchlechtern? Galt die Begünſtigung des einen Theils, wenn ihm der andere noch nicht gegenüberſtehen konnte? Konnten die Lutheraner von dem Genuſſe dieſer Güter ausgeſchloſſen ſeyn, an denen doch ihre Vorfahren mit ſtiften halfen, bloß allein deßwegen ausgeſchloſſen ſeyn, weil zu den Zeiten der Stiftung noch kein Unterſchied zwiſchen Lutheranern und Katholiſchen Statt fand? Beyde Religionsparteyen haben über dieſe Streitſache mit ſcheinbarn Gründen gegen einander gerechtet, und rechten noch immer; aber es dürfte dem einen Theile ſo ſchwer fallen, als dem andern, ſein Recht zu erweiſen. Das Recht hat nur Entſcheidungen für denkbare Fälle, und vielleicht gehören geiſtliche Stiftungen nicht unter dieſe; zum wenigſten dann nicht, wenn man die Forderungen ihrer Stifter auch auf dogmatiſche Sätze erſtreckt — wie iſt es denkbar, eine ewige Schenkung an eine wandelbare Meinung zu machen?

Wenn das Recht nicht entſcheiden kann, ſo thut es die Stärke, und ſo geſchah es hier. Der eine Theil behielt, was ihm nicht mehr zu nehmen war; der andere vertheidigte, was er noch hatte. Alle vor dem Frieden weltlich gemachte Bisthümer und Abteyen verblieben den Proteſtanten: aber die Papiſten verwahrten ſich in einem eignen Vorbehalte, daß künftig keine mehr weltlich gemacht würden. Jeder Beſitzer eines geiſtlichen Stiftes, das dem Reiche unmittelbar unterworfen war, Churfürſt, Biſchof oder Abt, hat ſeine Benefizien und Würden verwirkt, ſobald er zur proteſtantiſchen Kirche abfällt. Sogleich muß er ſeine Beſitzungen räumen, und das Kapitel ſchreitet zu einer neuen Wahl, gleich als wä[illegible]ine Stelle durch einen Todesfall erledigt worden. [illegible]n dieſem heiligen Anker des geiſtlichen Vorbehalts, der die ganze zeitliche Exiſtenz eines geiſtlichen Fürſten von ſeinem Glaubensbekenntniſſe abhängig machte, iſt noch bis heute die katholiſche Kirche in Deutſchland befeſtigt — und was würde aus ihr werden, wenn dieſer Anker zerriſſe? Der geiſtliche Vorbehalt erlitt einen hartnäckigen Widerſpruch von Seiten der proteſtantiſchen Stände, und obgleich ſie ihn zuletzt noch in das Friedensinſtrument mit aufnahmen, ſo geſchah es mit dem ausdrücklichen Beyſatze, daß beyde Parteyen ſich über dieſen Punkt nicht verglichen hätten. Konnte er für den proteſtantiſchen Theil mehr verbindlich ſeyn, als jene Verſicherung Ferdinands zum Vortheile der proteſtantiſchen Unterthanen in geiſtlichen Stiftern es für die katholiſchen war? Zwey Streitpunkte blieben alſo in dem Frieden zurück, und an dieſen entzündete ſich auch der Krieg.

So war es mit der Religionsfreyheit und mit den geiſtlichen Gütern; mit den Rechten und Würden war es nicht anders. Auf eine einzige Kirche war das deutſche Reichsſyſtem berechnet, weil nur eine da war, als es ſich bildete. Die Kirche hat ſich getrennt, der Reichstag ſich in zwey Religionsparteyen geſchieden —

und doch ſoll das ganze Reichsſyſtem ausſchließend einer einzigen folgen? Alle bisherigen Kaiſer waren Söhne der römiſchen Kirche geweſen, weil die römiſche Kirche in Deutſchland bis jetzt ohne Nebenbuhlerinn war. War es aber das Verhältniß mit Rom, was den Kaiſer der Deutſchen ausmachte, oder war es nicht vielmehr Deutſchland, welches ſich in ſeinem Kaiſer repräſentirte? Zu dem ganzen Deutſchlande gehört aber auch der proteſtantiſche Theil — und wie repräſentirt ſich nun dieſer in einer ununterbrochenen Reihe katholiſcher Kaiſer? — In dem höchſten Reichsgerichte richten die deutſchen Stände ſich ſelbſt, weil ſie ſelbſt die Richter dazu ſtellen; daß ſie ſich ſelbſt richteten, daß eine gleiche Gerechtigkeit Allen zu Statten käme, war der Sinn ſeiner Stiftung — kann dieſer Sinn erfüllt werden, wenn nicht beyde Religionen darin ſitzen? Daß, zur Zeit der Stiftung, in Deutſchland noch ein einziger Glaube herrſchte, war Zufall; daß kein Stand den andern auf rechtlichem Wege unterdrücken ſollte, war der weſentliche Zweck dieſer Stiftung. Dieſer Zweck aber iſt verfehlt, wenn ein Religionstheil im ausſchließenden Beſitze iſt, den andern zu richten — darf nun ein Zweck aufgeopfert werden, wenn ſich ein Zufall verändert? — Endlich und mit Mühe erfochten die Proteſtanten ihrer Religion einen Sitz im Kammergerichte, aber noch immer keine ganz gleiche Stimmenzahl. —

Zur Kaiſerkrone hat noch kein proteſtantiſches Haupt ſich erhoben.

Was man auch von der Gleichheit ſagen mag, welche der Religionsfriede zu Augsburg zwiſchen beyden deutſchen Kirchen einführte, ſo ging die katholiſche doch unwiderſprechlich als Siegerinn davon. Alles, was die lutheriſche erhielt, war — Duldung; Alles, was die katholiſche hingab, opferte ſie der Noth, und nicht der Gerechtigkeit. Immer war es noch kein Friede zwiſchen zwey gleichgeachteten Mächten, bloß ein Vertrag zwiſchen dem Herrn und einem unüberwundenen Rebellen! Aus dieſem Prinzip ſcheinen alle Prozeduren der katholiſchen Kirche gegen die proteſtantiſche hergefloſſen zu ſeyn und noch herzufließen. Immer noch war es ein Verbrechen, zur proteſtantiſchen Kirche abzufallen, weil es mit einem ſo ſchweren Verluſte geahndet wurde, als der geiſtliche Vorbehalt über abtrünnige geiſtliche Fürſten verhängt. Auch in den folgenden Zeiten ſetzte ſich die katholiſche Kirche lieber aus, Alles durch Gewalt zu verlieren, als einen kleinen Vortheil freywillig und rechtlich aufzugeben; denn einen Raub zurückzunehmen war noch Hoffnung, und immer war es nur ein zufälliger Verluſt; aber ein aufgegebener Anſpruch, ein den Proteſtanten zugeſtandenes Recht erſchütterte die Grundpfeiler der katholiſchen Kirche. Bey dem Religionsfrieden ſelbſt ſetzte man dieſen Grundſatz nicht aus den Augen. Was man in dieſem Frieden

den Evangeliſchen Preis gab, war nicht unbedingt aufgegeben. Alles, hieß es ausdrücklich, ſollte nur bis auf die nächſte allgemeine Kirchenverſammlung gelten, welche ſich beſchäftigen würde, beyde Kirchen wieder zu vereinigen. Dann erſt, wenn dieſer letzte Verſuch mißlänge, ſollte der Religionsfriede eine abſolute Gültigkeit haben. So wenig Hoffnung zu dieſer Wiedervereinigung da war, ſo wenig es vielleicht den Katholiſchen ſelbſt damit Ernſt war, ſo viel hatte man deſſen ungeachtet ſchon gewonnen, daß man den Frieden durch dieſe Bedingung beſchränkte.

Dieſer Religionsfriede alſo, der die Flamme des Bürgerkriegs auf ewige Zeiten erſticken ſollte, war im Grunde nur eine temporäre Auskunft, ein Werk der Noth und der Gewalt, nicht vom Geſetz der Gerechtigkeit diktirt, nicht die Frucht berichtigter Ideen über Religion und Religionsfreyheit. Einen Religionsfrieden von der letzten Art konnten die Katholiſchen nicht geben, und wenn man aufrichtig ſeyn will, einen ſolchen vertrugen die Evangeliſchen noch nicht. Weit entfernt, gegen die Katholiſchen eine uneingeſchränkte Billigkeit zu beweiſen, unterdrückten ſie, wo es in ihrer Macht ſtand, die Kalviniſten, welche freylich eben ſo wenig eine Duldung in jenem beſſern Sinne verdienten, da ſie eben ſo weit entfernt waren, ſie ſelbſt auszuüben. Zu einem Religionsfrieden von dieſer Natur waren jene Zeiten noch nicht reif, und die Köpfe noch zu trübe.

Wie konnte ein Theil von dem andern fordern, was er ſelbſt zu leiſten unvermögend war? Was eine jede Religionspartey in dem Augsburger Frieden rettete oder gewann, verdankte ſie dem zufälligen Machtverhältniſſe, in welchem beyde bey Gründung des Friedens zu einander geſtanden. Was durch Gewalt gewonnen wurde, muſſte behauptet werden durch Gewalt; jenes Machtverhältniß muſſte alſo auch fürs Künftige fortdauern, oder der Friede verlor ſeine Kraft. Mit dem Schwerte in der Hand wurden die Grenzen zwiſchen beyden Kirchen gezeichnet; mit dem Schwerte muſſten ſie bewacht werden — oder wehe der früher entwaffneten Partey! Eine zweifelhafte ſchreckenvolle Ausſicht für Deutſchlands Ruhe, die aus dem Frieden ſelbſt ſchon hervordrohte!

In dem Reiche erfolgte jetzt eine augenblickliche Stille, und ein flüchtiges Band der Eintracht ſchien die getrennten Glieder wieder in Einen Reichskörper zu verknüpfen, daß auch das Gefühl für die gemeinſchaftliche Wohlfahrt auf eine Zeitlang zurückkam. Aber die Trennung hatte das innerſte Weſen getroffen, und die erſte Harmonie wiederherzuſtellen, war vorbey. So genau der Friede die Rechtsgrenzen beyder Theile beſtimmt zu haben ſchien, ſo ungleichen Auslegungen blieb er nichtsdeſtoweniger unterworfen. Mitten in ihrem hitzigſten Kampfe hatte er den ſtreitenden Parteyen Stillſtand auferlegt, er hatte den Feuerbrand zugedeckt, nicht gelöſcht, und unbefriedigte Anſprüche blieben auf beyden Seiten zurück. Die Katholiſchen glaubten zu viel verloren, die Evangeliſchen zu wenig errungen zu haben; beyde halfen ſich damit, den Frieden, den ſie jetzt noch nicht zu verletzen wagten, nach ihren Abſichten zu erklären.

Daſſelbe mächtige Motiv, welches ſo manche proteſtantiſche Fürſten ſo geneigt gemacht hatte, **Luthers** Lehre zu umfaſſen, die Beſitznehmung von den geiſtlichen Stiftern, war nach geſchloſſenem Frieden nicht weniger wirkſam, als vorher, und was von mittelbaren Stiftern noch nicht in ihren Händen war, mußte bald in dieſelben wandern. Ganz Niederdeutſchland war in kurzer Zeit weltlich gemacht; und wenn es mit Oberdeutſchland anders war, ſo lag es an dem lebhafteſten Widerſtande der Katholiſchen, die hier das Uebergewicht hatten. Jede Partey drückte oder unterdrückte, wo ſie die mächtigere war, die Anhänger der andern; die geiſtlichen Fürſten beſonders, als die wehrloſeſten Glieder des Reichs, wurden unaufhörlich durch die Vergrößerungsbegierde ihrer unkatholiſchen Nachbarn geängſtigt. Wer zu ohnmächtig war, Gewalt durch Gewalt abzuwenden, flüchtete ſich unter die Flügel der Juſtiz, und die Spolienklagen gegen proteſtantiſche Stände häuften ſich auf dem Reichsgerichte an, welches bereitwillig genug war, den angeklagten Theil mit Sentenzen zu verfolgen, aber zu wenig unterſtützt, um ſie geltend zu machen. Der Friede, welcher den Ständen des Reichs die vollkommene Religionsfreyheit einräumte, hatte doch einigermaßen auch für den Unterthan geſorgt, indem er ihm das Recht ausbedung, das Land, in welchem ſeine Religion unterdrückt war, unangefochten zu verlaſſen. Aber vor den Gewaltthätigkeiten, womit der Landesherr einen gehaßten Unterthan drücken, vor den namenloſen Drangſalen, wodurch er den Auswandernden den Abzug erſchweren, vor den künſtlich gelegten Schlingen, worein die Argliſt, mit der Stärke verbunden, die Gemüther verſtricken kann, konnte der todte Buchſtabe dieſes Friedens ihn nicht ſchützen. Der katholiſche Unterthan proteſtantiſcher Herren klagte laut über Verletzung des Religionsfriedens — der evangeliſche noch lauter über die Bedrückungen, welche ihm von ſeiner katholiſchen Obrigkeit widerfahren. Die Erbitterung und Streitſucht der Theologen vergiftete jeden Vorfall, der an ſich unbedeutend war, und ſetzte die Gemüther in Flammen; glücklich genug, wenn ſich dieſe theologiſche Wuth an dem gemeinſchaftlichen Religionsfeinde erſchöpft hätte, ohne gegen die eignen Religionsverwandten ihr Gift auszuſpritzen.

Die Einigkeit der Proteſtanten unter ſich ſelbſt würde doch endlich hingereicht haben, beyde ſtreitenden Parteyen in einer gleichen Schwankung zu erhalten, und dadurch den Frieden zu verlängern; aber, um die Verwirrung vollkommen zu machen, verſchwand dieſe Eintracht bald. Die Lehre, welche Zwingli in Zürch und Kalvin in Genf verbreitet hatten, fing bald auch in Deutſchland an, feſten Boden zu gewinnen, und die Proteſtanten unter ſich ſelbſt zu entzweyen, daß ſie einander kaum mehr an etwas anderm als dem gemeinſchaftlichen Haſſe gegen das Papſtthum erkannten. Die Proteſtanten in dieſem Zeitraume glichen denjenigen nicht mehr, welche funfzig Jahre vorher ihr Bekenntniß zu Augsburg übergeben hatten, und die Urſache dieſer Veränderung iſt — in eben dieſem Augsburgiſchen Bekenntniſſe zu ſuchen. Dieſes Bekenntniß ſetzte dem proteſtantiſchen Glauben eine poſitive Grenze, ehe noch der erwachte Forſchungsgeiſt ſich dieſe Grenze gefallen ließ, und die Proteſtanten verſcherzten unwiſſend einen Theil des Gewinns, den ihnen der Abfall von dem Papſtthum verſicherte. Gleiche Beſchwerden gegen die römiſche Hierarchie und gegen die Mißbräuche in dieſer Kirche, eine gleiche Mißbilligung der katholiſchen Lehrbegriffe, würden hinreichend geweſen ſeyn, den Vereinigungspunkt für die proteſtantiſche Kirche abzugeben; aber ſie ſuchten dieſen Vereinigungspunkt in einem neuen poſitiven Glaubensſyſteme, ſetzten in dieſes das Unterſcheidungszeichen, den Vorzug, das Weſen ihrer Kirche, und bezogen auf dieſes den Vertrag, den ſie mit den Katholiſchen ſchloſſen. Bloß als Anhänger der Konfeſſion gingen ſie den Religionsfrieden ein; die Konfeſſionsverwandten allein hatten Theil an der Wohlthat dieſes Friedens. Wie alſo auch der Erfolg ſeyn mochte, ſo ſtand es gleich ſchlimm um die Konfeſſionsverwandten. Dem Geiſte der Forſchung war eine bleibende Schranke geſetzt, wenn den Vorſchriften der Konfeſſion ein blinder Gehorſam geleiſtet wurde; der Vereinigungspunkt aber war verloren, wenn man ſich über die feſtgeſetzte Formel entzweyte. Zum Unglück ereignete ſich beydes, und die ſchlimmen Folgen von beyden ſtellten ſich ein. Eine Partey hielt ſtandhaft feſt an dem erſten Bekenntniſſe; und wenn ſich die Kalviniſten davon entfernten, ſo geſchah es nur, um ſich auf ähnliche Art in einen neuen Lehrbegriff einzuſchlieſſen.

Keinen ſcheinbarern Vorwand hätten die Proteſtanten ihrem gemeinſchaftlichen Feinde geben können, als dieſe Uneinigkeit unter ſich ſelbſt — kein erfreuenderes Schauſpiel, als die Erbitterung, womit ſie einander wechſelſeitig verfolgten. Wer konnte es nun den Katholiſchen zum Verbrechen machen, wenn ſie die Dreiſtigkeit lächerlich fanden, mit welcher die Glaubensverbeſſerer ſich angemaßt hatten, das einzige wahre Religionsſyſtem zu verkündigen? wenn ſie von Proteſtanten ſelbſt die Waffen gegen Proteſtanten entlehnten? wenn ſie ſich bey dieſem Widerſpruche der

Meinungen an die Autorität ihres Glaubens feſthielten, für welchen zum Theil doch ein ehrwürdiges Alterthum und eine noch ehrwürdigere Stimmenmehrheit ſprach? Aber die Proteſtanten kamen bey dieſer Trennung auf eine noch ernſthaftere Art ins Gedränge. Auf die Konfeſſionsverwandten allein war der Religionsfriede geſtellt, und die Katholiſchen drangen nun auf Erklärung, wen dieſe für ihren Glaubensgenoſſen erkannt wiſſen wollten. Die Evangeliſchen konnten die Reformirten in ihren Bund nicht einſchließen, ohne ihr Gewiſſen zu beſchweren; ſie konnten ſie nicht davon ausſchließen, ohne einen nützlichen Freund in einen gefährlichen Feind zu verwandeln. So zeigte dieſe unſelige Trennung den Machinationen der Jeſuiten einen Weg, Mißtrauen zwiſchen beyde Parteyen zu pflanzen, und die Eintracht ihrer Maßregeln zu zerſtören. Durch die doppelte Furcht vor den Katholiken und vor ihren eignen proteſtantiſchen Gegnern gebunden, verſäumten die Proteſtanten den nimmer wiederkehrenden Moment, ihrer Kirche ein durchaus gleiches Recht mit der römiſchen zu erfechten. Und allen dieſen Verlegenheiten wären ſie entgangen, der Abfall der Reformirten wäre für die gemeine Sache ganz unſchädlich geweſen, wenn man den Vereinigungspunkt allein in der Entfernung von dem Papſtthum, nicht in Augsburgiſchen Konfeſſionen, nicht in Konkordienwerken geſucht hätte.

So ſehr man aber auch in allem Andern getheilt war, ſo begriff man doch einſtimmig, daß eine Sicherheit, die man bloß der Machtgleichheit zu danken gehabt hatte, auch nur durch dieſe Machtgleichheit allein erhalten werden könne. Die fortwährenden Reformationen der einen Partey, die Gegenbemühungen der andern, unterhielten die Wachſamkeit auf beyden Seiten, und der Inhalt des Religionsfriedens war die Loſung eines ewigen Streits. Jeder Schritt, den der andere Theil that, muſſte zu Kränkung dieſes Friedens abzielen; jeder, den man ſich ſelbſt erlaubte, geſchah zur Aufrechthaltung dieſes Friedens. Nicht alle Bewegungen der Katholiſchen hatten eine angreifende Abſicht, wie ihnen von der Gegenpartey Schuld gegeben wird; Vieles, was ſie thaten, machte ihnen die Selbſtvertheidigung zur Pflicht. Die Proteſtanten hatten auf eine nicht zweydeutige Art gezeigt, wozu die Katholiſchen ſich zu verſehen hätten, wenn ſie das Unglück haben ſollten, der unterliegende Theil zu ſeyn. Die Lüſternheit der Proteſtanten nach den geiſtlichen Gütern ließ ſie keine Schonung, ihr Haß keine Großmuth, keine Duldung erwarten.

Aber auch den Proteſtanten war es zu verzeihen, wenn ſie zu der Redlichkeit der Papiſten wenig Vertrauen zeigten. Durch die treuloſe und barbariſche Behandlungsart, welche man ſich in Spanien, Frankreich und den Niederlanden gegen ihre Glaubensgenoſſen erlaubte, durch die ſchändliche Ausflucht katholiſcher Fürſten, ſich von den heiligſten Eiden durch den Papſt losſprechen zu laſſen, durch den abſcheulichen Grundſatz, daß gegen Ketzer kein Treu und Glaube zu beobachten ſey, hatte die katholiſche Kirche in den Augen aller Redlichen ihre Ehre verloren. Keine Verſicherung, kein noch ſo fürchterlicher Eid konnte aus dem Munde eines Papiſten den Proteſtanten beruhigen. Wie hätte der Religionsfriede es gekonnt, den die Jeſuiten durch ganz Deutſchland nur als eine einſtweilige Konvenienz abſchilderten, der in Rom ſelbſt feyerlich verworfen ward!

Die allgemeine Kirchenverſammlung, auf welche in dieſem Frieden hingewieſen worden, war unterdeſſen in der Stadt Trident vor ſich gegangen; aber, wie man nicht anders erwartet hatte, ohne die ſtreitenden Religionen vereinigt, ohne auch nur einen Schritt zu dieſer Vereinigung gethan zu haben, ohne von den Proteſtanten auch nur beſchickt worden zu ſeyn. Feyerlich waren dieſe nunmehr von der Kirche verdammt, für deren Repräſentanten ſich das Concilium ausgab. — Konnte ihnen ein profaner, und noch dazu durch die Waffen erzwungener Vertrag vor dem Bann der Kirche eine hinlängliche Sicherheit geben — ein Vertrag, der ſich auf eine Bedingung ſtützte, welche der Schluß des Conciliums aufzuheben ſchien? An einem Scheine des Rechts fehlte es alſo nicht mehr, wenn ſich die Katholiſchen ſonſt mächtig genug fühlten, den Religionsfrieden zu verleben — von jetzt an alſo ſchützte die Proteſtanten nichts mehr, als der Reſpekt vor ihrer Macht.

Mehreres kam dazu, das Mißtrauen zu vermehren. Spanien, an welche Macht das katholiſche Deutſchland ſich lehnte, lag damals mit den Niederländern in einem heftigen Kriege, der den Kern der ſpaniſchen Macht an die Grenzen Deutſchlands gezogen hatte. Wie ſchnell ſtanden dieſe Truppen im Reiche, wenn ein entſcheidender Streich ſie hier nothwendig machte! Deutſchland war damals eine Vorrathskammer des Kriegs für faſt alle europäiſche Mächte. Der Religionskrieg hatte Soldaten darin angehäuft, die der Friede außer Brot ſetzte. So vielen von einander unabhängigen Fürſten war es leicht, Kriegsheere zuſammenzubringen, welche ſie alsdann, ſey's aus Gewinnſucht oder aus Parteygeiſt, an fremde Mächte verliehen. Mit deutſchen Truppen bekriegte Philipp der Zweyte die Niederlande, und mit deutſchen Truppen vertheidigten ſie ſich. Eine jede ſolche Truppenwerbung in Deutſchland ſchreckte immer eine von beyden Religionsparteyen auf; ſie konnte zu ihrer Unterdrückung abzielen. Ein herumwandernder Geſandter, ein außerordentlicher päpſtlicher Legat, eine Zuſammenkunft von Fürſten, jede ungewöhnliche Erſcheinung mußte dem einen oder dem andern Theile Verderben bereiten. So ſtand Deutſchland gegen ein halbes Jahrhundert, die Hand an dem Schwerte; jedes rauſchende Blatt erſchreckte.

Ferdinand der Erſte, König von Ungarn, und ſein vortrefflicher Sohn, Maximilian der Zweyte, hielten in dieſer bedenklichen Epoche die Zügel des Reichs. Mit einem Herzen voll Aufrichtigkeit, mit einer wirklich heroiſchen Geduld hatte Ferdinand den Religionsfrieden zu Augsburg vermittelt, und an den undankbaren Verſuch, beyde Kirchen auf dem Concilium zu Trident zu vereinigen, eine vergebliche Mühe verſchwendet. Von ſeinem Neffen, dem ſpaniſchen Philipp, im Stiche gelaſſen, zugleich in Siebenbürgen und Ungarn von den ſiegreichen Waffen der Türken bedrängt, wie hätte ſich dieſer Kaiſer ſollen in den Sinn kommen laſſen, den Religionsfrieden zu verletzen, und ſein eignes mühevolles Werk zu vernichten? Der große Aufwand des immer ſich erneuernden Türkenkriegs konnte von den ſparſamen Beyträgen ſeiner erſchöpften Erblande nicht beſtritten werden; er brauchte alſo den Beyſtand des Reichs — und der Religionsfriede allein hielt das getheilte Reich noch in Einem Körper zuſammen. Das ökonomiſche Bedürfniß machte ihm die Proteſtanten nicht weniger nöthig, als die Katholiſchen, und legte ihm alſo auf, beyde Theile mit gleicher Gerechtigkeit zu behandeln, welches bey ſo ſehr widerſtreitenden Forderungen ein wahres Rieſenwerk war. Auch fehlte viel, daß der Erfolg ſeinen Wünſchen entſprochen hätte: ſeine Nachgiebigkeit gegen die Proteſtanten hatte bloß dazu gedient, ſeinen Enkeln den Krieg aufzuheben, der ſein ſterbendes

Auge verſchonte. Nicht viel glücklicher war ſein Sohn Maximilian, den vielleicht nur der Zwang der Umſtände hinderte, dem vielleicht nur ein längeres Leben fehlte, um die neue Religion auf den Kaiſerthron zu erheben. Den Vater hatte die Nothwendigkeit Schonung gegen die Proteſtanten gelehrt; die Nothwendigkeit und die Billigkeit diktirten ſie ſeinem Sohne. Der Enkel büßte es theuer, daß er weder die Billigkeit hörte, noch der Nothwendigkeit gehorchte.

Sechs Söhne hinterließ Maximilian, aber nur der Aelteſte von dieſen, Erzherzog Rudolph, erbte ſeine Staaten, und beſtieg den kaiſerlichen Thron; die übrigen Brüder wurden mit ſchwachen Apanagen abgefunden. Wenige Nebenländer gehörten einer Seitenlinie an, welche Karl von Steyermark, ihr Oheim, fortführte; doch wurden auch dieſe ſchon unter Ferdinand den Zweyten, ſeinem Sohne, mit der übrigen Erbſchaft vereinigt. Dieſe Länder alſo ausgenommen, verſammelte ſich nunmehr die ganze anſehnliche Macht des Hauſes Oeſterreich in einer einzigen Hand, aber zum Unglück in einer ſchwachen.

Rudolph der Zweyte war nicht ohne Tugenden, die ihm die Liebe der Menſchen hätten erwerben müſſen, wenn ihm das Loos eines Privatmannes gefallen wäre. Sein Charakter ward mild, er liebte den Frieden, und den Wiſſenſchaften — beſonders der Aſtronomie, Naturlehre, Chemie und dem Studium der Antiquitäten — ergab er ſich mit einem leidenſchaftlichen Hange, der ihn aber zu einer Zeit, wo die bedenkliche Lage der Dinge die angeſtrengteſte Aufmerkſamkeit heiſchte, und ſeine erſchöpften Finanzen die höchſte Sparſamkeit nöthig machten, von Regierungsgeſchäften zurückzog, und zu einer höchſt ſchädlichen Verſchwendung reizte. Sein Geſchmack an der Sternkunſt verirrte ſich in aſtrologiſche Träumereyen, denen ſich ein melancholiſches und furchtſames Gemüth, wie das ſeinige war, ſo leicht überliefert. Dieſes und eine in Spanien zugebrachte Jugend öffnete ſein Ohr den ſchlimmen Rathſchlägen der Jeſuiten und den Eingebungen des ſpaniſchen Hofes, die ihn zuletzt unumſchränkt beherrſchten. Von Liebhabereyen angezogen, die ſeines großen Poſtens ſo wenig würdig waren, und von lächerlichen Wahrſagungen geſchreckt, verſchwand er nach ſpaniſcher Sitte vor ſeinen Unterthanen, um ſich unter ſeinen Gemmen und Antiken, in ſeinem Laboratorium, in ſeinem Marſtalle zu verbergen, während daß die gefährlichſte Zwietracht alle Bande des deutſchen Staatskörpers auflöſte, und die Flamme der Empörung ſchon anfing, an die Stufen ſeines Throns zu ſchlagen. Der Zugang zu ihm war Jedem, ohne Ausnahme, verſperrt; unausgefertigt lagen die dringendſten Geſchäfte; die Ausſicht auf die reiche ſpaniſche Erbſchaft verſchwand, weil er unſchlüſſig blieb, der Infantinn Isabella ſeine Hand zu geben; dem Reiche drohte die fürchterlichſte

Anarchie, weil er, obgleich ſelbſt ohne Erben, nicht dahin zu bringen war, einen römiſchen König erwählen zu laſſen. Die öſterreichiſchen Landſtände ſagten ihm den Gehorſam auf, Ungarn und Siebenbürgen entriſſen ſich ſeiner Hoheit, und Böhmen ſäumte nicht lange, dieſem Beyſpiele zu folgen. Die Nachkommenſchaft des ſo gefürchteten Karls des Fünften ſchwebte in Gefahr, einen Theil ihrer Beſitzungen an die Türken, den andern an die Proteſtanten zu verlieren, und unter einem furchtbarn Fürſtenbunde, den ein groſſer Monarch in Europa gegen ſie zuſammenzog, ohne Rettung zu erliegen. In dem Innern Deutſchlands geſchah, was von jeher geſchehen war, wenn es dem Throne an einem Kaiſer, oder dem Kaiſer an einem Kaiſerſinne fehlte. Gekränkt oder im Stiche gelaſſen von dem Reichsoberhaupte, helfen die Stände ſich ſelbſt, und Bündniſſe müſſen ihnen die fehlende Autorität des Kaiſers erſetzen. Deutſchland theilt ſich in zwey Unionen, die einander gewaffnet gegenüberſtehen; Rudolph, ein verachteter Gegner der einen, und ein ohnmächtiger Beſchützer der andern, ſteht müßig und überflüſſig zwiſchen beyden, gleich unfähig, die erſte zu zerſtreuen, und über die andre zu herrſchen. Was hätte auch das deutſche Reich von einem Fürſten erwarten ſollen, der nicht einmal vermögend war, ſeine eignen Erbländer gegen einen innerlichen Feind zu behaupten? Den gänzlichen Ruin des öſterreichiſchen Geſchlechts aufzuhalten, tritt ſein eignes Haus gegen ihn zuſammen, und eine mächtige Faktion wirft ſich ſeinem Bruder in die Arme. Aus allen ſeinen Erbſtaaten vertrieben, bleibt ihm nichts mehr zu verlieren, als der Kaiſerthron, und der Tod reißt ihn noch eben zeitig genug weg, um ihm dieſe letzte Schande zu erſparen.

Deutſchlands ſchlimmer Genius war es, der ihm gerade in dieſer bedenklichen Epoche, wo nur eine geſchmeidige Klugheit und ein mächtiger Arm den Frieden des Reichs retten konnte, einen Rudolph zum Kaiſer gab. In einem ruhigern Zeitpunkte hätte der deutſche Staatskörper ſich ſelbſt geholfen, und in einer myſtiſchen Dunkelheit hätte Rudolph, wie ſo viele Andre ſeines Ranges, ſeine Blößen verſteckt. Das dringende Bedürfniß der Tugenden, die ihm fehlten, riß ſeine Unfähigkeit ans Licht. Deutſchlands Lage forderte einen Kaiſer, der durch eigne Hülfsmittel ſeinen Entſcheidungen Gewicht geben konnte, und die Erbſtaaten Rudolphs, ſo anſehnlich ſie auch waren, befanden ſich in einer Lage, die den Regenten in die äußerſte Verlegenheit ſetzte.

Die öſterreichiſchen Prinzen waren zwar katholiſche Fürſten, und noch dazu Stützen des Papſtthums: aber es fehlte viel, daß ihre Länder katholiſche Länder geweſen wären. Auch in dieſe Gegenden waren die neuen Meinungen eingedrungen, und, begünſtigt von Ferdinands Bedrängniſſen und Maximilians Güte, hatten ſie ſich mit ſchnellem Glücke in denſelben verbreitet. Die öſterreichiſchen Länder zeigten im Kleinen, was Deutſchland im Großen war. Der größere Theil des Herren- und Ritterſtandes war evangeliſch, und in den Städten hatten die Proteſtanten bey Weitem das Uebergewicht errungen. Nachdem es ihnen geglückt war, Einige aus ihrem Mittel in die Landſchaft zu bringen, ſo wurde unvermerkt eine landſchaftliche Stelle nach der andern, ein Collegium nach dem andern, mit Proteſtanten beſetzt, und die Katholiken daraus verdrängt. Gegen den zahlreichen Herren- und Ritterſtand und die Abgeordneten der Städte war die Stimme weniger Prälaten zu ſchwach, welche das ungezogene Geſpötte und die kränkende Verachtung der Uebrigen noch vollends von dem Landtage verſcheuchte. So war unvermerkt der ganze öſterreichiſche Landtag proteſtantiſch, und die Reformation that von jetzt an die ſchnellſten Schritte zu einer öffentlichen Exiſtenz. Von den Landſtänden war der Regent abhängig, weil ſie es waren, die ihm die Steuern abſchlagen und bewilligen konnten. Sie benutzten die Geldbedürfniſſe, in denen ſich Ferdinand und ſein Sohn befanden, eine Religionsfreyheit nach der andern von dieſen Fürſten zu erpreſſen. Dem Herren- und Ritterſtande geſtattete endlich Maximilian die freye Ausübung ihrer Religion, doch nur auf ihren eignen Territorien und Schlöſſern. Der unbeſcheidene Schwärmereifer der evangeliſchen Prediger überſchritt dieſes von der Weisheit geſteckte Ziel. Dem ausdrücklichen Verbot zuwider, lieſſen ſich mehrere derſelben in den Landſtädten und ſelbſt zu Wien öffentlich hören, und das Volk drängte ſich ſchaarenweiſe zu dieſem neuen Evangelium, deſſen beſte Würze Anzüglichkeiten und Schimpfreden ausmachten. So wurde dem Fanatismus eine immerwährende Nahrung gegeben, und der Haß beyder, einander ſo nahe ſtehenden, Kirchen durch den Stachel ihres unreinen Eifers vergiftet.

Unter den Erbſtaaten des Hauſes Oeſterreich war Ungarn nebſt Siebenbürgen die unſicherſte und am ſchwerſten zu behauptende Beſitzung. Die Unmöglichkeit, dieſe beyden Länder gegen die nahe und überlegene Macht der Türken zu behaupten, hatte ſchon Ferdinanden zu dem unrühmlichen Schritte vermocht, der Pforte durch einen jährlichen Tribut die oberſte Hoheit über Siebenbürgen einzugeſtehn — ein ſchädliches Bekenntniß der Ohnmacht, und eine noch gefährlichere Anreizung für den unruhigen Adel, wenn er Urſache zu haben glaubte, ſich über ſeinen Herrn zu beſchweren. Die Ungarn hatten ſich dem Hauſe Oeſterreich nicht unbedingt unterworfen. Sie behaupteten die Wahlfreyheit ihrer Krone, und forderten trotzig alle ſtändiſchen Rechte, welche von dieſer Wahlfreyheit unzertrennlich ſind. Die nahe Nachbarſchaft des türkiſchen Reichs, und die Leichtigkeit, ungeſtraft ihren Herrn zu wechſeln, beſtärkte die Magnaten noch mehr in dieſem Trotze; unzufrieden mit der öſterreichiſchen Regierung, warfen ſie ſich den Osmanen in die Arme; unbefriedigt von dieſen, kehrten ſie unter deutſche Hoheit zurück. Der öftere und raſche Uebergang von einer Herrſchaft zur andern hatte ſich auch ihrer Denkungsart mitgetheilt; ungewiß, wie ihr Land zwiſchen deutſcher und ottomanniſcher Hoheit ſchwebte, ſchwankte auch ihr Sinn zwiſchen Abfall und Unterwerfung. Je unglücklicher beyde Länder ſich fühlten, zu Provinzen einer auswärtigen Monarchie herabgeſetzt zu ſeyn; deſto unüberwindlicher war ihr Beſtreben, einem Herrn aus ihrer Mitte zu gehorchen; und ſo wurde es einem unternehmenden Edelmanne nicht ſchwer, ihre Huldigung zu erhalten. Voll Bereitwilligkeit reichte der nächſte türkiſche Baſſa einem Rebellen gegen Oeſterreich Scepter und Krone; eben ſo bereitwillig beſtätigte man in Oeſterreich einem Andern den Beſitz der Provinzen, die er der Pforte entriſſen hatte, zufrieden, auch nur einen Schatten von Hoheit gerettet, und eine Vormauer gegen die Türken dadurch gewonnen zu haben. Mehrere ſolcher Magnaten, Bathori, Boſchkai, Ragoczi, Bethlen, ſtanden auf dieſe Art nach einander in Siebenbürgen und Ungarn als zinsbare Könige auf, welche ſich durch keine andere Staatskunſt erhielten.

als dieſe: ſich an den Feind anzuſchließen, um ihrem Herrn deſto furchtbarer zu ſeyn.

Ferdinand, Maximilian und Rudolph, alle drey Beherrſcher von Siebenbürgen und Ungarn, erſchöpften das Mark ihrer übrigen Länder, um dieſe beyden gegen die Ueberſchwemmungen der Türken und gegen innere Rebellionen zu behaupten. Verheerende Kriege wechſelten auf dieſem Boden mit kurzen Waffenſtillſtänden ab, die nicht viel beſſer waren. Verwüſtet lag weit und breit das Land, und der gemißhandelte Unterthan führte gleich große Beſchwerden über ſeinen Feind und ſeinen Beſchützer. Auch in dieſe Länder war die Reformation eingedrungen, wo ſie unter dem Schutze der ſtändiſchen Freyheit, unter der Decke des Tumults, merkliche Fortſchritte machte. Auch dieſe taſtete man jetzt unvorſichtig an, und der politiſche Faktionsgeiſt wurde gefährlicher durch religiöſe Schwärmerey. Der ſiebenbürgiſche und ungariſche Adel erhebt, von einem kühnen Rebellen, Boſchkai, angeführt, die Fahne der Empörung. Die Anführer in Ungarn ſind im Begriffe, mit den mißvergnügten Proteſtanten in Oeſterreich, Mähren und Böhmen gemeine Sache zu machen, und alle dieſe Länder in Einer furchtbarn Rebellion fortzureißen. Dann war der Untergang des Papſtthums in dieſen Ländern unvermeidlich.

Längſt ſchon hatten die Erzherzoge von Oeſterreich, des Kaiſers Brüder, dem Verderben ihres Hauſes mit ſtillem Unwillen zugeſehen; dieſer letzte Vorfall beſtimmte ihren Entſchluß. Erzherzog Matthias, Maximilians zweyter Sohn, Statthalter in Ungarn, und Rudolphs vermuthlicher Erbe, trat hervor, Habsburgs ſinkendem Hauſe ſich zur Stütze anzubieten. In jugendlichen Jahren, und von einer falſchen Ruhmbegierde übereilt, hatte dieſer Prinz, dem Intereſſe ſeines Hauſes zuwider, den Einladungen einiger niederländiſchen Rebellen Gehör gegeben, welche ihn in ihr Vaterland riefen, um die Freyheiten der Nation gegen ſeinen eignen Anverwandten, Philipp den Zweyten, zu vertheidigen. Matthias, der in der Stimme einer einzelnen Faktion die Stimme des ganzen niederländiſchen Volks zu vernehmen glaubte, erſchien auf dieſen Ruf in den Niederlanden. Aber der Erfolg entſprach eben ſo wenig den Wünſchen der Brabanter, als ſeinen eignen Erwartungen, und ruhmlos zog er ſich aus einer unweiſen Unternehmung. Deſto ehrenvoller war ſeine zweyte Erſcheinung in der politiſchen Welt.

Nachdem ſeine wiederholteſten Aufforderungen an den Kaiſer ohne Wirkung geblieben, berief er die Erzherzoge, ſeine Brüder und Vettern, nach Preßburg, und pflog Rath mit ihnen über des Hauſes wachſende Gefahr. Einſtimmig übertragen die Brüder ihm, als dem Aelteſten, die Vertheidigung ihres Erbtheils, das ein blödſinniger Bruder verwahrloſte. Alle ihre Gewalt und Rechte legen ſie in die Hand dieſes Aelteſten, und bekleiden ihn mit ſouverainer Vollmacht, über das gemeine Beſte nach Einſicht zu verfügen. Alſobald eröffnet Matthias Unterhandlungen mit der Pforte und mit den ungariſchen Rebellen, und ſeiner Geſchicklichkeit gelingt es, den Ueberreſt Ungarns durch einen Frieden mit den Türken, und durch einen Vertrag mit den Rebellen Oeſterreichs Anſprüche auf die verlornen Provinzen zu retten. Aber Rudolph, eben ſo eiferſüchtig auf ſeine landesherrliche Gewalt, als nachläſſig, ſie zu behaupten, hält mit der Beſtätigung dieſes Friedens zurück, den er als einen ſtrafbarn Eingriff in ſeine Hoheit betrachtet. Er beſchuldigt den Erzherzog eines Verſtändniſſes mit dem Feinde, und verrätheriſcher Abſichten auf die ungariſche Krone.

Die Geſchäftigkeit des Matthias war nichts weniger als frey von eigennützigen Entwürfen geweſen; aber das Betragen des Kaiſers beſchleunigte die Ausführung dieſer Entwürfe. Der Zuneigung der Ungarn, denen er kürzlich den Frieden geſchenkt hatte, durch Dankbarkeit, durch ſeine Unterhändler der Ergebenheit des Adels verſichert, und in Oeſterreich ſelbſt eines zahlreichen Anhangs gewiß, wagt er es nun, mit ſeinen Abſichten lauter hervorzutreten, und, die Waffen in der Hand, mit dem Kaiſer zu rechten.

Die Proteſtanten in Oeſterreich und Mähren, lange ſchon zum Aufſtande bereit, und jetzt von dem Erzherzoge durch die verſprochene Religionsfreyheit gewonnen, nehmen laut und öffentlich ſeine Partey, und ihre längſt gedrohte Verbindung mit den rebelliſchen Ungarn kommt wirklich zu Stande. Eine furchtbare Verſchwörung hat ſich auf Einmal gegen den Kaiſer gebildet. Zu ſpät entſchließt er ſich, den begangenen Fehler zu verbeſſern; umſonſt verſucht er, dieſen verderblichen Bund aufzulöſen. Schon hat Alles die Waffen in der Hand; Ungarn, Oeſterreich und Mähren haben dem Matthias gehuldigt, welcher ſchon auf dem Wege nach Böhmen iſt, um dort den Kaiſer in ſeiner Burg aufzuſuchen und die Nerven ſeiner Macht zu zerſchneiden.

Das Königreich Böhmen war für Oeſterreich eine nicht viel ruhigere Beſitzung als Ungarn, nur mit dem Unterſchiede, daß hier mehr politiſche Urſachen, dort mehr die Religion die Zwietracht unterhielten. In Böhmen war ein Jahrhundert vor Luthern das erſte Feuer der Religionskriege ausgebrochen; in Böhmen entzündete ſich ein Jahrhundert nach Luthern die Flamme des dreyßigjährigen Kriegs. Die Sekte, welcher Johann Huß die Entſtehung gegeben, lebte ſeitdem noch fort in Böhmen, einig mit der römiſchen Kirche in Zeremonie und Lehre, den einzigen Artikel des Abendmahls ausgenommen, welches der Huſſite in beyden Geſtalten genoß. Dieſes Vorrecht hatte die Baſel'ſche Kirchenverſammlung in einem eignen Vertrage (den Böhmiſchen Kompaktaten) Huſſens Anhängern zugeſtanden, und wiewol ihm nachher von den Päpſten widerſprochen wurde, ſo fuhren ſie dennoch fort, es unter dem Schutze der Geſetze zu genießen. Da der Gebrauch des Kelchs das einzige erhebliche Unterſcheidungszeichen dieſer Sekte ausmachte, ſo bezeichnete man ſie mit dem Namen der Utraquiſten (der in beyderley Geſtalt Communicirenden) und ſie gefielen ſich in dieſem Namen, weil er ſie an ihr ſo theures Vorrecht erinnerte. Aber in dieſem Namen verbarg ſich auch die weit ſtrengere Sekte der böhmiſchen und mähriſchen Brüder, welche in weit bedeutendern Punkten von der herrſchenden Kirche abwichen, und mit den deutſchen Proteſtanten ſehr viel Aehnliches hatten. Bey beyden machten die deutſchen ſowol als die ſchweizeriſchen Religionsneuerungen ein ſchnelles Glück, und der Name der Utraquiſten, womit ſie ihre veränderten Grundſätze noch immer zu bedecken wußten, ſchützte ſie vor der Verfolgung.

Im Grunde war es nichts mehr als der Name, was ſie mit jenen Utraquiſten gemein hatten; dem Weſen nach waren ſie ganz Proteſtanten. Voll Zuverſicht auf ihren mächtigen Anhang und auf des Kaiſers Toleranz, wagten ſie ſich unter Maximilians

Regierung mit ihren wahren Geſinnungen an das Licht. Sie ſetzten, nach dem Beyſpiel der Deutſchen, eine eigne Konfeſſion auf, in welcher ſowol Lutheraner als Reformirte ihre Meinungen erkannten, und wollten alle Privilegien der ehemaligen Utraquiſtiſchen Kirche auf dieſe neue Konfeſſion übertragen haben. Dieſes Geſuch fand Widerſpruch bey ihren katholiſchen Mitſtänden, und ſie mussten ſich mit einem bloßen Worte der Verſicherung aus dem Munde des Kaiſers begnügen.

So lange Maximilian lebte, genoſſen ſie einer vollkommenen Duldung auch in ihrer neuen Geſtalt; unter ſeinem Nachfolger änderte ſich die Scene. Eine kaiſerliches Edikt erſchien, welches den ſogenannten Böhmiſchen Brüdern die Religionsfreyheit abſprach. Die Böhmiſchen Brüder unterſchieden ſich in nichts von den übrigen Utraquiſten; das Urtheil ihrer Verdammung mußte daher alle böhmiſchen Konfeſſionsverwandten auf gleiche Art treffen. Alle ſetzten ſich deswegen dem kaiſerlichen Mandate auf dem Landtage entgegen, aber ohne es umſtoßen zu können. Der Kaiſer und die katholiſchen Stände ſtützten ſich auf die Kompaktaten und auf das böhmiſche Landrecht, worin ſich freylich zum Vortheile einer Religion noch nichts fand, die damals die Stimme der Nation noch nicht für ſich hatte. Aber wie viel hatte ſich ſeitdem verändert! Was damals bloß eine unbedeutende Sekte war, war jetzt herrſchende Kirche geworden — und war es nun etwas anders, als

Schikane, die Grenzen einer neu aufgekommenen Religion durch alte Verträge beſtimmen zu wollen? Die böhmiſchen Proteſtanten beriefen ſich auf die mündliche Verſicherung Maximilians und auf die Religionsfreyheit der Deutſchen, denen ſie in keinem Stücke nachgeſetzt ſeyn wollten. Umſonſt, ſie wurden abgewieſen.

So ſtanden die Sachen in Böhmen, als Matthias, bereits Herr von Ungarn, Oeſterreich und Mähren, bey Kollin erſchien, auch die böhmiſchen Landſtände gegen den Kaiſer zu empören. Des Letztern Verlegenheit ſtieg aufs Höchſte. Von allen ſeinen übrigen Erbſtaaten verlaſſen, ſetzte er ſeine letzte Hoffnung auf die böhmiſchen Stände, von denen vorauszuſehen war, daß ſie ſeine Noth, zu Durchſetzung ihrer Forderungen, mißbrauchen würden. Nach langen Jahren erſchien er zu Prag wieder öffentlich auf dem Landtage, und, um auch dem Volke zu zeigen, daß er wirklich noch lebe, muſſten alle Fenſterläden auf dem Hofgange geöffnet werden, den er paſſirte; Beweis genug, wie weit es mit ihm gekommen war. Was er befürchtet hatte, geſchah. Die Stände, welche ihre Wichtigkeit fühlten, wollten ſich nicht eher zu einem Schritte verſtehen, bis man ihnen über ihre ſtändiſchen Privilegien und die Religionsfreyheit vollkommene Sicherheit geleiſtet hätte. Es war vergeblich, ſich jetzt noch hinter die alten Ausflüchte zu verkriechen; des Kaiſers Schickſal war in ihrer Gewalt, und er muſſte ſich in die Nothwendigkeit ſügen. Doch geſchah dieſes nur in Betreff ihrer übrigen Forderungen; die Religionsangelegenheiten behielt er ſich vor, auf dem nächſten Landtage zu berichtigen.

Nun ergriffen die Böhmen die Waffen zu ſeiner Vertheidigung, und ein blutiger Bürgerkrieg ſollte ſich nun zwiſchen beyden Brüdern entzünden. Aber **Rudolph**, der nichts ſo ſehr fürchtete, als in dieſer ſklaviſchen Abhängigkeit von den Ständen zu bleiben, erwartete dieſen nicht, ſondern eilte, ſich mit dem Erzherzoge, ſeinem Bruder, auf einem friedlichen Wege abzufinden. In einer förmlichen Entſagungsakte überließ er demſelben, was ihm nicht mehr zu nehmen war, Oeſterreich und das Königreich Ungarn, und erkannte ihn als ſeinen Nachfolger auf dem böhmiſchen Throne.

Theuer genug hatte ſich der Kaiſer aus dieſem Bedrängniſſe gezogen, um ſich unmittelbar darauf in einem neuen zu verwickeln. Die Religionsangelegenheiten der Böhmen waren auf den nächſten Landtag verwieſen worden; dieſer Landtag erſchien 1609. Sie forderten dieſelbe freye Religionsübung, wie unter dem vorigen Kaiſer, ein eignes Konſiſtorium, die Einräumung der Prager Akademie, und die Erlaubniß, Defenſoren oder Freyheitbeſchützer aus ihrem Mittel aufzuſtellen. Es blieb bey der erſten Antwort; denn der katholiſche Theil hatte alle Entſchließungen des furchtſamen Kaiſers gefeſſelt. So oft und in ſo drohender Sprache auch die Stände ihre Vorſtellungen erneuerten, **Rudolph** beharrte auf der erſten Erklärung, nichts über die alten Verträge zu bewilligen. Der Landtag ging unverrichteter Dinge auseinander, und die Stände, aufgebracht über den Kaiſer, verabredeten unter ſich eine eigenmächtige Zuſammenkunft zu Prag, um ſich ſelbſt zu helfen.

In großer Anzahl erſchienen ſie zu Prag. Des kaiſerlichen Verbots ungeachtet gingen die Berathſchlagungen vor ſich, und faſt unter den Augen des Kaiſers. Die Nachgiebigkeit, die er anfing zu zeigen, bewies ihnen nur, wie ſehr ſie gefürchtet waren, und vermehrte ihren Trotz; in der Hauptſache blieb er unbeweglich. Sie erfüllten ihre Drohungen und faſſten ernſtlich den Entſchluß, die freye Ausübung ihrer Religion an allen Orten von ſelbſt anzuſtellen, und den Kaiſer ſo lange in ſeinen Bedürfniſſen zu verlaſſen, bis er dieſe Verfügung beſtätigt hätte. Sie gingen weiter, und gaben ſich ſelbſt die Defenſoren, die der Kaiſer ihnen verweigerte. Zehen aus jedem der drey Stände wurden ernannt; man beſchloß, auf das Schleunigſte eine militäriſche Macht zu errichten, wobey der Hauptbeförderer dieſes Aufſtands, der Graf von Thurn, als Generalwachtmeiſter angeſtellt wurde. Dieſer Ernſt brachte endlich den Kaiſer zum Nachgeben, wozu jetzt ſogar die Spanier ihm riethen. Aus Furcht, daß die aufs Aeußerſte gebrachten Stände ſich endlich gar dem Könige von Ungarn in die Arme werfen möchten, unterzeichnete er den merkwürdigen Majeſtätsbrief der Böhmen, durch welchen ſie unter den Nachfolgern dieſes Kaiſers ihren Aufruhr gerechtfertigt haben.

Die böhmiſche Konfeſſion, welche die Stände dem Kaiſer **Maximilian** vorgelegt hatten, erhielt in dieſem Majeſtätsbriefe vollkommen gleiche Rechte mit der katholiſchen Kirche. Den Utraquiſten, wie die böhmiſchen Proteſtanten noch immer fortfuhren ſich zu nennen, wird die Prager Univerſität und ein eignes Konſiſtorium zugeſtanden, welches von dem erzbiſchöflichen Stuhle zu Prag durchaus unabhängig iſt. Alle Kirchen, die ſie zur Zeit der Ausſtellung dieſes Briefes in Städten, Dörfern und Märkten bereits inne haben, ſollen ihnen bleiben, und wenn ſie über dieſe Zahl noch neue erbauen laſſen wollten, ſo ſoll dieſes dem Herren- und Ritterſtande und allen Städten unverboten ſeyn. Dieſe letzte Stelle im Majeſtätsbriefe iſt es, über welche ſich nachher der unglückliche Streit entſpann, der Europa in Flammen ſetzte.

Der Majeſtätsbrief machte das proteſtantiſche Böhmen zu einer Art von Republik. Die Stände hatten die Macht kennen lernen, die ſie durch Standhaftigkeit, Eintracht und Harmonie in ihren Maßregeln gewannen. Dem Kaiſer blieb nicht viel mehr, als ein Schatten ſeiner landesherrlichen Gewalt; in der Perſon der ſogenannten Freyheitbeſchützer wurde dem Geiſte des Aufruhrs eine gefährliche Aufmunterung gegeben. Böhmens Beyſpiel und Glück war ein verführeriſcher Wink für die übrigen Erbſtaaten Oeſterreichs, und alle ſchickten ſich an, ähnliche Privilegien auf einem ähnlichen Wege zu erpreſſen. Der Geiſt der Freyheit durchlief eine Provinz nach der andern; und da es vorzüglich die Uneinigkeit zwiſchen den öſterreichiſchen Prinzen war, was die Proteſtanten ſo glücklich zu benutzen gewuſſt hatten, ſo eilte man, den Kaiſer mit dem Könige von Ungarn zu verſöhnen.

Aber dieſe Verſöhnung konnte nimmermehr aufrichtig ſeyn. Die Beleidigung war zu ſchwer, um vergeben zu werden, und Rudolph fuhr fort, einen unauslöſchlichen Haß gegen Matthias in ſeinem Herzen zu nähren. Mit Schmerz und Unwillen verweilte er bey dem Gedanken, daß endlich auch das böhmiſche Scepter in eine ſo verhaſſte Hand kommen ſollte; und die Ausſicht war nicht viel tröſtlicher für ihn, wenn Matthias ohne Erben abginge. Alsdann war Ferdinand, Erzherzog von Grätz, das Haupt der Familie, den er eben ſo wenig liebte. Dieſen ſowol, als den Matthias, von der böhmiſchen Thronfolge auszuſchließen, verfiel er auf den Entwurf, Ferdinands Bruder, dem Erzherzoge Leopold, Biſchof von Paſſau, der ihm unter allen ſeinen Agnaten der Liebſte und der Verdienteſte um ſeine Perſon war, dieſe Erbſchaft zuzuwenden. Die Begriffe der Böhmen von der Wahlfreyheit ihres Königreichs, und ihre Neigung zu Leopolds Perſon, ſchienen dieſen Entwurf zu begünſtigen, bey welchem Rudolph mehr ſeine Parteylichkeit und Rachgier, als das Beſte ſeines Hauſes zu Rathe gezogen hatte. Aber um dieſes Projekt durchzuſetzen, bedurfte es einer militäriſchen Macht, welche Rudolph auch wirklich im Bisthum Paſſau zuſammenzog. Die Beſtimmung dieſes Corps wuſſte Niemand; aber ein unverſehener Einfall, den es, aus Abgang des Soldes und ohne Wiſſen des Kaiſers, in Böhmen that, und die Ausſchweifungen, die es da verübte, brachte dieſes ganze Königreich in Aufruhr gegen den Kaiſer. Umſonſt verſicherte dieſer die böhmiſchen Stände von ſeiner Unſchuld; ſie glaubten ihm nicht; umſonſt verſuchte er den eigenmächtigen Gewaltthätigkeiten ſeiner Soldaten Einhalt zu thun; ſie hörten ihn nicht. In der Vorausſetzung, daß es auf Vernichtung des Majeſtätsbriefes abgeſehen ſey, bewaffneten die Freyheitbeſchützer das ganze proteſtantiſche Böhmen, und Matthias wurde ins Land gerufen. Nach Verjagung ſeiner Paſſauiſchen Truppen blieb der Kaiſer, entblößt von aller Hülfe, zu Prag, wo man ihn, gleich einem Gefangenen, in ſeinem eignen Schloſſe bewachte, und alle ſeine Räthe von ihm entfernte. Matthias war unterdeſſen unter allgemeinem Frohlocken in Prag eingezogen, wo Rudolph kurz nachher kleinmüthig genug war, ihn als König von Böhmen anzuerkennen. So hart ſtrafte dieſen Kaiſer das Schickſal, daß er ſeinem Feinde noch lebend einen Thron überlaſſen muſſte, den er ihm nach ſeinem Tode nicht geahndet hatte. Seine Demüthigung zu vollenden, nöthigte man ihn, ſeine Unterthanen in Böhmen, Schleſien und der Lauſitz durch eine eigenhändige Entſagungsakte aller ihrer Pflichten zu entlaſſen; und er that dieſes mit zerriſſener Seele. Alles, auch die er ſich am meiſten verpflichtet zu haben glaubte, hatte ihn verlaſſen. Als die Unterzeichnung geſchehen war, warf er den Hut zur Erde, und zerbiß die Feder, die ihm einen ſo ſchimpflichen Dienſt geleiſtet hatte.

Indem Rudolph eins ſeiner Erbländer nach dem andern verlor, wurde die Kaiſerwürde nicht viel beſſer von ihm behauptet. Jede der Religionsparteyen, unter welche Deutſchland vertheilt war, fuhr in ihrem Beſtreben fort, ſich auf Unkoſten der andern zu verbeſſern, oder gegen ihre Angriffe zu verwahren. Je ſchwächer die Hand war, welche das Scepter des Reichs hielt, und je mehr ſich Proteſtanten und Katholiken ſich ſelbſt überlaſſen fühlten, deſto mehr muſſte ihre Aufmerkſamkeit auf einander geſpannt werden, deſto mehr das gegenſeitige Mißtrauen wachſen. Es war genug, daß der Kaiſer durch Jeſuiten regiert und durch ſpaniſche Rathſchläge geleitet wurde, um den Proteſtanten Urſache zur Furcht und einen Vorward zu Feindſeligkeiten zu geben. Der unbeſonnene Eifer der Jeſuiten, welche in Schriften und auf der Kanzel die Gültigkeit des Religionsfriedens zweifelhaft machten, ſchürte ihr Mißtrauen immer mehr, und ließ ſie in jedem gleichgültigen

Schritte der Katholiſchen gefährliche Zwecke vermuthen. Alles, was in den kaiſerlichen Erblanden zu Einſchränkung der evangeliſchen Religion unternommen wurde, machte die Aufmerkſamkeit des ganzen proteſtantiſchen Deutſchlands rege; und eben dieſer mächtige Rückhalt, den die evangeliſchen Unterthanen Oeſterreichs an ihren Religionsverwandten im übrigen Deutſchland fanden, oder zu finden erwarteten, hatte einen großen Antheil an ihrem Trotze und an dem ſchnellen Glücke des Mathias. Man glaubte in dem Reiche, daß man den längern Genuß des Religionsfriedens nur den Verlegenheiten zu danken hätte, worein den Kaiſer die innerlichen Unruhen in ſeinen Ländern verſetzten, und eben darum eilte man nicht, ihn aus dieſen Verlegenheiten zu reißen.

Faſt alle Angelegenheiten des Reichstags blieben entweder aus Saumſeligkeit des Kaiſers, oder durch die Schuld der proteſtantiſchen Reichsſtände liegen, welche es ſich zum Geſetze gemacht hatten, nicht eher zu den gemeinſchaftlichen Bedürfniſſen des Reichs etwas beyzutragen, bis ihre Beſchwerden gehoben wären. Dieſe Beſchwerden wurden vorzüglich über das ſchlechte Regiment des Kaiſers, über Kränkung des Religionsfriedens, und über die neuen Anmaßungen des Reichshofraths geführt, welcher unter dieſer Regierung angefangen hatte, zum Nachtheile des Kammergerichts ſeine Gerichtsbarkeit zu erweitern. Sonſt hatten die Kaiſer in unwichtigen Fällen für ſich allein, in wichtigen mit Zuziehung der Fürſten, alle Rechtshändel zwiſchen den Ständen, die das Fauſtrecht nicht ohne ſie ausmachte, in höchſter Inſtanz entſchieden, oder durch kaiſerliche Richter, die ihrem Hoflager folgten, entſcheiden laſſen. Dieſes obrigkeitliche Amt hatten ſie am Ende des funfzehnten Jahrhunderts einem regelmäßigen, fortdauernden und ſtehenden Tribunale, dem Kammergerichte zu Speyer, übertragen, zu welchem die Stände des Reichs, um nicht durch die Willkür des Kaiſers unterdrückt zu werden, ſich vorbehielten, die Beyſitzer zu ſtellen, auch die Ausſprüche des Gerichts durch periodiſche Reviſionen zu unterſuchen. Durch den Religionsfrieden war dieſes Recht der Stände, das Präſentations- und Viſitationsrecht genannt, auch auf die Lutheriſchen ausgedehnt worden, ſo daß nunmehr auch proteſtantiſche Richter in proteſtantiſchen Rechtshändeln ſprachen, und ein ſcheinbares Gleichgewicht beyder Religionen in dieſem höchſten Reichsgerichte Statt fand.

Aber die Feinde der Reformation und der ſtändiſchen Freyheit, wachſam auf jeden Umſtand, der ihre Zwecke begünſtigte, fanden bald einen Ausweg, den Nutzen dieſer Einrichtung zu zerſtören. Nach und nach kam es auf, daß ein Privatgerichtshof des Kaiſers, der Reichshofrath in Wien — anfänglich zu nichts anderm beſtimmt, als dem Kaiſer in Ausübung ſeiner unbezweifelten perſönlichen Kaiſerrechte mit Rath an die Hand zu geben — ein Tribunal, deſſen Mitglieder, von dem Kaiſer allein willkürlich aufgeſtellt und von ihm allein beſoldet, den Vortheil ihres Herrn zu ihrem höchſten Geſetze und das Beſte der katholiſchen Religion, zu welcher ſie ſich bekannten, zu ihrer einzigen Richtſchnur machen muſſten — die höchſte Juſtiz über die Reichsſtände ausübte. Vor den Reichshofrath wurden nunmehr viele Rechtshändel zwiſchen Ständen ungleicher Religion gezogen, über welche zu ſprechen nur dem Kammergericht gebührte, und vor Entſtehung deſſelben dem Fürſtenrathe gebührt hatte. Kein Wunder, wenn die Ausſprüche dieſes Gerichtshofs ihren Urſprung verriethen, wenn von katholiſchen Richtern und von Kreaturen des Kaiſers dem Intereſſe der katholiſchen Religion und des Kaiſers die Gerechtigkeit aufgeopfert wurde. Obgleich alle Reichsſtände Deutſchlands Urſache zu haben ſchienen, einem ſo gefährlichen Mißbrauche in Zeiten zu begegnen, ſo ſtellten ſich doch bloß allein die Proteſtanten, welche er am empfindlichſten drückte, und unter dieſen nicht einmal alle, als Vertheidiger der deutſchen Freyheit auf, die ein ſo willkürliches Inſtitut an ihrer heiligſten Stelle, an der Gerechtigkeitspflege verletzte. In der That würde Deutſchland gar wenig Urſache gehabt haben, ſich zu Abſchaffung des Fauſtrechts und Einſetzung des Kammergerichts Glück zu wünſchen, wenn neben dem letztern noch eine willkürliche kaiſerliche Gerichtsbarkeit Statt finden dürfte. Die deutſchen

Reichsſtände würden ſich gegen jene Zeiten der Barbarey gar wenig verbeſſert haben, wenn das Kammergericht, wo ſie zugleich mit dem Kaiſer zu Gerichte ſaßen, für welches ſie doch das ehemalige Fürſtenrecht aufgegeben hatten, aufhören ſollte, eine nothwendige Inſtanz zu ſeyn. Aber in den Köpfen dieſes Zeitalters wurden oft die ſeltſamſten Widerſprüche vereinigt. Dem Namen Kaiſer, einem Vermächtniſſe des deſpotiſchen Roms, klebte damals noch ein Begriff von Machtvollkommenheit an, der gegen das übrige Staatsrecht der Deutſchen den lächerlichſten Abſtich machte, aber nichts deſto weniger von den Juriſten in Schutz genommen, von den Beförderern des Deſpotismus verbreitet, und von den Schwachen geglaubt wurde.

An dieſe allgemeinen Beſchwerden ſchloß ſich nach und nach eine Reihe von beſondern Vorfällen an, welche die Beſorglichkeit der Proteſtanten zuletzt bis zu dem höchſten Mißtrauen ſpannten. Während der ſpaniſchen Religionsverfolgungen in den Niederlanden hatten ſich einige proteſtantiſche Familien in die katholiſche Reichsſtadt Aachen geflüchtet, wo ſie ſich bleibend niederließen, und unvermerkt ihren Anhang vermehrten. Nachdem es ihnen durch Liſt gelungen war, einige ihres Glaubens in den Staatsrath zu bringen, ſo forderten ſie eine eigne Kirche und einen öffentlichen Gottesdienſt, welchen ſie ſich, da ſie eine abſchlägige Antwort erhielten, nebſt dem ganzen Stadtregimente, auf einem gewaltſamen Wege verſchafften. Eine ſo anſehnliche Stadt in proteſtantiſchen Händen zu ſehen, war ein zu harter Schlag für den Kaiſer und die ganze katholiſche Partey. Nachdem alle kaiſerlichen Ermahnungen und Befehle zu Wiederherſtellung des vorigen Zuſtandes fruchtlos geblieben, erklärte ein Schluß des Reichshofraths die Stadt in die Reichsacht, welche aber erſt unter der folgenden Regierung vollzogen wurde.

Von größerer Bedeutung waren zwey andre Verſuche der Proteſtanten, ihr Gebiet und ihre Macht zu erweitern. Churfürſt Gebhard zu Cölln, geborner Truchſeß von Waldburg, empfand für die junge Gräfinn Agnes von Mannsfeld, Kanoniſſinn zu Gerresheim, eine heftige Liebe, die nicht unerwiedert blieb. Da die Augen von ganz Deutſchland auf dieſes Verſtändniß gerichtet waren, ſo forderten die Brüder der Gräfinn, zwey eifrige Kalviniſten, Genugthuung für die beleidigte Ehre ihres Hauſes, die, ſo lange der Churfürſt ein katholiſcher Biſchof blieb, durch keine Heirath gerettet werden konnte. Sie drohten dem Churfürſten, in ſeinem und ihrer Schweſter Blute dieſe Schande zu tilgen, wenn er nicht ſogleich allem Umgange mit der Gräfinn entſagte, oder ihre Ehre vor dem Altare wiederherſtellte. Der Churfürſt, gleichgültig gegen alle Folgen dieſes Schrittes, hörte nichts, als die Stimme der Liebe. Sey es, daß er der reformirten Religion überhaupt ſchon geneigt war, oder daß die Reize ſeiner Geliebten allein dieſes Wunder wirkten — er ſchwur den katholiſchen Glauben ab, und führte die ſchöne Agnes zum Altare.

Der Fall war von der höchſten Bedenklichkeit. Nach dem Buchſtaben des geiſtlichen Vorbehalts hatte der Churfürſt durch dieſe Apoſtaſie alle Rechte an ſein Erzſtift verloren, und wenn es den Katholiken bey irgend einer Gelegenheit wichtig war, den geiſtlichen Vorbehalt durchzuſetzen, ſo war es bey Churfürſtenthümern wichtig. Auf der andern Seite war die Scheidung von der höchſten Gewalt ein ſo harter Schritt, und um ſo härter für einen ſo zärtlichen Gemahl, der den Werth ſeines Herzens und ſeiner Hand durch das Geſchenk eines Fürſtenthums ſo gern zu erhöhen gewünſcht hätte. Der geiſtliche Vorbehalt war ohnehin ein beſtrittener Artikel des Augsburger Friedens, und dem ganzen proteſtantiſchen Deutſchlande ſchien es von äußerſter Wichtigkeit zu ſeyn, dem katholiſchen Theile dieſe vierte Chur zu entreißen. Das Beyſpiel ſelbſt war ſchon in mehrern geiſtlichen Stiftern Niederdeutſchlands gegeben, und glücklich durchgeſetzt worden. Mehrere Domkapitularen aus Cölln waren bereits Proteſtanten, und auf des Churfürſten Seite; in der Stadt ſelbſt war ihm ein zahlreicher proteſtantiſcher Anhang gewiß. Alle dieſe Gründe, denen das Zureden ſeiner Freunde und Verwandten und die Verſprechungen vieler deutſchen Höfe noch mehr Stärke gaben, brachten den Churfürſten zu dem Entſchluſſe, auch bey veränderter Religion ſein Erzſtift beyzubehalten.

Aber bald genug zeigte ſichs, daß er einen Kampf unternommen hatte, den er nicht endigen konnte. Schon die Freygebung des proteſtantiſchen Gottesdienſtes in den Cöllniſchen Landen hatte bey den katholiſchen Landſtänden und Domkapitularen den heftigſten Widerſpruch gefunden. Die Dazwiſchenkunft des Kaiſers und ein Bannſtrahl aus Rom, der ihn als einen Apoſtaten verfluchte, und aller ſeiner ſowol geiſtlichen als weltlichen Würden entſetzte, bewaffnete gegen ihn ſeine Landſtände und ſein Kapitel. Der Churfürſt ſammelte eine militäriſche Macht; die Kapitularen thaten ein Gleiches. Um ſich ſchnell eines mächtigen Arms zu verſichern, eilten ſie zu einer neuen Churfürſtenwahl, welche für den Biſchof von Lüttich, einen bayriſchen Prinzen, entſchieden wurde.

Ein bürgerlicher Krieg fing jetzt an, der, bey dem groſſen Antheile, den beyde Religionsparteyen in Deutſchland an dieſem Vorfalle nothwendig nehmen muſſten, leicht in eine allgemeine Auflöſung des Reichsfriedens endigen konnte. Am meiſten empörte es die Proteſtanten, daß der Papſt ſich hatte herausnehmen dürfen, aus angemaßter apoſtoliſcher Gewalt einen Reichsfürſten ſeiner Reichswürden zu entkleiden. Noch in den goldnen Zeiten ihrer geiſtlichen Herrſchaft war den Päpſten dieſes Recht widerſprochen worden; wie vielmehr in einem Jahrhundert, wo ihr Anſehn bey einem Theile gänzlich geſtürzt war, und bey dem andern auf ſehr ſchwachen Pfeilern ruhte! Alle proteſtantiſche Höfe Deutſchlands nahmen ſich dieſer Sache nachdrücklich bey dem Kaiſer an; Heinrich der Vierte von Frankreich, damals noch König von Navarra, ließ keinen Weg der Unterhandlung unverſucht, den deutſchen Fürſten die Handhabung ihrer Rechte kräftig zu empfehlen. Der Fall war entſcheidend für Deutſchlands Freyheit. Vier proteſtantiſche Stimmen gegen drey katholiſche im Churfürſtenrathe, mußten das Uebergewicht der Macht auf proteſtantiſche Seite neigen, und dem öſterreichiſchen Hauſe den Weg zum Kaiſerthrone auf ewig verſperren.

Aber Churfürſt Gebhard hatte die reformirte und nicht die lutheriſche Religion ergriffen, dieſer einzige Umſtand machte ſein Unglück. Die Erbitterung dieſer beyden Kirchen gegen einander ließ es nicht zu, daß die evangeliſchen Reichsſtände den Churfürſten als den Ihrigen anſahen, und als einen ſolchen mit Nachdruck unterſtützten. Alle hatten ihm zwar Muth zugeſprochen und Hülfe zugeſagt; aber nur ein apanagirter Prinz des Pfälziſchen Hauſes, Pfalzgraf Johann Caſimir, ein Kalviniſcher Eiferer, hielt ihm Wort. Dieſer eilte, des kaiſerlichen Verbots ungeachtet, mit ſeinem kleinen Heere ins Cöllniſche, doch ohne etwas Erhebliches auszurichten, weil ihn der Churfürſt, ſelbſt von dem Nothwendigſten entblößt, ganz und gar ohne Hülfe ließ. Deſto ſchnellere Fortſchritte machte der neupoſtulirte Churfürſt, den ſeine bayriſchen Verwandten und die Spanier von den Niederlanden aus aufs Kräftigſte unterſtützten. Die Gebhardiſchen Truppen, von ihrem Herrn ohne Sold gelaſſen, lieferten dem Feinde einen Platz nach dem andern aus; andere wurden zur Uebergabe gezwungen. Gebhard hielt ſich noch etwas länger in ſeinen weſtphäliſchen Landen, bis er auch hier der Uebermacht zu weichen gezwungen war. Nachdem er in Holland und England mehrere vergebliche Verſuche zu ſeiner Wiederherſtellung gethan, zog er ſich in das Stift Straßburg zurück, um dort als Domdechant zu ſterben; das erſte Opfer des geiſtlichen Vorbehalts, oder vielmehr der ſchlechten Harmonie unter den deutſchen Proteſtanten.

An dieſe Cöllniſche Streitigkeit knüpfte ſich kurz nachher eine neue in Straßburg an. Mehrere proteſtantiſche Domkapitularen aus Cölln, die der päpſtliche Bannſtrahl zugleich mit dem Churfürſten getroffen hatte, hatten ſich in dieſes Bisthum geflüchtet, wo ſie gleichfalls Präbenden beſaßen. Da die katholiſchen Kapitularen in dem Straßburger Stifte Bedenken trugen, ihnen als Geächteten den Genuß ihrer Präbenden zu geſtatten, ſo ſetzten ſie ſich eigenmächtig und gewaltſam in Beſitz, und ein mächtiger proteſtantiſcher Anhang unter den Bürgern von Straßburg verſchaffte ihnen bald die Oberhand in dem Stifte. Die katholiſchen Domherren entwichen nach Elſaß-Zabern, wo ſie unter dem Schutze ihres Biſchofs ihr Kapitel als das einzig rechtmäßige fortführten, und die in Straßburg Zurückgebliebenen für unächt erklärten. Unterdeſſen hatten ſich dieſe Letztern durch Aufnahme mehrerer proteſtantiſchen Mitglieder von hohem Range verſtärkt, daß ſie ſich nach dem Abſterben des Biſchofs herausnehmen konnten, in der Perſon des Prinzen Johann Georg von Brandenburg einen neuen proteſtantiſchen Biſchof zu poſtuliren. Die katholiſchen Domherren, weit entfernt, dieſe Wahl zu genehmigen, poſtulirten den Biſchof von Metz, einen Prinzen von Lothringen, zu dieſer Würde, der ſeine Erhebung ſogleich durch Feindſeligkeiten gegen das Gebiet von Straßburg verkündigte.

Da die Stadt Straßburg für das proteſtantiſche Kapitel und den Prinzen von Brandenburg zu den Waffen griff, die Gegenpartey aber mit Hülfe lothringiſcher Truppen die Stiftsgüter an ſich zu reißen ſuchte, ſo kam es zu einem langwierigen Kriege, der, nach dem Geiſte jener Zeiten, von einer barbariſchen Verheerung begleitet war. Umſonſt trat der Kaiſer mit ſeiner höchſten Autorität dazwiſchen, den

Streit zu entſcheiden: die Stiftsgüter blieben noch lange Zeit zwiſchen beyden Parteyen getheilt, bis endlich der proteſtantiſche Prinz für ein mäßiges Aequivalent an Gelde ſeinen Anſprüchen entſagte, und alſo auch hier die katholiſche Kirche ſiegreich davon ging.

Noch bedenklicher war für das ganze proteſtantiſche Deutſchland, was ſich, bald nach Schlichtung des vorigen Streits, mit Donauwerth, einer ſchwäbiſchen Reichsſtadt, ereignete. In dieſer ſonſt katholiſchen Stadt war unter Ferdinands und ſeines Sohnes Regierung die proteſtantiſche Religionspartey auf dem gewöhnlichen Wege ſo ſehr die herrſchende geworden, daß ſich die katholiſchen Einwohner mit einer Nebenkirche im Kloſter des Heiligen Kreuzes begnügen, und dem Aergerniß der Proteſtanten ihre meiſten gottesdienſtlichen Gebräuche entziehen mußten. Endlich wagte es ein fanatiſcher Abt dieſes Kloſters, der Volksſtimme zu trotzen, und eine öffentliche Prozeſſion mit Vortragung des Kreuzes und fliegenden Fahnen anzuſtellen; aber man zwang ihn bald, von dieſem Vorhaben abzuſtehen. Als dieſer nämliche Abt, durch eine günſtige kaiſerliche Erklärung ermuntert, ein Jahr darauf dieſe Prozeſſion wiederholte, ſchritt man zu offenbarer Gewalt. Der fanatiſche Pöbel ſperrte den zurückkommenden Kloſterbrüdern das Thor, ſchlug ihre Fahnen zu Boden, und begleitete ſie unter Schreyen und Schimpfen nach Hauſe.

Eine kaiſerliche Citation war die Folge dieſer Gewaltthätigkeit; und als das aufgebrachte Volk ſogar Miene machte, ſich an den kaiſerlichen Kommiſſarien zu vergreifen, als alle Verſuche einer gütlichen Beylegung von dem fanatiſchen Haufen rückgängig gemacht wurden, ſo erfolgte endlich die förmliche Reichsacht gegen die Stadt, welche zu vollſtrecken dem Herzoge Maximilian von Bayern übertragen wurde. Kleinmuth ergriff die ſonſt ſo trotzige Bürgerſchaft bey Annäherung des bayeriſchen Heers, und ohne Widerſtand ſtreckte ſie die Waffen. Die gänzliche Abſchaffung der proteſtantiſchen Religion in ihren Mauern war die Strafe ihres Vergehens. Die Stadt verlor ihre Privilegien, und wurde aus einer ſchwäbiſchen Reichsſtadt in eine bayeriſche Landſtadt verwandelt.

Zwey Umſtände begleiteten dieſen Vorgang, welche die höchſte Aufmerkſamkeit der Proteſtanten erregen muſſten, wenn auch das Intereſſe der Religion weniger wirkſam bey ihnen geweſen wäre. Der Reichshofrath, ein willkürliches und durchaus katholiſches Tribunal, deſſen Gerichtsbarkeit ohnehin ſo heftig von ihnen beſtritten wurde, hatte das Urtheil gefällt; und dem Herzoge von Bayern, dem Chef eines fremden Kreiſes, hatte man die Vollſtreckung deſſelben übertragen. So konſtitutionswidrige Schritte kündigten ihnen von katholiſcher Seite gewaltthätige Maßregeln an, welche ſich leicht auf geheime Verabredungen und einen gefährlichen Plan ſtützen und mit der gänzlichen Unterdrückung ihrer Religionsfreyheit endigen konnten.

In einem Zuſtande, wo das Recht der Stärke gebietet, und auf der Macht allein alle Sicherheit beruht, wird immer der ſchwächſte Theil der geſchäftigſte ſeyn, ſich in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Dieſes war jetzt der Fall auch in Deutſchland. Wenn von den Katholiken wirklich etwas Schlimmes gegen die Proteſtanten beſchloſſen war, ſo muſſte, der vernünftigſten Berechnung nach, der erſte Streich vielmehr in das ſüdliche als in das nördliche Deutſchland ſchlagen, weil die niederdeutſchen Proteſtanten in einer langen ununterbrochenen Länderſtrecke mit einander zuſammenhingen, und ſich alſo ſehr leicht unterſtützen konnten, die Oberdeutſchen aber, von den übrigen abgetrennt, und um und um von katholiſchen Staaten umlagert, jedem Einfalle bloßgeſtellt waren. Wenn ferner, wie zu vermuthen war, die Katholiken die innern Trennungen der Proteſtanten benutzen, und ihren Angriff gegen eine einzelne Religionspartey richten würden, ſo waren die Kalviniſten, als die Schwächern, und welche ohnehin vom Religionsfrieden ausgeſchloſſen waren, augenſcheinlich in einer nähern Gefahr, und auf ſie muſſte der erſte Streich niederfallen.

Beydes traf in den Chur-Pfälziſchen Landen zuſammen, welche an dem Herzoge von Bayern einen ſehr bedenklichen Nachbar hatten, wegen ihres Rückfalls zum Kalvinismus aber von dem Religionsfrieden keinen Schutz, und von den evangeliſchen Ständen wenig Beyſtand hoffen konnten. Kein deutſches Land hat in ſo kurzer Zeit ſo ſchnelle Religionswechſel erfahren, als die Pfalz in damaligen Zeiten. In dem kurzen Zeitraume von ſechszig Jahren ſah man dieſes Land, ein unglückliches Spielwerk ſeiner Beherrſcher, zwey Mal zu Luthers Glaubenslehre ſchwören, und dieſe Lehre zwey Mal für den Kalvinismus verlaſſen. Churfürſt Friedrich der Dritte war der Augsburgiſchen Konfeſſion zuerſt ungetreu geworden, welche ſein erſtgeborner Sohn und Nachfolger, Ludwig, ſchnell und gewaltſam wieder zur herrſchenden machte. Im ganzen Lande wurden die Kalviniſten ihrer Kirchen beraubt, ihre Prediger, und ſelbſt die Schullehrer ihrer Religion aus den Grenzen verwieſen, und auch noch in ſeinem Teſtamente verfolgte ſie der eifrig evangeliſche Fürſt, indem er nur ſtreng orthodoxe Lutheraner zu Vormündern ſeines minderjährigen Prinzen ernannte. Aber dieſes geſetzwidrige Teſtament vernichtete Pfalzgraf Johann Kaſimir, ſein Bruder, und nahm nach den Vorſchriften der goldnen Bulle Beſitz von der Vormundſchaft und der ganzen Verwaltung des Landes. Dem neunjährigen Churfürſten (Friedrich dem Vierten) gab.man Kalviniſche Lehrer, denen aufgetragen war, den Lutheriſchen Ketzerglauben, ſelbſt, wenn es ſeyn müſſte, mit Schlägen aus der Seele ihres Zöglings herauszutreiben. Wenn man ſo mit dem Herrn verfuhr, ſo läſſt ſich leicht auf die Behandlung des Unterthans ſchlieſſen.

Unter dieſem Friedrich dem Vierten war es, wo ſich der pfälziſche Hof ganz beſonders geſchäftig zeigte, die proteſtantiſchen Stände Deutſchlands zu einträchtigen Maßregeln gegen das Haus Oeſterreich zu vermögen, und wo möglich einen allgemeinen Zuſammentritt derſelben zu Stande zu bringen. Neben dem, daß dieſer Hof durch franzöſiſche Rathſchläge geleitet wurde, von denen immer der Haß gegen Oeſterreich die Seele war, zwang ihn die Sorge für ſeine eigne Sicherheit, ſich gegen einen nahen und überlegenen Feind des ſo zweifelhaften Schutzes der Evangeliſchen bey Zeiten zu verſichern. Große Schwierigkeiten ſetzten ſich dieſer Vereinigung entgegen, weil die Abneigung der Evangeliſchen gegen die Reformirten kaum geringer war, als ihr gemeinſchaftlicher Abſcheu vor den Papiſten. Man verſuchte alſo zuerſt, die Religionen zu vereinigen, um dadurch die politiſche Verbindung zu erleichtern; aber alle dieſe Verſuche ſchlugen fehl, und endigten gewöhnlich damit, daß ſich jeder Theil nur deſto mehr in ſeiner Meinung befeſtigte. Nichts blieb alſo übrig, als die Furcht und das Mißtrauen der Evangeliſchen zu vermehren, und dadurch die Nothwendigkeit einer ſolchen Vereinigung zu fühlen. Man vergrößerte die Macht der Katholiſchen; man übertrieb die Gefahr; zufällige Ereigniſſe wurden einem überdachten Plane zugeſchrieben; unſchuldige Vorfälle durch gehäſſige Auslegungen entſtellt, und dem ganzen Betragen der Katholiſchen eine Uebereinſtimmung und Planmäßigkeit geliehen, wovon ſie wahrſcheinlich weit entfernt geweſen ſind.

Der Reichstag zu Regensburg, auf welchem die Proteſtanten ſich Hoffnung gemacht hatten, die Erneuerung des Religionsfriedens durchzuſetzen, hatte ſich fruchtlos zerſchlagen, und zu ihren bisherigen Beſchwerden war noch die neuerliche Unterdrückung von Donauwerth hinzugekommen. Unglaublich ſchnell kam die ſo lange geſuchte Vereinigung zu Stande. Zu Anhauſen in Franken traten (1608) der Churfürſt Friedrich der Vierte von der Pfalz, der Pfalzgraf von Neuburg, zwey Markgrafen von Brandenburg, der Markgraf von Baden und der Herzog Johann Friedrich von Württemberg — alſo Lutheraner mit Kalviniſten — für ſich und ihre Erben in ein enges Bündniß, die evangeliſche Union genannt, zuſammen. Der Inhalt derſelben war, daß die unirten Fürſten, in Angelegenheiten der Religion und ihrer ſtändiſchen Rechte, einander wechſelweiſe gegen jeden Beleidiger mit Rath und That unterſtützen, und alle für Einen Mann ſtehen ſollten; daß einem jeden mit Krieg überzogenen Mitglieder der Union von den übrigen ſogleich mit einer kriegeriſchen Macht ſollte beygeſprungen, jedem im Nothfalle für ſeine Truppen die Ländereyen, die Städte und Schlöſſer der mitunirten Stände geöffnet, was erobert würde aber, nach Verhältniß des Beytrags, den ein Jedes dazu gegeben, unter ſämmtliche Glieder vertheilt werden ſollte. Die Direction des ganzen Bundes wurde in Friedenszeiten Chur-Pfalz überlaſſen, doch mit eingeſchränkter Gewalt, zu Beſtreitung der Unkoſten Vorſchüſſe gefordert, und ein Fond niedergelegt. Die Religionsverſchiedenheit (zwiſchen Lutheranern und Kalviniſten) ſollte auf den Bund keinen Einfluß haben; das Ganze auf zehn Jahre gelten. Jedes Mitglied der Union hatte ſich zugleich anheiſchig machen müſſen, neue Mitglieder anzuwerben. Chur-Brandenburg ließ ſich bereitwillig finden; Chur-Sachſen mißbilligte den Bund. Heſſen konnte keine freye Entſchließung faſſen; die Herzoge von Braunſchweig und Lüneburg hatten gleichfalls Bedenklichkeiten. Aber die drey Reichsſtädte, Straßburg, Nürnberg und Ulm, waren keine unwichtige Eroberung für den Bund, weil man ihres Geldes ſehr bedürftig war, und ihr Beyſpiel von mehrern andern Reichsſtädten nachgeahmt werden konnte.

Die unirten Stände, einzeln muthlos und wenig gefürchtet, führten nach geſchloſſener Vereinigung eine kühnere Sprache. Sie brachten durch den Fürſten Chriſtian von Anhalt ihre gemeinſchaftlichen Beſchwerden und Forderungen vor den Kaiſer, unter denen die Wiederherſtellung Donauwerths, die Aufhebung der kaiſerlichen Hofprozeſſe und die Reformen ſeines eignen Regiments und ſeiner Rathgeber den oberſten Platz einnahmen. Zu dieſen Vorſtellungen hatten ſie gerade die Zeit gewählt, wo der Kaiſer von den Unruhen in ſeinen Erbländern kaum zu Athem kommen konnte; wo er Oeſterreich und Ungarn kürzlich an Matthias verloren, und ſeine böhmiſche Krone bloß durch Bewilligung des Majeſtätsbriefs gerettet hatte; wo endlich durch die Jülichiſche Succeſſion ſchon von fern ein neues Kriegsfeuer zubereitet wurde. Kein Wunder, daß dieſer langſame Fürſt ſich jetzt weniger als je in ſeinen Entſchließungen übereilte, und die Union früher zu dem Schwerte griff, als der Kaiſer ſich beſonnen hatte.

Die Katholiken bewachten mit Blicken voll Argwohn die Union; die Union hütete eben ſo mißtrauiſch die Katholiken und den Kaiſer; der Kaiſer beyde; und auf allen Seiten waren Furcht und Erbitterung aufs Höchſte geſtiegen. — Und gerade in dieſem bedenklichen Zeitpunkte mußte ſich durch den Tod des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich eine höchſt ſtreitige Erbfolge in den Jülich-Cleviſchen Landen eröffnen.

Acht Kompetenten meldeten ſich zu dieſer Erbſchaft, deren Unzertrennlichkeit durch ſolenne Verträge feſtgeſetzt worden war; und der Kaiſer, der Luſt bezeigte, ſie als ein erledigtes Reichslehen einzuziehen, konnte für den neunten gelten. Vier von dieſen, der Churfürſt von Brandenburg, der Pfalzgraf von Neuburg, der Pfalzgraf von Zweybrücken, und der Markgraf von Burgau, ein öſterreichiſcher Prinz, forderten es als ein Weiberlehen, im Namen von vier Prinzeſſinnen, Schweſtern des verſtorbenen Herzogs. Zwey andere, der Churfürſt von Sachſen, Albertiniſcher, und die Herzoge von Sachſen, Erneſtiniſcher Linie, beriefen ſich auf eine frühere Anwartſchaft, welche ihnen Kaiſer **Friedrich der Dritte** auf dieſe Erbſchaft ertheilt, und **Maximilian der Erſte** beyden ſächſiſchen Häuſern beſtätigt hatte. Auf die Anſprüche einiger auswärtigen Prinzen wurde nicht geachtet. Das nächſte Recht war vielleicht auf der Seite Brandenburgs und Neuburgs, und es ſchien beyde Theile ziemlich gleich zu begünſtigen. Beyde Höfe lieſſen auch ſogleich nach Eröffnung der Erbſchaft Beſitz ergreifen; den Anfang machte Brandenburg, und Neuburg folgte. Beyde fingen ihren Streit mit der Feder an, und würden ihn wahrſcheinlich mit dem Degen geendigt haben; aber die Dazwiſchenkunft des Kaiſers, der dieſen Rechtshandel vor ſeinen Thron ziehen, einſtweilen aber die ſtreitigen Länder in Sequeſter nehmen wollte, brachte beyde ſtreitende Parteyen zu einem ſchnellen Vergleich, um die gemeinſchaftliche Gefahr abzuwenden. Man kam überein, das Herzogthum in Gemeinſchaft zu regieren. Umſonſt, daß der Kaiſer die Landſtände auffordern ließ, ihren neuen Herren die Huldigung zu verweigern — umſonſt, daß er ſeinen eignen Anverwandten, den Erzherzog Leopold, Biſchof von Paſſau und Straßburg, ins Jülichiſche ſchickte, um dort durch ſeine perſönliche Gegenwart der kaiſerlichen Partey aufzuhelfen. Das ganze Land, außer Jülich, hatte ſich den proteſtantiſchen Prinzen unterworfen, und die kaiſerliche Partey wurde in dieſer Hauptſtadt belagert.

Die jülichiſche Streitigkeit war dem ganzen deutſchen Reiche wichtig, und erregte ſogar die Aufmerkſamkeit mehrerer europäiſcher Höfe. Es war nicht ſowol die Frage: wer das jülichiſche Herzogthum beſitzen und wer es nicht beſitzen ſollte? — Die Frage war, welche von beyden Parteyen in Deutſchland, die katholiſche oder die proteſtantiſche, ſich um eine ſo anſehnliche Beſitzung vergrößern, für welche von beyden Religionen dieſer Landſtrich gewonnen oder verloren werden ſollte? Die Frage war: ob Oeſterreich abermals in ſeinen Anmaßungen durchdringen, und ſeine Länderſucht mit einem neuen Raube vergnügen, oder ob Deutſchlands Freyheit, und das Gleichgewicht ſeiner Macht gegen die Anmaßungen Oeſterreichs behauptet werden ſollte? Der jülichiſche Erbfolgeſtreit war alſo eine Angelegenheit für alle Mächte, welche Freyheit begünſtigten und Oeſterreich anfeindeten. Die evangeliſche Union, Holland, England, und vorzüglich Heinrich der Vierte von Frankreich, wurden darein gezogen.

Dieſer Monarch, der die ſchönſte Hälfte ſeines Lebens an das Haus Oeſterreich und Spanien verloren, der nur mit ausdauernder Heldenkraft endlich alle Berge erſtiegen, welche dieſes Haus zwiſchen ihn und den franzöſiſchen Thron gewälzt hatte, war bis hierher kein müßiger Zuſchauer der Unruhen in Deutſchland geweſen. Eben dieſer Kampf der Stände mit dem Kaiſer ſchenkte und ſicherte ſeinem Frankreich den Frieden. Die Proteſtanten und Türken waren die zwey heilſamen Gewichte, welche die öſterreichiſche Macht in Oſten und Weſten darniederzogen — aber in ihrer ganzen Schreckbarkeit ſtand ſie wieder auf, ſobald man ihr vergönnte, dieſen Zwang abzuwerfen. Heinrich der Vierte hatte ein halbes Menſchenalter lang das ununterbrochene Schauſpiel von öſterreichiſcher Herrſchbegierde und öſterreichiſchem Länderdurſt vor Augen, den weder Widerwärtigkeit, noch ſelbſt Geiſtesarmuth, die doch ſonſt alle Leidenſchaften mäßigt, in einer Bruſt löſchen konnten, worin nur ein Tropfen von dem Blute Ferdinands des Arragoniers floß. Die öſterreichiſche Ländersucht hatte ſchon ſeit einem Jahrhundert Europa aus einem glücklichen Frieden geriſſen, und in dem Innern ſeiner vornehmſten Staaten eine gewaltſame Veränderung bewirkt. Sie hatte die Aecker von Pflügern, die Werkſtätten von Künſtlern entblößt, um die Länder mit ungeheuern, nie geſehenen Heeresmaſſen, kaufmänniſche Meere mit feindſeligen Flotten zu bedelken. Sie hatte den europäiſchen Fürſten die Nothwendigkeit auferlegt, den Fleiß ihrer Unterthanen mit unerhörten Schatzungen zu beſchweren, und die beſte Kraft ihrer Staaten, für die Glückſeligkeiten ihrer Bewohner verloren, in einer nothgedrungenen Vertheidigung zu erſchöpfen. Für Europa war kein Friede, für ſeine Staaten kein Gedeihen, kein Plan von Dauer für der Völker Glück, ſo lange es dieſem gefährlichen Geſchlechte überlaſſen blieb, nach Gefallen die Ruhe dieſes Welttheils zu ſtören.

Betrachtungen dieſer Art umwölkten Heinrichs Gemüth am Abend eines glorreich geführten Lebens. Was hatte es ihm nicht gekoſtet, das trübe Chaos zu ordnen, worin der Tumult eines langwierigen Bürgerkriegs, von eben dieſem Oeſterreich angefacht und unterhalten, Frankreich geſtürzt hatte! Jeder große Menſch will für die Ewigkeit gearbeitet haben, und wer bürgte dieſem Könige für die Dauer des Wohlſtandes, worin er Frankreich verließ, ſo lange Oeſterreich und Spanien eine einzige Macht blieben, die jetzt zwar entkräftet darniederlag, aber nur ein einziges glückliches Ohngefähr brauchte, um ſich ſchnell wieder in Einen Körper zuſammenzuziehen, und in ihrer ganzen Fruchtbarkeit wieder aufzuleben? Wollte er ſeinem Nachfolger einen feſt gegründeten Thron, ſeinem Volke einen dauerhaften Frieden zurücklaſſen, ſo muſſte dieſe gefährliche Macht auf immer entwaffnet werden. Aus dieſer

Quelle floß der unverſöhnliche Haß, welchen Heinrich der Vierte dem Hauſe Oeſterreich geſchworen — unauslöſchlich, glühend und gerecht, wie Hannibals Feindſchaft gegen Romulus Volk, aber durch einen edlern Urſprung geadelt.

Alle Mächte Europens hatten dieſe groſe Aufforderung mit Heinrich gemein; aber nicht alle dieſe lichtvolle Politik, nicht alle den uneigennützigen Muth, nach einer ſolchen Aufforderung ſich in Handlung zu ſetzen. Jeden ohne Unterſchied reizt der nahe Gewinn, aber nur groſe Seelen wird das entfernte Gute bewegen. So lange die Weisheit bey ihrem Vorhaben auf Weisheit rechnet, oder ſich auf ihre eignen Kräfte verläßt, entwirft ſie keine andere als ſchimäriſche Plane, und die Weisheit läuft Gefahr, ſich zum Gelächter der Welt zu machen — aber ein glücklicher Erfolg iſt ihr gewiß, und ſie kann auf Beyfall und Bewunderung zählen, ſobald ſie in ihren geiſtreichen Planen eine Rolle für Barbarey, Habſucht und Aberglauben hat, und die Umſtände ihr vergönnen, eigennützige Leidenſchaften zu Vollſtreckern ihrer ſchönen Zwecke zu machen.

In dem erſtern Falle hätte Heinrichs bekanntes Projekt, das öſterreichiſche Haus aus allen ſeinen Beſitzungen zu verjagen, und unter die europäiſchen Mächte ſeinen Raub zu vertheilen, den Namen einer Schimäre wirklich verdient, womit man immer ſo freygebig gegen daſſelbe geweſen iſt; aber verdiente es ihn auch in dem andern? Dem vortrefflichen Könige war es wol nie eingefallen, bey den Vollſtreckern ſeines Projekts auf einen Beweggrund zu zählen, welcher demjenigen ähnlich geweſen wäre, der ihn ſelbſt und ſeinen Sully bey dieſer Unternehmung beſeelte. Alle Staaten, deren Mitwirkung dabey nöthig war, wurden durch die ſtärkſten Motive, die eine politiſche Macht nur immer in Handlung ſetzen können, zu der Rolle vermocht, die ſie dabey zu übernehmen hatten. Von den Proteſtanten im Oeſterreichiſchen verlangte man nichts, als was ohnehin das Ziel ihres Beſtrebens ſchien, die Abwerfung des öſterreichiſchen Joches; von den Niederländern nichts, als einen ähnlichen Abfall von dem ſpaniſchen. Dem Papſte und allen Republiken Italiens war keine Angelegenheit wichtiger, als die ſpaniſche Tyranney auf immer von ihrer Halbinſel zu verjagen; für England konnte nichts wünſchenswürdiger ſeyn, als eine Revolution, welche es von ſeinem abgeſagteſten Feinde befreyte. Jede Macht gewann bey dieſer Theilung des öſterreichiſchen Raubes entweder Land oder Freyheit, neues Eigenthum oder Sicherheit für das alte; und weil Alle gewannen, ſo blieb das Gleichgewicht unverletzt. Frankreich konnte großmüthig jeden Antheil an der Beute verſchmähen, weil es durch Oeſterreichs Untergang ſich ſelbſt wenigſtens zweyfach gewann, und am mächtigſten war, wenn es nicht mächtiger wurde. Endlich um den Preis, daß ſie Europa von ihrer Gegenwart befreyten, gab man den Nachkömmlingen von Habsburg die Freyheit, in allen übrigen entdeckten und noch zu entdeckenden Welten ſich auszubreiten. Ravaillacs Meſſerſtiche retteten Oeſterreich, um die Ruhe von Europa noch um einige Jahrhunderte zu verſpäten.

Die Augen auf einen ſolchen Entwurf geheftet, muſſte Heinrich die evangeliſche Union in Deutſchland und den Erbfolgeſtreit wegen Jülich nothwendig als die wichtigſten Ereigniſſe mit ſchnellem, thätigem Antheile ergreifen. Seine Unterhändler waren an allen proteſtantiſchen Höfen Deutſchlands geſchäftig, und das Wenige, was ſie von dem großen politiſchen Geheimniſſe ihres Monarchen preisgaben, oder ahnen lieſſen, war hinlänglich, Gemüther zu gewinnen, die ein ſo feuriger Haß gegen Oeſterreich beſeelte, und die Vergrößerungsbegierde ſo mächtig beherrſchte. Heinrichs ſtaatskluge Bemühungen zogen die Union noch enger zuſammen, und der mächtige Beyſtand, wozu er ſich anheiſchig machte, erhob den Muth der Verbundenen zur feſteſten Zuverſicht. Eine zahlreiche franzöſiſche Armee, von dem Könige in Perſon angeführt, ſollte den Truppen der Union am Rheine begegnen, und zuerſt die Eroberung der Jülich-Cleviſchen Lande vollenden helfen; alsdann in Verbindung mit den Deutſchen nach Italien rücken, (wo Savoyen, Venedig und der Papſt ſchon einen mächtigen Beyſtand bereit hielten) um dort alle ſpaniſchen Throne umzuſtürzen. Dieſe ſiegreiche Armee ſollte dann, von der Lombardey aus, in das Habsburgiſche Erbtheil eindringen, und dort, von einem allgemeinen Aufſtande der Proteſtanten begünſtigt, in allen ſeinen deutſchen Landen, in Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen, das öſterreichiſche Scepter zerbrechen. Die Brabanter und Holländer, durch franzöſiſchen Beyſtand geſtärkt, hätten ſich unterdeſſen ihrer ſpaniſchen Tyrannen gleichfalls entledigt, und dieſer fürchterlich über ſeine Ufer getretene Strom, der noch kürzlich gedroht hatte, Europens Freyheit unter ſeinen trüben Strudeln zu begraben, rollte dann ſtill und vergeſſen hinter den pyrenäiſchen Bergen.

Die Franzoſen rühmten ſich ſonſt der Geſchwindigkeit; diesmal wurden ſie von den Deutſchen übertroffen. Eine Armee der Union war im Elſaß, ehe noch Heinrich ſich dort zeigte, und ein öſterreichiſches Heer, welches der Biſchof von Straßburg und Paſſau in dieſer Gegend zuſammengezogen hatte, um es ins Jülichiſche zu führen, wurde zerſtreut. Heinrich der Vierte hatte ſeinen Plan als Staatsmann und König entworſen; aber er hatte ihn Räubern zur Ausführung übergeben. Seiner Meinung nach ſollte keinem katholiſchen Reichsſtande Urſache gegeben werden, dieſe Rüſtung auf ſich zu deuten, und die Sache Oeſterreichs zu der ſeinigen zu machen; die Religion ſollte ganz und gar nicht in dieſe Angelegenheit gemiſcht werden. Aber wie ſollten die deutſchen Fürſten über Heinrichs Entwürſen ihre eignen Zwecke vergeſſen? Von Vergrößerungsbegierde, von Religionshaß gingen ſie ja aus — ſollten ſie nicht für ihre herrſchende Leidenſchaft unterwegs ſo viel mitnehmen, als ſie konnten? Wie Raubadler legten ſie ſich über die Länder der geiſtlichen Fürſten, und erwählten ſich, koſtete es auch einen noch ſo großen Umweg, dieſe fetten Triften zu ihren Lagerplätzen. Als wäre es in Feindeslande, ſchrieben ſie Brandſchatzungen darin aus, bezogen eigenmächtig die Landesgefälle, und nahmen, was gutwillig nicht gegeben wurde, mit Gewalt. Um ja die Katholiken über die wahren Triebfedern ihrer Ausrüſtung nicht in Zweifel zu laſſen, lieſſen ſie laut und deutlich genug hören, was für ein Schickſal den geiſtlichen Stiftern von ihnen bereitet ſey. So wenig hatten ſich Heinrich der Vierte und die deutſchen Prinzen in dieſem Operationsplane verſtanden; ſo ſehr hatte der vortreffliche König in ſeinen Werkzeugen ſich geirrt. Es bleibt eine ewige Wahrheit, daß eine Gewaltthätigkeit, wenn die Weisheit ſie gebietet, nie dem Gewaltthätigen darf aufgetragen werden: daß nur demjenigen anvertraut werden darf, die Ordnung zu verletzen, dem ſie heilig iſt.

Das Betragen der Union, welches ſelbſt für mehrere evangeliſche Stände empörend war, und die Furcht einer noch ſchlimmern Begegnung bewirkte bey den Katholiken etwas mehr, als eine müßige Entrüſtung. Das tiefgefallene Anſehn des Kaiſers konnte ihnen gegen einen ſolchen Feind keinen Schutz gewähren. Ihr Bund war es, was die Unirten ſo gefürchtet und trotzig machte; einen Bund muſſte man ihnen wieder entgegenſtellen.

Der Biſchof von Würzburg entwarf den Plan zu dieſer katholiſchen Union, die durch den Namen der Ligue von der evangeliſchen unterſchieden wurde. Die Punkte, worüber man übereinkam, waren ohngefähr dieſelben, welche die Union zum Grunde legte, Biſchöfe ihre mehrſten Glieder; an die Spitze des Bundes ſtellte ſich der Herzog Maximilian von Bayern, aber als das einzige weltliche Bundesglied von Bedeutung, mit einer ungleich größern Gewalt, als die Unirten ihrem Vorſteher eingeräumt hatten. Außer dieſem Umſtande, daß der einzige Herzog von Bayern Herr der ganzen liguiſtiſchen Kriegsmacht war, wodurch die Operationen der Ligue eine Schnelligkeit und einen Nachdruck bekommen muſſten, die bey der Union nicht ſo leicht möglich waren, hatte die Ligue noch den Vortheil, daß die Geldbeyträge von den reichen Prälaten weit richtiger einfloſſen, als bey der Union von den armen evangeliſchen Ständen. Ohne dem Kaiſer, als einem katholiſchen Reichsſtande, einen Antheil an ihrem Bunde anzubieten, ohne ihm, als Kaiſer, davon Rechenſchaft zu geben, ſtand die Ligue auf Einmal überraſchend und drohend da; mit hinlänglicher Kraft ausgerüſtet, um endlich die Union zu begraben, und unter drey Kaiſern fortzudauern. Die Ligue ſtritt zwar für Oeſterreich.

weil ſie gegen proteſtantiſche Fürſten gerichtet war; aber Oeſterreich ſelbſt muſſte bald vor ihr zittern.

Unterdeſſen waren die Waffen der Unirten im Jülichiſchen und im Elſaß ziemlich glücklich geweſen; Jülich war eng eingeſchloſſen, und das ganze Bisthum Straßburg in ihrer Gewalt. Jetzt aber war es mit ihren glänzenden Verrichtungen auch am Ende. Kein franzöſiſches Heer erſchien am Rhein; denn, der es anführen ſollte, der überhaupt die ganze Unternehmung beſeelen ſollte — Heinrich der Vierte war nicht mehr. Ihr Geld ging auf die Neige; neues zuzuſchießen weigerten ſich ihre Landſtände, und die mitunirten Reichsſtände hatten es ſehr übel aufgenommen, daß man immer nur ihr Geld, und nie ihren Rath verlangt hatte. Beſonders brachte es ſie auf, daß ſie ſich wegen der Jülichiſchen Streitſache in Unkoſten geſetzt haben ſollten, die doch ausdrücklich von den Angelegenheiten der Union war ausgeſchloſſen worden; daß ſich die unirten Fürſten aus der gemeinen Kaſſe große Penſionen zulegten; und vor allen Dingen, daß ihnen über die Anwendung der Gelder keine Rechnung von den Fürſten abgelegt wurde.

Die Union neigte ſich alſo zu ihrem Falle, eben als die Ligue mit neuen und friſchen Kräften ſich ihr entgegenſtellte. Länger im Felde zu bleiben, erlaubte den Unirten der einreißende Geldmangel nicht; und doch war es gefährlich, im Angeſicht eines ſtreitfertigen Feindes die Waffen wegzulegen. Um ſich von Einer Seite wenigſtens ſicher zu ſtellen, verglich man ſich ſchnell mit dem ältern Feinde, dem Erzherzoge Leopold, und beyde Theile kamen überein, ihre Truppen aus dem Elſaß zu führen, die Gefangenen loszugeben, und das Geſchehene in Vergeſſenheit zu begraben. In ein ſolches Nichts zerrann dieſe vielverſprechende Rüſtung.

Eben die gebieteriſche Sprache, womit ſich die Union, im Vertrauen auf ihre Kräfte, dem katholiſchen Deutſchlande angekündigt hatte, wurde jetzt von der Ligue gegen die Union und ihre Truppen geführt. Man zeigte ihnen die Fußſtapfen ihres Zugs, und brandmarkte ſie rund heraus mit den härteſten Namen, die ſie verdienten. Die Stifter von Würzburg, Bamberg, Straßburg, Mainz, Trier, Cölln und viele andere hatten ihre verwüſtende Gegenwart empfunden. Allen dieſen ſollte der zugefügte Schaden vergütet, der Paß zu Waſſer und zu Lande (denn auch der Rheiniſchen Schiffahrt hatten ſie ſich bemächtigt) wieder freygegeben, Alles in ſeinen vorigen Stand geſtellt werden. Vor Allem aber verlangte man von den Unionsverwandten eine runde und feſte Erklärung, weſſen man ſich zu verſehen habe? Die Reihe war jetzt an den Unirten, der Stärke nachzugeben. Auf einen ſo wohlgerüſteten Feind waren ſie nicht gefaſſt; aber ſie ſelbſt hatten den Katholiſchen das Geheimniß ihrer Stärke verrathen. Zwar beleidigte es ihren Stolz, um den Frieden zu betteln;

aber ſie durften ſich glücklich preiſen, ihn zu erhalten. Der eine Theil verſprach Erſatz, der andere Vergebung. Man legte die Waffen nieder. Das Kriegsgewitter verzog ſich noch Einmal, und eine augenblickliche Stille erfolgte. Der Aufſtand in Böhmen brach jetzt aus, der dem Kaiſer das letzte ſeiner Erbländer koſtete; aber weder die Union noch die Ligue miſchten ſich in dieſen böhmiſchen Streit.

Endlich ſtarb der Kaiſer (1612) eben ſo wenig vermiſſt im Sarge, als wahrgenommen auf dem Throne. Lange nachdem das Elend der folgenden Regierungen das Elend der ſeinigen vergeſſen gemacht hatte, zog ſich eine Glorie um ſein Andenken, und eine ſo ſchreckliche Nacht legte ſich jetzt über Deutſchland, daß man einen ſolchen Kaiſer mit blutigen Thränen ſich zurückwünſchte.

Nie hatte man von Rudolph erhalten können, ſeinen Nachfolger im Reiche wählen zu laſſen, und Alles erwartete daher mit bangen Sorgen die nahe Erledigung des Kaiſerthrons; doch über alle Hoffnung ſchnell und ruhig beſtieg ihn Matthias. Die Katholiken gaben ihm ihre Stimmen, weil ſie von der friſchen Thätigkeit dieſes Fürſten das Beſte hofften; die Proteſtanten gaben ihm die ihrigen, weil ſie Alles von ſeiner Hinfälligkeit hofften. Es iſt nicht ſchwer, dieſen Widerſpruch zu vereinigen. Jene verlieſſen ſich auf das, was er gezeigt hatte; dieſe urtheilten nach dem, was er zeigte.

Der Augenblick einer neuen Thronbeſetzung iſt immer ein wichtiger Ziehungstag für die Hoffnung, der erſte Reichstag eines Königs in Wahlreichen gewöhnlich ſeine härteſte Prüfung. Jede alte Beſchwerde kommt da zur Sprache, und neue werden aufgeſucht, um ſie der gehofften Reform mit theilhaftig zu machen; eine ganz neue Schöpfung ſoll mit dem neuen Könige beginnen. Die großen Dienſte, welche ihre Glaubensbrüder in Oeſterreich dem Matthias bey ſeinem Aufruhr geleiſtet, lebten bey den proteſtantiſchen Reichsſtänden noch in friſcher Erinnerung, und beſonders ſchien die Art, wie ſich jene für dieſe Dienſte bezahlt gemacht hatten, auch ihnen jetzt zum Muſter zu dienen.

Durch Begünſtigung der proteſtantiſchen Stände in Oeſterreich und Mähren hatte Matthias den Weg zu ſeines Bruders Thronen geſucht, und auch wirklich gefunden; aber, von ſeinen ehrgeizigen Entwürfen hingeriſſen, hatte er nicht bedacht, daß auch den Ständen dadurch der Weg war geöffnet worden, ihrem Herrn Geſetze vorzuſchreiben. Dieſe Entdeckung riß ihn frühzeitig aus der Trunkenheit ſeines Glücks. Kaum zeigte er ſich triumphirend nach dem böhmiſchen Zuge ſeinen öſterreichiſchen Unterthanen wieder, ſo wartete ſchon ein gehorſamſtes Anbringen auf ihn, welches hinreichend war, ihm ſeinen ganzen Triumph zu verleiden. Man forderte, ehe zur Huldigung geſchritten würde, eine uneingeſchränkte Religionsfreyheit in Städten und

Märkten, eine vollkommene Gleichheit aller Rechte zwiſchen Katholiken und Proteſtanten, und einen völlig gleichen Zutritt der Letztern zu allen Bedienungen. An mehrern Orten nahm man ſich dieſe Freyheit von ſelbſt, und ſtellte, voll Zuverſicht auf die veränderte Regierung, den evangeliſchen Gottesdienſt eigenmächtig wieder her, wo ihn der Kaiſer aufgehoben hatte. Matthias hatte zwar nicht verſchmäht, die Beſchwerden der Proteſtanten gegen den Kaiſer zu benutzen; aber es konnte ihm nie eingefallen ſeyn, ſie zu heben. Durch einen feſten und entſchloſſenen Ton hoffte er dieſe Anmaßungen gleich am Anfange niederzuſchlagen. Er ſprach von ſeinen erblichen Anſprüchen auf das Land, und wollte von keinen Bedingungen vor der Huldigung hören. Eine ſolche unbedingte Huldigung hatten ihre Nachbarn, die Stände von Steyermark, dem Erzherzoge Ferdinand geleiſtet; aber ſie hatten bald Urſache gehabt, es zu bereuen. Von dieſem Beyſpiele gewarnt, beharrten die öſterreichiſchen Stände auf ihrer Weigerung; ja, um nicht gewaltſam zur Huldigung gezwungen zu werden, verlieſſen ſie ſogar die Hauptſtadt, boten ihre katholiſchen Mitſtände zu einer ähnlichen Widerſetzung auf, und fingen an, Truppen zu werben. Sie thaten Schritte, ihr altes Bündniß mit den Ungarn zu erneuern; ſie zogen die proteſtantiſchen Reichsfürſten in ihr Intereſſe, und ſchickten ſich in vollem Ernſte an, ihr Geſuch mit den Waffen durchzuſetzen.

Matthias hatte keinen Anſtand genommen, die weit höhern Forderungen der Ungarn zu bewilligen. Aber Ungarn war ein Wahlreich, und die republikaniſche Verfaſſung dieſes Landes rechtfertigte die Forderungen der Stände vor ihm ſelbſt, und ſeine Nachgiebigkeit gegen die Stände vor der ganzen katholiſchen Welt. In Oeſterreich hingegen hatten ſeine Vorgänger weit größere Souverainetätsrechte ausgeübt, die er, ohne ſich vor dem ganzen katholiſchen Europa zu beſchimpfen, ohne den Unwillen Spaniens und Roms, ohne die Verachtung ſeiner eigenen katholiſchen Unterthanen auf ſich zu laden, nicht an die Stände verlieren konnte. Seine ſtreng katholiſchen Räthe, unter denen der Biſchof von Wien, Melchior Kieſel, ihn am meiſten beherrſchte, munterten ihn auf, eher alle Kirchen gewaltſam von den Proteſtanten ſich entreißen zu laſſen, als ihnen eine einzige rechtlich einzuräumen.

Aber unglücklicher Weiſe betraf ihn dieſe Verlegenheit in einer Zeit, wo Kaiſer Rudolph noch lebte, und ein Zuſchauer dieſes Auftritts war — wo dieſer alſo leicht verſucht werden konnte, ſich der nämlichen Waffen gegen ſeinen Bruder zu bedienen, womit dieſer über ihn geſiegt hatte — eines Verſtändniſſes nämlich mit ſeinen aufrühreriſchen Unterthanen. Dieſem Streiche zu entgehen, nahm Matthias den Antrag der mähriſchen Landſtände bereitwillig an, welche ſich zwiſchen den öſterreichiſchen und ihm zu Mittlern anboten.

Ein Ausſchuß von beiden verſammelte ſich in Wien, wo von den öſterreichiſchen Deputirten eine Sprache gehört wurde, die ſelbſt im Londner Parlement überraſcht haben würde. „Die Proteſtanten, hieß es am Schluſſe, wollten nicht ſchlechter geachtet ſeyn, als die Handvoll Katholiken in ihrem Vaterlande. Durch ſeinen proteſtantiſchen Adel habe Matthias den Kaiſer zum Nachgeben gezwungen; wo man achtzig Papiſten fände, würde man drey hundert evangeliſche Baronen zählen. Das Beyſpiel Rudolphs ſollte dem Matthias eine Warnung ſeyn. Er möge ſich hüten, daß er das Irrdiſche nicht verliere, um Eroberungen für den Himmel zu machen.“ Da die mähriſchen Stände, anſtatt ihr Mittleramt zum Vortheil des Kaiſers zu erfüllen, endlich ſelbſt zur Partey ihrer öſterreichiſchen Glaubensbrüder übertraten, da die Union in Deutſchland ſich aufs Nachdrücklichſte für dieſe ins Mittel ſchlug, und die Furcht vor Repreſſalien des Kaiſers den Matthias in die Enge trieb, ſo ließ er ſich endlich die gewünſchte Erklärung zum Vortheil der Evangeliſchen entreißen.

Dieſes Betragen der öſterreichiſchen Landſtände gegen ihren Erzherzog nahmen ſich nun die proteſtantiſchen Reichsſtände in Deutſchland zum Muſter gegen ihren Kaiſer, und ſie verſprachen ſich denſelben glücklichen Erfolg. Auf ſeinem erſten Reichstage zu Regensburg (1613), wo die dringendſten Angelegenheiten auf

Entſcheidung warteten, wo ein Krieg gegen die Türken und gegen den Fürſten Bethlen Gabor von Siebenbürgen, der ſich unterdeſſen mit Türkiſchem Beyſtand zum Herrn dieſes Landes aufgeworfen hatte und ſogar Ungarn bedrohte, einen allgemeinen Geldbeytrag nothwendig machte, überraſchten ſie mit einer ganz neuen Forderung. Die katholiſchen Stimmen waren noch immer die zahlreichern im Fürſtenrath; und weil Alles nach der Stimmenmehrheit entſchieden wurde, ſo pflegten die Evangeliſchen, auch wenn ſie noch ſo ſehr unter ſich einig waren, gewöhnlich in keine Betrachtung zu kommen. Dieſes Vortheils der Stimmenmehrheit ſollten ſich nun die Katholiſchen begeben, und keiner einzelnen Religionsparthey ſollte es künftig erlaubt ſeyn, die Stimmen der Andern durch ihre unwandelbare Mehrheit nach ſich zu ziehen. Und in Wahrheit, wenn die evangeliſche Religion auf dem Reichstage repräſentirt werden ſollte, ſo ſchien es ſich von ſelbſt zu verſtehen, daß ihr durch die Verfaſſung des Reichstags ſelbſt nicht die Möglichkeit abgeſchnitten würde, von dieſem Rechte Gebrauch zu machen. Beſchwerden über die angemaßte Gerichtsbarkeit des Reichshofraths und über Unterdrückung der Proteſtanten begleiteten dieſe Forderung, und die Bevollmächtigten der Stände hatten Befehl, ſo lange von allen gemeinſchaftlichen Berathſchlagungen wegzubleiben, bis eine günſtige Antwort auf dieſen vorläufigen Punkt erfolgte.

Dieſe gefährliche Trennung zerriß den Reichstag, und drohte auf immer alle Einheit der Berathſchlagungen zu zerſtören. So aufrichtig der Kaiſer gewünſcht hatte, nach dem Beyſpiele **Maximilians**, ſeines Vaters, zwiſchen beyden Religionen eine ſtaatskluge Mitte zu halten, ſo ließ ihm das jetzige Betragen der Proteſtanten nur eine bedenkliche Wahl zwiſchen beyden. Zu ſeinen dringenden Bedürfniſſen war ihm ein **allgemeiner** Beytrag der Reichsſtände unentbehrlich; und doch konnte er ſich die eine Parten nicht verpflichten, ohne die Hülfe der Andern zu verſcherzen. Da er in ſeinen eigenen Erblanden ſo wenig befeſtigt war, ſo mußte er ſchon vor dem entfernten Gedanken zittern, mit den Proteſtanten in einen öffentlichen Krieg zu gerathen. Aber die Augen der ganzen katholiſchen Welt, die auf ſeine jetzige Entſchließung geheftet waren, die Vorſtellungen der katholiſchen Stände, des römiſchen und ſpaniſchen Hofes, erlaubten ihm eben ſo wenig, die Proteſtanten zum Nachtheil der katholiſchen Religion zu begünſtigen.

Eine ſo mißliche Situation mußte einen größern Geiſt, als **Matthias** war, niederſchlagen, und ſchwerlich hätte er ſich mit eigener Klugheit daraus gezogen. Der Vortheil der Katholiſchen war aber aufs Engſte mit dem Anſehen des Kaiſers verflochten; und lieſſen ſie dieſes ſinken, ſo hatten beſonders die geiſtlichen Fürſten gegen die Eingriffe der Proteſtanten keine Schutzwehre mehr. Jetzt alſo, wie ſie den Kaiſer unſchlüſſig wanken ſahen, glaubten ſie, daß die höchſte Zeit vorhanden ſey, ſeinen ſinkenden Muth zu ſtärken. Sie lieſſen ihn einen Blick in das Geheimniß der Ligue thun, und zeigten ihm die ganze Verfaſſung derſelben, ihre Hülfsmittel und Kräfte. So wenig tröſtlich dieſe Entdeckung für den Kaiſer ſeyn mochte, ſo ließ ihn doch die Ausſicht auf einen ſo mächtigen Schutz etwas mehr Muth gegen die Evangeliſchen faſſen. Ihre Forderungen wurden abgewieſen, und der Reichstag endigte ſich ohne Entſcheidung. Aber Matthias wurde das Opfer dieſes Streits. Die Proteſtanten verweigerten ihm ihre Geldhülfe, und lieſſen es ihn entgelten, daß die Katholiſchen unbeweglich geblieben waren.

Die Türken ſelbſt zeigten ſich indeſſen geneigt, den Waffenſtillſtand zu verlängern, und den Fürſten Bethlen Gabor ließ man im ruhigen Beſitz von Siebenbürgen. Vor auswärtiger Gefahr war das Reich jetzt gedeckt, und auch im Innern deſſelben herrſchte, bey allen noch ſo gefährlichen Spaltungen, dennoch Friede. Dem jülichiſchen Erbfolgeſtreit hatte ein ſehr unerwarteter Zufall eine überraſchende Wendung gegeben. Noch immer wurde dieſes Herzogthum von dem Churhauſe Brandenburg und dem Pfalzgrafen von Neuburg in Gemeinſchaft beſeſſen; eine Heirath zwiſchen dem Prinzen von Neuburg und einer brandenburgiſchen Prinzeſſinn ſollte das Intereſſe beyder Häuſer unzertrennlich verknüpfen. Dieſen ganzen Plan zerſtörte eine — Ohrfeige, welche der Churfürſt von Brandenburg das Unglück hatte, ſeinem Eidam im Weinrauſch zu geben. Von jetzt an war das gute Vernehmen zwiſchen beyden Häuſern dahin. Der Prinz von Neuburg trat zu dem Papſtthum über. Eine Prinzeſſinn von Baiern belohnte ihn für dieſe Apoſtaſie, und der mächtige Schutz Baierns und Spaniens war die natürliche Folge von Beydem. Um dem Pfalzgrafen zum ausſchließenden Beſitz der jülichiſchen Lande zu verhelfen, wurden die ſpaniſchen Waffen von den Niederlanden auch in das Herzogthum gezogen. Um ſich dieſer Gäſte zu entladen, rief der Churfürſt von Brandenburg die Holländer in das Land, denen er durch Annahme der reformirten Religion zu gefallen ſuchte. Beyde, die ſpaniſchen und holländiſchen Truppen, erſchienen; aber, wie es ſchien, bloß um für ſich ſelbſt zu erobern.

Der nahe Niederländiſche Krieg ſchien ſich nun auf deutſchen Boden ſpielen zu wollen, und welch ein unerſchöpflicher Zunder lag hier für ihn bereit! Mit Schrecken ſah das proteſtantiſche Deutſchland die Spanier an dem Unterrhein feſten Fuß gewinnen — mit noch größerem das katholiſche die Holländer über die Reichsgrenzen herein brechen. Im Weſten ſollte ſich die Mine entzünden, welche längſt ſchon das ganze Deutſchland unterhöhlte — nach den weſtlichen Gegenden waren

Furcht und Erwartung hingeneigt — und aus Oſten kam der Schlag, der ſie in Flammen ſetzte.

Die Ruhe, welche der Majeſtätsbrief Rudolphs des Zweyten Böhmen gegeben hatte, dauerte auch unter Matthias Regierung noch eine Zeitlang fort, bis in der Perſon Ferdinands von Grätz ein neuer Thronfolger in dieſem Königreich ernannt wurde.

Dieſer Prinz, den man in der Folge unter dem Namen Kaiſer Ferdinand der Zweyte näher kennen lernen wird, hatte ſich durch gewaltſame Ausrottung der proteſtantiſchen Religion in ſeinen Erbländern als einen unerbittlichen Eiferer für das Papſtthum angekündigt, und wurde deswegen von dem katholiſchen Theile der böhmiſchen Nation als die künftige Stütze dieſer Kirche betrachtet. Die hinfällige Geſundheit des Kaiſers rückte dieſen Zeitpunkt nahe herbey, und im Vertrauen auf einen ſo mächtigen Beſchützer fingen die böhmiſchen Papiſten an, den Proteſtanten mit weniger Schonung zu begegnen. Die evangeliſchen Unterthanen katholiſcher Gutsherren beſonders erfuhren die härteſte Behandlung. Zugleich begingen mehrere von den Katholiken die Unvorſichtigkeit, etwas laut von ihren Hoffnungen zu reden, und durch hingeworfene Drohworte bey den Proteſtanten ein ſchlimmes Mißtrauen gegen ihren künftigen Herrn zu erwecken. Aber nie würde dieſes Mißtrauen in Thätlichkeiten ausgebrochen ſeyn, wenn man nur im Allgemeinen geblieben wäre, und nicht durch beſondere Angriffe auf einzelne Glieder dem Murren des Volks unternehmende Anführer gegeben hätte.

Heinrich Matthias, Graf von Thurn, kein geborner Böhme, aber Beſitzer einiger Güter in dieſem Königreiche, hatte ſich durch Eifer für die proteſtantiſche Religion, und durch eine ſchwärmeriſche Anhänglichkeit an ſein neues Vaterland, des ganzen Vertrauens der Utraquiſten bemächtigt, welches ihm den Weg zu den wichtigſten Poſten bahnte. Seinen Degen hatte er gegen die Türken mit vielem Ruhme geführt; durch ein einſchmeichelndes Betragen gewann er ſich die Herzen der Menge. Ein heißer, ungeſtümer Kopf, der die Verwirrung liebte, weil ſeine Talente darin glänzten; unbeſonnen und tolldreiſt genug, Dinge zu unternehmen, die eine kalte Klugheit und ein ruhigeres Blut nicht wagen; ungewiſſenhaft genug, wenn es die Befriedigung ſeiner Leidenſchaften galt, mit dem Schickſale von Tauſenden zu ſpielen, und eben ſein genug, eine Nation, wie damals die böhmiſche war, an ſeinem Gängelbande zu führen. Schon an den Unruhen unter **Rudolphs** Regierung hatte er den thätigſten Antheil genommen, und der Majeſtätsbrief, den die Stände von dieſem Kaiſer erpreſſten, war vorzüglich ſein Verdienſt. Der Hof hatte ihm, als Burggrafen von **Carlſtein**, die böhmiſche Krone und die Freyheitsbriefe des Königreichs zur Verwahrung anvertraut;

aber etwas weit Wichtigeres — ſich ſelbſt — hatte ihm die Nation mit der Stelle eines Defenſors, oder Glaubensbeſchützers übergeben. Die Ariſtokraten, welche den Kaiſer beherrſchten, entriſſen ihm unklug die Aufſicht über das Todte, um ihm den Einfluß auf das Lebendige zu laſſen. Sie nahmen ihm die Burggrafenſtelle, die ihn von der Hofgunſt abhängig machte, um ihm die Augen über die Wichtigkeit der andern zu öffnen, die ihm übrig blieb, und kränkten ſeine Eitelkeit, die doch ſeinen Ehrgeiz unſchädlich machte. Von dieſer Zeit an beherrſchte ihn die Begierde nach Rache, und die Gelegenheit fehlte nicht lange, ſie zu befriedigen.

Im Majeſtätsbriefe, welchen die Böhmen von Rudolph dem Zweyten erpreſſt hatten, war eben ſo, wie in dem Religionsfrieden der Deutſchen, ein Hauptartikel unausgemacht geblieben. Alle Rechte, welche der Letztere den Proteſtanten bewilligte, kamen nur den Ständen, nicht den Unterthanen zu Gute; bloß für die Unterthanen geiſtlicher Länder hatte man eine ſchwankende Gewiſſensfreyheit ausbedungen. Auch der böhmiſche Majeſtätsbrief ſprach nur von den Ständen und von den königlichen Städten, deren Magiſtrate ſich gleiche Rechte mit den Ständen zu erringen gewuſſt hatten. Dieſen allein wurde die Freyheit eingeräumt, Kirchen und Schulen zu errichten, und ihren proteſtantiſchen Gottesdienſt öffentlich auszuüben; in allen übrigen Städten blieb es dem Landſtande überlaſſen, dem ſie angehörten, welche Religionsfreyheit er den Unterthanen vergönnen wollte. Dieſes Rechts hatten ſich die deutſchen Reichsſtände in ſeinem ganzen Umfange bedient, und zwar die weltlichen ohne Widerſpruch; die geiſtlichen, denen eine Erklärung Kaiſer Ferdinands daſſelbe ſtreitig machte, hatten nicht ohne Grund die Verbindlichkeit dieſer Erklärung beſtritten. Was im Religionsfrieden ein beſtrittener Punkt war, war ein unbeſtimmter im Majeſtätsbriefe; dort war die Auslegung nicht zweifelhaft, aber es war zweifelhaft, ob man zu gehorchen hätte; hier war die Deutung den Ständen überlaſſen. Die Unterthanen geiſtlicher Landſtände in Böhmen glaubten daher eben das Recht zu beſitzen, das die Ferdinandiſche Erklärung den Unterthanen deutſcher Biſchöfe einräumte; ſie achteten ſich den Unterthanen in den königlichen Städten gleich, weil ſie die geiſtlichen Güter unter die Krongüter zählten. In der kleinen Stadt Kloſtergrab, die dem Erzbiſchof zu Prag, und in Braunau, welches dem Abt dieſes Kloſters angehörte, wurden von den proteſtantiſchen Unterthanen eigenmächtig Kirchen aufgeführt, und ungeachtet des Widerſpruchs ihrer Gutsherren, und ſelbſt der Mißbilligung des Kaiſers, der Bau derſelben vollendet.

Unterdeſſen hatte ſich die Wachſamkeit der Defenſoren in etwas gemindert, und der Hof glaubte, einen ernſtlichen Schritt wagen zu können. Auf Befehl des Kaiſers wurde die Kirche zu Kloſtergrab niedergeriſſen, die zu Braunau gewaltſam geſperrt und die unruhigſten Köpfe unter den Bürgern ins Gefängniß geworfen. Eine allgemeine Bewegung unter den Proteſtanten war die Folge dieſes Schrittes; man ſchrie über Verletzung des Majeſtätsbriefes, und der Graf von Thurn, von Rachgier beſeelt und durch ſein Defenſoramt noch mehr aufgefordert, zeigte ſich beſonders geſchäftig, die Gemüther zu erhitzen. Aus allen Kreiſen des Königreichs wurden auf ſeinen Antrieb Deputirte nach Prag gerufen, um, dieſer gemeinſchaftlichen Gefahr wegen, die nöthigen Maßregeln zu nehmen. Man kam überein, eine Supplik an den Kaiſer aufzuſetzen, und auf Loslaſſung der Gefangenen zu dringen. Die Antwort des Kaiſers, ſchon darum von den Ständen ſehr übel aufgenommen, weil ſie nicht an ſie ſelbſt, ſondern an ſeine Statthalter gerichtet war, verwies ihnen ihr Betragen als geſetzwidrig und rebelliſch, rechtfertigte den Vorgang in Kloſtergrab und Braunau durch einen kaiſerlichen Befehl, und enthielt einige Stellen, welche drohend gedeutet werden konnten.

Der Graf von Thurn unterließ nicht, den ſchlimmen Eindruck zu vermehren, den dieſes kaiſerliche

Schreiben unter den verſammelten Ständen machte. Er zeigte ihnen die Gefahr, worin alle Theilnehmer an dieſer Bittſchrift ſchwebten, und wußte ſie durch Erbitterung und Furcht zu gewaltſamen Entſchließungen hinzureißen. Sie unmittelbar gegen den Kaiſer zu empören, wäre jetzt noch ein zu gewagter Schritt geweſen. Nur von Stufe zu Stufe führte er ſie an dieſes unvermeidliche Ziel. Er fand daher für gut, ihren Unwillen zuerſt auf die Räthe des Kaiſers abzuleiten, und verbreitete zu dem Ende die Meinung, daß das kaiſerliche Schreiben in der Statthalterey zu Prag aufgeſetzt, und nur zu Wien unterſchrieben worden ſey. Unter den kaiſerlichen Statthaltern waren der Kammerpräſident Slawata und der an Thurns Statt zum Burggrafen von Carlſtein erwählte Freyherr von Martinitz das Ziel des allgemeinen Haſſes. Beyde hatten den proteſtantiſchen Ständen ſchon ehedem ihre feindſeligen Geſinnungen dadurch ziemlich laut an den Tag gelegt, daß ſie allein ſich geweigert hatten, der Sitzung beyzuwohnen, in welcher der Majeſtätsbrief in das böhmiſche Landrecht eingetragen ward. Schon damals drohte man ihnen, ſie für jede künftige Verletzung des Majeſtätsbriefes verantwortlich zu machen, und was von dieſer Zeit an den Proteſtanten Schlimmes widerfuhr, wurde, und zwar nicht ohne Grund, auf ihre Rechnung geſchrieben. Unter allen katholiſchen Gutsbeſitzern waren dieſe beyden gegen ihre proteſtantiſchen Unterthanen am härteſten verfahren. Man beſchuldigte ſie, daß ſie dieſe mit Hunden in die Meſſe hetzen lieſſen, und durch Verſagung der Taufe, der Heirathen und Begräbniſſe zum Papſtthum zu zwingen ſuchten. Gegen zwey ſo verhaſſte Häupter war der Zorn der Nation leicht entflammt, und man beſtimmte ſie dem allgemeinen Unwillen zum Opfer.

Am 23. May 1618 erſchienen die Deputirten bewaffnet und in zahlreicher Begleitung auf dem königlichen Schloß, und drangen mit Ungeſtüm in den Saal, wo die Statthalter Sternberg, Martinitz, Lobkowitz und Slawata verſammelt waren. Mit drohendem Tone verlangten ſie eine Erklärung von jedem Einzelnen, ob er an dem kaiſerlichen Schreiben einen Antheil gehabt, und ſeine Stimme dazu gegeben? Mit Mäßigung empfing ſie Sternberg; Martinitz und Slawata antworteten trotzig. Dieſes beſtimmte ihr Geſchick. Sternberg und Lobkowitz, weniger gehaſſt und mehr gefürchtet, wurden beym Arme aus dem Zimmer geführt, und nun ergriff man Slawata und Martinitz, ſchleppte ſie an ein Fenſter, und ſtürzte ſie achtzig Fuß tief in den Schloßgraben hinunter. Den Sekretär Fabricius, eine Kreatur von beyden, ſchickte man ihnen nach. Ueber eine ſo ſeltſame Art zu exequiren, verwunderte ſich die ganze geſittete Welt, wie billig; die Böhmen entſchuldigten ſie als einen landüblichen Gebrauch, und fanden an dieſem ganzen Vorfalle nichts wunderbar, als daß man von einem ſo hohen Sprunge ſo geſund wieder aufſtehen konnte. Ein Miſthaufen, auf den die kaiſerliche Statthalterſchaft zu liegen kam, hatte ſie vor Beſchädigung gerettet.

Es war nicht zu erwarten, daß man ſich durch dieſe raſche Exekution in der Gnade des Kaiſers ſehr verbeſſert haben würde; aber eben dahin hatte der Graf von Thurn die Stände gewollt. Hatten ſich dieſe, aus Furcht einer noch ungewiſſen Gefahr, eine ſolche Gewaltthätigkeit erlaubt; ſo muſſte jetzt die gewiſſe Erwartung der Strafe und das dringender gewordene Bedürfniß der Sicherheit ſie noch tiefer hineinreißen. Durch dieſe brutale Handlung der Selbſthülfe war der Unentſchloſſenheit und Reue jeder Rückweg verſperrt, und ein einzelnes Verbrechen ſchien nur durch eine Kette von Gewaltthaten ausgeſöhnt werden zu können. Da die That ſelbſt nicht ungeſchehen zu machen war, ſo muſſte man die ſtrafende Macht entwaffnen. Dreyßig Direktoren wurden ernannt, den Aufſtand geſetzmäßig fortzuführen. Man bemächtigte ſich aller Regierungsgeſchäfte und aller königlichen Gefälle, nahm alle königlichen Beamten und Soldaten in Pflichten, und ließ ein Aufgebot an die ganze böhmiſche Nation ergehen, ſich der gemeinſchaftlichen Sache anzunehmen. Die Jeſuiten, welche der allgemeine Haß als die Urheber aller biſherigen Unterdrückungen anklagte, wurden aus dem ganzen Königreiche verbannt, und die Stände ſanden für nöthig, ſich dieſes harten Schluſſes wegen in einem eigenen Manifeſt zu verantworten. Alle dieſe Schritte geſchahen zur Aufrechthaltung der königlichen Macht und der Geſetze — die Sprache aller Rebellen, bis ſich das Glück für ſie entſchieden hat.

Die Bewegungen, welche die Zeitung des böhmiſchen Aufſtandes am kaiſerlichen Hofe verurſachte, waren bey Weitem nicht ſo lebhaft, als eine ſolche Aufforderung es verdient hätte. Kaiſer Matthias war der entſchloſſene Geiſt nicht mehr, der ehedem ſeinen König und Herrn mitten im Schoße ſeines Volks aufſuchen, und von drey Thronen herunter ſtürzen konnte. Der zuverſichtliche Muth, der ihn bey einer Uſurpation beſeelt hatte, verließ ihn bey einer rechtmäßigen Vertheidigung. Die böhmiſchen Rebellen hatten ſich zuerſt bewaffnet, und die Natur der Dinge brachte es mit ſich, daß er folgte. Aber er konnte nicht hoffen, den Krieg in Böhmen einzuſchließen. In allen Ländern ſeiner Herrſchaft bingen die Proteſtanten durch eine gefährliche Sympathie zuſammen — die gemeinſchaftliche Religionsgefahr konnte alle mit einander ſchnell zu einer furchtbarn Republik verknüpfen. Was hatte er einem ſolchen Feinde entgegen zu ſetzen, wenn der proteſtantiſche Theil ſeiner Unterthanen ſich von ihm trennte? Und erſchöpften ſich nicht beyde Theile in einem ſo verderblichen Bürgerkriege? Was war nicht Alles auf dem Spiele, wenn er unterlag, und wen anders als ſeine eigenen Unterthanen hatte er zu Grunde gerichtet, wenn er ſiegte?

Ueberlegungen dieſer Art ſtimmten den Kaiſer und ſeine Räthe zur Nachgiebigkeit und zu Gedanken des Friedens; aber eben in dieſer Nachgiebigkeit wollten Andere die Urſache des Uebels gefunden haben. Erzherzog **Ferdinand** von Grätz wünſchte dem Kaiſer vielmehr zu einer Begebenheit Glück, die jede Gewaltthat gegen die böhmiſchen Proteſtanten vor ganz Europa rechtfertigen würde. „Der Ungehorſam, hieß es, die Geſetzloſigkeit, und der Aufruhr ſeyen immer Hand in Hand mit dem Proteſtantismus gegangen. Alle Freyheiten, welche von ihm ſelbſt und dem vorigen Kaiſer den Ständen bewilligt worden, hätten keine andere Wirkung gehabt, als ihre Forderungen zu vermehren. Gegen die landesherrliche Gewalt ſeyen alle Schritte der Ketzer gerichtet; ſtufenweiſe ſeyen ſie von Trotz zu Trotz bis zu dieſem letzten Angriff hinauf geſtiegen; in Kurzem würden ſie auch an die noch einzig übrige Perſon des Kaiſers greifen. In den Waffen allein ſey Hülfe gegen einen ſolchen Feind — Ruhe und Unterwerfung nur über den Trümmern ihrer gefährlichen Privilegien — nur in dem völligen Untergange dieſer Sekte Sicherheit für den katholiſchen Glauben. Ungewiß zwar ſey der Ausgang des Krieges, aber gewiß das Verderben bey Unterlaſſung deſſelben. Die eingezogenen Güter der Rebellen würden die Unkoſten reichlich erſtatten, und der Schrecken der Hinrichtungen den übrigen Landſtänden künftig einen ſchnellen Gehorſam lehren.“ — War es den böhmiſchen Proteſtanten zu verdenken, wenn ſie ſich gegen die Wirkungen ſolcher Grundſätze in Zeiten verwahrten? — Und auch nur gegen den Thronfolger des Kaiſers, nicht gegen ihn ſelbſt, der nichts gethan hatte, die Beſorgniſſe der Proteſtanten zu rechtfertigen, war der böhmiſche Aufſtand gerichtet. Jenem den Weg zu dem böhmiſchen Throne zu verſchließen, ergriff man die Waffen ſchon unter Matthias; doch ſo lange dieſer Kaiſer lebte, wollte man ſich in den Schranken einer ſcheinbarn Unterwürfigkeit halten.

Aber die Böhmen hatten zu den Waffen gegriffen, und unbewaffnet durfte ihnen der Kaiſer nicht einmal den Frieden anbieten. Spanien ſchoß Geld zur Rüſtung her, und verſprach Truppen von Italien und den Niederlanden aus zu ſchicken. Zum Generaliſſimus ernannte man den Grafen von Boucquoi, einen Niederländer, weil keinem Eingebornen zu trauen war, und Graf Dampierre, ein anderer Ausländer, kommandirte unter ſeinen Befehlen. Ehe ſich dieſe Armee in Bewegung ſetzte, verſuchte der Kaiſer den Weg der Güte durch ein vorausgeſchicktes Manifeſt. In dieſem erklärte er den Böhmen: „daß der Majeſtätsbrief ihm heilig ſey, daß er nie etwas gegen ihre Religion oder ihre Privilegien beſchloſſen, daß ſelbſt ſeine jetzige Rüſtung ihm durch die ihrige ſey abgedrungen worden. Sobald die Nation die Waffen von ſich lege, würde auch Er ſein Heer verabſchieden.“ Aber dieſer gnädige Brief verfehlte ſeine Wirkung — weil die Häupter des Aufruhrs für rathſam fanden, den guten Willen des Kaiſers dem Volke zu verbergen. Anſtatt deſſelben verbreiteten ſie auf den Kanzeln und in fliegenden Blättern die giftigſten Gerüchte, und lieſſen das hintergangene Volk vor Bartholomäusnächten zittern, die nirgends als in ihrem Kopfe exiſtirten. Ganz Böhmen, mit Ausnahme dreyer Städte, Budweiß, Krummau und Pilſen, nahm Theil an dem Aufruhr. Dieſe drey Städte, größtentheils katholiſch, hatten allein den Muth, bey dieſem allgemeinen Abfalle dem Kaiſer getreu zu bleiben, der ihnen Hülfe verſprach. Aber dem Grafen von Thurn konnte es nicht entgehen, wie gefährlich es wäre, drey Plätze von ſolcher Wichtigkeit in feindlichen Händen zu laſſen, die den kaiſerlichen Waffen zu jeder Zeit den Eingang in das Königreich offen hielten. Mit ſchneller Entſchloſſenheit erſchien er vor Budweiß und Krummau, und hoffte beyde Plätze durch Schrecken zu überwältigen. Krummau ergab ſich ihm, aber von Budweiß wurden alle ſeine Angriffe ſtandhaft zurückgeſchlagen.

Und nun fing auch der Kaiſer an, etwas mehr Ernſt und Thätigkeit zu zeigen. Boucquoi und Dampierre ſielen mit zwey Heeren ins böhmiſche Gebiet, und fingen an, es feindſelig zu behandeln. Aber die kaiſerlichen Generale fanden den Weg nach Prag ſchwerer, als ſie erwartet hatten. Jeder Paß, jeder nur irgend haltbare Ort muſſte mit dem Degen geöffnet werden, und der Widerſtand mehrte ſich mit jedem neuen Schritte, den ſie machten, weil die Ausſchweifungen ihrer Truppen, meiſtens Ungarn und Wallonen, den Freund zum Abfalle, und den Feind zur Verzweiflung brachten. Aber auch noch dann, als ſeine Truppen ſchon in Böhmen vordrangen, fuhr der Kaiſer fort, den Ständen den Frieden zu zeigen, und zu einem gütlichen Vergleiche die Hände zu bieten. Neue Ausſichten, die ſich ihnen aufthaten, erhoben den Muth der Rebellen. Die Stände von Mähren ergriffen ihre Partey, und aus Deutſchland erſchien ihnen in der Perſon des Grafen von Mannsfeld ein eben ſo unverhoffter als tapferer Beſchützer.

Die Häupter der evangeliſchen Union hatten den bisherigen Bewegungen in Böhmen ſchweigend, aber nicht müßig zugeſehen. Beyde kämpften für dieſelbe Sache, gegen denſelben Feind. In dem Schickſale der Böhmen lieſſen ſie ihre Bundsverwandten ihr eignes Schickſal leſen, und die Sache dieſes Volks wurde von ihnen als die heiligſte Angelegenheit des deutſchen Bundes abgeſchildert. Dieſem Grundſatze getreu, ſtärkten ſie den Muth der Rebellen durch Beyſtandsverſprechungen, und ein glücklicher Zufall ſetzte ſie in Stand, dieſelben unverhofft in Erfüllung zu bringen.

Graf Peter Ernſt von Mannsfeld, der Sohn eines verdienſtvollen öſterreichiſchen Dieners, Ernſt von Mannsfeld, der die ſpaniſche Armee in den Niederlanden eine Zeitlang mit vielem Ruhme befehligt hatte, wurde das Werkzeug, das öſterreichiſche Haus in Deutſchland zu demüthigen. Er ſelbſt hatte dem Dienſte dieſes Hauſes ſeine erſten Feldzüge gewidmet, und unter den Fahnen Erzherzog Leopolds, in Jülich und im Elſaß, gegen die proteſtantiſche Religion und die deutſche Freyheit gefochten. Aber unvermerkt für die Grundſätze dieſer Religion gewonnen, verließ er einen Chef, deſſen Eigennutz ihm die geforderte Entſchädigung für den in ſeinem Dienſte gemachten Aufwand verſagte, und widmete der evangeliſchen Union ſeinen Eifer und einen ſiegreichen Degen. Es fügte ſich eben, daß der Herzog von Savoyen, ein Alliirter der Union, in einem Kriege gegen Spanien ihren Beyſtand verlangte. Sie überließ ihm ihre neue Eroberung, und Mannsfeld bekam den Auftrag, ein Heer von 4000 Mann, zum Gebrauch und auf Koſten des Herzogs, in Deutſchland bereit zu halten. Dieſes Heer ſtand eben marſchfertig da, als das Kriegsfeuer in Böhmen aufloderte, und der Herzog, der gerade jetzt keiner Verſtärkung bedurfte, überließ es der Union zu freyem Gebrauche. Nichts konnte dieſer willkommner ſeyn, als ihren Bundesgenoſſen in Böhmen auf fremde Koſten zu dienen. Sogleich erhielt Graf Mannsfeld Befehl, dieſe 4000 Mann in das Königreich zu führen, und eine vorgegebene böhmiſche Beſtallung muſſte den Augen der Welt die wahren Urheber ſeiner Rüſtung verbergen.

Dieſer Mannsfeld zeigte ſich jezt in Böhmen, und faſſte durch Einnahme der feſten und kaiſerlich geſinnten Stadt Pilſen in dieſem Königreiche feſten Fuß. Der Muth der Rebellen wurde noch durch einen andern Sukkurs aufgerichtet, den die ſchleſiſchen Stände ihnen zu Hülfe ſchickten. Zwiſchen dieſen und den kaiſerlichen Truppen kam es nun zu wenig entſcheidenden, aber deſto verheerendern Gefechten, welche einem ernſtlichern Kriege zum Vorſpiele dienten. Um die Lebhaftigkeit ſeiner Kriegsoperationen zu ſchwächen, unterhandelte man mit dem Kaiſer, und ließ ſich ſogar die angebotene ſächſiſche Vermittelung gefallen. Aber ehe der Ausgang beweiſen konnte, wie wenig aufrichtig man verfuhr, raffte der Tod den Kaiſer von der Scene.

Was hatte Matthias nun gethan, um die Erwartungen der Welt zu rechtfertigen, die er durch den Sturz ſeines Vorgängers herausgefordert hatte? War es der Mühe werth, den Thron Rudolphs durch ein Verbrechen zu beſteigen, um ihn ſo ſchlecht zu beſitzen, und mit ſo wenig Ruhm zu verlaſſen? So lange Matthias König war, büßte er für die Unklugheit, durch die er es geworden. Einige Jahre früher ſie zu tragen, hatte er die ganze Freyheit ſeiner Krone verſcherzt. Was ihm die vergrößerte Macht der Stände an Selbſtthätigkeit noch übrig ließ, hielten ſeine eignen Agnaten unter einem ſchimpflichen Zwange. Krank und kinderlos ſah er die Aufmerkſamkeit der Welt einem ſtolzen Erben entgegeneilen, der ungeduldig dem Schickſale vorgriff, und in des Greiſen abſterbender Regierung ſchon die ſeinige eröffnete.

Mit Matthias war die regierende Linie des deutſchen Hauſes Oeſterreich ſo gut als erloſchen; denn von allen Söhnen Maximilians lebte nur noch der einzige kinderloſe und ſchwächliche Erzherzog Albrecht in den Niederlanden, der aber ſeine nähern Rechte auf dieſe Erbſchaft an die Grätziſche Linie abgetreten hatte. Auch das ſpaniſche Haus hatte ſich in einem geheimen Reverſe aller ſeiner Anſprüche auf die öſterreichiſchen Beſitzungen zum Vortheile des Erzherzogs Ferdinand von Steyermark begeben, in welchem nunmehr der Habsburgiſche Stamm in Deutſchland friſche Zweige treiben, und die ehemalige Größe Oeſterreichs wieder aufleben ſollte.

Ferdinand hatte den jüngſten Bruder Kaiſer Maximilians des Zweyten, Erzherzog Karl von Krain, Kärnthen und Steyermark, zum Vater, zur Mutter eine Prinzeſſinn von Bayern. Da er den erſten ſchon im zwölften Jahre verlor, ſo übergab ihn die Erzherzoginn der Aufſicht ihres Bruders, des Herzogs Wilhelm von Bayern, unter deſſen Augen er auf der Akademie zu Ingolſtadt durch Jeſuiten erzogen und unterrichtet wurde. Was für Grundſätze er aus dem Umgange eines Fürſten ſchöpfen muſſte, der ſich Andachts wegen der Regierung entſchlagen, iſt nicht ſchwer zu begreifen. Man zeigte ihm auf der einen Seite die Nachſicht der Maximilianiſchen Prinzen gegen die Anhänger der neuen Lehre, und die Verwirrung in ihren Landen; auf der andern den Segen Bayerns und den unerbittlichen Religionseifer ſeiner Beherrſcher; zwiſchen dieſen beyden Muſtern ließ man ihn wählen.

In dieſer Schule zu einem mannhaften Streiter für Gott, zu einem rüſtigen Werkzeuge der Kirche zubereitet, verließ er Bayern nach einem fünfjährigen Aufenthalte, um die Regierung ſeiner Erbländer zu übernehmen. Die Stände von Krain, Kärnthen und Steyermark, welche vor Ablegung ihres Huldigungseides die Beſtätigung ihrer Religionsfreyheit forderten, erhielten zur Antwort, daß die Religionsfreyheit mit der Huldigung nichts zu thun habe. Der Eid wurde ohne Bedingung gefordert, und auch wirklich geleiſtet. Mehrere Jahre gingen hin, ehe die Unternehmung, wozu in Ingolſtadt der Entwurf gemacht worden, zur Ausführung reif ſchien. Ehe Ferdinand mit derſelben ans Licht trat, holte er erſt gefahrvolle Werk zum Erſtaunen des ganzen Deutſchlands vollendet.

Aber indem die Katholiſchen den Helden und Ritter ihrer Kirche in ihm bewunderten, fingen die Proteſtanten an, ſich gegen ihn, als ihren gefährlichſten Feind, zu rüſten. Nichts deſto weniger fand das Geſuch des Matthias, ihm die Nachfolge zuzuwenden, in den Wahlſtaaten Oeſterreichs keinen oder nur einen ſehr geringen Widerſpruch, und ſelbſt die Böhmen krönten ihn, unter ſehr annehmlichen Bedingungen, zu ihrem künftigen Könige. Später erſt, nachdem ſie den ſchlimmen Einfluß ſeiner Rathſchläge auf die Regierung des Kaiſers erfahren hatten, wachten ihre Beſorgniſſe auf; und verſchiedene handſchriftliche Aufſätze von ihm, die ein böſer Wille in ihre Hände ſpielte, und die ſeine Geſinnungen nur zu deutlich verriethen, trieben ihre Furcht aufs Höchſte. Beſonders entrüſtete ſie ein geheimer Familienvertrag mit Spanien, worin Ferdinand dieſer Krone, nach Abgang männlicher Erben, das Königreich Böhmen verſchrieben hatte, ohne die Nation erſt zu hören, ohne die Wahlfreyheit ihrer Krone zu achten. Die vielen Feinde, welche ſich dieſer Prinz durch ſeine Reformation in Steyermark unter den Proteſtanten überhaupt gemacht hatte, thaten ihm bey den Böhmen die ſchlimmſten Dienſte; und beſonders zeigten ſich einige dahin geflüchtete ſteyermärkiſche Emigranten, welche ein racherfülltes Herz in ihr neues Vaterland mitbrachten, geſchäftig, das Feuer der Empörung zu nähren. In ſo widriger Stimmung fand König Ferdinand die böhmiſche Nation, als Kaiſer Matthias ihm Platz machte.

Ein ſo ſchlimmes Verhältniß zwiſchen der Nation und dem Thronkandidaten würde auch bey der ruhigſten Thronfolge Stürme erweckt haben — wie vielmehr aber jetzt, im vollen Feuer des Aufruhrs, jetzt, da die Nation ihre Majeſtät zurückgenommen hatte, und in den Zuſtand des natürlichen Rechts zurückgetreten war, jetzt, da ſie die Waffen in Händen hatte, da durch das Gefühl ihrer Einigkeit ein begeiſterndes Selbſtvertrauen in ihr erwacht, ihr Muth durch die glücklichſten Erfolge, durch fremde Beyſtandsverſprechungen und ſchwindlige Hoffnungen zur feſteſten Zuverſicht erhoben war. Uneingedenk des an Ferdinand bereits übertragenen Rechts, erklärten die Stände ihren Thron für erledigt, ihre Wahl für völlig ungebunden. Zu einer friedlichen Unterwerfung war kein Anſchein vorhanden, und wollte ſich Ferdinand im Beſitz der böhmiſchen Krone ſehen, ſo hatte er die Wahl, ſie entweder mit Allem dem zu erkaufen, was eine Krone wünſchenswerth macht, oder mit dem Schwerte in der Hand zu erobern.

Aber mit welchen Hülfsmitteln ſie erobern? Auf welches ſeiner Länder er ſeine Augen kehrte, ſtand

Alles in hellen Flammen. Schleſien war in den böhmiſchen Aufſtand zugleich mit hineingeriſſen; Mähren war im Begriffe, dieſem Beyſpiele zu folgen. In Ober- und Unteröſterreich regte ſich, wie unter Rudolph, der Geiſt der Freyheit, und kein Landſtand wollte huldigen. Ungarn bedrohte der Fürſt Bethlen Gabor von Siebenbürgen mit einem Ueberfalle; eine geheimnißvolle Rüſtung der Türken erſchreckte alle öſtlich gelegenen Provinzen; damit das Bedrängniß vollkommen würde, ſo muſſten auch, von dem allgemeinen Beyſpiele geweckt, die Proteſtanten in ſeinen väterlichen Erbſtaaten ihr Haupt erheben. In dieſen Ländern war die Zahl der Proteſtanten überwiegend; in den meiſten hatten ſie die Einkünfte im Beſitz, mit denen Ferdinand ſeinen Krieg führen ſollte. Die Neutralen fingen an zu wanken, die Getreuen zu verzagen, nur die Schlimmgeſinnten hatten Muth; die eine Hälfte von Deutſchland winkte den Rebellen Ermunterung, die andere erwartete müßig den Ausſchlag; ſpaniſche Hülfe ſtand noch in fernen Landen. Der Augenblick, der ihm Alles brachte, drohte ihm Alles zu entreißen.

Was er auch jetzt, von dem harten Geſetz der Noth unterjocht, den böhmiſchen Rebellen anbietet — alle ſeine Vorſchläge zum Frieden werden mit Uebermuth verſchmäht. An der Spitze eines Heers zeigt ſich der Graf von Thurn ſchon in Mähren, dieſe einzige noch wankende Provinz zur Entſcheidung zu bringen. Die Erſcheinung der Freunde gibt den mähriſchen Proteſtanten das Signal der Empörung. Brünn wird erobert; das übrige Land folgt freywillig nach; in der ganzen Provinz ändert man Religion und Regierung. Wachſend in ſeinem Laufe, ſtürzt der Rebellenſtrom in Oberöſterreich, wo eine gleichgeſinnte Partey ihn mit freudigem Beyfalle empfängt. „Kein Unterſchied der Religion ſoll mehr ſeyn, gleiche Rechte für alle chriſtliche Kirchen. — Man habe gehört, daß fremdes Volk in dem Lande geworben werde, die Böhmen zu unterdrücken. Dieſes ſuche man auf, und bis nach Jeruſalem werde man den Feind der Freyheit verfolgen.“ — Kein Arm wird gerührt, den Erzherzog zu vertheidigen; endlich lagern ſich die Rebellen vor Wien, ihren Herrn zu belagern.

Seine Kinder hatte **Ferdinand** von Grätz, wo ie ihm nicht mehr ſicher waren, nach Tyrol geflüchet; er ſelbſt erwartete in ſeiner Kaiſerſtadt den Aufuhr. Eine Handvoll Soldaten war Alles, was er em wüthenden Schwarme entgegenſtellen konnte. iesen Wenigen fehlte der gute Wille, weil es an Sold und ſelbſt an Brot fehlte. Auf eine lange Belagerung war Wien nicht bereitet. Die Partey der Proteſtanten, jeden Augenblick bereit, ſich an die Böhmen anzuſchließen, war in der Stadt die überwiegende; die auf dem Lande zogen ſchon Truppen gegen ihn zuſammen. Schon ſah der proteſtantiſche Pöbel den Erzherzog in einem Mönchskloſter eingeſperrt, ſeine Staaten getheilt, ſeine Kinder proteſtantiſch erzogen. Heimlichen Feinden anvertraut, und von öffentlichen umgeben, ſah er jeden Augenblick den Abgrund ſich öffnen, der alle ſeine Hoffnungen, der ihn ſelbſt verſchlingen ſollte. Die böhmiſchen Kugeln flogen in die kaiſerliche Burg, wo ſechszehn öſterreichiſche Baronen ſich in ſein Zimmer drängten, mit Vorwürfen in ihn ſtürmten, und zu einer Konföderation mit den Böhmen ſeine Einwilligung zu ertrotzen ſtrebten. Einer von dieſen ergriff ihn bey den Knöpfen ſeines Wamms. „Ferdinand!“ ſchnaubte er ihn an: „wirſt Du unterſchreiben?“

Wem hätte man es nicht verziehen, in dieſer ſchrecklichen Lage gewankt zu haben? — Ferdinand dachte nach, wie er römiſcher Kaiſer werden wollte. Nichts ſchien ihm übrig zu ſeyn, als ſchnelle Flucht oder Nachgiebigkeit; zu jener riethen Männer — zu dieſer katholiſche Prieſter. Verließ er die Stadt, ſo fiel ſie in Feindes Hände; mit Wien war Oeſterreich, mit Oeſterreich der Kaiſerthron verloren. Ferdinand verließ ſeine Hauptſtadt nicht, und wollte eben ſo wenig von Bedingungen hören.

Der Erzherzog war noch im Wortwechſel mit den deputirten Baronen, als auf Einmal Trompetenſchall den Burgplatz erfüllte. Unter den Anweſenden wechſeln

Furcht und Erſtaunen — ein erſchreckendes Gerücht durchläuft die Burg — ein Deputirter nach dem andern verſchwindet. Viele von Adel und der Bürgerſchaft hörte man eilfertig in das Thurniſche Lager fliehen. Dieſe ſchnelle Veränderung wirkte ein Regiment Dampierriſcher Küraſſiere, welches in dieſem wichtigen Augenblicke in die Stadt einrückte, den Erzherzog zu vertheidigen. Bald folgte auch Fußvolk nach; viele katholiſche Bürger, durch dieſe Erſcheinung mit neuem Muthe belebt, und die Studierenden ſelbſt, ergriffen die Waffen. Eine Nachricht, die ſo eben aus Böhmen einlief, vollendete ſeine Errettung. Der niederländiſche General Boucquoi hatte den Grafen Mannsfeld bey Budweiß aufs Haupt geſchlagen, und war im Anzuge gegen Prag. Eilfertig brachen die Böhmen ihre Gezelte ab, um ihre Hauptſtadt zu entſetzen.

Und jetzt waren auch die Päſſe wieder frey, die der Feind beſetzt gehalten, um Ferdinanden den Weg nach Frankfurt zur Kaiſerwahl zu verlegen. Wenn es dem Könige von Ungarn für ſeinen ganzen Plan wichtig war, den deutſchen Thron zu beſteigen, ſo war es jetzt um ſo wichtiger, da ſeine Ernennung zum Kaiſer das unverdächtigſte und entſcheidendſte Zeugniß für die Würdigkeit ſeiner Perſon und die Gerechtigkeit ſeiner Sache ablegte, und ihm zugleich zu einem Beyſtande des Reichs Hoffnung machte. Aber dieſelbe Kabale, welche ihn in ſeinen Erbſtaaten verfolgte, arbeitete ihm auch bey ſeiner Bewerbung um die Kaiſerwürde entgegen. Kein öſterreichiſcher Prinz ſollte den deutſchen Thron mehr beſteigen, am wenigſten aber Ferdinand, der entſchloſſene Verfolger ihrer Religion, der Sklave Spaniens und der Jeſuiten. Dieſes zu verhindern, hatte man noch bey Lebzeiten des Matthias dem Herzoge von Bayern, und nach der Weigerung deſſelben dem Herzoge von Savoyen die Krone angetragen. Da man mit dem Letztern über die Bedingungen nicht ſo leicht einig werden konnte, ſo ſuchte man wenigſtens die Wahl aufzuhalten, bis ein entſcheidender Streich in Böhmen oder Oeſterreich alle Hoffnungen Ferdinands zu Grunde gerichtet, und ihn zu dieſer Würde unfähig gemacht hätte. Die Unirten lieſſen nichts unverſucht, Churſachſen, welches an das öſterreichiſche Intereſſe gefeſſelt war, gegen Ferdinand einzunehmen, und dieſem Hofe die Gefahr vorzuſtellen, womit die Grundſätze dieſes Fürſten und ſeine ſpaniſchen Verbindungen die proteſtantiſche Religion und die Reichsverfaſſung bedrohten. Durch Erhebung Ferdinands auf den Kaiſerthron, ſtellten ſie weiter vor, würde ſich Deutſchland in die Privatangelegenheiten dieſes Prinzen verflochten ſehen, und die Waffen der Böhmen gegen ſich reizen. Aber aller Gegenbemühungen ungeachtet wurde der Wahltag ausgeſchrieben, Ferdinand als rechtmäßiger König von Böhmen dazu berufen, und ſeine Churſtimme, mit vergeblichem Widerſprüche der böhmiſchen Stände, für gültig erkannt. Die drey geiſtlichen Churſtimmen waren ſein, auch die ſächſiſche war ihm günſtig, die Brandenburgiſche nicht entgegen, und die entſchiedenſte Mehrheit erklärte ihn 1619 zum Kaiſer. So ſah er die zweifelhafteſte von allen ſeinen Kronen zuerſt auf ſeinem Haupte, um wenige Tage nachher diejenige zu verlieren, welche er ſchon unter ſeine gewiſſen Beſitzungen zählte. Während daß man ihn in Frankfurt zum Kaiſer machte, ſtürzte man ihn in Prag von dem böhmiſchen Throne.

Faſt alle ſeine deutſchen Erbländer hatten ſich unterdeſſen in einer allgemeinen furchtbarn Konföderation mit den Böhmen vereinigt, deren Trotz jetzt alle Schranken durchbrach. Am 17. Auguſt 1619 erklärten ſie den Kaiſer, auf einer Reichsverſammlung, für einen Feind der böhmiſchen Religion und Freyheit, der durch ſeine verderblichen Rathſchläge den verſtorbenen König gegen ſie aufgewiegelt, zu ihrer Unterdrückung Truppen geliehen, Ausländern das Königreich zum Raube gegeben, und es zuletzt gar, mit Verſpottung ihrer Volksmajeſtät, in einem heimlichen Vertrage an die Spanier verſchrieben hatte, aller Anſprüche auf ihre Krone verluſtig, und ſchritten ohne Aufſchub zu einer neuen Wahl. Da Proteſtanten dieſen Ausſpruch thaten, ſo konnte dieſe Wahl nicht wohl auf einen katholiſchen Prinzen fallen, obgleich zum Scheine für Bayern und Savoyen einige Stimmen gehört wurden. Aber der bittere

Religionshaß, welcher die Evangeliſchen und Reformirten unter einander ſelbſt entzweyte, machte eine Zeitlang auch die Wahl eines proteſtantiſchen Königs ſchwer, bis endlich die Feinheit und Thätigkeit der Kalviniſten über die überlegene Anzahl der Lutheraner den Sieg davon trug.

Unter allen Prinzen, welche zu dieſer Würde in Vorſchlag kamen, hatte ſich Churfürſt Friedrich der Fünfte von der Pfalz die gegründetſten Anſprüche auf das Vertrauen und die Dankbarkeit der Böhmen erworben, und unter allen war keiner, bey welchem das Privatintereſſe einzelner Stände und die Zuneigung des Volks durch ſo viele Staatsvortheile gerechtfertigt zu werden ſchienen. Friedrich der Fünfte war von einem freyen und aufgeweckten Geiſte, vieler Herzensgüte, einer königlichen Freygebigkeit. Er war das Haupt der Reformirten in Deutſchland, der Anführer der Union, deren Kräfte ihm zu Gebote ſtanden, ein naher Anverwandter des **Herzogs von Bayern**, ein Eidam des Königs von Großbritannien, der ihn mächtig unterſtützen konnte. Alle dieſe Vorzüge wurden von der Kalviniſtiſchen Partey mit dem beſten Erfolge geltend gemacht, und die Reichsverſammlung zu Prag erwählte Friedrich den Fünften unter Gebet und Freudenthränen zum Könige.

Alles was auf dem Prager Reichstage geſchah, war ein vorbereitetes Werk, und Friedrich ſelbſt war bey der ganzen Verhandlung zu thätig geweſen, als daß er von dem Antrage der Böhmen hätte überraſcht werden ſollen. Dennoch erſchreckte ihn der gegenwärtige Glanz dieſer Krone, und die zweyfache Größe des Verbrechens und des Glücks brachte ſeinen Kleinmuth zum Zittern. Nach der gewöhnlichen Art ſchwacher Seelen wollte er ſich erſt durch fremdes Urtheil zu ſeinem Vorhaben ſtärken; aber es hatte keine Gewalt über ihn, wenn es gegen ſeine Leidenſchaft ausfiel. Sachſen und Bayern, wo er Rath verlangt hatte, alle ſeine Mitchurfürſten, Alle, welche dieſe Unternehmung mit ſeinen Fähigkeiten und Kräften abwogen, warnten ihn vor dem Abgrunde, in den er ſich ſtürzte. Selbſt König Jakob von England wollte ſeinem Eidam lieber eine Krone entriſſen ſehen, als die geheiligte Majeſtät der Könige durch ein ſo ſchlimmes Beyſpiel verletzen helfen. Aber was vermochte die Stimme der Klugheit gegen den verführeriſchen Glanz einer Königskrone? Im Augenblicke ihrer höchſten Kraftäußerung, wo ſie den geheiligten Zweig eines zweyhundertjährigen Regentengeſchlechts von ſich ſtößt, wirft ſich ihm eine freye Nation in die Arme; auf ſeinen Muth vertrauend, wählt ſie ihn zu ihrem Führer auf der gefährlichen Bahn des Ruhms und der Freyheit; von ihm, ihrem gebornen Beſchützer, erwartet eine unterdrückte Religion Schutz und Schirm gegen ihren Verfolger — ſoll er kleinmüthig ſeine Furcht bekennen, ſoll er feigherzig Religion und

Freyheit verrathen? Eben dieſe Religion zeigt ihm die Ueberlegenheit ihrer Kräfte und die Ohnmacht ihres Feindes — zwey Drittheile der öſterreichiſchen Macht gegen Oeſterreich bewaffnet, und einen ſtreitbarn Bundesgenoſſen von Siebenbürgen aus bereit, den ſchwachen Ueberreſt dieſer Macht noch durch einen feindlichen Angriff zu theilen. Jene Aufforderungen ſollten ſeinen Ehrgeiz nicht wecken? dieſe Hoffnungen ſeinen Muth nicht entzünden?

Wenige Augenblicke gelaſſenen Nachdenkens würden hingereicht haben, ihm die Größe des Wageſtücks und den geringen Werth des Preiſes zu zeigen — aber die Aufmunterung ſprach zu ſeinen Sinnen, und die Warnung nur zu ſeiner Vernunft. Es war ſein Unglück, daß die zunächſt ihn umgebenden und hörbarſten Stimmen die Partey ſeiner Leidenſchaft nahmen. Dieſe Machtvergrößerung ihres Herrn öffnete dem Ehrgeize und der Gewinnſucht aller ſeiner Pfälziſchen Diener ein unermeſſliches Feld der Befriedigung. Dieſer Triumph ſeiner Kirche muſſte jeden Kalviniſchen Schwärmer erhitzen. Konnte ein ſo ſchwacher Kopf den Vorſpiegelungen ſeiner Räthe widerſtehen, die ſeine Hülfsmittel und Kräfte eben ſo unmäßig übertrieben, als ſie die Macht des Feindes herunterſetzten? den Aufforderungen ſeiner Hofprediger, die ihm die Eingebungen ihres fanatiſchen Eifers als den Willen des Himmels verkündigten? Aſtrologiſche Träumereyen erfüllten ſeinen

Kopf mit ſchimäriſchen Hoffnungen; ſelbſt durch den unwiderſtehlichen Mund der Liebe beſtürmte ihn die Verführung. „Konnteſt du dich vermeſſen," ſagte die Churfürſtinn zu ihm, „die Hand einer Königstochter anzunehmen, und dir bangt vor einer Krone, die man „freywillig dir entgegenbringt? Ich will lieber Brot „eſſen an deiner königlichen Tafel, als an deinem churfürſtlichen Tiſche ſchwelgen."

Friedrich nahm die böhmiſche Krone. Mit beyſpielloſem Pompe geſchah zu Prag die königliche Krönung; die Nation ſtellte alle ihre Reichthümer aus, ihr eignes Werk zu ehren. Schleſien und Mähren, Nebenländer Böhmens, folgten dem Beyſpiele des Hauptſtaats, und huldigten. Die Reformation thronte in allen Kirchen des Königreichs, das Frohlocken war ohne Grenzen, die Freude an dem neuen König ging bis zur Anbetung. Dänemark und Schweden, Holland und Venedig, mehrere deutſche Staaten, erkannten ihn als rechtmäßigen König; und Friedrich ſchickte ſich nun an, ſeinen neuen Thron zu behaupten.

Auf den Fürſten Bethlen Gabor von Siebenbürgen war ſeine größte Hoffnung gerichtet. Dieſer furchtbare Feind Oeſterreichs und der katholiſchen Kirche, nicht zufrieden mit ſeinem Fürſtenthume, das er ſeinem rechtmäßigen Herrn, Gabriel Bathori, mit Hülfe der Türken entriſſen hatte, ergriff mit Begierde dieſe Gelegenheit, ſich auf Unkoſten der öſterreichiſchen Prinzen zu vergrößern, die ſich geweigert hatten, ihn als Herrn von Siebenbürgen anzuerkennen. Ein Angriff auf Ungarn und Oeſterreich war mit den böhmiſchen Rebellen verabredet, und vor der Hauptſtadt ſollten beyde Heere zuſammenſtoßen. Unterdeſſen verbarg Bethlen Gabor unter der Maske der Freundſchaft den wahren Zweck ſeiner Kriegsrüſtung, und verſprach voll Argliſt dem Kaiſer, durch eine verſtellte Hülfleiſtung die Böhmen in die Schlinge zu locken, und ihre Anführer ihm lebendig zu überliefern. Auf Einmal aber ſtand er als Feind in Ober-Ungarn; der Schrecken ging vor ihm her, hinter ihm die Verwüſtung; Alles unterwarf ſich; zu Preßburg empfing er die ungariſche Krone. Des Kaiſers Bruder, Statthalter in Wien, zitterte für die Hauptſtadt. Eilfertig rief er den General Boucquoi zu Hülfe; der Abzug der Kaiſerlichen zog die böhmiſche Armee zum zweyten Male vor Wien. Durch 12000 Siebenbürgen verſtärkt, und bald darauf mit dem ſiegreichen Heere Bethlen Gabors vereinigt, drohte ſie aufs Neue, dieſe Hauptſtadt zu überwältigen. Alles um Wien ward verwüſtet, die Donau geſperrt, alle Zufuhr abgeſchnitten, die Schrecken des Hungers ſtellten ſich ein. Ferdinand, den dieſe dringende Gefahr eiligſt in ſeine Hauptſtadt zurückgeführt hatte, ſah ſich zum zweyten Male am Rande des Verderbens. Mangel und rauhe Witterung zogen endlich die Böhmen nach Hauſe; ein Verluſt in Ungarn rief **Bethlen Gabor** zurück; zum zweyten Male hatte das Glück den Kaiſer gerettet.

In wenigen Wochen änderte ſich nun Alles, und durch ſeine ſtaatskluge Thätigkeit verbeſſerte **Ferdinand** ſeine Sache in eben dem Maße, als **Friedrich** die ſeinige durch Saumſeligkeit und ſchlechte Maßregeln herunterbrachte. Die Stände von Niederöſterreich wurden durch Beſtätigung ihrer Privilegien zur Huldigung gebracht, und die Wenigen, welche ausblieben, der beleidigten Majeſtät und des Hochverraths ſchuldig erklärt. So faſſte der Kaiſer in einem ſeiner Erblande wieder feſten Fuß, und zugleich wurde Alles in Bewegung geſetzt, ſich auswärtiger Hülfe zu verſichern. Schon bey der Kaiſerwahl zu Frankfurt war es ihm durch mündliche Vorſtellungen gelungen, die geiſtlichen Churfürſten, und zu München den Herzog **Maximilian von Bayern** für ſeine Sache zu gewinnen. Auf dem Antheile, den die Union und die **Ligue** an dem böhmiſchen Kriege nahmen, beruhte der ganze Ausſchlag dieſes Krieges, das Schickſal **Friedrichs** und des Kaiſers. Dem ganzen proteſtantiſchen Deutſchlande ſchien es wichtig zu ſeyn, den König von Böhmen zu unterſtützen; den Kaiſer nicht unterliegen zu laſſen, ſchien das Intereſſe der katholiſchen Religion zu erheiſchen. Siegten die Proteſtanten in Böhmen, ſo hatten alle katholiſchen Prinzen in Deutſchland für ihre Beſitzungen zu zittern; unterlagen ſie, ſo konnte der Kaiſer dem proteſtantiſchen Deutſchland Geſetze vorſchreiben. Ferdinand ſetzte alſo die Ligue, Friedrich die Union in Bewegung. Das Band der Verwandtſchaft und perſönliche Anhänglichkeit an den Kaiſer, ſeinen Schwager, mit dem er in Ingolſtadt aufgewachſen war, Eifer für die katholiſche Religion, die in der augenſcheinlichſten Gefahr zu ſchweben ſchien, die Eingebungen der Jeſuiten, verbunden mit den verdächtigen Bewegungen der Union, bewegen den Herzog von Bayern und alle Fürſten der Ligue, die Sache Ferdinands zu der ihrigen zu machen.

Nach einem, mit dem Letztern geſchloſſenen, Vertrage, welcher ihm den Erſatz aller Kriegsunkoſten und aller erleidenden Verluſte verſicherte, übernahm Maximilian mit uneingeſchränkter Gewalt das Kommando der liguiſtiſchen Truppen, welche dem Kaiſer gegen die böhmiſchen Rebellen zu Hülfe eilen ſollten. Die Häupter der Union, anſtatt dieſe gefährliche Vereinigung der Ligue mit dem Kaiſer zu hintertreiben, wendeten vielmehr Alles an, ſie zu beſchleunigen. Konnten ſie die katholiſche Ligue zu einem erklärten Antheile an dem böhmiſchen Kriege vermögen, ſo hatten ſie ſich von allen Mitgliedern und Alliirten der Union das Nämliche zu verſprechen. Ohne einen öffentlichen Schritt der Katholiſchen gegen die Union war keine Machtvereinigung unter den Proteſtanten zu hoffen. Sie erwählten alſo den bedenklichen Zeitpunkt der böhmiſchen Unruhen, eine

Abſtellung aller bisherigen Beſchwerden und eine vollkommene Religionsverſicherung von den Katholiſchen zu fordern. Dieſe Forderung, welche in einem drohenden Tone abgefaſſt war, richteten ſie an den Herzog von Bayern, als das Haupt der Katholiſchen, und drangen auf eine ſchnelle unbedingte Erklärung. Maximilian mochte ſich nun für oder wider ſie entſcheiden, ſo war ihre Abſicht erreicht: ſeine Nachgiebigkeit beraubte die katholiſche Partey ihres mächtigſten Beſchützers; ſeine Widerſetzung bewaffnete die ganze proteſtantiſche Partey, und machte den Krieg unvermeidlich, durch welchen ſie zu gewinnen hofften. Maximilian, durch ſo viele andere Beweggründe ohnehin auf die entgegengeſetzte Seite gezogen, nahm die Aufforderung der Union als eine förmliche Kriegserklärung auf, und die Rüſtung wurde beſchleunigt. Während, daß Bayern und die Ligue ſich für den Kaiſer bewaffneten, wurde auch mit dem ſpaniſchen Hofe wegen Subſidien unterhandelt. Alle Schwierigkeiten, welche die ſchläfrige Politik des Miniſteriums dieſem Geſuche entgegenſetzte, überwand der kaiſerliche Geſandte in Madrid, Graf von Khevenhüller, glücklich. Außer einem Geldvorſchuſſe von einer Million Gulden, welche man dieſem Hofe nach und nach zu entlocken wuſſte, ward noch zugleich ein Angriff auf die untere Pfalz, von den ſpaniſchen Niederlanden aus, beſchloſſen.

Indem man alle katholiſchen Mächte in das Bündniß zu ziehen ſuchte, arbeitete man zu gleicher Zeit dem Gegenbündniſſe der Proteſtantiſchen auf das Nachdrücklichſte entgegen. Es kam darauf an, dem Churfürſten von Sachſen und mehrern evangeliſchen Ständen die Beſorgniſſe zu benehmen, welche die Union ausgeſtreut hatte, daß die Rüſtung der Ligue darauf abgeſehen ſey, ihnen die ſekulariſirten Stifter wieder zu entreißen. Eine ſchriftliche Verſicherung des Gegentheils beruhigte den Churfürſten von Sachſen, den die Privateiferſucht gegen Pfalz, die Eingebungen ſeines Hofpredigers, der von Oeſterreich erkauft war, und der Verdruß, von den Böhmen, bey der Königswahl übergangen worden zu ſeyn, ohnehin ſchon auf Oeſterreichs Seite neigten. Nimmer konnte es der lutheriſche Fanatismus dem reformirten vergeben, daß ſo viele edle Länder, wie man ſich ausdrückte, dem Kalvinismus in den Rachen fliegen, und der römiſche Antichriſt nur dem helvetiſchen Platz machen ſollte.

Indem Ferdinand Alles that, ſeine mißlichen Umſtände zu verbeſſern, unterließ Friedrich nichts, ſeine gute Sache zu verſchlimmern. Durch ein anſtößiges enges Bündniß mit dem Fürſten von Siebenbürgen, dem offenbaren Alliirten der Pforte, ärgerte er die ſchwachen Gemüther, und das allgemeine Gerücht klagte ihn an, daß er auf Unkoſten der Chriſtenheit ſeine eigne Vergrößerung ſuche, daß er die Türken gegen Deutſchland bewaffnet habe. Sein unbeſonnener Eifer für die reformirte Religion brachte die Lutheraner in Böhmen, ſein Angriff auf die Bilder die Papiſten dieſes Königreichs gegen ihn auf. Neue drückende Auflagen entzogen ihm die Liebe des Volks. Die fehlgeſchlagene Erwartung der böhmiſchen Großen erkältete ihren Eifer, das Ausbleiben fremden Beyſtandes ſtimmte ihre Zuverſicht herab. Anſtatt ſich mit unermüdetem Eifer der Reichsverwaltung zu widmen, verſchwendete Friedrich ſeine Zeit in Ergetzlichkeiten; anſtatt durch eine weiſe Sparſamkeit ſeinen Schatz zu vergrößern, zerſtreute er in unnützem theatraliſchen Prunke und übel angewandter Freygebigkeit die Einkünfte ſeiner Länder. Mit ſorgloſem Leichtſinne beſpiegelte er ſich in ſeiner neuen Würde, und über dem unzeitigen Beſtreben, ſeiner Krone froh zu werden, vergaß er die dringendere Sorge, ſie auf ſeinem Haupte zu befeſtigen.

So ſehr man ſich in ihm geirrt hatte, ſo unglücklich hatte ſich Friedrich in ſeinen Erwartungen von auswärtigem Beyſtande verrechnet. Die meiſten Mitglieder der Union trennten die böhmiſchen Angelegenheiten von dem Zwecke ihres Bundes; andere ihm ergebene Reichsſtände feſſelte blinde Furcht vor dem Kaiſer. Churſachſen und Heſſendarmſtadt hatte Ferdinand für ſich gewonnen; Niederöſterreich, von wo aus man eine nachdrückliche Diverſion erwartete, hatte dem Kaiſer gehuldigt, Bethlen Gabor einen Waffenſtillſtand mit ihm geſchloſſen. Dänemark wuſſte der Wiener Hof durch Geſandtſchaften einzuſchläfern, Schweden durch einen Krieg mit Polen zu beſchäftigen. Die Republik Holland hatte Mühe, ſich der ſpaniſchen Waffen zu erwehren; Venedig und Savoyen blieben unthätig; König Jakob von England wurde von der ſpaniſchen Argliſt betrogen. Ein Freund nach dem andern zog ſich zurück, eine Hoffnung nach der andern verſchwand — So ſchnell hatte ſich Alles in wenigen Monaten verändert!

Indeſſen verſammelten die Häupter der Union eine Kriegsmacht; der Kaiſer und die Ligue thaten ein Gleiches. Die Macht der letztern ſtand unter Maximilians Fahnen bey Donauwerth verſammelt; die Macht der Unirten bey Ulm, unter dem Markgrafen von Anſpach. Der entſcheidende Augenblick ſchien endlich herbeygekommen zu ſeyn, der dieſe lange Zwiſtigkeit durch einen Hauptſtreich endigen, und das Verhältniß beyder Kirchen in Deutſchland unwiderruflich beſtimmen ſollte. Aengſtlich war auf beyden Seiten die Erwartung geſpannt. Wie ſehr aber erſtaunte man, als auf Einmal die Bothſchaft des Friedens kam, und beyde Armeen ohne Schwertſchlag auseinandergiengen!

Frankreichs Dazwiſchenkunft hatte dieſen Frieden bewirkt, welchen beyde Theile mit gleicher Bereitwilligkeit umfaßten. Das franzöſiſche Miniſterium, durch keinen Heinrich den Großen mehr geleitet, deſſen Staatsmaxime vielleicht auch auf die damalige Lage des Königreichs nicht mehr anzuwenden war, fürchtete jetzt das Wachsthum des öſterreichiſchen Hauſes viel weniger, als die Machtvergrößerung der Kalviniſten, wenn ſich das Pfälziſche Haus auf dem böhmiſchen Throne behaupten ſollte. Mit ſeinen eignen Kalviniſten eben damals in einen gefährlichen Streit verwickelt, hatte es keine dringendere Angelegenheit, als die proteſtantiſche Faction in Böhmen ſo ſchnell als möglich unterdrückt zu ſehen, ehe die Faction der Hugenotten in Frankreich ſich ein gefährliches Muſter daran nähme. Um alſo dem Kaiſer gegen die Böhmen geſchwind freye Hände zu machen, ſtellte es ſich zwiſchen der Union und Ligue als Mittelsperſon dar, und verglich jenen unerwarteten Frieden, deſſen wichtigſter Artikel war, „daß die Union ſich jedes Antheils an den böhmiſchen Händeln begeben, und den Beyſtand, welchen ſie Friedrich dem Fünften leiſten würde, nicht über die Pfälziſchen Länder deſſelben erſtrecken ſollte.“ Maximilians Entſchloſſenheit, und die Furcht, zwiſchen den ligiſtiſchen Truppen und einem neuen kaiſerlichen Heere, welches aus den Niederlanden im Anmarſch war, ins Gedränge zu gerathen, bewog die Union zu dieſem ſchimpflichen Frieden.

Die ganze Macht Bayerns und der Ligue ſtand jetzt dem Kaiſer gegen die Böhmen zu Gebote, welche der Ulmiſche Vergleich ihrem Schickſale überließ. Schneller, als das Gerücht den Vorgang zu Ulm dort verbreiten konnte, erſchien Maximilian in Oberöſterreich, wo die beſtürzten Stände, auf keinen Feind gefaſſt, die Gnade des Kaiſers mit einer ſchnellen und unbedingten Huldigung erkauften. In Niederöſterreich zog der Herzog die niederländiſchen Truppen des Grafen von Boucquoi an ſich, und dieſe kaiſerlichbayeriſche Armee, nach ihrer Vereinigung zu funfzigtauſend Mann angewachſen, drang ohne Zeitverluſt in das böhmiſche Gebiet. Alle böhmiſchen Geſchwader, welche in Niederöſterreich und Mähren zerſtreut waren, trieb ſie fliehend vor ſich her; alle Städte, welche es wagten, Widerſtand zu thun, wurden mit ſtürmender Hand erobert; andere, durch das Gerücht ihrer Züchtigung erſchreckt, öffneten freywillig ihre Thore; nichts hinderte den reißenden Lauf Maximilians. Weichend zog ſich die böhmiſche Armee, welche der tapfere Fürſt Chriſtian von Anhalt kommandirte, in die Nachbarſchaft von Prag, wo ihr Maximilian an den Mauern dieſer Hauptſtadt ein Treffen lieferte.

Die ſchlechte Verfaſſung, in welcher er die Armee der Rebellen zu überraſchen hoffte, rechtfertigte dieſe Schnelligkeit des Herzogs, und verſicherte ihm den Sieg. Nicht 30,000 Mann hatte Friedrich beyſammen; 8000 hatte der Fürſt von Anhalt ihm zugeführt, 10,000 Ungarn ließ Bethlen Gabor zu ſeinen Fahnen ſtoßen. Ein Einfall des Churfürſten von Sachſen in die Lauſitz hatte ihm alle Hülfe abgeſchnitten, welche er von dieſem Lande und von Schleſien her erwartete, die Beruhigung Oeſterreichs alle, welche er ſich von dorther verſprach. Bethlen Gabor, ſein wichtigſter Bundesgenoſſe, verhielt ſich ruhig; die Union hatte ihn an den Kaiſer verrathen. Nichts blieb ihm übrig, als ſeine Böhmen, und dieſen fehlte es an gutem Willen, Eintracht und Muth. Die böhmiſchen Magnaten ſahen ſich mit Verdruß gegen deutſche Generale zurückgeſetzt, Graf Mannsfeld blieb, von dem böhmiſchen Hauptlager getrennt, in Pilſen zurück, um nicht unter Anhalt und Hohenlohe zu dienen. Dem Soldaten, welchem auch das Nothwendigſte fehlte, entfiel aller freudige Muth, und die ſchlechte Mannszucht unter dem Heere gab dem Landmanne Urſache zu den bitterſten Klagen. Umſonſt zeigte ſich Friedrich in dem Lager, den Muth der Soldaten durch ſeine Gegenwart, die Nacheiferung des Adels durch ſein Beyſpiel zu ermuntern.

Auf dem weißen Berge, unweit Prag, fingen die Böhmen an, ſich zu verſchanzen, als von der vereinigten kaiſerlichbayriſchen Armee (am 8ten November 1620) der Angriff geſchah. Am Anfange des Trefſens wurden einige Vortheile von der Reiterey des Prinzen von Anhalt erfochten; aber die Uebermacht des Feindes vernichtete ſie bald. Unwiderſtehlich drangen die Bayern und Wallonen vor, und die ungariſche Reiterey war die erſte, welche den Rücken wandte. Das böhmiſche Fußvolk folgte bald ihrem Beyſpiele, und in der allgemeinen Flucht wurden endlich auch die Deutſchen mit fortgeriſſen. Zehn Kanonen, welche die ganze Artillerie Friedrichs ausmachten, fielen in Feindes Hände. Viertauſend Böhmen blieben auf der Flucht und im Treffen; kaum etliche Hundert von den Kaiſerlichen und Ligiſten. In weniger als einer Stunde war dieſer entſcheidende Sieg erfochten.

Friedrich ſaß zu Prag bey der Mittagstafel, als ſeine Armee an den Mauern ſich für ihn niederſchießen ließ. Vermuthlich hatte er an dieſem Tage noch keinen Angriff erwartet, weil er eben heute ein Gaſtmahl beſtellte. Ein Eilbothe zog ihn endlich vom Tiſche, und von dem Walle herab zeigte ſich ihm die ganze ſchreckliche Scene. Um einen überlegten Entſchluß zu faſſen, erbat er ſich einen Stillſtand von 24 Stunden; achte waren Alles, was der Herzog ihm bewilligte. Friedrich benutzte ſie, ſich mit ſeiner Gemahlinn und den Vornehmſten der Armee des Nachts aus der Hauptſtadt zu flüchten. Die Flucht geſchah mit ſolcher Eilfertigkeit, daß der Fürſt von Anhalt ſeine geheimſten Papiere, und Friedrich ſeine Krone zurückließ. „Ich weiß nun, wer ich bin,“ ſagte dieſer unglückliche Fürſt zu denen, welche ihm Troſt zuſprachen. „Es gibt Tugenden, welche nur das Unglück uns lehren kann, und nur in der Widerwärtigkeit erfahren wir Fürſten, wer wir ſind.“

Prag war noch nicht ohne Rettung verloren, als Friedrichs Kleinmuth es aufgab. Mannsfelds fliegendes Kommando ſtand noch in Pilſen, und hatte die Schlacht nicht geſehen. Bethlen Gabor konnte jeden Augenblick ſich feindſelig erklären, und die Macht des Kaiſers nach der ungariſchen Grenze abrufen. Die geſchlagenen Böhmen konnten ſich erholen, Krankheit, Hunger und rauhe Witterung den Feind aufreiben — alle dieſe Hoffnungen verſchwanden vor der gegenwärtigen Furcht. Friedrich fürchtete den Unbeſtand der Böhmen, welche leicht der Verſuchung unterliegen konnten, mit Auslieferung ſeiner Perſon die Verzeihung des Kaiſers zu erkaufen.

Thurn und die in gleicher Verdammniß mit ihm waren, fanden es eben ſo wenig rathſam, in den Mauern von Prag ihr Schickſal zu erwarten. Sie entwichen nach Mähren, um bald darauf ihre Rettung in Siebenbürgen zu ſuchen. Friedrich entfloh nach Breslau, wo er aber nur kurze Zeit verweilte, um an dem Hofe des Churfürſten von Brandenburg, und endlich in Holland eine Zuflucht zu finden.

Das Treffen bey Prag hatte das ganze Schickſal

Böhmens entſchieden. Prag ergab ſich gleich den andern Tag an den Sieger; die übrigen Städte folgten dem Beyſpiele der Hauptſtadt. Die Stände huldigten ohne Bedingung; das Nämliche thaten die Schleſier und Mährer. Drey Monate ließ der Kaiſer verſtreichen, ehe er eine Unterſuchung über das Vergangene anſtellte. Viele von denen, welche im erſten Schrecken flüchtig geworden, zeigten ſich, voll Vertrauen auf dieſe ſcheinbare Mäßigung, wieder in der Hauptſtadt. Aber an Einem Tage und zu derſelben Stunde brach das Ungewitter aus. Achtundvierzig der thätigſten Beförderer des Aufſtandes wurden gefangen genommen und vor eine außerordentliche Kommiſſion gezogen, die aus gebornen Böhmen und Oeſterreichern niedergeſetzt war. Siebenundzwanzig von ihnen ſtarben auf dem Blutgerüſte; von dem gemeinen Volke eine unzählige Menge. Die Abweſenden wurden vorgeladen, zu erſcheinen, und da keiner ſich meldete, als Hochverräther und Beleidiger der katholiſchen Majeſtät zum Tode verurtheilt, ihre Güter confiſcirt, ihre Namen an den Galgen geſchlagen. Auch die Güter ſchon verſtorbener Rebellen zog man ein. Dieſe Tyranney war zu ertragen, weil ſie nur einzelne Privatperſonen traf, und der Raub des Einen den Andern bereicherte; deſto ſchmerzhafter aber war der Druck, der ohne Unterſchied über das ganze Königreich erging. Alle proteſtantiſche Prediger wurden des Landes verwieſen; die Böhmiſchen ſogleich, etwas ſpäter die Deutſchen. Den Majeſtätsbrief durchſchnitt Ferdinand mit eigner Hand, und verbrannte das Siegel. Sieben Jahre nach der Prager Schlacht war alle Religionsduldung gegen die Proteſtanten in dem Königreiche aufgehoben. Die Gewaltthätigkeiten, welche ſich der Kaiſer gegen die Religionsprivilegien der Böhmen erlaubte, unterſagte er ſich gegen ihre politiſche Konſtitution, und indem er ihnen die Freyheit des Denkens nahm, ließ er ihnen großmüthig noch das Recht, ſich ſelbſt zu taxiren.

Der Sieg auf dem weißen Berge ſetzte Ferdinanden in den Beſitz aller ſeiner Staaten; ja, er gab ſie ihm ſogar mit einer größern Gewalt zurück, als ſein Vorgänger darin beſeſſen hatte, weil die Huldigung ohne Bedingung geleiſtet wurde, und kein Majeſtätsbrief ſeine landesherrliche Hoheit mehr beſchränkte. Das Ziel aller ſeiner gerechten Wünſche war alſo erfüllt, und über alle ſeine Erwartungen.

Jetzt konnte er ſeine Bundesgenoſſen entlaſſen, und ſeine Armeen zurückrufen. Der Krieg war geendigt, wenn er auch nichts als gerecht war; wenn er großmüthig und gerecht war, ſo wars auch die Strafe. Das ganze Schickſal Deutſchlands lag jetzt in ſeiner Hand, und vieler Millionen Glück und Elend beruhte auf dem Entſchluſſe, den er faſſte. Nie lag eine ſo große Entſcheidung in Eines Menſchen Hand; nie ſtiftete Eines Menſchen Verblendung ſo viel Verderben.

Zweytes Buch.

Der Entſchluß, welchen Ferdinand jetzt faſſte, gab dem Kriege eine ganz andere Richtung, einen andern Schauplatz und andere Spieler. Aus einer Rebellion in Böhmen und einem Exekutionszuge gegen Rebellen ward ein deutſcher und bald ein europäiſcher Krieg. Jetzt alſo iſt es Zeit, einen Blick auf Deutſchland und das übrige Europa zu werfen.

So ungleich der Grund und Boden des deutſchen Reichs und die Vorrechte ſeiner Glieder unter Katholiken und Proteſtanten vertheilt waren, ſo durfte jede Partey nur ihre eigenthümlichen Vortheile nutzen, nur in ſtaatskluger Eintracht zuſammenhalten, um ihrer Gegenpartey gewachſen zu bleiben. Wenn die katholiſche die überlegene Zahl für ſich hatte, und von der Reichskonſtitution mehr begünſtigt war, ſo beſaß die proteſtantiſche eine zuſammenhängende Strecke volkreicher Länder, ſtreitbare Fürſten, einen kriegeriſchen Adel, zahlreiche Armeen, wohlhabende Reichsſtädte, die Herrſchaft des Meers, und auf den ſchlimmſten Fall einen zuverläſſigen Anhang in den Ländern katholiſcher Fürſten. Wenn die katholiſche Spanien und Italien zu ihrem Beyſtande bewaffnen konnte, ſo öffneten die Republiken Venedig, Holland und England der proteſtantiſchen ihre Schätze, ſo fand ſie die Staaten des Nordens und die furchtbare türkiſche Macht zu ſchneller Hülfe bereit. Brandenburg, Sachſen und Pfalz ſetzten den drey geiſtlichen Stimmen im Churfürſtenrathe drey bedeutende proteſtantiſche Stimmen entgegen, und für den Churfürſten von Böhmen, wie für den Erzherzog von Oeſterreich, war die Kaiſerwürde eine Feſſel, wenn die proteſtantiſchen Reichsſtände ihre Wichtigkeit zu benutzen verſtanden. Das Schwert der Union konnte das Schwert der Ligue in der Scheide halten, oder doch den Ausſchlag des Kriegs, wenn es wirklich dazu kam, zweifelhaft machen. Aber Privatverhältniſſe zerriſſen leider! das allgemeine politiſche Band, welches die proteſtantiſchen Reichsglieder zuſammenhalten ſollte. Der große Zeitpunkt fand nur mittelmäßige Geiſter auf der Bühne, und unbenutzt blieb der entſcheidende Moment, weil es den Muthigen an Macht, den Mächtigen an Einſicht, Muth und Entſchloſſenheit fehlte.

Das Verdienſt ſeines Ahnherrn Moritz, der Umfang ſeiner Länder, und das Gewicht ſeiner Stimme, ſtellten den Churfürſten von Sachſen an die Spitze des proteſtantiſchen Deutſchlands. Von dem Entſchluſſe, den dieſer Prinz faſſte, hing es ab, welche von beyden ſtreitenden Parteyen den Sieg behalten ſollte; auch war Johann Georg nicht unempfindlich gegen die Vortheile, welche ihm dieſes wichtige Verhältniß verſchaffte. Eine gleich bedeutende Eroberung für den Kaiſer und für den proteſtantiſchen Bund, vermied er ſorgfältig, ſich an einen von beyden ganz zu verſchenken, und durch eine unwiderrufliche Erklärung ſich entweder der Dankbarkeit des Kaiſers anzuvertrauen, oder die Vortheile aufzugeben, welche von der Furcht dieſes Fürſten zu gewinnen waren. Unangeſteckt von dem Schwindel ritterlicher oder religiöſer Begeiſterung, welcher einen Souverain nach dem andern dahinriß, Krone und Leben an das Glücksſpiel des Kriegs zu wagen, ſtrebte Johann Georg dem ſolidern Ruhme nach, das Seinige zu Rath zu halten und zu verbeſſern. Wenn ſeine Zeitgenoſſen ihn anklagten, daß er mitten im Sturme die proteſtantiſche Sache verlaſſen; daß er der Vergrößerung ſeines Hauſes die Errettung des Vaterlands nachgeſetzt; daß er die ganze evangeliſche Kirche in Deutſchland dem Untergange bloßgeſtellt habe, um nur für die reformirte den Arm nicht zu erheben; wenn ſie ihn anklagten, daß er der gemeinen Sache, als ein unzuverläſſiger Freund nicht viel weniger geſchadet habe, als ihre erklärteſten Feinde: ſo war es die Schuld dieſer Fürſten, welche ſich Johann Georgs weiſe Politik nicht zum Muſter nahmen. Wenn, dieſer weiſen Politik ungeachtet, der ſächſiſche Landmann, wie jeder andere, über die Gräuel der kaiſerlichen Durchzüge ſeufzte; wenn ganz Deutſchland Zeuge war, wie Ferdinand ſeinen Bundsgenoſſen täuſchte, und ſeiner Verſprechungen ſpottete — wenn Johann Georg dieſes endlich ſelbſt zu bemerken glaubte — deſto mehr Schande für den Kaiſer, der ein ſo redliches Vertrauen ſo grauſam hinterging!

Wenn übertriebenes Vertrauen auf Oeſterreich, und Hoffnung, ſeine Länder zu vermehren, dem Churfürſten von Sachſen die Hände banden, ſo hielten Furcht vor Oeſterreich, und Angſt, ſeine Länder zu verlieren, den ſchwachen Georg Wilhelm von Brandenburg in weit ſchimpflichern Feſſeln. Was man dieſen beyden Fürſten zum Vorwurf machte, hätte dem Churfürſten von der Pfalz ſeinen Ruhm und ſeine Länder gerettet. Raſches Vertrauen auf ungeprüfte Kräfte, der Einfluß franzöſiſcher Rathſchläge, und der verführeriſche Glanz einer Krone hatten dieſen unglücklichen Fürſten zu einem Wageſtücke hingeriſſen, dem weder ſein Genie noch ſeine politiſche Verfaſſung gewachſen war. Durch Zertheilung ſeiner Lande und die ſchlechte Harmonie ſeiner Beherrſcher wurde die Macht des pfälziſchen Hauſes geſchwächt, welche, in einer einzigen Hand verſammelt, den Ausſchlag des Kriegs noch lange Zeit hätte zweifelhaft machen können.

Eben dieſe Zerſtückelung der Lande entkräftete auch das Fürſtenhaus Heſſen, und die Verſchiedenheit der

Religion unterhielt zwiſchen Darmſtadt und Kaſſel eine verderbliche Trennung. Die Linie Darmſtadt, der Augsburgiſchen Konfeſſion zugethan, hatte ſich unter die Flügel des Kaiſers geflüchtet, der ſie auf Unkoſten der reformirten Linie Kaſſel begünſtigte. Während daß ſeine Religionsverwandten für Glauben und Freyheit ihr Blut verſpritzten, zog Landgraf Georg von Darmſtadt Sold von dem Kaiſer. Aber ganz ſeines Ahnherrn werth, der hundert Jahre früher unternommen hatte, Deutſchlands Freyheit gegen den furchtbarn Karl zu vertheidigen, erwählte Wilhelm von Kaſſel die Partey der Gefahr und der Ehre. Ueber den Kleinmuth erhaben, der ungleich mächtigere Fürſten unter Ferdinands Allgewalt beugte, war Landgraf Wilhelm der Erſte, der ſeinen Heldenarm freywillig dem ſchwediſchen Helden brachte, und Deutſchlands Fürſten ein Beyſpiel gab, mit welchem keiner den Anfang machen wollte. So viel Muth ſein Entſchluß verrieth, ſo viel Standhaftigkeit zeigte ſeine Beharrung, ſo viel Tapferkeit ſeine Thaten. Mit kühner Entſchloſſenheit ſtellte er ſich vor ſein blutendes Land, und empfing einen Feind mit Spott, deſſen Hände noch von dem Mordbrande zu Magdeburg rauchten.

Landgraf Wilhelm iſt es werth, neben dem heldenreichen Stamme der Erneſtinen zur Unſterblichkeit zu gehen. Langſam erſchien dir der Tag der Rache, unglücklicher Johann Friedrich, edler, unvergeßlicher Fürſt! Langſam, aber glorreich ging er auf. Deine Zeiten kamen wieder, und auf deine Enkel ſtieg dein Heldengeiſt herab. Ein tapfres Geſchlecht von Fürſten geht hervor aus Thüringens Wäldern, durch unſterbliche Thaten das Urtheil zu beſchämen, das den Churhut von deinem Haupte ſtieß, durch aufgehäufte blutige Todtenopfer deinen zürnenden Schatten zu verſöhnen. Deine Länder konnte der Spruch des Siegers ihnen rauben; aber nicht die patriotiſche Tugend, wodurch du ſie verwirkteſt, nicht den ritterlichen Muth, der, ein Jahrhundert ſpäter, den Thron ſeines Enkels wanken machen wird. Deine und Deutſchlands Rache ſchliff ihnen gegen Habsburgs Geſchlecht einen heiligen Degen, und von einer Heldenhand zur andern erbt ſich der unbeſiegte Stahl. Als Männer vollführen ſie, was ſie als Herrſcher nicht vermögen, und ſterben einen glorreichen Tod — als die tapferſten Soldaten der Freyheit. Zu ſchwach an Ländern, um mit eignen Heeren ihren Feind anzufallen, richten ſie fremde Donner gegen ihn, und führen fremde Fahnen zum Siege.

Deutſchlands Freyheit, aufgegeben von den mächtigen Ständen, auf welche doch allein ihre Wohlthat zurückfloß, wurde von einer kleinen Anzahl Prinzen vertheidigt, für welche ſie kaum einen Werth beſaß. Der Beſitz von Ländern und Würden ertödtete den Muth; Mangel an beyden machte Helden. Wenn Sachſen, Brandenburg u. a. m. ſich ſchüchtern zurückzogen, ſo ſah man die Anhalt, die Mannsfeld, die Prinzen von Weimar u. a. ihr Blut in mörderiſchen Schlachten verſchwenden. Die Herzoge von Pommern, von Mecklenburg, von Lüneburg, von Wirtemberg, die Reichsſtädte in Oberdeutſchland, denen das Reichsoberhaupt von jeher ein gefürchteter Name war, entzogen ſich furchtſam dem Kampfe mit dem Kaiſer, und beugten ſich murrend unter ſeine zermalmende Hand.

Oeſterreich und das katholiſche Deutſchland hatten an dem Herzoge Maximilian von Bayern einen eben ſo mächtigen als ſtaatsklugen und tapfern Beſchützer. Im ganzen Laufe dieſes Krieges einem einzigen überlegten Plane getreu, nie ungewiß zwiſchen ſeinem Staatsvortheile und ſeiner Religion, nie Sklave Oeſterreichs, das für ſeine Größe arbeitete und vor ſeinem rettenden Arme zitterte, hätte Maximilian es verdient, die Würden und Länder, welche ihn belohnten, von einer beſſern Hand, als der Willkür, zu empfangen. Die übrigen katholiſchen Stände, größten Theils geiſtliche Fürſten, zu unkriegeriſch, um den Schwärmen zu widerſtehen, die der Wohlſtand ihrer Länder anlockte, wurden nach einander Opfer des Kriegs, und begnügten ſich, im Kabinet und auf ihren Kanzeln einen Feind zu verfolgen, vor welchem ſie ſich im Felde nicht zu ſtellen wagten. Alle, entweder Sklaven Oeſterreichs oder Bayerns, wichen neben Maximilian in Schatten zurück; erſt in den Händen dieſes Fürſten wurde ihre verſammelte Macht von Bedeutung.

Die furchtbare Monarchie, welche Karl der Fünfte und ſein Sohn aus den Niederlanden, aus Mailand und beyden Sicilien, aus den weitläufigen Oſt- und Weſtindiſchen Ländern unnatürlich zuſammenzwangen, neigte ſich ſchon unter Philipp dem Dritten und Vierten zu ihrem Falle. Von unfruchtbarem Golde zu einer ſchnellen Größe gebläht, ſah man dieſe Monarchie an einer langſamen Zehrung ſchwinden, weil ihr die Milch der Staaten, der Feldbau, entzogen wurde. Die Weſtindiſchen Eroberungen hatten Spanien in Armuth geſtürzt, um alle Märkte Europens zu bereichern, und Wechsler zu Antwerpen, Venedig und Genua wucherten längſt mit dem Golde, das noch in den Schachten von Peru ſchlief. Indiens wegen hatte man die ſpaniſchen Länder entvölkert, Indiens Schätze an die Wiedereroberung Hollands, an das ſchimäriſche Projekt, die franzöſiſche Thronfolge umzuſtoßen, an einen verunglückten Angriff auf England verſchwendet. Aber der Stolz dieſes Hofes hatte den Zeitpunkt ſeiner Größe, der Haß ſeiner Feinde ſeine Furchtbarkeit überlebt, und der Schrecken ſchien noch um die verlaſſene Höhle des Löwen zu ſchweben. Das Mißtrauen der Proteſtanten lieh dem Miniſterium Philipps des Dritten die gefährliche Staatskunſt ſeines Vaters, und bey den deutſchen Katholiken beſtand noch immer das Vertrauen auf ſpaniſche Hülfe, wie der Wunderglaube an die Knochen der Märtyrer. Aeußerliches Gepränge verbarg die Wunden, an denen dieſe Monarchie ſich verblutete, und die Meinung von ihren Kräften blieb, weil ſie den hohen Ton ihrer goldnen Tage fortführte. Sklaven zu Hauſe und Fremdlinge auf ihrem eignen Throne, gaben die ſpaniſchen Schattenkönige ihren deutſchen Verwandten Geſetze; und es iſt erlaubt, zu zweifeln, ob der Beyſtand, den ſie leiſteten, der ſchimpflichen Abhängigkeit werth war, womit die deutſchen Kaiſer denſelben erkaufen muſſten. Hinter den Pyrenäen wurde von unwiſſenden Mönchen und ränkevollen Günſtlingen Europens Schickſal geſponnen. Aber auch in ihrem tiefſten Verfalle muſſte eine Macht furchtbar bleiben, die den erſten an Umfang nicht wich, die, wo nicht aus ſtandhafter Politik, doch aus Gewohnheit demſelben Staatsſyſtem unverändert getreu blieb, die geübte Armeen und treffliche Generale beſaß, die, wo der Krieg nicht zureichte, zu dem Dolche der Banditen griff, und ihre öffentlichen Geſandten als Mordbrenner zu gebrauchen wuſſte. Was ſie gegen drey Weltgegenden einbüßte, ſuchte ſie gegen Oſten wieder zu gewinnen, und Europa lag in ihrer Schlinge, wenn ihr der lange vorbereitete Anſchlag gelang, zwiſchen den Alpen und dem Adriatiſchen Meere mit den Erblanden Oeſterreichs zuſammenzufließen.

Zu großer Beunruhigung der dortigen Staaten hatte ſich dieſe beſchwerliche Macht in Italien eingedrungen, wo ihr fortgeſetztes Streben nach Vergrößerung alle benachbarten Souverains für ihre Beſitzungen zittern machte. In der gefährlichſten Lage befand ſich der Papſt, den die ſpaniſchen Vicekönige zwiſchen Neapel und Mailand in die Mitte nahmen. Die Republik Venedig ſah ſich zwiſchen dem öſterreichiſchen Tyrol und dem ſpaniſchen Mailand gepreſſt; Savoyen kam zwiſchen eben dieſem Lande und Frankreich ins Gedränge. Daher die wandelbare und zweydeutige Politik, welche ſeit Karls des Fünften Tagen von den Staaten Italiens beobachtet wurde. Die doppelte Perſon, welche die Päpſte vorſtellten, erhielt ſie ſchwankend zwiſchen zwey ganz widerſprechenden Staatsſyſtemen. Wenn der Nachfolger Petri in den ſpaniſchen Prinzen ſeine folgſamſten Söhne, die ſtandhafteſten Vertheidiger ſeines Stuhls verehrte, ſo hatte der Fürſt des Kirchenſtaats in eben dieſen Prinzen ſeine ſchlimmſten Nachbarn, ſeine gefährlichſten Gegner zu fürchten. Wenn dem Erſtern keine Angelegenheit näher ging, als die Proteſtanten vertilgt und die öſterreichiſchen Waffen ſiegreich zu ſehen; ſo hatte der Letztere Urſache, die Waffen der Proteſtanten zu ſegnen, die ſeinen Nachbar außer Stand ſetzten, ihm gefährlich zu werden. Das Eine oder das Andere behielt die Oberhand, je nachdem die Päpſte mehr um ihre weltliche Macht, oder um ihre geiſtliche Herrſchaft bekümmert waren; im Ganzen aber richtete ſich die römiſche Staatskunſt nach der dringendern Gefahr — und es iſt bekannt, wie viel mächtiger die Furcht, ein gegenwärtiges Gut zu verlieren, das Gemüth zu beſtimmen pflegt, als die Begierde, ein längſt verlornes wieder zu gewinnen. So wird es begreiflich, wie ſich der Statthalter Chriſti mit dem öſterreichiſchen Hauſe zum Untergange der Ketzer, und wie ſich eben dieſer Statthalter Chriſti mit eben dieſen Ketzern zum Untergange des öſterreichiſchen Hauſes verſchwören konnte. Bewundernswürdig verflochten iſt der Faden der Weltgeſchichte! Was möchte wol aus der Reformation — was aus der Freyheit der deutſchen Fürſten geworden ſeyn, wenn der Biſchof zu Rom und der Fürſt zu Rom beſtändig Ein Intereſſe gehabt hätten?

Frankreich hatte mit ſeinem vortrefflichen Heinrich ſeine ganze Größe und ſein ganzes Gewicht auf der politiſchen Wage Europens verloren. Eine ſtürmiſche Minderjährigkeit zernichtete alle Wohlthaten der vorhergehenden kraftvollen Regierung. Unfähige Miniſter, Geſchöpfe der Gunſt und Intrigue, zerſtreuten in wenigen Jahren die Schätze, welche Süllys Oekonomie und Heinrichs Sparſamkeit aufgehäuft hatten. Kaum vermögend, ihre erſchlichene Gewalt gegen innere Faktionen zu behaupten, muſſten ſie es aufgeben, das große Steuer Europens zu lenken. Der nämliche Bürgerkrieg, welcher Deutſchland gegen Deutſchland bewaffnete, brachte auch Frankreich gegen Frankreich in Aufruhr, und Ludwig der Dreyzehnte tritt ſeine Volljährigkeit nur an, um ſeine eigne Mutter und ſeine proteſtantiſchen Unterthanen zu bekriegen. Dieſe, durch Heinrichs erleuchtete Politik in Feſſeln gehalten, greifen jetzt, durch die Gelegenheit aufgeweckt, und von einigen unternehmenden Führern ermuntert, zum Gewehr, ziehen ſich im Staat zu einem eignen Staat zuſammen, und beſtimmen die feſte und mächtige Stadt Rochelle zum Mittelpunkte ihres werdenden Reichs. Zu wenig Staatsmann, um durch eine weiſe Toleranz dieſen Bürgerkrieg in der Geburt zu erſticken, und doch viel zu wenig Herr über die Kräfte ſeines Staats, um ihn mit Nachdruck zu führen, ſieht ſich Ludwig der Dreyzehnte bald zu dem erniedrigenden Schritte gebracht, die Unterwerfung der Rebellen durch große Geldſummen zu erkaufen. So ſehr ihm auch die Staatsklugheit rathen mochte, die Rebellen in Böhmen gegen Oeſterreich zu unterſtützen, ſo unthätig muſſte Heinrichs des Vierten Sohn für jetzt noch ihrem Untergange zuſehen, glücklich genug, wenn ſich die Kalviniſten in ſeinem Reiche ihrer Glaubensgenoſſen jenſeits des Rheins nicht zur Unzeit erinnerten. Ein großer Geiſt am Ruder des Staats würde die Proteſtanten in Frankreich zum Gehorſam gebracht, und ihren Brüdern in Deutſchland die Freyheit erfochten haben; aber Heinrich der Vierte war nicht mehr, und erſt Richelieu ſollte ſeine Staatskunſt wieder hervorrufen.

Indem Frankreich von der Höhe ſeines Ruhms wieder herunterſank, vollendete das freygewordene Holland den Bau ſeiner Größe. Noch war der begeiſterte Muth nicht verraucht, der, von dem Geſchlecht der Oranier entzündet, dieſe kaufmänniſche Nation in ein Heldenvolk verwandelt, und ſie fähig gemacht hatte, ihre Unabhängigkeit in einem mörderiſchen Kriege gegen das ſpaniſche Haus zu behaupten. Eingedenk, wie viel ſie ſelbſt bey ihrer Befreyung fremdem Beyſtande ſchuldig waren, brannten dieſe Republikaner von Begierde, ihren deutſchen Brüdern zu einem ähnlichen Schickſale zu verhelfen, und dies um ſo mehr, da beyde gegen den nämlichen Feind ſtritten, und Deutſchlands Freyheit der Freyheit Hollands zur beſten Bruſtwehr diente. Aber eine Republik, die noch um ihr eignes Daſeyn kämpfte, die mit den bewundernswürdigſten Anſtrengungen einem überlegenen Feinde in ihrem eignen Gebiete kaum gewachſen blieb, durfte ihre Kräfte der nothwendigen Selbſtvertheidigung nicht entziehen, um ſie mit großmüthiger Politik für fremde Staaten zu verſchwenden.

Auch England, obgleich unterdeſſen durch Schottland vergrößert, hatte unter ſeinem ſchwachen Jakob in Europa das Gewicht nicht mehr, welches ihm der Herrſchergeiſt ſeiner Eliſabeth zu verſchaffen gewuſſt hatte. Ueberzeugt, daß die Wohlfahrt ihrer Inſel an der Sicherheit der Proteſtanten befeſtigt ſey, hatte ſich dieſe ſtaatskluge Königinn nie von dem Grundſatze entfernt, jede Unternehmung zu befördern, die auf Verringerung der öſterreichiſchen Macht abzielte. Ihrem Nachfolger fehlte es ſowol an Geiſt, dieſen Grundſatz zu faſſen, als an Macht, ihn in Ausübung zu bringen. Wenn die ſparſame Eliſabeth ihre Schätze nicht ſchonte, um den Niederlanden gegen Spanien, Heinrich dem Vierten gegen die Wuth der Ligue beyzuſpringen, ſo überließ Jakob — Tochter, Enkel und Eidam der Willkür eines unverſöhnlichen Siegers. Während daß dieſer König ſeine Gelehrſamkeit erſchöpfte, um den Urſprung der königlichen Majeſtät im Himmel aufzuſuchen, ließ er die ſeinige auf Erden verfallen. Indem er ſeine Beredſamkeit anſtrengte, um das unumſchränkte Recht der Könige zu erweiſen, erinnerte er die engliſche Nation an das ihrige, und verſcherzte durch eine unnütze Geldverſchwendung ſein wichtigſtes Regal, das Parlament zu entbehren, und der Freyheit ihre Stimme zu nehmen. Ein angebornes Grauen vor jeder bloßen Klinge ſchreckte ihn auch von dem gerechteſten Kriege zurück; ſein Liebling, Buckingham, ſpielte mit ſeinen Schwächen, und ſeine ſelbſtgefällige Eitelkeit machte es der ſpaniſchen Argliſt leicht, ihn zu betriegen. Während daß man ſeinen Eidam in Deutſchland zu Grunde richtete, und das Erbtheil ſeiner Enkel an Andere verſchenkte, zog dieſer blödſinnige Fürſt mit glückſeligem Wohlgefallen den Weihrauch ein, den ihm Oeſterreich und Spanien ſtreuten. Um ſeine Aufmerkſamkeit von dem deutſchen Kriege abzulenken, zeigte man ihm eine Schwiegertochter in Madrid, und der ſpaßhafte Vater rüſtete ſeinen abenteuerlichen Sohn ſelbſt zu dem Gaukelſpiele aus, mit welchem dieſer ſeine ſpaniſche Braut überraſchte. Die ſpaniſche Braut verſchwand ſeinem Sohne, wie die böhmiſche Krone und der pfälziſche Churhut ſeinem Eidam, und nur der Tod entriß ihn der Gefahr, ſeine friedfertige Regierung mit einem Kriege zu beſchließen, bloß weil er den Muth nicht gehabt hatte, ihn von Weitem zu zeigen.

Die bürgerlichen Stürme, durch ſein ungeſchicktes Regiment vorbereitet, erwachten unter ſeinem unglücklichen Sohne, und nöthigten dieſen bald nach einigen unerheblichen Verſuchen, jedem Antheile an dem deutſchen Kriege zu entſagen, um die Wuth der Faktionen in ſeinem eignen Reiche zu löſchen, von denen er endlich ein beklagenswerthes Opfer ward.

Zwey verdienſtvolle Könige, an perſönlichem Ruhme einander zwar bey Weitem nicht gleich, aber gleich an Macht und an Ruhmbegierde, ſetzten damals den europäiſchen Norden in Achtung. Unter der langen und thätigen Regierung Chriſtians des Vierten wuchs Dänemark zu einer bedeutenden Macht empor. Die perſönlichen Eigenſchaften dieſes Fürſten, eine vortreffliche Marine, auserleſene Truppen, wohlbeſtellte Finanzen und ſtaatskluge Bündniſſe vereinigten ſich, dieſeinem Staate einen blühenden Wohlſtand von innen, und Anſehn von außen zu verſchaffen. Schweden hatte Guſtav Waſa aus der Knechtſchaft geriſſen, durch eine weiſe Geſetzgebung umgeſtaltet, und den neu geſchaffenen Staat zuerſt an den Tag der Weltgeſchichte hervorgezogen. Was dieſer große Prinz nur im rohen Grundriſſe andeutete, wurde durch ſeinen größern Enkel, Guſtav Adolph, vollendet.

Beyde Reiche, vormals in eine einzige Monarchie unnatürlich zuſammengezwungen, und kraftlos in dieſer Vereinigung, hatten ſich zu den Zeiten der Reformation gewaltſam von einander getrennt, und dieſe Trennung war die Epoche ihres Gedeihens. So ſchädlich ſich jene gezwungene Vereinigung für beyde Reiche erwieſen, ſo nothwendig war den getrennten Staaten nachbarliche Freundſchaft und Harmonie. Auf beyde ſtützte ſich die evangeliſche Kirche, beyde hatten dieſelben Meere zu bewachen; Ein Intereſſe hätte ſie gegen denſelben Feind vereinigen ſollen. Aber der Haß, welcher die Verbindung beyder Monarchien aufgelöst hatte, fuhr fort, die längſt getrennten Nationen feindſelig zu entzweyen. Noch immer konnten die däniſchen Könige ihren Anſprüchen auf das ſchwediſche Reich nicht entſagen, Schweden das Andenken der vormaligen däniſchen Tyranney nicht verbannen. Die zuſammenfließenden Grenzen beyder Reiche boten der Nationalfeindſchaft einen ewigen Zunder dar; die wachſame Eiferſucht beyder Könige und unvermeidliche Handelskolliſionen in den nordiſchen Meeren lieſſen die Quelle des Streits nie verſiegen.

Unter den Hülfsmitteln, wodurch **Guſtav Waſa**, der Stifter des ſchwediſchen Reichs, ſeiner neuen Schöpfung Feſtigkeit zu geben geſucht hatte, war die Kirchenreformation eine der wirkſamſten geweſen. Ein Reichsgrundgeſetz ſchloß die Anhänger des Papſtthums von allen Staatsämtern aus, und verbot jedem künftigen Beherrſcher Schwedens, den Religionszuſtand des Reichs abzuändern. Aber ſchon **Guſtavs** zweyter Sohn und zweyter Nachfolger, **Johann**, trat zu dem Papſtthum zurück, und deſſen Sohn, **Sigismund**, zugleich König von Pohlen, erlaubte ſich Schritte, welche zum Untergange der Verfaſſung und der herrſchenden Kirche abzielten. **Karln**, Herzog von Südermannland, **Guſtavs** dritten Sohn, an ihrer Spitze, thaten die Stände einen herzhaften Widerſtand, woraus zuletzt ein offenbarer Bürgerkrieg zwiſchen dem Oheim und Neffen, zwiſchen dem Könige und der Nation ſich entzündete. Herzog **Karl**, während der Abweſenheit des Königs Verweſer des Reichs, benutzte **Sigismunds** lange Reſidenz in Pohlen und den gerechten Unwillen der Stände, die Nation ſich aufs Engſte zu verbinden, und ſeinem eignen Hauſe unvermerkt den Weg zum Throne zu bahnen. Die ſchlechten Maßregeln **Sigismunds** beförderten ſeine Abſicht nicht wenig. Eine allgemeine Reichsverſammlung erlaubte ſich, zum Vortheile des Reichsverweſers von dem Rechte der Erſtgeburt abzuweichen, welches **Guſtav Waſa** in der ſchwediſchen Thronfolge eingeführt hatte, und ſetzte den Herzog von Südermannland auf den Thron, von welchem **Sigismund** mit ſeiner ganzen Nachkommenſchaft feyerlich ausgeſchloſſen wurde. Der Sohn des neuen Königs, der unter dem Namen **Karls des Neunten** regierte, war **Guſtav Adolph**, dem aus eben dieſem Grunde die Anhänger **Sigismunds**, als dem Sohne eines Thronräubers, die Anerkennung verſagten. Aber wenn die Verbindlichkeit zwiſchen König und Volk gegenſeitig iſt, wenn ſich Staaten nicht wie eine todte Waare von einer Hand zur andern forterben, ſo muß es einer ganzen einſtimmig handelnden Nation erlaubt ſeyn, einem eidbrüchigen Beherrſcher ihre Pflicht aufzukündigen und ſeinen Platz durch einen Würdigern zu beſetzen.

Guſtav Adolph hatte das ſiebzehnte Jahr noch nicht vollendet, als der ſchwediſche Thron durch den Tod ſeines Vaters erledigt wurde; aber die frühe Reife ſeines Geiſtes vermochte die Stände, den geſetzmäßigen Zeitraum der Minderjährigkeit zu ſeinem Vortheile zu verkürzen. Mit einem glorreichen Siege über ſich ſelbſt eröffnete er eine Regierung, die den Sieg zum beſtändigen Begleiter haben und ſiegend endigen ſollte. Die junge Gräfinn **von Brahe**, eine Tochter ſeines Unterthans, hatte die Erſtlinge ſeines großen Herzens, und ſein Entſchluß war aufrichtig, den ſchwediſchen Thron mit ihr zu theilen. Aber von Zeit und Umſtänden bezwungen, unterwarf ſich ſeine Neigung der höhern Regentenpflicht, und die Heldentugend gewann wieder ausſchließend ein Herz, das nicht beſtimmt war, ſich auf das ſtille häusliche Glück einzuſchränken.

Chriſtian der Vierte von Dänemark, König ſchon, ehe Guſtav das Licht der Welt erblickte, hatte die ſchwediſchen Grenzen angefallen, und über den Vater dieſes Helden wichtige Vortheile errungen. Guſtav Adolph eilte, dieſen verderblichen Krieg zu endigen, und erkaufte durch weiſe Aufopferungen den Frieden, um ſeine Waffen gegen den Czar von Moskau zu kehren. Nie verſuchte ihn der zweydeutige Ruhm eines Eroberers, das Blut ſeiner Völker in ungerechten Kriegen zu verſpritzen; aber ein gerechter wurde nie von ihm verſchmäht. Seine Waffen waren glücklich gegen Rußland, und das ſchwediſche Reich ſah ſich mit wichtigen Provinzen gegen Oſten vergrößert.

Unterdeſſen ſetzte König Sigismund von Pohlen gegen den Sohn die feindſeligen Geſinnungen fort, wozu der Vater ihn berechtigt hatte, und ließ keinen Kunſtgriff unverſucht, die Unterthanen Guſtav Adolphs in ihrer Treue wankend, ſeine Freunde kaltſinnig, ſeine Feinde unverſöhnlich zu machen. Weder die großen Eigenſchaften ſeines Gegners, noch die gehäufteſten Merkmale von Ergebenheit, welche Schweden ſeinem angebeteten Könige gab, konnten jenen verblendeten Fürſten von der thörichten Hoffnung heilen, den verlornen Thron wieder zu beſteigen. Alle Friedensvorſchläge Guſtavs wurden mit Uebermuth verſchmäht. Unwillkürlich ſah ſich dieſer friedliebende Held in einen langwierigen Krieg mit Pohlen verwickelt, in welchem nach und nach ganz Liefland und Pohlniſch-Preußen der ſchwediſchen Herrſchaft unterworfen wurden. Immer Sieger, war Guſtav Adolph immer der Erſte bereit, die Hand zum Frieden zu bieten.

Dieſer ſchwediſch-pohlniſche Krieg fällt in den Anfang des dreyßigjährigen in Deutſchland, mit welchem er in Verbindung ſteht. Es war genug, daß König Sigismund, ein Katholik, die ſchwediſche Krone einem proteſtantiſchen Prinzen ſtreitig machte, um ſich der thätigſten Freundſchaft Spaniens und Oeſterreichs verſichert halten zu können; eine doppelte Verwandtſchaft mit dem Kaiſer gab ihm noch ein näheres Recht an ſeinen Schutz. Das Vertrauen auf eine ſo mächtige Stütze war es auch vorzüglich, was den König von Pohlen zur Fortſetzung eines Kriegs aufmunterte, der ſich ſo ſehr zu ſeinem Nachtheile erklärte; und die Höfe zu Madrid und Wien unterlieſſen nicht, ihn durch prahleriſche Verſprechungen bey gutem Muthe zu erhalten. Indem Sigismund in Liefland, Kurland und Preußen einen Platz nach dem andern verlor, ſah er ſeinen

Bundsgenoſſen in Deutſchland zu der nämlichen Zeit von Sieg zu Sieg der unumſchränkten Herrſchaft entgegeneilen — kein Wunder, wenn ſeine Abneigung gegen den Frieden in gleichem Verhältniſſe mit ſeinen Niederlagen ſtieg. Die Heftigkeit, mit der er ſeine ſchimäriſche Hoffnung verfolgte, verblendete ihm die Augen gegen die argliſtige Politik ſeines Bundsgenoſſen, der auf **ſeine** Unkoſten nur den ſchwediſchen Helden beſchäftigte, um deſto ungeſtörter die Freyheit des deutſchen Reichs umzuſtürzen, und alsdann den erſchöpften Norden als eine leichte Eroberung an ſich zu reißen. Ein Umſtand, auf den man allein nicht gerechnet hatte — **Guſtavs** Heldengröße, zerriß das Gewebe dieſer betriegeriſchen Staatskunſt. Dieſer achtjährige pohlniſche Krieg, weit entfernt, die ſchwediſche Macht zu erſchöpfen, hatte bloß dazu gedient, das Feldherrngenie **Guſtav Adolphs** zu zeitigen, in einer langen Fechtübung die ſchwediſchen Heere zu ſtählen, und unvermerkt die neue Kriegskunſt in Gang zu bringen, durch welche ſie nachher auf deutſchem Boden Wunder thun ſollten.

Nach dieſer nothwendigen Digreſſion über den damaligen Zuſtand der europäiſchen Staaten ſey mir erlaubt, den Faden der Geſchichte wieder aufzunehmen.

Seine Staaten hatte **Ferdinand** wieder, aber noch nicht den Aufwand, den ihre Wiedereroberung ihm gekoſtet hatte. Eine Summe von 40 Millionen Gulden, welche die Konfiſkationen in Böhmen und Mähren in ſeine Hände brachten, würde hinreichend geweſen ſeyn, ihm und ſeinen Alliirten alle Unkoſten zu vergüten; aber dieſe unermeſſliche Summe war bald in den Händen der Jeſuiten und ſeiner Günſtlinge zerronnen. Herzog Maximilian von Bayern, deſſen ſiegreichem Arme der Kaiſer faſt allein den Beſitz ſeiner Staaten verdankte, der, um ſeiner Religion und ſeinem Kaiſer zu dienen, einen nahen Verwandten aufgeopfert hatte, Maximilian hatte die gegründetſten Anſprüche auf ſeine Dankbarkeit; und in einem Vertrage, den der Herzog noch vor dem Ausbruche des Kriegs mit dem Kaiſer ſchloß, hatte er ſich ausdrücklich den Erſatz aller Unkoſten ausbedungen. Ferdinand fühlte die ganze Verbindlichkeit, welche dieſer Vertrag und jene Dienſte ihm auflegten; aber er hatte nicht Luſt, ſie mit eignem Verluſte zu erfüllen. Seine Abſicht war, den Herzog auf das Glänzendſte zu belohnen, aber ohne ſich ſelbſt zu berauben. Wie konnte dieſes beſſer geſchehen, als auf Unkoſten desjenigen Fürſten, gegen welchen ihm der Krieg dieſes Recht zu geben ſchien, deſſen Vergehungen ſchwer genug abgeſchildert werden konnten, um jede Gewaltthätigkeit durch das Anſehn der Geſetze zu rechtfertigen? Friedrich muſſte alſo weiter verfolgt, Friedrich zu Grunde gerichtet werden, damit Maximilian belohnt werden konnte, und ein neuer Krieg ward eröffnet, um den alten zu bezahlen.

Aber ein ungleich wichtigerer Beweggrund kam hinzu, das Gewicht dieſes erſtern zu verſtärken. Bis hieher hatte Ferdinand bloß für ſeine Exiſtenz gefochten, und keine andere Pflichten, als die der Selbſtvertheidigung, erfüllt. Jetzt aber, da der Sieg ihm Freyheit zu handeln gab, gedachte er ſeiner vermeintlichen höhern Pflichten, und erinnerte ſich an das Gelübde, das er zu Loretto und Rom ſeiner Generaliſſima; der heiligen Jungfrau, gethan, mit Gefahr ſeiner Krone und ſeines Lebens ihre Verehrung auszubreiten. Die Unterdrückung der Proteſtanten war mit dieſem Gelübde unzertrennlich verknüpft. Günſtigere Umſtände konnten ſich zu Erfüllung deſſelben nicht vereinigen, als ſich jetzt nach Endigung des böhmiſchen Kriegs beyſammenfanden. Die pfälziſchen Lande in katholiſche Hände zu bringen, fehlte es ihm weder an Macht, noch an einem Schein des Rechts, und unüberſehlich wichtig waren die Folgen dieſer Veränderung für das ganze katholiſche Deutſchland. Indem er den Herzog von Bayern mit dem Raube ſeines Verwandten belohnte, befriedigte er zugleich ſeine niedrigſten Begierden, und erfüllte ſeine erhabenſte Pflicht: er zermalmte einen Feind, den er haßte; er erſparte ſeinem Eigennutze ein ſchmerzhaftes Opfer, indem er ſich die himmliſche Krone verdiente.

Friedrichs Untergang war längſt im Kabinet des Kaiſers beſchloſſen, ehe das Schickſal ſich gegen ihn erklärte; aber erſt, nachdem dieſes Letzte geſchehen war, wagte man es, dieſen Donner der willkürlichen Gewalt gegen ihn zu ſchleudern. Ein Schluß des Kaiſers, dem alle Formalitäten fehlten, welche die Reichsgeſetze in einem ſolchen Falle nothwendig machen, erklärte den Churfürſten und drey andere Prinzen, welche in Schleſien und Böhmen für ihn die Waffen geführt hatten, als Beleidiger der kaiſerlichen Majeſtät und Störer des Landfriedens, in die Reichsacht und aller ihrer Würden und Länder verluſtig. Die Vollſtreckung dieſer Sentenz gegen Friedrich, nämlich die Eroberung ſeiner Länder, wurde, mit einer ähnlichen Verſpottung der Reichsgeſetze, der Krone Spanien, als Beſitzerinn des burgundiſchen Kreiſes, dem Herzoge von Bayern und der Ligue aufgetragen. Wäre die evangeliſche Union des Namens werth geweſen, den ſie trug, und der Sache, die ſie vertheidigte, ſo würde man bey Vollſtreckung der Reichsacht unüberwindliche Hinderniſſe gefunden haben; aber eine ſo verächtliche Macht, die den ſpaniſchen Truppen in der Unterpfalz kaum gewachſen war, mußte es aufgeben, gegen die vereinigte Macht des Kaiſers, Bayerns und der Ligue zu ſtreiten. Das Urtheil der Reichsacht, welches über den Churfürſten ausgeſprochen war, ſcheuchte ſogleich alle Reichsſtädte von dem Bündniſſe hinweg, und die Fürſten folgten bald ihrem Beyſpiele. Glücklich genug, ihre eignen Länder zu retten, überlieſſen ſie den Churfürſten, ihr ehemaliges Oberhaupt, der Willkür des Kaiſers, ſchwuren die Union ab, und gelobten, ſie nie wieder zu erneuern.

Unrühmlich hatten die deutſchen Fürſten den unglücklichen Friedrich verlaſſen, Böhmen, Schleſien und Mähren der furchtbarn Macht des Kaiſers gehuldigt; ein einziger Mann, ein Glücksritter, deſſen ganzer Reichthum ſein Degen war, Ernſt Graf von Mannsfeld, wagte es, in der böhmiſchen Stadt Pilſen der ganzen Macht des Kaiſers zu trotzen. Von dem Churfürſten, dem er ſeine Dienſte gewidmet hatte, nach der Prager Schlacht ohne alle Hülfe gelaſſen, unwiſſend ſogar, ob ihm Friedrich ſeine Beharrlichkeit dankte, hielt er noch eine Zeitlang allein gegen die Kaiſerlichen Stand, bis ſeine Truppen, von der Geldnoth getrieben, die Stadt Pilſen an den Kaiſer verkauften; von dieſem Schlage nicht erſchüttert, ſah man ihn bald darauf in der Oberpfalz neue Werbeplätze anlegen, um die Truppen an ſich zu ziehen, welche die Union verabſchiedet hatte. Ein neues, zwanzigtauſend Mann ſtarkes Heer entſtand in Kurzem unter ſeinen Fahnen, um ſo furchtbarer für alle Provinzen, auf die es ſich warf, weil es durch Raub allein ſich erhalten konnte. Unwiſſend, wohin dieſer Schwarm ſtürzen würde, zitterten ſchon alle benachbarten Bisthümer, deren Reichthum ihn anlocken konnte. Aber ins Gedränge gebracht von dem Herzoge von Bayern, der als Vollſtrecker der Reichsacht in die Oberpfalz eindrang, muſſte Mannsfeld aus dieſer Gegend entweichen. Durch einen glücklichen Betrug dem nacheilenden bayriſchen General Tilly entſprungen, erſchien er auf Einmal in der Unterpfalz, und übte dort an den rheiniſchen Bisthümern die Mißhandlungen aus, die er den fränkiſchen zugedacht hatte. Während daß die kaiſerlich-bayriſche Armee Böhmen überſchwemmte, war der ſpaniſche General Ambros Spinola von den Niederlanden aus mit einem anſehnlichen Heere in die Unterpfalz eingefallen, welche der Ulmer Vergleich der Union zu vertheidigen erlaubte. Aber die Maßregeln waren ſo ſchlecht genommen, daß ein Platz nach dem andern in ſpaniſche Hände fiel, und endlich, als die Union auseinander gegangen war, der größte Theil des Landes von ſpaniſchen Truppen beſetzt blieb. Der ſpaniſche General Corduba, welcher dieſe Truppen nach dem Abzuge des Spinola befehligte, hob eiligſt die Belagerung Frankenthals auf, als Mannsfeld in die Unterpfalz eintrat. Aber anſtatt die Spanier aus dieſer Provinz zu vertreiben, eilte dieſer über den Rhein, um ſeinen bedürftigen Truppen in dem Elſaß ein Feſt zu bereiten. Zur fürchterlichſten Einöde wurden alle offnen Länder, über welche ſich dieſer Räuberſchwarm ergoß, und nur durch ungeheure Summen konnten ſich die Städte von der Plünderung loskaufen. Geſtärkt von dieſem Zuge, zeigte ſich Mannsfeld wieder am Rhein, die Unterpfalz zu decken.

So lange ein ſolcher Arm für ihn ſtritt, war Churfürſt Friedrich nicht unrettbar verloren. Neue Ausſichten fingen an, ſich ihm zu zeigen, und das Unglück weckte ihm Freunde auf, die ihm in ſeinem Glücke geſchwiegen hatten. König Jakob von England, der gleichgültig zugeſehen hatte, wie ſein Eidam die böhmiſche Krone verlor, erwachte aus ſeiner Fühlloſigkeit, da es die ganze Exiſtenz ſeiner Tochter und ſeiner Enkel galt, und der ſiegreiche Feind einen Angriff auf die Churlande wagte. Spät genug öffnete er jetzt ſeine Schätze, und eilte, die Union, die damals die Unterpfalz noch vertheidigte, und, als dieſe dahin war, den Grafen von Mannsfeld mit Geld und Truppen zu unterſtützen. Durch ihn wurde auch ſein naher Anverwandter, König Chriſtian von Dänemark, zu thätiger Hülfe aufgefordert. Der ablaufende Stillſtand zwiſchen Spanien und Holland beraubte zugleich den Kaiſer alles Beyſtandes, den er von den Niederlanden aus zu erwarten gehabt hätte. Wichtiger als alles dieſes war die Hülfe, die dem Pfalzgrafen von Siebenbürgen und Ungarn aus erſchien. Der Stillſtand Gabors mit dem Kaiſer war kaum zu Ende, als dieſer furchtbare alte Feind

Oeſterreichs Ungarn aufs Neue überſchwemmte, und ſich in Preßburg zum Könige krönen ließ. Reißend ſchnell waren ſeine Fortſchritte, daß Boucquoi Böhmen verlaſſen muſſte, um Ungarn und Oeſterreich gegen Gaborn zu vertheidigen. Dieſer tapfere General fand bey der Belagerung von Neuhäuſel ſeinen Tod; ſchon vorher war der eben ſo tapfere Dampierre vor Preßburg geblieben. Unaufgehalten drang Gabor an die öſterreichiſche Grenze vor; der alte Graf von Thurn und mehrere geächtete Böhmen hatten ihren Haß und ihren Arm mit dieſem Feinde ihres Feindes vereinigt. Ein nachdrücklicher Angriff von deutſcher Seite, während daß Gabor den Kaiſer von Ungarn aus bedrängte, hätte Friedrichs Glück ſchnell wiederherſtellen können; aber immer hatten die Böhmen und die Deutſchen die Waffen aus den Händen gelegt, wenn Gabor ins Feld rückte; immer hatte ſich dieſer Letztere erſchöpft, wenn jene anfingen ſich zu erholen.

Friedrich hatte indeſſen nicht geſäumt, ſich ſeinem neuen Beſchützer, Mannsfeld, in die Arme zu werfen. Verkleidet erſchien er in der Unterpfalz, um welche Mannsfeld und der bayriſche General Tilly ſich riſſen; die Oberpfalz hatte man längſt überwältigt. Ein Strahl von Hoffnung ging ihm auf, als aus den Trümmern der Union neue Freunde für ihn erſtanden. Markgraf Georg Friedrich von Baden, ein ehemaliges Mitglied derſelben, fing ſeit einiger Zeit an, eine Kriegsmacht zuſammenzuziehen, welche ſich bald zu einem anſehnlichen Heere vermehrte. Niemand wuſſte, wem es galt, als er unverſehens ins Feld rückte, und ſich mit dem Grafen Mannsfeld vereinigte. Seine Markgrafſchaft hatte er, ehe er in den Krieg zog, ſeinem Sohne abgetreten, um ſie durch dieſen Kunſtgriff der Rache des Kaiſers zu entziehen, wenn das Glück etwas Menſchliches über ihn verhängen ſollte. Auch der benachbarte Herzog von Württemberg fing an, ſeine Kriegsmacht zu verſtärken. Dem Pfalzgrafen wuchs dadurch der Muth, und er arbeitete mit allem Ernſte daran, die Union wieder ins Leben zu rufen. Jetzt war die Reihe an Tilly, auf ſeine Sicherheit zu denken. In größter Eile zog er die Truppen des ſpaniſchen Generals Corduba an ſich. Aber indem der Feind ſeine Macht vereinigte, trennten ſich Mannsfeld und der Markgraf von Baden, und der Letztere wurde von dem bayriſchen General bey Wimpfen geſchlagen (1622).

Ein Aventurier ohne Geld, dem man ſelbſt die rechtmäßige Geburt ſtreitig machte, hatte ſich zum Vertheidiger eines Königs aufgeſtellt, den einer ſeiner nächſten Verwandten zu Grunde richtete, und der Vater ſeiner Gemahlinn im Stiche ließ. Ein regierender Prinz begab ſich ſeiner Länder, die er ruhig beherrſchte, um für einen Andern, der ihm fremd war, das ungewiſſe

Glück des Kriegs zu verſuchen. Ein neuer Glücksritter, an Staaten arm, deſto reicher an glorreichen Ahnen, übernimmt nach ihm die Vertheidigung einer Sache, welche Jener auszuführen verzweifelte. Herzog Chriſtian von Braunſchweig, Adminiſtrator von Halberſtadt, glaubte dem Grafen von Mannsfeld das Geheimniß abgelernt zu haben, eine Armee von zwanzigtauſend Mann ohne Geld auf den Beinen zu erhalten. Von jugendlichem Uebermuthe getrieben, und voll Begierde, ſich auf Koſten der katholiſchen Geiſtlichkeit, die er ritterlich haſſte, einen Namen zu machen und Beute zu erwerben, verſammelte er in Niederſachſen ein beträchtliches Heer, welchem die Vertheidigung Friedrichs und der deutſchen Freyheit den Namen leihen muſſte. Gottes Freund und der Pfaffen Feind war der Wahlſpruch, den er auf ſeinen Münzen von eingeſchmolzenem Kirchenſilber führte, und dem er durch ſeine Thaten keine Schande machte.

Der Weg, den dieſe Räuberbande nahm, war wie gewöhnlich mit der ſchrecklichſten Verheerung bezeichnet. Durch Plünderung der niederſächſiſchen und weſtphäliſchen Stifter ſammelte ſie Kräfte, die Biſthümer am Oberrhein zu plündern. Von Freund und Feind dort vertrieben, näherte ſich der Adminiſtrator bey der mainziſchen Stadt Höchſt dem Mainſtrome, den er nach einem mörderiſchen Gefechte mit Tilly, der ihm den Uebergang ſtreitig machen wollte, paſſirte. Mit Verluſt ſeines halben Heers erreichte er das jenſeitige Ufer, wo er den Ueberreſt ſeiner Truppen ſchnell wieder ſammelte, und mit demſelben zu dem Grafen von Mannsfeld ſtieß. Verfolgt von Tilly, ſtürzte ſich dieſer vereinigte Schwarm zum zweyten Male über das Elſaß, um die Verwüſtungen nachzuholen, die bey dem erſten Einfalle unterblieben waren. Während daß der Churfürſt Friedrich, nicht viel anders, als ein flüchtiger Bettler, mit dem Heere herumzog, das ihn als ſeinen Herrn erkannte, und mit ſeinem Namen ſich ſchmückte, waren ſeine Freunde geſchäftig, ihn mit dem Kaiſer zu verſöhnen. Ferdinand wollte dieſen noch nicht alle Hoffnung benehmen, den Pfalzgrafen wieder eingeſetzt zu ſehen. Voll Argliſt und Verſtellung, zeigte er ſich bereitwillig zu Unterhandlungen, wodurch er ihren Eifer im Felde zu erkälten, und das Aeußerſte zu verhindern hoffte. König Jakob, das Spiel der öſterreichiſchen Argliſt, wie immer, trug durch ſeine thörichte Geſchäftigkeit nicht wenig dazu bey, die Maßregeln des Kaiſers zu unterſtützen. Vor Allem verlangte Ferdinand, daß Friedrich die Waffen von ſich legte, wenn er an die Gnade des Kaiſers appellire; und Jakob fand dieſe Forderung äußerſt billig. Auf ſein Geheiß ertheilte der Pfalzgraf ſeinen einzigen wahren Beſchützern, dem Grafen von Mannsfeld und dem Adminiſtrator, den Abſchied, und erwartete in Holland ſein Schickſal von der Barmherzigkeit des Kaiſers.

Mannsfeld und Herzog Chriſtian waren bloß eines neuen Namens wegen verlegen; die Sache des Pfalzgrafen hatte ſie nicht in Rüſtung geſetzt, alſo konnte ſein Abſchied ſie nicht entwaffnen. Der Krieg war ihr Zweck, gleich viel, für weſſen Sache ſie kriegten. Nach einem vergeblichen Verſuche des Grafen Mannsfeld, in die Dienſte des Kaiſers zu treten, zogen ſich beyde nach Lothringen, wo die Ausſchweifungen ihrer Truppen bis in das innerſte Frankreich Schrecken verbreiteten. Eine Zeitlang harrten ſie hier vergebens auf einen Herrn, der ſie dingen ſollte, als die Holländer, von dem ſpaniſchen General Spinola bedrängt, ihnen Dienſte anboten. Nach einem mörderiſchen Gefechte bey Fleurus mit den Spaniern, die ihnen den Weg verlegen wollten, erreichten ſie Holland, wo ihre Erſcheinung den ſpaniſchen General ſogleich vermochte, die Belagerung von Bergen op Zoom aufzuheben. Aber auch Holland war dieſer ſchlimmen Gäſte bald müde, und benutzte den erſten Augenblick von Erholung, ſich ihres gefährlichen Beyſtandes zu entledigen. Mannsfeld ließ ſeine Truppen in der fetten Provinz Oſtfriesland zu neuen Thaten ſich ſtärken. Herzog Chriſtian, voll Leidenſchaft für die Pfalzgräfinn, die er in Holland hatte kennen lernen, und kriegsluſtiger als je, führte die Seinigen nach Niederſachſen zurück, den Handſchuh dieſer Prinzeſſinn auf ſeinem Hute, und die Deviſe: Alles für Gott und ſie, auf ſeinen Fahnen.

Beyde hatten ihre Rolle in dieſem Kriege noch lange nicht geendigt.

Alle kaiſerliche Staaten waren jetzt endlich von Feinden gereinigt, die Union aufgelöſt, der Markgraf von Baden, Graf Mannsfeld und Herzog Chriſtian aus dem Felde geſchlagen, und die pfälziſchen Lande von den Truppen der Reichsexekution überſchwemmt. Manheim und Heidelberg hatten die Bayern im Beſitze, und bald wurde auch Frankenthal den Spaniern geräumt. In einem Winkel von Holland harrte der Pfalzgraf auf die ſchimpfliche Erlaubniß, durch einen Fußfall den Zorn des Kaiſers verſöhnen zu dürfen; und ein ſogenannter Churfürſtentag zu Regensburg ſollte endlich ſein Schickſal beſtimmen. Längſt war dieſes am Hofe des Kaiſers entſchieden; aber jetzt erſt waren die Umſtände günſtig genug, mit dieſer ganzen Entſcheidung an das Licht hervorzutreten. Nach Allem dem, was bis jetzt von dem Kaiſer gegen den Churfürſten geſchehen war, glaubte Ferdinand keine aufrichtige Verſöhnung mehr hoffen zu können. Nur indem man die Gewaltthätigkeit vollendete, glaubte man ſie unſchädlich zu machen. Verloren muſſte alſo bleiben, was verloren war; Friedrich durfte ſeine Länder nicht wieder ſehen, und ein Fürſt ohne Land und Volk konnte den Churhut nicht mehr tragen. So ſchwer ſich der Pfalzgraf gegen das Haus Oeſterreich verſchuldet hatte, ſo ein herrliches Verdienſt hatte ſich der Herzog um daſſelbe erworben. So viel das Haus Oeſterreich und die katholiſche Kirche von der Rachbegierde und dem Religionshaſſe des pfälziſchen Hauſes zu fürchten haben mochten, ſo viel hatten beyde von der Dankbarkeit und dem Religionseifer des bayriſchen zu hoffen. Endlich wurde, durch Uebertragung der pfälziſchen Churwürde an Bayern, der katholiſchen Religion das entſchiedenſte Uebergewicht im Churfürſtenrathe, und ein bleibender Sieg in Deutſchland verſichert.

Dieſes Letzte war genug, die drey geiſtlichen Churfürſten dieſer Neuerung günſtig zu machen; unter den proteſtantiſchen war nur die einzige Stimme Churſachſens wichtig. Konnte aber **Johann Georg** dem Kaiſer ein Recht ſtreitig machen, ohne welches er ſein eignes an den Churhut dem Zweifel ausſetzte? Einem Fürſten zwar, den ſeine Abkunft, ſeine Würde und ſeine Macht an die Spitze der proteſtantiſchen Kirche in Deutſchland ſtellten, hätte, wie es ſchien, nichts heiliger ſeyn ſollen, als die Rechte dieſer Kirche gegen alle Angriffe der katholiſchen zu behaupten; aber die Frage war jetzt nicht ſowol, wie man das Intereſſe der proteſtantiſchen Religion gegen die Katholiken wahrnehmen, ſondern welcher von zwey gleich verhaſſten Religionen, der Kalviniſchen oder der Päpſtlichen, man den Sieg über die andere gönnen, welchem von zwey gleich ſchlimmen Feinden man die pfälziſche Chur zuſprechen ſollte; und im Gedränge zwiſchen zwey entgegengeſetzten Pflichten war es ja wol natürlich — dem Privathaſſe und dem Privatnutzen den Ausſchlag heimzuſtellen. Der geborne Beſchützer der deutſchen Freyheit und der proteſtantiſchen Religion ermunterte den Kaiſer, über die pfälziſche Chur nach kaiſerlicher Machtvollkommenheit zu verfügen, und ſich im Geringſten nicht irren zu laſſen, wenn man von Seiten Churſachſens, der Form wegen, ſich ſeinen Maßregeln entgegenſetzen ſollte. Wenn Johann Georg in der Folge mit ſeiner Einwilligung zurückhielt, ſo hatte Ferdinand ſelbſt durch Vertreibung der evangeliſchen Prediger aus Böhmen zu dieſer Sinnesänderung Anlaß gegeben; und die Belehnung Bayerns mit der pfälziſchen Chur hörte auf, eine geſetzwidrige Handlung zu ſeyn, ſobald der Kaiſer ſich dazu verſtand, dem Churfürſten von Sachſen für eine Rechnung von ſechs Millionen Thaler Kriegskoſten die Lauſitz einzuräumen.

Ferdinand belehnte alſo, mit Widerſpruch des ganzen proteſtantiſchen Deutſchlands, mit Verſpottung der Reichsgrundgeſetze, die er in der Wahlkapitulation beſchworen, den Herzog von Bayern zu Regensburg feyerlich mit der pfälziſchen Chur, doch, wie es hieß, unbeſchadet der Anſprüche, welche die Agnaten und Nachkommen Friedrichs darauf geltend machen möchten. Dieſer unglückliche Fürſt ſah ſich jetzt unwiderruflich aus dem Beſitze ſeiner Staaten vertrieben, ohne vor dem Gerichte, das ihn verdammte, zuvor gehört worden zu ſeyn; eine Gerechtigkeit, welche die Geſetze auch dem geringſten Unterthan, auch dem ſchwärzeſten Verbrecher, vergönnen.

Dieſer gewaltſame Schritt öffnete endlich dem Könige von England die Augen, und da um eben dieſe Zeit die Unterhandlungen zerriſſen wurden, welche wegen einer Heirath ſeines Sohnes mit einer ſpaniſchen Tochter angeſponnen waren, ſo nahm endlich Jakob mit Lebhaftigkeit die Partey ſeines Eidams. Eine Revolution im franzöſiſchen Miniſterium hatte den Kardinal Richelieu zum Herrn der Geſchäfte gemacht, und dieſes tief geſunkene Königreich fing bald an zu fühlen, daß ein Mann an ſeinem Ruder ſaß. Die Bewegungen des ſpaniſchen Statthalters in Mailand, ſich des Veltlins zu bemächtigen, um von hier aus einen Vereinigungspunkt mit den Erbſtaaten Oeſterreichs zu finden, erweckten wieder die alte Furcht vor dieſer Macht, und mit ihr die Staatsmaximen Heinrichs des Großen. Eine Heirath des Prinzen von Wallis mit Henrietten von Frankreich ſtiftete zwiſchen dieſen beyden Kronen eine engere Vereinigung, zu welcher auch Holland, Dänemark und einige Staaten Italiens traten. Der Entwurf wurde gemacht, Spanien mit gewaffneter

Hand zur Herausgabe des Veltlins, und Oeſterreich zu Wiederherſtellung Friedrichs zu zwingen; aber nur für das Erſte wurde einige Thätigkeit gezeigt. Jakob der Erſte ſtarb, und Karl der Erſte, im Streit mit ſeinem Parlamente, konnte den Angelegenheiten Deutſchlands keine Aufmerkſamkeit mehr ſchenken. Savoyen und Venedig hielten ihren Beyſtand zurück, und der franzöſiſche Miniſter glaubte die Hugenotten in ſeinem Vaterlande erſt unterwerfen zu müſſen, ehe er es wagen dürfte, die Proteſtanten in Deutſchland gegen den Kaiſer zu beſchützen. So große Hoffnungen man von dieſer Allianz geſchöpft hatte, ſo wenig entſprach ihnen der Erfolg.

Graf Mannsfeld, von aller Hülfe entblößt, ſtand unthätig am Unterrhein, und Herzog Chriſtian von Braunſchweig ſah ſich nach einem verunglückten Feldzuge aufs Neue vom deutſchen Boden vertrieben. Ein abermaliger Einfall Bethlen Gabors in Mähren hatte ſich, weil er von Deutſchland aus nicht unterſtützt wurde, fruchtlos, wie alle vorigen, in einen förmlichen Frieden mit dem Kaiſer geendigt. Die Union war nicht mehr, kein proteſtantiſcher Fürſt mehr unter den Waffen, und an den Grenzen von Niederdeutſchland ſtand der bayriſche General Tilly mit einem ſieggewohnten Heere auf proteſtantiſchem Boden. Die Bewegungen Herzog Chriſtians von Braunſchweig hatten ihn nach dieſer Gegend, und einmal ſchon in den niederſächſiſchen Kreis gezogen, wo es Lippſtadt, den Waffenplatz des Adminiſtrators, überwältigte. Die Nothwendigkeit, dieſen Feind zu beobachten und von neuen Einfällen abzuhalten, ſollte auch noch jetzt ſeinen Aufenthalt auf dieſem Boden rechtfertigen. Aber Mannsfeld und Chriſtian hatten aus Geldmangel ihre Heere entlaſſen, und die Armee des Grafen Tilly ſah weit und breit keinen Feind mehr. Warum beläſtigte ſie noch das Land, in dem ſie ſtand?

Schwer iſt es, aus dem Geſchrey erhitzter Parteyen die Stimme der Wahrheit zu unterſcheiden — aber bedenklich war es, daß die Ligue ſich nicht entwaffnete. Das voreilige Frohlocken der Katholiken mußte die Beſtürzung vermehren. Der Kaiſer und die Ligue ſtanden gewaffnet und ſiegreich in Deutſchland, und nirgends eine Macht, die ihnen Widerſtand leiſten konnte, wenn ſie einen Verſuch wagen ſollten, die proteſtantiſchen Stände anzufallen oder gar den Religionsfrieden umzuſtürzen. Wenn Kaiſer Ferdinand auch wirklich von dem Gedanken weit entfernt war, ſeine Siege zu mißbrauchen, ſo mußte die Wehrloſigkeit der Proteſtanten den erſten Gedanken in ihm aufwecken. Veraltete Verträge konnten keine Zügel für einen Fürſten ſeyn, der ſeiner Religion Alles ſchuldig zu ſeyn glaubte, und jede Gewaltthätigkeit durch die religiöſe Abſicht für geheiligt hielt. Oberdeutſchland war überwältigt, und Niederdeutſchland allein konnte ſeiner Alleingewalt noch im Wege ſtehen. Hier waren die Proteſtanten die herrſchende Macht, hier waren der katholiſchen Kirche die meiſten Stifter entriſſen worden, und der Zeitpunkt ſchien jetzt gekommen zu ſeyn, dieſe verlornen Beſitzungen wieder an die Kirche zurückzubringen. In dieſen von den niederdeutſchen Fürſten eingezogenen Stiftern beſtand zugleich ein nicht geringer Theil ihrer Macht, und der Kirche zu dem Ihrigen zu verhelfen, gab zugleich einen trefflichen Vorwand her, dieſe Fürſten zu ſchwächen.

Unverzeihliche Sorgloſigkeit würde es geweſen ſeyn, in dieſer gefahrvollen Lage ſich müßig zu verhalten. Das Andenken an die Gewaltthätigkeiten, die das Tillyſche Heer in Niederſachſen ausgeübt hatte, war noch zu neu, um die Stände nicht zu ihrer Selbſtvertheidigung zu ermuntern. In möglichſter Eilfertigkeit bewaffnete ſich der niederſächſiſche Kreis. Außerordentliche Kriegsſteuern wurden erhoben, Truppen geworben und Magazine angefüllt. Man unterhandelte mit Venedig, mit Holland, mit England wegen Subſidien. Man berathſchlagte, welche Macht man an die Spitze des Bundes ſtellen ſollte. Die Könige des Sundes und des baltiſchen Meers, natürliche Bundesgenoſſen dieſes Kreiſes, konnten nicht gleichgültig zuſehen, wenn ihn der Kaiſer als Eroberer betreten, und an den Küſten der nordiſchen Meere ihr Nachbar werden ſollte. Das doppelte Intereſſe der Religion und der Staatsklugheit forderte ſie auf, die Fortſchritte dieſes Monarchen in Niederdeutſchland zu begrenzen. Chriſtian der Vierte, König von Dänemark, zählte ſich als Herzog von Holſtein ſelbſt zu den Ständen dieſes Kreiſes; durch gleich ſtarke Gründe wurde Guſtav Adolph von Schweden zu einem Antheile an dieſem Bündniſſe bewogen.

Beyde Könige bewarben ſich wetteifernd um die Ehre, den niederſächſiſchen Kreis zu vertheidigen, und die furchtbare öſterreichiſche Macht zu bekriegen. Jeder bot ſich an, eine wohlgerüſtete Armee aufzuſtellen, und in eigner Perſon anzuführen. Siegreiche Feldzüge gegen Moskau und Pohlen gaben dem Verſprechen des ſchwediſchen Königs Nachdruck; die ganze baltiſche Küſte war von dem Namen Guſtav Adolphs erfüllt. Aber der Ruhm dieſes Nebenbuhlers nagte am Herzen des däniſchen Königs, und je mehr Lorbern er ſich ſelbſt in dieſem Feldzuge verſprach, deſto weniger konnte Chriſtian der Vierte es von ſich erhalten, ſie ſeinem beneideten Nachbar zu gönnen. Beyde brachten ihre Vorſchläge und Bedingungen vor das engliſche Miniſterium, wo es endlich Chriſtian dem Vierten gelang, ſeinen Mitwerber zu überbieten. Guſtav Adolph forderte zu ſeiner Sicherheit die Einräumung einiger feſten Plätze in Deutſchland, wo er ſelbſt keinen Fußbreit Landes beſaß, um ſeinen Truppen im Fall eines Unglücks die nöthige Zuflucht zu gewähren. Chriſtian der Vierte hatte Holſtein und Jütland, durch welche Länder er ſich nach einer verlornen Schlacht ſicher zurückziehen konnte.

Um ſeinem Nebenbuhler den Rang abzulaufen, eilte der König von Dänemark, ſich im Felde zu zeigen. Zum Oberſten des niederſächſiſchen Kreiſes ernannt, hatte er in Kurzem ein 60.000 Mann ſtarkes Heer auf den Beinen; der Adminiſtrator von Magdeburg, die Herzoge von Braunſchweig, die Herzoge von Mecklenburg traten mit ihm in Verbindung. Der Beyſtand, zu welchem England Hoffnung gemacht hatte, erhöhte ſeinen Muth, und mit einer ſolchen Macht ausgerüſtet, ſchmeichelte er ſich, dieſen Krieg in Einem Feldzuge zu endigen. Nach Wien berichtete man, daß die Bewaffnung nur zur Abſicht habe, den Kreis zu vertheidigen und die Ruhe in dieſer Gegend aufrecht zu erhalten. Aber die Unterhandlungen mit Holland, mit England, ſelbſt mit Frankreich, die außerordentlichſten Anſtrengungen des Kreiſes, und die furchtbare Armee, welche man aufſtellte, ſchienen etwas mehr als bloße Vertheidigung, ſchienen die gänzliche Wiederherſtellung des Churfürſten von der Pfalz, und die Demüthigung des zu mächtig gewordenen Kaiſers zum Endzweck zu haben.

Nachdem der Kaiſer Unterhandlungen, Ermahnungen, Drohungen und Befehle fruchtlos erſchöpft hatte, den König von Dänemark und den niederſächſiſchen Kreis zu Niederlegung der Waffen zu vermögen, fingen die Feindſeligkeiten an, und Niederdeutſchland wurde nun der Schauplatz des Kriegs. Graf Tilly folgte dem linken Ufer des Weſerſtroms, und bemächtigte ſich aller Päſſe bis Minden; nach einem fehlgeſchlagenen Angriffe auf Nienburg und ſeinem Uebergange über den Strom, überſchwemmte er das Fürſtenthum Calemberg, und ließ es durch ſeine Truppen beſetzen. Am rechten Ufer der Weſer agirte der König, und verbreitete ſich in den braunſchweigiſchen Landen. Aber durch zu ſtarke Detaſchements hatte er ſein Hauptheer geſchwächt, daß er mit dem Ueberreſte nichts Erhebliches ausrichten konnte. Der Ueberlegenheit ſeines Gegners bewuſſt, vermied er eben ſo ſorgfältig eine entſcheidende Schlacht, als der ligiſtiſche Feldherr ſie ſuchte.

Bisher hatte der Kaiſer bloß mit den Waffen Bayerns und der Ligue in Deutſchland geſtritten, wenn man die ſpaniſch-niederländiſchen Hülfsvölker ausnimmt, welche die Unterpfalz überfielen. Maximilian führte den Krieg als Oberſter der Reichsexekution, und Tilly, der ſie befehligte, war ein bayriſcher Diener. Alle ſeine Ueberlegenheit im Felde hatte der Kaiſer den Waffen Bayerns und der Ligue zu danken; dieſe hatten alſo ſein ganzes Glück und Anſehn in Händen. Dieſe Abhängigkeit von dem guten Willen Bayerns und der Ligue vertrug ſich nicht mit den weit ausſehenden

Entwürfen, denen man nach einem ſo glänzenden Anfange am kaiſerlichen Hofe Raum zu geben begann.

So bereitwillig die Ligue ſich gezeigt hatte, die Vertheidigung des Kaiſers zu übernehmen, an welcher ihre eigne Wohlfahrt befeſtigt war, ſo wenig war zu erwarten, daß ſie dieſe Bereitwilligkeit auch auf die kaiſerlichen Eroberungsplane erſtrecken würde. Oder wenn ſie auch ihre Armeen künftig zu Eroberungen hergab, ſo war zu fürchten, daß ſie mit dem Kaiſer nichts als den allgemeinen Haß theilen würde, um für ſich allein alle Vortheile davon zu ernten. Nur eine anſehnliche Heeresmacht, von ihm ſelbſt aufgeſtellt, konnte ihn dieſer drückenden Abhängigkeit von Bayern überheben, und ihm ſeine bisherige Ueberlegenheit in Deutſchland behaupten helfen. Aber der Krieg hatte die kaiſerlichen Lande viel zu ſehr erſchöpft, um die unermeſſlichen Koſten einer ſolchen Kriegsrüſtung beſtreiten zu können. Unter dieſen Umſtänden konnte dem Kaiſer nichts willkommner ſeyn, als der Antrag, womit einer ſeiner Officiere ihn überraſchte.

Graf Wallenſtein war es, ein verdienter Officier, der reichſte Edelmann in Böhmen. Er hatte dem kaiſerlichen Hauſe von früher Jugend an gedient, und ſich in mehrern Feldzügen gegen Türken, Venetianer, Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen auf das Rühmlichſte ausgezeichnet. Der Prager Schlacht hatte er als Oberſter beygewohnt, und nachher als Generalmazor eine ungariſche Armee in Mähren geſchlagen. Die Dankbarkeit des Kaiſers kam dieſen Dienſten gleich, und ein beträchtlicher Theil der nach dem böhmiſchen Aufruhr konfiſcirten Güter war ſeine Belohnung. Im Beſitz eines unermeſſlichen Vermögens, von ehrgeizigen Entwürfen erhitzt, voll Zuverſicht auf ſeine glücklichen Sterne, und noch mehr auf eine gründliche Berechnung der Zeitumſtände, erbot er ſich, für den Kaiſer, auf eigne und ſeiner Freunde Koſten, eine Armee auszurüſten und völlig zu bekleiden, ja ſelbſt die Sorge für ihren Unterhalt dem Kaiſer zu erſparen, wenn ihm geſtattet würde, ſie bis auf 50,000 Mann zu vergrößern. Niemand war, der dieſen Vorſchlag nicht als die ſchimäriſche Geburt eines brauſenden Kopfes verlachte — aber der Verſuch war noch immer reichlich belohnt, wenn auch nur ein Theil des Verſprechens erfüllt wurde. Man überließ ihm einige Kreiſe in Böhmen zu Muſterplätzen, und fügte die Erlaubniß hinzu, Officiersſtellen zu vergeben. Wenige Monate, ſo ſtanden 20,000 Mann unter den Waffen, mit welchen er die öſterreichiſchen Grenzen verließ; bald darauf erſchien er ſchon mit 30,000 an der Grenze von Niederſachſen. Der Kaiſer hatte zu der ganzen Ausrüſtung nichts gegeben, als ſeinen Namen. Der Ruf des Feldherrn, Ausſicht auf glänzende Beförderung und Hoffnung der Beute lockten aus allen Gegenden Deutſchlands Abenteurer unter ſeine Fahnen, und ſogar regierende Fürſten, von Ruhmbegierde oder Gewinnſucht gereizt, erboten ſich jetzt, Regimenter für Oeſterreich aufzuſtellen.

Jetzt alſo — zum erſten Male in dieſem Kriege — erſchien eine kaiſerliche Armee in Deutſchland; eine ſchreckenvolle Erſcheinung für die Proteſtanten, eine nicht viel erfreulichere für die Katholiſchen. Wallenſtein hatte Befehl, ſeine Armee mit den Truppen der Ligue zu vereinigen, und in Gemeinſchaft mit dem bayriſchen General den König von Dänemark anzugreifen. Aber längſt ſchon eiferſüchtig auf Tilly's Kriegsruhm, bezeigte er keine Luſt, die Lorbern dieſes Feldzugs mit ihm zu theilen, und im Schimmer von Tilly's Thaten den Ruhm der ſeinigen zu verlieren. Sein Kriegsplan unterſtützte zwar die Operationen des Letztern, aber ganz unabhängig von denſelben führte er ihn aus. Da ihm die Quellen fehlten, aus welchen Tilly die Bedürfniſſe ſeines Heers beſtritt, ſo muſſte er das ſeinige in wohlhabende Länder führen, die von dem Kriege noch nicht gelitten hatten. Ohne alſo, wie ihm befohlen war, zu dem ligiſtiſchen Feldherrn zu ſtoßen, rückte er in das halberſtädtiſche und magdeburgiſche Gebiet, und bemächtigte ſich bey Deſſau der Elbe. Alle Länder an beyden Ufern dieſes Stroms lagen nun ſeinen Erpreſſungen offen; er konnte von da dem Könige von Dänemark in den Rücken fallen, ja, wenn es nöthig war, in die eignen Länder deſſelben einen Weg ſich bahnen.

Chriſtian der Vierte fühlte die ganze Gefahr ſeiner Lage zwiſchen zwey ſo furchtbarn Heeren. Er hatte ſchon vorher den Adminiſtrator von Halberſtadt, der kürzlich aus Holland zurückgekehrt war, an ſich gezogen; jetzt erklärte er ſich auch öffentlich für den Grafen von Mannsfeld, den er bisher verläugnet hatte, und unterſtützte ihn nach Vermögen. Reichlich erſtattete ihm Mannsfeld dieſen Dienſt. Er ganz allein beſchäftigte die Wallenſteiniſche Macht an der Elbe, und verhinderte ſie, in Gemeinſchaft mit Tilly den König aufzureiben. Dieſer muthige General näherte ſich ſogar, der feindlichen Ueberlegenheit ungeachtet, der Deſſauer Brücke, und wagte es, den kaiſerlichen Schanzen gegenüber, ſich gleichfalls zu verſchanzen. Aber von der ganzen feindlichen Macht im Rücken angefallen, muſſte er der überlegenen Anzahl weichen, und mit einem Verluſte von 3000 Todten ſeinen Poſten verlaſſen. Nach dieſer Niederlage zog ſich Mannsfeld in die Mark Brandenburg, wo er ſich nach einer kurzen Erholung mit neuen Truppen verſtärkte, und dann plötzlich nach Schleſien drehte, um von dort aus in Ungarn einzudringen, und in Verbindung mit Bethlen Gaborn den Krieg in das Herz der öſterreichiſchen Staaten zu verſetzen. Da die kaiſerlichen Erblande gegen einen ſolchen Feind unvertheidigt waren, ſo erhielt Wallenſtein ſchleunigen Befehl, den König von Dänemark für jetzt ganz aus den Augen zu laſſen, um Mannsfelden, wo möglich, den Weg durch Schleſien zu verlegen.

Die Diverſion, welche den Wallenſteiniſchen Truppen durch Mannsfeld gemacht wurde, erlaubte dem Könige, einen Theil ſeines Heers in das Weſtphäliſche zu ſchicken, um dort die Bisthümer Münſter und Osnabrück zu beſetzen. Dies zu verhindern, verließ Tilly eilig den Weſerſtrom; aber die Bewegungen Herzog Chriſtians, welcher Miene machte, durch Heſſen in die ligiſtiſchen Länder einzudringen, und dahin den Krieg zu verſetzen, rieſen ihn aufs Schnellſte wieder aus Weſtphalen zurück. Um nicht von dieſen Ländern abgeſchnitten zu werden, und eine gefährliche Vereinigung des Landgrafen von Heſſen mit dem Feinde zu verhüten, bemächtigte ſich Tilly eiligſt aller haltbarn Plätze an der Werrha und Fuld, und verſicherte ſich der Stadt Münden am Eingange der heſſiſchen Gebirge, wo beyde Ströme in die Weſer zuſammenfließen. Er eroberte kurz darauf Göttingen, den Schlüſſel zu Braunſchweig und Heſſen, und hatte Nordheim daſſelbe Schickſal zugedacht, welches aber zu verhindern der König mit ſeiner ganzen Armee herbeyeilte. Nachdem er dieſen Ort mit allem Nöthigen verſehen, um eine lange Belagerung auszuhalten, ſuchte er ſich durch das Eichsfeld und Thüringen einen neuen Weg in die ligiſtiſchen Länder zu eröffnen. Schon war er Duderſtadt vorbey; aber durch ſchnelle Märſche hatte ihm Graf Tilly den Vorſprung abgewonnen. Da die Armee des Letztern, durch einige Wallenſteiniſche Regimenter verſtärkt, der ſeinigen an Zahl weit überlegen war, ſo wendete ſich der König in das Braunſchweigiſche zurück, um eine Schlacht zu vermeiden. Aber auf eben dieſem Rückzuge verfolgte ihn Tilly ohne Unterlaß, und nach einem dreytägigen Scharmützel muſſte er endlich bey dem Dorfe Lutter, am Barenberge, dem Feinde ſtehen. Die Dänen thaten den Angriff mit vieler Tapferkeit, und dreymal führte ſie der muthvolle König gegen den Feind; endlich aber muſſte der ſchwächere Theil der überlegnen Anzahl und beſſern Kriegsübung des Feindes weichen, und ein vollkommner Sieg wurde von dem ligiſtiſchen Feldherrn erfochten. Sechszig Fahnen und die ganze Artillerie, Bagage und Munition ging verloren; viele edle Officiere blieben todt auf dem Platze, gegen 4000 von den Gemeinen; mehrere Compagnien Fußvolk, die ſich auf der Flucht in das Amthaus zu Lutter geworfen, ſtreckten das Gewehr, und ergaben ſich dem Sieger.

Der König entfloh mit ſeiner Reiterey, und ſammelte ſich nach dieſem empfindlichen Schlage bald wieder. Tilly verfolgte ſeinen Sieg, bemächtigte ſich der Weſer und der braunſchweigiſchen Lande, und trieb den König bis in das Bremiſche zurück. Durch ſeine

Niederlage ſchüchtern gemacht, wollte dieſer nur vertheidigungsweiſe verfahren, beſonders aber dem Feinde den Uebergang über die Elbe verwehren. Aber indem er in alle haltbare Plätze Beſatzungen warf, blieb er unthätig mit einer getheilten Macht; die zerſtreuten Corps wurden nach einander von dem Feinde zerſtreut oder aufgerieben. Die ligiſtiſchen Truppen, des ganzen Weſerſtroms mächtig, verbreiteten ſich über die Elbe und Havel, und die däniſchen ſahen ſich aus einem Poſten nach dem andern verjagt. Tilly ſelbſt war über die Elbe gegangen, und hatte bis weit in das Brandenburgiſche ſeine ſiegreichen Waffen verbreitet, indem Wallenſtein von der andern Seite in Holſtein eindrang, den Krieg in die eignen Länder des Königs zu ſpielen.

Dieſer General kam eben aus Ungarn zurück, bis wohin er dem Grafen Mannsfeld gefolgt war, ohne ſeinen Marſch aufhalten, oder ſeine Vereinigung mit Bethlen Gaborn verhindern zu können. Immer von dem Schickſale verfolgt, und immer größer als ſein Schickſal, hatte ſich dieſer unter unendlichen Schwierigkeiten glücklich durch Schleſien und Ungarn zu dem Fürſten von Siebenbürgen hindurchgeſchlagen, wo er aber nicht ſehr willkommen war. Im Vertrauen auf engliſchen Beyſtand, und auf eine mächtige Diverſion in Niederſachſen, hatte Gabor aufs Neue den Waffenſtillſtand mit dem Kaiſer gebrochen, und anſtatt dieſer gehofften Diverſion brachte ihm jetzt Mannsfeld die ganze Wallenſteiniſche Macht mit, und forderte Geld von ihm, anſtatt es zu bringen. Dieſe wenige Uebereinſtimmung unter den proteſtantiſchen Fürſten erkältete Gabors Eifer, und er eilte, wie gewöhnlich, ſich der überlegenen Macht des Kaiſers durch einen geſchwinden Frieden zu entledigen. Feſt entſchloſſen, denſelben bey dem erſten Strahle von Hoffnung wieder zu brechen, wies er den Grafen von Mannsfeld an die Republik Venedig, um dort vor allem Andern Geld aufzubringen.

Von Deutſchland abgeſchnitten, und ganz außer Stande, den ſchwachen Ueberreſt ſeiner Truppen in Ungarn zu ernähren, verkaufte Mannsfeld Geſchütz und Heergeräthe, und ließ ſeine Soldaten auseinandergehen. Er ſelbſt nahm mit einem kleinen Gefolge den Weg durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig; neue Entwürfe ſchwellten ſeinen Muth; aber ſein Lauf war vollendet. Das Schickſal, das ihn im Leben ſo unſtät herumwarf, hatte ihm ein Grab in Dalmatien bereitet. Nicht weit von Zara übereilte ihn der Tod (1626). Kurz vorher war ſein treuer Schickſalsgenoſſe, Herzog Chriſtian von Braunſchweig, geſtorben — zwey Männer, der Unſterblichkeit werth, hätten ſie ſich eben ſo über ihr Zeitalter als über ihr Schickſal erhoben.

Der König von Dänemark hatte mit einer vollzähligen Macht dem einzigen Tilly nicht Stand halten können; wie viel weniger jetzt beyden kaiſerlichen Generalen mit einer geſchwächten! Die Dänen wichen aus allen ihren Poſten an der Weſer, Elbe und Havel, und die Armee Wallenſteins ergoß ſich über Brandenburg, Mecklenburg, Holſtein und Schleswig wie ein reißender Strom. Dieſer General, allzu übermüthig, um mit einem Andern gemeinſchaftlich zu agiren, hatte den ligiſtiſchen Feldherrn über die Elbe geſchickt, um dort die Holländer zu beobachten; eigentlich aber, damit er ſelbſt den Krieg gegen den König endigen, und die Früchte der von Tilly erfochtenen Siege für ſich allein ernten möchte. Alle feſten Plätze in ſeinen deutſchen Staaten, Glückſtadt allein ausgenommen, hatte Chriſtian verloren, ſeine Heere waren geſchlagen oder zerſtreut, von Deutſchland aus keine Hülfe, von England wenig Troſt, ſeine Bundsgenoſſen in Niederſachſen der Wuth des Siegers preisgegeben. Den Landgrafen von Heſſencaſſel hatte Tilly gleich nach dem Siege bey Lutter gezwungen, der däniſchen Allianz zu entſagen. Wallenſteins furchtbare Erſcheinung vor Berlin brachte den Churfürſten von Brandenburg zur Unterwerfung, und zwang ihn, Maximilian von Bayern als rechtmäßigen Churfürſten anzuerkennen. Der größte Theil Meklenburgs ward jetzt von den kaiſerlichen Truppen überſchwemmt, beyde Herzoge, als Anhänger des Königs von Dänemark, in die Reichsacht erklärt und aus ihren Staaten vertrieben. Die deutſche Freyheit gegen widerrechtliche Eingriffe vertheidigt zu haben, wurde als ein Verbrechen behandelt, das den Verluſt aller Würden und Länder nach ſich zog. Und doch war alles dies nur das Vorſpiel ſchreyender Gewaltthätigkeiten, welche bald darauf folgen ſollten.

Jetzt kam das Geheimniß an den Tag, auf welche Art Wallenſtein ſeine ausſchweifenden Verſprechungen zu erfüllen meinte. Dem Grafen Mannsfeld war es abgelernt; aber der Schüler übertraf ſeinen Meiſter. Dem Grundſatze gemäß, daß der Krieg den Krieg ernähren müſſe, hatten Mannsfeld und Herzog Chriſtian mit den Brandſchatzungen, die ſie von Freund und Feind ohne Unterſchied erpreſſten, die Bedürfniſſe ihrer Truppen beſtritten; aber dieſe räuberiſche Lebensart war auch von allem Ungemach und aller Unſicherheit des Räuberlebens begleitet. Gleich flüchtigen Dieben, muſſten ſie ſich durch wachſame und erbitterte Feinde ſtehlen, von einem Ende Deutſchlands zum andern fliehen, ängſtlich auf die Gelegenheit lauern, und gerade die wohlhabendſten Länder meiden, weil eine ſtärkere Macht dieſe vertheidigte. Hatten Mannsfeld und Herzog Chriſtian, im Kampfe mit ſo furchtbarn Hinderniſſen, doch ſo erſtaunlich viel gethan, was muſſte ſich dann nicht ausrichten laſſen, wenn man aller dieſer Hinderniſſe überhoben war! wenn die Armee, die man aufſtellte, zahlreich genug war, auch den mächtigſten einzelnen Reichsſtand in Furcht zu ſetzen — wenn der Name des Kaiſers allen Gewaltthätigkeiten die

Strafloſigkeit verſicherte — kurz — wenn man unter der höchſten Autorität im Reiche, und an der Spitze eines überlegenen Heeres, denſelben Kriegsplan befolgte, welchen jene beyden Abenteurer auf eigne Gefahr und mit einer zuſammengelaufenen Bande in Ausübung gebracht hatten!

Dies hatte Wallenſtein im Auge, da er dem Kaiſer ſein kühnes Anerbieten that, und jetzt wird es Niemand mehr übertrieben finden. Je mehr man das Heer verſtärkte, deſto weniger durfte man um den Unterhalt deſſelben bekümmert ſeyn, denn deſto mehr brachte es die widerſetzlichen Stände zum Zittern; je ſchreyender die Gewaltthätigkeiten, deſto ungeſtrafter konnte man ſie verüben. Gegen feindlich geſinnte Reichsſtände hatten ſie einen Schein des Rechts; gegen getreue konnte die vorgeſchützte Nothwendigkeit ſie entſchuldigen. Die ungleiche Vertheilung dieſes Druckes verhinderte eine gefährliche Einigkeit unter den Ständen; die Erſchöpfung ihrer Länder entzog ihnen zugleich die Mittel, ſie zu rügen. Ganz Deutſchland wurde auf dieſe Art ein Proviantmagazin für die Heere des Kaiſers, und er konnte mit allen Territorien wie mit ſeinen Erblanden ſchalten. Allgemein war das Geſchrey um Gerechtigkeit am Throne des Kaiſers; aber man war vor der Selbſtrache der gemißhandelten Fürſten ſicher, ſo lange ſie um Gerechtigkeit riefen. Der allgemeine Unwille zertheilte ſich zwiſchen dem Kaiſer, der ſeinen Namen zu dieſen Gräueln gab, und dem Feldherrn, der ſeine Vollmacht überſchritt, und offenbar die Autorität ſeines Herrn mißbrauchte. Durch den Kaiſer nahm man den Weg, um gegen ſeinen Feldherrn Schutz zu erhalten; aber ſobald er ſich durch ſeine Truppen allmächtig wuſſte, hatte Wallenſtein auch den Gehorſam gegen den Kaiſer abgeworfen.

Die Erſchöpfung des Feindes ließ einen nahen Frieden mit Wahrſcheinlichkeit erwarten; dennoch fuhr Wallenſtein fort, die kaiſerlichen Heere immer mehr, zuletzt bis auf hunderttauſend Mann, zu verſtärken. Oberſten- und Officierspatente ohne Zahl, ein königlicher Staat des Generals, unmäßige Verſchwendungen an ſeine Kreaturen, (nie ſchenkte er unter tauſend Gulden) unglaubliche Summen für Beſtechungen am Hofe des Kaiſers, um dort ſeinen Einfluß zu erhalten, Alles dieſes ohne den Kaiſer zu beſchweren. Aus den Brandſchatzungen der niederdeutſchen Provinzen wurden alle dieſe unermeſſlichen Summen gezogen; kein Unterſchied zwiſchen Freund und Feind, gleich eigenmächtige Durchzüge und Einquartierungen in aller Herren Ländern, gleiche Erpreſſungen und Gewaltthätigkeiten. Dürfte man einer ausſchweifenden Angabe aus jenen Zeiten trauen, ſo hätte Wallenſtein in einem ſiebenjährigen Kommando 60.000 Millionen Thaler aus einer Hälfte Deutſchlands an Kontributionen erhoben. Je ungeheurer die Erpreſſungen, deſto mehr Vorrath für ſeine Heere, deſto ſtärker alſo der Zulauf zu ſeinen Fahnen; alle Welt fliegt nach dem Glücke. Seine Armeen ſchwollen an, indem alle Länder welkten, durch die ſie zogen. Was kümmerte ihn nun der Fluch der Provinzen und das Klaggeſchrey der Fürſten? Sein Heer betete ihn an, und das Verbrechen ſelbſt ſetzte ihn in den Stand, alle Folgen deſſelben zu verlachen.

Man würde dem Kaiſer Unrecht thun, wenn man alle die Ausſchweifungen ſeiner Armeen auf ſeine Rechnung ſetzen wollte. Wuſſte es Ferdinand vorher, daß er ſeinem Feldherrn alle deutſchen Staaten zum Raube gab, ſo hätte ihm nicht verborgen bleiben können, wie viel er ſelbſt bey einem ſo unumſchränkten Feldherrn Gefahr lief. Je enger ſich das Band zwiſchen der Armee und ihrem Anführer zuſammenzog, von dem allein alles Glück, alle Beförderung ausfloß, deſto mehr muſſte es zwiſchen beyden und dem Kaiſer erſchlaffen. Zwar geſchah Alles im Namen des Letztern; aber die Majeſtät des Reichsoberhaupts wurde von Wallenſtein nur gebraucht, um jede andere Autorität in Deutſchland zu zermalmen. Daher der überlegte Grundſatz dieſes Mannes, die deutſchen Reichsfürſten ſichtbar zu erniedrigen, alle Stufen und Ordnungen zwiſchen dieſen Fürſten und dem Reichsoberhaupte zu zerbrechen, und das Anſehn des Letztern über alle Vergleichung zu erhöhen. War der Kaiſer die einzige geſetzgebende Macht in Deutſchland, wer reichte alsdann hinauf an den Vezier, den er zum Vollzieher ſeines Willens gemacht hatte? Die Höhe, auf welche Wallenſtein ihn ſtellte, überraſchte ſogar den Kaiſer; aber eben weil dieſe Größe des Herrn das Werk ſeines Dieners war, ſo ſollte dieſe Wallenſteiniſche Schöpfung wieder in ihr Nichts zurückſinken, ſobald ihr die Hand ihres Schöpfers fehlte. Nicht umſonſt empörte er alle Reichsfürſten Deutſchlands gegen den Kaiſer — je heftiger ihr Haß gegen Ferdinand, deſto nothwendiger muſſte ihm derjenige Mann bleiben, der allein ihren ſchlimmen Willen unſchädlich machte. Seine Abſicht ging unverkennbar dahin, daß ſein Oberherr in ganz Deutſchland keinen Menſchen mehr zu fürchten haben ſollte, als — den Einzigen, dem er dieſe Allmacht verdankte.

Ein Schritt zu dieſem Ziele war, daß Wallenſtein das eben eroberte Meklenburg zum einſtweiligen Unterpfande für ſich verlangte, bis die Geldvorſchüſſe, welche er dem Kaiſer in dem bisherigen Feldzuge gethan, erſtattet ſeyn würden. Schon vorher hatte ihn Ferdinand, wahrſcheinlich um ſeinem General einen Vorzug mehr vor dem bayriſchen zu geben, zum Herzoge von Friedland erhoben; aber eine gewöhnliche Belohnung konnte den Ehrgeiz eines Wallenſteins nicht erſättigen. Vergebens erhoben ſich ſelbſt in dem kaiſerlichen Rathe unwillige Stimmen gegen dieſe neue Beförderung, die auf Unkoſten zweyer Reichsfürſten geſchehen ſollte; umſonſt widerſetzten ſich ſelbſt die Spanier, welche längſt ſchon ſein Stolz beleidigt hatte, ſeiner Erhebung. Der mächtige Anhang, welchen ſich Wallenſtein unter den Rathgebern des Kaiſers erkauft hatte, behielt die Oberhand; Ferdinand wollte ſich, auf welche Art es auch ſeyn möchte, dieſen unentbehrlichen Diener verpflichten. Man ſtieß eines leichten Vergehens wegen die Nachkömmlinge eines der älteſten deutſchen Fürſtenhäuſer aus ihrem Erbtheil, um eine Kreatur der kaiſerlichen Gnade mit ihrem Raube zu bekleiden (1628).

Bald darauf fing Wallenſtein an, ſich einen Generaliſſimus des Kaiſers zu Waſſer und zu Lande zu nennen. Die Stadt Wismar wurde erobert, und feſter Fuß an der Oſtſee gewonnen. Von Pohlen und den Hanſeeſtädten wurden Schiffe gefordert, um den Krieg jenſeit des baltiſchen Meeres zu ſpielen, die Dänen in das Innerſte ihres Reichs zu verfolgen, und einen Frieden zu erzwingen, der zu größern Eroberungen den Weg bahnen ſollte. Der Zuſammenhang der niederdeutſchen Stände mit den nordiſchen Reichen war zerriſſen, wenn es dem Kaiſer gelang, ſich in die Mitte zwiſchen beyden zu lagern, und von dem adriatiſchen Meere bis an den Sund (das dazwiſchen liegende Pohlen ſtand in ſeiner Abhängigkeit) Deutſchland mit einer fortlaufenden Länderkette zu umgeben. Wenn dies die Abſicht des Kaiſers war, ſo hatte Wallenſtein ſeine beſondere, den nämlichen Plan zu befolgen. Beſitzungen an der Oſtſee ſollten den Grundſtein zu einer Macht abgeben, womit ſich ſchon längſt ſeine Ehrſucht trug, und welche ihn in den Stand ſetzen ſollte, ſeinen Herrn zu entbehren.

Dieſe Zwecke zu erreichen, war es von äuſſerſter Wichtigkeit, die Stadt Stralſund am baltiſchen Meere in Beſitz zu bekommen. Ihr vortrefflicher Hafen, die leichte Ueberfahrt von da nach den ſchwediſchen und däniſchen Küſten machte ſie vorzüglich geſchickt, in einem Kriege mit beyden Kronen einen Waffenplatz abzugeben. Dieſe Stadt, die ſechſte des Hanſeatiſchen Bundes, genoß unter dem Schutze des Herzogs von Pommern die wichtigſten Privilegien, und, völlig außer aller Verbindung mit Dänemark, hatte ſie an dem bisherigen Kriege auch nicht den entfernteſten Antheil genommen. Aber weder dieſe Neutralität, noch ihre Privilegien konnten ſie vor den Anmaßungen Wallenſteins ſchützen, der ſeine Abſicht auf ſie gerichtet hatte.

Einen Antrag dieſes Generals, kaiſerliche Beſatzungen anzunehmen, hatte der Magiſtrat von Stralſund mit rühmlicher Standhaftigkeit verworfen, auch ſeinen Truppen den argliſtig verlangten Durchmarſch verweigert. Jetzt ſchickte Wallenſtein ſich an, die Stadt zu belagern.

Für beyde nordiſche Könige war es von gleicher Wichtigkeit, Stralſund bey ſeiner Unabhängigkeit zu ſchützen, ohne welche die freye Schiffahrt auf dem Belte nicht behauptet werden konnte. Die gemeinſchaftliche Gefahr beſiegte endlich die Privateiferſucht, welche ſchon längſt beyde Könige entzweyte. In einem Vertrage zu Kopenhagen (1628) verſprachen ſie einander, Stralſund mit vereinigten Kräften aufrecht zu erhalten, und gemeinſchaftlich jede fremde Macht abzuwehren, welche in feindlicher Abſicht in der Oſtſee erſcheinen würde. Chriſtian der Vierte warf ſogleich eine hinreichende Beſazung in Stralſund, und ſtärkte durch ſeinen perſönlichen Beſuch den Muth der Bürger. Einige Kriegsſchiffe, welche König Sigismund von Pohlen dem kaiſerlichen Feldherrn zu Hülfe ſchickte, wurden von der däniſchen Flotte in Grund gebohrt, und da ihm nun auch die Stadt Lübeck die ihrigen abſchlug, ſo hatte der kaiſerliche Generaliſſimus zur See nicht einmal Schiffe genug, den Hafen einer einzigen Stadt einzuſchließen.

Nichts ſcheint abenteuerlicher zu ſeyn, als einen Seeplaz, der aufs Vortrefflichſte befeſtigt war, erobern zu wollen, ohne ſeinen Hafen einzuſchließen. Wallenſtein, der noch nie einen Widerſtand erfahren, wollte nun auch die Natur überwinden, und das Unmögliche beſiegen. Stralſund, von der Seeſeite frey, fuhr ungehindert fort, ſich mit Lebensmitteln zu verſehen, und mit neuen Truppen zu verſtärken; nichts deſto weniger umzingelte es Wallenſtein zu Lande, und ſuchte durch prahleriſche Drohungen den Mangel gründlicher Mittel zu erſetzen. „Ich will," ſagte er, „dieſe Stadt wegnehmen, und wäre ſie mit Ketten an den Himmel gebunden." Der Kaiſer ſelbſt, welcher eine Unternehmung bereuen mochte, wovon er ſich keinen rühmlichen Ausgang verſprach, ergriff mit Begierde die ſcheinbare Unterwürfigkeit und einige annehmliche Erbietungen der Stralſunder, ſeinem General den Abzug von der Stadt zu befehlen. Wallenſtein verachtete dieſen Befehl, und fuhr fort, den Belagerten durch unabläſſige Stürme zuzuſetzen. Da die däniſche Beſatzung ſchon ſtark geſchmolzen, der Ueberreſt der raſtloſen Arbeit nicht gewachſen war, und der König ſich außer Stand befand, eine größere Anzahl von Truppen an dieſe Stadt zu wagen, ſo warf ſich Stralſund, mit Chriſtians Genehmigung, dem Könige von Schweden in die Arme. Der däniſche Kommandant verließ die Feſtung, um einem ſchwediſchen Platz zu machen, der ſie mit dem glücklichſten Erfolge vertheidigte. Wallenſteins Glück ſcheiterte vor dieſer Stadt, und zum erſten Male erlebte ſein Stolz die Kränkung, nach mehrern verlornen Monaten, nach einem Verluſte von 12,000 Todten, ſeinem Vorhaben zu entſagen. Aber die Nothwendigkeit, in welche er dieſe Stadt geſetzt hatte, den ſchwediſchen Schutz anzurufen, veranlaſſte ein enges Bündniß zwiſchen Guſtav Adolph und Stralſund, welches in der Folge den Eintritt der Schweden in Deutſchland nicht wenig erleichterte.

Bis hieher hatte das Glück die Waffen der Ligue und des Kaiſers begleitet, und Chriſtian der Vierte, in Deutſchland überwunden, mußte ſich in ſeinen Inſeln verbergen; aber die Oſtſee ſetzte dieſen Eroberungen eine Grenze. Der Abgang der Schiffe hinderte nicht nur, den König weiter zu verfolgen, ſondern ſetzte auch den Sieger noch in Gefahr, die gemachten Eroberungen zu verlieren. Am meiſten hatte man von der Vereinigung beyder nordiſchen Monarchen zu fürchten, welche es, wenn ſie Beſtand hatte, dem Kaiſer und ſeinem Feldherrn unmöglich machte, auf der Oſtſee eine Rolle zu ſpielen, oder gar eine Landung in Schweden zu thun. Gelang es aber, die Sache dieſer beyden Fürſten zu trennen, und ſich der Freundſchaft des däniſchen Königs insbeſondere zu verſichern, ſo konnte man die einzelne ſchwediſche Macht deſto leichter zu überwältigen hoffen. Furcht vor Einmiſchung fremder Mächte, aufrühreriſche Bewegungen der Proteſtanten in ſeinen eignen Staaten, die ungeheuern Koſten des bisher geführten Kriegs, und noch mehr der Sturm, den man im ganzen proteſtantiſchen Deutſchlande im Begriff war zu erregen, ſtimmten das Gemüth des Kaiſers zum Frieden, und aus ganz entgegengeſetzten Gründen beeiferte ſich ſein Feldherr, dieſen Wunſch zu erfüllen.

Weit entfernt, einen Frieden zu wünſchen, der ihn aus dem Mittagsglanze der Größe und Gewalt in die Dunkelheit des Privatſtandes herunterſtürzte, wollte er nur den Schauplatz des Kriegs verändern, und durch dieſen einſeitigen Frieden die Verwirrung verlängern. Die Freundſchaft Dänemarks, deſſen Nachbar er als Herzog von Meklenburg geworden, war ihm für ſeine weit ausſehenden Entwürfe ſehr wichtig, und er beſchloß, ſelbſt mit Hintanſetzung der Vortheile ſeines Herrn, ſich dieſen Monarchen zu verpflichten.

Chriſtian der Vierte hatte ſich in dem Vertrage von Kopenhagen verbindlich gemacht, ohne Zuziehung Schwedens keinen einſeitigen Frieden mit dem Kaiſer zu ſchließen. Deſſen ungeachtet wurde der Antrag, den ihm **Wallenſtein** that, mit Bereitwilligkeit angenommen. Auf einem Kongreſſe zu Lübeck, (1629) von welchem **Wallenſtein** die ſchwediſchen Geſandten, die für Meklenburg zu intercediren kamen, mit ausſtudirter Geringſchätzung abwies, wurden von kaiſerlicher Seite alle den Dänen weggenommene Länder zurückgegeben. Man legte dem Könige auf, ſich in die Angelegenheiten Deutſchlands fernerhin nicht weiter einzumengen, als ihm der Name eines Herzogs von Holſtein geſtattete, ſich der niederdeutſchen Stifter unter keinem Namen mehr anzumaßen, und die meklenburgiſchen Herzoge ihrem Schickſale zu überlaſſen. **Chriſtian** ſelbſt hatte dieſe beyden Fürſten in den Krieg mit dem Kaiſer verwickelt; jetzt opferte er ſie auf, um ſich den Räuber ihrer Staaten zu verpflichten. Unter den Beweggründen, welche ihn zum Kriege gegen den Kaiſer veranlaſſten, war die Wiederherſtellung des Churfürſten von der Pfalz, ſeines Verwandten, nicht die unerheblichſte geweſen — Auch dieſes Fürſten wurde in dem Lübecker Frieden mit keiner Sylbe gedacht, und in einem Artikel deſſelben ſogar die Rechtmäßigkeit der bayriſchen Churwürde eingeſtanden. Mit ſo wenig Ruhm trat Chriſtian der Vierte vom Schauplatze.

Zum zweyten Male hatte Ferdinand jetzt die Ruhe Deutſchlands in Händen, und, es ſtand nur bey ihm, den Frieden mit Dänemark in einen allgemeinen zu verwandeln. Aus allen Gegenden Deutſchlands ſchallte ihm das Jammern der Unglücklichen entgegen, die um das Ende ihrer Drangſale flehten; die Gräuel ſeiner Soldaten, die Habſucht ſeiner Feldherren hatten alle Grenzen überſtiegen. Deutſchland, von den verwüſtenden Schwärmen Mannsfelds und Chriſtians von Braunſchweig, von den ſchrecklichern Heerſchaaren Tilly's und Wallenſteins durchzogen, lag erſchöpft, blutend, verödet, und ſeufzte nach Erholung. Mächtig war der Wunſch des Friedens bey allen Ständen des Reichs, mächtig ſelbſt bey dem Kaiſer, der, in Oberitalien mit Frankreich in Krieg verwickelt, durch den bisherigen in Deutſchland entkräftet und vor den Rechnungen bange war, die ſeiner warteten. Aber unglücklicher Weiſe widerſprachen ſich die Bedingungen, unter welchen beyde Religionsparteyen das Schwert in die Scheide ſtecken wollten. Die Katholiſchen wollten mit Vortheil aus dieſem Kriege gehen; die Proteſtanten wollten nicht ſchlimmer daraus gehen — der Kaiſer, anſtatt beyde Theile mit kluger Mäßigung zu vereinigen, nahm Partey; und ſo ſtürzte Deutſchland aufs Neue in die Schrecken eines entſetzlichen Krieges.

Schon ſeit Endigung der böhmiſchen Unruhen hatte Ferdinand die Gegenreformation in ſeinen Erbſtaaten angefangen; wobey jedoch aus Rückſicht gegen einige evangeliſche Stände mit Mäßigung verfahren wurde. Aber die Siege, welche ſeine Feldherren in Niederdeutſchland erfochten, machten ihm Muth, allen bisherigen Zwang abzuwerfen. Allen Proteſtanten in ſeinen Erbländern wurde, dieſem Entſchluſſe gemäß, angekündigt, entweder ihrer Religion oder ihrem Vaterlande zu entſagen — eine bittere, ſchreckliche Wahl, welche die fürchterlichſten Empörungen unter den Landleuten in Oeſterreich erregte. In den pfälziſchen Landen wurde gleich nach Vertreibung Friedrichs des Fünften der reformirte Gottesdienſt aufgehoben, und die Lehrer dieſer Religion von der hohen Schule zu Heidelberg vertrieben.

Dieſe Neuerungen waren nur das Vorſpiel zu größern. Auf einem Churfürſtenkonvent zu Mühlhauſen forderten die Katholiken den Kaiſer auf, alle ſeit dem Religionsfrieden zu Augsburg von den Proteſtanten eingezogene Erzbiſthümer, Biſthümer, mittelbare und unmittelbare Abteyen und Klöſter wieder an die katholiſche Kirche zurückzubringen, und dadurch die katholiſchen Stände für die Verluſte und Bedrückungen zu entſchädigen, welche ſie in dem bisherigen Kriege erlitten hätten. Bey einem ſo ſtreng katholiſchen Fürſten, wie es Ferdinand war, konnte ein ſolcher Wink nicht zur Erde fallen; aber noch ſchien es ihm zu frühe, das ganze proteſtantiſche Deutſchland durch einen ſo entſcheidenden Schritt zu empören. Kein einziger proteſtantiſcher Fürſt war, dem dieſe Zurückforderung der geiſtlichen Stifter nicht einen Theil ſeiner Lande nahm. Wo man die Einkünfte derſelben auch nicht ganz zu weltlichen Zwecken beſtimmt hatte, hatte man ſie zum Nutzen der proteſtantiſchen Kirche verwendet. Mehrere Fürſten dankten dieſen Erwerbungen einen großen Theil ihrer Einkünfte und Macht. Alle ohne Unterſchied muſſten durch die Zurückforderung derſelben in Aufruhr gebracht werden. Der Religionsfriede ſprach ihnen das Recht an dieſe Stifter nicht ab, obgleich er es eben ſo wenig außer Zweifel ſetzte. Aber ein langer, bey vielen faſt ein Jahrhundert langer Beſitz, das Stillſchweigen von vier bisherigen Kaiſern, das Geſetz der Billigkeit, welches ihnen an den Stiftungen ihrer Vorältern einen gleichen Antheil mit den Katholiſchen zuſprach, konnte als ein vollgültiger Grund des Rechts von ihnen angeführt werden. Außer dem wirklichen Verluſte, den ſie durch Zurückgabe dieſer Stifter an ihrer Macht und Gerichtsbarkeit erlitten, außer den unüberſehlichen Verwirrungen, welche die Folge davon ſeyn muſſten, war dies kein geringer Nachtheil für ſie, daß die wiedereingeſetzten katholiſchen Biſchöfe die katholiſche Partey auf dem Reichstage mit eben ſo viel neuen Stimmen verſtärken ſollten. So empfindliche Verluſte auf Seiten der Evangeliſchen lieſſen den Kaiſer die heftigſte Widerſetzung befürchten, und ehe das Kriegsfeuer in Deutſchland gedämpft war, wollte er eine ganze, in ihrer Vereinigung furchtbare Partey, welche an dem Churfürſten von Sachſen eine mächtige Stütze hatte, nicht zur Unzeit gegen ſich reizen. Er verſuchte es alſo vorerſt im Kleinen, um zu erfahren, wie man es im Großen aufnehmen würde. Einige Reichsſtädte in Oberdeutſchland, und der Herzog von Württemberg erhielten Mandate, verſchiedene ſolcher eingezogenen Stifter herauszugeben.

Die Lage der Umſtände in Sachſen ließ ihn dort noch einige kühnere Verſuche wagen. In den Bisthümern Magdeburg und Halberſtadt hatten die proteſtantiſchen Domherren keinen Anſtand genommen, Biſchöfe von ihrer Religion aufzuſtellen. Beyde Bisthümer, die Stadt Magdeburg allein ausgenommen, hatten Wallenſteiniſche Truppen jetzt überſchwemmt. Zufälliger Weiſe war Halberſtadt durch den Tod des Adminiſtraters, Herzogs Chriſtian von Braunſchweig, das Erzſtift Magdeburg durch Abſetzung Chiſtian Wilhelms, eines brandenburgiſchen Prinzen, erledigt. Ferdinand benutzte dieſe beyden Umſtände, um das halberſtädtiſche Stift einem katholiſchen Biſchofe, und noch dazu einem Prinzen aus ſeinem eignen Hauſe zuzuwenden. Um nicht einen ähnlichen Zwang zu erleiden, eilte das Kapitel zu Magdeburg, einen Sohn des Churfürſten von Sachſen zum Erzbiſchofe zu erwählen. Aber der Papſt, der ſich aus angemaßter Gewalt in dieſe Angelegenheit mengte, ſprach dem öſterreichiſchen Prinzen auch das magdeburgiſche Erzſtift zu; und man konnte ſich nicht enthalten, die Geſchicklichkeit Ferdinands zu bewundern, der über dem heiligſten Eifer für ſeine Religion nicht vergaß, für das Beſte ſeines Hauſes zu ſorgen.

Endlich als der Lübecker Friede den Kaiſer von Seiten Dänemarks außer aller Furcht geſetzt hatte, die Proteſtanten in Deutſchland gänzlich darniederzuliegen ſchienen, die Forderungen der Ligue aber immer lauter und dringender wurden, unterzeichnete Ferdinand das durch ſo viel Unglück berüchtigte Reſtitutionsedikt, (1629) nachdem er es vorher jedem der vier katholiſchen Churfürſten zur Genehmigung vorgelegt hatte. In dem Eingange ſpricht er ſich das Recht zu, den Sinn des Religionsfriedens, deſſen ungleiche Deutung zu allen bisherigen Irrungen Anlaß gegeben, vermittelſt kaiſerlicher Machtvollkommenheit zu erklären, und als oberſter Schiedsmann und Richter zwiſchen beyde ſtreitende Parteyen zu treten. Dieſes Recht gründete er auf die Obſervanz ſeiner Vorfahren, und auf die ehemals geſchehene Einwilligung ſelbſt proteſtantiſcher Stände. Churſachſen hatte dem Kaiſer wirklich dieſes Recht zugeſtanden; jetzt ergab es ſich, wie großen Schaden dieſer Hof durch ſeine Anhänglichkeit an Oeſterreich der proteſtantiſchen Sache zugefügt hatte. Wenn aber der Buchſtabe des Religionsfriedens wirklich einer ungleichen Auslegung unterworfen war, wie der ein Jahrhundert lange Zwiſt beyder Religionsparteyen es genugſam bezeugte, ſo konnte doch auf keine Weiſe der Kaiſer, der entweder ein katholiſcher oder ein proteſtantiſcher Reichsfürſt, und alſo ſelbſt Partey war, zwiſchen katholiſchen und proteſtantiſchen Ständen einen Religionsſtreit entſcheiden — ohne den weſentlichen Artikel des Religionsfriedens zu verletzen. Er konnte in ſeiner eignen Sache nicht Richter ſeyn, ohne die Freyheit des deutſchen Reichs in einen leeren Schall zu verwandeln.

Und nun in Kraft dieſes angemaßten Rechts, den Religionsfrieden auszulegen, gab Ferdinand die Entſcheidung: „daß jede, nach dem Datum dieſes Friedens, von den Proteſtanten geſchehene Einziehung ſowol mittelbarer als unmittelbarer Stifter dem Sinne dieſes Friedens zuwiderlaufe, und als eine

Verletzung deſſelben widerrufen ſey.“ Er gab ferner die Entſcheidung: „daß der Religionsfriede keinem katholiſchen Landesherrn auflege, proteſtantiſchen Unterthanen etwas mehr, als freyen Abzug aus ſeinen Landen, zu bewilligen.“ Dieſem Ausſpruche gemäß, wurde allen unrechtmäßigen Beſitzern geiſtlicher Stifter — alſo allen proteſtantiſchen Reichsſtänden ohne Unterſchied — bey Strafe des Reichsbannes anbefohlen, dieſes unrechte Gut an die kaiſerlichen Kommiſſarien unverzüglich herauszugeben.

Nicht weniger als zwey Erzbisthümer und zwölf Bisthümer ſtanden auf der Liſte; außer dieſen eine unüberſehliche Anzahl von Klöſtern, welche die Proteſtanten ſich zugeeignet hatten. Dieſes Edikt war ein Donnerſchlag für das ganze proteſtantiſche Deutſchland; ſchrecklich ſchon an ſich ſelbſt durch das, was es wirklich nahm; ſchrecklicher noch durch das, was es für die Zukunft befürchten ließ, und wovon man es nur als einen Vorläufer betrachtete. Jetzt ſahen es die Proteſtanten als ausgemacht an, daß der Untergang ihrer Religion von dem Kaiſer und der katholiſchen Ligue beſchloſſen ſey, und daß der Untergang deutſcher Freyheit ihr bald nachfolgen werde. Auf keine Gegenvorſtellung wurde geachtet, die Kommiſſarien wurden ernannt, und eine Armee zuſammengezogen, ihnen Gehorſam zu verſchaffen. Mit Augsburg, wo der Friede geſchloſſen worden, machte man ten Anfang; die Stadt muſſte unter die Gerichtsbarkeit ihres Biſchofs zurücktreten, und ſechs proteſtantiſche Kirchen wurden darin geſchloſſen. Eben ſo muſſte der Herzog von Württemberg ſeine Klöſter herausgeben. Dieſer Ernſt ſchreckte alle evangeliſche Reichsſtände auf, aber ohne ſie zu einem thätigen Widerſtande begeiſtern zu können. Die Furcht vor des Kaiſers Macht wirkte zu mächtig: ſchon fing ein großer Theil an, ſich zur Nachgiebigkeit zu neigen. Die Hoffnung, auf einem friedlichen Wege zu Erfüllung ihres Wunſches zu gelangen, bewog deßwegen die Katholiſchen, mit Vollſtreckung des Edikts noch ein Jahr lang zu zögern, und dies rettete die Proteſtanten. Ehe dieſe Friſt um war, hatte das Glück der ſchwediſchen Waffen die ganze Geſtalt der Dinge verändert.

Auf einer Churfürſtenverſammlung zu Regensburg, welcher Ferdinand in Perſon beywohnte, (1630) ſollte nun mit allem Ernſte an der gänzlichen Beruhigung Deutſchlands und an Hebung aller Beſchwerden gearbeitet werden. Dieſe waren von Seiten der Katholiſchen nicht viel geringer, als von Seiten der Evangeliſchen, ſo ſehr auch Ferdinand ſich überredete, alle Mitglieder der Ligue durch das Reſtitutionsedikt, und den Anführer derſelben durch Ertheilung der Churwürde und durch Einräumung des größten Theils der pfälziſchen Lande ſich verpflichtet zu haben. Das gute Verſtändniß zwiſchen dem Kaiſer und den Fürſten der Ligue hatte ſeit Wallenſteins Erſcheinung unendlich gelitten. Gewohnt, den Geſetzgeber in Deutſchland zu ſpielen, und ſelbſt über das Schickſal des Kaiſers zu gebieten, ſah ſich der ſtolze Churfürſt von Bayern durch den kaiſerlichen Feldherrn auf Einmal entbehrlich gemacht, und ſeine ganze bisherige Wichtigkeit zugleich mit dem Anſehn der Ligue verſchwunden. Ein Anderer trat jetzt auf, die Früchte ſeiner Siege zu ernten, und alle ſeine vergangenen Dienſte in Vergeſſenheit zu ſtürzen. Der übermüthige Charakter des Herzogs von Friedland, deſſen ſüßeſter Triumph war, dem Anſehn der Fürſten Hohn zu ſprechen, und der Autorität ſeines Herrn eine verhaßte Ausdehnung zu geben, trug nicht wenig dazu bey, die Empfindlichkeit des Churfürſten zu vermehren. Unzufrieden mit dem Kaiſer und voll Mißtrauen gegen ſeine Geſinnungen, hatte er ſich in ein Bündniß mit Frankreich eingelaſſen, deſſen ſich auch die übrigen Fürſten der Ligue verdächtig machten. Die Furcht vor den Vergrößerungsplanen des Kaiſers, der Unwille über die gegenwärtigen ſchreyenden Uebel, hatte bey dieſen jedes Gefühl der Dankbarkeit erſtickt. Wallenſteins Erpreſſungen waren bis zum Unerträglichen gegangen. Brandenburg gab den erlittenen Schaden auf zwanzig, Pommern auf zehen, Heſſen auf ſieben Millionen an, die übrigen nach Verhältniß. Allgemein, nachdrücklich, heftig war das Geſchrey um

Hülfe, umſonſt alle Gegenvorſtellungen, kein Unterſchied zwiſchen Katholiken und Proteſtanten, Alles über dieſen Punkt nur eine einzige Stimme. Mit Fluten von Bittſchriften, alle wider Wallenſtein gerichtet, ſtürmte man auf den erſchrockenen Kaiſer ein, und erſchütterte ſein Ohr durch die ſchauderhafteſten Beſchreibungen der erlittenen Gewaltthätigkeiten. Ferdinand war kein Barbar. Wenn auch nicht unſchuldig an den Abſcheulichkeiten, die ſein Name in Deutſchland verübte, doch unbekannt mit dem Uebermaße derſelben, beſann er ſich nicht lange, den Forderungen der Fürſten zu willfahren, und von ſeinen im Felde ſtehenden Heeren ſogleich achtzehntauſend Mann Reiterey abzudanken. Als dieſe Truppenverminderung geſchah, rüſteten ſich die Schweden ſchon lebhaft zu ihrem Einmarſche in Deutſchland, und der größte Theil der entlaſſenen kaiſerlichen Soldaten eilte unter ihre Fahnen.

Dieſe Nachgiebigkeit Ferdinands diente nur dazu, den Churfürſten von Bayern zu kühnern Forderungen zu ermuntern. Der Triumph über das Anſehn des Kaiſers war unvollkommen, ſo lange der Herzog von Friedland das oberſte Kommando behielt. Schwer rächten ſich jetzt die Fürſten an dem Uebermuthe dieſes Feldherrn, den ſie alle ohne Unterſchied hatten fühlen müſſen. Die Abſetzung deſſelben wurde daher von dem ganzen Churfürſtenkollegium, ſelbſt von den Spaniern, mit einer Einſtimmigkeit und Hitze gefordert, die den

Kaiſer in Erſtaunen ſetzte. Aber ſelbſt dieſe Einſtimmigkeit, dieſe Heftigkeit, mit welcher die Neider des Kaiſers auf Wallenſteins Abſetzung drangen, muſste ihn von der Wichtigkeit dieſes Dieners überzeugen. Wallenſtein, von den Kabalen unterrichtet, welche in Regensburg gegen ihn geſchmiedet wurden, verabſäumte nichts, dem Kaiſer über die wahren Abſichten des Churfürſten von Bayern die Augen zu öffnen. Er erſchien ſelbſt in Regensburg, aber mit einem Prunke, der ſelbſt den Kaiſer verdunkelte, und dem Haſſe ſeiner Gegner nur neue Nahrung gab.

Lange Zeit konnte der Kaiſer ſich nicht entſchließen. Schmerzlich war das Opfer, das man von ihm forderte. Seine ganze Ueberlegenheit hatte er dem Herzoge von Friedland zu danken; er fühlte, wie viel er hingab, wenn er ihn dem Haſſe der Fürſten aufopferte. Aber zum Unglück bedurfte er gerade jetzt den guten Willen der Churfürſten. Er ging damit um, ſeinem Sohne Ferdinand, erwähltem Könige von Ungarn, die Nachfolge im Reiche zuzuwenden, wozu ihm die Einwilligung Maximilians unentbehrlich war. Dieſe Angelegenheit war ihm die dringendſte, und er ſcheute ſich nicht, ſeinen wichtigſten Diener aufzuopfern, um den Churfürſten von Bayern zu verpflichten.

Auf eben dieſem Churfürſtentage zu Regensburg befanden ſich auch Abgeordnete aus Frankreich, bevollmächtigt, einen Krieg beyzulegen, der ſich zwiſchen dem Kaiſer und ihrem Herrn in Italien zu entzünden drohte. Herzog Vinzenz von Mantua und Montferrat war geſtorben, ohne Kinder zu hinterlaſſen. Sein nächſter Anverwandter, Karl, Herzog von Nevers, hatte ſogleich von dieſer Erbſchaft Beſitz genommen, ohne dem Kaiſer, als oberſtem Lehnsherrn dieſer Fürſtenthümer, die ſchuldige Pflicht zu erweiſen. Auf franzöſiſchen und venetianiſchen Beyſtand geſtützt, beharrte er auf ſeiner Weigerung, dieſe Länder bis zur Entſcheidung ſeines Rechts in die Hände der kayſerlichen Kommiſſarien zu übergeben. Ferdinand, in Feuer geſetzt von den Spaniern, denen, als Beſitzern von Mailand, die nahe Nachbarſchaft eines franzöſiſchen Vaſallen äußerſt bedenklich, und die Gelegenheit willkommen war, mit Hülfe des Kaiſers Eroberungen in dieſem Theile Italiens zu machen, griff zu den Waffen. Aller Gegenbemühungen Papſt Urbans des Achten ungeachtet, der den Krieg ängſtlich von dieſen Gegenden zu entfernen ſuchte, ſchickte er eine deutſche Armee über die Alpen, deren unerwartete Erſcheinung alle italieniſche Staaten in Schrecken ſetzte. Seine Waffen waren ſiegreich durch ganz Deutſchland, als dies in Italien geſchah, und die alles vergrößernde Furcht glaubte nun, die alten Entwürfe Oeſterreichs zur Univerſalmonarchie auf Einmal wieder aufleben zu ſehen. Die Schrecken des deutſchen Kriegs verbreiteten ſich nun auch über die geſegneten Fluren, welche der Po durchſtrömt, die Stadt Mantua wurde mit Sturm erobert, und alles Land umher muſſte die verwüſtende Gegenwart geſetzloſer Schaaren empfinden. Zu den Verwünſchungen, welche weit und breit durch ganz Deutſchland wider den Kaiſer erſchollen, geſellten ſich nunmehr auch die Flüche Italiens, und im Conclave ſelbſt ſtiegen von jetzt an ſtille Wünſche für das Glück der proteſtantiſchen Waffen zum Himmel.

Abgeſchreckt durch den allgemeinen Haß, welchen dieſer italieniſche Feldzug ihm zugezogen, und durch das dringende Anliegen der Churfürſten ermüdet, die das Geſuch der franzöſiſchen Miniſter mit Eifer unterſtützten, gab der Kaiſer den Vorſchlägen Frankreichs Gehör, und verſprach dem neuen Herzoge von Mantua die Belehnung.

Dieſer wichtige Dienſt von Seiten Bayerns war von franzöſiſcher Seite einen Gegendienſt werth. Die Schließung des Traktats gab den Bevollmächtigten Richelieus eine gewünſchte Gelegenheit, den Kaiſer während ihrer Anweſenheit zu Regensburg mit den gefährlichſten Intriguen zu umſpinnen, die mißvergnügten Fürſten der Ligue immer mehr gegen ihn zu reizen, und alle Verhandlungen dieſes Churfürſtentages zum Nachtheile des Kaiſers zu leiten. Zu dieſem Geſchäfte hatte ſich Richelieu in der Perſon des Kapuziner-Paters Joſeph, der dem Geſandten als ein ganz unverdächtiger Begleiter an die Seite gegeben war, ein treffliches Werkzeug auserleſen. Eine ſeiner erſten Inſtruktionen war, die Abſetzung Wallenſteins mit Eifer zu betreiben. Mit dem General, der ſie zum Siege geführt hatte, verloren die öſterreichiſchen Armeen den größten Theil ihrer Stärke; ganze Heere konnten den Verluſt dieſes einzigen Mannes nicht erſetzen. Ein Hauptſtreich der Politik war es alſo, zu eben der Zeit, wo ein ſiegreicher König, unumſchränkter Herr ſeiner Kriegsoperationen, ſich gegen den Kaiſer rüſtete, den einzigen Feldherrn, der ihm an Kriegserfahrung und an Anſehn gleich war, von der Spitze der kaiſerlichen Armeen wegzureißen. Pater Joſeph, mit dem Churfürſten von Bayern einverſtanden, unternahm es, die Unentſchloſſenheit des Kaiſers zu beſiegen, der von den Spaniern und dem ganzen Churfürſtenrathe wie belagert war. „Es würde gut gethan ſeyn, meinte er, den Fürſten in dieſem Stücke zu Gefallen zu leben, um deſto eher zu der römiſchen Königswahl ſeines Sohnes ihre Stimme zu erhalten. Würde nur dieſer Sturm erſt vorüber ſeyn, ſo fände ſich Wallenſtein alsdann ſchnell genug wieder, um ſeinen vorigen Platz einzunehmen.“ — Der liſtige Kapuziner war ſeines Mannes zu gewiß, um bey dieſem Troſtgrunde etwas zu wagen.

Die Stimme eines Mönchs war für Ferdinand den Zweyten die Stimme Gottes. „Nichts auf Erden,“ ſchreibt ſein eigner Beichtvater, „war ihm heiliger, als ein prieſterliches Haupt. Geſchähe es, pflegte er oft zu ſagen, daß ein Engel und ein Ordensmann zu Einer Zeit und an Einem Orte ihm begegneten, ſo würde der Ordensmann die erſte, und der Engel die zweyte Verbeugung von ihm erhalten.“ Wallenſteins Abſetzung wurde beſchloſſen.

Zum Danke für dieſes fromme Vertrauen arbeitete ihm der Kapuziner mit ſolcher Geſchicklichkeit in Regensburg entgegen, daß ſeine Bemühungen, dem Könige von Ungarn die römiſche Königswürde zu verſchaffen, gänzlich mißlangen. In einem eignen Artikel des eben geſchloſſenen Vertrags hatten ſich die franzöſiſchen Miniſter im Namen dieſer Krone verbindlich gemacht, gegen alle Feinde des Kaiſers die vollkommenſte Neutralität zu beobachten — während daß Richelieu mit dem Könige von Schweden bereits in Traktaten ſtand, ihn zum Kriege aufmunterte, und ihm die Allianz ſeines Herrn aufdrang. Auch nahm er dieſe Lüge zurück, ſobald ſie ihre Wirkung gethan hatte, und Pater Joſeph mußte in einem Kloſter die Verwegenheit büßen, ſeine Vollmacht überſchritten zu haben. Zu ſpät wurde Ferdinand gewahr, wie ſehr man ſeiner geſpottet hatte. „Ein ſchlechter Kapuziner,“ hörte man ihn ſagen, „hat mich durch ſeinen Roſenkranz entwaffnet, und nicht weniger als ſechs Churhüte in ſeine enge Kapuze geſchoben.“

Betrug und Liſt triumphirten alſo über dieſen Kaiſer, zu einer Zeit, wo man ihn in Deutſchland allmächtig glaubte, und wo er es durch ſeine Waffen wirklich war. Um funfzehntauſend Mann ärmer, ärmer um einen Feldherrn, der ihm den Verluſt eines Heers erſetzte, verließ er Regensburg, ohne den Wunſch erfüllt zu ſehen, um deſſentwillen er alle dieſe Opfer brachte. Ehe ihn die Schweden im Felde ſchlugen, hatten ihn Maximilian von Bayern und Pater Joſeph unheilbar verwundet. Auf eben dieſer merkwürdigen Verſammlung zu Regensburg wurde der Krieg mit Schweden entſchieden, und der in Mantua geendigt. Fruchtlos hatten ſich auf demſelben die Fürſten für die Herzoge von Mecklenburg bey dem Kaiſer verwendet, engliſche Geſandte eben ſo fruchtlos um einen Jahrgehalt für den Pfalzgrafen Friedrich gebettelt.

Wallenſtein hatte über eine Armee von beynahe hunderttauſend Mann zu gebieten, von denen er angebetet wurde, als das Urtheil der Abſetzung ihm verkündigt werden ſollte. Die meiſten Officiere waren ſeine Geſchöpfe; ſeine Winke Ausſprüche des Schickſals für den gemeinen Soldaten. Grenzenlos war ſein Ehrgeiz, unbeugſam ſein Stolz, ſein gebieteriſcher Geiſt nicht fähig, eine Kränkung ungerochen zu erdulden. Ein Augenblick ſollte ihn jetzt von der Fülle der Gewalt in das Nichts des Privatſtandes herunterſtürzen. Eine ſolche Sentenz gegen einen ſolchen Verbrecher zu vollſtrecken, ſchien nicht viel weniger Kunſt zu koſten, als es gekoſtet hatte, ſie dem Richter zu entreißen. Auch hatte man deßwegen die Vorſicht gebraucht, zwey von Wallenſteins genaueſten Freunden zu Ueberbringern dieſer ſchlimmen Bothſchaft zu wählen, welche durch die ſchmeichelhafteſten Zuſicherungen der fortdauernden kaiſerlichen Gnade ſo ſehr als möglich gemildert werden ſollte.

Wallenſtein wuſſte längſt den ganzen Inhalt ihrer Sendung, als die Abgeſandten des Kaiſers ihm vor die Augen traten. Er hatte Zeit gehabt, ſich zu ſammeln, und ſein Geſicht zeigte Heiterkeit, während daß Schmerz und Wuth in ſeinem Buſen ſtürmten. Aber er hatte beſchloſſen, zu gehorchen. Dieſer Urtheilsſpruch überraſchte ihn, ehe zu einem kühnen Schritte die Umſtände reif, und die Anſtalten fertig waren. Seine weitläufigen Güter waren in Böhmen und Mähren zerſtreut; durch Einziehung derſelben konnte der Kaiſer ihm den Nerven ſeiner Macht zerſchneiden. Von der Zukunft erwartete er Genugthuung, und in dieſer Hoffnung beſtärkten ihn die Prophezeihungen eines italieniſchen Aſtrologen, der dieſen ungebändigten Geiſt, gleich einem Knaben, am Gängelbande führte. Seni, ſo hieß er, hatte es in den Sternen geleſen, daß die glänzende Laufbahn ſeines Herrn noch lange nicht geendigt ſey, daß ihm die Zukunft noch ein ſchimmerndes Glück aufbewahre. Man brauchte die Sterne nicht zu bemühen, um mit Wahrſcheinlichkeit vorher zu ſagen, daß ein Feind wie Guſtav Adolph einen General wie Wallenſtein nicht lange entbehrlich laſſen würde.

„Der Kaiſer iſt verrathen," antwortete Wallenſtein den Geſandten, „ich bedaure ihn, aber ich vergeb' ihm. Es iſt klar, daß ihn der hochfahrende Sinn des Bayern dominirt. Zwar thut mirs wehe, daß er mich mit ſo wenigem Widerſtande hingegeben hat, aber ich will gehorchen." Die Abgeordneten entließ er fürſtlich beſchenkt, und den Kaiſer erſuchte er in einem demüthigen Schreiben, ihn ſeiner Gunſt nicht zu berauben, und bey den erworbenen Würden zu ſchützen. Allgemein war das Murren der Armee, als die Abſetzung ihres Feldherrn bekannt wurde, und der beſte Theil ſeiner Officiere trat ſogleich aus dem kaiſerlichen Dienſte. Viele folgten ihm auf ſeine Güter nach Böhmen und Mähren; andere feſſelte er durch beträchtliche Penſionen, um ſich ihrer bey Gelegenheit ſogleich bedienen zu können.

Sein Plan war nichts weniger als Ruhe, da er in die Stille des Privatſtandes zurücktrat. Der Pomp eines Königs umgab ihn in dieſer Einſamkeit, und ſchien dem Urtheilsſpruche ſeiner Erniedrigung Hohn zu ſprechen. Sechs Pforten führten zu dem Palaſte, den er in Prag bewohnte, und hundert Häuſer mußten niedergeriſſen werden, um dem Schloßhofe Raum zu machen. Aehnliche Paläſte wurden auf ſeinen übrigen zahlreichen Gütern erbaut. Kavaliere aus den edelſten Häuſern wetteiferten um die Ehre, ihn zu bedienen, und man ſah kaiſerliche Kammerherren den goldnen Schlüſſel zurückgeben, um bey Wallenſtein eben dieſes Amt zu bekleiden. Er hielt ſechszig Pagen, die von den trefflichſten Meiſtern unterrichtet wurden; ſein Vorzimmer wurde ſtets durch funfzig Trabanten bewacht. Seine gewöhnliche Tafel war nie unter hundert Gängen, ſein Haushofmeiſter eine vornehme Standesperſon. Reiſte er über Land, ſo wurde ihm Geräthe und Gefolge auf hundert ſechs- und vierſpännigen Wagen nachgefahren; in ſechszig Karoſſen mit funfzig Handpferden folgte ihm ſein Hof. Die Pracht der Livereyen, der Glanz der Equipage und der Schmuck der Zimmer war dem übrigen Aufwande gemäß. Sechs Barone und eben ſo viel Ritter muſſten beſtändig ſeine Perſon umgeben, um jeden Wink zu vollziehen — zwölf Patrouillen die Runde um ſeinen Pallaſt machen, um jeden Lärm abzuhalten. Sein immer arbeitender Kopf brauchte Stille; kein Geraſſel der Wagen durfte ſeiner Wohnung nahe kommen, und die Straßen wurden nicht ſelten durch Ketten geſperrt. Stumm, wie die Zugänge zu ihm, war auch ſein Umgang. Finſter, verſchloſſen, unergründlich, ſparte er ſeine Worte mehr als ſeine Geſchenke, und das Wenige, was er ſprach, wurde mit einem widrigen Tone ausgeſtoßen. Er lachte niemals, und den Verführungen der Sinne widerſtand die Kälte ſeines Bluts. Immer geſchäftig und von großen Entwürfen bewegt, entſagte er allen leeren Zerſtreuungen, wodurch Andere das koſtbare Leben vergeuden. Einen durch ganz Europa ausgebreiteten Briefwechſel beſorgte er ſelbſt; die meiſten Aufſätze ſchrieb er mit eigner Hand nieder, um der Verſchwiegenheit Andrer ſo wenig als möglich anzuvertrauen. Er war von großer Statur, und hager, von gelblicher Geſichtsfarbe, röthlichen kurzen Haaren, kleinen, aber funkelnden Augen. Ein furchtbarer, zurückſchreckender Ernſt ſaß auf ſeiner Stirn, und nur das Uebermaß ſeiner Belohnungen konnte die zitternde Schaar ſeiner Diener feſthalten.

In dieſer prahleriſchen Dunkelheit erwartete Wallenſtein ſtille, doch nicht müßig, ſeine glänzende Stunde, und der Rache aufgehenden Tag; bald ließ ihn Guſtav Adolphs reißender Siegeslauf ein Vorgefühl deſſelben genießen. Von ſeinen hochfliegenden Planen ward kein einziger aufgegeben: der Undank des Kaiſers hatte ſeinen Ehrgeiz von einem läſtigen Zügel befreyt. Der blendende Schimmer ſeines Privatlebens verrieth den ſtolzen Schwung ſeiner Entwürfe, und verſchwenderiſch wie ein Monarch, ſchien er die Güter ſeiner Hoffnung ſchon unter ſeine gewiſſen Beſitzungen zu zählen.

Nach Wallenſteins Abdankung und Guſtav Adolphs Landung muſſte ein neuer Generaliſſimus aufgeſtellt werden; zugleich ſchien es nöthig zu ſeyn, das bisher getrennte Kommando der kaiſerlichen und ligiſtiſchen Truppen in einer einzigen Hand zu vereinigen. Maximilian von Bayern trachtete nach dieſem wichtigen Poſten, der ihn zum Herrn des Kaiſers machen konnte; aber eben dies bewog Letztern, ſich für den König von Ungarn, ſeinen älteſten Sohn, darum zu bewerben. Endlich, um beyde Kompetenten zu entfernen, und keinen Theil ganz unbefriedigt zu laſſen, übergab man das Kommando dem ligiſtiſchen General Tilly, der nunmehr den bayriſchen Dienſt gegen den öſterreichiſchen vertauſchte. Die Armeen, welche Ferdinand auf deutſchem Boden ſtehen hatte, beliefen ſich, nach Abgang der Wallenſteiniſchen Truppen, auf etwa 40,000 Mann; nicht viel ſchwächer war die ligiſtiſche Kriegsmacht; beyde durch treffliche Officiere befehligt, durch viele Feldzüge geübt, und ſtolz auf eine lange Reihe von Siegen. Mit dieſer Macht glaubte man um ſo weniger Urſache zu haben, vor der Annäherung des Königs von Schweden zu zittern, da man Pommern und Mecklenburg inne hatte, die einzigen Pforten, durch welche er in Deutſchland hereinbrechen konnte.

Nach dem unglücklichen Verſuche des Königs von Dänemark, die Progreſſen des Kaiſers zu hemmen, war Guſtav Adolph der einzige Fürſt in Europa, von welchem die unterliegende Freyheit Rettung zu hoffen hatte, der einzige zugleich, der durch die ſtärkſten politiſchen Gründe dazu aufgefordert, durch erlittene Beleidigungen dazu berechtigt, und durch perſönliche Fähigkeiten dieſer gewagten Unternehmung gewachſen war. Wichtige Staatsgründe, welche er mit Dänemark gemein hatte, hatten ihn, ſchon vor dem Ausbruche des Kriegs in Niederſachſen, bewogen, ſeine Perſon und ſeine Heere zur Vertheidigung Deutſchlands anzubieten; damals hatte ihn der König von Dänemark zu ſeinem eignen Unglücke verdrängt. Seit dieſer Zeit hatte der Uebermuth Wallenſteins und der deſpotiſche Stolz des Kaiſers es nicht an Aufforderungen fehlen laſſen, die ihn perſönlich erhitzen und als König beſtimmen mußten. Kaiſerliche Truppen waren dem polniſchen Könige Sigismund zu Hülfe geſchickt worden, um Preußen gegen die Schweden zu vertheidigen. Dem Könige, welcher ſich über dieſe Feindſeligkeit gegen Wallenſtein beklagte, wurde geantwortet: „Der Kaiſer habe der Soldaten zu viel. Er müſſe ſeinen guten Freunden damit aushelfen.“ Von dem Kongreſſe mit Dänemark zu Lübeck hatte eben dieſer Wallenſtein die ſchwediſchen Geſandten mit beleidigendem Trotze abgewieſen, und, da ſie ſich dadurch nicht ſchrecken ließen, mit einer Behandlung gedroht, welche das Völkerrecht verletzte. Ferdinand hatte die ſchwediſchen Flaggen inſultiren, und Depeſchen des Königs nach Siebenbürgen auffangen laſſen. Er fuhr fort, den Frieden zwiſchen Pohlen und Schweden zu erſchweren, die Anmaßungen Sigismunds auf den ſchwediſchen Thron zu unterſtützen, und Guſtav Adolphen den königlichen Titel zu verweigern. Die wiederholteſten Gegenvorſtellungen Guſtavs hatte er keiner Aufmerkſamkeit gewürdigt, und neue Beleidigungen hinzugefügt, anſtatt die verlangte Genugthuung für die alten zu leiſten.

So viele perſönliche Aufforderungen, durch die wichtigſten Staats- und Gewiſſensgründe unterſtützt, und verſtärkt durch die dringendſten Einladungen aus Deutſchland, muſſten auf das Gemüth eines Fürſten Eindruck machen, der auf ſeine königliche Ehre deſto eiferſüchtiger war, je mehr man geneigt ſeyn konnte, ſie ihm ſtreitig zu machen; der ſich durch den Ruhm, die Unterdrückten zu beſchützen, unendlich geſchmeichelt fand, und den Krieg, als das eigentliche Element ſeines Genies, mit Leidenſchaft liebte. Aber ehe ein Waffenſtillſtand oder Friede mit Pohlen ihm freye Hände gab, konnte an einen neuen und gefahrvollen Krieg mit Ernſt nicht gedacht werden.

Der Kardinal Richelieu hatte das Verdienſt, dieſen Waffenſtillſtand mit Pohlen herbeyzuführen. Dieſer große Staatsmann, das Steuer Europens in der einen Hand, indem er die Wuth der Faktionen und den Dünkel der Großen in dem Innern Frankreichs mit der andern darniederbeugte, verfolgte mitten unter den Sorgen einer ſtürmiſchen Staatsverwaltung unerſchütterlich ſeinen Plan, die anwachſende Macht Oeſterreichs in ihrem ſtolzen Laufe zu hemmen. Aber die Umſtände, welche ihn umgaben, ſetzten dieſen Entwürfen nicht geringe Hinderniſſe in der Ausführung entgegen; denn auch dem größten Geiſte möchte es ungeſtraft nicht hingehen, den Wahnbegriffen ſeiner Zeit Hohn zu ſprechen. Miniſter eines katholiſchen Königs, und durch den Purpur, den er trug, ſelbſt Fürſt der römiſchen Kirche, durfte er es jetzt noch nicht wagen, im Bündniſſe mit dem Feinde ſeiner Kirche öffentlich eine Macht anzugreifen, welche die Anmaßungen ihres Ehrgeizes durch den Namen der Religion vor der Menge zu heiligen gewuſſt hatte. Die Schonung, welche Richelieu den eingeſchränkten Begriffen ſeiner Zeitgenoſſen ſchuldig war, ſchränkte ſeine politiſche Thätigkeit auf die behutſamen Verſuche ein, hinter der Decke verborgen zu wirken, und die Entwürfe ſeines erleuchteten Geiſtes durch eine fremde Hand zu vollſtrecken. Nachdem er ſich umſonſt bemüht hatte, den Frieden Dänemarks mit dem Kaiſer zu hindern, nahm er ſeine Zuflucht zu Guſtav Adolph, dem Helden ſeines Jahrhunderts. Nichts wurde geſpart, dieſen König zur Entſchließung zu bringen, und ihm zugleich die Mittel zur Ausführung zu erleichtern. Charnaſſe, ein unverdächtiger Unterhändler des Kardinals, erſchien in Pohlniſch-Preußen, wo Guſtav Adolph gegen Sigismund Krieg führte, und wanderte von einem der beyden Könige zum andern, um einen Waffenſtillſtand oder Frieden zwiſchen ihnen zu

Stande zu bringen. Guſtav Adolph war längſt dazu bereit, und endlich gelang es dem franzöſiſchen Miniſter, auch dem Könige Sigismund über ſein wahres Intereſſe und die betriegeriſche Politik des Kaiſers die Augen zu öffnen. Ein Waffenſtillſtand wurde auf ſechs Jahre zwiſchen beyden Königen geſchloſſen, durch welchen Guſtav im Beſitz aller ſeiner Eroberungen blieb, und die lange gewünſchte Freyheit erhielt, ſeine Waffen gegen den Kaiſer zu kehren. Der franzöſiſche Unterhändler bot ihm zu dieſer Unternehmung die Allianz ſeines Königs und beträchtliche Hülfsgelder an, welche nicht zu verachten waren. Aber Guſtav Adolph fürchtete nicht ohne Grund, ſich durch Annehmung derſelben in eine Abhängigkeit von Frankreich zu ſetzen, die ihm vielleicht mitten im Laufe ſeiner Siege Feſſeln anlegte, und durch das Bündniß mit einer katholiſchen Macht Mißtrauen bey den Proteſtanten zu erwecken.

So dringend und gerecht dieſer Krieg war, ſo vielverſprechend waren die Umſtände, unter welchen Guſtav Adolph ihn unternahm. Furchtbar zwar war der Name des Kaiſers, unerſchöpflich ſeine Hülfsquellen, unüberwindlich bisher ſeine Macht; jeden Andern, als Guſtav, würde ein ſo gefahrvolles Spiel zurückgeſchreckt haben. Guſtav überſah alle Hinderniſſe und Gefahren, welche ſich ſeinem Unternehmen entgegenſtellten; aber er kannte auch die Mittel, wodurch er ſie zu beſiegen hoffte. Nicht beträchtlich, aber wohldiſciplinirt war ſeine Kriegsmacht, durch ein ſtrenges Klima und anhaltende Feldzüge abgehärtet, in dem pohlniſchen Kriege zum Siege gebildet. Schweden, obgleich arm an Geld und an Menſchen, und durch einen achtjährigen Krieg über Vermögen angeſtrengt, war ſeinem Könige mit einem Enthuſiasmus ergeben, der ihn die bereitwilligſte Unterſtützung von ſeinen Reichsſtänden hoffen ließ. In Deutſchland war der Name des Kaiſers wenigſtens eben ſo ſehr gehaſſt als gefürchtet. Die proteſtantiſchen Fürſten ſchienen nur die Ankunft eines Befreyers zu erwarten, um das unleidliche Joch der Tyranney abzuwerfen, und ſich öffentlich für Schweden zu erklären. Selbſt den katholiſchen Ständen konnte die Erſcheinung eines Gegners nicht unwillkommen ſeyn, der die überwiegende Macht des Kaiſers beſchränkte. Der erſte Sieg, auf deutſchem Boden erfochten, muſſte für ſeine Sache entſcheidend ſeyn, die noch zweifelnden Fürſten zur Erklärung bringen, den Muth ſeiner Anhänger ſtärken, den Zulauf zu ſeinen Fahnen vermehren, und zu Fortſetzung des Kriegs reichliche Hülfsquellen eröffnen. Hatten gleich die mehrſten deutſchen Länder durch die bisherigen Bedrückungen unendlich gelitten, ſo waren doch die wohlhabenden hanſeatiſchen Städte bis jetzt davon freygeblieben, die kein Bedenken tragen konnten, mit einem freywilligen mäßigen Opfer einem allgemeinen Ruin vorzubeugen. Aus je mehrern Ländern man die Kaiſerlichen verjagte, deſto mehr mußten ihre Heere ſchmelzen, die nur allein von den Ländern lebten, in denen ſie ſtanden. Unzeitige Truppenverſendungen nach Italien und den Niederlanden hatten ohnehin die Macht des Kaiſers vermindert; Spanien, durch den Verluſt ſeiner amerikaniſchen Silberflotte geſchwächt, und durch einen ernſtlichen Krieg in den Niederlanden beſchäftigt, konnte ihm wenig Unterſtützung gewähren. Dagegen machte Großbritannien dem Könige von Schweden zu beträchtlichen Subſidien Hoffnung, und Frankreich, welches eben jetzt mit ſich ſelbſt Frieden machte, kam ihm mit den vortheilhafteſten Anerbietungen bey ſeiner Unternehmung entgegen.

Aber die ſicherſte Bürgſchaft für den glücklichen Erfolg ſeiner Unternehmung fand Guſtav Adolph — in ſich ſelbſt. Die Klugheit erforderte es, ſich aller äußerlichen Hülfsmittel zu verſichern, und dadurch ſein Unternehmen vor dem Vorwurfe der Verwegenheit zu ſchützen; aus ſeinem Buſen allein nahm er ſeine Zuverſicht und ſeinen Muth. Guſtav Adolph war ohne Widerſpruch der erſte Feldherr ſeines Jahrhunderts, und der tapferſte Soldat in ſeinem Heere, das er ſich ſelbſt erſt geſchaffen hatte. Mit der Taktik der Griechen und Römer vertraut, hatte er eine beſſere Kriegskunſt erfunden, welche den größten Feldherren der folgenden Zeiten zum Muſter diente. Die unbehülflichen großen Eſkadrons verringerte er, um die Bewegungen der Reiterey leichter und ſchneller zu machen; zu eben dem Zwecke rückte er die Bataillons in weitere Entfernungen aus einander. Er ſtellte ſeine Armee, welche gewöhnlich nur eine einzige Linie einnahm, in einer gedoppelten Linie in Schlachtordnung, daß die zweyte anrücken konnte, wenn die erſte zum Weichen gebracht war. Den Mangel an Reiterey wuſſte er dadurch zu erſetzen, daß er Fußgänger zwiſchen die Reiter ſtellte, welches ſehr oft den Sieg entſchied; die Wichtigkeit des Fußvolks in Schlachten lernte Europa erſt von ihm. Ganz Deutſchland hat die Mannszucht bewundert, durch welche ſich die ſchwediſchen Heere auf deutſchem Boden in den erſten Zeiten ſo rühmlich unterſchieden. Alle Ausſchweifungen wurden aufs Strengſte geahndet; am ſtrengſten Gotteslästerung, Raub, Spiel und Duelle. In den ſchwediſchen Kriegsgeſetzen wurde die Mäßigkeit befohlen; auch erblickte man in dem ſchwediſchen Lager, das Gezelt des Königs nicht ausgenommen, weder Silber noch Gold. Das Auge des Feldherrn wachte mit eben der Sorgfalt über die Sitten des Soldaten, wie über die kriegeriſche Tapferkeit. Jedes Regiment muſſte zum Morgen- und Abendgebet einen Kreis um ſeinen Prediger ſchließen, und unter freyem Himmel ſeine Andacht halten. In allem dieſem war der Geſetzgeber zugleich Muſter. Eine ungekünſtelte lebendige Gottesfurcht erhöhte den Muth, der ſein großes Herz beſeelte. Gleich frey von dem rohen Unglauben, der den wilden Begierden des Barbaren ihren nothwendigen Zügel nimmt, und von der kriechenden Andächteley eines Ferdinand, die ſich vor der Gottheit zum Wurm erniedrigt, und auf dem Nacken der Menſchheit trotzig einherwandelt, blieb er auch in der Trunkenheit ſeines Glücks noch Menſch und noch Chriſt, aber auch in ſeiner Andacht noch Held und noch König. Alles Ungemach des Kriegs ertrug er gleich dem Geringſten aus dem Heere; mitten in dem ſchwärzeſten Dunkel der Schlacht war es Licht in ſeinem Geiſte; allgegenwärtig mit ſeinem Blicke, vergaß er den Tod, der ihn umringte; ſtets fand man ihn auf dem Wege der furchtbarſten Gefahr. Seine natürliche Herzhaftigkeit ließ ihn nur allzuoft vergeſſen, was er dem Feldherrn ſchuldig war, und dieſes königliche Leben endigte der Tod eines Gemeinen. Aber einem ſolchen Führer folgte der Feige wie der Muthige zum Siege, und ſeinem beleuchtenden Adlerblicke entging keine Heldenthat, die ſein Beyſpiel geweckt hatte. Der Ruhm ihres Beherrſchers entzündete in der Nation ein begeiſterndes Selbſtgefühl; ſtolz auf dieſen König, gab der Bauer in Finnland und Gothland freudig ſeine Armuth hin, verſpritzte der Soldat freudig ſein Blut, und der hohe Schwung, den der Geiſt dieſes einzigen Mannes der Nation gegeben, überlebte noch lange Zeit ſeinen Schöpfer.

So wenig man über die Nothwendigkeit des Kriegs in Zweifel war, ſo ſehr war man es über die Art, wie er geführt werden ſollte. Ein angreifender Krieg ſchien ſelbſt dem muthvollen Kanzler Oxenſtierna zu gewagt, die Kräfte ſeines geldarmen und gewiſſenhaften Königs zu ungleich den unermeßlichen Hülfsmitteln eines Deſpoten, der mit ganz Deutſchland wie mit ſeinem Eigenthum ſchaltete. Dieſe furchtſamen Bedenklichkeiten des Miniſters widerlegte die ſehende Klugheit des Helden. „Erwarten wir den Feind in Schweden," ſagte Guſtav, „ſo iſt Alles verloren, wenn eine Schlacht verloren iſt; Alles iſt gewonnen, wenn wir in Deutſchland einen glücklichen Anfang machen. Das Meer iſt groß, und wir haben in Schweden weitläufige Küſten zu bewachen. Entwiſchte uns die feindliche Flotte, oder würde die unſrige geſchlagen, ſo wäre es dann umſonſt, die feindliche Landung zu verhindern. An der Erhaltung Stralſunds muß uns Alles liegen. So lange dieſer Hafen uns offen ſteht, werden wir unſer Anſehn auf der Oſtſee behaupten, und einen freyen Verkehr mit Deutſchland unterhalten. Aber um Stralſund zu beſchützen, dürfen wir uns nicht in Schweden verkriechen, ſondern müſſen mit einer Armee nach Pommern hinübergehen. Redet mir alſo nichts mehr von einem Vertheidigungskriege, durch den wir unſre herrlichſten Vortheile verſcherzen. Schweden ſelbſt darf keine feindliche Fahne ſehen; und werden wir in Deutſchland beſiegt, ſo iſt es alsdann noch Zeit, euern Plan zu befolgen."

Beſchloſſen wurde alſo der Uebergang nach Deutſchland und der Angriff des Kaiſers. Die Zurüſtungen wurden aufs Lebhafteſte betrieben, und die Vorkehrungen, welche Guſtav traf, verriethen nicht weniger Vorſicht, als der Entſchluß Kühnheit und Größe zeigte. Vor Allem war es nöthig, in einem ſo weit entlegenen Kriege Schweden ſelbſt gegen die zweydeutigen Geſinnungen der Nachbarn in Sicherheit zu ſetzen. Auf einer perſönlichen Zuſammenkunft mit dem Könige von Dänemark zu Markaröd verſicherte ſich Guſtav der Freundſchaft dieſes Monarchen; gegen Moskau wurden die Grenzen gedeckt; Pohlen konnte man von Deutſchland aus in Furcht erhalten, wenn es Luſt bekommen ſollte, den Waffenſtillſtand zu verletzen. Ein ſchwediſcher Unterhändler, von Falkenberg, welcher Holland und die deutſchen Höfe bereiſte, machte ſeinem Herrn von Seiten mehrerer proteſtantiſchen Fürſten, die ſchmeichelhafteſten Hoffnungen, obgleich noch keiner Muth und Verläugnung genug hatte, ein förmliches Bündniß mit ihm einzugehn. Die Städte Lübeck und Hamburg zeigten ſich bereitwillig, Geld vorzuſchießen, und an Zahlungsſtatt ſchwediſches Kupfer anzunehmen. Auch an den Fürſten von Siebenbürgen wurden vertraute Perſonen abgeſchickt, dieſen unverſöhnlichen Feind Oeſterreichs gegen den Kaiſer in Waffen zu bringen.

Unterdeſſen wurden in den Niederlanden und Deutſchland ſchwediſche Werbungen eröffnet, die Regimenter vollzählig gemacht, neue errichtet, Schiffe herbeygeſchafft, die Flotte gehörig ausgerüſtet, Lebensmittel, Kriegsbedürfniſſe und Geld ſo viel nur möglich herbeygetrieben. Dreyßig Kriegsſchiffe waren in kurzer Zeit zum Auslaufen fertig, eine Armee von funfzehntauſend Mann ſtand bereit, und zweyhundert Transportſchiffe waren beſtimmt, ſie überzuſetzen. Eine größere Macht wollte Guſtav Adolph nicht nach Deutſchland hinüberführen, und der Unterhalt derſelben hätte auch bis jetzt die Kräfte ſeines Königreichs überſtiegen. Aber ſo klein dieſe Armee war, ſo vortrefflich war die Auswahl ſeiner Truppen in Diſciplin, kriegeriſchem Muthe und Erfahrung, die einen feſten Kern zu einer größern Kriegsmacht abgeben konnte, wenn er den deutſchen Boden erſt erreicht, und das Glück ſeinen erſten Anfang begünſtigt haben würde. Oxenſtierna, zugleich General und Kanzler, ſtand mit etwa zehntauſend Mann in Preußen, dieſe Provinz gegen Pohlen zu vertheidigen. Einige regulaire Truppen und ein anſehnliches Corps Landmiliz, welches der Hauptarmee zur Pflanzſchule diente, blieb in Schweden zurück, damit ein bundbrüchiger Nachbar bey einem ſchnellen Ueberfalle das Königreich nicht unvorbereitet fände.

Dadurch war für die Vertheidigung des Reichs geſorgt. Nicht weniger Sorgfalt bewies Guſtav Adolph bey Anordnung der innern Regierung. Die Regentſchaft wurde dem Reichsrathe, das Finanzweſen dem Pfalzgrafen Johann Kaſimir, dem Schwager des Königs, übertragen, ſeine Gemahlinn, ſo zärtlich er ſie liebte, von allen Regierungsgeſchäften entfernt, denen ihre eingeſchränkten Fähigkeiten nicht gewachſen waren. Gleich einem Sterbenden beſtellte er ſein Haus. Am 20ſten May 1630, nachdem alle Vorkehrungen getroffen, und Alles zur Abfahrt in Bereitſchaft war, erſchien der König in Stockholm in der Reichsverſammlung, den Ständen ein feyerliches Lebewohl zu ſagen. Er nahm hier ſeine vierjährige Tochter Chriſtina, die in der Wiege ſchon zu ſeiner Nachfolgerinn erklärt war, auf die Arme, zeigte ſie den Ständen als ihre künftige Beherrſcherinn, ließ ihr auf den Fall, daß er ſelbſt nimmer wiederkehrte, den Eid der Treue erneuern, und darauf die Verordnung ableſen, wie es während ſeiner Abweſenheit oder der Minderjährigkeit ſeiner Tochter mit der Regentſchaft des Reichs gehalten werden ſollte. In Thränen zerfloß die ganze Verſammlung, und der König ſelbſt brauchte Zeit, um zu ſeiner Abſchiedsrede an die Stände die nöthige Faſſung zu erhalten.

„Nicht leichtſinniger Weiſe,“ fing er an, „ſtürze ich mich und euch in dieſen neuen gefahrvollen Krieg. Mein Zeuge iſt der allmächtige Gott, daß ich nicht aus Vergnügen fechte. Der Kaiſer hat mich in der Perſon meiner Geſandten aufs Grauſamſte beleidigt, er hat meine Feinde unterſtützt, er verfolgt meine Freunde und Brüder, tritt meine Religion in den Staub, und ſtreckt die Hand aus nach meiner Krone. Dringend flehen uns die unterdrückten Stände Deutſchlands um Hülfe, und wenn es Gott gefällt, ſo wollen wir ſie ihnen geben.

„Ich kenne die Gefahren, denen mein Leben ausgeſetzt ſeyn wird. Nie habe ich ſie gemieden, und ſchwerlich werde ich ihnen ganz entgehen. Bis jetzt zwar hat mich die Allmacht wunderbar behütet; aber ich werde doch endlich ſterben in der Vertheidigung meines Vaterlandes. Ich übergebe euch dem Schutze des Himmels. Seyd gerecht, ſeyd gewiſſenhaft, wandelt unſträflich, ſo werden wir uns in der Ewigkeit wieder begegnen.

„An euch, meine Reichsräthe, wende ich mich zuerſt. Gott erleuchte euch, und erfülle euch mit Weisheit, meinem Königreiche ſtets das Beſte zu rathen. Euch, tapferer Adel, empfehle ich dem göttlichen Schutze. Fahrt fort, euch als würdige Nachkommen jener heldenmüthigen Gothen zu erweiſen, deren Tapferkeit das alte Rom in den Staub ſtürzte. Euch, Diener der Kirche, ermahne ich zur Verträglichkeit und Eintracht; ſeyd ſelbſt Muſter der Tugenden, die ihr predigt, und mißbraucht nie eure Herrſchaft über die Herzen meines Volks. Euch, Deputirte des Bürger- und Bauernſtandes, wünſche ich den Segen des Himmels, eurem Fleiße eine erfreuende Ernte, Fülle euern Scheunen, Ueberfluß an allen Gütern des Lebens. Für euch alle, Abweſende und Gegenwärtige, ſchicke ich aufrichtige Wünſche zum Himmel. Ich ſage euch allen mein zärtliches Lebewohl. Ich ſage es vielleicht auf ewig."

Zu Elfsnaben, wo die Flotte vor Anker lag, erfolgte die Einſchiffung der Truppen; eine unzählige Menge Volks war herbeygeſtrömt, dieſes eben ſo prächtige als rührende Schauſpiel zu ſehen. Die Herzen der Zuſchauer waren von den verſchiedenſten Empfindungen bewegt, je nachdem ſie bey der Größe des Wageſtücks oder bey der Größe des Mannes verweilten. Unter den hohen Offizieren, welche bey dieſem Heere kommandirten, haben ſich Guſtav Horn, Rheingraf Otto Ludwig, Heinrich Matthias Graf von Thurn, Ortenburg, Baudiſſen, Banner, Teufel, Tott, Mutzenfahl, Falkenberg, Kniphauſen, und andere mehr, einen glänzenden Namen erworben. Die Flotte, von widrigen Winden aufgehalten, konnte erſt im Junius unter Segel gehn, und erreichte am 24ſten dieſes Monats die Inſel Rügen an der Küſte von Pommern.

Guſtav Adolph war der Erſte, der hier ans Land ſtieg. Im Angeſicht ſeines Gefolges kniete er nieder auf Deutſchlands Erde, und dankte der Allmacht für die Erhaltung ſeiner Armee und ſeiner Flotte. Auf den Inſeln Wollin und Uſedom ſetzte er ſeine Truppen ans Land; die kaiſerlichen Beſatzungen verlieſſen ſogleich bey ſeiner Annäherung ihre Schanzen und entflohen. Mit Blitzes-Schnelligkeit erſchien er vor Stettin, ſich dieſes wichtigen Platzes zu verſichern, ehe die Kaiſerlichen ihm zuvorkämen. Bogisla der Vierzehnte, Herzog von Pommern, ein ſchwacher und alternder Prinz, war lange ſchon der Mißhandlungen müde, welche die Kaiſerlichen in ſeinem Lande ausgeübt hatten, und fortfuhren auszuüben; aber zu kraftlos, ihnen Widerſtand zu thun, hatte er ſich mit ſtillem Murren unter die Uebermacht gebeugt. Die Erſcheinung ſeines Retters, anſtatt ſeinen Muth zu beleben, erfüllte ihn mit Furcht und Zweifeln. So ſehr ſein Land noch von den Wunden blutete, welche die Kaiſerlichen ihm geſchlagen; ſo wenig konnte dieſer Fürſt ſich entſchlieſſen, durch offenbare Begünſtigung der Schweden die Rache des Kaiſers gegen ſich zu reizen. Guſtav Adolph, unter den Kanonen von Stettin gelagert, forderte dieſe Stadt auf, ſchwediſche Garniſon einzunehmen. Bogisla erſchien ſelbſt in dem Lager des Königs, ſich dieſe Einquartierung zu verbitten. „Ich komme als Freund und nicht als Feind zu ihnen,“ antwortete Guſtav; „nicht mit Pommern, nicht mit dem deutſchen Reiche, nur mit den Feinden deſſelben führe ich Krieg. In meinen Händen ſoll dieſes Herzogthum heilig aufgehoben ſeyn, und ſicherer als von jedem Andern werden Sie es nach geendigtem Feldzuge von mir zurückerhalten. Sehen Sie die Fußſtapfen der kaiſerlichen Truppen in Ihrem Lande, ſehen Sie die Spuren der meinigen in Uſedom, und wählen Sie, ob Sie den Kaiſer oder mich zum Freunde haben wollen. Was erwarten Sie, wenn der Kaiſer ſich Ihrer Hauptſtadt bemächtigen ſollte? Wird er gnädiger damit verfahren, als ich? Oder wollen Sie meinen Siegen Grenzen ſetzen? Die Sache iſt dringend, faſſen Sie einen Entſchluß, und nöthigen Sie mich nicht, wirkſamere Mittel zu ergreifen.“

Die Wahl war ſchmerzlich für den Herzog von Pommern. Hier der König von Schweden mit einer furchtbarn Armee vor den Thoren ſeiner Hauptſtadt; dort die unausbleibliche Rache des Kaiſers und das ſchreckenvolle Beyſpiel ſo vieler deutſchen Fürſten, welche als Opfer dieſer Rache im Elende herumwanderten. Die dringendere Gefahr beſtimmte ſeinen Entſchluß. Die Thore von Stettin wurden dem Könige geöffnet, ſchwediſche Truppen rückten ein, und den Kaiſerlichen, die ſchon in ſtarken Märſchen herbeyeilten, wurde der Vorſprung abgewonnen. Stettins

Einnahme verſchaffte dem Könige in Pommern feſten Fuß, den Gebrauch der Oder, und einen Waffenplatz für ſeine Armee. Herzog **Bogiſla** ſäumte nicht, den gethanen Schritt bey dem Kaiſer durch die Nothwendigkeit zu entſchuldigen, und dem Vorwurfe der Verrätherey im voraus zu begegnen; aber von der Unverſöhnlichkeit dieſes Monarchen überzeugt, trat er mit ſeinem neuen Schutzherrn in eine enge Verbindung, um durch die ſchwediſche Freundſchaft ſich gegen die Rache Oeſterreichs in Sicherheit zu ſetzen. Der König gewann durch dieſe Allianz mit Pommern einen wichtigen Freund auf deutſchem Boden, der ihm den Rücken deckte, und den Zuſammenhang mit Schweden offen hielt.

Guſtav Adolph glaubte ſich gegen **Ferdinand**, der ihn in Preußen zuerſt feindlich angegriffen hatte, der hergebrachten Formalitäten überhoben, und fing ohne Kriegserklärung die Feindſeligkeiten an. Gegen die europäiſchen Fürſten rechtfertigte er ſein Betragen in einem eignen Manifeſte, in welchem alle ſchon angeführte Gründe, die ihn zur Ergreifung der Waffen bewogen, hererzählt wurden. Unterdeſſen ſetzte er ſeine Progreſſen in Pommern fort, und ſah mit jedem Tage ſeine Heere ſich vermehren. Von den Truppen, welche unter **Mannsfeld**, Herzog **Chriſtian von Braunſchweig**, dem Könige von Dänemark und unter **Wallenſtein** gefochten, ſtellten ſich Officiere ſowol, als Soldaten ſchaarenweiſe dar, unter ſeinen ſiegreichen Fahnen zu ſtreiten.

Der Einfall des Königs von Schweden wurde am kaiſerlichen Hofe der Aufmerkſamkeit bey Weitem nicht gewürdigt, welche er bald darauf zu verdienen ſchien. Der öſterreichiſche Stolz, durch das bisherige unerhörte Glück auf den höchſten Gipfel getrieben, ſah mit Geringſchätzung auf einen Fürſten herab, der mit einer Handvoll Menſchen aus einem verachteten Winkel Europens hervorkam, und, wie man ſich einbildete, ſeinen bisher erlangten Kriegsruhm blos der Ungeſchicklichkeit eines noch ſchwächern Feindes verdankte. Die herabſetzende Schilderung, welche Wallenſtein, nicht ohne Abſicht, von der ſchwediſchen Macht entworfen, vermehrte die Sicherheit des Kaiſers: wie hätte er einen Feind achten ſollen, den ſein Feldherr ſich getraute mit Ruthen aus Deutſchland zu verjagen? Selbſt die reißenden Fortſchritte Guſtav Adolphs in Pommern konnten dieſes Vorurtheil nicht ganz beſiegen, welchem der Spott der Höflinge ſtets neue Nahrung gab. Man nannte ihn in Wien nur die Schneemajeſtät, welche die Kälte des Nords jetzt zuſammenhalte, die aber zuſehens ſchmelzen würde, je näher ſie gegen Süden rückte. Die Churfürſten ſelbſt, welche in Regensburg verſammelt waren, würdigten ſeine Vorſtellungen keiner Aufmerkſamkeit, und verweigerten ihm, aus blinder Gefälligkeit gegen Ferdinand, ſogar den Titel eines Königs. Während man in Regensburg und Wien ſeiner ſpottete, ging in Pommern und Mecklenburg ein feſter Ort nach dem andern an ihn verloren.

Dieſer Geringſchätzung ungeachtet, hatte ſich der Kaiſer doch bereitwillig finden laſſen, die Mißhelligkeiten mit Schweden durch Unterhandlungen beyzulegen, auch zu dieſem Ende Bevollmächtigte nach Danzig geſendet. Aber aus ihren Inſtruktionen erhellte deutlich, wie wenig es ihm damit Ernſt war, da er Guſtaven noch immer den königlichen Titel verweigerte. Seine Abſicht ſchien bloß dahin zu gehen, das Verhaßte des Angriffs von ſich ſelbſt auf den König von Schweden abzuwälzen, und ſich dadurch auf den Beyſtand der Reichsſtände deſto eher Rechnung machen zu können. Fruchtlos, wie zu erwarten geweſen war, zerſchlug ſich alſo dieſer Congreß zu Danzig, und die Erbitterung beyder Theile wurde durch einen heftigen Briefwechſel aufs Höchſte getrieben.

Ein kaiſerlicher General, Torquato Conti, der die Armee in Pommern commandirte, hatte ſich unterdeſſen vergeblich bemüht, den Schweden Stettin wieder zu entreißen. Aus einem Platze nach dem andern wurden die Kaiſerlichen vertrieben; Damm, Stargard, Camin, Wolgaſt fielen ſchnell nach einander in des Königs Hand. Um ſich an dem Herzoge von Pommern zu rächen, ließ der kaiſerliche General auf dem Rückzuge ſeine Truppen die ſchreyendſten Gewaltthätigkeiten gegen die Einwohner Pommerns verüben, welche ſein Geiz längſt ſchon aufs Grauſamſte gemißhandelt hatte. Unter dem Vorwande, den Schweden alle Lebensmittel zu entziehen, wurde Alles verheert und geplündert, und oft, wenn die Kaiſerlichen einen Platz nicht länger zu behaupten wuſſten, lieſſen ſie ihn in Rauch aufgehen, um dem Feinde nichts als den Schutt zurückzulaſſen. Aber dieſe Barbareyen dienten nur dazu, das entgegengeſetzte Betragen der Schweden in ein deſto glänzenderes Licht zu ſetzen, und dem menſchenfreundlichen Könige alle Herzen zu gewinnen. Der ſchwediſche Soldat bezahlte Alles, was er brauchte, und von fremdem Eigenthum wurde auf ſeinem Durchmarſche nichts berührt. In Stadt und Land empfing man daher die ſchwediſchen Heere mit offnen Armen; alle kaiſerlichen Soldaten, welche dem pommerſchen Landvolk in die Hände fielen, wurden ohne Barmherzigkeit ermordet. Viele Pommern traten in ſchwediſchen Dienſt, und die Stände dieſes ſo ſehr erſchöpften Landes lieſſen es ſich mit Freuden gefallen, dem König eine Contribution von hunderttauſend Gulden zu bewilligen.

Torquato Conti, bey aller Härte ſeines Charakters ein vortrefflicher General, ſuchte dem Könige von Schweden den Beſitz von Stettin wenigſtens unnütz zu machen, da er ihn nicht von dieſem Orte zu vertreiben vermochte. Er verſchanzte ſich zu Garz, oberhalb

Stettin, an der Oder, um dieſen Fluß zu beherrſchen, und jener Stadt die Communication zu Waſſer mit dem übrigen Deutſchland abzuſchneiden. Nichts konnte ihn dahin bringen, mit dem Könige von Schweden zu ſchlagen, der ihm an Mannſchaft überlegen war; noch weniger wollte es dieſem gelingen, die feſten kaiſerlichen Verſchanzungen zu ſtürmen. **Torquato**, von Truppen und Geld allzuſehr entblößt, um angriffsweiſe gegen den König zu agiren, gedachte mit Hülfe dieſes Operationsplans dem Grafen **Tilly** Zeit zu verſchaffen, zur Vertheidigung Pommerns herbeyzueilen, und alsdann in Vereinigung mit dieſem General auf den König von Schweden loszugehen. Er benutzte ſogar einmal die Entfernung des Königs, um ſich durch einen unvermutheten Ueberfall Stettins zu bemächtigen. Aber die Schweden ließen ſich nicht unvorbereitet finden. Ein lebhafter Angriff der Kaiſerlichen wurde mit Standhaftigkeit zurückgeſchlagen, und **Torquato** verſchwand mit einem großen Verluſte. Nicht zu läugnen iſt es, daß **Guſtav Adolph** bey dieſem günſtigen Anfange eben ſo viel dem Glücke als ſeiner Kriegserfahrenheit dankte. Die kaiſerlichen Truppen in Pommern waren ſeit **Wallenſteins** Abdankung aufs Tiefſte heruntergekommen. Grauſam rächten ſich ihre Ausſchweifungen jetzt an ihnen ſelbſt: ein ausgezehrtes verödetes Land konnte ihnen keinen Unterhalt mehr darbieten. Alle Mannszucht war dahin, keine Achtung mehr für die Befehle der Officiere; zwiſchens ſchmolz ihre Anzahl durch häufige Deſertionen, und durch ein allgemeines Sterben, welches die ſchneidende Kälte in dieſem ungewohnten Klima verurſachte. Unter dieſen Umſtänden ſehnte ſich der kaiſerliche General nach Ruhe, um ſeine Truppen durch die Winterquartiere zu erquicken; aber er hatte mit einem Feinde zu thun, für den unter deutſchem Himmel gar kein Winter war. Zur Vorſorge hatte **Guſtav** ſeine Soldaten mit Schaafspelzen verſehen laſſen, um auch die rauheſte Jahrszeit über im Felde zu bleiben. Die kaiſerlichen Bevollmächtigten, welche wegen eines Waffenſtillſtandes zu unterhandeln kamen, erhielten daher die troſtloſe Antwort: „Die Schweden ſeyen im Winter wie im Sommer Soldaten, und nicht geneigt, den armen Landmann noch mehr auszuſaugen. Die Kaiſerlichen möchten es mit ſich halten, wie ſie wollten; ſie aber gedächten nicht, ſich müßig zu verhalten.“ **Torquato Conti** legte bald darauf ſein Commando, wobey wenig Ruhm und nun auch kein Geld mehr zu gewinnen war, nieder.

Bey dieſer Ungleichheit mußte ſich der Vortheil nothwendiger Weiſe auf ſchwediſcher Seite befinden. Unaufhörlich wurden die Kaiſerlichen in ihren Winterquartieren beunruhigt, Greifenhagen, ein wichtiger Platz an der Oder, mit Sturm erobert, zuletzt auch die Städte Garz und Piritz von den Feinden verlaſſen. Von ganz Pommern waren nur noch Greifswalde, Demmin und Colberg in ihren Händen, zu deren Belagerung der König ungeſäumt die nachdrücklichſten Anſtalten machte. Der fliehende Feind nahm ſeinen Weg nach der Mark Brandenburg, nicht ohne großen Verluſt an Artillerie, Bagage und Mannſchaft, welche den nacheilenden Schweden in die Hände fielen.

Durch Einnahme der Päſſe bey Ribnitz und Damgarden hatte ſich Guſtav den Eingang in das Herzogthum Meklenburg eröffnet, deſſen Unterthanen durch ein vorangeſchicktes Manifeſt aufgefordert wurden, unter die Herrſchaft ihrer rechtmäßigen Regenten zurückzukehren, und Alles, was Wallenſteiniſch wäre, zu verjagen. Durch Betrug bekamen aber die Kaiſerlichen die wichtige Stadt Roſtock in ihre Gewalt, welches den König, der ſeine Macht nicht gern theilen wollte, an fernerem Vorrücken hinderte. Vergebens hatten indeſſen die vertriebenen Herzoge von Meklenburg, durch die zu Regensburg verſammelten Fürſten, bey dem Kaiſer fürſprechen laſſen; vergebens hatten ſie, um den Kaiſer durch Unterwürfigkeit zu gewinnen, das Bündniß mit Schweden und jeden Weg der Selbſthülfe verſchmäht. Durch die hartnäckige Weigerung des Kaiſers zur Verzweiflung gebracht, ergriffen ſie jetzt öffentlich die Partey des Königs von Schweden, warben Truppen und übertrugen das Commando darüber dem Herzoge Franz Karl von Sachſen-Lauenburg. Dieſer bemächtigte ſich auch wirklich einiger feſten Plätze an der Elbe, verlor ſie aber bald wieder an den kaiſerlichen General Pappenheim, der gegen ihn geſchickt wurde. Bald darauf, in der Stadt Ratzeburg von letzterm belagert, ſah er ſich, nach einem vergeblichen Verſuche zu entfliehen, genöthigt, ſich mit ſeiner ganzen Mannſchaft zu Gefangenen zu ergeben. So verſchwand dann aufs Neue die Hoffnung dieſer unglücklichen Fürſten zum Wiedereintritt in ihre Lande, und dem ſiegreichen Arme Guſtav Adolphs allein war es aufbehalten, ihnen dieſe glänzende Gerechtigkeit zu erzeigen.

Die flüchtigen kaiſerlichen Scharen hatten ſich in die Mark Brandenburg geworfen, welche ſie jetzt zum Schauplatze ihrer Gräuelthaten machten. Nicht zufrieden, die willkürlichſten Schatzungen einzufordern, und den Bürger durch Einquartierungen zu drücken, durchwühlten dieſe Unmenſchen auch noch das Innere der Häuſer, zerſchlugen, erbrachen Alles, was verſchloſſen war, raubten allen Vorrath, den ſie fanden, mißhandelten auf das Entſetzlichſte, wer ſich zu widerſetzen wagte, entehrten das Frauenzimmer, ſelbſt an heiliger Stätte. Und Alles dies geſchah nicht in Feindes Land — es geſchah gegen die Unterthanen eines Fürſten, von welchem der Kaiſer nicht beleidigt war, dem er trotz dieſem Allem noch zumuthete, die Waffen gegen den König von Schweden zu ergreifen. Der Anblick dieſer entſetzlichen Ausſchweifungen, welche ſie aus Mangel an Anſehn und aus Geldnoth geſchehen laſſen mußten, erweckte ſelbſt den Unwillen der kaiſerlichen Generale, und ihr oberſter Chef, Graf von Schaumburg, wollte ſchamroth das Commando niederlegen. Zu arm an Soldaten, um ſein Land zu vertheidigen, und ohne Hülfe gelaſſen von dem Kaiſer, der zu den beweglichſten Vorſtellungen ſchwieg, befahl endlich der Churfürſt von Brandenburg ſeinen Unterthanen in einem Edikte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und jeden kaiſerlichen Soldaten, der über der Plünderung ergriffen würde, ohne Schonung zu ermorden. Zu einem ſolchen Grade war der Gräuel der Mißhandlung und das Elend der Regierung geſtiegen, daß dem Landesherrn nur das verzweifelte Mittel übrig blieb, die Selbſtrache zu befehlen.

Die Kaiſerlichen hatten die Schweden in die Mark Brandenburg nachgezogen, und nur die Weigerung des Churfürſten, ihm die Feſtung Cüſtrin zum Durchmarſche zu öffnen, hatte den König abhalten können, Frankfurt an der Oder zu belagern. Er ging zurück, die Eroberung Pommerns durch Einnahme von Demmin und Colberg zu vollenden; unterdeſſen war der Feldmarſchall Tilly im Anzuge, die Mark Brandenburg zu vertheidigen.

Dieſer General, der ſich rühmen konnte, noch keine Schlacht verloren zu haben, der Ueberwinder Mannsfelds, Chriſtians von Braunſchweig, des Markgrafen von Baden und des Königs von Dänemark, ſollte jetzt an dem Könige von Schweden einen würdigen Gegner finden. Tilly ſtammte aus einer edlen Familie in Lüttich, und hatte in dem niederländiſchen Kriege, der damaligen Feldherrnſchule, ſeine Talente ausgebildet. Bald darauf fand er Gelegenheit, ſeine erlangten Fähigkeiten unter Kaiſer Rudolph dem Zweyten in Ungarn zu zeigen, wo er ſich ſchnell von einer Stufe zur andern emporſchwang. Nach geſchloſſenem Frieden trat er in die Dienſte Maximilians von Bayern, der ihn zum Oberfeldherrn mit unumſchränkter Gewalt ernannte. Tilly wurde durch ſeine vortrefflichen Einrichtungen der Schöpfer der bayriſchen Kriegsmacht, und ihm vorzüglich hatte Maximilian ſeine bisherige Ueberlegenheit im Felde zu danken. Nach geendigtem böhmiſchen Kriege wurde ihm das Commando der ligiſtiſchen Truppen, und jetzt, nach Wallenſteins Abgang, das Generalat über die ganze kaiſerliche Armee übertragen. Eben ſo ſtreng gegen ſeine Truppen, eben ſo blutdürſtig gegen den Feind, von eben ſo finſterer Gemüthsart als Wallenſtein, ließ er dieſen an Beſcheidenheit und Uneigennützigkeit weit hinter ſich zurück. Ein blinder Religionseifer und ein blutdürſtiger Verfolgungsgeiſt vereinigten ſich mit der natürlichen Wildheit ſeines Charakters, ihn zum Schrecken der Proteſtanten zu machen. Ein bizarres und ſchreckhaftes Aeußeres entſprach dieſer Gemüthsart. Klein, hager, mit eingefallenen Wangen, langer Naſe, breiter gerunzelter Stirn, ſtarkem Knebelbarte und unten zugeſpitztem Geſichte, zeigte er ſich gewöhnlich in einem ſpaniſchen Wamms von hellgrünem Atlas mit aufgeſchlitzten Aermeln, auf dem Kopfe einen kleinen hoch aufgeſtutzten Hut, mit einer rothen Straußfeder geziert, die bis auf den Rücken niederwallte. Sein ganzer Anblick erinnerte an den Herzog von Alba, den Zuchtmeiſter der Flamänder, und es fehlte viel, daß ſeine Thaten dieſen Eindruck auslöſchten. So war der Feldherr beſchaffen, der ſich dem nordiſchen Helden entgegenſtellte.

Tilly war weit entfernt, ſeinen Gegner gering zu ſchätzen. „Der König von Schweden,“ erklärte er auf der Churfürſtenverſammlung zu Regensburg, „iſt ein Feind von eben ſo großer Klugheit als Tapferkeit, abgehärtet zum Kriege, in der beſten Blüthe ſeiner Jahre. Seine Anſtalten ſind vortrefflich, ſeine Hülfsmittel nicht gering; die Stände ſeines Reichs ſind äußerſt willfährig gegen ihn geweſen. Seine Armee, aus Schweden, Deutſchen, Liefländern, Finnländern, Schotten und Engländern zuſammengefloſſen, iſt zu einer einzigen Nation gemacht, durch blinden Gehorſam. Dies iſt ein Spieler, gegen welchen, nicht verloren zu haben, ſchon überaus viel gewonnen iſt.“

Die Fortſchritte des Königs von Schweden in

Brandenburg und Pommern lieſſen den neuen Generaliſſimus keine Zeit verlieren, und dringend forderten die dort kommandirenden Feldherren ſeine Gegenwart. In möglichſter Schnelligkeit zog er die kaiſerlichen Truppen, die durch ganz Deutſchland zerſtreut waren, an ſich; aber es koſtete viel Zeit, aus den verödeten und verarmten Provinzen die nöthigen Kriegsbedürfniſſe zuſammenzubringen. Endlich erſchien er in der Mitte des Winters an der Spitze von 20,000 Mann vor Frankfurt an der Oder, wo er ſich mit dem Ueberreſte der Schaumburgiſchen Truppen vereinigte. Er übergab dieſem Feldherrn die Vertheidigung Frankfurts mit einer hinlänglich ſtarken Beſatzung, und er ſelbſt wollte nach Pommern eilen, um Demmin zu retten, und Colberg zu entſetzen, welche Stadt von den Schweden ſchon aufs Aeuſſerſte gebracht war. Aber noch eh' er Brandenburg verließ, hatte ſich Demmin, von dem Herzoge Savelli äuſſerſt ſchlecht vertheidigt, an den König ergeben, und auch Colberg ging wegen Hungersnoth nach fünfmonathlicher Belagerung über. Da die Päſſe nach Vorpommern aufs Beſte beſetzt waren, und das Lager des Königs bey Schwedt jedem Angriffe Trotz bot, ſo entſagte Tilly ſeinem erſten angreifenden Plane, und zog ſich rückwärts nach der Elbe — um Magdeburg zu belagern.

Durch Wegnahme von Demmin ſtand es dem Könige frey, unaufgehalten ins Mecklenburgiſche zu dringen; aber ein wichtigeres Unternehmen zog ſeine Waffen nach einer andern Gegend. Tilly hatte kaum ſeinen Rückmarſch angetreten, als er ſein Lager zu Schwedt plötzlich aufhob, und mit ſeiner ganzen Macht gegen Frankfurt an der Oder anrückte. Dieſe Stadt war ſchlecht befeſtigt, aber durch eine achttauſend Mann ſtarke Beſatzung vertheidigt, größtentheils Ueberreſt jener wüthenden Banden, welche Pommern und Brandenburg gemißhandelt hatten. Der Angriff geſchah mit Lebhaftigkeit, und ſchon am dritten Tage wurde die Stadt mit ſtürmender Hand erobert. Die Schweden, des Sieges gewiß, verwarfen, obgleich die Feinde zweymal Schamade ſchlugen, die Kapitulation, um das ſchreckliche Recht der Wiedervergeltung auszuüben. Tilly hatte nämlich gleich nach ſeiner Ankunft in dieſen Gegenden eine ſchwediſche Beſatzung, die ſich verſpätet hatte, in Neubrandenburg aufgehoben, und, durch ihren lebhaften Widerſtand gereizt, bis auf den letzten Mann niederhauen laſſen. Dieſer Grauſamkeit erinnerten ſich jetzt die Schweden, als Frankfurt erſtiegen ward. **Neubrandenburgiſch Quartier!** antwortete man jedem kaiſerlichen Soldaten, der um ſein Leben bat, und ſtieß ihn ohne Barmherzigkeit nieder. Einige Tauſend wurden erſchlagen oder gefangen, Viele ertranken in der Oder, der Ueberreſt floh nach Schleſien, die ganze Artillerie gerieth in ſchwediſche Hände. Dem Ungeſtüm ſeiner Soldaten nachzugeben, mußte Guſtav Adolph eine dreyſtündige Plünderung erlauben.

Indem dieſer König von einem Siege zum andern forteilte, der Muth der proteſtantiſchen Stände dadurch wuchs und ihr Widerſtand lebhafter wurde, fuhr der Kaiſer noch unverändert fort, durch Vollſtreckung des Reſtitutionsediktes und durch übertriebene Zumuthungen an die Stände ihre Geduld aufs Aeußerſte zu treiben. Nothgedrungen ſchritt er jetzt auf den gewaltthätigen Wegen fort, die er anfangs aus Uebermuth betreten hatte; den Verlegenheiten, in welche ihn ſein willkürliches Verfahren geſtürzt hatte, wußte er jetzt nicht anders, als durch eben ſo willkürliche Mittel, zu entgehen. Aber in einem ſo künſtlich organiſirten Staatskörper, wie der deutſche iſt und immer war, mußte die Hand des Deſpotismus die unüberſehlichſten Zerrüttungen anrichten. Mit Erſtaunen ſahen die Fürſten unvermerkt die ganze Reichsverfaſſung umgekehrt, und der eintretende Zuſtand der Natur führte ſie zur Selbſthülfe, dem einzigen Rettungsmittel in dem Zuſtande der Natur. Endlich hatten doch die offenbaren Schritte des Kaiſers gegen die evangeliſche Kirche von den Augen Johann Georgs die Binde weggezogen, welche ihm ſo lange die betriegeriſche Politik dieſes Prinzen verbarg. Durch Ausſchließung ſeines Sohnes von dem Erzſtifte zu Magdeburg hatte ihn Ferdinand perſönlich beleidigt, und der Feldmarſchall von Arnheim, ſein neuer Günſtling und Miniſter, verabſäumte nichts, die Empfindlichkeit ſeines Herrn aufs Höchſte zu treiben. Vormals kaiſerlicher General unter Wallenſteins Commando, und noch immer deſſen eifrig ergebener Freund, ſuchte er ſeinen alten Wohlthäter und ſich ſelbſt an dem Kaiſer zu rächen, und den Churfürſten von Sachſen von dem öſterreichiſchen Intereſſe abzuziehen. Die Erſcheinung der Schweden in Deutſchland mußte ihm die Mittel dazu darbieten. Guſtav Adolph war unüberwindlich, ſobald ſich die proteſtantiſchen Stände mit ihm vereinigten, und nichts beunruhigte den Kaiſer mehr. Churſachſens Beyſpiel konnte die Erklärung aller Uebrigen nach ſich ziehen, und das Schickſal des Kaiſers ſchien ſich gewiſſer Maßen in den Händen Johann Georgs zu befinden. Der liſtige Günſtling machte dem Ehrgeize ſeines Herrn dieſe ſeine Wichtigkeit fühlbar, und ertheilte ihm den Rath, den Kaiſer durch ein angedrohtes Bündniß mit Schweden in Schrecken zu ſetzen, um von der Furcht dieſes Prinzen zu erhalten, was von der Dankbarkeit deſſelben nicht zu erwarten ſey. Doch hielt er dafür, die Allianz mit Schweden nicht wirklich abzuſchließen, um immer wichtig zu ſeyn und immer freye Hand zu behalten. Er begeiſterte ihn für den ſtolzen Plan, (dem nichts als eine verſtändigere Hand zur Vollſtreckung fehlte) die ganze Partey der Proteſtanten an ſich zu ziehen, eine dritte Macht in Deutſchland aufzuſtellen, und in der Mitte zwiſchen Schweden und Oeſterreich die Entſcheidung in den Händen zu tragen.

Dieſer Plan muſſte der Eigenliebe **Johann Georgs** um ſo mehr ſchmeicheln, da es ihm gleich unerträglich war, in die Abhängigkeit von Schweden zu gerathen, und länger unter der Tyranney des Kaiſers zu bleiben. Nicht mit Gleichgültigkeit konnte er ſich die Führung der deutſchen Angelegenheiten von einem auswärtigen Prinzen entriſſen ſehen, und ſo wenig Fähigkeit er auch beſaß, die erſte Rolle zu ſpielen, ſo wenig ertrug es ſeine Eitelkeit, ſich mit der zweyten zu begnügen. Er beſchloß alſo, von den Progreſſen des ſchwediſchen Königs die möglichſten Vortheile für ſeine eigne Lage zu ziehen, aber unabhängig von dieſem ſeinen eignen Plan zu verfolgen. Zu dieſem Ende beſprach er ſich mit dem Churfürſten von Brandenburg, der aus ähnlichen Urſachen gegen den Kaiſer entrüſtet und auf Schweden mißtrauiſch war. Nachdem er ſich auf einem Landtage zu Torgau ſeiner eignen Landſtände verſichert hatte, deren Beyſtimmung ihm zur Ausführung ſeines Plans unentbehrlich war, ſo lud er alle evangeliſche Stände des Reichs zu einem Generalconvent ein, welcher am 6ten Februar 1631 zu Leipzig eröffnet werden ſollte. Brandenburg, Heſſenkaſſel, mehrere Fürſten, Grafen, Reichsſtände, proteſtantiſche Biſchöfe erſchienen entweder ſelbſt oder durch Bevollmächtigte auf dieſer Verſammlung, welche der ſächſiſche

Hofprediger, D. Hoe von Hohenegg, mit einer heftigen Kanzelrede eröffnete. Vergebens hatte ſich der Kaiſer bemüht, dieſe eigenmächtige Zuſammenkunft, welche augenſcheinlich auf Selbſthülfe zielte, und bey der Anweſenheit der Schweden in Deutſchland höchſt bedenklich war, zu hintertreiben. Die verſammelten Fürſten, von den Fortſchritten Guſtav Adolphs belebt, behaupteten ihre Rechte, und gingen nach Verlauf zweyer Monate mit einem merkwürdigen Schluſſe auseinander, der den Kaiſer in nicht geringe Verlegenheit ſetzte. Der Inhalt deſſelben war, den Kaiſer in einem gemeinſchaftlichen Schreiben um Aufhebung des Reſtitutionsediktes, Zurückziehung ſeiner Truppen aus ihren Reſidenzen und Feſtungen, Einſtellung der Exekutionen und Abſtellung aller bisherigen Mißbräuche nachdrücklich zu erſuchen — einſtweilen aber eine 40.000 Mann ſtarke Armee zuſammenzubringen, um ſich ſelbſt Recht zu ſchaffen, wenn der Kaiſer es ihnen verweigerte.

Ein Umſtand kam noch hinzu, der nicht wenig dazu beytrug, die Entſchloſſenheit der proteſtantiſchen Fürſten zu vermehren. Endlich hatte der König von Schweden die Bedenklichkeiten beſiegt, welche ihn bisher von einer nähern Verbindung mit Frankreich zurückſchreckten, und war am 13ten Jänner dieſes 1631ſten Jahres in eine förmliche Allianz mit dieſer Krone getreten. Nach einem ſehr ernſthaften Streite über die künftige Behandlungsart der katholiſchen Reichsfürſten, welche

Frankreich in Schutz nahm, Guſtav hingegen das Recht der Wiedervergeltung empfinden laſſen wollte, und nach einem minder wichtigen Zanke über den Titel Majeſtät, den der franzöſiſche Hochmuth dem ſchwediſchen Stolze verweigerte, gab endlich Richelieu in dem zweyten, Guſtav Adolph in dem erſten Artikel nach, und zu Berwald in der Neumark wurde der Allianztraktat unterzeichnet. Beyde Mächte verpflichteten ſich in demſelben, ſich wechſelſeitig und mit gewaffneter Hand zu beſchützen, ihre gemeinſchaftlichen Freunde zu vertheidigen, den vertriebenen Reichsfürſten wieder zu ihren Ländern zu helfen, und an den Grenzen, wie in dem Innern Deutſchlands, Alles eben ſo wieder herzuſtellen, wie es vor dem Ausbruche des Kriegs geweſen war. Zu dieſem Ende ſollte Schweden eine Armee von 30,000 Mann auf eigne Koſten in Deutſchland unterhalten, Frankreich hingegen 400,000 Thaler jährlicher Hülfsgelder den Schweden entrichten. Würde das Glück die Waffen Guſtavs begünſtigen, ſo ſollten in den eroberten Plätzen die katholiſche Religion und die Reichsgeſetze ihm heilig ſeyn, und gegen beyde nichts unternommen werden, allen Ständen und Fürſten in und außer Deutſchland, ſelbſt den katholiſchen, der Zutritt zu dieſem Bündniſſe offen ſtehen, kein Theil ohne Wiſſen und Willen des andern einen einſeitigen Frieden mit dem Feinde ſchließen, das Bündniß ſelbſt fünf Jahre dauern.

So großen Kampf es dem Könige von Schweden gekoſtet hatte, von Frankreich Geld anzunehmen, und einer ungebundenen Freyheit in Führung des Kriegs zu entſagen, ſo entſcheidend war dieſe franzöſiſche Allianz für ſeine Angelegenheiten in Deutſchland. Jetzt erſt, nachdem er durch die anſehnlichſte Macht in Europa gedeckt war, fingen die deutſchen Reichsſtände an, Vertrauen zu ſeiner Unternehmung zu faſſen, für deren Erfolg ſie bisher nicht ohne Urſache gezittert hatten. Jetzt erſt wurde er dem Kaiſer fürchterlich. Selbſt die katholiſchen Fürſten, welche Oeſterreichs Demüthigung wünſchten, ſahen ihn jetzt mit weniger Mißtrauen in Deutſchland Fortſchritte machen, weil ihm das Bündniß mit einer katholiſchen Macht Schonung gegen ihre Religion auferlegte. So wie Guſtav Adolphs Erſcheinung die evangeliſche Religion und deutſche Freyheit gegen die Uebermacht Kaiſer Ferdinands beſchützte, eben ſo konnte nunmehr Frankreichs Dazwiſchenkunft die katholiſche Religion und deutſche Freyheit gegen eben dieſen Guſtav Adolph in Schutz nehmen, wenn ihn die Trunkenheit des Glücks über die Schranken der Mäßigung hinwegführen ſollte.

Der König von Schweden ſäumte nicht, die Fürſten des Leipziger Bundes von dem mit Frankreich geſchloſſenen Traktate zu unterrichten, und ſie zugleich zu einer nähern Verbindung mit ihm einzuladen. Auch

Frankreich unterſtützte ihn in dieſem Geſuche, und ſparte keine Vorſtellungen, den Churfürſten von Sachſen zu bewegen. Guſtav Adolph wollte ſich mit einer heimlichen Unterſtützung begnügen, wenn die Fürſten es jetzt noch für zu gewagt halten ſollten, ſich öffentlich für ſeine Partey zu erklären. Mehrere Fürſten machten ihm zu Annehmung ſeiner Vorſchläge Hoffnung, ſo bald ſie nur Luft bekommen ſollten; Johann Georg, immer voll Eiferſucht und Mißtrauen gegen den König von Schweden, immer ſeiner eigennützigen Politik getreu, konnte ſich zu keiner entſcheidenden Erklärung entſchließen.

Der Schluß des Leipziger Conventes und das Bündniß zwiſchen Frankreich und Schweden waren zwey gleich ſchlimme Zeitungen für den Kaiſer. Gegen jenen nahm er die Donner ſeiner kaiſerlichen Machtſprüche zu Hülfe, und bloß eine Armee fehlte ihm, um Frankreich wegen dieſer ſeinen ganzen Unwillen empfinden zu laſſen. Abmahnungsſchreiben ergingen an alle Theilnehmer des Leipziger Bundes, welche ihnen die Truppenwerbung aufs Strengſte unterſagten. Sie antworteten mit heftigen Widerklagen, rechtfertigten ihr Betragen durch das natürliche Recht, und fuhren fort, ſich in Rüſtung zu ſetzen.

Die Generale des Kaiſers ſahen ſich unterdeſſen aus Mangel an Truppen und an Geld zu der mißlichen Wahl gebracht, entweder den König von Schweden oder die deutſchen Reichsſtände außer Augen zu laſſen, da ſie mit einer getheilten Macht beyden zugleich nicht gewachſen waren. Die Bewegungen der Proteſtanten zogen ihre Aufmerkſamkeit nach dem Innern des Reichs; die Progreſſen des Königs in der Mark Brandenburg, welcher die kaiſerlichen Erblande ſchon in der Nähe bedrohte, forderten ſie dringend auf, dorthin ihre Waffen zu kehren. Nach Frankfurts Eroberung hatte ſich der König gegen Landsberg an der Warta gewendet, und Tilly kehrte nun, nach einem zu ſpäten Verſuche, jene Stadt zu retten, nach Magdeburg zurück, die angefangene Belagerung mit Ernſt fortzuſetzen.

Das reiche Erzbisthum, deſſen Hauptſitz die Stadt Magdeburg war, hatten ſchon ſeit geraumer Zeit evangeliſche Prinzen aus dem brandenburgiſchen Hauſe beſeſſen, welche ihre Religion darin einführten. Chriſtian Wilhelm, der letzte Adminiſtrator, war durch ſeine Verbindung mit Dänemark in die Reichsacht verfallen, wodurch das Domkapitel ſich bewogen ſah, um nicht die Rache des Kaiſers gegen das Erzſtift zu reizen, ihn förmlich ſeiner Würde zu entſetzen. An ſeiner Statt poſtulirte es den Prinzen Johann Auguſt, zweyten Sohn des Churfürſten von Sachſen, den aber der Kaiſer verwarf, um ſeinem eignen Sohne, Leopold, dieſes Erzbisthum zuzuwenden. Der Churfürſt von Sachſen ließ darüber ohnmächtige Klagen an dem kaiſerlichen Hofe erſchallen; Chriſtian Wilhelm von

Brandenburg ergriff thätigere Maßregeln. Der Zuneigung des Volks und Magiſtrats zu Magdeburg verſichert, und von ſchimäriſchen Hoffnungen erhitzt, glaubte er ſich im Stande, alle Hinderniſſe zu beſiegen, welche der Ausſpruch des Kapitels, die Concurrenz mit zwey mächtigen Mitbewerbern und das Reſtitutionsedikt ſeiner Wiederherſtellung entgegenſetzten. Er that eine Reiſe nach Schweden, und ſuchte ſich, durch das Verſprechen einer wichtigen Diverſion in Deutſchland, der Unterſtützung Guſtavs zu verſichern. Dieſer König entließ ihn nicht ohne Hoffnung ſeines nachdrücklichen Schutzes, ſchärfte ihm aber dabey ein, mit Klugheit zu verfahren.

Kaum hatte Chriſtian Wilhelm die Landung ſeines Beſchützers in Pommern erfahren, ſo ſchlich er ſich mit Hülfe einer Verkleidung in Magdeburg ein. Er erſchien plötzlich in der Rathsverſammlung, erinnerte den Magiſtrat an alle Drangſale, welche Stadt und Land ſeitdem von den kaiſerlichen Truppen erfahren, an die verderblichen Anſchläge Ferdinands, an die Gefahr der evangeliſchen Kirche. Nach dieſem Eingange entdeckte er ihnen, daß der Zeitpunkt ihrer Befreyung erſchienen ſey, und daß ihnen Guſtav Adolph ſeine Allianz und allen Beyſtand anbiete. Magdeburg, eine der wohlhabendſten Städte Deutſchlands, genoß unter der Regierung ſeines Magiſtrats einer republikaniſchen Freyheit, welche ſeine Bürger mit einer heroiſchen Kühnheit beſeelte. Davon hatten ſie bereits gegen Wallenſtein, der, von ihrem Reichthum angelockt, die übertriebenſten Forderungen an ſie machte, rühmliche Proben abgelegt, und in einem muthigen Widerſtande ihre Rechte behauptet. Ihr ganzes Gebiet hatte zwar die zerſtörende Wuth ſeiner Truppen erfahren, aber Magdeburg ſelbſt entging ſeiner Rache. Es war alſo dem Adminiſtrator nicht ſchwer, Gemüther zu gewinnen, denen die erlittenen Mißhandlungen noch in friſchem Andenken waren. Zwiſchen der Stadt und dem Könige von Schweden kam ein Bündniß zu Stande, in welchem Magdeburg dem Könige ungehinderten Durchzug durch ihr Gebiet und ihre Thore, und die Werbefreyheit auf ihrem Grund und Boden verſtattete, und die Gegenverſicherung erhielt, bey ihrer Religion und ihren Privilegien aufs Gewiſſenhafteſte geſchützt zu werden.

Sogleich zog der Adminiſtrator Kriegsvölker zuſammen, und fing die Feindſeligkeiten voreilig an, ehe Guſtav Adolph nahe genug war, ihn mit ſeiner Macht zu unterſtützen. Es glückte ihm, einige kaiſerliche Corps in der Nachbarſchaft aufzuheben, kleine Eroberungen zu machen, und ſogar Halle zu überrumpeln. Aber die Annäherung eines kaiſerlichen Heers nöthigte ihn bald, in aller Eilfertigkeit und nicht ohne Verluſt den Rückweg nach Magdeburg zu nehmen. Guſtav Adolph, obgleich unzufrieden über dieſe Voreiligkeit, ſchickte ihm in der Perſon Dietrichs von

Falkenberg einen erfahrnen Officier, um die Kriegsoperationen zu leiten, und dem Adminiſtrator mit ſeinem Rathe beyzuſtehn. Eben dieſen Falkenberg ernannte der Magiſtrat zum Commandanten der Stadt, ſo lange dieſer Krieg dauern würde. Das Heer des Prinzen ſah ſich von Tag zu Tag durch den Zulauf aus den benachbarten Städten vergrößert, erhielt mehrere Vortheile über die kaiſerlichen Regimenter, welche dagegen geſchickt wurden, und konnte mehrere Monate einen kleinen Krieg mit vielem Glücke unterhalten.

Endlich näherte ſich der Graf von Pappenheim, nach beendigtem Zuge gegen den Herzog von Sachſen-Lauenburg, der Stadt, vertrieb in kurzer Zeit die Truppen des Adminiſtrators aus allen umliegenden Schanzen, hemmte dadurch alle Communication mit Sachſen, und ſchickte ſich ernſtlich an, die Stadt einzuſchließen. Bald nach ihm kam auch Tilly, forderte den Adminiſtrator in einem drohenden Schreiben auf, ſich dem Reſtitutionsedikte nicht länger zu widerſetzen, den Befehlen des Kaiſers ſich zu unterwerfen, und Magdeburg zu übergeben. Die Antwort des Prinzen war lebhaft und kühn, und beſtimmte den kaiſerlichen Feldherrn, ihm den Ernſt der Waffen zu zeigen.

Indeſſen wurde die Belagerung wegen der Fortſchritte des Königs von Schweden, die den kaiſerlichen Feldherrn von der Stadt abriefen, eine Zeitlang verzögert, und die Eiferſucht der in ſeiner Abweſenheit commandirenden Generale verſchaffte Magdeburg noch auf einige Monate Friſt. Am 30ſten März 1631 erſchien endlich Tilly wieder, um von jetzt an die Belagerung mit Eifer zu betreiben.

In kurzer Zeit waren alle Außenwerke erobert, und Falkenberg ſelbſt hatte die Beſatzungen, welche nicht mehr zu retten waren, zurückgezogen, und die Elbbrücke abwerfen laſſen. Da es an hinlänglichen Truppen fehlte, die weitläufige Feſtung mit den Vorſtädten zu vertheidigen, ſo wurden auch die Vorſtädte Sudenburg und Neuſtadt dem Feinde Preis gegeben, der ſie ſogleich in die Aſche legte. Pappenheim trennte ſich von Tilly, ging bey Schönebeck über die Elbe, um von der andern Seite die Stadt anzugreifen.

Die Beſatzung, durch die vorhergehenden Gefechte in den Außenwerken geſchwächt, belief ſich nicht über 2000 Mann Fußvolks und einige Hundert Reiterey; eine ſehr ſchwache Anzahl für eine ſo große und noch dazu unregelmäßige Feſtung. Dieſen Mangel zu erſetzen, bewaffnete man die Bürger; ein verzweifelter Ausweg, der größern Schaden anrichtete, als er verhütete. Die Bürger, an ſich ſelbſt ſchon ſehr mittelmäßige Soldaten, ſtürzten durch ihre Uneinigkeit die Stadt ins Verderben. Dem Aermern that es weh, daß man ihm allein alle Laſten aufwälzte, ihn allein allem Ungemach, allen Gefahren bloßſtellte, während der Reiche ſeine

Dienerſchaft ſchickte und ſich in ſeinem Hauſe gütlich that. Der Unwille brach zuletzt in ein allgemeines Murren aus; Gleichgültigkeit trat an die Stelle des Eifers, Ueberdruß und Nachläſſigkeit im Dienſte an die Stelle der wachſamen Vorſicht. Dieſe Trennung der Gemüther, mit der ſteigenden Noth verbunden, gab nach und nach einer kleinmüthigen Ueberlegung Raum, daß mehrere ſchon anfingen, über die Verwegenheit ihres Unternehmens aufgeſchreckt zu werden, und vor der Allmacht des Kaiſers zu erbeben, gegen welchen man im Streite begriffen ſey. Aber der Religionsfanatismus, die feurige Liebe der Freyheit, der unüberwindliche Widerwille gegen den kaiſerlichen Namen, die wahrſcheinliche Hoffnung eines nahen Entſatzes, entfernten jeden Gedanken an Uebergabe; und ſo ſehr man in allem andern getrennt ſeyn mochte, ſo einig war man, ſich bis aufs Aeußerſte zu vertheidigen.

Die Hoffnung der Belagerten, ſich entſetzt zu ſehen, war auf die höchſte Wahrſcheinlichkeit gegründet. Sie wußten um die Bewaffnung des Leipziger Bundes, ſie wußten um die Annäherung Guſtav Adolphs; beyden war die Erhaltung Magdeburgs gleich wichtig, und wenige Tagemärſche konnten den König von Schweden vor ihre Mauern bringen. Alles dieſes war dem Grafen Tilly nicht unbekannt, und eben darum eilte er ſo ſehr, ſich, auf welche Art es auch ſeyn möchte, von Magdeburg Meiſter zu machen. Schon hatte er, der Uebergabe wegen, einen Trompeter mit verſchiedenen Schreiben an den Adminiſtrator, Commandanten und Magiſtrat abgeſendet, aber zur Antwort erhalten, daß man lieber ſterben als ſich ergeben würde. Ein lebhafter Ausfall der Bürger zeigte ihm, daß der Muth der Belagerten nichts weniger als erkaltet ſey, und die Ankunft des Königs zu Potsdam, die Streifereyen der Schweden ſelbſt bis vor Zerbſt muſſten ihn mit Unruhe, ſo wie die Einwohner Magdeburgs mit den froheſten Hoffnungen erfüllen. Ein zweyter Trompeter, den er an ſie abſchickte, und der gemäßigtere Ton ſeiner Schreibart beſtärkte ſie noch mehr in ihrer Zuverſicht — aber nur, um ſie in eine deſto tiefere Sorgloſigkeit zu ſtürzen.

Die Belagerer waren unterdeſſen mit ihren Approchen bis an den Stadtgraben vorgedrungen, und beſchoſſen von den aufgeworfenen Batterien aufs Heftigſte Wall und Thürme. Ein Thurm wurde ganz eingeſtürzt, aber ohne den Angriff zu erleichtern, da er nicht in den Graben fiel, ſondern ſich ſeitwärts an den Wall anlehnte. Des anhaltenden Bombardements ungeachtet, hatte der Wall nicht viel gelitten, und die Wirkung der Feuerkugeln, welche die Stadt in Brand ſtecken ſollten, wurde durch vortreffliche Gegenanſtalten vereitelt. Aber der Pulvervorrath der Belagerten war bald zu Ende, und das Geſchütz der Feſtung hörte nach und nach auf, den Belagerten zu antworten. Ehe neues Pulver bereitet war, muſſte Magdeburg entſetzt ſeyn, oder es war verloren. Jetzt war die Hoffnung in der Stadt aufs Höchſte geſtiegen, und mit heftiger Sehnſucht alle Blicke nach der Gegend hingekehrt, von welcher die ſchwediſchen Fahnen wehen ſollten. Guſtav Adolph hielt ſich nahe genug auf, um am dritten Tage vor Magdeburg zu ſtehen. Die Sicherheit ſteigt mit der Hoffnung, und Alles trägt dazu bey, ſie zu verſtärken. Am 9ten May fängt unerwartet die feindliche Kanonade an zu ſchweigen, von mehrern Batterien werden die Stücke abgeführt. Todte Stille im kaiſerlichen Lager. Alles überzeugt die Belagerten, daß ihre Rettung nahe ſey. Der größte Theil der Bürger- und Soldatenwache verläſſt früh Morgens ſeinen Poſten auf dem Walle, um endlich einmal nach langer Arbeit des ſüßen Schlafs ſich zu erfreuen — aber ein theurer Schlaf, und ein entſetzliches Erwachen!

Tilly hatte endlich der Hoffnung entſagt, auf dem bisherigen Wege der Belagerung ſich noch vor Ankunft der Schweden der Stadt bemeiſtern zu können; er beſchloß alſo, ſein Lager aufzuheben, zuvor aber noch einen Generalſturm zu wagen. Die Schwierigkeiten waren groß, da keine Breſche noch geſchoſſen, und die Feſtungswerke kaum beſchädigt waren. Aber der Kriegsrath, den er verſammelte, erklärte ſich für den Sturm, und ſtützte ſich dabey auf das Beyſpiel von Maſtricht, welche Stadt früh Morgens, da Bürger und

Soldaten ſich zur Ruhe begeben, mit ſtürmender Hand überwältigt worden ſeyn. An vier Orten zugleich ſollte der Angriff geſchehen; die ganze Nacht zwiſchen dem 9ten und 10ten wurde mit den nöthigen Anſtalten zugebracht. Alles war in Bereitſchaft, und erwartete, der Abrede gemäß, früh um 5 Uhr das Zeichen mit den Kanonen. Dieſes erfolgte, aber erſt zwey Stunden ſpäter, indem Tilly, noch immer zweifelhaft wegen des Erfolgs, noch einmal den Kriegsrath verſammelte. Pappenheim wurde beordert, auf die neuſtädtiſchen Werke den Angriff zu thun; ein abhängiger Wall und ein trockner, nicht allzutiefer Graben kamen ihm dabey zu Statten. Der größte Theil der Bürger und Soldaten hatte die Wälle verlaſſen, und die wenigen Zurückgebliebenen feſſelte der Schlaf. So wurde es dieſem General nicht ſchwer, der Erſte den Wall zu erſteigen.

Falkenberg, aufgeſchreckt durch das Knallen des Musketenfeuers, eilte von dem Rathhauſe, wo er eben beſchäftigt war, den zweyten Trompeter des Tilly abzufertigen, mit einer zuſammengerafften Mannſchaft nach dem neuſtädtiſchen Thore, das der Feind ſchon überwältigt hatte. Hier zurückgeſchlagen, flog dieſer tapfere General nach einer andern Seite, wo eine zweyte feindliche Partey ſchon im Begriff war, die Werke zu erſteigen. Umſonſt iſt ſein Widerſtand; ſchon zu Anfang des Gefechts ſtreckten die feindlichen Kugeln ihn zu Boden. Das heftige Muſketenfeuer, das Lärmen der Sturmglocken, das überhand nehmende Getöſe machen endlich den erwachenden Bürgern die drohende Gefahr bekannt. Eilfertig werfen ſie ſich in ihre Kleider, greifen zum Gewehr, ſtürzen in blinder Betäubung dem Feinde entgegen. Noch war Hoffnung übrig, ihn zurückzutreiben, aber der Commandant getödtet, kein Plan im Angriff, keine Reiterey, in ſeine verwirrten Glieder einzubrechen, endlich kein Pulver mehr, das Feuer fortzuſetzen. Zwey andre Thore, bis jetzt noch unangegriffen, werden von Vertheidigern entblößt, um der dringendern Noth in der Stadt, zu begegnen. Schnell benutzt der Feind die dadurch entſtandene Verwirrung, um auch dieſe Poſten anzugreifen. Der Widerſtand iſt lebhaft und hartnäckig, bis endlich vier kaiſerliche Regimenter, des Walles Meiſter, den Magdeburgern in den Rücken fallen, und ſo ihre Niederlage vollenden. Ein tapferer Capitän, Namens Schmidt, der in dieſer allgemeinen Verwirrung die Entſchloſſenſten noch einmal gegen den Feind führt, und glücklich genug iſt, ihn bis an das Thor zurückzutreiben, fällt tödtlich verwundet. Magdeburgs letzte Hoffnung mit ihm. Alle Werke ſind noch vor Mittag erobert, die Stadt in Feindes Händen.

Zwey Thore werden jetzt von den Stürmenden der Hauptarmee geöffnet, und Tilly läßt einen Theil ſeines Fußvolks einmarſchiren. Es beſetzt ſogleich die Hauptſtraßen, und das aufgepflanzte Geſchütz ſcheucht alle Bürger in ihre Wohnungen, dort ihr Schickſal zu erwarten. Nicht lange läßt man ſie im Zweifel; zwey Worte des Grafen Tilly beſtimmen Magdeburgs Geſchick. Ein nur etwas menſchlicher Feldherr würde ſolchen Truppen vergeblich Schonung anbefohlen haben; Tilly gab ſich auch nicht die Mühe, es zu verſuchen. Durch das Stillſchweigen ſeines Generals zum Herrn über das Leben aller Bürger gemacht, ſtürzte der Soldat in das Innere der Häuſer, um ungebunden alle Begierden einer viehiſchen Seele zu kühlen. Vor manchem deutſchen Ohre fand die flehende Unſchuld Erbarmen, keines vor dem tauben Grimme der Wallonen aus Pappenheims Heer. Kaum hatte dieſes Blutbad ſeinen Anfang genommen, als alle übrigen Thore aufgingen, die ganze Reiterey und der Kroaten fürchterliche Banden gegen die unglückliche Stadt losgelaſſen wurden.

Die Würgeſcene fing jetzt an, für welche die Geſchichte keine Sprache, und die Dichtkunſt keinen Pinſel hat. Nicht die ſchuldfreye Kindheit, nicht das hülfloſe Alter, nicht Jugend, nicht Geſchlecht, nicht Stand, nicht Schönheit, können die Wuth des Siegers entwaffnen. Frauen werden in den Armen ihrer Männer, Töchter zu den Füßen ihrer Väter mißhandelt, und das wehrloſe Geſchlecht hat bloß das

Vorrecht, einer gedoppelten Wuth zum Opfer zu dienen. Keine noch ſo verborgene, keine noch ſo geheiligte Stätte konnte vor der Alles durchforſchenden Habſucht ſichern. Dreyundfunfzig Frauensperſonen fand man in einer Kirche enthauptet. Kroaten vergnügten ſich, Kinder in die Flammen zu werfen — Pappenheims Wallonen, Säuglinge an den Brüſten ihrer Mutter zu ſpießen. Einige ligiſtiſche Officiere, von dieſem grauſenvollen Anblicke empört, unterſtanden ſich, den Grafen Tilly zu erinnern, daß er dem Blutbade möchte Einhalt thun laſſen. „Kommt in einer Stunde wieder, war ſeine Antwort. Ich werde dann ſehen, was ich thun werde; der Soldat muß für ſeine Gefahr und Arbeit etwas haben.“ In ununterbrochener Wuth dauerten dieſe Gräuel fort, bis endlich Rauch und Flammen der Raubſucht Grenzen ſetzten. Um die Verwirrung zu vermehren, und den Widerſtand der Bürger zu brechen, hatte man gleich anfangs an verſchiedenen Orten Feuer angelegt. Jetzt erhob ſich ein Sturmwind, der die Flammen mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitete, und den Brand allgemein machte. Fürchterlich war das Gedränge durch Qualm und Leichen, durch gezuckte Schwerter, durch ſtürzende Trümmer, durch das ſtrömende Blut. Die Atmoſphäre kochte, und die unerträgliche Glut zwang endlich ſelbſt dieſe Würger, ſich in das Lager zu flüchten. In weniger als zwölf Stunden lag dieſe volkreiche, feſte, große Stadt, eine der ſchönſten Deutſchlands, in der Aſche, zwey Kirchen und einige Hütten ausgenommen. Der Adminiſtrator, Chriſtian Wilhelm, ward mit drey Bürgermeiſtern nach vielen empfangenen Wunden gefangen; viele tapfere Officiere und Magiſtrate hatten fechtend einen beneideten Tod gefunden. Vierhundert der reichſten Bürger entriß die Habſucht der Officiere dem Tode, um ein theures Löſegeld von ihnen zu erpreſſen. Noch dazu waren es meiſtens Officiere der Ligue, welche dieſe Menſchlichkeit zeigten, und die blinde Mordbegier der kaiſerlichen Soldaten ließ ſie als rettende Engel betrachten.

Kaum hatte ſich die Wuth des Brandes gemindert, als die kaiſerlichen Schaaren mit erneuertem Hunger zurückkehrten, um unter Schutt und Aſche ihren Raub aufzuwühlen. Manche erſtickte der Dampf; Viele machten große Beute, da die Bürger ihr Beſtes in die Keller geflüchtet hatten. Am 13ten Mai erſchien endlich Tilly ſelbſt in der Stadt, nachdem die Hauptſtraßen von Schutt und Leichen gereinigt waren. Schauderhaft gräßlich, empörend war die Scene, welche ſich jetzt der Menſchlichkeit darſtellte! Lebende, die unter den Leichen hervorkrochen, herumirrende Kinder, die mit herzzerſchneidendem Geſchrey ihre Eltern ſuchten, Säuglinge, die an den todten Brüſten ihrer Mütter ſaugten! Mehr als 6000 Leichen muſste man in die Elbe werfen, um die Gaſſen zu räumen; eine ungleich gröſsere Menge von Lebenden und Leichen hatte das Feuer verzehrt; die ganze Zahl der Getödteten wird auf 30,000 angegeben.

Der Einzug des Generals, welcher am 14ten erfolgte, machte der Plünderung ein Ende, und was bis dahin gerettet war, blieb leben. Gegen 1000 Menſchen wurden aus der Domkirche gezogen, wo ſie drey Tage und zwey Nächte in beſtändiger Todesfurcht und ohne Nahrung zugebracht hatten. Tilly ließ ihnen Pardon ankündigen, und Brod unter ſie vertheilen. Den Tag darauf ward in dieſer Domkirche feyerliche Meſſe gehalten, und unter Abfeurung der Kanonen das Te Deum angeſtimmt. Der kaiſerliche General durchritt die Straſsen, um als Augenzeuge ſeinem Herrn berichten zu können, daß ſeit Troja's und Jeruſalems Zerſtörung kein ſolcher Sieg geſehen worden ſey. Und in dieſem Vorgeben war nichts Uebertriebenes, wenn man die Gröſse, den Wohlſtand und die Wichtigkeit der Stadt, welche unterging, mit der Wuth ihrer Zerſtörer zuſammendenkt.

Das Gerücht von Magdeburgs grauſenvollem Schickſale verbreitete Frohlocken durch das katholiſche, Entſetzen und Furcht durch das ganze proteſtantiſche Deutſchland. Aber Schmerz und Unwillen klagten allgemein den König von Schweden an, der, ſo nahe und ſo mächtig, dieſe bundsverwandte Stadt hülflos gelaſſen hatte. Auch der Billigſte fand dieſe Unthätigkeit des Königs unerklärbar, und Guſtav Adolph, um nicht unwiederbringlich die Herzen des Volks zu verlieren, zu deſſen Befreyung er erſchienen war, ſah ſich gezwungen, in einer eignen Schutzſchrift die Gründe ſeines Betragens der Welt vorzulegen.

Er hatte eben Landsberg angegriffen, und am 16ten April erobert, als er die Gefahr vernahm, in welcher Magdeburg ſchwebte. Sogleich ward ſein Entſchluß gefaßt, dieſe bedrängte Stadt zu befreyen, und er ſetzte ſich deßwegen mit ſeiner ganzen Reiterey und zehn Regimentern Fußvolk nach der Spree in Bewegung. Die Situation, in welcher ſich dieſer König auf deutſchem Boden befand, machte ihm zum unverbrüchlichen Klugheitsgeſetze, keinen Schritt vorwärts zu thun, ohne den Rücken frey zu haben. Mit der mißtrauiſchſten Behutſamkeit mußte er ein Land durchziehn, wo er von zweydeutigen Freunden und mächtigen offenbaren Feinden umgeben war, wo ein einziger übereilter Schritt ihn von ſeinem Königreich abſchneiden konnte. Der Churfürſt von Brandenburg hatte vormals ſchon ſeine Feſtung Küſtrin den flüchtigen Kaiſerlichen aufgethan, und den nacheilenden Schweden verſchloſſen. Sollte Guſtav jetzt gegen Tilly verunglücken, ſo konnte eben dieſer Churfürſt den Kaiſerlichen ſeine Feſtungen öffnen, und dann war der König, Feinde vor und hinter ſich, ohne Rettung verloren. Dieſem Zufalle bey gegenwärtiger Unternehmung nicht ausgeſetzt zu ſeyn, verlangte er, ehe er ſich zu der Befreyung Magdeburgs aufmachte, daß ihm von dem Churfürſten die beyden Feſtungen Küſtrin und Spandau eingeräumt würden, bis er Magdeburg in Freyheit geſetzt hätte.

Nichts ſchien gerechter zu ſeyn, als dieſe Forderung. Der große Dienſt, welchen Guſtav Adolph dem Churfürſten kürzlich erſt durch Vertreibung der Kaiſerlichen aus den brandenburgiſchen Landen geleiſtet, ſchien ihm ein Recht an ſeine Dankbarkeit, das bisherige Betragen der Schweden in Deutſchland einen Anſpruch auf ſein Vertrauen zu geben. Aber durch Uebergabe ſeiner Feſtungen machte der Churfürſt den König von Schweden gewiſſer Maßen zum Herrn ſeines Landes, nicht zu gedenken, daß er eben dadurch zugleich mit dem Kaiſer brach, und ſeine Staaten der ganzen künftigen Rache der kaiſerlichen Heere bloßſtellte. Georg Wilhelm kämpfte lange Zeit einen grauſamen Kampf mit ſich ſelbſt, aber Kleinmuth und Eigennutz ſchienen endlich die Oberhand zu gewinnen. Ungerührt von Magdeburgs Schickſal, kalt gegen Religion und deutſche Freyheit, ſah er nichts, als ſeine eigne Gefahr, und dieſe Beſorglichkeit wurde durch ſeinen Miniſter von Schwarzenberg, der einen heimlichen Sold von dem Kaiſer zog, aufs Höchſte getrieben. Unterdeſſen näherten ſich die ſchwediſchen Truppen Berlin, und der König nahm bey dem Churfürſten ſeine Wohnung. Als er die furchtſame Bedenklichkeit dieſes Prinzen wahrnahm, konnte er ſich des Unwillens nicht enthalten. „Mein Weg geht auf Magdeburg, ſagte er, nicht mir, ſondern den Evangeliſchen zum Beſten. Will Niemand mir beyſtehen, ſo nehme ich ſogleich meinen Rückweg, biete dem Kaiſer einen Vergleich an, und ziehe wieder nach Stockholm. Ich bin gewiß, der Kaiſer ſoll einen Frieden mit mir eingehen, wie ich ihn immer nur verlangen kann — aber geht Magdeburg verloren, und iſt der Kaiſer der Furcht vor mir erſt entledigt, ſo ſehet zu, wie es euch ergehen wird." Dieſe zu rechter Zeit hingeworfene Drohung, vielleicht auch der Blick auf die ſchwediſche Armee, welche mächtig genug war, dem Könige durch Gewalt zu verſchaffen, was man ihm auf dem Wege der Güte verweigerte, brachte endlich den Churfürſten zum Entſchluß, Spandau in ſeine Hände zu übergeben.

Nun ſtanden dem König zwey Wege nach Magdeburg offen, wovon der eine gegen Abend durch ein erſchöpftes Land und mitten durch feindliche Truppen führte, die ihm den Uebergang über die Elbe ſtreitig machen konnten. Der andere gegen Mittag, ging über Deſſau oder Wittenberg, wo er Brücken fand, die Elbe zu paſſiren, und aus Sachſen Lebensmittel ziehen konnte. Aber dies konnte ohne Einwilligung des Churfürſten von Sachſen nicht geſchehen, in welchem Guſtav ein gegründetes Mißtrauen ſetzte. Ehe er ſich alſo in Marſch ſetzte, ließ er dieſen Prinzen um einen freyen Durchzug, und um das Nöthige für ſeine Truppen gegen baare Bezahlung erſuchen. Sein Verlangen wurde ihm abgeſchlagen, und keine Vorſtellung konnte den Churfürſten bewegen, ſeinem Neutralitätsſyſtem zu entſagen. Indem man noch im Streit darüber begriffen war, kam die Nachricht von Magdeburgs entſetzlichem Schickſal.

Tilly verkündigte ſie mit dem Tone eines Siegers allen proteſtantiſchen Fürſten, und verlor keinen Augenblick, den allgemeinen Schrecken aufs Beſte zu benutzen. Das Anſehen des Kaiſers, durch die bisherigen Progreſſen Guſtavs merklich herunter gebracht, erhob ſich furchtbarer als je nach dieſem entſcheidenden Vorgang, und ſchnell offenbarte ſich dieſe Veränderung in der gebieteriſchen Sprache, welche er gegen die proteſtantiſchen Reichsſtände führte. Die Schlüſſe des Leipziger Bundes wurden durch einen Machtſpruch vernichtet, der Bund ſelbſt durch ein kaiſerliches Dekret aufgehoben, allen widerſetzlichen Ständen Magdeburgs Schickſal angedroht. Als Vollzieher dieſes kaiſerlichen Schluſſes, ließ Tilly ſogleich Truppen gegen den Biſchof von Bremen marſchiren, der ein Mitglied des Leipziger Bundes war, und Soldaten geworben hatte. Der in Furcht geſetzte Biſchof übergab die letztern ſogleich in die Hände des Tilly, und unterzeichnete die Kaſſation der Leipziger Schlüſſe. Eine kaiſerliche Armee, welche unter dem Kommando des Grafen von Fürſtenberg zu eben der Zeit aus Italien zurückkam, verfuhr auf gleiche Art gegen den Adminiſtrator von Württemberg. Der Herzog mußte ſich dem Reſtitutionsedikt und allen Dekreten des Kaiſers unterwerfen, ja noch außerdem zu Unterhaltung der kaiſerlichen Truppen einen monatlichen Geldbeytrag von 100,000 Thalern erlegen. Aehnliche Laſten wurden der Stadt Ulm und Nürnberg, dem ganzen fränkiſchen und ſchwäbiſchen Kreiſe auferlegt. Schrecklich war **die Hand des Kaiſers über Deutſchland**. Die ſchnelle Uebermacht, welche er durch dieſen Vorfall erlangte, mehr ſcheinbar als in der Wirklichkeit gegründet, führte ihn über die Gränzen der bisherigen Mäßigung hinweg, und verleitete ihn zu einem gewaltſamen übereilten Verfahren, welches endlich die Unentſchloſſenheit der deutſchen Fürſten zum Vortheil Guſtav Adolphs beſiegte. So unglücklich alſo die nächſten Folgen von Magdeburgs Untergang für die Proteſtanten auch ſeyn mochten, ſo wohlthätig waren die ſpätern. Die erſtere Ueberraſchung machte bald einem thätigen Unwillen Platz; die Verzweiflung gab Kräfte, und die deutſche Freyheit erhob ſich aus Magdeburgs Aſche.

Unter den Fürſten des Leipziger Bundes waren der Churfürſt von Sachſen und der Landgraf von

Heſſen bey Weitem am meiſten zu fürchten, und die Herrſchaft des Kaiſers war in dieſen Gegenden nicht befeſtigt, ſo lange er dieſe beyden nicht entwaffnet ſah. Gegen den Landgrafen richtete Tilly ſeine Waffen zuerſt, und brach unmittelbar von Magdeburg nach Thüringen auf. Die ſächſiſch-erneſtiniſchen und ſchwarzburgiſchen Lande wurden auf dieſem Zuge äuſſerſt gemißhandelt, Frankenhauſen, ſelbſt unter den Augen des Tilly, von ſeinen Soldaten ungeſtraft geplündert und in die Aſche gelegt; ſchrecklich muſſte der unglückliche Landmann dafür büſſen, daß ſein Landesherr die Schweden begünſtigte. Erfurt, der Schlüſſel zwiſchen Sachſen und Franken, wurde mit einer Belagerung bedroht, wovon es ſich aber durch eine freywillige Lieferung von Proviant und eine Geldſumme los kaufte. Von da ſchickte Tilly ſeinen Abgeſandten an den Landgrafen von Kaſſel, mit der Forderung, ungeſäumt ſeine Truppen zu entlaſſen, dem Leipziger Bund zu entſagen, kaiſerliche Regimenter in ſein Land und ſeine Feſtungen aufzunehmen, Kontributionen zu entrichten, und ſich entweder als Freund oder Feind zu erklären. So muſſte ſich ein deutſcher Reichsfürſt von einem kaiſerlichen Diener behandelt ſehen. Aber dieſe ausſchweifende Forderung bekam ein furchtbares Gewicht durch die Heeresmacht, von der ſie begleitet wurde, und das noch friſche Andenken von Magdeburgs ſchauderhaftem Schickſal muſſte den Nachdruck derſelben vergrößern. Um ſo mehr Lob verdient die Unerſchrockenheit, mit welcher der Landgraf dieſen Antrag beantwortete: „Fremde Soldaten in ſeine Feſtungen und in ſeine Reſidenz aufzunehmen, ſey er ganz und gar nicht geſonnen — Seine Truppen brauche er ſelbſt — Gegen einen Angriff würde er ſich zu vertheidigen wiſſen. Fehlte es dem General **Tilly** an Geld und an Lebensmitteln, ſo möchte er nur nach München aufbrechen, wo Vorrath an beyden ſey.“ Der Einbruch zweyer kaiſerlicher Schaaren in Heſſen war die nächſte Folge dieſer herausfordernden Antwort; aber der Landgraf wuſſte ihnen ſo gut zu begegnen, daß nichts Erhebliches ausgerichtet wurde. Nachdem aber **Tilly** ſelbſt im Begriff ſtand, ihnen mit ſeiner ganzen Macht nachzufolgen, ſo würde das unglückliche Land für die Standhaftigkeit ſeines Fürſten theuer genug haben büßen müſſen, wenn nicht die Bewegungen des Königs von Schweden dieſen General noch zu rechter Zeit zurück gerufen hätten.

Guſtav Adolph hatte den Untergang Magdeburgs mit dem empfindlichſten Schmerz erfahren, der dadurch vergrößert wurde, daß **Georg Wilhelm** nun, dem Vertrage gemäß, die Feſtung Spandau zurück verlangte. Der Verluſt von Magdeburg hatte die Gründe, um derentwillen dem König der Beſitz dieſer Feſtung ſo wichtig war, eher vermehrt als vermindert; und je näher die Nothwendigkeit einer entſcheidenden Schlacht zwiſchen ihm und Tilly heranrückte, deſto ſchwerer ward es ihm, der einzigen Zuflucht zu entſagen, welche nach einem unglücklichen Ausgange für ihn übrig war. Nachdem er Vorſtellungen und Bitten bey dem Churfürſten von Brandenburg fruchtlos erſchöpft hatte, und die Kaltſinnigkeit deſſelben vielmehr mit jedem Tage ſtieg, ſo ſchickte er endlich ſeinem Kommandanten den Befehl zu, Spandau zu räumen, erklärte aber zugleich, daß von demſelben Tage an der Churfürſt als Feind behandelt werden ſollte.

Dieſer Erklärung Nachdruck zu geben, erſchien er mit ſeiner ganzen Armee vor Berlin. „Ich will nicht ſchlechter behandelt ſeyn, als die Generale des Kaiſers, antwortete er den Abgeſandten, die der beſtürzte Churfürſt in ſein Lager ſchickte. Euer Herr hat ſie in ſeine Staaten aufgenommen, mit allen Bedürfniſſen verſorgt, ihnen alle Plätze, welche ſie nur wollten, übergeben, und durch alle dieſe Gefälligkeiten nicht erhalten können, daß ſie menſchlicher mit ſeinem Volke verfahren wären. Alles, was ich von ihm verlange, iſt Sicherheit, eine mäßige Geldſumme, und Brot für meine Truppen; dagegen verſpreche ich ihm, ſeine Staaten zu beſchützen, und den Krieg von ihm zu entfernen. Auf dieſen Punkten aber muß ich beſtehen, und mein Bruder, der Churfürſt, entſchließe ſich eilends, ob er mich zum Freunde haben, oder ſeine Hauptſtadt geplündert ſehen will.“ Dieſer entſchloſſene Ton machte Eindruck, und die Richtung der Kanonen gegen die Stadt beſiegte alle Zweifel Georg Wilhelms. In wenigen Tagen ward eine Allianz unterzeichnet, in welcher ſich der Churfürſt zu einer monatlichen Zahlung von 30000 Thalern verſtand, Spandau in den Händen des Königs ließ, und ſich anheiſchig machte, auch Küſtrin ſeinen Truppen zu allen Zeiten zu öffnen. Dieſe nunmehr entſchiedene Verbindung des Churfürſten von Brandenburg mit den Schweden fand in Wien keine beſſere Aufnahme, als der ähnliche Entſchluß des Herzogs von Pommern vormals gefunden hatte; aber der ungünſtige Wechſel des Glücks, den ſeine Waffen bald nachher erfuhren, erlaubte dem Kaiſer nicht, ſeine Empfindlichkeit anders als durch Worte zu zeigen.

Das Vergnügen des Königs über dieſe glückliche Begebenheit wurde bald durch die angenehme Botſchaft vergrößert, daß Greifswalde, der einzige feſte Platz, den die Kaiſerlichen noch in Pommern beſaßen, übergegangen, und nunmehr das ganze Land von dieſen ſchlimmen Feinden gereinigt ſey. Er erſchien ſelbſt wieder in dieſem Herzogthum, und genoß das entzückende Schauſpiel der allgemeinen Volksfreude, deren Schöpfer er war. Ein Jahr war jetzt verſtrichen, daß Guſtav Deutſchland betreten hatte, und dieſe Begebenheit wurde in dem ganzen Herzogthume Pommern durch ein allgemeines Dankfeſt gefeyert. Kurz vorher hatte ihn der Czar von Moskau durch Geſandte begrüßen, ſeine Freundſchaft erneuern, und ſogar Hülfstruppen antragen laſſen. Zu dieſen friedfertigen Geſinnungen der Ruſſen durfte er ſich um ſo mehr Glück wünſchen, je wichtiger es ihm war, bey dem gefahrvollen Kriege, dem er entgegen ging, durch keinen feindſeligen Nachbar beunruhiget zu werden. Nicht lange darauf landete die Königinn Maria Eleonora, ſeine Gemahlinn, mit einer Verſtärkung von acht tauſend Schweden in Pommern; und die Ankunft von ſechs tauſend Engländern unter der Anführung des Marquis von Hamilton darf um ſo weniger übergangen werden, da ihre Ankunft Alles iſt, was die Geſchichte von den Thaten der Engländer in dem dreyßigjährigen Kriege zu berichten hat.

Pappenheim behauptete während des thüringiſchen Zugs des Tilly das Magdeburgiſche Gebiet, hatte aber nicht verhindern können, daß die Schweden nicht mehrmalen die Elbe paſſirten, einige kaiſerliche Detaſchements niederhieben, und mehrere Plätze in Beſitz nahmen. Er ſelbſt, von der Annäherung des Königs geängſtigt, rief den Grafen Tilly auf das Dringendſte zurück, und bewog ihn auch wirklich, in ſchnellen Märſchen nach Magdeburg umzukehren. Tilly nahm ſein Lager dieſſeits des Fluſſes zu Wolmirſtädt; Guſtav Adolph hatte das ſeinige auf eben dieſer Seite bey Werben unweit dem Einfluß der Havel in die Elbe bezogen. Gleich ſeine Ankunft in dieſen Gegenden verkündigte dem Tilly nichts Gutes. Die Schweden zerſtreuten drey ſeiner Regimenter, welche entfernt von der Hauptarmee in Dörfern poſtirt ſtanden, nahmen die eine Hälfte ihrer Bagage hinweg, und verbrannten die übrige. Umſonſt näherte ſich Tilly mit ſeiner Armee auf einen Kanonenſchuß weit dem Lager des Königs, um ihm eine Schlacht anzubieten; Guſtav, um die Hälfte ſchwächer als Tilly, vermied ſie mit Weisheit; ſein Lager war zu feſt, um dem Feind einen gewaltſamen Angriff zu erlauben. Es blieb bey einer bloßen Kanonade und einigen Scharmützeln, in welchen allen die Schweden die Oberhand behielten. Auf ſeinem Rückwege nach Wolmirſtädt verminderte ſich die Arme des Tilly durch häufige Deſertionen. Seit dem Blutbade zu Magdeburg floh ihn das Glück.

Deſto ununterbrochener begleitete es von nun an den König von Schweden. Während er zu Werben im Lager ſtand, wurde das ganze Meklenburg, bis auf wenige Plätze, durch ſeinen General Tott und den Herzog Adolph Friedrich erobert, und er genoß die königliche Luſt, beyde Herzoge in ihre Staaten wieder einzuſetzen. Er reiste ſelbſt nach Güſtrow, wo die Einſetzung vor ſich ging, um durch ſeine Gegenwart den Glanz dieſer Handlung zu erheben. Von beyden Herzogen wurde, ihren Erretter in der Mitte, und ein glänzendes Gefolge von Fürſten um ſich her, ein feſtlicher Einzug gehalten, den die Freude der Unterthanen zu dem rührendſten Feſte machte. Bald nach ſeiner Zurückkunft nach Werben erſchien der Landgraf von Heſſenkaſſel in ſeinem Lager, um ein enges Bündniß auf Vertheidigung und Angriff mit ihm zu ſchließen; der erſte regierende Fürſt in Deutſchland, der ſich von freyen Stücken und öffentlich gegen den Kaiſer erklärte, aber auch durch die triftigſten Gründe dazu aufgefordert war. Landgraf Wilhelm machte ſich verbindlich, den Feinden des Königs als ſeinen eigenen zu begegnen, ihm ſeine Städte und ſein ganzes Lager aufzuthun, Proviant, und alles Nothwendige zu liefern. Dagegen erklärte ſich der König zu ſeinem Freunde und Beſchützer, und verſprach, keinen Frieden einzugehen, ohne dem Landgrafen völlige Genugthuung von dem Kaiſer verſchafft zu haben. Beyde Theile hielten redlich Wort. Heſſenkaſſel beharrte in dieſem langen Kriege bey der ſchwediſchen Allianz bis ans Ende, und es hatte Urſache, ſich im weſtphäliſchen Frieden der ſchwediſchen Freundſchaft zu rühmen.

Tilly, dem dieſer kühne Schritt des Landgrafen nicht lange verborgen blieb, ſchickte den Grafen Fugger mit einigen Regimentern gegen ihn; zugleich verſuchte er, die heſſiſchen Unterthanen durch aufrühriſche Briefe gegen ihren Herrn zu empören. Seine Briefe fruchteten eben ſo wenig, als ſeine Regimenter, welche ihm nachher in der Breitenfelder Schlacht ſehr zur Unzeit fehlten — und die heſſiſchen Landſtände konnten keinen Augenblick zweifelhaft ſeyn, ob ſie den Beſchützer ihres Eigenthums dem Räuber deſſelben vorziehen ſollten.

Aber weit mehr als Heſſenkaſſel beunruhigte den kaiſerlichen General die zweydeutige Geſinnung des Churfürſten von Sachſen, der, des kaiſerlichen Verbots ungeachtet, ſeine Rüſtungen fortſetzte, und den Leipziger Bund aufrecht hielt. Jetzt, in dieſer Nähe des Königs von Schweden, da es in kurzer Zeit zu einer entſcheidenden Schlacht kommen mußte, ſchien es ihm äußerſt bedenklich, Churſachſen in Waffen ſtehen zu laſſen, jeden Augenblick bereit, ſich für den Feind zu erklären. Eben hatte ſich Tilly mit 25000 Mann alter Truppen verſtärkt, welche ihm Fürſtenberg zuführte, und, voll Zuverſicht auf ſeine Macht, glaubte er, den Churfürſten entweder durch das bloße Schrecken ſeiner Ankunft entwaffnen, oder doch ohne Mühe überwinden zu können. Ehe er aber ſein Lager bey Wolmirſtädt verließ, forderte er ihn durch eine eigne Geſandtſchaft auf, ſein Land den kaiſerlichen Truppen zu öffnen, ſeine eigenen zu entlaſſen, oder mit der kaiſerlichen Armee zu vereinigen, und in Gemeinſchaft mit ihr den König von Schweden aus Deutſchland zu verjagen. Er brachte ihm in Erinnerung, daß Churſachſen bisher unter allen deutſchen Ländern am meiſten geſchont worden ſey, und bedrohte ihn im Weigerungsfalle mit der ſchrecklichſten Verheerung.

Tilly hatte zu dieſem gebieteriſchen Antrage den ungünſtigſten Zeitpunkt gewählt. Die Mißhandlung ſeiner Religions- und Bundesverwandten, Magdeburgs Zerſtörung, die Ausſchweifungen der Kaiſerlichen in der Lauſitz, Alles kam zuſammen, den Churfürſten gegen den Kaiſer zu entrüſten. Guſtav Adolphs Nähe, wie wenig Recht er auch an den Schutz dieſes Fürſten haben mochte, belebte ihn mit Muth. Er verbat ſich die kaiſerlichen Einquartierungen, und erklärte ſeinen ſtandhaften Entſchluß, in Rüſtung zu bleiben. „So ſehr es ihm auch auffallen müſſe, (ſetzte er hinzu), die kaiſerliche Armee zu einer Zeit gegen ſeine Lande im Anmarſch zu ſehen, wo dieſe Armee genug zu thun hätte, den König von Schweden zu verfolgen, ſo erwarte er dennoch nicht, anſtatt der verſprochenen und wohlverdienten Belohnungen mit Undank und mit dem Ruin ſeines Landes bezahlt zu werden.“ Den Abgeſandten des Tilly, welche prächtig bewirthet wurden, gab er eine noch verſtändlichere Antwort auf den Weg. „Meine Herren, ſagte er, ich ſehe wohl, daß man geſonnen iſt, das lange geſparte ſächſiſche Confekt endlich auch auf die Tafel zu ſetzen. Aber man pflegt dabey allerley Nüſſe und Schaueſſen aufzutragen, die hart zu beißen ſind, und ſehen Sie Sich wohl vor, daß Sie Sich die Zähne nicht daran ausbeißen.“

Jetzt brach Tilly aus ſeinem Lager auf, rückte vor bis nach Halle unter fürchterlichen Verheerungen, und ließ von hier aus ſeinen Antrag an den Churfürſten in noch dringenderm und drohenderm Ton erneuern. Erinnert man ſich der ganzen bisherigen Denkungsart dieſes Fürſten, der durch eigne Neigung und durch die Eingebungen ſeiner beſtochenen Miniſter dem Intereſſe des Kaiſers, ſelbſt auf Unkoſten ſeiner heiligſten Pflichten, ergeben war, den man bisher mit ſo geringem Aufwand von Kunſt in Unthätigkeit erhalten, ſo muß man über die Verblendung des Kaiſers oder ſeiner Miniſter erſtaunen, ihrer bisherigen Politik gerade in dem bedenklichſten Zeitpunkte zu entſagen, und durch ein gewaltthätiges Verfahren dieſen ſo leicht zu lenkenden Fürſten aufs Aeußerſte zu bringen. Oder war eben dieſes die Abſicht des Tilly? War es ihm darum zu thun, einen zweydeutigen Freund in einen offenbaren Feind zu verwandeln, um dadurch der Schonung überhoben zu ſeyn, welche der geheime Befehl des Kaiſers ihm bisher gegen die Länder dieſes Fürſten aufgelegt hatte? War es vielleicht gar die Abſicht des Kaiſers, den Churfürſten zu einem feindſeligen Schritt zu reizen, um ſeiner Verbindlichkeit dadurch quitt zu ſeyn, und eine beſchwerliche Rechnung mit guter Art zerreißen zu können? So müßte man nicht weniger über den verwegenen Uebermuth des Tilly erſtaunen, der kein Bedenken trug, im Angeſicht eines furchtbaren Feindes ſich einen neuen zu machen, und über die Sorgloſigkeit eben dieſes Feldherrn, die Vereinigung beyder ohne Widerſtand zu geſtatten.

Johann Georg, durch den Eintritt des Tilly in ſeine Staaten zur Verzweiflung gebracht, warf ſich, nicht ohne großes Widerſtreben, dem König von Schweden in die Arme.

Gleich nach Abfertigung der erſten Geſandſchaft des Tilly hatte er ſeinen Feldmarſchall von Arnheim aufs eilfertigſte in Guſtavs Lager geſendet, dieſen lange vernachläſſigten Monarchen um ſchleunige Hülfe anzugehn. Der König verbarg die innere Zufriedenheit, welche ihm dieſe ſehnlich gewünſchte Entwickelung gewährte. „Mir thut es leid um den Churfürſten, gab er dem Abgeſandten mit verſtelltem Kaltſinn zur Antwort. Hätte er meine wiederholten Vorſtellungen geachtet, ſo würde ſein Land keinen Feind geſehen haben, und auch Magdeburg würde noch ſtehen. Jetzt, da die höchſte Noth ihm keinen andern Ausweg mehr übrig läßt, jetzt wendet man ſich an den König von Schweden. Aber melden Sie ihm, daß ich weit entfernt ſey, um des Churfürſten von Sachſen willen mich und meine Bundesgenoſſen ins Verderben zu ſtürzen. Und wer leiſtet mir für die Treue eines Prinzen Gewähr, deſſen Miniſter in öſterreichiſchem Solde ſtehen, und der mich verlaſſen wird, ſobald ihm der Kaiſer ſchmeichelt, und ſeine Armee von den Gränzen zurück zieht? Tilly hat ſeitdem durch eine anſehnliche Verſtärkung ſein Heer vergrößert, welches mich aber nicht hindern ſoll, ihm herzhaft entgegen zu gehen, ſobald ich nur meinen Rücken gedeckt weiß.“

Der ſächſiſche Miniſter wuſſte auf dieſe Vorwürfe nichts zu antworten, als daß es am beſten gethan ſey, geſchehene Dinge in Vergeſſenheit zu begraben. Er drang in den König, ſich über die Bedingungen zu erklären, unter welchen er Sachſen zu Hülfe kommen wollte, und verbürgte ſich im Voraus für die Gewährung derſelben. „Ich verlange, erwiederte Guſtav, daß mir der Churfürſt die Feſtung Wittenberg einräume, mir ſeinen älteſten Prinzen als Geißel übergebe, meinen Truppen einen dreymonatlichen Sold auszahle und mir die Verräther in ſeinem Miniſterium ausliefere. Unter dieſen Bedingungen bin ich bereit, ihm Beyſtand zu leiſten.“

„Nicht nur Wittenberg,“ rief der Churfürſt, als ihm dieſe Antwort hinterbracht wurde, und trieb ſeinen Miniſter in das ſchwediſche Lager zurück: „Nicht bloß Wittenberg, auch Torgau, ganz Sachſen ſoll ihm offen ſtehen; meine ganze Familie will ich ihm als Geißel übergeben; und, wenn ihm das noch nicht genug iſt, ſo will ich mich ſelbſt ihm darbieten. Eilen Sie zurück und ſagen ihm, daß ich bereit ſey, ihm die Verräther, die er mir nennen wird, auszuliefern, ſeiner Armee den verlangten Sold zu bezahlen, und Leben und Vermögen an die gute Sache zu ſetzen.“

Der König hatte die neuen Geſinnungen Johann Georgs nur auf die Probe ſtellen wollen; von dieſer Aufrichtigkeit gerührt, nahm er ſeine harten Forderungen zurück. „Das Mißtrauen, ſagte er, welches man in mich ſetzte, als ich Magdeburg zu Hülfe kommen wollte, hat das meinige erweckt; das jetzige Vertrauen des Churfürſten verdient, daß ich es erwiedre. Ich bin zufrieden, wenn er meiner Armee einen monatlichen Sold entrichtet, und ich hoffe, ihn auch für dieſe Ausgabe ſchadlos zu halten.“

Gleich nach geſchloſſener Allianz, ging der König über die Elbe, und vereinigte ſich ſchon am folgenden Tage mit den Sachſen. Anſtatt dieſe Vereinigung zu hindern, war Tilly gegen Leipzig vorgerückt, welches er aufforderte, kaiſerliche Beſatzung einzunehmen. In Hoffnung eines ſchleunigen Entſatzes machte der Kommandant, Hans von der Pforta, Anſtalt, ſich zu vertheidigen, und ließ zu dem Ende die halliſche Vorſtadt in die Aſche legen. Aber der ſchlechte Zuſtand der Feſtungswerke machte den Widerſtand vergeblich, und ſchon am zweyten Tage wurden die Thore geöffnet. Im Hauſe eines Todtengräbers, dem einzigen, welches in der halliſchen Vorſtadt ſtehen geblieben war, hatte Tilly ſein Quartier genommen; hier unterzeichnete er die Kapitulation, und hier wurde auch der Angriff des Königs von Schweden beſchloſſen. Beym Anblick der abgemahlten Schädel und Gebeine, mit denen der Beſitzer ſein Haus geſchmückt hatte, entfärbte ſich Tilly. Leipzig erfuhr eine über alle Erwartung gnädige Behandlung.

Unterdeſſen wurde zu Torgau von dem König von Schweden und dem Churfürſten von Sachſen, in Beyſeyn des Churfürſten von Brandenburg, großer Kriegsrath gehalten. Eine Entſchließung ſollte jetzt gefaſſt werden, welche das Schickſal Deutſchlands und der evangeliſchen Religion, das Glück vieler Völker und das Loos ihrer Fürſten unwiderruflich beſtimmte. Die Bangigkeit der Erwartung, die auch die Bruſt des Helden vor jeder großen Entſcheidung beklemmt, ſchien jetzt die Seele Guſtav Adolphs in einem Augenblick zu umwölken. „Wenn wir uns jetzt zu einer Schlacht entſchließen, ſagte er, ſo ſteht nicht weniger als eine Krone und zwey Churhüte auf dem Spiele. Das Glück iſt wandelbar, und der unerforſchliche Rathſchluß des Himmels kann, unſrer Sünden wegen, dem Feinde den Sieg verleihen. Zwar möchte meine Krone, wenn ſie meine Armee und mich auch ſelbſt verlöre, noch eine Schanze zum Beſten haben. Weit entlegen, durch eine anſehnliche Flotte beſchützt, in ihren Gränzen wohl verwahrt, und durch ein ſtreitbares Volk vertheidigt, würde ſie wenigſtens vor dem Aergſten geſichert ſeyn. Wo aber Rettung für euch, denen der Feind auf dem Nacken liegt, wenn das Treffen verunglücken ſollte?"

Guſtav Adolph zeigte das beſcheidene Mißtrauen eines Helden, den das Bewußtſeyn ſeiner Stärke gegen die Größe der Gefahr nicht verblendet; Johann Georg die Zuverſicht eines Schwachen, der einen Helden an ſeiner Seite weiß. Voll Ungeduld, ſeine Lande von zwey beſchwerlichen Armeen baldmöglichſt befreyt zu ſehen, brannte er nach einer Schlacht, in welcher keine alten Lorbern für ihn zu verlieren waren. Er wollte mit ſeinen Sachſen allein gegen Leipzig vorrücken, und ſich mit Tilly ſchlagen. Endlich trat Guſtav Adolph ſeiner Meinung bey, und beſchloſſen war es, ohne Aufſchub den Feind anzugreifen, ehe er die Verſtärkungen, welche die Generale Altringer und Tiefenbach ihm zuführten, an ſich gezogen hätte. Die vereinigte ſchwediſch-ſächſiſche Armee ſetzte über die Mulda: der Churfürſt von Brandenburg reiſte wieder in ſein Land.

Früh Morgens am 7ten September 1631 bekamen die feindlichen Armeen einander zu Geſichte. Tilly, entſchloſſen, die herbey eilenden Hülfstruppen zu erwarten, nachdem er verſäumt hatte, die ſächſiſche Armee vor ihrer Vereinigung mit den Schweden niederzuwerfen, hatte unweit Leipzig ein feſtes und vortheilhaftes Lager bezogen, wo er hoffen konnte, zu keiner Schlacht gezwungen zu werden. Das ungeſtüme Anhalten Pappenheims vermochte ihn endlich doch, ſobald die feindlichen Armeen im Anzug begriffen waren, ſeine Stellung zu verändern, und ſich linker Hand gegen die Hügel hin zu ziehen, welche ſich vom Dorfe Wahren bis nach Lindenthal erheben. Am Fuß dieſer Anhöhen war ſeine Armee in einer einzigen Linie ausgebreitet; ſeine Artillerie, auf den Hügeln vertheilt, konnte die ganze große Ebene von Breitenfeld beſtreichen. Von daher näherte ſich in zwey Kolonnen die ſchwediſch-ſächſiſche Armee, und hatte bey Podelwitz, einem vor der Tillyſchen Fronte liegenden Dorfe, die Lober zu paſſiren. Um ihr den Uebergang über dieſen Bach zu erſchweren, wurde Pappenheim mit 2000 Küraſſiers gegen ſie beordert, doch erſt nach langem Widerſtreben des Tilly, und mit dem ausdrücklichen Befehl, ja keine Schlacht anzufangen. Dieſes Verbots ungeachtet wurde Pappenheim mit dem ſchwediſchen Vortrabe handgemein, aber nach einem kurzen Widerſtand zum Rückzug genöthigt. Um den Feind aufzuhalten, ſteckte er Podelwitz in Brand, welches jedoch die beyden Armeen nicht hinderte, vorzurücken, und ihre Schlachtordnung zu machen.

Zur Rechten ſtellten ſich die Schweden, in zwey Treffen abgetheilt, das Fußvolk in der Mitte, in kleine Bataillons zerſtückelt, welche leicht zu bewegen, und, ohne die Ordnung zu ſtören, der ſchnelleſten Wendungen fähig waren; die Reiterey auf den Flügeln, auf ähnliche Art in kleine Schwadronen abgeſondert, und durch mehrere Haufen Musketiers unterbrochen, welche ihre ſchwache Anzahl verbergen, und die feindlichen Reiter herunter ſchießen ſollten. In der Mitte kommandirte der Oberſte Teufel, auf dem linken Flügel Guſtav Horn, der König ſelbſt auf dem rechten, dem Grafen Pappenheim gegenüber.

Die Sachſen ſtanden durch einen breiten Zwiſchenraum von den Schweden getrennt; eine Veranſtaltung Guſtavs, welche der Ausgang rechtfertigte. Den Plan der Schlachtordnung hatte der Churfürſt ſelbſt mit ſeinem Feldmarſchall entworfen, und der König ſich bloß begnügt, ihn zu genehmigen. Sorgfältig, ſchien es, wollte er die ſchwediſche Tapferkeit von der ſächſiſchen abſondern, und das Glück vermengte ſie nicht.

Unter den Anhöhen gegen Abend breitete ſich der Feind aus in einer langen unüberſehbarn Linie, welche weit genug reichte, das ſchwediſche Heer zu überflügeln; das Fußvolk in große Bataillons abgetheilt, die Reiterey in eben ſo große unbehülfliche Schwadronen. Sein Geſchütz hatte er hinter ſich auf den Anhöhen, und ſo ſtand er unter dem Gebiet ſeiner eigenen Kugeln, die über ihn hinweg ihren Bogen machten. Aus dieſer Stellung des Geſchützes, wenn anders dieſer ganzen Nachricht zu trauen iſt, ſollte man beynahe ſchließen, daß Tilly's Abſicht vielmehr geweſen ſey, den Feind zu erwarten, als anzugreifen, da dieſe Anordnung es ihm unmöglich machte, in die feindlichen Glieder einzubrechen, ohne ſich in das Feuer ſeiner eigenen Kanonen zu ſtürzen. **Tilly** ſelbſt befehligte das Mittel, **Pappenheim** den linken Flügel, den rechten der **Graf von Fürſtenberg**. Sämmtliche Truppen des Kaiſers und der Ligue betrugen an dieſem Tage nicht über 34 bis 35.000 Mann; von gleicher Stärke war die vereinigte Armee der Schweden und Sachſen.

Aber wäre auch eine Million der andern gegenüber geſtanden — es hätte dieſen Tag blutiger, nicht wichtiger, nicht entſcheidender machen können. **Dieſer** Tag war es, um deſſentwillen **Guſtav** das baltiſche Meer durchſchiffte, auf entlegener Erde der Gefahr nachjagte, Krone und Leben dem untreuen Glück anvertraute. Die zwey größten Heerführer ihrer Zeit, beyde bisher unüberwunden, ſollen jetzt in einem lange vermiedenen Kampfe mit einander ihre letzte Probe beſtehen; einer von beyden muß ſeinen Ruhm auf dem Schlachtfelde zurück laſſen. Beyde Hälften von Deutſchland haben mit Furcht und Zittern dieſen Tag herannahen ſehen; bang erwartet die ganze Mitwelt den Ausſchlag deſſelben, und die ſpäte Nachwelt wird ihn ſegnen oder beweinen.

Die Entſchloſſenheit, welche den Grafen **Tilly** ſonſt nie verließ, fehlte ihm an dieſem Tage. Kein feſter Vorſatz, mit dem König zu ſchlagen, eben ſo wenig

Standhaftigkeit, es zu vermeiden. Wider ſeinen Willen riß ihn Pappenheim dahin. Nie gefühlte Zweifel kämpften in ſeiner Bruſt, ſchwarze Ahnungen umwölkten ſeine immer freye Stirn. Der Geiſt von Magdeburg ſchien über ihm zu ſchweben.

Ein zweyſtündiges Kanonenfeuer eröffnete die Schlacht. Der Wind wehte von Abend, und trieb aus dem friſch beackerten ausgedorrten Gefilde dicke Wolken von Staub und Pulverrauch den Schweden entgegen. Dies bewog den König, ſich unvermerkt gegen Norden zu ſchwenken, und die Schnelligkeit, mit der ſolches ausgeführt war, ließ dem Feinde nicht Zeit, es zu verhindern.

Endlich verließ Tilly ſeine Hügel und wagte den erſten Angriff auf die Schweden; aber von der Heftigkeit ihres Feuers wendete er ſich zur Rechten, und fiel in die Sachſen mit ſolchem Ungeſtüm, daß ihre Glieder ſich trennten und Verwirrung das ganze Heer ergriff. Der Churfürſt ſelbſt beſann ſich erſt in Eilenburg wieder; wenige Regimenter hielten noch eine Zeit lang auf dem Schlachtfelde Stand, und retteten durch ihren männlichen Widerſtand die Ehre der Sachſen. Kaum ſah man dieſe in Unordnung gerathen, ſo ſtürzten die Kroaten zur Plünderung, und Eilboten wurden ſchon abgefertigt, die Zeitung des Siegs zu München und Wien zu verkündigen.

Auf den rechten Flügel der Schweden ſtürzte ſich

Graf Pappenheim mit der ganzen Stärke ſeiner Reiterey, aber ohne ihn zum Wanken zu bringen. Hier kommandirte der König ſelbſt, und unter ihm der General Banner. Siebenmal erneuerte Pappenheim ſeinen Angriff, und ſiebenmal ſchlug man ihn zurück. Er entfloh mit einem großen Verluſte, und überließ das Schlachtfeld dem Sieger.

Unterdeſſen hatte Tilly den Ueberreſt der Sachſen niedergeworfen, und brach nunmehr in den linken Flügel der Schweden mit ſeinen ſiegenden Truppen. Dieſem Flügel hatte der König, ſobald ſich die Verwirrung unter dem ſächſiſchen Heere entdeckte, mit ſchneller Beſonnenheit drey Regimenter zur Verſtärkung geſendet, um die Flanke zu decken, welche die Flucht der Sachſen entblößte. Guſtav Horn, der hier das Commando führte, leiſtete den feindlichen Küraſſiers einen herzhaften Widerſtand, den die Vertheilung des Fußvolks zwiſchen den Schwadronen nicht wenig unterſtützte. Schon fing der Feind an, zu ermatten, als Guſtav Adolph erſchien, dem Treffen den Ausſchlag zu geben. Der linke Flügel der Kaiſerlichen war geſchlagen, und ſeine Truppen, die jetzt keinen Feind mehr hatten, konnten anderswo beſſer gebraucht werden. Er ſchwenkte ſich alſo mit ſeinem rechten Flügel und dem Hauptcorps zur Linken, und griff die Hügel an, auf welche das feindliche Geſchütz gepflanzt war. In kurzer Zeit war es in ſeinen Händen, und der Feind muſste jetzt das Feuer ſeiner eignen Kanonen erfahren.

Auf ſeiner Flanke das Feuer des Geſchützes, von vorne den fürchterlichen Andrang der Schweden, trennte ſich das nie überwundene Heer. Schneller Rückzug war Alles, was dem Tilly nun übrig blieb; aber der Rückzug ſelbſt muſste mitten durch den Feind genommen werden. Verwirrung ergriff jetzt die ganze Armee, vier Regimenter ausgenommen grauer verſuchter Soldaten, welche nie von einem Schlachtfelde geflohen waren, und es auch jetzt nicht wollten. In geſchloſſenen Gliedern drangen ſie mitten durch die ſiegende Armee, und erreichten fechtend ein kleines Gehölz, wo ſie aufs neue Fronte gegen die Schweden machten, und bis zu einbrechender Nacht, bis ſie auf 600 geſchmolzen waren, Widerſtand leiſteten. Mit ihnen entfloh der ganze Ueberreſt des Tilly'ſchen Heers, und die Schlacht war entſchieden.

Mitten unter Verwundeten und Todten warf Guſtav Adolph ſich nieder, und die erſte feurigſte Siegesfreude ergoß ſich in einem glühenden Gebete. Den flüchtigen Feind ließ er, ſo weit das tiefe Dunkel der Nacht es verſtattete, durch ſeine Reiterey verfolgen. Das Geläute der Sturmglocken brachte in allen umliegenden Dörfern das Landvolk in Bewegung, und verloren war der Unglückliche, der dem ergrimmten Bauer in die Hände fiel. Mit dem übrigen Heere lagerte ſich der König zwiſchen dem Schlachtfeld und Leipzig, da es nicht möglich war, die Stadt noch in derſelben Nacht anzugreifen. Siebentauſend waren von den Feinden auf dem Platze geblieben, über fünftauſend theils gefangen, theils verwundet. Ihre ganze Artillerie, ihr ganzes Lager war erobert, über hundert Fahnen und Standarten erbeutet. Von den Sachſen wurden zweytauſend, von den Schweden nicht über ſiebenhundert vermiſſt. Die Niederlage der Kaiſerlichen war ſo groß, daß Tilly auf ſeiner Flucht nach Halle und Halberſtadt nicht über 600 Mann, Pappenheim nicht über 1400 zuſammen bringen konnte. So ſchnell war dieſes furchtbare Heer zergangen, welches noch kürzlich ganz Italien und Deutſchland in Schrecken geſetzt hatte.

Tilly ſelbſt dankte ſeine Rettung nur dem Ungefähr. Obgleich von vielen Wunden ermattet, wollte er ſich einem ſchwediſchen Rittmeiſter, der ihn einholte, nicht gefangen geben, und ſchon war dieſer im Begriff, ihn zu tödten, als ein Piſtolenſchuß ihn noch zu rechter Zeit zu Boden ſtreckte. Aber ſchrecklicher als Todesgefahr und Wunden war ihm der Schmerz, ſeinen Ruhm zu überleben, und an einem einzigen Tage die Arbeit eines ganzen langen Lebens zu verlieren. Nichts waren jetzt alle ſeine vergangenen Siege, da ihm der einzige entging, der jenen allen erſt die Krone aufſetzen ſollte. Nichts blieb ihm übrig von ſeinen glänzenden Kriegsthaten, als die Flüche der Menſchheit, von denen ſie begleitet waren. Von dieſem Tage an gewann Tilly ſeine Heiterkeit nicht wieder, und das Glück kehrte nicht mehr zu ihm zurück. Selbſt ſeinen letzten Troſt, die Rache, entzog ihm das ausdrückliche Verbot ſeines Herrn, kein entſcheidendes Treffen mehr zu wagen. — Drey Fehler ſind es vorzüglich, denen das Unglück dieſes Tages beygemeſſen wird; daß er ſein Geſchütz hinter die Armee auf die Hügel pflanzte, daß er ſich nachher von dieſen Hügeln entfernte, und daß er den Feind ungehindert ſich in Schlachtordnung ſtellen ließ. Aber wie bald waren dieſe Fehler, ohne die kaltblütige Beſonnenheit, ohne das überlegene Genie ſeines Gegners verbeſſert! Tilly entfloh eilig von Halle nach Halberſtadt, wo er ſich kaum Zeit nahm, die Heilung von ſeinen Wunden abzuwarten, und gegen die Weſer eilte, ſich mit den kaiſerlichen Beſatzungen in Niederſachſen zu verſtärken.

Der Churfürſt von Sachſen hatte nicht geſäumt, ſogleich nach überſtandener Gefahr im Lager des Königs zu erſcheinen. Der König dankte ihm, daß er zur Schlacht gerathen hätte, und Johann Georg, überraſcht von dieſem gütigen Empfang, verſprach ihm in der erſten Freude — die römiſche Königskrone. Gleich den folgenden Tag rückte Guſtav gegen Merſeburg, nachdem er es dem Churfürſten überlaſſen hatte, Leipzig wieder zu erobern. Fünftauſend Kaiſerliche, welche ſich wieder zuſammen gezogen hatten und ihm unterwegs in die Hände fielen, wurden theils nieder gehauen, theils gefangen, und die meiſten von dieſen traten in ſeinen Dienſt. Merſeburg ergab ſich ſogleich; bald darauf wurde Halle erobert, wo ſich der Churfürſt von Sachſen nach der Einnahme von Leipzig bey dem Könige einfand, um über den künftigen Operationsplan das Weitere zu berathſchlagen.

Erfochten war der Sieg, aber nur eine weiſe Benutzung konnte ihn entſcheidend machen. Die kaiſerliche Armee war aufgerieben, Sachſen ſah keinen Feind mehr, und der flüchtige Tilly hatte ſich nach Braunſchweig gezogen. Ihn bis dahin zu verfolgen, hätte den Krieg in Niederſachſen erneuert, welches von den Drangſalen des vorhergehenden Kriegs kaum erſtanden war. Es wurde alſo beſchloſſen, den Krieg in die feindlichen Lande zu wälzen, welche unvertheidigt und offen bis nach Wien den Sieger einluden. Man konnte zur Rechten in die Länder der katholiſchen Fürſten fallen, man konnte zur Linken in die kaiſerlichen Erbſtaaten dringen, und den Kaiſer ſelbſt in ſeiner Reſidenz zittern machen. Beydes wurde erwählt, und jetzt war die Frage, wie die Rollen vertheilt werden ſollten. **Guſtav Adolph**, an der Spitze einer ſiegenden Armee, hätte von Leipzig bis Prag, Wien und Preßburg wenig Widerſtand gefunden. Böhmen, Mähren, Oeſterreich, Ungarn waren von Vertheidigern entblößt, die unterdrückten Proteſtanten dieſer Länder nach einer Veränderung lüſtern. Der Kaiſer ſelbſt nicht mehr ſicher in ſeiner Burg; in dem Schrecken des erſten Ueberfalls hätte Wien ſeine Thore geöffnet. Mit den Staaten, die er dem Feind entzog, vertrockneten dieſem auch die Quellen, aus denen der Krieg beſtritten werden ſollte, und bereitwillig hätte ſich **Ferdinand** zu einem Frieden verſtanden, der einen furchtbarn Feind aus dem Herzen ſeiner Staaten entfernte. Einem Eroberer hätte dieſer kühne Kriegsplan geſchmeichelt, und vielleicht auch ein glücklicher Erfolg ihn gerechtfertigt. **Guſtav Adolph**, eben ſo vorſichtig, als kühn, und mehr Staatsmann, als Eroberer, verwarf ihn, weil er einen höhern Zweck zu verfolgen fand, weil er dem Glück und der Tapferkeit allein den Ausſchlag nicht anvertrauen wollte.

Erwählte **Guſtav** den Weg nach Böhmen, ſo mußte Franken und der Oberrhein dem Churfürſten von Sachſen überlaſſen werden. Aber ſchon fing **Tilly** an, aus den Trümmern ſeiner geſchlagenen Armee, aus den Beſatzungen in Niederſachſen, und den Verſtärkungen, die ihm zugeführt wurden, ein neues Heer an der Weſer zuſammen zu ziehen, an deſſen Spitze er wohl ſchwerlich lange ſäumen konnte, den Feind aufzuſuchen. Einem ſo erfahrnen General durfte kein **Arnheim** entgegen geſtellt werden, von deſſen Fähigkeiten die Leipziger Schlacht ein ſehr zweydeutiges Zeugniß ablegte. Was halfen aber dem König noch ſo raſche und glänzende Fortſchritte in Böhmen und Oeſterreich, wenn Tilly in den Reichslanden wieder mächtig wurde, wenn er den Muth der Katholiſchen durch neue Siege belebte, und die Bundesgenoſſen des Königs entwaffnete? Wozu diente es ihm, den Kaiſer aus ſeinen Erbſtaaten vertrieben zu haben, wenn Tilly eben dieſem Kaiſer Deutſchland eroberte? Konnte er hoffen, den Kaiſer mehr zu bedrängen, als vor zwölf Jahren der böhmiſche Aufruhr gethan hatte, der doch die Standhaftigkeit dieſes Prinzen nicht erſchütterte, der ſeine Hülfsquellen nicht erſchöpfte, aus dem er nur deſto furchtbarer erſtand?

Weniger glänzend, aber weit gründlicher, waren die Vortheile, welche er von einem perſönlichen Einfall in die ligiſtiſchen Länder zu erwarten hatte. Entſcheidend war hier ſeine gewaffnete Ankunft. Eben waren die Fürſten, des Reſtitutionsediktes wegen, auf einem Reichstage zu Frankfurt verſammelt, wo Ferdinand alle Künſte ſeiner argliſtigen Politik in Bewegung ſetzte, die in Furcht geſetzten Proteſtanten zu einem ſchnellen und nachtheiligen Vergleich zu bereden. Nur die Annäherung ihres Beſchützers konnte ſie zu einem ſtandhaften Widerſtand ermuntern, und die Anſchläge des Kaiſers zernichten. Guſtav Adolph konnte hoffen, alle dieſe mißvergnügte Fürſten durch ſeine ſiegreiche Gegenwart zu vereinigen, die übrigen durch das Schrecken ſeiner Waffen von dem Kaiſer zu trennen. Hier im

Mittelpunkt Deutſchlands zerſchnitt er die Nerven der kaiſerlichen Macht, die ſich ohne den Beyſtand der Ligue nicht behaupten konnte. Hier konnte er Frankreich, einen zweydeutigen Bundsgenoſſen, in der Nähe bewachen; und wenn ihm zu Erreichung eines geheimen Wunſches die Freundſchaft der katholiſchen Churfürſten wichtig war, ſo muſſte er ſich vor allen Dingen zum Herrn ihres Schickſals machen, um durch eine großmüthige Schonung ſich einen Anſpruch auf ihre Dankbarkeit zu erwerben.

Er erwählte alſo für ſich ſelbſt den Weg nach Franken und dem Rhein, und überließ dem Churfürſten von Sachſen die Eroberung Böhmens.

Geſchichte

des

dreyßigjährigen Kriegs.

Zweyter Theil.

Drittes Buch.

Die glorreiche Schlacht Guſtav Adolphs bey Leipzig hatte in dem ganzen nachfolgenden Betragen dieſes Monarchen, ſo wie in der Denkart ſeiner Feinde und Freunde, eine große Veränderung gewirkt. Er hatte ſich jetzt mit dem größten Heerführer ſeiner Zeit gemeſſen, er hatte die Kraft ſeiner Taktik und den Muth ſeiner Schweden an dem Kern der kaiſerlichen Truppen, den geübteſten Europens, verſucht, und in dieſem Wettkampf überwunden. Von dieſem Augenblick an ſchöpfte er eine feſte Zuverſicht zu ſich ſelbſt, und Zuverſicht iſt die Mutter großer Thaten. Man bemerkt fortan in allen Kriegsunternehmungen des ſchwediſchen Königs einen kühnern und ſicherern Schritt, mehr Entſchloſſenheit auch in den mißlichſten Lagen, eine ſtolzere Sprache gegen ſeine Feinde, mehr Selbſtgefühl gegen ſeine Bundesgenoſſen, und in ſeiner Milde ſelbſt mehr die Herablaſſung des Gebieters. Seinem natürlichen Muth kam der andächtige Schwung ſeiner Einbildung zu Hülfe; gern verwechſelte er ſeine Sache mit der Sache des Himmels, erblickte in

Tilly's Niederlage ein entſcheidendes Urtheil Gottes zum Nachtheil ſeiner Gegner, in ſich ſelbſt aber ein Werkzeug der göttlichen Rache. Seine Krone, ſeinen vaterländiſchen Boden weit hinter ſich, drang er jetzt auf den Flügeln des Siegs in das Innere von Deutſchland, das ſeit Jahrhunderten keinen auswärtigen Eroberer in ſeinem Schoße geſehen hatte. Der kriegeriſche Muth ſeiner Bewohner, die Wachſamkeit ſeiner zahlreichen Fürſten, der künſtliche Zuſammenhang ſeiner Staaten, die Menge ſeiner feſten Schlöſſer, der Lauf ſeiner vielen Ströme, hatten ſchon ſeit undenklichen Zeiten die Ländersucht der Nachbarn in Schranken gehalten; und ſo oft es auch an den Gränzen dieſes weitläufigen Staatskörpers geſtürmt hatte, ſo war doch ſein Inneres von jedem fremden Einbruch verſchont geblieben. Von jeher genoß dieſes Reich das zweydeutige Vorrecht, nur ſein eigner Feind zu ſeyn, und von außen unüberwunden zu bleiben. Auch jetzt war es bloß die Uneinigkeit ſeiner Glieder und ein unduldſamer Glaubenseifer, was dem ſchwediſchen Eroberer die Brücke in ſeine innerſten Staaten baute. Aufgelöſet war längſt ſchon das Band unter den Ständen, wodurch allein das Reich unbezwinglich war, und von Deutſchland ſelbſt entlehnte Guſtav Adolph die Kräfte, womit er Deutſchland ſich unterwürfig machte. Mit ſo viel Klugheit und Muth benutzte er, was ihm die Gunſt des Augenblicks darbot, und gleich geſchickt im Kabinet, wie im Felde, zerriß er die Fallſtricke einer hinterliſtigen Staatskunſt, wie er die Mauern der Städte mit dem Donner ſeines Geſchützes zu Boden ſtürzte. Unaufgehalten verfolgte er ſeine Siege von einer Gränze Deutſchlands zur andern, ohne den Ariadniſchen Faden zu verlieren, der ihn ſicher zurückleiten konnte, und an den Ufern des Rheins, wie an der Mündung des Lechs hörte er niemals auf, ſeinen Erbländern nahe zu bleiben.

Die Beſtürzung des Kaiſers und der katholiſchen Ligue über die Niederlage des Tilly bey Leipzig konnte kaum größer ſeyn, als das Erſtaunen und die Verlegenheit der ſchwediſchen Bundesgenoſſen über das unerwartete Glück des Königs. Es war größer, als man berechnet, größer als man gewünſcht hatte. Vernichtet war auf einmal das furchtbare Heer, das ſeine Fortſchritte gehemmt, ſeinem Ehrgeiz Schranken geſetzt, ihn von ihrem guten Willen abhängig gemacht hatte. Einzig, ohne Nebenbuhler, ohne einen ihm gewachſenen Gegner, ſtand er jetzt da in der Mitte von Deutſchland; nichts konnte ſeinen Lauf aufhalten, nichts ſeine Anmaßungen beſchränken, wenn die Trunkenheit des Glücks ihn zum Mißbrauch verſuchen ſollte. Hatte man anfangs vor der Uebermacht des Kaiſers gezittert, ſo war jetzt nicht viel weniger Grund vorhanden, von dem Ungeſtüm eines fremden Eroberers Alles für die Reichsverfaſſung, von dem Religionseifer eines proteſtantiſchen

Königs, Alles für die katholiſche Kirche Deutſchlands zu fürchten. Das Mißtrauen und die Eiferſucht einiger von den verbundenen Mächten, durch die größere Furcht vor dem Kaiſer auf eine Zeit lang eingeſchläfert, erwachte bald wieder, und kaum hatte **Guſtav Adolph** durch ſeinen Muth und ſein Glück ihr Vertrauen gerechtfertigt, ſo wurde von ferne ſchon an dem Umſturz ſeiner Entwürfe gearbeitet. In beſtändigem Kampfe mit der Hinterliſt der Feinde und dem Mißtrauen ſeiner eigenen Bundesverwandten muſſte er ſeine Siege erringen; aber ſein entſchloſſner Muth, ſeine tief dringende Klugheit machte ſich durch alle dieſe Hinderniſſe Bahn. Indem der glückliche Erfolg ſeiner Waffen ſeine mächtigern Alliirten, Frankreich und Sachſen, beſorglich machte, belebte er den Muth der Schwächern, die ſich jetzt erſt erdreiſteten, mit ihren wahren Geſinnungen an das Licht zu treten, und öffentlich ſeine Partey zu ergreifen. Sie, welche weder mit **Guſtav Adolphs** Größe wetteifern, noch durch ſeine Ehrbegier leiden konnten, erwarteten deſto mehr von der Großmuth dieſes mächtigen Freundes, der ſie mit dem Raub ihrer Feinde bereicherte, und gegen die Unterdrückung der Mächtigen in Schutz nahm. Seine Stärke verbarg ihre Unmacht, und unbedeutend für ſich ſelbſt, erlangten ſie ein Gewicht durch ihre Vereinigung mit dem ſchwediſchen Helden. Dies war der Fall mit den meiſten Reichsſtädten, und überhaupt mit den ſchwächern proteſtantiſchen Ständen. Sie waren es, die den König in das Innere von Deutſchland führten, und die ihm den Rücken deckten, die ſeine Heere verſorgten, ſeine Truppen in ihre Feſtungen aufnahmen, in ſeinen Schlachten ihr Blut für ihn verſpritzten. Seine ſtaatskluge Schonung des deutſchen Stolzes, ſein leutſeliges Betragen, einige glänzende Handlungen der Gerechtigkeit, ſeine Achtung für die Geſetze, waren eben ſo viele Feſſeln, die er dem beſorglichen Geiſte der deutſchen Proteſtanten anlegte, und die ſchreyenden Barbareyen der Kaiſerlichen, der Spanier und der Lothringer wirkten kräftig mit, ſeine und ſeiner Truppen Mäßigung in das günſtigſte Licht zu ſetzen.

Wenn Guſtav Adolph ſeinem eigenen Genie das Meiſte zu danken hatte, ſo darf man doch nicht in Abrede ſeyn, daß das Glück und die Lage der Umſtände ihn nicht wenig begünſtigten. Er hatte zwey große Vortheile auf ſeiner Seite, die ihm ein entſcheidendes Uebergewicht über den Feind verſchafften. Indem er den Schauplatz des Kriegs in die ligiſtiſchen Länder verſetzte, die junge Mannſchaft derſelben an ſich zog, ſich mit Beute bereicherte, und über die Einkünfte der geflüchteten Fürſten als über ſein Eigenthum ſchaltete, entzog er dem Feinde alle Hülfsmittel, ihm mit Nachdruck zu widerſtehen, und ſich ſelbſt machte er es dadurch möglich, einen koſtbarn Krieg mit wenigem Aufwand zu unterhalten. Wenn ferner ſeine Gegner, die Fürſten der Ligue, unter ſich ſelbſt getheilt, von ganz verſchiedenem, oft ſtreitendem Intereſſe geleitet, ohne Einſtimmigkeit und eben darum auch ohne Nachdruck handelten; wenn es ihren Feldherrn an Vollmacht, ihren Truppen an Gehorſam, ihren zerſtreuten Heeren an Zuſammenhang fehlte; wenn der Heerführer von dem Geſetzgeber und Staatsmann getrennt war; ſo war hingegen in Guſtav Adolph beydes vereinigt. Er die einzige Quelle, aus welcher alle Autorität floß, das einzige Ziel, auf welches der handelnde Krieger die Augen richtete, Er allein die Seele ſeiner ganzen Partey, der Schöpfer des Kriegsplans und zugleich der Vollſtrecker deſſelben. In ihm erhielt alſo die Sache der Proteſtanten eine Einheit und Harmonie, welche durchaus der Gegenpartey mangelte. Kein Wunder, daß von ſolchen Vortheilen begünſtigt, an der Spitze einer ſolchen Armee, mit einem ſolchen Genie begabt, ſie zu gebrauchen, und von einer ſolchen politiſchen Klugheit geleitet, Guſtav Adolph unwiderſtehlich war.

In der einen Hand das Schwert, in der andern die Gnade, ſieht man ihn jetzt Deutſchland, von einem Ende zum andern als Eroberer, Geſetzgeber und Richter durchſchreiten, in nicht viel mehr Zeit durchſchreiten, als ein Anderer gebraucht hätte, es auf einer Luſtreiſe zu beſehen; gleich dem gebornen Landesherrn werden ihm von Städten und Feſtungen die Schlüſſel entgegen getragen. Kein Schloß iſt ihm unerſteiglich, kein

Strom hemmt ſeine ſiegreiche Bahn, oft ſiegt er ſchon durch ſeinen gefürchteten Namen. Längs dem ganzen Mainſtrom ſieht man die ſchwediſchen Fahnen aufgepflanzt, die untere Pfalz iſt frey, die Spanier und Lothringer ſind über den Rhein und die Moſel gewichen. Ueber die churmainziſchen, würzburgiſchen und bambergiſchen Lande haben ſich Schweden und Heſſen wie eine reißende Fluth ergoſſen, und drey flüchtige Biſchöfe büßen, ferne von ihren Sitzen, ihre unglückliche Ergebenheit gegen den Kaiſer. Die Reihe trifft endlich auch den Anführer der Ligue, Maximilian, auf ſeinem eigenen Boden das Elend zu erfahren, das er Andern bereitet hatte. Weder das abſchreckende Schickſal ſeiner Bundesgenoſſen, noch die gütlichen Anerbietungen Guſtavs, der mitten im Laufe ſeiner Eroberungen die Hände zum Frieden bot, hatten die Hartnäckigkeit dieſes Prinzen beſiegen können. Ueber den Leichnam des Tilly, der ſich wie ein bewachender Cherub vor den Eingang derſelben ſtellt, wälzt ſich der Krieg in die bayriſchen Lande. Gleich den Ufern des Rheins wimmeln jetzt die Ufer des Lech und der Donau von ſchwediſchen Kriegern; in ſeine feſten Schlöſſer verkrochen, überläſſt der geſchlagene Churfürſt ſeine entblößten Staaten dem Feinde, den die geſegneten, von keinem Krieg noch verheerten Fluren zum Raube, und die Religionswuth des bayriſchen Landmanns zu gleichen Gewaltthaten einladen. München ſelbſt öffnet ſeine Thore dem unüberwindlichen König, und der flüchtige Pfalzgraf **Friedrich der Fünfte** tröſtet ſich einige Augenblicke in der verlaſſenen Reſidenz ſeines Nebenbuhlers über den Verluſt ſeiner Länder.

Indem **Guſtav Adolph** in den ſüdlichen Gränzen des Reichs ſeine Eroberungen ausbreitet, und mit unaufhaltſamer Gewalt jeden Feind vor ſich niederwirft, werden von ſeinen Bundesgenoſſen und Feldherrn ähnliche Triumphe in den übrigen Provinzen erfochten. Niederſachſen entzieht ſich dem kaiſerlichen Joche; die Feinde verlaſſen Meklenburg; von allen Ufern der Weſer und Elbe weichen die öſterreichiſchen Garniſonen. In Weſtphalen und am obern Rhein macht ſich Landgraf **Wilhelm** von Heſſen, in Thüringen die Herzoge von Weimar, in Chur-Trier die Franzoſen furchtbar; oſtwärts wird beynahe das ganze Königreich Böhmen von den Sachſen bezwungen. Schon rüſten ſich die Türken zu einem Angriff auf Ungarn, und in dem Mittelpunkt der öſterreichiſchen Lande will ſich ein gefährlicher Aufruhr entzünden. Troſtlos blickt Kaiſer **Ferdinand** an allen Höfen Europens umher, ſich gegen ſo zahlreiche Feinde durch fremden Beyſtand zu ſtärken. Umſonſt ruft er die Waffen der Spanier herbey, welche die niederländiſche Tapferkeit jenſeit des Rheins beſchäftiget; umſonſt ſtrebt er, den römiſchen Hof und die ganze katholiſche Kirche zu ſeiner Rettung aufzubieten. Der beleidigte Pabſt ſpottet mit geprängvollen Prozeſſionen und eiteln Anathemen der Verlegenheit Ferdinands, und ſtatt des geforderten Geldes zeigt man ihm Mantua's verwüſtete Fluren.

Von allen Enden ſeiner weitläufigen Monarchie umfangen ihn feindliche Waffen; mit den voran liegenden ligiſtiſchen Staaten, welche der Feind überſchwemmt hat, ſind alle Bruſtwehren eingeſtürzt, hinter welchen ſich die öſterreichiſche Macht ſo lange Zeit ſicher wuſſte, und das Kriegsfeuer lodert ſchon nahe an den unvertheidigten Gränzen. Entwaffnet ſind ſeine eifrigſten Bundesgenoſſen; Maximilian von Bayern, ſeine mächtigſte Stütze, kaum noch fähig, ſich ſelbſt zu vertheidigen. Seine Armeen, durch Deſertion und wiederholte Niederlagen geſchmolzen, und durch ein langes Mißgeſchick muthlos, haben unter geſchlagenen Generalen jenes kriegeriſche Ungeſtüm verlernt, das, eine Frucht des Siegs, im Voraus den Sieg verſichert. Die Gefahr iſt die höchſte; nur ein außerordentliches Mittel kann die kaiſerliche Macht aus ihrer tiefen Erniedrigung reißen. Das dringendſte Bedürfniß iſt ein Feldherr, und den Einzigen, von dem die Wiederherſtellung des vorigen Ruhms zu erwarten ſteht, hat die Kabale des Neides von der Spitze der Armee hinweg geriſſen. So tief ſank der ſo furchtbare Kaiſer herab, daß er mit ſeinem beleidigten Diener und Unterthan beſchämende Verträge errichten, und dem hochmüthigen Friedland eine Gewalt, die er ihm ſchimpflich raubte, ſchimpflicher jetzt aufdringen muß. Ein neuer Geiſt fängt jetzt an, den halb erſtorbenen Körper der öſterreichiſchen Macht zu beſeelen, und die ſchnelle Umwandlung der Dinge verräth die feſte Hand, die ſie leitet. Dem unumſchränkten König von Schweden ſteht jetzt ein gleich unumſchränkter Feldherr gegenüber, ein ſiegreicher Held dem ſiegreichen Helden. Beyde Kräfte ringen wieder in zweifelhaftem Streit, und der Preis des Krieges, zur Hälfte ſchon von Guſtav Adolph erfochten, wird einem neuen und ſchwerern Kampfe unterworfen. Im Angeſicht Nürnbergs lagern ſich zwey Gewitter tragende Wolken, beyde kämpfende Armeen, drohend gegen einander, beyde ſich mit fürchtender Achtung betrachtend, beyde nach dem Augenblick dürſtend, beyde vor dem Augenblick zagend, der ſie im Sturme mit einander vermengen wird. Europens Augen heften ſich mit Furcht und Neugier auf dieſen wichtigen Schauplatz, und das geängſtigte Nürnberg erwartet ſchon, einer noch entſcheidendern Feldſchlacht, als ſie bey Leipzig geliefert ward, den Namen zu geben. Auf einmal bricht ſich das Gewölke, das Kriegs-Gewitter verſchwindet aus Franken, um ſich in Sachſens Ebenen zu entladen. Unweit Lützen fällt der Donner nieder, der Nürnberg bedrohte, und die ſchon halb verlorne Schlacht wird durch den königlichen

Leichnam gewonnen. Das Glück, das ihn auf ſeinem ganzen Laufe nie verlaſſen hatte, begnadigte den König auch im Tode noch mit der ſeltenen Gunſt, in der Fülle ſeines Ruhms und in der *Reinigkeit* ſeines Namens zu ſterben. Durch einen zeitigen Tod flüchtete ihn ſein ſchützender Genius vor dem unvermeidlichen Schickſal der Menſchheit, auf der Höhe des Glücks die Beſcheidenheit, in der Fülle der Macht die Gerechtigkeit zu verlernen. Es iſt uns erlaubt, zu zweifeln, ob er bey längerm Leben die Thränen verdient hätte, welche Deutſchland an ſeinem Grabe weinte, die Bewunderung verdient hätte, welche die Nachwelt dem erſten und einzigen *gerechten* Eroberer zollt. Bey dem frühen Fall ihres großen Führers fürchtet man den Untergang der ganzen Partey — aber der weltregierenden Macht iſt kein *einzelner* Mann unerſetzlich. Zwey große *Staatsmänner*, *Axel Oxenſtierna* in Deutſchland, und in Frankreich *Richelieu*, übernehmen das Steuer des Krieges, das dem ſterbenden *Helden* entfällt; über ihn hinweg wandelt das unempfindliche Schickſal, und noch ſechszehn volle Jahre lodert die Kriegsflamme über dem Staube des längſt Vergeſſenen.

Man erlaube mir, in einer kurzen Ueberſicht den ſiegreichen Marſch *Guſtav Adolphs* zu verfolgen, den ganzen Schauplatz, auf welchem Er allein handelnder Held iſt, mit ſchnellen Blicken zu durcheilen, und dann erſt, wenn, durch das Glück der Schweden aufs

Aeußerſte gebracht, und durch eine Reihe von Unglücksfällen gebeugt, Oeſterreich von der Höhe ſeines Stolzes zu erniedrigenden und verzweifelten Hülfsmitteln herab ſteigt, den Faden der Geſchichte zu dem Kaiſer zurück zu führen.

Nicht ſo bald war der Kriegsplan zwiſchen dem König von Schweden und dem Churfürſten von Sachſen zu Halle entworfen, und für den letztern der Angriff auf Böhmen, für Guſtav Adolph der Einfall in die ligiſtiſchen Länder beſtimmt, nicht ſo bald die Allianzen mit den benachbarten Fürſten von Weimar und von Anhalt geſchloſſen, und zu Wiedereroberung des magdeburgiſchen Stiftes die Vorkehrungen gemacht, als ſich der König zu ſeinem Einmarſch in das Reich in Bewegung ſetzte. Keinem verächtlichen Feinde ging er jetzt entgegen. Der Kaiſer war noch mächtig im Reich; durch ganz Franken, Schwaben und die Pfalz waren kaiſerliche Beſatzungen ausgebreitet, denen jeder bedeutende Ort erſt mit dem Schwert in der Hand entriſſen werden muſſte. Am Rhein erwarteten ihn die Spanier, welche alle Lande des vertriebenen Pfalzgrafen überſchwemmt hatten, alle feſten Plätze beſetzt hielten, ihm jeden Uebergang über dieſen Strom ſtreitig machten. Hinter ſeinem Rücken war Tilly, der ſchon neue Kräfte ſammelte; bald ſollte auch ein lothringiſches Hülfsheer zu deſſen Fahnen ſtoßen. In der Bruſt jedes Papiſten ſetzte ſich ihm ein erbitterter Feind, Religionshaß, entgegen; und doch lieſſen ihn ſeine Verhältniſſe mit Frankreich nur mit halber Freyheit gegen die Katholiſchen handeln. **Guſtav Adolph** überſah alle dieſe Hinderniſſe, aber auch die Mittel, ſie zu beſiegen. Die kaiſerliche Kriegsmacht lag in Beſatzungen zerſtreut, und er hatte den Vortheil, ſie mit vereinigter Macht anzugreifen. War ihm der Religionsfanatismus der Römiſchkatholiſchen und die Furcht der kleinern Reichsſtände vor dem Kaiſer entgegen, ſo konnte er von der Freundſchaft der Proteſtanten und von ihrem Haß gegen die öſterreichiſche Unterdrückung thätigen Beyſtand erwarten. Die Ausſchweifungen der kaiſerlichen und ſpaniſchen Truppen hatten ihm in dieſen Gegenden nachdrücklich vorgearbeitet; längſt ſchon ſchmachteten der mißhandelte Landmann und Bürger nach einem Befreyer, und Manchem ſchien es ſchon Erleichterung, das Joch umzutauſchen. Einige Agenten waren bereits voran geſchickt worden, die wichtigern Reichsſtädte, vorzüglich Nürnberg und Frankfurt, auf ſchwediſche Seite zu neigen. **Erfurt** war der erſte Platz, an deſſen Beſitze dem König gelegen war, und den er nicht unbeſetzt hinter dem Rücken laſſen durfte. Ein gütlicher Vertrag mit der proteſtantiſch geſinnten Bürgerſchaft öffnete ihm ohne Schwertſtreich die Thore der Stadt und der Feſtung. Hier, wie in jedem wichtigen Platze, der nachher in ſeine Hände fiel, ließ er ſich von den Einwohnern Treue ſchwören, und verſicherte ſich derſelden durch eine hinlängliche Beſatzung. Seinem Alliirten, dem Herzog Wilhelm von Weimar, wurde das Commando eines Heeres übergeben, das in Thüringen geworben werden ſollte. Der Stadt Erfurt wollte er auch ſeine Gemahlinn anvertrauen, und verſprach, ihre Freyheiten zu vermehren. In zwey Kolonnen durchzog nun die ſchwediſche Armee über Gotha und Arnſtadt den Thüringer Wald, entriß im Vorübergehen die Grafſchaft Henneberg den Händen der Kaiſerlichen und vereinigte ſich am dritten Tage vor Königshofen, an der Gränze von Franken.

Franz, Biſchof von Würzburg, der erbittertſte Feind der Proteſtanten, und das eifrigſte Mitglied der katholiſchen Ligue, war auch der erſte, der die ſchwere Hand Guſtav Adolphs fühlte. Einige Drohworte waren genug, ſeine Gränzfeſtung Königshofen, und mit ihr den Schlüſſel zu der ganzen Provinz, den Schweden in die Hände zu liefern. Beſtürzung ergriff auf die Nachricht dieſer ſchnellen Eroberung alle katholiſchen Stände des Kreiſes; die Biſchöfe von Würzburg und Bamberg zagten in ihrer Burg. Schon ſahen ſie ihre Stühle wanken, ihre Kirchen entweihet, ihre Religion im Staube. Die Bosheit ſeiner Feinde hatte von dem Verfolgungsgeiſt und der Kriegsmanier des ſchwediſchen Königs und ſeiner Truppen die ſchrecklichſten Schilderungen verbreitet, welche zu widerlegen weder die wiederholteſten Verſicherungen des Königs, noch die glänzendſten Beyſpiele der Menſchlichkeit und Duldung nie ganz vermögend geweſen ſind. Man fürchtete, von einem Andern zu leiden, was man in ähnlichem Fall ſelbſt auszuüben ſich bewuſſt war. Viele der reichſten Katholiken eilten ſchon jetzt, ihre Güter, ihre Gewiſſen und Perſonen vor dem blutdürſtigen Fanatismus der Schweden in Sicherheit zu bringen. Der Biſchof ſelbſt gab ſeinen Unterthanen das Beyſpiel. Mitten in dem Feuerbrande, den ſein bigotter Eifer entzündet hatte, ließ er ſeine Länder im Stich, und flüchtete nach Paris, um wo möglich das franzöſiſche Miniſterium gegen den gemeinſchaftlichen Religionsfeind zu empören.

Die Fortſchritte, welche Guſtav Adolph unterdeſſen in dem Hochſtifte machte, waren ganz dem glücklichen Anfange gleich. Von der kaiſerlichen Beſatzung verlaſſen, ergab ſich ihm Schweinfurt, und bald darauf Würzburg; der Marienberg muſſte mit Sturm erobert werden. In dieſen unüberwindlich geglaubten Orte hatte man einen groſſen Vorrath von Lebensmitteln und Kriegsmunition geflüchtet, welches Alles dem Feind in die Hände fiel. Ein ſehr angenehmer Fund war für den König die Bücherſammlung der Jeſuiten, die er nach Upſal bringen ließ, ein noch weit angenehmerer für ſeine Soldaten der reichlich gefüllte Weinkeller des Prälaten. Seine Schätze hatte der Biſchof noch zu rechter Zeit geflüchtet. Dem Beyſpiele der Hauptſtadt folgte bald das ganze Bisthum; Alles unterwarf ſich den Schweden. Der König ließ ſich von allen Unterthanen des Biſchofs die Huldigung leiſten, und ſtellte wegen Abweſenheit des rechtmäßigen Regenten eine Landesregierung auf, welche zur Hälfte mit Proteſtanten beſetzt wurde. An jedem katholiſchen Orte, den Guſtav Adolph unter ſeine Botmäßigkeit brachte, ſchloß er der proteſtantiſchen Religion die Kirchen auf, doch ohne den Papiſten den Druck zu vergelten, unter welchem ſie ſeine Glaubensbrüder ſo lange gehalten hatten. Nur an denen, die ſich ihm mit dem Degen in der Hand widerſetzten, wurde das ſchreckliche Recht des Kriegs ausgeübt; für einzelne Gräuelthaten, welche ſich eine geſetzloſe Soldateska in der blinden Wuth des erſten Angriffs erlaubt, kann man den menſchenfreundlichen Führer nicht verantwortlich machen. Dem Friedfertigen und Wehrloſen widerfuhr eine gnädige Behandlung. Es war Guſtav Adolphs heiligſtes Geſetz, das Blut der Feinde, wie der Seinigen, zu ſparen.

Gleich auf die erſte Nachricht des ſchwediſchen Einbruchs hatte der Biſchof von Würzburg, unangeſehen der Tractaten, die er, um Zeit zu gewinnen, mit dem König von Schweden anknüpfte, den Feldherrn der Ligue flehentlich aufgefordert, dem bedrängten Hochſtift zu Hülfe zu eilen. Dieſer geſchlagene General hatte unterdeſſen die Trümmer ſeiner zerſtreuten Armee an der Weſer zuſammen gezogen, durch die kaiſerlichen Garniſonen in Niederſachſen verſtärkt, und ſich in Heſſen mit ſeinen beyden Untergeneralen Altringer und Fugger vereinigt. An der Spitze dieſer anſehnlichen Kriegsmacht brannte Graf Tilly vor Ungeduld, die Schande ſeiner erſten Niederlage durch einen glänzenden Sieg wieder auszulöſchen. In ſeinem Lager bey Fulda, wohin er mit dem Heere gerückt war, harrte er ſehnſuchtsvoll auf Erlaubniß von dem Herzog von Bayern, mit Guſtav Adolph zu ſchlagen. Aber die Ligue hatte außer der Armee des Tilly keine zweyte mehr zu verlieren, und Maximilian war viel zu behutſam, das ganze Schickſal ſeiner Partey auf den Glückswurf eines neuen Treffens zu ſetzen. Mit Thränen in den Augen empfing Tilly die Befehle ſeines Herrn, welche ihn zur Unthätigkeit zwangen. So wurde der Marſch dieſes Generals nach Franken verzögert, und Guſtav Adolph gewann Zeit, das ganze Hochſtift zu überſchwemmen. Umſonſt, daß ſich Tilly nachher zu Aſchaffenburg durch zwölftauſend Lothringer verſtärkte, und mit einer überlegenen Macht zum Entſatz der Stadt Würzburg herbey eilte. Stadt und Citadelle waren bereits in der Schweden Gewalt, und Maximilian von Bayern wurde, vielleicht nicht ganz unverdienter Weiſe, durch die allgemeine Stimme beſchuldigt, den Ruin des Hochſtifts durch ſeine Bedenklichkeiten beſchleunigt zu haben. Gezwungen, eine Schlacht zu vermeiden, begnügte ſich Tilly, den Feind am fernern Vorrücken zu verhindern; aber nur ſehr wenig Plätze konnte er dem Ungeſtüm der Schweden entreißen. Nach einem vergeblichen Verſuch, eine Truppenverſtärkung in die, von den Kaiſerlichen ſchwach beſetzte, Stadt Hanau zu werfen, deren Beſitz dem König einen zu großen Vortheil gab, ging er bey Seligenſtadt über den Main, und richtete ſeinen Lauf nach der Bergſtraße, um die Pfälziſchen Lande gegen den Andrang des Siegers zu ſchützen.

Graf Tilly war nicht der einzige Feind, den Guſtav Adolph in Franken auf ſeinem Wege fand, und vor ſich hertrieb. Auch Herzog Karl von Lothringen, durch den Unbeſtand ſeines Charakters, ſeine eiteln Entwürfe und ſein ſchlechtes Glück in den Jahrbüchern des damaligen Europens berüchtigt, hatte ſeinen kleinen Arm gegen den ſchwediſchen Helden aufgehoben, um ſich bey Kaiſer Ferdinand dem Zweyten den Churhut zu verdienen. Taub gegen die Vorſchriften einer vernünftigen Staatskunſt, folgte er bloß den Eingebungen einer ſtürmiſchen Ehrbegierde, reizte durch Unterſtützung des Kaiſers Frankreich, ſeinen furchtbarn Nachbar, und entblößte, um auf fernem Boden ein ſchimmerndes Phantom, das ihn doch immer floh, zu verfolgen, ſeine Erblande, welche ein franzöſiſches Kriegsheer gleich einer reißenden Fluth überſchwemmte. Gern gönnte man ihm in Oeſterreich die Ehre, ſich, gleich den übrigen Fürſten der Ligue, für das Wohl des Erzhauſes zu Grunde zu richten. Von eiteln Hoffnungen trunken, brachte dieſer Prinz ein Heer von ſiebzehn tauſend Mann zuſammen, das er in eigner Perſon gegen die Schweden ins Feld führen wollte. Wenn es gleich dieſen Truppen an Mannszucht und Tapferkeit gebrach, ſo reizten ſie doch durch einen glänzenden Aufputz die Augen; und ſo ſehr ſie im Angeſicht des Feindes ihre Bravour verbargen, ſo freygebig lieſſen ſie ſolche an dem wehrloſen Bürger und Landmann aus, zu deren Vertheidigung ſie gerufen waren. Gegen den kühnen Muth und die furchtbare Diſciplin der Schweden konnte dieſe zierlich geputzte Armee nicht lange Stand halten. Ein paniſcher Schrecken ergriff ſie, als die ſchwediſche Reiterey gegen ſie anſprengte, und mit leichter Mühe waren ſie aus ihren Quartieren im Würzburgiſchen verſcheucht. Das Unglück einiger Regimenter verurſachte ein allgemeines Ausreißen unter den Truppen, und der ſchwache Ueberreſt eilte, ſich in einigen Städten jenſeits des Rheins vor der nordiſchen Tapferkeit zu verbergen. Ein Spott der Deutſchen und mit Schande bedeckt, ſprengte ihr Anführer über Straßburg nach Hauſe, mehr als zu glücklich, den Zorn ſeines Ueberwinders, der ihn vorher aus dem Felde ſchlug, und dann erſt wegen ſeiner Feindſeligkeiten zur Rechenſchaft ſetzte, durch einen demüthigen Entſchuldigungsbrief zu beſänftigen. Ein Bauer aus einem rheiniſchen Dorfe, ſagt man, erdreiſtete ſich, dem Pferde des Herzogs, als er auf ſeiner Flucht vorbey geritten kam, einen Schlag zu verſetzen. „Friſch zu, Herr,“ ſagte der Bauer, „ihr müßt „ſchneller laufen, wenn ihr vor dem großen Schweden-König ausreißt.“

Das unglückliche Beyſpiel ſeines Nachbars hatte dem Biſchof von Bamberg klügere Maßregeln eingegeben. Um die Plünderung ſeiner Lande zu verhüten, kam er dem König mit Anerbietungen des Friedens entgegen, welche aber bloß dazu dienen ſollten, den Lauf ſeiner Waffen ſo lange, bis Hülfe herbey käme, zu verzögern. Guſtav Adolph, ſelbſt viel zu redlich, um bey einem andern Argliſt zu befürchten, nahm bereitwillig die Erbietungen des Biſchofs an, und nannte ſchon die Bedingungen, unter welchen er das Hochſtift mit jeder feindlichen Behandlung verſchonen wollte. Er zeigte ſich um ſo mehr dazu geneigt, da ohnehin ſeine Abſicht nicht war, mit Bambergs Eroberung die Zeit zu verlieren, und ſeine übrigen Entwürfe ihn nach den Rheinländern riefen. Die Eilfertigkeit, mit der er die Ausführung dieſer Entwürfe verfolgte, brachte ihn um die Geldſummen, welche er durch ein längeres Verweilen in Franken dem ohnmächtigen Biſchof leicht hätte abängſtigen können; denn dieſer ſchlaue Prälat ließ die Unterhandlung fallen, ſobald ſich das Kriegsgewitter von ſeinen Gränzen entfernte. Kaum hatte ihm Guſtav Adolph den Rücken zugewendet, ſo warf er ſich dem Grafen Tilly in die Arme, und nahm die Truppen des Kaiſers in die nämlichen Städte und Feſtungen auf, welche er kurz zuvor dem Könige zu öffnen ſich bereitwillig gezeigt hatte. Aber er hatte den Ruin ſeines Biſthums durch dieſen Kunſtgriff nur auf kurze Zeit verzögert; ein ſchwediſcher Feldherr, der in Franken zurückgelaſſen ward, übernahm es, den Biſchof dieſer Treuloſigkeit wegen zu züchtigen, und das Biſthum wurde eben dadurch zu einem unglücklichen Schauplatz des Kriegs, welchen Freund und Feind auf gleiche Weiſe verwüſteten.

Die Flucht der Kaiſerlichen, deren drohende Gegenwart den Entſchließungen der Fränkiſchen Stände bisher Zwang angethan hatte, und das menſchenfreundliche Betragen des Königs machten dem Adel ſowol als den Bürgern dieſes Kreiſes Muth, ſich den Schweden günſtig zu bezeigen. Nürnberg übergab ſich feyerlich dem Schutze des Königs; die fränkiſche Ritterſchaft wurde von ihm durch ſchmeichelhafte Manifeſte gewonnen, in denen er ſich herabließ, ſich wegen ſeiner feindlichen Erſcheinung in ihrem Lande zu entſchuldigen. Der Wohlſtand Frankens, und die Gewiſſenhaftigkeit, welche der ſchwediſche Krieger bey ſeinem Verkehr mit Eingebornen zu beobachten pflegte, brachte den Ueberfluß in das königliche Lager. Die Gunſt, in welche ſich

Guſtav Adolph bey dem Adel des ganzen Kreiſes zu ſetzen gewuſſt hatte, die Bewunderung und Ehrfurcht, welche ihm ſeine glänzenden Thaten ſelbſt bey dem Feind erweckten, die reiche Beute, die man ſich im Dienſt eines ſtets ſiegreichen Königs verſprach, kamen ihm bey der Truppenwerbung ſehr zu Statten, die der Abgang ſo vieler Beſatzungen von dem Hauptheere nothwendig machte. Aus allen Gegenden des Frankenlandes eilte man haufenweiſe herbey, ſobald nur die Trommel gerührt wurde.

Der König hatte auf die Einnahme Frankens nicht viel mehr Zeit verwenden können, als es überhaupt gebraucht hatte, es zu durcheilen; die Unterwerfung des ganzen Kreiſes zu vollenden, und das Eroberte zu behaupten, wurde Guſtav Horn, einer ſeiner tüchtigſten Generale, mit einem achttauſend Mann ſtarken Kriegsheere zurück gelaſſen. Er ſelbſt eilte mit der Hauptarmee, die durch die Werbungen in Franken verſtärkt war, gegen den Rhein, um ſich dieſer Gränze des Reichs gegen die Spanier zu verſichern, die geiſtlichen Churfürſten zu entwaffnen, und in dieſen wohlhabenden Ländern neue Hülfsquellen zur Fortſetzung des Kriegs zu eröffnen. Er folgte dem Lauf des Mainſtroms; Seligenſtadt, Aſchaffenburg, Steinheim, alles Land an beiden Ufern des Fluſſes ward auf dieſem Zuge zur Unterwerfung gebracht; ſelten erwarteten die kaiſerlichen Beſatzungen ſeine Ankunft, niemals behaupteten ſie ſich. Schon einige Zeit vorher war es einem ſeiner Oberſten geglückt, die Stadt und Citadelle Hanau, auf deren Erhaltung Graf Tilly ſo bedacht geweſen war, den Kaiſerlichen durch einen Ueberfall zu entreißen; froh, von dem unerträglichen Druck dieſer Soldateska befreyt zu ſeyn, unterwarf ſich der Graf bereitwillig dem gelindern Joche des ſchwediſchen Königs.

Auf die Stadt Frankfurt war jetzt das vorzüglichſte Augenmerk Guſtav Adolphs gerichtet, deſſen Maxime es überhaupt auf deutſchem Boden war, ſich durch die Freundſchaft und den Beſitz der wichtigern Städte den Rücken zu decken. Frankfurt war eine von den erſten Reichsſtädten geweſen, die er ſchon von Sachſen aus zu ſeinem Empfang hatte vorbereiten laſſen, und nun ließ er es von Offenbach aus durch neue Abgeordnete abermals auffordern, ihm den Durchzug zu geſtatten und Beſatzung einzunehmen. Gern wäre dieſe Reichsſtadt mit der bedenklichen Wahl zwiſchen dem Könige von Schweden und dem Kaiſer verſchont geblieben; denn welche Partey ſie auch ergriff, ſo hatte ſie für ihre Privilegien und ihren Handel zu fürchten. Schwer konnte der Zorn des Kaiſers auf ſie fallen, wenn ſie ſich voreilig dem König von Schweden unterwarf, und dieſer nicht mächtig genug bleiben ſollte, ſeine Anhänger in Deutſchland zu ſchützen. Aber noch weit verderblicher für ſie war der Unwille eines unwiderſtehlichen Siegers, der mit einer furchtbaren Armee ſchon gleichſam vor ihren Thoren ſtand, und ſie auf Unkoſten ihres ganzen Handels und Wohlſtandes für ihre Widerſetzlichkeit züchtigen konnte. Umſonſt führte ſie durch ihre Abgeordneten zu ihrer Entſchuldigung die Gefahren an, welche ihre Meſſen, ihre Privilegien, vielleicht ihre Reichsfreyheit ſelbſt bedrohten, wenn ſie durch Ergreifung der ſchwediſchen Partey den Zorn des Kaiſers auf ſich laden ſollte. Guſtav Adolph ſtellte ſich verwundert, daß die Stadt Frankfurt in einer ſo äußerſt wichtigen Sache, als die Freyheit des ganzen Deutſchlands und das Schickſal der proteſtantiſchen Kirche ſey, von ihren Jahrmärkten ſpreche, und für zeitliche Vortheile die große Angelegenheit des Vaterlandes und ihres Gewiſſens hintan ſetze. Er habe, ſetzte er drohend hinzu, von der Inſel Rügen an bis zu allen Feſtungen und Städten am Main den Schlüſſel gefunden, und werde ihn auch zu der Stadt Frankfurt zu finden wiſſen. Das Beſte Deutſchlands und die Freyheit der proteſtantiſchen Kirche ſeyen allein der Zweck ſeiner gewaffneten Ankunft, und bey dem Bewußtſeyn einer ſo gerechten Sache ſey er ſchlechterdings nicht geſonnen, ſich durch irgend ein Hinderniß in ſeinem Lauf aufhalten zu laſſen. Er ſehe wohl, daß ihm die Frankfurter nichts als die Finger reichen wollten, aber die ganze Hand müſſe er haben, um ſich daran halten zu können. Den Deputirten der Stadt, welche dieſe Antwort zurück brachten, folgte er mit ſeiner ganzen Armee auf dem Fuße nach, und erwartete in völliger Schlachtordnung vor Sachſenhauſen die letzte Erklärung des Raths.

Wenn die Stadt Frankfurt Bedenken getragen hatte, ſich den Schweden zu unterwerfen, ſo war es bloß aus Furcht vor dem Kaiſer geſchehen; ihre eigene Neigung ließ die Bürger keinen Augenblick zweifelhaft zwiſchen dem Unterdrücker der deutſchen Freyheit und dem Beſchützer derſelben. Die drohenden Zurüſtungen, unter welchen **Guſtav Adolph** ihre Erklärung jetzt forderte, konnte die Strafbarkeit ihres Abfalls in den Augen des Kaiſers vermindern, und den Schritt, den ſie gern thaten, durch den Schein einer erzwungenen Handlung beſchönigen. Jetzt alſo öffnete man dem König von Schweden die Thore, der ſeine Armee in prachtvollem Zuge und bewundernswürdiger Ordnung mitten durch dieſe Kaiſerſtadt führte. Sechshundert Mann blieben in Sachſenhauſen zur Beſatzung zurück; der König ſelbſt rückte mit der übrigen Armee noch an demſelben Abend gegen die mainziſche Stadt Höchſt an, welche vor einbrechender Nacht ſchon erobert war.

Während daß **Guſtav Adolph** längs dem Mainſtrom Eroberungen machte, krönte das Glück die Unternehmungen ſeiner Generale und Bundesverwandten auch im nördlichen Deutſchland. Roſtock, Wismar und Dömitz, die einzigen noch übrigen feſten Oerter im Herzogthum Meklenburg, welche noch unter dem Joche kaiſerlicher Beſatzungen ſeufzten, wurden von dem rechtmäßigen Beſitzer, Herzog Johann Albrecht, unter der Leitung des ſchwediſchen Feldherrn Achatius Tott, bezwungen. Umſonſt verſuchte es der kaiſerliche General Wolf, Graf von Mansfeld, den Schweden das Stift Halberſtadt, von welchem ſie ſogleich nach dem Leipziger Siege Beſitz genommen, wieder zu entreißen; er muſſte bald darauf auch das Stift Magdeburg in ihren Händen laſſen. Ein ſchwediſcher General, Banner, der mit einem achttauſend Mann ſtarken Heere an der Elbe zurück geblieben war, hielt die Stadt Magdeburg auf das Engſte eingeſchloſſen, und hatte ſchon mehrere kaiſerliche Regimenter niedergeworfen, welche zum Entſatz dieſer Stadt herbey geſchickt worden. Der Graf von Mansfeld vertheidigte ſie zwar in Perſon mit ſehr vieler Herzhaftigkeit; aber zu ſchwach an Mannſchaft, um dem zahlreichen Heere der Belagerer lange Widerſtand leiſten zu können, dachte er ſchon auf die Bedingungen, unter welchen er die Stadt übergeben wollte, als der General Pappenheim zu ſeinem Entſatz herbey kam, und die feindlichen Waffen anderswo beſchäftigte. Dennoch wurde Magdeburg, oder vielmehr die ſchlechten Hütten, die aus den Ruinen dieſer großen Stadt traurig hervorblickten, in der Folge von den Kaiſerlichen freywillig geräumt, und gleich darauf von den Schweden in Beſitz genommen.

Auch die Stände des Niederſächſiſchen Kreiſes wagten es, nach den glücklichen Unternehmungen des Königs ihr Haupt wieder von dem Schlage zu erheben, den ſie in dem unglücklichen däniſchen Kriege durch Wallenſtein und Tilly erlitten haben. Sie hielten zu Hamburg eine Zuſammenkunft, auf welcher die Errichtung von drey Regimentern verabredet wurde, mit deren Hülfe ſie ſich der äußerſt drückenden kaiſerlichen Beſatzungen zu entledigen hofften. Dabey ließ es der Biſchof von Bremen, ein Verwandter des Königs von Schweden, noch nicht bewenden; er brachte auch für ſich beſonders Truppen zuſammen, und ängſtigte mit denſelben wehrloſe Pfaffen und Mönche, hatte aber das Unglück, durch den kaiſerlichen General, Grafen von Gronsfeld, bald entwaffnet zu werden. Auch Georg, Herzog von Lüneburg, vormals Oberſter in Ferdinands Dienſten, ergriff jetzt Guſtav Adolphs Partey, und warb einige Regimenter für dieſen Monarchen, wodurch die kaiſerlichen Truppen in Niederſachſen zu nicht geringem Vortheil des Königs beſchäftigt wurden.

Noch weit wichtigere Dienſte aber leiſtete dem König Landgraf Wilhelm von Heſſen-Kaſſel, deſſen ſiegreiche Waffen einen großen Theil von Weſtphalen und Niederſachſen, das Stift Fulda, und ſelbſt das Churfürſtenthum Cölln zittern machten. Man erinnert ſich, daß unmittelbar nach dem Bündniß, welches der Landgraf im Lager zu Werben mit

Guſtav Adolph geſchloſſen hatte, zwey kaiſerliche Generale, von Fugger und Altringer, von dem Grafen Tilly nach Heſſen beordert wurden, den Landgrafen wegen ſeines Abfalls vom Kaiſer zu züchtigen. Aber mit männlichem Muth hatte dieſer Fürſt den Waffen des Feindes, ſo wie ſeine Landſtände den Aufruhr predigenden Manifeſten des Grafen Tilly widerſtanden, und bald befreyte ihn die Leipziger Schlacht von dieſen verwüſtenden Scharen. Er benutzte ihre Entfernung mit eben ſo viel Muth als Entſchloſſenheit, eroberte in kurzer Zeit Vach, Münden und Höxter, und ängſtigte durch ſeine ſchleunigen Fortſchritte das Stift Fulda, Paderborn und alle an Heſſen gränzende Stifter. Die in Furcht geſetzten Staaten eilten, durch eine zeitige Unterwerfung ſeinen Fortſchritten Gränzen zu ſetzen, und entgingen der Plünderung durch beträchtliche Geldſummen, die ſie ihm freywillig entrichteten. Nach dieſen glücklichen Unternehmungen vereinigte der Landgraf ſein ſiegreiches Heer mit der Hauptarmee Guſtav Adolphs, und er ſelbſt fand ſich zu Frankfurt bey dieſem Monarchen ein, um den fernern Operationsplan mit ihm zu verabreden.

Mehrere Prinzen und auswärtige Geſandten waren mit ihm in dieſer Stadt erſchienen, um der Größe Guſtav Adolphs zu huldigen, ſeine Gunſt anzuflehn, oder ſeinen Zorn zu beſänftigen. Unter dieſen war der merkwürdigſte der vertriebene König von Böhmen und Pfalzgraf, Friedrich der Fünfte, der aus Holland dahin geeilt war, ſich ſeinem Rächer und Beſchützer in die Arme zu werfen. Guſtav Adolph erwies ihm die unfruchtbare Ehre, ihn als ein gekröntes Haupt zu begrüßen, und bemühte ſich, ihm durch eine edle Theilnahme ſein Unglück zu erleichtern. Aber ſo viel ſich auch Friedrich von der Macht und dem Glück ſeines Beſchützers verſprach, ſo viel er auf die Gerechtigkeit und Großmuth deſſelben baute, ſo weit entfernt war dennoch die Hoffnung zur Wiederherſtellung dieſes Unglücklichen in ſeinen verlornen Ländern. Die Unthätigkeit und die widerſinnige Politik des engliſchen Hofes hatte den Eifer Guſtav Adolphs erkältet, und eine Empfindlichkeit, über die er nicht ganz Meiſter werden konnte, ließ ihn hier den glorreichen Beruf eines Beſchützers der Unterdrückten vergeſſen, den er bey ſeiner Erſcheinung im deutſchen Reiche ſo laut angekündigt hatte. Auch den Landgrafen Georg von Heſſen-Darmſtadt hatte die Furcht vor der unwiderſtehlichen Macht und der nahen Rache des Königs herbey gelockt, und zu einer zeitigen Unterwerfung bewogen. Die Verbindungen, in welchen dieſer Fürſt mit dem Kaiſer ſtand, und ſein geringer Eifer für die proteſtantiſche Sache waren dem König kein Geheimniß; aber er begnügte ſich, einen ſo ohnmächtigen Feind zu verſpotten. Da der Landgraf ſich ſelbſt und die politiſche Lage Deutſchlands wenig genug kannte, um ſich, eben ſo unwiſſend als dreiſt, zum Mittler zwiſchen beyden Parteyen aufzuwerfen, ſo pflegte ihn Guſtav Adolph ſpottweiſe nur den Friedensſtifter zu nennen. Oft hörte man ihn ſagen, wenn er mit dem Landgrafen ſpielte, und ihm Geld abgewann: „Er freue ſich „doppelt des gewonnenen Geldes, weil es kaiſer„liche Münze ſey.“ Landgraf Georg dankte es bloß ſeiner Verwandſchaft mit dem Churfürſten von Sachſen, den Guſtav Adolph zu ſchonen Urſache hatte, daß ſich dieſer Monarch mit Uebergabe ſeiner Feſtung Rüſſelsheim und mit der Zuſage begnügte, eine ſtrenge Neutralität in dieſem Kriege zu beobachten. Auch die Grafen des Weſterwaldes und der Wetterau waren in Frankfurt bey dem König erſchienen, um ein Bündniß mit ihm zu errichten, und ihm gegen die Spanier ihren Beyſtand anzubieten, der ihm in der Folge ſehr nützlich war. Die Stadt Frankfurt ſelbſt hatte alle Urſache, ſich der Gegenwart des Monarchen zu rühmen, der durch ſeine königliche Autorität ihren Handel in Schutz nahm, und die Sicherheit der Meſſen, die der Krieg ſehr geſtört hatte, durch die nachdrücklichſten Vorkehrungen wieder herſtellte.

Die ſchwediſche Armee war jetzt durch zehntauſend Heſſen verſtärkt, welche Landgraf Wilhelm von Kaſſel dem König zugeführt hatte. Schon hatte Guſtav Adolph Königſtein angreifen laſſen, Koſtheim und Fliershain ergaben ſich ihm nach einer kurzen Belagerung, er beherrſchte den ganzen Mainſtrom, und zu Höchſt wurden in aller Eile Fahrzeuge gezimmert, um die Truppen über den Rhein zu ſetzen. Dieſe Anſtalten erfüllten den Churfürſten von Mainz, Anſelm Kaſimir, mit Furcht, und er zweifelte keinen Augenblick mehr, daß Er der nächſte ſey, den der Sturm des Krieges bedrohte. Als ein Anhänger des Kaiſers und eins der thätigſten Mitglieder der katholiſchen Ligue, hatte er kein beſſeres Loos zu hoffen, als ſeine beyden Amtsbrüder, die Biſchöfe von Würzburg und Bamberg, bereits betroffen hatte. Die Lage ſeiner Länder am Rheinſtrom machte es dem Feinde zur Nothwendigkeit, ſich ihrer zu verſichern, und überdem war dieſer geſegnete Strich Landes für das bedürftige Heer eine unüberwindliche Reizung. Aber zu wenig mit ſeinen Kräften und dem Gegner bekannt, den er vor ſich hatte, ſchmeichelte ſich der Churfürſt, Gewalt durch Gewalt abzutreiben, und durch die Feſtigkeit ſeiner Wälle die ſchwediſche Tapferkeit zu ermüden. Er ließ in aller Eile die Feſtungswerke ſeiner Reſidenzſtadt ausbeſſern, verſah ſie mit Allem, was ſie fähig machte, eine lange Belagerung auszuhalten, und nahm noch überdies zweytauſend Spanier in ſeine Mauern auf, welche ein ſpaniſcher General, Don Philipp von Sylva, kommandirte. Um den ſchwediſchen Fahrzeugen die Annäherung unmöglich zu machen, ließ er die Mündung des Mains durch viele eingeſchlagene Pfähle verrammeln, auch große Steinmaſſen und ganze Schiffe in dieſer Gegend verſenken. Er ſelbſt flüchtete ſich, in Begleitung des Biſchofs von Worms, mit ſeinen beſten Schätzen nach Cölln, und überließ Stadt und Land der Raubgier einer tyranniſchen Beſatzung. Alle dieſe Vorkehrungen, welche weniger wahren Muth als ohnmächtigen Trotz verriethen, hielten die ſchwediſche Armee nicht ab, gegen Mainz vorzurücken, und die ernſtlichſten Anſtalten zum Angriff der Stadt zu machen. Während daß ſich ein Theil der Truppen in dem Rheingau verbreitete, Alles, was ſich von Spaniern dort fand, niedermachte, und übermäßige Kontributionen erpreßte, ein Anderer die katholiſchen Oerter des Weſterwaldes und der Wetterau brandſchatzte, hatte ſich die Hauptarmee ſchon bey Kaſſel, Mainz gegenüber, gelagert, und Herzog Bernhard von Weimar ſogar am jenſeitigen Rheinufer den Mäuſethurm und das Schloß Ehrenfels erobert. Schon beſchäftigte ſich Guſtav Adolph ernſtlich damit, den Rhein zu paſſiren, und die Stadt von der Landſeite einzuſchließen, als ihn die Fortſchritte des Grafen Tilly in Franken eilfertig von dieſer Belagerung abriefen, und dem Churfürſten eine, obgleich nur kurze, Ruhe verſchafften.

Die Gefahr der Stadt Nürnberg, welche Graf

Tilly während der Abweſenheit **Guſtav Adolphs** am Rheinſtrom Miene machte, zu belagern, und im Fall eines Widerſtandes mit dem ſchrecklichen Schickſal Magdeburgs bedrohte, hatte den König von Schweden zu dieſem ſchnellen Aufbruch von Mainz bewogen. Um ſich nicht zum zweytenmal vor ganz Deutſchland den Vorwürfen und der Schande auszuſetzen, eine bundesverwandte Stadt der Willkür eines grauſamen Feindes geopfert zu haben, machte er ſich in beſchleunigten Märſchen auf, dieſe wichtige Reichsſtadt zu entſetzen; aber ſchon zu Frankfurt erfuhr er den herzhaften Widerſtand der Nürnberger, und den Abzug des **Tilly**, und ſäumte jetzt keinen Augenblick, ſeine Abſichten auf Mainz zu verfolgen. Da es ihm bey Kaſſel mißlungen war, unter den Kanonen der Belagerten den Uebergang über den Rhein zu gewinnen, ſo richtete er jetzt, um von einer andern Seite der Stadt beyzukommen, ſeinen Lauf nach der **Bergſtraße**, bemächtigte ſich auf dieſem Wege jedes wichtigen Platzes, und erſchien zum zweytenmale an den Ufern des Rheins bey **Stockſtadt** zwiſchen Gernsheim und Oppenheim. Die ganze Bergſtraße hatten die Spanier verlaſſen, aber das jenſeitige Rheinufer ſuchten ſie noch mit vieler Hartnäckigkeit zu vertheidigen. Sie hatten zu dieſem Ende alle Fahrzeuge aus der Nachbarſchaft zum Theil verbrannt, zum Theil in die Tiefe verſenkt, und ſtanden jenſeit des

Stroms zum furchtbarſten Angriff gerüſtet, wenn etwa der König an dieſem Ort den Uebergang wagen würde.

Der Muth des Königs ſetzte ihn bey dieſer Gelegenheit einer ſehr großen Gefahr aus, in feindliche Hände zu gerathen. Um das jenſeitige Ufer zu beſichtigen, hatte er ſich in einem kleinen Nachen über den Fluß gewagt; kaum aber war er gelandet, ſo überfiel ihn ein Haufen ſpaniſcher Reiter, aus deren Händen ihn nur die eilfertigſte Rückkehr befreyte. Endlich gelang es ihm, durch Vorſchub etlicher benachbarten Schiffer ſich einiger Fahrzeuge zu bemächtigen, auf deren zweyen er den Grafen von Brahe mit dreyhundert Schweden überſetzen ließ. Nicht ſo bald hatte dieſer Zeit gewonnen, ſich am jenſeitigen Ufer zu verſchanzen, als er von vierzehn Kompagnien ſpaniſcher Dragoner und Küraſſierer überfallen wurde. So groß die Ueberlegenheit des Feindes war, ſo tapfer wehrte ſich **Brahe** mit ſeiner kleinen Schaar, und ſein heldenmüthiger Widerſtand verſchaffte dem König Zeit, ihn in eigner Perſon mit friſchen Truppen zu unterſtützen. Nun ergriffen die Spanier, nach einem Verluſt von ſechshundert Todten, die Flucht; einige eilten, die feſte Stadt Oppenheim, andre Mainz zu gewinnen. Ein marmorner Löwe auf einer hohen Säule, in der rechten Klaue ein bloßes Schwert, auf dem Kopf eine Sturmhaube tragend, zeigte noch ſiebenzig Jahre nachher dem Wanderer die Stelle, wo der unſterbliche König den Hauptſtrom Germaniens paſſirte.

Gleich nach dieſer glücklichen Action ſetzte Guſtav Adolph das Geſchütz und den größten Theil der Truppen über den Fluß, und belagerte Oppenheim, welches nach einer verzweifelten Gegenwehr am achten December 1631 mit ſtürmender Hand erſtiegen ward. Fünfhundert Spanier, welche dieſen Ort ſo herzhaft vertheidigt hatten, wurden insgeſammt ein Opfer der ſchwediſchen Furie. Die Nachricht von Guſtavs Uebergang über den Rheinſtrom erſchreckte alle Spanier und Lothringer, welche das jenſeitige Land beſetzt, und ſich hinter dieſem Fluſſe vor der Rache der Schweden geborgen geglaubt hatten. Schnelle Flucht war jetzt ihre einzige Sicherheit; jeder nicht ganz haltbare Ort ward aufs Eilfertigſte verlaſſen. Nach einer langen Reihe von Gewaltthätigkeiten gegen den wehrloſen Bürger räumten die Lothringer die Stadt Worms, welche ſie noch vor ihrem Abzuge mit muthwilliger Grauſamkeit mißhandelten. Die Spanier eilten, ſich in Frankenthal einzuſchließen, in welcher Stadt ſie ſich Hoffnung machten, den ſiegreichen Waffen Guſtav Adolphs zu trotzen.

Der König verlor nunmehr keine Zeit, ſeine Abſichten auf die Stadt Mainz auszuführen, in welche ſich der Kern der ſpaniſchen Truppen geworfen hatte.

Indem er jenſeits des Rheinſtroms gegen dieſe Stadt anrückte, hatte ſich der Landgraf von Heſſen-Kaſſel dieſſeits des Fluſſes derſelben genähert, und auf dem Wege dahin mehrere feſte Plätze unter ſeine Botmäßigkeit gebracht. Die belagerten Spanier, obgleich von beyden Seiten eingeſchloſſen, zeigten anfänglich viel Muth und Entſchloſſenheit, das Aeußerſte zu erwarten, und ein ununterbrochenes heftiges Bombenfeuer regnete mehrere Tage lang in das ſchwediſche Lager, welches dem Könige manchen braven Soldaten koſtete. Aber, dieſes muthvollen Widerſtands ungeachtet, gewannen die Schweden immer mehr Boden, und waren dem Stadtgraben ſchon ſo nahe gerückt, daß ſie ſich ernſtlich zum Sturm anſchickten. Jetzt ſank den Belagerten der Muth. Mit Recht zitterten ſie vor dem wilden Ungeſtüm des ſchwediſchen Soldaten, wovon der Marienberg bey Würzburg ein ſchreckhaftes Zeugniß ablegte. Ein fürchterliches Loos erwartete die Stadt Mainz, wenn ſie im Sturm erſtiegen werden ſollte, und leicht konnte der Feind ſich verſucht fühlen, Magdeburgs ſchauderhaftes Schickſal an dieſer reichen und prachtvollen Reſidenz eines katholiſchen Fürſten zu rächen. Mehr um die Stadt, als um ihr eigenes Leben zu ſchonen, kapitulirte am vierten Tag die ſpaniſche Beſatzung, und erhielt von der Großmuth des Königs ein ſicheres Geleite bis nach Luxenburg; doch ſtellte ſich der größte Theil derſelben, wie bisher ſchon von mehrern geſchehen war, unter ſchwediſche Fahnen.

Am dreyzehnten December 1631 hielt der König von Schweden ſeinen Einzug in die eroberte Stadt, und nahm im Pallaſt des Churfürſten ſeine Wohnung. Achtzig Kanonen fielen als Beute in ſeine Hände, und mit achtzigtauſend Gulden mußte die Bürgerſchaft die Plünderung abkaufen. Von dieſer Schatzung waren die Juden und die Geiſtlichkeit ausgeſchloſſen, welche noch für ſich beſonders große Summen zu entrichten hatten. Die Bibliothek des Churfürſten nahm der König als ſein Eigenthum zu ſich, und ſchenkte ſie ſeinem Reichskanzler Oxenſtierna, der ſie dem Gymnaſium zu Weſteräs abtrat; aber das Schiff, das ſie nach Schweden bringen ſollte, ſcheiterte, und die Oſtſee verſchlang dieſen unerſetzlichen Schatz.

Nach dem Verluſt der Stadt Mainz hörte das Unglück nicht auf, die Spanier in den Gegenden des Rheins zu verfolgen. Kurz vor Eroberung jener Stadt hatte der Landgraf von Heſſen-Kaſſel Falkenſtein und Reifenberg eingenommen; die Feſtung Königſtein ergab ſich den Heſſen; der Rheingraf Otto Ludwig, einer von den Generalen des Königs, hatte das Glück, neun ſpaniſche Schwadronen zu ſchlagen, die gegen Frankenthal im Anzuge waren, und ſich der wichtigſten Städte am Rheinſtrom von Poppart bis Bacharach zu bemächtigen. Nach Einnahme der Feſtanz Braunfels, welche die Wetterauiſchen Grafen mit ſchwediſcher Hülfe zu Stande brachten, verloren die Spanier jeden Platz in der Wetterau, und in der ganzen Pfalz konnten ſie, außer Frankenthal, nur ſehr wenig Städte retten. Landau und Kronweiſſenburg erklärten ſich laut für die Schweden. Speyer bot ſich an, Truppen zum Dienſt des Königs zu werben. Mannheim ging durch die Beſonnenheit des jungen Herzogs Bernhard von Weimar und durch die Nachläſſigkeit des dortigen Kommandanten verloren, der auch dieſes Unglücks wegen zu Heidelberg vor das Kriegsgericht gefordert und enthauptet ward.

Der König hatte den Feldzug bis tief in den Winter verlängert, und wahrſcheinlich war ſelbſt die Rauhigkeit der Jahreszeit mit eine Urſache der Ueberlegenheit geweſen, welche der ſchwediſche Soldat über den Feind behauptete. Jetzt aber bedurften die erſchöpften Truppen der Erholung in den Winterquartieren, welche ihnen Guſtav Adolph auch bald nach Eroberung der Stadt Mainz in der umliegenden Gegend bewilligte. Er ſelbſt benutzte die Ruhe, welche die Jahreszeit ſeinen kriegeriſchen Operationen auflegte, dazu, die Geſchäfte des Kabinets mit ſeinem Reichskanzler abzuthun, der Neutralität wegen mit dem Feind Unterhandlungen zu pflegen, und einige politiſche Streitigkeiten mit einer bundesverwandten Macht zu beendigen, zu denen ſein bisheriges Betragen den Grund gelegt hatte. Zu ſeinem Winteraufenthalt und zum Mittelpunkt dieſer Staatsgeſchäfte erwählte er die Stadt Mainz, gegen die er überhaupt eine größere Neigung blicken ließ, als ſich mit dem Intereſſe der deutſchen Fürſten, und mit dem kurzen Beſuche vertrug, den er dem Reiche hatte abſtatten wollen. Nicht zufrieden, die Stadt auf das Stärkſte befeſtigt zu haben, ließ er auch ihr gegenüber, in dem Winkel, den der Main mit dem Rheine macht, eine neue Citadelle anlegen, die nach ihrem Stifter Guſtavsburg genannt, aber unter dem Namen Pfaffenraub, Pfaffenzwang bekannter geworden iſt.

Indem Guſtav Adolph ſich Meiſter vom Rhein machte, und die drey angränzenden Churfürſtenthümer mit ſeinen ſiegreichen Waffen bedrohete, wurde in Paris und Saint Germain von ſeinen wachſamen Feinden jeder Kunſtgriff der Politik in Bewegung geſetzt, ihm den Beyſtand Frankreichs zu entziehen, und ihn, wo möglich, mit dieſer Macht in Krieg zu verwickeln. Er ſelbſt hatte durch die unerwartete und zweydeutige Wendung ſeiner Waffen gegen den Rheinſtrom ſeine Freunde ſtutzen gemacht, und ſeinen Gegnern die Mittel dargereicht, ein gefährliches Mißtrauen in ſeine Abſichten zu erregen. Nachdem er das Hochſtift Würzburg und den größten Theil Frankens ſeiner Macht unterworfen hatte, ſtand es bey ihm, durch das Hochſtift Bamberg und durch die obere Pfalz in Bayern und Oeſterreich einzubrechen; und die Erwartung war ſo allgemein als natürlich, daß er nicht ſäumen würde, den Kaiſer und den Herzog von Bayern im Mittelpunkt ihrer Macht anzugreifen, und durch Ueberwältigung dieſer beyden Hauptfeinde den Krieg auf das Schnellſte zu endigen. Aber zu nicht geringem Erſtaunen beyder ſtreitenden Theile verließ Guſtav Adolph die von der allgemeinen Meinung ihm vorgezeichnete Bahn, und anſtatt ſeine Waffen zur Rechten zu kehren, wendete er ſie zur Linken, um die minder ſchuldigen und minder zu fürchtenden Fürſten des Churrheins ſeine Macht empfinden zu laſſen, indem er ſeinen zwey wichtigſten Gegnern Friſt gab, neue Kräfte zu ſammeln. Nichts als die Abſicht, durch Vertreibung der Spanier vor allen Dingen den unglücklichen Pfalzgrafen Friedrich den Fünften wieder in den Beſitz ſeiner Länder zu ſetzen, konnte dieſen überraſchenden Schritt erklärlich machen, und der Glaube an die nahe Wiederherſtellung Friedrichs brachte Anfangs auch wirklich den Argwohn ſeiner Freunde und die Verläumdungen ſeiner Gegner zum Schweigen. Jetzt aber war die untere Pfalz faſt durchgängig von Feinden gereinigt, und Guſtav Adolph fuhr fort, neue Eroberungsplane am Rhein zu entwerfen; er fuhr fort, die eroberte Pfalz dem rechtmäßigen Beſitzer zurück zu halten. Vergebens erinnerte der Abgeſandte des Königs von England den Eroberer an das, was die Gerechtigkeit von ihm forderte, und ſein eigenes feyerlich ausgeſtelltes Verſprechen ihm zur Ehrenpflicht machte. **Guſtav Adolph** beantwortete dieſe Aufforderung mit bittern Klagen über die Unthätigkeit des engliſchen Hofes, und rüſtete ſich lebhaft, ſeine ſiegreichen Fahnen mit nächſtem in **Elſaß** und ſelbſt in **Lothringen** auszubreiten.

Jetzt wurde das Mißtrauen gegen den ſchwediſchen Monarchen laut, und der Haß ſeiner Gegner zeigte ſich äußerſt geſchäftig, die nachtheiligſten Gerüchte von ſeinen Abſichten zu verbreiten. Schon längſt hatte der Miniſter **Ludwigs des Dreyzehnten**, **Richelieu**, der Annäherung des Königs gegen die franzöſiſchen Gränzen mit Unruhe zugeſehn, und das mißtrauiſche Gemüth ſeines Herrn öffnete ſich nur allzu leicht den ſchlimmen Muthmaßungen, welche darüber angeſtellt wurden. Frankreich war um eben dieſe Zeit in einen bürgerlichen Krieg mit dem proteſtantiſchen Theil ſeiner Bürger verwickelt, und die Furcht war in der That nicht ganz grundlos, daß die Annäherung eines ſiegreichen Königs von ihrer Partey ihren geſunkenen Muth neu beleben und ſie zu dem gewaltſamſten Widerſtand aufmuntern möchte. Dies konnte geſchehn, auch wenn **Guſtav Adolph** auf das Weiteſte davon entfernt war, ihnen Hoffnung zu machen, und an ſeinem Bundesgenoſſen, dem König von Frankreich, eine wirkliche Untreue zu begehn. Aber der rachgierige Sinn des Biſchofs von Würzburg, der den Verluſt ſeiner Länder am franzöſiſchen Hofe zu verſchmerzen ſuchte, die giftvolle Beredſamkeit der Jeſuiten, und der geſchäftige Eifer des bayriſchen Miniſters ſtellten dieſes gefährliche Verſtändniß zwiſchen den Hugenotten und dem König von Schweden als ganz erwieſen dar, und wußten den furchtſamen Geiſt Ludwigs mit den ſchrecklichſten Beſorgniſſen zu beſtürmen. Nicht bloß thörichte Politiker, auch manche nicht unverſtändige Katholiken, glaubten in vollem Ernſt, der König werde mit nächſtem in das innerſte Frankreich eindringen, mit den Hugenotten gemeine Sache machen, und die katholiſche Religion in dem Königreich umſtürzen. Fanatiſche Eiferer ſahen ihn ſchon mit einer Armee über die Alpen klimmen, und den Statthalter Chriſti ſelbſt in Italien entthronen. So leicht ſich Träumereyen dieſer Art von ſelbſt widerlegten, ſo war dennoch nicht zu läugnen, daß Guſtav durch ſeine Kriegsunternehmungen am Rhein dem Argwohn ſeiner Gegner eine gefährliche Blöße gab, und einigermaßen den Verdacht rechtfertigte, als ob er ſeine Waffen weniger gegen den Kaiſer und den Herzog von Bayern, als gegen die katholiſche Religion überhaupt habe richten wollen.

Das allgemeine Geſchrey des Unwillens, welches die katholiſchen Höfe, von den Jeſuiten aufgereizt, gegen Frankreichs Verbindungen mit den Feinden der Kirche erhoben, bewog endlich den Kardinal von Richelieu, für die Sicherſtellung ſeiner Religion einen entſcheidenden Schritt zu thun, und die katholiſche Welt zugleich von dem ernſtlichen Religionseifer Frankreichs und von der eigennützigen Politik der geiſtlichen Reichsſtände zu überführen. Ueberzeugt, daß die Abſichten des Königs von Schweden, ſo wie ſeine eignen, nur auf die Demüthigung des Hauſes Oeſterreich gerichtet ſeyen, trug er kein Bedenken, den ligiſtiſchen Fürſten von Seiten Schwedens eine vollkommene Neutralität zu verſprechen, ſo bald ſie ſich der Allianz mit dem Kaiſer entſchlagen und ihre Truppen zurückziehen würden. Welchen Entſchluß nun die Fürſten faſſten, ſo hatte Richelieu ſeinen Zweck erreicht. Durch ihre Trennung von der öſterreichiſchen Partey wurde Ferdinand den vereinigten Waffen Frankreichs und Schwedens wehrlos bloßgeſtellt, und Guſtav Adolph, von allen ſeinen übrigen Feinden in Deutſchland befreyt, konnte ſeine ungetheilte Macht gegen die kaiſerlichen Erbländer kehren. Unvermeidlich war dann der Fall des öſterreichiſchen Hauſes, und dieſes letzte große Ziel aller Beſtrebungen Richelieu's ohne Nachtheil der Kirche errungen. Ungleich mißlicher hingegen war der Erfolg, wenn die Fürſten der Ligue auf ihrer Weigerung beſtehn, und dem öſterreichiſchen Bündniß noch fernerhin getreu bleiben ſollten. Dann aber hatte Frankreich vor dem ganzen Europa ſeine katholiſche Geſinnung erwieſen, und ſeinen Pflichten als Glied der römiſchen Kirche ein Genüge gethan. Die Fürſten der

Ligue erſchienen dann allein als die Urheber alles Unglücks, welches die Fortdauer des Kriegs über das katholiſche Deutſchland unausbleiblich verhängen muſſte; ſie allein waren es, die durch ihre eigenſinnige Anhänglichkeit an den Kaiſer die Maßregeln ihres Beſchützers vereitelten, die Kirche in die äußerſte Gefahr und ſich ſelbſt ins Verderben ſtürzten.

Richelieu verfolgte dieſen Plan um ſo lebhafter, je mehr er durch die wiederholten Aufforderungen des Churfürſten von Bayern um franzöſiſche Hülfe ins Gedränge gebracht wurde. Man erinnert ſich, daß dieſer Fürſt ſchon ſeit der Zeit, als er Urſache gehabt hatte, ein Mißtrauen in die Geſinnungen des Kaiſers zu ſetzen, in ein geheimes Bündniß mit Frankreich getreten war, wodurch er ſich den Beſitz der Pfälziſchen Churwürde gegen eine künftige Sinnesänderung **Ferdinands** zu verſichern hoffte. So deutlich auch ſchon der Urſprung dieſes Traktats zu erkennen gab, gegen welchen Feind er errichtet worden, ſo dehnte ihn **Maximilian** jetzt, willkürlich genug, auch auf die Angriffe des Königs von Schweden aus, und trug kein Bedenken, dieſelbe Hülfleiſtung, welche man ihm bloß gegen Oeſterreich zugeſagt hatte, auch gegen **Guſtav Adolph**, den Alliirten der franzöſiſchen Krone, zu fordern. Durch dieſe widerſprechende Allianz mit zwey einander entgegengeſetzten Mächten in Verlegenheit geſetzt, wuſſte ſich **Richelieu** nur dadurch zu helfen, daß er den Feindſeligkeiten zwiſchen beyden ein ſchleuniges Ende machte; und eben ſo wenig geneigt, Bayern preiszugeben, als durch ſeinen Vertrag mit Schweden außer Stand geſetzt, es zu ſchützen, verwendete er ſich mit ganzem Eifer für die Neutralität, als das einzige Mittel, ſeinen doppelten Verbindungen eine Genüge zu leiſten. Ein eigner Bevollmächtigter, **Marquis von Breze**, wurde zu dieſem Ende an den König von Schweden nach Mainz abgeſchickt, ſeine Geſinnungen über dieſen Punkt zu erforſchen, und für die alliirten Fürſten günſtige Bedingungen von ihm zu erhalten. Aber ſo wichtige Urſachen **Ludwig der Dreyzehnte** hatte, dieſe Neutralität zu Stande gebracht zu ſehen, ſo triftige Gründe hatte **Guſtav Adolph**, das Gegentheil zu wünſchen. Durch zahlreiche Proben überzeugt, daß der Abſcheu der ligiſtiſchen Fürſten vor der proteſtantiſchen Religion unüberwindlich, ihr Haß gegen die ausländiſche Macht der Schweden unauslöſchlich, ihre Anhänglichkeit an das Haus Oeſterreich unvertilgbar ſey, fürchtete er ihre offenbare Feindſchaft weit weniger, als er einer Neutralität mißtraute, die mit ihrer Neigung ſo ſehr im Widerſpruche ſtand. Da er ſich überdies durch ſeine Lage auf deutſchem Boden genöthigt ſah, auf Koſten der Feinde den Krieg fortzuſetzen, ſo verlor er augenſcheinlich, wenn er, ohne neue Freunde dadurch zu gewinnen, die Zahl ſeiner öffentlichen Feinde verminderte. Kein Wunder alſo, wenn Guſtav Adolph wenig Neigung blicken ließ, die Neutralität der katholiſchen Fürſten, wodurch ihm ſo wenig geholfen war, durch Aufopferung ſeiner errungenen Vortheile zu erkaufen!

Die Bedingungen, unter welchem er den Churfürſten von Bayern die Neutralität bewilligte, waren drückend und dieſen Geſinnungen gemäß. Er forderte von der katholiſchen Ligue eine gänzliche Unthätigkeit, Zurückziehung ihrer Truppen von der kaiſerlichen Armee, aus den eroberten Plätzen, aus allen proteſtantiſchen Ländern. Noch außerdem wollte er die ligiſtiſche Kriegsmacht auf eine geringe Anzahl herabgeſetzt wiſſen. Alle ihre Länder ſollten den kaiſerlichen Armeen verſchloſſen ſeyn, und dem Hauſe Oeſterreich weder Mannſchaft noch Lebensmittel und Munition aus denſelben geſtattet werden. So hart das Geſetz war, welches der Ueberwinder dem Ueberwundenen auflegte, ſo ſchmeichelte ſich der franzöſiſche Mediateur noch immer, den Churfürſten von Bayern zu Annehmung deſſelben vermögen zu können. Dieſes Geſchäft zu erleichtern, hatte ſich Guſtav Adolph bewegen laſſen, dem letztern einen Waffenſtillſtand auf vierzehn Tage zu bewilligen. Aber zur nämlichen Zeit, als dieſer Monarch durch den franzöſiſchen Agenten wiederholte Verſicherungen von dem guten Fortgang dieſer Unterhandlung erhielt, entdeckte ihm ein aufgefangener Brief des Churfürſten an den General Pappenheim in Weſtphalen die Treuloſigkeit dieſes Prinzen, der bey der ganzen Negociation nichts geſucht hatte, als Zeit zur Vertheidigung zu gewinnen. Weit davon entfernt, ſich durch einen Vergleich mit Schweden in ſeinen Kriegsunternehmungen Feſſeln anlegen zu laſſen, beſchleunigte vielmehr der hinterliſtige Fürſt ſeine Rüſtung, und benutzte die Muße, die ihm der Feind ließ, deſto nachdrücklichere Anſtalten zur Gegenwehr zu treffen. Dieſe ganze Neutralitätsunterhandlung zerriß alſo fruchtlos, und hatte zu nichts gedient, als die Feindſeligkeit zwiſchen Bayern und Schweden mit deſto größrer Erbitterung zu erneuern.

Tillys vermehrte Macht, womit dieſer Feldherr Franken zu überſchwemmen drohte, forderte den König dringend nach dieſem Kreiſe; zuvor aber mußten die Spanier von dem Rheinſtrom vertrieben, und ihnen der Weg verſperrt werden, von den Niederlanden aus die deutſchen Provinzen zu bekriegen. In dieſer Abſicht hatte Guſtav Adolph bereits dem Churfürſten von Trier, Philipp von Zeltern, die Neutralität unter der Bedingung angeboten, daß ihm die Trieriſche Feſtung Hermannſtein eingeräumt und den ſchwediſchen Truppen ein freyer Durchzug durch Coblenz bewilligt würde. Aber ſo ungern der Churfürſt ſeine Länder in ſpaniſchen Händen ſah, ſo viel weniger konnte er ſich entſchließen, ſie dem verdächtigen Schutz eines Ketzers zu übergeben, und den ſchwediſchen Eroberer zum Herrn ſeines Schickſals zu machen. Da er ſich jedoch außer Stand ſah, gegen zwey ſo furchtbare Mitbewerber ſeine Unabhängigkeit zu behaupten, ſo ſuchte er unter den mächtigen Flügeln Frankreichs Schutz gegen beyde. Mit gewohnter Staatsklugheit hatte Richelieu die Verlegenheit dieſes Fürſten benutzt, Frankreichs Macht zu vergrößern und ihm einen wichtigen Alliirten an Deutſchlands Gränze zu erwerben. Eine zahlreiche franzöſiſche Armee ſollte die trieriſchen Lande decken, und die Feſtung Ehrenbreitſtein franzöſiſche Beſatzung einnehmen. Aber die Abſicht, welche den Churfürſten zu dieſem gewagten Schritte vermocht hatte, wurde nicht ganz erfüllt; denn die gereizte Empfindlichkeit Guſtav Adolphs ließ ſich nicht eher beſänftigen, als bis auch den ſchwediſchen Truppen ein freyer Durchzug durch die trieriſchen Lande geſtattet wurde.

Indem dieſes mit Trier und Frankreich verhandelt wurde, hatten die Generale des Königs das ganze Erzſtift Mainz von dem Ueberreſte der ſpaniſchen Garniſonen gereinigt, und Guſtav Adolph ſelbſt durch die Einnahme von Kreuznach die Eroberung dieſes Landſtrichs vollendet. Das Eroberte zu beſchützen, mußte der Reichskanzler Oxenſtierna mit einem Theile der Armee an dem mittlern Rheinſtrome zurückbleiben, und das Hauptheer ſetzte ſich unter

Anführung des Königs in Marſch, auf fränkiſchem Boden den Feind aufzuſuchen.

Um den Beſitz dieſes Kreiſes hatten unterdeſſen der Graf Tilly und der ſchwediſche General von Horn, den Guſtav Adolph mit achttauſend Mann darin zurückließ, mit abwechſelndem Kriegsglück geſtritten, und das Hochſtift Bamberg beſonders war zugleich der Preis und der Schauplatz ihrer Verwüſtungen. Von ſeinen übrigen Entwürfen an den Rheinſtrom gerufen, überließ der König ſeinem Feldherrn die Züchtigung des Biſchofs, der durch ſein treuloſes Betragen ſeinen Zorn gereizt hatte, und die Thätigkeit des Generals rechtfertigte die Wahl des Monarchen. In kurzer Zeit unterwarf er einen großen Theil des Bisthums den ſchwediſchen Waffen, und die Hauptſtadt ſelbſt, von der kaiſerlichen Beſatzung im Stich gelaſſen, lieferte ihm ein ſtürmender Angriff in die Hände. Dringend forderte nun der verjagte Biſchof den Churfürſten von Bayern zum Beyſtand auf, der ſich endlich bewegen ließ, Tillys Unthätigkeit zu verkürzen. Durch den Befehl ſeines Herrn zur Wiedereinſetzung des Biſchofs bevollmächtigt, zog dieſer General ſeine durch die Oberpfalz zerſtreuten Truppen zuſammen, und näherte ſich Bamberg mit einem zwanzigtauſend Mann ſtarken Heere. Guſtav Horn, feſt entſchloſſen, ſeine Eroberung gegen dieſe überlegene Macht zu behaupten, erwartete hinter den Wällen Bambergs den Feind, muſſte ſich aber durch den bloßen Vortrab des Tilly entreißen ſehn, was er der ganzen verſammelten Armee gehofft hatte, ſtreitig zu machen. Eine Verwirrung unter ſeinen Truppen, die keine Geiſtesgegenwart des Feldherrn zu verbeſſern vermochte, öffnete dem Feinde die Stadt, daß Truppen, Bagage und Geſchütz nur mit Mühe gerettet werden konnten. Bambergs Wiedereroberung war die Frucht dieſes Sieges; aber den ſchwediſchen General, der ſich in guter Ordnung über den Mainſtrom zurückzog, konnte Graf Tilly, aller angewandten Geſchwindigkeit ungeachtet, nicht mehr einholen. Die Erſcheinung des Königs in Franken, welchem Guſtav Horn den Reſt ſeiner Truppen bey Kitzingen zuführte, ſetzte ſeinen Eroberungen ein ſchnelles Ziel, und zwang ihn, durch einen zeitigen Rückzug für ſeine eigne Rettung zu ſorgen.

Zu Aſchaffenburg hatte der König allgemeine Heerſchau über ſeine Truppen gehalten, deren Anzahl nach der Vereinignug mit Guſtav Horn, Banner und Herzog Wilhelm von Weimar auf beynahe vierzig tauſend ſtieg. Nichts hemmte ſeinen Marſch durch Franken; denn Graf Tilly, viel zu ſchwach, einen ſo ſehr überlegenen Feind zu erwarten, hatte ſich in ſchnellen Märſchen gegen die Donau gezogen. Böhmen und Bayern lagen jetzt dem König gleich nahe, und in der Ungewißheit, wohin dieſer Eroberer ſeinen Lauf richten würde, konnte Maximilian nicht ſogleich eine Entſchließung faſſen. Der Weg, welchen man Tilly jetzt nehmen ließ, mußte die Wahl des Königs und das Schickſal beyder Provinzen entſcheiden. Gefährlich war es, bey der Annäherung eines ſo furchtbarn Feindes Bayern unvertheidigt zu laſſen, um Oeſterreichs Gränzen zu ſchirmen; gefährlicher noch, durch Aufnahme des Tilly in Bayern zugleich auch den Feind in dies Land zu rufen, und es zum Schauplatz eines verwüſtenden Kampfes zu machen. Die Sorge des Landesvaters ſiegte endlich über die Bedenklichkeiten des Staatsmanns, und Tilly erhielt Befehl, was auch daraus erfolgen möchte, Bayerns Gränzen mit ſeiner Macht zu vertheidigen.

Mit triumphirender Freude empfing die Reichsſtadt Nürnberg den Beſchützer proteſtantiſcher Religion und deutſcher Freyheit, und der ſchwärmeriſche Enthuſiasmus der Bürger ergoß ſich bey ſeinem Anblick in rührende Aeußerungen des Jubels und der Bewunderung. Guſtav ſelbſt konnte ſein Erſtaunen nicht unterdrücken, ſich hier in dieſer Stadt, im Mittelpunkte Deutſchlands, zu ſehen, bis wohin er nie gehofft hatte, ſeine Fahnen auszubreiten. Der edle ſchöne Anſtand ſeiner Perſon vollendete den Eindruck ſeiner glorreichen Thaten, und die Herablaſſung, womit er die Begrüßungen dieſer Reichsſtadt erwiederte, hatte ihm in wenig Augenblicken alle Herzen erobert. In Perſon beſtätigte er jetzt das

Bündniß, das er noch an den Ufern des Belts mit derſelben errichtet hatte, und verband alle Bürger zu einem glühenden Thateneifer und brüderlicher Eintracht gegen den gemeinſchaftlichen Feind. Nach einem kurzen Aufenthalt in Nürnbergs Mauern folgte er ſeiner Armee gegen die Donau, und ſtand vor der Gränzfeſtung Donauwerth, ehe man einen Feind da vermuthete. Eine zahlreiche bayriſche Beſatzung vertheidigte dieſen Platz, und der Anführer derſelben, Rudolph Maximilian, Herzog von Sachſen-Lauenburg, zeigte Anfangs die muthigſte Entſchloſſenheit, ſich bis zur Ankunft des Tilly zu halten. Bald aber zwang ihn der Ernſt, mit welchem Guſtav Adolph die Belagerung anfing, auf einen ſchnellen und ſichern Abzug zu denken, den er auch unter dem heftigſten Feuer des ſchwediſchen Geſchützes glücklich ins Werk richtete.

Die Einnahme Donauwerths öffnete dem König das jenſeitige Ufer der Donau, und nur der kleine Lechſtrom trennte ihn noch von Bayern. Dieſe nahe Gefahr ſeiner Länder weckte die ganze Thätigkeit Maximilians, und ſo leicht er es bis jetzt dem Feind gemacht hatte, bis an die Schwelle ſeiner Staaten zu dringen, ſo entſchloſſen zeigte er ſich nun, ihm den letzten Schritt zu erſchweren. Jenſeits des Lechs, bey der kleinen Stadt Rain, bezog Tilly ein wohlbefeſtigtes Lager, welches, von drey Flüſſen umgeben, jedem Angriffe Trotz bot. Alle Brücken über den Lech hatte man abgeworfen, die ganze Länge des Stroms bis Augsburg durch ſtarke Beſatzungen vertheidigt, und ſich dieſer Reichsſtadt ſelbſt, welche längſt ſchon ihre Ungedult blicken ließ, dem Beyſpiel Nürnbergs und Frankfurts zu folgen, durch Einführung einer bayriſchen Garniſon und Entwaffnung der Bürger verſichert. Der Churfürſt ſelbſt ſchloß ſich mit allen Truppen, die er hatte aufbringen können, in das Tilly'ſche Lager ein, gleich als ob an dieſem einzigen Poſten alle ſeine Hoffnungen hafteten, und das Glück der Schweden an dieſer äußerſten Gränzmauer ſcheitern ſollte.

Bald erſchien Guſtav Adolph am Ufer, den bayriſchen Verſchanzungen gegenüber, nachdem er ſich das ganze Augsburgiſche Gebiet dieſſeits des Lechs unterworfen, und ſeinen Truppen eine reiche Zufuhr aus dieſem Landſtrich geöffnet hatte. Es war im Märzmonat, wo dieſer Strom von häufigen Regengüſſen und und von dem Schnee der Tyroliſchen Gebirge zu einer ungewöhnlichen Höhe ſchwillt, und zwiſchen ſteilen Ufern mit reißender Schnelligkeit flutet. Ein gewiſſes Grab öffnete ſich dem waghälſigen Stürmer in ſeinen Wellen, und am entgegenſtehenden Ufer zeigten ihm die feindlichen Kanonen ihre mördriſchen Schlünde. Ertrotzt er dennoch mitten durch die Wuth des Waſſers und des Feuers den faſt unmöglichen Uebergang, ſo erwartet die ermatteten Truppen ein friſcher und muthiger Feind in einem unüberwindlichen Lager, und nach Erholung ſchmachtend, finden ſie eine Schlacht. Mit erſchöpfter Kraft müſſen ſie die feindlichen Schanzen erſteigen, deren Feſtigkeit jedes Angriffs zu ſpotten ſcheint. Eine Niederlage, an dieſem Ufer erlitten, führt ſie unvermeidlich zum Untergange; denn derſelbe Strom, der ihnen die Bahn zum Siege erſchwert, verſperrt ihnen alle Wege zur Flucht, wenn das Glück ſie verlaſſen ſollte.

Der ſchwediſche Kriegsrath, den der Monarch jetzt verſammelte, machte das ganze Gewicht dieſer Gründe gelten, um die Ausführung eines ſo gefahrvollen Unternehmens zu hindern. Auch die Tapferſten zagten, und eine ehrwürdige Schaar im Dienſte grau gewordener Krieger erröthete nicht, ihre Beſorgniſſe zu geſtehn. Aber der Entſchluß des Königs war gefaſſt. „Wie?“ ſagte er zu Guſtav Horn, der das Wort für die Uebrigen führte: „Ueber die Oſtſee, über ſo viele große „Ströme Deutſchlands hätten wir geſetzt, und vor einem Bache, vor dieſem Lech hier, ſollten wir ein Unternehmen aufgeben?“ Er hatte bereits bey Beſichtigung der Gegend, die er mit mancher Lebensgefahr anſtellte, die Entdeckung gemacht, daß das dieſſeitige Ufer über das jenſeitige hervorrage, und die Wirkung des ſchwediſchen Geſchützes, vorzugsweiſe vor dem des Feindes, begünſtige. Mit ſchneller Beſonnenheit wuſſte er dieſen Umſtand zu nützen. Unverzüglich ließ er an der Stelle, wo ſich das linke Ufer des Lechs gegen das rechte zu krümmte, drey Batterien aufwerfen, von welchen zwey und ſiebenzig Feldſtücke ein kreuzweiſes Feuer gegen den Feind unterhielten. Während daß dieſe wüthende Kanonade die Bayern von dem jenſeitigen Ufer entfernte, ließ er in größter Eilfertigkeit über den Lech eine Brücke ſchlagen; ein dicker Dampf, aus angezündetem Holz und naſſem Stroh in Einem fort unterhalten, entzog das aufſteigende Werk lange Zeit den Augen der Feinde, indem zugleich der faſt ununterbrochene Donner des Geſchützes das Getöſe der Zimmeräxte unhörbar machte. Er ſelbſt ermunterte durch ſein eigenes Beyſpiel den Eifer der Truppen, und brannte mit eigner Hand über ſechzig Kanonen ab. Mit gleicher Lebhaftigkeit wurde dieſe Kanonade zwey Stunden lang von den Bayern, wiewohl mit ungleichem Vortheil, erwiedert, da die hervorragenden Batterien der Schweden das jenſeitige niedere Ufer beherrſchten, und die Höhe des ihrigen ihnen gegen das feindliche Geſchütz zur Bruſtwehr diente. Umſonſt ſtrebten die Bayern, die feindlichen Werke vom Ufer aus zu zerſtören; das überlegene Geſchütz der Schweden verſcheuchte ſie, und ſie muſſten die Brücke, faſt unter ihren Augen, vollendet ſehen. Tilly that an dieſem ſchrecklichen Tage das Aeußerſte, den Muth der Seinigen zu entflammen, und keine noch ſo drohende Gefahr konnte ihn von dem Ufer abhalten. Endlich fand ihn der Tod, den er ſuchte. Eine Falkonetkugel zerſchmetterte ihm das Bein, und bald nach ihm ward auch **Altringer**, ſein gleich tapferer Streitgenoſſe, am Kopfe gefährlich verwundet. Von der begeiſternden Gegenwart dieſer beyden Führer verlaſſen, wankten endlich die Bayern, und wider ſeine Neigung wurde ſelbſt **Maximilian** zu einem kleinmüthigen Entſchluß fortgeriſſen. Von den Vorſtellungen des ſterbenden **Tilly** beſiegt, deſſen gewohnte Feſtigkeit der annähernde Tod überwältigt hatte, gab er voreilig ſeinen unüberwindlichen Poſten verloren, und eine von den Schweden entdeckte Furt, durch welche die Reiterey im Begriff war, den Uebergang zu wagen, beſchleunigte ſeinen muthloſen Abzug. Noch in derſelben Nacht brach er, ehe noch ein feindlicher Soldat über den Lechſtrom geſetzt hatte, ſein Lager ab, und ohne dem Könige Zeit zu laſſen, ihn auf ſeinem Marſch zu beunruhigen, hatte er ſich in beſter Ordnung nach Neuburg und Ingolſtadt gezogen. Mit Befremdung ſahe **Guſtav Adolph**, der am folgenden Tage den Uebergang vollführte, das feindliche Lager leer, und die Flucht des Churfürſten erregte ſeine Verwunderung noch mehr, als er die Feſtigkeit des verlaſſenen Lagers entdeckte. „Wär' ich der Bayer geweſen," rief er erſtaunt aus, „nimmermehr — und hätte mir auch eine „Stückkugel Bart und Kinn weggenommen — nimmer„mehr würde ich einen Poſten, wie dieſer da, verlaſſen „und dem Feinde meine Staaten geöffnet haben."

Jetzt alſo lag Bayern dem Sieger offen, und die

Kriegesflut, die bis jetzt nur an den Gränzen dieſes Landes geſtürmt hatte, wälzte ſich zum erſtenmal über ſeine lang verſchonten geſegneten Fluren. Bevor ſich aber der König an Eroberung dieſes feindlich geſinnten Landes wagte, entriß er erſt die Reichsſtadt Augsburg dem bayriſchen Joche, nahm ihre Bürger in Pflichten, und verſicherte ſich ihrer Treue durch eine zurückgelaſſene Beſatzung. Darauf rückte er in beſchleunigten Märſchen gegen Ingolſtadt an, um durch Einnahme dieſer wichtigen Feſtung, welche der Churfürſt mit einem großen Theile ſeines Heeres deckte, ſeine Eroberungen in Bayern zu ſichern, und feſten Fuß an der Donau zu faſſen.

Bald nach ſeiner Ankunft vor Ingolſtadt beſchloß der verwundete **Tilly** in den Mauern dieſer Stadt ſeine Laufbahn, nachdem er alle Launen des untreuen Glücks erfahren hatte. Von der überlegenen Feldherrngröße **Guſtav Adolphs** zermalmt, ſah er am Abend ſeiner Tage alle Lorbern ſeiner frühern Siege dahin welken, und befriedigte durch eine Kette von Widerwärtigkeiten die Gerechtigkeit des Schickſals und Magdeburgs zürnende Manen. In ihm verlor die Armee des Kaiſers und der Ligue einen unerſetzlichen Führer, die katholiſche Religion den eifrigſten ihrer Vertheidiger, und **Maximilian von Bayern** den treuſten ſeiner Diener, der ſeine Treue durch den Tod verſiegelte, und die Pflichten des Feldherrn auch noch ſterbend erfüllte.

Sein letztes Vermächtniß an den Churfürſten war die Ermahnung, die Stadt Regensburg zu beſetzen, um Herr der Donau und mit Böhmen in Verbindung zu bleiben.

Mit der Zuverſicht, welche die Frucht ſo vieler Siege zu ſeyn pflegt, unternahm Guſtav Adolph die Belagerung der Stadt, und hoffte durch das Ungeſtüm des erſten Angriffs ihren Widerſtand zu beſiegen. Aber die Feſtigkeit ihrer Werke und die Tapferkeit der Beſatzung ſetzten ihm Hinderniſſe entgegen, die er ſeit der Breitenfelder Schlacht nicht zu bekämpfen gehabt hatte, und wenig fehlte, daß die Wälle von Ingolſtadt nicht das Ziel ſeiner Thaten wurden. Beym Recognoſciren der Feſtung ſtreckte ein Vierundzwanzigpfünder ſein Pferd unter ihm in den Staub, daß er zu Boden ſtürzte, und kurz darauf ward ſein Liebling, der junge Markgraf von Baden, durch eine Stückkugel von ſeiner Seite weggeriſſen. Mit ſchneller Faſſung erhob ſich der König wieder, und beruhigte ſein erſchrockenes Volk, indem er ſogleich auf einem andern Pferde ſeinen Weg fortſetzte.

Die Beſitznehmung der Bayern von Regensburg, welche Reichsſtadt der Churfürſt, dem Rath des Tilly gemäß, durch Liſt überraſchte, und durch eine ſtarke Beſatzung in ſeinen Feſſeln hielt, änderte ſchnell den Kriegsplan des Königs. Er ſelbſt hatte ſich mit der Hoffnung geſchmeichelt, dieſe proteſtantiſch geſinnte

Reichsſtadt in ſeine Gewalt zu bekommen, und an ihr eine nicht minder ergebene Bundesgenoſſin als an Nürnberg, Augsburg und Frankfurt zu finden. Die Unterjochung derſelben durch die Bayern entfernte auf lange Zeit die Erfüllung ſeines vornehmſten Wunſches, ſich der Donau zu bemächtigen, und ſeinem Gegner alle Hülfe von Böhmen aus abzuſchneiden. Schnell verließ er Ingolſtadt, an deſſen Wällen er Zeit und Volk fruchtlos verſchwendete, und drang in das Innerſte von Bayern, um den Churfürſten zur Beſchützung ſeiner Staaten herbey zu locken, und ſo die Ufer der Donau von ihren Vertheidigern zu entblößen.

Das ganze Land bis München lag dem Eroberer offen. Mosburg, Landshut, das ganze Stift Freyſingen unterwarfen ſich ihm; nichts konnte ſeinen Waffen widerſtehn. Fand er aber gleich keine ordentliche Kriegsmacht auf ſeinem Wege, ſo hatte er in der Bruſt jedes Bayern einen deſto unverſöhnlichern Feind, den Religionsfanatismus, zu bekämpfen. Soldaten, die nicht an den Papſt glaubten, waren auf dieſem Boden eine neue, eine unerhörte Erſcheinung; der blinde Eifer der Pfaffen hatte ſie dem Landmann als Ungeheuer, als Kinder der Hölle, und ihren Anführer als den Antichriſt abgeſchildert. Kein Wunder, wenn man ſich von allen Pflichten der Natur und der Menſchlichkeit gegen dieſe Satansbrut losſprach, und zu den ſchrecklichſten Gewaltthaten ſich berechtigt glaubte. Wehe dem ſchwediſchen Soldaten, der einem Haufen dieſer Wilden einzeln in die Hände fiel! Alle Martern, welche die erfinderiſche Wuth nur erdenken mag, wurden an dieſen unglücklichen Schlachtopfern ausgeübt, und der Anblick ihrer verſtümmelten Körper entflammte die Armee zu einer ſchrecklichen Wiedervergeltung. Nur Guſtav Adolph befleckte durch keine Handlung der Rache ſeinen Heldencharakter, und das ſchlechte Vertrauen der Bayern zu ſeinem Chriſtenthum, weit entfernt, ihn von den Vorſchriften der Menſchlichkeit gegen dieſes unglückliche Volk zu entbinden, machte es ihm vielmehr zu der heiligſten Pflicht, durch eine deſto ſtrengere Mäßigung ſeinen Glauben zu ehren.

Die Annäherung des Königs verbreitete Schrecken und Furcht in der Hauptſtadt, die, von Vertheidigern entblößt und von den vornehmſten Einwohnern verlaſſen, bey der Großmuth des Siegers allein ihre Rettung ſuchte. Durch eine unbedingte freywillige Unterwerfung hoffte ſie, ſeinen Zorn zu beſänftigen, und ſchickte ſchon bis Freyſingen Deputirte voraus, ihm ihre Thorſchlüſſel zu Füßen zu legen. Wie ſehr auch der König durch die Unmenſchlichkeit der Bayern und durch die feindſelige Geſinnung ihres Herrn zu einem grauſamen Gebrauch ſeiner Eroberungsrechte gereizt, wie dringend er, ſelbſt von Deutſchen, beſtürmt wurde, Magdeburgs Schickſal an der Reſidenz ihres Zerſtörers zu ahnden, ſo verachtete doch ſein großes Herz dieſe niedrige Rache, und die Wehrloſigkeit des Feindes entwaffnete ſeinen Grimm. Zufrieden mit dem edlern Triumph, den Pfalzgrafen Friedrich mit ſiegreichem Pomp in die Reſidenz deſſelben Fürſten zu führen, der das vornehmſte Werkzeug ſeines Falls, und der Räuber ſeiner Staaten war, erhöhte er die Pracht ſeines Einzugs durch den ſchönern Glanz der Mäßigung und der Milde.

Der König fand in München nur einen verlaſſenen Pallaſt, denn die Schätze des Churfürſten hatte man nach Werfen geflüchtet. Die Pracht des churfürſtlichen Schloſſes ſetzte ihn in Erſtaunen, und er fragte den Aufſeher, der ihm die Zimmer zeigte, nach dem Namen des Baumeiſters. „Es iſt kein andrer,“ verſetzte dieſer, „als der Churfürſt ſelbſt.“ — „Ich möchte ihn haben, dieſen Baumeiſter,“ erwiederte der König, „um ihn nach Stockholm zu ſchicken.“ — „Davor,“ antwortete jener, „wird ſich der Baumeiſter zu hüten wiſſen.“ — Als man das Zeughaus durchſuchte, fanden ſich bloße Laveten, zu denen die Kanonen fehlten. Die letztern hatte man ſo künſtlich unter dem Fußboden eingeſcharrt, daß ſich keine Spur davon zeigte, und ohne die Verrätherey eines Arbeiters, hätte man den Betrug nie erfahren. „Stehet auf von den Todten, rief der König, und kommet zum Gericht.“ — Der Boden ward aufgeriſſen, und man entdeckte gegen hundert und vierzig Stücke, manche von außerordentlicher Größe, welche größtentheils aus der Pfalz und aus Böhmen erbeutet waren. Ein Schatz von dreyßigtauſend Dukaten in Golde, der in einem der größern verſteckt war, machte das Vergnügen vollkommen, womit dieſer koſtbare Fund den König überraſchte.

Aber eine weit willkommnere Erſcheinung würde die bayriſche Armee ſelbſt ihm geweſen ſeyn, welche aus ihren Verſchanzungen hervorzulocken, er ins Herz von Bayern gedrungen war. In dieſer Erwartung ſah ſich der König betrogen. Kein Feind erſchien, keine noch ſo dringende Aufforderung ſeiner Unterthanen konnte den Churfürſten vermögen, den letzten Ueberreſt ſeiner Macht in einer Feldſchlacht aufs Spiel zu ſetzen. In Regensburg eingeſchloſſen, harrte er auf die Hülfe, welche ihm der Herzog von Friedland von Böhmen aus zuführen ſollte, und verſuchte einſtweilen, bis der erwartete Beyſtand erſchien, durch Erneurung der Neutralitätsunterhandlungen ſeinen Feind außer Thätigkeit zu ſetzen. Aber das zu oft gereizte Mißtrauen des Monarchen vereitelte dieſen Zweck, und die vorſetzliche Zögerung Wallenſteins ließ Bayern unterdeſſen den Schweden zum Raub werden.

So weit war Guſtav Adolph von Sieg zu Sieg, von Eroberung zu Eroberung fortgeſchritten, ohne auf ſeinem Weg einen Feind zu finden, der ihm gewachſen geweſen wäre. Ein Theil von Bayern und Schwaben, Frankens Biſthümer, die untere Pfalz, das Erzſtift Mainz lagen bezwungen hinter ihm; bis an die Schwelle der öſterreichiſchen Monarchie hatte ein nie unterbrochenes Glück ihn begleitet, und ein glänzender Erfolg den Operationsplan gerechtfertigt, den er ſich nach dem Breitenfelder Sieg vorgezeichnet hatte. Wenn es ihm gleich nicht, wie er wünſchte, gelungen war, die gehoffte Vereinigung unter den proteſtantiſchen Reichsſtänden durchzuſetzen, ſo hatte er doch die Glieder der katholiſchen Ligue entwaffnet oder geſchwächt, den Krieg größtentheils auf ihre Koſten beſtritten, die Hülfsquellen des Kaiſers vermindert, den Muth der ſchwächern Stände geſtärkt, und durch die gebrandſchatzten Länder der kaiſerlichen Alliirten einen Weg nach den öſterreichiſchen Staaten gefunden. Wo er durch die Gewalt der Waffen keinen Gehorſam erpreſſen konnte, da leiſtete ihm die Freundſchaft der Reichsſtädte, die er durch die vereinigten Bande der Politik und Religion an ſich zu feſſeln gewuſſt hatte, die wichtigſten Dienſte, und er konnte, ſo lange er die Ueberlegenheit im Felde behielt, Alles von ihrem Eifer erwarten. Durch ſeine Eroberungen am Rhein waren die Spanier von der Unterpfalz abgeſchnitten, wenn ihnen der niederländiſche Krieg auch noch Kräfte ließ, Theil an dem deutſchen zu nehmen; auch der Herzog von Lothringen hatte nach ſeinem verunglückten Feldzuge die Neutralität vorgezogen. Noch ſo viele längs ſeines Zuges durch Deutſchland zurückgelaßne Beſatzungen, hatten ſein Heer nicht vermindert, und noch eben ſo friſch, als es dieſen Zug angetreten hatte, ſtand es jetzt mitten in Bayern, entſchloſſen und gerüſtet, den Krieg in das Innerſte von Oeſterreich zu wälzen.

Während daß Guſtav Adolph den Krieg im Reiche mit ſolcher Ueberlegenheit führte, hatte das Glück ſeinen Bundesgenoſſen, den Churfürſten von Sachſen, auf einem andern Schauplatz nicht weniger begünſtigt. Man erinnert ſich, daß bey der Berathſchlagung, welche nach der Leipziger Schlacht zwiſchen beyden Fürſten zu Halle angeſtellt worden, die Eroberung Böhmens dem Churfürſten von Sachſen zum Antheil fiel, indem der König für ſich ſelbſt den Weg nach den ligiſtiſchen Ländern erwählte. Die erſte Frucht, welche der Churfürſt von dem Siege bey Breitenfeld erntete, war die Wiedereroberung von Leipzig, worauf in kurzer Zeit die Befreyung des ganzen Kreiſes von den kaiſerlichen Beſatzungen folgte. Durch die Mannſchaft verſtärkt, welche von der feindlichen Garniſon zu ihm übertrat, richtete der ſächſiſche General von Arnheim ſeinen Marſch nach der Lauſitz, welche Provinz ein kaiſerlicher General, Rudolph von Tiefenbach, mit einer Armee überſchwemmt hatte, den Churfürſten von Sachſen wegen ſeines Uebertritts zu der Partey des Feindes zu züchtigen. Schon hatte er in dieſer ſchlecht vertheidigten Provinz die gewöhnlichen Verwüſtungen angefangen, mehrere Städte erobert, und Dresden ſelbſt durch ſeine drohende Annäherung erſchreckt. Aber dieſe reißenden Fortſchritte hemmte plötzlich ein ausdrücklicher wiederholter Befehl des Kaiſers, alle ſächſiſchen Beſitzungen mit Krieg zu verſchonen.

Zu ſpät erkannte Ferdinand die fehlerhafte Politik, die ihn verleitet hatte, den Churfürſten von Sachſen aufs Aeußerſte zu bringen, und dem König von Schweden dieſen wichtigen Bundesgenoſſen gleichſam mit Gewalt zuzuführen. Was er durch einen unzeitigen Trotz verdarb, wollte er jetzt durch eine eben ſo übel angebrachte Mäßigung wieder gut machen, und er beging einen zweyten Fehler, indem er den erſten verbeſſern wollte. Seinem Feind einen ſo mächtigen Alliirten zu rauben, erneuerte er durch Vermittelung der Spanier die Unterhandlungen mit dem Churfürſten, und, den Fortgang derſelben zu erleichtern, muſſte Tiefenbach ſogleich alle ſächſiſchen Länder verlaſſen. Aber dieſe Demüthigung des Kaiſers, weit entfernt, die gehoffte Wirkung hervorzubringen, entdeckte dem Churfürſten nur die Verlegenheit ſeines Feindes und ſeine eigene Wichtigkeit, und ermunterte ihn vielmehr, die errungenen Vortheile deſto lebhafter zu verfolgen. Wie konnte er auch, ohne ſich durch den ſchändlichſten Undank verächtlich zu machen, einem Alliirten entſagen, dem er die heiligſten Verſicherungen ſeiner Treue gegeben, dem er für die Rettung ſeiner Staaten, ja ſelbſt ſeines Churhuts verpflichtet war?

Die ſächſiſche Armee, des Zugs nach der Lauſitz überhoben, nahm alſo ihren Weg nach Böhmen, wo ein Zuſammenfluß günſtiger Ereigniſſe ihr im Voraus den Sieg zu verſichern ſchien. Noch immer glimmte in dieſem Königreiche, dem erſten Schauplatz dieſes verderblichen Kriegs, das Feuer der Zwietracht unter der Aſche, und durch den fortgeſetzten Druck der Tyranney wurde dem Unwillen der Nation mit jedem Tage neue Nahrung gegeben. Wohin man die Augen richtete, zeigte dieſes unglückliche Land Spuren der traurigſten Veränderung. Ganze Länderchen hatten ihre Beſitzer gewechſelt, und ſeufzten unter dem verhaſſten Joche katholiſcher Herren, welche die Gunſt des Kaiſers und der Jeſuiten mit dem Raube der vertriebenen Proteſtanten bekleidet hatte. Andere hatten das öffentliche Elend benutzt, die eingezogenen Güter der Verwieſenen um geringe Preiſe an ſich zu kaufen. Das Blut der vornehmſten Freyheitsverfechter war auf Henkerbühnen verſprützt worden, und welche durch eine zeitige Flucht dem Verderben entrannen, irrten ferne von ihrer Heimat im Elend umher, während daß die geſchmeidigen Sklaven des Deſpotismus ihr Erbe verſchwelgten. Unerträglicher, als der Druck dieſer kleinen Tyrannen, war der Gewiſſenszwang, welcher die ganze proteſtantiſche Partey dieſes Königreichs ohne Unterſchied belaſtete. Keine Gefahr von außen, keine noch ſo ernſtliche Widerſetzung der Nation, keine noch ſo abſchreckende Erfahrung hatte dem Bekehrungseifer der Jeſuiten ein Ziel ſetzen können: wo der Weg der Güte nichts fruchtete, bediente man ſich ſoldatiſcher Hülfe, die Verirrten in den Schafſtall der Kirche zurück zu ängſtigen. Am härteſten traf dieſes Schickſal die Bewohner des Joachimsthals, im Gränzgebirge zwiſchen Böhmen und Meißen. Zwey kaiſerliche Kommiſſarien, durch eben ſo viel Jeſuiten und funfzehn Musketiere unterſtützt, zeigten ſich in dieſem friedlichen Thale, das Evangelium den Ketzern zu predigen. Wo die Beredſamkeit der Erſtern nicht zulangte, ſuchte man durch gewaltſame Einquartierung der Letztern in die Häuſer, durch angedrohte Verbannung, durch Geldſtrafen ſeinen Zweck durchzuſetzen. Aber für diesmal ſiegte die gute Sache, und der herzhafte Widerſtand dieſes kleinen Volks nöthigte den Kaiſer, ſein Bekehrungsmandat ſchimpflich zurückzunehmen. Das Beyſpiel des Hofes diente den Katholiken des Königreichs zur Richtſchnur ihres Betragens, und rechtfertigte alle Arten der Unterdrückung, welche ihr Uebermuth gegen die Proteſtanten auszuüben verſucht war. Kein Wunder, wenn dieſe ſchwer verfolgte Partey einer Veränderung günſtig wurde, und ihrem Befreyer, der ſich jetzt an der Gränze zeigte, mit Sehnſucht entgegen ſah.

Schon war die ſächſiſche Armee im Anzuge gegen

Prag. Aus allen Plätzen, vor denen ſie erſchien, waren die kaiſerlichen Beſatzungen gewichen. Schlöckenau, Tetſchen, Außig, Leutmeritz fielen ſchnell nach einander in Feindes Hand, jeder katholiſche Ort wurde der Plünderung Preis gegeben. Schrecken ergriff alle Papiſten des Königreichs, und eingedenk der Mißhandlung, welche ſie an den Evangeliſchen ausgeübt hatten, wagten ſie es nicht, die rächende Ankunft eines proteſtantiſchen Heers zu erwarten. Alles, was katholiſch war, und etwas zu verlieren hatte, eilte vom Lande nach der Hauptſtadt, um auch die Hauptſtadt eben ſo ſchnell wieder zu verlaſſen. Prag ſelbſt war auf keinen Angriff bereitet, und an Mannſchaft zu arm, um eine lange Belagerung aushalten zu können. Zu ſpät hatte man ſich am Hofe des Kaiſers entſchloſſen, den Feldmarſchall Tiefenbach zu Vertheidigung dieſer Hauptſtadt herbey zu rufen. Ehe der kaiſerliche Befehl die Standquartiere dieſes Generals in Schleſien erreichte, waren die Sachſen nicht ferne mehr von Prag, die halb proteſtantiſche Bürgerſchaft verſprach wenig Eifer, und die ſchwache Garniſon ließ keinen langen Widerſtand hoffen. In dieſer ſchrecklichen Bedrängniß erwarteten die katholiſchen Einwohner ihre Rettung von Wallenſtein, der in den Mauern dieſer Stadt als Privatmann lebte. Aber weit entfernt, ſeine Kriegserfahrung und das Gewicht ſeines Anſehens zu Erhaltung der Stadt anzuwenden, ergriff er vielmehr den willkommenen Augenblick, ſeine Rache zu befriedigen. Wenn Er es auch nicht war, der die Sachſen nach Prag lockte, ſo war es doch gewiß ſein Betragen, was ihnen die Einnahme dieſer Stadt erleichterte. Wie wenig dieſe auch zu einem langen Widerſtande geſchickt war, ſo fehlte es ihr dennoch nicht an Mitteln, ſich bis zur Ankunft eines Entſatzes zu behaupten; und ein kaiſerlicher Obriſter, Graf Maradas, bezeigte wirklich Luſt, ihre Vertheidigung zu übernehmen. Aber ohne Kommando, und durch nichts als ſeinen Eifer und ſeine Tapferkeit zu dieſem Wageſtück aufgefordert, unterſtand er ſich nicht, es auf eigne Gefahr, ohne die Beyſtimmung eines Höhern, ins Werk zu ſetzen. Er ſuchte alſo Rath bey dem Herzog von Friedland, deſſen Billigung den Mangel einer kaiſerlichen Vollmacht erſetzte, und an den die böhmiſche Generalität durch einen ausdrücklichen Befehl vom Hofe in dieſer Extremität angewieſen war. Aber argliſtig hüllte ſich dieſer in ſeine Dienſtloſigkeit, und ſeine gänzliche Zurückziehung von der politiſchen Bühne, und ſchlug die Entſchloſſenheit des Subalternen durch die Bedenklichkeiten darnieder, die er, als der Mächtige, blicken ließ. Die Muthloſigkeit allgemein und vollkommen zu machen, verließ er endlich gar mit ſeinem ganzen Hofe die Stadt, ſo wenig er auch bey Einnahme derſelben von dem Feinde zu fürchten hatte; und ſie ging eben dadurch verloren, daß er ſie durch ſeinen Abzug verloren gab. Seinem Beyſpiele folgte der ganze katholiſche Adel, die Generalität mit den Truppen, die Geiſtlichkeit, alle Beamten der Krone; die ganze Nacht brachte man damit zu, ſeine Perſonen, ſeine Güter zu flüchten. Alle Straßen bis Wien waren mit Fliehenden angefüllt, die ſich nicht eher als in der Kaiſerſtadt von ihrem Schrecken erholten. Maradas ſelbſt, an Prags Errettung verzweifelnd, folgte den übrigen, und führte ſeine kleine Mannſchaft bis Tabor, wo er den Ausgang erwarten wollte.

Tiefe Stille herrſchte in Prag, als die Sachſen am andern Morgen davor erſchienen; keine Anſtalt zur Vertheidigung; nicht ein einziger Schuß von den Wällen, der eine Gegenwehr der Bewohner verkündigte. Vielmehr ſammelte ſich eine Menge von Zuſchauern um ſie her, welche die Neugier aus der Stadt gelockt hatte, das feindliche Heer zu betrachten; und die friedliche Vertraulichkeit, womit ſie ſich näherten, glich vielmehr einer freundſchaftlichen Begrüßung, als einem feindlichen Empfange. Aus dem übereinſtimmenden Bericht dieſer Leute erfuhr man, daß die Stadt leer an Soldaten und die Regierung nach Budweiß geflüchtet ſey. Dieſer unerwartete, unerklärbare Mangel an Widerſtand erregte Arnheims Mißtrauen um ſo mehr, da ihm die eilfertige Annäherung des Entſatzes aus Schleſien kein Geheimniß, und die ſächſiſche Armee mit Belagerungswerkzeugen zu wenig verſehen, auch an Anzahl bey Weitem zu ſchwach war, um eine ſo große Stadt zu beſtürmen. Vor einem Hinterhalt bange, verdoppelte er ſeine Wachſamkeit; und er ſchwebte in dieſer Furcht, bis ihm der Haushofmeiſter des Herzogs von Friedland, den er unter dem Haufen entdeckte, dieſe unglaubliche Nachricht bekräftigte. „Die Stadt iſt ohne Schwertſtreich unſer,“ rief er jetzt voll Verwunderung ſeinen Oberſten zu, und ließ ſie unverzüglich durch einen Trompeter auffordern.

Die Bürgerſchaft von Prag, von ihren Vertheidigern ſchimpflich im Stich gelaſſen, hatte ihren Entſchluß längſt gefaſſt, und es kam bloß darauf an, Freyheit und Eigenthum durch eine vortheilhafte Kapitulation in Sicherheit zu ſetzen. Sobald dieſe von dem ſächſiſchen General im Namen ſeines Herrn unterzeichnet war, öffnete man ihm ohne Widerſetzung die Thore, und die Armee hielt am eilften November des Jahrs 1631 ihren triumphirenden Einzug. Bald folgte der Churfürſt ſelbſt nach, um die Huldigung ſeiner neuen Schutzbefohlnen in Perſon zu empfangen; denn nur unter dieſem Namen hatten ſich ihm die drey Prager Städte ergeben; ihre Verbindung mit der öſterreichiſchen Monarchie ſollte durch dieſen Schritt nicht zerriſſen ſeyn. So übertrieben groß die Furcht der Papiſten vor den Repreſſalien der Sachſen geweſen war, ſo angenehm überraſchte ſie die Mäßigung des Churfürſten und die gute Mannszucht der Truppen. Beſonders legte der Feldmarſchall von Arnheim ſeine Ergebenheit gegen den Herzog von Friedland bey dieſer Gelegenheit an den Tag. Nicht zufrieden, alle Ländereyen deſſelben auf ſeinem Hermarſch verſchont zu haben, ſtellte er jetzt noch Wachen an ſeinen Pallaſt, damit ja nichts daraus entwendet würde. Die Katholiken der Stadt erfreuten ſich der vollkommenſten Gewiſſensfreyheit, und von allen Kirchen, welche ſie den Proteſtanten entriſſen hatten, wurden dieſen nur vier zurückgegeben. Die Jeſuiten allein, welchen die allgemeine Stimme alle bisherige Bedrückungen Schuld gab, waren von dieſer Duldung ausgeſchloſſen, und muſſten das Königreich meiden.

Johann Georg verläugnete ſelbſt als Sieger die Demuth und Unterwürfigkeit nicht, die ihm der kaiſerliche Name einflößte, und was ſich ein kaiſerlicher General, wie Tilly und Wallenſtein, zu Dresden gegen ihn unfehlbar würde herausgenommen haben, erlaubte er ſich zu Prag nicht gegen den Kaiſer. Sorgfältig unterſchied er den Feind, mit dem er Krieg führte, von dem Reichsoberhaupt, dem er Ehrfurcht ſchuldig war. Er unterſtand ſich nicht, das Hausgeräthe des Letztern zu berühren, indem er ſich ohne Bedenken die Kanonen des Erſtern als gute Beute zueignete und ſie nach Dresden bringen ließ. Nicht im kaiſerlichen Pallaſt, ſondern im Lichtenſteiniſchen Hauſe nahm er ſeine Wohnung, zu beſcheiden, die Zimmer deßjenigen zu beziehen, dem er ein Königreich entriß. Würde uns dieſer Zug von einem groſen Mann und einem Helden berichtet, er würde uns mit Recht zur Bewunderung hinreißen. Der Charakter des Fürſten, bey dem er gefunden wird, berechtigt uns zu dem Zweifel, ob wir in dieſer Enthaltung mehr den ſchönen Sieg der Beſcheidenheit ehren, oder die kleinliche Geſinnung des ſchwachen Geiſtes bemitleiden ſollen, den das Glück ſelbſt nie kühn macht, und die Freyheit ſelbſt nie der gewohnten Feſſeln entledigt.

Die Einnahme von Prag, auf welche in kurzer Zeit die Unterwerfung der mehreſten Städte folgte, bewirkte eine ſchnelle und groſe Veränderung in dem Königreiche. Viele von dem proteſtantiſchen Adel, welche bisher im Elend herumgeirrt waren, fanden ſich wieder in ihrem Vaterlande ein, und der Graf von Thurn, der berüchtigte Urheber des böhmiſchen Aufruhrs, erlebte die Herrlichkeit, auf dem ehemaligen Schauplatze ſeines Verbrechens und ſeiner Verurtheilung ſich als Sieger zu zeigen. Ueber dieſelbe Brücke, wo ihm die aufgeſpießten Köpfe ſeiner Anhänger das ihn ſelbſt erwartende Schickſal furchtbar vor Augen mahlten, hielt er jetzt ſeinen triumphirenden Einzug, und ſein erſtes Geſchäft war, dieſe Schreckbilder zu entfernen. Die Verwieſenen ſetzten ſich ſogleich in Beſitz ihrer Güter, deren jetzige Eigenthümer die Flucht ergriffen hatten. Unbekümmert, wer dieſen die aufgewandten Summen erſtatten würde, riſſen ſie Alles, was ihre geweſen war, an ſich, auch wenn ſie ſelbſt den Kaufpreis dafür gezogen hatten, und Mancher unter ihnen fand Urſache, die gute Wirthſchaft der bisherigen Verwalter zu rühmen. Felder und Heerden hatten unterdeſſen in der zweyten Hand vortreflich gewuchert. Mit dem koſtbarſten Hausrath waren die Zimmer geſchmückt, die Keller, welche ſie leer verlaſſen hatten, reichlich gefüllt, die Ställe bevölkert, die Magazine beladen. Aber mißtrauiſch gegen ein Glück, das ſo unverhofft auf ſie hereinſtürmte, eilten ſie, dieſe unſichern Beſitzungen wieder loszuſchlagen, und den unbeweglichen Segen in bewegliche Güter zu verwandeln.

Die Gegenwart der Sachſen belebte den Muth aller Proteſtantiſchgeſinnten des Königreichs, und auf dem Lande wie in der Hauptſtadt ſah man ganze Scharen zu den neueröffneten evangeliſchen Kirchen eilen. Viele, welche nur die Furcht im Gehorſam gegen das Papſtthum erhalten hatte, wandten ſich jetzt öffentlich zu der neuen Lehre, und manche der neubekehrten Katholiken ſchwuren freudig ein erzwungnes Bekenntniß ab, um ihren frühern Ueberzeugungen zu folgen. Alle bewieſene Duldſamkeit der neuen Regierung konnte den Ausbruch des gerechten Unwillens nicht verhindern, den dieſes mißhandelte Volk die Unterdrücker ſeiner heiligſten Freyheit empfinden ließ. Fürchterlich bediente es ſich ſeiner wieder erlangten Rechte, und ſeinen Haß gegen die aufgedrungene Religion ſtillte an manchen Orten nur das Blut ihrer Verkündiger.

Unterdeſſen war der Succurs, den die kaiſerlichen Generale, von Götz und von Tiefenbach, aus Schleſien herbeyführten, in Böhmen angelangt, wo einige Regimenter des Grafen Tilly aus der obern Pfalz zu ihm ſtießen. Ihn zu zerſtreuen, ehe ſich ſeine Macht vermehrte, rückte Arnheim mit einem Theil der Armee aus Prag ihm entgegen, und that bey Limburg an der Elbe einen muthigen Angriff auf ſeine Verſchanzungen. Nach einem hitzigen Gefechte, ſchlug er endlich — nicht ohne großen Verluſt, die Feinde aus ihrem befeſtigten Lager, und zwang ſie durch die Heftigkeit ſeines Feuers, den Rückweg über die Elbe zu nehmen, und die Brücke abzubrechen, die ſie herüber gebracht hatte. Doch konnte er nicht verhindern, daß ihm die Kaiſerlichen nicht in mehrern kleinen Gefechten Abbruch thaten, und die Kroaten ſelbſt bis an die Thore von Prag ihre Streifereyen erſtreckten. Wie glänzend und viel verſprechend auch die Sachſen den böhmiſchen Feldzug eröffnet hatten, ſo rechtfertigte der Erfolg doch keineswegs Guſtav Adolphs Erwartungen. Anſtatt mit unaufhaltſamer Gewalt die errungenen Vortheile zu verfolgen, durch das bezwungene Böhmen ſich zu der ſchwediſchen Armee durchzuſchlagen, und in Vereinigung mit ihr den Mittelpunkt der kaiſerlichen Macht anzugreifen, ſchwächten ſie ſich in einem anhaltenden kleinen Krieg mit dem Feinde, wobey der Vortheil nicht immer auf ihrer Seite war, und die Zeit für eine größre Unternehmung fruchtlos verſchwendet wurde. Aber Johann Georgs nachfolgendes Betragen deckte die Triebfedern auf, welche ihn abgehalten hatten, ſich ſeines Vortheils über den Kaiſer zu bedienen, und die Entwürfe des Königs von Schweden durch eine zweckmäßige Wirkſamkeit zu befördern.

Der größte Theil von Böhmen war jetzt für den Kaiſer verloren, und die Sachſen von dieſer Seite her gegen Oeſterreich im Anzug, während daß der ſchwediſche Monarch durch Franken, Schwaben und Bayern nach den kaiſerlichen Erbſtaaten einen Weg ſich bahnte. Ein langer Krieg hatte die Kräfte der öſterreichiſchen Monarchie verzehrt, die Länder erſchöpft, die Armeen vermindert. Dahin war der Ruhm ihrer Siege, das Vertrauen auf Unüberwindlichkeit, der Gehorſam, die gute Mannszucht der Truppen, welche dem ſchwediſchen Heerführer eine ſo entſchiedene Ueberlegenheit im Felde verſchaffte. Entwaffnet waren die Bundesgenoſſen des Kaiſers, oder die auf ſie ſelbſt hereinſtürmende Gefahr hatte ihre Treue erſchüttert. Selbſt Maximilian von Bayern, Oeſterreichs mächtigſte Stütze, ſchien den verführeriſchen Einladungen zur Neutralität nachzugeben; die verdächtige Allianz dieſes Fürſten mit Frankreich hatte den Kaiſer längſt ſchon mit Beſorgniſſen erfüllt. Die Biſchöfe von Würzburg und Bamberg, der Churfürſt von Mainz, der Herzog von Lothringen, waren aus ihren Ländern vertrieben, oder doch gefährlich bedroht; Trier ſtand im Begriff, ſich unter franzöſiſchen Schutz zu begeben. Spaniens Waffen beſchäftigte die Tapferkeit der Holländer in den Niederlanden, während daß Guſtav Adolph ſie vom Rheinſtrom zurückſchlug; Pohlen feſſelte noch der Stillſtand mit dieſem Fürſten. Die ungariſchen Gränzen bedrohte der ſiebenbürgiſche Fürſt Ragotzy, ein Nachfolger Betlen Gabors und der Erbe ſeines unruhigen Geiſtes; die Pforte ſelbſt machte bedenkliche Zurüſtungen, den günſtigen Zeitpunkt zu nutzen. Die mehreſten proteſtantiſchen Reichsſtände, kühn gemacht durch das Waffenglück ihres Beſchützers, hatten öffentlich und thätlich gegen den Kaiſer Partey ergriffen. Alle Hülfsquellen, welche ſich die Frechheit eines Tilly und Wallenſtein durch gewaltſame Erpreſſungen in dieſen Ländern geöffnet hatte, waren nunmehr vertrocknet, alle dieſe Werbeplätze, dieſe Magazine, dieſe Zufluchtsörter für den Kaiſer verloren, und der Krieg konnte nicht mehr wie vormals auf fremde Koſten beſtritten werden. Seine Bedrängniſſe vollkommen zu machen, entzündet ſich im Land ob der Ens ein gefährlicher Aufruhr; der unzeitige Bekehrungseifer der Regierung bewaffnet das proteſtantiſche Landvolk, und der Fanatismus ſchwingt ſeine Fackel, indem der Feind ſchon an den Pforten des Reiches ſtürmt. Nach einem ſo langen Glücke, nach einer ſo glänzenden Reihe von Siegen, nach ſo herrlichen Eroberungen, nach ſo viel unnütz verſpritztem Blute, ſieht ſich der öſterreichiſche Monarch zum Zweytenmal an denſelben Abgrund geführt, in den er beym Antritt ſeiner Regierung zu ſtürzen drohte. Ergriff Bayern die Neutralität, widerſtand Churſachſen der Verführung, und entſchloß ſich Frankreich, die ſpaniſche Macht zugleich in den Niederlanden, in Italien und Katalonien anzufallen, ſo ſtürzte der ſtolze Bau von Oeſterreichs Größe zuſammen, die alliirten Kronen theilten ſich in ſeinen Raub, und der deutſche Staatskörper ſah einer gänzlichen Verwandlung entgegen.

Die ganze Reihe dieſer Unglücksfälle begann mit der Breitenfelder Schlacht, deren unglücklicher Ausgang den längſt ſchon entſchiedenen Verfall der öſterreichiſchen Macht, den bloß der täuſchende Schimmer eines großen Namens verſteckt hatte, ſichtbar machte. Ging man zu den Urſachen zurück, welche den Schweden eine furchtbare Ueberlegenheit im Felde verſchafften, ſo fand man ſie größtentheils in der unumſchränkten Gewalt ihres Anführers, der alle Kräfte ſeiner Partey in einem einzigen Punkt vereinigte, und, durch keine höhere Autorität in ſeinen Unternehmungen gefeſſelt, vollkommener Herr jedes günſtigen Augenblicks, alle Mittel zu ſeinem Zwecke beherrſchte, und von Niemand als ſich ſelbſt Geſetze empfing. Aber ſeit Wallenſtein's Abdankung und Tilly's Niederlage zeigte ſich auf Seiten des Kaiſers und der Ligue von dieſem Allem gerade das Widerſpiel. Den Generalen gebrach es an Anſehen bey den Truppen und an der ſo nöthigen Freyheit zu handeln, den Soldaten an Gehorſam und Mannszucht, den zerſtreuten Korps an übereinſtimmender Wirkſamkeit, den Ständen an gutem Willen, den Oberhäuptern an Eintracht, an Schnelligkeit des Entſchluſſes, und an Feſtigkeit bey Vollſtreckung deſſelben. Nicht ihre größere Macht, nur der beſſere Gebrauch, den ſie von ihren Kräften zu machen wußten, war es, was den Feinden des Kaiſers ein ſo entſchiedenes Uebergewicht gab. Nicht an Mitteln, nur an einem Geiſte, der, ſie anzuwenden, Fähigkeit und Vollmacht beſaß, fehlte es der Ligue und dem Kaiſer. Hätte Graf Tilly auch nie ſeinen Ruhm verloren, ſo ließ das Mißtrauen gegen Bayern doch nicht zu, das Schickſal der Monarchie in die Hände eines Mannes zu geben, der ſeine Anhänglichkeit an das bayriſche Haus nie verläugnete. Ferdinands dringendſtes Bedürfniß war alſo ein Feldherr, der gleich viel Erfahrenheit beſaß, eine Armee zu bilden und anzuführen, und der ſeine Dienſte dem öſterreichiſchen Hauſe mit blinder Ergebenheit widmete.

Die Wahl eines ſolchen war es, was nunmehr den geheimen Rath des Kaiſers beſchäftigte, und die Mitglieder deſſelben unter einander entzweyte. Einen König dem andern gegenüber zu ſtellen, und durch die Gegenwart ihres Herrn den Muth der Truppen zu entflammen, ſtellte ſich **Ferdinand** im erſten Feuer des Affekts ſelbſt als den Führer ſeiner Armee dar; aber es koſtete wenig Mühe, einen Entſchluß umzuſtoßen, den nur Verzweiflung eingab, und das erſte ruhige Nachdenken widerlegte. Doch was dem Kaiſer ſeine Würde und die Laſt des Regentenamts verbot, erlaubten die Umſtände ſeinem Sohne, einem Jüngling von Fähigkeit und Muth, auf den die öſterreichiſchen Unterthanen mit frohen Hoffnungen blickten. Schon durch ſeine Geburt zur Vertheidigung einer Monarchie aufgefordert, von deren Kronen er zwey ſchon auf ſeinem Haupte trug, verband **Ferdinand** der Dritte, König von Böhmen und Ungarn, mit der natürlichen Würde des Thronfolgers, die Achtung der Armeen und die volle Liebe der Völker, deren Beyſtand ihm zur Führung des Krieges ſo unentbehrlich war. Der geliebte Thronfolger allein durfte es wagen, dem hart beſchwerten Unterthan neue Laſten aufzulegen; nur ſeiner perſönlichen Gegenwart bey der Armee ſchien es aufbehalten zu ſeyn, die verderbliche Eiferſucht der Häupter zu erſticken, und die erſchlaffte Mannszucht der Truppen durch die Kraft ſeines Namens zu der vorigen Strenge zurückzuführen. Gebrach es auch dem Jünglinge noch an der nöthigen Reife des Urtheils, Klugheit und Kriegserfahrung, welche nur durch Uebung erworben wird, ſo konnte man dieſen Mangel durch eine glückliche Wahl von Rathgebern und Gehülfen erſetzen, die man unter der Hülle ſeines Namens mit der höchſten Autorität bekleidete.

So ſcheinbar die Gründe waren, womit ein Theil der Miniſter dieſen Vorſchlag unterſtützte, ſo große Schwierigkeiten ſetzte ihm das Mißtrauen, vielleicht auch die Eiferſucht des Kaiſers, und die verzweifelte Lage der Dinge entgegen. Wie gefährlich war es, das ganze Schickſal der Monarchie einem Jüngling anzuvertrauen, der fremder Führung ſelbſt ſo bedürftig war! Wie gewagt, dem größten Feldherrn ſeines Jahrhunderts einen Anfänger entgegen zu ſtellen, deſſen Fähigkeit zu dieſem wichtigen Poſten noch durch keine Unternehmung geprüft, deſſen Name, von dem Ruhme noch nie genannt, viel zu kraftlos war, um der muthloſen Armee im voraus den Sieg zu verbürgen! Welche neue Laſt zugleich für den Unterthan, den koſtbaren Staat zu beſtreiten, der einem königlichen Heerführer zukam, und den der Wahn des Zeitalters mit ſeiner Gegenwart beym Heer unzertrennlich verknüpfte! Wie bedenklich endlich für den Prinzen ſelbſt, ſeine politiſche Laufbahn mit einem Amte zu eröffnen, das ihn zur Geißel ſeines Volks und zum Unterdrücker der Länder machte, die er künftig beherrſchen ſollte!

Und dann war es noch nicht damit gethan, den Feldherrn für die Armee aufzuſuchen; man mußte auch die Armee für den Feldherrn finden. Seit Wallenſtein's gewaltſamer Entfernung hatte ſich der Kaiſer mehr mit ligiſtiſcher und bayriſcher Hülfe als durch eigene Armeen vertheidigt, und eben dieſe Abhängigkeit von zweydeutigen Freunden war es ja, der man durch Aufſtellung eines eigenen Generals zu entfliehen ſuchte. Welche Möglichkeit aber, ohne die alles zwingende Macht des Goldes, und ohne den begeiſternden Namen eines ſiegreichen Feldherrn eine Armee aus dem Nichts hervorzurufen — und eine Armee, die es an Mannszucht, an kriegeriſchem Geiſt und an Fertigkeit mit den geübten Schaaren des nordiſchen Eroberers aufnehmen konnte? In ganz Europa war nur ein Einziger Mann, der ſolch eine That gethan, und dieſem Einzigen hatte man eine tödtliche Kränkung bewieſen.

Jetzt endlich war der Zeitpunkt herbey gerückt, der dem beleidigten Stolze des Herzogs von Friedland eine Genugthuung ohne Gleichen verſchaffte. Das Schickſal ſelbſt hatte ſich zu ſeinem Rächer aufgeſtellt, und eine ununterbrochene Reihe von Unglücksfällen, die ſeit dem Tage ſeiner Abdankung über Oeſterreich hereinſtürmte, dem Kaiſer ſelbſt das Geſtändniß entriſſen, daß mit dieſem Feldherrn ſein rechter Arm ihm abgehauen worden ſey. Jede Niederlage ſeiner Truppen erneuerte dieſe Wunde, jeder verlorne Platz warf dem betrogenen Monarchen ſeine Schwäche und ſeinen Undank vor. Glücklich genug, hätte er in dem beleidigten General nur einen Anführer ſeiner Heere, nur einen Vertheidiger ſeiner Staaten verloren — aber er fand in ihm einen Feind, und den gefährlichſten von allen, weil er gegen den Streich des Verräthers am wenigſten vertheidigt war.

Entfernt von der Kriegesbühne, und zu einer folternden Unthätigkeit verurtheilt, während daß ſeine Nebenbuhler auf dem Felde des Ruhms ſich Lorbeern ſammelten, hatte der ſtolze Herzog dem Wechſel des Glücks mit verſtellter Gelaſſenheit zugeſehen, und im ſchimmernden Gepränge eines Theaterhelden die düſtern Entwürfe ſeines arbeitenden Geiſtes verborgen. Von einer glühenden Leidenſchaft aufgerieben, während daß eine fröhliche Außenſeite Ruhe und Müßiggang log, brütete er ſtill die ſchreckliche Geburt der Rachbegierde und Ehrſucht zur Reife, und näherte ſich langſam, aber ſicher dem Ziele. Erloſchen war Alles in ſeiner Erinnerung, was er durch den Kaiſer geworden war; nur, was er für den Kaiſer gethan hatte, ſtand mit glühenden Zügen in ſein Gedächtniß geſchrieben. Seinem unerſättlichen Durſt nach Größe und Macht war der Undank des Kaiſers willkommen, der ſeinen Schuldbrief zu zerreißen, und ihn jeder Pflicht gegen den Urheber ſeines Glücks zu entbinden ſchien. Entſündigt und gerechtfertigt erſchienen ihm jetzt die Entwürfe ſeiner Ehrſucht im Gewand einer rechtmäßigen Wiedervergeltung. In eben dem Maß, als ſein äußrer Wirkungskreis ſich verengte, erweiterte ſich die Welt ſeiner Hoffnungen, und ſeine ſchwärmende Einbildungskraft verlor ſich in unbegränzten Entwürfen, die in jedem andern Kopf als dem ſeinigen nur der Wahnſinn erzeugen kann. So hoch, als der Menſch nur immer durch eigene Kraft ſich zu erheben vermag, hatte ſein Verdienſt ihn emporgetragen; nichts von allem dem, was dem Privatmann und Bürger innerhalb ſeiner Pflichten erreichbar bleibt, hatte das Glück ihm verweigert. Bis auf den Augenblick ſeiner Entlaſſung hatten ſeine Anſprüche keinen Widerſtand, ſein Ehrgeiz keine Gränzen erfahren; der Schlag, der ihn auf dem Regensburger Reichstage zu Boden ſtreckte, zeigte ihm den Unterſchied zwiſchen urſprünglicher und übertragener Gewalt, und den Abſtand des Unterthans von dem Gebieter. Aus dem bisherigen Taumel ſeiner Herrſchergröße durch dieſen überraſchenden Glückswechſel aufgeſchreckt, verglich er die Macht, die er beſeſſen, mit derjenigen, durch welche ſie ihm entriſſen wurde, und ſein Ehrgeiz bemerkte die Stufe, die auf der Leiter des Glücks noch für ihn zu erſteigen war. Erſt nachdem er das Gewicht der höchſten Gewalt mit ſchmerzhafter Wahrheit erfahren, ſtreckte er lüſtern die Hände darnach aus; der Raub, der an ihm ſelbſt verübt wurde, machte ihn zum Räuber. Durch keine Beleidigung gereizt, hätte er folgſam ſeine Bahn um die Majeſtät des Thrones beſchrieben, zufrieden mit dem Ruhme, der glänzendſte ſeiner Trabanten zu ſeyn; erſt nachdem man ihn gewaltſam aus ſeinem Kreiſe ſtieß, verwirrte er das Syſtem, dem er angehörte, und ſtürzte ſich zermalmend auf ſeine Sonne.

Guſtav Adolph durchwanderte den deutſchen Norden mit ſiegendem Schritte; ein Platz nach dem andern ging an ihn verloren, und bey Leipzig fiel der Kern der kaiſerlichen Macht. Das Gerücht dieſer Niederlage drang bald auch zu Wallenſtein's Ohren, der, zu Prag in die Dunkelheit des Privatſtandes zurückgeſchwunden, aus ruhiger Ferne den tobenden Kriegsſturm betrachtete. Was die Bruſt aller Katholiken mit Unruhe erfüllte, verkündigte ihm Größe und Glück; nur für ihn arbeitete Guſtav Adolph. Kaum hatte der Letztere angefangen, ſich durch ſeine Kriegesthaten in Achtung zu ſetzen, ſo verlor der Herzog von Friedland keinen Augenblick, ſeine Freundſchaft zu ſuchen, und mit dieſem glücklichen Feinde Oeſterreichs gemeine Sache zu machen. Der vertriebene Graf von Thurn, der dem Könige von Schweden ſchon längſt ſeine Dienſte gewidmet, übernahm es, dem Monarchen Wallenſtein's Glückwünſche zu überbringen, und ihn zu einem engern Bündniſſe mit dem Herzoge einzuladen. Funfzehntauſend Mann begehrte Wallenſtein von dem Könige, um mit Hülfe derſelben und mit den Truppen, die er ſelbſt zu werben ſich anheiſchig machte, Böhmen und Mähren zu erobern, Wien zu überfallen, und den Kaiſer, ſeinen Herrn, bis nach Italien zu verjagen. So ſehr das Unerwartete dieſes Antrags und das Uebertriebene der gemachten Verſprechungen das Mißtrauen Guſtav Adolphs erregte, ſo war er doch ein zu guter Kenner des Verdienſtes, um einen ſo wichtigen Freund mit Kaltſinn zurückzuweiſen. Nachdem aber Wallenſtein, durch die günſtige Aufnahme dieſes erſten Verſuchs ermuntert, nach der Breitenfelder Schlacht ſeinen Antrag erneuerte, und auf eine beſtimmte Erklärung drang, trug der vorſichtige Monarch Bedenken, an die ſchimäriſchen Entwürfe dieſes verwegenen Kopfs ſeinen Ruhm zu wagen, und der Redlichkeit eines Mannes, der ſich ihm als Verräther ankündigte, eine ſo zahlreiche Mannſchaft anzuvertrauen. Er entſchuldigte ſich mit der Schwäche ſeiner Armee, die auf ihrem Zug in das Reich durch eine ſo ſtarke Verminderung leiden würde, und verſcherzte aus übergroßer Vorſicht vielleicht die Gelegenheit, den Krieg auf das Schnellſte zu endigen. Zu ſpät verſuchte er in der Folge die zerriſſenen Unterhandlungen zu erneuern; der günſtige Moment war vorüber, und Wallenſtein's beleidigter Stolz vergab ihm dieſe Geringſchätzung nie.

Aber dieſe Weigerung des Königs beſchleunigte wahrſcheinlich nur den Bruch, den die Form dieſer beyden Charaktere ganz unvermeidlich machte. Beyde geboren, Geſetze zu geben, nicht ſie zu empfangen, konnten nimmermehr in einer Unternehmung vereinigt bleiben, die mehr als jede andre Nachgiebigkeit und gegenſeitige Opfer nothwendig macht. Wallenſtein war Nichts, wo er nicht Alles war; er muſſte entweder gar nicht, oder mit vollkommenſter Freyheit handeln. Eben ſo herzlich haſſte Guſtav Adolph jede Abhängigkeit, und wenig fehlte, daß er ſelbſt die ſo vortheilhafte Verbindung mit dem franzöſiſchen Hofe nicht zerriſſen hätte, weil die Anmaßungen deſſelben ſeinem ſelbſtthätigen Geiſte Feſſeln anlegten. Jener war für die Partey verloren, die er nicht lenken durfte; dieſer noch weit weniger dazu gemacht, dem Gängelbande zu folgen. Waren die gebieteriſchen Anmaßungen dieſes Bundesgenoſſen dem Herzog von Friedland bey ihren gemeinſchaftlichen Operationen ſchon ſo läſtig, ſo muſſten ſie ihm unerträglich ſeyn, wenn es dazu kam, ſich in die Beute zu theilen. Der ſtolze Monarch konnte ſich herablaſſen, den Beyſtand eines rebelliſchen Unterthans gegen den Kaiſer anzunehmen, und dieſen wichtigen Dienſt mit königlicher Großmuth belohnen; aber nie konnte er ſeine eigene und aller Könige Majeſtät ſo ſehr aus den Augen ſetzen, um den Preis zu beſtätigen, den die ausſchweifende Ehrſucht des Herzogs darauf zu ſetzen wagte; nie eine nützliche Verrätherey mit einer Krone bezahlen. Von ihm alſo war, auch wenn ganz Europa ſchwieg, ein furchtbarer Widerſpruch zu fürchten, ſobald Wallenſtein nach dem böhmiſchen Scepter die Hand ausſtreckte — und Er war auch in ganz Europa der Mann, der einem ſolchen Veto Kraft geben konnte. Durch den eignen Arm Wallenſtein's zum Diktator von Deutſchland gemacht, konnte er gegen dieſen ſelbſt ſeine Waffen kehren, und ſich von jeder Pflicht der Erkenntlichkeit gegen einen Verräther für losgezählt halten. Neben einem ſolchen Alliirten hatte alſo kein Wallenſtein Raum; und wahrſcheinlich war es dies, nicht ſeine vermeintliche Abſicht auf den Kaiſerthron, worauf er anſpielte, wenn er nach dem Tode des Königs in die Worte ausbrach: „Ein Glück für mich und ihn, daß er „dahin iſt! Das deutſche Reich konnte nicht zwey „ſolche Häupter brauchen.“

Der erſte Verſuch zur Rache an dem Haus Oeſterreich war fehl geſchlagen; aber feſt ſtand der Vorſatz, und nur die Wahl der Mittel erlitt eine Veränderung. Was ihm bey dem König von Schweden mißlungen war, hoffte er mit minder Schwierigkeit und mehr Vortheil bey dem Churfürſten von Sachſen zu erreichen, den er eben ſo gewiß war nach ſeinem Willen zu lenken, als er bey Guſtav Adolph daran verzweifelte. In fortdauerndem Einverſtändniß mit Arnheim, ſeinem alten Freunde, arbeitete er von jetzt an an einer Verbindung mit Sachſen, wodurch er dem Kaiſer und dem König von Schweden gleich fürchterlich zu werden hoffte. Er konnte ſich von einem Entwurfe, der, wenn er einſchlug, den ſchwediſchen Monarchen um ſeinen Einfluß in Deutſchland brachte, deſto leichter Eingang bey Johann Georg verſprechen, je mehr die eiferſüchtige Gemüthsart dieſes Prinzen durch die Macht Guſtav Adolphs gereizt, und ſeine ohnehin ſchwache Neigung zu demſelben durch die erhöhten Anſprüche des Königs erkältet ward. Gelang es ihm, Sachſen von dem ſchwediſchen Bündniß zu trennen, und in Verbindung mit demſelben eine dritte Partey im Reiche zu errichten, ſo lag der Ausſchlag des Krieges in ſeiner Hand, und er hatte durch dieſen einzigen Schritt zugleich ſeine Rache an dem Kaiſer befriedigt, ſeine verſchmähte Freundſchaft an dem ſchwediſchen König gerächt, und auf dem Ruin von Beyden den Bau ſeiner eigenen Größe gegründet.

Aber auf welchem Wege er auch ſeinen Zweck verfolgte, ſo konnte er denſelben ohne den Beyſtand einer ihm ganz ergebenen Armee nicht zur Ausführung bringen. Dieſe Armee konnte ſo geheim nicht geworben werden, daß am kaiſerlichen Hofe nicht Verdacht geſchöpft, und der Anſchlag gleich in ſeiner Entſtehung vereitelt wurde. Dieſe Armee durfte ihre geſetzwidrige Beſtimmung vor der Zeit nicht erfahren, indem ſchwerlich zu erwarten war, daß ſie dem Ruf eines Verräthers gehorchen, und gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn dienen würde. Wallenſtein mußte alſo unter kaiſerlicher Autorität und öffentlich werben, und von dem Kaiſer ſelbſt zur unumſchränkten Herrſchaft über die Truppen berechtigt ſeyn. Wie konnte dies aber anders geſchehen, als wenn ihm das entzogene Generalat aufs Neue übertragen, und die Führung des Kriegs unbedingt überlaſſen ward? Dennoch erlaubte ihm weder ſein Stolz noch ſein Vortheil, ſich ſelbſt zu dieſem Poſten zu drängen, und als ein Bittender von der Gnade des Kaiſers eine beſchränkte Macht zu erflehen, die von der Furcht desſelben uneingeſchränkt zu ertrotzen ſtand. Um ſich zum Herrn der Bedingungen zu machen, unter welchen das Kommando von ihm übernommen würde, mußte er abwarten, bis es ihm von ſeinem Herrn aufgedrungen ward. — Dies war der Rath, den ihm Arnheim ertheilte, und dies das Ziel, wornach er mit tiefer Politik und raſtloſer Thätigkeit ſtrebte.

Ueberzeugt, daß nur die äußerſte Noth die Unentſchloſſenheit des Kaiſers beſiegen, und den Widerſpruch Bayerns und Spaniens, ſeiner beyden eifrigſten Gegner, unkräftig machen könne, bewies er ſich von jetzt an geſchäftig, die Fortſchritte des Feindes zu befördern, und die Bedrängniſſe ſeines Herrn zu vermehren. Sehr wahrſcheinlich geſchah es auf ſeine Einladung und Ermunterung, daß die Sachſen, ſchon auf dem Wege nach der Lauſitz und Schleſien, ſich nach Böhmen wandten, und dieſes unvertheidigte Reich mit ihrer Macht überſchwemmten; ihre ſchnellen Eroberungen in demſelben waren nicht weniger ſein Werk. Durch den Kleinmuth, den er heuchelte, erſtickte er jeden Gedanken an Widerſtand, und überlieferte die Hauptſtadt, durch ſeinen voreiligen Abzug, dem Sieger. Bey einer Zuſammenkunft mit dem ſächſiſchen General zu Kaunitz, wozu eine Friedensunterhandlung ihm den Vorwand darreichte, wurde wahrſcheinlich das Siegel auf die Verſchwörung gedrückt, und Böhmens Eroberung war die erſte Frucht dieſer Verabredung. Indem er ſelbſt nach Vermögen dazu beytrug, die Unglücksfälle über Oeſterreich zu häufen, und durch die raſchen Fortſchritte der Schweden am Rheinſtrom aufs Nachdrücklichſte dabey unterſtützt wurde, ließ er ſeine freywilligen und gedungenen Anhänger in Wien über das öffentliche Unglück die heftigſten Klagen führen, und die Abſetzung des vorigen Feldherrn als den einzigen Grund der erlittenen Verluſte abſchildern. „Dahin hätte Wallenſtein es nicht kommen laſſen, wenn er am Ruder geblieben wäre!“ riefen jetzt tauſend Stimmen, und ſelbſt im geheimen Rathe des Kaiſers fand dieſe Meinung feurige Verfechter.

Es bedurfte ihrer wiederholten Beſtürmung nicht, dem bedrängten Monarchen die Augen über die Verdienſte ſeines Generals und die begangene Uebereilung zu öffnen. Bald genug ward ihm die Abhängigkeit von Bayern und der Ligue unerträglich; aber eben dieſe Abhängigkeit verſtattete ihm nicht, ſein Mißtrauen zu zeigen, und durch Zurückberufung des Herzogs von Friedland den Churfürſten aufzubringen. Jetzt aber, da die Noth mit jedem Tage ſtieg, und die Schwäche des bayriſchen Beyſtandes immer ſichtbarer wurde, bedachte er ſich nicht länger, den Freunden des Herzogs ſein Ohr zu leihen, und ihre Vorſchläge wegen Zurückberufung dieſes Feldherrn in Ueberlegung zu nehmen. Die unermeßlichen Reichthümer, die der Letztere beſaß, die allgemeine Achtung, in der er ſtand, die Schnelligkeit, womit er ſechs Jahre vorher ein Heer von vierzig tauſend Streitern ins Feld geſtellt, der geringe Koſtenaufwand, womit er dieſes zahlreiche Heer unterhalten, die Thaten, die er an der Spitze deſſelben verrichtet, der Eifer endlich und die Treue, die er für des Kaiſers Ehre bewieſen hatte, lebten noch in dauerndem Andenken bey dem Monarchen, und ſtellten ihm den Herzog als das ſchicklichſte Werkzeug dar, das Gleichgewicht der Waffen zwiſchen den kriegführenden Mächten wieder herzuſtellen, Oeſterreich zu retten, und die katholiſche Religion aufrecht zu erhalten. Wie empfindlich auch der kaiſerliche Stolz die Erniedrigung fühlte, ein ſo unzweydeutiges Geſtändniß ſeiner ehmaligen Uebereilung und ſeiner gegenwärtigen Noth abzulegen, wie ſehr es ihn ſchmerzte, von der Höhe ſeiner Herrſcherwürde zu Bitten herabzuſteigen, wie verdächtig auch die Treue eines ſo bitter beleidigten und ſo unverſöhnlichen Mannes war, wie laut und nachdrücklich endlich auch die ſpaniſchen Miniſter und der Churfürſt von Bayern ihr Mißfallen über dieſen Schritt zu erkennen gaben, ſo ſiegte jetzt die dringende Noth über jede andre Betrachtung, und die Freunde des Herzogs erhielten den Auftrag, ſeine Geſinnungen zu erforſchen, und ihm die Möglichkeit ſeiner Wiederherſtellung von ferne zu zeigen.

Unterrichtet von Allem, was im Kabinet des Kaiſers zu ſeinem Vortheil verhandelt wurde, gewann dieſer Herrſchaft genug über ſich ſelbſt, ſeinen innern Triumph zu verbergen, und die Rolle des Gleichgültigen zu ſpielen. Die Zeit der Rache war gekommen, und ſein ſtolzes Herz frohlockte, die erlittene Kränkung dem Kaiſer mit vollen Zinſen zu erſtatten. Mit kunſtvoller Beredſamkeit verbreitete er ſich über die glückliche Ruhe des Privatlebens, die ihn ſeit ſeiner Entfernung von dem politiſchen Schauplatz beſeligte. Zu lange, erklärte er, habe er die Reize der Unabhängigkeit und Muße gekoſtet, um ſie dem nichtigen Phantom des

Ruhms und der unſichern Fürſtengunſt aufzuopfern. Alle ſeine Begierden nach Größe und Macht ſeyen ausgelöſcht, und Ruhe das einzige Ziel ſeiner Wünſche. Um ja keine Ungeduld zu verrathen, ſchlug er die Einladung an den Hof des Kaiſers aus, rückte aber doch bis nach Znaim in Mähren vor, um die Unterhandlungen mit dem Hofe zu erleichtern.

Anfangs verſuchte man, die Größe der Gewalt, welche ihm eingeräumt werden ſollte, durch die Gegenwart eines Aufſehers zu beſchränken, und durch dieſe Auskunft den Churfürſten von Bayern um ſo eher zum Stillſchweigen zu bringen. Die Abgeordneten des Kaiſers, von Queſtenberg und von Werdenberg, die, als alte Freunde des Herzogs, zu dieſer ſchlüpfrigen Unterhandlung gebraucht wurden, hatten den Befehl, in ihrem Antrage an ihn des Königs von Ungarn zu erwähnen, der bey der Armee zugegen ſeyn, und unter Wallenſteins Führung die Kriegskunſt erlernen ſollte. Aber ſchon die bloße Nennung dieſes Namens drohte die ganze Unterhandlung zu zerreißen. „Nie und nimmermehr,“ erklärte der Herzog, „würde er einen Gehülfen in ſeinem Amte dulden, und wenn es Gott ſelbſt wäre, mit dem er das Kommando theilen ſollte.“ Aber auch noch dann, als man von dieſem verhaßten Punkt abgeſtanden war, erſchöpfte der kaiſerliche Günſtling und Miniſter, Fürſt von Eggenberg, Wallenſteins ſtandhafter Freund und Verfechter, den man in Perſon an ihn abgeſchickt hatte, lange Zeit ſeine Beredſamkeit vergeblich, die verſtellte Abneigung des Herzogs zu beſiegen. „Der Monarch,“ geſtand der Miniſter, „habe mit Wallenſtein den koſtbarſten Stein aus ſeiner Krone verloren; aber nur gezwungen und widerſtrebend habe er dieſen, genug bereuten, Schritt gethan, und ſeine Hochachtung für den Herzog ſey unverändert, ſeine Gunſt ihm unverloren geblieben. Zum entſcheidenden Beweiſe davon diene das ausſchließende Vertrauen, das man jetzt in ſeine Treue und Fähigkeit ſetze, die Fehler ſeiner Vorgänger zu verbeſſern, und die ganze Geſtalt der Dinge zu verwandeln. Groß und edel würde es gehandelt ſeyn, ſeinen gerechten Unwillen dem Wohl des Vaterlandes zum Opfer zu bringen; groß und ſeiner würdig, die übeln Nachreden ſeiner Gegner durch die verdoppelte Wärme ſeines Eifers zu widerlegen. Dieſer Sieg über ſich ſelbſt,“ ſchloß der Fürſt, „würde ſeinen übrigen unerreichbaren Verdienſten die Krone aufſetzen, und ihn zum größten Mann ſeiner Zeiten erklären.“

So beſchämende Geſtändniſſe, ſo ſchmeichelhafte Verſicherungen ſchienen endlich den Zorn des Herzogs zu entwaffnen; doch nicht eher, als bis ſich ſein volles Herz aller Vorwürfe gegen den Kaiſer entladen, bis er den ganzen Umfang ſeiner Verdienſte in prahleriſchem Pomp ausgebreitet, und den Monarchen, der jetzt ſeine Hülfe brauchte, aufs Tiefſte erniedrigt hatte, öffnete er ſein Ohr den lockenden Anträgen des Miniſters. Als ob er nur der Kraft dieſer Gründe nachgäbe, bewilligte er mit ſtolzer Großmuth, was der feurigſte Wunſch ſeiner Seele war, und begnadigte den Abgeſandten mit einem Strahle von Hoffnung. Aber weit entfernt, die Verlegenheit des Kaiſers durch eine unbedingte volle Gewährung auf einmal zu endigen, erfüllte er bloß einen Theil ſeiner Forderung, um einen deſto größern Preis auf die übrige wichtigere Hälfte zu ſetzen. Er nahm das Kommando an, aber nur auf drey Monate; nur um eine Armee auszurüſten, nicht ſie ſelbſt anzuführen. Bloß ſeine Fähigkeit und Macht wollte er durch dieſen Schöpfungsakt kund thun, und dem Kaiſer die Größe der Hülfe in der Nähe zeigen, deren Gewährung in Wallenſteins Händen ſtände. Ueberzeugt, daß eine Armee, die ſein Name allein aus dem Nichts gezogen, ohne ihren Schöpfer in ihr Nichts zurückkehren würde, ſollte ſie ihm nur zur Lockſpeiſe dienen, ſeinem Herrn deſto wichtigere Bewilligungen zu entreißen; und doch wünſchte Ferdinand ſich Glück, daß auch nur ſo viel gewonnen war.

Nicht lange ſäumte Wallenſtein, ſeine Zuſage wahr zu machen, welche ganz Deutſchland als ſchimäriſch verlachte, und Guſtav Adolph ſelbſt übertrieden fand. Aber lange ſchon war der Grund zu dieſer Unternehmung gelegt, und er ließ jetzt nur die Maſchinen ſpielen, die er ſeit mehrern Jahren zu dieſem Endzweck in Gang gebracht hatte. Kaum verbreitete ſich das Gerücht von Wallenſteins Rüſtung, als von allen Enden der öſterreichiſchen Monarchie Schaaren von Kriegern herbeyeilten, unter dieſem erfahrnen Feldherrn ihr Glück zu verſuchen. Viele, welche ſchon ehedem unter ſeinen Fahnen gefochten, ſeine Größe als Augenzeugen bewundert, und ſeine Großmuth erfahren hatten, traten bey dieſem Rufe aus der Dunkelheit hervor, zum zweytenmal Ruhm und Beute mit ihm zu theilen. Die Größe des verſprochnen Soldes lockte Tauſende herbey, und die reichliche Verpflegung, welche dem Soldaten auf Koſten des Landmanns zu Theil wurde, war für den Letztern eine unüberwindliche Reizung, lieber ſelbſt dieſen Stand zu ergreifen, als unter dem Druck deſſelben zu erliegen. Alle öſterreichiſche Provinzen ſtrengte man an, zu dieſer koſtbaren Rüſtung beyzutragen; kein Stand blieb von Taxen verſchont; von der Kopfſteuer befreyte keine Würde, kein Privilegium. Der ſpaniſche Hof, wie der König von Ungarn, verſtanden ſich zu einer beträchtlichen Summe; die Miniſter machten anſehnliche Schenkungen, und Wallenſtein ſelbſt ließ es ſich zweymal hundert tauſend Thaler von ſeinem eignen Vermögen koſten, die Ausrüſtung zu beſchleunigen. Die ärmern Offiziere unterſtützte er aus ſeiner eigenen Kaſſe, und durch ſein Beyſpiel, durch glänzende Beförderungen und noch glänzendere Verſprechungen reizte er die Vermögenden, auf eigene Koſten Truppen anzuwerben. Wer mit eigenem Geld ein Korps aufſtellte, war Kommandeur deſſelben. Bey Anſtellung der Offiziere machte die Religion keinen Unterſchied; mehr als der Glaube galten Reichthum, Tapferkeit und Erfahrung. Durch dieſe gleichförmige Gerechtigkeit gegen die verſchiedenen Religionsverwandten, und mehr noch durch die Erklärung, daß die gegenwärtige Rüſtung mit der Religion nichts zu ſchaffen habe, wurde der proteſtantiſche Unterthan beruhigt, und zu gleicher Theilnahme an den öffentlichen Laſten bewogen. Zugleich verſäumte der Herzog nicht, wegen Mannſchaft und Geld in eignem Namen mit auswärtigen Staaten zu unterhandeln. Den Herzog von Lothringen gewann er, zum zweytenmal für den Kaiſer zu ziehen; Pohlen muſſte ihm Koſaken, Italien Kriegsbedürfniſſe liefern. Noch ehe der dritte Monat verſtrichen war, belief ſich die Armee, welche in Mähren verſammelt wurde, auf nicht weniger als vierzig tauſend Köpfe, größtentheils aus dem Ueberreſt Böhmens, aus Mähren, Schleſien und den deutſchen Provinzen des Hauſes Oeſterreich gezogen. Was Jedem unausführbar geſchienen, hatte Wallenſtein, zum Erſtaunen von ganz Europa, in dem kürzeſten Zeitraume vollendet. So viele Tauſende, als man vor ihm nicht Hunderte gehofft hatte, zuſammen zu bringen, hatte die Zauberkraft ſeines Namens, ſeines Goldes und ſeines Genies unter die Waffen gerufen. Mit allen Erforderniſſen bis zum Ueberfluß ausgerüſtet, von kriegsverſtändigen Officieren befehligt, von einem siegversprechenden Enthuſiasmus entflammt, erwartete dieſe neugeſchaffne Armee nur den Wink ihres Anführers, um ſich durch Thaten der Kühnheit ſeiner würdig zu zeigen.

Sein Verſprechen hatte der Herzog erfüllt, und die Armee ſtand fertig im Felde; jetzt trat er zurück, und überließ dem Kaiſer, ihr einen Führer zu geben. Aber es würde eben ſo leicht geweſen ſeyn, noch eine zweyte Armee, wie dieſe war, zu errichten, als einen andern Chef, außer Wallenſtein, für ſie aufzufinden. Dieſes vielverſprechende Heer, die letzte Hoffnung des Kaiſers, war nichts als ein Blendwerk, ſobald der Zauber ſich löſte, der es ins Daſeyn rief; durch Wallenſtein ward es, ohne ihn ſchwand es, wie eine magiſche Schöpfung, in ſein voriges Nichts dahin. Die Officiere waren ihm entweder als ſeine Schuldner verpflichtet, oder als ſeine Gläubiger aufs Engſte an ſein Intereſſe, an die Fortdauer ſeiner Macht geknüpft; die Regimenter hatte er ſeinen Verwandten, ſeinen Geſchöpfen, ſeinen Günſtlingen untergeben. Er und kein Anderer war der Mann, den Truppen die ausſchweifenden Verſprechungen zu halten, wodurch er ſie in ſeinen Dienſt gelockt hatte. Sein gegebenes Wort war die einzige Sicherheit für die kühnen Erwartungen Aller; blindes Vertrauen auf ſeine Allgewalt das einzige Band, das die verſchiednen Antriebe ihres Eifers in einem lebendigen Gemeingeiſt zuſammen hielt. Geſchehen war es um das Glück jedes Einzelnen, ſobald derjenige zurücktrat, der ſich für die Erfüllung deſſelben verbürgte.

So wenig es dem Herzog mit ſeiner Weigerung Ernſt war, ſo glücklich bediente er ſich dieſes Schreckmittels, dem Kaiſer die Genehmigung ſeiner übertriebnen Bedingungen abzuängſtigen. Die Fortſchritte des Feindes machten die Gefahr mit jedem Tage dringender, und die Hülfe war ſo nahe; von einem Einzigen hing es ab, der allgemeinen Noth ein geſchwindes Ende zu machen. Zum dritten und letztenmal erhielt alſo der Fürſt von Eggenberg Befehl, ſeinen Freund, welch hartes Opfer es auch koſten möchte, zu Uebernehmung des Kommando zu bewegen.

Zu Znaim in Mähren fand er ihn, von den Truppen, nach deren Beſitz er den Kaiſer lüſtern machte, prahleriſch umgeben. Wie einen Flehenden empfing der ſtolze Unterthan den Abgeſandten ſeines Gebieters. „Nimmermehr," gab er zur Antwort, „könne er einer Wiederherſtellung trauen, die er einzig nur der Extremität, nicht der Gerechtigkeit des Kaiſers, verdanke. Jetzt zwar ſuche man ihn auf, da die Noth aufs Höchſte geſtiegen, und von ſeinem Arme allein noch Rettung zu hoffen ſey; aber der geleiſtete Dienſt werde ſeinen Urheber bald in Vergeſſenheit bringen, und die vorige Sicherheit den vorigen Undank zurückführen. Sein ganzer Ruhm ſtehe auf dem Spiele, wenn er die von ihm geſchöpften Erwartungen täuſche; ſein Glück und ſeine Ruhe, wenn es ihm gelänge, ſie zu befriedigen. Bald würde der alte Neid gegen ihn aufwachen, und der abhängige Monarch kein Bedenken tragen, einen entbehrlichen Diener zum zweytenmale der Konvenienz aufzuopfern. Beſſer für ihn, er verlaſſe gleich jetzt und aus freyer Wahl einen Poſten, von welchem früher oder ſpäter die Kabalen ſeiner Gegner ihn doch herabſtürzen würden. Sicherheit und Zufriedenheit erwarte er nur im Schoße des Privatlebens, und bloß um den Kaiſer zu verbinden, habe er ſich auf eine Zeit lang, ungern genug, ſeiner glücklichen Stille entzogen.“

Des langen Gaukelſpiels müde, nahm der Miniſter jetzt einen ernſthaften Ton an, und bedrohte den Halsſtarrigen mit dem ganzen Zorne des Monarchen, wenn er auf ſeiner Widerſetzung beharren würde. „Tief genug,“ erklärte er, „habe ſich die Majeſtät des Kaiſers erniedrigt, und, anſtatt durch ihre Herablaſſung ſeine Großmuth zu rühren, nur ſeinen Stolz gekitzelt, nur ſeinen Starrſinn vermehrt. Sollte ſie dieſes große Opfer vergeblich gebracht haben, ſo ſtehe er nicht dafür, daß ſich der Flehende nicht in den Herrn verwandle,

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 15292/108

und der Monarch ſeine beleidigte Würde nicht an dem rebelliſchen Unterthan räche. Wie ſehr auch Ferdinand gefehlt haben möge, ſo könne der Kaiſer Unterwürfigkeit fordern; irren könne der Menſch, aber der Herrſcher nie ſeinen Fehltritt bekennen. Habe der Herzog von Friedland durch ein unverdientes Urtheil gelitten, ſo gebe es einen Erſatz für jeden Verluſt, und Wunden, die ſie ſelbſt geſchlagen, könne die Majeſtät wieder heilen. Fordre er Sicherheit für ſeine Perſon und ſeine Würden, ſo werde die Billigkeit des Kaiſers ihm keine gerechte Forderung verweigern. Die verachtete Majeſtät allein laſſe ſich durch keine Büßung verſöhnen, und der Ungehorſam gegen ihre Befehle vernichte auch das glänzendſte Verdienſt. Der Kaiſer bedürfe ſeiner Dienſte, und als Kaiſer fordre er ſie. Welchen Preis er auch darauf ſetzen möge, der Kaiſer werde ihn eingehn. Aber Gehorſam verlange er, oder das Gewicht ſeines Zorns werde den widerſpenſtigen Diener zermalmen."

Wallenſtein, deſſen weitläufige Beſitzungen, in die öſterreichiſche Monarchie eingeſchloſſen, der Gewalt des Kaiſers jeden Augenblick bloß geſtellt waren, fühlte lebhaft, daß dieſe Drohung nicht eitel ſey; aber nicht Furcht war es, was ſeine verſtellte Hartnäckigkeit endlich beſiegte. Gerade dieſer gebieteriſche Ton verrieth ihm nur zu deutlich die Schwäche und Verzweiflung, woraus er ſtammte, und die Willfährigkeit des Kaiſers, jede ſeiner Forderungen zu genehmigen, überzeugte ihn, daß er am Ziel ſeiner Wünſche ſey. Jetzt alſo gab er ſich der Beredſamkeit Eggenbergs überwunden, und verließ ihn, um ſeine Forderungen aufzuſetzen.

Nicht ohne Bangigkeit ſah der Miniſter einer Schrift entgegen, worin der ſtolzeſte der Diener dem ſtolzeſten der Fürſten Geſetze zu geben ſich erdreiſtete. Aber wie klein auch das Vertrauen war, das er in die Beſcheidenheit ſeines Freundes ſetzte, ſo überſtieg doch der ausſchweifende Inhalt dieſer Schrift bey Weitem ſeine bängſten Erwartungen. Eine unumſchränkte Oberherrſchaft verlangte **Wallenſtein** über alle deutſche Armeen des öſterreichiſchen und ſpaniſchen Hauſes, und unbegränzte Vollmacht, zu ſtrafen und zu belohnen. Weder dem König von Ungarn, noch dem Kaiſer ſelbſt ſolle es vergönnt ſeyn, bey der Armee zu erſcheinen, noch weniger, eine Handlung der Autorität darin auszuüben. Keine Stelle ſoll der Kaiſer bey der Armee zu vergeben, keine Belohnung zu verleihen haben, kein Gnadenbrief deſſelben ohne **Wallenſteins** Beſtätigung gültig ſeyn. Ueber Alles, was im Reiche konfiſzirt und erobert werde, ſoll der Herzog von Friedland allein, mit Ausſchließung aller kaiſerlichen und Reichsgerichte, zu verfügen haben. Zu ſeiner ordentlichen Belohnung müſſe ihm ein kaiſerliches Erbland, und noch ein anderes der im Reiche eroberten Länder zum außerordentlichen Geſchenk überlaſſen werden. Jede öſterreichiſche Provinz ſolle ihm, ſobald er derſelben bedürfen würde, zur Zuflucht geöffnet ſeyn. Außerdem verlangte er die Verſicherung des Herzogthums Meklenburg bey einem künftigen Frieden, und eine förmliche frühzeitige Aufkündigung, wenn man für nöthig finden ſollte, ihn zum Zweytenmal des Generalats zu entſetzen.

Umſonſt beſtürmte ihn der Miniſter, dieſe Forderungen zu mäßigen, durch welche der Kaiſer aller ſeiner Souverainetätsrechte über die Truppen beraubt und zu einer Kreatur ſeines Feldherrn erniedrigt würde. Zu ſehr hatte man ihm die Unentbehrlichkeit ſeiner Dienſte verrathen, um jetzt noch des Preiſes Meiſter zu ſeyn, womit ſie erkauft werden ſollten. Wenn der Zwang der Umſtände den Kaiſer nöthigte, dieſe Forderungen einzugehen, ſo war es nicht bloßer Antrieb der Rachſucht und des Stolzes, der den Herzog veranlaſſte, ſie zu machen. Der Plan zur künftigen Empörung war entworfen, und dabey konnte keiner der Vortheile gemiſſt werden, deren ſich Wallenſtein in ſeinem Vergleich mit dem Hofe zu bemächtigen ſuchte. Dieſer Plan erforderte, daß dem Kaiſer alle Autorität in Deutſchland entriſſen, und ſeinem General in die Hände geſpielt würde; dies war erreicht, ſobald Ferdinand jene Bedingungen unterzeichnete. Der Gebrauch, den Wallenſtein von ſeiner Armee zu machen geſonnen war — von dem Zwecke freylich unendlich verſchieden, zu welchem ſie ihm untergeben ward — erlaubte keine *getheilte* Gewalt, und noch weit weniger eine *höhere* Autorität bey dem Heere, als die ſeinige war. Um der alleinige Herr ihres Willens zu ſeyn, muſſte er den Truppen als der alleinige Herr ihres Schickſals erſcheinen; um ſeinem Oberhaupte unvermerkt ſich ſelbſt unterzuſchieben, und auf ſeine eigne Perſon die Souverainetätsrechte überzutragen, die ihm von der höchſten Gewalt nur geliehen waren, muſſte er die Letztere ſorgfältig aus den Augen der Truppen entfernen. Daher ſeine hartnäckige Weigerung, keinen Prinzen des Hauſes Oeſterreich bey dem Heere zu dulden. Die Freyheit, über alle im Reich eingezogne und eroberte Güter nach Gutdünken zu verfügen, reichte ihm furchtbare Mittel dar, ſich Anhänger und dienſtbare Werkzeuge zu erkaufen, und mehr, als je ein Kaiſer in Friedenszeiten ſich herausnahm, den Diktator in Deutſchland zu ſpielen. Durch das Recht, ſich der öſterreichiſchen Länder im Nothfall zu einem Zufluchtsorte zu bedienen, erhielt er freye Gewalt, den Kaiſer in ſeinem eigenen Reich und durch ſeine eigene Armee ſo gut als gefangen zu halten, das Mark dieſer Länder auszuſaugen, und die öſterreichiſche Macht in ihren Grundfeſten zu unterwühlen. Wie das Loos nun auch fallen mochte, ſo hatte er durch die Bedingungen, die er von dem Kaiſer erpreſſte, gleich gut für ſeinen Vortheil geſorgt. Zeigten ſich die Vorfälle ſeinen verwegnen Entwürfen günſtig, ſo machte ihm dieſer Vertrag mit dem Kaiſer ihre Ausführung leichter; wiederriethen die Zeitläufte die Vollſtreckung derſelben, ſo hatte dieſer nämliche Vertrag ihn aufs Glänzendſte entſchädigt. Aber wie konnte er einen Vertrag für gültig halten, der ſeinem Oberherrn abgetrotzt und auf ein Verbrechen gegründet war? Wie konnte er hoffen, den Kaiſer durch eine Vorſchrift zu binden, welche denjenigen, der ſo vermeſſen war, ſie zu geben, zum Tode verdammte? Doch dieſer todeswürdige Verbrecher war jetzt der unentbehrlichſte Mann in der Monarchie, und Ferdinand, im Verſtellen geübt, bewilligte ihm Alles, was er verlangte.

Endlich alſo hatte die kaiſerliche Kriegsmacht ein Oberhaupt, das dieſen Namen verdiente. Alle andere Gewalt in der Armee, ſelbſt des Kaiſers, hörte in demſelben Augenblick auf, da Wallenſtein den Kommandoſtab in die Hand nahm, und ungültig war Alles, was von ihm nicht ausfloß. Von den Ufern der Donau bis an die Weſer und den Oderſtrom empfand man den belebenden Aufgang des neuen Geſtirns. Ein neuer Geiſt fängt an, die Soldaten des Kaiſers zu beſeelen, eine neue Epoche des Krieges beginnt. Friſche Hoffnungen ſchöpfen die Papiſten, und die proteſtantiſche Welt blickt mit Unruhe dem veränderten Laufe der Dinge entgegen.

Je größer der Preis war, um den man den neuen Feldherrn hatte erkaufen müſſen, zu ſo größern Erwartungen glaubte man ſich am Hofe des Kaiſers berechtigt; aber der Herzog übereilte ſich nicht, dieſe Erwartungen in Erfüllung zu bringen. In der Nähe von Böhmen mit einem furchtbarn Heere, durfte er ſich nur zeigen, um die geſchwächte Macht der Sachſen zu überwältigen, und mit der Wiedereroberung dieſes Königreichs ſeine neue Laufbahn glänzend zu eröffnen. Aber zufrieden, durch nichts entſcheidende Kroatengefechte den Feind zu beunruhigen, ließ er ihm den beſten Theil dieſes Reichs zum Raube, und ging mit abgemeſſenem ſtillen Schritt ſeinem ſelbſtiſchem Ziel entgegen. Nicht die Sachſen zu bezwingen — ſich mit ihnen zu vereinigen, war ſein Plan. Einzig mit dieſem wichtigen Werke beſchäftigt, ließ er vor der Hand ſeine Waffen ruhn, um deſto ſichrer auf dem Wege der Unterhandlung zu ſiegen. Nichts ließ er unverſucht, den Churfürſten von der ſchwediſchen Allianz loszureißen, und Ferdinand ſelbſt, noch immer zum Frieden mit dieſem Prinzen geneigt, billigte dies Verfahren. Aber die große Verbindlichkeit, die man den Schweden ſchuldig war, lebte noch in zu friſchem Andenken bey den Sachſen, um eine ſo ſchändliche Untreue zu erlauben; und hätte man ſich auch wirklich dazu verſucht gefühlt, ſo ließ der zweydeutige Charakter Wallenſteins, und der ſchlimme Ruf der öſterreichiſchen Politik zu der Aufrichtigkeit ſeiner Verſprechungen kein Vertrauen faſſen. Zu ſehr als betrügeriſcher Staatsmann bekannt, fand er in dem einzigen Falle keinen Glauben, wo er es wahrſcheinlich redlich meinte; und noch erlaubten ihm die Zeitumſtände nicht, die Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnung durch Aufdeckung ſeiner wahren Beweggründe außer Zweifel zu ſetzen. Ungern alſo entſchloß er ſich, durch die Gewalt der Waffen zu erzwingen, was auf dem Wege der Unterhandlung mißlungen war. Schnell zog er ſeine Truppen zuſammen, und ſtand vor Prag, ehe die Sachſen dieſe Hauptſtadt entſetzen konnten. Nach einer kurzen Gegenwehr der Belagerten, öffnete die Verrätherey der Kapuziner einem von ſeinen Regimentern den Eingang, und die ins Schloß geflüchtete Beſatzung ſtreckte unter ſchimpflichen Bedingungen das Gewehr. Meiſter von der Hauptſtadt, verſprach er ſeinen Unterhandlungen am ſächſiſchen Hofe einen günſtigern Eingang, verſäumte aber dabey nicht, zu eben der Zeit, als er ſie bey dem General von Arnheim erneuerte, den Nachdruck derſelben durch einen entſcheidenden Streich zu verſtärken. Er ließ in aller Eile die engen Päſſe zwiſchen Außig und Pirna beſetzen, um der ſächſiſchen Armee den Rückzug in ihr Land abzuſchneiden; aber Arnheims Geſchwindigkeit entriß ſie noch glücklich der Gefahr. Nach dem Abzuge dieſes Generals ergaben ſich die letzten Zufluchtsörter der Sachſen, Eger und Leutmeritz, an den Sieger, und ſchneller, als es verloren gegangen war, war das

Königreich wieder ſeinem rechtmäßigen Herrn unterworfen.

Weniger mit dem Vortheile ſeines Herrn, als mit Ausführung ſeiner eignen Entwürfe beſchäftigt, gedachte jetzt **Wallenſtein** den Krieg nach Sachſen zu ſpielen, um den Churfürſten durch Verheerung ſeines Landes zu einem Privatvergleich mit dem Kaiſer, oder vielmehr mit dem Herzog von Friedland zu nöthigen. Aber wie wenig er auch ſonſt gewohnt war, ſeinen Willen dem Zwang der Umſtände zu unterwerfen, ſo begriff er doch jetzt die Nothwendigkeit, ſeinen Lieblingsentwurf einem dringendern Geſchäfte nachzuſetzen. Während daß er die Sachſen aus Böhmen ſchlug, hatte **Guſtav Adolph** die bisher erzählten Siege am Rhein und an der Donau erfochten, und durch Franken und Schwaben den Krieg ſchon an Bayerns Gränzen gewälzt. Am Lechſtrom geſchlagen, und durch den Tod des Grafen **Tilly** ſeiner beſten Stütze beraubt, lag **Maximilian** dem Kaiſer dringend an, ihm den Herzog von Friedland aufs Schleunigſte von Böhmen aus zu Hülfe zu ſchicken, und durch Bayerns Vertheidigung von Oeſterreich ſelbſt die Gefahr zu entfernen. Er wandte ſich mit dieſer Bitte an **Wallenſtein** ſelbſt, und forderte ihn aufs Angelegentlichſte auf, ihm, bis er ſelbſt mit der Hauptarmee nachkäme, einſtweilen nur einige Regimenter zum Beyſtand zu ſenden. **Ferdinand** unterſtützte mit ſeinem ganzen Anſehen dieſe Bitte, und ein Eilbote nach dem andern ging an Wallenſtein ab, ihn zum Marſch nach der Donau zu vermögen.

Aber jetzt ergab es ſich, wie viel der Kaiſer von ſeiner Autorität aufgeopfert hatte, da er die Gewalt über ſeine Truppen und die Macht zu befehlen aus ſeinen Händen gab. Gleichgültig gegen Maximilians Bitten, taub gegen die wiederholten Befehle des Kaiſers, blieb Wallenſtein müßig in Böhmen ſtehen, und überließ den Churfürſten ſeinem Schickſale. Das Andenken der ſchlimmen Dienſte, welche ihm Maximilian ehedem auf dem Regensburger Reichstage bey dem Kaiſer geleiſtet, hatte ſich tief in das unverſöhnliche Gemüth des Herzogs geprägt, und die neuerlichen Bemühungen des Churfürſten, ſeine Wiedereinſetzung zu verhindern, waren ihm kein Geheimniß geblieben. Jetzt war der Augenblick da, dieſe Kränkung zu rächen, und ſchwer empfand es der Churfürſt, daß er den Rachgierigſten der Menſchen ſich zum Feinde gemacht hatte. Böhmen, erklärte dieſer, dürfe nicht unvertheidigt bleiben, und Oeſterreich könne nicht beſſer geſchützt werden, als wenn ſich die ſchwediſche Armee vor den bayriſchen Feſtungen ſchwäche. So züchtigte er durch den Arm der Schweden ſeinen Feind, und während daß ein Platz nach dem andern in ihre Hände fiel, ließ er den Churfürſten zu Regensburg vergebens nach ſeiner Ankunft ſchmachten. Nicht eher, als bis die völlige Unterwerſung Böhmens ihm keine Entſchuldigungsgründe mehr übrig ließ, und die Eroberungen Guſtav Adolphs in Bayern Oeſterreich ſelbſt mit naher Gefahr bedrohten, gab er den Beſtürmungen des Churfürſten und des Kaiſers nach, und entſchloß ſich zu der lange gewünſchten Vereinigung mit dem Erſtern, welche, nach der allgemeinen Erwartung der Katholiſchen, das Schickſal des ganzen Feldzugs entſcheiden ſollte.

Guſtav Adolph ſelbſt, zu ſchwach an Truppen, um es auch nur mit der Wallenſteiniſchen Armee allein aufzunehmen, fürchtete die Vereinigung zweyer ſo mächtigen Heere, und mit Recht erſtaunt man, daß er nicht mehr Thätigkeit bewieſen hat, ſie zu hindern. Zu ſehr, ſcheint es, rechnete er auf den Haß, der beyde Anführer unter ſich entzweyte, und keine Verbindung ihrer Waffen zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke hoffen ließ; und es war zu ſpät, dieſen Fehler zu verbeſſern, als der Erfolg ſeine Muthmaßung widerlegte. Zwar eilte er auf die erſte ſichre Nachricht, die er von ihren Abſichten erhielt, nach der Oberpfalz, um dem Churfürſten den Weg zu verſperren; aber ſchon war ihm dieſer zuvorgekommen, und die Vereinigung bey Eger geſchehen.

Dieſen Gränzort hatte Wallenſtein zum Schauplatz des Triumphes beſtimmt, den er im Begriff war über ſeinen ſtolzen Gegner zu feyern. Nicht zufrieden, ihn, einem Flehenden gleich, zu ſeinen Füßen zu ſehen, legte er ihm noch das harte Geſetz auf, ſeine Länder hülflos hinter ſich zu laſſen, aus weiter Entfernung ſeinen Beſchützer einzuholen, und durch dieſe weite Entgegenkunft ein erniedrigendes Geſtändniß ſeiner Noth und Bedürftigkeit abzulegen. Auch dieſer Demüthigung unterwarf ſich der ſtolze Fürſt mit Gelaſſenheit. Einen harten Kampf hatte es ihm gekoſtet, demjenigen ſeine Rettung zu verdanken, der, wenn es nach ſeinem Wunſche ging, nimmermehr dieſe Macht haben ſollte; aber, Einmal entſchloſſen, war er auch Mann genug, jede Kränkung zu ertragen, die von ſeinem Entſchluß unzertrennlich war, und Herr genug ſeiner ſelbſt, um kleinere Leiden zu verachten, wenn es darauf ankam, einen großen Zweck zu verfolgen.

Aber ſo viel es ſchon gekoſtet hatte, dieſe Vereinigung nur möglich zu machen, ſo ſchwer ward es, ſich über die Bedingungen zu vergleichen, unter welchen ſie Statt finden und Beſtand haben ſollte. Einem Einzigen muſſte die vereinigte Macht zu Gebote ſtehen, wenn der Zweck der Vereinigung erreicht werden ſollte, und auf beyden Seiten war gleich wenig Neigung da, ſich der höhern Autorität des andern zu unterwerfen. Wenn ſich Maximilian auf ſeine Churfürſtenwürde, auf den Glanz ſeines Geſchlechts, auf ſein Anſehen im Reiche ſtützte, ſo gründete Wallenſtein nicht geringere Anſprüche auf ſeinen Kriegsruhm und auf die uneingeſchränkte Macht, welche der Kaiſer ihm übergeben hatte. So ſehr es den Fürſtenſtolz des Erſtern empörte, unter den Befehlen eines kaiſerlichen Dieners zu ſtehen, ſo ſehr fand ſich der Hochmuth des Herzogs durch den Gedanken geſchmeichelt, einem ſo gebieteriſchen Geiſte Geſetze vorzuſchreiben. Es kam darüber zu einem hartnäckigen Streite, der ſich aber durch eine wechſelſeitige Uebereinkunft zu Wallenſteins Vortheil endigte. Dieſem wurde das Oberkommando über beyde Armeen, beſonders am Tage einer Schlacht, ohne Einſchränkung zugeſtanden, und dem Churfürſten alle Gewalt abgeſprochen, die Schlachtordnung oder auch nur die Marſchroute der Armee abzuändern. Nichts behielt er ſich vor, als das Recht der Strafen und Belohnungen über ſeine eignen Soldaten, und den freyen Gebrauch derſelben, ſobald ſie nicht mit den kaiſerlichen Truppen vereinigt agirten.

Nach dieſen Vorbereitungen wagte man es endlich, einander unter die Augen zu treten, doch nicht eher, als bis eine gänzliche Vergeſſenheit alles Vergangenen zugeſagt, und die äußern Formalitäten des Verſöhnungsakts aufs Genaueſte berichtigt waren. Der Verabredung gemäß umarmten ſich beyde Prinzen im Angeſichte ihrer Truppen, und gaben einander gegenſeitige Verſicherungen der Freundſchaft, indeß die Herzen von Haß überfloſſen. Maximilian zwar, in der

Verſtellungskunſt ausgelernt, beſaß Herrſchaft genug über ſich ſelbſt, um ſeine wahren Gefühle auch nicht durch einen einzigen Zug zu verrathen; aber in Wallenſteins Augen funkelte eine hämiſche Siegesfreude, und der Zwang, der in allen ſeinen Bewegungen ſichtbar war, entdeckte die Macht des Affekts, der ſein ſtolzes Herz übermeiſterte.

Die vereinigten kaiſerlich-bayriſchen Truppen machten nun eine Armee von beynahe ſechzigtauſend größtentheils bewährten Soldaten aus, vor welcher der ſchwediſche Monarch es nicht wagen durfte, ſich im Felde zu zeigen. Eilfertig nahm er alſo, nachdem der Verſuch, ihre Vereinigung zu hindern, mißlungen war, ſeinen Rückzug nach Franken, und erwartete nunmehr eine entſcheidende Bewegung des Feindes, um ſeine Entſchließung zu faſſen. Die Stellung der vereinigten Armee zwiſchen der ſächſiſchen und bayriſchen Gränze ließ es eine Zeitlang noch ungewiß, ob ſie den Schauplatz des Kriegs nach dem erſtern der beyden Länder verpflanzen, oder ſuchen würde, die Schweden von der Donau zurückzutreiben und Bayern in Freyheit zu ſetzen. Sachſen hatte Arnheim von Truppen entblößt, um in Schleſien Eroberungen zu machen; nicht ohne die geheime Abſicht, wie ihm von vielen Schuld gegeben wird, dem Herzog von Friedland den Eintritt in das Churfürſtenthum zu erleichtern, und dem unentſchloſſenen

Geiſte Johann Georgs einen dringernden Sporn zum Vergleich mit dem Kaiſer zu geben. Guſtav Adolph ſelbſt, in der gewiſſen Erwartung, daß die Abſichten Wallenſteins gegen Sachſen gerichtet ſeyen, ſchickte eilig, um ſeinen Bundesgenoſſen nicht hülflos zu laſſen, eine anſehnliche Verſtärkung dahin, feſt entſchloſſen, ſobald die Umſtände es erlaubten, mit ſeiner ganzen Macht nachzufolgen. Aber bald entdeckten ihm die Bewegungen der friedländiſchen Armee, daß ſie gegen ihn ſelbſt im Anzug begriffen ſey, und der Marſch des Herzogs durch die Oberpfalz ſetzte ſich außer Zweifel. Jetzt galt es, auf ſeine eigne Sicherheit zu denken, weniger um die Oberherrſchaft als um ſeine Exiſtenz in Deutſchland zu fechten, und von der Fruchtbarkeit ſeines Genies Mittel zur Rettung zu entlehnen. Die Annäherung des Feindes überraſchte ihn, ehe er Zeit gehabt hatte, ſeine durch ganz Deutſchland zerſtreuten Truppen an ſich zu ziehen, und die alliirten Fürſten zum Beyſtand herbeyzurufen. An Mannſchaft viel zu ſchwach, um den anrückenden Feind damit aufhalten zu können, hatte er keine andere Wahl, als ſich entweder in Nürnberg zu werfen, und Gefahr zu laufen, von der Wallenſteiniſchen Macht in dieſer Stadt eingeſchloſſen und durch Hunger beſiegt zu werden — oder dieſe Stadt aufzuopfern, und unter den Kanonen von Donauwerth eine Verſtärkung an Truppen zu erwarten. Gleichgültig gegen alle Beſchwerden und

Gefahren, wo die Menſchlichkeit ſprach und die Ehre gebot, erwählte er ohne Bedenken das erſte, feſt entſchloſſen, lieber ſich ſelbſt mit ſeiner ganzen Armee unter den Trümmern Nürnbergs zu begraben, als auf den Untergang dieſer bundesverwandten Stadt ſeine Rettung zu gründen.

Sogleich ward Anſtalt gemacht, die Stadt mit allen Vorſtädten in eine Verſchanzung einzuſchließen, und innerhalb derſelben ein feſtes Lager aufzuſchlagen. Viele tauſend Hände ſetzten ſich alsbald zu dieſem weitläufigen Werk in Bewegung, und alle Einwohner Nürnbergs beſeelte ein heroiſcher Eifer, für die gemeine Sache Blut, Leben und Eigenthum zu wagen. Ein acht Fuß tiefer und zwölf Fuß breiter Graben umſchloß die ganze Verſchanzung; die Linien wurden durch Redouten und Baſtionen, die Eingänge durch halbe Monde beſchützt. Die Pegnitz, welche Nürnberg durchſchneidet, theilte das ganze Lager in zwey Hauptzirkel ab, die durch viele Brücken zuſammenhingen. Gegen dreyhundert Stücke ſpielten von den Wällen der Stadt und von den Schanzen des Lagers. Das Landvolk aus den benachbarten Dörfern und die Bürger von Nürnberg legten mit den ſchwediſchen Soldaten gemeinſchaftlich Hand an, daß ſchon am ſiebenten Tage die Armee das Lager beziehen konnte, und am vierzehnten die ganze ungeheure Arbeit vollendet war.

Indem dies außerhalb der Mauern vorging, war der Magiſtrat der Stadt Nürnberg beſchäftigt, die Magazine zu füllen, und ſich mit allen Kriegs- und Mundbedürfniſſen für eine langwierige Belagerung zu verſehen. Dabey unterließ er nicht, für die Geſundheit der Einwohner, die der Zuſammenfluß ſo vieler Menſchen leicht in Gefahr ſetzen konnte, durch ſtrenge Reinlichkeitsanſtalten Sorge zu tragen. Den König auf den Nothfall unterſtützen zu können, wurde aus den Bürgern der Stadt die junge Mannſchaft ausgehoben und in den Waffen geübt, die ſchon vorhandene Stadtmiliz beträchtlich verſtärkt, und ein neues Regiment von vier und zwanzig Namen nach den Buchſtaben des alten Alphabets ausgerüſtet. Guſtav ſelbſt hatte unterdeſſen ſeine Bundesgenoſſen, den Herzog Wilhelm von Weimar und den Landgrafen von Heſſen-Kaſſel, zum Beyſtand aufgeboten, und ſeine Generale am Rheinſtrom, in Thüringen und Niederſachſen beordert, ſich ſchleunig in Marſch zu ſetzen, und mit ihren Truppen bey Nürnberg zu ihm zu ſtoßen. Seine Armee, welche innerhalb der Linien dieſer Reichsſtadt gelagert ſtand, betrug nicht viel über ſechzehntauſend Mann, alſo nicht einmal den dritten Theil des feindlichen Heers.

Dieſes war unterdeſſen in langſamen Zuge bis gegen Neumark herangerückt, wo der Herzog von Friedland eine allgemeine Muſterung anſtellte. Vom Anblick dieſer furchtbarn Macht hingeriſſen, konnte er ſich einer jugendlichen Prahlerey nicht enthalten. „Binnen vier

Tagen ſoll ſich ausweiſen,“ rief er, „wer von uns beyden, der König von Schweden, oder ich, Herr der Welt ſeyn wird.“ Dennoch that er, ſeiner großen Ueberlegenheit ungeachtet, nichts, dieſe ſtolze Verſicherung wahr zu machen, und vernachläſſigte ſogar die Gelegenheit, ſeinen Feind auf das Haupt zu ſchlagen, als dieſer verwegen genug war, ſich außerhalb ſeiner Linien ihm entgegenzuſtellen. „Schlachten hat man genug geliefert,“ antwortete er denen, welche ihn zum Angriff ermunterten. „Es iſt Zeit, einmal einer andern Methode zu folgen.“ Hier ſchon entdeckte ſich, wie viel mehr bey einem Feldherrn gewonnen worden, deſſen ſchon gegründeter Ruhm der gewagten Unternehmungen nicht benöthigt war, wodurch andre eilen müſſen, ſich einen Namen zu machen. Ueberzeugt, daß der verzweifelte Muth des Feindes den Sieg auf das Theuerſte verkaufen, eine Niederlage aber, in dieſen Gegenden erlitten, die Angelegenheiten des Kaiſers unwiederbringlich zu Grunde richten würde, begnügte er ſich damit, die kriegeriſche Hitze ſeines Gegners durch eine langwierige Belagerung zu verzehren, und, indem er demſelben alle Gelegenheit abſchnitt, ſich dem Ungeſtüm ſeines Muths zu überlaſſen, ihm gerade denjenigen Vortheil zu rauben, wodurch er bisher ſo unüberwindlich geweſen war. Ohne alſo das geringſte zu unternehmen, bezog er jenſeits der Rednitz, Nürnberg gegenüber, ein ſtark befeſtigtes Lager, und entzog durch dieſe wohlgewählte Stellung der Stadt ſowol, als dem Lager, jede Zufuhr aus Franken, Schwaben und Thüringen. So hielt er den König zugleich mit der Stadt belagert, und ſchmeichelte ſich, den Muth ſeines Gegners, den er nicht lüſtern war in offener Schlacht zu erproben, durch Hunger und Seuchen langſam, aber deſto ſicherer, zu ermüden.

Aber zu wenig mit den Hülfsquellen und Kräften ſeines Gegners bekannt, hatte er nicht genugſam dafür geſorgt, ſich ſelbſt vor dem Schickſale zu bewahren, das er jenem bereitete. Aus dem ganzen benachbarten Gebiet hatte ſich das Landvolk mit ſeinen Vorräthen weggeflüchtet, und um den wenigen Ueberreſt muſſten ſich die friedländiſchen Fouragierer mit den ſchwediſchen ſchlagen. Der König ſchonte die Magazine der Stadt, ſo lange noch Möglichkeit da war, ſich aus der Nachbarſchaft mit Proviant zu verſehen, und dieſe wechſelſeitigen Streifereyen unterhielten einen immerwährenden Krieg zwiſchen den Kroaten und dem ſchwediſchen Volke, davon die ganze umliegende Landſchaft die traurigſten Spuren zeigte. Mit dem Schwert in der Hand muſſte man ſich die Bedürfniſſe des Lebens erkämpfen, und ohne zahlreiches Gefolge durften ſich die Parteyen nicht mehr aufs Fouragiren wagen. Dem König zwar öffnete, ſobald der Mangel ſich einſtellte, die Stadt Nürnberg ihre Vorrathshäuſer, aber Wallenſtein muſſte ſeine Truppen aus weiter Ferne verſorgen. Ein großer, in Bayern aufgekaufter, Transport war an ihn auf dem Wege, und tauſend Mann wurden abgeſchickt, ihn ſicher ins Lager zu geleiten. Guſtav Adolph, davon benachrichtigt, ſandte ſogleich ein Kavallerie-Regiment aus, ſich dieſer Lieferung zu bemächtigen, und die Dunkelheit der Nacht begünſtigte die Unternehmung. Der ganze Transport fiel mit der Stadt, worin er hielt, in der Schweden Hände; die kaiſerliche Bedeckung wurde niedergehauen, gegen zwölfhundert Stück Vieh hinweggetrieben, und tauſend mit Brot bepackte Wagen, die nicht gut fortgebracht werden konnten, in Brand geſteckt. Sieben Regimenter, welche der Herzog von Friedland gegen Altdorf vorrücken ließ, dem ſehnlich erwarteten Transport zur Bedeckung zu dienen, wurden von dem Könige, der ein Gleiches gethan hatte, den Rückzug der Seinigen zu decken, nach einem hartnäckigen Gefechte auseinander geſprengt, und mit Hinterlaſſung von vierhundert Todten in das kaiſerliche Lager zurückgetrieben. So viele Widerwärtigkeiten und eine ſo wenig erwartete Standhaftigkeit des Königs lieſſen den Herzog von Friedland bereuen, daß er die Gelegenheit zu einem Treffen ungenützt hatte vorbeyſtreichen laſſen. Jetzt machte die Feſtigkeit des ſchwediſchen Lagers jeden Angriff unmöglich, und Nürnbergs bewaffnete Jugend diente dem Monarchen zu einer fruchtbarn Kriegerſchule, woraus er jeden Verluſt an Mannſchaft auf das Schnellſte erſetzen konnte. Der

Mangel an Lebensmitteln, der ſich im kaiſerlichen Lager nicht weniger als im ſchwediſchen einſtellte, machte es zum mindeſten ſehr ungewiß, welcher von beyden Theilen den andern zuerſt zum Ausbruche zwingen würde.

Funfzehn Tage ſchon hatten beyde Armeen, durch gleiche unerſteigliche Verſchanzungen gedeckt, einander im Geſichte geſtanden, ohne etwas mehr als leichte Streifereyen und unbedeutende Scharmützel zu wagen. Auf beyden Seiten hatten anſteckende Krankheiten, natürliche Folgen der ſchlechten Nahrungsmittel und der eng zuſammengepreſſten Volksmenge, mehr als das Schwert des Feindes, die Mannſchaft vermindert, und mit jedem Tage ſtieg dieſe Noth. Endlich erſchien der längſt erwartete Succurs im ſchwediſchen Lager, und die beträchtliche Machtverſtärkung des Königs erlaubte ihm jetzt, ſeinem natürlichen Muth zu gehorchen, und die Feſſel zu zerbrechen, die ihn bisher gebunden hielt.

Seiner Aufforderung gemäß, hatte Herzog Wilhelm von Weimar aus den Beſatzungen in Niederſachſen und Thüringen in aller Eilfertigkeit ein Korps aufgerichtet, welches bey Schweinfurt in Franken vier ſächſiſche Regimenter, und bald darauf bey Kitzingen die Truppen vom Rheinſtrom an ſich zog, die Landgraf Wilhelm von Heſſen-Kaſſel und der Pfalzgraf von Birkenfeld dem König zu Hülfe ſchickten. Der Reichskanzler Oxenſtierna übernahm es, dieſe vereinigte Armee an den Ort ihrer Beſtimmung zu führen.

Nachdem er ſich zu Windsheim noch mit dem Herzog Bernhard von Weimar und dem ſchwediſchen General Banner vereinigt hatte, rückte er in beſchleunigten Märſchen bis Pruck und Eltersdorf, wo er die Rednitz paſſirte, und glücklich in das ſchwediſche Lager kam. Dieſer Succurs zählte beynahe funfzigtauſend Mann, und führte ſechzig Stücke Geſchütz und viertauſend Bagagewagen bey ſich. So ſah ſich denn Guſtav Adolph an der Spitze von beynahe ſiebenzigtauſend Streitern, ohne noch die Miliz der Stadt Nürnberg zu rechnen, welche im Nothfalle dreyßigtauſend rüſtige Bürger ins Feld ſtellen konnte. Eine furchtbare Macht, die einer andern nicht minder furchtbarn gegenüber ſtand! Der ganze Krieg ſchien jetzt zuſammengepreſſt in eine einzige Schlacht, um hier endlich ſeine letzte Entſcheidung zu erhalten. Angſtvoll blickte das getheilte Europa auf dieſen Kampfplatz hin, wo ſich die Kraft beyder ſtreitenden Mächte, wie in einem Brennpunkt, fürchterlich ſammelte.

Aber hatte man ſchon vor der Ankunft des Succurſes mit Brotmangel kämpfen müſſen, ſo wuchs dieſes Uebel nunmehr in beyden Lagern (denn auch Wallenſtein hatte neue Verſtärkungen aus Bayern an ſich gezogen) zu einem ſchrecklichen Grade an. Außer den hundert und zwanzig tauſend Kriegern, die einander bewaffnet gegenüber ſtanden, außer einer Menge von mehr als funfzigtauſend Pferden in beyden Armeen, außer den Bewohnern Nürnbergs, welche das ſchwediſche Heer an Anzahl weit übertrafen, zählte man allein in dem Wallenſtein'ſchen Lager funfzehntauſend Weiber und eben ſo viel Fuhrleute und Knechte, nicht viel weniger in dem ſchwediſchen. Die Gewohnheit jener Zeiten erlaubte dem Soldaten, ſeine Familie mit in das Feld zu führen. Bey den Kaiſerlichen ſchloß ſich eine unzählige Menge gutwilliger Frauensperſonen an den Heereszug an, und die ſtrenge Wachſamkeit über die Sitten im ſchwediſchen Lager, welche keine Ausſchweifung duldete, beförderte eben darum die rechtmäßigen Ehen. Für die junge Generation, welche dies Lager zum Vaterland hatte, waren ordentliche Feldſchulen errichtet, und eine treffliche Zucht von Kriegern daraus gezogen, daß die Armeen bey einem langwierigen Kriege ſich durch ſich ſelbſt rekrutiren konnten. Kein Wunder, wenn dieſe wandelnden Nationen jeden Landſtrich aushungerten, auf dem ſie verweilten, und die Bedürfniſſe des Lebens durch dieſen entbehrlichen Troß übermäßig im Preiſe geſteigert wurden. Alle Mühlen um Nürnberg reichten nicht zu, das Korn zu mahlen, das jeder Tag verſchlang, und funfzigtauſend Pfund Brot, welche die Stadt täglich ins Lager lieferte, reizten den Hunger bloß, ohne ihn zu befriedigen. Die wirklich bewundernswerthe Sorgfalt des Nürnberger Magiſtrats konnte nicht verhindern, daß nicht ein großer Theil der Pferde aus Mangel an Fütterung umfiel, und die zunehmende Wuth der Seuchen mit jedem Tage über hundert Menſchen ins Grab ſtreckte.

Dieſer Noth ein Ende zu machen, verließ endlich Guſtav Adolph, voll Zuverſicht auf ſeine überlegene Macht, am fünf und funfzigſten Tage ſeine Linien, zeigte ſich in voller Bataille dem Feind, und ließ von drey Batterien, welche am Ufer der Rednitz errichtet waren, das Friedländiſche Lager beſchießen. Aber unbeweglich ſtand der Herzog in ſeinen Verſchanzungen, und begnügte ſich, dieſe Ausforderung durch das Feuer der Muſketen und Kanonen von ferne zu beantworten. Den König durch Unthätigkeit aufzureiben, und durch die Macht des Hungers ſeine Beharrlichkeit zu beſiegen, war ſein überlegter Entſchluß, und keine Vorſtellung Maximilians, keine Ungeduld der Armee, kein Spott des Feindes, konnte dieſen Vorſatz erſchüttern. In ſeiner Hoffnung getäuſcht, und von der wachſenden Noth gedrungen, wagte ſich Guſtav Adolph nun an das Unmögliche, und der Entſchluß wurde gefaſſt, das durch Natur und Kunſt gleich unbezwingliche Lager zu ſtürmen.

Nachdem er das ſeinige dem Schutz der Nürnbergiſchen Miliz übergeben, rückte er am Bartholomäustage, dem acht und funfzigſten, ſeitdem die Armee ihre Verſchanzungen bezogen, in voller Schlachtordnung heraus, und paſſirte die Rednitz bey Fürt, wo er die feindlichen Vorpoſten mit leichter Mühe zum Weichen brachte. Auf den ſteilen Anhöhen zwiſchen der Biber und Rednitz, die Alte Veſte und Altenberg genannt, ſtand die Hauptmacht des Feindes, und das Lager ſelbſt, von dieſen Hügeln beherrſcht, breitete ſich unabſehbar durch das Gefilde. Die ganze Stärke des Geſchützes war auf dieſen Hügeln verſammelt. Tiefe Gräben umſchloſſen unerſteigliche Schanzen, dichte Verhacke und ſtachelige Palliſaden verrammelten die Zugänge zu dem ſteil anlaufenden Berge, von deſſen Gipfel Wallenſtein, ruhig und ſicher wie ein Gott, durch ſchwarze Rauchwolken ſeine Blitze verſendete. Hinter den Bruſtwehren lauerte der Musketen tückiſches Feuer, und ein gewiſſer Tod blickte aus hundert offnen Kanonenſchlünden dem verwegenen Stürmer entgegen. Auf dieſen gefahrvollen Poſten richtete Guſtav Adolph den Angriff, und fünfhundert Musketiere, durch weniges Fußvolk unterſtützt, (mehrere zugleich konnten auf dem engen Kampfboden nicht zum Fechten kommen) hatten den unbeneideten Vorzug, ſich zuerſt in den offenen Rachen des Todes zu werfen. Wüthend war der Andrang, der Widerſtand fürchterlich; der ganzen Wuth des feindlichen Geſchützes ohne Bruſtwehr dahin gegeben, grimmig durch den Anblick des unvermeidlichen Todes, laufen dieſe entſchloſſenen Krieger gegen den Hügel Sturm, der ſich in Einem Moment in den flammenden Hekla verwandelt, und einen eiſernen Hagel donnernd auf ſie herunter ſpeyt. Zugleich dringt die ſchwere Kavallerie in die Lücken ein, welche die feindlichen Ballen in die gedrängte Schlachtordnung reißen, die feſtgeſchloſſenen Glieder trennen ſich, und die ſtandhafte Heldenſchar, von der gedoppelten Macht der Natur und der Menſchen bezwungen, wendet ſich nach hundert zurückgelaſſnen Todten zur Flucht. Deutſche waren es, denen **Guſtavs** Parteylichkeit die tödtliche Ehre des erſten Angriffs beſtimmte; über ihren Rückzug ergrimmt, führte er jetzt ſeine Finnländer zum Sturm, durch ihren nordiſchen Muth die deutſche Feigheit zu beſchämen. Auch ſeine Finnländer, durch einen ähnlichen Feuerregen empfangen, weichen der überlegenen Macht, und ein friſches Regiment tritt an ihre Stelle, mit gleich ſchlechtem Erfolg den Angriff zu erneuern. Dieſes wird von einem vierten und fünften und ſechsten abgelöst, daß während des zehnſtündigen Gefechtes alle Regimenter zum Angriff kommen, und alle blutend und zerriſſen von dem Kampfplatz zurückkehren. Tauſend verſtümmelte Körper bedecken das Feld, und unbeſiegt ſetzt **Guſtav** den Angriff fort, und unerſchütterlich behauptet **Wallenſtein** ſeine Veſte.

Indeſſen hat ſich zwiſchen der kaiſerlichen Reiterey und dem linken Flügel der Schweden, der in einem Buſch an der Rednitz poſtirt war, ein heftiger

Kampf entzündet, wo mit abwechſelndem Glück der Feind bald Beſiegter, bald Sieger bleibt, und auf beyden Seiten gleich viel Blut fließt, gleich tapfre Thaten geſchehen. Dem Herzog von Friedland und dem Prinzen Bernhard von Weimar werden die Pferde unter dem Leibe erſchoſſen; dem König ſelbſt reißt eine Stückkugel die Sohle von dem Stiefel. Mit ununterbrochener Wuth erneuern ſich Angriff und Widerſtand, bis endlich die eintretende Nacht das Schlachtfeld verfinſtert, und die erbitterten Kämpfer zur Ruhe winkt. Jetzt aber ſind die Schweden ſchon zu weit vorgedrungen, um den Rückzug ohne Gefahr unternehmen zu können. Indem der König einen Officier zu entdecken ſucht, den Regimentern durch ihn den Befehl zum Rückzug zu überſenden, ſtellt ſich ihm der Obriſte Hebron, ein tapfrer Schottländer, dar, den bloß ſein natürlicher Muth aus dem Lager getrieben hatte, die Gefahr dieſes Tages zu theilen. Ueber den König erzürnt, der ihm unlängſt bey einer gefahrvollen Action einen jüngern Obriſten vorgezogen, hatte er das raſche Gelübde gethan, ſeinen Degen nie wieder für den König zu ziehen. An ihn wendet ſich jetzt Guſtav Adolph, und, ſeinen Heldenmuth lobend, erſucht er ihn, die Regimenter zum Rückzug zu kommandiren. „Sire,“ erwiedert der tapfre Soldat, „das iſt der einzige Dienſt, den ich Eurer Majeſtät nicht verweigern kann, denn es iſt etwas dabey zu wagen;“ und ſogleich ſprengt er davon, den erhaltenen Auftrag ins Werk zu richten. Zwar hatte ſich Herzog Bernhard von Weimar in der Hitze des Gefechts einer Anhöhe über der alten Veſte bemächtigt, von wo aus man den Berg und das ganze Lager beſtreichen konnte. Aber ein heftiger Platzregen, der in derſelben Nacht einfiel, machte den Abhang ſo ſchlüpfrig, daß es unmöglich war, die Kanonen hinaufzubringen, und ſo muſste man von freyen Stücken dieſen mit Strömen Bluts errungenen Poſten verloren geben. Mißtrauiſch gegen das Glück, das ihn an dieſem entſcheidenden Tage verlaſſen hatte, getraute der König ſich nicht, mit erſchöpften Truppen am folgenden Tage den Sturm fortzuſetzen, und zum erſtenmal überwunden, weil er nicht Ueberwinder war, führte er ſeine Truppen über die Rednitz zurück. Zweytauſend Todte, die er auf dem Wahlplatz zurückließ, bezeugten ſeinen Verluſt, und unüberwunden ſtand der Herzog von Friedland in ſeinen Linien.

Noch ganze vierzehn Tage nach dieſer Action blieben die Armeen einander gegenüber gelagert, jede in der Erwartung, die andre zum Aufbruch zu nöthigen. Je mehr mit jedem Tage der kleine Vorrath an Lebensmitteln ſchmolz, deſto ſchrecklicher wuchſen die Drangſale des Hungers, deſto mehr verwilderte der Soldat, und das Landvolk umher ward das Opſer ſeiner thieriſchen Raubſucht. Die ſteigende Noth löste alle Bande der Zucht und der Ordnung im ſchwediſchen Lager auf, und beſonders zeichneten ſich die deutſchen Regimenter durch die Gewaltthätigkeiten aus, die ſie gegen Freund und Feind ohne Unterſchied verübten. Die ſchwache Hand eines Einzigen vermochte nicht einer Geſetzloſigkeit zu ſteuern, die durch das Stillſchweigen der untern Befehlshaber eine ſcheinbare Billigung, und oft durch ihr eigenes verderbliches Beyſpiel Ermunterung erhielt. Tief ſchmerzte den Monarchen dieſer ſchimpfliche Verfall der Kriegszucht, in die er bis jetzt einen ſo gegründeten Stolz geſetzt hatte, und der Nachdruck, womit er den deutſchen Officieren ihre Nachläſſigkeit verweist, bezeugt die Heftigkeit ſeiner Empfindungen. „Ihr Deutſchen,“ rief er aus, „ihr, ihr ſelbſt ſeyd es, die ihr euer eigenes Vaterland beſtehlt, und gegen eure eigenen Glaubensgenoſſen wüthet. Gott ſey mein Zeuge, ich verabſcheue euch, ich habe einen Ekel an euch, und das Herz gällt mir im Leibe, wenn ich euch anſchaue. Ihr übertretet meine Verordnungen, ihr ſeyd Urſache, daß die Welt mich verflucht, daß mich die Thränen der ſchuldloſen Armuth verfolgen, daß ich öffentlich hören muß: der König, unſer Freund, thut uns mehr Uebels an, als unſre grimmigſten Feinde. Euretwegen habe ich meine Krone ihres Schatzes entblößt, und über vierzig Tonnen Goldes aufgewendet; von eurem deutſchen Reich aber nicht erhalten, wovon ich mich ſchlecht bekleiden könnte. Euch gab ich Alles, was Gott mir zutheilte, und hättet ihr meine Geſetze geachtet, Alles, was er mir künftig noch geben mag, würde ich mit Freuden unter euch ausgetheilt haben. Eure ſchlechte Mannszucht überzeugt mich, daß ihrs böſe meint, wie ſehr ich auch Urſache haben mag, eure Tapferkeit zu loben."

Nürnberg hatte ſich über Vermögen angeſtrengt, die ungeheure Menſchenmenge, welche in ſeinem Gebiet zuſammengepreſſt war, eilf Wochen lang zu ernähren; endlich aber verſiegten die Mittel, und der König, als der zahlreichere Theil, muſſte ſich eben darum zuerſt zum Abzug entſchließen. Mehr als zehntauſend ſeiner Einwohner hatte Nürnberg begraben, und Guſtav Adolph gegen zwanzigtauſend ſeiner Soldaten durch Krieg und Seuchen eingebüßt. Zertreten lagen alle umliegenden Felder, die Dörfer in Aſche, das beraubte Landvolk verſchmachtete auf den Straßen, Modergerüche verpeſteten die Luft, verheerende Seuchen, durch die kümmerliche Nahrung, durch den Qualm eines ſo bevölkerten Lagers und ſo vieler verweſenden Leichname, durch die Glut der Hundstage ausgebrütet, wütheten unter Menſchen und Thieren, und noch lange nach dem Abzug der Armeen drückten Mangel und Elend das Land. Gerührt von dem allgemeinen Jammer, und ohne Hoffnung, die Beharrlichkeit des Herzogs von

Friedland zu beſiegen, hob der König am achten September ſein Lager auf, und verließ Nürnberg, nachdem er es zur Fürſorge mit einer hinlänglichen Beſatzung verſehen hatte. In völliger Schlachtordnung zog er an dem Feinde vorüber, der unbeweglich blieb, und nicht das Geringſte unternahm, ſeinen Abzug zu ſtören. Er richtete ſeinen Marſch nach Neuſtadt an der Aiſch und Windsheim, wo er fünf Tage ſtehen blieb, um ſeine Truppen zu erquicken, und Nürnberg nahe zu ſeyn, wenn der Feind etwas gegen dieſe Stadt unternehmen ſollte. Aber **Wallenſtein**, der Erholung nicht weniger bedürftig, hatte auf den Abzug der Schweden nur gewartet, um den ſeinigen antreten zu können. Fünf Tage ſpäter verließ auch er ſein Lager bey Zirndorf, und übergab es den Flammen. Hundert Rauchſäulen, die aus den eingeäſcherten Dörfern in der ganzen Runde zum Himmeln ſtiegen, verkündigten ſeinen Abſchied, und zeigten der getröſteten Stadt, welchem Schickſale ſie ſelbſt entgangen war. Seinen Marſch, der gegen Forchheim gerichtet war, bezeichnete die ſchrecklichſte Verheerung; doch war er ſchon zu weit vorgerückt, um von dem König noch eingeholt zu werden. Dieſer trennte nun ſeine Armee, die das erſchöpfte Land nicht ernähren konnte, um mit einem Theile derſelben Franken zu behaupten, und mit dem andern ſeine Eroberungen in Bayern in eigner Perſon fortzuſetzen.

Unterdeſſen war die kaiſerlich-bayriſche Armee in das Bisthum Bamberg gerückt, wo der Herzog von Friedland eine zweyte Muſterung darüber anſtellte. Er fand dieſe ſechzigtauſend Mann ſtarke Macht durch Deſertion, Krieg und Seuchen bis auf vier und zwanzig tauſend Mann vermindert, von denen der vierte Theil aus bayriſchen Truppen beſtand. Und ſo hatte das Lager vor Nürnberg beyde Theile mehr als zwey verlorene große Schlachten entkräftet, ohne den Krieg ſeinem Ende auch nur um etwas genähert, oder die geſpannten Erwartungen der europäiſchen Welt durch einen einzigen entſcheidenden Vorfall befriedigt zu haben. Den Eroberungen des Königs in Bayern wurde zwar auf eine Zeit lang durch die Diverſion bey Nürnberg ein Ziel geſteckt, und Oeſterreich ſelbſt vor einem feindlichen Einfall geſichert; aber durch den Abzug von dieſer Stadt gab man ihm auch die völlige Freyheit zurück, Bayern aufs Neue zum Schauplatz des Kriegs zu machen. Unbekümmert um das Schickſal dieſes Landes, und des Zwanges müde, den ihm die Verbindung mit dem Churfürſten auferlegte, ergriff der Herzog von Friedland begierig die Gelegenheit, ſich von dieſem läſtigen Gefährten zu trennen und ſeine Lieblingsentwürfe mit erneuertem Ernſt zu verfolgen. Noch immer ſeiner erſten Maxime getreu, Sachſen von Schweden zu trennen, beſtimmte er dieſes Land zum Winteraufenthalt ſeiner Truppen, und hoffte, durch ſeine verderbliche Gegenwart den Churfürſten um ſo eher zu einem beſondern Frieden zu zwingen.

Kein Zeitpunkt konnte dieſem Unternehmen günſtiger ſeyn. Die Sachſen waren in Schleſien eingefallen, wo ſie, in Vereinigung mit brandenburgiſchen und ſchwediſchen Hülfsvölkern, einen Vortheil nach dem andern über die Truppen des Kaiſers erfochten. Durch eine Diverſion, welche man dem Churfürſten in ſeinen eigenen Staaten machte, rettete man Schleſien; und das Unternehmen war deſto leichter, da Sachſen durch den ſchleſiſchen Krieg von Vertheidigern entblößt, und dem Feinde von allen Seiten geöffnet war. Die Nothwendigkeit, ein öſterreichiſches Erbland zu retten, ſchlug alle Einwendungen des Churfürſten von Bayern darnieder, und unter der Maske eines patriotiſchen Eifers für das Beſte des Kaiſers konnte man ihn mit um ſo weniger Bedenklichkeit aufopfern. Indem man dem König von Schweden das reiche Bayern zum Raube ließ, hoffte man in der Unternehmung auf Sachſen von ihm nicht geſtört zu werden, und die zunehmende Kaltſinnigkeit zwiſchen dieſem Monarchen und dem ſächſiſchen Hofe ließ ohnehin von ſeiner Seite wenig Eifer zu Befreyung Johann Georgs befürchten. Aufs Neue alſo von ſeinem argliſtigen Beſchützer im Stich gelaſſen, trennte ſich der Churfürſt zu Bamberg von Wallenſtein, um mit dem kleinen Ueberreſt ſeiner Truppen ſein hülfloſes Land zu vertheidigen, und die kaiſerliche Armee richtete unter Friedlands Anführung ihren Marſch durch Baireuth und Koburg nach dem Thüringer Walde.

Ein kaiſerlicher General von Holk war bereits mit ſechs tauſend Mann in das Vogtland voraus geſchickt worden, dieſe wehrloſe Provinz mit Feuer und Schwert zu verheeren. Ihm wurde bald darauf Gallas nachgeſchickt, ein zweyter Feldherr des Herzogs und ein gleich treues Werkzeug ſeiner unmenſchlichen Befehle. Endlich wurde auch noch Graf Pappenheim aus Niederſachſen herbeygerufen, die geſchwächte Armee des Herzogs zu verſtärken, und das Elend Sachſens vollkommen zu machen. Zerſtörte Kirchen, eingeäſcherte Dörfer, verwüſtete Aernten, beraubte Familien, ermordete Unterthanen bezeichneten den Marſch dieſer Barbarenheere; das ganze Thüringen, Vogtland und Meißen erlagen unter dieſer dreyfachen Geißel. Aber ſie waren nur die Vorläufer eines größern Elends, mit welchem der Herzog ſelbſt, an der Spitze der Hauptarmee, das unglückliche Sachſen bedrohte. Nachdem dieſer auf ſeinem Zuge durch Franken und Thüringen die ſchauderhafteſten Denkmäler ſeiner Wuth hinterlaſſen, erſchien er mit ſeiner ganzen Macht in dem Leipziger Kreiſe, und zwang nach einer kurzen Belagerung die Stadt Leipzig zur Uebergabe. Seine Abſicht war, bis nach Dresden vorzudringen, und durch Unterwerfung des ganzen Landes dem Churfürſten Geſetze vorzuſchreiben. Schon näherte er ſich der Mulda, um die ſächſiſche Armee, die bis Torgau ihm entgegen gerückt war, mit ſeiner überlegenen Macht aus dem Felde zu ſchlagen, als die Ankunft des Königs von Schweden zu Erfurt ſeinen Eroberungsplanen eine unerwartete Gränze ſetzte. Im Gedränge zwiſchen der ſächſiſchen und ſchwediſchen Macht, welche Herzog Georg von Lüneburg von Niederſachſen aus noch zu verſtärken drohte, wich er eilfertig gegen Merſeburg zurück, um ſich dort mit dem Grafen von Pappenheim zu vereinigen, und die eindringenden Schweden mit Nachdruck zurück zu treiben. Nicht ohne große Unruhe hatte Guſtav Adolph den Kunſtgriffen zugeſehen, welche Spanien und Oeſterreich verſchwendeten, um ſeinen Alliirten von ihm abtrünnig zu machen. So wichtig ihm das Bündniß mit Sachſen war, ſo viel mehr Urſache hatte er, vor dem unbeſtändigen Gemüthe Johann Georgs zu zittern. Nie hatte zwiſchen ihm und dem Churfürſten ein aufrichtiges freundſchaftliches Verhältniß Statt gefunden. Einem Prinzen, der auf ſeine politiſche Wichtigkeit ſtolz, und gewohnt war, ſich als das Haupt ſeiner Partey zu betrachten, muſſte die Einmiſchung einer fremden Macht in die Reichsangelegenheiten bedenklich und drückend ſeyn, und den Widerwillen, womit er die Fortſchritte dieſes unwillkommnen Fremdlings betrachtete, hatte nur die äußerſte Noth ſeiner Staaten auf eine Zeit lang beſiegen können. Das wachſende Anſehen des Königs in Deutſchland, ſein überwiegender Einfluß auf die proteſtantiſchen Stände, die nicht ſehr zweydeutigen Beweiſe ſeiner ehrgeizigen

Abſichten, bedenklich genug, die ganze Wachſamkeit der Reichsſtände aufzufordern, machten bey dem Churfürſten tauſend Beſorgniſſe rege, welche die kaiſerlichen Unterhändler geſchickt zu nähren und zu vergrößern wuſſten. Jeder eigenmächtige Schritt des Königs, jede auch noch ſo billige Forderung, die er an die Reichsfürſten machte, gaben dem Churfürſten Anlaß zu bittern Beſchwerden, die einen nahen Bruch zu verkündigen ſchienen. Selbſt unter den Generalen beyder Theile zeigten ſich, ſo oft ſie vereinigt agiren ſollten, vielfache Spuren der Eiferſucht, welche ihre Beherrſcher entzweyte. **Johann Georgs** natürliche Abneigung vor dem Krieg, und ſeine noch immer nicht unterdrückte Ergebenheit gegen Oeſterreich, begünſtigte **Arnheims** Bemühungen, der, in beſtändigem Einverſtändniſſe mit **Wallenſtein**, unermüdet daran arbeitete, ſeinen Herrn zu einem Privatvergleich mit dem Kaiſer zu vermögen; und fanden ſeine Vorſtellungen auch lange Zeit keinen Eingang, ſo lehrte doch zuletzt der Erfolg, daß ſie nicht ganz ohne Wirkung geblieben waren.

Guſtav Adolph, mit Recht vor den Folgen bange, die der Abfall eines ſo wichtigen Bundesgenoſſen von ſeiner Parthey für ſeine ganze künftige Exiſtenz in Deutſchland haben muſſte, ließ kein Mittel unverſucht, dieſen bedenklichen Schritt zu verhindern, und bis jetzt hatten ſeine Vorſtellungen ihren Eindruck auf den Churfürſten nicht ganz verfehlt. Aber die fürchterliche Macht, womit der Kaiſer ſeine verführeriſchen Vorſchläge unterſtützte, und die Drangſale, die er bey längerer Weigerung über Sachſen zu häufen drohte, konnten endlich doch, wenn man ihn ſeinen Feinden hülflos dahingab, die Standhaftigkeit des Churfürſten überwinden, und dieſe Gleichgültigkeit gegen einen ſo wichtigen Bundesgenoſſen das Vertrauen aller übrigen Alliirten Schwedens zu ihrem Beſchützer auf immer darnieder ſchlagen. Dieſe Betrachtung bewog den König, den dringenden Einladungen, welche der hart bedrohte Churfürſt an ihn ergehen ließ, zum Zweytenmale nachzugeben, und der Rettung dieſes Bundesgenoſſen alle ſeine glänzenden Hoffnungen aufzuopfern. Schon hatte er einen zweyten Angriff auf Ingolſtadt beſchloſſen, und die Schwäche des Churfürſten von Bayern rechtfertigte ſeine Hoffnung, dieſem erſchöpften Feinde doch endlich noch die Neutralität aufzudringen. Der Aufſtand des Landvolks in Oberöſterreich öffnete ihm dann den Weg in dieſes Land, und der Sitz des Kaiſerthrons konnte in ſeinen Händen ſeyn, ehe Wallenſtein Zeit hatte, mit Hülfe herbeyzueilen. Alle dieſe ſchimmernden Hoffnungen ſetzte er dem Wohl eines Alliirten nach, den weder Verdienſte noch guter Wille dieſes Opfer werth machten; der, bey den dringendſten Aufforderungen des Gemeingeiſtes, nur ſeinem eigenen Vortheil mit kleinlicher Selbſtſucht diente; der nicht durch die Dienſte, die man ſich von ihm verſprach, nur durch den

Schaden, den man von ihm beſorgte, bedeutend war. Und wer erwehrt ſich nun des Unwillens, wenn er hört, daß auf dem Wege, den **Guſtav Adolph** jetzt zur Befreyung dieſes Fürſten antritt, der große König das Ziel ſeiner Thaten findet?

Schnell zog er ſeine Truppen im fränkiſchen Kreiſe zuſammen, und folgte dem **Wallenſtein**'ſchen Heere durch Thüringen nach. Herzog **Bernhard von Weimar**, der gegen Pappenheim war vorausgeſchickt worden, ſtieß bey Arnſtadt zu dem Könige, der ſich jetzt an der Spitze von zwanzigtauſend Mann geübter Truppen erblickte. Zu Erfurt trennte er ſich von ſeiner Gemahlin, die ihn nicht eher als zu Weißenfels — im Sarge wieder ſehen ſollte; der bange gepreßte Abſchied deutete auf eine ewige Trennung. Er erreichte Naumburg am erſten November des Jahrs 1632, ehe die dahin detaſchirten Korps des Herzogs **von Friedland** ſich dieſes Platzes bemächtigen konnten. Scharenweiſe ſtrömte alles Volk aus der umliegenden Gegend herbey, den Helden, den Rächer, den großen König anzuſtaunen, der ein Jahr vorher auf eben dieſem Boden als ein rettender Engel erſchienen war. Stimmen der Freude umtönten ihn, wo er ſich ſehen ließ; anbetend ſtürzte ſich Alles vor ihm auf die Knie; man ſtritt ſich um die Gunſt, die Scheide ſeines Schwerts, den Saum ſeines Kleides zu berühren. Den beſcheidenen Helden empörte dieſer unſchuldige Tribut, den ihm die aufrichtigſte Dankbarkeit und Bewunderung zollte. „Iſt es nicht, als ob dieſes Volk mich zum Gott mache?“ ſagte er zu ſeinen Begleitern. „Unſre Sachen ſtehen gut; aber ich fürchte, die Rache des Himmels wird mich für dieſes verwegene Gaukelſpiel ſtrafen, und dieſem thörichten Haufen meine ſchwache ſterbliche Menſchheit früh genug offenbaren.“ Wie liebenswürdig zeigt ſich uns Guſtav, eh' er auf ewig von uns Abſchied nimmt! Auch in der Fülle ſeines Glücks die richtende Nemeſis ehrend, verſchmäht er eine Huldigung, die nur den Unſterblichen gebührt, und ſein Recht auf unſre Thränen verdoppelt ſich, eben da er dem Augenblick nahe iſt, ſie zu erregen.

Unterdeſſen war der Herzog von Friedland dem anrückenden König bis Weißenfels entgegen gezogen, entſchloſſen, die Winterquartiere in Sachſen, auch wenn es eine Schlacht koſten ſollte, zu behaupten. Seine Unthätigkeit vor Nürnberg hatte ihn dem Verdacht ausgeſetzt, als ob er ſich mit dem nordiſchen Helden nicht zu meſſen wagte, und ſein ganzer Ruhm war in Gefahr, wenn er die Gelegenheit zu ſchlagen zum Zweytenmal entwiſchen ließ. Seine Ueberlegenheit an Truppen, wiewol weit geringer, als ſie in der erſten Zeit des Nürnbergiſchen Lagers geweſen, machte ihm die wahrſcheinlichſte Hoffnung zum Sieg, wenn er den König, vor der Vereinigung deſſelben mit den Sachſen, in ein Treffen verwickeln konnte. Aber ſeine jetzige

Zuverſicht war nicht ſowol auf ſeine größere Truppenzahl, als auf die Verſicherungen ſeines Aſtrologen Seni gegründet, welcher in den Sternen geleſen hatte, daß das Glück des ſchwediſchen Monarchen im November untergehen würde. Ueberdies waren zwiſchen Kamburg und Weißenfels enge Päſſe, von einer fortlaufenden Bergkette und der nahe ſtrömenden Saale gebildet, welche es der ſchwediſchen Armee äußerſt ſchwer machten, vorzudringen, und mit Hülfe weniger Truppen gänzlich geſchloſſen werden konnten. Dem König blieb dann keine andere Wahl, als ſich mit größter Gefahr durch die Defileen zu winden, oder einen beſchwerlichen Rückzug durch Thüringen zu nehmen, und in einem verwüſteten Lande, wo es an jeder Nothdurft gebrach, den größten Theil ſeiner Truppen einzubüßen. Die Geſchwindigkeit, mit der Guſtav Adolph von Naumburg Beſitz nahm, vernichtete dieſen Plan, und jetzt war es Wallenſtein ſelbſt, der den Angriff erwartete.

Aber in dieſer Erwartung ſah er ſich getäuſcht, als der König, anſtatt ihm bis Weißenfels entgegen zu rücken, alle Anſtalten traf, ſich bey Naumburg zu verſchanzen, und hier die Verſtärkungen zu erwarten, welche der Herzog von Lüneburg im Begriff war ihm zuzuführen. Unſchlüſſig, ob er dem König durch die engen Päſſe zwiſchen Weißenfels und Naumburg entgegen gehen, oder in ſeinem Lager unthätig ſtehen bleiben ſollte, verſammelte er ſeinen Kriegsrath, um die Meinung ſeiner erfahrenſten Generale zu vernehmen. Keiner von allen fand es rathſam, den König in ſeiner vortheilhaften Stellung anzugreifen, und die Vorkehrungen, welche dieſer zu Befeſtigung ſeines Lagers traf, ſchienen deutlich anzuzeigen, daß er gar nicht Willens ſey, es ſo bald zu verlaſſen. Aber eben ſo wenig erlaubte der eintretende Winter, den Feldzug zu verlängern, und eine der Ruhe ſo ſehr bedürftige Armee durch fortgeſetzte Kampirung zu ermüden. Alle Stimmen erklärten ſich für die Endigung des Feldzugs, um ſo mehr, da die wichtige Stadt Köln am Rhein von holländiſchen Truppen gefährlich bedroht war, und die Fortſchritte des Feindes in Weſtphalen und am Unterrhein die nachdrücklichſte Hülfe in dieſen Gegenden erheiſchten. Der Herzog von Friedland erkannte das Gewicht dieſer Gründe, und beynahe überzeugt, daß von dem König für dieſe Jahrszeit kein Angriff mehr zu befürchten ſey, bewilligte er ſeinen Truppen die Winterquartiere, doch ſo, daß ſie aufs Schnellſte verſammelt waren, wenn etwa der Feind gegen alle Erwartung noch einen Angriff wagte. Graf Pappenheim wurde mit einem großen Theile des Heers entlaſſen, um der Stadt Köln zu Hülfe zu eilen, und auf dem Wege dahin die Feſtung Moritzburg bey Halle in Beſitz zu nehmen. Einzelne Korps bezogen in den ſchicklichſten Städten umher ihre Winterquartiere, um die

Bewegungen des Feindes von allen Seiten beobachten zu können. Graf Kolloredo bewachte das Schloß zu Weißenfels, und Wallenſtein ſelbſt blieb mit dem Ueberreſt unweit Merſeburg zwiſchen dem Floßgraben und der Saale ſtehen, von wo er geſonnen war, ſeinen Marſch über Leipzig zu nehmen, und die Sachſen von dem ſchwediſchen Heere abzuſchneiden.

Kaum aber hatte Guſtav Adolph Pappenheims Abzug vernommen, ſo verließ er plötzlich ſein Lager bey Naumburg, und eilte, den um die Hälfte geſchwächten Feind mit ſeiner ganzen Macht anzufallen. In beſchleunigtem Marſche rückte er gegen Weißenfels vor, von wo aus ſich das Gerücht von ſeiner Ankunft ſchnell bis zum Feinde verbreitete, und den Herzog von Friedland in die höchſte Verwunderung ſetzte. Aber es galt jetzt einen ſchnellen Entſchluß, und der Herzog hatte ſeine Maßregeln bald genommen. Obgleich man dem zwanzigtauſend Mann ſtarken Feinde nicht viel über zwölftauſend entgegen zu ſetzen hatte, ſo konnte man doch hoffen, ſich bis zu Pappenheims Rückkehr zu behaupten, der ſich höchſtens fünf Meilen weit, bis Halle, entfernt haben konnte. Schnell flogen Eilboten ab, ihn zurückzurufen, und zugleich zog ſich Wallenſtein in die weite Ebene zwiſchen dem Floßgraben und Lützen, wo er in völliger Schlachtordnung den König erwartete, und ihn durch dieſe Stellung von Leipzig und den ſächſiſchen Völkern trennte.

Drey Kanonenſchüſſe, welche Graf Kolloredo von dem Schloſſe zu Weißenfels abbrannte, verkündigten den Marſch des Königs, und auf dieſes verabredete Signal zogen ſich die friedländiſchen Vortruppen unter dem Kommando des Kroaten-Generals Iſolani zuſammen, die an der Rippach gelegenen Dörfer zu beſetzen. Ihr ſchwacher Widerſtand hielt den anrückenden Feind nicht auf, der bey dem Dorfe Rippach über das Waſſer dieſes Namens ſetzte, und ſich unterhalb Lützen der kaiſerlichen Schlachtordnung gegenüber ſtellte. Die Landſtraße, welche von Weißenfels nach Leipzig führt, wird zwiſchen Lützen und Markranſtädt von dem Floßgraben durchſchnitten, der ſich von Zeitz nach Merſeburg erſtreckt und die Elſter mit der Saale verbindet. An dieſen Kanal lehnte ſich der linke Flügel der Kaiſerlichen und der rechte des Königs von Schweden, doch ſo, daß ſich die Reiterey beyder Theile noch jenſeits deſſelben verbreitete. Nordwärts hinter Lützen hatte ſich Wallenſteins rechter Flügel, und ſüdwärts von dieſem Städtchen der linke Flügel des ſchwediſchen Heers gelagert. Beyde Armeen kehrten der Landſtraße ihre Fronte zu, welche mitten durch ſie hinging, und eine Schlachtordnung von der andern abſonderte. Aber eben dieſer Landſtraße hatte ſich Wallenſtein am Abend vor der Schlacht zum großen Nachtheil ſeines Gegners bemächtigt, die zu beyden Seiten derſelben fortlaufenden Gräben vertiefen und durch Muſketiere beſetzen laſſen, daß der Uebergang ohne Beſchwerlichkeit und Gefahr nicht zu wagen war. Hinter denſelben ragte eine Batterie von ſieben großen Kanonen hervor, das Musketenfeuer aus den Gräben zu unterſtützen, und an den Windmühlen, nahe hinter Lützen, waren vierzehn kleinere Feldſtücke auf einer Anhöhe aufgepflanzt, von der man einen großen Theil der Ebne beſtreichen konnte. Die Infanterie, in nicht mehr als fünf große und unbehülfliche Brigaden vertheilt, ſtand in einer Entfernung von dreyhundert Schritten hinter der Landſtraße in Schlachtordnung, und die Reiterey bedeckte die Flanken. Alles Gepäcke ward nach Leipzig geſchickt, um die Bewegungen des Heers nicht zu hindern, und bloß die Munitionswagen hielten hinter dem Treffen. Um die Schwäche der Armee zu verbergen, mußten alle Troßjungen und Knechte zu Pferde ſitzen, und ſich an den linken Flügel anſchließen; doch nur ſo lange, bis die Pappenheim'ſchen Völker anlangten. Dieſe ganze Anordnung geſchah in der Finſterniß der Nacht, und ehe der Tag graute, war Alles zum Empfang des Feindes bereitet.

Noch an eben dieſem Abend erſchien Guſtav Adolph auf der gegenüber liegenden Ebene, und ſtellte ſeine Völker zum Treffen. Die Schlachtordnung war dieſelbe, wodurch er das Jahr vorher bey Leipzig geſiegt hatte. Durch das Fußvolk wurden kleine Schwadronen verbreitet, unter die Reiterey hin und wieder eine Anzahl Muſketiere vertheilt. Die ganze Armee ſtand in zwey Linien, den Floßgraben zur Rechten und hinter ſich, vor ſich die Landſtraße, und die Stadt Lützen zur Linken. In der Mitte hielt das Fußvolk unter des Grafen von Brahe Befehlen, die Reiterey auf den Flügeln, und vor der Fronte das Geſchütz. Einem deutſchen Helden, dem Herzog Bernhard von Weimar, war die deutſche Reiterey des linken Flügels untergeben, und auf dem rechten führte der König ſelbſt ſeine Schweden an, die Eiferſucht beyder Völker zu einem edeln Wettkampfe zu erhitzen. Auf ähnliche Art war das zweyte Treffen geordnet, und hinter demſelben hielt ein Reſervekorps unter Henderſons, eines Schottländers, Kommando.

Alſo gerüſtet erwartete man die blutige Morgenröthe, um einen Kampf zu beginnen, den mehr der lange Aufſchub als die Wichtigkeit der möglichen Folgen, mehr die Auswahl als die Anzahl der Truppen furchtbar und merkwürdig machten. Die geſpannten Erwartungen Europens, die man im Lager vor Nürnberg hinterging, ſollten nun in den Ebenen Lützens befriedigt werden. Zwey ſolche Feldherren, ſo gleich an Anſehen, an Ruhm und an Fähigkeit, hatten im ganzen Laufe dieſes Kriegs noch in keiner offenbaren Schlacht ihre Kräfte gemeſſen, eine ſo hohe Wette noch nie die Kühnheit geſchreckt, ein ſo wichtiger Preis noch nie die Hoffnung begeiſtert. Der morgende Tag ſollte Europa ſeinen erſten Kriegsfürſten kennen lehren, und einen Ueberwinder dem nie Ueberwundenen geben. Ob am Lechſtrom und bey Leipzig Guſtav Adolphs Genie, oder nur die Ungeſchicklichkeit ſeines Gegners den Ausſchlag beſtimmte, muſſte der morgende Tag außer Zweifel ſetzen. Morgen muſſte Friedlands Verdienſt die Wahl des Kaiſers rechtfertigen, und die Größe des Mannes die Größe des Preiſes aufwägen, um den er erkauft worden war. Eiferſüchtig theilte jeder einzelne Mann im Heer ſeines Führers Ruhm, und unter jedem Harniſche wechſelten die Gefühle, die den Buſen der Generale durchflammten. Zweifelhaft war der Sieg, gewiß die Arbeit und das Blut, das er dem Ueberwinder wie dem Ueberwundenen koſten muſſte. Man kannte den Feind vollkommen, dem man jetzt gegenüber ſtand, und die Bangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte glorreich für ſeine Stärke.

Endlich erſcheint der gefürchtete Morgen; aber ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze Schlachtfeld verbreitet liegt, verzögert den Angriff noch bis zur Mittagsſtunde. Vor der Fronte kniend hält der König ſeine Andacht; die ganze Armee, auf die Kniee hingeſtürzt, ſtimmt zu gleicher Zeit ein rührendes Lied an, und die Feldmuſik begleitet den Geſang. Dann ſteigt der König zu Pferde, und bloß mit einem ledernen Goller und einem Tuchrock bekleidet (eine vormals empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr, den Harniſch zu tragen) durchreitet er die Glieder, den Muth der Truppen zu einer frohen Zuverſicht zu entflammen, die ſein eigner ahnungsvoller Buſen verläugnet. Gott mit uns, war das Wort der Schweden; das der Kaiſerlichen: Jesus Maria. Gegen eilf Uhr fängt der Nebel an ſich zu zertheilen, und der Feind wird ſichtbar. Zugleich ſieht man Lützen in Flammen ſtehen, auf Befehl des Herzogs in Brand geſteckt, damit er von dieſer Seite nicht überflügelt würde. Jetzt tönt die Loſung, die Reiterey ſprengt gegen den Feind, und das Fußvolk iſt im Anmarſch gegen die Gräben.

Von einem fürchterlichen Feuer der Musketen und des dahinter gepflanzten groben Geſchützes empfangen, ſetzen dieſe tapfern Bataillons mit unerſchrocknem Muth ihren Angriff fort, die feindlichen Musketiere verlaſſen ihren Poſten, die Gräben ſind überſprungen, die Batterie ſelbſt wird erobert, und ſogleich gegen den Feind gerichtet. Sie dringen weiter mit unaufhaltſamer Gewalt, die erſte der fünf friedländiſchen Brigaden wird niedergeworfen, gleich darauf die zweyte, und ſchon wendet ſich die dritte zur Flucht; aber hier ſtellt ſich der ſchnell gegenwärtige Geiſt des Herzogs ihrem Andrang entgegen. Mit Blitzesſchnelligkeit iſt er da, der Unordnung ſeines Fußvolks zu ſteuern, und ſeinem Machtwort gelingts, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Von drey Kavallerie-Regimentern unterſtützt, machen die ſchon geſchlagenen Brigaden aufs Neue Fronte gegen den Feind, und dringen mit Macht in ſeine zerriſſenen Glieder. Ein mörderiſcher Kampf erhebt ſich, der nahe Feind gibt dem Schießgewehr keinen Raum, die Wuth des Angriffs keine Friſt mehr zur Ladung, Mann ficht gegen Mann, das unnütze Feuerrohr macht dem Schwert und der Pike Platz, und die Kunſt der Erbitterung. Ueberwältigt von der Menge weichen endlich die ermatteten Schweden über die Gräben zurück, und die ſchon eroberte Batterie geht bey dieſem Rückzug verloren. Schon bedecken tauſend verſtümmelte Leichen das Land, und noch iſt kein Fuß breit Erde gewonnen.

Indeſſen hat der rechte Flügel des Königs, von ihm ſelbſt angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erſte machtvolle Andrang der ſchweren finnländiſchen Küraſſiere zerſtreute die leicht berittnen Pohlen und Kroaten, die ſich an dieſen Flügel anſchloſſen, und ihre unordentliche Flucht theilte auch der übrigen Reiterey Furcht und Verwirrung mit. In dieſem Augenblick hinterbringt man dem König, daß ſeine Infanterie über die Gräben zurückweiche, und auch ſein linker Flügel durch das feindliche Geſchütz von den Windmühlen aus furchtbar geängſtigt und ſchon zum Weichen gebracht werde. Mit ſchneller Beſonnenheit überträgt er dem General von Horn, den ſchon geſchlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, und er ſelbſt eilt an der Spitze des Stenbock'ſchen Regiments davon, der Unordnung ſeines eigenen linken Flügels abzuhelfen. Sein edles Roß trägt ihn pfeilſchnell über die Gräben; aber ſchwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Uebergang, und nur wenige Reiter, unter denen Franz Albert, Herzog von Sachſen-Lauenburg, genannt wird, waren behend genug, ihm zur Seite zu bleiben. Er ſprengte geraden Wegs demjenigen Orte zu, wo ſein Fußvolk am gefährlichſten bedrängt war, und indem er ſeine Blicke umherſendet, irgend eine Blöße des feindlichen Heeres auszuſpähen, auf die er den Angriff richten könnte, führt ihn ſein kurzes Geſicht zu nah an daſſelbe. Ein kaiſerlicher Gefreyter bemerkt, daß dem Vorüberſprengenden Alles ehrfurchtsvoll Platz macht, und ſchnell befiehlt er einem Musketier, auf ihn anzuſchlagen. „Auf den dort ſchieße," ruft er, „das muß ein vornehmer Mann ſeyn." Der Soldat drückt ab, und dem König wird der linke Arm zerſchmettert. In dieſem Augenblicke kommen ſeine Schwadronen dahergeſprengt, und ein verwirrtes Geſchrey: Der König blutet — Der König iſt erſchoſſen! breitet unter den Ankommenden Schrecken und Entſetzen aus. „Es iſt nichts — folgt mir!" ruft der König, ſeine ganze Stärke zuſammenraffend; aber überwältigt von

Schmerz und der Ohnmacht nahe, bittet er in franzöſiſcher Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufſehen aus dem Gedränge zu ſchaffen. Indem der Letztere auf einem weiten Umweg, um der muthloſen Infanterie dieſen niederſchlagenden Anblick zu entziehen, nach dem rechten Flügel mit dem Könige umwendet, erhält dieſer einen zweyten Schuß durch den Rücken, der ihm den letzten Reſt ſeiner Kräfte raubt. „Ich habe genug, Bruder!“ ruft er mit ſterbender Stimme. „Suche du nur dein Leben zu retten.“ Zugleich ſank er vom Pferd, und von noch mehrern Schüſſen durchbohrt, von allen ſeinen Begleitern verlaſſen, verhauchte er unter den räuberiſchen Händen der Kroaten ſein Leben. Bald entdeckte ſein ledig fliehendes, in Blute gebadetes Roß der ſchwediſchen Reiterey ihres Königs Fall, und wüthend dringt ſie herbey, dem gierigen Feind dieſe heilige Beute zu entreißen. Um ſeinen Leichnam entbrennt ein mörderiſches Gefecht, und der entſtellte Körper wird unter einem Hügel von Todten begraben.

Die Schreckenspoſt durcheilt in kurzer Zeit das ganze ſchwediſche Heer; aber anſtatt den Muth dieſer tapfern Scharen zu ertödten, entzündet ſie ihn vielmehr zu einem neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Das Leben fällt in ſeinem Preiſe, da das heiligſte aller Leben dahin iſt, und der Tod hat für den Niedrigen keine Schrecken mehr, ſeitdem er das gekrönte

Haupt nicht verſchonte. Mit Löwengrimm werfen ſich die upländiſchen, ſmaländiſchen, finniſchen, oſt- und weſtgothiſchen Regimenter zum Zweytenmal auf den linken Flügel des Feindes, der dem General von Horn nur noch ſchwachen Widerſtand leiſtet, und jetzt völlig aus dem Felde geſchlagen wird. Zugleich gibt Herzog Bernhard von Weimar dem verwaisten Heere der Schweden in ſeiner Perſon ein fähiges Oberhaupt, und der Geiſt Guſtav Adolphs führt von Neuem ſeine ſiegreichen Schaaren. Schnell iſt der linke Flügel wieder geordnet, und mit Macht dringt er auf den rechten der Kaiſerlichen ein. Das Geſchütz an den Windmühlen, das ein ſo mörderiſches Feuer auf die Schweden geſchleudert hatte, fällt in ſeine Hand, und auf die Feinde ſelbſt werden jetzt dieſe Donner gerichtet. Auch der Mittelpunkt des ſchwediſchen Fußvolks ſetzt unter Bernhard's und Kniephauſen's Anführung aufs Neue gegen die Gräben an, über die er ſich glücklich hinwegſchwingt, und zum Zweytenmal die Batterie der ſieben Kanonen erobert. Auf die ſchweren Bataillons des feindlichen Mittelpunkts wird jetzt mit gedoppelter Wuth der Angriff erneuert, immer ſchwächer und ſchwächer widerſtehen ſie, und der Zufall ſelbſt verſchwört ſich mit der ſchwediſchen Tapferkeit, ihre Niederlage zu vollenden. Feuer ergreift die kaiſerlichen Pulverwagen, und unter ſchrecklichem Donnerknalle ſieht man die aufgehäuften Granaten und Bomben in die Lüfte fliegen. Der in Beſtürzung geſetzte Feind wähnt ſich von hinten angefallen, indem die ſchwediſchen Brigaden von vorn ihm entgegenſtürmen. Der Muth entfällt ihm. Er ſieht ſeinen linken Flügel geſchlagen, ſeinen rechten im Begriff zu erliegen, ſein Geſchütz in des Feindes Hand. Es neigt ſich die Schlacht zu ihrer Entſcheidung, das Schickſal des Tages hängt nur noch an einem einzigen Augenblick — da erſcheint Pappenheim auf dem Schlachtfelde mit Küraſſieren und Dragonern; alle erhaltenen Vortheile ſind verloren, und eine ganz neue Schlacht fängt an.

Der Befehl, welcher dieſen General nach Lützen zurückrief, hatte ihn zu Halle erreicht, eben da ſeine Völker mit Plünderung dieſer Stadt noch beſchäftigt waren. Unmöglich wars, das zerſtreute Fußvolk mit der Schnelligkeit zu ſammeln, als die dringende Ordre und die Ungedult dieſes Kriegers verlangten. Ohne es zu erwarten, ließ er acht Regimenter Kavallerie aufſitzen, und eilte an der Spitze derſelben ſpornſtreichs auf Lützen zu, an dem Feſte der Schlacht Theil zu nehmen. Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiſerlichen linken Flügels, den Guſtav Horn aus dem Felde ſchlug, zu bezeugen, und ſich anfänglich ſelbſt darein verwickelt zu ſehen. Aber mit ſchneller Gegenwart des Geiſtes ſammelt er dieſe flüchtigen Völker wieder, und führt ſie aufs Neue gegen den Feind.

Fortgeriſſen von ſeinem wilden Muth, und voll Ungeduld, dem König ſelbſt, den er an der Spitze dieſes Flügels vermuthet, gegenüber zu fechten, bricht er fürchterlich in die ſchwediſchen Scharen, die, ermattet vom Sieg und an Anzahl zu ſchwach, dieſer Fluth von Feinden nach dem männlichſten Widerſtand unterliegen. Auch den erlöſchenden Muth des kaiſerlichen Fußvolks ermuntert Pappenheims nicht mehr gehoffte Erſcheinung, und ſchnell benutzt der Herzog von Friedland den günſtigen Augenblick, das Treffen aufs Neue zu formiren. Die dicht geſchloſſenen ſchwediſchen Bataillons werden unter einem mörderiſchen Gefechte über die Gräben zurückgetrieben, und die zweymal verlornen Kanonen zum zweytenmal ihren Händen entriſſen. Das ganze gelbe Regiment, als das Trefflichſte von allen, die an dieſem blutigen Tage Beweiſe ihres Heldenmuths gaben, lag todt dahingeſtreckt, und bedeckte noch in derſelben ſchönen Ordnung den Wahlplatz, den es lebend mit ſo ſtandhaftem Muthe behauptet hatte. Ein ähnliches Loos traf ein andres blaues Regiment, welches Graf Piccolomini mit der kaiſerlichen Reiterey nach dem wüthendſten Kampfe zu Boden warf. Zu ſieben verſchiedenen Malen wiederholte dieſer treffliche General den Angriff; ſieben Pferde wurden unter ihm erſchoſſen, und ſechs Muſketenkugeln durchbohrten ihn. Dennoch verließ er das Schlachtfeld nicht eher, als bis ihn der Rückzug des ganzen Heeres mit fortriß. Den Herzog ſelbſt ſah man, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, mit kühler Seele ſeine Truppen durchreiten, dem Nothleidenden nahe mit Hülfe, dem Tapfern mit Beyfall, dem Verzagten mit ſeinem ſtrafenden Blick. Um und neben ihm ſtürzen ſeine Völker entſeelt dahin, und ſein Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert. Aber die Rachegötter beſchützen heute ſeine Bruſt, für die ſchon ein anderes Eiſen geſchliffen iſt; auf dem Bette, wo Guſtav erblaſſte, ſollte Wallenſtein den ſchuldbefleckten Geiſt nicht verhauchen.

Nicht ſo glücklich war Pappenheim, der Telamonier des Heers, der furchtbarſte Soldat des Hauſes Oeſterreich und der Kirche. Glühende Begier, dem König ſelbſt im Kampfe zu begegnen, riß den Wüthenden mitten in das blutigſte Schlachtgewühl, wo er ſeinen edeln Feind am wenigſten zu verfehlen hoffte. Auch Guſtav hatte den feurigſten Wunſch gehegt, dieſen geachteten Gegner von Angeſicht zu ſehen, aber die feindſelige Sehnſucht blieb ungeſtillt, und erſt der Tod führte die verſöhnten Helden zuſammen. Zwey Musketenkugeln durchbohrten Pappenheims narbenvolle Bruſt, und gewaltſam muſſten ihn die Seinen aus dem Mordgewühl tragen. Indem man beſchäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen, drang ein Gemurmel zu ſeinen Ohren, daß der, den er ſuchte, entſeelt auf dem Wahlplatz liege. Als man ihm die Wahrheit dieſes Gerüchtes bekräftigte, erheiterte ſich ſein Geſicht, und das letzte Feuer blitzte in ſeinen Augen. „So hinterbringe man denn dem Herzog von Friedland,“ rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darnieder liege, aber fröhlich dahinſcheide, da ich weiß, daß dieſer unverſöhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tage mit mir gefallen iſt.“

Mit Pappenheim verſchwand das Glück der Kaiſerlichen von dem Schlachtfelde. Nicht ſobald vermiſſte die ſchon einmal geſchlagene, und durch ihn allein wieder hergeſtellte Reiterey des linken Flügels ihren ſieghaften Führer, als ſie Alles verloren gab, und mit muthloſer Verzweiflung das Weite ſuchte. Gleiche Beſtürzung ergriff auch den rechten Flügel, wenige Regimenter ausgenommen, welche die Tapferkeit ihrer Obriſten, Götz, Terzky, Kolloredo und Piccolomini, nöthigte, Stand zu halten. Die ſchwediſche Infanterie benutzt mit ſchneller Entſchloſſenheit die Beſtürzung des Feindes. Um die Lücken zu ergänzen, welche der Tod in ihr Vordertreffen geriſſen, ziehen ſich beyde Linien in Eine zuſammen, die den letzten entſcheidenden Angriff wagt. Zum Drittenmal ſetzt ſie über die Gräben und zum Drittenmal werden die dahinter gepflanzten Stücke erobert. Die Sonne neigt ſich eben zum Untergang, indem beyde Schlachtordnungen auf einander treffen. Heftiger erhitzt ſich der Streit an ſeinem Ende, die letzte Kraft ringt mit der letzten Kraft. Geſchicklichkeit und Wuth thun ihr Aeußerſtes, in den letzten theuren Minuten den ganzen verlorenen Tag nachzuholen. Umſonſt, die Verzweiflung erhebt jede über ſich ſelbſt, keine verſteht zu ſiegen, keine zu weichen, und die Taktik erſchöpft hier ihre Wunder nur, um dort neue, nie gelernte, nie in Uebung gebrachte, Meiſterſtücke der Kunſt zu entwickeln. Endlich ſetzen Nebel und Nacht dem Gefecht eine Gränze, dem die Wuth keine ſetzen will, und der Angriff hört auf, weil man ſeinen Feind nicht mehr findet. Beyde Kriegsheere ſcheiden mit ſtillſchweigender Uebereinkunft aus einander, die erfreuenden Trompeten ertönen, und jedes, für unbeſiegt ſich erklärend, verſchwindet aus dem Gefilde.

Die Artillerie beyder Theile blieb, weil die Roſſe ſich verlaufen, die Nacht über auf dem Wahlplatze verlaſſen ſtehen — zugleich der Preis und die Urkunde des Siegers für den, der die Wahlſtatt eroberte. Aber über der Eilfertigkeit, mit der er von Leipzig und Sachſen Abſchied nahm, vergaß der Herzog von Friedland, ſeinen Antheil daran von dem Schlachtfelde abzuholen. Nicht lange nach geendigtem Treffen erſchien das Pappenheimiſche Fußvolk, das ſeinem voraus eilenden General nicht ſchnell genug hatte folgen können, ſechs Regimenter ſtark, auf dem Wahlplatz; aber die Arbeit war gethan. Wenige Stunden früher würde dieſe beträchtliche Verſtärkung die Schlacht wahrſcheinlich zum Vortheil des Kaiſers entſchieden, und ſelbſt noch jetzt durch Eroberung des Schlachtfelds die Artillerie des Herzogs gerettet und die ſchwediſche erbeutet haben. Aber keine Ordre war da, ihr Verhalten zu beſtimmen, und zu ungewiß über den Ausgang der Schlacht, nahm ſie ihren Weg nach Leipzig, wo ſie das Hauptheer zu finden hoffte.

Dahin hatte der Herzog von Friedland ſeinen Rückzug genommen, und ohne Geſchütz, ohne Fahnen, und beynahe ohne alle Waffen folgte ihm am andern Morgen der zerſtreute Ueberreſt ſeines Heers. Zwiſchen Lützen und Weißenfels, ſcheint es, ließ Herzog Bernhard die ſchwediſche Armee von den Anſtrengungen dieſes blutigen Tages ſich erholen, nahe genug an dem Schlachtfeld, um jeden Verſuch des Feindes zu Eroberung deſſelben ſogleich vereiteln zu können. Von beyden Armeen lagen über neuntauſend Mann todt auf dem Wahlplatze; noch weit größer war die Zahl der Verwundeten, und unter den Kaiſerlichen beſonders fand ſich kaum Einer, der unverletzt aus dem Treffen zurückgekehrt wäre. Die ganze Ebene von Lützen bis an den Floßgraben war mit Verwundeten, mit Sterbenden, mit Todten bedeckt. Viele von dem vornehmſten Adel waren auf beyden Seiten gefallen; auch der Abt von Fulda, der ſich als Zuſchauer in die Schlacht gemiſcht hatte, büßte ſeine Neugier und ſeinen unzeitigen Glaubenseiſer mit dem Tode. Von Geſangenen ſchweigt die Geſchichte; ein Beweis mehr für die Wuth der Armeen, die keinen Pardon gab oder keinen verlangte.

Pappenheim ſtarb gleich am folgenden Tage zu Leipzig an ſeinen Wunden; ein unerſetzlicher Verluſt für das kaiſerliche Heer, das dieſer treffliche Krieger ſo oft zum Sieg geführt hatte. Die Prager Schlacht, der er zugleich mit Wallenſtein als Obriſter beywohnte, öffnete ſeine Heldenbahn. Gefährlich verwundet, warf er durch das Ungeſtüm ſeines Muths mit wenigen Truppen ein feindliches Regiment darnieder, und lag viele Stunden lang, mit andern Todten verwechſelt, unter der Laſt ſeines Pferdes auf der Wahlſtatt, bis ihn die Seinigen bey Plünderung des Schlachtfelds entdeckten. Mit wenigem Volk überwand er die Rebellen in Oberöſterreich, vierzigtauſend an der Zahl, in drey verſchiedenen Schlachten, hielt in dem Treffen bey Leipzig die Niederlage des Tilly lange Zeit durch ſeine Tapferkeit auf, und machte die Waffen des Kaiſers an der Elbe und an dem Weſerſtrom ſiegen. Das wilde ſtürmiſche Feuer ſeines Muths, den auch die entſchiedenſte Gefahr nicht ſchreckte, und kaum das Unmögliche bezwang, machte ihn zum furchtbarſten Arm des Feldherrn, aber untüchtig zum Oberhaupt des Heers; das Treffen bey Leipzig ging, wenn man dem Ausſpruch Tilly's glauben darf, durch ſeine ungeſtüme

Hitze verloren. Auch Er tauchte bey Magdeburgs Zerſtörung ſeine Hand in Blut; ſein Geiſt, durch frühen jugendlichen Fleiß und vielfältige Reiſen zur ſchönſten Blüthe entfaltet, verwilderte unter den Waffen. Auf ſeiner Stirn erblickte man zwey rothe Striemen, Schwertern ähnlich, womit die Natur ſchon bey der Geburt ihn gezeichnet hatte. Auch noch in ſpätern Jahren erſchienen dieſe Flecken, ſo oft eine Leidenſchaft ſein Blut in Bewegung brachte, und der Aberglaube überredete ſich leicht, daß der künftige Beruf des Mannes ſchon auf der Stirn des Kindes angedeutet worden ſey. Ein ſolcher Diener hatte auf die Dankbarkeit beyder öſterreichiſchen Linien den gegründetſten Anſpruch; aber den glänzendſten Beweis derſelben erlebte er nicht mehr. Schon war der Eilbote auf dem Wege, der ihm das goldene Vließ von Madrid überbringen ſollte, als der Tod ihn zu Leipzig dahinraffte.

Ob man gleich in allen öſterreichiſchen und ſpaniſchen Landen über den erfochtenen Sieg das Te Deum anſtimmte, ſo geſtand doch Wallenſtein ſelbſt durch die Eilfertigkeit, mit der er Leipzig und bald darauf ganz Sachſen verließ, und auf die Winterquartiere in dieſem Lande Verzicht that, öffentlich und laut ſeine Niederlage. Zwar that er noch einen ſchwachen Verſuch, die Ehre des Siegs gleichſam im Flug wegzuhaſchen, und ſchickte am andern Morgen ſeine Kroaten aus, das Schlachtgefild zu umſchwärmen; aber der Anblick des ſchwediſchen Heers, das in Schlachtordnung daſtand, verſcheuchte im Augenblick dieſe flüchtigen Scharen, und Herzog **Bernhard** nahm durch Eroberung der Wahlſtatt, auf welche bald nachher die Einnahme Leipzigs folgte, unbeſtrittenen Beſitz von allen Rechten des Siegers.

Aber ein theurer Sieg, ein trauriger Triumph! Jetzt erſt, nachdem die Wuth des Kampfes erkaltet iſt, empfindet man die ganze Größe des erlittnen Verluſtes, und das Jubelgeſchrey der Ueberwinder erſtirbt in einer ſtummen, finſtern Verzweiflung. Er, der ſie in den Streit herausgeführt hatte, iſt nicht mit zurückgekehrt. Draußen liegt er in ſeiner gewonnenen Schlacht, mit dem gemeinen Haufen niedriger Todten verwechſelt. Nach langem vergeblichen Suchen entdeckt man endlich den königlichen Leichnam, unfern dem großen Steine, der ſchon hundert Jahre vorher zwiſchen dem Floßgraben und Lützen geſehen worden, aber von dem merkwürdigen Unglücksfalle dieſes Tags den Namen des **Schwedenſteines** führt. Von Blut und Wunden bis zum Unkenntlichen entſtellt, von den Hufen der Pferde zertreten, und durch räuberiſche Hände ſeines Schmucks, ſeiner Kleider beraubt, wird er unter einem Hügel von Todten hervorgezogen, nach Weißenfels gebracht, und dort dem Wehklagen ſeiner Truppen, den letzten Umarmungen der Königinn überliefert. Den erſten Tribut hatte die Rache geheiſcht, und Blut muſſte dem Monarchen zum Sühnopfer ſtrömen; jetzt tritt die Liebe in ihre Rechte ein, und milde Thränen fließen um den Menſchen. Der allgemeine Schmerz verſchlingt jedes einzelne Leiden. Von dem betäubenden Schlag noch beſinnungslos, ſtehen die Anführer in dumpfer Erſtarrung um ſeine Bahre, und keiner getraut ſich noch, den ganzen Umfang dieſes Verluſtes zu denken.

Der Kaiſer, erzählt uns Khevenhiller, zeigte beym Anblick des blutigen Gollers, den man dem Könige in der Schlacht abgenommen, und nach Wien geſchickt hatte, eine anſtändige Rührung, die ihm wahrſcheinlich auch von Herzen ging. „Gern,“ rief er aus, „hätte ich dem Unglücklichen ein längeres Leben und eine fröhliche Rückkehr in ſein Königreich gegönnt, wenn nur in Deutſchland Friede geworden wäre!“ Aber wenn ein neuerer katholiſcher Schriftſteller von anerkanntem Verdienſt dieſen Beweis eines nicht ganz unterdrückten Menſchengefühls, den ſelbſt ſchon der äußere Anſtand fordert, den auch die bloße Selbſtliebe dem fühlloſeſten Herzen abnöthigt, und deſſen Gegentheil nur in der roheſten Seele möglich werden kann, der höchſten Lobpreiſung würdig findet, und gar dem Edelmuth Alexanders gegen das Andenken des Darius an die Seite ſetzt, ſo erweckt er uns ein ſchlechtes Vertrauen zu dem übrigen Werth ſeines Helden, oder, was noch ſchlimmer wäre, zu ſeinem eigenen Ideale von ſittlicher Würde. Aber auch ein ſolches Lob iſt bey demjenigen ſchon viel, den man von dem Verdacht eines Königsmordes zu reinigen ſich genöthigt findet!

Es war wol kaum zu erwarten, daß der mächtige Hang der Menſchen zum Außerordentlichen dem gewöhnlichen Laufe der Natur den Ruhm laſſen würde, das wichtige Leben eines Guſtav Adolphs geendigt zu haben. Der Tod dieſes furchtbarn Gegners war für den Kaiſer eine zu wichtige Begebenheit, um nicht bey einer feindſeligen Partey den ſo leicht ſich darbietenden Gedanken zu erregen, daß das, was ihm nützte, von ihm veranlaſſt worden ſey. Aber der Kaiſer bedurfte zu Ausführung dieſer ſchwarzen That eines fremden Armes, und auch dieſen glaubte man in der Perſon Franz Alberts, Herzogs von Sachſen-Lauenburg gefunden zu haben. Dieſem erlaubte ſein Rang einen freyen unverdächtigen Zutritt zu dem Monarchen, und eben dieſe ehrenvolle Würde diente dazu, ihn über den Verdacht einer ſchändlichen Handlung hinweg zu ſetzen. Es braucht nun gezeigt zu werden, daß dieſer Prinz einer ſolchen Abſcheulichkeit fähig, und daß er hinlänglich dazu aufgefordert war, ſie wirklich zu verüben.

Franz Albert, der jüngſte von vier Söhnen, Franz des Zweyten, Herzogs von Lauenburg, und durch ſeine Mutter verwandt mit dem Waſa'ſchen Fürſtengeſchlechte, hatte in jüngern Jahren am ſchwediſchen Hofe eine freundſchaftliche Aufnahme gefunden. Eine Unanſtändigkeit, die er ſich im Zimmer der Königinn Mutter gegen Guſtav Adolph erlaubte, wurde, wie man ſagt, von dieſem feurigen Jüngling mit einer Ohrfeige geahndet, die, obgleich im Augenblick bereut und durch die vollſtändigſte Genugthuung gebüßt, in dem rachgierigen Gemüth des Herzogs den Grund zu einer unverſöhnlichen Feindſchaft legte. Franz Albert trat in der Folge in kaiſerliche Dienſte, wo er ein Regiment anzuführen bekam, mit dem Herzog von Friedland in die engſte Verbindung trat, und ſich zu einer heimlichen Unterhandlung am ſächſiſchen Hofe gebrauchen ließ, die ſeinem Rang wenig Ehre machte. Ohne eine erhebliche Urſache davon angeben zu können, verläſſt er unvermuthet die öſterreichiſchen Fahnen, und erſcheint zu Nürnberg im Lager des Königs, ihm ſeine Dienſte als Volontär anzubieten. Durch ſeinen Eifer für die proteſtantiſche Sache und ein zuvorkommendes einſchmeichelndes Betragen gewinnt er des Königs Herz, der, von Oxenſtierna vergeblich gewarnt, ſeine Gunſt und Freundſchaft an den verdächtigen Ankömmling verſchwendet. Bald darauf kommt es bey Lützen zur Schlacht, in welcher Franz Albert dem Monarchen wie ein böſer Dämon beſtändig zur Seite bleibt, und erſt, nachdem der König ſchon gefallen iſt, von ihm ſcheidet. Mitten unter den Kugeln der Feinde bleibt er unverletzt, weil er eine grüne Binde, die Farbe der Kaiſerlichen, um den Leib trägt. Er iſt der erſte, der dem Herzog von Friedland, ſeinem Freunde, den Fall des Königs hinterbringt. Er vertauſcht gleich nach dieſer Schlacht die ſchwediſchen Dienſte mit den ſächſiſchen, und, bey der Ermordung Wallenſteins, als ein Mitſchuldiger dieſes Generals eingezogen, entgeht er nur durch Abſchwörung ſeines Glaubens dem Schwerte des Nachrichters. Endlich erſcheint er aufs Neue als Befehlshaber einer kaiſerlichen Armee in Schleſien, und ſtirbt vor Schweidnitz an empfangenen Wunden. Es erfordert wirklich einige Selbſtüberwindung, ſich der Unſchuld eines Menſchen anzunehmen, der einen Lebenslauf, wie dieſen, gelebt hat; aber wenn die moraliſche und phyſiſche Möglichkeit einer ſo verabſcheuungswerthen That auch noch ſo ſehr aus den angeführten Gründen erhellte, ſo zeigt ſchon der erſte Blick, daß ſie auf die wirkliche Begehung derſelben keinen rechtmäßigen Schluß erlauben. Es iſt bekannt, daß Guſtav Adolph, wie der gemeinſte Soldat in ſeinem Heer, ſich der Gefahr bloß ſtellte, und wo Tauſende fielen, konnte auch er ſeinen Untergang finden. Wie er ihn fand, bleibt in undurchdringliches Dunkel verhüllt; aber mehr als irgendwo gilt hier die Maxime, da wo der natürliche Lauf der Dinge zu einem vollkommenen Erklärungsgrunde hinreicht, die Würde der menſchlichen Natur durch keine moraliſche Beſchuldigung zu entehren.

Aber durch welche Hand er auch mag gefallen ſeyn, ſo muß uns dieſes außerordentliche Schickſal als eine That der großen Natur erſcheinen. Die Geſchichte, ſo oft nur auf das freudenloſe Geſchäft eingeſchränkt, das einförmige Spiel der menſchlichen Leidenſchaft aus einander zu legen, ſieht ſich zuweilen durch Erſcheinungen belohnt, die gleich einem kühnen Griff aus den Wolken in das berechnete Uhrwerk der menſchlichen Unternehmungen fallen, und den nachdenkenden Geiſt auf eine höhere Ordnung der Dinge verweiſen. So ergreift uns Guſtav Adolphs ſchnelle Verſchwindung vom Schauplatz, die das ganze Spiel des politiſchen Uhrwerks mit Einemmal hemmt, und alle Berechnungen der menſchlichen Klugheit vereitelt. Geſtern noch der belebende Geiſt, der große und einzige Beweger ſeiner Schöpfung — heute in ſeinem Adlerfluge unerbittlich dahingeſtürzt, herausgeriſſen aus einer Welt voll Entwürfe, von der reifenden Saat ſeiner Hoffnungen ungeſtüm abgerufen, läßt er ſeine verwaiſte Partey troſtlos hinter ſich, und in Trümmern fällt der ſtolze Bau ſeiner vergänglichen Größe. Schwer entwöhnt ſich die proteſtantiſche Welt von den Hoffnungen, die ſie auf dieſen unüberwindlichen Anführer ſetzte, und mit ihm fürchtet ſie ihr ganzes voriges Glück zu begraben. Aber es war nicht mehr der Wohlthäter Deutſchlands, der bey Lützen ſank. Die wohlthätige Hälfte ſeiner Laufbahn hatte Guſtav Adolph geendigt, und der größte Dienſt, den er der Freyheit des deutſchen Reichs noch erzeigen kann, iſt — zu ſterben. Die alles verſchlingende Macht des Einzigen zerfällt, und Viele verſuchen ihre Kräfte; der zweydeutige Beyſtand eines übermächtigen Beſchützers macht der rühmlichern Selbſthülfe der Stände Platz, und, vorher nur die Werkzeuge zu Seiner Vergrößerung, fangen ſie erſt jetzt an, für ſich ſelbſt zu arbeiten. In ihrem eigenen Muthe ſuchen ſie nunmehr die Rettungsmittel auf, die von der Hand des Mächtigen ohne Gefahr nicht empfangen werden, und die ſchwediſche Macht, außer Stand geſetzt, in eine Unterdrückerinn auszuarten, tritt in die beſcheidenen Gränzen einer Alliirten zurück.

Unverkennbar ſtrebte der Ehrgeiz des ſchwediſchen Monarchen nach einer Gewalt in Deutſchland, die mit der Freyheit der Stände unvereinbar war, und nach einer bleibenden Beſitzung im Mittelpunkt dieſes Reiches. Sein Ziel war der Kaiſerthron; und dieſe Würde, durch ſeine Macht unterſtützt und geltend gemacht durch ſeine Thätigkeit, war in ſeiner Hand einem weit größern Mißbrauch ausgeſetzt, als man von dem öſterreichiſchen Geſchlechte zu befürchten hatte. Geboren im Ausland, in den Maximen der Alleinherrſchaft auferzogen, und aus frommer Schwärmerey ein abgeſagter Feind der Papiſten, war er nicht wol geſchickt, das Heiligthum deutſcher Verfaſſung zu bewahren, und vor der Freyheit der Stände Achtung zu tragen. Die anſtößige Huldigung, welche außer mehrern andern Städten, die Reichsſtadt Augsburg der ſchwediſchen Krone zu leiſten vermocht wurde, zeigte weniger den Beſchützer des Reichs als den Eroberer; und dieſe Stadt, ſtolzer auf den Titel einer Königsſtadt, als auf den rühmlichern Vorzug der Reichsfreyheit, ſchmeichelte ſich ſchon im Voraus, der Sitz ſeines neuen Reichs zu werden. Seine nicht genug verhehlten Abſichten auf das Erzſtift Mainz, welches er anfangs dem Churprinzen von Brandenburg, als Mitgift ſeiner Tochter Chriſtina, und nachher ſeinem Kanzler und Freund Oxenſtierna beſtimmte, legte deutlich an den Tag, wie viel er ſich gegen die Verfaſſung des Reichs zu erlauben fähig war. Die mit ihm verbundenen proteſtantiſchen Fürſten machten Anſprüche an ſeine Dankbarkeit, die nicht anders, als auf Unkoſten ihrer Mitſtände, und beſonders der unmittelbaren geiſtlichen Stifter, zu befriedigen waren; und vielleicht war der Entwurf ſchon gemacht, die eroberten Provinzen, nach Art jener alten barbariſchen Horden, die das alte Römerreich überſchwemmten, unter ſeine deutſchen und ſchwediſchen Kriegsgenoſſen, wie einen gemeinſchaftlichen Raub, zu vertheilen. In ſeinem Betragen gegen den Pfalzgrafen **Friedrich** verläugnete er ganz die Großmuth des Helden, und den heiligen Charakter eines Beſchützers. Die Pfalz war in ſeinen Händen, und die Pflichten ſowol der Gerechtigkeit als der Ehre forderten ihn auf, dieſe den Spaniern entriſſene Provinz ihrem rechtmäßigen Eigenthümer in vollkommenem Stande zurück zu geben. Aber durch eine Spitzfindigkeit, die eines großen Mannes nicht würdig iſt, und den ehrwürdigen Namen eines Vertheidigers der Unterdrückten ſchändet, wuſſte er dieſer Verbindlichkeit zu entſchlüpfen. Er betrachtete die Pfalz als eine Eroberung, die aus Feindeshänden an ihn gekommen ſey, und glaubte daraus ein Recht abzuleiten, nach Willkür darüber zu verfügen. Aus Gnade alſo, und nicht aus Pflichtgefühl, trat er ſie dem Pfalzgrafen ab, und zwar als ein Lehen der ſchwediſchen Krone, unter Bedingungen, die den Werth derſelben um die Hälfte verringerten, und dieſen Fürſten zu einem verächtlichen Vaſallen Schwedens herabſetzten. Eine dieſer Bedingungen, welche dem Pfalzgrafen vorſchreibt: „nach geendigtem Kriege einen Theil der ſchwediſchen Kriegsmacht, dem Beyſpiel der übrigen Fürſten gemäß, unterhalten zu helfen,“ läſſt uns einen ziemlich hellen

Blick in des Schickſal thun, welches Deutſchland bey fortdauerndem Glück des Königs erwartete. Sein ſchneller Abſchied von der Welt ſicherte dem deutſchen Reiche die Freyheit, und ihm ſelbſt ſeinen ſchönſten Ruhm, wenn er ihm nicht gar die Kränkung erſparte, ſeine eigenen Bundesgenoſſen gegen ihn gewaffnet zu ſehen, und alle Früchte ſeiner Siege in einem nachtheiligen Frieden zu verlieren. Schon neigte ſich Sachſen zum Abfall von ſeiner Partey; Dänemark betrachtete ſeine Größe mit Unruh und Neide; und ſelbſt Frankreich, ſein wichtiger Alliirter, aufgeſchreckt durch das furchtbare Wachsthum ſeiner Macht und durch den ſtolzern Ton, den er führte, ſah ſich ſchon damals, als er den Lechſtrom paſſirte, nach fremden Bündniſſen um, den ſieghaften Lauf des Gothen zu hemmen, und das Gleichgewicht der Macht in Europa wieder herzuſtellen.

Viertes Buch.

Das ſchwache Band der Eintracht, wodurch Guſtav Adolph die proteſtantiſchen Glieder des Reichs mühſam zuſammenhielt, zerriß mit ſeinem Tode; die Verbundenen traten in ihre vorige Freyheit zurück, oder ſie mußten ſich in einem neuen Bunde verknüpfen. Durch das erſte verloren ſie alle Vortheile, welche ſie mit ſo vielem Blut errungen hatten, und ſetzten ſich der unvermeidlichen Gefahr aus, der Raub eines Feindes zu werden, dem ſie durch ihre Vereinigung allein gewachſen und überlegen geweſen waren. Einzeln konnte es weder Schweden, noch irgend ein Reichsſtand mit der Ligue und dem Kaiſer aufnehmen, und bey einem Frieden, den man unter ſolchen Umſtänden ſuchte, würde man gezwungen geweſen ſeyn, von dem Feinde Geſetze zu empfangen. Vereinigung war alſo die gleich nothwendige Bedingung, ſowol um einen Frieden zu ſchließen, als um den Krieg fortzuſetzen. Aber ein Frieden, in der gegenwärtigen Lage geſucht, konnte nicht wohl anders, als zum Nachtheil der verbundenen Mächte geſchloſſen werden. Mit dem Tode Guſtav Adolphs ſchöpfte der Feind neue Hoffnung, und wie nachtheilig auch ſeine Lage nach dem Treffen bey Lützen ſeyn mochte, ſo war dieſer Tod ſeines gefährlichſten Gegners eine zu nachtheilige Begebenheit für die Verbundenen, und eine zu glückliche für den Kaiſer, um ihn nicht zu den glänzendſten Erwartungen zu berechtigen, und zu Fortſetzung des Kriegs einzuladen. Die Trennung unter den Alliirten muſſte, für den Augenblick wenigſtens, die unvermeidliche Folge deſſelben ſeyn; und wie viel gewann der Kaiſer, gewann die Ligue bey einer ſolchen Trennung der Feinde! So große Vortheile, als ihm die jetzige Wendung der Dinge verſprach, konnte er alſo nicht wol für einen Frieden aufopfern, bey dem Er nicht das Meiſte gewann; und einen ſolchen Frieden konnten die Verbundenen nicht zu ſchließen wünſchen. Der natürlichſte Schluß fiel alſo auf Fortſetzung des Krieges, ſo wie Vereinigung für das unentbehrlichſte Mittel dazu erkannt wurde.

Aber wie dieſe Vereinigung erneuern, und wo zu Fortſetzung des Krieges die Kräfte hernehmen? Nicht die Macht des ſchwediſchen Reiches, nur der Geiſt und das perſönliche Anſehen ſeines verſtorbenen Beherrſchers hatten ihm den überwiegenden Einfluß in Deutſchland und eine ſo große Herrſchaft über die Gemüther erworben; und auch ihm war es erſt nach unendlichen Schwierigkeiten gelungen, ein ſchwaches und unſicheres Band der Vereinigung unter den Ständen zu knüpfen. Mit ihm verſchwand Alles, was nur durch ihn, durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften, möglich geworden, und die Verbindlichkeit der Stände hörte zugleich mit den Hoffnungen auf, auf die ſie gegründet worden war. Mehrere unter den Ständen warfen ungeduldig das Joch ab, das ſie nicht ohne Widerwillen trugen; andre eilen, ſich ſelbſt des Ruders zu bemächtigen, das ſie ungern genug in Guſtavs Händen geſehen, aber nicht Macht gehabt hatten, ihm bey ſeinen Lebzeiten ſtreitig zu machen. Andre werden von dem Kaiſer durch verführeriſche Verſprechungen in Verſuchung geführt, den allgemeinen Bund zu verlaſſen; andre, von den Drangſalen des vierzehnjährigen Krieges zu Boden gedrückt, ſehnen ſich kleinmüthig nach einem, wenn auch verderblichen, Frieden. Die Anführer der Armeen, zum Theil deutſche Fürſten, erkennen kein gemeinſchaftliches Oberhaupt, und keiner will ſich erniedrigen, von dem andern Befehle zu empfangen. Die Eintracht verſchwindet aus dem Kabinet und aus dem Felde, und das gemeine Weſen iſt in Gefahr, durch dieſen Geiſt der Trennung ins Verderben zu ſinken.

Guſtav hatte dem ſchwediſchen Reiche keinen männlichen Nachfolger hinterlaſſen; ſeine ſechsjährige

Tochter Chriſtina war die natürliche Erbinn ſeines Throns. Die unvermeidlichen Gebrechen einer vormundſchaftlichen Regierung vertrugen ſich mit dem Nachdruck und der Entſchloſſenheit nicht gut, welche Schweden in dieſem mißlichen Zeitlaufe zeigen ſollte. Guſtav Adolphs hochfliegender Geiſt hatte dieſem ſchwachen und unberühmten Staat unter den Mächten von Europa einen Platz angewieſen, den er ohne das Glück und den Geiſt ſeines Urhebers nicht wohl behaupten, und von dem er doch ohne das ſchimpflichſte Geſtändniß der Ohnmacht nicht mehr herabſteigen konnte. Wenn gleich der deutſche Krieg größtentheils mit Deutſchlands Kräften beſtritten wurde, ſo drückte doch ſchon der kleine Zuſchuß, welche Schweden aus ſeinen eigenen Mitteln an Geld und Mannſchaft dazu gab, dieſes dürftige Königreich zu Boden, und der Landmann erlag unter den Laſten, die man auf ihn zu häufen gezwungen war. Die in Deutſchland gemachte Kriegsbeute bereicherte bloß Einzelne vom Adel und vom Soldatenſtand, und Schweden ſelbſt blieb arm wie zuvor. Eine Zeit lang zwar ſöhnte der Nationalruhm den geſchmeichelten Unterthan mit dieſen Bedrückungen aus, und man konnte die Abgaben, die man entrichtete, als ein Darlehn betrachten, das in der glücklichen Hand Guſtav Adolphs herrliche Zinſen trug, und von dieſem dankbaren Monarchen nach einem glorreichen Frieden mit Wucher erſtattet werden würde. Aber dieſe Hoffnung verſchwand mit dem Tode des Königs, und das getäuſchte Volk forderte nun mit furchtbarer Einhelligkeit Erleichterung von ſeinen Laſten.

Aber der Geiſt Guſtav Adolphs ruhte noch auf den Männern, denen er die Verwaltung des Reichs anvertraute. Wie ſchrecklich auch die Poſt von ſeinem Tode ſie überraſchte, ſo beugte ſie doch ihren männlichen Muth nicht, und der Geiſt des alten Roms unter Brennus und Hannibal beſeelt dieſe edle Verſammlung. Je theurer der Preis war, womit man die errungenen Vortheile erkauft hatte, deſto weniger konnte man ſich entſchließen, ihnen freywillig zu entſagen; nicht umſonſt will man einen König eingebüßt haben. Der ſchwediſche Reichsrath, gezwungen, zwiſchen den Drangſalen eines zweifelhaften erſchöpfenden Kriegs und einem nützlichen, aber ſchimpflichen Frieden zu wählen, ergreift muthig die Partey der Gefahr und der Ehre, und mit angenehmen Erſtaunen ſieht man dieſen ehrwürdigen Senat ſich mit der ganzen Rüſtigkeit eines Jünglings erheben. Von innen und außen mit wachſamen Feinden umgeben, und an allen Gränzen des Reichs von Gefahren umſtürmt, waffnet er ſich gegen Alle mit ſo viel Klugheit als Heldenmuth, und arbeitet an Erweiterung des Reichs, während daß er Mühe hat, die Exiſtenz deſſelben zu behaupten.

Das Ableben des Königs und die Minderjährigkeit ſeiner Tochter Chriſtina erweckte aufs Neue die alten Anſprüche Pohlens auf den ſchwediſchen Thron, und König Ladislaus, Sigismunds Sohn, ſparte die Unterhandlungen nicht, ſich eine Partey in dieſem Reiche zu erwerben. Die Regenten verlieren aus dieſem Grunde keinen Augenblick, die ſechsjährige Königinn in Stockholm als Beherrſcherinn auszurufen, und die vormundſchaftliche Verwaltung anzuordnen. Alle Beamte des Reichs werden angehalten, der neuen Fürſtinn zu huldigen, aller Briefwechſel nach Pohlen gehemmt, und die Plakate der vorhergehenden Könige gegen die Sigismundiſchen Erben durch eine feyerliche Akte bekräftigt. Die Freundſchaft mit dem Czar von Moskau wird mit Vorſicht erneuert, um durch die Waffen dieſes Fürſten das feindſelige Pohlen deſto beſſer im Zaum zu halten. Die Eiferſucht Dänemarks hatte der Tod Guſtav Adolps gebrochen, und die Beſorgniſſe weggeräumt, welche dem guten Vernehmen zwiſchen dieſen beyden Nachbarn im Wege ſtanden. Die Bemühungen der Feinde, Chriſtian den Vierten gegen das ſchwediſche Reich zu bewaffnen, fanden jetzt keinen Eingang mehr, und der lebhafte Wunſch, ſeinen Prinzen Ulrich mit der jungen Königinn zu vermählen, vereinigte ſich mit den Vorſchriften einer beſſern Staatskunſt, ihn neutral zu erhalten. Zugleich kommen England, Holland und Frankreich dem ſchwediſchen Reichsrath mit den erfreulichſten Verſicherungen ihrer fortdauernden Freundſchaft und Unterſtützung entgegen, und ermunterten ihn mit vereinigter Stimme zu lebhafter Fortſetzung eines ſo rühmlich geführten Krieges. So viel Urſache man in Frankreich gehabt hatte, ſich zu dem Tode des ſchwediſchen Eroberers Glück zu wünſchen, ſo ſehr empfand man die Nothwendigkeit eines fortgeſetzten Bündniſſes mit den Schweden. Ohne ſich ſelbſt der größten Gefahr auszuſetzen, durfte man dieſe Macht in Deutſchland nicht ſinken laſſen. Mangel an eigenen Kräften nöthigte ſie entweder zu einem ſchnellen und nachtheiligen Frieden mit Oeſterreich, und dann waren alle Bemühungen verloren, die man angewendet hatte, dieſe gefährliche Macht zu beſchränken; oder Noth und Verzweiflung lehrten die Armeen in den Ländern der katholiſchen Reichsfürſten die Mittel zu ihrem Unterhalt finden, und Frankreich wurde dann zum Verräther an dieſen Staaten, die ſich ſeinem mächtigen Schutz unterworfen hatten. Der Fall Guſtav Adolphs, weit entfernt, die Verbindungen Frankreichs mit dem ſchwediſchen Reiche zu vernichten, hatte ſie vielmehr für beyde Staaten nothwendiger und für Frankreich um Vieles nützlicher gemacht. Jetzt erſt, nachdem derjenige dahin war, der ſeine Hand über Deutſchland gehalten, und die Gränzen dieſes Reichs gegen die franzöſiſche Raubſucht geſichert hatte, konnte es ſeine Entwürfe auf das Elſaß ungehindert verfolgen, und den deutſchen Proteſtanten ſeinen Beyſtand um einen deſto höhern Preis verkaufen.

Durch dieſe Allianzen geſtärkt, geſichert von innen, von außen durch gute Gränzbeſatzungen und Flotten vertheidigt, blieben die Regenten keinen Augenblick unſchlüſſig, einen Krieg fortzuführen, bey welchem Schweden wenig Eigenes zu verlieren, und wenn das Glück ſeine Waffen krönte, irgend eine deutſche Provinz, ſey es als Koſtenerſatz oder als Eroberung, zu gewinnen hatte. Sicher in ſeinen Waſſern wagte es nicht viel mehr, wenn ſeine Armeen aus Deutſchland herausgeſchlagen wurden, als wenn ſie ſich freywillig daraus zurückzogen; und jenes war eben ſo rühmlich, als dieſes entehrend war. Je mehr Herzhaftigkeit man zeigte, deſto mehr Vertrauen flößte man den Bundesgenoſſen, deſto mehr Achtung den Feinden ein, deſto günſtigere Bedingungen waren bey einem Frieden zu erwarten. Fände man ſich auch zu ſchwach, die weit ausſehenden Entwürfe Guſtavs zu vollführen, ſo war man doch ſeinem erhabenen Muſter ſchuldig, das Aeußerſte zu thun, und keinem andern Hinderniß als der Nothwendigkeit zu weichen. Schade, daß die Triebfeder des Eigennutzes an dieſem rühmlichen Entſchluſſe zu viel Antheil hat, um ihn ohne Einſchränkung bewundern zu können! Denen, welche von den Drangſalen des Kriegs für ſich ſelbſt nichts zu leiden hatten, ja ſich vielmehr dabey bereicherten, war es freylich ein Leichtes, für die Fortdauer deſſelben zu ſtimmen — denn endlich war es doch nur das deutſche Reich, das den

Krieg bezahlte, und die Provinzen, auf die man ſich Rechnung machte, waren mit den wenigen Truppen, die man von jetzt an daran wendete, mit den Feldherren, die man an die Spitze der größtentheils deutſchen Armeen ſtellte, und mit der ehrenvollen Aufſicht über den Gang der Waffen und Unterhandlungen wohlfeil genug erworben.

Aber eben dieſe Aufſicht vertrug ſich nicht mit der Entlegenheit der ſchwediſchen Regentſchaft von dem Schauplatze des Kriegs, und mit der Langſamkeit, welche die kollegialiſche Geſchäftsform nothwendig macht. Einem einzigen vielumfaſſenden Kopfe muſſte die Macht übertragen werden, in Deutſchland ſelbſt das Intereſſe des ſchwediſchen Reichs zu beſorgen, und nach eigener Einſicht über Krieg und Frieden, über die nöthigen Bündniſſe, wie über die gemachten Erwerbungen zu verfügen. Mit diktatoriſcher Gewalt und mit dem ganzen Anſehen der Krone, die er repräſentirt, muſſte dieſer wichtige Magiſtrat bekleidet ſeyn, um die Würde derſelben zu behaupten, um die gemeinſchaftlichen Operationen in Uebereinſtimmung zu bringen, um ſeinen Anordnungen Nachdruck zu geben, und ſo den Monarchen, dem er folgte, in jeder Rückſicht zu erſetzen. Ein ſolcher Mann fand ſich in dem Reichskanzler Oxenſtierna, dem erſten Miniſter, und, was mehr ſagen will, dem Freunde des verſtorbenen Königs, der, eingeweiht in alle Geheimniſſe ſeines Herrn, vertraut mit den deutſchen Geſchäften, und aller europäiſchen Staatsverhältniſſe kundig, ohne Widerſpruch das tüchtigſte Werkzeug war, den Plan Guſtav Adolphs in ſeinem ganzen Umfange zu verfolgen.

Oxenſtierna hatte eben eine Reiſe nach Oberdeutſchland angetreten, um die vier obern Kreiſe zu verſammeln, als ihn die Poſt von des Königs Tode zu Hanau überraſchte. Dieſer ſchreckliche Schlag, der das gefühlvolle Herz des Freundes durchbohrte, raubte dem Staatsmann alle Beſinnungskraft; Alles war ihm genommen, woran ſeine Seele hing. Schweden hatte nur einen König, Deutſchland nur einen Beſchützer, Oxenſtierna den Urheber ſeines Glücks, den Freund ſeiner Seele, den Schöpfer ſeiner Ideale verloren. Aber, von dem allgemeinen Unglück am härteſten getroffen, war Er auch der Erſte, der ſich aus eigner Kraft darüber erhob, ſo wie er der Einzige war, der es wieder gut machen konnte. Sein durchdringender Blick überſah alle Hinderniſſe, welche ſich der Ausführung ſeiner Entwürfe entgegenſtellten, die Muthloſigkeit der Stände, die Intriguen der feindlichen Höfe, die Trennung der Bundesgenoſſen, die Eiferſucht der Häupter, die Abneigung der Reichsfürſten, ſich fremder Führung zu unterwerfen. Aber eben dieſer tiefe Blick in die damalige Lage der Dinge, der ihm die ganze Größe des Uebels aufdeckte, zeigte ihm auch die Mittel, es zu beſiegen. Es kam darauf an, den geſunkenen Muth der ſchwächern Reichsſtände aufzurichten, den geheimen Machinationen der Feinde entgegen zu wirken, die Eiferſucht der mächtigern Alliirten zu ſchonen, die befreundeten Mächte, Frankreich beſonders, zu thätiger Hülfleiſtung zu ermuntern, vor Allem aber die Trümmer des deutſchen Bundes zu ſammeln, und die getrennten Kräfte der Partey durch ein enges dauerhaftes Band zu vereinigen. Die Beſtürzung, in welche der Verluſt ihres Oberhauptes die deutſchen Proteſtanten verſetzte, konnte ſie eben ſo gut zu einem feſten Bündniſſe mit Schweden, als zu einem übereilten Frieden mit dem Kaiſer antreiben, und nur von dem Betragen, das man beobachtete, hing es ab, welche von dieſen beyden Wirkungen erfolgen ſollte. Verloren war Alles, ſobald man Muthloſigkeit blicken ließ; nur die Zuverſicht, die man ſelbſt zeigte, konnte ein edles Selbſtvertrauen bey den Deutſchen entflammen. Alle Verſuche des öſterreichiſchen Hofs, die letztern von der ſchwediſchen Allianz abzuziehen, verfehlten ihren Zweck, ſo bald man ihnen die Augen über ihren wahren Vortheil eröffnete, und ſie zu einem öffentlichen und förmlichen Bruch mit dem Kaiſer vermochte.

Freylich ging, ehe dieſe Maßregeln genommen, und die nöthigen Punkte zwiſchen der Regierung und ihrem Miniſter berichtigt waren, eine koſtbare Zeit für die Wirkſamkeit der ſchwediſchen Armee verloren, die von den Feinden aufs Beſte benutzt wurde. Damals ſtand es bey dem Kaiſer, die ſchwediſche Macht in Deutſchland zu Grunde zu richten, wenn die weiſen Rathſchläge des Herzogs von Friedland Eingang bey ihm gefunden hätten. Wallenſtein rieth ihm an, eine uneingeſchränkte Amneſtie zu verkündigen, und den proteſtantiſchen Ständen mit günſtigen Bedingungen entgegen zu kommen. In dem erſten Schrecken, den Guſtav Adolphs Fall bey der ganzen Partey verbreitete, würde eine ſolche Erklärung die entſchiedenſte Wirkung gethan, und die geſchmeidigern Stände zu den Füßen des Kaiſers zurückgeführt haben. Aber, durch den unerwarteten Glücksfall verblendet, und von ſpaniſchen Eingebungen bethört, erwartete er von den Waffen einen glänzendern Ausſchlag, und, anſtatt den Mediations-Vorſchlägen Gehör zu ſchenken, eilte er, ſeine Macht zu vermehren. Spanien, durch den Zehenten der geiſtlichen Güter bereichert, den der Papſt ihm bewilligte, unterſtützte ihn mit beträchtlichen Vorſchüſſen, unterhandelte für ihn an dem ſächſiſchen Hofe, und ließ in Italien eilfertig Truppen werben, die in Deutſchland gebraucht werden ſollten. Auch der Churfürſt von Bayern verſtärkte ſeine Kriegsmacht beträchtlich, und dem Herzog von Lothringen erlaubte ſein unruhiger Geiſt nicht, bey dieſer glücklichen Wendung des Schickſals ſich müßig zu verhalten. Aber indem der Feind ſich ſo geſchäftig bewies, den Unfall der Schweden zu benutzen, verſäumte Oxenſtierna nicht, die ſchlimmen Folgen deſſelben zu vereiteln.

Weniger bange vor dem öffentlichen Feind, als vor der Eiferſucht befreundeter Mächte, verließ er das obere Deutſchland, deſſen er ſich durch die gemachten Eroberungen und Allianzen verſichert hielt, und machte ſich in Perſon auf den Weg, die Stände von Niederdeutſchland von einem völligen Abfall oder einer Privatverbindung unter ſich ſelbſt, die für Schweden nicht viel weniger ſchlimm war, zurückzuhalten. Durch die Anmaßlichkeit beleidigt, mit der ſich der Kanzler die Führung der Geſchäfte zueignete, und im Innerſten empört von dem Gedanken, von einem ſchwediſchen Edelmann Vorſchriften anzunehmen, arbeitete der Churfürſt von Sachſen aufs Neue an einer gefährlichen Abſonderung von den Schweden, und die Frage war bloß, ob man ſich völlig mit dem Kaiſer vergleichen, oder ſich zum Haupte der Proteſtanten aufwerfen, und mit ihnen eine dritte Partey in Deutſchland errichten ſollte. Aehnliche Geſinnungen hegte der Herzog Ulrich von Braunſchweig, und er legte ſie laut genug an den Tag, indem er den Schweden die Werbungen in ſeinem Lande unterſagte, und die niederſächſiſchen Stände nach Lüneburg einlud, ein Bündniß unter ihnen zu ſtiften. Der Churfürſt von Brandenburg allein, über den Einfluß neidiſch, den Churſachſen in Niederdeutſchland gewinnen ſollte, zeigte einigen Eifer für das Intereſſe der ſchwediſchen Krone, die er ſchon auf dem Haupte ſeines Sohns zu erblicken glaubte. Oxenſtierna fand zwar die ehrenvollſte Aufnahme am Hofe Johann Georgs, aber ſchwankende Zuſagen von fortdauernder Freundſchaft waren Alles, was er, der perſönlichen Verwendung Churbrandenburgs ungeachtet, von dieſem Fürſten erhalten konnte. Glücklicher war er bey dem Herzog von Braunſchweig, gegen den er ſich eine kühnere Sprache erlaubte. Schweden hatte damals das Erzſtift Magdeburg im Beſitz, deſſen Biſchof die Befugniß hatte, den niederſächſiſchen Kreis zu verſammeln. Der Kanzler behauptete das Recht ſeiner Krone, und durch dieſes glückliche Machtwort vereitelte er für diesmal dieſe bedenkliche Verſammlung. Aber die allgemeine Proteſtanten-Verbindung, der Hauptzweck ſeiner gegenwärtigen Reiſe und aller künftigen Bemühungen, mißlang ihm für jetzt und für immer, und er muſſte ſich mit einzelnen unſichern Bündniſſen in den ſächſiſchen Kreiſen und mit der ſchwächern Hülfe des obern Deutſchlands begnügen.

Weil die Bayern an der Donau zu mächtig waren, ſo verlegte man die Zuſammenkunft der vier obern Kreiſe, die zu Ulm hatte vor ſich gehen ſollen, nach Heilbronn, wo über zwölf Reichsſtädte, und eine glänzende Menge von Doktoren, Grafen und Fürſten ſich einfanden. Auch die auswärtigen Mächte, Frankreich, England und Holland, beſchickten dieſen Konvent, und Oxenſtierna erſchien auf demſelben mit dem ganzen Pompe der Krone, deren Majeſtät er behaupten ſollte. Er ſelbſt führte das Wort, und der Gang der Berathſchlagungen wurde durch ſeine Vorträge geleitet. Nachdem er von allen verſammelten Ständen die Verſicherung einer unerſchütterlichen Treue, Beharrlichkeit und Eintracht erhalten, verlangte er von ihnen, daß ſie den Kaiſer und die Ligue förmlich und feyerlich als Feinde erklären ſollten. Aber ſo viel den Schweden daran gelegen war, das üble Vernehmen zwiſchen dem Kaiſer und den Ständen zu einem förmlichen Bruch zu erweitern, ſo wenig Luſt bezeigten die Stände, ſich durch dieſen entſcheidenden Schritt alle Möglichkeit einer Ausſöhnung abzuſchneiden, und eben dadurch den Schweden ihr ganzes Schickſal in die Hände zu geben. Sie fanden, daß eine förmliche Kriegserklärung, da die That ſelbſt ſpreche, unnütz und überflüſſig ſey, und ihr ſtandhafter Widerſtand brachte den Kanzler zum Schweigen. Heftigere Kämpfe erregte der dritte und vornehmſte Punkt der Berathſchlagungen, durch welchen die Mittel zu Fortſetzung des Kriegs, und die Beyträge der Stände zur Unterhaltung der Armeen beſtimmt werden ſollten. Oxenſtierna's Maxime, von den allgemeinen Laſten ſo viel als möglich war auf die Stände zu wälzen, vertrug ſich nicht mit dem Grundſatz der Stände, ſo wenig als möglich zu geben. Hier erfuhr der ſchwediſche Kanzler, was dreyßig Kaiſer vor ihm mit herber Wahrheit empfunden, daß unter allen mißlichen Unternehmungen die allermißlichſte ſey, von den Deutſchen Geld zu erheben. Anſtatt ihm die nöthigen Summen für die neu zu errichtenden Armeen zu bewilligen, zählte man ihm mit beredter Zunge alles Unheil auf, welches die ſchon vorhandenen angerichtet, und forderte Erleichterung von den vorigen Laſten, wo man ſich neuen unterziehen ſollte. Die üble Laune, in welche die Geldforderung des Kanzlers die Stände verſetzt hatte, brütete tauſend Beſchwerden aus, und die Ausſchweifungen der Truppen bey Durchmärſchen und Quartieren wurden mit ſchauderhafter Wahrheit gezeichnet.

Oxenſtierna hatte im Dienſt von zwey unumſchränkten Fürſten wenig Gelegenheit gehabt, ſich an die Förmlichkeiten und den bedächtlichen Gang republikaniſcher Verhandlungen zu gewöhnen, und ſeine Geduld am Widerſpruch zu üben. Fertig zum Handeln, ſobald ihm die Nothwendigkeit einleuchtete, und eiſern in ſeinem Entſchluß, ſobald er ihn einmal gefaßt hatte, begriff er die Inconſequenz der mehreſten Menſchen nicht, den Zweck zu begehren und die Mittel zu haſſen. Durchfahrend und heftig von Natur, war er es bey dieſer Gelegenheit noch aus Grundſatz; denn jetzt kam Alles darauf an, durch eine feſte zuverſichtliche Sprache die Ohnmacht des ſchwediſchen Reichs zu bedecken, und durch den angenommenen Ton des Gebieters wirklich Gebieter zu werden. Kein Wunder alſo, wenn er bey ſolchen Geſinnungen unter deutſchen Doktoren und Ständen ganz und gar nicht in ſeiner Sphäre war, und durch die Umſtändlichkeit, welche den Charakter der Deutſchen in allen ihren öffentlichen Verhandlungen ausmacht, zur Verzweiflung gebracht wurde. Ohne Schonung gegen eine Sitte, nach der ſich auch die mächtigſten Kaiſer hatten bequemen müſſen, verwarf er alle ſchriftliche Deliberationen, welche der deutſchen Langſamkeit ſo zuträglich waren; er begriff nicht, wie man zehen Tage über einen Punkt ſich beſprechen konnte, der ihm ſchon durch den bloſſen Vortrag ſo gut als abgethan war. So hart er aber auch die Stände behandelte, ſo gefällig und bereitwillig fand er ſie, ihm ſeine vierte Motion, die ihn ſelbſt betraf, zu bewilligen. Als er auf die Nothwendigkeit kam, dem errichteten Bund einen Vorſteher und Direktor zu geben, ſprach man Schweden einſtimmig dieſe Ehre zu, und erſuchte ihn unterthänig, der gemeinen Sache mit ſeinem erleuchteten Verſtande zu dienen, und die Laſt der Ober-Aufſicht auf ſeine Schultern zu nehmen. Um ſich aber doch gegen einen Mißbrauch der groſſen Gewalt, die man durch dieſe Beſtallung in ſeine Hände gab, zu verwahren, ſetzte man ihm, nicht ohne franzöſiſchen Einfluß, unter dem Namen von Gehülfen, eine beſtimmte Anzahl von Aufſehern an die Seite, die

die Kaſſe des Bundes verwalten, und über die Werbungen, Durchzüge und Einquartierung der Truppen mitzuſprechen haben ſollten. Oxenſtierna wehrte ſich lebhaft gegen dieſe Einſchränkung ſeiner Macht, wodurch man ihm die Ausführung jedes, Schnelligkeit oder Geheimniß fordernden, Entwurfes erſchwerte, und errang ſich endlich mit Mühe die Freyheit, in Kriegsſachen ſeiner eigenen Einſicht zu folgen. Endlich berührte der Kanzler auch den kitzlichen Punkt der Entſchädigung, welche ſich Schweden nach geendigtem Kriege von der Dankbarkeit ſeiner Alliirten zu verſprechen hätte, und er ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, auf Pommern angewieſen zu werden, worauf das Hauptaugenmerk Schwedens gerichtet war, und von den Ständen die Verſicherung ihres kräftigen Beyſtands zu Erwerbung dieſer Provinz zu erhalten. Aber es blieb bey einer allgemeinen und ſchwankenden Verſicherung, daß man einander bey einem künftigen Frieden nicht im Stich laſſen würde. Daß es nicht die Ehrfurcht für die Verfaſſung des Reiches war, was die Stände über dieſen Punkt ſo behutſam machte, zeigte die Freygebigkeit, die man auf Unkoſten der heiligſten Reichsgeſetze gegen den Kanzler beweiſen wollte. Wenig fehlte, daß man ihm nicht das Erzſtift Mainz, welches er ohnehin als Eroberung inne hatte, zur Belohnung anbot, und nur mit Mühe hintertrieb der franzöſiſche Abgeſandte dieſen eben ſo unpolitiſchen als entehrenden Schritt. Wie weit nun auch die Erfüllung hinter den Wünſchen Oxenſtierna's zurückblieb, ſo hatte er doch ſeinen vornehmſten Zweck, die Direktion des Ganzen, für ſeine Krone und für ſich ſelbſt erreicht, das Band zwiſchen den Ständen der vier obern Kreiſe enger und feſter zuſammengezogen, und zu Unterhaltung der Kriegsmacht einen jährlichen Beytrag von drittehalb Millionen Thalern errungen.

So viel Nachgiebigkeit von Seiten der Stände war von Seiten Schwedens einer Erkenntlichkeit werth. Wenig Wochen nach Guſtav Adolphs Tod hatte der Gram das unglückliche Leben des Pfalzgrafen Friedrich geendigt, nachdem dieſer beklagenswerthe Fürſt acht Monate lang den Hofſtaat ſeines Beſchützers vermehrt, und im Gefolge deſſelben den kleinen Ueberreſt ſeines Vermögens verſchwendet hatte. Endlich näherte er ſich dem Ziele ſeiner Wünſche, und eine freudigere Zukunft that ſich vor ihm auf, als der Tod ſeinen Beſchützer dahinraffte. Was er als das höchſte Unglück betrachtete, hatte die günſtigſten Folgen für ſeinen Erben. Guſtav Adolph durfte ſich herausnehmen, mit der Zurückgabe ſeiner Länder zu zögern, und dieſes Geſchenk mit drückenden Bedingungen zu erſchweren; Oxenſtierna, dem die Freundſchaft Englands, Hollands und Brandenburgs, und die gute Meinung der reformirten Stände überhaupt ungleich wichtiger war, muſſte die Pflicht der Gerechtigkeit befolgen. Er übergab daher auf eben dieſer Verſammlung zu Heilbronn ſowol die ſchon eroberten, als die noch zu erobernden Pfälziſchen Lande den Nachkommen Friedrichs, Mannheim allein ausgenommen, welches bis zu geſchehener Koſtenerſtattung von den Schweden beſetzt bleiben ſollte. Der Kanzler ſchränkte ſeine Gefälligkeit nicht blos auf das Pfälziſche Haus ein; auch die andern alliirten Reichsfürſten erhielten, wiewol einige Zeit ſpäter, Beweiſe von der Dankbarkeit Schwedens, welche dieſer Krone eben ſo wenig von ihrem Eigenen koſteten.

Die Pflicht der Unparteylichkeit, die heiligſte des Geſchichtſchreibers, verbindet ihn zu einem Geſtändniß, das den Verfechtern der deutſchen Freyheit eben nicht ſehr zur Ehre gereicht. Wie viel ſich auch die proteſtantiſchen Fürſten mit der Gerechtigkeit ihrer Sache und mit der Reinigkeit ihres Eifers wußten, ſo waren es doch gröſtentheils ſehr eigennützige Triebfedern, aus denen ſie handelten; und die Begierde zu rauben hatte wenigſtens eben ſo viel Antheil an den angefangenen Feindſeligkeiten, als die Furcht, ſich beraubt zu ſehen. Bald entdeckte Guſtav Adolph, daß er ſich von dieſer unreinen Triebfeder weit mehr, als von ihren patriotiſchen Empfindungen zu verſprechen habe, und er unterließ nicht, ſie zu benutzen. Jeder der mit ihm verbundenen Fürſten erhielt von ihm die Zuſicherung irgend einer dem Feinde ſchon entriſſenen oder noch zu entreißenden Beſitzung, und nur der Tod hinderte ihn, ſeine Zuſagen wahr zu machen. Was dem König die Klugheit rieth, gebot die Nothwendigkeit ſeinem Nachfolger; und wenn dieſem daran gelegen war, den Krieg zu verlängern, ſo muſſte er die Beute mit den verbundenen Fürſten theilen, und ihnen von der Verwirrung, die er zu nähren ſuchte, Vortheile verſprechen. Und ſo ſprach er dem Landgrafen von Heſſen die Stifter Paderborn, Corvey, Münſter und Fulda, dem Herzog Bernhard von Weimar die fränkiſchen Bisthümer, dem Herzog von Württemberg die in ſeinem Lande gelegenen geiſtlichen Güter und öſterreichiſchen Grafſchaften zu, Alles unter dem Namen ſchwediſcher Lehen. Den Kanzler ſelbſt befremdete dieſes widerſinnige, den Deutſchen ſo wenig Ehre bringende Schauſpiel, und kaum konnte er ſeine Verachtung verbergen. „Man lege es in unſerm Archiv nieder," ſagte er einesmals, „zum ewigen Gedächtniß, daß ein deutſcher Reichsfürſt von einem ſchwediſchen Edelmann ſo etwas begehrte, und daß der ſchwediſche Edelmann dem deutſchen Reichsfürſten auf deutſcher Erde ſo etwas zutheilte."

Nach ſo wohl getroffenen Anſtalten konnte man mit Ehren im Feld erſcheinen, und den Krieg mit friſcher Lebhaftigkeit erneuern. Bald nach dem Siege bey Lützen vereinigen ſich die ſächſiſchen und lüneburgiſchen Truppen mit der ſchwediſchen Hauptmacht, und die Kaiſerlichen werden in kurzer Zeit aus ganz Sachſen herausgetrieben. Nunmehr trennt ſich dieſe vereinigte Armee. Die Sachſen rücken nach der Lauſitz und Schleſien, um dort in Gemeinſchaft mit dem Grafen von Thurn gegen die Oeſterreicher zu agiren; einen Theil der ſchwediſchen Armee führt Herzog Bernhard nach Franken, den andern Herzog Georg von Braunſchweig nach Weſtphalen und Niederſachſen.

Die Eroberungen am Lechſtrom und an der Donau wurden, während daß Guſtav Adolph den Zug nach Sachſen unternahm, von dem Pfalzgrafen von Birkenfeld und dem ſchwediſchen General Banner gegen die Bayern vertheidigt. Aber zu ſchwach, den ſiegreichen Fortſchritten der Letztern, die von der Kriegserfahrung und Tapferkeit des kaiſerlichen Generals von Altringer unterſtützt wurden, hinlänglichen Widerſtand zu thun, muſſten ſie den ſchwediſchen General von Horn aus dem Elſaß zu Hülfe rufen. Nachdem dieſer kriegserfahrne Feldherr die Städte Benfeld, Schlettſtadt, Colmar und Hagenau der ſchwediſchen Herrſchaft unterworfen, übergab er dem Rheingrafen Otto Ludwig die Vertheidigung derſelben, und eilte über den Rhein, um das Banner'ſche Heer zu verſtärken. Aber ungeachtet dieſes nunmehr ſechzehntauſend Mann ſtark war, konnte es doch nicht verhindern, daß der Feind nicht an der ſchwäbiſchen Gränze feſten Fuß gewann, Kempten eroberte, und ſieben Regimenter aus Böhmen an ſich zog. Um die wichtigen Ufer des Lech und der Donau zu behaupten, entblößte man das Elſaß, wo Rheingraf **Otto Ludwig** nach **Horns** Abzug Mühe gehabt hatte, ſich gegen das aufgebrachte Landvolk zu vertheidigen. Auch er mußte mit ſeinen Truppen das Heer an der Donau verſtärken; und da auch dieſer Succurs nicht hinreichte, ſo forderte man den Herzog **Bernhard von Weimar** dringend auf, ſeine Waffen nach dieſer Gegend zu kehren.

Bernhard hatte ſich bald nach Eröffnung des Feldzugs im Jahre 1633 der Stadt und des ganzen Hochſtifts Bamberg bemächtigt, und Würzburg ein ähnliches Schickſal zugedacht. Auf die Einladung **Guſtav Horns** ſetzte er ſich ungeſäumt in Marſch gegen die Donau, ſchlug unterwegs ein bayriſches Heer unter **Johann von Werth** aus dem Felde, und vereinigte ſich bey Donauwerth mit den Schweden. Dieſe zahlreiche, von den trefflichſten Generalen befehligte Armee bedroht Bayern mit einem furchtbarn Einfall. Das ganze Biſthum Eichſtädt wird überſchwemmt, und Ingolſtadt ſelbſt verſpricht ein Verräther den Schweden in die Hände zu ſpielen. **Altringers** Thätigkeit wird durch die ausdrückliche Vorſchrift des Herzogs **von Friedland** gefeſſelt, und, von Böhmen aus ohne Hülfe gelaſſen, kann er ſich dem Andrang des feindlichen Heers nicht entgegen ſetzen. Die günſtigſten Umſtände vereinigen ſich, die Waffen der Schweden in dieſen Gegenden ſiegreich zu machen, als die Thätigkeit der Armee durch eine Empörung der Officiere auf einmal gehemmt wird.

Den Waffen dankte man Alles, was man in Deutſchland erworben hatte; ſelbſt Guſtav Adolphs Größe war das Werk der Armee, die Frucht ihrer Diſciplin, ihrer Tapferkeit, ihres ausdauernden Muths in unendlichen Gefahren und Mühſeligkeiten. Wie künſtlich man auch im Kabinet ſeine Plane anlegte, ſo war doch zuletzt die Armee allein die Vollzieherinn, und die erweiterten Entwürfe der Anführer vermehrten immer nur die Laſten derſelben. Alle große Entſcheidungen in dieſem Kriege waren durch eine wirklich barbariſche Hinopferung der Soldaten in Winterfeldzügen, Märſchen, Stürmen und offenen Schlachten gewaltſam erzwungen worden, und es war Guſtav Adolphs Maxime, nie an einem Siege zu verzagen, ſobald er ihm mehr nicht als Menſchen koſtete. Dem Soldaten konnte ſeine Wichtigkeit nicht lange verborgen bleiben, und mit Recht verlangte er ſeinen Antheil an einem Gewinn, der mit ſeinem Blute errungen war. Aber mehrentheils konnte man ihm kaum den gebührenden Sold bezahlen, und die Gierigkeit der einzelnen Häupter, oder das Bedürfniß des Staats verſchlang gewöhnlich den beſten Theil der erpreßten Summen und der erworbenen Beſitzungen. Für alle Mühſeligkeiten, die er übernahm, blieb ihm nichts, als die zweifelhafte Ausſieht auf Raub oder auf Beförderung; und in beyden wuſſte er ſich nur zu oft hintergangen ſehen. Furcht und Hoffnung unterdrückten zwar jeden gewaltſamen Ausbruch der Unzufriedenheit, ſo lange Guſtav Adolph lebte; aber nach ſeinem Hintritt wurde der allgemeine Unwille laut, und der Soldat ergriff gerade den gefährlichſten Augenblick, ſich ſeiner Wichtigkeit zu erinnern. Zwey Officiere, Pfuhl und Mitſchefal, ſchon bey Lebzeiten des Königs als unruhſtiftende Köpfe berüchtigt, geben im Lager an der Donau das Beyſpiel, das in wenigen Tagen unter den Officieren der Armee eine faſt allgemeine Nachahmung findet. Man verbindet ſich unter einander durch Wort und Handſchlag, keinem Kommando zu gehorchen, bis der ſeit Monaten und Jahren noch rückſtändige Sold entrichtet, und noch außerdem jedem Einzelnen eine verhältnißmäßige Belohnung an Geld oder liegenden Gründen bewilligt ſey. „Ungeheure Summen," hörte man ſie ſagen, „würden täglich durch Brandſchatzungen erpreſſt, und all dieſes Geld zerrinne in wenigen Händen. In Schnee und Eis treibe man ſie hinaus, und nirgends kein Dank für dieſe unendliche Arbeit. Zu Heilbronn ſchreye man über den Muthwillen der Soldaten, aber Niemand denke an ihr Verdienſt. Die Gelehrten ſchreiben in die Welt hinein von Eroberungen und Siegen, und alle dieſe Victorien habe man doch nur durch ihre Fäuſte erfochten. „Das Heer der Mißvergnügten mehrt ſich mit jedem Tage, und durch Briefe, die zum Glück aufgefangen werden, ſuchten ſie nun auch die Armeen am Rhein und in Sachſen zu empören. Weder die Vorſtellungen Bernhards von Weimar, noch die harten Verweiſe ſeines ſtrengern Gehülfen waren vermögend, dieſe Gährung zu unterdrücken, und die Heftigkeit des Letztern vermehrte vielmehr den Trotz der Empörer. Sie beſtanden darauf, daß jedem Regiment gewiſſe Städte zu Erhebung des rückſtändigen Soldes angewieſen würden. Eine Friſt von vier Wochen wurde dem ſchwediſchen Kanzler vergönnt, zu Erfüllung dieſer Forderungen Rath zu ſchaffen; im Weigerungsfall, erklärten ſie, würden ſie ſich ſelbſt bezahlt machen, und nie einen Degen mehr für Schweden entblößen.

Die ungeſtüme Mahnung, zu einer Zeit gethan, wo die Kriegskaſſe erſchöpft und der Kredit gefallen war, muſſte den Kanzler in das höchſte Bedrängniß ſtürzen; und ſchnell muſſte die Hülfe ſeyn, ehe derſelbe Schwindel auch die übrigen Truppen anſteckte, und man ſich von allen Armeen auf einmal mitten unter Feinden verlaſſen ſah. Unter allen ſchwediſchen Heerführern war nur Einer, der bey den Soldaten Anſehen und Achtung genug beſaß, dieſen Streit beyzulegen. Herzog Bernhard war der Liebling der Armee, und ſeine kluge Mäßigung hatte ihm das Vertrauen der Soldaten, wie ſeine Kriegserfahrung ihre höchſte Bewunderung erworben. Er übernahm es jetzt, die ſchwürige Armee zu beſänftigen; aber, ſeiner Wichtigkeit ſich bewußt, ergriff er den günſtigen Augenblick, zuvor für ſich ſelbſt zu ſorgen, und der Verlegenheit des ſchwediſchen Kanzlers die Erfüllung ſeiner eigenen Wünſche abzuängſtigen.

Schon Guſtav Adolph hatte ihm mit einem Herzogthum Franken geſchmeichelt, das aus den beyden Hochſtiftern Bamberg und Würzburg erwachſen ſollte; jetzt drang Herzog Bernhard auf Haltung dieſes Verſprechens. Zugleich forderte er das Oberkommando im Kriege als ſchwediſcher Generaliſſimus. Dieſer Mißbrauch, den der Herzog von ſeiner Unentbehrlichkeit machte, entrüſtete Oxenſtierna ſo ſehr, daß er ihm im erſten Unwillen den ſchwediſchen Dienſt aufkündigte. Bald aber beſann er ſich eines Beſſern, und ehe er einen ſo wichtigen Feldherrn aufopferte, entſchloß er ſich lieber, ihn, um welchen Preis es auch ſey, an das ſchwediſche Intereſſe zu feſſeln. Er übergab ihm alſo die fränkiſchen Bisthümer als Lehen der ſchwediſchen Krone, doch mit Vorbehalt der beyden Feſtungen, Würzburg und Königshofen, welche von den Schweden beſetzt bleiben ſollten; zugleich verband er ſich im Namen ſeiner Krone, den Herzog im Beſitz dieſer Länder zu ſchützen. Das geſuchte Oberkommando über die ganze ſchwediſche Macht wurde unter einem anſtändigen Vorwande verweigert. Nicht lange ſäumte

Herzog **Bernhard**, ſich für dieſes wichtige Opfer dankbar zu erzeigen; durch ſein Anſehen und ſeine Thätigkeit ſtillte er in kurzem den Aufruhr der Armee. Große Summen baaren Geldes wurden unter die Officiere vertheilt, und noch weit größre an Ländereyen, deren Werth gegen fünf Millionen Thaler betrug, und an die man kein anderes Recht hatte, als das der Eroberung. Indeſſen war der Moment zu einer großen Unternehmung verſtrichen, und die vereinigten Anführer trennten ſich, um dem Feind in andern Gegenden zu widerſtehen.

Nachdem **Guſtav Horn** einen kurzen Einfall in die obere Pfalz unternommen und Neumark erobert hatte, richtete er ſeinen Marſch nach der ſchwäbiſchen Gränze, wo ſich die Kaiſerlichen unterdeſſen beträchtlich verſtärkt hatten, und Württemberg mit einem verwüſtenden Einfall bedrohten. Durch ſeine Annäherung verſcheucht, ziehen ſie ſich an den Bodenſee — aber nur, um auch den Schweden den Weg in dieſe noch nie beſuchte Gegend zu zeigen. Eine Beſitzung am Eingange der Schweiz war von äußerſter Wichtigkeit für die Schweden, und die Stadt Koſtnitz ſchien beſonders geſchickt zu ſeyn, ſie mit den Eidgenoſſen in Verbindung zu ſetzen. **Guſtav Horn** unternahm daher ſogleich die Belagerung derſelben; aber entblößt von Geſchütz, das er erſt von Württemberg muſſte bringen laſſen, konnte er dieſe Unternehmung nicht ſchnell genug fördern, um den Feinden nicht eine hinlängliche Friſt zum Entſatze dieſer Stadt zu vergönnen, die ohnehin von dem See aus ſo leicht zu verſorgen war. Er verließ alſo nach einem vergeblichen Verſuche die Stadt und ihr Gebiet, um an den Ufern der Donau einer dringenden Gefahr zu begegnen.

Aufgefordert von dem Kaiſer, hatte der Kardinal Infant, Bruder Philipps des Vierten von Spanien und Statthalter in Mailand, eine Armee von vierzehntauſend Mann ausgerüſtet, welche beſtimmt war, unabhängig von Wallenſteins Befehlen an dem Rhein zu agiren, und das Elſaß zu vertheidigen. Dieſe Armee erſchien jetzt unter dem Kommando des Herzogs von Feria, eines Spaniers, in Bayern; und um ſie ſogleich gegen die Schweden zu benutzen, wurde Altringer beordert, ſogleich mit ſeinen Truppen zu ihr zu ſtoßen. Gleich auf die erſte Nachricht von ihrer Erſcheinung hatte Guſtav Horn den Pfalzgrafen von Birkenfeld von dem Rheinſtrom zu ſeiner Verſtärkung herbeygerufen, und nachdem er ſich zu Stockach mit demſelben vereinigt hatte, rückte er kühn dem dreyßigtauſend Mann ſtarken Feind entgegen. Dieſer hatte ſeinen Weg über die Donau nach Schwaben genommen, wo Guſtav Horn ihm einmal ſo nahe kam, daß beyde Armeen nur durch eine halbe Meile von einander geſchieden waren. Aber anſtatt das Anerbieten zur Schlacht anzunehmen, zogen ſich die Kaiſerlichen über die Waldſtädte nach dem Breisgau und Elſaß, wo ſie noch zeitig genug anlangten, um Breyſach zu entſetzen, und den ſiegreichen Fortſchritten des Rheingrafen Otto Ludwig eine Gränze zu ſetzen. Dieſer hätte kurz vorher die Waldſtädte erobert, und, unterſtützt von dem Pfalzgrafen von Birkenfeld, der die Unterpfalz befreyte, und den Herzog von Lothringen aus dem Felde ſchlug, den ſchwediſchen Waffen in dieſen Gegenden aufs Neue das Uebergewicht errungen. Jetzt zwar mußte er der Ueberlegenheit des Feindes weichen; aber bald rücken Horn und Birkenfeld zu ſeinem Beyſtand herbey, und die Kaiſerlichen ſehen ſich nach einem kurzen Triumphe wieder aus dem Elſaß vertrieben. Die rauhe Herbſtzeit, welche ſie auf dieſem unglücklichen Rückzuge überfällt, richtet den größten Theil der Italiener zu Grunde, und ihren Anführer ſelbſt, den Herzog von Feria, tödtet der Gram über die mißlungene Unternehmung.

Unterdeſſen hatte Herzog Bernhard von Weimar mit achtzehn Regimentern Fußvolk und hundert und vierzig Kornetten Reitern ſeine Stellung an der Donau genommen, um ſowol Franken zu decken, als die Bewegungen der kaiſerlich-bayriſchen Armee an dieſem Strome zu beobachten. Nicht ſo bald hatte Altringer dieſe Gränzen entblößt, um zu den italieniſchen Truppen des Herzogs von Feria zu ſtoßen, als Bernhard ſeine Entfernung benutzte, über die

Donau eilte, und mit Blitzesſchnelligkeit vor Regensburg ſtand. Der Beſitz dieſer Stadt war für die Unternehmungen der Schweden auf Bayern und Oeſterreich entſcheidend; er verſchaffte ihnen feſten Fuß an dem Donauſtrom, und eine ſichere Zuflucht bey jedem Unglücksfall, ſo wie er ſie allein in den Stand ſetzte, eine dauerhafte Eroberung in dieſen Ländern zu machen. Regensburg zu bewahren, war der letzte, dringende Rath, den der ſterbende Tilly dem Churfürſten von Bayern ertheilte, und Guſtav Adolph beklagte als einen nicht zu erſetzenden Verluſt, daß ihm die Bayern in Beſetzung dieſes Platzes zuvorgekommen waren. Unbeſchreiblich groß war daher Maximilians Schrecken, als Herzog Bernhard dieſe Stadt überraſchte, und ſich ernſtlich anſchickte, ſie zu belagern.

Nicht mehr als funfzehn Kompagnien, größtentheils neugeworbener Truppen, machten die Beſatzung derſelben aus; eine mehr als hinreichende Anzahl, um auch den überlegenſten Feind zu ermüden, ſobald ſie von einer gutgeſinnten und kriegeriſchen Bürgerſchaft unterſtützt wurde. Aber gerade dieſe war der gefährlichſte Feind, den die bayriſche Garniſon zu bekämpfen hatte. Die proteſtantiſchen Einwohner Regensburgs, gleich eiferſüchtig auf ihren Glauben und ihre Reichsfreyheit, hatten ihren Nacken mit Widerwillen unter das bayriſche Joch gebeugt, und blickten längſt ſchon mit Ungedult der Erſcheinung eines Retters entgegen.

Bernhards Ankunft vor ihren Mauern erfüllte ſie mit lebhafter Freude, und es war ſehr zu fürchten, daß ſie die Unternehmungen der Belagerer durch einen innern Tumult unterſtützen würden. In dieſer groſſen Verlegenheit läſſt der Churfürſt die beweglichſten Schreiben an den Kaiſer, an den Herzog von Friedland ergehen, ihm nur mit fünftauſend Mann auszuhelfen. Sieben Eilboten nach einander ſendet Ferdinand mit dieſem Auftrag an Wallenſtein, der die ſchleunigſte Hülfe zuſagt, und auch wirklich ſchon dem Churfürſten die nahe Ankunft von zwölftauſend Mann durch Gallas berichten läſſt, aber dieſem Feldherrn bey Lebensſtrafe verbietet, ſich auf den Weg zu machen. Unterdeſſen hatte der bayriſche Kommandant von Regensburg, in Erwartung eines nahen Entſatzes, die beſten Anſtalten zur Vertheidigung getroffen, die katholiſchen Bauern wehrhaft gemacht, die proteſtantiſchen Bürger hingegen entwaffnet und aufs Sorgfältigſte bewacht, daß ſie nichts Gefährliches gegen die Garniſon unternehmen konnten. Da aber kein Erſatz erſchien, und das feindliche Geſchütz mit ununterbrochener Heftigkeit die Werke beſtürmte, ſorgte er durch eine anſtändige Kapitulation für ſich ſelbſt und die Beſatzung, und überließ die bayriſchen Beamten und Geiſtlichen der Gnade des Siegers.

Mit dem Beſitze von Regensburg erweitern ſich Herzog Bernhards Entwürfe, und ſeinem kühnen Muth iſt Bayern ſelbſt eine zu enge Schranke geworden. Bis an die Gränzen von Oeſterreich will er dringen, das proteſtantiſche Landvolk gegen den Kaiſer bewaffnen, und ihm ſeine Religionsfreyheit wieder geben. Schon hat er Straubingen erobert, während daß ein anderer ſchwediſcher Feldherr die nördlichen Ufer der Donau ſich unterwürfig macht. An der Spitze ſeiner Schweden dem Grimm der Witterung Trotz bietend, erreicht er die Mündung des Iſerſtroms, und ſetzt im Angeſicht des bayriſchen Generals von Werth, der hier gelagert ſteht, ſeine Truppen über. Jetzt zittern Paſſau und Linz, und der beſtürzte Kaiſer verdoppelt an Wallenſtein ſeine Mahnungen und Befehle, dem bedrängten Bayern aufs Schleunigſte zu Hülfe zu eilen. Aber hier ſetzt der ſiegende Bernhard ſeinen Eroberungen ein freywilliges Ziel. Vor ſich den Inn, der durch viele feſte Schlöſſer beſchützt wird, hinter ſich zwey feindliche Heere, ein übelgeſinntes Land, und die Iſer, wo kein haltbarer Ort ihm den Rücken deckt, und der gefrorne Boden keine Verſchanzung geſtattet, von der ganzen Macht Wallenſteins bedroht, der ſich endlich entſchloſſen hat, an die Donau zu rücken, entzieht er ſich durch einen zeitigen Rückzug der Gefahr, von Regensburg abgeſchnitten und von Feinden umzingelt zu werden. Er eilt über die Iſer und Donau, um die in der Oberpfalz gemachten Eroberungen gegen Wallenſtein zu vertheidigen, und ſelbſt eine Schlacht mit dieſem Feldherrn nicht auszuſchlagen. Aber Wallenſtein, dem es nie in den Sinn gekommen war, große Thaten an der Donau zu verrichten, wartet ſeine Annäherung nicht ab, und ehe die Bayern recht anfangen ſeiner froh zu werden, iſt er ſchon nach Böhmen verſchwunden. Bernhard endigt alſo jetzt ſeinen glorreichen Feldzug, und vergönnt ſeinen Truppen die wohlverdiente Raſt in den Winterquartieren auf feindlicher Erde.

Indem Guſtav Horn in Schwaben, der Pfalzgraf von Birkenfeld, General Baudiſſin und Rheingraf Otto Ludwig am Ober- und Niederrhein, und Herzog Bernhard an der Donau den Krieg mit ſolcher Ueberlegenheit führten, wurde der Ruhm der ſchwediſchen Waffen in Niederſachſen und Weſtphalen von dem Herzog von Lüneburg und dem Landgrafen von Heſſen-Kaſſel nicht weniger glorreich behauptet. Die Feſtung Hameln eroberte Herzog Georg nach der tapferſten Gegenwehr, und über den kaiſerlichen General von Gronsfeld, der an dem Weſerſtrom kommandirte, wurde von der vereinigten Armee der Schweden und Heſſen bey Oldendorf ein glänzender Sieg erfochten. Der Graf von Waſaburg, ein natürlicher Sohn Guſtav Adolphs, zeigte ſich in dieſer Schlacht ſeines Urſprungs werth. Sechzehn Kanonen, das ganze Gepäcke der Kaiſerlichen und vier und ſiebzig Fahnen fielen in ſchwediſche Hände, gegen dreytauſend von den Feinden blieben auf dem Platze, und faſt eben ſo viele wurden zu Gefangenen gemacht. Die Stadt Osnabrück zwang der ſchwediſche Oberſte Kniephauſen, und Paderborn der Landgraf von Heſſen-Kaſſel zur Uebergabe; dafür aber ging Bückeburg, ein ſehr wichtiger Ort für die Schweden, an die Kaiſerlichen verloren. Beynahe an allen Enden Deutſchlands ſah man die ſchwediſchen Waffen ſiegreich, und das nächſte Jahr nach Guſtav Adolphs Tode zeigte noch keine Spur des Verluſtes, den man an dieſem großen Führer erlitten hatte.

Bey Erwähnung der wichtigen Vorfälle, welche den Feldzug des 1633ſten Jahres auszeichneten, muß die Unthätigkeit eines Mannes, der bey weitem die höchſten Erwartungen rege machte, ein gerechtes Erſtaunen erwecken. Unter allen Generalen, deren Thaten uns in dieſem Feldzuge beſchäftigt haben, war keiner, der ſich an Erfahrung, Talent und Kriegsruhm mit Wallenſtein meſſen durfte; und gerade dieſer verliert ſich ſeit dem Treffen bey Lützen aus unſern Augen. Der Fall ſeines großen Gegners läſſt ihm allein jetzt den ganzen Schauplatz des Ruhmes frey; die ganze Aufmerkſamkeit Europa's iſt auf die Thaten geſpannt, die das Andenken ſeiner Niederlage auslöſchen und ſeine Ueberlegenheit in der Kriegskunſt der Welt verkündigen ſollen. Und doch liegt er ſtill in Böhmen, indeß die Verluſte des Kaiſers in Bayern, in Niederſachſen, am Rhein, ſeine Gegenwart dringend fordern;

ein gleich undurchdringliches Geheimniß für Freund und Feind, der Schrecken, und doch zugleich die letzte Hoffnung des Kaiſers. Mit unerklärbarer Eilfertigkeit hatte er ſich nach dem verlorenen Treffen bey Lützen in das Königreich Böhmen gezogen, wo er über das Verhalten ſeiner Offiziere in dieſer Schlacht die ſtrengſten Unterſuchungen anſtellte. Die das Kriegsgericht für ſchuldig erkannte, wurden mit unerbittlicher Strenge zum Tode verurtheilt; die ſich brav gehalten hatten, mit königlicher Großmuth belohnt, und das Andenken der Gebliebenen durch herrliche Monumente verewigt. Den Winter über drückte er die kaiſerlichen Provinzen durch übermäßige Kontributionen, und durch die Winterquartiere, die er abſichtlich nicht in feindlichen Ländern nahm, um das Mark der öſterreichiſchen Länder auszuſaugen. Anſtatt aber mit ſeiner wohl gepflegten und auserleſenen Armee beym Anbruch des Frühlings 1633 den Feldzug vor allen andern zu eröffnen, und ſich in ſeiner ganzen Feldherrnkraft zu erheben, war er der letzte, der im Felde erſchien, und auch jetzt war es ein kaiſerliches Erbland, das er zum Schauplatz des Krieges machte.

Unter allen Provinzen Oeſterreichs war Schleſien der größten Gefahr ausgeſetzt. Drey verſchiedene Armeen, eine ſchwediſche unter dem Grafen von Thurn, eine ſächſiſche unter Arnheim und dem Herzog von Lauenburg, und eine brandenburgiſche unter

Bergsdorf, hatten dieſe Provinz zu gleicher Zeit mit Krieg überzogen. Schon hatten ſie die wichtigſten Plätze im Beſitz, und ſelbſt **Breslau** hatte die Partey der Alliirten ergriffen. Aber gerade dieſe Menge von Generalen und Armeen rettete dem Kaiſer dieſes Land; denn die Eiferſucht der Generale und der gegenſeitige Haß der Schweden und Sachſen ließ ſie nie mit Einſtimmigkeit verfahren. **Arnheim** und **Thurn** zankten ſich um die Oberſtelle; die Brandenburger und Sachſen hielten eifrig gegen die Schweden zuſammen, die ſie als überläſtige Fremdlinge anſahen, und, wo es nur immer thunlich war, zu verkürzen ſuchten. Hingegen lebten die Sachſen mit den Kaiſerlichen auf einem viel vertraulichern Fuß, und oft geſchah es, daß die Offiziere beyder feindlichen Armeen einander Beſuche abſtatteten und Gaſtmähler gaben. Man ließ die Kaiſerlichen ungehindert ihre Güter fortſchaffen, und Viele verhehlten es gar nicht, daß ſie von Wien große Summen gezogen. Unter ſo zweydeutig geſinnten Alliirten ſahen ſich die Schweden verkauft und verrathen, und an große Unternehmungen war bey einem ſo ſchlechten Verſtändniß nicht zu denken. Auch war der General von **Arnheim** den größten Theil der Zeit abweſend, und als er endlich wieder bey der Armee anlangte, näherte ſich **Wallenſtein** ſchon mit einer furchtbarn Kriegsmacht den Gränzen.

Vierzigtauſend Mann ſtark rückte er ein, und nicht mehr als vier und zwanzig tauſend hatten ihm die Alliirten entgegen zu ſetzen. Nichts deſto weniger wollten ſie eine Schlacht verſuchen, und erſchienen bey Münſterberg, wo er ein verſchanztes Lager bezogen hatte. Aber Wallenſtein ließ ſie acht Tage lang hier ſtehen, ohne nur die geringſte Bewegung zu machen; dann verließ er ſeine Verſchanzungen, und zog mit ruhigem ſtolzen Schritt an ihrem Lager vorüber. Auch nachdem er aufgebrochen war, und die muthiger gewordenen Feinde ihm beſtändig zur Seite blieben, ließ er die Gelegenheit unbenutzt. Die Sorgfalt, mit der er die Schlacht vermied, wurde als Furcht ausgelegt; aber einen ſolchen Verdacht durfte Wallenſtein auf ſeinen verjährten Feldherrnruhm wagen. Die Eitelkeit der Alliirten ließ ſie nicht bemerken, daß er ſein Spiel mit ihnen trieb, und daß er ihnen die Niederlage großmüthig ſchenkte, weil ihm — mit einem Sieg über ſie für jetzt nicht gedient war. Um ihnen jedoch zu zeigen, daß Er der Herr ſey, und daß nicht die Furcht vor ihrer Macht ihn in Unthätigkeit erhalte, ließ er den Kommandanten eines Schloſſes, das in ſeine Hände fiel, niederſtoßen, weil er einen unhaltbaren Platz nicht gleich übergeben hatte.

Neun Tage lang ſtanden beyde Armeen einander einen Muſketenſchuß weit im Geſichte, als der Graf Terzky aus dem Wallenſtein'ſchen Heere mit einem Trompeter vor dem Lager der Alliirten erſchien, den General von Arnheim zu einer Konferenz einzuladen. Der Inhalt derſelben war, daß Wallenſtein, der doch an Macht der überlegene Theil war, einen Waffenſtillſtand von ſechs Wochen in Vorſchlag brachte. „Er ſey gekommen,“ ſagte er, „mit Schweden und mit den Reichsfürſten einen ewigen Frieden zu ſchließen, die Soldaten zu bezahlen, und jedem Genugthuung zu verſchaffen. Alles dies ſtehe in ſeiner Hand, und wenn man in Wien Anſtand nehmen ſollte, es zu beſtätigen, ſo wolle Er ſich mit den Alliirten vereinigen, und (was er Arnheimen zwar ins Ohr flüſterte) den Kaiſer zum Teufel jagen.“ Bey einer zweyten Zuſammenkunft ließ er ſich gegen den Grafen von Thurn noch deutlicher heraus. „Alle Privilegien,“ erklärte er, „ſollten aufs Neue beſtätigt, alle böhmiſche Exulanten zurückberufen und in ihre Güter wieder eingeſetzt werden, und er ſelbſt wolle der erſte ſeyn, ſeinen Antheil an denſelben herauszugeben. Die Jeſuiten, als die Urheber aller bisherigen Unterdrückungen, ſollten verjagt, die Krone Schweden durch Zahlungen auf beſtimmte Termine abgefunden, alles überflüſſige Kriegsvolk von beyden Theilen gegen die Türken geführt werden.“ Der letzte Punkt enthielt den Aufſchluß des ganzen Räthſels. „Wenn Er die böhmiſche Krone davon trüge, ſo ſollten alle Vertriebene ſich ſeiner Großmuth zu rühmen haben, eine vollkommene Freyheit der Religionen ſollte dann in dem Königreich herrſchen, das pfälziſche Haus in alle ſeine vorigen Rechte zurücktreten, und die Markgrafſchaft Mähren ihm für Meklenburg zur Entſchädigung dienen. Die alliirten Armeen zögen dann unter ſeiner Anführung nach Wien, dem Kaiſer die Genehmigung dieſes Traktats mit gewaffneter Hand abzunöthigen.“

Jetzt alſo war die Decke von dem Plan weggezogen, worüber er ſchon Jahre lang in geheimnißvoller Stille gebrütet hatte. Auch lehrten alle Umſtände, daß zu Vollſtreckung deſſelben keine Zeit zu verlieren ſey. Nur das blinde Vertrauen zu dem Kriegsglück und dem überlegenen Genie des Herzogs von Friedland hatte dem Kaiſer die Feſtigkeit eingeflößt, allen Vorſtellungen Bayerns und Spaniens entgegen, und auf Koſten ſeines eigenen Anſehens, dieſem gebieteriſchen Mann ein ſo uneingeſchränktes Kommando zu übergeben. Aber dieſer Glaube an die Unüberwindlichkeit Wallenſteins war durch ſeine lange Unthätigkeit längſt erſchüttert worden, und nach dem verunglückten Treffen bey Lützen beynahe gänzlich gefallen. Aufs Neue erwachten jetzt ſeine Gegner an Ferdinands Hofe, und die Unzufriedenheit des Kaiſers über den Fehlſchlag ſeiner Hoffnungen verſchaffte ihren Vorſtellungen den gewünſchten Eingang bey dieſem Monarchen. Das ganze Betragen des Herzogs wurde mit beißender Kritik von ihnen gemuſtert, ſein hochfahrender Trotz und ſeine Widerſetzlichkeit gegen des Kaiſers Befehle dieſem eiferſüchtigen Fürſten in Erinnerung gebracht, die Klagen der öſterreichiſchen Unterthanen über ſeine gränzenloſen Bedrückungen zu Hülfe gerufen, ſeine Treue verdächtig gemacht, und über ſeine geheimen Abſichten ein ſchreckhafter Wink hingeworfen. Dieſe Anklagen, durch das ganze übrige Betragen des Herzogs nur zu ſehr gerechtfertigt, unterlieſſen nicht in Ferdinands Gemüth tiefe Wurzeln zu ſchlagen; aber der Schritt war einmal geſchehn, und die große Gewalt, womit man den Herzog bekleidet hatte, konnte ihm ohne große Gefahr nicht entriſſen werden. Sie unmerklich zu vermindern, war Alles, was dem Kaiſer übrig blieb; und um dies mit einigem Erfolg zu können, muſſte man ſich zu theilen, vor allen Dingen aber ſich außer Abhängigkeit von ſeinem guten Willen zu ſetzen ſuchen. Aber ſelbſt dieſes Rechtes hatte man ſich in dem Vertrage begeben, den man mit ihm errichtete, und gegen jeden Verſuch, ihm einen andern General an die Seite zu ſetzen, oder einen unmittelbaren Einfluß auf ſeine Truppen zu haben, ſchützte ihn die eigenhändige Unterſchrift des Kaiſers. Da man dieſen nachtheiligen Vertrag weder halten noch vernichten konnte, ſo muſſte man ſich durch einen Kunſtgriff heraushelfen. Wallenſtein war kaiſerlicher Generaliſſimus in Deutſchland; aber weiter erſtreckte ſich ſein Gebiet nicht, und über eine auswärtige Armee konnte er ſich keine Herrſchaft anmaßen. Man läſſt alſo in Mailand eine ſpaniſche Armee errichten und unter einem ſpaniſchen General in Deutſchland fechten. Wallenſtein iſt alſo der Unentbehrliche nicht mehr, weil er aufgehört hat, der Einzige zu ſeyn, und im Nothfall hat man gegen ihn ſelbſt eine Stütze.

Der Herzog fühlte es ſchnell und tief, woher dieſer Streich kam, und wohin er zielte. Umſonſt proteſtirte er bey dem Kardinal-Infanten gegen dieſe vertragwidrige Neuerung; die italieniſche Armee rückte ein, und man zwang ihn, ihr den General Altringer mit Verſtärkung zuzuſenden. Zwar wuſſte er dieſem durch ſtrenge Verhaltungsbefehle die Hände ſo ſehr zu binden, daß die italieniſche Armee in dem Elſaß und in Schwaben wenig Ehre einlegte; aber dieſer eigenmächtige Schritt des Hofes hatte ihn aus ſeiner Sicherheit aufgeſchreckt, und ihm über die näher kommende Gefahr einen warnenden Wink gegeben. Um nicht zum zweytenmal ſein Kommando, und mit demſelben die Frucht aller ſeiner Bemühungen zu verlieren, muſſte er mit der Ausführung ſeines Anſchlags eilen. Durch Entfernung der verdächtigen Offiziere, und durch ſeine Freygebigkeit gegen die andern, hielt er ſich der Treue ſeiner Truppen verſichert. Alle andre Stände des Staats, alle Pflichten der Gerechtigkeit und Menſchlichkeit, hatte er dem Wohl der Armee aufgeopfert, alſo rechnete er auf die Erkenntlichkeit derſelben. Im Begriff, ein nie erlebtes Beyſpiel des Undanks gegen den Schöpfer ſeines Glücks aufzuſtellen, baute er ſeine ganze Wohlfahrt auf die Dankbarkeit, die man ihm erweiſen ſollte.

Die Anführer der ſchleſiſchen Armeen hatten von ihren Principalen keine Vollmacht, ſo etwas Großes, als Wallenſtein in Vorſchlag brachte, für ſich allein abzuſchließen, und ſelbſt den verlangten Waffenſtillſtand getrauten ſie ſich nicht länger als auf vierzehn Tage zu bewilligen. Ehe ſich der Herzog gegen die Schweden und Sachſen herausließ, hatte er noch für rathſam gefunden, ſich bey ſeiner kühnen Unternehmung des franzöſiſchen Schutzes zu verſichern. Zu dem Ende wurden durch den Grafen von Kinsky bey dem franzöſiſchen Bevollmächtigten Feuquieres zu Dresden geheime Unterhandlungen, wiewol mit ſehr mißtrauiſcher Vorſicht, angeknüpft, welche ganz ſeinem Wunſche gemäß ausfielen. Feuquieres erhielt Befehl von ſeinem Hofe, allen Vorſchub von Seiten Frankreichs zu verſprechen, und dem Herzog, wenn er deren benöthigt wäre, eine beträchtliche Geldhülfe anzubieten.

Aber gerade dieſe überkluge Sorgfalt, ſich von allen Seiten zu decken, gereichte ihm zum Verderben. Der franzöſiſche Bevollmächtigte entdeckte mit großem Erſtaunen, daß ein Anſchlag, der mehr als jeder andre des Geheimniſſes bedurfte, den Schweden und den Sachſen mitgetheilt worden ſey. Das ſächſiſche Miniſterium war, wie man allgemein wuſſte, im Intereſſe des Kaiſers, und die den Schweden angebotenen Bedingungen blieben allzuweit hinter den Erwartungen derſelben zurück, um je ihren Beyfall erhalten zu können. Feuquieres fand es daher unbegreiflich, wie der Herzog in vollem Ernſte auf die Unterſtützung der Erſtern, und auf die Verſchwiegenheit der Letztern hätte Rechnung machen ſollen. Er entdeckte ſeine Zweifel und Beſorgniſſe dem ſchwediſchen Kanzler, der in die Abſichten Wallenſteins ein gleich großes Mißtrauen ſetzte, und noch weit weniger Geſchmack an ſeinen Vorſchlägen fand. Wiewol es ihm kein Geheimniß war, daß der Herzog ſchon ehedem mit Guſtav Adolph in ähnlichen Traktaten geſtanden, ſo begriff er doch die Möglichkeit nicht, wie er die ganze Armee zum Abfall bewegen, und ſeine übermäßigen Verſprechungen würde wahr machen können. Ein ſo ausſchweifender Plan und ein ſo unbeſonnenes Verfahren ſchien ſich mit der verſchloßnen und mißtrauiſchen Gemüthsart des Herzogs nicht wohl zu vertragen, und lieber erklärte man Alles für Maske und Betrug, weil es eher erlaubt war, an ſeiner Redlichkeit als an ſeiner Klugheit zu zweifeln. Oxenſtierna's Bedenklichkeiten ſteckten endlich ſelbſt Arnheimen an, der in vollem Vertrauen auf Wallenſtein's Aufrichtigkeit zu dem Kanzler nach Gelnhauſen gereiſt war, ihn dahin zu vermögen, daß er dem Herzog ſeine beſten Regimenter zum Gebrauch überlaſſen möchte. Man fing an zu argwohnen, daß der ganze Antrag nur eine künſtlich gelegte Schlinge ſey, die Alliirten zu entwaffnen, und den Kern ihrer Kriegsmacht dem Kaiſer in die Hände zu ſpielen. Wallenſteins bekannter Charakter widerlegte dieſen ſchlimmen Verdacht nicht, und die Widerſprüche, in die er ſich nachher verwickelte, machten, daß man endlich ganz und gar an ihm irre ward. Indem er die Schweden in ſein Bündniß zu ziehen ſuchte, und ihnen ſogar ihre beſten Truppen abforderte, äußerte er ſich gegen Arnheim, daß man damit anfangen müſſe, die Schweden aus dem Reiche zu verjagen; und während daß ſich die ſächſiſchen Offiziere, im Vertrauen auf die Sicherheit des Waffenſtillſtandes, in großer Menge bey ihm einfanden, machte er einen verunglückten Verſuch, ſich ihrer Perſonen zu bemächtigen. Er brach zuerſt den Stillſtand, den er doch einige Monate darauf nicht ohne große Mühe erneuerte. Aller Glaube an ſeine Wahrhaftigkeit verſchwand, und endlich glaubte man in ſeinem ganzen Benehmen nichts als ein Gewebe von Betrug und niedrigen Kniffen zu ſehen, um die Alliirten zu ſchwächen, und ſich ſelbſt in Verfaſſung zu ſetzen. Dieſes erreichte er zwar wirklich, indem ſeine Macht ſich mit jedem

Tage vermehrte, die Alliirten aber durch Deſertion und ſchlechten Unterhalt über die Hälfte ihrer Truppen einbüßten. Aber er machte von ſeiner Ueberlegenheit den Gebrauch nicht, den man in Wien erwartete. Wenn man einem entſcheidenden Vorfall entgegenſah, erneuerte er plötzlich die Unterhandlungen; und wenn der Waffenſtillſtand die Alliirten in Sicherheit ſtürzte, ſo erhob er ſich plötzlich, um die Feindſeligkeiten zu erneuern. Alle dieſe Widerſprüche floſſen aus dem doppelten und ganz unvereinbaren Entwurf, den Kaiſer und die Schweden zugleich zu verderben, und mit Sachſen einen beſondern Frieden zu ſchließen.

Ueber den ſchlechten Fortgang ſeiner Unterhandlungen ungeduldig, beſchloß er endlich ſeine Macht zu zeigen, da ohnehin die dringende Noth in dem Reiche, und die ſteigende Unzufriedenheit am kaiſerlichen Hofe keinen längern Aufſchub geſtatteten. Schon vor dem letzten Stillſtand war der General von Holk von Böhmen aus in das Meißniſche eingefallen, hatte Alles, was auf ſeinem Wege lag, mit Feuer und Schwert verwüſtet, den Churfürſten in ſeine Feſtungen gejagt, und ſelbſt die Stadt Leipzig erobert. Aber der Stillſtand in Schleſien ſetzte ſeinen Verwüſtungen ein Ziel, und die Folgen ſeiner Ausſchweifungen ſtreckten ihn zu Adorf auf die Bahre. Nach aufgehobenem Stillſtand machte Wallenſtein aufs Neue eine Bewegung, als ob er durch die Lauſitz in Sachſen fallen wollte, und ließ ausſprengen, daß **Piccolomini** ſchon dahin aufgebrochen ſey. Sogleich verläßt **Arnheim** ſein Lager in Schleſien, um ihm nachzufolgen und dem Churfürſtenthum zu Hülfe zu eilen. Dadurch aber wurden die Schweden entblößt, die unter dem Kommando des Grafen **von Thurn** in ſehr kleiner Anzahl bey **Steinau** an der Oder gelagert ſtanden; und gerade dies war es, was der Herzog gewollt hatte. Er ließ den ſächſiſchen General ſechszehn Meilen voraus in das Meißniſche eilen, und wendete ſich dann auf einmal rückwärts gegen die Oder, wo er die ſchwediſche Armee in der tiefſten Sicherheit überraſchte. Ihre Reiterey wurde durch den vorangeſchickten General **Schafgotſch** geſchlagen, und das Fußvolk von der nachfolgenden Armee des Herzogs bey Steinau völlig eingeſchloſſen. **Wallenſtein** gab dem Grafen **von Thurn** eine halbe Stunde Bedenkzeit, ſich mit drittehalbtauſend Mann gegen mehr als zwanzigtauſend zu wehren, oder ſich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Bey ſolchen Umſtäden konnte keine Wahl Statt finden. Die ganze Armee gibt ſich gefangen, und ohne einen Tropfen Blut iſt der vollkommenſte Sieg erfochten. Fahnen, Bagage und Geſchütz fallen in des Siegers Hand, die Offiziere werden in Verhaft genommen, die Gemeinen untergeſteckt. Und jetzt endlich war nach einer vierzehnjährigen Irre, nach unzähligen Glückswechſeln, der Anſtifter des böhmiſchen Aufruhrs, der entfernte Urheber dieſes ganzen verderblichen Krieges, der berüchtigte Graf von Thurn, in der Gewalt ſeiner Feinde. Mit blutdürſtiger Ungeduld erwartet man in Wien die Ankunft dieſes großen Verbrechers, und genießt ſchon im Voraus den ſchrecklichen Triumph, der Gerechtigkeit ihr vornehmſtes Opfer zu ſchlachten. Aber den Jeſuiten dieſe Luſt zu verderben, war ein viel ſüßerer Triumph, und Thurn erhielt ſeine Freyheit. Ein Glück für ihn, daß er mehr wuſſte, als man in Wien erfahren durfte, und daß Wallenſteins Feinde auch die Seinigen waren. Eine Niederlage hätte man dem Herzog in Wien verziehen; dieſe getäuſchte Hoffnung vergab man ihm nie. „Was aber hätte ich denn ſonſt mit dieſem Raſenden machen ſollen?“ ſchreibt er mit boßhaftem Spotte an die Miniſter, die ihn über dieſe unzeitige Großmuth zur Rede ſtellen. „Wollte der Himmel, die Feinde hätten lauter Generale, wie dieſer iſt! An der Spitze der ſchwediſchen Heere wird er uns weit beſſre Dienſte thun, als im Gefängniß.“

Auf den Sieg bey Steinau folgte in kurzer Zeit die Einnahme von Liegnitz, Groß-Glogau und ſelbſt von Frankfurt an der Oder. Schafgotſch, der in Schleſien zurückblieb, um die Unterwerfung dieſer Provinz zu vollenden, blokirte Brieg und bedrängte Breslau vergebens, weil dieſe freye Stadt über ihre Privilegien wachte, und den Schweden ergeben blieb. Die Oberſten Illo und Götz ſchickte Wallenſtein nach der Warta, um bis in Pommern und an die Küſte der Oſtſee zu dringen, und **Landsberg**, der Schlüſſel zu Pommern, wurde wirklich auch von ihnen erobert. Indem der Churfürſt von Brandenburg und der Herzog von Pommern für ihre Länder zitterten, brach **Wallenſtein** ſelbſt mit dem Reſt der Armee in die Lauſitz, wo er Görlitz mit Sturm eroberte und Bauzen zur Uebergabe zwang. Aber, es war ihm nur darum zu thun, den Churfürſten von Sachſen zu ſchrecken, nicht die erhaltenen Vortheile zu verfolgen; auch mit dem Schwert in der Hand ſetzte er bey Brandenburg und Sachſen ſeine Friedensanträge fort, wiewol mit keinem beſſern Erfolg, da er durch eine Kette von Widerſprüchen alles Vertrauen verſcherzt hatte. Jetzt würde er ſeine ganze Macht gegen das unglückliche Sachſen gewendet, und ſeinen Zweck durch die Gewalt der Waffen doch endlich noch durchgeſetzt haben, wenn nicht der Zwang der Umſtände ihn genöthigt hätte, dieſe Gegenden zu verlaſſen. Die Siege Herzog **Bernhards** am Donauſtrom, welche Oeſterreich ſelbſt mit naher Gefahr bedrohten, forderten ihn dringend nach Bayern, und die Vertreibung der Sachſen und Schweden aus Schleſien raubte ihm jeden Vorwand, ſich den kaiſerlichen Befehlen noch länger zu widerſetzen, und den Churfürſten von Bayern hülflos zu laſſen. Er zog ſich alſo mit der Hauptmacht gegen die Oberpfalz, und ſein Rückzug befreyte Oberſachſen auf immer von dieſem furchtbaren Feinde.

So lange es nur möglich war, hatte er Bayerns Rettung verſchoben, und durch die geſuchteſten Ausflüchte die Ordonanzen des Kaiſers verhöhnt. Auf wiederholtes Bitten ſchickte er endlich zwar dem Grafen von **Altringer**, der den Lech und die Donau gegen **Horn** und **Bernhard** zu behaupten ſuchte, einige Regimenter aus Böhmen zu Hülfe, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, ſich bloß vertheidigungsweiſe zu verhalten. Den Kaiſer und den Churfürſten wies er, ſo oft ſie ihn um Hülfe anflehten, an **Altringer**, der, wie er öffentlich vorgab, eine uneingeſchränkte Vollmacht von ihm erhalten habe; in Geheim aber band er demſelben durch die ſtrengſten Inſtruktionen die Hände, und bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er ſeine Befehle überſchreiten würde. Nachdem Herzog **Bernhard** vor Regensburg gerückt war, und der Kaiſer ſowol als der Churfürſt ihre Aufforderungen um Hülfe dringender erneuerten, ſtellte er ſich an, als ob er den General **Gallas** mit einem anſehnlichen Heer an die Donau ſchicken würde; aber auch dies un[illegible]eb, und ſo gingen, wie vorher das Bisthum Eichſtädt, jetzt auch Regensburg, Straubingen, Cham an die Schweden verloren. Als er endlich ſchlechterdings nicht mehr vermeiden konnte, den ernſtlichen Befehlen des Hofs zu gehorſamen, rückte er ſo langſam, als er konnte, an die bayriſche Gränze, wo er das von den Schweden eroberte Cham berennte. Er vernahm aber nicht ſo bald, daß man von ſchwediſcher Seite daran arbeitete, ihm durch die Sachſen eine Diverſion in Böhmen zu machen, ſo benutzte er dieſes Gerücht um aufs Schleunigſte, und ohne das Geringſte verrichtet zu haben, nach Böhmen zurückzukehren. Alles andre, gab er vor, müſſe der Vertheidigung und Erhaltung der kaiſerlichen Erblande nachſtehen; und ſo blieb er in Böhmen wie angefeſſelt ſtehen, und hütete dieſes Königreich, als ob es jezt ſchon ſein Eigenthum wäre. Der Kaiſer wiederholte in noch dringenderm Tone ſeine Mahnung, daß er ſich gegen den Donauſtrom ziehen ſolle, die gefährliche Niederlaſſung des Herzogs von Weimar an Oeſterreichs Gränzen zu hindern — Er aber endigte den Feldzug für dieſes Jahr, und ließ ſeine Truppen aufs Neue ihre Winterquartiere in dem erſchöpften Königreich nehmen.

Ein ſo fortgeführter Trotz, eine ſo beyſpielloſe Geringſchätzung aller kaiſerlichen Befehle, eine ſo vorſetzliche Vernachläſſigung des allgemeinen Beſten, verbunden mit einem ſo äußerſt zweydeutigen Benehmen gegen den Feind, mußten endlich den nachtheiligen Gerüchten, wovon längſt ſchon ganz Deutſchland erfüllt war, Glauben bey dem Kaiſer verſchaffen. Lange Zeit war es ihm gelungen, ſeinen ſtrafbarn Unterhandlungen mit dem Feinde den Schein der Rechtmäßigkeit zu geben, und den noch immer für ihn gewonnenen Monarchen zu überreden, daß der Zweck jener geheimen

Zuſammenkünfte kein andrer ſey, als Deutſchland den Frieden zu ſchenken. Aber wie undurchdringlich er ſich auch glaubte, ſo rechtfertigte doch der ganze Zuſammenhang ſeines Betragens die Beſchuldigungen, womit ſeine Gegner unaufhörlich das Ohr des Kaiſers beſtürmten. Um ſich an Ort und Stelle von dem Grund oder Ungrund derſelben zu belehren, hatte Ferdinand ſchon zu verſchiedenen Zeiten Kundſchafter in das Wallenſtein'ſche Lager geſchickt, die aber, da der Herzog ſich hütete, etwas Schriftliches von ſich zu geben, bloße Muthmaßungen zurück brachten. Da aber endlich die Miniſter ſelbſt, ſeine bisherigen Verfechter am Hofe, deren Güter Wallenſtein mit gleichen Laſten gedrückt hatte, ſich zur Partey ſeiner Feinde ſchlugen; da der Churfürſt von Bayern die Drohung fallen ließ, ſich, bey längerer Beybehaltung dieſes Generals, mit den Schweden zu vergleichen; da endlich auch der ſpaniſche Abgeſandte auf ſeiner Abſetzung beſtand, und im Weigerungsfall die Subſidiengelder ſeiner Krone zurückzuhalten drohte: ſo ſah ſich der Kaiſer zum zweytenmal in die Nothwendigkeit geſetzt, ihn vom Kommando zu entfernen.

Die eigenmächtigen und unmittelbaren Verfügungen des Kaiſers bey der Armee belehrten den Herzog bald, daß der Vertrag mit ihm bereits als zerriſſen betrachtet, und ſeine Abdankung unvermeidlich ſey. Einer ſeiner Unterfeldherrn in Oeſterreich, dem Wallenſtein bey Strafe des Beils unterſagt hatte, dem Hofe zu gehorſamen, empfing von dem Kaiſer unmittelbaren Befehl, zu dem Churfürſten von Bayern zu ſtoßen; und an Wallenſtein ſelbſt erging die gebieteriſche Weiſung, dem Kardinal-Infanten, der mit einer Armee aus Italien unterwegs war, einige Regimenter zur Verſtärkung entgegen zu ſenden. Alle dieſe Anſtalten ſagten ihm, daß der Plan unwiderruflich gemacht ſey, ihn nach und nach zu entwaffnen, um ihn alsdann ſchwach und wehrlos auf Einmal zu Grunde zu richten.

Zu ſeiner Selbſtvertheidigung muſſte er jetzt eilen, einen Plan auszuführen, der anfangs nur zu ſeiner Vergrößerung beſtimmt war. Länger als die Klugheit rieth, hatte er mit der Ausführung deſſelben gezögert, weil ihm noch immer die günſtigen Konſtellationen fehlten, oder, wie er gewöhnlich die Ungeduld ſeiner Freunde abfertigte, weil die Zeit noch nicht gekommen war. Die Zeit war auch jetzt noch nicht gekommen, aber die dringende Noth verſtattete nicht mehr, die Gunſt der Sterne zu erwarten. Das Erſte war, ſich der Geſinnungen der vornehmſten Anführer zu verſichern, und alsdann die Treue der Armee zu erproben, die er ſo freygebig vorausgeſetzt hatte. Drey derſelben, die Obriſten Kinsky, Terzky und Illo, waren ſchon längſt in das Geheimniß gezogen, und die beyden erſten durch das Band der Verwandtſchaft an ſein Intereſſe geknüpft. Eine gleiche Ehrſucht, ein gleicher

Haß gegen die Regierung, und die Hoffnung überſchwenglicher Belohnungen verband ſie aufs Engſte mit Wallenſtein, der auch die niedrigſten Mittel nicht verſchmäht hatte, die Zahl ſeiner Anhänger zu vermehren. Den Obriſten Illo hatte er einmals überredet, in Wien den Grafentitel zu ſuchen, und ihm dabey ſeine kräftigſte Fürſprache zugeſagt. Heimlich aber ſchrieb er an die Miniſter, ihm ſein Geſuch abzuſchlagen, weil ſich ſonſt Mehrere melden dürften, die gleiche Verdienſte hätten, und auf gleiche Belohnungen Anſpruch machten. Als Illo hernach zur Armee zurückkam, war ſein Erſtes, ihn nach dem Erfolg ſeiner Bewerbungen zu fragen; und da ihm dieſer von dem ſchlechten Ausgange derſelben Nachricht gab, ſo fing er an, die bitterſten Klagen gegen den Hof auszuſtoßen. „Das alſo hätten wir mit unſern treuen Dienſten verdient," rief er, „daß meine Verwendung ſo gering geachtet, und euern Verdienſten eine ſo unbedeutende Belohnung verweigert wird! Wer wollte noch länger einem ſo undankbaren Herrn ſeine Dienſte widmen? Nein, was mich angeht, ich bin von nun an der abgeſagte Feind des Hauſes Oeſterreich." Illo ſtimmte bey, und ſo wurde zwiſchen beyden ein enges Bündniß geſtiftet.

Aber was dieſe drey Vertrauten des Herzogs wußten, war lange Zeit ein undurchdringliches Geheimniß für die Uebrigen, und die Zuverſicht, mit der Wallenſtein von der Ergebenheit ſeiner Officiere ſprach, gründete ſich einzig nur auf die Wohlthaten, die er ihnen erzeigt hatte, und auf ihre Unzufriedenheit mit dem Hofe. Aber dieſe ſchwankende Vermuthung muſſte ſich in Gewißheit verwandeln, ehe er ſeine Maske abwarf, und ſich einen öffentlichen Schritt gegen den Kaiſer erlaubte. Graf Piccolomini, derſelbe, der ſich in dem Treffen bey Lützen durch einen beyſpielloſen Muth ausgezeichnet hatte, war der Erſte, deſſen Treue er auf die Probe ſtellte. Er hatte ſich dieſen General durch große Geſchenke verpflichtet, und er gab ihm den Vorzug vor allen andern, weil Piccolomini unter einerley Konſtellation mit ihm geboren war. Dieſem erklärte er, daß er, durch den Undank des Kaiſers und ſeine nahe Gefahr gezwungen, unwiderruflich entſchloſſen ſey, die öſterreichiſche Partey zu verlaſſen, ſich mit dem beſten Theile der Armee auf feindliche Seite zu ſchlagen, und das Haus Oeſterreich in allen Gränzen ſeiner Herrſchaft zu bekriegen, bis es von der Wurzel vertilgt ſey. Auf Piccolomini habe er bey dieſer Unternehmung vorzüglich gerechnet, und ihm ſchon in Voraus die glänzendſten Belohnungen zugedacht — Als dieſer, um ſeine Beſtürzung über dieſen überraſchenden Antrag zu verbergen, von den Hinderniſſen und Gefahren ſprach, die ſich einem ſo gewagten Unternehmen entgegen ſetzen würden, ſpottete Wallenſtein ſeiner Furcht. „Bey ſolchen Wageſtücken," rief er aus, „ſey nur der Anfang ſchwer; die Sterne ſeyen ihm gewogen, die Gelegenheit, [illegible] immer verlangen könne, auch dem Glücke müſſe [illegible] etwas vertrauen. Sein Entſchluß [illegible] er würde, wenn es nicht anders geſchehen könne, an der Spitze von tauſend Pferden ſein Heil verſuchen.“ Piccolomini hütete ſich ſehr, durch einen längern Widerſpruch das Mißtrauen des Herzogs zu reizen, und ergab ſich mit anſcheinender Ueberzeugung dem Gewicht ſeiner Gründe. So weit ging die Verblendung des Herzogs, daß es ihm, aller Warnungen des Grafen Terzky ungeachtet, gar nicht einfiel, an der Aufrichtigkeit dieſes Mannes zu zweifeln, der keinen Augenblick verlor, die jetzt gemachte merkwürdige Entdeckung nach Wien zu berichten.

Um endlich den entſcheidenden Schritt zum Ziele zu thun, berief er im Jenner 1634 alle Kommandeurs der Armee nach Pilſen zuſammen, wohin er ſich gleich nach ſeinem Rückzug aus Bayern gewendet hatte. Die neueſten Forderungen des Kaiſers, die Erblande mit Winterquartieren zu verſchonen, Regensburg noch in der rauhen Jahrszeit wieder zu erobern, und die Armee zu Verſtärkung des Kardinal-Infanten um ſechstauſend Mann Reiterey zu vermindern, waren erheblich genug, um vor dem ganzen verſammelten Kriegsrath in Erwägung gezogen zu werden, und dieſer ſcheinbare Vorwand verbarg den Neugierigen den wahren Zweck der Zuſammenberufung. Auch Schweden und Sachſen wurden bei [illegible] [illegible]aden, um mit dem Herzog von Frie[illegible] Frieden zu traktiren; mit den Befehlsh[illegible] er Heere ſollte ſchriftliche Abrede genommen w[illegible]. Zwanzig von den berufenen Kommandeurs erſchienen; aber gerade die wichtigſten, Gallas, Kollorede und Altringer, blieben aus. Der Herzog ließ ſeine Einladung an ſie dringend wiederholen, einſtweilen aber, in Erwartung ihrer nahen Ankunft, zu der Hauptſache ſchreiten.

Es war nichts Geringes, was er jetzt auf dem Wege war, zu unternehmen. Einen ſtolzen, tapfern, auf ſeine Ehre wachſam haltenden Adel der ſchändlichſten Untreue fähig zu erklären, und in den Augen derjenigen, die bis jetzt nur gewohnt waren, in ihm den Abglanz der Majeſtät, den Richter ihrer Handlungen, den Bewahrer der Geſetze zu verehren, auf einmal als ein Niederträchtiger, als Verführer, als Rebell zu erſcheinen. Nichts Geringes war es, eine rechtmäßige, durch lange Verjährung befeſtigte, durch Religion und Geſetze geheiligte Gewalt in ihren Wurzeln zu erſchüttern; alle jene Bezauberungen der Einbildungskraft und der Sinne, die furchtbaren Wachen eines rechtmäßigen Throns, zu zerſtören; alle jene unvertilgbare Gefühle der Pflicht, die in der Bruſt des Unterthans für den gebornen Beherrſcher ſo laut und ſo mächtig ſprechen, mit gewaltſamer Hand zu vertilgen. Aber geblendet von dem Glanz einer Krone, bemerkte Wallenſtein den Abgrund nicht, der zu ſeinen Füßen ſich öffnete, und im vollen lebendigen Gefühl ſeiner Kraft, verſäumte er — das gewöhnliche Loos ſtarker und kühner Seelen — die Hinderniſſe gehörig zu würdigen und in Berechnung zu bringen. Wallenſtein ſah nichts, als eine gegen den Hof theils gleichgültige, theils erbitterte Armee — eine Armee, die gewohnt war, ſeinem Anſehen mit blinder Unterwerfung zu huldigen, vor ihm, als ihrem Geſetzgeber und Richter zu beben, ſeine Befehle, gleich den Ausſprüchen des Schickſals, mit zitternder Ehrfurcht zu befolgen. In den übertriebnen Schmeicheleyen, womit man ſeiner Allgewalt huldigte, in den frechen Schmähungen gegen Hof und Regierung, die eine zügelloſe Soldateska ſich erlaubte, und die wilde Licenz des Lagers entſchuldigte, glaubte er die wahren Geſinnungen der Armee zu vernehmen, und die Kühnheit, mit der man ſelbſt die Handlungen des Monarchen zu tadeln wagte, bürgte ihm für die Bereitwilligkeit der Truppen, einem ſo ſehr verachteten Oberherrn die Pflicht aufzukündigen. Aber, was er ſich als etwas ſo Leichtes gedacht hatte, ſtand als der furchtbarſte Gegner wider ihn auf; an dem Pflichtgefühl ſeiner Truppen ſcheiterten alle ſeine Berechnungen. Berauſcht von dem Anſehen, das er über ſo meiſterloſe Scharen behauptete, ſchrieb er Alles auf Rechnung ſeiner perſönlichen Größe, ohne zu unterſcheiden, wie viel er ſich ſelbſt, und wie viel er der Würde dankte, die er bekleidete. Alles zitterte vor ihm, weil er eine rechtmäßige Gewalt ausübte, weil der Gehorſam gegen ihn Pflicht, weil ſein Anſehen an die Majeſtät des Thrones befeſtigt war. Größe für ſich allein kann wol Bewunderung und Schrecken, aber nur die legale Größe Ehrfurcht und Unterwerfung erzwingen. Und dieſes entſcheidenden Vortheils beraubte er ſich ſelbſt in dem Augenblicke, da er ſich als einen Verbrecher entlarvte.

Der Feldmarſchall von Illo übernahm es, die Geſinnungen der Kommandeurs zu erforſchen, und ſie auf den Schritt, den man von ihnen erwartete, vorzubereiten. Er machte den Anfang damit, ihnen die neueſten Forderungen des Hofs an den General und die Armee vorzutragen; und durch die gehäſſige Wendung, die er denſelben zu geben wuſſte, war es ihm leicht, den Zorn der ganzen Verſammlung zu entflammen. Nach dieſem wohlgewählten Eingang verbreitete er ſich mit vieler Beredſamkeit über die Verdienſte der Armee und des Feldherrn, und über den Undank, womit der Kaiſer ſie zu belohnen pflege. „Spaniſcher Einfluß,“ behauptete er, „leite alle Schritte des Hofes; das Miniſterium ſtehe in ſpaniſchem Solde; nur der Herzog von Friedland habe bis jetzt dieſer Tyranney widerſtanden, und deswegen den tödlichſten Haß der Spanier auf ſich geladen. Ihn vom Kommando zu entfernen, oder ganz und gar wegzuräumen, fuhr er fort, war längſt ſchon das eifrigſte Ziel ihrer Beſtrebungen, und bis es ihnen mit einem von beyden gelingt, ſucht man ſeine Macht im Felde zu untergraben. Aus keinem andern Grunde iſt man bemüht, dem König von Ungarn das Kommando in die Hände zu ſpielen, bloß damit man dieſen Prinzen, als ein williges Organ fremder Eingebungen, nach Gefallen im Felde herumführen, die ſpaniſche Macht aber deſto beſſer in Deutſchland befeſtigen könne. Bloß um die Armee zu vermindern, begehrt man ſechstauſend Mann für den Kardinal-Infanten; bloß um ſie durch einen Winterfeldzug aufzureiben, dringt man auf die Wiedereroberung Regensburgs in der feindlichen Jahrszeit. Alle Mittel zum Unterhalt erſchwert man der Armee, während daß ſich die Jeſuiten und Miniſter mit dem Schweiß der Provinzen bereichern, und die für die Truppen beſtimmten Gelder verſchwenden. Der General bekennt ſein Unvermögen, der Armee Wort zu halten, weil der Hof ihn im Stiche läſſt. Für alle Dienſte, die er innerhalb zwey und zwanzig Jahren dem Hauſe Oeſterreich geleiſtet, für alle Mühſeligkeiten, die er übernommen, für alle Reichthümer, die er in kaiſerlichem Dienſte von dem Seinigen zugeſetzt, erwartet ihn eine zweyte ſchimpfliche Entlaſſung — Aber er erklärt, daß er es dazu nicht kommen laſſen will. Von freyen Stücken entſagt er dem Kommando, ehe man es ihm mit Gewalt aus den Händen windet. Dies iſt es, fuhr der Redner fort, was er den Obriſten durch mich entbietet.

Jeder frage ſich nun ſelbſt, ob es rathſam iſt, einen ſolchen General zu verlieren. Jeder ſehe nun zu, wer ihm die Summen erſetze, die er im Dienſte des Kaiſers aufgewendet, und wo er den verdienten Lohn ſeiner Tapferkeit ärnte — wenn der dahin iſt, unter deſſen Augen er ſie bewieſen hat."

Ein allgemeines Geſchrey, daß man den General nicht ziehen laſſen dürfe, unterbrach den Redner. Vier der Vornehmſten werden abgeordnet, ihm den Wunſch der Verſammlung vorzutragen, und ihn flehentlich zu bitten, daß er die Armee nicht verlaſſen möchte. Der Herzog weigerte ſich zum Schein, und ergab ſich erſt nach einer zweyten Geſandtſchaft. Dieſe Nachgiebigkeit von ſeiner Seite ſchien einer Gegengefälligkeit von der ihrigen werth. Da er ſich anheiſchig machte, ohne Wiſſen und Willen der Kommandeurs nicht aus dem Dienſte zu treten, ſo forderte er von ihnen ein ſchriftliches Gegenverſprechen, treu und feſt an ihm zu halten, ſich nimmer von ihm zu trennen oder trennen zu laſſen, und für ihn den letzten Blutstropfen aufzuſetzen. Wer ſich von dem Bunde abſondern würde, ſollte für einen treuvergeſſenen Verräther gelten, und von den übrigen als ein gemeinſchaftlicher Feind behandelt werden. Die ausdrücklich angehängte Bedingung: „So lange Wallenſtein die Armee zum Dienſte des Kaiſers gebrauchen würde," entfernte jede Mißdeutung, und keiner der verſammelten Kommandeurs trug Bedenken, einem ſo unſchuldig ſcheinenden und ſo billigen Begehren ſeinen vollen Beyfall zu ſchenken.

Die Vorleſung dieſer Schrift geſchah unmittelbar vor einem Gaſtmahl, welches der Feldmarſchall Illo ausdrücklich in dieſer Abſicht veranſtaltet hatte; nach aufgehobener Tafel ſollte die Unterzeichnung vor ſich gehen. Der Wirth that das Seinige, die Beſinnungskraft ſeiner Gäſte durch ſtarke Getränke abzuſtumpfen, und nicht eher, als bis er ſie von Weindünſten taumeln ſah, gab er ihnen die Schrift zur Unterzeichnung. Die mehreſten mahlten leichtſinnig ihren Namen hin, ohne zu wiſſen, was ſie unterſchrieben; nur einige Wenige, welche neugieriger oder mißtrauiſcher waren, durchlieſen das Blatt noch einmal, und entdeckten mit Erſtaunen, daß die Klauſel: „So lange Wallenſtein die Armee zum Beſten des Kaiſers gebrauchen würde," hinweggelaſſen ſey. Illo nämlich hatte mit einem geſchickten Taſchenſpielerkniff das erſte Exemplar mit einem andern ausgetauſcht, in dem jene Klauſel fehlte. Der Betrug wurde laut, und Viele weigerten ſich nun, ihre Unterſchrift zu geben. Piccolomini, der den ganzen Betrug durchſchaute, und blos in der Abſicht, dem Hofe davon Nachricht zu geben, an dieſem Auftritte Theil nahm, vergaß ſich in der Trunkenheit ſo, daß er die Geſundheit des Kaiſers ausbrachte. Aber jetzt ſtand Graf Terzky auf, und erklärte alle für meineidige Schelmen, die zurück treten würden. Seine Drohungen, die Vorſtellung der unvermeidlichen Gefahr, der man bey längerer Weigerung ausgeſetzt war, das Beyſpiel der Menge und Illo's Beredſamkeit überwanden endlich ihre Bedenklichkeiten, und das Blatt wurde von Jedem ohne Ausnahme unterzeichnet.

Wallenſtein hatte nun zwar ſeinen Zweck erreicht; aber die ganz unerwartete Widerſetzung der Kommandeurs riß ihn auf einmal aus dem lieblichen Wahne, in dem er bisher geſchwebt hatte. Zudem waren die mehrſten Namen ſo unleſerlich gekritzelt, daß man eine unredliche Abſicht dahinter vermuthen mußte. Anſtatt aber durch dieſen warnenden Wink des Schickſals zum Nachdenken gebracht zu werden, ließ er ſeine gereizte Empfindlichkeit in unwürdigen Klagen und Verwünſchungen überſtrömen. Er berief die Kommandeurs am folgenden Morgen zu ſich, und übernahm es in eigener Perſon, den ganzen Inhalt des Vortrags zu wiederholen, welchen Illo den Tag vorher an ſie gehalten hatte. Nachdem er ſeinen Unwillen gegen den Hof in die bitterſten Vorwürfe und Schmähungen ausgegoſſen, erinnerte er ſie an ihre geſtrige Widerſetzlichkeit, und erklärte, daß er durch dieſe Entdeckung bewogen worden ſey, ſein Verſprechen zurück zu nehmen. Stumm und betreten entfernten ſich die Obriſten, erſchienen aber, nach einer kurzen Berathſchlagung im Vorzimmer, aufs Neue, den Vorfall von geſtern zu entſchuldigen, und ſich zu einer neuen Unterſchrift anzubieten.

Jetzt fehlte nichts mehr, als auch von den ausgebliebenen Generalen entweder eine gleiche Verſicherung zu erhalten, oder ſich im Weigerungsfall ihrer Perſonen zu bemächtigen. Wallenſtein erneuerte daher ſeine Einladung, und trieb ſie dringend an, ihre Ankunft zu beſchleunigen. Aber noch ehe ſie eintrafen, hatte ſie der Ruf bereits von dem Vorgange zu Pilſen unterrichtet, und ihre Eilfertigkeit plötzlich gehemmt. Altringer blieb unter dem Vorwand einer Krankheit in dem feſten Schloß Frauenberg liegen. Gallas fand ſich zwar ein, aber bloß um als Augenzeuge den Kaiſer von der drohenden Gefahr deſto beſſer unterrichten zu können. Die Aufſchlüſſe, welche er und Piccolomini gaben, verwandelten die Beſorgniſſe des Hofs auf einmal in die ſchrecklichſte Gewißheit. Aehnliche Entdeckungen, welche man zugleich an andern Orten machte, lieſſen keinem Zweifel mehr Raum, und die ſchnelle Veränderung der Kommendanten-Stellen in Schleſien und Oeſterreich ſchien auf eine höchſt bedenkliche Unternehmung zu deuten. Die Gefahr war dringend, und die Hülfe muſſte ſchnell ſeyn. Dennoch wollte man nicht mit Vollziehung des Urtheils beginnen, ſondern ſtreng nach Gerechtigkeit verfahren. Man erließ alſo an die vornehmſten Befehlshaber, deren Treue man ſich verſichert hielt, geheime Befehle, den Herzog von Friedland nebſt ſeinen beyden Anhängern, Illo und Terzky, auf was Art es auch ſeyn möchte, zu verhaften und in ſichre Verwahrung zu bringen, damit ſie gehört werden und ſich verantworten könnten. Sollte dies aber auf ſo ruhigem Wege nicht zu bewirken ſeyn, ſo fordre die öffentliche Gefahr, ſie todt oder lebendig zu greifen. Zugleich erhielt General Gallas ein offenes Patent, worin allen Oberſten und Offizieren dieſe kaiſerliche Verfügung bekannt gemacht, die ganze Armee ihrer Pflichten gegen den Verräther entlaſſen, und, bis ein neuer Generaliſſimus aufgeſtellt ſeyn würde, an den General-Lieutenant von Gallas verwieſen wurde. Um den Verführten und Abtrünnigen die Rückkehr zu ihrer Pflicht zu erleichtern, und die Schuldigen nicht in Verzweiflung zu ſtürzen, bewilligte man eine gänzliche Amneſtie über Alles, was zu Pilſen gegen die Majeſtät des Kaiſers begangen worden war.

Dem General von Gallas war nicht wohl zu Muthe bey der Ehre, die ihm widerfuhr. Er befand ſich zu Pilſen, unter den Augen desjenigen, deſſen Schickſal er bey ſich trug, in der Gewalt ſeines Feindes, der hundert Augen hatte, ihn zu beobachten. Entdeckte aber Wallenſtein das Geheimniß ſeines Auftrags, ſo konnte ihn nichts vor den Wirkungen ſeiner Rache und Verzweiflung ſchützen. War es ſchon bedenklich, einen ſolchen Auftrag auch nur zu verheimlichen, ſo war es noch weit mißlicher, ihn zur Vollziehung zu bringen. Die Geſinnungen der Kommandeurs waren ungewiß, und es ließ ſich wenigſtens zweifeln, ob ſie ſich bereitwillig würden finden laſſen, nach dem einmal gethanen Schritt den kaiſerlichen Verſicherungen zu trauen, und allen glänzenden Hoffnungen, die ſie auf Wallenſtein gebaut hatten, auf einmal zu entſagen. Und dann, welch ein gefährliches Wageſtück, Hand an die Perſon eines Mannes zu legen, der bis jetzt für unverletzlich geachtet, durch lange Ausübung der höchſten Gewalt, durch einen zur Gewohnheit gewordenen Gehorſam zum Gegenſtand der tiefſten Ehrfurcht geworden, und mit Allem, was äußre Majeſtät und innre Größe verleihen kann, bewaffnet war — deſſen Anblick ſchon ein knechtiſches Zittern einjagte, der mit einem Winke über Leben und Tod entſchied! Einen ſolchen Mann, mitten unter den Wachen, die ihn umgaben, in einer Stadt, die ihm gänzlich ergeben ſchien, wie einen gemeinen Verbrecher zu greifen, und den Gegenſtand einer ſo langgewohnten tiefen Verehrung auf einmal in einen Gegenſtand des Mitleidens oder des Spottes zu verwandeln, war ein Auftrag, der auch den Muthigſten zagen machte. So tief hatten ſich Furcht und Achtung vor ihm in die Bruſt ſeiner Soldaten gegraben, daß ſelbſt das ungeheure Verbrechen des Hochverraths dieſe Empfindungen nicht ganz entwurzeln konnte.

Gallas begriff die Unmöglichkeit, unter den Augen des Herzogs ſeinen Auftrag zu vollziehen, und ſein ſehnlichſter Wunſch war, ſich, eh' er einen Schritt zur Ausführung wagte, vorher mit Altringern zu beſprechen. Da das lange Außenbleiben des letztern ſchon anfing Verdacht bey dem Herzog zu erregen, ſo erbot ſich Gallas, ſich in eigner Perſon nach Frauenberg zu verfügen, und Altringern, als ſeinen Verwandten, zur Herreiſe zu bewegen. Wallenſtein nahm dieſen Beweis ſeines Eifers mit ſo großem Wohlgefallen auf, daß er ihm ſeine eigene Equipage zur Reiſe hergab. Froh über die gelungene Liſt, verließ Gallas ungeſäumt Pilſen, und überließ es dem Grafen Piccolomini, Wallenſteins Schritte zu bewachen: er ſelbſt aber zögerte nicht, von dem kaiſerlichen Patente, wo es nur irgend anging, Gebrauch zu machen, und die Erklärung der Truppen fiel günſtiger aus, als er je hatte erwarten können. Anſtatt ſeinen Freund nach Pilſen mit zurückzubringen, ſchickte er ihn vielmehr nach Wien, um den Kaiſer gegen einen gedrohten Angriff zu ſchützen, und er ſelbſt ging nach Ober-Oeſterreich, wo man von der Nähe des Herzogs Bernhard von Weimar die größte Gefahr beſorgte. In Böhmen wurden die Städte Budweiß und Tabor aufs Neue für den Kaiſer beſetzt, und alle Anſtalten getroffen, den Unternehmungen des Verräthers ſchnell und mit Nachdruck zu begegnen.

Da auch Gallas an keine Rückkehr zu denken ſchien, ſo wagte es Piccolomini, die Leichtgläubigkeit des Herzogs noch einmal auf die Probe zu ſtellen. Er bat ſich von ihm die Erlaubniß aus, den Gallas zurückzuholen, und Wallenſtein ließ ſich zum zweytenmal überliſten. Dieſe unbegreifliche Blindheit wird uns nur als eine Tochter ſeines Stolzes erklärbar, der ſein Urtheil über eine Perſon nie zurücknahm, und die Möglichkeit zu irren auch ſich ſelbſt nicht geſtehen wollte. Auch den Grafen Piccolomini ließ er in ſeinem eigenen Wagen nach Linz bringen, wo dieſer ſogleich dem Beyſpiel des Gallas folgte, und noch einen Schritt weiter ging. Er hatte Wallenſtein verſprochen zurückzukehren; dieſes that er, aber an der Spitze einer Armee, um den Herzog in Pilſen zu überfallen. Ein anderes Heer eilte unter dem General von Suys nach Prag, um dieſe Hauptſtadt in kaiſerliche Pflichten zu nehmen, und gegen einen Angriff der Rebellen zu vertheidigen. Zugleich kündigt ſich Gallas allen zerſtreuten Armeen Oeſterreichs als den einzigen Chef an, von dem man nunmehr Befehle anzunehmen habe. In allen kaiſerlichen Lagern werden Plakate ausgeſtreut, die den Herzog nebſt vier ſeiner Vertrauten für vogelfrey erklären, und die Armeen ihrer Pflichten gegen den Verräther entbinden.

Das zu Linz gegebene Beyſpiel findet allgemeine Nachahmung; man verflucht das Andenken des Verräthers, alle Armeen fallen von ihm ab. Endlich nachdem auch Piccolomini ſich nicht wieder ſehen läßt, fällt die Decke von Wallenſteins Augen, und ſchrecklich erwacht er aus ſeinem Traume. Doch auch jetzt glaubt er noch an die Wahrhaftigkeit der Sterne, und an die Treue der Armee. Gleich auf die Nachricht von Piccolomini's Abfall läßt er den Befehl bekannt machen, daß man ins Künftige keiner Ordre zu gehorchen habe, die nicht unmittelbar von ihm ſelbſt oder von Terzky und Illo herrühre. Er rüſtet ſich in aller Eile, um nach Prag aufzubrechen, wo er Willens iſt, endlich ſeine Maſke abzuwerfen, und ſich öffentlich gegen den Kaiſer zu erklären. Vor Prag ſollten alle Truppen ſich verſammeln, und von da aus mit Blitzes Schnelligkeit über Oeſterreich herſtürzen. Herzog Bernhard, der in die Verſchwörung gezogen worden, ſollte die Operationen des Herzogs mit ſchwediſchen Truppen unterſtützen, und eine Diverſion an der Donau machen. Schon eilte Terzky nach Prag voraus, und nur Mangel an Pferden hinderte den Herzog, mit dem Reſt der treugebliebenen Regimenter nachzufolgen. Aber indem er mit der geſpannteſten Erwartung den Nachrichten von Prag entgegenſieht, erfährt er den Verluſt dieſer Stadt, erfährt er den Abfall ſeiner Generale, die Deſertion ſeiner Truppen, die Enthüllung ſeines ganzen Komplotts, den eilfertigen Anmarſch des Piccolomini, der ihm den Untergang geſchworen. Schnell und ſchrecklich ſtürzen alle ſeine Entwürfe zuſammen, täuſchen ihn alle ſeine Hoffnungen. Einſam ſteht er da, verlaſſen von Allen, denen er Gutes that, verrathen von Allen, auf die er baute. Aber ſolche Lagen ſind es, die den großen Charakter erproben. In allen ſeinen Erwartungen hintergangen, entſagt er keinem einzigen ſeiner Entwürfe; nichts gibt er verloren, weil er ſich ſelbſt noch übrig bleibt. Jetzt war die Zeit gekommen, wo er des ſo oft verlangten Beyſtands der Schweden und der Sachſen bedurfte, und wo aller Zweifel in die Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnungen verſchwand. Und jetzt, nachdem Oxenſtierna und Arnheim ſeinen ernſtlichen Vorſatz und ſeine Noth erkannten, bedachten ſie ſich auch nicht länger, die günſtige Gelegenheit zu benutzen, und ihm ihren Schutz zuzuſagen. Von ſächſiſcher Seite ſollte ihm Herzog Franz Albert von Sachſen-Lauenburg viertauſend, von ſchwediſcher Herzog Bernhard und Pfalzgraf Chriſtian von Birkenfeld ſechstauſend Mann geprüfter Truppen zuführen. Wallenſtein verließ Pilſen mit dem Terzky'ſchen Regiment und den Wenigen, die ihm treu geblieben waren, oder ſich doch ſtellten, es zu ſeyn, und eilte nach Eger an die Gränze des Königreichs, um der Oberpfalz näher zu ſeyn, und die Vereinigung mit Herzog Bernhard zu erleichtern. Noch war ihm das Urtheil nicht bekannt, das ihn als einen öffentlichen Feind und Verräther erklärte; erſt zu Eger ſollte ihn dieſer Donnerſtrahl treffen. Noch rechnete er auf eine Armee, die General Schafgotſch in Schleſien für ihn bereit hielt, und ſchmeichelte ſich noch immer mit der Hoffnung, daß Viele, ſelbſt von denen, die längſt von ihm abgefallen waren, beym erſten Schimmer ſeines wieder auflebenden Glückes, zu ihm umkehren würden. Selbſt auf der Flucht nach Eger — ſo wenig hatte die niederſchlagende Erfahrung ſeinen verwegenen Muth gebändigt — beſchäftigte ihn noch der ungeheure Entwurf, den Kaiſer zu entthronen. Unter dieſen Umſtänden geſchah es, daß einer aus ſeinem Gefolge ſich die Erlaubniß ausbat, ihm einen Rath zu ertheilen. „Beym Kaiſer," fing er an, „ſind Eure Fürſtliche Gnaden ein gewiſſer, ein großer und doch äſtimirter Herr; beym Feinde ſind Sie noch ein ungewiſſer König. Es iſt aber nicht weiſe gehandelt, das Gewiſſe zu wagen für das Ungewiſſe. Der Feind wird ſich Eurer Gnaden Perſon bedienen, weil die Gelegenheit günſtig iſt; Ihre Perſon aber wird ihm immer verdächtig ſeyn, und ſtets wird er fürchten, daß Sie auch ihm einmal thun möchten, wie jetzt dem Kaiſer. Deswegen kehren Sie um, dieweil es noch Zeit iſt." — „Und wie iſt da noch zu helfen?" fiel der Herzog ihm ins Wort — „Sie haben," erwiederte Jener, „vierzigtauſend Armirte

(Dukaten mit geharniſchten Männern) in der Truhen. Die nehmen Sie in die Hand, und reiſen geraden Wegs damit an den kaiſerlichen Hof. Dort erklären Sie, daß Sie alle bisherigen Schritte bloß gethan, die Treue der kaiſerlichen Diener auf die Probe zu ſtellen, und die Redlichgeſinnten von den Verdächtigen zu unterſcheiden. Und da nun die meiſten ſich zum Abfall geneigt bewieſen, ſo ſeyen Sie jetzt gekommen, Seine kaiſerliche Majeſtät vor dieſen gefährlichen Menſchen zu warnen. So werden Sie Jeden zum Verräther machen, der Sie jetzt zum Schelm machen will. Am kaiſerlichen Hof wird man Sie, mit den vierzigtauſend Armirten, gewißlich willkommen heißen, und Sie werden wieder der erſte Friedländer werden.“ — „Der Vorſchlag iſt gut,“ antworte Wallenſtein nach einigem Nachdenken, „aber der Teufel traue!“

Indem der Herzog, von Eger aus, die Unterhandlungen mit dem Feinde lebhaft betrieb, die Sterne befragte und friſchen Hoffnungen Raum gab, wurde beynahe unter ſeinen Augen der Dolch geſchliffen, der ſeinem Leben ein Ende machte. Der kaiſerliche Urtheilsſpruch, der ihn für vogelfrey erklärte, hatte ſeine Wirkung nicht verfehlt, und die rächende Nemeſis wollte, daß der **Undankbare** unter den Streichen des **Undanks** erliegen ſollte. Unter ſeinen Officieren hatte Wallenſtein einen Irländer, Namens

Leßlie, mit vorzüglicher Gunſt beehrt, und das ganze Glück dieſes Mannes gegründet. Eben dieſer war es, der ſich beſtimmt und berufen fühlte, das Todesurtheil an ihm zu vollſtrecken und den blutigen Lohn zu verdienen. Nicht ſobald war dieſer Leßlie im Gefolge des Herzogs zu Eger angelangt, als er dem Kommandanten dieſer Stadt, Obriſten Buttler, und dem Obriſtlieutenant Gordon, zweyen proteſtantiſchen Schottländern, alle ſchlimmen Anſchläge des Herzogs entdeckte, welche ihm dieſer Unbeſonnene auf der Herreiſe vertraut hatte. Leßlie fand hier zwey Männer, die eines Entſchluſſes fähig waren. Man hatte die Wahl zwiſchen Verrätherey und Pflicht, zwiſchen dem rechtmäßigen Herrn und einem flüchtigen, allgemein verlaſſenen Rebellen; wiewol der letztere der gemeinſchaftliche Wohlthäter war, ſo konnte die Wahl doch keinen Augenblick zweifelhaft bleiben. Man verbindet ſich feſt und feyerlich zur Treue gegen den Kaiſer, und dieſe fordert die ſchnellſten Maßregeln gegen den öffentlichen Feind. Die Gelegenheit iſt günſtig, und ſein böſer Genius hat ihn von ſelbſt in die Hände der Rache geliefert. Um jedoch der Gerechtigkeit nicht in ihr Amt zu greifen, beſchließt man, ihr das Opfer lebendig zuzuführen, und man ſcheidet von einander mit dem gewagten Entſchluß, den Feldherrn gefangen zu nehmen. Tiefes Geheimniß umhüllt dieſes ſchwarze Komplott, und Wallenſtein, ohne Ahnung des ihm ſo nahe ſchwebenden Verderbens, ſchmeichelt ſich vielmehr, in der Beſatzung von Eger ſeine tapferſten und treuſten Verfechter zu finden.

Um eben dieſe Zeit werden ihm die kaiſerlichen Patente überbracht, die ſein Urtheil enthalten und in allen Lägern gegen ihn bekannt gemacht ſind. Er erkennt jetzt die ganze Größe der Gefahr, die ihn umlagert, die gänzliche Unmöglichkeit der Rückkehr, ſeine fürchterlich verlaſſene Lage, die Nothwendigkeit, ſich auf Treu und Glauben dem Feinde zu überliefern. Gegen Leßlie ergießt ſich der ganze Unmuth ſeiner verwundeten Seele, und die Heftigkeit des Affekts entreißt ihm das letzte noch übrige Geheimniß. Er entdeckt dieſem Officier ſeinen Entſchluß, Eger und Elnbogen, als die Päſſe des Königreichs, dem Pfalzgrafen von Birkenfeld einzuräumen, und unterrichtet ihn zugleich von der nahen Ankunft des Herzogs Bernhard in Eger, wovon er noch in eben dieſer Nacht durch einen Eilboten benachrichtigt worden. Dieſe Entdeckung, welche Leßlie ſeinen Mitverſchwornen aufs Schleunigſte mittheilt, ändert ihren erſten Entſchluß. Die dringende Gefahr erlaubt keine Schonung mehr. Eger konnte jeden Augenblick in feindliche Hände fallen, und eine ſchnelle Revolution ihren Gefangenen in Freyheit ſetzen. Dieſem Unglück zuvor zu kommen, beſchließen ſie, ihn ſammt ſeinen Vertrauten in der folgenden Nacht zu ermorden.

Damit dies mit um ſo weniger Geräuſch geſchehen möchte, ſollte die That bey einem Gaſtmahle vollzogen werden, welches der Obriſte **Buttler** auf dem Schloſſe zu Eger veranſtaltete. Die andern alle erſchienen; nur **Wallenſtein**, der viel zu bewegt war, um in fröhliche Geſellſchaft zu taugen, ließ ſich entſchuldigen. Man mußte alſo, in Anſehung ſeiner, den Plan abändern; gegen die andern aber beſchloß man der Abrede gemäß zu verfahren. In ſorgloſer Sicherheit erſchienen die drey Obriſten **Illo**, **Terzky** und **Wilhelm Kinsky**, und mit ihnen Rittmeiſter **Neumann**, ein Officier voll Fähigkeit, deſſen ſich **Terzky** bey jedem verwickelten Geſchäfte, welches Kopf erforderte, zu bedienen pflegte. Man hatte vor ihrer Ankunft die zuverläſſigſten Soldaten aus der Beſatzung, welche mit in das Komplott gezogen war, in das Schloß eingenommen, alle Ausgänge aus demſelben wohl beſetzt, und in einer Kammer neben dem Speiſeſaal ſechs **Buttler'ſche** Dragoner verborgen, die auf ein verabredetes Signal hervorbrechen und die Verräther niederſtoßen ſollten. Ohne Ahnung der Gefahr, die über ihrem Haupte ſchwebte, überließen ſich die ſorgloſen Gäſte den Vergnügungen der Mahlzeit, und **Wallenſteins**, nicht mehr des kaiſerlichen Dieners, ſondern des ſouverainen Fürſten, Geſundheit wurde aus vollen Bechern getrunken. Der Wein öffnete ihnen die Herzen, und

Illo entdeckte mit vielem Uebermuth, daß in drey Tagen eine Armee da ſtehen werde, dergleichen Wallenſtein niemals angeführt habe. — „Ja," fiel Neumann ein, und dann hoffe er, ſeine Hände in der Oeſterreicher Blut zu waſchen." Unter dieſen Reden wird das Deſert aufgetragen, und nun gibt Leßlie das verabredete Zeichen, die Aufzugbrücke zu ſperren, und nimmt ſelbſt alle Thorſchlüſſel zu ſich. Auf einmal füllt ſich der Speiſeſaal mit Bewaffneten an, die ſich mit dem unerwarteten Gruße: Vivat Ferdinandus! hinter die Stühle der bezeichneten Gäſte pflanzen. Beſtürzt und mit einer übeln Ahnung ſpringen alle vier zugleich von der Tafel auf. Kinsky und Terzky werden ſogleich erſtochen, ehe ſie ſich zur Wehr ſetzen können; Neumann allein findet Gelegenheit, während der Verwirrung in den Hof zu entwiſchen, wo er aber von den Wachen erkannt und ſogleich niedergemacht wird. Nur Illo hatte Gegenwart des Geiſtes genug, ſich zu vertheidigen. Er ſtellte ſich an ein Fenſter, von wo er dem Gordon ſeine Verrätherey unter den bitterſten Schmähungen vorwarf, und ihn aufforderte, ſich ehrlich und ritterlich mit ihm zu ſchlagen. Erſt nach der tapferſten Gegenwehr, nachdem er zwey ſeiner Feinde todt dahin geſtreckt, ſank er, überwältigt von der Zahl und von zehen Stichen durchbohrt, zu Boden. Gleich nach vollbrachter That eilte Leßlie nach der Stadt, um einem Auflauf zuvor zu kommen. Als die Schildwachen am Schloßthor ihn außer Athem daher rennen ſahen, feuerten ſie, in dem Wahne, daß er mit zu den Rebellen gehöre, ihre Flinten auf ihn ab, doch ohne ihn zu treffen. Aber dieſe Schüſſe brachten die Wachen in der Stadt in Bewegung, und Leßlie's ſchnelle Gegenwart war nöthig, ſie zu beruhigen. Er entdeckte ihnen nunmehr umſtändlich den ganzen Zuſammenhang der Friedländiſchen Verſchwörung, und die Maßregeln, die dagegen bereits getroffen worden, das Schickſal der vier Rebellen, ſo wie dasjenige, welches den Anführer ſelbſt erwartete. Als er ſie bereitwillig fand, ſeinem Vorhaben beyzutreten, nahm er ihnen aufs Neue einen Eid ab, dem Kaiſer getreu zu ſeyn, und für die gute Sache zu leben und zu ſterben. Nun wurden hundert Buttler'ſche Dragoner von der Burg aus in die Stadt eingelaſſen, die alle Straßen durchreiten mußten, um die Anhänger des Herzogs im Zaum zu halten, und jedem Tumult vorzubeugen. Zugleich beſetzte man alle Thore der Stadt Eger, und jeden Zugang zum Friedländiſchen Schloſſe, das an den Markt ſtieß, mit einer zahlreichen und zuverläſſigen Mannſchaft, daß der Herzog weder entkommen, noch Hülfe von außen erhalten konnte.

Bevor man aber zur Ausführung ſchritt, wurde von den Verſchwornen auf der Burg noch eine lange Berathſchlagung gehalten, ob man ihn wirklich ermorden, oder ſich nicht lieber begnügen ſollte, ihn gefangen zu nehmen. Beſprützt mit Blut, und gleichſam auf den Leichen ſeiner erſchlagenen Genoſſen, ſchauderten dieſe wilden Seelen zurück vor der Greuelthat, ein ſo merkwürdiges Leben zu enden. Sie ſahen ihn, den Führer in der Schlacht, in ſeinen glücklichen Tagen, umgeben von ſeiner ſiegenden Armee, im vollen Glanz ſeiner Herrſchergröße; und noch einmal ergriff die langgewohnte Furcht ihre zagenden Herzen. Doch bald erſtickt die Vorſtellung der dringenden Gefahr dieſe flüchtige Regung. Man erinnert ſich der Drohungen, welche Neumann und Illo bey der Tafel ausgeſtoßen, man ſieht die Sachſen und Schweden ſchon in der Nähe von Eger mit einer furchtbarn Armee, und keine Rettung als in dem ſchleunigen Untergange des Verräthers. Es bleibt alſo bey dem erſten Entſchluß, und der ſchon bereit gehaltene Mörder, Hauptmann Deverour, ein Irländer, erhält den blutigen Befehl.

Während daß jene drey auf der Burg von Eger ſein Schickſal beſtimmten, beſchäftigte ſich Wallenſtein in einer Unterredung mit Seni, es in den Sternen zu leſen. „Die Gefahr iſt noch nicht vorüber,“ ſagte der Aſtrolog mit prophetiſchem Geiſte. „Sie iſt es,“ ſagte der Herzog, der an dem Himmel ſelbſt ſeinen Willen wollte durchgeſetzt haben. „Aber daß Du mit nächſtem wirſt in den Kerker geworfen werden,“ fuhr er mit gleich prophetiſchem Geiſte fort, „das, Freund Seni, ſteht in den Sternen geſchrieben!“ Der Aſtrolog hatte ſich beurlaubt, und Wallenſtein war zu Bette, als Hauptmann Deveroux mit ſechs Hellebardierern vor ſeiner Wohnung erſchien, und von der Wache, der es nichts außerordentliches war, ihn zu einer ungewöhnlichen Zeit bey dem General aus- und eingehen zu ſehen, ohne Schwierigkeit eingelaſſen wurde. Ein Page, der ihm auf der Treppe begegnet, und Lärm machen will, wird mit einer Pike durchſtochen. In dem Vorzimmer ſtoßen die Mörder auf einen Kammerdiener, der aus dem Schlafgemach ſeines Herrn tritt, und den Schlüſſel zu demſelben ſo eben abgezogen hat. Den Finger auf den Mund legend, bedeutet ſie der erſchrockne Sklav, keinen Lärm zu machen, weil der Herzog eben eingeſchlafen ſey. „Freund,“ ruft Deveroux ihn an, „jetzt iſt es Zeit zu lärmen.“ Unter dieſen Worten rennt er gegen die verſchloſſene Thür, die auch von innen verriegelt iſt, und ſprengt ſie mit einem Fußtritte.

Wallenſtein war durch den Knall, den eine losgehende Flinte erregte, aus dem erſten Schlaf aufgepocht worden, und ans Fenſter geſprungen, um der Wache zu rufen. In dieſem Augenblick hörte er aus den Fenſtern des anſtoßenden Gebäudes das Heulen und Wehklagen der Gräfinnen Terzky und Kinsky, die ſo eben von dem gewaltſamen Tod ihrer Männer benachrichtigt worden. Ehe er Zeit hatte, dieſem ſchrecklichen Vorfalle nachzudenken, ſtand Deveroux mit ſeinen Mordgehülfen im Zimmer. Er war noch im bloßen Hemde, wie er aus dem Bette geſprungen war, zunächſt an dem Fenſter an einen Tiſch gelehnt. „Biſt Du der Schelm," ſchreyt Deveroux ihn an, „der des Kaiſers Volk zu dem Feind überführen, und Seiner Majeſtät die Krone vom Haupte herunter reißen will? Jetzt muſſt du ſterben." Er hält einige Augenblicke inne, als ob er eine Antwort erwartete; aber Ueberraſchung und Trotz verſchließen Wallenſteins Mund. Die Arme weit aus einander breitend, empfängt er vorn in der Bruſt den tödlichen Stoß der Partiſane, und fällt dahin in ſeinem Blut, ohne einen Laut auszuſtoßen.

Den Tag darauf langt ein Expreſſer von dem Herzog von Lauenburg an, der die nahe Ankunft dieſes Prinzen berichtet. Man verſichert ſich ſeiner Perſon, und ein andrer Lakey wird in Friedländiſcher Livree an den Herzog abgeſchickt, ihn nach Eger zu locken. Die Liſt gelingt, und Franz Albert überliefert ſich ſelbſt den Händen der Feinde. Wenig fehlte, daß Herzog Bernhard von Weimar, der ſchon auf der Reiſe nach Eger begriffen war, nicht ein ähnliches Schickſal erfahren hätte. Zum Glück erhielt er von Wallenſteins Untergang noch früh genug Nachricht, um ſich durch einen zeitigen Rückzug der Gefahr zu entreißen. Ferdinand weihte dem Schickſale ſeines Generals eine Thräne, und ließ für die Ermordeten zu Wien dreytauſend Seelmeſſen leſen; zugleich aber vergaß er nicht, die Mörder mit goldenen Gnadenketten, Kammerherrnſchlüſſeln, Dignitäten und Rittergütern zu belohnen.

So endigte Wallenſtein, in einem Alter von funfzig Jahren, ſein thatenreiches und außerordentliches Leben; durch Ehrgeiz emporgehoben, durch Ehrſucht geſtürzt, bey allen ſeinen Mängeln noch groß und bewundernswerth, unübertrefflich, wenn er Maß gehalten hätte. Die Tugenden des Herrſchers und Helden, Klugheit, Gerechtigkeit, Feſtigkeit und Muth, ragen in ſeinem Charakter koloſſaliſch hervor; aber ihm fehlten die ſanftern Tugenden des Menſchen, die den Helden zieren, und dem Herrſcher Liebe erwerben. Furcht war der Talisman, durch den er wirkte; ausſchweifend im Strafen wie im Belohnen wuſſte er den Eifer ſeiner Untergebenen in immerwährender Spannung zu erhalten, und gehorcht zu ſeyn wie er, konnte kein Feldherr in mittlern und neuern Zeiten ſich rühmen. Mehr als Tapferkeit galt ihm die Unterwürfigkeit gegen ſeine Befehle, weil durch jene nur der Soldat, durch dieſe der Feldherr handelt. Er übte die Folgſamkeit der Truppen durch eigenſinnige Verordnungen, und belohnte die Willigkeit, ihm zu gehorchen auch in Kleinigkeiten, mit Verſchwendung, weil er den Gehorſam höher als den Gegenſtand ſchätzte. Einmals ließ er bey Lebensſtrafe verbieten, daß in der ganzen Armee keine andre als rothe Feldbinden getragen werden ſollten. Ein Rittmeiſter hatte dieſen Befehl kaum vernommen, als er ſeine mit Gold durchwirkte Feldbinde abnahm und mit Füßen trat. Wallenſtein, dem man es hinterbrachte, machte ihn auf der Stelle zum Obriſten. Stets war ſein Blick auf das Ganze gerichtet, und bey allem Scheine der Willkür verlor er doch nie den Grundſatz der Zweckmäßigkeit aus den Augen. Die Räubereyen der Soldaten in Freundes Land hatten geſchärfte Verordnungen gegen die Marodeurs veranlaſſt, und der Strang war Jedem gedroht, den man auf einem Diebſtahl betreten würde. Da geſchah es, daß Wallenſtein ſelbſt einem Soldaten auf dem Felde begegnete, den er ununterſucht als einen Uebertreter des Geſetzes ergreifen ließ, und mit dem gewöhnlichen Donnerwort, gegen welches keine Einwendung Statt fand: „Laß die Beſtie hängen,“ zum Galgen verdammte. Der Soldat betheuert und beweiſt ſeine Unſchuld — aber die unwiderrufliche Sentenz iſt heraus. „So hänge man dich unſchuldig,“ ſagte der Unmenſchliche; „deſto gewiſſer wird der Schuldige zittern.“ Schon macht man die Anſtalten, dieſen Befehl zu vollziehen, als der Soldat, der ſich ohne Rettung verloren ſieht, den verzweifelten Entſchluß faſſt, nicht ohne Rache zu ſterben. Wüthend fällt er ſeinen Richter an, wird aber, ehe er ſeinen Vorſatz ausführen kann, von der überlegnen Anzahl entwaffnet. „Jetzt laſſt ihn laufen,“ ſagte der Herzog. „Es wird Schrecken genug erregen.“ — Seine Freygebigkeit wurde durch unermeſſliche Einkünfte unterſtützt, welche jährlich auf drey Millionen geſchätzt wurden, die ungeheuern Summen nicht gerechnet, die er unter dem Namen von Brandſchatzungen zu erpreſſen wuſſte. Sein freyer Sinn und heller Verſtand erhob ihn über die Religionsvorurtheile ſeines Jahrhunderts, und die Jeſuiten vergaben es ihm nie, daß er ihr Syſtem durchſchaute, und in dem Papſte nichts als einen römiſchen Biſchof ſah.

Aber, wie ſchon ſeit Samuels des Propheten Tagen keiner, der ſich mit der Kirche entzweyte, ein glückliches Ende nahm, ſo vermehrte auch Wallenſtein die Zahl ihrer Opfer. Durch Mönchsintriguen verlor er zu Regensburg den Kommandoſtab, und zu Eger das Leben; durch mönchiſche Künſte verlor er vielleicht, was mehr war als beydes, ſeinen ehrlichen Namen und ſeinen guten Ruf vor der Nachwelt. Denn endlich muß man, zur Steuer der Gerechtigkeit, geſtehen, daß es nicht ganz treue Federn ſind, die uns die Geſchichte dieſes außerordentlichen Mannes überliefert haben; daß die Verrätherey des Herzogs und ſein Entwurf auf die böhmiſche Krone ſich auf keine ſtreng bewieſene Thatſache, bloß auf wahrſcheinliche Vermuthungen gründen. Noch hat ſich das Dokument nicht gefunden, das uns die geheimen Triebfedern ſeines Handelns mit hiſtoriſcher Zuverläſſigkeit aufdeckte, und unter ſeinen öffentlichen allgemein beglaubigten Thaten iſt keine, die nicht endlich aus einer unſchuldiden Quelle könnte gefloſſen ſeyn. Viele ſeiner getadeltſten Schritte beweiſen bloß ſeine ernſtliche Neigung zum Frieden; die meiſten andern erklärt und entſchuldigt das gerechte Mißtrauen gegen den Kaiſer, und das verzeihliche Beſtreben, ſeine Wichtigkeit zu behaupten. Zwar zeugt ſein Betragen gegen den Churfürſten von Bayern von einer unedlen Rachſucht und einem unverſöhnlichen Geiſte; aber keine ſeiner Thaten berechtigt uns, ihn der Verrätherey für überwieſen zu halten. Wenn endlich Noth und Verzweiflung ihn antreiben, das Urtheil wirklich zu verdienen, das gegen den Unſchuldigen gefällt war, ſo kann dieſes dem Urtheil ſelbſt nicht zur Rechtfertigung gereichen; ſo fiel Wallenſtein, nicht weil er Rebell war, ſondern er rebellirte, weil er fiel. Ein Unglück für den Lebenden, daß er eine ſiegende Partey ſich zum Feinde gemacht hatte — ein Unglück für den Todten, daß ihn dieſer Feind überlebte und ſeine Geſchichte ſchrieb.

Fünftes Buch.

Wallenſteins Tod machte einen neuen Generaliſſimus nothwendig, und der Kaiſer gab nun endlich dem Zureden der Spanier nach, ſeinen Sohn Ferdinand, König von Ungarn, zu dieſer Würde zu erheben. Unter ihm führte der Graf von Gallas das Kommando, der die Funktionen des Feldherrn ausübt, während daß der Prinz dieſen Poſten eigentlich nur mit ſeinem Namen und Anſehen ſchmückt. Bald ſammelt ſich eine beträchtliche Macht unter Ferdinands Fahnen, der Herzog von Lothringen führt ihm in Perſon Hülfsvölker zu, und aus Italien erſcheint der Kardinal-Infant mit zehntauſend Mann, ſeine Armee zu verſtärken. Um den Feind von der Donau zu vertreiben, unternimmt der neue Feldherr, was man von ſeinem Vorgänger nicht hatte erhalten können, die Belagerung der Stadt Regensburg. Umſonſt dringt Herzog Bernhard von Weimar in das Innerſte von Bayern, um den Feind von dieſer Stadt wegzulocken; Ferdinand betreibt die Belagerung mit ſtandhaftem Ernſt, und die Reichsſtadt öffnet ihm, nach der hartnäckigſten Gegenwehr, die Thore. Donauwerth betrifft bald darauf ein ähnliches Schickſal, und nun wird Nördlingen in Schwaben belagert. Der Verluſt ſo vieler Reichsſtädte muſſte der ſchwediſchen Partey um ſo empfindlicher fallen, da die Freundſchaft dieſer Städte für das Glück ihrer Waffen bis jetzt ſo entſcheidend war, alſo Gleichgültigkeit gegen das Schickſal derſelben um ſo weniger verantwortet werden konnte. Es gereichte ihnen zur unauslöſchlichen Schande, ihre Bundesgenoſſen in der Noth zu verlaſſen, und der Rachſucht eines unverſöhnlichen Siegers preis zu geben. Durch dieſe Gründe bewogen, ſetzt ſich die ſchwediſche Armee, unter der Anführung Horns und Bernhards von Weimar, nach Nördlingen in Bewegung, entſchloſſen, wenn es eine Schlacht koſten ſollte, die Stadt zu entſetzen.

Das Unternehmen war mißlich, da die Macht des Feindes der ſchwediſchen merklich überlegen war, und die Klugheit rieth um ſo mehr an, unter dieſen Umſtänden nicht zu ſchlagen, da die feindliche Macht ſich in kurzer Zeit trennen muſſte, und die Beſtimmung der italieniſchen Truppen ſie nach den Niederlanden rief. Man konnte indeſſen eine ſolche Stellung erwählen, daß Nördlingen gedeckt und dem Feinde die Zufuhr genommen wurde. Alle dieſe Gründe machte Guſtav Horn in dem ſchwediſchen Kriegsrathe geltend; aber ſeine Vorſtellungen fanden keinen Eingang bey Gemüthern, die, von einem langen Kriegsglücke trunken, in den Rathſchlägen der Klugheit nur die Stimme der Furcht zu vernehmen glaubten. Von dem höhern Anſehen Herzog Bernhards überſtimmt, muſſte ſich Guſtav Horn wider Willen zu einer Schlacht entſchließen, deren unglücklichen Ausgang ihm eine ſchwarze Ahnung vorher ſchon verkündigte.

Das ganze Schickſal des Treffens ſchien von Beſetzung einer Anhöhe abzuhängen, die das kaiſerliche Lager beherrſchte. Der Verſuch, dieſelbe noch in der Nacht zu erſteigen, war mißlungen, weil der mühſame Transport des Geſchützes durch Hohlwege und Gehölze den Marſch der Truppen verzögerte. Als man gegen die Mitternachtsſtunde davor erſchien, hatte der Feind die Anhöhe ſchon beſetzt, und durch ſtarke Schanzen vertheidigt. Man erwartete alſo den Anbruch des Tags, um ſie im Sturme zu erſteigen. Die ungeſtüme Tapferkeit der Schweden machte ſich durch alle Hinderniſſe Bahn, die mondförmigen Schanzen werden von jeder der dazu kommandirten Brigaden glücklich erſtiegen; aber da beyde zu gleicher Zeit von entgegengeſetzten Seiten in die Verſchanzungen dringen, ſo treffen ſie gegen einander und verwirren ſich. In dieſem unglücklichen Augenblick geſchieht es, daß ein Pulverfaß in die Luft fliegt, und unter den ſchwediſchen Völkern die größte Unordnung anrichtet. Die kaiſerliche Reiterey bricht in die zerriſſenen Glieder, und die Flucht wird allgemein. Kein Zureden ihres Generals kann die Fliehenden bewegen, den Angriff zu erneuern.

Er entſchließt ſich alſo, um dieſen wichtigen Poſten zu behaupten, friſche Völker dagegen anzuführen; aber indeſſen haben einige ſpaniſche Regimenter ihn beſetzt, und jeder Verſuch, ihn zu erobern, wird durch die heldenmüthige Tapferkeit dieſer Truppen vereitelt. Ein von Bernhard herbeygeſchicktes Regiment ſetzt ſiebenmal an, und ſiebenmal wird es zurückgetrieben. Bald empfindet man den Nachtheil, ſich dieſes Poſtens nicht bemächtigt zu haben. Das Feuer des feindlichen Geſchützes von der Anhöhe richtet auf dem angränzenden Flügel der Schweden eine fürchterliche Niederlage an, daß Guſtav Horn, der ihn anführt, ſich zum Rückzug entſchließen muß. Anſtatt dieſen Rückzug ſeines Gehülfen decken, und den nachſetzenden Feind aufhalten zu können, wird Herzog Bernhard ſelbſt von der überlegenen Macht des Feindes in die Ebene herabgetrieben, wo ſeine flüchtige Reiterey die Horn'ſchen Völker mit in Verwirrung bringt, und Niederlage und Flucht allgemein macht. Beynahe die ganze Infanterie wird gefangen oder niedergehauen; mehr als zwölftauſend Mann bleiben todt auf dem Wahlplatze; achtzig Kanonen, gegen viertauſend Wagen und dreyhundert Standarten und Fahnen fallen in kaiſerliche Hände. Guſtav Horn ſelbſt geräth nebſt drey andern Generalen in die Gefangenſchaft. Herzog Bernhard rettet mit Mühe einige ſchwache Trümmer der Armee, die ſich erſt zu Frankfurt wieder unter ſeine Fahnen verſammeln.

Die Nördlinger Niederlage koſtete dem Reichskanzler die zweyte ſchlafloſe Nacht in Deutſchland. Unüberſehbar groß war der Verluſt, den ſie nach ſich zog. Die Ueberlegenheit im Felde war nun auf einmal für die Schweden verloren, und mit ihr das Vertrauen aller Bundesgenoſſen, die man ohnehin nur dem bisherigen Kriegsglücke verdankte. Eine gefährliche Trennung drohte dem ganzen proteſtantiſchen Bunde den Untergang. Furcht und Schrecken ergriffen die ganze Partey, und die katholiſche erhob ſich mit übermüthigem Triumph aus ihrem tiefen Verfalle. Schwaben und die nächſten Kreiſe empfanden die erſten Folgen der Nördlinger Niederlage, und Württemberg beſonders wurde von der ſiegenden Armee überſchwemmt. Alle Mitglieder des Heilbronnſchen Bundes zitterten vor der Rache des Kaiſers; was fliehen konnte, rettete ſich nach Straßburg, und die hülfloſen Reichsſtädte erwarteten mit Bangigkeit ihr Schickſal. Etwas mehr Mäßigung gegen die Beſiegten würde alle dieſe ſchwächern Stände unter die Herrſchaft des Kaiſers zurückgeführt haben. Aber die Härte, die man auch gegen diejenigen bewies, welche ſich freywillig unterwarfen, brachte die übrigen zur Verzweiflung, und ermunterte ſie zu dem thätigſten Widerſtande.

Alles ſuchte in dieſer Verlegenheit Rath und Hülfe bey Oxenſtierna; Oxenſtierna ſuchte ſie bey den deutſchen Ständen. Es fehlte an Armeen; es fehlte an Geld, neue aufzurichten, und den alten die ungeſtüm geforderten Rückſtände zu bezahlen. Oxenſtierna wendet ſich an den Churfürſten von Sachſen, der die ſchwediſche Sache verläſſt, um mit dem Kaiſer zu Pirna über den Frieden zu traktiren. Er ſpricht die niederſächſiſchen Stände um Beyſtand an; dieſe, ſchon längſt der ſchwediſchen Geldforderungen und Anſprüche müde, ſorgen jetzt blos für ſich ſelbſt, und Herzog Georg von Lüneburg, anſtatt dem obern Deutſchland zu Hülfe zu eilen, belagert Minden, um es für ſich ſelbſt zu behalten. Von ſeinen deutſchen Alliirten hülflos gelaſſen, bemüht ſich der Kanzler um den Beyſtand auswärtiger Mächte. England, Holland, Venedig werden um Geld, um Truppen angeſprochen, und von der äußerſten Noth getrieben, entſchließt er ſich endlich zu dem lange vermiedenen ſauern Schritt, ſich Frankreich in die Arme zu werfen.

Endlich war der Zeitpunkt erſchienen, welchem Richelieu längſt mit ungeduldiger Sehnſucht entgegen blickte. Nur die völlige Unmöglichkeit, ſich auf einem andern Wege zu retten, konnte die proteſtantiſchen

Stände Deutſchlands vermögen, die Anſprüche Frankreichs auf das Elſaß zu unterſtützen. Dieſer äußerſte Nothfall war jetzt vorhanden; Frankreich war unentbehrlich, und es ließ ſich den lebhaften Antheil, den es von jetzt an an dem deutſchen Kriege nahm, mit einem theuern Preiſe bezahlen. Voll Glanz und Ehre betrat er jetzt den politiſchen Schauplatz. Schon hatte Oxenſtierna, dem es wenig koſtete, Deutſchlands Rechte und Beſitzungen zu verſchenken, die Reichsfeſtung Philippsburg und die noch übrig verlangten Plätze an Richelieu abgetreten; jetzt ſchickten die oberdeutſchen Proteſtanten auch in ihrem Namen eine eigne Geſandtſchaft ab, das Elſaß, die Feſtung Breyſach (die erſt erobert werden ſollte) und alle Plätze am Oberrhein, die der Schlüſſel zu Deutſchland waren, unter franzöſiſchen Schutz zu geben. Was der franzöſiſche Schutz bedeute, hatte man an den Bisthümern Metz, Tull und Verdün geſehen, welche Frankreich ſchon ſeit Jahrhunderten ſelbſt gegen ihre rechtmäßigen Eigenthümer beſchützte. Das trieriſche Gebiet hatte ſchon franzöſiſche Beſatzungen; Lothringen war ſo gut als erobert, da es jeden Augenblick mit einer Armee überſchwemmt werden, und ſeinem furchtbarn Nachbar durch eigne Kraft nicht widerſtehen konnte. Jetzt war die wahrſcheinlichſte Hoffnung für Frankreich vorhanden, auch das Elſaß zu ſeinen weitläuftigen Beſitzungen zu ſchlagen, und, da man ſich bald darauf mit den Holländern in die ſpaniſchen Niederlande theilte, den Rhein zu ſeiner natürlichen Gränze gegen Deutſchland zu machen. So ſchimpflich wurden Deutſchlands Rechte von deutſchen Ständen an dieſe treuloſe habſüchtige Macht verkauft, die, unter der Larve einer uneigennützigen Freundſchaft, nur nach Vergrößerung ſtrebte, und, indem ſie mit frecher Stirn die ehrenvolle Benennung einer Beſchützerinn annahm, blos darauf bedacht war, ihr Netz auszuſpannen, und in der allgemeinen Verwirrung ſich ſelbſt zu verſorgen.

Für dieſe wichtigen Ceſſionen machte Frankreich ſich anheiſchig, den ſchwediſchen Waffen durch Bekriegung der Spanier eine Diverſion zu machen, und, wenn es mit dem Kaiſer ſelbſt zu einem öffentlichen Bruch kommen ſollte, dieſſeits des Rheins eine Armee von zwölftauſend Mann zu unterhalten, die dann in Vereinigung mit den Schweden und Deutſchen gegen Oeſterreich agiren würde. Zu dem Kriege von den Spaniern wurde von dieſen ſelbſt die erwünſchte Veranlaſſung gegeben. Sie überfielen von den Niederlanden aus die Stadt Trier, hieben die franzöſiſche Beſatzung, die in derſelben befindlich war, nieder, bemächtigten ſich, gegen alle Rechte der Völker, der Perſon des Churfürſten, der ſich unter franzöſiſchem Schutz begeben hatte, und führten ihn gefangen nach Flandern. Als der Kardinal-Infant, als Statthalter der ſpaniſchen Niederlande, dem König von Frankreich die geforderte Genugthuung abſchlug, und ſich weigerte, den gefangenen Fürſten in Freyheit zu ſetzen, kündigte ihm Richelieu, nach altem Brauche durch einen Wappenherold, zu Brüſſel förmlich den Krieg an, der auch wirklich von drey verſchiedenen Armeen, in Mailand, in dem Veltlin und in Flandern, eröffnet wurde. Weniger Ernſt ſchien es dem franzöſiſchen Miniſter mit dem Kriege gegen den Kaiſer zu ſeyn, wobey weniger Vortheile zu ernten und größere Schwierigkeiten zu beſiegen waren. Dennoch wurde unter der Anführung des Kardinals von la Valette eine vierte Armee über den Rhein nach Deutſchland geſendet, die in Vereinigung mit Herzog Bernhard, ohne vorhergegangene Kriegserklärung, gegen den Kaiſer zu Felde zog.

Ein weit empfindlicherer Schlag, als ſelbſt die Nördlinger Niederlage, war für die Schweden die Ausſöhnung des Churfürſten von Sachſen mit dem Kaiſer, welche, nach wiederholten wechſelſeitigen Verſuchen, ſie zu hindern und zu befördern, endlich im Jahr 1634 zu Pirna erfolgte, und im May des darauf folgenden Jahres zu Prag in einem förmlichen Frieden befeſtigt wurde. Nie hatte der Churfürſt von Sachſen die Anmaßungen der Schweden in Deutſchland verſchmerzen können, und ſeine Abneigung gegen dieſe ausländiſche Macht, die in dem deutſchen Reiche Geſetze gab, war mit jeder neuen Forderung, welche Oxenſtierna an die deutſchen Reichsſtände machte, geſtiegen. Dieſe üble Stimmung gegen Schweden unterſtützte aufs Kräftigſte die Bemühungen des ſpaniſchen Hofs, einen Frieden zwiſchen Sachſen und dem Kaiſer zu ſtiften. Ermüdet von den Unfällen eines ſo langen und verwüſtenden Krieges, der die ſächſiſchen Länder vor allen andern zu ſeinem traurigen Schauplatze machte, gerührt von dem allgemeinen und ſchrecklichen Elende, das Freund und Feind ohne Unterſchied über ſeine Unterthanen häuften, und durch die verführeriſchen Anträge des Hauſes Oeſterreich gewonnen, ließ endlich der Churfürſt die gemeine Sache im Stich, und weniger beſorgt um das Loos ſeiner Mitſtände, und um deutſche Freyheit, dachte er nur darauf, ſeine eigenen Vortheile, wär's auch auf Unkoſten des Ganzen, zu befördern.

Und wirklich war das Elend in Deutſchland zu einem ſo ausſchweifenden Grade geſtiegen, daß das Gebet um Frieden von tauſendmal tauſend Zungen ertönte, und auch der nachtheiligſte noch immer für eine Wohlthat des Himmels galt. Wüſten lagen da, wo ſonſt tauſend frohe und fleißige Menſchen wimmelten, wo die Natur ihren herrlichſten Segen ergoſſen und Wohlleben und Ueberfluß geherrſcht hatte. Die Felder, von der fleißigen Hand des Pflügers verlaſſen, lagen ungebaut und verwildert, und wo eine junge Saat aufſchoß, oder eine lachende Ernte winkte, da zerſtörte ein einziger Durchmarſch den Fleiß eines ganzen Jahres, die letzte Hoffnung des verſchmachtenden Volks. Verbrannte

Schlöſſer, verwüſtete Felder, eingeäſcherte Dörfer lagen meilenweit herum in grauenvoller Zerſtörung, während daß ihre verarmten Bewohner hingingen, die Zahl jener Mordbrennerheere zu vermehren, und, was ſie ſelbſt erlitten hatten, ihren verſchonten Mitbürgern ſchrecklich zu erſtatten. Kein Schutz gegen Unterdrückung, als ſelbſt unterdrücken zu helfen. Die Städte ſeufzten unter der Geißel zügelloſer und räuberiſcher Beſatzungen, die das Eigenthum des Bürgers verſchlangen, und die Freyheiten des Krieges, die Licenz ihres Standes, und die Vorrechte der Noth mit dem grauſamſten Muthwillen geltend machten. Wenn ſchon unter dem kurzen Durchzug einer Armee ganze Landſtrecken zur Einöde wurden, wenn andre durch Winterquartiere verarmten, oder durch Brandſchatzungen ausgeſogen wurden, ſo litten ſie doch nur vorübergehende Plagen, und der Fleiß eines Jahres konnte die Drangſale einiger Monate vergeſſen machen. Aber keine Erholung wurde denjenigen zu Theil, die eine Beſatzung in ihren Mauern oder in ihrer Nachbarſchaft hatten, und ihr unglückliches Schickſal konnte ſelbſt der Wechſel des Glücks nicht verbeſſern, da der Sieger an den Platz und in die Fußſtapfen des Beſiegten trat, und Freund und Feind gleich wenig Schonung bewieſen. Die Vernachläſſigung der Felder, die Zerſtörung der Saaten, und die Vervielfältigung der Armeen, die über die ausgeſogenen Länder daher ſtürmten, hatten Hunger und Theurung zur unausbleiblichen Folge, und in den letzten Jahren vollendete noch Mißwachs das Elend. Die Anhäufung der Menſchen in Lägern und Quartieren, Mangel auf der einen Seite, und Völlerey auf der andern, brachten peſtartige Seuchen hervor, die mehr als Schwert und Feuer die Länder verödeten. Alle Bande der Ordnung lößten in dieſer langen Zerrüttung ſich auf, die Achtung für Menſchenrechte, die Furcht vor Geſetzen, die Reinheit der Sitten verlor ſich, Treu und Glaube verfiel, indem die Stärke allein mit eiſernem Scepter herrſchte; üppig ſchoſſen unter dem Schirme der Anarchie und der Strafloſigkeit alle Laſter auf, und die Menſchen verwilderten mit den Ländern. Kein Stand war dem Muthwillen zu ehrwürdig, kein fremdes Eigenthum der Noth und der Raubſucht heilig. Der Soldat (um das Elend jener Zeit in ein einziges Wort zu preſſen) der Soldat herrſchte, und dieſer brutalſte der Deſpoten ließ ſeine eignen Führer nicht ſelten ſeine Obermacht fühlen. Der Befehlshaber einer Armee war eine wichtigere Perſon in dem Lande, worin er ſich ſehen ließ, als der rechtmäßige Regent, der oft dahin gebracht war, ſich vor ihm in ſeinen Schlöſſern zu verkriechen. Ganz Deutſchland wimmelte von ſolchen kleinen Tyrannen, und die Länder litten gleich hart von dem Feinde und von ihren Vertheidigern. Alle dieſe Wunden ſchmerzten um ſo mehr, wenn man ſich erinnerte, daß es fremde Mächte waren, welche Deutſchland ihrer Habſucht aufopferten, und die Drangſale des Krieges vorſätzlich verlängerten, um ihre eigennützigen Zwecke zu erreichen. Damit Schweden ſich bereichern und Eroberungen machen konnte, muſſte Deutſchland unter der Geißel des Krieges bluten; damit Richelieu in Frankreich nothwendig blieb, durfte die Fackel der Zwietracht im deutſchen Reiche nicht erlöſchen.

Aber es waren nicht lauter eigennützige Stimmen, die ſich gegen den Frieden erklärten, und wenn ſowol Schweden, als deutſche Reichsſtände die Fortdauer des Kriegs aus unreiner Abſicht wünſchten, ſo ſprach eine geſunde Staatskunſt für ſie. Konnte man nach der Nördlinger Niederlage einen billigen Frieden von dem Kaiſer erwarten? Und wenn man dies nicht konnte, ſollte man ſiebzehn Jahre lang alles Ungemach des Kriegs erduldet, alle Kräfte verſchwendet haben, um am Ende nichts gewonnen, oder gar noch verloren zu haben? Wofür ſo viel Blut vergoſſen, wenn Alles blieb, wie es geweſen, wenn man in ſeinen Rechten und Anſprüchen um gar nichts gebeſſert war? wenn man Alles, was ſo ſauer errungen worden, in einem Frieden wieder herausgeben muſſte? War es nicht wünſchenswerther, die lange getragene Laſt noch zwey oder drey Jahre länger zu tragen, um für zwanzigjährige Leiden endlich doch einen Erſatz einzuernten? Und an einem vortheilhaften Frieden war nicht zu zweifeln, ſobald nur Schweden und deutſche Proteſtanten, im Felde, wie im Kabinet, ſtandhaft zuſammen hielten, und ihr gemeinſchaftliches Intereſſe mit wechſelſeitigem Antheil, mit vereinigtem Eifer beſorgten. Ihre Trennung allein machte den Feind mächtig, und entfernte die Hoffnung eines dauerhaften und allgemein beglückenden Friedens. Und dieſes größte aller Uebel fügte der Churfürſt von Sachſen der proteſtantiſchen Sache zu, indem er ſich durch einen Separatvergleich mit Oeſterreich verſöhnte.

Schon vor der Nördlinger Schlacht hatte er die Unterhandlungen mit dem Kaiſer eröffnet; aber der unglückliche Ausgang der erſtern beſchleunigte die Abſchließung des Vergleichs. Das Vertrauen auf den Beyſtand der Schweden war gefallen, und man zweifelte, ob ſie ſich von dieſem harten Schlage je wieder aufrichten würden. Die Trennung unter ihren eigenen Anführern, die ſchlechte Subordination der Armee, und die Entkräftung des ſchwediſchen Reichs ließ keine großen Thaten mehr von ihnen erwarten. Um ſo mehr glaubte man eilen zu müſſen, ſich die Großmuth des Kaiſers zu Nutze zu machen, der ſeine Anerbietungen auch nach dem Nördlinger Siege nicht zurücknahm. Oxenſtierna, der die Stände in Frankfurt verſammelte, forderte; der Kaiſer hingegen gab: und ſo bedurfte es keiner langen Ueberlegung, welchem von beyden man Gehör geben ſollte.

Indeſſen wollte man doch den Schein vermeiden, als ob man die gemeine Sache hintanſetzte, und blos auf ſeinen eigenen Nutzen bedacht wäre. Alle deutſchen Reichsſtände, ſelbſt die Schweden, waren eingeladen worden, zu dieſem Frieden mitzuwirken und Theil daran zu nehmen, obgleich Churſachſen und der Kaiſer die einzigen Mächte waren, die ihn ſchloſſen, und ſich eigenmächtig zu Geſetzgebern über Deutſchland aufwarfen. Die Beſchwerden der proteſtantiſchen Stände kamen in demſelben zur Sprache, ihre Verhältniſſe und Rechte wurden vor dieſem willkürlichen Tribunale entſchieden, und ſelbſt das Schickſal der Religionen ohne Zuziehung der dabey ſo ſehr intereſſirten Glieder beſtimmt. Es ſollte ein allgemeiner Friede ein Reichsgeſetz ſeyn, als ein ſolches bekannt gemacht, und durch ein Reichsexekutionsheer, wie ein förmlicher Reichsſchluß, vollzogen werden. Wer ſich dagegen auflehnte, war ein Feind des Reiches, und ſo muſſte er, allen ſtändiſchen Rechten zuwider, ein Geſetz anerkennen, das er nicht ſelbſt mit gegeben hatte. Der Pragiſche Friede war alſo, ſchon ſeiner Form nach, ein Werk der *Willkür*; und er war es nicht weniger durch ſeinen Inhalt.

Das Reſtitutionsedikt hatte den Bruch zwiſchen Churſachſen und dem Kaiſer vorzüglich veranlaſſt; alſo muſſte man auch bey der Wiederausſöhnung zuerſt darauf Rückſicht nehmen. Ohne es ausdrücklich und förmlich aufzuheben, ſetzte man in dem Pragiſchen Frieden feſt, daß alle unmittelbaren Stifter, und unter den mittelbaren diejenigen, welche nach dem Paſſauiſchen Vertrage von den Proteſtanten eingezogen und beſeſſen worden, noch vierzig Jahre, jedoch ohne Reichstagsſtimme, in demjenigen Stande bleiben ſollten, in welchem das Reſtitutionsedikt ſie gefunden habe. Vor Ablauf dieſer vierzig Jahre ſollte dann eine Kommiſſion von beyderley Religionsverwandten gleicher Anzahl friedlich und geſetzmäßig darüber verfügen, und wenn es auch dann zu keinem Endurtheil käme, jeder Theil in den Beſitz aller Rechte zurücktreten, die er vor Erſcheinung des Reſtitutionsedikts ausgeübt habe. Dieſe Auskunft alſo, weit entfernt, den Samen der Zwietracht zu erſticken, ſuſpendirte nur auf eine Zeit lang ſeine verderblichen Wirkungen, und der Zunder eines neuen Krieges lag ſchon in dieſem Artikel des Pragiſchen Friedens.

Das Erzſtift Magdeburg bleibt dem Prinzen Auguſt von Sachſen, und Halberſtadt dem Erzherzog Leopold Wilhelm. Von dem magdeburgiſchen Gebiet werden vier Aemter abgeriſſen und an Churſachſen verſchenkt; der Adminiſtrator von Magdeburg, Chriſtian Wilhelm von Brandenburg, wird auf andere Art abgefunden. Die Herzoge von Meklenburg empfangen, wenn ſie dieſem Frieden beytreten, ihr Land zurück, das ſie glücklicher Weiſe längſt ſchon durch Guſtav Adolphs Großmuth beſitzen; Donauwerth erlangt ſeine Reichsfreyheit wieder. Die wichtige Forderung der pfälziſchen Erben bleibt, wie wichtig es auch dem proteſtantiſchen Reichstheile war, dieſe Churſtimme nicht zu verlieren, gänzlich unberührt, weil — ein lutheriſcher Fürſt einem reformirten keine Gerechtigkeit ſchuldig iſt. Alles, was die proteſtantiſchen Stände, die Ligue und der Kaiſer in dem Kriege von einander erobert haben, wird zurück gegeben; Alles, was die auswärtigen Mächte, Schweden und Frankreich, ſich zugeeignet, wird ihnen mit geſammter Hand wieder abgenommen. Die Kriegsvölker aller kontrahirenden Theile werden in eine einzige Reichsmacht vereinigt, welche, vom Reiche unterhalten und bezahlt, dieſen Frieden mit gewaffneter Hand zu vollſtrecken hat.

Da der Pragiſche Friede als ein allgemeines Reichsgeſetz gelten ſollte, ſo wurden diejenigen Punkte, welche mit dem Reiche nichts zu thun hatten, in einem Nebenvertrage beygefügt. In dieſem wurde dem Churfürſten von Sachſen die Lauſitz als ein böhmiſches Lehen zuerkannt, und über die Religionsfreyheit dieſes Landes und Schleſien noch beſonders gehandelt.

Alle evangeliſchen Stände waren zu Annahme des Pragiſchen Friedens eingeladen, und unter dieſer Bedingung der Amneſtie theilhaftig gemacht; bloß die Fürſten von Württemberg und Baden — deren Länder man inne hatte, und nicht geneigt war, ſo ganz unbedingt wieder herzugeben — die eigenen Unterthanen Oeſterreichs, welche die Waffen gegen ihren Landesherrn geführt, und diejenigen Stände, die unter Oxenſtierna's Direktion den Rath der oberdeutſchen Kreiſe ausmachten, ſchloß man aus; nicht ſowol um den Krieg gegen ſie fortzuſetzen, als vielmehr um ihnen den nothwendig gewordenen Frieden deſto theurer zu verkaufen. Man behielt ihre Lande als ein Unterpfand, bis Alles herausgegeben, und Alles in ſeinen vorigen Stand zurückgeſtellt ſeyn würde. Eine gleiche Gerechtigkeit gegen Alle hätte vielleicht das wechſelſeitige Zutrauen zwiſchen Haupt und Gliedern, zwiſchen Proteſtanten und Papiſten, zwiſchen Reformirten und Lutheranern zurückgeführt, und, verlaſſen von allen ihren Bundesgenoſſen, hätten die Schweden einen ſchimpflichen Abſchied aus dem Reiche nehmen müſſen. Jetzt beſtärkte dieſe ungleiche Behandlung die härter gehaltenen Stände in ihrem Mißtrauen und Widerſetzungsgeiſt, und erleichterte es den Schweden, das Feuer des Kriegs zu nähren, und einen Anhang in Deutſchland zu behalten.

Der Prager Friede fand, wie vorher zu erwarten geweſen war, eine ſehr ungleiche Aufnahme in Deutſchland. Ueber dem Beſtreben, beyde Parteyen einander zu nähern, hatte man ſich von beyden Vorwürfe zugezogen. Die Proteſtanten klagten über die Einſchränkungen, die ſie in dieſem Frieden erleiden ſollten; die Katholiken fanden dieſe verwerfliche Sekte, auf Koſten der wahren Kirche, viel zu günſtig behandelt. Nach dieſen hatte man der Kirche von ihren unveräußerlichen Rechten vergeben, indem man den Evangeliſchen den vierzigjährigen Genuß der geiſtlichen Güter bewilligte; nach jenen hatte man eine Verrätherey an der proteſtantiſchen Kirche begangen, weil man ſeinen Glaubensbrüdern in den öſterreichiſchen Ländern die Religionsfreyheit nicht errungen hatte. Aber Niemand wurde bittrer getadelt, als der **Churfürſt von Sachſen**, den man als einen treuloſen Ueberläufer, als einen Verräther der Religion und Reichsfreyheit, und als einen Mitverſchwornen des Kaiſers in öffentlichen Schriften darzuſtellen ſuchte.

Indeſſen tröſtete er ſich mit dem Triumph, daß ein großer Theil der evangeliſchen Stände ſeinen Frieden nothgezwungen annahm. Der Churfürſt von Brandenburg, **Herzog Wilhelm von Weimar**, die Fürſten von Anhalt, die Herzoge von Meklenburg, die Herzoge von Braunſchweig-Lüneburg, die Hanſeſtädte und die mehreſten Reichsſtädte traten demſelben bey. Landgraf Wilhelm von Heſſen ſchien eine Zeit lang unſchlüſſig, oder ſtellte ſich vielmehr nur, es zu ſeyn, um Zeit zu gewinnen und ſeine Maßregeln nach dem Erfolg einzurichten. Er hatte mit dem Schwert in der Hand ſchöne Länder in Weſtphalen errungen, aus denen er ſeine beſten Kräfte zu Führung des Krieges zog, und welche alle er nun, dem Frieden gemäß, zurück geben ſollte. Herzog **Bernhard von Wei-**

war, deſſen Staaten noch bloß auf dem Papier exiſtirten, kam nicht als kriegführende Macht, deſto mehr aber als kriegführender General in Betrachtung, und in beyderley Rückſicht konnte er den Prager Frieden nicht anders als mit Abſcheu verwerfen. Sein ganzer Reichthum war ſeine Tapferkeit, und in ſeinem Degen lagen alle ſeine Länder. Nur der Krieg machte ihn groß und bedeutend; nur der Krieg konnte die Entwürfe ſeines Ehrgeizes zur Zeitigung bringen.

Aber unter Allen, welche ihre Stimme gegen den Pragiſchen Frieden erhoben, erklärten ſich die Schweden am heftigſten dagegen, und Niemand hatte auch mehr Urſache dazu. Von den Deutſchen ſelbſt in Deutſchland hereingerufen, Retter der proteſtantiſchen Kirche und der ſtändiſchen Freyheit, die ſie mit ſo vielem Blute, mit dem heiligen Leben ihres Königs erkauften, ſahen ſie ſich jetzt auf einmal ſchimpflich im Stiche gelaſſen, auf einmal in allen ihren Planen getäuſcht, ohne Lohn, ohne Dankbarkeit aus dem Reiche gewieſen, für welches ſie bluteten, und von den nämlichen Fürſten, die ihnen alles verdankten, dem Hohngelächter des Feindes preisgegeben. An eine Genugthuung für ſie, an einen Erſatz ihrer aufgewandten Koſten, an ein Aequivalent für die Eroberungen, welche ſie im Stiche laſſen ſollten, war in dem Prager Frieden mit keiner Sylbe gedacht worden. Nackter, als ſie gekommen waren, ſollten ſie nun entlaſſen, und, wenn ſie ſich dagegen ſträubten, durch dieſelben Hände, welche ſie hereingerufen, aus Deutſchland hinausgejagt werden. Endlich ließ zwar der Churfürſt von Sachſen ein Wort von einer Genugthuung fallen, die in Geld beſtehen, und die Summe von drittehalb Millionen Gulden betragen ſollte. Aber die Schweden hatten weit mehr von ihrem Eigenen zugeſetzt; eine ſo ſchimpfliche Abfindung mit Geld muſſte ihren Eigennutz kränken und ihren Stolz empören. „Die Churfürſten von Bayern und Sachſen,“ antwortete Oxenſtierna, „lieſſen ſich den Beyſtand, den ſie dem Kaiſer leiſteten, und als Vaſallen ihm ſchuldig waren, mit wichtigen Provinzen bezahlen; und uns Schweden, uns, die wir unſern König für Deutſchland dahingegeben, will man mit der armſeligen Summe von drittehalb Millionen Gulden nach Hauſe weiſen?“ Die getäuſchte Hoffnung ſchmerzte um ſo mehr, je gewiſſer man darauf gerechnet hatte, ſich mit dem Herzogthume Pommern, deſſen gegenwärtiger Beſitzer alt und ohne Succeſſion war, bezahlt zu machen. Aber die Anwartſchaft auf dieſes Land wurde in dem Prager Frieden dem Churfürſten von Brandenburg zugeſichert, und gegen die Feſtſetzung der Schweden in dieſen Gränzen des Reichs empörten ſich alle benachbarten Mächte.

Nie in dem ganzen Kriege hatte es ſchlimmer um die Schweden geſtanden, als in dieſem 1635ſten Jahre, unmittelbar nach Bekanntmachung des Pragiſchen Friedens. Viele ihrer Alliirten, unter den Reichsſtädten beſonders, verlieſſen ihre Partey, um der Wohlthat des Friedens theilhaftig zu werden; andre wurden durch die ſiegreichen Waffen des Kaiſers dazu gezwungen. Augsburg, durch Hunger beſiegt, unterwarf ſich unter harten Bedingungen; Würzburg und Koburg gingen an die Oeſterreicher verloren. Der Heilbronniſche Bund wurde förmlich getrennt. Beynahe ganz Oberdeutſchland, der Hauptſitz der ſchwediſchen Macht, erkannte die Herrſchaft des Kaiſers. Sachſen, auf den Pragiſchen Frieden ſich ſtützend, verlangte die Räumung Thüringens, Halberſtadts, Magdeburgs. Philippsburg, der Waffenplatz der Franzoſen, war mit allen Vorräthen, die darin niedergelegt waren, von den Oeſterreichern überrumpelt worden, und dieſer große Verluſt hatte die Thätigkeit Frankreichs geſchwächt. Um die Bedrängniſſe der Schweden vollkommen zu machen, muſſte gerade jetzt der Stillſtand mit Pohlen ſich ſeinem Ende nähern. Mit Pohlen und mit dem deutſchen Reiche zugleich Krieg zu führen, überſtieg bey Weitem die Kräfte des ſchwediſchen Staats, und man hatte die Wahl, welches von dieſen beyden Feinden man ſich entledigen ſollte. Stolz und Ehrgeiz entſchieden für die Fortſetzung des deutſchen Kriegs, welch ein hartes Opfer es auch gegen Pohlen koſten möchte; doch eine Armee koſtete es immer, um ſich bey den Pohlen in Achtung zu ſetzen, und bey den Unterhandlungen um einen

Stillſtand oder Frieden ſeine Freyheit nicht ganz und gar zu verlieren.

Allen dieſen Unfällen, welche zu gleicher Zeit über Schweden hereinſtürmten, ſetzte ſich der ſtandhafte, an Hülfsmitteln unerſchöpfliche Geiſt Oxenſtierna's entgegen, und ſein durchdringender Verſtand lehrte ihn ſelbſt die Widerwärtigkeiten, die ihn trafen, zu ſeinem Vortheile kehren. Der Abfall ſo vieler deutſchen Reichsſtände von der ſchwediſchen Partey beraubte ihn zwar eines großen Theils ſeiner bisherigen Bundesgenoſſen, aber er überhob ihn auch zugleich aller Schonung gegen ſie; und je größer die Zahl ſeiner Feinde wurde, über deſto mehr Länder konnten ſich ſeine Armeen verbreiten, deſto mehr Magazine öffneten ſich ihm. Die ſchreyende Undankbarkeit der Stände, und die ſtolze Verachtung, mit der ihm von dem Kaiſer begegnet wurde, (der ihn nicht einmal würdigte, unmittelbar mit ihm über den Frieden zu traktiren,) entzündete in ihm den Muth der Verzweiflung, und einen edlen Trotz, es bis aufs Aeußerſte zu treiben. Ein noch ſo unglücklich geführter Krieg konnte die Sache der Schweden nicht ſchlimmer machen, als ſie war; und wenn man das deutſche Reich räumen ſollte, ſo war es wenigſtens anſtändiger und rühmlicher, es mit dem Schwert in der Hand zu thun, und der Macht, nicht der Furcht zu unterliegen.

In der großen Extremität, worin die Schweden ſich durch die Deſertion ihrer Alliirten befanden, warfen ſie ihre Blicke zuerſt auf Frankreich, welches ihnen mit den ermunterndſten Anträgen entgegen eilte. Das Intereſſe beyder Kronen war aufs Engſte an einander gekettet, und Frankreich handelte gegen ſich ſelbſt, wenn es die Macht der Schweden in Deutſchland gänzlich verfallen ließ. Die durchaus hülfloſe Lage der Letztern war vielmehr eine Aufforderung für daſſelbe, ſich feſter mit ihnen zu verbinden, und einen thätigern Antheil an dem Kriege in Deutſchland zu nehmen. Schon ſeit Abſchließung des Allianztraktats mit den Schweden zu Beerwalde im Jahr 1632 hatte Frankreich den Kaiſer durch die Waffen **Guſtav Adolphs** befehdet, ohne einen öffentlichen und förmlichen Bruch, bloß durch die Geldhülfe, die es den Gegnern deſſelben leiſtete, und durch ſeine Geſchäftigkeit, die Zahl der Letztern zu vermehren. Aber, beunruhigt von dem unerwartet ſchnellen und außerordentlichen Glück der ſchwediſchen Waffen, ſchien es ſeinen erſten Zweck eine Zeit lang aus den Augen zu verlieren, um das Gleichgewicht der Macht wieder herzuſtellen, das durch die Ueberlegenheit der Schweden gelitten hatte. Es ſuchte die katholiſchen Reichsfürſten durch Neutralitätsverträge gegen den ſchwediſchen Eroberer zu ſchützen, und war ſchon im Begriff, da dieſe Verſuche mißlangen, ſich gegen ihn ſelbſt zu bewaffnen. Nicht ſobald aber hatte **Guſtav Adolphs** Tod und die Hülfloſigkeit der Schweden dieſe Furcht zerſtreut, als es mit friſchem Eifer zu ſeinem erſten Entwurf zurückkehrte, und den Unglücklichen in vollem Maße den Schutz angedeihen ließ, den es den Glücklichen entzogen hatte. Befreyt von dem Widerſtande, den Guſtav Adolphs Ehrgeiz und Wachſamkeit ſeinen Vergrößerungsentwürfen entgegen ſetzten, ergreift es den günſtigen Augenblick, den das Nördlinger Unglück ihm darbietet, ſich die Herrſchaft des Kriegs zuzueignen, und denen, die ſeines mächtigen Schutzes bedürftig ſind, Geſetze vorzuſchreiben. Der Zeitpunkt begünſtigt ſeine kühnſten Entwürfe, und was vorher nur eine ſchöne Schimäre war, läſſt ſich von jetzt an als ein überlegter, durch die Umſtände gerechtfertigter Zweck verfolgen. Jetzt alſo widmet es dem deutſchen Kriege ſeine ganze Aufmerkſamkeit, und ſobald es durch ſeinen Traktat mit den Deutſchen ſeine Privatzwecke ſicher geſtellt ſieht, erſcheint es als handelnde und herrſchende Macht auf der politiſchen Bühne. Während daß ſich die kriegführenden Mächte in einem langwierigen Kampf erſchöpften, hatte es ſeine Kräfte geſchont, und zehen Jahre lang den Krieg bloß mit ſeinem Gelde geführt; jetzt, da die Zeitumſtände es zur Thätigkeit rufen, greift es zum Schwert, und ſtrengt ſich zu Unternehmungen an, die ganz Europa in Verwunderung ſetzen. Es läſſt zu gleicher Zeit zwey Flotten im Meere kreuzen, und ſchickt ſechs verſchiedene Heere aus, während daß es mit ſeinem Gelde noch eine Krone und mehrere deutſche

Fürſten beſoldet. Belebt durch die Hoffnung ſeines mächtigen Schutzes, raffen ſich die Schweden und Deutſchen aus ihrem tiefen Verfall empor, und getrauen ſich, mit dem Schwert in der Hand einen rühmlichern Frieden als den Pragiſchen, zu erfechten. Von ihren Mitſtänden verlaſſen, die ſich mit dem Kaiſer verſöhnen, ſchließen ſie ſich nur deſto enger an Frankreich an, das mit der wachſenden Noth ſeinen Beyſtand verdoppelt, an dem deutſchen Krieg immer größern, wiewol noch immer verſteckten Antheil nimmt, bis es zuletzt ganz ſeine Maske abwirft, und den Kaiſer unmittelbar unter ſeinem eignen Namen befehdet.

Um den Schweden vollkommen freye Hand gegen Oeſterreich zu geben, machte Frankreich den Anfang damit, es von dem pohlniſchen Kriege zu befreyen. Durch den Grafen von Avaur, ſeinen Geſandten, brachte es beyde Theile dahin, daß zu Stummsdorf in Preußen der Waffenſtillſtand auf ſechs und zwanzig Jahre verlängert wurde, wiewol nicht ohne großen Verluſt für die Schweden, welche beynahe das ganze pohlniſche Preußen, Guſtav Adolphs theuer erkämpfte Eroberung, durch einen einzigen Federzug einbüßten. Der Beerwalder Traktat wurde mit einigen Veränderungen, welche die Umſtände nöthig machten, Anfangs zu Compiegne, dann zu Wismar und Hamburg auf entferntere Zeiten erneuert. Mit Spanien hatte man ſchon im May des Jahrs 1635 gebrochen, und durch den lebhaften Angriff dieſer Macht dem Kaiſer ſeinen wichtigſten Beyſtand aus den Niederlanden entzogen; jetzt verſchaffte man, durch Unterſtützung des Landgrafen Wilhelm von Kaſſel und Herzogs Bernhard von Weimar, den ſchwediſchen Waffen an der Elbe und Donau eine größere Freyheit und nöthigte den Kaiſer, durch eine ſtarke Diverſion am Rhein, ſeine Macht zu theilen.

Heftiger entzündete ſich alſo der Krieg, und der Kaiſer hatte durch den Pragiſchen Frieden zwar ſeine Gegner im deutſchen Reiche vermindert, aber zugleich auch den Eifer und die Thätigkeit ſeiner auswärtigen Feinde vermehrt. Er hatte ſich in Deutſchland einen unumſchränkten Einfluß erworben, und ſich, mit Ausnahme weniger Stände, zum Herrn des ganzen Reichskörpers und der Kräfte deſſelben gemacht, daß er von jetzt an wieder als Kaiſer und Herr handeln konnte. Die erſte Wirkung davon war die Erhebung ſeines Sohnes Ferdinand des Dritten zur römiſchen Königswürde, die, ungeachtet des Widerſpruchs von Seiten Triers und der pfälziſchen Erben, durch eine entſcheidende Stimmenmehrheit zu Stande kam. Aber die Schweden hatte er zu einer verzweifelten Gegenwehr gereizt, die ganze Macht Frankreichs gegen ſich bewaffnet, und in die innerſten Angelegenheiten Deutſchlands gezogen. Beyde Kronen bilden von jetzt an mit ihren deutſchen Alliirten eine eigene feſt geſchloſſene

Macht, der Kaiſer mit den ihm anhängenden deutſchen Staaten die andre. Die Schweden beweiſen von jetzt an keine Schonung mehr, weil ſie nicht mehr für Deutſchland, ſondern für ihr eigenes Daſeyn fechten. Sie handeln raſcher, unumſchränkter und kühner, weil ſie es überhoben ſind, bey ihren deutſchen Alliirten herum zu fragen, und Rechenſchaft von ihren Entwürfen zu geben. Die Schlachten werden hartnäckiger und blutiger, aber weniger entſcheidend. Größere Thaten der Tapferkeit und der Kriegskunſt geſchehen; aber es ſind einzelne Handlungen, die, von keinem übereinſtimmenden Plane geleitet, von keinem Alles lenkenden Geiſte benutzt, für die ganze Partey ſchwache Folgen haben, und an dem Laufe des Kriegs nur wenig verändern.

Sachſen hatte ſich in dem Pragiſchen Frieden verbindlich gemacht, die Schweden aus Deutſchland zu verjagen; von jetzt an alſo vereinigen ſich die ſächſiſchen Fahnen mit den kaiſerlichen, und zwey Bundesgenoſſen haben ſich in zwey unverſöhnliche Feinde verwandelt. Das Erzſtift Magdeburg, welches der Pragiſche Friede dem ſächſiſchen Prinzen zuſprach, war noch in ſchwediſchen Händen, und alle Verſuche, ſie auf einem friedlichen Wege zu Abtretung deſſelben zu bewegen, waren ohne Wirkung geblieben. Die Feindſeligkeiten fangen an, und der Churfürſt von Sachſen eröffnet ſie damit, durch ſogenannte Avokatorien alle ſächſiſche Unterthanen von der Banner'ſchen Armee abzurufen, die an der

Elbe gelagert ſteht. Die Officiere, längſt ſchon wegen des rückſtändigen Soldes ſchwürig, geben dieſer Aufforderung Gehör, und räumen ein Quartier nach dem andern. Da die Sachſen zugleich eine Bewegung gegen Meklenburg machten, um Dömitz wegzunehmen, und den Feind von Pommern und von der Oſtſee abzuſchneiden, ſo zog ſich Banner eilfertig dahin, entſetzte Dömitz und ſchlug den ſächſiſchen General Baudiſſin mit ſiebentauſend Mann aufs Haupt, daß gegen tauſend blieben und eben ſo viel gefangen wurden. Verſtärkt durch die Truppen und Artillerie, welche bisher in pohlniſch Preußen geſtanden, nunmehr aber durch den Vertrag zu Stummsdorf in dieſem Lande entbehrlich wurden, brach dieſer tapfre und ungeſtüme Krieger am folgenden 1636ſten Jahr in das Churfürſtenthum Sachſen ein, wo er ſeinem alten Haſſe gegen die Sachſen die blutigſten Opfer brachte. Durch vieljährige Beleidigungen aufgebracht, welche er und ſeine Schweden während ihrer gemeinſchaftlichen Feldzüge von dem Uebermuth der Sachſen hatten erleiden müſſen, und jetzt durch den Abfall des Churfürſten aufs Aeußerſte gereizt, lieſſen ſie die unglücklichen Unterthanen deſſelben ihre Rachſucht und Erbitterung fühlen. Gegen Oeſterreich und Bayern hatte der ſchwediſche Soldat mehr aus Pflicht gefochten; gegen die Sachſen kämpfte er aus Privathaß und mit perſönlicher Wuth, weil er ſie als Abtrünnige und Verräther verabſcheute, weil der

Haß zwiſchen zerfallenen Freunden gewöhnlich der grimmigſte und unverſöhnlichſte iſt. Die nachdrückliche Diverſion, welche dem Kaiſer unterdeſſen von dem Herzog von Weimar und dem Landgrafen von Heſſen am Rhein und in Weſtphalen gemacht wurde, hinderte ihn, den Sachſen eine hinlängliche Unterſtützung zu leiſten, und ſo muſſte das ganze Churfürſtenthum von Banners ſtreifenden Horden die ſchrecklichſte Behandlung erleiden. Endlich zog der Churfürſt den kaiſerlichen General von Hatzfeld an ſich, und rückte vor Magdeburg, welches der herbeyeilende Banner umſonſt zu entſetzen ſtrebte. Nun verbreitete ſich die vereinigte Armee der Kaiſerlichen und Sachſen durch die Mark Brandenburg, entriß den Schweden viele Städte, und war im Begriff, ſie bis an die Oſtſee zu treiben. Aber gegen alle Erwartungen, griff der ſchon verloren gegebene Banner die alliirte Armee am 24ſten Sept. 1636 bey Wittſtock an, und eine große Schlacht wurde geliefert. Der Angriff war fürchterlich, und die ganze Macht des Feindes fiel auf den rechten Flügel der Schweden, den Banner ſelbſt anführte. Lange Zeit kämpfte man auf beyden Seiten mit gleicher Hartnäckigkeit und Erbitterung, und unter den Schweden war keine Schwadron, die nicht zehnmal angerückt und zehnmal geſchlagen worden wäre. Als endlich Banner der Uebermacht der Feinde zu weichen genöthigt war, ſetzte ſein linker Flügel das Treffen bis zum Einbruch der Nacht fort, und das ſchwediſche Hintertreffen, welches noch gar nicht geſochten hatte, war bereit, am folgenden Morgen die Schlacht zu erneuern. Aber dieſen zweyten Angriff wollte der Churfürſt von Sachſen nicht abwarten. Seine Armee war durch das Treffen des vorhergehenden Tages erſchöpft, und die Knechte hatten ſich mit allen Pferden davon gemacht, daß die Artillerie nie gebraucht werden konnte. Er ergriff alſo mit dem Grafen von Hatzfeld noch in derſelben Nacht die Flucht, und überließ das Schlachtfeld den Schweden. Gegen fünftauſend von den Alliirten waren auf der Wahlſtatt geblieben, diejenigen nicht gerechnet, welche von den nachſetzenden Schweden erſchlagen wurden, oder dem ergrimmten Landmann in die Hände fielen. Hundert und funfzig Standarten und Fahnen, drey und zwanzig Kanonen, die ganze Bagage, das Silbergeſchirr des Churfürſten mit gerechnet, wurden erbeutet, und noch außerdem gegen zweytauſend Gefangene gemacht. Dieſer glänzende Sieg, über einen weit überlegenen und vortheilhaft poſtirten Feind erfochten, ſetzte die Schweden auf einmal wieder in Achtung; ihre Feinde zagten, ihre Freunde fingen an, friſchen Muth zu ſchöpfen. Banner benutzte das Glück, das ſich ſo entſcheidend für ihn erklärt hatte, eilte über die Elbe, und trieb die Kaiſerlichen durch Thüringen und Heſſen bis nach Weſtphalen. Dann kehrte er zurück, und bezog die Winterquartiere auf ſächſiſchem Boden.

Aber ohne die Erleichterung, welche ihm durch die Thätigkeit Herzog Bernhards und der Franzoſen am Rhein verſchafft wurde, würde es ihm ſchwer geworden ſeyn, dieſe herrlichen Viktorien zu erfechten. Herzog Bernhard hatte nach der Nördlinger Schlacht die Trümmer der geſchlagenen Armee in der Wetterau verſammelt; aber verlaſſen von dem Heilbronniſchen Bunde, dem der Prager Friede bald darauf ein völliges Ende machte, und von den Schweden zu wenig unterſtützt, ſah er ſich außer Stand geſetzt, die Armee zu unterhalten, und groſe Thaten an ihrer Spitze zu thun. Die Nördlinger Niederlage hatte ſein Herzogthum Franken verſchlungen, und die Ohnmacht der Schweden raubte ihm alle Hoffnung, ſein Glück durch dieſe Krone zu machen. Zugleich auch des Zwanges müde, den ihm das gebieteriſche Betragen des ſchwediſchen Reichskanzlers auferlegte, richtete er ſeine Augen auf Frankreich, welches ihm mit Geld, dem Einzigen, was er brauchte, aushelfen konnte, und ſich bereitwillig dazu finden ließ. Richelieu wünſchte nichts ſo ſehr, als den Einfluß der Schweden auf den deutſchen Krieg zu vermindern, und ſich ſelbſt unter fremdem Namen die Führung deſſelben in die Hände zu ſpielen. Zu Erreichung dieſes Zweckes konnte er kein beſſeres Mittel erwählen, als daß er den Schweden ihren tapferſten Feldherrn abtrünnig machte, ihn aufs Genaueſte in Frankreichs Intereſſe zog, und ſich, zu Ausführung ſeiner

Entwürfe, ſeines Armes verſicherte. Von einem Fürſten, wie Bernhard, der ſich ohne den Beyſtand einer fremden Macht nicht behaupten konnte, hatte Frankreich nichts zu beſorgen, da auch der glücklichſte Erfolg nicht hinreichte, ihn außer Abhängigkeit von dieſer Krone zu ſetzen. Bernhard kam ſelbſt nach Frankreich, und ſchloß im Oktober 1635 zu St. Germain en Laye, nicht mehr als ſchwediſcher General, ſondern in eigenem Namen, einen Vergleich mit dieſer Krone, worin ihm eine jährliche Penſion von anderthalb Millionen Livres für ihn ſelbſt, und vier Millionen zu Unterhaltung einer Armee, die er unter königlichen Befehlen kommandiren ſollte, bewilligt wurde. Um ſeinen Eifer deſto lebhafter anzufeuern, und die Eroberung von Elſaß durch ihn zu beſchleunigen, trug man kein Bedenken, ihm in einem geheimen Artikel dieſe Provinz zur Belohnung anzubieten; eine Großmuth, von der man ſehr weit entfernt war, und welche der Herzog ſelbſt nach Würden zu ſchätzen wuſſte. Aber Bernhard vertraute ſeinem Glück und ſeinem Arme, und ſetzte der Argliſt Verſtellung entgegen. War er einmal mächtig genug, das Elſaß dem Feinde zu entreißen, ſo verzweifelte er nicht daran, es im Nothfall auch gegen einen Freund behaupten zu können. Jetzt alſo ſchuf er ſich mit franzöſiſchem Gelde eine eigene Armee, die er zwar unter franzöſiſcher Hoheit, aber doch ſo gut als unumſchränkt, kommandirte, ohne jedoch ſeine Verbindung mit den Schweden ganz und gar aufzuheben. Er eröffnete ſeine Operationen am Rheinſtrom, wo eine andre franzöſiſche Armee unter dem Kardinal la Valette die Feindſeligkeiten gegen den Kaiſer ſchon im Jahre 1635 eröffnet hatte.

Gegen dieſe hatte ſich das öſterreichiſche Hauptheer, welches den großen Sieg bey Nördlingen erfochten hatte, nach Unterwerfung Schwabens und Frankens unter der Anführung des Gallas gewendet, und ſie auch glücklich bis Metz zurück geſcheucht, den Rheinſtrom befreyt, und die von den Schweden beſetzten Städte, Mainz und Frankenthal, erobert. Aber die Hauptabſicht dieſes Generals, die Winterquartiere in Frankreich zu beziehen, wurde durch den thätigen Widerſtand der Franzoſen vereitelt, und er ſah ſich genöthigt, ſeine Truppen in das erſchöpfte Elſaß und Schwaben zurück zu führen. Bey Eröffnung des Feldzugs im folgenden Jahre paſſirte er zwar bey Breyſach den Rhein, und rüſtete ſich, den Krieg in das innere Frankreich zu ſpielen. Er fiel wirklich in die Grafſchaft Burgund ein, während daß die Spanier von den Niederlanden aus in der Picardie glückliche Fortſchritte machten, und Johann von Werth, ein gefürchteter General der Ligue und berühmter Parteygänger, tief in Champagne ſtreifte, und Paris ſelbſt mit ſeiner drohenden Ankunft erſchreckte. Aber die Tapferkeit der Kaiſerlichen ſcheiterte vor einer einzigen unbeträchtlichen

Feſtung in Franche Comté, und zum zweytenmal mußten ſie ihre Entwürfe aufgeben.

Dem thätigen Geiſte Herzog Bernhards hatte die Abhängigkeit von einem franzöſiſchen General, der ſeinem Prieſterrock mehr, als ſeinem Kommandoſtab Ehre machte, bisher zu enge Feſſeln angelegt, und ob er gleich in Verbindung mit demſelben Elſaß-Zabern eroberte, ſo hatte er ſich doch in den Jahren 1636 und 37 am Rhein nicht behaupten können. Der ſchlechte Fortgang der franzöſiſchen Waffen in den Niederlanden hatte die Thätigkeit der Operationen im Elſaß und Breisgau gehemmt; aber im Jahre 1638 nahm der Krieg in dieſen Gegenden eine deſto glänzendere Wendung. Seiner bisherigen Feſſeln entledigt, und jetzt vollkommener Herr ſeiner Truppen, verließ Herzog Bernhard ſchon am Anfang des Februars die Ruhe der Winterquartiere, die er im Bisthum Baſel genommen hatte, und erſchien gegen alle Erwartung am Rhein, wo man in dieſer rauhen Jahrszeit nichts weniger als einen Angriff vermuthete. Die Waldſtädte Laufenburg, Waldshut und Seckingen, werden durch Ueberfall weggenommen, und Rheinfelden belagert. Der dort kommandirende kaiſerliche General, Herzog von Savelli, eilt mit beſchleunigten Märſchen dieſem wichtigen Ort zu Hülfe, entſetzt ihn auch wirklich, und treibt den Herzog von Weimar nicht ohne großen Verluſt zurück. Aber gegen aller Menſchen Vermuthen erſcheint dieſer am dritten

Tage (den 21. Februar 1638) wieder im Geſicht der Kaiſerlichen, die in voller Sicherheit über den erhaltenen Sieg bey Rheinfelden ausruhen, und ſchlägt ſie in einer großen Schlacht, worin die vier kaiſerlichen Generale, Savelli, Johann von Werth, Enkeford und Sperreuter, nebſt zweytauſend Mann, zu Gefangenen gemacht werden. Zwey derſelben, von Werth und von Enkeford, ließ Richelieu in der Folge nach Frankreich abführen, um der Eitelkeit des franzöſiſchen Volks durch den Anblick ſo berühmter Gefangenen zu ſchmeicheln, und das öffentliche Elend durch das Schaugepränge der erfochtenen Siege zu hintergehen. Auch die eroberten Standarten und Fahnen wurden in dieſer Abſicht unter einer feyerlichen Proceſſion in die Kirche de notre Dame gebracht, dreymal vor dem Altar geſchwungen, und dem Heiligthum in Verwahrung gegeben.

Die Einnahme von Rheinfelden, Röteln und Freyburg, war die nächſte Folge des durch Bernhard erfochtenen Sieges. Sein Heer wuchs beträchtlich, und ſo wie das Glück ſich für ihn erklärte, erweiterten ſich ſeine Entwürfe. Die Feſtung Breyſach am Oberrhein wurde als die Beherrſcherinn dieſes Stroms und als der Schlüſſel zum Elſaß betrachtet. Kein Ort war dem Kaiſer in dieſen Gegenden wichtiger, auf keinen hatte man ſo große Sorgfalt verwendet. Breyſach zu behaupten, war die vornehmſte Beſtimmung der italieniſchen Armee unter Feria geweſen; die Feſtigkeit ſeiner Werke und der Vortheil ſeiner Lage boten jedem gewaltſamen Angriffe Trotz, und die kaiſerlichen Generale, welche in dieſen Gegenden kommandirten, hatten Befehl, Alles für die Rettung dieſes Platzes zu wagen. Aber Bernhard vertraute ſeinem Glück und beſchloß den Angriff auf dieſe Feſtung. Unbezwingbar durch Gewalt, konnte ſie nur durch Hunger beſiegt werden; und die Sorgloſigkeit ihres Kommandanten, der, keines Angriffs gewärtig, ſeinen aufgehäuften Getreidevorrath zu Gelde gemacht hatte, beſchleunigte dieſes Schickſal. Da ſie unter dieſen Umſtänden nicht vermögend war, eine lange Belagerung auszuhalten, ſo muſſte man eilen, ſie zu entſetzen, oder mit Proviant zu verſorgen. Der kaiſerliche General von Götz näherte ſich daher aufs Eilfertigſte an der Spitze von zwölftauſend Mann, von dreytauſend Proviantwagen begleitet, die er in die Stadt werfen wollte. Aber von Herzog Bernhard bey Wittewеyer angegriffen, verlor er ſein ganzes Korps bis auf dreytauſend Mann, und die ganze Fracht, die er mit ſich führte. Ein ähnliches Schickſal widerfuhr auf dem Ochſenfeld bey Thann dem Herzog von Lothringen, der mit fünf- bis ſechstauſend Mann zum Entſatz der Feſtung heranrückte. Nachdem auch ein dritter Verſuch des Generals von Götz zu Breyſachs Rettung mißlungen war, ergab ſich dieſe Feſtung, von der ſchrecklichſten Hungersnoth geängſtigt, nach einer viermonatlichen Belagerung, am 7ten December 1638 ihrem eben ſo menſchlichen als beharrlichen Sieger.

Breyſachs Eroberung eröffnete dem Ehrgeiz des Herzogs von Weimar ein gränzenloſes Feld, und jetzt fängt der *Roman* ſeiner Hoffnungen an, ſich der *Wahrheit* zu nähern. Weit entfernt, ſich die Früchte ſeines Schwerts zu Frankreichs Vortheil zu begeben, beſtimmt er Breyſach für ſich ſelbſt, und kündigt dieſen Entſchluß ſchon in der Huldigung an, die er, ohne einer andern Macht zu erwähnen, *in ſeinem eigenen Namen* von den Ueberwundenen fordert. Durch die bisherigen glänzenden Erfolge berauſcht und zu den ſtolzeſten Hoffnungen hingeriſſen, glaubt er von jetzt an, ſich ſelbſt genug zu ſeyn, und die gemachten Eroberungen, ſelbſt gegen Frankreichs Willen, behaupten zu können. Zu einer Zeit, wo Alles um Tapferkeit feil war, wo perſönliche Kraft noch etwas galt, und Heere und Heerführer höher als Länder geachtet wurden, war es einem Helden, wie *Bernhard*, erlaubt, ſich ſelbſt etwas zuzutrauen, und an der Spitze einer trefflichen Armee, die ſich unter ſeiner Anführung unüberwindlich fühlte, an keiner Unternehmung zu verzagen. Um ſich unter der Menge von Feinden, denen er jetzt entgegen ging, an einen Freund anzuſchließen, warf er ſeine Augen auf die Landgräfinn *Amalia von Heſſen*, die Wittwe des kürzlich verſtorbenen Landgrafen Wilhelms, eine Dame von eben ſo viel Geiſt als Entſchloſſenheit, die eine ſtreitbare Armee, ſchöne Eroberungen und ein beträchtliches Fürſtenthum mit ihrer Hand zu verſchenken hatte. Die Eroberungen der Heſſen mit ſeinen eignen am Rhein in einen einzigen Staat, und ihre beyderſeitigen Armeen in Eine militäriſche Macht verbunden, konnten eine bedeutende Macht und vielleicht gar eine dritte Partey in Deutſchland bilden, die den Ausſchlag des Krieges in ihren Händen hielt. Aber dieſem vielverſprechenden Entwurf machte der Tod ein frühzeitiges Ende.

„Herz gefaſſt, Pater Joſeph! Breyſach iſt unſer!“ ſchrie Richelieu dem Kapuziner in die Ohren, der ſich ſchon zur Reiſe in jene Welt anſchickte; ſo ſehr hatte ihn dieſe Freudenpoſt berauſcht. Schon verſchlang er in Gedanken das Elſaß, das Breisgau und alle öſterreichiſche Vorlande, ohne ſich der Zuſage zu erinnern, die er dem Herzog Bernhard gethan hatte. Der ernſtliche Entſchluß des letztern, Breyſach für ſich zu behalten, den er auf eine ſehr unzweydeutige Art zu erkennen gab, ſtürzte den Kardinal in nicht geringe Verlegenheit, und Alles wurde hervorgeſucht, den ſiegreichen Bernhard im franzöſiſchen Intereſſe zu erhalten. Man lud ihn nach Hof, um Zeuge der Ehre zu ſeyn, womit man dort das Andenken ſeiner Triumphe beginge; Bernhard erkannte und floh die Schlinge der Verführung. Man that ihm die Ehre an, ihm eine

Nichte des Kardinals zur Gemahlinn anzubieten; der edle Reichsfürſt ſchlug ſie aus, um das ſächſiſche Blut durch keine Mißheirath zu entehren. Jetzt fing man an, ihn als einen gefährlichen Feind zu betrachten, und auch als ſolchen zu behandeln. Man entzog ihm die Subſidiengelder; man beſtach den Gouverneur von Breyſach und ſeine vornehmſten Officiere, um wenigſtens nach dem Tode des Herzogs ſich in den Beſitz ſeiner Eroberungen und ſeiner Truppen zu ſetzen. Dem letztern blieben dieſe Ränke kein Geheimniß, und die Vorkehrungen, die er in den eroberten Plätzen traf, bewieſen ſein Mißtrauen gegen Frankreich. Aber dieſe Irrungen mit dem franzöſiſchen Hofe hatten den nachtheiligſten Einfluß auf ſeine folgenden Unternehmungen. Die Anſtalten, welche er machen muſſte, um ſeine Eroberungen gegen einen Angriff von franzöſiſcher Seite zu behaupten, nöthigten ihn, ſeine Kriegsmacht zu theilen, und das Ausbleiben der Subſidiengelder verzögerte ſeine Erſcheinung im Felde. Seine Abſicht war geweſen, über den Rhein zu gehen, den Schweden Luft zu machen, und an den Ufern der Donau gegen den Kaiſer und Bayern zu agiren. Schon hatte er Bannern, der im Begriff war, den Krieg in die öſterreichiſchen Lande zu wälzen, ſeinen Operationsplan entdeckt, und verſprochen, ihn abzulöſen — als der Tod ihn zu Neuburg am Rhein (im Julius 1639), im ſechs und dreyßigſten Jahre ſeines Alters, mitten in ſeinem Heldenlauf überraſchte.

Er ſtarb an einer peſtartigen Krankheit, welche binnen zwey Tagen gegen vierhundert Menſchen im Lager dahin gerafft hatte. Die ſchwarzen Flecken, die an ſeinem Leichnam hervorbrachen, die eignen Aeußerungen des Sterbenden, und die Vortheile, welche Frankreich von ſeinem plötzlichen Hintritt erntete, erweckten den Verdacht, daß er durch franzöſiſches Gift ſey hingerafft worden, der aber durch die Art ſeiner Krankheit hinlänglich widerlegt wird. In ihm verloren die Alliirten den größten Feldherrn, den ſie nach Guſtav Adolph beſaßen, Frankreich einen gefürchteten Nebenbuhler um das Elſaß, der Kaiſer ſeinen gefährlichſten Feind. In der Schule Guſtav Adolphs zum Helden und Feldherrn gebildet, ahmte er dieſem erhabenen Muſter nach, und nur ein längeres Leben fehlte ihm, um es zu erreichen, wo nicht gar zu übertreffen. Mit der Tapferkeit des Soldaten verband er den kalten und ruhigen Blick des Feldherrn, mit dem ausdauernden Muth des Mannes die raſche Entſchloſſenheit des Jünglings, mit dem wilden Feuer des Kriegers die Würde des Fürſten, die Mäßigung des Weiſen, und die Gewiſſenhaftigkeit des Mannes von Ehre. Von keinem Unfall gebeugt, erhob er ſich ſchnell und kraftvoll nach dem härteſten Schlage, kein Hinderniß konnte ſeine Kühnheit beſchränken, kein Fehlſchlag ſeinen unbezwinglichen Muth beſiegen. Sein Geiſt ſtrebte nach einem großen, vielleicht nie erreichbaren Ziele; aber

Männer ſeiner Art ſtehen unter andern Klugheitgeſetzen, als diejenigen ſind, wornach wir den großen Haufen zu meſſen pflegen; fähig, mehr als andre zu vollbringen, durfte er auch verwegenere Plane entwerfen. Bernhard ſteht in der neuern Geſchichte als ein ſchönes Bild jener kraftvollen Zeiten da, wo perſönliche Größe noch etwas ausrichtete, Tapferkeit Länder errang, und Heldentugend einen deutſchen Ritter ſelbſt auf den Kaiſerthron führte.

Das beſte Stück aus der Hinterlaſſenſchaft des Herzogs war ſeine Armee, die er, nebſt dem Elſaß, ſeinem Bruder Wilhelm vermachte. Aber an eben dieſe Armee glaubten Schweden und Frankreich gegründete Rechte zu haben: jenes, weil ſie im Namen dieſer Krone geworben war, und ihr gehuldigt hatte; dieſes, weil ſie von ſeinem Geld unterhalten werden. Auch der Churprinz von der Pfalz trachtete nach dem Beſitz derſelben, um ſich ihrer zu Wiedereroberung ſeiner Staaten zu bedienen, und verſuchte anfangs durch ſeine Agenten, und endlich in eigner Perſon, ſie in ſein Intereſſe zu ziehen. Selbſt von kaiſerlicher Seite geſchah ein Verſuch, dieſe Armee zu gewinnen; und dies darf uns zu einer Zeit nicht wundern, wo nicht die Gerechtigkeit der Sache, nur der Preis der geleiſteten Dienſte in Betrachtung kam, und die Tapferkeit, wie jede andere Waare, dem Meiſtbietenden feil war. Aber Frankreich, vermögender und entſchloſſener, überbot alle Mitbewerber. Es erkaufte den General von Erlach, den Befehlshaber Breyſachs, und die übrigen Oberhäupter, die ihm Breyſach und die ganze Armee in die Hände ſpielten. Der junge Pfalzgraf Karl Ludwig, der ſchon in den vorhergehenden Jahren einen unglücklichen Feldzug gegen den Kaiſer gethan hatte, ſah auch hier ſeinen Anſchlag ſcheitern. Im Begriff, Frankreich einen ſo ſchlimmen Dienſt zu erzeigen, nahm er unbeſonnener Weiſe ſeinen Weg durch dieſes Reich. Dem Kardinal, der die gerechte Sache des Pfalzgrafen fürchtete, war jeder Vorwand willkommen, ſeinen Anſchlag zu vereiteln. Er ließ ihn alſo zu Moulin gegen alles Völkerrecht anhalten, und gab ihm ſeine Freyheit nicht eher wieder, als bis der Ankauf der Weimariſchen Truppen berichtigt war. So ſahe ſich Frankreich nun im Beſitz einer beträchtlichen und wohl geübten Kriegsmacht in Deutſchland, und jetzt fing es eigentlich erſt an, den Kaiſer unter ſeinem eigenen Namen zu bekriegen.

Aber es war nicht mehr Ferdinand der Zweyte, gegen den es jetzt als ein offenbarer Feind aufſtand; dieſen hatte ſchon im Februar 1637 im neun und funfzigſten Jahre ſeines Alters der Tod von dem Schauplatz abgerufen. Der Krieg, den ſeine Herrſchſucht entzündet hatte, überlebte ihn; nie hatte er während ſeiner achtzehnjährigen Regierung das Schwert aus der Hand gelegt; nie, ſo lang er das Reichszepter führte, die Wohlthat des Friedens geſchmeckt. Mit den Talenten des guten Herrſchers geboren, mit vielen Tugenden geſchmückt, die das Glück der Völker begründen, ſanft und menſchlich von Natur, ſehen wir ihn, aus einem übel verſtandenen Begriff von Monarchenpflicht, das Werkzeug zugleich und das Opfer fremder Leidenſchaften, ſeine wohlthätige Beſtimmung verfehlen, und den Freund der Gerechtigkeit in einen Unterdrücker der Menſchheit, in einen Feind des Friedens, in eine Geißel ſeiner Völker ausarten. In ſeinem Privatleben liebenswürdig, in ſeinem Regentenamt achtungswerth, nur in ſeiner Politik ſchlimm berichtet, vereinigte er auf ſeinem Haupte den Segen ſeiner katholiſchen Unterthanen und die Flüche der proteſtantiſchen Welt. Die Geſchichte ſtellt mehr und ſchlimmere Despoten auf, als Ferdinand der Zweyte geweſen, und doch hat nur Einer einen dreyßigjährigen Krieg entzündet; aber der Ehrgeiz dieſes Einzigen muſſte unglücklicher Weiſe gerade mit einem ſolchen Jahrhundert, mit ſolchen Vorbereitungen, mit ſolchen Keimen der Zwietracht zuſammentreffen, wenn er von ſo verderblichen Folgen begleitet ſeyn ſollte. In einer friedlichern Zeitepoche hätte dieſer Funke keine Nahrung gefunden, und die Ruhe des Jahrhunderts hätte den Ehrgeiz des Einzelnen erſtickt; jetzt fiel der unglückliche Strahl in ein hoch aufgethürmtes, lange geſammeltes Brenngeräthe, und Europa entzündete ſich.

Sein Sohn, Ferdinand der Dritte, wenige Monate vor ſeines Vaters Hintritt zur Würde eines römiſchen Königs erhoben, erbte ſeine Throne, ſeine Grundſätze und ſeinen Krieg. Aber Ferdinand der Dritte hatte den Jammer der Völker, und die Verwüſtung der Länder in der Nähe geſehen, und das Bedürfniß des Friedens näher und feuriger gefühlt. Weniger abhängig von den Jeſuiten und Spaniern, und billiger gegen fremde Religionen, konnte er leichter als ſein Vater die Stimme der Mäßigung hören. Er hörte ſie, und ſchenkte Europa den Frieden; aber erſt nach einem eilfjährigen Kampfe mit dem Schwert und der Feder, und nicht eher, als bis aller Widerſtand fruchtlos war, und die zwingende Noth ihm ihr hartes Geſetz diktirte.

Das Glück begünſtigte den Antritt ſeiner Regierung, und ſeine Waffen waren ſiegreich gegen die Schweden. Dieſe hatten unter Banners kraftvoller Anführung nach dem Siege bey Wittſtock Sachſen mit Winterquartieren belaſtet, und den Feldzug des 1637ſten Jahrs mit der Belagerung Leipzigs eröffnet. Der tapfre Widerſtand der Beſatzung und die Annäherung der churfürſtlich-kaiſerlichen Völker retteten dieſe Stadt, und Banner, um nicht von der Elbe abgeſchnitten zu werden, muſſte ſich nach Torgau zurück ziehen. Aber die Ueberlegenheit der Kaiſerlichen verſcheuchte ihn auch von hier, und umringt von feindlichen Schwärmen, aufgehalten von Strömen und vom Hunger verfolgt, mußte er einen höchſt gefährlichen Rückzug nach Pommern nehmen, deſſen Kühnheit und glücklicher Erfolg ans Romanhafte gränzt. Die ganze Armee durchwatete an einer ſeichten Stelle die Oder bey Fürſtenberg, und der Soldat, dem das Waſſer bis an den Hals trat, ſchleppte ſelbſt die Kanonen fort, weil die Pferde nicht mehr ziehen wollten. Banner hatte darauf gerechnet, jenſeits der Oder ſeinen in Pommern ſtehenden Untergeneral Wrangel zu finden, und, durch dieſen Zuwachs verſtärkt, dem Feind alsdann die Spitze zu bieten. Wrangel erſchien nicht, und an ſeiner Statt hatte ſich ein kaiſerliches Heer bey Landsberg poſtirt, den fliehenden Schweden den Weg zu verlegen. Banner entdeckte nun, daß er in eine verderbliche Schlinge gefallen, woraus kein Entkommen war. Hinter ſich ein ausgehungertes Land, die Kaiſerlichen und die Oder, die Oder zur Linken, die, von einem kaiſerlichen General Bucheim bewacht, keinen Uebergang geſtattete, vor ſich Landsberg, Küſtrin, die Warta und ein feindliches Heer, zur Rechten Pohlen, dem man, des Stillſtands ungeachtet, nicht wohl vertrauen konnte, ſah er ſich ohne ein Wunder verloren, und ſchon triumphirten die Kaiſerlichen über ſeinen unvermeidlichen Fall. Banners gerechte Empfindlichkeit klagte die Franzoſen als die Urheber dieſes Unglücks an. Sie hatten die verſprochene Diverſion am Rhein unterlaſſen, und ihre

Unthätigkeit erlaubte dem Kaiſer, ſeine ganze Macht gegen die Schweden zu gebrauchen. „Sollten wir einſt,“ brach der aufgebrachte General gegen den franzöſiſchen Reſidenten aus, der dem ſchwediſchen Lager folgte, „ſollten wir und die Deutſchen einmal in Geſellſchaft gegen Frankreich fechten, ſo werden wir nicht ſo viel Umſtände machen, ehe wir den Rheinſtrom paſſiren.“ Aber Vorwürfe waren jetzt vergeblich verſchwendet, Entſchluß und That forderte die dringende Noth. Um den Feind vielleicht durch eine falſche Spur von der Oder hinweg zu locken, ſtellte ſich Banner, als ob er durch Pohlen entkommen wollte, ſchickte auch wirklich den größten Theil der Bagage auf dieſem Wege voran, und ließ ſeine Gemahlinn ſammt den übrigen Officiersfrauen dieſer Marſchroute folgen. Sogleich brechen die Kaiſerlichen gegen die pohlniſche Gränze auf, ihm dieſen Paß zu verſperren, auch Bucheim verläſſt ſeinen Standort, und die Oder wird entblößt. Raſch wendet ſich Banner in der Dunkelheit der Nacht gegen dieſen Strom zurück, und ſetzt ſeine Truppen, ſammt Bagage und Geſchütz, eine Meile oberhalb Küſtrin, ohne Brücken, ohne Schiffe, wie vorher bey Fürſtenberg, über. Ohne Verluſt erreichte er Pommern, in deſſen Vertheidigung er und Herrmann Wrangel ſich theilen.

Aber die Kaiſerlichen, von Gallas angeführt, dringen bey Ribſes in dieſes Herzogthum, und überſchwemmen es mit ihrer überlegenen Macht. Uſedom und Wolgaſt werden mit Sturm, Demmin mit Accord erobert, und die Schweden bis tief in Hinterpommern zurück gedrückt. Und jetzt gerade kam es mehr als jemals darauf an, ſich in dieſem Lande zu behaupten, da Herzog Bogiſla der Vierzehnte in eben dieſem Jahre ſtirbt, und das ſchwediſche Reich ſeine Anſprüche auf Pommern geltend machen ſoll. Um den Churfürſten von Brandenburg zu verhindern, ſeine auf eine Erbverbrüderung und auf den Pragiſchen Frieden gegründeten Rechte an dieſes Herzogthum geltend zu machen, ſtrengt es jetzt alle ſeine Kräfte an, und unterſtützt ſeine Generale aufs Nachdrücklichſte mit Geld und Soldaten. Auch in andern Gegenden des Reichs gewinnen die Angelegenheiten Schwedens ein günſtigeres Anſehen, und ſie fangen an, ſich von dem tiefen Verfalle zu erheben, worein ſie durch die Unthätigkeit Frankreichs und durch den Abfall ihrer Alliirten verſunken waren. Denn nach ihrem eilfertigen Rückzuge nach Pommern hatten ſie einen Platz nach dem andern in Oberſachſen verloren; die meklenburgiſchen Fürſten, von den kaiſerlichen Waffen bedrängt, fingen an, ſich auf die öſterreichiſche Seite zu neigen, und ſelbſt Herzog Georg von Lüneburg erklärte ſich feindlich gegen ſie. Ehrenbreitſtein, durch Hunger beſiegt, öffnete dem bayriſchen General von Werth ſeine Thore, und die Oeſterreicher bemächtigten ſich aller am Rheinſtrom aufgeworfenen Schanzen. Frankreich hatte gegen die Spanier eingebüßt, und der Erfolg entſprach den prahleriſchen Anſtalten nicht, womit man den Krieg gegen dieſe Krone eröffnet hatte. Verloren war Alles, was die Schweden im innern Deutſchland beſaßen, und nur die Hauptplätze in Pommern behaupteten ſich noch. Ein einziger Feldzug reißt ſie aus dieſer tiefen Erniedrigung, und durch die mächtige Diverſion, welche der ſiegende Bernhard den kaiſerlichen Waffen an den Ufern des Rheins macht, wird der ganzen Lage des Kriegs ein ſchneller Umſchwung gegeben.

Die Irrungen zwiſchen Frankreich und Schweden waren endlich beygelegt, und der alte Traktat zwiſchen beyden Kronen zu Hamburg mit neuen Vortheilen für die Schweden beſtätigt worden. In Heſſen übernahm die ſtaatskluge Landgräfinn Amalia mit Bewilligung der Stände, nach dem Abſterben Wilhelms, ihres Gemahls, die Regierung, und behauptete mit vieler Entſchloſſenheit gegen den Widerſpruch des Kaiſers und der darmſtädtiſchen Linie ihre Rechte. Der ſchwediſchproteſtantiſchen Partey ſchon allein aus Religionsgrundſätzen eifrig ergeben, erwartete ſie bloß die Gunſt der Gelegenheit, um ſich laut und thätig dafür zu erklären. Unterdeſſen gelang es ihr, durch eine kluge Zurückhaltung und liſtig angeſponnene Traktaten den Kaiſer in Unthätigkeit zu erhalten, bis ihr geheimes Bündniß mit Frankreich geſchloſſen war, und Bernhards Siege den Angelegenheiten der Proteſtanten eine günſtige Wendung gaben. Da warf ſie auf einmal die Maske ab, und erneuerte die alte Freundſchaft mit der ſchwediſchen Krone. Auch den Churprinzen von der Pfalz ermunterten Herzog Bernhards Triumphe, ſein Glück gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu verſuchen. Mit engliſchem Gelde warb er Völker in Holland, errichtete zu Meppen ein Magazin, und vereinigte ſich in Weſtphalen mit ſchwediſchen Truppen. Sein Magazin ging zwar verloren, ſeine Armee wurde von dem Grafen Hatzfeld bey Flotha geſchlagen; aber ſeine Unternehmung hatte doch den Feind eine Zeit lang beſchäftigt, und den Schweden in andern Gegenden ihre Operationen erleichtert. Noch manche ihrer andern Freunde lebten auf, wie das Glück ſich zu ihrem Vortheil erklärte, und es war ſchon Gewinn genug für ſie, daß die niederſächſiſchen Stände die Neutralität ergriffen.

Von dieſen wichtigen Vortheilen begünſtigt, und durch vierzehntauſend Mann friſcher Truppen aus Schweden und Liefland verſtärkt, eröffnete Banner voll guter Hoffnungen im Jahr 1638 den Feldzug. Die Kaiſerlichen, welche Vorpommern und Meklenburg inne hatten, verlieſſen größtentheils ihren Poſten oder lieſen ſchaarenweiſe den ſchwediſchen Fahnen zu, um dem Hunger, ihrem grimmigſten Feind in dieſen ausgeplünderten und verarmten Gegenden, zu entfliehen. So ſchrecklich hatten die bisherigen Durchzüge und Quartiere das ganze Land zwiſchen der Elbe und Oder verödet, daß Banner, um in Sachſen und Böhmen einbrechen zu können, und auf dem Wege dahin nicht mit ſeiner ganzen Armee zu verhungern, von Hinterpommern aus einen Umweg nach Niederſachſen nahm, und dann erſt durch das halberſtädtiſche Gebiet in Churſachſen einrückte. Die Ungedult der niederſächſiſchen Staaten, einen ſo hungrigen Gaſt wieder los zu werden, verſorgte ihn mit dem nöthigen Proviant, daß er für ſeine Armee in Magdeburg Brot hatte, — in einem Lande, wo der Hunger ſchon den Abſcheu an Menſchenfleiſch überwunden hatte. Er erſchreckte Sachſen mit ſeiner verwüſtenden Ankunft; aber nicht auf dieſes erſchöpfte Land, auf die kaiſerlichen Erbländer war ſeine Abſicht gerichtet. Bernhards Siege erhoben ſeinen Muth, und die wohlhabenden Provinzen des Hauſes Oeſterreich lockten ſeine Raubſucht. Nachdem er den kaiſerlichen General von Salis bey Elſterburg geſchlagen, die ſächſiſche Armee bey Chemnitz zu Grunde gerichtet, und Pirna erobert hatte, drang er in Böhmen mit unwiderſtehlicher Macht ein, ſetzte über die Elbe, bedrohte Prag, eroberte Brandeis und Leutmeritz, ſchlug den General von Hofkirchen mit zehn Regimentern, und verbreitete Schrecken und Verwüſtung durch das ganze unvertheidigte Königreich. Beute ward Alles, was ſich fortſchaffen ließ, und zerſtört wurde, was nicht genoſſen und geraubt werden konnte. Um deſto mehr Korn fortzuſchleppen, ſchnitt man die Aehren von den Halmen, und verderbte den Ueberreſt. Ueber tauſend Schlöſſer, Flecken und Dörfer wurden in die Aſche gelegt, und oft ſah man ihrer hundert in einer einzigen Nacht auflodern. Von Böhmen aus that er Streifzüge nach Schleſien, und ſelbſt Mähren und Oeſterreich ſollten ſeine Raubſucht empfinden. Dies zu verhindern, muſſte Graf Hatzfeld aus Weſtphalen und Piccolomini aus den Niederlanden herbey eilen. Erzherzog Leopold, ein Bruder des Kaiſers, erhält den Kommandoſtab, um die Ungeſchicklichkeit ſeines Vorgängers, Gallas, wieder gut zu machen, und die Armee aus ihrem tiefen Verfalle zu erheben.

Der Ausgang rechtfertigte die getroffene Veränderung, und der Feldzug des 1640ſten Jahres ſchien für die Schweden eine ſehr nachtheilige Wendung zu nehmen. Sie werden aus einem Quartier nach dem andern in Böhmen vertrieben, und nur bemüht, ihren Raub in Sicherheit zu bringen, ziehen ſie ſich eilfertig über das meißniſche Gebirge. Aber auch durch Sachſen von dem nacheilenden Feinde verfolgt, und bey Plauen geſchlagen, müſſen ſie nach Thüringen ihre Zuflucht nehmen. Durch einen einzigen Sommer zu Meiſtern des Feldes gemacht, ſtürzen ſie eben ſo ſchnell wieder zu der tiefſten Schwäche herab, um ſich aufs Neue zu erheben, und ſo mit beſtändigem raſchem Wechſel von einem Aeußerſten zum andern zu eilen. Banners geſchwächte Macht, im Lager bey Erfurt ihrem gänzlichen Untergang nahe, erhebt ſich auf einmal wieder. Die Herzoge von Lüneburg verlaſſen den Pragiſchen Frieden, und führen ihm jetzt die nämlichen Truppen zu, die ſie wenige Jahre vorher gegen ihn fechten lieſſen. Heſſen ſchickt Hülfe, und der Herzog von Longueville ſtößt mit der nachgelaſſenen Armee Herzog Bernhards zu ſeinen Fahnen. Den Kaiſerlichen aufs Neue an Macht überlegen, bietet ihnen Banner bey Saalfeld ein Treffen an; aber ihr Anführer Piccolomini vermeidet es klüglich, und hat eine zu gute Stellung gewählt, um dazu gezwungen zu werden. Als endlich die Bayern ſich von den Kaiſerlichen trennen, und ihren Marſch gegen Franken richten, verſucht Banner auf dieſes getrennte Korps einen Angriff, den aber die Klugheit des bayriſchen Anführers, von Mercy, und die ſchnelle Annäherung der kaiſerlichen Hauptmacht vereitelt. Beyde Armeen ziehen ſich nunmehr in das ausgehungerte Heſſen, wo ſie ſich, nicht weit von einander, in ein feſtes Lager einſchließen, bis endlich Mangel und rauhe Jahrszeit ſie aus dieſem verarmten Landſtriche verſcheuchen. Piccolomini erwählt ſich die fetten Ufer der Weſer zu Winterquartieren; aber überflügelt von Bannern muß er ſie den

Schweden einräumen, und die fränkiſchen Biſthümer mit ſeinem Beſuche beläſtigen.

Um eben dieſe Zeit wurde zu Regensburg ein Reichstag gehalten, wo die Klagen der Stände gehört, an der Beruhigung des Reiches gearbeitet, und über Krieg und Frieden ein Schluß gefaſſt werden ſollte. Die Gegenwart des Kaiſers, die Mehrheit der katholiſchen Stimmen im Churfürſtenrathe, die überlegene Anzahl der Biſchöfe und der Abgang von mehrern evangeliſchen Stimmen leitete die Verhandlungen zum Vortheil des Kaiſers, und es fehlte viel, daß auf dieſem Reichstage das Reich repräſentirt worden wäre. Nicht ganz mit Unrecht betrachteten ihn die Proteſtanten als eine Zuſammenverſchwörung Oeſterreichs und ſeiner Kreaturen gegen den proteſtantiſchen Theil, und in ihren Augen konnte es Verdienſt ſcheinen, dieſen Reichstag zu ſtören oder aus einander zu ſcheuchen.

Banner entwarf dieſen verwegnen Anſchlag. Der Ruhm ſeiner Waffen hatte bey dem letzten Rückzug aus Böhmen gelitten, und es bedurfte einer unternehmenden That, um ſeinen vorigen Glanz wieder herzuſtellen. Ohne Jemand zum Vertrauten ſeines Anſchlags zu machen, verließ er in der ſtrengſten Kälte des Winters im Jahre 1641 ſeine Quartiere in Lüneburg, ſobald die Wege und Ströme gefroren waren. Begleitet von dem Marſchall von Guebriant, der die franzöſiſche und weimariſche Armee kommandirte, richtete er durch Thüringen und das Vogtland ſeinen Marſch nach der Donau, und ſtand Regensburg gegenüber, ehe der Reichstag vor ſeiner Ankunft gewarnt werden konnte. Unbeſchreiblich groß war die Beſtürzung der verſammelten Stände, und in der erſten Angſt ſchickten ſich alle Geſandte zur Flucht an. Nur der Kaiſer erklärte, daß er die Stadt nicht verlaſſen würde, und ſtärkte durch ſein Beyſpiel die andern. Zum Unglück der Schweden fiel Thauwetter ein, daß die Donau aufging, und weder trocknen Fußes, noch wegen des ſtarken Eisgangs zu Schiffe paſſirt werden konnte. Um doch etwas gethan zu haben, und den Stolz des deutſchen Kaiſers zu kränken, beging Banner die Unhöflichkeit, die Stadt mit fünfhundert Kanonenſchüſſen zu begrüßen, die aber wenig Schaden anrichteten. In dieſer Unternehmung getäuſcht, beſchloß er nunmehr, tiefer in Bayern und in das unvertheidigte Mähren zu dringen, wo eine reiche Beute und bequemere Quartiere ſeine bedürftigen Truppen erwarteten. Aber nichts konnte den franzöſiſchen General bewegen, ihm bis dahin zu folgen. Guebriant fürchtete, daß die Abſicht der Schweden ſey, die weimariſche Armee immer weiter vom Rhein zu entfernen, und von aller Gemeinſchaft mit Frankreich abzuſchneiden, bis man ſie entweder gänzlich auf ſeine Seite gebracht oder doch außer Stand geſetzt habe, etwas Eigenes zu unternehmen. Er trennte ſich alſo von Bannern, um nach dem Mainſtrom zurückzukehren, und dieſer ſahe ſich auf einmal der ganzen kaiſerlichen Macht bloß geſtellt, die, zwiſchen Regensburg und Ingolſtadt in aller Stille verſammelt, gegen ihn anrückte. Jetzt galt es, auf einen ſchnellen Rückzug zu denken, der im Angeſicht eines an Reiterey überlegenen Heeres, zwiſchen Strömen und Wäldern, in einem weit und breit feindlichen Lande, kaum anders, als durch ein Wunder möglich ſchien. Eilfertig zog er ſich nach dem Wald, um durch Böhmen nach Sachſen zu entkommen; aber drey Regimenter muſſte er bey Neuburg im Stiche laſſen. Dieſe hielten durch eine ſpartaniſche Gegenwehr hinter einer ſchlechten Mauer die feindliche Macht vier ganze Tage auf, daß **Banner** den Vorſprung gewinnen konnte. Er entkam über Eger nach Annaberg; **Piccolomini** ſetzte ihm auf einem nähern Weg über Schlackenwald nach, und es kam bloß auf den Vortheil einer kleinen halben Stunde an, daß ihm der kaiſerliche General nicht bey dem Paſſe zu Prisnitz zuvor kam, und die ganze ſchwediſche Macht vertilgte. Zu Zwickau vereinigte ſich **Guebriant** wieder mit dem **Banner**'ſchen Heer, und beyde richteten ihren Marſch nach Halberſtadt, nachdem ſie umſonſt verſucht hatten, die Saale zu vertheidigen, und den Oeſterreichern den Uebergang zu verwehren.

Zu Halberſtadt fand endlich **Banner** (im May 1641) das Ziel ſeiner Thaten, durch kein andres als das Gift der Unmäßigkeit und des Verdruſſes getödtet.

Mit großem Ruhme, obgleich mit abwechſelndem Glück, behauptete er das Anſehen der ſchwediſchen Waffen in Deutſchland, und zeigte ſich durch eine Kette von Siegesthaten ſeines großen Lehrers in der Kriegskunſt werth. Er war reich an Anſchlägen, die er geheimnißvoll bewahrte und raſch vollſtreckte, beſonnen in Gefahren, in der Widerwärtigkeit größer als im Glück, und nie mehr furchtbar, als wenn man ihn am Rande des Verderbens glaubte. Aber die Tugenden des Kriegshelden waren in ihm mit allen Unarten und Laſtern gepaart, die das Waffenhandwerk erzeugt, oder doch in Schutz nimmt. Eben ſo gebieteriſch im Umgang als vor der Fronte ſeines Heers, rauh wie ſein Gewerbe, und ſtolz wie ein Eroberer, drückte er die deutſchen Fürſten nicht weniger durch ſeinen Uebermuth, als durch ſeine Erpreſſungen ihre Länder. Für die Beſchwerden des Kriegs entſchädigte er ſich durch die Freuden der Tafel und in den Armen der Wolluſt, die er bis zum Uebermaße trieb, und endlich mit einem frühen Tod büßen mußte. Aber üppig, wie ein Alexander und Mahomet der Zweyte, ſtürzte er ſich mit gleicher Leichtigkeit aus den Armen der Wolluſt in die härteſte Arbeit des Kriegs, und in ſeiner ganzen Feldherrngröße ſtand er da, als die Armee über den Weichling murrte. Gegen achtzigtauſend Mann fielen in den zahlreichen Schlachten, die er lieferte, und gegen ſechshundert feindliche Standarten und Fahnen, die er nach Stockholm ſandte, beurkundeten ſeine Siege. Der Verluſt dieſes großen Führers wurde von den Schweden bald aufs Empfindlichſte gefühlt, und man fürchtete, daß er nicht zu erſetzen ſeyn würde. Der Geiſt der Empörung und Zügelloſigkeit, durch das überwiegende Anſehen dieſes gefürchteten Generals in Schranken gehalten, erwachte, ſobald er dahin war. Die Officiere fordern mit furchtbarer Einſtimmigkeit ihre Rückſtände, und keiner der vier Generale, die ſich nach Bannern in das Kommando theilen, beſitzt Anſehen genug, dieſen ungeſtümen Mahnern Genüge zu leiſten oder Stillſchweigen zu gebieten. Die Kriegszucht erſchlafft; der zunehmende Mangel und die kaiſerlichen Abrufungsſchreiben vermindern mit jedem Tage die Armee; die franzöſiſch-weimariſchen Völker beweiſen wenig Eifer; die Lüneburger verlaſſen die ſchwediſchen Fahnen, da die Fürſten des Hauſes Braunſchweig nach dem Tode Herzogs Georg ſich mit dem Kaiſer vergleichen; und endlich ſondern ſich auch die Heſſen von ihnen ab, um in Weſtphalen beſſre Quartiere zu ſuchen. Der Feind benutzt dieſes verderbliche Zwiſchenreich, und, obgleich in zwey Actionen aufs Haupt geſchlagen, gelingt es ihm, beträchtliche Fortſchritte in Niederſachſen zu machen.

Endlich erſchien der neu ernannte ſchwediſche Generaliſſimus mit friſchem Geld und Soldaten. Bernhard Torſtenſohn war es, ein Zögling Guſtav Adolphs, und der glücklichſte Nachfolger dieſes Helden, dem er ſchon in dem pohlniſchen Kriege als Page zur Seite ſtand. Von dem Podagra gelähmt und an die Sänfte geſchmiedet, beſiegte er alle ſeine Gegner durch Schnelligkeit, und ſeine Unternehmungen hatten Flügel, während daß ſein Körper die ſchrecklichſten aller Feſſeln trug. Unter ihm verändert ſich der Schauplatz des Krieges, und neue Maximen herrſchen, die die Noth gebietet und der Erfolg rechtfertigt. Erſchöpft ſind alle Länder, um die man bisher geſtritten hatte, und, in ſeinen hinterſten Landen unangefochten, fühlt das Haus Oeſterreich den Jammer des Krieges nicht, unter welchem ganz Deutſchland blutet. Torſtenſohn verſchafft ihm zuerſt dieſe bittre Erfahrung, ſättigt ſeine Schweden an dem fetten Tiſch Oeſterreichs, und wirft den Feuerbrand bis an den Thron des Kaiſers.

In Schleſien hatte der Feind beträchtliche Vortheile über den ſchwediſchen Anführer **Stalhantſch** erfochten, und ihn nach der Neumark gejagt. Torſtenſohn, der ſich im Lüneburgiſchen mit der ſchwediſchen Hauptmacht vereinigt hatte, zog ihn an ſich, und brach im Jahr 1642 durch Brandenburg, das unter dem großen Churfürſten angefangen hatte, eine gewaffnete Neutralität zu beobachten, plötzlich in Schleſien ein. Glogau wird ohne Approche, ohne Breſche, mit dem Degen in der Fauſt erſtiegen, der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg bey Schweidnitz geſchlagen und ſelbſt erſchoſſen, Schweidnitz, wie faſt das ganze dieſſeits der Oder gelegene Schleſien erobert. Nun drang er mit unaufhaltſamer Gewalt bis in das Innerſte von Mähren, wohin noch kein Feind des Hauſes Oeſterreich gekommen war, bemeiſterte ſich der Stadt Olmütz, und machte ſelbſt die Kaiſerſtadt beben. Unterdeſſen hatte Piccolomini und Erzherzog Leopold eine überlegene Macht verſammelt, die den ſchwediſchen Eroberer aus Mähren, und bald auch, nach einem vergeblichen Verſuch auf Brieg, aus Schleſien verſcheuchte. Durch Wrangeln verſtärkt, wagte er ſich zwar aufs Neue dem überlegnen Feind entgegen, und entſetzte Großglogau; aber er konnte weder den Feind zum Schlagen bringen, noch ſeine Abſicht auf Böhmen ausführen. Er überſchwemmte nun die Lauſitz, wo er im Angeſichte des Feindes Zittau wegnahm, und nach einem kurzen Aufenthalt ſeinen Marſch durch Meißen an die Elbe richtete, die er bey Torgau paſſirte. Jetzt bedrohte er Leipzig mit einer Belagerung, und machte ſich Hoffnung, in dieſer wohlhabenden, ſeit zehn Jahren verſchont gebliebenen, Stadt einen reichlichen Vorrath an Lebensmitteln und ſtarke Brandſchatzungen zu erheben.

Sogleich eilen die Kaiſerlichen unter Leopold und Piccolomini über Dresden zum Entſatz herbey, und Torſtenſohn, um nicht zwiſchen der Armee und der Stadt eingeſchloſſen zu werden, rückt ihnen beherzt und in voller Schlachtordnung entgegen. Durch einen wunderbaren Kreislauf der Dinge traf man jetzt wieder auf dem nämlichen Boden zuſammen, den Guſtav Adolph eilf Jahre vorher durch einen entſcheidenden Sieg merkwürdig gemacht hatte, und der Vorfahren Heldentugend erhitzte ihre Nachfolger zu einem edlen Wettſtreit auf dieſer heiligen Erde. Die ſchwediſchen Generale Stalhantſch und Willenberg werfen ſich auf den noch nicht ganz in Ordnung geſtellten linken Flügel der Oeſterreicher mit ſolchem Ungeſtüm, daß die ganze ihn bedeckende Reiterey über den Haufen gerannt und zum Treffen unbrauchbar gemacht wird. Aber auch dem Linken der Schweden drohte ſchon ein ähnliches Schickſal, als ihm der ſiegende Rechte zu Hülfe kam, dem Feind in den Rücken und in die Flanken fiel, und ſeine Linien trennte. Die Infanterie beyder Theile ſtand einer Mauer gleich, und wehrte ſich, nachdem alles Pulver verſchoſſen war, mit umgekehrten Muſketen, bis endlich die Kaiſerlichen, von allen Seiten umringt, nach einem dreyſtündigen Gefechte das Feld räumen mußten. Die Anführer beyder Armeen hatten ihr Aeußerſtes gethan, ihre fliehenden Völker aufzuhalten, und Erzherzog Leopold war mit ſeinem Regimente der erſte beym Angriff und der letzte auf der Flucht. Ueber dreytauſend Mann und zwey ihrer beſten Generale, Schlangen und Lilienhoek, koſtete den Schweden dieſer blutige Sieg. Von den Kaiſerlichen blieben fünf Tauſend auf dem Platze, und beynahe eben ſo viele wurden zu Gefangenen gemacht. Ihre ganze Artillerie von ſechs und vierzig Kanonen, das Silbergeſchirr und die Kanzley des Erzherzogs, die ganze Bagage der Armee fiel in der Sieger Hände. Torſtenſohn, zu ſehr geſchwächt durch ſeinen Sieg, um den Feind verfolgen zu können, rückte vor Leipzig; die geſchlagene Armee nach Böhmen, wo die flüchtigen Regimenter ſich wieder ſammelten. Erzherzog Leopold konnte dieſe verlorene Schlacht nicht verſchmerzen, und das Kavallerieregiment, das durch ſeine frühe Flucht dazu Anlaß gegeben, erfuhr die Wirkungen ſeines Grimms. Zu Rackonitz in Böhmen erklärte er es im Angeſicht der übrigen Truppen für ehrlos, beraubte es aller ſeiner Pferde, Waffen und Inſignien, ließ ſeine Standarten zerreißen, mehrere ſeiner Officiere und von den Gemeinen den zehenten Mann zum Tode verurtheilen.

Leipzig ſelbſt, welches drey Wochen nach dem Treffen bezwungen wurde, war die ſchönſte Beute des Siegers. Die Stadt muſſte das ganze ſchwediſche Heer neu bekleiden, und ſich mit drey Tonnen Goldes, wozu auch die fremden Handlungshäuſer, die ihre Waarenlager darin hatten, mit Taxen beſchwert wurden, von der Plünderung los kaufen. Torſtenſohn rückte noch im Winter vor Freyberg, trotzte vor dieſer Stadt mehrere Wochen lang dem Grimm der Witterung und hoffte durch ſeine Beharrlichkeit den Muth der Belagerten zu ermüden. Aber er opferte nur ſeine Truppen auf, und die Annäherung des kaiſerlichen Generals Piccolomini nöthigte ihn endlich, mit ſeiner geſchwächten Armee ſich zurück zu ziehen. Doch achtete er es ſchon für Gewinn, daß auch der Feind die Ruhe der Winterquartiere, deren er ſich freywillig beraubte, zu entbehren genöthigt ward, und in dieſem ungünſtigen Winterfeldzug über dreytauſend Pferde einbüßte. Er machte nun eine Bewegung gegen die Oder, um ſich durch die Garniſonen aus Pommern und Schleſien zu verſtärken; aber mit Blitzesſchnelligkeit ſtand er wieder an der böhmiſchen Gränze, durchflog dieſes Königreich, und — entſetzte Olmütz in Mähren, das von den Kaiſerlichen hart geängſtigt wurde. Aus ſeinem Lager bey Dobitſchau, zwey Meilen von Olmütz, beherrſchte er ganz Mähren, drückte es mit ſchweren Erpreſſungen, und ließ bis an die Brücken von Wien ſeine Scharen ſtreifen. Umſonſt bemühte ſich der Kaiſer, zu Vertheidigung dieſer Provinz den ungariſchen Adel zu bewaffnen; dieſer berief ſich auf ſeine Privilegien, und wollte außerhalb ſeinem Vaterlande nicht dienen. Ueber dieſer fruchtloſen Unterhandlung verlor man die Zeit für einen thätigen Widerſtand, und ließ die ganze Provinz Mähren den Schweden zum Raube werden.

Während daß Bernhard Torſtenſohn durch ſeine Märſche und Siege Freund und Feind in Erſtaunen ſetzte, hatten ſich die Armeen der Alliirten in andern Theilen des Reichs nicht unthätig verhalten. Die Heſſen und Weimariſchen unter dem Grafen von Eberſtein und dem Marſchall von Guebriant waren in das Erzſtift Kölln eingefallen, um dort ihre Winterquartiere zu beziehen. Um ſich dieſer räuberiſchen Gäſte zu erwehren, rief der Churfürſt den kaiſerlichen General von Hatzfeld herbey, und verſammelte ſeine eignen Truppen unter dem General Lamboy. Dieſen griffen die Alliirten (im Jänner 1642) bey Kempen an, und ſchlugen ihn in einer großen Schlacht, daß zweytauſend blieben und noch einmal ſo viel zu Gefangenen gemacht wurden. Dieſer wichtige Sieg öffnete ihnen das ganze Churfürſtenthum und die angränzenden Lande, daß ſie nicht nur ihre Winterquartiere darin behaupteten, ſondern auch große Verſtärkungen an Soldaten und Pferden daraus zogen.

Guebriant überließ den heſſiſchen Völkern, ihre Eroberungen am Niederrhein gegen den Grafen von Hatzfeld zu vertheidigen, und näherte ſich Thüringen, um Torſtenſohns Unternehmungen in Sachſen zu unterſtützen. Aber anſtatt ſeine Macht mit der ſchwediſchen zu vereinigen, eilte er zurück nach dem Main- und Rheinſtrom, von dem er ſich ſchon weiter, als er ſollte, entfernt hatte. Da ihm die Bayern unter Mercy und Johann von Werth in der Markgrafſchaft Baden zuvorgekommen waren, ſo irrte er viele Wochen lang, dem Grimm der Witterung preis gegeben, ohne Obdach umher, und muſſte gewöhnlich auf dem Schnee kampiren, bis er im Breisgau endlich ein kümmerliches Unterkommen fand. Zwar zeigte er ſich im folgenden Sommer wieder im Felde, und beſchäftigte in Schwaben das bayriſche Heer, daß es die Stadt Thionville in den Niederlanden, welche Condé belagerte, nicht entſetzen ſollte. Aber bald ward er von dem überlegenen Feind in das Elſaß zurück gedrückt, wo er eine Verſtärkung erwartete.

Der Tod des Kardinals Richelieu, der im November der Jahrs 1642 erfolgt war, und der Thron- und Miniſterwechſel, den das Abſterben Ludwigs des Dreyzehnten im May 1643 nach ſich zog, hatte die Aufmerkſamkeit Frankreichs eine Zeit lang von dem deutſchen Krieg abgezogen, und dieſe Unthätigkeit im Felde bewirkt. Aber Mazarin, der Erbe von Richelieus Macht, Grundſätzen und Entwürfen, verfolgte den Plan ſeines Vorgängers mit erneuertem Eifer, wie theuer auch der franzöſiſche Unterthan dieſe politiſche Größe Frankreichs bezahlte. Wenn Richelieu die Hauptſtärke der Armeen gegen Spanien gebrauchte, ſo kehrte ſie Mazarin gegen den Kaiſer, und machte durch die Sorgfalt, die er dem Kriege in Deutſchland widmete, ſeinen Ausſpruch wahr, daß die deutſche Armee der rechte Arm ſeines Königs und der Wall der franzöſiſchen Staaten ſey. Er ſchickte dem Feldmarſchall von Guebriant, gleich nach der Ein-

Einnahme von Thionville, eine beträchtliche Verſtärkung ins Elſaß; und damit dieſe Truppen ſich den Mühſeligkeiten des deutſchen Kriegs deſto williger unterziehen möchten, muſſte der berühmte Sieger bey Rocroy, Herzog von Enguien, nachheriger Prinz von Condé, ſie in eigner Perſon dahin führen. Jetzt fühlte ſich Guebriant ſtark genug, um in Deutſchland wieder mit Ehren auftreten zu können. Er eilte über den Rhein zurück, um ſich in Schwaben beſſere Winterquartiere zu ſuchen, und machte ſich auch wirklich Meiſter von Rothweil, wo ihm ein bayriſches Magazin in die Hände fiel. Aber dieſer Platz wurde theurer bezahlt, als er werth war, und ſchneller, als er gewonnen worden, wieder verloren. Guebriant erhielt eine Wunde im Arm, welche die ungeſchickte Hand ſeines Wundarztes tödtlich machte, und die Größe ſeines Verluſtes wurde noch ſelbſt an dem Tage ſeines Todes kund.

Die franzöſiſche Armee, durch die Expedition in einer ſo rauhen Jahrszeit merklich vermindert, hatte ſich nach der Einnahme von Rothweil in die Gegend von Tuttlingen gezogen, wo ſie, ohne alle Ahnung eines feindlichen Beſuchs, in tiefer Sicherheit raſtet. Unterdeſſen verſammelt der Feind eine große Macht, die bedenkliche Feſtſetzung der Franzoſen jenſeits des Rheins, und in einer ſo großen Nähe von Bayern, zu hindern, und dieſe Gegend von ihren Erpreſſungen zu befreyen. Die Kaiſerlichen, von Hatzfeld angeführt, verbinden ſich mit der bayriſchen Macht, welche Mercy befehligt, und auch der Herzog von Lothringen, den man in dieſem ganzen Krieg überall, nur nicht in ſeinem Herzogthum, findet, ſtößt mit ſeinen Truppen zu ihren vereinigten Fahnen. Der Anſchlag wird gefaſſt, die Quartiere der Franzoſen in Tuttlingen und den angränzenden Dörfern aufzuſchlagen, d. i. ſie unvermuthet zu überfallen; eine in dieſem Kriege ſehr beliebte Art von Expeditionen, die, weil ſie immer und nothwendig mit Verwirrung verknüpft war, gewöhnlich mehr Blut koſtete, als geordnete Schlachten. Hier war ſie um ſo mehr an ihrem Platze, da der franzöſiſche Soldat, in dergleichen Unternehmungen unerfahren, von einem deutſchen Winter ganz andre Begriffe hatte, und durch die Strenge der Jahrszeit ſich gegen jede Ueberraſchung für hinlänglich geſichert hielt. Johann von Werth, ein Meiſter in dieſer Art Krieg zu führen, der ſeit einiger Zeit gegen Guſtav Horn war ausgewechſelt worden, führte die Unternehmung an, und brachte ſie auch über alle Erwartung glücklich zu Stande.

Man that den Angriff von einer Seite, wo er der vielen engen Päſſe und Waldungen wegen am wenigſten erwartet werden konnte, und ein ſtarker Schnee, der an eben dieſem Tage (den 24ſten des Novembers 1643) fiel, verbarg die Annäherung des Vortrabs, bis er im Angeſichte von Tuttlingen Halt machte. Die ganze außerhalb des Orts verlaſſen ſtehende Artillerie wird, ſo wie das nahe liegende Schloß Honberg, ohne Widerſtand erobert, ganz Tuttlingen von der nach und nach eintreffenden Armee umzingelt, und aller Zuſammenhang der in den Dörfern umher zerſtreuten feindlichen Quartiere ſtill und plötzlich gehemmt. Die Franzoſen waren alſo ſchon beſiegt, ehe man eine Kanone abbrannte. Die Reiterey dankte ihre Rettung der Schnelligkeit ihrer Pferde und den wenigen Minuten, welche ſie vor dem nachſetzenden Feinde voraus hatte. Das Fußvolk ward zuſammen gehauen, oder ſtreckte freywillig das Gewehr. Gegen zweytauſend bleiben, ſiebentauſend geben ſich mit fünf und zwanzig Stabsofficieren und neunzig Kapitäns gefangen. Dies war wol in dieſem ganzen Kriege die einzige Schlacht, welche auf die verlierende und die gewinnende Partey ohngefähr den nämlichen Eindruck machte; beyde waren Deutſche, und die Franzoſen hatten ſich beſchimpft. Das Andenken dieſes unholden Tages, der hundert Jahre ſpäter bey Roßbach erneuert ward, wurde in der Folge zwar durch die Heldenthaten eines Türenne und Condé wieder ausgelöſcht; aber es war den Deutſchen zu gönnen, wenn ſie ſich für das Elend, das die franzöſiſche Politik über ſie häufte, mit einem Gaſſenhauer auf die franzöſiſche Tapferkeit bezahlt machten.

Dieſe Niederlage der Franzoſen hätte indeſſen den Schweden ſehr verderblich werden können, da nunmehr die ganze ungetheilte Macht des Kaiſers gegen ſie losgelaſſen wurde, und die Zahl ihrer Feinde in dieſer Zeit noch um einen vermehrt worden war. Torſtenſohn hatte Mähren im September 1643 plötzlich verlaſſen und ſich nach Schleſien gezogen. Niemand wuſſte die Urſache ſeines Aufbruchs, und die oft veränderte Richtung ſeines Marſches trug dazu bey, die Ungewißheit zu vermehren. Von Schleſien aus näherte er ſich unter mancherley Krümmungen der Elbe, und die Kaiſerlichen folgten ihm bis in die Lauſitz nach. Er ließ bey Torgau eine Brücke über die Elbe ſchlagen, und ſprengte aus, daß er durch Meißen in die obere Pfalz und in Bayern dringen würde. Auch bey Barby ſtellte er ſich an, als wollte er dieſen Strom paſſiren, zog ſich aber immer weiter die Elbe hinab, bis Havelberg, wo er ſeiner erſtaunten Armee bekannt machte, daß er ſie nach Holſtein gegen die Dänen führe.

Längſt ſchon hatte die Parteylichkeit, welche König **Chriſtian der Vierte** bey dem von ihm übernommenen Mittleramte gegen die Schweden blicken ließ, die Eiferſucht, womit er dem Fortgang ihrer Waffen entgegen arbeitete, die Hinderniſſe, die er der ſchwediſchen Schiffahrt im Sund entgegen ſetzte, und die Laſten, mit denen er ihren aufblühenden Handel beſchwerte, den Unwillen dieſer Krone gereizt, und endlich, da der Kränkungen immer mehrere wurden, ihre Rache aufgefordert. Wie gewagt es auch ſchien, ſich in einen neuen Krieg zu verwickeln, während daß man unter der Laſt des alten, mitten unter gewonnenen Siegen, beynahe zu Boden ſank, ſo erhob doch die Rachbegierde und ein verjährter Nationalhaß den Muth der Schweden über alle dieſe Bedenklichkeiten, und die Verlegenheiten ſelbſt, in welche man ſich durch den Krieg in Deutſchland verwickelt ſah, waren ein Beweggrund mehr, ſein Glück gegen Dänemark zu verſuchen. Es war endlich ſo weit gekommen, daß man den Krieg nur fortſetzte, um den Truppen Arbeit und Brot zu verſchaffen, daß man faſt bloß um den Vortheil der Winterquartiere ſtritt und, die Armee gut untergebracht zu haben, höher als eine gewonnene Hauptſchlacht ſchätzte. Aber faſt alle Provinzen des deutſchen Reichs waren verödet und ausgezehrt; es fehlte an Proviant, an Pferden und Menſchen, und an Allem dieſem hatte Holſtein Ueberfluß. Gewann man auch weiter nichts, als daß man die Armee in dieſer Provinz rekrutirte, Pferde und Soldaten ſättigte, und die Reiterey beſſer beritten machte — ſo war der Erfolg ſchon der Mühe und Gefahr des Verſuches werth. Auch kam jetzt bey Eröffnung des Friedensgeſchäftes Alles darauf an, den nachtheiligen däniſchen Einfluß auf die Friedensunterhandlungen zu hemmen, den Frieden ſelbſt, der die ſchwediſche Krone nicht ſehr zu begünſtigen ſchien, durch Verwirrung der Intereſſen möglichſt zu verzögern, und, da es auf Beſtimmung einer Genugthuung ankam, die

Zahl ſeiner Eroberungen zu vermehren, um die einzige, welche man zu behalten wünſchte, deſto gewiſſer zu erlangen. Die ſchlechte Verfaſſung des däniſchen Reichs berechtigte zu noch größeren Hoffnungen, wenn man nur den Anſchlag ſchnell und verſchwiegen ausführte. Wirklich beobachtete man in Stockholm das Geheimniß ſo gut, daß die däniſchen Miniſter nicht das Geringſte davon argwohnten, und weder Frankreich noch Holland wurde in das Geheimniß gezogen. Der Krieg ſelbſt war die Kriegserklärung, und Torſtenſohn ſtand in Holſtein, ehe man eine Feindſeligkeit ahnete. Durch keinen Widerſtand aufgehalten, ergießen ſich die ſchwediſchen Truppen wie eine Ueberſchwemmung durch dieſes Herzogthum, und bemächtigen ſich aller feſten Plätze deſſelben, Rendsburg und Glückſtadt ausgenommen. Eine andere Armee bricht in Schonen ein, welches gleich wenig Widerſtand leiſtet, und nur die ſtürmiſche Jahrszeit verhindert die Anführer, den kleinen Belt zu paſſiren und den Krieg ſelbſt nach Fühnen und Seeland zu wälzen. Die däniſche Flotte verunglückt bey Femern, und Chriſtian ſelbſt, der ſich auf derſelben befindet, verliert durch einen Splitter ſein rechtes Auge. Abgeſchnitten von der weit entlegenen Macht des Kaiſers, ſeines Bundesgenoſſen, ſteht dieſer König auf dem Punkte, ſein ganzes Reich von der ſchwediſchen Macht überſchwemmt zu ſehen, und es ließ ſich in allem Ernſt zu Erfüllung der Wahrſagung an, die man ſich von dem berühmten Tycho Brahe erzählte, daß Chriſtian der Vierte im Jahr 1644 mit einem bloßen Stecken aus ſeinem Reiche würde wandern müſſen.

Aber der Kaiſer durfte nicht gleichgültig zuſehen, daß Dänemark den Schweden zum Opfer wurde, und der Raub dieſes Königreichs ihre Macht vermehrte. Wie groß auch die Schwierigkeiten waren, die ſich einem ſo weiten Marſch durch lauter ausgehungerte Länder entgegen ſetzten, ſo ſäumte er doch nicht, den Grafen von Gallas, dem nach dem Austritt des Piccolomini das Oberkommando über die Truppen aufs Neue war anvertraut worden, mit einer Armee nach Holſtein zu ſenden. Gallas erſchien auch wirklich in dieſem Herzogthum, eroberte Kiel, und hoffte, nach der Vereinigung mit den Dänen, die ſchwediſche Armee in Jütland einzuſchließen. Zugleich wurden die Heſſen und der ſchwediſche General von Königsmark durch Hatzfeld und durch den Erzbiſchof von Bremen, den Sohn Chriſtians des Vierten, beſchäftigt, und der Letztere durch einen Angriff auf Meißen nach Sachſen gezogen. Aber Torſtenſohn drang durch den unbeſetzten Paß zwiſchen Schleswig und Stapelholm, ging mit ſeiner neugeſtärkten Armee dem Gallas entgegen, und drückte ihn den ganzen Elbſtrom hinauf bis Bernburg, wo die Kaiſerlichen ein feſtes Lager bezogen. Torſtenſohn paſſirte die Saale, und nahm eine ſolche Stellung, daß er den Feinden in den Rücken kam, und ſie von Sachſen und Böhmen abſchnitt. Da riß der Hunger in ihrem Lager ein, und richtete den größten Theil der Armee zu Grunde; der Rückzug nach Magdeburg verbeſſerte nichts an dieſer verzweifelten Lage. Die Kavallerie, welche nach Schleſien zu entkommen ſuchte, wird von Torſtenſohn bey Jüterbock eingeholt und zerſtreut, die übrige Armee, nach einem vergeblichen Verſuch, ſich mit dem Schwert in der Hand durchzuſchlagen, bey Magdeburg faſt ganz aufgerieben. Von ſeiner großen Macht brachte Gallas bloß einige tauſend Mann und den Ruhm zurück, daß kein größerer Meiſter zu finden ſey, eine Armee zu ruiniren. Nach dieſem verunglückten Verſuch zu ſeiner Befreyung ſuchte der König von Dänemark den Frieden, und erhielt ihn zu Bremſebeer im Jahr 1645 unter harten Bedingungen.

Torſtenſohn verfolgte ſeinen Sieg. Während daß einer ſeiner Untergenerale, Axel Lilienſtern, Churſachſen ängſtigte, und Königsmark ganz Bremen ſich unterwürfig machte, brach er ſelbſt an der Spitze von ſechzehntauſend Mann und mit achtzig Kanonen in Böhmen ein, und ſuchte nun den Krieg aufs Neue in die Erbſtaaten Oeſterreichs zu verpflanzen. Ferdinand eilte auf dieſe Nachricht ſelbſt nach Prag, um durch ſeine Gegenwart den Muth ſeiner Völker zu entflammen, und, da es ſo ſehr an einem tüchtigen General und den vielen Befehlshabern an Uebereinſtimmung fehlte, in der Nähe der Kriegesſcenen deſto ſchneller und nachdrücklicher wirken zu können. Auf ſeinen Befehl verſammelte Hatzfeld die ganze öſterreichiſche und bayriſche Macht, und ſtellte ſie — das letzte Heer des Kaiſers und der letzte Wall ſeiner Staaten — wider ſeinen Rath und Willen, dem eindringenden Feinde bey Jankau oder Jankowitz am 24ſten Februar 1645 entgegen. Ferdinand verließ ſich auf ſeine Reiterey, welche dreytauſend Pferde mehr als die feindliche zählte, und auf die Zuſage der Jungfrau Maria, die ihm im Traum erſchienen, und einen gewiſſen Sieg verſprochen hatte.

Die Ueberlegenheit der Kaiſerlichen ſchreckte Torſtenſohn nicht ab, der nie gewohnt war, ſeine Feinde zu zählen. Gleich beym erſten Angriff wurde der linke Flügel, den der ligiſtiſche General von Götz in eine ſehr unvortheilhafte Gegend zwiſchen Teichen und Wäldern verwickelt hatte, völlig in Unordnung gebracht, der Anführer ſelbſt mit dem größten Theil ſeiner Völker erſchlagen, und beynahe die ganze Kriegsmunition der Armee erbeutet. Dieſer unglückliche Anfang entſchied das Schickſal des ganzen Treffens. Die Schweden bemächtigten ſich, immer vorwärts dringend, der wichtigſten Anhöhen, und nach einem achtſtündigen blutigen Gefechte, nach einem wüthenden Anlauf der kaiſerlichen Reiterey, und dem tapferſten Widerſtand des Fußvolks, waren ſie Meiſter vom Schlachtfelde. Zweytauſend Oeſterreicher blieben auf dem Platze, und **Hatzfeld** ſelbſt muſſte ſich mit dreytauſend gefangen geben. Und ſo war denn an Einem Tage der beſte General und das letzte Heer des Kaiſers verloren.

Dieſer entſcheidende Sieg bey Jankowitz öffnete auf einmal dem Feind alle öſterreichiſche Lande. **Ferdinand** entfloh eilig nach Wien, um für die Vertheidigung dieſer Stadt zu ſorgen, und ſich ſelbſt, ſeine Schätze und ſeine Familie in Sicherheit zu bringen. Auch währte es nicht lange, ſo brachen die ſiegenden Schweden in Mähren und Oeſterreich wie eine Waſſerfluth herein. Nachdem ſie beynahe das ganze Mähren erobert, Brünn eingeſchloſſen, von allen feſten Schlöſſern und Städten bis an die Donau Beſitz genommen, und endlich ſelbſt die Schanze an der Wolfsbrücke, unfern von Wien, erſtiegen, ſtehen ſie endlich im Geſicht dieſer Kaiſerſtadt, und die Sorgfalt, mit der ſie die eroberten Plätze befeſtigen, ſcheint keinen kurzen Beſuch anzudeuten. Nach einem langen verderblichen Umweg durch alle Provinzen des deutſchen Reiches krümmt ſich endlich der Kriegesſtrom rückwärts zu ſeinem Anfang, und der Knall des ſchwediſchen Geſchützes erinnert die Einwohner Wiens an jene Kugeln, welche die böhmiſchen Rebellen vor ſieben und zwanzig Jahren in die Kaiſersburg warfen. Dieſelbe Kriegesbühne führt auch dieſelben Werkzeuge des Angriffs zurück. Wie **Bethlen Gabor** von den rebelliſchen Böhmen, ſo wird jetzt ſein Nachfolger, Ragotzy, von Torſtenſohn zum Beyſtand herbey gerufen; ſchon iſt Oberungarn von ſeinen Truppen überſchwemmt, und täglich fürchtet man ſeine Vereinigung mit den Schweden. Johann Georg von Sachſen, durch die ſchwediſchen Einquartierungen in ſeinem Lande aufs Aeußerſte gebracht, hülflos gelaſſen von dem Kaiſer, der ſich nach dem Jankauiſchen Treffen ſelbſt nicht beſchützen kann, ergreift endlich das letzte und einzige Rettungsmittel, einen Stillſtand mit den Schweden zu ſchließen, der von Jahr zu Jahr bis zum allgemeinen Frieden verlängert wird. Der Kaiſer verliert einen Freund, indem an den Thoren ſeines Reichs ein neuer Feind gegen ihn aufſteht, indem ſeine Kriegsheere ſchmelzen, und ſeine Bundesgenoſſen an andern Enden Deutſchlands geſchlagen werden. Denn auch die franzöſiſche Armee hatte den Schimpf der Tuttlinger Niederlage durch einen glänzenden Feldzug wieder ausgelöſcht, und die ganze Macht Bayerns am Rhein und in Schwaben beſchäftigt. Mit neuen Truppen aus Frankreich verſtärkt, die der große und jetzt ſchon durch ſeine Siege in Italien verherrlichte Türenne dem Herzog von Enguien zuführte, erſchienen ſie am 3ten Auguſt 1644 vor Freyburg, welches Mercy kurz vorher erobert hatte, und mit ſeiner ganzen, aufs Beſte verſchanzten Armee bedeckte. Das Ungeſtüm der franzöſiſchen Tapferkeit ſcheiterte zwar an der Standhaftigkeit der Bayern, und der Herzog von Enguien muſſte ſich zum Rückzug entſchließen, nachdem er bey ſechstauſend ſeiner Leute umſonſt hingeſchlachtet hatte. Mazarin vergoß Thränen über dieſen großen Verluſt, den aber der herzloſe, für den Ruhm allein empfindliche, Condé nicht achtete. „Eine einzige Nacht in Paris,“ hörte man ihn ſagen, „gibt mehr Menſchen das Leben, als dieſe Action getödtet hat.“ Indeſſen hatte doch dieſe mörderiſche Schlacht die Bayern ſo ſehr entkräftet, daß ſie, weit entfernt, das bedrängte Oeſterreich zu entſetzen, nicht einmal die Rheinufer vertheidigen konnten. Speier, Worms, Mannheim ergeben ſich, das feſte Philippsburg wird durch Mangel bezwungen, und Mainz ſelbſt eilt, durch eine zeitige Unterwerfung den Sieger zu entwaffnen.

Was Oeſterreich und Mähren am Anfang des Krieges gegen die Böhmen gerettet hatte, rettete es auch jetzt gegen Torſtenſohn. Ragotzy war zwar mit ſeinen Völkern, fünf und zwanzig Tauſend an der Zahl, bis an die Donau in die Nähe des ſchwediſchen Lagers gedrungen; aber dieſe undiſciplinirten und rohen Schaaren verwüſteten nur das Land, und vermehrten den Mangel im Lager der Schweden, anſtatt daß ſie die Unternehmungen Torſtenſohns durch eine zweckmäßige Wirkſamkeit hätten befördern ſollen. Dem Kaiſer Tribut, dem Unterthan Geld und Gut abzuängſtigen, war der Zweck, der den Ragotzy, wie Bethlen

Gabern, ins Feld rief, und beyde gingen heim, ſobald ſie dieſe Abſicht erreicht hatten. Ferdinand, um ſeiner los zu werden, bewilligte dem Barbaren, was er nur immer forderte, und befreyte durch ein geringes Opfer ſeine Staaten von dieſem furchtbarn Feinde.

Unterdeſſen hatte ſich die Hauptmacht der Schweden in einem langwierigen Lager vor Brünn aufs Neue ſterſte geſchwächt. Torſtenſohn, der ſelbſt dabey kommandirte, erſchöpfte vier Monate lang umſonſt ſeine ganze Belagerungskunſt; der Widerſtand war dem Angriffe gleich, und Verzweiflung erhöhte den Muth des Kommandanten de Souches, eines ſchwediſchen Ueberläufers, der keinen Pardon zu hoffen hatte. Die Wuth der Seuchen, welche Mangel, Unreinlichkeit und der Genuß unreifer Früchte in ſeinem langwierigen verpeſteten Lager erzeugte, und der ſchnelle Abzug des Siebenbürgers nöthigten endlich den ſchwediſchen Befehlshaber, die Belagerung aufzuheben. Da alle Päſſe an der Donau beſetzt, ſeine Armee aber durch Krankheit und Hunger ſchon ſehr geſchmolzen war, ſo entſagte er ſeiner Unternehmung auf Oeſterreich und Mähren, begnügte ſich, durch Zurücklaſſung ſchwediſcher Beſatzungen in den eroberten Schlöſſern einen Schlüſſel zu beyden Provinzen zu behalten, und nahm ſeinen Weg nach Böhmen, wohin ihm die Kaiſerlichen unter dem Erzherzog Leopold folgten. Welche der verlorenen Plätze von dem letztern noch nicht wieder erobert waren, wurden nach ſeinem Abzuge von dem kaiſerlichen General Bucheim bezwungen, ſo daß die öſterreichiſche Gränze in dem folgenden Jahre wieder völlig von Feinden gereinigt war, und das zitternde Wien mit dem bloßen Schrecken davon kam. Auch in Böhmen und Schleſien behaupteten ſich die Schweden nur mit ſehr abwechſelndem Glück, und durchirrten beyde Länder, ohne ſich darin behaupten zu können. Aber wenn auch der Erfolg der Torſtenſohn'ſchen Unternehmung ihrem vielverſprechenden Anfang nicht ganz gemäß war, ſo hatte ſie doch für die ſchwediſche Parthey die entſcheidendſten Folgen. Dänemark wurde dadurch zum Frieden, Sachſen zum Stillſtand genöthigt, der Kaiſer bey dem Friedenskongreſſe nachgiebiger, Frankreich gefälliger, und Schweden ſelbſt in ſeinem Betragen gegen die Kronen zuverſichtlicher und kühner gemacht. Seiner großen Pflicht ſo glänzend entledigt, trat der Urheber dieſer Vortheile, mit Lorbern geſchmückt, in die Stille des Privatſtandes zurück, um gegen die Qualen ſeiner Krankheit Linderung zu ſuchen.

Von der böhmiſchen Seite zwar ſahe ſich der Kaiſer nach Torſtenſohns Abzug vor einem feindlichen Einbruch geſichert; aber bald näherte ſich von Schwaben und Bayern her eine neue Gefahr den öſterreichiſchen Gränzen. Türenne, der ſich von Condé getrennt und nach Schwaben gewendet hatte, war im Jahr 1645 unweit Mergentheim von Mercy aufs

Haupt geſchlagen worden, und die ſiegenden Bayern drangen unter ihrem tapfern Anführer in Heſſen ein. Aber der Herzog von Enguien eilte ſogleich mit einem beträchtlichen Succurs aus dem Elſaß, Königsmark aus Mähren, die Heſſen von dem Rheinſtrom herbey, das geſchlagene Heer zu verſtärken, und die Bayern wurden bis an das äußerſte Schwaben zurück gedrängt. Bey dem Dorf Allersheim unweit Nördlingen hielten ſie endlich Stand, die Gränze von Bayern zu vertheidigen. Aber der ungeſtüme Muth des Herzogs von Enguien ließ ſich durch kein Hinderniß ſchrecken. Er führte ſeine Völker gegen die feindlichen Schanzen und eine große Schlacht geſchah, die der heldenmüthige Widerſtand der Bayern zu einer der hartnäckigſten und blutigſten machte, und endlich der Tod des vortrefflichen Mercy, Türennens Beſonnenheit und die felſenfeſte Standhaftigkeit der Heſſen zum Vortheil der Alliirten entſchied. Aber auch dieſe zweyte barbariſche Hinopferung von Menſchen hatte auf den Gang des Kriegs und der Friedensunterhandlungen wenig Einfluß. Das franzöſiſche Heer, durch dieſen blutigen Sieg entkräftet, verminderte ſich noch mehr durch den Abzug der Heſſen, und den Bayern führte Leopold kaiſerliche Hülfsvölker zu; daß Türenne aufs Eilfertigſte nach dem Rhein zurück fliehen muſſte.

Der Rückzug der Franzoſen erlaubte dem Feind, ſeine ganze Macht jetzt nach Böhmen gegen die Schweden zu kehren. Guſtav Wrangel, kein unwürdiger Nachfolger Banners und Torſtenſohns, hatte im Jahre 1646 das Oberkommando über die ſchwediſche Macht erhalten, die, außer Königsmarks fliegendem Korps und den vielen im Reiche zerſtreuten Beſatzungen, ungefähr noch acht Tauſend Pferde und funfzehn Tauſend Mann Fußvolk zählte. Nachdem der Erzherzog ſeine vier und zwanzig Tauſend Mann ſtarke Macht durch zwölf bayriſche Kavallerie- und achtzehn Infanterie-Regimenter verſtärkt hatte, ging er auf Wrangeln los, und hoffte ihn, ehe Königsmark zu ihm ſtieße, oder die Franzoſen eine Diverſion machten, mit ſeiner überlegenen Macht zu erdrücken. Aber dieſer erwartete ihn nicht, ſondern eilte durch Oberſachſen an die Weſer, wo er Hörter und Paderborn wegnahm. Von da wendete er ſich nach Heſſen, um ſich mit Türenne zu vereinigen, und zog in ſeinem Lager zu Wetzlar die fliegende Armee des Königsmark an ſich. Aber Türenne, gefeſſelt durch Mazarins Befehle, der dem Kriegsglück und dem immer wachſenden Uebermuth Schwedens gern eine Gränze geſetzt ſah, entſchuldigte ſich mit dem dringendern Bedürfniß, die niederländiſchen Gränzen des franzöſiſchen Reichs zu vertheidigen, weil die Holländer ihre verſprochene Diverſion in dieſem Jahr unterlaſſen hätten. Da aber Wrangel fortfuhr, auf ſeiner gerechten Forderung mit Nachdruck zu beſtehen, da eine längere Widerſetzlichkeit bey den Schweden Verdacht erwecken, ja ſie vielleicht gar zu einem Privatfrieden mit Oeſterreich geneigt machen konnte, ſo erhielt endlich Türenne die erwünſchte Erlaubniß, das ſchwediſche Heer zu verſtärken.

Die Vereinigung geſchah bey Gießen, und jetzt fühlte man ſich mächtig genug, dem Feinde die Stirn zu bieten. Er war den Schweden bis Heſſen nachgeeilt, wo er ihnen die Lebensmittel abſchneiden und die Vereinigung mit Türenne verhindern wollte. Beydes mißlang, und die Kaiſerlichen ſahen ſich nun ſelbſt von dem Main abgeſchnitten, und nach dem Verluſt ihrer Magazine dem größten Mangel ausgeſetzt. Wrangel benutzte ihre Schwäche, um eine Unternehmung auszuführen, die dem Krieg eine ganz andre Wendung geben ſollte. Auch er hatte die Maxime ſeines Vorgängers adoptirt, den Krieg in die öſterreichiſchen Staaten zu ſpielen; aber von dem ſchlechten Fortgange der Torſtenſohn'ſchen Unternehmung abgeſchreckt, hoffte er denſelben Zweck auf einem andern Wege ſicherer und gründlicher zu erreichen. Er entſchloß ſich, dem Laufe der Donau zu folgen, und mitten durch Bayern gegen die öſterreichiſchen Gränzen hereinzubrechen. Einen ähnlichen Plan hatte ſchon Guſtav Adolph entworfen, aber nicht zur Ausführung bringen können, weil ihn die Wallenſtein'ſche Macht und Sachſens Gefahr von ſeiner Siegesbahn zu frühzeitig abrieſen. In ſeine Fußſtapfen war Herzog **Bernhard** getreten, und, glücklicher als **Guſtav Adolph**, hatte er ſchon zwiſchen der Iſar und dem Inn ſeine ſiegreichen Fahnen ausgebreitet; aber auch ihn zwang die Menge und die Nähe der feindlichen Armeen, in ſeinem Heldenlaufe ſtill zu ſtehen, und ſeine Völker zurückzuführen. Was dieſen Beyden mißlungen war, hoffte **Wrangel** jetzt um ſo mehr zu einem glücklichen Ende zu führen, da die kaiſerlich-bayriſchen Völker weit hinter ihm an der Lahne ſtanden, und erſt nach einem ſehr weiten Marſch durch Franken und die Oberpfalz in Bayern eintreffen konnten. Eilfertig zog er ſich an die Donau, ſchlug ein Korps Bayern bey Donauwerth, und paſſirte dieſen Strom, ſo wie den Lech, ohne Widerſtand. Aber durch die fruchtloſe Belagerung von Augsburg verſchaffte er den Kaiſerlichen Zeit, ſowol dieſe Stadt zu entſetzen, als ihn ſelbſt bis Lauingen zurückzutreiben. Nachdem ſie ſich aber aufs Neue, um den Krieg von den bayriſchen Gränzen zu entfernen, gegen Schwaben gewendet hatten, erſah er die Gelegenheit, den unbeſetzt gelaſſenen Lech zu paſſiren, den er nunmehr den Kaiſerlichen ſelbſt verſperrte. Und jetzt lag Bayern offen und unvertheidigt vor ihm da; Franzoſen und Schweden überſchwemmten es wie eine reißende Fluth, und der Soldat belohnte ſich durch die ſchrecklichſten Gewaltthaten, Räubereyen und Erpreſſungen für die überſtandnen Gefahren. Die Ankunft der kaiſerlich=bayriſchen Völker, welche endlich bey Thierhaupten den Uebergang über den Lechſtrom vollbrachten, vermehrte blos das Elend des Landes, welches Freund und Feind ohne Unterſchied plünderten.

Jetzt endlich — jetzt, in dieſem ganzen Kriege zum erſtenmal, wankte der ſtandhafte Muth Maximilians, der acht und zwanzig Jahre lang bey den härteſten Proben unerſchüttert geblieben. Ferdinand der Zweyte, ſein Geſpiele zu Ingolſtadt und der Freund ſeiner Jugend, war nicht mehr; mit dem Tode dieſes Freundes und Wohlthäters war eins der ſtärkſten Bande zerriſſen, die den Churfürſten an Oeſterreichs Intereſſe gefeſſelt hatten. An den Vater hatte ihn Gewohnheit, Neigung und Dankbarkeit gekettet; der Sohn war ſeinem Herzen fremd, und nur das Staatsintereſſe konnte ihn in der Treue gegen dieſen Fürſten erhalten.

Und eben dieſes Letztere war es, was die franzöſiſche Argliſt jetzt wirken ließ, um ihn von der öſterreichiſchen Allianz abzulocken und zu Niederlegung der Waffen zu bewegen. Nicht ohne eine große Abſicht hatte Mazarin ſeiner Eiferſucht gegen die wachſende Macht Schwedens Stillſchweigen auferlegt, und den franzöſiſchen Völkern geſtattet, die Schweden nach Bayern zu begleiten. Bayern ſollte alle Schreckniſſe des Krieges erleiden, damit endlich Noth und Verzweiflung die Standhaftigkeit Maximilians beſiegten, und der Kaiſer den erſten und letzten ſeiner Alliirten verlöre. Brandenburg hatte unter ſeinem großen Regenten die Neutralität erwählt, Sachſen aus Noth ergreifen müſſen; den Spaniern unterſagte der franzöſiſche Krieg jeden Antheil an dem deutſchen; Dänemark hatte der Friede mit Schweden von der Kriegsbühne abgerufen, Pohlen ein langer Stillſtand entwaffnet. Gelang es, auch noch den Churfürſten von Bayern von dem öſterreichiſchen Bündniß loszureißen, ſo hatte der Kaiſer im ganzen Deutſchland keinen Verfechter mehr, und ſchutzlos ſtand er da, der Willkür der Kronen preisgegeben.

Ferdinand der Dritte erkannte die Gefahr, worin er ſchwebte, und ~~ließ kein Mittel~~ unverſucht, ſie abzuwenden. Aber man hatte dem Churfürſten von Bayern die nachtheilige Meinung beygebracht, daß nur die Spanier dem Frieden entgegen ſtänden, und daß blos ſpaniſcher Einfluß den Kaiſer vermöge, ſich gegen den Stillſtand der Waffen zu erklären: Maximilian aber haßte die Spanier und hatte es ihnen nie vergeben, daß ſie ihm bey ſeiner Bewerbung um die pfälziſche Chur entgegen geweſen waren. Und dieſer feindſeligen Macht zu gefallen ſollte er jetzt ſein Volk aufgeopfert, ſeine Lande verwüſtet, ſich ſelbſt zu Grunde gerichtet ſehen, da er ſich durch einen

Stillſtand aus allen Bedrängniſſen reißen, ſeinem Volke die ſo nöthige Erholung verſchaffen, und durch dieſes Mittel zugleich den allgemeinen Frieden vielleicht beſchleunigen konnte? Jede Bedenklichkeit verſchwand, und, von der Nothwendigkeit dieſes Schrittes überzeugt, glaubte er ſeinen Pflichten gegen den Kaiſer genug zu thun, wenn er auch ihn der Wohlthat des Waffenſtillſtandes theilhaftig machte.

Zu Ulm verſammelten ſich die Deputirten der drey Kronen und Bayerns, um die Bedingungen des Stillſtands in Richtigkeit zu bringen. Aus der Inſtruktion der öſterreichiſchen Abgeſandten ergab ſich aber bald, daß der Kaiſer den Kongreß nicht beſchickt hatte, um die Abſchließung deſſelben zu beſördern, ſondern vielmehr, um ſie rückgängig zu machen. Es kam darauf an, die Schweden, die im Vortheile waren, und von der Fortſetzung des Kriegs mehr zu hoffen als zu fürchten hatten, für den Stillſtand zu gewinnen, nicht ihnen denſelben durch harte Bedingungen zu erſchweren. Sie waren ja die Sieger; und doch maßte der Kaiſer ſich an, ihnen Geſetze vorzuſchreiben. Auch fehlte wenig, daß ihre Geſandten nicht im erſten Zorn den Kongreß verlieſſen, und um ſie zurückzuhalten, mußten die Franzoſen zu Drohungen ihre Zuflucht nehmen.

Nachdem es dem guten Willen des Churfürſten von Bayern auf dieſe Weiſe mißlungen war, den Kaiſer mit in den Stillſtand einzuſchließen, ſo hielt er ſich nunmehr für berechtigt, für ſich ſelbſt zu ſorgen. So theuer auch der Preis war, um welchen man ihn den Stillſtand erkaufen ließ, ſo bedachte er ſich doch nicht lange, denſelben einzugehen. Er überließ den Schweden, ihre Quartiere in Franken und Schwaben auszubreiten, und war zufrieden, die ſeinigen auf Bayern und auf die pfälziſchen Lande einzuſchränken. Was er in Schwaben erobert hatte, muſſte den Alliirten geräumt werden, die ihm ihrer ſeits, was ſie von Bayern inne hatten, wieder auslieferten. In den Stillſtand war auch Kölln und Heſſenkaſſel eingeſchloſſen. Nach Abſchließung dieſes Traktats, am 14ten März 1647, verlieſſen die Franzoſen und Schweden Bayern, und wählten ſich, um ſich ſelbſt nicht im Wege zu ſtehen, verſchiedene Quartiere, jene im Herzogthum Würtemberg, dieſe in Oberſchwaben, in der Nähe des Bodenſees. An dem äuſſerſten nördlichen Ende dieſes Sees, und Schwabens ſüdlichſter Spitze, trotzte die öſterreichiſche Stadt Bregenz durch ihren engen und ſteilen Paß jedem feindlichen Anfall, und aus der ganzen umliegenden Gegend hatte man ſeine Güter und Perſonen in dieſe natürliche Feſtung geflüchtet. Die reiche Beute, die der aufgehäufte Vorrath darin erwarten ließ, und der Vortheil, einen Paß gegen Tyrol, die Schweiz und Italien zu beſitzen, reizte den ſchwediſchen General, einen Angriff auf dieſe für unüberwindlich gehaltene Klauſe und die Stadt ſelbſt zu verſuchen. Beydes gelang ihm, des Widerſtands der Landleute ungeachtet, die, ſechs Tauſend an der Zahl, den Paß zu vertheidigen ſtrebten. Unterdeß hatte ſich Türenne, der getroffenen Uebereinkunft gemäß, nach dem Württembergiſchen gewendet, von wo aus er den Landgrafen von Darmſtadt und den Churfürſten von Mainz durch die Gewalt ſeiner Waffen zwang, nach dem Beyſpiel Bayerns die Neutralität zu ergreifen.

Und jetzt endlich ſchien das große Ziel der franzöſiſchen Staatskunſt erreicht zu ſeyn, den Kaiſer, alles Beyſtands der Ligue und ſeiner proteſtantiſchen Alliirten beraubt, den vereinigten Waffen der beyden Kronen ohne Vertheidigung bloß zu ſtellen, und ihm mit dem Schwert in der Hand den Frieden zu diktiren. Eine Armee von höchſtens zwölf Tauſend Mann war Alles, was ihm von ſeiner Furchtbarkeit übrig war, und über dieſe muſſte er, weil der Krieg alle ſeine fähigen Generale dahin gerafft hatte, einen Kalviniſten, den heſſiſchen Ueberläufer Melander, zum Befehlshaber ſetzen. Aber wie dieſer Krieg mehrmals die überraſchendſten Glückswechſel aufſtellte, und oft durch einen plötzlichen Zwiſchenfall alle Berechnungen der Staatskunſt zu Schanden machte, ſo ſtrafte auch hier der Erfolg die Erwartung Lügen, und die tief geſunkene Macht Oeſterreichs arbeitete ſich nach einer kurzen Kriſe aufs Neue zu einer drohenden Ueberlegenheit empor. Frankreichs Eiferſucht gegen die Schweden erlaubte dieſer Krone nicht, den Kaiſer zu Grunde zu richten, und die ſchwediſche Macht in Deutſchland dadurch zu einem Grade zu erheben, der für Frankreich ſelbſt zuletzt verderblich werden konnte. Oeſterreichs hülfloſe Lage wurde daher von dem franzöſiſchen Miniſter nicht benutzt, die Armee des Türenne von Wrangeln getrennt und an die niederländiſchen Gränzen gezogen. Zwar verſuchte Wrangel, nachdem er ſich von Schwaben nach Franken gewendet, Schweinfurt erobert, und die dortige kaiſerliche Beſatzung unter ſeine Armee geſteckt hatte, für ſich ſelbſt in Böhmen einzudringen, und belagerte Eger, den Schlüſſel zu dieſem Königreich. Um dieſe Feſtung zu entſetzen, ließ der Kaiſer ſeine letzte Armee marſchiren, und fand ſich in eigner Perſon bey derſelben ein. Aber ein weiter Umweg, den ſie nehmen muſſte, um die Güter des Kriegsrathspräſidenten von Schlick nicht zu betreten, verzögerte ihren Marſch, und ehe ſie anlangte, war Eger ſchon verloren. Beyde Armeen näherten ſich jetzt einander, und man erwartete mehr als einmal eine entſcheidende Schlacht, da beyde der Mangel drückte, die Kaiſerlichen die größere Zahl für ſich hatten, und beyde Lager und Schlachtordnungen oft nur durch die aufgeworfenen Werke von einander geſchieden waren. Aber die Kaiſerlichen begnügten ſich, dem Feind zur Seite zu bleiben, und ihn durch kleine Angriffe, Hunger und ſchlimme Märſche zu ermüden, bis die mit Bayern eröffneten Unterhandlungen das gewünſchte Ziel erreicht haben würden.

Bayerns Neutralität war eine Wunde, die der kaiſerliche Hof nicht verſchmerzen konnte, und nachdem man umſonſt verſucht hatte, ſie zu hindern, ward beſchloſſen, den einzig möglichen Vortheil davon zu ziehen. Mehrere Officiere der bayriſchen Armee waren über dieſen Schritt ihres Herrn entrüſtet, der ſie auf einmal in Unthätigkeit verſetzte, und ihrem Hange zur Ungebundenheit eine läſtige Feſſel anlegte. Selbſt der tapfre Johann von Werth ſtand an der Spitze der Mißvergnügten, und, aufgemuntert von dem Kaiſer, entwarf er das Komplott, die ganze Armee von dem Churfürſten abtrünnig zu machen, und dem Kaiſer zuzuführen. Ferdinand erröthete nicht, dieſe Verrätherey gegen den treuſten Alliirten ſeines Vaters heimlich in Schutz zu nehmen. Er ließ an die churfürſtlichen Völker förmliche Abrufungsbriefe ergehen, worin er ſie erinnerte, daß ſie Reichstruppen ſeyen, die der Churfürſt bloß in kaiſerlichem Namen befehligt habe. Zum Glück entdeckte Maximilian das angeſponnene Komplott noch zeitig genug, um durch ſchnelle und zweckmäßige Anſtalten der Ausführung deſſelben zuvor zu kommen.

Der unwürdige Schritt des Kaiſers hatte ihn zu Repreſſalien berechtigt; aber Maximilian war ein zu grauer Staatsmann, um, wo die Klugheit allein ſprechen durfte, die Leidenſchaft zu hören. Er hatte von dem Waffenſtillſtand die Vortheile nicht geerntet, die er ſich davon verſprochen hatte. Weit entfernt, zu der Beſchleunigung des allgemeinen Friedens beyzutragen, hatte dieſer einſeitige Stillſtand vielmehr den Negotiationen zu Münſter und Osnabrück eine ſchädliche Wendung gegeben, und die Alliirten in ihren Forderungen dreiſter gemacht. Die Franzoſen und Schweden waren aus Bayern entfernt worden; aber durch den Verluſt der Quartiere im ſchwäbiſchen Kreiſe ſah er ſich nun ſelbſt dahin gebracht, mit ſeinen Truppen ſein eigenes Land auszuſaugen, wenn er ſich nicht entſchließen wollte, ſie ganz und gar abzudanken, und in dieſer Zeit des Fauſtrechts unbeſonnen Schwert und Schild wegzulegen. Ehe er eins dieſer beyden gewiſſen Uebel erwählte, entſchloß er ſich lieber zu einem dritten, das zum wenigſten noch ungewiß war, den Stillſtand aufzukündigen, und aufs Neue zu den Waffen zu greifen.

Sein Entſchluß und die ſchnelle Hülfe, die er dem Kaiſer nach Böhmen ſchickte, drohte den Schweden höchſt verderblich zu werden, und Wrangel mußte ſich aufs Eilfertigſte aus Böhmen zurückziehen. Er ging durch Thüringen nach Weſtphalen und Lüneburg, um die franzöſiſche Armee unter Türenne an ſich zu ziehen, und unter Melander und Gronsfeld folgte ihm die kaiſerlich-bayriſche Armee bis an den Weſerſtrom. Sein Untergang war unvermeidlich, wenn der Feind ihn erreichte, ehe Türenne zu ihm ſtieß; aber was den Kaiſer zuvor gerettet hatte, erhielt jetzt auch die Schweden. Mitten unter der Wuth des Kampfes leitete kalte Klugheit den Lauf des Krieges, und die Wachſamkeit der Höfe vermehrte ſich, je näher der Friede herbey rückte. Der Churfürſt von Bayern durfte es nicht geſchehen laſſen, daß ſich das Uebergewicht der Macht ſo entſcheidend auf die Seite des Kaiſers neigte, und durch dieſen plötzlichen Umſchwung der Dinge der Friede verzögert würde. So nahe an Abſchließung der Traktaten war jede einſeitige Glücksveränderung äußerſt wichtig, und die Aufhebung des Gleichgewichts unter den traktirenden Kronen konnte auf einmal das Werk vieler Jahre, die theure Frucht der ſchwierigſten Unterhandlungen, zerſtören und die Ruhe des ganzen Europa verzögern. Wenn Frankreich ſeine Alliirte, die Krone Schweden, in heilſamen Feſſeln hielt, und ihr, nach Maßgabe ihrer Vortheile und Verluſte, ſeine Hülfe zuzählte, ſo übernahm der Churfürſt von Bayern ſtillſchweigend dieſes Geſchäft bey ſeinem Alliirten, dem Kaiſer, und ſuchte durch eine weiſe Abwägung ſeines Beyſtandes Meiſter von Oeſterreichs Größe zu bleiben. Jetzt droht die Macht des Kaiſers auf einmal zu einer gefährlichen Höhe zu ſteigen, und Maximilian hält plötzlich inne, die ſchwediſche Armee zu verfolgen. Auch fürchtete er die Repreſſalien Frankreichs, welches ſchon gedroht hatte, die ganze Macht Türenne's gegen ihn zu ſenden, wenn er ſeinen Truppen erlauben würde, über die Weſer zu ſetzen.

Melander, durch die Bayern gehindert, Wrangeln weiter zu verfolgen, wendete ſich über Jena und Erfurt gegen Heſſen, und erſcheint jetzt als ein furchtbarer Feind in demſelben Lande, das er ehemals vertheidigt hatte. Wenn es wirklich Rachbegierde gegen ſeine ehemalige Gebieterinn war, was ihn antrieb, Heſſen zum Schauplatz ſeiner Verwüſtung zu erwählen, ſo befriedigte er dieſe Luſt auf das Schrecklichſte. Heſſen blutete unter ſeiner Geißel, und das Elend dieſes ſo hart mitgenommenen Landes wurde durch ihn aufs Aeußerſte getrieben. Aber bald hatte er Urſache zu bereuen, daß ihn bey der Wahl der Quartiere die Rachgier ſtatt der Klugheit geleitet hatte. In dem verarmten Heſſen drückte der äußerſte Mangel die Armee, während daß Wrangel in Lüneburg friſche Kräfte ſammelte, und ſeine Regimenter beritten machte. Viel zu ſchwach, ſeine ſchlechten Quartiere zu behaupten, als der ſchwediſche General im Winter des 1648ſten Jahres den Feldzug eröffnete und gegen Heſſen anrückte, muſſte er mit Schanden entweichen, und an den Ufern der Donau ſeine Rettung ſuchen.

Frankreich hatte die Erwartungen der Schweden aufs Neue getäuſcht, und die Armee des Türenne, aller Aufforderungen Wrangels ungeachtet, am Rheinſtrom zurück gehalten. Der ſchwediſche Heerführer hatte ſich dadurch gerächt, daß er die weimariſche Reiterey an ſich zog, die dem franzöſiſchen Dienſt entjagte, durch eben dieſen Schritt aber der Eiferſucht Frankreichs neue Nahrung gegeben. Endlich erhielt Türenne die Erlaubniß, zu den Schweden zu ſtoßen, und nun wurde von beyden vereinigten Armeen der letzte Feldzug in dieſem Kriege eröffnet. Sie trieben Melandern bis an die Donau vor ſich her, warfen Lebensmittel in Eger, das von den Kaiſerlichen belagert war, und ſchlugen jenſeits der Donau das kaiſerlich-bayriſche Heer, das bey Susmarshauſen ſich ihnen entgegen ſtellte. Melander erhielt in dieſer Action eine tödtliche Wunde, und der bayriſche General von Gronsfeld poſtirte ſich mit der übrigen Armee jenſeits des Lechſtroms, um Bayern vor einem feindlichen Einbruche zu ſchützen.

Aber Gronsfeld war nicht glücklicher als Tilly, der an eben dieſem Poſten für Bayerns Rettung ſein Leben hingeopfert hatte. Wrangel und Türenne wählten dieſelbe Stelle zum Uebergang, welche durch den Sieg Guſtav Adolphs bezeichnet war, und vollendeten ihn mit Hülfe deſſelben Vortheils, welcher jenen begünſtigt hatte. Jetzt wurde Bayern aufs Neue überſchwemmt, und der Bruch des Stillſtandes durch die grauſamſte Behandlung des bayriſchen Unterthans geahndet. Maximilian verkroch ſich in Salzburg, indem die Schweden über die Iſer ſetzten, und bis an den Inn vordrangen. Ein anhaltender ſtarker Regen, der dieſen nicht ſehr beträchtlichen Fluß in wenigen Tagen in einen reißenden Strom verwandelte, rettete Oeſterreich noch einmal aus der drohenden Gefahr. Zehnmal verſuchte der Feind, eine Schiffbrücke über den Inn zu ſchlagen, und zehnmal vernichtete ſie der Strom. Nie im ganzen Kriege war das Schrecken der Katholiſchen ſo groß geweſen, als jetzt, da die Feinde mitten in Bayern ſtanden, und kein General mehr vorhanden war, den man einem **Türenne**, **Wrangel** und **Königsmark** gegenüber ſtellen durfte. Endlich erſchien der tapfre Held **Piccolomini** aus den Niederlanden, den ſchwachen Reſt der kaiſerlichen Heere anzuführen. Die Alliirten hatten durch ihre Verwüſtungen in Bayern ſich ſelbſt den längern Aufenthalt in dieſem Lande erſchwert, und der Mangel nöthigt ſie, ihren Rückzug nach der Oberpfalz zu nehmen, wo die Friedenspoſt ihre Thätigkeit endigt.

Mit ſeinem fliegenden Korps hatte ſich **Königsmark** nach Böhmen gewendet, wo **Ernſt Odowalsky**, ein abgedankter Rittmeiſter, der im kaiſerlichen Dienſt zum Krüppel geſchoſſen, und dann ohne Genugthuung verabſchiedet ward, ihm einen Plan angab, die kleine Seite von Prag zu überrumpeln. **Königsmark** vollführte ihn glücklich, und erwarb ſich dadurch den Ruhm, den dreyßigjährigen Krieg durch die letzte glänzende Action beſchloſſen zu haben. Nicht mehr als Einen Todten koſtete den Schweden dieſer entſcheidende Streich, der endlich die Unentſchloſſenheit des Kaiſers beſiegte. Die Altſtadt aber, Prags größere Hälfte, die durch die Moldau davon getrennt war, ermüdete durch ihren lebhaften Widerſtand auch den Pfalzgrafen, Karl Guſtav, den Thronfolger der Chriſtina, der mit friſchen Völkern aus Schweden angelangt war, und die ganze ſchwediſche Macht aus Böhmen und Schleſien vor ihren Mauern verſammelte. Der eintretende Winter nöthigte endlich die Belagerer in die Winterquartiere, und in dieſen erreichte ſie die Bothſchaft des zu Osnabrück und Münſter am vier und zwanzigſten Oktober unterzeichneten Friedens.

Was für ein Rieſenwerk es war, dieſen unter dem Namen des weſtphäliſchen berühmten, unverletzlichen und heiligen Frieden zu ſchließen, welche unendlich ſcheinende Hinderniſſe zu bekämpfen, welche ſtreitende Intereſſen zu vereinigen waren, welche Reihe von Zufällen zuſammen wirken muſſte, dieſes mühſame, theure und dauernde Werk der Staatskunſt zu Stande zu bringen, was es koſtete, die Unterhandlungen auch nur zu eröffnen, was es koſtete, die ſchon eröffneten unter den wechſelnden Spielen des immer fortgeſetzten Krieges im Gange zu erhalten, was es koſtete, dem wirklich vollendeten das Siegel aufzudrücken, und den feyerlich abgekündigten zur wirklichen Vollziehung zu bringen — was endlich der Inhalt dieſes Friedens war, was durch dreyßigjährige Anſtrengungen und Leiden von jedem einzelnen Kämpfer gewonnen oder verloren worden iſt, und welchen Vortheil oder Nachtheil die europäiſche Geſellſchaft im Großen und im Ganzen dabey mag geerntet haben — muß einer andern Feder vorbehalten bleiben. So ein großes Ganze die Kriegsgeſchichte war, ſo ein großes und eignes Ganze iſt auch die Geſchichte des weſtphäliſchen Friedens. Ein Abriß davon würde das intereſſanteſte und charaktervolleſte Werk der menſchlichen Weisheit und Leidenſchaft zum Skelet entſtellen, und ihr gerade dasjenige rauben, wodurch ſie die Aufmerkſamkeit desjenigen Publikums feſſeln könnte, für das ich ſchrieb, und von dem ich hier Abſchied nehme.

Friedrichs von Schiller

ſämmtliche Werke.

Siebenter Band.

Mit Königl. Sächſiſchen und Königl. Weſtphäliſchen allergnädigſten Privilegien gegen den Nachdruck und Verkauf der Nachdrücke.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1813.

B[illegible]TECA

Inhalt dieſes Bandes.

Seite

Was heißt und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte? (Eine akademiſche Antrittsrede) 1789. 1

Etwas über die erſte Menſchengeſellſchaft nach dem Leitfaden der Moſaiſchen Urkunde. (1789.) 32

Die Sendung Moſes. (1789.) 60

Die Geſetzgebung des Lycurgus und Solon (1789.) 96

Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter. (1789.) 151

Ueberſicht des Zuſtands von Europa zur Zeit des erſten Kreuzzugs. Ein Fragment. (1789.) 169

Univerſalhiſtoriſche Ueberſicht der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiſer Friedrichs I. 186

Geſchichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen bis zum Tode Karls IX. (1791.) 229

Herzog von Alba bey einem Frühſtück auf dem Schloſſe zu Rudolſtadt im Jahr 1547. (1788.) 415

Seite

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls von Vieilleville. (Aus den Horen vom Jahr 1797.) 421

Vorrede zu der Geſchichte des Maltheſerordens, nach Vertot von M. N. bearbeitet. (1792.) . . . 560

Vorrede zum erſten Theile der Merkwürdigen Rechtsfälle, nach Pitaval. (1792.) 570

Was heißt und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte?

Eine akademiſche Antrittsrede. *)

Erfreuend und ehrenvoll iſt mir der Auftrag, meine h. H. H., an Ihrer Seite künftig ein Feld zu durchwandern, das dem denkenden Betrachter ſo viele Gegenſtände des Unterrichts, dem thätigen Weltmann ſo herrliche Muſter zur Nachahmung, dem Philoſophen ſo wichtige Aufſchlüſſe, und Jedem ohne Unterſchied ſo reiche Quellen des edelſten Vergnügens eröffnet — das große weite Feld der allgemeinen Geſchichte. Der Anblick ſo vieler vortrefflichen jungen Männer, die eine edle Wißbegierde um mich her verſammelt, und in de-

---

*) Anmerkung des Herausgebers. Mit dieſer Rede eröffnete der Verf. ſeine hiſtoriſchen Vorleſungen in Jena. Sie erſchien zuerſt im deutſchen Merkur 1789, im November.

ren Mitte ſchon manches wirkſame Genie für das kommende Zeitalter aufblüht, macht mir meine Pflicht zum Vergnügen, läſſt mich aber auch die Strenge und Wichtigkeit derſelben in ihrem ganzen Umfang empfinden. Je gröſſer das Geſchenk iſt, das ich Ihnen zu übergeben habe — und was hat der Menſch dem Menſchen Gröſſeres zu geben, als Wahrheit? — deſto mehr muß ich Sorge tragen, daß ſich der Werth deſſelben unter meiner Hand nicht verringere. Je lebendiger und reiner Ihr Geiſt in dieſer glücklichſten Epoche ſeines Wirkens empfängt, und je raſcher ſich Ihre jugendlichen Gefühle entflammen, deſto mehr Aufforderung für mich, zu verhüten, daß ſich dieſer Enthuſiasmus, den die Wahrheit allein das Recht hat zu erwecken, an Betrug und Täuſchung nicht unwürdig verſchwende.

Fruchtbar und weit umfaſſend iſt das Gebiet der Geſchichte; in ihrem Kreiſe liegt die ganze moraliſche Welt. Durch alle Zuſtände, die der Menſch erlebte, durch alle abwechſelnde Geſtalten der Meinung, durch ſeine Thorheit und ſeine Weisheit, ſeine Verſchlimmerung und ſeine Veredlung, begleitet ſie ihn; von Allem, was er ſich nahm und gab, muß ſie Rechenſchaft ablegen. Es iſt Keiner unter Ihnen Allen, dem Geſchichte nicht etwas Wichtiges zu ſagen hätte; alle noch ſo verſchiedene Bahnen Ihrer künftigen Beſtimmung verknüpfen ſich irgendwo mit derſelben; aber eine Beſtimmung theilen Sie alle auf gleiche Weiſe mit einander, diejenige, welche Sie auf die Welt mitbrachten — ſich als Menſchen auszubilden — und zu dem Menſchen eben redet die Geſchichte.

Ehe ich es aber unternehmen kann, meine H. H., Ihre Erwartungen von dieſem Gegenſtande Ihres Fleißes genauer zu beſtimmen, und die Verbindung anzugeben, worin derſelbe mit dem eigentlichen Zweck Ihrer ſo verſchiedenen Studien ſteht, wird es nicht überflüſſig ſeyn, mich über dieſen Zweck Ihrer Studien ſelbſt vorher mit Ihnen einzuverſtehen. Eine vorläufige Berichtigung dieſer Frage, welche mir paſſend und würdig genug ſcheint, unſre künftige akademiſche Verbindung zu eröffnen, wird mich in den Stand ſetzen, Ihre Aufmerkſamkeit ſogleich auf die würdigſte Seite der Weltgeſchichte hinzuweiſen.

Anders iſt der Studierplan, den ſich der Brotgelehrte, anders derjenige, den der philoſophiſche Kopf ſich vorzeichnet. Jener, dem es bey ſeinem Fleiß einzig und allein darum zu thun iſt, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er zu einem Amte fähig und der Vortheile deſſelben theilhaftig werden kann, der nur darum die Kräfte ſeines Geiſtes in Bewegung ſetzt, um dadurch ſeinen ſinnlichen Zuſtand zu verbeſſern und eine kleinliche Ruhmſucht zu befriedigen, ein Solcher wird beym Eintritt in ſeine akademiſche Laufbahn keine wichtigere Angelegenheit haben, als die Wiſſenſchaften, die er Brotſtudien nennt, von allen übrigen, die den

Geiſt nur als Geiſt vergnügen, auf das Sorgfältigſte abzuſondern. Alle Zeit, die er dieſen letztern widmete, würde er ſeinem künftigen Berufe zu entziehen glauben, und ſich dieſen Raub nie vergeben. Seinen ganzen Fleiß wird er nach den Forderungen einrichten, die von dem künftigen Herrn ſeines Schickſals an ihn gemacht werden, und Alles gethan zu haben glauben, wenn er ſich fähig gemacht hat, dieſe Inſtanz nicht zu fürchten. Hat er ſeinen Kurſus durchlaufen, und das Ziel ſeiner Wünſche erreicht, ſo entläſſt er ſeine Führerinnen — denn wozu noch weiter ſie bemühen? Seine größte Angelegenheit iſt jetzt, die zuſammengehäuften Gedächtnißſchätze zur Schau zu tragen, und ja zu verhüten, daß ſie in ihrem Werthe nicht ſinken. Jede Erweiterung ſeiner Brotwiſſenſchaft beunruhigt ihn, weil ſie ihm neue Arbeit zuſendet, oder die vergangene unnütz macht; jede wichtige Neuerung ſchreckt ihn auf, denn ſie zerbricht die alte Schulform, die er ſich ſo mühſam zu eigen machte, ſie ſetzt ihn in Gefahr, die ganze Arbeit ſeines vorigen Lebens zu verlieren. Wer hat über Reformatoren mehr geſchrieen, als der Haufe der Brotgelehrten? Wer hält den Fortgang nützlicher Revolutionen im Reich des Wiſſens mehr auf, als eben dieſe? Jedes Licht, das durch ein glückliches Genie, in welcher Wiſſenſchaft es ſey, angezündet wird, macht ihre Dürftigkeit ſichtbar; ſie fechten mit Erbitterung, mit Heimtücke, mit Verzweiflung, weil ſie bey dem Schulſyſtem, das ſie vertheidigen, zugleich für ihr ganzes Daſeyn fechten. Darum kein unverſöhnlicherer Feind, kein neidiſcherer Amtsgehülfe, kein bereitwilligerer Ketzermacher, als der Brotgelehrte. Je weniger ſeine Kenntniſſe durch ſich ſelbſt ihn belohnen, deſto größere Vergeltung heiſcht er von außen; für das Verdienſt der Handarbeiter und das Verdienſt der Geiſter hat er nur Einen Maßſtab, die Mühe. Darum hört man Niemand über Undank mehr klagen, als den Brotgelehrten; nicht bey ſeinen Gedankenſchätzen ſucht er ſeinen Lohn, ſeinen Lohn erwartet er von fremder Anerkennung, von Ehrenſtellen, von Verſorgung. Schlägt ihm dieſes fehl, wer iſt unglücklicher als der Brotgelehrte? Er hat umſonſt gelebt, gewacht, gearbeitet; er hat umſonſt nach Wahrheit geforſcht, wenn ſich Wahrheit für ihn nicht in Gold, in Zeitungslob, in Fürſtengunſt verwandelt.

Beklagenswerther Menſch, der mit dem edelſten aller Werkzeuge, mit Wiſſenſchaft und Kunſt, nichts Höheres will und ausrichtet, als der Taglöhner mit dem Schlechteſten! der im Reiche der vollkommenſten Freyheit eine Sklavenſeele mit ſich herum trägt! — Noch beklagenswerther aber iſt der junge Mann von Genie, deſſen natürlich ſchöner Gang durch ſchädliche Lehren und Muſter auf dieſen traurigen Abweg verlenkt wird, der ſich überreden ließ, für ſeinen künftigen Beruf mit dieſer kümmerlichen Genauigkeit zu ſammeln.

Bald wird ſeine Berufswiſſenſchaft als ein Stückwerk ihn anekeln; Wünſche werden in ihm aufwachen, die ſie nicht zu befriedigen vermag, ſein Genie wird ſich gegen ſeine Beſtimmung auflehnen. Als Bruchſtück erſcheint ihm jetzt Alles, was er thut, er ſieht keinen Zweck ſeines Wirkens, und doch kann er Zweckloſigkeit nicht ertragen. Das Mühſelige, das Geringfügige in ſeinen Berufsgeſchäften drückt ihn zu Boden, weil er ihm den frohen Muth nicht entgegen ſetzen kann, der nur die helle Einſicht, nur die geahnete Vollendung begleitet. Er fühlt ſich abgeſchnitten, herausgeriſſen aus dem Zuſammenhang der Dinge, weil er unterlaſſen hat, ſeine Thätigkeit an das große Ganze der Welt anzuſchließen. Dem Rechtsgelehrten entleidet ſeine Rechtswiſſenſchaft, ſobald der Schimmer beſſerer Kultur ihre Blößen ihm beleuchtet, anſtatt daß er jetzt ſtreben ſollte, ein neuer Schöpfer derſelben zu ſeyn, und den entdeckten Mangel aus innerer Fülle zu verbeſſern. Der Arzt entzweyet ſich mit ſeinem Beruf, ſobald ihm wichtige Fehlſchläge die Unzuverläſſigkeit ſeiner Syſteme zeigen; der Theolog verliert die Achtung für den Seinigen, ſobald ſein Glaube an die Unfehlbarkeit ſeines Lehrgebäudes wankt.

Wie ganz anders verhält ſich der philoſophiſche Kopf! — Eben ſo ſorgfältig, als der Brotgelehrte ſeine Wiſſenſchaft von allen übrigen abſondert, beſtrebt ſich Jener, ihr Gebiet zu erweitern, und ihren Bund mit den übrigen wieder herzuſtellen — herzuſtellen, ſage ich, denn nur der abſtrahirende Verſtand hat jene Gränzen gemacht, hat jene Wiſſenſchaften von einander geſchieden. Wo der Brotgelehrte trennt, vereinigt der philoſophiſche Geiſt. Frühe hat er ſich überzeugt, daß im Gebiete des Verſtandes, wie in der Sinnenwelt, Alles in einander greiſe, und ſein reger Trieb nach Uebereinſtimmung kann ſich mit Bruchſtücken nicht begnügen. Alle ſeine Beſtrebungen ſind auf Vollendung ſeines Gewiſſens gerichtet; ſeine edle Ungedult kann nicht ruhen, bis alle ſeine Begriffe zu einem harmoniſchen Ganzen ſich geordnet haben, bis er im Mittelpunkt ſeiner Kunſt, ſeiner Wiſſenſchaften ſteht, und von hier aus ihr Gebiet mit befriedigtem Blick überſchauet. Neue Entdeckungen im Kreiſe ſeiner Thätigkeit, die den Brotgelehrten niederſchlagen, entzücken den philoſophiſchen Geiſt. Vielleicht füllen ſie eine Lücke, die das werdende Ganze ſeiner Begriffe noch verunſtaltet hatte, oder ſetzen den letzten, noch fehlenden Stein an ſein Ideengebäude, der es vollendet. Sollten ſie es aber auch zertrümmern, ſollte eine neue Gedankenreihe, eine neue Naturerſcheinung, ein neu entdecktes Geſetz in der Körperwelt, den ganzen Bau ſeiner Wiſſenſchaft umſtürzen: ſo hat er die Wahrheit immer mehr geliebt, als ſein Syſtem, und gerne wird er die alte mangelhafte Form mit einer neuern und ſchönern vertauſchen. Ja, wenn kein Streich von außen ſein

Ideengebäude erſchüttert, ſo iſt er ſelbſt, von einem ewig wirkſamen Trieb nach Verbeſſerung gezwungen, er ſelbſt iſt der Erſte, der es unbefriedigt auseinander legt, um es vollkommener wieder herzuſtellen. Durch immer neue und immer ſchönere Gedankenformen ſchreitet der philoſophiſche Geiſt zu höherer Vortrefflichkeit fort, wenn der Brotgelehrte in ewigem Geiſtesſtillſtande das unfruchtbare Einerley ſeiner Schulbegriffe hütet.

Kein gerechterer Beurtheiler fremden Verdienſts, als der philoſophiſche Kopf. Scharfſichtig und erfinderiſch genug, um jede Thätigkeit zu nutzen, iſt er auch billig genug, den Urheber auch der kleinſten zu ehren. Für ihn arbeiten alle Köpfe — alle Köpfe arbeiten gegen den Brotgelehrten. Jener weiß Alles, was um ihn geſchieht und gedacht wird, in ſein Eigenthum zu verwandeln — zwiſchen denkenden Köpfen gilt eine innige Gemeinſchaft aller Güter des Geiſtes; was Einer im Reiche der Wahrheit erwirbt, hat er Allen erworben — Der Brotgelehrte verzäunet ſich gegen alle ſeine Nachbarn, denen er neidiſch Licht und Sonne mißgönnt, und bewacht mit Sorge die baufällige Schranke, die ihn nur ſchwach gegen die ſiegende Vernunft vertheidigt. Zu Allem, was der Brotgelehrte unternimmt, muß er Reiz und Aufmunterung von außen her borgen: der philoſophiſche Geiſt findet in ſeinem Gegenſtand, in ſeinem Fleiße ſelbſt, Reiz und Belohnung. Wie viel begeiſterter kann er ſein Werk angreifen, wie viel leben=

diger wird ſein Eifer, wie viel ausdaurender ſein Muth und ſeine Thätigkeit ſeyn, da bey ihm die Arbeit ſich durch die Arbeit verjünget. Das Kleine ſelbſt gewinnt Größe unter ſeiner ſchöpferiſchen Hand, da er dabey immer das Große im Auge hat, dem es dienet, wenn der Brotgelehrte in dem Großen ſelbſt nur das Kleine ſieht. Nicht was er treibt, ſondern wie er das, was er treibt, behandelt, unterſcheidet den philoſophiſchen Geiſt. Wo er auch ſtehe und wirke, er ſteht immer im Mittelpunkt des Ganzen; und ſo weit ihn auch das Objekt ſeines Wirkens von ſeinen übrigen Brüdern entferne, er iſt ihnen verwandt und nahe durch einen harmoniſch wirkenden Verſtand; er begegnet ihnen, wo alle helle Köpfe einander finden.

Soll ich dieſe Schilderung noch weiter fortführen, oder darf ich hoffen, daß es bereits bey Ihnen entſchieden ſey, welches von den beyden Gemählden, die ich Ihnen hier vorgehalten habe, Sie Sich zum Muſter nehmen wollen? Von der Wahl, die Sie zwiſchen beyden getroffen haben, hängt es ab, ob Ihnen das Studium der Univerſalgeſchichte empfohlen oder erlaſſen werden kann. Mit dem Zweyten allein habe ich es zu thun; denn bey dem Beſtreben, ſich dem Erſten nützlich zu machen, möchte ſich die Wiſſenſchaft ſelbſt allzuweit von ihrem höhern Endzweck entfernen, und einen kleinen Gewinn mit einem zu großen Opfer erkaufen.

Ueber den Geſichtspunkt mit Ihnen einig, aus welchem der Werth einer Wiſſenſchaft zu beſtimmen iſt, kann ich mich dem Begriff der Univerſalgeſchichte ſelbſt, dem Gegenſtand der heutigen Vorleſung, nähern.

Die Entdeckungen, welche unſre europäiſchen Seefahrer in fernen Meeren und auf entlegenen Küſten gemacht haben, geben uns ein eben ſo lehrreiches als unterhaltendes Schauſpiel. Sie zeigen uns Völkerſchaften, die auf den mannichfaltigſten Stufen der Bildung um uns herum gelagert ſind, wie Kinder verſchiednen Alters um einen Erwachſenen herum ſtehen, und durch ihr Beyſpiel ihm in Erinnerung bringen, was er ſelbſt vormals geweſen, und wovon er ausgegangen iſt. Eine weiſe Hand ſcheint uns dieſe rohen Völkerſtämme bis auf den Zeitpunkt aufgeſpart zu haben, wo wir in unſrer eignen Kultur weit genug würden fortgeſchritten ſeyn, um von dieſer Entdeckung eine nützliche Anwendung auf uns ſelbſt zu machen, und den verlornen Anfang unſers Geſchlechts aus dieſem Spiegel wieder herzuſtellen. Wie beſchämend und traurig aber iſt das Bild, das uns dieſe Völker von unſerer Kindheit geben! und doch iſt es nicht einmal die erſte Stufe mehr, auf der wir ſie erblicken. Der Menſch fing noch verächtlicher an. Wir finden jene doch ſchon als Völker, als politiſche Körper: aber der Menſch muſſte ſich erſt durch eine außerordentliche Anſtrengung zur politiſchen Geſellſchaft erheben.

Was erzählen uns die Reiſebeſchreiber nun von dieſen Wilden? Manche fanden ſie ohne Bekanntſchaft mit den unentbehrlichſten Künſten, ohne das Eiſen, ohne den Pflug, einige ſogar ohne den Beſitz des Feuers. Manche rangen noch mit wilden Thieren um Speiſe und Wohnung, bey vielen hatte ſich die Sprache noch kaum von thieriſchen Tönen zu verſtändlichen Zeichen erhoben. Hier war nicht einmal das ſo einfache Band der Ehe, dort noch keine Kenntniß des Eigenthums; hier konnte die ſchlaffe Seele noch nicht einmal eine Erfahrung feſthalten, die ſie doch täglich wiederholte; ſorglos ſah man den Wilden das Lager hingeben, worauf er heute ſchlief, weil ihm nicht einfiel, daß er morgen wieder ſchlafen würde. Krieg hingegen war bey Allen, und das Fleiſch des überwundenen Feindes nicht ſelten der Preis des Sieges. Bey andern, die, mit mehrern Gemächlichkeiten des Lebens vertraut, ſchon eine höhere Stufe der Bildung erſtiegen hatten, zeigten von Knechtſchaft und Despotismus ein ſchauderhaftes Bild. Dort ſah man einen Despoten Afrikas ſeine Unterthanen für einen Schluck Branntwein verhandeln: — hier wurden ſie auf ſeinem Grab abgeſchlachtet, ihm in der Unterwelt zu dienen. Dort wirft ſich die fromme Einfalt vor einem lächerlichen Fetiſch, und hier vor einem grauſenvollen Scheuſal nieder; in ſeinen Göttern mahlt ſich der Menſch. So tief ihn dort Sklaverey, Dummheit und Aberglauben niederbeugen, ſo elend iſt er hier durch das andre Extrem geſetzloſer Freyheit. Immer zum

Angriff und zur Vertheidigung gerüſtet, von jedem Geräuſch aufgeſcheucht, reckt der Wilde ſein ſcheues Ohr in die Wüſte; Feind heißt ihm Alles, was neu iſt, und wehe dem Fremdling, den das Ungewitter an ſeine Küſte ſchleudert! Kein wirthlicher Herd wird ihm rauchen, kein ſüßes Gaſtrecht ihn erfreuen. Aber ſelbſt da, wo ſich der Menſch von einer feindſeligen Einſamkeit zur Geſellſchaft, von der Noth zum Wohlleben, von der Furcht zu der Freude erhebt — wie abenteuerlich und ungeheuer zeigt er ſich unſern Augen! Sein roher Geſchmack ſucht Fröhlichkeit in der Betäubung, Schönheit in der Verzerrung, Ruhm in der Uebertreibung; Entſetzen erweckt uns ſelbſt ſeine Tugend, und das, was er ſeine Glückſeligkeit nennt, kann uns nur Ekel oder Mitleid erregen.

So waren wir. Nicht viel beſſer fanden uns Cäſar und Tacitus vor achtzehnhundert Jahren.

Was ſind wir jetzt? — Laſſen Sie mich einen Augenblick bey dem Zeitalter ſtille ſtehen, worin wir leben, bey der gegenwärtigen Geſtalt der Welt, die wir bewohnen.

Der menſchliche Fleiß hat ſie angebaut, und den widerſtrebenden Boden durch ſein Beharren und ſeine Geſchicklichkeit überwunden. Dort hat er dem Meere Land abgewonnen, hier dem dürren Lande Ströme gegeben. Zonen und Jahrszeiten hat der Menſch durch einander gemengt, und die weichlichen Gewächſe des

Orients zu ſeinem rauhern Himmel abgehärtet. Wie er Europa nach Weſtindien und dem Südmeere trug, hat er Aſien in Europa auferſtehen laſſen. Ein heitrer Himmel lacht jetzt über Germaniens Wäldern, welche die ſtarke Menſchenhand zerriß und dem Sonnenſtrahl aufthat, und in den Wellen des Rheins ſpiegeln ſich Aſiens Reben. An ſeinen Ufern erheben ſich volkreiche Städte, die Genuß und Arbeit in munterm Leben durchſchwärmen. Hier finden wir den Menſchen in ſeines Erwerbes friedlichem Beſitz ſicher unter einer Million, ihn, dem ſonſt ein einziger Nachbar den Schlummer raubte. Die Gleichheit, die er durch ſeinen Eintritt in die Geſellſchaft verlor, hat er wieder gewonnen durch weiſe Geſetze. Von dem blinden Zwang des Zufalls und der Noth hat er ſich unter die ſanftere Herrſchaft der Verträge geflüchtet, und die Freyheit des Raubthiers hingegeben, um die edlere Freyheit des Menſchen zu retten. Wohlthätig haben ſich ſeine Sorgen getrennt, ſeine Thätigkeiten vertheilt. Jetzt nöthigt ihn das gebieteriſche Bedürfniß nicht mehr an die Pflugſchar, jetzt fordert ihn kein Feind mehr von dem Pflug auf das Schlachtfeld, Vaterland und Herd zu vertheidigen. Mit dem Arme des Landmanns füllt er ſeine Scheunen, mit den Waffen des Kriegers ſchützt er ſein Gebiet. Das Geſetz wacht über ſein Eigenthum — und ihm bleibt das unſchätzbare Recht, ſich ſelbſt ſeine Pflicht auszuleſen.

Wie viele Schöpfungen der Kunſt, wie viele Wunder des Fleißes, welches Licht in allen Feldern des Wiſſens, ſeitdem der Menſch in der traurigen Selbſtvertheidigung ſeine Kräfte nicht mehr unnütz verzehrt, ſeitdem es in ſeine Willkür geſtellt worden, ſich mit der Noth abzufinden, der er nie ganz entfliehen ſoll; ſeitdem er das koſtbare Vorrecht errungen hat, über ſeine Fähigkeit frey zu gebieten, und dem Ruf ſeines Genius zu folgen! Welche rege Thätigkeit überall, ſeitdem die vervielfältigten Begierden dem Erfindungsgeiſt neue Flügel gaben, und dem Fleiß neue Räume aufthaten! — Die Schranken ſind durchbrochen, welche Staaten und Nationen in feindſeligem Egoismus abſonderten. Alle denkenden Köpfe verknüpft jetzt ein weltbürgerliches Band, und alles Licht ſeines Jahrhunderts kann nunmehr den Geiſt eines neuern Galiläi und Erasmus beſcheinen.

Seitdem die Geſetze zu der Schwäche des Menſchen herunter ſtiegen, kam der Menſch auch den Geſetzen entgegen. Mit ihnen iſt er ſanfter geworden, wie er mit ihnen verwilderte; ihren barbariſchen Strafen folgen die barbariſchen Verbrechen allmählig in die Vergeſſenheit nach. Ein großer Schritt zur Veredlung iſt geſchehen, daß die Geſetze tugendhaft ſind, wenn auch gleich noch nicht die Menſchen. Wo die Zwangspflichten von dem Menſchen ablaſſen, übernehmen ihn die Sitten. Den keine Strafe ſchreckt und kein Gewiſſen zügelt, halten jetzt die Geſetze des Anſtands und der Ehre in Schranken.

Wahr iſt es, auch in unſer Zeitalter haben ſich noch manche barbariſche Ueberreſte aus den vorigen eingedrungen, Geburten des Zufalls und der Gewalt, die das Zeitalter der Vernunft nicht verewigen ſollte. Aber wie viel Zweckmäßigkeit hat der Verſtand des Menſchen auch dieſem barbariſchen Nachlaß der ältern und mittlern Jahrhunderte gegeben! Wie unſchädlich, ja wie nützlich hat er oft gemacht, was er umzuſtürzen noch nicht wagen konnte! Auf dem rohen Grunde der Lehenanarchie führte Deutſchland das Syſtem ſeiner politiſchen und kirchlichen Freyheit auf. Das Schattenbild des römiſchen Imperators, das ſich dieſſeits der Apenninen erhalten, leiſtet der Welt jetzt unendlich mehr Gutes, als ſein ſchreckhaftes Urbild im alten Rom — denn es hält ein nützliches Staatsſyſtem durch Eintracht zuſammen: jenes drückte die thätigſten Kräfte der Menſchheit in einer ſklaviſchen Einförmigkeit darnieder. Selbſt unſre Religion — ſo ſehr entſtellt durch die untreuen Hände, durch welche ſie uns überliefert worden — wer kann in ihr den veredelnden Einfluß der beſſern Philoſophie verkennen? Unſre Leibnitze und Locke machten ſich um das Dogma und um die Moral des Chriſtenthums eben ſo verdient, als — der Pinſel eines Raphael und Correggio um die heilige Geſchichte.

Endlich unſre Staaten — mit welcher Innigkeit, mit welcher Kunſt ſind ſie in einander verſchlungen! wie viel dauerhafter durch den wohlthätigen Zwang der Noth als vormals durch die feyerlichſten Verträge verbrüdert! Den Frieden hütet jetzt ein ewig geharniſchter Krieg, und die Selbſtliebe eines Staats ſetzt ihn zum Wächter über den Wohlſtand des andern. Die europäiſche Staatengeſellſchaft ſcheint in eine große Familie verwandelt. Die Hausgenoſſen können einander anfeinden, aber hoffentlich nicht mehr zerfleiſchen.

Welche entgegengeſetzte Gemählde! Wer ſollte in dem verfeinerten Europäer des achtzehnten Jahrhunderts nur einen fortgeſchrittnen Bruder des neuern Kanadiers, des alten Celten vermuthen? Alle dieſe Fertigkeiten, Kunſttriebe, Erfahrungen, alle dieſe Schöpfungen der Vernunft ſind im Raume von wenigen Jahrtauſenden in dem Menſchen angepflanzt und entwickelt worden; alle dieſe Wunder der Kunſt, dieſe Rieſenwerke des Fleißes ſind aus ihm herausgerufen worden. Was weckte jene zum Leben, was lockte dieſe heraus? Welche Zuſtände durchwanderte der Menſch, bis er von jenem Aeuſſerſten zu dieſem Aeußerſten, vom ungeſelligen Höhlenbewohner — zum geiſtreichen Denker, zum gebildeten Weltmann hinaufſtieg? — Die allgemeine Weltgeſchichte gibt Antwort auf dieſe Frage.

So unermeßlich ungleich zeigt ſich uns das nämliche Volk auf dem nämlichen Landſtriche, wenn wir es in verſchiedenen Zeiträumen anſchauen! Nicht weniger auffallend iſt der Unterſchied, den uns das gleichzeitige Geſchlecht, aber in verſchiedenen Ländern, darbietet. Welche Mannigfaltigkeit in Gebräuchen, Verfaſſungen und Sitten! Welcher raſche Wechſel von Finſterniß und Licht, von Anarchie und Ordnung, von Glückſeligkeit und Elend, wenn wir den Menſchen auch nur in dem kleinen Welttheil Europa aufſuchen! Frey an der Themſe, und für dieſe Freyheit ſein eigener Schuldner; hier unbezwingbar zwiſchen ſeinen Alpen, dort zwiſchen ſeinen Kunſtflüſſen und Sümpfen unüberwunden. An der Weichſel kraftlos und elend durch ſeine Zwietracht; jenſeits der Pyrenäen durch ſeine Ruhe kraftlos und elend. Wohlhabend und geſegnet in Amſterdam ohne Ernte; dürftig und unglücklich an des Ebro unbenutztem Paradieſe. Hier zwey entlegene Völker durch ein Weltmeer getrennt, und zu Nachbarn gemacht durch Bedürfniß, Kunſtfleiß und politiſche Bande; dort die Anwohner Eines Stroms durch eine andere Liturgie unermeßlich geſchieden! Was führte Spaniens Macht über den atlantiſchen Ocean in das Herz von Amerika, und nicht einmal über den Tajo und Guadiana hinüber? Was erhielt in Italien und Deutſchland ſo viele Thronen, und ließ in Frankreich alle, bis auf Einen, verſchwinden? — Die Univerſalgeſchichte löſt dieſe Frage.

Selbſt daß **wir** uns in dieſem Augenblicke hier zuſammen fanden, uns mit dieſem Grade von Nationalkultur, mit dieſer Sprache, dieſen Sitten, dieſen bürgerlichen Vortheilen, dieſem Maß von Gewiſſensfreyheit zuſammen fanden, iſt das Reſultat vielleicht aller vorhergegangenen Weltbegebenheiten: die ganze Weltgeſchichte würde wenigſtens nöthig ſeyn, dieſes einzige Moment zu erklären. Daß wir uns als Chriſten zuſammen fanden, muſſte dieſe Religion, durch unzählige Revolutionen vorbereitet, aus dem Judenthum hervorgehen, muſſte ſie den römiſchen Staat genau ſo finden, als ſie ihn fand, um ſich mit ſchnellem ſiegendem Lauf über die Welt zu verbreiten, und den Thron der Cäſarn endlich ſelbſt zu beſteigen. Unſre rauhen Vorfahren in den thüringiſchen Wäldern muſſten der Uebermacht der Franken unterliegen, um ihren Glauben anzunehmen. Durch ſeine wachſenden Reichthümer, durch die Unwiſſenheit der Völker und durch die Schwäche ihrer Beherrſcher muſſte der Klerus verführt und begünſtigt werden, ſein Anſehen zu mißbrauchen, und ſeine ſtille Gewiſſensmacht in ein weltliches Schwert umzuwandeln. Die Hierarchie muſſte in einem Gregor und Innozenz alle ihre Greuel auf das Menſchengeſchlecht ausleeren, damit das überhandnehmende Sittenverderbniß, und des geiſtlichen Despotismus ſchreyendes Scandal einen unerſchrockenen Auguſtinermönch auffordern konnte, das Zeichen zum Abfall zu geben, und dem römiſchen Hierarchen eine Hälfte Europens zu entreißen, — wenn wir uns als proteſtantiſche Chriſten hier verſammeln ſollten. Wenn dies geſchehen ſollte, ſo muſſten die Waffen unſrer Fürſten Karln V. einen Religionsfrieden abnöthigen; ein Guſtav Adolph muſſte den Bruch dieſes Friedens rächen, ein neuer allgemeiner Friede ihn auf Jahrhunderte begründen. Städte muſſten ſich in Italien und Deutſchland erheben, dem Fleiß ihre Thore öffnen, die Ketten der Leibeigenſchaft zerbrechen, unwiſſenden Tyrannen den Richterſtab aus den Händen ringen, und durch eine kriegeriſche Hanſa ſich in Achtung ſetzen, wenn Gewerbe und Handel blühen, und der Ueberfluß den Künſten der Freude rufen, wenn der Staat den nützlichen Landmann ehren, und in dem wohlthätigen Mittelſtande, dem Schöpfer unſrer ganzen Kultur, ein dauerhaftes Glück für die Menſchheit heran reifen ſollte. Deutſchlands Kaiſer muſſten ſich in Jahrhunderte langen Kämpfen mit den Päbſten, mit ihren Vaſallen, mit eiferſüchtigen Nachbarn entkräften — Europa ſich ſeines gefährlichen Ueberfluſſes in Aſiens Gräbern entladen, und der trotzige Lehenadel in einem mörderiſchen Fauſtrecht, Römerzügen und heiligen Fahrten ſeinen Empörungsgeiſt ausbluten — wenn das verworrene Chaos ſich ſondern, und die ſtreitenden Mächte des Staats in dem geſegneten Gleichgewicht ruhen ſollten, wovon unſre jetzige Muße der Preis iſt. Wenn ſich unſer Geiſt aus der Unwiſſenheit herausringen ſollte, worin geiſtlicher und weltlicher Zwang ihn gefeſſelt hielt: ſo muſſte der lang erſtickte Keim der Gelehrſamkeit unter ihren wüthendſten Verfolgern aufs Neue hervorbrechen, und ein Al Mamun den Wiſſenſchaften den Raub vergüten, den ein Omar an ihnen verübt hatte. Das unerträgliche Elend der Barbarey muſſte unſre Vorfahren von den blutigen Urtheilen Gottes zu menſchlichen Richterſtühlen treiben, verheerende Seuchen die verirrte Heilkunſt zur Betrachtung der Natur zurückrufen; der Müſſiggang der Mönche muſſte für das Böſe, das ihre Werkthätigkeit ſchuf, von ferne einen Erſatz zubereiten, und der profane Fleiß in den Klöſtern die zerrütteten Reſte des Auguſtiſchen Weltalters bis zu den Zeiten der Buchdruckerkunſt hinhalten. An griechiſchen und römiſchen Muſtern muſſte der niedergedrückte Geiſt nordiſcher Barbaren ſich aufrichten, und die Gelehrſamkeit einen Bund mit den Muſen und Grazien ſchließen, wann ſie einen Weg zu dem Herzen finden, und den Namen einer Menſchenbilderinn ſich verdienen ſollte. — Aber hätte Griechenland wol einen Thucydides, einen Plato, einen Ariſtoteles, hätte Rom einen Horaz, einen Cicero, einen Virgil und Livius geboren, wenn dieſe beyden Staaten nicht zu derjenigen Höhe des politiſchen Wohlſtands emporgedrungen wären, welche ſie wirklich erſtiegen haben? Mit einem Wort — wenn nicht ihre ganze Geſchichte vorhergegangen wäre? Wie viele Erfindungen, Entdeckungen, Staats- und Kirchenrevolutionen muſſten zuſammentreffen, dieſen neuen, noch zarten Keimen von Wiſſenſchaft und Kunſt Wachsthum und Ausbreitung zu geben! Wie viele Kriege muſſten geführt, wie viele Bündniſſe geknüpft, zerriſſen und aufs Neue geknüpft werden, um endlich Europa zu dem Friedensgrundſatz zu bringen, welcher allein den Staaten wie den Bürgern vergönnt, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt zu richten, und ihre Kräfte zu einem verſtändigen Zwecke zu verſammeln!

Selbſt in den alltäglichſten Verrichtungen des bürgerlichen Lebens können wir es nicht vermeiden, die Schuldner vergangener Jahrhunderte zu werden; die ungleichartigſten Perioden der Menſchheit ſteuern zu unſrer Kultur, wie die entlegendſten Welttheile zu unſerm Luxus. Die Kleider, die wir tragen, die Würze an unſern Speiſen, und der Preis, um den wir ſie kaufen, viele unſrer kräftigſten Heilmittel, und eben ſo viele neue Werkzeuge unſers Verderbens — ſetzen ſie nicht einen Columbus voraus, der Amerika entdeckte, einen Vaſco de Gama, der die Spitze von Afrika umſchiffte?

Es zieht ſich alſo eine lange Kette von Begebenheiten von dem gegenwärtigen Augenblicke bis zum Anfange des Menſchengeſchlechts hinauf, die wie Urſache und Wirkung in einander greifen. Ganz und vollzählig überſchauen kann ſie nur der unendliche Verſtand; dem Menſchen ſind engere Gränzen geſetzt.

I. Unzählig viele dieſer Ereigniſſe haben entweder keinen menſchlichen Zeugen und Beobachter gefunden, oder ſie ſind durch kein Zeichen feſt gehalten worden. Dahin gehören alle, die dem Menſchengeſchlechte ſelbſt und der Erfindung der Zeichen vorhergegangen ſind. Die Quelle aller Geſchichte iſt Tradition, und das Organ der Tradition iſt die Sprache. Die ganze Epoche vor der Sprache, ſo folgenreich ſie auch für die Welt geweſen, iſt für die Weltgeſchichte verloren.

II. Nachdem aber auch die Sprache erfunden, und durch ſie die Möglichkeit vorhanden war, geſchehene Dinge auszudrücken und weiter mitzutheilen, ſo geſchah dieſe Mittheilung anfangs durch den unſichern und wandelbaren Weg der Sagen. Von Munde zu Munde pflanzte ſich eine ſolche Begebenheit durch eine lange Folge von Geſchlechtern fort, und da ſie durch Media ging, die verändert werden, und verändern, ſo muſſte ſie dieſe Veränderungen mit erleiden. Die lebendige Tradition oder die mündliche Sage iſt daher eine ſehr unzuverläſſige Quelle für die Geſchichte; daher ſind alle Begebenheiten vor dem Gebrauche der Schrift für die Weltgeſchichte ſo gut als verloren.

III. Die Schrift iſt aber ſelbſt nicht unvergänglich; unzählig viele Denkmäler des Alterthums haben Zeit und Zufälle zerſtört, und nur wenige Trümmer haben ſich aus der Vorwelt in die Zeiten der Buchdruckerkunſt gerettet. Bey weitem der größere Theil iſt mit den Aufſchlüſſen, die er uns geben ſollte, für die Weltgeſchichte verloren. IV. Unter den wenigen endlich, welche die Zeit verſchonte, iſt die größere Anzahl durch die Leidenſchaft, durch den Unverſtand, und oft ſelbſt durch das Genie ihrer Beſchreiber verunſtaltet und unkennbar gemacht. Das Mißtrauen erwacht bey dem älteſten hiſtoriſchen Denkmal, und es verläſſt uns nicht einmal bey einer Chronik des heutigen Tages. Wenn wir über eine Begebenheit, die ſich heute erſt, und unter Menſchen, mit denen wir leben, und in der Stadt, die wir bewohnen, ereignet, die Zeugen abhören und aus ihren widerſprechenden Berichten Mühe haben, die Wahrheit zu enträthſeln: welchen Muth können wir zu Nationen und Zeiten mitbringen, die durch Fremdartigkeit der Sitten weiter als durch ihre Jahrtauſende von uns entlegen ſind? — Die kleine Summe von Begebenheiten, die nach allen bisher geſchehenen Abzügen zurückbleibt, iſt der Stoff der Geſchichte in ihrem weiteſten Verſtande. Was und wieviel von dieſem hiſtoriſchen Stoff gehört nun der Univerſalgeſchichte?

Aus der ganzen Summe dieſer Begebenheiten hebt der Univerſalhiſtoriker diejenigen heraus, welche auf die heutige Geſtalt der Welt und den Zuſtand der jetzt lebenden Generation einen weſentlichen, unwiderſprechlichen und leicht zu verfolgenden Einfluß gehabt haben. Das Verhältniß eines hiſtoriſchen Datums zu der heutigen Weltverfaſſung iſt es alſo, worauf geſehen werden muß, um Materialien für die Weltgeſchichte zu ſammeln. Die Weltgeſchichte geht alſo von einem Princip aus, das dem Anfang der Welt gerade entgegenſtehet. Die wirkliche Folge der Begebenheiten ſteigt von dem Urſprung der Dinge zu ihrer neueſten Ordnung herab; der Univerſalhiſtoriker rückt von der neueſten Weltlage aufwärts dem Urſprung der Dinge entgegen. Wenn er von dem laufenden Jahr und Jahrhundert zu dem nächſt vorher gegangnen in Gedanken hinaufſteigt, und unter den Begebenheiten, die das Letztere ihm darbietet, diejenigen ſich merkt, welche den Aufſchluß über die nächſtfolgenden enthalten — wenn er dieſen Gang ſchrittweiſe fortgeſetzt hat bis zum Anfang — nicht der Welt, denn dahin führt ihn kein Wegweiſer — bis zum Anfang der Denkmäler; dann ſteht es bey ihm, auf dem gemachten Weg umzukehren, und an dem Leitfaden dieſer bezeichneten Fakten, ungehindert und leicht, vom Anfang der Denkmäler bis zu dem neueſten Zeitalter herunter zu ſteigen. Dies iſt die Weltgeſchichte, die wir haben, und die Ihnen wird vorgetragen werden.

Weil die Weltgeſchichte von dem Reichthum und der Armuth an Quellen abhängig iſt, ſo müſſen eben ſo viele Lücken in der Weltgeſchichte entſtehen, als es leere Strecken in der Ueberlieferung gibt. So gleichförmig, nothwendig und beſtimmt ſich die Weltveränderungen aus einander entwickeln, ſo unterbrochen und zufällig werden ſie in der Geſchichte in einander gefügt ſeyn. Es iſt daher zwiſchen dem Gange der Welt und dem Gange der Weltgeſchichte ein merkliches Mißverhältniß ſichtbar. Jenen möchte man mit einem ununterbrochen fortfließenden Strom vergleichen, wovon aber in der Weltgeſchichte nur hier und da eine Welle beleuchtet wird. Da es ferner leicht geſchehen kann, daß der Zuſammenhang einer entfernten Weltbegebenheit mit dem Zuſtand des laufenden Jahres früher in die Augen fällt, als die Verbindung, worin ſie mit Ereigniſſen ſteht, die ihr vorhergingen oder gleichzeitig waren: ſo iſt es ebenfalls unvermeidlich, daß Begebenheiten, die ſich mit dem neueſten Zeitalter aufs Genaueſte binden, in dem Zeitalter, dem ſie eigentlich angehören, nicht ſelten iſolirt erſcheinen. Ein Faktum dieſer Art wäre z. B. der Urſprung des Chriſtenthums und beſonders der chriſtlichen Sittenlehre. Die chriſtliche Religion hat an der gegenwärtigen Geſtalt der Welt einen ſo vielfältigen Antheil, daß ihre Erſcheinung das wichtigſte Faktum für die Weltgeſchichte wird: aber weder in der Zeit, wo ſie ſich zeigte, noch in dem Volke, bey dem ſie aufkam, liegt (aus Mangel der Quellen) ein befriedigender Erklärungsgrund ihrer Erſcheinung.

So würde denn unſre Weltgeſchichte nie etwas anders als ein Aggregat von Bruchſtücken werden, und nie den Namen einer Wiſſenſchaft verdienen. Jetzt alſo kommt ihr der philoſophiſche Verſtand zu Hülfe, und, indem er dieſe Bruchſtücke durch künſtliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum Syſtem, zu einem vernunftmäßig zuſammenhängenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgeſetze und des menſchlichen Gemüths, welche Einheit Urſache iſt, daß die Ereigniſſe des entfernteſten Alterthums, unter dem Zuſammenfluß ähnlicher Umſtände von außen, in den neueſten Zeitläufen wiederkehren; daß alſo von den neueſten Erſcheinungen, die im Kreis unſrer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche ſich in geſchichtloſen Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluß gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann. Die Methode, nach der Analogie zu ſchließen, iſt, wie überall, ſo auch in der Geſchichte ein mächtiges Hülfsmittel: aber ſie muß durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt, und mit eben ſoviel Vorſicht als Beurtheilung in Ausübung gebracht werden.

Nicht lange kann ſich der philoſophiſche Geiſt bey dem Stoffe der Weltgeſchichte verweilen, ſo wird ein neuer Trieb in ihm geſchäftig werden, der nach Uebereinſtimmung ſtrebt — der ihn unwiderſtehlich reizt, Alles um ſich herum ſeiner eigenen vernünftigen Natur zu aſſimiliren, und jede ihm vorkommende Erſcheinung zu der höchſten Wirkung, die er erkannt, zum Gedanken zu erheben. Je öfter alſo und mit je glücklicherm Erfolge er den Verſuch erneuert, das Vergangene mit hält, erklärt er die Frage für unentſchieden, und diejenige Meinung ſiegt, welche dem Verſtande die höhere Befriedigung, und dem Herzen die größere Glückſeligkeit anzubieten hat.

Es bedarf wol keiner Erinnerung, daß eine Weltgeſchichte nach letzterm Plane in den ſpäteſten Zeiten erſt zu erwarten ſteht. Eine vorſchnelle Anwendung dieſes großen Maßes könnte den Geſchichtsforſcher leicht in Verſuchung führen, den Begebenheiten Gewalt anzuthun, und dieſe glückliche Epoche für die Weltgeſchichte immer weiter zu entfernen, indem er ſie beſchleunigen will. Aber nicht zu frühe kann die Aufmerkſamkeit auf dieſe lichtvolle und doch ſo ſehr vernachläſſigte Seite der Weltgeſchichte gezogen werden, wodurch ſie ſich an den höchſten Gegenſtand aller menſchlichen Beſtrebungen anſchließt. Schon der ſtille Hinblick auf dieſes, wenn auch nur mögliche, Ziel muß dem Fleiß des Forſchers einen belebenden Sporn und eine ſüße Erholung geben. Wichtig wird ihm auch die kleinſte Bemühung ſeyn, wenn er ſich auf dem Wege ſieht, oder auch nur einen ſpäten Nachfolger darauf leitet, das Problem der Weltordnung aufzulöſen, und dem höchſten Geiſt in ſeiner ſchönſten Wirkung zu begegnen.

Und auf ſolche Art behandelt, m. H. H., wird Ihnen das Studium der Weltgeſchichte eine eben ſo anziehende als nützliche Beſchäftigung gewähren. Licht wird ſie in Ihrem Verſtande, und eine wohlthätige Begeiſterung in Ihrem Herzen entzünden. Sie wird Ihren Geiſt von der gemeinen und kleinlichen Anſicht moraliſcher Dinge entwöhnen, und, indem ſie vor Ihren Augen das große Gemälde der Zeiten und Völker auseinander breitet, wird ſie die vorſchnellen Entſcheidungen des Augenblicks, und die beſchränkten Urtheile der Selbſtſucht verbeſſern. Indem ſie den Menſchen gewöhnt, ſich mit der ganzen Vergangenheit zuſammen zu faſſen, und mit ſeinen Schlüſſen in die ferne Zukunft voraus zu eilen: ſo verbirgt ſie die Gränzen von Geburt und Tod, die das Leben des Menſchen ſo eng und ſo drückend umſchließen, ſo breitet ſie optiſch täuſchend ſein kurzes Daſeyn in einen unendlichen Raum aus, und führt das Individuum unvermerkt in die Gattung hinüber.

Der Menſch verwandelt ſich und flieht von der Bühne; ſeine Meinungen fliehen und verwandeln ſich mit ihm: die Geſchichte allein bleibt unausgeſetzt auf dem Schauplatz eine unſterbliche Bürgerinn aller Nationen und Zeiten. Wie der homeriſche Zevs ſieht ſie mit gleich heiterm Blicke auf die blutigen Arbeiten des Kriegs, und auf die friedlichen Völker herab, die ſich von der Milch ihrer Herden ſchuldlos ernähren. Wie regellos auch die Freyheit des Menſchen mit dem Weltlauf zu ſchalten ſcheine, ruhig ſieht ſie dem verworrenen Spiele zu: denn ihr weitreichender Blick entdeckt ſchon von ferne, wo dieſe regellos ſchweifende Freyheit am Bande der Nothwendigkeit geleitet wird. Was ſie dem ſtrafenden Gewiſſen eines Gregors und Cromwells geheim hält, eilt ſie der Menſchheit zu offenbaren: „daß der ſelbſtſüchtige Menſch niedrige Zwecke zwar verfolgen kann, aber unbewuſſt vortreffliche befördert.“

Kein falſcher Schimmer wird ſie blenden, kein Vorurtheil der Zeit ſie dahinreißen, denn ſie erlebt das letzte Schickſal aller Dinge. Alles was aufhört, hat für ſie gleich kurz gedauert: ſie hält den verdienten Olivenkranz friſch, und zerbricht den Obelisken, den die Eitelkeit thürmte. Indem ſie das feine Getriebe auseinander legt, wodurch die ſtille Hand der Natur ſchon ſeit dem Anfange der Welt die Kräfte des Menſchen planvoll entwickelt, und mit Genauigkeit andeutet, was in jedem Zeitraume für dieſen großen Naturplan gewonnen worden iſt; ſo ſtellt ſie den wahren Maßſtab für Glückſeligkeit und Verdienſt wieder her, den der herrſchende Wahn in jedem Jahrhundert anders verfälſchte. Sie heilt uns von der übertriebenen Bewunderung des Alterthums, und von der kindiſchen Sehnſucht nach vergangenen Zeiten; und indem ſie uns auf unſre eigenen Beſitzungen aufmerkſam macht, läſſt ſie uns die geprieſenen goldnen Zeiten Alexanders und Auguſts nicht zurückwünſchen.

Unſer menſchliches Jahrhundert herbey zu führen, haben ſich — ohne es zu wiſſen oder zu erzielen — alle vorhergehenden Zeitalter angeſtrengt. Unſer ſind alle Schätze, welche Fleiß und Genie, Vernunft und

Erfahrung im langen Alter der Welt endlich heimgebracht haben. Aus der Geſchichte erſt werden Sie lernen, einen Werth auf die Güter zu legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Beſitz ſo gern unſre Dankbarkeit rauben: koſtbare theure Güter, an denen das Blut der Beſten und Edelſten klebt, die durch die ſchwere Arbeit ſo vieler Generationen haben errungen werden müſſen! Und welcher unter Ihnen, bey dem ſich ein heller Geiſt mit einem empfindenden Herzen gattet, könnte dieſer hohen Verpflichtung eingedenk ſeyn, ohne daß ſich ein ſtiller Wunſch in ihm regte, an das kommende Geſchlecht die Schuld zu entrichten, die er dem vergangenen nicht mehr abtragen kann? Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtniß von Wahrheit, Sittlichkeit und Freyheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müſſen, auch aus unſern Mitteln einen Beytrag zu legen, und an dieſer unvergänglichen Kette, die durch alle Menſchengeſchlechter ſich windet, unſer fliehendes Daſeyn zu befeſtigen. Wie verſchieden auch die Beſtimmung ſey, die in der bürgerlichen Geſellſchaft Sie erwartet — etwas dazu ſteuern können Sie Alle! Jedem Verdienſt iſt eine Bahn zur Unſterblichkeit aufgethan, zu der wahren Unſterblichkeit meine ich, wo die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben ſollte.

Etwas
über die erſte Menſchengeſellſchaft
nach dem
Leitfaden der moſaiſchen Urkunde. *)

I.

Uebergang des Menſchen zur Freyheit und Humanität.

An dem **Leitbande des Inſtinkts**, woran ſie noch jetzt das vernunftloſe Thier leitet, muſſte die Vorſehung den Menſchen in das Leben einführen, und, da ſeine Vernunft noch unentwickelt war, gleich einer wachſamen Amme hinter ihm ſtehen. Durch Hunger und Durſt zeigte ſich ihm das Bedürfniß der Nahrung an; was er zu Befriedigung deſſelben brauchte,

---

*) **Anmerkung des Herausgebers.** Dieſer Aufſatz gehört, ſo wie die beyden folgenden, zu den univerſalhiſtoriſchen Vorleſungen des Verf. auf der Univerſität Jena. Im 11ten Heft der Thalia erſchien er zuerſt.

hatte ſie in reichlichem Vorrath um ihn herum gelegt, und durch Geruch und Geſchmack leitete ſie ihn im Wählen. Durch ein ſanftes Klima hatte ſie ſeine Nacktheit geſchont, und durch einen allgemeinen Frieden um ihn her ſein wehrloſes Leben geſichert. Für die Erhaltung ſeiner Gattung war durch den Geſchlechtstrieb geſorgt. Als Pflanze und Thier war der Menſch alſo vollendet. Auch ſeine Vernunft hatte ſchon von fern angefangen, ſich zu entfalten. Weil nämlich die Natur noch für ihn dachte, ſorgte und handelte, ſo konnten ſich ſeine Kräfte deſto leichter und ungehinderter auf die ruhige Anſchauung richten, ſeine Vernunft, noch von keiner Sorge zerſtreut, konnte ungeſtört an ihrem Werkzeuge der Sprache bauen, und das zarte Gedankenſpiel ſtimmen. Mit dem Auge eines Glücklichen ſah er jetzt noch herum in der Schöpfung; ſein frohes Gemüth faſſte alle Erſcheinungen uneigennützig und rein auf, und legte ſie rein und lauter in einem regen Gedächtniß nieder. Sanft und lachend war alſo der Anfang des Menſchen, und dies muſſte ſeyn, wenn er ſich zu dem Kampfe ſtärken ſollte, der ihm bevorſtand.

Setzen wir alſo, die Vorſehung wäre auf dieſer Stufe mit ihm ſtill geſtanden, ſo wäre aus dem Menſchen das glücklichſte und geiſtreichſte aller Thiere geworden, — aber aus der Vormundſchaft des Naturtriebs wär' er niemals getreten, frey und alſo moralich wären ſeine Handlungen niemals geworden, über die Gränze der Thierheit wär er niemals geſtiegen. In einer wollüſtigen Ruhe hätte er eine ewige Kindheit verlebt — und der Kreis, in welchem er ſich bewegt hätte, wäre der kleinſtmöglichſte geweſen, von der Begierde zum Genuß, vom Genuß zu der Ruhe, und von der Ruhe wieder zur Begierde.

Aber der Menſch war zu ganz etwas Anderm beſtimmt, und die Kräfte, die in ihm lagen, riefen ihn zu einer ganz andern Glückſeligkeit. Was die Natur in ſeiner Wiegenzeit für ihn übernommen hatte, ſollte er jetzt ſelbſt für ſich übernehmen, ſobald er mündig war. Er ſelbſt ſollte der Schöpfer ſeiner Glückſeligkeit werden, und nur der Antheil, den er daran hätte, ſollte den Grad dieſer Glückſeligkeit beſtimmen. Er ſollte den Stand der Unſchuld, den er jetzt verlor, wieder aufſuchen lernen durch ſeine Vernunft, und als ein freyer vernünftiger Geiſt dahin zurück kommen, wovon er als Pflanze und als eine Kreatur des Inſtinkts ausgegangen war; aus einem Paradies der Unwiſſenheit und Knechtſchaft ſollte er ſich, wäre es auch nach ſpäten Jahrtauſenden, zu einem Paradies der Erkenntniß und der Freyheit hinauf arbeiten, einem ſolchen nämlich, wo er dem moraliſchen Geſetze in ſeiner Bruſt eben ſo unwandelbar gehorchen würde, als er anfangs dem Inſtinkte gedient hatte, als die Pflanze und die Thiere dieſem noch dienen. Was war alſo unvermeidlich? Was mußte geſchehen, wenn er dieſem weitgeſteckten Ziel entgegen rücken ſollte? Sobald ſeine Vernunft ihre erſten Kräfte nur geprüft hatte, verſtieß ihn die Natur aus ihren pflegenden Armen, oder richtiger geſagt, er ſelbſt, von einem Triebe gereizt, den er ſelbſt noch nicht kannte, und unwiſſend, was er in dieſem Augenblicke Großes that, er ſelbſt riß ab von dem leitenden Bande, und mit ſeiner noch ſchwachen Vernunft von dem Inſtinkte nur von ferne begleitet, warf er ſich in das wilde Spiel des Lebens, machte er ſich auf den gefährlicher Weg zur moraliſchen Freyheit. Wenn wir alſo jene Stimme Gottes in Eden, die ihm den Baum der Erkenntniß verbot, in eine Stimme ſeines Inſtinktes verwandeln, der ihn von dieſem Baume zurückzog, ſo iſt ſein vermeintlicher Ungehorſam gegen jenes göttliche Gebot nichts anders als — ein Abfall von ſeinem Inſtinkte — alſo, erſte Aeußerung ſeiner Selbſtthätigkeit, erſtes Wageſtück ſeiner Vernunft, erſter Anfang ſeines moraliſchen Daſeyns. Dieſer Abfall des Menſchen vom Inſtinkte, der das moraliſche Uebel zwar in die Schöpfung brachte, aber nur um das moraliſche Gute darin möglich zu machen, iſt ohne Widerſpruch die glücklichſte und größte Begebenheit in der Menſchengeſchichte; von dieſem Augenblick her ſchreibt ſich ſeine Freyheit, hier wurde zu ſeiner Moralität der erſte entfernte Grundſtein geleget. Der Volkslehrer hat ganz recht, wenn er dieſe Begebenheit als einen Fall des erſten Menſchen behandelt, und wo es ſich thun läßt, nützliche moraliſche Lehren daraus zieht; aber der Philoſoph hat nicht weniger Recht, der menſchlichen Natur im Großen zu dieſem wichtigen Schritt zur Vollkommenheit Glück zu wünſchen. Der erſte hat Recht, es einen Fall zu nennen — denn der Menſch wurde aus einem unſchuldigen Geſchöpf ein ſchuldiges, aus einem vollkommenen Zögling der Natur ein unvollkommenes moraliſches Weſen, aus einem glücklichen Inſtrumente ein unglücklicher Künſtler.

Der Philoſoph hat Recht, es einen Rieſenſchritt der Menſchheit zu nennen, denn der Menſch wurde dadurch aus einem Sklaven des Naturtriebes ein freyhandelndes Geſchöpf, aus einem Automat ein ſittliches Weſen, und mit dieſem Schritt trat er zuerſt auf die Leiter, die ihn nach Verlauf von vielen Jahrtauſenden zur Selbſtherrſchaft führen wird. Jetzt wurde der Weg länger, den er zum Genuß nehmen mußte. Anfangs durfte er nur die Hand ausſtrecken, um die Befriedigung ſogleich auf die Begierde folgen zu laſſen; jetzt aber mußte er ſchon Nachdenken, Fleiß und Mühe zwiſchen die Begierde und ihre Befriedigung einſchalten. Der Friede war aufgehoben zwiſchen ihm und den Thieren. Die Noth trieb ſie jetzt gegen ſeine Pflanzungen, ja gegen ihn ſelbſt an, und durch ſeine Vernunft mußte er ſich Sicherheit, und eine Ueberlegenheit der Kräfte, die ihm die Natur verſagt hatte, künſtlich über ſie verſchafſen: er muſſte Waffen erfinden, und ſeinen Schlaf durch feſte Wohnungen vor dieſem Feinde ſicher ſtellen. Aber hier ſchon erſetzte ihm die Natur an Freuden des Geiſtes, was ſie ihm an Pflanzengenüſſen genommen hatte. Das ſelbſt gepflanzte Kraut überraſchte ihn mit einer Schmackhaftigkeit, die er vorher nicht kennen gelernt hatte; der Schlaf beſchlich ihn nach der ermüdenden Arbeit und unter ſelbſtgebautem Dache ſüßer, als in der trägen Ruhe ſeines Paradieſes. Im Kampfe mit dem Tiger, der ihn anfiel, freute er ſich ſeiner entdeckten Gliederkraft und Liſt, und mit jeder überwundnen Gefahr konnte er ſich ſelbſt für das Geſchenk ſeines Lebens danken.

Jetzt war er für das Paradies ſchon zu edel, und er kannte ſich ſelbſt nicht, wenn er im Drange der Noth und unter der Laſt der Sorgen ſich in daſſelbe zurückwünſchte. Ein innrer ungeduldiger Trieb, der erwachte Trieb ſeiner Selbſtthätigkeit, hätte ihn bald in ſeiner müßigen Glückſeligkeit verfolgt, und ihm die Freuden verekelt, die er ſich nicht ſelbſt geſchaffen hatte. Er würde das Paradies in eine Wildniß verwandelt, und dann die Wildniß zum Paradies gemacht haben. Aber glücklich für das Menſchengeſchlecht, wenn es keinen ſchlimmern Feind zu bekämpfen gehabt hätte, als die Trägheit des Ackers, den Grimm wilder Thiere und eine ſtürmiſche Natur! — Die Noth drängte ihn, Leidenſchaften wachten auf, und waffneten ihn bald gegen ſeines Gleichen. Mit dem Menſchen muſſte er um ſein Daſeyn kämpfen, einen langen, laſterreichen, noch jetzt nicht geendigten Kampf, aber in dieſem Kampfe allein konnte er ſeine Vernunft und Sittlichkeit ausbilden.

Häusliches Leben.

Die erſten Söhne, welche die Mutter der Menſchen gebahr, hatten vor ihren Eltern einen ſehr wichtigen Vortheil voraus: Sie wurden von Menſchen erzogen. Alle Fortſchritte, welche die letztern durch ſich ſelbſt, und alſo weit langſamer, hatten thun müſſen, kamen ihren Kindern zu gut, und wurden dieſen ſchon in ihrem zärteſten Alter, ſpielend und mit der Herzlichkeit elterlicher Liebe übergeben. Mit dem erſten Sohn alſo, der vom Weibe geboren war, fängt das große Werkzeug an, wirkſam zu werden — das Werkzeug, durch welches das ganze Menſchengeſchlecht ſeine Bildung erhalten hat, und fortfahren wird, zu erhalten — nämlich die Tradition, oder die Ueberlieferung der Begriffe.

Die moſaiſche Urkunde verläſſt uns hier und überſpringt einen Zeitraum von funfzehn und mehrern Jahren, um uns die beyden Brüder als ſchon erwachſen aufzuführen. Aber dieſe Zwiſchenzeit iſt für die Menſchengeſchichte wichtig, und wenn die Urkunde uns verläſſt, ſo muß die Vernunft die Lücke ergänzen.

Die Geburt eines Sohnes, ſeine Ernährung, Wartung und Erziehung vermehrten die Kenntniſſe, Erfahrungen und Pflichten der erſten Menſchen mit einem wichtigen Zuwachs, den wir ſorgfältig aufzeichnen müſſen.

Von den Thieren lernte die erſte Mutter ohne Zweifel ihre nothwendigſte Mutterpflicht, ſo wie ſie die Hülfsmittel bey der Geburt wahrſcheinlich von der Noth gelernt hatte. Die Sorgfalt für Kinder machte ſie auf unzählige kleine Bequemlichkeiten aufmerkſam, die ihr bis jetzt unbekannt geweſen; die Anzahl der Dinge, von denen ſie Gebrauch machen lernte, vermehrte ſich, und die Mutterliebe wurde ſinnreich im Erfinden.

Bis jetzt hatten beyde nur *ein* geſellſchaftliches Verhältniß, nur *eine* Gattung von Liebe erkannt, weil jedes in dem andern nur Einen Gegenſtand vor ſich hatte. Jetzt lernten ſie mit einem neuen Gegenſtand eine neue Gattung von Liebe, ein neues moraliſches Verhältniß kennen — *elterliche* Liebe. Dieſes neue Gefühl von Liebe war von reinerer Art, als das erſte, es war ganz uneigennützig, da jenes erſte bloß auf Vergnügen, auf wechſelſeitiges Bedürfniß des Umgangs gegründet geweſen war.

Sie betraten alſo mit dieſer neuen Erfahrung ſchon eine höhere Stufe der Sittlichkeit — ſie wurden veredelt.

Aber die elterliche Liebe, in welcher ſich beyde für ihr Kind vereinigten, bewirkte nun auch eine nicht geringe Veränderung in dem Verhältniß, worin ſie bisher zu einander ſelbſt geſtanden hatten. Die Sorge, die Freude, die zärtliche Theilnahme, worin ſie ſich für den gemeinſchaftlichen Gegenſtand ihrer Liebe begegneten, knüpfte unter ihnen ſelbſt neue und ſchönere Bande an. Jedes entdeckte bey dieſer Gelegenheit in dem andern neue ſittlich ſchöne Züge, und eine jede ſolcher Entdeckungen erhöhte und verfeinerte ihr Verhältniß. Der Mann liebte in dem Weibe die Mutter, die Mutter ſeines geliebten Sohns. Das Weib ehrte und liebte in dem Mann den Vater, den Ernährer ihres Kindes. Das bloß ſinnliche Wohlgefallen an einander erhob ſich zur Hochachtung, aus der eigennützigen Geſchlechtsliebe erwuchs die ſchöne Erſcheinung der ehlichen Liebe.

Bald wurden dieſe moraliſchen Erfahrungen mit neuen bereichert. Die Kinder wuchſen heran, und auch unter ihnen knüpfte ſich allmählig ein zärtliches Band an. Das Kind hielt ſich am liebſten zum Kinde, weil jedes Geſchöpf ſich in ſeines Gleichen nur liebet. An zarten unmerklichen Fäden erwuchs die Geſchwiſterliebe. Eine neue Erfahrung für die erſten Eltern. Sie ſahen nun ein Bild der Geſelligkeit, des Wohlwollens, zum erſtenmal außer ihnen, ſie erkannten ihre eigenen Gefühle, nur in einem jugendlichern Spiegel, wieder.

Bis jetzt hatten Beyde, ſo lange ſie allein waren, nur in der Gegenwart und in der Vergangenheit gelebt.

aber nun fing die ferne Zukunft an, ihnen Freuden zu zeigen. So wie ſie ihre Kinder neben ſich aufwachſen ſahen, und jeder Tag eine neue Fähigkeit in dieſen entwickelte, thaten ſich ihnen lachende Ausſichten für die Zukunft auf, wenn dieſe Kinder nun einmal Männer und ihnen gleich werden würden — in ihren Herzen erwachte ein neues Gefühl, die Hoffnung. Welch ein unendliches Gebiet aber wird dem Menſchen durch die Hoffnung geöffnet! Vorher hatten ſie jedes Vergnügen nur einmal, nur in der Gegenwart genoſſen — in der Erwartung wurde jede künftige Freude mit zahlenloſer Wiederholung voraus empfunden!

Als die Kinder nun wirklich heranreiften, welche Mannichfaltigkeit kam auf einmal in dieſe erſte Menſchengeſellſchaft! Jeder Begriff, den ſie ihnen mitgetheilt hatten, hatte ſich in jeder Seele anders gebildet, und überraſchte ſie jetzt durch Neuheit. Jetzt wurde der Umlauf der Gedanken lebendig, das moraliſche Gefühl in Uebung geſetzt, und durch Uebung entwickelt, die Sprache wurde ſchon reicher, mahlte ſchon beſtimmter, und wagte ſich ſchon an feinere Gefühle; neue Erfahrungen in der Natur um ſie her, neue Anwendung der ſchon bekannten. Jetzt beſchäftigte der Menſch ihre Aufmerkſamkeit ſchon ganz. Jetzt war eine Gefahr mehr vorhanden, daß ſie zur Nachahmung der Thiere herabſinken würden!

Verſchiedenheit der Lebensweiſe.

Der Fortſchritt der Kultur äußerte ſich ſchon bey der erſten Generation. Adam baute den Acker; einen ſeiner Söhne ſehen wir ſchon einen neuen Nahrungszweig, die Viehzucht, ergreifen. Das Menſchengeſchlecht ſcheidet ſich alſo hier ſchon in zwey verſchiedne Konditionen, in Feldbauer und Hirten.

Bey der Natur ging der erſte Menſch in die Schule, und ihr hat er alle nützliche Künſte des Lebens abgelernt. Bey einer aufmerkſamen Betrachtung konnte ihm die Ordnung nicht lange verborgen bleiben, nach welcher die Pflanzen ſich wieder erzeugen. Er ſah die Natur ſelbſt ſäen und begießen, ſein Nachahmungstrieb erwachte, und bald ſpornte ihn die Noth, der Natur ſeinen Arm zu leihen, und ihrer freywilligen Ergiebigkeit durch Kunſt nachzuhelfen.

Man muß aber nicht glauben, daß der erſte Anbau gleich Getreidebau geweſen, wozu ſchon ſehr große Zurüſtungen nöthig ſind, und es iſt dem Gang der Natur gemäß, ſtets von den einfachern zu dem zuſammengeſetztern fortzuſchreiten. Wahrſcheinlich war der Reis eines der erſten Gewächſe, die der Menſch bauete; die Natur lud ihn dazu ein, denn der Reis wächſet in Indien wild, und die älteſten Geſchichtſchreiber ſprechen von dem Reisbau als einer der älteſten Arten des Feldbaues. Der Menſch bemerkte, daß bey einer anhaltenden Dürre die Pflanzen ermatten, nach einem Regen aber ſich ſchnell wieder erholten. Er bemerkte ferner, daß da, wo ein übertretender Strom einen Schlamm zurück gelaſſen, die Fruchtbarkeit größer war. Er benutzte dieſe beyden Entdeckungen, er gab ſeinen Pflanzungen einen künſtlichen Regen, und brachte Schlamm auf ſeinen Acker, wenn kein Fluß in der Nähe war, der ihm ſolchen geben konnte. Er lernte begießen und düngen.

Schwerer ſcheint der Schritt zu ſeyn, den er zum Gebrauch der Thiere machte, aber auch hier fing er, wie überall, bey dem Natürlichen und Unſchuldigen zuerſt an; und er begnügte ſich vielleicht viele Menſchenalter lang mit der Milch des Thiers, ehe er Hand an deſſen Leben legte. Ohne Zweifel war es die Muttermilch, die ihn zu dem Verſuche einlud, ſich der Thiermilch zu bedienen. Nicht ſobald aber hatte er dieſe neue Nahrung kennen lernen, als er ſich ihrer auf immer verſicherte. Um dieſe Speiſe jederzeit bereit und im Vorrath zu haben, durfte es nicht dem Zufall überlaſſen werden, ob ihm dieſer gerade, wenn er hungerte, ein ſolches Thier entgegen führen wollte. Er verfiel alſo darauf, eine gewiſſe Anzahl ſolcher Thiere immer um ſich zu verſammeln, er verſchaffte ſich eine Herde; dieſe muſſte er aber unter denjenigen Thieren ſuchen, die geſellig leben, und er muſſte ſie aus dem Stande wilder Freyheit in den Stand der Dienſtbarkeit und friedlichen Ruhe verſetzen, d. i. er muſſte ſie zähmen.

Ehe er ſich aber an diejenigen wagte, die von wilderer Natur und ihm an natürlichen Waffen und Kräften überlegen waren, verſuchte er es zuerſt mit denjenigen, denen er ſelbſt an Kraft überlegen war, und welche von Natur weniger Wildheit beſaßen. Er hütete alſo früher Schafe, als er Schweine, Ochſen und Pferde hütete.

Sobald er ſeinen Thieren ihre Freyheit geraubt hatte, war er in die Nothwendigkeit geſetzt, ſie ſelbſt zu ernähren, und für ſie zu ſorgen. So wurde er alſo zum Hirten, und ſo lange die Geſellſchaft noch klein war, konnte die Natur ſeiner kleinen Herde Nahrung im Ueberfluß darbieten. Er hatte keine andre Mühe, als die Weide aufzuſuchen, und ſie, wenn ſie abgeweidet war, mit einer andern zu vertauſchen. Der reichſte Ueberfluß lohnte ihn für dieſe leichte Beſchäftigung, und der Ertrag ſeiner Arbeit war keinem Wechſel, weder der Jahrszeit noch der Witterung, unterworfen. Ein gleichförmiger Genuß war das Loos des Hirtenſtandes, Freyheit und ein fröhlicher Müßiggang ſein Charakter.

Ganz anders verhielt es ſich mit dem Feldbauer. Sklaviſch war dieſer an den Boden, den er bepflanzt hatte, gebunden, und mit der Lebensart die er ergriff, hatte er jede Freyheit ſeines Aufenthalts aufgegeben. Sorgfältig muſſte er ſich nach der zärtlichen Natur des Gewächſes richten, das er zog, und dem

Wachsthum deſſelben durch Kunſt und Arbeit zu Hülfe kommen, wenn der andre ſeine Herde ſelbſt für ſich ſorgen ließ. Mangel an Werkzeugen machte ihm anfänglich jede Arbeit ſchwerer, und doch war er ihr mit zwey Händen kaum gewachſen. Wie mühſam muſſte ſeine Lebensart ſeyn, ehe die Pflugſchar ſie ihm erleichterte, ehe er den gebändigten Stier zwang, die Arbeit mit ihm zu theilen.

Das Aufreißen des Erdreichs, Ausſaat und Wäſſerung, die Ernte ſelbſt, wie viele Arbeiten erforderte dieſes alles! und welche Arbeit erſt nach der Ernte, bis die Frucht ſeines Fleißes ſo weit gebracht war, von ihm genoſſen zu werden! Wie oft muſſte er ſich gegen wilde Thiere, die ſie anfielen, für ſeine Pflanzungen wehren, ſie hüten oder verzäunen, oft vielleicht gar mit Gefahr ſeines Lebens dafür kämpfen! Und wie unſicher war ihm dabey noch immer die Frucht ſeines Fleißes, in die Gewalt der Witterung und der Jahrszeit gegeben! Ein übertretender Strom, ein fallender Hagel war genug, ſie ihm am Ziel noch zu rauben, und ihn dem härteſten Mangel auszuſetzen. Hart alſo, ungleich und zweifelhaft war das Loos des Ackermanns gegen das gemächliche ruhige Loos des Hirten, und ſeine Seele muſſte in einem durch ſo viele Arbeit gehärteten Körper verwildern.

Fiel es ihm nun ein, dieſes harte Schickſal mit dem glücklichen Leben des Hirten zu vergleichen, ſo muſſte ihm dieſe Ungleichheit auffallen, er muſſte — nach ſeiner ſinnlichen Vorſtellungsart — jenen für einen vorgezognen Günſtling des Himmels halten.

Der Neid erwachte in ſeinem Buſen; dieſe unglückliche Leidenſchaft muſſte, bey der erſten Ungleichheit unter Menſchen, erwachen. Mit Scheelſucht blickte er jetzt den Segen des Hirten an, der ihm ruhig gegenüber im Schatten weidete, wenn ihn ſelbſt die Sonnenhitze ſtach, und die Arbeit ihm den Schweiß aus der Stirn preſſte. Die ſorgloſe Fröhlichkeit des Hirten that ihm wehe. Er haſſte ihn wegen ſeines Glücks und verachtete ihn ſeines Müßiggangs wegen. So bewahrte er einen ſtillen Unwillen gegen ihn in ſeinem Herzen, der bey dem nächſten Anlaß in Gewaltthätigkeit ausbrechen muſſte. Dieſer Anlaß aber konnte nicht lange ausbleiben. Die Gerechtſame eines Jeden hatte zu dieſer Zeit noch keine beſtimmten Gränzen, und keine Geſetze waren noch vorhanden, die das Mein und Dein auseinander geſetzt hätten. Jeder glaubte, noch einen gleichen Anſpruch auf die ganze Erde zu haben, denn die Vertheilung in Eigenthum ſollte erſt durch eintretende Kolliſionen herbey geführt werden. Geſetzt nun, der Hirte hatte alle Gegenden umher mit ſeiner Herde abgeweidet, und fühlte doch auch keine Luſt dazu, ſich weit von der Familie in fernen Gegenden zu verlieren — was that er alſo? worauf muſſte er natürlicherweiſe verfallen? Er trieb ſeine Herde in die Pflanzungen des

Ackermanns, oder ließ es wenigſtens geſchehen, daß ſie ſelbſt dieſen Weg nahm. Hier war reicher Vorrath für ſeine Schafe, und kein Geſetz war noch da, es ihm zu wehren. Alles, wornach er greifen konnte, war ſein — ſo raiſonnirte die kindiſche Menſchheit.

Jetzt alſo zum erſten Mal kam der Menſch in Kolliſion mit dem Menſchen; an die Stelle der wilden Thiere, mit denen es der Ackermann bis jetzt zu thun gehabt hatte, trat nun der Menſch. Dieſer erſchien jetzt gegen ihn als ein feindſeliges Raubthier, das ſeine Pflanzungen verwüſten wollte. Kein Wunder, daß er ihn auf eben die Art empfing, wie er das Raubthier empfangen hatte, dem der Menſch jetzt nachahmte. Der Haß, den er ſchon lange Jahre in ſeiner Bruſt herum getragen, wirkte mit, ihn zu erbittern; und ein mörderiſcher Schlag mit der Keule rächte ihn auf einmal an dem langen Glück ſeines beneideten Nachbars.

So traurig endigte die erſte Kolliſion der Menſchen.

Aufgehobene Standesgleichheit.

Einige Worte der Urkunde laſſen uns ſchließen, daß die Polygamie in jenen frühen Zeiten etwas ſeltnes, und alſo damals ſchon Herkommen geweſen ſey, ſich in Ehen einzuſchränken, und mit Einer Gattinn zu begnügen. Ordentliche Ehen aber ſcheinen ſchon eine gewiſſe Sittlichkeit und Verfeinerung anzuzeigen, die man in jenen frühen Zeiten kaum erwarten ſollte. Meiſtens gelangen die Menſchen nur durch die Folgen der Unordnung zu Einführung der Ordnung, und Geſetzloſigkeit führt gewöhnlich erſt zu Geſetzen.

Dieſe Einführung ordentlicher Ehen ſcheint alſo nicht ſowol auf Geſetzen, als auf dem Herkommen beruht zu haben. Der Menſch konnte nicht anders, als in der Ehe leben, und das Beyſpiel des erſten hatte für den zweyten ſchon einige Kraft des Geſetzes. Mit einem einzigen Paar hatte das Menſchengeſchlecht angefangen. Die Natur hatte alſo ihren Willen in dieſem Beyſpiel gleichſam verkündigt.

Nimmt man alſo an, daß in den allererſten Zeiten das Verhältniß der Anzahl zwiſchen beyden Geſchlechtern gleich geweſen ſey, ſo ordnete ſchon die Natur, was der Menſch nicht geordnet hätte. Jeder nahm nur eine Gattinn, weil nur eine für ihn übrig war.

Wenn ſich nun endlich in der Anzahl beyder Geſchlechter auch ein merkliches Mißverhältniß zeigte, und Wahlen ſtatt fanden, ſo war dieſe Ordnung durch Obſervanz einmal befeſtigt, und Niemand wagte es ſo leicht, die Weiſe der Väter durch eine Neuerung zu verletzen.

Eben ſo, wie die Ordnung der Ehen, richtete ſich auch ein gewiſſes natürliches Regiment in der Geſellſchaft von ſelbſt ein. Das väterliche Anſehn hatte die Natur gegründet, weil ſie das hülfloſe Kind von dem Vater abhängig machte, und es vom zarten Alter an gewöhnte, ſeinen Willen zu ehren. Dieſe Empfindung muſſte der Sohn ſein ganzes Leben hindurch beybehalten. Wurde er nun auch ſelbſt Vater, ſo konnte ſein Sohn denjenigen nicht ohne Ehrfurcht anſehen, dem er von ſeinem Vater ſo ehrerbietig begegnet ſah, und ſtillſchweigend muſſte er dem Vater ſeines Vaters ein höheres Anſehn zugeſtehen. Dieſes Anſehn des Stammherrn muſſte ſich in gleichem Grade mit jeder Vermehrung der Familie, und mit jeder höhern Stufe ſeines Alters vermehren, und die größere Erfahrenheit, die Frucht eines ſo langen Lebens, muſſte ihm ohnehin über Jeden, der jünger war, eine natürliche Ueberlegenheit geben. In jeder ſtrittigen Sache war der Stammherr alſo die letzte Inſtanz, und durch die lange Beobachtung dieſes Gebrauches gründete ſich endlich eine natürliche ſanfte Obergewalt, die Patriarchen-Regierung, welche aber die allgemeine Gleichheit darum nicht aufhob, ſondern vielmehr befeſtigte.

Aber dieſe Gleichheit konnte nicht immer Beſtand haben. Einige waren weniger arbeitſam, einige weniger von dem Glück und ihrem Erdreich begünſtigt, einige ſchwächlicher geboren als die andern, es gab alſo Starke und Schwache, Herzloſe und Verzagte, Wohlhabende und Arme. Der Schwache und Arme muſſte bitten, der Wohlhabende konnte geben und verſagen. Die Abhängigkeit der Menſchen von Menſchen fing an.

Die Natur der Dinge hatte es einführen müſſen, daß das hohe Alter von der Arbeit befreyte, und der Jüngling für den Greis, der Sohn für den grauen Vater die Geſchäfte übernahm. Bald wurde dieſe Pflicht der Natur von der Kunſt nachgeahmt. Manchem muſste der Wunſch aufſteigen, die bequeme Ruhe des Greiſen mit den Genüſſen des Jünglings zu verbinden, und ſich künſtig Jemand zu verſchaffen, der für ihn die Dienſte eines Sohnes übernähme. Sein Auge fiel auf den Armen oder Schwächern, der ſeinen Schutz aufforderte, oder ſeinen Ueberfluß in Anſpruch nahm. Der Arme und Schwache bedurfte ſeines Beyſtandes, er hingegen brauchte den Fleiß des Armen. Das eine alſo wurde die Bedingung des andern. Der Arme und Schwache diente und empfing, der Starke und Reiche gab und ging müßig.

Der erſte Unterſchied der Stände. Der Reiche wurde reicher durch des Armen Fleiß; ſeinen Reichthum zu vermehren, vermehrte er alſo die Zahl ſeiner Knechte; Viele alſo ſah er um ſich, die minder glücklich als er waren, Viele hingen von ihm ab. Der Reiche fühlte ſich und wurde ſtolz. Er fing an, die Werkzeuge ſeines Glückes mit Werkzeugen ſeines Willens zu verwechſeln. Die Arbeit Vieler kam ihm, dem Einzigen, zu gut; alſo ſchloß er, dieſe Vielen ſeyen des Einzigen wegen da — Er hatte nur einen kleinen Schritt zum Deſpoten.

Der Sohn des Reichen fing an, ſich beſſer zu dünken, als die Söhne von ſeines Vaters Knechten. Der Himmel hatte ihn mehr begünſtigt als dieſe; er war dem Himmel alſo lieber. Er nannte ſich Sohn des Himmels, wie wir Günſtlinge des Glücks Söhne des Glücks nennen. Gegen ihn, den Sohn des Himmels, war der Knecht nur ein Menſchenſohn. Daher in der Geneſis der Unterſchied zwiſchen Kindern Elohims und Kindern der Menſchen.

Das Glück führte den Reichen zum Müßiggang, der Müßiggang führte ihn zur Lüſternheit und endlich zum Laſter. Sein Leben auszufüllen, muſſte er die Zahl ſeiner Genüſſe vermehren; ſchon reichte das gewöhnliche Maß der Natur nicht mehr hin, den Schwelger zu befriedigen, der in ſeiner trägen Ruhe auf Ergetzungen ſann.

Er muſſte Alles beſſer und Alles in reicherm Maße haben, als der Knecht. Der Knecht begnügte ſich noch mit einer Gattinn. Er erlaubte ſich mehrere Weiber. Immerwährender Genuß ſtumpft aber ab, und ermüdet. Er muſſte darauf denken, ihn durch künſtliche Reize zu erheben. Ein neuer Schritt. Er nahm nicht mehr vorlieb mit dem, was den ſinnlichen Trieb nur befriedigte; er wollte in einen Genuß mehrere und feinere Freuden gelegt haben. Erlaubte Vergnügungen ſättigten ihn nicht mehr; ſeine Begierde verfiel nun auf heimliche. Das Weib allein reizte ihn nicht mehr. Er verlangte jetzt ſchon Schönheit von ihr.

Unter den Töchtern ſeiner Knechte entdeckte er ſchöne Weiber. Sein Glück hatte ihn ſtolz gemacht; Stolz und Sicherheit machten ihn trotzig. Er überredete ſich leicht, daß Alles ſein ſey, was ſeinen Knechten gehöre. Weil ihm Alles hinging, ſo erlaubte er ſich Alles. Die Tochter ſeines Knechts war ihm zur Gattinn zu niedrig; aber zur Befriedigung ſeiner Lüſte war ſie doch zu gebrauchen. Ein neuer wichtiger Schritt der Verfeinerung zur Verſchlimmerung.

Sobald aber nun das Beyſpiel einmal gegeben war, ſo muſſte die Sittenverderbniß bald allgemein werden. Je weniger Zwangsgeſetze ſie nämlich vorfand, die ihr hätten Einhalt thun können, je näher die Geſellſchaft, in welcher dieſe Sittenloſigkeit aufkam, noch dem Stande der Unſchuld war, deſto reißender muſſte ſie ſich verbreiten.

Das Recht des Stärkern kam auf, Macht berechtigte zur Unterdrückung, und zum erſten Male zeigen ſich Tyrannen.

Die Urkunde gibt ſie als Söhne der Freude an, als die unächten Kinder, die in geſetzwidriger Vermiſchung erzeugt wurden. Kann man dieſes für buchſtäblich wahr halten, ſo liegt eine große Feinheit in dieſem Zug, die man meines Wiſſens noch nicht auseinander geſetzt hat. Dieſe Baſtart-Söhne erbten den Stolz des Vaters, aber nicht ſeine Güter. Vielleicht liebte ſie der Vater, und zog ſie bey ſeinen Lebzeiten vor, aber von ſeinen rechtmäßigen Erben wurden ſie ausgeſchloſſen und vertrieben, ſo bald er todt war. Hinausgeſtoßen aus einer Familie, der ſie durch einen unrechten Weg aufgedrungen worden, ſahen ſie ſich verlaſſen und einſam in der weiten Welt, ſie gehörten Niemand an, und nichts gehörte ihnen; damals aber war keine andre Lebensweiſe in der Welt, als man muſſte entweder Herr, oder eines Herrn Knecht ſeyn.

Ohne das erſte zu ſeyn, dünkten ſie ſich zu dem letztern zu ſtolz; auch waren ſie zu bequem erzogen, um dienen zu lernen. Was ſollten ſie alſo thun? Der Dünkel auf ihre Geburt und feſte Glieder war alles, was ihnen geblieben war; nur die Erinnerung an ehmaligen Wohlſtand, und ein Herz, das auf die Geſellſchaft erbittert war, begleitete ſie ins Elend. Der Hunger machte ſie zu Räubern, und Räuberglück zu Abenteurern, endlich gar zu Helden.

Bald wurden ſie dem friedlichen Feldbauer, dem wehrloſen Hirten fürchterlich, und erpreſſten von ihm, was ſie wollten. Ihr Glück und ihre Siegesthaten machten ſie weit umher berüchtigt, und der bequeme Ueberfluß dieſer neuen Lebensweiſe mochte wohl Mehrere zu ihrer Bande ſchlagen. So wurden ſie gewaltig, wie die Schrift ſagt, und berühmte Leute.

Dieſe überhandnehmende Unordnung in der erſten Geſellſchaft würde ſich endlich wahrſcheinlich mit Ordnung geendigt, und die einmal aufgehobene Gleichheit unter den Menſchen von dem patriarchaliſchen Regiment zu Monarchien geführt haben — Einer dieſer Abenteurer, mächtiger und kühner als die andern, würde ſich zu ihrem Herrn aufgeworfen, eine feſte Stadt gebaut, und den erſten Staat gegründet haben — aber dieſe Erſcheinung kam dem Weſen, das das Schickſal der Welt lenkt, noch zu frühe, und eine fürchterliche Naturbegebenheit hemmte plötzlich alle Schritte, welche das Menſchengeſchlecht zu ſeiner Verfeinerung zu thun im Begriffe war.

Der erſte König.

Aſien, durch die Ueberſchwemmung von ſeinen menſchlichen Bewohnern verlaſſen, muſſte bald wilden Thieren zum Raub werden, die ſich auf einem ſo fruchtbarn Erdreich, als auf die Ueberſchwemmung folgte, ſchnell und in groſſer Anzahl vermehrten, und ihre Herrſchaft da ausbreiteten, wo der Menſch zu ſchwach war, ihr Einhalt zu thun. Jeder Strich Landes alſo, den das neue Menſchengeſchlecht bebauete, muſſte den wilden Thieren erſt abgerungen, und mit Liſt und Gewalt ferner gegen ſie vertheidigt werden. Unſer Europa iſt jetzt von dieſen wilden Bewohnern gereinigt, und kaum können wir uns einen Begriff von dem Elend machen, das jene Zeiten gedrückt hat; aber wie fürchterlich dieſe Plage geweſen ſeyn müſſe, laſſen uns, außer mehrern Stellen der Schrift, die Gewohnheiten der älteſten Völker und beſonders der Griechen ſchließen, die den Bezwingern wilder Thiere Unſterblichkeit und die Götterwürde zuerkannt haben.

So wurde der Thebaner Oedipus König, weil er die verheerende Sphinx ausgerottet; ſo erwarben ſich Perſeus, Herkules, Theſeus und viele Andre ihren Nachruhm und ihre Apotheoſe. Wer alſo an Vertilgung dieſer allgemeinen Feinde arbeitete, war der größte Wohlthäter der Menſchen, und um glücklich darin zu ſeyn, muſſte er auch wirklich ſeltene Gaben in ſich vereinigen. **Die Jagd** gegen dieſe Thiere war, ehe der Krieg unter Menſchen ſelbſt zu wüthen begann, das eigentliche Werk der Helden. Wahrſcheinlich wurde dieſe Jagd in großen Haufen angeſtellt, die immer der Tapferſte anführte, derjenige nämlich, dem ſein Muth und ſein Verſtand eine natürliche Ueberlegenheit über die Andern verſchafften. Dieſer gab dann zu den wichtigſten dieſer Kriegesthaten ſeinen Namen, und dieſer Name lud viele Hunderte ein, ſich zu ſeinem Gefolge zu ſchlagen, um unter ihm Thaten der Tapferkeit zu thun. Weil dieſe Jagden nach gewiſſen planmäßigen Diſpoſitionen vorgenommen werden muſſten, die der Anführer entwarf und dirigirte, ſo ſetzte er ſich dadurch ſtillſchweigend in den Beſitz, den übrigen ihre Rollen zuzutheilen, und ſeinen Willen zu dem ihrigen zu machen. Man wurde unvermerkt gewohnt, ihm Folge zu leiſten, und ſich ſeinen beſſern Einſichten zu unterwerfen. Hatte er ſich durch Thaten perſönlicher Tapferkeit, durch Kühnheit der Seele und Stärke des Arms hervorgethan, ſo wirkten Furcht und Bewunderung zu ſeinem Vortheil, daß man ſich zuletzt blindlings ſeiner Führung unterwarf. Entſtanden nun Zwiſtigkeiten unter ſeinen Jagdgenoſſen, die unter einem ſo zahlreichen rohen Jägerſchwarm nicht lange ausbleiben konnten, ſo war Er, den Alle fürchteten und ehrten, der natürlichſte Richter des Streits, und die Ehrfurcht und Furcht vor ſeiner perſönlichen Tapferkeit war genug, ſeinen Ausſprüchen Kraft zu geben. So wurde aus einem Anführer der Jagden ſchon ein Befehlshaber und Richter.

Wurde der Raub nun getheilt, ſo muſſte billigerweiſe die größre Portion ihm, dem Anführer, zufallen, und da er ſolche für ſich ſelbſt nicht verbrauchte, ſo hatte er etwas, womit er ſich andre verbinden, und ſich alſo Anhänger und Freunde erwerben konnte. Bald ſammelte ſich eine Anzahl der Tapferſten, die er immer durch neue Wohlthaten zu vermehren ſuchte, um ſeine Perſon, und unvermerkt hatte er ſich eine Art von Leibwache, eine Schar von Mamelukken, daraus gebildet, die ſeine Anmaßungen mit wildem Eifer unterſtützte, und Jeden, der ſich ihm widerſetzen mochte, durch ihre Anzahl in Schrecken ſetzte.

Da ſeine Jagden allen Gutsbeſitzern und Hirten, deren Gränzen er dadurch von verwüſtenden Feinden reinigte, nützlich wurden, ſo mochte ihm anfänglich ein freywilliges Geſchenk in Früchten des Feldes und der Herde für dieſe nützliche Mühe gereicht worden ſeyn, das er ſich in der Folge als einen verdienten Tribut fortſetzen ließ, und endlich als eine Schuld und als eine pflichtmäßige Abgabe erpreſſte. Auch dieſe Erwerbungen vertheilte er unter die Tüchtigſten ſeines Haufens, und vergrößerte dadurch immermehr die Zahl ſeiner Kreaturen. Weil ihn ſeine Jagden öfters durch Flur und Felder führten, die bey dieſen Durchzügen Schaden litten, ſo fanden es viele Gutsbeſitzer für gut, dieſe Laſt durch ein freywilliges Geſchenk abzukaufen, welches er gleichfalls nachher von allen Andern, denen er hatte ſchaden können, einforderte. Durch ſolche und ähnliche Mittel vermehrte er ſeinen Reichthum, und durch dieſen — ſeinen Anhang, der endlich zu einer kleinen Armee anwuchs, die um ſo fürchterlicher war, weil ſie ſich im Kampf mit dem Löwen und Tiger zu jeder Gefahr und Arbeit abgehärtet hatte, und durch ihr rauhes Handwerk verwildert war. Der Schrecken ging jetzt vor ſeinem Namen her, und Niemand durfte es mehr wagen, ihm eine Bitte zu verweigern. Fielen zwiſchen Einem aus ſeiner Begleitung und einem Fremden Streitigkeiten vor, ſo appellirte der Jäger natürlicherweiſe an ſeinen Anführer und Beſchützer, und ſo lernte dieſer ſeine Gerichtsbarkeit auch über Dinge, die ſeine Jagd nichts angingen, verbreiten. Nun fehlte ihm zum Könige nichts mehr, als eine feyerliche Anerkennung, und konnte man ihm dieſe wohl an der Spitze ſeiner gewaffneten und gebietriſchen Scharen verſagen? Er war der Tüchtigſte zu herrſchen, weil er der Mächtigſte war, ſeine Befehle durchzuſetzen. Er war der allgemeine Wohlthäter Aller, weil man ihm Ruhe und Sicherheit vor dem gemeinſchaftlichen Feind verdankte. Er war ſchon im Beſitz der Gewalt, weil ihm die Mächtigſten zu Gebote ſtanden.

Auf eine ähnliche Art wurden die Vorfahren des Alarich, des Attila, des Meroveus, Könige ihrer Völker. Eben ſo iſts mit den griechiſchen Königen, die uns Homer in der Ilias aufführt. Alle waren zuerſt Anführer eines kriegriſchen Haufens, Ueberwinder von Ungeheuern, Wohlthäter ihrer Nation. Aus kriegriſchen Anführern wurden ſie allmählig Schiedsmänner und Richter; mit dem gemachten Raube erkauften ſie ſich einen Anhang, der ſie mächtig und fürchterlich machte. Durch Gewalt endlich ſtiegen ſie auf den Thron.

Man führt das Beyſpiel des Dejoces in Medien an, dem das Volk die königliche Würde freywillig übertrug, nachdem er ſich demſelben als Richter nützlich gemacht hatte. Aber man that Unrecht, dieſes Beyſpiel auf die Entſtehung des erſten Königs anzuwenden. Als die Meder den Dejoces zu ihrem Könige machten, waren ſie ſchon ein Volk, ſchon eine formirte politiſche Geſellſchaft; in dem vorliegenden Falle hingegen ſollte durch den erſten König die erſte politiſche Geſellſchaft entſtehen. Die Meder hatten das drückende Joch der aſſyriſchen Monarchen getragen; der König, von dem jetzt die Rede iſt, war der erſte in der Welt, und das Volk, das ſich ihm unterwarf, eine Geſellſchaft freygeborner Menſchen, die noch keine Gewalt über ſich geſehn hatten. Eine ſchon ehmals geduldete Gewalt läſſt ſich ſehr gut auf dieſem ruhigen Weg wieder *herſtellen*, aber auf dieſem ruhigen Weg läſſt ſich eine ganz neue und unbekannte nicht einſetzen.

Es ſcheint alſo dem Gang der Dinge gemäßer, daß der erſte *König* ein Uſurpator war, den nicht ein freywilliger einſtimmiger Ruf der Nation (denn damals war noch keine Nation) ſondern Gewalt und Glück, und eine ſchlagfertige Miliz auf den Thron ſetzten.

Die Sendung Moſes. *)

Die Gründung des jüdiſchen Staats durch Moſes iſt eine der denkwürdigſten Begebenheiten, welche die Geſchichte aufbewahrt hat, wichtig durch die Stärke des Verſtandes, wodurch ſie ins Werk gerichtet worden, wichtiger noch durch ihre Folgen auf die Welt, die noch bis auf dieſen Augenblick fortdauern. Zwey Religionen, welche den größten Theil der bewohnten Erde beherrſchen, das Chriſtenthum und der Iſlamismus, ſtützen ſich beyde auf die Religion der Hebräer, und ohne dieſe würde es niemals weder ein Chriſtenthum noch einen Koran gegeben haben.

Ja, in einem gewiſſen Sinne iſt es unwiderleglich wahr, daß wir der moſaiſchen Religion einen großen Theil der Aufklärung danken, deren wir uns heutiges Tags erfreuen. Denn durch ſie wurde eine koſtbare Wahrheit, welche die ſich ſelbſt überlaſſene Vernunft erſt nach einer langſamen Entwicklung würde gefunden

---

*) Anmerk. des Herausgebers. Im 10ten Heft der Thalia wurde dieſer Aufſatz zuerſt gedruckt.

haben, die Lehre von dem einigen Gott, vorläufig unter dem Volke verbreitet, und als ein Gegenſtand des blinden Glaubens ſo lange unter demſelben erhalten, bis ſie endlich in den hellern Köpfen zu einem Vernunftbegriff reifen konnte. Dadurch wurden einem großen Theil des Menſchengeſchlechtes alle die traurigen Irrwege erſpart, worauf der Glaube an Vielgötterey zuletzt führen muß, und die hebräiſche Verfaſſung erhielt den ausſchließenden Vorzug, daß die Religion der Weiſen mit der Volksreligion nicht in direktem Widerſpruche ſtand, wie es doch bey den aufgeklärten Heiden der Fall war. Aus dieſem Standpunkte betrachtet, muß uns die Nation der Hebräer als ein wichtiges univerſalhiſtoriſches Volk erſcheinen, und alles Böſe, welches man dieſem Volke nachzuſagen gewohnt iſt, alle Bemühungen witziger Köpfe, es zu verkleinern, werden uns nicht hindern, gerecht gegen daſſelbe zu ſeyn. Die Unwürdigkeit und Verworfenheit der Nation kann das erhabene Verdienſt ihres Geſetzgebers nicht vertilgen, und eben ſo wenig den großen Einfluß vernichten, den dieſe Nation mit Recht in der Weltgeſchichte behauptet. Als ein unreines und gemeines Gefäß, worin aber etwas ſehr Koſtbares aufbewahret worden, müſſen wir ſie ſchätzen; wir müſſen in ihr den Kanal verehren, den, ſo unrein er auch war, die Vorſicht erwählte, uns das edelſte aller Güter, die Wahrheit, zuzuführen; den ſie aber auch zerbrach, ſobald er geleiſtet hatte, was er ſollte. Auf dieſe Art werden wir gleich weit entfernt ſeyn, dem hebräiſchen Volk einen Werth aufzudringen, den es nie gehabt hat, und ihm ein Verdienſt zu rauben, das ihm nicht ſtreitig gemacht werden kann.

Die Hebräer kamen, wie bekannt iſt, als eine einzige Nomaden-Familie, die nicht über 70 Seelen begriff, nach Egypten, und wurden erſt in Egypten zum Volk. Während eines Zeitraums von ungefähr 400 Jahren, die ſie in dieſem Lande zubrachten, vermehrten ſie ſich beynahe bis zu 2 Millionen, unter welchen 600,000 ſtreitbare Männer gezählt wurden, als ſie aus dieſem Königreich zogen. Während dieſes langen Aufenthalts lebten ſie abgeſondert von den Egyptern, abgeſondert ſowol durch den eigenen Wohnplatz, den ſie einnahmen, als auch durch ihren nomadiſchen Stand, der ſie allen Eingebornen des Landes zum Abſcheu machte, und von allem Antheil an den bürgerlichen Rechten der Egypter ausſchloß. Sie regierten ſich nach nomadiſcher Art fort, der Hausvater die Familie, der Stammfürſt die Stämme, und machten auf dieſe Art einen Staat im Staate aus, der endlich durch ſeine ungeheure Vermehrung die Beſorgniß der Könige erweckte.

Eine ſolche abgeſonderte Menſchenmenge im Herzen des Reichs, durch ihre nomadiſche Lebensart müßig, die unter ſich ſehr genau zuſammenhielt, mit dem Staat aber gar kein Intereſſe gemein hatte, konnte bey einem feindlichen Einfall gefährlich werden, und leicht in Verſuchung gerathen, die Schwäche des Staats, deren müßige Zuſchauerinn ſie war, zu benutzen. Die Staatsklugheit rieth alſo, ſie ſcharf zu bewachen, zu beſchäftigen, und auf Verminderung ihrer Anzahl zu denken. Man drückte ſie alſo mit ſchwerer Arbeit, und wie man auf dieſem Wege gelernt hatte, ſie dem Staat ſogar nützlich zu machen, ſo vereinigte ſich nun auch der Eigennutz mit der Politik, um ihre Laſten zu vermehren. Unmenſchlich zwang man ſie zu öffentlichem Frohndienſt, und ſtellte beſondre Vögte an, ſie anzutreiben, und zu mißhandeln. Dieſe barbariſche Behandlung hinderte aber nicht, daß ſie ſich nicht immer ſtärker ausbreiteten. Eine geſunde Politik würde alſo natürlich darauf geführt haben, ſie unter den übrigen Einwohnern zu vertheilen und ihnen gleiche Rechte mit dieſen zu geben; aber dies erlaubte der allgemeine Abſcheu nicht, den die Egypter gegen ſie hegten. Dieſer Abſcheu wurde noch durch die Folgen vermehrt, die er nothwendig haben muſſte. Als der König der Egypter der Familie Jakobs die Provinz Goſen (an der Oſtſeite des untern Nils) zum Wohnplatz einräumte, hatte er ſchwerlich auf eine Nachkommenſchaft von 2 Millionen gerechnet, die darin Platz haben ſollte; die Provinz war alſo wahrſcheinlich nicht von beſonderm Umfang, und das Geſchenk war immer ſchon großmüthig genug, wenn auch nur auf den hundertſten Theil dieſer Nachkommenſchaft dabey Rückſicht genommen worden. Da ſich nun der Wohnplatz der Hebräer nicht in gleichem Verhältniß mit ihrer Bevölkerung erweiterte, ſo muſſten ſie mit jeder Generation immer enger und enger wohnen, bis ſie ſich zuletzt, auf eine der Geſundheit höchſt nachtheilige Art, in dem engſten Raume zuſammendrängten. Was war natürlicher, als daß ſich nun eben die Folgen einſtellten, welche in einem ſolchen Fall unausbleiblich ſind? — die höchſte Unreinlichkeit und anſteckende Seuchen. Hier alſo wurde ſchon der erſte Grund zu dem Uebel gelegt, welches dieſer Nation bis auf die heutigen Zeiten eigen geblieben iſt; aber damals muſſte es in einem fürchterlichen Grade wüthen. Die ſchrecklichſte Plage dieſes Himmelſtrichs, der Ausſatz, riß unter ihnen ein, und erbte ſich durch viele Generationen hinunter. Die Quellen des Lebens und der Zeugung wurden langſam durch ihn vergiftet, und aus einem zufälligen Uebel entſtand endlich eine erbliche Stammskonſtitution. Wie allgemein dieſes Uebel geweſen, erhellt ſchon aus der Menge der Vorkehrungen, die der Geſetzgeber dagegen gemacht hat; und das einſtimmige Zeugniß der Profanſkribenten, des Egyptiers Manetho, des Diodor von Sicilien, des Tacitus, des Lyſimachus, Strabo und vieler Andern, welche von der jüdiſchen Nation faſt gar nichts, als dieſe Volkskrankheit des Ausſatzes, kennen, beweist, wie allgemein und wie tief der Eindruck davon bey den Egyptern geweſen ſey.

Dieſer Ausſatz alſo, eine natürliche Folge ihrer engen Wohnung, ihrer ſchlechten und kärglichen Nahrung, und der Mißhandlung, die man gegen ſie ausübte, wurde wieder zu einer neuen Urſache derſelben. Die man anfangs als Hirten verachtete, und als Fremdlinge mied, wurden jetzt als Verpeſtete geflohen, und verabſcheut. Zu der Furcht und dem Widerwillen alſo, welche man in Egypten von jeher gegen ſie gehegt, geſellte ſich noch Ekel und eine tiefe zurückſtoßende Verachtung. Gegen Menſchen, die der Zorn der Götter auf eine ſo ſchreckliche Art ausgezeichnet, hielt man ſich Alles für erlaubt, und man trug kein Bedenken, ihnen die heiligſten Menſchenrechte zu entziehen.

Kein Wunder, daß die Barbarey gegen ſie in eben dem Grade ſtieg, als die Folgen dieſer barbariſchen Behandlung ſichtbarer wurden, und daß man ſie immer härter für das Elend ſtrafte, welches man ihnen doch ſelbſt zugezogen hatte.

Die ſchlechte Politik der Egypter wußte den Fehler, den ſie gemacht hatte, nicht anders als durch einen neuen und gröbern Fehler zu verbeſſern. Da es ihr, alles Drucks ungeachtet, nicht gelang, die Quellen der Bevölkerung zu verſtopfen, ſo verfiel ſie auf einen eben ſo unmenſchlichen als elenden Ausweg, die neugebornen Söhne ſogleich durch die Hebammen erwürgen zu laſſen. Aber Dank der beſſern Natur des Menſchen! Deſpoten ſind nicht immer gut befolgt, wenn ſie Abſchenlichkeiten gebieten. Die Hebammen in Egypten wuſsten dieſes unnatürliche Gebot zu verhöhnen, und die Regierung konnte ihre gewaltthätigen Maßregeln nicht anders als durch gewaltſame Mittel durchſetzen. Beſtellte Mörder durchſtreiften auf königlichen Befehl die Wohnung der Hebräer, und ermordeten in der Wiege Alles, was männlich war. Auf dieſem Wege freylich muſſte die egyptiſche Regierung doch zuletzt ihren Zweck durchſetzen, und wenn kein Retter ſich ins Mittel ſchlug, die Nation der Juden in wenigen Generationen gänzlich vertilgt ſehen.

Woher ſollte aber nun den Hebräern dieſer Retter kommen? Schwerlich aus der Mitte der Egypter ſelbſt, denn wie ſollte ſich einer von dieſen für eine Nation verwenden, die ihm fremd war, deren Sprache er nicht einmal verſtand, und ſich gewiß nicht die Mühe nahm, zu erlernen, die ihm eines beſſern Schickſals eben ſo unfähig als unwürdig ſcheinen muſſte. Aus ihrer eignen Mitte aber noch viel weniger, denn was hat die Unmenſchlichkeit der Egypter im Verlauf einiger Jahrhunderte aus dem Volk der Hebräer endlich gemacht? Das roheſte, das böſartigſte, das verworfenſte Volk der Erde, durch eine 300 jährige Vernachläſſigung verwildert, durch einen ſo langen knechtiſchen Druck verzagt gemacht und erbittert, durch eine erblich auf ihm haftende Infamie vor ſich ſelbſt erniedrigt, entnervt und gelähmt zu allen heroiſchen Entſchlüſſen, durch eine ſo lange anhaltende Dummheit endlich faſt bis zum Thier herunter geſtoßen. Wie ſollte aus einer ſo verwahrloſten Menſchenraſſe ein freyer Mann, ein erleuchteter Kopf, ein Held oder ein Staatsmann hervorgehen? Wo ſollte ſich ein Mann unter ihnen finden, der einem ſo tief verachteten Sklavenpöbel Anſehen, einem ſo lang gedrückten Volke Gefühl ſeiner ſelbſt, einem ſo unwiſſenden rohen Hirtenhaufen Ueberlegenheit über ſeine verfeinerten Unterdrücker verſchaffte? Unter den damaligen Hebräern konnte eben ſo wenig, als unter der verworfenen Kaſte der Parias unter den Hindu, ein kühner und heldenmüthiger Geiſt entſtehen.

Hier muß uns die große Hand der Vorſicht, die den verworrenſten Knoten durch die einfachſten Mittel löſt, zur Bewunderung hinreißen — aber nicht derjenigen Vorſicht, welche ſich auf dem gewaltſamen Wege der Wunder in die Oekonomie der Natur einmengt, ſondern derjenigen, welche der Natur ſelbſt eine ſolche Oekonomie vorgeſchrieben hat, außerordentliche Dinge auf dem ruhigſten Wege zu bewirken. Einem gebornen Egypter fehlte es an der nöthigen Aufforderung, an dem Nationalintereſſe für die Hebräer.um ſich zu ihrem Erretter aufzuwerfen. Einem bloßen Hebräer muſſte es an Kraft und Geiſt zu dieſer Unternehmung gebrechen. Was für einen Ausweg erwählte alſo das Schickſal? Es nahm einen Hebräer, entriß ihn aber frühzeitig ſeinem rohen Volk und verſchaffte ihm den Genuß egyptiſcher Weisheit; und ſo wurde ein Hebräer, egyptiſch erzogen, das Werkzeug, wodurch dieſe Nation aus der Knechtſchaft entkam.

Eine hebräiſche Mutter aus dem levitiſchen Stamme hatte ihren neugebornen Sohn drey Monate lang vor den Mördern verborgen, die aller männlichen Leibesfrucht unter ihrem Volke nachſtellten; endlich gab ſie die Hoffnung auf, ihm länger eine Freyſtatt bey ſich zu gewähren. Die Noth gab ihr eine Liſt ein, wodurch ſie ihn vielleicht zu erhalten hoffte. Sie legte ihren Säugling in eine kleine Kiſte von Papyrus, welche ſie durch Pech gegen das Eindringen des Waſſers verwahrt hatte, und wartete die Zeit ab, wo die Tochter des Pharao gewöhnlich zu baden pflegte. Kurz vorher muſſte die Schweſter des Kindes die Kiſte, worin es war, in das Schilf legen, an welchem die Königstochter vorbey kam, und wo es dieſer alſo in die Augen fallen muſſte. Sie ſelbſt aber blieb in der Nähe, um das fernere Schickſal des Kindes abzuwarten. Die Tochter des Pharao wurde es bald gewahr, und da der Knabe ihr gefiel, ſo beſchloß ſie, ihn zu retten. Seine Schweſter wagte es nun, ſich zu nähern, und erbot ſich, ihm eine hebräiſche Amme zu bringen, welches ihr von der Prinzeſſinn bewilligt wird. Zum zweytenmal erhält alſo die Mutter ihren Sohn, und nun darf ſie ihn ohne Gefahr und öffentlich erziehen. So erlernte er denn die Sprache ſeiner Nation, und wurde bekannt mit ihren Sitten, während daß ſeine Mutter wahrſcheinlich nicht verſäumte, ein recht rührendes Bild des allgemeinen Elends in ſeine zarte Seele zu pflanzen. Als er die Jahre erreicht hatte, wo er der mütterlichen Pflege nicht mehr bedurfte, und wo es nöthig wurde, ihn dem allgemeinen Schickſal ſeines Volks zu entziehen, brachte ihn ſeine Mutter der Königstochter wieder, und überließ ihr nun das fernere Schickſal des Knaben. Die Tochter des Pharao adoptirte ihn, und gab ihm den Namen Moſes, weil er aus dem Waſſer gerettet worden. So wurde er denn aus einem Sklavenkinde und einem Schlachtopfer des Todes der Sohn einer Königstochter, und als ſolcher aller Vortheile theilhaftig, welche die Kinder der Könige genoſſen. Die Prieſter, zu deren Orden er in dem Augenblick gehörte, als er der königlichen Familie einverleibt wurde, übernahmen jetzt ſeine Erziehung und unterrichteten ihn in aller egyptiſchen Weisheit, die das ausſchließende Eigenthum ihres Standes war. Ja, es iſt wahrſcheinlich, daß ſie ihm keines ihrer Geheimniſſe vorenthalten haben, da eine Stelle des egyptiſchen Geſchichtſchreibers Manetho, worin er den Moſes zu einem Apoſtaten der egyptiſchen Religion und einem aus Heliopolis entflohenen Prieſter macht, uns vermuthen läſſt, daß er zum prieſterlichen Stande beſtimmt geweſen.

Um alſo zu beſtimmen, was Moſes in dieſer

Schule empfangen haben konnte, und welchen Antheil die Erziehung, die er unter den egyptiſchen Prieſtern empfing, an ſeiner nachherigen Geſetzgebung gehabt hat, müſſen wir uns in eine nähere Unterſuchung dieſes Inſtituts einlaſſen, und über das, was darin gelehrt und getrieben wurde, das Zeugniß alter Schriftſteller hören. Schon der Apoſtel Stephanus läſſt ihn in aller Weisheit der Egyptier unterrichtet ſeyn. Der Geſchichtſchreiber Philo ſagt. Moſes ſey von den egyptiſchen Prieſtern in der Philoſophie der Symbole und Hieroglyphen, wie auch in den Geheimniſſen der heiligen Thiere eingeweiht worden. Eben dieſes Zeugniß beſtätigen Mehrere, und wenn man erſt einen Blick auf das, was man egyptiſche Myſterien nannte, geworfen hat, ſo wird ſich zwiſchen dieſen Myſterien, und dem, was Moſes nachher gethan und verordnet hat, eine merkwürdige Aehnlichkeit ergeben.

Die Gottesverehrung der älteſten Völker ging, wie bekannt iſt, ſehr bald in Vielgötterey und Aberglauben über, und ſelbſt bey denjenigen Geſchlechtern, die uns die Schrift als Verehrer des wahren Gottes nennt, waren die Ideen vom höchſten Weſen weder rein noch edel, und auf nichts weniger als eine helle vernünftige Einſicht gegründet. Sobald aber durch beſſere Einrichtung der bürgerlichen Geſellſchaft und durch Gründung eines ordentlichen Staats die Stände getrennt, und die Sorge für göttliche Dinge das Eigenthum eines beſondern

Standes geworden, ſobald der menſchliche Geiſt durch Befreyung von allen zerſtreuenden Sorgen Muſſe empfing, ſich ganz allein der Betrachtung ſeiner ſelbſt und der Natur hinzugeben, ſobald endlich auch hellere Blicke in die phyſiſche Oekonomie der Natur gethan worden, muſſte die Vernunft endlich über jene groben Irrthümer ſiegen, und die Vorſtellung von dem höchſten Weſen muſſte ſich veredeln. Die Idee von einem allgemeinen Zuſammenhang der Dinge muſſte unausbleiblich zum Begriff eines einzigen höchſten Verſtandes führen, und jene Idee, wo eher hätte ſie aufkeimen ſollen, als in dem Kopf eines Prieſters? Da Egypten der erſte kultivirte Staat war, den die Geſchichte kennt, und die älteſten Myſterien ſich urſprünglich aus Egypten herſchreiben, ſo war es auch aller Wahrſcheinlichkeit nach hier, wo die erſte Idee von der Einheit des höchſtens Weſens zuerſt in einem menſchlichen Gehirne vorgeſtellt wurde. Der glückliche Finder dieſer ſeelenerhebenden Idee ſuchte ſich nun unter denen, die um ihn waren, fähige Subjekte aus, denen er ſie als einen heiligen Schatz übergab, und ſo erbte ſie ſich von einem Denker zum andern, durch wer weiß wie viele? Generationen fort, bis ſie zuletzt das Eigenthum einer ganzen kleinen Geſellſchaft wurde, die fähig war, ſie zu faſſen und weiter auszubilden.

Da aber ſchon ein gewiſſes Maß von Kenntniſſen und eine gewiſſe Ausbildung des Verſtandes erfordert wird, die Idee eines einzigen Gottes recht zu faſſen, und anzuwenden, da der Glaube an die göttliche Einheit Verachtung der Vielgötterey, welches doch die herrſchende Religion war, nothwendig mit ſich bringen mußte, ſo begriff man bald, daß es unvorſichtig, ja gefährlich ſeyn würde, dieſe Idee öffentlich und allgemein zu verbreiten. Ohne vorher die hergebrachten Götter des Staats zu ſtürzen, und ſie in ihrer lächerlichen Blöße zu zeigen, konnte man dieſer neuen Lehre keinen Eingang verſprechen. Aber man konnte ja weder vorausſehen, noch hoffen, daß Jeder von denen, welchen man den alten Aberglauben lächerlich machte, auch ſogleich fähig ſeyn würde, ſich zu der reinen und ſchweren Idee des Wahren zu erheben. Ueberdem war ja die ganze bürgerliche Verfaſſung auf jenen Aberglauben gegründet; ſtürzte man dieſen ein, ſo ſtürzte man zugleich alle Säulen, von welchen das ganze Staatsgebäude getragen wurde, und es war noch ſehr ungewiß, ob die neue Religion, die man an ſeinen Platz ſtellte, auch ſogleich feſt genug ſtehen würde, um jenes Gebäude zu tragen.

Mißlang hingegen der Verſuch, die alten Götter zu ſtürzen, ſo hatte man den blinden Fanatismus gegen ſich bewaffnet, und ſich einer tollen Menge zum Schlachtopfer preisgegeben. Man fand alſo für beſſer, die neue gefährliche Wahrheit zum ausſchließenden Eigenthum einer kleinen geſchloſſenen Geſellſchaft zu machen, diejenigen, welche das gehörige Maß von Faſſungskraft dafür zeigten, aus der Menge hervorzuziehen, und in den Bund aufzunehmen, und die Wahrheit ſelbſt, die man unreinen Augen entziehen wollte, mit einem geheimnißvollen Gewand zu umkleiden, das nur derjenige wegziehen könnte, den man ſelbſt dazu fähig gemacht hätte.

Man wählte dazu die Hieroglyphen, eine ſprechende Bilderſchrift, die einen allgemeinen Begriff in einer Zuſammenſtellung ſinnlicher Zeichen verbarg, und auf einigen willkürlichen Regeln beruhte, worüber man übereingekommen war. Da es dieſen erleuchteten Männern von dem Götzendienſt her noch bekannt war, wie ſtark auf dem Wege der Einbildungskraft und der Sinne auf jugendliche Herzen zu wirken ſey, ſo trugen ſie kein Bedenken, von dieſem Kunſtgriffe des Betrugs auch zum Vortheil der Wahrheit Gebrauch zu machen. Sie brachten alſo die neuen Begriffe mit einer gewiſſen ſinnlichen Feyerlichkeit in die Seele, und durch allerley Anſtalten, die dieſem Zweck angemeſſen waren, ſetzten ſie das Gemüth ihres Lehrlings vorher in den Zuſtand leidenſchaftlicher Bewegung, der es für die neue Wahrheit empfänglich machen ſollte. Von dieſer Art waren die Reinigungen, die der Einzuweihende vornehmen muſſte, das Waſchen und Beſprengen, das Einhüllen in leinene Kleider, Enthaltung von allen ſinnlichen Genüſſen, Spannung und Erhebung des Gemüths durch

Geſang, ein bedeutendes Stillſchweigen, Abwechſelung zwiſchen Finſterniß und Licht und dergleichen.

Dieſe Ceremonien, mit jenen geheimnißvollen Bildern und Hieroglyphen verbunden, und die verborgenen Wahrheiten, welche in dieſen Hieroglyphen verſteckt lagen und durch jene Gebräuche vorbereitet wurden, wurden zuſammengenommen unter den Namen der Myſterien begriffen. Sie hatten ihren Sitz in den Tempeln der Iſis und des Serapis und waren das Vorbild, wornach in der Folge die Myſterien in Eleuſis und Samothrazien, und in neuern Zeiten der Orden der Freymaurer ſich gebildet hat.

Es ſcheint außer Zweifel geſetzt, daß der Inhalt der allerälteſten Myſterien in Heliopolis und Memphis, während ihres unverdorbenen Zuſtands, Einheit Gottes und Widerlegung des Paganismus war, und daß die Unſterblichkeit der Seele darin vorgetragen wurde. Diejenigen, welche dieſer wichtigen Aufſchlüſſe theilhaftig waren, nannten ſich Anſchauer oder Epopten, weil die Erkennung einer vorher verborgenen Wahrheit mit dem Uebertritt aus der Finſterniß zum Lichte zu vergleichen iſt, vielleicht auch darum, weil ſie die neuerkannten Wahrheiten in ſinnlichen Bildern wirklich und eigentlich anſchauten.

Zu dieſer Anſchauung konnten ſie aber nicht auf einmal gelangen, weil der Geiſt erſt von manchen Irrthümern gereinigt, erſt durch mancherley Vorbereitungen gegangen ſeyn muſſte, ehe er das volle Licht der Wahrheit ertragen konnte. Es gab alſo Stufen oder Grade, und erſt im innern Heiligthum fiel die Decke ganz von ihren Augen.

Die Epopten erkannten eine einzige höchſte Urſache aller Dinge, eine Urkraft der Natur, das Weſen aller Weſen, welches einerley war mit dem Demiurgos der griechiſchen Weiſen. Nichts iſt erhabener, als die einfache Größe, mit der ſie von dem Weltſchöpfer ſprachen. Um ihn auf eine recht entſcheidende Art auszuzeichnen, gaben ſie ihm gar keinen Namen. Ein Name, ſagten ſie, iſt bloß ein Bedürfniß der Unterſcheidung; wer allein iſt, hat keinen Namen nöthig, denn es iſt keiner da, mit dem er verwechſelt werden könnte. Unter einer alten Bildſäule der Iſis las man die Worte: „Ich bin, was da iſt" und auf einer Pyramide zu Sais fand man die uralte merkwürdige Innſchrift: „Ich bin Alles, was iſt, was war, und was ſeyn wird; „kein ſterblicher Menſch hat meinen Schleyer aufgehoben." Keiner durfte den Tempel des Serapis betreten, der nicht den Namen Jao oder J-ha-ho — ein Name, der mit dem hebräiſchen Jehovah faſt gleichlautend, auch vermuthlich von dem nämlichen Inhalt iſt — an der Bruſt oder Stirn trug; und kein Name wurde in Egypten mit mehr Ehrfurcht ausgeſprochen, als dieſer Name Jao. In dem Hymnus, den der Hierophant oder Vorſteher des Heiligthums dem Einzuweihenden vorſang, war dies der erſte Aufſchluß, der über die Natur der Gottheit gegeben wurde. Er iſt einzig und von ihm ſelbſt, und dieſem Einzigen ſind alle Dinge ihr Daſeyn ſchuldig.

Eine vorläufige nothwendige Ceremonie vor jeder Einweihung war die Beſchneidung, der ſich auch Pythagoras vor ſeiner Aufnahme in die egyptiſchen Myſterien unterwerfen mußte. Dieſe Unterſcheidung von andern, die nicht beſchnitten waren, ſollte eine engere Brüderſchaft, ein näheres Verhältniß zu der Gottheit anzeigen, wozu auch Moſes ſie bey den Hebräern nachher gebrauchte.

In dem Innern des Tempels ſtellten ſich dem Einzuweihenden verſchiedene heilige Geräthe dar, die einen geheimen Sinn ausdrückten. Unter dieſen war eine heilige Lade, welche man den Sarg des Serapis nannte, und die ihrem Urſprung nach vielleicht ein Sinnbild verborgner Weisheit ſeyn ſollte, ſpäterhin aber, als das Inſtitut ausartete, der Geheimnißkrämerey und elenden Prieſterkünſten zum Spiele diente. Dieſe Lade herum zu tragen, war ein Vorrecht der Prieſter, oder einer eignen Klaſſe von Dienern des Heiligthums, die man deshalb auch Kiſtophoren nannte. Keinem, als dem Hierophanten, war es erlaubt, dieſen Kaſten aufzudecken, oder ihn auch nur zu berühren. Von einem, der die Verwegenheit gehabt hatte, ihn zu eröffnen, wird erzählt, daß er plötzlich wahnſinnig geworden ſey.

In den egyptiſchen Myſterien ſtieß man ferner auf gewiſſe hieroglyphiſche Götterbilder, die aus mehrern Thiergeſtalten zuſammengeſetzt waren. Das bekannte Sphinx iſt von dieſer Art; man wollte dadurch die Eigenſchaften bezeichnen, welche ſich in dem höchſten Weſen vereinigen, oder auch das Mächtigſte aus allen Lebendigen in einen Körper zuſammen werfen. Man nahm etwas von dem mächtigſten Vogel oder dem Adler, von dem mächtigſten wilden Thier oder dem Löwen, von dem mächtigſten zahmen Thier oder dem Stier, und endlich von dem mächtigſten aller Thiere, dem Menſchen. Beſonders wurde das Sinnbild des Stiers oder des Apis als das Emblem der Stärke gebraucht, um die Allmacht des höchſten Weſens zu bezeichnen, der Stier aber heißt in der Urſprache Cherub.

Dieſe myſtiſchen Geſtalten, zu denen Niemand, als die Epopten den Schlüſſel hatten, gaben den Myſterien ſelbſt eine ſinnliche Außenſeite, die das Volk täuſchte, und ſelbſt mit dem Götzendienſt etwas gemein hatte. Der Aberglaube erhielt alſo durch das äußerliche Gewand der Myſterien eine immerwährende Nahrung, während daß man im Heiligthum ſelbſt ſeiner ſpottete.

Doch iſt es begreiflich, wie dieſer reine Deismus mit dem Götzendienſt verträglich zuſammenleben konnte, denn indem er ihn von innen ſtürzte, beförderte er ihn von außen. Dieſer Widerſpruch der Prieſterreligion und der Volksreligion wurde bey den erſten Stiftern der Myſterien durch die Nothwendigkeit entſchuldigt; es ſchien unter zwey Uebeln das geringere zu ſeyn, weil mehr Hoffnung vorhanden war, die übeln Folgen der verhehlten Wahrheit, als die ſchädlichen Wirkungen der zur Unzeit entdeckten Wahrheit zu hemmen. Wie ſich aber nach und nach unwürdige Mitglieder in den Kreis der Eingeweihten drängten, wie das Inſtitut von ſeiner erſten Reinheit verlor, ſo machte man das, was anfangs nur bloße Nothhülfe geweſen, nämlich das Geheimniß, zum Zweck des Inſtituts, und anſtatt den Aberglauben allmählig zu reinigen, und das Volk zur Aufnahme der Wahrheit geſchickt zu machen, ſuchte man ſeinen Vortheil darin, es immer mehr irre zu führen, und immer tiefer in den Aberglauben zu ſtürzen. Prieſterkünſte traten nun an die Stelle jener unſchuldigen lautern Abſichten, und eben das Inſtitut, welches Erkenntniß des wahren und einzigen Gottes erhalten, aufbewahren und mit Behutſamkeit verbreiten ſollte, fing an, das kräftigſte Beförderungsmittel des Gegentheils zu werden, und in eine eigentliche Schule des Götzendienſtes auszuarten. Hierophanten, um die Herrſchaft über die Gemüther nicht zu verlieren, und die Erwartung immer geſpannt zu halten, fanden es für gut, immer länger mit dem letzten Aufſchluß, der alle falſchen Erwartungen auf immer aufheben müßte, zurück zu halten, und die Zugänge zu dem Heiligthum durch allerley theatraliſche Kunſtgriffe zu erſchweren. Zuletzt verlor ſich der Schlüſſel zu den Hieroglyphen und geheimen Figuren ganz, und nun wurden dieſe für die Wahrheit ſelbſt genommen, die ſie anfänglich nur umhüllen ſollten.

Es iſt ſchwer zu beſtimmen, ob die Erziehungsjahre des Moſes in die blühenden Zeiten des Inſtituts, oder in den Anfang ſeiner Verderbniß fallen; wahrſcheinlich aber näherte es ſich damals ſchon ſeinem Verfalle, wie uns einige Spielereyen ſchließen laſſen, die ihm der hebräiſche Geſetzgeber abborgte, und einige weniger rühmliche Kunſtgriffe, die er in Ausübung brachte. Aber der Geiſt der erſten Stifter war noch nicht daraus verſchwunden, und die Lehre von der Einheit des Weltſchöpfers belohnte noch die Erwartung der Eingeweihten.

Dieſe Lehre, welche die entſchiedenſte Verachtung der Vielgötterey zu ihrer unausbleiblichen Folge hatte, verbunden mit der Unſterblichkeitslehre, welche man ſchwerlich davon trennte, war der reiche Schatz, den der junge Hebräer aus den Myſterien der Iſis herausbrachte. Zugleich wurde er darin mit den Naturkräften bekannter, die man damals auch zum Gegenſtand geheimer Wiſſenſchaften machte; welche Kenntniſſe ihn nachher in den Stand ſetzten, Wunder zu wirken, und im Beyſeyn des Pharao es mit ſeinen Lehrern ſelbſt oder den Zauberern aufzunehmen, die er in einigen ſogar übertraf. Sein künftiger Lebenslauf beweis, daß er ein aufmerkſamer und fähiger Schüler geweſen, und zu dem letzten höchſten Grad der Anſchauung gekommen war.

In eben dieſer Schule ſammelte er auch einen Schatz von Hieroglyphen, myſtiſchen Bildern und Ceremonien, wovon ſein erfinderiſcher Geiſt in der Folge Gebrauch machte. Er hatte das ganze Gebiet egyptiſcher Weisheit durchwandert, das ganze Syſtem der Prieſter durchdacht, ſeine Gebrechen und Vorzüge, ſeine Stärke und Schwäche gegen einander abgewogen, und groſe wichtige Blicke in die Regierungskunſt dieſes Volks gethan.

Es iſt unbekannt, wie lange er in der Schule der Prieſter verweilte, aber ſein ſpäter politiſcher Auftritt, der erſt gegen ſein achtzigſtes Jahr erfolgte, macht es wahrſcheinlich, daß er vielleicht zwanzig und mehrere Jahre dem Studium der Myſterien und des Staats gewidmet habe. Dieſer Aufenthalt bey den Prieſtern ſcheint ihn aber keineswegs von dem Umgang mit ſeinem Volk ausgeſchloſſen zu haben, und er hatte Gelegenheit genug, ein Zeuge der Unmenſchlichkeit zu ſeyn, worunter es ſeufzen muſſte.

Die egyptiſche Erziehung hatte ſein Nationalgefühl nicht verdrängt. Die Mißhandlung ſeines Volks erinnerte ihn, daß auch er ein Hebräer ſey, und ein gerechter Unwille grub ſich, ſo oft er es leiden ſah, tief in ſeinen Buſen. Je mehr er anfing, ſich ſelbſt zu fühlen, deſto mehr muſſte ihn die unwürdige Behandlung der Seinigen empören.

Einſt ſah er einen Hebräer unter den Streichen eines egyptiſchen Frohnvogts mißhandelt; dieſer Anblick überwältigte ihn, er ermordete den Egypter. Bald wird die That ruchbar, ſein Leben iſt in Gefahr, er muß Egypten meiden, und flieht nach der arabiſchen Wüſte. Viele ſetzen dieſe Flucht in ſein vierzigſtes Lebensjahr, aber ohne alle Beweiſe. Uns iſt es genug zu wiſſen, daß Moſes nicht ſehr jung mehr ſeyn konnte, als ſie erfolgte.

Mit dieſem Exilium beginnt eine neue Epoche ſeines Lebens, und wenn wir ſeinen künftigen politiſchen Auftritt in Egypten recht beurtheilen wollen, ſo müſſen wir ihn durch ſeine Einſamkeit in Arabien begleiten. Einen blutigen Haß gegen die Unterdrücker ſeiner Nation, und alle Kenntniſſe, die er in den Myſterien geſchöpft hatte, trug er mit ſich in die arabiſche Wüſte. Sein Geiſt war voll von Ideen und Entwürfen, ſein Herz voll Erbitterung, und nichts zerſtreute ihn in dieſer menſchenleeren Wüſte.

Die Urkunde läſſt ihn die Schafe eines arabiſchen Beduinen Jethro hüten. — Dieſer tiefe Fall von allen ſeinen Ausſichten und Hoffnungen in Egypten zum Viehhirten in Arabien! vom künftigen Menſchenherrſcher zum Lohnknecht eines Nomaden! Wie ſchwer muſſte er ſeine Seele verwunden!

In dem Kleid eines Hirten trägt er einen feurigen Regentengeiſt, einen raſtloſen Ehrgeiz mit ſich herum. Hier in dieſer romantiſchen Wüſte, wo ihm die Gegenwart nichts darbietet, ſucht er Hülfe bey der Vergangenheit und Zukunft, und beſpricht ſich mit ſeinen ſtillen Gedanken. Alle Scenen der Unterdrückung, die er ehemals mit angeſehen hatte, gehen jetzt in der Erinnerung an ihm vorüber, und nichts hindert ſie jetzt, ihren Stachel tief in ſeine Seele zu drücken. Nichts iſt einer großen Seele unerträglicher, als Ungerechtigkeit zu dulden; dazu kommt, daß es ſein eignes Volk iſt, welches leidet. Ein edler Stolz erwacht in ſeiner Bruſt, und ein heftiger Trieb zu handeln und ſich hervorzuthun geſellt ſich zu dieſem beleidigten Stolz.

Alles, was er in langen Jahren geſammelt, Alles, was er Schönes und Großes gedacht und entworfen hat, ſoll in dieſer Wüſte mit ihm ſterben, ſoll er umſonſt gedacht und entworfen haben? Dieſen Gedanken kann ſeine feurige Seele nicht aushalten. Er erhebt ſich über ſein Schickſal; dieſe Wüſte ſoll nicht die Gränze ſeiner Thätigkeit werden; zu etwas Großem hat ihn das hohe Weſen beſtimmt, das er in den Myſterien kennen lernte. Seine Phantaſie, durch Einſamkeit und Stille entzündet, ergreift, was ihr am nächſten liegt, die Partey der Unterdrückten. Gleiche Empfindungen ſuchen einander, und der Unglückliche wird ſich am liebſten auf des Unglücklichen Seite ſchlagen. In Egypten wäre er ein Egypter, ein Hierophant, ein Feldherr geworden; in Arabien wird er zum Hebräer. Groß und herrlich ſteigt ſie auf vor ſeinem Geiſte, die Idee: „Ich will dieſes Volk erlöſen.“

Aber welche Möglichkeit, dieſen Entwurf auszuführen? Unüberſehlich ſind die Hinderniſſe, die ſich ihm dabey aufdringen, und diejenigen, welche er bey ſeinem eigenen Volke ſelbſt zu bekämpfen hat, ſind bey Weitem die ſchrecklichſten von allen. Da iſt weder Eintracht noch Zuverſicht, weder Selbſtgefühl noch Muth, weder Gemeingeiſt noch eine kühne Thaten weckende Begeiſterung vorauszuſetzen; eine lange Sklaverey, ein 400jähriges Elend, hat alle dieſe Empfindungen erſtickt. — Das Volk, an deſſen Spitze er treten ſoll, iſt dieſes kühnen Wageſtücks eben ſo wenig fähig als würdig. Von dieſem Volke ſelbſt kann er nichts erwarten, und doch kann er ohne dieſes Volk nichts ausrichten. Was bleibt ihm alſo übrig? Ehe er die Befreyung deſſelben unternimmt, muß er damit anfangen, es dieſer Wohlthat fähig zu machen. Er muß es wieder in die Menſchenrechte einſetzen, die es entäußert hat. Er muß ihm die Eigenſchaften wieder geben, die eine lange Verwilderung in ihm erſtickt hat, das heißt, er muß Hoffnung, Zuverſicht, Heldenmuth, Enthuſiasmus in ihm entzünden.

Aber dieſe Empfindungen können ſich nur auf ein (wahres oder täuſchendes) Gefühl eigener Kräfte ſtützen, und wo ſollen die Sklaven der Egypter dieſes Gefühl hernehmen? Geſetzt, daß es ihm auch gelänge, ſie durch ſeine Beredſamkeit auf einen Augenblick fortzureißen — wird dieſe erkünſtelte Begeiſterung ſie nicht bey der erſten Gefahr im Stich laſſen? Werden ſie nicht, muthloſer als jemals, in ihr Knechtsgefühl zurückfallen?

Hier kommt der egyptiſche Prieſter und Staatskundige dem Hebräer zu Hülfe. Aus ſeinen Myſterien, aus ſeiner Prieſterſchule zu Heliopolis erinnert er ſich jetzt des wirkſamen Inſtruments, wodurch ein kleiner Prieſterorden Millionen roher Menſchen nach ſeinem Gefallen lenkte. Dieſes Inſtrument iſt kein andres, als das Vertrauen auf überirdiſchen Schutz, Glaube an übernatürliche Kräfte. Da er alſo in der ſichtbarn Welt, im natürlichen Lauf der Dinge, nichts entdeckt, wodurch er ſeiner unterdrückten Nation Muth machen könnte, da er ihr Vertrauen an nichts Irdiſches anknüpfen kann, ſo knüpft er es an den Himmel. Da er die Hoffnung aufgibt, ihr das Gefühl eigner Kräfte zu geben, ſo hat er nichts zu thun, als ihr einen Gott zuzuführen, der dieſe Kräfte beſitzt. Gelingt es ihm, ihr Vertrauen zu dieſem Gott einzuflößen, ſo hat er ſie ſtark gemacht und kühn, und das Vertrauen auf dieſen höhern Arm iſt die Flamme, an der es ihm gelingen muß, alle andre Tugenden und Kräfte zu entzünden. Kann er ſich ſeinen Mitbrüdern als das Organ und den Geſandten dieſes Gottes legitimiren, ſo ſind ſie ein Ball in ſeinen Händen; er kann ſie leiten, wie er will. Aber nun fragt ſichs: Welchen Gott ſoll er ihnen verkündigen, und wodurch kann er ihm Glauben bey ihnen verſchaffen?

Soll er ihnen den wahren Gott, den Demiurgos oder den Jao, verkündigen, an den er ſelbſt glaubt, den er in den Myſterien kennen gelernt hat?

Wie könnte er einem unwiſſenden Sklavenpöbel, wie ſeine Nation iſt, auch nur von ferne Sinn für eine Wahrheit zutrauen, die das Erbtheil weniger egyptiſchen Weiſen iſt, und ſchon einen hohen Grad von Erleuchtung vorausſetzt, um begriffen zu werden? Wie könnte er ſich mit der Hoffnung ſchmeicheln, daß der Auswurf Egyptens Etwas verſtehen würde, was von den Beſten dieſes Landes nur die wenigſten faſſten?

Aber geſetzt, es gelänge ihm auch, den Hebräern die Kenntniß des wahren Gottes zu verſchaffen — ſo konnten ſie dieſen Gott in ihrer Lage nicht einmal brauchen, und die Erkenntniß deſſelben würde ſeinen Entwurf vielmehr untergraben, als befördert haben. Der wahre Gott bekümmerte ſich um die Hebräer ja nicht mehr, als um irgend ein andres Volk. — Der wahre Gott konnte nicht für ſie kämpfen, ihnen zu Gefallen die Geſetze der Natur nicht umſtürzen. — Er ließ ſie ihre Sache mit den Egyptern ausſechten, und mengte ſich durch kein Wunder in ihren Streit; wozu ſollte ihnen alſo dieſer?

Soll er ihnen einen falſchen und fabelhaften Gott verkündigen, gegen welchen ſich doch ſeine Vernunft empört, den ihm die Myſterien verhaßt gemacht haben? Dazu iſt ſein Verſtand zu ſehr erleuchtet, ſein Herz zu aufrichtig und zu edel. Auf eine Lüge will er ſeine wohlthätige Unternehmung nicht gründen. Die Begeiſterung, die ihn jetzt beſeelt, würde ihm ihr wohlthätiges Feuer zu einem Betrug nicht borgen, und zu einer ſo verächtlichen Rolle, die ſeinen innern Ueberzeugungen ſo ſehr widerſpräche, würde es ihm bald an Muth, an Freude, an Beharrlichkeit gebrechen. Er will die Wohlthat vollkommen machen, die er auf dem Wege iſt, ſeinem Volk zu erweiſen; er will ſie nicht bloß unabhängig und frey, auch glücklich will er ſie machen und erleuchten. Er will ſein Werk für die Ewigkeit gründen.

Alſo darf es nicht auf Betrug — es muß auf Wahrheit gegründet ſeyn. Wie vereinigt er aber dieſe Widerſprüche? Den wahren Gott kann er den Hebräern nicht verkündigen, weil ſie unfähig ſind, ihn zu faſſen; einen fabelhaften will er ihnen nicht verkündigen, weil er dieſe widrige Rolle verachtet. Es bleibt ihm alſo nichts übrig, als ihnen *ſeinen wahren Gott auf eine fabelhafte Art zu verkündigen.*

Jetzt prüft er alſo ſeine Vernunftreligion, und unterſucht, was er ihr geben und nehmen muß, um ihr eine günſtige Aufnahme bey ſeinen Hebräern zu verſichern. Er ſteigt in ihre Lage, in ihre Beſchränkung, in ihre Seele hinunter, und ſpäht da die verborgenen Fäden aus, an die er ſeine Wahrheit anknüpfen könnte.

Er legt alſo ſeinem Gott diejenigen Eigenſchaften bey, welche die Faſſungskraft der Hebräer und ihr jetziges Bedürfniß eben jetzt von ihm fodern. Er paſſt ſeinen Jao dem Volke an, dem er ihn verkündigen will; er paſſt ihn den Umſtänden an, unter welchen er ihn verkündiget, und ſo entſteht ſein Jehovah.

In den Gemüthern ſeines Volks findet er zwar Glauben an göttliche Dinge, aber dieſer Glaube iſt in den roheſten Aberglauben ausgeartet. Dieſen Aberglauben muß er ausrotten, aber den Glauben muß er erhalten. Er muß ihn bloß von ſeinem jetzigen unwürdigen Gegenſtand ablöſen, und ſeiner neuen Gottheit zuwenden. Der Aberglaube ſelbſt gibt ihm die Mittel dazu in die Hände. Nach dem allgemeinen Wahn jener Zeiten ſtand jedes Volk unter dem Schutz einer beſondern Nationalgottheit, und es ſchmeichelte dem Nationalſtolz, dieſe Gottheit über die Götter aller andern Völker zu ſetzen. Dieſen letztern wurde aber darum keineswegs die Gottheit abgeſprochen; ſie wurde gleichfalls anerkannt, nur über den Nationalgott durften ſie ſich nicht erheben. An dieſen Irrthum knüpfte Moſes ſeine Wahrheit an. Er machte den Demiurgos in den Myſterien zum Nationalgott der Hebräer, aber er ging noch einen Schritt weiter.

Er begnügte ſich nicht bloß, dieſen Nationalgott zum mächtigſten aller Götter zu machen, ſondern er machte ihn zum Einzigen, und ſtürzte alle Götter um ihn her in ihr Nichts zurück. Er ſchenkte ihn zwar den Hebräern zum Eigenthum, um ſich ihrer Vorſtellungsart zu bequemen, aber zugleich unterwarf er ihm alle andern Völker und alle Kräfte der Natur. So rettete er in dem Bild, worin er ihn den Hebräern vorſtellte, die zwey wichtigſten Eigenſchaften ſeines wahren Gottes, die Einheit und die Allmacht, und machte ſie wirkſamer in dieſer menſchlichen Hülle.

Der eitle kindiſche Stolz, die Gottheit ausſchließend beſitzen zu wollen, mußte nun zum Vortheil der Wahrheit geſchäftig ſeyn, und ſeiner Lehre vom einzigen Gott Eingang verſchaffen. Freylich iſt es nur ein neuer Irrglaube, wodurch er den alten ſtürzt; aber dieſer neue Irrglaube iſt der Wahrheit ſchon um Vieles näher, als derjenige, den er verdrängte; und dieſer kleine Zuſatz von Irrthum iſt es im Grunde allein, wodurch ſeine Wahrheit ihr Glück macht, und Alles, was er dabey gewinnt, dankt er dieſem vorhergeſehenen Mißverſtändniß ſeiner Lehre. Was hätten ſeine Hebräer mit einem philoſophiſchen Gott machen können? Mit dieſem Nationalgott hingegen muß er Wunderdinge bey ihnen ausrichten. — Man denke ſich einmal in die Lage der Hebräer. Unwiſſend, wie ſie ſind, meſſen ſie die Stärke der Götter nach dem Glück der Völker ab, die in ihrem Schutze ſtehen. Verlaſſen und unterdrückt von Menſchen, glauben ſie ſich auch von allen Göttern vergeſſen; eben das Verhältniß, das ſie ſelbſt gegen die Egypter haben, muß nach ihren Begriffen auch ihr Gott gegen die Götter der Egypter haben; er iſt alſo ein kleines Licht neben dieſen, oder ſie zweifeln gar, ob ſie wirklich einen haben. Auf einmal wird ihnen verkündigt, daß ſie auch einen Beſchützer im Sternenkreis haben, und daß dieſer Beſchützer erwacht ſey aus ſeiner Ruhe, daß er ſich umgürte und aufmache, gegen ihre Feinde große Thaten zu verrichten.

Dieſe Verkündigung Gottes iſt nunmehr dem Ruf eines Feldherrn gleich, ſich unter ſeine ſiegreiche Fahne zu begeben. Gibt nun dieſer Feldherr zugleich auch Proben ſeiner Stärke, oder kennen ſie ihn gar noch aus alten Zeiten her, ſo reißt der Schwindel der Begeiſterung auch den Furchtſamſten dahin; und auch dieſes brachte Moſes in Rechnung bey ſeinem Entwurfe.

Das Geſpräch, welches er mit der Erſcheinung in dem brennenden Dornbuſch hält, legt uns die Zweifel vor, die er ſich ſelbſt aufgeworfen, und auf die Art und Weiſe, wie er ſich ſolche beantwortet hat. Wird meine unglückliche Nation Vertrauen zu einem Gott gewinnen, der ſie ſo lange vernachläſſigt hat, der jetzt auf einmal wie aus den Wolken fällt, deſſen Namen ſie nicht einmal nennen hörte — der ſchon Jahrhunderte lang ein müßiger Zuſchauer der Mißhandlung war, die ſie von ihren Unterdrückern erleiden muſſte? Wird ſie nicht vielmehr den Gott ihrer glücklichen Feinde für den Mächtigern halten? Dies war der nächſte Gedanke, der in dem neuen Propheten jetzt aufſteigen muſſte. Wie hebt er aber nun dieſe Bedenklichkeit? Er macht ſeinen Jao zum Gott ihrer Väter, er knüpft ihn alſo an ihre alte Volksſagen an, und verwandelt ihn dadurch in einen einheimiſchen, in einen alten und wohlbekannten Gott. Aber um zu zeigen, daß er den wahren und einzigen Gott darunter meine, um aller Verwechslung mit irgend einem Geſchöpf des Aberglaubens vorzubeugen, um gar keinem Mißverſtändniß Raum zu geben, gibt er ihm den heiligen Namen, den er wirklich in den Myſterien führt. Ich werde ſeyn, der ich ſeyn werde. Sage zu dem Volk Iſrael, legt er ihm in den Mund, ich werde ſeyn, der hat mich zu euch geſendet.

In den Myſterien führte die Gottheit wirklich dieſen Namen. Dieſer Name muſſte aber dem dummen Volk der Hebräer durchaus unverſtändlich ſeyn. Sie konnten ſich unmöglich etwas dabey denken, und Moſes hätte alſo mit einem andern Namen weit mehr Glück machen können; aber er wollte ſich lieber dieſem Uebelſtand ausſetzen, als einen Gedanken aufgeben, woran ihm Alles lag, und dieſer war: die Hebräer wirklich mit dem Gott, den man in den Myſterien der Iſis lehrte, bekannt zu machen. Da es ziemlich ausgemacht iſt, daß die egyptiſchen Myſterien ſchon lange geblüht haben, ehe Jehovah dem Moſes in dem Dornbuſch erſchien, ſo iſt es wirklich auffallend, daß er ſich gerade denſelben Namen gibt, den er vorher in den Myſterien der Iſis führte.

Es war aber noch nicht genug, daß ſich Jehovah den Hebräern als einen bekannten Gott, als den Gott ihrer Väter ankündigte; er muſſte ſich auch als einen mächtigen Gott legitimiren, wenn ſie anders Herz zu ihm faſſen ſollten; und dies war um ſo nöthiger, da ihnen ihr bisheriges Schickſal in Egypten eben keine große Meinung von ihrem Beſchützer geben konnte. Da er ſich ferner bey ihnen nur durch einen Dritten einführte, ſo muſſte er ſeine Kraft auf dieſen legen, und ihn durch außerordentliche Handlungen in den Stand ſetzen, ſowol ſeine Sendung ſelbſt, als die Macht und Größe deſſen, der ihn ſandte, darzuthun.

Wollte alſo Moſes ſeine Sendung rechtfertigen, ſo muſſte er ſie durch Wunderthaten unterſtützen. Daß er dieſe Thaten wirklich verrichtet habe, iſt wohl kein Zweifel. Wie er ſie verrichtet habe, und wie man ſie überhaupt zu verſichern habe, überläſſt man dem Nachdenken eines Jeden.

Die Erzählung endlich, in welche Moſes ſeine Sendung kleidet, hat alle Requiſite, die ſie haben muſſte, um den Hebräern Glauben daran einzuflößen, und dies war Alles, was ſie ſollte — Bey uns braucht ſie dieſe Wirkung nicht mehr zu haben. Wir wiſſen jetzt zum Beyſpiel, daß es dem Schöpfer der Welt, wenn er ſich je entſchließen ſollte, einem Menſchen in Feuer oder in Wind zu erſcheinen, gleichgültig ſeyn könnte, ob man barfuß oder nicht barfuß vor ihm erſchiene. — Moſes aber legt ſeinem Jehovah den Befehl in den Mund, daß er die Schuhe von den Füßen ziehen ſolle; denn er wuſſte ſehr gut, daß er dem Begriffe der göttlichen Heiligkeit bey ſeinen Hebräern durch ein ſinnliches Zeichen zu Hülfe kommen müſſe — und ein ſolches Zeichen hatte er aus den Einweihungsceremonien noch behalten.

So bedachte er ohne Zweifel auch, daß z. B. ſeine ſchwere Zunge ihm hinderlich ſeyn könnte — er kam alſo dieſem Uebelſtand zuvor, er legte die Einwürfe, die er zu fürchten hatte, ſchon in ſeine Erzählung, und Jehovah ſelbſt muſſte ſie heben. Er unterzieht ſich ferner ſeiner Sendung nur nach einem langen Widerſtand — deſto mehr Gewicht muſſte alſo in den Befehl Gottes gelegt werden, der ihm dieſe Sendung abnöthigte. Ueberhaupt mahlt er das am Ausführlichſten und am Individuellſten aus in ſeiner Erzählung, was den Iſraeliten, ſo wie uns, am Allerſchwerſten eingehen muſſte zu glauben, und es iſt kein Zweifel, daß er ſeine guten Gründe dazu gehabt hatte.

Wenn wir das Bisherige kurz zuſammenfaſſen, was war eigentlich der Plan, den Moſes in der arabiſchen Wüſte ausdachte?

Er wollte das iſraelitiſche Volk aus Egypten führen, und ihm zum Beſitz der Unabhängigkeit und einer Staatsverfaſſung in einem eigenen Lande helfen. Weil er aber die Schwierigkeiten recht gut kannte, die ſich ihm bey dieſem Unternehmen entgegen ſtellen würden; weil er wuſſte, daß auf die eigenen Kräfte dieſes Volks ſo lange nicht zu rechnen ſey, bis man ihm Selbſtvertrauen, Muth, Hoffnung und Begeiſterung gegeben; weil er voraus ſah, daß ſeine Beredſamkeit auf den zu Boden gedrückten Sklavenſinn der Hebräer gar nicht wirken würde; ſo begriff er, daß er ihnen einen höhern, einen überirdiſchen Schutz ankündigen müſſe, daß er ſie gleichſam unter die Fahne eines göttlichen Feldherrn verſammeln müſſe.

Er gibt ihnen alſo einen Gott, um ſie fürs erſte aus Egypten zu befreyen. Weil es aber damit noch nicht gethan iſt, weil er ihnen für das Land, das er ihnen nimmt, ein anders geben muß, und weil ſie dieſes andre erſt mit gewaffneter Hand erobern und ſich darin erhalten müſſen, ſo iſt nöthig, daß er ihre vereinigten Kräfte in einem Staatskörper zuſammenhalte, ſo muß er ihnen alſo Geſetze und eine Verfaſſung geben.

Als ein Prieſter und Staatsmann aber weiß er, daß die ſtärkſte und unentbehrlichſte Stütze aller Verfaſſung Religion iſt; er muß alſo den Gott, den er ihnen anfänglich nur zur Befreyung aus Egypten, als einen bloßen Feldherrn gegeben hat, auch bey der bevorſtehenden Geſetzgebung brauchen; er muß ihn alſo auch gleich ſo ankündigen, wie er ihn nachher gebrauchen will. Zur Geſetzgebung und zur Grundlage des Staats braucht er aber den wahren Gott, denn er iſt ein großer und edler Menſch, der ein Werk, das dauern ſoll, nicht auf eine Lüge gründen kann. Er will die Hebräer durch die Verfaſſung, die er ihnen zugedacht hat, in der That glücklich und daurend glücklich machen, und dies kann nur dadurch geſchehen, daß er ſeine Geſetzgebung auf Wahrheit gründet. Für dieſe Wahrheit ſind aber ihre Verſtandeskräfte noch zu ſtumpf; er kann ſie alſo nicht auf dem reinen Weg der Vernunft in ihre Seele bringen. Da er ſie nicht überzeugen kann, ſo muß er ſie überreden, hinreißen, beſtechen. Er muß alſo dem wahren Gott, den er ihnen ankündigt, Eigenſchaften geben, die ihn den ſchwachen Köpfen faßlich und empfehlungswürdig machen; er muß ihm ein heidniſches Gewand umhüllen, und muß zufrieden ſeyn, wenn ſie an ſeinem wahren Gott gerade nur dieſes heidniſche ſchätzen, und auch das Wahre bloß auf eine heidniſche Art aufnehmen. Und dadurch gewinnt er ſchon unendlich, er gewinnt — daß der Grund ſeiner Geſetzgebung wahr iſt, daß alſo ein künftiger Reformator die Grundverfaſſung nicht einzuſtürzen braucht, wenn er die Begriffe verbeſſert, welches bey allen falſchen Religionen die unausbleibliche Folge iſt, ſobald die Fackel der Vernunft ſie beleuchtet.

Alle andre Staaten jener Zeit und auch der folgenden Zeiten ſind auf Betrug und Irrthum, auf Vielgötterey, gegründet, obgleich, wie wir geſehen haben, in Egypten ein kleiner Zirkel war, der richtige Begriffe von dem höchſten Weſen hegte. Moſes, der ſelbſt aus dieſem Zirkel iſt, und nur dieſem Zirkel ſeine beſſere Idee von dem höchſten Weſen zu danken hat, Moſes iſt der erſte, der es wagt, dieſes geheimgehaltene Reſultat der Myſterien nicht nur laut, ſondern ſogar zur Grundlage eines Staats zu machen. Er wird alſo, zum Beſten der Welt und der Nachwelt, ein Verräther der Myſterien, und läßt eine ganze Nation an einer Wahrheit Theil nehmen, die bis jetzt nur das Eigenthum weniger Weiſen war. Freylich konnte er ſeinen Hebräern mit dieſer neuen Religion nicht auch zugleich den Verſtand mitgeben, ſie zu faſſen, und darin hatten die egyptiſchen Epopten einen großen Vorzug vor ihnen voraus. Die Epopten erkannten die Wahrheit durch ihre Vernunft; die Hebräer konnten höchſtens nur blind daran glauben *).

---

*) Ich muß die Leſer dieſes Aufſatzes auf eine Schrift von ähnlichem Inhalt: Ueber die älteſten hebräiſchen Myſterien von Br. Decius. verweiſen, welche einen berühmten und verdienſtvollen Schriftſteller zum Verfaſſer hat, und woraus ich verſchiedene der hier zum Grund gelegten Ideen und Daten genommen habe.

Die Geſetzgebung

des

Lykurgus und Solon. *)

Um den lykurgiſchen Plan gehörig würdigen zu können, muß man auf die damalige politiſche Lage von Sparta zurückſehen, und die Verfaſſung kennen lernen, worin er Lacedämon fand, als er ſeinen neuen Entwurf zum Vorſchein brachte. Zwey Könige, beyde mit gleicher Gewalt verſehen, ſtanden an der Spitze des Staats; jeder eiferſüchtig auf den andern, jeder geſchäftig, ſich einen Anhang zu machen, und dadurch die Gewalt ſeines Throngehülfen zu beſchränken. Dieſe Eiferſucht hatte ſich von den zwey erſten Königen Prokles und Euryſthen auf ihre beyderſeitigen Linien bis auf Lykurg dergeſtalt fortgeerbt, daß Sparta während dieſes langen Zeitraums unaufhörlich von Faktionen beunruhigt wurde. Jeder König ſuchte durch Bewilligung großer Freyheiten das Volk zu beſtechen,

---

*) Anmerkung des Herausgebers. Dieſe Vorleſungen wurden in das 10te Heft der Thalia eingerückt.

und dieſe Bewilligungen führten das Volk zur Frechheit, und endlich zum Aufruhr. Zwiſchen Monarchie und Demokratie ſchwankte der Staat hin und wieder, und ging mit ſchnellem Wechſel von einem Extrem auf das andre über. Zwiſchen den Rechten des Volks und der Gewalt der Könige waren noch keine Gränzen gezeichnet, der Reichthum floß in wenigen Familien zuſammen. Die reichen Bürger tyranniſirten die Armen, und die Verzweiflung der letztern äußerte ſich in Empörung.

Von innerer Zwietracht zerriſſen, muſſte der ſchwache Staat die Beute ſeiner kriegeriſchen Nachbarn werden, oder in mehrere kleinere Tyrannien zerfallen. So fand Lykurgus Sparta; unbeſtimmte Gränzen der königlichen und Volks-Gewalt, ungleiche Austheilung der Glücksgüter unter den Bürgern, Mangel an Gemeingeiſt und Eintracht und eine gänzliche politiſche Entkräftung waren die Uebel, die ſich dem Geſetzgeber am dringendſten darſtellten, auf die er alſo bey ſeiner Geſetzgebung vorzüglich Rückſicht nahm.

Als der Tag erſchien, wo Lykurgus ſeine Geſetze bekannt machen wollte, ließ er dreyßig der vornehmſten Bürger, die er vorher zum Beſten ſeines Planes gewonnen hatte, bewaffnet auf dem Marktplatz erſcheinen, um denen, die ſich etwa widerſetzen würden, Furcht einzujagen. Der König Charilaus, von dieſen Anſtalten in Schrecken geſetzt, entfloh in den Tempel der Minerva, weil er glaubte, daß die ganze Sache gegen ihn gerichtet ſey. Aber man benahm ihm dieſe Furcht, und brachte ihn ſogar dahin, daß er ſelbſt den Plan des Lykurgus thätig unterſtützte.

Die erſte Einrichtung betraf die Regierung. Um künftig auf immer zu verhindern, daß die Republik zwiſchen königlicher Tyranney und anarchiſcher Demokratie hin- und hergeworfen würde, legte Lykurgus eine dritte Macht, als Gegengewicht, in die Mitte; er gründet einen Senat. Die Senatoren, 28 an der Zahl und alſo 30 mit den Königen, ſollten auf die Seite des Volks treten, wenn die Könige ihre Gewalt mißbrauchten, und wenn im Gegentheil die Gewalt des Volks zu groß werden wollte, die Könige gegen daſſelbe in Schutz nehmen. Eine vortreffliche Anordnung, wodurch Sparta auf immer allen den gewaltſamen innern Stürmen entging, die es bisher erſchüttert hatten. Dadurch wurde es jedem Theile unmöglich gemacht, den andern unter die Füße zu treten; gegen Senat und Volk konnten die Könige nichts ausrichten, und eben ſo wenig konnte das Volk das Uebergewicht erhalten, wenn der Senat mit den Königen gemeine Sache machte.

Aber einem dritten Fall hatte Lykurgus nicht begegnet — wenn nämlich der Senat ſelbſt ſeine Macht mißbrauchte. Der Senat konnte ſich als ein Mittelglied, ohne Gefahr der öffentlichen Ruhe, gleich leicht mit den Königen, wie mit dem Volk verbinden, aber ohne große

Gefahr des Staats durften ſich die Könige nicht mit dem Volk gegen den Senat vereinigen. Dieſer letzte fing daher bald an, dieſe vortheilhafte Lage zu benutzen, und einen ausſchweifenden Gebrauch von ſeiner Gewalt zu machen, welches um ſo mehr gelang, da die geringe Anzahl der Senatoren es ihnen leicht machte, ſich mit einander einzuverſtehen. Der Nachfolger des Lykurgus ergänzte deswegen dieſe Lücke, und führte die Ephoren ein, welche der Macht des Senats einen Zaum anlegten.

Gefährlicher und kühner war die zweyte Anordnung, welche Lykurgus machte. Dieſe war: das ganze Land in gleichen Theilen unter den Bürgern zu vertheilen, und den Unterſchied zwiſchen Reichen und Armen auf immerdar aufzuheben. Ganz Lakonien wurde in 30,000 Felder, der Acker um die Stadt Sparta ſelbſt in 9000 Felder getheilt, jedes groß genug, daß eine Familie reichlich damit auskommen konnte. Sparta gab jetzt einen ſchönen reizenden Anblick, und Lykurgus ſelbſt weidete ſich an dieſem Schauſpiel, als er in der Folge das Land durchreiſte. Ganz Lakonien, rief er aus, gleicht einem Acker, den Brüder brüderlich unter ſich theilten.

Eben ſo gern, wie die Aecker, hätte Lykurgus auch die beweglichen Güter vertheilt, aber dieſem Vorhaben ſtellten ſich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Er verſuchte alſo durch Umwege zu dieſem Ziele zu gelangen, und das, was er nicht durch ein Machtwort aufheben konnte, von ſich ſelbſt fallen zu machen.

Er fing damit an, alle goldnen und ſilbernen Münzen zu verbieten, und an ihrer Statt eiſerne einzuführen. Zugleich gab er einem großen und ſchweren Stück Eiſen einen ſehr geringen Werth, daß man einen großen Raum brauchte, um eine kleine Geldſumme aufzubewahren, und viele Pferde, um ſie fortzuſchaffen. Ja, damit man nicht einmal verſucht werden möchte, dieſes Geld des Eiſens wegen zu ſchätzen und zuſammen zu ſcharren, ſo ließ er das Eiſen, welches dazu genommen wurde, vorher glühend in Eſſig löſchen und härten, wodurch es zu jedem andern Gebrauche untüchtig wurde.

Wer ſollte nun ſtehlen oder ſich beſtechen laſſen, oder Reichthümer aufzuhäufen trachten, da der kleine Gewinn weder verhehlt noch genutzt werden konnte?

Nicht genug, daß Lykurg ſeinen Mitbürgern dadurch die Mittel zur Ueppigkeit entzog — er rückte ihnen auch die Gegenſtände derſelben aus den Augen, die ſie dazu hätten reizen können. Spartas eiſerne Münze konnte kein fremder Kaufmann brauchen, und eine andere hatten ſie ihm nicht zu geben. Alle Künſtler, die für den Luxus arbeiteten, verſchwanden jetzt aus Lakonien, kein auswärtiges Schiff erſchien mehr in ſeinen Häfen, kein Abenteurer zeigte ſich mehr, ſein Glück in dieſem Lande zu ſuchen, kein Kaufmann kam, die Eitelkeit und Wolluſt zu brandſchatzen, denn ſie konnten nichts mit ſich hinweg nehmen, als eiſerne Münzen, die in allen andern Ländern verachtet wurden. Der Luxus hörte auf, weil Niemand da war, der ihn unterhalten hätte.

Lykurg arbeitete noch auf eine andere Art der Ueppigkeit entgegen. Er verordnete, daß alle Bürger an einem öffentlichen Orte in Gemeinſchaft zuſammen ſpeiſen, und alle dieſelbe vorgeſchriebene Koſt mit einander theilen ſollten. Es war nicht erlaubt, zu Hauſe der Weichlichkeit zu dienen, und ſich durch eigne Köche koſtbare Speiſen zurichten zu laſſen. Jeder muſſte monatlich eine gewiſſe Summe an Lebensmitteln zu der öffentlichen Mahlzeit geben, und dafür erhielt er die Koſt von dem Staat. Funfzehn ſpeisten gewöhnlich an einem Tiſche zuſammen, und jeder Tiſchgenoſſe muſſte alle übrigen Stimmen für ſich haben, um an die Tafel aufgenommen zu werden. Wegbleiben durfte keiner ohne eine gültige Entſchuldigung; dieſes Gebot wurde ſo ſtreng gehalten, daß ſelbſt Agis, einer der folgenden Könige, als er aus einem rühmlich geführten Kriege nach Sparta zurück kam und mit ſeiner Gemahlinn allein ſpeiſen wollte, eine abſchlägige Antwort von den Ephoren erhielt. Unter den Speiſen der Spartaner iſt die ſchwarze Suppe berühmt; ein Gericht, zu deſſen Lobe geſagt wurde, die Spartaner hätten gut tapfer ſeyn, weil es kein ſo großes Uebel wäre, zu ſterben, als ihre ſchwarze Suppe zu eſſen. Ihre Mahlzeit würzten ſie mit Luſtigkeit und Scherz, denn Lykurg ſelbſt war ſo ſehr ein Freund der geſelligen Freude, daß er dem Gott des Lachens in ſeinem Hauſe einen Altar errichtete.

Durch die Einführung dieſer gemeinſchaftlichen Speiſung gewann Lykurgus für ſeinen Zweck ſehr viel. Aller Luxus an koſtbarem Tafelgeräthe hörte auf, weil man an dem öffentlichen Tiſch keinen Gebrauch davon machen konnte. Der Schwelgerey wurde auf immer Einhalt gethan; geſunde und ſtarke Körper waren die Folge dieſer Mäßigung und Ordnung, und geſunde Väter konnten dem Staate ſtarke Kinder zeugen. Die gemeinſchaftliche Speiſung gewöhnte die Bürger, mit einander zu leben, und ſich als Glieder deſſelben Staatskörpers zu betrachten — nicht einmal zu gedenken, daß eine ſo gleiche Lebensweiſe auch auf die gleiche Stimmung der Gemüther Einfluß haben muſſte.

Ein andres Geſetz verordnete, daß kein Haus ein andres Dach haben dürfte, als welches mit der Axt verfertigt worden, und keine andre Thür, als die bloß mit Hülfe einer Säge gemacht worden ſey. In ein ſo ſchlechtes Haus konnte ſich Niemand einfallen laſſen, koſtbare Möbeln zu ſchaffen, Alles muſſte ſich harmoniſch zu dem Ganzen ſtimmen.

Lykurgus begriff wohl, daß es nicht damit gethan ſey, Geſetze für ſeine Mitbürger zu ſchaffen; er muſſte auch Bürger für dieſe Geſetze erſchaffen. In den Gemüthern der Spartaner muſſte er ſeiner Verfaſſung die Ewigkeit ſichern; in dieſen muſſte er die Empfänglichkeit für fremde Eindrücke ertödten.

Der wichtigſte Theil ſeiner Geſetzgebung war daher die Erziehung, und durch dieſe ſchloß er gleichſam den Kreis, in welchem der ſpartaniſche Staat ſich um ſich ſelbſt bewegen ſollte. Die Erziehung war ein wichtiges Werk des Staats, und der Staat ein fortdauerndes Werk dieſer Erziehung.

Seine Sorgfalt für die Kinder erſtreckte ſich bis auf die Quellen der Zeugung. Die Körper der Jungfrauen wurden durch Leibesübungen gehärtet, um ſtarke geſunde Kinder leicht zu gebären. Sie gingen ſogar unbekleidet, um alle Unfälle der Witterung auszuhalten. Der Bräutigam muſſte ſie rauben, und durfte ſie auch nur des Nachts und verſtohlen beſuchen. Dadurch blieben beyde in den erſten Jahren der Ehe einander immer noch fremd, und Liebe blieb neu und lebendig.

Aus der Ehe ſelbſt wurde alle Eiferſucht verbannt. Alles, auch die Schamhaftigkeit, ordnete der Geſetzgeber ſeinem Hauptzweck unter. Er opferte die weibliche Treue auf, um geſunde Kinder für den Staat zu gewinnen.

Sobald das Kind geboren war, gehörte es dem Staat. — Vater und Mutter hatten es verloren. Es wurde von den Aelteſten beſichtigt; wenn es ſtark und wohlgebildet war, übergab man es einer Wärterinn; war es ſchwächlich und mißgeſtaltet, ſo warf man es in einen Abgrund an dem Berge Taygetus.

Die ſpartaniſchen Wärterinnen wurden wegen der harten Erziehung, die ſie den Kindern gaben, in ganz Griechenland berühmt, und in entfernte Länder berufen. Sobald ein Knabe das ſiebente Jahr erreicht hatte, wurde er ihnen genommen, und mit Kindern ſeines Alters gemeinſchaftlich erzogen, ernährt und unterrichtet. Frühe lehrte man ihn Beſchwerlichkeiten Trotz bieten, und durch Leibesübungen eine Herrſchaft über ſeine Glieder erlangen. Erreichten ſie die Jünglingsjahre, ſo hatten die Edelſten unter ihnen Hoffnung, Freunde unter den Erwachſenen zu erhalten, die durch eine begeiſterte Liebe an ſie gebunden waren. Die Alten waren bey ihren Spielen zugegen, beobachteten das aufkeimende Genie, und ermunterten die Ruhmbegierde durch Lob oder Tadel. Wenn ſie ſich ſatt eſſen wollten, ſo mußten ſie die Lebensmittel dazu ſtehlen, und wer ſich ertappen ließ, hatte eine harte Züchtigung und Schande zu erwarten. Lykurgus wählte dieſes Mittel, um ſie frühe an Liſt und Ränke zu gewöhnen, Eigenſchaften, die er für den kriegeriſchen Zweck, zu dem er ſie bildete, eben ſo wichtig glaubte, als Leibesſtärke und Muth. Wir haben ſchon oben geſehen, wie wenig gewiſſenhaft Lykurgus im Betreff der Sittlichkeit war, wenn es darauf ankam, ſeinen politiſchen Zweck zu verfolgen. Uebrigens muß man in Betrachtung ziehen, daß weder die Entweihung der Ehen noch dieſer befohlne Diebſtahl in Sparta den politiſchen Schaden anrichten konnten, den ſie in jedem andern Staate würden zur Folge gehabt haben. Da der Staat die Erziehung der Kinder übernahm, ſo war ſie unabhängig von dem Glück und der Reinigkeit der Ehen; da in Sparta wenig Werth auf dem Eigenthum ruhte, und faſt alle Güter gemeinſchaftlich waren, ſo war die Sicherheit des Eigenthums kein ſo wichtiger Punkt, und ein Angriff darauf — beſonders wenn der Staat ihn lenkte und Abſichten dadurch erreichte — kein bürgerliches Verbrechen.

Den jungen Spartanern war es verboten, ſich zu ſchmücken, ausgenommen, wenn ſie in das Treffen oder in ſonſt eine große Gefahr gingen. Dann erlaubte man ihnen, ihre Haare ſchön aufzuputzen, ihre Kleider zu ſchmücken, und Zierrathen an den Waffen zu tragen. Das Haar, ſagte Lykurgus, mache ſchöne Leute ſchöner, und häßliche fürchterlich. Es war gewiß ein feiner Kunſtgriff des Geſetzgebers, etwas Lachendes und Feſtliches mit Gelegenheiten der Gefahr zu verbinden; und ihnen dadurch das Schreckliche zu benehmen. Er ging noch weiter. Er ließ im Kriege von der ſtrengen Disciplin etwas nach; die Lebensart war dann freyer und Vergehungen wurden weniger hart geahndet. Daher kam es, daß der Krieg den Spartanern allein eine Art von Erhohlung war, und daß ſie ſich darauf, wie auf eine fröhliche Gelegenheit, freuten. Rückte der Feind an, ſo ließ der ſpartaniſche König das Caſtoriſche Lied anſtimmen, die Soldaten rückten in feſtgeſchloſſenen Reihen unter Flötengeſang fort, und gingen freudig und unerſchrocken, nach dem Klange der Muſik, der Gefahr entgegen.

Der Plan des Lykurgus brachte es mit ſich, daß die Anhänglichkeit an das Eigenthum der Anhänglichkeit an das Vaterland durchaus nachſtand, und daß die Gemüther, durch keine Privatſorge zerſtreut, nur dem Staate lebten. Darum fand er für gut und nothwendig, ſeinen Mitbürgern auch die Geſchäfte des gewöhnlichen Lebens zu erſparen, und dieſe durch Fremdlinge verrichten zu laſſen, damit auch nicht einmal die Sorge der Arbeit oder die Freude an häuslichen Geſchäften ihren Geiſt von dem Intereſſe des Vaterlandes abzöge. Die Aecker und das Haus wurden deswegen von Sklaven beſorgt, die in Sparta dem Vieh gleich geachtet wurden. Man nennt ſie Heloten, weil die erſten Sklaven der Spartaner Einwohner der Stadt Helos in Lakonien geweſen, welche ſie bekriegt und zu Gefangenen gemacht hatten. Von dieſen Heloten führten nachher alle ſpartaniſchen Sklaven, die ſie in ihren Kriegen erbeuteten, den Namen.

Abſcheulich war der Gebrauch, den man in Sparta von dieſen unglücklichen Menſchen machte. Man betrachtete ſie als ein Geräthe, von dem man zu politiſchen Abſichten, wie man wollte, Gebrauch machen konnte, und die Menſchheit wurde auf eine wirklich empörende Art in ihnen verſpottet. Um der ſpartaniſchen Jugend ein abſchreckendes Bild von der Unmäßigkeit im Trinken zu geben, zwang man dieſe Heloten, ſich zu betrinken, und ſtellte ſie dann in dieſem Zuſtand öffentlich zur Schau aus. Man ließ ſie ſchändliche Lieder ſingen, und lächerliche Tänze tanzen; die Tänze der Freygebornen waren ihnen verboten.

Man gebrauchte ſie zu einer noch weit unmenſchlichern Abſicht. Es war dem Staat darum zu thun, den Muth ſeiner kühnſten Jünglinge auf ſchwere Proben zu ſetzen, und ſie durch blutige Vorſpiele zum Kriege vorzubereiten. Der Senat ſchickte alſo zu gewiſſen Zeiten eine gewiſſe Anzahl dieſer Jünglinge auf das Land; nichts als ein Dolch und etwas Speiſe wurde ihnen auf die Reiſe mitgegeben. Am Tage war ihnen auferlegt, ſich verborgen zu halten; bey Nachtzeit aber zogen ſie auf die Straßen und ſchlugen die Heloten todt, die ihnen in die Hände fielen. Dieſe Anſtalt nannte man die Cryptia oder den Hinterhalt; aber ob Lykurgus der Stifter derſelben war, iſt noch im Zweifel. Wenigſtens folgt ſie ganz aus ſeinem Prinzip. Wie die Republik Sparta in ihren Kriegen glücklich war, ſo vermehrte ſich auch die Anzahl dieſer Heloten, daß ſie anfingen, der Republik ſelbſt gefährlich zu werden, und auch wirklich, durch ſo eine barbariſche Behandlung zur Verzweiflung gebracht, Empörungen entſpannen. Der Senat faſſte einen unmenſchlichen Entſchluß, den er durch die Nothwendigkeit entſchuldigt glaubte. Unter dem Vorwand, ihnen die Freyheit zu ſchenken, wurden einmal während des peloponneſiſchen Kriegs 2000 der tapferſten Heloten verſammelt und, mit Kränzen geſchmückt, in einer feyerlichen Prozeſſion in die Tempel begleitet. Hier aber verſchwanden ſie plötzlich, und Niemand erfuhr, was mit ihnen geworden war. Soviel iſt übrigens gewiß, und in Griechenland zum Sprichwort geworden, daß die ſpartaniſchen Sklaven die unglückſeligſten aller andern Sklaven, ſo wie die ſpartaniſchen freyen Bürger die freyeſten aller Bürger geweſen.

Weil den Letztern alle Arbeiten durch die Heloten abgenommen waren, ſo brachten ſie ihr ganzes Leben müßig zu; die Jugend übte ſich in kriegeriſchen Spielen und Geſchicklichkeiten, und die Alten waren die Zuſchauer und Richter bey dieſen Uebungen. Einem ſpartaniſchen Greis gereichte es zur Schande, von dem Ort wegzubleiben, wo die Jugend erzogen wurde. Auf dieſe Art kam es, daß jeder Spartaner mit dem Staat lebte, alle Handlungen wurden dadurch öffentliche Handlungen. Unter den Augen der Nation reifte die Jugend heran, und verblühte das Alter. Unaufhörlich hatte der Spartaner Sparta vor Augen, und Sparta ihn. Er war Zeuge von Allem, und Alles war Zeuge ſeines Lebens. Die Ruhmbegierde erhielt einen immerwährenden Sporn, der Nationalgeiſt eine unaufhörliche Nahrung; die Idee von Vaterland und vaterländiſchem Intereſſe verwuchs mit dem innerſten Leben aller ſeiner Bürger. Noch andre Gelegenheiten, dieſe Triebe zu entflammen, gaben die öffentlichen Feſte, welche in dem müßigen Sparta ſehr zahlreich waren. Kriegeriſche Volkslieder wurden dabey geſungen, welche den Ruhm der fürs Vaterland gefallenen Bürger, oder Ermunterungen zur Tapferkeit zum gewöhnlichen Inhalt hatten. Sie erſchienen an dieſen Feſten in drey Chören nach dem Alter eingetheilt. Das Chor der Alten fing an zu ſingen: In der Vorzeit waren wir Helden. Das Chor der Männer antwortete: Helden ſind wir jetzt! Komme wer will, es zu erproben! Das dritte Chor der Knaben fiel ein: Helden werden wir einſt, und euch durch Thaten verdunkeln.

Werfen wir einen blos flüchtigen Blick auf die Geſetzgebung des Lykurgus, ſo befällt uns wirklich ein angenehmes Erſtaunen. Unter allen ähnlichen Inſtituten des Alterthums iſt ſie unſtreitig die vollendetſte, die moſaiſche Geſetzgebung ausgenommen, der ſie in vielen Stücken, und vorzüglich in dem Principium gleicht, das ihr zum Grund liegt. Sie iſt wirklich in ſich ſelbſt vollendet, Alles ſchließt ſich darin an einander an, Eines wird durch Alles, und Alles durch Eines gehalten. Beſſere Mittel konnte Lykurgus wol nicht wählen, den Zweck zu erreichen, den er vor Augen hatte, einen Staat nämlich, der von allen übrigen iſolirt, ſich ſelbſt genug und fähig wäre, durch innern Kreislauf und eigne lebendige Kraft ſich ſelbſt zu erhalten. Kein Geſetzgeber hat je einem Staate dieſe Einheit, dieſes Nationalintereſſe, dieſen Gemeingeiſt gegeben, den Lykurgus dem ſeinigen gab. Und wodurch hat Lykurgus dieſes bewirkt? — Dadurch, daß er die Thätigkeit ſeiner Mitbürger in den Staat zu leiten wuſſte, und ihnen alle andere Wege zuſchloß, die ſie hätten davon abziehen können.

Alles, was Menſchenſeelen feſſelt und Leidenſchaften entzündet, Alles, außer dem politiſchen Intereſſe, hatte er durch ſeine Geſetzgebung entfernt. Reichthum und Wollüſte, Wiſſenſchaft und Kunſt, hatten keinen Zugang zu den Gemüthern der Spartaner. Durch die gleiche gemeinſchaftliche Armuth fiel die Vergleichung der Glücksumſtände weg, die in den meiſten Menſchen die Gewinnſucht entzündet; der Wunſch nach Beſitzthümern fiel mit der Gelegenheit hinweg, ſie zu zeigen und zu nutzen. Durch die tiefe Unwiſſenheit in Kunſt und Wiſſenſchaft, welche alle Köpfe in Sparta auf gleiche Art verfinſterte, verwahrte er es vor Eingriffen, die ein erleuchteter Geiſt in die Verfaſſung gethan haben würde; eben dieſe Unwiſſenheit, mit dem rauhen Nationaltroz verbunden, der je dem Spartaner eigenthümlich war, ſtand ihrer Vermiſchung mit andern griechiſchen Völkern unaufhörlich im Wege. In der Wiege ſchon waren ſie zu Spartanern geſtempelt, und je mehr ſie andern Nationen entgegen ſtießen, deſto feſter muſſten ſie an ihrem Mittelpunkt halten. Das Vaterland war das erſte Schauſpiel, das ſich dem ſpartaniſchen Knaben zeigte, wenn er zum Denken erwachte. Er erwachte im Schoß des Staats; Alles, was um ihn lag, war Nation, Staat und Vaterland. Es war der erſte Eindruck in ſeinem Gehirne, und ſein ganzes Leben war eine ewige Erneuerung dieſes Eindrucks.

Zu Hauſe fand der Spartaner nichts, das ihn hätte feſſeln können; alle Reize hatte der Geſetzgeber ſeinen Augen entzogen. Nur im Schoße des Staats fand er Beſchäftigung, Ergötzung, Ehre, Belohnung; alle ſeine Triebe und Leidenſchaften waren nach dieſem Mittelpunkt hingeleitet. Der Staat hatte alſo die ganze Energie, die Kraft aller ſeiner einzelnen Bürger, und an dem Gemeingeiſt, der alle zuſammen entflammte, muſſte ſich der Nationalgeiſt jedes einzelnen Bürgers entzünden. Daher iſt es kein Wunder, daß die ſpartaniſche Vaterlandstugend einen Grad von Stärke erreichte, der uns unglaublich ſcheinen muß. Daher kam es, daß bey dem Bürger dieſer Republik gar kein Zweifel Statt finden konnte, wenn es darauf ankam, zwiſchen Selbſterhaltung und Rettung des Vaterlands eine Wahl zu treffen.

Daher iſt es begreiflich, wie ſich der ſpartaniſche König Leonidas mit ſeinen 300 Helden die Grabſchrift verdienen konnte, die ſchönſte ihrer Art und das erhabenſte Denkmal politiſcher Tugend. „Erzähle, Wanderer, wenn du nach Sparta kommſt, daß wir, ſeinen Geſetzen gehorſam, hier gefallen ſind.“

Man muß alſo eingeſtehen, daß nichts zweckmäßiger, nichts durchdachter ſeyn kann, als dieſe Staatsverfaſſung, daß ſie in ihrer Art ein vollendetes Kunſtwerk vorſtellt, und, in ihrer ganzen Strenge befolgt, nothwendig auf ſich ſelbſt hätte ruhen müſſen. Wäre aber meine Schilderung hier zu Ende, ſo würde ich mich eines ſehr großen Irrthums ſchuldig gemacht haben. Dieſe bewundrungswürdige Verfaſſung iſt im höchſten Grade verwerflich, und nichts Traurigeres könnte der Menſchheit begegnen, als wenn alle Staaten nach dieſem Muſter wären gegründet worden. Es wird uns nicht ſchwer fallen, uns von dieſer Behauptung zu überzeugen.

Gegen ſeinen eignen Zweck gehalten, iſt die Geſetzgebung des Lykurgus ein Meiſterſtück der Staats- und Menſchenkunde. Er wollte einen mächtigen, in ſich ſelbſt gegründeten unzerſtörbaren Staat; politiſche Stärke und Dauerhaftigkeit waren das Ziel, wornach er ſtrebte, und dieſes Ziel hat er ſo weit erreicht, als unter ſeinen Umſtänden möglich war. Aber hält man den Zweck, welchen Lykurgus ſich vorſetzte, gegen den Zweck der Menſchheit, ſo muß eine tiefe Mißbilligung an die Stelle der Bewunderung treten, die uns der erſte flüchtige Blick abgewonnen hat. Alles darf dem Beſten des Staats zum Opfer gebracht werden, nur dasjenige nicht, dem der Staat ſelbſt nur als ein Mittel dient. Der Staat ſelbſt iſt niemals Zweck, er iſt nur wichtig als eine Bedingung, unter welcher der Zweck der Menſchheit erfüllt werden kann, und dieſer Zweck der Menſchheit iſt kein andrer, als Ausbildung aller Kräfte des Menſchen, Fortſchreitung. Hindert eine Staatsverfaſſung, daß alle Kräfte, die im Menſchen liegen, ſich entwickeln; hindert ſie die Fortſchreitung des Geiſtes; ſo iſt ſie verwerflich und ſchädlich, ſie mag übrigens noch ſo durchdacht, und in ihrer Art noch ſo vollkommen ſeyn. Ihre Dauerhaftigkeit ſelbſt gereicht ihr alsdann vielmehr zum Vorwurf, als zum Ruhme — ſie iſt dann nur ein verlängertes Uebel; je länger ſie Beſtand hat, um ſo ſchädlicher iſt ſie.

Ueberhaupt können wir bey Beurtheilung politiſcher Anſtalten als eine Regel feſtſetzen, daß ſie nur gut und lobenswürdig ſind, in ſo fern ſie alle Kräfte, die im Menſchen liegen, zur Ausbildung bringen, inſofern ſie Fortſchreitung der Kultur befördern, oder wenigſtens nicht hemmen. Dieſes gilt von Religions-, wie von politiſchen Geſetzen; beyde ſind verwerflich, wenn ſie eine Kraft des menſchlichen Geiſtes feſſeln, wenn ſie ihm in irgend etwas einen Stillſtand auferlegen. Ein Geſetz z. B., wodurch eine Nation verbunden würde, bey dem Glaubensſchema beſtändig zu verharren, das ihr in einer gewiſſen Periode als das vortrefflichſte erſchienen, ein ſolches Geſetz wäre ein Attentat gegen die Menſchheit, und keine noch ſo ſcheinbare Abſicht würde es rechtfertigen können. Es wäre unmittelbar gegen das höchſte Gut, gegen den höchſten Zweck der Geſellſchaft gerichtet.

Mit dieſem allgemeinen Maßſtab verſehen, können wir nicht lange zweifelhaft ſeyn, wie wir den Lykurgiſchen Staat beurtheilen ſollen.

Eine einzige Tugend war es, die in Sparta mit Hintanſetzung aller andern geübt wurde, Vaterlandsliebe.

Dieſem künſtlichen Triebe wurden die natürlichſten ſchönſten Gefühle der Menſchheit zum Opfer gebracht.

Auf Unkoſten aller ſittlichen Gefühle wurde das politiſche Verdienſt errungen, und die Fähigkeit dazu ausgebildet. In Sparta gab es keine eheliche Liebe, keine Mutterliebe, keine kindliche Liebe, keine Freundſchaft — es gab nichts als Bürger, nichts als bürgerliche Tugend. Lange Zeit hatte man jene ſpartaniſche Mutter bewundert, die ihren aus dem Treffen entkommenen Sohn mit Unwillen von ſich ſtößt, und nach dem Tempel eilt, den Göttern für den Gefallenen zu danken. Zu einer ſolchen unnatürlichen Stärke des Geiſtes hätte man der Menſchheit nicht Glück wünſchen ſollen. Eine zärtliche Mutter iſt eine weit ſchönere Erſcheinung in der moraliſchen Welt, als ein heroiſches Zwittergeſchöpf, das die natürliche Empfindung verläugnet, um künſtliche Pflicht zu befriedigen.

Welch ſchöneres Schauſpiel gibt der rauhe Krieger Coriolanus in ſeinem Lager vor Rom, der Rache und Sieg aufopfert, weil er die Thränen der Mutter nicht fließen ſehen kann!

Dadurch, daß der Staat der Vater ſeines Kindes wurde, hörte der natürliche Vater deſſelben auf, es zu ſeyn. Das Kind lernte nie ſeine Mutter, ſeinen Vater lieben, weil es ſchon in dem zarteſten Alter von ihnen geriſſen, ſeine Eltern nicht an ihren Wohlthaten, nur von Hörenſagen erfuhr.

Auf eine noch empörendere Art wurde das allgemeine Menſchengefühl in Sparta ertödtet, und die Seele aller Pflichten, die Achtung gegen die Gattung, ging unwiederbringlich verloren. Ein Staatsgeſetz machte den Spartanern die Unmenſchlichkeit gegen ihre Sklaven zur Pflicht; in dieſen unglücklichen Schlachtopfern wurde die Menſchheit beſchimpft und mißhandelt. In dem ſpartaniſchen Geſetzbuche ſelbſt wurde der gefährliche Grundſatz gepredigt, Menſchen als Mittel und nicht als Zwecke zu betrachten — dadurch wurden die Grundveſten des Naturrechts und der Sittlichkeit geſetzmäßig eingeriſſen. Die ganze Moralität wurde preisgegeben, um etwas zu erhalten, das doch nur als ein Mittel zu dieſer Moralität einen Werth haben kann.

Kann etwas widerſprechender ſeyn, und kann ein Widerſpruch ſchrecklichere Folgen haben, als dieſer? Nicht genug, daß **Lykurgus** auf den Ruin der Sittlichkeit ſeinen Staat gründete, er arbeitete auf eine andere Art gegen den höchſten Zweck der Menſchheit, indem er durch ſein fein durchdachtes Staatsſyſtem den Geiſt der Spartaner auf derjenigen Stufe feſt hielt, worauf er ihn fand, und auf ewig alle Fortſchritte hemmte.

Aller Kunſtfleiß war aus Sparta verbannt, alle Wiſſenſchaften wurden vernachläſſigt, aller Handelsverkehr mit fremden Völkern verboten, alles Auswärtige wurde ausgeſchloſſen. Dadurch wurden alle Kanäle geſperrt, wodurch ſeiner Nation helle Begriffe zufließen konnten; in einer ewigen Einförmigkeit, in einem traurigen Egoiſmus ſollte ſich der ſpartaniſche Staat ewig nur um ſich ſelbſt bewegen.

Das Geſchäft aller ſeiner vereinigten Bürger war, ſich zu erhalten, was ſie beſaßen, und zu bleiben, was ſie waren, nicht Neues zu erwerben, nicht auf eine höhere Stufe zu ſteigen. Unerbittliche Geſetze muſſten darüber wachen, daß keine Neuerung in das Uhrwerk des Staates griff, daß ſelbſt der Fortſchritt der Zeit an der Form der Geſetze nichts veränderte. Um dieſe lokale, dieſe temporaire Verfaſſung dauerhaft zu machen, muſſte man den Geiſt des Volks auf derjenigen Stelle feſt halten, worauf er bey ihrer Gründung geſtanden.

Wir haben aber geſehen, daß Fortſchreitung des Geiſtes das Ziel des Staats ſeyn ſoll.

Der Staat des Lykurgus konnte nur unter der einzigen Bedingung fortdauern, wenn der Geiſt des Volks ſtille ſtünde; er konnte ſich alſo nur dadurch erhalten, daß er den höchſten und einzigen Zweck eines Staats verfehlte. Was man alſo zum Lobe des Lykurgus angeführt hat, daß Sparta nur ſo lange blühen würde, als es dem Buchſtaben ſeines Geſetzes folgte, iſt das Schlimmſte, was von ihm geſagt werden konnte. Eben dadurch, daß es die alte Staatsform nicht verlaſſen durfte, die Lykurg ihm gegeben, ohne ſich dem gänzlichen Untergang auszuſetzen, daß es bleiben muſſte, was es war, daß es ſtehen muſſte, wo ein einziger Mann es hingeworfen, eben dadurch war Sparta ein unglücklicher Staat — und kein traurigeres Geſchenk hätte ihm ſein Geſetzgeber machen können, als dieſe gerühmte ewige Dauer einer Verfaſſung, die ſeiner wahren Gröſse und Glückſeligkeit ſo ſehr im Wege ſtand.

Nehmen wir dies zuſammen, ſo verſchwindet der falſche Glanz, wodurch die einzige hervorſtechende Seite des ſpartaniſchen Staats ein unerfahrnes Auge blendet — wir ſehen nichts mehr, als einen ſchülerhaften unvollkommnen Verſuch — das erſte Exercitium des jugendlichen Weltalters, dem es noch an Erfahrung und hellen Einſichten fehlte, die wahren Verhältniſſe der Dinge zu erkennen. So fehlerhaft dieſer erſte Verſuch ausgefallen iſt, ſo wird und muß er einem philoſophiſchen Forſcher der Menſchengeſchichte immer ſehr merkwürdig bleiben. Immer war es ein Rieſenſchritt des menſchlichen Geiſtes, dasjenige als ein Kunſtwerk zu behandeln, was bis jetzt dem Zufall und der Leidenſchaft überlaſſen geweſen war. Unvollkommen muſſte nothwendig der erſte Verſuch in der ſchwerſten aller Künſte ſeyn, oder ſchätzbar bleibt er immer, weil er in der wichtigſten aller Künſte angeſtellt worden iſt. Die Bildhauer fingen mit Hermesſäulen an, ehe ſie ſich zu der vollkommnen Form eines Antinous, eines vaticaniſchen Apolls erhuben; die Geſetzgeber werden ſich noch lange in rohen Verſuchen üben, bis ſich ihnen endlich das glückliche Gleichgewicht der geſellſchaftlichen Kräfte von ſelbſt darbietet.

Der Stein leidet geduldig den bildenden Meißel, und die Saiten, die der Tonkünſtler anſchlägt, antworten ihm, ohne ſeinem Finger zu widerſtreben.

Der Geſetzgeber allein bearbeitet einen ſelbſtthätigen widerſtrebenden Stoff — die menſchliche Freyheit. Nur unvollkommen kann er das Ideal in Erfüllung bringen, das er in ſeinem Gehirne noch ſo rein entworfen hat, aber hier iſt der Verſuch allein ſchon alles Lobes werth, wenn er mit uneigennützigem Wohlwollen unternommen, und mit Zweckmäßigkeit vollendet wird.

Solon.

Von der Geſetzgebung des Lykurgus in Sparta war die Geſetzgebung Solons in Athen faſt durchaus das Widerſpiel — und da die beyden Republiken Sparta und Athen die Hauptrollen in der griechiſchen Geſchichte ſpielen, ſo iſt es ein anziehendes Geſchäft, ihre verſchiedenen Staatsverfaſſungen neben einander zu ſtellen, und ihre Gebrechen und Vorzüge gegen einander abzuwägen.

Nach dem Tode des Kodrus wurde die königliche Würde in Athen abgeſchafft, und einer Obrigkeit, die den Namen Archon führte, die höchſte Gewalt auf Lebenslang übertragen. In einem Zeitraum von mehr als 300 Jahren herrſchten dreyzehn ſolcher Archonten in Athen, und aus dieſem Zeitraum hat uns die Geſchichte nichts Merkwürdiges von der neuen Republik aufbehalten. Aber der Geiſt der Demokratie, der den Athenienſern ſchon zu Homers Zeiten eigenthümlich war, regte ſich am Schluß dieſer Periode wieder. Eine lebenslängliche Dauer des Archontats war ihnen doch ein allzulebhaftes Bild der königlichen

Würde, und vielleicht hatten die vorhergegangenen Archonten ihre große und dauerhafte Macht mißbraucht. Man ſetzte alſo die Dauer der Archonten auf zehen Jahre. Ein wichtiger Schritt zur künftigen Freyheit; denn dadurch, daß es alle zehen Jahre einen neuen Beherrſcher wählte, erneuerte das Volk den Act ſeiner Souverainität, es nahm alle zehen Jahre ſeine weggegebene Gewalt zurück, um ſie nach Gutbefinden von Neuem wegzugeben. Dadurch blieb ihm immer in friſchem Gedächtniß, was die Unterthanen erblicher Monarchien zuletzt ganz vergeſſen, daß es ſelbſt die Quelle der höchſten Gewalt, daß der Fürſt nur das Geſchöpf der Nation iſt.

300 Jahre hatte das athenienſiſche Volk einen lebenslänglichen Archont über ſich geduldet, aber die 10jährigen Archonten wurden es ſchon im 70ſten Jahre müde. Dies war ganz natürlich, denn während dieſer Zeit hatte es ſieben Mal die Archontenwahl erneuert, es war alſo ſieben Mal an ſeine Souverainität erinnert worden. Der Geiſt der Freyheit hatte ſich alſo in der zweyten Periode weit lebhafter regen müſſen, weit ſchneller entwickeln müſſen, als in der erſten.

Der ſiebente der zehenjährigen Archonten war auch der letzte von dieſer Gattung. Das Volk wollte alle Jahre den Genuß ſeiner Obergewalt haben, es hatte die Erfahrung gemacht, daß eine auf 10 Jahr verliehene Gewalt noch immer lang genug daure, um zum Mißbrauch zu verführen. Künftig alſo war die Archontenwürde auf ein einziges Jahr eingeſchränkt, nach deſſen Verfluß eine neue Wahl vorgenommen wurde. Es that noch einen Schritt weiter. Weil auch eine noch ſo kurz dauernde Gewalt in den Händen eines Einzigen der Monarchie ſchon ſehr nahe kommt, ſo ſchwächte es dieſe Gewalt, indem es dieſelbe unter 9 Archonten vertheilte, die zugleich regierten.

Drey dieſer 9 Archonten hatten Vorzüge vor den 6 übrigen. Der erſte Archon, Eponymus genannt, führte den Vorſitz bey der Verſammlung; ſein Name ſtand unter den öffentlichen Akten; nach ihm nannte man das Jahr. Der zweyte, Baſilevs oder König genannt, hatte über die Religion zu wachen, und den Gottesdienſt zu beſorgen; dies war aus frühern Zeiten beybehalten, wo die Aufſicht über den Gottesdienſt ein weſentliches Stück der Königswürde geweſen. Der dritte, Polemarch, war Anführer im Kriege. Die 6 übrigen führten den Namen Thesmotheten, weil ſie die Konſtitution zu bewahren, und die Geſetze zu erhalten und auszulegen hatten.

Die Archonten wurden aus den vornehmſten Familien gewählt, und in ſpätern Zeiten erſt drangen ſich auch Perſonen aus dem Volk in dieſe Würde. Die Verfaſſung war daher einer Ariſtokratie weit näher als einer Volksregierung, und das letzte hatte alſo noch nicht ſehr viel dabey gewonnen.

Die Anordnung, daß jedes Jahr neun neue Archonten gewählt wurden, hatte neben ihrer guten Seite, nämlich Mißbrauch der höchſten Gewalt zu verhüten, auch eine ſehr ſchlimme, und dieſe war, daß ſie Faktionen im Staat hervorbrachte. Denn nun gab es viele Bürger im Staat, welche die höchſte Gewalt bekleidet und wieder abgegeben hatten. Mit Niederlegung ihrer Würde konnten ſie nicht ſo leicht auch den Geſchmack an dieſer Würde, nicht ſo leicht das Vergnügen am Herrſchen ablegen, das ſie zu koſten angefangen hatten. Sie wünſchten alſo wieder zu werden, was ſie wären, ſie machten ſich alſo einen Anhang, ſie erregten innere Stürme in der Republik. Die ſchnellere Abwechſelung und die größere Anzahl der Archonten machten ferner jedem angeſehenen und reichen Athenienſer Hoffnung zum Archontat zu gelangen, eine Hoffnung, die er vorher, als nur Einer dieſe Würde bekleidete, und nicht ſobald wieder darin abgelöſt wurde, wenig oder nicht gekannt hatte. Dieſe Hoffnung wurde endlich bey ihnen zur Ungedult, und dieſe Ungedult führte ſie zu gefährlichen Anſchlägen. Beyde alſo, ſowol die, welche ſchon Archonten geweſen, als die, welche ſich ſehnten, es zu werden, wurden der bürgerlichen Ruhe auf gleiche Art gefährlich.

Das Schlimmſte dabey war, daß die obrigkeitliche Macht, durch Vertheilung unter Mehrere, und durch ihre kurze Dauer, mehr als jemals gebrochen war. Es fehlte daher an einer ſtarken Hand, die Faktionen zu bändigen und die aufrühreriſchen Köpfe im Zaum zu halten. Mächtige und verwegene Bürger ſtürzten den Staat in Verwirrung und ſtrebten nach Unabhängigkeit.

Man warf endlich, um dieſen Unruhen zu ſteuern, die Augen auf einen unbeſcholtenen und allgemein gefürchteten Bürger, dem die Verbeſſerung der Geſetze, die bis jetzt nur in mangelhaften Traditionen beſtanden, übertragen ward. Drako hieß dieſer gefürchtete Bürger — ein Mann ohne Menſchen-Gefühl, der der menſchlichen Natur nichts Gutes zutraute, alle Handlungen blos in dem finſtern Spiegel ſeiner eignen trüben Seele ſah, und ganz ohne Schonung war für die Schwächen der Menſchheit; ein ſchlechter Philoſoph und ein noch ſchlechterer Kenner der Menſchen, mit kaltem Herzen, beſchränktem Kopf, und unbiegſam in ſeinen Vorurtheilen. Solch ein Mann war vortrefflich, Geſetze zu vollziehen; aber ſie zu geben, konnte man keine ſchlimmere Wahl treffen.

Es iſt uns wenig von den Geſetzen des Drako übrig geblieben, aber dieſes Wenige ſchildert uns den Mann und den Geiſt ſeiner Geſetzgebung. Alle Verbrechen ſtrafte er ohne Unterſchied mit dem Tode, den Müßiggang wie den Mord, den Diebſtahl eines Kohls oder eines Schafs, wie den Hochverrath und die Mordbrennerey. Als man ihn daher fragte, warum er die kleinen Vergehungen eben ſo ſtreng beſtrafe, als die ſchwerſten Verbrechen, ſo war ſeine Antwort: „Die kleinſten Verbrechen ſind des Todes würdig; für die größern weiß ich keine andre Strafe, als den Tod — darum muß ich beyde gleich behandeln.“

Drakos Geſetze ſind der Verſuch eines Anfängers in der Kunſt, Menſchen zu regieren. Schrecken iſt das einzige Inſtrument, wodurch er wirkt. Er ſtraft nur begangenes Uebel, er verhindert es nicht, er bekümmert ſich nicht darum, die Quellen deſſelben zu verſtopfen und die Menſchen zu verbeſſern. Einen Menſchen aus den Lebendigen vertilgen, weil er etwas Böſes begangen hat, heißt eben ſo viel, als einen Baum umhauen, weil eine ſeiner Früchte faul iſt.

Seine Geſetze ſind doppelt zu tadeln, weil ſie nicht allein die heiligen Gefühle und Rechte der Menſchheit wider ſich haben, ſondern auch, weil ſie auf das Volk, dem er ſie gab, nicht berechnet waren. War ein Volk in der Welt ungeſchickt, durch ſolche Geſetze zu gedeihen, ſo war es das athenienſiſche. Die Sklaven der Pharaonen, oder des Königs der Könige, würden ſich endlich vielleicht darein gefunden haben — aber wie konnten Athenienſer unter ein ſolches Joch ſich beugen.

Auch blieben ſie kaum ein halbes Jahrhundert in Kraft, ob er ihnen gleich den unbeſcheidnen Titel unwandelbarer Geſetze gab.

Drako hatte alſo ſeinen Auftrag ſehr ſchlecht erfüllt, und anſtatt zu nützen, ſchadeten ſeine Geſetze. Weil ſie nämlich nicht befolgt werden konnten, und doch keine andre ſogleich da waren, ihre Stelle zu erſetzen, ſo war es eben ſo viel, als wenn Athen gar kein Geſetz gehabt hätte, und die traurigſte Anarchie riß ein.

Damals war der Zuſtand des athenienſiſchen Volks äuſſerſt zu beklagen. Eine Klaſſe des Volks beſaß Alles, die andre hingegen gar nichts; die Reichen unterdrückten und plünderten aufs Unbarmherzigſte die Armen. Es entſtand eine unermeſſliche Scheidewand zwiſchen beyden. Die Noth zwang die ärmern Bürger, zu den Reichen ihre Zuflucht zu nehmen, zu eben den Blutigeln, die ſie ausgeſogen hatten; aber ſie fanden nur eine grauſame Hülfe bei dieſen. Für die Summen, die ſie aufnahmen, muſſten ſie ungeheure Zinſen bezahlen, und wenn ſie nicht Termin hielten, ihre Ländereyen ſelbſt an die Gläubiger abtreten. Nachdem ſie nichts mehr zu geben hatten, und doch leben muſſten, waren ſie dahin gebracht, ihre eigenen Kinder als Sklaven zu verkaufen, und endlich, als auch dieſe Zuflucht erſchöpft war, borgten ſie auf ihren eigenen Leib, und muſſten ſich gefallen laſſen, von ihren Kreditoren als Sklaven verkauft zu werden. Gegen dieſen abſcheulichen Menſchenhandel war noch kein Geſetz in Attika gegeben, und nichts hielt die grauſame Habſucht der reichen Bürger in Schranken. So ſchrecklich war der Zuſtand Athens. Wenn der Staat nicht zu Grunde geben ſollte, ſo muſſte man dieſes zerſtörte Gleichgewicht der Güter auf eine gewaltſame Art wieder herſtellen.

Zu dieſem Ende waren unter dem Volk drey Faktionen entſtanden. Die Eine, welcher die armen Bürger beſonders beytraten, forderte eine Demokratie, eine gleiche Vertheilung der Aecker, wie ſie Lykurgus in Sparta eingeführt hatte; die andre, welche die Reichen ausmachten, ſtritt für die Ariſtokratie. Die dritte wollte beyde Staatsformen mit einander verbunden wiſſen, und ſetzte ſich den beyden andern entgegen, daß keine durchdringen konnte.

Es war keine Hoffnung, dieſen Streit auf eine ruhige Art beyzulegen, ſo lange man nicht einen Mann fand, dem ſich alle drey Parteyen auf gleiche Weiſe unterwarfen, und ihn zum Schiedsrichter über ſich anerkannten.

Glücklicherweiſe fand ſich ein ſolcher Mann, und ſeine Verdienſte um die Republik, ſein ſanfter billiger Charakter, und der Ruf ſeiner Weisheit hatten längſt ſchon die Augen der Nation auf ihn gezogen. Dieſer Mann war Solon, von königlicher Abkunft, wie Lykurgus, denn er zählte den Kodrus unter ſeinen Ahnherrn. Solons Vater war ein ſehr reicher Mann geweſen, aber durch Wohlthun hatte er ſein Vermögen geſchwächt, und der junge Solon muſſte in ſeinen erſten Jahren die Kaufmannſchaft ergreifen. Durch Reiſen, welche ihm dieſe Lebensart nothwendig machte, und durch den Verkehr mit auswärtigen Völkern bereicherte ſich ſein Geiſt, und ſein Genie entwickelte ſich im Umgang mit fremden Weiſen. Frühe ſchon legte er ſich auf die Dichtkunſt, und die Fertigkeit, die er darin erlangte, kam ihm in der Folge ſehr gut zu ſtatten, moraliſche Wahrheiten und politiſche Regeln in dieſes gefällige Gewand zu kleiden. Sein Herz war empfindlich für Freude und Liebe; einige Schwachheiten ſeiner Jugend machten ihn um ſo nachſichtiger gegen die Menſchheit, und gaben ſeinen Geſetzen das Gepräge von Sanftmuth und Milde, das ſie von den Satzungen des Drako und Lykurgus ſo ſchön unterſcheidet. Er war ferner noch ein tapfrer Heerführer geweſen, hatte der Republik den Beſitz der Inſel Salamine erworben, und noch andre wichtige Kriegsdienſte geleiſtet. Damals war das Studium der Weisheit noch nicht wie jetzt von politiſcher und kriegriſcher Wirkſamkeit getrennt; der Weiſe war der beſte Staatsmann, der erfahrenſte Feldherr, der tapferſte Soldat; ſeine Weisheit floß in alle Geſchäfte ſeines bürgerlichen Lebens. Solons Ruf war durch ganz Griechenland erſchollen, und in die allgemeinen Angelegenheiten des Peloponnes hatte er einen ſehr großen Einfluß.

Solon war der Mann, der allen Parteyen in Athen gleich lieb war. Die Reichen hatten große Hoffnungen von ihm, weil er ſelbſt ein begüterter Mann war. Die Armen vertrauten ihm, weil er ein rechtſchaffner Mann war. Der verſtändige Theil der Athenienſer wünſchte ſich ihn zum Herrſcher, weil die Monarchie das ſicherſte Mittel ſchien, die Faktionen zu unterdrücken; ſeine Verwandten wünſchten dies gleichfalls, aber aus eigennützigen Abſichten, um die Herrſchaft mit ihm zu theilen. Solon verſchmähte dieſen Rath: „die Monarchie, ſagte er, ſey ein ſchöner Wohnplatz, aber er habe keinen Ausgang.“

Er begnügte ſich, ſich zum Archon und Geſetzgeber ernennen zu laſſen, und übernahm dieſes groſſe Amt ungern, und nur aus Achtung für das Wohl der Bürger.

Das erſte, womit er ſein Werk eröffnete, war das berühmte Edikt, Seiſachtheia oder Erledigung genannt, wodurch alle Schulden aufgehoben, und zugleich verboten wurde, daß künftig Keiner dem Andern auf ſeinen Leib etwas leihen durfte. Dieſes Edikt war allerdings ein gewaltſamer Angriff auf das Eigenthum, aber die höchſte Noth des Staats machte einen gewaltſamen Schritt nothwendig. Er war unter zwey Uebeln das kleinere, denn die Klaſſe des Volks, welche dadurch litt, war weit geringer, als die, welche dadurch glücklich wurde.

Durch dieſes wohlthätige Edikt wälzte er auf einmal die ſchweren Laſten ab, welche die arme Bürgerklaſſe ſeit Jahrhunderten niedergedrückt hatten; die Reichen machte er dadurch nicht elend, denn er ließ ihnen, was ſie hatten; er nahm ihnen nur die Mittel, ungerecht zu ſeyn. Nichts deſto weniger erntete er von den Armen ſo wenig Dank, als von den Reichen. Die Armen hatten auf eine völlig gleiche Ländertheilung gerechnet, davon in Sparta das Beyſpiel gegeben war, und murrten deswegen gegen ihn, daß er ihre Erwartungen hintergangen hatte. Sie vergaßen, daß der Geſetzgeber den Reichen eben ſo gut, als den Armen Gerechtigkeit ſchuldig ſey, und daß die Anordnung des Lykurgus eben darum nicht nachahmungswürdig ſey, weil ſie ſich auf eine Unbilligkeit gründete, die zu vermeiden geweſen wäre.

Der Undank des Volks preßte dem Geſetzgeber eine beſcheidne Klage aus. „Ehmals, ſagte er, rauſchte mir von allen Seiten mein Lob entgegen; jetzt ſchielt Alles mit feindlichen Blicken auf mich.“ Bald aber zeigten ſich in Attika die wohlthätigen Folgen ſeiner Verfügung. Das Land, das vorher Sklavendienſte that, war jetzt frey; der Bürger bearbeitete den Acker jetzt als ſein Eigenthum, den er vorher als Taglöhner für ſeinen Kreditor bearbeitet hatte. Viele ins Ausland verkaufte Bürger, die ſchon angefangen hatten, ihre Mutterſprache zu verlernen, ſahen als freye Menſchen ihr Vaterland wieder.

Das Vertrauen in den Geſetzgeber kehrte zurück. Man übertrug ihm die Reformation des Staats, und unumſchränkte Gewalt, über das Eigenthum und die

Rechte der Bürger zu verfügen. Der erſte Gebrauch, den er davon machte, war, daß er alle Geſetze des Drako abſchaffte — diejenigen ausgenommen, welche gegen den Mord und Ehebruch gerichtet waren.

Nun übernahm er das große Werk, der Republik eine neue Konſtitution zu geben.

Alle atheniensiſche Bürger muſſten ſich einer Schätzung des Vermögens unterwerfen, und nach dieſer Schätzung wurden ſie in vier Klaſſen oder Zünfte getheilt.

Die erſte begriff diejenigen in ſich, welche jährlich 500 Maß von trocknen und flüſſigen Dingen Einkommen hatten.

Die zweyte enthielt diejenigen, welche 300 Maß Einkommen hatten, und ein Pferd halten konnten.

Die dritte diejenigen, welche nur die Hälfte davon hatten, und wo alſo immer 2 zuſammen treten muſſten, um dieſe Summe herauszubringen. Man nannte ſie deswegen die Zweygeſpannten.

In der vierten waren die, welche keine liegenden Gründe beſaßen, und blos von ihrer Handarbeit lebten, Handwerker, Taglöhner und Künſtler.

Die drey erſten Klaſſen konnten öffentliche Aemter bekleiden; die aus der letzten waren davon ausgeſchloſſen, doch hatten ſie bey der Nationalverſammlung eine Stimme, wie die übrigen, und dadurch allein genoſſen ſie einen großen Antheil an der Regierung. Vor die

Nationalverſammlung, Eccleſia genannt, wurden alle große Angelegenheiten gebracht, und durch dieſelbe entſchieden: die Wahl der Obrigkeiten, die Beſetzung der Aemter, wichtige Rechtshändel, Finanzangelegenheiten, Krieg und Frieden. Da ferner die Solon'ſchen Geſetze mit einer gewiſſen Dunkelheit behaftet waren, ſo muſſte in jedem Fall, wo der Richter über ein Geſetz, das er auszulegen hatte, zweifelhaft war, an die Eccleſia appellirt werden, welche dann in letzter Inſtanz entſchied, wie das Geſetz zu verſtehen ſey. Von allen Tribunalen konnte man an das Volk appelliren. Vor dem dreyßigſten Jahr hatte Niemand Zutritt zur Nationalverſammlung; aber ſobald einer das erforderliche Alter hatte, ſo konnte er ungeſtraft nicht mehr wegbleiben, denn Solon haſſte und bekämpfte nichts ſo ſehr, als Lauigkeit gegen das gemeine Weſen.

Athens Verfaſſung war auf dieſe Art in eine vollkommene Demokratie verwandelt; im ſtrengſten Verſtande war das Volk ſouverain, und nicht bloß durch Repräſentanten herrſchte es, ſondern in eigner Perſon und durch ſich ſelbſt.

Bald aber zeigten ſich nachtheilige Folgen dieſer Einrichtung. Das Volk war zu ſchnell mächtig geworden, um ſich dieſes Vorrechts mit Mäßigung zu bedienen; Leidenſchaft miſchte ſich in die öffentliche Verſammlung, und der Tumult, den eine ſo große Volksmenge erregte, erlaubte nicht immer, reif zu überlegen und weiſe zu entſcheiden. Dieſem Uebel zu begegnen, ſchuf Solon einen Senat, zu welchem, aus jedem der 4 Zünfte, 100 Mitglieder genommen wurden. Dieſer Senat muſſte ſich vorher über die Punkte berathſchlagen, welche der Eccleſia vorgelegt werden ſollten. Nichts, was nicht vorher vom Senat in Ueberlegung genommen worden, durfte vor das Volk gebracht werden, aber das Volk allein behielt die Entſcheidung. War eine Angelegenheit von dem Senat dem Volk vorgetragen, ſo traten die Redner auf, die Wahl deſſelben zu lenken. Dieſe Menſchenklaſſe hat ſich in Athen ſehr viel Wichtigkeit erworben, und durch den Mißbrauch, den ſie von ihrer Kunſt und dem leichtbeweglichen Sinn der Athenienſer machte, der Republik eben ſo viel geſchadet, als ſie ihr hätte nutzen können, wenn ſie, von Privatabſichten rein, das wahre Intereſſe des Staats immer vor Augen gehabt hätte. Alle Kunſtgriffe der Beredſamkeit bot der Redner auf, dem Volk diejenige Seite einer Sache annehmlich zu machen, wozu er es gern bringen wollte; und, verſtand er ſeine Kunſt, ſo waren alle Herzen in ſeinen Händen. Durch dieſe Redner wurde dem Volk eine ſanfte und erlaubte Feſſel angelegt. Sie herrſchten durch Ueberredung, und ihre Herrſchaft war darum nicht weniger groß, weil ſie der freyen Wahl etwas übrig ließ. Das Volk behielt völlige Freyheit, zu wählen und zu verwerfen; aber durch die Kunſt, womit man ihm die Dinge vorzulegen wußte, lenkte man dieſe Freyheit. Eine vortreffliche Einrichtung, wenn die Funktion der Redner immer in reinen und treuen Händen geblieben wäre. Bald aber wurden aus dieſen Rednern Sophiſten, die ihren Ruhm darein ſetzten, das Schlimme gut und das Gute ſchlimm zu machen.

Mitten in Athen war ein großer öffentlicher Platz von Bildſäulen der Götter und Helden umgeben, das Prytaneum genannt. Auf dieſem Platz war die Verſammlung des Senats, und die Senatoren erhielten davon den Namen der Prytanen. Von einem Prytanen wurde ein untadelhaftes Leben verlangt. Keinem Verſchwender, Keinem, der ſeinem Vater unehrerbietig begegnete, Keinem, welcher ſich nur einmal betrunken hatte, durfte es in den Sinn kommen, ſich zu dieſem Amte zu melden.

Als ſich in der Folge die Bevölkerung in Athen vermehrte, und anſtatt der 4 Zünfte, welche Solon eingeführt hatte, 10 Zünfte gemacht wurden, wurde auch die Zahl der Prytanen von 400 bis 1000 geſetzt. Aber von dieſen 1000 Prytanen waren jährlich nur 500 in Funktion, und auch dieſe 500 nie auf einmal. Funfzig derſelben regierten immer 5 Wochen lang, und zwar ſo, daß in jeder Woche nur 10 im Amte ſtanden. So war es ganz unmöglich, willkürlich zu verfahren, denn Jeder hatte eben ſo viele Zeugen und Hüter ſeiner Handlungen, als er Amtsgenoſſen hatte, und der Nachfolgende konnte immer die Verwaltung ſeines Vorgängers muſtern. Alle 5 Wochen wurden 4 Volksverſammlungen gehalten, die außerordentlichen nicht mit gerechnet; eine Einrichtung, wodurch es ganz unmöglich gemacht ward, daß eine Angelegenheit lange unentſchieden blieb, und der Gang der Geſchäfte verzögert wurde.

Außer dem Senat der Prytanen, den er nun erſchuf, brachte Solon auch den Areopagus wieder in Anſehen, den Drako erniedrigt hatte, weil er ihm zu menſchlich dachte. Er machte ihn zum oberſten Aufſeher und Schutzgeiſt der Geſetze, und befeſtigte, wie Plutarch ſagt, an dieſen beyden Gerichten, dem Senat nämlich und dem Areopagus, wie an zwey Ankern, die Republik.

Dieſe zwey Gerichtshöfe waren eingeſetzt, über die Erhaltung des Staats und ſeiner Geſetze zu wachen. Zehen andere Tribunale beſchäftigten ſich mit Anwendung der Geſetze, mit der Gerechtigkeitspflege. Ueber Mordthaten erkannten 4 Gerichtshöfe, das Palladium, das Delphinium, die Phreattys und Heliäa. Die zwey erſtern beſtätigte Solon nur, ſie waren ſchon unter den Königen geſtiftet. Unvorſetzliche Mordthaten wurden vor dem Palladium gerichtet. Vor dem Delphinium ſtellten ſich die, welche ſich zu einem für erlaubt gehaltenen Todtſchlag bekannten. Das Gericht Phreattys wurde eingeſetzt, um über diejenigen zu erkennen, welche eines vorſetzlichen Todtſchlags wegen angeklagt wurden, nachdem ſie bereits eines unvorſetzlichen Mordes wegen außer Landes geflüchtet waren. Der Beklagte erſchien auf einem Schiffe, und am Ufer ſtanden ſeine Richter. War er unſchuldig, ſo kehrte er ruhig an ſeinen Verbannungsort zurück in der fröhlichen Hoffnung, einſt wieder heimkehren zu dürfen. Wurde er ſchuldig befunden, ſo kehrte er zwar auch unverſehrt zurück, aber ſein Vaterland hatte er auf ewig verloren.

Das vierte Kriminalgericht war die Heliäa, die ihren Namen von der Sonne hatte, weil ſie ſich gleich nach Aufgang der Sonne und an einem Orte, den die Sonne beſtrahlt, zu verſammeln pflegte. Die Heliäa war eine außerordentliche Kommiſſion der andern großen Tribunale; ihre Mitglieder waren zugleich Richter und Magiſtrate. Sie hatten nicht blos Geſetze anzuwenden und zu vollziehen, ſondern auch zu verbeſſern und ihren Sinn zu beſtimmen. Ihre Verſammlung war ſeyerlich, und ein furchtbarer Eid verband ſie zur Wahrheit.

Sobald ein Todesurtheil gefällt war, und der Beklagte hatte ſich nicht durch eine freywillige Verbannung demſelben entzogen, ſo überlieferte man ihn den eilf Männern; dieſen Namen führte die Kommiſſion, wozu jede der zehen Zünfte einen Mann hergab, die mit dem Blutrichter Eilf ausmachten. Dieſe eilf Männer hatten die Aufſicht über die Gefängniſſe, und vollzogen die Todesurtheile. Der Todesarten, welche man den Verbrechern in Athen zuerkannte, waren dreyerley. Entweder, man ſtürzte ihn in einen Schlund, auch in das Meer hinunter, oder man richtete ihn mit dem Schwert hin, oder gab ihm Schierling zu trinken.

Zunächſt der Todesſtrafe kam die Verweiſung. Dieſe Strafe iſt ſchrecklich in glückſeligen Ländern; es gibt Staaten, aus denen es kein Unglück iſt, verwieſen zu werden. Daß es die Verweiſung zunächſt an die Todesſtrafe, und wenn ſie ewig war, dieſer letztern gleich ſetzte, iſt ein ſchönes Selbſtgefühl des athenienſiſchen Volks. Der Athenienſer, der ſein Vaterland verloren, konnte in der ganzen übrigen Welt kein Athen mehr finden.

Die Verbannung war mit einer Konfiſcation aller Güter verbunden, den Oſtracismus allein ausgenommen.

Bürger, welche durch außerordentliche Verdienſte oder Glück zu einem größern Einfluß und Anſehen gelangt waren, als ſich mit der republikaniſchen Gleichheit vertrug, und die alſo anfingen, der bürgerlichen Freyheit gefährlich zu werden, verbannte man zuweilen, — ehe ſie dieſe Verbannung verdienten. Um den Staat zu retten, war man ungerecht gegen einen einzelnen Bürger. Die Idee, welche dieſem Gebrauche zum Grund liegt, iſt an ſich zu loben; aber das Mittel, welches man erwählte, zeugt von einer kindiſchen Politik. Man nannte dieſe Art der Verbannung den Oſtracismus, weil die Vota auf Scherben geſchrieben wurden. Sechstauſend Stimmen waren nöthig, einen Bürger mit dieſer Strafe zu belegen. Der Oſtracismus muſſte ſeiner Natur nach meiſtens den verdienteſten Bürger treffen; er ehrte alſo mehr, als er ſchändete — aber darum war er doch nicht weniger ungerecht und grauſam, denn er nahm dem Würdigſten, was ihm das Theuerſte war, die Heimath. Eine vierte Art von Strafen bey Kriminalverbrechen war die Strafe der Säule. Die Schuld des Verbrechers wurde auf eine Säule geſchrieben, und dies machte ihn ehrlos mit ſeinem ganzen Geſchlechte.

Geringere bürgerliche Händel zu entſcheiden, waren 6 Tribunale feſtgeſetzt, die aber niemals wichtig wurden, weil dem Verurtheilten von Allen die Appellation an die höhern Gerichte und an die Eccleſia offen ſtand. Jeder führte ſeine Sache ſelbſt, Weiber, Kinder und Sklaven ausgenommen. Eine Waſſeruhr beſtimmte die Dauer von ſeiner und ſeines Anklägers Rede. Die wichtigſten bürgerlichen Händel muſſten in 24 Stunden entſchieden ſeyn.

So viel von den bürgerlichen und politiſchen Anordnungen Solons; aber darauf allein ſchränkte ſich dieſer Geſetzgeber nicht ein. Es iſt ein Vorzug, den die alten Geſetzgeber vor den neuern haben, daß ſie ihre

Menſchen den Geſetzen zubilden, die ſie ihnen ertheilen, daß ſie auch die Sittlichkeit, den Charakter, den geſellſchaftlichen Umgang mitnehmen, und den Bürger nie von dem Menſchen trennen, wie wir. Bey uns ſtehen die Geſetze nicht ſelten in direktem Widerſpruche mit den Sitten. Bey den Alten ſtanden Geſetze und Sitten in einer viel ſchönern Harmonie. Ihre Staatskörper haben daher auch eine ſo lebendige Wärme, die den unſrigen ganz fehlt; mit unzerſtörbaren Zügen war der Staat in die Seelen der Bürger gegraben.

Indeſſen muß man auch hier in Anpreiſung des Alterthums ſehr behutſam ſeyn. Faſt durchgängig kann man behaupten, daß die Abſichten der alten Geſetzgeber weiſe und lobenswürdig waren, daß ſie aber in den Mitteln fehlten. Dieſe Mittel zeugen oft von unrichtigen Begriffen, und einer einſeitigen Vorſtellungsart. Wo wir zu weit zurück bleiben, eilten ſie zu weit vor. Wenn unſre Geſetzgeber unrecht gethan haben, daß ſie moraliſche Pflichten und Sitten ganz vernachläſſigten; ſo hatten die Geſetzgeber der Griechen darin Unrecht, daß ſie moraliſche Pflichten mit dem Zwang der Geſetze einſchärften. Zur moraliſchen Schönheit der Handlungen iſt Freyheit des Willens die erſte Bedingung, und dieſe Freyheit iſt dahin, ſobald man moraliſche Tugend durch geſetzliche Strafen erzwingen will. Das edelſte Vorrecht der menſchlichen Natur iſt, ſich ſelbſt zu beſtimmen, und das Gute um des Guten willen zu thun.

Kein bürgerliches Geſetz darf Treue gegen den Freund, Großmuth gegen den Feind, Dankbarkeit gegen Vater und Mutter zwangsmäßig gebieten; denn ſobald es dieſes thut, wird eine freye moraliſche Empfindung in ein Werk der Furcht, in eine ſklaviſche Regung verwandelt.

Aber wieder auf unſern Solon zurückzukommen.

Ein Solon'ſches Geſetz verordnet, daß jeder Bürger die Beleidigung, die einem andern widerführe, als ſich ſelbſt angethan betrachten, und nicht ruhen ſolle, bis ſie an dem Beleidiger gerochen ſey. Das Geſetz iſt vortrefflich, wenn man ſeine Abſicht dabey betrachtet. Seine Abſicht war, jedem Bürger warmen Antheil an allen Uebrigen einzuflößen, und Alle mit einander daran zu gewöhnen, ſich als Glieder eines zuſammenhängenden Ganzen anzuſehen. Wie angenehm würden wir überraſcht werden, wenn wir in ein Land kämen, wo uns jeder Vorübergehende ungerufen gegen einen Beleidiger in Schutz nähme! Aber wie ſehr würde unſer Vergnügen verlieren, wenn uns zugleich dabey geſagt würde, daß er ſo ſchön habe handeln müſſen!

Ein andres Geſetz, welches Solon gab, erklärt denjenigen für ehrlos, der bey einem bürgerlichen Aufruhr neutral bleibe. Auch bey dieſem Geſetz lag eine unverkennbare gute Abſicht zum Grunde. Dem Geſetzgeber war es darum zu thun, ſeinen Bürgern das innigſte Intereſſe an dem Staat einzuflößen. Kälte gegen das Vaterland war ihm das Haſſenswürdigſte an einem Bürger. Neutralität kann oft eine Folge dieſer Kälte ſeyn; aber er vergaß, daß oft das feurigſte Intereſſe am Vaterland dieſe Neutralität gebietet — alsdann nämlich, wenn beyde Parteyen Unrecht haben, und das Vaterland bey beyden gleichviel zu verlieren haben würde.

Ein andres Geſetz des Solon verbietet, von den Todten übel zu reden; ein andres, an öffentlichen Oertern, wie vor Gericht, im Tempel oder im Schauſpiel, einem Lebenden Böſes nachzuſagen. Einen Baſtart ſpricht er von kindlichen Pflichten los, denn der Vater, ſagt er, habe ſich ſchon durch die genoſſene ſinnliche Luſt bezahlt gemacht; eben ſo ſprach er den Sohn von der Pflicht frey, ſeinen Vater zu ernähren, wenn dieſer ihn keine Kunſt hätte lernen laſſen. Er erlaubte, Teſtamente zu machen, und ſein Vermögen nach Willkür zu verſchenken, denn Freunde, die man ſich wählt, ſagte er, ſind mehr werth, als bloße Verwandte. Die Ausſteuer ſchaffte er ab, weil er wollte, daß die Liebe, und nicht der Eigennutz, Ehen ſtiftete. Noch ein ſchöner Zug von Sanftmuth in ſeinem Charakter iſt, daß er verhaßten Dingen mildere Namen gab. Abgaben hießen Beyträge; Beſatzungen Wächter der Stadt; Gefängniſſe Gemächer, und die Schuldenvernichtung nannte er Erleichterung. Den Aufwand, zu dem der athenienſiſche Geiſt ſich ſo ſehr neigte, mäßigte er durch weiſe Verordnungen; ſtrenge Geſetze wachten über die Sitten des Frauenzimmers, über den Umgang beyder Geſchlechter, und die Heiligkeit der Ehen.

Dieſe Geſetze, verordnete er, ſollten nur auf 100 Jahre gültig ſeyn — wie viel weiter ſah er als Lykurgus. Er begriff, daß Geſetze nur Dienerinnen der Bildung ſind, daß Nationen in ihrem männlichen Alter eine andere Führung nöthig haben, als in ihrer Kindheit. Lykurg verewigte die Geiſtes-Kindheit der Spartaner, um dadurch ſeine Geſetze bey ihnen zu verewigen, aber ſein Staat iſt verſchwunden mit ſeinen Geſetzen. Solon verſprach den Seinigen nur eine hundertjährige Dauer, und noch heutiges Tages ſind viele derſelben im römiſchen Geſetzbuche in Kraft. Die Zeit iſt eine gerechte Richterinn aller Verdienſte.

Man hat dem Solon zum Vorwurf gemacht, daß er dem Volk zu große Gewalt gegeben habe, und dieſer Vorwurf iſt nicht ungegründet. Indem er eine Klippe, die Oligarchie, zu ſehr vermied, iſt er einer andern, der Anarchie, zu nahe gekommen — aber doch auch nur nahe gekommen, denn der Senat der Prytanen und das Gericht des Areopagus waren ſtarke Zügel der demokratiſchen Gewalt. Die Uebel, welche von einer Demokratie unzertrennlich ſind, tumultuariſche und leidenſchaftliche Entſcheidungen und der Geiſt der Faktion konnten freylich in Athen nicht vermieden werden — aber dieſe Uebel ſind doch weit mehr der

Form, die er wählte, als dem Weſen der Demokratie zuzuſchreiben. Er fehlte darin ſehr, daß er das Volk nicht durch Repräſentanten, ſondern in Perſon entſcheiden ließ, welches wegen der ſtarken Menſchenmenge nicht ohne Verwirrung und Tumult, und wegen der überlegenen Anzahl der unbemittelten Bürger nicht immer ohne Beſtechung abgehen konnte. Der Oſtracismus, wobey 6000 Stimmen zum wenigſten erfordert wurden, läſſt uns abnehmen, wie ſtürmiſch es bey dergleichen Volksverſammlungen mag zugegangen ſeyn. Wenn man auf der andern Seite bedenkt, wie gut auch der gemeinſte Athenienſer mit dem gemeinen Weſen bekannt war, wie mächtig der Nationalgeiſt in ihm wirkte, wie ſehr der Geſetzgeber dafür geſorgt hatte, daß dem Bürger das Vaterland über alles ging, ſo wird man einen beſſern Begriff von dem politiſchen Verſtande des athenienſiſchen Pöbels bekommen, und ſich wenigſtens hüten, von dem gemeinen Volke bey uns voreilig auf jenes zu ſchließen. Alle große Verſammlungen haben immer eine gewiſſe Geſetzloſigkeit in ihrem Gefolge — alle kleinere aber haben Mühe, ſich von ariſtokratiſchem Despotismus ganz rein zu erhalten. Zwiſchen beyden eine glückliche Mitte zu treffen, iſt das ſchwerſte Problem, das die kommenden Jahrhunderte erſt auflöſen ſollen. Bewundernswerth bleibt mir immer der Geiſt, der den Solon bey ſeiner Geſetzgebung beſeelte, der Geiſt der geſunden und ächten Staatskunſt, die das

Grundprinzipium, worauf alle Staaten ruhen müſſen, nie aus den Augen verlor: ſich ſelbſt die Geſetze zu geben, denen man gehorchen ſoll, und die Pflichten des Bürgers aus Einſicht und aus Liebe zum Vaterland, nicht aus ſklaviſcher Furcht vor der Strafe, nicht aus blinder und ſchlaffer Ergebung in den Willen eines Obern, zu erfüllen.

Schön und trefflich war es von Solon, daß er Achtung hatte für die menſchliche Natur, und nie den Menſchen dem Staate, nie den Zweck dem Mittel aufopferte, ſondern den Staat dem Menſchen dienen ließ. Seine Geſetze waren laxe Bänder, an denen ſich der Geiſt der Bürger frey und leicht nach allen Richtungen bewegte, und nie empfand, daß ſie ihn lenkten; die Geſetze des Lykurgus waren eiſerne Feſſeln, an denen der kühne Muth ſich wund rieb, die durch ihr drückendes Gewicht den Geiſt niederzogen. Alle mögliche Bahnen ſchloß der athenienſiſche Geſetzgeber dem Genie und dem Fleiß ſeiner Bürger auf; der ſpartaniſche Geſetzgeber vermauerte den ſeinigen alle bis auf eine einzige — das politiſche Verdienſt. Lykurg befahl den Müßiggang durch Geſetze, Solon ſtrafte ihn ſtreng. Darum reiften in Athen alle Tugenden, blühten alle Gewerbe und Künſte, regten ſich alle Sehnen des Fleißes; darum wurden alle Felder des Wiſſens dort bearbeitet. Wo findet man in Sparta einen Sokrates, einen Thucydides, einen Sophokles und Plato?

Sparta konnte nur Herrſcher und Krieger, — keine Künſtler, keine Dichter, keine Denker, keine Weltbürger erzeugen. Beyde, Solon wie Lykurg, waren große Männer, beyde waren rechtſchaffne Männer, aber wie verſchieden haben ſie gewirkt, weil ſie von entgegengeſetzten Principien ausgingen. Um den athenienſiſchen Geſetzgeber ſteht die Freyheit und die Freude, der Fleiß und der Ueberfluß — ſtehen alle Künſte und Tugenden, alle Grazien und Muſen herum, ſehen dankbar zu ihm auf, und nennen ihn ihren Vater und Schöpfer. Um den Lykurgus ſieht man nichts als Tyrannen und ihr ſchreckliches Gegentheil, die Knechtſchaft, die ihre Ketten ſchüttelt, und dem Urheber ihres Elends flucht.

Der Charakter eines ganzen Volks iſt der treueſte Abdruck ſeiner Geſetze, und alſo auch der ſicherſte Richter ihres Werths oder Unwerths. Beſchränkt war der Kopf des Spartaners, und unempfindlich ſein Herz. Er war ſtolz und hochfahrend gegen ſeine Bundesgenoſſen, hart gegen ſeine Ueberwundenen, unmenſchlich gegen ſeine Sklaven, und knechtiſch gegen ſeine Obern; in ſeinen Unterhandlungen war er ungewiſſenhaft und treulos, in ſeinen Entſcheidungen despotiſch, und ſeiner Größe, ſeiner Tugend ſelbſt fehlte es an der gefälligen Anmuth, welche allein die Herzen gewinnt. Der Athenienſer hingegen war weichmüthig und ſanft im Umgang, höflich, aufgeweckt im Geſpräch, leutſelig gegen den Geringen, gaſtfrey und gefällig gegen den Fremden. Er liebte zwar Weichlichkeit und Putz, aber dies hinderte nicht, daß er im Treffen nicht wie ein Löwe kämpfte. Gekleidet in Purpur und mit Wohlgerüchen geſalbt, brachte er die Millionen des Xerxes und die rauhen Spartaner auf gleiche Weiſe zum Zittern. Er liebte die Vergnügungen der Tafel und konnte nur ſchwer dem Reiz der Wolluſt widerſtehen; aber Völlerey und ſchamloſes Betragen machten ehrlos in Athen; Delikateſſe und Wohlanſtändigkeit wurden bey keinem Volke des Alterthums ſo getrieben, als bey dieſem; in einem Kriege mit dem macedoniſchen Philipp hatten die Athenienſer einige Briefe dieſes Königs aufgefangen, unter denen auch einer an ſeine Gemahlinn war; die übrigen alle wurden geöffnet, dieſen einzigen ſchickten ſie unerbrochen zurück. Der Athenienſer war großmüthig im Glücke, und im Unglücke ſtandhaft — dann koſtete es ihn nichts, für das Vaterland Alles zu wagen. Seine Sklaven behandelte er menſchlich und der mißhandelte Knecht durfte ſeinen Tyrannen verklagen. Selbſt die Thiere erfuhren die Großmuth dieſes Volks; nach vollendetem Bau des Tempels Hecatompedon wurde verordnet, alle Laſtthiere, welche dabey geſchäftig geweſen, frey zu laſſen, und auf ihr ganzes künftiges Leben auf den beſten Weiden umſonſt zu ernähren. Eins dieſer Thiere kam nachher von freyen Stücken zur Arbeit, und lief mechaniſch vor den übrigen her, welche Laſten zogen. Dieſer Anblick rührte die Athenienſer ſo ſehr, daß ſie verordneten, dieſes Thier auf Unkoſten des Staats inskünftige beſonders zu unterhalten.

Indeſſen bin ich es der Gerechtigkeit ſchuldig. auch die Fehler der Athenienſer nicht zu verſchweigen, denn die Geſchichte ſoll keine Lobrednerinn ſeyn. Dieſes Volk, das wir ſeiner feinen Sitten, ſeiner Sanftmuth. ſeiner Weisheit wegen bewundert haben, beſleckte ſich nicht ſelten mit dem ſchändlichſten Undank gegen ſeine größten Männer, mit Grauſamkeit gegen ſeine überwundnen Feinde. Durch die Schmeicheleyen ſeiner Redner verdorben, trotzig auf ſeine Freyheit, und auf ſo viele glänzende Vorzüge eitel, drückte es ſeine Bundesgenoſſen und Nachbarn oft mit unerträglichem Stolze, und ließ ſich bey öffentlichen Berathſchlagungen von einem leichtſinnigen Schwindelgeiſt leiten, der oft die Bemühungen ſeiner weiſeſten Staatsmänner zu nichte machte, und den Staat an den Rand des Verderbens riß. Jeder einzelne Athenienſer war lenkſam und weichmüthig; aber in öffentlichen Verſammlungen war er der vorige Mann nicht mehr. Daher ſchildert uns Ariſtophanes ſeine Landsleute, als vernünftige Greiſe zu Hauſe, und als Narren in Verſammlungen. Die Liebe zum Ruhme und der Durſt nach Neuheit beherrſchte ſie bis zur Ausſchweifung; an den Ruhm ſetzte der Athenienſer oft ſeine Glücksgüter, ſein Leben und nicht ſelten — ſeine Tugend. Eine Krone von Oelzweigen, eine Inſchrift auf einer Säule, die ſein Verdienſt ankündigte, war ihm ein feurigerer Sporn zu groſſen Thaten, als dem Perſer alle Schätze des groſſen Königs. So ſehr das athenienſiſche Volk ſeinen Undank übertrieb, ſo ausſchweifend war es wieder in ſeiner Dankbarkeit. Von einem ſolchen Volke im Triumph aus der Verſammlung heimbegleitet zu werden, es auch nur einen Tag zu beſchäftigen, war ein höherer Genuß für die Ruhmſucht des Athenienſers, und auch ein wahrerer Genuß, als ein Monarch ſeinem geliebteſten Sklaven gewähren kann; denn es iſt ganz etwas Anderes, ein ganzes ſtolzes zartempfindendes Volk zu rühren, als einem einzigen Menſchen zu gefallen. Der Athenienſer muſſte in immerwährender Bewegung ſeyn; unaufhörlich haſchte ſein Sinn nach neuen Eindrücken, neuen Genüſſen. Dieſer Sucht nach Neuheit muſſte man täglich neue Nahrung reichen, wenn ſie ſich nicht gegen den Staat ſelbſt kehren ſollte. Darum rettete ein Schauſpiel, das man zu rechter Zeit gab, oft die öffentliche Ruhe, welche der Aufruhr bedrohte — darum hatte oft ein Uſurpator gewonnen Spiel, wenn er nur dieſem Hange des Volks durch eine Reihe von Luſtbarkeiten opferte. Aber eben darum wehe dem verdienteſten Bürger, wenn er die Kunſt nicht verſtand, täglich neu zu ſeyn, und ſein Verdienſt zu verjüngen!

Der Abend von Solons Leben war nicht ſo heiter, als ſein Leben es verdient hätte. Um den Zudringlichkeiten der Athenienſer zu entgehen, die ihn täglich mit Fragen und Vorſchlägen heimſuchten, machte er, ſobald ſeine Geſetze im Gange waren, eine Reiſe durch Kleinaſien, nach den Inſeln und nach Egypten, wo er ſich mit den Weiſeſten ſeiner Zeit beſprach, den königlichen Hof des Cröſus in Lydien, und den zu Sais in Egypten beſuchte. Was von ſeiner Zuſammenkunft mit Thales von Milet und mit Cröſus erzählt wird, iſt zu bekannt, um hier noch wiederholt zu werden. Bey ſeiner Zurückkunft nach Athen fand er den Staat von drey Parteyen zerrüttet, welche zwey gefährliche Männer, Megakles und Piſiſtratus, zu Anführern hatten. Megakles machte ſich mächtig und furchtbar durch ſeinen Reichthum, Piſiſtratus durch ſeine Staatsklugheit und ſein Genie. Dieſer Piſiſtratus, Solons ehemaliger Liebling und der Julius Cäſar von Athen, erſchien einſtmals bleich auf ſeinem Wagen ausgeſtreckt vor der Volksverſammlung, und beſpritzt mit dem Blut einer Wunde, die er ſich ſelbſt in den Arm geritzt hatte. So, ſagte er, haben mich meine Feinde um euretwillen mißhandelt. Mein Leben iſt in ewiger Gefahr, wenn ihr nicht Anſtalten trefft, es zu ſchützen. Alsbald trugen ſeine Freunde, wie er ſie ſelbſt unterrichtet hatte, darauf an; daß ihm eine Leibwache gehalten wurde, die ihn begleiten ſollte, ſo oft er öffentlich ausging. Solon errieth den betrügeriſchen Sinn dieſes Vorſchlags und ſetzte ſich eifrig, aber fruchtlos dagegen. Der Vorſchlag ging durch, Piſiſtratus erhielt eine Leibwache, und nicht ſobald ſah er ſich an ihrer Spitze, als er die Citadelle von Athen in Beſitz nahm. Jetzt fiel die Decke von den Augen des Volks, aber zu ſpät. Der Schrecken ergriff Athen; Megakles und ſeine Anhänger entwichen aus der Stadt, und überlieſſen ſie dem Uſurpator. Solon, der ſich allein nicht hatte täuſchen laſſen, war jetzt auch der Einzige, der den Muth nicht verlor; ſoviel er angewandt hatte, ſeine Mitbürger von ihrer Uebereilung zurück zu halten, als es noch Zeit war; ſo viel wandte er jetzt an, ihren ſinkenden Muth zu beleben. Als er nirgends Eingang fand, ging er nach Hauſe, legte ſeine Waffen vor ſeine Hausthür und rief: Nun hab' ich gethan, was ich konnte zum Beſten des Vaterlands. Er dachte auf keine Flucht, ſondern fuhr fort, die Thorheit der Athenienſer und die Gewiſſenloſigkeit des Tyrannen heftig zu tadeln. Als ihn ſeine Freunde fragten, was ihn ſo muthig mache, dem Mächtigen zu trotzen, ſo antwortete er: Mein Alter gibt mir dieſen Muth. Er ſtarb und ſeine letzten Blicke ſahen ſein Vaterland nicht frey.

Aber Athen war in keines Barbaren Hände gefallen. Piſiſtratus war ein edler Menſch und ehrte die Solon'ſchen Geſetze. Als er in der Folge zweymal von ſeinem Nebenbuhler vertrieben und zweymal wieder

Meiſter von der Stadt wurde, bis er endlich im ruhigen Beſitz ſeiner Herrſchaft blieb, machte er ſeine Uſurpation durch wahre Verdienſte um den Staat und glänzende Tugenden vergeſſen. Niemand bemerkte unter ihm, daß Athen nicht mehr frey war, ſo gelind und ſtill floß ſeine Regierung, und nicht Er, ſondern Solons Geſetze herrſchten. Piſiſtratus eröffnete das goldne Alter von Athen; unter ihm dämmerte der ſchöne Morgen der griechiſchen Künſte auf. Er ſtarb, wie ein Vater bedauert.

Sein angefangenes Werk wurde von ſeinen Söhnen Hipparch und Hippias fortgeſetzt. Beyde Brüder regierten mit Eintracht und gleiche Liebe zur Wiſſenſchaft beſeelte beyde. Unter ihnen blühten ſchon Simonides und Anakreon, und die Akademie wurde geſtiftet. Alles eilte dem herrlichen Zeitalter des Perikles entgegen.

Ueber

Völkerwanderung, Kreuzzüge
und
Mittelalter. *)

Das neue Syſtem geſellſchaftlicher Verfaſſung, welches, im Norden von Europa und Aſien erzeugt, mit dem neuen Völkergeſchlechte auf den Trümmern des abendländiſchen Kaiſerthums eingeführt wurde, hatte nun beynahe ſieben Jahrhunderte lang Zeit gehabt, ſich auf dieſem neuen und größern Schauplatz und in neuen Verbindungen zu verſuchen, ſich in allen ſeinen Arten und Abarten zu entwickeln, und alle ſeine verſchiedenen Geſtalten und Abwechſlungen zu durchlaufen. Die Nachkommen der Vandalen, Sueven, Alanen, Gothen, Heruler, Longobarden, Franken,

---

*) Anmerkung des Herausgebers. Dieſer Aufſatz war ein Theil der einleitenden Abhandlung, die dem 1ſten Bande der 1ſten Abtheilung der von dem Verfaſſer herausgegebenen hiſtoriſchen Memoires vorgedruckt wurde.

Burgundier u. a. m. waren endlich eingewohnt auf dem Boden, den ihre Vorfahren mit dem Schwert in der Hand betreten hatten, als der Geiſt der Wanderung und des Raubes, der ſie in dieſes neue Vaterland geführt, beym Ablauf des eilften Jahrhunderts in einer andern Geſtalt und durch andere Anläſſe wieder bey ihnen aufgeweckt wurde. Europa gab jetzt dem ſüdweſtlichen Aſien die Völkerſchwärme und Verheerungen heim, die es ſiebenhundert Jahre vorher von dem Norden dieſes Welttheils empfangen und erlitten hatte, aber mit ſehr ungleichem Glücke; denn ſo viel Ströme Bluts es den Barbaren gekoſtet hatte, ewige Königreiche in Europa zu gründen, ſo viel koſtete es jetzt ihren chriſtlichen Nachkommen, einige Städte und Burgen in Syrien zu erobern, die ſie zwey Jahrhunderte darauf auf immer verlieren ſollten.

Die Thorheit und Raſerey, welche den Entwurf der Kreuzzüge erzeugten, und die Gewaltthätigkeiten, welche die Ausführung deſſelben begleitet haben, können ein Auge, das die Gegenwart begrenzt, nicht wohl einladen, ſich dabey zu verweilen. Betrachten wir aber dieſe Begebenheit im Zuſammenhang mit den Jahrhunderten, die ihr vorher gingen, und mit denen, die darauf folgten, ſo erſcheint ſie uns in ihrer Entſtehung zu natürlich, um unſre Verwundrung zu erregen, und zu wohlthätig in ihren Folgen, um unſer Mißfallen nicht in ein ganz andres Gefühl aufzulöſen. Sieht man auf ihre Urſachen, ſo iſt dieſe Expedition der Chriſten nach dem heiligen Lande ein ſo ungekünſteltes, ja ein ſo nothwendiges Erzeugniß ihres Jahrhunderts, daß ein ganz Ununterrichteter, dem man die hiſtoriſchen Prämiſſen dieſer Begebenheit ausführlich vor Augen gelegt hätte, von ſelbſt darauf verfallen müßte. Sieht man auf ihre Wirkungen, ſo erkennt man in ihr den erſten merklichen Schritt, wodurch der Aberglaube ſelbſt die Uebel anfing zu verbeſſern, die er dem menſchlichen Geſchlecht Jahrhunderte lang zugefügt hatte, und es iſt vielleicht kein hiſtoriſches Problem, das die Zeit reiner aufgelöst hätte, als dieſes, keines, worüber ſich der Genius, der den Faden der Weltgeſchichte ſpinnt, befriedigender gegen die Vernunft des Menſchen gerechtfertigt hätte.

Aus der unnatürlichen und entnervenden Ruhe, in welche das alte Rom alle Völker, denen es ſich zur Herrſcherinn aufdrang, verſenkte, aus der weichlichen Sklaverey, worin es die thätigſten Kräfte einer zahlreichen Menſchenwelt erſtickte, ſehen wir das menſchliche Geſchlecht durch die geſetzloſe ſtürmiſche Freyheit des Mittelalters wandern, um endlich in der glücklichen Mitte zwiſchen beyden Aeußerſten auszuruhen, und Freyheit mit Ordnung, Ruhe mit Thätigkeit, Mannichfaltigkeit mit Uebereinſtimmung wohlthätig zu verbinden.

Die Frage kann wohl ſchwerlich ſeyn, ob der

Glücksſtand, deſſen wir uns erfreuen, deſſen Annäherung wir wenigſtens mit Sicherheit erkennen, gegen den blühendſten Zuſtand, worin ſich das Menſchengeſchlecht ſonſt jemals befunden, für einen Gewinn zu achten ſey, und ob wir uns gegen die ſchönſten Zeiten Roms und Griechenlands auch wirklich verbeſſert haben. Griechenland und Rom konnten höchſtens vortreffliche Römer, vortreffliche Griechen erzeugen — die Nation, auch in ihrer ſchönſten Epoche, erhob ſich nie zu vortrefflichen Menſchen. Eine barbariſche Wüſte war dem Athenienſer die übrige Welt außer Griechenland, und man weiß, daß er dieſes bey ſeiner Glückſeligkeit ſehr mit in Anſchlag brachte. Die Römer waren durch ihren eigenen Arm beſtraft, da ſie auf dem ganzen großen Schauplatz ihrer Herrſchaft nichts mehr übrig gelaſſen hatten, als römiſche Bürger und römiſche Sklaven. Keiner von unſern Staaten hat ein römiſches Bürgerrecht auszutheilen; dafür aber beſitzen wir ein Gut, das, wenn er Römer bleiben wollte, kein Römer kennen durfte — und wir beſitzen es von einer Hand, die keinem raubte, was ſie Einem gab, und was ſie Einmal gab, nie zurücknimmt, wir haben Menſchenfreyheit; ein Gut, das — wie ſehr verſchieden von dem Bürgerrecht des Römers! — an Werthe zunimmt, je größer die Anzahl derer wird, die es mit uns theilen, das, von keiner wandelbaren Form der Verfaſſung, von keiner Staatserſchütterung abhängig, auf dem feſten Grunde der Vernunft und Billigkeit ruhet.

Der Gewinn iſt alſo offenbar und die Frage iſt blos dieſe: War kein näherer Weg zu dieſem Ziele? Konnte ſich dieſe heilſame Veränderung nicht weniger gewaltſam aus dem römiſchen Staat entwickeln, und muſſte das Menſchengeſchlecht nothwendig die traurige Zeitſtrecke vom vierten bis zum ſechszehnten Jahrhundert durchlaufen?

Die Vernunft kann in einer anarchiſchen Welt nicht aushalten. Stets nach Uebereinſtimmung ſtrebend, läuft ſie lieber Gefahr, die Ordnung unglücklich zu vertheidigen, als mit Gleichgültigkeit zu entbehren.

War die Völkerwanderung und das Mittelalter, das darauf folgte, eine nothwendige Bedingung unſerer beſſern Zeiten?

Aſien kann uns einige Aufſchlüſſe darüber geben. Warum blühten hinter dem Heerzuge Alexanders keine griechiſchen Freyſtaaten auf? Warum ſehen wir Sina, zu einer traurigen Dauer verdammt, in ewiger Kindheit altern? Weil Alexander mit Menſchlichkeit erobert hatte, weil die kleine Schar ſeiner Griechen unter den Millionen des großen Königs verſchwand, weil ſich die Horden der Mantſchu in dem ungeheuren Sina unmerkbar verloren. Nur die Menſchen hatten ſie unterjocht; die Geſetze und die Sitten, die Religion und der Staat waren Sieger geblieben. Für deſpotiſch beherrſchte Staaten iſt keine Rettung, als in dem Untergang. Schonende Eroberer führen ihnen nur Pflanzvölker zu, nähren den ſiechen Körper, und können nichts, als ſeine Krankheit verewigen. Sollte das verpeſtete Land nicht den geſunden Sieger vergiften, ſollte ſich der Deutſche in Gallien nicht zum Römer verſchlimmern, wie der Grieche zu Babylon in einen Perſer ausartete, ſo muſſte die Form zerbrochen werden, die ſeinem Nachahmungsgeiſt gefährlich werden konnte, und er muſſte auf dem neuen Schauplatz, den er jetzt betrat, in jedem Betracht der ſtärkere Theil bleiben.

Die ſcythiſche Wüſte öffnet ſich, und gießt ein rauhes Geſchlecht über den Occident aus. Mit Blut iſt ſeine Bahn bezeichnet. Städte ſinken hinter ihm in Aſche, mit gleicher Wuth zertritt es die Werke der Menſchenhand und die Früchte des Ackers, Peſt und Hunger holen nach, was Schwert und Feuer vergaßen; aber Leben geht nur unter, damit beſſeres Leben an ſeiner Stelle keime. Wir wollen ihm die Leichen nicht nachzählen, die es aufhäufte, die Städte nicht, die es in die Aſche legte. Schöner werden ſie hervorgehen unter den Händen der Freyheit, und ein beſſerer Stamm von Menſchen wird ſie bewohnen. Alle Künſte der Schönheit und der Pracht, der Ueppigkeit und Verfeinerung gehen unter; koſtbare Denkmäler, für die Ewigkeit gegründet, ſinken in den Staub, und eine tolle Willkür darf in dem feinen Räderwerk einer geiſtreichen Ordnung wühlen; aber auch in dieſem wilden Tumult iſt die Hand der Ordnung geſchäftig, und was den kommenden Geſchlechtern von den Schätzen der Vorzeit beſchieden iſt, wird unbemerkt vor dem zerſtörenden Grimm des jetzigen geflüchtet. Eine wüſte Finſterniß breitet ſich jetzt über dieſer weiten Brandſtätte aus, und der elende ermattete Ueberreſt ihrer Bewohner hat für einen neuen Sieger gleich wenig Widerſtand und Verführung.

Raum iſt jetzt gemacht auf der Bühne — und ein neues Völkergeſchlecht beſetzt ihn, ſchon ſeit Jahrhunderten ſtill, und ihm ſelbſt unbewußt, in den nordiſchen Wäldern zu einer erfriſchenden Kolonie des erſchöpften Weſten erzogen. Roh und wild ſind ſeine Geſetze, ſeine Sitten; aber ſie ehren in ihrer rohen Weiſe die menſchliche Natur, die der Alleinherrſcher in ſeinen verfeinerten Sklaven nicht ehret. Unverrückt, als wär' er noch auf ſaliſcher Erde, und unverſucht von den Gaben, die der unterjochte Römer ihm anbietet, bleibt der Franke den Geſetzen treu, die ihn zum Sieger machten; zu ſtolz und zu weiſe, aus den Händen der Unglücklichen Werkzeuge des Glücks anzunehmen. Auf dem Aſchenhaufen römiſcher Pracht breitet er ſeine nomadiſchen Gezelte aus, bäumt den eiſernen Speer, ſein höchſtes Gut, auf dem eroberten Boden, pflanzt ihn vor den Richterſtühlen auf, und ſelbſt das Chriſtenthum, will es anders den Wilden feſſeln, muß das ſchreckliche Schwert umgürten.

Und nun entfernen ſich alle fremden Hände von dem Sohne der Natur. Zerbrochen werden die Brücken zwiſchen Byzanz und Maſſilien, zwiſchen Alexandria und Rom, der ſchüchterne Kaufmann eilt heim, und das ländergattende Schiff liegt entmaſtet am Strande. Eine Wüſte von Gewäſſern und Bergen, eine Nacht wilder Sitten wälzt ſich vor den Eingang Europens hin, der ganze Welttheil wird geſchloſſen.

Ein langwieriger, ſchwerer und merkwürdiger Kampf beginnt jetzt, der rohe germaniſche Geiſt ringt mit den Reizungen eines neuen Himmels, mit neuen Leidenſchaften, mit des Beyſpiels ſtiller Gewalt, mit dem Nachlaß des umgeſtürzten Roms, der in dem neuen Vaterland noch in tauſend Netzen ihm nachſtellt, und wehe dem Nachfolger eines Klodion, der auf der Herrſcherbühne des Trajanus ſich Trajanus dünkt! Tauſend Klingen ſind gezückt, ihm die ſcythiſche Wildniß ins Gedächtniß zu rufen. Hart ſtößt die Herrſchſucht mit der Freyheit zuſammen, der Trotz mit der Feſtigkeit, die Liſt ſtrebt, die Kühnheit zu umſtricken, das ſchreckliche Recht der Stärke kommt zurück, und Jahrhunderte lang ſieht man den rauchenden Stahl nicht erkalten. Eine traurige Nacht, die alle Köpfe verfinſtert, hängt über Europa herab, und nur wenige Lichtfunken ſteigen auf, das nachgelaſſene Dunkel deſto ſchrecklicher zu zeigen. Die ewige Ordnung ſcheint von dem Steuer der Welt geflohen, oder, indem ſie ein entlegenes Ziel verfolgt, das gegenwärtige Geſchlecht aufgegeben zu haben. Aber, eine gleiche Mutter allen ihren Kindern, rettet ſie einſtweilen die erliegende Ohnmacht an den Fuß der Altäre, und gegen eine Noth, die ſie ihm nicht erlaſſen kann, ſtärkt ſie das Herz mit dem Glauben der Ergebung. Die Sitten vertraut ſie dem Schutz eines verwilderten Chriſtenthums, und vergönnt dem mittlern Geſchlechte, ſich an dieſe wankende Krücke zu lehnen, die ſie dem ſtärkern Engel zerbrechen wird. Aber in dieſem langen Kriege erwarmen zugleich die Staaten und ihre Bürger; kräftig wehrt ſich der deutſche Geiſt gegen den herzumſtrickenden Despotismus, der den zu früh ermattenden Römer erdrückte; der Quell der Freyheit ſpringt in lebendigem Strom, und *unüberwunden*, und *wohlbehalten* langt das ſpätere Geſchlecht bey dem ſchönen Jahrhundert an, wo ſich endlich, herbeygeführt durch die vereinigte Arbeit des Glücks und der Menſchen, das Licht des Gedankens mit der Kraft des Entſchluſſes, die Einſicht mit dem Heldenmuth gatten ſoll. Da Rom noch Scipionen und Fabier zeugte, fehlten ihm die Weiſen, die ihrer Tugend das Ziel gezeigt hätten; als ſeine Weiſen blühten, hatte der Despotismus ſein Opfer gewürgt, und die Wohlthat ihrer Erſcheinung war an dem entnervten Jahrhundert verloren.

Auch die griechiſche Tugend erreichte die hellen Zeiten des Perikles und Alexanders nicht mehr, und als Harun ſeine Araber denken lehrte, war die Glut ihres Buſens erkaltet. Ein beſſrer Genius war es, der über das neue Europa wachte. Die lange Waffenübung des Mittelalters hatte dem ſechszehnten Jahrhundert ein geſundes, ſtarkes Geſchlecht zugeführt, und der Vernunft, die jezt ihr Panier entfaltet, kraftvolle Streiter erzogen.

Auf welchem andern Strich der Erde hat der Kopf die Herzen in Glut geſezt und die Wahrheit *) den Arm der Tapfern bewaffnet? Wo ſonſt, als hier, erlebte man die Wundererſcheinung, daß Vernunftſchlüſſe des ruhigen Forſchers das Feldgeſchrey wurden in mörderiſchen Schlachten, daß die Stimme der Selbſtliebe gegen den ſtärkern Zwang der Ueberzeugung ſchwieg, daß der Menſch endlich das Theuerſte an das Edelſte ſezte? Die erhabenſte Anſtrengung griechiſcher und

---

*) Oder was man dafür hielt. Es braucht wohl nicht erſt geſagt zu werden, daß es hier nicht auf den Werth der Materie ankommt, die gewonnen wurde, ſondern auf die unternommene Mühe der Arbeit; auf den Fleiß und nicht auf das Erzeugniß. Was es auch ſeyn möchte, wofür man kämpfte — es war immer ein Kampf für die Vernunft; denn durch die Vernunft allein hatte man das Recht dazu erfahren, und für dieſes Recht wurde eigentlich ja nur geſtritten.

römiſcher Tugend hat ſich nie über bürgerliche Pflichten geſchwungen, nie oder nur in einem einzigen Weiſen, deſſen Name ſchon der größte Vorwurf ſeines Zeitalters iſt: das höchſte Opfer, das die Nation in ihrer Heldenzeit brachte, wurde dem Vaterland gebracht. Beym Ablauf des Mittelalters allein erblickt man in Europa einen Enthuſiasmus, der einem höhern Vernunftidol auch das Vaterland opfert. Und warum nur hier, und hier auch nur einmal dieſe Erſcheinung? Weil in Europa allein, und hier nur am Ausgang des Mittelalters, die Energie des Willens mit dem Licht des Verſtandes zuſammentraf, hier allein ein noch männliches Geſchlecht in die Arme der Weisheit geliefert wurde.

Durch das ganze Gebiet der Geſchichte ſehen wir die Entwicklung der Staaten mit der Entwicklung der Köpfe einen ſehr ungleichen Schritt beobachten. Staaten ſind jährige Pflanzen, die in einem kurzen Sommer verblühn, und von der Fülle des Saftes raſch in die Fäulniß hinübereilen; Aufklärung iſt eine langſame Pflanze, die zu ihrer Zeitigung einen glücklichen Himmel, viele Pflege und eine lange Reihe von Frühlingen braucht. Und woher dieſer Unterſchied? Weil die Staaten der Leidenſchaft anvertraut ſind, die in jeder Menſchenbruſt ihren Zunder findet, die Aufklärung aber dem Verſtande, der nur durch fremde Nachhülfe ſich entwickelt, und dem Glück der Entdeckungen, welche Zeit und Zufälle nur langſam zuſammentragen.

Wie oft wird die eine Pflanze blühen und welken, ehe die andere einmal heranreift? Wie ſchwer iſt es alſo, daß die Staaten die Erleuchtung abwarten, daß die ſpäte Vernunft die frühe Freyheit noch findet? Einmal nur in der ganzen Weltgeſchichte hat ſich die Vorſehung dieſes Problem aufgegeben, und wir haben geſehen, wie ſie es löste. Durch den langen Krieg der mittlern Jahrhunderte hielt ſie das politiſche Leben in Europa friſch, bis der Stoff endlich zuſammengetragen war, das moraliſche zur Entwicklung zu bringen. *)

---

*) Freyheit und Kultur, ſo unzertrennlich beyde in ihrer höchſten Fülle mit einander vereinigt ſind, und nur durch dieſe Vereinigung zu ihrer höchſten Fülle gelangen, ſo ſchwer ſind ſie in ihrem Werden zu verbinden. Ruhe iſt die Bedingung der Kultur, aber nichts iſt der Freyheit gefährlicher als Ruhe. Alle verfeinerte Nationen des Alterthums haben die Blüthe ihrer Kultur mit ihrer Freyheit erkauft, weil ſie ihre Ruhe von der Unterdrückung erhielten. Und eben darum gereichte ihre Kultur ihnen zum Verderben, weil ſie aus dem Verderblichen entſtanden war. Sollte dem neuen Menſchengeſchlecht dieſes Opfer erſpart werden, d. i. ſollten Freyheit und Kultur ſich bey ihm vereinigen, ſo muſſte es ſeine Ruhe auf einem ganz andern Weg als dem Deſpotismus empfangen. Kein andrer Weg war aber möglich als die Geſetze, und dieſe kann der noch freye Menſch nur ſich ſelber geben. Dazu aber wird er ſich nur aus

Nur Europa hat Staaten, die zugleich erleuchtet, geſittet und ununterworfen ſind; ſonſt überall wohnt die Wildheit bey der Freyheit, und die Knechtſchaft bey der Kultur. Aber auch Europa allein hat ſich durch ein kriegeriſches Jahrtauſend gerungen, und nur die Verwüſtung im fünften und ſechsten Jahrhundert konnte dieſes kriegeriſche Jahrtauſend herbeyführen. Es iſt nicht das Blut ihrer Ahnherren, nicht der Character ihres Stammes, der unſre Väter vor dem Joch der Unterdrückung bewahrte, denn ihre gleich frey gebornen Brüder, die Turkomannen und Mantſchu, haben ihre Nacken unter den Deſpotismus gebeugt. Es iſt nicht der europäiſche Boden und Himmel, der ihnen dieſes Schickſal erſparte, denn auf eben dieſem Boden und unter eben dieſem Himmel haben Gallier und Brit-

---

Einſicht und Erfahrung entweder ihres Nutzens, oder der ſchlimmen Folgen ihres Gegentheils entſchließen. Jenes ſetzte ſchon voraus, was erſt geſchehen und erhalten werden ſoll; er kann alſo nur durch die ſchlimmen Folgen der Geſetzloſigkeit dazu gezwungen werden. Geſetzloſigkeit aber iſt nur von ſehr kurzer Dauer, und führt mit raſchem Uebergange zur willkürlichen Gewalt. Ehe die Vernunft die Geſetze gefunden hätte, würde die Anarchie ſich längſt in Deſpotismus geendigt haben. Sollte die Vernunft alſo Zeit finden, die Geſetze ſich zu geben, ſo muſste die Geſetzloſigkeit verlängert werden, welches in dem Mittelalter geſchehen iſt.

ten, Hetrurier und Luſitaner das Joch der Römer geduldet. Das Schwert der Vandalen und Hunnen, das ohne Schonung durch den Occident mähte, und das kraftvolle Völkergeſchlecht, das den gereinigten Schauplatz beſetzte, und aus einem tauſendjährigen Kriege unüberwunden kam — dieſe ſind die Schöpfer unſers jetzigen Glücks; und ſo finden wir den Geiſt der Ordnung in den zwey ſchrecklichſten Erſcheinungen wieder, welche die Geſchichte aufweiſet.

Ich glaube dieſer langen Ausſchweifung wegen keiner Entſchuldigung zu bedürfen. Die groſſen Epochen in der Geſchichte verknüpfen ſich zu genau mit einander, als daß die Eine ohne die Andre erklärt werden könnte; und die Begebenheit der Kreuzzüge iſt nur der Anfang zur Auflöſung eines Räthſels, das dem Philoſophen der Geſchichte in der Völkerwanderung aufgegeben worden.

Im dreyzehnten Jahrhundert iſt es, wo der Genius der Welt, der ſchaffend in der Finſterniß geſponnen, die Decke hinwegzieht, um einen Theil ſeines Werks zu zeigen. Die trübe Nebenhülle, welche tauſend Jahre den Horizont von Europa umzogen, ſcheidet ſich in dieſem Zeitpunkt, und heller Himmel ſieht hervor. Das vereinigte Elend der geiſtlichen Einförmigkeit und der politiſchen Zwietracht, der Hierarchie und der Lehenverfaſſung, vollzählig und erſchöpft beym Ablauf des eilften Jahrhunderts, muß ſich in ſeiner ungeheuerſten

Geburt, in dem Taumel der heiligen Kriege, ſelbſt ein Ende bereiten.

Ein fanatiſcher Eifer ſprengt den verſchloſſnen Weſten wieder auf, und der erwachſene Sohn tritt aus dem väterlichen Hauſe. Erſtaunt ſieht er in neuen Völkern ſich an, freut ſich am thraziſchen Boſphorus ſeiner Freyheit und ſeines Muths, erröthet in Byzanz über ſeinen rohen Geſchmack, ſeine Unwiſſenheit, ſeine Wildheit, und erſchrickt in Aſien über ſeine Armuth. Was er ſich dort nahm und heim brachte, bezeugen Europens Annalen; die Geſchichte des Orients, wenn wir eine hätten, würde uns ſagen, was er dafür gab und zurückließ. Aber ſcheint es nicht, als hätte der fränkiſche Heldengeiſt in das hinſterbende Byzanz noch ein flüchtiges Leben gehaucht? Unerwartet rafft es mit ſeinen Komnenern ſich auf, und, durch den kurzen Beſuch der Deutſchen geſtärkt, geht es von jetzt an einen edlern Schritt zum Tode.

Hinter dem Kreuzfahrer ſchlägt der Kaufmann ſeine Brücke, und das wieder gefundene Band zwiſchen dem Abend und Morgen, durch einen kriegeriſchen Schwindel flüchtig geknüpft, befeſtigt und verewigt der überlegende Handel. Das levantiſche Schiff begrüßt ſeine wohlbekannten Gewäſſer wieder, und ſeine reiche Ladung ruft das lüſterne Europa zum Fleiße. Bald wird es das ungewiſſe Geleit des Arkturs entbehren, und, eine feſte Regel in ſich ſelbſt, zuverſichtlich auf nie beſuchte Meere ſich wagen.

Aſiens Begierden folgen dem Europäer in ſeine Heimath — aber hier kennen ihn ſeine Wälder nicht mehr, und andre Fahnen wehen auf ſeinen Burgen. In ſeinem Vaterlande verarmt, um an den Ufern des Euphrats zu glänzen, gibt er endlich das angebetete Idol ſeiner Unabhängigkeit und ſeine feindſelige Herrengewalt auf, und vergönnt ſeinen Sklaven, die Rechte der Natur mit Gold einzulöſen. Freywillig bietet er den Arm jetzt der Feſſel dar, die ihn ſchmückt, aber den Niegebändigten bändigt. Die Majeſtät der Könige richtet ſich auf, indem die Sklaven des Ackers zu Menſchen gedeihen; aus dem Meer der Verwüſtung hebt ſich, dem Elend abgewonnen, ein neues fruchtbares Land, Bürgergemeinheit.

Er allein, der die Seele der Unternehmung geweſen war, und die ganze Chriſtenheit für ſeine Größe hatte arbeiten laſſen, der römiſche Hierarch ſieht ſeine Hoffnungen hintergangen. Nach einem Wolkenbild im Orient haſchend, gab er im Occident eine wirkliche Krone verloren. Seine Stärke war die Ohnmacht der Könige; die Anarchie und der Bürgerkrieg die unerſchöpfliche Rüſtkammer, woraus er ſeine Donner holte. Auch noch jetzt ſchleudert er ſie aus — jetzt aber tritt ihm die befeſtigte Macht der Könige entgegen. Kein Bannfluch, kein himmelſperrendes Interdikt, keine Losſprechung von geheiligten Pflichten löst die heilſamen Bande wieder auf, die den Unterthan an ſeinen rechtmäßigen Beherrſcher knüpfen. Umſonſt, daß ſein ohnmächtiger Grimm gegen die Zeit ſtreitet, die ihm ſeinen Thron erbaute, und ihn jetzt davon herunter zieht! Aus dem Aberglauben war dieſes Schreckbild des Mittelalters erzeugt, und groß gezogen von der Zwietracht. So ſchwach ſeine Wurzeln waren, ſo ſchnell und ſchrecklich durfte es aufwachſen im eilften Jahrhundert — Seines Gleichen hatte kein Weltalter noch geſehen. Wer ſah es dem Feinde der heiligſten Freyheit an, daß er der Freyheit zu Hülfe geſchickt wurde? Als der Streit zwiſchen den Königen und den Edeln ſich erhitzte, warf er ſich zwiſchen die ungleichen Kämpfer, und hielt die gefährliche Entſcheidung auf, bis in dem dritten Stande ein beſſrer Kämpfer heranwuchs, das Geſchöpf des Augenblicks abzulöſen. Ernährt von der Verwirrung, zehrte er jetzt ab in der Ordnung; die Geburt der Nacht ſchwindet er weg in dem Lichte. Verſchwand aber der Diktator auch, der dem unterliegenden Rom gegen den Pompejus zu Hülfe eilte? Oder Piſiſtratus, der die Faktionen Athens auseinander brachte? Rom und Athen geben aus dem Bürgerkriege zur Knechtſchaft über — das neue Europa zur Freyheit. Warum war Europa glücklicher? Weil hier durch ein vorübergehendes Phantem bewirkt wurde, was dort durch eine bleibende Macht geſchah — weil hier allein ſich ein Arm fand, der kräftig genug war, Unterdrückung zu hindern, aber zu hinfällig, ſie ſelbſt auszuüben.

Wie anders ſäet der Menſch und wie anders läſſt das Schickſal ihn ernten? Aſien an den Schemel ſeines Thrones zu ketten, liefert der heilige Vater dem Schwert der Sarazenen eine Million ſeiner Heldenſöhne aus, aber mit ihnen hat er ſeinem Stuhl in Europa die kräftigſten Stützen entzogen. Von neuen Anmaßungen und neu zu erringenden Kronen träumt der Adel, und ein gehorſameres Herz bringt er zu den Füßen ſeiner Beherrſcher zurück. Vergebung der Sünden, und die Freuden des Paradieſes ſucht der fromme Pilger am heiligen Grab, und ihm allein wird mehr geleiſtet, als ihm verheißen ward. Seine Menſchheit findet er in Aſien wieder, und den Samen der Freyheit bringt er ſeinen europäiſchen Brüdern aus dieſem Welttheile mit, eine unendlich wichtigere Erwerbung, als die Schlüſſel Jeruſalems, oder die Nägel vom Kreuz des Erlöſers.

Ueberſicht
des
Zuſtands von Europa
zur
Zeit des erſten Kreuzzugs.

Ein Fragment. *)

Der europäiſche Occident, in ſo viele Staaten er auch zertheilt iſt, gibt im eilften Jahrhundert einen ſehr einförmigen Anblick. Durchgängig von Nationen in Beſitz genommen, die zur Zeit ihrer Niederlaſſung ziemlich auf einerley Stufe geſellſchaftlicher Bildung ſtanden, im Ganzen denſelben Stammscharakter trugen, und bey Beſitznehmung des Landes in einerley Lage ſich befanden, hätte er ſeinen neuen Bewohnern ein merk-

---

*) Anmerkung des Herausgebers. Dieſe Abhandlung erſchien in dem 1ſten Bande der hiſtoriſchen Memoires, wurde aber wegen der damaligen Krankheit des Verfaſſers nicht fortgeſetzt.

lich verſchiedenes Lokal anbieten müſſen, wenn ſich in der Folge der Zeit wichtige Verſchiedenheiten unter denſelben hätten äußern ſollen. Aber die gleiche Wuth der Verwüſtung, womit dieſe Nationen ihre Eroberung begleiteten, machten alle noch ſo verſchieden bewohnte, noch ſo verſchieden bebaute Länder, die der Schauplatz derſelben waren, einander gleich, indem ſie Alles, was ſich in ihnen vorfand, auf gleiche Weiſe niedertrat und vertilgte, und ihren neuen Zuſtand mit demjenigen, worin ſie ſich vorher befunden, faſt außer aller Verbindung ſetzte. Wenn auch ſchon Klima, Beſchaffenheit des Bodens, Nachbarſchaft, geographiſche Lage einen merklichen Unterſchied unterhielten, wenn gleich die übriggebliebenen Spuren römiſcher Kultur in den mittäglichen, der Einfluß der gebildetern Araber in den ſüdweſtlichen Ländern, der Sitz der Hierarchie in Italien, und der öftere Verkehr mit den Griechen in eben dieſem Lande nicht ohne Folgen für die Bewohner derſelben ſeyn konnten, ſo waren ihre Wirkungen doch zu unmerklich, zu langſam und zu ſchwach, um das feſte generiſche Gepräge, das alle dieſe Nationen in ihre neuen Wohnſitze mitgebracht hatten, auszulöſchen, oder merklich zu verändern. Daher nimmt der Geſchichtsforſcher an den entlegenſten Enden von Europa, in Sicilien und Britannien, an der Donau und an der Eider, am Ebro und an der Elbe, im Ganzen eine Gleichförmigkeit der Verfaſſung und der Sitten wahr, die ihn um ſo mehr in Verwunderung ſetzt, da ſie ſich mit der größten Unabhängigkeit, und einem faſt gänzlichen Mangel an wechſelſeitiger Verbindung zuſammen finden. So viele Jahrhunderte auch über dieſen Völkern hinweggegangen ſind, ſo große Veränderungen auch durch ſo viele neue Lagen, eine neue Religion, neue Sprachen, neue Künſte, neue Gegenſtände der Begierde, neue Bequemlichkeiten und Genüſſe des Lebens, im Innern ihres Zuſtands hätten bewirkt werden ſollen, und auch wirklich bewirkt wurden, ſo beſteht doch im Ganzen noch daſſelbe Staatsgerüſte, das ihre Voreltern bauten. Noch jetzt ſtehen ſie, wie in ihrem ſcythiſchen Vaterland, in wilder Unabhängigkeit, gerüſtet zum Angriff und zur Vertheidigung, in Europas Diſtrikten, wie in einem großen Heerlager ausgebreitet; auch auf dieſen weitern politiſchen Schauplatz haben ſie ihr barbariſches Staatsrecht verpflanzt, bis in das Innre des Chriſtenthums ihren nordiſchen Aberglauben getragen.

Monarchien nach römiſchem oder aſiatiſchem Muſter, und Freyſtaaten nach griechiſcher Art ſind auf gleiche Weiſe von dem neuen Schauplatz verſchwunden. An die Stelle derſelben ſind ſoldatiſche Ariſtokratien getreten, Monarchien ohne Gehorſam, Republiken ohne Sicherheit und ſelbſt ohne Freyheit, große Staaten in hundert kleine zerſtückelt, ohne Uebereinſtimmung von innen, von außen ohne Feſtigkeit und Beſchirmung, ſchlecht zuſammenhängend in ſich ſelbſt, und noch ſchlechter unter einander verbunden. Man findet Könige, ein widerſprechendes Gemiſch von barbariſchen Heerführern und römiſchen Imperatoren, von welchen letztern einer den Namen trägt, aber ohne ihre Machtvollkommenheit zu beſitzen; Magnaten, an wirklicher Gewalt wie an Anmaßungen überall dieſelben, obgleich verſchieden benannt in verſchiedenen Ländern; mit dem weltlichen Schwert gebietende Prieſter; eine Miliz des Staats, die der Staat nicht in der Gewalt hat, und nicht beſoldet; endlich Landbauer, die dem Boden nicht angehören, der ihnen nicht gehört; Adel und Geiſtlichkeit, Halbfreye und Knechte. Municipal-Städte und freye Bürger ſollen erſt werden.

Um dieſe veränderte Geſtalt der europäiſchen Staaten zu erklären, müſſen wir zu entferntern Zeiten zurückgehen, und ihrem Urſprung nachſpüren.

Als die nordiſchen Nationen Deutſchland und das römiſche Reich in Beſitz nahmen, beſtanden ſie aus lauter freyen Menſchen, die aus freywilligem Entſchluß dem Bund beygetreten waren, der auf Eroberung ausginck, und bey einem gleichen Antheil an den Arbeiten und Gefahren des Kriegs ein gleiches Recht an die Länder hatten, welche der Preis dieſes Feldzugs waren. Einzelne Haufen gehorchten den Befehlen eines Häuptlings; viele Häuptlinge mit ihren Haufen einem Feldhauptmann oder Fürſten, der das Heer anführte. Es gab alſo bey gleicher Freyheit drey verſchiedene Ordnungen oder Stände; und nach dieſem Ständeunterſchied, vielleicht auch nach der bewieſenen Tapferkeit, fielen nunmehr auch die Portionen bey der Menſchen-Beute und Ländertheilung aus. Jeder freye Mann erhielt ſeinen Antheil, der Rottenführer einen größern, der Heerführer den größten; aber frey, wie die Perſonen ihrer Beſitzer, waren auch die Güter, und was einem zugeſprochen wurde, blieb ſein auf immer, mit völliger Unabhängigkeit. Es war der Lohn ſeiner Arbeit, und der Dienſt, der ihm ein Recht darauf gab, ſchon geleiſtet.

Das Schwert muſſte vertheidigen, was das Schwert errungen hatte, und das Erworbene zu beſchützen, war der einzelne Mann eben ſo wenig fähig, als er es einzeln erworben haben würde. Der kriegeriſche Bund durfte alſo auch im Frieden nicht auseinander fallen; Rottenführer und Heerführer blieben, und die zufällige temporäre Hordenvereinigung wurde nunmehr zur anſäſſigen Nation, die bey eintretendem Nothfalle ſogleich, wie zur Zeit ihres kriegeriſchen Einfalls, kampffertig wieder da ſtand.

Von jedem Länderbeſitz war die Verbindlichkeit unzertrennlich, Heerfolge zu leiſten, d. i. mit der gehörigen Ausrüſtung und einem Gefolge, das dem Umfang der Grundſtücke, die man beſaß, angemeſſen war, zu dem allgemeinen Bunde zu ſtoßen, der das Ganze vertheidigte; eine Verbindlichkeit, die vielmehr angenehm und ehrenvoll, als drückend wär, weil ſie zu den kriegeriſchen Neigungen dieſer Nationen ſtimmte, und von wichtigen Vorzügen begleitet war. Ein Landgut und ein Schwert, ein freyer Mann und eine Lanze galten für unzertrennliche Dinge.

Die eroberten Ländereyen waren aber keine Einöden, als man ſie in Beſitz nahm. So grauſam auch das Schwert dieſer barbariſchen Eroberer und ihrer Vorgänger, der Vandalen und Hunnen, in denſelben gewüthet hatte, ſo war es ihnen doch unmöglich geweſen, die urſprünglichen Bewohner derſelben ganz zu vertilgen. Viele von dieſen waren alſo mit unter der Beute- und Ländertheilung begriffen, und ihr Schickſal war, als leibeigne Sklaven jetzt das Feld zu bebauen, welches ſie vormals als Eigenthümer beſeſſen hatten. Daſſelbe Loos traf auch die beträchtliche Menge der Kriegsgefangenen, die der erobernde Schwarm auf ſeinen Zügen erbeutet hatte, und nun als Knechte mit ſich ſchleppte. Das Ganze beſtand jetzt aus Freyen und aus Sklaven, aus Eigenthümern und aus Eigenen. Dieſer zweyte Stand hatte kein Eigenthum, und folglich auch keines zu beſchützen; er führte daher auch kein Schwert, er hatte bey politiſchen Verhandlungen keine Stimme.

Das Schwert gab Adel, weil es von Freyheit und Eigenthum zeugte.

Die Ländertheilung war ungleich ausgefallen, weil das Loos ſie entſchieden, und weil der Rottenführer eine größre Portion davon getragen hatte, als der Gemeine, der Heerführer eine größre, als alle Uebrige. Er hatte alſo mehr Einkünfte, als er verbrauchte, oder Ueberfluß, folglich Mittel zum Luxus. Die Neigungen jener Völker waren auf kriegeriſchen Ruhm gerichtet, alſo muſſte ſich auch der Luxus auf eine kriegeriſche Art äußern. Sich von auserleſnen Scharen begleitet, und an ihrer Spitze von dem Nachbar gefürchtet zu ſehen, war das höchſte Ziel, wornach der Ehrgeiz jener Zeiten ſtrebte; ein zahlreiches kriegeriſches Gefolge die prächtigſte Ausſtellung des Reichthums und der Gewalt, und zugleich das unfehlbarſte Mittel, beydes zu vergrößern. Jener Ueberfluß an Grundſtücken konnte daher auf keine beſſere Art angewendet werden, als daß man ſich kriegeriſche Gefährten damit erkaufte, die einen Glanz auf ihren Führer werfen, ihm das Seinige vertheidigen helfen, empfangene Beleidigungen rächen, und im Kriege an ſeiner Seite fechten konnten. Der Häuptling und der Fürſt entäußerten alſo gewiſſe Stücke Landes, und traten den Genuß derſelben an andre minder vermögende Gutsbeſitzer ab, welche ſich dafür zu gewiſſen kriegeriſchen Dienſten, die mit der Vertheidigung des Staats nichts zu thun hatten, und blos die

Perſon des Verleihers angingen, verpflichten muſſten. Bedurfte Letzterer dieſer Dienſte nicht mehr, oder konnte der Empfänger ſie nicht mehr leiſten, ſo hörte auch die Nutznießung der Ländereyen wieder auf, deren weſentliche Bedingungen ſie waren. Dieſe Ländervertheilung war alſo bedingt und veränderlich, ein wechſelſeitiger Vertrag, entweder auf eine feſtgeſetzte Anzahl Jahre, oder auf Zeitlebens errichtet, aufgehoben durch den Tod. Ein Stück Landes auf ſolche Art verliehen, hieß eine Wohlthat (Beneficium) zum Unterſchied von dem Freygut (Allodium), welches man nicht von der Güte eines andern, nicht unter beſondern Bedingungen, nicht auf eine Zeit lang, ſondern von Rechtswegen, ohne alle andre Beſchwerde, als die Verpflichtung zur Heerfolge, und auf ewige Zeiten beſaß. Feudum nannte man ſie im Latein jener Zeiten, vielleicht weil der Empfänger dem Verleiher Treue (Fidem) dafür leiſten muſſte, im Deutſchen Lehen, weil ſie geliehen, nicht auf immer weggegeben wurden. Verleihen konnte Jeder, der Eigenthum beſaß; das Verhältniß von Lehensherrn und Vaſallen wurde durch kein andres Verhältniß aufgehoben. Könige ſelbſt ſah man zuweilen bey ihren Unterthanen zu Lehen gehen. Auch verliehene Güter konnten weiter verliehen, und der Vaſall des Einen wieder der Lehnsherr eines andern werden; aber die oberlehensherrliche Gewalt des erſten Verleihers erſtreckte ſich durch die ganze noch ſo lange Reihe von

Vaſallen. So konnte z. B. kein leibeigener Landbauer von ſeinem unmittelbaren Herrn freygelaſſen werden, wenn der oberſte Lehensherr nicht darein willigte.

Nachdem mit dem Chriſtenthum auch die chriſtliche Kirchenverfaſſung unter den neuen europäiſchen Völkern eingeführt worden, fanden die Biſchöfe, die Domſtifter und Klöſter, ſehr bald Mittel, den Aberglauben des Volks und die Großmuth der Könige in Anſpruch zu nehmen. Reiche Schenkungen geſchahen an die Kirchen, und die anſehnlichſten Güter wurden oft zerriſſen, um den Heiligen eines Kloſters unter ſeinen Erben zu haben. Man wuſſte nicht anders, als daß man Gott beſchenkte, indem man ſeine Diener bereicherte; aber auch ihm wurde die Bedingung nicht erlaſſen, welche an jedem Länderbeſitz haftete; eben ſo gut, wie jeder Andere, muſſte er die gehörige Mannſchaft ſtellen, wenn ein Aufgebot erging, und die Weltlichen verlangten, daß die Erſten im Range auch die Erſten auf dem Platze ſeyn ſollten. Weil Alles, was an die Kirche geſchenkt wurde, auf ewig und unwiderruflich an ſie abgetreten war, ſo unterſchieden ſich Kirchengüter dadurch von den Lehen, die zeitlich waren, und nach verſtrichenem Termin in die Hand des Verleihers zurückkehrten. Sie näherten ſich aber von einer andern Seite dem Lehen wieder, weil ſie ſich nicht, wie Allodien, vom Vater auf den Sohn forterbten, weil der Landesherr beym Ableben des jedesmaligen Beſitzers dazwiſchen trat, und durch Belehnung des Biſchofs ſeine oberherrliche Gewalt ausübte. Die Beſitzungen der Kirche, könnte man alſo ſagen, waren Allodien in Rückſicht auf die Güter ſelbſt, die niemals zurückkehrten, und Benefizien in Rückſicht auf den jedesmaligen Beſitzer, den nicht die Geburt, ſondern die Wahl dazu beſtimmte. Er erlangte ſie auf dem Wege der Belehnung, und genoß ſie als Allodien.

Es gab noch eine vierte Art von Beſitzungen, die man auf Lehenart empfing, und an welcher gleichfalls Lehensverpflichtungen hafteten. Dem Heerführer, den man auf ſeinem bleibenden Boden nunmehr König nennen kann, ſtand das Recht zu, dem Volke Häupter vorzuſetzen, Streitigkeiten zu ſchlichten oder Richter zu beſtellen, und die allgemeine Ordnung und Ruhe zu erhalten. Dieſes Recht und dieſe Pflicht blieb ihm auch nach geſchehener Niederlaſſung und im Frieden, weil die Nation noch immer ihre kriegeriſche Einrichtung beybehielt. Er beſtellte alſo Vorſteher über die Länder, deren Geſchäft es zugleich war, im Kriege die Mannſchaft anzuführen, welche die Provinz ins Feld ſtellte; und da er, um Recht zu ſprechen und Streitigkeiten zu entſcheiden, nicht überall zugleich gegenwärtig ſeyn konnte, ſo muſſte er ſich vervielfältigen, d. i. er muſſte in den verſchiedenen Diſtrikten durch Bevollmächtigte repräſentiren, welche die oberrichterliche Gewalt in ſeinem Namen darin ausübten. So ſetzte er Herzoge über die Provinzen, Marggrafen über die Gränzprovinzen, Grafen über die Gauen, Centgrafen über kleinere Diſtrikte u. a. m., und dieſe **Würden** wurden gleich den Grundſtücken belehnungweiſe ertheilt. Sie waren eben ſo wenig erblich, als die Lehengüter, und wie dieſe konnte ſie der Landesherr von einem auf den andern übertragen. Wie man Würden zu Lehen nahm, wurden auch gewiſſe Gefälle, z. B. Strafgelder, Zölle und dergl. mehr, auf Lehensart vergeben.

Was der König in dem Reiche, das that die hohe Geiſtlichkeit in ihren Beſitzungen. Der Beſitz von Ländern verband ſie zu kriegeriſchen und richterlichen Dienſten, die ſich mit der Würde und Reinigkeit ihres Berufes nicht wohl zu vertragen ſchienen. Sie war alſo gezwungen, dieſe Geſchäfte an andre abzugeben, denen ſie dafür die Nutznieſſung gewiſſer Grundſtücke, die Sporteln des Richteramts und andre Gefälle überließ, oder nach der Sprache jener Zeiten, ſie mußte ihnen ſolche zu Lehen auftragen. Ein Erzbiſchof, Biſchof oder Abt war daher in ſeinem Diſtrikte, was der König in dem ganzen Staat. Er hatte Advokaten oder Vögte, Beamte und Lehenträger, Tribunale und einen Fiskus; Könige ſelbſt hielten es nicht unter ihrer Würde, Lehenträger ihrer Biſchöfe und Prälaten zu werden, welches dieſe nicht unterlaſſen haben, als ein Zeichen des Vorzugs geltend zu machen, der dem Klerus über die Weltlichen gebühre. Kein Wunder, wenn auch die Päbſte ſich nachher einfallen lieſſen, den, welchen ſie zum Kaiſer gemacht, mit dem Namen ihres Vogts zu beehren. Wenn man das doppelte Verhältniß der Könige, als Baronen und als Oberhäupter ihres Reichs, immer im Auge behält, ſo werden ſich dieſe ſcheinbaren Widerſprüche löſen.

Die Herzoge, Marggrafen, Grafen, welche der König als Kriegsoberſten und Richter über die Provinzen ſetzte, hatten eine gewiſſe Macht nöthig, um der äußern Vertheidigung ihrer Provinzen gewachſen zu ſeyn, um gegen den unruhigen Geiſt der Baronen ihr Anſehen zu behaupten, ihren Rechtsbeſcheiden Nachdruck zu geben, und ſich im Falle der Widerſetzung mit den Waffen in der Hand Gehorſam zu verſchaffen. Mit der Würde ſelbſt aber ward keine Macht verliehen, dieſe muſſte ſich der königliche Beamte ſelbſt zu verſchaffen wiſſen. Dadurch wurden dieſe Bedienungen allen minder vermögenden Freyen verſchloſſen, und auf die kleine Anzahl der hohen Baronen eingeſchränkt, die an Allodien reich genug waren, und Vaſallen genug ins Feld ſtellen konnten, um ſich aus eignen Kräften zu behaupten. Dies war vorzüglich in ſolchen Ländern nöthig, wo ein mächtiger und kriegeriſcher Adel war, und unentbehrlich an den Gränzen. Es wurde nöthiger von einem Jahrhundert zum andern, wie der Verfall des königlichen Anſehens die Anarchie herbeyführte, Privatkriege einriſſen, und Strafloſigkeit die Raubſucht aufmunterte; daher auch die Geiſtlichkeit, welche dieſen Räubereyen vorzüglich ausgeſetzt war, ihre Schirmvögte und Vaſallen unter den mächtigen Baronen ausſuchte. Die hohen Vaſallen der Krone waren alſo zugleich begüterte Baronen oder Eigenthumsherren, und hatten ſelbſt ſchon ihre Vaſallen unter ſich, deren Arm ihnen zu Gebote ſtand. Sie waren zugleich Lehenträger der Krone, und Lehensherren ihrer Unterſaſſen; das Erſte gab ihnen Abhängigkeit, indem Letzteres den Geiſt der Willkür bey ihnen nährte. Auf ihren Gütern waren ſie unumſchränkte Fürſten; in ihren Lehen waren ihnen die Hände gebunden; jene vererbten ſich vom Vater zum Sohne, dieſe kehrten nach ihrem Ableben in die Hand des Lehensherrn zurück. Ein ſo widerſprechendes Verhältniß konnte nicht lange Beſtand haben. Der mächtige Kronvaſall äußerte bald ein Beſtreben, das Lehen dem Allodium gleich zu machen, dort, wie hier, unumſchränkt zu ſeyn, und jenes wie dieſes, ſeinen Nachkommen zu verſichern. Anſtatt den König in dem Herzogthum oder in der Grafſchaft zu repräſentiren, wollte er ſich ſelbſt repräſentiren, und er hatte dazu gefährliche Mittel an der Hand. Eben die Hülfsquellen, die er aus ſeinen Allodien ſchöpfte, eben dieſes kriegeriſche Heer, das er aus ſeinen Vaſallen aufbringen konnte, und wodurch er in den Stand geſetzt war, der Krone in dieſem Poſten zu nützen, machte ihn zu einem eben ſo gefährlichen als unſichern Werkzeug derſelben. Beſaß er viele Allodien in dem Lande, das er zu Lehen trug, oder worin er eine richterliche Würde bekleidete (und aus dieſem Grunde war es ihm vorzugsweiſe anvertraut worden), ſo ſtand gewöhnlich der größte Theil der Freyen, welche in dieſer Provinz anſäßig waren, in ſeiner Abhängigkeit. Entweder trugen ſie Güter von ihm zu Lehen, oder ſie muſſten doch einen mächtigen Nachbar in ihm ſchonen, der ihnen ſchädlich werden konnte. Als Richter ihrer Streitigkeiten hatte er ebenfalls oft ihre Wohlfahrt in Händen, und als königlicher Statthalter konnte er ſie drücken und erledigen. Unterließen es nun die Könige, ſich durch öftere Bereiſung der Länder, durch Ausübung ihrer oberrichterlichen Würde und dergleichen dem Volk (unter welchem Namen man immer die waffenführenden Freyen, und niedern Gutsbeſitzer verſtehen muß) in Erinnerung zu bringen, oder wurden ſie durch auswärtige Unternehmungen daran verhindert, ſo muſſten die hohen Freyherren den niedrigen Freyen endlich die letzte Hand ſcheinen, aus welcher ihnen ſowol Bedrückungen kamen, als Wohlthaten zufloſſen, und da überhaupt in jedem Syſteme von Subordination der nächſte Druck immer am lebhafteſten gefühlt wird, ſo muſſte der hohe Adel ſehr bald einen Einfluß auf den niedrigen gewinnen, der ihm die ganze Macht deſſelben in die Hände ſpielte. Kam es alſo zwiſchen dem König und ſeinem Vaſallen zum Streit, ſo konnte letzterer weit mehr als jener auf den Beyſtand ſeiner Unterſaſſen rechnen, und dieſes ſetzte ihn in den Stand, der Krone zu trotzen. Es war nun zu ſpät und auch zu gefährlich, ihm oder ſeinem Erben das Lehen zu entreißen, das er im Fall der Noth mit der vereinigten Macht des Kantons behaupten konnte; und ſo mußte der Monarch ſich begnügen, wenn ihm der zu mächtig gewordene Vaſall noch den Schatten der Oberlehensherrſchaft gönnte, und ſich herabließ für ein Gut, das er eigenmächtig an ſich geriſſen, die Belehnung zu empfangen. Was hier von den Kronvaſallen geſagt iſt, gilt auch von den Beamten und Lehenträgern der hohen Geiſtlichkeit, die mit den Königen in ſo fern in Einem Fall war, daß mächtige Baronen bey ihr zu Lehen gingen.

So wurden unvermerkt aus verliehenen Würden und aus lehenweiſe übertragenen Gütern erbliche Beſitzungen, und wahre Eigenthumsherren aus Vaſallen, von denen ſie nur noch den äußern Schein beybehielten. Viele Lehen oder Würden wurden auch dadurch erblich, daß die Urſache, um derentwillen man dem Vater das Lehen übertragen hatte, auch bey ſeinem Sohn und Enkel noch Statt fand. Belehnte z. B. der deutſche König einen ſächſiſchen Großen mit dem Herzogthum Sachſen, weil derſelbe in dieſem Lande ſchon an Allodien reich und alſo vorzüglich im Stande war, es zu beſchützen, ſo galt dieſes auch von dem Sohn dieſes Großen, der dieſe Allodien erbte; und war dieſes mehrmals beobachtet worden, ſo wurde es zur Obſervanz, welche ſich ohne eine außerordentliche Veranlaſſung und ohne eine nachdrückliche Zwangsgewalt nicht mehr umſtoßen ließ. Es fehlt zwar auch in ſpätern Zeiten nicht ganz an Beyſpielen ſolcher zurückgenommenen Lehen, aber die Geſchichtſchreiber erwähnen ihrer auf eine Art, die leicht erkennen läſſt, daß es Ausnahmen von der Regel geweſen. Es muß ferner noch erinnert werden, daß dieſe Veränderung in verſchiedenen Ländern, mehr oder minder allgemein, frühzeitiger oder ſpäter erfolgte.

Waren die Lehen einmal in erbliche Beſitzungen ausgeartet, ſo muſſte ſich in dem Verhältniß des Souverains gegen ſeinen Adel bald eine große Veränderung äußern. So lange der Souverain das erledigte Lehen noch zurücknahm, um es von Neuem nach Willkür zu vergeben, ſo wurde der niedre Adel noch oft an den Thron erinnert, und das Band, das ihn an ſeinen unmittelbaren Lehensherrn knüpfte, wurde minder feſt geflochten, weil die Willkür des Monarchen und jeder Todesfall es wieder zertrennte. Sobald es aber eine ausgemachte Sache war, daß der Sohn dem Vater auch in dem Lehen folgte, ſo wuſſte der Vaſall, daß er für ſeine Nachkommenſchaft arbeitete, indem er ſich dem unmittelbaren Herrn ergeben bezeugte. So wie alſo durch die Erblichkeit der Lehen das Band zwiſchen den mächtigen Vaſallen und der

Krone erſchlaffte, wurde es zwiſchen jenen und ihren Unterſaſſen feſter zuſammengezogen. Die groſſen Lehen hingen endlich nur noch durch die einzige Perſon des Kronvaſallen mit der Krone zuſammen, der ſich oft ſehr lange bitten ließ, ihr die Dienſte zu leiſten, wozu ihn ſeine Würde verpflichtete.

Univerſalhiſtoriſche Ueberſicht
der
# merkwürdigſten Staatsbegebenheiten
zu den Zeiten
Kaiſer Friedrichs I. *)

Der heftige Streit des **Kaiſerthums** mit der Kirche, der die Regierungen Heinrichs IV. und V. ſo ſtürmiſch machte, hatte ſich endlich (1122) in einem vorübergehenden Frieden beruhigt, und durch den Vergleich, welchen Letzterer mit Papſt Kalixtus II. einging, ſchien der Zunder erſtickt zu ſeyn, der ihn wieder herſtellen konnte. Das Geiſtliche hatte ſich, Dank ſey der zuſammenhängenden Politik Gregors VII., und ſeiner Nachfolger, gewaltſam von dem Weltlichen geſchieden, und die Kirche bildete nun im Staate und neben dem Staate ein abgeſondertes, wo nicht gar feindſeliges Syſtem. Das koſtbare Recht des Throns, durch Ernennung der Biſchöfe verdiente Diener zu belohnen und neue Freunde ſich zu verpflichten, war ſelbſt bis auf den äußerlichen Schein durch die freygegebenen Wahlen für die Kaiſer verloren. Nichts blieb ihnen übrig von dieſem unſchätzbarn Regal, als den erwählten Biſchof, vor ſeiner Einweihung vermittelſt des Scepters, wie einen weltlichen Vaſallen, mit dem weltlichen Theil ſeiner Würde zu bekleiden. Ring und Stab, die geweihten Sinnbilder des biſchöflichen Amtes, durfte die unkeuſche blutbeſchuldete Laienhand nicht mehr berühren. Blos für ſtreitige Fälle, wenn ſich das Domkapitel in der Wahl eines Biſchofs nicht vereinigen konnte, hatten die Kaiſer noch einen Theil ihres vorigen Einfluſſes gerettet, und der Zwieſpalt der Wählenden ließ es ihnen nicht an Gelegenheit fehlen, davon Gebrauch zu machen. Aber auch dieſen wenigen geretteten Ueberreſten der vormaligen Kaiſergewalt ſtellte die Herrſchſucht der folgenden Päpſte nach, und der Knecht der Knechte Gottes hatte keine größere Angelegenheit, als den Herrn der Welt ſo tief als möglich neben ſich zu erniedrigen.

---

*) Anmerk. des Herausgebers. Im 3ten Bande der hiſtoriſchen Memoires (1ste Abtheilung) findet ſich dieſe Abhandlung, aber unbeendigt. Die Fortſetzung unterblieb wegen der damaligen Krankheit des Verfaſſers.

Die gefährlichſte Stelle in der Chriſtenheit war jetzt unſtreitig der römiſche Kaiſerthron; gegen dieſen zielte die aufſtrebende päpſtliche Macht mit allen Dennern, die ihr zu Gebote ſtanden, mit allen Fallſtricken ihrer verborgnen Staatskunſt. Deutſchlands Verfaſſung erleichterte ihr den Sieg über ſeinen Oberherrn; der Glanz des kaiſerlichen Namens machte ihn ſchimmernd. Jeder deutſche Fürſt, den die Wahl ſeiner Mitſtände auf den Stuhl der Ottonen ſetzte, brach eben dadurch mit dem apoſtoliſchen Stuhl. Er konnte ſich als ein Opfer betrachten, das man zum Tode ſchmückte. Zugleich mit dem kaiſerlichen Purpur mußte er Pflichten übernehmen, die mit den Vergrößerungsplanen der Päpſte durchaus unvereinbar waren, und ſeine kaiſerliche Ehre, ſein Anſehen im Reich, hing an ihrer Erfüllung. Seine Kaiſerwürde legte ihm auf, die Herrſchaft über Italien und ſelbſt in den Mauern Roms zu behaupten; in Italien konnte der Papſt keinen Herrn ertragen, die Italiener verſchmähten auf gleiche Art das Joch des Ausländers und des Prieſters. Es blieb ihm alſo nur die bedenkliche Wahl, entweder den Kaiſerthron von ſeinen Rechten zu vergeben, oder mit dem Papſt in den Kampf zu gehen, und auf immer dem Frieden ſeines Lebens zu entſagen.

Die Frage iſt der Erörterung werth, warum ſelbſt die ſtaatskundigſten Kaiſer ſo hartnäckig darauf beſtanden, die Anſprüche des deutſchen Reichs auf Italien geltend zu machen, ungeachtet ſie ſo viele Beyſpiele vor ſich hatten, wie wenig der Gewinn der erſtaunlichen Aufopferungen werth war, ungeachtet jeder italieniſche Zug von den Deutſchen ſelbſt ihnen ſo ſchwer gemacht, und die nichtigen Kronen der Lombardey und des Kaiſerthums in jedem Betracht ſo theuer verkauft werden muſſten. Ehrgeiz allein erklärt dieſe Einſtimmigkeit ihres Betragens nicht; es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß ihre Anerkennung in Italien auf die einheimiſche Autorität der Kaiſer in Deutſchland einen merklichen Einfluß hatte, und daß ſie alsdann vorzüglich dieſer Hülfe bedurften, wenn ſie durch Wahl allein, ohne Mitwirkung des Erbrechtes, auf den Thron geſtiegen waren. Was auch ihr Fiskus dabey gewinnen mochte, ſo konnte der Ertrag des Eroberten den Aufwand der Eroberung kaum bezahlen, und die Quelle vertrocknete, ſobald ſie das Schwert in die Scheide ſteckten.

Zehen Wahlfürſten, welche jetzt zum erſten Mal einen engern Ausſchuß unter den Reichsſtänden bilden, und vorzugsweiſe dieſes Recht ausüben, verſammeln ſich nach dem Hinſcheiden Heinrichs V. zu Mainz, dem Reich einen Kaiſer zu geben. Drey Prinzen, damals die mächtigſten Deutſchlands, kommen zu dieſer Würde in Vorſchlag: Herzog Friedrich von Schwaben, des verſtorbenen Kaiſers Schweſterſohn, Markgraf Leopold von Oeſtreich, und Lothar, Herzog zu Sachſen. Aber die Schickſale der zwey vorhergehenden Kaiſer hatten den Kaiſernamen mit ſo vielen Schreckniſſen umgeben, daß Markgraf Leopold und Herzog Lothar fußfällig und mit weinenden Augen baten, ſie mit dieſer gefährlichen Ehre zu verſchonen. Herzog Friedrich allein war nun noch übrig, aber eine unbedachtſame Aeußerung dieſes Prinzen ſchien zu erkennen zu geben, daß er auf ſeine Verwandtſchaft mit dem Verſtorbenen ein Recht auf den Kaiſerthron gründe. Dreymal nach einander war das Zepter des Reichs von dem Vater auf den Sohn gekommen, und die Wahlfreyheit der deutſchen Krone ſtand in Gefahr, ſich in einem verjährten Erbrechte endlich ganz zu verlieren. Dann aber war es um die Freyheit der deutſchen Fürſten gethan; ein befeſtigter Erbthron widerſtand den Angriffen, wodurch es dem unruhigen Lehengeiſt ſo leicht ward, das ephemeriſche Gerüſte eines Wahlthrons zu erſchüttern. Die argliſtige Politik der Päpſte hatte erſt kürzlich die Aufmerkſamkeit der Fürſten auf dieſen Theil des Staatsrechts gezogen, und ſie zu lebhafter Behauptung eines Vorrechts ermuntert, das die Verwirrung in Deutſchland verewigte, aber dem apoſtoliſchen Stuhl deſto nützlicher wurde. Die geringſte Rückſicht, welche bey dem neuaufzuſtellenden Kaiſer auf Verwandtſchaft genommen wurde, konnte die deutſche Wahlfreyheit aufs Neue in Gefahr bringen, und den Mißbrauch erneuern, aus dem man ſich kaum losgerungen hatte. Von dieſen Betrachtungen waren die Köpfe erhitzt, als Herzog Friedrich Anſprüche der Geburt auf den Kaiſerthron geltend machte. Man beſchloß daher, durch einen recht entſcheidenden Schritt dem Erbrecht zu trohen, beſonders da der Erzbiſchof von Mainz, der das Wahlgeſchäft leitete, hinter dem Beſten des Reichs eine perſönliche Rache verſteckte. Lothar von Sachſen wurde einſtimmig zum Kaiſer erklärt, mit Gewalt herbeygeſchleppt, und auf den Schultern der Fürſten, unter ſtürmiſchem Beyfallgeſchrey, in die Verſammlung getragen. Die mehrſten Reichsſtände billigten dieſe Wahl auf der Stelle; nach einigem Widerſtand wurde ſie auch von dem Herzog Heinrich von Bayern, dem Schwager Friedrichs, und von ſeinen Biſchöfen gut geheißen. Herzog Friedrich erſchien endlich ſelbſt, ſich dem neuen Kaiſer zu unterwerfen.

Lothar von Sachſen war ein eben ſo wohldenkender als tapfrer und ſtaatsverſtändiger Fürſt. Sein Betragen unter den beyden vorhergehenden Regierungen hatte ihm die allgemeine Achtung Deutſchlands erworben. Da er die vaterländiſche Freyheit in mehrern Schlachten gegen Heinrich IV. verfochten, ſo befürchtete man um ſo weniger, daß er als Kaiſer verſucht werden könnte, ihr Unterdrücker zu werden. Zu mehrerer Sicherheit ließ man ihn eine Wahlkapitulation beſchwören, die ſeiner Macht im Geiſtlichen ſowohl als im Weltlichen ſehr enge Grenzen ſetzte. Lothar hatte ſich das Kaiſerthum aufdringen laſſen; dennoch machte er den Thron niedriger, um ihn zu beſteigen.

Wie ſehr aber auch dieſer Fürſt, da er noch Herzog war, an Verminderung des kaiſerlichen Anſehens gearbeitet hatte, ſo änderte doch der Purpur ſeine Geſinnungen. Er hatte eine einzige Tochter, die Erbinn ſeiner beträchtlichen Güter in Sachſen; durch ihre Hand konnte er ſeinen künftigen Eidam zu einem mächtigen Fürſten machen. Da er als Kaiſer nicht fortfahren durfte, das Herzogthum Sachſen zu verwalten; ſo konnte er den Brautſchatz ſeiner Tochter noch mit dieſem wichtigen Lehen begleiten. Damit noch nicht zufrieden, erwählte er ſich den Herzog Heinrich von Bayern, einen an ſich ſchon ſehr mächtigen Fürſten, zum Eidam, der alſo die beyden Herzogthümer Bayern und Sachſen in ſeiner einzigen Hand vereinigte. Da Lothar dieſen Heinrich zu ſeinem Nachfolger im Reich beſtimmte, das ſchwäbiſch-fränkiſche Haus hingegen, welches allein noch fähig war, der gefährlichen Macht jenes Fürſten das Gegengewicht zu halten, und ihm die Nachfolge ſtreitig zu machen, nach einem feſten Plan zu unterdrücken ſtrebte, ſo verrieth er deutlich genug ſeine Geſinnung, die kaiſerliche Macht auf Unkoſten der ſtändiſchen zu vergrößern.

Herzog Heinrich von Bayern, jetzt Tochtermann des Kaiſers, nahm mit neuen Verhältniſſen ein neues Staatsſyſtem an. Bisher ein eifriger Anhänger des Hohenſtaufiſchen Geſchlechts, mit dem er verſchwägert war, wandte er ſich auf einmal zu der Partey des Kaiſers, der es zu Grunde zu richten ſuchte. Friedrich von Schwaben und Konrad von Franken, die beyden hohenſtaufiſchen Brüder, Enkel Kaiſer Heinrichs IV. und die natürlichen Erben ſeines Sohns hatten ſich alle Stammgüter des Saliſch-fränkiſchen Kaiſergeſchlechts zugeeignet, worunter ſich Mehrere befanden, die gegen kaiſerliche Kammergüter eingetauſcht oder von geächteten Ständen für den Reichsfiskus waren eingezogen worden. Lothar machte bald nach ſeiner Krönung eine Verordnung bekannt, welche alle dergleichen Güter dem Reichsfiskus zuſprach. Da die hohenſtaufiſchen Brüder nicht darauf achteten, ſo erklärte er ſie für Störer des öffentlichen Friedens, und ließ einen Reichskrieg gegen ſie beſchließen. Ein neuer Bürgerkrieg entzündete ſich in Deutſchland, welches kaum angefangen hatte, ſich von den Drangſalen der vorhergehenden zu erholen. Die Stadt Nürnberg wurde von dem Kaiſer, wiewol vergeblich, belagert, weil die Hohenſtaufen ſchleunig zum Entſatz herbeyeilten. Sie warfen darauf auch in Speyer eine Beſatzung, den geheiligten Boden, wo die Gebeine der fränkiſchen Kaiſer liegen.

Konrad von Franken unternahm noch eine kühnere That. Er ließ ſich bereden, den deutſchen Königstitel anzunehmen, und eilte mit einer Armee nach Italien, um ſeinem Nebenbuhler, der dort noch nicht gekrönt war, den Rang abzulaufen. Die Stadt Mayland öffnete ihm bereitwillig ihre Thore, und Anſelmo, Erzbiſchof dieſer Kirche, ſetzte ihm in der Stadt Monza die lombardiſche Krone auf; in Toſkana erkannte ihn der ganze, dort mächtige, Adel als König. Aber Maylands günſtige Erklärung machte alle diejenigen Staaten von ihm abwendig, welche mit jener Stadt in Streitigkeiten lebten, und da endlich auch Pabſt Honorius II. auf die Seite ſeines Gegners trat, und den Bannſtrahl gegen ihn ſchleuderte, ſo entging ihm ſein Hauptzweck, die Kaiſerkrone, und Italien wurde eben ſo ſchnell von ihm verlaſſen, als er darin erſchienen war. Unterdeſſen hatte Lothar die Stadt Speyer belagert, und ſo tapfer auch, entflammt durch die Gegenwart der Herzoginn von Schwaben, ihre Bürger ſich wehrten, nach einem fehlgeſchlagenen Verſuch Friedrichs, ſie zu entſetzen, in ſeine Hände bekommen. Die vereinigte Macht des Kaiſers und ſeines Eidams war den Hohenſtaufen zu ſchwer. Nachdem auch ihr Waffenplatz, die Stadt Ulm, von dem Herzog von Bayern erobert und in die Aſche gelegt war, der Kaiſer ſelbſt aber mit einer Armee gegen ſie anrückte, ſo entſchloſſen ſie ſich zur Unterwerfung. Auf einem Reichstag zu Bamberg warf ſich Friedrich dem Kaiſer zu Füßen und erhielt Gnade; auf eine ähnliche Weiſe erhielt ſie auch Konrad zu Mühlhauſen; beyde unter der Bedingung, den Kaiſer nach Italien zu begleiten.

Den erſten Kriegszug hatte Lothar ſchon einige Jahre vorher in dieſes Land gethan, wo eine bedenkliche Trennung in der römiſchen Kirche ſeine Gegenwart nothwendig machte. Nachdem Honorius II. im Jahr

1130 verſtorben war, hatte man in Rom, um den Stürmen vorzubeugen, welche der getheilte Zuſtand der Gemüther befürchten ließ, die Uebereinkunft getroffen, die neue Papſtwahl acht Kardinälen zu übertragen. Fünfe von dieſen erwählten in einer heimlich veranſtalteten Zuſammenkunft den Kardinal Gregor, einen ehemaligen Mönch, zum Fürſten der römiſchen Kirche, der ſich den Namen Innocentius II. beylegte. Die drey übrigen, mit dieſer Wahl nicht zufrieden, erhoben einen gewiſſen Peter Leonis, den Enkel eines getauften Juden, der den Namen Anaklet II. annahm, auf den apoſtoliſchen Stuhl. Beyde Päpſte ſuchten ſich einen Anhang zu machen. Auf Seiten des Letztern ſtand die übrige Geiſtlichkeit des römiſchen Sprengels und der Adel der Stadt; außerdem wußte er die italieniſchen Normänner, furchtbare Nachbarn der Stadt Rom, für ſeine Partey zu gewinnen. Innocentius flüchtete aus der Stadt, wo ſein Gegner die Oberhand hatte, und vertraute ſeine Perſon und ſeine Sache der Rechtgläubigkeit des Königs von Frankreich. Der Ausſpruch eines einzigen Mannes, des Abts Bernhard von Klairvaux, der die Sache dieſes Papſtes für die gerechte erklärt hatte, war genug, ihm die Huldigung dieſes Reichs zu verſchaffen. Seine Aufnahme in Ludwigs Staaten war glänzend und reiche Schätze öffneten ſich ihm in der frommen Mildthätigkeit der Franzoſen. Das Gewicht von Bernhards Empfehlung, welches die franzöſiſche Nation zu ſeinen Füßen geführt hatte, unterwarf ihm auch England, und der deutſche Kaiſer Lothar ward ohne Mühe überzeugt, daß der heilige Geiſt bey der Wahl des Innocentius den Vorſitz geführt habe. Eine perſönliche Zuſammenkunft mit dieſem Kaiſer zu Lüttich hatte die Folge, daß ihn Lothar an der Spitze einer kleinen Armee nach Rom zurückführte.

In dieſer Stadt war Anaklet, der Gegenpapſt, mächtig, Volk und Adel gefaſſt, ſich aufs Hartnäckigſte zu vertheidigen. Jeder Pallaſt, jede Kirche war Feſtung, jede Straſſe ein Schlachtfeld, alles Waffe, was das Ohngefähr der blinden Erbitterung darbot. Mit dem Schwert in der Fauſt muſſte jeder Ausweg geöffnet werden, und Lothars ſchwaches Heer reichte nicht hin, eine Stadt zu ſtürmen, worin es ſich wie in einem unermeſſlichen Ocean verlor, wo die Häuſer ſelbſt gegen das Leben der verhaſſten Fremdlinge bewaffnet waren. Es war gebräuchlich, die Kaiſerkrönung in der Peterskirche zu vollziehen, und in Rom war Alles heilig, was gebräuchlich war; aber die Peterskirche, wie die Engelsburg, hatte der Feind im Beſitz, woraus keine ſo geringe Macht, als Lothar beyſammen hatte, ihn verjagen konnte. Endlich nach langer Verzögerung willigte man ein, der Nothwendigkeit zu weichen und im Lateran die Krönung zu verrichten.

Man erinnert ſich, daß es die Sache des Papſtes war, welche den Kaiſer nach Italien führte; als der Beſchützer, nicht als ein Flehender, foderte er eine Ceremonie, welche dieſer Papſt ohne ſeinen ſtarken Arm nimmermehr hätte ausüben können. Nichts deſto weniger behauptete Innocentius den ganzen Papſtſinn eines Hildebrands, und mitten in dem rebelliſchen Rom, gleichſam hinter dem Schilde des Kaiſers, der ihn gegen die mörderiſche Wuth ſeiner Gegner vertheidigte, gab er dieſem Kaiſer Geſetze. Der Vorgänger des Lothar hatte die anſehnliche Erbſchaft, welche Mathilde, Markgräfinn von Tuſcien, dem römiſchen Stuhl vermacht hatte, als ein Reichslehen eingezogen, und Kalixtus II., um nicht aufs Neue die Ausſöhnung mit dieſem Kaiſer zu erſchweren, hatte in den Vergleich, der den Inveſtiturſtreit endigte, ganz von dieſer geheimen Wunde geſchwiegen. Dieſe Anſprüche des römiſchen Stuhls auf die Mathildiſche Erbſchaft brachte Innocentius jetzt in Bewegung, und bemühte ſich wenigſtens, da er den Kaiſer unerbittlich fand, dieſe anmaßlichen Rechte der Kirche für die Zukunft in Sicherheit zu ſetzen. Er beſtätigte ihm den Genuß der Mathildiſchen Güter auf dem Weg der Belehnung, ließ ihn dem römiſchen Stuhl einen förmlichen Lehenseid darüber ſchwören, und ſorgte dafür, daß dieſe Vaſallenhandlung durch ein Gemählde verewigt wurde, welches dem kaiſerlichen Namen in Italien nicht ſehr rühmlich war.

Es war nicht der römiſche Boden, nicht der Anblick jener feyerlichen Denkmäler, welche ihm die Herrſchergröße Roms ins Gedächtniß brachten, wo etwa die Geiſter ſeiner Vorfahren zu ſeiner Erinnerung ſprechen konnten, nicht die Zwang auflegende Gegenwart einer römiſchen Prälatenverſammlung, welche Zeuge und Richter ſeines Betragens war, was dem Papſt dieſen ſtandhaften Muth einflößte; auch als ein Flüchtling, auch auf deutſcher Erde, hatte er dieſen römiſchen Geiſt nicht verleugnet. Schon zu Lüttich, wo er in der Geſtalt eines Flehenden vor dem Kaiſer ſtand, wo er ſich dieſem Kaiſer für eine noch friſche Wohlthat verpflichtet fühlte, und eine zweyte noch größere von ihm erwartete, hatte er ihn genöthigt, eine beſcheidene Bitte um Wiederherſtellung des Inveſtiturrechts zurückzunehmen, zu welcher der hülfloſe Zuſtand des Papſtes dem Kaiſer Muth gemacht hatte. Er hatte einem Erzbiſchof von Trier, ehe dieſer noch von dem Kaiſer mit dem zeitlichen Theil ſeines Amtes bekleidet war, die Einweihung ertheilt, dem ausdrücklichen Sinn des Vertrags entgegen, der den Frieden des deutſchen Reichs mit der Kirche begründete. Mitten in Deutſchland, wo er ohne Lothars Begünſtigung keinen Schatten von Hoheit beſaß, unterſtand er ſich eines der wichtigſten Vorrechte dieſes Kaiſers zu kränken.

Aus ſolchen Zügen erkennt man den Geiſt, der den römiſchen Hof beſeelte, und die unerſchütterliche

Feſtigkeit der Grundſätze, die jeder Papſt, mit Hintanſetzung aller perſönlichen Verhältniſſe befolgen zu müſſen, ſich gedrungen ſah. Man ſah Kaiſer und Könige, erleuchtete Staatsmänner und unbeugſame Krieger im Drang der Umſtände Rechte aufopfern, ihren Grundſätzen ungetreu werden und der Nothwendigkeit weichen; ſo etwas begegnete ſelten oder nie einem Papſte. Auch wenn er im Elend umher irrte, in Italien keinen Fuß breit Landes, keine ihm holde Seele beſaß, und von der Barmherzigkeit der Fremdlinge lebte, hielt er ſtandhaft über den Vorrechten ſeines Stuhls und der Kirche. Wenn jede andre politiſche Gemeinheit durch die perſönlichen Eigenſchaften derer, welchen ihre Verwaltung übertragen iſt, zu gewiſſen Zeiten etwas gelitten hat und leidet, ſo war dieſes kaum jemals der Fall bey der Kirche und ihrem Oberhaupt. So ungleich ſich auch die Päpſte in Temperament, Denkart und Fähigkeit ſeyn mochten, ſo ſtandhaft, ſo gleichförmig, ſo unveränderlich war ihre Politik. Ihre Fähigkeit, ihr Temperament, ihre Denkart ſchien in ihr Amt gar nicht einzufließen; ihre Perſönlichkeit, möchte man ſagen, zerfloß in ihrer Würde, und die Leidenſchaft erloſch unter der dreyfachen Krone. Obgleich mit jedem hinſcheidenden Papſte die Kette der Thronfolge abriß, und mit jedem neuen Papſte wieder friſch geknüpft wurde — obgleich kein Thron in der Welt ſo oft ſeinen Herrn veränderte, ſo ſtürmiſch beſetzt und ſo ſtürmiſch verlaſſen wurde, ſo war dieſes doch der einzige Thron in der chriſtlichen Welt, der ſeinen Beſitzer nie zu verändern ſchien, weil nur die Päpſte ſtarben, aber der Geiſt, der ſie belebte, unſterblich war.

Kaum hatte Lothar Italien den Rücken gewendet, als Innocentius aufs Neue ſeinen Gegnern das Feld räumen muſste. Er floh in Begleitung des heiligen Bernhards nach Piſa, wo er den Gegenpapſt und deſſen Anhang auf einer Kirchenverſammlung feyerlich verfluchte. Dieſes Anathem galt beſonders dem König Roger von Sicilien, der Anaklets Sache mächtig unterſtützte und durch ſeine reißenden Fortſchritte im untern Italien den Muth dieſer Partey nicht wenig erhöhte.

Da ſich die Geſchichte Siciliens und Neapels und der Normänner, ſeiner neuen Beſitzer, mit der Geſchichte dieſes Jahrhunderts aufs Genaueſte verbindet, da uns Anna Comnena und Otto von Freyſingen auf die normänniſchen Eroberungen aufmerkſam gemacht haben, ſo iſt es dem Zweck dieſer Abhandlung gemäß, auf den Urſprung dieſer neuen Macht in Italien zu gehen, und die Fortſchritte derſelben kürzlich zu verfolgen.

Die mittäglichen und weſtlichen Länder Europens hatten kaum angefangen, von den gewaltſamen Erſchütterungen auszuruhen, wodurch ſie ihre neue Geſtalt empfingen, als der europäiſche Norden im neunten Jahrhundert aufs Neue den Süden ängſtigte. Aus den Inſeln und Küſtenländern, welche heut zu Tage dem däniſchen Scepter huldigen, ergoſſen ſich dieſe neuen Barbarenſchwärme; Männer des Nordens, Normänner nannte man ſie; ihre überraſchende ſchreckliche Ankunft beſchleunigte und verbarg der weſtliche Ocean. So lange zwar der Herrſchergeiſt Karls des Großen das fränkiſche Reich bewachte, ahnete man den Feind nicht, der die Sicherheit ſeiner Grenzen bedrohete. Zahlreiche Flotten hüteten jeden Hafen und die Mündung jedes Stroms; mit gleichem Nachdruck leiſtete ſein ſtarker Arm den arabiſchen Korſaren im Süden, und im Weſten den Normännern Widerſtand. Aber dieſes beſchützende Band, welches rings alle Küſten des fränkiſchen Reichs umſchloß, löſte ſich unter ſeinen kraftloſen Söhnen, und gleich einem verheerenden Strome drang nun der wartende Feind in das blosgegebene Land. Alle Bewohner der aquitaniſchen Küſte erfuhren die Raubſucht dieſer barbariſchen Fremdlinge; ſchnell, wie aus der Erde geſpieen, ſtanden ſie da, und eben ſo ſchnell entzog ſie das unerreichbare Meer der Verfolgung. Kühnere Banden, denen die ausgeraubte Küſte keine Beute mehr darbot, trieben in die Mündung der Ströme und erſchreckten die ahnungsloſen innern Provinzen mit ihrer furchtbaren Landung. Weggeführt ward Alles, was Waare werden konnte; der pflugziehende Stier mit dem Pflüger, zahlreiche Menſchenherden in eine hoffnungsloſe Knechtſchaft geſchleppt. Der Reichthum im innern Lande machte ſie immer lüſterner, der ſchwache Widerſtand immer kühner, und die kurzen Stillſtände, welche ſie den Einwohnern gönnten, brachten ſie nur deſto zahlreicher und deſto gieriger zurück.

Gegen dieſen immer ſich erneuernden Feind war keine Hülfe von dem Throne zu hoffen, der ſelbſt wankte, den eine Reihe ohnmächtiger Schattenkönige, die unwürdige Nachkommenſchaft Karls des Großen entehrte. Anſtatt des Eiſens zeigte man den Barbaren Gold, und ſetzte die ganze künftige Ruhe des Königreichs aufs Spiel, um eine kurze Erholung zu gewinnen. Die Anarchie des Lehenweſens hatte das Band aufgelöſt, welches die Nation gegen einen gemeinſchaftlichen Feind vereinigen konnte, und die Tapferkeit des Adels zeigte ſich nur zum Verderben des Staats, den ſie vertheidigen ſollte.

Einer der unternehmendſten Anführer der Barbaren, Rollo, hatte ſich der Stadt Rouen bemächtigt, und entſchloſſen, ſeine Eroberungen zu behaupten, ſeinen Waffenplatz darin errichtet. Ohnmacht und dringende Noth führten endlich Karln den Einfältigen, unter welchem Frankreich ſich damals regierte, auf den glücklichen Ausweg, durch Bande der Dankbarkeit, der Verwandtſchaft und der Religion ſich dieſen barbariſchen Anführer zu verpflichten. Er ließ ihm ſeine Tochter zur Gemahlinn und zum Brautſchatz das ganze Küſtenland anbieten, welches den normänniſchen Verheerungen am meiſten bloßgeſtellt war. Ein Biſchof führte das Geſchäft, und Alles, was man von dem Normann dafür verlangte, war, daß er ein Chriſt werden ſollte. Rollo rief ſeine Korſaren zuſammen, und überließ den Gewiſſensfall ihrer Beurtheilung. Das Anerbieten war zu verführeriſch, um nicht ſeinen nordiſchen Aberglauben daran zu wagen. Jede Religion war gleich gut, bey welcher man nur nicht die Tapferkeit verlernte. Die Größe des Gewinns brachte jede Bedenklichkeit zum Schweigen. Rollo empfing die Taufe, und einer ſeiner Gefährten wurde abgeſchickt, der Ceremonie der Huldigung gemäß, bey dem König von Frankreich den Fußkuß zu verrichten.

Rollo verdiente es, der Stifter eines Staats zu ſeyn; ſeine Geſetze bewirkten bey dieſem Räubervolk eine bewundernswürdige Verwandlung. Die Korſaren warfen das Ruder weg, um den Pflug zu ergreifen, und die neue Heimath ward ihnen theuer, ſobald ſie angefangen hatten, darauf zu ernten. In dem gleichförmigen ſanften Takte des Landlebens verlor ſich allmählich der Geiſt der Unruhe und des Raubes, mit ihm die natürliche Wildheit dieſes Volks. Die Normandie blühte unter Rollo's Geſetzen, und ein barbariſcher Eroberer muſſte es ſeyn, der die Nachkommen Karls des Großen ihren Vaſallen widerſtehen, und ihre Völker beglücken lehrte. Seitdem Normänner Frankreichs weſtliche Küſte bewachten, hatte es von keiner normänniſchen Landung mehr zu leiden, und die ſchimpfliche Auskunft der Schwäche ward eine Wohlthat für das Reich.

Der kriegeriſche Geiſt der Normänner artete in ihrem neuen Vaterlande nicht aus. Dieſe Provinz Frankreichs ward die Pflanzſchule einer tapfern Jugend, und aus ihr gingen zu verſchiedenen Zeiten zwey Heldenſchwärme aus, die ſich an entgegengeſetzten Enden von Europa einen unſterblichen Nahmen machten und glänzende Reiche ſtifteten. Normänniſche Glücksritter zogen ſüdwärts, unterwarfen das untere Italien und die Inſel Sicilien ihrer Herrſchaft und gründeten hier eine Monarchie, welche Rom an der Tiber und Rom an dem Bosphorus zittern machte. Ein normänniſcher Herzog wars, der Britannien eroberte.

Unter allen Provinzen Italiens waren Apulien, Calabrien und die Inſel Sicilien viele Jahrhunderte lang die beklagenswürdigſten geweſen. Hier unter dem glücklichſten Himmel Großgriechenlands, wo ſchon in den früheſten Zeiten griechiſche Kultur aufblühte, wo eine ergiebige Natur die helleniſchen Pflanzungen mit freywilliger Milde pflegte, dort auf der geſegneten Inſel, wo die jugendlichen Staaten, Agrigent, Gela, Leontium, Syrakus, Selinus, Himera in muthwilliger Freyheit ſich brüſteten, hatten gegen Ende des erſten Jahrtauſends Anarchie und Verwüſtung ihren ſchrecklichen Thron aufgeſchlagen. Nirgends, lehrt eine traurige Erfahrung, ſieht man die Leidenſchaften und Laſter der Menſchen ausgelaſſener toben, nirgends mehr Elend wohnen, als in den glücklichen Gegenden, welche die Natur zu Paradieſen beſtimmte. Schon in frühen Zeiten ſtellten Raubſucht und Eroberungsbegierde dieſer geſegneten Inſel nach; und ſo wie die ſchöpferiſche Wärme dieſes Himmels die unglückliche Wirkung hatte, die abſcheulichſten Geburten der Tyranney an das Licht zu brüten, hatte ſelbſt auch das wohlthätige Meer, welches dieſe Inſel zum Mittelpunkte des Handels beſtimmte, nur dazu dienen müſſen, die feindſeligen Flotten der Mamertiner, der Karthager, der Araber an ihre Küſte zu tragen. Eine Reihe barbariſcher Nationen hatten dieſen einladenden Boden betreten. Die Griechen aus Ober- und Mittel-Italien durch Langobarden und Franken vertrieben, hatten in dieſen Gegenden einen Schatten von Herrſchaft gerettet. Bis nach Apulien hinab hatten ſich die Langobarden verbreitet, und arabiſche Korſaren mit dem Schwerte in der Hand ſich Wohnſitze darin errungen. Ein barbariſches Gemiſch von Sprachen und Sitten, von Trachten und Gebräuchen, von Geſetzen und Religionen zeugte noch jetzt von ihrer verderblichen Gegenwart. Hier ſah ſich der Unterthan nach dem langobardiſchen Geſetz, ſein nächſter Nachbar nach dem Juſtinianiſchen, ein dritter nach dem Koran gerichtet.

Derſelbe Pilger, der des Morgens geſättigt aus den Ringmauern eines Kloſters ging, muſſte des Abends die Mildthätigkeit eines Moslems in Anſpruch nehmen. Die Nachfolger des heiligen Petrus hatten nicht geſäumt, ihren frommen Arm nach dieſem gelobten Land auszuſtrecken, auch einige deutſche Kaiſer die Hoheit des Kaiſernamens in dieſem Theile Italiens geltend gemacht, und einen groſſen Diſtrikt deſſelben als Sieger durchzogen. Gegen Otto den Zweyten ſchloſſen die Griechen mit den verabſcheuten Arabern einen Bund, der dieſem Eroberer ſehr verderblich wurde. Calabrien und Apulien traten nunmehr aufs Neue unter griechiſche Hoheit zurück; aber aus den feſten Schlöſſern, welche die Saracenen in dieſem Landſtrich noch inne hatten, ſtürzten zu Zeiten bewaffnete Scharen hervor, andre arabiſche Schwärme ſetzten aus dem angrenzenden Sicilien hinüber, welche Griechen und Lateiner ohne Unterſchied beraubten. Von der fortwährenden Anarchie begünſtigt, riß jeder an ſich, was er konnte, und verband ſich, je nachdem es ſein Vortheil war, mit Muhamedanern, mit Griechen, mit Lateinern. Einzelne Städte, wie Gaeta und Neapel regierten ſich nach republikaniſchen Geſetzen. Mehrere langobardiſche Geſchlechter genoſſen unter dem Schirm einer ſcheinbaren Abhängigkeit von dem römiſchen oder griechiſchen Reich eine wahre Souveränetät in Benevent, Kapua, Salerno und andern Diſtrikten. Die Menge und Verſchiedenheit der Oberherren, der ſchnelle Wechſel der Grenze, die Entfernung und Ohnmacht des griechiſchen Kaiſerhofs hielten dem ſtrafloſen Ungehorſam eine ſichre Zuflucht bereit; Nationalunterſchied, Religionshaß, Raubſucht, Vergrößerungsbegierde durch kein Geſetz gezügelt, verewigten die Anarchie auf dieſem Boden, und nährten die Fackel eines immerwährenden Kriegs. Das Volk wuſſte heute nicht, wem es morgen gehorchen würde, und der Sämann war ungewiß, wem die Ernte gehörte.

Dies war der klägliche Zuſtand des untern Italiens im neunten, zehnten und eilften Jahrhundert, während daß Sicilien unter arabiſchem Zepter einer ruhigern Knechtſchaft genoß. Der Geiſt der Wallfahrt, welcher beym Ablauf des zehnten Jahrhunderts, der gedrohten Annäherung des Weltgerichts, in den Abendländern lebendig wurde, führte im Jahr 983 auch einige normänniſche Pilger, funfzig oder ſechzig an der Zahl, nach Jeruſalem. Auf ihrer Heimkehr ſtiegen ſie bey Neapel ans Land und erſchienen zu Salerno, eben als ein arabiſches Heer dieſe Stadt belagerte, und die Einwohner damit beſchäftigt waren, ſich durch eine Geldſumme ihres Feindes zu entledigen.

Ungern genug hatten dieſe ſtreitbarn Wallfahrer den Harniſch mit der Pilgertaſche vertauſcht; der alte Kriegsgeiſt ward bey dem kriegeriſchen Anblick lebendig. Tapfre Hiebe, auf die Häupter der

Ungläubigen geführt, dünkten ihnen keine ſchlechtere Vorbereitung auf das Weltgericht zu ſeyn, als ein Pilgerzug nach dem heiligen Grabe. Sie boten den belagerten Chriſten ihre müßige Tapferkeit an, und man erräth leicht, daß die unverhoffte Hülfe nicht verſchmäht ward. Von einer kleinen Anzahl Salernitaner begleitet, ſtürzt ſich die kühne Schaar bey Nachtzeit in das arabiſche Lager, wo man, auf keinen Feind gefaſſt, in ſtolzer Sicherheit ſchwelgt. Alles weicht ihrer unwiderſtehlichen Tapferkeit. Eilfertig werfen ſich die Saracenen in ihre Schiffe, und geben ihr ganzes Lager Preis. Salerno hatte ſeine Schätze gerettet, und bereicherte ſich noch mit dem ganzen Raub der Ungläubigen; das Werk der Tapferkeit von ſechzig normänniſchen Pilgern. Ein ſo wichtiger Dienſt war der ausgezeichnetſten Dankbarkeit werth und, befriedigt von der Freygebigkeit des Fürſten zu Salerno, ſchiffte die Heldenſchaar nach Hauſe.

Das Abenteuer in Italien ward in der Heimath nicht verſchwiegen. Neapels ſchöner Himmel und geſegnete Erde ward gerühmt, der nie geendigte Krieg auf dieſem Boden, der dem Soldaten Beſchäftigung und Anſehen, der dem Schwachen Reichthum, der ihm Beute und Belehnung verſprach. Mit begierigem Ohr horchte eine kriegeriſche Jugend. Das untere Italien ſah in kurzer Zeit neue Haufen von Normännern landen, deren Tapferkeit ihre kleine Anzahl verbarg. Das milde Klima, das fette Land, die köſtliche Beute, waren unwiderſtehliche Reizungen für ein Volk, das in ſeinen neuen Wohnſitzen und bey ſeiner neuen Lebensart das korſariſche Gewerbe ſo ſchnell nicht verlernen konnte. Ihr Arm war Jedem feil, der ihn dingen wollte; Fechtens wegen waren ſie gekommen, gleichviel für weſſen Sache ſie fochten. Der griechiſche Unterthan erwehrte ſich mit dem Arme der Normänner einer tyranniſchen Satrapenregierung, mit Hülfe der Normänner trotzten die longobardiſchen Fürſten den Anſprüchen des griechiſchen Hofs, Normänner ſtellten die Griechen ſelbſt den Saracenen entgegen. Lateiner und Griechen hatten ohne Unterſchied Urſache, den Arm dieſer Fremdlinge wechſelsweiſe zu fürchten und zu preiſen.

In Neapel hatte ſich ein Herzog aufgeworfen, dem die Tapferkeit der Normänner gegen einen Fürſten von Kapua große Dienſte leiſtete. Dieſe nützlichen Ankömmlinge immer feſter an ſich zu knüpfen, ihren hülfreichen Arm ſtets in der Nähe zu wiſſen, ſchenkte er ihnen Landeigenthum zwiſchen Kapua und Neapel, auf welchem Boden ſie im Jahr 1029 die Stadt Averſa bauten — ihre erſte feſte Beſitzung auf italieniſcher Erde, errungen durch Tapferkeit, aber nicht durch Gewalt, vielleicht die einzig gerechte, deren ſie ſich zu rühmen hatten.

Die normänniſchen Ankömmlinge mehren ſich, ſobald eine landsmänniſche Stadt ihnen die gaſtfreyen Thore öffnet. Drey Brüder, Wilhelm, der eiſerne Arm, Humfred und Drogon beurlauben ſich von neun andern Brüdern und ihrem Vater Tancred von Hauteville, um in der neuen Kolonie das Glück der Waffen zu verſuchen. Der griechiſche Statthalter von Apulien beſchließt eine Landung auf Sicilien und die Tapferkeit der Gäſte wird aufgefordert, die Gefahren dieſes Feldzugs zu theilen. Ein ſaraceniſches Heer wird geſchlagen, und ſein Anführer fällt unter dem eiſernen Arm. Der kräftige Beyſtand der Normänner verſpricht den Griechen die Wiedereroberung der ganzen Inſel; ihr Undank gegen dieſe ihre Beſchützer macht ſie auch noch das Wenige verlieren, was auf dem feſten Lande Italiens noch ihre Herrſchaft erkennt. Von dem treuloſen Statthalter zur Rache gereizt, kehren die Normänner gegen ihn ſelbſt die Waffen, welche kurz zuvor ſiegreich für ihn geführt worden waren. Die griechiſchen Beſitzungen werden angegriffen, ganz Apulien von nicht mehr als vierhundert Normännern erobert. Mit barbariſcher Redlichkeit theilt man ſich in den unverhofften Raub. Ohne bey einem apoſtoliſchen Stuhl, ohne bey einem Kaiſer in Deutſchland oder Byzanz anzufragen, ruft die ſiegreiche Schaar den eiſernen Arm zum Grafen von Apulien aus; jedem normänniſchen Streiter wird in dem eroberten Land irgend eine Stadt oder ein Dorf zur Belohnung.

Das unerwartete Glück der ausgewanderten Söhne Tancreds erweckte bald die Eiferſucht der daheim gebliebenen. Der jüngſte von dieſen, Robert Guiscard (der Verſchlagene), war heran gewachſen, und die künftige Größe verkündigte ſich ſeinem ahnenden Geiſt. Mit zwey andern Brüdern machte er ſich auf in das goldne Land, wo man mit dem Degen Fürſtenthümer angelt. Gern erlaubten die deutſchen Kaiſer, Heinrich II. und III., dieſem Heldengeſchlechte, zu Vertreibung ihres verhaſſteſten Feindes und zu Italiens Befreyung ihr Blut zu verſprützen. Gewonnen dünkte ihnen für das abendländiſche Reich, was für das morgenländiſche verloren war, und mit günſtigem Auge ſehen ſie die tapfern Fremdlinge von dem Raube der Griechen wachſen. Aber die Eroberungsplane der Normänner erweitern ſich mit ihrer wachſenden Anzahl und ihrem Glück; der Griechen Meiſter, bezeigen ſie Luſt, ihre Waffen gegen die Lateiner zu kehren. So unternehmende Nachbarn beunruhigen den römiſchen Hof. Das Herzogthum Benevent, dem Papſt Leo IX. erſt kürzlich von Kaiſer Heinrich dem Dritten zum Geſchenke gegeben, wird von den Normännern bedroht. Der Papſt ruft gegen ſie den mächtigen Kaiſer zu Hülfe, der zufrieden iſt, dieſe kriegeriſchen Männer, die er nicht zu bezwingen hofft, in Vaſallen des Reichs zu verwandeln, dem ihre

Tapferkeit zur Vormauer gegen Griechen und Ungläubige dienen ſollte. Leo IX. bedient ſich gegen ſie der nimmer fehlenden apoſtoliſchen Waffen. Der Fluch wird über ſie ausgeſprochen, ein heiliger Krieg wird gegen ſie geprediget, und der Papſt hält die Gefahr für drohend genug, um mit ſeinen Biſchöfen in eigner Perſon an der Spitze ſeines heiligen Heers gegen ſie zu ſtreiten. Die Normänner achten gleich wenig auf die Stärke dieſes Heers und auf die Heiligkeit ſeiner Anführer. Gewohnt, in noch kleinerer Anzahl zu ſiegen, greifen ſie unerſchrocken an, die Deutſchen werden niedergehauen, die Italiener zerſtreut, die heilige Perſon des Papſtes ſelbſt fällt in ihre ruchloſen Hände. Mit tiefſter Ehrfurcht wird dem Statthalter Petri von ihnen begegnet, und nicht anders als knieend nahen ſie ſich ihm, aber der Reſpekt ſeiner Ueberwinder kann ſeine Gefangenſchaft nicht verkürzen.

Der Einnahme Apuliens folgte bald die Unterwerfung Calabriens und des Gebietes von Kapua. Die Politik des römiſchen Hofes, welche nach mehrern mißlungenen Verſuchen dem Unternehmen entſagte, die Normänner aus ihren Beſitzungen zu verjagen, verfiel endlich auf den weiſeren Ausweg, von dieſem Uebel ſelbſt für die römiſche Größe Nutzen zu ziehen. In einem Vergleich, der zu Amalphi mit Robert Guiscard zu Stande kam, beſtätigte Papſt Nicolaus II. dieſem Eroberer den Beſitz von Calabrien und Apulien als päpſtliches Lehen, befreyte ſein Haupt von dem Kirchenbann und reichte ihm als oberſter Lehensherr die Fahne. Wenn irgend eine Macht die Tapferkeit der Normänner mit dem Geſchenk dieſer Fürſtenthümer belohnen konnte, ſo kam es doch keineswegs dem römiſchen Biſchof zu, dieſe Großmuth zu beweiſen. Robert hatte kein Land weggenommen, das dem erſten Finder gehörte; von dem griechiſchen, oder wenn man will, von dem deutſchen Reich waren die Provinzen abgeriſſen, welche er ſich mit dem Schwert zugeeignet hatte. Aber von jeher haben die Nachfolger Petri in der Verwirrung geerntet. Die Lehensverbindung der Normänner mit dem römiſchen Hofe war für ſie ſelbſt und für dieſen das vortheilhafteſte Ereigniß. Die Ungerechtigkeit ihrer Eroberungen bedeckte jetzt der Mantel der Kirche; die ſchwache kaum fühlbare Abhängigkeit von dem apoſtoliſchen Stuhl entzog ſie dem ungleich drückendern Joche der deutſchen Kaiſer, und der Papſt hatte ſeine furchtbarſten Feinde in treue Stützen ſeines Stuhls verwandelt.

In Sicilien theilten ſich noch immer Saracenen und Griechen, aber bald fing dieſe reiche Inſel an, die Vergrößerungsbegierde der normänniſchen Eroberer zu reizen. Auch mit dieſer beſchenkte der Papſt ſeine neuen Clienten, dem es bekanntlich nichts koſtete, die Erdkugel mit neuen Meridianen zu durchſchneiden und noch unentdeckte Welten auszutheilen. Mit der Fahne, welche der heilige Vater geweiht hatte, ſetzten die Söhne Tancreds, Guiscard und Roger, in Sicilien über, und unterwarfen ſich in kurzer Zeit die ganze Inſel. Mit Vorbehalt ihrer Religion und Geſetze huldigten Griechen und Araber der normänniſchen Herrſchaft, und die neue Eroberung wurde Rogern und ſeinen Nachkommen überlaſſen. Auf die Unterwerfung Siciliens folgte bald die Wegnahme von Benevent und Salerno, und die Vertreibung des in der letzten Stadt regierenden Fürſtenhauſes, welches aber den kurzen Frieden mit der römiſchen Kirche unterbricht und zwiſchen Robert Guiscard und dem Papſt einen heftigen Streit entzündet. Gregor der Siebente, der gewaltthätigſte aller Päpſte, kann einige normänniſche Edelleute, Vaſallen und Nachbarn ſeines Stuhls, weder in Furcht ſetzen, noch bezwingen. Sie trotzen ſeinem Bannfluch, deſſen fürchterliche Wirkungen einen heldenmüthigen und mächtigen Kaiſer zu Boden ſchlagen, und eben der herausfodernde Trotz, wodurch dieſer Papſt die Zahl ſeiner Feinde vergrößert und ihre Erbitterung unverſöhnlich macht, macht ihm einen Freund in der Nähe deſto wichtiger. Um Kaiſer und Königen zu trotzen, muß er einem glücklichen Abenteurer in Apulien ſchmeicheln. Bald bedarf er in Rom ſelbſt ſeines rettenden Arms. In der Engelsburg, von Römern und Deutſchen belagert, ruft er den Herzog von Apulien zu ſeinem Beyſtand herbey, der auch wirklich an der Spitze normänniſcher, griechiſcher und arabiſcher Vaſallen das Haupt der lateiniſchen Chriſtenheit frey macht. Gedrückt von dem Haſſe ſeines ganzen Jahrhunderts, deſſen Frieden ſeine Herrſchſucht zerſtörte, folgt eben dieſer Papſt ſeinen Errettern nach Neapel, und ſtirbt zu Salerno unter dem Schutz von Hauteville's Söhnen.

Derſelbe normänniſche Fürſt, Robert Guiscard, der ſich in Italien und Sicilien ſo gefürchtet machte, war das Schrecken der Griechen, die er in Dalmatien und Macedonien angriff, und ſelbſt in der Nähe ihrer Kaiſerſtadt ängſtigte. Die griechiſche Ohnmacht rief gegen ihn die Waffen und Flotten der Republik Venedig zu Hülfe, die durch die reißendſten Fortſchritte dieſer neuen italieniſchen Macht in ihren Träumen von Oberherrſchaft des adriatiſchen Meers fürchterlich aufgeſchreckt worden. Auf der Inſel Cephalenia ſetzte endlich, früher als ſein Ehrgeiz, der Tod ſeinen Eroberungsplanen eine Grenze. Seine anſehnlichen Beſitzungen in Griechenland, lauter Erwerbungen ſeines Degens, erbte ſein Sohn Bohemund, Fürſt von Tarent, der ihm an Tapferkeit nicht nachſtand, und ihn an Ehrſucht noch übertraf. Er war es, der den Thron der Comnener in Griechenland erſchütterte, den Fanatismus der Kreuzfahrer den Entwürfen einer kalten Vergrößerungsbegierde liſtig dienen ließ, in Antiochien ſich ein anſehnliches Fürſtenthum errang, und allein von dem frommen Wahnſinne frey war, der die Fürſten des

Kreuzheers erhitzte. Die griechiſche Prinzeſſinn Anna Comnena ſchildert uns Vater und Sohn als gewiſſenloſe Banditen, deren ganze Tugend ihr Degen war; aber Robert und Bohemund waren die fürchterlichſten Feinde ihres Hauſes; ihr Zeugniß reichte alſo nicht hin, dieſe Männer zu verdammen. Eben dieſe Prinzeſſinn kann es dem Robert nicht vergeben, daß er, ein bloßer Edelmann und Glücksritter, Vermeſſenheit genug beſeſſen, ſeine Wünſche bis zu einer Verwandtſchaftsverbindung mit dem regierenden Kaiſerhauſe in Conſtantinopel zu erheben. Immer bleibt es eine merkwürdige Erſcheinung in der Geſchichte, wie die Söhne eines unbegüterten Edelmanns in einer Provinz Frankreichs auf gut Glück aus ihrer Heimat auswandern, und, durch nichts als ihren Degen unterſtützt, ein Königreich zuſammenrauben, Kaiſern und Päpſten zugleich mit ihrem Arme und ihrem Verſtande widerſtehen, und noch Kraft genug übrig haben, auswärtige Throne zu erſchüttern.

Ein andrer Sohn Roberts, mit Namen Roger, war ihm in ſeinen calabriſchen und apuliſchen Beſitzungen gefolgt; aber ſchon vierzig Jahre nach Robert's Tode verloſch ſein Geſchlecht. Die normänniſchen Staaten auf dem feſten Lande wurden nunmehr von der Nachkommenſchaft ſeines Bruders in Beſitz genommen, welche in Sicilien blühte. Roger, Graf von Sicilien, nicht weniger tapfer als Guiscard, aber eben ſo gutthätig und mild, als dieſer grauſam und eigennützig war, hatte den Ruhm, ſeinen Nachkommen ein glorreiches Recht zu erfechten. Zu einer Zeit wo die Anmaßungen der Päpſte alle weltliche Gewalt zu verſchlingen drohten, wo ſie den Kaiſern in Deutſchland das Recht der Inveſtituren entriſſen, und die Kirche von dem Staat gewaltſam abgetrennt hatten, behauptete ein normänniſcher Edelmann in Sicilien ein Regal, welches Kaiſer hatten aufgeben müſſen. Graf Roger drang dem römiſchen Stuhle für ſich und ſeine Nachfolger in Sicilien die Bewilligung ab, auf ſeiner Inſel die höchſte Gewalt in geiſtlichen Dingen auszuüben. Der Papſt war im Gedränge; um den deutſchen Kaiſern zu widerſtehen, konnte er die Freundſchaft der Normänner nicht entbehren. Er erwählte alſo den ſtaatsklugen Ausweg, ſich durch Nachgiebigkeit einen Nachbar zu verpflichten, welchen zu reizen allzugefährlich war. Um aber zu verhindern, daß dieſes zugeſtandene Recht ja nicht mit den übrigen Regalien vermengt würde, um den Genuß derſelben im Lichte einer päpſtlichen Vergünſtigung zu zeigen, erklärte der Papſt den ſicilianiſchen Fürſten zu ſeinem Legaten oder geiſtlichen Gewalthaber auf der Inſel Sicilien. Rogers Nachfolger fuhren fort, dieſes wichtige Recht unter dem Namen geborner Legaten des römiſchen Stuhls auszuüben, welches unter dem Namen der ſicilianiſchen Monarchie von allen nachherigen Regenten dieſer Inſel behauptet ward.

Roger der Zweyte, der Sohn des vorhergehenden war es, der die anſehnlichen Staaten, Apulien und Calabrien, ſeiner Grafſchaft Sicilien einverleibte, und ſich dadurch im Beſitz einer Macht erblickte, die ihm Kühnheit genug einflößte, ſich in Palermo die königliche Krone aufzuſetzen; dazu war weiter nichts nöthig, als ſein eigner Entſchluß und eine hinlängliche Macht, ihn gegen jeden Widerſpruch zu behaupten. Aber derſelbe ſtaatskluge Aberglaube, der ſeinen Vater und Oheim geneigt gemacht hatte, die Anmaßung fremder Länder durch den Namen einer päpſtlichen Schenkung zu heiligen, bewog auch den Neffen und Sohn, ſeiner angemaßten Würde durch eben dieſe heiligende Hand die letzte Sanktion zu verſchaffen. Die Trennung, welche damals in der Kirche ausgebrochen war, begünſtigte Roger's Abſichten. Er verpflichtete ſich dem Papſt Anaklet, indem er die Rechtmäßigkeit ſeiner Wahl anerkannte und mit ſeinem Degen zu behaupten bereit war. Für dieſe Gefälligkeit beſtätigte ihm der dankbare Prälat die königliche Würde, und ertheilte ihm die Belehnung über Kapua und Neapel, die letzten griechiſchen Lehen auf italieniſchem Boden, welche Roger Anſtalten machte zu ſeinem Reich zu ſchlagen. Aber er konnte ſich den einen Papſt nicht verpflichten, ohne ſich in dem andern einen unverſöhnlichen Feind zu erwecken. Auf ſeinem Haupte verſammelt ſich alſo jetzt der Segen des einen Papſtes und der Fluch des andern; welcher von beyden Früchte tragen ſollte — beruhte wahrſcheinlich auf der Güte ſeines Degens.

Der neue König von Sicilien hatte auch ſeine ganze Klugheit und Thätigkeit nöthig, um dem Sturm zu begegnen, der ſich in den Abend- und Morgenländern wider ihn zuſammenzog. Nicht weniger als vier feindliche Mächte, unter denen einzeln genommen keine zu verachten war, hatten ſich zu ſeinem Untergang vereinigt. Die Republik Venedig, welche ſchon ehemals wider Robert Guiscard Flotten in See geſchickt, und geholfen hatte, die griechiſchen Staaten gegen dieſe Eroberer zu vertheidigen, waffnete ſich aufs Neue gegen ſeinen Neffen, deſſen furchtbare Seemacht ihr die Oberherrſchaft auf dem adriatiſchen Buſen ſtreitig zu machen drohte. Roger hatte dieſe kaufmänniſche Macht an ihrer empfindlichſten Seite angegriffen, da er ihr eine große Geldſumme an Waaren wegnehmen ließ. Der griechiſche Kaiſer Kalojohannes hatte den Verluſt ſo vieler Staaten in Griechenland und Italien und noch die neuerliche Wegnahme von Neapel und Kapua an ihm zu rächen. Beyde Höfe von Konſtantinopel und Venedig ſchickten nach Merſeburg Abgeordnete an Kaiſer Lothar, dem verhaßten Räuber ihrer Staaten einen neuen Feind in dem Oberhaupt des teutſchen Reichs zu erwecken. Papſt Innocentius, an kriegeriſcher Macht zwar der Schwächſte unter allen

Gegnern **Roger's**, war einer der furchtbarſten durch die Geſchäftigkeit ſeines Haſſes und durch die Waffen der Kirche, die ihm zu Gebote ſtanden. Man überredete den Kaiſer **Lothar**, daß das normänniſche Reich im untern Italien und die Anmaßung der ſicilianiſchen Königswürde durch **Roger** mit der oberſten Gerichtsbarkeit der Kaiſer über dieſe Länder unverträglich ſeyen, und daß es dem Nachfolger der Ottonen gebühre, der Verminderung des Reichs ſich entgegen zu ſetzen.

So wurde **Lothar** veranlaſſt, einen zweyten Marſch über die Alpen zu thun, und gegen König **Roger** von Sicilien einen Feldzug zu unternehmen.

Seine Armee war jetzt zahlreicher, die Blüthe des deutſchen Adels war mit ihm, und die Tapferkeit der **Hohenſtaufen** kämpfte für ſeine Sache. Die lombardiſchen Städte, von jeher gewohnt, ihre Unterwürfigkeit nach der Stärke der Kriegsheere abzuwägen, mit welchen ſich die Kaiſer in Italien zeigten, huldigten ſeiner unwiderſtehlichen Macht, und ohne Widerſtand öffnete ihm die Stadt Mailand ihre Thore. Er hielt einen Reichstag in den ronkaliſchen Feldern, und zeigte den Italienern ihren Oberherrn. Darauf theilte er ſein Heer, deſſen eine Hälfte unter der Anführung Herzog **Heinrich's** von Bayern in das Toskaniſche drang, die andre unter dem perſönlichen Kommando des Kaiſers, längs der adriatiſchen Seeküſte, geraden Wegs gegen Apulien anrückte. Der griechiſche Hof und die Republik Venedig hatten Truppen und Geld zu dieſer Kriegsrüſtung hergeſchoſſen. Zugleich ließ die Stadt Piſa, damals ſchon eine bedeutende Seemacht, eine kleine Flotte dieſer Landarmee folgen, die feindlichen Seeplätze anzugreifen.

Jetzt ſchien es um die normänniſche Macht in Italien gethan, und nicht ohne Theilnehmung ſieht man das Gebäude, an welchem die Tapferkeit ſo vieler Helden gearbeitet, welches das Glück ſelbſt ſo ſichtbar in Schutz genommen hatte, ſich zu ſeinem Untergang neigen. Glorreiche Erfolge krönen den erſten Anfang Lothars. Kapua und Benevent müſſen ſich ergeben. Die apuliſchen Städte Trani und Bari werden erobert; die Piſaner bringen Amalphi, Lothar ſelbſt die Stadt Salerno zur Uebergabe. Eine Säule der normänniſchen Macht ſtürzt nach der andern, und von dem feſten Lande Italiens vertrieben, bleibt dem neuen Könige nichts übrig, als in ſeinem Erbreich Sicilien eine letzte Zuflucht zu ſuchen.

Aber es war das Schickſal von Tancred's Geſchlecht, daß die Kirche mit und ohne ihren Willen für ſie arbeiten ſollte. Kaum war Salerno erobert, ſo nimmt Innocentius dieſe Stadt als ein päpſtliches Lehen in Anſpruch, und ein lebhafter Zank entſpinnt ſich darüber zwiſchen dieſem Papſt und dem Kaiſer. Ein ähnlicher Streit wird über Apulien rege, über welche Provinz man überein gekommen war, einen Herzog zu ſetzen, deſſen Belehnung als das Zeichen der oberſten Hoheit, Innocentius gleichfalls dem Kaiſer Lothar ſtreitig macht. Um einen dreyßigtägigen verderblichen Streit zu beendigen, vereinigt man ſich endlich in der ſonderbaren Auskunft, daß Beyde, Kaiſer und Papſt, bey dem Belehnungsakt dieſes Herzogs berechtigt ſeyn ſollten, zu gleicher Zeit die Hand an die Fahne zu legen, die dem Vaſallen bey der Huldigungsfeyerlichkeit von dem Lehensherrn übergeben ward.

Während dieſes Zwieſpalts ruhte der Krieg gegen Roger, oder ward wenigſtens ſehr läſſig geführt, und dieſer wachſame thätige Fürſt gewann Zeit, ſich zu erholen. Die Piſaner, unzufrieden mit dem Papſt und den Deutſchen, führten ihre Flotte zurück; die Dienſtzeit der Deutſchen war zu Ende, ihr Geld verſchwendet, und der feindſelige Einfluß des neapolitaniſchen Himmels fing an, die gewohnte Verheerung in ihrem Lager anzurichten. Ihre immer lauter werdende Ungeduld rief den Kaiſer aus den Armen des Siegs. Schneller noch, als ſie gewonnen werden, gingen die meiſten der gemachten Eroberungen nach ſeiner Entfernung verloren. Noch in Bononien mußte Lothar die niederſchlagende Nachricht hören, daß Salerno ſich an den Feind ergeben, daß Kapua erobert und der Herzog von Neapel ſelbſt zu den Normännern übergetreten ſey. Nur Apulien wurde durch ſeinen neuen Herzog mit Hülfe eines zurückgebliebenen deutſchen Korps ſtandhaft behauptet, und der Verluſt dieſer Provinz war der Preis, um welchen Roger ſeine übrigen Länder gerettet ſah.

Nachdem der normänniſche Papſt, Anaklet, geſtorben, und Innocentius alleiniger Fürſt der Kirche geworden war, hielt er im Lateran eine Kirchenverſammlung, welche alle Dekrete des Gegenpapſtes für nichtig erklärte, und ſeinen Beſchützer Roger abermals mit dem Bannfluch belegte. Innocentius zog auch, nach dem Beyſpiel des Leo, in Perſon gegen den ſicilianiſchen Fürſten zu Felde, aber auch er muſſte, wie ſein Vorgänger, dieſe Verwegenheit mit einer gänzlichen Niederlage und dem Verluſt ſeiner Freyheit bezahlen. Roger aber ſuchte als Sieger den Frieden mit der Kirche, der ihm um ſo nöthiger war, da ihn Venedig und Konſtantinopel mit einem neuen Angriff bedrohten. Er erhielt von dem gefangenen Papſte die Belehnung über ſein Königreich Sicilien; ſeine beyden Söhne wurden als Herzoge von Kapua und Apulien anerkannt. Er ſelbſt ſowol als dieſe muſſten dem Papſt den Vaſallen-Eid leiſten, und ſich zu einem jährlichen Tribut an die römiſche Kirche verſtehen. Ueber die Anſprüche des deutſchen Reichs an dieſe Provinzen, um derentwillen doch Innocentius ſelbſt den Kaiſer wider Rogern bewaffnet hatte, wurde bey dieſem Vergleiche ein tiefes Stillſchweigen beobachtet. So wenig konnten die römiſchen Kaiſer auf die päpſtliche Redlichkeit zählen, wenn man ihres Arms nicht benöthigt war. Roger küſſte den Pantoffel ſeines Gefangenen, führte ihn nach Rom zurück, und Friede war zwiſchen den Normännern und dem apoſtoliſchen Stuhl. Kaiſer Lothar ſelbſt hatte auf der Rückkehr nach Deutſchland im Jahr 1137 in einer ſchlechten Bauernhütte zwiſchen dem Lech und dem Inn ſein mühe- und ruhmvolles Leben geendigt.

Unfehlbar war der Plan dieſes Kaiſers geweſen, daß ihm ſein Tochtermann, Herzog Heinrich von Bayern und Sachſen, auf dem Kaiſerthron folgen ſollte, wozu er wahrſcheinlich noch bey ſeinen Lebzeiten Anſtalten zu machen geſonnen geweſen war. Aber ehe er einen Schritt deswegen thun konnte, überraſchte ihn der Tod.

Heinrich von Bayern hatte die Fürſten Deutſchlands mit vielem Stolz behandelt, und war ihnen auf dem italieniſchen Feldzug ſehr gebieteriſch begegnet. Auch jetzt, nach Lothar's Tode, bemühte er ſich nicht ſehr um ihre Freundſchaft, und machte ſie dadurch nicht geneigt, ihre Wahl auf ihn zu richten. Ganz anders betrug ſich Conrad von Hohenſtaufen, der den Zug nach Italien mitgemacht, und auf demſelben die Fürſten, beſonders den Erzbiſchof von Trier, für ſich einzunehmen gewuſſt hatte. Außerdem ſchwebte die kürzlich feſtgeſetzte Wahlfreyheit des deutſchen Reichs den Fürſten noch zu lebhaft vor Augen, und Alles kam jetzt darauf an, den geringſten Schein einer Rückſicht auf das Erbrecht bey der Kaiſerwahl zu vermeiden. Heinrich's Verwandtſchaft mit Lothar war alſo ein Beweggrund mehr, ihn bey der Wahl zu übergehen. Zu dieſem allen kam noch die Furcht vor ſeiner überwiegenden Macht, welche, mit der Kaiſerwürde vereinigt, die Freyheit des deutſchen Reichs zu Grunde richten konnte.

Jetzt alſo ſah man auf einmal das Staatsſyſtem der deutſchen Fürſten umgeändert. Die Welfiſche Familie, welcher Heinrich von Bayern angehörte, unter der vorigen Regierung erhoben, muſſte jetzt wieder herabgeſetzt werden; und das Hohenſtaufiſche Haus unter der vorigen Regierung zurückgeſetzt, ſollte wieder die Oberhand gewinnen. Der Erzbiſchof von Maynz war eben geſtorben, und die Wahl eines neuen Erzbiſchofs ſollte der Wahl des Kaiſers billig vorangehen, da der Erzbiſchof bey der Kaiſerwahl eine Hauptrolle ſpielte. Weil aber zu fürchten war, daß das große Gefolge von ſächſiſchen und bayriſchen Biſchöfen und weltlichen Vaſallen, mit welchen Heinrich auf den Wahltag würde angezogen kommen, die Ueberlegenheit auf ſeine Seite neigen möchte, ſo eilte man — wenn es auch eine Unregelmäßigkeit koſten ſollte — vor ſeiner Ankunft die Kaiſerwahl zu beendigen. Unter der Leitung des Erzbiſchofs von Trier, der dem Hohenſtaufiſchen Hauſe vorzüglich hold war, kam dieſe in Coblenz zu Stande, (1137). Herzog Conrad ward erwählt, und empfing auch ſogleich in Aachen die Krone. So ſchnell hatte das Schickſal gewechſelt, daß Conrad, den der Papſt unter der vorigen Regierung mit dem Banne belegte, ſich dem Tochtermann eben des Lothar vorgezogen ſah, der für den römiſchen Stuhl doch ſo viel gethan hatte. Zwar beſchwerten ſich Heinrich und alle Fürſten, welche bey der Wahl Conrads nicht zu Rath gezogen worden, laut über dieſe Unregelmäßigkeit; aber die allgemeine Furcht vor der Uebermacht des Welfiſchen Hauſes, und der Umſtand, daß ſich der Papſt für Conrad erklärt hatte, brachte die Mißvergnügten zum Schweigen. Heinrich von Bayern, der die Reichsinſignien in Händen hatte, lieferte ſie nach einem kurzen Widerſtande aus.

Conrad ſah ein, daß er dabey noch nicht ſtille ſtehen könne. Die Macht des Welfiſchen Hauſes war ſo hoch geſtiegen, daß es eben ſo gefährliche Folgen für die Ruhe des Reichs haben muſſte, dieſes mächtige Haus zum Feinde zu haben, als die Erhebung deſſelben zur Kaiſerwürde für die ſtändiſche Freyheit gehabt haben würde. Neben einem Vaſallen von dieſer Macht konnte kein Kaiſer ruhig regieren, und das Reich war in Gefahr, von einem bürgerlichen Kriege zerriſſen zu werden. Man muſſte alſo die Macht deſſelben wieder herunterſetzen, und dieſer Plan wurde von Conrad III. mit Standhaftigkeit befolgt. Er lud den Herzog Heinrich nach Augsburg vor, um ſich über die Klagen zu rechtfertigen, die das Reich gegen ihn habe. Heinrich fand es bedenklich zu erſcheinen, und nach fruchtloſen Unterhandlungen erklärte ihn der Kaiſer auf einem Hoftag zu Würzburg in die Reichsacht; auf einem andern zu Goslar wurden ihm ſeine beyden Herzogthümer, Sachſen und Bayern, abgeſprochen.

Dieſe raſchen Urtheile wurden von eben ſo friſcher That begleitet. Bayern verlieh man dem Nachbar deſſelben, dem Markgrafen von Oeſtreich; Sachſen wurde dem Markgrafen von Brandenburg, Albert der Bär genannt, übergeben. Bayern gab Herzog Heinrich auch ohne Widerſtand auf, aber Sachſen hoffte er zu retten. Ein kriegeriſcher ihm ergebner Adel ſtand hier bereit, für ſeine Sache zu fechten, und weder Albrecht von Brandenburg, noch der Kaiſer ſelbſt, der gegen ihn die Waffen ergriff, konnten ihm dieſes Herzogthum entreißen. Schon war er im Begriff, auch Bayern wieder zu erobern, als ihm der Tod von ſeinen Unternehmungen abrief, und die Fackel des Bürgerkriegs in Deutſchland verlöſchte. Bayern erhielt nun der Bruder und Nachfolger des Markgrafen Leopold von Oeſtreich, Heinrich, der ſich im Beſitz dieſes Herzogthums durch ein Heyrathsverbindung mit der Wittwe des verſtorbenen Herzogs, einer Tochter Lothar's, zu befeſtigen glaubte. Dem Sohne des Verſtorbenen, der nachher unter dem Namen Heinrichs des Löwen berühmt ward, wurde das Herzogthum Sachſen zurückgegeben. So beruhigte Konrad auf ein Zeit lang die Stürme, welche Deutſchlands Ruhe geſtört hatten, und noch gefährlicher zu ſtöhren drohten — um in einem thörichten Zug nach Jeruſalem der herrſchenden Schwachheit ſeines Jahrhunderts einen verderblichen Tribut zu bezahlen.

Anmerkung des Herausgebers. Eine Fortſetzung dieſer Abhandlung hat im vierten Bande der hiſtoriſchen Memoires (1ſte Abtheilung) Herr Geheimer Legationsrath von Woltmann geliefert, welcher im Jahr 1795, als damaliger Profeſſor in Jena, ſich mit Schillern zur Herausgabe der erſten Abtheilung dieſer Memoires verband.

Geſchichte
der Unruhen in Frankreich,
welche
der Regierung Heinrichs IV. vorangingen,
bis
zum Tode Karls IX.

(Aus der Sammlung hiſtoriſcher Memoires II. Abtheilung
1. 2. 3. 4. 5. und 8. Band).

Die Regierungen Karl's VIII., Ludwig's XII. und Franz I. hatten für Frankreich eine glänzende Epoche vorbereitet. Die Feldzüge dieſer Fürſten nach Italien hatten den Heldengeiſt des franzöſiſchen Adels wieder entzündet, den der Deſpotiſmus Ludwig's XI. beynahe erſtickt hatte. Ein ſchwärmeriſcher Rittergeiſt flammte wieder auf, den eine beſſere Taktik unterſtützte.

Im Kampfe mit ihren ungeübten Nachbarn lernte die Nation ihre Ueberlegenheit kennen. Die Monarchie hatte ſich gebildet, die Verfaſſung des Königreichs eine mehr regelmäßige Geſtalt angenommen. Der ſonſt ſo furchtbare Trotz übermächtiger Großen fügte ſich jetzt wieder in die Schranken eines gemeinſchaftlichen Gehorſams. Ordentliche Steuern und ſtehende Heere befeſtigten und ſchirmten den Thron, und der König war etwas mehr, als ein begüterter Edelmann in ſeinem Reiche.

In Italien war es, wo ſich die Kraft dieſes Königreichs zum erſtenmale offenbarte. Unnütz zwar floß dort das Blut ſeiner Heldenſöhne, aber Europa konnte ſeine Bewunderung einem Volke nicht verſagen, das ſich zu gleicher Zeit gegen fünf vereinigte Feinde glorreich behauptete. Das Licht ſchöner Künſte war nicht lange vorher in Italien aufgegangen und etwas mildere Sitten verriethen bereits ſeinen veredelnden Einfluß. Bald zeigte es ſeine Kraft an den trotzigen Siegern, und Italiens Künſte unterjochten das Genie der Franzoſen, wie ehemals Griechenlands Kunſt ſeine römiſchen Beherrſcher ſich unterwürfig machte. Bald fanden ſie den Weg über die ſavoyiſchen Alpen, den der Krieg geöffnet hatte. Von einem verſtändigen Regenten in Schutz genommen, von der Buchdruckerkunſt unterſtützt, verbreiteten ſie ſich bald auf dieſem dankbaren Boden. Die Morgenröthe der Kultur erſchien; ſchon eilte Frankreich mit ſchnellen Schritten ſeiner Civiliſirung entgegen. Die neuen Meinungen erſcheinen, und gebieten dieſem ſchönen Anfang einen traurigen Stillſtand. Der Geiſt der Intoleranz und des Aufruhrs löſcht den noch ſchwachen Schimmer der Verfeinerung wieder aus, und die ſchreckliche Fackel des Fanatismus leuchtet. Tiefer als je ſtürzt dieſer unglückliche Staat in ſeine barbariſche Wildheit zurück, das Opfer eines langwierigen verderblichen Bürgerkriegs, den der Ehrgeiz entflammt, und ein wüthender Religionseifer zu einem allgemeinen Brande vergrößert.

So feurig auch das Intereſſe war, mit welchem die eine Hälfte Europens die neuen Meinungen aufnahm und die andre dagegen kämpfte, ſo eine mächtige Triebfeder der Religionsfanatismus auch für ſich ſelbſt iſt, ſo waren es doch großentheils ſehr weltliche Leidenſchaften, welche bey dieſer großen Begebenheit geſchäftig waren, und größtentheils politiſche Umſtände, welche den unter einander im Kampfe begriffenen Religionen zu Hülfe kamen. In Deutſchland, weiß man, begünſtigte Luthern und ſeine Meinungen das Mißtrauen der Stände gegen die wachſende Macht Oeſterreichs; der Haß gegen Spanien und die Furcht vor dem Inquiſitionsgerichte vermehrte in den Niederlanden den Anhang der Proteſtanten. Guſtav Waſa vertilgte in Schweden zugleich mit der alten Religion eine furchtbare Kabale, und auf den Ruin eben dieſer Kirche befeſtigte die britanniſche Eliſabeth ihren noch wankenden Thron. Eine Reihe ſchwachköpfiger, zum Theil minderjähriger, Könige, eine ſchwankende Staatskunſt, die

Eiferſucht und der Wettkampf der Großen um das Ruder halfen die Fortſchritte der neuen Religion in Frankreich beſtimmen.

Wenn ſie in dieſem Königreich jetzt darnieder liegt, und in einer Hälfte Deutſchlands, in England, in Norden, in den Niederlanden thronet, ſo lag es ſicherlich nicht an der Muthloſigkeit oder Kälte ihrer Verfechter, nicht an unterlaſſenen Verſuchen, nicht an der Gleichgültigkeit der Nation. Eine heftige langwierige Gährung erhielt das Schickſal dieſes Königreichs in Zweifel; fremder Einfluß und der zufällige Umſtand einer neuen indirekten Thronfolge, die gerade damals eintrat, muſſte den Untergang der kalviniſchen Kirche in dieſem Staat entſcheiden.

Gleich im erſten Viertel des ſechszehnten Jahrhunderts fanden die Neuerungen, welche Luther in Deutſchland predigte, den Weg in die franzöſiſchen Provinzen. Weder die Cenſuren der Sorbonne im Jahr 1521, noch die Beſchlüſſe des Pariſer Parlements, noch ſelbſt die Anathemen der Biſchöfe vermochten das ſchnelle Glück aufzuhalten, das ſie in wenig Jahren bey dem Volk, bey dem Adel, bey einigen von der Geiſtlichkeit machten. Die Lebhaftigkeit, mit welcher das ſanguiniſche geiſtreiche Volk der Franzoſen jede Neuigkeit zu behandeln pflegt, verläugnete ſich weder bey den Anhängern der Reformation, noch bey ihren Verfolgern. Franz des Erſten kriegeriſche Regierung und die

Verſtändniſſe dieſes Monarchen mit den deutſchen Proteſtanten trugen nicht wenig dazu bey, die Religionsneuerungen bey ſeinen franzöſiſchen Unterthanen in ſchnellen Umlauf zu bringen. Umſonſt, daß man in Paris endlich zu dem fürchterlichen Mittel des Feuers und des Schwertes griff; es that keine beſſere Wirkung, als es in den Niederlanden, in Deutſchland, in England gethan hatte, und die Scheiterhaufen, welche der fanatiſche Verfolgungsgeiſt anſteckte, dienten zu nichts, als den Heldenglauben und den Ruhm ſeiner Opfer zu beleuchten.

Die Religionsverbeſſerer führten, bey ihrer Vertheidigung und bey ihrem Angriff auf die herrſchende Kirche, Waffen, welche weit zuverläſſiger wirkten, als alle, die der blinde Eifer der ſtärkern Zahl ihnen entgegen ſetzen konnte. Geſchmack und Aufklärung kämpften auf ihrer Seite; Unwiſſenheit, Pedanterey waren der Antheil ihrer Verfolger. Die Sittenloſigkeit, die tiefe Ignoranz des katholiſchen Klerus gaben dem Witz ihrer öffentlichen Redner und Schriftſteller die gefährlichſten Blößen, und unmöglich konnte man die Schilderungen leſen, welche der Geiſt der Satyre dieſe letztern von dem allgemeinen Verderbniß entwerfen ließ, ohne ſich von der Nothwendigkeit einer Verbeſſerung überzeugt zu fühlen. Die leſende Welt wurde täglich mit Schriften dieſer Art überſchwemmt, in welchen, mehr oder minder glücklich, die herrſchenden Laſter des Hofes und der katholiſchen Geiſtlichkeit dem Unwillen, dem Abſcheu, dem Gelächter blos geſtellt und die Dogmen der neuen Kirche in jede Anmuth des Styls gekleidet, mit allen Reizen des Schönen, mit aller hinreißenden Kraft des Erhabnen, mit dem unwiderſtehlichen Zauber einer edlen Simplicität ausgeſtattet waren. Wenn man dieſe Meiſterſtücke der Beredſamkeit und des Witzes mit Ungedult verſchlang, ſo waren die abgeſchmackten oder feyerlichen Gegenſchriften des andern Theils nicht dazu gemacht, etwas anders als Langeweile zu erregen. Bald hatte die verbeſſerte Religion den geiſtreichen Theil des Publikums gewonnen, eine unſtreitig glänzendere Majorität, als der bloße blinde Vortheil der größern Menge, der ihre Gegner begünſtigte.

Die anhaltende Wuth der Verfolgung nöthigte endlich den unterdrückten Theil, an der Königinn Margaretha von Navarra, der Schweſter Franz I., ſich eine Beſchützerinn zu ſuchen. Geſchmack und Wiſſenſchaft waren eine hinreichende Empfehlung bey dieſer geiſtreichen Fürſtinn, welche, ſelbſt große Kennerinn des Schönen und Wahren, für die Religion ihrer Lieblinge, deren Kenntniſſe und Geiſt ſie verehrte, nicht ſchwer zu gewinnen war. Ein glänzender Kreis von Gelehrten umgab dieſe Fürſtinn, und die Freyheit des Geiſtes, welche in dieſem geſchmackvollen Zirkel herrſchte, konnte nicht anders als eine Lehre begünſtigen, welche mit der Befreyung vom Joche der Hierarchie und des Aberglaubens angefangen hatte. An dem Hof dieſer Königinn fand die gedrückte Religion eine Zuflucht; manches Opfer wurde durch ſie dem blutdürſtigen Verfolgungsgeiſt entzogen, und die noch kraftloſe Partey hielt ſich an dieſem ſchwachen Aſt gegen das erſte Ungewitter feſt, das ſie ſonſt in ihrem noch zarten Anfang ſo leicht hätte hinraffen können. Die Verbindungen, in welche Franz I. mit den deutſchen Proteſtanten getreten war, hatten auf die Maßregeln keinen Einfluß, deren er ſich gegen ſeine eigenen proteſtantiſchen Unterthanen bediente. Das Schwert der Inquiſition war in jeder Provinz gegen ſie gezückt, und zu eben der Zeit, wo dieſer zweydeutige Monarch die Fürſten des Schmalkaldiſchen Bundes gegen Karl V., ſeinen Nebenbuhler, aufforderte, erlaubt er dem Blutdurſt ſeiner Inquiſitoren, gegen das ſchuldloſe Volk der Waldenſer, ihre Glaubensgenoſſen, mit Schwert und Feuer zu wüthen. Barbariſch und ſchrecklich, ſagt der Geſchichtſchreiber de Thou, war der Spruch, der gegen ſie gefällt ward, barbariſcher noch und ſchrecklicher ſeine Vollſtreckung. Zwey und zwanzig Dörfer legte man in die Aſche, mit einer Unmenſchlichkeit, wovon ſich bey den roheſten Völkern kein Beyſpiel findet. Die unglückſeligen Bewohner, bey Nachtzeit überfallen und bey dem Schein ihrer brennenden Habe von Gebirge zu Gebirge geſcheucht, entrannen hier einem Hinterhalte nur, um dort in einen andern zu fallen. Das jämmerliche Geſchrey der Alten, der Frauensperſonen und der Kinder, weit entfernt das Tigerherz der Soldaten zu erweichen, diente zu nichts, als dieſe leztern auf die Spur der Flüchtigen zu führen, und ihrer Mordbegier das Opfer zu verrathen. Ueber ſiebenhundert dieſer Unglücklichen wurden in der einzigen Stadt Cabrieres mit kalter Grauſamkeit erſchlagen, alle Frauensperſonen dieſes Orts im Dampf einer brennenden Scheune erſtickt, und die, welche ſich von oben herab flüchten wollten, mit Piken aufgefangen. Selbſt an dem Erdreich, welches der Fleiß dieſes ſanften Volks aus einer Wüſte zum blühenden Garten gemacht hatte, ward der vermeintliche Irrglaube ſeiner Pflüger beſtraft. Nicht blos die Wohnungen riß man nieder; auch die Bäume wurden umgehauen, die Saaten zerſtört, die Felder verwüſtet, und das blühende Land in eine traurige Wildniß verwandelt.

Der Unwille, den dieſe ebenſo unnütze als beyſpielloſe Grauſamkeit erweckte, führte dem Proteſtantismus mehr Bekenner zu, als der inquiſitoriſche Eifer der Geiſtlichkeit würgen konnte. Mit jedem Tage wuchs der Anhang der Neuerer, beſonders ſeitdem in Genf Kalvin mit einem neuen Religionsſyſtem aufgetreten war, und durch ſeine Schrift vom chriſtlichen Unterricht die ſchwankenden Lehrmeinungen fixirt, den ganzen Gottesdienſt eine mehr regelmäßige Geſtalt gegeben, und die unter ſich ſelbſt nicht recht einigen Glieder ſeiner Kirche unter einer beſtimmten Glaubensformel vereinigt hatte. In Kurzem gelang es der ſtrengern und einfachern Religion des franzöſiſchen Apoſtels, bey ſeinen Landsleuten Luthern ſelbſt zu verdrängen, und ſeine Lehre fand eine deſto günſtigere Aufnahme, je mehr ſie von Myſterien und läſtigen Gebräuchen gereinigt war, und jemehr ſie es der lutheriſchen Entfernung vom Papſtthum zuvorthat.

Das Blutbad unter den Waldenſern zog die Calviniſten, deren Erbitterung jetzt keine Furcht mehr kannte, an das Licht hervor. Nicht zufrieden, wie bisher, ſich im Dunkel der Nacht zu verſammeln, wagten ſie es jetzt, durch öffentliche Zuſammenkünfte den Nachforſchungen der Obrigkeit Hohn zu ſprechen, und ſelbſt in den Vorſtädten von Paris die Pſalmen des Marot in großen Verſammlungen abzuſingen. Der Reiz des Neuen führte bald ganz Paris herbey, und mit dem Wohlklang und der Anmuth dieſer Lieder wußte ſich ihre Religion ſelbſt in manche Gemüther zu ſchmeicheln. Der gewagte Schritt hatte ihnen zugleich ihre furchtbare Anzahl gezeigt, und bald folgten die Proteſtanten in dem übrigen Königreich dem Beyſpiel, das ihre Brüder in der Hauptſtadt gegeben.

Heinrich II. ein noch ſtrengerer Verfolger ihrer Partey als ſein Vater, nahm jetzt vergebens alle Schrecken der königlichen Strafgewalt gegen ſie zu Hülfe. Vergebens wurden die Edikte geſchärft, welche ihren

Glauben verdammten. Umſonſt erniedrigte ſich dieſer Fürſt ſo weit, durch ſeine königliche Gegenwart den Eindruck ihrer Hinrichtungen zu erhöhen und ihre Henker zu ermuntern. In allen großen Städten Frankreichs rauchten Scheiterhauſen, und nicht einmal aus ſeiner eigenen Gegenwart konnte Heinrich den Kalvinismus verbannen. Dieſe Lehre hatte unter der Armee, auf den Gerichtsſtühlen, hatte ſelbſt an ſeinen Hof zu St. Germain Anhänger gefunden, und Franz von Coligny, Herr von Andelot, Obriſter des franzöſiſchen Fußvolks, erklärte dem König mit dreiſter Stirn ins Geſicht, daß er lieber ſterben wolle, als eine Meſſe beſuchen.

Endlich aufgeſchreckt von der immer mehr um ſich greifenden Gefahr, welche die Religion ſeiner Völker, und, wie man ihn fürchten ließ, ſelbſt ſeinen Thron bedrohte, überließ ſich dieſer Fürſt allen gewalttätigen Maßregeln, welche die Habſucht der Höflinge und der unreine Eifer des Klerus ihm diktirte. Um durch einen entſcheidenden Schritt den Muth der Partey auf einmal zu Boden zu ſchlagen, erſchien er eines Tages ſelbſt im Parlamente, ließ dort fünf Glieder dieſes Gerichtshofs, die ſich den neuen Meinungen günſtig zeigten, gefangen nehmen, und gab Befehl, ihnen ſchleunig den Proceß zu machen. Von jetzt an erfuhr die neue Sekte keine Schonung mehr. Das verworfene Gezücht der Angeber wurde durch verſprochene Belohnungen ermuntert, alle Gefängniſſe des Reichs in Kurzem mit Schlachtopfern der Unduldſamkeit angefüllt; niemand wagte es, für ſie die Stimme zu erheben. Die reformirte Partey in Frankreich ſtand jetzt, 1559, am Rand ihres Untergangs; ein mächtiger unwiderſtehlicher Fürſt, mit ganz Europa im Frieden, und unumſchränkter Herr von allen Kräften des Königreichs, zu dieſem großen Werke von dem Papſt und von Spanien ſelbſt begünſtigt, hatte ihr das Verderben geſchworen. Ein unerwarteter Glücksfall muſſte ſich ins Mittel ſchlagen, dieſes abzuwenden, welches auch geſchah. Ihr unverſöhnlicher Feind ſtarb mitten unter dieſen Zurüſtungen, von einem Lanzenſplitter verwundet, der ihm bey einem feſtlichen Turnier in das Auge flog.

Dieſer unverhoffte Hintritt Heinrichs II. war der Eingang zu den gefährlichen Zerrüttungen, welche ein halbes Jahrhundert lang das Königreich zerriſſen, und die Monarchie ihrem gänzlichen Untergang nahe brachten. Heinrich hinterließ ſeine Gemahlinn Katharina, aus dem herzoglichen Hauſe von Medicis in Florenz, nebſt vier unreifen Söhnen, unter denen der älteſte, Franz, kaum das ſechszehnte Jahr erreicht hatte. Der König war bereits mit der jungen Königinn von Schottland, Maria Stuart, vermählt, und ſo muſſte ſich das Scepter zweyer Reiche in zwey Händen vereinigen, die noch lange nicht geſchickt waren, ſich ſelbſt zu regieren. Ein Heer von Ehrgeizigen ſtreckte ſchon gierig die Hände darnach aus, es ihnen zu erleichtern und Frankreich war das unglückliche Opfer des Kampfs, der ſich darüber entzündete.

Beſonders waren es zwey mächtige Faktionen, welche ſich ihren Einfluß bey dem jungen Regentenpaar und die Verwaltung des Königreichs ſtreitig machten. An der Spitze der einen ſtand der Konnetable von Frankreich, Anna von Montmorency, Miniſter und Günſtling des verſtorbenen Königs, um den er ſich durch ſeinen Degen und einen ſtrengen, über alle Verführung erhabenen, Patriotismus verdient gemacht hatte. Ein gleichmüthiger, unbeweglicher Charakter, den keine Widerwärtigkeit erſchüttern, kein Glücksfall ſchwindlich machen konnte. Dieſen geſetzten Geiſt hatte er bereits unter den vorigen Regierungen bewieſen, wo er mit gleicher Gelaſſenheit und mit gleich ſtandhaftem Muth den Wankelmuth ſeines Monarchen und den Wechſel des Kriegsglücks ertrug. Der Soldat wie der Höfling, der Finanzier wie der Richter zitterten vor ſeinem durchdringenden Blick, den keine Täuſchung blendete, vor dieſem Geiſte der Ordnung, der keinen Fehltritt vergab, vor dieſer feſten Tugend, über die keine Verführung Macht hatte. Aber in der rauhen Schule des Kriegs erwachſen und an der Spitze der Armeen gewöhnt, unbedingten Gehorſam zu erzwingen, fehlte ihm die Geſchmeidigkeit des Staatsmanns und Hoflings, welche durch Nachgeben ſiegt, und durch Unterwerfung gebietet. Groß auf der Waffenbühne, verſcherzte er ſeinen Ruhm auf der andern, welche der Zwang der Zeit ihm jetzt anwies, welche ihm Ehrgeiz und Patriotismus zu betreten befohlen. Solch ein Mann war nirgends an ſeinem Platze, als wo er herrſchte, und nur gemacht, ſich auf der erſten Stelle zu behaupten, aber nicht wohl fähig, mit hofmänniſcher Kunſt darnach zu ringen.

Lange Erfahrung, Verdienſte um den Staat, die ſelbſt der Neid nicht zu verringern wagte, eine Redlichkeit, der auch ſeine Feinde huldigten, die Gunſt des verſtorbenen Monarchen, der Glanz ſeines Geſchlechts, ſchienen den Konnetable zu dem erſten Poſten im Staat zu berechtigen, und jeden fremden Anſpruch im voraus zu entfernen. Aber ein Mann gehörte auch dazu, das Verdienſt eines ſolchen Dieners zu würdigen, und eine ernſtliche Liebe zum allgemeinen Wohl, um ſeinem gründlichen innern Werth die rauhe Außenſeite zu vergeben. Franz II. war ein Jüngling, den der Thron nur zum Genuſſe, nicht zur Arbeit rief, dem ein ſo ſtrenger Aufſeher ſeiner Handlungen nicht willkommen ſeyn konnte. Montmorency's äußere Tugend, die ihn bey dem Vater und Großvater in Gunſt geſetzt hatte, gereichte ihm bey dem leichtſinnigen und ſchwachen Sohn zum Verbrechen, und machte es der entgegengeſetzten Kabale leicht, über dieſen Gegner zu triumphiren.

Die Guiſen, ein nach Frankreich verpflanzter Zweig des lothringiſchen Fürſtenhauſes, waren die Seele dieſer furchtbarn Faktion. Franz von Lothringen, Herzog von Guiſe, Oheim der regierenden Königinn, vereinigte in ſeiner Perſon alle Eigenſchaften, welche die Aufmerkſamkeit der Menſchen feſſeln, und eine Herrſchaft über ſie erwerben. Frankreich ehrte in ihm ſeinen Retter, den Wiederherſteller ſeiner Ehre vor der ganzen europäiſchen Welt. An ſeiner Geſchicklichkeit und an ſeinem Muth war das Glück Karl's V. geſcheitert; ſeine Entſchloſſenheit hatte die Schande der Vorfahren ausgelöſcht, und den Engländern Kalais, ihre letzte Beſitzung auf franzöſiſchem Boden, nach einem zweyhundertjährigen Beſitze, entriſſen. Sein Name war in Aller Munde, ſeine Bewunderung lebte in Aller Herzen. Mit dem weitſehenden Herrſcherblicke des Staatsmannes und Feldherrn verband er die Kühnheit des Helden, und die Gewandtheit des Höflings. Wie das Glück, ſo hatte ſchon die Natur ihn zum Herrſcher der Menſchen geſtempelt. Edel gebildet, von erhabner Statur, königlichem Anſtand und offener gefälliger Miene, hatte er ſchon die Sinne beſtochen, ehe er die Gemüther ſich unterjochte. Den Glanz ſeines Ranges und ſeiner Macht erhob eine natürliche angeſtammte Würde, die, um zu herrſchen, keines äußern Schmucks zu bedürfen ſchien. Herablaſſend, ohne ſich zu erniedrigen, mit dem Geringſten geſprächig, frey und vertraulich, ohne die Geheimniſſe ſeiner Politik preiszugeben, verſchwenderiſch gegen ſeine Freunde und großmüthig gegen den entwaffneten Feind, ſchien er bemüht zu ſeyn, den Neid mit ſeiner Größe, den Stolz einer eiferſüchtigen Nation mit ſeiner Macht auszuſöhnen. Alle dieſe Vorzüge aber waren nur Werkzeuge einer unerſättlichen ſtürmiſchen Ehrbegierde, die, von keinem Hinderniß geſchreckt, von keiner Betrachtung aufgehalten, ihrem hochgeſteckten Ziel furchtlos entgegen ging, und gleichgültig gegen das Schickſal von Tauſenden, von der allgemeinen Verwirrung nur begünſtigt, durch alle Krümmungen der Kabale und mit allen Schreckniſſen der Gewalt ihre verwegenen Entwürfe verfolgte. Dieſelbe Ehrſucht, von nicht geringern Gaben unterſtützt, beherrſchte den Kardinal von Lothringen, Bruder des Herzogs, der eben ſo mächtig durch Wiſſenſchaft und Beredſamkeit, als jener durch ſeinen Degen, furchtbarer im Scharlach, als der Herzog im Panzerhemd, ſeine Privatleidenſchaften mit dem Schwert bewaffnete, und die ſchwarzen Entwürfe ſeiner Ehrſucht mit dieſem heiligen Schleyer bedeckte. Ueber den gemeinſchaftlichen Zweck einverſtanden, theilte ſich dieſes unwiderſtehliche Brüderpaar in die Nation, die, ehe ſie es wußte, in ſeinen Feſſeln ſich krümmte.

Leicht war es beyden Brüdern, ſich der Neigung des jungen Königs zu bemächtigen, den ſeine Gemahlinn, ihre Nichte, unumſchränkt leitete; ſchwerer, die Königinn Mutter Katharine für ihre Abſichten zu gewinnen. Der Name einer Mutter des Königs machte ſie an einem getheilten Hofe mächtig, mächtiger noch die natürliche Ueberlegenheit ihres Verſtandes über das Gemüth ihres ſchwachen Sohnes; ein verborgener in Ränken erfinderiſcher Geiſt, mit einer gränzenloſen Begierde zum Herrſchen vereinigt, konnte ſie zu einer furchtbarn Gegnerinn machen. Ihre Gunſt zu erſchleichen, wurde deswegen kein Opfer geſpart, keine Erniedrigung geſcheut. Keine Pflicht war ſo heilig, die man nicht verletzte, ihren Neigungen zu ſchmeicheln; keine Freundſchaft ſo feſtgeknüpft, die nicht zerriſſen wurde, ihrer Rachſucht ein Opfer preiszugeben; keine Freundſchaft ſo tief gewurzelt, die man nicht gegen ihre Günſtlinge ablegte. Zugleich unterließ man nichts, was den Konnetable bey der Königinn ſtürzen konnte, und ſo gelang es wirklich der Kabale, die gefährliche Verbindung zwiſchen Katharinen und dieſem Feldherrn zu verhindern.

Unterdeſſen hatte der Konnetable Alles in Bewegung geſetzt, ſich einen furchtbaren Anhang zu verſchaffen, der die lothringiſche Partey überwägen könnte. Kaum war Heinrich todt, ſo wurden alle Prinzen von Geblüt, und unter dieſen beſonders Anton von Bourbon, König von Navarra, von ihm herbeygerufen, bey den Monarchen den Poſten einzunehmen, zu dem ihr Rang und ihre Geburt ſie berechtigten. Aber ehe ſie noch Zeit hatten, zu erſcheinen, waren ihnen die Guiſen ſchon bey dem Könige zuvorgekommen. Dieſer erklärte den Abgeſandten des Parlaments, die ihn zu ſeinem Regierungsantritt begrüßten, daß man ſich künftig in jeder Angelegenheit des Staats an die lothringiſchen Prinzen zu wenden habe. Auch nahm der Herzog ſogleich Beſitz von dem Kommando der Truppen; der Kardinal von Lothringen erwählte ſich den wichtigen Artikel der Finanzen zu ſeinem Antheil. Montmorency erhielt eine froſtige Weiſung, ſich auf ſeine Güter zur Ruhe zu begeben. Die mißvergnügten Prinzen von Geblüte hielten darauf eine Zuſammenkunft zu Vendome, welche der Konnetable abweſend leitete, um ſich über die Maßregeln gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu bereden. Den Beſchlüſſen derſelben zu Folge wurde der König von Navarra an den Hof abgeſchickt, bey der Königinn Mutter noch einen letzten Verſuch der Unterhandlung zu wagen, ehe man ſich gewaltſame Mittel erlaubte. Dieſer Auftrag war einer allzu ungeſchickten Hand anvertraut, um ſeinen Zweck nicht zu verfehlen. Anton von Navarra, von der Allgewalt der Guiſen in Furcht geſetzt, die ſich ihm in der ganzen Fülle ihrer Herrlichkeit zeigten, verließ Paris und den Hof unverrichteter Dinge, und die lothringiſchen Brüder blieben Meiſter vom Schauplatz.

Dieſer leichte Sieg machte ſie keck, und jetzt fingen ſie an, keine Schranken mehr zu ſcheuen. Im Beſitz der öffentlichen Einkünfte hatten ſie bereits unſägliche Summen verſchwendet, um ihre Kreaturen zu belohnen. Ehrenſtellen, Pfründen, Penſionen, wurden mit freygebiger Hand zerſtreut, aber mit dieſer Verſchwendung wuchs nur die Gierigkeit der Empfänger und die Zahl der Kandidaten, und was ſie bey dem kleinen Theil dadurch gewannen, verdarben ſie bey einem weit größern, welcher leer ausging. Die Habſucht, mit der ſie ſich ſelbſt den beſten Theil an dem Raube des Staats zueigneten, der beleidigende Trotz, mit dem ſie ſich auf Unkoſten der vornehmſten Häuſer in die wichtigſten Bedienungen eindrängten, machte allgemein die Gemüther ſchwierig; nichts aber war für die Franzoſen empörender, als was ſich der hochfahrende Stolz des Kardinals von Lothringen zu Fontainebleau erlaubte. An dieſen Luſtort, wo der Hof ſich damals aufhielt, hatte die Gegenwart des Monarchen eine groſſe Menge von Perſonen gezogen, die entweder um rückſtändigen Sold und Gnadengelder zu flehen, oder für ihre geleiſteten Dienſte die verdienten Belohnungen einzufordern gekommen waren. Das Ungeſtüm dieſer Leute, unter denen ſich zum Theil die verdienteſten Officiers der Armee befanden, beläſtigte den Kardinal. Um ſich ihrer auf einmal zu entledigen, ließ er nahe am königlichen Schloſſe einen Galgen aufrichten, und zugleich durch den öffentlichen Ausrufer verkündigen, daß Jeder, weß Standes er auch ſey, den ein Anliegen nach Fontainebleau geführt, bey Strafe dieſes Galgens, innerhalb 24 Stunden Fontainebleau zu räumen habe. Behandlungen dieſer Art erträgt der Franzoſe nicht, und darf ſie unter allen Völkern von ſeinem Könige am wenigſten ertragen. Zwar ward es an einem einzigen Tage dadurch leer in Fontainebleau, aber zugleich wurde auch der Keim des Unmuths in mehr als tauſend Herzen nach allen Provinzen des Königreichs mit hinweg getragen.

Bey den Fortſchritten, welche der Kalvinismus gegen das Ende von Heinrichs Regierung in dem Königreich gethan hatte, war es von der größten Wichtigkeit, welche Maßregeln die neuen Miniſter dagegen ergreifen würden. Aus Ueberzeugung ſowol, als aus Intereſſe eifrige Anhänger des Papſtes, vielleicht damals ſchon geneigt, ſich beym Drang der Umſtände auf ſpaniſche Hülfe zu ſtützen, zugleich von der Nothwendigkeit überzeugt, die zahlreichſte und mächtigſte Hälfte der Nation durch einen wahren oder verſtellten Glaubenseifer zu gewinnen, konnten ſie ſich keinen Augenblick über die Partey bedenken, welche unter dieſen Umſtänden zu ergreifen war. Heinrich II. hatte noch kurz vor ſeinem Ende den Untergang der Kalviniſten beſchloſſen, und man brauchte blos der ſchon angefangenen Verfolgung den Lauf zu laſſen, um dieſes Ziel zu erreichen. Sehr kurz alſo war die Friſt, welche der Tod dieſes Königs den Proteſtanten vergönnte. In ſeiner ganzen Wuth erwachte der Verfolgungsgeiſt wieder, und die lothringiſchen Prinzen bedachten ſich um ſo weniger, gegen eine Religionspartey zu wüthen, die ein großer Theil ihrer Feinde längſt im Stillen begünſtigte.

Der Proceß des berühmten Parlamentsraths, **Anna du Bourg**, verkündigte die blutigen Maßregeln der neuen Regierung. Er büßte ſeine fromme Standhaftigkeit am Galgen; die vier übrigen Räthe, welche zugleich mit ihm gefangen geſetzt worden, erfuhren eine gelindere Behandlung. Dieſer unzweydeutige öffentliche Schritt der lothringiſchen Prinzen gegen den Kalvinismus verſchaffte den mißvergnügten Großen eine erwünſchte Gelegenheit, die ganze reformirte Partey gegen das Miniſterium in Harniſch zu bringen, und die Sache ihrer gekränkten Ehrſucht zu einer Sache der Religion, zu einer Angelegenheit der ganzen proteſtantiſchen Kirche zu machen. Jetzt alſo geſchah die unglücksvolle Verwechslung politiſcher Beſchwerden mit Glaubensintereſſe, und wider die politiſche Unterdrückung wurde der Religionsfanatismus zu Hülfe gerufen. Mit etwas mehr Mäßigung gegen die mißtrauiſchen Kalviniſten war es den Guiſen leicht, den durch ihre Zurückſetzung erbitterten Großen eine furchtbare Stütze zu entziehen, und ſo einen ſchrecklichen Bürgerkrieg in der Geburt zu erſticken. Dadurch, daß ſie beyde Parteyen, die Mißvergnügten und die durch ihre Zahl bereits furchtbarn Kalviniſten, aufs Aeußerſte brachten, zwangen ſie beyde, einander zu ſuchen, ihre Rachgier und ihre Furcht ſich wechſelſeitig mitzutheilen, ihre verſchiedenen Beſchwerden zu vermengen, und ihre getheilten Kräfte in einer einzigen drohenden Faktion zu vereinigen. Von jetzt an ſah der Kalviniſt in den Lothringern nur die Unterdrücker ſeines Glaubens, und in Jedem, den ihr Haß verfolgte, nur ein Opfer ihrer Intoleranz, welches Rache forderte. Von jetzt an erblickte der Katholike in eben dieſen Lothringern nur die Beſchützer ſeiner Kirche, und in Jedem, der gegen ſie aufſtand, nur den Hugenotten, der die rechtgläubige Kirche zu ſtürzen ſuche. Jede Partey erhielt jetzt einen Anführer, jeder ehrgeizige Große eine mehr oder mindere furchtbare Partey. Das Signal zu einer allgemeinen Trennung ward gegeben, und die ganze hintergangene Nation in den Privatſtreit einiger gefährlichen Bürger gezogen.

An die Spitze der Kalviniſten ſtellten ſich die Prinzen von Bourbon, Anton von Navarra und Ludwig, Prinz von Condé, nebſt der berühmten Familie der Chatillons, durch den großen Namen des Admirals von Coligny in der Geſchichte verherrlicht. Ungern genug riß ſich der wollüſtige Prinz von Condé aus den Schoß des Vergnügens, um das Haupt einer Partey gegen die Guiſen zu werden; aber das Uebermaß ihres Stolzes und eine Reihe erlittener Beleidigungen hatten ſeinen ſchlummernden Ehrgeiz endlich aus einer trägen Sinnlichkeit erweckt; die dringenden Aufforderungen der Chatillons zwangen ihn, das Lager der Wolluſt mit dem politiſchen und kriegeriſchen Schauplatze zu vertauſchen. Das Haus Chatillon ſtellte in dieſem Zeitraum drey unvergleichliche Brüder auf, von denen der Aelteſte, Admiral Coligny, der öffentlichen Sache durch ſeinen Feldherrngeiſt, ſeine Weisheit, ſeinen ausdauernden Muth; der zweyte, Franz von Andelot, durch ſeinen Degen; der dritte, Kardinal von Chattillon, Biſchof von Beauvais, durch ſeine Geſchicklichkeit in Unterhandlungen und ſeine Verſchlagenheit diente. Eine ſeltne Harmonie der Geſinnungen vereinigte dieſe ſich ſonſt ſo ungleichen Charaktere zu einem furchtbarn Dreyblatt, und die Würden, welche ſie bekleideten, die Verbindungen, in denen ſie ſtanden, die Achtung, welche ihr Name zu erwecken gewohnt war, gaben der Unternehmung ein Gewicht, an deren Spitze ſie traten.

Auf einem von den Schlöſſern des Prinzen von Condé, an der Gränze von Picardie, hielten die Mißvergnügten eine geheime Verſammlung, auf welcher ausgemacht wurde, den König aus der Mitte ſeiner Miniſter zu entführen, und ſich zugleich dieſer Letztern todt oder lebendig zu bemächtigen. So weit war es gekommen, daß man die Perſon des Monarchen blos als eine Sache betrachtete, die an ſich ſelbſt nichts bedeutete, aber in den Händen derer, welche ſich ihres Beſitzes rühmten, ein furchtbares Inſtrument der Macht werden konnte. Da dieſer verwegene Entwurf nur mit den Waffen in der Hand konnte durchgeſetzt werden, ſo ward auf eben dieſer Verſammlung beſchloſſen, eine militäriſche Macht aufzubringen, welche ſich alsdann in einzelnen kleinen Haufen, um keinen Verdacht zu erregen, aus allen Diſtrikten des Königreichs in Blois zuſammenziehen ſollte, wo der Hof das Frühjahr zubringen würde. Da ſich die ganze Unternehmung als eine Religionsſache abſchildern ließ, ſo hielt man ſich der kräftigſten Mitwirkung der Kalviniſten verſichert, deren Anzahl im Königreich damals ſchon auf zwey Millionen geſchätzt wurde. Aber auch viele der aufrichtigſten Katholiken zog man durch die Vorſtellung, daß es nur gegen die Guiſen abgeſehen ſey, in die Verſchwörung. Um den Prinzen von Condé, als den eigentlichen Chef der ganzen Unternehmung, der aber für rathſam hielt, vorjetzt noch unſichtbar zu bleiben, deſto beſſer zu verbergen, gab man ihr einen untergeordneten ſichtbarn Anführer in der Perſon eines gewiſſen Renaudie, eines Edelmanns aus Perigord, den ſein verwegner, in ſchlimmen Händeln und Gefahren bewährter, Muth, ſeine unermüdete Thätigkeit, ſeine Verbindungen im Staat, und der Zuſammenhang mit den ausgewanderten Kalviniſten zu dieſem Poſten beſonders geſchickt machten. Verbrechen halber hatte derſelbe längſt ſchon die Rolle eines Flüchtlings ſpielen müſſen, und die Kunſt der Verborgenheit, welche ſein jetziger Auftrag von ihm forderte, zu ſeiner eigenen Erhaltung in Ausübung bringen lernen. Die ganze Partey kannte ihn als ein entſchloſſenes, jedem kühnen Streiche gewachſenes, Subjekt, und die enthuſiaſtiſche Zuverſicht, die ihn ſelbſt über jedes Hinderniß erhob, konnte ſich, von ihm aus, allen Mitgliedern der Verſchwörung mittheilen.

Die Vorkehrungen wurden aufs Beſte getroffen, und alle mögliche Zufälle im Voraus in Berechnung gebracht, um dem Ohngefähr ſo wenig als möglich anzuvertrauen. Renaudie erhielt eine ausführliche Inſtruktion, worin nichts vergeſſen war, was der Unternehmung einen glücklichen Ausſchlag zuſichern konnte. Der eigentliche verborgene Führer derſelben, hieß es, würde ſich nennen, und öffentlich hervortreten, ſobald es zur Ausführung käme. Zu Nantes in Bretagne, wo eben damals das Parlament ſeine Sitzungen hielt, und eine Reihe von Luſtbarkeiten, zu denen die Vermählungsfeyer einiger Groſſen dieſer Provinz die zufällige Veranlaſſung gab, die herbeyſtrömende Menge ſchicklich entſchuldigen konnte, verſammelte Renaudie im Jahr 1560 ſeine Edelleute. Aehnliche Umſtände nutzten wenige Jahre nachher die Guiſen in Brüſſel, um ihr Komplott gegen den ſpaniſchen Miniſter Granvella zu Stande zu bringen. In einer Rede voll Beredſamkeit und Feuer, welche uns der Geſchichtſchreiber de Thou aufbehalten hat, entdeckte Renaudie denen, die es noch nicht wußten, die Abſicht ihrer Zuſammenberufung und ſuchte die übrigen zu einer thätigen Theilnahme anzufeuern. Nichts wurde darin geſpart, die Guiſen in das gehäſſigſte Licht zu ſetzen, und mit argliſtiger Kunſt alle Uebel, von welchen die Nation ſeit ihrem Eintritt in Frankreich heimgeſucht worden, auf ihre Rechnung geſchrieben. Ihr ſchwarzer Entwurf ſollte ſeyn, durch Entfernung der Prinzen vom Geblüte, der Verdienteſten und Edelſten, von des Königs Perſon und der Staatsverwaltung, den jungen Monarchen, deſſen ſchwächliche Perſon, wie man ſich merken ließ, in ſolchen Händen nicht am ſicherſten aufgehoben wäre, zu einem blinden Werkzeug ihres Willens zu machen, und wenn es auch durch Ausrottung der ganzen königlichen Familie geſchehen ſollte, ihrem eigenen Geſchlecht den Weg zu dem franzöſiſchen Throne zu bahnen. Dies einmal vorausgeſetzt, war keine Entſchließung ſo kühn, kein Schritt gegen ſie ſo ſtrafbar, den nicht die Ehre ſelbſt und die reinſte Liebe zum Staat rechtfertigen konnte, ja gebot. „Was mich betrifft, ſchloß der Redner mit dem heftigſten Uebergang, ſo ſchwöre ich, ſo betheure ich und nehme den Himmel zum Zeugen, daß ich weit entfernt bin, etwas gegen den Monarchen, gegen die Königinn, ſeine

Mutter, gegen die Prinzen ſeines Bluts weder zu denken, noch zu reden, noch zu thun; aber ich betheure und ſchwöre, daß ich bis zu meinem letzten Hauch gegen die Eingriffe dieſer Ausländer vertheidigen werde die Majeſtät des Throns und die Freyheit des Vaterlandes.“

Eine Erklärung dieſer Art konnte ihren Eindruck auf Männer nicht verfehlen, die, durch ſo viele Privatbeſchwerden aufgebracht, von dem Schwindel der Zeit und einem blinden Religionseifer hingeriſſen, der heftigſten Entſchließungen fähig waren. Alle wiederholten einſtimmig dieſen Eidſchwur, den ſie ſchriftlich aufſetzten und durch Handſchlag und Umarmung beſiegelten. Merkwürdig iſt die Aehnlichkeit, welche ſich zwiſchen dem Betragen dieſer Verſchwornen zu Nantes und dem Verfahren der Konföderirten in Brüſſel entdecken läſſt. Dort, wie hier, iſt es der rechtmäßige Oberherr, den man gegen die Anmaßungen ſeines Miniſters zu vertheidigen ſcheinen will, während daß man kein Bedenken trägt, eins ſeiner heiligſten Rechte, ſeine Freyheit in der Wahl ſeiner Diener, zu kränken; dort, wie hier, iſt es der Staat, den man gegen Unterdrückung ſicher zu ſtellen ſich das Anſehen geben will, indem man ihn doch offenbar allen Schreckniſſen eines Bürgerkriegs überliefert. Nachdem man über die zu nehmenden Maßregeln einig war, und den 15. May 1560 zum Termin, die Stadt Blois zu dem Ort der Vollſtreckung beſtimmt hatte, ſchied man auseinander, jeder Edelmann nach ſeiner Provinz, um die nöthige Mannſchaft in Bewegung zu ſetzen. Dies geſchah mit dem beſten Erfolge und das Geheimniß des Entwurfs litt nichts durch die Menge derer, die zur Vollſtreckung nöthig waren. Der Soldat verdingte ſich dem Kapitän, ohne den Feind zu wiſſen, gegen den er zu fechten beſtimmt war. Aus den entlegenern Provinzen fingen ſchon kleine Haufen an, zu marſchiren, welche immer mehr anſchwellten, je näher ſie ihrem Standorte kamen. Truppen häuften ſich ſchon im Mittelpunkte des Reichs, während die Guiſen zu Blois, wohin ſie den König gebracht hatten, noch in ſorgloſer Sicherheit ſchlummerten. Ein dunkler Wink, der ſie vor einem ihnen drohenden Anſchlage warnte, zog ſie endlich aus dieſer Ruhe, und vermochte ſie, den Hof von Blois nach Amboiſe zu verlegen, welche Stadt, ihrer Citadelle wegen, gegen einen unvermutheten Ueberfall länger, wie man hoffte, zu behaupten war.

Dieſer Querſtrich konnte blos eine kleine Abänderung in den Maßregeln der Verſchworenen bewirken, aber im Weſentlichen ihres Entwurfs nichts verändern. Alles ging ungehindert ſeinen Gang, und nicht ihrer Wachſamkeit, nicht der Verrätherey eines Mitverſchwornen, dem bloſſen Zufall dankten die Guiſen ihre Errettung. Renaudie ſelbſt beging die Unvorſichtigkeit, einem Advokaten zu Paris, mit Namen Avenelles, ſeinem Freund, bey dem er wohnte, den ganzen Anſchlag zu offenbaren, und das furchtſame Gewiſſen dieſes Mannes verſtattete ihm nicht, ein ſo gefährliches Geheimniß bey ſich zu behalten. Er entdeckte es einem Geheimſchreiber des Herzogs von Guiſe, der ihn in größter Eile nach Amboiſe ſchaffen ließ, um dort ſeine Ausſage vor dem Herzog zu wiederholen. So groß die Sorgloſigkeit der Miniſter geweſen, ſo groß war jetzt ihr Schrecken, ihr Mißtrauen, ihre Verwirrung. Was ſie umgab, ward ihnen verdächtig. Bis in die Löcher der Gefängniſſe ſuchte man, um dem Komplott auf den Grund zu kommen. Weil man nicht mit Unrecht vorausſetzte, daß die Chatillons um den Anſchlag wüßten, ſo berief man ſie unter einem ſchicklichen Vorwand nach Amboiſe, in der Hoffnung, ſie hier beſſer beobachten zu können. Als man ihnen in Abſicht der gegenwärtigen Umſtände ihr Gutachten abfoderte, bedachte Coligny ſich nicht, aufs Heftigſte gegen die Miniſter zu reden, und die Sache der Reformirten aufs Lebhafteſte zu verfechten. Seine Vorſtellungen, mit der gegenwärtigen Furcht verbunden, wirkten auch ſo viel auf die Mehrheit des Staatsraths, daß ein Edikt abgefaſſt wurde, welches die Reformirten mit Ausnahme ihrer Prediger und Aller, die ſich in gewaltthätige Anſchläge eingelaſſen, vor der Verfolgung in Sicherheit ſetzte. Aber dieſes Nothmittel kam jetzt zu ſpät, und die Nachbarſchaft von Amboiſe fing an, ſich mit Verſchwornen anzufüllen. Condé ſelbſt erſchien in ſtarker Begleitung an dieſem Ort, um die Aufrührer im entſcheidenden Augenblick unterſtützen zu können. Eine Anzahl derſelben, hatte man ausgemacht, ſollte ſich ganz unbewaffnet und unter dem Vorgeben, eine Bittſchrift überreichen zu wollen, an den Thoren von Amboiſe melden, und, wofern ſie keinen Widerſtand fänden, mit Hülfe ihrer überlegenen Menge von den Straßen und Wällen Beſitz nehmen. Zur Sicherheit ſollten ſie von einigen Schwadronen unterſtützt werden, die auf das erſte Zeichen des Widerſtandes herbeyeilen und in Verbindung mit dem um die Stadt herum verbreiteten Fußvolke ſich der Thore bemächtigen würden. Indem dies von außenher vorginge, würden die in der Stadt ſelbſt verborgenen, meiſtens im Gefolge des Prinzen verſteckten, Theilhaber der Verſchwörung zu den Waffen greifen, und ſich unverzüglich der lothringiſchen Prinzen, lebendig oder todt, verſichern. Der Prinz von Condé zeigte ſich dann öffentlich als das Haupt der Partey, und ergriff ohne Schwierigkeit das Steuer der Regierung.

Dieſer ganze Operationsplan wurde dem Herzog von Guiſe verrätheriſcher Weiſe mitgetheilt, der ſich dadurch in den Stand geſetzt ſah, beſtimmtere Maßregeln dagegen zu ergreifen. Er ließ ſchleunig Selbaten werden, und ſchickte allen Statthaltern der Provinzen Befehl zu, jeden Haufen von Bewaffneten, der auf dem Wege nach Amboiſe begriffen ſey, aufzuheben. Der ganze Adel der Nachbarſchaft wurde aufgeboten, ſich zum Schutz des Monarchen zu bewaffnen. Mittelſt ſcheinbarer Aufträge wurden die Verdächtigſten entfernt, die Chatillons und der Prinz von Condé in Amboiſe ſelbſt beſchäftigt, und von Kundſchaftern umringt, die königliche Leibwache abgewechſelt, die zum Angriff bezeichneten Thore vermauert. Außerhalb der Stadt ſtreiften zahlreiche fliegende Corps, die verdächtigen Ankömmlinge zu zerſtreuen oder niederzuwerfen, und der Galgen erwartete Jeden, den das Unglück traf, lebendig in ihre Hände zu gerathen.

Unter dieſen nachtheiligen Umſtänden langte Renaudie von Amboiſe an. Ein Haufe von Verſchworenen folgte auf den andern, das Unglück ihrer vorangegangenen Brüder ſchreckte die Kommenden nicht ab. Der Anführer unterließ nichts, durch ſeine Gegenwart die Zaudernden zu ermuntern, die Zerſtreuten zu ſammeln, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Allein, und nur von einem einzigen Mann begleitet, ſtreifte er durch das Feld umher, und wurde in dieſem Zuſtand von einem Trupp königlicher Reiter nach dem tapferſten Widerſtand erſchoſſen. Seinen Leichnam ſchaffte man nach Amboiſe, wo er mit der Aufſchrift „Haupt der Rebellen" am Galgen aufgeknüpft wurde.

Ein Edikt folgte unmittelbar auf dieſen Vorfall, welches jedem ſeiner Mitſchuldigen, der die Waffen ſogleich niederlegen würde, Amneſtie zuſicherte. Im Vertrauen auf daſſelbe machten ſich Viele ſchon auf den Rückweg, fanden aber bald Urſache, es zu bereuen. Ein letzter Verſuch, den die Zurückgebliebenen gemacht hatten, ſich der Stadt Amboiſe zu bemächtigen, der aber wie die vorigen vereitelt wurde, erſchöpfte die Mäßigung der Guiſen, und brachte ſie ſo weit, das königliche Wort zu widerrufen. Alle Provinzſtatthalter erhielten jetzt Befehl, ſich auf die Zurückkehrenden zu werfen, und in Amboiſe ſelbſt ergingen die fürchterlichſten Prozeduren gegen Jeden, der den Lothringern verdächtig war. Hier, wie im ganzen Königreiche, floß das Blut der Unglücklichen, die oft kaum das Verbrechen wuſſten, um deſſentwillen ſie den Tod erlitten. Ohne alle Gerichtsform warf man ſie, Arme und Füße gebunden, in die Loire, weil die Hände der Nachrichter nicht mehr zureichen wollten. Nur Wenige von hervorſtechenderm Range behielt man der Juſtiz vor, um durch ihre ſolenne Verurtheilung das vorhergegangne Blutbad zu beſchönigen.

Indem die Verſchwörung ein ſo unglückliches Ende nahm, und ſo viele unwiſſende Werkzeuge derſelben der Rache der Guiſen aufgeopfert wurden, ſpielte der Prinz von Condé, der Schuldigſte von Allen, und der unſichtbare Lenker des Ganzen, ſeine Rolle mit beyſpielloſer Verſtellungskunſt, und wagte es, dem Verdachte Trotz zu bieten, der ihn allgemein anklagte. Auf die Undurchdringlichkeit ſeines Geheimniſſes ſich ſtützend, und überzeugt, daß die Tortur ſelbſt ſeinen Anhängern nicht entreißen könnte, was ſie nicht wuſſten, verlangte er Gehör bey dem Könige und drang darauf, ſich förmlich und öffentlich rechtfertigen zu dürfen. Er that dieſes in Gegenwart des ganzen Hofes und der auswärtigen Geſandten, welche ausdrücklich dazu geladen waren, mit dem edeln Unwillen eines unſchuldig Angeklagten, mit der ganzen Feſtigkeit und Würde, welche ſonſt nur das Bewuſſtſeyn einer gerechten Sache einzuflößen pflegt.

„Sollte“, ſchloß er, „ſollte Jemand verwegen genug
„ſeyn, mich als den Urheber der Verſchwörung
„anzuklagen, zu behaupten, daß ich damit umgegangen,
„die Franzoſen gegen die geheiligte Perſon
„ihres Königs aufzuwiegeln, ſo entſage ich hiermit
„dem Vorrechte meines Ranges, und bin bereit,
„ihn mit dieſem Degen zu beweiſen, daß er lügt.“

„Und ich“, nahm Franz von Guiſe das Wort, „ich
„werde es nimmermehr zugeben, daß ein ſo ſchwarzer
„Verdacht einen ſo groſſen Prinzen entehre. Erlauben
„Sie mir alſo, Ihnen in dieſem Zweykampfe zu

„ſekondiren.“ Und mit dieſem Poſſenſpiele ward eine der blutigſten Verſchwörungen geendigt, welche die Geſchichte kennt, eben ſo merkwürdig durch ihren Zweck, und durch das große Schickſal, welches dabey auf dem Spiele ſtand, als durch ihre Verborgenheit und Liſt, mit der ſie geleitet wurde.

Noch lange nachher blieben die Meinungen über die wahren Triebfedern und den eigentlichen Zweck dieſer Verſchwörung getheilt; der Privatvortheil beyder Parteyen verleitete ſie, den richtigen Geſichtspunkt zu verfälſchen. Wenn die Reformirten in ihren öffentlichen Schriften ausbreiteten, daß einzig und allein der Verdruß über die unerträgliche Tyranney der Guiſen ſie bewaffnet habe, und der Gedanke fern von ihnen geweſen ſey, durch gewaltſame Mittel die Religionsfreyheit durchzuſetzen, ſo wurde im Gegentheil die Verſchwörung in den königlichen Briefen, als gegen die Perſon des Monarchen ſelbſt und gegen das ganze königliche Haus gerichtet, vorgeſtellt, welche nichts Geringeres erzielt haben ſolle, als die Monarchie zugleich mit der katholiſchen Religion umzuſtürzen und Frankreich in einen der Schweiz ähnlichen Republiken-Bund zu verwandeln. Es ſcheint, daß der beſſere Theil der Nation anders davon geurtheilt und nur die Verlegenheit der Guiſen ſich hinter dieſen Vorwand geflüchtet habe, um dem allgemein gegen ſie erwachenden Unwillen eine andre Richtung zu geben. Das Mitleid mit den Unglücklichen, die ihre Rachſucht ſo grauſam dahin geopfert hatte, machte auch ſogar eifrige Katholiken geneigt, die Schuld derſelben zu verringern, und die Proteſtanten kühn genug, ihren Antheil an dem Komplott laut zu bekennen. Dieſe ungünſtige Stimmung der Gemüther erinnerte die Miniſter nachdrücklicher, als offenbare Gewalt es nimmermehr gekonnt hätte, daß es Zeit ſey, ſich zu mäßigen; und ſo verſchaffte ſelbſt der Fehlſchlag des Komplotts von Amboiſe den Kalviniſten im Königreiche auf eine Zeitlang wenigſtens eine gelindere Behandlung.

Um, wie man vorgab, den Samen der Unruhen zu erſticken, und auf einem friedlichen Weg das Königreich zu beruhigen, verfiel man darauf, mit dem Vornehmſten des Reichs eine Berathſchlagung anzuſtellen. Zu dieſem Ende berieſen die Miniſter die Prinzen des Geblüts, den hohen Adel, die Ordensritter und die vornehmſten Magiſtratsperſonen nach Fontainebleau, wo jene wichtigen Materien verhandelt werden ſollten. Dieſe Verſammlung erfüllte aber weder die Erwartung der Nation, noch die Wünſche der Guiſen, weil das Mißtrauen der Bourbons ihnen nicht erlaubte, darauf zu erſcheinen, und die übrigen Anführer der mißvergnügten Partey, die den Ruf nicht wohl ausſchlagen konnten, den Krieg auf die Verſammlung mitbrachten, und durch ein zahlreiches, gewaffnetes Gefolge die Gegenpartey in Verlegenheit ſetzten. Aus den nachherigen Schritten der Miniſter möchte man den Argwohn der

Prinzen für nicht ſo ganz ungegründet halten, welche dieſe ganze Verſammlung nur als einen Staatsſtreich der Guiſen betrachteten, um die Häupter der Mißvergnügten ohne Blutvergießen in Einer Schlinge zu fangen. Da die gute Verfaſſung ihrer Gegner dieſen Anſchlag vereitelte, ſo ging die Verſammlung ſelbſt in unnützen Formalitäten und leeren Gezänken vorüber, und zuletzt wurden die ſtreitigen Punkte bis zu einem allgemeinen Reichstag zurückgelegt, welcher mit nächſtem in der Stadt Orleans eröffnet werden ſollte.

Jeder Theil, voll Mißtrauen gegen den andern, benutzte die Zwiſchenzeit, ſich in Vertheidigungsſtand zu ſetzen und an dem Untergang ſeiner Gegner zu arbeiten. Der Fehlſchlag des Komplotts von Amboiſe hatte den Intriguen des Prinzen von Condé kein Ziel ſetzen können. In Dauphiné, Provence und andern Gegenden brachte er durch ſeine geheimen Unterhändler die Kalviniſten in Bewegung, und ließ ſeine Anhänger zu den Waffen greifen. Seiner Seits ließ der Herzog von Guiſe die ihm verdächtigen Plätze mit Truppen beſetzen, veränderte die Befehlshaber der Feſtungen, und ſparte weder Geld noch Mühe, von jedem Schritt der Bourbons Wiſſenſchaft zu erhalten. Mehrere ihrer Unterhändler wurden wirklich entdeckt, und in Feſſeln geworfen; verſchiedne wichtige Papiere, welche über die Machinationen des Prinzen Licht gaben, geriethen in ſeine Hände. Dadurch gelang es ihm, den verderblichen Anſchlägen auf die Spur zu kommen, welche Condé gegen ihn ſchmiedete, und auf dem Reichstag zu Orleans Willens war, zur Ausführung zu bringen. Eben dieſer Reichstag beunruhigte die Bourbons nicht wenig, welche gleichviel dabey zu wagen ſchienen, ſie mochten ſich davon ausſchließen, oder auf demſelben erſcheinen. Weigerten ſie ſich, den wiederholten Mahnungen des Königs zu gehorchen, ſo hatten ſie Alles für ihre Beſitzungen, überlieferten ſie ſich ihren Feinden, ſo hatten ſie nicht minder für ihre perſönliche Sicherheit zu fürchten. Nach langen Berathſchlagungen blieb es endlich bey dem letzten, und beyde Bourbons entſchloſſen ſich zu dieſem unglücklichen Gang.

Unter traurigen Vorbedeutungen näherte ſich dieſer Reichstag, und ſtatt des wechſelſeitigen Vertrauens, welches ſo nöthig war, Haupt und Glieder zu Einem Zweck zu vereinigen, und durch gegenſeitige Nachgiebigkeit den Grund zu einer dauerhaften Verſöhnung zu legen, erfüllten Argwohn und Erbitterung die Gemüther. Anſtatt der erwarteten Geſinnungen des Friedens brachte jeder Theil ein unverſöhnliches Herz und ſchwarze Anſchläge in die Verſammlung mit, und das Heiligthum der Sicherheit und Ruhe war zu einem blutigen Schauplatz des Verraths und der Rache erkohren. Furcht vor Nachſtellungen, welche die Guiſen unaufhörlich ihm vorſpiegelten, vergiftete die Ruhe des Königs, der in der Blüthe ſeiner Jahre ſichtbar dahinwelkte, von ſeinen nächſten Verwandten den Dolch gegen ſich gezogen, und unter allen Vorzeichen des öffentlichen Elends unter ſeinen Füßen das Grab ſich ſchon öffnen ſah. Melancholiſch und Unglück weiſſagend war ſein Einzug in die Stadt Orleans, und das dumpfe Getöſe von Gewaffneten erſtickte jeden Ausbruch der Freude. Die ganze Stadt wurde ſogleich mit Soldaten angefüllt, welche jedes Thor, jede Straſſe beſetzten. So ungewöhnliche Anſtalten verbreiteten überall Unruhe und Angſt, und lieſſen einen finſtern Anſchlag im Hinterhalt befürchten.

Das Gerücht davon drang bis zu den Bourbons, noch ehe ſie Orleans erreicht hatten, und machte ſie eine Zeitlang unſchlüſſig, ob ſie die Reiſe dahin fortſetzen ſollten.

Aber hätten ſie auch ihren Vorſatz geändert, ſo kam die Reue jetzt zu ſpät; denn ein Obſervationskorps des Königs, welches von allen Seiten ſie umringte, hatte ihnen bereits jeden Rückweg abgeſchnitten. So erſchienen ſie am 30 Oktob. 1560 zu Orleans, begleitet von dem Kardinal von Bourbon, ihrem Bruder, den ihnen der König mit den heiligſten Verſicherungen ſeiner aufrichtigen Abſichten entgegen geſandt hatte.

Der Empfang, den ſie erhielten, widerſprach dieſen Verſicherungen ſehr. Schon von weitem verkündigte ihnen die froſtigen Miene der Miniſter, und die

Verlegenheit der Hofleute ihren Fall. Finſtrer Ernſt mahlte ſich auf dem Geſichte des Monarchen, als ſie vor ihn traten, ihn zu begrüßen, welcher bald gegen den Prinzen in die heftigſten Anklagen ausbrach. Alle Verbrechen, deren man Letztern bezüchtigte, wurden ihm der Reihe nach vorgeworfen, und der Befehl zu ſeiner Verhaftung iſt ausgeſprochen, ehe er Zeit hat, auf dieſe überraſchenden Beſchuldigungen zu antworten.

Ein ſo raſcher Schritt durfte nicht blos zur Hälfte gethan werden. Papiere, die wider den Gefangenen zeugten, waren ſchon in Bereitſchaft, und alle Ausſagen geſammelt, welche ihn zum Verbrecher machten; nichts fehlte, als die Form des Gerichts. Zu dieſem Ende ſetzte man eine außerordentliche Commiſſion nieder, welche aus dem Pariſer Parlament gezogen war, und den Kanzler von **Hopital** an ihrer Spitze hatte. Vergebens berief ſich der Angeklagte auf das Vorrecht ſeiner Geburt, nach welcher er nur von dem Könige ſelbſt, den Pairs und dem Parlamente bey voller Sitzung, gerichtet werden konnte. Man zwang ihn, zu antworten, und gebrauchte dabey noch die Argliſt, über einen Privataufſatz, der nur für ſeinen Advokaten beſtimmt, aber unglücklicherweiſe von des Prinzen Hand unterzeichnet war, als über eine förmliche gerichtliche Vertheidigung zu erkennen. Fruchtlos blieben die Verwendungen ſeiner Freunde, ſeiner Familie; vergeblich der Fußfall ſeiner Gemahlinn vor dem Könige, der in dem Prinzen nur den Räuber ſeiner Krone, ſeinen Mörder erblickte. Vergeblich erniedrigte ſich der König von Navarra vor den Guiſen ſelbſt, die ihn mit Verachtung und Härte zurückwieſen. Indem er für das Leben eines Bruders flehte, hing der Dolch der Verräther an einem dünnen Haare über ſeinem eigenen Haupte. In den eignen Zimmer des Monarchen erwartete ihn eine Rotte von Meuchelmördern, welche, der genommenen Abrede gemäß, über ihn herfallen ſollten, ſobald der König durch einen heftigen Zank mit demſelben ihnen das Zeichen dazu gäbe. Das Zeichen kam nicht, und Anton von Navarra ging unbeſchädigt aus dem Kabinet des Monarchen, der zwar unedel genug, einen Meuchelmord zu beſchließen, doch zu verzagt war, denſelben in ſeinem Beyſeyn vollſtrecken zu laſſen.

Entſchloſſner gingen die Guiſen gegen Condé zu Werke, um ſo mehr, da die hinſinkende Geſundheit des Monarchen ſie eilen hieß. Das Todesurtheil war gegen ihn geſprochen, die Sentenz von einem Theile der Richter ſchon unterzeichnet, als man den König auf einmal rettungslos darnieder liegen ſah. Dieſer entſcheidende Umſtand machte die Gegner des Prinzen ſtutzig, und erweckte den Muth ſeiner Freunde; bald erfuhr der Verurtheilte ſelbſt die Wirkungen davon in ſeinem Gefängniß. Mit bewundernswürdigem Gleichmuth und unbewölkter Heiterkeit des Geiſtes erwartete er hier, von der ganzen Welt abgeſondert, und von lauernden, feindſeligen Wächtern umringt, den Ausſchlag ſeines Schickſals, als ihm unerwartet Vorſchläge zu einem Vergleich mit den Guiſen gethan wurden. „Kein Vergleich,“ erwiederte er, „als mit der Degenſpitze.“ Der zur rechten Zeit einfallende Tod des Monarchen erſparte es ihm, dieſes unglückliche Wort mit ſeinem Kopfe zu bezahlen.

Franz II. hatte den Thron in ſo zarter Jugend beſtiegen, unter ſo wenig günſtigen Umſtänden, und bey ſo wankender Geſundheit beſeſſen und ſo ſchnell wieder geräumt, daß man Anſtand nehmen muß, ihn wegen der Unruhen anzuklagen, die ſeine kurze Regierung ſo ſtürmiſch machten, und ſich auf ſeinen Nachfolger vererbten. Ein willenloſes Organ der Königinn ſeiner Mutter, und der Guiſen, ſeiner Oheime, zeigte er ſich auf der politiſchen Bühne nur, um mechaniſch die Rolle herzuſagen, welche man ihn einlernen ließ, und zuviel war es wohl von ſeinen mittelmäßigen Gaben gefordert, das lügneriſche Gewebe zu durchreißen, worin die Argliſt der Guiſen ihm die Wahrheit verhüllte. Nur ein einziges Mal ſchien es, als ob ſein natürlicher Verſtand und ſeine Gutmüthigkeit die betrügeriſchen Künſte ſeiner Miniſter zu nichte machen wollte. Die allgemeine und heftige Erbitterung, welche bey dem Komplott von Amboiſe ſichtbar wurde, konnte, wie ſehr auch die Guiſen ihn hüteten, dem jungen Monarchen kein Geheimniß bleiben. Sein Herz ſagte ihm, daß dieſer Ausbruch des Unwillens nimmermehr ihm ſelbſt gelten konnte, der noch zu wenig gehandelt hatte, um Jemands Zorn zu verdienen. „Was hab' ich denn gegen mein Volk verbrochen," fragte er ſeine Oheime voll Erſtaunen, „daß es ſo ſehr gegen mich wüthet? Ich will ſeine Beſchwerden vernehmen, und ihm Recht verſchaffen — Mir däucht," fuhr er fort, „es liegt am Tage, daß Ihr dabey gemeint ſeyd. Es wäre mir wirklich lieb, Ihr entferntet euch eine Zeitlang aus meiner Gegenwart, damit es ſich aufkläre, wem von uns Beyden es eigentlich gilt." Aber zu einer ſolchen Probe bezeugten die Guiſen keine Luſt, und es blieb bey dieſer flüchtigen Regung.

Franz II. war ohne Nachkommenſchaft geſtorben und das Zepter kam an den Zweyten von Heinrichs Söhnen, einen Prinzen von nicht mehr als zehen Jahren, jenen unglücklichen Jüngling, deſſen Namen das Blutbad der Bartholomäusnacht einer ſchrecklichen Unſterblichkeit weiht. Unter unglückvollen Zeichen begann dieſe finſtere Regierung. Ein naher Verwandter des Monarchen, an der Schwelle des Blutgerüſtes, ein Andrer aus den Händen der Meuchelmörder nur eben durch einen Zufall entronnen; beyde Hälften der Nation gegen einander im Aufruhr begriffen, und ein Theil derſelben ſchon die Hand am Schwert; die Fackel des Fanatismus geſchwungen;

von ferne ſchon das hohle Donnern eines bürgerlichen Kriegs; der ganze Staat auf dem Wege zu ſeiner Zertrümmerung. Verrätherey im Innern des Hofes, im Innern der königlichen Familie Zwieſpalt und Argwohn. Im Charakter der Nation eine widerſprechende ſchreckliche Miſchung von blindem Aberglauben, von lächerlicher Myſtik und von Freygeiſterey; von Rohigkeit der Gefühle, und verfeinerter Sinnlichkeit; hier die Köpfe durch eine fanatiſche Mönchsreligion verfinſtert, dort durch einen noch ſchlimmern Unglauben der Charakter verwildert; beyde Extreme des Wahnſinns in fürchterlichem Bunde gepaart. Unter den Großen ſelbſt mordgewohnte Hände, truggewohnte Lippen, naturwidrige empörende Laſter, die bald genug alle Klaſſen des Volks mit ihrem Gifte durchdringen werden. Auf dem Throne ein Unmündiger, in machiavelliſchen Künſten aufgeſäugt, heranwachſend unter bürgerlichen Stürmen, durch Fanatiker und Schmeichler erzogen, unterrichtet im Betruge, unbekannt mit dem Gehorſam eines glücklichen Volks, ungeübt im Verzeihen, nur durch das ſchreckliche Recht des Strafens ſeines Herrſcheramtes ſich bewuſſt, durch Krieg und Henker vertraut gemacht mit dem Blut ſeiner Unterthanen! — Von den Drangſalen eines offenbaren Krieges ſtürzt der unglückvolle Staat in die ſchreckliche Schlinge einer verborgen laurenden Verſchwörung; von der Anarchie einer vormundſchaftlichen Regierung befreyt ihn nur eine kurze fürchterliche Ruhe, während welcher der Meuchelmord ſeine Dolche ſchleift. Frankreichs traurigſter Zeitraum beginnt mit der Thronbeſteigung Karls des Neunten, um über ein Menſchenalter lang zu dauern, und nicht eher als in der glorreichen Regierung Heinrichs von Navarra zu endigen.

Der Tod ihres Erſtgebornen und Karls IX. zartes Alter führten die Königinn Mutter, Katharina von Medicis, auf den politiſchen Schauplatz, eine neue Staatskunſt und neue Scenen des Elends mit ihr. Dieſe Fürſtinn, geizig nach Herrſchaft, zur Intrique geboren, ausgelernt im Betrug, Meiſterinn in allen Künſten der Verſtellung, hatte mit Ungeduld die Feſſeln ertragen, welche der Alles verdrängende Despotismus der Guiſen ihrer herrſchenden Leidenſchaft anlegte. Unterwürfig und einſchmeichelnd gegen ſie, ſo lange ſie des Beyſtands der Königinn wider Montmorency und die Prinzen von Bourbon bedurften, vernachläſſigten ſie dieſelbe, ſobald ſie ſich nur in ihrer uſurpirten Würde befeſtigt ſahen. Durch Fremdlinge ſich aus dem Vertrauen ihres Sohnes verdrängt und die wichtigſten Staatsgeſchäfte ohne ſie verhandelt zu ſehen, war eine zu empfindliche Kränkung ihrer Herrſchbegierde, um mit Gelaſſenheit ertragen zu werden. Wichtig zu ſeyn, war ihre herrſchende Neigung; ihre Glückſeligkeit, jeder Partey nothwendig ſich zu wiſſen. Nichts gab es, was ſie nicht dieſer Neigung aufopferte.

aber alle ihre Thätigkeit war auf das Feld der Intrigue eingeſchränkt, wo ſie ihre Talente glänzend entwickeln konnte. Die Intrigue allein war ihr wichtig, gleichgültig die Menſchen. Als Regentinn des Reichs und Mutter von drey Königen, mit der mißlichen Pflicht beladen, die angefochtene Autorität ihres Hauſes gegen wüthende Parteyen zu behaupten, hatte ſie dem Trotz der Großen nur Verſchlagenheit, der Gewalt nur Liſt entgegen zu ſetzen. In der Mitte zwiſchen den ſtreitenden Faktionen der Guiſen und der Prinzen von Bourbon beobachtete ſie lange Zeit eine unſichere Staatskunſt, unfähig nach einem feſten und unwiderruflichen Plane zu handeln. Heute, wenn der Verdruß über die Guiſen ihr Gemüth beherrſchte, der reformirten Partey hingegeben, erröthete ſie morgen nicht, wenn ihr Vortheil es heiſchte, ſich eben dieſen Guiſen, die ihrer Neigung zu ſchmeicheln gewuſſt hatten, zu einem Werkzeug dazu zu borgen. Dann ſtand ſie keinen Augenblick an, alle Geheimniſſe preiszugeben, die ein unvorſichtiges Vertrauen bey ihr niedergelegt hatte. Nur ein einziges Laſter beherrſchte ſie, aber welches die Mutter iſt von allen: zwiſchen Bös' und Gut keinen Unterſchied zu kennen. Die Zeitumſtände ſpielten mit ihrer Moralität, und der Augenblick fand ſie gleich geneigt zur Unmenſchlichkeit und zur Milde, zur Demuth und zum Stolz, zur Wahrheit und zur Lüge. Unter der Herrſchaft ihres Eigennutzes ſtand jede andre Leidenſchaft, und ſelbſt die Rachſucht, wenn das Intereſſe es forderte, muſſte ſchweigen. Ein fürchterlicher Charakter; nicht weniger empörend, als jene verrufenen Scheuſale der Geſchichte, welche ein plumper Pinſel ins Ungeheuer mahlt.

Aber indem ihr alle ſittliche Tugenden fehlten, vereinigte ſie alle Talente ihres Standes, alle Tugenden der Verhältniſſe, alle Vorzüge des Geiſtes, welche ſich mit einem ſolchen Charakter vertragen; aber ſie entweihte alle, indem ſie ſie zu Werkzeugen dieſes Charakters erniedrigte. Majeſtät und königlicher Anſtand ſprach aus ihr; glänzend und geſchmackvoll war Alles, was ſie anordnete; hingeriſſen jeder Blick, der nur nicht in ihre Seele fiel, Alles, was ſich ihr nahte, von der Anmuth ihres Umgangs, von dem geiſtreichen Inhalt ihres Geſprächs, von ihrer zuvorkommenden Güte bezaubert. Nie war der franzöſiſche Hof ſo glanzvoll geweſen, als ſeitdem Katharina Königinn dieſes Hofes war. Alle verfeinerte Sitten Italiens verpflanzte ſie auf franzöſiſchen Boden, und ein fröhlicher Leichtſinn herrſchte an ihrem Hofe, ſelbſt unter den Schreckniſſen des Fanatismus, und mitten im Jammer des bürgerlichen Kriegs. Jede Kunſt fand Aufmunterung bey ihr, jedes andere Verdienſt, als um die gute Sache, Bewunderung. Aber im Gefolge der Wohlthaten, die ſie ihrem neuen Vaterlande brachte, verbargen ſich gefährliche Gifte, welche die Sitten der Nation anſteckten und in den Köpfen einen unglücklichen Schwindel erregten. Die Jugend des Hofes, durch ſie von dem Zwange der alten Sitte befreyt, und zur Ungebundenheit eingeweiht, überließ ſich bald ohne Rückhalt ihrem Hange zum Vergnügen; mit dem Putze der Ahnen lernte man nur zu bald ihre Schamhaftigkeit und Tugend ablegen. Betrug und Falſchheit verdrängten aus dem geſellſchaftlichen Umgang die edle Wahrheit der Ritterzeiten, und das koſtbarſte Palladium des Staats, Treu und Glauben, verlor ſich, wie aus dem Innern der Familien, ſo aus dem öffentlichen Leben. Durch den Geſchmack an aſtrologiſchen Träumereyen, welchen ſie mit ſich aus ihrem Vaterlande brachte, führte ſie dem Aberglauben eine mächtige Verſtärkung zu; dieſe Thorheit des Hofes ſtieg ſchnell zu den unterſten Klaſſen herab, um zuletzt ein verderbliches Inſtrument in der Hand des Fanatismus zu werden. Aber das traurigſte Geſchenk, das ſie Frankreich machte, waren drey Könige, ihre Söhne, die ſie in *ihrem* Geiſte erzog und mit ihren Grundſätzen auf den Thron ſetzte.

Die Geſetze der Natur und des Staats riefen die Königinn *Katharina*, während der Minderjährigkeit ihres Sohns, zur Regentſchaft, aber die Umſtände, unter welchen ſie davon Beſitz nehmen ſollte, ſchlugen ihren Muth ſehr darnieder. Die Stände waren in Orleans verſammelt, der Geiſt der Unabhängigkeit erwacht, und zwey mächtige Parteyen gegen einander zum

Kampfe gerüſtet. Nach Herrſchaft ſtrebten die Häupter beyder Faktionen; keine königliche Gewalt war da, um dazwiſchen zu treten, und ihren Ehrgeiz zu beſchränken; und die Anordnung der vormundſchaftlichen Regierung, die jenen Mangel erſetzen ſollte, konnte nun das Werk ihrer beyderſeitigen Uebereinſtimmung werden. Der König war noch nicht todt, als ſich Katharina von beyden Theilen heftig angegangen und zu den entgegengeſetzteſten Maßregeln aufgefordert ſah. Die Guiſen und ihr Anhang, pochend auf die Hülfe der Stände, deren größter Theil von ihnen gewonnen war, geſtützt auf den Beyſtand der ganzen katholiſchen Partey, lagen ihr dringend an, die Sentenz gegen den Prinzen von Condé vollſtrecken zu laſſen, und mit dieſem einzigen Streiche das Bourbon'ſche Haus zu zerſchmettern, deſſen furchtbares Aufſtreben ihr eignes bedrohte. Auf der andern Seite beſtürmte ſie Anton von Navarra, die ihr zufallende Macht zur Rettung ſeines Bruders anzuwenden, und ſich dadurch der Unterwürfigkeit ſeiner ganzen Partey zu verſichern. Keinem von beyden Theilen fiel es ein, die Anſprüche der Königinn auf die Regentſchaft anzufechten. Das nachtheilige Verhältniß, in welchem der Tod des Königs die Prinzen von Bourbon überraſchte, mochte ſie abſchrecken, für ſich ſelbſt, wie ſie ſonſt wohl gethan hätten, nach dieſem Ziele zu ſtreben; deswegen verhielten ſie ſich lieber ſtumm, um nicht durch die Zweiſel, die ſie gegen die Rechte Katharinens erregt haben würden, dem Ehrgeiz der Guiſen eine Ermunterung zu geben. Auch die Guiſen wollten durch ihren Widerſpruch nicht gern Gefahr laufen, der Nation die nähern Rechte der Bourbons in Erinnerung zu bringen. Durch ſchweigende Anerkennung der Rechte Katharinens ſchloſſen beyde Parteyen einander gegenſeitig von der Kompetenz aus, und jede hoffte, unter dem Namen der Königinn ihre ehrgeizigen Abſichten leichter erreichen zu können.

Katharina, durch die weiſen Rathſchläge des Kanzlers von Hopital geleitet, erwählte den ſtaatsklugen Ausweg, ſich keiner von den beyden Parteyen zum Werkzeug gegen die andre herzugeben, und durch ein wohlgewähltes Mittel zwiſchen beyden den Meiſter über ſie zu ſpielen. Indem ſie den Prinzen von Condé der ungeſtümen Rachſucht ſeiner Gegner entriß, machte ſie dieſen wichtigen Dienſt bey dem König von Navarra geltend, und verſicherte die lothringiſchen Prinzen ihres mächtigſten Beyſtands, wenn ſich die Bourbons unter der neuen Regierung an die Mißhandlungen, welche ſie unter der vorigen erlitten, thätlich erinnern ſollten. Mit Hülfe dieſer Staatskunſt ſah ſie ſich, unmittelbar nach dem Abſterben des Monarchen, ohne Jemands Widerſpruch, und ſelbſt ohne Zuthun der in Orleans verſammelten Stände, die unthätig dieſer wichtigen Begebenheit zuſahen, im Beſitz der

Regentſchaft, und der erſte Gebrauch, den ſie davon machte, war, durch Emporhebung der Bourbons das Gleichgewicht zwiſchen beyden Parteyen wieder herzuſtellen. Condé verließ unter ehrenvollen Bedingungen ſein Gefängniß, um auf den Gütern ſeines Bruders die Zeit ſeiner Rechtfertigung abzuwarten; dem König von Navarra wurde mit dem Poſten eines Generallieutenants des Königreichs ein wichtiger Zweig der höchſten Gewalt übergeben. Die Guiſen retteten wenigſtens ihre künftigen Hoffnungen, indem ſie ſich bey Hofe behaupteten, und konnten der Königinn wider den Ehrgeiz der Bourbons zu einer mächtigen Stütze dienen.

Ein Schein von Ruhe kehrte jetzt zwar zurück, aber viel fehlte noch, ein aufrichtiges Vertrauen zwiſchen ſo ſehr verwundeten Gemüthern zu begründen. Um dies zu bewerkſtelligen, warf man die Augen auf den Konnetable von Montmorency, den der Despotismus der Guiſen unter der vorigen Regierung entfernt gehalten hatte, und die Thronveränderung jetzt auf ſeinen alten Schauplatz zurückführte. Voll redlichen Eifers für das Beſte des Vaterlandes, ſeinem König treu wie ſeinem Glauben, war Montmorency juſt der Mann, der zwiſchen die Regentinn und ihren Miniſter in die Mitte treten, ihre Ausſöhnung verbürgen, und die Privatzwecke Beyder dem Beſten des Staats unterwerfen könnte. Die Stadt Orleans, von Soldaten angefüllt, wodurch die Guiſen ihre Gegner geſchreckt und den Reichstag beherrſcht hatten, zeigte überall noch Spuren des Kriegs, als der Konnetable davor anlangte, und ſogleich die Wache an den Thoren verabſchiedete. „Mein Herr und König," ſagte er, „wird fortan in voller Sicherheit und ohne Leibwache in ſeinem ganzen Königreich hin- und herwandeln." — „Fürchten Sie nichts, Sire!" redete er den jungen Monarchen an, ein Knie vor ihm beugend und ſeine Hand küſſend, auf die er Thränen fallen ließ. „Laſſen Sie ſich von den gegenwärtigen Unruhen nicht in Schrecken ſetzen. Mein Leben geb' ich hin und alle Ihre guten Unterthanen mit mir, Ihnen die Krone zu erhalten." — Auch hielt er in ſo fern unverzüglich Wort, daß er die künftige Reichsverwaltung auf einen geſetzmäßigen Fuß ſetzte, und die Gränzen der Gewalt zwiſchen der Königinn Mutter und dem König von Navarra beſtimmen half. Der Reichstag von Orleans, in keiner andern Abſicht zuſammen berufen, als um die Prinzen von Bourbon in die Falle zu locken, und müßig, ſobald jene Abſicht vereitelt war, wurde jetzt nach dem theatraliſchen Gepräng einiger unnützen Berathſchlagungen aufgehoben, um ſich im May deſſelben Jahrs aufs Neue zu verſammeln. Gerechtfertigt und im vollen Glanze ſeines vorigen Anſehens erſchien der Prinz von Condé wieder am Hof, um über ſeine Feinde zu triumphiren. Seine Partey erhielt an dem Konnetable eine mächtige Verſtärkung. Jede Gelegenheit wurde nunmehr hervorgeſucht, um die alten Miniſter zu kränken, und Alles ſchien ſich zu ihrem Untergang vereinigen zu wollen. Ja, wenig fehlte, daß die nun herrſchende Partey die Regentinn nicht in die Nothwendigkeit geſetzt hätte, zwiſchen Vertreibung der Lothringer und dem Verluſt ihrer Regentſchaft zu wählen.

Die Staatsklugheit der Königinn hielt in dieſem Sturme zwar die Guiſen noch aufrecht, weil für ſie ſelbſt, für die Monarchie, vielleicht auch für die Religion Alles zu fürchten war, ſo bald ſie jene durch die Bourbon'ſche Faktion unterdrücken ließ. Aber eine ſo ſchwache und wandelbare Stütze konnte die Guiſen nicht beruhigen, und noch weniger konnte die untergeordnete Rolle, mit welcher ſie vorlieb nehmen muſſten, ihre Ehrſucht befriedigen. Auch hatten ſie es nicht an Thätigkeit fehlen laſſen, die Protection der Königinn ſich künftig entbehrlich zu machen, und der voreilige Triumph ihrer Gegner muſſte ihnen ſelbſt dazu helfen, ihre Partey zu verſtärken. Der Haß ihrer Feinde, nicht zufrieden, ſie vom Ruder der Regierung verdrängt zu haben, ſtreckte nun auch die Hand nach ihren Reichthümern aus, und forderte Rechenſchaft von den Geſchenken und Gnadengeldern, welche die lothringiſchen Prinzen und ihre Anhänger unter den vorhergehenden Regierungen zu erpreſſen gewuſſt hatten. Durch dieſe Forderung war außer den Guiſen noch die Herzoginn von Valentinois, der Marſchall von St. André, ein Günſtling Heinrichs II., und zum Unglück der Konnetable ſelbſt angegriffen, welcher ſich die Freygebigkeit Heinrichs aufs Beſte zu nutze gemacht hatte, und noch außerdem durch ſeinen Sohn mit dem Hauſe der Herzoginn in Verwandtſchaft ſtand. Religionseifer war die einzige Schwäche, und Habſucht das einzige Laſter, welches die Tugenden des Montmorency befleckte, und wodurch er den hinterliſtigen Intriguen der Guiſen eine Blöße gab. Die Guiſen, mit dem Marſchall und der Herzoginn durch gemeinſchaftliches Intereſſe verknüpft, benutzten dieſen Umſtand, um den Konnetable zu ihrer Partey zu ziehen, und es gelang ihnen nach Wunſch, indem ſie doppelte Triebfedern des Geizes und des Religionseifers bey ihm in Bewegung ſetzten. Mit argliſtiger Kunſt ſchilderten ſie ihm den Angriff der Kalviniſten auf ihre Beſitzungen als einen Schritt ab, der zum Untergang des katholiſchen Glaubens abziele, und der bethörte Greis ging um ſo leichter in dieſe Schlinge, je mehr ihm die Begünſtigungen ſchon mißfallen hatten, welche die Regentinn ſeit einiger Zeit den Kalviniſten öffentlich angedeihen ließ. Zu dieſem Betragen der Königinn, welches ſo wenig mit ihrer übrigen Denkungsart übereinſtimmte, hatten die Guiſen ſelbſt durch ihr verdächtiges Einverſtändniß mit Philipp dem Zweyten, König von Spanien, die Veranlaſſung gegeben. Dieſer furchtbare Nachbar Frankreichs, deſſen unerſättliche Herrſchſucht und Vergrößerungsbegierde fremde Staaten mit lüſternem Auge verſchlang, indem er ſeine eignen Beſitzungen nicht zu behaupten wußte, hatte auf die innern Angelegenheiten dieſes Reichs ſchon längſt ſeine Blicke geheftet, mit Wohlgefallen den Stürmen zugeſehen, die es erſchütterten, und durch die erkauften Werkzeuge ſeiner Abſichten den Haß der Faktionen voll Argliſt unterhalten. Unter dem Titel eines Beſchützers deſpotiſirte er Frankreich. Ein ſpaniſcher Ambaſſadeur ſchrieb in den Mauern von Paris den Katholiken das Betragen vor, welches ſie in Abſicht ihrer Gegner zu beobachten hätten, verwarf oder billigte ihre Maßregeln, je nachdem ſie mit dem Vortheile ſeines Herrn übereinſtimmten, und ſpielte öffentlich und ohne Scheu den Miniſter. Die Prinzen von Lothringen hielten ſich aufs Engſte an denſelben angeſchloſſen, und keine wichtige Entſchließung wurde von ihnen gefaſſt, an welcher der ſpaniſche Hof nicht Theil genommen hätte. Sobald die Verbindung der Guiſen und des Marſchalls von St. André mit Montmorency, welche unter dem Namen des Triumvirats bekannt iſt, zu Stande gekommen war, ſo erkannten ſie, wie man ihnen Schuld gibt, den König von Spanien als ihr Oberhaupt, der ſie im Nothfall mit einer Armee unterſtützen ſollte. So erhub ſich aus dem Zuſammenfluſſe zweyer ſonſt ſtreitenden Faktionen eine neue furchtbare Macht in dem Königreich, die, von dem ganzen katholiſchen

Theil der Nation unterſtützt, das Gleichgewicht in Gefahr ſetzte, welches zwiſchen beyden Religionsparteyen hervor zu bringen Katharina ſo bemüht geweſen war. Sie nahm daher auch jetzt zu ihrem gewöhnlichen Mittel, zu Unterhandlungen, ihre Zuflucht, um die getrennten Gemüther wenigſtens in der Abhängigkeit von ihr ſelbſt zu erhalten. Zu allen Streitigkeiten der Parteyen mußte die Religion gewöhnlich den Namen geben, weil dieſe allein es war, was die Katholiken des Königreichs an die Guiſen, und die Reformirten an die Bourbons feſſelte. Die Ueberlegenheit, welche das Triumvirat zu erlangen ſchien, bedrohte den reformirten Theil mit einer neuen Unterdrückung, die Widerſetzlichkeit des letztern das ganze Königreich mit einem innerlichen Krieg, und einzelne kleine Gefechte zwiſchen beyden Religionsparteyen, einzelne Empörungen in der Hauptſtadt, wie in mehrern Provinzen, waren ſchon Vorläufer deſſelben. Katharina that Alles, um die ausbrechende Flamme zu erſticken, und es gelang endlich ihren fortgeſetzten Bemühungen, ein Edikt zu Stande zu bringen, welches die Reformirten zwar von der Furcht befreyte, ihre Ueberzeugungen mit dem Tode zu büßen, aber ihnen nichts deſto weniger jede Ausübung ihres Gottesdienſtes und beſonders die Verſammlungen unterſagte, um welche ſie ſo dringend gebeten hatten. Dadurch ward freylich für die reformirte Partey nur ſehr wenig gewonnen, aber doch fürs erſte der gefährliche Ausbruch ihrer Verzweiflung gehemmt, und zwiſchen den Häuptern der Parteyen am Hofe eine ſcheinbare Verſöhnung vorbereitet, welche freylich bewies, wie wenig das Schickſal ihrer Glaubensgenoſſen, welches ſie doch beſtändig im Munde führten, den Anführern der Hugenotten wirklich zu Herzen ging. Die meiſte Mühe koſtete die Ausgleichung, welche zwiſchen den Prinzen von Condé und dem Herzog von Guiſe unternommen ward, und der König ſelbſt wurde angewieſen, ſich ins Mittel zu ſchlagen. Nachdem man zuvor über Worte, Geberden und Handlungen übereingekommen war, wurde die Komödie in Beyſeyn des Königs eröffnet. „Erzählt uns,“ ſagte dieſer zum Herzog von Guiſe, „wie es in Orleans eigentlich zugegangen iſt?“ Und nun machte der Herzog von dem damaligen Verfahren gegen den Prinzen eine ſolche künſtliche Schilderung, welche ihn ſelbſt von jedem Antheil davon reinigte, und alle Schuld auf dem verſtorbenen König wälzte. — „Wer es auch ſey, der mir dieſe Beſchimpfung zufügte,“ antwortete Condé, gegen den Herzog gewendet, „ſo erkläre ich ihn für einen Frevler und einen Niederträchtigen.“ — „Ich auch,“ erwiederte der Herzog; „aber mich trifft das nicht.“

Die Regentſchaft der Königinn Katharina war die Periode der Unterhandlungen. Was dieſe nicht ausrichteten, ſollte der Reichstag zu Pontoiſe und das Colloquium zu Poiſſy zu Stande bringen, beyde in der

Abſicht gehalten, um ſowol die politiſchen Beſchwerden der Nation beyzulegen, als eine wechſelſeitige Annäherung der Religionen zu verſuchen. Der Reichstag zu Pontoiſe war nur die Fortſetzung deſſen, der zu Orleans ohne Wirkung geweſen, und auf den May dieſes Jahrs 1561 ausgeſetzt worden war. Auch dieſer Reichstag iſt blos durch einen heftigen Angriff der Stände auf die Geiſtlichkeit merkwürdig, welche ſich zu einem freywilligen Geſchenke (Don gratuit) entſchloß, um nicht zwey Drittheile ihrer Güter zu verlieren.

Das gütliche Religionsgeſpräch, welches zu Poiſſy, einem kleinen Städtchen ohnweit St. Germain, zwiſchen den Lehrern der drey Kirchen gehalten wurde, erregte eben ſo vergebliche Erwartungen. In Frankreich ſowol als in Deutſchland, hatte man ſchon längſt, um die Spaltungen in der Kirche beyzulegen, ein allgemeines Concilium gefordert, welches ſich mit Abſtellung der Mißbräuche, mit der Sittenverbeſſerung des Klerus und mit Feſtſetzung der beſtrittenen Dogmen beſchäftigen ſollte. Dieſe Kirchenverſammlung war auch wirklich im J. 1542 nach Trient zuſammen berufen und mehrere Jahre fortgeſetzt, aber, ohne die Hoffnung, welche man von ihr geſchöpft hatte, zu erfüllen, durch die Kriegsunruhen in Deutſchland im Jahre 1552 auseinander geſcheucht worden. Seit dieſer Zeit war kein Papſt mehr zu bewegen geweſen, ſie, dem allgemeinen Wunſch gemäß, zu erneuern, bis endlich das

Uebermaß des Elendes, welches die fortdaurenden Irrungen in der Religion auf die Völker Europens häuſten, Frankreich beſonders vermochte, nachdrücklich darauf zu dringen, und Wiederherſtellung deſſelben dem Papſt Pius IV. durch Drohungen abzunöthigen. Die Zögerungen des Papſtes hatten indeſſen dem franzöſiſchen Miniſterium den Gedanken eingegeben, durch eine gütliche Beſprechung zwiſchen den Lehrern der drey Religionen über die beſtrittenen Punkte die Gemüther einander näher zu bringen, und in Widerlegung der ketzeriſchen Behauptungen die Kraft der Wahrheit zu zeigen. Eine Hauptabſicht dabey war, die große Verſchiedenheit bey dieſer Gelegenheit an den Tag zu bringen, welche zwiſchen dem Lutherthum und Kalviniſmus obwaltete, und dadurch den Anhängern des letztern den Schutz der deutſchen Lutheraner zu entreißen, durch den ſie ſo furchtbar waren. Dieſem Beweggrunde ſchreibt man es vorzüglich zu, daß ſich der Kardinal von Lothringen mit dem größten Nachdruck des Colloquiums annahm, bey welchem er zugleich durch ſeine theologiſche Wiſſenſchaft und ſeine Beredſamkeit ſchimmern wollte. Um den Triumph der wahren Kirche über die falſche deſto glänzender zu machen, ſollten die Sitzungen öffentlich vor ſich gehen. Die Regentinn erſchien ſelbſt mit ihrem Sohne, mit den Prinzen des Geblüts, den Staatsminiſtern und allen großen Bedienten der Krone, um die Sitzung zu eröffnen. Fünf

Kardinäle, vierzig Biſchöfe, mehrere Doktoren, unter welchen Claude D. Eſpenſa durch Gelehrſamkeit und Scharfſinn hervorragte, ſtellten ſich für die römiſche Kirche; zwölf auserleſene Theologen führten das Wort für die Proteſtantiſche. Der ausgezeichnetſte unter dieſen war Theodor Beza, Prediger aus Genf, ein eben ſo feiner als feuriger Kopf, ein mächtiger Redner, furchtbarer Dialektiker und der geſchickteſte Kämpfer in dieſem Streite.

Aufgefordert, die Lehrſätze ſeiner Partey zuerſt vorzutragen, erhub ſich Beza in der Mitte des Saals, kniete hier nieder und ſprach mit aufgehabnen Händen ein Gebet. Auf dieſes ließ er ſein Glaubensbekenntniß folgen, mit allen Gründen unterſtützt, welche die Kürze der Zeit ihm erlaubte, und endigte mit einem rührenden Blick auf die ſtrenge Begegnung, welche man ſeinen Glaubensbrüdern bis jetzt in dem Königreich widerfahren ließ. Schweigend hörte man ihm zu; nur als er auf die Gegenwart des Leibes Chriſti im Abendmahl zu reden kam, entſtand ein unwilliges Gemurmel in der Verſammlung. Nachdem Beza geendigt, fragte man bey einander erſt herum, ob man ihn einer Antwort würdigen ſollte, und es koſtete dem Kardinal von Lothringen nicht wenig Mühe, die Einwilligung der Biſchöfe dazu zu erlangen. Endlich trat er auf, und widerlegte in einer Rede voll Kunſt und Beredſamkeit die wichtigſten Lehrſätze ſeines Gegners, diejenigen beſonders, wodurch die Autorität der Kirche und die katholiſche Lehre vom Abendmahl angegriffen war. Man hatte es ſchon bereut, den jungen König zum Zeugen einer Unterredung gemacht zu haben, wobey die heiligſten Artikel der Kirche mit ſo viel Freyheit behandelt wurden. Sobald daher der Kardinal ſeinen Vortrag geendigt hatte, ſtanden alle Biſchöfe auf, umringten den König und riefen: „Sire! das iſt der wahre Glaube! das iſt die reine Lehre der Kirche! dieſe ſind wir bereit, mit unſerm Blute zu verſiegeln.“

In den darauf folgenden Sitzungen, von denen man aber rathſam gefunden, den König wegzulaſſen, wurden die übrigen Streitpunkte der Reihe nach vorgenommen, und die Artikel vom Abendmahl beſonders in Erwägung gebracht, um dem Genfiſchen Prediger ſeine eigentliche und poſitive Meinung davon zu entreißen. Da das Dogma der Lutheraner über dieſen Punkt ſich von dem der Reformirten bekanntlich noch weiter als von der Lehrmeinung der katholiſchen Kirche entfernt, ſo hoffte man, jene beyden Kirchen dadurch mit einander in Streit zu bringen. Aber nun wurde aus einem ernſthaften Geſpräche, welches Ueberzeugung zum Zweck haben ſollte, ein ſpitzfindiges Wortgefecht, wobey man ſich mehr der Schlingen und der Fechterkünſte als der Waffen der Vernunft bediente. Ein engerer Ausſchuß von fünf Doktoren auf jeder Seite, dem man zuletzt die Vollendung der ganzen Streitigkeit übergab, ließ ſie eben ſo unentſchieden, und jeder Theil erklärte ſich, als man auseinander ging, für den Sieger.

So erfüllte alſo auch dieſes Colloquium in Frankreich die Erwartung nicht beſſer, als ein ähnliches in Deutſchland, und man kam wieder zu den alten politiſchen Intriguen zurück, welche ſich bisher immer am wirkſamſten bewieſen. Beſonders zeigte ſich der römiſche Hof durch ſeine Legaten ſehr geſchäftig, die Macht des Triumvirats zu erheben, als auf welchem das Heil der katholiſchen Kirche zu beruhen ſchien. Zu dieſem Ende ſuchte man den König von Navarra für daſſelbe zu gewinnen, und der reformirten Partey ungetreu zu machen; ein Entwurf, der auf den unſtäten Charakter dieſes Prinzen ſehr gut berechnet war. **Anton von Navarra**, merkwürdiger durch ſeinen großen Sohn Heinrich IV. als durch eigne Thaten, verkündigte durch nichts, als durch ſeine Galanterien, und ſeine kriegeriſche Tapferkeit, den Vater Heinrichs des Vierten. Ungewiß, ohne Selbſtſtändigkeit, wie ſein kleiner Erbthron zwiſchen zwey furchtbarn Nachbarn erzitterte, ſchwankte ſeine verzagte Politik von einer Partey zur andern, ſein Glaube von einer Kirche zur andern, ſein Charakter zwiſchen Laſter und Tugend umher. Sein ganzes Lebenlang das Spiel fremder Leidenſchaften, verfolgte er mit ſtets betrogner Hoffnung ein lügneriſches Phantom, welches ihm die Argliſt ſeiner Nebenbuhler vorzuhalten wuſſte. Spanien, durch päpſtliche Ränke unterſtützt, hatte dem Hauſe Navarra einen beträchtlichen Theil dieſes Königreichs entriſſen, und Philipp II., nicht dazu gemacht, eine Ungerechtigkeit, die ihm Nutzen brachte, wieder gut zu machen, fuhr fort, dieſen Raub ſeiner Ahnen dem rechtmäßigen Erben zurückzuhalten. Einem ſo mächtigen Feinde hatte Anton von Navarra nichts als die Waffen der Unmacht entgegen zu ſetzen. Bald ſchmeichelte er ſich, der Billigkeit und Großmuth ſeines Gegners durch Geſchmeidigkeit abzugewinnen, was er von der Furcht deſſelben zu ertrotzen aufgab; bald, wenn dieſe Hoffnung ihn betrog, nahm er zu Frankreich ſeine Zuflucht, und hoffte, mit Hülfe dieſer Macht in den Beſitz ſeines Eigenthums wieder eingeſetzt zu werden. Von beyden Erwartungen getäuſcht, widmete er ſich im Unmuth ſeines Herzens der proteſtantiſchen Sache, die er kein Bedenken trug, zu verlaſſen, ſobald nur ein Strahl von Hoffnung ihm leuchtete, daß derſelbe Zweck durch ihre Gegner zu erreichen ſey. Sklave ſeiner eigennützigen furchtſamen Staatskunſt, in ſeinen Entſchlüſſen, wie in ſeinen Hoffnungen wandelbar, gehörte er nie ganz der Partey, deren Namen er führte, und erkaufte ſich, mit ſeinem Blute ſelbſt, den Dank keiner einzigen, weil er es für beyde verſpritzte.

Auf dieſen Fürſten richteten jetzt die Guiſen ihr Augenmerk, um durch ſeinen Beytritt die Macht des

Triumvirats zu verſtärken; aber das Verſprechen einer Zurückgabe von Navarra war bereits zu verbraucht, um bey dem oft getäuſchten Fürſten noch einigen Eindruck machen zu können. Sie nahmen deßfalls ihre Zuflucht zu einer neuen Erfindung, welche, obgleich nicht weniger grundlos, als die vorigen, die Abſicht ihrer Urheber aufs Vollkommenſte erfüllte. Nachdem es ihnen fehlgeſchlagen war, den mißtrauiſchen Prinzen durch das Anerbieten einer Vermählung mit der verwittweten Königinn, Maria Stuart, und der daran haftenden Ausſicht auf die Königreiche Schottland und England, zu blenden, mußte ihm Philipp II. von Spanien zum Erſatz für das entriſſene Navarra die Inſel Sardinien anbieten. Zugleich unterließ man nicht, um ſein Verlangen darnach zu reizen, die prächtigſten Schilderungen von den Vorzügen dieſes Königreichs auszubreiten. Man zeigte ihm die nicht ſehr entfernten Ausſichten auf den franzöſiſchen Thron, wenn der regierende Stamm in den ſchwächlichen Söhnen Heinrichs II. erlöſchen ſollte; eine Ausſicht, die er ſich durch ſein längeres Beharren auf proteſtantiſcher Seite unausbleiblich verſchließen würde. Endlich reizte man ſeine Eitelkeit durch die Betrachtung, daß er durch Aufopferung ſo groſſer Vortheile nicht einmal gewinne, die erſte Rolle bey einer Partey zu ſpielen, die der Geiſt des Prinzen von Condé unumſchränkt leite. So nachdrücklichen Vorſtellungen konnte das ſchwache Gemüth des Königs von Navarra nicht lange widerſtehen. Um bey der reformirten Partey nicht der Zweyte zu ſeyn, überließ er ſich unbedingt der katholiſchen, um dort noch viel weniger zu bedeuten; und um an dem Prinzen von Condé keinen Nebenbuhler zu haben, gab er ſich an dem Herzog von Guiſe einen Herrn und Gebieter. Die Pomeranzenwälder von Sardinien, in deren Schatten er ſich ſchon im Voraus ein paradieſiſches Leben träumte, umgaukelten ſeine Einbildungskraft, und blind warf er ſich in die ihm gelegte Schlinge. Die Königinn Katharina ſelbſt wurde von ihm verlaſſen, um ſich ganz dem Triumvirat hinzugeben, und die reformirte Partey ſah einen Freund, der ihr nicht viel genützt hatte, in einen offenbaren Feind verwandelt, der ihr noch weniger ſchadete.

Zwiſchen den Anführern beyder Religionsparteyen hatten die Bemühungen der Königinn Katharina einen Schein des Friedens bewirkt, aber nicht eben ſo bey den Parteyen, welche fortfuhren, einander mit dem grimmigſten Haſſe zu verfolgen. Jede unterdrückte oder neckte, wo ſie die mächtigere war, die andre, und die beyderſeitigen Oberhäupter ſahen, ohne ſich ſelbſt einzumiſchen, dieſem Schauſpiele zu, zufrieden, wenn nur der Eifer nicht verglimmte, und der Parteygeiſt dadurch in der Uebung blieb. Obgleich das letztere Edikt der Königinn Katharina den Reformirten alle öffentlichen Verſammlungen unterſagte, ſo kehrte man ſich dennoch nirgends daran, wo man ſich ſtark genug fühlte, ihm zu trotzen. In Paris ſowol, als in den Provinzſtädten wurden, dieſes Edikts ungeachtet, öffentlich Predigten gehalten, und die Verſuche, ſie zu ſtören, lieſen nicht immer glücklich ab. Die Königinn bemerkte dieſen Zuſtand der Anarchie mit Furcht, indem ſie vorausſah, daß durch dieſen Krieg im Kleinen nur die Schwerter zu einem größern geſchliffen würden. Es war daher dem ſtaatsklugen und duldſamen Kanzler von Hopital, ihrem vornehmſten Rathgeber, nicht ſchwer, ſie zu Aufhebung eines Edikts geneigt zu machen, welches, da es nicht konnte behauptet werden, nur das Anſehen der geſetzgebenden Macht entkräftete, die reformirte Partey mit Ungehorſam und Widerſetzlichkeit vertraut machte, und durch die Beſtrebungen der katholiſchen, es geltend zu machen, einen unglücklichen Verfolgungsgeiſt zwiſchen beyden Theilen unterhielt. Auf Veranlaſſung dieſes weiſen Patrioten ließ die Regentinn einen Ausſchuß von allen Parlamentern ſich in St. Germain verſammeln, welcher berathſchlagen ſollte: „Was in Abſicht der Reformirten und ihrer Verſammlungen (den innern Werth oder Unwerth ihrer Religion durchaus bey Seite gelegt) zum Beſten des Staats zu verfügen ſey?“ — Die Antwort war in der Frage ſchon enthalten, und ein den Reformirten ſehr günſtiges Edikt die Folge dieſer Berathſchlagung. In demſelben geſtattete man ihnen förmlich, ſich, wiewol außerhalb der Mauern und unbewaffnet, zu gottesdienſtlichen Handlungen zu verſammeln, und legte allen Obrigkeiten auf, dieſe Zuſammenkünfte in ihren Schutz zu nehmen. Dagegen ſollten ſie gehalten ſeyn, den Katholicken alle denſelben entzogene Kirchen und Kirchengeräthe zurückzuſtellen, der katholiſchen Geiſtlichkeit, gleich den Katholiken ſelbſt, die Gebühren zu entrichten, übrigens die Feſt- und Feyertage, und die Verwandtſchaftsgrade bey ihren Heyrathen nach den Vorſchriften der herrſchenden Kirche zu beobachten. Nicht ohne großen Widerſpruch des Pariſer Parlaments wurde dieſes Edikt, vom Jänner 1562, wo es bekannt gemacht wurde, das Edikt des Jänners genannt, regiſtrirt, und von den ſtrengen Katholiken und der ſpaniſchen Partey mit eben ſo viel Unwillen als von den Reformirten mit triumphirender Freude aufgenommen. Der ſchlimme Wille ihrer Feinde ſchien durch daſſelbe entwaffnet, und fürs Erſte zu einer geſetzmäßigen Exiſtenz in dem Königreich ein wichtiger Schritt gethan. Auch die Regentinn ſchmeichelte ſich durch dieſes Edikt zwiſchen beyden Kirchen eine unüberſchreitbare Gränze gezogen, dem Ehrgeiz der Großen heilſame Feſſeln angelegt, und den Zunder des Bürgerkriegs auf lange erſtickt zu haben. Doch war es eben dieſes Edikt des Friedens, welches durch die Verletzung, die es erlitt, die Reformirten zu den gewaltſamen Entſchließungen brachte, und den Krieg herbeyführte, welchen zu verhüten es gegeben war.

Dieſes Edikt vom Jänner 1562 alſo, weit entfernt, die Abſichten ſeiner Urheberinn zu erfüllen und beyde Religionsparteyen in den Schranken der Ordnung zu halten, ermunterte die Feinde der Letztern nur, deſto verdecktere und ſchlimmere Plane zu entwerfen. Die Begünſtigungen, welche dieſes Edikt den Reformirten ertheilt hatte, und der bedeutende Vorzug, den ihre Anführer, Condé und die Chatillons, bey der Königinn genoſſen, verwundete tief den bigotten Geiſt und die Ehrſucht des alten Montmorency, der beyden Guiſen und der mit ihnen verbundenen Spanier. Schweigend zwar, aber nicht müßig, beobachteten ſich die Anführer wechſelsweiſe unter einander, und ſchienen nur den Moment zu erwarten, der dem Ausbruch ihrer verhaltenen Leidenſchaft günſtig war. Jeder Theil, feſt entſchloſſen, Feindſeligkeit mit Feindſeligkeit zu erwiedern, vermied ſorgfältig, ſie zu eröffnen, um in den Augen der Welt nicht als der Schuldige zu erſcheinen. Ein Zufall leiſtete endlich, was Beyde in gleichem Grade wünſchten und fürchteten.

Der Herzog von Guiſe und der Kardinal von Lothringen hatten ſeit einiger Zeit den Hof der Regentinn verlaſſen, und ſich nach den deutſchen Gränzen gezogen, wo ſie den gefürchteten Eintritt der deutſchen Proteſtanten in das Königreich deſto leichter verhindern konnten. Bald aber fing die katholiſche Partey an, ihre Anführer zu vermiſſen, und der zunehmende Kredit der Reformirten bey der Königinn machte den Wunſch nach ihrer Wiederkunft dringend. Der Herzog trat alſo den Weg nach Paris an, begleitet von einem ſtarken Gefolge, welches ſich, ſo wie er fortſchritt, vergrößerte. Der Weg führte ihn durch Vaſſy, an der Gränze von Champagne, wo zufälligerweiſe die reformirte Gemeine bey einer öffentlichen Predigt verſammelt war. Das Gefolge des Herzogs, trotzig wie ſein Gebieter, gerieth mit dieſer ſchwärmeriſchen Menge in Streit, welcher ſich bald in Gewaltthätigkeiten endigte; im unordentlichen Gewühl dieſes Kampfes wurde der Herzog ſelbſt, der herbey geeilt war, Frieden zu ſtiften, mit einem Steinwurf im Geſichte verwundet. Der Anblick ſeiner blutigen Wange ſetzte ſeine Begleiter in Wuth, die jetzt gleich raſenden Thieren über die Wehrloſen herſtürzen, ohne Anſehen des Geſchlechts noch Alters, was ihnen vorkommt, erwürgen und an den gottesdienſtlichen Geräthſchaften, die ſie finden, die gröbſten Entweihungen begehen. Das ganze reformirte Frankreich gerieth über dieſe Gewaltthätigkeit in Bewegung, und an dem Thron der Regentinn wurden durch den Mund des Prinzen von Condé und einer eigenen Deputation die heftigſten

Klagen dagegen erhoben. Katharina that Alles, um den Frieden zu erhalten, und weil ſie überzeugt war, daß es nur auf die Häupter ankäme, um die Parteyen zu beruhigen, ſo rief ſie den Herzog von Guiſe dringend an den Hof, der ſich damals zu Monceaux aufhielt, wo ſie die Sache zwiſchen ihm und dem Prinzen von Condé zu vermitteln hoffte.

Aber ihre Bemühungen waren vergebens. Der Herzog wagte es, ihr ungehorſam zu ſeyn, und ſeine Reiſe nach Paris fortzuſetzen, wo er, von einem zahlreichen Anhang begleitet, und von einer ihm ganz ergebenen Menge tumultuariſch empfangen, einen triumphirenden Einzug hielt. Umſonſt ſuchte Condé, der ſich kurz zuvor nach Paris geworfen, das Volk auf ſeine Seite zu neigen. Die fanatiſchen Pariſer ſahen in ihm nichts als den Hugenotten, den ſie verabſcheuten, und in dem Herzog nur den heldenmüthigen Verfechter ihrer Kirche. Der Prinz muſſte ſich zurückziehen, und den Schauplatz dem Ueberwinder einräumen. Nunmehr galt es, welcher von beyden Theilen es dem andern an Geſchwindigkeit, an Macht, an Kühnheit zuvorthäte. Indeß der Prinz in aller Eile zu Meaux, wohin er entwichen war, Truppen zuſammenzog, und mit den Chatillons ſich vereinigte, um den Triumvirn die Spitze zu bieten, waren dieſe ſchon mit einer ſtarken Reiterey nach Fontainebleau aufgebrochen, um durch

Beſitznehmung der Perſon des jungen Königs ihre Gegner in die Nothwendigkeit zu ſetzen, als Rebellen gegen ihren Monarchen zu erſcheinen.

Schrecken und Verwirrung hatten ſich gleich auf die erſte Nachricht von dem Einzug des Herzogs in Paris der Regentinn bemächtigt; in ſeiner ſteigenden Gewalt ſah ſie den Umſturz der ihrigen voraus. Das Gleichgewicht der Faktionen, wodurch allein ſie bisher geherrſcht hatte, war zerſtört, und nur ihr offenbarer Beytritt konnte die reformirte Partey in den Stand ſetzen, es wieder herzuſtellen. Die Furcht, unter die Tyranney der Guiſen und ihres Anhangs zu gerathen, Furcht für das Leben des Königs, für ihr eigenes Leben, ſiegte über jede Bedenklichkeit. Jetzt unbeſorgt vor dem ſonſt ſo gefürchteten Ehrgeiz der proteſtantiſchen Häupter ſuchte ſie ſich nur vor dem Ehrgeiz der Guiſen in Sicherheit zu ſetzen. Die Macht der Proteſtanten, welche allein ihr dieſe Sicherheit verſchaffen konnte, bot ſich ihrer erſten Beſtürzung dar; vor der drohenden Gefahr muſſte jetzt jede andere Rückſicht ſchweigen. Bereitwillig nahm ſie den Beyſtand an, der ihr von dieſer Partey angeboten wurde, und der Prinz von Condé ward, welche Folgen auch dieſer Schritt haben mochte, aufs Dringendſte aufgefordert, Sohn und Mutter zu vertheidigen. Zugleich flüchtete ſie ſich, um von ihren Gegnern nicht überfallen zu werden, mit dem Könige nach Melün und von da nach Fontainebleau; welche Vorſicht aber die Schnelligkeit der Triumvirn vereitelte.

Sogleich bemächtigen ſich dieſe des Königs, und der Mutter wird freygeſtellt, ihn zu begleiten, oder ſich nach Belieben einen andern Aufenthalt zu wählen. Ehe ſie Zeit hat, einen Entſchluß zu faſſen, ſetzt man ſich in Marſch und unwillkürlich wird ſie mit fortgeriſſen. Schreckniſſe zeigen ſich ihr, wohin ſie blickt, überall gleiche Gefahr, auf welche Seite ſie ſich neige. Sie erwählt endlich die gewiſſe, um ſich nicht in den größern Bedrängniſſen einer ungewiſſen zu verſtricken, und iſt entſchloſſen, ſich an das Glück der Guiſen anzuſchließen. Man führt den König im Triumphe nach Paris, wo ſeine Gegenwart dem fanatiſchen Eifer der Katholiken die Loſung gibt, ſich gegen die Reformirten Alles zu erlauben. Alle ihre Verſammlungsplätze werden von dem wüthenden Pöbel geſtürmt, die Thüren eingeſprengt, Kanzeln und Kirchenſtühle zerbrochen, und in Aſche gelegt; der Kronfeldherr von Frankreich, der ehrwürdige Greis Montmorency, war es, der dieſe Heldenthat vollführte. Aber dieſe lächerliche Schlacht war das Vorſpiel eines deſto ernſthaftern Kriegs.

Nur um wenige Stunden hatte der Prinz von Condé den König in Fontainebleau verfehlt. Mit einem zahlreichen Gefolge war er, dem Wunſch der Regentinn gemäß, ſogleich aufgebrochen, ſie und ihren Sohn unter ſeine Obhut zu nehmen, aber er langte nur an, um zu erfahren, daß die Gegenpartey ihm zuvorgekommen, und der große Augenblick verloren ſey. Dieſer erſte Fehlſtreich ſchlug jedoch ſeinen Muth nicht nieder. „Da wir einmal ſo weit ſind,“ ſagte er zu dem Admiral Coligny, „ſo müſſen wir durchwaten, oder wir ſinken unter.“ Er flog mit ſeinen Truppen nach Orleans, wo er eben noch recht kam, dem Obriſten von Andelot, der hier mit großem Nachtheil gegen die Katholiſchen focht, den Sieg zu verſchaffen. Aus dieſer Stadt beſchloß er ſeinen Waffenplatz zu machen, ſeine Partey in derſelben zu verſammeln, und ſeiner Familie, ſo wie ihm ſelbſt, nach einem Unglücksfall eine Zuflucht darin offen zu halten.

Von beyden Seiten fing nun der Krieg mit Manifeſten und Gegenmanifeſten an, worin alle Bitterkeit des Parteyhaſſes ausgegoſſen war, und nichts als die Aufrichtigkeit vermiſſt wurde. Der Prinz von Condé forderte in den ſeinigen alle redlich denkenden Franzoſen auf, ihren König und ihres Königs Mutter aus der Gefangenſchaft befreyen zu helfen, in welcher ſie von den Guiſen und deren Anhang gehalten würden. Durch eben dieſen Beſitz von des Königs Perſon ſuchten Letztere die Gerechtigkeit ihrer Sache zu beweiſen, und alle getreue Unterthanen zu bewegen, ſich unter die Fahnen ihres Königs zu verſammeln. Er ſelbſt, der minderjährige Monarch, muſſte in ſeinem Staatsrath erklären, daß er frey ſey, ſo wie auch ſeine Mutter, und das Edikt des Jänners beſtätigen. Dieſelbe Verſtellung wurde von beyden Seiten auch gegen auswärtige Mächte gebraucht. Um die deutſchen Proteſtanten einzuſchläfern, erklärten die Guiſen, daß die Religion nicht im Spiele ſey, und der Krieg bloß den Aufrührern gelte. Der nämliche Kunſtgriff ward auch von dem Prinzen von Condé angewendet, um die auswärtigen katholiſchen Mächte von dem Intereſſe ſeiner Feinde abzuziehen. In dieſem Wettſtreite des Betruges verläugnete Katharina ihren Charakter und ihre Staatskunſt nicht, und von den Umſtänden gezwungen, eine doppelte Perſon zu ſpielen, verſtand ſie es meiſterlich, die widerſprechendſten Rollen in ſich zu vereinigen. Sie läugnete öffentlich die Bewilligungen, welche ſie dem Prinzen von Condé ertheilt hatte, und empfahl ihm ernſtlich den Frieden, während daß ſie im Stillen, wie man ſagt, ſeine Werbungen begünſtigte, und ihn zu lebhafter Führung des Krieges ermunterte. Wenn die Ordres des Herzogs von Guiſe an die Befehlshaber der Provinzen Alles, was reformirt ſey, zu erwürgen befahlen, ſo enthielten die Briefe der Regentinn ganz entgegengeſetzte Befehle zur Schonung.

Bey dieſen Maßregeln der Politik verlor man die Hauptſache, den Krieg ſelbſt, nicht aus den Augen, und dieſe ſcheinbaren Bemühungen zu Erhaltung des Friedens verſchafften dem Prinzen von Condé nur deſto mehr Zeit, ſich in wehrhaften Stand zu ſetzen. Alle reformirten Kirchen wurden von ihm aufgefordert, zu einem Kriege, der ſie ſo nahe betraf, die nöthigen Koſten herzuſchießen, und der Religionseifer dieſer Partey öffnete ihm ihre Schätze. Die Werbungen wurden aufs Fleißigſte betrieben, ein tapferer getreuer Adel bewaffnete ſich für den Prinzen, und eine ſolenne ausführliche Akte ward aufgeſetzt, die ganze zerſtreute Partey in Eins zu verbinden, und den Zweck dieſer Konföderation zu beſtimmen. Man erklärte in derſelben, daß man die Waffen ergriffen habe, um die Geſetze des Reichs, das Anſehn und ſelbſt die Perſon des Königs, gegen die gewaltthätigen Anſchläge gewiſſer ehrſüchtiger Köpfe in Schutz zu nehmen, die den ganzen Staat in Verwirrung ſtürzten. Man verpflichtete ſich durch ein heiliges Gelübde, allen Gottesläſterungen, allen Entweihungen der Religion, allen abergläubiſchen Meinungen und Gebräuchen, allen Ausſchweifungen u. dgl. nach Vermögen ſich zu widerſetzen, welches eben ſo viel war, als der katholiſchen Kirche förmlich den Krieg ankündigen. Endlich und ſchließlich erkannte man den Prinzen von Condé als das Haupt der ganzen Verbindung und verſprach ihm Gut und Blut und den ſtrengſten Gehorſam. Die Rebellion bekam von jetzt an eine mehr regelmäßige Geſtalt, die einzelnen Unternehmungen mehr Beziehung aufs Ganze, mehr Zuſammenhang; jetzt erſt wurde die Partey zu einem organiſchen Körper, den ein denkender Geiſt beſeelte. Zwar hatten ſich Katholiſche und Reformirte ſchon lange vorher in einzelnen und kleinen Kämpfen gegen einander verſucht; einzelne Edelleute hatten in verſchiedenen Provinzen zu den Waffen gegriffen, Soldaten geworben, Städte durch Ueberfall gewonnen, das platte Land verheert, kleine Schlachten geliefert; aber dieſe einzelnen Operationen, ſo viel Drangſale ſie auch auf die Gegenden häuften, die der Schauplatz derſelben waren, blieben für das Ganze ohne Folgen, weil es ſowol an einem bedeutenden Platz, als an einer Hauptarmee fehlte, die nach einer Niederlage den flüchtigen Truppen eine Zuflucht gewähren konnte.

Im ganzen Königreiche waffnete man ſich jetzt, hier zum Angriffe und dort zur Gegenwehr; beſonders erklärten ſich die vornehmſten Städte der Normandie, und Rouen zuerſt, zu Gunſten der Reformirten. Ein ſchrecklicher Geiſt der Zwietracht, der auch die heiligſten Bande der Natur und der politiſchen Geſellſchaft auflöſte, durchlief die Provinzen. Raub, Mord und mörderiſche Gefechte bezeichneten jeden Tag; der grauſenvolle Anblick rauchender Städte verkündigte das allgemeine Elend. Brüder trennten ſich von Brüdern, Väter von ihren Söhnen, Freunde von Freunden, um ſich zu verſchiedenen Führern zu ſchlagen, und im blutigen Gemenge der Bürgerſchaft ſich ſchrecklich wieder zu finden. Unterdeſſen zog ſich eine regelmäßige Armee unter den Augen des Prinzen von Condé in Orleans, eine andere in Paris unter Anführung des Konnetable von Montmorency und der Guiſen, zuſammen, beyde gleich ungeduldig, das große Schickſal der Religion und des Vaterlands zu entſcheiden.

Ehe es dazu kam, verſuchte Katharina, gleich verlegen über jeden möglichen Ausſchlag des Krieges, der ihr, welchen von beyden Theilen er auch begünſtige, einen Herrn zu geben drohte, noch einmal den Weg der Vermittlung. Auf ihre Veranſtaltung unterhandelten die Anführer zu Toury in Perſon, und als dadurch nichts ausgerichtet ward, wurde zu Talſy zwiſchen Chateaudün und Orleans eine neue Konferenz angefangen. Der Prinz von Condé drang auf Entfernung des Herzogs von Guiſe, des Marſchalls von Saint-André und des Konnetable, und die Königinn hatte auch wirklich ſoviel von dieſen erhalten, daß ſie ſich während der Konferenz auf einige Meilen von dem königlichen Lager entfernten. Nachdem auf dieſe Art der hauptſächlichſte Grund des Mißtrauens aus dem Wege geräumt war, wußte dieſe verſchlagene Fürſtinn, der es eigentlich nur darum zu thun war, ſich der Tyranney ſowol des Einen, als des andern Theils zu entledigen, den Prinzen von Condé, durch den Biſchof von Valence, ihren Unterhändler, mit argliſtiger Kunſt dahin zu vermögen, daß er ſich erbot, mit ſeinem ganzen Anhange das Königreich zu verlaſſen, wenn nur ſeine Gegner das nämliche thäten. Sie nahm ihn ſogleich beym Worte, und war im Begriff, über ſeine Unbeſonnenheit zu triumphiren, als die allgemeine Unzufriedenheit der proteſtantiſchen Armee und eine reifere Erwägung des übereilten Schrittes, den Prinzen beſtimmte, die Konferenz ſchleunig abzubrechen, und der Königinn Betrug mit Betrug zu bezahlen. So mißlang auch der letzte Verſuch zu einer gütlichen Beylegung, und der Ausſchlag beruhte nun auf den Waffen.

Die Geſchichtſchreiber ſind unerſchöpflich in Beſchreibung der Grauſamkeiten, welche dieſen Krieg bezeichneten. Ein einziger Blick in das Menſchenherz und in die Geſchichte wird hinreichen, uns alle dieſe Unthaten begreiflich zu machen. Die Bemerkung iſt nichts weniger als neu, daß keine Kriege zugleich ſo ehrlos und ſo unmenſchlich geführt werden, als die, welche Religionsfanatismus und Parteyhaß im Innern eines Staats entzünden. Antriebe, welche in Ertödtung alles deſſen, was den Menſchen ſonſt das Heiligſte iſt, bereits ihre Kraft bewieſen, welche das ehrwürdige Verhältniß zwiſchen dem Souverain und dem Unterthan, und den noch ſtärkern Trieb der Natur übermeiſterten, finden an den Pflichten der Menſchlichkeit keinen Zügel mehr; und die Gewalt ſelbſt, welche Menſchen anwenden müſſen, um jene ſtarken Bande zu ſprengen, reißt ſie blindlings und unaufhaltſam zu jedem Aeußerſten fort. Die Gefühle für Gerechtigkeit, Anſtändigkeit und Treue, welche ſich auf anerkannte Gleichheit der Rechte gründen, verlieren in Bürgerkriegen ihre Kraft, wo jeder Theil in dem andern einen Verbrecher ſieht, und ſich ſelbſt das Strafamt über ihn zueignet. Wenn ein Staat mit dem andern kriegt, und nur der Wille des Souverains ſeine Völker bewaffnet, nur der Antrieb zur Ehre ſie zur Tapferkeit ſpornt, ſo bleibt ſie ihnen auch heilig gegen den Feind, und eine edelmüthige Tapferkeit weiß ſelbſt ihre Opfer zu ſchonen. Hier iſt der Gegenſtand der Begierden des Kriegers etwas ganz verſchiedenes von dem Gegenſtande ſeiner Tapferkeit, und es iſt fremde Leidenſchaft, die durch ſeinen Arm ſtreitet. In Bürgerkriegen ſtreitet die Leidenſchaft des Volks und der Feind iſt der Gegenſtand deſſelben. Jeder einzelne Mann iſt hier *Beleidiger*, weil jeder Einzelne *aus freyer Wahl* die Partey ergriff, für die er ſtreitet. Jeder einzelne Mann iſt hier *Beleidigter*, weil man verachtet, was er ſchätzt, weil man anfeindet, was er liebt, weil man verdammt, was er erwählte. Hier, wo Leidenſchaft und Noth dem friedlichen Ackermann, dem Handwerker, dem Künſtler das ungewohnte Schwert in die Hände zwingen, kann nur Erbitterung und Wuth den Mangel an Kriegskunſt, nur Verzweiflung den Mangel wahrer Tapferkeit erſetzen. Hier, wo man Herd, Heimat, Familie, Eigenthum verließ, wirft man mit ſchadenfrohem Wohlgefallen den Feuerbrand in fremdes, und achtet nicht auf fremden Lippen die Stimme der Natur, die zu Hauſe vergeblich erſchallte. Hier endlich, wo die Quellen ſelbſt ſich trüben, aus denen dem gemeinen Volk alle Sittlichkeit fließt, wo das Ehrwürdige geſchändet, das Heilige entweiht, das Unwandelbare aus ſeinen Fugen gerückt iſt, wo die Lebensorgane der allgemeinen Ordnung erkranken, ſteckt das verderbliche Beyſpiel des Ganzen jeden einzelnen Buſen an, und in jedem Gehirne tobt der Sturm, der Grundfeſten des Staats erſchüttert. Dreymal ſchrecklicheres Loos, wo ſich religiöſe Schwärmereyen mit Parteyhaß gattet, und die Fackel des Bürgerkrieges ſich an der unreinen Flamme des prieſterlichen Eifers entzündet.

Und dies war der Charakter dieſes Kriegs, der jetzt Frankreich verwüſtete. Aus dem Schoße der reformirten Religion ging der finſtre grauſame Geiſt hervor, der ihm dieſe unglückliche Richtung gab, der alle dieſe Unthaten erzeugte. Im Lager dieſer Partey erblickte man nichts Lachendes, nichts Erfreuliches; alle Spiele, alle geſelligen Lieder hatte der finſtre Eifer verbannt. Pſalmen und Gebete ertönten an deren Stelle, und die Prediger waren ohne Aufhören beſchäftigt, dem Soldaten die Pflichten gegen ſeine Religion einzuſchärfen, und ſeinen fanatiſchen Eifer zu ſchüren. Eine Religion, welche der Sinnlichkeit ſolche Martern auflegte.

konnte die Gemüther nicht zur Menſchlichkeit einladen; der Charakter der ganzen Partey muſſte mit dieſem düſtern und knechtiſchen Glauben verwildern. Jede Spur des Papſtthums ſetzte den Schwärmergeiſt des Kalviniſten in Wuth; Altäre und Menſchen wurden ohne Unterſchied ſeinem unduldſamen Stolz aufgeopfert. Wohin ihn der Fanatismus allein nicht gebracht hatte, dazu zwangen ihn Mangel und Noth. Der Prinz von Condé ſelbſt gab das Beyſpiel einer Plünderung, welches bald durch das ganze Königreich nachgeahmt wurde. Von den Hülfsmitteln verlaſſen, womit er die Unkoſten des Kriegs bisher beſtritten hatte, legte er ſeine Hand an die katholiſchen Kirchengeräthe, deren er habhaft werden konnte, und ließ die heiligen Gefäße und Zierrathen einſchmelzen. Der Reichthum der Kirchen war eine zu große Lockung für die Habſucht der Proteſtanten und die Entweihung der Heiligthümer für ihre Rachbegierde ein viel zu ſüßer Genuß, um der Verſuchung zu widerſtehen. Alle Kirchen, deren ſie ſich bemeiſtern konnten, die Klöſter beſonders, muſſten den doppelten Ausbruch ihres Geizes und ihres frommen Eifers erfahren. Mit dem Raub allein nicht zufrieden, entweihten ſie die Heiligthümer ihrer Feinde durch den bitterſten Spott, und befliſſen ſich mit abſichtlicher Grauſamkeit, die Gegenſtände ihrer Anbetung durch einen barbariſchen Muthwillen zu entehren. Sie riſſen die Kirchen ein, ſchleiften die Altäre, verſtümmelten die Bilder der

Heiligen, traten die Reliquien mit Füßen, oder ſchändeten ſie durch den niedrigſten Gebrauch, durchwühlten ſogar die Gräber, und ließen die Gebeine der Todten den Glauben der Lebenden entgelten. Kein Wunder, daß ſo empfindliche Kränkungen zur ſchrecklichſten Wiedervergeltung reizten, daß alle katholiſche Kanzeln von Verwünſchungen gegen die ruchloſen Schänder des Glaubens ertönten, daß der ergriffene Hugenotte bey dem Papiſten keine Barmherzigkeit fand, daß Greuelthaten gegen die vermeintliche Gottheit durch Greuelthaten gegen Natur und Menſchheit geahndet wurden!

Von den Anführern ſelbſt ging das Beyſpiel dieſer barbariſchen Thaten aus, aber die Ausſchweifungen, zu welchen der Pöbel beyder Parteyen dadurch hingeriſſen ward, lieſſen ſie bald ihre leidenſchaftliche Uebereilung bereuen. Jede Partey wetteiferte, es der andern an erfinderiſcher Grauſamkeit zuvorzuthun. Nicht zufrieden mit der blutig befriedigten Rache, ſuchte man noch durch neue Künſte der Tortur dieſe ſchreckliche Luſt zu verlängern. Menſchenleben war zu einem Spiel geworden, und das Hohnlachen des Mörders ſchärfte noch die Stacheln eines ſchmerzhaften Todes. Keine Freyſtätte, kein beſchworner Vertrag, kein Menſchen- und Völkerrecht ſchützte gegen die blinde thieriſche Wuth; Treu und Glauben war dahin, und durch Eidſchwüre lockte man nur die Opfer. Ein Schluß des Pariſer Parlaments, welche der reformirten Lehre förmlich und feyerlich das Verdammungsurtheil ſprach, und alle Anhänger derſelben dem Tode weihte, ein andrer nachdrücklicherer Urtheilsſpruch, der aus dem Conſeil des Königs ausging, und alle Anhänger des Prinzen von Condé, ihn ſelbſt ausgenommen, als Beleidiger der Majeſtät in die Acht erklärte, konnte nicht wol dazu beytragen, die erbitterten Gemüther zu beſänftigen, denn nun feuerte der Name ihres Königs und die gewiſſe Abſicht der Beute den Verfolgungseifer der Papiſten an, und den Muth der Hugenotten ſtärkte Verzweiflung.

Umſonſt hatte Katharina von Medicis alle Künſte ihrer Politik aufgeboten, die Wuth der Parteyen zu beſänftigen, umſonſt hatte ein Schluß des Conſeil alle Anhänger des Prinzen von Condé als Rebellen und Hochverräther erklärt, umſonſt das Pariſer Parlament die Partey gegen die Kalviniſten ergriffen; der Bürgerkrieg war da, und ganz Frankreich ſtand in Flammen. Wie groß aber auch das Zutrauen der Letztern zu ihren Kräften war, ſo entſprach der Erfolg doch keineswegs den Erwartungen, welche ihre Zurüſtung erweckt hatte. Der reformirte Adel, welcher die Hauptſtärke der Armee des Prinzen von Condé ausmachte, hatte in kurzer Zeit ſeinen kleinen Vorrath verzehrt, und auſſer Stande, ſich, da nichts Entſcheidendes geſchah und der Krieg in die Länge geſpielt wurde, forthin ſelbſt zu verköſtigen, gab er den dringenden Aufforderungen der Selbſtliebe nach, welche ihn heim rief, ſeinen eigenen Herd zu vertheidigen. Zerronnen war in kurzer Zeit dieſe, ſo große Thaten verſprechende, Armee, und dem Prinzen, jetzt viel zu ſchwach, um einem überlegenen Feind im Felde zu begegnen, blieb nichts übrig, als ſich mit dem Ueberreſt ſeiner Truppen in der Stadt Orleans einzuſchließen.

Hier erwartete er nun die Hülfe, zu welcher einige auswärtige proteſtantiſche Mächte ihm Hoffnung gemacht hatten. Deutſchland und die Schweiz waren für beyde kriegführende Parteyen eine Vorrathskammer von Soldaten, und ihre feile Tapferkeit, gleichgültig gegen die Sache, wofür gefochten werden ſollte, ſtand dem Meiſtbietenden zu Gebot. Deutſche ſowol als ſchweizeriſche Miethtruppen ſchlugen ſich, je nachdem ihr eigener und ihrer Anführer Vortheil es erheiſchte, zu entgegengeſetzten Fahnen, und das Intereſſe der Religion wurde wenig dabey in Betracht gezogen. Indem dort an den Ufern des Rheins ein deutſches Heer für den Prinzen geworben ward, kam zugleich ein wichtiger Vertrag mit der Königinn **Eliſabeth** von England zu Stande. Die nämliche Politik, welche dieſe Fürſtinn in der Folge veranlaſſte, ſich zur Beſchützerinn der Niederlande gegen ihren Unterdrücker, **Philipp** von Spanien, aufzuwerfen, und dieſen neu aufblühenden Staat in ihre Obhut zu nehmen, legte ihr gegen die franzöſiſchen Proteſtanten gleiche Pflichten auf, und das große Intereſſe der Religion erlaubte ihr nicht, dem Untergange ihrer Glaubensgenoſſen in einem benachbarten Königreich gleichgültig zuzuſehen. Dieſe Antriebe ihres Gewiſſens wurden nicht wenig durch politiſche Gründe verſtärkt. Ein bürgerlicher Krieg in Frankreich ſicherte ihren eigenen noch wankenden Thron vor einem Angriff von dieſer Seite, und eröffnete ihr zugleich eine erwünſchte Gelegenheit, auf Koſten dieſes Staats ihre eigne Beſitzungen zu erweitern. Der Verluſt von Calais war eine noch friſche Wunde für England; mit dieſem wichtigen Gränzplatz hatte es den freyen Eintritt in Frankreich verloren. Dieſen Schaden zu erſetzen, und von einer andern Seite in dem Königreich feſten Fuß zu faſſen, beſchäftigte ſchon längſt die Politik der Eliſabeth, und der Bürgerkrieg, der ſich nunmehr in Frankreich entzündet hatte, zeigte ihr die Mittel, es zu bewerkſtelligen. Sechstauſend Mann engliſcher Hülfstruppen wurden dem Prinzen von Condé unter der Bedingung bewilligt, daß die eine Hälfte derſelben die Stadt Havre-de-Grace, die andre die Städte Rouen und Dieppe in der Normandie, als eine Zuflucht der verfolgten Religionsverwandten, beſetzt halten ſollte. So löſchte ein wüthender Parteygeiſt auf eine Zeitlang alle patriotiſche Gefühle bey den franzöſiſchen Proteſtanten aus, und der verjährte Nationalhaß gegen die Britten wich auf

Augenblicke dem glühendern Sektenhaß und dem Verfolgungsgeiſt erbitterter Faktionen.

Der gefürchtete nahe Eintritt der Engländer in der Normandie zog die königliche Armee nach dieſer Provinz, und die Stadt Rouen wurde belagert. Das Parlament und die vornehmſten Bürger hatten ſich ſchon vorher aus dieſer Stadt geflüchtet, und die Vertheidigung derſelben blieb einer fanatiſchen Menge überlaſſen, die von ſchwärmeriſchen Prädikanten erhitzt, bloß ihrem blinden Religionseifer und dem Geſetz der Verzweiflung Gehör gab. Aber alles Widerſtandes von Seiten der Bürgerſchaft ungeachtet, wurden die Wälle nach einer monatlangen Gegenwehr im Sturme erſtiegen, und die Halsſtarrigkeit ihrer Vertheidiger durch eine barbariſche Behandlung geahndet, welche man zu Orleans auf proteſtantiſcher Seite nicht lang unvergolten ließ. Der Tod des Königs von Navarra, welcher auf eine vor dieſer Stadt empfangene Wunde erfolgte, macht die Belag'rung von Rouen im Jahr 1562 berühmt, aber nicht eben merkwürdig; denn der Hintritt dieſes Prinzen blieb gleich unbedeutend für beyde kämpfende Parteyen.

Der Verluſt von Rouen und die ſiegreichen Fortſchritte der feindlichen Armee in der Normandie, drohten dem Prinzen von Condé, der itzt nur noch wenige große Städte unter ſeiner Botmäßigkeit ſah, den nahen Untergang ſeiner Partey, als die Erſcheinung der deutſchen Hülfs-Truppen, mit denen ſich ſein Obriſter, Andelot, nach überſtandenen unſäglichen Schwierigkeiten, glücklich vereinigt hatte, aufs Neue ſeine Hoffnungen belebte. An der Spitze dieſer Truppen, welche in Verbindung mit ſeinen eigenen, ein bedeutendes Heer ausmachten, fühlte er ſich ſtark genug, nach Paris aufzubrechen, und dieſe Hauptſtadt durch ſeine unverhoffte gewaffnete Ankunft in Schrecken zu ſetzen. Ohne die politiſche Klugheit Katharinens wäre diesmal entweder Paris erobert, oder wenigſtens ein vortheilhafter Friede von den Proteſtanten errungen worden. Mit Hülfe der Unterhandlungen, ihrem gewöhnlichen Rettungsmittel, wußte ſie den Prinzen mitten im Lauf ſeiner Unternehmung zu feſſeln, und durch Vorſpiegelung günſtiger Traktaten Zeit zur Rettung zu gewinnen. Sie verſprach das Edikt des Jenners, welches den Proteſtanten die freye Religionsübung zuſprach, zu beſtätigen, blos mit Ausnahme derjenigen Städte, in welchen die ſouvrainen Gerichtshöfe ihre Sitzung hätten. Da der Prinz die Religionsduldung auch auf dieſe Letztern ausgedehnt wiſſen wollte, ſo wurden die Unterhandlungen in die Länge gezogen, und Katharina erhielt die gewünſchte Friſt, ihre Maßregeln zu ergreifen Der Waffenſtillſtand, den ſie während dieſer Traktaten geſchickt von ihm zu erhalten wußte, ward für die Konföderirten verderblich, und, indem die Königlichen innerhalb der Mauern von Paris neue Kräfte ſchöpften und ſich durch ſpaniſche Hülfs-Truppen verſtärkten, ſchmolz die Armee des Prinzen durch Deſertion und ſtrenge Kälte dahin, daß er in Kurzem zu einem ſchimpflichen Aufbruch gezwungen wurde. Er richtete ſeinen Marſch nach der Normandie, wo er Geld und Truppen aus England erwartete, ſah ſich aber unweit der Stadt Dreur von der nacheilenden Armee der Königinn eingeholt, und zu einem entſcheidenden Treffen genöthigt. Beſtürzt und unſchlüſſig, gleich als hätten die unterdrückten Gefühle der Natur auf einen Augenblick ihre Rechte zurückgefordert, ſtaunten beyde Heere einander an, ehe die Kanonen die Loſung des Todes gaben; der Gedanke an das Bürger- und Bruderblut, das jetzt verſprützt werden ſollte, ſchien jedem einzelnen Kämpfer mit flüchtigem Entſetzen zu durchſchauern. Nicht lange aber dauerte dieſer Gewiſſens-Kampf; der wilde Ruf der Zwietracht übertäubte bald der Menſchlichkeit leiſe Stimme. Ein deſto wüthenderer Sturm folgte auf dieſe bedeutungsvolle Stille. Sieben ſchreckliche Stunden fochten beyde Theile mit gleich kühnem Muthe, mit gleich heftiger Erbitterung. Ungewiß ſchwankte der Sieg von einer Seite zur andern, bis die Entſchloſſenheit des Herzogs von Guiſe ihn endlich auf die Seite des Königs neigte. Unter den Verbundenen wurde der Prinz von Condé und unter den Königlichen der Konnetable von Montmorency zu Gefangenen gemacht, und von den Letztern blieb noch der Marſchall von St. André auf dem Platze. Das Schlachtfeld blieb dem Herzog von Guiſe, welchen dieſer entſcheidende Sieg zugleich von einem furchtbarn öffentlichen Feind und von zwey Nebenbuhlern ſeiner Macht befreyte.

Hatte Katharina mit Widerwillen die Abhängigkeit ertragen, in welche ſie durch die Triumvirn verſetzt war, ſo muſſte ihr nunmehr die Alleinherrſchaft des Herzogs, deſſen Ehrgeiz keine Gränzen, deſſen gebieteriſcher Stolz keine Mäßigung kannte, doppelt empfindlich fallen. Der Sieg bey Dreux, weit entfernt ihre Wünſche zu befördern, hatte ihr einen Herrn in ihm gegeben, der nicht lange ſäumte, ſich der erlangten Ueberlegenheit zu bedienen, und die zuverſichtlich ſtolze Sprache des Herrſchers zu führen. Alles ſtand ihm zu Gebot, und die unumſchränkte Macht, die er beſaß, verſchaffte ihm die Mittel, ſich Freunde zu erkaufen, und den Hof ſowol, als die Armee mit ſeinen Geſchöpfen anzufüllen. Katharina, ſo ſehr ihr die Staatsklugheit anrieth, die geſunkene Partey der Proteſtanten wieder aufzurichten, und durch Wiederherſtellung des Prinzen von Condé die Anmaßungen des Herzogs zu beſchränken, wurde durch den überlegenen Einfluß des Letztern zu entgegengeſetzten Maßregeln fortgeriſſen. Der Herzog verfolgte ſeinen Sieg, und rückte vor die Stadt Orleans, um durch Ueberwältigung dieſes Platzes, welcher die Hauptmacht der Proteſtanten einſchloß, ihrer Partey auf einmal ein Ende zu machen. Der Verluſt einer Schlacht und die Gefangenſchaft ihres Anführers hatte den Muth derſelben zwar erſchüttern, aber nicht ganz niederbeugen können. Admiral Coligny ſtand an ihrer Spitze, deſſen erfinderiſcher, an Hülfsmitteln unerſchöpflicher Geiſt ſich in der Widerwärtigkeit immer am glänzendſten zu entfalten pflegte. Er hatte die Trümmer der geſchlagenen Armee in Kurzem unter ſeinen Fahnen verſammelt, und ihr, was noch mehr war, in ſeiner Perſon einen Feldherrn gegeben. Durch engliſche Truppen verſtärkt und mit engliſchem Gelde befriedigt, führte er ſie in die Normandie, um ſich in dieſer Provinz durch kleine Wageſtücke zu einer größern Unternehmung zu ſtärken.

Unterdeſſen fuhr Franz von Guiſe fort, die Stadt Orleans zu ängſtigen, um durch Eroberung derſelben ſeinen Triumphen die Krone aufzuſetzen. Andelot hatte ſich mit dem Kern der Armee und den verſuchteſten Anführern in dieſe Stadt geworfen, wo noch überdies der gefangene Konnetable in Verwahrung gehalten wurde. Die Einnahme eines ſo wichtigen Platzes hätte den Krieg auf einmal geendigt, und darum ſparte der Herzog keine Mühe, ſie in ſeine Gewalt zu bekommen. Aber anſtatt der gehofften Lorbern fand er an ihren Mauern das Ziel ſeiner Größe. Ein Meuchelmörder, Johann Poltrot de Mere, verwundete ihn mit vergifteten Kugeln, und machte mit dieſer blutigen That den Anfang des Trauerſpiels, welches der Fanatismus nachher in einer Reihe von ähnlichen Greuelthaten ſo ſchrecklich entwickelte. Unſtreitig wurde die kalviniſche Partey in ihm eines furchtbarn Gegners, Katharina eines gefährlichen Theilhabers ihrer Macht, entledigt; aber Frankreich verlor mit ihm zugleich einen Helden und einen groſſen Mann. Wie hoch ſich auch die Anmaßungen dieſes Fürſten verſtiegen, ſo war er doch gewiß auch der Mann für ſeine Plane; wie viel Stürme auch ſein Ehrgeiz im Staate erregt hatte, ſo fehlte demſelben doch, ſelbſt nach dem Geſtändniß ſeiner Feinde, der Schwung der Geſinnungen nicht, welcher in großen Seelen jede Leidenſchaft adelt. Wie heilig ihm auch mitten unter den verwilderten Sitten des Bürgerkriegs, wo die Gefühle der Menſchlichkeit ſonſt ſo gern verſtummen, die Pflicht der Ehre war, beweist die Behandlung, welche er dem Prinzen von Condé, ſeinem Gefangenen, nach der Schlacht bey Dreux, widerfahren ließ. Mit nicht geringem Erſtaunen ſah man dieſe zwey erbitterten Gegner, ſo viele Jahre lang geſchäftig, ſich zu vertilgen, durch ſo viele erlittne Beleidigungen zur Rache, ſo viele ausgeübte Feindſeligkeiten zum Mißtrauen gereizt — an Einer Tafel vertraulich zuſammen ſpeiſen, und, nach der Sitte jener Zeit, in demſelbigen Bette ſchlafen.

Der Tod ihres Anführers hemmte ſchnell die Thätigkeit der katholiſchen Partey, und erleichterte Katharinens Bemühungen, die Ruhe wieder herzuſtellen. Frankreichs immer zunehmendes Elend erregte dringende Wünſche nach Frieden, wozu die Gefangenſchaft der beyden Oberhäupter, Condé und Montmorency, gegründete Hoffnung machten. Beyde, gleich ungeduldig nach Freyheit, von der Königinn Mutter unabläſſig zur Verſöhnung gemahnt, vereinigten ſich endlich in dem Vergleiche von Amboiſe 1563, worin das Edikt des Jenners mit wenigen Ausnahmen beſtätigt, den Reformirten die öffentliche Religionsübung in denjenigen Städten, welche ſie zur Zeit in Beſitz hatten, zugeſtanden, auf dem Lande hingegen auf die Ländereyen der hohen Gerichtsherren und zu einem Privatgottesdienſt in den Häuſern des Adels eingeſchränkt, übrigens das Vergangene einer allgemeinen ewigen Vergeſſenheit überliefert ward.

So erheblich die Vortheile ſcheinen, welche der Vergleich von Amboiſe den Reformirten verſchaffte, ſo hatte Coligny dennoch vollkommen recht, ihn als ein Werk der Uebereilung von Seiten des Prinzen, und von Seiten der Königinn als ein Werk des Betrugs zu verwünſchen. Dahin waren mit dieſem unzeitigen Frieden alle glänzende Hoffnungen ſeiner Partey, die im ganzen Laufe dieſes Bürgerkriegs vielleicht noch nie ſo gegründet geweſen waren. Der Herzog von

Guiſe die Seele der katholiſchen Partey, der Marſchall von St. André, der König von Navarra im Grabe, der Konnetable gefangen, die Armee ohne Anführer und ſchwürig wegen des ausbleibenden Soldes, die Finanzen erſchöpft; auf der andern Seite eine blühende Armee, Englands mächtige Hülfe, Freunde in Deutſchland, und in dem Religionseifer der franzöſiſchen Proteſtanten Hülfsquellen genug, den Krieg fortzuſetzen. Die wichtigen Waffenplätze Lyon und Orleans, mit ſo vielem Blute erworben und vertheidigt, gingen nunmehr durch einen Federzug verloren; die Armee muſſte auseinander, die Deutſchen nach Hauſe gehen. Und für alle dieſe Aufopferungen hatte man, weit entfernt, einen Schritt vorwärts zu der bürgerlichen Gleichheit der Religionen zu thun, nicht einmal die vorigen Rechte zurück erhalten.

Die Auswechſelungen der gefangenen Anführer und die Verjagung der Engländer aus Havre-de-Grace, welche Montmorency durch die Ueberreſte des abgedankten proteſtantiſchen Heeres bewerkſtelligte, waren die erſte Frucht dieſes Friedens, und der gleiche Wetteifer beyder Parteyen, dieſe Unternehmung zu beſchleunigen, bewies nicht ſowol den wiederauflebenden Gemeingeiſt der Franzoſen, als die unvertilgbare Gewalt des Nationalhaſſes, den weder die Pflicht der Dankbarkeit noch das ſtärkſte Intereſſe der Leidenſchaft überwinden konnte. Nicht ſobald war der gemeinſchaftliche Feind von dem vaterländiſchen Boden vertrieben, als alle Leidenſchaften, welche der Sektengeiſt entflammt, in ihrer vorigen Stärke zurückkehrten, und die traurigen Scenen der Zwietracht erneuerten. So gering der Gewinn auch war, den die Kalviniſten aus dem neuerrichteten Vergleiche ſchöpften, ſo wurde ihnen auch dieſes Wenige mißgönnt, und unter dem Vorwand, die Vergleichspunkte zur Vollziehung zu bringen, maßte man ſich an, ihnen durch eine willkürliche Auslegung die engſten Gränzen zu ſetzen. Montmorency's herrſchbegieriger Geiſt war geſchäftig, den Frieden zu untergraben, wozu er doch ſelbſt das Werkzeug geweſen war; denn nur der Krieg konnte ihn der Königinn unentbehrlich machen. Der unduldſame Glaubenseifer, welcher ihn ſelbſt beſeelte, theilte ſich mehrern Befehlshabern in den Provinzen mit, und wehe den Proteſtanten in denjenigen Diſtrikten, wo ſie die Mehrheit nicht auf ihrer Seite hatten! Umſonſt reklamirten ſie die Rechte, welche der ausdrückliche Buchſtabe des Vertrags ihnen zugeſtand; der Prinz von Condé, ihr Beſchützer, von dem Netze der Königinn umſtrickt, und der undankbarn Rolle eines Parteyführers müde, entſchädigte ſich in der wollüſtigen Ruhe des Hoflebens für die langen Entbehrungen, welche der Krieg ſeiner herrſchenden Neigung auferlegt hatte. Er begnügte ſich mit ſchriftlichen Gegenvorſtellungen, welche, von keiner Armee unterſtützt, natürlicher Weiſe ohne Folgen blieben, während daß ein Edikt auf das andre erſchien, die geringen Freyheiten ſeiner Partey noch mehr zu beſchränken.

Mittlerweile führte Katharina den jungen König, der im Jahr 1563 für volljährig erklärt ward, in ganz Frankreich umher, um den Unterthanen ihren Monarchen zu zeigen, die Empörungsſucht der Factionen durch die königliche Gegenwart niederzuſchlagen, und ihrem Sohne die Liebe der Nation zu erwerben. Der Anblick ſo vieler zerſtörten Klöſter und Kirchen, welche von der fanatiſchen Wuth des proteſtantiſchen Pöbels furchtbare Zeugen abgaben, konnte ſchwerlich dazu dienen, dieſem jungen Fürſten einen günſtigen Begriff von der neuen Religion einzuflößen, und es iſt wahrſcheinlich genug, daß ſich bey dieſer Gelegenheit ein glühender Haß gegen die Anhänger Kalvins in ſeine Seele prägte.

Indem ſich unter den mißvergnügten Parteyen der Zunder zu einem neuen Kriegsfeuer ſammelte, zeigte ſich Katharina am Hofe geſchäftig, zwiſchen den nicht minder erbitterten Anführern ein Gaukelſpiel verſtellter Verſöhnung aufzuführen. Ein ſchwerer Verdacht befleckte ſchon ſeit lange die Ehre des Admirals von Coligny. Franz von Guiſe war durch die Hände des Meuchelmords gefallen, und der Untergang eines ſolchen Feindes war für den Admiral eine zu

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 15293/109

glückliche Begebenheit, als daß die Erbitterung ſeiner Gegner ſich hätte enthalten können, ihn eines Antheils daran zu beſchuldigen. Die Ausſagen des Mörders, der ſich, um ſeine eigene Schuld zu verringern, hinter den Schirm eines großen Namens flüchtete, gaben dieſem Verdacht einen Schein von Gerechtigkeit. Nicht genug, daß die bekannte Ehrliebe des Admirals dieſe Verläumdung widerlegte — es gibt Zeitumſtände, wo man an keine Tugend glaubt. Der verwilderte Geiſt des Jahrhunderts duldete keine Stärke des Gemüths, die ſich über ihn hinweg ſchwingen wollte. Antoinette von Bourbon, die Wittwe des Ermordeten, klagte den Admiral laut und öffentlich als den Mörder an, und ſein Sohn, Heinrich von Guiſe, in deſſen jugendlicher Bruſt ſchon die künftige Größe pochte, hatte ſchon den furchtbarn Vorſatz der Rache gefaſſt. Dieſen gefährlichen Zunder neuer Feindſeligkeiten erſtickte Katharinen's geſchäftige Politik; denn ſo ſehr die Zwietracht der Parteyen ihren Trieb nach Herrſchaft begünſtigte, ſo ſorgfältig unterdrückte ſie jeden offenbaren Ausbruch derſelben, der ſie in die Nothwendigkeit ſetzte, zwiſchen den ſtreitenden Factionen Partey zu ergreifen, und ihrer Unabhängigkeit verluſtig zu werden. Ihrem unermüdeten Beſtreben gelang es, von der Wittwe und dem Bruder des Entleibten eine Ehrenerklärung gegen den Admiral zu erhalten, welche dieſen von der angeſchuldigten Mordthat reinigte, und zwiſchen beyden Häuſern eine verſtellte Verſöhnung bewirkte.

Aber unter dem Schleier der erkünſtelten Eintracht entwickelten ſich die Keime zu einem neuen und wüthenden Bürgerkieg. Jeder noch ſo geringe, den Reformirten bewilligte, Vortheil dünkte den eifrigern Katholiken ein nie zu verzeihender Eingriff in die Hoheit ihrer Religion, eine Entweihung des Heiligthums, ein Raub an der Kirche begangen, die auch das Kleinſte von ihren Rechten ſich nicht vergeben dürfe. Kein noch ſo feyerlicher Vertrag, der dieſe unverletzbarn Rechte kränkte, konnte nach ihrem Syſteme Anſpruch auf Gültigkeit haben, und Pflicht war es jedem Rechtgläubigen, dieſer fremden fluchwürdigen Religions-Partey dieſe Vorrechte, gleich einem geſtohlnen Gut, wieder zu entreißen. Indem man von Rom aus geſchäftig war, dieſe widrigen Geſinnungen zu nähren und noch mehr zu erhitzen, indem die Anführer der Katholiſchen dieſen fanatiſchen Eifer durch das Anſehen ihres Beyſpiels bewaffneten, verſäumte unglücklicher Weiſe die Gegen-Partey nichts, den Haß der Papiſten durch immer kühnere Forderungen noch mehr gegen ſich zu zu reizen, und ihre Anſprüche in eben dem Verhältniß, als ſie jenen unerträglicher fielen, weiter auszudehnen. „Vor Kurzem,“ erklärte ſich Carl IX. gegen Coligny, „begnügtet ihr euch damit, von uns geduldet zu werden; jetzt wollt ihr gleiche Rechte mit uns haben; bald will ich erleben, daß ihr uns aus dem Königreich treibt, um das Feld allein zu behaupten.“

Bey dieſer widrigen Stimmung der Gemüther konnte ein Friede nicht beſtehen, der beyde Parteyen gleich wenig befriedigt hatte. Katharina ſelbſt, durch die Drohungen der Kalviniſten aus ihrer Sicherheit aufgeſchreckt, dachte ernſtlich auf einen öffentlichen Bruch, und die Frage war blos, wie die nöthige Kriegsmacht in Bewegung zu ſetzen ſey, um einen argwöhniſchen und wachſamen Feind nicht zu frühzeitig von ſeiner Gefahr zu belehren. Der Marſch einer ſpaniſchen Armee nach den Niederlanden, unter der Anführung des Herzogs von Alba, welche bey ihrem Vorüberzug die franzöſiſche Gränze berührte, gab den erwünſchten Vorwand zu der Kriegsrüſtung her, welche man gegen die innern Feinde des Königreichs machte. Es ſchien der Klugheit gemäß, eine ſo gefährliche Macht, als der ſpaniſche Generaliſſimus kommandirte, nicht unbeobachtet und unbewacht an den Pforten des Reichs vorüber ziehen zu laſſen, und ſelbſt der argwöhniſche Geiſt der proteſtantiſchen Anführer begriff die Nothwendigkeit, eine Obſervationsarmee aufzuſtellen, welche dieſe gefährlichen Gäſte im Zaum halten, und die bedrohten Provinzen gegen einen Ueberfall decken könnte. Um auch ihrerſeits von dieſem Umſtande Vortheil zu ziehen, erboten ſie ſich voll Argliſt, ihre eigne Partey zum Beyſtand des Königreichs zu bewaffnen; ein Stratagem, wodurch ſie, wenn es gelungen wäre, das Nämliche gegen den Hof zu erreichen hofften, was dieſer gegen ſie ſelbſt beabſichtet hatte. In aller Eile ließ nun Katharina Soldaten werben und ein Heer von ſechstauſend Schweizern bewaffnen, über welche ſie, mit Uebergehung der Kalviniſten, lauter katholiſche Befehlshaber ſetzte. Dieſe Kriegsmacht blieb, ſo lange ſein Zug dauerte, dem Herzog von Alba zur Seite, dem es nie in den Sinn gekommen war, etwas Feindliches gegen Frankreich zu unternehmen. Anſtatt aber nun nach Entfernung der Gefahr auseinander zu gehen, richteten die Schweizer ihren Marſch nach dem Herzen des Königreichs, wo man die vornehmſten Anführer der Hugenotten unvorbereitet zu überfallen hoffte. Dieſer verrätheriſche Anſchlag wurde noch zu rechter Zeit laut, und mit Schrecken erkannten die Letztern die Nähe des Abgrunds, in welchen man ſie ſtürzen wollte. Ihr Entſchluß muſſte ſchnell ſeyn. Man hielt Rath bey Coligny, in wenig Tagen ſah man die ganze Partey in Bewegung. Der Plan war, dem Hofe den Vorſprung abzugewinnen, und den König auf ſeinem Landſitz zu Monceaux aufzuheben, wo er ſich bey geringer Bedeckung in tiefer Sicherheit glaubte. Das Gerücht von dieſen Bewegungen verſcheuchte ihn nach Meaux, wohin man die Schweizer aufs Eilfertigſte beorderte. Dieſe fanden ſich zwar noch frühzeitig genug ein; aber die Reiterey des Prinzen von Condé rückte immer näher und näher, immer zahlreicher ward das Heer der Verbundenen, und drohte den König in ſeinem Zufluchtsort zu belagern. Die Entſchloſſenheit der Schweizer riß den König aus dieſer dringenden Gefahr. Sie erboten ſich, ihn mitten durch den Feind nach Paris zu führen, und Katharina bedachte ſich nicht, die Perſon des Königs ihrer Tapferkeit anzuvertrauen. Der Aufbruch geſchah gegen Mitternacht; den Monarchen nebſt ſeiner Mutter in ihrer Mitte, den ſie in einem gedrängten Viereck umſchloß, wandelte dieſe bewegliche Feſtung fort, und bildete mit vorgeſtreckten Piken eine ſtachlichte Mauer, welche die feindliche Reiterey nicht durchbrechen konnte. Der herausfordernde Muth, mit dem die Schweizer einherſchritten, angefeuert durch das heilige Palladium der Majeſtät, das ihre Mitte beherbergte, ſchlug die Herzhaftigkeit des Feindes darnieder, und die Ehrfurcht vor der Perſon des Königs, welche die Bruſt der Franzoſen ſo ſpät verläſſt, erlaubte dem Prinzen von Condé nicht, etwas mehr, als einige unbedeutende Scharmützel zu wagen. Und ſo erreichte der König noch an demſelben Abende Paris, und glaubte, dem Degen der Schweizer nichts Geringeres, als Leben und Freyheit, zu verdanken.

Der Krieg war nun erklärt, und zwar unter der gewöhnlichen Förmlichkeit, daß man nicht gegen den König, ſondern gegen ſeine und des Staats Feinde die Waffen ergriffen habe. Unter dieſen war der Kardinal von Lothringen der Verhaſſteſte, und überzeugt, daß er der proteſtantiſchen Sache die ſchlimmſten Dienſte zu leiſten pflege, hatte man auf den Untergang dieſes Mannes ein vorzügliches Abſehen gerichtet. Glücklicher Weiſe entfloh er noch zu rechter Zeit dem Streich, welcher gegen ihn geführt werden ſollte, indem er ſeinen Hausrath der Wuth des Feindes überließ.

Die Kavallerie des Prinzen ſtand zwar im Felde, aber, durch die Zurüſtungen des Königs übereilt, hatte ſie nicht Zeit gehabt, ſich mit dem erwarteten deutſchen Fußvolk zu vereinigen und eine ordentliche Armee zu formiren. So muthig der franzöſiſche Adel war, der die Reiterey des Prinzen größtentheils ausmachte, ſo wenig taugte er zu Belagerungen, auf welche es doch bey dieſem Kriege vorzüglich ankam. Nichts deſto weniger unternahm dieſer kleine Haufe, Paris zu berennen, drang eilfertig gegen dieſe Hauptſtadt vor und machte Anſtalten, ſie durch Hunger zu überwältigen. Die Verheerung, welche die Feinde in der ganzen Nachbarſchaft von Paris anrichteten, erſchöpfte die Geduld der Bürger, welche den Ruin ihres Eigenthums nicht länger müßig anſehen konnten. Einſtimmig drangen ſie darauf, gegen den Feind geführt zu werden, der ſich mit jedem Tag an ihren Thoren verſtärkte. Man muſſte eilen, etwas Entſcheidendes zu thun, ehe es ihm gelang, die deutſchen Truppen an ſich zu ziehen, und durch dieſen Zuwachs das Uebergewicht zu erlangen. So kam es am 10ten November des Jahres 1567 zu dem Treffen bey St. Denis, in welchen die Kalviniſten nach einem hartnäckigen Widerſtand zwar den Kürzern zogen, aber durch den Tod des Konnetable, der in dieſer Schlacht ſeine merkwürdige Laufbahn beſchloß, reichlich entſchädigt wurden. Die Tapferkeit der Seinigen entriß dieſen ſterbenden General den Händen des Feindes, und verſchaffte ihm noch den Troſt, in Paris unter den Augen ſeines Herrn den Geiſt aufzugeben. Er war es, der ſeinen Beichtvater mit dieſen lakoniſchen Worten von ſeinem Sterbebette wegſchickte: Laſſt es gut ſeyn, Herr Pater! es wäre Schande, wenn ich in achtzig Jahren nicht gelernt hätte, eine Viertelſtunde lang zu ſterben.

Die Kalviniſten zogen ſich nach ihrer Niederlage bey St. Denis eilfertig gegen die lothringiſchen Gränzen des Königreichs, um die deutſchen Hülfsvölker an ſich zu ziehen, und die königliche Armee ſetzte ihnen unter dem jungen Herzog von Anjou nach. Sie litten Mangel an dem Nothwendigſten, indem es den Königlichen an keiner Bequemlichkeit fehlte, und die feindſelige Jahrszeit erſchwerte ihnen ihre Flucht und ihren Unterhalt noch mehr. Nachdem ſie endlich unter einem unausgeſetzten Kampf mit Hunger und rauher Witterung das jenſeitige Ufer der Maas erreicht hatten, zeigte ſich keine Spur eines deutſchen Heeres, und man war nach einem ſo langwierigen beſchwerdenvollen Marſche nicht weiter, als man im Angeſicht von Paris geweſen war. Die Geduld war erſchöpft, der gemeine Mann, wie der Adel, murrte; kaum vermochte der Ernſt des Admirals und die Jovialität des Prinzen von Condé eine gefährliche Trennung zu verhindern. Der Prinz beſtand darauf, daß kein Heil ſey, als in der Vereinigung mit den deutſchen Völkern, und daß man ſie ſchlechterdings bis zum bezeichneten Ort der Zuſammenkunft aufſuchen müſſe. „Aber,“ fragte man ihn nachher, „wenn ſie nun auch dort nicht wären zu finden geweſen — was würden die Hugenotten alsdann vorgenommen haben?“ — „In die Hände gehaucht und die Finger gerieben, vermuthe ich,“ erwiederte der Prinz, denn es war eine ſchneidende Kälte.

Endlich näherte ſich der Pfalzgraf Kaſimir mit der ſehnlich erwarteten deutſchen Reiterey; aber nun befand man ſich in einer neuen und größern Verlegenheit. Die Deutſchen ſtanden in dem Ruf, daß ſie nicht eher zu fechten pflegten, als bis ſie Geld ſähen; und anſtatt der hunderttauſend Thaler, worauf ſie ſich Rechnung machten, hatte man ihnen kaum einige Tauſend anzubieten. Man lief Gefahr, im Augenblicke der

Vereinigung aufs Schimpflichſte von ihnen verlaſſen zu werden, und alle auf dieſen Succurs gegründete Hoffnungen auf einmal ſcheitern zu ſehen. Hier in dieſem kritiſchen Moment nahm der Anführer der Franzoſen ſeine Zuflucht zu der Eitelkeit ſeiner Landsleute, und ihrer zarten Empfindlichkeit für die Nationalehre; und ſeine Hoffnung täuſchte ihn nicht. Er geſtand den Offizieren ſein Unvermögen, die Forderungen der Deutſchen zu befriedigen, und ſprach ſie um Unterſtützung an. Dieſe beriefen die Gemeinen zuſammen, entdeckten denſelben die Noth des Generals, und ſtrengten alle ihre Beredſamkeit an, ſie zu einer Beyſteuer zu ermuntern. Sie wurden dabey aufs Nachdrücklichſte von den Predigern unterſtützt, die mit dreiſter Stirn zu beweiſen ſuchten, daß es die Sache Gottes ſey, die ſie durch ihre Mildthätigkeit beförderten. Der Verſuch glückte; der geſchmeichelte Soldat beraubte ſich freywillig ſeines Putzes, ſeiner Ringe und aller ſeiner Koſtbarkeiten; ein allgemeiner Wetteifer ſtellte ſich ein, und es brachte Schande, von ſeinen Kameraden an Großmuth übertroffen zu werden. Man verwandelte alles in Geld, und brachte eine Summe von faſt hunderttauſend Livres zuſammen, mit der ſich die Deutſchen einſtweilen abfinden lieſſen. Gewiß das einzige Beyſpiel ſeiner Art in der Geſchichte, daß eine Armee die andere beſoldete! Aber der Hauptzweck war doch nun erreicht, und beyde vereinigten Heere erſchienen nunmehr am Anfang des Jahrs 1568 wieder auf franzöſiſchem Boden.

Ihre Macht war jetzt beträchtlich, und wuchs noch mehr durch die Verſtärkung an, welche ſie aus allen Enden des Königreichs an ſich zogen. Sie belagerten Chartres und ängſtigten die Hauptſtadt ſelbſt durch ihre angedrohte Erſcheinung. Aber Condé zeigte blos die Stärke ſeiner Partey, um dem Hof einen deſto günſtigern Vergleich abzulocken. Mit Widerwillen hatte er ſich den Laſten des Kriegs unterzogen, und wünſchte ſehnlich den Frieden, der ſeinem Hang zum Vergnügen weit mehr Befriedigung verſprach. Er ließ ſich deswegen auch zu den Unterhandlungen bereitwillig finden, welche Katharina von Medicis, um Zeit zu gewinnen, eingeleitet hatte. Wie viel Urſache auch die Reformirten hatten, ein Mißtrauen in die Anerbietungen dieſer Fürſtinn zu ſetzen, und wie wenig ſie durch die bisherigen Verträge gebeſſert waren, ſo begaben ſie ſich doch zum zweyten Mal ihres Vortheils, und lieſſen unter fruchtloſen Negociationen die koſtbare Zeit zu kriegeriſchen Unternehmungen verſtreichen. Das zu rechter Zeit ausgeſtreute Geld der Königinn verminderte mit jedem Tage die Armee; und die Unzufriedenheit der Truppen, welche Katharina geſchickt zu nähren wuſſte, nöthigte die Anführer am 10ten März 1568 zu einem unreiſen Frieden. Der König verſprach eine allgemeine Amneſtie, und beſtätigte das Edikt des Jän=

ners 1562, das die Reformirten begünſtigte. Zugleich machte er ſich anheiſchig, die deutſchen Völker zu befriedigen, die noch beträchtliche Rückſtände zu fordern hatten; aber bald entdeckte ſich, daß er mehr verſprochen hätte, als er halten konnte. Man glaubte, ſich dieſer fremden Gäſte nicht ſchnell genug entledigen zu können, und doch wollten ſie ohne Geld nicht von dannen ziehen. Ja, ſie drohten, Alles mit Feuer und Schwert zu verheeren, wenn man ihnen den ſchuldigen Sold nicht entrichtete. Endlich, nachdem man ihnen einen Theil der verlangten Summe auf Abſchlag bezahlt, und den Ueberreſt noch während ihres Marſches nachzuliefern verſprochen hatte, traten ſie ihren Rückzug an, und der Hof ſchöpfte Muth, je mehr ſie ſich von dem Centrum des Reichs entfernten. Kaum aber fanden ſie, daß die verſprochenen Zahlungen unterblieben, ſo erwachte ihre Wuth aufs Neue, und alle Landſtriche, durch welche ſie kamen, muſſten die Wortbrüchigkeit des Hofes entgelten. Die Gewaltthätigkeiten, die ſie ſich bey dieſem Durchzug erlaubten, zwangen die Königinn, ſich mit ihnen abzufinden, und, mit ſchwerer Beute beladen, räumten ſie endlich das Reich. Auch die Anführer der Reformirten zerſtreuten ſich nach abgeſchloſſnem Frieden jeder in ſeine Provinz auf ſeine Schlöſſer, und gerade dieſe Trennung, welche man als gefährlich und unklug beurtheilte, rettete ſie vom Verderben. Bey allen noch ſo ſchlimmen Anſchlägen, die man gegen ſie gefaſſt hatte, durfte man ſich an keinem Einzigen unter ihnen vergreifen, wenn man nicht Alle zugleich zu Grund richten konnte. Um aber Alle zugleich aufzuheben, hätte man, wie Laboureur ſagt, das Netz über ganz Frankreich ausbreiten müſſen.

Die Waffen ruhten jetzt auf eine Zeitlang, aber nicht ſo die Leidenſchaften; es war blos die bedenkliche Stille vor dem heranziehenden Sturme. Die Königinn, von dem Joch eines mürriſchen Montmorency und eines gebieteriſchen Herzogs von Guiſe befreyt, regierte mit dem überlegnen Anſehen der Mutter und Staatsverſtändigen beynahe unumſchränkt unter ihrem zwar mündigen, aber der Führung noch ſo bedürftigen, Sohn, und ſie ſelbſt wurde von den verderblichen Rathſchlägen des Kardinals von Lothringen geleitet. Der überwiegende Einfluß dieſes unduldſamen Prieſters unterdrückte bey ihr allen Geiſt der Mäßigung, nach dem ſie bisher gehandelt hatte. Zugleich mit den Umſtänden hatte ſich auch ihre ganze Staatskunſt verändert. Voll Schonung gegen die Reformirten, ſo lange ſie noch ihrer Hülfe bedurfte, um dem Ehrgeize eines Guiſe und Montmorency ein Gegengewicht zu geben, überließ ſie ſich nunmehr ganz ihrem natürlichen Abſcheu gegen dieſe aufſtrebende Sekte, ſobald ihre Herrſchaft befeſtigt war. Sie gab ſich keine Mühe, dieſe Geſinnungen zu verbergen, und die Inſtruktionen, die ſie den Gouverneurs der Provinzen ertheilte, athmeten dieſen Geiſt. Sie ſelbſt verfolgte jetzt diejenige Partey unter den Katholiſchen, die für Duldung und Frieden geſtimmt, und deren Grundſätze ſie in den vorhergehenden Jahren ſelbſt zu den ihrigen gemacht hatte. Der Kanzler wurde von dem Antheil an der Regierung entfernt, und endlich gar auf ſeine Güter verwieſen. Man bezeichnete ſeine Anhänger mit dem zweydeutigen Namen der Politiker, der auf ihre Gleichgültigkeit gegen das Intereſſe der Kirche anſpielte, und den Vorwurf enthielt, als ob ſie die Sache Gottes blos weltlichen Rückſichten aufopferten. Dem Fanatismus der Geiſtlichkeit wurde vollkommene Freyheit gegeben, von Kanzeln, Beichtſtühlen und Altären auf die Sektirer loszuſtürmen; und jedem tollkühnen Schwärmer aus der katholiſchen Kleriſey war erlaubt, in öffentlichen Reden den Frieden anzugreifen, und die verabſcheuungswürdige Maxime zu predigen, daß man Ketzern keine Treue noch Glauben ſchuldig ſey. Es konnte nicht fehlen, daß bey ſolchen Aufforderungen der blutdürſtige Geiſt des Fanatismus bey dem ſo leicht entzündbaren Volk der Franzoſen nur allzu ſchnell Feuer fing, und in die wildeſten Bewegungen ausbrach. Mißtrauen und Argwohn zerriſſen die heiligſten Bande; der Meuchelmord ſchliff ſeinen Dolch im Innern der Häuſer, und auf dem Lande, wie in den Städten, in den Provinzen, wie in Paris, wurde die Fackel der Empörung geſchwungen.

Die Kalviniſten lieſſen es ihrer Seits nicht an den bitterſten Repreſſalien fehlen; doch, an Anzahl zu ſchwach, hatten ſie dem Dolch der Katholiken blos ihre Federn entgegen zu ſetzen. Vor Allem ſahen ſie ſich nach feſten Zufluchtsörtern um, wenn der Kriegsſturm aufs Neue ausbrechen ſollte. Zu dieſem Zweck war ihnen die Stadt Rochelle am weſtlichen Ocean ſehr gelegen; eine mächtige Seeſtadt, welche ſich ſeit ihrer freywilligen Unterwerfung unter franzöſiſche Herrſchaft der wichtigſten Privilegien erfreute, und beſeelt mit republikaniſchem Geiſte, durch einen ausgebreiteten Handel bereichert, durch eine gute Flotte vertheidigt, durch das Meer mit England und Holland verbunden, ganz vorzüglich dazu gemacht war, der Sitz eines Freyſtaats zu ſeyn, und der verfolgten Partey der Hugenotten zum Mittelpunkt zu dienen. Hierher verpflanzten ſie die Hauptſtärke ihrer Macht, und es gelang ihnen viele Jahre lang, hinter den Wällen dieſer Feſtung der ganzen Macht Frankreichs zu trotzen.

Nicht lange ſtand es an, ſo muſſte der Prinz von Condé ſelbſt ſeine Zuflucht in Rochelles Mauern ſuchen. Katharina, um demſelben alle Mittel zum Krieg zu rauben, forderte von ihm die Wiedererſtattung der beträchtlichen Geldſummen, die ſie in ſeinem Namen den deutſchen Hülfsvölkern vorgeſtreckt hatte, und für die er mit den übrigen Anführern Bürge geworden war. Der Prinz konnte nicht Wort halten, ohne zum

Bettler zu werden, und Katharina, die ihn aufs Aeußerſte bringen wollte, beſtand auf der Zahlung. Das Unvermögen des Prinzen, dieſe Schuld zu entrichten, berechtigte ſie zu einem Bruch der Traktaten, und der Marſchall von Tavannes erhielt Befehl, den Prinzen auf ſeinem Schloß Noyers in Burgund aufzuheben. Schon war die ganze Provinz von den Soldaten der Königinn erfüllt, alle Zugänge zu dem Landſitz des Prinzen verſperrt, alle Wege zur Flucht abgeſchnitten, als Tavannes ſelbſt, der zu dem Untergang des Prinzen nicht gern die Hand bieten wollte, Mittel fand, ihn von der nahen Gefahr zu belehren und ſeine Flucht zu befördern. Condé entwiſchte durch die offen gelaſſenen Päſſe glücklich mit dem Admiral Coligny und ſeiner ganzen Familie, und erreichte Rochelle am 18ten September 1568. Auch die verwittwete Königinn von Navarra, Mutter Heinrichs IV., welche Montlüc hatte aufheben ſollen, rettete ſich mit ihrem Sohn, ihren Truppen und ihren Schätzen in dieſe Stadt, welche ſich in kurzer Zeit mit einer kriegeriſchen und zahlreichen Mannſchaft anfüllte. Der Kardinal von Chatillon entfloh in Matroſenkleidern nach England, wo er ſeiner Partey durch Unterhandlungen nützlich wurde, und die übrigen Häupter derſelben ſäumten nicht, ihre Anhänger zu bewaffnen, und die Deutſchen aufs Eilfertigſte zurück zu berufen. Beyde Theile greifen zum Gewehre, und der Krieg kehrt in ſeiner ganzen Furchtbarkeit zurück. Das Edikt des Jänners wird förmlich widerrufen, die Verfolgung mit größerer Wuth gegen die Reformirten erneuert, jede Ausübung der neuen Religion bey Todesſtrafe unterſagt. Alle Schonung, alle Mäßigung hört auf, und Katharina, ihrer wahren Stärke vergeſſen, wagt an die ungewiſſen Entſcheidungen der blinden Gewalt die gewiſſen Vortheile, welche ihr die Intrigue verſchaffte.

Ein kriegeriſcher Eifer beſeelt die ganze reformirte Partey, und die Wortbrüchigkeit des Hofs, die unerwartete Aufhebung aller ihnen günſtigen Verordnungen ruft mehr Soldaten ins Feld, als alle Ermahnungen ihrer Anführer und alle Predigten ihrer Geiſtlichkeit nicht vermocht haben würden. Alles wird Bewegung und Leben, ſobald die Trommel ertönt. Fahnen wehen auf allen Straßen; aus allen Enden des Königreichs ſieht man bewaffnete Scharen gegen den Mittelpunkt zuſammen ſtrömen. Mit der Menge der erlittnen und erwieſenen Kränkungen iſt die Wuth der Streiter geſtiegen; ſo viele zerriſſene Verträge, ſo viele getäuſchte Erwartungen hatten die Gemüther unverſöhnlich gemacht, und längſt ſchon war der Charakter der Nation in der langen Anarchie des bürgerlichen Krieges verwildert. Daher keine Mäßigung, keine Menſchlichkeit, keine Achtung gegen das Völkerrecht, wenn man einen Vortheil über den Feind erlangte; weder Stand noch Alter wird geſchont, und der Marſch der Truppen überall durch verwüſtete Felder und eingeäſcherte Dörfer bezeichnet. Schrecklich empfindet die katholiſche Geiſtlichkeit die Rache des Hugenottenpöbels, und nur das Blut dieſer unglücklichen Schlachtopfer kann die finſtre Grauſamkeit dieſer rohen Scharen erſättigen. An Klöſtern und Kirchen rächen ſie die Unterdrückungen, welche ſie von der herrſchenden Kirche erlitten hatten. Das Ehrwürdige iſt ihrer blinden Wuth nicht ehrwürdig, das Heilige nicht heilig; mit barbariſcher Schadenfreude entkleiden ſie die Altäre ihres Schmuckes, zerbrechen und entweihen ſie die heiligen Gefäße, zerſchmettern ſie die Bildſäulen der Apoſtel und Heiligen, und ſtürzen die herrlichſten Tempel in Trümmer. Ihre Mordgier öffnet ſich die Zellen der Mönche und Nonnen, und ihre Schwerter werden mit dem Blute dieſer Unſchuldigen befleckt. Mit erfinderiſcher Wuth ſchärften ſie durch den bitterſten Hohn noch die Qualen des Todes, und oft konnte der Tod ſelbſt ihre thieriſche Luſt nicht ſtillen. Sie verſtümmelten ſelbſt noch die Leichname, und einer unter ihnen hatte den raſenden Geſchmack, ſich aus den Ohren der Mönche, die er niedergemacht hatte, ein Halsband zu verfertigen, und es öffentlich als ein Ehrenzeichen zu tragen. Ein andrer ließ eine Hydra auf ſeine Fahnen malen, deren Köpfe mit Kardinalshüten, Biſchofsmützen und Mönchskapuzen auf das Seltſamſte ausſtaffirt waren. Er ſelbſt war darneben als ein Herkules abgebildet, der alle dieſe Köpfe mit ſtarken Fäuſten herunterſchlug. Kein Wunder, wenn ſo handgreifliche Symbole die Leidenſchaften eines fanatiſchen rohen Haufens noch heftiger entflammten, und dem Geiſt der Grauſamkeit eine immerwährende Nahrung gaben. Die Ausſchweifungen der Hugenotten wurden von den Papiſten durch ſchreckliche Repreſſalien erwiedert, und wehe dem Unglücklichen, der lebendig in ihre Hände fiel. Sein Urtheil war einmal für immer geſprochen, und eine freywillige Unterwerfung konnte ſein Verderben höchſtens nur wenige Stunden verzögern.

Mitten im Winter brachen beyde Armeen, die königliche unter dem jungen Herzog von Anjou, dem der kriegserfahrne Tavannes an die Seite gegeben war, und die proteſtantiſche unter Condé und Coligny auf, und ſtieſſen bey Loudün ſo nahe aneinander, daß weder Fluß noch Graben ihre Schlachtordnungen trennte. Vier Tage blieben ſie in dieſer Stellung einander gegenüberſtehen, ohne etwas Entſcheidendes zu wagen, weil die Kälte zu ſtreng war. Der zunehmende Froſt zwang endlich die Königlichen zuerſt zum Aufbruch; die Hugenotten folgten ihrem Beyſpiel, und der ganze Feldzug endigte ſich ohne Entſcheidung.

Unterdeſſen verſäumten die letztern nicht, in der Ruhe der Winterquartiere neue Kräfte zu dem folgenden Feldzug zu ſammeln. Sie hatten die eroberten Provinzen glücklich behauptet, und viele andere Städte des Königreichs erwarteten blos einen günſtigen Augenblick, um ſich laut für ſie zu erklären. Anſehnliche Summen wurden aus dem Verkauf der Kirchengüter und den Konfiskationen gezogen, und von den Provinzen beträchtliche Steuern erhoben. Mit Hülfe derſelben ſahe ſich der Prinz von Condé in den Stand geſetzt, ſeine Armee zu verſtärken, und in eine blühende Verfaſſung zu ſetzen. Fähige Generale kommandirten unter ihm und ein tapfrer Adel hatte ſich unter ſeinen Fahnen verſammelt. Zugleich waren ſeine Agenten in England ſowol, als in Deutſchland geſchäftig, ſeine dortigen Bundsgenoſſen zu bewaffnen, und ſeine Gegner neutral zu erhalten. Es gelang ihm, Truppen, Geld und Geſchütz aus England zu ziehen, und aus Deutſchland führten ihm der **Markgraf von Baden und der Herzog von Zweybrücken** beträchtliche Hülfsvölker zu, ſo daß er ſich mit dem Antritt des Jahrs 1569 an der Spitze einer furchtbarn Macht erblickte, die einen merkwürdigen Feldzug verſprach.

Er hatte ſich eben aus den Winterquartieren hervorgemacht, um den deutſchen Truppen den Eintritt in das Königreich zu öffnen, als ihn die königliche Armee am 13ten März d. J. ohnweit Jarnac an der Gränze von Limouſin unter ſehr nachtheiligen Umſtänden zum Treffen nöthigte. Abgeſchnitten von dem Ueberreſt ſeiner Armee wurde er von der ganzen königlichen Macht angegriffen, und ſein kleiner Hauſe, des tapferſten Widerſtandes ungeachtet, von der überlegenen Zahl überwältigt. Er ſelbſt, ob ihm gleich der Schlag eines Pferdes einige Augenblicke vor der Schlacht das Bein zerſchmetterte, kämpfte mit der heldenmüthigſten Tapferkeit, und von ſeinem Pferde herabgeriſſen, ſetzte er noch eine Zeitlang auf der Erde knieend das Gefecht fort, bis ihn endlich der Verluſt ſeiner Kräfte zwang, ſich zu ergeben. Aber in dieſem Augenblick nähert ſich ihm Montesquiou, ein Kapitän von der Garde des Herzogs von Anjou, von hinten, und tödtet ihn meuchelmörderiſch mit einer Piſtole.

Und ſo hatte auch Condé mit allen damaligen Häuptern der Parteyen das Schickſal gemein, daß ein gewaltſamer Tod ihn dahinraffte. Franz von Guiſe war durch Meuchelmördershand vor Orleans gefallen, Anton von Navarra bey der Belagerung von Rouen, der Marſchall von St. André in der Schlacht bey Dreux, und der Konnetable bey St. Denis geblieben. Den Admiral erwartete ein ſchrecklicheres Loos in der Bartholomäus-Nacht, und Heinrich von Guiſe ſank, wie ſein Vater, unter dem Dolch der Verrätherey.

Der Tod ihres Anführers war ein empfindlicher Schlag für die proteſtantiſche Partey, aber bald zeigte ſichs, daß die katholiſche zu früh triumphirt hatte. Condé hatte ſeiner Partey große Dienſte geleiſtet, aber ſein Verluſt war nicht unerſetzlich. Noch lebte das heldenreiche Geſchlecht der Chatillons, und der ſtandhafte, unternehmende, an Hülfsquellen unerſchöpfliche Geiſt des Admirals **von Coligny** riß ſie bald wieder aus ihrer Erniedrigung empor. Es war mehr ein **Name**, als ein **Oberhaupt**, was die Hugenotten durch den Tod des Prinzen **Ludwig von Condé** verloren; aber auch ſchon ein Name war ihnen wichtig und unentbehrlich, um den Muth der Partey zu beleben, und ſich ein Anſehen in dem Königreich zu erwerben. Der nach Unabhängigkeit ſtrebende Geiſt des Adels ertrug mit Widerwillen das Joch eines Führers, der nur ſeines Gleichen war, und ſchwer, ja unmöglich ward es einem Privatmann, dieſe ſtolze Soldateske im Zaum zu erhalten. Dazu gehörte ein Fürſt, den ſeine Geburt ſchon über jede Koncurrenz hinwegrückte, und der eine erbliche und unbeſtrittne Gewalt über die Gemüther ausübte. Und auch dieſer fand ſich nun in der Perſon des jungen **Heinrichs** von Bourbon, des Helden dieſes Werks, den wir jetzt zum erſten Mal auf die politiſche Schaubühne führen.

Heinrich der Vierte, der Sohn **Antons** von Navarra und **Johannens** von Albret war im Jahre 1553 zu Pau in der Provinz **Bearn** geboren. Schon von den früheſten Jahren einer harten Lebensart unterworfen, ſtählte ſich ſein Körper zu ſeinen künftigen Kriegsthaten. Eine einfache Erziehung und ein zweckmäßiger Unterricht entwickelten ſchnell die Keime ſeines lebhaften Geiſtes. Sein junges Herz ſog ſchon mit der Muttermilch den Haß gegen das Papſtthum und gegen den ſpaniſchen Despotismus ein; der Zwang der Umſtände machte ihn ſchon in den Jahren der Unſchuld zum Anführer von Rebellen. Ein früher Gebrauch der Waſſen bildete ihn zum künftigen Helden, und frühes Unglück zum vortreſſlichen König. Das Haus des Valois, welches Jahrhunderte lang über Frankreich geherrſcht hatte, neigte ſich unter den ſchwächlichen Söhnen Heinrichs des Zweyten zum Untergang, und wenn dieſe drey Brüder dem Reich keinen Erben gaben, ſo rief die Verwandtſchaft mit dem regierenden Hauſe, ob ſie gleich nur im 21ſten Grade ſtatt hatte, das Haus von Navarra auf den Thron. Die Ausſicht auf den glänzendſten Thron Europens umſchimmerte ſchon Heinrich des Vierten Wiege, aber ſie war es auch, die ihn ſchon in der früheſten Jugend den Nachſtellungen mächtiger Feinde blos ſtellte. Philipp der Zweyte, König von Spanien, der unverſöhnlichſte aller Feinde des proteſtantiſchen Glaubens, konnte nicht mit Gelaſſenheit zuſehen, daß die verhaßte Sekte der Neuerer von dem herrlichſten aller chriſtlichen Throne Beſitz nahm, und durch denſelben ein entſcheidendes Uebergewicht der Macht in Europa erlangte. Und er war um ſo weniger geneigt, die franzöſiſche Krone dem ketzeriſchen Geſchlecht von Navarra zu gönnen, da ihn ſelbſt nach dieſer koſtbarn Erwerbung gelüſtete. Der junge Heinrich ſtand ſeinen ehrgeizigen Hoffnungen im Wege, und ſeine Beichtväter überzeugten ihn, daß es verdienſtlich ſey, einen Ketzer zu berauben, um ein ſo großes Königreich im Gehorſam gegen den apoſtoliſchen Stuhl zu erhalten. Ein ſchwarzes Komplott ward nun mit Zuziehung des berüchtigten Herzogs von Alba und des Kardinals von Lothringen geſchmiedet, den jungen Heinrich mit ſeiner Mutter aus ihren Staaten zu entführen, und in ſpaniſche Hände zu liefern. Ein ſchreckliches Schickſal erwartete dieſe Unglücklichen in den Händen dieſes blutgierigen Feindes, und ſchon jauchzte die ſpaniſche Inquiſition dieſem wichtigen Schlachtopfer entgegen. Aber Johanna ward noch zu rechter Zeit, und zwar, wie man behauptet, durch Philipps eigne Gemahlinn, Eliſabeth, gewarnt, und der Anſchlag in der Entſtehung vereitelt. Eine ſo ſchwere Gefahr umſchwebte das Haupt des Knaben, und weihte ihn ſchon frühe zu den harten Kämpfen und Leiden ein, die er in der Folge beſtehen ſollte.

Jetzt als die Nachricht von dem Tode des Prinzen von Condé die Anführer der Proteſtanten in Beſtürzung und Verlegenheit ſetzte, die ganze Partey ſich ohne Oberhaupt, die Armee ohne Führer ſah, erſchien die heldenmüthige Johanna mit dem 16jährigen Heinrich und dem älteſten Sohn des ermordeten Condé, der um einige Jahre jünger war, zu Cognac in Angoumois, wo die Armee und die Anführer verſammelt waren. Beyde Knaben an den Händen führend, trat ſie vor die Truppen, und machte ſchnell ihrer Unentſchloſſenheit ein Ende: „Die gute Sache," hub ſie an, „hat an dem Prinzen von Condé einen vortrefflichen Beſchützer verloren, aber ſie iſt nicht mit ihm untergegangen. Gott wacht über ſeine Verehrer. Er gab dem Prinzen von Condé tapfre Streitgefährten an die Seite, da er noch lebend unter uns wandelte; er gibt ihm heldenmüthige Offiziere zu Nachfolgern, die ſeinen Verluſt uns vergeſſen machen werden. Hier iſt der junge Bearner, mein Sohn. Ich biete ihn euch an zum Fürſten, hier iſt der Sohn des Mannes, deſſen Verluſt ihr betrauert. Euch übergeb' ich beyde. Möchten ſie ihrer Ahnherrn werth ſeyn durch ihre künft'gen Thaten! Möchte der Anblick dieſer heiligen Pfänder euch Einigkeit lehren, und begeiſtern zum Kampf für die Religion!"

Ein lautes Geſchrey des Beyfalls antwortete der königlichen Rednerinn, worauf der junge Heinrich mit edlem Anſtand das Wort nahm: „Freunde," rief er aus, „ich gelobe euch an, für die Religion und die gemeine Sache zu ſtreiten, bis uns Sieg oder Tod die Freyheit verſchafft haben, um die es uns Allen zu thun iſt." Sogleich wurde er zum Oberhaupt der Partey und zum Führer der Armee ausgerufen, und empfing als ſolcher die Huldigung. Die Eiferſucht der übrigen Anführer verſtummte, und bereitwillig unterwarf man ſich jetzt der Führung des Admirals von Coligny, der dem jungen Helden ſeine Erfahrung lieh, und unter dem Namen ſeines Pupillen das Ganze beherrſchte.

Die deutſchen Proteſtanten, immer die vornehmſte Stütze und die letzte Zuflucht ihrer Glaubensbrüder in Frankreich, waren es auch jetzt, die nach dem unglücklichen Tage bey Jarnac das Gleichgewicht der Waffen zwiſchen den Hugenotten und Katholiſchen wieder herſtellen halfen. Der Herzog Wolfgang von Zweybrücken brach mit einem dreyzehntauſend Mann ſtarken Heere in das Königreich ein, durchzog mitten unter Feinden, nicht ohne große Hinderniſſe, faſt den ganzen Strich zwiſchen dem Rhein und dem Weltmeer, und hatte die Armee der Reformirten beynahe erreicht, als der Tod ihn dahinraffte. Wenige Tage nachher vereinigte ſich der Graf von Mannsfeld, ſein Nachfolger im Kommando, (im Junius 1569) in der Provinz Guienne mit dem Admiral von Coligny, der ſich nach einer ſo beträchtlichen Verſtärkung wieder im Stande ſah, den Königlichen die Spitze zu bieten. Aber mißtrauiſch gegen das Glück, deſſen Unbeſtändigkeit er ſo oft erfahren hatte, und ſeines Unvermögens ſich bewußt, bey ſo geringen Hülfmitteln einen erſchöpfenden Krieg auszuhalten, verſuchte er noch vorher, auf einem friedlichen Wege zu erhalten, was er allzu mißlich fand, mit den Waffen in der Hand zu erzwingen. Der Admiral liebte aufrichtig den Frieden, ganz gegen die Sinnesart der Anführer von Parteyen, die die Ruhe als das Grab ihrer Macht betrachten, und in der allgemeinen Verwirrung ihre Vortheile finden. Mit Widerwillen übte er die Bedrückungen aus, die ſein Poſten, die Noth und die Pflicht der Selbſtvertheidigung erheiſchten, und gern hätte er ſich überhoben geſehen, mit dem Degen in der Fauſt eine Sache zu verfechten, die ihm gerecht genug ſchien, um durch Vernunftgründe vertheidigt zu werden. Er machte jetzt dem Hofe die dringendſten Vorſtellungen, ſich des allgemeinen Elendes zu erbarmen, und den Reformirten, die nichts als die Beſtätigung der ehmaligen, ihnen günſtigen, Edikte verlangten, ein ſo billiges Geſuch zu gewähren. Dieſen Vorſchlägen glaubte er um ſo eher eine günſtige Aufnahme verſprechen zu können, da ſie nicht Werk der Verlegenheit waren, ſondern durch eine anſehnliche Macht unterſtützt wurden. Aber das Selbſtvertrauen der Katholiken war mit ihrem Glücke geſtiegen. Man forderte eine unbedingte Unterwerfung, und ſo blieb es denn bey der Entſcheidung des Schwerts.

Um die Stadt Rochelle und die Beſitzungen der Proteſtanten längs der dortigen Seeküſte vor einem Angriffe ſicher zu ſtellen, rückte der Admiral mit ſeiner ganzen Macht vor Poitiers, welche Stadt er ihres großen Umfanges wegen keines langen Widerſtandes fähig glaubte. Aber auf die erſte Nachricht der ſie bedrohenden Gefahr hatten ſich die Herzoge von Guiſe und von Mayenne, würdige Söhne des verſtorbenen

Franz von Guiſe, nebſt einen zahlreichen Adel in dieſe Stadt geworfen, entſchloſſen, ſie bis aufs Aeußerſte zu vertheidigen. Fanatismus und Erbitterung machten dieſe Belagerung zu einer der blutigſten Handlungen im ganzen Laufe des Krieges, und die Hartnäckigkeit des Angriffs konnte gegen den beharrlichen Widerſtand der Beſatzung nichts ausrichten.

Trotz den Ueberſchwemmungen, die die Auſſenwerke unter Waſſer ſetzten, trotz des feindlichen Feuers und des ſiedenden Oels, das von den Wällen herab auf ſie regnete, trotz des unüberwindlichen Widerſtandes, den der ſchroffe Abhang der Werke und die heroiſche Tapferkeit der Beſatzung ihnen entgegenſetzte, wiederholten die Belagerer ihre Stürme, ohne jedoch mit allen dieſen Anſtrengungen einen einzigen Vortheil erkaufen, oder die Standhaftigkeit der Belagerten ermüden zu können. Vielmehr zeigten dieſe durch wiederholte Ausfälle, wie wenig ihr Muth zu erſchöpfen ſey. Ein reicher Vorrath von Kriegs- und Mundbedürfniſſen, den man Zeit gehabt hatte, in der Stadt aufzuhäufen, ſetzte ſie in Stand, auch der langwierigſten Belagerung zu trotzen, da im Gegentheil Mangel, üble Witterung und Seuchen im Lager der Reformirten bald große Verwüſtungen anrichteten. Die Ruhr raffte einen großen Theil der deutſchen Kriegsvölker dahin, und warf endlich ſelbſt den Admiral von Coligny darnieder, nachdem die meiſten unter ihm ſtehenden Befehlshaber zum

Dienſt unbrauchbar gemacht waren. Da bald darauf auch der Herzog von Anjou im Feld erſchien, und Chatellerault, einen feſten Ort in der Nachbarſchaft, wohin man die Kranken geflüchtet hatte, mit einer Belagerung bedrohte, ſo ergriff der Admiral dieſen Vorwand, ſeiner unglücklichen Unternehmung noch mit einigem Schein von Ehre zu entſagen. Es gelang ihm auch, den Verſuch des Herzogs auf Chatellerault zu vereiteln; aber die immer mehr anwachſende Macht des Feindes nöthigte ihn bald, auf ſeinen Rückzug zu denken.

Alles vereinigte ſich, die Standhaftigkeit dieſes großen Mannes zu erſchüttern. Er hatte wenige Wochen nach dem Unglück bey Jarnac ſeinen Bruder d'Andelot durch den Tod verloren, den treuſten Theilnehmer ſeiner Unternehmungen, und ſeinen rechten Arm im Felde. Jetzt erfuhr er, daß das Pariſer Parlament, — dieſer Gerichtshof, der zuweilen ein wohlthätiger Damm gegen die Unterdrückung, oft aber auch ein verächtliches Werkzeug derſelben war — ihm als einem Aufrührer und Beleidiger der Majeſtät das Todesurtheil geſprochen, und einen Preis von funfzigtauſend Goldſtücken auf ſeinen Kopf geſetzt habe. Abſchriften dieſes Urtheils wurden nicht nur in ganz Frankreich, ſondern auch durch Ueberſetzungen in ganz Europa zerſtreut, um durch den Schimmer der verſprochenen Belohnung Mörder aus andern Ländern anzulocken, wenn ſich etwa in dem Königreich ſelbſt zu Vollziehung dieſes Bubenſtücks keine entſchloſſene Fauſt finden ſollte. Aber ſie fand ſich ſelbſt im Gefolge des Admirals, und ſein eigner Kammerdiener war es, der einen Anſchlag gegen ſein Leben ſchmiedete. Dieſe nahe Gefahr wurde zwar durch eine zeitige Entdeckung noch von ihm abgewandt, aber der unſichtbare Dolch der Verrätherey verſcheuchte von jetzt an ſeine Ruhe auf immer.

Dieſe Widerwärtigkeiten, die ihn ſelbſt betrafen, wurden durch die Laſt ſeines Heerführer-Amtes, und durch die öffentlichen Unfälle ſeiner Partey noch drückender gemacht. Durch Deſertion, Krankheiten und das Schwert des Feindes war ſeine Armee ſehr geſchmolzen, während daß die königliche immer mehr anwuchs und immer hitziger ihn verfolgte. Die Ueberlegenheit der Feinde war viel zu groß, als daß er es auf den bedenklichen Ausſchlag eines Treffens durfte ankommen laſſen, und doch verlangten dieſes die Soldaten, beſonders die Deutſchen, mit Ungeſtüm. Sie lieſſen ihm die Wahl, entweder zu ſchlagen, oder ihnen den rückſtändigen Sold zu bezahlen; und da ihm das letztere unmöglich war, ſo muſſte er ihnen nothgedrungen in dem erſtern willfahren.

Die Armee des Herzogs von Anjou überraſchte ihn (am 3ten Oktober des Jahrs 1569) bey Moncontour in einer ſehr ungünſtigen Stellung, und beſiegte ihn in einer entſcheidenden Schlacht. Alle Entſchloſſenheit des proteſtantiſchen Adels, alle Tapferkeit der

Deutſchen, alle Geiſtesgegenwart des Generals konnte die völlige Niederlage ſeines Heers nicht verhindern. Beynahe die ganze deutſche Infanterie ward niedergehauen, der Admiral ſelbſt verwundet, der Reſt der Armee zerſtreut, der größte Theil des Gepäckes verloren. Keinen unglücklichern Tag hatten die Hugenotten während dieſes ganzen Krieges erlebt. Die Prinzen von Bourbon rettete man noch während der Schlacht nach St. Jean-d'Angely, wo ſich auch der geſchlagene Coligny mit dem kleinen Ueberreſt der Truppen einfand. Von einem fünfundzwanzigtauſend Mann ſtarken Heere konnte er kaum ſechstauſend wieder ſammeln; dennoch hatte der Feind wenig Gefangene gemacht. Die Wuth des Bürgerkrieges machte alle Gefühle der Menſchlichkeit ſchweigen, und die Rachbegier der Katholiken konnte nur durch das Blut ihrer Gegner geſättigt werden. Mit kalter Grauſamkeit ſtieß man den, der die Waffen ſtreckte und um Quartier bat, nieder; die Erinnerung an eine ähnliche Barbarey, welche die Hugenotten gegen die Papiſten bewieſen hatten, machte die letztern unverſöhnlich.

Die Muthloſigkeit war jetzt allgemein, und man hielt Alles für verloren. Viele ſprachen ſchon von einer gänzlichen Flucht aus dem Königreich, und wollten ſich in Holland, in England, in den nordiſchen Reichen ein neues Vaterland ſuchen. Ein großer Theil des Adels verließ den Admiral, dem es an Geld, an Mannſchaft, an Anſehen, an Allem, nur nicht an Heldenmuth fehlte. Sein ſchönes Schloß und die anliegende Stadt Chatillon waren ungefähr um eben dieſe Zeit von den Königlichen überfallen, und mit Allem, was darin niedergelegt war, ein Raub des Feuers geworden. Dennoch war er der Einzige von Allen, der in dieſer drangvollen Lage die Hoffnung nicht ſinken ließ. Seinem durchdringenden Blicke entgingen die Rettungsmittel nicht, die der reformirten Partey noch immer geöffnet waren, und er wuſſte ſie mit großem Erfolg bey ſeinen Anhängern geltend zu machen. Ein Hogenottiſcher Anführer, Montgommery, hatte in der Provinz Bearn glücklich gefochten, und war bereit, ihm ſein ſiegreiches Heer zuzuführen. Deutſchland war noch immer ein reiches Magazin von Soldaten, und auch von England durfte man Beyſtand erwarten. Dazu kam, daß die Königlichen, anſtatt ihren Sieg mit raſcher Thätigkeit zu benutzen, und den geſchlagenen Feind bis zu ſeinen letzten Schlupfwinkeln zu verfolgen, mit unnützen Belagerungen eine koſtbare Zeit verloren, und dem Admiral die gewünſchte Friſt zur Erholung vergönnten.

Das ſchlechte Einverſtändniß unter den Katholiſchen ſelbſt trug nicht wenig zu ſeiner Rettung bey. Nicht alle Provinzſtatthalter thaten ihre Schuldigkeit; vorzüglich wurde Damville, Gouverneur von Languedoc, ein Sohn des berühmten Konnetable von

Montmorency, beſchuldigt, die Flucht des Admirals durch ſein Gouvernement begünſtigt zu haben. Dieſer ſtolze Vaſall der Krone, ſonſt ein erbitterter Feind der Hugenotten, glaubte ſich von dem Hofe vernachläſſigt, und ſein Ehrgeiz war empfindlich gereizt, daß Andre in dieſem Krieg ſich Lorbern ſammelten und Andre den Kommandoſtab führten, den er doch als ein Erbſtück ſeines Hauſes betrachtete. Selbſt in der Bruſt des jungen Königs und der ihn zunächſt umgebenden Großen hatten die glänzenden Succeſſe des Herzogs von Anjou, die doch gar nicht auf Rechnung des Prinzen geſetzt werden konnten, Neid und Eiferſucht angefacht. Der ruhmbegierige Monarch erinnerte ſich mit Verdruß, daß er ſelbſt noch nichts für ſeinen Ruhm gethan habe; die Vorliebe der Königinn Mutter für den Herzog von Anjou, und das Lob dieſes begünſtigten Lieblings auf den Lippen der Hofleute beleidigte ſeinen Stolz. Da er den Herzog von Anjou mit guter Art von der Armee nicht entfernen konnte, ſo ſtellte er ſich ſelbſt an die Spitze derſelben, um ſich gemeinſchaftlich mit demſelben den Ruhm der Siege zuzueignen, an welchen Beyde gleich wenig Anſprüche hatten. Die ſchlechten Maßregeln, welche dieſer Geiſt der Eiferſucht und Intrigue die katholiſchen Anführer ergreifen ließ, vereitelten alle Früchte der erfochtnen Siege. Vergebens beſtand der Marſchall von Tavannes, deſſen Kriegserfahrung man das bisherige Glück allein zu verdanken hatte, auf Verfolgung des Feindes. Sein Rath war, dem flüchtigen Admiral mit dem größern Theil der Armee ſo lange nachzuſetzen, bis man ihn entweder aus Frankreich herausgejagt, oder genöthigt hätte, irgend in einen feſten Ort ſich zu werfen, der alsdann unvermeidlich das Grab der ganzen Partey werden müſſte. Da dieſe Vorſtellungen keinen Eingang fanden, ſo legte Tavannes ſein Kommando nieder, und zog ſich in ſein Gouvernement Burgund zurück.

Jetzt ſäumte man nicht, die Städte anzugreifen, die den Hugenotten ergeben waren. Der erſte Anfang war glücklich, und ſchon ſchmeichelte man ſich, alle Vormauern von Rochelle mit gleich wenig Mühe zu zertrümmern, und alsdann dieſen Mittelpunkt der ganzen Bourbon'ſchen Macht deſto leichter zu überwältigen. Aber der tapfre Widerſtand, den St.-Jean-d'Angely leiſtete, ſtimmte dieſe ſtolzen Erwartungen ſehr herunter. Zwey Monate lang hielt ſich dieſe Stadt, von ihrem unerſchrockenen Kommandanten de Piles vertheidigt; und als endlich die höchſte Noth ſie zwang, ſich zu ergeben, war der Winter herbey gerückt, und der Feldzug geendigt. Der Beſitz einiger Städte war alſo die ganze Frucht eines Sieges, deſſen weiſe Benutzung den Bürgerkrieg vielleicht auf immer hätte endigen können.

Unterdeſſen hatte Coligny nichts verſäumt, die ſchlechte Politik des Feindes zu ſeinem Vortheil zu kehren. Sein Fußvolk war im Treffen bey Moncontour beynahe gänzlich aufgerieben worden, und dreytauſend Pferde machten ſeine ganze Kriegsmacht aus, die es kaum mit dem nachſetzenden Landvolk aufnehmen konnte. Aber dieſer kleine Haufe verſtärkte ſich in Languedoc und Dauphiné mit neu geworbenen Völkern, und mit dem ſiegreichen Heer des Montgommery, das er an ſich zog. Die vielen Anhänger, welche die Reformation in dieſem Theil Frankreichs zählte, begünſtigten ſowol die Rekrutirung, als den Unterhalt der Truppen, und die Leutſeligkeit der Bourbon'ſchen Prinzen, die alle Beſchwerden dieſes Feldzugs theilten, und frühzeitige Proben des Heldenmuths ablegten, lockte manchen Freywilligen unter ihre Fahnen. Wie ſparſam auch die Geldbeyträge einfloſſen, ſo wurde dieſer Mangel einigermaßen durch die Stadt Rochelle erſetzt. Aus dem Hafen derſelben liefen zahlreiche Kaperſchiffe aus, die viele glückliche Priſen machten, und dem Admiral den Zehnten von jeder Beute entrichten mußten. Mit Hülfe aller dieſer Vorkehrungen erholten ſich die Hugenotten während des Winters ſo vollkommen von ihrer Niederlage, daß ſie im Frühjahr des 1570ſten Jahres gleich einem reißenden Strom aus Languedoc hervorbrachen, und furchtbarer als jemals im Felde erſcheinen konnten.

Sie hatten keine Schonung erfahren, und übten auch keine aus. Gereizt durch ſo viele erlittene Mißhandlungen, und durch eine lange Reihe von Unglücksfällen verwildert, lieſſen ſie das Blut ihrer Feinde in Strömen flieſſen, drückten mit ſchweren Brandſchatzungen alle Diſtrikte, durch die ſie zogen, oder verwüſteten ſie mit Feuer und Schwert. Ihr Marſch war gegen die Hauptſtadt des Reichs gerichtet, wo ſie mit dem Schwert in der Hand einen billigen Frieden zu ertrotzen hofften. Eine königliche Armee, die ſich ihnen in dem Herzogthum Burgund unter dem Marſchall von Coſſé, dreyzehntauſend Mann ſtark, entgegen ſtellte, konnte ihren Lauf nicht aufhalten. Es kam zu einem Gefecht, worin die Proteſtanten über einen weit überlegnern Feind verſchiedene Vortheile davon trugen. Längs der Loire verbreitet, bedrohten ſie Orleanois und Isle-de-France mit ihrer nahen Erſcheinung, und die Schnelligkeit ihres Zugs ängſtigte ſchon Paris.

Dieſe Entſchloſſenheit that Wirkung, und der Hof fing endlich an, vom Frieden zu ſprechen. Man ſcheute den Kampf mit einer, wenn gleich nicht zahlreichen, doch von Verzweiflung beſeelten Schar, die nichts mehr zu verlieren hatte, und bereit war, ihr Leben um einen theuren Preis zu verkaufen. Der königliche Schatz war erſchöpft, die Armee durch den Abzug der italieniſchen, deutſchen und ſpaniſchen Hülfsvölker ſehr vermindert, und in den Provinzen hatte ſich das Glück faſt überall zum Vortheil der Rebellen erklärt. Wie hart es auch die Katholiſchen ankam, dem Trotz der Sektirer nachgeben zu müſſen, wie ungern ſich ſogar viele der Letztern dazu verſtanden, die Waffen aus den Händen zu legen, und ihren Hoffnungen auf Beute, ihrer geſetzloſen Freyheit zu entſagen; ſo machte doch die überhandnehmende Noth jeden Widerſpruch ſchweigen, und die Neigung der Anführer entſchied ſo ernſtlich für den Frieden, daß er endlich im Auguſt dieſes Jahrs unter folgenden Bedingungen wirklich erfolgte.

Den Reformirten wurde von beyden Seiten des Hofes eine allgemeine Vergeſſenheit des Vergangenen, eine freye Ausübung ihrer Religion in jedem Theile des Reichs, nur den Hof ausgenommen, die Zurückgabe aller, der Religion wegen, eingezognen Güter, und ein gleiches Recht zu allen öffentlichen Bedienungen zugeſtanden. Außerdem überließ man ihnen noch auf zwey Jahre lang vier Sicherheitsplätze, die ſie mit ihren eigenen Truppen zu beſetzen, und Befehlshabern ihres Glaubens zu untergeben berechtigt ſeyn ſollten. Die Prinzen von Bourbon nebſt zwanzig aus dem vornehmſten Adel muſſten ſich durch einen Eid verbindlich machen, dieſe vier Plätze (man hatte Rochelle, Montauban, Cognac und la Charité gewählt) nach Ablauf der geſetzten Zeit wieder zu räumen. So war es abermals der Hof, welcher nachgab, und weit entfernt, durch Bewilligungen, die ihm nicht von Herzen gehen konnten, bey den Religionsverbeſſerern Dank zu verdienen, blos ein erniedrigendes Geſtändniß ſeiner Ohnmacht ablegte.

Alles trat jetzt wieder in ſeine Ordnung zurück, und die Reformirten überlieſſen ſich mit der vorigen Sorgloſigkeit dem Genuß ihrer ſchwer errungenen Glaubensfreyheit. Je mehr ſie überzeugt ſeyn muſſten, daß ſie die eben erhaltenen Vortheile nicht dem guten Willen, ſondern der Schwäche ihrer Feinde und ihrer eignen Furchtbarkeit verdankten, deſto nothwendiger war es, ſich in dieſem Verhältniß der Macht zu erhalten, und die Schritte des Hofs zu bewachen. Die Nachgiebigkeit des Letztern war auch wirklich viel zu groß, als daß man Vertrauen dazu faſſen konnte, und ohne gerade aus dem Erfolg zu argumentiren, kann man mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit behaupten, daß der erſte Entwurf zu der Greuelthat, welche zwey Jahre darauf in Ausübung gebracht wurde, in dieſe Zeit zu ſetzen iſt.

So viele Fehlſchläge, ſo viele überraſchende Wendungen des Kriegsglücks, ſo viele unerwartete Hülfsquellen der Hugenotten, hatten endlich den Hof überzeugen müſſen, daß es ein vergebliches Unternehmen ſey, dieſe immer friſch auflebende und immer mehr ſich verſtärkende Partey durch offenbare Gewalt zu beſiegen, und auf dem bisher betretnen Wege einen entſcheidenden Vortheil über ſie zu erlangen. Durch ganz

Frankreich ausgebreitet war ſie ſicher, nie eine totale Niederlage zu erleiden, und die Erfahrung hatte gelehrt, daß alle Wunden, die man ihr theilweiſe ſchlug, ihrem **Leben** ſelbſt nie gefährlich werden konnten. An einer Gränze des Königreichs unterdrückt, erhob ſie ſich nur deſto furchtbarer an der andern, und jeder neuerlittene Verluſt ſchien blos ihren Muth anzufeuern und ihren Anhang zu vermehren. Was ihr an innern Kräften gebrach, das erſetzte die Standhaftigkeit, Klugheit und Tapferkeit ihrer Anführer, die durch keine Unfälle zu ermüden, durch keine Liſt einzuwiegen, durch keine Gefahr zu erſchüttern waren. Schon der einzige **Coligny** galt für eine ganze Armee. „Wenn der Admiral heute ſterben ſollte,“ erklärten die Abgeordneten des Hofs, als ſie des Friedens wegen mit den Hugenotten in Unterhandlung traten, „ſo werden wir euch morgen nicht ein Glas Waſſer anbieten. Glaubet ſicher, daß ſein einziger Name euch mehr Anſehen gibt, als eure ganze Armee, doppelt genommen.“ So lange die Sache der Reformirten in ſolchen Händen war, mußten alle Verſuche zu ihrer Unterdrückung fehlſchlagen. Er allein hielt die zerſtreute Partey in ein Ganzes zuſammen, lehrte ſie ihre innern Kräfte kennen und benutzen, verſchaffte ihr Anſehen und Unterſtützung von außen, richtete ſie von jedem Falle wieder auf, und hielt ſie mit feſtem Arm am Rand des Verderbens.

Ueberzeugt, daß auf dem Untergang dieſes Mannes das Schickſal der ganzen Partey beruhe, hatte man ſchon im vorhergehenden Jahre das Pariſer Parlament jene ſchimpfliche Achtserklärung gegen ihn ausſprechen laſſen, die den Dolch der Meuchelmörder gegen ſein Leben bewaffnen ſollte. Da aber dieſer Zweck nicht erreicht wurde, vielmehr der jetzt geſchloſſene Friede jenen Parlamentsſpruch wieder vernichtete, ſo muſſte man daſſelbe Ziel auf einem andern Wege verfolgen. Ermüdet von den Hinderniſſen, die der Freyheitsſinn der Hugenotten der Befeſtigung des königlichen Anſehens ſchon ſo lange entgegengeſetzt hatte, zugleich aufgefordert, von dem römiſchen Hof, der keine Rettung für die Kirche ſah, als in dem gänzlichen Untergang dieſer Sekte, von einem finſtern und grauſamen Fanatismus erhitzt, der alle Gefühle der Menſchlichkeit ſchweigen machte, beſchloß man endlich ſich dieſer gefährlichen Partey durch einen einzigen entſcheidenden Schlag zu entledigen. Gelang es nämlich, ſie auf einmal aller ihrer Anführer zu berauben und durch ein allgemeines Blutbad ihre Anzahl ſchnell und beträchtlich zu vermindern, ſo hatte man ſie — wie man ſich ſchmeichelte — auf immer in ihr Nichts zurückgeſtürzt, von einem geſunden Körper ein brandiges Glied abgeſondert, die Flamme des Kriegs auf ewige Zeiten erſtickt, und Staat und Kirche durch ein einziges hartes Opfer gerettet. Durch ſolche betrügliche Gründe fanden ſich Religionshaß, Herrſchſucht und Rachbegierde mit der Stimme des Gewiſſens und der Menſchlichkeit ab, und lieſſen die Religion eine That verantworten, für welche ſelbſt die rohe Natur keine Entſchuldigung hat.

Aber um dieſen entſcheidenden Streich zu führen, muſſte man ſich der Opfer, die er treffen ſollte, vorher verſichert haben, und hier zeigte ſich eine kaum zu überwindende Schwierigkeit. Eine lange Kette von Treuloſigkeit hatte das wechſelſeitige Vertrauen erſtickt, und von katholiſcher Seite hatte man zu viele und zu unzweydeutige Proben der Maxime gegeben, daß „gegen Ketzer kein Eid bindend, keine Zuſage heilig ſey.“ Die Anführer der Hugenotten erwarteten keine andre Sicherheit, als welche ihnen ihre Entfernung und die Feſtigkeit ihrer Schlöſſer verſchafften. Selbſt nach geſchloſſenem Frieden vermehrten ſie die Beſatzungen in ihren Städten, und zeigten durch ſchleunige Ausbeſſerung ihrer Veſtungswerke, wie wenig ſie dem königlichen Worte vertrauten. Welche Möglichkeit, ſie aus dieſen Verſchanzungen hervorzulocken, und dem Schlachtmeſſer entgegenzuführen? Welche Wahrſcheinlichkeit, ſich Aller zugleich zu bemächtigen, geſetzt, daß auch Einzelne ſich überliſten lieſſen? Längſt ſchon gebrauchten ſie die Vorſicht, ſich zu trennen, und wenn auch Einer unter ihnen ſich der Redlichkeit des Hofs anvertraute, ſo blieb der Andre deſto gewiſſer zurück, um ſeinem Freund einen Rächer zu erhalten. Und doch hatte man **gar nichts** gethan, wenn man nicht **Alles** thun konnte; der Streich muſſte ſchlechterdings tödtlich, allgemein und entſcheidend ſeyn, oder ganz und gar unterlaſſen werden.

Es kam alſo darauf an, den Eindruck der vorigen Treuloſigkeiten gänzlich auszulöſchen, und das verlorne Vertrauen der Reformirten, welchen Preis es auch koſten möchte, wieder zu gewinnen. Dieſes ins Werk zu richten, änderte der Hof ſein ganzes bisheriges Syſtem. Anſtatt der Parteylichkeit in den Gerichten, über welche die Reformirten auch mitten im Frieden ſo viele Urſache gehabt hatten, ſich zu beklagen, wurde von jetzt an die gleichförmigſte Gerechtigkeit beobachtet, alle Beeinträchtigungen, die man ſich von katholiſcher Seite bisher ungeſtraft gegen ſie erlaubte, eingeſtellt, alle Friedensſtörungen auf das Strengſte geahndet, alle billige Forderungen derſelben ohne Anſtand erfüllt. In Kurzem ſchien aller Unterſchied des Glaubens vergeſſen, und die ganze Monarchie gleich einer ruhigen Familie, deren ſämmtliche Glieder **Karl der Neunte** als gemeinſchaftlicher Vater mit gleicher Liebe umfaſſte. Mitten unter den Stürmen, welche die benachbarten Reiche erſchütterten, welche Deutſchland beunruhigten, die ſpaniſche Macht in den Niederlanden umzuſtürzen drohten, Schottland verheerten, und in England den Thron der Königinn Eliſabeth wankend machten, genoß Frankreich einer ungewohnten tiefen Ruhe, die von einer gänzlichen Revolution in den Geſinnungen, und einer allgemeinen Umänderung der Maximen zu zeugen ſchien, da keine Entſcheidung der Waffen vorhergegangen war, auf die ſie gegründet werden konnte.

Margaretha von Valois, die jüngſte Tochter Heinrichs des Zweyten, war noch unverheirathet, und der Ehrgeiz des jungen Herzogs von Guiſe vermaß ſich, ſeine Hoffnungen zu dieſer Schweſter ſeines Monarchen zu erheben. Um die Hand dieſer Prinzeſſinn hatte ſchon der König von Portugall geworben, aber ohne Erfolg, da der noch immer mächtige Kardinal von Lothringen ſie keinem Andern, als ſeinem Neffen gönnte. „Der älteſte Prinz meines Hauſes,“ erklärte ſich der ſtolze Prälat gegen den Geſandten Sebaſtians, „hat die ältere Schweſter davon getragen; dem jüngern gebührt die jüngere.“ Da aber Karl der Neunte, dieſer auf ſeine Hoheit eiferſüchtige Monarch, die dreiſte Anmaßung ſeines Vaſallen mit Unwillen aufnahm, ſo eilte der Herzog von Guiſe, durch eine geſchwinde Heirath mit der Prinzeſſinn von Cleves ſeinen Zorn zu beſänftigen. Aber einen Feind und Nebenbuhler im Beſitz derjenigen zu ſehen, zu der ihm nicht erlaubt worden war, die Augen zu erheben, muſſte den Stolz des Herzogs deſto empfindlicher kränken, da er ſich ſchmeicheln konnte, das Herz der Prinzeſſinn zu beſitzen.

Der junge Heinrich, Prinz von Bearn, war es, auf den die Wahl des Königs fiel; ſey es, daß letzterer wirklich die Abſicht hatte, durch dieſe Heirath eine enge Verbindung zwiſchen dem Hauſe Valois und Bourbon zu ſtiften, und dadurch den Samen der Zwietracht auf ewige Zeiten zu erſticken, oder daß er dem Argwohn der Hugenotten nur dieſes Blendwerk vormachte, um ſie deſto gewiſſer in die Schlinge zu locken. Genug, man erwähnte dieſer Heirath ſchon bey den Friedenstraktaten, und ſo groß auch das Mißtrauen der Königinn von Navarra ſeyn mochte, ſo war der Antrag doch viel zu ſchmeichelhaft, als daß ſie ihn ohne Beleidigung hätte zurückweiſen können. Da aber dieſer ehrenvolle Antrag nicht mit der Lebhaftigkeit erwiedert ward, die man wünſchte, und die ſeiner Wichtigkeit angemeſſen ſchien, ſo zögerte man nicht lange, ihn zu erneuern, und die furchtſamen Bedenklichkeiten der Königinn Johanna durch wiederholte Beweiſe der aufrichtigſten Verſöhnung zu zerſtreuen.

Um dieſelbe Zeit hatte ſich Graf Ludwig von Naſſau, Bruder des Prinzen Wilhelm von Oranien, in Frankreich eingefunden, um die Hugenotten zum Beyſtand ihrer niederländiſchen Brüder gegen Philipp von Spanien in Bewegung zu ſetzen. Er fand den Admiral von Coligny in der günſtigſten Stimmung.

dieſe Aufforderung anzunehmen. Neigung ſowol als Staatsgründe vermochten dieſen ehrwürdigen Helden, die Religion und Freyheit, die er in ſeinem Vaterland mit ſo viel Heldenmuth verfochten, auch im Ausland nicht ſinken zu laſſen. Leidenſchaftlich hing er an ſeinen Grundſätzen und an ſeinem Glauben, und ſein großes Herz hatte der Unterdrückung, wo und gegen wen ſie auch ſtattfinden möchte, einen ewigen Krieg geſchworen. Dieſer Geſinnung gemäß betrachtete er jede Angelegenheit, ſobald ſie Sache des Glaubens und der Freyheit war, als die ſeinige, und jedes Schlachtopfer des geiſtlichen oder weltlichen Despotismus konnte auf ſeinen Weltbürgerſinn und ſeinen thätigen Eifer zählen. Es iſt ein charakteriſtiſcher Zug der vernünftigen Freyheitsliebe, daß ſie Geiſt und Herz weiter macht, und im Denken wie im Handeln ihre Sphäre ausbreitet. Gegründet auf ein lebhaftes Gefühl der menſchlichen Würde, kann ſie Rechte, die ſie an ſich ſelbſt reſpectirt, an Andern nicht gleichgültig zu Boden treten ſehen.

Aber dieſes leidenſchaftliche Intereſſe des Admirals für die Freyheit der Niederländer, und der Entſchluß, ſich an der Spitze der Hugenotten zum Beyſtand dieſer Republikaner zu bewaffnen, wurde zugleich durch die wichtigſten Staatsgründe gerechtfertigt. Er kannte und fürchtete den leicht zu entzündenden und geſetzloſen Geiſt ſeiner Partey, der, wund durch ſo viele erlittne Beleidungen, ſchnell aufgeſchreckt von jedem vermeintlichen Angriff und mit tumultuariſchen Scenen vertraut, der Ordnung ſchon zu lange entwöhnt war, um ohne Rückfälle darin verharren zu können. Dem nach Unabhängigkeit ſtrebenden und kriegeriſchen Adel konnte die Unthätigkeit auf ſeinen Schlöſſern und der Zwang nicht willkommen ſeyn, den der Friede ihm auflegte. Auch war nicht zu erwarten, daß der Feuereifer der kalviniſtiſchen Prediger ſich in den engen Schranken der Mäßigung halten würde, welche die Zeitumſtände erforderten. Um alſo den Uebeln zuvorzukommen, die ein mißverſtandner Religionseifer, und das immer noch unter der Aſche glimmende Mißtrauen der Parteyen früher oder ſpäter herbeyzuführen drohte, muſſte man darauf denken, dieſe müßige Tapferkeit zu beſchäftigen, und einen Muth, welchen ganz zu unterdrücken man weder hoffen noch wünſchen durfte, ſo lange in ein anderes Reich abzuleiten, bis man in dem Vaterland ſeiner bedürfen würde. Dazu nun kam der niederländiſche Krieg wie gerufen; und ſelbſt das Intereſſe und die Ehre der franzöſiſchen Krone ſchien einen nähern Antheil an demſelben nothwendig zu machen. Frankreich hatte den verderblichen Einfluß der ſpaniſchen Intriguen bereits auf das Empfindlichſte gefühlt, und es hatte noch weit mehr in der Zukunft davon zu befürchten, wenn man dieſen gefährlichen Nachbar nicht innerhalb ſeiner eigenen Gränzen beſchäftigte. Die Aufmunterung und Unterſtützung, die er den mißvergnügten Unterthanen des Königs von Frankreich hatte angedeihen laſſen, ſchien zu Repreſſalien zu berechtigen, wozu ſich jetzt die günſtigſte Veranlaſſung darbot. Die Niederländer erwarteten Hülfe von Frankreich, die man ihnen nicht verweigern konnte, ohne ſie in eine Abhängigkeit von England zu ſetzen, die für das Intereſſe des franzöſiſchen Reichs nicht anders als nachtheilig ausſchlagen konnte. Warum ſollte man einem gefährlichen Nebenbuhler einen Einfluß gönnen, den man ſich ſelbſt verſchaffen konnte, und der noch dazu gar nichts koſtete? denn es waren die Hugenotten, die ihren Arm dazu anboten, und bereit waren, ihre der Ruhe der Monarchie ſo gefährliche Kräfte in einem ausländiſchen Krieg zu verzehren.

Karl IX. ſchien das Gewicht dieſer Gründe zu empfinden, und bezeugte großes Verlangen, ſich mit dem Admiral ausführlich und mündlich darüber zu berathſchlagen. Dieſem Beweiſe des königlichen Vertrauens konnte Coligny um ſo weniger widerſtehen, da es eine Sache zum Gegenſtand hatte, die ihm nächſt ſeinem Vaterlande am meiſten am Herzen lag. Man hatte die einzige Schwachheit ausgekundſchaftet, an der er zu faſſen war; der Wunſch, ſeine Liebligsangelegenheit bald befördert zu ſehen, half ihm jede Bedenklichkeit überwinden. Seine eigne, über jeden Verdacht erhabene Denkart, ja ſeine Klugheit ſelbſt lockte ihn in die Schlinge. Wenn Andre ſeiner Partey das veränderte Betragen des Hofs einem verdeckten Anſchlage zuſchrieben, ſo fand er in den Vorſchriften einer weiſern Politik, die ſich nach ſo vielen unglücklichen Erfahrungen endlich der Regierung aufdringen muſſten, einen viel natürlichern Schlüſſel zur Erklärung deſſelben. Es gibt Unthaten, die der Rechtſchaffne kaum eher für möglich halten darf, als bis er die Erfahrung davon gemacht hat; und einem Mann von Coligny's Charakter war es zu verzeihen, wenn er ſeinem Monarchen lieber eine Mäßigung zutraute, von der dieſer Prinz bisher noch keine Beweiſe gegeben hatte, als ihn einer Niederträchtigkeit fähig glaubte, welche die Menſchheit überhaupt, und noch weit mehr die Würde des Fürſten ſchändet So viele zuvorkommende Schritte von Seiten des Hofes forderten überdies auch von dem proteſtantiſchen Theil eine Probe des Zutrauens; und wie leicht konnte man einen empfindlichen Feind durch längeres Mißtrauen reizen, die ſchlechte Meinung wirklich zu verdienen, welche zu widerlegen man ihm unmöglich machte.

Der Admiral beſchloß demnach, am Hofe zu erſcheinen, der damals nach Touraine vorgerückt war, um die Zuſammenkunft mit der Königinn von Navarra zu erleichtern. Mit widerſtrebendem Herzen that Johanna dieſen Schritt, dem ſie nicht länger ausweichen konnte, und überlieferte dem König ihren Sohn Heinrich und den Prinzen von Condé.

Coligny wollte ſich dem Monarchen zu Füßen werfen, aber dieſer empfing ihn in ſeinen Armen. „Endlich habe ich Sie," rief der König. „Ich habe Sie, und es ſoll Ihnen nicht ſo leicht werden, wieder von mir zu gehen. Ja, meine Freunde," ſetzte er mit triumphirendem Blick hinzu, „das iſt der glücklichſte Tag in meinem Leben." Dieſelbe gütige Aufnahme widerfuhr dem Admiral von der Königinn, von den Prinzen, von allen anweſenden Großen; der Ausdruck der höchſten Freude und Bewunderung war auf allen Geſichtern zu leſen. Man feyerte dieſe glückliche Begebenheit mehrere Tage lang mit den glänzendſten Feſten, und keine Spur des vorigen Mißtrauens durfte die allgemeine Fröhlichkeit trüben. Man beſprach ſich über die Vermählung des Prinzen von Bearn mit Margarethen von Valois; alle Schwierigkeiten, die der Glaubensunterſchied und das Zeremoniell der Vollziehung derſelben in den Weg legten, muſſten der Ungeduld des Königs weichen. Die Angelegenheiten Flanderns veranlaſſten mehrere lange Konferenzen zwiſchen dem Letzten und Coligny, und mit jeder ſchien die gute Meinung des Königs von ſeinem ausgeſöhnten Diener zu ſteigen. Einige Zeit darauf erlaubte er ihm ſogar, eine kleine Reiſe auf ſein Schloß Chatillon zu machen, und als ſich der Admiral auf den Rappel ſogleich wieder ſtellte, ließ er ihn dieſe Reiſe in demſelben Jahr wiederholen. So ſtellte ſich das wechſelſeitige

Vertrauen unvermerkt wieder her, und Coligny fing an, in eine tiefe Sicherheit zu verſinken.

Der Eifer, mit welchem Karl die Vermählung des Prinzen von Navarra betrieb, und die außerordentlichen Gunſtbezeugungen, die er an den Admiral und ſeine Anhänger verſchwendete, erregten nicht weniger Unzufriedenheit bey den Katholiſchen, als Mißtrauen und Argwohn bey den Proteſtanten. Man mag entweder mit einigen proteſtantiſchen und italieniſchen Schriftſtellern annehmen, daß jenes Betragen des Königs bloße Maske geweſen oder mit de Thou und den Verfaſſern der Memoires glauben, daß Er für ſeine Perſon es damals aufrichtig meinte, ſo blieb ſeine Stellung zwiſchen den Reformirten und Katholiſchen in jedem Falle gleich bedenklich, weil er, um das Geheimniß zu bewahren, dieſe ſo gut wie jene betrügen muſſte. Und wer bürgte ſelbſt denjenigen, die um das Geheimniß wuſſten, dafür, daß die perſönlichen Vorzüge des Admirals nicht zuletzt Eindruck auf einen Fürſten machten, dem es gar nicht an Fähigkeit gebrach, das Verdienſt zu beurtheilen? Daß ihm dieſer bewährte Staatsmann nicht zuletzt unentbehrlich wurde, daß nicht endlich ſeine Rathſchläge, ſeine Grundſätze, ſeine Warnungen bey ihm Eingang fanden? Kein Wunder, wenn die katholiſchen Eiferer daran Aergerniß nahmen, wenn ſich der Papſt in dieſes neue Betragen des Königs gar nicht zu finden wuſſte, wenn ſelbſt die Königinn

Katharina unruhig wurde, und die Guiſen anfingen, für ihren Einfluß zu zittern. Ein deſto engeres Bündniß zwiſchen dieſen letztern und der Königinn war die Folge dieſer Befürchtungen, und man beſchloß, dieſe gefährlichen Verbindungen zu zerreißen, wie viel es auch koſten möchte.

Der Widerſpruch der Geſchichtſchreiber, und das Geheimnißvolle dieſer ganzen Begebenheit verſchafft uns über die damaligen Geſinnungen des Königs und über die eigentliche Beſchaffenheit des Komplotts, welches nachher ſo fürchterlich ausbrach, kein befriedigendes Licht. Könnte man dem Capi-Lupi*), einem römiſchen Skribenten und Lobredner der Bartholomäusnacht, Glauben zuſtellen, ſo würde Karln dem Neunten durch den ſchwärzeſten Verdacht nicht zu viel geſchehen; aber obgleich die hiſtoriſche Kritik das Böſe glauben darf, was ein Freund berichtet, ſo kann dieſes doch alsdann nicht der Fall ſeyn, wenn der Freund (wie hier wirklich geſchehen iſt) ſeinen Helden dadurch zu verherrlichen glaubt, und als Schmeichler verläumdet. „Ein päpſtlicher Legat,“ berichtet uns dieſer Schriftſteller in der Vorrede zu ſeinem Werk, „kam nach Frankreich mit dem Auftrag, den Allerchriſtlichſten König von ſeinen Verbindungen mit den Sektirern abzumahnen. Nachdem er dem Monarchen die nachdrücklichſten Vorſtellungen gethan, und ihn aufs Aeußerſte gebracht hatte, rief dieſer mit bedeutender Miene: „„Daß ich doch Eurer Eminenz Alles ſagen dürfte! Bald würden Sie und auch der heilige Vater mir bekennen müſſen, daß dieſe Verheirathung meiner Tochter das ausgeſuchteſte Mittel ſey, die wahre Religion in Frankreich aufrecht zu erhalten, und ihre Widerſacher zu vertilgen. Aber (fuhr er in großer Bewegung fort, indem er dem Kardinal die Hand drückte, und zugleich einen Demant an ſeinem Finger befeſtigte) vertrauen Sie auf mein königliches Wort. Noch eine kleine Geduld, und der heilige Vater ſelbſt ſoll meine Anſchläge und meinen Glaubenseifer rühmen.““ Der Kardinal verſchmähte den Demant, und verſicherte, daß er ſich mit der Zuſage des Königs begnüge.“ — Aber, geſetzt auch, daß kein blinder Schwärmereifer dieſem Geſchichtſchreiber die Feder geführt hätte, ſo kann er ſeine Nachricht aus ſehr unreinen Quellen geſchöpft haben. Die Vermuthung iſt nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, daß der Kardinal von Lothringen, der ſich eben damals zu Rom aufhielt, dergleichen Erfindungen, wo nicht ſelbſt ausgeſtreut, doch begünſtigt haben könnte, um den Fluch des Pariſer Blutbads, den er nicht von ſich abwälzen konnte, mit dem Könige wenigſtens zu theilen. *)

---

*) Le Stratagème ou la Ruse de Charles IX. roi de France contre les Huguenots, rebelles à Dieu et à lui, écrit par le Seigneur Camille Capi-Lupi etc. 1574.

Das wirkliche Betragen Karls des Neunten, bey dem Ausbruch des Blutbades ſelbſt, zeugt unſtreitig ſtärker gegen ihn, als dieſe unerwieſenen Gerüchte; aber wenn er ſich auch von der Heftigkeit ſeines Temperaments hinreißen ließ, dem völlig reifen Komplott ſeinen Beyfall zu geben, und die Ausführung deſſelben zu begünſtigen, ſo kann dieſes für ſeine frühere Mitſchuldigkeit nichts beweiſen. Das Ungeheure und Gräßliche des Verbrechens vermindert ſeine Wahrſcheinlichkeit, und die Achtung für die menſchliche Natur muß ihm zur Vertheidigung dienen. Eine ſo zuſammengeſetzte und lange Kette von Betrug, eine ſo undurchdringliche, ſo gehaltene Verſtellung, ein ſo tiefes Stillſchweigen aller Menſchengefühle, ein ſo freches Spiel mit den heiligſten Pfändern des Vertrauens ſcheint einen vollendeten Böſewicht zu erfordern, der durch eine lange Uebung verhärtet, und ſeiner Leidenſchaften vollkommen Herr geworden iſt. Karl der Neunte war ein Jüngling, den ſein brauſendes Temperament übermeiſterte, und deſſen Leidenſchaften ein früher Beſitz der höchſten Gewalt von jedem Zügel der Mäßigung befreyte. Ein ſolcher Charakter verträgt ſich mit keiner ſo künſtlichen Rolle, und ein ſo hoher Grad der Ver-

---

*) Esprit de la Ligue. Tom. II. p. 13.

verbniß mit keiner Jünglingsſeele — ſelbſt dann nicht, wenn der Jüngling ein König, und Katharinens Sohn iſt.

Wie aufrichtig oder nicht aber das Betragen des Königs auch gemeint ſeyn mochte, ſo konnten die Häupter der katholiſchen Partey keine gleichgültigen Zuſchauer davon bleiben. Sie verlieſſen wirklich mit Geräuſche den Hof, ſo bald die Hugenotten feſten Fuß an demſelben zu faſſen ſchienen, und Karl der Neunte ließ ſie unbekümmert ziehen. Die Letztern häuften ſich nun mit jedem Tage mehr in der Hauptſtadt an, je näher die Vermählungsfeyer des Prinzen von Bearn heranrückte. Dieſe erlitt indeſſen einen unerwarteten Aufſchub durch den Tod der Königinn Johanna, die wenige Wochen nach ihrem Eintritt in Paris ſchnell dahinſtarb. Das ganze vorige Mißtrauen der Kalviniſten erwachte aufs Neue bey dieſem Todesfall, und es fehlte nicht an Vermuthungen, daß ſie vergiftet worden ſey. Aber da auch die ſorgfältigſten Nachforſchungen dieſen Verdacht nicht beſtätigten, und der König ſich in ſeinem Betragen völlig gleich blieb, ſo legte ſich der Sturm in kurzer Zeit wieder.

Coligny befand ſich eben damals auf ſeinem Schloß Chatillon, ganz mit ſeinen Lieblingsentwürfen wegen des niederländiſchen Kriegs beſchäftigt. Man ſparte keine Winke, ihn von der nahen Gefahr zu unterrichten, und kein Tag verging, wo er ſich nicht vor einer Menge warnender Briefe verfolgt ſah, die ihn abhalten ſollten, am Hofe zu erſcheinen. Aber dieſer gutgemeinte Eifer ſeiner Freunde ermüdete nur ſeine Gedult, ohne ſeine Ueberzeugung wankend zu machen. Umſonſt ſprach man ihm von den Truppen, die der Hof in Poitou verſammelte, und die, wie man behauptete, gegen Rochelle beſtimmt ſeyn ſollten; er wuſſte beſſer, wozu ſie beſtimmt waren, und verſicherte ſeinen Freunden, daß dieſe Rüſtung auf ſeinen eigenen Rath vorgenommen werde. Umſonſt ſuchte man ihn auf die Geldanleihen des Königs aufmerkſam zu machen, die auf eine große Unternehmung zu deuten ſchienen; er verſicherte, daß dieſe Unternehmung keine andere ſey, als der Krieg in den Niederlanden, deſſen Ausbruch heran nahe, und worüber er bereits alle Maßregeln mit dem Könige getroffen habe. Es war wirklich an dem, daß **Karl IX.** den Vorſtellungen des Admirals nachgegeben, und — war es entweder Wahrheit oder Maske — ſich mit England und den proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands in eine förmliche Verbindung gegen Spanien eingelaſſen hatte. Alle dergleichen Warnungen verfehlten daher ihren Zweck, und ſo feſt vertraute der Admiral auf die Redlichkeit des Königs, daß er ſeine Anhänger ernſtlich bat, ihn fortan mit ſolchen Hinterbringungen zu verſchonen.

Er reiſte alſo zurück an den Hof, wo bald darauf im Auguſt 1572 das Beylager Heinrichs — jetzt

Königs von Navarra — mit **Margaretha von Valois**, unter einem großen Zufluß von Hugenotten, und mit königlichem Pompe gefeyert ward. Sein Eidam, **Teligny**, **Rohan**, **Rochefoucauld**, alle Häupter der Kalviniſten, waren dabey zugegen; alle in gleicher Sicherheit mit **Coligny**, und ohne alle Ahnung der nahe ſchwebenden Gefahr. Wenige nur erriethen den kommenden Sturm, und ſuchten in einer zeitigen Flucht ihre Rettung. Ein Edelmann, Namens **Langoiran**, kam zum Admiral, um Urlaub bey ihm zu nehmen. „Warum denn aber jetzt?“ fragte ihn **Coligny** voll Verwunderung. „Weil man Ihnen zu ſchön thut,“ verſetzte **Langoiran**, „und weil ich mich lieber retten will mit den Thoren, als mit den Verſtändigen umkommen.“

Wenn gleich der Ausgang dieſe Vorherſagungen auf das Schrecklichſte gerechtfertigt hat, ſo bleibt es dennoch unentſchieden, in wie weit ſie damals gegründet waren. Nach dem Berichte glaubwürdiger Zeugen, war die Gefahr damals größer für die Guiſen und für die Königinn, als für die Reformirten. **Coligny**, erzählen uns jene, hatte unvermerkt eine ſolche Macht über den jungen König erlangt, daß er es wagen durfte, ihm Mißtrauen gegen ſeine Mutter einzuflößen, und ihn ihrer noch immer fortdaurenden Vormundſchaft zu entreißen. Er hatte ihn überredet, dem flandriſchen Krieg in Perſon beyzuwohnen, und ſelbſt die Victorien zu erkämpfen, welche Katharina nur allzugern ihrem Liebling, dem Herzog von Anjou, gönnte. Bey dem eiferſüchtigen und ehrgeizigen Monarchen war dieſer Wink nicht verloren, und Katharina überzeugte ſich bald, daß ihre Herrſchaft über den König zu wanken beginne.

Die Gefahr war dringend, und nur die ſchnellſte Entſchloſſenheit konnte den drohenden Streich abwenden. Ein Eilbote mußte die Guiſen und ihren Anhang ſchleunig an den Hof zurückrufen, um im Nothfall von ihnen Hülfe zu haben. Sie ſelbſt ergriff den nächſten Augenblick, wo ihr Sohn auf der Jagd allein war, und lockte ihn in ein Schloß, wo ſie ſich in ein Kabinet mit ihm einſchloß, mit aller Gewalt mütterlicher Beredſamkeit über ihn herfiel, und ihm über ſeinen Abfall von ihr, ſeinen Undank, ſeine Unbeſonnenheit die bitterſten Vorwürfe machte. Ihr Schmerz, ihre Klagen erſchütterten ihn; einige drohende Winke, die ſie fallen ließ, thaten Wirkung. Sie ſpielte ihre Rolle mit aller Schauſpielerkunſt, worin ſie Meiſterinn war, und es gelang ihr, ihn zu einem Geſtändniß ſeiner Uebereilung zu bringen. Damit noch nicht zufrieden, riß ſie ſich von ihm los, ſpielte die Unverſöhnliche, nahm eine abgeſonderte Wohnung, und ließ einen völligen Bruch befürchten. Der junge König war noch nicht ſo ganz Herr ſeiner ſelbſt geworden, um ſie beym Wort zu nehmen, und ſich der jetzt erlangten Freyheit zu erfreuen, Er kannte den großen Anhang der Königinn, und ſeine Furcht mahlte ihm denſelben noch größer ab, als er wirklich ſeyn mochte. Er fürchtete — vielleicht nicht ganz mit Unrecht — ihre Vorliebe für den Herzog von Anjou, und zitterte für Leben und Thron. Von Rathgebern verlaſſen, und für ſich ſelbſt zu ſchwach, einen kühnen Entſchluß zu faſſen, eilte er ſeiner Mutter nach, brach in ihre Zimmer, und fand ſie von ſeinem Bruder, von ihren Höflingen, von den abgeſagteſten Feinden der Reformirten umgeben. Er will wiſſen, was denn das neue Verbrechen ſey, deſſen man die Hugenotten beſchuldigt; er will alle Verbindungen mit ihnen zerreißen, ſo bald man ihn nur überführt haben werde, daß ihren Geſinnungen zu mißtrauen ſey. Man entwirft ihm das ſchwärzeſte Gemählde von ihren Anmaßungen, ihren Gewaltthätigkeiten, ihren Anſchlägen, ihren Drohungen. Er wird überraſcht, hingeriſſen, zum Stillſchweigen gebracht, und verläſſt ſeine Mutter mit der Verſicherung, inskünftige behutſamer zu verfahren.

Aber mit dieſer ſchwankenden Erklärung konnte ſich Katharina noch nicht beruhigen. Dieſelbe Schwäche, welche ihr jetzt ein ſo leichtes Spiel bey dem Könige machte, konnte eben ſo ſchnell und noch glücklicher von den Hugenotten benutzt werden, ihn ganz von ihren Feſſeln zu befreyen. Sie ſah ein, daß ſie dieſe gefährlichen Verbindungen auf eine gewaltſame und unheilbare Weiſe zertrennen müſſe, und dazu brauchte es weiter nichts, als den Empörungsgeiſt der Hugenotten durch irgend eine ſchwere Beleidigung aufzuwecken. Vier Tage nach der Vermählungsfeyer Heinrichs von Navarra geſchah aus einem Fenſter ein Schuß auf Coligny, als er eben vom Louvre nach ſeinem Hauſe zurückkehrte. Eine Kugel zerſchmetterte ihm den Zeigefinger der rechten Hand, und eine andere verwundete ihn am linken Arm. Er wies auf das Haus hin, woraus der Schuß geſchehen war; man ſprengte die Pforten auf, aber der Mörder war ſchon entſprungen.

Coligny's Schutzgeiſt, möchte man ſagen, hatte nun das Letzte gethan, um dieſen groſſen Mann, durch jenen meuchelmörderiſchen Angriff gewarnt, ſeinem Schickſal zu entreißen. Allein, wer entflieht dieſem? Oder vielmehr: Unterliegt nicht der beſſere Mann, wenn man ſich gegen ihn Alles, ſelbſt Treuloſigkeiten, erlaubt, welche ſich zu denken Er unfähig iſt, mit größerm Ruhm, als wenn Er ſolchen Schlingen entgangen wäre?

Coligny fühlte, und ſeine ganze Partey, wie durch einen elektriſchen Schlag, empfand es mit ihm, daß mitten in der tiefſten Friedensſtille, da erſt ſeit vier Tagen durch die Vermählung Heinrichs von Navarra mit der Schweſter Karls des IX. die Parteyen der Häuſer Valois und Bourbon, den Guiſen zum

Trotz, vor dem Brautaltar ſich die Hände gereicht zu haben ſchienen, eine gifthauchende Schlange auf Ihn und die Seinigen laure. Es war ihr diesmal nicht, wie ſie wollte, gelungen, aus ihrem Hinterhalt in Ihm das Haupt der Reformirten zu treffen, und mit Einem Schlag alle Glieder dieſes Körpers zu lähmen.

Aber wo mochte ſie nun ſelbſt ihren lernäiſchen Kopf verſteckt halten? aus welchem Winkel zu neuen Anfällen hervorſchießen? Dies bey Zeiten aufzuſpüren, hatte Coligny in der That von ihrer Art zu wenig in ſich. Ueberall leiteten die Schlangengänge hin, aber blos, um jeden Nachforſchenden deſto weiter von dem Geheimniß der Bosheit ſelbſt abzulenken.

Klug, bedachtſam, umſchauend nach allen Seiten war Coligny. Aber was die Furchtſamkeit hierzu beyträgt, fehlte ihm ganz. Das ſchwache Inſekt ſtreckt ſeine regen Fühlhörner immer nach allen Ecken und die Furcht rettet es vor tauſend Gefahren. So wird Klugheit durch Furchtſamkeit zur Schlauheit, die ſelten berückt worden zu ſeyn ſich rühmen kann, aber auch nie mit Größe gehandelt zu haben bekennen muß, weil ſie Alles für eine Schlinge anzuſehen pflegte. Coligny hatte keinen Bund mit dem Glück. Als Feldherr verlor er meiſtens durch Schwäche ſeiner Truppen und andere Fehler ſeiner Lage. Der Zufall that wenig für ihn. Es ſchien, er ſollte der Mann ſeyn, welcher ſich ſelbſt Alles ſchuldig wäre. Nach einem Mißgeſchick, wenn Muthloſigkeit bey Allen die Beſinnenheit betäubte, wenn ſein zuſammengerafftes Heer halbnackt, ohne Sold, ohne Brot, ſo ſchnell zu zerſtieben drohte, als es herbeygelaufen war, wenn Verrätherey und Hofgunſt unter ſeinen nächſten Anhängern wie unwiderſtehliche Geſpenſter ſpukten — immer war ſein Muth ungetrübt. Seine heitere Stirn machte die Seinigen das Unbegreifliche glauben, daß er unter den Mitteln zur Hülfe gleichſam noch zu wählen habe. Und ſprach er dann, ſo theilte ſich die Ruhe ſeines Geiſtes mit jedem Worte den Uebrigen mit. Er ſprach rein, edel, ſtark, oft originell. Und für die Ausführung hatte er im großen Umfang ſeiner Geſchäfte eine raſtloſe Arbeitſamkeit. Feſtigkeit gegen Unterdrückung war die Seele ſeiner Plane in der Nähe und Ferne. Mag ihn der höfiſche Villeroy darüber tadeln, daß er den Proteſtanten in Frankreich rechtmäßige Freyheit zu ſichern ſtrebte, wie ſein Rath zur Befreyung der Niederlande vom Drucke Spaniens Vieles beygetragen hatte. Umſturz einer parteyloſeren, gerechten Staatsverfaſſung wäre nie Coligny's Plan geweſen. Untadelhafte Sitten, auch in ſeiner Ehe und gegen ſeine Kinder, überhaupt die ſtrengſte Religioſität vollendeten ſeinen Beruf zum Oberhaupt einer religiös-politiſchen Partey, deren ganze Exiſtenz auf der freywilligen Unterordnung ſo vieler tapfern, reichen, ehrſüchtigen Vornehmen unter dem Adel und dem Bürgerſtand beruhte, denen nur Ueberlegenheit des Charakters in ihrem Anführer die unentbehrlichſte Folgſamkeit und Einheit abnöthigen konnte.

Alles dies muſſte der Gegenpartey in ihm den Einzigen zeigen, an deſſen Untergang ſeine ganze Partey gekettet ſeyn würde; um ſo mehr, da man von ihm als Feind nicht Nachgeben und Verſöhnung, nur jene unerbittliche Strenge ſeines Charakters zu erwarten hatte. Die Kabale fand ſeine ſchwache Seite aus. Der Schein ſo vieler Achtung und eines ſo feſten Zutrauens gegen ſeine Einſichten und ſeine Biederkeit, als er zu verdienen ſich bewuſſt war, auch die Ausſichten, ſeinem Vaterland und ſeiner Partey zugleich durch Vereinigung gegen Spanien, den gemeinſchaftlichen Feind ſeiner Religion und des franzöſiſchen Staats, zu dienen, zogen ihn nach Hof. Er war gefangen, wenn man ihn mit Schlingen umgab, welchen zu entgehen er minder furchtlos, bieder und großmüthig hätte ſeyn müſſen. Vor und nach dem meuchelmörderiſchen Attentat drangen viele Gutgeſinnte in ihn, von Paris zu entweichen. „Wenn ich dies thue,“ antwortete er ihnen, „ſo zeige ich entweder Furcht oder Mißtrauen. Jenes würde meine Ehre, dies den König beleidigen. Ich würde den Bürgerkrieg beginnen müſſen. Und lieber will ich ſterben, als das unüberſehbare Elend wieder erbliken, das in ſeinem Gefolge auftritt.“ — Mord und Entehrung waren der Lohn dieſes Bürgerſinns!

Noch am nämlichen Tage der Verwundung kam der König ſelbſt mit einem ganzen Zug von Hofleuten, um Coligny zu beſuchen. Karl betheuerte dem Admiral ſein Beyleid und ſein volles Zutrauen gegen ihn als Kriegsanführer und getreuen Unterthanen. „Ihr ſeyd verwundet, mein Vater,“ rief er ihm zu, „aber die Schmerzen fühle Ich. — Bey Gott ſchwöre ich Euch: Ich werde eine Rache nehmen, die man nie vergeſſen ſoll, ſobald nur die Schuldigen entdeckt ſind.“ Ueber ſich ſelbſt zu ſchnell beruhigt, klagte der Admiral nur wenig, und ſuchte bald das unruhige Gemüth des Königs von dem glücklich überſtandenen Unfall auf die öffentliche Sache, auf den Feldzug nach den Niederlanden, hinzulenken. Dieſes neue Unternehmen ſollte die Laune des ungeſtümen jungen Fürſten deſto feſter an den dazu unentbehrlichen Feldherrn und an deſſen Partey binden helfen. Aber die Königinn Mutter überließ unter dem Vorwand, jetzt den Kranken zu ſchonen, ihren Sohn dem geheimen Geſpräche nicht lange. Mochte dieſer immer wieder zu ſeinem Ballſpiel zurückgehen. Denn in dieſer ſeiner leidenſchaftlichen Spielſucht durch die Nachricht von dem Mordanſchlag geſtört worden zu ſeyn, dies war doch die größte Urſache ſeines wüthenden erſten Unwillens geweſen.

Jeden Augenblick aber ſtund nun für Katharina nicht weniger, als Alles auf dem Spiel. Zwar fiel Coligny's Verdacht von ſelbſt auf die Guiſen. Der Schuß war aus einem Guiſiſchen Hauſe geſchehen. Die guiſiſche Partey ſchien während der öffentlichen Erhebung der proteſtantiſchen ſo weit zurückgeſetzt worden zu ſeyn, daß man von ihr gerade den niederträchtigſten Ausbruch der Rache, heimlichen Mord, argwohnen muſſte. Und auf eben dieſe Spur hinzuleiten, fand auch Katharina in der erſten Verwicklung der Umſtände fürs Beſte. Selbſt ihrem Sohn gab ſie auf dieſe Seite hin den Wink, daß wol der Herzog von Guiſe noch immer in dem Admiral den Mörder ſeines Vaters zu ſehen glaube. Nicht der unmögliche Einfall, beyde Parteyen zugleich aufzureiben — wäre dies ihr auch noch ſo erwünſcht geweſen — konnte ihr, wie Manche glauben, dieſe Verſtellung rathen. Sie folgte dem Bedürfniß, einen Augenblick Zeit zu gewinnen, um aus den nächſten Wirkungen des mißlungenen Streichs auf die Wirkungen eines glücklicher vollführten grauſamern zu ſchließen. Sie hatte nöthig, bey ſich ſelbſt für die Vollendung deſſen, wofür neben der heißeſten Rachſucht die Menſchheit in ihr ſchaudern muſſte, neue Entſchloſſenheit zu ſammeln.

Der König ließ indeß den Herzog von Guiſe wirklich aufſuchen, und zur Verantwortung an den

Hof fordern, und ſelbſt ſeine Schweſter, die Königinn von Navarra, hält in ihren Memoires dies noch für einen ernſtlichen Schritt der Erbitterung Karls. Er war auch ſonſt den Anmaßungen des Herzogs von Guiſe, da er eben dieſe Prinzeſſinn als Gemahlinn ſuchte, gram geweſen. Aber wie ſonderbar! Er ſchaffte hier ſeiner Mutter gerade den Mann, deſſen Arm ihr für das Bevorſtehende unentbehrlich war, auf die unverdächtigſte Weiſe ſelbſt zur Seite. Das Zuſammentreffen aller Umſtände ſchien den Moment zu bezeichnen, welcher durch die ſchwärzeſten Thaten gebrandmarkt werden ſollte.

Hierzu bedurfte man nur noch das Jawort des Herrſchers; und wem konnte dies entgehen, der die unſelige Kunſt verſtand, das unſtäte Gemüth deſſelben von einem Extrem auf das andere zu ſchleudern. Ein gewandter Höfling, ſein Vertrauter, war das Werkzeug der Königinn Mutter, um ihren Sohn mit einem Mal zum Mitſchuldigen zu machen. Unter behutſamen Vorbereitungen verwiſcht dieſer die neuſten vortheilhaften Eindrücke, welche der Beſuch beym kranken Admiral im Gemüthe Karls zurückgelaſſen hatte. Er ſtreut Samen des Argwohns ein, weckt den alten ſchlafenden Groll und drückt zuletzt dem Könige den Stachel der Furcht für ſein eigenes Leben ins Herz. Der König von Navarra und der Prinz von Condé hatten mit ungewöhnlichem Eifer Genugthuung gefordert. Die wahre Macht der Coligny'ſchen Partey war jetzt in Paris wie auf einem Haufen zuſammengedrängt. Von ihr ſey Alles zu fürchten, aber auch gegen ſie Alles zu wagen. Hatte nicht einer von ihnen, de Piles, dem König mit der unverſchämteſten Dreiſtigkeit ins Geſicht zu ſagen gewagt: daß man ſich ſelbſt Recht zu ſchaffen wiſſen werde, wenn es dem König an Kraft oder an Willen dazu mangeln ſollte. „Und mit einem Wort,“ rief endlich der liſtige Unterhändler, ſeines Ziels gewiſſer: „wer es treu mit dem König meint, darf es nicht länger anſtehen laſſen, ihm über die dringendſte Gefahr ſeiner Perſon und des ganzen Staats die Augen zu öffnen.“ Katharina ſelbſt trat in dieſem Augenblick, auf ihren Lieblingsſohn, Heinrich von Anjou, gelehnt, mit ihren Vertrauteſten ins Zimmer. Ueberraſcht von gefahrvollen Entdeckungen, betroffen und beſchämt über ſeine bisherige Sorgloſigkeit bey einem ſo nahe drohenden Umſturz, von allen Seiten durch die ſchreckenvollſten Vorſtellungen beſtürmt, warf ſich Karl ſeiner Mutter in die Arme. „Schon,“ ſagte man ihm, „rufen die Hugenotten abermals die verhaßten Ausländer, Deutſche und Schweizer, auf franzöſiſchen Boden. Die Mißvergnügten im Lande werden haufenweiſe dem neuen Vereinigungspunkt zueilen. Die Wuth der Bürgerkriege droht ſchon das Reich aufs Neue zu zerfleiſchen. Der König ſelbſt, von Geld und eigenthümlichem Anſehen entblößt, von Hugenotten umringt, bey der guiſiſchen Partey als Freund der Ketzer verdächtig, wird die Ehre haben, zuzuſehen, wie die Katholiken einen Generalkapitain wählen, und ſich gegen ihre Gegner ſelbſt zu helfen wiſſen werden; während er vom Uebermuth des alten Admirals zurückgeſtoßen und vor der Nation verächtlich gemacht, mitten zwiſchen beyden Parteyen ohnmächtig ſich hin und wieder werfen laſſen muß.“

Wüthend fuhr Karl unter dieſen Schreckenbildern auf. Der Tod des Admirals, der Tod der ganzen Partey in allen Gränzen von Frankreich war ſein Schwur. Nur daß nicht Einer übrig bleibe, der es ihm je vorwerfen könnte! Und daß Alles eilend ſchnell vorbeygehe, damit ihm ſeine Sicherheit ſchleunigſt wieder geſchafft würde!

Die erwünſchteſte Stimmung für die Gegner der Proteſtanten. Mord war jetzt die Loſung, aber die tiefſte Verſtellung der Schleyer, unter welchem auch der König der Erziehung ſeiner Mutter von dieſem Augenblick an völlig entſprach.

Zur Hauptrolle war der Herzog von Guiſe bereit. Seit der tapferſten Vertheidigung von Poitiers, das iſt, ſeit ſeinem 10ten Jahr hatte dieſer ſeinen Ruhm vor ganz Frankreich gerade dem Admiral gegen über zu gründen angefangen. Auf Margaretha, die in eben dieſen Tagen des Hugenotten, Heinrichs von Navarra, Vermählte ward, war auch ſein Blick gerichtet geweſen. Sie hätte ihm, den Thron ſelbſt zu beſteigen, einſt die Hand bieten können. Verfolgung der Hugenotten ſchien alſo nicht blos ſeine ererbte Beſtimmung zu ſeyn. Er wählte ſie ſelbſt und übte ſie bey jeder Gelegenheit. Rief ihn der Geiſt ſeines Vaters zur Blutrache wieder auf, ſo rief ihm noch lauter ſeine eigene Ehrſucht zu, daß jetzt der Augenblick gekommen ſey, ſeine Partey durch Austilgung der proteſtantiſchen zur einzigen herrſchenden zu machen, und ſich dadurch dreiſt der Königinn Mutter an die Seite zu ſtellen.

Das mißlungene Verbrechen ward die Hülle des neubeſchloſſenen. Aus Furcht vor Coligny's Rache, deſſen Verletzung man ihm aufbürde, ſey er ſelbſt — erklärte der **Herzog von Guiſe** — mit ſeinen Verwandten genöthigt, aus der Königsſtadt zu flüchten. „Geht," ſagte ihm der König mit zürnender Miene, ſeyd Ihr ſchuldig, ſo werde ich Euch wieder finden!" Und nun waren Zurüſtungen zur Flucht vor den Hugenotten die ſchnellen verdachtloſeſten Vorbereitungen ihres Untergangs.

Der Admiral muſſte vollends ſelbſt ſeinen Feinden die Schlingen über ſich und die Seinigen zuſammenziehen helfen. Man warnte ihn von vielen Seiten, daß die Guiſen noch vor ihrem Abzug etwas verſuchen möchten. Einige riethen, ihn ſelbſt aus der Stadt zu flüchten. Der biedere Mann vertraute, mit den Beſten ſeiner Angehörigen, auf das Wort ſeines Königs, übergab ſich in den Schutz deſſelben und erhielt eine ſtarke Wache von der in die Stadt kurz zuvor eingezogenen Garde. Auf Befehl vom Hof mußten die Katholiken in der Nähe ſeines Quartiers allen proteſtantiſchen Adelichen Wohnungen einräumen, wenn ſie zur Sicherheit ihres Haupts ihm nahe zu ſeyn wünſchten; und hiezu wurden dieſe ſelbſt aufgefordert. Die Polizey ermunterte ſie zur Beſchützung Coligny's und führte über die Verſammelten ein Regiſter — die ſichere Todtenliſte für ihre Mörder! Der König von Navarra wurde gebeten, ſeine Vertrauten zur Hülfe für den König gegen die Guiſen ins Louvre zuſammenzubringen, und zugleich ſeine Schweizergarde dem Admiral zur Bedeckung zuzuſchicken. Um Waffen im Louvre zuſammenzubringen, wurde ein Turnier vorgegeben und Coligny ſelbſt vom Könige davon benachrichtigt. Einzelne Funken von Argwohn verloren bey dieſer ängſtlichen Anhänglichkeit des Hofs an die Hugenotten alle Kraft und ſchienen kaum noch die Furchtſamſten beunruhigen zu können. Indeß erſah die Kabale mit gierigem Auge ihre volle Beute. Dieſe war wie in eine Herde zuſammengetrieben. In der Mitternachtsſtunde des 24ſten Auguſts ihre Rache zu ſättigen, ward in den Tuillerien von dem Blutrath feſtgeſetzt, in welchen zwey Brüdern des Königs, dem Herzog von Anjou und dem Grafen von Angouleme, ferner dem Herzog von Nevers, dem Siegelbewahrer Birague, den Marſchällen von Tavannes und von Retz — Katharina von Medicis präſidirt hatte, und wo kaum ihr neuer Tochtermann nebſt wenigen der königlichen Blutsverwandten von dem allgemeinen Mordurtheil über die kalviniſtiſche Partey in die Ausnahme geſetzt worden war.

Wäre wirklich bey dieſen Stiftern des Blutbads, wie von Tavannes dies zu erweiſen iſt, der Glaube, Gott einen Dienſt zu thun, die wahre Begeiſterung zur Unmenſchlichkeit geweſen, man würde die Schwachheit des menſchlichen Verſtandes betrauern, den Aberglauben des Zeitalters anklagen; aber man würde die Thäter nicht verabſcheuen. Wir würden, wenn ſie aus Pflicht die Menſchlichkeit in ſich unterdrückt hätten, Achtung ihrer Abſicht ſchuldig ſeyn, indem Entſetzen vor der Handlung uns durchſchauerte. Aber von den Meiſten der Handelnden macht es ihr ſonſtiger Charakter gewiß, daß ſie in den Hugenotten nur eine Partey von Gegnern ſahen, wider welche man ſich Alles erlauben zu dürfen freute. weil ſie glücklicherweiſe zugleich Ketzer ſeyen. Auch Katharina ſelbſt mag Afterglauben genug gehabt haben, um in Coligny den Reformirten von ganzem Herzen zu haſſen und dieſen Haß ſogar für verdienſtlich zu halten. Aber eben ſo gewiß würde es ihr ſehr leid geweſen ſeyn, wenn der Mann, welcher ihrer Herrſchſucht Beſchränkung drohte, im Augenblick durch einen Gang in die Meſſe ſich weniger haſſenswerth gemacht hätte.

Schon hatte Tavannes ausgeſuchte Bürgerwachen, deren Anführer in des Königs Gegenwart hiezu befehligt worden waren, in der tiefſten Stille der unglückſchwangern Bartholomäusnacht vor dem Stadthaus verſammelt. Schon wartete der Grimm des Herzogs von Guiſe mit dreyhundert Mordluſtigen auf das verabredete Zeichen. Karl ſelbſt erſtickte in dieſem Augenblick auch die Stimme der Freundſchaft, in deren Geſellſchaft das Mitleiden ihm zum Letztenmal ſich zu nähern verſucht hatte. Er ließ nach der Abendtafel und nach einigem Widerſtreben ſeinen ſonſt geliebten Geſellſchafter, den Grafen Franz von la Rochefoucauld, aus dem Schloſſe unwiſſend dem lauernden Tode entgegen gehen, welchem er nun ſogleich ſelbſt das Signal zum Würgen geben laſſen wollte. Noch gefühlloſer drängte Katharina die neuvermählte Königinn von Navarra, ihre Tochter, dieſen Abend recht bald in das Zimmer ihres Gemahls ſich zu entfernen, wo doch ſo leicht Rache der Kalviniſten oder die im Dunkel der Nacht umherirrende Mordgier ſie ſelbſt überfallen konnte. Alles mochte aufgeopfert werden, wenn nur ihr eigener Plan ſeine beſtimmten Opfer erhielte!

Und dennoch, da nun der König, nach gegebenem Mordſignale, über der Pforte des Louvres in den Balcon gegen die Stadt hervortritt, da die wenigen Mitwiſſenden, die Königinn Mutter an der Spitze, durch die einſamen Gänge ihn unter drängenden Beredungen begleitet hatten, da die Furien, jetzt von ihren Feſſeln losgelaſſen zu werden, knirſchten, erſtarrt dieſen Häuptern des Frevels das Herz. Die Menſchheit in ihnen fühlt die letzten Zuckungen. Blaß und außer ſich zittern ſie vor ſich ſelbſt, ſtarren einander an und ſind im Augenblicke eins, durch einen Eilenden den Mordbefehl zurückzunehmen und den Ausbruch der Greuel zu hemmen, welche gewünſcht, beſchloſſen, geboten zu haben, ſie ſich nun ſelbſt nicht mehr zutrauen. Man hört einen Piſtolenſchuß. „Ob er jemand beſchädigte, weiß ich nicht" — erzählte Katharinen's Lieblingsſohn, der Herzog von Anjou — „aber daß er uns allen Dreyen ins Herz ging, daß er uns Gefühl und Beſinnung nahm, dies weiß ich. Wir waren außer uns vor Schrecken und Beſtürzung über die jetzt begonnenen Verwirrungen."

Sie kam zu ſpät — dieſe feige Reue. Mehr eine ſchwache Tochter der Unentſchloſſenheit als der Ueberlegung, verdient ſie nur vor dem Menſchenkenner als Zeuginn aufzutreten, wie überſpannt die Wuth der Leidenſchaft in den Urhebern der jetzt ſchon ausgebrochenen Jammerſcenen geweſen ſeyn mag, daß ſie nun im Augenblick der Vollendung in die gewaltſamſte Abſpannung aller ihrer Nerven und Kräfte plötzlich ſich auflöſte.

Schon hätte Coligny's Schatten ſeine Genugthuung in dieſem Augenblick des ſich ſelbſt peinigenden

Laſters mit ſich hinübernehmen können. Der Herzog von Guiſe war, nach dem erſten Schall des Signals von der Frühmettenglocke, mit ſeiner Rotte gegen des Admirals Wohnung losgebrochen. Auf den Zuruf: „Im Namen des Königs“! wurde die Pforte geöffnet, ihre Wächter fielen, die Schweizer verkrochen ſich vor der hereinſtürzenden wüthenden Menge, der alte verwundete Coligny raffte ſich aus dem erſten Schlafe auf. Schon ſchallten ſeine Vorſäle von wilden Stimmen der Mordenden und dem Röcheln der Erwürgten vermiſcht. Drey franzöſiſche Oberſten brachen in ſein Zimmer und ſchrieen ſeinen Tod ihm entgegen. Betend hatte ſich der fromme Held an die Wand gelehnt. Ein Italiener (Petrucci) und ein Deutſcher von Adel (Besme) drängten ſich vor. „Biſt du Coligny?“ rief dieſer. „Ich bins,“ antwortete mit feſter Stimme der Greis — „und hier, junger Menſch, achte du meinen grauen Kopf!“ Besme durchſtach ihn in dieſem Augenblick, gefühlloſer, als Marius's Mörder. Rauchend zog er ſein Schwert zurück, gab ihm einige Kreuzhiebe über das Geſicht. Die Tollheit der Nachfolgenden zerſetzte den Körper mit tauſend Wunden. „Dies wäre vollbracht!“ grinzte Besme auf den Hof hinab, und da der Graf von Anguleme, Karl's Baſtartbruder, damit noch nicht zufrieden ſeyn wollte, warf man ihm zum Fenſter hinaus den Ermordeten vor die Füße. Gierig unterſuchte er das bluttriefende Geſicht, und da er der That gewiß war, ſtieß er — den todten Löwen — mit einem Fußtritt von ſich.

Ueberall leuchteten indeß dem ſich fortwälzenden Mord Pechkerzen vor den Häuſern; die Straßen waren durch Ketten geſchloſſen; Wachen ſtanden im Hinterhalt gegen die Fliehenden; Andere drangen in die Straßen ſelbſt ein, wo, vom Schlummer aufgeſchreckt, die ſchimpflich getäuſchten Proteſtanten, wie ſie aus ihren Thüren hervorkamen, ihren Feinden in die Hände fielen. Für ſie fand ſich in dieſer unerwarteten Noth weder Rath, noch Führer, noch Sammelplatz. Die Katholiken erkannten ſich unter einander an einem weißen Tuch um den linken Arm und an einem Kreuz von eben dieſer Farbe. Das Zeichen des großen Dulders und die Farbe der Unſchuld entweihten ſie zum Meuchelmord ihrer Brüder. Hätten ſich die Verfolgten von ihrer Beſtürzung ſammeln können, hätten ſich mehrere vereint und ſo tapfer vertheidigt, wie wenige Einzelne dieſen Ruhm behaupteten, vielleicht hätte der Frevel mitten in ſeinem Triumph ſeine Strafe gefunden.

Sobald es an Schlachtopfern auf den Straßen zu fehlen anfing, brach man in die Wohnungen ſelbſt ein. Kein Alter, kein perſönlicher Werth ſchützte hier. Des Admirals Schwiegerſohn, Coligny, war ſo liebenswürdig, daß die erſten, welche ihn zu morden aufſuchten, ſich betroffen zurückzogen. Aber bald fanden ihn Gefühlloſere. Die Pariſer Bürgerwachen, welche bey

Ertheilung des Mordbefehls zurückgebebt waren, übertrafen nun, in Wuth geſetzt, alle Erwartung der unmenſchlichſten Anführer. Die verſtümmelten Leichname wurden aus den Fenſtern herabgeſtürzt, und nicht nur nackt in die Seine, ſondern oft noch zum Poſſenſpiele des Grimms oder der Wolluſt ſonſt umhergeſchleppt. Wer lebend oder verwundet entrann und ſich für gerettet hielt, fiel doch meiſt noch durch die herumſtreifenden Bürger oder durch die guiſiſchen Horden, unter welchen Tavannes die Wuth durch Hohngelächter entflammte. „Nur immer zu mit dieſer Aderläſſe,“ ſpottete er. „Sie iſt im Auguſt ſo geſund als im May.“ — Bey dieſem Tavannes war jene wilde Luſtigkeit ſo ſehr Folge der ſoldatiſchen Ueberzeugung, Gott und dem König den größten Dienſt gethan zu haben, daß er ſelbſt noch in ſeiner letzten Beichte die Bartholomäusnacht für die Unternehmung ſeines Lebens erklärte, wegen welcher er ſeiner Sünden Vergebung hoffe. Aber auch jeder Privathaß fand nun zugleich ſeine Beute, da unter dem heiligſten Vorwand Religionsfanatismus ſie ihm in die Hände lieferte. Andere, ſelbſt Edelleute, raubten unter dem Schutz dieſes blinden Dämons. Selbſt der König und ſeine Mutter ſollen von den geplünderten Koſtbarkeiten Geſchenke angenommen haben. Die Dinge hatten ihren Namen geändert. Niederträchtigkeit war Herablaſſung. Einem ſterbenden Hugenotten entriſſene Brillanten ſchienen jetzt der

Schmuck, welcher den Streitern Gottes als früher, irdiſcher Lohn gebühre. Sie wurden das Erinnerungszeichen an Tage, wo ſelbſt unter den Augen des Königs, ſelbſt in dem Pallaſte, in welchem der Verlaſſenſte, um ſeinen Schutz von der Gerechtigkeit zu fordern, ſicher ſeyn ſollte, kaum Laune und Willkür einigen Wenigen ihr Leben als kümmerliches Gnadengeſchenk erhalten hatten. Wer ſonſt im Louvre Rettung ſuchte, fand durch die Wachen ſeines Königs ſchon an den Pforten ſeinen Tod. Die Geſchichte nennt Zeugen, daß der König ſelbſt aus dem Louvre auf fliehende Hugenotten ſchoß. Und eine Stunde nach dem Ausbruch des allgemeinen Mordfeſtes war auch in den verborgenſten Zimmern des Pallaſtes kein Winkel mehr ohne Blut und Leichen. Den achtzigjährigen Hofmeiſter des Prinzen von Conti rettete nicht das Flehen ſeines Zöglings von den Dolchen, welche dieſer mit ſchwachen Händen aufhalten wollte. Blutend und verzweiflungsvoll warf ſich Gaſto von Levran in das Schlafzimmer der Königinn von Navarra und machte ſie ſelbſt zu ſeinem Schild gegen vier Söldner, die ihm nachſetzten. Die Königinn floh zur Herzoginn von Lothringen, ihrer Schweſter; an der Thür ſtieß man einen Edelmann neben ihr nieder; ſie ſank ohnmächtig ins Zimmer hin und erwachte mit neuem Schrecken über das Schickſal, in welches dieſe „Bluthochzeit“ ihren eigenen Gemahl geſtürzt haben werde.

Dieſer war mit dem Brudersſohn ſeines Vaters, dem Prinzen von **Condé**, während der Tag über den bisherigen Mordſcenen anbrach, zum Könige gefordert worden, der es ihnen beyden als Uebermaß ſeiner Gnade anrechnete, daß ſie, von der ganzen hugenottiſchen Partey die Einzigen, von ihm zum Voraus das Leben zum Geſchenk erhalten hätten. Aber mit wilder Miene forderte er ihnen nun die ſchleunigſte Abſchwörung der reformirten Religion, als einen Beweis, ab, daß ſie bisher blos die Verführten geweſen ſeyen. Sie waren mitten durch die zum Mord bereiten Garden herzugeführt worden. Im Zimmer des Königs konnten ſie in einiger Entfernung noch das Winſeln der Ihrigen hören, welche, aus dem Pallaſt unter die in doppelte Reihen geſtellten Schloßwachen zuſammengetrieben, von dieſen niedergeſtoßen wurden. Da die Prinzen dem König zweifelhaft antworteten, rief er ihnen mit einem ſeiner Flüche zu: daß ſie innerhalb drey Tagen zwiſchen der Meſſe und der Baſtille zu wählen hätten! Dies war denn auch wirklich für ihn von den jetzigen Grauſamkeiten allen faſt der einzige Gewinn, daß ſich **Heinrich von Navarra** mit ſeiner Schweſter in dieſer Zeit einen geheuchelten Uebergang zur katholiſchen Kirche abnöthigen ließ und der Prinz von **Condé** nach etwas längerm Widerſtand ihrem Beyſpiel nachfolgte.

Berauſcht von dem glücklichen Erfolg der mörderiſchen Nacht, in welcher man zwiſchen Furcht und

Wuth geſchwebt hatte, kannte Karl's unbändiger Charakter ganz keine Rückſichten mehr. Noch drey Tage dauerte das Morden, wo man nur irgend in der Gegend ein verſtecktes Opfer der Rache aufjagen konnte. Und unter dieſen Greueln durchzog der König mit ſeinen Höflingen die Stadt und luſtwandelte unter Blut, Leichen und Trümmern. Man hatte Coligny's Leichnam, auf alle Weiſe mißhandelt und umhergeworfen, endlich bey Montfaucon an den Galgen aufgehenkt. Selbſt dahin kam der König, um an den verſtümmelten Reſten vom Körper eines Greiſes ſeine Luſt zu ſehen, deſſen Anblick ihm vor wenig Tagen noch unwiderſtehlich Achtung geboten hatte. Eines Feindes Leiche, ſpottete er dem Vitellius nach, riecht immer gut! — Aber noch mehr verächtliche Unbeſonnenheit begleitete ſeine jetzigen Staatshandlungen.

Während der offenbarſten Theilnahme an den Verbrechen dieſer Tage ſetzte ſich Karl ſo ſehr über allen Schein von Achtung gegen ſich und Andere weg, daß er am erſten Tage in Schreiben an Statthalter der Provinzen und an auswärtige Höfe jeden Antheil an dem Geſchehenen von ſich ablehnte und Alles vielmehr dem Trotz der Guiſen und der Chatillons aufbürden zu können wähnte, am dritten Tage aber eine feyerliche Sitzung im Parlement hielt, um den ermordeten Admiral der ſchändlichſten Verrätherey gegen Thron und Staat zu beſchuldigen, ſein Andenken durch die ſchimpflichſten Strafen eines Majeſtätverbrechens ſchänden zu laſſen und den Untergang der Partie als ihre verdiente, von ihm ſelbſt befohlene Strafe zu rechtfertigen. So ſehr war er jetzt, ohnmächtiger als vorher, das Spiel der Intriguen ſeiner Mutter. Beym erſten Schritt, mit welchem ſie ihn in den Mordanſchlag hereinzuziehen gewuſſt hatte, wurde er beredet, daß der allgemeine Haß auf die Guiſen fallen, der Gewinn aber, Befreyung von Furcht und Gefahren, ſein eigen ſeyn würde. Sobald aber nun nach vollbrachter That eine neue Faktion der Montmorencys, welche für Coligny und die Seinigen Rache forderten, wider die Guiſen zu entſtehen drohte, ward er genöthigt, die ganze Schuld einzugeſtehen, um nicht als der ſchwache nichtsbedeutende Inhaber des Throns zu erſcheinen, unter deſſen Augen Jeder ohne ſeinen Willen Alles ſich zu erlauben wage. Um den Schein zu haben von dem, was er nicht war und nicht werden konnte, wurde er wirklich das, was er von ſich zu bekennen erröthete und was für ſich ſelbſt zu unternehmen ihm Muth und Liſt gefehlt hätten. Um nicht ſchwach zu ſcheinen, war er ſchwach genug, von allen Uebrigen ſich zur Verſchleierung ihrer Thaten mißbrauchen zu laſſen und in ihrem Namen der Gegenſtand jener Verachtung zu werden, zu welcher ſein Reich, das Ausland und die Nachwelt den Regenten, unter dem eine Bartholomäusnacht ſo ſchändlich entheiligt werden konnte, unerbittlich verdammen muſſten. Und für all dieſe Unſterblichkeit der Schande hatte er nicht einmal auf einen Augenblick den Zweck erreicht, welchen die Stifter des Unglücks ihm als ſeine Entſchädigung vorgeſpiegelt hatten.

Es iſt eine wahre Genugthuung in der hiſtoriſchen Bemerkung: daß gerade die entſchiedenſten Wagſtücke des Laſters, wenn gleich alle Verſchlagenheit an ihnen ſich müde geſonnen, die gereizteſte Wildheit ſie vollbracht und das furchtbarſte Bollwerk gegen Verantwortlichkeit, der Thron ſelbſt, ſie geſchützt hatte, dennoch ihres Ziels verfehlt, oft die entgegengeſetzteſten Folgen herbeygezogen und den Thätern nichts als eine verdoppelte Verzweiflung des leeren Beſtrebens und der nagenden Vorwürfe ihres innern Richters bereitet haben.

Zwar ſparten die Häupter der ſiegenden Partey nichts von Liſt und Gewalt, um die Früchte der Thaten ſich zu ſichern, über welche blos ein glücklicher Ausgang, jener falſche Probierſtein des Schlechten und des Guten, ihnen die Reue erſparen zu können ſchien.

Man verhängte noch über Einige von der mißhandelten Partey förmliche Gerichte, und es wurden Juſtizmorde daraus; man brandmarkte das Andenken des Admirals durch ein gerichtliches Urtheil über ihn als Verräther und Königsmörder, und ließ es unter den ſchimpflichſten Gebräuchen in den Hauptſtädten des Reichs exequiren. Sein Wappen wurde durch den Henker zerſchlagen, ſeine Kinder ihres Vermögens und aller Hoffnung zu Bedienungen verluſtig erklärt; ſein Schloß zum öden Denkmal ſeiner Schande der Zerſtörung übergeben. Man eilte, in ganz Frankreich durch Mordbefehle die Hugenotten, als Mitſchuldige jener Verbrechen, zu verfolgen. Aber nichts hinderte die entgegengeſetzten, aus dem Begangenen ſich entwickelnden, Wirkungen. Was das Parlament zu Paris, in welchem der Präſident de Thou den König als Ankläger der Ermordeten mit halb erſticktem Seufzen anhörte, in der Nähe des Thrones nicht wagte, das thaten einige brave Statthalter der Provinzen. Einer — der Graf von Orthe, Befehlshaber zu Bayonne — ſchrieb dem König auf ſeine Mordbefehle zu: „daß er die Seinigen als gute Bürger und als brave Soldaten, aber keinen einzigen Henker unter ihnen gefunden habe.“ Andere — die Geſchichte nennt unter ihnen auch einen Biſchof — lieſſen die Befehle nicht zur Vollziehung kommen. Der ſchnelle Tod von einigen dieſer Vertheidiger der Unſchuld ließ auf Vergiftung argwohnen. Dennoch blieben, beſonders in Dauphiné, Provence, Bourgogne und Auvergne, die Proteſtanten geſchont. Manche der Vornehmſten waren nicht in Paris geweſen; andere doch dem Blutbad entflohen. Viele ſuchten im Ausland Hülfe, wo, vorzüglich unter den biedern Deutſchen, Katholiken ſowol als Proteſtanten, der Abſchen gegen ihre Verfolger den Muth, ſie zur Rache zu unterſtützen, anfachte, bey andern wenigſtens das Mitleiden, ihrer zu ſchonen, nährte. Den in Frankreich Zurückgebliebenen gaben bald einige über die Katholiken erhaltene Vortheile neue Hoffnung. Die aufs Höchſte geſtiegene Gefahr vervielfältigt die Kräfte, ſobald nur die erſte Beſtürzung vorüber iſt.

Zu frühe feyerten zu Rom die Diener des heiligen Stuhls ſeinen Sieg über die franzöſiſchen Ketzer durch alles weltliche und geiſtliche Freudengetümmel, durch Meſſen und Kanonendonner. Zu leichtſinnig glaubte man am Hofe zu Paris, das Andenken an die vertilgten Hugenotten doch noch durch ein jährliches Feſt über ihren Untergang verewigen zu müſſen. Mit blutiger Rache brachten ſie ſich bald ſelbſt wieder in Erinnerung. Siebenzigtauſend Kalviniſten waren, nach Sülly, in acht Mordtagen, in Frankreich gefallen. Aber wen eine ſolche Verkettung des Verderbens nicht zu Grunde gerichtet hat, der hält ſich bald für unüberwindlicher, als er iſt! Halb Furcht, halb neue Liſt diktirte dem König ſchon am 28ſten October einen Befehl, der ihnen überall Schutz und die Rückgabe ihrer Güter zuſagte.

Argliſt und Klugheit, welch ein ungleiches Schweſternpaar! Indem dieſe dem erlaubten Zweck auf Pfaden ſich nähert, die von der Rechtſchaffenheit geſichert werden, krümmt ſich jene auf täuſchenden Irrwegen zu Zielen fort, welche ſie nie, oder nur zu eigener Schande erreicht. Das Schwanken des Hofs von

Grauſamkeit zur Nachſicht, was konnte dies anders, als gegen fortdauernde Hofkabalen den Blick des Argwohns ſchärfen und die Schwäche der königlichen Partey noch ſichtbarer bloßſtellen? Denn Partey hatte nun der König genommen. Das ganze mächtige Uebergewicht, welches die Erhabenheit des Throns gibt, iſt verloren, wenn der Fürſt, vom Ungeſtümm des Parteygeiſtes verführt, ſelbſt in eine Faktion wider die andere ſich herabziehen läſſt. So lang er auf dem Throne ſteht, gebietet ſein Anſehen Ehrfurcht auf beyden Seiten. Iſt er ſelbſt auf eine Seite getreten, ſo ſieht die gedrückte Partey den Sitz der gemeinſchaftlichen Gerechtigkeit leer. Alles, was gegen ſie geſchieht, iſt nun Verfolgung und wird nicht mehr von jenem geheimen Eindruck begleitet, welcher ſonſt bewirkt, daß Strafen des Staats, vom Vollſtrecker der Geſetze auferlegt, nicht reizen, ſondern bändigen.

Indem ſich die Proteſtanten unter den Begünſtigungen der Inconſequenz, welche den Deſpotismus in keinem Zeitalter verläſſt, in ihre feſtern Schutzplätze wieder ſammelten, ſahen ſie ihre Partey unerwartet von einer neuen unterſtützt, welche dem Hof weit furchtbarer ſeyn muſſte. Sie war mitten in des Feindes Gebiet, am Hofe ſelbſt. Mitgefühl des Unrechts ſchafft dem Unterdrückten unverhoffte Freunde. Nicht wenige von den vornehmſten Katholiken wurden gegen die Hugenotten geneigter, je unwiderſtehlicher die hinterliſtige

Behandlung das Gefühl der Biederkeit in ihnen beleidigte. Selbſt bey Karls drittem Bruder, dem Herzog von Alençon, war das Gefühl der Geiſtesüberlegenheit des mißhandelten Admirals unauslöſchlich.

Noch Mehrere, die, gegen allen Religionsunterſchied höchſt gleichgültig zu ſeyn, durch Stand und Geburt ſich gleichſam für berechtigt hielten, lernten, was die Intrigue Katharina's, mit Karls Ungeſtüm gepaart, unfehlbar gegen Jeden, der ihr im Wege ſtehe, ſich erlauben könne. Wer hätte auch die mächtigen Montmorency bereden können, daß ihnen das Schickſal ihrer Verwandten, der Coligny, weniger drohe, weil ſie wenigſtens mit dem Hofe einerley Glaubensbekenntniß hätten? Sie ſahen zu deutlich, daß ſie die Eiferſucht der Königinn Mutter auf jede ihr ſich nähernde Gegenmacht gemeinſchaftlich mit den Ermordeten gegen ſich hatten.

Alles überdies, was aus irgend einer Urſache mit der herrſchenden Hofpartey mißvergnügt war, vor ihr ſich zu fürchten, oder von ihr etwas zu ertrotzen hatte, war wenigſtens, ſo lange es Jedem zweckmäßig ſchien, nicht geneigt, in den Hugenotten die Feinde des Hofs völlig unterdrücken zu laſſen.

Kein Wunder, daß die ganze innere Schwäche der königlichen Partey, ſobald es zu einer Kriegsunternehmung kam, gegen die unerwartete innere Stärke des kleinen Haufens der Proteſtanten in einem beſchämenden Contraſt erſchien. Die feſte Seeſtadt Rochelle hielt man für die letzte Schutzwehr der Proteſtanten. Das Beſte war, daß dieſe von dem Ort eben ſo dachten. Sie vertheidigten ihn, wie man um ein Palladium kämpft, da Katharina ihren Lieblingsſohn mit einem furchtbarn Heere unter Biron's Anführung abſchickte, um hier am Ocean, auf den Ruinen des franzöſiſchen Proteſtantismus, ihrem, in der Bartholomäusnacht begonnenen, tragiſchen Werke die Krone aufzuſetzen. Die Stadt wurde nur von 1500 Soldaten und 200 bewaffneten Bürgern vertheidigt. Aber alle, ſelbſt Kinder und Weiber, wurden Krieger. Höchſt unbedeutend war eine Hülfe, die Montgommery aus England den Belagerten zuführte. Aber ſie fanden genug in ſich ſelbſt. Fünf Monate fochten ſie, und nicht blos für ſich; denn ihnen allein ſchmeichelte man, Gewiſſensfreyheit und bürgerliche Sicherheit gerne zu accordiren. Sie hörten aber von nichts, ſo lange ihre Glaubensgenoſſen nicht mit in den Genuß der Früchte ihrer Tapferkeit eingeſchloſſen ſeyn würden.

Unter den vielen Seltenheiten einer ſolchen Kriegsunternehmung war die ſonderbarſte der Anführer der Rocheller. Er war ihnen vom König ſelbſt gegeben. De la Noue, ein Kalviniſt, welcher kurz vor der Ermordung des Admirals den Krieg nach den Niederlanden zu ſpielen den erſten, aber unglücklichen Verſuch gemacht hatte, ward vom Könige genöthigt, zu den

Rochellern überzugehen, um ihr Vertrauen ganz zu gewinnen und ſie zur Uebergabe zu überreden. Sie wuſſten dies und dennoch nahmen ſie ihn mit der Bedingung auf, ihr Anführer zu werden. Er erfüllte dieſe kriegeriſchen Pflichten gegen ſeine Partey ſo genau, als die patriotiſche gegen das Vaterland, angelegentlichſt Frieden zu rathen, ſo oft er die Rocheller von einem glücklichen Ausfall zurückführte. Nur als Friedensſtifter gehorchten ſie ihm nicht. Aber eine ſeltene Ehre bleibt es für die Proteſtanten, einen Mann beſeſſen zu haben, welcher zwiſchen einem ſchmeichelnden Hof und einer unruhigen Religionspartey ſo feſt in der Mitte ſtand, daß Beyde ihn achten muſſten, weil kein Theil von der Befolgung ſeiner Ueberzeugung ihn abzubringen vermochte.

Der größte Vortheil für die Belagerten war, daß man die Macht, welche man gegen ſie ausbot, nach der Zahl und nicht nach der Tauglichkeit gewählt hatte. Während man Alles zum Heere zuſammentrieb, was der Hof auch von falſchen Freunden und von Schwächlingen irgend in Bewegung ſetzen konnte, hatte man nur ſo langſam herbey rücken können, daß ſie indeß den möglichſten Vorrath aller Art in ihre Mauern brachten. Dagegen war die Menge der Unnützen im Lager gegen die Belagerer ſelbſt der größte Feind, und ihr ſcheinbares Oberhaupt, der gehaſſte Herzog von Anjou, die Urſache zur Fortdauer ihres vergeblichen

Kampfs. Wie in ſeinem ganzen Leben, ſo quälte ihn auch hier die blinde Ehrſucht, nichts, was er angefangen hätte, aufgeben zu wollen. Dennoch befeuerte ihn eben dieſe Leidenſchaft nicht, für ſeinen Zweck auch mit möglichſter Thätigkeit alle Mittel zu vereinigen. Das Heer wurde ihm ganz ähnlich. Viele Wagſtücke ohne Plan, und Unordnung hatten ſeine Reihen ſchon ſehr dünne gemacht. Krankheiten wirkten in einem ſo langwierigen Standlager noch mehr. Und, damit kein Uebel vorbeyginge, ohne den Samen eines neuen in ſich zu erzeugen, gerade die Vereinigung aller Mißvergnügten in dieſem Heerzug gab jedem Unruhigen volle Gelegenheit, unter ſeines Gleichen Partey zu machen oder zu nehmen. Noch war es vielleicht blos die unregelmäßige jugendliche Ungedult, vor der Zeit ſich bedeutend zu machen, was den jüngeren Bruder des Herzogs von Anjou, den Herzog von Alençon ſelbſt, zu raſchen aber folgeloſen Planen gegen den Hof verleitete. Aber ſchlimm genug, wenn jene Sucht, den Mißvergnügten zu ſpielen, ſo frühe geweckt iſt. Ein zwecklos entzündeter Ehrgeiz hört nie auf. Alles in Unruhe zu ſetzen, wäre es auch nur, um ſich und Andern zu verbergen, daß er nichts zu erreichen habe.

Kaum hatte dem Herzog von Anjou ſeine Wahl zum König von Polen den ſcheinbarn Vorwand gegeben, von den Rochellern durch einen Vertrag (vom 6ten Jul. 1573) ſich loszuwickeln; kaum hatte ihn Katharina mit einem bedeutungsvollen Blick auf den ſchon hinwelkenden König Karl aus ihren Armen in jenes Königreich abreiſen laſſen, welches ſeit Jahrhunderten durch ſich ſelbſt zum Spiel der Ausländer gemacht wird; kaum ſchien, durch die ſchauervolle Eroberung der kleinen proteſtantiſchen Veſte, Sancerre, welche mit Rochelle durch Tapferkeit, aber nicht durch äußere Begünſtigung des Glücks wetteifern konnte, der letzte Kamfplatz der ſtreitenden Parteyen zernichtet zu ſeyn, ſo trat das Ungeheuer innerlicher Unruhen in verdoppelter Geſtalt nicht blos in den Provinzen, ſondern auch am Hofe, und ſogar in der Familie des Königs ſelbſt auf.

Mit Karln ſollte es furchtbar enden. Seit er ſich unter den Mordſcenen der Bartholomäusnacht außer ſich ſelbſt verloren hatte, war er nie wieder, was er ſeyn konnte. Wie er nicht die Standhaftigkeit gehabt hatte, ſich von jener Herabwürdigung des Menſchen und des Fürſten in ihm zurückzuhalten, ſo war er jetzt nach vollbrachter That weder leichtſinnig noch gewiſſenlos genug, der innern Rüge derſelben unter irgend einem ſchlüpfrigen Vorwand zu entfliehen oder mit der eiſernen Stirn der Schamloſigkeit zu trotzen. Der Aberglaube ſeiner Zeit, welchem er ſo viele Opfer gebracht hatte, war ſelbſt ſeine Strafe. Wo er einſam war, glaubte er ſich von den Manen der Erſchlagenen verfolgt. Blutende Geſtalten machten ſeine Nächte ſchlaflos, ſeine Ruhe ihm zur Hölle. Er warf ſich mit ſeinem gewöhnlichen Ungeſtüm in wilde Zerſtreuungen, aber die Ermattung überlieferte ihn wieder den Peinigungen ſeiner zerrütteten Seele. Er verſuchte es, durch neue Grauſamkeiten ſich ſelbſt abzuſtumpfen; aber er war zu jung und wirklich von der Natur zu gutartig gebildet, als daß er jenen abſcheulichen Troſt abgehärteter Frevler zu ertheilen vermocht hätte. Katharina wuſſte ſich dagegen zu bereden, daß ſie nur etwa vier bis ſechs von den Ermordungen der Bartholomäusnacht auf dem Gewiſſen habe. So viele hatte ſie ſelbſt namentlich gefodert. Und von dieſen hatte ſie leicht ſich zu abſolviren, wenn etwa ihr Beichtvater, wie Naudé,*) für den ganzen Frevel den feinen höfiſchen Namen eines „Staatsſtreichs" erfinden oder ahnen konnte.

Jn Karln hingegen konnten nur, wenn er einen Blick um ſich her warf, ſeine innern Qualen verſtummen; ſie wurden dann zurückgeſchreckt durch Beſorgniſſe der gegenwärtigſten Gefahren, welche ihn zunächſt umſchloſſen. Er kannte ſeinen nächſten Bruder. Die Geſchichte kennt ihn als Heinrich III. und genug mag es hier zur Schilderung von ihm ſeyn, wenn man ſich erinnert, daß die Stifterinn der Bluthochzeit ihn ihren übrigen Söhnen auffallend vorzog. Eben dieſe ſeine Mutter kannte Karl auch. Sie hatte ihn an den Abgrund geführt, an welchem ſeine Schwermuth jetzt ſchauderte. Von ihr muſſte er ſich weiter, wohin es ihr gefiel, treiben laſſen. Oder wuſſte er nicht, wie oft ſchon wenigſtens der Verdacht, auch im Giftmiſchen eine Italiänerinn zu ſeyn, ſelbſt bey dem Tode von Perſonen aus der königlichen Familie auf ſie gefallen war? Er ſelbſt war ſo oft das Werkzeug ihrer über Mittel nie verlegenen Herrſchſucht geweſen, daß er vor ſeiner eigenen Mutter zittern muſſte, wenn er ein Mal ihren Winken ſich zu widerſetzen die Laune gehabt hatte, und den Herzog von Anjou in ihren Armen ſah.

---

*) Gabr. Naudé in ſeinen Considerations politiques sur les Coups d'État Ch. III. bedauert nur, daß dieſer Staatsſtreich blos halb ausgeführt worden ſey. Sehr conſequent!

Das Schickſal ſchien ſich ſeiner zu erbarmen, da der Herzog (1573) als König nach Polen abging. Höchſt wahrſcheinlich bürdet man ſelbſt der Königinn Mutter diesmal zu viel auf, wenn Manche glauben, daß ſie ihren zweyten Sohn nicht von ſich gelaſſen habe, ehe ſie ſich von dem baldigen Tode des erſten gewiß gemacht hatte. Es iſt wahr, Karl kränkelte ſchon ſichtbar. Aber der unbändige Jüngling auf dem Throne hatte gegen ſich ſelbſt ſo viel gethan, um durch die geheimern Gifte der Natur ſich zu zerſtören, daß es kaum noch nöthig iſt, den verzehrenden Kummer ſeiner letzten Jahre zur Erklärung ſeines

Hinwelkens vor dem 25ſten Lebensjahre hinzuzudenken. Sein Anblick konnte der Mutter Bürge dafür ſeyn, daß ſie ihren Heinrich nach Pohlen ſicher mit den bedeutſamen Worten entlaſſen: „Geh, mein Sohn; lange wirſt du nicht weg ſeyn.“

Nur Karls Zuſtand war auch durch dieſe Erleichterung um nichts gebeſſert. Je trüber jeden Tag ſeine Kränklichkeit ihm ohnehin die Ausſicht in die Zukunft mahlte, je verſchloſſener er ſelbſt gegen alle Theilnahme ward, deſto mehr häuften ſich in der Wirklichkeit die Urſachen zum ſchnellſten Wechſel zwiſchen Ungeſtüm und Niedergeſchlagenheit.

Für die Abweſenheit ihres zweyten Sohns ſchien ſich Katharina um ſo ausſchließender durch Erfüllung ihrer Herrſchſucht entſchädigen zu wollen. War Karl oft auch gegen ſie ungebärdig und wild, ſo häufte ſie dafür alle Beängſtigungen für ihn aus der wahren oder erdichteten Lage der Dinge, durch die ſorgfältigſte Entwickelung der ſchlimmſten Möglichkeiten, damit er ihr, als Retterinn, nach ſeinem Zepter zu greifen, deſto geduldiger geſtattete. Er hatte nur noch Kraft genug, ſich überall mit ihren Ränken umgeben zu ſehen und den Haß zu fühlen, welchen ſie auch jetzt noch immer durch angelegte Meuchelmorde, durch gebrochene Zuſage, durch Verwirrung Aller mit Allen, ſeinem Namen zuzog, der ihre Handlungen auf alle Fälle decken muſſte.

In ſeinem dritten Bruder gährte die vor Rochelle ſchon gezeigte Sucht, ſich auf irgend eine Weiſe gelten zu machen, immer aufs Neue. Er vertrieb ſich eine gute Zeit über blos die Langeweile mit Abwechslung im Anlegen und im Verrathen ſeiner Plane zu einer Flucht vom Hofe. Er ſchien entlaufen zu wollen, damit Andere ſeine Wichtigkeit nach dem Beſtreben ſchätzen lernen möchten, ihn wieder aufzufinden und zurückzubringen. Aber hinter dieſe leidenſchaftlichen Unbeſonnenheiten der Jugend verſteckten andere erfahrnere Unruheſtifter ihre Entwürfe. Unter dem ſchützenden Namen der Prinzen bildete ſich wieder am Hofe ſelbſt eine Partey der Mißvergnügten, die ſich zum Unterſchied von der religiöſen Partey der Proteſtanten die Politiker nannten. In einem weſentlichern Sinn verdienten ſie dieſe Benennung nie. Ihre Politik nutzte Niemand, als ihren Gegnern. So lange die Proteſtanten ſich an ſie angeſchloſſen, hatte Katharina gegen Beyde weit leichteres Spiel, wie ſonſt. Wäre nicht das Intereſſe des Herzogs von Alençon ſo gewiß den Abſichten ſeines zweyten Bruders auf den Thron von Frankreich und alſo auch der Königinn Mutter entgegen geweſen, ſo würde die Vermuthung Wahrſcheinlichkeit gewinnen, daß der Herzog mehr der Spion ſeiner Mutter unter den Unzufriedenen, als ſelbſt ihr Gegner geweſen ſey; ſo unbegreiflich leichtſinnig überlieferte er alle, welche mit ihm komplotirt hatten, durch die willkürlichſten Entdeckungen, der Rache dieſer Frau, welche jetzt aufs Neue die Regentſchaft über Karln und über Frankreich in Händen hatte. Wollte ſie dieſen ihren eben ſo unfolgſamen als unglücklichen Mündel zittern machen, ſo wußte ſie ihm die Verſchwörungen des Herzogs ſo furchtbar vorzuſtellen, daß der ganze Hof in Nachtkleidern nach Paris entrinnen und der kranke Karl um Mitternacht vor ſeinem dritten Bruder flüchten zu müſſen glaubte. „Hätten ſie doch wenigſtens warten können, bis ich todt bin!“ ſeufzte der von innen und außen umgetriebene lebensſatte Jüngling.

Noch aber erlebte er, daß ſein Heer gegen ſeinen geliebtern Bruder zu fechten auszog, nachdem dieſer endlich doch mit dem in der Hofſclaverey lange mißhandelten König von Navarra und dem Prinzen von Condé entflohen war.

Er erlebte die Unmöglichkeit, ſein Zepter andern Händen als ſeiner Mutter — und alſo gerade ſeinem mit ſo viel Kunſt und Luſt ins ferne Pohlen beförderten Bruder — hinzugeben. Er erlebte ein neues Auftreten der Proteſtanten im offenem Felde, und ſah in ihrer Vereinigung mit allen andern Mißvergnügten des Reichs den Beweis, daß die Zwietracht künftig durch religiöſe und bürgerliche Unzufriedenheit, wie aus doppelten Rachen, Flammen über Frankreich ausſpeien werde, und daß Alles, womit ihn ſein Gewiſſen ſeit der Bartholomäusnacht folterte, eben ſo fruchtlos als abſcheulich geweſen war. Kurz, er erlebte ſo viel, daß es ihm noch *Troſt* war, nicht Vater eines Sohns zu ſeyn, welcher die Laſt der Krone von ihm zu erben hätte. *)

---

*) *Anmerkung des Herausgebers.* Eine Fortſetzung dieſer Geſchichte, die *Schiller* ſelbſt wegen ſeiner damaligen Krankheit nicht beendigte, hat Hr. Profeſſor *Paulus* im 9ten Band der 11ten Abtheilung der hiſtoriſchen Memoires geliefert, nachdem er die fernere Herausgabe dieſer Sammlung zum Theil übernommen hatte.

Herzog von Alba
bey
einem Frühſtück
auf dem Schloſſe zu Rudolſtadt,
im Jahr 1547. *)

Indem ich eine alte Chronik vom ſechszehnten Jahrhundert durchblättre (Res in Ecclesia et Politica Christiana gestae ab anno 1500. ad. an. 1600. Aut. J. Söffing, Th. D. Rudolst. 1676) finde ich nachſtehende Anekdote, die aus mehr als Einer Urſache es verdient, der Vergeſſenheit entriſſen zu werden. In einer Schrift, die den Titel führt: Mausolea manibus Metzelii posita a. Fr. Melch. Dedekindo 1738 finde ich ſie beſtätigt; auch kann man ſie in Spangenberg's Adelſpiegel Th. I. B. 13. S. 445 nachſchlagen.

---

*) Anmerkung des Herausgebers. Im deutſchen Merkur vom Jahr 1783 findet ſich dieſer Aufſatz.

Eine deutſche Dame aus einem Hauſe, das ſchon ehedem durch Heldenmuth geglänzt und dem deutſchen Reich einen Kaiſer gegeben hat, war es, die den fürchterlichen Herzog von Alba durch ihr entſchloſſenes Betragen beynahe zum Zittern gebracht hätte. Als Kaiſer Karl V. im Jahr 1547 nach der Schlacht bey Mühlberg auf ſeinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwittwete Gräfinn Katharina von Schwarzburg, eine geborne Fürſtinn von Henneberg, einen Sauve-Garde-Brief bey ihm aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden ſpaniſchen Armee nichts zu leiden haben ſollten. Dagegen verband ſie ſich, Brot, Bier und andere Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolſtadt an die Saalbrücke ſchaffen zu laſſen, um die ſpaniſchen Truppen, die dort überſetzen würden, zu verſorgen. Doch gebrauchte ſie dabey die Vorſicht, die Brücke, welche dicht bey der Stadt war, in der Geſchwindigkeit abbrechen, und in einer größern Entfernung über das Waſſer ſchlagen zu laſſen, damit die allzugroße Nähe der Stadt ihre raubluſtigen Gäſte nicht in Verſuchung führte. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortſchaften, durch welche der Zug ging, vergönnt, ihre beſten Habſeligkeiten auf das Rudolſtädter Schloß zu flüchten.

Mittlerweile näherte ſich der ſpaniſche General, vom Herzog Heinrich von Braunſchweig und deſſen

Söhnen begleitet, der Stadt, und bat ſich durch einen Boten, den er voranſchickte, bey der Gräfinn von Schwarzburg auf ein Morgenbrot zu Gaſte. Eine ſo beſcheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheers gethan, konnte nicht wohl abgeſchlagen werden. Man würde geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort; ſeine Excellenz möchten kommen und vorlieb nehmen. Zugleich unterließ man nicht, der Sauve-Garde noch einmal zu gedenken und dem ſpaniſchen General die gewiſſenhafte Beobachtung derſelben ans Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gut beſetzte Tafel erwarten den Herzog auf dem Schloſſe. Er muß geſtehen, daß die thüringiſchen Damen eine ſehr gute Küche führen, und auf die Ehre des Gaſtrechts halten. Noch hat man ſich kaum niedergeſetzt, als ein Eilbote die Gräfinn aus dem Saal ruft. Es wird ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die ſpaniſchen Soldaten Gewalt gebraucht, und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volks; was dem Aermſten ihrer Unterthanen widerfuhr, war ihr ſelbſt zugeſtoßen. Aufs Aeußerſte über dieſe Wortbrüchigkeit entrüſtet, doch von ihrer Geiſtesgegenwart nicht verlaſſen, befiehlt ſie ihrer ganzen Dienerſchaft, ſich in aller Geſchwindigkeit und Stille zu bewaffnen und die Schloßpforten wohl zu verriegeln; ſie ſelbſt begibt ſich wieder nach dem Saale, wo die Fürſten noch bey Tiſche ſitzen. Hier klagt ſie ihnen in den beweglichſten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden, und wie ſchlecht man das gegebene Kaiſerwort gehalten. Man erwiedert ihr mit Lachen, daß dies nun einmal Kriegsgebrauch ſey, und daß bey einem Durchmarſch von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten ſtünden. „Das wollen wir doch ſehen", antwortete ſie aufgebracht. „Meinen armen Unterthanen muß das Ihrige wieder werden, oder, bey Gott!" — in dem ſie drohend ihre Stimme anſtrengte, „Fürſtenblut für Ochſenblut!" Mit dieſer bündigen Erklärung verließ ſie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die ſich, das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit, hinter die Stühle der Fürſten pflanzten und das Frühſtück bedienten. Beym Eintritt dieſer kampfluſtigen Schar veränderte Herzog Alba die Farbe; ſtumm und betreten ſah man einander an. Abgeſchnitten von der Armee, von einer überlegenen handfeſten Menge umgeben, was blieb ihm übrig, als ſich in Geduld zu faſſen, und auf welche Bedingung es auch ſey, die beleidigte Dame zu verſöhnen. Heinrich von Braunſchweig faßte ſich zuerſt, und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang ins Luſtige zu kehren, und hielt der Gräfinn eine Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entſchloſſenen Muth, den ſie bewieſen. Er bat ſie, ſich ruhig zu verhalten, und nahm es auf ſich, den Herzog von Alba zu Allem, was billig ſey, zu vermögen. Auch brachte er es bey dem Letztern wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigenthümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfinn von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte ſie ſich aufs Schönſte bey ihren Gäſten, die ſehr höflich von ihr Abſchied nahmen.

Ohne Zweifel war es dieſe Begebenheit, die der Gräfinn Katharina von Schwarzburg den Beynamen der Heldenmüthigen erworben. Man rühmt noch ihre ſtandhafte Thätigkeit, die Reformation in ihrem Lande zu befördern, die ſchon durch ihren Gemahl Graf Heinrich XXXVII. darin eingeführt worden, das Mönchsweſen abzuſchaffen und den Schulunterricht zu verbeſſern. Vielen proteſtantiſchen Predigern, die um der Religion willen Verfolgungen auszuſtehen hatten, ließ ſie Schutz und Unterſtützung angedeihen. Unter dieſen war ein gewiſſer Caspar Aquila, Pfarrer zu Saalfeld, der in jüngern Jahren der Armee des Kaiſers als Feldprediger nach den Niederlanden gefolgt war, und weil er ſich dort geweigert hatte, eine Kanonenkugel zu taufen, von den ausgelaſſenen Soldaten in einen Feuermörſer geladen wurde, um in die Luft geſchoſſen zu werden; ein Schickſal, dem er noch glücklich entkam, weil das Pulver nicht zünden wollte. Jetzt war er zum zweyten Male in Lebensgefahr, und ein Preis von 5000 Gulden ſtand auf ſeinem Kopfe, weil der Kaiſer auf ihn zürnte, deſſen Interim er auf der Kanzel ſchmählich angegriffen hatte. Katharina ließ ihn, auf die Bitte der Saalfelder, heimlich zu ſich auf ihr Schloß bringen, wo ſie ihn viele Monate verborgen hielt und mit der edelſten Menſchenliebe ſeiner pflegte, bis er ſich ohne Gefahr wieder ſehen laſſen durfte. Sie ſtarb allgemein verehrt und betrauert im 58ſten Jahr ihres Lebens und im 29ſten ihrer Regierung. Die Kirche zu Rudolſtadt bewahrt ihre Gebeine.

Denkwürdigkeiten
aus dem
Leben des Marſchalls Vieilleville.

In den Geſchichtbüchern, welche die merkwürdigen Zeiten Franz des Erſten, Heinrichs des Zweyten und ſeiner drey Söhne beſchreiben, hört man nur ſelten den Namen des Marſchalls von Vieilleville. Dennoch hatte er einen ſehr nahen Antheil an den größten Verhandlungen, und ihm gebührt ein ehrenvoller Platz neben den großen Staatsmännern und Kriegsbefehlshabern jener Zeiten. Unter allen gleichzeitigen Geſchichtſchreibern läſſt ihm der einzige Brantome Gerechtigkeit widerfahren, und ſein Zeugniß hat um ſo mehr Gewicht, da Beyde nach dem nämlichen Ziele lieſen und ſich zu verſchiedenen Parteyen bekannten.

Vieilleville gehörte nicht zu den mächtigen Naturen, die durch die Gewalt ihres Genies oder ihrer Leidenſchaft große Hinderniſſe brechen, und durch einzelne hervorragende Unternehmungen, die in das Ganze greifen, die Geſchichte zwingen, von ihnen zu reden. Verdienſte, wie die ſeinigen, beſtehen eben darin, daß ſie das Aufſehen vermeiden, das jene ſuchen, und ſich mehr um den Frieden mit Allen bewerben, als die Bewunderung und den Neid zu erwecken ſuchen. Vieilleville war ein Hofmann in der höchſten und würdigen Bedeutung dieſes Worts, wo es eine der ſchwerſten und rühmlichſten Rollen auf dieſer Welt bezeichnet. Er war dem Throne, ob er gleich die Perſonen dreymal auf demſelbigen wechſeln ſah, ohne Wanken mit gleicher Beharrlichkeit ergeben, und wußte denſelben ſo innig mit der Perſon des Fürſten zu vermengen, daß ſeine pflichtmäßige Ergebenheit gegen den jedesmaligen Thronbeſitzer alle Wärme einer perſönlichen Neigung zeigte. Das ſchöne Bild des alten franzöſiſchen Adels und Ritterthums lebt wieder in ihm auf, und er ſtellt uns den Stand, zu dem er gehört, ſo würdig dar, daß er uns augenblicklich mit den Mißbräuchen deſſelben ausſöhnen könnte. Er war edelmüthig, prächtig, uneigennützig bis zum Vergeſſen ſeiner ſelbſt, verbindlich gegen alle Menſchen, voll Ehrliebe, ſeinem Worte treu, in ſeinen Neigungen beſtändig, für ſeine Freunde thätig, edel gegen ſeine Feinde, heldenmäßig tapfer, bis zur Strenge ein Freund der Ordnung, und bey aller Liberalität der Geſinnung furchtbar und unerbittlich gegen die Feinde des Geſetzes. Er verſtand in hohem Grade die Kunſt, ſich mit den entgegengeſetzten Charakteren zu vertragen, ohne dabey ſeinen eigenen Charakter aufzuopfern, dem Ehrſüchtigen zu gefallen, ohne ihm blind zu huldigen, dem Eiteln angenehm zu ſeyn, ohne ihm zu ſchmeicheln. Nie brauchte er, wie der herz- und willenloſe Höfling, ſeine perſönliche Würde wegzuwerfen, um der Freund ſeines Fürſten zu ſeyn, aber mit ſtarker Seele und rühmlicher Selbſtverleugnung konnte er ſeine Wünſche den Verhältniſſen unterwerfen. Dadurch und durch eine nie verläugnete Klugheit gelang es ihm, zu einer Zeit, in der Alles Partey war, parteylos zu ſtehen, ohne ſeinen Wirkungskreis zu verlieren, und im Zuſammenſtoß ſo vieler Intereſſen der Freund von Allen zu bleiben; gelang es ihm, einen dreyfachen Thronwechſel ohne Erſchütterung ſeines eigenen Glücks auszuhalten, und die Fürſtengunſt, mit der er angefangen hatte, auch mit ins Grab zu nehmen. Denn es verdient bemerkt zu werden, daß er in dem Augenblicke ſtarb, wo ihn Katharina von Medicis mit ihrem Hofſtaat auf ſeinem Schloſſe zu Dureſtal beſuchte, und er auf dieſe Art ein Leben, das ſechszig Jahre dem Dienſte des Souverains gewidmet geweſen war, noch gleichſam in den Armen deſſelben beſchließen durfte.

Aber eben dieſer Charakter erklärt uns auch das Stillſchweigen über ihn auf eine ſehr natürliche Weiſe. Alle dieſe Geſchichtſchreiber hatten Partey genommen, ſie waren Enthuſiaſten entweder für die alte oder für die neue Lehre, und ein lebhaftes Intereſſe für ihre Anführer leitete ihre Feder. Eine Perſon, wie der Marſchall von Vieilleville, deſſen Kopf für den Fanatismus zu kalt war, bot ihnen alſo nichts dar, was ſich lobpreiſen oder verächtlich machen ließ. Er bekannte ſich zu der Klaſſe der Gemäßigten, die man unter dem Namen der Politiker zu verſpotten glaubte; eine Klaſſe, die von jeher in Zeiten bürgerlicher Gährung das Schickſal gehabt hat, beyden Theilen zu mißfallen, weil ſie beyde zu vereinigen ſtrebt. Auch hielt er ſich bey allen Stürmen der Faction unwandelbar an den König angeſchloſſen, und weder die Partey des Montmorency und der Guiſen, noch die der Condé und Coligny konnte ſich rühmen, ihn zu beſitzen.

Charaktere von dieſer Art werden immer in der Geſchichte zu kurz kommen, die mehr das berichtet, was durch Kraft geſchieht, als was mit Klugheit verhindert wird, und ihr Augenmerk viel zu ſehr auf entſcheidende Handlungen richten muß, als daß ſie die ſchöne ruhige Folge eines ganzen Lebens umfaſſen könnte. Deſto dankbarer ſind ſie für den Biographen, der ſich immer lieber den Ulyſſes als den Achilles zu ſeinem Helden wählen wird.

Erſt zweyhundert Jahre nach ſeinem Tode ſollte dem Marſchall von Vieilleville die volle Gerechtigkeit widerfahren. In den Archiven ſeines Familienſchloſſes Dureſtal fanden ſich Memoires über ſein Leben in zehn Büchern, welche Carloix, ſeinen Geheimſchreiber, zum Verfaſſer haben. Sie ſind zwar in dem lobredneriſchen Tone abgefaſſt, der auch dem Brantome und allen Geſchichtſchreibern jener Periode eigen iſt, aber es iſt nicht der rhetoriſche Ton des Schmeichlers, der ſich einen Gönner gewinnen will, ſondern die Sprache eines dankbarn Herzens, das ſich gegen einen Wohlthäter unwillkürlich ergießt. Auch wird dieſer Antheil keineswegs verſteckt, und die hiſtoriſche Wahrheit ſcheidet ſich ſehr leicht von demjenigen, was blos eine dankbare Vorliebe für ſeinen Wohlthäter den Geſchichtſchreiber ſagen läſſt. Dieſe Memoires ſind im Jahr 1767 in fünf Bänden das erſte Mal in Druck erſchienen, obgleich ſie ſchon früher von Einzelnen gekannt und zum Theil auch benutzt worden ſind.

Franz von Scepeaux, Herr von Vieilleville, war der Sohn Renatus von Scepeaux, Herrn von Vieilleville und Margaretens von La Jaille, aus dem Hauſe von Eſtouteville. Seine Eltern hatten großes Vermögen, hielten auf Ehre und lebten dem ganzen Adel von Anjou und Maine zum Beyſpiel; auch war ihr Haus eins der angeſehenſten und immer voll der beſten Geſellſchaft. Franz von Vieilleville kam früh als Edelknabe zu der Mutter Franz des Erſten, Regentinn von Frankreich, einer Prinzeſſinn von Savoyen; ein Zufall aber, der ihm da begegnete, trieb ihn ſchon nach einem vierjährigen Aufenthalte von dort weg. Es hatte ihm nämlich ein Edelmann eine Ohrfeige gegeben, eben als er Mittags zur Aufwartung ging. Nach der Tafel ſchlich ſich der Edelknabe von ſeinem Hofmeiſter weg, ging zu jenem Edelmann, der erſter Hausküchenmeiſter der Regentinn war, und ſtieß ihm, nachdem er ihn aufgefordert hatte, ſeine Ehre ihm wieder zu geben, den Degen durch den Leib. Er war damals, als ihm dieſes Unglück begegnete, achtzehn Jahre alt. Als der König dieſe Handlung erfuhr, die von allen Großen und vorzüglich von ihm ſelbſt nicht ſo ganz mißbilligt wurde, weil die Hausoffiziere nicht das Recht hatten, Edelknaben zu mißhandeln, ließ er den Herrn von Vieilleville rufen, um ihn ſeiner Mutter der Regentinn vorzuſtellen und ihm Vergebung zu verſchaffen. Aber dieſer hatte ſich ſchon vom Hof weg, und zu ſeinem Vater nach Dureſtal begeben, um von dieſem die nöthige Unterſtützung zu einer Reiſe nach Neapel zu erhalten, wo dem Vernehmen nach Hr. von Lautrec eine ſchöne Armee hinführen würde. Nachdem er nun Alles in Ordnung gebracht, und fünf und zwanzig Edelleute aus Anjou und Bretagne zu ſeiner Begleitung gewählt hatte, denn er wollte mit Anſtand und ſeiner Geburt gemäß erſcheinen, ſtellte er ſich zu Chambery dem Hrn. von Lautrec vor, der ihn als ſeinen Verwandten gütig aufnahm, und ihn zu ſeiner Fahne that. Bey jeder Gelegenheit zeichnete ſich Vieilleville aus und wagte im Angeſicht der ganzen Armee ſein Leben, beſonders bey der Einnahme von Pavia, wobey die Franzoſen, durch das Andenken an die fünf Jahre vorhergegangene Schlacht, bey der ihr König gefangen worden, zu vielen Ausſchweifungen hingeriſſen wurden, denen jedoch Vieilleville mit zweyhundert Mann Einhalt that, ſo viel er konnte. Kurz darauf wurde Vieilleville auf einer Galere mit einem ſeiner Edelleute, Cornillon, der geſchworen hatte, ihn niemals zu verlaſſen, vom Herrn von Monaco gefangen. Man ſetzte ſeine Auslieferung auf dreytauſend, und des Cornillon ſeine auf tauſend Thaler, und ließ ihm die Freyheit, dieſe Gelder zu holen; jedoch würde ſein Geſellſchafter auf Lebenslang in Ketten geſchlagen werden, wenn er nicht in einer beſtimmten Zeit wiederkäme.

Vieilleville, der befürchtete, daß er wegen des langen Wegs und der Beytreibung des Geldes in der Zeit nicht würde einhalten können, nahm dieſen Vorſchlag nicht an, und bat nur, daß man Lautrec von ſeiner Gefangennehmung unterrichten möchte; dieſer ſchickte zwar das Geld zu ſeiner Auslieferung, allein, da die Ranzion für ſeinen Geſellſchafter nicht dabey war, ſo ſchickte Vieilleville ſie wieder zurück, und bat nur, daß man des Löſegelds wegen an ſeinen Vater ſchreiben möchte, denn er wollte lieber in der Gefangenſchaft verſchmachten, als den verlaſſen, mit dem er ſein Schickſal zu theilen verſprochen hatte. Herr von Monaco bewunderte dieſe edle Weigerung, begnügte ſich mit dem, was geſchickt worden war, und gab Beyden die Freyheit. Kurze Zeit darauf nahm Vieilleville den Sohn eben dieſes Herrn von Monaco gefangen und ſchickte ihn unentgeldlich zurück.

Zu der Zeit erneuerte Vieilleville die Bekanntſchaft mit dem Neffen des großen Andreas Doria, Philipp Doria, der Kammerpage bey dem König geweſen, als er ſelbſt bey der Regentinn Edelknabe war. Vieilleville beſuchte ihn eines Tages auf ſeinen Galeren, deren er achte zum Dienſte des Königs kommandirte. Doria bot ihm eine ſeiner Galeren an, und er wählte die, welche die Regentinn hieß, wo er ſogleich als Befehlshaber unter vielen Feyerlichkeiten eingeführt wurde. Des Abends ging er wieder in das Lager, das ohngefähr zwey Meilen davon war; ſo ging es ſechs bis ſieben Tage fort und alle vornehme Offiziere der Armee wurden da nach und nach bewirthet.

Moncade, Vicekönig von Neapel, dem es hinterbracht wurde, daß die Offiziere und Soldaten dieſer Galeren des Nachts meiſt ins franzöſiſche Lager gingen, ließ ſechs Galeren bewaffnen, um den Grafen Doria zu überfallen; allein man bekam Nachricht davon, und es gelang ſo wenig, daß bey dieſer Expedition der Vicekönig ſelbſt, der ſich auf einer der Galeren befand, getödtet wurde; zwey derſelben wurden in Grund gebohrt und zwey andere genommen. Bey dieſer Gelegenheit geſchah es, daß Vieilleville, der auf der Regentinn Alles gethan hatte, was möglich war, ſo daß von funfzig Soldaten nur noch zwölf am Leben blieben, zuletzt noch eine der Galeren angreifen wollte, die nebſt einer andern noch übrig geblieben war. Er enterte und ſtürzte ſich mit ſeinen Soldaten hinein. Während er aber auf dieſem Schiffe focht, machten ſich die Matroſen von der Regentinn los, zogen die Segel auf und gingen geradezu nach Neapel, wohin auch die andere Galere ſchon während des Gefechts vorausgegangen war; Vieilleville, der ſeine meiſten Soldaten verloren, muſſte ſich nun ergeben.

Als die erſte ſpaniſche Galere im Haven ankam, ließ der Prinz von Oranien den Kapitän und mehrere der Mannſchaft hängen. Dieſes erfuhr der Kapitän der Galere, auf der ſich Vieilleville als Gefangener befand, und fürchtete ſich in den Hafen einzulaufen. Vieilleville benutzte dieſe Unentſchloſſenheit und beredete den Kapitän, in des Königs Dienſte zu treten, der es auch annahm und ihm nebſt der ganzen Mannſchaft den Eid der Treue ablegte.

Unterdeſſen hatte Graf Doria den ganzen Tag und die ganze Nacht ſeinen Freund Vieilleville auter den auf dem Waſſer ſchwimmenden Körpern ſuchen laſſen, und war ganz troſtlos über dieſen Verluſt. Um Nachricht von ihm einzuziehen, ließ er den Kapitän Napoleon, einen Corſen, mit der Regentinn auslaufen, und in dieſer Abſicht nach Neapel ſegeln. Sie waren nicht weit gekommen, ſo entdeckten ſie eine Galere, die ihnen kaiſerlich ſchien, doch ſahen ſie auf dem Maſtbaum einen Matroſen mit einer weißen Flagge; bald darauf hörten ſie auch Muſik, und Frankreich rufen. Vieilleville erkannte ſogleich die Regentinn und die Freude des Wiederſehens war allgemein. Noch eine andere Galere, die man ihm von Neapel aus nachgeſchickt hatte, nahm er durch eine Kriegsliſt weg, und kam, anſtatt gefangen zu ſeyn, als Herr von zwey Galeren bey der Armee wieder an, wo er aber ſeinen Freund Doria nicht mehr antraf, der mit zwey Galeren nach Frankreich geſchickt worden war. Da die Belagerung von Neapel, die Lautrec unternommen hatte, ſehr langſam von ſtatten ging, ſo nahm Vieilleville ſeinen Abſchied und dieſes zu ſeinem Glücke; denn drey Monate darauf riß die Peſt ein, welche die meiſten Offiziere der Armee dahinraffte.

Als er ſich dem König bey ſeiner Zurückkunft vorſtellte und ihn ſeiner jugendlichen Uebereilung wegen um Verzeihung bat, ſagte ihm derſelbe, daß ſchon Alles verziehen ſey, da beſonders die Regentinn nicht mehr lebe. Er befahl ihm, ſich fleißig bey ihm einzufinden, und gab ihn dem Herzog von Orleans, ſeinem zweyten Sohn (der ihm unter den Namen Heinrichs II. auf dem Throne folgte) mit den Worten: Er iſt nicht älter als du, mein Sohn; aber ſiehe, was er ſchon gethan hat. Wenn ihn der Krieg nicht aufreibt, ſo wirſt du ihn einſt zum Marſchall von Frankreich erheben.

Einige Zeit darauf machte Karl V. Anſtalt, in Frankreich einzufallen; der König zog deshalb ſeine Armee bey Lyon zuſammen. Das erſte Geſchäft war, ſich Meiſter von Avignon zu machen, damit nicht die Kaiſerlichen dieſen Schlüſſel der Provence beſetzten. Nach langen Berathſchlagungen wählte der König ſelbſt den Herrn von Vieilleville, obgleich Viele wegen ſeiner groſſen Jugend dagegen waren. Er wurde mit ſechstauſend Mann Fußvolk ohne Artillerie dahin abgeſchickt, um dem Kaiſer zuvorzukommen.

Da er vor Avignon ankam, und es verſchloſſen fand, verlangte er mit dem Vice-Legaten ſich zu unterreden, der ſich auf der Mauer zeigte. Vieilleville bat ihn ſehr dringend, herunterzukommen, da er ihm etwas Wichtiges zu ſeinem und der Stadt Wohl mitzutheilen hätte. Er ſelbſt wollte bey dieſer Unterredung nur die ſechs Perſonen bey ſich haben, die er um ihn ſähe, der Legat hingegen könnte ſo viele Begleiter mit ſich nehmen, als er nur wollte, wenn er Mißtrauen hegte. Jener kam an das Thor mit fünfzehn oder zwanzig Mann Begleitung und einigen der Vornehmſten aus der Stadt. Vieilleville verſicherte ihm, daß er nicht in die Stadt begehre; daß ihn aber der König erſuche, einen Eid abzulegen, auch keine Kaiſerlichen hineinzulaſſen, und deshalb Geißeln zu ſtellen. Der Vicelegat willigte in den erſten Punkt; Geißeln aber wollte er in keinem Fall ſtellen.

Von den ſechs Soldaten, die mit Vieilleville waren, hatten viere den Kapitänstitel, ſie waren aber ſchlecht gekleidet, er bat daher ſie in die Stadt zu laſſen, um ſich zu montiren, Pulver zu kaufen und ihr Gewehr herzuſtellen, das denn auch gern erlaubt wurde. Ihr Plan war, ſich unter die Thore zu ſtellen und zu verhindern, daß man die Fallrechen nicht herunterlieſſe. Unterdeſſen kamen immer mehrere Soldaten nacheinander an, ohne daß der Vicelegat, noch ſeine Leute es gewahr wurden, denn man zankte ſich mit Fleiß wegen der Geißeln mit ihm herum. Es wurde gedroht, auf zwey Stunden weit Alles um die Stadt herum zu verwüſten, wenn ſie nicht geſtellt würden. Da endlich Vieilleville ſahe, daß er ſtark genug war, gab er dem Vicelegaten einen Stoß, daß er zur Erde ſtürzte, zog den Degen und drängte ſich mit den Leuten, die da waren, in die Thore, wo er einige Schüſſe auszuhalten hatte, wovon ihm zwey oder drey Leute getödtet wurden; ſieben bis acht von den andern wurden erſtochen.

Jetzt wollten die Einwohner von Avignon auf den Fallrechen zulaufen; hier aber ſtanden die vier Soldaten, die ſich ſehr tapfer hielten und ſie verhinderten, nahe zu kommen. Auf den Lerm der Flintenſchüſſe kamen dann tauſend bis zwölfhundert Mann, die man über der Stadt bey Nacht in das Korn verſteckt hatte, als Hinterhalt hervor, und drangen mit dem größten Muth ein. Den übrigen Theil ſeines Korps hatte Vieilleville auch herbeygerufen und nun kamen ſie mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel an. Er nahm nun die Schlüſſel der Thore, die zublieben, außer das Rhoner Thor gegen Villeneuve, welches ſchon Franzöſiſch iſt. Da ſich Vieilleville nun durch dieſe Kriegsliſt Meiſter von der Stadt gemacht hatte, ſo fing er an, die Ordnung darin herzuſtellen, und die Soldaten im Zaum zu halten, ſo, daß keinem Einwohner, der ſich ruhig verhielt, etwas zu Leide geſchah und keine Frauensperſonen mißhandelt wurden. Doch koſtete ihm dieſes nicht wenig Mühe; er muſſte ſogar fünf bis ſechs Soldaten und einen Kapitän niederſtoßen, der mit aller Gewalt plündern wollte. Der Connetable lagerte ſich nun bey Avignon und Vieilleville zog zum König zurück, den er in Tournon antraf, wo er mit großer Freude empfangen wurde. Als er vor dem König ankam, redete dieſer ihn alſo an, „Nähert Euch, ſchönes Licht unter den Rittern! „Sonne würde ich Euch nennen, wenn Ihr älter wä„ret, denn wenn ihr ſo fortfahret, werdet Ihr über „alle Andere leuchten. Parirt unterdeſſen den Streich „von Eurem König, der Euch liebt und ehrt,“ und ſchlug ihn ſo, indem er die Hand an den Degen legte, zum Ritter.

Nach dieſer Zeit bat ihn Herr von Chateaubriand, ſein Verwandter, der Gouverneur und Generallieutenant des Königs in Bretagne war, ſeine Kompagnie von funfzig Mann (Gensd'armes) zu übernehmen, da ſie ſonſt in Bretagne bleiben müſſte und keine Gelegenheit hätte, ſich zu zeigen. Er wollte zugleich zuwege bringen, daß er des Königs Lieutenant während ſeiner Abweſenheit in Bretagne ſeyn ſollte. Vieilleville übernahm zwar die Kompagnie; allein die Lieutenantsſtelle über die Provinz verbat er ſich, da er Hoffnung habe, ein eignes Gouvernement zu erhalten.

Es ſcheint ſonderbar, daß Vieilleville nicht eine Compagnie Gensd'armes für ſich ſelbſt haben konnte; allein es war damals nicht ſo leicht, ſie zu erhalten, und überdem verſchmähte ſeine Delikateſſe, dasjenige der Gunſt zu verdanken, was er durch Verdienſt zu erwerben hoffte. Zum Beweiſe dient die Antwort, die er dem Könige gab, als ihm dieſer nach dem Tode des Herrn v. Chateaubriand die Compagnie anbot: er habe, ſagte er, noch nichts gethan, was einer ſolchen Ehre werth wäre; worauf der König ſehr verwundert und faſt erzürnt ſagte: „Vieilleville, Ihr „habt mich getäuſcht, denn ich hätte geglaubt, Ihr „würdet, wenn Ihr auf zweyhundert Meilen weg ge„weſen wäret, Tag und Nacht gerennt ſeyn, um ſie „zu begehren, und nun ich ſie Euch von ſelbſt gebe, ſo „weiß ich doch nicht, was für eine günſtigere Gelegen„heit Ihr abwarten wollt.“ „Den Tag einer Schlacht „Sire,“ antwortete Vieilleville, „wenn Ew. Ma„jeſtät ſehen werden, daß ich ſie verdiene. Nähme ich „ſie jetzt an, ſo könnten meine Kameraden dieſe Ehre „lächerlich machen, und ſagen: ich habe ſie nur als „Verwandter des Herrn von Chateaubriand erhal„ten; lieber aber wollte ich mein Leben laſſen, als durch „etwas anders als mein Verdienſt auch nur einen Grad „höher ſteigen.“

Einige Stunden vor dem Tode Franz des Erſten ließ dieſer Monarch, der ſich noch der Verdienſte Vieilleville's erinnerte, den Dauphin rufen, um ihm denſelben zu empfehlen: „Ich weiß wol, mein „Sohn, du wirſt St. André eher befördern, als „Vieilleville; deine Neigung beſtimmt dich dazu. „Wenn du aber eine vernünftige Vergleichung zwiſchen „Beyden anſtellen würdeſt, ſo beeilteſt du dich nicht. „Wenigſtens bitte ich dich, wenn du ſie auch nicht mit „einander erhöhen willſt, daß doch Letzterer dem Erſtern

„bald ſolge.“ Der Dauphin verſprach es auch, jedoch nur mit dem Vorbehalt, dem St. André den Vorzug zu geben. Der König ließ ſogleich Vieilleville ruſen, reichte ihm die Hand und ſagte ihm die Worte: „Ich kann bey der Schwäche, in der ich mich befinde, „Euch nichts anders ſagen, Vieilleville, als daß „ich zu früh für Euch ſterbe; aber hier iſt mein Sohn, „der mir verſpricht, Euch nie zu vergeſſen. Sein Vater „war nie undankbar, und noch jetzt will er, daß er „Euch den zweyten Marſchallsſtab von Frankreich, der „aufgeht, gebe, denn ich weiß wohl, wem der Erſte „beſtimmt iſt. Aber ich bitte Gott, daß er ihn niemals „Jemand gebe, als wer deſſen ſo würdig iſt, wie Ihr. „Iſt dies nicht auch deine Meinung, mein Sohn? Ja, antwortete der Dauphin. Hierauf warf der König ſeinen Arm um Vieilleville; allen Dreyen ſtanden die Thränen im Auge. Kurz darauf lieſſen die Aerzte den Dauphin und alle Andere hinausgehen, und bald darnach gab der König den Geiſt auf.

Jetzt war Heinrich, der vormalige Herzog von Orleans, und nun durch den Tod ſeines ältern Bruders, Dauphins von Frankreich, König, und ſchon nach ſieben Tagen bekam Vieilleville den Auftrag als Geſandter nach England zu gehen, um dem unmündigen Eduard und ſeinem Conſeil neuerdings den Frieden zuzuſchwören, welche Geſandtſchaft er auch mit vieler Würde unternahm, und zur größten Zufriedenheit ausführte.

Bald nach Beerdigung des alten Königs wurde der Proceß des Marſchalls von Biez und ſeines Schwagers von Vervins, welche Boulogne an die Engländer ausgeliefert hatten, vorgenommen, Letzterer zum Tod, Erſterer aber zu Gefängnißſtrafe und Verluſt ſeiner Güter und Titel verdammt. Der König wollte Vieillevillen aus eigenem Antrieb von den hundert Lanzen, die der Marſchall von Biez kommandirt hatte, funfzig geben; Vieilleville dankte aber ſehr für dieſe Gnade, weil er nicht der Nachfolger eines ſolchen Mannes ſeyn wollte. Und warum nicht? fragte ihn der König. „Sire," antwortete Vieilleville, „es würde mir ſeyn, als wenn ich die Wittwe „eines verurtheilten Verbrechers geheirathet hätte. — „Auch hat es mit meiner Beförderung keine Eile; denn „ich weiß, daß Ew. Majeſtät gleich nach Ihrem feyerlichen Einzug in Paris beſchloſſen haben, Boulogne „den Engländern wieder wegzunehmen. Vielleicht „bleibt dabey ein Kapitän, ein Mann von Ehre, deſſen Platz Sie mir geben werden, oder bleibe ich ſelbſt; „denn um meinem König zu dienen, werde ich mich nicht „ſchonen, und dann bedarf ich keiner Compagnie mehr." Dieſes geſchah in Gegenwart des Marſchalls von St. André. Der König redete ihm noch ſehr zu, allein Vieilleville blieb bey ſeiner Antwort: Lieber will ich des Marſchalls, der hier iſt, Lieutenant ſeyn, als die Compagnie des Herrn von Biez, eines Verräthers, haben.

Der Marſchall von St. André, der vorher ſchon gegen den König denſelben Wunſch geäußert hatte, war äußerſt froh über dieſe Erklärung. „Erinnert „Euch, mein beſter Freund, dieſer Rede, wobey Ihr „den König zum Zeugen habt.“ Vieilleville ſah ſich jetzt gezwungen, die Lieutenantsſtelle anzunehmen; wiewol er den Vorſchlag in keiner andern Abſicht gethan hatte, als um jenes erſte Anerbieten abzulehnen.

Dieſe Compagnie Gensd'armes war von dem Vater des Marſchalls ſehr nachläſſig zuſammengeſetzt worden. Sie beſtand größtentheils aus den Söhnen der Gaſtgeber und Schenkwirthe, und da die Schilde an dieſen Wirthshäuſern gewöhnlich Heilige vorſtellten, ſo benannte ſich dieſes Volk nach dieſen Heiligen. Daher war dieſe Compagnie in ganz Lyon zum Gelächter. Einige dankten Gott, daß er eine Compagnie Heilige aus dem Paradies geſchickt habe, ſie zu bewachen; andere nannten ſie die Gensd'armes der Litaney. So fand man auch in der ganzen Compagnie nicht funfzig Dienſtpferde. Daher kam es auch und beſonders aus der Gunſt, in der ihr Chef ſtand, daß ſie nie zur Armee ſtießen; es hieß immer, ſie wären dem Gouverneur unentbehrlich, um eine ſo große Stadt, wie Lyon, im Zaum zu halten. Bey der Muſterung entlehnten dieſe Leute die ihnen nöthigen Pferde und Armaturſtücke, und ſo dauerte dieſe Unordnung neun bis zehn Jahre, bis der alte St. André ſtarb und nun ſein Sohn ſie bekam, der ſie denn auch ſo ließ, weil er ihre Schande nicht aufdecken wollte. Eben deswegen aber war es ihm lieb, Vieilleville zu ſeinem Lieutenant zu haben, da er ihn als einen ſtrengen und unerbittlichen Mann im Punkt der Zucht und der Ehre kannte.

Vieilleville hatte dieſe Compagnie nach Clermont in Auvergne beordert, damit ſie nicht ſo leicht Waffen und Pferde entlehnen könnte. Hier erſchien er nun mit ſechzig bis achtzig braven Edelleuten aus den beſten Häuſern von Bretagne, Anjou und Maine, die meiſtens den Krieg in Piemont mitgemacht hatten. Kaum war er angekommen, ſo überreichte man ihm eine Liſte von dreyßig bis vierzig, die vermöge eines Atteſtats vom Doctor zurückgeblieben waren, welche er denn ſogleich aus der Compagnie ausſtrich. Eben ſo machte er es mit dem Volk der Pächter, Kammerdiener u. dgl., die aus vornehmer Herren und Frauen Gunſt in die Compagnie waren aufgenommen worden. Die Uebrigen, die noch in den Reihen ſtanden, ließ er zu Pferd manövriren, und da ſie gar nichts verſtanden, ſo gaben ſie den alten Soldaten viel zu lachen. Er ſchickte ſie daher auch ſogleich in ihre Wirthshäuſer zurück, um den Gäſten dort aufzuwarten, mit dem Bedeuten, daß unter die Gensd'armes nur Edelleute gehörten. Einige von ihnen murrten zwar darüber, und bedienten ſich ungezogener Ausdrücke; wie aber die Edelleute mit dem Stock über ſie herfielen, ſo nahmen die Andern Reißaus zur großen Beluſtigung der Geſellſchaft. Und ſo entledigte ſich Vieilleville dieſes Geſindels, das zum Dienſt des Königs nie einen Sporn angelegt hatte, und beſetzte die Plätze mit guten Edelleuten, die auf Ehre hielten und ſich mit Anſtand ausrüſten konnten. Jetzt lieſſen ſich auch noch viele andere Edelleute aus Gascogne, Perigord und Limoſin einſchreiben, die vorher unter dem Auswurf nicht hatten dienen wollen; ſo daß dieſe Compagnie bey der nächſten Muſterung auf fünfhundert Pferde ſich belief und eine der beſten der ganzen Gensd'armerie wurde.

Einige Zeit darauf begleitete Vieilleville den König durch Bourgogne nach Savoyen, wo überall in den großen Städten ein feyerlicher Einzug gehalten wurde. Als ſie nach St. Jean de Maurienne kamen, wo ein Biſchof reſidirt, bat dieſer den König, dieſe Stadt mit einem Einzug zu beehren, und verſprach dabey, ihm ein Feſt zu geben, wie er es noch nie geſehen. Der König, neugierig auf dieſe neue Feſtlichkeit, geſtand es zu, und zog den andern Morgen feyerlich ein. Kaum war er zweyhundert Schritte durch das Thor, als ſich eine Compagnie von hundert Mann zeigte, die vom Kopf bis auf den Fuß wie Bären gekleidet waren, und dieſes ſo natürlich, daß man ſie für wirkliche Bären halten muſſte. Sie kamen ſchnell aus einer Straße heraus mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, den Spieß auf der Schulter, nahmen den König in die Mitte, und ſo bis hin zur Kirche, zum großen Gelächter des ganzen Hofes. Eben ſo führten ſie den König bis zu ſeiner Wohnung, vor welcher ſie viele tauſend Bärenſprünge und Poſſen machten; ſie kletterten wie Bären an den Häuſern, an den Säulen und Bogengängen hinauf und erhuben ein Geſchrey, das ganz natürlich dem Brummen der Bären glich. Da ſie ſahen, daß dem König dieſes gefiel, verſammelten ſie ſich alle Hundert und fingen ein ſolches entſetzliches Hurrah an, daß die Pferde, welche unten vor dem Hauſe mit der Dienerſchaft hielten, ſcheu wurden, und über Alles hinrennten, welches den Spaß ſehr vermehrte, obgleich viele Leute dabey verwundet wurden. Deßungeachtet machten ſie noch einen Rundtanz, wo die Schweizer ſich auch darein miſchten.

Von da ging der König über den Berg Cenis nach Piemont, wo ſein Vater Franz der Erſte ſchon den Prinzen von Melphi zum Vicekönig eingeſetzt hatte. Dieſer Prinz, als er dem König entgegengegangen war, erzeigte Vieillevillen beſondere Ehre, ſo daß er ihm ſelbſt Quartier in Turin machte, und die Leute des Connetables von Montmorency aus mehrern Wohnungen, die ſie beſtellt hatten, herauswerfen ließ, um ſie für Vieilleville aufzubewahren; welches der Connetable ſehr übel aufnahm, ſo, daß er den Prinzen merken ließ, daß es dem Reiſemarſchall zuſtände, jeden nach ſeinem Rang zu logiren. Hierauf ſagte ihm der Prinz: „Herr, wir ſind über den Bergen hüben — „wenn Sie drüben ſind, befehlen Sie in Frankreich, „wie Sie wollen, und ſelbſt durch den Stock; hier aber „iſt es anders, und ich bitte mir aus, keine Anord„nung zu machen, die nicht befolgt werden würde.“ Der Prinz ging in ſeiner Achtung gegen Vieilleville ſo weit, daß er oft die Parole bey ihm abholen ließ, und gab nie zu, daß die, welche der Connetable für die Haustruppen des Königs gab, allgemein gelten ſollte. Vieilleville, als ſeiner Hofmann, machte jedoch ſo wenig als möglich Gebrauch von dieſen Auszeichnungen, um die andern Großen nicht aufzubringen. Es wendete ſich Alles nur an ihn, um Befehle im Dienſt des Königs zu erhalten. Bey ſeinem Aufſtehen und Niederlegen waren alle Kapitäns zugegen; er hielt aber auch offene Tafel und dieſe war ſo reichlich beſetzt, daß die Tafel des Prinzen von Melphi ſehr mager dagegen ausſah.

Unterdeſſen bekam der König Nachricht, daß ein Aufſtand in Guyenne ausgebrochen, und man zu Bourdeaux den Gouverneur und andere beym Salzweſen angeſtellte Offiziere umgebracht hatte. Der Connetable ſtellte dem König vor, daß dieſes Volk immer rebelliſch ſey, und daß man die Einwohner dieſer Gegend gänzlich ausrotten müſſe. Er bot ſich auch ſelbſt an, dieſes ins Werk zu richten. Der König ſchickte ihn zwar dahin ab, befahl aber doch, nur die Schuldigen nach der Strenge zu beſtrafen und gute Mannszucht zu halten. Auch gab er ihm den Herzog von Aumale mit, den Vieilleville begleitete. Der Volksaufſtand hatte ſich bey Annäherung der Truppen bald zerſtreut, ſo daß der Connetable ganz ruhig in Bourdeaux einziehen konnte, wo er binnen eines Monats gegen hundert und vierzig Perſonen durch die ſchmerzhafteſten Todesarten hinrichten ließ. Beſonders wurden die drey Rebellen, welche die königlichen Offiziere ins Waſſer geworfen hatten, mit den Worten: „Geht, ihr Herrn, „und ſalzet die Fiſche in der Charente" auf eine ſehr ſchreckliche Art gerädert und dann verbrannt, mit den Worten in der Sentenz: „Gehe hin, Kanaille, und „brate die Fiſche der Charente, die du mit den Körpern „von deines Königs Dienern geſalzen haſt."

Auf dem ganzen Weg nach Bourdeaux hatte Vieilleville die Compagnie des Marſchalls von St. André, deren Lieutenant er war, geführt und dabey ſo gute Mannszucht gehalten, daß Alles wie im Wirthshaus bezahlt wurde. Er ſtieg ſogar nicht eher zu Pferde, bis ſeine Wirthe ihm geſchworen hatten, daß ſie Alles richtig erhalten. Als er mit dieſer Compagnie in ein großes Dorf drey Stunden von Bourdeaux kam, fanden ſeine Reitknechte unter dem Heu und Stroh eine große Anzahl ſchöner Piken, Feuerröhren, Pickelhauben, Kuiraſſe, Helme, Schilde und Hellebarden verſteckt. Der Wirth, den er darüber unter vier Augen zur Rede ſetzte, antwortete mit Angſt und Zittern, daß ſeine Nachbarn dieſe Waffen hierher verſteckt hätten, weil ſie wohl wüßten, daß er ein unſchuldiger Mann ſey. Und weil ich, ſetzte er hinzu, in den zwey Tagen, ſo Ihr bey mir ſeyd, von Niemand nur ein hartes Wort erhalten, ſo will ich Euch noch mehr ſagen, daß fünf und dreyßig Koffer und Kiſten von verſchiedenen Edelleuten, die ſich in ihrem Haus nicht ſicher glaubten, hierher gebracht worden, die ich habe einmauern laſſen, weil es bekannt iſt, daß ich nie mit dieſem Unweſen etwas zu thun gehabt; ich bitte Euch aber, gnädiger Herr, haltet darüber, daß weder ſie noch ich Schaden leiden. Vieilleville, der wol ſah, daß er unſchuldig, aber ein armer Tropf ſey, befahl ihm, Niemand etwas davon zu entdecken, die Waffen aber öffentlich in eine Scheune zu verſchließen, und ſtellte ihm ein Zeugniß aus, daß er ſelbſt ſie erkauft und bezahlt habe und abholen laſſen würde. Er ſollte ſich nur an ihn wenden, wenn man Gewalt brauchen wollte. Gerührt von dieſer menſchlichen Behandlung, wollte dieſer Mann, der das Leben verwirkt zu haben glaubte, ihn faſt anbeten und bat auf den Knien, wenigſtens die Waffen anzunehmen, beſonders die Piken, die ganz neu und ſehr ſchön wären. Allein Vieilleville wurde aufgebracht und befahl ihm, wenn er nicht der Gerechtigkeit überliefert ſeyn wollte, zu ſchweigen.

In einem Dorfe, eine Stunde von Bourdeaux, blieb die Compagnie in Garniſon; er ſelbſt aber nahm ſeine Wohnung in Bourdeaux bey einem Parlamentsrath Valvyn. Dieſer kam ihm gleich entgegen, und ſchätz- ſich glücklich, einen Mann von ſolcher Denkungsart und Anſehen in ſeinem Haus zu haben, und deſto mehr, da er auf falſche Anklagen von dem Connetable ſehr gedrückt, ja ſogar Hausgefangener ſey. Vieilleville ſicherte ihm allen Beyſtand zu und verſprach, ſeine Sache zu vertheidigen. Kaum war er in den Saal getreten, ſo erſchien auch die Frau von Valvyn mit zwey Töchtern von außerordentlicher Schönheit. Sie war noch ganz verwirrt von einem Schrecken, den ſie in der vorigen Nacht gehabt, da man in dem Hauſe ihrer Schweſter, der Wittwe eines Parlamentsraths, einbrechen wollen; ſie hatte deßwegen auch ihre zwey Nichten hierher geflüchtet und empfahl ihm die Ehre dieſer vier Mädchen auf das Dringendſte. Sie warf ſich vor ihm auf die Knie, allein Vieilleville hob ſie auf und ſagte ihr, daß er auch Töchter habe. Er würde eher das Leben, als ihnen etwas Leides geſchehen laſſen. Da ſich die Mutter ſo getröſtet ſah, fing ſie nunmehr an zu erzählen, daß die Leute des Herrn, der bey ihrer Schweſter wohnte, und Graf Sancerre hieß, und beſonders ein junger Edelmann die Thür in der Mädchen Kammer habe eintreten wollen, daß die Mädchen aber zum Fenſter hinaus auf das Reiſig geſprungen ſeyen und ſich hierher geflüchtet hätten. Vieilleville fragte ſie, ob es nicht der Baſtart von Beuil ſey? — So heißt er, ſagten ſie. — „Nun da muß man ſich nicht wundern; verſetzte Vieilleville; bey dem „Sohn einer H.... iſt für Mädchen von Ehre in der„gleichen Dingen nie Friede, noch Sicherheit; denn es „verdrießt ihn, daß nicht alle Weiber ſeiner Mutter „gleichen.“ Indem kam auch die Wittwe an, und klagte, daß der Baſtart ſie mißhandelt und von ihr verlangt habe, die Mädchen ihm auszuliefern. Nach dem Eſſen ging Vieilleville zum Connetable, wo er Sancerre das üble Betragen ſeines angenommenen Sohnes vorſtellte. Der Graf von Sancerre, um des Vieilleville Hauswirth zu beſänftigen, ging mit ihm zum Abendeſſen nach Hauſe, wo er ſelbſt ſeine Entſchuldigung machte, und ſie für die Zukunft ſicher zu ſtellen ſuchte; allein ſie trauten auch ihm nicht, und kamen, ſo lang die Armee in Bourdeaux war, nicht mehr aus ihrer Freyſtatt. Sie erſparten ſich dadurch viele Unannehmlichkeiten und Schande, die den andern Bürgern widerfuhr, denn alle Einwohner der Stadt ohne Ausnahme des Geſchlechts muſſten auf den Knien Abbitte thun; allein die Familie Valoyn blieb davon weg, obgleich der Connetable Vieillevillen erinnern ließ, ſie nicht zurückzuhalten, worauf dieſer aber ganz erzürnt ſich erklärte: wenn man ſeine Hausleute zu dieſer ſchimpflichen Abbitte zwingen wollte, ſo werde er ſelbſt mit ihnen kommen; er verſicherte aber, daß kein geringer Lärm darüber entſtehen ſollte.

Es geſchah öfters, daß von den Compagnien, die auf dem Dorfe lagen, mehrere Soldaten nach Bourdeaux kamen, um ſich Bedürfniſſe einzukaufen, oder auch, um die Hinrichtungen mit anzuſehen. Einer von den Gensd'armen und zwey Bogenſchützen machten ſich dieſes zu Nutze und meldeten dem Pfarrer ihres Dorfs, zwey von denen, die ſie hätten hängen ſehen, hätten ausgeſagt, daß er mit ihnen die Sturmglocke in ſeiner Kirche geläutet habe. Sie hätten daher den Auftrag, ihn gefangen zu nehmen, würden ihn aber entwiſchen laſſen, wenn er ihnen eine ſchöne Summe gäbe. Der arme Pfarrer, der ſich nicht ganz ſchuldlos fühlte, verſprach ihnen achthundert Thaler; aber auch hiermit noch nicht zufrieden, erpreßten ſie von ihm, den Dolch an der Kehle, das Geſtändniß, wo er die reichen Geräthſchaften der Kirche hinverſteckt hätte. Die Furcht vor dem Tod ließ ihn Alles geſtehen. Sie banden ihn darauf in einer entfernten Stube feſt und beſchloſſen, wenn ſie ihren Schatz in Sicherheit gebracht haben würden, ihn umzubringen. Allein der Neffe des Pfarrers lief nach Bourdeaux, Vieillevillen davon zu benachrichtigen, der ſich ſogleich zu Pferde ſetzte und, ohne daß die Böſewichter etwas davon merkten, in der Pfarrwohnung abſtieg, eben da ſie mit drey reich beladnen Pferden daraus abziehen wollten. Den erſten, der ihm vorkam, ſtieß er ſogleich im Zorn nieder, mit den Worten: „Nichtswürdiger, was? Sind wir Ketzer, daß wir auf die Prieſter losgehen und Kirchen beſtehlen?“ Die andern Zwey wurden von ihren Kameraden ſelbſt getödtet, damit die Compagnie nicht beſchimpft würde, wenn ſie am Galgen ſtürben. Den Pfarrer fand man gebunden und zwey Knechte bey ihm, die ihm das Meſſer an der Kehle hielten, daß er nicht ſchreyen ſollte. Er warf ſich vor Vieilleville nieder und dankte für ſein Leben und die Wiedererſtattung ſeines Vermögens; dieſer befahl ihm, die drey Todten zu begraben, und eine Meſſe für ihre Seele zu leſen.

Nachdem nun der Connetable in dieſer Stadt ein ſchreckliches Beyſpiel ſeiner Strenge in der Beſtrafung der Aufrührer gegeben, ließ er die Armee auseinander gehen; die ſtehen bleibende Compagnie aber wurde von ihm gemuſtert. Im Scherze ſagte er zu Vieilleville, daß er ſelbſt der Commiſſär bey ſeiner Compagnie ſeyn würde, denn er hätte vernommen, daß die Compagnie des Marſchalls von St. André nicht vollzählig, noch equipirt ſey, hinreichende Dienſte zu thun, und daß er wol wüßte, wie nur zwanzig Dienſtpferde darin wären. Vieilleville bat ihn darauf ganz beſcheiden, bey der Verabſchiedung ſeine Compagnie nicht zu ſchonen, wenn er ſie ſo befände. Aber er ſolle wohl

Acht haben, daß wenn er ihm ſelbſt die Ehre anthun wollte, ſeine Compagnie zu muſtern, es ihm nicht geſchehe, wie den andern Commiſſären. Und wie denn? fragte ihn der Connetable, der ſich vorſtellte, es geſchehe ihnen etwas Unangenehmes: ich behalte Sie zum Mittageſſen; antwortete Vieilleville. Auch fand der Connetable bey der Muſterung zu großer Bewunderung aller Anweſenden dieſe Compagnie in vortrefflichem Stande. Sie nahm ein großes Feld ein und ſchien über ſechshundert Pferde ſtark, denn er hatte die Reitknechte, ſo die Handpferde ihrer Herrn ritten, in einiger Entfernung neben der Compagnie ſtellen laſſen und nicht hinter ihnen, wie es ſonſt gewöhnlich. Er ſelbſt kam dem Connetable und allen Großen, die ihn begleiteten, auf einem prächtigen Apfelſchimmel, der auf zweytauſend Thaler geſchätzt wurde, vor der Compagnie entgegen, und zeigte da, wie er ſein Pferd wohl zu reiten verſtände. Er gab hierauf dem Connetable und allen dieſen Herren in einem Feld neben dem Dorf ein vortreffliches Gaſtmahl unter Hütten, die er aus Zweigen hatte ſehr artig aufrichten laſſen.

Von Bourdeaux aus führte er ſeine Compagnie in ihre gewöhnliche Garniſon nach Xaintonge und ging ſodann nach Hauſe, wo die Heirath des jungen Marquis von Eſpinay mit ſeiner Tochter vollzogen wurde, bey welcher Gelegenheit eine unzählige Menge Fremder ſich einfand, die alle auf das Beſte und Koſtbarſte bewirthet wurden. Auch ſchlichtete er mehr als zehn Ehrenhändel, die zwiſchen braven und tapfern Edelleuten und Offizieren in der Nachbarſchaft entſtanden waren, und ob er ſie gleich ſehr verwirrt fand, ſo wuſſte er ſie doch, vermöge der groſſen Fertigkeit, die er im Umgang mit ſo vielen Nationen und ſeit ſo langen Jahren erhalten, ſehr wohl auseinander zu ſetzen und auszugleichen, ſo daß man in dieſer Art Händel ſich von allen Seiten an ihn wendete, ſogar die Marſchälle von Frankreich, die das oberſte Gericht über die Ehre des franzöſiſchen Adels ausmachten.

Kaum acht Tage nach der Hochzeit wurde Vieilleville nach Hofe beordert, wohin er auch gleich den jungen Eſpinay mit ſich nahm, denn er ſollte keine Gelegenheit verſäumen, ſich zu zeigen, und er vermuthete, daß man den Engländern, gleich nach dem Einzug des Königs, Boulogne wieder nehmen würde. Eines Tages kam der Schwager des Marſchalls von St. André, d'Apchon, nebſt dem Herrn von Sennecterre, Byron, Forquel und La Noue zu ihm und überbrachte ihm ein Brevet, vom König unterzeichnet, worin ihm und den Ueberbringern dieſes das confiſcirte Vermögen aller Lutheraner in Guyenne, Limoſin, Quercy, Perigord, Xaintonge und Aulnys geſchenkt wurde. Sie hatten ihn vorgeſchoben, um deſto gewiſſer dieſes beträchtliche Geſchenk, das nach Abrechnung aller Koſten der Erhebung Jedem zwanzig tauſend Thaler tragen konnte, zu erhalten. Vieilleville dankte ihnen dafür, daß ſie bey dieſer Gelegenheit an ihn gedacht hätten, erklärte aber, daß er ſich durch ein ſo gehäſſiges und trauriges Mittel nie bereichern würde; denn es wäre nur darauf abzuſehen, das arme Volk zu plagen und durch falſche Anklagen ſo manche gute Familie zu ruiniren. Es wäre ja kaum der Connetable aus dieſem Land mit ſeiner großen Armee, die ſchon ſo viel Schaden angerichtet; auch hielte er es unter ſeiner Würde und gegen alle chriſtliche Pflicht, die armen Unterthanen des Königs noch mehr ins Unglück zu bringen und eher würde er ſein Vermögen dazu verlieren, als daß ſein Name bey dieſen Confiſcationen in den Gerichten herumgezogen würde. — „Denn, ſetzte er hinzu, wir würden in „allen Parlamentern einregiſtrirt werden und den Ruf „als Volksfreſſer verdienen; für zwanzigtauſend Thaler den Fluch ſo vieler Weiber, Mädchen und Kin„der, die im Spital ſterben müſſen, auf ſich zu la„den, heiſſt ſich zu wohlfeil in die Hölle ſtürzen. „Ueberdem würden wir alle Gerichtsperſonen, in de„ren Profit wir greifen, zu Gegnern und Todfeinden „haben." Er zog darauf ſeinen Dolch und durchlöcherte das Brevet, worauf ſein Name ſtand; eben dieſes that nun auch d'Apchon, der ganz ſchamroth worden war, und Byron; ſie gingen alle drey davon und lieſſen das Papier auf der Erde liegen. Die andern aber, welche ſchon gar zu ſehr auf dieſen Profit gezählt hatten, waren ſehr unwillig über die Gewiſſenhaftigkeit Vieilleville's, hoben das Brevet auf, und zerriſſen es unter großen Flüchen in tauſend Stücke.

Kurz darauf wurde Boulogne von dem König belagert, wobey denn auch Vieilleville und ſein Schwiegerſohn Eſpinay zugegen waren. Eines Tages fiel ihm ein, daß, wie er in England Geſandter geweſen, der Herzog von Sommerſet ihm einige Stichelreden über die Bravour der Franzoſen gegeben hatte. Vieilleville bat daher den Hrn. von Eſpinay, ſich in ſeine beſte Rüſtung zu werfen, wie an dem Tag einer Schlacht. Eben ſo zog er ſelbſt ſich an, nahm noch drey Edelleute mit und ritt mit dieſem Gefolge ganz in der Stille vor die Thore von Boulogne. Der Trompeter blies und man verlangte zu wiſſen, was er wollte? Er fragte, ob der Herzog von Sommerſet in dem Platz ſey? — Vieilleville wäre hier und wollte eine Lanze brechen. Es wurde ihm geantwortet, daß der Herzog krank in London liege, obgleich es allgemein hieß, daß er in Boulogne ſey. Er fragte darauf, ob nicht ein anderer tapferer Ritter von Rang auf den Platz kommen wollte? allein es zeigte ſich Niemand. „Wenigſtens, „ſagte er, wird doch vielleicht ein Sohn eines My„lords ſich finden, der mit einem jungen Herrn aus

„Bretagne, Eſpinay, der noch nicht zwanzig Jahre hat, ſich meſſen will; Er komme, damit wir nicht „ins Lager wieder zurück kommen, ohne uns gemeſſen „zu haben; denn es geht um die Ehre Eurer Nation, „wenn ſich Niemand zeigt.“ Endlich zeigte ſich der Sohn des Mylord Dudley auf einem ſchönen ſpaniſchen Pferd mit einem prächtigen Gefolge. Sobald ihn einer von Vieilleville's Gefolge geſehen hatte, ſagte dieſer zu Eſpinay: „Dieſer Mylord „iſt Euer; ſeht Ihr nicht, wie er auf engliſche Art „reitet, er berührt ja faſt den Sattelknopf mit ſeinen Knien. Sitzet nur feſt und ſenkt Eure Lanze „nicht eher, als drey oder vier Schritte vor ihm; „denn wenn Ihr ſie ſchon von Weitem herunterlaſſt, „ſinkt die Spitze, Ihr verliert den Augenpunkt, denn „das Auge wird von dem Viſier geblendet.“ Es wurde darauf der Vertrag von beyden Seiten gemacht, daß, wer ſeinen Feind zur Erde würfe, ihn nebſt Pferd und Rüſtung gefangen wegführen ſollte.

Jetzt ritten ſie Jeder an ſeinen Platz, legten die Lanze ein und ſtießen aufeinander; der Engländer ſtürzte und ließ ſeine Lanze fallen, die vorbeygegangen war. Eſpinay hatte ihm einen ſo ſtarken Stoß in die Seite gegeben, daß die Lanze brach. Sogleich ſpringt Tailladé, einer aus Eſpinay's Gefolge, vom Pferd herunter und ſchwingt ſich auf Dudley's ſpaniſches Roß; die Andern heben dieſen von der Erde, der Trompeter bläst Victoria, und nun eilen ſie mit ihrem Gefangenen dem Lager zu und verlaſſen in ziemlicher Verwirrung die Engländer.

Der König hatte indeſſen ſchon Nachricht davon erhalten und zog ihnen mit vielen Großen entgegen. Kaum hatten ſie ihn erblickt, ſo ſtiegen ſie vom Pferd, und Eſpinay ſtellte ſeinen Gefangenen vor, und übergab ihn dem König; dieſer, indem er ihn wieder zurückgab, zog ſeinen Degen und ſchlug ihn zum Ritter.

Bald darauf nöthigte ein ſchrecklicher Sturm den König, das Lager von Boulogne aufzuheben und ſeine Armee zurückzuziehen. Der junge Dudley bat jetzt, da ſie weiter ins Land kamen, den Herrn von Eſpinay, ſeine Ranzion zu beſtimmen; er könne nicht weiter und habe dringende Geſchäfte in England. Einer von ſeinen Leuten nahm den Letztern auf die Seite und ſagte ihm, daß Dudley in die Tochter des Grafen von Bethfort verliebt, und auch Alles in Richtigkeit ſey, ſie zu heirathen. Als Eſpinay dieſes hörte, ſagte er ihm, daß er gehen könne, wenn es ihm beliebe; er verlange nur von ihm, des Hauſes Eſpinay eingedenk zu ſeyn, die nicht in Krieg zögen, um reich zu werden, denn ſie hätten ſchon genug, ſondern um Ehre zu erwerben und den alten Ruhm ihrer Familie zu befeſtigen. Doch wolle er gern von ihm vier der ſchönſten engliſchen Stuten annehmen; eine Großmuth, über welche Dudley nicht wenig verwundert war.

Die deutſchen Fürſten beſchloſſen zu Augsburg, eine Geſandtſchaft nach Frankreich zu ſchicken, um den König zu bewegen, ihnen gegen den Kaiſer (Carl V.) benzuſtehen, der einige Fürſten hart gefangen hielt und ſie ſchmählich behandelte. Die Geſandtſchaft beſtand aus dem Herzog von Simmern, dem Grafen von Naſſau, deſſen Sohn, dem nachher ſo berühmten Prinzen Wilhelm von Oranien und andern vornehmen Herren und Gelehrten. Man ſchickte ihnen bis St. Dizier entgegen, und verſchaffte ihnen alle Bequemlichkeiten nach ihrer Art, denn ſie reisten nur fünf, ſechs Stunden des Tags, und zwar vor der Mittagsmahlzeit, bey der ſie dann immer bis neun oder zehn Uhr des Nachts ſitzen blieben; während dieſer Zeit durfte man ihnen nicht mit Geſchäften kommen. Sie hatten auch mit Fleiß dieſe Route gewählt, um ſich recht ſatt zu trinken, denn von St. Dizier bis Fontaineblau kommt man durch die beſten Weingegenden von Frankreich.

Vieilleville wurde, als ſie zwey Stunden von Fontainebleau in Moret ſich ausruhten, zu ihnen geſchickt, um ſie im Namen des Königs zu bewillkommen, welches der ganzen Geſandtſchaft ſehr wohl gefiel, beſonders, da er ſie ſehr gut bewirthete. Er erfuhr daſelbſt, daß der Graf Naſſau ein Verwandter von ihm ſey; dieſer wendete ſich beſonders an ihn, da er ſehr gewandt in Geſchäften war, und auch die franzöſiſche Sprache gut redete. Eines Tags, da Vieilleville Viele von der Geſandtſchaft zum Mittageſſen hatte, unter Andern auch zwey Beyſitzer des kaiſerlichen Kammergerichts zu Speyer, und die Bürgermeiſter von Strasburg und Nürnberg, nahm der Graf Naſſau Vieillevillen bey Seite, um ihn genauer von ihrer Sendung zu unterrichten. Dieſe Unterredung dauerte beynahe eine Stunde, als die vier Richter und Bürgermeiſter ungeduldig wurden, und mit dem Grafen in einem ſehr rauhen Ton anfiengen Deutſch zu reden. Dieſer aber machte ihren Zorn auf eine ſehr geſchickte Art lächerlich, indem er ganz laut auf Franzöſiſch, welches ſie nicht verſtanden, ſagte: „Wundern Sie ſich nicht, meine Herren, daß dieſe Deutſchen „ſo aufgebracht ſind, denn ſie ſind nicht gewohnt, ſo „bald von Tiſch aufzuſtehen, nachdem ſie ſo vortrefflich „gegeſſen und ſo köſtlichen Wein getrunken haben.“

Vieilleville hinterbrachte dem König Alles, wie er es gefunden und gehört hatte. Dieſer war ſo wohl damit zufrieden, daß er ihn den andern Morgen rufen ließ, und ihn zum Mitglied des Staatsraths ernannte. Die Geſandten hatten eine feyerliche Audienz bey dem König, und gleich darauf wurde Staatsrath gehalten, worin Heinrich II. vortrug, wie wenig rathſam es ſey, Krieg mit dem Kaiſer anzufangen. Nach dem König nahm ſogleich der Connetable von Montmorency außer der Ordnung das Wort, und ſtimmte gegen den Krieg; ihm folgten die Uebrigen, bis die

Reihe an Vieillevillen kam, der der ganzen Verſammlung auf eine ſehr bündige Art vorſtellte, wie es die Ehre der Krone erfordere, den deutſchen Fürſten beyzuſtehen. Er eröffnete ſodann dem König in Geheim, was ihm der Graf Naſſau anvertraut hätte, daß nämlich der Kaiſer ſich in Beſitz von Metz, Toul, Verdun und Strasburg ſetzen wollte, welches dem König ſehr nachtheilig ſeyn würde. Der König ſollte daher ganz in der Stille ſich dieſer Städte, die eine Vormauer gegen die Champagne und Picardie waren, bemächtigen. „Und was den Vorwurf betrifft, Herr Connetable, indem er ſich zu ihm wendete, „den ſie ſo eben bey Ablegung ihrer Stimme geäußert, „daß die Deutſchen eben ſo oft ihren Sinn ändern, „als ihren Magen leeren, und leicht eine Verrätherey „hinter ihrem Anerbieten ſtecken könne, ſo wünſchte ich „lieber mein ganzes Vermögen zu verlieren, als daß „ihnen dieſes zu Ohren käme, denn wenn ſolche ſouveraine Fürſten, wie dieſe ſind, davon einer dem Kaiſer bey ſeiner Wahl den Reichsapfel, der die Monarchie anzeigt, in die linke Hand, der andre den „Degen, um ſich zu ſchützen, in die rechte gibt, und „der dritte ihm die kaiſerliche Krone aufſetzt, weder „Treu noch Glauben halten; unter was für einer Race „Menſchen ſoll man dieſe denn finden?“

Auf dieſes wurde auch der Krieg beſchloſſen, und zu Ende des März 1552 ſollte die Armee auf der Gränze von Champagne beyſammen ſeyn, welches auch mit unglaublicher Geſchwindigkeit geſchah. Der Connetable nahm durch Kriegsliſt Metz weg, und kurz darauf hielt der König daſelbſt ſeinen Einzug. Bey dieſer Gelegenheit muſterte er ſeine Armee, und fand unter Andern fünfhundert Edelleute, die er nie hatte nennen hören, ſehr gut equipirt. Der König übergab dieſes ſchöne Korps dem jungen Eſpinay, Vieilleville's Tochtermann, welcher auch an der Spitze deſſelben tapfere Thaten verrichtete.

Die Einnahme von Metz war aber auch die einzige Frucht dieſer Ausrüſtung; denn die andern Städte waren aufmerkſam geworden, und man fand ſie gerüſtet. Auch lieſſen die deutſchen Fürſten den König wiſſen, daß ihr Friede mit dem Kaiſer gemacht ſey. Dieſer Letztre hatte ſich kaum der einheimiſchen Feinde entledigt, als er mit einer zahlreichen Armee gegen Strasburg rückte, den Franzoſen die eroberten Gränzſtädte wieder wegzunehmen. Auf das erſte Gerücht dieſes Einfalls warf ſich der Herzog von Guiſe mit einem zahlreichen tapfern Adel in die Stadt Metz, auf welche man den Hauptangriff erwartete. Verdün bekam der Marſchall von St. André zu vertheidigen, und in Toul, wohin der König den Hrn. von Vieilleville beſtimmt hatte, hatte ſich der Herzog von Nevers geworfen, ohne einen königlichen Befehl dazu abzuwarten. Der König ließ es auch dabey, ſo gern er **Vieilleville** belohnt hätte, und ſchickte dieſen nach Verdün, um dem Marſchall **von St. André**, deſſen Lieutenant er noch immer war, bey Vertheidigung dieſer Stadt gute Dienſte zu leiſten.

Vieilleville ließ Verdün ſehr befeſtigen, allein zu ſeinem größten Verdruß erfuhr man, daß der Herzog **von Alba** nicht auf dieſen Platz losgehen würde, ſondern die Belagerung von Metz angefangen hätte. Er nahm ſich daher vor, die kaiſerliche Armee, die ſich wegen ihrer Größe ſehr ausdehnen mußte, ſo viel möglich im Freyen zu beunruhigen und ſie in enge Gränzen einzuſchließen. Auch that er dem Feind durch einige unvermuthete Ueberfälle vielen Schaden. Er erfuhr, daß die Stadt Eſtain in Lothringen, welches Land vom Kaiſer und den Franzoſen für neutral erklärt war, den Kaiſerlichen viele Lebensmittel zuführte, und beſchloß daher, ſich von Eſtain Meiſter zu machen. Er kam vor die Thore, nur von zwölf Edelleuten zu Pferde begleitet, deren Jeder einen Bedienten bey ſich hatte; er ſelbſt hatte vier Soldaten, als Bediente gekleidet, bey ſich. Ein kleines Korps ließ er in einiger Entfernung ihm nachkommen, das auf den Ruf der Trompete herzueilen ſollte. Vor dem Thore ließ er den Maire und den Amtmann rufen, und machte ihnen Vorwürfe, daß ſie die Feinde der Krone unterſtützten. Sie entſchuldigten ſich damit, daß ſie thun müßten, was ihre Herrſchaft ihnen beföhle und das Beſte ihrer Unterthanen mit ſich brächte, die ihre Landesprodukte gern mit Vortheil an Mann bringen wollten. „Und wie, ſagte Vieilleville, „können wir nicht auch etwas für unſer Geld „haben?“ — O! warum nicht, antworteten ſie. — „Nun „ſo geht,“ befahl er den Bedienten, „und holt für uns „und unſre Pferde für ſechs Thaler. Blaſe, Trompeter, „unterdeſſen ein luſtiges Stückchen, denn bald werdet „ihr euch was zu Gute thun.“ Die wenigen Lanzenknechte, ſo der Amtmann bey ſich hatte, wollten zwar den Bedienten den Eingang ſtreitig machen, aber ſie wurden übel zuſammen geſtoßen. Die vier Soldaten ſtiegen ſogleich auf das Fallgatter, daß es nicht heruntergelaſſen werden konnte. Jetzt waren ſchon die zwölf Pferde in dem Thor, und nun kam auch das Korps an, drang mit in die Stadt, und ſo waren ſie Meiſter derſelben. Zehn bis zwölf Spanier, unter andern ein Verwandter des Herzogs von Alba, waren bey dem Amtmann, hatten aber Lerm gehört und über die Stadtmauer ſich gerettet. Vieilleville war ſo aufgebracht darüber, daß er den Neffen des Amtmanns, der ihnen durchgeholfen hatte, aufhängen ließ.

Sechs Tage nach dieſer Expedition überfiel er das Dorf Rougerieules, worin fünf Kompagnien Lanzenknechte und eben ſo viele Schwadronen Reiter lagen. Die Deutſchen in dem Dorfe wurden überfallen, und alle niedergemacht oder gefangen. Des Morgens um ſieben Uhr war Alles vorbey, und Vieilleville ſchon wieder auf dem Weg, ſo daß, als ein Theil der Armee des Markgrafen Alberts von Brandenburg gegen ihn ausrückte, ſie nur das leere Neſt fanden.

Vieilleville ging nach Verdün zurück, um ſeinen Leuten und ſich Ruhe zu gönnen, denn er war drey Wochen lang bey ſtrenger Kälte in kein Bett gekommen, hatte auch die Kleider nicht abgelegt. Es freute ihn ſehr, als er in die Hauptkirche von Verdün kam, die Fahnen, welche er dem Feinde abgenommen und dem Marſchall von St. André geſchickt hatte, rechts und links in zwey Reihen hangen zu ſehen. Er fügte dieſen noch die lezt eroberten eilf Fahnen und Standarten bey, und ſo überſchickten ſie dem König zweyundzwanzig Stücke.

Kaum waren aber acht Tage verfloſſen, ſo kam ein Kourier vom König an Vieilleville, durch den er Befehl erhielt, ſich nach Toul zum Herzog von Nevers zu begeben und dieſem beyzuſtehen, indem zu befürchten ſey, daß der Kaiſer, der mit Metz nicht fertig werden könnte, Toul belagern würde. Er möchte ſo viel Volk als möglich aus Verdün mit ſich nehmen, um den Herzog zu verſtärken, ohne jedoch den Marſchall von St. André zu ſehr zu ſchwächen; denn man wuſſte noch nicht eigentlich, welchem von beyden Plätzen es gälte. Vieilleville nahm nur wenig Mannſchaft mit ſich, und ließ die erfahrenſten Kapitains bey dem Marſchall.

Gleich den andern Tag war Conſeil bey dem Herzog von Nevers, worin beſchloſſen wurde, den Albaneſern und Italienern, die in Pont-à-Mousson in ſehr ſtarker Anzahl lägen, auf alle nur mögliche Art zu Leibe zu gehen, und ihren Streifereyen ein Ende zu machen. Vieilleville erbot ſich, mit ſeinen aus Verdün mitgebrachten Soldaten den Anfang zu machen, und verſprach, die Räubereyen, welche jene Garniſon verübt hatte, reichlich zu vergelten. Er ſchickte, gleich nach obiger Berathſchlagung, einen ſeiner Vertrauten und Spione, deren er zwey bey ſich hatte, heimlich nach Pont-à-Mousson, wohl unterrichtet von dem, was er bey den Fragen, die man an ihn thun würde, antworten ſollte, und auf was er ſorgfältig zu merken habe. Er ſollte vorgeben, als gehörte er zum Hauſe der verwittweten Herzoginn von Lothringen, Chriſtine, einer Nichte des Kaiſers, und habe von ihr Aufträge ins kaiſerliche Lager. Er ging ſpät aus, um eine gültige Entſchuldigung zu haben, daß er dieſen Tag nicht weiter reiste, damit er die Stärke der Feinde, und was ſie im Werk haben könnten, deſto eher entdecken möchte. Dieſer gewandte und entſchloſſene Menſch machte ſich alſo, ohne daß Jemand etwas davon wuſſte, mit ſeiner gelben Schärpe, die das Lothringiſche Zeichen der Neutralität war, auf den Weg, und kam in weniger als drey Stunden vor den Thoren von Pont-à-Mousson an. Man fragte ihn, wo er herkomme? wo er hinwolle? was er zu verrichten und ob er Briefe habe? Er verlangte vor die Befehlshaber geführt zu werden, ſo gewiß war er ſeiner Antworten. Da er vor ſie kam, (es waren dieſe Don Alphonſo d'Arbolancqua, ein Spanier, und Fabricio Colonna, ein Römer), wußte er ihnen auch auf Alles ſo ſchicklich zu antworten, daß ſie ihn nicht fangen, noch ſeine eigentliche Beſtimmung entdecken konnten. Er bat ſich nun die Erlaubniß aus, in ſein Logis zu gehen, und fragte, ob ſie nichts bey Sr. kaiſerlichen Majeſtät zu beſtellen hätten? er hoffe morgen dort zu ſeyn, und würde ihnen treue Dienſte leiſten.

Sie fragten ihn, da er durch Toul gereiſt ſey, ob er nicht wiſſe, daß Truppen von Verdün angekommen, die ein gewiſſer Vieilleville angeführt. Hierauf fieng er an: „O dieſe verdammte franzöſiſche Kröte! „Neulich ließ er zu Eſtain, das er überfiel, einen meiner Brüder hängen, der bey meinem Onkel, dem „Amtmann war, weil er Spaniern über die Stadtmauer geholfen hatte. Daß ihn die Peſt treffe! Mich „koſtet es mein Leben, oder ich räche mich an ihm; denn „die Ungerechtigkeit war zu groß, da wir doch Alle „verbunden ſind, dem Herrn, dem wir dienen, Alles „zu thun, wie dies der Fall bey dem Kaiſer und meiner „Gebieterinn iſt. Denn wenn zwey dieſer Herren wä-

„ren gefangen worden, ſo hätte man viele heimliche Geſchäfte von Sr. kaiſerlichen Majeſtät erfahren. Und dieſer Wüterich hat meinen armen Bruder tödten laſſen, und er hatte keine weitere Farbe, ſeine Uebelthat zu beſchönigen, als daß ſie die Neutralität gebrochen hätten. Verdammt ſey er auf ewig!"

Fabricio Colonna und Don Alphonſo, die um Vielleville's Expeditionen recht gut wußten, und beſonders dieſen letzten Umſtand kannten, merkten hoch auf. Sie nahmen ihn bey Seite, und verſprachen ihm, den Tod ſeines Bruders zu rächen, wenn er thun würde, was ſie ihm ſagten. Er antwortete darauf: daß er auch ſein Leben dabey nicht ſchonen würde; aber er bitte ſie, vorher zum Kaiſer gehen zu dürfen, um die Botſchaft ſeiner Gebieterinn zu überbringen. Sie fragten ihn, warum er keine Briefe habe. „Weil, ſagte er, meine Botſchaft gewiſſe Staatsgeheimniſſe des Königs von Frankreich enthält. Würde ich nun mit Briefen ertappt, ſo könnte ich die ganze Provinz ins Unglück ſtürzen, denn durch dieſes iſt die Neutralität verletzt, und ich wäre in Gefahr, gefangen oder wenigſtens gefoltert zu werden." Sie lieſſen ſich mit dieſem zufriedenſtellen, und da ſie ihn ſchon gewonnen glaubten, ihn in ſein Logis zurückführen, mit dem Befehl, ihm das Thor von Metz mit dem früheſten Morgen zu öffnen, ohne ſich um ſeine Geſchäfte zu bekümmern.

Mit Anbruch des Tages zeigt er ſich am Thor, das ihm auch ohne weiteres Nachfragen geöffnet wird. Er geht ins Lager, bleibt daſelbſt den ganzen Tag, und weiß den Herzog von Alba ſo einzuſchläfern, daß er ſogar einen Brief von ihm an Fabricio und Alphonſo, ihre Geſchäfte betreffend, erhält, worin ihnen beſonders aufgetragen wird, auf einen gewiſſen franzöſiſchen Befehlshaber, Namens Vieilleville, der dem Lager des Markgrafen Albert ſehr vielen Schaden zugefügt, und jetzt ſichern Nachrichten zu Folge, ſeit zwey Tagen mit Truppen in Toul angekommen, aufmerkſam zu ſeyn. Vorzüglich befahl man ihnen den Ueberbringer dieſes Briefs an, deſſen Eifer für den Dienſt Sr. Majeſtät bekannt ſey. Sie ſollten daher keinen Anſtand nehmen, ihn zu gebrauchen.

Gleich nach Empfang des Briefs lobten ihn dieſe ſpaniſche Herren ſehr, und ſagten ihm, daß er gar nicht nöthig gehabt hätte, das Certificat ſeiner Treue vom Herzog von Alba mitzubringen, denn ſeit geſtern ſchon hätten ſie ſich durch ſeine Reden überzeugt, daß er Kaiſerlich geſinnt ſey. Wenn er reich werden wollte, ſollte er nur alles Mögliche anwenden, den Feldherrn Vieilleville, der dem Lager des Markgrafen ſo geſchadet habe, in ihre Hände zu bringen. Er antwortete darauf, daß er nichts anders verlange, wenn er es dahin bringe, als daß er ihn umbringen dürfe, damit er ihm das Herz aus dem Leibe reiße, um ſich wegen

Ermordung ſeines Bruders zu rächen. Er forderte ſie noch dazu auf, ihm als treuen Diener des Kaiſers mit Macht bey dieſer Unternehmung beyzuſtehen, denn ſein Bruder ſey im Dienſt Sr. kaiſerlichen Majeſtät gehängt worden.

Sie, die dieſen Eifer mit Thränen begleitet ſahen, denn dieſe hatte er in ſeiner Gewalt, zweifelten nun gar nicht mehr, umarmten ihn, und Don Alphonſo will ihm eine goldne Kette, funfzig Thaler werth, umhängen; aber er verwirft dieſes Geſchenk mit Unwillen, und ſagt: daß er nie etwas von ihnen nehmen würde, wenn er nicht dem Kaiſer einen ausgezeichneten Dienſt geleiſtet, und bey einer andern Gelegenheit als hier, wo ſein eigenes Intereſſe am Meiſten im Spiel ſey, denn er habe hier ſein eigen Blut zu rächen. Zugleich bat er ſie, nicht weiter in ihn zu dringen, und ihm nur freye Hand zu laſſen. Nur ſollten ſie ihm jetzt erlauben, ſich ſeiner guten Gebieterinn ſogleich zu zeigen; er verſpreche auf ſeiner Rückkunft ihnen gute Nachrichten zu bringen.

Eine ſo edelmüthige Weigerung, das Geſchenk anzunehmen, und alle die ſchönen Worte brachten Don Alphonſo und Fabricio ganz in die Schlinge, ſo daß ſie ſeine Treue gar nicht mehr in Zweifel zogen. Sie lieſſen ihn jetzt abreiſen, um ihn bald wieder zu ſehen.

Er machte ſich nun ſogleich auf den Weg und kam zu Vieilleville zurück, der ihn ſchon für verloren hielt, denn er war ſchon drey Tage ausgeblieben. Die Nachrichten, welche er mitbrachte, gaben Jenem eine kühne und ſeltſame Kriegsliſt ein, welche er auch ſogleich ins Werk ſetzte, ohne einen Menſchen dabey zum Vertrauten zu machen. Er inſtruirt ihn, nach Pont à Mousson zurückzugehen und den Spaniern zu hinterbringen, daß Vieilleville mit Anbruch des Tages nach Condé sur Mozelle reiten würde, um mit ſeiner Gebieterinn, die daſelbſt ſich aufhielt, Unterhandlungen zu pflegen; denn die Herzoginn fürchte, wenn der Krieg zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer noch lange dauern ſollte, man möchte ihren Sohn das Piemonteſer-Stückchen tanzen laſſen, (ihn, wie den Herzog von Savoyen, um ſein Land bringen); er ſolle aber ja ſich der nämlichen Worte bedienen. Er ſolle noch hinzuſetzen, daß Vieilleville, der die Garniſon von Pont à Mousson fürchte, hundert und zwanzig Pferde, und darunter einige gepanzerte zur Begleitung mit ſich nehmen würde. Er brauche übrigens gar nicht ſehr zu eilen, damit Vieilleville Zeit habe, ſeine Anſtalten zu machen, und könne er nur den gewöhnlichen Schritt ſeines Pferdes reiten.

Des Nachts um eilf Uhr ritt der Kundſchafter weg, und kam um zwey Uhr nach Mitternacht bey den Spaniern in Pont à Mousson an, welche durch ſeinen Bericht in ein frohes Erſtaunen geſetzt werden. Mit möglichſter Schnelligkeit machen ſie ihre Anſtalten, dieſen glücklichen Fang zu thun, an dem ſie gar nicht mehr zweifelten. Die ganze Garniſon, die noch einmal ſo ſtark war, als der Feind, dem man ſie entgegenführte, muſſte ausreiten, ſo daß nur etwa funfzig Schützen in der Stadt zurückblieben, und man hielt ſich des Sieges ſchon für gewiß.

Vieilleville hatte indeſſen, ſo bald der Kundſchafter aus den Thoren von Toul war, alle ſeine Hauptleute bey dem Herzog von Nevers zuſammenberufen und ihnen erklärt, daß er ein muthiges Unternehmen vorhabe, wobey ſie ſie ſich aber nicht verdrießen laſſen müſſten, zehn Stunden zu Pferde zuzubringen. Er verſicherte ihnen, es würde dabey etwas herauskommen, und ſie viel Ehre und Vortheil davon tragen. Alle waren es zufrieden, und machten ſich ſogleich bereit. Sie zogen aus der Stadt hinaus, ritten dritthalb Stunden lang bis an die Brücke, gegen das Holz von Rouzieres. Hier vertheilte Vieilleville die Truppen, und legte ſie an verſchiedene Plätze in Hinterhalt. Er ſelbſt hielt mit hundert und zwanzig Pferden die Ebene, und Alles, was ihm in den Weg kam, arbeitende Landleute oder Wanderer, wurde feſtgehalten, damit der Feind nichts erfahren könnte. Sobald man den Feind ſähe, ſollte man machen, was Er mache; die Trompeter ſollten auf Gefahr ihres Kopfes nicht blaſen, bis Er es befähle. Noch muß man bemerken, daß er in der Abweſenheit ſeines Kundſchafters ſich in der ganzen Gegend umgeſehen hatte, um die Lage recht inne zu haben, wo er als ein erfahrner Soldat ſeinen Hinterhalt am Beſten anlegen könnte.

Nachdem Alles auf dieſe Weiſe angeordnet war, verfloſſen kaum drey Stunden, als der Feind ſich zeigte. „Wenden wir uns um nach Toul zurück, ſagte Vieilleville, als wenn wir fliehen wollten, jedoch in langſamem Schritte, und fangen ſie an uns in Gallop zu „verfolgen, ſo gallopiren wir auch, bis ſie an unſerm „Hinterhalt vorbey ſind. Geſchieht dieſes, ſo ſind ſie „unſer, ohne daß wir nur einen Mann verlieren.“

Der Feind, der ſie fliehen ſah, ſetzte ihnen in ſtarkem Gallop nach mit einem ſchrecklichen Siegesgeſchrey. So wie ſie den Hinterhalt hinter ſich haben, kommandirt Vieilleville: Halt! und läſſt den Trompeter blaſen. Zugleich machen ſie Fronte gegen den Feind, und rüſten ſich zum Angriff. Augenblicklich bricht nun auch der Hinterhalt hervor, hundert und zwanzig Pferde von der einen Seite, funfzig leichte Reiter von der andern, von einer dritten zweyhundert Schützen zu Pferde, die unter einem unglaublichen Schreyen und Trommelgetöſe in vollem Rennen daherſprengen, welches die Feinde ſo überraſchte, daß ſie ganz beſtürzt: Tradimento! tradimento! riefen. Unterdeſſen warf Vieilleville Alles nieder, was ihm entgegen kam. Schüſſe fielen von allen Seiten, daß man nur ſchreyen hörte:

Misericordia, Signor Vieillevilla . . . Buona Guerra, Signori Francesi. Der Kugelregen warf in ganzen Haufen Menſchen und Pferde dahin, ſo daß Vieilleville das Gefecht und Gemetzel aufhören ließ, und der übriggebliebene Theil ergab ſich, nachdem er die Waffen weggeworfen, auf Gnade und Ungnade. Zweyhundert und dreyßig blieben auf dem Platz und fünfundzwanzig wurden verwundet, unter denen auch der Anführer Fabricio Colonna ſich befand. Die Uebrigen blieben gefangen, und kam auch nicht ein Einziger davon, der das Unglück ſeiner Kameraden nach Pont-à-Mousson hätte berichten können.

Nach dieſer tapfern und ſiegreichen Unternehmung ſchickte Vieilleville einen Theil ſeiner Leute, nebſt dem gefangenen feindlichen Anführer, zum Herzog von Nevers zurück; die andern Verwundeten oder Gefangenen aber wurden an einen ſichern Ort gebracht. Die drey erbeuteten Standarten, ließ er dem Herzog ſagen, könne er noch nicht mitſchicken, da er ſie zu einer Unternehmung nöthig habe, die ihm in dem Augenblick in den Sinn käme. Als man in ihn drang zu ſagen, was dies für ein Unternehmen ſey, antwortete Vieilleville: er ſey keiner von den Thoren, die das Bärenfell verkaufen, ehe ſie ihn gefangen haben. Auch wollte er es nicht machen, wie Fabricio Colonna, der ihn an ſeinen Kundſchafter geſchenkt habe, um ihn zu tödten und jetzt ſelbſt von ſeiner Gnade abhänge.

Nachdem jene weggeritten, rufte Vieilleville ſeinen Kundſchafter und ſagte ihm: „Nimm meine weiße „Standarte, meinen Kopfhelm und meine Armſchienen, „und gehe nach Pont-à-Mousson. Biſt du eine Viertelſtunde von der Stadt, ſo fange an zu galoppiren „und rufe Victoria, ſage, daß Colonna den Vieilleville und ſein ganzes Korps geſchlagen, und daß „er ihn mit dreyßig oder vierzig andern franzöſiſchen „Edelleuten gefangen bringe. Zeige ihnen zum Wahrzeichen meine Waffen. Hier haſt du vier unbekannte „Diener, die dir ſie tragen helfen. Nimm noch einen „Bündel zerbrochener Lanzen mit dem weißen franzöſiſchen Fähnchen, um deine Rede zu unterſtützen. Zeige ihnen ein recht fröhliches Geſicht und ſchimpfe auf „mich, was du nur immer kannſt, daß du in zwey „Stunden mein Herz aus dem Leibe ſehen müßteſt, „wenn ich es nicht mit zehn tauſend Thalern auslöſte. „Vergiß aber nicht, ſobald du im Thor biſt, auf daſſelbe zu ſteigen, als wollteſt du meine Feldzeichen daſelbſt aufhängen, und halte dich bey dem Fallrechen „und Fallbrücken auf, daß man ſie nicht niederlaſſe. „Gott wird das Weitere thun."

Saligny, ſo hieß der Kundſchafter, machte ſich friſch auf, um ſeinen Auftrag zu vollziehen, dem er auch pünktlich nachkam. Unterdeſſen befiehlt Vieilleville allen Lanzenknechten und Schützen, das weiße Feldzeichen zu verbergen und die rothen Scherpen der

Todten und ſonſt alles, was ſie von kaiſerlichen oder burgundiſchen Zeichen an ſich tragen, anzulegen. Von den eroberten ſpaniſchen Standarten gab er eine dem Herrn von Montbourger, die andere dem von Thuré und die dritte dem von Mesnil-Barré, mit dem Befehl, alle die, ſo aus der Stadt herauskämen, um die franzöſiſchen Gefangenen zu ſehen, umzubringen, wenn es nicht Einwohner ſeyen. Vergäße aber Don Alphonſo ſich ſo ſehr, daß er ſelbſt den Platz verlieſſe, um dem Colonna über einen ſo wichtigen Sieg Glück zu wünſchen, ſo ſollten ſie ihn feſthalten und entwaffnen, ohne ihm jedoch etwas anders zu Leid zu thun. Jetzt voran im Namen Gottes, ſagte er, die Stadt iſt unſer, wenn ſich Niemand verräth.

Jedermann ſtand erſtaunt da, denn er hatte ſich Niemand vorher entdeckt, und wuſſte man nicht, was er im Schild führte, als er den Kundſchafter abſchickte. Dieſer ſprengte, ſobald er ſich der Stadt näherte, mit ſeinen vier Waffenträgern im Gallopp an, und rief: „Victoria, Victoria! der verdammte „Hund von Franzmann, der Vieilleville, und ſeine „Leute alle ſind geſchlagen. Fabricio führt ihn gefangen dem Don Alphonſo zu. Hier ſind ſeine „Waffen, ſeine Armſchienen, ſein Feldzeichen. Mehr „als hundert Todte liegen auf dem Platz, die Andern „alle ſind geſchlagen oder verwundet. Man hätte ſie

„Alle ſollen in Stücken hauen, wenn es nach meinem
„Sinn gegangen wäre. Victoria, Victoria!“

Die Freude unter den Soldaten war ſo groß, daß die Wenigen, ſo zurück geblieben, die Zeit nicht erwarten konnten, Vieilleville zu ſehen, und Fabricio alle Ehre zu erzeigen; denn man zweifelte gar nicht an der Wahrheit. Don Alphonſo, ſobald er die Waffen und Armſchienen, eines Prinzen würdig, ſo viele Lanzenſtücke und weiße Standarten ſahe, fragte weiter nicht, ſondern ſetzte ſich zu Pferde und ritt, begleitet von zwanzig Mann, dem Fabricio entgegen. Orvaulx und Olivet, ganz roth gekleidet, kommen ihm mit dem Geſchrey entgegen: Victoria, Victoria! los Franceses son todos matados, (die Franzoſen ſind alle getödtet). Alphonſo, dem dieſes Geſchrey und die Sprache gar wohl gefiel, ging immer vorwärts. Auf einmal fallen ſie über ihn her, umringen ihn, machen Alles nieder, was er bey ſich hat, ſelbſt die Bedienten, und nehmen ihn gefangen. Es kamen der Reihe nach immer Mehrere nach, aber Alle hatten dasſelbe Schickſal.

Nun befahl Vieilleville dem Mesnil-Barré, dem Don Alphonſo die Standarte, welches gerade die von ſeiner Compagnie war, in die Hand zu geben, und ihn zwiſchen den zwey Andern reiten zu laſſen. Einer, Namens le Grec, der ſpaniſch redete, muſſte ihm ſagen, daß, wenn er bey Annäherung gegen die Stadtthore nicht Victoria ſchrie, er eine Kugel vor den Kopf bekäme. Mesnil-Barré ſollte dieſes ausführen. Alles fing jetzt an zu galloppiren, als man einen Büchſenſchuß vor den Thoren war. Le Grec war voran, der auf Spaniſch Wunder erzählte, ſo daß die Garniſon, die ächt Spaniſch war, als ſie Alphonſo unter den Galloppirenden und Schreienden ſah, Platz machte und Alles herein ließ. Man ließ ihnen aber nicht mehr Zeit die Brücke aufzuziehen, denn plötzlich änderte man die Sprache und hieb ſie Alle zuſammen. France, France! wird gerufen, die Schützen kommen auch dazu und beſetzen die Thore, und ſo iſt Vieilleville Herr der Stadt. Man fand in derſelben einen unerwartet großen Vorrath von Proviant, welchen die verwittwete Herzoginn von Lothringen durch den Fluß hatte heimlich hinſchaffen laſſen, um unter der Hand die Armee des Kaiſers, ihres Onkels, davon zu erhalten.

Was Don Alphonſo anbetrifft, ſo fand man ihn den andern Morgen ganz angekleidet todt auf ſeinem Bette ausgeſtreckt. Vincent de la Porta, ein neapolitaniſcher Edelmann, dem er von Vieillevillen war übergeben worden, hatte ihn nicht dahin bringen können, ſich auszukleiden, ob er gleich ſehr in ihn drang. Die Kälte konnte nicht ſchuld an ſeinem Tode ſeyn, denn der Edelmann und ſechs Soldaten, mit denen er die Wache hielt, unterhielten im Zimmer ein ſo großes Feuer, daß man es kaum darin aushalten konnte. Es war Verzweiflung und Herzeleid, ſich ſo leichtſinnig in die Falle geſtürzt zu haben, was ihm das Leben gewaltſamer Weiſe nahm. Dazu kam noch die Schande und die Furcht, vor ſeinem Herrn jemals zu erſcheinen, der ohnedem ſchon gegen alle Feldherren, und vornehme Offiziere ſeiner Armee aufgebracht war, wie ihm der Herzog von Alba den Tag vor ſeiner Gefangennehmung geſchrieben hatte; denn dieſes war der Inhalt des Briefs, den le Grec ins Franzöſiſche überſetzte, wo einige lächerliche Züge vorkommen. Der Brief fing nach einigen Eingangs-Complimenten alſo an:

„Der Kaiſer, der wohl wuſſte, daß die Breſche (vor Metz) ziemlich beträchtlich ſey, aber keiner ſeiner Offiziere ſich wagte, hineinzudringen, ließ ſich von vier Soldaten dahin tragen, und fragte, da er ſie geſehen, ſehr zornig: „Aber um der Wunder Gottes willen! „warum ſtürmt man denn da nicht hinein? Sie iſt groß „genug und dem Graben gleich, woran fehlt es denn „bey Gott?“ Ich antwortete ihm, wir wüſſten für ganz gewiß, daß der Herzog von Guiſe hinter der Breſche eine ſehr weite und große Verſchanzung angelegt habe, die mit unzähligen Feuerſchlünden beſetzt ſey, ſo daß jede Armee dabey zu Grund gehen müſſte. „Aber, beym Teufel! fuhr der Kaiſer weiter fort, warum habt Ihrs nicht verſuchen laſſen?“ Ich war genöthigt, ihm zu antworten, daß wir nicht vor Dürren, Ingolſtadt, Paſſau, noch andern deutſchen Städten wären, die ſich ſchon ergeben, wenn ſie nur berennt ſind, denn in dieſer Stadt ſeyen zehntauſend brave Männer, ſechzig bis achtzig von den vornehmſten franzöſiſchen Herrn und neun bis zehn Prinzen von königlichem Geblüt, wie Se. Majeſtät aus den blutigen und ſiegreichen Ausfällen, bey denen wir immer verloren, erſehen könnten. Auf dieſe Vorſtellungen wurde er nur noch zorniger, und ſagte: „Bey „Gott, ich ſehe wohl, daß ich keine Männer mehr „habe; ich muß Abſchied von dem Reich, von allen mei„nen Planen, von der Welt nehmen, und mich in ein „Kloſter zurückziehen; denn ich bin verrathen, verkauft, „oder wenigſtens ſo ſchlecht bedient, als kein Monarch „es ſeyn kann; aber bey Gott, noch ehe drey Jahre um „ſind, mach' ich mich zum Mönch.“ —“

„Ich verſichere Euch, Don Alphonſo, ich hätte ſogleich ſeinen Dienſt verlaſſen, wenn ich kein Spanier wäre. Denn iſt er bey dieſer Belagerung übel bedient worden, ſo muß er ſich an Brabancon, Feldherrn der Königinn von Ungarn, halten, der dieſe Belagerung hauptſächlich kommandirt, und gleichſam als ein Franzoſe anzuſehen iſt, ſo wie auch die Stadt Metz im franzöſiſchen Klima liegt; und er rühmte ſich überdies ein Verſtändniß mit vielen Einwohnern zu haben, unter denen die Tallanges, die Baudoiches, die Gornays, lauter alte Edelleute der Stadt Metz, ſeyen. Auch haben wir die Stadt von ihrer ſtärkſten Seite angegriſſen, unſere Minen ſind entdeckt worden, und haben nicht gewirkt. So iſt uns Alles übel gelungen, und gegen alle Hoffnung ſchlecht von Statten gegangen. Wir haben Menſchen und Wetter bekriegen müſſen. Er bereut es nicht und bleibt dabey, und um ſeine Halsſtarrigkeit zu decken, greift er uns an, und wirft auf uns alles Unglück und ſeine Fehler. Alle Tage ſieht er ſein Fußvolk zu Haufen dahin ſtürzen, und beſonders unſere Deutſchen, die im Koth bis an die Ohren ſtecken. Schickt uns doch ja die eilf Schiffe mit Erfriſchungen, die uns Ihre Durchlaucht von Lothringen beſtimmt haben, denn unſere Armee leidet unendlich. Vor allem Andern aber ſeyd auf Eurer Huth gegen Vieilleville, der von Verdun nach Toul mit Truppen gekommen, denn der Kaiſer ahnet viel Schlimmes, da er ſchon lange her ſeine Tapferkeit und Verſchlagenheit kennt, ſo daß er ſogar ſagt, ohne ihn wäre er jetzt König von Frankreich, denn als er in die Provence, ins Königreich eingedrungen, ſey Vieilleville ihm zuvor gekommen, und habe ſich durch eine feine Kriegsliſt von Avignon Meiſter gemacht, daß der Connetable ſeine Armee zuſammenziehen konnte, die ihn hinderte, weiter vorzudringen. Ich gebe Euch davon Nachricht, als meinem Verwandten, denn es ſollte mir Leid thun, wenn unſere Nation, die er jedoch weniger begünſtigt und in Ehren hält, als andere, dem Herrn mehr Urſache zur Unzufriedenheit gäbe u. ſ. f.“ Nach Leſung dieſes Briefes war es klar, welches die wahre Urſache ſeines Todes geweſen, denn Alphonſo hatte gegen alle darin enthaltene Punkte gefehlt.

Der Herzog von Nevers kam auf dieſe Nachrichten ſelbſt vor den Thoren von Pont-à-Mousson an, eben da man ſich zum Mittageſſen ſetzen wollte. Vieilleville ging ihm ſogleich entgegen; es wurde beſchloſſen, einen Courier an den König abzuſchicken, dem man auch den Brief des Herzogs von Alba an Don Alphonſo mitzugeben nicht vergaß. Einen andern Kundſchafter, mit Namen Habert, ſchickte man ins kaiſerliche Lager, um aufmerkſam zu ſeyn, wenn der Herzog von Alba etwas gegen Pont-à-Mousson unternehmen würde, denn die Stadt war ſehr ſchlecht befeſtigt, und Vieilleville war der Meinung, ſie lieber ſogleich zu verlaſſen, als zu befeſtigen, um die Neutralität nicht zu verletzen, und dem Kaiſer keine Urſache zu geben, ſich der andern Städte von Lothringen zu verſichern.

Den andern Tag ſchlug Vieilleville vor, unter dem Schutz der kaiſerlichen Feldzeichen einige Streifereyen in der Gegend vorzunehmen, und ſo die Feinde anzulocken. Der Herzog von Nevers wollte, aller Widerrede ungeachtet, dabey ſeyn; doch überließ er Vieilleville alle Anſtalten und das Commando. Sie zogen mit ungefähr vierhundert Mann aus und machten auf dem Weg viele Gefangene, da einige feindliche Trupps ihnen in die Hände ritten, die ſie für Spanier und Deutſche hielten. So kamen ſie bis Corney, den halben Weg von Pont à Mousson nach Metz und nur zwey kleine Stunden vom kaiſerlichen Lager. Da ſie hier nichts fanden, trug Vieilleville, ungeachtet ſie nicht ſicher waren, dennoch darauf an, noch eine halbe Stunde weiter vorwärts zu gehen. Auf dieſem Weg trafen ſie ein großes Convoy von ſechzig Wagen unter einer Bedeckung von zweyhundert Mann an, die ihnen alle in die Hände fielen. Jetzt war es aber zu ſpät, um nach Pont-à-Mousson zurückzukommen, denn ſie waren auf vier Stunden entfernt, und es ſchneite außerordentlich ſtark. Es wurde daher beſchloſſen, in Corney zu übernachten, obgleich ein ſehr unbequemes Nachtquartier daſelbſt war. Gleich den andern Morgen wurde wieder ausgeritten; diesmal traf man auf ſechs Wagen mit Wein und andern ausgeſuchten Lebensmitteln, welche die Herzoginn von Lothringen dem Kaiſer, ihrem Onkel, für ſeine Tafel ſchickte. Acht Edelleute und zwanzig Mann begleiteten dieſe Leckerbiſſen, worunter unter Andern zwölf Rheinlachſe und die Hälfte in Paſteten waren. Wie ſie die rothen Feldzeichen ſahen, riefen ſie: da kommt die Eskorte, ſo uns der Kaiſer entgegen ſchickt! Wie groß war aber nicht ihr Erſtaunen, als ſie auf einmal rufen hörten: France! und Alle gefangen genommen wurden.

Einer von den gefangenen Edelleuten, Namens Vignaucourt fragte: „ob dieſer Trupp nicht dem „Herrn von Vieilleville zugehörte.“ Warum? fragte Vieilleville ſelbſt; „Weil er es iſt, der „Pont à-Mousson mit den kaiſerlichen Feldzeichen ein„genommen hat, worüber der Kaiſer außerordentlich „aufgebracht iſt. Ich war geſtern bey ſeinem Lever, „und ich hörte ihn ſchwören, daß, wenn er ihn ertappte, „er ihm übel mitſpielen wollte. Dieſer Verräther „Vieilleville, ſagte er, hat mit meinem Feldzeichen „Pont à-Mousson weggenommen, und mit kaltem „Blut meinen armen Don Alphonſo umgebracht, „auch alle darin befindliche Kranke tödten laſſen, „und die Lebensmittel, die für mich beſtimmt waren, „weggenommen. Aber ich ſchwöre bey Gott dem Le„bendigen, daß, wenn er jemals in meine Hände fällt, „ich ihn lehren will, ſolche Treuloſigkeiten zu begehen, „und ſich meines Namens, meiner Waffen und Zei„chen zu meinem Schaden zu bedienen. Auch der „mächtigſte und tapferſte Fürſt müßte auf dieſe Art „hintergangen werden. Er ſoll verſichert ſeyn, daß „ihm nichts Anders bevorſteht, als geſpießt zu wer„den, und verdamm' ich ihn von dieſem Augenblick an „zu dieſer Strafe, wenn ich ihn bekomme. Und ihr „Andern, euch mein' ich, die ihr mein Heer komman-

„dirt, was für Leute ſeyd ihr, daß ihr nichts gegen „dieſen Menſchen unternehmt? denn ich hörte noch „geſtern von Jemand, der mir treu iſt, daß er noch „immer alle Tage mit ſeinen Soldaten herumſtreift „in rothen Scherpen mit den ſpaniſchen und burgun„diſchen Feldzeichen, unter welchem er viele Tauſend „meiner Leute ermordet, denn Niemand ſetzt ein Miß„trauen darein. Beym Teufel auch, ſeyd ihr Leute, „ſo etwas zu ertragen, und liegt euch meine Ehre und „mein Dienſt nicht beſſer am Herzen?“ Auf dieſe zornige Aeußerung entſtand unter den Prinzen und Grafen, die in ſeinem Zimmer waren, ein Gemurmel und ſie entfernten ſich voll Zorn. Vieilleville mag ſich in Acht nehmen; denn ſie ſind ſehr giftig auf ihn, beſonders die Spanier, wegen des Don Alphonſo d'Arbelanga, den er auf eine ſo grauſame Art hat umbringen laſſen.

Vieilleville antwortete darauf, daß Don Alphonſo auf ſeinem Bette todt gefunden worden, und Niemand ſeinen Tod befördert hätte. Vieilleville würde lieber wünſchen, niemals gelebt zu haben, als ſich einer ſolchen That ſchuldig zu wiſſen. Er fürchte ſich jedoch nicht vor des Kaiſers Drohungen. Seine Ehre erfordere, zu beweiſen, daß es eine Unwahrheit ſey, ihn einer ſolchen Unmenſchlichkeit zu beſchuldigen. Vignaucourt merkte an dieſen Reden, daß Vieilleville mit ihm ſpreche, auch winkten ihm die Andern zu, daher er nicht weiter fortfuhr.

Auf dieſes beſchloß Vieilleville mit dem Herzog von Nevers ſich zurückzuziehen. Kaum waren ſie eine halbe Stunde von Corney, als Habert einhergeſprengt kam, und ſie warnte, ja nicht in Corney zu übernachten; denn der Prinz von Infantasque käme mit dreytauſend Schützen und tauſend Pferden gegen Mitternacht an; indem er dem Kaiſer geſchworen, Vieilleville lebendig oder todt zu liefern. Seyd willkommen, Habert, Ihr bringt mir gute Bothſchaft, ſagte er darauf, und drang nun in den Herzog von Nevers, ſich nach Pont-à-Mousson zurückzuziehen, indem er einen ſolchen Prinzen nicht der Gefahr ausſetzen könne; er ſelbſt aber wolle bleiben, und dieſen Spanier mit ſeinen großen Worten erwarten. Wollet ihr Alle, die ihr hier ſeyd, ſprach er dann mit erhöhter Stimme, meinen Entſchluß unterſtützen? Auch habt ihr noch nie den Krieg anders geführt, als durch Liſt und Ueberfall. Er nimmt darauf die rothen Standarten, und reißt ſie in Stücken, befiehlt die ſpaniſchen Schärpen zu verbergen, und die franzöſiſchen Zeichen anzulegen. Alle antworteten einmüthig, ſie wollten zu ſeinen Füßen ſterben, und zerriſſen Alles, was ſie Rothes an ſich hatten. Der Herzog von Nevers ſtellte ihm vor, daß es eine Verwegenheit ſey, in einem Dorfe, das keine Befeſtigung hätte, wo man von allen Seiten hinein könne, ſich zu halten. Das iſt Alles eins, antwortete Vieilleville, ich weiß, womit ich ſie ſchlage, oder ſie wenigſtens fortjage. Sehen Sie dort jenes Buſchholz und links dieſen Wald; in jedes verſtecke ich zweyhundert Pferde, die ſollen ihnen unverſehens auf den Leib fallen, wenn ſie im Angriff auf unſer Dorf begriffen ſind, und wenn auch hundert Prinzen von Infantasque da wären, ſo würden ſie davon müſſen. Laſſen Sie mich nur machen, mit Hülfe Gottes, hoffe ich Alles gut auszuführen, und in weniger als zwey Stunden will ich gerächt ſeyn.

Da der Herzog von Nevers ſahe, daß er nicht abzubringen ſey, beſtand er darauf, bey dieſer Unternehmung zu bleiben, welche Vorſtellung ihm auch Vieilleville dagegen machte. Jetzt wurde beſchloſſen, nach Cerney zu gehen, um Alles zu veranſtalten; ſie waren nur noch tauſend Schritte davon entfernt, als ſie einen Mann durch das grüne Korn daher laufen ſahen, worauf ſie Halt machten. Es war der Maire von Villeſaleron, der ihnen ſchon gute Dienſte geleiſtet hatte. Dieſer ſagte, daß ſie ſich retten ſollten, denn auch der Markgraf Albert von Brandenburg rücke mit viertauſend Mann Fußvolk, zweytauſend Pferden, und ſechs Kanonen auf das Dorf an. Auf dieſes waren ſie, zu großem Verdruß von Vieilleville, genöthigt, das Dorf zu verlaſſen. Die acht lothringiſchen Edelleute wurden freygelaſſen. Noch beym Weggehen ſagte Vignaucourt, er wundere ſich gar nicht.

wenn Vieilleville ſolche Dinge ausführte, da er ſo vortreſflich bedient ſey, denn er wolle verdammt ſeyn, wenn er nicht Jenen, Namens Habert, im Zimmer des Kaiſers geſehen habe, wo er vorgegeben, daß er vom Oberſt Schertel geſchickt ſey, und dieſen krank in Straßburg verlaſſen habe. Und dieſen Letzten, den Maire, habe er vor vier Tagen Brot und Wein in des Markgrafen Lager verkaufen ſehen.

Den Sonntag darauf, den 1ſten Januar 1553. erfuhr Vieilleville durch Deſerteurs, daß der Kaiſer die Belagerung von Metz aufgehoben.

Vieilleville lebte jetzt drey Monate ruhig auf ſeinem Gut Dureſtal, und erholte ſich von den Mühſeligkeiten des Kriegs. Unterdeſſen hatte man ihm bey Hofe das Gouvernement von Metz, wo der Herr von Gonnor gegenwärtig kommandirte, zugedacht; beſonders verwendeten ſich für ihn der Herzog von Guiſe und von Nevers als Augenzeugen ſeiner Thaten vor Metz. Allein der Connetable warf ſich auch hier dazwiſchen, und ſtellte vor, daß man Herrn von Gonnor, der die Belagerung ausgehalten habe, nicht abſetzen könne, und es Vieillevillen lieber ſeyn würde, wenn ihn der König zu ſeinem Lieutenant in Bretagne machte, wo er ſeine Familie und Güter hätte. Denn der Herzog von Eſtampes, jetziger Gouverneur von Bretagne, ſey ſehr krank, es würde ſodann der Herr von Gyé, ſein Lieutenant, ihm folgen, und Vieilleville deſſen Stelle erhalten können.

Vieilleville wurde davon funfzehn Tage nach Oſtern 1553 durch den Secretär Maleſtroit heimlich benachrichtigt, um ſich auf eine Entſchließung gefaſſt zu halten. Das Schreiben vom König vom 22ſten April 1553 kam auch wirklich an, und war ſo abgefaſſt, wie es der Connetable gewollt hatte. Vieilleville antwortete dem König ſehr ehrerbietig, wie ihn hauptſächlich vier Urſachen hinderten, dieſe Gnade anzunehmen. Erſtlich ſey Eſtampes nichts weniger als gefährlich krank; es würde dieſes Beyde von einander entfernen, da ſie jetzt in gutem Vernehmen ſtünden; überdem ſey er ja ſelbſt zwey Jahre älter als Herzog von Eſtampes. Zweytens habe er ſehr viele Verwandte und Freunde, die ſich vielleicht auf ihre Verwandtſchaft ſtützen, und ſich gegen die Geſetze vergehen könnten, wo er dann, ein Feind aller Parteylichkeiten, ſtreng verfahren müſſte, und doch würde es ihm leid ſeyn, ſeine Bekannten als Verbrecher behandelt zu ſehen. Drittens ſey er noch gar nicht in den Jahren, um ſich in eine Provinz verſetzt zu ſehen, wo man ruhig leben könne und nichts zu thun habe, als am Ufer ſpazieren zu gehen, und die Ebbe und Fluth zu beobachten. Er habe erſt zwey und vierzig Jahre, und hoffe noch im Stand zu ſeyn, Sr. Majeſtät vor dem Feind zu dienen. Es würde ihm viertens zu hart vorkommen, unter dem Herrn von Gyé zu dienen, der ein Unterthan von ihm ſey, und mit dem er nicht ganz gut ſtehe. Er wiſſe, daß Se. Majeſtät ihm das Gouvernement von Metz zugedacht, und er ſey verwundert, wie man ſich ſo zwiſchen den König und ihn werfen, und Alles vereiteln könne, was ihm dieſer beſtimmt habe.

Als der König dieſen Brief geleſen, wurde er aufgebracht, daß man ihm ſo entgegenſtünde, ließ den Connetable rufen, und ſagte ihm ſehr beſtimmt, daß Vieilleville das Gouvernement von Metz haben ſolle. Gonnor ſolle ſogleich aus Metz heraus, und Vieilleville dahin abgehen, welches denn auch geſchah. Er brachte eine ſehr ausgedehnte Vollmacht mit, wodurch er über Leben und Tod zu ſprechen hatte, und die Commandanten von Toul und Verdun ſo eingeſchränkt wurden, daß ſie gleichſam nur Kapitäns von ihm waren. Er hatte den Sold der Garniſon auf zwey Monate mitgebracht, und ließ ihn austheilen, jedoch ſo, daß Mann vor Mann von dem Kriegscommiſſair verleſen wurde, wie ſie in den Liſten ſtanden. Sonſt hatten die Kapitäns die Löhnung für ihre Compagnien erhalten, und manche Unterſchleife damit getrieben. Die Einwohner von Metz gewannen hierbey viel, da ſie ſonſt ganz von der Gnade des Kapitäns abhingen, wenn ein Soldat ihnen ſchuldig war. Nachdem nun Gonnor Alles, was in den Arſenälen war, übergeben hatte, verließ er Metz, und empfahl

Vieillevillen beſonders den Sergentmajor von der Stadt, den Kapitän Nycollas, und den Prevot, Namens Vaurés; er lobte ſie außerordentlich in ihrer Gegenwart, woraus Vieilleville ſogleich ein Mißtrauen ſchöpfte, das er aber keineswegs merken ließ.

Er fand die Garniſon in großer Unordnung; ſie war ſtolz dadurch geworden, daß ſie gegen einen ſo mächtigen Kaiſer eine Belagerung ausgehalten, und es verging keine Woche, wo nicht fünf bis ſechs Schlägereyen vorfielen über den Streit, wer ſich am tapferſten gehalten hätte. Oft fielen ſie unter den Offizieren vor, die den Ruhm ihrer Soldaten vertheidigten; oft brachen ſich die Soldaten für ihre Offiziere die Hälſe. Vieilleville war deshalb in großer Verlegenheit; er muſſte fürchten, durch ſcharfe Befehle einen Aufſtand zu erregen, der um ſo gefährlicher war, als der Graf von Mansfeld im Luxemburgiſchen, wo er kommandirte, und beſonders in Thionville, vier Stunden von Metz, viele Truppen hatte. Ueberdem waren die Einwohner ſelbſt voll Verzweiflung, denn nachdem der Kaiſer hatte abziehen müſſen, ſahen ſie wol, daß ſie das franzöſiſche Joch nicht wieder abſchütteln könnten. Ueberdies waren ſie auf eine unleidliche Art durch ſtarke Einquartierungen geplagt, denn es war kein Geiſtlicher, noch Adlicher, noch eine Gerichtsperſon, die davon befreyt war. Auf der andern Seite hielt es Vieilleville gegen ſeine Ehre und Würde, ſolche Ungezogenheiten fortgehen zu laſſen, und er beſchloß daher, was es auch koſten möge, ſeinen Muth zu zeigen, und ſich Anſehen und Gehorſam zu verſchaffen.

Er ließ daher ſchnell alle Hauptleute verſammeln, und that ihnen ſeinen Vorſatz kund, wie er noch heute die Befehle und die Strafen für den Uebertretungsfall würde verleſen laſſen, von denen Niemand, weß Standes er auch ſey, ſollte ausgenommen ſeyn. Sie, die ihn wol kannten, wie feſt er bey einer Sache bliebe, wenn er ſie reiflich überlegt hatte, boten ihm auf alle Art die Hand hierzu; doch lieſſen ſie bey dieſer Gelegenheit den Wunſch merken, daß er weniger ſtreng in Vertheilung der letzten Löhnung möchte geweſen ſeyn. Er ſtellte ihnen aber vor, daß es ſchändlich wäre, ſich vom Geiz beherrſchen zu laſſen, und dieſes Laſter ſich mit der Ehrliebe der Soldaten nicht vertrüge. Ich bin feſt entſchloſſen, ſagte er, auch nicht im Geringſten davon abzugehen, was ich einrichten und befehlen werde, und lieber den Tod! Nachmittags wurden die Befehle mit großer Feyerlichkeit verleſen, beſonders auf dem großen Markt, wo alle Kavallerie mit ihren Offizieren aufmarſchirt war; er ſelbſt hielt dort auf ſeinem ſchönen Pferd mitten unter ſeiner Leibwache von Deutſchen — ſehr ſchöne Leute, die ihm der Graf von Naſſau geſchickt hatte, mit ihren großen Hellebarden und Streitärten, in Gelb und Schwarz gekleidet, denn dieſes war ſeine Farbe; die ihm Frau von Vieilleville, als ſie noch Fräulein war, gegeben hatte, und die er immer beybehielt. Es machte dieſes einen ſolchen Eindruck, daß in zwey Monaten keine Schlägerey entſtand, als zwiſchen zwey Soldaten über das Spiel, wovon der Eine den Andern tödtete. Vieilleville nöthigte den Hauptmann, unter deſſen Compagnie der noch lebende Soldat ſtand, dieſen, der ſich verborgen hatte, vor Gericht zu bringen, wo ſodann der Kopf erſt dem Getödteten, und ſodann dem andern Soldaten abgeſchlagen wurde.

Kurz darauf meldete man ihm, daß einige Soldaten, unter dem Vorwand Wildpret zu ſchießen, Leute, die Lebensmittel in die Stadt brächten, auf der Straße anfielen, und ihnen das Geld abnähmen. Gegen Mitternacht fing man drey derſelben, die ſogleich die Folter ſo ſtark bekamen, daß ſie ſieben ihrer Helfershelfer angaben. Er ließ dieſe ſogleich aus ihren Betten ausheben und war ſelbſt bey dieſen Gefangennehmungen mit ſeinen Garden und Soldaten. Dieſe zehn Straßenräuber wurden in ſein Logis gebracht, hier vier beſtohlenen Kaufleuten vorgeſtellt, und ihnen, da ſie erkannt wurden, ſogleich der Prozeß gemacht. Des Morgens um acht Uhr waren ſchon drey davon gerädert, und die Uebrigen gehangen, ſo daß ihre Kapitäns ihren Tod eher als ihre Gefangennehmung vernahmen.

Es gab dieſes ein groſſes Schrecken in der Garniſon, das ſich dadurch noch vermehrte, als man ſah, daß er gegen ſeine Hausdienerſchaft noch ſtrenger war. Einer ſeiner Bedienten, der ihm ſieben Jahre gedient hatte, wurde gleich den andern Morgen gehenkt, weil er in der Nacht das Haus eines Mädchens, das er liebte, beſtürmt hatte, und einer ſeiner Köche, der ein Gaſthaus in Metz angelegt, wurde durch dreymaliges Ziehen mit Stricken ſo gewippt, daß er Zeitlebens den Gebrauch ſeiner Glieder verlor, und nur, weil er gegen den Befehl gehandelt hatte, den Bauern ihre Waaren nicht unter den Thoren abzukaufen, ſondern ſie vorher auf den dazu beſtimmten Platz kommen zu laſſen.

Während der Belagerung hatten mehrere Offiziere, während daß ſie die Männer auf die Wälle ſchickten, um daſelbſt zu arbeiten, mit den Weibern und Töchtern gar übel gehauſet, manche geraubt, den Vater oder Mann aber umgebracht und vorgegeben, es ſey durch die Kanonen geſchehen, ſo daß jetzt noch ſechs und zwanzig Weiber und Mädchen fehlten, welche die Offiziers und Soldaten verſteckt hielten. Der vorige Commandant hörte auf die Klagen, welche deshalb einliefen, nicht, theils, weil er einen Aufruhr befürchtete, wenn er es abſtellte, theils auch weil er ſelbſt ein ſolches Mädchen gegen den Willen ihrer Mutter bey ſich hatte, die er Frau von Gonnor nennen ließ. Jetzt da man ſah, wie gerecht und unparteyiſch Vieilleville in Allem verfuhr, beſchloſſen die Anverwandten, eine Bittſchrift einzureichen, und dies geſchah eines Morgens ganz frühe, ehe noch ein Offizier da geweſen war. Er machte ihnen Vorwürfe, daß ſie ein halbes Jahr hätten hingehen laſſen, ohne ihm Nachricht davon zu geben. Sie antworteten: daß ſie gefürchtet hätten, eben ſo, wie beym Herrn von Gonnor, abgewieſen zu werden. „In der That, verſetzte er, ich kann euch nichts weni„ger als loben, daß ihr mein Gewiſſen nach dem mei„nes Vorfahren gemeſſen habt; jedoch ſollt ihr noch, „ehe ich ſchlafen gehe, Genugthuung erhalten, wenn ihr „nur wißt, wo man die Euren verſteckt hält.“ Hierauf verſicherte einer, Namens Baſtoigne, dem ſeine Frau, Schweſter und Schwägerinn geraubt waren, daß er ſie Haus für Haus wiſſe. „Nun gut, ſagte Vieille„ville, geht jetzt nach Hauſe, und Punkt neun Uhr „des Abends ſollt ihr eure Weiber haben; ich wähle „mit Fleiß eine ſolche Stunde, damit die Nacht (es „war im October) Eure und Eurer Verwandtinnen „Schande verberge. Laßt euch indeſſen nichts bis zur „beſtimmten Stunde merken, ſonſt könnte man ſie ent„fernen.“

Er machte darauf die nöthigen Anſtalten, ſtellte gegen Abend in den Hauptſtraßen Wachen aus, ließ einige Truppen ſich parat halten, und nun nahm er ſelbſt mit einiger Mannſchaft die Hausſuchung vor, ſo wie ſie ihm von den Supplicanten beſtimmt worden war. Zuerſt ging er auf das Quartier des Hauptman Roiddes los, der die ſchöne Frau eines Notarius, Namens Le Coq bey ſich hielt, ſtößt die Thüren ein und tritt ins Zimmer, eben als ſich der Kapitän mit ſeiner Dame zur Ruhe begeben will. Dieſer wollte ſich anfangs wehren; wie er aber den Gouverneur ſah, fiel er ihm zu Füßen und fragte, was er befehle, und was er begangen? Vieilleville antwortete: er ſuche ein Hühnchen, das er ſeit acht Monaten füttere. Der Kapitän, welcher beſſer handeln, als reden konnte (es war ein tapferer Mann), ſchwur bey Gott, daß er weder Huhn, noch Hahn, noch Capaun in ſeinem Hauſe habe, und keine ſolchen Thiere ernähre. Alles fing an zu lachen, ſelbſt Vieilleville mäßigte ſeinen Ernſt, und ſagte ihm: Ungeſchickter Mann, die Frau des Le Coq will ich, und dieſes den Augenblick, oder morgen habt ihr bey meiner Ehre und Leben den Kopf vor den Füßen. Ein dem Hauptmann ergebener Soldat ließ unterdeſſen das Weibchen zu einer Hinterthür hinaus in eine enge Straße, hier aber wurde er von einem Hellebardierer angehalten, und, da er ſich wehren wollte, übel zugerichtet. Unterdeſſen hatte ſich die Frau, ihre Unſchuld zu beweiſen, zu ihrem Mann geflüchtet, und Vieilleville ließ, als er dieſes hörte, den Kapitän Roiddes, den man ſchon gefangen wegführte, um ihm bey anbrechendem Tag den Kopf herunterzuſchlagen, wieder los. Als dieſes die andern Offiziere hörten, machten ſie ihren Schönen die Thüren auf, und Alles lief voll Mädchen und Weiber, die in Eil zu ihren Anverwandten flohen. Vieilleville ſetzte die Hausſuchung jedoch noch ſechs Stunden fort, bis er von allen Seiten Nachricht erhielt, daß ſich die Verlornen wieder eingefunden.

In Metz waren ſieben adeliche Familien, die ſich ausſchließend das Recht ſeit undenklichen Zeiten anmaßten, aus ihrer Mitte den Oberbürgermeiſter der Stadt zu wählen, welches ein ſehr bedeutender Platz iſt. Sie waren von dieſem Vorrecht ſo aufgeblaſen, daß wenn in dieſen Familien ein Kind geboren wurde, man bey der Taufe wünſchte, daß es eines Tages Oberbürgermeiſter von Metz oder wenigſtens König von Frankreich werden möge. Vieilleville nahm ſich vor, dieſes Vorrecht abzuſchaffen, und als bey einer neuen Wahl die ſieben Familien zu ihm kamen und baten, er möchte bey ihrer Wahl gegenwärtig ſeyn, antwortete er zur großen Verwunderung, daß es ihm ſchiene, als ſollten ſie vielmehr fragen, ob er eine ſolche Wahl genehmige, denn vom Könige ſolle dieſer Poſten abhängen, und nicht von Privilegien der Kaiſer, und er wolle die Worte: Von Seiten Sr. kaiſ. Majeſtät des heil. römiſchen Reichs und der kaiſerl. Kammer zu Speier verloren machen, und dagegen die braven

Worte: Von Seiten der Allerchriſtlichſten, der unüberwindlichen Krone Frankreich, und des ſouverainen Parlamentshofs von Paris ſetzen. Er habe auch ſchon einen braven Bürger Michel Praillon zum Oberbürgermeiſter erwählt, und ſie könnten ſich bey dieſer Einſetzung morgen im Gerichtshof einfinden. Der abgehende Oberbürgermeiſter, als er zumal hörte, daß Vieilleville zu dieſem Schritt keinen Befehl vom König habe, ſank in die Knie und man muſſte ihn halten und zu Bette bringen, wo er auch nach zwey Tagen, als ein wahrer Patriot und Eiferer der Aufrechthaltung der alten Statuten ſeiner Stadt, ſtarb.

Vieilleville führte den neuen Bürgermeiſter ſelbſt ein, und beſorgte die deshalb nöthigen Feyerlichkeiten. Sowol dieſe Veränderung als auch die Herbeyſchaffung der Weiber und Mädchen, nebſt mehrern andern Beweiſen ſeiner Gerechtigkeit, gewannen ihm die Herzen aller Einwohner und machten ſie geneigt, franzöſiſche Unterthanen zu werden. Sie entdeckten ihm ſogar ſelbſt, daß eine Klagſchrift an die kaiſerliche Kammer im Werk ſey, und bezeichneten ihm den Ort, wo ſie abgefaſſt würde. In dieſem Quartier wurden auch des Nachts welche aufgehoben, eben als ſie noch an dieſer Klagſchrift arbeiteten. Der Verfaſſer und der, ſo die Depeſche überbringen ſollte, wurden ſogleich fortgeſchafft, und man hörte nie etwas von ihnen wieder;

ſie wurden wahrſcheinlich erſäuft, die Andern aber, ſo Edelleute waren, kamen mit einem derben Verweis und einer Abbitte auf den Knien davon.

Aber nicht nur von innen polizirte er die Stadt Metz, auch von außen reinigte er die umliegende Gegend von den Herumläufern und Räubern, die ſie unſicher machten. Alle Wochen muſſten etliche hundert Mann von der Garniſon ausreiten und in den Feldern herumſtreifen. Er neckte die kaiſerlichen Garniſonen von Thionville, Luxemburg und andern Orten ſo ſehr, daß ſie ſeit dem May 1552, wo er ſein Gouvernement übernommen hatte, bis zum nächſten Februar über zwölfhundert Mann verloren, da ihm nur in Allem hundert und ſiebenzig getödtet wurden. Die Gefangenen wurden gleich wieder um einen Monat ihres Soldes ranzionirt. Er trug aber auch beſondere Sorgfalt, daß immer die Tapferſten zu dieſen Expeditionen ausgeſchickt wurden, wählte ſie ſelbſt aus, nannte Alle beym Namen, und war immer noch unter den Thoren, dieſe Leute ihren Kapitäns anzubefehlen.

Um Vieillevillen die Spitze zu bieten, hat der Graf Mansfeld, ſo in Luxemburg kommandirte, ſich von der Königinn von Ungarn, Regentinn der Niederlande, Verſtärkung aus, und mit ſelbiger wurde ihm der Graf von Mesgue zugeſchickt. Allein Mansfeld konnte nichts ausrichten, und legte aus Verdruß ſein Commando nieder, welches der Graf von

Mesgue mit Freuden annahm, ob es ihm gleich übel bekam. Vieilleville war beſonders durch ſeine Spione vortrefflich bedient; hauptſächlich lieſſen ſich die von einem burgundiſchen Dorf, Namens Marañges, ſehr gut dazu brauchen. Es gab keine Hochzeit, keinen Markt oder ſonſt eine Verſammlung auf funfzehn bis zwanzig Meilen in der Runde in Feindes Land, wo Vieilleville nicht zwey bis dreyhundert Pferde, und eben ſo viel Mann Fußvolk dahin abſchickte, um ihnen zum Tanze zu blaſen. Schickte der Graf von Mesgue dieſen Truppen nach, um ihnen den Rückzug abzuſchneiden, ſo erfuhr er es ſogleich, und ließ ungeſäumt ein anderes Corps aus Metz aufbrechen, um jenes zu unterſtützen, und den Weg frey zu machen, bey welcher Gelegenheit oft die tapferſten Thaten vorfielen, und immer die Feinde unterlagen.

Er bekam Nachricht, daß der Kardinal von Lenoncourt, Biſchof von Metz, Vieles gegen ihn ſammele, um ſodann ſeine Beſchwerden vor des Königs geheimes Conſeil zu bringen. Nun dann, ſagte er, damit ſeine Klagſchrift voll werde, will ich ihm mehr Gelegenheit geben, als er denkt. Er ließ darauf die Münzmeiſter kommen, die des Kardinals Münze ſchlugen (denn der Biſchof von Metz hatte dieſes Recht) und hielt ihnen vor, wie ſie alles gute Geld verſchwinden lieſſen, und ſchlechtes dafür ausprägten. Er befahl ihnen hiermit bey Hängen und Köpfen, auf keine Art mehr Münze zu ſchlagen, ließ auch durch den Prevot alle ihre Stempel und Geräthſchaften gerichtlich zerſchlagen, indem es, wie er hinzuſetzte, nicht billig ſey, daß der König in ſeinem Reich einen ihm gleichen Unterthan habe.

Es war dieſes eine der nützlichſten Unternehmungen Vieilleville's, denn es giengen unglaubliche Betrügereyen bey dieſer Münzſtätte vor; auch nahm es der König, als er es erfuhr, ſehr wohl auf. Der Kardinal aber wollte ſich ſelbſt umbringen, denn er war ſehr heftig, als er dieſe Veränderung erfuhr, und verband ſich mit dem Herzog von Vaudemont, Gouverneur von Lothringen, um Vieillevillen um ſein Gouvernement zu bringen, in welchem Vorſatz ſie auch der Kardinal von Lothringen, an den ſie ſich gewendet hatten, unterſtützte.

Vieilleville bekam einen Courier vom Sekretär Malestroit, der ihm bekannt machte, daß der Gouverneur des Dauphin, von Humieres, auf dem Tod läge, und der König geſonnen ſey, ihm die Compagnie Gensd'armes zu geben, die jener beſeſſen, daß aber der Connetable dagegen ſey, und ſogar den jungen Dauphin dahin gebracht habe, dieſe Compagnie für den Sohn ſeines Gouverneurs vom König zu erbitten, mit dem Zuſatz, (ſo hatte es ihm der Connetable gelehrt) daß dieſes ſeine erſte Bitte ſey, welches dem König ſehr gefallen. Vieillevillen aber, habe der Connetable vorgeſchlagen, ſollte man die Compagnie leichter Reiter geben, welche Herr von Gonnor gehabt, und die in Metz ſchon liege. Vieilleville fertigte auf dieſe Nachricht, ohne ſich lange zu bedenken, ſeinen Sekretär in aller Eil mit einem Brief an den König ab, worin er denſelben mit den nachdrücklichſten Gründen aufforderte, ſeinen erſten Entſchluß wegen der Compagnie durchzuſetzen, und ſich von Niemand abwendig machen zu laſſen. Der Sekretär kam in St. Germain an, wie Humieres noch am Leben war, und der König nahm den Brief ſelbſt an. Nachdem er ſolchen geleſen, antwortete er: „Es iſt nicht mehr als billig, er hat lang „genug gewartet, ſeine treuen Dienſte verbinden mich „dazu. Ich gebe ſie ihm mit der Zuſicherung, es nicht „zu widerrufen, wenn der Andere ſtirbt, was man auch „darüber brummen mag.“ Vieilleville ließ ſich zugleich mündlich die Compagnie leichter Reiter des Herrn von Gonnor für ſeinen Schwiegerſohn Espinay ausbitten. „Zugeſtanden,“ ſagte der König, „und das ſehr gern.“ Auch wurden ſogleich die Patente deshalb ausgefertigt.

Unterdeſſen ließ Vieilleville dem Grafen von Mesgue keine Ruhe; ſeine Truppen gingen oft bis unter die Kanonen von Luxemburg, und forderten die Kaiſerlichen heraus, ſo, daß der Graf ſogar einen Waffenſtillſtand unter ihnen vorſchlug, worüber Vieilleville ſich ſehr aufhielt und zurückſagen ließ, daß ſie

Beyde verdienten caſſirt zu werden, wenn ſie als Diener in beſondere Capitulationen ſich einlieſſen; und daß er bey dieſem Vorſchlag als ein Schuljunge und nicht als Soldat ſich gezeigt; er ſchicke ihn daher wieder auf die Univerſität von Löwen, wo er erſt ſeit Kurzem hergekommen. Der Graf war ſo beſchämt darüber, daß er Vieillevillen bitten ließ, nie davon zu reden, und ihm den Brief, den er deßhalb geſchrieben, zurückzuſenden, welches Vieilleville ihm gern zugeſtand mit der Bedingung, ihm eine Ladung Seefiſche von Antwerpen dafür zu ſchicken, die dann auch ankamen, und unter großem Lachen verzehrt wurden.

Gegen das Ende Septembers 1554 wurde dem Präſidenten Marillac, der nach Paris reiſen wollte, eine Escorte vom beſten Theil der Kavallerie und vielen Schützen zu Fuß mitgegeben. Der Graf von Mesgue erhielt Nachricht davon, und beſchloß, ſich hier für die vielen ihm angethanen Inſulten zu rächen. Er bereitete ſein Unternehmen ſo geheim vor, daß Vieilleville erſt Nachricht davon bekam, als ſie ſchon aus Thionville ausmarſchirten. Sogleich ließ er den übrigen Theil ſeiner Reiterey aufſitzen und ſchickte zwey verſchiedene Corps unter des Herrn von Espinay und von Dervoulx Anführung ab. Beyde waren jedoch nicht ſtärker als hundert und zwanzig Mann. Dreyhundert leichte Truppen mußten ſogleich ein kleines

Schloß, Namens Dompchamp, wo ſchon funfzehn bis zwanzig Soldaten und ein Kapitän La Plante lagen, beſetzen. Er ſelbſt ließ alle Thore der Stadt ſchließen, nahm die Schlüſſel zu ſich, und ſetzte ſich unter das Thor, um von einer Viertelſtunde zur andern Nachricht von des Feindes Unternehmen zu erhalten. Er verſtärkte die Wachen, und einige Kapitäns mußten auf den Mauern herumgehen, um Alles zu beobachten. Die andern Kapitäns, nebſt dem Herrn von Boiſſe und von Croze, waren dabey mit dreyhundert Büchſenſchützen und ſeiner Garde. Um neun Uhr ließ er ſich ſein Mittageſſen dahin bringen, und kurz darauf kam von beyden ausgeſchickten Korps die Nachricht an, daß ſie die Feinde recognoſcirt, und acht Compagnien zu Fuß, und acht bis neunhundert Pferde ſtark gefunden hätten, daß man einer ſolchen Macht nicht widerſtehen könne, und ſie ſich auf Dompchamp zurückziehen wollten. In drey Stunden könnten ſie da ſeyn, und erbäten ſich Verhaltungsbefehle.

Vieilleville nahm auf dieſes, das einem Rückzug ähnlich ſahe, einen ſchrecklichen Entſchluß. Er ließ ſechzig ſchwere Büchſen von ihren Geſtellen herunternehmen, und ladete ſie den Stärkſten ſeiner Garde auf. Dem Kapitän Croze befahl er, hundert Büchſenſchützen und zehn bis zwölf Tambours mit ſich zu nehmen, und ſich in einem verſteckten kleinen Weiler bey Dompchamp ruhig zu verhalten, bis das Gefecht angegangen. Er ſelbſt mit ſeinen vergoldeten Waffen ſchnallte ſeine Rüſtung feſt, und zog aus der Stadt auf ſeinem Pferd Yvon; die Stadt überließ er dem Herrn von Boiſſe, von dem er wußte, daß er ſie wohl bewachen würde, wenn er bleiben ſollte. So zog er in ſchnellem Marſch von ſeinen ſiebenzig Musquetieren, deren Jeder nur fünf Schüſſe hatte, dahin, feſt entſchloſſen zu bleiben oder zu ſiegen.

Sobald er bey den Uebrigen angekommen war, traf er, als ein geſchickter Soldat, die nöthigen Anſtalten. Unter andern ſtellte er das Fußvolk zwiſchen die Pferde, welche Erfindung von ihm nachher oft benutzt worden. Jetzt rückte der Feind auf fünfhundert Schritte gerade auf ihn an; er rückte im Schritt vorwärts und befahl, zuerſt eine Salve zu geben, damit der Feind ihre Anzahl nicht bemerkte. Beyde Korps treffen nun aufeinander; die Feinde glauben ihn leicht über den Haufen zu werfen, denn es waren ihrer zehn gegen Einen. Die Musquetiers verlieren indeſſen jeden Schuß. Vieilleville, an ſeiner Seite Espinay und Thevales, dringen ein, und werfen Alles vor ſich nieder. Wüthend fällt Croze mit ſeinen Tambours und Schützen aus ſeinem Hinterhalt heraus ihnen in die Flanke. Der Chevalier La Rogue kommt von einer andern Seite, und ſetzt ihnen fürchterlich zu. Sie hatten ihr Fußvolk zurück gelaſſen, weil ſie den Feind für unbeträchtlich hielten. Alle ihre Chefs waren getödtet, und jetzt, von allen Seiten gedrängt, ſtürzten ſie auf ihre Infanterie zurück, die ſie ſelbſt in Unordnung brachten, da ſie immer verfolgt wurden, und zwar von ihren eigenen Pferden, auf die ſich Vieilleville's Soldaten ſchnell ſchwungen und ſo nacheilten. Mehr als funfzehnhundert blieben auf dem Platz, die Uebrigen wurden gefangen. Jeder Soldat hatte einen bis zwey Gefangene; ſelbſt zwey Soldaten-Mädchen trieben ihrer dreye vor ſich her, die ihre Waffen weggeworfen hatten, und wovon zwey verwundet waren. Der Graf von Mesgue hatte ſich durch die Wälder bis an die Moſel geflüchtet, wo er mit noch zwey Andern in einem Fiſcherkahn nach Thionville ſich rettete. Vieilleville hatte nur acht Todte und zwölf Verwundete. Er zog wieder in Metz ein, und gerade auf die Hauptkirche zu, um Gott für den Sieg zu danken. Der Donner der Kanonen und alle Glocken trugen dieſe Feyerlichkeit nach Thionville, und ſie konnten dort wohl vernehmen, wie ſehr man ſich in Metz freute.

Durch einen ſonderbaren Zufall geſchah es, daß gerade an dem Tag, wo er ſiegte, der König ihm den Orden ertheilte. Der Offizier, den er ſogleich mit den Fahnen an den König abgeſchickt hatte, traf den Courier vom Hof auf dem Weg an. Der Herzog von Nevers ſollte ihm denſelben umhängen; Vieilleville ſchlug es aber in einem ſehr höflichen Schreiben an den Herzog von Nevers aus, den Orden aus einer andern als des Königs Hand anzunehmen, weil er dieſes Gelübde gethan, als Franz der Erſte ſelbſt ihn zum Ritter geſchlagen.

Der Sergentmajor des ganzen Landes, Meſſin, und der Prevot (General-Auditor), welche Herr von Gonnor Vieillevillen vorzüglich empfohlen hatte, waren in ihrem Dienſt Männer ohne ihres gleichen, und dabey in Metz ſehr angeſehen. Allein ſie erlaubten ſich mancherley Betrügereyen; ſie lieſſen oft die Gefangenen, die zum Tode verurtheilt wurden, heimlich gegen eine ſtarke Geldſumme entwiſchen, und gaben vor, ſie hätten die Kerl' erſäufen laſſen, da ſie des Hängens nicht werth geweſen. Man fing ſolch' einen angeblich Erſäuften wieder, und er wurde erkannt zu eben der Zeit, da jene Beyden einen Gefangenen, der verurtheilt war, ſchon ſeit zwey Monaten im Gefängniß herumſchleppten. Da es ihnen ernſtlich befohlen ward, dieſen Gefangenen hinrichten zu laſſen, ſo wurde er in einem großen Mantel zum Richtplatz geführt, damit man nicht ſehen konnte, daß er die Hände nicht gebunden hätte; auch gab man ihn für einen Lutheraner aus, damit er kein Crucifix tragen dürfe. Als der Kerl auf der Leiter ſtand, ſprang er ſchnell herunter, ließ dem Henker den Mantel in der Hand, und rettete ſich, ohne daß man je etwas von ihm hätte ſehen ſollen. Es kam nun heraus, daß ſie von einem Verwandten des Verurtheilten tauſend Thaler erhalten hatten, wenn ſie ihn entwiſchen lieſſen. Vieilleville war über alles dieſes ſehr aufgebracht, ließ ſogleich die Beyden in Verhaft nehmen und ihnen den Prozeß machen. Sie bekamen die Tortur und geſtanden Alles. In einem Kriegsgericht wurden ſie zum Tode verdammt, der Sergent-Major im Gefängniß erdroſſelt und der Prevot und ſein Schreiber auf öffentlichem Platz gehenkt.

Es gab zwey Franziskaner-Klöſter in Metz, wovon in Einem Obſervantiner-Mönche waren. Die Mönche waren meiſt alle aus einer Stadt der Niederlande, Namens Nyvelle. Der Pater Guardian beſuchte dort oft ſeine Verwandten, und kam bey jeder Reiſe vor die Königinn von Ungarn, die durch ihn Alles erfuhr, wie es in Metz ſtand, auch viele Neuigkeiten aus Deutſchland und Frankreich; kurz, es war ihr eigentlicher Spion. Auch den Antrag, der ihm zu einer Unternehmung auf Metz gemacht wurde, ging er auch wirklich ein; er nahm etliche und ſiebenzig tapfere Soldaten, kleidete ſie als Franziskaner, und ließ ſie von Zeit zu Zeit paarweiſe nach Metz ins Kloſter gehen. Unterdeſſen war es verabredet, daß der Graf von Mesque Verſtärkung erhalten, und ſich an dem Thor der Brücke Yffray zum Sturmlaufen zeigen ſollte. Der Guardian wollte in mehr als hundert Häuſern durch eine eigene Erfindung Feuer einlegen laſſen; Jedermann würde hinzulaufen, dieſes zu löſchen, und die Mönche ſollten ſich dann auf den engen Wällen zeigen, und den Soldaten heraufhelfen. Einige tauſend Soldaten von der Garniſon zu Metz würden ſich ohnedies ſogleich empören, wenn ſie die Gelegenheit zu plündern abſähen, und Freyheit, Freyheit, nieder mit dem Vielleville! ſchreyen.

Es ging Alles recht gut für den Mönch; in einer Zeit von drey Wochen hatte er die Soldaten im Kloſter. Jetzt bekam aber Vielleville von einem ſeiner geſchickteſten Spione aus Luxemburg Nachricht, daß die Königinn von Ungarn zwölfhundert leichte Büchſenſchützen, achthundert Pferde, und eine große Anzahl niederländiſcher Edelleute dem Grafen von Mesgue zuſchickte. Der Graf habe etwas vor, man könne aber nicht entdecken, auf was er ausgehe. Man habe zwar zwey Franziskanermönche von mittlerm Alter mit dem Grafen ins Cabinet gehen ſehen, habe aber nicht herausbringen können, wo ſie her geweſen, es habe nur geheißen, ſie ſeyen von Brüſſel her gekommen.

Vielleville nahm ſogleich einige Kapitäns zu ſich und ging in das Franziskaner-Kloſter, ließ den Guardian rufen und fragte, wie viel er Mönche habe, ob ſie alle zu Hauſe ſeyen, er wollte ſie ſehen. Hier findet er Alles richtig. Er geht darauf zu den Obſervantinern, und fragt nach dem Guardian. Es wird ihm geantwortet, er ſey nach Nyvelle zum Leichenbegängniß ſeines Bruders gegangen. Vieilleville will die Anzahl der Mönche wiſſen und ſie ſehen. Drey oder viere ſagen, ſie ſeyen in die Stadt gegangen, Allmoſen zu ſammeln. Schon an ihrer Geſichtsfarbe merkte er, daß es nicht ganz richtig ſey. Er ſtellte ſogleich Hausſuchung an, und findet in dem erſten Zimmer zwey falſche Franziskanermönche, welche ſich für krank ausgaben, und ihre auf Soldatenart verfertigten Beinkleider im Bette verſteckt hatten. Unter Androhung eines ſichern Todes geſtehen ſie ſogleich, wo ſie her ſind, doch wüſſten ſie nicht, was man mit ihnen vorhabe, und ſie hofften dieſes zu erfahren, wenn der Guardian von Luxemburg würde zurückgekommen ſeyn. Vieilleville ließ ſogleich das Kloſter ſchließen, und ſetzte einen vertrauten Kapitän mit ſtarker Wache hin, dem er befiehlt, Alles herein, aber Nichts hinaus zu laſſen. Ferner werden augenblicklich alle Thore der Stadt geſchloſſen, außer dem der Brücke Yffray, welches nach Luxemburg führt, und wo der Kapitän Salcede die Wache hatte. Hier begibt er ſich ſelbſt hin, entläſſt alle ſeine Garden und bleibt mit einem Edelmann, einem Pagen und einem Bedienten mit den Soldaten auf der Wache.

Dem Kapitän Salcede ließ er ſagen, er erwarte Jemand unter dem Thor, und ſollte er die Nacht auf der Wachtſtube zubringen, ſo müſſe er die

Perſon hineingehen ſehen. Salcede ſollte ſein Eſſen unter das Thor bringen laſſen, wie es wäre, und ſollte er nur Knoblauch und Rüben haben, er ſolle nur herbeyeilen.

Salcede kam auch ſogleich und brachte ein ganz artiges Mittageſſen mit, das ihnen unter dem Thor gut ſchmeckte. Kaum hatten ſie abgegeſſen, als die Schildwache ſagen ließ, ſie ſähe zwey Franziskaner von Weitem kommen. Vieilleville nimmt eine Hellebarde und ſtellt ſich, von zwey Soldaten begleitet, ſelbſt an den Schlagbaum. Die Mönche, die ſich ſehr wundern, ihn hier wie einen gemeinen Soldaten Wache ſtehen zu ſehen, ſteigen ab. Er befiehlt ihnen aber, in das Quartier des Kapitäns Salcede zu gehen; die zwey Soldaten muſſten ſie dahin bringen. Jetzt läſſt er Alles aus dieſem Quartier gehen, und er mit Salcede und ſeinem Lieutenant Ryolas bleiben allein da. Nun, Herr Heuchler, redet er den Guardian an, ihr kommt von einer Conferenz mit dem Grafen von Mesgue. Sogleich bekennet Alles, was ihr mit einander verhandelt, oder ihr werdet den Augenblick umgebracht. Bekennet ihr aber die Wahrheit, ſo ſchenke ich euch das Leben, ſelbſt, wenn ihr das meine hättet nehmen wollen. In euer Kloſter könnt ihr nun nicht mehr, es iſt voll Soldaten, und eure Mönche ſind gefangen; zwey haben ſchon bekannt, daß ſie verkleidete Soldaten der Königinn von Ungarn ſind. Der Guardian wirft ſich ihm zu Füßen und gibt vor, daß dieſe zwey ſeine Verwandten ſeyen, und ihren Bruder wegen einer Erbſchaft umgebracht, er habe ſie unter Franziskanerkleider verſteckt; um ſie zu retten. Indem ließ aber der bey dem Kloſter wachthabende Hauptmann melden, daß ſechs Franziskaner in das Kloſter eingetreten, die unter der Kutte Soldatenkleider gehabt. Jetzt befahl er die Tortur zu holen, damit der Guardian geſtehe. Der Mönch, der ſah, daß Alles verrathen ſey, beſonders wie ihm Vieilleville den Brief zeigte, ſo er von ſeinem Spion in Luxemburg erhalten, ſagte dann, daß man wol ſähe, wie Gott ihm beyſtehe, und die Stadt für ihn bewache, denn ohne dieſe Nachricht wäre Metz noch heute für den König verloren geweſen, und in die Hände des Kaiſers gekommen. Alle zu dieſer Expedition beſtimmte Truppen ſeyen nur noch ſechs Stunden von Metz, in St. Jean, und ſie ſollten um neun Uhr hier eintreffen. Kurz, er geſtand den ganzen Plan. Vieilleville übergab ihn jetzt dem Kapitän Ryolas, ihn zu binden, und mit keiner Seele reden zu laſſen.

Wie Vieilleville in allen unvorhergeſehenen Fällen ſich ſchnell entſchloß, ſo auch hier. Sogleich ruft er ſeine Compagnie zu ſich, und befiehlt dem Herrn von Espinay und von Lancque, eben dieſes zu thun. Die Kapitäns St. Coulombe und St.

Marie müſſen ſich mit dreyhundert Büchſenſchützen einfinden. Der neue Sergentmajor St. Chamans muß ſogleich auf die Thore funfzig Büſchel Reiſer hinſchaffen, mit der Weiſung, ſolche nicht eher noch ſpäter als zwiſchen ſechs und ſieben Uhr des Abends anſtecken zu laſſen. Die ganze Stadt war in Allarm; niemand wuſſte, was werden ſollte.

Jetzt, da Alles fertig war, ſagte er: „Nun laſſt „uns ſtill und ſchnell marſchiren, und ſo Gott will, „ſollt ihr in weniger als vier Stunden ſeltſame Dinge „erleben.“ Er hatte einen ſehr geſchickten Kapitän, die Soldaten zu führen; dieſen rief er zu ſich und entdeckte ſich ihm und ſeinen Plan. Er ſollte ihn in einen Hinterhalt legen, wo die Feinde vorüber müſſten. Ginge dieſes nicht, ſo wollte er ſie ſo angreifen, ob ſie gleich nur einer gegen drey ſeyen. Der Kapitän führte ihn in einen großen Wald, an deſſen Ende ein Dorf lag. Hier vertheilte Vieilleville ſeine Leute von tauſend zu tauſend Schritten, ſo daß der Feind nicht zu ſich kommen und denken ſollte, die ganze Garniſon, ſo bekanntlich fünftauſend zweyhundert Infanterie, und tauſend Mann Kavallerie ſtark war, ſey ihm auf dem Halſe. Den Weg nach Thionville befahl er frey zu laſſen, weil er den Flüchtlingen nicht nachſetzen wollte, nach der goldenen Regel: dem Feind muß man ſilberne Brücken bauen.

Jetzt bekam er Nachricht, daß die Feinde ſchnell anrückten, in einer Stunde könnten ſie da ſeyn. Man ſähe in Metz brennen, die Feinde ſeyen ſtärker als er glaube, es ſey Alles voll. In einer Stunde kam ſchon ihr Vortrab, ſo aus ohngefähr ſechzig Mann beſtand, durch den Wald. Die Hellebardierer hatten ſich auf dem Bauch in das Dickicht gelegt, die Schützen ſtanden weiter hinten, daß man die brennenden Lunten nicht riechen ſollte; man hörte, wie ſie ſagten: „Treibt ſie „an, beym Teufel, wir verweilen zu lang. In dem „Wald gibt es nichts als Maulwürfe. Beym Wetter, „wie werden wir reich werden, und was für einen Dienſt „werden wir dem Kaiſer thun!“ Ein Anderer ſagte: „Wir wollen ihn recht beſchämen, denn mit dreytauſend „Mann nehmen wir, was er nicht mit hunderttauſend „konnte.“ Jetzt kam der ganze Troß und zog ins Holz hinein, zuletzt der Graf von Mesgue mit einer ausgeſuchten Kavallerie. Er trieb ſie aus allen Kräften zur Eile an, ſo daß ſie keine Ordnung hielten. Den ganzen Zug aber ſchloß das adeliche Korps aus den Niederlanden, welches achthundert Pferde ſtark war.

Als auch dieſe in dem Wald waren, ſtürzte Vieilleville's erſter Hinterhalt hervor — Frankreich — Frankreich — Vieilleville! — rufend. Die Edelleute rufen ihre Diener, ihnen ihre Waffen zu geben; nun rücken aber auch die Büchſenſchützen hervor, und Jeder ſtreckt ſeinen Mann nieder; zugleich machen die Tambours einen ſchrecklichen Lerm. Die Feinde, welche ſchon vorne waren, wollten umkehren, um ihrem Hintertrab zu helfen; aber jetzt ſtürzt auch bey ihnen der zweyte Hinterhalt hervor, und es entſteht ein ſo erſchreckliches Getöſe, daß Alles ganz verwirrt wird. Der Graf von Mesgue ſchreit: Beym Teufel, wir ſind verrathen! Gott, was iſt das? und macht zugleich Miene, ſich zu wehren. Nun bricht aber auch der dritte Hinterhalt hervor, und die feindliche Kavallerie flieht in das Dorf, in der Hoffnung, ſich dort zu ſetzen; aber hier finden ſie Vieilleville's viertes Corps, zu dem kam noch das fünfte, das ſie in die Mitte bekam, und ſo übel zurichtete, daß der Graf von Mesgue durch ſein eigenes Fußvolk durchbrechen muſſte, um ſich zu retten, denn überall traf er auf Feinde. Jetzt floh Alles, wo es nur hinkonnte, und der Sieg war vollkommen.

Es wurden vierhundert und funfzig Gefangene gemacht, und eilfhundert und vierzig waren auf dem Platz geblieben. Vieilleville hatte nur funfzehn Mann verloren, und ſehr wenige waren verwundet worden.

Es fiel dieſes an einem Donnerſtag im Oktober 1555 vor, und wurde durch die Klugheit und Thätigkeit auf dieſe Art eine Verrätherey am nämlichen Tage entdeckt und beſtraft. Die Mönche in Metz wurden in engere Verwahrung gebracht, die dreyßig verkleideten Soldaten aber ließ Vieilleville frey, weil es brave Kerle wären, die ihr Leben auf dieſe Art zum Dienſt ihres Herrn gewagt hätten. Doch befahl er, daß ſie zu drey und drey mit ihren Mönchskleidern auf dem Arm und weißen Stäben durch die Stadt geführt, und auf jedem Platz verleſen werden ſollte: dieſes ſind die Mönche der Königinn von Ungarn, u. ſ. w.

Vieilleville ſchickte dem König einen Courier mit der Nachricht dieſes Siegs. Eben dieſem war aufgetragen, Urlaub für ihn auf zwey Monate zu verlangen, indem er ſchon drey Jahre in ſeinem Gouvernement des Glücks beraubt ſey, Seine Majeſtät zu ſehen. Vieilleville hatte mehrere Urſachen, dieſen Urlaub zu verlangen. Einmal, wollte er nicht gegenwärtig ſeyn, wenn man den Guardian hinrichtete, da er ihm ſein Wort gegeben, ihm am Leben nichts zu thun; und doch hielt er es für unbillig, einen ſolchen Mordbrenner am Leben zu laſſen. Dann trug er auch den Plan einer in Metz zu erbauenden Citadelle im Kopf herum, die aber ſehr viele Unkoſten erforderte, da drey Kirchen abgetragen, und der König zweyhundert und funfzig Häuſer kaufen muſſte, um die Einwohner daſelbſt wegzubringen und Platz zu gewinnen. Nun fürchtete er, daß, wenn er dieſen Plan nicht ſelbſt vorlegte, der Connetable beſonders dagegen ſeyn würde, da ohnedem eine Armee, welche unter dem Herzog von Guiſe nach Italien marſchiren ſollte, um Neapel wieder zu erobern, ungeheure Summen wegnahm, die man nirgends aufzutreiben wuſſte. Endlich war er auch davon benachrichtigt, daß der Kardinal von Lenoncourt vom Kardinal von Lothringen unterſtützt, ihn in allen Geſellſchaften herunterſetze.

Der Urlaub wurde bewilligt, und ſogleich der Hr. von La Chapelle-Byron nach Metz abgeſchickt, das Gouvernement unterdeſſen zu übernehmen. Nachdem nun Vieilleville dem neuen Gouverneur Alles übergeben und ihn wohl unterrichtet hatte, reiſete er nach Hofe, und nahm nur den Grafen von Sault, dem er ſeine zweyte Tochter, welche Hofdame bey der Königinn war, zugedacht hatte, mit ſich. Sobald er daſelbſt angekommen, entfernte ſich der Kardinal von Lenoncourt in eine ſeiner Abteyen bey Fontainebleau. Der König empfing ihn ſehr wohl, und der darauf folgende Tag wurde ſogleich dazu beſtimmt, ihm den Orden umzuhängen, welches auch mit vieler Feyerlichkeit geſchah. Nur der Kardinal von Lothringen als Ordenskanzler und der Connetable als älteſter Ritter fanden ſich nicht dabey ein. Dieſer wollte ſein gewöhnliches Kopfweh, jener die Kolik haben. Der König aber kannte wol ihre Entſchuldigungen und Sprünge.

Der Kardinal von Lothringen hatte ſich vorgenommen, Vieillevillen im vollen Rath wegen Beeinträchtigung des Biſchofs von Metz in ſeinen Rechten anzugreifen, und er war ſo fein, den König zu bitten, ſich im Rath einzufinden, indem er einige wichtige Sachen vorzutragen habe. Der König, der nicht wuſſte, was es war, befahl ſogleich die Räthe zu verſammeln, und da Jeder ſeinen Rang eingenommen hatte, fing der Kardinal eine Rede an, die, dem Eingang nach, außerordentlich lang dauern konnte. Er fing damit an, wie die Könige von Frankreich immer die Stütze der Kirche geweſen, brachte allerhand Beyſpiele aus der Geſchichte vor, und kam endlich darauf, daß ein Pfeiler der Kirche, und einer von denen, aus deſſen Holze man Päpſte machte, große Klagen über die Eingriffe habe, die man in ſeine geiſtlichen Rechte gethan habe. Vieilleville ſtand ſogleich ſchnell auf, und bat den König, dem Kardinal Stillſchweigen aufzulegen, und ihn reden zu laſſen; er merke wohl, daß von ihm die Rede ſey. Nun fing er an ſich zu wundern, daß der Kardinal ſo hoch angefangen; er habe geglaubt, der heilige Vater und der heilige Stuhl ſeyen in Gefahr vor den Türken, und man wolle Se. Majeſtät bewegen, wie die alten Könige, eine Kreuzarmee abzuſchicken. So aber wäre nur die Rede von dem Kardinal von Lenoncourt; er bedaure, daß die Reiſe Sr. Majeſtät nach Rom nicht Statt habe, und die Gelder zu einer großen Armee würden wol in Koffre bleiben; welches ein Gelächter im Rath erweckte. Nun ging er die Beſchwerden, welche der Kardinal haben konnte, ſelbſt durch, und widerlegte ſie Punkt vor Punkt zu ſeiner Rechtfertigung mit einer großen Beredſamkeit und Feinheit. Er bat endlich, daß der Kardinal von

Lenoncourt, um ſeine weitern Klagen vorzubringen, ſelbſt erſcheinen, und ſich nicht hinter die Größe und das Anſehen des Kardinals von Lothringen ſtecken möge; indem er hoffte, ihn auf dieſe Art zu verhindern, daß er nicht zum Wort kommen ſollte. Der König fragte darauf den Kardinal von Lothringen, ob er keinen andern Grund gehabt, ihn in Rath zu ſprengen, als dieſen? worauf der Kardinal antwortete, daß Se. Majeſtät nur einen Theil gehört hätten. Vieilleville will ja auch nicht, verſetzte der König, daß man ihm geradezu glaubt, und er verlangt, daß Lenoncourt ſelbſt erſcheine. Er befahl darauf, daß der Kanzler ihn auf Morgen in den Rath beſcheiden ſollte. Uebrigens aber gab der König die Erklärung von ſich, daß er Alles billige, was Vieilleville in ſeinem Gouvernement gethan, und er ſtand gleichſam zornig von ſeinem Sitz auf. Der Kardinal von Lothringen legte die Hand auf den Magen, als wenn er Kolik hätte, ging ſogleich aus dem Rath hinaus, und ließ dem Kardinal von Lenoncourt augenblicklich von dem benachrichtigen, was vorgefallen, der dann ſogleich auch weiter vom Hof wegreiſte, ſo daß ihn die, welche ihn in den Rath auf morgen einladen ſollten, nicht antrafen.

Kurz darauf legte Vieilleville dem König auch ſeinen Plan wegen der Citadelle vor, und er wußte ihm die Sache ſo wichtig vorzuſtellen, daß der König gleich darauf einging, ihm aber verbot, es nicht im Conſeil vorzutragen, wo gewiß der Connetable und der Herzog von Guiſe dagegen ſeyn würden, die Alles aufböten, drey Millionen zu ihrem projektirten italiäniſchen Feldzug zu ſchaffen. Er habe getreue Diener in Paris, von denen er hoffe, ſogleich die zu dieſer Citadelle verlangte Summe zu erhalten, und er wolle ſich gleich noch heute nach Paris begeben, da er ohnedem wünſchte, daß man Fontainebleau, wo er ſchon acht Monate wohne, durchaus reinigte.

Vieilleville erhielt auch die Summe, und kehrte damit ſogleich nach Metz zurück, um die nöthigen Anſtalten zur Erbauung dieſer Citadelle zu treffen. Es war hohe Zeit, daß er wieder zurückkam; denn es währte nicht lange, ſo entdeckte er eine neue Verſchwörung, welche zwey Soldaten, Comba und Vaubonnet, angezettelt hatten, da ſie ſahen, daß der Herr von La Chapelle nicht ſonderlich wachſam an den Thoren war. Vieilleville hatte ihre Brüder rädern laſſen, weil ſie ein öffentliches Mädchen des Nachts mißhandelt, und ihr die Naſe abgeſchnitten hatten. Das Mädchen hatte ſo geſchrieen, daß die ganze Stadt in Allarm gekommen war, Vieilleville ſich ſelbſt zu Pferd geſetzt, und die Garniſon unter das Gewehr hatte treten laſſen. Sie hatten ſich an den Grafen von Meszue gewendet, und bedienten ſich eines Tambours zu ihrem Hin- und Her-Träger, Namens Balaſré. Die

Königinn von Ungarn, bey der Comba geweſen war, hatte ihnen zwölfhundert Thaler gegeben, wofür ſie ein Gaſthaus errichteten, und oft mit Lebensmitteln nach Thionville mit Paſſeport von La Chapelle, dem ſie manchmal Präſente brachten, auf dem Fluſſe hin und her fuhren. Den Grafen von Mesgue hatten ſie ſelbſt zwey Mal verkleidet in die Stadt gebracht, wo er Alles durchgeſehen hatte. Es war nun ſonderbarer Zufall, daß Vieilleville den Kapitän dieſer Soldaten, Namens La Mothe-Gondrin, fragte, wie es käme, daß dieſe Soldaten, die einen gewiſſen ausgezeichneten Rang unter den Uebrigen hätten, ſich mit Gaſtirungen abgäben, welches unſchicklich ſey. Der Kapitän antwortete, daß ſie, ſeit ihre Brüder gerädert worden, keine rechte Liebe zum Dienſt hätten; ſie wollten daher ihren Abſchied bald nehmen, doch wünſchten ſie vorher noch etwas zu erwerben.

Wie Vieilleville hörte, daß ſie Brüder der Geräderten ſeyen, ſo fiel es ihm gleich ein, daß etwas darunter ſtecken könne, und er ſchickte unverzüglich nach Comba, dem er ſagte, daß, weil er gut Spaniſch rede, er dem König einen Dienſt erweiſen könne; er ſolle nur mit ihm kommen, Geld und Pferde ſeyen ſchon bereitet. Er führte ihn hierauf in das Quartier des Kapitäns Beauchamp, wo er dem Kapitän ſogleich befahl, den Comba zu binden, bis Eiſen ankämen, und dafür zu ſorgen, daß Niemand nichts von dieſer Gefangennehmung erfahre. Dem Kameraden Vaubonnet aber läſſt er ſagen, nicht auf Comba zu warten, indem er ihn auf vier Tage verſchickt habe.

Wie die Entdeckungen oft ſonderbar geſchehen, ſo auch hier. Der Bediente des Kapitäns war ein Bruder des Tambours Balafré, und er hatte ihn oft mit dem Comba geſehen. Eben dieſer Bediente ſah jetzt durch das Schlüſſelloch den Comba binden, und läuft hin, es ſeinem Bruder zu ſagen. Dieſer bittet ſich von Vieilleville eine geheime Audienz aus, wirft ſich ihm zu Füßen, entdeckt Alles, und geſteht, daß er ſchon ſieben Mal in Thionville mit Briefen von Comba an den Grafen von Mesgue geweſen. Vieilleville zieht einen Rubin vom Finger, gibt ihn dem Tambour und verſpricht ſein Glück zu machen, wenn er ihm treu diente. Er nahm ihn darauf zu dem Comba, dem er befiehlt, an den Grafen zu ſchreiben, daß Alles gut gehe, und er durch den Weg, den ihm ſein Vertrauter anzeigen würde, ſeine Herde zuſchicken ſollte, wo er ſodann Wunder erfahren würde. Vieilleville diktirte ſelbſt den Brief, nachdem ihn der Balafré von dem unter ihnen gewöhnlichen Styl benachrichtiget hatte. Der Tambour beſtellt den Brief richtig, und bringt die Antwort mit, daß vom Mittwoch auf den Donnerſtag (es war Dienſtag) um Mitternacht die Truppen da ſeyn ſollten.

Um ſein Vorhaben noch beſſer zu decken, ließ

Vieilleville ſeine Kapitäns rufen, und ſagte ihnen, daß der Herr von Vaudemont, mit dem er in Feindſchaft lebte, vom Hof zurückkomme, und daß er ihm entgegen gehen wolle, doch nicht als Hofmann, ſondern im kriegeriſchen Ornat, und als zum Streit gerüſtet. Sie ſollten daher Alles ſogleich in den Stand ſetzen, und er wolle Morgen gegen fünf Uhr mit tauſend Mann Schützen und ſeiner ganzen Kavallerie ihm entgegen gehen, er hoffe, daß dieſes Zeichen der Ausſöhnung dem König wohl gefalle. Heimlich läßt er aber den Tambour kommen, und geht mit ihm zu Beauchamp, wo Comba dem Grafen ſchreiben muß, daß ſich Alles über Erwartung gut anlaſſe, indem Vieilleville mit ſeinen beſten Truppen weggehe, und er alſo ſicher kommen könne.

Der Graf von Mesgue ſehr erfreut darüber, bedient ſich der nämlichen Liſt, und ſchreibt Vieillevillen, wie der Graf Aiguemont im Sinn habe, dem Herren von Vaudemont entgegen zu gehen, und er daher, da ſie ſein Gebiet beträten, ihn davon benachrichtigen wolle, indem ſie nicht im Sinn hätten, die geringſte Feindſeligkeit auszuüben, da ohnedem jetzt Waffenſtillſtand zwiſchen ihren Herren ſey. Dieſen Brief ſchickte er durch einen Courier ab. Dem Tambour aber gab er einige Zeilen mit, worin er den Comba benachrichtigt, daß er nur noch einen Tag länger warten ſolle, indem der Graf von Mansfeld bey der Partie ſeyn wolle, und auch noch Truppen mitbringe. Auf dieſes ließ Vieilleville ſeinen Kapitäns wiſſen, daß Hr. von Vaudemont einen Tag ſpäter nach Metz kommen würde, und ſie alſo erſt Donnerſtags um vier Uhr abgehen würden.

Vieilleville hoffte gewiß, ſie wieder in die Falle zu bekommen, allein das Projekt mißlang, denn der Kapitän Beauchamp ließ ſich durch die kläglichen Bitten des Comba bewegen, ihm Mittwochs um Mittageſſenszeit ſeine Eiſen auf kurze Zeit herunter zu nehmen. Er geht darauf in den Keller um Wein zu holen, denn er traute ſonſt Niemanden, und Comba muß ihm leuchten. Wie er aber ſich bückt, um den Wein abzulaſſen, gibt ihm Comba einen Stoß, daß er zur Erde fällt, ſpringt die Treppe hinauf, läſſt die Thür fallen, ſchließt ſie zu, und geht auf die Alte los, bey der er in Beauchamp's Quartier verborgen war; dieſe ſchlägt er ſo lange, bis ſie ihm die Schlüſſel der Thür gibt, und ſo rettet er ſich. Beauchamp ſchreyt indeſſen wie raſend, bis man ihm aufmacht, wo er beynahe Hand an ſich legte, als er die Thüren eröffnet findet. Er entſchließt ſich jedoch zu Vieilleville zu gehen, der zwar ſchon gegeſſen, aber noch an der Tafel mit ſeinen Kapitäns ſaß, und von der bevorſtehenden Reiſe ſprach. Beauchamp ruft ihm gleich entgegen, daß Comba ſich geflüchtet habe, und er um Vergebung bitte. Vieilleville wirft ſogleich ſeinen Dolch nach ihm, ſpringt auf ihn zu, und will ihn umbringen. Beauchamp aber flieht, und die andern Kapitäns ſtellen ſich bittend vor ihn. Sogleich wurden alle Thore geſchloſſen. Vaubonnet mit dreyßig hereingekommenen verkleideten Soldaten ſollte gefangen genommen werden; ſie hatten aber ſchon Wind erhalten, und es retteten ſich Mehrere, doch wurde der größte Theil auf der Flucht nieder gemacht; einige warfen ſich über die Mauern in den Fluß. Vieilleville ließ ſogleich nach Comba und Beauchamp in der ganzen Stadt in jedem Haus nachſuchen, und Erſtern fand man bey einer Wäſcherinn verborgen. Er ließ dem Rädelsführer ſogleich den Prozeß machen. Comba und Vaubonnet wurden von vier Pferden zerriſſen, und die gefangenen verkleideten Soldaten theils gerädert, theils gehenkt. Der Graf von Mesgue bekam nun frühzeitig genug Nachricht davon, und fing nun an zu glauben, Vieilleville habe einen Bund mit dem Teufel, da er auch die allergeheimſten Anſchläge erführe.

Dieſer vereitelte Anſchlag war Vieillevillen ſo zu Herzen gegangen, daß er in eine tödtliche Krankheit fiel, wo man drey Monate lang an ſeinem Aufkommen zweifelte. Der König ſchickte einen ſeiner Kammerjunker nach Metz, um zu ſehen, wie es mit Vieillevillen ſtünde, ſchrieb ſelbſt an ihn, und verſicherte ſeinem Schwiegerſohn Espinay die

Gouverneurſtelle von Metz. Dieſe außerordentliche Gnade hatte einen ſolchen Einfluß auf ihn, daß ſie ihn wieder ins Leben rief; auch beſſerte es ſich mit ihm von dieſem Tag an; er ſchickte einen Haufen Aerzte fort, welche ihm von verſchiedenen Prinzen waren zugeſchickt worden, und erholte ſich ganz, obgleich ſehr langſam, wieder. Er ging, ſobald er das Reiſen vertragen konnte, mit ſeiner Familie nach Dureſtal, wo er ſich acht Monate aufhielt, und ſeine Geſundheit wieder herſtellte.

Sobald Vieilleville ſich auf ſeinem Gut Dureſtal ganz erholt hatte, begab er ſich gegen Ende des Jahrs 1557 nach Paris zum König, wo er diejenigen Anſtalten verabredete, die in ſeinem Gouvernement von Metz nöthig waren; beſonders ſuchte er die Garniſon daſelbſt zu beruhigen, der man vier Monate Sold ſchuldig und die deshalb zum Aufruhr ſehr geneigt war. Dieſe außenbleibende Zahlung ſetzte den unterdeſſen in Metz kommandirenden Herrn von Sennecterre in große Verlegenheit, denn man hatte aus dieſer Stadt zwölf Compagnien regulärer Truppen gezogen, um ſie zu einer Expedition nach Neapel zu brauchen, und hatte dafür ſo viel von der Miliz von Champagne und Picardie, die undiſciplinirteſten Truppen von der Welt, hineingelegt; ohne einige alte Officiere und ohne die Gensd'armes würde Herr von Sennecterre nicht mit ihnen fertig geworden ſeyn. Vieilleville ſchrieb indeſſen an den Großprofoſen von Metz, unfehlbar genaue Unterſuchungen über dieſes tumultariſche Betragen anzuſtellen, und auch dabey die Kapitäns, die dergleichen begünſtigt, nicht zu verſchonen, denn er wolle das Sprichwort: „Erſt muß man den Hund, „und dann den Löwen ſchlagen“ umkehren, und er habe es ſich geſchworen, die Löwen recht zu ſtriegeln, damit die Hunde zittern und vor Furcht umkommen möchten.

Vieilleville kam ganz unverſehens eines Morgens mit ſiebenzig Pferden vor den Thoren von Metz an, welches die Schuldigen in großes Schrecken ſetzte. Der Großprofos fand ſich ſogleich mit ſeinem Unterſuchungsgeſchäft ein, und kurz darauf, nachdem auf verſchiedenen Plätzen ſtarke Detaſchements ausgeſtellt waren, wurden drey Kapitäns, die beſchuldigt wurden, daß ſie ſich an der Perſon des Herrn von Sennecterre vergriffen, und auf ſeine Wache geſchoſſen, vor ihn gebracht. Hier mußten ſie auf den Knieen Abbitte thun; der Scharfrichter war nicht weit entfernt, der ihnen ſodann, nachdem ſie in einen Keller geführt worden, die Köpfe abſchlug. Dieſe Köpfe wurden an die drey Hauptplätze zum großen Schrecken der Miliztruppen, die unter dem Namen Legionaires dienten, aufgeſteckt. Sobald dieſe ſich auch nur zeigten oder zuſammentraten, um vielleicht Vorſtellungen zu thun, wurden ſie ſogleich zurückgeſtoßen, ja oft mit Kugeln abgewieſen.

Hundert von dieſen Soldaten hatten ſich doch mit den Waffen auf einen Platz verſammelt. Vieilleville erfuhr es, und ſchickte ſogleich den Sergent-Major St. Chamans dahin ab mit einer zahlreichen Bedeckung, um ſie zu fragen, was ſie da zu thun hätten. Sie waren ſo unklug zu antworten, daß ſie ihre Kameraden hier erwarteten, um Rechenſchaft über ihre Kapitäns zu haben. Kaum hatten ſie dies geſagt, ſo ließ St. Chamans eine ſolche Salve geben, daß vierzig bis funfzig ſogleich auf dem Platze blieben, und die Andern davon liefen, die jedoch alle arretirt und hingerichtet wurden. Die drey Lieutenants der enthaupteten Kapitäns fürchteten, es möchte auch an ſie die Reihe kommen, lieſſen alſo Vieilleville um ihren Abſchied bitten, denn ſie konnten ohne dieſen nicht aus den Thoren kommen, da ſie ſehr gut beſetzt waren. Er unterzeichnete ihn aber nicht, ſondern ließ ihnen nur mündlich ſagen: ſie könnten gehen, wohin ſie wollten; dergleichen Aufrührer brauchte weder der König noch er. Sie machten ſich ſogleich auf und zogen zum Thor hinaus, hatten aber auch bey hundert Soldaten von ihrer Kompagnie überredet, mitzugehen. Vieilleville erfuhr dieſes und ſchickte ſogleich ein Kommando nach, und ließ ſie alle niedermachen. Kaum durfte einer von den Legionaires ſich regen, ſo wurde er bey dem Kopf genommen, und zwar waren ihre Hauswirthe die Erſten, welche die Schuldigen verriethen. Sie wurden dadurch ſo in Angſt gebracht, daß ſie nicht wuſſten, was ſie thun ſollten, bis man ihnen endlich rieth, ſich an den Schwiegerſohn von Vieilleville, Herrn von Espinay zu wenden, um ihre Verzeihung zu erhalten, welches auch geſchah, und Vieilleville ließ ſie alle vor ſich kommen, wo er ihnen noch eine große Strafpredigt hielt, und ſie ſodann aufſtehen hieß, denn ſie lagen Alle vor ihm auf den Knieen. Dieſe Ausſöhnung erregte eine große Freude, und das mit Recht, denn Vieilleville hatte ſchon die Idee, als er erfuhr, daß die Legionaires unter dem Herrn von Sennecterre zehen Tage lang nicht auf die Wache gezogen, und alſo die Stadt unbewacht gelaſſen, alle vor die Thore hinausrufen, ſie da umzingeln, und zuſammenſchießen zu laſſen. Vieilleville glaubte aber doch noch immer vorſichtig ſeyn zu müſſen, und wachte drey Monate lang die Runden in der Stadt immer ſelbſt, und das oft viermal die Woche. Einmal trifft er einen Legionair ſchlafend unter dem Gewehr an, den er ſogleich mit den Worten niederſtieß: er thue ihm nichts zu Leid, denn er lieſſe ihn da, wie er ihn gefunden, und er ſolle wenigſtens zum Exempel dienen, wenn er nicht zur Wache dienen wolle.

Vieilleville, nachdem er Alles in Ordnung gebracht hatte, nahm ſich nun vor, den Deutſchen Thionville abzunehmen, und ließ ſich deßhalb in größter Eil und ſehr geheim einen gewiſſen Hans Klauer von

Trier kommen, dem er einmal das Leben geſchenkt, und den er als einen tüchtigen Kerl hatte kennen lernen. Dieſen beſchenkte er ſogleich, und ſuchte ihn zu ſeinen Projekten geſchickt zu machen. Er verſprach ihm noch überdies eine Compagnie deutſcher Reiter in des Königs Sold zu verſchaffen, wenn er nach Thionville ging, den ganzen Zuſtand des Orts und die Stärke der Beſatzung bis auf das Maß der Gräben erforſchte, und ihm in acht Tagen Nachricht gäbe. Nur ſolle er Morgens vor Tag aus einem, dem Weg nach Thionville entgegengeſetzten, Thore gehen, an dem er ſich ſelbſt befinden wolle, um ihm zu ſagen, was ihm allenfalls noch eingefallen wäre.

Hans Klauer brachte ihm auch in acht Tagen einen ſo umſtändlichen Bericht von Thionville, daß Vieilleville über ſeinen Fleiß und Geſchicklichkeit ganz erſtaunt war, und ihm ſogleich eine Summe zuſtellte, mit der er nach Trier zurückgehen, und eine Compagnie Reiter aufrichten ſollte; doch ſollte ſie durchgängig nur aus gebornen Deutſchen beſtehen. Dieſen Bericht über Thionville ließ Vieilleville durch ſeinen Secretär Carloir ſehr ſtudiren, und gleichſam auswendig lernen, und ſchickte ihn zum König, damit er, wenn er vom Feinde würde aufgefangen werden, deſto leichter durchkäme. Dieſer traf den König in Amiens, und berichtete ihm, daß Vieilleville in ſieben Tagen Thionville wegzunehmen ſich anheiſchig mache, und da er wiſſe, daß alle Truppen nach Italien geſchickt ſeyen, ſo wolle er ſechs Regimenter Landsknechte und ſieben Compagnien Reiter in Deutſchland werben laſſen; auch habe er dazu durch ſeinen Credit hunderttauſend Livres irgendwo gefunden. Der König genehmigte Alles ſogleich, lobte Vieilleville ſehr darüber, daß er immer wachſam, und in ſeinem Dienſt geſchäftig ſey, wies ihm die Einnahme der ganzen Provinz Champagne zu dieſer Expedition an, und ernannte ihn zum Generallieutenant der Armee in Champagne, Lothringen, dem Lande Meſſin und Luxemburg. Die Werbung in Deutſchland ging ſo gut von Statten, daß in Kurzem die verlangten Regimenter marſchiren konnten.

Sobald Vieilleville dieſes erfuhr, zog er mit ſeiner Beſatzung aus Metz gegen Thionville, ließ die Truppen, welche zu Toul und Verdun in Beſatzung lagen, zu ihm ſtoßen, und eröffnete, zu nicht geringem Erſtaunen des Grafen von Carebbe, der in Thionville kommandirte, die Belagerung dieſer Stadt. Gegen Luxemburg ſchickte er ſechs Compagnien zu Fuß, um von Thionville aus mit dem Grafen von Mesgue die Communication zu verhindern. Jetzt kam auch ſeine Artillerie an, die er in ſeinem Arſenal zu Metz hatte zurichten laſſen; ſie beſtand aus zwölf Kanonen von ſtarkem Kaliber, aus zehen Feldſchlangen von achtzehen Fuß lang, und aus andern leichten Stücken.

Kurz darauf trafen auch die fremden Truppen ein, und Alles dieſes zuſammen machte eine gar artige kleine Armee aus, denn es waren nur allein ſechs junge deutſche Prinzen aus den Häuſern Lüneburg, Simmern, Württemberg u. a. dabey, die ſich unter einem ſo großen Meiſter in den Waffen verſuchen wollten. Die ganze Armee mochte ungefähr aus zwölftauſend Mann beſtehen.

Unterdeſſen war der Herzog von Guiſe aus Italien zurückgekommen, und da der Connetable bey St. Quentin gefangen war, zum Generallieutenant von ganz Frankreich ernannt worden. Dieſer bekam Nachricht von der Armee des Vieilleville, und ſchickte ſogleich einen Courier an ihn ab, der eben ankam, als die Artillerie anfangen ſollte gegen die Stadt zu ſpielen. Vieilleville bekam ein Schreiben des Inhalts: daß er warten möchte, indem der Herzog dabey ſeyn und die Entrepriſe führen wollte, wie es ihm als Generallieutenant von Frankreich zukäme.

Vieillevillen war dieſe Dazwiſchenkunſt höchſt unangenehm; er ließ ſich aber jedoch nichts merken, und ſagte dem Courier, daß der Herzog von Guiſe willkommen ſeyn, und man ihm wie dem König gehorchen würde. Es wäre aber dem Unternehmen auf Thionville nichts ſo nachtheilig als der Verzug, und er ſähe wol voraus, daß die Verzögerung der Ankunſt des Herzogs den Dienſt des Königs bey dieſer Sa-

nichts weniger als befördern würde. Der Con-
verſicherte ihn, daß er in zehen Tagen hier ſeyn
rde: „Was,“ ſagte Vieilleville, „wenn er mir
e Hände nicht gebunden hätte durch ſeinen Titel
ls Generallieutenant von ganz Frankreich, ſo ſtehe
h mit meinem Kopf dafür, ich wäre in zwey Stun-
en in Thionville und vielleicht in Luxemburg geweſen.
Jetzt wird er vielleicht in drey Wochen nicht ankom-
men, und der Graf von Mesgue hat gute Zeit,
ich in Luxemburg feſtzuſetzen.“

Der Herzog von Guiſe kam auch wirklich erſt
zwanzig Tagen an. Voraus ſchickte er den Groß-
eiſter der Artillerie nach Metz, um Alles anzuſehen.
dieſer fand eine ſolche Ordnung und ſo hinreichende
Maßregeln bey dieſer Unternehmung, daß er öffent-
ich behauptete, der Herzog von Guiſe hätte wol
egbleiben können, und es müſſe einen Mann von
Ehre ſehr verdrießen, wenn die Prinzen ihnen kein
Glück gönnten, und da, wo Ehre einzuernten ſey,
gleich kämen, und ihnen die Frucht ihrer Mühe und
Arbeit wegnähmen. Der Herzog hat gut hinunter-
ſchlucken, rief er endlich ganz entrüſtet aus, denn er
findet Alles vorgekaut. Als der Herzog die ganze
Artillerie muſterte, riefen Offiziere zum großen Ge-
lächter: „Nur fort, vor Thionville, wo wir Alle
ſterben wollen; es iſt ſchon lange, daß wir Sie er-
warten.“

Nun ſollte Kriegsrath gehalten werden, wo der Ort am Beſten anzugreifen ſey. Vieilleville ſagte, daß er nicht ſo lange gewartet, um dieſes zu erfahren, und er zeigte ein kleines Thürmchen, wo er auf ſein Leben verſicherte, daß dieſes der ſchwächſte Ort der Stadt ſey. Allein der Marſchall von Strozzy antwortete, daß man vorher die Meinung der andern Befehlshaber hören müſſe. Sie verſammelten ſich daher aufs Neue in der Wohnung des Herzogs. Als ſie dahin gingen, nahm Herr von La Mark Vieillevillen bey Seite, und ſagte ihm, daß er in dem Kriegsrath nicht auf ſeiner Meinung beſtehen ſolle, denn der Herzog und Strozzy hätten ſchon beſchloſſen, Thionville an einem andern Ort anzugreifen, damit er die Ehre nicht haben ſollte; auch ſey der Herzog ſehr aufgebracht, daß Vieilleville den Titel eines Generallieutenant über dieſe Armee ausgewirkt habe, denn er behauptete, es könne nur einen einzigen geben, und dieſer ſey er ſelbſt.

In dem Kriegsrath ſtellte Strozzy nun vor, daß die Stadt von der Seite des Fluſſes, und nicht bey dem kleinen Thurm müſſe angegriffen werden, welcher Meinung auch alle Anweſende beypflichteten, da ſie Strozzy als einen vortrefflichen und erfahrnen Feldherrn anſahen. Der Herzog fragte jedoch auch Vieillevillen darum, der dann antwortete: wenn er das Gegentheil behauptete, müſſe er das ganze Konſeil widerlegen, und er wolle ſich nur dabey beruhigen, damit er in dem Dienſt des Königs keinen Aufenthalt verurſache.

Nun wurden die Kanonen aufgepflanzt und ſo gut bedient, daß in kurzer Zeit über dem Fluß die feindliche Artillerie zerſchmettert wurde und eine anſehnliche Breſche entſtand; jetzt triumphirte ſchon der Herzog und Strozzy, und es wurde mit Verachtung von dem Plan Vieilleville's geſprochen. Ein Hauptſturm wurde angeſtellt, die Soldaten muſſten durch den Fluß waten; allein ſie wurden bald abgewieſen, und konnten nicht einmal handgemein werden; denn es fanden ſich Schwierigkeiten mancher Art, die man nicht vorausgeſehen hatte. Der Herzog und Strozzy waren ſehr verlegen darüber; um aber doch ihren Plan auszuführen, lieſſen ſie mit unendlicher Mühe die Kanonen über den Fluß bringen, und es gelang ihnen, ſie bey der Breſche aufzuführen. Jetzt aber entdeckten ſie, woran der Marſchall nicht gedacht hatte, einen breiten Graben von vierzig Fuß Tiefe; dieſen beym Sturmlaufen hinunter und wieder heraufzukommen, war unmöglich, und ſo geſchah es ſehr wunderbar, daß unſre Kanonen auf den Mauern ſtanden, und wir doch nicht in die Stadt konnten.

Den ſechszehnten Tag der Belagerung befahl Strozzy auch die Feldſchlangen über den Fluß zu bringen, und die Stadt zuſammen zu ſchießen. Er wagte ſich ſelbſt ſo weit, daß er eine Musketenkugel in den Leib bekam, woran er nach einer halben Stunde ſtarb. Der Herzog ſtand neben ihm, dieſein ſagte er: Beym Henker, mein Herr, der König verliert heute einen treuen Diener, und Eure Gnaden auch. Der Herzog erinnerte ihn an ſein Heil zu denken, und nannte ihm den Namen Jeſus: „Was für „einen Jeſus führt Ihr mir hier an? Ich weiß nichts „von Gott — mein Feuer iſt aus“ — und als der Prinz ſeine Ermahnungen verdoppelte, und ihm ſagte, daß er bald vor Gottes Angeſicht ſeyn werde, antwortete er: „Nun beym T—! ich werde da ſeyn, wo alle „Andere ſind, die ſeit ſechstauſend Jahren geſtorben,“ und mit dieſen Worten verſchied er. So endigte ſich das Leben eines Mannes, der keine Religion hatte, wie er ſchon den Abend vorher, da er den Vieilleville ſpeiſte, zu erkennen gab, als er anfing zu fragen: und was machte Gott, ehe er die Welt ſchuf? worauf Vieilleville ganz beſcheiden ſagte: daß nichts davon in der heiligen Schrift ſtehe, und da, wo ſie nichts ſage, man auch nicht weiter forſchen ſolle. Es iſt eine ganz artige Sache, ſagte Strozzy darauf, dieſe heilige Schrift, und ſehr wohl erfunden, wenn ſie nur wahr wäre; worauf Vieilleville ſich ſtellte, als wenn er die Kolik hätte, und hinaus ging, und ein Gelübde that, mit einem ſolchen Atheiſten niemals etwas zu thun zu haben.

Jetzt wendete ſich der Herzog an Vieilleville, erinnerte ihn an ſein Verſprechen, das er dem König gethan, Thionville in ſieben Tagen einzunehmen, und bat ihn, Alles ſo auszuführen, wie er es für gut finde; er wolle ſich in nichts mehr mengen. Nun fing Vieilleville auf ſeiner Seite die Trancheen an, ließ Artillerie von Metz kommen, und ſchon den dritten Tag wurde das kleine Thürmchen zuſammengeſchoſſen; den ſechsten wagte man einen Generalſturm. Vieilleville an der Spitze, allein er wurde abgeſchlagen, und es blieben viele Leute dabey, unter andern auch Hans Klauer. Vieillevillen wurde der Kamm oben an ſeinem Helm weggeſchoſſen; nach einer kurzen Erholung aber nahm er neue Truppen, und ſetzte den Sturm ſo heftig fort, daß er mit dreyßig Mann in die Stadt drang; Carebbe erſchrak darüber, und kapitulirte ſogleich. Die ganze Garniſon und alle Einwoher muſſten den andern Morgen aus der Stadt ziehen, und es war erbärmlich anzuſehen, wie Greiſe, Väter und Kinder, Kranke und Verwundete, ihre Heimath verlieſſen. Jedermann hatte Bedauern mit ihnen; nur der Herzog von Guiſe blieb hart dabey. In Thionville wurden nun franzöſiſche Unterthanen geſetzt, an welche die Häuſer verkauft wurden; das daraus gelöste Geld ſtellte Vieilleville theils dem königlichen Schatzmeiſter zu, theils belohnte er damit ſeine Soldaten, die ihm bey der Belagerung gute Dienſte geleiſtet hatten. Er ſelbſt behielt nichts davon, ob er gleich das größte Recht daran hatte.

Er vermuthete immer, der König von Spanien werde vor Thionville kommen, und war feſt entſchloſſen, dieſe Stadt zu behaupten, indem er es ſich zur Ehre rechnete, gegen einen ſo mächtigen Monarchen, den Sohn Kaiſer Karl des Fünften, zu fechten. Allein der König von Spanien zog mit einem beträchtlichen Heer gegen Amiens, der König von Frankreich ihm entgegen, und ſchickte Vieillevillen deßwegen den Befehl, ihm ſo viel Truppen als möglich zuzuſchicken. Beyde Heere, jedes von ſechzigtauſend Mann ſtanden jetzt gegen einander; beyde Könige wünſchten den Frieden, aber keiner wollte die erſten Vorſchläge thun.

Vieilleville, der dieſe Verlegenheit in der Ferne merkte, ſchickte in der größten Stille, und ohne Jemandes Wiſſen, einen ſehr kühnen und beredten Mönch zum König von Spanien; dieſer muſſte ihm, als aus Eingebung Gottes, vom Frieden reden. Er wurde gnädig angehört, und ihm aufgetragen, eben dieſe Eingebungen dem König von Frankreich vorzutragen, und ſo wurde die Negotiation angefangen, wofür der König Vieillevillen den größten Dank ſchuldig zu ſeyn glaubte, indem er auch hier durch ſeine Klugheit aus der Ferne hergewirkt, und ſo vieles Blut geſchont habe, das durch eine Schlacht würde vergoſſen worden ſeyn.

Nachdem nun der Friede geſchloſſen worden, wünſchte der König Vieillevillen zu ſprechen, und er wurde beordert, an den Hof zu kommen, wo er ſehr gut empfangen wurde; beſonders gefiel es der Königinn ſehr wohl, daß er nach der Belagerung von Thionville unter die deutſchen Prinzen und Feldherrn goldne Medaillen vertheilt habe, auf deren einer Seite des Königs und auf der andern Seite der Königinn Bruſtbild vorgeſtellt war, und dieſes letztere ſo gleichend, daß auch der berühmteſte Künſtler im Portraitiren damaliger Zeit, Namens Janet, dieſes geſtehen muſſte. Der König unterhielt ſich oft und viel mit Vieilleville, und kam ſelbſt darauf zu reden, daß der Herzog von Guiſe das Unternehmen auf Luxemburg, und die ſchnelle Eroberung von Thionville gehemmt habe. Auch fragte er nach dem kläglichen Ende des Marſchalls Strozzy, wo aber Vieilleville als ſeiner Hofmann antwortete, daß man hier die Gnade Gottes obwalten laſſen müſſe, und es nicht ſchicklich ſeyn würde, dieſes weiter zu verbreiten. Strozzy war nämlich nahe mit der Königinn verwandt. Bey dieſer Gelegenheit bekam Vieilleville das Brevet als Marſchall von Frankreich, und der König machte ihm den Vorwurf, warum er ihm nicht ſogleich um dieſe Charge geſchrieben habe, als Strozzy geſtorben, wo er ſie dann gewiß ihm, und nicht dem Herrn von Thermes, würde gegeben haben. Vieilleville antwortete darauf: daß er ſeinem König nicht zugemuthet hätte, ſo lange der Feldzug dauerte, dieſe Charge zu beſetzen, indem Alle, die darauf Anſpruch machten, um ſie zu verdienen, ſich hervorthun, hingegen von der Armee abgehen würden, wenn die Ernennung geſchehen ſey; wie dies auch wirklich nach der Ernennung des Herrn von Thermes der Fall war, wo zehen bis zwölf Große mit beynahe zweytauſend Pferden die Armee verlieſſen.

Der König wünſchte, daß Vieilleville den Friedensunterhandlungen mit Spanien in Chateau Cambreſis beywohnte, welches er auch that, und er brachte es durch ſeine weiſen Rathſchläge in Kurzem ſo weit, daß ſie den 7ten April 1559 abgeſchloſſen waren, mit welcher Nachricht er ſelbſt an den König geſchickt wurde. Der König erklärte bey dieſer Gelegenheit, daß Frankreich und ganz Europa, nach Gott, dieſen Frieden Niemand als ihm ſchuldig ſey, denn durch den Mönch habe er den erſten Anſtoß geben laſſen. Der Schatzmeiſter muſſte vierzehn Säcke, jeden mit tauſend Thalern, bringen, wovon der König ihm zehen, und ſeinem Schwiegerſohn und Neffen, Espinay und Thevalle, viere ſchenkte.

Kurz darauf trafen die ſpaniſchen Geſandten in Paris ein; es befanden ſich dabey außer dem Herzog von Alba funfzehn bis zwanzig Prinzen, denen einen ganzen Monat lang große Feten gegeben wurden. Während derſelben ſuchte der Kardinal von Lothringen den König zu überreden, eine Sitzung im Parlament zu halten, und ein Mercuriale daſelbſt anzuſtellen. Es hat dieſes den Namen von dem Mittwoch (Dies Mercurii), weil an dieſem Tag ſich alle Präſidenten und Räthe gegen hundert bis hundert und zwanzig Perſonen in einem großen Saal verſammeln, um über die Sitten, und ſowol öffentliche als Privatlebensart dieſes Gerichtshofes, Unterſuchung anzuſtellen. Der König ſollte bey einer ſolchen Gelegenheit durch ſeinen Generalprocurator vortragen laſſen, daß unter ihrem Korps Manche ſich befänden, deren Glauben verdächtig ſey, und die der falſchen Lehre **Luthers** anhingen; man könne es ſchon daraus ſchließen, daß Alle, die der Ketzerey beſchuldigt würden, losgeſprochen, und kein Einziger zum Tod verdammt würde. „Und ſollte dieſes“, ſetzte der Kardinal hinzu, „auch nur dazu dienen, dem König von Spanien zu zeigen, daß Ew. Majeſtät feſt am Glauben halten, und daß Sie in Ihrem Königreiche nichts dulden wollen, was Ihrem Titel als Allerchriſtlichſter König entgegen iſt. Es würde den Prinzen und Großen Spaniens, die den **Herzog von Alba** hieher begleitet haben, um die Heirath ihres Königs mit Ew. Majeſtät Tochter zu feyern, ein ſehr erbauliches Schauſpiel ſeyn, ein halbes Dutzend Parlamentsräthe auf öffentlichem Platz als lutheriſche Ketzer verbrennen zu ſehen.“ Der König verſtand ſich zu einer ſolchen Sitzung, und beſtimmte ſie gleich auf den andern Tag.

Vieilleville, der, als erſter Kammerjunker, in des Königs Kammer ſchlief, ſagte der König, was er vorhabe, worauf jener antworte, daß der Kardinal und die Biſchöfe dieſes wol thun könnten; für Se. Majeſtät ſchicke es ſich aber nicht; man müſſe den Prieſtern überlaſſen, was nur eine Prieſterſache ſey. Da der König deſſungeachtet bey ſeinem Vorhaben blieb, erzählte ihm Vieilleville, was einsmals zwiſchen König Ludwig XI. und dem Marſchall von Frankreich, Johann Rouault, vorgefallen. Ludwig XI., bey welchem der Biſchof von Angiers ſehr in Gnaden ſtand, befahl dieſem, nach Lyon zu gehen, und die ſechstauſend Italiäner in Empfang zu nehmen, die man ihm als Hülfstruppen zuſchickte. Der Marſchall, der zugegen war, und es übel aufnahm, daß man nicht an ihn dachte, ſtellte ſich gleich darauf dem König mit dreyßig bis funfzig Edelleuten geſtiefelt und geſpornt vor, und fragte ganz trotzig, ob Se. Majeſtät nichts nach Angiers zu befehlen habe. Der König fragte, was ihn ſo ſchnell und unvermuthet dahin führe? Der Marſchall antwortete, daß er dort ein Capitel zu halten und Prieſter einzuſetzen habe, indem er eben ſowol den Biſchof vorſtellen könne, als der Biſchof den General vorſtelle. Der König ſchämte ſich darüber, daß er die Ordnung ſo umgekehrt, ließ den Biſchof, der ſchon auf der Reiſe war, wieder zurückrufen, und ſchickte den Marſchall nach Lyon. Eben ſo, fuhr Vieilleville fort, müſſte der Kardinal, wenn Ew. Majeſtät die Geſchäfte eines Theologen oder Inquiſitors verſähen, uns Soldaten lehren, wie man die Lanze bey Tournieren fällt, wie man zu Pferde ſitzen muß, wie man ſalutirt und rechts und links ausbeugt. Ueberdies wollten Ew. Majeſtät die Freude mit der Traurigkeit paaren? Denn Letzteres würde der Fall ſeyn, wenn ſolche blutige Hinrichtungen während der Hochzeitfeyerlichkeiten vorfielen.

Der König nahm ſich darauf vor, nicht hinzugehen. Der Kardinal erfuhr es ſogleich, und da er in der Nacht den König nicht ſprechen konnte, verſammelte er die ganze Geiſtlichkeit den andern Morgen mit dem Früheſten bey dem König, und machte ihm die Hölle ſo heiß, daß er glaubte, ſchon verdammt zu ſeyn, wenn er nicht hinginge, und der Zug ſetzte ſich ſogleich in Marſch. Bey der Sitzung ſelbſt vertheidigte einer der angeklagten Räthe Anne du Bourg ſeine Religion mit ſolchem Eifer und Feſtigkeit, daß der König ſehr aufgebracht wurde; auch hörte er, als er durch die Straßen zurückging, vieles Murren, ſo daß er nachher geſtand, wie es ihm ſehr gereue, den Rath des Vieilleville nicht befolgt zu haben.

Den erſten Juni 1559 eröffnete der König das große Tournier, mit welchem die Vermählung der Prinzeſſinn Eliſabeth mit Philipp II. gefeyert wurde, und die Spanier zeigten ſich bey dieſer Gelegenheit beſonders ungeſchickt. Vieilleville hob einen Spanier, der gegen ihn rannte, aus dem Sattel, und warf ihn über die Schranken mit einer unglaublichen Leichtigkeit und Geſchicklichkeit. Um einigermaßen von dieſen körperlichen Anſtrengungen in den Tournieren auszuruhen, ging die Hochzeit der Madame Eliſabeth mit dem König von Spanien, in deſſen Namen der Herzog von Alba ſie heirathete, vor. Die friedlichen Feyerlichkeiten dauerten gegen acht Tage; der König brach ſie ab, weil er leidenſchaftlich das Tournieren liebte, und dieſes wieder anfangen wollte.

Vieilleville rieth dem König davon ab, indem ſich die franzöſiſche Nobleſſe ſchon hinreichend gezeigt hätte, es jetzt auch Zeit ſey, an die Hochzeit des Herzogs von Savoyen mit Madame Margaretha, ſeiner Schweſter, zu denken. Der König antwortete darauf, daß erſt gegen Ende des Julius Alles dazu bereit ſeyn könne, indem er Piemont, Savoyen und mehrere andere Beſitzungen bey dieſer Gelegenheit abtreten wolle. Vieilleville war ganz erſtaunt darüber, und ſagte dem König offenherzig, wie er nicht begreifen könne, wegen einer Heirath Länder wegzugeben, die Frankreich mehr als vierzig Millionen und hunderttauſend Menſchen gekoſtet hätten. Einer königlichen Prinzeſſinn gäbe man höchſtens hundert und funfzigtauſend Thaler mit, und wenn auch Madame Margaretha ihr Leben in einer Abtey endigte, ſo würde dieſes nicht der erſte und letzte Fall bey einer königlichen Prinzeſſinn ſeyn, die ohnedem ſchon vierzig Jahr alt ſey. Der Connetable, der dieſes Alles ſtatt ſeiner

Ranzion verhandle, übe ſein Recht wol aus, denn man ſage gewöhnlich, daß in einer großen Noth ein Connetable den dritten Theil vom Königreich verſetzen dürfe.

Auf dieſe und mehrere Vorſtellungen verwünſchte der König die Stunde, daß er nicht mit Vieillevillen von dieſer Sache geſprochen, und es ſey jetzt zu ſpät; er würde ſich aber an den Connetable halten, der ihn zu dieſen Schritten verleitet habe. Kurz darauf trat ein Edelmann herein, und brachte dem König die abgeſchloſſenen Artikel, worin bemerkt war, daß Frankreich das Marquiſat Saluzzo behielte. Als der König dieſes geleſen hatte, theilte er die Nachricht ſogleich Vieillevillen mit, mit der Aeußerung, daß ſein Vater Unrecht gehabt, einen Fürſten ſeiner Länder zu berauben, und daß er als guter Chriſt, und um die Seele ſeines Vaters zu retten, die Länder dem Herzog von Savoyen gern herausgäbe. Wie Vieilleville ſah, daß der König hier die Frömmigkeit und das Chriſtenthum ins Spiel brachte, und ſeinen Vater ſogar der Tyranney beſchuldigte, ſchwieg er, und es reute ihn, nur ſo viel geſagt zu haben.

Den letzten Junius 1559 wurde des Morgens ein großes Tournier auf den Nachmittag angeſagt. Nach der Tafel zog ſich der König aus, und befahl Vieillevillen, ihm die Waffen anzulegen, obgleich der Oberſtallmeiſter von Frankreich, dem dieſes Geſchäft zukam, zugegen war. Als Vieilleville ihm den Helm aufſetzte, konnte er ſich nicht entbrechen, zu ſeufzen und zu ſagen, daß er nie etwas mit mehr Widerwillen gethan. Der König hatte nicht Zeit, ihn um die Urſache zu fragen, denn währenddem trat der Herzog von Savoyen herein. Das Tournier fing an. Der König brach die erſte Lanze mit dem Herzog, die zweyte mit dem Herrn von Guiſe, endlich kam zum dritten der Graf von Montgommery, ein groſſer, aber ſteifer junger Menſch, der ſeines Vaters, des Grafen von Sorges und Kapitains von der Garde, Lieutenant war. Es war die letzte, die der König zu brechen hatte. Beyde treffen mit vieler Geſchicklichkeit auf einander, und die Lanzen brechen. Jetzt will Vieilleville des Königs Stelle einnehmen, allein dieſer bittet ihn, noch einen Gang mit Montgommery zu machen, denn er behauptete, er müſſe Revanche haben, indem er ihn wenigſtens aus dem Bügel gebracht habe. Vieilleville ſuchte den König davon abzubringen, allein er beſtand darauf. Nun Sire, rief Vieilleville aus, ich ſchwöre bey Gott, daß ich drey Nächte hindurch geträumt habe, daß Eurer Majeſtät heute ein Unglück zuſtoßen und dieſer letzte Junius Ihnen fatal ſeyn wird. Auch Montgommery entſchuldigte ſich, daß es gegen die Regel ſey; allein der König befahl es ihm, und nun nahm er die Lanze. Beyde ſtießen jetzt wieder auseinander, und brachen mit großer Geſchicklichkeit ihre Lanzen. Montgommery aber warf ungeſchickterweiſe den geſplitterten Schaft nicht aus der Hand, wie es gewöhnlich iſt, und traf damit im Rennen den König an den Kopf gerade in das Viſier, ſo daß der Stoß in die Höhe ging und das Auge traf. Der König ließ die Zügel fallen, und hielt ſich am Hals des Pferdes; dieſes rannte bis ans Ziel, wo die zwey erſten Stallmeiſter, dem Gebrauch gemäß, hielten, und das Pferd auffingen. Sie nahmen ihm den Helm herunter, und er ſagte mit ſchwacher Stimme, [illegible] ſey des Todes. Alle Wundärzte kamen zuſammen, um den Ort des Gehirns zu treffen, wo die Splitter ſtecken geblieben, aber ſie konnten ihn nicht finden, obgleich vier zum Tode verurtheilten Miſſethätern die Köpfe abgeſchlagen wurden, Verſuche daran anzuſtellen, indem man Lanzen daran abſtieß.

Den vierten Tag kam der König wieder zu ſich, und ließ die Königinn rufen, der er auftrug, die Hochzeit doch ſogleich vollführen zu laſſen, und Vieilleville, der ſchon das Brevet als Mariſchall von Frankreich hatte, wirklich dazu zu machen. Die Hochzeit ging traurig vor ſich, der König hatte ſchon die Sprache verloren und den Tag darauf den zehnten Julius 1559 gab er den Geiſt auf. Vieilleville verlor an ihm einen Herrn, der ihn über Alles ſchätzte, und ihn ſogar zum Connetable einſt würde ernannt haben, wie er ſich ſchon hatte verlauten laſſen. In den letzten Zeiten hatte er ihm, um ihn immer um ſich zu haben, ſein Departement von Metz abgenommen, und es dem Herrn von Eſpinay gegeben; Vieilleville aber war Gouverneur von Isle de France geworden.

Die unrechtmäßige Gewalt, deren ſich die Guiſen nach dem Tod Heinrichs II anmaßten, verurſachte die bekannte Verſchwörung von Amboiſe. Ein gewiſſer la Regnaudye verſicherte ſich dreyßig erfahrner Kapitains, und legte um den Aufenthalt des jungen Königs fünfhundert Pferde und vieles Fußvolk herum, in der Abſicht, die Guiſen gefangen zu nehmen, und dem König ſeine Freyheit zu geben. Es wurde dieſes auch am Hofe bekannt, und die Nachricht beunruhigte den König und die Guiſen ſehr. Vieilleville ſollte an dieſes Korps geſchickt werden, um ſie zu fragen, ob ſie die Franzoſen um den Ruhm und die Ehre bringen wollten, unter allen Nationen ihrem Fürſten am treuſten und gehorſamſten zu ſeyn? Dieſer Auftrag ſetzte Vieillevillen in einige Verlegenheit. Er ſelbſt war von der widerrechtlich angemaßten Gewalt der Guiſen überzeugt, und wollte ſich zu einer Geſandtſchaft nicht brauchen laſſen, wo er gegen ſeine Ueberzeugung reden mußte; durch eine feine Wendung überhob er ſich derſelben, indem er dem König antwortete: „Da der Fehler dieſes Korps, an das Eure Majeſtät mir die Ehre an-

„thun wollen, mich zu ſchicke, ſo groß iſt, daß es eine wahre Rebellion genannt werden kann, ſo würden ſie mir nicht glauben, wenn ich ihnen Verzeihung verkündigte. Es muß dieſes ein Prinz thun, damit ſie verſichert ſind, es ſey dieſes ein königliches Wort, das Eure Majeſtät ſchon um deſſentwillen, der es überbracht hat, nicht zurücknehmen werden.“

Vieilleville hatte richtig geurtheilt; er wurde mit dieſem Auftrag verſchont, und der Herzog von Nemours, der an die Rebellen geſchickt wurde, hatte den Verdruß, daß die funfzehn Edelleute, die auf des Königs und ſein Wort ihm gefolgt waren, ſogleich gefangen und in Feſſeln geworfen wurden. Auf alle Beſchwerden, welche der Herzog deßhalb vorbrachte, antwortete der Kanzler Olivier immer, daß kein König gehalten ſey, ſein Wort gegen Rebellen zu halten. Dieſe funfzehn Edelleute wurden durch verſchiedene Todesarten hingerichtet, und ſie beſchwerten ſich Alle nicht ſowol über ihren Tod, als über die Treuloſigkeit des Herzogs von Nemours. Einer von ihnen, ein Herr von Caſtelnau, warf ihm ſogar dieſe Wortbrüchigkeit noch auf dem Schaffot vor, tauchte ſeine Hände in das rauchende Blut ſeiner ſo eben hingerichteten Kameraden, erhob ſie gen Himmel, und hielt eine Rede, die Alle bewegte und bis zu Thränen rührte. Der Kanzler Olivier ſelbſt, der ſie zum Tode verdammt hatte, wurde ſo ſehr dadurch betroffen, daß er krank nach Hauſe kam, und einige Tage darauf ſtarb. Kurz vor ſeinem Ende beſuchte ihn der Kardinal von Lothringen ſelbſt, dem er, als er wegging, nachrief: „Verdammter Kardinal, dich bringſt du um die Seligkeit, „und uns mit dir!“

Hingegen konnte Vieilleville den Auftrag nicht ausſchlagen, nach Orleans zu gehen, um hier den Reſt der Verſchwornen zu zerſtreuen. Er that dieſes mit ſo viel Klugheit und Eifer, daß es ihm gelang, ſechshundert Mann zu überfallen und niederzumachen. Die Gefangenen, worunter der Kapitain war, ließ er aber los, weil es ihm unmenſchlich ſchien, Leute von Ehre, die ihren Dienſt als brave Soldaten verrichteten, eines ſchmählichen Todes ſterben zu laſſen, welche Strafe ihnen gewiß war, wenn er ſie würde eingeliefert haben.

Dieſes glücklich ausgeführte Unternehmen ſetzte Vieilleville in große Gunſt bey dem König und den Guiſen. Es wurde ihm kurz darauf eine andre Expedition nach Rouen aufgetragen, wo die Reformirten unruhig geweſen waren. Er hatte fürchterliche Inſtruktionen dabey erhalten, denn ihm ſtand es frey, nicht nur die umbringen zu laſſen, die bey dieſem Aufſtand die Waffen genommen, ſondern auch ſogar die, die ein Wohlgefallen daran gehabt. Vieilleville, der ſieben Compagnien Gensd'armes bey ſich hatte, ließ den größten Theil ſeiner Leute zurück, und kam nach Rouen nur mit hundert Edelleuten, entwaffnete ſogleich die Bürgerſchaft, ließ ohne Anſehen der Religion dreyßig der Hauptrebellen greifen und ihnen den Prozeß machen, befahl aber ausdrücklich, daß man in dem Urthel nichts von der Religion ſagen, ſondern ſie nur als Rebellen gegen den König verdammen ſollte. Auf dieſe Art ſtellte **Vielleville** die Ruhe her, und ſchonte den Parteygeiſt, der ohne Zweifel noch lauter würde erwacht ſeyn, wenn er nur die Reformirten beſtraft hätte.

Der Hof hielt ſich in Orleans auf, als er wieder zurückkam, und eben damals war der Prinz **von Condé**, Bruder des Königs von Navarra, gefangen genommen worden. Um **Viellevillen** zu prüfen, was er darüber dächte, befahl ihm der König, den Prinzen zu beſuchen. **Vielleville** war aber ſchlau genug, dieſes zu merken und ſagte, daß er um das Leben nicht hingehen würde, denn er habe einen natürlichen Abſcheu gegen alle Ruheſtörer. Zugleich rieth er aber dem König, den Prinzen nur in die Baſtille zu ſchicken, indem es Sr. Majeſtät zum großen Vorwurf gereichen würde, einen Prinzen von Geblüt, wenn er dem König nicht nach dem Leben geſtrebt, hinrichten zu laſſen. Der König nahm dieſen Rath ſehr wohl auf, und geſtand nachher **Viellevillen** ſelbſt, daß er ihn auf die Probe geſetzt habe.

Die Uneinigkeiten zwiſchen dem König von Navarra auf der einen Seite, und dem König und den Guiſen auf der andern, wurden indeſſen immer größer; der König von Navarra wurde am Hof mit einer Geringſchätzung behandelt, die Jedermann, nur die Guiſen nicht, bewegte. Vieilleville ſoderte in dieſen Zeiten die Erlaubniß, in ſein Gouvernement zurückzukehren; allein, beſonders, die Königinn drang darauf, daß er bliebe. Man wollte ihn in dieſen kritiſchen Zeiten am Hof haben, um ſeine Rathſchläge, die immer ſehr weiſe waren, zu benutzen, und dann hatte man ihn auch auserſehen, nach Deutſchland zu reiſen, um denen mit dem König verbündeten Churfürſten und Fürſten des Reichs die Verhältniſſe mit dem König von Navarra und ſeinem Bruder vorzuſtellen, damit der Hof nicht im unrechten Licht erſchiene.

Allein dieſen Uneinigkeiten machte der Tod Königs Franz des Zweyten ein Ende, der den 5ten December 1560 erfolgte. Jetzt wendete ſich Alles an den König von Navarra, und ſelbſt die Königinn, die als Vormünderinn des jungen ſechszehnjährigen Königs Carls des IX. mitregierte, ernannte denſelben zum Generallieutenant des Reichs. Eine weiſe Maßregel, um die verſchiedenen Religionsparteyen, die ſehr unruhig zu werden anfingen, zufrieden zu ſtellen. Vieilleville hatte ſie der Königinn angerathen. Beyde Guiſen entfernten ſich bey dieſen ihnen ungünſtigen Umſtänden; der Kardinal ging auf ſeine Abtey und der Herzog nach Paris, wo er viele Anhänger hatte. Hier ſchmiedete er mit ſeinen Anhängern, dem

Connetable von Montmorency, dem Marſchall von St. André und Andern, ſeine Plane, die Lutheraner zu vertilgen; und dieſes iſt die Quelle, aus der alle Unruhen entſtanden, die hernach das Königreich verwüſteten. Da jetzt Vieilleville ſah, daß der König von Navarra und die Königinn gut miteinander ſtanden, drang er darauf, in ſein Gouvernement zurückzukehren, welches man ihm auch endlich verſtattete. Er war aber nicht lange in Metz, ſo wurde er vor vielen Andern auserſehen, nach Deutſchland als außerordentlicher Geſandter zu gehen, um dem Kaiſer und den Fürſten die Thronbeſteigung des jungen Königs bekannt zu machen.

Vieilleville unternahm ſogleich die Reiſe in Begleitung von ſechzig Pferden. Zuerſt begab er ſich zum Churfürſten von Bayern nach Heidelberg, von da nach Stuttgart zum Herzog von Württemberg, dann nach Augsburg und von dieſer Stadt nach Weimar, wo Vieilleville vom Herzog Johann Friedrich und Johann Wilhelm ſehr wohl empfangen wurde. Er überbrachte ihnen ihre Penſion, welche Heinrich der Zweyte ihnen als Nachkömmlingen Carls des Großen zugeſichert hatte, Jedem zu viertauſend Thalern jährlich. Von Weimar reiſte Vieilleville nach Ulm; von da wollte er nach Kaſſel, allein man widerrieth es ihm, weil die Wege ſo gar ſchlecht wären. Von Wien ging er nach Frankfurt, von da nach Prag und von Prag, nach einer ſeltſamen Reiſeroute, nach Mainz, und nun wieder über Koblenz, Trier nach Metz.

Ueberall wurde Vieilleville mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen, und beſonders wohl ging es ihm in Wien. Gleich bey der erſten Audienz beym Kaiſer, Ferdinand I., ſagte dieſer: „Seyn Sie „mir willkommen, Herr von Vieilleville, ob Sie „mir gleich Ihr Gouvernement von Metz und die übri„gen Reichsſtädte, welche Frankreich dem deutſchen „Reich entzog, nicht überbringen; ich hoffte lange, „Sie zu ſehen.“ Der Kaiſer nahm ihn ſogleich mit in ſein Zimmer, wo ſie zwey Stunden ganz allein bey einander waren. Bey dieſer Gelegenheit wunderte ſich Vieilleville, daß ſie ganz allein ins Zimmer kamen, indem es in Frankreich ganz anders war, wo die Franzoſen ihrem Herrn faſt die Füße abtreten, um überall in Menge hinzukommen, wo er hingeht. Vieilleville bemerkte ferner, und dieſes ſogar gegen den Kaiſer, wie es ihn befremdete, nach Wien gekommen zu ſeyn mit funfzig bis ſechzig Pferden, und von Niemand befragt zu werden, woher er käme, oder wer er wäre; wie gefährlich dieſes ſey, da ein Baſcha nur dreyßig Stunden von der Stadt liege. Der Kaiſer befahl ſogleich an jedes Thor ſtarke Wachen zu legen; doch ſchränkte er den Befehl auf Anrathen Vieilleville's, um den Baſcha nicht aufmerkſam zu machen, darauf ein, auf dem höchſten Thurm einen Wächter zu ſetzen.

der immer auf jene Gegend Acht geben und jede Veränderung mit einigen Schlägen an der Glocke anzeigen ſollte. Der Kaiſer wollte, daß dieſes Vieilleville's Wache ihm zu Ehren auf immer heißen ſollte. Bey einem großen Diner, welches der Kaiſer gab, ſah Vieilleville die Prinzeſſinn Eliſabeth, des römiſchen Königs Maximilians Tochter und Niece des Kaiſers. Ihm fiel ſogleich der Gedanke bey, daß dieſe ſchöne Prinzeſſinn der König ſein Herr zur Gemahlinn wählen ſolle, und er nahm es auf ſeine Gefahr, nach aufgehobener Tafel mit dem Kaiſer davon zu ſprechen, dem dieſer Antrag ſehr gefiel, und den auch der König von Frankreich mit vielen Freuden, als Vieilleville bey ſeiner Rückkehr nach Frankreich davon ſprach, annahm.

Vieilleville war jetzt wieder in Metz angelangt, und gedachte einige Tage auszuruhen, als ein Kurier vom Hof kam, der ihm Nachricht brachte, daß er nach England als Geſandter würde gehen müſſen. Er reiſte ſogleich nach Paris ab, und hier erhielt er bald ſeine Abfertigung, um über's Meer zu gehen. Die Abſicht ſeiner Reiſe war hauptſächlich, dem Kardinal von Chatillon entgegen zu arbeiten, der bey der Königinn Eliſabeth für die Hugenotten unterhandeln wollte. Vieilleville wußte es bey der Königinn, die im Anfange ſehr gegen ſeinen Antrag war, ſo gut einzuleiten, daß, als der Kardinal von Chatillon nach

London kam, er zu keiner Audienz bey der Königinn vorgelaſſen wurde. Indeſſen wurden die Unruhen in Frankreich immer größer, der Prinz von Condé belagerte Paris, er mußte jedoch dieſe Belagerung bald aufgeben, und kurz darauf fiel die Schlacht von Dreux vor, wo der Herzog von Guiſe den ſchon ſiegenden Prinzen völlig aufs Haupt ſchlug. Der Marſchall von St. André hatte die Avantgarde des Königs kommandirt, war zu dem Herzog von Guiſe geſtoßen, und verfolgte nur mit vierzig oder funfzig Pferden die Flüchtlinge. St. André ſtößt auf einen Kapitain der leichten Kavallerie, Namens Bobigny, der mit einem Trupp davon floh. Man ruft ſich einander an, der Marſchall antwortet zuerſt und nennt ſich. Bobigny fällt über ſeine Truppen her, macht ſie nieder, und nimmt den Marſchall gefangen. Dieſer Kapitain war ehedem in des Marſchalls Dienſten geweſen, hatte aber einen Stallmeiſter erſtochen. St. André ließ ihm den Prozeß machen, und da er nach Deutſchland ausgewichen war, im Bildniß aufhängen. Jetzt bat der Marſchall, ihn nach Kriegsgebrauch zu behandeln, und das Vergangene zu vergeſſen. Indeſſen entwaffnete Bobigny den Marſchall, und ließ ſich ſein Wort geben, bey ihm als Gefangener zu bleiben. So ritten ſie fort, als der Prinz von Porcian von der Condé'ſchen Partie kam, dieſen Gefangenen ſah und ihm die Hand gab. Der Marſchall bot ſich ihm ſogleich als

Gefangener an, und der Prinz ſuchte ihn den Händen Bobigny's zu entziehen. Allein dieſer ſetzte ſich zur Wehr, und da Alles darüber ſchrie, wie dieſes ungerecht ſey, daß ein Prinz einem Geringern ſeinen Vortheil rauben wollte, ließ Porcian davon ab. Kaum war Bobigny tauſend oder zwölfhundert Schritte vom Prinzen entfernt, ſo wendete er ſich zu dem Marſchall mit den Worten: „Du haſt mir durch deine ſchlechte „Denkungsart zu erkennen gegeben, wie ich dir nicht „trauen kann; du haſt dein Wort gebrochen. Du wirſt „mich ruiniren, wenn du wieder los kommſt. Du haſt „mich im Bild hängen laſſen, mein Vermögen eingezogen und es deinen Bedienten gegeben; du haſt mein „ganzes Haus ruinirt. Die Stunde iſt gekommen, wo „dich Gottes Urtheil trifft,“ und hiemit ſchoß er dem Marſchall eine Kugel vor den Kopf. Die Nachricht vom Tod eines Marſchalls von Frankreich trübte in Paris den Sieg der Katholiken ein wenig, beſonders war Vieilleville untröſtlich darüber. Es wurde ihm ſogleich das Brevet eines Marſchalls von Frankreich überbracht, er wies es aber ab. Der Kanzler von Frankreich ſelbſt begab ſich zu ihm; mehrere Prinzen baten ihn, die Stelle anzunehmen, er ſchlug es aus. Er wollte nicht einer Perſon in ihrer Stelle folgen, die er ſo über Alles geliebt hatte. Der König, entrüſtet über dieſes Ausſchlagen, ging ſelbſt zu Vieilleville; er fand ihn troſtlos auf dem Bette liegen, und befahl ihm den Marſchallsſtab anzunehmen. Vieilleville, gerührt über dieſe Gnade, konnte ſich nicht länger weigern; er fiel ſeinem König zu Füßen und empfing aus ſeinen Händen das Brevet.

Einige Zeit nachher wurde Vieilleville nach Rouen geſchickt, weil man nicht genug Zutrauen in die Fähigkeiten des dortigen Commandanten, Herrn von Villebon, ſetzte, und doch zu beſorgen war, daß der Admiral Coligny auf dieſe Stadt losgehen möchte. Dieſer Villebon war zwar ein Verwandter von Vieilleville; allein er führte ſich ſehr unfreundſchaftlich gegen ihn auf und unterließ bey jeder Gelegenheit, ſeine Schuldigkeit zu thun. Folgende Gelegenheit gab zu ernſten Auftritten Anlaß.

Man hatte in Rouen eine Magiſtratsperſon, reformirter Religion, entdeckt, die ſich heimlich in die Stadt zu ſchleichen und vergrabenes Geld wegzubringen gewuſſt hatte. Dieſes wurde entdeckt und der Gouverneur Villebon ließ dieſen Mann auf öffentlicher Straße niedermachen und ſeinen Körper zum allgemeinen Aergerniß mißhandelt da liegen. Niemand traute ſich, ihn, als einen Ketzer, anzurühren. Vieilleville erfuhr dieſes, war ſehr darüber aufgebracht und befahl ſogleich, ihn zur Erde zu beſtatten. Das Geld, welches Boisgyraud bey ſich gehabt hatte, war bey dem Gouverneur verſchwunden; Villebon, dem nicht wohl zu Muthe war, ſchickte eine ſeiner Kreaturen, einen Parlamentsrath, zu dem Marſchall, um zu erforſchen, was Vieilleville wol wegen des Geldes im Sinn hätte. Kaum war dieſer aber vor den Marſchall gekommen, als er ihn ſo hart anließ, daß er vor Bosheit weinte, und als er ſich auf ſeine Parlamentsſtelle berief, wollte ihn Vieilleville ſogar zum Fenſter hinaus werfen laſſen. Dieſer Rath ging darauf zu Villebon und ſagte ihm, daß der Marſchall von ihm geſagt habe, wie er unwürdig wäre, Kommandant der Stadt zu ſeyn. Villebon, aufgebracht über dieſe falſche Nachricht, ging fünf oder ſechs Tage nicht zu Vieilleville. Sie ſehen ſich endlich in der Kirche, grüßen einander und der Marſchall nimmt ihn zum Eſſen mit nach Hauſe. Nach Tiſche fängt Villebon von der Sache an; der Marſchall lacht noch und bat ihn, die Sache ruhen zu laſſen. Villebon aber wird hitzig, ſagt, daß alle die, welche behauptet, er ſey ſeiner Stelle unwürdig, in ihren Hals hinein gelogen. Der Marſchall ſpringt darüber auf und gibt ihn einen Stoß, daß er ohne den Tiſch zur Erde geſtürzt wäre. Villebon zieht den Degen, der Marſchall den ſeinigen. In dem Augenblick fliegt die Hand von Villebon und ein Stück des Arms zu Boden. Alles war erſtaunt, Villebon fiel zur Erde nieder, man brachte ihn fort. Vieilleville erlaubte nicht, daß man die Hand fort trug. „Hier ſoll ſie liegen bleiben, denn ſie hat mir in den Bart gegriffen.“

Indeſſen verbreitete ſich das Gerücht, der Gouverneur ſey ſo zugerichtet worden, weil er ein Feind der Hugenotten ſey; das Volk läuft zu den Waffen und belagerte den Ort, wo Vieilleville wohnte. Dieſer hatte aber ſchon vorläufig Anſtalten getroffen. Alle, die herein brechen wollten, wurden gut empfangen, und ihrer viele getödtet. Und da endlich auch ein großer Theil der Soldaten in Rouen auf die Seite des Marſchalls trat und zur Hülfe herbey marſchirte, zerſtreute ſich bald Alles, obgleich noch viele Verſuche gemacht wurden, die Belagerung aufs Neue anzufangen. Nach und nach kam die Kavallerie an, die vor Rouen auf den Dörfern lag, und ſo wurde Alles ruhig. Jedermann fürchtete ſich jetzt vor dem Zorn und der Rache des Marſchalls. Er verzieh aber Allen und ſtellte die Ruhe vollkommen wieder her.

Der König erhielt Nachricht, daß die deutſchen Fürſten auf Metz losgehen wollten und beorderte daher den Marſchall, ſich in ſein Gouvernement zu begeben. Als er dahin kam, fand er dieſe Nachricht auch wirklich in ſo weit beſtätigt, daß die Fürſten, als ſie gehört, Vieilleville ſey in der Unruhe von Rouen getödtet worden, beſchloſſen, vierzigtauſend zu Fuß und zwanzigtauſend Reiter aufzubringen und die Städte Toul, Verdun und Metz, die unter Karl V. vom Reich abgeriſſen worden, wieder zu erobern. Dieſer Plan ſey aber aufgehoben worden, als ſie gehört, daß Vieilleville noch am Leben ſey, und in ſein Gouvernement zurückkehren werde.

Vieilleville fand ſich einige Zeit nachher auf Befehl des Königs bey der Belagerung von Havre de Grace ein, die der alte Connetable von Montmorency kommandirte, und auch hier, ob er gleich von der Familie Montmorency mit neidiſchen Augen angeſehen wurde, leiſtete er ſo gute Dienſte, daß dieſe Stadt in etlichen Wochen überging. Bey den neuen unruhigen Projekten, die der Connetable ſchmiedete, und die des Königs Gegenwart in Paris erforderten, um ſie zu dämpfen, betrug Vieilleville ſich mit ſo viel Muth, Standhaftigkeit und Klugheit, daß ihn der König nicht mehr von ſich laſſen wollte, ja ſogar ihm, als der Connetable in der Schlacht von St. Denys gegen den Prinzen von Condé geblieben war, dieſe hohe Stelle übertrug; dieſes geſchah im großen Rath. Vieilleville ſtand von ſeinem Stuhl auf, ließ ſich auf ein Knie vor dem König nieder und — ſchlug dieſe Gnade auf eine ſo uneigennützige, kluge und feine Art aus, daß er alle Herzen gewann. Kurz darauf wurde Vieilleville, nachdem er St. Jean d'Angeli, welches ein Kapitän vom Prinzen Condé ſehr tapfer vertheidigt, eingenommen, und wobey der Gouverneur von Bretagne geblieben war, mit dieſem Gouvernement belohnt. Eine Stelle, die ihm ſehr viel Freude machte, da er zugleich die Erlaubniß erhielt, den Einen ſeiner Schwiegerſöhne, d'Eſpinay, zu ſeinem Generallieutenant in Bretagne und den andern, Duilly, als Gouverneur von Metz zu ernennen. Kaum war Alles dieſes vor ſich gegangen, und der König zurückgekehrt, als der Herzog von Montpenſier mit großem Ungeſtüm als Prinz von Geblüt das Gouvernement von Bretagne forderte. Der König ſchlug es ihm ab, der Herzog forderte noch ungeſtümer und weinte endlich ſogar, welches ihm als einem Mann von Stande von vierzig bis funfzig Jahren gar wunderlich ſtand. Der König weiß ſich nicht mehr zu helfen und ſchickt an Vieilleville eine vertraute Perſon ab, die Sache vorzutragen, wie ſie war. Vieilleville war ſogleich geneigt, ſeine Stelle in die Hände des Königs niederzulegen. „Es iſt mir nur leid," ſagte er bloß, „daß ein ſo tapferer Prinz ſich der Waffen „eines Weibes bedient hat, um zu ſeinem Zweck zu „gelangen, und mir mein Glück zu rauben." Zugleich ſchickte ihm der König zehntauſend Thaler als Geſchenk, die er aber durchaus nicht annehmen wollte, und als ihm endlich ein Billet des Königs vorgezeigt wurde, worin ihm mit Ungnade gedroht wurde, wenn er es nicht thun wollte, theilte er die Summe unter ſeine beyden Schwiegerſöhne, die auch ihre Hoffnungen verloren.

Der beſte Staatsdienſt, den Vieilleville ſeinem König leiſtete, war bey Gelegenheit einer Geſandtſchaft an die Schweizer-Cantons, mit welchen er ein Bündniß ſchloß, das vortheilhafter war, als alle vorhergehende. In ſeinem Schloß Dureſtal, wo er ſich in den letzten Zeiten ſeines Lebens aufhielt, beſuchte ihn oft Karl IX., der einmal einen ganzen Monat da blieb und ſich mit der Jagd bey ihm beluſtigte. Dieſes Verhältniß mit dem König, und die ausgezeichnete Gnade, deren er genoß, erregten ihm Feinde und Neider.

Er bekam eines Tages Gift, und dieſes wirkte ſo heftig, daß er in zwölf Stunden todt war. Der König mit ſeiner Mutter war eben in Vieilleville's Schloß und ſehr betreten über dieſen Todesfall.

So ſtarb den letzten Nov. 1571 ein Mann, der ein wahrer Vater des Volks, eine Stütze der Gerechtigkeit und Geſetzgeber in der Kriegskunſt war. Nach ihm brachen Unruhen jeder Art erſt aus. Den Ruheſtöhrern war er durch ſeinen Muth, durch ſeine Klugheit, und ſeine Gerechtigkeitsliebe und durch ſein Anſehen in dem Weg geſtanden; darum brachten ſie ihn aus der Welt.

Vorrede

zu der

Geſchichte des Maltheſerordens

nach Vertot

von M. N. bearbeitet.

(Jena 1792.)

Der Tempelorden glänzte und verſchwand wie ein Meteor in der Weltgeſchichte; der Orden der Johanniter lebt ſchon ſein ſiebentes Jahrhundert, und, obgleich der politiſchen Schaubühne beynahe verſchwunden, ſteht er für den Philoſophen der Menſchheit für ewige Zeiten als eine merkwürdige Erſcheinung da. Zwar droht der Grund einzuſinken, auf dem er errichtet worden, und wir blicken jetzt mit mitleidigem Lächeln auf ſeinen Urſprung hin, der für ſein Zeitalter ſo heilig, ſo feyerlich geweſen. Er ſelbſt aber ſteht noch, als eine ehrwürdige Ruine, auf ſeinem nie erſtiegenen Fels, und, verloren in Bewunderung einer Heldengröße, die nicht mehr iſt, bleiben wir wie vor einem umgeſtürzten Obelisken oder einem trajaniſchen Triumphbogen vor ihm ſtehen.

Zwar wünſchen wir uns nicht mit Unrecht dazu Glück, in einem Zeitalter zu leben, wo kein Verdienſt, wie jenes, mehr zu erwerben, wo ein Kraftaufwand, ein Heroismus, wie er in jenem Orden ſich äußert, eben ſo überflüſſig als unmöglich iſt; aber man muß geſtehen, daß wir die Ueberlegenheit unſerer Zeiten nicht immer mit Beſcheidenheit, mit Gerechtigkeit gegen die vergangenen geltend machen. Der verachtende Blick, den wir gewohnt ſind auf jene Periode des Aberglaubens, des Fanatismus, der Gedankenknechtſchaft zu werfen, verräth weniger den rühmlichen Stolz der ſich fühlenden Stärke, als den kleinlichen Triumph der Schwäche, die durch einen ohnmächtigen Spott die Beſchämung rächt, die das höhere Verdienſt ihr abnöthigte. Was wir auch vor jenen finſtern Jahrhunderten voraus haben mögen, ſo iſt es doch höchſtens nur ein vortheilhafter Tauſch, auf den wir allenfalls ein Recht haben könnten ſtolz zu ſeyn. Der Vorzug hellerer Begriffe, beſiegter Vorurtheile, gemäßigterer Leidenſchaften, freyerer Geſinnungen — wenn wir ihn wirklich zu erweiſen im Stande ſind — koſtet uns das wichtige Opfer praktiſcher Tugend, ohne die wir unſer beſſeres Wiſſen kaum für einen Gewinn rechnen können. Dieſelde Kultur, welche in unſerm Gehirn das Feuer eines fanatiſchen Eifers auslöſchte, hat zugleich die Glut der Begeiſterung in unſern Herzen erſtickt, den Schwung der Geſinnungen gelähmt, die thatenreifende Energie des Charakters vernichtet. Die Herren des Mittelalters ſetzten an einen Wahn, den ſie mit Weisheit verwechſelten, und eben weil er ihnen Weisheit war, Blut, Leben und Eigenthum; ſo ſchlecht ihre Vernunft belehrt war, ſo heldenmäßig gehorchten ſie ihren höchſten Geſetzen — und können wir, ihre verfeinerten Enkel, uns wol rühmen, daß wir an unſre Weisheit nur halb ſo viel, als ſie an ihre Thorheit, wagen?

Was der Verfaſſer der Einleitung zu nachſtehender Geſchichte jenem Zeitalter als einen wichtigen Vorzug anrechnet — jene praktiſche Stärke des Gemüths nämlich, das Theuerſte an das Edelſte zu ſetzen und einem blos idealiſchen Gut alle Güter der Sinnlichkeit zum Opfer zu bringen, bin ich ſehr bereit, zu unterſchreiben. Derſelbe excentriſche Flug der Einbildungskraft, der den Geſchichtſchreiber, den kalten Politiker an jenem Zeitalter irre macht, findet an dem Moralphiloſophen einen weit billigern Richter, ja nicht ſelten vielleicht einen Bewunderer. Mitten unter allen Greueln, welche ein verfinſterter Glaubenseifer begünſtigt und heiligt, unter den abgeſchmackten Verirrungen der Superſtition, entzückt ihn das erhabene Schauſpiel einer über alle Sinnenreize ſiegenden Ueberzeugung, einer feurig beherzigten *Vernunftidee*, welche über jedes noch ſo mächtige Gefühl ihre Herrſchaft behauptet. Waren gleich die Zeiten der Kreuzzüge ein langer trauriger Stillſtand in der *Kultur*, waren ſie ſogar ein Rückfall der Europäer in die vorige Wildheit, ſo war die Menſchheit doch offenbar ihrer höchſten Würde nie vorher ſo nahe geweſen, als ſie es damals war — wenn es anders entſchieden iſt, daß nur die *Herrſchaft ſeiner Ideen über ſeine Gefühle* dem Menſchen Würde verleiht. Die Willigkeit des Gemüths, ſich von überſinnlichen Triebfedern leiten zu laſſen, dieſe nothwendige Bedingung unſrer *ſittlichen Kultur*, muſſte ſich, wie es ſchien, erſt an einem ſchlechtern Stoffe üben, und zur Fertigkeit ausbilden, bis dem *guten Willen* ein hellerer Verſtand zu Hülfe kommen konnte. Aber daß es gerade dieſes edelſte aller menſchlichen Vermögen iſt, welches ſich bey jenen wilden Unternehmungen äußert und ausbildet, ſöhnt den philoſophiſchen Beurtheiler mit allen rohen Geburten eines unmündigen Verſtandes, einer geſetzloſen Sinnlichkeit aus, und um der nahen Beziehung willen, welche der *bloße Entſchluß*, unter der Fahne des Kreuzes zu ſtreiten, zu der höchſten ſittlichen Würde des Menſchen hat, verzeiht er ihm gern ſeine abenteuerlichen Mittel und ſeinen chimäriſchen Gegenſtand.

Von dieſer Art ſind nun die Glaubenshelden, mit denen uns die nachfolgende Geſchichte bekannt macht;

ihre Schwachheiten, von glänzenden Tugenden geführt, dürfen ſich einer weiſern Nachwelt kühn unter das Angeſicht wagen. Unter dem Panier des Kreuzes ſehen wir ſie der Menſchheit ſchwerſte und heiligſte Pflichten üben und, indem ſie nur einem Kirchengeſetze zu dienen glauben, unwiſſend die höhern Gebote der Sittlichkeit befolgen. Suchte doch der Menſch ſchon ſeit Jahrtauſenden den Geſetzgeber über den Sternen, der in ſeinem eigenen Buſen wohnt — warum dieſen Helden es verargen, daß ſie die Sanktion einer Menſchenpflicht von einem Apoſtel entlehnen, und die allgemeine Verbindlichkeit zur Tugend, ſo wie den Anſpruch auf ihre Würde, an ein Ordenskleid heften? Fühle man noch ſo ſehr das Widerſinnige eines Glaubens, der für die Scheingüter einer ſchwärmenden Einbildungskraft, für lebloſe Heiligthümer, zu bluten befiehlt — wer kann der heroiſchen Treue, womit dieſem Wahnglauben von den geiſtlichen Rittern Gehorſam geleiſtet wird, ſeine Achtung verſagen? Wenn nach vollbrachten Wundern der Tapferkeit, ermattet vom Gefecht mit den Ungläubigen, erſchöpft von den Arbeiten eines blutigen Tages, dieſe Heldenſchaar heimkehrt, und, anſtatt ſich die ſiegreiche Stirn mit dem verdienten Lorbeer zu krönen, ihre ritterlichen Verrichtungen ohne Murren mit dem niedrigen Dienſt eines Wärters vertauſcht — wenn dieſe Löwen im Gefechte hier am Krankenbette eine Geduld, eine Selbſtverleugnung, eine Barmherzigkeit üben, die ſelbſt das glänzendſte Heldenverdienſt verdunkelt — wenn eben die Hand, welche wenige Stunden zuvor das furchtbare Schwert für die Chriſtenheit führte, und den zagenden Pilger durch die Säbel der Feinde geleitete, einem ekelhaften Kranken um Gottes Willen die Speiſe reicht, und ſich keinem der verächtlichen Dienſte entzieht, die unſre verzärtelten Sinne empören — wer, der die Ritter des Spitals zu Jeruſalem in dieſer Geſtalt erblickt, bey dieſen Geſchäften überraſcht, kann ſich einer innigen Rührung erwehren? Wer ohne Erſtaunen die beharrliche Tapferkeit ſehen, mit der ſich der kleine Heldenhaufe in Ptolemais, in Rhodus und ſpäterhin auf Maltha gegen einen überlegenen Feind vertheidigt? die unerſchütterliche Feſtigkeit ſeiner beyden Großmeiſter Isle Adam und La Valette, die gleich bewundernswürdige Willigkeit der Ritter ſelbſt, ſich dem Tode zu opfern? Wer lieſt ohne Erhebung des Gemüths den freywilligen Untergang jener vierzig Helden im Fort St. Elmo, ein Beyſpiel des Gehorſams, das von der geprieſenen Selbſtaufopferung der Spartaner bey Thermopylä nur durch die größere Wichtigkeit des Zwecks übertroffen wird! Es iſt der chriſtlichen Religion von berühmten Schriftſtellern der Vorwurf gemacht worden, daß ſie den kriegeriſchen Muth ihrer Bekenner erſtickt und das Feuer der Begeiſterung ausgelöſcht habe. Dieſer Vorwurf — wie glänzend wird er durch das Beyſpiel der Kreuzheere, durch die glorreichen Thaten des Johanniter- und Tempelordens widerlegt? Der Grieche, der Römer kämpfte für ſeine Exiſtenz, für zeitliche Güter, für das begeiſternde Phantom der Weltherrſchaft und der Ehre, kämpfte vor den Augen eines dankbaren Vaterlands, das ihm den Lorbeer für ſein Verdienſt ſchon von ferne zeigte. — Der Muth jener chriſtlichen Helden entbehrte dieſe Hülfe, und hatte keine andere Nahrung als ſein eigenes unerſchöpfliches Feuer.

Aber es iſt noch eine andere Rückſicht, aus welcher mir eine Darſtellung der äußern und innern Schickſale dieſes geiſtlichen Ritterordens Aufmerkſamkeit zu verdienen ſchien. Dieſer Orden nämlich iſt zugleich ein politiſcher Körper, gegründet zu einem eigenthümlichen Zweck, durch beſondere Geſetze unterſtützt, durch eigenthümliche Bande zuſammengehalten. Er entſteht, er bildet ſich, erblüht und verblüht, kurz er eröffnet und beſchließt ſein ganzes politiſches Leben vor unſern Augen. Der Geſichtspunkt, aus welchem der philoſophiſche Beurtheiler jede politiſche Geſellſchaft betrachtet, kann auch auf dieſen mönchiſchritterlichen Staat mit Recht angewendet werden. Die verſchiedenen Formen nämlich, in welchen politiſche Geſellſchaften zuſammentreten, erſcheinen demſelben als eben ſo viele von der Menſchheit (wenn gleich nicht abſichtlich) angeſtellte Verſuche, die Wirkſamkeit gewiſſer Bedingungen entweder für einen eigenthümlichen Zweck oder für den gemeinſchaftlichen Zweck aller Verbindungen überhaupt zu erproben. Was kann aber unſerer Aufmerkſamkeit würdiger ſeyn, als den Erfolg dieſer Verſuche zu erfahren, als die Statthaftigkeit oder Unſtatthaftigkeit jener Bedingungen für ihre Zwecke an einem belebenden Beyſpiele dargethan zu ſehen? So hat das menſchliche Geſchlecht in der Folge der Zeiten beynahe alle nur denkbare Bedingungen der geſellſchaftlichen Glückſeligkeit — wenn gleich nicht in dieſer Abſicht — durch eigne Erfahrung geprüft; es hat ſich, um endlich die zweckmäßigſte zu erhaſchen, in allen Formen der politiſchen Gemeinſchaft verſucht. Für alle dieſe Staatsorganiſationen wird die Welthiſtorie gleichſam zu einer pragmatiſchen Naturgeſchichte, welche mit Genauigkeit aufzählt, wie viel oder wie wenig durch dieſe verſchiedenen Prinzipien der Verbindung für das letzte Ziel des gemeinſchaftlichen Strebens gewonnen worden iſt. Aus einem ähnlichen Geſichtspunkt laſſen ſich nnn auch die ſouverainen geiſtlichen Ritterorden betrachten, denen der Religionsfanatismus in den Zeiten der Kreuzzüge die Entſtehung gegeben hat. Antriebe, welche ſich nie zuvor in dieſer Verknüpfung und zu dieſem Zwecke wirkſam gezeigt, werden hier zum erſten Mal zur Grundlage eines politiſchen Körpers genommen, und das Reſultat davon iſt, was die nachſtehende Geſchichte dem Leſer vor Augen legt. Ein feuriger Rittergeiſt verbindet ſich mit zwangvollen Ordensregeln, Kriegszucht mit Mönchsdiſciplin, die ſtrenge Selbſtverleugnung, welche das Chriſtenthum fordert, mit kühnem Soldatentrotz, um gegen den äußern Feind der Religion einen undurchdringlichen Phalanx zu bilden, und mit gleichem Heroismus ihren mächtigen Gegnern von innen, dem Stolz und der Ueppigkeit, einen ewigen Krieg zu ſchwören.

Rührende erhabene Einfalt bezeichnet die Kindheit des Ordens, Glanz und Ehre krönt ſeine Jugend; aber bald unterliegt auch er dem gemeinen Schickſal der Menſchheit. Wohlſtand und Macht, natürliche Gefährten der Tapferkeit und Enthaltſamkeit, führen ihn mit beſchleunigten Schritten der Verderbniß entgegen. Nicht ohne Wehmuth ſieht der Weltbürger die herrlichen Hoffnungen getäuſcht, zu denen ein ſo ſchöner Anfang berechtigte — aber dieſes Beyſpiel bekräftigt ihm nur die unumſtößliche Wahrheit, daß nichts Beſtand hat, was Wahn und Leidenſchaft gründete, daß nur die Vernunft für die Ewigkeit baut.

Nach dem, was ich hier von den Vorzügen dieſes Ordens habe berühren können, glaube ich keine weitere Rechtfertigung der Gründe nöthig zu haben, aus denen ich veranlaſſt worden bin, das Vertot'ſche Werk nach einer neuen Bearbeitung zum Druck zu befördern. Ob daſſelbe auch der Abſicht vollkommen entſpricht, welche mir bey Anempfehlung deſſelben vor Augen ſchwebte, wage ich nicht zu behaupten; doch iſt es das einzige Werk dieſes Inhalts, was einen würdigen Begriff von dem Orden geben und die Aufmerkſamkeit des Leſers daran feſſeln kann. Der Ueberſetzer hat ſich, ſo viel immer möglich, beſtrebt, der Erzählung, welche im Original ſehr ins Weitſchweifige fällt, einen raſchern Gang und ein lebhafteres Intereſſe zu geben, und auch da, wo man an dem Verfaſſer die Unbefangenheit des Urtheils vermiſſt, wird man die verbeſſernde Hand des deutſchen Bearbeiters nicht verkennen. Daß dieſes Buch nicht für den Gelehrten und eben ſo wenig für die ſtudirende Jugend, ſondern für das leſende Publikum, welches ſich nicht an der Quelle ſelbſt unterrichten kann, beſtimmt iſt, braucht wol nicht geſagt zu werden; und bey dem letztern hofft man durch Herausgabe deſſelben Dank zu verdienen. Die Geſchichte ſelbſt wird ſchon mit dem zweyten Bande beſchloſſen ſeyn, da der Orden mit dem Ablauf des ſechszehnten Jahrhunderts die Fülle ſeines Ruhms erreicht hat, und von da an mit ſchnellen Schritten in eine politiſche Vergeſſenheit ſinkt.

Vorrede
zu dem erſten Theile
der
merkwürdigen Rechtsfälle
nach Pitaval.
(Jena 1792.)

Unter derjenigen Klaſſe von Schriften, welche eigentlich dazu beſtimmt iſt, durch die Leſegeſellſchaften ihren Zirkel zu machen, finden ſich, wie man allgemein klagt, ſo gar wenige, bey denen ſich entweder der Kopf oder das Herz der Leſer gebeſſert fände. Das immer allgemeiner werdende Bedürfniß zu leſen, auch bey denjenigen Volksklaſſen, zu deren Geiſtesbildung von Seiten des Staats ſo wenig zu geſchehen pflegt, anſtatt von guten Schriftſtellern zu edlern Zwecken benutzt zu werden, wird vielmehr noch immer von mittelmäßigen Scribenten und gewinnſüchtigen Verlegern dazu gemißbraucht, ihre ſchlechte Waare, wär's auch auf Unkoſten aller Volkskultur und Sittlichkeit, in Umlauf zu bringen. Noch immer ſind es geiſtloſe, geſchmack- und ſittenverderbende Romane, dramatiſirte Geſchichten, ſogenannte Schriften für Damen und dergleichen, welche den beſten Schatz der Leſebibliotheken ausmachen und den kleinen Reſt geſunder Grundſätze, den unſre Theaterdichter noch verſchonten, vollends zu Grund richten. Wenn man den Urſachen nachgeht, welche den Geſchmack an dieſen Geburten der Mittelmäßigkeit unterhalten, ſo findet man ihn in dem allgemeinen Hang der Menſchen zu leidenſchaftlichen und verwickelten Situationen gegründet, Eigenſchaften, woran es oft den ſchlechteſten Produkten am wenigſten fehlt. Aber derſelbe Hang, der das Schädliche in Schutz nimmt, warum ſollte man ihn nicht für einen rühmlichen Zweck nutzen können? Kein geringer Gewinn wäre es für die Wahrheit, wenn beſſere Schriftſteller ſich herablaſſen möchten, den Schlechten die Kunſtgriffe abzuſehen, wodurch ſie ſich den Leſer erwerben, und zum Vortheil der guten Sache davon Gebrauch zu machen.

Bis dieſes allgemeiner in Ausübung gebracht oder bis unſer Publikum kultivirt genug ſeyn wird, um das Wahre, Schöne und Gute ohne fremden Zuſatz für ſich ſelbſt lieb zu gewinnen, iſt es an einem unterhaltenden Buch ſchon Verdienſt genug, wenn es ſeinen Zweck ohne die ſchädlichen Folgen erreicht, womit man bey den mehreſten Schriften dieſer Gattung das geringe Maß der Unterhaltung, die ſie gewähren, erkaufen muß. Es verdrängt wenigſtens, ſo lang es geleſen wird, ein ſchlimmeres, und enthält es dann irgend noch einige

Realität für den Verſtand, ſtreut es den Samen nützlicher Kenntniſſe aus, dient es dazu, das Nachdenken des Leſers auf würdige Zwecke zu richten, ſo kann ihm, unter der Gattung, wozu es gehört, der Werth nicht abgeſprochen werden.

Von dieſer Art iſt das gegenwärtige Werk, für deſſen Brauchbarkeit ich veranlaſſt worden bin ein öffentliches Zeugniß abzulegen, und ich glaube keine andern Gründe nöthig zu haben, um die Herausgabe deſſelben zu rechtfertigen. Man findet in demſelben eine Auswahl gerichtlicher Fälle, welche ſich an Intereſſe der Handlung, an künſtlicher Verwicklung, und Mannichfaltigkeit der Gegenſtände bis zum Roman erheben, und dabey noch den Vorzug der hiſtoriſchen Wahrheit voraus haben. Man erblickt hier den Menſchen in den verwickeltſten Lagen, welche die ganze Erwartung ſpannen, und deren Auflöſung der Divinationsgabe des Leſers eine angenehme Beſchäftigung gibt. Das geheime Spiel der Leidenſchaft entfaltet ſich hier vor unſern Augen, und über die verborgenen Gänge der Intrigue, über die Machinationen des geiſtlichen ſowol als weltlichen Betruges, wird mancher Strahl der Wahrheit verbreitet. Triebfedern, welche ſich im gewöhnlichen Leben dem Auge des Beobachters verſtecken, treten bey ſolchen Anläſſen, wo Leben, Freyheit und Eigenthum auf dem Spiele ſteht, ſichtbarer hervor, und ſo iſt der Kriminalrichter im Stande, tiefere Blicke in das Menſchenherz zu thun. Dazu kommt, daß der umſtändlichere Rechtsgang die geheimen Beweguraſachen menſchlicher Handlungen weit mehr ins Klare zu bringen fähig iſt, als es ſonſt geſchieht, und wenn die vollſtändigſte Geſchichtserzählung uns über die letzten Gründe einer Begebenheit, über die wahren Motive der handelnden Spieler oft genug unbefriedigt läſſt, ſo enthüllt uns oft ein Kriminalprozeß das Innerſte der Gedanken, und bringt das verſteckteſte Gewebe der Bosheit an den Tag. Dieſer wichtige Gewinn für Menſchenkenntniß und Menſchenbehandlung, für ſich ſelbſt ſchon erheblich genug, um dieſem Werk zu einer hinlänglichen Empfehlung zu dienen, wird um ein Großes noch durch die vielen Rechts-Kenntniſſe erhöht, die darin ausgeſtreut werden, und die durch die Individualität des Falls, auf den man ſie angewendet ſieht, Klarheit und Intereſſe erhalten.

Die Unterhaltung, welche dieſe Rechtsfälle ſchon durch ihren Inhalt gewähren, wird bey Vielen noch mehr durch die Behandlung erhöht. Ihre Verfaſſer haben, wo es anging, dafür geſorgt, die Zweifelhaftigkeit der Entſcheidung, welche oft den Richter in Verlegenheit ſetzte, auch dem Leſer mitzutheilen, indem ſie für beyde entgegengeſetzte Partheyen gleiche Sorgfalt und gleich große Kunſt aufbieten, die letzte Entwickelung zu verſtecken, und dadurch die Erwartung aufs Höchſte zu treiben.

Eine treue Ueberſetzung der Pitaval'ſchen Rechtsfälle iſt bereits in derſelben Verlagshandlung erſchienen und bis zum vierten Bande fortgeführt worden. Aber der erweiterte Zweck dieſes Werks macht eine veränderte Behandlung nothwendig. Da man bey dieſer neuen Einkleidung auf das größere Publikum vorzüglich Rückſicht nahm; ſo würde es zweckwidrig geweſen ſeyn, bey dem juriſtiſchen Theil dieſelbe Ausführlichkeit beyzubehalten, die das Original für Rechtsverſtändige vorzüglich brauchbar macht. Durch die Abkürzungen, die es unter den Händen des neuen Ueberſetzers erlitt, gewann die Erzählung ſchon an Intereſſe, ohne deswegen an Vollſtändigkeit etwas einzubüßen.

Eine Auswahl der Pitaval'ſchen Rechtsfälle dürfte durch drey bis vier Bände fortlaufen; alsdann aber iſt man geſonnen, auch von andern Schriftſtellern und aus andern Nationen (beſonders wo es ſeyn kann, aus unſerm Vaterland) wichtige Rechtsfälle aufzunehmen, und dadurch allmählich dieſe Sammlung zu einem vollſtändigen Magazin für dieſe Gattung zu erheben. Der Grad der Vollkommenheit, den ſie erreichen ſoll, beruht nunmehr auf der Unterſtützung des Publikum und der Aufnahme, welche dieſem erſten Verſuch widerfahren wird.

Friedrichs von Schiller
ſämmtliche Werke.

Achten Bandes
Erſte Abtheilung.

Mit Königl. Sächſiſchen und Königl. Weſtphäliſchen allergnädigſten Privilegien gegen den Nachdruck und Verkauf der Nachdrucke.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1813.

[illegible]

Zweiter Nachtrag

zum

Verzeichniß der Subſcribenten.

	Velinp.	Schreibpap.	W. Druckp.	Ord. Druckp.
Altſtädten.				
Herr Gutmann, Pfarrer . . .				1
Amberg.				
— **Fröhlich**, Profeſſor			7	
Auerbach, im Voigtländiſchen.				
— **von Planitz**, C. F. Königl. Sächſ. Kammer- und Jagd-Junker .			1	
Augsburg.				
— **Diſſenius**, C. F. bey Hrn. J. und G. W. von Halder . . .			1	
— **Geuder**, Diaconus			2	
Bayreuth.				
— **Zimmermann**, J. Ch. G., Profeſſor .			1	
Barmen.				
— **Springmann**, Heinr . . .			7	

	Velinpap.	Schreibpap.	Gr. Druckp.	Ord. Druckp.
Basel.				
Herr von Bran, J. J. Cand. der Philos.				1
— Schneider Felix				2
— Schneider J. J.				1
— Schneider, Wernh.				1
— Ziegelin, J. Cand. der Theologie .				1
— Uebelen, J. J.				1
Bielefeld.				
— Rade, Dr.			1	
Chur.				
— von Planta von Sennaden in Tamins				1
Cölln.				
— Berkenkamp, botan. Gärtner . .			1	
— Boisseree, W., Oberempfänger des Cölln. Bezirks . .	1			
— Ermans, Adjunct der Mairie .	1			
— Conrad, Kaufmann . . .			1	
— Farina, C. A., Fabrikant . . .	1			
— Grein, Justizbeamter . . .	1			
— von Hart, Freyherr zu Dreyborn .			1	
— Koch, G. Heinr., Kaufmann . .			1	
— Leans, Clemens			1	
— Merkens, Associe der Hrn. Seidlitz und Merkens	1			
— Nagel, Dr., Sohn, Advokat beym Bezirksgerichte			1	
— Piepenhausen, Justizbeamter . .	1			
— Schaafhausen, J. A., Banquier .	1			
— Schenck, Dr., Advok beym Bezirksgerichte			1	
Darmstadt.				
— Hoffmann, Aug., der jüngere, Kammerrath				1
Dessau.				
Ihro Hochf. Durchl. die Frau Erbprinzessin zu Anhalt Dessau		1		
Ihro Hochf. Durchl. die Prinzessin Auguste von Anhalt-Dessau . . .		1		
Herr Cöler, Bauamts-Assessor . . .			1	
— Theveny, W.		1		
Düsseldorf.				
— Rittershausen, Generalsekretär für				

	Velin-P.	Schreibp.	Dr. Pap.	Ord. Pap.
das Straßen-Bau und Brücken-Weſen, im Großherzogl. Bergiſchen Miniſterium des Innern . .		1	13	
Elberfeld.				
Herr Dümmler, Joh. Fr. . . .			1	
Frankfurt a. M.				
— Päckina, Joh. Ad.			1	
— Klos, Carl			1	
— Richter, Erzieher bey dem Hrn. Grafen von Solms-Rödelheim . .			3	
Frauenfeld.				
— Gutmann, Proviſor				1
— Kenzeler, Pfarrer				1
— Morell, Regierungs-Präſident .			1	
— Salzberger, Antiſtes . . .		1		
St Gallen.				
— Halder-Mande				1
— Schlumpf, Kaufmann . . .		1		
— Wild, Doktor der Medecin . .		1		
— Ein Ungenannter			1	
Geislingen.				
— Hiller, Rechnungs-Commiſſär . .			1	
Hechingen.				
— von Hövell, Oberſt	1	1		
Heidelberg.				
— H[illegible]er, Carl		1	1	
Heilbronn.				
— Haußmann, Thier-Arzt . . .			1	
Hemberg.				
— Hagmann, Pfarrer				1
Herrenberg.				
— Piſtorius, Oberamtsactuar . .				1
— Ruof, Poſthalter				1
Hörter, an der Weſer.				1
— Saſſe, Paſtor			2	
Hottdorf.				
— Schmitz, Empfänger . . .			1	
Kanibenern.				
— Steudlin, Ober-Elementarlehrer .			1	
Kehl.				
Dilli, Poſtſekretär			2	

	Velinpap.	Schreibpap.	Gr. Druckp.	Ord. Druckp.
Kempten.				
Herr Seel, Heinr., Königl. Bair. Sekretär und Kassier der Iller-Kreis-Administration				1
Landshut.				
— Salat, Professor			1	
Langensalza.				
— Meerbach, jun.			7	
Ludwigsburg.				
— Naß, Fried., Antiquar . .			1	
Mogelsberg.				
— Forrer, Doktor der Medicin . .			1	
München.				
— Niethammer, Ober-Consistorialrath und Ober-Studienrath . . .			2	
— von Reich, Graf, Königl. Bairischer Edelknabe				1
Remscheid, bey Elberfeld.				
— Scharf, Alex.			1	
Roth.				
— von Erbach-Württemberg-Roth, Carl, Graf			1	
Mortenburg.				
— Hofacker, Steuerrath . . .				1
Schorndorf.				
— Frick, Oberamtsaktuar . . .		1		
Siessen.				
— Miller, J. A. Vikar . . .				1
Strasburg.				
— Saum, Jak., Handelsmann . .			1	
— Treuttel und Würtz		2	39	27
Stuttgart.				
— Gneiting, Schullehrer . . .		1		
— von Hartmann, Staatsrath . .			1	
— Kaulla, Nathan, Hoffaktor . .			1	
Frau von Lende				1
Herr Osiander, Kriegs-Departements-Sekretär			1	
— Rühlen, Hofapotheker . . .		1		
— Schweigle, Hof-Schreiner . .			1	
Frau Gräfin von Zeppelin, . . .			1	

	Velinp.	Schreibp.	W. Druckp.	Ord. Druckp.
Tübingen.				
Herr Cranz, Seminariſt				1
— Dorſch, Seminariſt				1
— Fromme, Stud. der Theologie .				1
— Kapf, Stud. der Rechte . . .				1
— Kaufmann, Stud. der Theologie .				1
— Moſer, Seminariſt				1
— Mürdel, Stud. der Medicin . .				1
— Renner, Seminariſt . . .				1
— Riecke, Seminariſt				2
— Runkel, Seminariſt . . .				1
— Spellenberg, Kaufmann . . .			1	6
— Stehlen, Seminariſt . . .				1
— Winter, Seminariſt . . .				1
Ober Türkheim.				
— Schmid, Pfarrer, M. . . .			1	
Turbenthal.				
— von Orell, C., Diakon . . .				1
Ulm.				
— Jnſpruckner, Georg Matthias, Kaufmann			1	
— Moſer, G. H., Profeſſor . . .				1
— Stüber, Stadtpfarrer . . .		1		
— Wollbach, Advokat				1
Utphe.				
— Ziegler, J. M.			1	
Weinfelden.				
— Reinhardt, Cantonsrath und geweſener Oberrichter			1	
Wien.				
— von Paar, k. k. Oeſterreich. Obriſt-Lieutenant			1	
Ober-Winterthur.				
— Waſer, Vikar				1
Wörlitz.				
Frau von Bäringer		1		
Würzburg.				
Herr Ziegler, Profeſſor			4	
Zürich.				
— Eſcher, im Brunnen . . .			1	
— Eſcher, im Kropf				1

	Velinpapr.	Schweizerpapr.	Schr. Papr.	Ord. Papr.
Herr Füßli, Cand. der Theologie				1
— Hirzel, H., Sohn, im Hegibach				1
— Maurer, V. D. M.				1
— von Meiß, im Chamhaus			2	1
— von Meiß, Cand. der Theologie				1
— Meyer, Eidgenöss. Stabshauptmann				1
— von Salis				1
— Schweizer, Pfarrer zu Wyla im Turbenthal				1
— J. Steffen				1

Inhalt

des

achten Bandes, erſte Abtheilung.

Seite

Ueber Anmuth und Würde. (1793.) 1

Ueber das Pathetiſche (1793.) 99

Ueber den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden. (1792.) 142

Ueber die tragiſche Kunſt. (1792.) 166

Zerſtreute Betrachtungen über verſchiedene äſthetiſche Gegenſtände. (1793.) 203

Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchen. (1795.) 235

Ueber
Anmuth und Würde.*)

Die griechiſche Fabel legt der Göttinn der Schönheit einen Gürtel bey, der die Kraft beſitzt, dem, der ihn trägt, *Anmuth* zu verleihen, und Liebe zu erwerben. Eben dieſe Gottheit wird von den Huldgöttinnen oder den *Grazien* begleitet.

Die Griechen *unterſchieden* alſo die Anmuth und die Grazien noch von der Schönheit, da ſie ſolche durch Attribute ausdrückten, die von der Schönheitsgöttinn zu trennen waren. Alle Anmuth iſt ſchön, denn der Gürtel des Liebreizes iſt ein *Eigenthum* der Göttinn von Gnidus; aber nicht alles Schöne iſt Anmuth, denn auch ohne dieſen Gürtel bleibt Venus, was ſie iſt.

---

*) *Anmerkung des Herausgebers.* Dieſe Schrift erſchien zuerſt in der neuen Thalia im 2ten Stück des Jahrgangs 1793.

Nach eben dieſer Allegorie iſt es die Schönheitgöttinn allein, die den Gürtel des Reizes trägt und verleiht. Juno, die herrliche Königinn des Himmels, muß jenen Gürtel erſt von der Venus entlehnen, wenn ſie den Jupiter auf dem Ida bezaubern will. Hoheit alſo, ſelbſt wenn ein gewiſſer Grad von Schönheit ſie ſchmückt, (den man der Gattinn Jupiters keineswegs abſpricht) iſt ohne Anmuth nicht ſicher, zu gefallen; denn nicht von ihren eigenen Reizen, ſondern von dem Gürtel der Venus erwartet die hohe Götterköniginn den Sieg über Jupiters Herz.

Die Schönheitgöttinn kann aber doch ihren Gürtel entäußern und ſeine Kraft auf das Minderſchöne übertragen. Anmuth iſt alſo kein ausſchließendes Prärogativ des Schönen, ſondern kann auch, obgleich immer nur aus der Hand des Schönen, auf das Minderſchöne, ja ſelbſt auf das Nichtſchöne, übergeben.

Die nämlichen Griechen empfahlen demjenigen, dem bey allen übrigen Geiſtesvorzügen die Anmuth, das Gefällige fehlte, den Grazien zu opfern. Dieſe Göttinnen wurden alſo von ihnen zwar als Begleiterinnen des ſchönen Geſchlechts vorgeſtellt, aber doch als ſolche, die auch dem Mann gewogen werden können, und die ihm, wenn er gefallen will, unentbehrlich ſind.

Was iſt aber nun die Anmuth, wenn ſie ſich mit dem Schönen zwar am liebſten, aber doch nicht ausſchließend verbindet? wenn ſie zwar von dem Schönen herſtammt, aber die Wirkungen deſſelben auch dem Nichtſchönen offenbart? wenn die Schönheit zwar ohne ſie beſtehen, aber durch ſie allein Neigung einflößen kann?

Das zarte Gefühl der Griechen unterſchied frühe ſchon, was die Vernunft noch nicht zu verdeutlichen fähig war, und, nach einem Ausdruck ſtrebend, erborgte es von der Einbildungskraft Bilder, da ihm der Verſtand noch keine Begriffe darbieten konnte. Jener Mythus iſt daher der Achtung des Philoſophen werth, der ſich ohnehin damit begnügen muß, zu den Anſchauungen, in welchen der reine Naturſinn ſeine Entdeckungen niederlegt, die Begriffe aufzuſuchen, oder mit andern Worten, die Bilderſchrift der Empfindungen zu erklären.

Entkleidet man die Vorſtellung der Griechen von ihrer allegoriſchen Hülle, ſo ſcheint ſie keinen andern, als folgenden Sinn einzuſchließen.

Anmuth iſt eine bewegliche Schönheit; eine Schönheit nämlich, die an ihrem Subjekte zufällig entſtehen und eben ſo aufhören kann. Dadurch unterſcheidet ſie ſich von der fixen Schönheit, die mit dem Subjekte ſelbſt nothwendig gegeben iſt. Ihren Gürtel kann Venus abnehmen und der Juno augenblicklich überlaſſen; ihre Schönheit würde ſie nur mit ihrer Perſon weggeben können. Ohne ihren Gürtel iſt ſie nicht mehr die reizende Venus, ohne Schönheit iſt ſie nicht Venus mehr.

Dieſer Gürtel, als das Symbol der beweglichen Schönheit, hat aber das ganz Beſondere, daß er der Perſon, die damit geſchmückt wird, die objektive Eigenſchaft der Anmuth verleiht; und unterſcheidet ſich dadurch von jedem andern Schmuck, der nicht die Perſon ſelbſt, ſondern bloß den Eindruck derſelben, ſubjektiv, in der Vorſtellung eines Andern, verändert. Es iſt der ausdrückliche Sinn des griechiſchen Mythus, daß ſich die Anmuth in eine Eigenſchaft der Perſon verwandle, und daß die Trägerinn des Gürtels wirklich liebenswürdig ſey, nicht bloß ſo ſcheine.

Ein Gürtel, der nicht mehr iſt als ein zufälliger äußerlicher Schmuck, ſcheint allerdings kein ganz paſſendes Bild zu ſeyn, die perſönliche Eigenſchaft der Anmuth zu bezeichnen; aber eine perſönliche Eigenſchaft, die zugleich als zertrennbar von dem Subjekte gedacht wird, konnte nicht wol anders, als durch eine zufällige Zierde verſinnlicht werden, die ſich unbeſchadet der Perſon von ihr trennen läſſt.

Der Gürtel des Reizes wirkt alſo nicht natürlich, weil er in dieſem Fall an der Perſon ſelbſt nichts verändern könnte, ſondern er wirkt magiſch, das iſt, ſeine Kraft wird über alle Naturbedingungen erweitert. Durch dieſe Auskunft (die freylich nicht mehr iſt als ein Behelf) ſollte der Widerſpruch gehoben werden, in den das Darſtellungvermögen ſich jederzeit unvermeidlich verwickelt, wenn es für das, was außerhalb der Natur im Reiche der Freyheit liegt, in der Natur einen Ausdruck ſucht.

Wenn nun der Gürtel des Reizes eine objektive Eigenſchaft ausdrückt, die ſich von ihrem Subjekte abſondern läßt, ohne deswegen etwas an der Natur deſſelben zu verändern, ſo kann er nichts anders als Schönheit der Bewegung bezeichnen; denn Bewegung iſt die einzige Veränderung, die mit einem Gegenſtand vorgehen kann, ohne ſeine Identität aufzuheben.

Schönheit der Bewegung iſt ein Begriff, der beyden Forderungen Genüge leiſtet, die in dem angeführten Mythus enthalten ſind. Sie iſt erſtlich objektiv und kommt dem Gegenſtande ſelbſt zu, nicht bloß der Art, wie wir ihn aufnehmen. Sie iſt zweytens etwas Zufälliges an demſelben, und der Gegenſtand bleibt übrig, auch wenn wir dieſe Eigenſchaft von ihm wegdenken.

Der Gürtel des Reizes verliert auch bey dem Minderſchönen, und ſelbſt bey dem Nichtſchönen ſeine magiſche Kraft nicht; das heißt, auch das Minderſchöne, auch das Nichtſchöne, kann ſich ſchön bewegen.

Die Anmuth, ſagt der Mythus, iſt etwas Zufälliges an ihrem Subjekt; daher können nur zufällige Bewegungen dieſe Eigenſchaft haben. An einem Ideal der Schönheit müſſen alle nothwendige Bewegungen ſchön ſeyn, weil ſie, als nothwendig, zu ſeiner Natur gehören; die Schönheit dieſer Bewegungen iſt alſo ſchon mit dem Begriff der Venus gegeben; die Schönheit der zufälligen iſt hingegen eine Erweiterung dieſes Begriffs. Es gibt eine Anmuth der Stimme, aber keine Anmuth des Athemholens.

Iſt aber jede Schönheit der zufälligen Bewegungen Anmuth?

Daß der griechiſche Mythus Anmuth und Grazien nur auf die Menſchheit einſchränke, wird kaum einer Erinnerung bedürfen; er geht ſogar noch weiter, und ſchließt ſelbſt die Schönheit der Geſtalt in die Grenzen der Menſchengattung ein, unter welcher der Grieche bekanntlich auch ſeine Götter begreift. Iſt aber die Anmuth nur ein Vorrecht der Menſchenbildung, ſo kann keine derjenigen Bewegungen darauf Anſpruch machen, die der Menſch auch mit dem, was blos Natur iſt, gemein hat. Könnten alſo die Locken an einem ſchönen Haupte ſich mit Anmuth bewegen, ſo wäre kein Grund mehr vorhanden, warum nicht auch die Aeſte eines Baumes, die Wellen eines Stroms, die Saaten eines Kornfelds, die Gliedmaßen der Thiere, ſich mit Anmuth bewegen ſollten. Aber die Göttinn von Gnidus repräſentirt nur die menſchliche Gattung, und da, wo der Menſch weiter nichts als ein Naturding und Sinnenweſen iſt, da hört ſie auf, für ihn Bedeutung zu haben.

Willkürlichen Bewegungen allein kann alſo Anmuth zukommen, aber auch unter dieſen nur denjenigen, die ein Ausdruck moraliſcher Empfindungen ſind. Bewegungen, welche keine andere Quelle als die Sinnlichkeit haben, gehören bey aller Willkürlichkeit doch nur der Natur an, die für ſich allein ſich nie bis zur Anmuth erhebt. Könnte ſich die Begierde mit Anmuth, der Inſtinkt mit Grazie äußern, ſo würden Anmuth und Grazie nicht mehr fähig und würdig ſeyn, der Menſchheit zu einem Ausdrucke zu dienen.

Und doch iſt es die Menſchheit allein, in die der Grieche alle Schönheit und Vollkommenheit einſchließt. Nie darf ſich ihm die Sinnlichkeit ohne Seele zeigen, und ſeinem humanen Gefühle iſt es gleich unmöglich, die rohe Thierheit und die Intelligenz zu vereinzeln. Wie er jeder Idee ſogleich einen Leib anbildet und auch das Geiſtige zu verkörpern ſtrebt, ſo fodert er von jeder Handlung des Inſtinkts an dem Menſchen zugleich einen Ausdruck ſeiner ſittlichen Beſtimmung. Dem Griechen iſt die Natur nie blos Natur: darum darf er auch nicht erröthen, ſie zu ehren; ihm iſt die Vernunft niemals blos Vernunft: darum darf er auch nicht zittern, unter ihren Maßſtab zu treten. Natur und Sittlichkeit, Materie und Geiſt, Erde und Himmel fließen wunderbar ſchön in ſeinen Dichtungen zuſammen. Er führte die Freyheit, die nur im Olympus zu Hauſe iſt, auch in die Geſchäfte der Sinnlichkeit ein, und dafür wird man es ihm hingehen laſſen, daß er die Sinnlichkeit in den Olympus verſetzte.

Dieſer zärtliche Sinn der Griechen nun, der das Materielle immer nur unter der Begleitung des Geiſtigen duldet, weiß von keiner willkürlichen Bewegung am Menſchen, die nur der Sinnlichkeit allein angehörte, ohne zugleich ein Ausdruck des moraliſch empfindenden Geiſtes zu ſeyn. Daher iſt ihm auch die Anmuth nichts anders, als ein ſolcher ſchöner Ausdruck der Seele in den willkürlichen Bewegungen. Wo alſo Anmuth Statt findet, da iſt die Seele das bewegende Princip, und in ihr iſt der Grund von der Schönheit der Bewegung enthalten. Und ſo löst ſich denn jene mythiſche Vorſtellung in folgenden Gedanken auf: „Anmuth iſt eine Schönheit, die nicht von der Natur gegeben, ſondern von dem Subjekte ſelbſt hervorgebracht wird.“

Ich habe mich bis jetzt darauf eingeſchränkt, den Begriff der Anmuth aus der griechiſchen Fabel zu entwickeln, und, wie ich hoffe, ohne ihr Gewalt anzuthun. Jetzt ſey mir erlaubt zu verſuchen, was ſich auf dem Weg der philoſophiſchen Unterſuchung darüber ausmachen läſſt, und ob es auch hier, wie in ſo viel andern Fällen wahr iſt, daß ſich die philoſophirende Vernunft weniger Entdeckungen rühmen kann, die der Sinn nicht ſchon dunkel geahnt, und die Poeſie nicht geoffenbart hätte.

Venus, ohne ihren Gürtel und ohne die Grazien, repräſentirt uns das Ideal der Schönheit, ſo wie letztere aus den Händen der bloßen Natur kommen kann, und, ohne die *Einwirkung eines empfindenden Geiſtes*, durch die plaſtiſchen Kräfte erzeugt wird. Mit Recht ſtellt die Fabel für dieſe Schönheit eine eigne Göttergeſtalt zur Repräſentantinn auf, denn ſchon das natürliche Gefühl unterſcheidet ſie auf das Strengſte von derjenigen, die dem Einfluß eines empfindenden Geiſtes ihren Urſprung verdankt.

Es ſey mir erlaubt dieſe von der bloßen Natur, nach dem Geſetz der Nothwendigkeit gebildete Schönheit, zum Unterſchied von der, welche ſich nach Freyheitbedingungen richtet, die Schönheit des Baues (*architektoniſche Schönheit*) zu benennen. Mit dieſem Namen will ich alſo denjenigen Theil der menſchlichen Schönheit bezeichnet haben, der nicht blos durch Naturkräfte *ausgeführt* worden (was von jeder Erſcheinung gilt), ſondern der auch *nur allein durch Naturkräfte beſtimmt* iſt.

Ein glückliches Verhältniß der Glieder, fließende Umriſſe, ein lieblicher Teint, eine zarte Haut, ein feiner und freyer Wuchs, eine wohlklingende Stimme u. ſ. f. ſind Vorzüge, die man blos der Natur und dem Glück zu verdanken hat; der *Natur*, welche die Anlage dazu hergab, und ſelbſt entwickelte; dem *Glück* — welches das Bildungsgeſchäft der Natur vor jeder Einwirkung feindlicher Kräfte beſchützte.

Dieſe Venus ſteigt ſchon *ganz vollendet* aus dem Schaume des Meers empor: vollendet, denn ſie iſt ein beſchloſſenes, ſtreng abgewogenes Werk der Nothwendigkeit, und als ſolches keiner Varietät, keiner Erweiterung fähig. Da ſie nämlich nichts anders iſt, als ein ſchöner Vortrag der Zwecke, welche die Natur mit dem Menſchen beabſichtet, und daher jede ihrer Eigenſchaften durch den Begriff, der ihr zum Grund liegt, vollkommen entſchieden iſt, ſo kann ſie — der Anlage nach — als ganz gegeben beurtheilt werden, obgleich dieſe erſt unter Zeitbedingungen zur Entwicklung kommt.

Die architektoniſche Schönheit der menſchlichen Bildung muß von der techniſchen Vollkommenheit derſelben wohl unterſchieden werden. Unter der letztern hat man das Syſtem der Zwecke ſelbſt zu verſtehen, ſo wie ſie ſich unter einander zu einem oberſten Endzweck vereinigen; unter der erſtern hingegen blos eine Eigenſchaft der Darſtellung dieſer Zwecke, ſo wie ſie ſich dem anſchauenden Vermögen in der Erſcheinung offenbaren. Wenn man alſo von der Schönheit ſpricht, ſo wird weder der materielle Werth dieſer Zwecke, noch die formale Kunſtmäßigkeit ihrer Verbindung dabey in Betrachtung gezogen. Das anſchauende Vermögen hält ſich einzig nur an die Art des Erſcheinens, ohne auf die logiſche Beſchaffenheit ſeines Objekts die geringſte Rückſicht zu nehmen. Ob alſo gleich die architektoniſche Schönheit des menſchlichen Baues durch den Begriff, der demſelben zum Grund liegt, und durch die

Zwecke bedingt iſt, welche die Natur mit ihm beabſichtet, ſo iſolirt doch das äſthetiſche Urtheil ſie völlig von dieſen Zwecken, und nichts, als was der Erſcheinung unmittelbar und eigenthümlich angehört, wird in die Vorſtellung der Schönheit aufgenommen.

Man kann daher auch nicht ſagen, daß die Würde der Menſchheit die Schönheit des menſchlichen Baues erhöhe. In unſer Urtheil über die letztere kann die Vorſtellung der erſtern zwar einfließen, aber alsdann hört es zugleich auf, ein reinäſthetiſches Urtheil zu ſeyn. Die Technik der menſchlichen Geſtalt iſt allerdings ein Ausdruck ſeiner Beſtimmung, und als ein ſolcher darf und ſoll ſie uns mit Achtung erfüllen. Aber dieſe Technik wird nicht dem Sinn, ſondern dem Verſtande vorgeſtellt; ſie kann nur gedacht werden, nicht erſcheinen. Die architektoniſche Schönheit hingegen kann nie ein Ausdruck ſeiner Beſtimmung ſeyn, da ſie ſich an ein ganz andres Vermögen wendet, als dasjenige iſt, welches über jene Beſtimmung zu entſcheiden hat.

Wenn daher dem Menſchen, vorzugsweiſe vor allen übrigen techniſchen Bildungen der Natur, Schönheit beygelegt wird, ſo iſt dies nur inſofern wahr, als er ſchon in der bloßen Erſcheinung dieſen Vorzug behauptet, ohne daß man ſich dabey ſeiner Menſchheit zu erinnern braucht. Denn da dieſes Letzte nicht anders als vermittelſt eines Begriffs geſchehen könnte, ſo würde nicht der Sinn, ſondern der Verſtand, über die Schönheit Richter ſeyn, welches einen Widerſpruch einſchließt. Die Würde ſeiner ſittlichen Beſtimmung kann alſo der Menſch nicht in Anſchlag bringen, ſeinen Vorzug als Intelligenz kann er nicht geltend machen, wenn er den Preis der Schönheit behaupten will; hier iſt er nichts als ein Ding im Raume, nichts als Erſcheinung unter Erſcheinungen. Auf ſeinen Rang in der Ideenwelt wird in der Sinnenwelt nicht geachtet, und wenn er in dieſer die erſte Stelle behaupten ſoll, ſo kann er ſie nur *dem*, was in ihm *Natur iſt*, zu verdanken haben.

Aber eben dieſe ſeine Natur iſt, wie wir wiſſen, durch die Idee ſeiner Menſchheit beſtimmt worden, und ſo iſt es denn mittelbar auch ſeine architektoniſche Schönheit. Wenn er ſich alſo vor allen Sinnenweſen um ihn her durch höhere Schönheit unterſcheidet, ſo iſt er dafür unſtreitig ſeiner menſchlichen Beſtimmung verpflichtet, welche den Grund enthält, warum er ſich von den übrigen Sinnenweſen überhaupt nur unterſcheidet. Aber nicht darum iſt die menſchliche Bildung ſchön, weil ſie ein Ausdruck dieſer höhern Beſtimmung iſt, denn wäre dieſes, ſo würde die nämliche Bildung aufhören ſchön zu ſeyn, ſobald ſie eine niedrigere Beſtimmung ausdrückte, ſo würde auch das Gegentheil dieſer Bildung ſchön ſeyn, ſobald man nur annehmen könnte, daß es jene höhere Beſtimmung ausdrückte. Geſetzt aber, man könnte bey einer ſchönen Menſchengeſtalt ganz und gar vergeſſen, was ſie ausdrückt; man könnte ihr, ohne ſie in der Erſcheinung zu verändern, den rohen Inſtinkt eines Tigers unterſchieben, ſo würde das Urtheil der Augen vollkommen daſſelbe bleiben, und der Sinn würde den Tiger für das ſchönſte Werk des Schöpfers erklären.

Die Beſtimmung des Menſchen, als einer Intelligenz, hat alſo an der Schönheit ſeines Baues nur inſofern einen Antheil, als ihre Darſtellung, d. i. ihr Ausdruck in der Erſcheinung, zugleich mit den Bedingungen zuſammentrifft, unter welchen das Schöne ſich in der Sinnenwelt erzeugt. Die Schönheit ſelbſt nämlich muß jederzeit ein freyer Natureffekt bleiben, und die Vernunftidee, welche die Technik des menſchlichen Baues beſtimmte, kann ihm nie Schönheit ertheilen, ſondern blos geſtatten.

Man könnte mir zwar einwenden, daß überhaupt Alles, was in der Erſcheinung ſich darſtellt, durch Naturkräfte ausgeführt werde, und daß dieſes alſo kein ausſchließendes Merkmal des Schönen ſeyn könne. Es iſt wahr, alle techniſche Bildungen ſind hervorgebracht durch Natur, aber durch Natur ſind ſie nicht techniſch, wenigſtens werden ſie nicht ſo beurtheilt. Techniſch ſind ſie nur durch den Verſtand, und ihre techniſche Vollkommenheit hat alſo ſchon Exiſtenz im Verſtande, ehe ſie in die Sinnenwelt hinübertritt, und zur Erſcheinung wird. Schönheit hingegen hat das ganz Eigenthümliche, daß ſie in der Sinnenwelt nicht blos dargeſtellt wird, ſondern auch in derſelben zuerſt entſpringt; daß die Natur ſie nicht blos ausdrückt, ſondern auch erſchafft. Sie iſt durchaus nur eine Eigenſchaft des Sinnlichen, und auch der Künſtler, der ſie beabſichtet, kann ſie nur in ſo weit erreichen, als er den Schein unterhält, daß er die Natur gebildet habe.

Die Technik des menſchlichen Baues zu beurtheilen, muß man die Vorſtellung der Zwecke, denen ſie gemäß iſt, zu Hülfe nehmen; dies hat man gar nicht nöthig, um die Schönheit dieſes Baues zu beurtheilen. Der Sinn allein iſt hier ein völlig kompetenter Richter, und dies könnte er nicht ſeyn, wenn nicht die Sinnenwelt (die ſein einziges Objekt iſt) alle Bedingungen der Schönheit enthielte, und alſo zu Erzeugung derſelben vollkommen hinreichend wäre. Mittelbar freylich iſt die Schönheit des Menſchen in dem Begriff ſeiner Menſchheit gegründet, weil ſeine ganze ſinnliche Natur in dieſem Begriffe gegründet iſt, aber der Sinn, weiß man, hält ſich nur an das Unmittelbare, und für ihn iſt es alſo gerade ſoviel, als wenn ſie ein ganz unabhängiger Natureffekt wäre.

Nach dem Bisherigen ſollte es nun ſcheinen, als wenn die Schönheit für die Vernunft durchaus kein Intereſſe haben könnte, da ſie blos in der Sinnenwelt entſpringt, und ſich auch nur an das ſinnliche Erkenntnißvermögen wendet. Denn nachdem wir von dem Begriff derſelben, als fremdartig, abgeſondert haben, was die Vorſtellung der Vollkommenheit in unſer Urtheil über die Schönheit zu miſchen kaum unterlaſſen kann, ſo ſcheint dieſer nichts mehr übrig zu bleiben, wodurch ſie der Gegenſtand eines vernünftigen Wohlgefallens ſeyn könnte. Nichts deſto weniger iſt es eben ſo ausgemacht, daß das Schöne der Vernunft gefällt, als es entſchieden iſt, daß es auf keiner ſolchen Eigenſchaft des Objektes beruht, die nur durch Vernunft zu entdecken wäre.

Um dieſen anſcheinenden Widerſpruch aufzulöſen, muß man ſich erinnern, daß es zweyerley Arten gibt, wodurch Erſcheinungen Objekte der Vernunft werden, und Ideen ausdrücken können. Es iſt nicht immer nöthig, daß die Vernunft dieſe Ideen aus den Erſcheinungen herauszieht; ſie kann ſie auch in dieſelben hineinlegen. In beyden Fällen wird die Erſcheinung einem Vernunftbegriff adäquat ſeyn, nur mit dem Unterſchied: daß in dem erſten Fall die Vernunft ihn ſchon objektiv darin findet, und ihn gleichſam von dem Gegenſtand nur empfängt, weil der Begriff geſetzt werden muß, um die Beſchaffenheit und oft ſelbſt um die Möglichkeit des Objekts zu erklären; daß ſie hingegen in dem zweyten Fall das, was unabhängig von ihrem Begriff in der Erſcheinung gegeben iſt, ſelbſtthätig zu einem Ausdruck deſſelben macht, und alſo etwas blos Sinnliches überſinnlich behandelt. Dort iſt alſo die Idee mit dem Gegenſtande objektiv nothwendig, hier hingegen höchſtens ſubjektiv nothwendig verknüpft. Ich brauche nicht zu ſagen, daß ich jenes von der Vollkommenheit, dieſes von der Schönheit verſtehe.

Da es alſo in dem zweyten Fall in Anſehung des ſinnlichen Objektes ganz und gar zufällig iſt, ob es eine Vernunft gibt, die mit der Vorſtellung deſſelben eine ihrer Ideen verbindet, folglich die objektive Beſchaffenheit des Gegenſtandes von dieſer Idee als völlig unabhängig muß betrachtet werden, ſo thut man ganz Recht, das Schöne, *objektiv*, auf lauter Naturbedingungen einzuſchränken, und es für einen bloßen Effekt der Sinnenwelt zu erklären. Weil aber doch — auf der andern Seite — die Vernunft von dieſem Effekt der bloßen Sinnenwelt einen transcendenten Gebrauch macht, und ihm dadurch, daß ſie ihm eine höhere Bedeutung leiht, gleichſam ihren Stempel aufdrückt, ſo hat man ebenfalls Recht, das Schöne *ſubjektiv* in die intelligible Welt zu verſetzen. Die Schönheit iſt daher als die Bürgerinn zweyer Welten anzuſehen, deren einer ſie durch *Geburt*, der andern durch *Adoption* angehört; ſie empfängt ihre Exiſtenz in der ſinnlichen Natur, und *erlangt* in der Vernunftwelt das Bürgerrecht. Hieraus erklärt ſich auch, wie es zugeht, daß der Geſchmack, als ein Beurtheilungsvermögen des Schönen, zwiſchen Geiſt und Sinnlichkeit in die Mitte tritt, und ren Erörterung ich alſo auf eine Analytik des Schönen verſpare.

Die architektoniſche Schönheit des Menſchen iſt alſo, auf die Art, wie ich eben erwähnte, der ſinnliche Ausdruck eines Vernunftbegriffs; aber ſie iſt es in keinem andern Sinne und mit keinem größern Rechte, als überhaupt jede ſchöne Bildung der Natur. Dem Grade nach übertrifft ſie zwar alle andere Schönheiten, aber der Art nach ſteht ſie in der nämlichen Reihe mit denſelben, da auch ſie von ihrem Subjekte nichts, als was ſinnlich iſt, offenbart, und erſt in der Vorſtellung eine überſinnliche Bedeutung empfängt.*) Daß die Darſtellung der Zwecke am Menſchen ſchöner ausgefallen iſt, als bey andern organiſchen Bildungen, iſt als eine Gunſt anzuſehen, welche die Vernunft, als Geſetzgeberinn des menſchlichen Baues, der Natur als Ausrichterinn ihrer Geſetze erzeigte. Die Vernunft verfolgt zwar bey der Technik des Menſchen ihre Zwecke mit ſtrenger Nothwendigkeit, aber glücklicherweiſe treffen ihre Forderungen mit der Nothwendigkeit der Natur zuſammen, ſo daß die Letztere den Anfang der Erſtern vollzieht, indem ſie blos nach ihrer eigenen Neigung handelt.

---

*) Denn — um es noch einmal zu wiederholen — in der bloßen Anſchauung wird Alles, was an der Schönheit objektiv iſt, gegeben. Da aber das, was dem Menſchen den Vorzug vor allen übrigen Sinnenweſen gibt, in der bloßen Anſchauung nicht vorkommt, ſo kann eine Eigenſchaft, die ſich ſchon in der bloßen Anſchauung offenbart, dieſen Vorzug nicht ſichtbar machen. Seine höhere Beſtimmung, die allein dieſen Vorzug begründet, wird alſo durch ſeine Schönheit nicht ausgedrückt, und die Vorſtellung von jener kann daher nie ein Ingredienz von dieſer abgeben, nie in das äſthetiſche Urtheil mit aufgenommen werden. Nicht der Gedanke ſelbſt, deſſen Ausdruck die menſchliche Bildung iſt, bloß die Wirkungen deſſelben in der Erſcheinung

Dieſes kann aber nur von der architektoniſchen Schönheit des Menſchen gelten, wo die Naturnothwendigkeit durch die Nothwendigkeit des ſie beſtimmenden teleologiſchen Grundes unterſtützt wird. Hier allein konnte die Schönheit gegen die Technik des Baues berechnet werden, welches aber nicht mehr Statt findet, ſobald die Nothwendigkeit nur einſeitig iſt und die überſinnliche Urſache, welche die Erſcheinung beſtimmt, ſich zufällig verändert. Für die architektoniſche Schönheit des Menſchen ſorgt alſo

---

offenbaren ſich dem Sinn. Zu dem überſinnlichen Grund dieſer Wirkungen erhebt der bloße Sinn ſich eben ſo wenig, als (wenn man mir dies Beyſpiel verſtatten will) als der blos ſinnliche Menſch zu der Idee der oberſten Welturſache hinaufſteigt, wenn er ſeine Triebe befriedigt.

die Natur *allein*, weil ihr hier, gleich in der erſten Anlage, die Vollziehung alles deſſen, was der Menſch zu Erfüllung ſeiner Zwecke *bedarf*, einmal für immer von dem ſchaffenden Verſtand *übergeben* wurde, und ſie alſo in dieſem ihrem *organiſchen* Geſchäfte keine Neuerung zu befürchten hat.

Der Menſch aber iſt zugleich eine *Perſon*, ein Weſen alſo, welches ſelbſt Urſache, und zwar abſolut letzte Urſache ſeiner Zuſtände ſeyn, welches ſich nach Gründen, die es aus ſich ſelbſt nimmt, verändern kann. Die Art ſeines Erſcheinens iſt abhängig von der Art ſeines Empfindens und Wollens, alſo von Zuſtänden, die er ſelbſt in ſeiner Freyheit, und nicht die Natur nach ihrer Nothwendigkeit beſtimmt.

Wäre der Menſch blos ein Sinnenweſen, ſo würde die Natur zugleich die *Geſetze* geben und die *Fälle* der Anwendung beſtimmen; jetzt theilt ſie das Regiment mit der Freyheit, und obgleich ihre Geſetze Beſtand haben, ſo iſt es nunmehr doch der Geiſt, der über die Fälle entſcheidet.

Das Gebiet des Geiſtes erſtreckt ſich ſo *weit*, *als die Natur lebendig* iſt, und endigt nicht eher, als wo das organiſche Leben ſich in die formloſe Maſſe verliert, und die animaliſchen Kräfte aufhören. Es iſt bekannt, daß alle bewegende Kräfte im Menſchen unter einander zuſammenhängen, und ſo läſſt ſich einſehen, wie der Geiſt — auch nur als

Prinzip der willkürlichen Bewegung betrachtet — ſeine Wirkungen durch das ganze Syſtem derſelben fortpflanzen kann. Nicht blos die Werkzeuge des Willens, auch diejenigen, über welche der Wille nicht unmittelbar zu gebieten hat, erfahren wenigſtens mittelbar ſeinen Einfluß. Der Geiſt beſtimmt ſie nicht blos abſichtlich, wenn er handelt, ſondern auch unabſichtlich, wenn er empfindet.

Die Natur für ſich allein kann, wie aus dem Obigen klar iſt, nur für die Schönheit derjenigen Erſcheinungen ſorgen, die ſie ſelbſt, uneingeſchränkt, nach dem Geſetz der Nothwendigkeit zu beſtimmen hat. Aber mit der Willkür tritt der Zufall in ihre Schöpfung ein, und obgleich die Veränderungen, welche ſie unter dem Regiment der Freyheit erleidet, nach keinen andern als ihren eignen Geſetzen erfolgen, ſo erfolgen ſie doch nicht mehr aus dieſen Geſetzen. Da es jetzt auf den Geiſt ankommt, welchen Gebrauch er von ſeinen Werkzeugen machen will, ſo kann die Natur über denjenigen Theil der Schönheit, welcher von dieſem Gebrauche abhängt, nichts mehr zu gebieten, und alſo auch nichts mehr zu verantworten haben.

Und ſo würde denn der Menſch in Gefahr ſchweben, gerade da, wo er ſich durch den Gebrauch ſeiner Freyheit zu den reinen Intelligenzen erhebt, als Erſcheinung zu ſinken, und in dem Urtheile des Geſchmacks zu verlieren, was er vor dem Richterſtuhl der Vernunft gewinnt. Die durch ſein Handeln erfüllte Beſtimmung würde ihm einen Vorzug koſten, den die in ſeinem Bau blos angekündigte Beſtimmung begünſtigte; und wenn gleich dieſer Vorzug nur ſinnlich iſt, ſo haben wir doch gefunden, daß ihm die Vernunft eine höhere Bedeutung ertheilt. Eines ſo groben Widerſpruchs macht ſich die Uebereinſtimmung liebende Natur nicht ſchuldig, und was in dem Reiche der Vernunft harmoniſch iſt, wird ſich durch keinen Mißklang in der Sinnenwelt offenbaren.

Indem alſo die Perſon oder das freye Principium im Menſchen es auf ſich nimmt, das Spiel der Erſcheinungen zu beſtimmen, und durch ſeine Dazwiſchenkunft der Natur die Macht entzieht, die Schönheit ihres Werks zu beſchützen, ſo tritt es ſelbſt an die Stelle der Natur, und übernimmt, (wenn mir dieſer Ausdruck erlaubt iſt) mit den Rechten derſelben einen Theil ihrer Verpflichtungen. Indem der Geiſt die ihm untergeordnete Sinnlichkeit in ſein Schickſal verwickelt, und von ſeinen Zuſtänden abhängen läſſt, macht er ſich gewiſſermaßen ſelbſt zur Erſcheinung, und bekennt ſich als einen Unterthan des Geſetzes, welches an alle Erſcheinungen ergeht. Um ſeiner ſelbſt willen macht er ſich verbindlich, die von ihm abhängende Natur auch noch in ſeinem Dienſte Natur bleiben zu laſſen, und ſie ihrer frühern Pflicht nie entgegen zu behandeln.

Ich nenne die Schönheit eine *Pflicht* der Erſcheinungen, weil das ihr entſprechende Bedürfniß im Subjekte in der Vernunft ſelbſt gegründet, und daher allgemein und nothwendig iſt. Ich nenne ſie eine frühere Pflicht, weil der Sinn ſchon geurtheilt hat, ehe der Verſtand ſein Geſchäft beginnt.

Die Freyheit regiert alſo jetzt die Schönheit. Die Natur gab die Schönheit des Baues, die Seele gibt die Schönheit des Spiels. Und nun wiſſen wir auch, was wir unter Anmuth und Grazie zu verſtehen haben. Anmuth iſt die Schönheit der Geſtalt unter dem Einfluß der Freyheit; die Schönheit derjenigen Erſcheinungen, die die Perſon beſtimmt. Die architektoniſche Schönheit macht dem Urheber der Natur, Anmuth und Grazie machen ihrem Beſitzer Ehre. Jene iſt ein Talent, dieſe ein *perſönliches* Verdienſt.

Anmuth kann nur der *Bewegung* zukommen, denn eine Veränderung im Gemüth kann ſich nur als Bewegung in der Sinnenwelt offenbaren. Dies hindert aber nicht, daß nicht auch feſte und ruhende Züge Anmuth zeigen könnten. Dieſe feſten Züge waren urſprünglich nichts als Bewegungen, die endlich bey oftmaliger Erneuerung habituell wurden, und bleibende Spuren eindrückten. *)

---

*) Daher nimmt *Home* den Begriff der Anmuth viel zu *eng* an, wenn er (Grundſätze d. Kritik II. 39. Neue-

Aber nicht alle Bewegungen am Menſchen ſind der Grazie fähig. Grazie iſt immer nur die Schön-

---

ſte Ausgabe) ſagt: „daß, wenn die anmuthigſte Perſon in Ruhe ſey, und ſich weder bewege noch ſpreche, wir die Eigenſchaft der Anmuth, wie die Farbe im Finſtern, aus den Augen verlieren.“ Nein, wir verlieren ſie nicht aus den Augen, ſo lange wir an der ſchlafenden Perſon die Züge wahrnehmen, die ein wohlwollender ſanfter Geiſt gebildet hat; und gerade der ſchätzbarſte Theil der Grazie bleibt übrig, derjenige nämlich, der ſich aus Gebärden zu Zügen verfeſtete, und alſo die Fertigkeit des Gemüths in ſchönen Empfindungen an den Tag legt. Wenn aber der Herr Berichtiger des Home'ſchen Werks ſeinen Autor durch die Bemerkung zurecht zu weiſen glaubte, (ſiehe in demſelben Band S. 459) „daß ſich die Anmuth nicht blos auf willkürliche Bewegungen einſchränke, daß eine ſchlafende Perſon nicht aufhöre reizend zu ſeyn“ — und warum? „weil während dieſes Zuſtandes die unwillkürlichen, ſanften und eben deswegen deſto anmuthigern Bewegungen erſt recht ſichtbar werden,“ ſo hebt er den Begriff der Grazie ganz auf, den Home blos zu ſehr einſchränkte. Unwillkürliche Bewegungen im Schlafe, wenn es nicht mechaniſche Wiederholungen von willkürlichen ſind, können nie anmuthig ſeyn, weit entfernt, daß ſie es vorzugsweiſe ſeyn können, und wenn eine ſchlafende Perſon reizend iſt, ſo iſt ſie es keineswegs durch die Bewegungen, die ſie macht, ſondern durch ihre Züge, die von vorhergegangenen Bewegungen zeugen.

heit der durch Freyheit bewegten Geſtalt, und Bewegungen, die blos der Natur angehören, können nie dieſen Namen verdienen. Es iſt zwar an dem, daß ein lebhafter Geiſt ſich zuletzt beynahe aller Bewegungen ſeines Körpers bemächtigt, oder wenn die Kette ſehr lang wird, wodurch ſich ein ſchöner Zug an moraliſche Empfindungen anſchließt, ſo wird er eine Eigenſchaft des Baues, und läſſt ſich kaum mehr zur Grazie zählen. Endlich bildet ſich der Geiſt ſogar ſeinen Körper, und der Bau ſelbſt muß dem Spiele folgen, ſo daß ſich die Anmuth zuletzt nicht ſelten in architektoniſche Schönheit verwandelt.

So, wie ein feindſeliger, mit ſich uneiniger Geiſt ſelbſt die erhabenſte Schönheit des Baues zu Grund richtet, daß man unter den unwürdigen Händen der Freyheit das herrliche Meiſterſtück der Natur zuletzt nicht mehr erkennen kann, ſo ſieht man auch zuweilen das heitre und in ſich harmoniſche Gemüth der durch Hinderniſſe gefeſſelten Technik zu Hülfe kommen, die Natur in Freyheit ſetzen, und die noch eingewickelte gedrückte Geſtalt mit göttlicher Glorie auseinander breiten. Die plaſtiſche Natur des Menſchen hat unendlich viele Hülfsmittel in ſich ſelbſt, ihr Verſäumniß herein zu bringen, und ihre Fehler zu verbeſſern, ſo bald nur der ſittliche Geiſt ſie in ihrem Bildungswerk unterſtützen, oder auch manchmal nur nicht beunruhigen will.

Da auch die verfeſteten Bewegungen (in Züge übergegangene Gebärden) von der Anmuth nicht ausgeſchloſſen ſind, ſo könnte es das Anſehen haben, als ob überhaupt auch die Schönheit der anſcheinenden oder nachgeahmten Bewegungen (die flammichten oder geſchlängelten Linien) gleichfalls mit dazu gerechnet werden müſſte, wie Mendelſohn auch wirklich behauptet. *) Aber dadurch würde der Begriff der Anmuth zu dem Begriff der Schönheit überhaupt erweitert; denn alle Schönheit iſt zuletzt blos eine Eigenſchaft der wahren oder anſcheinenden (objektiven oder ſubjektiven) Bewegung, wie ich in einer Zergliederung des Schönen zu beweiſen hoffe. Anmuth aber können nur ſolche Bewegungen zeigen, die zugleich einer Empfindung entſprechen.

Die Perſon — man weiß, was ich damit andeuten will — ſchreibt dem Körper die Bewegungen entweder durch ihren Willen vor, wenn ſie eine vorgeſtellte Wirkung in der Sinnenwelt realiſiren will, und in dieſem Fall heißen die Bewegungen willkürlich oder abgezweckt; oder ſolche erfolgen, ohne den Willen der Perſon, nach einem Geſetz der Nothwendigkeit — aber auf Veranlaſſung einer Empfindung; dieſe nenne ich ſympathetiſche Bewegungen. Ob die letztern gleich unwillkürlich und in einer Empfindung gegründet ſind, ſo darf man ſie doch mit den-

---

*) Philoſ. Schriften. I. 90.

jenigen nicht verwechſeln, welche das ſinnliche Gefühlvermögen, und der Naturtrieb beſtimmt; denn der Naturtrieb iſt kein freyes Princip, und was er verrichtet, das iſt keine Handlung der Perſon. Unter den ſympathetiſchen Bewegungen, von denen hier die Rede iſt, will ich alſo nur diejenigen verſtanden haben, welche der moraliſchen Empfindung, oder der moraliſchen Geſinnung zur Begleitung dienen.

Die Frage entſteht nun, welche von dieſen beyden Arten der in der Perſon gegründeten Bewegungen iſt der Anmuth fähig?

Was man beym Philoſophiren nothwendig von einander trennen muß, iſt darum nicht immer auch in der Wirklichkeit getrennt. So findet man abgezweckte Bewegungen ſelten ohne ſympathetiſche, weil der Wille als die Urſache von *jenen* ſich nach moraliſchen Empfindungen beſtimmt, aus welchen *dieſe* entſpringen. Indem eine Perſon ſpricht, ſehen wir zugleich ihre Blicke, ihre Geſichtszüge, ihre Hände, ja oft den ganzen Körper *mitſprechen*, und der *mimiſche* Theil der Unterhaltung wird nicht ſelten für den beredteſten geachtet. Aber auch ſelbſt eine abgezweckte Bewegung kann zugleich als eine ſympathetiſche angeſehen ſeyn, und dies geſchieht alsdann, wenn ſich etwas Unwillkürliches in das Willkürliche derſelben mit einmiſcht.

Die Art und Weiſe nämlich, wie eine willkürliche Bewegung vollzogen wird, iſt durch ihren Zweck nicht ſo genau beſtimmt, daß es nicht mehrere Arten geben ſollte, nach denen ſie kann verrichtet werden. Dasjenige nun, was durch den Willen oder den Zweck dabey unbeſtimmt gelaſſen iſt, kann durch den Empfindungszuſtand der Perſon, ſympathetiſch beſtimmt werden, und alſo zu einem Ausdruck deſſelben dienen. Indem ich meinen Arm ausſtrecke, um einen Gegenſtand in Empfang zu nehmen, ſo führe ich einen Zweck aus, und die Bewegung, die ich mache, wird durch die Abſicht, die ich damit erreichen will, vorgeſchrieben. Aber welchen Weg ich meinen Arm zu dem Gegenſtand nehmen und wie weit ich meinen übrigen Körper will nachfolgen laſſen — wie geſchwind oder langſam, und mit wie viel oder wenig Kraftaufwand ich die Bewegung verrichten will, in dieſe genaue Berechnung laſſe ich mich in dem Augenblick nicht ein, und der Natur in mir wird alſo hier etwas anheim geſtellt. Auf irgend eine Art und Weiſe muß aber doch dieſes, durch den bloßen Zweck nicht Beſtimmte, entſchieden werden, und hier alſo kann meine Art zu empfinden den Ausſchlag geben, und durch den Ton, den ſie angibt, die Art und Weiſe der Bewegung beſtimmen. Der Antheil nun, den der Empfindungszuſtand der Perſon an einer willkürlichen Bewegung hat, iſt das Unwillkürliche an derſelben, und er iſt auch das, worin man die Grazie zu ſuchen hat.

Eine willkürliche Bewegung, wenn ſie ſich nicht zugleich mit einer ſympathetiſchen verbindet, oder was eben ſo viel ſagt, nicht mit etwas Unwillkürlichem, das in dem moraliſchen Empfindungszuſtand der Perſon ſeinen Grund hat, vermiſcht, kann niemals Grazie zeigen, wozu immer ein Zuſtand im Gemüth als Urſache erfordert wird. Die willkürliche Bewegung erfolgt auf eine Handlung des Gemüths, welche alſo vergangen iſt, wenn die Bewegung geſchieht.

Die ſympathetiſche Bewegung hingegen begleitet die Handlung des Gemüths, und den Empfindungszuſtand deſſelben, durch den es zu dieſer Handlung vermocht wird, und muß daher mit beyden als gleichlaufend betrachtet werden.

Es erhellt ſchon daraus, daß die erſte, die nicht von der Geſinnung der Perſon unmittelbar ausfließt, auch keine Darſtellung derſelben ſeyn kann. Denn zwiſchen die Geſinnung und die Bewegung ſelbſt tritt der Entſchluß, der, für ſich betrachtet, etwas ganz Gleichgültiges iſt; die Bewegung iſt Wirkung des Entſchluſſes und des Zweckes, nicht aber der Perſon und der Geſinnung.

Die willkürliche Bewegung iſt mit der ihr vorangehenden Geſinnung zufällig, die begleitende hingegen nothwendig damit verbunden. Jene verhält ſich zum Gemüth, wie das conventionelle Sprachzeichen zu dem Gedanken, den es ausdrückt; die ſympathetiſche oder begleitende hingegen, wie der leidenſchaftliche Laut zu der Leidenſchaft. Jene iſt daher nicht ihrer Natur, ſondern blos ihrem Gebrauch nach, Darſtellung des Geiſtes. Alſo kann man auch nicht wohl ſagen, daß der Geiſt in einer willkürlichen Bewegung ſich offenbare, da ſie nur die Materie des Willens (den Zweck) nicht aber die Form des Willens (die Geſinnung) ausdrückt. Von der Letztern kann uns nur die begleitende Bewegung belehren. *)

Daher wird man aus den Reden eines Menſchen zwar abnehmen können, für was er will gehalten ſeyn, aber das, was er wirklich iſt, muß man aus dem mimiſchen Vortrag ſeiner Worte und aus ſei-

---

*) Wenn ſich eine Begebenheit vor einer zahlreichen Geſellſchaft ereignet, ſo kann es ſich treffen, daß jeder Anweſende von der Geſinnung der handelnden Perſonen ſeine eigene Meinung hat; ſo zufällig ſind willkürliche Bewegungen mit ihrer moraliſchen Urſache verbunden. Wenn hingegen einem aus dieſer Geſellſchaft ein ſehr geliebter Freund oder ein ſehr verhaßter Feind unerwartet in die Augen fiele, ſo würde der unzweydeutige Ausdruck ſeines Geſichts die Empfindungen ſeines Herzens ſchnell und beſtimmt an den Tag legen, und das Urtheil der ganzen Geſellſchaft über den gegenwärtigen Empfindungszuſtand dieſes Menſchen würde wahrſcheinlich völlig einſtimmig ſeyn: denn der Ausdruck iſt hier mit ſeiner Urſache im Gemüth durch Naturnothwendigkeit verbunden.

nen Gebärden, alſo aus Bewegungen, die er nicht will, zu errathen ſuchen. Erfährt man aber, daß ein Menſch auch ſeine Geſichtszüge wollen kann, ſo traut man ſeinem Geſicht, von dem Augenblick dieſer Entdeckung an, nicht mehr, und läßt jene auch nicht mehr für einen Ausdruck ſeiner Geſinnungen gelten.

Nun mag zwar ein Menſch durch Kunſt und Studium es zuletzt wirklich dahin bringen, daß er auch die begleitenden Bewegungen ſeinem Willen unterwirft, und gleich einem geſchickten Taſchenſpieler, welche Geſtalt er will, auf den mimiſchen Spiegel ſeiner Seele fallen laſſen kann. Aber an einem ſolchen Menſchen iſt dann auch Alles Lüge, und alle Natur wird von der Kunſt verſchlungen. Grazie hingegen muß jederzeit Natur, d. i. unwillkürlich ſeyn, (wenigſtens ſo ſcheinen), und das Subjekt ſelbſt darf nie ſo ausſehen, als wenn es um ſeine Anmuth wüßte.

Daraus erſieht man auch beyläufig, was man von der nachgeahmten oder gelernten Anmuth, (die ich die theatraliſche und die Tanzmeiſtergrazie nennen möchte) zu halten habe. Sie iſt ein würdiges Gegenſtück zu derjenigen Schönheit, die am Putztiſch aus Karmin und Bleyweiß, falſchen Locken, Fausses Gorges, und Wallfiſchrippen hervorgeht, und verhält ſich ohngefähr eben ſo zu der wahren Anmuth, wie die Toiletten-Schönheit ſich zu der archi-

tektoniſchen verhält. *) Auf einen ungeübten Sinn können beyde völlig denſelben Effekt machen, wie das Original, das ſie nachahmen, und iſt die Kunſt groß,

---

*) Ich bin eben ſo weit entfernt, bey dieſer Zuſammenſtellung dem Tanzmeiſter ſein Verdienſt um die wahre Grazie, als dem Schauſpieler ſeinen Anſpruch darauf abzuſtreiten. Der Tanzmeiſter kommt der wahren Anmuth unſtreitig zu Hülfe, indem er dem Willen die Herrſchaft über ſeine Werkzeuge verſchafft, und die Hinderniſſe hinweggeräumt, welche die *Maſſe* und *Schwerkraft* dem Spiel der lebendigen Kräfte entgegenſetzen. Er kann dies nicht anders als nach *Regeln* verrichten, welche den Körper in einer heilſamen Zucht erhalten, und, ſo lange die Trägheit widerſtrebt, *ſteif*, d. i. *zwingend* ſeyn und auch ſo ausſehen dürfen. Entläßt er aber den Lehrling aus ſeiner Schule, ſo muß die Regel bey dieſem ihren Dienſt ſchon geleiſtet haben, daß ſie ihn nicht in die Welt *zu begleiten braucht*: kurz das Werk der Regel muß in Natur übergehen.

Die Geringſchätzung, mit der ich von der theatraliſchen Grazie rede, gilt nur der *nachgeahmten*, und dieſe, nehme ich keinen Anſtand, auf der Schaubühne, wie im Leben zu verwerfen. Ich bekenne, daß mir der Schauſpieler nicht gefällt, der ſeine *Grazie*, geſetzt, daß ihm die Nachahmung auch noch ſo ſehr gelungen ſey, an der Toilette ſtudiert hat. Die Foderungen, die wir an den Schauſpieler machen, ſind: 1) *Wahrheit* der Darſtellung und 2) *Schönheit* der Darſtellung. Nun behaupte ich, daß der Schauſpieler, *was die Wahrheit der Darſtellung betrifft*, Alles durch ſo kann ſie auch zuweilen den Kenner betrügen. Aber aus irgend einem Zuge blickt endlich doch der Zwang und die Abſicht hervor, und dann iſt Gleichgültigkeit,

---

Kunſt und nichts durch Natur hervorbringen müſſe, weil er ſonſt gar nicht Künſtler iſt; und ich werde ihn bewundern, wenn ich höre oder ſehe, daß er, der einen wüthenden Guelfo meiſterhaft ſpielte, ein Menſch von ſanftem Charakter iſt; auf der andern Seite hingegen behauptete ich, daß er, was die *Anmuth der Darſtellung betrifft*, der Kunſt gar nichts zu danken haben dürfe, und daß hier Alles an ihm freywilliges Werk der Natur ſeyn müſſe. Wenn es mir bey der Wahrheit ſeines Spiels beyfällt, daß ihm dieſer Charakter nicht natürlich iſt, ſo werde ich ihn nur um ſo höher ſchätzen; wenn es mir bey der Schönheit ſeines Spiels beyfällt, daß ihm dieſe anmuthigen Bewegungen nicht natürlich ſind, ſo werde ich mich nicht enthalten können, über den *Menſchen* zu zürnen, der hier den *Künſtler* zu Hülfe nehmen mußte. Die Urſache iſt, weil das Weſen der Grazie mit ihrer Natürlichkeit verſchwindet, und weil die Grazie doch eine Foderung iſt, die wir uns an den bloßen Menſchen zu machen berechtigt glauben. Was werde ich aber nun dem mimiſchen Künſtler antworten, der gern wiſſen möchte, wie er, da er ſie nicht *erlernen* darf, zu der Grazie kommen ſoll? Er ſoll, iſt meine Meinung, zuerſt dafür ſorgen, daß die Menſchheit in ihm ſelbſt zur Zeitigung komme, und dann ſoll er hingehen und (wenn es ſonſt ſein Beruf iſt) ſie auf der Schaubühne repräſentiren.

wo nicht gar Verachtung und Ekel, die unvermeidliche Folge. Sobald wir merken, daß die architektoniſche Schönheit gemacht iſt, ſo ſehen wir gerade ſo viel von der Menſchheit (als Erſcheinung) verſchwunden, als aus einem fremden Naturgebiet zu derſelben geſchlagen worden iſt — und wie ſollten wir, die wir nicht einmal Wegwerfung eines zufälligen Vorzugs verzeihen, mit Vergnügen, ja auch nur mit Gleichgültigkeit einen Tauſch betrachten, wobey ein Theil der Menſchheit für gemeine Natur iſt hingegeben worden? Wie ſollten wir, wenn wir auch die Wirkung verzeihen könnten, den Betrug nicht verachten? — Sobald wir merken, daß die Anmuth erkünſtelt iſt, ſo ſchließt ſich plötzlich unſer Herz, und zurück flieht die ihr entgegenwallende Seele. Aus Geiſt ſehen wir plötzlich Materie geworden, und ein Wolkenbild aus einer himmliſchen Juno.

Ob aber gleich die Anmuth etwas Unwillkürliches ſeyn oder ſcheinen muß, ſo ſuchen wir ſie doch nur bey Bewegungen, die, mehr oder weniger, von dem Willen abhängen. Man legt zwar auch einer gewiſſen Geberdenſprache Grazie bey, und ſpricht von einem anmuthigen Lächeln und einem reizenden Erröthen, welches doch beydes ſympathetiſche Bewegungen ſind, worüber nicht der Wille, ſondern die Empfindung entſcheidet. Allein nicht zu rechnen, daß jenes doch in unſrer Gewalt iſt, und daß noch gezweifelt werden kann, ob dieſes auch eigentlich zur Anmuth gehöre, ſo ſind doch bey weitem die mehrern Fälle, in welchen ſich die Grazie offenbart, aus dem Gebiet der willkürlichen Bewegungen. Man fordert Anmuth von der Rede und dem Geſang, von dem willkürlichen Spiele der Augen und des Mundes, von den Bewegungen der Hände und der Arme bey jedem freyen Gebrauch derſelben, von dem Gange, von der Haltung des Körpers und der Stellung, von dem ganzen Bezeugen eines Menſchen, in ſofern es in ſeiner Gewalt iſt. Von denjenigen Bewegungen am Menſchen, die der Naturtrieb oder ein herrgewordener Affekt auf ſeine eigene Hand ausführt, und die alſo auch ihrem Urſprung nach ſinnlich ſind, verlangen wir etwas ganz anders als Anmuth, wie ſich nachher entdecken wird. Dergleichen Bewegungen gehören der Natur und nicht der Perſon an, aus der doch allein alle Grazie quellen muß.

Wenn alſo die Anmuth eine Eigenſchaft iſt, die wir von willkürlichen Bewegungen fordern, und wenn auf der andern Seite von der Anmuth ſelbſt doch alles Willkürliche verbannt ſeyn muß, ſo werden wir ſie in demjenigen, was bey abſichtlichen Bewegungen unabſichtlich, zugleich aber einer moraliſchen Urſache im Gemüth entſprechend iſt, aufzuſuchen haben.

Dadurch wird übrigens blos die Gattung von Bewegungen bezeichnet, unter welcher man die Grazie zu ſuchen hat; aber eine Bewegung kann alle dieſe Eigenſchaften haben, ohne deswegen anmuthig zu ſeyn. Sie iſt dadurch blos ſprechend (mimiſch).

Sprechend (im weiteſten Sinne) nenne ich jede Erſcheinung am Körper, die einen Gemüthszuſtand begleitet, und ausdrückt. In dieſer Bedeutung ſind alſo alle ſympathetiſche Bewegungen ſprechend, ſelbſt diejenigen, welche bloßen Affektionen der Sinnlichkeit zur Begleitung dienen.

Auch thieriſche Bildungen ſprechen, indem ihr Aeußeres das Innre offenbart. Hier aber ſpricht blos die Natur, nie die Freyheit. In der permanenten Geſtalt und in den feſten architektoniſchen Zügen des Thieres kündigt die Natur ihren Zweck, in den mimiſchen Zügen das erwachte oder geſtillte Bedürfniß an. Der Ring der Nothwendigkeit geht durch das Thier wie durch die Pflanze, ohne durch eine Perſon unterbrochen zu werden. Die Individualität ſeines Daſeyns iſt nur die beſondere Vorſtellung eines allgemeinen Naturbegriffs; die Eigenthümlichkeit ſeines gegenwärtigen Zuſtandes blos Beyſpiel einer Ausführung des Naturzwecks unter beſtimmten Naturbedingungen.

Sprechend im engern Sinn iſt nur die menſchliche Bildung und dieſe auch nur in denjenigen ihrer Erſcheinungen, die ſeinen moraliſchen Empfindungszuſtand begleiten, und demſelben zum Ausdruck dienen.

Nur in dieſen Erſcheinungen: denn in allen andern ſteht der Menſch in gleicher Reihe mit den übrigen Sinnenweſen. In ſeiner permanenten Geſtalt und in ſeinen architektoniſchen Zügen legt blos die Natur, wie beym Thier und allen organiſchen Weſen, ihre Abſicht vor. Die Abſicht der Natur mit ihm kann zwar viel weiter gehen, als bey dieſen, und die Verbindung der Mittel zur Erreichung derſelben kunſtreicher und verwickelter ſeyn; dies Alles kommt blos auf Rechnung der Natur, und kann ihm ſelbſt zu keinem Vorzug gereichen.

Bey dem Thiere und der Pflanze gibt die Natur nicht blos die Beſtimmung an, ſondern führt ſie auch allein aus. Dem Menſchen aber gibt ſie blos die Beſtimmung, und überläſſt ihm ſelbſt die Erfüllung derſelben. Dies allein macht ihn zum Menſchen.

Der Menſch allein hat als Perſon unter allen bekannten Weſen das Vorrecht, in den Ring der Nothwendigkeit, der für bloße Naturweſen unzerreißbar iſt, durch ſeinen Willen zu greifen, und eine ganz friſche Reihe von Erſcheinungen in ſich ſelbſt anzufangen. Der Akt, durch den er dieſes wirkt, heißt vorzugsweiſe eine Handlung, und diejenigen ſeiner Verrichtungen, die aus einer ſolchen Handlung herfließen, ausſchließungsweiſe ſeine Thaten. Er kann alſo, daß er eine Perſon iſt, blos durch ſeine Thaten beweiſen.

Die Bildung des Thiers drückt nicht nur den Begriff ſeiner Beſtimmung, ſondern auch das Verhältniß ſeines gegenwärtigen Zuſtandes zu dieſer Beſtimmung aus. Da nun bey dem Thiere die Natur die Beſtimmung zugleich gibt und erfüllt, ſo kann die Bildung des Thiers nie etwas anders als das Werk der Natur ausdrücken.

Da die Natur dem Menſchen zwar die Beſtimmung gibt, aber die Erfüllung derſelben in ſeinen Willen ſtellt, ſo kann das gegenwärtige Verhältniß ſeines Zuſtandes zu ſeiner Beſtimmung nicht Werk der Natur, ſondern muß ſein eigenes Werk ſeyn. Der Ausdruck dieſes Verhältniſſes in ſeiner Bildung gehört alſo nicht der Natur, ſondern ihm ſelbſt an, das iſt, es iſt ein perſönlicher Ausdruck. Wenn wir alſo aus dem architektoniſchen Theil ſeiner Bildung erfahren, was die Natur mit ihm beabſichtet hat, ſo erfahren wir aus dem mimiſchen Theil derſelben, was er ſelbſt zu Erfüllung dieſer Abſicht gethan hat.

Bey der Geſtalt des Menſchen begnügen wir uns alſo nicht damit, daß ſie uns blos den allgemeinen Begriff der Menſchheit, oder was etwa die Natur zu Erfüllung deſſelben an dieſem Individuum wirkte, vor Augen ſtelle, denn das würde er mit jeder techniſchen Bildung gemein haben. Wir erwarten noch von ſeiner Geſtalt, daß ſie uns zugleich offenbare, in wie weit er in ſeiner Freyheit dem Naturzweck entgegen kam, d. i.

daß ſie Charakter zeige. In dem erſten Fall ſieht man wohl, daß die Natur es mit ihm auf einen Menſchen anlegte; aber nur aus dem zweyten ergibt ſich, ob er es wirklich geworden iſt.

Die Bildung eines Menſchen iſt alſo nur in ſo weit ſeine Bildung, als ſie mimiſch iſt; aber auch ſo weit ſie mimiſch iſt, iſt ſie ſein. Denn, wenn gleich der größere Theil dieſer mimiſchen Züge, ja, wenn gleich alle bloßer Ausdruck der Sinnlichkeit wären, und ihm alſo ſchon als bloßem Thiere zukommen könnten, ſo war er beſtimmt und fähig, die Sinnlichkeit durch ſeine Freyheit einzuſchränken. Die Gegenwart ſolcher Züge beweist alſo den Nichtgebrauch jener Fähigkeit, und die Nichterfüllung jener Beſtimmung iſt alſo eben ſo gewiß moraliſch ſprechend, als die Unterlaſſung einer Handlung, welche die Pflicht gebietet, eine Handlung iſt.

Von den ſprechenden Zügen, die immer ein Ausdruck der Seele ſind, muß man die ſtummen Züge unterſcheiden, die blos die plaſtiſche Natur, in ſofern ſie von jedem Einfluß der Seele unabhängig wirkt, in die menſchliche Bildung zeichnet. Ich nenne dieſe Züge ſtumm, weil ſie als unverſtändliche Chiffern der Natur von dem Charakter ſchweigen. Sie zeigen blos die Eigenthümlichkeit der Natur im Vortrag der Gattung, und reichen oft für ſich allein ſchon hin, das Individuum zu unterſcheiden, aber von der

Perſon können ſie nie etwas offenbaren. Für den Phiſiognomen ſind dieſe ſtummen Züge keineswegs bedeutungleer, weil der Phiſiognom nicht blos wiſſen will, was der Menſch ſelbſt aus ſich gemacht, ſondern auch, was die Natur für und gegen ihn gethan hat.

Es iſt nicht ſo leicht, die Grenzen anzugeben, wo die ſtummen Züge aufhören, und die ſprechenden beginnen. Die gleichförmig wirkende Bildungskraft und der geſetzloſe Affekt ſtreiten unaufhörlich um ihr Gebiet; und was die Natur mit unermüdeter ſtiller Thätigkeit erbaute, wird oft wieder umgeriſſen von der *Freyheit*, die gleich einem aufſchwellenden Strome über ihre Ufer tritt. Ein reger Geiſt verſchafft ſich auf *alle* körperlichen Bewegungen Einfluß, und kommt zuletzt mittelbar dahin, auch ſelbſt die feſten Formen der Natur, die dem Willen unerreichbar ſind, durch die Macht des ſympathetiſchen Spiels zu verändern. An einem ſolchen Menſchen wird endlich alles Charakterzug, wie wir an manchen Köpfen finden, die ein langes Leben, außerordentliche Schickſale und ein thätiger Geiſt völlig *durchgearbeitet* haben. Der plaſtiſchen Natur gehört an ſolchen Formen nur das *Generiſche*, die ganze *Individualität* der Ausführung aber der Perſon an; daher ſagt man ſehr richtig, daß an einer ſolchen Geſtalt Alles Seele ſey.

Dagegen zeigen uns jene zugeſtutzte Zöglinge der *Regel*, (die zwar die Sinnlichkeit zur Ruhe bringen, aber die Menſchheit nicht wecken kann) in ihrer flachen und ausdrucksloſen Bildung überall nichts, als den Finger der Natur. Die geſchäftloſe Seele iſt ein beſcheidener Gaſt in ihrem Körper und ein friedlicher ſtiller Nachbar der ſich ſelbſt überlaſſenen Bildungskraft. Kein anſtrengender Gedanke, keine Leidenſchaft greift in den ruhigen Takt des phyſiſchen Lebens; nie wird der Bau durch das Spiel in Gefahr geſetzt, nie die Vegetation durch die Freyheit beunruhigt. Da die tiefe Ruhe des Geiſtes keine beträchtliche Konſumtion der Kräfte verurſacht, ſo wird die Ausgabe nie die Einnahme überſteigen, vielmehr die thieriſche Oekonomie immer Ueberſchuß haben. Für den ſchmalen Gehalt von Glückſeligkeit, den ſie ihm auswirft, macht der Geiſt den pünktlichen Hausverwalter der Natur, und ſein ganzer Ruhm iſt, ihr Buch in Ordnung zu halten. Geleiſtet wird alſo werden, was die Organiſation immer leiſten kann, und floriren wird das Geſchäft der Ernährung und Zeugung. Ein ſo glückliches Einverſtändniß zwiſchen der Naturnothwendigkeit und der Freyheit kann der architektoniſchen Schönheit nicht anders als günſtig ſeyn, und hier iſt es auch, wo ſie in ihrer ganzen Reinheit kann beobachtet werden. Aber die allgemeinen Naturkräfte führen, wie man weiß, einen ewigen Krieg mit den beſondern, oder den organiſchen, und die kunſtreichſte Technik wird endlich von der Kohäſion und Schwerkraft bezwungen. Daher hat auch die Schönheit des Baues, als *bloßes Naturprodukt*, ihre beſtimmten Perioden der Blüthe, der Reife und des Verfalles, die das Spiel zwar beſchleunigen, aber niemals verzögern kann; und ihr gewöhnliches Ende iſt, daß die *Maſſe* allmählich über die *Form* Meiſter wird, und der lebendige Bildungstrieb in dem *aufgeſpeicherten* Stoff ſich ſein eignes Grab bereitet. *)

---

*) Daher man auch mehrentheils finden wird, daß ſolche Schönheiten des Baues ſich ſchon im mittlern Alter durch Obeſität ſehr merklich vergröbern, daß, anſtatt jener kaum angedeuteten zarten Lineamente der Haut, ſich Gruben einſenken und wurſtförmige Falten aufwerfen, daß das *Gewicht* unvermerkt auf die Form Einfluß bekommt, und das reizende mannichfache Spiel ſchöner Linien auf der Oberfläche ſich in einem gleichförmig ſchwellenden Polſter von Fette verliert. Die Natur nimmt wieder, was ſie gegeben hat.

Ich bemerke beyläufig, daß etwas Aehnliches zuweilen mit dem *Genie* vorgeht, welches überhaupt in ſeinem Urſprunge, wie in ſeinen Wirkungen, mit der architektoniſchen Schönheit Vieles gemein hat. Wie dieſe, ſo iſt auch jenes ein bloßes *Naturerzeugniß*, und nach der verkehrten Denkart der Menſchen, die, was nach keiner Vorſchrift nachzuahmen und durch kein Verdienſt zu erringen iſt, gerade am höchſten ſchätzen, wird die Schönheit mehr als der Reiz, das Genie mehr als erworbene Kraft des Geiſtes bewundert.

Ob indeſſen gleich kein einzelner ſtummer Zug Ausdruck des Geiſtes iſt; ſo iſt eine ſolche ſtumme Bildung doch im Ganzen charakteriſtiſch; und zwar

---

Beyde Günſtlinge der Natur werden bey allen ihren Unarten (wodurch ſie nicht ſelten ein Gegenſtand verdienter Verachtung ſind) als ein gewiſſer Geburtsadel, als eine höhere Kaſte betrachtet, weil ihre Vorzüge von Naturbedingungen abhängig ſind, und daher über alle Wahl hinaus liegen.

Aber wie es der architektoniſchen Schönheit ergeht, wenn ſie nicht zeitig dafür Sorge trägt, ſich an der Grazie eine Stütze und eine Stellvertreterinn heranzuziehen, eben ſo ergeht es auch dem Genie, wenn es ſich durch Grundſätze, Geſchmack und Wiſſenſchaft zu ſtärken verabſäumt. War ſeine ganze Ausſtattung eine lebhafte und blühende Einbildungskraft (und die Natur kann nicht wohl andere als ſinnliche Vorzüge ertheilen) ſo mag es bey Zeiten darauf denken, ſich dieſes zweydeutigen Geſchenks durch den einzigen Gebrauch zu verſichern, wodurch Naturgaben Beſitzungen des Geiſtes werden können; dadurch, meine ich, daß es der Materie Form ertheilt; denn der Geiſt kann nichts, als was Form iſt, ſein eigen nennen. Durch keine verhältnißmäßige Kraft der Vernunft beherrſcht, wird die wildaufgeſchloſſene üppige Naturkraft über die Freyheit des Verſtandes hinauswachſen, und ſie eben ſo erſticken, wie bey der architektoniſchen Schönheit die Maſſe endlich die Form unterdrückt.

Die

aus eben dem Grunde, warum eine ſinnlich ſprechende es iſt. Der Geiſt nämlich ſoll thätig ſeyn und ſoll moraliſch empfinden, und alſo zeugt es von ſeiner Schuld, wenn ſeine Bildung davon keine Spuren aufweiſt. Wenn uns alſo gleich der reine und ſchöne Ausdruck ſeiner Beſtimmung in der Architektur ſeiner Geſtalt mit Wohlgefallen und mit Ehrfurcht gegen die höchſte Vernunft, als ihre Urſache, erfüllt, ſo werden beyde Em-

---

Die Erfahrung, denke ich, liefert hievon reichlich Belege, beſonders an denjenigen Dichtergenien, die früher berühmt werden als ſie mündig ſind, und wo, wie bey mancher Schönheit, das ganze Talent oft die Jugend iſt. Iſt aber der kurze Frühling vorbey, und fragt man nach den Früchten, die er hoffen ließ, ſo ſind es ſchwammige und oft verkrüppelte Geburten, die ein mißgeleiteter blinder Bildungstrieb erzeugte. Gerade da, wo man erwarten kann, daß der Stoff ſich zur Form veredelt und der bildende Geiſt in der Anſchauung Ideen niedergelegt habe, ſind ſie, wie jedes andre Naturprodukt, der Materie anheim gefallen, und die vielſprechenden Meteore erſcheinen als ganz gewöhnliche Lichter — wo nicht gar als noch etwas weniger. Denn die poetiſirende Einbildungskraft ſinkt zuweilen auch ganz zu dem Stoff zurück, aus dem ſie ſich losgewickelt hatte, und verſchmäht es nicht, der Natur bey einem andern ſolidern Bildungswerk zu dienen, wenn es ihr mit der poetiſchen Zeugung nicht recht mehr gelingen will.

pfindungen nur ſo lange ungemiſcht bleiben, als er uns bloße Naturerzeugung iſt. Denken wir ihn uns aber als moraliſche Perſon, ſo ſind wir berechtigt, einen Ausdruck derſelben in ſeiner Geſtalt zu erwarten, und ſchlägt dieſe Erwartung fehl, ſo wird Verachtung unausbleiblich erfolgen. Blos organiſche Weſen ſind uns ehrwürdig als *Geſchöpfe*; der Menſch aber kann es uns nur als *Schöpfer*, (d. i. als Selbſturheber ſeines Zuſtandes) ſeyn. Er ſoll nicht blos, wie die übrigen Sinnenweſen, die Strahlen fremder Vernunft zurückwerfen, wenn es gleich die göttliche wäre, ſondern er ſoll, gleich einem Sonnenkörper, von ſeinem eigenen Lichte glänzen.

Eine ſprechende Bildung wird alſo von dem Menſchen gefordert, ſobald man ſich ſeiner ſittlichen Beſtimmung bewuſſt wird; aber es muß zugleich eine Bildung ſeyn, die zu ſeinem Vortheile ſpricht, d. i. die eine ſeiner Beſtimmung gemäße Empfindungsart, eine moraliſche Fertigkeit, ausdrückt. Dieſe Anforderung macht die Vernunft an die Menſchenbildung.

Der Menſch iſt aber als Erſcheinung zugleich Gegenſtand des Sinnes. Wo das *moraliſche* Gefühl Befriedigung findet, da will das *äſthetiſche* nicht verkürzt ſeyn, und die Uebereinſtimmung mit einer Idee darf in der Erſcheinung kein Opfer koſten. So ſtreng alſo auch immer die Vernunft einen Ausdruck der Sittlichkeit fordert, ſo unnachläſſlich fordert das Auge

Schönheit. Da dieſe beyden Forderungen an daſſelbe Objekt, obgleich von verſchiedenen Inſtanzen der Beurtheilung, ergehen, ſo muß auch durch eine und dieſelbe Urſache für beyder Befriedigung geſorgt ſeyn. Diejenige Gemüthsverfaſſung des Menſchen, wodurch er am fähigſten wird, ſeine Beſtimmung als moraliſche Perſon zu erfüllen, muß einen ſolchen Ausdruck geſtatten, der ihm auch, als bloßer Erſcheinung, am vortheilhafteſten iſt. Mit andern Worten: ſeine ſittliche Fertigkeit muß ſich durch Grazie offenbaren.

Hier iſt es nun, wo die große Schwierigkeit eintritt. Schon aus dem Begriff moraliſchſprechender Bewegungen ergibt ſich, daß ſie eine moraliſche Urſache haben müſſen, die über die Sinnenwelt hinaus liegt; eben ſo ergibt ſich aus dem Begriffe der Schönheit, daß ſie keine andere als ſinnliche Urſachen habe, und ein völlig freyer Natureffekt ſeyn oder doch ſo erſcheinen müſſe. Wenn aber der letzte Grund moraliſchſprechender Bewegungen nothwendig außerhalb, der letzte Grund der Schönheit eben ſo nothwendig innerhalb der Sinnenwelt liegt, ſo ſcheint die Grazie, welche Beydes verbinden ſoll, einen offenbaren Widerſpruch zu enthalten.

Um ihn zu heben, wird man alſo annehmen müſſen, „daß die moraliſche Urſache im Gemüthe, die der Grazie zum Grunde liegt, in der von ihr abhängenden Sinnlichkeit gerade denjenigen Zuſtand nothwendig herverbringe, der die Naturbedingungen des Schönen in ſich enthält.“ Das Schöne ſetzt nämlich, wie ſich von allem Sinnlichen verſteht, gewiſſe Bedingungen, und, in ſofern es das Schöne iſt, auch blos ſinnliche Bedingungen voraus. Daß nun der Geiſt, (nach einem Geſetz, das wir nicht ergründen können) durch den Zuſtand, worin er ſich ſelbſt befindet, der ihn begleitenden Natur den ihrigen vorſchreibt, und daß der Zuſtand moraliſcher Fertigkeit in ihm gerade derjenige iſt, durch den die ſinnlichen Bedingungen des Schönen in Erfüllung gebracht werden, dadurch macht er das Schöne möglich, und das allein iſt ſeine Handlung. Daß aber wirklich Schönheit daraus wird, das iſt Folge jener ſinnlichen Bedingungen, alſo freye Naturwirkung. Weil aber die Natur bey willkürlichen Bewegungen, wo ſie als Mittel behandelt wird, um einen Zweck auszuführen, nicht wirklich frey heißen kann, und weil ſie bey den unwillkürlichen Bewegungen, die das Moraliſche ausdrücken, wiederum nicht frey heißen kann, ſo iſt die Freyheit, mit der ſie ſich in ihrer Abhängigkeit von dem Willen deßungeachtet äußert, eine Zulaſſung von Seiten des Geiſtes. Man kann alſo ſagen, daß die Grazie eine Gunſt ſey, die das Sittliche dem Sinnlichen erzeigt, ſo wie die architektoniſche Schönheit als die Einwilligung der Natur zu ihrer techniſchen Form kann betrachtet werden.

Man erlaube mir dies durch eine bildliche Vorſtellung zu erläutern. Wenn ein monarchiſcher Staat auf eine ſolche Art verwaltet wird, daß, obgleich Alles nach eines Einzigen Willen geht, der einzelne Bürger ſich doch überreden kann, daß er nach ſeinem eigenen Sinne lebe, und blos ſeiner Neigung gehorche, ſo nennt man dies eine liberale Regierung. Man würde aber großes Bedenken tragen, ihr dieſen Namen zu geben, wenn entweder der Regent ſeinen Willen gegen die Neigung des Bürgers, oder der Bürger ſeine Neigung gegen den Willen des Regenten behauptete; denn in dem erſten Fall wäre die Regierung nicht liberal, in dem zweyten wäre ſie gar nicht Regierung.

Es iſt nicht ſchwer, die Anwendung davon auf die menſchliche Bildung unter dem Regiment des Geiſtes zu machen. Wenn ſich der Geiſt in der von ihm abhängenden ſinnlichen Natur auf eine ſolche Art äußert, daß ſie ſeinen Willen aufs treueſte ausrichtet und ſeine Empfindungen auf das ſprechendſte ausdrückt, ohne doch gegen die Anforderungen zu verſtoßen, welche der Sinn an ſie, als an Erſcheinungen macht, ſo wird dasjenige entſtehen, was man Anmuth nennt. Man würde aber gleich weit entfernt ſeyn, es Anmuth zu nennen, wenn entweder der Geiſt ſich in der Sinnlichkeit durch Zwang offenbarte, oder wenn dem freyen Effekt der Sinnlichkeit der Ausdruck des Geiſtes fehlte. Denn in dem erſten Fall wäre keine Schönheit vorhanden, in dem zweyten wäre es keine Schönheit des Spiels.

Es iſt alſo immer nur der überſinnliche Grund im Gemüthe, der die Grazie ſprechend, und immer nur ein blos ſinnlicher Grund in der Natur, der ſie ſchön macht. Es läſſt ſich eben ſo wenig ſagen, daß der Geiſt die Schönheit erzeuge, als man, im angeführten Fall, von dem Herrſcher ſagen kann, daß er Freyheit hervorbringe; denn Freyheit kann man einem zwar laſſen, aber nicht geben.

So wie aber doch der Grund, warum ein Volk unter dem Zwang eines fremden Willens ſich frey fühlt, größtentheils in der Geſinnung des Herrſchers liegt, und eine entgegengeſetzte Denkart des Letztern jener Freyheit nicht ſehr günſtig ſeyn würde; eben ſo müſſen wir auch die Schönheit der freyen Bewegungen in der ſittlichen Beſchaffenheit des ſie diktirenden Geiſtes aufſuchen. Und nun entſteht die Frage, was dies wol für eine perſönliche Beſchaffenheit ſeyn mag, die den ſinnlichen Werkzeugen des Willens die größere Freyheit verſtattet, und was für moraliſche Empfindungen ſich am beſten mit der Schönheit im Ausdruck vertragen?

Soviel leuchtet ein, daß ſich weder der Wille, bey der abſichtlichen, noch der Affekt bey der ſympathetiſchen Bewegung, gegen die von ihm abhängende Natur als eine Gewalt verhalten dürfe, wenn ſie ihm mit Schönheit gehorchen ſoll. Schon das allgemeine Gefühl der Menſchen macht die Leichtigkeit zum Hauptcharakter der Grazie, und was angeſtrengt wird, kann niemals Leichtigkeit zeigen. Eben ſo leuchtet ein, daß auf der andern Seite die Natur ſich gegen den Geiſt nicht als Gewalt verhalten dürfe, wenn ein ſchön moraliſcher Ausdruck Statt haben ſoll; denn wo die bloße Natur herrſcht, da muß die Menſchheit verſchwinden.

Es laſſen ſich in Allem dreyerley Verhältniſſe denken, in welchen der Menſch zu ſich ſelbſt, d. i. ſein ſinnlicher Theil zu ſeinem vernünftigen, ſtehen kann. Unter dieſen haben wir dasjenige aufzuſuchen, welches ihn in der Erſcheinung am beſten kleidet, und deſſen Darſtellung Schönheit iſt.

Der Menſch unterdrückt entweder die Forderungen ſeiner ſinnlichen Natur, um ſich den höhern Forderungen ſeiner vernünftigen gemäß zu verhalten; oder er kehrt es um, und ordnet den vernünftigen Theil ſeines Weſens dem ſinnlichen unter, und folgt alſo blos dem Stoße, womit ihn die Naturnothwendigkeit, gleich den andern Erſcheinungen, fortreibt; oder die Triebe des letztern ſetzen ſich mit den Geſetzen des erſtern in Harmonie, und der Menſch iſt einig mit ſich ſelbſt.

Wenn ſich der Menſch ſeiner reinen Selbſtſtändigkeit bewuſſt wird, ſo ſtößt er Alles von ſich, was ſinnlich iſt, und nur durch dieſe Abſonderung von dem Stoffe gelangt er zum Gefühl ſeiner rationalen Freyheit. Dazu aber wird, weil die Sinnlichkeit hartnäckig und kraftvoll widerſteht, von ſeiner Seite eine merkliche Gewalt und große Anſtrengung erfordert, ohne welche es ihm unmöglich wäre, die Begierde von ſich zu halten, und den nachdrücklich ſprechenden Inſtinkt zum Schweigen zu bringen. Der ſo geſtimmte Geiſt läſſt ſich die von ihm abhängende Natur, ſowol da, wo ſie im Dienſt ſeines Willens handelt, als da, wo ſie ſeinem Willen vorgreifen will, erfahren, daß er ihr Herr iſt. Unter ſeiner ſtrengen Zucht wird alſo die Sinnlichkeit unterdrückt erſcheinen, und der innere Widerſtand wird ſich von außen durch Zwang verrathen. Eine ſolche Verfaſſung des Gemüths kann alſo der Schönheit nicht günſtig ſeyn, welche die Natur nicht anders als in ihrer Freyheit hervorbringt, und es wird daher auch nicht Grazie ſeyn können, wodurch die mit dem Stoffe kämpfende moraliſche Freyheit ſich kenntlich macht.

Wenn hingegen der Menſch, unterjocht vom Bedürfniß, den Naturtrieb ungebunden über ſich herrſchen läſſt, ſo verſchwindet mit ſeiner innern Selbſtſtändigkeit auch jede Spur derſelben in ſeiner Geſtalt. Nur die Thierheit redet aus dem ſchwimmenden erſterbenden Auge, aus dem lüſtern geöffneten Munde, aus der erſtickten bebenden Stimme, aus dem kurzen geſchwinden Athem, aus dem Zittern der Glieder, aus dem ganzen erſchlaffenden Bau. Nachgelaſſen hat aller Widerſtand der moraliſchen Kraft, und die Natur in ihm iſt in volle Freyheit geſetzt. Aber eben dieſer gänzliche Nachlaß der Selbſtthätigkeit, der im Moment des ſinnlichen Verlangens und noch mehr im Genuß zu erfolgen pflegt, ſetzt augenblicklich die rohe Materie in Freyheit, die durch das Gleichgewicht der thätigen und leidenden Kräfte bisher gebunden war. Die todten Naturkräfte fangen an, über die lebendigen der Organiſation die Oberhand zu bekommen, die Form von der Maſſe, die Menſchheit von gemeiner Natur unterdrückt zu werden. Das ſeeleſtrahlende Auge wird matt, oder quillt auch *gläſern* und *ſtier* aus ſeiner Höhlung hervor, der feine Inkarnat der Wangen verdickt ſich zu einer groben und gleichförmigen Tüncherfarbe, der Mund wird zur bloßen Oeffnung, denn ſeine Form iſt nicht mehr Folge der wirkenden, ſondern der nachlaſſenden Kräfte, die Stimme und der ſeufzende Athem ſind nichts als Hauche, wodurch die beſchwerte Bruſt ſich erleichtern will, und die nun blos ein mechaniſches Bedürfniß, keine Seele verrathen. Mit einem Worte: bey *der Freyheit*, welche die Sinnlichkeit *ſich ſelbſt nimmt*, iſt an keine Schönheit zu denken. Die Freyheit der Formen, die der ſittliche Wille blos *eingeſchränkt* hatte, *überwältigt* der grobe Stoff, welcher ſtets ſo viel Feld gewinnt, als dem Willen entriſſen wird.

Ein Menſch in dieſem Zuſtand empört nicht blos den *moraliſchen* Sinn, der den Ausdruck der Menſchheit unnachläſſlich fordert; auch der *äſthetiſche* Sinn, der ſich nicht mit dem bloßem Stoffe befriedigt, ſondern in der Form ein freyes Vergnügen ſucht, wird ſich mit Ekel von einem ſolchen Anblick abwenden, bey welchem nur die *Begierde* ihre Rechnung finden kann.

Das erſte dieſer Verhältniſſe zwiſchen beyden Naturen im Menſchen erinnert an eine *Monarchie*, wo die ſtrenge Aufſicht des Herrſchers jede freye Regung im Zaum hält; das zweyte an eine wilde *Ochlokratie*, wo der Bürger durch Aufkündigung des Gehorſams gegen den rechtmäßigen Oberherrn, ſo wenig frey, als die menſchliche Bildung, durch Unterdrückung der moraliſchen Selbſtthätigkeit, ſchön wird, vielmehr nur dem brutalern Deſpotismus der unterſten Klaſſen, wie hier die Form der Maſſe, anheimfällt. So wie die *Freyheit* zwiſchen dem geſetzlichen Druck und der Anarchie mitten inne liegt, ſo werden wir jetzt auch die *Schönheit* zwiſchen der *Würde*, als dem Ausdruck des herrſchenden Geiſtes, und der *Wolluſt*, als dem Ausdruck des herrſchenden Triebes, in der Mitte finden.

Wenn nämlich weder *die über die Sinnlichkeit herrſchende Vernunft*, noch *die über die Vernunft herrſchende Sinnlichkeit* ſich mit Schönheit des Ausdrucks vertragen, ſo wird (denn es gibt keinen vierten Fall) ſo wird derjenige Zuſtand des Gemüths, wo *Vernunft und Sinnlichkeit* —

Pflicht und Neigung — *zuſammenſtimmen*, die Bedingung ſeyn, unter der die Schönheit des Spiels erfolgt.

Um ein Objekt der Neigung werden zu können, muß der Gehorſam gegen die Vernunft einen Grund des Vergnügens abgeben, denn nur durch Luſt und Schmerz wird der Trieb in Bewegung geſetzt. In der gewöhnlichen Erfahrung iſt es zwar umgekehrt, und das Vergnügen iſt der Grund, warum man vernünftig handelt. Daß die Moral ſelbſt endlich aufgehört hat, dieſe Sprache zu reden, hat man dem unſterblichen Verfaſſer der Kritik zu verdanken, dem der Ruhm gebührt, die geſunde Vernunft aus der philoſophirenden wieder hergeſtellt zu haben.

Aber ſo wie die Grundſätze dieſes Weltweiſen von ihm ſelbſt, und auch von andern, pflegen vorgeſtellt zu werden, ſo iſt die Neigung eine ſehr zweydeutige Gefährtinn des Sittengefühls, und das Vergnügen eine bedenkliche Zugabe zu moraliſchen Beſtimmungen. Wenn der Glückſeligkeittrieb auch keine blinde Herrſchaft über den Menſchen behauptet, ſo wird er doch bey dem ſittlichen Wahlgeſchäfte gern *mitſprechen* wollen, und ſo der Reinheit des Willens ſchaden, der immer nur dem *Geſetze* und nie dem *Triebe* folgen ſoll. Um alſo völlig ſicher zu ſeyn, daß die Neigung nicht *mit* beſtimmte, ſieht man ſie lieber im Krieg, als im Einverſtändniß mit dem Vernunftgeſetze, weil es gar zu leicht ſeyn kann, daß ihre Fürſprache allein ihm ſeine Macht über den Willen verſchaffte. Denn da es beym Sittlichhandeln nicht auf die *Geſetzmäßigkeit* der Thaten, ſondern einzig nur auf die *Pflichtmäßigkeit* der Geſinnungen ankommt, ſo legt man mit Recht keinen Werth auf die Betrachtung, daß es für die erſte gewöhnlich vortheilhafter ſey, wenn ſich die Neigung auf Seiten der Pflicht befindet. Soviel ſcheint alſo wol gewiß zu ſeyn, daß der Beyfall der Sinnlichkeit, wenn er die Pflichtmäßigkeit des Willens auch nicht verdächtig macht, doch wenigſtens nicht im Stand iſt, ſie zu *verbürgen*. Der ſinnliche Ausdruck dieſes Beyfalls in der Grazie, wird alſo für die Sittlichkeit der Handlung, bey der er angetroffen wird, nie ein hinreichendes und gültiges Zeugniß ablegen, und aus dem ſchönen Vortrag einer Geſinnung oder Handlung wird man nie ihren moraliſchen Werth erfahren.

Bis hieher glaube ich, mit den *Rigoriſten* der Moral vollkommen einſtimmig zu ſeyn, aber ich hoffe dadurch noch zum *Latitudinarier* zu werden, daß ich die Anſprüche der Sinnlichkeit, die im Felde der reinen Vernunft, und bey der moraliſchen Geſetzgebung, *völlig* zurückgewieſen ſind, im Feld der Erſcheinung, und bey der wirklichen Ausübung der Sittenpflicht, noch zu behaupten verſuche.

So gewiß ich nämlich überzeugt bin — und eben darum, weil ich es bin — daß der Antheil der Neigung an einer freyen Handlung für die reine Pflichtmäßigkeit dieſer Handlung nichts beweiſt, ſo glaube ich eben daraus folgern zu können, daß die ſittliche Vollkommenheit des Menſchen gerade nur aus dieſem Antheil ſeiner Neigung an ſeinem moraliſchen Handeln erhellen kann. Der Menſch nämlich iſt nicht dazu beſtimmt, einzelne ſittliche Handlungen zu verrichten, ſondern ein ſittliches Weſen zu ſeyn. Nicht Tugenden ſondern die Tugend iſt ſeine Vorſchrift, und Tugend iſt nichts anders „als eine Neigung zu der Pflicht.“ Wie ſehr alſo auch Handlungen aus Neigung und Handlungen aus Pflicht in objektivem Sinne einander entgegenſtehen; ſo iſt dies doch in ſubjektivem Sinn nicht alſo, und der Menſch darf nicht nur, ſondern ſoll Luſt und Pflicht in Verbindung bringen; er ſoll ſeiner Vernunft mit Freuden gehorchen. Nicht um ſie wie eine Laſt wegzuwerfen, oder wie eine grobe Hülle von ſich abzuſtreifen, nein, um ſie aufs Innigſte mit ſeinem höhern Selbſt zu vereinbaren, iſt ſeiner reinen Geiſternatur eine ſinnliche beygeſellt. Dadurch ſchon, daß ſie ihn zum vernünftig ſinnlichen Weſen, d. i. zum Menſchen machte, kündigte ihm die Natur die Verpflichtung an, nicht zu trennen, was ſie verbunden hat, auch in den reinſten Aeußerungen ſeines göttlichen Theiles den ſinnlichen nicht hinter ſich zu laſſen, und den Triumph des einen nicht auf Unterdrückung des andern zu gründen. Erſt alsdann, wenn ſie aus ſeiner geſammten Menſchheit als die vereinigte Wirkung beyder Principien hervorquillt, wenn ſie ihm zur Natur geworden iſt, iſt ſeine ſittliche Denkart geborgen, denn ſo lange der ſittliche Geiſt noch Gewalt anwendet, ſo muß der Naturtrieb ihm noch Macht entgegenzuſetzen haben. Der blos niedergeworfene Feind kann wieder aufſtehen, aber der verſöhnte iſt wahrhaft überwunden.

In der Kantiſchen Moralphiloſophie iſt die Idee der Pflicht mit einer Härte vorgetragen, die alle Grazien davon zurückſchreckt, und einen ſchwachen Verſtand leicht verſuchen könnte, auf dem Wege einer finſtern und mönchiſchen Aſcetik die moraliſche Vollkommenheit zu ſuchen. Wie ſehr ſich auch der große Weltweiſe gegen dieſe Mißdeutung zu verwahren ſuchte, die ſeinem heitern und freyen Geiſt unter allen gerade die empörendſte ſeyn muß, ſo hat er, deucht mir, doch ſelbſt durch die ſtrenge und grelle Entgegenſetzung beyder auf den Willen des Menſchen wirkenden Principien, einen ſtarken (obgleich bey ſeiner Abſicht vielleicht kaum zu vermeidenden) Anlaß dazu gegeben. Ueber die Sache ſelbſt kann, nach den von ihm geführten Beweiſen, unter denkenden Köpfen, die überzeugt ſeyn wollen, kein Streit mehr ſeyn, und ich wüßte kaum, wie man nicht lieber ſein ganzes Menſchſeyn aufgeben, als über dieſe Angelegenheit ein anderes Reſulat von der

Vernunſt erhalten wollte. Aber ſo rein er bey Unterſuchung der Wahrheit zu Werke ging, und ſo ſehr ſich hier Alles aus blos objektiven Gründen erklärt, ſo ſcheint ihn doch in Darſtellung der geſundenen Wahrheit eine mehr ſubjektive Maxime geleitet zu haben, die, wie ich glaube, aus den Zeitumſtänden nicht ſchwer zu erklären iſt.

So wie er nämlich die Moral ſeiner Zeit, im Syſteme und in der Ausübung, vor ſich fand, ſo muſſte ihn auf der einen Seite ein grober Materialismus in den moraliſchen Principien empören, den die unwürdige Gefälligkeit der Philoſophen dem ſchlaffen Zeitcharakter zum Kopfkiſſen untergelegt hatte. Auf der andern Seite muſſte ein nicht weniger bedenklicher Perfektionsgrundſatz, der, um eine abſtrakte Idee von allgemeiner Weltvollkommenheit zu realiſiren, über die Wahl der Mittel nicht ſehr verlegen war, ſeine Aufmerkſamkeit erregen. Er richtete alſo dahin, wo die Gefahr am meiſten erklärt und die Reform am dringendſten war, die ſtärkſte Kraft ſeiner Gründe, und machte es ſich zum Geſetze, die Sinnlichkeit ſowol da, wo ſie mit frecher Stirn dem Sittengefühl Hohn ſpricht, als in der impoſanten Hülle moraliſchlöblicher Zwecke, worein beſonders ein gewiſſer enthuſiaſtiſcher Ordensgeiſt ſie zu verſtecken weiß, ohne Nachſicht zu verfolgen. Er hatte nicht die Unwiſſenheit zu belehren, ſondern die Verkehrtheit zurechtzuweiſen. Erſchütterung forderte die Kur, nicht Einſchmeichelung und Ueberredung; und je härter der Abſtich war, den der Grundſatz der Wahrheit mit den herrſchenden Maximen machte, deſto mehr konnte er hoffen, Nachdenken darüber zu erregen. Er ward der **Drako** ſeiner Zeit, weil ſie ihm eines **Solons** noch nicht werth und empfänglich ſchien. Aus dem Sanktuarium der reinen Vernunft brachte er das fremde und doch wieder ſo bekannte Moralgeſetz, ſtellte es in ſeiner ganzen Heiligkeit aus vor dem entwürdigten Jahrhundert, und fragte wenig darnach, ob es Augen gibt, die ſeinen Glanz nicht vertragen.

Womit aber hatten es die **Kinder des Hauſes** verſchuldet, daß er nur für die **Knechte** ſorgte? Weil oft ſehr unreine Neigungen den Namen der Tugend uſurpiren, muſſte darum auch der uneigennützige Affekt in der edelſten Bruſt verdächtig gemacht werden? Weil der moraliſche Weichling dem Geſetz der Vernunft gern eine **Laxität** geben möchte, die es zum Spielwerk ſeiner Konvenienz macht, muſſte ihm darum eine **Rigidität** beygelegt werden, die die kraftvolleſte Aeußerung moraliſcher Freyheit nur in eine rühmlichere Art von Knechtſchaft verwandelt? Denn hat wohl der wahrhaft ſittliche Menſch eine freyere Wahl zwiſchen Selbſtachtung und Selbſtverwerfung, als der Sinnenſklave zwiſchen Vergnügen und Schmerz? Iſt dort etwa weniger Zwang für den reinen Willen, als hier für den verdorbenen? Muſſte ſchon durch die **imperatiſe**

Form des Moralgeſetzes die Menſchheit angeklagt und erniedriget werden, und das erhabenſte Dokument ihrer Größe zugleich die Urkunde ihrer Gebrechlichheit ſeyn? War es wohl bey dieſer imperatifen Form zu vermeiden, daß eine Vorſchrift, die ſich der Menſch als Vernunftweſen ſelbſt giebt; die deswegen allein für ihn bindend, und dadurch allein mit ſeinem Freyheitsgefühle verträglich iſt, nicht den Schein eines fremden und poſitiven Geſetzes annahm — einen Schein, der durch ſeinen radikalen Hang, demſelben entgegen zu handeln (wie man ihm Schuld giebt) ſchwerlich vermindert werden dürfte! *)

Es iſt für moraliſche Wahrheiten gewiß nicht vortheilhaft, Empfindungen gegen ſich zu haben, die der Menſch ohne Erröthen ſich geſtehen darf. Wie ſollen ſich aber die Empfindungen der Schönheit und Freyheit mit dem auſteren Geiſt eines Geſetzes vertragen, das ihn mehr durch Furcht als durch Zuverſicht leitet, das ihn, den die Natur doch vereinigte, ſtets zu vereinzeln ſtrebt, und nur dadurch, daß es ihm Mißtrauen gegen den einen Theil ſeines Weſens erweckt, ſich der Herrſchaft über den andern verſichert.

---

*) Siehe das Glaubensbekenntniß des V. d. K. von der menſchlichen Natur in ſeiner neueſten Schrift: Die Offenbarung in den Grenzen der Vernunft. Erſter Abſchnitt.

Die menſchliche Natur iſt ein verbundneres Ganze in der Wirklichkeit, als es dem Philoſophen, der nur durch Trennen was vermag, erlaubt iſt, ſie erſcheinen zu laſſen. Nimmermehr kann die Vernunft Affekte als ihrer unwerth verwerfen, die das Herz mit Freudigkeit bekennt, und der Menſch da, wo er moraliſch geſunken wäre, nicht wohl in ſeiner eigenen Achtung ſteigen. Wäre die ſinnliche Natur im Sittlichen immer nur die unterdrückte und nie die mitwirkende Partey, wie könnte ſie das ganze Feuer ihrer Gefühle zu einem Triumph hergeben, der über ſie ſelbſt gefeyert wird? Wie könnte ſie eine ſo lebhafte Theilnehmerin an dem Selbſtbewuſſtſeyn des reinen Geiſtes ſeyn, wenn ſie ſich nicht endlich ſo innig an ihn anſchließen könnte, daß ſelbſt der analytiſche Verſtand ſie nicht ohne Gewaltthätigkeit mehr von ihm trennen kann.

Der Wille hat ohnehin einen unmittelbarern Zuſammenhang mit dem Vermögen der Empfindungen als mit dem der Erkenntniß, und es wäre in manchen Fällen ſchlimm, wenn er ſich bey der reinen Vernunft erſt orientiren müßte. Es erweckt mir kein gutes Vorurtheil für einen Menſchen, wenn er der Stimme des Triebes ſo wenig trauen darf, daß er gezwungen iſt, ihn jedesmal erſt vor dem Grundſatze der Moral abzuhören: vielmehr achtet man ihn hoch, wenn er ſich demſelben, ohne Gefahr, durch ihn mißgeleitet zu werden, mit einer gewiſſen Sicherheit vertraut. Denn das beweiſt, daß beyde Principien in ihm ſich ſchon in derjenigen Uebereinſtimmung befinden, welche das Siegel der vollendeten Menſchheit und dasjenige iſt, was man unter einer ſchönen Seele verſtehet.

Eine ſchöne Seele nennt man es, wenn ſich das ſittliche Gefühl aller Empfindungen des Menſchen endlich bis zu dem Grad verſichert hat, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlaſſen darf, und nie Gefahr läuft, mit den Entſcheidungen deſſelben im Widerſpruch zu ſtehen. Daher ſind bey einer ſchönen Seele die einzelnen Handlungen eigentlich nicht ſittlich, ſondern der ganze Charakter iſt es. Man kann ihr auch keine einzige darunter zum Verdienſt anrechnen, weil eine Befriedigung des Triebes nie verdienſtlich heißen kann. Die ſchöne Seele hat kein andres Verdienſt, als daß ſie iſt. Mit einer Leichtigkeit, als wenn blos der Inſtinkt aus ihr handelte, übt ſie der Menſchheit peinlichſte Pflichten aus, und das heldenmüthigſte Opfer, das ſie dem Naturtriebe abgewinnt, fällt wie eine freywillige Wirkung eben dieſes Triebes in die Augen. Daher weiß ſie ſelbſt auch niemals um die Schönheit ihres Handelns, und es fällt ihr nicht mehr ein, daß man anders handeln und empfinden könnte; dagegen ein ſchulgerechter Zögling der Sittenregel, ſo wie das Wort des Meiſters ihn fordert, jeden Augenblick bereit ſeyn wird, vom Verhältniß ſeiner Handlungen zum Geſetz die ſtrengſte Rechnung abzulegen. Das Leben des Letztern wird einer Zeichnung gleichen, worin man die Regel durch harte Striche angedeutet ſieht, und an der allenfalls ein Lehrling die Principien der Kunſt lernen könnte. Aber in einem ſchönen Leben ſind, wie in einem Titianiſchen Gemählde, alle jene ſchneidenden Grenzlinien verſchwunden, und doch tritt die ganze Geſtalt nur deſto wahrer, lebendiger, harmoniſcher hervor.

In einer ſchönen Seele iſt es alſo, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmoniren, und Grazie iſt ihr Ausdruck in der Erſcheinung. Nur im Dienſt einer ſchönen Seele kann die Natur zugleich Freyheit beſitzen, und ihre Form bewahren, da ſie erſtere unter der Herrſchaft eines ſtrengen Gemüths, letztere unter der Anarchie der Sinnlichkeit einbüßt. Eine ſchöne Seele gießt auch über eine Bildung, der es an architektoniſcher Schönheit mangelt, eine unwiderſtehliche Grazie aus, und oft ſieht man ſie ſelbſt über Gebrechen der Natur triumphiren. Alle Bewegungen, die von ihr ausgehen, werden leicht, ſanft und dennoch belebt ſeyn. Heiter und frey wird das Auge ſtrahlen, und Empfindung wird in demſelben glänzen. Von der Sanftmuth des Herzens wird der Mund eine Grazie erhalten, die keine Verſtellung erkünſteln kann. Keine Spannung wird in den Mienen, kein Zwang in den willkürlichen Bewegungen zu bemerken ſeyn, denn die Seele weiß von keinem. Muſik wird die Stimme ſeyn, und mit dem reinen Strom ihrer Modulationen das Herz bewegen. Die architektoniſche Schönheit kann Wohlgefallen, kann Bewunderung, kann Erſtaunen erregen; aber nur die Anmuth wird hinreißen. Die Schönheit hat Anbeter, Liebhaber hat nur die Grazie; denn wir huldigen dem Schöpfer, und lieben den Menſchen.

Man wird, im Ganzen genommen, die Anmuth mehr bey dem weiblichen Geſchlecht (die Schönheit vielleicht mehr bey dem männlichen) finden, wovon die Urſache nicht weit zu ſuchen iſt. Zur Anmuth muß ſowol der körperliche Bau, als der Charakter beytragen; jener durch ſeine Biegſamkeit, Eindrücke anzunehmen und ins Spiel geſetzt zu werden, dieſer durch die ſittliche Harmonie der Gefühle. In beydem war die Natur dem Weibe günſtiger als dem Manne.

Der zärtere weibliche Bau empfängt jeden Eindruck ſchneller, und läſſt ihn ſchneller wieder verſchwinden. Feſte Konſtitutionen kommen nur durch einen Sturm in Bewegung, und wenn ſtarke Muskeln angezogen werden, ſo können ſie die Leichtigkeit nicht zeigen, die zur Grazie erfordert wird. Was in einem weiblichen Geſicht noch ſchöne Empfindſamkeit iſt, würde in einem männlichen ſchon Leiden ausdrücken. Die zarte Fiber des Weibes neigt ſich wie dünnes Schilfrohr unter dem leiſeſten Hauch des Affekts. In leichten und lieblichen Wellen gleitet die Seele über das ſprechende Angeſicht, das ſich bald wieder zu einem ruhigen Spiegel ebnet.

Auch der Beytrag, den die Seele zu der Grazie geben muß, kann bey dem Weibe leichter als bey dem Manne erfüllt werden. Selten wird ſich der weibliche Charakter zu der höchſten Idee ſittlicher Reinheit erheben, und es ſelten weiter als zu *affektionirten* Handlungen bringen. Er wird der Sinnlichkeit oft mit heroiſcher Stärke, aber nur *durch* die Sinnlichkeit widerſtehen. Weil nun die Sittlichkeit des Weibes gewöhnlich auf Seiten der Neigung iſt, ſo wird es ſich in der Erſcheinung eben ſo ausnehmen, als wenn die Neigung auf Seiten der Sittlichkeit wäre. Anmuth wird alſo der Ausdruck der weiblichen Tugend ſeyn, der ſehr oft der männlichen fehlen dürfte.

Würde.

So wie die Anmuth der Ausdruck einer ſchönen Seele iſt, ſo iſt *Würde* der Ausdruck einer erhabenen Geſinnung.

Es iſt dem Menſchen zwar aufgegeben, eine innige Uebereinſtimmung zwiſchen ſeinen beyden Naturen zu ſtiften, immer ein harmonirendes Ganze zu ſeyn, und mit ſeiner vollſtimmigen ganzen Menſchheit zu handeln. Aber dieſe Charakterſchönheit, die reifſte Frucht ſeiner Humanität, iſt blos eine Idee, welcher gemäß zu werden, er mit anhaltender Wachſamkeit ſtreben, aber die er bey aller Anſtrengung nie ganz erreichen kann.

Der Grund, warum er es nicht kann, iſt die unveränderliche Einrichtung ſeiner Natur; es ſind die phyſiſchen Bedingungen ſeines Daſeyns ſelbſt, die ihn daran verhindern.

Um nämlich ſeine Exiſtenz in der Sinnenwelt, die von Naturbedingungen abhängt, ſicher zu ſtellen, muſſte der Menſch, da er als ein Weſen, das ſich nach Willkür verändern kann, für ſeine Erhaltung ſelbſt zu ſorgen hat, zu Handlungen vermocht werden, wodurch jene phyſiſche Bedingungen ſeines Daſeyns erfüllt, und wenn ſie aufgehoben ſind, wieder hergeſtellt werden können. Obgleich aber die Natur dieſe Sorge, die ſie in ihren vegetabiliſchen Erzeugungen ganz allein über ſich nimmt, ihm ſelbſt übergeben muſſte, ſo durfte doch die Befriedigung eines ſo dringenden Bedürfniſſes, wo es ſein und ſeines Geſchlechts ganzes Daſeyn gilt, ſeiner ungewiſſen Einſicht nicht anvertraut werden. Sie zog alſo dieſe Angelegenheit, die dem Inhalte nach in ihr Gebiet gehört, auch der Form nach in daſſelbe, indem ſie in die Beſtimmungen der Willkür Nothwendigkeit legte. So entſtand der Naturtrieb, der nichts anders iſt, als eine Naturnothwendigkeit durch das Medium der Empfindung.

Der Naturtrieb beſtürmt das Empfindungsvermögen durch die gedoppelte Macht von Schmerz und Vergnügen; durch Schmerz, wo er Befriedigung fordert, durch Vergnügen, wo er ſie findet.

Da einer Naturnothwendigkeit nichts abzudingen iſt, ſo muß auch der Menſch, ſeiner Freyheit ungeachtet, empfinden, was die Natur ihn empfinden laſſen will, und je nachdem die Empfindung Schmerz oder Luſt iſt, ſo muß bey ihm eben ſo unabänderlich Verabſcheuung oder Begierde erfolgen. In dieſem Punkte ſteht er dem Thiere vollkommen gleich, und der ſtarkmüthigſte Stoiker fühlt den Hunger eben ſo empfindlich und verabſcheut ihn eben ſo lebhaft, als der Wurm zu ſeinen Füßen.

Jetzt aber fängt der große Unterſchied an. Auf die Begierde und Verabſcheuung erfolgt bey dem Thiere eben ſo nothwendig Handlung, als Begierde auf Empfindung, und Empfindung auf den äußern Eindruck erfolgte. Es iſt hier eine ſtetig fortlaufende Kette, wo jeder Ring nothwendig in den andern greift. Bey dem Menſchen iſt noch eine Inſtanz mehr, nämlich der Wille, der als ein überſinnliches Vermögen weder dem Geſetz der Natur, noch dem der Vernunft, ſo unterworfen iſt, daß ihm nicht vollkommen freye Wahl bliebe, ſich entweder nach dieſem oder nach jenem zu richten. Das Thier muß ſtreben den Schmerz los zu ſeyn; der Menſch kann ſich entſchließen, ihn zu behalten.

Der Wille des Menſchen iſt ein erhabener Begriff, auch dann, wenn man auf ſeinen moraliſchen Gebrauch nicht achtet. Schon der *bloße* Wille erhebt den Menſchen über die Thierheit; der *moraliſche* erhebt ihn zur Gottheit. Er muß aber jene zuvor verlaſſen haben, eh' er ſich dieſer nähern kann; daher iſt es kein geringer Schritt zur moraliſchen Freyheit des Willens, durch Brechung der Naturnothwendigkeit in ſich, auch in gleichgültigen Dingen, den *bloßen* Willen zu üben.

Die Geſetzgebung der Natur hat Beſtand bis zum Willen, wo ſie ſich endigt und die vernünftige anfängt. Der Wille ſteht hier zwiſchen beyden Gerichtsbarkeiten, und es kommt ganz auf ihn ſelbſt an, von welcher er das Geſetz empfangen will; aber er ſteht nicht in gleichem Verhältniß gegen beyde. Als Naturkraft iſt er gegen die eine, wie gegen die andre, frey; das heißt, er muß ſich weder zu dieſer noch zu jener ſchlagen. Er iſt aber nicht frey, als moraliſche Kraft, das heißt, er *ſoll* ſich zu der vernünftigen ſchlagen. *Gebunden* iſt er an keine, aber *verbunden* iſt er dem Geſetz der Vernunft. Er gebraucht alſo ſeine Freyheit wirklich, wenn er gleich der Vernunft widerſprechend handelt; aber er gebraucht ſie *unwürdig*, weil er ungeachtet ſeiner Freyheit doch nur *innerhalb der Natur* ſtehen bleibt, und zu der Operation des bloßen Triebes gar keine Realität hinzuthut; denn aus *Begierde wollen* heißt nur umſtändlicher begehren.[*]

Die Geſetzgebung der Natur durch den Trieb kann mit der Geſetzgebung der Vernunft aus Principien in Streit gerathen, wenn der Trieb zu ſeiner Befriedigung eine Handlung fordert, die dem moraliſchen Grundſatz zuwider läuft. In dieſem Fall iſt es unwandelbare Pflicht für den Willen, die Forderung der Natur dem Ausſpruch der Vernunft nachzuſetzen, da Naturgeſetze nur bedingungsweiſe, Vernunftgeſetze aber ſchlechterdings und unbedingt verbinden.

Aber die Natur behauptet mit Nachdruck ihre Rechte, und da ſie niemals willkürlich fordert, ſo nimmt ſie, unbefriedigt, auch keine Forderung zurück. Weil von der erſten Urſache an, wodurch ſie in Bewegung gebracht wird, bis zu dem Willen, wo ihre Geſetzgebung aufhört, Alles in ihr ſtreng nothwendig iſt, ſo kann ſie *rückwärts* nicht nachgeben, ſondern muß *vorwärts* gegen den Willen drängen, bey dem die Befriedigung ihres Bedürfniſſes ſteht. Zuweilen ſcheint es zwar, als ob ſie ſich ihren Weg verkürzte, und, ohne zuvor ihr Geſuch vor den Willen zu bringen, unmittelbare Kauſalität für die Handlung hätte, durch die ihrem Bedürfniſſe abgeholfen wird. In einem ſolchen Falle, wo der Menſch dem Triebe nicht blos freyen Lauf lieſſe, ſondern wo der Trieb dieſen Lauf ſelbſt nähme, würde der Menſch auch nur Thier ſeyn; aber es iſt ſehr zu zweifeln, ob dieſes jemals ſein Fall ſeyn kann, und wenn er es wirklich wäre, ob dieſe blinde Macht ſeines Triebes nicht ein Verbrechen ſeines Willens iſt.

---

[*] Man leſe über dieſe Materie die aller Aufmerkſamkeit würdige Theorie des Willens im zweyten Theil der *Reinhold'ſchen Briefe*.

Das Begehrungsvermögen dringt alſo auf Befriedigung, und der Wille wird aufgefordert, ihm dieſe zu verſchaffen. Aber der Wille ſoll ſeine Beſtimmungsgründe von der Vernunft empfangen, und nur nach demjenigen, was dieſe erlaubt oder vorſchreibt, ſeine Entſchließung faſſen. Wendet ſich nun der Wille wirklich an die Vernunft, ehe er das Verlangen des Triebes genehmigt, ſo handelt er ſittlich; entſcheidet er aber unmittelbar, ſo handelt er ſinnlich. *)

So oft alſo die Natur eine Forderung macht, und den Willen durch die blinde Gewalt des Affekts überraſchen will, kommt es dieſem zu, ihr ſo lange Still-

---

*) Man darf aber dieſe Anfrage des Willens bey der Vernunft nicht mit derjenigen verwechſeln, wo ſie über die Mittel zu Befriedigung einer Begierde erkennen will. Hier iſt nicht davon die Rede, wie die Befriedigung zu erlangen, ſondern ob ſie zu geſtatten iſt. Nur das Letzte gehört ins Gebiet der Moralität; das Erſte gehört zur Klugheit.

ſtand zu gebieten, bis die Vernunft geſprochen hat. Ob der Ausſpruch der Vernunft für oder gegen das Intereſſe der Sinnlichkeit ausfallen werde, das iſt, was er jetzt noch nicht wiſſen kann; eben deßwegen aber muß er dieſes Verfahren in jedem Affekt ohne Unterſchied beobachten, und der Natur in jedem Falle, wo ſie der anfangende Theil iſt, die unmittelbare Kauſalität verſagen. Dadurch allein, daß er die Gewalt der Begierde bricht, die mit Vorſchnelligkeit ihrer Befriedigung zueilt, und die Inſtanz des Willens lieber ganz vorbeygehen möchte, zeigt der Menſch ſeine Selbſtſtändigkeit, und beweiſt ſich als ein moraliſches Weſen, welches nie blos begehren oder blos verabſcheuen, ſondern ſeine Verabſcheuung und Begierde jederzeit wollen muß.

Aber ſchon die bloße Anfrage bey der Vernunft iſt eine Beeinträchtigung der Natur, die in ihrer eigenen Sache kompetente Richterinn iſt, und ihre Ausſprüche keiner neuen und auswärtigen Inſtanz unterworfen ſehen will. Jener Willensakt, der die Angelegenheit des Begehrungsvermögens vor das ſittliche Forum bringt, iſt alſo im eigentlichen Sinn naturwidrig, weil er das Nothwendige wieder zufällig macht, und Geſetzen der Vernunft die Entſcheidung in einer Sache anheimſtellt, wo nur Geſetze der Natur ſprechen können, und auch wirklich geſprochen haben. Denn ſo wenig die reine Vernunft in ihrer moraliſchen Geſetzgebung darauf Rückſicht nimmt, wie der Sinn wol ihre Entſcheidungen aufnehmen möchte, eben ſo wenig richtet ſich die Natur in ihrer Geſetzgebung darnach, wie ſie es einer reinen Vernunft recht machen möchte. In jeder von beyden gilt eine andre Nothwendigkeit, die aber keine ſeyn würde, wenn es der einen erlaubt wäre, willkürliche Veränderungen in der andern zu treffen. Daher kann auch der tapferſte Geiſt bey allem Widerſtande, den er gegen die Sinnlichkeit ausübt, nicht die Empfindung ſelbſt, nicht die Begierde ſelbſt unterdrücken, ſondern ihr blos den Einfluß auf ſeine Willensbeſtimmungen verweigern; *entwaffnen* kann er den Trieb durch moraliſche Mittel, aber nur durch natürliche ihn *beſänftigen.* Er kann durch ſeine ſelbſtſtändige Kraft zwar verhindern, daß Naturgeſetze für ſeinen Willen nicht zwingend werden, aber an dieſen Geſetzen ſelbſt kann er ſchlechterdings nichts verändern.

In Affekten alſo „wo die Natur (der Trieb) *zuerſt* handelt und den Willen entweder ganz zu *umgehen* oder ihn *gewaltſam* auf ihre Seite zu ziehen ſtrebt, kann ſich die Sittlichkeit des Charakters nicht anders, als durch *Widerſtand* offenbaren, und daß der Trieb die Freyheit des Willens nicht einſchränke, nur durch Einſchränkung des Triebes verhindern.“ Uebereinſtimmung mit dem Vernunftgeſetz iſt alſo im Affekte nicht anders möglich, als durch einen Widerſpruch mit den

Forderungen der Natur. Und da die Natur ihre Forderungen, aus ſittlichen Gründen, nie zurücknimmt, folglich auf ihrer Seite Alles ſich gleich bleibt, wie auch der Wille ſich in Anſehung ihrer verhalten mag, ſo iſt hier keine Zuſammenſtimmung zwiſchen Neigung und Pflicht, zwiſchen Vernunft und Sinnlichkeit möglich, ſo kann der Menſch hier nicht mit ſeiner ganzen harmonirenden Natur, ſondern ausſchließungsweiſe nur mit ſeiner vernünftigen handeln. Er handelt alſo in dieſen Fällen auch nicht *moraliſch ſchön*, weil an der Schönheit der Handlung auch die Neigung nothwendig Theil nehmen muß, die hier vielmehr widerſtreitet. Er handelt aber *moraliſch groß*, weil alles das, und das allein groß iſt, was von einer Ueberlegenheit des höhern Vermögens über das ſinnliche Zeugniß gibt.

Die *ſchöne* Seele muß ſich alſo im Affekt in eine *erhabene* verwandeln, und das iſt der untrügliche Probierſtein, wodurch man ſie von dem *guten Herzen* oder der *Temperamentstugend* unterſcheiden kann. Iſt bey einem Menſchen die Neigung nur darum auf Seiten der Gerechtigkeit, weil die Gerechtigkeit ſich glücklicherweiſe auf Seiten der Neigung befindet, ſo wird der Naturtrieb im Affekt eine vollkommene Zwangsgewalt über den Willen ausüben, und, wo ein Opfer nöthig iſt, ſo wird es die Sittlichkeit und nicht die Sinnlichkeit bringen. War es hingegen die Vernunft ſelbſt, die, wie bey einem ſchönen Charakter der Fall iſt, die Neigungen in Pflicht nahm, und der Sinnlichkeit das Steuer nur anvertraute, ſo wird ſie es in demſelben Moment zurücknehmen, als der Trieb ſeine Vollmacht mißbrauchen will. Die Temperamentstugend ſinkt alſo im Affekt zum bloßen Naturprodukt herab; die ſchöne Seele geht ins heroiſche über, und erhebt ſich zur reinen Intelligenz.

Beherrſchung der Triebe durch die moraliſche Kraft iſt Geiſtesfreyheit, und Würde heißt ihr Ausdruck in der Erſcheinung.

Streng genommen iſt die moraliſche Kraft im Menſchen keiner Darſtellung fähig, da das Ueberſinnliche nie verſinnlicht werden kann. Aber mittelbar kann ſie durch ſinnliche Zeichen dem Verſtande vorgeſtellt werden, wie bey der Würde der menſchlichen Bildung wirklich der Fall iſt.

Der aufgeregte Naturtrieb wird eben ſo, wie das Herz in ſeinen moraliſchen Rührungen, von Bewegungen im Körper begleitet, die theils dem Willen zuvoreilen, theils, als blos ſympathetiſche, ſeiner Herrſchaft gar nicht unterworfen ſind. Denn da weder Empfindung, noch Begierde und Verabſcheuung, in der Willkür des Menſchen liegen, ſo kann er denjenigen Bewegungen, welche damit unmittelbar zuſammenhängen, nicht zu gebieten haben. Aber der Trieb bleibt nicht bey der bloßen Begierde ſtehen; vorſchnell und dringend ſtrebt er ſein Objekt zu verwirklichen, und wird, wenn ihm von dem ſelbſtſtändigen Geiſte nicht nachdrücklich widerſtanden wird, ſelbſt ſolche Handlungen anticipiren, worüber der Wille allein zu ſagen haben ſoll. Denn der Erhaltungstrieb ringt ohne Unterlaß nach der geſetzgebenden Gewalt im Gebiete des Willens, und ſein Beſtreben iſt, eben ſo ungebunden über den Menſchen, wie über das Thier, zu ſchalten.

Man findet alſo Bewegungen von zweyerley Art und Urſprung in jedem Affekte, den der Erhaltungstrieb in dem Menſchen entzündet; erſtlich ſolche, welche unmittelbar von der Empfindung ausgehen, und daher ganz unwillkürlich ſind; zweytens ſolche, welche der Art nach willkürlich ſeyn ſollten und könnten, die aber der blinde Naturtrieb der Freyheit abgewinnt. Die erſten beziehen ſich auf den Affekt ſelbſt, und ſind daher nothwendig mit demſelben verbunden; die zweyten entſprechen mehr der Urſache und dem Gegenſtande des Affekts, daher ſie auch zufällig und veränderlich ſind, und nicht für untrügliche Zeichen deſſelben gelten können. Weil aber beyde, ſobald das Objekt beſtimmt iſt, dem Naturtriebe gleich nothwendig ſind, ſo gehören auch beyde dazu, um den Ausdruck des Affekts zu einem vollſtändigen und übereinſtimmenden Ganzen zu machen.*)

---

*) Findet man nur die Bewegungen der zweyten Art, ohne die der erſtern, ſo zeigt dieſes an, daß die Perſon den Affekt will, und die Natur ihn verweigert. Findet man

Wenn nun der Wille Selbſtſtändigkeit genug beſitzt, dem vorgreifenden Naturtriebe Schranken zu ſetzen, und gegen die ungeſtüme Macht deſſelben ſeine Gerechtſame zu behaupten, ſo bleiben zwar alle jene Erſcheinungen in Kraft, die der aufgeregte Naturtrieb in ſeinem eigenen Gebiet bewirkte, aber alle diejenigen werden fehlen, die er in einer fremden Gerichtsbarkeit eigenmächtig hatte an ſich reißen wollen. Die Erſcheinungen ſtimmen alſo nicht mehr überein, aber eben in ihrem Widerſpruch liegt der Ausdruck der moraliſchen Kraft.

Geſetzt, wir erblicken an einem Menſchen Zeichen des qualvollſten Affekts aus der Klaſſe jener erſten ganz unwillkürlichen Bewegungen. Aber indem ſeine Adern auflaufen, ſeine Muskeln krampfhaft angeſpannt werden, ſeine Stimme erſtickt, ſeine Bruſt emporgetrieben, ſein Unterleib einwärts gepreſſt iſt, ſind ſeine willkürlichen Bewegungen ſanft, ſeine Geſichtszüge frey, und es iſt heiter um Aug' und Stirn. Wäre der Menſch blos ein Sinnenweſen, ſo würden alle ſeine Züge, da ſie

---

die Bewegungen der erſtern Art, ohne die der zweyten, ſo beweiſt dies, daß die Natur in den Affekt wirklich verſetzt iſt, aber die Perſon ihn verbietet. Den erſten Fall ſieht man alle Tage bey affektirten Perſonen und ſchlechten Komödianten; den zweyten Fall deſto ſeltener und nur bey ſtarken Gemüthern.

dieſelbe gemeinſchaftliche Quelle hätten, mit einander übereinſtimmend ſeyn, und alſo in dem gegenwärtigen Fall alle ohne Unterſchied Leiden ausdrücken müſſen. Da aber Züge der Ruhe unter die Züge des Schmerzens gemiſcht ſind, einerley Urſache aber nicht entgegengeſetzte Wirkungen haben kann, ſo beweiſt dieſer Widerſpruch der Züge das Daſeyn und den Einfluß einer Kraft, die von dem Leiden unabhängig, und den Eindrücken überlegen iſt, unter denen wir das Sinnliche erliegen ſehen. Und auf dieſe Art nun wird die Ruhe im Leiden, als worin die Würde eigentlich beſteht, obgleich nur mittelbar durch einen Vernunftſchluß, Darſtellung der Intelligenz im Menſchen und Ausdruck ſeiner moraliſchen Freyheit. *)

Aber nicht blos beym Leiden im engern Sinn, wo dieſes Wort nur ſchmerzhafte Rührungen bedeutet, ſondern überhaupt bey jedem ſtarken Intereſſe des Begehrungsvermögens muß der Geiſt ſeine Freyheit beweiſen, alſo Würde der Ausdruck ſeyn. Der angenehme Affekt erfordert ſie nicht weniger als der peinliche, weil die Natur in beyden Fällen gern den Meiſter ſpielen möchte, und von dem Willen gezügelt werden ſoll. Die Würde bezieht ſich auf die Form und nicht auf

---

*) In einer Unterſuchung über pathetiſche Darſtellungen iſt im 3ten Stück der Thalia umſtändlicher davon gehandelt worden.

den Inhalt des Affekts; daher es geſchehen kann, daß oft, dem Inhalt nach, lobenswürdige Affekte, wenn der Menſch ſich ihnen blindlings überläſſt, aus Mangel der Würde, ins Gemeine und Niedrige fallen; daß hingegen nicht ſelten verwerfliche Affekte ſich ſogar dem Erhabenen nähern, ſobald ſie nur in ihrer Form Herrſchaft des Geiſtes über ſeine Empfindungen zeigen.

Bey der Würde alſo führt ſich der Geiſt in dem Körper als Herrſcher auf, denn hier hat er ſeine Selbſtſtändigkeit gegen den gebieteriſchen Trieb zu behaupten, der ohne ihn zu Handlungen ſchreitet, und ſich ſeinem Joch gern entziehen möchte. Bey der Anmuth hingegen regiert er mit Liberalität, weil er es hier iſt, der die Natur in Handlung ſetzt, und keinen Widerſtand zu beſiegen findet. Nachſicht verdient aber nur der Gehorſam, und Strenge kann nur die Widerſetzung rechtfertigen.

Anmuth liegt alſo in der Freyheit der willkürlichen Bewegungen; Würde in der Beherrſchung der unwillkürlichen. Die Anmuth läſſt der Natur da, wo ſie die Befehle des Geiſtes ausrichtet, einen Schein von Freywilligkeit; die Würde hingegen unterwirft ſie da, wo ſie herrſchen will, dem Geiſt. Ueberall, wo der Trieb anfängt zu handeln, und ſich herausnimmt, in das Amt des Willens zu greifen, da darf der Wille keine Indulgenz, ſondern muß durch den nachdrücklichſten Widerſtand ſeine Selbſtſtändigkeit (Autonomie) beweiſen. Wo hingegen der Wille anfängt, und die Sinnlichkeit ihm folgt, da darf er keine Strenge, ſondern muß Indulgenz beweiſen. Dies iſt mit wenigen Worten das Geſetz für das Verhältniß beyder Naturen im Menſchen, ſo wie es in der Erſcheinung ſich darſtellt.

Würde wird daher mehr im Leiden (παϑος); Anmuth mehr im Betragen (ηϑος) gefordert und gezeigt; denn nur im Leiden kann ſich die Freyheit des Gemüths, und nur im Handeln die Freyheit des Körpers offenbaren.

Da die Würde ein Ausdruck des Widerſtandes iſt, den der ſelbſtſtändige Geiſt dem Naturtriebe leiſtet, dieſer alſo als eine Gewalt muß angeſehen werden, welche Widerſtand nöthig macht, ſo iſt ſie da, wo keine ſolche Gewalt zu bekämpfen iſt, lächerlich, und wo keine mehr zu bekämpfen ſeyn ſollte, verächtlich. Man lacht über den Komödianten, (weß Standes und Würden er auch ſey) der auch bey gleichgültigen Verrichtungen eine gewiſſe Dignität affektirt. Man verachtet die kleine Seele, die ſich für die Ausübung einer gemeinen Pflicht, die oft nur Unterlaſſung einer Niederträchtigkeit iſt, mit Würde bezahlt macht.

Ueberhaupt iſt es nicht eigentlich Würde, ſondern Anmuth, was man von der Tugend fordert. Die Würde gibt ſich bey der Tugend von ſelbſt, die ſchon ihrem Inhalt nach Herrſchaft des Menſchen über ſeine Triebe vorausſetzt. Weit eher wird ſich bey Ausübung ſittlicher Pflichten die Sinnlichkeit in einem Zuſtand des Zwangs und der Unterdrückung befinden, da beſonders, wo ſie ein ſchmerzhaftes Opfer bringt. Da aber das Ideal vollkommener Menſchheit keinen Widerſtreit, ſondern Zuſammenſtimmung zwiſchen dem Sittlichen und Sinnlichen fordert, ſo verträgt es ſich nicht wohl mit der Würde, die, als ein Ausdruck jenes Widerſtreits zwiſchen beyden, entweder die beſondern Schranken des Subjekts oder die allgemeinen der Menſchheit ſichtbar macht.

Iſt das erſte, und liegt es blos an dem Unvermögen des Subjekts, daß bey einer Handlung Neigung und Pflicht nicht zuſammenſtimmen, ſo wird dieſe Handlung jederzeit ſo viel an ſichtlicher Schätzung verlieren, als ſich Kampf in ihre Ausübung, alſo Würde in ihren Vortrag miſcht. Denn unſer moraliſches Urtheil bringt jedes Individuum unter den Maßſtab der Gattung, und dem Menſchen werden keine andre als die Schranken der Menſchheit vergeben.

Iſt aber das zweyte, und kann eine Handlung der Pflicht mit den Forderungen der Natur nicht in Harmonie gebracht werden, ohne den Begriff der menſchlichen Natur aufzuheben, ſo iſt der Widerſtand der Neigung nothwendig, und es iſt blos der Anblick des

Kampfes, der uns von der Möglichkeit des Sieges überführen kann. Wir erwarten hier alſo einen Ausdruck des Widerſtreits in der Erſcheinung, und werden uns nie überreden laſſen, da an eine Tugend zu glauben, wo wir nicht einmal Menſchheit ſehen. Wo alſo die ſittliche Pflicht eine Handlung gebietet, die das Sinnliche nothwendig leiden macht, da iſt Ernſt und kein Spiel, da würde uns die Leichtigkeit in der Ausübung vielmehr empören als befriedigen; da kann alſo nicht Anmuth, ſondern Würde der Ausdruck ſeyn. Ueberhaupt gilt hier das Geſetz, daß der Menſch Alles mit Anmuth thun müſſe, was er innerhalb ſeiner Menſchheit verrichten kann, und Alles mit Würde, welches zu verrichten er über ſeine Menſchheit hinausgehen muß.

So wie wir Anmuth von der Tugend fordern, ſo fordern wir Würde von der Neigung. Der Neigung iſt die Anmuth ſo natürlich, als der Tugend die Würde, da ſie ſchon ihrem Inhalt nach ſinnlich, der Naturfreyheit günſtig, und aller Anſpannung feind iſt. Auch dem rohen Menſchen fehlt es nicht an einem gewiſſen Grade von Anmuth, wenn ihn die Liebe oder ein ähnlicher Affekt beſeelt, und wo findet man mehr Anmuth als bey Kindern, die doch ganz unter ſinnlicher Leitung ſtehen? Weit mehr Gefahr iſt da, daß die Neigung den Zuſtand des Leidens endlich zum herrſchenden mache, die Selbſtthätigkeit des Geiſtes erſticke, und eine allgemeine Erſchlaffung herbeyführe. Um ſich alſo bey einem edeln Gefühl in Achtung zu ſetzen, die ihr nur allein ein ſittlicher Urſprung verſchaffen kann, muß die Neigung ſich jederzeit mit Würde verbinden. Daher fordert der Liebende Würde von dem Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft. Würde allein iſt ihm Bürge, daß nicht das Bedürfniß zu ihm nöthigte, ſondern daß die Freyheit ihn wählte — daß man ihn nicht als Sache begehrt, ſondern als Perſon hochſchätzt.

Man fordert Anmuth von dem, der verpflichtet, und Würde von dem, der verpflichtet wird. Der erſte ſoll, um ſich eines kränkenden Vortheils über den andern zu begeben, die Handlung ſeines unintereſſirten Entſchluſſes durch den Antheil, den er die Neigung daran nehmen läſſt, zu einer affektionirten Handlung herunterſetzen, und ſich dadurch den Schein des gewinnenden Theils geben. Der andere ſoll, um durch die Abhängigkeit, in die er tritt, die Menſchheit (deren heiliges Palladium Freyheit iſt) nicht in ſeiner Perſon zu entehren, das bloße Zufahren des Triebes zu einer Handlung ſeines Willens erheben, und auf dieſe Art, indem er eine Gunſt empfängt, eine erzeigen.

Man muß einen Fehler mit Anmuth rügen, und mit Würde bekennen. Kehrt man es um, ſo wird es das Anſehen haben, als ob der eine Theil ſeinen Vortheil zu ſehr, der andere ſeinen Nachtheil zu wenig empfände.

Will der Starke geliebt ſeyn, ſo mag er ſeine Ueberlegenheit durch Grazie mildern. Will der Schwache geachtet ſeyn, ſo mag er ſeiner Ohnmacht durch Würde aufhelfen. Man iſt ſonſt der Meynung, daß auf den Thron Würde gehöre, und bekanntlich lieben die, welche darauf ſitzen, in ihren Räthen, Beichtvätern und Parlamenten — die Anmuth. Aber was in einem politiſchen Reiche gut und löblich ſeyn mag, iſt es nicht immer in einem Reiche des Geſchmacks. In dieſes Reich tritt auch der König — ſobald er von ſeinem Throne herabſteigt, (denn Throne haben ihre Privilegien) und auch der kriechende Höfling begibt ſich unter ſeine heilige Freyheit, ſobald er ſich zum Menſchen aufrichtet. Alsdann aber möchte Erſterm zu rathen ſeyn, mit dem Ueberfluß des Andern ſeinen Mangel zu erſetzen, und ihm ſo viel an Würde abzugeben, als er ſelbſt an Grazie nöthig hat.

Da Würde und Anmuth ihre verſchiedenen Gebiete haben, worin ſie ſich äußern, ſo ſchließen ſie einander in derſelben Perſon, ja in demſelben Zuſtand einer Perſon nicht aus; vielmehr iſt es nur die Anmuth, von der die Würde ihre Beglaubigung, und nur die Würde, von der die Anmuth ihren Werth empfängt.

Würde allein beweiſt zwar überall, wo wir ſie antreffen, eine gewiſſe Einſchränkung der Begierden und Neigungen. Ob es aber nicht vielmehr Stumpfheit des Empfindungsvermögens (Härte) ſey, was wir für Beherrſchung halten, und ob es wirklich moraliſche Selbſtthätigkeit und nicht vielmehr Uebergewicht eines andern Affekts, alſo abſichtliche Anſpannung ſey, was den Ausbruch des Gegenwärtigen im Zaume hält, das kann nur die damit verbundene Anmuth außer Zweifel ſetzen. Die Anmuth nämlich zeugt von einem ruhigen, in ſich harmoniſchen Gemüth, und von einem empfindenden Herzen.

Eben ſo beweist auch die Anmuth ſchon für ſich allein eine Empfänglichkeit des Gefühlvermögens, und eine Uebereinſtimmung der Empfindungen. Daß es aber nicht Schlaffheit des Geiſtes ſey, was dem Sinn ſo viel Freyheit läſſt, und das Herz jedem Eindruck öffnet, und daß es das Sittliche ſey, was die Empfindungen in dieſe Uebereinſtimmung brachte, das kann uns wiederum nur die damit verbundene Würde verbürgen. In der Würde nämlich legitimirt ſich das Subjekt als eine ſelbſtſtändige Kraft; und indem der Wille die Licenz der unwillkürlichen Bewegungen bändigt, gibt er zu erkennen, daß er die Freyheit der willkürlichen blos zuläſſt.

Sind Anmuth und Würde, jene noch durch architektoniſche Schönheit, dieſe durch Kraft unterſtützt, in derſelben Perſon vereinigt, ſo iſt der Ausdruck der Menſchheit in ihr vollendet, und ſie ſteht da, gerechtfertigt in der Geiſterwelt, und freygeſprochen in der Erſcheinung. Beyde Geſetzgebungen berühren einander hier ſo nahe, daß ihre Grenzen zuſammenfließen. Mit gemildertem Glanze ſteigt in dem Lächeln des Mundes, in dem ſanftbelebten Blick, in der heitern Stirn die Vernunftfreyheit auf, und mit erhabenem Abſchied geht die Naturnothwendigkeit in der edeln Majeſtät des Angeſichts unter. Nach dieſem Ideal menſchlicher Schönheit ſind die Antiken gebildet, und man erkennt es in der göttlichen Geſtalt einer Niobe, im belvederiſchen Apoll, in dem borgheſiſchen geflügelten Genius, und in der Muſe des barberiniſchen Palaſtes. *)

---

*) Mit dem feinen und großen Sinn, der ihm eigen iſt, hat Winkelmann (Geſchichte der Kunſt. Erſter Theil. S. 480 folg. Wiener Ausgabe) dieſe hohe Schönheit, welche aus der Verbindung der Grazie mit der Würde hervorgeht, aufgefaßt und beſchrieben. Aber was er vereinigt fand, nahm und gab er auch nur für Eins, und er blieb bey dem ſtehen, was der bloße Sinn ihn lehrte, ohne zu unterſuchen, ob es nicht vielleicht noch zu ſcheiden ſey. Er verwirrt den Begriff der Grazie, da er Züge, die offenbar nur der Würde zukommen, in dieſen Begriff mit aufnimmt. Grazie und Würde ſind aber weſentlich verſchieden, und man thut Unrecht, daß zu einer Eigenſchaft der Grazie zu machen, was vielmehr eine Einſchränkung derſelben iſt. Was Winkelmann die hohe himmliſche Grazie nennt, iſt nichts anders, als Schönheit und Grazie mit überwiegender Würde. „Die himmliſche Grazie, ſagt er, ſcheint ſich

Wo ſich Grazie und Würde vereinigen, da werden wir abwechſelnd angezogen und zurückgeſtoßen; angezogen als Geiſter, zurückgeſtoßen als ſinnliche Naturen.

In der Würde nämlich wird uns ein Beyſpiel der Unterordnung des Sinnlichen unter das Sittliche vorgehalten, welchem nachzuahmen für uns Geſetz, zugleich aber für unſer phyſiſches Vermögen überſteigend iſt. Der Widerſtreit zwiſchen dem Bedürfniß der Natur und der Forderung des Geſetzes, deren Gültigkeit

---

„allgenügſam, und bietet ſich nicht an, ſondern will geſucht werden; ſie iſt zu erhaben, um ſich ſehr ſinnlich zu machen. Sie verſchließt in ſich die Bewegungen der Seele, und nähert ſich der ſeligen Stille der göttlichen Natur. — Durch ſie, ſagt er an einem andern Ort, wagte ſich der Künſtler der Niobe in das Reich unkörperlicher Ideen, und erreichte das Geheimniß, die Todesangſt mit der höchſten Schönheit zu verbinden.“ (Es würde ſchwer ſeyn, hierin einen Sinn zu finden, wenn es nicht augenſcheinlich wäre, daß hier nur die Würde gemeint iſt) „er wurde ein Schöpfer reiner Geiſter, die keine Begierden der Sinne erwecken, denn ſie ſcheinen nicht zur Leidenſchaft gebildet zu ſeyn, ſondern dieſelbe nur angenommen zu haben.“ — Anderswo heißt es: „die Seele äußerte ſich nur unter einer ſtillen Fläche des Waſſers, und trat niemals mit Ungeſtüm hervor. In Vorſtellung des Leidens bleibt die größte Pein verſchloſſen, und die Freude ſchwebt wir doch eingeſtehen, ſpannt die Sinnlichkeit an, und erweckt das Gefühl, welches Achtung genannt wird, und von der Würde unzertrennlich iſt.

In der Anmuth hingegen, wie in der Schönheit überhaupt, ſieht die Vernunft ihre Forderung in der Sinnlichkeit erfüllt, und überraſchend tritt ihr eine ihrer Ideen in der Erſcheinung entgegen. Dieſe unerwartete Zuſammenſtimmung des Zufälligen der Natur mit dem Nothwendigen der Vernunft, erweckt ein Gefühl frohen Beyfalls, (Wohlgefallen) welches auflöſend für

---

„wie eine ſanfte Luft, die kaum die Blätter rührt, auf
„dem Geſichte einer Leukothea."

Alle dieſe Züge kommen der Würde und nicht der Grazie zu, denn die Grazie verſchließt ſich nicht, ſondern kommt entgegen, die Grazie macht ſich ſinnlich, und iſt auch nicht erhaben, ſondern ſchön. Aber die Würde iſt es, was die Natur in ihren Aeußerungen zurückhält, und den Zügen, auch in der Todesangſt und in dem bitterſten Leiden eines Laokoon, Ruhe gebietet.

Home verfällt in denſelben Fehler, was aber bey dieſem Schriftſteller weniger zu verwundern iſt. Auch er nimmt Züge der Würde in die Grazie mit auf, ob er gleich Anmuth und Würde ausdrücklich von einander unterſcheidet. Seine Beobachtungen ſind gewöhnlich richtig, und die nächſten Regeln, die er ſich daraus bildet, wahr; aber weiter darf man ihm auch nicht folgen. Grundſätze d. Krit. II. Theil. Anmuth und Würde.

den Sinn, für den Geiſt aber belebend und beſchäftigend iſt, und eine Anziehung des ſinnlichen Objekts muß erfolgen. Dieſe Anziehung nennen wir Wohlwollen — Liebe; ein Gefühl, das von Anmuth und Schönheit unzertrennlich iſt.

Bey dem Reiz (nicht dem Liebreiz, ſondern dem Wolluſtreiz, stimulus,) wird dem Sinn ein ſinnlicher Stoff vorgehalten, der ihm Entledigung von einem Bedürfniß, d. i. Luſt verſpricht. Der Sinn iſt alſo beſtrebt, ſich mit dem Sinnlichen zu vereinbaren, und Begierde entſteht; ein Gefühl, das anſpannend für den Sinn, für den Geiſt hingegen erſchlaffend iſt.

Von der Achtung kann man ſagen, ſie beugt ſich vor ihrem Gegenſtande; von der Liebe, ſie neigt ſich zu dem ihrigen; von der Begierde, ſie ſtürzt auf den ihrigen. Bey der Achtung iſt das Objekt die Vernunft und das Subjekt die ſinnliche Natur.[*]) Bey der Liebe iſt das Objekt ſinnlich, und das Subjekt die moraliſche Natur. Bey der Begierde ſind Objekt und Subjekt ſinnlich.

---

[*]) Man darf die Achtung nicht mit der Hochachtung verwechſeln. Achtung (nach ihrem reinen Begriff) geht nur auf das Verhältniß der ſinnlichen Natur zu den Forderungen reiner praktiſcher Vernunft überhaupt, ohne Rückſicht auf eine wirkliche Erfüllung. „Das Gefühl der Unangemeſſenheit zu Erreichung einer Idee, die für uns Geſetz iſt, heißt Achtung" (Kant's Krit. d. Urtheilskraft.) Daher iſt Achtung keine angenehme, eher drückende Empfindung. Sie iſt ein Gefühl des Abſtandes des empiriſchen Willens von dem reinen. — Es kann

Die Liebe allein iſt alſo eine freye Empfindung, denn ihre reine Quelle ſtrömt hervor aus dem Sitz der Freyheit, aus unſrer göttlichen Natur. Es iſt hier nicht das Kleine und Niedrige, was ſich mit dem Großen und Hohen miſſt, nicht der Sinn, der an dem Vernunftgeſetz ſchwindelnd hinaufſieht; es iſt das *abſolut Große* ſelbſt, was in der Anmuth und Schönheit ſich nachgeahmt und in der Sittlichkeit ſich befriedigt findet;

---

daher auch nicht befremdlich ſeyn, daß ich die ſinnliche Natur zum Subjekt der Achtung mache, obgleich dieſe nur auf *reine Vernunft* geht; denn die Unangemeſſenheit zu Erreichung des Geſetzes kann nur in der Sinnlichkeit liegen.

Hochachtung hingegen geht ſchon auf die wirkliche Erfüllung des Geſetzes, und wird nicht für das Geſetz, ſondern für die Perſon, die demſelben gemäß handelt, empfunden. Daher hat ſie etwas Ergetzendes, weil die Erfüllung des Geſetzes Vernunftweſen erfreuen muß. Achtung iſt Zwang, Hochachtung ſchon ein freyeres Gefühl. Aber das rührt von der Liebe her, die ein Ingredienz der Hochachtung ausmacht. Achten muß auch der Nichtswürdige das Gute; aber um denjenigen hochzuachten, der es gethan hat, müßte er aufhören, ein Nichtswürdiger zu ſeyn.

es iſt der Geſetzgeber ſelbſt, der Gott in uns, der mit ſeinem eigenen Bilde in der Sinnenwelt ſpielt. Daher iſt das Gemüth aufgelöst in der Liebe, da es angeſpannt iſt in der Achtung; denn hier iſt nichts, das ihm Schranken ſetzte, da das abſolut Große nichts über ſich hat, und die Sinnlichkeit, von der hier allein die Einſchränkung kommen könnte, in der Anmuth und Schönheit mit den Ideen des Geiſtes zuſammenſtimmt. Liebe iſt ein Herabſteigen, da die Achtung ein Hinaufklimmen iſt. Daher kann der Schlimme nichts lieben, ob er gleich Vieles achten muß; daher kann der Gute wenig achten, was er nicht zugleich mit Liebe umfinge. Der reine Geiſt kann nur lieben, nicht achten; der Sinn kann nur achten, aber nicht lieben.

Wenn der ſchuldbewuſſte Menſch in ewiger Furcht ſchwebt, dem Geſetzgeber in ihm ſelbſt, in der Sinnenwelt zu begegnen, und in Allem, was groß und ſchön und trefflich iſt, ſeinen Feind erblickt, ſo kennt die ſchöne Seele kein ſüßeres Glück, als das Heilige in ſich außer ſich nachgeahmt oder verwirklicht zu ſehen, und in der Sinnenwelt ihren unſterblichen Freund zu umarmen. Liebe iſt zugleich das Großmüthigſte und das Selbſtſüchtigſte in der Natur; das erſte: denn ſie empfängt von ihrem Gegenſtande nichts, ſondern gibt ihm Alles, da der reine Geiſt nur geben, nicht empfangen kann; das zweyte: denn es iſt immer nur ihr eigenes Selbſt, was ſie in ihrem Gegenſtande ſucht und ſchätzt.

Aber eben darum, weil der Liebende von dem Geliebten nur empfängt, was er ihm ſelber gab, ſo begegnet es ihm öfters, daß er ihm gibt, was er nicht von ihm empfing. Der äußre Sinn glaubt zu ſehen, was nur der innere anſchaut; der feurige Wunſch wird zum Glauben und der eigne Ueberfluß des Liebenden verbirgt die Armuth des Geliebten. Daher iſt die Liebe ſo leicht der Täuſchung ausgeſetzt, was der Achtung und Begierde ſelten begegnet. So lange der innre Sinn den äußern exaltirt, ſo lange dauert auch die ſelige Bezaubrung der platoniſchen Liebe, der zur Wonne der Unſterblichen nur die Dauer fehlt. Sobald aber der innere Sinn dem äußern ſeine Anſchauungen nicht mehr unterſchiebt, ſo tritt der äußere wieder in ſeine Rechte und fordert, was ihm zukommt, Stoff. Das Feuer, welches die himmliſche Venus entzündete, wird von der irrdiſchen benutzt, und der Naturtrieb rächt ſeine lange Vernachläſſigung nicht ſelten durch eine deſto unumſchränktere Herrſchaft. Da der Sinn nie getäuſcht wird, ſo macht er dieſen Vortheil mit großem Uebermuth gegen ſeinen edlern Nebenbuhler geltend, und iſt kühn genug zu behaupten, daß er gehalten habe, was die Begeiſtrung ſchuldig blieb.

Die Würde hindert, daß die Liebe nicht zur Begierde wird. Die Anmuth verhütet, daß die Achtung nicht Furcht wird.

Wahre Schönheit, wahre Anmuth ſoll niemals

Begierde erregen. Wo dieſe ſich einmiſcht, da muß es entweder dem Gegenſtand an Würde, oder dem Betrachter an Sittlichkeit der Empfindungen mangeln.

Wahre Größe ſoll niemals Furcht erregen. Wo dieſe eintritt, da kann man gewiß ſeyn, daß es entweder dem Gegenſtand an Geſchmack und an Grazie, oder dem Betrachter an einem günſtigen Zeugniß ſeines Gewiſſens fehle.

Reiz, Anmuth und Grazie werden zwar gewöhnlich als gleichbedeutend gebraucht; ſie ſind es aber nicht, oder ſollten es doch nicht ſeyn, da der Begriff, den ſie ausdrücken, mehrerer Beſtimmungen fähig iſt, die eine verſchiedne Bezeichnung verdienen.

Es gibt eine belebende und eine beruhigende Grazie. Die erſte grenzt an den Sinnenreiz, und das Wohlgefallen an derſelben kann, wenn es nicht durch Würde zurückgehalten wird, leicht in Verlangen ausarten. Dieſe kann Reiz genannt werden. Ein abgeſpannter Menſch kann ſich nicht durch innre Kraft in Bewegung ſetzen, ſondern muß Stoff von außen empfangen, und durch leichte Uebungen der Phantaſie, und ſchnelle Uebergänge vom Empfinden zum Handeln ſeine verlorene Schnellkraft wieder herzuſtellen ſuchen. Dieſes erlangt er im Umgang mit einer reizenden Perſon, die das ſtagnirende Meer ſeiner Einbildungskraft durch Geſpräch und Anblick in Schwung bringt.

Die beruhigende Grazie grenzt näher an die Würde, da ſie ſich durch Mäßigung unruhiger Bewegungen äußert. Zu ihr wendet ſich der angeſpannte Menſch, und der wilde Sturm des Gemüths löst ſich auf an ihrem friedeathmenden Buſen. Dieſe kann Anmuth genannt werden. Mit dem Reize verbindet ſich gern der lachende Scherz und der Stachel des Spottes; mit der Anmuth das Mitleid und die Liebe. Der entnervte Soliman ſchmachtet zuletzt in den Ketten einer Roxelane, wenn ſich der brauſende Geiſt eines Othello an der ſanften Bruſt einer Desdemona zur Ruhe wiegt.

Auch die Würde hat ihre verſchiedenen Abſtufungen, und wird da, wo ſie ſich der Anmuth und Schönheit nähert, zum Edeln, und wo ſie an das Furchtbare gränzt, zur Hoheit.

Der höchſte Grad der Anmuth iſt das Bezaubernde; der höchſte Grad der Würde die Majeſtät. Bey dem Bezaubernden verlieren wir uns gleichſam ſelbſt, und fließen hinüber in den Gegenſtand. Der höchſte Genuß der Freyheit gränzt an den völligen Verluſt derſelben, und die Trunkenheit des Geiſtes an den Taumel der Sinnenluſt. Die Majeſtät hingegen hält uns ein Geſetz vor, das uns nöthigt, in uns ſelbſt zu ſchauen. Wir ſchlagen die Augen vor dem gegenwärtigen Gott zu Boden, vergeſſen Alles außer uns, und empfinden nichts als die ſchwere Bürde unſers eignen Daſeyns.

Majeſtät hat nur das Heilige. Kann ein Menſch uns dieſes repräſentiren, ſo hat er Majeſtät, und wenn auch unſre Knie nicht nachfolgen, ſo wird doch unſer Geiſt vor ihm niederfallen. Aber er richtet ſich ſchnell wieder auf, ſobald nur die kleinſte Spur *menſchlicher Schuld* an dem Gegenſtand ſeiner Anbetung ſichtbar wird; denn nichts, was nur *vergleichungsweiſe* groß iſt, darf unſern Muth darniederſchlagen.

Die bloße Macht, ſey ſie auch noch ſo furchtbar und grenzenlos, kann nie Majeſtät verleihen. Macht imponirt nur dem Sinnenweſen, die Majeſtät muß dem Geiſt ſeine Freyheit nehmen. Ein Menſch, der mir das Todesurtheil ſchreiben kann, hat darum noch keine Majeſtät für mich, ſobald ich ſelbſt nur bin, was ich ſeyn ſoll. Sein Vortheil über mich iſt aus, ſobald ich will. Wer mir aber in ſeiner Perſon den reinen Willen darſtellt, vor dem werde ich mich, wenns möglich iſt, auch noch in künftigen Welten beugen.

Anmuth und Würde ſtehen in einem ſo hohen Werth, um die Eitelkeit und Thorheit nicht zur Nachahmung zu reizen. Aber es gibt dazu nur *Einen* Weg, nämlich Nachahmung der Geſinnungen, deren Ausdruck ſie ſind. Alles andre iſt *Nachäffung*, und wird ſich als ſolche durch Uebertreibung bald kenntlich machen.

So wie aus der Affektion des Erhabenen Schwulſt, aus der Affektion des Edeln das Koſtbare entſteht, ſo wird aus der affektirten Anmuth Ziererey, und aus der affektirten Würde ſteife Feyerlichkeit und Gravität.

Die ächte Anmuth gibt blos nach und kommt entgegen; die falſche hingegen zerfließt. Die wahre Anmuth ſchont blos die Werkzeuge der willkürlichen Bewegung, und will der Freyheit der Natur nicht unnöthigerweiſe zu nahe treten; die falſche Anmuth hat gar nicht das Herz, die Werkzeuge des Willens gehörig zu gebrauchen, und um ja nicht ins Harte und Schwerfällige zu fallen, opfert ſie lieber etwas von dem Zweck der Bewegung auf, oder ſucht ihn durch Umſchweife zu erreichen. Wenn der unbehülfliche Tänzer bey einer Menuet ſoviel Kraft aufwendet, als ob er ein Mühlrad zu ziehen hätte, und mit Händen und Füßen ſo ſcharfe Ecken ſchneidet, als wenn es hier um eine geometriſche Genauigkeit zu thun wäre, ſo wird der affektirte Tänzer ſo ſchwach auftreten, als ob er den Fußboden fürchtete, und mit Händen und Füßen nichts als Schlangenlinien beſchreiben, wenn er auch darüber nicht von der Stelle kommen ſollte. Das andre Geſchlecht, welches vorzugsweiſe im Beſitz der wahren Anmuth iſt, macht ſich auch der falſchen am meiſten ſchuldig; aber nirgends beleidigt dieſe mehr, als wo ſie der Begierde zum Angel dient. Aus dem Lächeln der wahren Grazie wird dann die widrigſte Grimaſſe, das ſchöne Spiel der Augen, ſo bezaubernd, wenn wahre Empfindung daraus ſpricht, wird zur Verdrehung; die ſchmelzend modulirende Stimme, ſo unwiderſtehlich in einem wahren Munde, wird zu einem ſtudirten tremulirenden Klang, und die ganze Muſik weiblicher Reizungen zu einer betrüglichen Toilettenkunſt.

Wenn man auf Theatern und Ballſälen Gelegenheit hat, die affektirte Anmuth zu beobachten, ſo kann man oft in den Kabinetten der Miniſter, und in den Studierzimmern der Gelehrten (auf hohen Schulen beſonders) die falſche Würde ſtudiren. Wenn die wahre Würde zufrieden iſt, den Affekt an ſeiner Herrſchaft zu hindern, und dem Naturtriebe blos da, wo er den Meiſter ſpielen will, in den unwillkürlichen Bewegungen Schranken ſetzt, ſo regiert die falſche Würde auch die willkürlichen mit einem eiſernen Zepter, unterdrückt die moraliſchen Bewegungen, die der wahren Würde heilig ſind, ſo gut als die ſinnlichen, und löſcht das ganze mimiſche Spiel der Seele in den Geſichtszügen aus. Sie iſt nicht blos ſtreng gegen die widerſtrebende, ſondern hart gegen die unterwürfige Natur, und ſucht ihre lächerliche Größe in Unterjochung, und wo dies nicht angehen will, in Verbergung derſelben. Nicht anders, als wenn ſie Allem, was Natur heißt, einen unverſöhnlichen Haß gelobt hätte, ſteckt ſie den Leib in lange faltige Gewänder, die den ganzen Gliederbau des Menſchen verbergen, beſchränkt den Gebrauch der Glieder durch einen läſtigen Apparat unnützer Zierrath und ſchneidet ſogar die Haare ab, um das Geſchenk der Natur durch ein Machwerk der Kunſt zu erſetzen. Wenn die wahre Würde, die ſich nie der Natur, nur der rohen Natur ſchämt, auch da, wo ſie an ſich hält, noch ſtets frey und offen bleibt; wenn in den Augen Empfindung ſtrahlt, und der heitre ſtille Geiſt auf der beredten Stirn ruht, ſo legt die Gravität die ihrige in Falten, wird verſchloſſen und myſteriös, und bewacht ſorgfältig wie ein Komödiant ihre Züge. Alle ihre Geſichtsmuskeln ſind angeſpannt, aller wahre natürliche Ausdruck verſchwindet, und der ganze Menſch iſt wie ein verſiegelter Brief. Aber die falſche Würde hat nicht immer Unrecht, das mimiſche Spiel ihrer Züge in ſcharfer Zucht zu halten, weil es vielleicht mehr ausſagen könnte, als man laut machen will, eine Vorſicht, welche die wahre Würde freylich nicht nöthig hat. Dieſe wird die Natur nur beherrſchen, nie verbergen; bey der falſchen hingegen herrſcht die Natur nur deſto gewaltthätiger innen, indem ſie außen bezwungen iſt. *)

---

*) Indeſſen gibt es auch eine Feyerlichkeit im guten Sinne, wovon die Kunſt Gebrauch machen kann. Dieſe entſteht nicht aus der Anmaßung, ſich wichtig zu machen

ſondern ſie hat die Abſicht, das Gemüth auf etwas Wichtiges vorzubereiten. Da wo ein großer und tiefer Eindruck geſchehen ſoll, und es dem Dichter darum zu thun iſt, daß nichts davon verloren gehe, ſo ſtimmt er das Gemüth vorher zum Empfang deſſelben, entfernt alle Zerſtreuungen und ſetzt die Einbildungskraft in eine erwartungsvolle Spannung. Dazu iſt nun das Feyerliche ſehr geſchickt, welches in Häufung vieler Anſtalten beſteht, wovon man den Zweck nicht abſieht, und in einer abſichtlichen Verzögerung des Fortſchritts, da, wo die Ungedult Eile fordert. In der Muſik wird das Feyerliche durch eine langſame gleichförmige Folge ſtarker Töne hervorgebracht; die Stärke erweckt und ſpannt das Gemüth, die Langſamkeit verzögert die Befriedigung, und die Gleichförmigkeit des Takts läßt die Ungedult gar kein Ende abſehen.

Das Feyerliche unterſtützt den Eindruck des Großen und Erhabenen nicht wenig, und wird daher bey Religionsgebräuchen und Myſterien mit großem Erfolg gebraucht. Die Wirkungen der Glocken, der Choralmuſik, der Orgel ſind bekannt; aber auch für das Auge gibt es ein Feyerliches, nämlich die Pracht, verbunden mit dem Furchtbaren, wie bey Leichenzeremonien, und bey allen öffentlichen Aufzügen, die eine große Stille und einen langſamen Takt beobachten.

Ueber
das Pathetiſche. *)

Darſtellung des Leidens — als bloßen Leidens — iſt niemals Zweck der Kunſt, aber als Mittel zu ihrem Zweck iſt ſie derſelben äußerſt wichtig. Der letzte Zweck der Kunſt iſt die Darſtellung des Ueberſinnlichen und die tragiſche Kunſt insbeſondere bewerkſtelligt dieſes da-

---

*) *Anmerkung des Herausgebers.* Der Verfaſſer hatte in das 3te Stück der neuen Thalia vom Jahrgang 1793 eine Abhandlung *vom Erhabenen* eingerückt, die nach der Ueberſchrift, zur weitern Ausführung einiger Kantiſcher Ideen dienen ſollte. Einige Jahre nachher war über eben dieſen Gegenſtand die Schrift entſtanden, die in dieſem Bande die 10te iſt. Dieſer ſpätern Bearbeitung, die ſich mehr durch eigenthümliche Anſichten auszeichnete, gab der Verf. den Vorzug, als ſeine kleinen proſaiſchen Schriften zuſammengedruckt wurden, und von jener frühern Abhandlung wurde nur ein Theil unter dem Titel: über das Pathetiſche, in dieſe Sammlung aufgenommen.

durch, daß ſie uns die moraliſche Independenz von Naturgeſetzen im Zuſtand des Affekts verſinnlicht. Nur der Widerſtand, den es gegen die Gewalt der Gefühle äußert, macht das freye Princip in uns kenntlich; der Widerſtand aber kann nur nach der Stärke des Angriffs geſchätzt werden. Soll ſich alſo die Intelligenz im Menſchen als eine, von der Natur unabhängige, Kraft offenbaren, ſo muß die Natur ihre ganze Macht erſt vor unſern Augen bewieſen haben. Das Sinnenweſen muß tief und heftig leiden; Pathos muß da ſeyn, damit das Vernunftweſen ſeine Unabhängigkeit kund thun und ſich handelnd darſtellen könne.

Man kann niemals wiſſen, ob die Faſſung des Gemüths eine Wirkung ſeiner moraliſchen Kraft iſt, wenn man nicht überzeugt worden iſt, daß ſie keine Wirkung der Unempfindlichkeit ſey. Es iſt keine Kunſt, über Gefühle Meiſter zu werden, die nur die Oberfläche der Seele leicht und flüchtig beſtreichen; aber in einem Sturm, der die ganze ſinnliche Natur aufregt, ſeine Gemüthsfreyheit zu behalten, dazu gehört ein Vermögen des Widerſtandes, das über alle Naturmacht unendlich erhaben iſt. Man gelangt alſo zur Darſtellung der moraliſchen Freyheit nur durch die lebendigſte Darſtellung der leidenden Natur, und der tragiſche Held muß ſich erſt als empfindendes Weſen bey uns legitimiert haben, ehe wir ihm als Vernunftweſen huldigen, und an ſeine Seelenſtärke glauben.

Pathos iſt alſo die erſte und unnachläſſliche Forderung an den tragiſchen Künſtler, und es iſt ihm erlaubt, die Darſtellung des Leidens ſo weit zu treiben, als es, ohne Nachtheil für ſeinen letzten Zweck, ohne Unterdrückung der moraliſchen Freyheit, geſchehen kann. Er muß gleichſam ſeinem Helden oder ſeinem Leſer die ganze volle Ladung des Leidens geben, weil es ſonſt immer problematiſch bleibt, ob ſein Widerſtand gegen daſſelbe eine Gemüthshandlung, etwas Poſitives, und nicht vielmehr blos etwas Negatives und ein Mangel iſt.

Dies letztere iſt der Fall bey dem Trauerſpiel der ehemaligen Franzoſen, wo wir höchſt ſelten oder nie die leidende Natur zu Geſicht bekommen, ſondern meiſtens nur den kalten, deklamatoriſchen Poeten oder auch den auf Stelzen gehenden Komödianten ſehen. Der froſtige Ton der Deklamation erſtickt alle wahre Natur, und den franzöſiſchen Tragikern macht es ihre angebetete Dezenz vollends ganz unmöglich, die Menſchheit in ihrer Wahrheit zu zeichnen. Die Dezenz verfälſcht überall, auch wenn ſie an ihrer rechten Stelle iſt, den Ausdruck der Natur, und doch fordert dieſen die Kunſt unnachläſſlich. Kaum können wir es einem franzöſiſchen Trauerſpielhelden glauben, daß er leidet, denn er läſſt ſich über ſeinen Gemüthszuſtand heraus wie der ruhigſte Menſch, und die unaufhörliche Rückſicht auf den Eindruck, den er auf Andere macht, erlaubt ihm nie, der Natur in ſich ihre Freyheit zu laſſen. Die Könige, Prinzeſſinnen und Helden eines Corneille und Voltaire vergeſſen ihren Rang auch im heftigſten Leiden nie, und ziehen weit eher ihre Menſchheit als ihre Würde aus. Sie gleichen den Königen und Kaiſern in den alten Bilderbüchern, die ſich mit ſamt der Krone zu Bette legen.

Wie ganz anders ſind die Griechen und diejenigen unter den Neuern, die in ihrem Geiſte gedichtet haben. Nie ſchämt ſich der Grieche der Natur, er läßt der Sinnlichkeit ihre vollen Rechte, und iſt dennoch ſicher, daß er nie von ihr unterjocht werden wird. Sein tiefer und richtiger Verſtand läßt ihn das Zufällige, das der ſchlechte Geſchmack zum Hauptwerke macht, von dem Nothwendigen unterſcheiden; Alles aber, was nicht Menſchheit iſt, iſt zufällig an dem Menſchen. Der griechiſche Künſtler, der einen Laokoon, eine Niobe, einen Philoktet darzuſtellen hat, weiß von keiner Prinzeſſinn, keinem König und keinem Königſohn; er hält ſich nur an den Menſchen. Deswegen wirft der weiſe Bildhauer die Bekleidung weg, und zeigt uns blos nackende Figuren, ob er gleich ſehr gut weiß, daß dies im wirklichen Leben nicht der Fall war. Kleider ſind ihm etwas Zufälliges, dem das Nothwendige niemals nachgeſetzt werden darf, und die Geſetze des Anſtands oder des Bedürfniſſes ſind nicht die Geſetze der Kunſt. Der Bildhauer ſoll und will uns den Menſchen zeigen, und Gewänder verbergen denſelben; alſo verwirft er ſie mit Recht.

Eben ſo wie der griechiſche Bildhauer die unnütze und hinderliche Laſt der Gewänder hinwegwirft, um der menſchlichen Natur mehr Platz zu machen, ſo entbindet der griechiſche Dichter ſeine Menſchen von dem eben ſo unnützen und eben ſo hinderlichen Zwang der Konvenienz und von allen froſtigen Anſtandsgeſetzen, die an dem Menſchen nur künſteln und die Natur an ihm verbergen. Die leidende Natur ſpricht wahr, aufrichtig und tiefeindringend zu unſerm Herzen in der Homeriſchen Dichtung und in den Tragikern: alle Leidenſchaften haben ein freyes Spiel, und die Regel des Schicklichen hält kein Gefühl zurück. Die Helden ſind für alle Leiden der Menſchheit ſo gut empfindlich als Andere, und eben das macht ſie zu Helden, daß ſie das Leiden ſtark und innig fühlen, und doch nicht davon überwältigt werden. Sie lieben das Leben ſo feurig wie wir Andern, aber dieſe Empfindung beherrſcht ſie nicht ſo ſehr, daß ſie es nicht hingeben können, wenn die Pflichten der Ehre oder der Menſchlichkeit es fordern. Philoktet erfüllt die griechiſche Bühne mit ſeinen Klagen; ſelbſt der wüthende Herkules unterdrückt ſeinen Schmerz nicht. Die zum Opfer beſtimmte Iphigenia geſteht mit rührender Offenheit, daß ſie von dem Licht der Sonne mit Schmerzen ſcheide. Nirgends ſucht der Grieche in der Abſtumpfung und Gleichgültigkeit gegen das Leiden ſeinen Ruhm, ſondern in Ertragung deſſelben bey allem Gefühl für daſſelbe. Selbſt die Götter der Griechen müſſen der Natur einen Tribut entrichten, ſobald ſie der Dichter der Menſchheit näher bringen will. Der verwundete Mars ſchreyt vor Schmerz ſo laut auf, wie zehntauſend Mann, und die von einer Lanze geritzte Venus ſteigt weinend zum Olymp, und verſchwört alle Gefechte.

Dieſe zarte Empfindlichkeit für das Leiden, dieſe warme, aufrichtige, wahr und offen da liegende Natur, welche uns in den griechiſchen Kunſtwerken ſo tief und lebendig rührt, iſt ein Muſter der Nachahmung für alle Künſtler, und ein Geſetz, das der griechiſche Genius der Kunſt vorgeſchrieben hat. Die erſte Forderung an den Menſchen macht immer und ewig die Natur, welche niemals darf abgewieſen werden; denn der Menſch iſt — ehe er etwas anders iſt — ein empfindendes Weſen. Die zweyte Forderung an ihn macht die Vernunft, denn er iſt ein vernünftig empfindendes Weſen, eine moraliſche Perſon, und für dieſe iſt es Pflicht, die Natur nicht über ſich herrſchen zu laſſen, ſondern ſie zu beherrſchen. Erſt alsdann, wenn erſtlich der Natur ihr Recht iſt angethan worden, und wenn zweytens die Vernunft das ihrige behauptet hat, iſt es dem Anſtand erlaubt, die dritte Forderung an den Menſchen zu machen, und ihm, im Ausdruck, ſowohl ſeiner Empfindungen als ſeiner Geſinnungen, Rückſicht gegen die Geſellſchaft aufzulegen, um ſich — als ein civiliſirtes Weſen zu zeigen.

Das erſte Geſetz der tragiſchen Kunſt war Darſtellung der leidenden Natur. Das zweyte iſt Darſtellung des moraliſchen Widerſtandes gegen das Leiden.

Der Affekt, als Affekt, iſt etwas Gleichgültiges, und die Darſtellung deſſelben würde, für ſich allein betrachtet, ohne allen äſthetiſchen Werth ſeyn; denn, um es noch einmal zu wiederholen, nichts, was blos die ſinnliche Natur angeht, iſt der Darſtellung würdig. Daher ſind nicht nur alle blos erſchlaffende (ſchmelzende) Affekte, ſondern überhaupt auch alle höchſten Grade, von was für Affekten es auch ſey, unter der Würde tragiſcher Kunſt.

Die ſchmelzenden Affekte, die blos zärtlichen Rührungen, gehören zum Gebiet des Angenehmen, mit dem die ſchöne Kunſt nichts zu thun hat. Sie ergetzen blos den Sinn durch Auflöſung oder Erſchlaffung, und beziehen ſich blos auf den äußern, nicht auf den innern Zuſtand des Menſchen. Viele unſrer Romane und Trauerſpiele, beſonders der ſogenannten Dramen (Mitteldinge zwiſchen Luſtſpiel und Trauerſpiel) und der beliebten Familiengemählde gehören in dieſe Klaſſe. Sie bewirken blos Ausleerungen des Thränenſacks und eine wollüſtige Erleichterung der Gefäſſe; aber der Geiſt geht leer aus, und die edlere Kraft im Menſchen wird ganz und gar nicht dadurch geſtärkt. Eben ſo, ſagt

Kant, fühlt ſich Mancher durch eine Predigt erbaut, wobey doch gar nichts in ihm aufgebaut worden iſt. Auch die Muſik der Neuern ſcheint es vorzüglich nur auf die Sinnlichkeit anzulegen, und ſchmeichelt dadurch dem herrſchenden Geſchmack, der nur angenehm gekitzelt, nicht ergriffen, nicht kräftig gerührt, nicht erhoben ſeyn will. Alles Schmelzende wird daher vorgezogen, und wenn noch ſo großer Lerm in einem Concertſaal iſt, ſo wird plötzlich Alles Ohr, wenn eine ſchmelzende Paſſage vorgetragen wird. Ein bis ins Thieriſche gehender Ausdruck der Sinnlichkeit erſcheint dann gewöhnlich auf allen Geſichtern, die trunkenen Augen ſchwimmen, der offene Mund iſt ganz Begierde, ein wollüſtiges Zittern ergreift den ganzen Körper, der Athem iſt ſchnell und ſchwach, kurz alle Symptome der Berauſchung ſtellen ſich ein: zum deutlichen Beweiſe, daß die Sinne ſchwelgen, der Geiſt aber oder das Princip der Freyheit im Menſchen der Gewalt des ſinnlichen Eindrucks zum Raube wird. Alle dieſe Rührungen, ſage ich, ſind durch einen edeln und männlichen Geſchmack von der Kunſt ausgeſchloſſen, weil ſie blos allein dem Sinne gefallen, mit dem die Kunſt nichts zu verkehren hat.

Auf der andern Seite ſind aber auch alle diejenigen Grade des Affekts ausgeſchloſſen, die den Sinn blos quälen, ohne zugleich den Geiſt dafür zu entſchädigen. Sie unterdrücken die Gemüthsfreyheit durch Schmerz nicht weniger, als jene durch Wolluſt, und können deßwegen blos Verabſcheuung und keine Rührung bewirken, die der Kunſt würdig wäre. Die Kunſt muß den Geiſt ergetzen und der Freyheit gefallen. Der, welcher einem Schmerz zum Raube wird, iſt blos ein gequältes Thier, kein leidender Menſch mehr; denn von dem Menſchen wird ſchlechterdings ein moraliſcher Widerſtand gegen das Leiden gefordert, durch den allein ſich das Princip der Freyheit in ihm, die Intelligenz, kenntlich machen kann.

Aus dieſem Grunde verſtehen ſich diejenigen Künſtler und Dichter ſehr ſchlecht auf ihre Kunſt, welche das Pathos durch die bloße ſinnliche Kraft des Affekts und die höchſtlebendigſte Schilderung des Leidens zu erreichen glauben. Sie vergeſſen, daß das Leiden ſelbſt nie der letzte Zweck der Darſtellung und nie die unmittelbare Quelle des Vergnügens ſeyn kann, das wir am Tragiſchen empfinden. Das Pathetiſche iſt nur äſthetiſch, in ſo fern es erhaben iſt. Wirkungen aber, welche blos auf eine ſinnliche Quelle ſchließen laſſen, und blos in der Affektion des Gefühlvermögens gegründet ſind, ſind niemals erhaben, wie viel Kraft ſie auch verrathen mögen: denn alles Erhabene ſtammt nur aus der Vernunft.

Eine Darſtellung der bloßen Paſſion (ſowol der wollüſtigen als der peinlichen) ohne Darſtellung der überſinnlichen Widerſtehungskraft heißt gemein, das Gegentheil heißt edel. Gemein und edel ſind die Begriffe, die überall, wo ſie gebraucht werden, eine Beziehung auf den Antheil oder Nichtantheil der überſinnlichen Natur des Menſchen an einer Handlung oder an einem Werke bezeichnen. Nichts iſt edel, als was aus der Vernunft quillt; Alles, was die Sinnlichkeit für ſich hervorbringt, iſt gemein. Wir ſagen von einem Menſchen, er handle gemein, wenn er blos den Eingebungen ſeines ſinnlichen Triebes folgt; er handle anſtändig, wenn er ſeinem Trieb nur mit Rückſicht an Geſetze folgt; er handle edel, wenn er blos der Vernunft, ohne Rückſicht auf ſeine Triebe folgt. Wir nennen eine Geſichtsbildung gemein, wenn ſie die Intelligenz im Menſchen durch gar nichts kenntlich macht; wir nennen ſie ſprechend, wenn der Geiſt die Züge beſtimmte, und edel, wenn ein reiner Geiſt die Züge beſtimmte. Wir nennen ein Werk der Architektur gemein, wenn es uns keine andre als phyſiſche Zwecke zeigt; wir nennen es edel, wenn es, unabhängig von allen phyſiſchen Zwecken, zugleich Darſtellung von Ideen iſt.

Ein guter Geſchmack alſo, ſage ich, geſtattet keine, wenn gleich noch ſo kraftvolle, Darſtellung des Affekts, die blos phyſiſches Leiden und phyſiſchen Widerſtand ausdrückt, ohne zugleich die höhere Menſchheit, die Gegenwart eines überſinnlichen Vermögens, ſichtbar zu machen — und zwar aus dem ſchon entwickelten Grunde, weil nie das Leiden an ſich, nur der Widerſtand gegen das Leiden pathetiſch und der Darſtellung würdig iſt. Daher ſind alle abſolut höchſten Grade des Affekts dem Künſtler ſowol als dem Dichter unterſagt; denn Alle unterdrücken die innerlich widerſtehende Kraft, oder ſetzen vielmehr die Unterdrückung derſelben ſchon voraus, weil kein Affekt ſeinen abſolut höchſten Grad erreichen kann, ſo lange die Intelligenz im Menſchen noch einigen Widerſtand leiſtet.

Jetzt entſteht die Frage: wodurch macht ſich dieſe überſinnliche Widerſtehungkraft in einem Affekt kenntlich? Durch nichts anders, als durch Beherrſchung, oder, allgemeiner, durch Bekämpfung des Affekts. Ich ſage des Affekts, denn auch die Sinnlichkeit kann kämpfen, aber das iſt kein Kampf mit dem Affekt, ſondern mit der Urſache, die ihn hervorbringt — kein moraliſcher ſondern ein phyſiſcher Widerſtand, den auch der Wurm äußert, wenn man ihn tritt, und der Stier, wenn man ihn verwundet, ohne deswegen Pathos zu erregen. Daß der leidende Menſch ſeinen Gefühlen einen Ausdruck zu geben, daß er ſeinen Feind zu entfernen, daß er das leidende Glied in Sicherheit zu bringen ſucht, hat er mit jedem Thiere gemein, und ſchon der Inſtinkt übernimmt dieſes, ohne erſt bey ſeinem Willen anzufragen. Das iſt alſo noch kein Aktus ſeiner Humanität, das macht ihn als Intelligenz noch nicht kenntlich. Die Sinnlichkeit wird zwar jederzeit ihren Feind, aber niemals ſich ſelbſt bekämpfen.

Der Kampf mit dem Affekt hingegen iſt ein Kampf mit der Sinnlichkeit, und ſetzt alſo etwas voraus, was von der Sinnlichkeit unterſchieden iſt. Gegen das Objekt, das ihn leiden macht, kann ſich der Menſch mit Hülfe ſeines Verſtandes und ſeiner Muskelkräfte wehren; gegen das Leiden ſelbſt hat er keine andre Waffen als Ideen der Vernunft.

Dieſe müſſen alſo in der Darſtellung vorkommen, oder durch ſie erweckt werden, wo Pathos Statt finden ſoll. Nun ſind aber Ideen im eigentlichen Sinn und poſitiv nicht darzuſtellen, weil ihnen nichts in der Anſchauung entſprechen kann. Aber negativ und indirekt ſind ſie allerdings darzuſtellen, wenn in der Anſchauung etwas gegeben wird, wozu wir die Bedingungen in der Natur vergebens aufſuchen. Jede Erſcheinung, deren letzter Grund aus der Sinnenwelt nicht kann geleitet werden, iſt eine indirekte Darſtellung des Ueberſinnlichen.

Wie gelangt nun die Kunſt dazu, etwas vorzuſtellen, was über der Natur iſt, ohne ſich übernatürlicher Mittel zu bedienen? Was für eine Erſcheinung muß das ſeyn, die durch natürliche Kräfte vollbracht wird (denn ſonſt wäre ſie keine Erſcheinung) und dennoch ohne Widerſpruch aus phyſiſchen Urſachen nicht kann hergeleitet werden? Dies iſt die Aufgabe; und wie löſt ſie nun der Künſtler?

Wir müſſen uns erinnern, daß die Erſcheinungen, welche im Zuſtand des Affekts an einem Menſchen können wahrgenommen werden, von zweyerley Gattung ſind. Entweder es ſind ſolche, die ihm blos als Thier angehören und als ſolche blos dem Naturgeſetze folgen, ohne daß ſein Wille ſie beherrſchen oder überhaupt die ſelbſtſtändige Kraft in ihm unmittelbaren Einfluß darauf haben könnte. Der Inſtinkt erzeugt ſie unmittelbar und blind gehorchen ſie ſeinen Geſetzen. Dahin gehören z. B. die Werkzeuge des Blutumlaufs, des Athemholens, und die ganze Oberfläche der Haut; aber auch diejenigen Werkzeuge, die dem Willen unterworfen ſind, warten nicht immer die Entſcheidung des Willens ab, ſondern der Inſtinkt ſetzt ſie oft unmittelbar in Bewegung, da beſonders, wo dem phyſiſchen Zuſtand Schmerz oder Gefahr droht. So ſteht zwar unſer Arm unter der Herrſchaft des Willens, aber wenn wir unwiſſend etwas Heißes angreifen, ſo iſt das Zurückziehen der Hand gewiß keine Willenshandlung, ſondern der Inſtinkt allein vollbringt ſie. Ja, noch mehr. Die Sprache iſt gewiß etwas, was unter der Herrſchaft des Willens ſteht, und doch kann auch der Inſtinkt ſogar über dieſes Werkzeug und Werk des Verſtandes noch ſeinem Gutdünken diſponiren, ohne erſt bey dem Willen anzufragen, ſobald ein großer Schmerz, oder nur ein ſtarker Affekt uns überraſcht. Man laſſe den gefaßteſten Stoiker auf einmal etwas höchſt Wunderbares oder unerwartet Schreckliches erblicken, man laſſe ihn dabey ſtehen, wenn Jemand ausglitſcht und in einen Abgrund fallen will, ſo wird ein lauter Ausruf und zwar kein blos unartikulirter Ton, ſondern ein ganz beſtimmtes Wort, ihm unwillkürlich entwiſchen, und die Natur in ihm wird früher als der Wille gehandelt haben. Dies dient alſo zum Beweis, daß es Erſcheinungen an dem Menſchen gibt, die nicht ſeiner Perſon als Intelligenz, ſondern blos ſeinem Inſtinkt als einer Naturkraft können zugeſchrieben werden.

Nun gibt es aber auch zweytens Erſcheinungen an ihm, die unter dem Einfluß und unter der Herrſchaft des Willens ſtehen, oder die man wenigſtens als ſolche betrachten kann, die der Wille hätte verhindern können; welche alſo die Perſon und nicht der Inſtinkt zu verantworten hat. Dem Inſtinkt kommt es zu, das Intereſſe der Sinnlichkeit mit blindem Eifer zu beſorgen; aber der Perſon kommt es zu, den Inſtinkt durch Rückſicht auf Geſetze zu beſchränken. Der Inſtinkt achtet an ſich ſelbſt auf kein Geſetz; aber die Perſon hat dafür zu ſorgen, daß den Vorſchriften der Vernunft durch keine Handlung des Inſtinkts Eintrag geſchehe. Soviel iſt alſo gewiß, daß der Inſtinkt allein nicht alle Erſcheinungen am Menſchen im Effekt unbedingterweiſe zu beſtimmen hat, ſondern daß ihm durch den Willen des Menſchen eine Grenze geſetzt werden kann. Beſtimmt der Inſtinkt allein alle Erſcheinungen am Menſchen, ſo iſt nichts mehr vorhanden, was an die Perſon erinnern könnte, und es iſt blos Naturweſen, alſo ein Thier, was wir vor uns haben; denn Thier heißt jedes Naturweſen unter der Herrſchaft des Inſtinkts. Soll alſo die Perſon dargeſtellt werden, ſo müſſen einige Erſcheinungen am Menſchen vorkommen, die entweder gegen den Inſtinkt, oder doch nicht durch den Inſtinkt beſtimmt worden ſind. Schon daß ſie nicht durch den Inſtinkt beſtimmt wurden, iſt hinreichend, uns auf eine höhere Quelle zu leiten, ſobald wir nur einſehen, daß der Inſtinkt ſie ſchlechterdings hätte anders beſtimmen müſſen, wenn ſeine Gewalt nicht wäre gebrochen worden.

Jetzt ſind wir im Stande, die Art und Weiſe anzugeben, wie die überſinnliche ſelbſtſtändige Kraft im Menſchen, ſein moraliſches Selbſt, im Affekt zur Darſtellung gebracht werden kann. — Dadurch nämlich, daß alle blos der Natur gehorchende Theile, über welche der Wille entweder gar niemals oder wenigſtens unter gewiſſen Umſtänden nicht diſponiren kann, die Gegenwart des Leidens verrathen — diejenigen Theile aber, welche der blinden Gewalt des Inſtinkts entzogen ſind, und dem Naturgeſetz nicht nothwendig gehorchen, keine oder nur eine geringe Spur dieſes Leidens zeigen, alſo in einem gewiſſen Grad frey ſcheinen. An dieſer Disharmonie nun zwiſchen denjenigen Zügen, die der animaliſchen Natur nach dem Geſetz der Nothwendigkeit eingeprägt werden, und zwiſchen denen, die der ſelbſtthätige Geiſt beſtimmt, erkennt man die Gegenwart eines *überſinnlichen Prinzips* im Menſchen, welches den Wirkungen der Natur eine Grenze ſetzen kann, und ſich alſo eben dadurch als von derſelben unterſchieden kenntlich macht. Der blos thieriſche Theil des Menſchen folgt dem Naturgeſetz, und darf daher von der Gewalt des Affekts unterdrückt erſcheinen. An dieſem Theil alſo offenbart ſich die ganze Stärke des Leidens, und dient gleichſam zum Maß, nach welchem der Widerſtand geſchätzt werden kann, denn man kann die Stärke des Widerſtandes, oder die moraliſche Macht in dem Menſchen, nur nach der Stärke des Angriffs beurtheilen. Je entſcheidender und gewaltſamer nun der Affekt in dem *Gebiet der Thierheit* ſich äußert, ohne doch im *Gebiet der Menſchheit* dieſelbe Macht behaupten zu können; deſto mehr wird dieſe letztere kenntlich, deſto glorreicher offenbart ſich die moraliſche Selbſtſtändigkeit des Menſchen, deſto pathetiſcher iſt die Darſtellung und deſto erhabener das Pathos.*)

---

*) Unter dem Gebiet der Thierheit begreife ich das ganze Syſtem derjenigen Erſcheinungen am Menſchen, die unter der blinden Gewalt des Naturtriebes ſtehen und ohne Vorausſetzung einer Freyheit des Willens vollkommen erklärbar ſind; unter dem *Gebiet der Menſchheit* aber diejenigen, welche ihre Geſetze von der Freyheit empfangen. *Mangelt* nun bey einer Darſtellung

In den Bildſäulen der Alten findet man dieſen äſthetiſchen Grundſatz anſchaulich gemacht; aber es iſt ſchwer, den Eindruck, den der ſinnlich lebendige Anblick macht, unter Begriffe zu bringen, und durch Worte anzugeben. Die Gruppe des Laokoon und ſeiner Kinder iſt ohngefähr ein Maß für das, was die bildende Kunſt der Alten im Pathetiſchen zu leiſten vermochte. „Laokoon, ſagt uns Winkelmann in ſeiner Geſchichte der Kunſt (S. 699 der Wiener Quartausgabe), iſt eine Natur im höchſten Schmerze, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die bewuſſte Stärke des Geiſtes gegen denſelben zu ſammeln ſucht; und

---

der Affekt im Gebiet der Thierheit, ſo läßt uns dieſelbe kalt; herrſcht er hingegen im Gebiet der Menſchheit, ſo ekelt ſie uns an und empört. Im Gebiet der Thierheit muß der Affekt jederzeit unaufgelöst bleiben, ſonſt fehlt das Pathetiſche; erſt im Gebiet der Menſchheit darf ſich die Auflöſung finden. Eine leidende Perſon, klagend und weinend vorgeſtellt, wird daher nur ſchwach rühren, denn Klagen und Thränen löſen den Schmerz ſchon im Gebiet der Thierheit auf. Weit ſtärker ergreift uns der verbiſſene ſtumme Schmerz, wo wir bey der Natur keine Hülfe finden, ſondern zu etwas, das über alle Natur hinausliegt, unſre Zuflucht nehmen müſſen; und eben in dieſer Hinweiſung auf das Ueberſinnliche liegt das Pathos und die tragiſche Kraft.

indem ſein Leiden die Muſkeln aufſchwellt, und die Nerven anzieht, tritt der mit Stärke bewaffnete Geiſt in der aufgetriebnen Stirn hervor, und die Bruſt erhebt ſich durch den beklemmten Odem, und durch Zurückhaltung des Ausdrucks der Empfindung, um den Schmerz in ſich zu faſſen und zu verſchlieſſen. Das bange Seufzen, welches er in ſich und der Odem, den er an ſich zieht, erſchöpft den Unterleib, und macht die Seiten hohl, welches uns gleichſam von der Bewegung ſeiner Eingeweide urtheilen läſſt. Sein eigenes Leiden aber ſcheint ihn weniger zu beängſtigen, als die Pein ſeiner Kinder, die ihr Angeſicht zum Vater wenden und um Hülfe ſchreyen; denn das väterliche Herz offenbart ſich in den wehmüthigen Augen, und das Mitleiden ſcheint in einem trüben Duft auf denſelben zu ſchwimmen. Sein Geſicht iſt klagend, aber nicht ſchreyend, ſeine Augen ſind nach der höhern Hülfe gewandt. Der Mund iſt voll von Wehmuth und die geſenkte Unterlippe ſchwer von derſelben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber iſt dieſelbe mit Schmerz vermiſcht, welcher mit einer Regung von Unmuth, wie über ein unverdientes unwürdiges Leiden, in die Naſe hinauftritt, dieſelbe ſchwellen macht, und ſich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Nüſſen offenbart. Unter der Stirn iſt der Streit zwiſchen Schmerz und Widerſtand, wie in einem Punkte vereinigt, mit groſſer Wahrheit gebildet; denn indem der Schmerz die Augenbrauen in die Höhe treibt, ſo drückt das Sträuben gegen denſelben das obere Augenfleiſch niederwärts und gegen das obere Augenlied zu, ſo daß daſſelbe durch das übergetretene Fleiſch beynahe ganz bedeckt wird. Die Natur, welche der Künſtler nicht verſchönern konnte, hat er ausgewickelter, angeſtrengter und mächtiger zu zeigen geſucht; da, wohin der größte Schmerz gelegt iſt, zeigt ſich auch die größte Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wüthenden Biſſe ihr Gift ausgießt, iſt diejenige, welche durch die nächſte Empfindung zum Herzen am heftigſten zu leiden ſcheint. Seine Beine wollen ſich erheben um ſeinem Uebel zu entrinnen; kein Theil iſt in Ruhe, ja die Meißelſtriche ſelbſt helfen zur Bedeutung einer erſtarrten Haut.“

Wie wahr und fein iſt in dieſer Beſchreibung der Kampf der Intelligenz mit dem Leiden der ſinnlichen Natur entwickelt, und wie treffend die Erſcheinungen angegeben, in denen ſich Thierheit und Menſchheit, Naturzwang und Vernunftfreyheit offenbaren! Virgil ſchilderte bekanntlich denſelben Auftritt in ſeiner Aeneis; aber es lag nicht in dem Plan des epiſchen Dichters, ſich bey dem Gemüthszuſtand des Laokoon, wie der Bildhauer thun muſſte, zu verweilen. Bey dem Virgil iſt die ganze Erzählung blos Nebenwerk, und die Abſicht, wozu ſie ihm dienen ſoll, wird hinlänglich durch die bloße Darſtellung des Phyſiſchen erreicht, ohne daß er nöthig gehabt hätte, uns in die Seele des Leidenden tiefe Blicke thun zu laſſen, da er uns nicht ſowol zum Mitleid bewegen, als mit Schrecken durchdringen will. Die Pflicht des Dichters war alſo in dieſer Hinſicht blos negativ, nämlich, die Darſtellung der leidenden Natur nicht ſo weit zu treiben, daß aller Ausdruck der Menſchheit oder des moraliſchen Widerſtandes dabey verloren ging, weil ſonſt Unwille und Abſcheu unausbleiblich erfolgen müſſten. Er hielt ſich daher lieber an Darſtellung der Urſache des Leidens, und fand für gut, ſich umſtändlicher über die Furchtbarkeit der beyden Schlangen und über die Wuth, mit der ſie ihr Schlachtopfer anfallen, als über die Empfindungen deſſelben zu verbreiten. An dieſen eilt er nur ſchnell vorüber, weil ihm daran liegen muſſte, die Vorſtellung eines göttlichen Strafgerichts und den Eindruck des Schreckens ungeſchwächt zu erhalten. Hätte er uns hingegen von Laokoons Perſon ſo viel wiſſen laſſen, als der Bildhauer, ſo würde nicht mehr die ſtrafende Gottheit, ſondern der leidende Menſch der Held in der Handlung geweſen ſeyn, und die Epiſode ihre Zweckmäßigkeit für das Ganze verloren haben.

Man kennt die Virgil'ſche Erzählung ſchon aus Leſſing's vortrefflichem Kommentar. Aber die Abſicht, wozu Leſſing ſie gebrauchte, war blos, die Grenzen der poetiſchen und maleriſchen Darſtellung an dieſem

Beyſpiel anſchaulich zu machen, nicht den Begriff des Pathetiſchen daraus zu entwickeln. Zu dem letztern Zweck ſcheint ſie mir aber nicht weniger brauchbar, und man erlaube mir, ſie in dieſer Hinſicht noch einmal zu durchlaufen.

Ecce autem gemini Tenedo tranquilla per alta
(horresco referens) immensis orbibus angues
incumbunt pelago, pariterque ad littora tendunt
Pectora quorum inter fluctus arrecta, jubaeque
sanguineæ exsuperant undas, pars cætera pontum
pone legit, sinuatque immensa volumine terga.
Fit sonitus spumante salo, jamque arva tenebant,
ardenteis oculos suffecti sanguine et igni,
sibila lambebant linguis vibrantibus ora.

Die erſte von den drey oben angeführten Bedingungen des Erhabenen, der Macht, iſt hier gegeben; eine mächtige Naturkraft nämlich, die zur Zerſtörung bewaffnet iſt, und jedes Widerſtandes ſpottet. Daß aber dieſes Mächtige zugleich furchtbar, und das Furchtbare erhaben werde, beruht auf zwey verſchiedenen Operationen des Gemüths, d. i. auf zwey Vorſtellungen, die wir ſelbſtthätig in uns erzeugen. Indem wir erſtlich dieſe unwiderſtehliche Naturmacht mit dem ſchwachen Widerſtehungsvermögen des phyſiſchen Menſchen zuſammenhalten, erkennen wir ſie als furchtbar, und indem wir ſie zweytens auf unſern Willen beziehen und uns die abſolute Unabhängigkeit deſſelben von jedem Natureinfluß ins Bewußtſeyn rufen, wird ſie uns zu einem erhabenen Objekt. Dieſe beyden Beziehungen aber ſtellen wir an; der Dichter gab uns weiter nichts, als einen mit ſtarker Macht bewaffneten und nach Aeußerung derſelben ſtrebenden Gegenſtand. Wenn wir davor zittern, ſo geſchicht es blos, weil wir uns ſelbſt oder ein uns ähnliches Geſchöpf im Kampf mit demſelben denken. Wenn wir uns bey dieſem Zittern erhaben fühlen, ſo iſt es, weil wir uns bewaſſt werden, daß wir, auch ſelbſt als ein Opfer dieſer Macht, für unſer freyes Selbſt, für die Autonomie unſrer Willensbeſtimmungen, nichts zu fürchten haben würden. Kurz, die Darſtellung iſt bis hieher blos kontemplativerhaben.

> Diffugimus visu exsangues, illi agmine certo
> Laocoonta petunt.

Jetzt wird das Mächtige zugleich als furchtbar gegeben, und das Kontemplativerhabne geht ins Pathetiſche über. Wir ſehen es wirklich mit der Ohnmacht des Menſchen in Kampf treten. Laokoon oder wir, das wirkt blos dem Grad nach verſchieden. Der ſympathetiſche Trieb ſchreckt den Erhaltungstrieb auf, die Ungeheuer ſchießen los auf — uns, und alles Entrinnen iſt vergebens.

Jetzt hängt es nicht mehr von uns ab, ob wir dieſe Macht mit der unſrigen meſſen und auf unſre Exiſtenz beziehen wollen. Dies geſchicht ohne unſer Zuthun in dem Objekte ſelbſt. Unſre Furcht hat alſo nicht, wie im vorhergehenden Moment, einen blos ſubjektiven Grund in unſerm Gemüthe, ſondern einen objektiven Grund in dem Gegenſtand. Denn erkennen wir gleich das Ganze für eine bloße Fiction der Einbildungskraft, ſo unterſcheiden wir doch auch in dieſer Fiction eine Vorſtellung, die uns von außen mitgetheilt wird, von einer andern, die wir ſelbſtthätig in uns hervorbringen.

Das Gemüth verliert alſo einen Theil ſeiner Freyheit, weil es von außen empfängt, was es vorher durch ſeine Selbſtthätigkeit erzeugte. Die Vorſtellung der Gefahr erhält einen Anſchein objektiver Realität und es wird Ernſt mit dem Affekte.

Wären wir nun nichts als Sinnenweſen, die keinem andern als dem Erhaltungs-Triebe folgen, ſo würden wir hier ſtille ſtehen, und im Zuſtand des bloßen Leidens verharren. Aber etwas iſt in uns, was an den Affektionen der ſinnlichen Natur keinen Theil nimmt, und deſſen Thätigkeit ſich nach keinen phyſiſchen Bedingungen richtet. Je nachdem nun dieſes ſelbſtthätige Princip (die moraliſche Anlage) in einem Gemüth ſich entwickelt hat, wird der leidenden Natur mehr oder weniger Raum gelaſſen ſeyn, und mehr oder weniger Selbſtthätigkeit im Affekt übrig bleiben.

In moraliſchen Gemüthern geht das Furchtbare (der Einbildungskraft) ſchnell und leicht ins Erhabne über. So wie die Imagination ihre Freyheit verliert, ſo macht die Vernunft die ihrige geltend; und das Gemüth erweitert ſich nur deſto mehr nach Innen, indem es nach Außen Grenzen findet. Herausgeſchlagen aus allen Verſchanzungen, die dem Sinnenweſen einen phyſiſchen Schutz verſchaffen können, werfen wir uns in die unbezwingliche Burg unſrer moraliſchen Freyheit, und gewinnen eben dadurch eine abſolute und unendliche Sicherheit, indem wir eine blos comparative und prekäre Schutzwehre im Feld der Erſcheinung verloren geben. Aber eben darum, weil es zu dieſem phyſiſchen Bedrängniß gekommen ſeyn muß, ehe wir bey unſrer moraliſchen Natur Hülfe ſuchen, können wir dieſes hohe Freyheitsgefühl nicht anders als mit Leiden erkaufen. Die gemeine Seele bleibt blos bey dieſem Leiden ſtehen, und fühlt im Erhabenen des Pathos nie mehr als das Furchtbare; ein ſelbſtſtändiges Gemüth hingegen nimmt gerade von dieſem Leiden den Uebergang zum Gefühl ſeiner herrlichſten Kraftwirkung und weiß aus jedem Furchtbaren ein Erhabenes zu erzeugen.

> *Laocoonta petunt, ac primum parva duorum*
> *corpora gnatorum serpens amplexus uterque*
> *implicat, ac miseros morsu depascitur artus.*

Es thut eine große Wirkung, daß der moraliſche Menſch (der Vater) eher als der phyſiſche angefallen wird. Alle Affekte ſind äſthetiſcher aus der zweyten Hand und keine Sympathie iſt ſtärker, als die wir mit der Sympathie empfinden.

Post ipsum auxilio subeuntem ac tela ferentem
corripiunt.

Jetzt war der Augenblick da, den Helden als moraliſche Perſon bey uns in Achtung zu ſetzen, und der Dichter ergriff dieſen Augenblick. Wir kennen aus ſeiner Beſchreibung die ganze Macht und Wuth der feindlichen Ungeheuer, und wiſſen, wie vergeblich aller Widerſtand iſt. Wäre nun Laokoon blos ein gemeiner Menſch, ſo würde er ſeines Vortheils wahrnehmen, und wie die übrigen Trojaner in einer ſchnellen Flucht ſeine Rettung ſuchen. Aber er hat ein Herz in ſeinem Buſen, und die Gefahr ſeiner Kinder hält ihn zu ſeinem eigenen Verderben zurück. Schon dieſer einzige Zug macht ihn unſers ganzen Mitleidens würdig. In was für einem Moment auch die Schlangen ihn ergriffen haben möchten, es würde uns immer bewegt und erſchüttert haben. Daß es aber gerade in dem Momente geſchieht, wo er als Vater uns achtungswürdig wird, daß ſein Untergang gleichſam als unmittelbare Folge der erfüllten Vaterpflicht, der zärtlichen Bekümmerniß für ſeine Kinder vorgeſtellt wird — dies entflammt unſre Theilnahme aufs Höchſte. Er iſt es jetzt gleichſam ſelbſt, der ſich aus freyer Wahl dem Verderben hingibt, und ſein Tod wird eine Willenshandlung.

Bey allem Pathos muß alſo der Sinn durch Leiden, der Geiſt durch Freyheit intereſſirt ſeyn. Fehlt es einer pathetiſchen Darſtellung an einem Ausdruck der leidenden Natur, ſo iſt ſie ohne äſthetiſche Kraft, und unſer Herz bleibt kalt. Fehlt es ihr an einem Ausdruck der ethiſchen Anlage, ſo kann ſie bey aller ſinnlichen Kraft nie pathetiſch ſeyn, und wird unausbleiblich unſre Empfindung empören. Aus aller Freyheit des Gemüths muß immer der leidende Menſch, aus allem Leiden der Menſchheit muß immer der ſelbſtſtändige oder der Selbſtſtändigkeit fähige Geiſt durchſcheinen.

Auf zweyerley Weiſe aber kann ſich die Selbſtſtändigkeit des Geiſtes im Zuſtand des Leidens offenbaren. Entweder negativ: wenn der ethiſche Menſch von dem phyſiſchen das Geſetz nicht empfängt, und dem Zuſtand keine Kauſalität für die Geſinnung geſtattet wird; oder poſitiv: wenn der ethiſche Menſch dem phyſiſchen das Geſetz gibt, und die Geſinnung für den Zuſtand Kauſalität erhält. Aus dem erſten entſpringt das Erhabene der Faſſung, aus dem zweyten das Erhabene der Handlung.

Ein Erhabenes der Faſſung iſt jeder vom Schickſal unabhängige Charakter. „Ein tapfrer Geiſt, im „Kampf mit der Widerwärtigkeit, ſagt Seneka, iſt ein „anziehendes Schauſpiel ſelbſt für die Götter.“ Einen ſolchen Anblick gibt uns der römiſche Senat nach dem Unglück bey Kannä. Selbſt Miltons Lucifer, wenn er ſich in der Hölle, ſeinem künftigen Wohnort, zum erſtenmal umſieht, durchdringt uns, dieſer Seelenſtärke wegen, mit einem Gefühl von Bewunderung. „Schrecken, ich grüße euch, ruft er aus, und dich, unterirdiſche Welt, und dich, tiefſte Hölle! Nimm auf deinen neuen Gaſt. Er kommt zu dir mit einem Gemüth, das weder Zeit noch Ort umgeſtalten ſoll. In ſeinem Gemüthe wohnt er. Das wird ihm in der Hölle ſelbſt einen Himmel erſchaffen. Hier endlich ſind wir frey, u. ſ. f.“ Die Antwort der Medea im Trauerſpiel gehört in die nämliche Klaſſe.

Das Erhabne der Faſſung läßt ſich anſchauen, denn es beruht auf der Coexiſtenz; das Erhabne der Handlung hingegen läßt ſich blos denken, denn es beruht auf der Succeſſion, und der Verſtand iſt nöthig, um das Leiden von einem freyen Entſchluß abzuleiten. Daher iſt nur das erſte für den bildenden Künſtler, weil dieſer nur das Coexiſtente glücklich darſtellen kann; der Dichter aber kann ſich über Beydes verbreiten. Selbſt, wenn der bildende Künſtler eine erhabene Handlung darzuſtellen hat, muß er ſie in eine erhabne Faſſung verwandeln.

Zum Erhabnen der Handlung wird erfordert, daß das Leiden eines Menſchen auf ſeine moraliſche Beſchaffenheit nicht nur keinen Einfluß habe, ſondern vielmehr umgekehrt das Werk ſeines moraliſchen Charakters ſey. Dies kann auf zweyerley Weiſe ſeyn. Entweder mittelbar und nach dem Geſetz der Freyheit, wenn er aus Achtung für irgend eine Pflicht das Leiden *erwählt*. Die Vorſtellung der Pflicht beſtimmt ihn in dieſem Falle als *Motiv*, und ſein Leiden iſt eine *Willenshandlung*. Oder unmittelbar und nach dem Geſetz der Nothwendigkeit, wenn er eine übertretene Pflicht moraliſch *büßt*. Die Vorſtellung der Pflicht beſtimmt ihn in dieſem Falle als *Macht*, und ſein Leiden iſt blos eine *Wirkung*. Ein Beyſpiel des Erſten gibt uns *Regulus*, wenn er, um Wort zu halten, ſich der Rachbegier der Karthaginenſer ausliefert; zu einem Beyſpiel des Zweyten würde er uns dienen, wenn er ſein Wort gebrochen und das Bewuſſtſeyn dieſer Schuld ihn elend gemacht hätte. In beyden Fällen hat das Leiden einen moraliſchen Grund, nur mit dem Unterſchied, daß er uns in dem erſten Fall ſeinen moraliſchen Charakter, in dem andern blos ſeine Beſtimmung dazu zeigt. In dem erſten Fall erſcheint er als eine moraliſch große Perſon, in dem zweyten blos als ein äſthetiſch großer Gegenſtand.

Dieſer letzte Unterſchied iſt wichtig für die tragiſche Kunſt und verdient daher eine genauere Erörterung.

Ein erhabnes Objekt, blos in der äſthetiſchen Schätzung, iſt ſchon derjenige Menſch, der uns die Würde der menſchlichen Beſtimmung durch ſeinen *Zuſtand* vorſtellig macht, geſetzt auch, daß wir dieſe

Beſtimmung in ſeiner Perſon nicht realiſirt finden ſollten. Erhaben in der moraliſchen Schätzung wird er nur alsdann, wenn er ſich zugleich als Perſon jener Beſtimmung gemäß verhält, wenn unſre Achtung nicht blos ſeinem Vermögen, ſondern dem Gebrauch dieſes Vermögens gilt, wenn nicht blos ſeiner Anlage, ſondern ſeinem wirklichen Betragen Würde zukommt. Es iſt ganz etwas anders, ob wir bey unſerm Urtheil auf das moraliſche Vermögen überhaupt, und auf die Möglichkeit einer abſoluten Freyheit des Willens, oder ob wir auf den Gebrauch dieſes Vermögens und auf die Wirklichkeit dieſer abſoluten Freyheit des Willens unſer Augenmerk richten.

Es iſt etwas ganz anders, ſage ich, und dieſe Verſchiedenheit liegt nicht etwa nur in den beurtheilten Gegenſtänden, ſondern ſie liegt in der verſchiedenen Beurtheilungsweiſe. Der nämliche Gegenſtand kann uns in der moraliſchen Schätzung mißfallen, und in der äſthetiſchen ſehr anziehend für uns ſeyn. Aber wenn er uns auch in beyden Inſtanzen der Beurtheilung Genüge leiſtete, ſo thut er dieſe Wirkung bey beyden auf eine ganz verſchiedene Weiſe. Er wird dadurch, daß er äſthetiſch brauchbar iſt, nicht moraliſch befriedigend, und dadurch, daß er moraliſch befriedigt, nicht äſthetiſch brauchbar.

Ich denke mir z. B. die Selbſtaufopferung des Leonidas bey Termopylä. Moraliſch beurtheilt, iſt mir dieſe Handlung Darſtellung des, bey allem Widerſpruch der Inſtinkte, erfüllten Sittengeſetzes; äſthetiſch beurtheilt iſt ſie mir Darſtellung des, von allem Zwang der Inſtinkte unabhängigen, ſittlichen Vermögens. Meinen moraliſchen Sinn (die Vernunft) befriedigt dieſe Handlung; meinen äſthetiſchen Sinn (die Einbildungskraft) entzückt ſie.

Von dieſer Verſchiedenheit meiner Empfindungen bey dem nämlichen Gegenſtande gebe ich mir folgenden Grund an.

Wie ſich unſer Weſen in zwey Prinzipien oder Naturen theilt, ſo theilen ſich, dieſen gemäß, auch unſre Gefühle in zweyerley ganz verſchiedene Geſchlechter. Als Vernunftweſen empfinden wir Beyfall oder Mißbilligung; als Sinnenweſen empfinden wir Luſt oder Unluſt. Beyde Gefühle, des Beyfalls und der Luſt, gründen ſich auf eine Befriedigung: jenes auf Befriedigung eines Anſpruchs: denn die Vernunft fordert blos, aber bedarf nicht; dieſes auf Befriedigung eines Anliegens: denn der Sinn bedarf blos, und kann nicht fordern. Beyde, die Forderungen der Vernunft und die Bedürfniſſe des Sinnes, verhalten ſich zu einander, wie Nothwendigkeit zu Nothdurft; ſie ſind alſo beyde unter dem Begriff von Neceſſität enthalten; blos mit dem Unterſchied, daß die Neceſſität der Vernunft ohne Bedingung, die Neceſſität der Sinne blos unter Bedingungen Statt hat. Bey beyden aber iſt die Befriedigung zufällig. Alles Gefühl, der Luſt ſowol als des Beyfalls, gründet ſich alſo zuletzt auf Uebereinſtimmung des Zufälligen mit dem Nothwendigen. Iſt das Nothwendige ein Imperativ, ſo wird Beyfall, iſt es eine Nothdurft, ſo wird Luſt die Empfindung ſeyn; beyde in deſto ſtärkerm Grade, je zufälliger die Befriedigung iſt.

Nun liegt bey aller moraliſchen Beurtheilung eine Forderung der Vernunft zum Grunde, daß moraliſch gehandelt werde, und es iſt eine unbedingte Neceſſität vorhanden, daß wir wollen, was recht iſt. Weil aber der Wille frey iſt, ſo iſt es (phyſiſch) zufällig, ob wir es wirklich thun. Thun wir es nun wirklich, ſo erhält dieſe Uebereinſtimmung des Zufalls im Gebrauche der Freyheit mit dem Imperativ der Vernunft Billigung oder Beyfall, und zwar in deſto höherm Grade, als der Widerſtreit der Neigungen dieſen Gebrauch der Freyheit zufälliger und zweifelhafter machte.

Bey der äſthetiſchen Schätzung hingegen wird der Gegenſtand auf das Bedürfniß der Einbildungskraft bezogen, welche nicht gebieten, blos verlangen kann, daß das Zufällige mit ihrem Intereſſe übereinſtimmen möge. Das Intereſſe der Einbildungskraft aber iſt: ſich frey von Geſetzen im Spiele zu erhalten. Dieſem Hange zur Ungebundenheit iſt die ſittliche Verbindlichkeit des Willens, durch welche ihm ſein Objekt auf das Strengſte beſtimmt wird, nichts weniger als günſtig; und da die ſittliche Verbindlichkeit des Willens der Gegenſtand des moraliſchen Urtheils iſt, ſo ſieht man leicht, daß bey dieſer Art zu urtheilen die Einbildungskraft ihre Rechnung nicht finden könne. Aber eine ſittliche Verbindlichkeit des Willens läſſt ſich nur unter Vorausſetzung einer abſoluten Independenz deſſelben vom Zwang der Naturtriebe denken; die *Möglichkeit* des Sittlichen poſtulirt alſo Freyheit, und ſtimmt folglich mit dem Intereſſe der Phantaſie hierin auf das Vollkommenſte zuſammen. Weil aber die Phantaſie durch ihr Bedürfniß nicht ſo vorſchreiben kann, wie die Vernunft durch ihren Imperativ dem Willen der Individuen vorſchreibt, ſo iſt das Vermögen der Freyheit, auf die Phantaſie bezogen, etwas Zufälliges, und muß daher, als Uebereinſtimmung des Zufalls mit dem (bedingungsweiſe) Nothwendigen Luſt erwecken. Beurtheilen wir alſo jene That des Leonidas *moraliſch*, ſo betrachten wir ſie aus einem Geſichtspunkt, wo uns weniger ihre Zufälligkeit als ihre Nothwendigkeit in die Augen fällt. Beurtheilen wir ſie hingegen *äſthetiſch*, ſo betrachten wir ſie aus einem Standpunkt, wo ſich uns weniger ihre Nothwendigkeit als ihre Zufälligkeit darſtellt. Es iſt *Pflicht* für jeden Willen, ſo zu handeln, ſobald er ein freyer Wille iſt; daß es aber überhaupt eine Freyheit des Willens gibt, welche es möglich macht, ſo zu handeln, dies iſt eine *Gunſt* der Natur in Rückſicht auf dasjenige Vermögen, welchem Freyheit Bedürfniß iſt. Beurtheilt alſo der moraliſche Sinn — die Vernunft — eine tugendhafte Handlung, ſo iſt Billigung das Höchſte, was erfolgen kann, weil die Vernunft nie *mehr* und ſelten nur *ſoviel* finden kann, als ſie fordert. Beurtheilt hingegen der äſthetiſche Sinn, die Einbildungskraft, die nämliche Handlung, ſo erfolgt eine poſitive Luſt, weil die Einbildungskraft niemals Einſtimmigkeit mit ihrem Bedürfniſſe fordern kann, und ſich alſo von der wirklichen Befriedigung deſſelben, als von einem glücklichen Zufall, überraſcht finden muß. Daß Leonidas die heldenmüthige Entſchließung *wirklich faſſte*, billigen wir; daß er ſie faſſen *konnte*, darüber frohlocken wir, und ſind entzückt.

Der Unterſchied zwiſchen beyden Arten der Beurtheilung fällt noch deutlicher in die Augen, wenn man eine Handlung zum Grunde legt, über welche das moraliſche und das äſthetiſche Urtheil verſchieden ausfallen. Man nehme die Selbſtverbrennung des Peregrinus Proteus zu Olympia. Moraliſch beurtheilt kann ich dieſer Handlung nicht Beyfall geben, inſofern ich unreine Triebfedern dabey wirkſam finde, um derentwillen die *Pflicht* der Selbſterhaltung hintan geſetzt wird. Aeſthetiſch beurtheilt gefällt mir aber dieſe Handlung, und zwar deßwegen gefällt ſie mir, weil ſie von einem Vermögen des Willens zeugt, ſelbſt dem mächtigſten aller Inſtinkte, dem *Triebe* der Selbſterhaltung, zu widerſtehen. Ob es eine rein moraliſche Geſinnung oder ob es blos eine mächtigere ſinnliche Reizung war, was den Selbſterhaltungstrieb bey dem Schwärmer Peregrin unterdrückte, darauf achte ich bey der äſthetiſchen Schätzung nicht, wo ich das Individuum verlaſſe, von dem Verhältniß ſeines Willens zu dem Willensgeſetz abſtrahire, und mir den menſchlichen Willen überhaupt, als Vermögen der Gattung, im Verhältniß zu der ganzen Naturgewalt denke. Bey der moraliſchen Schätzung, hat man geſehen, wurde die Selbſterhaltung als eine Pflicht vorgeſtellt, daher beleidigte ihre Verletzung; bey der äſthetiſchen Schätzung hingegen wurde ſie als ein Intereſſe angeſehen, daher gefiel ihre Hintanſetzung. Bey der letztern Art des Beurtheilens wird alſo die Operation gerade umgekehrt, die wir bey der erſtern verrichten. Dort ſtellen wir das ſinnlich beſchränkte Individuum und den pathologiſch-afficirbaren Willen dem abſoluten Willensgeſetz und der unendlichen Geiſterpflicht, hier hingegen ſtellen wir das abſolute Willensvermögen und die unendliche Geiſtergewalt dem Zwange der Natur und den Schranken der Sinnlichkeit gegenüber. Daher läßt uns das äſthetiſche Urtheil frey, und erhebt und begeiſtert uns, weil wir uns ſchon durch das bloße Vermögen, abſolut zu wollen, ſchon durch die bloße Anlage zur Moralität, gegen die Sinnlichkeit in augenſcheinlichem Vortheil befinden, weil ſchon durch die bloße Möglichkeit, uns vom Zwange der Natur loszuſagen, unſerm Freyheitsbedürfniß geſchmeichelt wird. Daher beſchränkt uns das moraliſche Urtheil, und demüthigt uns, weil wir uns bey jedem beſondern Willensakt gegen das abſolute Willensgeſetz mehr oder weniger im Nachtheil befinden, und durch die Einſchränkung des Willens auf eine einzige Beſtimmungsweiſe, welche die Pflicht ſchlechterdings fordert, dem Freyheitstriebe der Phantaſie widerſprochen wird. Dort ſchwingen wir uns von dem Wirklichen zu dem Möglichen, und von dem Individuum zur Gattung empor; hier hingegen ſteigen wir vom Möglichen zum Wirklichen herunter, und ſchließen die Gattung in die Schranken des Individuums ein; kein Wunder alſo, wenn wir uns bey äſthetiſchen Urtheilen erweitert, bey moraliſchen hingegen eingeengt und gebunden fühlen*).

---

*) Dieſe Auflöſung, erinnere ich beyläufig, erklärt uns auch die Verſchiedenheit des äſthetiſchen Eindrucks, den die Kantiſche Vorſtellung der Pflicht auf ſeine verſchiedenen Beurtheiler zu machen pflegt. Ein nicht zu verachtender Theil des Publikum findet dieſe Vorſtellung der Pflicht ſehr demüthigend; ein andrer findet ſie unendlich erhebend für das Herz. Beyde haben Recht, und der Grund dieſes Widerſpruchs liegt blos in der Verſchiedenheit des Standpunkts, aus welchem beyde dieſen Gegenſtand betrachten. Seine bloße Schuldigkeit thun, hat allerdings nichts Großes, und inſofern das Beſte, was wir zu leiſten vermögen, nichts als Erfüllung, und noch man-

Aus dieſem Allem ergibt ſich denn, daß die moraliſche und die äſthetiſche Beurtheilung, weit entfernt, einander zu unterſtützen, einander vielmehr im Wege ſtehen, weil ſie dem Gemüth zwey ganz entgegengeſetzte Richtungen geben; denn die Geſetzmäßigkeit, welche die Vernunft als moraliſche Richterinn fordert, beſteht nicht mit der Ungebundenheit, welche die Einbildungskraft

---

gelhafte Erfüllung unſerer Pflicht iſt, liegt in der höchſten Tugend nichts Begeiſterndes. Aber bey allen Schranken der ſinnlichen Natur dennoch treu und beharrlich ſeine Schuldigkeit thun, und in den Feſſeln der Materie dem heiligen Geiſtergeſetz unwandelbar folgen, dies iſt allerdings erhebend und der Bewunderung werth. Gegen die Geiſterwelt gehalten iſt an unſrer Tugend freylich nichts Verdienſtliches, und wie viel wir es uns auch koſten laſſen mögen, wir werden immer unnütze Knechte ſeyn; gegen die Sinnenwelt gehalten iſt ſie hingegen ein deſto erhabneres Objekt. Inſofern wir alſo Handlungen moraliſch beurtheilen, und ſie auf das Sittengeſetz beziehen, werden wir wenig Urſache haben, auf unſere Sittlichkeit ſtolz zu ſeyn; inſofern wir aber auf die Möglichkeit dieſer Handlungen ſehen, und das Vermögen unſers Gemüths, das denſelben zum Grund liegt, auf die Welt der Erſcheinungen beziehen, d. h. inſofern wir ſie äſthetiſch beurtheilen, iſt uns ein gewiſſes Selbſtgefühl erlaubt, ja, es iſt ſogar nothwendig, weil wir ein Principium in uns aufdecken, das über alle Vergleichung groß und unendlich iſt.

als äſthetiſche Richterinn verlangt. Daher wird ein Objekt zu einem äſthetiſchen Gebrauch gerade um ſoviel weniger taugen, als es ſich zu einem moraliſchen qualifizirt; und wenn der Dichter es dennoch erwählen müßte, ſo wird er wohl thun, es ſo zu behandeln, daß nicht ſowol unſre Vernunft auf die Regel des Willens, als vielmehr unſre Phantaſie auf das Vermögen des Willens hingewieſen werde. Um ſeiner ſelbſt willen muß der Dichter dieſen Weg einſchlagen, denn mit unſerer Freyheit iſt ſein Reich zu Ende. Nur ſo lange wir außer uns anſchauen, ſind wir ſein; er hat uns verloren, ſobald wir in unſern eigenen Buſen greifen. Dies erfolgt aber unausbleiblich, ſobald ein Gegenſtand nicht mehr als Erſcheinung von uns betrachtet wird, ſondern als Geſetz über uns richtet.

Selbſt von den Aeußerungen der erhabenſten Tugend kann der Dichter nichts für ſeine Abſichten brauchen, als was an denſelben der Kraft gehört. Um die Richtung der Kraft bekümmert er ſich nicht. Der Dichter, auch wenn er die vollkommenſten ſittlichen Muſter vor unſre Augen ſtellt, hat keinen andern Zweck, und darf keinen andern haben, als uns durch Betrachtung derſelben zu ergetzen. Nun kann uns aber nichts ergetzen, als was unſer Subjekt verbeſſert, und nichts kann uns geiſtig ergetzen, als was unſer geiſtiges Vermögen erhöht. Wie kann aber die Pflichtmäßigkeit eines Andern unſer Subjekt verbeſſern und unſere geiſtige Kraft vermehren? Daß er ſeine Pflicht wirklich erfüllt, beruht auf einem zufälligen Gebrauche, den er von ſeiner Freyheit macht, und der eben darum für uns nichts beweiſen kann. Es iſt blos das Vermögen zu einer ähnlichen Pflichtmäßigkeit, was wir mit ihm theilen, und indem wir in ſeinem Vermögen auch das unſrige wahrnehmen, fühlen wir unſere geiſtige Kraft erhöht. Es iſt alſo blos die vorgeſtellte Möglichkeit eines abſolut freyen Wollens, wodurch die wirkliche Ausübung deſſelben unſerm äſthetiſchen Sinn gefällt.

Noch mehr wird man ſich davon überzeugen, wenn man nachdenkt, wie wenig die poetiſche Kraft des Eindrucks, den ſittliche Karaktere oder Handlungen auf uns machen, von ihrer hiſtoriſchen Realität abhängt. Unſer Wohlgefallen an idealiſchen Karakteren verliert nichts durch die Erinnerung, daß ſie poetiſche Fictionen ſind, denn es iſt die poetiſche, nicht die hiſtoriſche Wahrheit, auf welche alle äſthetiſche Wirkung ſich gründet. Die poetiſche Wahrheit beſteht aber nicht darin, daß etwas wirklich geſchehen iſt, ſondern darin, daß es geſchehen konnte, alſo in der innern Möglichkeit der Sache. Die äſthetiſche Kraft muß alſo ſchon in der vorgeſtellten Möglichkeit liegen.

Selbſt an wirklichen Begebenheiten hiſtoriſcher Perſonen iſt nicht die Exiſtenz, ſondern das durch die Exiſtenz kund gewordene Vermögen das Poetiſche. Der Umſtand, daß dieſe Perſonen wirklich lebten, und daß dieſe Begebenheiten wirklich erfolgten, kann zwar ſehr oft unſer Vergnügen vermehren, aber mit einem fremdartigen Zuſatz, der dem poetiſchen Eindruck vielmehr nachtheilig als beförderlich iſt. Man hat lange geglaubt, der Dichtkunſt unſers Vaterlands einen Dienſt zu erweiſen, wenn man den Dichtern Nationalgegenſtände zur Bearbeitung empfahl. Dadurch, hieß es, wurde die griechiſche Poeſie ſo bemächtigend für das Herz, weil ſie einheimiſche Scenen mahlte, und einheimiſche Thaten verewigte. Es iſt nicht zu läugnen, daß die Poeſie der Alten, dieſes Umſtandes halber, Wirkungen leiſtete, deren die neuere Poeſie ſich nicht rühmen kann — aber gehörten dieſe Wirkungen der Kunſt und dem Dichter? Wehe dem griechiſchen Kunſtgenie, wenn es vor dem Genius der Neuern nichts weiter als dieſen zufälligen Vortheil voraus hätte, und wehe dem griechiſchen Kunſtgeſchmack, wenn er durch dieſe hiſtoriſchen Beziehungen in den Werken ſeiner Dichter erſt hätte gewonnen werden müſſen! Nur ein barbariſcher Geſchmack braucht den Stachel des Privatintereſſe, um zu der Schönheit hingelockt zu werden, und nur der Stümper borgt von dem Stoffe eine Kraft, die er in die Form zu legen verzweifelt. Die Poeſie ſoll ihren Weg nicht durch die kalte Region des Gedächtniſſes nehmen, ſoll nie die Gelehrſamkeit zu ihrer Auslegerinn, nie den Eigennutz zu ihrem Fürſprecher machen. Sie ſoll das Herz treffen, weil ſie aus dem Herzen floß, und nicht auf den Staatsbürger in dem Menſchen, ſondern auf den Menſchen in dem Staatsbürger zielen.

Es iſt ein Glück, daß das wahre Genie auf die Fingerzeige nicht viel achtet, die man ihm, aus beſſerer Meinung als Befugniß, zu ertheilen ſich ſauer werden läßt; ſonſt würden Sulzer und ſeine Nachfolger der deutſchen Poeſie eine ſehr zweydeutige Geſtalt gegeben haben. Den Menſchen moraliſch auszubilden, und Nationalgefühle in dem Bürger zu entzünden, iſt zwar ein ſehr ehrenvoller Auftrag für den Dichter, und die Muſen wiſſen es am beſten, wie nahe die Künſte des Erhabenen und Schönen damit zuſammenhängen mögen. Aber was die Dichtkunſt mittelbar ganz vortrefflich macht, würde ihr, unmittelbar, nur ſehr ſchlecht gelingen. Die Dichtkunſt führt bey dem Menſchen nie ein beſondres Geſchäft aus, und man könnte kein ungeſchickteres Werkzeug erwählen, um einen einzelnen Auftrag, ein Detail, gut beſorgt zu ſehen. Ihr Wirkungskreis iſt das Total der menſchlichen Natur, und blos, inſofern ſie auf den Karakter einfließt, kann ſie auf ſeine einzelnen Wirkungen Einfluß haben. Die Poeſie kann dem Menſchen werden, was dem Helden die Liebe iſt. Sie kann ihm weder rathen, noch mit ihm ſchlagen, noch ſonſt eine Arbeit für ihn thun; aber zum Helden kann ſie ihn erziehen, zu Thaten kann ſie ihn ruſey, und zu Allem, was er ſeyn ſoll, ihn mit Stärke ausrüſten.

Die äſthetiſche Kraft, womit uns das Erhabene der Geſinnung und Handlung ergreift, beruht alſo keineswegs auf dem Intereſſe der Vernunft, daß recht gehandelt werde, ſondern auf dem Intereſſe der Einbildungskraft, daß recht Handeln möglich ſey, d. h. daß keine Empfindung, wie mächtig ſie auch ſey, die Freyheit des Gemüths zu unterdrücken vermöge. Dieſe Möglichkeit liegt aber in jeder ſtarken Aeußerung von Freyheit und Willenskraft, und wo nur irgend der Dichter dieſe antrifft, da hat er einen zweckmäßigen Gegenſtand für ſeine Darſtellung gefunden. Für ſein Intereſſe iſt es eins, aus welcher Klaſſe von Karakteren, der ſchlimmen oder guten, er ſeine Helden nehmen will, da das nämliche Maß von Kraft, welches zum Guten nöthig iſt, ſehr oft zur Conſequenz im Böſen erfordert werden kann. Wie viel mehr wir in äſthetiſchen Urtheilen auf die Kraft als auf die Richtung der Kraft, wie viel mehr auf Freyheit als auf Geſetzmäßigkeit ſehen, wird ſchon daraus hinlänglich offenbar, daß wir Kraft und Freyheit lieber auf Koſten der Geſetzmäßigkeit geäußert, als die Geſetzmäßigkeit auf Koſten der Kraft und Freyheit beobachtet ſehen. Sobald nämlich Fälle eintreten, wo das moraliſche Geſetz ſich mit Antrieben gattet, die den Willen durch ihre Macht fortzureißen drohen, ſo gewinnt der Karakter äſthetiſch, wenn er dieſem Antreiben widerſtehen kann. Ein Laſterhafter fängt an, uns zu intereſſiren, ſobald er Glück und Leben wagen muß, um ſeinen ſchlimmen Willen durchzuſetzen; ein Tugendhafter hingegen verliert in demſelben Verhältniß unſere Aufmerkſamkeit, als ſeine Glückſeligkeit ſelbſt ihn zum Wohlverhalten nöthigt. Rache, zum Beyſpiel, iſt unſtreitig ein unedler und ſelbſt niedriger Affekt. Nichts deſto weniger wird ſie äſthetiſch, ſobald ſie dem, der ſie ausübt, ein ſchmerzhaftes Opfer koſtet. Medea, indem ſie ihre Kinder ermordet, zielt bey dieſer Handlung auf Jaſons Herz, aber zugleich führt ſie einen ſchmerzhaften Stich auf ihr eigenes, und ihre Rache wird äſthetiſch erhaben, ſobald wir die zärtliche Mutter ſehen.

Das äſthetiſche Urtheil enthält hierin mehr Wahres, als man gewöhnlich glaubt. Offenbar kündigen Laſter, welche von Willensſtärke zeugen, eine größere Anlage zur wahrhaften moraliſchen Freyheit an, als Tugenden, die eine Stütze von der Neigung entlehnen, weil es dem conſequenten Böſewicht nur einen einzigen Sieg über ſich ſelbſt, eine einzige Umkehrung der Maximen koſtet, um die ganze Conſequenz und Willensfertigkeit, die er an das Böſe verſchwendete, dem Guten zuzuwenden. Woher ſonſt kann es kommen, daß wir den halbguten Karakter mit Widerwillen von uns ſtoßen, und dem ganz ſchlimmen oft mit ſchaudernder Bewunderung folgen? Daher unſtreitig, weil wir bey jenem auch die

Möglichkeit des abſolut freyen Wollens aufgeben, dieſem hingegen es in jeder Aeußerung anmerken, daß er durch einen einzigen Willensakt ſich zur ganzen Würde der Menſchheit aufrichten kann.

In äſthetiſchen Urtheilen ſind wir alſo nicht für die Sittlichkeit an ſich ſelbſt, ſondern blos für die Freyheit intereſſirt, und jene kann nur inſofern unſrer Einbildungskraft gefallen, als ſie die letztere ſichtbar macht. Es iſt daher offenbare Verwirrung der Grenzen, wenn man moraliſche Zweckmäßigkeit in äſthetiſchen Dingen fordert und, um das Reich der Vernunft zu erweitern, die Einbildungskraft aus ihrem rechtmäßigen Gebiete verdrängen will. Entweder wird man ſie ganz unterjochen müſſen, und dann iſt es um alle äſthetiſche Wirkung geſchehen; oder ſie wird mit der Vernunft ihre Herrſchaft theilen, und dann wird für Moralität wohl nicht viel gewonnen ſeyn. Indem man zwey verſchiedene Zwecke verfolgt, wird man Gefahr laufen, beyde zu verfehlen. Man wird die Freyheit der Phantaſie durch moraliſche Geſetzmäßigkeit feſſeln, und die Nothwendigkeit der Vernunft durch die Willkür der Einbildungskraft zerſtören.

Ueber
den Grund des Vergnügens
an tragiſchen Gegenſtänden. *)

Wie ſehr auch einige neuere Aeſthetiker ſich's zum Geſchäft machen, die Künſte der Phantaſie und Empfindung gegen den allgemeinen Glauben, daß ſie auf Vergnügen abzwecken, wie gegen einen herabſetzenden Vorwurf zu vertheidigen, ſo wird dieſer Glaube dennoch, nach wie vor, auf ſeinem feſten Grunde beſtehen, und die ſchönen Künſte werden ihren althergebrachten unabſtreitbaren und wohlthätigen Beruf nicht gern mit einem neuen vertauſchen, zu welchem man ſie großmüthig erhöhen will. Unbeſorgt, daß ihre auf unſer Vergnügen abzielende Beſtimmung ſie erniedrige, werden ſie vielmehr auf den Vorzug ſtolz ſeyn, dasjenige unmittelbar zu leiſten, was alle übrige Richtungen und

---

*) Anmerkung des Herausgebers. Im erſten Stück der Neuen Thalia vom Jahr 1792 wurde dieſer Aufſatz zuerſt gedruckt.

Thätigkeiten des menſchlichen Geiſtes nur mittelbar erfüllen. Daß der Zweck der Natur mit dem Menſchen ſeine Glückſeligkeit ſey, wenn auch der Menſch ſelbſt in ſeinem moraliſchen Handeln von dieſem Zwecke nichts wiſſen ſoll, wird wol Niemand bezweifeln, der überhaupt nur einen Zweck in der Natur annimmt. Mit dieſer alſo, oder vielmehr mit ihrem Urheber haben die ſchönen Künſte ihren Zweck gemein, Vergnügen auszuſpenden und Glückliche zu machen. Spielend verleihen ſie, was ihre ernſtern Schweſtern uns erſt mühſam erringen laſſen; ſie verſchenken, was dort erſt der ſauer erworbene Preis vieler Anſtrengungen zu ſeyn pflegt. Mit anſpannendem Fleiße müſſen wir die Vergnügungen des Verſtandes, mit ſchmerzhaften Opfern die Billigung der Vernunft, die Freuden der Sinne durch harte Entbehrungen erkaufen, oder das Uebermaß derſelben durch eine Kette von Leiden büßen; die Kunſt allein gewährt uns Genüſſe, die nicht erſt abverdient werden dürfen, die kein Opfer koſten, die durch keine Reue erkauft werden. Wer wird aber das Verdienſt, auf dieſe Art zu ergetzen, mit dem armſeligen Verdienſt, zu beluſtigen, in eine Klaſſe ſetzen? Wer ſich einfallen laſſen, der ſchönen Kunſt blos deswegen jenen Zweck abzuſprechen, weil ſie über dieſen erhaben iſt?

Die wohlgemeinte Abſicht, das Moraliſchgute überall als höchſten Zweck zu verfolgen, die in der Kunſt ſchon ſo manches Mittelmäßige erzeugte und in Schutz nahm, hat auch in der Theorie einen ähnlichen Schaden angerichtet. Um den Künſten einen recht hohen Rang anzuweiſen, um ihnen die Gunſt des Staats, die Ehrfurcht aller Menſchen zu erwerben, vertreibt man ſie aus ihrem eigenthümlichen Gebiet, um ihnen einen Beruf aufzudringen, der ihnen fremd und ganz unnatürlich iſt. Man glaubt ihnen einen großen Dienſt zu erweiſen, indem man ihnen, anſtatt des frivolen Zwecks zu ergetzen, einen moraliſchen unterſchiebt, und ihr ſo ſehr in die Augen fallender Einfluß auf die Sittlichkeit muß dieſe Behauptung unterſtützen. Man findet es widerſprechend, daß dieſelbe Kunſt, die den höchſten Zweck der Menſchheit in ſo großem Maße befördert, nur beyläufig dieſe Wirkung leiſten und einen ſo gemeinen Zweck, wie man ſich das Vergnügen denkt, zu ihrem letzten Augenmerk haben ſollte. Aber dieſen anſcheinenden Widerſpruch würde, wenn wir ſie hätten, eine bündige Theorie des Vergnügens und eine vollſtändige Philoſophie der Kunſt ſehr leicht zu heben im Stande ſeyn. Aus dieſer würde ſich ergeben, daß ein freyes Vergnügen, ſo wie die Kunſt es hervorbringt, durchaus auf moraliſchen Bedingungen beruhe, daß die ganze ſittliche Natur des Menſchen dabey thätig ſey. Aus ihr würde ſich ferner ergeben, daß die Hervorbringung dieſes Vergnügens ein Zweck ſey, der ſchlechterdings nur durch moraliſche Mittel erreicht werden könne, daß alſo die Kunſt, um das Vergnügen als ihren wahren

Zweck vollkommen zu erreichen, durch die Moralität ihren Weg nehmen müſſe. Für die Würdigung der Kunſt iſt es aber vollkommen einerley, ob ihr Zweck ein moraliſcher ſey, oder ob ſie ihren Zweck nur durch moraliſche Mittel erreichen könne, denn in beyden Fällen hat ſie es mit der Sittlichkeit zu thun, und muß mit dem ſittlichen Gefühl im engſten Einverſtändniß handeln; aber für die Vollkommenheit der Kunſt iſt es nichts weniger als einerley, welches von beyden ihr Zweck und welches das Mittel iſt. Iſt der Zweck ſelbſt moraliſch, ſo verliert ſie das, wodurch ſie allein mächtig iſt, ihre Freyheit, und das, wodurch ſie ſo allgemein wirkſam iſt, den Reiz des Vergnügens. Das Spiel verwandelt ſich in ein ernſthaftes Geſchäft; und doch iſt es gerade das Spiel, wodurch ſie das Geſchäft am Beſten vollführen kann. Nur indem ſie ihre höchſte äſthetiſche Wirkung erfüllt, wird ſie einen wohlthätigen Einfluß auf die Sittlichkeit haben; aber nur indem ſie ihre völlige Freyheit ausübt, kann ſie ihre höchſte äſthetiſche Wirkung erfüllen.

Es iſt ferner gewiß, daß jedes Vergnügen, inſofern es aus ſittlichen Quellen fließt, den Menſchen ſittlich verbeſſert, und daß hier die Wirkung wieder zur Urſache werden muß. Die Luſt am Schönen, am Rührenden, am Erhabenen ſtärkt unſre moraliſchen Gefühle, wie das Vergnügen am Wohlthun, an der Liebe u. ſ. f.

alle dieſe Neigungen ſtärkt. Eben ſo, wie ein vergnügter Geiſt das gewiſſe Loos eines ſittlich vortrefflichen Menſchen iſt, ſo iſt ſittliche Vortrefflichkeit gern die Begleiterinn eines vergnügten Gemüths. Die Kunſt wirkt alſo nicht deswegen allein ſittlich, weil ſie durch ſittliche Mittel ergetzt, ſondern auch deswegen, weil das Vergnügen ſelbſt, das die Kunſt gewährt, ein Mittel zur Sittlichkeit wird.

Die Mittel, wodurch die Kunſt ihren Zweck erreicht, ſind ſo vielfach, als es überhaupt Quellen eines freyen Vergnügens gibt. Frey aber nenne ich dasjenige Vergnügen, wobey die geiſtigen Kräfte, Vernunft und Einbildungskraft, thätig ſind und wo die Empfindung durch eine Vorſtellung erzeugt wird; im Gegenſatz von dem phyſiſchen oder ſinnlichen Vergnügen, wobey die Seele einer blinden Naturnothwendigkeit unterworfen wird, und die Empfindung unmittelbar auf ihre phyſiſche Urſache erfolgt. Die ſinnliche Luſt iſt die einzige, die vom Gebiet der ſchönen Kunſt ausgeſchloſſen wird, und eine Geſchicklichkeit, die ſinnliche Luſt zu erwecken, kann ſich nie oder alsdann nur zur Kunſt erheben, wenn die ſinnlichen Eindrücke nach einem Kunſtplan geordnet, verſtärkt oder gemäßigt werden, und dieſe Planmäßigkeit durch die Vorſtellung erkannt wird. Aber auch in dieſem Fall wäre nur dasjenige an ihr Kunſt, was der Gegenſtand eines freyen Vergnügens iſt, nämlich der Geſchmack in der Anordnung, der unſern Verſtand ergetzt, nicht die phyſiſchen Reize ſelbſt, die nur unſre Sinnlichkeit vergnügen.

Die allgemeine Quelle jedes, auch des ſinnlichen, Vergnügens iſt Zweckmäßigkeit. Das Vergnügen iſt ſinnlich, wenn die Zweckmäßigkeit nicht durch die Vorſtellungskräfte erkannt wird, ſondern blos durch das Geſetz der Nothwendigkeit die Empfindung des Vergnügens zur phyſiſchen Folge hat. So erzeugt eine zweckmäßige Bewegung des Bluts und der Lebensgeiſter in einzelnen Organen oder in der ganzen Maſchine die körperliche Luſt mit allen ihren Arten und Modificationen; wir fühlen dieſe Zweckmäßigkeit durch das Medium der angenehmen Empfindung, aber wir gelangen zu keiner, weder klaren noch verworrenen, Vorſtellung von ihr.

Das Vergnügen iſt frey, wenn wir uns die Zweckmäßigkeit vorſtellen, und die angenehme Empfindung die Vorſtellung begleitet; alle Vorſtellungen alſo, wodurch wir Uebereinſtimmung und Zweckmäßigkeit erfahren, ſind Quellen eines freyen Vergnügens, und inſofern fähig, von der Kunſt zu dieſer Abſicht gebraucht zu werden. Sie erſchöpfen ſich in folgenden Klaſſen: Gut, Wahr, Vollkommen, Schön, Rührend, Erhaben. Das Gute beſchäftigt unſre Vernunft, das Wahre und Vollkommene den Verſtand; das Schöne den Verſtand mit der Einbildungskraft, das Rührende und Erhabene die Vernunft mit der Einbildungskraft.

Zwar ergetzt auch ſchon der Reiz oder die zur Thätigkeit aufgeforderte Kraft, aber die Kunſt bedient ſich des Reizes nur, um die höhern Gefühle der Zweckmäßigkeit zu begleiten; allein betrachtet verliert er ſich unter die Lebensgefühle, und die Kunſt verſchmäht ihn, wie alle ſinnlichen Lüſte.

Die Verſchiedenheit der Quellen, aus welchen die Kunſt das Vergnügen ſchöpft, das ſie uns gewähret, kann für ſich allein zu keiner Eintheilung der Künſte berechtigen, da in derſelben Kunſtklaſſe mehrere, ja oft alle Arten des Vergnügens zuſammenfließen können. Aber inſofern eine gewiſſe Art derſelben als Hauptzweck verfolgt wird, kann ſie, wenn gleich nicht eine eigene Klaſſe, doch eine eigene Anſicht der Kunſtwerke gründen. So, z. B. könnte man diejenigen Künſte, welche den Verſtand und die Einbildungskraft vorzugsweiſe befriedigen, diejenigen alſo, die das Wahre, das Vollkommene, das Schöne zu ihrem Hauptzweck machen, unter dem Namen der ſchönen Künſte (Künſte des Geſchmacks, Künſte des Verſtandes) begreifen; diejenigen hingegen, die die Einbildungskraft mit der Vernunft vorzugsweiſe beſchäftigen, alſo das Gute, das Erhabene und Rührende, zu ihrem Hauptgegenſtand haben, unter dem Namen der rührenden Künſte (Künſte des Gefühls, des Herzens) in eine beſondere Klaſſe vereinigen. Zwar iſt es unmöglich, das Rührende von dem Schönen durchaus zu trennen, aber ſehr gut kann das Schöne ohne das Rührende deſſelben. Wenn alſo gleich dieſe verſchiedene Anſicht zu keiner vollkommenen Eintheilung der freyen Künſte berechtigt, ſo dient ſie wenigſtens dazu, die Principien zu Beurtheilung derſelben näher anzugeben und der Verwirrung vorzubeugen, welche unvermeidlich einreißen muß, wenn man bey einer Geſetzgebung in äſthetiſchen Dingen die ganz verſchiedenen Felder des Rührenden und des Schönen verwechſelt.

Das Rührende und Erhabene kommen darin überein, daß ſie Luſt durch Unluſt hervorbringen, daß ſie uns alſo (da die Luſt aus Zweckmäßigkeit, der Schmerz aber aus dem Gegentheil entſpringt) eine Zweckmäßigkeit zu empfinden geben, die eine Zweckwidrigkeit vorausſetzt.

Das Gefühl des Erhabenen beſteht einerſeits aus dem Gefühl unſrer Ohnmacht und Begrenzung, einen Gegenſtand zu umfaſſen, anderſeits aber aus dem Gefühl unſrer Uebermacht, welche vor keinen Grenzen erſchrickt, und dasjenige ſich geiſtig unterwirft, dem unſre ſinnlichen Kräfte unterliegen. Der Gegenſtand des Erhabenen widerſtreitet alſo unſerm ſinnlichen Vermögen, und dieſe Unzweckmäßigkeit muß uns nothwendig Unluſt erwecken. Aber ſie wird zugleich eine Veranlaſſung, ein anderes Vermögen in uns zu unſerm Bewußtſeyn zu bringen, welches demjenigen, woran die Einbildungskraft erliegt, überlegen iſt. Ein erhabener Gegenſtand iſt alſo eben dadurch, daß er der Sinnlichkeit widerſtreitet, zweckmäßig für die Vernunft, und ergetzt durch das höhere Vermögen, indem er durch das niedrige ſchmerzt.

Rührung, in ſeiner ſtrengen Bedeutung, bezeichnet die gemiſchte Empfindung des Leidens und der Luſt an dem Leiden. Rührung kann man alſo nur dann über eigenes Unglück empfinden, wenn der Schmerz über daſſelbe gemäßigt genug iſt, um der Luſt Raum zu laſſen, die etwa ein mitleidender Zuſchauer dabey empfindet. Der Verluſt eines großen Guts ſchlägt uns heute zu Boden, und unſer Schmerz rührt den Zuſchauer; in einem Jahr erinnern wir uns dieſes Leidens ſelbſt mit Rührung. Der Schwache iſt jederzeit ein Raub ſeines Schmerzens, der Held und der Weiſe werden vom höchſten eigenen Unglück nur gerührt.

Rührung enthält eben ſo, wie das Gefühl des Erhabenen, zwey Beſtandtheile, Schmerz und Vergnügen; alſo hier wie dort liegt der Zweckmäßigkeit eine Zweckwidrigkeit zum Grunde. So ſcheint es eine Zweckwidrigkeit in der Natur zu ſeyn, daß der Menſch leidet, der doch nicht zum Leiden beſtimmt iſt, und dieſe Zweckwidrigkeit thut uns wehe. Aber dieſes Wehethun der Zweckwidrigkeit iſt zweckmäßig für unſere vernünftige Natur überhaupt und, inſofern es uns zur Thätigkeit auffordert, zweckmäßig für die menſchliche Geſellſchaft. Wir müſſen alſo über die Unluſt ſelbſt, welche das Zweckwidrige in uns erregt, nothwendig Luſt empfinden, weil jene Unluſt zweckmäßig iſt. Um zu beſtimmen, ob bey einer Rührung die Luſt oder die Unluſt hervorſtechen werde, kommt es darauf an, ob die Vorſtellung der Zweckwidrigkeit oder die der Zweckmäßigkeit die Oberhand behält. Dies kann nun entweder von der Menge der Zwecke, die erreicht oder verletzt werden, oder von ihrem Verhältniß zu dem letzten Zweck aller Zwecke abhängen.

Das Leiden des Tugendhaften rührt uns ſchmerzhafter, als das Leiden des Laſterhaften, weil dort nicht nur dem allgemeinen Zweck der Menſchen, glücklich zu ſeyn, ſondern auch dem beſondern, daß die Tugend glücklich mache, hier aber nur dem erſtern widerſprochen wird. Hingegen ſchmerzt uns das Glück des Böſewichts auch weit mehr, als das Unglück des Tugendhaften, weil erſtlich das Laſter ſelbſt und zweytens die Belohnung des Laſters eine Zweckwidrigkeit enthalten.

Außerdem iſt die Tugend weit mehr geſchickt, ſich ſelbſt zu belohnen, als das glückliche Laſter ſich zu beſtrafen; eben deswegen wird der Rechtſchaffene im Unglück weit eher der Tugend getreu bleiben, als der Laſterhafte im Glück zur Tugend umkehren.

Vorzüglich aber kommt es bey Beſtimmung des Verhältniſſes der Luſt zu der Unluſt in Rührungen darauf an, ob der verletzte Zweck den erreichten oder der erreichte den, der verletzt wird, an Wichtigkeit übertreffen. Keine Zweckmäßigkeit geht uns ſo nah an, als die moraliſche, und nichts geht über die Luſt, die wir über dieſe empfinden. Die Naturzweckmäßigkeit könnte noch immer problematiſch ſeyn, die moraliſche iſt uns erwieſen. Sie allein gründet ſich auf unſre vernünftige Natur und auf innere Nothwendigkeit. Sie iſt uns die nächſte, die wichtigſte, und zugleich die erkennbarſte, weil ſie durch nichts von außen, ſondern durch ein inneres Princip unſrer Vernunft beſtimmt wird. Sie iſt das Palladium unſrer Freyheit.

Dieſe moraliſche Zweckmäßigkeit wird am lebendigſten erkannt, wenn ſie im Widerſpruch mit Andern die Oberhand behält; nur dann erweiſt ſich die ganze Macht des Sittengeſetzes, wenn es mit allen übrigen Naturkräften im Streit gezeigt wird, und alle neben ihm ihre Gewalt über ein menſchliches Herz verlieren. Unter dieſen Naturkräften iſt Alles begriffen, was nicht moraliſch iſt, Alles, was nicht unter der höchſten Geſetzgebung der Vernunft ſteht; alſo Empfindungen, Triebe, Affekte, Leidenſchaften ſo gut, als phyſiſche Nothwendigkeit und das Schickſal. Je furchtbarer die Gegner, deſto glorreicher der Sieg; der Widerſtand allein kann die Kraft ſichtbar machen. Aus dieſem folgt, „daß „das höchſte Bewußtſeyn unſrer moraliſchen Natur nur „in einem gewaltſamen Zuſtande, im Kampfe, erhalten „werden kann, und daß das höchſte moraliſche Vergnügen jederzeit von Schmerz begleitet ſeyn wird.“

Diejenige Dichtungsart alſo, welche uns die moraliſche Luſt in vorzüglichem Grade gewährt, muß ſich eben deßwegen der gemiſchten Empfindungen bedienen, und uns durch den Schmerz ergetzen. Dies thut vorzugsweiſe die Tragödie, und ihr Gebiet umfaſſt alle mögliche Fälle, in denen irgend eine Naturzweckmäßigkeit einer moraliſchen, oder auch eine moraliſche Zweckmäßigkeit der andern, die höher iſt, aufgeopfert wird. Es wäre vielleicht nicht unmöglich, nach dem Verhältniß, in welchem die moraliſche Zweckmäßigkeit im Widerſpruch mit der andern erkannt und empfunden wird, eine Stufenleiter des Vergnügens von der unterſten bis zur höchſten hinaufzuführen, und den Grad der angenehmen oder ſchmerzhaften Rührung a priori aus dem Princip der Zweckmäßigkeit beſtimmt anzugeben. Ja vielleicht lieſſen ſich aus eben dieſem Princip beſtimmte Ordnungen der Tragödie ableiten, und alle mögliche Klaſſen derſelben a priori in einer vollſtändigen Tafel erſchöpfen; ſo, daß man im Stande wäre, jeder gegebenen Tragödie ihren Platz anzuweiſen, und den Grad ſowol als die Art der Rührung im Voraus zu berechnen, über den ſie ſich, vermöge ihrer Species, nicht erheben kann. Aber dieſer Gegenſtand bleibt einer eigenen Erörterung vorbehalten.

Wie ſehr die Vorſtellung der moraliſchen Zweckmäßigkeit der Naturzweckmäßigkeit in unſerm Gemüth vorgezogen werde, wird aus einzelnen Beyſpielen einleuchtend zu erkennen ſeyn.

Wenn wir Hüon und Amanda an den Marterpfahl gebunden ſehen, Beyde aus freyer Wahl bereit, lieber den fürchterlichen Feuertod zu ſterben, als durch Untreue gegen das Geliebte ſich einen Thron zu erwerben — was macht uns wol dieſen Auftritt zum Gegenſtand eines ſo himmliſchen Vergnügens? Der Widerſpruch ihres gegenwärtigen Zuſtands mit dem lachenden Schickſale, das ſie verſchmähten, die anſcheinende Zweckwidrigkeit der Natur, welche Tugend mit Elend lohnt, die naturwidrige Verläugnung der Selbſtliebe u. ſ. f. ſollten uns, da ſie ſo viele Vorſtellungen von Zweckwidrigkeit in unſre Seele rufen, mit dem empfindlichſten Schmerz erfüllen — aber was kümmert uns die Natur mit allen ihren Zwecken und Geſetzen, wenn ſie durch ihre Zweckwidrigkeit eine Veranlaſſung wird, uns die moraliſche Zweckmäßigkeit in uns in ihrem volleſten Lichte zu zeigen? Die Erfahrung von der ſiegenden Macht des ſittlichen Geſetzes, die wir bey dieſem Anblick machen, iſt ein ſo hohes, ſo weſentliches Gut, daß wir ſogar verſucht werden, uns mit dem Uebel auszuſöhnen, dem wir es zu verdanken haben. Uebereinſtimmung im Reich der Freyheit ergetzt uns unendlich mehr, als alle Widerſprüche in der natürlichen Welt uns zu betrüben vermögen.

Wenn Koriolan, von der Gatten- und Kindes- und Bürgerpflicht beſiegt, das ſchon ſo gut als eroberte Rom verläßt, ſeine Rache unterdrückt, ſein Heer zurückführt, und ſich dem Haß eines eiferſüchtigen Nebenbuhlers zum Opfer dahingibt, ſo begeht er offenbar eine ſehr zweckwidrige Handlung; er verliert durch dieſen Schritt nicht nur die Frucht aller bisherigen Siege, ſondern rennt auch vorſätzlich ſeinem Verderben entgegen — aber wie trefflich, wie unausſprechlich groß iſt es auf der andern Seite, den gröbſten Widerſpruch mit der Neigung einem Widerſpruch mit dem ſittlichen Gefühl kühn vorzuziehen, und auf ſolche Art, dem höchſten Intereſſe der Sinnlichkeit entgegen, gegen die Regeln der Klugheit zu verſtoßen, um nur mit der höhern moraliſchen Pflicht übereinſtimmend zu handeln? Jede Aufopferung des Lebens iſt zweckwidrig, denn das Leben iſt die Bedingung aller Güter; aber Aufopferung des Lebens in moraliſcher Abſicht iſt in hohem Grad zweckmäßig, denn das Leben iſt nie für ſich ſelbſt, nie als Zweck, nur als Mittel zur Sittlichkeit wichtig. Tritt alſo ein Fall ein, wo die Hingebung des Lebens ein Mittel zur Sittlichkeit wird, ſo muß das Leben der Sittlichkeit nachſtehen. „Es iſt nicht nöthig, daß ich lebe, aber es iſt nöthig, daß ich Rom vor dem Hunger ſchütze," ſagt der große Pompejus, da er nach Afrika ſchiffen ſoll, und ſeine Freunde ihm anliegen, ſeine Abfahrt zu verſchieben, bis der Seeſturm vorüber ſey.

Aber das Leben eines Verbrechers iſt nicht weniger tragiſch ergetzend, als das Leiden des Tugendhaften; und doch erhalten wir hier die Vorſtellung einer moraliſchen Zweckwidrigkeit. Der Widerſpruch ſeiner Handlung mit dem Sittengeſetz ſollte uns mit Unwillen, die moraliſche Unvollkommenheit, die eine ſolche Art zu handeln vorausſetzt, mit Schmerz erfüllen; wenn wir auch das Unglück der Schuldloſen nicht einmal in Anſchlag brächten, die das Opfer davon werden. Hier iſt keine Zufriedenheit mit der Moralität der Perſonen, die uns für den Schmerz zu entſchädigen vermöchte, den wir über ihr Handeln und Leiden empfinden — und doch iſt Beydes ein ſehr dankbarer Gegenſtand für die Kunſt, bey dem wir mit hohem Wohlgefallen verweilen. Es wird nicht ſchwer ſeyn, dieſe Erſcheinung mit dem bisher Geſagten in Uebereinſtimmung zu zeigen.

Nicht allein der Gehorſam gegen das Sittengeſetz gibt uns die Vorſtellung moraliſcher Zweckmäßigkeit, auch der Schmerz über Verletzung deſſelben thut es. Die Traurigkeit, welche das Bewußtſeyn moraliſcher Unvollkommenheit erzeugt, iſt zweckmäßig, weil ſie der Zufriedenheit gegenüber ſteht, die das moraliſche Rechtthun begleitet. Reue, Selbſtverdammung, ſelbſt in ihrem höchſten Grad, in der Verzweiflung, ſind moraliſch erhaben, weil ſie nimmermehr empfunden werden könnten, wenn nicht tief in der Bruſt des Verbrechers ein unbeſtechliches Gefühl für Recht und Unrecht wachte, und ſeine Anſprüche ſelbſt gegen das feurigſte

Intereſſe der Selbſtliebe geltend machte. Reue aber eine That entſpringt aus der Vergleichung derſelben mit dem Sittengeſetz, und iſt Mißbilligung dieſer That, weil ſie dem Sittengeſetz widerſtreitet. Alſo muß im Augenblick der Reue das Sittengeſetz die höchſte Inſtanz im Gemüth eines ſolchen Menſchen ſeyn; es muß ihm wichtiger ſeyn, als ſelbſt der Preis des Verbrechens, weil das Bewußtſeyn des beleidigten Sittengeſetzes ihm den Genuß dieſes Preiſes vergällt. Der Zuſtand eines Gemüths aber, in welchem das Sittengeſetz für die höchſte Inſtanz erkannt wird, iſt moraliſch zweckmäßig, alſo eine Quelle moraliſcher Luſt. Und was kann auch erhabener ſeyn, als jene heroiſche Verzweiflung, die alle Güter des Lebens, die das Leben ſelbſt in den Staub tritt, weil ſie die mißbilligende Stimme ihres innern Richters nicht ertragen und nicht übertäuben kann? Ob der Tugendhafte ſein Leben freywillig dahin gibt, um dem Sittengeſetz gemäß zu handeln — oder ob der Verbrecher unter dem Zwange des Gewiſſens ſein Leben mit eigner Hand zerſtört, um die Uebertretung jenes Geſetzes an ſich zu beſtrafen, ſo ſteigt unſre Achtung für das Sittengeſetz zu einem gleich hohen Grad empor; und, wenn ja noch ein Unterſchied Statt fände, ſo würde er vielmehr zum Vortheil des Letztern ausfallen, da das beglückende Bewußtſeyn des Rechthandelns zum Tugendhaften ſeine Entſchließung doch einigermaßen konnte erleichtert haben, und das ſittliche Verdienſt an einer Handlung gerade um eben ſoviel abnimmt, als Neigung und Luſt daran Antheil haben. Reue und Verzweiflung über ein begangenes Verbrechen zeigen uns die Macht des Sittengeſetzes nur ſpäter, nicht ſchwächer; es ſind Gemählde der erhabenſten Sittlichkeit, nur in einem gewaltſamen Zuſtand entworfen. Ein Menſch, der wegen einer verletzten moraliſchen Pflicht verzweifelt, tritt eben dadurch zum Gehorſam gegen dieſelbe zurück, und je furchtbarer ſeine Selbſtverdammung ſich äußert, deſto mächtiger ſehen wir das Sittengeſetz ihm gebieten.

Aber es gibt Fälle, wo das moraliſche Vergnügen nur durch einen moraliſchen Schmerz erkauft wird, und dies geſchieht, wenn eine moraliſche Pflicht übertreten werden muß, um einer höhern und allgemeinern deſto gemäßer zu handeln. Wäre Koriolan, anſtatt ſeine eigene Vaterſtadt zu belagern, vor Antium oder Korioli mit einem römiſchen Heere geſtanden, wäre ſeine Mutter eine Volſcierinn geweſen, und ihre Bitten hätten die nämliche Wirkung auf ihn gehabt, ſo würde dieſer Sieg der Kindespflicht den entgegengeſetzten Eindruck auf uns machen. Der Ehrerbietung gegen die Mutter ſtände dann die weit höhere bürgerliche Verbindlichkeit entgegen, welche im Colliſionsfall vor jener den Vorzug verdient. Jener Commandant, dem die Wahl gelaſſen wird, entweder die Stadt zu übergeben, oder ſeinen gefangenen Sohn vor ſeinen Augen durchbohrt zu ſehen, wählt ohne Bedenken das Letztere, weil die Pflicht gegen ſein Kind der Pflicht gegen ſein Vaterland billig untergeordnet iſt. Es empört zwar im erſten Augenblick unſer Herz, daß ein Vater dem Naturtriebe und der Vaterpflicht ſo widerſprechend handelt, aber es reißt uns bald zu einer ſüßen Bewunderung hin, daß ſogar ein moraliſcher Antrieb, und wenn er ſich ſelbſt mit der Neigung gattet, die Vernunft in ihrer Geſetzgebung nicht irre machen kann. Wenn der Korinthier Timoleon einen geliebten, aber ehrſüchtigen Bruder Timophanes ermorden läßt, weil ſeine Meinung von patriotiſcher Pflicht ihn zu Vertilgung Alles deſſen, was die Republick in Gefahr ſetzt, verbindet, ſo ſehen wir ihn zwar nicht ohne Entſetzen und Abſcheu dieſe naturwidrige, dem moraliſchen Gefühl ſo ſehr widerſtreitende Handlung begehen, aber unſer Abſcheu löst ſich bald in die höchſte Achtung der heroiſchen Tugend auf, die ihre Anſprüche gegen jeden fremden Einfluß der Neigung behauptet, und im ſtürmiſchen Widerſtreit der Gefühle eben ſo frey und eben ſo richtig, als im Zuſtand der höchſten Ruhe entſcheidet. Wir können über republikaniſche Pflicht mit Timoleon ganz verſchieden denken; das ändert an unſerm Wohlgefallen nichts. Vielmehr ſind es gerade ſolche Fälle, wo unſer Verſtand nicht auf der Seite der handelnden

Perſon iſt, aus welchen man erkennt, wie ſehr wir Pflichtmäßigkeit über Zweckmäßigkeit, Einſtimmung mit der Vernunft über die Einſtimmung mit dem Verſtande erheben.

Ueber keine moraliſche Erſcheinung aber wird das Urtheil der Menſchen ſo verſchieden ausfallen, als gerade über dieſe, und der Grund dieſer Verſchiedenheit darf nicht weit geſucht werden. Der moraliſche Sinn liegt zwar in allen Menſchen, aber nicht bey allen in derjenigen Stärke und Freyheit, wie er bey Beurtheilung dieſer Fälle vorausgeſetzt werden muß. Für die Meiſten iſt es genug, eine Handlung zu billigen, weil ihre Einſtimmung mit dem Sittengeſetz leicht gefaſſt wird, und eine andre zu verwerfen, weil ihr Widerſtreit mit dieſem Geſetz in die Augen leuchtet. Aber ein heller Verſtand und eine von jeder Naturkraft, alſo auch von moraliſchen Trieben (inſofern ſie inſtinktartig wirken) unabhängige Vernunft wird erfordert, die Verhältniſſe moraliſcher Pflichten zu dem höchſten Princip der Sittlichkeit richtig zu beſtimmen. Daher wird die nämliche Handlung, in welcher einige Wenige die höchſte Zweckmäßigkeit erkennen, dem großen Haufen als ein empörender Widerſpruch erſcheinen, ob gleich beyde ein moraliſches Urtheil fällen; daher rührt es, daß die Rührung an ſolchen Handlungen nicht in der Allgemeinheit mitgetheilt werden kann, wie die Einheit der menſchlichen Natur und die Nothwendigkeit des moraliſchen Geſetzes erwarten läßt. Aber auch das wahrſte und höchſte Erhabene iſt, wie man weiß, Vielen Ueberſpannung und Unſinn, weil das Maß der Vernunft, die das Erhabene erkennt, nicht in Allen daſſelbe iſt. Eine kleine Seele ſinkt unter der Laſt ſo großer Vorſtellungen dahin, oder fühlt ſich peinlich über ihren moraliſchen Durchmeſſer auseinander geſpannt. Sieht nicht oft genug der gemeine Haufe da die häßlichſte Verwirrung, wo der denkende Geiſt gerade die höchſte Ordnung bewundert?

So viel über das Gefühl der moraliſchen Zweckmäßigkeit, inſofern es der tragiſchen Rührung und unſerer Luſt an dem Leiden zum Grunde liegt. Aber es ſind deßungeachtet Fälle genug vorhanden, wo uns die Naturzweckmäßigkeit ſelbſt auf Unkoſten der moraliſchen zu ergetzen ſcheint. Die höchſte Conſequenz eines Böſewichts in Anordnung ſeiner Maſchinen ergetzt uns offenbar, obgleich Anſtalten und Zweck unſerm moraliſchen Gefühl widerſtreiten. Ein ſolcher Menſch iſt fähig, unſre lebhafteſte Theilnahme zu erwecken, und wir zittern vor dem Fehlſchlag derſelben Plane, deren Vereitlung wir, wenn es wirklich an dem wäre, daß wir Alles auf die moraliſche Zweckmäßigkeit beziehen, aufs Feurigſte wünſchen ſollten. Aber auch dieſe Erſcheinung hebt dasjenige nicht auf, was bisher über das Gefühl der moraliſchen Zweckmäßigkeit, und ſeinen Einfluß auf unſer Vergnügen an tragiſchen Rührungen behauptet wurde.

Zweckmäßigkeit gewährt uns unter allen Umſtänden Vergnügen, ſie beziehe ſich entweder gar nicht auf das Sittliche, oder ſie widerſtreite demſelben. Wir genießen dieſes Vergnügen rein, ſo lange wir uns keines ſittlichen Zwecks erinnern, dem dadurch widerſprochen wird. Eben ſo, wie wir uns an dem verſtandähnlichen Inſtinkt der Thiere, an dem Kunſtfleiß der Bienen u. d. gl. ergetzen, ohne dieſe Naturzweckmäßigkeit auf einen verſtändigen Willen, noch weniger auf einen moraliſchen Zweck zu beziehen, ſo gewährt uns die Zweckmäßigkeit eines jeden menſchlichen Geſchäfts an ſich ſelbſt Vergnügen, ſobald wir uns weiter nichts dabey denken als das Verhältniß der Mittel zu ihrem Zweck. Fällt es uns aber ein, dieſen Zweck nebſt ſeinen Mitteln auf ein ſittliches Princip zu beziehen, und entdecken wir alsdann einen Widerſpruch mit dem letztern, kurz, erinnern wir uns, daß es die Handlung eines moraliſchen Weſens iſt, ſo tritt eine tiefe Indignation an die Stelle jenes erſten Vergnügens, und keine noch ſo große Verſtandeszweckmäßigkeit iſt fähig, uns mit der Vorſtellung einer ſittlichen Zweckwidrigkeit zu verſöhnen. Nie darf es uns lebhaft werden, daß dieſer Richard III., dieſer Jago, dieſer Lovelace Menſchen ſind; ſonſt wird ſich unſre Theilnahme unausbleiblich in ihr Gegentheil verwandeln. Daß wir aber ein Vermögen beſitzen und auch häufig genug ausüben, unſre Aufmerkſamkeit von einer gewiſſen Seite der Dinge freywillig abzulenken und auf eine andre zu richten, daß das Vergnügen ſelbſt, welches durch dieſe Abſonderung allein für uns möglich iſt, uns dazu einladet und dabey feſthält, wird durch die tägliche Erfahrung beſtätigt.

Nicht ſelten aber gewinnt eine geiſtreiche Bosheit vorzüglich deswegen unſre Gunſt, weil ſie ein Mittel iſt, uns den Genuß der moraliſchen Zweckmäßigkeit zu verſchaffen. Je gefährlicher die Schlingen ſind, welche **Lovelace Klariſſens** Tugend legt; je härter die Proben ſind, auf welche die erfinderiſche Grauſamkeit eines Deſpoten die Standhaftigkeit ſeines unſchuldigen Opfers ſtellt; in deſto höherm Glanz ſehen wir die moraliſche Zweckmäßigkeit triumphiren. Wir freuen uns über die Macht des moraliſchen Pflichtgefühls, welches die Erfindungskraft eines Verführers ſo ſehr in Arbeit ſetzen kann. Hingegen rechnen wir dem conſequenten Böſewicht die Beſiegung des moraliſchen Gefühls, von dem wir wiſſen, daß es ſich nothwendig in ihm regen mußte, zu einer Art von Verdienſt an, weil es von einer gewiſſen Stärke der Seele und einer großen Zweckmäßigkeit des Verſtandes zeugt, ſich durch keine moraliſche Regung in ſeinem Handeln irre machen zu laſſen.

Uebrigens iſt es unwiderſprechlich, daß eine zweckmäßige Bosheit nur alsdann der Gegenſtand eines vollkommenen Wohlgefallens werden kann, wenn ſie vor der moraliſchen Zweckmäßigkeit zu Schanden wird. Dann iſt ſie ſogar eine weſentliche Bedingung des höchſten Wohlgefallens, weil ſie allein vermag, die Uebermacht des moraliſchen Gefühls recht einleuchtend zu machen. Es gibt davon keinen überzeugendern Beweis, als den letzten Eindruck, mit dem uns der Verfaſſer der Klariſſa entläſſt. Die höchſte Verſtandeszweckmäßigkeit, die wir in dem Verführungsplane des Lovelace unfreywillig bewundern muſſten, wird durch die Vernunftzweckmäßigkeit, welche Klariſſa dieſem furchtbarn Feind ihrer Unſchuld entgegenſetzt, glorreich übertroffen, und wir ſehen uns dadurch in den Stand geſetzt, den Genuß Beyder in einem hohen Grad zu vereinigen.

Inſofern ſich der tragiſche Dichter zum Ziel ſetzt, das Gefühl der moraliſchen Zweckmäßigkeit zu einem lebendigen Bewuſſtſeyn zu bringen, inſofern er alſo die Mittel zu dieſem Zwecke verſtändig wählt und anwendet, muß er den Kenner jederzeit auf eine gedoppelte Art durch die moraliſche und durch die Naturzweckmäßigkeit ergetzen. Durch jene wird er das Herz, durch dieſe den Verſtand befriedigen. Der große Hauſe erleidet gleichſam blind die von dem Künſtler auf das Herz beabſichtete Wirkung, ohne die Magie zu durchblicken, vermittelſt welcher die Kunſt dieſe Macht über ihn ausübte. Aber es gibt eine gewiſſe Klaſſe von Kennern, bey denen der Künſtler, gerade umgekehrt, die auf das Herz abgezielte Wirkung verliert, deren Geſchmack er aber durch die Zweckmäßigkeit der dazu angewandten Mittel für ſich gewinnen kann. In dieſen ſonderbaren Widerſpruch artet öfters die feinſte Kultur des Geſchmacks aus, beſonders wo die moraliſche Veredlung hinter der Bildung des Kopfes zurückbleibt. Dieſe Art Kenner ſuchen im Rührenden und Erhabenen nur das Verſtändige; dieſes empfinden und prüfen ſie mit dem richtigſten Geſchmack, aber man hüte ſich, an ihr Herz zu appelliren. Alter und Kultur führen uns dieſer Klippe entgegen, und dieſen nachtheiligen Einfluß von beyden glücklich beſiegen, iſt der höchſte Karakterruhm des gebildeten Mannes." Unter Europens Nationen ſind unſre Nachbarn, die Franzoſen, dieſem Extrem am nächſten geführt worden, und wir ringen, wie in Allem, ſo auch hier, dieſem Muſter nach.

Ueber
die tragiſche Kunſt. *)

Der Zuſtand des Affekts für ſich ſelbſt, unabhängig von aller Beziehung ſeines Gegenſtandes auf unſre Verbeſſerung oder Verſchlimmerung, hat etwas Ergetzendes für uns; wir ſtreben, uns in denſelben zu verſetzen, wenn es auch einige Opfer koſten ſollte. Unſern gewöhnlichſten Vergnügungen liegt dieſer Trieb zum Grunde; ob der Affekt auf Begierde oder Verabſcheuung gerichtet, ob er, ſeiner Natur nach, angenehm oder peinlich ſey, kommt dabey wenig in Betrachtung. Vielmehr lehrt die Erfahrung, daß der unangenehme Affekt den größern Reiz für uns habe, und alſo die Luſt am Affekt mit ſeinem Inhalt gerade in umgekehrtem Verhältniſſe ſtehe. Es iſt eine allgemeine Erſcheinung in unſrer Natur, daß uns das Traurige, das

---

*) Anmerkung des Herausgebers. Im zweyten Stück der neuen Thalia vom Jahr 1792 findet ſich dieſer Aufſatz zuerſt.

Schreckliche, das Schauderhafte ſelbſt, mit unwiderſtehlichem Zauber an ſich lockt, daß wir uns von Auftritten des Jammers, des Entſetzens, mit gleichen Kräften weggeſtoßen und wieder angezogen fühlen. Alles drängt ſich voll Erwartung um den Erzähler einer Mordgeſchichte; das abenteuerlichſte Geſpenſtermährchen verſchlingen wir mit Begierde und mit deſto größrer, jemehr uns dabey die Haare zu Berge ſteigen.

Lebhafter äußert ſich dieſe Regung bey Gegenſtänden der wirklichen Anſchauung. Ein Meerſturm, der eine ganze Flotte verſenkt, vom Ufer aus geſehen, würde unſere Phantaſie eben ſo ſtark ergetzen, als er unſer fühlendes Herz empört; es dürfte ſchwer ſeyn, mit dem Lucrez zu glauben, daß dieſe natürliche Luſt aus einer Vergleichung unſrer eignen Sicherheit mit der wahrgenommenen Gefahr entſpringe. Wie zahlreich iſt nicht das Gefolge, das einen Verbrecher nach dem Schauplatz ſeiner Qualen begleitet! Weder das Vergnügen befriedigter Gerechtigkeitliebe, noch die unedle Luſt der geſtillten Rachbegierde kann dieſe Erſcheinung erklären. Dieſer Unglückliche kann in dem Herzen der Zuſchauer ſogar entſchuldigt, das aufrichtigſte Mitleid für ſeine Erhaltung geſchäftig ſeyn; dennoch regt ſich, ſtärker oder ſchwächer, ein neugieriges Verlangen bey dem Zuſchauer, Aug' und Ohr auf den Ausdruck ſeines Leidens zu richten. Wenn der Menſch von Erziehung und verfeinertem Gefühl hierin eine Ausnahme macht, ſo rührt dies nicht daher, daß dieſer Trieb gar nicht in ihm vorhanden war, ſondern daher, daß er von der ſchmerzhaften Stärke des Mitleids überwogen, oder von den Geſetzen des Anſtands in Schranken gehalten wird. Der rohe Sohn der Natur, den kein Gefühl zarter Menſchlichkeit zügelt, überläſſt ſich ohne Scheu dieſem mächtigen Zuge. Er muß alſo in der urſprünglichen Anlage des menſchlichen Gemüths gegründet, und durch ein allgemeines pſychologiſches Geſetz zu erklären ſeyn.

Wenn wir aber auch dieſe rohen Naturgefühle mit der Würde der menſchlichen Natur unverträglich finden, und deswegen Anſtand nehmen, ein Geſetz für die ganze Gattung darauf zu gründen, ſo gibt es noch Erfahrungen genug, die die Wirklichkeit und Allgemeinheit des Vergnügens an ſchmerzhaften Rührungen außer Zweifel ſetzen. Der peinliche Kampf entgegengeſetzter Neigungen oder Pflichten, der für denjenigen, der ihn erleidet, eine Quelle des Elends iſt, ergetzt uns in der Betrachtung; wir folgen mit immer ſteigender Luſt den Fortſchritten einer Leidenſchaft bis zu dem Abgrund, in welchen ſie ihr unglückliches Opfer hinabzieht. Das nämliche zarte Gefühl, das uns von dem Anblick eines phyſiſchen Leidens oder auch von dem phyſiſchen Ausdruck eines moraliſchen zurückſchreckt, läſſt uns in der Sympathie mit dem reinen moraliſchen Schmerz eine nur deſto ſüßere Luſt empfinden. Das Intereſſe iſt allgewein, mit dem wir bey Schilderungen ſolcher Gegenſtände verweilen.

Natürlicherweiſe gilt dies nur von dem mitgetheilten oder nachempfundnen Affekt; denn die nahe Beziehung, in welcher der urſprüngliche zu unſerm Glückſeligkeitstriebe ſteht, beſchäftigt und beſitzt uns gewöhnlich zu ſehr, um der Luſt Raum zu laſſen, die er, frey von jeder eigennützigen Beziehung, für ſich gewährt. So iſt bey demjenigen, der wirklich von einer ſchmerzhaften Leidenſchaft beherrſcht wird, das Gefühl des Schmerzens überwiegend, ſo ſehr die Schilderung ſeiner Gemüthslage den Hörer oder Zuſchauer entzücken kann. Deßungeachtet iſt ſelbſt der urſprüngliche ſchmerzhafte Affekt für denjenigen, der ihn erleidet, nicht ganz an Vergnügen leer; nur ſind die Grade dieſes Vergnügens nach der Gemüthsbeſchaffenheit der Menſchen verſchieden. Läge nicht auch in der Unruhe, im Zweifel, in der Furcht, ein Genuß, ſo würden Hazardſpiele ungleich weniger Reiz für uns haben, ſo würde man ſich nie aus tollkühnem Muth in Gefahren ſtürzen, ſo könnte ſelbſt die Sympathie mit fremden Leiden gerade im Moment der höchſten Illuſion und im ſtärkſten Grad der Verwechslung nicht am lebhafteſten ergetzen. Dadurch aber wird nicht geſagt, daß die unangenehmen Affekte an und für ſich ſelbſt Luſt gewähren, welches zu behaupten wohl Niemand ſich einfallen laſſen wird; es iſt genug, wenn dieſe Zuſtände des Gemüths blos die Bedingungen abgeben, unter welchen allein gewiſſe Arten des Vergnügens für uns möglich ſind. Gemüther alſo, welche für dieſe Arten des Vergnügens vorzüglich empfänglich und vorzüglich darnach lüſtern ſind, werden ſich leichter mit dieſen unangenehmen Bedingungen verſöhnen, und auch in den heftigſten Stürmen der Leidenſchaft ihre Freyheit nicht ganz verlieren.

Von der Beziehung ſeines Gegenſtandes auf unſer ſinnliches oder ſittliches Vermögen rührt die Unluſt her, welche wir bey widrigen Affekten empfinden, ſo wie die Luſt bey den angenehmen aus eben dieſen Quellen entſpringt. Nach dem Verhältniß nun, in welchem die ſittliche Natur eines Menſchen zu ſeiner ſinnlichen ſteht, richtet ſich auch der Grad der Freyheit, der in Affekten behauptet werden kann; und da nun bekanntlich im Moraliſchen keine Wahl für uns Statt findet, der ſinnliche Trieb hingegen der Geſetzgebung der Vernunft unterworfen und alſo in unſrer Gewalt iſt, wenigſtens ſeyn ſoll, ſo leuchtet ein, daß es möglich iſt, in allen denjenigen Affekten, welche mit dem eigennützigen Trieb zu thun haben, eine vollkommene Freyheit zu behalten, und über den Grad Herr zu ſeyn, den ſie erreichen ſollen. Dieſer wird in eben dem Maße ſchwächer ſeyn, als der moraliſche Sinn über den Glückſeligkeitstrieb bey einem Menſchen die Obergewalt behauptet, und die eigennützige Anhänglichkeit an ſein individuelles Ich durch den Gehorſam gegen allgemeine Vernunftgeſetze vermindert wird. Ein ſolcher Menſch wird alſo im Zuſtand des Affekts die Beziehung eines Gegenſtandes auf ſeinen Glückſeligkeittrieb weit weniger empfinden, und folglich auch weit weniger von der Unluſt erfahren, die nur aus dieſer Beziehung entſpringt; hingegen wird er deſto mehr auf das Verhältniß merken, in welchem eben dieſer Gegenſtand zu ſeiner Sittlichkeit ſteht, und eben darum auch deſto empfänglicher für die Luſt ſeyn, welche die Beziehung aufs Sittliche nicht ſelten in die peinlichſten Leiden der Sinnlichkeit miſcht. Eine ſolche Verfaſſung des Gemüths iſt am fähigſten, das Vergnügen des Mitleids zu genießen, und ſelbſt den urſprünglichen Affekt in den Schranken des Mitleids zu erhalten. Daher der hohe Werth einer Lebensphiloſophie, welche durch ſtete Hinweiſung auf allgemeine Geſetze das Gefühl für unſere Individualität entkräftet, im Zuſammenhange des großen Ganzen unſer kleines Selbſt uns verlieren lehrt, und uns dadurch in den Stand ſetzt, mit uns ſelbſt wie mit Fremdlingen umzugehen. Dieſe erhabene Geiſtesſtimmung iſt das Loos ſtarker und philoſophiſcher Gemüther, die durch fortgeſetzte Arbeit an ſich ſelbſt den eigennützigen Trieb unterjochen gelernt haben. Auch der ſchmerzhafteſte Verluſt führt ſie nicht über eine Wehmuth hinaus, mit der ſich noch immer ein merklicher Grad des Vergnügens gatten kann. Sie, die allein fähig ſind, ſich von ſich ſelbſt zu trennen, genießen allein das Vorrecht, an ſich ſelbſt Theil zu nehmen, und eigenes Leiden in dem milden Wiederſchein der Sympathie zu empfinden.

Schon das Bisherige enthält Winke genug, die uns auf die Quellen des Vergnügens, das der Affekt an ſich ſelbſt, und vorzüglich der traurige, gewährt, aufmerkſam machen. Es iſt gröſſer, wie man geſehen hat, in moraliſchen Gemüthern, und wirkt deſto freyer, jemehr das Gemüth von dem eigennützigen Triebe unabhängig iſt. Es iſt ferner lebhafter und ſtärker in traurigen Affekten, wo die Selbſtliebe gekränkt wird, als in fröhlichen, welche eine Befriedigung derſelben vorausſetzen: alſo wächſt es, wo der eigennützige Trieb beleidigt, und nimmt ab, wo dieſem Triebe geſchmeichelt wird. Wir kennen aber nicht mehr als zweyerley Quellen des Vergnügens, die Befriedigung des Glückſeligkeit-Triebes und die Erfüllung moraliſcher Geſetze; eine Luſt alſo, von der man bewieſen hat, daß ſie nicht aus der erſten Quelle entſprang, muß nothwendig aus der zweyten ihren Urſprung nehmen. Aus unſerer moraliſchen Natur alſo quillt die Luſt hervor, wodurch uns ſchmerzhafte Affekte in der Mittheilung entzücken, und, auch ſogar urſprünglich empfunden, in gewiſſen Fällen noch angenehm rühren.

Man hat es auf mehrere Art verſucht, das Vergnügen des Mitleids zu erklären; aber die wenigſten Auflöſungen konnten befriedigend ausfallen, weil man den Grund der Erſcheinung lieber in begleitenden Umſtänden, als in der Natur des Affekts ſelbſt aufſuchte. Vielen iſt das Vergnügen des Mitleids nichts Andres, als das Vergnügen der Seele an ihrer Empfindſamkeit; Andern die Luſt an ſtarkbeſchäftigten Kräften, lebhafter Wirkſamkeit des Begehrungsvermögens, kurz, an einer Befriedigung des Thätigkeitstriebes; Andre laſſen ſie aus der Entdeckung ſittlich ſchöner Karakterzüge, die der Kampf mit dem Unglück und mit der Leidenſchaft ſichtbar mache, entſpringen. Noch immer aber bleibt unaufgelöst, warum gerade die Pein ſelbſt, das eigentliche Leiden, bey Gegenſtänden des Mitleids uns am mächtigſten anzieht, da nach jenen Erklärungen ein ſchwächerer Grad des Leidens den angeführten Urſachen unſrer Luſt an der Rührung offenbar günſtiger ſeyn müſſte. Die Lebhaftigkeit und Stärke der in unſrer Phantaſie erweckten Vorſtellungen, die ſittliche Vortrefflichkeit der leidenden Perſonen, der Rückblick des mitleidenden Subjekts auf ſich ſelbſt, können die Luſt an Rührungen wohl erhöhen, aber ſie ſind die Urſache nicht, die ſie hervorbringt. Das Leiden einer ſchwachen Seele, der Schmerz eines Böſewichts gewähren uns dieſen Genuß freylich nicht; aber deswegen nicht, weil ſie unſer Mitleid nicht in dem Grade, wie der leidende Held oder der kämpfende Tugendhafte, erregen. Stets alſo kehrt die erſte Frage zurück, warum eben juſt der Grad des Leidens den Grad der ſympathetiſchen Luſt an einer Rührung beſtimme, und ſie kann auf keine andere Art beantwortet werden, als daß gerade der Angriff auf unſre Sinnlichkeit die Bedingung ſey, diejenige Kraft des Gemüths aufzuregen, deren Thätigkeit jenes Vergnügen an ſympathetiſchem Leiden erzeugt.

Dieſe Kraft nun iſt keine andre, als die Vernunft, und inſofern die freye Wirkſamkeit derſelben, als abſolute Selbſtthätigkeit, vorzugsweiſe den Nahmen der Thätigkeit verdient, inſofern ſich das Gemüth nur in ſeinem ſittlichen Handeln vollkommen unabhängig und frey fühlt; inſofern iſt es freylich der befriedigte Trieb der Thätigkeit, von welchem unſer Vergnügen an traurigen Rührungen ſeinen Urſprung zieht. Aber ſo iſt es auch nicht die Menge, nicht die Lebhaftigkeit der Vorſtellungen, nicht die Wirkſamkeit des Begehrungvermögens überhaupt, ſondern eine beſtimmte Gattung der erſtern, und eine beſtimmte, durch Vernunft erzeugte Wirkſamkeit des letztern, was dieſem Vergnügen zum Grund liegt.

Der mitgetheilte Affekt überhaupt hat alſo etwas Ergetzendes für uns, weil er den Thätigkeittrieb befriedigt; der traurige Affekt leiſtet jede Wirkung in einem höhern Grade, weil er dieſen Trieb in einem höhern Grade befriedigt. Nur im Zuſtand ſeiner vollkommenen Freyheit, nur im Bewußtſeyn ſeiner vernünftigen Natur äußert das Gemüth ſeine höchſte Thätigkeit, weil es da allein eine Kraft anwendet, die jedem Widerſtand überlegen iſt.

Derjenige Zuſtand des Gemüths alſo, der vorzugsweiſe dieſe Kraft zu ihrer Verkündigung bringt, dieſe höhere Thätigkeit weckt, iſt der zweckmäßigſte für ein vernünftiges Weſen, und für den Thätigkeittrieb der befriedigendſte; er muß alſo mit einem vorzüglichen Grade von Luſt verknüpft ſeyn *). In einen ſolchen Zuſtand verſetzt uns der traurige Affekt, und die Luſt an demſelben muß die Luſt an fröhlichen Affekten in eben dem Grad übertreffen, als das ſittliche Vermögen in uns über das ſinnliche erhaben iſt.

Was in dem ganzen Syſtem der Zwecke nur ein untergeordnetes Glied iſt, darf die Kunſt aus dieſem Zuſammenhang abſondern, und als Hauptzweck verfolgen. Für die Natur mag das Vergnügen nur ein mittelbarer Zweck ſeyn; für die Kunſt iſt es der höchſte. Es gehört alſo vorzüglich zum Zweck der letztern, das hohe Vergnügen nicht zu vernachläßigen, das in der traurigen Rührung enthalten iſt. Diejenige Kunſt aber, welche ſich das Vergnügen des Mitleids insbeſondere zum Zweck ſetzt, heißt die tragiſche Kunſt im allgemeinſten Verſtande.

Die Kunſt erfüllt ihren Zweck durch Nachahmung der Natur, indem ſie die Bedingungen erfüllt, unter welchen das Vergnügen in der Wirklichkeit möglich

---

*) Siehe die Abhandlung über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden.

wird, und die zerſtreuten Anſtalten der Natur zu dieſem Zwecke nach einem verſtändigen Plan vereinigt, um das, was dieſe blos zu ihrem Nebenzweck machte, als letzten Zweck zu erreichen. Die tragiſche Kunſt wird alſo die Natur in denjenigen Handlungen nachahmen, welche den mitleidenden Affekt vorzüglich zu erwecken vermögen.

Um alſo der tragiſchen Kunſt ihr Verfahren im Allgemeinen vorzuſchreiben, iſt es vor Allem nöthig, die Bedingungen zu wiſſen, unter welchen nach der gewöhnlichen Erfahrung das Vergnügen der Rührung am gewiſſeſten und am ſtärkſten erzeugt zu werden pflegt; zugleich aber auch auf diejenigen Umſtände aufmerkſam zu machen, welche es einſchränken oder gar zerſtören.

Zwey entgegengeſetzte Urſachen gibt die Erfahrung an, welche das Vergnügen an Rührungen hindern: wenn das Mitleid entweder zu ſchwach, oder, wenn es ſo ſtark erregt wird, daß der mitgetheilte Affekt zu der Lebhaftigkeit eines urſprünglichen übergeht. Jenes kann wieder entweder an der Schwäche des Eindrucks liegen, den wir von dem urſprünglichen Leiden erhalten, in welchem Falle wir ſagen, daß unſer Herz kalt bleibt, und wir weder Schmerz noch Vergnügen empfinden; oder es liegt an ſtärkern Empfindungen, welche den empfangenen Eindruck bekämpfen und durch ihr Uebergewicht im Gemüth das Vergnügen des Mitleids ſchwächen oder gänzlich erſticken.

Nach dem, was im vorhergehenden Aufſatz über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden behauptet wurde, iſt bey jeder tragiſchen Rührung die Vorſtellung einer Zweckwidrigkeit, welche, wenn die Rührung ergetzend ſeyn ſoll, jederzeit auf eine Vorſtellung von höherer Zweckmäßigkeit leitet. Auf das Verhältniß dieſer beyden entgegengeſetzten Vorſtellungen unter einander kommt es nun an, ob bey einer Rührung die Luſt oder die Unluſt hervorſtechen ſoll. Iſt die Vorſtellung der Zweckwidrigkeit lebhafter, als die des Gegentheils, oder iſt der verletzte Zweck von größerer Wichtigkeit, als der erfüllte, ſo wird jederzeit die Unluſt die Oberhand behalten; es mag dieſes nun objektiv von der menſchlichen Gattung überhaupt, oder blos ſubjektiv von beſondern Individuen gelten.

Wenn die Unluſt über die Urſache eines Unglücks zu ſtark wird, ſo ſchwächt ſie unſer Mitleid mit demjenigen, der es leidet. Zwey ganz verſchiedene Empfindungen können nicht zu gleicher Zeit in einem hohen Grade in dem Gemüthe vorhanden ſeyn. Der Unwille über den Urheber des Leidens wird zum herrſchenden Affekt, und jedes andre Gefühl muß ihm weichen. So ſchwächt es jederzeit unſern Antheil, wenn ſich der Unglückliche, den wir bemitleiden ſollen, aus eigner unverzeihlicher Schuld in ſein Verderben geſtürzt hat, oder ſich auch aus Schwäche des Verſtandes und aus Kleinmuth nicht, da er es doch könnte, aus demſelben zu ziehen weiß. Unſerm Antheil an dem Unglücklichen, von ſeinen undankbarn Töchtern mißhandelten, Lear ſchadet es nicht wenig, daß dieſer kindiſche Alte ſeine Krone ſo leichtſinnig hingab, und ſeine Liebe ſo unverſtändig unter ſeinen Töchtern vertheilte. In dem Kronegk'ſchen Trauerſpiel, Olint und Sophronia, kann ſelbſt das fürchterlichſte Leiden, dem wir dieſe beyden Märtyrer ihres Glaubens ausgeſetzt ſehen, unſer Mitleid, und ihr erhabener Heroismus unſre Bewunderung nur ſchwach erregen, weil der Wahnſinn allein eine Handlung begeben kann, wie diejenige iſt, wodurch Olint ſich ſelbſt und ſein ganzes Volk an den Rand des Verderbens führte.

Unſer Mitleid wird nicht weniger geſchwächt, wenn der Urheber eines Unglücks, deſſen ſchuldloſe Opfer wir bemitleiden ſollen, unſre Seele mit Abſcheu erfüllt. Es wird jederzeit der höchſten Vollkommenheit ſeines Werks Abbruch thun, wenn der tragiſche Dichter nicht ohne einen Böſewicht auskommen kann, und wenn er gezwungen iſt, die Größe des Leidens von der Größe der Bosheit herzuleiten. Shake'ſpears Jago und Lady Makbeth, Kleopatra in der Roxolane, Franz Moor in den Räubern, zeugen für dieſe Behauptung. Ein Dichter, der ſich auf ſeinen wahren Vortheil verſteht, wird das Unglück nicht durch einen böſen Willen, der Unglück beabſichtet, noch viel weniger durch einen Mangel des Verſtandes, ſondern durch den Zwang der Umſtände herbeyführen. Entſpringt daſſelbe nicht aus moraliſchen Quellen, ſondern von äußerlichen Dingen, die weder Willen haben, noch einem Willen unterworfen ſind, ſo iſt das Mitleid reiner, und wird zum wenigſten durch keine Vorſtellung moraliſcher Zweckwidrigkeit geſchwächt. Aber dann kann dem theilnehmenden Zuſchauer das unangenehme Gefühl einer Zweckwidrigkeit in der Natur nicht erlaſſen werden, welche in dieſem Fall allein die moraliſche Zweckmäßigkeit retten kann. Zu einem weit höhern Grad ſteigt das Mitleid, wenn ſowol derjenige, welcher leidet, als derjenige, welcher Leiden verurſacht, Gegenſtände deſſelben werden. Dies kann nur dann geſchehen, wenn der Letztere weder unſern Haß noch unſre Verachtung erregt, ſondern wider ſeine Neigung dahin gebracht wird, Urheber des Unglücks zu werden. So iſt es eine vorzügliche Schönheit in der deutſchen Iphigenia, daß der Tauriſche König, der Einzige, der den Wünſchen Oreſts und ſeiner Schweſter im Wege ſteht, nie unſre Achtung verliert, und uns zuletzt noch Liebe abnöthigt.

Dieſe Gattung des Rührenden wird noch von derjenigen übertroffen, wo die Urſache des Unglücks nicht allein nicht der Moralität widerſprechend, ſondern ſogar durch Moralität allein möglich iſt, und wo das wechſelſeitige Leiden blos von der Vorſtellung herrührt, daß man Leiden erweckte. Von dieſer Art iſt die Situation Chimenens und Roderichs im Cid des Peter Corneille; unſtreitig, was die Verwicklung betrifft, dem Meiſterſtück der tragiſchen Bühne. Ehrliebe und Kindespflicht bewaffnen Roderichs Hand gegen den Vater ſeiner Geliebten, und Tapferkeit macht ihn zum Ueberwinder deſſelben; Ehrliebe und Kindespflicht erwecken ihm in Chimenen, der Tochter des Erſchlagenen, eine furchtbare Anklägerinn und Verfolgerinn. Beyde handeln ihrer Neigung entgegen, welche vor dem Unglück des verfolgten Gegenſtandes eben ſo ängſtlich zittert, als eifrig ſie die moraliſche Pflicht macht, dieſes Unglück herbeyzurufen. Beyde alſo gewinnen unſre höchſte Achtung, weil ſie auf Koſten der Neigung eine moraliſche Pflicht erfüllen; beyde entflammen unſer Mitleid aufs Höchſte, weil ſie freywillig und aus einem Beweggrund leiden, der ſie in hohem Grade achtungswürdig macht. Hier alſo wird unſer Mitleid ſo wenig durch widrige Gefühle geſtört, daß es vielmehr in doppelter Flamme auflodert; blos die Unmöglichkeit, mit der höchſten Würdigkeit zum Glücke die Idee des Unglücks zu vereinbaren, könnte unſre ſympathetiſche Luſt noch durch eine Wolke des Schmerzens trüben. Wie viel auch ſchon dadurch gewonnen wird, daß unſer Unwille über dieſe Zweckwidrigkeit kein moraliſches Weſen betrifft, ſondern an den unſchädlichſten Ort, auf die Nothwendigkeit abgeleitet wird, ſo iſt eine blinde Unterwürfigkeit unter das Schickſal immer demüthigend und kränkend für freye ſich ſelbſt beſtimmende Weſen. Dies iſt es, was uns auch in den vortreſſlichſten Stücken der griechiſchen Bühne etwas zu wünſchen übrig läßt, weil in allen dieſen Stücken zuletzt an die Nothwendigkeit appellirt wird, und für unſre Vernunft fordernde Vernunft immer ein unaufgelöſter Knoten zurückbleibt. Aber auf der höchſten und letzten Stufe, welche der moraliſchgebildete Menſch erklimmt, und zu welcher die rührende Kunſt ſich erheben kann, löst ſich auch dieſer, und jeder Schatten von Unluſt verſchwindet mit ihm. Dies geſchieht, wenn ſelbſt dieſe Unzufriedenheit mit dem Schickſal hinwegfällt, und ſich in die Ahnung oder lieber in deutliches Bewußtſeyn einer teleologiſchen Verknüpfung der Dinge, einer erhabenen Ordnung, eines gütigen Willens verliert. Dann geſellt ſich zu unſerm Vergnügen an moraliſcher Uebereinſtimmung die erquickende Vorſtellung der vollkommenſten Zweckmäßigkeit im großen Ganzen der Natur, und die ſcheinbare Verletzung derſelben, welche uns in dem einzelnen Falle Schmerzen erweckte, wird blos ein Stachel für unſre Vernunft, in allgemeinen Geſetzen eine Rechtfertigung dieſes beſondern Falles aufzuſuchen, und den einzelnen Mißlaut in der großen Harmonie aufzulöſen. Zu dieſer reinen Höhe tragiſcher Rührung hat ſich die griechiſche Kunſt nie erhoben, weil weder die Volksreligion, noch ſelbſt die Philoſophie der Griechen, ihnen ſo weit voran leuchtete. Der neuern Kunſt, welche den Vortheil genießt, von einer geläuterten Philoſophie einen reinern Stoff zu empfangen, iſt es aufbehalten, auch dieſe höchſte Forderung zu erfüllen, und ſo die ganze moraliſche Würde der Kunſt zu entfalten. Müſſen wir Neuern wirklich darauf Verzicht thun, griechiſche Kunſt je wieder herzuſtellen, wenn der philoſophiſche Genius des Zeitalters und die moderne Kultur überhaupt der Poeſie nicht günſtig ſind, ſo wirken ſie weniger nachtheilig auf die tragiſche Kunſt, welche mehr auf dem Sittlichen ruht. Ihr allein erſetzt vielleicht unſre Kultur den Raub, den ſie an der Kunſt überhaupt verübte.

So, wie die tragiſche Rührung durch Einmiſchung widriger Vorſtellungen und Gefühle geſchwächt, und dadurch die Luſt an derſelben vermindert wird, ſo kann ſie im Gegentheil durch zu große Annäherung an den urſprünglichen Affekt zu einem Grade ausſchweifen, der den Schmerz überwiegend macht. Es iſt bemerkt worden, daß die Unluſt in Affekten von der Beziehung ihres Gegenſtandes auf unſre Sinnlichkeit, ſo wie die Luſt an denſelben von der Beziehung des Affekts ſelbſt auf unſre Sittlichkeit, ſeinen Urſprung nehme. Es wird alſo zwiſchen Sinnlichkeit und Sittlichkeit ein beſtimmtes Verhältniß vorausgeſetzt, welches das Verhältniß der Unluſt zu der Luſt in traurigen Rührungen entſcheidet, und welches nicht verändert oder umgekehrt werden kann, ohne zugleich die Gefühle von Luſt und Unluſt bey Rührungen umzukehren, oder in ihr Gegentheil zu verwandeln. Je lebhafter die Sinnlichkeit in unſerm Gemüthe erwacht, deſto ſchwächer wird die Sittlichkeit wirken, und umgekehrt, je mehr jene von ihrer Macht verliert, deſto mehr wird dieſe an Stärke gewinnen. Was alſo der Sinnlichkeit in unſerm Gemüthe ein Uebergewicht gibt, muß nothwendiger Weiſe, weil es die Sittlichkeit einſchränkt, unſer Vergnügen an Rührungen vermindern, das allein aus dieſer Sittlichkeit fließt; ſo wie Alles, was dieſer Letztern in unſerm Gemüth einen Schwung gibt, ſogar in urſprünglichen Affekten dem Schmerz ſeinen Stachel nimmt. Unſre Sinnlichkeit erlangt aber dieſes Uebergewicht wirklich, wenn ſich die Vorſtellungen des Leidens zu einem ſolchen Grade der Lebhaftigkeit erheben, der uns keine Möglichkeit übrig läßt, den mitgetheilten Affekt von einem urſprünglichen, unſer eigenes Ich von dem leidenden Subjekt, oder Wahrheit von Dichtung zu unterſcheiden. Sie erlangt gleichfalls das Uebergewicht, wenn ihr durch Anhäufung ihrer Gegenſtände, und durch das blendende Licht, das eine aufgeregte Einbildungskraft darüber verbreitet, Nahrung gegeben wird. Nichts hingegen iſt geſchickter, ſie in ihre Schranken zurückzuweiſen, als der Beyſtand überſinnlicher, ſittlicher Ideen, an denen ſich die unterdrückte Vernunft, wie an geiſtigen Stützen aufrichtet, um ſich über den trüben Dunſtkreis der Gefühle in einen heitern Horizont zu erheben. Daher der große Reiz, welchen allgemeine Wahrheiten oder Sittenſprüche, an der rechten Stelle in den dramatiſchen Dialog eingeſtreut, für alle gebildete Völker gehabt haben, und der faſt übertriebene Gebrauch, den ſchon die Griechen davon machten. Nichts iſt einem ſittlichen Gemüthe willkommener, als nach einem lang anhaltenden Zuſtand des bloßen Leidens aus der Dienſtbarkeit der Sinne zur Selbſtthätigkeit geweckt, und in ſeine Freyheit wieder eingeſetzt zu werden.

So viel von den Urſachen, welche unſer Mitleid einſchränken und dem Vergnügen an der traurigen Rührung im Wege ſtehen. Jetzt ſind die Bedingungen aufzuzählen, unter welchen das Mitleid befördert, und die Luſt der Rührung am Unfehlbarſten und am Stärkſten erweckt wird.

Alles Mitleid ſetzt Vorſtellungen des Leidens voraus, und nach der Lebhaftigkeit, Wahrheit, Vollſtändigkeit und Dauer der letztern richtet ſich auch der Grad der erſtern.

1) Je lebhafter die Vorſtellungen, deſto mehr wird das Gemüth zur Thätigkeit eingeladen, deſto mehr wird ſeine Sinnlichkeit gereizt, deſto mehr alſo auch ſein ſittliches Vermögen zum Widerſtand aufgefordert. Vorſtellungen des Leidens laſſen ſich aber auf zwey verſchiedenen Wegen erhalten, welche der

Lebhaftigkeit des Eindrucks nicht auf gleiche Art günſtig ſind. Ungleich ſtärker affiziren uns Leiden, von denen wir Zeugen ſind, als ſolche, die wir erſt durch Erzählung oder Beſchreibung erfahren. Jene heben das freye Spiel unſrer Einbildungskraft auf, und dringen, da ſie unſre Sinnlichkeit unmittelbar treffen, auf dem kürzeſten Weg zu unſerm Herzen. Bey der Erzählung hingegen wird das Beſondre erſt zum Allgemeinen erhoben, und aus dieſem dann das Beſondre erkannt, alſo ſchon durch dieſe nothwendige Operation des Verſtandes dem Eindruck ſehr viel von ſeiner Stärke entzogen. Ein ſchwacher Eindruck aber wird ſich des Gemüths nicht ungetheilt bemächtigen, und fremdartigen Vorſtellungen Raum geben, ſeine Wirkung zu ſtören und die Aufmerkſamkeit zu zerſtreuen. Sehr oft verſetzt uns auch die erzählende Darſtellung aus dem Gemüthszuſtand der handelnden Perſonen in den des Erzählers, welches die, zum Mitleid ſo nothwendige, Täuſchung unterbricht. So oft der Erzähler in eigner Perſon ſich vordringt, entſteht ein Stillſtand in der Handlung, und darum unvermeidlich auch in unſerm theilnehmenden Affekt; dies ereignet ſich ſelbſt dann, wenn ſich der dramatiſche Dichter im Dialog vergiſſt, und der ſprechenden Perſon Betrachtungen in den Mund legt, die nur ein kalter Zuſchauer anſtellen konnte. Von dieſem Fehler dürfte ſchwerlich eine unſrer neuern Tragödien frey ſeyn, doch haben ihn die franzöſiſchen allein zur Regel erhoben. Unmittelbare lebendige Gegenwart und Verſinnlichung ſind alſo nöthig, unſern Vorſtellungen vom Leiden diejenige Stärke zu geben, die zu einem hohen Grade von Rührung erfordert wird.

2) Aber wir können die lebhafteſten Eindrücke von einem Leiden erhalten, ohne doch zu einem merklichen Grad des Mitleids gebracht zu werden, wenn es dieſen Eindrücken an Wahrheit fehlt. Wir müſſen uns einen Begriff von dem Leiden machen, an dem wir Theil nehmen ſollen; dazu gehört eine Uebereinſtimmung deſſelben mit Etwas, was ſchon vorher in uns vorhanden iſt. Die Möglichkeit des Mitleids beruht nämlich auf der Wahrnehmung oder Vorausſetzung einer Aehnlichkeit zwiſchen uns und dem leidenden Subjekt. Ueberall, wo dieſe Aehnlichkeit ſich erkennen läßt, iſt das Mitleid nothwendig; wo ſie fehlt, unmöglich. Je ſichtbarer und größer die Aehnlichkeit, deſto lebhafter unſer Mitleid; je geringer jene, deſto ſchwächer auch dieſes. Es müſſen, wenn wir den Affekt eines Andern ihm nachempfinden ſollen, alle innere Bedingungen zu dieſem Affekt in uns ſelbſt vorhanden ſeyn, damit die äußre Urſache, die durch ihre Vereinigung mit jenen dem Affekt die Entſtehung gab, auch auf uns eine gleiche Wirkung äußern könne. Wir müſſen, ohne uns Zwang anzuthun, die Perſon mit ihm zu wechſeln, unſer eigenes Ich ſeinem Zu-

ſtande augenblicklich unterzuſchieben fähig ſeyn. Wie iſt es aber möglich, den Zuſtand eines Andern in uns zu empfinden, wenn wir nicht Uns zuvor in dieſem Andern gefunden haben?

Dieſe Aehnlichkeit geht auf die ganze Grundlage des Gemüths, inſofern dieſe nothwendig und allgemein iſt. Allgemeinheit und Nothwendigkeit aber enthält vorzugsweiſe unſre ſittliche Natur. Das ſinnliche Vermögen kann durch zufällige Urſachen anders beſtimmt werden; ſelbſt unſre Erkenntnißvermögen ſind von veränderlichen Bedingungen abhängig; unſre Sittlichkeit allein ruht auf ſich ſelbſt, und iſt eben darum am tauglichſten, einen allgemeinen und ſichern Maßſtab dieſer Aehnlichkeit abzugeben. Eine Vorſtellung alſo, welche wir mit unſrer Form zu denken und zu empfinden übereinſtimmend finden, welche mit unſrer eignen Gedankenreihe ſchon in gewiſſer Verwandtſchaft ſteht, welche von unſerm Gemüth mit Leichtigkeit aufgefaſſt wird, nennen wir wahr. Betrifft die Aehnlichkeit das Eigenthümliche unſers Gemüths, die beſondern Beſtimmungen des allgemeinen Menſchenkarakters in uns, welche ſich unbeſchadet dieſes allgemeinen Karakters hinwegdenken laſſen, ſo hat dieſe Vorſtellung blos Wahrheit für uns; betrifft ſie die allgemeine und nothwendige Form, welche wir bey der ganzen Gattung vorausſetzen, ſo iſt die Wahrheit der objektiven gleich zu achten. Für den Römer hat der Richterſpruch des erſten Brutus, der Selbſtmord des Cato, ſubjektive Wahrheit. Die Vorſtellungen und Gefühle, aus denen die Handlungen dieſer beyden Männer fließen, folgen nicht unmittelbar aus der allgemeinen, ſondern mittelbar aus einer beſonders beſtimmten menſchlichen Natur. Um dieſe Gefühle mit ihnen zu theilen, muß man eine römiſche Geſinnung beſitzen, oder doch zu augenblicklicher Annahme des letztern fähig ſeyn. Hingegen braucht man blos Menſch überhaupt zu ſeyn, um durch die heldenmüthige Aufopferung eines Leonidas, durch die ruhige Ergebung eines Ariſtid, durch den freywilligen Tod eines Sokrates in eine hohe Rührung verſetzt, um durch den ſchrecklichen Glückswechſel eines Darius zu Thränen hingeriſſen zu werden. Solchen Vorſtellungen räumen wir, im Gegenſatz mit jenen, objektive Wahrheit ein, weil ſie mit der Natur aller Subjekte übereinſtimmen, und dadurch eine eben ſo ſtrenge Allgemeinheit und Nothwendigkeit erhalten, als wenn ſie von jeder ſubjektiven Bedingung unabhängig wären.

Uebrigens iſt die ſubjektiv wahre Schilderung, weil ſie auf zufällige Beſtimmungen geht, darum nicht mit willkürlichen zu verwechſeln. Zuletzt fließt auch das ſubjektiv Wahre aus der allgemeinen Einrichtung des menſchlichen Gemüths, welche blos durch beſondre Umſtände beſonders beſtimmt ward, und Beyde ſind nothwendige Bedingungen deſſelben. Die Entſchließung des

Cato könnte, wenn ſie den allgemeinen Geſetzen der menſchlichen Natur widerſpräche, auch nicht mehr ſubjektiv wahr ſeyn. Nur haben Darſtellungen der letztern Art einen engern Wirkungskreis, weil ſie noch andre Beſtimmungen, als jene allgemeinen, vorausſetzen. Die tragiſche Kunſt kann ſich ihrer mit groſſer intenſiver Wirkung bedienen, wenn ſie der extenſiven entſagen will; doch wird das unbedingt Wahre, das blos Menſchliche in menſchlichen Verhältniſſen ſtets ihr ergiebigſter Stoff ſeyn, weil ſie bey dieſem allein, ohne darum auf die Stärke des Eindrucks Verzicht thun zu müſſen, der Allgemeinheit deſſelben verſichert iſt.

3) Zu der Lebhaftigkeit und Wahrheit tragiſcher Schilderungen wird drittens noch Vollſtändigkeit verlangt. Alles, was von Außen gegeben werden muß, um das Gemüth in die abgezweckte Bewegung zu ſetzen, muß in der Vorſtellung erſchöpft ſeyn. Wenn ſich der noch ſo römiſchgeſinnte Zuſchauer den Seelenzuſtand des Cato zu eigen machen, wenn er die letzte Entſchließung dieſes Republikaners zu der ſeinigen machen ſoll, ſo muß er dieſe Entſchließung nicht blos in der Seele des Römers, auch in den Umſtänden gegründet finden, ſo muß ihm die äußere ſowol, als innre Lage deſſelben in ihrem ganzen Zuſammenhang und Umfang vor Augen liegen, ſo darf auch kein einziges Glied aus der Kette von Beſtimmungen fehlen, an welche ſich der letzte Entſchluß des Römers als nothwendig

anſchließt. Ueberhaupt iſt ſelbſt die Wahrheit einer Schilderung ohne dieſe Vollſtändigkeit nicht erkennbar, denn nur die Aehnlichkeit der Umſtände, welche wir vollkommen einſehen müſſen, kann unſer Urtheil über die Aehnlichkeit der Empfindungen rechtfertigen, weil nur aus der Vereinigung der äußern und innern Bedingungen der Affekt entſpringt. Wenn entſchieden werden ſoll, ob wir wie Cato würden gehandelt haben, ſo müſſen wir uns vor allen Dingen in Cato's ganze äußere Lage hineindenken, und dann erſt ſind wir befugt, unſre Empfindungen gegen die ſeinigen zu halten, einen Schluß auf die Aehnlichkeit zu machen, und über die Wahrheit derſelben ein Urtheil zu fällen.

Dieſe Vollſtändigkeit der Schilderung iſt nur durch Verknüpfung mehrerer einzelnen Vorſtellungen und Empfindungen möglich, die ſich gegen einander als Urſache und Wirkung verhalten, und in ihrem Zuſammenhang ein Ganzes für unſre Erkenntniß ausmachen. Alle dieſe Vorſtellungen müſſen, wenn ſie uns lebhaft rühren ſollen, einen unmittelbarn Eindruck auf unſre Sinnlichkeit machen, und weil die erzählende Form jederzeit dieſen Eindruck ſchwächt, durch eine gegenwärtige Handlung veranlaſſt werden. Zur Vollſtändigkeit einer tragiſchen Schilderung gehört alſo eine Reihe einzelner verſinnlichter Handlungen, welche ſich zu der tragiſchen Handlung als zu einem Ganzen verbinden.

4) Fortdauernd endlich müſſen die Vorſtellungen des Leidens auf uns wirken, wenn ein hoher Grad von Rührung durch ſie erweckt werden ſoll. Der Affekt, in welchen uns fremde Leiden verſetzen, iſt für uns ein Zuſtand des Zwanges, aus welchem wir eilen uns zu befreyen, und allzuleicht verſchwindet die zum Mitleid ſo unentbehrliche Täuſchung. Das Gemüth muß alſo an dieſe Vorſtellungen gewaltſam gefeſſelt, und der Freyheit beraubt werden, ſich der Täuſchung zu frühzeitig zu entreißen. Die Lebhaftigkeit der Vorſtellungen und die Stärke der Eindrücke, welche unſre Sinnlichkeit überfallen, iſt dazu allein nicht hinreichend; denn je heftiger das empfangende Vermögen gereizt wird, deſto ſtärker äußert ſich die rückwirkende Kraft der Seele, um dieſen Eindruck zu beſiegen. Dieſe ſelbſtthätige Kraft aber darf der Dichter nicht ſchwächen, der uns rühren will; denn eben im Kampfe derſelben mit dem Leiden der Sinnlichkeit liegt der hohe Genuß, den uns die traurigen Rührungen gewähren. Wenn alſo das Gemüth, ſeiner widerſtrebenden Selbſtthätigkeit ungeachtet, an die Empfindungen des Leidens geheftet bleiben ſoll, ſo müſſen dieſe periodenweiſe geſchickt unterbrochen, ja von entgegengeſetzten Empfindungen abgelöſt werden — um alsdann mit zunehmender Stärke zurückzukehren, und die Lebhaftigkeit des erſten Eindrucks deſto öfter zu erneuern. Gegen Ermattung, gegen die Wirkungen der Gewohnheit iſt der

Wechſel der Empfindungen das kräftigſte Mittel. Dieſer Wechſel friſcht die erſchöpfte Sinnlichkeit wieder an, und die Gradation der Eindrücke weckt das ſelbſtthätige Vermögen zum verhältnißmäßigen Widerſtand. Unaufhörlich muß dieſes geſchäftig ſeyn, gegen den Zwang der Sinnlichkeit ſeine Freyheit zu behaupten, aber nicht früher als am Ende den Sieg erlangen, und noch weit weniger im Kampf unterliegen; ſonſt iſt es im erſten Falle um das Leiden, im zweyten um die Thätigkeit gethan, und nur die Vereinigung von Beyden erweckt ja die Rührung. In der geſchickten Führung dieſes Kampfes beruht eben das große Geheimniß der tragiſchen Kunſt; da zeigt ſie ſich in ihrem glänzendſten Lichte.

Auch dazu iſt nun eine Reihe abwechſelnder Vorſtellungen, alſo eine zweckmäßige Verknüpfung mehrerer, dieſen Vorſtellungen entſprechender, Handlungen nothwendig, an denen ſich die Haupthandlung, und durch ſie der abgezielte tragiſche Eindruck vollſtändig, wie ein Knäuel von der Spindel, abwindet, und das Gemüth zuletzt wie mit einem unzerreißbaren Netze umſtrickt. Der Künſtler, wenn mir dieſes Bild hier verſtattet iſt, ſammelt erſt wirthſchaftlich alle einzelne Strahlen des Gegenſtandes, den er zum Werkzeug ſeines tragiſchen Zweckes macht, und ſie werden unter ſeinen Händen zum Blitz, der alle Herzen entzündet. Wenn der Anfänger den ganzen Donnerſtrahl des Schreckens und der

Furcht auf einmal und fruchtlos in die Gemüther ſchleudert, ſo gelangt jener Schritt vor Schritt durch lauter kleine Schläge zum Ziel, und durchdringt eben dadurch die Seele ganz, daß er ſie nur allmählig und gradweiſe rührte.

Wenn wir nunmehr die Reſultate aus den bisherigen Unterſuchungen ziehen, ſo ſind es folgende Bedingungen, welche der tragiſchen Rührung zum Grund liegen. Erſtlich muß der Gegenſtand unſers Mitleids zu unſrer Gattung im ganzen Sinn dieſes Worts gehören, und die Handlung, an der wir Theil nehmen ſollen, eine moraliſche, d. i. unter dem Gebiet der Freyheit begriffen ſeyn. Zweytens muß uns das Leiden, ſeine Quellen und ſeine Grade, in einer Folge verknüpfter Begebenheiten vollſtändig mitgetheilt und zwar drittens ſinnlich vergegenwärtigt, nicht mittelbar durch Beſchreibung, ſondern unmittelbar durch Handlung dargeſtellt werden. Alle dieſe Bedingungen vereinigt und erfüllt die Kunſt in der Tragödie.

Die Tragödie wäre demnach dichteriſche Nachahmung einer zuſammenhängenden Reihe von Begebenheiten (einer vollſtändigen Handlung), welche uns Menſchen in einem Zuſtand des Leidens zeigt, und zur Abſicht hat, unſer Mitleid zu erregen.

Sie iſt erſtlich — Nachahmung einer Handlung. Der Begriff der Nachahmung unterſcheidet ſie von den übrigen Gattungen der Dichtkunſt, welche blos erzählen oder beſchreiben. In Tragödien werden die einzelnen Begebenheiten im Augenblick ihres Geſchehens, als gegenwärtig, vor die Einbildungskraft oder vor die Sinne geſtellt; unmittelbar, ohne Einmiſchung eines Dritten. Die Epopee, der Roman, die einfache Erzählung rücken die Handlung, ſchon ihrer Form nach, in die Ferne, weil ſie zwiſchen den Leſer und die handelnden Perſonen den Erzähler einſchieben. Das Entfernte, das Vergangene ſchwächt aber, wie bekannt iſt, den Eindruck und den theilnehmenden Affekt; das Gegenwärtige verſtärkt ihn. Alle erzählende Formen machen das Gegenwärtige zum Vergangenen; alle dramatiſche machen das Vergangene gegenwärtig.

Die Tragödie iſt zweytens Nachahmung einer Reihe von Begebenheiten, einer Handlung. Nicht blos die Empfindungen und Affekte der tragiſchen Perſonen, ſondern die Begebenheiten, aus denen ſie entſprangen und auf deren Veranlaſſung ſie ſich äußern,. ſtellt ſie nachahmend dar; dies unterſcheidet ſie von den lyriſchen Dichtungsarten, welche zwar ebenfalls gewiſſe Zuſtände des Gemüths poetiſch nachahmen, aber nicht Handlungen. Eine Elegie, ein Lied, eine Ode können uns die gegenwärtige, durch beſondre Umſtände bedingte Gemüthsbeſchaffenheit des Dichters (ſey es in ſeiner eignen Perſon oder in idealiſcher) nachahmend vor Augen ſtellen, und inſofern ſind ſie zwar unter dem Begriff der Tragödie mit enthalten, aber ſie machen ihn noch nicht aus, weil ſie ſich blos auf Darſtellungen von Gefühlen einſchränken. Noch weſentlichere Unterſchiede liegen in dem verſchiedenen Zweck dieſer Dichtungsarten.

Die Tragödie iſt drittens Nachahmung einer vollſtändigen Handlung. Ein einzelnes Ereigniß, wie tragiſch es auch ſeyn mag, gibt noch keine Tragödie. Mehrere als Urſache und Wirkung in einander gegründete Begebenheiten müſſen ſich mit einander zweckmäßig zu einem Ganzen verbinden, wenn die Wahrheit, d. i. die Uebereinſtimmung eines vorgeſtellten Affekts, Karakters und dergleichen mit der Natur unſrer Seele, auf welche allein ſich unſre Theilnahme gründet, erkannt werden ſoll. Wenn wir es nicht fühlen, daß wir ſelbſt bey gleichen Umſtänden eben ſo würden gelitten und eben ſo gehandelt haben, ſo wird unſer Mitleid nie erwachen. Es kommt alſo darauf an, daß wir die vorgeſtellte Handlung in ihrem ganzen Zuſammenhang verfolgen, daß wir ſie aus der Seele ihres Urhebers durch eine natürliche Gradation unter Mitwirkung äußrer Umſtände hervor fließen ſehen. So entſteht und wächſt und vollendet ſich vor unſern Augen die Neugier des Oedipus, die Eiferſucht des Othello. So kann auch allein der große Abſtand ausgefüllt werden, der ſich zwiſchen dem Frieden einer ſchuldloſen Seele und den Gewiſſensqualen eines Verbrechers, zwiſchen der ſtolzen Sicherheit eines Glücklichen und ſeinem ſchrecklichen Untergang, kurz, der ſich zwiſchen der ruhigen Gemüthsſtimmung des Leſers am Anfang und der heftigen Aufregung ſeiner Empfindungen am Ende der Handlung findet.

Eine Reihe mehrerer zuſammenhängender Vorfälle wird erfordert, einen Wechſel der Gemüthsbewegungen in uns zu erregen, der die Aufmerkſamkeit ſpannt, der jedes Vermögen unſers Geiſtes aufbietet, den ermattenden Thätigkeittrieb ermuntert, und durch die verzögerte Befriedigung ihn nur deſto heftiger entflammt. Gegen die Leiden der Sinnlichkeit findet das Gemüth nirgends als in der Sittlichkeit Hülfe. Dieſe alſo deſto dringender aufzufordern, muß der tragiſche Künſtler die Martern der Sinnlichkeit verlängern; aber auch dieſer muß er Befriedigungen zeigen, um jener den Sieg deſto ſchwerer und rühmlicher zu machen. Beydes iſt nur durch eine Reihe von Handlungen möglich, die mit weiſer Wahl zu dieſer Abſicht verbunden ſind.

Die Tragödie iſt viertens poetiſche Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung, und dadurch wird ſie der hiſtoriſchen entgegengeſetzt. Das letztere würde ſie ſeyn, wenn ſie einen hiſtoriſchen Zweck verfolgte, wenn ſie darauf ausginge, von geſchehenen Dingen und von der Art ihres Geſchehens zu unterrichten. In dieſem Falle müſſte ſie ſich ſtreng an hiſtoriſche Richtigkeit halten, weil ſie einzig nur durch treue Darſtellung des wirklich Geſchehenen ihre Abſicht erreichte. Aber die Tragödie hat einen poetiſchen Zweck, d. i. ſie ſtellt eine Handlung dar, um zu rühren, und durch Rührung zu ergetzen. Behandelt ſie alſo einen gegebenen Stoff nach dieſem ihrem Zwecke, ſo wird ſie eben dadurch in der Nachahmung frey; ſie erhält Macht, ja Verbindlichkeit, die hiſtoriſche Wahrheit den Geſetzen der Dichtkunſt unterzuordnen, und den gegebenen Stoff nach ihrem Bedürfniſſe zu bearbeiten. Da ſie aber ihren Zweck, die Rührung, nur unter der Bedingung der höchſten Uebereinſtimmung mit den Geſetzen der Natur zu erreichen im Stande iſt, ſo ſteht ſie, ihrer hiſtoriſchen Freyheit unbeſchadet, unter dem ſtrengen Geſetz der Naturwahrheit, welche man im Gegenſatz von der hiſtoriſchen die poetiſche Wahrheit nennt. So läßt ſich begreifen, wie bey ſtrenger Beobachtung der hiſtoriſchen Wahrheit nicht ſelten die poetiſche leiden, und umgekehrt bey grober Verletzung der hiſtoriſchen die poetiſche nur um ſo mehr gewinnen kann. Da der tragiſche Dichter, ſo wie überhaupt jeder Dichter, nur unter dem Geſetz der poetiſchen Wahrheit ſteht, ſo kann die gewiſſenhafteſte Beobachtung der hiſtoriſchen ihn nie von ſeiner Dichterpflicht losſprechen, nie einer Uebertretung der poetiſchen Wahrheit, nie einem Mangel des Intereſſe zur Entſchuldigung gereichen. Es verräth daher ſehr beſchränkte Begriffe von der tragiſchen Kunſt, ja von der Dichtkunſt überhaupt, den Tragödiendichter vor das Tribunal der Geſchichte zu ziehen, und Unterricht von demjenigen zu fordern, der ſich ſchon vermöge ſeines Namens blos zu Rührung und Ergetzung verbindlich macht. Sogar dann, wenn ſich der Dichter ſelbſt durch eine ängſtliche Unterwürfigkeit gegen hiſtoriſche Wahrheit ſeines Künſtlervorrechts begeben, und der Geſchichte eine Gerichtsbarkeit über ſein Produkt ſtillſchweigend eingeräumt haben ſollte, fordert die Kunſt ihn mit allem Rechte vor ihren Richterſtuhl, und ein Tod Herrmanns, eine Minona, ein Fuſt von Stromberg würden, wenn ſie hier die Prüfung nicht aushielten, bey noch ſo pünktlicher Befolgung des Koſtüme, des Volks- und des Zeitkarakters mittelmäßige Tragödien heißen.

Die Tragödie iſt fünftens Nachahmung einer Handlung, welche uns Menſchen im Zuſtand des Leidens zeigt. Der Ausdruck, Menſchen, iſt hier nichts weniger als müßig, und dient dazu, die Grenzen genau zu bezeichnen, in welche die Tragödie in der Wahl ihrer Gegenſtände eingeſchränkt iſt. Nur das Leiden ſinnlichmoraliſcher Weſen, dergleichen wir ſelbſt ſind, kann unſer Mitleid erwecken. Weſen alſo, die ſich von aller Sittlichkeit losſprechen, wie ſich der Aberglaube des Volks, oder die Einbildungskraft der Dichter die böſen Dämonen mahlt, und Menſchen, welche ihnen gleichen — Weſen ferner, die von dem Zwange der Sinnlichkeit befreyt ſind, wie wir uns die reinen Intelligenzen denken, und Menſchen, die ſich in höherm

Grade, als die menſchliche Schwachheit erlaubt, dieſem Zwange entzogen haben, ſind gleich untauglich für die Tragödie. Ueberhaupt beſtimmt ſchon der Begriff des Leidens, und eines Leidens, an dem wir Theil nehmen ſollen, daß nur Menſchen im vollen Sinne dieſes Worts der Gegenſtand deſſelben ſeyn können. Eine reine Intelligenz kann nicht leiden, und ein menſchliches Subjekt, das ſich dieſer reinen Intelligenz in ungewöhnlichem Grade nähert, kann, weil es in ſeiner ſittlichen Natur einen zu ſchnellen Schutz gegen die Leiden einer ſchwachen Sinnlichkeit findet, nie einen großen Grad von Pathos erwecken. Ein durchaus ſinnliches Subjekt ohne Sittlichkeit, und ſolche, die ſich ihm nähern, ſind zwar des fürchterlichſten Grades von Leiden fähig, weil ihre Sinnlichkeit in überwiegendem Grade wirkt, aber von keinem ſittlichen Gefühl aufgerichtet, werden ſie dieſem Schmerz zum Raube — und von einem Leiden, von einem durchaus hülfloſen Leiden, von einer abſoluten Unthätigkeit der Vernunft wenden wir uns mit Unwillen und Abſcheu hinweg. Der tragiſche Dichter gibt alſo mit Recht den gemiſchten Karakteren den Vorzug, und das Ideal ſeines Helden liegt in gleicher Entfernung zwiſchen dem ganz Verwerflichen und dem Vollkommenen.

Die Tragödie endlich vereinigt alle dieſe Eigenſchaften, um den mitleidigen Affekt zu erregen. Mehrere von den Anſtalten, welche der tragiſche Dichter macht, lieſſen ſich ganz füglich zu einem andern Zweck, z. B. einem moraliſchen, einem hiſtoriſchen u. a. benutzen; daß er aber gerade dieſen und keinen andern ſich vorſetzt, befreyt ihn von allen Forderungen, die mit dieſem Zweck nicht zuſammen hängen, verpflichtet ihn aber auch zugleich, bey jeder beſondern Anwendung der bisher aufgeſtellten Regeln ſich nach dieſem letzten Zwecke zu richten.

Der letzte Grund, auf den ſich alle Regeln für eine beſtimmte Dichtungsart beziehen, heißt der Zweck dieſer Dichtungsart; die Verbindung der Mittel, wodurch eine Dichtungsart ihren Zweck erreicht, heißt ihre Form. Zweck und Form ſtehen alſo mit einander in dem genaueſten Verhältniß. Dieſe wird durch jenen beſtimmt, und als nothwendig vorgeſchrieben, und der erfüllte Zweck wird das Reſultat der glücklich beobachteten Form ſeyn.

Da jede Dichtungsart einen ihr eigenthümlichen Zweck verfolgt, ſo wird ſie ſich eben deswegen durch eine eigenthümliche Form von den übrigen unterſcheiden, denn die Form iſt das Mittel, durch welches ſie ihren Zweck erreicht. Eben das, was ſie ausſchlieſſend vor den übrigen leiſtet, muß ſie vermöge derjenigen Beſchaffenheit leiſten, die ſie vor den übrigen ausſchließend beſitzt. Der Zweck der Tragödie iſt: Rührung; ihre Form: Nachahmung einer zum Leiden führenden Handlung. Mehrere Dichtungsarten können mit der Tragödie einerley Handlung zu ihrem Gegenſtand haben. Mehrere Dichtungsarten können den Zweck der Tragödie, die Rührung, wenn gleich nicht als Hauptzweck, verfolgen. Das Unterſcheidende der Letztern beſteht alſo im Verhältniß der Form zu dem Zwecke, d. i. in der Art und Weiſe, wie ſie ihren Gegenſtand in Rückſicht auf ihren Zweck behandelt, wie ſie ihren Zweck durch ihren Gegenſtand erreicht.

Wenn der Zweck der Tragödie iſt, den mitleidigen Affekt zu erregen, ihre Form aber das Mittel iſt, durch welches ſie dieſen Zweck erreicht, ſo muß Nachahmung einer rührenden Handlung der Inbegriff aller Bedingungen ſeyn, unter welchen der mitleidige Affekt am ſtärkſten erregt wird. Die Form der Tragödie iſt alſo die günſtigſte, um den mitleidigen Affekt zu erregen.

Das Produkt einer Dichtungsart iſt vollkommen, in welchem die eigenthümliche Form dieſer Dichtungsart zu Erreichung ihres Zweckes am beſten benutzt worden iſt. Eine Tragödie alſo iſt vollkommen, in welcher die tragiſche Form, nämlich die Nachahmung einer rührenden Handlung, am beſten benutzt worden iſt, den mitleidigen Affekt zu erregen. Diejenige Tragödie würde alſo die vollkommenſte ſeyn, in welcher das erregte Mitleid weniger Wirkung des Stoffs als der am beſten benutzten tragiſchen Form iſt. Dieſe mag für das Ideal der Tragödie gelten.

Viele Trauerſpiele, ſonſt voll hoher poetiſcher

Schönheit, ſind dramatiſch tadelhaft, weil ſie den Zweck der Tragödie nicht durch die beſte Benutzung der tragiſchen Form zu erreichen ſuchen; andre ſind es, weil ſie durch die tragiſche Form einen andern Zweck als den der Tragödie erreichen. Nicht wenige unſrer beliebteſten Stücke rühren uns einzig des Stoffes wegen, und wir ſind großmüthig oder unaufmerkſam genug, dieſe Eigenſchaft der Materie dem ungeſchickten Künſtler als Verdienſt anzurechnen. Bey andern ſcheinen wir uns der Abſicht gar nicht zu erinnern, in welcher uns der Dichter im Schauſpielhauſe verſammelt hat, und, zufrieden, durch glänzende Spiele der Einbildungskraft und des Witzes angenehm unterhalten zu ſeyn, bemerken wir nicht einmal, daß wir ihn mit kaltem Herzen verlaſſen. Soll die ehrwürdige Kunſt, (denn das iſt ſie, die zu dem göttlichen Theil unſers Weſens ſpricht) ihre Sache durch ſolche Kämpfer vor ſolchen Kampfrichtern führen? — Die Genügſamkeit des Publikums iſt nur ermunternd für die Mittelmäßigkeit, aber beſchimpfend und abſchreckend für das Genie.

Zerſtreute Betrachtungen
über verſchiedene
# äſthetiſche Gegenſtände.*)

Alle Eigenſchaften der Dinge, wodurch ſie äſthetiſch werden können, laſſen ſich unter viererley Klaſſen bringen, die ſowohl nach ihrer objektiven Verſchiedenheit, als nach ihrer verſchiednen ſubjektiven Beziehung, auf unſer leidendes oder thätiges Vermögen ein nicht blos der Stärke ſondern auch dem Werth nach verſchiedenes Wohlgefallen wirken, und für den Zweck der ſchönen Künſte auch von ungleicher Brauchbarkeit ſind; nämlich das Angenehme, das Gute, das Erhabene und das Schöne. Unter dieſen iſt das Erhabene und Schöne allein der Kunſt eigen. Das Angenehme iſt ihrer nicht würdig, und das Gute iſt wenigſtens nicht ihr Zweck; denn der Zweck der Kunſt iſt zu vergnügen, und das Gute, ſey es theoretiſch oder praktiſch, kann und darf der Sinnlichkeit nicht als Mittel dienen.

---

*) Anmerkung des Herausgebers. Dieſer Aufſaz erſchien zuerſt im fünften Stück der Neuen Thalia vom Jahr 1793.

Das Angenehme vergnügt blos die Sinne, und unterſcheidet ſich darin von dem Guten, welches der bloßen Vernunft gefällt. Es gefällt durch ſeine Materie, denn nur der Stoff kann den Sinn afficiren, und Alles, was Form iſt, nur der Vernunft gefallen.

Das Schöne gefällt zwar durch das Medium der Sinne, wodurch es ſich vom Guten unterſcheidet, aber es gefällt durch ſeine Form der Vernunft, wodurch es ſich vom Angenehmen unterſcheidet. Das Gute, kann man ſagen, gefällt durch die bloße vernunftgemäße Form, das Schöne durch vernunftähnliche Form, das Angenehme durch gar keine Form. Das Gute wird gedacht, das Schöne betrachtet, das Angenehme blos gefühlt. Jenes gefällt im Begriff, das zweyte in der Anſchauung, das dritte in der materiellen Empfindung.

Der Abſtand zwiſchen dem Guten und dem Angenehmen fällt am meiſten in die Augen. Das Gute erweitert unſre Erkenntniß, weil es einen Begriff von ſeinem Objekt verſchafft, und vorausſetzt; der Grund unſers Wohlgefallens liegt in dem Gegenſtand, wenn gleich das Wohlgefallen ſelbſt ein Zuſtand iſt, in dem wir uns befinden. Das Angenehme hingegen bringt gar kein Erkenntniß ſeines Objektes hervor und gründet ſich auch auf keines. Es iſt blos dadurch angenehm, daß es empfunden wird, und ſein Begriff verſchwindet gänzlich, ſobald wir uns die Affectibilität der Sinne hinwegdenken, oder ſie auch nur verändern. Einem Menſchen, der Froſt empfindet, iſt eine warme Luft angenehm; eben dieſer Menſch aber wird in der Sommerhitze einen kühlenden Schatten ſuchen. In beyden Fällen aber wird man geſtehen, hat er richtig geurtheilt. Das Objektive iſt von uns völlig unabhängig, und was uns heute wahr, zweckmäßig, vernünftig vorkommt, wird uns (vorausgeſezt, daß wir heute richtig geurtheilt haben) auch in zwanzig Jahren eben ſo erſcheinen. Unſer Urtheil über das Angenehme ändert ſich ab, ſo wie ſich unſere Lage gegen ſein Objekt verändert. Es iſt alſo keine Eigenſchaft des Objekts, ſondern entſteht erſt aus dem Verhältniß eines Objekts zu unſern Sinnen — denn die Beſchaffenheit des Sinnes iſt eine nothwendige Bedingung deſſelben.

Das Gute hingegen iſt ſchon aus, ehe es vorgeſtellt und empfunden wird. Die Eigenſchaft, durch die es gefällt, beſteht vollkommen für ſich ſelbſt, ohne unſer Subjekt nöthig zu haben, wenn gleich unſer Wohlgefallen an demſelben auf einer Empfänglichkeit unſers Weſens ruht. Das Angenehme, kann man daher ſagen, iſt nur, weil es empfunden wird; das Gute hingegen wird empfunden, weil es iſt.

Der Abſtand des Schönen von dem Angenehmen fällt, ſo groß er auch übrigens iſt, weniger in die Augen. Es iſt darin dem Angenehmen gleich, daß es immer den Sinnen muß vorgehalten werden, daß es nur in der Erſcheinung gefällt. Es iſt ihm ferner darin gleich, daß es keine Erkenntniß von ſeinem Objekt verſchafft, noch voraus ſetzt. Es unterſcheidet ſich aber wieder ſehr von dem Angenehmen, weil es durch die Form ſeiner Erſcheinung, nicht durch die materielle Empfindung gefällt. Es gefällt zwar dem vernünftigen Subjekt blos, inſofern daſſelbe zugleich ſinnlich iſt; aber es gefällt auch dem ſinnlichen nur, inſofern daſſelbe zugleich vernünftig iſt. Es gefällt nicht blos dem Individuum, ſondern der Gattung, und ob es gleich nur durch ſeine Beziehung auf ſinnlich-vernünftige Weſen Exiſtenz erhält, ſo iſt es doch von allen empiriſchen Beſtimmungen der Sinnlichkeit unabhängig, und es bleibt daſſelbe, auch wenn ſich die Privatbeſchaffenheit der Subjekte verändert. Das Schöne hat alſo eben das mit dem Guten gemein, worin es von dem Angenehmen abweicht, und geht eben da von dem Guten ab, wo es ſich dem Angenehmen nähert.

Unter dem Guten iſt dasjenige zu verſtehen, worin die Vernunft eine Angemeſſenheit zu ihren, theoretiſchen oder praktiſchen, Geſetzen erkennt. Es kann aber der nämliche Gegenſtand mit der theoretiſchen Vernunft vollkommen zuſammenſtimmen, und doch der praktiſchen im höchſten Grad widerſprechend ſeyn. Wir können den Zweck einer Unternehmung mißbilligen, und doch die Zweckmäßigkeit in derſelben bewundern. Wir können die Genüſſe verachten, die der Wollüſtling zum Ziel ſeines Lebens macht, und doch ſeine Klugheit in der Wahl der Mittel und die Conſequenz ſeiner Grundſätze loben. Was uns blos durch ſeine Form gefällt, iſt gut, und es iſt abſolut und ohne Bedingung gut, wenn ſeine Form zugleich auch ſein Inhalt iſt. Auch das Gute iſt ein Objekt der Empfindung, aber keiner unmittelbaren, wie das Angenehme, und auch keiner gemiſchten, wie das Schöne. Es erregt nicht Begierde, wie das erſte, und nicht Neigung, wie das zweyte. Die reine Vorſtellung des Guten kann nur Achtung einflößen.

Nach Feſtſetzung des Unterſchiedes zwiſchen dem Angenehmen, dem Guten und dem Schönen leuchtet ein, daß ein Gegenſtand häßlich, unvollkommen, ja ſogar moraliſch verwerflich, und doch angenehm ſeyn, doch den Sinnen gefallen könne; daß ein Gegenſtand die Sinne empören und doch gut ſeyn, doch der Vernunft gefallen könne; daß ein Gegenſtand ſeinem innern Weſen nach das moraliſche Gefühl empören, und doch in der Betrachtung gefallen, doch ſchön ſeyn könne. Die Urſache iſt, weil bey allen dieſen verſchiedenen Vorſtellungen ein anderes Vermögen des Gemüths und auf eine andere Art intereſſirt iſt.

Aber hiermit iſt die Klaſſifikation der äſthetiſchen Prädikate noch nicht erſchöpft; denn es gibt Gegenſtände, die zugleich häßlich, den Sinnen widrig und ſchrecklich, unbefriedigend für den Verſtand und in der moraliſchen Schätzung gleichgültig ſind, und die doch gefallen, ja die in ſo hohem Grad gefallen, daß wir gern das Vergnügen der Sinne, und des Verſtandes aufopfern, um uns den Genuß derſelben zu verſchaffen.

Nichts iſt reizender in der Natur als eine ſchöne Landſchaft in der Abendröthe. Die reiche Mannichfaltigkeit und der milde Umriß der Geſtalten, das unendlich wechſelnde Spiel des Lichts, der leichte Flor, der die fernen Objekte umkleidet, alles wirkt zuſammen, unſere Sinne zu ergetzen. Das ſanfte Geräuſch eines Waſſerfalls, das Schlagen der Nachtigallen, eine angenehme Muſik ſoll dazu kommen, unſer Vergnügen zu vermehren. Wir ſind aufgelöst in ſüße Empfindungen von Ruhe, und indem unſere Sinne von der Harmonie der Farben, der Geſtalten und Töne auf das Angenehmſte gerührt werden, ergetzt ſich das Gemüth an einem leichten und geiſtreichen Ideengang, und das Herz an einem Strom von Gefühlen.

Auf einmal erhebt ſich ein Sturm, der den Himmel und die ganze Landſchaft verfinſtert, der alle andere Töne überſtimmt oder ſchweigen macht, und uns alle jene Vergnügungen plötzlich raubt. Pechſchwarze Wolken umziehen den Horizont, betäubende Donnerſchläge fallen nieder, Blitz folgt auf Blitz, und unſer Geſicht wie unſer Gehör wird auf das Widrigſte gerührt. Der Blitz leuchtet nur, um uns das Schreckliche der Nacht deſto ſichtbarer zu machen; wir ſehen, wie er einſchlägt, ja wir fangen an zu fürchten, daß er auch uns treffen möchte. Nichts deſtoweniger werden wir glauben, bey dem Tauſch eher gewonnen als verloren zu haben, diejenigen Perſonen ausgenommen, denen die Furcht alle Freyheit des Urtheils raubt. Wir werden von dieſem furchtbaren Schauſpiel, das unſre Sinne zurückſtößt, von einer Seite mit Macht angezogen, und verweilen uns bey demſelben mit einem Gefühl, das man zwar nicht eigentliche Luſt nennen kann, aber der Luſt oft weit vorzieht. Nun iſt aber dieſes Schauſpiel der Natur eher verderblich als gut, (wenigſtens hat man gar nicht nöthig an die Nutzbarkeit eines Gewitters zu denken, um an dieſer Naturerſcheinung Gefallen zu finden), es iſt eher häßlich, als ſchön, denn Finſterniß kann als Beraubung aller Vorſtellungen, die das Licht verſchafft, nie gefallen, und die plötzliche Lufterſchütterung durch den Donner, ſo wie die plötzliche Lufterleuchtung durch den Blitz widerſprechen einer nothwendigen Bedingung aller Schönheit, die nichts Abruptes, nichts Gewaltſames verträgt. Ferner iſt dieſe Naturerſcheinung den bloßen Sinnen eher ſchmerzhaft als annehmlich, weil die Nerven des Geſichts und des Gehörs durch die plötzliche Abwechſlung von Dunkelheit und Licht, von dem Knallen des Donners zur Stille peinlich angeſpannt und dann eben ſo gewaltſam wieder erſchlafft werden. Und trotz allen dieſen Urſachen des Mißfallens iſt ein Gewitter für den, der es nicht fürchtet, eine anziehende Erſcheinung.

Ferner. Mitten in einer grünen und lachenden Ebene ſoll ein unbewachſener wilder Hügel hervorragen, der dem Auge einen Theil der Ausſicht entzieht. Jeder wird dieſen Erdhaufen hinweg wünſchen, als etwas, das die Schönheit der ganzen Landſchaft verunſtaltet. Nun laſſe man in Gedanken dieſen Hügel immer höher und höher werden, ohne das Geringſte an ſeiner übrigen Form zu verändern, ſo daß daſſelbe Verhältniß zwiſchen ſeiner Breite und Höhe auch noch im Großen beybehalten wird. Anfangs wird das Mißvergnügen über ihn zunehmen, weil ihn ſeine zunehmende Größe nur bemerkbarer, nur ſtörender macht. Man fahre aber fort, ihn bis über die doppelte Höhe eines Thurmes zu vergrößern, ſo wird das Mißvergnügen über ihn ſich unmerklich verlieren, und einem ganz andern Gefühle Platz machen. Iſt er endlich ſo hoch hinaufgeſtiegen, daß es dem Auge beynahe unmöglich wird, ihn in ein einziges Bild zuſammen zu faſſen, ſo iſt er uns mehr werth, als die ganze ſchöne Ebene um ihn her, und wir würden den Eindruck, den er auf uns macht, ungern mit einem andern noch ſo ſchönen vertauſchen. Nun gebe man in Gedanken dieſem Berg eine ſolche Neigung, daß es ausſieht, als wenn er alle Augenblicke herabſtürzen wollte, ſo wird das vorige Gefühl ſich mit einem andern vermiſchen; Schrecken wird ſich damit verbinden, aber der Gegenſtand ſelbſt wird nur deſto anziehender ſeyn. Geſetzt aber, man könnte dieſen ſich neigenden Berg durch einen andern unterſtützen, ſo würde ſich der Schrecken und mit ihm ein großer Theil unſers Wohlgefallens verlieren. Geſetzt ferner, man ſtellte dicht an dieſen Berg vier bis fünf andre, davon jeder um den vierten oder fünften Theil niedriger wäre, als der zunächſt auf ihn folgende, ſo würde das erſte Gefühl, das uns ſeine Größe einflößte, merklich geſchwächt werden — etwas Aehnliches würde geſchehen, wenn man den Berg ſelbſt in zehn oder zwölf gleichförmige Abſätze theilte; auch wenn man ihn durch künſtliche Anlagen verzierte. Mit dieſem Berge haben wir nun anfangs keine andre Operation vorgenommen, als daß wir ihn, ganz wie er war, ohne ſeine Form zu verändern, größer machten, und durch dieſen einzigen Umſtand wurde er aus einem gleichgültigen, ja ſogar widerwärtigen Gegenſtand in einen Gegenſtand des Wohlgefallens verwandelt. Bey der zweyten Operation haben wir dieſen großen Gegenſtand zugleich in ein Objekt des Schreckens verwandelt, und dadurch das Wohlgefallen an ſeinem Anblick vermehrt. Bey den übrigen damit vorgenommenen Operationen haben wir das Schreckenerregende ſeines Anblicks vermindert, und dadurch das Vergnügen geſchwächt. Wir haben die Vorſtellung ſeiner Größe ſubjectiv verringert, theils dadurch, daß wir die Aufmerkſamkeit des Auges zertheilten, theils dadurch, daß wir demſelben in den daneben geſtellten kleinern Bergen ein Maß verſchafften, womit es die Größe des Berges deſto leichter beherrſchen konnte. Größe und Schreckbarkeit können alſo in gewiſſen Fällen für ſich allein eine Quelle von Vergnügen abgeben.

Es gibt in der griechiſchen Fabellehre kein fürchterlicheres und zugleich häßlicheres Bild, als die Furien oder Erinnyen, wenn ſie aus dem Orcus hervorſteigen, einen Verbrecher zu verfolgen. Ein ſcheußlich verzerrtes Geſicht, hagre Figuren, ein Kopf, der ſtatt der Haare mit Schlangen bedeckt iſt, empören unſre Sinne eben ſo ſehr, als ſie unſern Geſchmack beleidigen. Wenn aber dieſe Ungeheuer vorgeſtellt werden, wie ſie den Muttermörder Oreſtes verfolgen. wie ſie die Fackel in ihren Händen ſchwingen, und ihn raſtlos von einem Orte zum andern jagen, bis ſie endlich, wenn die zürnende Gerechtigkeit verſöhnt iſt, in den Abgrund der Hölle verſchwinden, ſo verweilen wir mit einem angenehmen Grauſen bey dieſer Vorſtellung. Aber nicht blos die Gewiſſensangſt eines Verbrechers, welche durch die Furien verſinnlicht wird, ſelbſt ſeine pflichtwidrigen Handlungen, der wirkliche Actus eines Verbrechers, kann uns in der Darſtellung gefallen. Die-

Medea des griechiſchen Trauerſpiels, Clytemneſtra, die ihren Gemahl ermordet, Oreſt, der ſeine Mutter tödtet, erfüllen unſer Gemüth mit einer ſchauerlichen Luſt. Selbſt im gemeinen Leben entdecken wir, daß uns gleichgültige, ja ſelbſt widrige und abſchreckende Gegenſtände zu intereſſiren anfangen, ſobald ſie ſich entweder dem Ungeheuren oder dem Schrecklichen nähern. Ein ganz gemeiner und unbedeutender Menſch fängt an, uns zu gefallen, ſobald eine heftige Leidenſchaft, die ſeinen Werth nicht im Geringſten erhöht, ihn zu einem Gegenſtand der Furcht und des Schreckens macht; ſo wie ein gemeiner, nichtsſagender Gegenſtand für uns eine Quelle der Luſt wird, ſobald wir ihn ſo vergrößern, daß er unſer Faſſungsvermögen zu überſchreiten droht. Ein häßlicher Menſch wird noch häßlicher durch den Zorn, und doch kann er im Ausbruch dieſer Leidenſchaft, ſobald ſie nicht ins Lächerliche, ſondern ins Furchtbare verfällt, gerade noch den meiſten Reiz für uns haben. Selbſt bis zu den Thieren herab gilt dieſe Bemerkung. Ein Stier am Pfluge, ein Pferd am Karren, ein Hund, ſind gemeine Gegenſtände; reizen wir aber den Stier zum Kampfe, ſetzen wir das ruhige Pferd in Wuth, oder ſehen wir einen wüthenden Hund, ſo erheben ſich dieſe Thiere zu äſthetiſchen Gegenſtänden, und wir fangen an, ſie mit einem Gefühle zu betrachten, das an Vergnügen und Achtung grenzt. Der allen Menſchen gemeinſchaftliche Hang zum Leidenſchaftlichen, die Macht der ſympathetiſchen Gefühle, die uns in der Natur zum Anblick des Leidens, des Schreckens, des Entſetzens hintreibt, die in der Kunſt ſoviel Reiz für uns hat, die uns in das Schauſpielhaus lockt, die uns an den Schilderungen groſſer Unglücksfälle ſoviel Geſchmack finden läßt, alles dies beweist für eine vierte Quelle von Luſt, die weder das Angenehme, noch das Gute, noch das Schöne zu erzeugen im Stande ſind.

Alle bisher angeführten Beyſpiele haben etwas Objektives in der Empfindung, die ſie bey uns erregen, mit einander gemein. In allen empfangen wir eine Vorſtellung von **Etwas**, „das entweder unſre „ſinnliche Faſſungskraft oder unſre ſinnliche Widerſtehungskraft überſchreitet, oder zu überſchreiten „droht,“ jedoch ohne dieſe Ueberlegenheit, bis zur Unterdrückung jener beyden Kräfte zu treiben, und ohne die Beſtrebung zum Erkenntniß oder zum Widerſtand in uns niederzuſchlagen. Ein Mannichfaltiges wird uns dort gegeben, welches in Einheit zuſammen zu faſſen unſer anſchauendes Vermögen bis an ſeine Grenzen treibt. Eine Kraft wird uns hier vorgeſtellt, gegen welche die unſrige verſchwindet, die wir aber doch damit zu vergleichen genöthigt werden. Entweder iſt es ein Gegenſtand, der ſich unſerm Anſchauungsvermögen zugleich darbietet und entzieht, und das

Beſtreben zur Vorſtellung weckt, ohne es Befriedigung hoffen zu laſſen; oder es iſt ein Gegenſtand, der gegen unſer Daſeyn ſelbſt feindlich aufzuſtehen ſcheint, uns gleichſam zum Kampf herausfordert, und für den Ausgang beſorgt macht. Eben ſo iſt in allen angeführten Fällen die nämliche Wirkung auf das Empfindungsvermögen ſichtbar. Alle ſetzen das Gemüth in eine unruhige Bewegung und ſpannen es an. Ein gewiſſer Ernſt, der bis zur Feyerlichkeit ſteigen kann, bemächtigt ſich unſrer Seele, und indem ſich in den ſinnlichen Organen deutliche Spuren von Beängſtigung zeigen, ſinkt der nachdenkende Geiſt in ſich ſelbſt zurück, und ſcheint ſich auf ein erhöhtes Bewuſſtſeyn ſeiner ſelbſtſtändigen Kraft und Würde zu ſtützen. Dieſes Bewuſſtſeyn muß ſchlechterdings überwiegend ſeyn, wenn das Große oder das Schreckliche einen äſthetiſchen Werth für uns haben ſoll. Weil ſich nun das Gemüth bey ſolchen Vorſtellungen begeiſtert und über ſich ſelbſt gehoben fühlt, ſo bezeichnet man ſie mit dem Namen des Erhabenen, ob gleich den Gegenſtänden ſelbſt objektiv nichts Erhabenes zukommt, und es alſo wohl ſchicklicher wäre, ſie erhebend zu nennen.

Wenn ein Objekt erhaben heißen ſoll, ſo muß es ſich unſern ſinnlichen Vermögen entgegenſetzen. Es laſſen ſich aber überhaupt zwey verſchiedene Verhältniſſe denken, in welchen die Dinge zu unſrer Sinnlichkeit ſtehen können, und dieſen gemäß muß es auch zwey verſchiedene Arten des Widerſtandes geben. Entweder werden ſie als Objekte betrachtet, von denen wir uns ein Erkenntniß verſchaffen wollen, oder ſie werden als eine Macht angeſehen, mit der wir die unſrige vergleichen. Nach dieſer Eintheilung gibt es auch zwey Gattungen des Erhabenen, das Erhabene der Erkenntniß und das Erhabene der Kraft.

Nun tragen aber die ſinnlichen Vermögen nichts weiter zur Erkenntniß bey, als daß ſie den gegebenen Stoff auffaſſen und das Mannichfaltige deſſelben im Raum und in der Zeit aneinander ſetzen. Dieſes Mannichfaltige zu unterſcheiden, und zu ſortiren, iſt das Geſchäft des Verſtandes, nicht der Einbildungskraft. Für den Verſtand allein gibt es ein Verſchiedenes, für die Einbildungskraft (als Sinn) blos ein Gleichartiges, und es iſt alſo blos die Menge des Gleichartigen (die Quantität, nicht die Qualität), was bey der ſinnlichen Auffaſſung der Erſcheinungen einen Unterſchied machen kann. Soll alſo das ſinnliche Vorſtellungvermögen an einem Gegenſtand erliegen, ſo muß dieſer Gegenſtand durch ſeine Quantität für die Einbildungskraft überſteigend ſeyn. Das Erhabene der Erkenntniß beruht demnach auf der Zahl oder der Größe, und kann darum auch das mathematiſche heißen. *)

---

*) Siehe Kants Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft.

Von der äſthetiſchen Größenſchätzung.

Ich kann mir von der Quantität eines Gegenſtandes vier, von einander ganz verſchiedene, Vorſtellungen machen.

Der Thurm, den ich vor mir ſehe, iſt eine Größe.

Er iſt zweyhundert Ellen hoch.

Er iſt hoch.

Er iſt ein hoher (erhabener) Gegenſtand.

Es leuchtet in die Augen, daß durch jedes dieſer viererley Urtheile, welche ſich doch ſämmtlich auf die Quantität des Thurms beziehen, etwas ganz Verſchiedenes ausgeſagt wird. In den beyden erſten Urtheilen wird der Thurm blos als ein Quantum (als eine Größe) in den zwey übrigen wird er als ein Magnum (als etwas Großes) betrachtet.

Alles, was Theile hat, iſt ein Quantum. Jede Anſchauung, jeder Verſtandesbegriff hat eine Größe, ſo gewiß dieſer eine Sphäre und jene einen Inhalt hat. Die Quantität überhaupt kann alſo nicht gemeint ſeyn, wenn man von einem Größenunterſchied unter den Objekten redet. Die Rede iſt hier von einer ſolchen Quantität, die einem Gegenſtande vorzugsweiſe zukommt, d. h. die nicht blos ein Quantum, ſondern zugleich ein Magnum iſt.

Bey jeder Größe denkt man ſich eine Einheit, zu welcher mehrere gleichartige Theile verbunden ſind. Soll alſo ein Unterſchied zwiſchen Größe und Größe Statt finden, ſo kann er nur darin liegen, daß in der einen mehr, in der andern weniger Theile zur Einheit verbunden ſind, oder, daß die eine nur einen Theil in der andern ausmacht. Dasjenige Quantum, welches ein andres Quantum als Theil in ſich enthält, iſt gegen dieſes Quantum ein Magnum.

Unterſuchen, wie oft ein beſtimmtes Quantum in einem andern enthalten iſt, heißt dieſes Quantum meſſen, (wenn es ſtetig), oder es zählen, (wenn es nicht ſtetig iſt). Auf die zum Maß genommene Einheit kommt es alſo jederzeit an, ob wir einen Gegenſtand als ein Magnum betrachten ſollen, d. h. alle Größe iſt ein Verhältnißbegriff.

Gegen ihr Maß gehalten, iſt jede Größe ein Magnum, und noch mehr iſt ſie es gegen das Maß ihres Maßes, mit welchem verglichen dieſes ſelbſt wieder ein Magnum iſt. Aber ſo, wie es herabwärts geht, geht es auch aufwärts. Jedes Magnum iſt wieder klein, ſobald wir es uns in einem andern enthalten denken, und wo gibt es hier eine Grenze, da wir jede noch ſo große Zahlreihe mit ſich ſelbſt wieder multipliziren können?

Auf dem Wege der Meſſung können wir alſo zwar auf die komparative, aber nie auf die abſolute Größe ſtoßen, auf diejenige nämlich, welche in keinem andern Quantum mehr enthalten ſeyn kann, ſondern alle andere Größen unter ſich befaſſt. Nichts würde uns ja hindern, daß dieſelbe Verſtandeshandlung, die uns eine ſolche Größe lieferte, uns auch das Duplum derſelben lieferte, weil der Verſtand ſucceſſiv verfährt, und, von Zahlbegriffen geleitet, ſeine Syntheſe ins Unendliche fortſetzen kann. So lange ſich noch beſtimmen läſſt, wie groß ein Gegenſtand ſey, iſt er noch nicht (ſchlechthin) groß, und kann durch dieſelbe Operation der Vergleichung zu einem ſehr kleinen herabgewürdigt werden. Dieſem nach könnte es in der Natur nur eine einzige Größe per excellentiam geben, nämlich das unendliche Ganze der Natur ſelbſt, dem aber nie eine Anſchauung entſprechen, und deſſen Syntheſis in keiner Zeit vollendet werden kann. Da ſich das Reich der Zahl nie erſchöpfen läſſt, ſo müſſte es der Verſtand ſeyn, der ſeine Syntheſis endigt. Er ſelbſt müſſte irgend eine Einheit als höchſtes und äußerſtes Maß aufſtellen, und was darüber hinausragt, ſchlechthin für groß erklären.

Dies geſchieht auch wirklich, wenn ich von dem Thurm, der vor mir ſteht, ſage, er ſey hoch, ohne ſeine Höhe zu beſtimmen. Ich gebe hier kein Maß der Vergleichung, und doch kann ich dem Thurm die abſolute Größe nicht zuſchreiben, da mich gar nichts hindert, ihn noch größer anzunehmen. Mir muß alſo ſchon durch den bloßen Anblick des Thurmes ein äußerſtes Maß gegeben ſeyn, und ich muß mir einbilden können, durch meinen Ausdruck: dieſer Thurm iſt hoch, auch jedem andern dieſes äußerſte Maß vorgeſchrieben zu haben. Dieſes Maß liegt alſo ſchon in dem Begriffe eines Thurmes, und es iſt kein andres, als der Begriff ſeiner Gattungsgröße.

Jedem Dinge iſt ein gewiſſes Maximum der Größe entweder durch ſeine Gattung, (wenn es ein Werk der Natur iſt), oder (wenn es ein Werk der Freyheit iſt), durch die Schranken der ihm zu Grunde liegenden Urſache und durch ſeinen Zweck vorgeſchrieben. Bey jeder Wahrnehmung von Gegenſtänden wenden wir, mit mehr oder weniger Bewußtſeyn, dieſes Größenmaß an; aber unſre Empfindungen ſind ſehr verſchieden, je nachdem das Maß, welches wir zum Grund legen, zufälliger oder nothwendiger iſt. Ueberſchreitet ein Objekt den Begriff ſeiner Gattunggröße, ſo wird es uns gewiſſermaßen in Verwundrung ſetzen. Wir werden überraſcht, und unſre Erfahrung erweitert ſich, aber inſofern wir an dem Gegenſtand ſelbſt kein Intereſſe nehmen, bleibt es blos bey dieſem Gefühle einer übertroffenen Erwartung. Wir haben jenes Maß nur aus einer Reihe von Erfahrungen abgezogen, und es iſt gar keine Nothwendigkeit vorhanden, daß es immer zutreffen muß. Ueberſchreitet hingegen ein Erzeugniß der Freyheit den Begriff, den wir uns von den Schranken ſeiner Urſache machten, ſo werden wir ſchon eine gewiſſe Bewunderung empfinden. Es iſt hier nicht blos die übertroffene Erwartung, es iſt zugleich eine Entledigung von Schranken, was uns bey einer ſolchen Erfahrung überraſcht. Dort blieb unſre Aufmerkſamkeit blos bey dem Produkte ſtehen, das an ſich ſelbſt gleichgültig war; hier wird ſie auf die hervorbringende Kraft hingezogen, welche moraliſch oder doch einem moraliſchen Weſen angehörig iſt, und uns alſo nothwendig intereſſiren muß. Dieſes Intereſſe wird in eben dem Grade ſteigen, als die Kraft, welche das wirkende Principium ausmachte, edler und wichtiger, und die Schranke, welche wir überſchritten finden, ſchwerer zu überwinden iſt. Ein Pferd von ungewöhnlicher Größe wird uns angenehm befremden, aber noch mehr der geſchickte und ſtarke Reiter, der es bändigt. Sehen wir ihn nun gar mit dieſem Pferd über einen breiten und tiefen Graben ſetzen, ſo erſtaunen wir, und iſt es eine feindliche Fronte, gegen welche wir ihn losſprengen ſehen, ſo geſellt ſich zu dieſem Erſtaunen Achtung, und es geht in Bewundrung über. In dem letztern Fall behandeln wir ſeine Handlung als eine dynamiſche Größe, und wenden unſern Begriff von menſchlicher Tapferkeit als Maßſtab darauf an, wo es nun darauf ankommt, wie wir uns ſelbſt fühlen, und was wir als äußerſte Grenze der Herzhaftigkeit betrachten.

Ganz anders hingegen verhält es ſich, wenn der

Größenbegriff des Zwecks überſchritten wird. Hier legen wir keinen empiriſchen und zufälligen, ſondern einen rationalen und alſo nothwendigen Maßſtab zum Grunde, der nicht überſchritten werden kann, ohne den Zweck des Gegenſtandes zu vernichten. Die Größe eines Wohnhauſes iſt einzig durch ſeinen Zweck beſtimmt; die Größe eines Thurms kann blos durch die Schranken der Architektur beſtimmt ſeyn. Finde ich daher das Wohnhaus für ſeinen Zweck zu groß, ſo muß es mir nothwendig mißfallen. Finde ich hingegen den Thurm meine Idee von Thurmhöhen überſteigend, ſo wird er mich nur deſto mehr ergetzen. Warum? Jenes iſt ein Widerſpruch, dieſes nur eine unerwartete Uebereinſtimmung mit dem, was ich ſuche. Ich kann es mir ſehr wohl gefallen laſſen, daß eine Schranke erweitert, aber nicht, daß eine Abſicht verfehlt wird.

Wenn ich nun von einem Gegenſtand ſchlechtweg ſage, er ſey groß, ohne hinzuzuſetzen, wie groß er ſey, ſo erkläre ich ihn dadurch gar nicht für etwas abſolut Großes, dem kein Maßſtab gewachſen iſt; ich verſchweige blos das Maß, dem ich ihn unterwerfe, in der Vorausſetzung, daß es in ſeinem bloßen Begriff ſchon enthalten ſey. Ich beſtimme ſeine Größe zwar nicht ganz, nicht gegen alle denkbaren Dinge, aber doch zum Theil, und gegen eine gewiſſe Klaſſe von Dingen, alſo doch immer objektiv und logiſch, weil ich ein Verhältniß ausſage, und nach einem Begriffe verfahre.

Dieſer Begriff kann aber empiriſch, alſo zufällig ſeyn, und mein Urtheil wird in dieſem Fall nur ſubjektive Gültigkeit haben. Ich mache vielleicht zur Gattunggröße, was nur die Größe gewiſſer Arten iſt; ich erkenne vielleicht für eine objektive Grenze, was nur die Grenze meines Subjekts iſt, ich lege vielleicht der Beurtheilung meinen Privatbegriff von dem Gebrauch und dem Zweck eines Dinges unter. Der Materie nach kann alſo meine Größenſchätzung ganz ſubjektiv ſeyn, ob ſie gleich der Form nach objektiv, d. i. wirkliche Verhältnißbeſtimmung iſt. Der Europäer hält den Patagonen für einen Rieſen, und ſein Urtheil hat auch volle Gültigkeit bey demjenigen Völkerſtamm, von dem er ſeinen Begriff menſchlicher Größe entlehnte; in Patagonien hingegen wird er Widerſpruch finden. Nirgends wird man den Einfluß ſubjektiver Gründe auf die Urtheile der Menſchen mehr gewahr, als bey ihrer Größenſchätzung, ſowol bey körperlichen als bey unkörperlichen Dingen. Jeder Menſch, kann man annehmen, hat ein gewiſſes Kraft- und Tugendmaß in ſich, wornach er ſich bey der Größenſchätzung moraliſcher Handlungen richtet. Der Geizhals wird das Geſchenk eines Guldens für eine ſehr große Anſtrengung ſeiner Freygebigkeit halten, wenn der Großmüthige mit der dreyfachen Summe noch zu wenig zu geben glaubt. Der Menſch von gemeinem Schlag hält ſchon das Nichtbetrügen für einen großen Beweis ſeiner Ehrlichkeit; ein Andrer von zartem Gefühl trägt manchmal Bedenken, einen erlaubten Gewinn zu nehmen.

Obgleich in allen dieſen Fallen das Maß ſubjektiv iſt, ſo iſt die Meſſung ſelbſt immer objektiv; denn man darf nur das Maß allgemein machen, ſo wird die Größenbeſtimmung allgemein eintreffen. So verhält es ſich wirklich mit den objektiven Maßen, die im allgemeinen Gebrauche ſind, ob ſie gleich alle einen ſubjektiven Urſprung haben, und von dem menſchlichen Körper hergenommen ſind.

Alle vergleichende Größenſchätzung aber, ſie mag nun idealiſch oder körperlich, ſie mag ganz oder nur zum Theil beſtimmend ſeyn, führt nur zur relativen und niemals zur abſoluten Größe; denn wenn ein Gegenſtand auch wirklich das Maß überſteigt, welches wir als ein höchſtes und äußerſtes annehmen, ſo kann ja immer noch gefragt werden, *um wie viel mal* er es überſteige. Er iſt zwar ein Großes gegen ſeine Gattung, aber noch nicht das Größtmögliche, und wenn die Schranke einmal überſchritten iſt, ſo kann ſie ins Unendliche fort überſchritten werden. Nun ſuchen wir aber die abſolute Größe, weil dieſe allein den Grund eines *Vorzugs* in ſich enthalten kann, da alle komparative Größen, als ſolche betrachtet, einander gleich ſind. Weil nichts den Verſtand nöthigen kann, in ſeinem Geſchäfte ſtill zu ſtehen, ſo muß es die Einbildungskraft ſeyn, welche demſelben eine Grenze ſetzt. Mit andern Worten: Die Größenſchätzung muß aufhören logiſch zu ſeyn, ſie muß äſthetiſch verrichtet werden.

Wenn ich eine Größe logiſch ſchätze, ſo beziehe ich ſie immer auf mein Erkenntnißvermögen; wenn ich ſie äſthetiſch ſchätze, ſo beziehe ich ſie auf mein Empfindungvermögen. Dort erfahre ich etwas von dem Gegenſtand, hier hingegen erfahre ich blos an mir ſelbſt etwas, auf Veranlaſſung der vorgeſtellten Größe des Gegenſtandes. Dort erblicke ich etwas außer mir, hier etwas in mir. Ich meſſe alſo auch eigentlich nicht mehr, ich ſchätze keine Größe mehr, ſondern ich ſelbſt werde mir augenblicklich zu einer Größe, und zwar zu einer unendlichen. Derjenige Gegenſtand, der mich mir ſelbſt zu einer unendlichen Größe macht, heißt erhaben.

Das Erhabene der Größe iſt alſo keine objektive Eigenſchaft des Gegenſtandes, dem es beygelegt wird; es iſt blos die Wirkung unſers eigenen Subjekts auf Veranlaſſung jenes Gegenſtandes. Es entſpringt eines Theils aus dem vorgeſtellten Unvermögen der Einbildungkraft, die, von der Vernunft als Forderung aufgeſtellte Totalität in Darſtellung der Größe zu erreichen, andern Theils aus dem vorgeſtellten Vermögen der Vernunft, eine ſolche Forderung aufſtellen zu können. Auf das erſte gründet ſich die zurückſtoſſende, auf das zweyte die anziehende Kraft des Großen und des Sinnlich-Unendlichen.

Obgleich aber das Erhabene eine Erſcheinung iſt, welche erſt in unſerm Subjekt erzeugt wird, ſo muß doch in den Objekten ſelbſt der Grund enthalten ſeyn, warum gerade nur dieſe und keine andere Objekte uns zu dieſem Gebrauch Anlaß geben. Und weil wir ferner bey unſerm Urtheil das Prädikat des Erhabenen in den Gegenſtand legen, (wodurch wir andeuten, daß wir dieſe Verbindung nicht blos willkürlich vornehmen, ſondern dadurch ein Geſetz für Jedermann aufzuſtellen meinen) ſo muß in unſerm Subjekt ein nothwendiger Grund enthalten ſeyn, warum wir von einer gewiſſen Klaſſe von Gegenſtänden gerade dieſen und keinen andern Gebrauch machen.

Es gibt demnach innere und gibt äußere nothwendige Bedingungen des Mathematiſcherhabenen. Zu jenen gehört ein gewiſſes beſtimmtes Verhältniß zwiſchen Vernunft und Einbildungkraft, zu dieſen ein beſtimmtes Verhältniß des angeſchauten Gegenſtandes zu unſerm äſthetiſchen Größenmaß.

Sowol die Einbildungkraft als die Vernunft müſſen ſich mit einem gewiſſen Grad von Stärke äußern, wenn das Große uns rühren ſoll. Von der Einbildungkraft wird verlangt, daß ſie ihr ganzes Comprehenſionvermögen zu Darſtellung der Idee des Abſoluten aufbiete, worauf die Vernunft unnachläſſlich dringt.

Iſt die Phantaſie unthätig und träge, oder geht die Tendenz des Gemüths mehr auf Begriffe als auf Anſchauungen, ſo bleibt auch der erhabenſte Gegenſtand blos ein logiſches Objekt, und wird gar nicht vor das äſthetiſche Forum gezogen. Dies iſt der Grund, warum Menſchen von überwiegender Stärke des analytiſchen Verſtandes für das Aeſthetiſchgroße ſelten viel Empfänglichkeit zeigen. Ihre Einbildungkraft iſt entweder nicht lebhaft genug, ſich auf Darſtellung des Abſoluten der Vernunſt auch nur einzulaſſen, oder ihr Verſtand zu geſchäftig, den Gegenſtand ſich zuzueignen, und ihn aus dem Felde der Intuition in ſein diſkurſives Gebiet hinüber zu ſpielen.

Ohne eine gewiſſe Stärke der Phantaſie wird der große Gegenſtand gar nicht äſthetiſch; ohne eine gewiſſe Stärke der Vernunſt hingegen wird der äſthetiſche nicht erhaben. Die Idee des Abſoluten erfordert ſchon eine mehr als gewöhnliche Entwicklung des höhern Vernunſtvermögens, einen gewiſſen Reichthum an Ideen, und eine genauere Bekanntſchaft des Menſchen mit ſeinem edelſten Selbſt. Weſſen Vernunſt noch gar keine Ausbildung empfangen hat, der wird von dem Großen der Sinne nie einen überſinnlichen Gebrauch zu machen wiſſen. Die Vernunſt wird ſich in das Geſchäft gar nicht miſchen, und es wird der Einbildungkraft allein, oder dem Verſtand allein überlaſſen bleiben. Die Einbildungkraft für ſich ſelbſt iſt aber weit entfernt, ſich auf eine Zuſammenfaſſung einzulaſſen, die ihr peinlich wird. Sie begnügt ſich alſo mit der bloßen Auffaſſung und es fällt ihr gar nicht ein, ihren Darſtellungen Allheit geben zu wollen. Daher die ſtupide Unempfindlichkeit, mit der der Wilde im Schoß der erhabenſten Natur und mitten unter den Symbolen des Unendlichen wohnen kann, ohne dadurch aus ſeinem thieriſchen Schlummer geweckt zu werden, ohne auch nur von Weitem den großen Naturgeiſt zu ahnen, der aus dem Sinnlichunermeſſlichen zu einer fühlenden Seele ſpricht.

Was der rohe Wilde mit dummer Gefühlloſigkeit anſtarrt, das flieht der entnervte Weichling als einen Gegenſtand des Grauens, der ihm nicht ſeine Kraft, nur ſeine Ohnmacht zeigt. Sein enges Herz fühlt ſich von großen Vorſtellungen peinlich auseinander geſpannt. Seine Phantaſie iſt zwar reizbar genug, ſich an der Darſtellung des Sinnlichunendlichen zu verſuchen, aber ſeine Vernunft nicht ſelbſtſtändig genug, dieſes Unternehmen mit Erfolg zu endigen. Er will es erklimmen, aber auf halbem Wege ſinkt er ermattet hin. Er kämpft mit dem furchtbarn Genius, aber nur mit irdiſchen, nicht mit unſterblichen Waffen. Dieſer Schwäche ſich bewußt entzieht er ſich lieber einem Anblick, der ihn niederſchlägt, und ſucht Hülfe bey der Tröſterin aller Schwachen, der *Regel*. Kann er ſich ſelbſt nicht aufrichten zu dem Großen der Natur, ſo muß die Natur zu ſeiner kleinen Faſſungskraft herunter ſteigen. Ihre kühnen Formen muß ſie mit künſtlichen vertauſchen, die ihr fremd aber ſeinem verzärtelten Sinne Bedürfniß ſind. Ihren Willen muß ſie ſeinem eiſernen Joch unterwerfen, und in die Feſſeln mathematiſcher Regelmäßigkeit ſich ſchmiegen. So entſteht der ehemalige franzöſiſche Geſchmack in Gärten, der endlich faſt allgemein dem engliſchen gewichen iſt, aber ohne dadurch dem wahren Geſchmack merklich näher zu kommen. Denn der Charakter der Natur iſt eben ſo wenig bloße Mannichfaltigkeit als Einförmigkeit. Ihr geſetzter ruhiger Ernſt verträgt ſich eben ſo wenig mit dieſen ſchnellen und leichtſinnigen Uebergängen, mit welchen man ſie in dem neuen Gartengeſchmack von einer Dekoration zur andern hinüber hüpfen läßt. Sie legt, indem ſie ſich verwandelt, ihre harmoniſche Einheit nicht ab; in beſcheidener Einfalt verbirgt ſie ihre Fülle, und auch in der üppigſten Freyheit ſehen wir ſie das Geſetz der Stetigkeit ehren. *)

---

*) Die Gartenkunſt und die dramatiſche Dichtkunſt haben in neuern Zeiten ziemlich daſſelbe Schickſal, und zwar bey denſelben Nationen, gehabt. Dieſelbe Tyranney der Regel in den franzöſiſchen Gärten und in den franzöſiſchen Tragödien; dieſelbe bunte und wilde Regelloſigkeit in den Parks der Engländer und in ihrem Schakeſpear; und ſo wie der deutſche Geſchmack von jeher das Geſetz von den Ausländern empfangen, ſo mußte er auch in dieſem Stück zwiſchen jenen beyden Extremen hin- und herſchwanken.

Zu den objektiven Bedingungen des Mathematiſcherhabenen gehört fürs Erſte, daß der Gegenſtand, den wir dafür erkennen ſollen, ein Ganzes ausmache und alſo Einheit zeige; fürs Zweyte, daß er uns das höchſte ſinnliche Maß, womit wir alle Größen zu meſſen pflegen, völlig unbrauchbar mache. Ohne das Erſte würde die Einbildungkraft gar nicht aufgefordert werden, eine Darſtellung ſeiner Totalität zu verſuchen; ohne das Zweyte würde ihr dieſer Verſuch nicht verunglücken können.

Der Horizont übertrifft jede Größe, die uns irgend vor Augen kommen kann, denn alle Raumgrößen müſſen ja in demſelben liegen. Nichts deſto weniger bemerken wir, daß oft ein einziger Berg, der ſich darin erhebt, uns einen weit ſtärkern Eindruck des Erhabenen zu geben im Stand iſt, als der ganze Geſichtskreis, der nicht nur dieſen Berg, ſondern noch tauſend andere Größen in ſich faſſt. Das kommt daher, weil uns der Horizont nicht als ein einziges Objekt erſcheint, und wir alſo nicht eingeladen werden, ihn in ein Ganzes der Darſtellung zuſammen zu faſſen. Entfernt man aber aus dem Horizont alle Gegenſtände, welche den Blick insbeſondere auf ſich ziehen, denkt man ſich auf eine weite und ununterbrochene Ebene oder auf die offenbare See, ſo wird der Horizont ſelbſt zu einem Objekt, und zwar zu dem erhabenſten, was dem Auge je erſcheinen kann. Die Kreisfigur des Horizonts trägt zu dieſem Eindruck beſonders viel bey, weil ſie an ſich ſelbſt ſo leicht zu faſſen iſt, und die Einbildungkraft ſich um ſo weniger erwehren kann, die Vollendung derſelben zu verſuchen.

Der äſthetiſche Eindruck der Größe beruht aber darauf, daß die Einbildungkraft die Totalität der Darſtellung an dem gegebenen Gegenſtande fruchtlos verſucht, und dies kann nur dadurch geſchehen, daß das höchſte Größenmaß, welches ſie auf einmal deutlich faſſen kann, ſo vielmal zu ſich ſelbſt addirt, als der Verſtand deutlich zuſammen denken kann, für den Gegenſtand zu klein iſt. Daraus aber ſcheint zu folgen, daß Gegenſtände von gleicher Größe auch einen gleich erhabenen Eindruck machen müſſten, und daß der mindergroße dieſen Eindruck weniger werde hervor bringen können, wogegen doch die Erfahrung ſpricht. Denn nach dieſer erſcheint der Theil nicht ſelten erhabener als das Ganze, der Berg oder der Thurm erhabener als der Himmel, in den er hinaufragt, der Fels erhabener als das Meer, deſſen Wellen ihn umſpühlen. Man muß ſich aber hier der vorhin erwähnten Bedingung erinnern, vermöge welcher der äſthetiſche Eindruck nur dann erfolgt, wenn ſich die Imagination auf Allheit des Gegenſtandes einläſſt. Unterläſſt ſie dieſes bey dem weit größern Gegenſtand, und beobachtet es hingegen bey dem mindergroßen, ſo kann ſie von dem letztern äſthetiſch gerührt, und doch gegen den erſten unempfindlich ſeyn. Denkt ſie ſich aber dieſen als eine Größe, ſo denkt ſie ihn zugleich als Einheit, und dann muß er nothwendig einen verhältnißmäßig ſtärkern Eindruck machen, als er jenen an Größe übertrifft.

Alle ſinnliche Größen ſind entweder im Raum (ausgedehnte Größen) oder in der Zeit (Zahlgrößen). Ob nun gleich jede ausgedehnte Größe zugleich eine Zahlgröße iſt, (weil wir auch das im Raum gegebene in der Zeit auffaſſen müſſen) ſo iſt dennoch die Zahlgröße ſelbſt nur inſofern, als ich ſie in eine Raumgröße verwandle, erhaben. Die Entfernung der Erde vom Sirius iſt zwar ein ungeheures Quantum in der Zeit, und wenn ich ſie in Allheit begreifen will, für meine Phantaſie überſchwänklich; aber ich laſſe mich auch nimmermehr darauf ein, dieſe Zeitgröße anzuſchauen, ſondern helfe mir durch Zahlen, und nur alsdann, wenn ich mich erinnere, daß die höchſte Raumgröße, die ich in Einheit zuſammen faſſen kann, z. B. ein Gebirge dennoch ein viel zu kleines und ganz unbrauchbares Maß für dieſe Entfernung iſt, erhalte ich den erhabenen Eindruck. Das Maß für dieſelbe nehme ich alſo doch von ausgedehnten Größen, und auf das Maß kommt es ja eben an, ob ein Objekt uns groß erſcheinen ſoll.

Das Große im Raum zeigt ſich entweder in Längen oder in Höhen, (wozu auch die Tiefen gehören: denn die Tiefe iſt nur eine Höhe unter uns, ſo wie die Höhe eine Tiefe über uns genannt werden kann.

Daher die lateiniſchen Dichter auch keinen Anſtand nehmen, den Ausdruck profundus auch von Höhen zu gebrauchen:

> ni faceret, maria ac terras coelumque profundum
> quippe ferant rapidi secum. —)

Höhen erſcheinen durchaus erhabener, als gleich groſe Längen, wovon der Grund zum Theil darin liegt, daß ſich das Dynamiſcherhabene mit dem Anblick der erſtern verbindet. Eine bloſe Länge, wie unabſehlich ſie auch ſey, hat gar nichts Furchtbares an ſich, wol aber eine Höhe, weil wir von dieſer herabſtürzen können. Aus demſelben Grund iſt eine Tiefe noch erhabener als eine Höhe, weil die Idee des Furchtbarn ſie unmittelbar begleitet. Soll eine groſe Höhe ſchreckhaft für uns ſeyn, ſo müſſen wir uns erſt hinaufdenken, und ſie alſo in eine Tiefe verwandeln. Man kann dieſe Erfahrung leicht machen, wenn man einen mit Blau untermiſchten bewölkten Himmel in einem Brunnen oder ſonſt in einem dunkeln Waſſer betrachtet, wo ſeine unendliche Tiefe einen ungleich ſchauerlichern Anblick als ſeine Höhe gibt. Daſſelbe geſchieht in noch höherm Grade, wenn man ihn rücklings betrachtet, als wodurch er gleichfalls zu einer Tiefe wird, und, weil er das einzige Objekt iſt, das in das Auge fällt, unſre Einbildungkraft zu Darſtellung ſeiner Totalität unwiderſtehlich nöthigt. Höhen und Tiefen wirken nämlich auch ſchon deßwegen ſtärker auf uns, weil die Schätzung ihrer Größe durch keine Vergleichung geſchwächt wird. Eine Länge hat an dem Horizont immer einen Maßſtab, unter welchem ſie verliert, denn ſoweit ſich eine Länge erſtreckt, ſoweit erſtreckt ſich auch der Himmel. Zwar iſt auch das höchſte Gebirge gegen die Höhe des Himmels klein, aber das lehrt blos der Verſtand, nicht das Auge, und es iſt nicht der Himmel, der durch ſeine Höhe die Berge niedrig macht, ſondern die Berge ſind es, die durch ihre Größe die Höhe des Himmels zeigen.

Es iſt daher nicht blos eine optiſch richtige, ſondern auch eine ſymboliſch wahre Vorſtellung, wenn es heißt, **daß der Atlas den Himmel ſtütze.** So wie nämlich der Himmel ſelbſt auf dem Atlas zu ruhen ſcheint, ſo ruht unſere Vorſtellung von der Höhe des Himmels auf der Höhe des Atlas. Der Berg trägt alſo, in figürlichem Sinne, wirklich den Himmel, denn er hält denſelben für unſre ſinnliche Vorſtellung in der Höhe. Ohne den Berg würde der Himmel fallen, d. h. er würde optiſch von ſeiner Höhe ſinken und erniedriget werden.

Ueber
die äſthetiſche Erziehung des Menſchen,
in einer Reihe von Briefen. *)

Erſter Brief.

Sie wollen mir alſo vergönnen, Ihnen die Reſultate meiner Unterſuchungen über das Schöne und die Kunſt in einer Reihe von Briefen vorzulegen. Lebhaft empfinde ich das Gewicht, aber auch den Reiz und die Würde dieſer Unternehmung. Ich werde von einem Gegenſtande ſprechen, der mit dem beſten Theil unſrer Glückſeligkeit in einer unmittelbaren, und mit dem moraliſchen Adel der menſchlichen Natur in keiner ſehr entfernten Verbindung ſteht. Ich werde die Sache der Schönheit vor einem Herzen führen, das ihre ganze

---

*) Anmerkung des Herausgebers. Dieſe Briefe wurden an den jeztregierenden Herzog von Holſtein-Auguſtenburg geſchrieben, und zuerſt in den Horen vom Jahr 1795 gedruckt.

Macht empfindet und ausübt, und bey einer Unterſuchung, wo man eben ſo oft genöthigt iſt, ſich auf Gefühle als auf Grundſätze zu berufen, den ſchwerſten Theil meines Geſchäfts auf ſich nehmen wird.

Was ich mir als eine Gunſt von Ihnen erbitten wollte, machen Sie großmüthiger Weiſe mir zur Pflicht, und laſſen mir da den Schein eines Verdienſtes, wo ich blos meiner Neigung nachgebe. Die Freyheit des Ganges, welche Sie mir vorſchreiben, iſt kein Zwang, vielmehr ein Bedürfniß für mich. Wenig geübt im Gebrauche ſchulgerechter Formen werde ich kaum in Gefahr ſeyn, mich durch Mißbrauch derſelben an dem guten Geſchmack zu verſündigen. Meine Ideen, mehr aus dem einförmigen Umgange mit mir ſelbſt als aus einer reichen Welterfahrung geſchöpft oder durch Lektüre erworben, werden ihren Urſprung nicht verläugnen, werden ſich eher jedes andern Fehlers als der Sektirerey ſchuldig machen, und eher aus eigner Schwäche fallen, als durch Autorität und fremde Stärke ſich aufrecht erhalten.

Zwar will ich Ihnen nicht verbergen, daß es größtentheils Kantiſche Grundſätze ſind, auf denen die nachfolgenden Behauptungen ruhen werden; aber meinem Unvermögen, nicht jenen Grundſätzen, ſchreiben Sie es zu, wenn Sie im Lauf dieſer Unterſuchungen an irgend eine beſondre philoſophiſche Schule erinnert werden ſollten. Nein, die Freyheit ihres Geiſtes ſoll mir unverletzlich ſeyn. Ihre eigne Empfindung wird mir die Thatſachen hergeben, auf die ich baue; Ihre eigene freye Denkkraft wird die Geſetze diktiren, nach welchen verfahren werden ſoll.

Ueber diejenigen Ideen, welche in dem praktiſchen Theil des Kantiſchen Syſtems die herrſchenden ſind, ſind nur die Philoſophen entzweyt, aber die Menſchen, ich getraue mir es zu beweiſen, von jeher einig geweſen. Man befreye ſie von ihrer techniſchen Form, und ſie werden als die verjährten Anſprüche der gemeinen Vernunft, und als Thatſachen des moraliſchen Inſtinktes erſcheinen, den die weiſe Natur dem Menſchen zum Vormund ſetzte, bis die helle Einſicht ihn mündig macht. Aber eben dieſe techniſche Form, welche die Wahrheit dem Verſtande verſichtbart, verbirgt ſie wieder dem Gefühl; denn leider muß der Verſtand das Objekt des innern Sinns erſt zerſtören, wenn er es ſich zu eigen machen will. Wie der Scheidekünſtler, ſo findet auch der Philoſoph nur durch Auflöſung die Verbindung, und nur durch die Marter der Kunſt das Werk der freywilligen Natur. Um die flüchtige Erſcheinung zu haſchen, muß er ſie in die Feſſeln der Regel ſchlagen, ihren ſchönen Körper in Begriffe zerfleiſchen, und in einem dürftigen Wortgerippe ihren lebendigen Geiſt aufbewahren. Iſt es ein Wunder, wenn ſich das natürliche Gefühl in einem ſolchen Abbild nicht wieder findet, und die Wahrheit in dem Berichte des Analyſten als ein Paradoxon erſcheint?

Laſſen Sie daher auch mir einige Nachſicht zu Statten kommen, wenn die nachfolgenden Unterſuchungen ihren Gegenſtand, indem ſie ihn dem Verſtande zu nähern ſuchen, den Sinnen entrücken ſollten. Was dort von moraliſchen Erfahrungen gilt, muß in einem noch höhern Grade von der Erſcheinung der Schönheit gelten. Die ganze Magie derſelben beruht auf ihrem Geheimniß, und mit dem nothwendigen Bund ihrer Elemente iſt auch ihr Weſen aufgehoben.

Zweyter Brief.

Aber ſollte ich von der Freyheit, die mir von Ihnen verſtattet wird, nicht vielleicht einen beſſern Gebrauch machen können, als Ihre Aufmerkſamkeit auf dem Schauplatz der ſchönen Kunſt zu beſchäftigen? Iſt es nicht wenigſtens außer der Zeit, ſich nach einem Geſetzbuch für die äſthetiſche Welt umzuſehen, da die Angelegenheiten der moraliſchen ein ſoviel näheres Intereſſe darbieten, und der philoſophiſche Unterſuchunggeiſt durch die Zeitumſtände ſo nachdrücklich aufgefordert wird, ſich mit dem vollkommenſten aller Kunſtwerke, mit dem Bau einer wahren politiſchen Freyheit, zu beſchäftigen?

Ich möchte nicht gern in einem andern Jahrhundert leben, und für ein andres gearbeitet haben. Man iſt eben ſo gut Zeitbürger, als man Staatsbürger iſt; und wenn es unſchicklich, ja unerlaubt geſunden wird, ſich von den Sitten und Gewohnheiten des Zirkels, in dem man lebt, auszuſchließen, warum ſollte es weniger Pflicht ſeyn, in der Wahl ſeines Wirkens dem Bedürfniß und dem Geſchmack des Jahrhunderts eine Stimme einzuräumen?

Dieſe Stimme ſcheint aber keineswegs zum Vortheil der Kunſt auszufallen; derjenigen wenigſtens nicht, auf welche allein meine Unterſuchungen gerichtet ſeyn werden. Der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der Kunſt des Ideals zu entfernen droht. Dieſe muß die Wirklichkeit verlaſſen, und ſich mit anſtändiger Kühnheit über das Bedürfniß erheben; denn die Kunſt iſt eine Tochter der Freyheit, und von der Nothwendigkeit der Geiſter, nicht von der Nothdurft der Materie will ſie ihre Vorſchrift empfangen. Jetzt aber herrſcht das Bedürfniß, und beugt die geſunkene Menſchheit unter ſein tyranniſches Joch. Der Nutzen iſt das große Idol der Zeit, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen ſollen. Auf dieſer groben Wage hat das geiſtige Verdienſt der Kunſt kein Gewicht, und, aller Aufmunterung beraubt, verſchwindet ſie von dem lermenden Markt des Jahrhunderts. Selbſt der philoſophiſche Unterſuchunggeiſt entreißt der

Einbildungkraft eine Provinz nach der andern, und die Grenzen der Kunſt verengen ſich, jemehr die Wiſſenſchaft ihre Schranken erweitert.

Erwartungsvoll ſind die Blicke des Philoſophen, wie des Weltmanns, auf den politiſchen Schauplatz geheftet, wo jetzt, wie man glaubt, das große Schickſal der Menſchheit verhandelt wird. Verräth es nicht eine tadelnswerthe Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Geſellſchaft, dieſes allgemeine Geſpräch nicht zu theilen? So nahe dieſer große Rechtshandel, ſeines Inhalts und ſeiner Folgen wegen, Jeden, der ſich Menſch nennt, angeht, ſo ſehr muß er, ſeiner Verhandlungsart wegen, jeden Selbſtdenker insbeſondere intereſſiren. Eine Frage, welche ſonſt nur durch das blinde Recht des Stärkern beantwortet wurde, iſt nun, wie es ſcheint, vor dem Richterſtuhle reiner Vernunft anhängig gemacht, und wer nur immer fähig iſt, ſich in das Centrum des Ganzen zu verſetzen, und ſein Individuum zur Gattung zu ſteigern, darf ſich als einen Beyſitzer jenes Vernunftgerichts betrachten, ſo wie er als Menſch und Weltbürger zugleich Partey iſt, und näher oder entfernter in den Erfolg ſich verwickelt ſieht. Es iſt alſo nicht blos ſeine eigene Sache, die in dieſem großen Rechtshandel zur Entſcheidung kommt, es ſoll auch nach Geſetzen geſprochen werden, die er als vernünftiger Geiſt ſelbſt zu diktiren fähig und berechtigt iſt.

Wie anziehend müſſte es für mich ſeyn, einen ſolchen Gegenſtand mit einem eben ſo geiſtreichen Denker als liberalen Weltbürger in Unterſuchung zu nehmen, und einem Herzen, das mit ſchönem Enthuſiasmus dem Wohl der Menſchheit ſich weiht, die Entſcheidung heimzuſtellen! Wie angenehm überraſchend, bey einer noch ſo groſſen Verſchiedenheit des Standorts und bey dem weiten Abſtand, den die Verhältniſſe in der wirklichen Welt nöthig machen, Ihrem vorurtheilfreyen Geiſt auf dem Felde der Ideen in dem nämlichen Reſultat zu begegnen! Daß ich dieſer reizenden Verſuchung widerſtehe, und die Schönheit der Freyheit voran gehen laſſe, glaube ich nicht blos mit meiner Neigung entſchuldigen, ſondern durch Grundſätze rechtfertigen zu können. Ich hoffe, Sie zu überzeugen, daß dieſe Materie weit weniger dem Bedürfniß als dem Geſchmack des Zeitalters fremd iſt, ja daß man, um jenes politiſche Problem in der Erfahrung zu löſen, durch das äſthetiſche den Weg nehmen muß, weil es die Schönheit iſt, durch welche man zu der Freyheit wandert. Aber dieſer Beweis kann nicht geführt werden, ohne daß ich Ihnen die Grundſätze in Erinnerung bringe, durch welche ſich die Vernunft überhaupt bey einer politiſchen Geſetzgebung leitet.

Dritter Brief.

Die Natur fängt mit dem Menſchen nicht beſſer an, als mit ihren übrigen Werken: ſie handelt für ihn, wo er als freye Intelligenz noch nicht ſelbſt handeln kann. Aber eben das macht ihn zum Menſchen, daß er bey dem nicht ſtille ſteht, was die bloße Natur aus ihm machte, ſondern die Fähigkeit beſitzt, die Schritte, welche jene mit ihm anticipirte, durch Vernunft wieder rückwärts zu thun, das Werk der Noth in ein Werk ſeiner freyen Wahl umzuſchaffen, und die phyſiſche Nothwendigkeit zu einer moraliſchen zu erheben.

Er kommt zu ſich aus ſeinem ſinnlichen Schlummer, erkennt ſich als Menſch, blickt um ſich her, und findet ſich — in dem Staate. Der Zwang der Bedürfniſſe warf ihn hinein, ehe er in ſeiner Freyheit dieſen Stand wählen konnte; die Noth richtete denſelben nach bloßen Naturgeſetzen ein, ehe er es nach Vernunftgeſetzen konnte. Aber mit dieſem Nothſtaat, der nur aus ſeiner Naturbeſtimmung hervorgegangen, und auch nur auf dieſe berechnet war, konnte und kann er als moraliſche Perſon nicht zufrieden ſeyn — und ſchlimm für ihn, wenn er es könnte! Er verläſſt alſo, mit demſelben Rechte, womit er Menſch iſt, die Herrſchaft einer blinden Nothwendigkeit, wie er in ſo vielen andern Stücken durch ſeine Freyheit von ihr ſcheidet, wie er, um nur Ein Beyſpiel zu geben, den gemeinen Charakter, den das Bedürfniß der Geſchlechtsliebe aufdrückte, durch Sittlichkeit auslöſcht und durch Schönheit veredelt. So holt er, auf eine künſtliche Weiſe, in ſeiner Volljährigkeit ſeine Kindheit nach, bildet ſich einen Naturſtand in der Idee, der ihm zwar durch keine Erfahrung gegeben, aber durch ſeine Vernunftbeſtimmung nothwendig geſetzt iſt, leiht ſich in dieſem idealiſchen Stand einen Endzweck, den er in ſeinem wirklichen Naturſtand nicht kannte, und eine Wahl, deren er damals nicht fähig war, und verfährt nun nicht anders, als ob er von vorn anfinge, und den Stand der Unabhängigkeit aus heller Einſicht und freyem Entſchluß mit dem Stand der Verträge vertauſchte. Wie kunſtreich und feſt auch die blinde Willkühr ihr Werk gegründet haben, wie anmaßend ſie es auch behaupten, und mit welchem Scheine von Ehrwürdigkeit es umgeben mag — er darf es, bey dieſer Operation, als völlig ungeſchehen betrachten, denn das Werk blinder Kräfte beſitzt keine Autorität, vor welcher die Freyheit ſich zu beugen brauchte, und Alles muß ſich dem höchſten Endzwecke fügen, den die Vernunft in ſeiner Perſönlichkeit aufſtellt. Auf dieſe Art entſteht und rechtfertigt ſich der Verſuch eines mündig gewordenen Volks, ſeinen Naturſtaat in einen ſittlichen umzuformen.

Dieſer Naturſtaat, (wie jeder politiſche Körper heiſſen kann, der ſeine Einrichtung urſprünglich von Kräften, nicht von Geſetzen ableitet), widerſpricht nun zwar dem moraliſchen Menſchen, dem die bloße Geſetzmäßigkeit zum Geſetz dienen ſoll, aber er iſt doch gerade hinreichend für den phyſiſchen Menſchen, der ſich nur darum Geſetze gibt, um ſich mit Kräften abzufinden. Nun iſt aber der phyſiſche Menſch wirklich, und der ſittliche nur problematiſch. Hebt alſo die Vernunft den Naturſtaat auf, wie ſie nothwendig muß, wenn ſie den ihrigen an die Stelle ſetzen will, ſo wagt ſie den phyſiſchen und wirklichen Menſchen an den problematiſchen ſittlichen, ſo wagt ſie die Exiſtenz der Geſellſchaft an ein blos mögliches, (wenn gleich moraliſch nothwendiges), Ideal von Geſellſchaft. Sie nimmt dem Menſchen etwas, das er wirklich beſitzt, und ohne welches er nichts beſitzt, und weiſt ihn dafür an etwas an, das er beſitzen könnte und ſollte; und hätte ſie zuviel auf ihn gerechnet, ſo würde ſie ihm für eine Menſchheit, die ihm noch mangelt, und unbeſchadet ſeiner Exiſtenz mangeln kann, auch ſelbſt die Mittel zur Thierheit entriſſen haben, die doch die Bedingung ſeiner Menſchheit iſt. Ehe er Zeit gehabt hätte, ſich mit ſeinem Willen an dem Geſetz feſt zu halten, hätte ſie unter ſeinen Füßen die Leiter der Natur weggezogen.

Das große Bedenken alſo iſt, daß die phyſiſche Geſellſchaft in der Zeit keinen Augenblick aufhören darf, indem die moraliſche in der Idee ſich bildet, daß, um der Würde des Menſchen willen, ſeine Exiſtenz nicht in Gefahr gerathen darf. Wenn der Künſtler an einem Uhrwerk zu beſſern hat, ſo läßt er die Räder ablaufen; aber das lebendige Uhrwerk des Staats muß gebeſſert werden, indem es ſchlägt, und hier gilt es, das rollende Rad während ſeines Umſchwunges auszutauſchen. Man muß alſo für die Fortdauer der Geſellſchaft die Stütze aufſuchen, die ſie von dem Naturſtaate, den man auflöſen will, unabhängig macht.

Dieſe Stütze findet ſich nicht in dem natürlichen Charakter des Menſchen, der, ſelbſtſüchtig und gewaltthätig, vielmehr auf Zerſtörung als auf Erhaltung der Geſellſchaft zielt; ſie findet ſich eben ſo wenig in ſeinem ſittlichen Charakter, der, nach der Vorausſetzung, erſt gebildet werden ſoll, und auf den, weil er frey iſt und weil er nie erſcheint, von dem Geſetzgeber nie gewirkt, und nie mit Sicherheit gerechnet werden könnte. Es käme alſo darauf an, von dem phyſiſchen Charakter die Willkür und von dem moraliſchen die Freyheit abzuſondern — es käme darauf an, den erſtern mit Geſetzen übereinſtimmend, den letztern von Eindrücken abhängig zu machen — es käme darauf an, jenen von der Materie etwas weiter zu entfernen, dieſen ihr um etwas näher zu bringen — um einen dritten Charakter zu erzeugen, der, mit jenen beyden verwandt, von der Herrſchaft bloßer Kräfte zu der Herrſchaft der Geſetze einen Uebergang bahnte, und ohne den moraliſchen Charakter an ſeiner Entwicklung zu verhindern, vielmehr zu einem ſinnlichen Pfand der unſichtbaren Sittlichkeit diente.

Vierter Brief.

Soviel iſt gewiß: nur das Uebergewicht eines ſolchen Charakters bey einem Volk kann eine Staatsverwandlung nach moraliſchen Principien unſchädlich machen, und auch nur ein ſolcher Charakter kann ihre Dauer verbürgen. Bey Aufſtellung eines moraliſchen Staats wird auf das Sittengeſetz als auf eine wirkende Kraft gerechnet, und der freye Wille wird in das Reich der Urſachen gezogen, wo Alles mit ſtrenger Nothwendigkeit und Stetigkeit aneinander hängt. Wir wiſſen aber, daß die Beſtimmungen des menſchlichen Willens immer zufällig bleiben, und daß nur bey dem abſoluten Weſen die phyſiſche Nothwendigkeit mit der moraliſchen zuſammenfällt. Wenn alſo auf das ſittliche Betragen des Menſchen wie auf natürliche Erfolge gerechnet werden ſoll, ſo muß es Natur ſeyn, und er muß ſchon durch ſeine Triebe zu einem ſolchen Verfahren geführt werden, als nur immer ein ſittlicher Charakter zur Folge haben kann. Der Wille des Menſchen ſteht aber vollkommen frey zwiſchen Pflicht und Neigung, und in dieſes Majeſtätsrecht ſeiner Perſon kann und darf keine phyſiſche Nöthigung greifen. Soll er alſo dieſes Vermögen der Wahl beybehalten, und nichtsdeſtoweniger ein zuverläſſiges Glied in der Kauſalverknüpfung der Kräfte ſeyn, ſo kann dies nur dadurch bewerkſtelligt werden, daß die Wirkungen jener beyden Triebfedern im Reich der Erſcheinungen vollkommen gleich ausfallen, und, bey aller Verſchiedenheit in der Form, die Materie ſeines Wollens dieſelbe bleibt, daß alſo ſeine Triebe mit ſeiner Vernunft übereinſtimmend genug ſind, um zu einer univerſellen Geſetzgebung zu taugen.

Jeder individuelle Menſch, kann man ſagen, trägt, der Anlage und Beſtimmung nach, einen reinen idealiſchen Menſchen in ſich, mit deſſen unveränderlicher Einheit in allen ſeinen Abwechslungen übereinzuſtimmen, die große Aufgabe ſeines Daſeyns iſt.*) Dieſer reine Menſch, der ſich mehr oder weniger deutlich in jedem Subjekt zu erkennen gibt, wird repräſentirt durch den Staat; die objektive und gleichſam kanoniſche Form, in der ſich die Mannichfaltigkeit der Subjekte zu vereinigen trachtet. Nun laſſen ſich aber zwey verſchiedene Arten denken, wie der Menſch in der Zeit mit dem Menſchen in der Idee zuſammentreffen, mithin eben ſo viele, wie der Staat in den Individuen ſich behaupten kann: entweder dadurch, daß der reine Menſch den empiriſchen unterdrückt, daß der Staat die Individuen aufhebt; oder dadurch, daß das Individuum Staat wird, daß der Menſch in der Zeit zum Menſchen in der Idee ſich veredelt.

---

*) Ich beziehe mich hier auf eine kürzlich erſchienene Schrift: Vorleſungen über die Beſtimmung des Gelehrten von meinem Freund Fichte, wo ſich eine ſehr lichtvolle und noch nie auf dieſem Wege verſuchte Ableitung dieſes Satzes findet.

Zwar in der einſeitigen moraliſchen Schätzung fällt dieſer Unterſchied hinweg; denn die Vernunft iſt befriedigt, wenn ihr Geſetz nur ohne Bedingung gilt: aber in der vollſtändigen anthropologiſchen Schätzung, wo mit der Form auch der Inhalt zählt, und die lebendige Empfindung zugleich eine Stimme hat, wird derſelbe deſto mehr in Betrachtung kommen. Einheit fordert zwar die Vernunft, die Natur aber Mannichfaltigkeit, und von beyden Legislationen wird der Menſch in Anſpruch genommen. Das Geſetz der erſtern iſt ihm durch ein unbeſtechliches Bewußtſeyn, das Geſetz der andern durch ein unvertilgbares Gefühl eingeprägt. Daher wird es jederzeit von einer noch mangelhaften Bildung zeugen, wenn der ſittliche Charakter nur mit Aufopferung des natürlichen ſich behaupten kann; und eine Staatsverfaſſung wird noch ſehr unvollendet ſeyn, die nur durch Aufhebung der Mannichfaltigkeit Einheit zu bewirken im Stand iſt. Der Staat ſoll nicht blos den objektiven und generiſchen, er ſoll auch den ſubjektiven und ſpecifiſchen Charakter in den Individuen ehren, und indem er das unſichtbare Reich der Sitten ausbreitet, das Reich der Erſcheinung nicht entvölkern.

Wenn der mechaniſche Künſtler ſeine Hand an die geſtaltloſe Maſſe legt, um ihr die Form ſeiner Zwecke zu geben, ſo trägt er kein Bedenken, ihr Gewalt anzuthun; denn die Natur, die er bearbeitet, verdient für ſich ſelbſt keine Achtung, und es liegt ihm nicht an dem Ganzen um der Theile willen, ſondern an den Theilen um des Ganzen willen. Wenn der ſchöne Künſtler ſeine Hand an die nämliche Maſſe legt, ſo trägt er eben ſo wenig Bedenken, ihr Gewalt anzuthun, nur vermeidet er, ſie zu zeigen. Den Stoff, den er bearbeitet, reſpektirt er nicht im Geringſten mehr, als der mechaniſche Künſtler; aber das Auge, welches die Freyheit dieſes Stoffes in Schutz nimmt, wird er durch eine ſcheinbare Nachgiebigkeit gegen denſelben zu täuſchen ſuchen. Ganz anders verhält es ſich mit dem pädagogiſchen und politiſchen Künſtler, der den Menſchen zugleich zu ſeinem Material und zu ſeiner Aufgabe macht. Hier kehrt der Zweck in den Stoff zurück, und nur weil das Ganze den Theilen dient, dürfen ſich die Theile dem Ganzen fügen. Mit einer ganz andern Achtung, als diejenige iſt, die der ſchöne Künſtler gegen ſeine Materie vorgibt, muß der Staatskünſtler ſich der ſeinigen nahen und nicht blos ſubjektiv, und für einen täuſchenden Effekt in den Sinnen, ſondern objektiv und für das innre Weſen muß er ihrer Eigenthümlichkeit und Perſönlichkeit ſchonen.

Aber eben deswegen, weil der Staat eine Organiſation ſeyn ſoll, die ſich durch ſich ſelbſt und für ſich ſelbſt bildet, ſo kann er auch nur inſofern wirklich werden, als ſich die Theile zur Idee des Ganzen hinauf geſtimmt haben. Weil der Staat der reinen und objektiven Menſchheit in der Bruſt ſeiner Bürger zum Repräſentanten dient, ſo wird er gegen ſeine Bürger daſſelbe Verhältniß zu beobachten haben, in welchem ſie zu ſich ſelber ſtehen, und ihre ſubjektive Menſchheit auch nur in *dem* Grade ehren können, als ſie zur objektiven veredelt iſt. Iſt der innere Menſch mit ſich einig, ſo wird er auch bey der höchſten Univerſaliſirung ſeines Betragens ſeine Eigenthümlichkeit retten, und der Staat wird blos der Ausleger ſeines ſchönen Inſtinkts, die deutlichere Formel ſeiner innern Geſetzgebung ſeyn. Setzt ſich hingegen in dem Charakter eines Volks der ſubjektive Menſch dem objektiven noch ſo kontradiktoriſch entgegen, daß nur die Unterdrückung des erſtern dem letztern den Sieg verſchaffen kann, ſo wird auch der Staat gegen den Bürger den ſtrengen Ernſt des Geſetzes annehmen, und, um nicht ihr Opfer zu ſeyn, eine ſo feindſelige Individualität ohne Achtung darnieder treten müſſen.

Der Menſch kann ſich aber auf eine doppelte Weiſe entgegen geſetzt ſeyn: entweder als Wilder, wenn ſeine Gefühle über ſeine Grundſätze herrſchen; oder als Barbar, wenn ſeine Grundſätze ſeine Gefühle zerſtören. Der Wilde verachtet die Kunſt, und erkennt die Natur als ſeinen unumſchränkten Gebieter; der Barbar verſpottet und entehrt die Natur, aber verächtlicher als der Wilde fährt er häufig genug fort, der Sklave ſeines

Sklaven zu ſeyn. Der gebildete Menſch macht die Natur zu ſeinem Freund, und ehrt ihre Freyheit, indem er blos ihre Willkür zügelt.

Wenn alſo die Vernunft in die phyſiſche Geſellſchaft ihre moraliſche Einheit bringt, ſo darf ſie die Mannichfaltigkeit der Natur nicht verletzen. Wenn die Natur in dem moraliſchen Bau der Geſellſchaft ihre Mannichfaltigkeit zu behaupten ſtrebt, ſo darf der moraliſchen Einheit dadurch kein Abbruch geſchehen; gleich weit von Einförmigkeit und Verwirrung ruht die ſiegende Form. Totalität des Charakters muß alſo bey dem Volke gefunden werden, welches fähig und würdig ſeyn ſoll, den Staat der Noth mit dem Staat der Freyheit zu vertauſchen.

Fünfter Brief.

Iſt es dieſer Charakter, den uns das jetzige Zeitalter, den die gegenwärtigen Ereigniſſe zeigen? Ich richte meine Aufmerkſamkeit ſogleich auf den hervorſtechendſten Gegenſtand in dieſem weitläufigen Gemählde.

Wahr iſt es, das Anſehen der Meinung iſt gefallen, die Willkür iſt entlarvt, und, obgleich noch mit Macht bewaffnet, erſchleicht ſie doch keine Würde mehr; der Menſch iſt aus ſeiner langen Indolenz und Selbſttäuſchung aufgewacht, und mit nachdrücklicher Stimmenmehrheit fordert er die Wiederherſtellung in ſeine unverlierbarn Rechte. Aber er fordert ſie nicht blos; jenſeits und dieſſeits ſteht er auf, ſich gewaltſam zu nehmen, was ihm nach ſeiner Meinung mit Unrecht verweigert wird. Das Gebäude des Naturſtaates wankt, ſeine mürben Fundamente weichen, und eine phyſiſche Möglichkeit ſcheint gegeben, das Geſetz auf den Thron zu ſtellen, den Menſchen endlich als Selbſtzweck zu ehren, und wahre Freyheit zur Grundlage der politiſchen Verbindung zu machen. Vergebliche Hoffnung! Die moraliſche Möglichkeit fehlt, und der freygebige Augenblick findet ein unempfängliches Geſchlecht.

In ſeinen Thaten mahlt ſich der Menſch, und welche Geſtalt iſt es, die ſich in dem Drama der jetzigen Zeit abbildet! Hier Verwilderung, dort Erſchlaffung: die zwey Aeußerſten des menſchlichen Verfalls, und beyde in Einem Zeitraum vereinigt.

In den niedern und zahlreichern Klaſſen ſtellen ſich uns rohe geſetzloſe Triebe dar, die ſich nach aufgelöſtem Band der bürgerlichen Ordnung entfeſſeln, und mit unlenkſamer Wuth zu ihrer thieriſchen Befriedigung eilen. Es mag alſo ſeyn, daß die objektive Menſchheit Urſache gehabt hätte, ſich über den Staat zu beklagen; die ſubjektive muß ſeine Anſtalten ehren. Darf man ihn tadeln, daß er die Würde der menſchlichen Natur aus den Augen ſetzte, ſo lange es noch galt, ihre Exiſtenz zu vertheidigen? Daß er eilte, durch die Schwerkraft zu ſcheiden, und durch die Kohäſionskraft zu binden, wo an die bildende noch nicht zu denken war? Seine Auflöſung enthält ſeine Rechtfertigung. Die losgebundene Geſellſchaft, anſtatt aufwärts in das organiſche Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück.

Auf der andern Seite geben uns die civiliſirten Klaſſen den noch widrigern Anblick der Schlaffheit und einer Depravation des Charakters, die deſto mehr empört, weil die Kultur ſelbſt ihre Quelle iſt. Ich erinnere mich nicht mehr, welcher alte oder neue Philoſoph die Bemerkung machte, daß das Edlere in ſeiner Zerſtörung das Abſcheulichere ſey; aber man wird ſie auch im Moraliſchen wahr finden. Aus dem Natur-Sohne wird, wenn er ausſchweift, ein Raſender; aus dem Zögling der Kunſt ein Nichtswürdiger. Die Aufklärung des Verſtandes, deren ſich die verfeinerten Stände nicht ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im Ganzen ſo wenig einen veredelnden Einfluß auf die Geſinnungen, daß ſie vielmehr die Verderbniß durch Maximen befeſtigt. Wir verläugnen die Natur auf ihrem rechtmäßigen Felde, um auf dem moraliſchen ihre Tyranney zu erfahren, und indem wir ihren Eindrücken widerſtreben, nehmen wir unſre Grundſätze von ihr an. Die affektirte Decenz unſrer Sitten verweigert ihr die verzeihliche erſte Stimme, um ihr, in unſrer materialiſtiſchen Sittenlehre, die entſcheidende letzte einzuräumen. Mitten im Schoße der raffinirteſten Geſelligkeit hat der

Egoiſm ſein Syſtem gegründet und, ohne ein geſelliges Herz mit heraus zu bringen, erfahren wir alle Anſteckungen und alle Drangſale der Geſellſchaft. Unſer freyes Urtheil unterwerfen wir ihrer deſpotiſchen Meinung, unſer Gefühl ihren bizarren Gebräuchen, unſern Willen ihren Verführungen; nur unſre Willkür behaupten wir gegen ihre heiligen Rechte. Stolze Selbſtgenügſamkeit zieht das Herz des Weltmanns zuſammen, das in dem rohen Naturmenſchen noch oft ſympathetiſch ſchlägt, und wie aus einer brennenden Stadt ſucht Jeder nur ſein elendes Eigenthum aus der Verwüſtung zu flüchten. Nur in einer völligen Abſchwörung der Empfindſamkeit glaubt man gegen ihre Verirrungen Schutz zu finden, und der Spott, der den Schwärmer oft heilſam züchtigt, läſtert mit gleich wenig Schonung das edelſte Gefühl. Die Kultur, weit entfernt, uns in Freyheit zu ſetzen, entwickelt mit jeder Kraft, die ſie in uns ausbildet, nur ein neues Bedürfniß; die Bande des phyſiſchen ſchnüren ſich immer beängſtigender zu, ſo daß die Furcht, zu verlieren, ſelbſt den feurigen Trieb nach Verbeſſerung erſtickt, und die Maxime des leidenden Gehorſams für die höchſte Weisheit des Lebens gilt. So ſieht man den Geiſt der Zeit zwiſchen Verkehrtheit und Rohigkeit, zwiſchen Unnatur und bloßer Natur, zwiſchen Superſtition und moraliſchem Unglauben ſchwanken, und es iſt blos das Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm zuweilen noch Grenzen ſetzt.

Sechster Brief.

Sollte ich mit dieſer Schilderung dem Zeitalter wohl zuviel gethan haben? Ich erwarte dieſen Einwurf nicht, eher einen andern: daß ich zu viel dadurch bewieſen habe. Dieſes Gemählde, werden Sie mir ſagen, gleicht zwar der gegenwärtigen Menſchheit, aber es gleicht überhaupt allen Völkern, die in der Kultur begriffen ſind, weil alle ohne Unterſchied durch Vernünfteley von der Natur abfallen müſſen, ehe ſie durch Vernunft zu ihr zurückkehren können.

Aber bey einiger Aufmerkſamkeit auf den Zeitcharakter muß uns der Kontraſt in Verwunderung ſetzen, der zwiſchen der heutigen Form der Menſchheit, und zwiſchen der ehemaligen, beſonders der griechiſchen, angetroffen wird. Der Ruhm der Ausbildung und Verfeinerung, den wir mit Recht gegen jede andre bloße Natur geltend machen, kann uns gegen die griechiſche Natur nicht zu Statten kommen, die ſich mit allen Reizen der Kunſt und mit aller Würde der Weisheit vermählte, ohne doch, wie die unſrige, das Opfer derſelben zu ſeyn. Die Griechen beſchämen uns nicht blos durch eine Simplicität, die unſerm Zeitalter fremd iſt; ſie ſind zugleich unſre Nebenbuhler, ja oft unſre Muſter in den nämlichen Vorzügen, mit denen wir uns über die Naturwidrigkeit unſrer Sitten zu tröſten pflegen. Zugleich voll Form und voll Fülle, zugleich philoſophirend und bildend, zugleich zart und energiſch ſehen wir ſie die Jugend der Phantaſie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menſchheit vereinigen.

Damals bey jenem ſchönen Erwachen der Geiſteskräfte hatten die Sinne und der Geiſt noch kein ſtreng geſchiedenes Eigenthum; denn noch hatte kein Zwieſpalt ſie gereizt, mit einander feindſelig abzutheilen, und ihre Markung zu beſtimmen. Die Poeſie hatte noch nicht mit dem Witze gebuhlt, und die Spekulation ſich noch nicht durch Spitzfindigkeit geſchändet. Beyde konnten im Nothfall ihre Verrichtungen tauſchen, weil jedes, nur auf ſeine eigene Weiſe, die Wahrheit ehrte. So hoch die Vernunft auch ſtieg, ſo zog ſie doch immer die Materie liebend nach, und ſo fein und ſcharf ſie auch trennte, ſo verſtümmelte ſie doch nie. Sie zerlegte zwar die menſchliche Natur und warf ſie in ihrem herrlichen Götterkreis vergrößert auseinander, aber nicht dadurch, daß ſie ſie in Stücken riß, ſondern dadurch, daß ſie ſie verſchiedentlich miſchte, denn die ganze Menſchheit fehlte in keinem einzelnen Gott. Wie ganz anders bey uns Neuern! Auch bey uns iſt das Bild der Gattung in den Individuen vergrößert auseinander geworfen — aber in Bruchſtücken, nicht in veränderten Miſchungen, daß man von Individuum zu Individuum herumfragen muß, um die Totalität der Gattung zuſammenzuleſen. Bey uns, möchte man faſt verſucht werden zu behaupten, äußern ſich die Gemüthskräfte auch in der Erfahrung ſo getrennt, wie der Pſychologe ſie in der Vorſtellung ſcheidet, und wir ſehen nicht bloß einzelne Subjekte, ſondern ganze Klaſſen von Menſchen, nur einen Theil ihrer Anlagen entfalten, während daß die übrigen, wie bey verkrüppelten Gewächſen, kaum mit matter Spur angedeutet ſind.

Ich verkenne nicht die Vorzüge, welche das gegenwärtige Geſchlecht, als Einheit betrachtet, und auf der Wage des Verſtandes, vor dem beſten in der Vorwelt behaupten mag; aber in geſchloſſenen Gliedern muß es den Wettkampf beginnen, und das Ganze mit dem Ganzen ſich meſſen. Welcher einzelne Neuere tritt heraus, Mann gegen Mann, mit dem einzelnen Athenienſer um den Preis der Menſchheit zu ſtreiten?

Woher wol dieſes nachtheilige Verhältniß der Individuen bey allem Vortheil der Gattung? Warum qualifizirte ſich der einzelne Grieche zum Repräſentanten ſeiner Zeit, und warum darf dies der einzelne Neuere nicht wagen? Weil jenem die alles vereinende Natur, dieſem der alles trennende Verſtand ſeine Formen ertheilten.

Die Kultur ſelbſt war es, welche der neuern Menſchheit dieſe Wunde ſchlug. Sobald auf der einen Seite die erweiterte Erfahrung und das beſtimmtere Denken eine ſchärfere Scheidung der Wiſſenſchaften, auf der andern das verwickeltere Uhrwerk der Staaten eine ſtrengere Abſonderung der Stände und Geſchäfte nothwendig machte, ſo zerriß auch der innere Bund der menſchlichen Natur, und ein verderblicher Streit entzweyte ihre harmoniſchen Kräfte. Der intuitive und der ſpekulative Verſtand vertheilten ſich jetzt feindlich geſinnt auf ihren verſchiedenen Feldern, deren Grenzen ſie jetzt anfingen, mit Mißtrauen und Eiferſucht zu bewachen, und mit der Sphäre, auf die man ſeine Wirkſamkeit einſchränkt, hat man ſich auch in ſich ſelbſt einen Herrn gegeben, der nicht ſelten mit Unterdrückung der übrigen Anlagen zu endigen pflegt. Indem hier die luxurirende Einbildungskraft die mühſamen Pflanzungen des Verſtandes verwüſtet, verzehrt dort der Abſtraktionsgeiſt das Feuer, an dem das Herz ſich hätte wärmen, und die Phantaſie ſich entzünden ſollen.

Dieſe Zerrüttung, welche Kunſt und Gelehrſamkeit in dem innern Menſchen anfingen, machte der neue Geiſt der Regierung vollkommen und allgemein. Es war freylich nicht zu erwarten, daß die einfache Organiſation der erſten Republiken die Einfalt der erſten Sitten und Verhältniſſe überlebte, aber anſtatt zu einem höhern animaliſchen Leben zu ſteigen, ſank ſie zu einer gemeinen und groben Mechanik herab. Jene Polypennatur der griechiſchen Staaten, wo jedes Individuum eines unabhängigen Lebens genoß, und wenn es Noth that, zum Ganzen werden konnte, machte jetzt einem kunſtreichen Uhrwerke Platz, wo aus der Zuſammenſtückelung unendlich vieler, aber lebloſer, Theile ein mechaniſches Leben im Ganzen ſich bildet. Auseinandergeriſſen wurden jetzt der Staat und die Kirche, die Geſetze und die Sitten; der Genuß wurde von der Arbeit, das Mittel vom Zweck, die Anſtrengung von der Belohnung geſchieden. Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchſtück des Ganzen gefeſſelt, bildet ſich der Menſch ſelbſt nur als Bruchſtück aus; ewig nur das eintönige Geräuſch des Rades, das es umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie ſeines Weſens, und anſtatt die Menſchheit in ſeiner Natur auszuprägen, wird er blos zu einem Abdruck ſeines Geſchäfts, ſeiner Wiſſenſchaft. Aber ſelbſt der karge fragmentariſche Antheil, der die einzelnen Glieder noch an das Ganze knüpft, hängt nicht von Formen ab, die ſie ſich ſelbſtthätig geben, (denn wie dürfte man ihrer Freyheit ein ſo künſtliches und lichtſcheues Uhrwerk vertrauen?) ſondern wird ihnen mit ſkrupulöſer Strenge durch ein Formular vorgeſchrieben, in welchem man ihre freye Einſicht gebunden hält. Der todte Buchſtabe vertritt den lebendigen Verſtand, und ein geübtes Gedächtniß leitet ſicherer als Genie und Empfindung.

Wenn das gemeine Weſen das Amt zum Maßſtab des Mannes macht, wenn es an dem Einen ſeiner Bürger nur die Memorie, an einem Andern den tabellariſchen Verſtand, an einem Dritten nur die mechaniſche Fertigkeit ehrt; wenn es hier, gleichgültig gegen den

Charakter, nur auf Kenntniſſe dringt, dort hingegen einem Geiſte der Ordnung und einem geſetzlichen Verhalten die größte Verfinſterung des Verſtandes zu gut hält — wenn es zugleich dieſe einzelnen Fertigkeiten zu einer eben ſo großen Intenſität will getrieben wiſſen, als es dem Subjekt an Extenſität erläßt — darf es uns da nicht wundern, daß die übrigen Anlagen des Gemüths vernachläſſigt werden, um der einzigen, welche ehrt und lohnt, alle Pflege zuzuwenden? Zwar wiſſen wir, daß das kraftvolle Genie die Grenzen ſeines Geſchäfts nicht zu Grenzen ſeiner Thätigkeit macht, aber das mittelmäßige Talent verzehrt in dem Geſchäfte, das ihm zum Antheil fiel, die ganze karge Summe ſeiner Kraft, und es muß ſchon kein gemeiner Kopf ſeyn, um, unbeſchadet ſeines Berufs, für Liebhabereyen etwas übrig zu behalten. Noch dazu iſt es ſelten eine gute Empfehlung bey dem Staat, wenn die Kräfte die Aufträge überſteigen, oder wenn das höhere Geiſtesbedürfniß des Mannes von Genie ſeinem Amt einen Nebenbuhler gibt. So eiferſüchtig iſt der Staat auf den Alleinbeſitz ſeiner Diener, daß er ſich leichter dazu entſchließen wird, (und wer kann ihm unrecht geben?) ſeinen Mann mit einer Venus Cytherea als mit einer Venus Urania zu theilen?

Und ſo wird denn allmählig das einzelne konkrete Leben vertilgt, damit das Abſtrakt des Ganzen ſein dürftiges Daſeyn friſte, und ewig bleibt der Staat ſeinen Bürgern fremd, weil ihn das Gefühl nirgends findet. Genöthigt, ſich die Mannichfaltigkeit ſeiner Bürger durch Klaſſifizirung zu erleichtern, und die Menſchheit nie anders als durch Repräſentation aus der zweyten Hand zu empfangen, verliert der regierende Theil ſie zuletzt ganz und gar aus den Augen, indem er ſie mit einem bloßen Machwerk des Verſtandes vermengt; und der regierte kann nicht anders, als mit Kaltſinn die Geſetze empfangen, die an ihn ſelbſt ſo wenig gerichtet ſind. Endlich überdrüſſig, ein Band zu unterhalten, das ihr von dem Staate ſo wenig erleichtert wird, fällt die poſitive Geſellſchaft (wie ſchon längſt das Schickſal der meiſten europäiſchen Staaten iſt), in einen moraliſchen Naturſtand auseinander, wo die öffentliche Macht nur eine Partey mehr iſt, gehaſſt und hintergangen von dem, der ſie nöthig macht, und nur von dem, der ſie entbehren kann, geachtet.

Konnte die Menſchheit bey dieſer doppelten Gewalt, die von innen und außen auf ſie drückte, wol eine andre Richtung nehmen, als ſie wirklich nahm? Indem der ſpekulative Geiſt im Ideenreich nach unverlierbarn Beſitzungen ſtrebte, muſſte er ein Fremdling in der Sinnenwelt werden, und über der Form die Materie verlieren. Der Geſchäftsgeiſt, in einen einförmigen Kreis von Objekten eingeſchloſſen und in dieſem noch mehr durch Formeln eingeengt, muſſte das freye Ganze ſich aus den Augen gerückt ſehen, und zugleich mit ſeiner Sphäre verarmen. So wie erſterer verſucht wird, das Wirkliche nach dem Denkbarn zu modeln, und die ſubjektiven Bedingungen ſeiner Vorſtellungkraft zu konſtitutiven Geſetzen für das Daſeyn der Dinge zu erheben, ſo ſtürzte letzterer in das entgegenſtehende Extrem, alle Erfahrung überhaupt nach einem beſondern Fragment von Erfahrung zu ſchätzen, und die Regeln ſeines Geſchäfts jedem Geſchäft ohne Unterſchied anpaſſen zu wollen. Der eine muſſte einer leeren Subtilität, der andre einer pedantiſchen Beſchränktheit zum Raube werden, weil jener für das Einzelne zu hoch, dieſer zu tief für das Ganze ſtand. Aber das Nachtheilige dieſer Geiſtesrichtung ſchränkte ſich nicht blos auf das Wiſſen und Hervorbringen ein; es erſtreckte ſich nicht weniger auf das Empfinden und Handeln. Wir wiſſen, daß die Senſibilität des Gemüths ihrem Grade nach von der Lebhaftigkeit, ihrem Umfange nach von dem Reichthum der Einbildungskraft abhängt. Nun muß aber das Uebergewicht des analytiſchen Vermögens die Phantaſie nothwendig ihrer Kraft und ihres Feuers berauben, und eine eingeſchränktere Sphäre von Objekten ihren Reichthum vermindern. Der abſtrakte Denker hat daher gar oft ein kaltes Herz, weil er die Eindrücke zergliedert, die doch nur als ein Ganzes die Seele rühren; der Geſchäftsmann hat gar oft ein enges Herz, weil ſeine Einbildungkraft, in den einförmigen Kreis ſeines Berufs eingeſchloſſen, ſich zu fremder Vorſtellungart nicht erweitern kann.

Es lag auf meinem Wege, die nachtheilige Richtung des Zeit-Charakters und ihre Quellen aufzudecken, nicht die Vortheile zu zeigen, wodurch die Natur ſie vergütet. Gern will ich Ihnen eingeſtehen, daß, ſo wenig es auch den Individuen bey dieſer Zerſtückelung ihres Weſens wohl werden kann, doch die Gattung auf keine andere Art hätte Fortſchritte machen können. Die Erſcheinung der griechiſchen Menſchheit war unſtreitig ein Maximum, das auf dieſer Stufe weder verharren noch höher ſteigen konnte. Nicht verharren, weil der Verſtand durch den Vorrath, den er ſchon hatte, unausbleiblich genöthigt werden muſſte, ſich von der Empfindung und Anſchauung abzuſondern, und nach Deutlichkeit der Erkenntniß zu ſtreben; auch nicht höher ſteigen, weil nur ein beſtimmter Grad von Klarheit mit einer beſtimmten Fülle und Wärme zuſammen beſtehen kann. Die Griechen hatten dieſen Grad erreicht, und wenn ſie zu einer höhern Ausbildung fortſchreiten wollten, ſo muſſten ſie, wie wir, die Totalität ihres Weſens aufgeben, und die Wahrheit auf getrennten Bahnen verfolgen.

Die mannichfaltigen Anlagen im Menſchen zu entwickeln, war kein anderes Mittel, als ſie einander entgegen zu ſetzen. Dieſer Antagonism der Kräfte iſt das große Inſtrument der Kultur, aber auch nur das Inſtrument; denn ſo lange derſelbe dauert, iſt man erſt auf dem Wege zu dieſer. Dadurch allein, daß in dem Menſchen einzelne Kräfte ſich iſoliren, und einer ausſchließenden Geſetzgebung anmaßen, gerathen ſie in Widerſtreit mit der Wahrheit der Dinge, und nöthigen den Gemeinſinn, der ſonſt mit träger Genügſamkeit auf der äußern Erſcheinung ruht, in die Tiefen der Objekte zu dringen. Indem der reine Verſtand eine Autorität in der Sinnenwelt uſurpirt, und der empiriſche beſchäftigt iſt, ihn den Bedingungen der Erfahrung zu unterwerfen, bilden beyde Anlagen ſich zu möglichſter Reife aus, und erſchöpfen den ganzen Umfang ihrer Sphäre. Indem hier die Einbildungkraft durch ihre Willkür die Weltordnung aufzulöſen wagt, nöthigt ſie dort die Vernunft zu den oberſten Quellen der Erkenntniß zu ſteigen, und das Geſetz der Nothwendigkeit gegen ſie zu Hülfe zu rufen.

Einſeitigkeit in Uebung der Kräfte führt zwar das Individuum unausbleiblich zum Irrthum, aber die Gattung zur Wahrheit. Dadurch allein, daß wir die ganze Energie unſers Geiſtes in Einem Brennpunkt verſammeln, und unſer ganzes Weſen in eine einzige Kraft zuſammenziehen, ſetzen wir dieſer einzelnen Kraft gleichſam Flügel an, und führen ſie künſtlicherweiſe weit über die Schranken hinaus, welche die Natur ihr geſetzt zu haben ſcheint. So gewiß es iſt, daß alle menſchliche Individuen zuſammen genommen, mit der Sehkraft, welche die Natur ihnen ertheilt, nie dahin gekommen ſeyn würden, einen Trabanten des Jupiter auszuſpähen, den der Teleſkop dem Aſtronomen entdeckt; eben ſo ausgemacht iſt es, daß die menſchliche Denkkraft niemals eine Analyſis des Unendlichen oder eine Kritik der reinen Vernunft würde aufgeſtellt haben, wenn nicht in einzelnen dazu berufenen Subjekten die Vernunft ſich vereinzelt, von allem Stoff gleichſam losgewunden, und durch die angeſtrengteſte Abſtraktion ihren Blick ins Unbedingte bewaffnet hätte. Aber wird wol ein ſolcher, in reinen Verſtand und reine Anſchauung gleichſam aufgelöſter, Geiſt dazu tüchtig ſeyn, die ſtrengen Feſſeln der Logik mit dem freyen Gange der Dichtungskraft zu vertauſchen, und die Individualität der Dinge mit treuem und keuſchem Sinn zu ergreifen? Hier ſetzt die Natur auch dem Univerſalgenie eine Grenze, die es nicht überſchreiten kann, und die Wahrheit wird ſo lange Märtyrer machen, als die Philoſophie noch ihr vornehmſtes Geſchäft daraus machen muß, Anſtalten gegen den Irrthum zu treffen.

Wie viel alſo auch für das Ganze der Welt durch dieſe getrennte Ausbildung der menſchlichen Kräfte gewonnen werden mag, ſo iſt nicht zu läugnen, daß die Individuen, welche ſie trifft, unter dem Fluch dieſes Weltzweckes leiden. Durch gymnaſtiſche Uebungen bilden ſich zwar athletiſche Körper aus, aber nur durch das freye und gleichförmige Spiel der Glieder die

Schönheit. Eben ſo kann die Anſpannung einzelner Geiſteskräfte zwar außerordentliche, aber nur die gleichförmige Temperatur derſelben glückliche und vollkommene Menſchen erzeugen. Und in welchem Verhältniß ſtünden wir alſo zu dem vergangenen und kommenden Weltalter, wenn die Ausbildung der menſchlichen Natur ein ſolches Opfer nothwendig machte? Wir wären die Knechte der Menſchheit geweſen, wir hätten einige Jahrtauſende lang die Sklavenarbeit für ſie getrieben, und unſrer verſtümmelten Natur die beſchämenden Spuren dieſer Dienſtbarkeit eingedrückt — damit das ſpätere Geſchlecht in einem ſeligen Müßiggange, ſeiner moraliſchen Geſundheit warten, und den freyen Wuchs ſeiner Menſchheit entwickeln könnte!

Kann aber wol der Menſch dazu beſtimmt ſeyn, über irgend einem Zwecke ſich ſelbſt zu verſäumen? Sollte uns die Natur durch ihre Zwecke eine Vollkommenheit rauben können, welche uns die Vernunft durch die ihrigen vorſchreibt? Es muß alſo falſch ſeyn, daß die Ausbildung der einzelnen Kräfte das Opfer ihrer Totalität nothwendig macht; oder wenn auch das Geſetz der Natur noch ſo ſehr dahin ſtrebte, ſo muß es bey uns ſtehen, dieſe Totalität in unſrer Natur, welche die Kunſt zerſtört hat, durch eine höhere Kunſt wieder herzuſtellen.

Siebenter Brief.

Sollte dieſe Wirkung vielleicht von dem Staat zu erwarten ſeyn? Das iſt nicht möglich, denn der Staat, wie er jetzt beſchaffen iſt, hat das Uebel veranlaſſt, und der Staat, wie ihn die Vernunft in der Idee ſich aufgibt, anſtatt dieſe beſſere Menſchheit begründen zu können, müſſte ſelbſt erſt darauf gegründet werden. Und ſo hätten mich denn die bisherigen Unterſuchungen wieder auf den Punkt zurückgeführt, von dem ſie mich eine Zeitlang entfernten. Das jetzige Zeitalter, weit entfernt, uns diejenige Form der Menſchheit aufzuweiſen, welche als nothwendige Bedingung einer moraliſchen Staatsverbeſſerung erkannt worden iſt, zeigt uns vielmehr das direkte Gegentheil davon. Sind alſo die von mir aufgeſtellten Grundſätze richtig, und beſtätigt die Erfahrung mein Gemählde der Gegenwart, ſo muß man jeden Verſuch einer ſolchen Staatsveränderung ſo lange für unzeitig und jede darauf gegründete Hoffnung ſo lange für ſchimäriſch erklären, bis die Trennung in dem innern Menſchen wieder aufgehoben, und ſeine Natur vollſtändig genug entwickelt iſt, um ſelbſt die Künſtlerinn zu ſeyn, und der politiſchen Schöpfung der Vernunft ihre Realität zu verbürgen.

Die Natur zeichnet uns in ihrer phyſiſchen Schöpfung den Weg vor, den man in der moraliſchen zu wandeln hat. Nicht eher, als bis der Kampf elementariſcher Kräfte in den niedrigern Organiſationen beſänftiget iſt, erhebt ſie ſich zu der edeln Bildung des phyſiſchen Menſchen. Eben ſo muß der Elementenſtreit in dem ethiſchen Menſchen, der Konflikt blinder Triebe, fürs erſte beruhigt ſeyn, und die grobe Entgegenſetzung muß in ihm aufgehört haben, ehe man es wagen darf, die Mannichfaltigkeit zu begünſtigen. Auf der andern Seite muß die Selbſtſtändigkeit ſeines Charakters geſichert ſeyn, und die Unterwürfigkeit unter fremde deſpotiſche Formen einer anſtändigen Freyheit Platz gemacht haben, ehe man die Mannichfaltigkeit in ihm der Einheit des Ideals unterwerfen darf. Wo der Naturmenſch ſeine Willkür noch ſo geſetzlos mißbraucht, da darf man ihm ſeine Freyheit kaum zeigen; wo der künſtliche Menſch ſeine Freyheit noch ſo wenig gebraucht, da darf man ihm ſeine Willkür nicht nehmen. Das Geſchenk liberaler Grundſätze wird Verrätherey an dem Ganzen, wenn es ſich zu einer noch gährenden Kraft geſellt, und einer ſchon übermächtigen Natur Verſtärkung zuſendet; das Geſetz der Uebereinſtimmung wird Tyranney gegen das Individuum, wenn es ſich mit einer ſchon herrſchenden Schwäche und phyſiſchen Beſchränkung verknüpft, und ſo den letzten glimmenden Funken von Selbſtthätigkeit und Eigenthum auslöſcht.

Der Charakter der Zeit muß ſich alſo von ſeiner tiefen Entwürdigung erſt aufrichten, dort der blinden Gewalt der Natur ſich entziehen, und hier zu ihrer Einfalt, Wahrheit und Fülle zurückkehren; eine Aufgabe für mehr als Ein Jahrhundert. Unterdeſſen, gebe ich gern zu, kann mancher Verſuch im Einzelnen gelingen, aber am Ganzen wird dadurch nichts gebeſſert ſeyn, und der Widerſpruch des Betragens wird ſtets gegen die Einheit der Maximen beweiſen. Man wird in andern Welttheilen in dem Neger die Menſchheit ehren, und in Europa ſie in dem Denker ſchänden. Die alten Grundſätze werden bleiben, aber ſie werden das Kleid des Jahrhunderts tragen, und zu einer Unterdrückung, welche ſonſt die Kirche autoriſirte, wird die Philoſophie ihren Namen leihen. Von der Freyheit erſchreckt, die in ihrem erſten Verſuchen ſich immer als Feindinn ankündigt, wird man dort einer bequemer Knechtſchaft ſich in die Arme werfen, und hier, von einer pedantiſchen Curatel zur Verzweiflung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturſtands entſpringen. Die Uſurpation wird ſich auf die Schwachheit der menſchlichen Natur, die Inſurrection auf die Würde derſelben berufen, bis endlich die große Beherrſcherinn aller menſchlichen Dinge, die blinde Stärke, dazwiſchen tritt, und den vorgeblichen Streit der Principien wie einen gemeinen Fauſtkampf entſcheidet.

Achter Brief.

Soll ſich alſo die Philoſophie, muthlos und ohne Hoffnung, aus dieſem Gebiete zurückziehen? Während daß ſich die Herrſchaft der Formen nach jener andern Richtung erweitert, ſoll dieſes wichtigſte aller Güter dem geſtaltloſen Zufall Preis gegeben ſeyn? Der Konflikt blinder Kräfte ſoll in der politiſchen Welt ewig dauern, und das geſellige Geſetz nie über die feindſelige Selbſtſucht ſiegen?

Nichtsweniger! Die Vernunft ſelbſt wird zwar mit dieſer rauhen Macht, die ihren Waffen widerſteht, unmittelbar den Kampf nicht verſuchen, und ſo wenig, als der Sohn des Saturns in der Ilias, ſelbſthandelnd auf den finſtern Schauplatz herunter ſteigen. Aber aus der Mitte der Streiter wählt ſie ſich den würdigſten aus, bekleidet ihn, wie Zeus ſeinen Enkel, mit göttlichen Waffen, und bewirkt durch ſeine ſiegende Kraft die große Entſcheidung.

Die Vernunft hat geleiſtet, was ſie leiſten kann, wenn ſie das Geſetz findet und aufſtellt; vollſtrecken muß es der muthige Wille, und das lebendige Gefühl. Wenn die Wahrheit im Streit mit Kräften den Sieg erhalten ſoll, ſo muß ſie ſelbſt erſt zur Kraft werden, und zu ihrem Sachführer im Reich der Erſcheinungen einen Trieb aufſtellen; denn Triebe ſind die einzigen bewegenden Kräfte in der empfindenden Welt. Hat ſie bis jetzt ihre ſiegende Kraft noch ſo wenig bewieſen, ſo liegt dies nicht an dem Verſtande, der ſie nicht zu entſchleyern wuſſte, ſondern an dem Herzen, das ſich ihr verſchloß, und an dem Triebe, der nicht für ſie handelte.

Denn woher dieſe noch ſo allgemeine Herrſchaft der Vorurtheile und dieſe Verfinſterung der Köpfe bey allem Licht, das Philoſophie und Erfahrung aufſteckten? Das Zeitalter iſt aufgeklärt, das heißt, die Kenntniſſe ſind gefunden und öffentlich preisgegeben, welche hinreichen würden, wenigſtens unſre praktiſchen Grundſätze zu berichtigen. Der Geiſt der freyen Unterſuchung hat die Wahnbegriffe zerſtreut, welche lange Zeit den Zugang zu der Wahrheit verwehrten, und den Grund unterwühlt, auf welchem Fanatismus und Betrug ihren Thron erbauten. Die Vernunft hat ſich von den Täuſchungen der Sinne und von einer betrüglichen Sophiſtik gereinigt, und die Philoſophie ſelbſt, welche uns zuerſt von ihr abtrünnig machte, ruft uns laut und dringend in den Schoos der Natur zurück — woran liegt es, daß wir noch immer Barbaren ſind?

Es muß alſo, weil es nicht in den Dingen liegt, in den Gemüthern der Menſchen etwas vorhanden ſeyn, was der Aufnahme der Wahrheit, auch wenn ſie noch ſo hell leuchtete, und der Annahme derſelben, auch wenn ſie noch ſo lebendig überzeugte, im Wege ſteht. Ein alter Weiſer hat es empfunden, und es liegt in dem vielbedeutenden Ausdruck verſteckt: sapere aude.

Erkühne dich, weiſe zu ſeyn. Energie des Muths gehört dazu, die Hinderniſſe zu bekämpfen, welche ſowohl die Trägheit der Natur als die Feigheit des Herzens der Belehrung entgegen ſetzen. Nicht ohne Bedeutung läſſt der alte Mythus die Göttinn der Weisheit in voller Rüſtung aus Jupiters Haupte ſteigen; denn ſchon ihre erſte Verrichtung iſt kriegeriſch. Schon in der Geburt hat ſie einen harten Kampf mit den Sinnen zu beſtehen, die aus ihrer ſüßen Ruhe nicht geriſſen ſeyn wollen. Der zahlreichere Theil der Menſchen wird durch den Kampf mit der Noth viel zu ſehr ermüdet und abgeſpannt, als daß er ſich zu einem neuen und härtern Kampf mit dem Irrthum aufraffen ſollte. Zufrieden, wenn er ſelbſt der ſauren Mühe des Denkens entgeht, läſſt er Andere gern über ſeine Begriffe die Vormundſchaft führen, und geſchieht es, daß ſich höhere Bedürfniſſe in ihm regen, ſo ergreift er mit durſtigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Prieſterthum für dieſen Fall in Bereitſchaft halten. Wenn dieſe unglücklichen Menſchen unſer Mitleiden verdienen, ſo trifft unſere gerechte Verachtung die andern, die ein beſſeres Loos von dem Joch der Bedürfniſſe frey macht, aber eigene Wahl darunter beugt. Dieſe ziehen den Dämmerſchein dunkler Begriffe, wo man lebhafter fühlt und die Phantaſie ſich nach eignem Belieben bequeme Geſtalten bildet, den Strahlen der Wahrheit vor, die das angenehme Blendwerk ihrer Träume verjagen. Auf eben dieſe Täuſchungen, die das feindſelige Licht der Erkenntniß zerſtreuen ſoll, haben ſie den ganzen Bau ihres Glücks gegründet, und ſie ſollten eine Wahrheit ſo theuer kaufen, die damit anfängt, ihnen Alles zu nehmen, was Werth für ſie beſitzt. Sie müßten ſchon weiſe ſeyn, um die Weisheit zu lieben: eine Wahrheit, die derjenige ſchon fühlte, der der Philoſophie ihren Namen gab.

Nicht genug alſo, daß alle Aufklärung des Verſtandes nur inſofern Achtung verdient, als ſie auf den Charakter zurückfließt; ſie geht auch gewiſſermaßen von dem Charakter aus, weil der Weg zu dem Kopf durch das Herz muß geöffnet werden. Ausbildung des Empfindungvermögens iſt alſo das dringendere Bedürfniß der Zeit, nicht blos weil ſie ein Mittel wird, die verbeſſerte Einſicht für das Leben wirkſam zu machen, ſondern ſelbſt darum, weil ſie zu Verbeſſerung der Einſicht erweckt.

Neunter Brief.

Aber iſt hier nicht vielleicht ein Zirkel? Die theoretiſche Kultur ſoll die praktiſche herbeyführen und die praktiſche doch die Bedingung der theoretiſchen ſeyn?

Alle Verbeſſerung im Politiſchen ſoll von Veredlung des Charakters ausgehen — aber wie kann ſich unter den Einflüſſen einer barbariſchen Staatsverfaſſung der Charakter veredeln? Man müſſte alſo zu dieſem Zwecke ein Werkzeug aufſuchen, welches der Staat nicht hergibt, und Quellen dazu eröffnen, die ſich bey aller politiſchen Verderbniß rein und lauter erhalten.

Jetzt bin ich an dem Punkt angelangt, zu welchem alle meine bisherigen Betrachtungen hingeſtrebt haben. Dieſes Werkzeug iſt die ſchöne Kunſt, dieſe Quellen öffnen ſich in ihren unſterblichen Muſtern.

Von Allem, was poſitiv iſt und was menſchliche Conventionen einführten, iſt die Kunſt, wie die Wiſſenſchaft losgeſprochen, und beyde erfreuen ſich einer abſoluten Immunität von der Willkür der Menſchen. Der politiſche Geſetzgeber kann ihr Gebiet ſperren, aber darin herrſchen kann er nicht. Er kann den Wahrheitsfreund ächten, aber die Wahrheit beſteht; er kann den Künſtler erniedrigen, aber die Kunſt kann er nicht verfälſchen. Zwar iſt nichts gewöhnlicher, als daß beyde, Wiſſenſchaft und Kunſt, dem Geiſt des Zeitalters huldigen, und der hervorbringende Geſchmack von dem beurtheilenden das Geſetz empfängt. Wo der Charakter ſtraff wird und ſich verhärtet, da ſehen wir die Wiſſenſchaft ſtreng ihre Grenzen bewachen, und die Kunſt in den ſchweren Feſſeln der Regel gehn; wo der Charakter erſchlafft und ſich auflöst, da wird die Wiſſenſchaft zu gefallen und die Kunſt zu vergnügen ſtreben. Ganze Jahrhunderte lang zeigen ſich die Philoſophen wie die Künſtler geſchäftig, Wahrheit und Schönheit in die Tiefen gemeiner Menſchheit hinabzutauchen; jene gehen darin unter, aber mit eigner unzerſtörbarer Lebenskraft ringen ſich dieſe ſiegend empor.

Der Künſtler iſt zwar der Sohn ſeiner Zeit, aber ſchlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günſtling iſt. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling bey Zeiten von ſeiner Mutter Bruſt, nähre ihn mit der Milch eines beſſern Alters, und laſſe ihn unter fernem griechiſchen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden iſt, ſo kehre er, eine fremde Geſtalt, in ſein Jahrhundert zurück; aber nicht, um es mit ſeiner Erſcheinung zu erfreuen, ſondern furchtbar wie Agamemnons Sohn um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edlern Zeit, ja jenſeits aller Zeit, von der abſoluten unwandelbaren Einheit ſeines Weſens entlehnen. Hier aus dem reinen Aether ſeiner dämoniſchen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangeſteckt von der Verderbniß der Geſchlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln ſich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie ſie ihn geadelt hat, aber die keuſche Form iſt ihrem Wechſel entzogen. Der Römer des erſten

Jahrhunderts hatte längſt ſchon die Kniee vor ſeinen Kaiſern gebeugt, als die Bildſäulen noch aufrecht ſtanden; die Tempel blieben dem Auge heilig, als die Götter längſt zum Gelächter dienten, und die Schandthaten eines Nero und Kommodus beſchämte der edle Styl des Gebäudes, das ſeine Hülle dazu gab. Die Menſchheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunſt hat ſie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebt in der Täuſchung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergeſtellt werden. So wie die edle Kunſt die edle Natur überlebte, ſo ſchreitet ſie derſelben auch in der Begeiſterung, bildend und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr ſiegendes Licht in die Tiefen der Herzen ſendet, fängt die Dichtungkraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menſchheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt.

Wie verwahrt ſich aber der Künſtler vor den Verderbniſſen ſeiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke aufwärts nach ſeiner Würde und dem Geſetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniß. Gleich frey von der eiteln Geſchäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeiſt, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßſtab des Unbedingten anwendet, überlaſſe er dem Verſtande, der hier einheimiſch iſt, die

Sphäre des Wirklichen; er aber ſtrebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieſes präge er aus in Täuſchung und Wahrheit, präge es in die Spiele ſeiner Einbildungskraft, und in den Ernſt ſeiner Thaten, präge er aus in allen ſinnlichen und geiſtigen Formen und werfe es ſchweigend in die unendliche Zeit.

Aber nicht Jedem, dem dieſes Ideal in der Seele glüht, wurde die ſchöpferiſche Ruhe und der große geduldige Sinn verliehen, es in den verſchwiegnen Stein einzudrücken, oder in das nüchterne Wort auszugießen, und den treuen Händen der Zeit zu vertrauen. Viel zu ungeſtüm, um durch dieſes ruhige Mittel zu wandern, ſtürzt ſich der göttliche Bildungstrieb oft unmittelbar auf die Gegenwart und auf das handelnde Leben, und unternimmt, den formloſen Stoff der moraliſchen Welt umzubilden. Dringend ſpricht das Unglück ſeiner Gattung zu dem fühlenden Menſchen, dringender ihre Entwürdigung; der Enthuſiasmus entflammt ſich, und das glühende Verlangen ſtrebt in kraftvollen Seelen ungeduldig zur That. Aber befragte er ſich auch, ob dieſe Unordnungen in der moraliſchen Welt ſeine Vernunft beleidigen, oder nicht vielmehr ſeine Selbſtliebe ſchmerzen? Weiß er es noch nicht, ſo wird er es an dem Eifer erkennen, womit er auf beſtimmte und beſchleunigte Wirkungen dringt. Der reine moraliſche Trieb iſt aufs Unbedingte gerichtet, für ihn gibt es keine Zeit, und die Zukunft wird ihm zur Gegenwart, ſobald ſie ſich aus der Gegenwart nothwendig entwickeln muß. Vor einer Vernunft ohne Schranken iſt die Richtung zugleich die Vollendung, und der Weg iſt zurückgelegt, ſobald er eingeſchlagen iſt.

Gib alſo, werde ich dem jungen Freund der Wahrheit und Schönheit zur Antwort geben, der von mir wiſſen will, wie er dem edeln Trieb in ſeiner Bruſt, bey allem Widerſtande des Jahrhunderts, Genüge zu thun habe, gib der Welt, auf die du wirkſt, die Richtung zum Guten, ſo wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen. Dieſe Richtung haſt du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebſt, wenn du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenſtand ihrer Triebe verwandelſt. Fallen wird das Gebäude des Wahns und der Willkürlichkeit, fallen muß es, es iſt ſchon gefallen, ſobald du gewiß biſt, daß es ſich neigt; aber in dem innern, nicht blos in dem äußern Menſchen muß es ſich neigen. In der ſchamhaften Stille deines Gemüths erziehe die ſiegende Wahrheit, ſtelle ſie aus dir heraus in der Schönheit, daß nicht blos der Gedanke ihr huldige, ſondern auch der Sinn ihre Erſcheinung liebend ergreife. Und damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muſter zu empfangen, das du ihr geben ſollſt, ſo wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Geſellſchaft, bis du eines idealiſchen Gefolges in deinem Herzen verſichert biſt. Lebe mit deinem Jahrhundert, aber ſey nicht ſein Geſchöpf; leiſte deinen Zeitgenoſſen, aber was ſie bedürfen, nicht was ſie loben. Ohne ihre Schuld getheilt zu haben, theile mit edler Reſignation ihre Strafen, und beuge dich mit Freyheit unter das Joch, das ſie gleich ſchlecht entbehren und tragen. Durch den ſtandhaften Muth, mit dem du ihr Glück verſchmäheſt, wirſt du ihnen beweiſen, daß nicht deine Feigheit ſich ihren Leiden unterwirft. Denke ſie dir, wie ſie ſeyn ſollten, wenn du auf ſie zu wirken haſt, aber denke ſie dir, wie ſie ſind, wenn du für ſie zu handeln verſucht wirſt. Ihren Beyfall ſuche durch ihre Würde, aber auf ihren Unwerth berechne ihr Glück, ſo wird dein eigner Adel dort den ihrigen aufwecken, und ihre Unwürdigkeit hier deinen Zweck nicht vernichten. Der Ernſt deiner Grundſätze wird ſie von dir ſcheuchen, aber im Spiele ertragen ſie ſie noch; ihr Geſchmack iſt keuſcher als ihr Herz, und hier muſſt du den ſcheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen wirſt du umſonſt beſtürmen, ihre Thaten umſonſt verdammen, aber an ihrem Müßiggange kannſt du deine bildende Hand verſuchen. Verjage die Willkür, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, ſo wirſt du ſie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Geſinnungen verbannen. Wo du ſie findeſt, umgib ſie mit edeln, mit großen, mit geiſtreichen Formen, ſchließe ſie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunſt die Natur überwindet.

Zehnter Brief.

Sie ſind alſo mit mir darin einig, und durch den Inhalt meiner vorigen Briefe überzeugt, daß ſich der Menſch auf zwey entgegengeſetzten Wegen von ſeiner Beſtimmung entfernen könne, daß unſer Zeitalter wirklich auf beyden Abwegen wandle, und hier der Rohigkeit, dort der Erſchlaffung und Verkehrtheit, zum Raub geworden ſey. Von dieſer doppelten Verwirrung ſoll es durch die Schönheit zurückgeführt werden. Wie kann aber die ſchöne Kultur beyden entgegen geſetzten Gebrechen zugleich begegnen, und zwey widerſprechende Eigenſchaften in ſich vereinigen? Kann ſie in dem Wilden die Natur in Feſſeln legen und in dem Barbaren dieſelbe in Freyheit ſetzen? Kann ſie zugleich anſpannen und auflöſen — und wenn ſie nicht wirklich Beydes leiſtet, wie kann ein ſo großer Effekt, als die Ausbildung der Menſchheit iſt, vernünftigerweiſe von ihr erwartet werden?

Zwar hat man ſchon zum Ueberdruß die Behauptung hören müſſen, daß das entwickelte Gefühl für Schönheit die Sitten verfeinere, ſo daß es hiezu keines neuen Beweiſes mehr zu bedürfen ſcheint. Man ſtützt ſich auf die alltägliche Erfahrung, welche faſt durchgängig mit einem gebildeten Geſchmacke Klarheit des Verſtandes, Regſamkeit des Gefühls, Liberalität und ſelbſt Würde des Betragens, mit einem ungebildeten gewöhnlich das Gegentheil verbunden zeigt. Man beruft ſich, zuverſichtlich genug, auf das Beyſpiel der geſittetſten aller Nationen des Alterthums, bey welcher das Schönheitgefühl zugleich ſeine höchſte Entwicklung erreichte, und auf das entgegengeſetzte Beyſpiel jener theils wilden, theils barbariſchen Völker, die ihre Unempfindlichkeit für das Schöne mit einem rohen oder doch auſteren Charakter büßen. Nichts deſtoweniger fällt es zuweilen denkenden Köpfen ein, entweder das Factum zu läugnen, oder doch die Rechtmäßigkeit der daraus gezogenen Schlüſſe zu bezweifeln. Sie denken nicht ganz ſo ſchlimm von jener Wildheit, die man den ungebildeten Völkern zum Vorwurf macht, und nicht ganz ſo vortheilhaft von dieſer Verfeinerung, die man an den gebildeten preist. Schon im Alterthum gab es Männer, welche die ſchöne Kultur für nichts weniger als eine Wohlthat hielten, und deswegen ſehr geneigt waren, den Künſten der Einbildungkraft den Eintritt in ihre Republik zu verwehren.

Nicht von denjenigen rede ich, die blos darum die Grazien ſchmähen, weil ſie nie ihre Gunſt erfuhren. Sie, die keinen andern Maßſtab des Werthes kennen, als die Mühe der Erwerbung und den handgreiflichen Ertrag — wie ſollten ſie fähig ſeyn, die ſtille Arbeit des Geſchmacks an dem äußern und innern Menſchen zu würdigen, und über den zufälligen Nachtheilen der ſchönen Kultur nicht ihre weſentlichen Vortheile aus den Augen ſetzen? Der Menſch ohne Form verachtet alle Anmuth im Vortrage als Beſtechung, alle Feinheit im Umgang als Verſtellung, alle Delikateſſe und Großheit im Betragen als Ueberſpannung und Affektation. Er kann es dem Günſtling der Grazien nicht vergeben, daß er als Geſellſchafter alle Tafel aufheitert, als Geſchäftsmann alle Köpfe nach ſeinen Abſichten lenkt, als Schriftſteller ſeinem ganzen Jahrhundert vielleicht ſeinen Geiſt aufdrückt, während daß Er, das Schlachtopfer des Fleißes, mit all ſeinem Wiſſen keine Aufmerkſamkeit erzwingen, keinen Stein von der Stelle rücken kann. Da er jenem das genialiſche Geheimniß, angenehm zu ſeyn, niemals abzulernen vermag, ſo bleibt ihm nichts Anderes übrig, als die Verkehrtheit der menſchlichen Natur zu bejammern, die mehr dem Schein als dem Weſen huldigt.

Aber es gibt achtungwürdige Stimmen, die ſich gegen die Wirkungen der Schönheit erklären, und aus der Erfahrung mit furchtbarn Gründen dagegen gerüſtet ſind. „Es iſt nicht zu läugnen“, ſagen ſie, „die Reize des Schönen können in guten Händen zu löblichen Zwecken wirken, aber es widerſpricht ihrem

Weſen nicht, in ſchlimmen Händen gerade das Gegentheil zu thun, und ihre ſeelenfeſſelnde Kraft für Irrthum und Unrecht zu verwenden. Eben deswegen, weil der Geſchmack nur auf die Form und nie auf den Inhalt achtet, ſo gibt er dem Gemüth zuletzt die gefährliche Richtung, alle Realität überhaupt zu vernachläſſigen, und einer reizenden Einkleidung Wahrheit und Sittlichkeit aufzuopfern. Aller Sachunterſchied der Dinge verliert ſich, und es iſt blos die Erſcheinung, die ihren Werth beſtimmt. Wie viele Menſchen von Fähigkeit, fahren ſie fort, werden nicht durch die verführeriſche Macht des Schönen von einer ernſten und anſtrengenden Wirkſamkeit abgezogen, oder wenigſtens verleitet, ſie oberflächlich zu behandeln! Wie mancher ſchwache Verſtand wird blos deswegen mit der bürgerlichen Einrichtung uneins, weil es der Phantaſie der Poeten beliebte, eine Welt aufzuſtellen, worin Alles ganz anders erfolgt, wo keine Konvenienz die Meinungen bindet, keine Kunſt die Natur unterdrückt. Welche gefährliche Dialektik haben die Leidenſchaften nicht erlernt, ſeitdem ſie in den Gemählden der Dichter mit den glänzendſten Farben prangen und im Kampf mit Geſetzen und Pflichten gewöhnlich das Feld behalten? Was hat wol die Geſellſchaft dabey gewonnen, daß jetzt die Schönheit dem Umgang Geſetze gibt, den ſonſt die Wahrheit regierte, und daß der äußere Eindruck die Achtung entſcheidet, die nur an das Verdienſt gefeſſelt ſeyn ſollte. Es iſt wahr, man ſieht jetzt alle Tugenden blühen, die einen gefälligen Effekt in der Erſcheinung machen, und einen Werth in der Geſellſchaft verleihen, dafür aber auch alle Ausſchweifungen herrſchen, und alle Laſter im Schwange gehn, die ſich mit einer ſchönen Hülle vertragen." In der That muß es Nachdenken erregen, daß man beynahe in jeder Epoche der Geſchichte, wo die Künſte blühen und der Geſchmack regiert, die Menſchheit geſunken findet, und auch nicht ein einziges Beyſpiel aufweiſen kann, daß ein hoher Grad und eine große Allgemeinheit äſthetiſcher Kultur bey einem Volke mit politiſcher Freyheit, und bürgerlicher Tugend, daß ſchöne Sitten mit guten Sitten, und Politur des Betragens mit Wahrheit deſſelben Hand in Hand gegangen wäre.

Solange Athen und Sparta ihre Unabhängigkeit behaupteten, und Achtung für die Geſetze ihrer Verfaſſung zur Grundlage diente, war der Geſchmack noch unreif, die Kunſt noch in ihrer Kindheit, und es fehlte noch viel, daß die Schönheit die Gemüther beherrſchte. Zwar hatte die Dichtkunſt ſchon einen erhabenen Flug gethan, aber nur mit den Schwingen des Genies, von dem wir wiſſen, daß es am nächſten an die Wildheit grenzt, und ein Licht iſt, das gern aus der Finſterniß ſchimmert; welches alſo vielmehr gegen den Geſchmack ſeines Zeitalters, als für denſelben zeugt. Als unter dem Perikles und Alexander das goldne

Alter der Künſte herbeykam, und die Herrſchaft des Geſchmacks ſich allgemeiner verbreitete, findet man Griechenlands Kraft und Freyheit nicht mehr, die Beredſamkeit verfälſchte die Wahrheit, die Weisheit beleidigte in dem Mund eines Sokrates, und die Tugend in dem Leben eines Phocion. Die Römer, wiſſen wir, muſſten erſt in den bürgerlichen Kriegen ihre Kraft erſchöpfen, und durch morgenländiſche Ueppigkeit entmannt, unter das Joch eines glücklichen Dynaſten ſich beugen, ehe wir die griechiſche Kunſt über die Rigidität des Charakters triumphiren ſehen. Auch den Arabern ging die Morgenröthe der Kultur nicht eher auf, als bis die Energie ihres kriegeriſchen Geiſtes unter dem Scepter der Abbaſſiden erſchlafft war. In dem neuern Italien zeigte ſich die ſchöne Kunſt nicht eher, als nachdem der herrliche Bund der Lombarden zerriſſen war, Florenz ſich den Medicäern unterworfen, und der Geiſt der Unabhängigkeit in allen jenen muthvollen Städten einer unrühmlichen Ergebung Platz gemacht hatte. Es iſt beynahe überflüſſig, noch an das Beyſpiel der neuern Nationen zu erinnern, deren Verfeinerung in demſelben Verhältniſſe zunahm, als ihre Selbſtſtändigkeit endigte. Wohin wir immer in der vergangenen Welt unſre Augen richten, da finden wir, daß Geſchmack und Freyheit einander fliehen, und daß die Schönheit nur auf den Untergang heroiſcher Tugenden ihre Herrſchaft gründet.

Und doch iſt gerade dieſe Energie des Charakters, mit welcher die äſthetiſche Kultur gewöhnlich erkauft wird, die wirkſamſte Feder alles Großen und Trefflichen im Menſchen, deren Mangel kein anderer, wenn auch noch ſo großer, Vorzug erſetzen kann. Hält man ſich alſo einzig nur an das, was die bisherigen Erfahrungen über den Einfluß der Schönheit lehren, ſo kann man in der That nicht ſehr aufgemuntert ſeyn, Gefühle auszubilden, die der wahren Kultur des Menſchen ſo gefährlich ſind; und lieber wird man, auf die Gefahr der Rohigkeit und Härte, die ſchmelzende Kraft der Schönheit entbehren, als ſich bey allen Vortheilen der Verfeinerung ihren erſchlaffenden Wirkungen überliefert ſehen. Aber vielleicht iſt die Erfahrung der Richterſtuhl nicht, vor welchem ſich eine Frage, wie dieſe ausmachen läſſt, und ehe man ihrem Zeugniß Gewicht einräumte, müſſte erſt außer Zweifel geſetzt ſeyn, daß es dieſelbe Schönheit iſt, von der wir reden, und gegen welche jene Beyſpiele zeugen. Dies ſcheint aber einen Begriff der Schönheit vorauszuſetzen, der eine andre Quelle hat, als die Erfahrung; weil durch denſelben erkannt werden ſoll, ob das, was in der Erfahrung ſchön heißt, mit Recht dieſen Namen führe.

Dieſer reine Vernunftbegriff der Schönheit, wenn ein ſolcher ſich aufzeigen ließe, müßte alſo — weil er aus keinem wirklichen Falle geſchöpft werden kann, vielmehr unſer Urtheil über jeden wirklichen Fall erſt berichtigt und leitet — auf dem Wege der Abſtraktion geſucht, und ſchon aus der Möglichkeit der ſinnlichvernünftigen Natur gefolgert werden können; mit einem Wort: die Schönheit müſſte ſich als eine nothwendige Bedingung der Menſchheit aufzeigen laſſen. Zu dem reinen Begriff der Menſchheit müſſen wir uns alſo nunmehr erheben, und da uns die Erfahrung nur einzelne Zuſtände einzelner Menſchen, aber niemals die Menſchheit zeigt, ſo müſſen wir aus dieſen ihren individuellen und wandelbaren Erſcheinungsarten das Abſolute und Bleibende zu entdecken, und durch Wegwerfung aller zufälligen Schranken uns der nothwendigen Bedingungen ihres Daſeyns zu bemächtigen ſuchen. Zwar wird uns dieſer transcendentale Weg eine Zeitlang aus dem traulichen Kreis der Erſcheinungen und aus der lebendigen Gegenwart der Dinge entfernen und auf dem nackten Gefild abgezogener Begriffe verweilen, aber wir ſtreben ja nach einem feſten Grund der Erkenntniß, den nichts mehr erſchüttern ſoll, und wer ſich über die Wirklichkeit nicht hinauswagt, der wird nie die Wahrheit erobern.

Eilfter Brief.

Wenn die Abſtraktion ſo hoch als ſie immer kann, hinaufſteigt, ſo gelangt ſie zu zwey letzten Begriffen, bey denen ſie ſtille ſtehen und ihre Grenzen bekennen muß. Sie unterſcheidet in dem Menſchen etwas, das bleibt, und etwas, das ſich unaufhörlich verändert. Das Bleibende nennt ſie ſeine *Perſon*, das Wechſelnde ſeinen *Zuſtand*.

Perſon und Zuſtand — das Selbſt und ſeine Beſtimmungen — die wir uns in dem nothwendigen Weſen als Eins und daſſelbe denken, ſind ewig Zwey in dem Endlichen. Bey aller Beharrung der Perſon wechſelt der Zuſtand, bey allem Wechſel des Zuſtands beharret die Perſon. Wir gehen von der Ruhe zur Thätigkeit, vom Affekt zur Gleichgültigkeit, von der Uebereinſtimmung zum Widerſpruch, aber *wir* ſind doch immer, und was unmittelbar aus uns folgt, bleibt. In dem abſoluten Subjekt allein beharren *mit* der Perſönlichkeit auch alle ihre Beſtimmungen, weil ſie *aus* der Perſönlichkeit fließen. Alles, *was* die Gottheit iſt, iſt ſie deßwegen, *weil* ſie iſt; ſie iſt folglich Alles auf ewig, weil ſie ewig iſt.

Da in dem Menſchen, als endlichem Weſen, Perſon und Zuſtand verſchieden ſind, ſo kann ſich weder der Zuſtand auf die Perſon, noch die Perſon auf den Zuſtand gründen. Wäre das Letztere, ſo müßte die Perſon ſich verändern; wäre das Erſtere, ſo müßte der Zuſtand beharren; alſo in jedem Fall entweder die Perſönlichkeit oder die Endlichkeit aufhören. Nicht, weil wir denken, wollen, empfinden, ſind wir; nicht weil wir ſind, denken, wollen, empfinden wir. Wir ſind, weil wir ſind; wir empfinden, denken und wollen, weil außer uns noch etwas Anderes iſt.

Die Perſon alſo muß ihr eigener Grund ſeyn, denn das Bleibende kann nicht aus der Veränderung fließen; und ſo hätten wir denn fürs Erſte die Idee des abſoluten, in ſich ſelbſt gegründeten Seyns, d. i. die Freyheit. Der Zuſtand muß einen Grund haben; er muß, da er nicht durch die Perſon, alſo nicht abſolut iſt, erfolgen; und ſo hätten wir fürs Zweyte die Bedingung alles abhängigen Seyns oder Werdens, die Zeit. Die Zeit iſt die Bedingung alles Werdens, iſt ein identiſcher Satz, denn er ſagt nichts anders, als: die Folge iſt die Bedingung, daß etwas erfolgt.

Die Perſon, die ſich in dem ewig beharrenden Ich und nur in dieſem offenbart, kann nicht werden, nicht anfangen in der Zeit, weil vielmehr umgekehrt die Zeit in ihr anfangen, weil dem Wechſel ein Beharrliches zum Grund liegen muß. Etwas muß ſich verändern, wenn Veränderung ſeyn ſoll; dieſes Etwas kann alſo nicht ſelbſt ſchon Veränderung ſeyn. Indem wir ſagen, die Blume blühet und verwelkt, machen wir die Blume zum Bleibenden in dieſer Verwandlung, und leihen ihr gleichſam eine Perſon, an der ſich jene beyden Zuſtände offenbaren. Daß der Menſch erſt wird, iſt kein Einwurf, denn der Menſch iſt nicht blos Perſon überhaupt, ſondern Perſon, die ſich in einem beſtimmten Zuſtand befindet. Aller Zuſtand aber, alles beſtimmte Daſeyn entſteht in der Zeit, und ſo muß alſo der Menſch, als Phänomen, einen Anfang nehmen, obgleich die reine Intelligenz in ihm ewig iſt. Ohne die Zeit, das heißt, ohne es zu werden, würde er nie ein beſtimmtes Weſen ſeyn; ſeine Perſönlichkeit würde zwar in der Anlage, aber nicht in der That exiſtiren. Nur durch die Folge ſeiner Vorſtellungen wird das beharrliche Ich ſich ſelbſt zur Erſcheinung.

Die Materie der Thätigkeit alſo, oder die Realität, welche die höchſte Intelligenz aus ſich ſelber ſchöpft, muß der Menſch erſt *empfangen*, und zwar empfängt er dieſelbe als etwas außer ihm Befindliches im Raume, und als etwas in ihm Wechſelndes in der Zeit, auf dem Wege der Wahrnehmung. Dieſen in ihm wechſelnden Stoff begleitet ſein niemals wechſelndes Ich — und in allem Wechſel beſtändig Er ſelbſt zu bleiben, alle Wahrnehmungen zur Erfahrung, d. h. zur Einheit der Erkenntniß, und jede ſeiner Erſcheinungsarten in der Zeit zum Geſetz für alle Zeiten zu machen, iſt die Vorſchrift, die durch ſeine vernünftige Natur ihm gegeben iſt. Nur indem er ſich verändert, *exiſtirt er*; nur indem er unveränderlich bleibt, exiſtirt *er*. Der Menſch, vorgeſtellt in ſeiner Vollendung, wäre demnach die beharrliche Einheit, die in den Fluthen der Veränderung ewig dieſelbe bleibt.

Ob nun gleich ein unendliches Weſen, eine Gottheit, nicht *werden* kann, ſo muß man doch eine Tendenz göttlich nennen, die das eigentlichſte Merkmal der Gottheit, abſolute Verkündigung des Vermögens (Wirklichkeit alles Möglichen) und abſolute Einheit des Erſcheinens (Nothwendigkeit alles Wirklichen), zu ihrer unendlichen Aufgabe hat. Die Anlage zu der Gottheit trägt der Menſch unwiderſprechlich in ſeiner Perſönlichkeit in ſich; der Weg zu der Gottheit, wenn man einen Weg nennen kann, was niemals zum Ziele führt, iſt ihm aufgethan in den *Sinnen*.

Seine Perſönlichkeit, für ſich allein und unabhängig von allem ſinnlichen Stoffe betrachtet, iſt blos die Anlage zu einer möglichen unendlichen Aeußerung; und ſo lange er nicht anſchaut und nicht empfindet, iſt er noch weiter nichts als Form und leeres Vermögen. Seine Sinnlichkeit, für ſich allein und abgeſondert von aller Selbſtthätigkeit des Geiſtes betrachtet, vermag weiter nichts, als daß ſie ihn, der ohne ſie blos Form iſt, zur Materie macht, aber keineswegs, daß ſie die Materie mit ihm vereinigt. So lange er blos empfindet, blos begehrt und aus bloßer Begierde wirkt, iſt er noch weiter nichts als *Welt*, wenn wir unter dieſem Namen blos den formloſen Inhalt der Zeit verſtehen. Seine Sinnlichkeit iſt es zwar allein, die ſein Vermögen zur wirkenden Kraft macht, aber nur ſeine Perſönlichkeit iſt es, die ſein Wirken zu dem ſeinigen macht. Um alſo nicht blos Welt zu ſeyn, muß er der Materie Form ertheilen; um nicht blos Form zu ſeyn, muß er der Anlage, die er in ſich trägt, Wirklichkeit geben. Er verwirklichet die Form, wenn er die Zeit erſchafft und dem Beharrlichen die Veränderung, der ewigen Einheit ſeines Ichs die Mannichfaltigkeit der Welt gegenüber ſtellt; er formt die Materie, wenn er die Zeit wieder aufhebt, Beharrlichkeit im Wechſel behauptet, und die Mannichfaltigkeit der Welt der Einheit ſeines Ichs unterwürfig macht.

Hieraus fließen nun zwey entgegengeſetzte Anforderungen an den Menſchen, die zwey Fundamentalgeſetze der ſinnlich vernünftigen Natur. Das erſte dringt auf abſolute Realität: er ſoll alles zur Welt machen, was blos Form iſt, und alle ſeine Anlagen zur Erſcheinung bringen: das zweyte dringt auf abſolute Formalität: er ſoll alles in ſich vertilgen, was blos Welt iſt, und Uebereinſtimmung in alle ſeine Veränderungen bringen; mit andern Worten: er ſoll alles Innre veräußern und alles Aeußere formen. Beyde Aufgaben, in ihrer höchſten Erfüllung gedacht, führen zu dem Begriff der Gottheit zurück, von dem ich ausgegangen bin.

Zwölfter Brief.

Zur Erfüllung dieſer doppelten Aufgabe, das Nothwendige in uns zur Wirklichkeit zu bringen und das Wirkliche außer uns dem Geſetz der Nothwendigkeit zu unterwerfen, werden wir durch zwey entgegengeſetzte Kräfte gedrungen, die man, weil ſie uns antreiben, ihr Objekt zu verwirklichen, ganz ſchicklich Triebe nennt. Der erſte dieſer Triebe, den ich den ſinnlichen nennen will, geht aus von dem phyſiſchen Daſeyn des Menſchen oder von ſeiner ſinnlichen Natur, und iſt beſchäftigt, ihn in die Schranken der Zeit zu ſetzen, und zur Materie zu machen: nicht ihm Materie zu geben, weil dazu ſchon eine freye Thätigkeit der Perſon gehört, welche die Materie aufnimmt, und von Sich, dem Beharrlichen, unterſcheidet. Materie aber heißt hier nichts als Veränderung oder Realität, die die Zeit erfüllt; mithin fordert dieſer Trieb, daß Veränderung ſey, daß die Zeit einen Inhalt habe. Dieſer Zuſtand der blos erfüllten Zeit heißt Empfindung, und er iſt es allein, durch den ſich das phyſiſche Daſeyn verkündigt.

Da Alles, was in der Zeit iſt, nach einander iſt, ſo wird dadurch, daß Etwas iſt, alles Andre ausgeſchloſſen. Indem man auf einem Inſtrument einen Ton greift, iſt unter allen Tönen, die es möglicher weiſe angeben kann, nur dieſer einzige wirklich; indem der Menſch das Gegenwärtige empfindet, iſt die ganze unendliche Möglichkeit ſeiner Beſtimmungen auf dieſe einzige Art des Daſeyns beſchränkt. Wo alſo dieſer Trieb ausſchließend wirkt, da iſt nothwendig die höchſte Begrenzung vorhanden; der Menſch iſt in dieſem Zuſtande nichts als eine Größen-Einheit, ein erfüllter Moment der Zeit — oder vielmehr, Er iſt nicht, denn ſeine Perſönlichkeit iſt ſo lange aufgehoben, als ihn die Empfindung beherrſcht, und die Zeit mit ſich fortreißt. *)

Soweit der Menſch endlich iſt, erſtreckt ſich das Gebiet dieſes Triebs; und da alle Form nur an einer Materie, alles Abſolute nur durch das Medium der Schranken erſcheint, ſo iſt es freylich der ſinnliche Trieb,

---

*) Die Sprache hat für dieſen Zuſtand der Selbſtloſigkeit unter der Herrſchaft der Empfindung den ſehr treffenden Ausdruck: außer ſich ſeyn, das heißt, außer ſeinem Ich ſeyn. Obgleich dieſe Redensart nur da Statt findet, wo die Empfindung zum Affekt, und dieſer Zuſtand durch ſeine längere Dauer mehr bemerkbar wird, ſo iſt doch jeder außer ſich, ſo lange er nur empfindet. Von dieſem Zuſtande zur Beſonnenheit zurückkehren, nennt man eben ſo richtig: in ſich gehen, das heißt, in ſein Ich zurückkehren, ſeine Perſon wieder herſtellen. Von einem, der in Ohnmacht liegt, ſagt man nicht: er iſt außer ſich, ſondern: er iſt von ſich, d. h. er iſt ſeinem Ich geraubt, da jener nur nicht in demſelben iſt. Daher iſt derjenige, der aus einer Ohnmacht zurückkehrte, blos bey ſich, welches ſehr gut mit dem Außer ſich ſeyn beſtehen kann.

an dem zuletzt die ganze Erſcheinung der Menſchheit befeſtiget iſt. Aber, obgleich er allein die Anlagen der Menſchheit weckt und entfaltet, ſo iſt er es doch allein, der ihre Vollendung unmöglich macht. Mit unzerreißbarn Banden feſſelt er den höher ſtrebenden Geiſt an die Sinnenwelt, und von ihrer freyeſten Wanderung ins Unendliche ruft er die Abſtraktion in die Grenzen der Gegenwart zurück. Der Gedanke zwar darf ihm augenblicklich entfliehen, und ein feſter Wille ſetzt ſich ſeinen Forderungen ſieghaft entgegen; aber bald tritt die unterdrückte Natur wieder in ihre Rechte zurück, um auf Realität des Daſeyns, auf einen Inhalt unſrer Erkenntniſſe, und auf einen Zweck unſers Handelns zu dringen.

Der zweyte jener Triebe, den man den *Formtrieb* nennen kann, geht aus von dem abſoluten Daſeyn des Menſchen oder von ſeiner vernünftigen Natur, und iſt beſtrebt, ihn in Freyheit zu ſetzen, Harmonie in die Verſchiedenheit ſeines Erſcheinens zu bringen, und bey allem Wechſel des Zuſtands ſeine Perſon zu behaupten. Da nun die letztere, als abſolute und untheilbare Einheit, mit ſich ſelbſt nie im Widerſpruch ſeyn kann, *da wir in alle Ewigkeit wir ſind*, ſo kann derjenige Trieb, der auf Behauptung der Perſönlichkeit dringt, nie etwas Andres fordern, als was er in alle Ewigkeit fordern muß; er entſcheidet alſo für immer, wie er für jetzt entſcheidet, und gebietet für jetzt, was er für immer gebietet. Er umfaſſt mithin die ganze Folge der Zeit, das iſt ſoviel als: er hebt die Zeit, er hebt die Veränderung auf; er will, daß das Wirkliche nothwendig und ewig, und daß das Ewige und Nothwendige wirklich ſey; mit andern Worten: er dringt auf Wahrheit und auf Recht.

Wenn der erſte nur Fälle macht, ſo gibt der andre Geſetze; Geſetze für jedes Urtheil, wenn es Erkenntniſſe, Geſetze für jeden Willen, wenn es Thaten betrifft. Es ſey nun, daß wir einen Gegenſtand erkennen, daß wir einem Zuſtande unſers Subjekts objektive Gültigkeit beylegen, oder daß wir aus Erkenntniſſen handeln, daß wir das Objektive zum Beſtimmungsgrund unſers Zuſtandes machen — in beyden Fällen reißen wir dieſen Zuſtand aus der Gerichtsbarkeit der Zeit, und geſtehen ihm Realität für alle Menſchen und alle Zeiten, d. i. Allgemeinheit und Nothwendigkeit zu. Das Gefühl kann blos ſagen: das iſt wahr für dieſes Subjekt und in dieſem Moment, und ein andrer Moment, ein andres Subjekt kann kommen, das die Ausſage der gegenwärtigen Empfindung zurücknimmt. Aber wenn der Gedanke einmal ausſpricht: das iſt, ſo entſcheidet er für immer und ewig, und die Gültigkeit ſeines Ausſpruchs iſt durch die Perſönlichkeit ſelbſt verbürgt, die allem Wechſel Trotz bietet. Die Neigung kann blos ſagen: das iſt für dein Individuum und für dein jetziges

Bedürfniß gut, aber dein Individuum und dein jetziges Bedürfniß wird die Veränderung mit ſich fortreißen, und was du jetzt feurig begehrſt, dereinſt zum Gegenſtand deines Abſcheues machen. Wenn aber das moraliſche Gefühl ſagt: das ſoll ſeyn, ſo entſcheidet es für immer und ewig — wenn du Wahrheit bekennſt, weil ſie Wahrheit iſt, und Gerechtigkeit ausübſt, weil ſie Gerechtigkeit iſt, ſo haſt du einen einzelnen Fall zum Geſetz für alle Fälle gemacht, einen Moment in deinem Leben als Ewigkeit behandelt.

Wo alſo der Formtrieb die Herrſchaft führt, und das reine Objekt in uns handelt, da iſt die höchſte Erweiterung des Seyns, da verſchwinden alle Schranken, da hat ſich der Menſch aus einer Größen-Einheit, auf welche der dürftige Sinn ihn beſchränkte, zu einer Ideen-Einheit erhoben, die das ganze Reich der Erſcheinungen unter ſich faßt. Wir ſind bey dieſer Operation nicht mehr in der Zeit, ſondern die Zeit iſt in uns mit ihrer ganzen nie endenden Reihe. Wir ſind nicht mehr Individuen, ſondern Gattung; das Urtheil aller Geiſter iſt durch das unſrige ausgeſprochen, die Wahl aller Herzen iſt repräſentirt durch unſre That.

Dreyzehnter Brief.

Beym erſten Anblick ſcheint nichts einander mehr entgegengeſetzt zu ſeyn, als die Tendenzen dieſer beyden Triebe, indem der eine auf Veränderung, der andre auf Unveränderlichkeit dringt. Und doch ſind es dieſe beyden Triebe, die den Begriff der Menſchheit erſchöpfen, und ein dritter Grundtrieb, der beyde vermitteln könnte, iſt ſchlechterdings ein undenkbarer Begriff. Wie werden wir alſo die Einheit der menſchlichen Natur wieder herſtellen, die durch dieſe urſprüngliche und radikale Entgegenſetzung völlig aufgehoben ſcheint?

Wahr iſt es, ihre Tendenzen widerſprechen ſich, aber was wohl zu bemerken iſt, nicht in denſelben Objekten, und was nicht auf einander trifft, kann nicht gegen einander ſtoßen. Der ſinnliche Trieb fordert zwar Veränderung, aber er fordert nicht, daß ſie auch auf die Perſon und ihr Gebiet ſich erſtrecke: daß ein Wechſel der Grundſätze ſey. Der Formtrieb dringt auf Einheit und Beharrlichkeit — aber er will nicht, daß mit der Perſon ſich auch der Zuſtand fixire, daß Identität der Empfindung ſey. Sie ſind einander alſo von Natur nicht entgegengeſetzt, und wenn ſie deſſungeachtet ſo erſcheinen, ſo ſind ſie es erſt geworden durch eine freye Uebertretung der Natur, indem ſie ſich ſelbſt mißverſtehen, und ihre Sphären verwirren *). Ueber dieſe

---

*) Sobald man einen urſprünglichen, mithin nothwendigen Antagonism beyder Triebe behauptet, ſo iſt freylich kein anderes Mittel die Einheit im Menſchen zu erhalten,

zu wachen, und einem jeden dieſer beyden Triebe ſeine Grenzen zu ſichern, iſt die Aufgabe der Kultur, die alſo beyden eine gleiche Gerechtigkeit ſchuldig iſt, und

---

als daß man den ſinnlichen Trieb dem vernünftigen unbedingt unterordnet. Daraus aber kann blos Einförmigkeit, aber keine Harmonie entſtehen, und der Menſch bleibt noch ewig fort getheilt. Die Unterordnung muß allerdings ſeyn, aber wechſelſeitig: denn wenn gleich die Schranken nie das Abſolute begründen können, alſo die Freyheit nie von der Zeit abhängen kann, ſo iſt es eben ſo gewiß, daß das Abſolute durch ſich ſelbſt nie die Schranken begründen, daß der Zuſtand in der Zeit nicht von der Freyheit abhängen kann. Beyde Principien ſind einander alſo zugleich ſubordinirt und coordinirt, d. h. ſie ſtehen in Wechſelwirkung; ohne Form keine Materie, ohne Materie keine Form. (Dieſen Begriff der Wechſelwirkung und die ganze Wichtigkeit deſſelben findet man vortrefflich auseinander geſetzt in Fichte's Grundlage der geſammten Wiſſenſchaftslehre, Leipzig 1794). Wie es mit der Perſon im Reich der Ideen ſtehe, wiſſen wir freylich nicht; aber daß ſie, ohne Materie zu empfangen, in dem Reiche der Zeit ſich nicht offenbaren könne, wiſſen wir gewiß; in dieſem Reiche alſo wird die Materie nicht blos unter der Form, ſondern auch neben der Form, und unabhängig von derſelben, etwas zu beſtimmen haben. So nothwendig es alſo iſt, daß das Gefühl im Gebiet der Vernunft nichts entſcheide, eben ſo nothwendig iſt es, daß die Vernunft im Gebiet des Gefühls ſich nichts zu beſtimmen anmaße.

nicht bloß den vernünftigen Trieb gegen den ſinnlichen, ſondern auch dieſen gegen jenen zu behaupten hat. Ihr Geſchäft iſt alſo doppelt: erſtlich: die Sinnlichkeit gegen die Eingriffe der Freyheit zu verwahren: zweytens: die Perſönlichkeit gegen die Macht der Empfindungen ſicher zu ſtellen. Jenes erreicht ſie durch Ausbildung des Gefühlvermögens, dieſes durch Ausbildung des Vernunftvermögens.

Da die Welt ein Ausgedehntes in der Zeit, Veränderung, iſt, ſo wird die Vollkommenheit deßjenigen Vermögens, welches den Menſchen mit der Welt in Verbindung ſetzt, größtmöglichſte Veränderlichkeit und Extenſität ſeyn müſſen. Da die Perſon das Beſtehende

---

Schon indem man jedem von beyden ein Gebiet zuſpricht, ſchließt man das andere davon aus, und ſetzt jedem eine Grenze, die nicht anders als zum Nachtheile beyder überſchritten werden kann.

In einer Tranſcendental-Philoſophie, wo Alles darauf ankommt, die Form von dem Inhalt zu befreyen, und das Nothwendige von allem Zufälligen rein zu erhalten, gewöhnt man ſich gar leicht, das Materielle ſich blos als Hinderniß zu denken, und die Sinnlichkeit, weil ſie gerade bey dieſem Geſchäfte im Wege ſteht, in einem nothwendigen Widerſpruch mit der Vernunft vorzuſtellen. Eine ſolche Vorſtellungsart liegt zwar auf keine Weiſe im Geiſte des Kantiſchen Syſtems, aber im Buchſtaben deſſelben könnte ſie gar wohl liegen.

in der Veränderung iſt, ſo wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches ſich dem Wechſel entgegenſetzen ſoll, gröſtmöglichſte Selbſtſtändigkeit und Intenſität ſeyn müſſen. Je vielſeitiger ſich die Empfänglichkeit ausbildet, je beweglicher dieſelbe iſt und je mehr Fläche ſie den Erſcheinungen darbietet, deſto mehr Welt ergreift der Menſch, deſto mehr Anlagen entwickelt er in ſich; je mehr Kraft und Tiefe die Perſönlichkeit, je mehr Freyheit die Vernunft gewinnt, deſto mehr Welt begreift der Menſch, deſto mehr Form ſchafft er außer ſich. Seine Kultur wird alſo darin beſtehen: erſtlich: dem empfangenden Vermögen die vielfältigſten Berührungen mit der Welt zu verſchaffen, und auf Seiten des Gefühls die Paſſivität aufs Höchſte zu treiben: zweytens: dem beſtimmenden Vermögen die höchſte Unabhängigkeit von dem empfangenden zu erwerben, und auf Seiten der Vernunft die Aktivität aufs Höchſte zu treiben. Wo beyde Eigenſchaften ſich vereinigen, da wird der Menſch mit der höchſten Fülle von Daſeyn die höchſte Selbſtſtändigkeit und Freyheit verbinden, und, anſtatt ſich an die Welt zu verlieren, dieſe vielmehr mit der ganzen Unendlichkeit ihrer Erſcheinungen in ſich ziehen und der Einheit ſeiner Vernunft unterwerfen.

Dieſes Verhältniß nun kann der Menſch umkehren, und dadurch auf eine zweyfache Weiſe ſeine Beſtimmung verfehlen. Er kann die Intenſität, welche die thätige Kraft erheiſcht, auf die leidende legen, durch den Stofftrieb dem Formtriebe vorgreifen, und das empfangende Vermögen zum beſtimmenden machen. Er kann die Extenſität, welche der leidenden Kraft gebührt, der thätigen zutheilen, durch den Formtrieb dem Stofftriebe vorgreifen, und dem empfangenden Vermögen das beſtimmende unterſchieben. In den erſten Fall wird er nie *Er ſelbſt*, in dem zweyten wird er nie *etwas Anders* ſeyn; mithin eben darum in beyden Fällen *keines von beyden* folglich — Null ſeyn *).

---

*) Der ſchlimme Einfluß einer überwiegenden Senſualität auf unſer Denken und Handeln fällt Jedermann leicht in die Augen; nicht ſo leicht, ob er gleich eben ſo häufig vorkommt und eben ſo wichtig iſt, der nachtheilige Einfluß einer überwiegenden Rationalität auf unſre Erkenntniß und auf unſer Betragen. Man erlaube mir daher aus der großen Menge der hieher gehörenden Fälle nur zwey in Erinnerung zu bringen, welche den Schaden einer, der Anſchauung und Empfindung vorgreifenden Denk- und Willenskraft ins Licht ſetzen können.

Eine der vornehmſten Urſachen, warum unſre Natur-Wiſſenſchaften ſo langſame Schritte machen, iſt offenbar der allgemeine und kaum bezwingbare Hang zu teleologiſchen Urtheilen, bey denen ſich, ſobald ſie conſtitutiv gebraucht werden, das beſtimmende Vermögen dem empfangenden unterſchiebt. Die Natur mag unſre Organe noch ſo nachdrücklich und noch ſo vielfach berühren — alle

Wird nämlich der ſinnliche Trieb beſtimmend, macht der Sinn den Geſetzgeber, und unterdrückt die Welt die Perſon, ſo hört ſie in demſelben Verhältniſſe

---

ihre Mannichfaltigkeit iſt verloren für uns, weil wir nichts in ihr ſuchen, als was wir in ſie hineingelegt haben; weil wir ihr nicht erlauben, ſich gegen uns herein zu bewegen, ſondern vielmehr mit ungeduldig vorgreifender Vernunft gegen ſie heraus ſtreben. Kommt alsdann in Jahrhunderten Einer, der ſich ihr mit ruhigen, keuſchen und offenen Sinnen naht, und deswegen auf eine Menge von Erſcheinungen ſtößt, die wir bey unſrer Prävention überſehen haben, ſo erſtaunen wir höchlich darüber, daß ſo viele Augen bey ſo hellem Tag nichts bemerkt haben ſollen. Dieſes voreilige Streben nach Harmonie, ehe man die einzelnen Laute beyſammen hat, die ſie ausmachen ſollen, dieſe gewaltthätige Uſurpation der Denkkraft in einem Gebiete, wo ſie nicht unbedingt zu gebieten hat, iſt der Grund der Unfruchtbarkeit ſo vieler denkenden Köpfe für das Beſte der Wiſſenſchaft, und es iſt ſchwer zu ſagen, ob die Sinnlichkeit, welche keine Form annimmt, oder die Vernunft, welche keinen Inhalt abwartet, der Erweiterung unſerer Kenntniſſe mehr geſchadet haben.

Eben ſo ſchwer dürfte es zu beſtimmen ſeyn, ob unſre praktiſche Philanthropie mehr durch die Heftigkeit unſrer Begierden, oder durch die Rigidität unſrer Grundſätze, mehr durch den Egoiſm unſrer Sinne, oder durch den Egoiſm unſrer Vernunft geſtört und erkältet wird. Um uns zu theilnehmenden, hülfreichen, thätigen Menſchen auf, Objekt zu ſeyn, als ſie Macht wird. Sobald der Menſch nur Inhalt der Zeit iſt, ſo iſt Er nicht, und er hat folglich auch keinen Inhalt. Mit ſeiner Perſön-

---

zu machen, müſſen ſich Gefühl und Charakter miteinander vereinigen, ſo wie, um uns Erfahrung zu verſchaffen, Offenheit des Sinnes mit Energie des Verſtandes zuſammentreffen muß. Wie können wir, bey noch ſo lobenswürdigen Maximen, billig, gütig und menſchlich gegen Andere ſeyn, wenn uns das Vermögen fehlt, fremde Natur treu und wahr in uns aufzunehmen, fremde Situationen uns anzueignen, fremde Gefühle zu den unſrigen zu machen? Dieſes Vermögen aber wird, ſowohl in der Erziehung, die wir empfangen, als in der, die wir ſelbſt uns geben, in demſelben Maße unterdrückt, als man die Macht der Begierden zu brechen, und den Charakter durch Grundſätze zu befeſtigen ſucht. Weil es Schwierigkeit koſtet, bey aller Regſamkeit des Gefühls ſeinen Grundſätzen treu zu bleiben, ſo ergreift man das bequemere Mittel, durch Abſtumpfung der Gefühle den Charakter ſicher zu ſtellen; denn freylich iſt es unendlich leichter, vor einem entwaffneten Gegner Ruhe zu haben, als einen muthigen und rüſtigen Feind zu beherrſchen. In dieſer Operation beſteht denn auch größtentheils das, was man einen Menſchen formiren nennt; und zwar im beſten Sinne des Worts, wo es Bearbeitung des innern, nicht blos des äußern Menſchen bedeutet. Ein ſo formirter Menſch wird freylich davor geſichert ſeyn, rohe Natur zu ſeyn und als ſolche zu erſcheinen; er wird aber zugleich gegen alle Empfindungen der Natur lichkeit iſt auch ſein Zuſtand aufgehoben, weil beydes Wechſelbegriffe ſind — weil die Veränderung ein Beharrliches, und die begrenzte Realität eine unendliche fordert. Wird der Formtrieb empfangend, das heißt, kommt die Denkkraft der Empfindung zuvor und unterſchiebt die Perſon ſich der Welt, ſo hört ſie in demſelben Verhältniß auf, ſelbſtſtändige Kraft und Subjekt zu ſeyn, als ſie ſich in den Platz des Objektes drängt,

---

durch Grundſätze geharniſcht ſeyn, und die Menſchheit von außen wird ihm eben ſo wenig als die Menſchheit von innen beykommen können.

Es iſt ein ſehr verderblicher Mißbrauch, der von dem Ideal der Vollkommenheit gemacht wird, wenn man es bey der Beurtheilung anderer Menſchen, und in den Fällen, wo man für ſie wirken ſoll, in ſeiner ganzen Strenge zum Grund legt. Jenes wird zur Schwärmerey, dieſes zur Härte und zur Kaltſinnigkeit führen. Man macht ſich freylich ſeine geſellſchaftlichen Pflichten ungemein leicht, wenn man dem wirklichen Menſchen, der unſre Hülfe auffordert, in Gedanken den Ideal-Menſchen unterſchiebt, der ſich wahrſcheinlich ſelbſt helfen könnte. Strenge gegen ſich ſelbſt, mit Weichheit gegen Andre verbunden, macht den wahrhaft vortrefflichen Charakter aus. Aber meiſtens wird der gegen Andre weiche Menſch es auch gegen ſich ſelbſt, und der gegen ſich ſelbſt ſtrenge es auch gegen Andre ſeyn; weich gegen ſich und ſtreng gegen Andre iſt der verächtlichſte Charakter.

weil das Beharrliche die Veränderung, und die abſolute Realität zu ihrer Verkündigung Schranken fordert. Sobald der Menſch nur Form iſt, ſo hat er keine Form; und mit dem Zuſtand iſt folglich auch die Perſon aufgehoben. Mit einem Wort, nur inſofern er ſelbſtſtändig iſt, iſt Realität auſſer ihm, iſt er empfänglich; nur inſofern er empfänglich iſt, iſt Realität in ihm, iſt er eine denkende Kraft.

Beyde Triebe haben alſo Einſchränkung, und inſofern ſie als Energieen gedacht werden, Abſpannung nöthig; jener, daß er ſich nicht ins Gebiet der Geſetzgebung, dieſer, daß er ſich nicht ins Gebiet der Empfindung eindringe. Jene Abſpannung des ſinnlichen Triebes darf aber keineswegs die Wirkung eines phyſiſchen Unvermögens und einer Stumpfheit der Empfindungen ſeyn, welche überall nur Verachtung verdient; ſie muß eine Handlung der Freyheit, eine Thätigkeit der Perſon ſeyn, die durch ihre moraliſche Intenſität jene ſinnliche mäßigt, und durch Beherrſchung der Eindrücke ihnen an Tiefe nimmt, um ihnen an Fläche zu geben. Der Charakter muß dem Temperament ſeine Grenzen beſtimmen, denn nur an den Geiſt darf der Sinn verlieren. Jene Abſpannung des Formtriebs darf eben ſo wenig die Wirkung eines geiſtigen Unvermögens und einer Schlaffheit der Denk- oder Willenskräfte ſeyn, welche die Menſchheit erniedrigen würde. Fülle der Empfindungen muß ihre rühmliche Quelle ſeyn; die Sinnlichkeit ſelbſt muß mit ſiegender Kraft ihr Gebiet behaupten, und der Gewalt widerſtreben, die ihr der Geiſt durch ſeine vorgreifende Thätigkeit gern zufügen möchte. Mit einem Wort: den Stofftrieb muß die Perſönlichkeit, und den Formtrieb die Empfänglichkeit, oder die Natur, in ſeinen gehörigen Schranken halten.

Vierzehnter Brief.

Wir ſind nunmehr zu dem Begriff einer ſolchen Wechſelwirkung zwiſchen beyden Trieben geführt worden, wo die Wirkſamkeit des einen die Wirkſamkeit des andern zugleich begründet und begrenzt, und wo jeder einzelne für ſich gerade dadurch zu ſeiner höchſten Verkündigung gelangt, daß der andere thätig iſt.

Dieſes Wechſelverhältniß beyder Triebe iſt zwar blos eine Aufgabe der Vernunft, die der Menſch nur in der Vollendung ſeines Daſeyns ganz zu löſen im Stand iſt. Es iſt im eigentlichſten Sinne des Worts *die Idee ſeiner Menſchheit*, mithin ein Unendliches, dem er ſich im Laufe der Zeit immer mehr nähern kann, aber ohne es jemals zu erreichen. „Er ſoll nicht „auf Koſten ſeiner Realität nach Form, und nicht auf „Koſten der Form nach Realität ſtreben; vielmehr ſoll „er das abſolute Seyn durch ein beſtimmtes, und das „beſtimmte Seyn durch ein unendliches ſuchen. Er

„ſoll ſich einer Welt gegenüber ſtellen, weil er Perſon iſt, und ſoll Perſon ſeyn, weil ihm eine Welt gegenüber ſteht. Er ſoll empfinden, weil er ſich bewuſſt iſt, und ſoll ſich bewuſſt ſeyn, weil er empfindet.“ — Daß er dieſer Idee wirklich gemäß, folglich, in voller Bedeutung des Worts, Menſch iſt, kann er nie in Erfahrung bringen, ſo lange er nur Einen dieſer beyden Triebe ausſchließend, oder nur Einen nach dem Andern befriedigt; denn ſo lange er nur empfindet, bleibt ihm ſeine Perſon oder ſeine abſolute Exiſtenz, und ſo lange er nur denkt, bleibt ihm ſeine Exiſtenz in der Zeit oder ſein Zuſtand Geheimniß. Gäbe es aber Fälle, wo er dieſe doppelte Erfahrung *zugleich* machte, wo er ſich zugleich ſeiner Freyheit bewuſſt würde, und ſein Daſeyn empfände, wo er ſich zugleich als Materie fühlte, und als Geiſt kennen lernte, ſo hätte er in dieſen Fällen, und ſchlechterdings nur in dieſen, eine vollſtändige Anſchauung ſeiner Menſchheit, und der Gegenſtand, der dieſe Anſchauung ihm verſchaffte, würde ihm zu einem Symbol ſeiner *ausgeführten Beſtimmung*, folglich (weil dieſe nur in der Allheit der Zeit zu erreichen iſt) zu einer Darſtellung des Unendlichen dienen.

Vorausgeſetzt, daß Fälle dieſer Art in der Erfahrung vorkommen können, ſo würden ſie einen neuen Trieb in ihm aufwecken, der eben darum, weil die beyden andern in ihm zuſammenwirken, einem jeden derſelben, einzeln betrachtet, entgegengeſetzt ſeyn, und mit Recht für einen neuen Trieb gelten würde. Der ſinnliche Trieb will, daß Veränderung ſey, daß die Zeit einen Inhalt habe; der Formtrieb will, daß die Zeit aufgehoben, daß keine Veränderung ſey. Derjenige Trieb alſo, in welchem beyde verbunden wirken, (es ſey mir einſtweilen, bis ich dieſe Benennung gerechtfertigt haben werde, vergönnt, ihn Spieltrieb zu nennen) der Spieltrieb alſo würde dahin gerichtet ſeyn, die Zeit in der Zeit aufzuheben, Werden mit abſolutem Seyn, Veränderung mit Identität zu vereinbaren.

Der ſinnliche Trieb will beſtimmt werden, er will ſein Objekt empfangen; der Formtrieb will ſelbſt beſtimmen, er will ſein Objekt hervorbringen: der Spieltrieb wird alſo beſtrebt ſeyn, ſo zu empfangen, wie er ſelbſt hervorgebracht hätte, und ſo hervorzubringen, wie der Sinn zu empfangen trachtet.

Der ſinnliche Trieb ſchließt aus ſeinem Subjekt alle Selbſtthätigkeit und Freyheit, der Formtrieb ſchließt aus dem ſeinigen alle Abhängigkeit, alles Leiden aus. Ausſchließung der Freyheit iſt aber phyſiſche, Ausſchließung des Leidens iſt moraliſche Nothwendigkeit. Beyde Triebe nöthigen alſo das Gemüth, jener durch Naturgeſetze, dieſer durch Geſetze der Vernunft. Der Spieltrieb alſo, als in welchem beyde verbunden wirken, wird das Gemüth zugleich moraliſch und phyſiſch nöthigen; er wird alſo, weil er alle Zufälligkeit aufhebt, auch alle Nöthigung aufheben, und den Menſchen, ſowol phyſiſch als moraliſch, in Freyheit ſetzen. Wenn wir Jemand mit Leidenſchaft umfaſſen, der unſrer Verachtung würdig iſt, ſo empfinden wir peinlich die *Nöthigung der Natur*. Wenn wir gegen einen andern feindlich geſinnt ſind, der uns Achtung abnöthigt, ſo empfinden wir peinlich die *Nöthigung der Vernunft*. Sobald er aber zugleich unſre Neigung intereſſirt und unſre Achtung ſich erworben, ſo verſchwindet ſowol der Zwang der Empfindung als der Zwang der Vernunft, und wir fangen an, ihn zu lieben, d. h. zugleich mit unſrer Neigung und mit unſrer Achtung zu ſpielen.

Indem uns ferner der ſinnliche Trieb phyſiſch, und der Formtrieb moraliſch nöthigt, ſo läſſt jener unſre formale, dieſer unſre materiale Beſchaffenheit zufällig; das heißt, es iſt zufällig, ob unſere Glückſeligkeit mit unſrer Vollkommenheit, oder ob dieſe mit jener übereinſtimmen werde. Der Spieltrieb alſo, in welchem beyde vereinigt wirken, wird zugleich unſre formale und unſre materiale Beſchaffenheit, zugleich unſre Vollkommenheit und unſre Glückſeligkeit zufällig machen; er wird alſo, eben weil er *beyde* zufällig macht, und weil mit der Nothwendigkeit auch die Zufälligkeit verſchwindet, die Zufälligkeit in beyden wieder aufheben, mithin Form in die Materie und Realität in die Form bringen. In demſelben Maße, als er den Empfindungen und Affekten ihren dynamiſchen Einfluß nimmt, wird er ſie mit Ideen der Vernunft in Uebereinſtimmung bringen, und in demſelben Maße, als er den Geſetzen der Vernunft ihre moraliſche Nöthigung benimmt, wird er ſie mit dem Intereſſe der Sinne verſöhnen.

Funfzehnter Brief.

Immer näher komm' ich dem Ziel, dem ich Sie auf einem wenig ermunternden Pfade entgegen führe. Laſſen Sie es Sich gefallen, mir noch einige Schritte weiter zu folgen, ſo wird ein deſto freyerer Geſichtskreis ſich aufthun, und eine muntre Ausſicht die Mühe des Wegs vielleicht belohnen.

Der Gegenſtand des ſinnlichen Triebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt *Leben*, in weiteſter Bedeutung; ein Begriff, der alles materiale Seyn, und alle unmittelbare Gegenwart in den Sinnen bedeutet. Der Gegenſtand des Formtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt Geſtalt, ſowol in uneigentlicher als in eigentlicher Bedeutung; ein Begriff, der alle formalen Beſchaffenheiten der Dinge und alle Beziehungen derſelben auf die Denkkräfte unter ſich faſſt. Der Gegenſtand des Spieltriebes, in einem allgemeinen Schema vorgeſtellt, wird alſo *lebende Geſtalt* heißen können, ein Begriff, der allen äſthetiſchen Beſchaffenheiten der Erſcheinungen, und mit

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.

3-598-52550-8
FN. 15294/110

einem Worte dem, was man in weiteſter Bedeutung Schönheit nennt, zur Bezeichnung dient.

Durch dieſe Erklärung, wenn es eine wäre, wird die Schönheit weder auf das ganze Gebiet des Lebendigen ausgedehnt, noch blos in dieſes Gebiet eingeſchloſſen. Ein Marmorblock, obgleich er leblos iſt und bleibt, kann darum nichts deſto weniger lebende Geſtalt durch den Architekt und Bildhauer werden; ein Menſch, wiewol er lebt und Geſtalt hat, iſt darum noch lange keine lebende Geſtalt. Dazu gehört, daß ſeine Geſtalt Leben und ſein Leben Geſtalt ſey. So lange wir über ſeine Geſtalt blos denken, iſt ſie leblos, bloße Abſtraktion; ſo lange wir ſein Leben blos fühlen, iſt es geſtaltlos, bloße Impreſſion. Nur indem ſeine Form in unſrer Empfindung lebt, und ſein Leben in unſerm Verſtande ſich formt, iſt er lebende Geſtalt, und dies wird überall der Fall ſeyn, wo wir ihn als ſchön beurtheilen.

Dadurch aber, daß wir die Beſtandtheile anzugeben wiſſen, die in ihrer Vereinigung die Schönheit hervorbringen, iſt die Geneſis derſelben auf keine Weiſe noch erklärt; denn dazu würde erfordert, daß man jene Vereinigung ſelbſt begriffe, die uns, wie überhaupt alle Wechſelwirkung zwiſchen dem Endlichen und Unendlichen, unerforſchlich bleibt. Die Vernunft ſtellt aus transſcendentalen Gründen die Forderung auf: es ſoll eine Gemeinſchaft zwiſchen Formtrieb und Stofftrieb, das heißt, ein Spieltrieb ſeyn, weil nur die

Einheit der Realität mit der Form, der Zufälligkeit mit der Nothwendigkeit, des Leidens mit der Freyheit den Begriff der Menſchheit vollendet. Sie muß dieſe Forderung aufſtellen, weil ſie ihrem Weſen nach auf Vollendung und auf Wegräumung aller Schranken dringt, jede ausſchließende Thätigkeit des einen oder des andern Triebes aber die menſchliche Natur unvollendet läſſt, und eine Schranke in derſelben begründet. Sobald ſie demnach den Ausſpruch thut: es ſoll eine Menſchheit exiſtiren, ſo hat ſie eben dadurch das Geſetz aufgeſtellt: es ſoll eine Schönheit ſeyn. Die Erfahrung kann uns beantworten, ob eine Schönheit iſt, und wir werden es wiſſen, ſobald ſie uns belehrt hat, ob eine Menſchheit iſt. Wie aber eine Schönheit ſeyn kann, und wie eine Menſchheit möglich iſt, kann uns weder Vernunft noch Erfahrung lehren.

Der Menſch, wiſſen wir, iſt weder ausſchließend Materie, noch iſt er ausſchließend Geiſt. Die Schönheit, als Conſummation ſeiner Menſchheit, kann alſo weder ausſchließend bloßes Leben ſeyn, wie von ſcharfſinnigen Beobachtern, die ſich zu genau an die Zeugniſſe der Erfahrung hielten, behauptet worden iſt, und wozu der Geſchmack der Zeit ſie gern herabziehen möchte; noch kann ſie ausſchließend bloße Geſtalt ſeyn, wie von ſpekulativen Weltweiſen, die ſich zu weit von der Erfahrung entfernten, und von philoſophirenden Künſtlern, die ſich in Erklärung derſelben allzuſehr durch das

Bedürfniß der Kunſt leiten lieſſen, geurtheilt worden iſt:*) ſie iſt das gemeinſchaftliche Objekt beyder Triebe, das heißt, des Spieltriebs. Dieſen Namen rechtfertigt der Sprachgebrauch vollkommen, der Alles das, was weder ſubjektiv noch objektiv zufällig iſt, und doch weder äußerlich noch innerlich nöthigt, mit dem Wort Spiel zu bezeichnen pflegt. Da ſich das Gemüth bey Anſchauung des Schönen in einer glücklichen Mitte zwiſchen dem Geſetz und Bedürfniß befindet, ſo iſt es eben darum, weil es ſich zwiſchen beyden theilt, dem Zwange ſowol des eials des andern entzogen. Dem Stofftrieb, wie dem Formtrieb, iſt es mit ihren Forderungen ernſt, weil der eine ſich, beym Erkennen, auf die Wirklichkeit, der andre auf die Nothwendigkeit der Dinge bezieht; weil, beym Handeln, der erſte auf Erhaltung des Lebens, der zweyte auf Bewahrung der Würde, beyde alſo auf Wahrheit und Vollkommenheit gerichtet ſind. Aber das Leben wird gleichgültiger, ſo wie die Würde ſich einmiſcht, und die Pflicht nöthigt nicht mehr, ſobald die Neigung zieht: eben ſo nimmt das Gemüth die Wirklichkeit der Dinge, die materiale Wahrheit, freyer und ruhiger auf, ſo bald ſolche der formalen Wahrheit, dem Geſetz der Nothwendigkeit, begegnet, und fühlt ſich durch Abſtraktion nicht mehr angeſpannt, ſo bald die unmittelbare Anſchauung ſie begleiten kann. Mit einem Wort: indem es mit Ideen in Gemeinſchaft kommt, verliert alles Wirkliche ſeinen Ernſt, weil es *klein* wird, und indem es mit der Empfindung zuſammen trifft, legt das Nothwendige den ſeinigen ab, weil es *leicht* wird.

---

*) Zum bloßen Leben macht die Schönheit Burke in ſeinen phil. Unterſuchungen über den Urſprung unſrer Begriffe vom Erhabenen und Schönen. Zur bloßen Geſtalt macht ſie, ſo weit mir bekannt iſt, jeder Anhänger des dogmatiſchen Syſtems, der über dieſen Gegenſtand je ſein Bekenntniß ablegte: unter den Künſtlern Raphael Mengs in ſeinen Gedanken über den Geſchmack in der Mahlerey; Andrer nicht zu gedenken. So wie in Allem, hat auch in dieſem Stück die kritiſche Philoſophie den Weg eröffnet, die Empirie auf Principien, und die Spekulation zur Erfahrung zurück zu führen.

Wird aber, möchten Sie längſt ſchon verſucht geweſen ſeyn mir entgegen zu ſetzen, wird nicht das Schöne dadurch, daß man es zum bloßen Spiel macht, erniedrigt, und den frivolen Gegenſtänden gleich geſtellt, die von jeher im Beſitz dieſes Namens waren? Widerſpricht es nicht dem Vernunftbegriff und der Würde der Schönheit, die doch als ein Inſtrument der Kultur betrachtet wird, ſie auf ein *bloßes Spiel* einzuſchränken, und widerſpricht es nicht dem Erfahrungsbegriffe des Spiels, das mit Ausſchließung alles Geſchmackes zuſammen beſtehen kann, es blos auf Schönheit einzuſchränken?

Aber was heißt denn ein bloßes Spiel, nachdem wir wiſſen, daß unter allen Zuſtänden des Menſchen gerade das Spiel und nur das Spiel es iſt, was ihn vollſtändig macht, und ſeine doppelte Natur auf einmal entfaltet? Was Sie, nach Ihrer Vorſtellung der Sache, Einſchränkung nennen, das nenne ich, nach der meinen, die ich durch Beweiſe gerechtfertigt habe, Erweiterung. Ich würde alſo vielmehr gerade umgekehrt ſagen: mit dem Angenehmen, mit dem Guten, mit dem Vollkommenen iſt es dem Menſchen nur ernſt; aber mit der Schönheit ſpielt er. Freylich dürfen wir uns hier nicht an die Spiele erinnern, die in dem wirklichen Leben im Gange ſind, und die ſich gewöhnlich nur auf ſehr materielle Gegenſtände richten; aber in dem wirklichen Leben würden wir auch die Schönheit vergebens ſuchen, von der hier die Rede iſt. Die wirklich vorhandene Schönheit iſt des wirklich vorhandenen Spieltriebes werth; aber durch das Ideal der Schönheit, welches die Vernunft aufſtellt, iſt auch ein Ideal des Spieltriebes aufgegeben, das der Menſch in allen ſeinen Spielen vor Augen haben ſoll.

Man wird niemals irren, wenn man das Schönheitideal eines Menſchen auf dem nämlichen Wege ſucht, auf dem er ſeinen Spieltrieb befriedigt. Wenn ſich die griechiſchen Völkerſchaften in den Kampfſpielen zu Olympia an den unblutigen Wettkämpfen der Kraft, der Schnelligkeit, der Gelenkigkeit, und an dem edlern

Wechſelſtreit der Talente ergetzen, und wenn das römiſche Volk an dem Todeskampf eines erlegten Gladiators oder ſeines libyſchen Gegners ſich labt, ſo wird es uns aus dieſem einzigen Zuge begreiflich, warum wir die Idealgeſtalten einer Venus, einer Juno, eines Apolls, nicht in Rom, ſondern in Griechenland aufſuchen müſſen. *) Nun ſpricht aber die Vernunft: das Schöne ſoll nicht bloßes Leben und nicht bloße Geſtalt, ſondern lebende Geſtalt, das iſt, Schönheit ſeyn; indem ſie ja dem Menſchen das doppelte Geſetz der abſoluten Formalität und der abſoluten Realität diktirt. Mithin thut ſie auch den Ausſpruch: der Menſch ſoll mit der Schönheit nur ſpielen, und er ſoll nur mit der Schönheit ſpielen.

Denn, um es endlich auf einmal herauszuſagen, der Menſch ſpielt nur, wo er in voller Bedeutung des

---

*) Wenn man (um bey der neuern Welt ſtehen zu bleiben) die Wettrennen in London, die Stiergefechte in Madrid, die Spectacles in dem ehemaligen Paris, die Gondelrennen in Venedig, die Thierhatzen in Wien, und das frohe ſchöne Leben des Korſo in Rom gegen einander hält, ſo kann es nicht ſchwer ſeyn, den Geſchmack dieſer verſchiedenen Völker gegen einander zu nüanciren. Indeſſen zeigt ſich unter den Volksſpielen in dieſen verſchiedenen Ländern weit weniger Einförmigkeit, als unter den Spielen der feinern Welt in eben dieſen Ländern, welches leicht zu erklären iſt.

Worts Menſch iſt, und er iſt nur da ganz Menſch, wo er ſpielt. Dieſer Satz, der in dieſem Augenblicke vielleicht paradox erſcheint, wird eine große und tiefe Bedeutung erhalten, wenn wir erſt dahin gekommen ſeyn werden, ihn auf den doppelten Ernſt der Pflicht und des Schickſals anzuwenden; er wird, ich verſpreche es Ihnen, das ganze Gebäude der äſthetiſchen Kunſt und der noch ſchwierigern Lebenskunſt tragen. Aber dieſer Satz iſt auch nur in der Wiſſenſchaft unerwartet; längſt ſchon lebte und wirkte er in der Kunſt, und in dem Gefühle der Griechen, ihrer vornehmſten Meiſter; nur daß ſie in den Olympus verſetzten, was auf der Erde ſollte ausgeführt werden. Von der Wahrheit deſſelben geleitet, lieſſen ſie ſowol den Ernſt und die Arbeit, welche die Wangen der Sterblichen furchen, als die nichtige Luſt, die das leere Angeſicht glättet, aus der Stirn der ſeligen Götter verſchwinden, gaben die Ewigzufriedenen von den Feſſeln jedes Zweckes, jeder Pflicht, jeder Sorge frey, und machten den Müſſiggang und die Gleichgültigkeit zum beneideten Looſe des Götterſtandes: ein blos menſchlicherer Name für das freyeſte und erhabenſte Seyn. Sowol der materielle Zwang der Naturgeſetze, als der geiſtige Zwang der Sittengeſetze verlor ſich in ihrem höhern Begriff von Nothwendigkeit, der beyde Welten zugleich umfaſſte, und aus der Einheit jener beyden Nothwendigkeiten ging ihnen erſt die wahre Freyheit hervor.

Beſeelt von dieſem Geiſte löſchten ſie aus den Geſichtszügen ihres Ideals zugleich mit der Neigung auch alle Spuren des Willens aus, oder beſſer, ſie machten beyde unkenntlich, weil ſie beyde in dem innigſten Bund zu verknüpfen wuſſten. Es iſt weder Anmuth noch iſt es Würde, was aus dem herrlichen Antlitz einer Juno Ludoviſi zu uns ſpricht; es iſt keines von beyden, weil es beydes zugleich iſt. Indem der weibliche Gott unſre Anbetung heiſcht, entzündet das gottgleiche Weib unſre Liebe; aber indem wir uns der himmliſchen Holdſeligkeit aufgelöſt hingeben, ſchreckt die himmliſche Selbſtgenügſamkeit uns zurück. In ſich ſelbſt ruhet und wohnt die ganze Geſtalt, eine völlig geſchloſſene Schöpfung, und als wenn ſie jenſeits des Raumes wäre, ohne Nachgeben, ohne Widerſtand; da iſt keine Kraft, die mit Kräften kämpfte, keine Blöße, wo die Zeitlichkeit einbrechen könnte. Durch jenes unwiderſtehlich ergriffen und angezogen, durch dieſes in der Ferne gehalten, befinden wir uns zugleich in dem Zuſtand der höchſten Ruhe und der höchſten Bewegung, und es entſteht jene wunderbare Rührung, für welche der Verſtand keinen Begriff und die Sprache keinen Namen hat.

Sechzehnter Brief.

Aus der Wechſelwirkung zwey entgegengeſetzter Triebe, und aus der Verbindung zwey entgegengeſetzter Principien haben wir das Schöne hervorgehen ſehen, deſſen höchſtes Ideal alſo in dem möglichſtvollkommenſten Bunde und *Gleichgewicht* der Realität und der Form wird zu ſuchen ſeyn. Dieſes Gleichgewicht bleibt aber immer nur Idee, die von der Wirklichkeit nie ganz erreicht werden kann. In der Wirklichkeit wird immer ein Uebergewicht des Einen Elements über das Andre übrig bleiben, und das Höchſte, was die Erfahrung leiſtet, wird in einer *Schwankung* zwiſchen beyden Principien beſtehen, wo bald die Realität bald die Form überwiegend iſt. Die Schönheit in der Idee iſt alſo ewig nur eine untheilbare einzige, weil es nur ein einziges Gleichgewicht geben kann; die Schönheit in der Erfahrung hingegen wird ewig eine doppelte ſeyn, weil bey einer Schwankung das Gleichgewicht auf eine doppelte Art, nämlich dieſſeits und jenſeits, kann übertreten werden.

Ich habe in einem der vorhergehenden Briefe bemerkt, auch läſſt es ſich aus dem Zuſammenhange des bisherigen mit ſtrenger Nothwendigkeit folgern, daß von dem Schönen zugleich eine auflöſende und eine anſpannende Wirkung zu erwarten ſey: eine *auflöſende*, um ſowol den ſinnlichen Trieb als den Formtrieb in ihren Grenzen zu halten: eine anſpannende, um beyde in ihrer Kraft zu erhalten. Dieſe beyden Wirkungsarten der Schönheit ſollen aber, der Idee nach, ſchlechterdings nur eine einzige ſeyn. Sie ſoll auflöſen, dadurch daß ſie beyde Naturen gleichförmig anſpannt, und ſoll anſpannen, dadurch daß ſie beyde Naturen gleichförmig auflöſt. Dieſes folgt ſchon aus dem Begriff einer Wechſelwirkung, vermöge deſſen beyde Theile einander zugleich nothwendig bedingen, und durch einander bedingt werden, und deren reinſtes Produkt die Schönheit iſt. Aber die Erfahrung bietet uns kein Beyſpiel einer ſo vollkommenen Wechſelwirkung dar, ſondern hier wird jederzeit, mehr oder weniger, das Uebergewicht einen Mangel und der Mangel ein Uebergewicht begründen. Was alſo in dem Ideal-Schönen nur in der Vorſtellung unterſchieden wird, das iſt in dem Schönen der Erfahrung, der Exiſtenz nach, verſchieden. Das Idealſchöne, obgleich untheilbar und einfach, zeigt in verſchiedener Beziehung ſowol eine ſchmelzende als energiſche Eigenſchaft; in der Erfahrung gibt es eine ſchmelzende und energiſche Schönheit. So iſt es und ſo wird es in allen den Fällen ſeyn, wo das Abſolute in die Schranken der Zeit geſetzt iſt, und Ideen der Vernunft in der Menſchheit realiſirt werden ſollen. So denkt der reflektirende Menſch ſich die Tugend, die Wahrheit, die Glückſeligkeit; aber der handelnde Menſch wird blos Tugenden üben, blos

Wahrheiten faſſen, blos glückſelige Tage genießen. Dieſe auf jene zurück zu führen — an die Stelle der Sitten die Sittlichkeit, an die Stelle der Kenntniſſe die Erkenntniß, an die Stelle des Glückes die Glückſeligkeit zu ſetzen, iſt das Geſchäft der phyſiſchen und moraliſchen Bildung; aus Schönheiten Schönheit zu machen, iſt die Aufgabe der äſthetiſchen.

Die energiſche Schönheit kann den Menſchen eben ſo wenig vor einem gewiſſen Ueberreſt von Wildheit und Härte bewahren, als ihn die ſchmelzende vor einem gewiſſen Grade der Weichlichkeit und Entnervung ſchützt. Denn da die Wirkung der erſtern iſt, das Gemüth ſowol im Phyſiſchen als Moraliſchen anzuſpannen und ſeine Schnellkraft zu vermehren, ſo geſchieht es nur gar zu leicht, daß der Widerſtand des Temperaments und Charakters die Empfänglichkeit für Eindrücke mindert, daß auch die zärtere Humanität eine Unterdrückung erfährt, die nur die rohe Natur treffen ſollte, und daß die rohe Natur an einem Kraftgewinn Theil nimmt, der nur der freyen Perſon gelten ſollte; daher findet man in den Zeitaltern der Kraft und der Fülle das wahrhaft Große der Vorſtellung mit dem Giganteſken und Abenteuerlichen, und das Erhabene der Geſinnung mit den ſchauderhafteſten Ausbrüchen der Leidenſchaft gepaart; daher wird man in den Zeitaltern der Regel und der Form die Natur eben ſo oft unterdrückt als beherrſcht, eben ſo oft beleidigt als übertroffen finden. Und weil die Wirkung der ſchmelzenden Schönheit iſt, das Gemüth im Moraliſchen wie im Phyſiſchen aufzulöſen, ſo begegnet es eben ſo leicht, daß mit der Gewalt der Begierden auch die Energie der Gefühle erſtickt wird, und daß auch der Charakter einen Kraftverluſt theilt, der nur die Leidenſchaft treffen ſollte: daher wird man in den ſogenannten verfeinerten Weltaltern Weichheit nicht ſelten in Weichlichkeit, Fläche in Flachheit, Korrektheit in Leerheit, Liberalität in Willkürlichkeit, Leichtigkeit in Frivolität, Ruhe in Apathie ausarten, und die verächtlichſte Karrikatur zunächſt an die herrlichſte Menſchlichkeit grenzen ſehen. Für den Menſchen unter dem Zwange entweder der Materie oder der Formen iſt alſo die ſchmelzende Schönheit Bedürfniß, denn von Größe und Kraft iſt er längſt gerührt, ehe er für Harmonie und Grazie anfängt empfindlich zu werden. Für den Menſchen unter der Indulgenz des Geſchmacks iſt die energiſche Schönheit Bedürfniß, denn nur allzugern verſcherzt er im Stand der Verfeinerung eine Kraft, die er aus dem Stand der Wildheit herüberbrachte.

Und nunmehr, glaube ich, wird jener Widerſpruch erklärt und beantwortet ſeyn, den man in den Urtheilen der Menſchen über den Einfluß des Schönen, und in Würdigung der äſthetiſchen Kultur anzutreffen pflegt. Er iſt erklärt dieſer Widerſpruch, ſobald man ſich erinnert, daß es in der Erfahrung eine zweyfache Schönheit gibt, und daß beyde Theile von der ganzen Gattung behaupten, was jeder nur von einer beſondern Art derſelben zu beweiſen im Stande iſt. Er iſt gehoben dieſer Widerſpruch, ſobald man das doppelte Bedürfniß der Menſchheit unterſcheidet, dem jene doppelte Schönheit entſpricht. Beyde Theile werden alſo wahrſcheinlich Recht behalten, wenn ſie nur erſt miteinander verſtändigt ſind, welche Art der Schönheit und welche Form der Menſchheit ſie in Gedanken haben.

Ich werde daher im Fortgange meiner Unterſuchungen den Weg, den die Natur in äſthetiſcher Hinſicht mit dem Menſchen einſchlägt, auch zu dem meinigen machen, und mich von den Arten der Schönheit zu dem Gattungsbegriff derſelben erheben. Ich werde die Wirkungen der ſchmelzenden Schönheit an dem angeſpannten Menſchen, und die Wirkungen der energiſchen an dem abgeſpannten prüfen, um zuletzt beyde entgegen geſetzte Arten der Schönheit in der Einheit des Ideal-Schönen auszulöſchen, ſo wie jene zwey entgegengeſetzten Formen der Menſchheit in der Einheit des Ideal-Menſchen untergehn.

Siebenzehnter Brief.

So lange es blos darauf ankam, die allgemeine Idee der Schönheit aus dem Begriffe der menſchlichen Natur überhaupt abzuleiten, durften wir uns an keine andre Schranken der letztern erinnern, als die unmittelbar in dem Weſen derſelben gegründet und von dem Begriffe der Endlichkeit unzertrennlich ſind. Unbekümmert um die zufälligen Einſchränkungen, die ſie in der wirklichen Erſcheinung erleiden möchte, ſchöpften wir den Begriff derſelben unmittelbar aus der Vernunft, als der Quelle aller Nothwendigkeit, und mit dem Ideale der Menſchheit war zugleich auch das Ideal der Schönheit gegeben.

Jezt aber ſteigen wir aus der Region der Ideen auf den Schauplatz der Wirklichkeit herab, um den Menſchen *in einem beſtimmten* Zuſtand, mithin unter Einſchränkungen anzutreffen, die nicht urſprünglich aus ſeinem bloßen Begriff, ſondern aus äußern Umſtänden und aus einem zufälligen Gebrauch ſeiner Freyheit fließen. Auf wie vielfache Weiſe aber auch die Idee der Menſchheit in ihm eingeſchränkt ſeyn mag, ſo lehrt uns ſchon der bloße Inhalt derſelben, daß im Ganzen nur *zwey* entgegengeſetzte Abweichungen von derſelben Statt haben können. Liegt nämlich ſeine Vollkommenheit in der übereinſtimmenden Energie ſeiner ſinnlichen und geiſtigen Kräfte, ſo kann er dieſe Vollkommenheit nur entweder durch einen Mangel an Uebereinſtimmung oder durch einen Mangel an Energie verfehlen. Ehe wir alſo noch die Zeugniſſe der Erfahrung darüber abgehört haben, ſind wir ſchon im voraus durch bloße Vernunft gewiß, daß wir den wirklichen, folglich beſchränkten. Menſchen entweder in einem Zuſtande der Anſpannung oder in einem Zuſtande der Abſpannung finden werden, je nachdem entweder die einſeitige Thätigkeit einzelner Kräfte die Harmonie ſeines Weſens ſtört, oder die Einheit ſeiner Natur ſich auf die gleichförmige Erſchlaffung ſeiner ſinnlichen und geiſtigen Kräfte gründet. Beyde entgegengeſetzte Schranken werden, wie nun bewieſen werden ſoll, durch die Schönheit gehoben, die in dem angeſpannten Menſchen die Harmonie, in dem abgeſpannten die Energie wieder herſtellt, und auf dieſe Art, ihrer Natur gemäß, den eingeſchränkten Zuſtand auf einen abſoluten zurückführt, und den Menſchen zu einem in ſich ſelbſt vollendeten Ganzen macht.

Sie verläugnet alſo in der Wirklichkeit auf keine Weiſe den Begriff, den wir in der Spekulation von ihr faßten; nur daß ſie hier ungleich weniger freye Hand hat als dort, wo wir ſie auf den reinen Begriff der Menſchheit anwenden durften. An dem Menſchen, wie die Erfahrung ihn aufſtellt, findet ſie einen ſchon verdorbenen und widerſtrebenden Stoff, der ihr gerade ſo viel von ihrer idealen Vollkommenheit raubt, als er von ſeiner individualen Beſchaffenheit einmiſcht. Sie wird daher in der Wirklichkeit überall nur als eine beſondere und eingeſchränkte Species, nie als reine Gattung ſich zeigen; ſie wird in angeſpannten Gemüthern von ihrer Freyheit und Mannichfaltigkeit, ſie wird in abgeſpannten von ihrer belebenden Kraft ablegen; uns aber, die wir nunmehr mit ihrem wahren Charakter vertrauter geworden ſind, wird dieſe widerſprechende Erſcheinung nicht irre machen. Weit entfernt, mit dem großen Haufen der Beurtheiler aus einzelnen Erfahrungen ihren Begriff zu beſtimmen und ſie für die Mängel verantwortlich zu machen, die der Menſch unter ihrem Einfluſſe zeigt, wiſſen wir vielmehr, daß es der Menſch iſt, der die Unvollkommenheiten ſeines Individuums auf ſie überträgt, der durch ſeine ſubjektive Begrenzung ihrer Vollendung unaufhörlich im Wege ſteht, und ihr abſolutes Ideal auf zwey eingeſchränkte Formen der Erſcheinung herabſetzt.

Die ſchmelzende Schönheit, wurde behauptet, ſey für ein angeſpanntes Gemüth und für ein abgeſpanntes die energiſche. Angeſpannt aber nenne ich den Menſchen ſowol, wenn er ſich unter dem Zwange von Empfindungen, als wenn er ſich unter dem Zwange von Begriffen befindet. Jede ausſchließende Herrſchaft eines ſeiner beyden Grundtriebe iſt für ihn ein Zuſtand des Zwanges und der Gewalt; und Freyheit liegt nur in der Zuſammenwirkung ſeiner beyden Naturen. Der von Gefühlen einſeitig beherrſchte oder ſinnlich angeſpannte Menſch wird alſo aufgelöſt und in Freyheit geſetzt durch Form; der von Geſetzen einſeitig beherrſchte oder geiſtig angeſpannte Menſch wird aufgelöſt und in Freyheit geſetzt durch Materie. Die ſchmelzende Schönheit, um dieſer doppelten Aufgabe ein Genüge zu thun, wird ſich alſo unter zwey verſchiednen Geſtalten zeigen. Sie wird erſtlich, als ruhige Form, das wilde Leben beſänftigen, und von Empfindungen zu Gedanken den Uebergang bahnen; ſie wird zweytens als lebendes Bild die abgezogene Form mit ſinnlicher Kraft ausrüſten, den Begriff zur Anſchauung und das Geſetz zum Gefühl zurückführen. Den erſten Dienſt leiſtet ſie dem Naturmenſchen, den zweyten dem künſtlichen Menſchen. Aber weil ſie in beyden Fällen über ihren Stoff nicht ganz frey gebietet, ſondern von demjenigen abhängt, den ihr entweder die formloſe Natur oder die naturwidrige Kunſt darbietet, ſo wird ſie in beyden Fällen noch Spuren ihres Urſprunges tragen, und dort mehr in das materielle Leben, hier mehr in die bloße abgezogene Form ſich verlieren.

Um uns einen Begriff davon machen zu können, wie die Schönheit ein Mittel werden kann, jene doppelte Anſpannung zu heben, müſſen wir den Urſprung derſelben in dem menſchlichen Gemüth zu erforſchen ſuchen. Entſchließen Sie Sich alſo noch zu einem kurzen Aufenthalt im Gebiete der Spekulation, um es alsdann auf immer zu verlaſſen, und mit deſto ſichererm Schritt auf dem Feld der Erfahrung fortzuſchreiten.

Achtzehnter Brief.

Durch die Schönheit wird der ſinnliche Menſch zur Form und zum Denken geleitet; durch die Schönheit wird der geiſtige Menſch zur Materie zurückgeführt, und der Sinnenwelt wiedergegeben.

Aus dieſem ſcheint zu folgen, daß es zwiſchen Materie und Form, zwiſchen Leiden und Thätigkeit einen mittlern Zuſtand geben müſſe, und daß uns die Schönheit in dieſem mittlern Zuſtand verſetze. Dieſen Begriff bildet ſich auch wirklich der größte Theil der Menſchen von der Schönheit, ſo bald er angefangen hat, über ihre Wirkungen zu reflektiren, und alle Erfahrungen weiſen darauf hin. Auf der andern Seite aber iſt nichts ungereimter und widerſprechender, als ein ſolcher Begriff, da der Abſtand zwiſchen Materie und Form, zwiſchen Leiden und Thätigkeit, zwiſchen Empfinden und Denken unendlich iſt, und ſchlechterdings durch nichts kann vermittelt werden. Wie heben wir nun dieſen Widerſpruch? Die Schönheit verknüpft die zwey entgegengeſetzten Zuſtände des Empfindens und des Denkens, und doch gibt es ſchlechterdings kein Mittleres zwiſchen beyden. Jenes iſt durch Erfahrung, dieſes iſt unmittelbar durch Vernunft gewiß.

Dies iſt der eigentliche Punkt, auf den zuletzt die ganze Frage über die Schönheit hinausläuft, und gelingt es uns, dieſes Problem befriedigend aufzulöſen, ſo haben wir zugleich den Faden gefunden, der uns durch das ganze Labyrinth der Aeſthetik führt.

Es kommt aber hiebey auf zwey höchſt verſchiedene Operationen an, welche bey dieſer Unterſuchung einander nothwendig unterſtützen müſſen. Die Schönheit, heißt es, verknüpft zwey Zuſtände miteinander, die einander entgegengeſetzt ſind, und niemals Eins werden können. Von dieſer Entgegenſetzung müſſen wir ausgehen; wir müſſen ſie in ihrer ganzen Reinheit und Strengigkeit auffaſſen und anerkennen, ſo daß beyde Zuſtände ſich auf das Beſtimmteſte ſcheiden; ſonſt vermiſchen wir, aber vereinigen nicht. Zweytens heißt es: jene zwey entgegengeſetzten Zuſtände verbindet die Schönheit, und hebt alſo die Entgegenſetzung auf. Weil aber beyde Zuſtände einander ewig entgegengeſetzt bleiben, ſo ſind ſie nicht anders zu verbinden, als indem ſie aufgehoben werden. Unſer zweytes Geſchäft iſt alſo, dieſe Verbindung vollkommen zu machen, ſie ſo rein und vollſtändig durchzuführen, daß beyde Zuſtände in einem dritten gänzlich verſchwinden, und keine Spur der Theilung in dem Ganzen zurückbleibt; ſonſt vereinzeln wir, aber vereinigen nicht. Alle Streitigkeiten, welche jemals in der philoſophiſchen Welt über den Begriff der Schönheit geherrſcht haben, und zum Theil noch heut zu Tag herrſchen, haben keinen andern Urſprung, als daß man die Unterſuchung entweder nicht von einer gehörig ſtrengen Unterſcheidung anfing, oder ſie nicht bis zu einer völlig reinen Vereinigung durchführte. Diejenigen unter den Philoſophen, welche ſich bey der Reflexion über dieſen Gegenſtand der Leitung ihres *Gefühls* blindlings anvertrauen, können von der Schönheit keinen *Begriff* erlangen, weil ſie in dem Total des ſinnlichen Eindrucks nichts Einzelnes unterſcheiden. Die Andern, welche den Verſtand ausſchließend zum Führer nehmen, können nie einen Begriff von der *Schönheit* erlangen, weil ſie in dem Total derſelben nie etwas anders als die Theile ſehen, und Geiſt und Materie auch in ihrer vollkommenſten Einheit ihnen ewig geſchieden bleiben. Die Erſten fürchten, die Schönheit *dynamiſch*, d. h. als wirkende Kraft aufzuheben, wenn ſie trennen ſollen, was im Gefühl doch verbunden iſt; die Andern fürchten, die Schönheit *logiſch*, d. h. als Begriff aufzuheben, wenn ſie zuſammenfaſſen ſollen, was im Verſtand doch geſchieden iſt. Jene wollen die Schönheit auch eben ſo denken, wie ſie wirkt; dieſe wollen ſie eben ſo wirken laſſen, wie ſie gedacht wird. Beyde müſſen alſo die Wahrheit verfehlen, jene, weil ſie es mit ihrem eingeſchränkten Denkvermögen der unendlichen Natur nachthun; dieſe, weil ſie die unendliche Natur nach ihren Denkgeſetzen einſchränken wollen. Die Erſten fürchten, durch eine zu ſtrenge Zergliederung, der Schönheit von ihrer Freyheit zu rauben; die Andern fürchten, durch eine zu kühne Vereinigung die Beſtimmtheit ihres Begriffs zu zerſtören. Jene bedenken aber nicht, daß die Freyheit, in welche ſie mit allem Recht das Weſen der Schönheit ſetzen, nicht Geſetzloſigkeit, ſondern Harmonie von Geſetzen, nicht Willkürlichkeit, ſondern höchſte innere Nothwendigkeit iſt; dieſe bedenken nicht, daß die Beſtimmtheit, welche ſie mit gleichem Recht von der Schönheit fordern, nicht in der Ausſchließung gewiſſer Realitäten, ſondern in der abſoluten Einſchließung aller beſteht, daß ſie alſo nicht Begrenzung, ſondern Unendlichkeit iſt. Wir werden die Klippen vermeiden, an welchen beyde geſcheitert ſind, wenn wir von den zwey Elementen beginnen, in welche die Schönheit ſich vor dem Verſtande theilt, aber uns alsdann auch zu der reinen äſthetiſchen Einheit erheben, durch die ſie auf die Empfindung wirkt, und in welcher jene beyden Zuſtände gänzlich verſchwinden *).

---

*) Einem aufmerkſamen Leſer wird ſich bey der hier angeſtellten Vergleichung die Bemerkung dargeboten haben, daß die ſenſualen Aeſthetiker, welche das Zeugniß der Empfindung mehr als das Raiſonnement gelten laſſen, ſich der That nach weit weniger von der Wahrheit entfernen als ihre Gegner, obgleich ſie der Einſicht nach es nicht mit dieſen aufnehmen können; und dieſes Verhältniß findet man überall zwiſchen der Natur und der Wiſſenſchaft. Die Natur (der Sinn) vereinigt überall, der Verſtand ſcheidet überall; aber die Vernunft vereinigt wieder; daher iſt der Menſch, ehe er anfängt zu

Neunzehnter Brief.

Es laſſen ſich in dem Menſchen überhaupt zwey verſchiedene Zuſtände der paſſiven und aktiven Beſtimmbarkeit, und eben ſo viele Zuſtände der paſſiven und aktiven Beſtimmung unterſcheiden. Die Erklärung dieſes Satzes führt uns am kürzeſten zum Ziel.

Der Zuſtand des menſchlichen Geiſtes vor aller Beſtimmung, die ihm durch Eindrücke der Sinne gegeben wird, iſt eine Beſtimmbarkeit ohne Grenzen. Das Endloſe des Raumes und der Zeit iſt ſeiner Einbildungskraft zu freyem Gebrauch hingegeben, und weil, der Vorausſetzung nach, in dieſem weiten Reiche des Möglichen nichts geſetzt, folglich auch noch nichts ausge-

---

philoſophieren, der Wahrheit näher als der Philoſoph, der ſeine Unterſuchung noch nicht geendigt hat. Man kann deswegen ohne alle weitere Prüfung ein Philoſophem für irrig erklären, ſobald daſſelbe, dem Reſultat nach, die gemeine Empfindung gegen ſich hat; mit demſelben Rechte aber kan man es für verdächtig halten, wenn es der Form und Methode nach die gemeine Empfindung auf ſeiner Seite hat. Mit dem Letztern mag ſich ein jeder Schriftſteller tröſten, der eine philoſophiſche Deduction nicht, wie manche Leſer zu erwarten ſcheinen, wie eine Unterhaltung am Kaminfeuer vortragen kann. Mit dem Erſtern mag man Jeden zum Stillſchweigen bringen, der auf Koſten des Menſchenverſtandes neue Syſteme gründen will.

ſchloſſen iſt, ſo kann man dieſen Zuſtand der Beſtimmungsloſigkeit eine *leere Unendlichkeit* nennen, welches mit einer unendlichen Leere keineswegs zu verwechſeln iſt.

Jetzt ſoll ſein Sinn gerührt werden, und aus der unendlichen Menge möglicher Beſtimmungen ſoll eine Einzelne Wirklichkeit erhalten. Eine Vorſtellung ſoll in ihm entſtehen. Was in dem vorhergegangenen Zuſtand der bloßen Beſtimmbarkeit nichts, als ein leeres Vermögen war, das wird jetzt zu einer wirkenden Kraft, das bekommt einen Inhalt; zugleich aber erhält es, als wirkende Kraft, eine Grenze, da es, als bloßes Vermögen, unbegrenzt war. Realität iſt alſo da, aber die Unendlichkeit iſt verloren. Um eine Geſtalt im Raum zu beſchreiben, müſſen wir den endloſen Raum *begrenzen*; um uns eine Veränderung in der Zeit vorzuſtellen, müſſen wir das Zeitganze *theilen*. Wir gelangen alſo nur durch Schranken zur Realität, nur durch *Negation* oder Ausſchließung zur *Poſition* oder wirklichen Setzung, nur durch Aufhebung unſrer freyen Beſtimmbarkeit zur Beſtimmung.

Aber aus einer bloßen Ausſchließung würde in Ewigkeit keine Realität und aus einer bloßen Sinnenempfindung in Ewigkeit keine Vorſtellung werden, wenn nicht etwas vorhanden wäre, *von welchem* ausgeſchloſſen wird, wenn nicht durch eine abſolute Thathandlung des Geiſtes die Negation auf etwas Poſitives begegen, und aus Nichtſetzung Entgegenſetzung würde; dieſe Handlung des Gemüths heißt urtheilen oder denken, und das Reſultat derſelben der Gedanke.

Ehe wir im Raum einen Ort beſtimmen, gibt es überhaupt keinen Raum für uns; aber ohne den abſoluten Raum würden wir nimmermehr einen Ort beſtimmen. Eben ſo mit der Zeit. Ehe wir den Augenblick haben, gibt es überhaupt keine Zeit für uns; aber ohne die ewige Zeit würden wir nie eine Vorſtellung des Augenblicks haben. Wir gelangen alſo freylich nur durch den Theil zum Ganzen, nur durch die Grenze zum Unbegrenzten; aber wir gelangen auch nur durch das Ganze zum Theil, nur durch das Unbegrenzte zur Grenze.

Wenn nun alſo von dem Schönen behauptet wird, daß es dem Menſchen einen Uebergang vom Empfinden zum Denken bahne, ſo iſt dies keineswegs ſo zu verſtehen, als ob durch das Schöne die Kluft könnte ausgefüllt werden, die das Empfinden vom Denken, das Leiden von der Thätigkeit trennt; dieſe Kluft iſt unendlich, und ohne Dazwiſchenkunft eines neuen und ſelbſtſtändigen Vermögens kann aus dem Einzelnen in Ewigkeit nichts Allgemeines, kann aus dem Zufälligen nichts Nothwendiges werden. Der Gedanke iſt die unmittelbare Handlung dieſes abſoluten Vermögens, welches zwar durch die Sinne veranlaſſt werden muß, ſich zu äußern, in ſeiner Aeußerung ſelbſt aber ſo wenig von der Sinnlichkeit abhängt, daß es ſich vielmehr nur durch Entgegenſetzung gegen dieſelbe verkündiget. Die Selbſtſtändigkeit, mit der es handelt, ſchließt jede fremde Einwirkung aus; und nicht inſofern ſie beym Denken hilft, (welches einen offenbaren Widerſpruch enthält), blos inſofern ſie den Denkkräften Freyheit verſchafft, ihren eigenen Geſetzen gemäß ſich zu äußern, kann die Schönheit ein Mittel werden, den Menſchen von der Materie zur Form, von Empfindungen zu Geſetzen, von einem beſchränkten zu einem abſoluten Daſeyn zu führen.

Dies aber ſetzt voraus, daß die Freyheit der Denkkräfte gehemmt werden könne, welches mit dem Begriff eines ſelbſtſtändigen Vermögens zu ſtreiten ſcheint. Ein Vermögen nämlich, welches von außen nichts als den Stoff ſeines Wirkens empfängt, kann nur durch Entziehung des Stoffes, alſo nur negativ an ſeinem Wirken gehindert werden, und es heißt die Natur eines Geiſtes verkennen, wenn man den ſinnlichen Paſſionen eine Macht beylegt, die Freyheit des Gemüths poſitiv unterdrücken zu können. Zwar ſtellt die Erfahrung Beyſpiele in Menge auf, wo die Vernunftkräfte in demſelben Maß unterdrückt erſcheinen, als die ſinnlichen Kräfte feuriger wirken, aber anſtatt jene Geiſtesſchwäche von der Stärke des Affekts abzuleiten, muß man vielmehr dieſe überwiegende Stärke des Affekts durch jene Schwäche des Geiſtes erklären; denn die Sinne können nicht anders eine Macht gegen den Menſchen vorſtellen, als inſofern der Geiſt frey unterlaſſen hat, ſich als eine ſolche zu beweiſen.

Indem ich aber durch dieſe Erklärung einem Einwurfe zu begegnen ſuche, habe ich mich, wie es ſcheint, in einen andern verwickelt, und die Selbſtſtändigkeit des Gemüths nur auf Koſten ſeiner Einheit gerettet. Denn wie kann das Gemüth aus ſich ſelbſt zugleich Gründe der Nichtthätigkeit und der Thätigkeit nehmen, wenn es nicht ſelbſt getheilt, wenn es nicht ſich ſelbſt entgegengeſetzt iſt?

Hier müſſen wir uns nun erinnern, daß wir den endlichen, nicht den unendlichen Geiſt vor uns haben. Der endliche Geiſt iſt derjenige, der nicht anders, als durch Leiden thätig wird, nur durch Schranken zum Abſoluten gelangt, nur, inſofern er Stoff empfängt, handelt und bildet. Ein ſolcher Geiſt wird alſo mit dem Triebe nach Form oder nach dem Abſoluten einen Trieb nach Stoff oder nach Schranken verbinden, als welche die Bedingungen ſind, ohne die er den erſten Trieb weder haben noch befriedigen könnte. Inwiefern in demſelben Weſen zwey ſo entgegengeſetzte Tendenzen zuſammen beſtehen können, iſt eine Aufgabe, die zwar den Metaphyſiker, aber nicht den Transcendentalphiloſophen in Verlegenheit ſetzen kann. Dieſer gibt ſich keineswegs dafür aus, die Möglichkeit der Dinge zu erklären, ſondern begnügt ſich, die Kenntniſſe feſtzuſetzen, aus welchen die Möglichkeit der Erfahrung begriffen wird. Und da nun Erfahrung eben ſo wenig ohne jene Entgegenſetzung im Gemüthe als ohne die abſolute Einheit deſſelben möglich wäre, ſo ſtellt er beyde Begriffe mit vollkommner Befugniß als gleich nothwendige Bedingungen der Erfahrung auf, ohne ſich weiter um ihre Vereinbarkeit zu bekümmern. Dieſe Inwohnung zweyer Grundtriebe widerſpricht übrigens auf keine Weiſe der abſoluten Einheit des Geiſtes, ſobald man nur von beyden Trieben *ihn ſelbſt* unterſcheidet. Beyde Triebe exiſtiren und wirken zwar *in ihm*, aber Er ſelbſt iſt weder Materie noch Form, weder Sinnlichkeit noch Vernunft, welches diejenigen, die den menſchlichen Geiſt nur da ſelbſt handeln laſſen, wo ſein Verfahren mit der Vernunft übereinſtimmt, und wo dieſes der Vernunft widerſpricht, ihn blos für paſſiv erklären, nicht immer bedacht zu haben ſcheinen.

Jeder dieſer beyden Grundtriebe ſtrebt, ſobald er zur Entwicklung gekommen, ſeiner Natur nach und nothwendig nach Befriedigung, aber eben darum, weil beyde nothwendig und beyde doch nach entgegengeſetzten Objekten ſtreben, ſo hebt dieſe doppelte Nöthigung ſich gegenſeitig auf, und der Wille behauptet eine vollkommene Freyheit zwiſchen beyden. Der Wille iſt es alſo, der ſich gegen beyde Triebe als eine *Macht* (als Grund der Wirklichkeit) verhält, aber keiner von beyden kann ſich für ſich ſelbſt, als eine Macht gegen den andern verhalten. Durch den poſitivſten Antrieb zur Gerechtigkeit, woran es ihm keineswegs mangelt, wird der Gewaltthätige nicht von Unrecht abgehalten, und durch die lebhafteſte Verſuchung zum Genuß der Starkmüthige nicht zum Bruch ſeiner Grundſätze gebracht. Es gibt in dem Menſchen keine andre Macht, als ſeinen Willen, und nur was den Menſchen aufhebt, der Tod und jeder Raub des Bewuſſtſeyns, kann die innere Freyheit aufheben

Eine Nothwendigkeit *außer uns* beſtimmt unſern Zuſtand, unſer Daſeyn in der Zeit vermittelſt der Sinnenempfindung. Dieſe iſt ganz unwillkürlich, und ſo, wie auf uns gewirkt wird, müſſen wir leiden. Eben ſo eröffnet eine Nothwendigkeit *in uns* unſre Perſönlichkeit, auf Veranlaſſung jener Sinnenempfindung, und durch Entgegenſetzung gegen dieſelbe; denn das Selbſtbewuſſtſeyn kann von dem Willen, der es vorausſetzt, nicht abhängen. Dieſe urſprüngliche Verkündigung der Perſönlichkeit iſt nicht unſer Verdienſt, und der Mangel derſelben nicht unſer Fehler. Nur von demjenigen, der ſich bewuſſt iſt, wird Vernunft, das heißt, abſolute Conſequenz und Univerſalität des Bewuſſtſeyns gefordert; vorher iſt er nicht Menſch, und kein Akt der Menſchheit kann von ihm erwartet werden. So wenig nun der *Metaphyſiker* ſich die Schranken erklären kann, die der freye und ſelbſtſtändige Geiſt durch die Empfindung erleidet, ſo wenig begreift der *Phyſiker* die Unendlichkeit, die ſich auf Veranlaſſung dieſer Schranken in der Perſönlichkeit offenbart. Weder Abſtraktion noch Erfahrung leiten uns bis zu der Quelle zurück, aus der unſre Begriffe von Allgemeinheit und Nothwendigkeit fließen; ihre frühe Erſcheinung in der Zeit entzieht ſie dem Beobachter, und ihr überſinnlicher Urſprung dem metaphyſiſchen Forſcher. Aber genug, das Selbſtbewuſſtſeyn iſt da, und zugleich mit der unveränderlichen Einheit deſſelben iſt das Geſetz der Einheit für Alles, was *für den Menſchen* iſt, und für Alles, was *durch ihn* werden ſoll, für ſein Erkennen und Handeln aufgeſtellt. Unentfliehbar, unverfälſchbar, unbegreiflich ſtellen die Begriffe von Wahrheit und Recht ſchon im Alter der Sinnlichkeit ſich dar, und ohne daß man zu ſagen wüſſte, woher und wie es entſtand, bemerkt man das Ewige in der Zeit, und das Nothwendige im Gefolge des Zufalls. So entſpringen Empfindung und Selbſtbewuſſtſeyn, völlig ohne Zuthun des Subjekts, und beyder Urſprung liegt eben ſowol jenſeits unſers Willens, als er jenſeits unſers Erkenntnißkreiſes liegt.

Sind aber beyde wirklich, und hat der Menſch, vermittelſt der Empfindung, die Erfahrung einer beſtimmten Exiſtenz, hat er durch das Selbſtbewuſſtſeyn die Erfahrung ſeiner abſoluten Exiſtenz gemacht, ſo werden mit ihren Gegenſtänden auch ſeine beyden Grundtriebe rege. Der ſinnliche Trieb erwacht mit der Erfahrung des Lebens (mit dem Anfang des Individuums), der vernünftige mit der Erfahrung des Geſetzes (mit dem Anfang der Perſönlichkeit), und jetzt erſt, nachdem beyde zum Daſeyn gekommen, iſt ſeine Menſchheit aufgebaut. Bis dies geſchehen iſt, erfolgt Alles in ihm nach dem Geſetz der Nothwendigkeit; jetzt aber verläſſt ihn die Hand der Natur und es iſt ſeine Sache, die Menſchheit zu behaupten, welche jene in ihm anlegte und eröffnete. Sobald nämlich zwey entgegengeſetzte Grundtriebe in ihm thätig ſind, ſo verlieren beyde ihre Nöthigung, und die Entgegenſetzung zweyer Nothwendigkeiten gibt der Freyheit den Urſprung *).

---

*) Um aller Mißdeutung vorzubeugen, bemerke ich, daß, ſo oft hier von Freyheit die Rede iſt, nicht diejenige gemeint iſt, die dem Menſchen, als Intelligenz betrachtet, nothwendig zukommt, und ihm weder gegeben noch genommen werden kann, ſondern diejenige, welche ſich auf ſeine gemiſchte Natur gründet. Dadurch, daß der Menſch überhaupt nur vernünftig handelt, beweiſt er eine Freyheit der erſten Art; dadurch, daß er in den Schranken des Stoffes vernünftig, und unter Geſetzen der Vernunft materiell handelt, beweiſt er eine Freyheit der zweyten Art. Man könnte die letztere ſchlechtweg durch eine natürliche Möglichkeit der erſten erklären.

Zwanzigſter Brief.

Daß auf die Freyheit nicht gewirkt werden könne, ergibt ſich ſchon aus ihrem bloßen Begriff; daß aber die Freyheit ſelbſt eine Wirkung der Natur (dieſes Wort in ſeinem weiteſten Sinne genommen), kein Werk des Menſchen ſey, daß ſie alſo auch durch natürliche Mittel befördert und gehemmt werden könne, folgt gleich nothwendig aus dem Vorigen. Sie nimmt ihren Anfang erſt, wenn der Menſch vollſtändig iſt, und ſeine beyden Grundtriebe ſich entwickelt haben; ſie muß alſo fehlen, ſo lang er unvollſtändig und einer von beyden Trieben ausgeſchloſſen iſt, und muß durch alles das, was ihm ſeine Vollſtändigkeit zurückgibt, wieder hergeſtellt werden können.

Nun läßt ſich wirklich, ſowol in der ganzen Gattung als in dem einzelnen Menſchen, ein Moment aufzeigen, in welchem der Menſch noch nicht vollſtändig und einer von beyden Trieben ausſchließend in ihm thätig iſt. Wir wiſſen, daß er anfängt mit bloßem Leben, um zu endigen mit Form; daß er früher Individuum als Perſon iſt, daß er von den Schranken aus zur Unendlichkeit geht. Der ſinnliche Trieb kommt alſo früher als der vernünftige zur Wirkung, weil die Empfindung dem Bewußtſeyn vorhergeht, und in dieſer Priorität des ſinnlichen Triebes finden wir den Aufſchluß zu der ganzen Geſchichte der menſchlichen Freyheit.

Denn es gibt nun einen Moment, wo der Lebenstrieb, weil ihm der Formtrieb noch nicht entgegenwirkt, als Natur und als Nothwendigkeit handelt; wo die Sinnlichkeit eine Macht iſt, weil der Menſch noch nicht angefangen; denn in dem Menſchen ſelbſt kann es keine andere Macht als den Willen geben. Aber im Zuſtand des Denkens, zu welchem der Menſch jetzt übergehen ſoll, ſoll gerade umgekehrt die Vernunft eine Macht ſeyn, und eine logiſche oder moraliſche Nothwendigkeit ſoll an die Stelle jener phyſiſchen treten. Jene Macht der Empfindung muß alſo vernichtet werden, ehe das Geſetz dazu erhoben werden kann. Es iſt alſo nicht damit gethan, daß etwas anfange, was noch nicht war; es muß zuvor etwas aufhören, welches war. Der Menſch kann nicht unmittelbar vom Empfinden zum Denken übergehen; er muß einen Schritt zurückthun, weil nur, indem eine Determination wieder aufgehoben wird, die entgegengeſetzte eintreten kann. Er muß alſo, um Leiden mit Selbſtthätigkeit, um eine paſſive Beſtimmung mit einer aktiven zu vertauſchen, augenblicklich von aller Beſtimmung frey ſeyn, und einen Zuſtand der bloßen Beſtimmbarkeit durchlaufen. Mithin muß er auf gewiſſe Weiſe zu jenem negativen Zuſtand der bloßen Beſtimmungsloſigkeit zurückkehren, in welchem er ſich befand, ehe noch irgend etwas auf ſeinen Sinn einen Eindruck machte. Jener Zuſtand aber war an Inhalt völlig leer, und jetzt kommt es darauf an, eine gleiche Beſtimmungloſigkeit, und eine gleich unbegrenzte Beſtimmbarkeit mit dem größtmöglichen Gehalt zu vereinbaren, weil unmittelbar aus dieſem Zuſtand etwas Poſitives erfolgen ſoll. Die Beſtimmung, die er durch Senſation empfangen, muß alſo feſtgehalten werden, weil er die Realität nicht verlieren darf; zugleich aber muß ſie, inſofern ſie Begrenzung iſt, aufgehoben werden, weil eine unbegrenzte Beſtimmbarkeit Statt finden ſoll. Die Aufgabe iſt alſo, die Determination des Zuſtandes zugleich zu vernichten und beyzubehalten, welches nur auf die einzige Art möglich iſt, daß man ihr eine andere entgegenſetzt. Die Schalen einer Wage ſtehen gleich, wenn ſie leer ſind; ſie ſtehen aber auch gleich, wenn ſie gleiche Gewichte enthalten.

Das Gemüth geht alſo von der Empfindung zum Gedanken durch eine mittlere Stimmung über, in welcher Sinnlichkeit und Vernunft zugleich thätig ſind, eben deßwegen aber ihre beſtimmende Gewalt gegenſeitig aufheben, und durch eine Entgegenſetzung eine Negation bewirken. Dieſe mittlere Stimmung, in welcher das Gemüth weder phyſiſch noch moraliſch genöthigt, und doch auf beyde Art thätig iſt, verdient vorzugsweiſe eine freye Stimmung zu heißen, und wenn man den Zuſtand ſinnlicher Beſtimmung den phyſiſchen, den Zuſtand vernünftiger Beſtimmung aber den logiſchen und moraliſchen nennt, ſo muß man dieſen Zuſtand der realen und aktiven Beſtimmbarkeit den äſthetiſchen heißen *).

---

*) Für Leſer, denen die reine Bedeutung dieſes durch Unwiſſenheit ſo ſehr gemißbrauchten Wortes nicht ganz geläufig iſt, mag Folgendes zur Erklärung dienen. Alle Dinge, die irgend in der Erſcheinung vorkommen können, laſſen ſich unter vier verſchiedenen Beziehungen denken. Eine Sache kann ſich unmittelbar auf unſern ſinnlichen Zuſtand (unſer Daſeyn und Wohlſeyn) beziehen; das iſt ihre phyſiſche Beſchaffenheit. Oder ſie kann ſich auf den Verſtand beziehen, und uns eine Erkenntniß verſchaffen; das iſt ihre logiſche Beſchaffenheit. Oder ſie kann ſich auf unſern Willen beziehen, und als ein Gegenſtand der Wahl für ein vernünftiges Weſen betrachtet werden; das iſt ihre moraliſche Beſchaffenheit. Oder endlich, ſie kann ſich auf das Ganze unſrer verſchiedenen Kräfte beziehen, ohne für eine einzelne derſelben ein beſtimmtes Objekt zu ſeyn, das iſt ihre äſthetiſche Beſchaffenheit. Ein Menſch kann uns durch ſeine Dienſtfertigkeit angenehm ſeyn; er kann uns durch ſeine Unterhaltung zu denken geben; er kann uns durch ſeinen Charakter Achtung einflößen; endlich kann er uns aber auch, unabhängig von dieſem Allem und ohne daß wir bey ſeiner Beurtheilung weder auf irgend ein Geſetz, noch auf irgend einen Zweck Rückſicht nehmen, in der bloßen Betrachtung und durch ſeine bloße Erſcheinungsart gefallen. In dieſer letztern Qualität beurtheilen wir ihn äſthetiſch. So gibt es eine Erziehung zur Geſundheit,

Ein und zwanzigſter Brief.

Es gibt, wie ich am Anfange des vorigen Briefs bemerkte, einen doppelten Zuſtand der Beſtimmbarkeit und einen doppelten Zuſtand der Beſtimmung. Jetzt kann ich dieſen Satz deutlich machen.

Das Gemüth iſt beſtimmbar, blos inſofern es überhaupt nicht beſtimmt iſt; es iſt aber auch beſtimmbar, inſofern es nicht ausſchließend beſtimmt, d. h.

---

eine Erziehung zur Einſicht, eine Erziehung zur Sittlichkeit, eine Erziehung zum Geſchmack und zur Schönheit. Dieſe letztere hat zur Abſicht, das Ganze unſrer ſinnlichen und geiſtigen Kräfte in möglichſter Harmonie auszubilden. Weil man indeſſen, von einem falſchen Geſchmack verführt, und durch ein falſches Raiſonnement noch mehr in dieſem Irrthum befeſtigt, den Begriff des Willkürlichen in den Begriff des Aeſthetiſchen gern mit aufnimmt, ſo merke ich hier zum Ueberfluß noch an, (obgleich dieſe Briefe über äſthetiſche Erziehung faſt mit nichts Anderm umgehen, als jenen Irrthum zu widerlegen) daß das Gemüth im äſthetiſchen Zuſtande zwar frey und im höchſten Grade frey von allem Zwang, aber keineswegs frey von Geſetzen handelt, und daß dieſe äſthetiſche Freyheit ſich von der logiſchen Nothwendigkeit beym Denken und von der moraliſchen Nothwendigkeit beym Wollen nur dadurch unterſcheidet, daß die Geſetze, nach denen das Gemüth dabey verfährt, nicht vorgeſtellt werden, und weil ſie keinen Widerſtand finden, nicht als Nöthigung erſcheinen.

bey ſeiner Beſtimmung nicht beſchränkt iſt. Jenes iſt bloße Beſtimmungsloſigkeit (es iſt ohne Schranken, weil es ohne Realität iſt); dieſes iſt die äſthetiſche Beſtimmbarkeit (es hat keine Schranken, weil es alle Realität vereinigt).

Das Gemüth iſt beſtimmt, inſofern es überhaupt nur beſchränkt iſt; es iſt aber auch beſtimmt, inſofern es ſich ſelbſt aus eignem abſoluten Vermögen beſchränkt. In dem erſten Falle befindet es ſich, wenn es empfindet; in dem zweyten, wenn es denkt. Was alſo das Denken in Rückſicht auf Beſtimmung iſt, das iſt die äſthetiſche Verfaſſung in Rückſicht auf Beſtimmbarkeit; jenes iſt Beſchränkung aus innrer unendlicher Kraft, dieſe iſt eine Negation aus innrer unendlicher Fülle. So wie Empfinden und Denken einander in dem einzigen Punkt berühren, daß in beyden Zuſtänden das Gemüth determinirt, daß der Menſch ausſchließungsweiſe Etwas — entweder Individuum oder Perſon — iſt, ſonſt aber ſich ins Unendliche von einander entfernen; gerade ſo trifft die äſthetiſche Beſtimmbarkeit mit der bloßen Beſtimmungsloſigkeit in dem einzigen Punkt überein, daß beyde jedes beſtimmte Daſeyn ausſchließen, indem ſie in allen übrigen Punkten wie Nichts und Alles, mithin unendlich verſchieden ſind. Wenn alſo die letztere, die Beſtimmungloſigkeit aus Mangel, als eine leere Unendlichkeit vorgeſtellt wurde, ſo muß die äſthetiſche Beſtimmungsfreyheit, welche das reale Gegenſtück derſelben iſt, als eine *erfüllte Unendlichkeit* betrachtet werden; eine Vorſtellung, welche mit demjenigen, was die vorhergehenden Unterſuchungen lehren, aufs Genaueſte zuſammentrifft.

In dem äſthetiſchen Zuſtande iſt der Menſch alſo *Null*, inſofern man auf ein einzelnes Reſultat, nicht auf das ganze Vermögen achtet, und den Mangel jeder beſondern Determination in ihm in Betrachtung zieht. Daher muß man denjenigen vollkommen Recht geben, welche das Schöne und die Stimmung, in die es unſer Gemüth verſetzt, in Rückſicht auf *Erkenntniß* und *Geſinnung* für völlig indifferent und unfruchtbar erklären. Sie haben vollkommen Recht, denn die Schönheit gibt ſchlechterdings kein einzelnes Reſultat weder für den Verſtand, noch für den Willen; ſie führt keinen einzelnen weder intellektuellen, noch moraliſchen Zweck aus; ſie findet keine einzige Wahrheit, hilft uns keine einzige Pflicht erfüllen, und iſt, mit einem Worte, gleich ungeſchickt, den Charakter zu gründen und den Kopf aufzuklären. Durch die äſthetiſche Kultur bleibt alſo der perſönliche Werth eines Menſchen, oder ſeine Würde, inſofern dieſe nur von ihm ſelbſt abhängen kann, noch völlig unbeſtimmt, und es iſt weiter nichts erreicht, als daß es ihm nunmehr *von Natur wegen* möglich gemacht iſt, aus ſich ſelbſt zu machen, was er will — daß ihm die Freyheit, zu ſeyn, was er ſeyn ſoll, vollkommen zurückgegeben iſt.

Eben dadurch aber iſt etwas Unendliches erreicht. Denn ſobald wir uns erinnern, daß ihm durch die einſeitige Nöthigung der Natur beym Empfinden, und durch die ausſchließende Geſetzgebung der Vernunft beym Denken gerade dieſe Freyheit entzogen wurde, ſo müſſen wir das Vermögen, welches ihm in der äſthetiſchen Stimmung zurückgegeben wird, als die höchſte aller Schenkungen, als die Schenkung der Menſchheit betrachten. Freylich beſitzt er dieſe Menſchheit der Anlage nach ſchon vor jedem beſtimmten Zuſtand, in den er kommen kann, aber der That nach verliert er ſie mit jedem beſtimmten Zuſtand, in den er kommt, und ſie muß ihm, wenn er zu einem entgegengeſetzten ſoll übergehen können, jedesmal aufs Neue durch das äſthetiſche Leben zurückgegeben werden*).

---

*) Zwar läßt die Schnelligkeit, mit welcher gewiſſe Charaktere von Empfindungen zu Gedanken, und zu Entſchließungen übergehen, die äſthetiſche Stimmung, welche ſie in dieſer Zeit nothwendig durchlaufen müſſen, kaum oder gar nicht bemerkbar werden. Solche Gemüther können den Zuſtand der Beſtimmungsloſigkeit nicht lang ertragen, und dringen ungeduldig auf ein Reſultat, welches ſie in dem Zuſtand äſthetiſcher Unbegrenztheit nicht finden. Dahingegen breitet ſich bey andern, welche ihren Genuß mehr in das Gefühl des *ganzen Vermögens*, als einer *einzelnen* Handlung deſſelben ſetzen, der äſthetiſche Zuſtand in eine weit größere Fläche aus. So ſehr

Es iſt alſo nicht blos poetiſch erlaubt, ſondern auch philoſophiſch richtig, wenn man die Schönheit unſre zweyte Schöpferin nennt. Denn ob ſie uns gleich die Menſchheit blos möglich macht, und es im übrigen unſerm freyen Willen anheim ſtellt, in wie weit wir ſie wirklich machen wollen, ſo hat ſie dieſes ja mit unſrer urſprünglichen Schöpferin, der Natur, gemein, die uns gleichfalls nichts weiter, als das Vermögen zur Menſchheit ertheilte, den Gebrauch deſſelben aber auf unſre eigene Willensbeſtimmung ankommen läſſt.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Wenn alſo die äſthetiſche Stimmung des Gemüths in Einer Rückſicht als Null betrachtet werden muß, ſobald man nämlich ſein Augenmerk auf einzelne und beſtimmte Wirkungen richtet, ſo iſt ſie in anderer Rückſicht wieder als ein Zuſtand der höchſten Realität anzuſehen, inſofern man dabey auf die Abweſenheit aller Schranken, und auf die Summe der Kräfte achtet, die in derſelben gemeinſchaftlich thätig ſind. Man kann

---

die erſten ſich vor der Leerheit fürchten, ſo wenig können die letzten Beſchränkung ertragen. Ich brauche kaum zu erinnern, daß die erſten fürs Detail und für ſubalterne Geſchäfte, die letzten, vorausgeſetzt daß ſie mit dieſem Vermögen zugleich Realität vereinigen, fürs Ganze und zu großen Rollen geboren ſind.

alſo denjenigen eben ſo wenig Unrecht geben, die den äſthetiſchen Zuſtand für den fruchtbarſten in Rückſicht auf Erkenntniß und Moralität erklären. Sie haben vollkommen recht, denn eine Gemüthsſtimmung, welche das Ganze der Menſchheit in ſich begreift, muß nothwendig auch jede einzelne Aeußerung derſelben, dem Vermögen nach, in ſich ſchließen; eine Gemüthsſtimmung, welche von dem Ganzen der menſchlichen Natur alle Schranken entfernt, muß dieſe nothwendig auch von jeder einzelnen Aeußerung derſelben entfernen. Eben deswegen, weil ſie keine einzelne Funktion der Menſchheit ausſchließend in Schutz nimmt, ſo iſt ſie einer jeden ohne Unterſchied günſtig, und ſie begünſtigt ja nur deswegen keine einzelne vorzugsweiſe, weil ſie der Grund der Möglichkeit von allen iſt. Alle andere Uebungen geben dem Gemüth irgend ein beſondres Geſchick, aber ſetzen ihm dafür auch eine beſondere Grenze; die äſthetiſche allein führt zum Unbegrenzten. Jeder andere Zuſtand, in den wir kommen können, weiſt uns auf einen vorhergehenden zurück und bedarf zu ſeiner Auflöſung eines folgenden; nur der äſthetiſche iſt ein Ganzes in ſich ſelbſt, da er alle Bedingungen ſeines Urſprungs und ſeiner Fortdauer in ſich vereinigt. Hier allein fühlen wir uns wie aus der Zeit geriſſen; und unſre Menſchheit äußert ſich mit einer Reinheit und Integrität, als hätte ſie von der Einwirkung äußrer Kräfte noch keinen Abbruch erfahren.

Was unſern Sinnen in der unmittelbaren Empfindung ſchmeichelt, das öffnet unſer weiches und bewegliches Gemüth jedem Eindruck, aber macht uns auch in demſelben Grad zur Anſtrengung weniger tüchtig. Was unſre Denkkräfte anſpannt und zu abgezogenen Begriffen einladet, das ſtärkt unſern Geiſt zu jeder Art des Widerſtandes, aber verhärtet ihn auch in demſelben Verhältniß, und raubt uns eben ſo viel an Empfänglichkeit, als es uns zu einer größern Selbſtthätigkeit verhilft. Eben deswegen führt auch das Eine, wie das Andre, zuletzt nothwendig zur Erſchöpfung, weil der Stoff nicht lange der bildenden Kraft, weil die Kraft nicht lange des bildſamen Stoffes entrathen kann. Haben wir uns hingegen dem Genuß ächter Schönheit dahin gegeben, ſo ſind wir in einem ſolchen Augenblick unſrer leidenden und thätigen Kräfte in gleichem Grad Meiſter, und mit gleicher Leichtigkeit werden wir uns zum Ernſt und zum Spiele, zur Ruhe und zur Bewegung, zur Nachgiebigkeit und zum Widerſtand, zum abſtrakten Denken und zur Anſchauung wenden.

Dieſe hohe Gleichmüthigkeit und Freyheit des Geiſtes, mit Kraft und Rüſtigkeit verbunden, iſt die Stimmung, in der uns ein ächtes Kunſtwerk entlaſſen ſoll, und es gibt keinen ſicherern Probierſtein der wahren äſthetiſchen Güte. Finden wir uns nach einem Genuß dieſer Art zu irgend einer beſondern Empfindungsweiſe oder Handlungsweiſe vorzugsweiſe aufgelegt, zu einer andern hingegen ungeſchickt und verdroſſen, ſo dient dies zu einem untrüglichen Beweiſe, daß wir keine rein äſthetiſche Wirkung erfahren haben; es ſey nun, daß es an dem Gegenſtand, oder an unſerer Empfindungweiſe oder (wie faſt immer der Fall iſt) an beyden zugleich gelegen habe.

Da in der Wirklichkeit keine rein äſthetiſche Wirkung anzutreffen iſt, (denn der Menſch kann nie aus der Abhängigkeit der Kräfte treten) ſo kann die Vortrefflichkeit eines Kunſtwerks blos in ſeiner größern Annäherung zu jenem Ideale äſthetiſcher Reinigkeit beſtehen, und bey aller Freyheit, zu der man es ſteigern mag, werden wir es doch immer in einer beſondern Stimmung und mit einer eigenthümlichen Richtung verlaſſen. Je allgemeiner nun die Stimmung, und je weniger eingeſchränkt die Richtung iſt, welche unſerm Gemüth durch eine beſtimmte Gattung der Künſte und durch ein beſtimmtes Produkt aus derſelben gegeben wird, deſto edler iſt jene Gattung und deſto vortrefflicher ein ſolches Produkt. Man kann dies mit Werken aus verſchiedenen Künſten und mit verſchiedenen Werken der nämlichen Kunſt verſuchen. Wir verlaſſen eine ſchöne Muſik mit reger Empfindung, ein ſchönes Gedicht mit belebter Einbildungkraft, ein ſchönes Bildwerk und Gebäude mit aufgewecktem Verſtand; wer uns aber unmittelbar nach einem hohen muſikaliſchen Genuß zu abgezogenem Denken einladen, unmittelbar nach einem hohen poetiſchen Genuß in einem abgemeſſenen Geſchäft des gemeinen Lebens gebrauchen, unmittelbar nach Betrachtung ſchöner Mahlereyen und Bildhauerwerke unſre Einbildungkraft erhitzen, und unſer Gefühl überraſchen wollte, der würde ſeine Zeit nicht gut wählen. Die Urſache iſt, weil auch die geiſtreichſte Muſik durch ihre Materie noch immer in einer größern Affinität zu den Sinnen ſteht, als die wahre äſthetiſche Freyheit duldet, weil auch das glücklichſte Gedicht von dem willkürlichen und zufälligen Spiele der Imagination, als ſeines Mediums, noch immer mehr participirt, als die innere Nothwendigkeit des wahrhaft Schönen verſtattet, weil auch das trefflichſte Bildwerk, und dieſes vielleicht am meiſten, durch die Beſtimmtheit ſeines Begriffs an die ernſte Wiſſenſchaft grenzt. Indeſſen verlieren ſich dieſe beſondern Affinitäten mit jedem höhern Grade, den ein Werk aus dieſen drey Kunſtgattungen erreicht, und es iſt eine nothwendige und natürliche Folge ihrer Vollendung, daß, ohne Verrückung ihrer objektiven Grenzen, die verſchiedenen Künſte in ihrer Wirkung auf das Gemüth einander immer ähnlicher werden. Die Muſik in ihrer höchſten Veredlung muß Geſtalt werden, und mit der ruhigen Macht der Antike auf uns wirken; die bildende Kunſt in ihrer höchſten Vollendung muß Muſik werden und uns durch unmittelbare ſinnliche Gegenwart rühren; die Poeſie, in ihrer vollkommenſten Ausbildung, muß uns, wie die

Tonkunſt, mächtig faſſen, zugleich aber, wie die Plaſtik, mit ruhiger Klarheit umgeben. Darin eben zeigt ſich der vollkommene Styl in jeglicher Kunſt, daß er die ſpecifiſchen Schranken derſelben zu entfernen weiß, ohne doch ihre ſpecifiſchen Vorzüge mit aufzuheben, und durch eine weiſe Benutzung ihrer Eigenthümlichkeit ihr einen mehr allgemeinen Charakter ertheilt.

Und nicht blos die Schranken, welche der ſpecifiſche Charakter ſeiner Kunſtgattung mit ſich bringt, auch diejenigen, welche dem beſondern Stoffe, den er bearbeitet, anhängig ſind, muß der Künſtler durch die Behandlung überwinden. In einem wahrhaft ſchönen Kunſtwerk ſoll der Inhalt nichts, die Form aber Alles thun; denn durch die Form allein wird auf das Ganze des Menſchen, durch den Inhalt hingegen nur auf einzelne Kräfte gewirkt. Der Inhalt, wie erhaben und weitumfaſſend er auch ſey, wirkt alſo jederzeit einſchränkend auf den Geiſt, und nur von der Form iſt wahre äſthetiſche Freyheit zu erwarten. Darin alſo beſteht das eigentliche Kunſtgeheimniß des Meiſters, daß er *den Stoff durch die Form vertilgt*; und je impoſanter, anmaßender, verführeriſcher der Stoff an ſich ſelbſt iſt, je eigenmächtiger derſelbe mit *ſeiner* Wirkung ſich vordrängt, oder je mehr der Betrachter geneigt iſt, ſich unmittelbar mit dem Stoff einzulaſſen, deſto triumphirender iſt die Kunſt, welche jenen zurückzwingt, und über dieſen die Herrſchaft behauptet.

Das Gemüth des Zuſchauers und Zuhörers muß völlig frey und unverletzt bleiben, es muß aus dem Zauberkreiſe des Künſtlers rein und vollkommen, wie aus den Händen des Schöpfers gehen. Der frivolſte Gegenſtand muß ſo behandelt werden, daß wir aufgelegt bleiben, unmittelbar von demſelben zu dem ſtrengſten Ernſte überzugehen. Der ernſteſte Stoff muß ſo behandelt werden, daß wir die Fähigkeit behalten, ihn unmittelbar mit dem leichteſten Spiele zu vertauſchen. Künſte des Affekts, dergleichen die Tragödie iſt, ſind kein Einwurf; denn erſtlich ſind es keine ganz freyen Künſte, da ſie unter der Dienſtbarkeit eines beſondern Zweckes (des Pathetiſchen) ſtehen, und dann wird wohl kein wahrer Kunſtkenner läugnen, daß Werke, auch ſelbſt aus dieſer Klaſſe, um ſo vollkommener ſind, je mehr ſie auch im höchſten Sturme des Affekts die Gemüthsfreyheit ſchonen. Eine ſchöne Kunſt der Leidenſchaft gibt es, aber eine ſchöne leidenſchaftliche Kunſt iſt ein Widerſpruch, denn der unausbleibliche Effekt des Schönen iſt Freyheit von Leidenſchaften. Nicht weniger widerſprechend iſt der Begriff einer ſchönen lehrenden (didaktiſchen) oder beſſernden (moraliſchen) Kunſt, denn nichts ſtreitet mehr mit dem Begriff der Schönheit, als dem Gemüth eine beſtimmte Tendenz zu geben.

Nicht immer beweiſt es indeſſen eine Formloſigkeit in dem Werke, wenn es blos durch ſeinen Inhalt Effekt macht; es kann eben ſo oft von einem Mangel an Form in dem Beurtheiler zeugen. Iſt dieſer entweder zu geſpannt oder zu ſchlaff; iſt er gewohnt, entweder blos mit dem Verſtand oder blos mit den Sinnen aufzunehmen, ſo wird er ſich auch bey dem glücklichſten Ganzen nur an die Theile, und bey der ſchönſten Form nur an die Materie halten. Nur für das rohe Element empfänglich, muß er die äſthetiſche Organiſation eines Werks erſt zerſtören, ehe er einen Genuß daran findet, und das Einzelne ſorgfältig aufſcharren, das der Meiſter mit unendlicher Kunſt in der Harmonie des Ganzen verſchwinden machte. Sein Intereſſe daran iſt ſchlechterdings entweder moraliſch oder phyſiſch; nur gerade, was es ſeyn ſoll, äſthetiſch iſt es nicht. Solche Leſer genießen ein ernſthaftes und pathetiſches Gedicht, wie eine Predigt, und ein naives oder ſcherzhaftes, wie ein berauſchendes Getränk; und waren ſie geſchmacklos genug, von einer Tragödie und Epopee, wenn es auch eine Meſſiade wäre, Erbauung zu verlangen, ſo werden ſie an einem anacreontiſchen oder catulliſchen Liede unfehlbar ein Aergerniß nehmen.

Drey und zwanzigſter Brief.

Ich nehme den Faden meiner Unterſuchung wieder auf, den ich nur darum abgeriſſen habe, um von den aufgeſtellten Sätzen die Anwendung auf die ausübende Kunſt und auf die Beurtheilung ihrer Werke zu machen.

Der Uebergang von dem leidenden Zuſtande des Empfindens zu dem thätigen des Denkens und Wollens geſchieht alſo nicht anders, als durch einen mittlern Zuſtand äſthetiſcher Freyheit, und obgleich dieſer Zuſtand an ſich ſelbſt weder für unſre Einſichten, noch Geſinnungen etwas entſcheidet, mithin unſern intellektuellen und moraliſchen Werth ganz und gar problematiſch läßt, ſo iſt er doch die nothwendige Bedingung, unter welcher allein wir zu einer Einſicht und zu einer Geſinnung gelangen können. Mit einem Wort: es gibt keinen andern Weg, den ſinnlichen Menſchen vernünftig zu machen, als daß man denſelben zuvor äſthetiſch macht.

Aber, möchten Sie mir einwenden, ſollte dieſe Vermittlung durchaus unentbehrlich ſeyn? Sollten Wahrheit und Pflicht nicht auch ſchon für ſich allein und durch ſich ſelbſt bey dem ſinnlichen Menſchen Eingang finden können? Hierauf muß ich antworten: ſie können nicht nur, ſie ſollen ſchlechterdings ihre beſtimmende Kraft blos ſich ſelbſt zu verdanken haben, und nichts würde meinen bisherigen Behauptungen widerſprechender ſeyn, als wenn ſie das Anſehen hätten, die entgegengeſetzte Meinung in Schutz zu nehmen. Es iſt ausdrücklich bewieſen worden, daß die Schönheit kein Reſultat weder für den Verſtand noch den Willen gebe, daß ſie ſich in kein Geſchäft weder des Denkens noch des Entſchließens miſche, daß ſie zu beyden blos das Vermögen ertheile, aber über den wirklichen Gebrauch dieſes Vermögens durchaus nichts beſtimme. Bey dieſem fällt alle fremde Hülfe hinweg, und die reine logiſche Form, der Begriff, muß unmittelbar zu dem Verſtand, die reine moraliſche Form, das Geſetz, unmittelbar zu dem Willen reden.

Aber daß ſie dieſes überhaupt nur könne — daß es überhaupt nur eine reine Form für den ſinnlichen Menſchen gebe, dies, behaupte ich, muß durch die äſthetiſche Stimmung des Gemüths erſt möglich gemacht werden. Die Wahrheit iſt nichts, was ſo, wie die Wirklichkeit oder das ſinnliche Daſeyn der Dinge, von außen empfangen werden kann; ſie iſt etwas, das die Denkkraft ſelbſtthätig und in ihrer Freyheit hervorbringt, und dieſe Selbſtthätigkeit, dieſe Freyheit iſt es ja eben, was wir bey dem ſinnlichen Menſchen vermiſſen. Der ſinnliche Menſch iſt ſchon (phyſiſch) beſtimmt, und hat folglich keine freye Beſtimmbarkeit mehr: dieſe verlorne Beſtimmbarkeit muß er nothwendig erſt zurückerhalten, eh' er die leidende Beſtimmung mit einer thätigen vertauſchen kann. Er kann ſie aber nicht anders zurückerhalten, als entweder indem er die paſſive Beſtimmung verliert, die er hatte, oder indem er die aktive ſchon in ſich enthält, zu welcher er übergehen ſoll. Verlöre er blos die paſſive Beſtimmung, ſo würde er zugleich mit derſelben auch die Möglichkeit einer aktiven verlieren, weil der Gedanke einen Körper braucht, und die Form nur an einem Stoffe realiſirt werden kann. Er wird alſo die letztere ſchon in ſich enthalten, er wird zugleich leidend und thätig beſtimmt ſeyn, das heißt er wird äſthetiſch werden müſſen.

Durch die äſthetiſche Gemüthsſtimmung wird alſo die Selbſtthätigkeit der Vernunft ſchon auf dem Felde der Sinnlichkeit eröffnet, die Macht der Empfindung ſchon innerhalb ihrer eigenen Grenzen gebrochen, und der phyſiſche Menſch ſo weit veredelt, daß nunmehr der geiſtige ſich nach Geſetzen der Freyheit aus demſelben blos zu entwickeln braucht. Der Schritt von dem äſthetiſchen Zuſtand zu dem logiſchen und moraliſchen (von der Schönheit zur Wahrheit und zur Pflicht) iſt daher unendlich leichter, als der Schritt von dem phyſiſchen Zuſtande zu dem äſthetiſchen (von dem bloßen blinden Leben zur Form) war. Jenen Schritt kann der Menſch durch ſeine bloße Freyheit vollbringen, da er ſich blos zu nehmen, und nicht zu geben, blos ſeine Natur zu vereinzeln, nicht zu erweitern braucht; der äſthetiſch geſtimmte Menſch wird allgemein gültig urtheilen, und allgemein gültig handeln, ſobald er es wollen wird. Den Schritt von der rohen Materie zur Schönheit, wo eine ganz neue Thätigkeit in ihm eröffnet werden ſoll, muß die Natur ihm erleichtern, und ſein Wille kann über eine Stimmung nichts gebieten, die ja dem Willen ſelbſt erſt das Daſeyn gibt. Um den äſthetiſchen Menſchen zur Einſicht und großen Geſinnungen zu führen, darf man ihm weiter nichts, als wichtige Anläſſe geben; um von dem ſinnlichen Menſchen eben das zu erhalten, muß man erſt ſeine Natur verändern. Bey jenem braucht es oft nichts, als die Aufforderung einer erhabenen Situation, (die am unmittelbarſten auf das Willensvermögen wirkt) um ihn zum Helden und zum Weiſen zu machen; dieſen muß man erſt unter einen andern Himmel verſetzen.

Es gehört alſo zu den wichtigſten Aufgaben der Kultur, den Menſchen auch ſchon in ſeinem blos phyſiſchen Leben der Form zu unterwerfen, und ihn, ſo weit das Reich der Schönheit nur immer reichen kann, äſthetiſch zu machen, weil nur aus dem äſthetiſchen, nicht aber aus dem phyſiſchen Zuſtande der moraliſche ſich entwickeln kann. Soll der Menſch in jedem einzelnen Fall das Vermögen beſitzen, ſein Urtheil und ſeinen Willen zum Urtheil der Gattung zu machen, ſoll er aus jedem beſchränkten Daſeyn den Durchgang zu einem unendlichen finden, aus jedem abhängigen Zuſtande zur Selbſtſtändigkeit und Freyheit den Aufſchwung nehmen können, ſo muß dafür geſorgt werden, daß er in keinem Momente blos Individuum ſey, und blos dem Naturgeſetz diene. Soll er fähig und fertig ſeyn, aus dem engen Kreis der Naturzwecke ſich zu Vernunftzwecken zu erheben, ſo muß er ſich ſchon *innerhalb* der *erſten* für die letztern geübt, und ſchon ſeine phyſiſche Beſtimmung mit einer gewiſſen Freyheit des

Geiſter, d. i. nach Geſetzen der Schönheit, ausgeführt haben.

Und zwar kann er dieſes, ohne dadurch im Geringſten ſeinem phyſiſchen Zweck zu widerſprechen. Die Anforderungen der Natur an ihn gehen blos auf das, *was er wirkt*, auf *den Inhalt* ſeines Handelns; über die Art, *wie er wirkt*, über die Form deſſelben, iſt durch die Naturzwecke nichts beſtimmt. Die Anforderungen der Vernunft hingegen ſind ſtreng auf die Form ſeiner Thätigkeit gerichtet. So nothwendig es alſo für ſeine moraliſche Beſtimmung iſt, daß er rein moraliſch ſey, daß er eine abſolute Selbſtthätigkeit beweiſe; ſo gleichgültig iſt es für ſeine phyſiſche Beſtimmung, ob er rein phyſiſch iſt, ob er ſich abſolut leidend verhält. In Rückſicht auf dieſe letztere iſt es alſo ganz in ſeine Willkür geſtellt, ob er ſie blos als Sinnenweſen, und als Naturkraft (als eine Kraft nämlich, welche nur wirkt, je nachdem ſie erleidet) oder ob er ſie zugleich als abſolute Kraft, als Vernunftweſen ausführen will, und es dürfte wohl keine Frage ſeyn, welches von beyden ſeiner Würde mehr entſpricht. Vielmehr, ſo ſehr es ihn erniedrigt und ſchändet, dasjenige aus ſinnlichem Antriebe zu thun, wozu er ſich aus reinen Motiven der Pflicht beſtimmt haben ſollte, ſo ſehr ehrt und adelt es ihn, auch da nach Geſetzmäßigkeit, nach Harmonie, nach Unbeſchränktheit zu ſtreben, wo der gemeine Menſch nur ſein erlaubtes Verlangen ſtille *). Mit einem Wort: im Gebiete der Wahrheit und Moralität darf die Empfindung nichts zu beſtimmen haben; aber im Bezirke der Glückſeligkeit darf Form ſeyn, und darf der Spieltrieb gebieten.

---

*) Dieſe geiſtreiche und äſthetiſch freye Behandlung gemeiner Wirklichkeit iſt, wo man ſie auch antrifft, das Kennzeichen einer edeln Seele. Edel iſt überhaupt ein Gemüth zu nennen, welches die Gabe beſitzt, auch das beſchränkteſte Geſchäft und den kleinlichſten Gegenſtand durch die Behandlungsweiſe in ein Unendliches zu verwandeln. Edel heißt jede Form, welche dem, was ſeiner Natur nach blos dient (bloßes Mittel iſt), das Gepräge der Selbſtſtändigkeit aufdrückt. Ein edler Geiſt begnügt ſich nicht damit, ſelbſt frey zu ſeyn; er muß alles Andere um ſich her, auch das Lebloſe, in Freyheit ſetzen. Schönheit aber iſt der einzig mögliche Ausdruck der Freyheit in der Erſcheinung. Der vorherrſchende Ausdruck des Verſtandes in einem Geſicht, einem Kunſtwerk u. dgl. kann daher niemals edel ausfallen, wie er denn auch niemals ſchön iſt, weil er die Abhängigkeit (welche von der Zweckmäßigkeit nicht zu trennen iſt) heraushebt, anſtatt ſie zu verbergen.

Der Moralphiloſoph lehrt uns zwar, daß man nie mehr thun könne als ſeine Pflicht, und er hat vollkommen recht, wenn er blos die Beziehung meint, welche Handlungen auf das Moralgeſetz haben. Aber bey Handlungen, welche ſich blos auf einen Zweck beziehen, über dieſen Zweck noch hinaus ins Ueberſinnliche gehen (welches hier nichts anders heißen kann, als das Phyſi-

Alſo hier ſchon, auf dem gleichgültigen Felde des phyſiſchen Lebens, muß der Menſch ſein moraliſches anfangen; noch in ſeinem Leiden muß er ſeine Selbſtthätigkeit, noch innerhalb ſeiner ſinnlichen Schranken ſeine

---

ſche äſthetiſch ausführen) heißt zugleich über die Pflicht hinaus gehen, indem dieſe nur vorſchreiben kann, daß der Wille heilig ſey, nicht daß auch ſchon die Natur ſich geheiligt habe. Es gibt alſo zwar kein moraliſches, aber es gibt ein äſthetiſches Uebertreffen der Pflicht, und ein ſolches Betragen heißt edel. Eben deßwegen aber, weil bey dem Edeln immer ein Ueberfluß wahrgenommen wird, indem dasjenige auch einen freyen formalen Werth beſitzt, was blos einen materialen zu haben brauchte, oder mit dem innern Werth, den es haben ſoll, noch einen äußern, der ihm fehlen dürfte, vereinigt, ſo haben Manche äſthetiſchen Ueberfluß mit einem moraliſchen verwechſelt, und, von der Erſcheinung des Edeln verführt, eine Willkür und Zufälligkeit in die Moralität ſelbſt hinein getragen, wodurch ſie ganz würde aufgehoben werden.

Von einem edeln Betragen iſt ein erhabenes zu unterſcheiden. Das erſte geht über die ſittliche Verbindlichkeit noch hinaus, aber nicht ſo das letztere, obgleich wir es ungleich höher als jenes achten. Wir achten es aber nicht deßwegen, weil es den Vernunftbegriff ſeines Objekts (des Moralgeſetzes), ſondern weil es den Erfahrungsbegriff ſeines Subjekts (unſre Kenntniſſe menſchlicher Willensgüte und Willensſtärke) übertrift; ſo ſchätzen wir umgekehrt ein edles Betragen nicht darum, weil es

Vernunftfreyheit beginnen. Schon ſeinen Neigungen muß er das Geſetz ſeines Willens auflegen; er muß, wenn Sie mir den Ausdruck verſtatten wollen, den Krieg gegen die Materie in ihre eigene Grenze ſpielen, damit er es überhoben ſey, auf dem heiligen Boden der Freyheit gegen dieſen furchtbarn Feind zu fechten; er muß lernen edler begehren, damit er nicht nöthig habe, erhaben zu wollen. Dieſes wird geleiſtet durch äſthetiſche Kultur, welche alles das, worüber weder Naturgeſetze die menſchliche Willkür binden noch Vernunftgeſetze, Geſetzen der Schönheit unterwirft, und in der Form, die ſie dem äußern Leben gibt, ſchon das Innere eröffnet.

Vier und zwanzigſter Brief.

Es laſſen ſich alſo drey verſchiedene Momente oder Stufen der Entwicklung unterſcheiden, die ſowol der

---

die Natur des Subjekts überſchreitet, aus der es vielmehr völlig zwanglos hervorfließen muß, ſondern weil es über die Natur ſeines Objekts (den phyſiſchen Zweck) hinaus in das Geiſterreich ſchreitet. Dort, möchte man ſagen, erſtaunen wir über den Sieg, den der Gegenſtand über den Menſchen davon trägt; hier bewundern wir den Schwung, den der Menſch dem Gegenſtande gibt.

einzelne Menſch als die ganze Gattung nothwendig und in einer beſtimmten Ordnung durchlaufen müſſen, wenn ſie den ganzen Kreis ihrer Beſtimmung erfüllen ſollen. Durch zufällige Urſachen, die entweder in dem Einfluß der äußern Dinge oder in der freyen Willkür des Menſchen liegen, können zwar die einzelnen Perioden bald verlängert, bald abgekürzt, aber keine kann ganz überſprungen, und auch die Ordnung, in welcher ſie auf einander folgen, kann weder durch die Natur, noch durch den Willen umgekehrt werden. Der Menſch in ſeinem phyſiſchen Zuſtand erleidet blos die Macht der Natur; er entledigt ſich dieſer Macht in dem äſthetiſchen Zuſtand, und er beherrſcht ſie in dem moraliſchen.

Was iſt der Menſch, ehe die Schönheit die freye Luſt ihm entlockt, und die ruhige Form das wilde Leben beſänftigt? Ewig einförmig in ſeinen Zwecken, ewig wechſelnd in ſeinen Urtheilen, ſelbſtſüchtig ohne Er Selbſt zu ſeyn, ungebunden ohne frey zu ſeyn, Sklave ohne einer Regel zu dienen. In dieſer Epoche iſt ihm die Welt blos Schickſal, noch nicht Gegenſtand; Alles hat nur Exiſtenz für ihn, inſofern es ihm Exiſtenz verſchafft; was ihm weder gibt noch nimmt, iſt ihm gar nicht vorhanden. Einzeln und abgeſchnitten, wie er ſich ſelbſt in der Reihe der Weſen findet, ſteht jede Erſcheinung vor ihm da. Alles, was iſt, iſt ihm durch das Machtwort des Augenblicks; jede Veränderung iſt ihm eine ganz friſche Schöpfung, weil mit dem Nothwendigen in ihm die Nothwendigkeit außer ihm fehlt, welche die wechſelnden Geſtalten in ein Weltall zuſammenbindet, und, indem das Individuum flieht, das Geſetz auf dem Schauplatze feſt hält. Umſonſt läſſt die Natur ihre reiche Mannichfaltigkeit an ſeinen Sinnen vorüber gehen; er ſieht in ihrer herrlichen Fülle nichts, als ſeine Beute, in ihrer Macht und Größe nichts als ſeinen Feind. Entweder er ſtürzt auf die Gegenſtände, und will ſie an ſich reißen in der Begierde; oder die Gegenſtände dringen zerſtörend auf ihn ein, und er ſtößt ſie von ſich, in der Verabſcheuung. In beyden Fällen iſt ſein Verhältniß zur Sinnenwelt unmittelbare Berührung, und ewig von ihrem Andrang geängſtigt, raſtlos von dem gebieteriſchen Bedürfniß gequält, findet er nirgends Ruhe, als in der Ermattung, und nirgends Grenzen, als in der erſchöpften Begier.

Zwar die gewalt'ge Bruſt und der Titanen
Kraftvolles Mark iſt ſein . . . . .
Gewiſſes Erbtheil; doch es ſchmiedete
Der Gott um ſeine Stirn ein ehern Band.
Rath, Mäßigung und Weisheit und Geduld
Verbarg er ſeinem ſcheuen düſtern Blick.
Es wird zur Wuth ihm jegliche Begier,
Und grenzenlos dringt ſeine Wuth umher.

Iphigenie auf Tauris.

Mit ſeiner Menſchenwürde unbekannt, iſt er weit entfernt, ſie in Andern zu ehren, und der eignen wilden Gier ſich bewuſſt, fürchtet er ſie in jedem Geſchöpf, das ihm ähnlich ſieht. Nie erblickt er Andre in ſich, nur ſich in Andern, und die Geſellſchaft, anſtatt ihn zur Gattung auszudehnen, ſchlieſt ihn nur enger und enger in ſein Individuum ein. In dieſer dumpfen Beſchränkung irrt er durch das nachtvolle Leben, bis eine günſtige Natur die Laſt des Stoffes von ſeinen verfinſterten Sinnen wälzt, die Reflexion ihn ſelbſt von den Dingen ſcheidet, und im Wiederſcheine des Bewuſſtſeyns ſich endlich die Gegenſtände zeigen.

Dieſer Zuſtand roher Natur läſſt ſich freylich, ſo wie er hier geſchildert wird, bey keinem beſtimmten Volk und Zeitalter nachweiſen; er iſt blos Idee, aber eine Idee, mit der die Erfahrung in einzelnen Zügen aufs Genaueſte zuſammenſtimmt. Der Menſch, kann man ſagen, war nie ganz in dieſem thieriſchen Zuſtand, aber er iſt ihm auch nie ganz entflohen. Auch in den roheſten Subjekten findet man unverkennbare Spuren von Vernunftfreyheit, ſo wie es in den gebildetſten nicht an Momenten fehlt, die an jenen düſtern Naturſtand erinnern. Es iſt dem Menſchen einmal eigen, das Höchſte und das Niedrigſte in ſeiner Natur zu vereinigen, und wenn ſeine Würde auf einer ſtrengen Unterſcheidung des einen von dem andern beruht, ſo beruht auf einer geſchickten Aufhebung dieſes Unterſchieds ſeine Glückſeligkeit. Die Kultur, welche ſeine Würde mit ſeiner Glückſeligkeit in Uebereinſtimmung bringen ſoll, wird alſo für die höchſte Reinheit jener beyden Principien in ihrer innigſten Vermiſchung zu ſorgen haben.

Die erſte Erſcheinung der Vernunft in dem Menſchen iſt darum noch nicht auch der Anfang ſeiner Menſchheit. Dieſe wird erſt durch ſeine Freyheit entſchieden, und die Vernunft fängt erſtlich damit an, ſeine ſinnliche Abhängigkeit grenzenlos zu machen; ein Phänomen, das mir für ſeine Wichtigkeit und Allgemeinheit noch nicht gehörig entwickelt ſcheint. Die Vernunft, wiſſen wir, gibt ſich in dem Menſchen durch die Forderung des Abſoluten (auf ſich ſelbſt Gegründeten und Nothwendigen) zu erkennen, welche, da ihr in keinem einzelnen Zuſtand ſeines phyſiſchen Lebens Genüge geleiſtet werden kann, ihn das phyſiſche ganz und gar zu verlaſſen, und von einer beſchränkten Wirklichkeit zu Ideen aufzuſteigen nöthigt. Aber obgleich der wahre Sinn jener Forderung iſt, ihn den Schranken der Zeit zu entreißen und von der ſinnlichen Welt zu einer Idealwelt empor zu führen, ſo kann ſie doch, durch eine (in dieſer Epoche der herrſchenden Sinnlichkeit kaum zu vermeidende) Mißdeutung auf das phyſiſche Leben ſich richten, und den Menſchen, anſtatt ihn unabhängig zu machen, in die furchtbarſte Knechtſchaft ſtürzen.

Und ſo verhält es ſich auch in der That. Auf den Flügeln der Einbildungskraft verläſſt der Menſch die engen Schranken der Gegenwart, in welche die bloße Thierheit ſich einſchließt, um vorwärts nach einer unbeſchränkten Zukunft zu ſtreben; aber indem vor ſeiner ſchwindelnden *Imagination* das Unendliche aufgeht, hat ſein Herz noch nicht aufgehört im Einzelnen zu leben, und dem Augenblick zu dienen. Mitten in ſeiner Thierheit überraſcht ihn der Trieb zum Abſoluten — und da in dieſem dumpfen Zuſtande alle ſeine Beſtrebungen blos auf das Materielle und Zeitliche gehen, und blos auf ſein Individuum ſich begrenzen, ſo wird er durch jene Forderung blos veranlaſſt, ſein Individuum, anſtatt von demſelben zu abſtrahiren, ins Endloſe auszudehnen, anſtatt nach Form nach einem unverſiegenden Stoff, anſtatt nach dem Unveränderlichen nach einer ewig dauernden Veränderung und nach einer abſoluten Verſicherung ſeines zeitlichen Daſeyns zu ſtreben. Der nämliche Trieb, der ihn auf ſein Denken und Thun angewendet zur Wahrheit und Moralität führen ſollte, bringt jetzt, auf ſein Leiden und Empfinden bezogen, nichts als ein unbegrenztes Verlangen, als ein abſolutes Bedürfniß hervor. Die erſten Früchte, die er in dem Geiſterreich erntet, ſind alſo *Sorge* und *Furcht*; beydes Wirkungen der Vernunft, nicht der Sinnlichkeit, aber einer Vernunft, die ſich in ihrem Gegenſtand vergreift, und ihren Imperativ unmittelbar auf den Stoff anwendet. Früchte dieſes Baumes ſind alle unbedingte Glückſeligkeitsſyſteme, ſie mögen den heutigen Tag oder das ganze Leben, oder, was ſie um nichts ehrwürdiger macht, die ganze Ewigkeit zu ihrem Gegenſtand haben. Eine grenzenloſe Dauer des Daſeyns und Wohlſeyns, blos um des Daſeyns und Wohlſeyns willen, iſt blos ein Ideal der Begierde, mithin eine Forderung, die nur von einer ins Abſolute ſtrebenden Thierheit kann aufgeworfen werden. Ohne alſo durch eine Vernunftäußerung dieſer Art etwas für ſeine Menſchheit zu gewinnen, verliert er dadurch blos die glückliche Beſchränktheit des Thiers, vor welchem er nun blos den unbeneidenswerthen Vorzug beſitzt, über dem Streben in die Ferne den Beſitz der Gegenwart zu verlieren, ohne doch in der ganzen grenzenloſen Ferne je etwas Anders als die Gegenwart zu ſuchen.

Aber wenn ſich die Vernunft auch in ihrem Objekt nicht vergreift, und in der Frage nicht irrt, ſo wird die Sinnlichkeit noch lange Zeit die Antwort verfälſchen. So bald der Menſch angefangen hat, ſeinen Verſtand zu brauchen und die Erſcheinungen umher nach Urſachen und Zwecken zu verknüpfen, ſo dringt die Vernunft, ihrem Begriffe gemäß, auf eine abſolute Verknüpfung und auf einen unbedingten Grund. Um ſich eine ſolche Forderung auch nur aufwerfen zu können, muß der Menſch über die Sinnlichkeit ſchon hinausgeſchritten ſeyn; aber eben dieſer Forderung bedient ſie ſich, um den Flüchtling zurückzuholen. Hier wäre nämlich der Punkt, wo er die Sinnenwelt ganz und gar verlaſſen, und zum reinen Ideenreich ſich aufſchwingen müßte; denn der Verſtand bleibt ewig innerhalb des Bedingten ſtehen und frägt ewig fort, ohne je auf ein Letztes zu gerathen. Da aber der Menſch, von dem hier geredet wird, einer ſolchen Abſtraktion noch nicht fähig iſt, ſo wird er, was er in ſeinem ſinnlichen Erkenntnißkreiſe nicht findet, und über denſelben hinaus in der reinen Vernunft noch nicht ſucht, unter demſelben in ſeinem Gefühlkreiſe ſuchen und dem Scheine nach finden. Die Sinnlichkeit zeigt ihm zwar nichts, was ſein eigener Grund wäre, und ſich ſelbſt das Geſetz gäbe; aber ſie zeigt ihm etwas, was von keinem Grunde weiß, und kein Geſetz achtet. Da er alſo den fragenden Verſtand durch keinen letzten und innern Grund zur Ruhe bringen kann, ſo bringt er ihn durch den Begriff des Grundloſen wenigſtens zum Schweigen, und bleibt innerhalb der blinden Nöthigung der Materie ſtehen, da er die erhabene Nothwendigkeit der Vernunft noch nicht zu erfaſſen vermag. Weil die Sinnlichkeit keinen andern Zweck kennt, als ihren Vortheil, und ſich durch keine andre Urſache als den blinden Zufall getrieben fühlt, ſo macht er jenen zum Beſtimmer ſeiner Handlungen, und dieſen zum Beherrſcher der Welt.

Selbſt das Heilige im Menſchen, das Moralgeſetz, kann bey ſeiner erſten Erſcheinung in der Sinnlichkeit dieſer Verfälſchung nicht entgehen. Da es blos verbietend und gegen das Intereſſe ſeiner ſinnlichen

Selbſtliebe ſpricht, ſo muß es ihm ſo lange als etwas Auswärtiges erſcheinen, als er noch nicht dahin gelangt iſt, jene Selbſtliebe als das Auswärtige und die Stimme der Vernunft als ſein wahres Selbſt anzuſehen. Er empfindet alſo blos die Feſſeln, welche die letztere ihm anlegt, nicht die unendliche Befreyung, die ſie ihm verſchafft. Ohne die Würde des Geſetzgebers in ſich zu ahnen, empfindet er blos den Zwang und das ohnmächtige Widerſtreben des Unterthans. Weil der ſinnliche Trieb dem moraliſchen in ſeiner Erfahrung vorhergeht, ſo gibt er dem Geſetz der Nothwendigkeit einen Anfang in der Zeit, einen poſitiven Urſprung, und durch den unglückſeligſten aller Irrthümer macht er das Unveränderliche und Ewige in Sich zu einem Accidens des Vergänglichen. Er überredet ſich, die Begriffe von Recht und Unrecht als Statuten anzuſehen, die durch einen Willen eingeführt wurden, nicht die an ſich ſelbſt und in alle Ewigkeit gültig ſind. Wie er in Erklärung einzelner Naturphänomene über die Natur hinaus ſchreitet, und außerhalb derſelben ſucht, was nur in ihrer innern Geſetzmäßigkeit kann gefunden werden, eben ſo ſchreitet er in Erklärung des Sittlichen über die Vernunft hinaus, und verſcherzt ſeine Menſchheit, indem er auf dieſem Weg eine Gottheit ſucht. Kein Wunder, wenn eine Religion, die mit Wegwerfung ſeiner Menſchheit erkauft wurde, ſich einer ſolchen Abſtammung würdig zeigt, wenn er Geſetze, die nicht von Ewigkeit her banden, auch nicht für unbedingt und in alle Ewigkeit bindend hält. Er hat es nicht mit einem heiligen, blos mit einem mächtigen Weſen zu thun. Der Geiſt ſeiner Gottesverehrung iſt alſo Furcht, die ihn erniedrigt, nicht Ehrfurcht, die ihn in ſeiner eigenen Schätzung erhebt.

Obgleich dieſe mannichfaltigen Abweichungen des Menſchen von dem Ideale ſeiner Beſtimmung nicht alle in der nämlichen Epoche Statt haben können, indem derſelbe von der Gedankenloſigkeit zum Irrthum, von der Willenloſigkeit zur Willensverderbniß mehrere Stufen zu durchwandern hat, ſo gehören doch alle zum Gefolge des phyſiſchen Zuſtandes, weil in allen der Trieb des Lebens über den Formtrieb den Meiſter ſpielt. Es ſey nun, daß die Vernunft in dem Menſchen noch gar nicht geſprochen habe, und das Phyſiſche noch mit blinder Nothwendigkeit über ihn herrſche; oder daß ſich die Vernunft noch nicht genug von den Sinnen gereinigt habe, und das Moraliſche dem Phyſiſchen noch diene, ſo iſt in beyden Fällen das einzige in ihm gewalthabende Princip ein materielles und der Menſch, wenigſtens ſeiner letzten Tendenz nach, ein ſinnliches Weſen; mit dem einzigen Unterſchied, daß er in dem erſten Fall ein vernunftloſes, in dem zweyten ein vernünftiges Thier iſt. Er ſoll aber keines von beyden, er ſoll Menſch ſeyn; die Natur ſoll ihn nicht ausſchließend und die Vernunft ſoll ihn nicht bedingt beherrſchen. Beyde Geſetzgebungen ſollen vollkommen unabhängig von einander beſtehen, und dennoch vollkommen einig ſeyn.

Fünf und zwanzigſter Brief.

So lange der Menſch, in ſeinem erſten phyſiſchen Zuſtande, die Sinnenwelt blos leidend in ſich aufnimmt, blos empfindet, iſt er auch noch völlig Eins mit derſelben, und eben weil er ſelbſt blos Welt iſt, ſo iſt für ihn noch keine Welt. Erſt, wenn er in ſeinem äſthetiſchen Stande ſie auſſer ſich ſtellt oder betrachtet, ſondert ſich ſeine Perſönlichkeit von ihr ab, und es erſcheint ihm eine Welt, weil er aufgehört hat, mit derſelben Eins auszumachen *).

---

*) Ich erinnere noch einmal, daß dieſe beyden Perioden zwar in der Idee nothwendig von einander zu trennen ſind, in der Erfahrung aber ſich mehr oder weniger vermiſchen. Auch muß man nicht denken, als ob es eine Zeit gegeben habe, wo der Menſch nur in dieſem phyſiſchen Stande ſich befunden, und eine Zeit, wo er ſich ganz von demſelben losgemacht hätte. So bald der Menſch einen Gegenſtand ſieht, ſo iſt er ſchon nicht mehr in einem blos phyſiſchen Zuſtand, und ſo lang er fortfahren wird, einen Gegenſtand zu ſehen, wird er auch jenem phyſiſchen Stand nicht entlaufen, weil er ja nur ſehen kann, in ſo fern er empfindet. Jene drey Mo-

Die Betrachtung (Reflexion) iſt das erſte liberale Verhältniß des Menſchen zu dem Weltall, das ihn umgibt. Wenn die Begierde ihren Gegenſtand unmittelbar ergreift, ſo rückt die Betrachtung den ihrigen in die Ferne, und macht ihn eben dadurch zu ihrem wahren und unverlierbarn Eigenthum, daß ſie ihn vor der Leidenſchaft flüchtet. Die Nothwendigkeit der Natur, die ihn im Zuſtand der bloßen Empfindung mit ungetheilter Gewalt beherrſchte, läſſt bey der Reflexion von ihm ab, in den Sinnen erfolgt ein augenblicklicher Friede, die Zeit ſelbſt, das ewig wandelnde, ſteht ſtill, indem des Bewuſſtſeyns zerſtreute Strahlen ſich ſammeln, und ein Nachbild des Unendlichen, die *Form*, reflektirt ſich auf dem vergänglichen Grunde. So bald es Licht wird in dem Menſchen, iſt auch außer ihm keine Nacht mehr; ſo bald es ſtille wird in ihm, legt ſich auch der Sturm in dem Weltall, und die ſtreitenden Kräfte der Natur finden Ruhe zwiſchen bleibenden Grenzen. Daher kein Wunder, wenn die uralten Dichtun-

---

mente, welche ich am Anfang des 24ſten Briefs nahmhaft machte, ſind alſo zwar, im Ganzen betrachtet, drey verſchiedene Epochen für die Entwicklung der ganzen Menſchheit, und für die ganze Entwicklung eines einzelnen Menſchen, aber ſie laſſen ſich auch bey jeder einzelnen Wahrnehmung eines Objekts unterſcheiden, und ſind mit einem Wort die nothwendigen Bedingungen jeder Erkenntniß, die wir durch die Sinne erhalten.

gen von dieſer großen Begebenheit im Innern des Menſchen als von einer Revolution in der Außenwelt reden, und den Gedanken, der über die Zeitgeſetze ſiegt, unter dem Bilde des Zeus verſinnlichen, der das Reich des Saturnus endigt.

Aus einem Sklaven der Natur, ſo lang er ſie blos empfindet, wird der Menſch ihr Geſetzgeber, ſo bald er ſie denkt. Die ihn vordem nur als Macht beherrſchte, ſteht jetzt als Objekt vor ſeinem Blick. Was ihm Objekt iſt, hat keine Gewalt über ihn, denn um Objekt zu ſeyn, muß es die ſeinige erfahren. So weit er der Materie Form gibt und ſo lange er ſie gibt, iſt er ihren Wirkungen unverletzlich; denn einen Geiſt kann nichts verletzen, als was ihm die Freyheit raubt, und er beweiſt ja die ſeinige, indem er das Formloſe bildet. Nur wo die Maſſe ſchwer und geſtaltlos herrſcht, und zwiſchen unſichern Grenzen die trüben Umriſſe wanken, hat die Furcht ihren Sitz; jedem Schreckniß der Natur iſt der Menſch überlegen, ſo bald er ihm Form zu geben und es in ſein Objekt zu verwandeln weiß. So wie er anfängt, ſeine Selbſtſtändigkeit gegen die Natur als Erſcheinung zu behaupten, ſo behauptet er auch gegen die Natur als Macht ſeine Würde, und mit edler Freyheit richtet er ſich auf gegen ſeine Götter. Sie werfen die Geſpenſterlarven ab, womit ſie ſeine Kindheit geängſtigt hatten, und überraſchen ihn mit ſeinem eigenen Bild, indem ſie ſeine Vorſtellung werden. Das götliche Monſtrum des Morgenländers, das mit der blinden Stärke des Raubthiers die Welt verwaltet, zieht ſich in der griechiſchen Phantaſie in den freundlichen Contour der Menſchheit zuſammen, das Reich der Titanen fällt, und die unendliche Kraft iſt durch die unendliche Form gebändigt.

Aber indem ich blos einen Ausgang aus der materiellen Welt und einen Uebergang in die Geiſterwelt ſuchte, hat mich der Lauf meiner Einbildungkraft ſchon mitten in die letztere hineingeführt. Die Schönheit, die wir ſuchen, liegt bereits hinter uns, und wir haben ſie überſprungen, indem wir von dem bloſſen Leben unmittelbar zu der reinen Geſtalt, und zu dem reinen Objekt übergingen. Ein ſolcher Sprung iſt nicht in der menſchlichen Natur, und um gleichen Schritt mit dieſer zu halten, werden wir zu der Sinnenwelt wieder umkehren müſſen.

Die Schönheit iſt allerdings das Werk der freyen Betrachtung, und wir treten mit ihr in die Welt der Ideen — aber, was wohl zu bemerken iſt, ohne darum die ſinnliche Welt zu verlaſſen, wie bey Erkenntniß der Wahrheit geſchieht. Dieſe iſt das reine Produkt der Abſonderung von Allem, was materiell und zufällig iſt, reines Objekt, in welchem keine Schranke des Subjekts zurückbleiben darf, reine Selbſtthätigkeit ohne Beymiſchung eines Leidens. Zwar gibt es auch von der höchſten Abſtraktion einen Rückweg zur Sinnlichkeit, denn der Gedanke rührt die innere Empfindung, und die Vorſtellung logiſcher und moraliſcher Einheit geht in ein Gefühl ſinnlicher Uebereinſtimmung über. Aber wenn wir uns an Erkenntniſſen ergetzen, ſo unterſcheiden wir ſehr genau unſre Vorſtellung von unſrer Empfindung, und ſehen dieſe letztere als etwas Zufälliges an, was gar wohl wegbleiben könnte, ohne daß deswegen die Erkenntniß aufhörte, und Wahrheit nicht Wahrheit wäre. Aber ein ganz vergebliches Unternehmen würde es ſeyn, dieſe Beziehung auf das Empfindungvermögen von der Vorſtellung der Schönheit abſondern zu wollen; daher wir nicht damit ausreichen, uns die eine als den Effekt der andern zu denken, ſondern beyde zugleich und wechſelſeitig als Effekt und als Urſache anſehen müſſen. In unſerm Vergnügen an Erkenntniſſen unterſcheiden wir ohne Mühe den Uebergang von der Thätigkeit zum Leiden, und bemerken deutlich, daß das Erſte vorüber iſt, wenn das Letztere eintritt. In unſerm Wohlgefallen an der Schönheit hingegen läßt ſich keine ſolche Succeſſion zwiſchen der Thätigkeit und dem Leiden unterſcheiden, und die Reflexion zerfließt hier ſo vollkommen mit dem Gefühle, daß wir die Form unmittelbar zu empfinden glauben. Die Schönheit iſt alſo zwar Gegenſtand für uns, weil die Reflexion die Bedingung iſt, unter der wir eine Empfindung von ihr haben; zugleich aber iſt ſie ein Zuſtand unſers Subjekts, weil das Gefühl die Bedingung iſt, unter der wir eine Vorſtellung von ihr haben. Sie iſt alſo zwar Form, weil wir ſie betrachten; zugleich aber iſt ſie Leben, weil wir ſie fühlen. Mit einem Wort: ſie iſt zugleich unſer Zuſtand und unſre That.

Und eben weil ſie dieſes beydes zugleich iſt, ſo dient ſie uns alſo zu einem ſiegenden Beweis, daß das Leiden die Thätigkeit, daß die Materie die Form, daß die Beſchränkung die Unendlichkeit keineswegs ausſchließe — daß mithin durch die nothwendige phyſiſche Abhängigkeit des Menſchen ſeine moraliſche Freyheit keineswegs aufgehoben werde. Sie beweiſt dieſes, und, ich muß hinzuſetzen, ſie allein kann es uns beweiſen. Denn da beym Genuß der Wahrheit oder der logiſchen Einheit, die Empfindung mit dem Gedanken nicht nothwendig eins iſt, ſondern auf denſelben zufällig folgt, ſo kann uns dieſelbe blos beweiſen, daß auf eine vernünftige Natur eine ſinnliche folgen könne, und umgekehrt, nicht daß beyde zuſammen beſtehen, nicht daß ſie wechſelſeitig auf einander wirken, nicht daß ſie abſolut und nothwendig zu vereinigen ſind. Vielmehr müſſte ſich gerade umgekehrt aus dieſer Ausſchließung des Gefühls, ſo lange gedacht wird, und des Gedankens, ſo lange empfunden wird, auf eine Unvereinbarkeit beyder Naturen ſchließen laſſen, wie denn auch wirklich die Analyſten keinen beſſern Beweis für die Ausführung reiner Vernunft in der Menſchheit anzuführen wiſſen, als den, daß ſie geboten iſt. Da nun aber bey dem Genuß der Schönheit oder der äſthetiſchen Einheit eine wirkliche Vereinigung und Auswechslung der Materie mit der Form, und des Leidens mit der Thätigkeit vor ſich geht, ſo iſt eben dadurch die Vereinbarkeit beyder Naturen, die Ausführbarkeit des Unendlichen in der Endlichkeit, mithin die Möglichkeit der erhabenſten Menſchheit bewieſen.

Wir dürfen alſo nicht mehr verlegen ſeyn, einen Uebergang von der ſinnlichen Abhängigkeit zu der moraliſchen Freyheit zu finden, nachdem durch die Schönheit der Fall gegeben iſt, daß die Letztere mit der Erſtern vollkommen zuſammen beſtehen könne, und daß der Menſch, um ſich als Geiſt zu erweiſen, der Materie nicht zu entfliehen brauche. Iſt er aber ſchon in Gemeinſchaft mit der Sinnlichkeit frey, wie das Faktum der Schönheit lehrt, und iſt Freyheit etwas Abſolutes und Ueberſinnliches, wie ihr Begriff nothwendig mit ſich bringt, ſo kann nicht mehr die Frage ſeyn, wie er dazu gelange, ſich von den Schranken zum Abſoluten zu erheben, ſich in ſeinem Denken und Wollen der Sinnlichkeit entgegenzuſetzen, da dieſes ſchon in der Schönheit geſchehen iſt. Es kann, mit einem Wort, nicht mehr die Frage ſeyn, wie er von der Schönheit zur Wahrheit übergehe, die dem Vermögen nach ſchon in der erſten liegt, ſondern wie er von einer gemeinen Wirklichkeit zu einer äſthetiſchen, wie er von bloßen Lebensgefühlen zu Schönheitsgefühlen den Weg ſich bahne.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Da die äſthetiſche Stimmung des Gemüths, wie ich in den vorhergehenden Briefen entwickelt habe, der Freyheit erſt die Entſtehung gibt, ſo iſt leicht einzuſehen, daß ſie nicht aus derſelben entſpringen und folglich keinen moraliſchen Urſprung haben könne. Ein Geſchenk der Natur muß ſie ſeyn; die Gunſt der Zufälle allein kann die Feſſeln des phyſiſchen Standes löſen, und den Wilden zur Schönheit führen.

Der Keim der letztern wird ſich gleich wenig entwickeln, wo eine karge Natur den Menſchen jeder Erquickung beraubt, und wo eine verſchwenderiſche ihn von jeder eigenen Anſtrengung losſpricht — wo die ſtumpfe Sinnlichkeit kein Bedürfniß fühlt, und wo die heftige Begier keine Sättigung findet. Nicht da, wo der Menſch ſich troglodytiſch in Höhlen birgt, ewig einzeln iſt, und die Menſchheit nie außer ſich findet, auch nicht da, wo er nomadiſch in großen Heermaſſen zieht, ewig nur Zahl iſt, und die Menſchheit nie in ſich findet — da allein, wo er in eigener Hütte ſtill mit ſich ſelbſt, und ſo bald er heraustritt, mit dem ganzen Geſchlechte ſpricht, wird ſich ihre liebliche Knoſpe entfalten. Da wo ein leichter Aether die Sinne jeder leiſen Berührung eröffnet, und den üppigen Stoff eine energiſche Wärme beſeelt — wo das Reich der blinden Maſſe ſchon in der lebloſen Schöpfung geſtürzt iſt, und die ſiegende Form auch die niedrigſten Naturen veredelt — dort in den fröhlichen Verhältniſſen, und in der geſegneten Zone, wo nur die Thätigkeit zum Genuſſe und nur der Genuß zur Thätigkeit führt, wo aus dem Leben ſelbſt die heilige Ordnung quillt, und aus dem Geſetz der Ordnung ſich nur Leben entwickelt, — wo die Einbildungkraft der Wirklichkeit ewig entflieht, und dennoch von der Einfalt der Natur nie verirrt — hier allein werden ſich Sinne und Geiſt, empfangende und bildende Kraft in dem glücklichen Gleichmaß entwickeln, welches die Seele der Schönheit, und die Bedingung der Menſchheit iſt.

Und was iſt es für ein Phänomen, durch welches ſich bey dem Wilden der Eintritt in die Menſchheit verkündigt? So weit wir auch die Geſchichte befragen, es iſt daſſelbe bey allen Völkerſtämmen, welche der Sklaverey des thieriſchen Standes entſprungen ſind: die Freude am Schein, die Neigung zum Putz und zum Spiele.

Die höchſte Stupidität und der höchſte Verſtand haben darin eine gewiſſe Affinität miteinander, daß beyde nur das Reelle ſuchen, und für den bloßen Schein gänzlich unempfindlich ſind. Nur durch die unmittelbare Gegenwart eines Objekts in den Sinnen wird jene aus ihrer Ruhe geriſſen, und nur durch Zurückführung ſeiner Begriffe auf Thatſachen der Erfahrung wird der letztere zur Ruhe gebracht; mit einem Wort, die Dummheit kann ſich nicht über die Wirklichkeit erheben, und der Verſtand nicht unter der Wahrheit ſtehen bleiben. In ſo fern alſo das Bedürfniß der Realität und die Anhänglichkeit an das Wirkliche bloße Folgen des Mangels ſind, iſt die Gleichgültigkeit gegen Realität und das Intereſſe am Schein eine wahre Erweiterung der Menſchheit und ein entſchiedener Schritt zur Kultur. Fürs Erſte zeugt es von einer äußern Freyheit; denn ſo lange die Noth gebietet, und das Bedürfniß drängt, iſt die Einbildungkraft mit ſtrengen Feſſeln an das Wirkliche gebunden; erſt wenn das Bedürfniß geſtillt iſt, entwickelt ſie ihr ungebundenes Vermögen. Es zeugt aber auch von einer innern Freyheit, weil es uns eine Kraft ſehen läſſt, die unabhängig von einem äußern Stoffe ſich durch ſich ſelbſt in Bewegung ſetzt, und Energie genug beſitzt, die andringende Materie von ſich zu halten. Die Realität der Dinge iſt ihr (der Dinge) Werk; der Schein der Dinge iſt des Menſchen Werk, und ein Gemüth, das ſich am Scheine weidet, ergetzt ſich ſchon nicht mehr an dem, was es empfängt, ſondern an dem, was es thut.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß hier nur von dem äſthetiſchen Schein die Rede iſt, den man von der Wirklichkeit und Wahrheit unterſcheidet, nicht von dem logiſchen, den man mit derſelben verwechſelt — den man folglich liebt, weil er Schein iſt, und nicht, weil man ihn für etwas Beſſeres hält. Nur der erſie iſt Spiel, da der letzte blos Betrug iſt. Den Schein der erſten Art für etwas gelten laſſen, kann der Wahrheit niemals Eintrag thun, weil man nie Gefahr läuft, ihn derſelben unterzuſchieben, was doch die einzige Art iſt, wie der Wahrheit geſchadet werden kann; ihn verachten, heißt alle ſchöne Kunſt überhaupt verachten, deren Weſen der Schein iſt. Indeſſen begegnet es dem Verſtande zuweilen, ſeinen Eifer für Realität bis zu einer ſolchen Unduldſamkeit zu treiben, und über die ganze Kunſt des ſchönen Scheins, weil ſie blos Schein iſt, ein wegwerfendes Urtheil zu ſprechen; dies begegnet aber dem Verſtande nur alsdann, wenn er ſich der obengedachten Affinität erinnert. Von den nothwendigen Grenzen des ſchönen Scheins werde ich noch einmal insbeſondere zu reden Veranlaſſung nehmen.

Die Natur ſelbſt iſt es, die den Menſchen von der Realität zum Scheine emporhebt, indem ſie ihn mit zwey Sinnen ausrüſtete, die ihn blos durch den Schein zur Erkenntniß des Wirklichen führen. In dem Auge und dem Ohr iſt die andringende Materie ſchon hinweggewälzt von den Sinnen, und das Objekt entfernt ſich von uns, das wir in den thieriſchen Sinnen unmittelbar berühren. Was wir durch das Auge *ſehen*, iſt von dem verſchieden, was wir *empfinden*; denn der Verſtand ſpringt über das Licht hinaus zu den Gegenſtänden. Der Gegenſtand des Takts iſt eine Gewalt, die wir erleiden; der Gegenſtand des Auges und des

Ohrs iſt eine Form, die wir erzeugen. So lange der Menſch noch ein Wilder iſt, genießt er bloß mit den Sinnen des Gefühls, denen die Sinne des Scheins in dieſer Periode blos dienen. Er erhebt ſich entweder gar nicht zum Sehen oder er befriedigt ſich doch nicht mit demſelben. So bald er anfängt mit dem Auge zu genießen und das Sehen für ihn einen ſelbſtſtändigen Werth erlangt, ſo iſt er auch ſchon äſthetiſch frey und der Spieltrieb hat ſich entfaltet.

Gleich, ſo wie der Spieltrieb ſich regt, der am Scheine Gefallen findet, wird ihm auch der nachahmende Bildungstrieb folgen, der den Schein als etwas Selbſtſtändiges behandelt. So bald der Menſch einmal ſo weit gekommen iſt, den Schein von der Wirklichkeit, die Form von dem Körper zu unterſcheiden, ſo iſt er auch im Stande, ſie von ihm abzuſondern; denn das hat er ſchon gethan, indem er ſie unterſcheidet. Das Vermögen zur nachahmenden Kunſt iſt alſo mit dem Vermögen zur Form überhaupt gegeben; der Drang zu derſelben beruht auf einer andern Anlage, von der ich hier nicht zu handeln brauche. Wie frühe oder wie ſpät ſich der äſthetiſche Kunſttrieb entwickeln ſoll, das wird blos von dem Grade der Liebe abhängen, mit der der Menſch fähig iſt, ſich bey dem bloßen Schein zu verweilen.

Da alles wirkliche Daſeyn von der Natur als einer fremden Macht, aller Schein aber urſprünglich von dem Menſchen als vorſtellendem Subjekte, ſich herſchreibt, ſo bedient er ſich blos ſeines abſoluten Eigenthumsrechts, wenn er den Schein von dem Weſen zurücknimmt, und mit demſelben nach eignen Geſetzen ſchaltet. Mit ungebundener Freyheit kann er, was die Natur trennte, zuſammenfügen, ſo bald er es nur irgend zuſammen denken kann, und trennen, was die Natur verknüpfte, ſo bald er es nur in ſeinem Verſtande abſondern kann. Nichts darf ihm hier heilig ſeyn, als ſein eigenes Geſetz, ſobald er nur die Markung in Acht nimmt, welche ſein Gebiet von dem Daſeyn der Dinge oder dem Naturgebiete ſcheidet.

Dieſes menſchliche Herrſcherrecht übt er aus in der Kunſt des Scheins, und je ſtrenger er hier das Mein und Dein von einander ſondert, je ſorgfältiger er die Geſtalt von dem Weſen trennt, und je mehr Selbſtſtändigkeit er derſelben zu geben weiß, deſto mehr wird er nicht blos das Reich der Schönheit erweitern, ſondern ſelbſt die Grenzen der Wahrheit bewahren; denn er kann den Schein nicht von der Wirklichkeit reinigen, ohne zugleich die Wirklichkeit von dem Schein frey zu machen.

Aber er beſitzt dieſes ſouveraine Recht ſchlechterdings auch nur in der Welt des Scheins, in dem weſenloſen Reich der Einbildungkraft, und nur ſo lange er ſich im Theoretiſchen gewiſſenhaft enthält, Exiſtenz davon auszuſagen, und ſo lange er im Praktiſchen darauf Verzicht thut, Exiſtenz dadurch zu ertheilen. Sie ſehen hieraus, daß der Dichter auf gleiche Weiſe aus ſeinen Grenzen tritt, wenn er ſeinem Ideal Exiſtenz beylegt, und wenn er eine beſtimmte Exiſtenz damit bezweckt. Denn Beydes kann er nicht anders zu Stande bringen, als indem er entweder ſein Dichterrecht überſchreitet, durch das Ideal in das Gebiet der Erfahrung greift, und durch die bloße Möglichkeit wirkliches Daſeyn zu beſtimmen ſich anmaßt, oder indem er ſein Dichterrecht aufgibt, die Erfahrung in das Gebiet des Ideals greifen läſſt, und die Möglichkeit auf die Bedingungen der Wirklichkeit einſchränkt.

Nur ſo weit er aufrichtig iſt, (ſich von allem Anſpruch auf Realität ausdrücklich losſagt) und nur ſoweit er ſelbſtſtändig iſt, (allen Beyſtand der Realität entbehrt) iſt der Schein äſthetiſch. So bald er falſch iſt und Realität heuchelt, und ſo bald er unrein und der Realität zu ſeiner Wirkung bedürftig iſt, iſt er nichts als ein niedriges Werkzeug zu materiellen Zwecken, und kann nichts für die Freyheit des Geiſtes beweiſen. Uebrigens iſt es gar nicht nöthig, daß der Gegenſtand, an dem wir den ſchönen Schein finden, ohne Realität ſey, wenn nur unſer Urtheil darüber auf dieſe Realität keine Rückſicht nimmt; denn ſo weit es dieſe Rückſicht nimmt, iſt es kein äſthetiſches. Eine lebende weibliche Schönheit wird uns freylich eben ſo gut und noch ein wenig beſſer als eine eben ſo ſchöne, blos gemahlte, gefallen; aber in ſo weit ſie uns beſſer gefällt als die letztere, gefällt ſie nicht mehr als ſelbſtſtändiger Schein, gefällt ſie nicht mehr dem reinen äſthetiſchen Gefühl; dieſem darf auch das Lebendige nur als Erſcheinung, auch das Wirkliche nur als Idee gefallen; aber freylich erfordert es noch einen ungleich höhern Grad der ſchönen Kultur, in dem Lebendigen ſelbſt nur den reinen Schein zu empfinden, als das Leben an dem Schein zu entbehren.

Bey welchem einzelnen Menſchen oder ganzen Volk man den aufrichtigen und ſelbſtſtändigen Schein findet, da darf man auf Geiſt und Geſchmack und jede damit verwandte Trefflichkeit ſchließen — da wird man das Ideal, das wirkliche Leben regieren, die Ehre über den Beſitz, den Gedanken über den Genuß, den Traum der Unſterblichkeit über die Exiſtenz triumphiren ſehen. Da wird die öffentliche Stimme das einzig Furchtbare ſeyn, und ein Olivenkranz höher als ein Purpurkleid ehren. Zum falſchen und bedürftigen Schein nimmt nur die Ohnmacht und die Verkehrtheit ihre Zuflucht, und einzelne Menſchen ſowol als ganze Völker, welche entweder „der Realität durch den Schein oder dem (äſthetiſchen) Schein durch Realität nachhelfen“ — Beydes iſt gern verbunden — beweiſen zugleich ihren moraliſchen Unwerth und ihr äſthetiſches Unvermögen.

Auf die Frage: „In wie weit darf Schein in der moraliſchen Welt ſeyn?“ iſt alſo die Antwort ſo kurz als bündig dieſe: in ſo weit es äſthetiſcher Schein iſt, d. h. Schein, der weder Realität vertreten will, noch von derſelben vertreten zu werden braucht. Der äſthetiſche Schein kann der Wahrheit der Sitten niemals gefährlich werden, und wo man es anders findet, da wird ſich ohne Schwierigkeit zeigen laſſen, daß der Schein nicht äſthetiſch war. Nur ein Fremdling im ſchönen Umgang z. B. wird Verſicherungen der Höflichkeit, die eine allgemeine Form iſt, als Merkmale perſönlicher Zuneigung aufnehmen, und wenn er getäuſcht wird, über Verſtellung klagen. Aber auch nur ein Stümper im ſchönen Umgang wird, um höflich zu ſeyn, die Falſchheit zu Hülfe rufen, und ſchmeicheln, um gefällig zu ſeyn. Dem Erſten fehlt noch der Sinn für den ſelbſtſtändigen Schein, daher kann er demſelben nur durch die Wahrheit Bedeutung geben; dem Zweyten fehlt es an Realität, und er möchte ſie gern durch den Schein erſetzen.

Nichts iſt gewöhnlicher, als von gewiſſen trivialen Kritikern des Zeitalters die Klage zu vernehmen, daß alle Solidität aus der Welt verſchwunden ſey, und das Weſen über dem Schein vernachläſſigt werde. Obgleich ich mich gar nicht berufen fühle, das Zeitalter gegen dieſen Vorwurf zu rechtfertigen, ſo geht doch ſchon aus der weiten Ausdehnung, welche dieſe ſtrengen Sittenrichter ihrer Anklage geben, ſattſam hervor, daß ſie dem Zeitalter nicht blos den falſchen, ſondern auch den aufrichtigen, Schein verargen; und ſogar die Ausnahmen, welche ſie noch etwa zu Gunſten der Schönheit machen, gehen mehr auf den bedürftigen als auf den ſelbſtſtändigen Schein. Sie greifen nicht blos die betrügeriſche Schminke an, welche die Wahrheit verbirgt, welche die Wirklichkeit zu vertreten ſich anmaßt; ſie ereifern ſich auch gegen den wohlthätigen Schein, der die Leerheit ausfüllt, und die Armſeligkeit zudeckt; auch gegen den idealiſchen, der eine gemeine Wirklichkeit veredelt. Die Falſchheit der Sitten beleidigt mit Recht ihr ſtrenges Wahrheitgefühl; nur Schade, daß ſie zu dieſer Falſchheit auch ſchon die Höflichkeit rechnen. Es mißfällt ihnen, daß äußerer Flitterglanz ſo oft das wahre Verdienſt verdunkelt, aber es verdrießt ſie nicht weniger, daß man auch Schein vom Verdienſte fordert, und dem innern Gehalte die gefällige Form nicht erläßt. Sie vermiſſen das Herzliche, Kernhafte und Gediegene der vorigen Zeiten, aber ſie möchten auch das Eckige und Derbe der erſten Sitten, das Schwerfällige der alten Formen, und den ehemaligen gothiſchen Ueberfluß wieder eingeführt ſehen. Sie beweiſen durch Urtheile dieſer Art dem Stoff an ſich ſelbſt eine Achtung, die der Menſchheit nicht würdig iſt, welche vielmehr das

Materielle nur in ſo fern ſchätzen ſoll, als es Geſtalt zu empfangen und das Reich der Ideen zu verbreiten im Stande iſt. Auf ſolche Stimmen braucht alſo der Geſchmack des Jahrhunderts nicht ſehr zu hören, wenn er nur ſonſt vor einer beſſern Inſtanz beſteht. Nicht daß wir einen Werth auf den äſthetiſchen Schein legen, (wir thun dies noch lange nicht genug), ſondern daß wir es noch nicht bis zu dem reinen Schein gebracht haben, daß wir das Daſeyn noch nicht genug von der Erſcheinung geſchieden, und dadurch Beyder Grenzen auf ewig geſichert haben, dies iſt es, was uns ein rigoriſtiſcher Richter der Schönheit zum Vorwurf machen kann. Dieſen Vorwurf werden wir ſo lange verdienen, als wir das Schöne der lebendigen Natur nicht genießen können, ohne es zu begehren, das Schöne der nachahmenden Kunſt nicht bewundern können, ohne nach einem Zwecke zu fragen — als wir der Einbildungkraft noch keine eigene abſolute Geſetzgebung zugeſtehen, und durch die Achtung, die wir ihren Werken erzeigen, ſie auf ihre Würde hinweiſen.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Fürchten Sie nichts für Realität und Wahrheit, wenn der hohe Begriff, den ich in dem vorhergehenden Briefe von dem äſthetiſchen Schein aufſtellte, allgemein werden ſollte. Er wird nicht allgemein werden, ſo lange der Menſch noch ungebildet genug iſt, um einen Mißbrauch davon machen zu können; und würde er allgemein, ſo könnte dies nur durch eine Kultur bewirkt werden, die zugleich jeden Mißbrauch unmöglich machte. Dem ſelbſtſtändigen Schein nachzuſtreben erfordert mehr Abſtraktionvermögen, mehr Freyheit des Herzens, mehr Energie des Willens, als der Menſch nöthig hat, um ſich auf die Realität einzuſchränken, und er muß dieſe ſchon hinter ſich haben, wenn er bey jenem anlangen will. Wie übel würde er ſich alſo rathen, wenn er den Weg zum Ideale einſchlagen wollte, um ſich den Weg zur Wirklichkeit zu erſparen! Von dem Schein, ſo wie er hier genommen wird, möchten wir alſo für die Wirklichkeit nicht viel zu beſorgen haben; deſto mehr dürfte aber von der Wirklichkeit für den Schein zu befürchten ſeyn. An das Materielle gefeſſelt, läſſt der Menſch dieſen lange Zeit bloß ſeinen Zwecken dienen, ehe er ihm in der Kunſt des Ideals eine eigene Perſönlichkeit zugeſteht. Zu dem Letztern bedarf es einer totalen Revolution in ſeiner ganzen Empfindungweiſe, ohne welche er auch nicht einmal *auf dem Wege* zum Ideal ſich befinden würde. Wo wir alſo Spuren einer unintereſſirten freyen Schätzung des reinen Scheins entdecken, da können wir auf eine ſolche Umwälzung ſeiner Natur und den eigentlichen Anfang der Menſchheit in ihm ſchließen. Spuren dieſer Art finden ſich aber wirklich ſchon in den erſten rohen Verſuchen, die er zur Verſchönerung ſeines Daſeyns macht, ſelbſt auf die Gefahr macht, daß er es dem ſinnlichen Gehalt nach dadurch verſchlechtern ſollte. So bald er überhaupt nur anfängt, dem Stoff die Geſtalt vorzuziehen, und an den Schein, (den er aber dafür erkennen muß) Realität zu wagen, ſo iſt ſein thieriſcher Kreis aufgethan, und er befindet ſich auf einer Bahn, die nicht endet.

Mit dem allein nicht zufrieden, was der Natur genügt und was das Bedürfniß fordert, verlangt er Ueberfluß; anfangs zwar blos einen Ueberfluß des Stoffes, um der Begier ihre Schranken zu verbergen, um den Genuß über das gegenwärtige Bedürfniß hinaus zu verſichern, bald aber einen Ueberfluß an dem Stoffe, eine äſthetiſche Zugabe, um auch dem Formtrieb genug zu thun, um den Genuß über jedes Bedürfniß hinaus zu erweitern. Indem er blos für einen künftigen Gebrauch Vorräthe ſammelt und in der Einbildung dieſelbe voraus genießt, ſo überſchreitet er zwar den jetzigen Augenblick, aber ohne die Zeit überhaupt zu überſchreiten; er genießt mehr, aber er genießt nicht anders. Indem er aber zugleich die

Geſtalt in ſeinen Genuß zieht und auf die Formen der Gegenſtände merkt, die ſeine Begierden befriedigen, hat er ſeinen Genuß nicht blos dem Umfang und dem Grad nach erhöht, ſondern auch der Art nach veredelt.

Zwar hat die Natur auch ſchon dem Vernunftloſen über die Nothdurft gegeben, und in das dunkle thieriſche Leben einen Schimmer von Freyheit geſtreut. Wenn den Löwen kein Hunger nagt, und kein Raubthier zum Kampf herausfordert, ſo erſchafft ſich die müßige Stärke ſelbſt einen Gegenſtand; mit muthvollem Gebrüll erfüllt er die hallende Wüſte, und in zweckloſem Aufwand genießt ſich die üppige Kraft. Mit frohem Leben ſchwärmt das Inſekt in dem Sonnenſtrahl; auch iſt es ſicherlich nicht der Schrey der Begierde, den wir in dem melodiſchen Schlag des Singvogels hören. Unläugbar iſt in dieſen Bewegungen Freyheit, aber nicht Freyheit von dem Bedürfniß überhaupt, blos von einem beſtimmten, von einem äußern Bedürfniß. Das Thier *arbeitet*, wenn ein Mangel die Triebfeder ſeiner Thätigkeit iſt, und es *ſpielt*, wenn der Reichthum der Kraft dieſe Triebfeder iſt, wenn das überflüſſige Leben ſich ſelbſt zur Thätigkeit ſtachelt. Selbſt in der unbeſeelten Natur zeigt ſich ein ſolcher Luxus der Kräfte und eine Laxität der Beſtimmung, die man in jenem materiellen Sinn gar wohl Spiel nennen könnte. Der Baum treibt unzählige Keime, die unentwickelt verderben, und ſtreckt weit mehr Wurzeln, Zweige und

Blätter nach Nahrung aus, als zu Erhaltung ſeines Individuums und ſeiner Gattung verwendet werden. Was er von ſeiner verſchwenderiſchen Fülle ungebraucht und ungenoſſen dem Elementarreich zurückgibt, das darf das Lebendige in fröhlicher Bewegung verſchwelgen. So gibt uns die Natur ſchon in ihrem materiellen Reich ein Vorſpiel des Unbegrenzten, und hebt hier ſchon *zum Theil* die Feſſeln auf, deren ſie ſich im Reich der Form ganz und gar entledigt. Von dem Zwang des Bedürfniſſes oder dem *phyſiſchen Ernſte* nimmt ſie durch den Zwang des Ueberfluſſes oder das *phyſiſche Spiel* den Uebergang zum äſthetiſchen Spiele und ehe ſie ſich in der hohen Freyheit des Schönen über die Feſſel jedes Zweckes erhebt, nähert ſie ſich dieſer Unabhängigkeit wenigſtens von ferne ſchon in der *freyen Bewegung*, die ſich ſelbſt Zweck und Mittel iſt.

Wie die körperlichen Werkzeuge, ſo hat in dem Menſchen auch die Einbildungskraft ihre freye Bewegung und ihr materielles Spiel, in welchem ſie, ohne alle Beziehung auf Geſtalt, bloß ihrer Eigenmacht und Feſſelloſigkeit ſich freut. In ſo fern ſich noch gar nichts von Form in dieſe Phantaſieſpiele miſcht, und eine ungezwungene Folge von Bildern den ganzen Reiz derſelben ausmacht, gehören ſie, obgleich ſie dem Menſchen allein zukommen können, blos zu ſeinem animaliſchen Leben und beweiſen blos ſeine Befreyung von jedem äußern ſinnlichen Zwang, ohne noch auf eine ſelbſtſtändige bildende Kraft in ihm ſchließen zu laſſen.*) Von dieſem Spiel der freyen Ideenfolge, welches noch ganz materieller Art iſt, und aus bloßen Naturgeſetzen ſich erklärt, macht endlich die Einbildungkraft in dem Verſuch einer freyen Form den Sprung zum äſthetiſchen Spiele. Einen Sprung muß man es nennen, weil ſich eine ganz neue Kraft hier in Handlung ſetzt; denn hier zum erſten Mal miſcht ſich der geſetzgebende Geiſt in die Handlungen eines blinden Inſtinktes, unterwirft das willkürliche Verfahren der Einbildungskraft ſeiner unveränderlichen ewigen Einheit, legt ſeine Selbſtſtändigkeit in das Wandelbare und ſeine Unendlichkeit in das Sinnliche. Aber ſo lange die rohe Natur noch zu mächtig iſt, die kein anderes Geſetz kennt, als raſtlos von Veränderung zu Veränderung fortzueilen, wird ſie durch ihre unſtäte Willkür jener Nothwendigkeit, durch ihre Unruhe jener Stätigkeit, durch ihre Bedürftigkeit jener Selbſtſtändigkeit, durch ihre Ungenügſamkeit jener erhabenen Einfalt entgegen ſtreben. Der äſthetiſche Spieltrieb wird alſo in ſeinen erſten Verſuchen noch kaum zu erkennen ſeyn, da der ſinnliche mit ſeiner eigenſinnigen Laune und ſeiner wilden Begierde unaufhörlich dazwiſchen tritt. Daher ſehen wir den rohen Geſchmack das Neue und Ueberraſchende, das Bunte, Abenteuerliche und Bizarre, das Heftige und Wilde zuerſt ergreifen, und vor nichts ſo ſehr als vor der Einfalt und Ruhe fliehen. Er bildet groteſke Geſtalten, liebt raſche Uebergänge, üppige Formen, grelle Kontraſte, ſchreyende Lichter, einen pathetiſchen Geſang. Schön heißt ihm in dieſer Epoche blos, was ihn aufregt, was ihm Stoff gibt — aber aufregt zu einem ſelbſtthätigen Widerſtand, aber Stoff gibt für ein mögliches Bilden, denn ſonſt würde es ſelbſt ihm nicht das Schöne ſeyn. Mit der Form ſeiner Urtheile iſt alſo eine merkwürdige Veränderung vorgegangen; er ſucht dieſe Gegenſtände nicht, weil ſie ihm etwas zu erleiden, ſondern weil ſie ihm zu handeln geben; ſie gefallen ihm, nicht, weil ſie einem Bedürfniß begegnen, ſondern weil ſie einem Geſetze Genüge leiſten, welches, obgleich noch leiſe, in ſeinem Buſen ſpricht.

---

*) Die mehreſten Spiele welche im gemeinen Leben im Gange ſind, beruhen entweder ganz und gar auf dieſem Gefühle der freyen Ideenfolge, oder entlehnen doch ihren größten Reiz von demſelben. So wenig es aber auch an ſich ſelbſt für eine höhere Natur beweiſt, und ſo gern ſich gerade die ſchlaffeſten Seelen dieſem freyen Bilderſtrome zu überlaſſen pflegen, ſo iſt doch eben dieſe Unabhängigkeit der Phantaſie von äußern Eindrücken wenigſtens die negative Bedingung ihres ſchöpferiſchen Vermögens. Nur indem ſie ſich von der Wirklichkeit losreißt, erhebt ſich die bildende Kraft zum Ideale, und ehe die Imagination in ihrer produktiven Qualität nach eignen Geſetzen handeln kann, muß ſie ſich ſchon bey ihrem reproduktiven Verfahren von fremden Geſetzen frey gemacht haben. Freylich iſt von der bloßen Geſetzloſigkeit zu einer ſelbſtſtändigen innern Geſetzgebung noch ein ſehr großer Schritt zu thun, und eine ganz neue Kraft, das Vermögen der Ideen, muß hier ins Spiel gemiſcht werden — aber dieſe Kraft kann ſich nunmehr auch mit mehrerer Leichtigkeit entwickeln, da die Sinne ihr nicht entgegen wirken, und das Unbeſtimmte wenigſtens negativ an das Unendliche grenzt.

Bald iſt er nicht mehr damit zufrieden, daß ihm die Dinge gefallen; er will ſelbſt gefallen, anfangs zwar nur durch das, was ſein iſt, endlich durch das, was er iſt. Was er beſitzt, was er hervorbringt, darf nicht mehr blos die Spuren der Dienſtbarkeit, die ängſtliche Form ſeines Zwecks an ſich tragen; neben dem Dienſt, zu dem es da iſt, muß es zugleich den geiſtreichen Verſtand, der es dachte, die liebende Hand, die es ausführte, den heitern und freyen Geiſt, der es wählte und aufſtellte, wiederſcheinen. Jetzt ſucht ſich der alte Germanier glänzendere Thierfelle, prächtigere Geweihe, zierlichere Trinkhörner aus, und der Kaledonier wählt die netteſten Muſcheln für ſeine Feſte. Selbſt die Waffen dürfen jetzt nicht mehr blos Gegenſtände des Schreckens, ſondern auch des Wohlgefallens ſeyn, und das kunſtreiche Wehrgehänge will nicht weniger bemerkt ſeyn, als des Schwertes tödtende Schneide. Nicht zufrieden, einen äſthetiſchen Ueberfluß in das Nothwendige zu bringen, reißt ſich der freyere

Spieltrieb endlich ganz von den Feſſeln der Nothdurft los, und das Schöne wird für ſich allein ein Objekt ſeines Strebens. Er ſchmückt ſich. Die freye Luſt wird in die Zahl ſeiner Bedürfniſſe aufgenommen, und das Unnöthige iſt bald der beſte Theil ſeiner Freuden.

So wie ſich ihm von außen her, in ſeiner Wohnung, ſeinem Hausgeräthe, ſeiner Bekleidung, allmählig die Form nähert, ſo fängt ſie endlich an, von ihm ſelbſt Beſitz zu nehmen, und anfangs blos den äußern, zuletzt auch den innern Menſchen zu verwandeln. Der geſetzloſe Sprung der Freude wird zum Tanz, die ungeſtalte Geſte zu einer anmuthigen harmoniſchen Gebärdenſprache; die verworrenen Laute der Empfindung entfalten ſich, fangen an, dem Takt zu gehorchen und ſich zum Geſange zu biegen. Wenn das trojaniſche Heer mit gellendem Geſchrey gleich einem Zug von Kranichen ins Schlachtfeld heranſtürmt, ſo nähert ſich das griechiſche demſelben ſtill und mit edlem Schritt. Dort ſehen wir blos den Uebermuth blinder Kräfte, hier den Sieg der Form, und die ſimple Majeſtät des Geſetzes.

Eine ſchönere Nothwendigkeit kettet jetzt die Geſchlechter zuſammen, und der Herzen Antheil hilft das Bündniß bewahren, das die Begierde nur launiſch und wandelbar knüpft. Aus ihren düſtern Feſſeln entlaſſen, ergreift das ruhigere Auge die Geſtalt, die Seele ſchaut in die Seele, und aus einem eigennützigen Tauſche der Luſt wird ein großmüthiger Wechſel der Neigung. Die

Begierde erweitert und erhebt ſich zur Liebe, ſo wie die Menſchheit in ihrem Gegenſtand aufgeht, und der niedrige Vortheil über den Sinn wird verſchmäht, um über den Willen einen edlern Sieg zu erkämpfen. Das Bedürfniß zu gefallen unterwirft den Mächtigen des Geſchmackes zartem Gericht; die Luſt kann er rauben, aber die Liebe muß eine Gabe ſeyn. Um dieſen höhern Preis kann er nur durch Form, nicht durch Materie ringen. Er muß aufhören, das Gefühl als Kraft zu berühren, und als Erſcheinung dem Verſtand gegenüber ſtehen; er muß Freyheit laſſen, weil er der Freyheit gefallen will. So wie die Schönheit den Streit der Naturen in ſeinem einfachſten und reinſten Exempel, in dem ewigen Gegenſatz der Geſchlechter löst, ſo löst ſie ihn — oder zielt wenigſtens dahin, ihn auch in dem verwickelten Ganzen der Geſellſchaft zu löſen, und nach dem Muſter des freyen Bundes, den ſie dort zwiſchen der männlichen Kraft und der weiblichen Milde knüpft, alles Sanfte und Heftige in der moraliſchen Welt zu verſöhnen. Jetzt wird die Schwäche heilig, und die nicht gebändigte Stärke entehrt; das Unrecht der Natur wird durch die Großmuth ritterlicher Sitten verbeſſert. Den keine Gewalt erſchrecken darf, entwaffnet die holde Röthe der Scham, und Thränen erſticken eine Rache, die kein Blut löſchen konnte. Selbſt der Haß merkt auf der Ehre zarte Stimme, das Schwert des Ueberwinders verſchont den entwaffneten Feind, und ein gaſtlicher Herd raucht dem Fremdling an der gefürchteten Küſte, wo ihn ſonſt nur der Mord empfing.

Mitten in dem furchtbaren Reich der Kräfte und mitten in dem heiligen Reich der Geſetze baut der äſthetiſche Bildungstrieb unvermerkt an einem dritten fröhlichen Reiche des Spiels und des Scheins, worin er dem Menſchen die Feſſeln aller Verhältniſſe abnimmt, und ihn von Allem, was Zwang heißt, ſowohl im Phyſiſchen als im Moraliſchen entbindet.

Wenn in dem dynamiſchen Staat der Rechte der Menſch dem Menſchen als Kraft begegnet und ſein Wirken beſchränkt — wenn er ſich ihm in dem ethiſchen Staat der Pflichten mit der Majeſtät des Geſetzes entgegenſtellt, und ſein Wollen feſſelt, ſo darf er ihm im Kreiſe des ſchönen Umgangs, in dem äſthetiſchen Staat, nur als Geſtalt erſcheinen, nur als Objekt des freyen Spiels gegenüber ſtehen. Freyheit zu geben durch Freyheit, iſt das Grundgeſetz dieſes Reichs.

Der dynamiſche Staat kann die Geſellſchaft blos möglich machen, indem er die Natur durch Natur bezähmt; der ethiſche Staat kann ſie blos (moraliſch) nothwendig machen, indem er den einzelnen Willen dem allgemeinen unterwirft; der äſthetiſche Staat allein kann ſie wirklich machen, weil er den Willen des Ganzen durch die Natur des Individuums vollzieht. Wenn ſchon das Bedürfniß den Menſchen in die Geſellſchaft nöthigt, und die Vernunft geſellige Grundſätze in ihm pflanzt, ſo kann die Schönheit allein ihm einen **geſelligen Charakter** ertheilen. Der Geſchmack allein bringt Harmonie in die Geſellſchaft, weil er Harmonie in dem Individuum ſtiftet. Alle andre Formen der Vorſtellung trennen den Menſchen, weil ſie ſich ausſchließend entweder auf den ſinnlichen oder auf den geiſtigen Theil ſeines Weſens gründen; nur die ſchöne Vorſtellung macht ein Ganzes aus ihm, weil ſeine beyden Naturen dazu zuſammenſtimmen müſſen. Alle andere Formen der Mittheilung trennen die Geſellſchaft, weil ſie ſich ausſchließend entweder auf die Privatempfänglichkeit, oder auf die Privatfertigkeit der einzelnen Glieder, alſo auf das Unterſcheidende zwiſchen Menſchen und Menſchen, beziehen; nur die ſchöne Mittheilung vereinigt die Geſellſchaft, weil ſie ſich auf das Gemeinſame Aller bezieht. Die Freuden der Sinne genießen wir blos als Individuen, ohne daß die Gattung, die in uns wohnt, daran Antheil nehme; wir können alſo unſre ſinnlichen Freuden nicht zu allgemeinen erweitern, weil wir unſer Individuum nicht allgemein machen können. Die Freuden der Erkenntniß genießen wir blos als Gattung, und indem wir jede Spur des Individuums ſorgfältig aus unſerm Urtheil entfernen; wir können alſo unſre Vernunftfreuden nicht allgemein machen, weil wir die Spuren des Individuums aus dem Urtheile Anderer nicht ſo, wie aus dem unſrigen, ausſchließen können. Das Schöne allein genießen wir als Individuum und als Gattung zugleich, d. h. als Repräſentanten der Gattung. Das ſinnliche Gute kann nur Einen Glücklichen machen, da es ſich auf Zueignung gründet, welche immer eine Ausſchließung mit ſich führt; es kann dieſen Einen auch nur einſeitig glücklich machen, weil die Perſönlichkeit nicht daran Theil nimmt. Das abſolut Gute kann nur unter Bedingungen glücklich machen, die allgemein nicht vorauszuſetzen ſind; denn die Wahrheit iſt nur der Preis der Verläugnung, und an den reinen Willen glaubt nur ein reines Herz. Die Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes Weſen vergiſſt ſeiner Schranken, ſo lang es ihren Zauber erfährt.

Kein Vorzug, keine Alleinherrſchaft wird geduldet, ſo weit der Geſchmack regiert, und das Reich des ſchönen Scheins ſich verbreitet. Dieſes Reich erſtreckt ſich aufwärts, bis wo die Vernunft mit unbedingter Nothwendigkeit herrſcht, und alle Materie aufhört; es erſtreckt ſich niederwärts, bis wo der Naturtrieb mit blinder Nöthigung waltet, und die Form noch nicht anfängt; ja ſelbſt auf dieſen äußerſten Grenzen, wo die geſetzgebende Macht ihm genommen iſt, läſſt ſich der Geſchmack doch die vollziehende nicht entreißen. Die ungeſellige Begierde muß ihrer Selbſtſucht entſagen, und das Angenehme, welches ſonſt nur die Sinne lockt, das Netz der Anmuth auch über die Geiſter auswerfen. Der Nothwendigkeit ſtrenge Stimme, die Pflicht, muß ihre vorwerfende Formel verändern, die nur der Widerſtand rechtfertigt, und die willige Natur durch ein edleres Zutrauen ehren. Aus den Myſterien der Wiſſenſchaft führt der Geſchmack die Erkenntniß unter den offenen Himmel des Gemeinſinns heraus, und verwandelt das Eigenthum der Schulen in ein Gemeingut der ganzen menſchlichen Geſellſchaft. In ſeinem Gebiete muß auch der mächtigſte Genius ſich ſeiner Hoheit begeben, und zu dem Kinderſinn vertraulich herniederſteigen. Die Kraft muß ſich binden laſſen durch die Huldgöttinnen, und der trotzige Löwe dem Zaum eines Amors gehorchen. Dafür breitet er über das phyſiſche Bedürfniß, das in ſeiner nackten Geſtalt die Würde freyer Geiſter beleidigt, ſeinen mildernden Schleyer aus, und verbirgt uns die entehrende Verwandtſchaft mit dem Stoff in einem lieblichen Blendwerk von Freyheit. Beflügelt durch ihn entſchwingt ſich auch die kriechende Lohnkunſt dem Staube, und die Feſſeln der Leibeigenſchaft fallen, von ſeinem Stabe berührt, von dem Lebloſen wie von dem Lebendigen ab. In dem äſthetiſchen Staate iſt alles — auch das dienende Werkzeug, ein freyer Bürger, der mit dem edelſten gleiche Rechte hat, und der Verſtand, der die duldende Maſſe unter ſeine Zwecke gewaltthätig beugt, muß ſie hier um ihre Beyſtimmung fragen. Hier alſo in dem Reiche des äſthetiſchen Scheins wird das Ideal der Gleichheit erfüllt, welches der Schwärmer ſo gern auch dem Weſen nach realiſirt ſehen möchte; und wenn es wahr iſt, daß der ſchöne Ton in der Nähe des Thrones am früheſten und am vollkommenſten reift, ſo müſſte man auch hier die gütige Schickung erkennen, die den Menſchen oft nur deswegen in der Wirklichkeit einzuſchränken ſcheint, um ihn in eine idealiſche Welt zu treiben.

Exiſtirt aber auch ein ſolcher Staat des ſchönen Scheins, und wo iſt er zu finden? Dem Bedürfniß nach exiſtirt er in jeder feingeſtimmten Seele; der That nach möchte man ihn wohl nur, wie die reine Kirche und die reine Republik, in einigen wenigen auserleſenen Zirkeln finden, wo nicht die geiſtloſe Nachahmung fremder Sitten, ſondern eigne ſchöne Natur das Betragen lenkt, wo der Menſch durch die verwickeltſten Verhältniſſe mit kühner Einfalt und ruhiger Unſchuld geht, und weder nöthig hat, fremde Freyheit zu kränken, um die ſeinige zu behaupten, noch ſeine Würde wegzuwerfen, um Anmuth zu zeigen.

Friedrichs von Schiller

ſämmtliche Werke.

Neunten Bandes

Zweyte Abtheilung.

Mit allergnädigſten Privilegien gegen den Nachdruck und Verkauf der Nachdrücke.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1814.

BIBLIOTECA

Wallenſtein

ein

dramatiſches Gedicht.

Erſter Theil.

Wallenſteins Lager.

Prolog.

Geſprochen bey der Wiedereröffnung der Schaubühne in Weimar im October 1798.

Der ſcherzenden, der ernſten Maſke Spiel,
Dem ihr ſo oft ein willig Ohr und Auge
Geliehn, die weiche Seele hingegeben,
Vereinigt uns aufs Neu in dieſem Saal —
Und ſieh! er hat ſich neu verjüngt, ihn hat
Die Kunſt zum heitern Tempel ausgeſchmückt,
Und ein harmoniſch hoher Geiſt ſpricht uns
Aus dieſer edlen Säulenordnung an,
Und regt den Sinn zu feſtlichen Gefühlen.
Und doch iſt dies der alte Schauplatz noch,
Die Wiege mancher jugendlichen Kräfte,
Die Laufbahn manches wachſenden Talents.
Wir ſind die alten noch, die ſich vor euch
Mit warmem Trieb und Eifer ausgebildet.
Ein edler Meiſter ſtand auf dieſem Platz,

Euch in die heitern Höhen ſeiner Kunſt
Durch ſeinen Schöpfergenius entzückend.
O! möge dieſes Raumes neue Würde
Die Würdigſten in unſre Mitte ziehn,
Und eine Hoffnung, die wir lang gehegt,
Sich uns in glänzender Erfüllung zeigen.
Ein großes Muſter weckt Nacheiferung
Und gibt dem Urtheil höhere Geſetze.
So ſtehe dieſer Kreis, die neue Bühne,
Als Zeugen des vollendeten Talents.
Wo möcht' es auch die Kräfte lieber prüfen,
Den alten Ruhm erfriſchen und verjüngen,
Als hier vor einem auserleſ'nen Kreis,
Der, rührbar jedem Zauberſchlag der Kunſt,
Mit leisbeweglichem Gefühl den Geiſt
In ſeiner flüchtigſten Erſcheinung haſcht?
Denn ſchnell und ſpurlos geht des Mimen Kunſt,
Die wunderbare, an dem Sinn vorüber,
Wenn das Gebild des Meiſels, der Geſang
Des Dichters nach Jahrtauſenden noch leben.
Hier ſtirbt der Zauber mit dem Künſtler ab,
Und wie der Klang verhallet in dem Ohr,
Verrauſcht des Augenblicks geſchwinde Schöpfung,
Und ihren Ruhm bewahrt kein dauernd Werk.
Schwer iſt die Kunſt, vergänglich iſt ihr Preis;
Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze
Drum muß er geizen mit der Gegenwart,

Den Augenblick, der ſein iſt, ganz erfüllen,
Muß ſeiner Mitwelt mächtig ſich verſichern,
Und im Gefühl der Würdigſten und Beſten
Ein lebend Denkmal ſich erbaun — So nimmt er
Sich ſeines Namens Ewigkeit voraus,
Denn wer den Beſten ſeiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.
Die neue Aera, die der Kunſt Thaliens
Auf dieſer Bühne heut beginnt, macht auch
Den Dichter kühn, die alte Bahn verlaſſend,
Euch aus des Bürgerlebens engem Kreis
Auf einen höhern Schauplatz zu verſetzen,
Nicht unwerth des erhabenen Moments
Der Zeit, in dem wir ſtrebend uns bewegen:
Denn nur der große Gegenſtand vermag
Den tiefen Grund der Menſchheit aufzuregen;
Im engen Kreis verengert ſich der Sinn,
Es wächſt der Menſch mit ſeinen größern Zwecken.
Und jetzt an des Jahrhunderts ernſtem Ende,
Wo ſelbſt die Wirklichkeit zur Dichtung wird,
Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen
Um ein bedeutend Ziel vor Augen ſehn,
Und um der Menſchheit große Gegenſtände,
Um Herrſchaft und um Freyheit, wird gerungen,
Jetzt darf die Kunſt auf ihrer Schattenbühne
Auch höhern Flug verſuchen, ja ſie muß,
Soll nicht des Lebens Bühne ſie beſchämen.

Zerfallen ſehen wir in dieſen Tagen
Die alte feſte Form, die einſt vor hundert
Und funfzig Jahren ein willkommner Friede
Europens Reichen gab, die theure Frucht
Von dreyßig jammervollen Kriegesjahren.
Noch einmal laſſt des Dichters Phantaſie
Die düſtre Zeit an euch vorüberführen,
Und blicket froher in die Gegenwart
Und in der Zukunft hoffnungsreiche Ferne.
In jenes Krieges Mitte ſtellt euch jetzt
Der Dichter. Sechszehn Jahre der Verwüſtung,
Des Raubs, des Elends ſind dahin geflohn,
In trüben Maſſen gähret noch die Welt,
Und keine Friedenshoffnung ſtrahlt von fern.
Ein Tummelplatz von Waffen iſt das Reich,
Verödet ſind die Städte, Magdeburg
Iſt Schutt, Gewerb und Kunſtfleiß liegen nieder,
Der Bürger gilt nichts mehr, die Krieger Alles,
Strafloſe Frechheit ſpricht den Sitten Hohn,
Und rohe Horden lagern ſich, verwildert
Im langen Krieg, auf dem verheerten Boden.
Auf dieſem finſtern Zeitgrund mahlet ſich
Ein Unternehmen kühnen Uebermuths
Und ein verwegener Charakter ab.
Ihr kennet ihn — den Schöpfer kühner Heere,
Des Lagers Abgott und der Länder Geißel,
Die Stütze und den Schrecken ſeines Kaiſers,

Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
Der, von der Zeiten Gunſt emporgetragen,
Der Ehre höchſte Staffel raſch erſtieg,
Und ungeſättigt immer weiter ſtrebend,
Der unbezähmten Ehrſucht Opfer fiel.
Von der Parteyen Gunſt und Haß verwirrt
Schwankt ſein Charakterbild in der Geſchichte;
Doch euren Augen ſoll ihn jetzt die Kunſt,
Auch eurem Herzen menſchlich näher bringen:
Denn jedes Aeußerſte führt ſie, die Alles
Begränzt und bindet, zur Natur zurück;
Sie ſieht den Menſchen in des Lebens Drang
Und wälzt die größre Hälfte ſeiner Schuld
Den unglückſeligen Geſtirnen zu.
Nicht Er iſts, der auf dieſer Bühne heut
Erſcheinen wird. Doch in den kühnen Schaaren,
Die ſein Befehl gewaltig lenkt, ſein Geiſt
Beſeelt, wird euch ſein Schattenbild begegnen,
Bis ihn die ſcheue Muſe ſelbſt vor euch
Zu ſtellen wagt in lebender Geſtalt:
Denn ſeine Macht iſts, die ſein Herz verführt;
Sein Lager nur erkläret ſein Verbrechen.
Darum verzeiht dem Dichter, wenn er euch
Nicht raſchen Schritts mit Einem Mal ans Ziel
Der Handlung reißt, den großen Gegenſtand
In einer Reihe von Gemählden nur
Vor euren Augen abzurollen wagt.

Das heut'ge Spiel gewinne euer Ohr
Und euer Herz den ungewohnten Tönen;
In jenen Zeitraum führ' es euch zurück,
Auf jene fremde kriegeriſche Bühne,
Die unſer Held mit ſeinen Thaten bald
Erfüllen wird.
Und wenn die Muſe heut,
Des Tanzes freye Göttinn und Geſangs,
Ihr altes deutſches Recht, des Reimes Spiel,
Beſcheiden wieder fordert — tadelts nicht!
Ja, danket ihr's, daß ſie das düſtre Bild
Der Wahrheit in das heitre Reich der Kunſt
Hinüberſpielt, die Täuſchung, die ſie ſchafft,
Aufrichtig ſelbſt zerſtört und ihren Schein
Der Wahrheit nicht betrüglich unterſchiebt;
Ernſt iſt das Leben, heiter iſt die Kunſt.

Perſonen.

Wachtmeiſter } von einem Terzkiſchen Karabinier-Regiment.
Trompeter }
Konſtabler.
Scharfſchützen.
Zwey Holkiſche reitende Jäger.
Buttleriſche Dragoner.
Arkebuſiere vom Regiment Tieſenbach.
Küraſſier von einem walloniſchen } Regiment.
Küraſſier von einem lombardiſchen }
Kroaten.
Uhlanen.
Rekrut.
Bürger.
Bauer.
Bauerknabe.
Kapuziner.
Soldatenſchulmeiſter.
Marketenderinn.
Eine Aufwärterinn.
Soldatenjungen.
Hoboiſten.

Vor der Stadt Pilſen in Böhmen.

Erſter Auftritt.

Marketenderzelte, davor eine Kram- und Trödelbude. Soldaten von allen Farben und Feldzeichen drängen ſich durcheinander, alle Tiſche ſind beſetzt. Kroaten und Uhlanen an einem Kohlfeuer kochen, Marketenderinn ſchenkt Wein, Soldatenjungen würfeln auf einer Trommel, im Zelt wird geſungen.

Ein Bauer und ſein Sohn.

Bauerknabe.

Vater, es wird nicht gut ablaufen,
Bleiben wir von dem Soldatenhaufen.
Sind euch gar trotzige Kameraden;
Wenn ſie uns nur nichts am Leibe ſchaden!

Bauer.

Ey was! Sie werden uns ja nicht freſſen,
Treiben ſie's auch ein wenig vermeſſen.
Siehſt du? ſind neue Völker herein,
Kommen friſch von der Saal' und dem Main,
Bringen Beut' mit, die rarſten Sachen!
Unſer iſt's, wenn wir's nur liſtig machen.
Ein Hauptmann, den ein andrer erſtach,
Ließ mir ein Paar glückliche Würfel nach.

Die will ich heut einmal probiren,
Ob ſie die alte Kraft noch führen.
Müßt dich nur recht erbärmlich ſtellen,
Sind dir gar lockere, leichte Geſellen,
Laſſen ſich gern ſchön thun und loben;
So wie gewonnen, ſo iſt's zerſtoben.
Nehmen ſie uns das Unſre in Scheffeln,
Müſſen wirs wieder bekommen in Löffeln:
Schlagen ſie grob mit dem Schwerte drein,
So ſind wir pfiffig und treiben's fein.
(Im Zelt wird geſungen und gejubelt.)
Wie ſie jauchzen — das Gott erbarm!
Alles das geht von des Bauern Felle.
Schon acht Monate legt ſich der Schwarm
Uns in die Betten und in die Ställe;
Weit herum iſt in der ganzen Aue
Keine Feder mehr, keine Klaue,
Daß wir vor Hunger und Elend ſchier
Nagen müſſen die eigenen Knochen.
War's doch nicht ärger und krauſer hier,
Als der Sachs noch im Lande thät pochen,
Und die nennen ſich Kaiſerliche —

Bauerknabe.

Vater, da kommen ein Paar aus der Küche,
Sehen nicht aus, als wär viel zu nehmen.

Bauer.

Sind einheimiſche, geborne Böhmen,

Von des Terſchkas Karabinieren.
Liegen ſchon lang in dieſen Quartieren.
Unter allen die ſchlimmſten juſt.
Spreitzen ſich, werfen ſich in die Bruſt.
Thun, als wenn ſie zu fürnehm wären,
Mit dem Bauer ein Glas zu leeren.
Aber dort ſeh' ich die drey ſcharfe Schützen
Linker Hand um ein Feuer ſitzen,
Sehen mir aus wie Tiroler ſchier.
Emmerich, komm! An die wollen wir,
Luſtige Vögel, die gerne ſchwatzen,
Tragen ſich ſauber und führen Batzen.
(Gehen nach den Zelten.)

Zweyter Auftritt.

Vorige. Wachtmeiſter. Trompeter. Uhlan.

Trompeter.
Was will der Bauer da? Fort, Halunk!

Bauer.
Gnädige Herren, einen Biſſen und Trunk!
Haben heut noch nichts Warmes gegeſſen.

Trompeter.
Ey, das muß immer ſaufen und freſſen.

Uhlan (mit einem Glaſe.)

Nichts gefrühſtückt? Da trink, du Hund!
(Führt den Bauern nach dem Zelte; jene kommen vorwärts.)

Wachtmeiſter (zum Trompeter.)

Meinſt du, man hab' uns ohne Grund
Heute die doppelte Löhnung gegeben,
Nur daß wir flott und luſtig leben?

Trompeter.

Die Herzoginn kommt ja heute herein
Mit dem fürſtlichen Fräulein —

Wachtmeiſter.

Das iſt nur der Schein.
Die Truppen, die aus fremden Landen
Sich hier vor Pilſen zuſammen fanden,
Die ſollen wir gleich an uns locken
Mit gutem Schluck und guten Brocken,
Damit ſie ſich gleich zufrieden finden,
Und feſter ſich mit uns verbinden.

Trompeter.

Ja, es iſt wieder was im Werke!

Wachtmeiſter.

Die Herrn Generäle und Kommandanten —

Trompeter.

Es iſt gar nicht geheuer, wie ich merke.

Wachtmeiſter.

Die ſich ſo dick hier zuſammen fanden —

Trompeter.

Sind nicht für die Langweil herbemüht.

Wachtmeiſter.

Und das Gemunkel, und das Geſchicke —

Trompeter.

Ja! Ja!

Wachtmeiſter.

Und von Wien die alte Perrücke,
Die man ſeit geſtern herumgehn ſieht,
Mit der guldnen Gnadenkette,
Das hat was zu bedeuten, ich wette.

Trompeter.

Wieder ſo ein Spürhund, gebt nur Acht,
Der die Jagd auf den Herzog macht.

Wachtmeiſter.

Merkſt du wohl? Sie trauen uns nicht,
Fürchten des Friedländers heimlich Geſicht.
Er iſt ihnen zu hoch geſtiegen,
Möchten ihn gern herunterkriegen.

Trompeter.

Aber wir halten ihn aufrecht, wir.
Dächten doch alle, wie ich und ihr!

Wachtmeiſter.

Unſer Regiment und die andern vier,
Die der Terſchka anführt, des Herzogs Schwager,
Das reſoluteſte Corps im Lager,
Sind ihm ergeben und gewogen,

Hat er uns ſelbſt doch herangezogen.
Alle Hauptleute ſetzt' er ein,
Sind alle mit Leib und Leben ſein.

Dritter Auftritt.

Kroat (mit einem Halsſchmuck.) **Scharfſchütze** (folgt.) **Vorige.**

Scharfſchütz.

Kroat, wo haſt du das Halsband geſtohlen?
Handle dir's ab! dir iſt's doch nichts nütz.
Geb dir dafür ein paar Terzerolen.

Kroat.

Nix, nix! du willſt mich betrügen, Schütz.

Scharfſchütz.

Nun! geb dir auch noch die blaue Mütz,
Hab ſie ſo eben im Glücksrad gewonnen.
Siehſt du? Sie iſt zum höchſten Staat.

Kroat

(läßt das Halsband in der Sonne ſpielen.)

'S iſt aber von Perlen und edelm Granat.
Schau, wie das flinkert in der Sonnen!

Scharfſchütz (nimmt das Halsband.)

Die Feldflaſche noch geb ich drein,
(beſieht es.)
Es iſt mir nur um den ſchönen Schein.

Trompeter.

Seht nur, wie der den Kroaten prellt!
Halbpart, Schütze, ſo will ich ſchweigen.

Kroat (hat die Mütze aufgeſetzt.)

Deine Mütze mir wohlgefällt.

Scharfſchütz (winkt dem Trompeter.)

Wir tauſchen hier! Die Herrn ſind Zeugen!

Vierter Auftritt.

Vorige. Konſtabler.

Konſtabler (tritt zum Wachtmeiſter.)

Wie iſt's, Bruder Karabinier?
Werden wir uns lang noch die Hände wärmen,
Da die Feinde ſchon friſch im Feld herum ſchwärmen?

Wachtmeiſter.

Thut's ihm ſo eilig, Herr Konſtabel?
Die Wege ſind noch nicht practikabel.

Konſtabler.

Mir nicht. Ich ſitze gemächlich hier;
Aber ein Eilbot iſt angekommen,
Meldet, Regensburg ſey genommen.

Trompeter.

Ei, da werden wir bald aufſitzen.

Wachtmeiſter.

Wohl gar, um dem Bayer ſein Land zu ſchützen?

Der dem Fürſten ſo unfreund iſt?
Werden uns eben nicht ſehr erhitzen.

Konſtabler.

Meint ihr! — Was ihr nicht Alles wißt!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Zwey Jäger. Dann Marketenderinn. Soldatenjungen. Schulmeiſter. Aufwärterinn.

Erſter Jäger.

Sieh! ſieh!
Da treſſen wir luſtige Compagnie.

Trompeter.

Was für Grünröck mögen das ſeyn?
Treten ganz ſchmuck und ſtattlich ein.

Wachtmeiſter.

Sind Holkiſche Jäger, die ſilbernen Treſſen
Holten ſie ſich nicht auf der Leipziger Meſſen.

Marketenderinn.

(kommt und bringt Wein.)

Glück zur Ankunft, ihr Herren!

Erſter Jäger.

Was? der Blitz!
Das iſt ja die Guſtel aus Blaſewitz.

Marketenderinn.

I freylich! Und er iſt wohl gar, Mußjö,
Der lange Peter aus Itzehö?
Der ſeines Vaters goldene Füchſe
Mit unſerm Regiment hat durchgebracht
Zu Glückſtadt, in einer luſtigen Nacht. —

Erſter Jäger.

Und die Feder vertauſcht mit der Kugelbüchſe.

Marketenderinn.

Ei! da ſind wir alte Bekannte!

Erſter Jäger.

Und treffen uns hier im böhmiſchen Lande.

Marketenderinn.

Heute da, Herr Vetter, und morgen dort —
Wie einen der rauhe Kriegesbeſen
Fegt und ſchüttelt von Ort zu Ort;
Bin indeß weit herum geweſen.

Erſter Jäger.

Will's ihr glauben! Das ſtellt ſich dar.

Marketenderinn.

Bin hinauf bis nach Temeswar
Gekommen mit den Bagagewagen,
Als wir den Mansfelder thäten jagen.
Lag mit dem Friedländer vor Stralſund,
Ging mir dorten die Wirthſchaft zu Grund.
Zog mit dem Succurs vor Mantua,
Kam wieder heraus mit dem Feria,

Und mit einem ſpaniſchen Regiment
Hab' ich einen Abſtecher gemacht nach Gent.
Jetzt will ich's im böhmiſchen Land probiren,
Alte Schulden einkaſſiren —
Ob mir der Fürſt hilft zu meinem Geld.
Und das dort iſt mein Marketenderzelt.

Erſter Jäger.

Nun, da trifft ſie Alles beyſammen an!
Doch wo hat ſie den Schottländer hingethan,
Mit dem ſie damals herumgezogen?

Marketenderinn.

Der Spitzbub! der hat mich ſchön betrogen.
Fort iſt er! Mit allem davon gefahren,
Was ich mir thät am Leib erſparen.
Ließ mir nichts, als den Schlingel da!

Soldatenjunge (kommt geſprungen.)

Mutter! ſprichſt du von meinem Papa?

Erſter Jäger.

Nun, nun, das muß der Kaiſer ernähren.
Die Armee ſich immer muß neu gebähren.

Soldatenſchulmeiſter (kommt.)

Fort in die Feldſchule! Marſch, ihr Buben!

Erſter Jäger.

Das fürchtet ſich auch vor den engen Stuben!

Aufwärterinn. (kommt.)

Baſe, ſie wollen fort.

Marketenderinn.

Gleich! Gleich

Erſter Jäger.

Ei, wer iſt denn das kleine Schelmengeſichte?

Marketenderinn.

'S iſt meiner Schweſter Kind — aus dem Reich.

Erſter Jäger.

Ei, alſo eine liebe Nichte?

Zweyter Jäger (das Mädchen haltend.)

Bleib ſie bey uns doch, artiges Kind!

Aufwärterinn.

Gäſte dort zu bedienen ſind. (macht ſich los und geht.)

Erſter Jäger.

Das Mädchen iſt kein übler Biſſen! —
Und die Muhme! Beym Element!
Was haben die Herren vom Regiment
Sich um das niedliche Lärvchen geriſſen!
Was man nicht Alles für Leute kennt!
Und wie die Zeit von dannen rennt. —
Was werd' ich noch Alles erleben müſſen!
(zum Wachtmeiſter und Trompeter.)
Euch zur Geſundheit, meine Herrn! —
Laſſt uns hier auch ein Plätzchen nehmen.

Sechſter Auftritt.

Jäger. Wachtmeiſter. Trompeter.

Wachtmeiſter.

Wir danken ſchön. Von Herzen gern.
Wir rücken zu. Willkommen in Böhmen!

Erſter Jäger.

Ihr ſitzt hier warm. Wir, in Feindes Land,
Mußten derweil uns ſchlecht bequemen.

Trompeter.

Man ſollt's euch nicht anſehn, ihr ſeyd galant.

Wachtmeiſter.

Ja, ja, im Saalkreis und auch in Meißen
Hört man euch Herrn nicht beſonders preiſen.

Zweyter Jäger.

Seyd mir doch ſtill! Was will das heißen?
Der Kroat es ganz anders trieb;
Uns nur die Nachleſ' übrig blieb.

Trompeter.

Ihr habt da einen ſaubern Spitzen
Am Kragen, und wie euch die Hoſen ſitzen!
Die feine Wäſche, der Federhut!
Was das Alles für Wirkung thut!
Daß doch den Burſchen das Glück ſoll ſcheinen,
Und ſo was kommt nie an unſer Einen!

Wachtmeiſter.
Dafür ſind wir des Friedländers Regiment;
Man muß uns ehren und reſpectiren.
Erſter Jäger.
Das iſt für uns Andre kein Kompliment,
Wir eben ſo gut ſeinen Namen führen.
Wachtmeiſter.
Ja, ihr gehört auch ſo zur ganzen Maſſe.
Erſter Jäger.
Ihr ſeyd wohl von einer beſondern Raſſe?
Der ganze Unterſchied iſt in den Röcken,
Und ich ganz gern mag in meinem ſtecken.
Wachtmeiſter.
Herr Jäger, ich muß euch nur bedauern,
Ihr lebt ſo draußen bey den Bauern;
Der feine Griff und der rechte Ton,
Das lernt ſich nur um des Feldherrn Perſon.
Erſter Jäger.
Sie bekam euch übel, die Lection.
Wie er räuſpert und wie er ſpuckt,
Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt;
Aber ſein Schenie, ich meine, ſein Geiſt,
Sich nicht auf der Wachtparade weiſt.
Zweyter Jäger.
Wetter auch! wo ihr nach uns fragt,
Wir heißen des Friedländers wilde Jagd,
Und machen dem Namen keine Schande —

Ziehen frech durch Feindes und Freundes Lande,
Querfeldein durch die Saat, durch das gelbe Korn –
Sie kennen das Holkiſche Jägerhorn! —
In einem Augenblick fern und nah,
Schnell wie die Sündfluth, ſo ſind wir da —
Wie die Feuerflamme bey dunkler Nacht
In die Häuſer fähret, wenn Niemand wacht —
Da hilft keine Gegenwehr, keine Flucht,
Keine Ordnung gilt mehr und keine Zucht. —
Es ſträubt ſich — der Krieg hat kein Erbarmen —
Das Mägdlein in unſern ſennigten Armen —
Fragt nach, ich ſag's nicht, um zu pralen;
In Baireuth, im Voigtland, in Weſtphalen,
Wo wir nur durchgekommen ſind —
Erzählen Kinder und Kindeskind
Nach hundert und aber hundert Jahren
Von dem Holk noch und ſeinen Schaaren.

Wachtmeiſter.

Nun da ſieht man's! Der Saus und Braus
Macht denn der den Soldaten aus?
Das Tempo macht ihn, der Sinn und Schick,
Der Begriff, die Bedeutung, der feine Blick.

Erſter Jäger.

Die Freyheit macht ihn! Mit euren Fratzen!
Daß ich mit euch ſoll darüber ſchwatzen. —
Lief ich darum aus der Schul' und der Lehre,
Daß ich die Frohn und die Galere,

e Schreibſtub' und ihre engen Wände
n dem Feldlager wiederfände? —
Flott will ich und müßig gehn,
Alle Tage was Neues ſehn,
Mich dem Augenblick friſch vertrauen,
Nicht zurück, auch nicht vorwärts ſchauen —
Drum hab' ich meine Haut dem Kaiſer verhandelt,
Daß keine Sorg' mich mehr anwandelt.
Führt mich in's Feuer friſch hinein,
Ueber den reißenden, tiefen Rhein,
Der dritte Mann ſoll verloren ſeyn;
Werde mich nicht lang ſperren und zieren. —
Sonſt muß man mich aber, ich bitte ſehr,
Mit nichts weiter incommodiren.

Wachtmeiſter.

Nu, nu, verlangt ihr ſonſt nichts mehr?
Das ließ ſich unter dem Wams da finden.

Erſter Jäger.

Was war das nicht für ein Placken und Schinden
Bey Guſtav, dem Schweden, dem Leuteplager!
Der machte eine Kirch' aus ſeinem Lager,
Ließ Betſtunde halten, des Morgens, gleich
Bey der Reveille und beym Zapfenſtreich.
Und wurden wir manchmal ein wenig munter,
Er kanzelt' uns ſelbſt wohl vom Gaul herunter.

Wachtmeiſter.

Ja, es war ein gottesfürchtiger Herr.

Erſter Jäger.

Dirnen, die ließ er gar nicht paſſiren,
Muſſten ſie gleich zur Kirche führen.
Da lief ich, konnt's nicht ertragen mehr.

Wachtmeiſter.

Jetzt geht's dort auch wohl anders her.

Erſter Jäger.

So ritt ich hinüber zu den Liguiſten,
Sie thäten ſich juſt gegen Magdeburg rüſten.
Ja, das war ſchon ein ander Ding!
Alles da luſtiger, loſer ging,
Soff und Spiel und Mädels die Menge!
Wahrhaftig, der Spaß war nicht geringe.
Denn der Tilly verſtand ſich auf's Kommandiren,
Dem eigenen Körper war er ſtrenge;
Dem Soldaten ließ er Vieles paſſiren,
Und ging's nur nicht aus ſeiner Kaſſen,
Sein Spruch war: leben und leben laſſen.
Aber das Glück blieb ihm nicht ſtät, —
Seit der Leipziger Fatalität
Wollt' es eben nirgends mehr flecken,
Alles bey uns gerieth in's Stecken;
Wo wir erſchienen und pochten an,
Ward nicht gegrüßt noch aufgethan.
Wir muſſten uns drücken von Ort zu Ort,
Der alte Reſpekt war eben fort. —

Da nahm ich Handgeld von den Sachſen,
Meinte, da müſſte mein Glück recht wachſen.

Wachtmeiſter.

Nun! da kamt ihr ja eben recht
Zur böhmiſchen Beute.

Erſter Jäger.

Es ging mir ſchlecht.
Sollten da ſtrenge Mannszucht halten,
Durften nicht recht als Feinde walten,
Muſſten des Kaiſers Schlöſſer bewachen,
Viel Umſtänd' und Komplimente machen,
Führten den Krieg, als wär's nur Scherz,
Hatten für die Sach' nur ein halbes Herz,
Wollten's mit Niemand ganz verderben,
Kurz, da war wenig Ehr zu erwerben,
Und ich wär bald vor Ungeduld
Wieder heimgelaufen zum Schreibepult,
Wenn nicht eben auf allen Straßen
Der Friedländer hätte werben laſſen.

Wachtmeiſter.

Und wie lang denkt ihr's hier auszuhalten?

Erſter Jäger.

Spaßt nur! So lange der thut walten,
Denk' ich euch, mein Seel! an kein Entlaufen.
Kann's der Soldat wo beſſer kaufen? —
Da geht Alles nach Kriegesſitt',
Hat Alles 'nen großen Schnitt.

Und der Geiſt, der im ganzen Corps thut leben,
Reißet gewaltig, wie Windesweben,
Auch den unterſten Reiter mit.
Da tret' ich auf mit beherztem Schritt,
Darf über den Bürger kühn wegſchreiten,
Wie der Feldherr über der Fürſten Haupt.
Es iſt hier, wie in den alten Zeiten,
Wo die Klinge noch Alles thät bedeuten;
Da gibt's nur Ein Vergehn und Verbrechen:
Der Ordre fürwitzig widerſprechen!
Was nicht verboten iſt, iſt erlaubt;
Da fragt Niemand, was Einer glaubt.
Es gibt nur zwey Ding überhaupt,
Was zur Armee gehört und nicht,
Und nur der Fahne bin ich verpflicht.

Wachtmeiſter.

Jetzt gefallt ihr mir, Jäger! Ihr ſprecht,
Wie ein Friedländiſcher Reitersknecht.

Erſter Jäger.

Der führt's Kommando nicht wie ein Amt,
Wie eine Gewalt, die vom Kaiſer ſtammt!
Es iſt ihm nicht um des Kaiſers Dienſt,
Was bracht' er dem Kaiſer für Gewinnſt?
Was hat er mit ſeiner großen Macht
Zu des Landes Schirm und Schutz vollbracht?
Ein Reich von Soldaten wollt' er gründen,

Die Welt anſtecken und entzünden,
Sich alles vermeſſen und unterwinden —

Trompeter.

Still! Wer wird ſolche Worte wagen!

Erſter Jäger.

Was ich denke, das darf ich ſagen.
Das Wort iſt frey, ſagt der General.

Wachtmeiſter.

So ſagt er, ich hört's wohl einigemal,
Ich ſtand dabey. „Das Wort iſt frey,'
„Die That iſt ſtumm, der Gehorſam blind,"
Dies urkundlich ſeine Worte ſind.

Erſter Jäger.

Ob's juſt ſeine Wort' ſind, weiß ich nicht;
Aber die Sach' iſt, ſo wie er ſpricht.

Zweyter Jäger.

Ihm ſchlägt das Kriegsglück nimmer um,
Wie's wohl bey Andern pflegt zu geſchehen.
Der Tilly überlebte ſeinen Ruhm.
Doch unter des Friedländers Kriegspanieren,
Da bin ich gewiß zu victoriſiren.
Er bannet das Glück, es muß ihm ſtehen.
Wer unter ſeinem Zeichen thut fechten,
Der ſteht unter beſondern Mächten.
Denn das weiß ja die ganze Welt,
Daß der Friedländer einen Teufel
Aus der Hölle im Solde hält.

Wachtmeiſter.

Ja, daß er feſt iſt, das iſt kein Zweifel.
Denn in der blut'gen Affair bey Lützen
Ritt er euch unter des Feuers Blitzen
Auf und nieder mit kühlem Blut.
Durchlöchert von Kugeln war ſein Hut;
Durch den Stiefel und Koller fuhren
Die Ballen, man ſah die deutlichen Spuren,
Konnt' ihm keiner die Haut nur ritzen,
Weil ihn die hölliſche Salbe thät ſchützen.

Erſter Jäger.

Was wollt ihr da für Wunder bringen!
Er trägt ein Koller von Elendshaut,
Daß keine Kugel kann durchdringen.

Wachtmeiſter.

Nein, es iſt die Salbe von Hexenkraut,
Unter Zauberſprüchen gekocht und gebraut.

Trompeter.

Es geht nicht zu mit rechten Dingen!

Wachtmeiſter.

Sie ſagen, er leſ' auch in den Sternen
Die künftigen Dinge, die nahen und fernen;
Ich weiß aber beſſer, wie's damit iſt.
Ein graues Männlein pflegt bey nächtlicher Friſt
Durch verſchloſſene Thüren zu ihm einzugehen;
Die Schildwachen haben's oft angeſchrien,

Und immer was Großes iſt drauf geſchehen,
Wenn je das graue Röcklein kam und erſchien.

Zweyter Jäger.

Ja, er hat ſich dem Teufel übergeben,
Drum führen wir auch das luſtige Leben.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Ein Rekrout. Ein Bürger. Dragoner.

Rekrout.

(tritt aus dem Zelt, eine Blechhaube auf dem Kopfe, eine Weinflaſche in der Hand.)

Grüß den Vater und Vaters Brüder!
Bin Soldat, komme nimmer wieder.

Erſter Jäger.

Sieh! da bringen ſie einen Neuen!

Bürger.

O! gib acht, Franz! Es wird dich reuen.

Rekrout (ſingt.)

Trommeln und Pfeifen,
Kriegriſcher Klang!
Wandern und ſtreifen
Die Welt entlang!
Roſſe gelenkt,
Muthig geſchwenkt,
Schwert an der Seite,
Friſch in die Weite,

Flüchtig und flink,
Frey, wie der Fink
Auf Stäuchern und Bäumen
In Himmels-Räumen!
Heysa! ich folge des Friedländers Fahn'!

Zweyter Jäger.

Seht mir! das iſt ein wackrer Kumpan! (ſie begrüßen ihn.)

Bürger.

O! laſſt ihn! Er iſt guter Leute Kind.

Erſter Jäger.

Wir auch nicht auf der Straße gefunden ſind.

Bürger.

Ich ſag' euch, er hat Vermögen und Mittel.
Fühlt her, das feine Tüchlein am Kittel!

Trompeter.

Des Kaiſers Rock iſt der höchſte Titel.

Bürger.

Er erbt eine kleine Mützenfabrik.

Zweyter Jäger.

Des Menſchen Wille, das iſt ſein Glück.

Bürger.

Von der Großmutter einen Kram und Laden,

Erſter Jäger.

Pfui! wer handelt mit Schwefelfaden!

Bürger.

Einen Weinſchank dazu von ſeiner Pathen;
Ein Gewölbe mit zwanzig Stückfaß Wein.

Trompeter.

Den theilt er mit ſeinen Kameraden.

Zweyter Jäger.

Hör du! wir müſſen Zeltbrüder ſeyn.

Bürger.

Eine Braut läßt er ſitzen in Thränen und Schmerz.

Erſter Jäger.

Recht ſo, da zeigt er ein eiſernes Herz.

Bürger.

Die Großmutter wird vor Kummer ſterben.

Zweyter Jäger.

Deſto beſſer, ſo kann er ſie gleich beerben.

Wachtmeiſter.

(tritt gravitätiſch herzu, dem Rekruten die Hand auf die Blechhaube legend.)

Sieht er! das hat er wohl erwogen.
Einen neuen Menſchen hat er angezogen;
Mit dem Helm und Wehrgehäng
Schließt er ſich an eine würdige Meng'.
Muß ein fürnehmer Geiſt jetzt in ihn fahren —

Erſter Jäger.

Muß beſonders das Geld nicht ſparen.

Wachtmeiſter.

Auf der Fortuna ihrem Schiff
Iſt er zu ſegeln im Begriff;
Die Weltkugel liegt vor ihm offen;
Wer nichts waget, der darf nichts hoffen.

Es treibt ſich der Bürgersmann, träg und dumm,
Wie des Färbers Gaul, nur im Ring herum.
Aus dem Soldaten kann Alles werden,
Denn Krieg iſt jetzt die Loſung auf Erden.
Seh' er 'mal mich an! In dieſem Rock
Führ ich, ſieht er, des Kaiſers Stock.
Alles Weltregiment, muß er wiſſen,
Von dem Stock hat ausgehen müſſen;
Und das Zepter in Königs Hand
Iſt ein Stock nur, das iſt bekannt.
Und wer's zum Corporal erſt hat gebracht,
Der ſteht auf der Leiter zur höchſten Macht,
Und ſo weit kann er's auch noch treiben.

Erſter Jäger.

Wenn er nur leſen kann und ſchreiben.

Wachtmeiſter.

Da will ich ihm gleich ein Exempel geben;
Ich thät's vor Kurzem ſelbſt erleben.
Da iſt der Schef vom Dragonerkorps,
Heißt Buttler, wir ſtanden als Gemeine
Noch vor dreyßig Jahren bey Kölln am Rheine;
Jetzt nennt man ihn Generalmajor.
Das macht, er thät ſich baß hervor,
Thät die Welt mit ſeinem Kriegsruhm füllen;
Doch meine Verdienſte, die blieben im Stillen.
Ja, und der Friedländer ſelbſt, ſieht er,
Unſer Hauptmann und hochgebietender Herr,

Der jetzt Alles vermag und kann,
War erſt nur ein ſchlichter Edelmann,
Und weil er der Kriegsgöttinn ſich vertraut,
Hat er ſich dieſe Größ' erbaut,
Iſt nach dem Kaiſer der nächſte Mann,
Und wer weiß, was er noch erreicht und ermiſſt,
(pfiffig) Denn noch nicht aller Tage Abend iſt.

Erſter Jäger.

Ja, er fing's klein an und iſt jetzt ſo groß,
Denn zu Altdorf im Studentenkragen,
Trieb er's, mit Permiß zu ſagen,
Ein wenig locker und burſchikos,
Hätte ſeinen Famulus bald erſchlagen.
Wollten ihn drauf die Nürnberger Herren
Mir nichts, dir nichts in's Carcer ſperren;
'S war juſt ein neugebautes Neſt;
Der erſte Bewohner ſollt' es taufen.
Aber wie fängt er's an? Er läſſt
Weislich den Pudel voran erſt laufen.
Nach dem Hunde nennt ſich's bis dieſen Tag:
Ein rechter Kerl ſich dran ſpiegeln mag.
Unter des Herrn großen Thaten allen
Hat mir das Stückchen beſonders gefallen. (Das Mädchen hat unterdeſſen aufgewartet; der zweyte Jäger ſchäkert mit ihr.)

Dragoner (tritt dazwiſchen.)

Kamerad! Laß das unterwegen!

Zweyter Jäger.

Wer Henker hat ſich da drein zu legen!

Dragoner.

Ich will's ihm nur ſagen, die Dirn' iſt mein.

Erſter Jäger.

Der will ein Schätzchen für ſich allein!
Dragoner, iſt er bey Troſte? Sag' er!

Zweyter Jäger.

Will was Apartes haben im Lager.
Einer Dirne ſchön Geſicht
Muß allgemein ſeyn, wie's Sonnenlicht! (küßt ſie.)

Dragoner (reißt ſie weg.)

Ich ſag's noch einmal, das leid' ich nicht.

Erſter Jäger.

Luſtig! Luſtig! da kommen die Prager!

Zweyter Jäger.

Sucht er Händel? Ich bin dabey.

Wachtmeiſter.

Fried', ihr Herren! Ein Kuß iſt frey!

Achter Auftritt.

Bergknappen treten auf, und ſpielen einen Walzer, erſt langſam und dann immer geſchwinder. Der erſte Jäger tanzt mit der Aufwärterinn, die Marketenderinn mit dem Rekruten, das Mädchen entſpringt, der Jäger hinter ihr her und bekommt den Kapuziner zu faſſen, der eben hereintritt.

Kapuziner.

Heyſa, Juchheya! Dudeldumdey!
Das geht ja hoch her. Bin auch dabey!
Iſt das eine Armee von Chriſten?
Sind wir Türken? ſind wir Antibaptiſten?
Treibt man ſo mit dem Sonntag Spott,
Als hätte der allmächtige Gott
Das Chiragra, könnte nicht drein ſchlagen?
Iſt's jetzt Zeit zu Saufgelagen
Zu Banketten und Feiertagen?
Quid hic statis otiosi?
Was ſteht ihr und legt die Hände in Schoß?
Die Kriegsfuri iſt an der Donau los,
Das Bollwerk des Baierlands iſt gefallen,
Regensburg iſt in des Feindes Krallen,
Und die Armee liegt hier in Böhmen,
Pflegt den Bauch, läſſt ſich's wenig grämen,
Kümmert ſich mehr um den Krug als den Krieg,
Wetzt lieber den Schnabel als den Sabel,
Hetzt ſich lieber herum mit der Dirn',
Frißt den Ochſen lieber, als den Oxenſtirn.
Die Chriſtenheit trauert in Sack und Aſche;
Der Soldat füllt ſich nur die Taſche.
Es iſt eine Zeit der Thränen und Noth,
Am Himmel geſchehen Zeichen und Wunder
Und aus den Wolken, blutigroth,
Hängt der Herrgott den Kriegsmantel 'runter.

Den Kometen ſteckt er, wie eine Ruthe,
Drohend am Himmelsfenſter aus,
Die ganze Welt iſt ein Klagehaus;
Die Arche der Kirche ſchwimmt in Blute,
Und das römiſche Reich — daß Gott erbarm!
Sollte jetzt heißen römiſch Arm;
Der Rheinſtrom iſt worden zu einem Peinſtrom,
Die Klöſter ſind ausgenommene Neſter,
Die Bisthümer ſind verwandelt in Wüſtthümer,
Die Abteyen und die Stifter
Sind nun Raubteyen und Diebesklüfter,
Und alle die geſegneten deutſchen Länder
Sind verkehrt worden in Elender —
Woher kommt das? Das will ich euch verkünden,
Das ſchreibt ſich her von euern Laſtern und Sünden,
Von dem Greuel und Heidenleben,
Dem ſich Offizier' und Soldaten ergeben.
Denn die Sünd' iſt der Magnetenſtein,
Der das Eiſen ziehet in's Land herein.
Auf das Unrecht, da folgt das Uebel,
Wie die Thrän' auf den herben Zwiebel,
Hinter dem U kommt gleich das Weh,
Das iſt die Ordnung im A B C.
Ubi erit victoriae spes,
Si offenditur Deus? Wie ſoll man ſiegen,
Wenn man die Predigt ſchwänzt und die Meß,
Nichts thut, als in den Weinhäuſern liegen?

Die Frau in dem Evangelium
Fand den verlornen Groſchen wieder,
Der Saul ſeines Vaters Eſel wieder,
Der Joſeph ſeine ſaubern Brůder:
Aber wer bey den Soldaten ſucht
Die Furcht Gottes und die gute Zucht,
Und die Scham, der wird nicht viel finden,
Thåt er auch hundert Laternen anzůnden.
Zu dem Prediger in der Wůſten,
Wie wir leſen im Evangeliſten,
Kamen auch die Soldaten gelaufen,
Thaten Buß' und lieſſen ſich taufen,
Fragten ihn: Quid faciemus nos?
Wie machen wir's, daß wir kommen in Abrahams Schoß?
Et ait illis. Und er ſagt:
Neminem concutiatis,
Wenn ihr Niemanden ſchindet und plagt,
Neque calumniam faciatis,
Niemand verlåſtert, auf niemand lůgt.
Contenti estote, euch begnůgt,
Stipendiis vestris, mit eurer Löhnung
Und verflucht jede böſe Angewöhnung.
Es iſt ein Gebot: Du ſollſt den Namen
Deines Herrgotts nicht eitel auskramen,
Und wo hört man mehr blasphemiren,
Als hier in den Friedländiſchen Kriegsquartiren?

Wenn man für jeden Donner und Blitz,
Den ihr losbrennt mit eurer Zungenſpitz',
Die Glocken müſſt' läuten im Land umher,
Es wär' bald kein Meßner zu finden mehr;
Und wenn euch für jedes böſe Gebet,
Das aus eurem ungewaſchenen Munde geht,
Ein Härlein ausging' aus eurem Schopf,
Ueber Nacht wär' er geſchoren glatt,
Und wär' er ſo dick, wie Abſalons Zopf.
Der Joſua war doch auch ein Soldat;
König David erſchlug den Goliath,
Und wo ſteht denn geſchrieben zu leſen,
Daß ſie ſolche Fluchmäuler ſind geweſen?
Muß man den Mund doch, ich ſollte meinen,
Nicht weiter aufmachen zu einem Helf Gott!
Als zu einem Kreuz Sackerlot!
Aber weſſen das Gefäß iſt gefüllt,
Davon es ſprudelt und überquillt.
Wieder ein Gebot iſt: Du ſollt nicht ſtehlen.
Ja, das befolgt ihr nach dem Wort:
Denn ihr tragt Alles offen fort.
Vor euren Klauen und Geiersgriffen,
Vor euren Praktiken und böſen Kniffen
Iſt das Geld nicht geborgen in der Truh,
Das Kalb nicht ſicher in der Kuh,
Ihr nehmt das Ey und das Huhn dazu.
Was ſagt der Prediger? Contenti estote,

Begnügt euch mit eurem Kommisbrote.
Aber wie ſoll man die Knechte loben,
Kömmt doch das Aergerniß von oben!
Wie die Glieder, ſo auch das Haupt!
Weiß doch Niemand, an wen der glaubt!

Erſter Jäger.

Herr Pfaff! Uns Soldaten mag er ſchimpfen,
Den Feldherrn ſoll er uns nicht verunglimpfen.

Kapuziner.

Ne custodias gregem meam!
Das iſt ſo ein Ahab und Jerobeam,
Der die Völker von der wahren Lehren
Zu falſchen Götzen thut verkehren.

Trompeter und Rekrut.

Laß er uns das nicht zweymal hören!

Kapuziner.

So ein Bramarbas und Eiſenfreſſer,
Will einnehmen alle feſten Schlöſſer,
Rühmte ſich mit ſeinem gottloſen Mund:
Er müſſe haben die Stadt Stralſund,
Und wär' ſie mit Ketten an den Himmel geſchloſſen.

Trompeter.

Stopft ihm Keiner ſein Läſtermaul?

Kapuziner.

So ein Teufelsbeſchwörer und König Saul,
So ein Jehu und Holofern,

Verläugnet, wie Petrus, ſeinen Meiſter und Herrn;
Drum kann er den Hahn nicht hören krähn —

Beyde Jäger.

Pfaffe! Jetzt iſt's um dich geſchehn!

Kapuziner.

So ein liſtiger Fuchs Herodes —

Trompeter und beyde Jäger
(auf ihn eindringend.)

Schweig ſtille! Du biſt des Todes!

Kroaten (legen ſich drein.)

Bleib da, Pfäfflein, fürcht dich nit,
Sag' dein Sprüchel und theil's uns mit.

Kapuziner (ſchreit lauter.)

So ein hochmüthiger Nebucadnezer,
So ein Sündenvater und muffiger Ketzer,
Läſſt ſich nennen den **Wallenſtein**;
Ja, freylich er iſt uns **Allen** ein **Stein**
Des Anſtoßes und Aergerniſſes,
Und ſo lang' der Kaiſer dieſen Friedeland
Läſſt walten, ſo wird nicht Fried im Land.

(Er hat nach und nach bey den letzten Worten, die er mit erhobener Stimme ſpricht, ſeinen Rückzug genommen, indem die Kroaten die übrigen Soldaten von ihm abwehren.)

Neunter Auftritt.

Vorige ohne den Kapuziner.

Erſter Jäger (zum Wachtmeiſter.)
Sagt mir! Was meint' er mit dem Göckelhahn,
Den der Feldherr nicht krähen hören kann?
Es war wohl nur ſo geſagt ihm zum Schimpf und Hohne?
Wachtmeiſter.
Da will ich euch dienen! Es iſt nicht ganz ohne!
Der Feldherr iſt wunderſam geboren;
Beſonders hat er gar kitzliche Ohren.
Kann die Katze nicht hören mauen,
Und wenn der Hahn kräht, ſo macht's ihm Grauen.
Erſter Jäger.
Das hat er mit dem Löwen gemein.
Wachtmeiſter.
Muß Alles mausſtill um ihn ſeyn.
Den Befehl haben alle Wachen;
Denn er denkt gar zu tiefe Sachen.
Stimmen (im Zelt. Auflauf.)
Greift ihn, den Schelm! Schlagt zu! Schlagt zu!
Des Bauern Stimme.
Hülfe! Barmherzigkeit!
Andre Stimmen.
Friede! Ruh!
Erſter Jäger.
Hol mich der Teufel! Da ſetzt's Hiebe.

Zweyter Jäger.

Da muß ich dabey ſeyn! (laufen ins Zelt.)

Marketenderinn (kommt heraus.)

Schelmen und Diebe!

Trompeter.

Frau Wirthinn, was ſetzt euch ſo in Eifer?

Marketenderinn.

Der Lump! der Spitzbub! der Straßenläufer!
Das muß mir in meinem Zelt paſſiren!
Es beſchimpft mich bey allen Herrn Offizieren.

Wachtmeiſter.

Bäschen, was gibt's denn?

Marketenderinn.

Was wirds geben?
Da erwiſchten ſie einen Bauer eben,
Der falſche Würfel thät bey ſich haben.

Trompeter.

Sie bringen ihn hier mit ſeinem Knaben.

Zehnter Auftritt.

Soldaten bringen den Bauer geſchleppt.

Erſter Jäger.

Der muß baumeln!

Scharfſchützen und Dragoner.

Zum Profoß! zum Profoß!

Wachtmeiſter.

Das Mandat iſt noch kürzlich ausgegangen.

Marketenderinn.

In einer Stunde ſeh' ich ihn hangen!

Wachtmeiſter.

Böſes Gewerbe bringt böſen Lohn.

Erſter Arkebuſier (zum andern.)

Das kommt von der Deſperation.
Denn ſeht! erſt thut man ſie ruiniren,
Das heißt ſie zum Stehlen ſelbſt verführen.

Trompeter.

Was? was? Ihr red't ihm das Wort noch gar?
Dem Hunde! Thut euch der Teufel plagen?

Erſter Arkebuſier.

Der Bauer iſt auch ein Menſch — ſo zu ſagen.

Erſter Jäger (zum Trompeter.)

Laß ſie gehen! ſind Tiefenbacher,
Gevatter Schneider und Handſchuhmacher!
Lagen in Garniſon zu Brieg,
Wiſſen viel, was der Brauch iſt im Krieg.

Eilfter Auftritt.

Vorige. Küraſſiere.

Erſter Küraſſier.

Friede! Was gibt's mit dem Bauer da?

Erſter Scharfſchütz.

'S iſt ein Schelm, hat im Spiel betrogen!

Erſter Küraſſier.

Hat er dich betrogen etwa?

Erſter Scharfſchütz.

Ja, und hat mich rein ausgezogen.

Erſter Küraſſier.

Wie? du biſt ein Friedländiſcher Mann,
Kannſt dich ſo wegwerfen und blamiren,
Mit einem Bauer dein Glück probiren?
Der laufe, was er laufen kann.

(Bauer entwiſcht, die andern laufen zuſammen.)

Erſter Arkebuſier.

Der macht kurze Arbeit, iſt reſolut,
Das iſt mit ſolchem Volke gut.
Was iſt's für Einer? Es iſt kein Böhm.

Marketenderinn.

'S iſt ein Wallon! Reſpect vor dem!
Von des Pappenheims Küraſſieren.

Erſter Dragoner (tritt dazu.)

Der Piccolomini, der junge, thut ſie jetzt führen,
Den haben ſie ſich aus eigner Macht
Zum Oberſt geſetzt in der Lützner Schlacht,
Als der Pappenheim umgekommen.

Erſter Arkebuſier.

Haben ſie ſich ſo was 'rausgenommen?

Erſter Dragoner.

Dies Regiment hat was voraus.
Es war immer voran bey jedem Strauß.
Darf auch ſeine eigne Juſtiz ausüben,
Und der Friedländer thut's beſonders lieben.

Erſter Küraſſier (zum andern.)

Iſt's auch gewiß? Wer bracht' es aus?

Zweyter Küraſſier.

Ich hab's aus des Oberſts eignem Munde.

Erſter Küraſſier.

Was Teufel! Wir ſind nicht ihre Hunde.

Erſter Jäger.

Was haben die da? Sind voller Gift.

Zweyter Jäger.

Iſt's was, ihr Herrn, das uns mitbetrifft?

Erſter Küraſſier.

Es hat ſich keiner darüber zu freuen.
(Soldaten treten herzu.)
Sie wollen uns in die Niederland' leihen;
Küraſſiere, Jäger, reitende Schützen,
Sollen achttauſend Mann aufſitzen.

Marketenderinn.

Was? was? Da ſollen wir wieder wandern?
Bin erſt ſeit geſtern zurück aus Flandern.

Zweyter Küraſſier (zu den Dragonern.)

Ihr Buttleriſchen ſollt auch mit reiten.

Erſter Küraſſier.
Und abſonderlich wir Wallonen.

Marketenderinn.
Ei, das ſind ja die allerbeſten Schwadronen!

Erſter Küraſſier.
Den aus Mailand ſollen wir hinbegleiten.

Erſter Jäger
Den Infanten! Das iſt ja kurios!

Zweyter Jäger.
Den Pfaffen! Da geht der Teufel los.

Erſter Küraſſier.
Wir ſollen von dem Friedländer laſſen,
Der den Soldaten ſo nobel hält,
Mit dem Spanier ziehen zu Feld,
Dem Knauſer, den wir von Herzen haſſen?
Nein, das geht nicht! Wir laufen fort.

Trompeter.
Was, zum Henker! ſollen wir dort?
Dem Kaiſer verkauften wir unſer Blut
Und nicht dem hiſpaniſchen rothen Hut.

Zweyter Jäger.
Auf des Friedländers Wort und Kredit allein
Haben wir Reitersdienſt genommen;
Wär's nicht aus Lieb' für den Wallenſtein,
Der Ferdinand hätte uns nimmer bekommen.

Erſter Dragoner.

Thät uns der Friedländer nicht formiren?
Seine Fortuna ſoll uns führen.

Wachtmeiſter.

Laſſt euch bedeuten, hört mich an.
Mit dem Gered' da iſt's nicht gethan.
Ich ſehe weiter als ihr Alle:
Dahinter ſteckt eine böſe Falle.

Erſter Jäger.

Hört das Befehlbuch! Stille doch!

Wachtmeiſter.

Bäschen Guſtel, füllt mir erſt noch
Ein Gläschen Melnecker für den Magen!
Alsdann will ich euch meine Gedanken ſagen.

Marketenderinn (ihm einſchenkend.)

Hier, Herr Wachtmeiſter! Er macht mir Schrecken,
Es wird doch nichts Böſes dahinter ſtecken!

Wachtmeiſter.

Seht, ihr Herrn, das iſt all recht gut,
Daß Jeder das Nächſte bedenken thut;
Aber, pflegt der Feldherr zu ſagen,
Man muß immer das Ganze überſchlagen.
Wir nennen uns Alle des Friedländers Truppen.
Der Bürger, er nimmt uns ins Quartier,
Und pflegt uns und kocht uns warme Suppen.
Der Bauer muß den Gaul und den Stier
Vorſpannen an unſre Bagagewagen,

Vergebens wird er ſich drüber beklagen.
Läßt ſich ein Gefreyter mit ſieben Mann
In einem Dorfe von Weitem ſpüren,
Er iſt die Obrigkeit drinn, und kann
Nach Luſt drinn walten und kommandiren.
Zum Henker! Sie mögen uns Alle nicht,
Und ſähen des Teufels ſein Angeſicht
Weit lieber, als unſ're gelben Kolletter.
Warum ſchmeißen ſie uns nicht aus dem Land? Potz Wetter!
Sind uns in Anzahl doch überlegen.
Führen den Knittel, wie wir den Degen.
Warum dürfen wir ihrer lachen?
Weil wir einen furchtbaren Haufen ausmachen!

Erſter Jäger.

Ja, ja, im Ganzen, da ſitzt die Macht!
Der Friedländer hat das wohl erfahren,
Wie er dem Kaiſer vor acht — neun Jahren
Die große Armee zuſammengebracht.
Sie wollten erſt nur von zwölftauſend hören;
Die, ſagt' er, die kann ich nicht ernähren;
Aber ich will ſechszigtauſend werben,
Die, weiß ich, werden nicht Hungers ſterben;
Und ſo wurden wir Wallenſteiner.

Wachtmeiſter.

Zum Exempel! da hack' mir einer
Von den fünf Fingern, die ich hab',

Hier an der rechten den kleinen ab.
Habt ihr mir den Finger blos genommen?
Nein, beym Kukuk! ich bin um die Hand gekommen!
'S iſt nur ein Stumpf, und nichts mehr werth.
Ja, und dieſe achttauſend Pferd,
Die man nach Flandern jetzt begehrt,
Sind von der Armee nur der kleine Finger.
Läſſt man ſie ziehen, ihr tröſtet euch,
Wir ſeyen um ein Fünftel nur geringer?
Proſ't Mahlzeit! da fällt das Ganze gleich.
Die Furcht iſt weg, der Reſpect, die Scheu,
Da ſchwillt dem Bauer der Kamm aufs Neu,
Da ſchreiben ſie uns in der Wiener Canzley
Den Quartier- und den Küchenzettel,
Und es iſt wieder der alte Bettel.
Ja, und wie lang wird's ſtehen an,
So nehmen ſie uns auch noch den Feldhauptmann —
Sie ſind ihm am Hofe ſo nicht grün,
Nun, da fällt eben Alles hin!
Wer hilft uns dann wohl zu unſerm Geld?
Sorgt, daß man uns die Contracte hält?
Wer hat den Nachdruck und hat den Verſtand,
Den ſchnellen Witz und die feſte Hand,
Dieſe geſtückelten Heeresmaſſen
Zuſammen zu fügen und zu paſſen?
Zum Exempel — Dragoner — ſprich:
Aus welchem Vaterland ſchreibſt du dich?

Erſter Dragoner.
Weit aus Hibernien her komm' ich.

Wachtmeiſter.
(zu den beyden Küraſſieren.)
Ihr, das weiß ich, ſeyd ein Wallon,
Ihr ein Welſcher. Man hört's am Ton.

Erſter Küraſſier.
Wer ich bin? ich hab's nie können erfahren;
Sie ſtahlen mich ſchon in jungen Jahren.

Wachtmeiſter.
Und du biſt auch nicht aus der Näh?

Erſter Arkebuſier.
Ich bin von Buchau am Feder-See.

Wachtmeiſter.
Und ihr, Nachbar?

Zweyter Arkebuſier.
Aus der Schwitz.

Wachtmeiſter (zum zweyten Jäger.)
Was für ein Landsmann biſt du, Jäger?

Zweyter Jäger.
Hinter Wismar iſt meiner Eltern Sitz.

Wachtmeiſter (auf den Trompeter zeigend.)
Und der da und ich, wir ſind aus Eger.
Nun! und wer merkt uns das nun an,
Daß wir aus Süden und aus Norden
Zuſammen geſchneyt und geblaſen worden?
Sehn wir nicht aus, wie aus Einem Spahn?

Stehn wir nicht gegen den Feind geſchloſſen,
Recht wie zuſammengeleimt und gegoſſen?
Greifen wir nicht wie ein Mühlwerk flink
In einander auf Wort und Wink?
Wer hat uns ſo zuſammengeſchmiedet,
Daß ihr uns nimmer unterſchiedet?
Kein Andrer ſonſt als der Wallenſtein!

Erſter Jäger.

Das fiel mir mein Lebtag nimmer ein,
Daß wir ſo gut zuſammen paſſen;
Hab mich immer nur gehen laſſen.

Erſter Küraſſier.

Dem Wachtmeiſter muß ich Beyfall geben.
Dem Kriegsſtand kämen ſie gern an's Leben;
Den Soldaten wollen ſie nieder halten,
Daß ſie alleine könnten walten.
'S iſt eine Verſchwörung, ein Complott.

Marketenderinn.

Eine Verſchwörung? Du lieber Gott!
Da können die Herrn ja nicht mehr zahlen.

Wachtmeiſter.

Freylich! Es wird Alles bankerott.
Viele von den Hauptleuten und Generalen
Stellten aus ihren eigenen Kaſſen
Die Regimenter, wollten ſich ſehen laſſen,
Thäten ſich angreifen über Vermögen,
Dachten, es bringt ihnen großen Segen;

Und die Alle ſind um ihr Geld,
Wenn das Haupt, wenn der Herzog fällt.

Marketenderinn.

Ach! du mein Heiland! das bringt mir Fluch!
Die halbe Armee ſteht in meinem Buch.
Der Graf Iſolani, der böſe Zahler,
Reſtirt mir allein noch zweyhundert Thaler.

Erſter Küraſſier.

Was iſt da zu machen, Kameraden?
Es iſt nur Eins, was uns retten kann:
Verbunden können ſie uns nicht ſchaden;
Wir ſtehen Alle für Einen Mann.
Laſſt ſie ſchicken und ordenanzen,
Wir wollen uns feſt in Böhmen pflanzen,
Wir geben nicht nach und marſchiren nicht,
Der Soldat jetzt um ſeine Ehre ficht.

Zweyter Jäger.

Wir laſſen uns nicht ſo im Land 'rum führen!
Sie ſollen kommen und ſollen's probiren!

Erſter Arkebuſier.

Liebe Herren, bedenkt's mit Fleiß.
'S iſt des Kaiſers Will' und Geheiß.

Trompeter.

Werden uns viel um den Kaiſer ſcheren.

Erſter Arkebuſier.

Laß er mich das nicht zweymal hören.

Trompeter.

'S iſt aber doch ſo, wie ich geſagt.

Erſter Jäger.

Ja, ja, ich hört's immer ſo erzählen,
Der Friedländer hab' hier allein zu befehlen.

Wachtmeiſter.

So iſt's auch, das iſt ſein Beding und Pakt.
Abſolute Gewalt hat er, müſſt ihr wiſſen,
Krieg zu führen und Frieden zu ſchließen;
Geld und Gut kann er confiſciren,
Kann henken laſſen und pardonniren,
Officiere kann er und Oberſten machen,
Kurz, er hat alle die Ehrenſachen.
Das hat er vom Kaiſer eigenhändig.

Erſter Arkebuſier.

Der Herzog iſt gewaltig und hochverſtändig;
Aber er bleibt doch, ſchlecht und recht,
Wie wir Alle, des Kaiſers Knecht.

Wachtmeiſter.

Nicht, wie wir Alle! Das wiſſt ihr ſchlecht.
Er iſt ein Unmittelbarer und Freyer,
Des Reiches Fürſt, ſo gut wie der Baier.
Sah ich's etwa nicht ſelbſt mit an,
Als ich zu Brandeis die Wach' gethan,
Wie ihm der Kaiſer ſelbſten erlaubt,
Zu bedecken ſein fürſtlich Haupt?

Erſter Arkebuſier.

Das war für das Meklenburger Land,
Das ihm der Kaiſer verſetzt als Pfand.

Erſter Jäger (zum Wachtmeiſter.)

Wie? In des Kaiſers Gegenwart?
Das iſt doch ſeltſam und ſehr apart!

Wachtmeiſter (fährt in die Taſche.)

Wollt ihr mein Wort nicht gelten laſſen,
Sollt ihr's mit Händen greifen und faſſen.
(eine Münze zeigend.)
Weß iſt das Bild und Gepräg?

Marketenderinn.

Weiſ't her!
Ei, das iſt ja ein Wallenſteiner!

Wachtmeiſter.

Na! da habt ihr's, was wollt ihr mehr?
Iſt er nicht Fürſt ſo gut als einer?
Schlägt er nicht Geld, wie der Ferdinand?
Hat er nicht eignes Volk und Land?
Eine Durchlauchtigkeit läſſt er ſich nennen!
Drum muß er Soldaten halten können.

Erſter Arkebuſier.

Das diſputirt ihm Niemand nicht;
Wir aber ſtehn in des Kaiſers Pflicht,
Und wer uns bezahlt, das iſt der Kaiſer.

Trompeter.

Das läugn' ich ihm, ſieht er, in's Angeſicht.

Wer uns nicht zahlt, das iſt der Kaiſer!
Hat man uns nicht ſeit vierzig Wochen
Die Löhnung immer umſonſt verſprochen?

Erſter Arkebuſier.

Ei was! das ſteht ja in guten Händen.

Erſter Küraſſier.

Fried', ihr Herrn! Wollt ihr mit Schlägen enden?
Iſt denn darüber Zank und Zwiſt,
Ob der Kaiſer unſer Gebieter iſt?
Eben drum, weil wir gern in Ehren
Seine tüchtigen Reiter wären,
Wollen wir nicht ſeine Herde ſeyn,
Wollen uns nicht von den Pfaffen und Schranzen
Herum laſſen führen und verpflanzen.
Sagt ſelber! Kommt's nicht dem Herrn zu gut,
Wenn ſein Kriegsvolk was auf ſich halten thut?
Wer anders macht ihn, als ſeine Soldaten,
Zu dem großmächtigen Potentaten?
Verſchafft und bewahrt ihm weit und breit
Das große Wort in der Chriſtenheit?
Mögen ſich die ſein Joch aufladen,
Die miteſſen von ſeinen Gnaden,
Die mit ihm tafeln im goldnen Zimmer.
Wir, wir haben von ſeinem Glanz und Schimmer
Nichts, als die Müh' und als die Schmerzen,
Und wofür wir uns halten in unſerm Herzen.

Zweyter Jäger.
Alle großen Tyrannen und Kaiſer
Hielten's ſo und waren viel weiſer.
Alles Andre thäten ſie hudeln und ſchänden;
Den Soldaten trugen ſie auf den Händen.

Erſter Küraſſier.
Der Soldat muß ſich können fühlen.
Wer's nicht edel und nobel treibt,
Lieber weit von dem Handwerk bleibt.
Soll ich friſch um mein Leben ſpielen,
Muß mir noch etwas gelten mehr;
Oder ich laſſe mich eben ſchlachten
Wie der Kroat — und muß mich verachten.

Beyde Jäger.
Ja, über's Leben noch geht die Ehr'!

Erſter Küraſſier.
Das Schwert iſt kein Spaten, kein Pflug,
Wer damit ackern wollte, wäre nicht klug.
Es grünt uns kein Halm, es wächſt keine Saat;
Ohne Heimath muß der Soldat
Auf dem Erdboden flüchtig ſchwärmen,
Darf ſich an eignem Herd nicht wärmen;
Er muß vorbey an der Städte Glanz,
An des Dörfleins luſtigen, grünen Auen;
Die Traubenleſe, den Aerntekranz
Muß er wandernd von ferne ſchauen.
Sagt mir, was hat er an Gut und Werth,

Wenn der Soldat ſich nicht ſelber ehrt?
Etwas muß er ſein eigen nennen,
Oder der Menſch wird morden und brennen.

Erſter Arkebuſier.

Das weiß Gott, 's iſt ein elend Leben!

Erſter Küraſſier.

Möcht's doch nicht für ein andres geben.
Seht, ich bin weit in der Welt 'rum kommen,
Hab' Alles in Erfahrung genommen;
Hab' der hiſpaniſchen Monarchie
Gedient und der Republik Venedig
Und dem Königreich Napoli,
Aber das Glück war mir nirgends gnädig;
Hab' den Kaufmann geſehn und den Ritter,
Und den Handwerksmann und den Jeſuiter,
Und kein Rock hat mir unter allen,
Wie mein eiſernes Wams, gefallen.

Erſter Arkebuſier.

Ne! das kann ich eben nicht ſagen.

Erſter Küraſſier.

Will Einer in der Welt was erjagen,
Mag er ſich rühren und mag ſich plagen;
Will er zu hohen Ehren und Würden,
Bück' er ſich unter die goldnen Bürden.
Will er genießen den Vaterſegen,
Kinder und Enkelein um ſich pflegen,
Treib' er ein ehrlich Gewerb in Ruh.

Ich — ich hab' kein Gemüth dazu.
Frey will ich leben und alſo ſterben,
Niemand berauben und Niemand beerben,
Und auf das Gehudel unter mir
Leicht wegſchauen von meinem Thier.

Erſter Jäger.

Bravo! Juſt ſo ergeht es mir.

Erſter Arkebuſier.

Luſtiger freylich mag ſich's haben,
Ueber Anderer Köpf' wegtraben.

Erſter Küraſſier.

Kamerad, die Zeiten ſind ſchwer,
Das Schwert iſt nicht bey der Wage mehr;
Aber ſo mag mir Keiner verdenken.
Daß ich mich lieber zum Schwert will lenken.
Kann ich im Krieg mich doch menſchlich faſſen,
Aber nicht auf mir trommeln laſſen.

Erſter Arkebuſier.

Wer iſt dran Schuld, als wir Soldaten,
Daß der Nährſtand in Schimpf gerathen?
Der leidige Krieg, und die Noth und Plag
In die ſechszehn Jahr' ſchon währen mag.

Erſter Küraſſier.

Bruder, den lieben Gott da droben,
Es können ihn Alle zugleich nicht loben.
Einer will die Sonn', die den Andern beſchwert;
Dieſer will's trocken, was Jener feucht begehrt.

Wo du nur die Noth ſiehſt und die Plag',
Da ſcheint mir des Lebens heller Tag.
Geht's auf Koſten des Bürgers und Bauern,
Nun wahrhaftig, ſie werden mich dauern;
Aber ich kann's nicht ändern — ſeht,
'S iſt hier juſt, wie's beym Einhau'n geht:
Die Pferde ſchnauben und ſetzen an;
Liege, wer will, mitten in der Bahn,
Sey's mein Bruder, mein leiblicher Sohn,
Zerriſſ' mir die Seele ſein Jammerton,
Ueber ſeinen Leib muß ich jagen,
Kann ihn nicht ſachte bey Seite tragen.

Erſter Jäger.

Ei, wer wird nach dem Andern fragen!

Erſter Küraſſier.

Und weil ſich's nun einmal ſo gemacht,
Daß das Glück dem Soldaten lacht,
Laſſt's uns mit beyden Händen faſſen;
Lang' werden ſie's uns nicht ſo treiben laſſen.
Der Friede wird kommen über Nacht,
Der dem Weſen ein Ende macht;
Der Soldat zäumt ab, der Bauer ſpannt ein,
Eh' man's denkt, wird's wieder das Alte ſeyn.
Jetzt ſind wir noch beyſammen im Land,
Wir haben's Heft noch in der Hand.
Laſſen wir uns auseinander ſprengen,
Werden ſie uns den Brodkorb höher hängen.

Erſter Jäger.

Nein, das darf nimmermehr geſchehn!
Kommt, laſſt uns alle für Einen ſtehn!

Zweyter Jäger.

Ja, laſſt uns Abrede nehmen, hört!

Erſter Arkebuſier.

(ein ledernes Beutelchen ziehend, zur Marketenderinn.)

Gevatterinn, was hab' ich verzehrt?

Marketenderinn.

Ach! es iſt nicht der Rede werth!

(Sie rechnen.)

Trompeter.

Ihr thut wohl, daß ihr weiter geht,
Verderbt uns doch nur die Societät.

(Arkebuſiere gehen ab.)

Erſter Küraſſier.

Schad' um die Leut'! Sind ſonſt wackre Brüder.

Erſter Jäger.

Aber das denkt, wie ein Seifenſieder.

Zweyter Jäger.

Jetzt ſind wir unter uns, laſſt hören,
Wie wir den neuen Anſchlag ſtören.

Trompeter.

Was? Wir gehen eben nicht hin.

Erſter Küraſſier.

Nichts, ihr Herren, gegen die Diſciplin!
Jeder geht jetzt zu ſeinem Corps,

Trägt's den Kameraden vernünftig vor,
Daß ſie's begreifen und einſehen lernen.
Wir dürfen uns nicht ſo weit entfernen.
Für meine Wallonen ſag' ich gut.
So, wie ich, Jeder denken thut.

Wachtmeiſter.

Terzka's Regimenter zu Roß und Fuß
Stimmen alle in dieſen Schluß.

Zweyter Küraſſier
(ſtellt ſich zum erſten.)

Der Lombard ſich nicht vom Wallonen trennt.

Erſter Jäger.

Freyheit iſt Jägers Element.

Zweyter Jäger.

Freyheit iſt bey der Macht allein.
Ich leb' und ſterb' bey dem Wallenſtein.

Erſter Scharfſchütz.

Der Lothringer geht mit der großen Fluth,
Wo der leichte Sinn iſt, und luſtiger Muth.

Dragoner.

Der Irländer folgt des Glückes Stern.

Zweyter Scharfſchütz.

Der Tyroler dient nur dem Landesherrn.

Erſter Küraſſier.

Alſo laſſt jedes Regiment
Ein Pro Memoria reinlich ſchreiben:
Daß wir zuſammen wollen bleiben,

Daß uns keine Gewalt noch Liſt
Von dem Friedländer weg ſoll treiben,
Der ein Soldatenvater iſt.
Das reicht man in tiefer Devotion
Dem Piccolomini — ich meine den Sohn —
Der verſteht ſich auf ſolche Sachen,
Kann bey dem Friedländer Alles machen,
Hat auch einen großen Stein im Bret
Bey des Kaiſers und Königs Majeſtät.

Zweyter Jäger.

Kommt! Dabey bleibt's! Schlagt alle ein!
Piccolomini ſoll unſer Sprecher ſeyn.

Trompeter. Dragoner. Erſter Jäger. Zweyter Küraſſier. Scharfſchützen
(zugleich.)

Piccolomini ſoll unſer Sprecher ſeyn.
(wollen fort.)

Wachtmeiſter.

Erſt noch ein Gläschen, Kameraden!
(trinkt.)
Des Piccolomini hohe Gnaden!

Marketenderinn
(bringt eine Flaſche.)

Das kommt nicht auf's Kerbholz. Ich geb' es gern.
Gute Verrichtung, meine Herrn!

Küraſſier.

Der Wehrſtand ſoll leben!

Beyde Jäger.

Der Nährſtand ſoll geben!

Dragoner und Scharfſchützen.

Die Armee ſoll floriren!

Trompeter und Wachtmeiſter.

Und der Friedländer ſoll ſie regieren.

Zweyter Küraſſier (ſingt.)

Wohl auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!
In's Feld, in die Freyheit gezogen!
Im Felde, da iſt der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen.
Da tritt kein Anderer für ihn ein,
Auf ſich ſelber ſteht er da ganz allein.

(Die Soldaten aus dem Hintergrunde haben ſich während des Geſangs herbeygezogen und machen den Chor.)

Chor.

Da tritt kein Anderer für ihn ein,
Auf ſich ſelber ſteht er da ganz allein.

Dragoner.

Aus der Welt die Freyheit verſchwunden iſt,
Man ſieht nur Herrn und Knechte;
Die Falſchheit herrſchet, die Hinterliſt
Bey dem feigen Menſchengeſchlechte.
Der dem Tod in's Angeſicht ſchauen kann,
Der Soldat allein iſt der freye Mann.

Chor.

Der dem Tod in's Angeſicht ſchauen kann,
Der Soldat allein iſt der freye Mann,

Erſter Jäger.

Des Lebens Aengſten, er wirft ſie weg,
Hat nicht mehr zu fürchten, zu ſorgen;
Er reitet dem Schickſal entgegen keck,
Trifft's heute nicht, trifft es doch morgen,
Und trifft es morgen, ſo laſſet uns heut
Noch ſchlürfen die Neige der köſtlichen Zeit.

Chor.

Und trifft es morgen, ſo laſſet uns heut
Noch ſchlürfen die Neige der köſtlichen Zeit.

(Die Gläſer ſind auf's Neue gefüllt worden, ſie ſtoßen an und trinken.)

Wachtmeiſter.

Von dem Himmel fällt ihm ſein luſtig Loos,
Braucht's nicht mit Müh' zu erſtreben;
Der Fröhner, der ſucht in der Erde Schoß,
Da meint er den Schatz zu erheben.
Er gräbt und ſchaufelt, ſo lang er lebt,
Und gräbt, bis er endlich ſein Grab ſich gräbt.

Chor.

Er gräbt und ſchaufelt, ſo lang er lebt,
Und gräbt, bis er endlich ſein Grab ſich gräbt.

Erſter Jäger.

Der Reiter und ſein geſchwindes Roß,
Sie ſind gefürchtete Gäſte;
Es flimmern die Lampen im Hochzeitſchloß;
Ungeladen kommt er zum Feſte,
Er wirbt nicht lange, er zeiget nicht Gold:
Im Sturm erringt er den Minneſold.

Chor.

Er wirbt nicht lange, er zeiget nicht Gold:
Im Sturm erringt er den Minneſold.

Zweyter Küraſſier.

Warum weint die Dirn' und zergrämet ſich ſchier?
Laß fahren dahin, laß fahren!
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann treue Lieb' nicht bewahren.
Das raſche Schickſal, es treibt ihn fort;
Seine Ruh' läſſt er an keinem Ort.

Chor.

Das raſche Schickſal, es treibt ihn fort;
Seine Ruh' läſſt er an keinem Ort.

Erſter Jäger

(Faſſt die zwey nächſten an der Hand; die übrigen ahmen es nach; Alle, welche geſprochen, bilden einen großen Halbkreis.)

Drum friſch, Kameraden, den Rappen gezäumt!
Die Bruſt im Gefechte gelüftet!
Die Jugend brauſet, das Leben ſchäumt:
Friſch auf! eh' der Geiſt noch verdüftet.
Und ſetzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen ſeyn.

Chor.

Und ſetzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen ſeyn.

(Der Vorhang fällt, ehe der Chor ganz ausgeſungen wird.)

Die Piccolomini,

in

fünf Aufzügen.

Perſonen.

Wallenſtein, Herzog zu Friedland, kaiſerlicher Generaliſſimus im dreyßigjährigen Kriege.

Octavio Piccolomini, Generallieutenant.

Max Piccolomini, ſein Sohn, Obriſt bey einem Küraſſierregiment.

Graf Terzky, Wallenſtein's Schwager, Chef mehrerer Regimenter.

Illo, Feldmarſchall, Wallenſtein's Vertrauter.

Iſolani, General der Kroaten.

Buttler, Chef eines Dragonerregiments.

Tiefenbach,
Don Maradas,
Götz,
Kolalto.
Generale unter Wallenſtein.

Rittmeiſter Neumann, Terzky's Adjutant.

Kriegsrath von Queſtenberg, vom Kaiſer geſendet.

Baptiſta Seni, Aſtrolog.

Herzoginn von Friedland, Wallenſtein's Gemahlinn.

Thekla, Prinzeſſinn von Friedland, ihre Tochter.

Gräfinn Terzky, der Herzoginn Schweſter.

Ein Kornet.

Kellermeiſter des Grafen Terzky.

Friedländiſche Pagen und Bediente.

Terzky'ſche Bediente und Hoboiſten.

Mehrere Oberſten und Generale.

Erſter Aufzug.

Ein alter gothiſcher Saal auf dem Rathhauſe zu Pilſen, mit Fahnen und anderm Kriegsgeräthe decorirt.

Erſter Auftritt.

Illo mit Buttler und Iſolani.

Illo.

Spät kommt ihr — Doch ihr kommt! Der weite Weg,
Graf Iſolan, entſchuldigt euer Säumen.

Iſolani.

Wir kommen auch mit leeren Händen nicht!
Es ward uns angeſagt bey Donauwerth,
Ein ſchwediſcher Transport ſey unterwegs
Mit Proviant an die ſechshundert Wagen —
Den griffen die Kroaten mir noch auf;
Wir bringen ihn.

Illo.

Er kommt uns grad zu paß,
Die ſtattliche Verſammlung hier zu ſpeiſen.

Buttler.

Es iſt ſchon lebhaft hier, ich ſeh's.

Iſolani.

Ja, ja.

Die Kirchen ſelber liegen voll Soldaten,
(ſich umſchauend.)
Auch auf dem Rathhaus, ſeh' ich, habt ihr euch
Schon ziemlich eingerichtet — Nun! nun! der Soldat
Behilft und ſchickt ſich, wie er kann!

Illo.

Von dreyßig Regimentern haben ſich
Die Oberſten zuſammen ſchon gefunden;
Den Terzky trefft ihr hier, den Tieſenbach,
Kolalto, Götz, Maradas, Hinnerſam,
Auch Sohn und Vater Piccolomini, —
Ihr werdet manchen alten Freund begrüßen.
Nur Gallas fehlt uns noch und Altringer.

Buttler.

Auf Gallas wartet nicht!

Illo (ſtutzt.)

Wie ſo? Wißt ihr —

Iſolani (unterbricht ihn.)

Max Piccolomini hier? O! führt mich zu ihm.
Ich ſeh' ihn noch — es ſind jetzt zehen Jahr' —
Als wir bey Deſſau mit dem Mansfeld ſchlugen,
Den Rappen ſprengen von der Brück' herab,
Und zu dem Vater, der in Nöthen war,
Sich durch der Elbe reißend Waſſer ſchlagen;
Da ſproßt' ihm kaum der erſte Flaum um's Kinn,
Jetzt, hör' ich, ſoll der Kriegsheld fertig ſeyn.

Illo.

Ihr ſollt ihn heut' noch ſehn. Er führt aus Kärnthen
Die Fürſtinn Friedland her und die Prinzeſſinn;
Sie treffen dieſen Vormittag noch ein.

Buttler.

Auch Frau und Tochter ruft der Fürſt hieher?
Er ruft hier viel zuſammen.

Iſolani.

Deſto beſſer.
Erwartet' ich doch ſchon von nichts als Märſchen
Und Batterien zu hören und Attaken;
Und ſiehe da! der Herzog ſorgt dafür,
Daß auch was Holdes uns das Aug' ergetze.

Illo.

(der nachdenkend geſtanden, zu Buttlern, den er ein wenig auf die Seite führt.)

Wie wißt ihr, daß Graf Gallas außen bleibt?

Buttler (mit Bedeutung.)

Weil er auch mich geſucht zurückzuhalten.

Illo (warm.)

Und ihr ſeyd feſt geblieben?
(drückt ihm die Hand.)
Wackrer Buttler!

Buttler.

Nach der Verbindlichkeit, die mir der Fürſt
Noch kürzlich aufgelegt —

Illo.

Ja, Generalmajor! Ich gratulire!

Iſolani.

Zum Regiment, nicht wahr? das ihm der Fürſt
Geſchenkt? Und noch dazu daſſelbe, hör' ich,
Wo er vom Reiter hat heraufgedient?
Nun, das iſt wahr! dem ganzen Corps gereicht's
Zum Sporn, zum Beyſpiel, macht einmal ein alter
Verdienter Kriegsmann ſeinen Weg.

Buttler.

Ich bin verlegen,
Ob ich den Glückwunſch ſchon empfangen darf.
— Noch fehlt vom Kaiſer die Beſtätigung.

Iſolani.

Greif zu! greif zu! Die Hand, die ihn dahin
Geſtellt, iſt ſtark genug, ihn zu erhalten,
Trotz Kaiſern und Miniſtern.

Illo.

Wenn wir Alle
So gar bedenklich wollten ſeyn!
Der Kaiſer gibt uns nichts — vom Herzog
Kommt Alles, was wir hoffen, was wir haben.

Iſolani (zu Illo.)

Herr Bruder! Hab' ich's ſchon erzählt? Der Fürſt
Will meine Creditoren contentiren,
Will ſelber mein Kaſſier ſeyn künftighin,
Zu einem ordentlichen Mann mich machen —

Und das iſt nun das Drittemal, bedenk' Er!
Daß mich der Königlichgeſinnte vom
Verderben rettet, und zu Ehren bringt.

Illo.

Könnt' er nur immer, wie er gerne wollte!
Er ſchenkte Land und Leut' an die Soldaten.
Doch wie verkürzen ſie in Wien ihm nicht den Arm,
Beſchneiden, wo ſie können, ihm die Flügel! —
Da! dieſe neuen, ſaubern Forderungen,
Die dieſer Queſtenberger bringt!

Buttler.

Ich habe mir
Von dieſen kaiſerlichen Forderungen auch
Erzählen laſſen — doch ich hoffe,
Der Herzog wird in keinem Stücke weichen.

Illo.

Von einem Recht gewißlich nicht, wenn nur nicht
— Vom Platze!

Buttler (betroffen.)

Wiſſt Ihr etwas? Ihr erſchreckt mich.

Iſolani (zugleich.)

Wir wären Alle ruinirt!

Illo.

Brecht ab!
Ich ſehe unſern Mann dort eben kommen
Mit Gen'rallieutnant Piccolomini.

Buttler (den Kopf bedenklich ſchüttelnd.)
Ich fürchte,
Wir gehn nicht von hier, wie wir kamen.

Zweyter Auftritt.

Vorige. Octavio Piccolomini. Queſtenberg.

Octavio (noch in der Entfernung.)
Wie? Noch der Gäſte mehr? Geſtehn Sie, Freund!
Es brauchte dieſen thränenvollen Krieg,
So vieler Helden ruhmgekrönte Häupter
In Eines Lagers Umkreis zu verſammeln.

Queſtenberg.
In kein Friedländiſch Heereslager komme,
Wer von dem Kriege Böſes denken will.
Beynah' vergeſſen hätt' ich ſeine Plagen,
Da mir der Ordnung hoher Geiſt erſchienen,
Durch die er, weltzerſtörend, ſelbſt beſteht,
Das Große mir erſchienen, das er bildet.

Octavio.
Und ſiehe da! ein tapfres Paar, das würdig
Den Heldenreihen ſchließt. Graf Iſolan
Und Obriſt Buttler. — Nun, da haben wir
Vor Augen gleich das ganze Kriegeshandwerk.
(Buttlern und Iſolani präſentirend.)
Es iſt die Stärke, Freund, und Schnelligkeit.

Queſtenberg (zu Octavio.)
Und zwiſchen beyden, der erfahrne Rath.

Octavio
(Queſtenbergen an jene vorſtellend.)
Den Kammerherrn und Kriegsrath Queſtenberg,
Den Ueberbringer kaiſerlicher Befehle,
Der Soldaten großen Gönner und Patron
Verehren wir in dieſem würdigen Gaſte.
(allgemeines Stillſchweigen.)

Illo (nähert ſich Queſtenbergen.)
Es iſt das Erſtemal nicht, Herr Miniſter,
Daß Sie im Lager uns die Ehr' erweiſen.

Queſtenberg.
Schon Einmal ſah ich mich vor dieſen Fahnen.

Illo.
Und wiſſen Sie, *wo* das geweſen iſt?
Zu Znaim war's, in Mähren, wo Sie ſich
Von Kaiſers wegen eingeſtellt, den Herzog
Um Uebernahm' des Regiments zu flehen.

Queſtenberg.
Zu *flehn*, Herr General? So weit gieng weder
Mein Auftrag, daß ich wüſſte, noch mein Eifer.

Illo.
Nun! Ihn zu zwingen, wenn Sie wollen. Ich
Erinnre mich's recht gut — Graf Tilly war

Am Lech auf's Haupt geſchlagen — offen ſtand
Das Vaterland dem Feind — nichts hielt ihn auf,
Bis in das Herz von Oeſtreich vorzudringen.
Damals erſchienen *Sie* und Werdenberg
Vor unſerm Herrn, mit Bitten in ihn ſtürmend,
Und mit der kayſerlichen Ungnad' drohend,
Wenn ſich der Fürſt des Jammers nicht erbarme.

Iſolani (tritt dazu.)

Ja, ja! 's iſt zu begreifen, Herr Miniſter,
Warum Sie ſich bey Ihrem heut'gen Auftrag
An jenen alten juſt nicht gern erinnern.

Queſtenberg.

Wie ſollt' ich nicht! Iſt zwiſchen beyden doch
Kein Widerſpruch! *Damalen* galt es, Böhmen
Aus Feindes Hand zu reißen; *heute* ſoll ich's
Befreyn von ſeinen Freunden und Beſchützern.

Illo.

Ein ſchönes Amt! Nachdem wir dieſes Böhmen
Mit unſerm Blut dem Sachſen abgefochten,
Will man zum Dank uns aus dem Lande werfen.

Queſtenberg.

Wenn es nicht blos ein Elend mit dem andern
Vertauſcht ſoll haben, muß das arme Land
Von Freund und Feindes Geißel gleich befreyt ſeyn.

Illo.

Ei was! Es war ein gutes Jahr; der Bauer kann
Schon wieder geben.

Queſtenberg.

Ja, wenn Sie von Herden
Und Weideplätzen reden, Herr Feldmarſchall —

Iſolani.

Der Krieg ernährt den Krieg. Geh'n Bauern drauf,
Ey, ſo gewinnt der Kaiſer mehr Soldaten.

Queſtenberg.

Und wird um ſo viel Unterthanen ärmer!

Iſolani.

Pah! Seine Unterthanen ſind wir Alle!

Queſtenberg.

Mit Unterſchied, Herr Graf! Die Einen füllen
Mit nützlicher Geſchäftigkeit den Beutel,
Und Andre wiſſen nur ihn brav zu leeren.
Der Degen hat den Kaiſer arm gemacht;
Der Pflug iſt's, der ihn wieder ſtärken muß.

Buttler.

Der Kaiſer wär' nicht arm, wenn nicht ſo viel
— Blutigel ſaugten an dem Mark des Landes.

Iſolani.

So arg kann's auch nicht ſeyn. Ich ſehe ja,
(indem er ſich vor ihn hinſtellt und ſeinen Anzug muſtert,)
Es iſt noch lang nicht alles Gold gemünzt.

Queſtenberg.

Gottlob! Noch etwas Weniges hat man
Geflüchtet — vor den Fingern der Kroaten.

Illo.

Da den Slawata und den Martinitz,
Auf die der Kaiſer, allen guten Böhmen
Zum Aergerniſſe, Gnadengaben häuft —
Die ſich vom Raube der vertriebnen Bürger mäſten —
Die von der allgemeinen Fäulniß wachſen,
Allein im öffentlichen Unglück ärnten —
Mit königlichem Prunk dem Schmerz des Landes
Hohn ſprechen — die und ihres Gleichen laſſt
Den Krieg bezahlen, den verderblichen,
Den ſie allein doch angezündet haben.

Buttler.

Und dieſe Landſchmaruzer, die die Füße
Beſtändig unter'm Tiſch des Kaiſers haben,
Nach allen Benefizen hungrig ſchnappen,
Die wollen dem Soldaten, der vorm Feind liegt,
Das Brot vorſchneiden und die Rechnung ſtreichen.

Iſolani.

Mein Lebtag denk' ich dran, wie ich nach Wien
Vor ſieben Jahren kam, um die Remonte
Für unſre Regimenter zu betreiben,
Wie ſie von einer Antecamera
Zur andern mich herumgeſchleppt, mich unter
Den Schranzen ſtehen laſſen, ſtundenlang,
Als wär' ich da, um's Gnadenbrot zu betteln.
Zuletzt — da ſchickten ſie mir einen Kapuziner,
Ich dacht', es wär' um meiner Sünde willen!

Nein doch, das war der Mann, mit dem
Ich um die Reiterpferde ſollte handeln.
Ich muſſt' auch abziehn, unverrichteter Ding'.
Der Fürſt nachher verſchaffte mir in drey Tagen,
Was ich zu Wien in dreyßig nicht erlangte.

Queſtenberg.

Ja, ja! Der Poſten fand ſich in der Rechnung;
Ich weiß, wir haben noch daran zu zahlen.

Illo.

Es iſt der Krieg ein roh gewaltſam Handwerk.
Man kommt nicht aus mit ſanften Mitteln, Alles
Läſſt ſich nicht ſchonen. Wollte man's erpaſſen,
Bis ſie zu Wien aus vier und zwanzig Uebeln
Das kleinſte ausgewählt, man paſſte lange!
— Friſch mitten durchgegriffen, das iſt beſſer!
Reiß dann, was mag! — Die Menſchen, in der Regel,
Verſtehen ſich auf's Flicken und auf's Stückeln,
Und finden ſich in ein verhaſſtes Müſſen
Weit beſſer, als in eine bittre Wahl.

Queſtenberg.

Ja! das iſt wahr! Die Wahl ſpart uns der Fürſt.

Illo.

Der Fürſt trägt Vaterſorge für die Truppen;
Wir ſehen, wie's der Kaiſer mit uns meint.

Queſtenberg.

Für jeden Stand hat er ein gleiches Herz,
Und kann den Einen nicht dem Andern opfern.

Iſolani.

Drum ſtößt er uns zum Raubthier in die Wüſte,
Um ſeine theuren Schafe zu behüten.

Queſtenberg (mit Hohn.)

Herr Graf! Dies Gleichniß machen Sie — nicht ich.

Illo.

Doch wären wir, wofür der Hof uns nimmt,
Gefährlich war's, die Freyheit uns zu geben.

Queſtenberg (mit Ernſt.)

Genommen iſt die Freyheit, nicht gegeben;
Drum thut es Noth, den Zaum ihr anzulegen.

Illo.

Ein wildes Pferd erwarte man zu finden.

Queſtenberg.

Ein beſſ'rer Reiter wird's beſänftigen.

Illo.

Es trägt den Einen nur, der es gezähmt.

Queſtenberg.

Iſt es gezähmt, ſo folgt es einem Kinde.

Illo.

Das Kind, ich weiß, hat man ihm ſchon gefunden.

Queſtenberg.

Sie kümmre nur die Pflicht und nicht der Name.

Buttler.

(der ſich bisher mit Piccolomini ſeitwärts gehalten, doch mit ſichtbarem Antheil an dem Geſpräch, tritt näher.)

Herr Präſident! Dem Kaiſer ſteht in Deutſchland

Ein ſtattlich Kriegsvolk da, es kantoniren
In dieſem Königreich wohl dreyßigtauſend,
Wohl ſechszehntauſend Mann in Schleſien,
Zehn Regimenter ſtehn am Weſerſtrom,
Am Rhein und Main; in Schwaben bieten ſechs,
In Baiern zwölf den Schwediſchen die Spitze
Nicht zu gedenken der Beſatzungen,
Die an der Grenz' die feſten Plätze ſchirmen.
All dieſes Volk gehorcht Friedländiſchen
Hauptleuten. Die's befehligen, ſind Alle
In Eine Schul' gegangen, Eine Milch
Hat ſie ernährt, Ein Herz belebt ſie Alle.
Fremdlinge ſtehn ſie da auf dieſem Boden;
Der Dienſt allein iſt ihnen Haus und Heimat.
Sie treibt der Eifer nicht fürs Vaterland:
Denn Tauſende, wie mich, gebahr die Fremde;
Nicht für den Kaiſer: wohl die Hälfte kam
Aus fremdem Dienſt feldflüchtig uns herüber,
Gleichgültig, unter'm Doppeladler fechtend,
Wie unter'm Löwen und den Lilien.
Doch Alle führt an gleich gewalt'gem Zügel
Ein Einziger, durch gleiche Lieb' und Furcht
Zu Einem Volke ſie zuſammenbindend.
Und wie des Blitzes Funke ſicher, ſchnell,
Geleitet an der Wetterſtange, läuft,
Herrſcht ſein Befehl vom letzten fernen Poſten,
Der an die Dünen branden hört den Belt,

Der in der Etſch fruchtbare Thäler ſieht,
Bis zu der Wache, die ihr Schilderhaus
Hat aufgerichtet an der Kaiſerburg.

Queſtenberg.

Was iſt der langen Rede kurzer Sinn?

Buttler.

Daß der Reſpect, die Neigung, das Vertraun,
Das uns dem Friedland unterwürfig macht,
Nicht auf den erſten Beſten ſich verpflanzt,
Den uns der Hof aus Wien herüberſendet.
Uns iſt in treuem Angedenken noch,
Wie das Kommando kam in Friedland's Hände.
War's etwa kaiſerliche Majeſtät,
Die ein gemachtes Heer ihm übergab,
Den Führer nur geſucht zu ihren Truppen?
— Noch gar nicht war das Heer. Erſchaffen erſt
Mußt' es der Friedland; er *empfing* es nicht,
Er *gab's* dem Kaiſer! Von dem Kaiſer nicht
Erhielten wir den Wallenſtein zum Feldherrn.
So iſt es nicht, ſo nicht! Vom Wallenſtein
Erhielten wir den Kaiſer erſt zum Herrn,
Er knüpft uns, er allein, an dieſe Fahnen.

Octavio (tritt dazwiſchen.)

Es iſt nur zur Erinnerung, Herr Kriegsrath,
Daß Sie im Lager ſind und unter Kriegern. —
Die Kühnheit macht, die Freyheit den Soldaten. —
Vermöcht' er keck zu handeln, dürft' er nicht

Keck reden auch? — Eins geht in's Andre drein. —
Die Kühnheit dieſes würd'gen Offiziers,
(auf Buttlern zeigend.)
Die jetzt in ihrem Ziel ſich nur vergriff,
Erhielt, wo nichts als Kühnheit retten konnte,
Bey einem furchtbarn Aufſtand der Beſatzung,
Dem Kaiſer ſeine Hauptſtadt Prag.
(Man hört von fern eine Kriegsmuſik.)

Illo.

Das ſind ſie!
Die Wachen ſalutiren — Dies Signal
Bedeutet uns, die Fürſtinn ſey herein.

Octavio (zum Queſtenberg.)

So iſt auch mein Sohn Max zurück. Er hat ſie
Aus Kärnthen abgeholt und hergeleitet.

Iſolani (zu Illo.)

Gehn wir zuſammen hin, ſie zu begrüßen?

Illo.

Wohl! Laſſt uns gehen. Obriſt Buttler, kommt!
(zum Octavio.)
Erinnert euch, daß wir vor Mittag noch
Mit dieſem Herrn beym Fürſten uns begegnen.

Dritter Auftritt.

Octavio und Queſtenberg, die zurückbleiben.

Queſtenberg
(mit dem Zeichen des Erſtaunens.)

Was hab' ich hören müſſen, Generallieutenant!
Welch zügelloſer Trotz! Was für Begriffe!
— Wenn dieſer Geiſt der allgemeine iſt —

Octavio.

Drey Viertel der Armee vernahmen Sie.

Queſtenberg.

Weh uns! Wo dann ein zweytes Heer gleich finden,
Um dieſes zu bewahren! — Dieſer Illo, fürcht' ich,
Denkt noch viel ſchlimmer als er ſpricht. Auch dieſer Buttler
Kann ſeine böſe Meinung nicht verbergen.

Octavio.

Empfindlichkeit — gereizter Stolz — nichts weiter! —
Dieſen Buttler geb' ich noch nicht auf; ich weiß,
Wie dieſer böſe Geiſt zu bannen iſt.

Queſtenberg.
(voll Unruh auf- und abgehend.)

Nein! das iſt ſchlimmer, o! viel ſchlimmer, Freund!
Als wir's in Wien uns hatten träumen laſſen.
Wir ſahen's nur mit Höflingsaugen an,
Die von dem Glanz des Throns geblendet waren;
Den Feldherrn hatten wir noch nicht geſehn,

Den allvermögenden, in ſeinem Lager.
Hier iſt's ganz anders!
Hier iſt kein Kaiſer mehr. Der Fürſt iſt Kaiſer!
Der Gang, den ich an Ihrer Seite jetzt
Durchs Lager that, ſchlägt meine Hoffnung nieder.

Octavio.

Sie ſeh'n nun ſelbſt, welch ein gefährlich Amt
Es iſt, das Sie vom Hof mir überbrachten —
Wie mißlich die Perſon, die ich hier ſpiele.
Der leiſeſte Verdacht des Generals,
Er würde Freyheit mir und Leben koſten,
Und ſein verwegenes Beginnen nur
Beſchleunigen.

Queſtenberg.

Wo war die Ueberlegung.
Als wir dem Raſenden das Schwert vertraut,
Und ſolche Macht gelegt in ſolche Hand!
Zu ſtark für dieſes ſchlimmverwahrte Herz
War die Verſuchung! Hätte ſie doch ſelbſt
Dem beſſern Mann gefährlich werden müſſen!
Er wird ſich weigern, ſag' ich Ihnen,
Der kaiſerlichen Ordre zu gehorchen. —
Er kann's und wird's. — Sein unbeſtrafter Trotz
Wird unſre Ohnmacht ſchimpflich offenbaren.

Octavio.

Und glauben Sie, daß er Gemahlinn, Tochter,
Umſonſt hieher ins Lager kommen ließ,

Gerade jetzt, da wir zum Krieg uns rüſten?
Daß er die letzten Pfänder ſeiner Treu
Aus Kaiſers Landen führt, das deutet uns
Auf einen nahen Ausbruch der Empörung.

Queſtenberg.

Weh' uns! und wie dem Ungewitter ſtehn,
Das drohend uns umzieht von allen Enden?
Der Reichsfeind an den Grenzen, Meiſter ſchon
Vom Donauſtrom, ſtets weiter um ſich greifend —
Im innern Land des Aufruhrs Feuerglocke —
Der Bauer in Waffen — alle Stände ſchwürig —
Und die Armee, von der wir Hülf' erwarten,
Verführt, verwildert, aller Zucht entwohnt —
Vom Staat, von ihrem Kaiſer losgeriſſen,
Vom Schwindelnden die ſchwindelnde geführt,
Ein furchtbar Werkzeug dem verwegenſten
Der Menſchen blind gehorchend hingegeben —

Octavio.

Verzagen wir auch nicht zu früh, mein Freund!
Stets iſt die Sprache kecker als die That,
Und Mancher, der in blindem Eifer jetzt
Zu jedem Aeußerſten entſchloſſen ſcheint,
Find't unerwartet in der Bruſt ein Herz,
Spricht man des Frevels wahren Namen aus.
Zudem — ganz unvertheidigt ſind wir nicht.
Graf Altringer und Gallas, wiſſen Sie,
Erhalten in der Pflicht ihr kleines Heer —

Verſtärken es noch täglich. — Ueberraſchen
Kann er uns nicht; Sie wiſſen, daß ich ihn
Mit meinen Horchern rings umgeben habe;
Vom kleinſten Schritt erhalt' ich Wiſſenſchaft
Sogleich — ja, mir entdeckt's ſein eigner Mund.

Queſtenberg.

Ganz unbegreiflich iſt's, daß er den Feind nicht merkt
An ſeiner Seite.

Octavio.

Denken Sie nicht etwa,
Daß ich durch Lügenkünſte, gleißneriſche
Gefälligkeit in ſeine Gunſt mich ſtahl,
Durch Heuchelworte ſein Vertrauen nähre.
Befiehlt mir gleich die Klugheit und die Pflicht,
Die ich dem Reich, dem Kaiſer ſchuldig bin,
Daß ich mein wahres Herz vor ihm verberge,
Ein falſches hab' ich niemals ihm geheuchelt!

Queſtenberg.

Es iſt des Himmels ſichtbarliche Fügung.

Octavio.

Ich weiß nicht, was es iſt — was ihn an mich
Und meinen Sohn ſo mächtig zieht und kettet.
Wir waren immer Freunde, Waffenbrüder;
Gewohnheit, gleichgetheilte Abenteuer
Verbanden uns ſchon frühe — doch ich weiß
Den Tag zu nennen, wo mit einem Mal
Sein Herz mir aufging, ſein Vertrauen wuchs.

Es war der Morgen vor der Lützner Schlacht —
Mich trieb ein böſer Traum, ihn aufzuſuchen,
Ein ander Pferd zur Schlacht ihm anzubieten.
Fern von den Zelten, unter einem Baum
Fand ich ihn eingeſchlafen. Als ich ihn
Erweckte, mein Bedenken ihm erzählte,
Sah er mich lange ſtaunend an; drauf fiel er
Mir um den Hals, und zeigte eine Rührung,
Wie jener kleine Dienſt ſie gar nicht werth war.
Seit jenem Tag verfolgt mich ſein Vertrauen
In gleichem Maaß, als ihn das meine flieht.

Queſtenberg.

Sie ziehen Ihren Sohn doch ins Geheimniß?

Octavio.

Nein!

Queſtenberg.

Wie? auch warnen wollen Sie ihn nicht,
In welcher ſchlimmen Hand er ſich befinde?

Octavio.

Ich muß ihn ſeiner Unſchuld anvertrauen.
Verſtellung iſt der offnen Seele fremd;
Unwiſſenheit allein kann ihm die Geiſtesfreyheit
Bewahren, die den Herzog ſicher macht.

Queſtenberg (beſorglich.)

Mein würd'ger Freund! Ich hab' die beſte Meinung
Vom Oberſt Piccolomini — doch — wenn —
Bedenken Sie —

Octavio.

Ich muß es darauf wagen —. Still! Da kommt er.

Vierter Auftritt.

Max Piccolomini. Octavio Piccolomini. Queſtenberg.

Max.

Da iſt er ja gleich ſelbſt. Willkommen, Vater!
(Er umarmt ihn. Wie er ſich umwendet, bemerkt er Queſtenbergen und tritt kalt zurück.)
Beſchäftigt, wie ich ſeh'? Ich will nicht ſtören.

Octavio.

Wie, Max? Sieh dieſen Gaſt doch näher an!
Aufmerkſamkeit verdient ein alter Freund;
Ehrfurcht gebührt dem Boten deines Kaiſers.

Max (trocken.)

Von Queſtenberg! Willkommen, wenn was Gutes
In's Hauptquartier Sie herführt.

Queſtenberg (hat ſeine Hand gefaßt.)

Ziehen Sie
Die Hand nicht weg, Graf Piccolomini!
Ich faſſe ſie nicht blos von Meinetwegen,
Und nichts Gemeines will ich damit ſagen.
(Beyder Hände faſſend.)
Octavio — Max Piccolomini!

Heilbringend, vorbedeutungsvolle Namen!
Nie wird das Glück von Oeſterreich ſich wenden,
So lang zwey ſolche Sterne, ſegenreich
Und ſchützend, leuchten über ſeinen Heeren.

Max.

Sie fallen aus der Rolle, Herr Miniſter,
Nicht Lobenswegen ſind Sie hier, ich weiß,
Sie ſind geſchickt, zu tadeln und zu ſchelten —
Ich will voraus nichts haben vor den andern.

Octavio (zu Max.)

Er kommt vom Hofe, wo man mit dem Herzog
Nicht ganz ſo wohl zufrieden iſt, als hier.

Max.

Was gibt's auf's Neu denn an ihm auszuſtellen?
Daß er für ſich allein beſchließt, was er
Allein verſteht? Wohl! daran thut er recht,
Und wird's dabey auch ſein Verbleiben haben. —
Er iſt nun einmal nicht gemacht, nach Andern
Geſchmeidig ſich zu fügen und zu wenden,
Es geht ihm wider die Natur, er kann's nicht.
Geworden iſt ihm eine Herrſcherſeele,
Und iſt geſtellt auf einen Herrſcherplatz.
Wohl uns, daß es ſo iſt! Es können ſich
Nur Wenige regieren, den Verſtand
Verſtändig brauchen — Wohl dem Ganzen, findet
Sich einmal Einer, der ein Mittelpunkt
Für viele tauſend wird, ein Halt; — ſich hinſtellt

Wie eine feſte Säul', an die man ſich
Mit Luſt mag ſchließen und mit Zuverſicht.
So Einer iſt der Wallenſtein, und taugte
Dem Hof ein Andrer beſſer — der Armee
Frommt nur ein Solcher.

Queſtenberg.

Der Armee! Ja wohl!

Max.

Und eine Luſt iſt's, wie er Alles weckt
Und ſtärkt und neu belebt um ſich herum,
Wie jede Kraft ſich ausſpricht, jede Gabe
Gleich deutlicher ſich wird in ſeiner Nähe!
Jedwedem zieht er ſeine Kraft hervor,
Die eigenthümliche, und zieht ſie groß,
Läſſt Jeden ganz das bleiben, was er iſt;
Er wacht nur drüber, daß er's immer ſey
Am rechten Ort; ſo weiß er aller Menſchen
Vermögen zu dem ſeinigen zu machen.

Queſtenberg.

Wer ſpricht ihm ab, daß er die Menſchen kenne,
Sie zu gebrauchen wiſſe! Ueber'm Herrſcher
Vergiſſt er nur den Diener ganz und gar,
Als wär' mit ſeiner Würd' er ſchon geboren.

Max.

Iſt er's denn nicht? Mit jeder Kraft dazu
Iſt er's, und mit der Kraft noch obendrein,

Buchſtäblich zu vollſtrecken die Natur,
Dem Herrſchtalent den Herrſchplatz zu erobern.

Queſtenberg.

So kommt's zuletzt auf ſeine Großmuth an,
Wie viel wir überall noch gelten ſollen!

Max.

Der ſeltne Mann will ſeltenes Vertrauen.
Gebt ihm den Raum, das Ziel wird Er ſich ſetzen.

Queſtenberg.

Die Proben geben's.

Max.

Ja! ſo ſind ſie! Schreckt
Sie alles gleich, was eine Tiefe hat;
Iſt ihnen nirgends wohl, als wo's recht flach iſt.

Octavio (zu Queſtenberg.)

Ergeben Sie ſich nur in Gutem, Freund!
Mit Dem da werden Sie nicht fertig.

Max.

Da rufen ſie den Geiſt an in der Noth,
Und grauet ihnen gleich, wenn er ſich zeigt.
Das Ungemeine ſoll, das Höchſte ſelbſt
Geſchehn wie das Alltägliche. Im Felde
Da dringt die Gegenwart — Perſönliches
Muß herrſchen, eignes Auge ſehn. Es braucht
Der Feldherr jedes Große der Natur;
So gönne man ihm auch, in ihren großen
Verhältniſſen zu leben. Das Orakel

In ſeinem Innern, das Lebendige. —
Nicht todte Bücher, alte Ordnungen,
Nicht modrige Papiere ſoll er fragen.

Octavio.

Mein Sohn! Laß uns die alten, engen Ordnungen
Gering nicht achten! Köſtlich unſchätzbare
Gewichte ſind's, die der bedrängte Menſch
An ſeiner Dränger raſchen Willen band;
Denn immer war die Willkür fürchterlich —
Der Weg der Ordnung, ging er auch durch Krümmen,
Er iſt kein Umweg. Grad aus geht des Blitzes,
Geht des Kanonballs fürchterlicher Pfad —
Schnell, auf dem nächſten Wege, langt er an,
Macht ſich zermalmend Platz, um zu zermalmen.
Mein Sohn! Die Straße, die der Menſch befährt,
Worauf der Segen wandelt, dieſe folgt
Der Flüſſe Lauf, der Thäler freyen Krümmen,
Umgeht das Waizenfeld, den Rebenhügel,
Des Eigenthums gemeſſne Grenzen ehrend —
So führt ſie ſpäter, ſicher doch zum Ziel.

Queſtenberg.

O! hören Sie den Vater — hören Sie
Ihn, der ein Held iſt und ein Menſch zugleich.

Octavio.

Das Kind des Lagers ſpricht aus dir, mein Sohn.
Ein funfzehnjähr'ger Krieg hat dich erzogen,
— Du haſt den Frieden nie geſehn! Es gibt

Noch höhern Werth, mein Sohn, als kriegeriſchen;
Im Kriege ſelber iſt das letzte nicht der Krieg.
Die großen, ſchnellen Thaten der Gewalt,
Des Augenblicks erſtaunenswerthe Wunder,
Die ſind es nicht, die das Beglückende,
Das ruhig, mächtig Daurende erzeugen.
In Haſt und Eile bauet der Soldat
Von Leinwand ſeine leichte Stadt; da wird
Ein augenblicklich Brauſen und Bewegen,
Der Markt belebt ſich, Straßen, Flüſſe ſind
Bedeckt mit Fracht, es rührt ſich das Gewerbe.
Doch eines Morgens plötzlich ſiehet man
Die Zelte fallen, weiter rückt die Horde,
Und ausgeſtorben, wie ein Kirchhof, bleibt
Der Acker, das zerſtampfte Saatfeld liegen,
Und um des Jahres Aernte iſt's gethan.

Max.

O! laß den Kaiſer Friede machen, Vater!
Den blut'gen Lorber geb' ich hin, mit Freuden,
Für's erſte Veilchen, das der März uns bringt,
Das duftige Pfand der neuverjüngten Erde.

Octavio.

Wie wird dir? Was bewegt dich ſo auf einmal?

Max.

Ich hab' den Frieden nie geſehn? — Ich hab' ihn
Geſehen, alter Vater, eben komm' ich —
Jetzt eben davon her — es führte mich

Der Weg durch Länder, wo der Krieg nicht hin
Gekommen — o! das Leben, Vater,
Hat Reize, die wir nie gekannt. — Wir haben
Des ſchönen Lebens öde Küſte nur
Wie ein umirrend Räubervolk befahren,
Das in ſein dumpfig-enges Schiff gepreßt,
Im wüſten Meer mit wüſten Sitten hauſt,
Vom großen Land nichts als die Buchten kennt,
Wo es die Diebeslandung wagen darf.
Was in den innern Thälern Köſtliches
Das Land verbirgt, o! davon — davon iſt
Auf unſrer wilden Fahrt uns nichts erſchienen.

Octavio (wird aufmerkſam.)

Und hätt' es dieſe Reiſe dir gezeigt?

Max.

Es war die erſte Muße meines Lebens.
Sag' mir, was iſt der Arbeit Ziel und Preis,
Der peinlichen, die mir die Jugend ſtahl,
Das Herz mir öde ließ und unerquickt
Den Geiſt, den keine Bildung noch geſchmücket?
Denn dieſes Lagers lärmendes Gewühl,
Der Pferde Wiehern, der Trompete Schmettern,
Des Dienſtes immer gleichgeſtellte Uhr,
Die Waffenübung, das Kommandowort, —
Dem Herzen gibt es nichts, dem lechzenden.
Die Seele fehlt dem nichtigen Geſchäft —
Es gibt ein andres Glück und andre Freuden.

Octavio.

Viel lernteſt du auf dieſem kurzen Weg, mein Sohn!

Max.

O ſchöner Tag, wenn endlich der Soldat
In's Leben heimkehrt, in die Menſchlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen ſich entfalten,
Und heimwärts ſchlägt der ſanfte Friedensmarſch.
Wenn alle Hüte ſich und Helme ſchmücken
Mit grünen Mayen, dem letzten Raub der Felder!
Der Städte Thore gehen auf, von ſelbſt,
Nicht die Petarde braucht ſie mehr zu ſprengen;
Von Menſchen ſind die Wälle rings erfüllt,
Von friedlichen, die in die Lüfte grüßen, —
Hell klingt von allen Thürmen das Geläut,
Des blut'gen Tages frohe Veſper ſchlagend.
Aus Dörfern und aus Städten wimmelnd ſtrömt
Ein jauchzend Volk, mit liebend emſiger
Zudringlichkeit des Heeres Fortzug hindernd —
Da ſchüttelt, froh des noch erlebten Tags,
Dem heimgekehrten Sohn der Greis die Hände.
Ein Fremdling tritt er in ſein Eigenthum,
Das längſtverlaſſne, ein; mit breiten Aeſten
Deckt ihn der Baum bey ſeiner Wiederkehr,
Der ſich zur Gerte bog, als er gegangen,
Und ſchamhaft tritt als Jungfrau ihm entgegen,
Die er einſt an der Amme Bruſt verließ.

O! glücklich, wem dann auch ſich eine Thür,
Sich zarte Arme ſanft umſchlingend öffnen —

Queſtenberg (gerührt.)

O! daß Sie von ſo ferner, ferner Zeit,
Und nicht von morgen, nicht von heute ſprechen!

Max.

(mit Heftigkeit ſich zu ihm wendend.)

Wer ſonſt iſt ſchuld daran, als ihr in Wien? —
Ich will's nur frey geſtehen, Queſtenberg!
Als ich vorhin Sie ſtehen ſah, es preſſte
Der Unmuth mir das Innerſte zuſammen —
Ihr ſeyd es, die den Frieden hindern, ihr!
Der Krieger iſt's, der ihn erzwingen muß.
Dem Fürſten macht ihr's Leben ſauer, macht
Ihm alle Schritte ſchwer, ihr ſchwärzt ihn an —
Warum? Weil an Europa's großem Beſten
Ihm mehr liegt als an ein Paar Hufen Landes,
Die Oeſtreich mehr hat oder weniger —
Ihr macht ihn zum Empörer, und, Gott weiß!
Zu was noch mehr, weil er die Sachſen ſchont,
Beym Feind Vertrauen zu erwecken ſucht,
Das doch der einz'ge Weg zum Frieden iſt;
Denn hört der Krieg im Kriege nicht ſchon auf,
Woher ſoll Friede kommen? — Geht nur, geht!
Wie ich das Gute liebe, haſſ' ich Euch —
Und hier gelob' ich's an, verſpritzen will ich
Für ihn, für dieſen Wallenſtein, mein Blut,

Das Letzte meines Herzens, tropfenweis', eh' daß
Ihr über ſeinen Fall frohlocken ſollt! (er geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Queſtenberg. Octavio Piccolomini.

Queſtenberg.

O weh uns! Steht es ſo?
(dringend und ungeduldig.)
Freund, und wir laſſen ihn in dieſem Wahn
Dahingehn, rufen ihn nicht gleich
Zurück, daß wir die Augen auf der Stelle
Ihm öffnen?

Octavio.

(aus einem tiefen Nachdenken zu ſich kommend.)
Mir hat Er ſie jetzt geöffnet,
Und mehr erblick' ich, als mich freut.

Queſtenberg.

Was iſt es, Freund?

Octavio.

Fluch über dieſe Reiſe!

Queſtenberg.

Wie ſo? Was iſt es?

Octavio.

Kommen Sie! Ich muß
Sogleich die unglückſelige Spur verfolgen,
Mit meinen Augen ſehen — Kommen Sie —
(will ihn fortführen.)

Queſtenberg.
Was denn? Wohin?
Octavio (preſſirt.)
Zu ihr!
Queſtenberg.
Zu —
Octavio (korrigirt ſich.)
Zum Herzog! Gehn wir. O! ich fürchte Alles.
Ich ſeh' das Netz geworfen über ihn,
Er kommt mir nicht zurück, wie er gegangen.
Queſtenberg.
Erklären Sie mir nur —
Octavio.
Und konnt' ich's nicht
Vorherſehn? Nicht die Reiſe hintertreiben?
Warum verſchwieg ich's ihm? — Sie hatten Recht,
Ich muſſt' ihn warnen — Jetzo iſt's zu ſpät,
Queſtenberg.
Was iſt zu ſpät? Beſinnen Sie ſich, Freund,
Daß ſie in lauter Räthſeln zu mir reden.
Octavio (gefaſſter.)
Wir gehn zum Herzog. Kommen Sie! Die Stunde
Rückt auch heran, die er zur Audienz
Beſtimmt hat. Kommen Sie! —
Verwünſcht! dreymal verwünſcht ſey dieſe Reiſe!
(Er führt ihn weg, der Vorhang fällt.)

Zweyter Aufzug.

Saal beym Herzog von Friedland.

Erſter Auftritt.

Bediente ſetzen Stühle und breiten Fußteppiche aus. Gleich darauf **Seni**, der Aſtrolog, wie ein italieniſcher Doktor ſchwarz und etwas phantaſtiſch gekleidet. Er tritt in die Mitte des Saals, ein weißes Stäbchen in der Hand, womit er die Himmelsgegenden bezeichnet.

Bedienter.

(mit einem Rauchfaß herumgehend.)

Greift an! Macht, daß ein Ende wird! Die Wache
Ruft in's Gewehr. Sie werden gleich erſcheinen.

Zweyter Bedienter.

Warum denn aber ward die Erkerſtube,
Die rothe, abbeſtellt, die doch ſo leuchtet?

Erſter Bedienter

Das frag' den Mathematikus. Der ſagt,
Es ſey ein Unglückszimmer.

Zweyter Bedienter.

Narrenspoſſen!

Das heißt die Leute ſcheren. Saal iſt Saal.
Was kann der Ort viel zu bedeuten haben!

Seni (mit Gravität.)

Mein Sohn, nichts in der Welt iſt unbedeutend.
Das Erſte aber und Hauptſächlichſte
Bey allem ird'ſchen Ding iſt Ort und Stunde.

Dritter Bedienter.

Laß dich mit dem nicht ein, Nathanael!
Muß ihm der Herr doch ſelbſt den Willen thun.

Seni (zählt die Stühle.)

Eilf! Eine böſe Zahl. Zwölf Stühle ſetzt!
Zwölf Zeichen hat der Thierkreis, Fünf und Sieben;
Die heil'gen Zahlen liegen in der Zwölfe.

Zweyter Bedienter.

Was habt ihr gegen Eilf? Das laſſt mich wiſſen.

Seni.

Eilf iſt die Sünde. Eilfe überſchreitet
Die zehn Gebote.

Zweyter Bedienter

So? Und warum nennt Ihr
Die Fünfe eine heil'ge Zahl?

Seni.

Fünf iſt
Des Menſchen Seele. Wie der Menſch aus Gutem
Und Böſem iſt gemiſcht, ſo iſt die Fünfe
Die erſte Zahl aus Grad und Ungerade.

Erſter Bedienter.

Der Narr!

Dritter Bedienter.

Ei, laß ihn doch! Ich hör' ihm gerne zu,
Denn Mancherley doch denkt ſich bey den Worten.

Zweyter Bedienter.

Hinweg! Sie kommen! Da zur Seitenthür hinaus!
(Sie eilen fort. Seni folgt langſam.)

Zweyter Auftritt.

Wallenſtein. Die Herzoginn.

Wallenſtein.

Nun, Herzoginn? Sie haben Wien berührt,
Sich vorgeſtellt der Königinn von Ungarn?

Herzoginn.

Der Kaiſerinn auch. Bey beyden Majeſtäten
Sind wir zum Handkuß zugelaſſen worden.

Wallenſtein.

Wie nahm man's auf, daß ich Gemahlinn, Tochter
Zu dieſer Winterszeit in's Feld beſchieden?

Herzoginn.

Ich that nach Ihrer Vorſchrift, führte an,
Sie hätten über unſer Kind beſtimmt,
Und möchten gern dem künftigen Gemahl
Noch vor dem Feldzug die Verlobte zeigen.

Wallenſtein.

Muthmaßte man die Wahl, die ich getroffen?

Herzoginn.

Man wünſchte wohl, ſie möcht' auf keinen fremden,
Noch lutheriſchen Herrn gefallen ſeyn.

Wallenſtein.

Was wünſchen Sie, Eliſabeth?

Herzoginn.

Ihr Wille, wiſſen Sie, war ſtets der meine.

Wallenſtein (nach einer Pauſe.)

Nun — Und wie war die Aufnahm' ſonſt am Hofe?
(Herzoginn ſchlägt die Augen nieder und ſchweigt.)
Verbergen Sie mir nichts — Wie war's damit?

Herzoginn.

O! mein Gemahl — Es iſt nicht Alles mehr
Wie ſonſt — Es iſt ein Wandel vorgegangen.

Wallenſtein.

Wie? Ließ man's an der alten Achtung fehlen?

Herzoginn.

Nicht an der Achtung. Würdig und voll Anſtand
War das Benehmen — aber an die Stelle
Huldreich vertraulicher Herablaſſung
War feyerliche Förmlichkeit getreten.
Ach! und die zarte Schonung, die man zeigte,
Sie hatte mehr vom Mitleid als der Gunſt.
Nein! Herzog Albrechts fürſtliche Gemahlinn,

Graf Harrachs edle Tochter hätte ſo —
Nicht eben ſo empfangen werden ſollen!

Wallenſtein.

Man ſchalt gewiß mein neueſtes Betragen?

Herzoginn.

O hätte man's gethan! — Ich bin's von lang her
Gewohnt, Sie zu entſchuldigen, zufrieden
Zu ſprechen die entrüſteten Gemüther —
Nein, Niemand ſchalt Sie — Man verhüllte ſich
In ein ſo laſtend feyerliches Schweigen.
Ach! hier iſt kein gewöhnlich Mißverſtändniß, keine
Vorübergehende Empfindlichkeit —
Etwas Unglücklich-Unerſetzliches iſt
Geſchehn — Sonſt pflegte mich die Königinn
Von Ungarn immer ihre liebe Muhme
Zu nennen, mich bey'm Abſchied zu umarmen.

Wallenſtein.

Jetzt unterließ ſie's?

Herzoginn.

(ihre Thränen trocknend, nach einer Pauſe.)

Sie umarmte mich,
Doch erſt als ich den Urlaub ſchon genommen, ſchon
Der Thüre zuging, kam ſie auf mich zu,
Schnell, als beſänne ſie ſich erſt, und drückte
Mich an den Buſen, mehr mit ſchmerzlicher
Als zärtlicher Bewegung.

Wallenſtein (ergreift ihre Hand.)
Faſſen Sie ſich! —
Wie war's mit Eggenberg, mit Lichtenſtein
Und mit den andern Freunden?
Herzoginn (den Kopf ſchüttelnd.)
Keinen ſah ich.
Wallenſtein.
Und der hiſpaniſche Conte Ambaſſador,
Der ſonſt ſo warm für mich zu ſprechen pflegte?
Herzoginn.
Er hatte keine Zunge mehr für Sie.
Wallenſtein.
Die Sonnen alſo ſcheinen uns nicht mehr;
Fortan muß eignes Feuer uns erleuchten.
Herzoginn.
Und wär' es? Theurer Herzog, wär's an dem,
Was man am Hofe leiſe flüſtert, ſich
Im Lande laut erzählt — Was Pater Lamormain
Durch einige Winke —
Wallenſtein (ſchnell.)
Lamormain! Was ſagt der?
Herzoginn.
Man zeihe Sie verwegner Ueberſchreitung
Der anvertrauten Vollmacht, frevenlicher
Verhöhnung höchſter, kaiſerlicher Befehle.
Die Spanier, der Baiern ſtolzer Herzog,
Stehn auf als Kläger wider Sie —

Ein Ungewitter zieh' ſich über Ihnen
Zuſammen, noch weit drohender als jenes,
Das Sie vordem zu Regensburg geſtürzt.
Man ſpreche, ſagt er — ach! ich kann's nicht ſagen —

Wallenſtein (geſpannt.)

Nun?

Herzoginn.

Von einer zweyten (ſie ſtockt.)

Wallenſtein.

Zweyten —

Herzoginn.

Schimpflichern
— Abſetzung.

Wallenſtein.

Spricht man?
(heftig bewegt durch das Zimmer gehend)
O! ſie zwingen mich, ſie ſtoßen
Gewaltſam, wider meinen Willen, mich hinein.

Herzoginn.
(ſich bittend an ihn ſchmiegend)

O! wenn's noch Zeit iſt, mein Gemahl! — wenn es
Mit Unterwerfung, mit Nachgiebigkeit
Kann abgewendet werden — Geben Sie nach —
Gewinnen Sie's dem ſtolzen Herzen ab,
Es iſt Ihr Herr und Kaiſer, dem Sie weichen.
O! laſſen Sie es länger nicht geſchehn,
Daß hämiſche Bosheit Ihre gute Abſicht

Durch giftige, verhaßte Deutung ſchwärze.
Mit Siegeskraft der Wahrheit ſtehn Sie auf,
Die Lügner, die Verläumder zu beſchämen!
Wir haben ſo der guten Freunde wenig.
Sie wiſſen's! Unſer ſchnelles Glück hat uns
Dem Haß der Menſchen blosgeſtellt — Was ſind wir,
Wenn kaiſerliche Huld ſich von uns wendet!

Dritter Auftritt.

Gräfinn Terzky, welche die Prinzeſſinn **Thekla** an der Hand führt, zu den **Vorigen**.

Gräfinn.

Wie, Schweſter? Von Geſchäften ſchon die Rede,
Und, wie ich ſeh', nicht von erfreulichen,
Eh' er noch ſeines Kindes froh geworden?
Der Freude gehört der erſte Augenblick.
Hier, Vater Friedland! das iſt deine Tochter!

(Thekla nähert ſich ihm ſchüchtern und will ſich auf ſeine Hand beugen; er empfängt ſie in ſeinen Armen, und bleibt einige Zeit in ihrem Anſchauen verloren ſtehen.)

Wallenſtein.

Ja! Schön iſt mir die Hoffnung aufgegangen.
Ich nehme ſie zum Pfande größern Glücks.

Herzoginn.

Ein zartes Kind noch war ſie, als Sie gingen.

Das große Heer dem Kaiſer aufzurichten.
Hernach, als Sie vom Feldzug heimgekehrt
Aus Pommern, war die Tochter ſchon im Stifte,
Wo ſie geblieben iſt bis jetzt.

Wallenſtein.

Indeß
Wir hier im Feld' geſorgt, ſie groß zu machen,
Das höchſte Irdiſche ihr zu erfechten,
Hat Mutter Natur in ſtillen Kloſtermauern
Das Ihrige gethan, dem lieben Kind
Aus freyer Gunſt das Göttliche gegeben,
Und führt ſie ihrem glänzenden Geſchick
Und meiner Hoffnung ſchön geſchmückt entgegen.

Herzoginn (zur Prinzeſſinn.)

Du hätteſt deinen Vater wohl nicht wieder
Erkannt, mein Kind? Kaum zählteſt du acht Jahre,
Als du ſein Angeſicht zuletzt geſehn.

Thekla.

Doch, Mutter, auf den erſten Blick — Mein Vater
Hat nicht gealtert — Wie ſein Bild in mir gelebt,
So ſteht er blühend jetzt vor meinen Augen.

Wallenſtein (zur Herzoginn.)

Das holde Kind! Wie fein bemerkt und wie
Verſtändig! Sieh', ich zürnte mit dem Schickſal,
Daß mir's den Sohn verſagt, der meines Namens
Und meines Glückes Erbe könnte ſeyn,
In einer ſtolzen Linie von Fürſten

Mein ſchnell verlöſchtes Daſeyn weiter leiten.
Ich that dem Schickſal Unrecht. Hier auf dieſes
Jungfräulich blühende Haupt will ich den Kranz
Des kriegeriſchen Lebens niederlegen;
Nicht für verloren acht' ich's, wenn ich's einſt,
In einen königlichen Schmuck verwandelt,
Um dieſe ſchöne Stirne flechten kann.
(Er hält ſie in ſeinen Armen, wie Piccolomini hereintritt.)

Vierter Auftritt.

Max Piccolomini, und bald darauf Graf Terzky zu den Vorigen.

Gräfinn.

Da kommt der Paladin, der uns beſchützte.

Wallenſtein.

Sey mir willkommen, Max. Stets warſt du mir
Der Bringer irgend einer ſchönen Freude,
Und, wie das glückliche Geſtirn des Morgens,
Führſt du die Lebensſonne mir herauf.

Max.

Mein General —

Wallenſtein.

Bis jetzt war es der Kaiſer,
Der dich durch meine Hand belohnt. Heut' haſt du

Den Vater dir, den glücklichen, verpflichtet,
Und dieſe Schuld muß Friedland ſelbſt bezahlen.

Max.

Mein Fürſt! Du eilteſt ſehr, ſie abzutragen.
Ich komme mit Beſchämung, ja, mit Schmerz;
Denn kaum bin ich hier angelangt, hab' Mutter
Und Tochter deinen Armen überliefert,
So wird aus deinem Marſtall, reich geſchirrt,
Ein prächt'ger Jagdzug mir von dir gebracht,
Für die gehabte Müh' mich abzulohnen.
Ja, ja, mich abzulohnen. Eine Müh',
Ein Amt blos war's! Nicht eine Gunſt, für die
Ich's vorſchnell nahm, und dir ſchon volles Herzens
Zu danken kam — Nein, ſo war's nicht gemeint,
Daß mein Geſchäft mein ſchönſtes Glück ſeyn ſollte!
(Terzky tritt herein und übergibt dem Herzog Briefe, welche dieſer ſchnell erbricht.)

Gräfinn (zu Max.)

Belohnt er Ihre Mühe? Seine Freude
Vergilt er Ihnen. Ihnen ſteht es an,
So zart zu denken; meinem Schwager ziemt's,
Sich immer groß und fürſtlich zu beweiſen.

Thekla.

So müßt' auch ich an ſeiner Liebe zweifeln,
Denn ſeine gütigen Hände ſchmückten mich,
Noch eh' das Herz des Vaters mir geſprochen.

Max.

Ja, er muß immer geben und beglücken!

(Er ergreift der Herzoginn Hand, mit ſteigender Wärme.)

Was dank' ich ihm nicht Alles — o! was ſprech' ich
Nicht alles aus in dieſem theuren Namen Friedland!
Zeitlebens ſoll ich ein Gefangner ſeyn
Von dieſem Namen — darin blühen ſoll
Mir jedes Glück und jede ſchöne Hoffnung —
Feſt, wie in einem feſten Zauberringe, hält
Das Schickſal mich gebannt in dieſem Namen.

Gräfinn

(welche unterdeſſen den Herzog ſorgfältig beobachtet, bemerkt, daß er bey den Briefen nachdenkend geworden.)

Der Bruder will allein ſeyn. Laßt uns gehen.

Wallenſtein.

(wendet ſich ſchnell um, faßt ſich und ſpricht heiter zur Herzoginn)

Noch einmal, Fürſtinn, heiß' ich Sie im Feld willkommen.
Sie ſind die Wirthinn dieſes Hofs — Du, Max,
Wirſt diesmal noch dein altes Amt verwalten,
Indeß wir hier des Herrn Geſchäfte treiben.

(Max Piccolomini bietet der Herzoginn den Arm, Gräfinn führt die Prinzeſſinn ab.)

Terzky (ihm nachrufend.)

Verſäumt nicht, der Verſammlung beyzuwohnen.

Fünfter Auftritt.

Wallenſtein. Terzky.

Wallenſtein.

(in tiefem Nachdenken zu ſich ſelbſt)

Sie hat ganz recht geſeh'n — So iſt's, und ſtimmt
Vollkommen zu den übrigen Berichten —
Sie haben ihren letzten Schluß gefaſſt
In Wien, mir den Nachfolger ſchon gegeben.
Der Ungarn König iſt's, der Ferdinand,
Des Kaiſers Söhnlein, der iſt jetzt ihr Heiland.
Das neu aufgehende Geſtirn! Mit uns
Gedenkt man fertig ſchon zu ſeyn, und wie
Ein Abgeſchiedner ſind wir ſchon beerbet.
Drum keine Zeit verloren!

(indem er ſich umwendet, bemerkt er den Terzky und gibt ihm einen Brief)

Graf Altringer läſſt ſich entſchuldigen,
Auch Gallas — Das gefällt mir nicht.

Terzky.

Und wenn du
Noch länger ſäumſt, bricht Einer nach dem Andern.

Wallenſtein.

Der Altringer hat die Tiroler Päſſe.
Ich muß ihm Einen ſchicken, daß er mir
Die Spanier aus Mailand nicht herein läſſt.
— Nun! der Seſin, der alte Unterhändler,

Hat ſich ja kürzlich wieder blicken laſſen.
Was bringt er uns vom Grafen Thurn?

Terzky.

Der Graf entbietet dir,
Er hab' den ſchwed'ſchen Kanzler aufgeſucht
Zu Halberſtadt, wo jetzo der Convent iſt:
Der aber ſagt, er ſey es müd', und wolle
Nichts weiter mehr mit dir zu ſchaffen haben.

Wallenſtein.

Wie ſo?

Terzky.

Es ſey dir nimmer Ernſt mit deinen Reden,
Du wollſt die Schweden nur zum Narren haben,
Dich mit den Sachſen gegen ſie verbinden,
Am Ende ſie mit einem elenden Stück Geldes
Abfertigen.

Wallenſtein.

So! Meint er wohl, ich ſoll ihm
Ein ſchönes deutſches Land zum Raube geben,
Daß wir zuletzt auf eignem Grund und Boden
Selbſt nicht mehr Herren ſind? Sie müſſen fort,
Fort, fort! Wir brauchen keine ſolche Nachbarn.

Terzky.

Gönn' ihnen doch das Fleckchen Land, geht's ja
Nicht von dem Deinen! Was bekümmert's dich,
Wenn du das Spiel gewinneſt, wer es zahlt.

Wallenſtein.

Fort, fort mit ihnen! — das verſtehſt du nicht.
Es ſoll nicht von mir heißen, daß ich Deutſchland
Zerſtücket hab', verrathen an den Fremdling,
Um meine Portion mir zu erſchleichen.
Mich ſoll das Reich als ſeinen Schirmer ehren,
Reichsfürſtlich mich erweiſend, will ich würdig
Mich bey des Reiches Fürſten niederſetzen.
Es ſoll im Reiche keine fremde Macht
Mir Wurzel faſſen, und am wenigſten
Die Gothen ſollen's, dieſe Hungerleider,
Die nach dem Segen unſers deutſchen Landes
Mit Neidesblicken raubbegierig ſchauen.
Beyſtehen ſollen ſie mir in meinen Planen,
Und dennoch nichts dabey zu fiſchen haben.

Terzky.

Doch mit den Sachſen wirſt du ehrlicher
Verfahren? Sie verlieren die Geduld,
Weil du ſo krumme Wege machſt —
Was ſollen alle dieſe Masken? Sprich!
Die Freunde zweifeln, werden irr' an dir —
Der Oxenſtirn, der Arnheim, keiner weiß,
Was er von deinem Zögern halten ſoll.
Am End' bin ich der Lügner; Alles geht
Durch mich. Ich hab' nicht einmal deine Handſchrift.

Wallenſtein.

Ich geb' nichts Schriftliches von mir, du weißt's.

Terzky.

Woran erkennt man aber deinen Ernſt,
Wenn auf das Wort die That nicht folgt? Sag' ſelbſt.
Was du bisher verhandelt mit dem Feind,
Hätt' alles auch recht gut geſcheh'n ſeyn können,
Wenn du nichts mehr damit gewollt, als ihn
Zum Beſten haben.

Wallenſtein.
(nach einer Pauſe, indem er ihn ſcharf anſieht)

Und woher weißt du, daß ich ihn nicht wirklich
Zum Beſten habe? Daß ich nicht euch Alle
Zum Beſten habe? Kennſt du mich ſo gut?
Ich wüßte nicht, daß ich mein Innerſtes
Dir aufgethan — Der Kaiſer, es iſt wahr,
Hat übel mich behandelt! — Wenn ich wollte,
Ich könnt' ihm recht viel Böſes dafür thun.
Es macht mir Freude, meine Macht zu kennen;
Ob ich ſie wirklich brauchen werde, davon, denk' ich,
Weißt du nicht mehr zu ſagen, als ein Andrer.

Terzky.

So haſt du ſtets dein Spiel mit uns getrieben!

Sechster Auftritt.

Illo zu den Vorigen.

Wallenſtein.

Wie ſteht es drauſſen? Sind ſie vorbereitet?

Illo.

Du findeſt ſie in der Stimmung, wie du wünſcheſt,
Sie wiſſen um des Kaiſers Forderungen
Und toben.

Wallenſtein.

Wie erklärt ſich Iſolan?

Illo.

Der iſt mit Leib und Seele dein, ſeitdem du
Die Farobank ihm wieder aufgerichtet.

Wallenſtein.

Wie nimmt ſich der Kolalto? Haſt du dich
Des Deodat und Tiefenbach verſichert?

Illo.

Was Piccolomini thut, das thun ſie auch.

Wallenſtein.

So, meinſt du, kann ich was mit ihnen wagen?

Illo.

— Wenn du der Piccolomini gewiß biſt.

Wallenſtein.

Wie meiner ſelbſt. Die laſſen nie von mir.

Terzky.

Doch wollt' ich, daß du dem Octavio,
Dem Fuchs, nicht ſo viel traueſt.

Wallenſtein.

Lehre du
Mich meine Leute kennen. Sechszehnmal
Bin ich zu Feld' gezogen mit dem Alten,
— Zudem — ich hab' ſein Horoſcop geſtellt,
Wir ſind geboren unter gleichen Sternen —
Und kurz —
(geheimnißvoll)
Es hat damit ſein eigenes Bewenden.
Wenn du mir alſo gut ſagſt für die Andern —

Illo.

Es iſt nur Eine Stimm unter Allen:
Du dürfſt das Regiment nicht niederlegen.
Sie werden an dich deputiren, hör' ich.

Wallenſtein.

Wenn ich mich gegen ſie verpflichten ſoll,
So müſſen ſie's auch gegen mich.

Illo.

Verſteht ſich.

Wallenſtein.

Parole müſſen ſie mir geben, eidlich, ſchriftlich,
Sich meinem Dienſt zu weihen, unbedingt.

Illo.

Warum nicht?

Terzky.
Unbedingt? Des Kaiſers Dienſt,
Die Pflichten gegen Oeſtreich werden ſie
Sich immer vorbehalten.

Wallenſtein (den Kopf ſchüttelnd.)
Unbedingt
Muß ich ſie haben. Nichts von Vorbehalt!

Illo.
Ich habe einen Einfall — Gibt uns nicht
Graf Terzky ein Bankett heut' Abend?

Terzky.
Ja,
Und alle Generale ſind geladen.

Illo (zum Wallenſtein.)
Sag! Willſt du völlig freye Hand mir laſſen?
Ich ſchaffe dir das Wort der Generale,
So wie du's wünſcheſt.

Wallenſtein.
Schaff mir ihre Handſchrift!
Wie du dazu gelangen magſt, iſt deine Sache.

Illo.
Und wenn ich dir's nun bringe, Schwarz auf Weiß,
Daß alle Chefs, die hier zugegen ſind,
Dir blind ſich überliefern — Willſt du dann
Ernſt machen endlich, mit beherzter That
Das Glück verſuchen?

Wallenſtein.

Schaff mir die Verſchreibung!

Illo.

Bedenke, was du thuſt! Du kannſt des Kaiſers
Begehren nicht erfüllen — kannſt das Heer
Nicht ſchwächen laſſen — nicht die Regimenter
Zum Spanier ſtoßen laſſen, willſt du nicht
Die Macht auf ewig aus den Händen geben.
Bedenk' das Andre auch! Du kannſt des Kaiſers
Befehl und ernſte Ordre nicht verhöhnen,
Nicht länger Ausflucht ſuchen, temporiſiren,
Willſt du nicht förmlich brechen mit dem Hof.
Entſchließ' dich! Willſt du mit entſchloſſner That
Zuvor ihm kommen? Willſt du, ferner zögernd,
Das Aeußerſte erwarten?

Wallenſtein.

Das geziemt ſich,
Eh' man das Aeußerſte beſchließt!

Illo.

O, nimm der Stunde wahr, eh' ſie entſchlüpft;
So ſelten kommt der Augenblick im Leben,
Der wahrhaft wichtig iſt und groß. Wo eine
Entſcheidung ſoll geſchehen, da muß Vieles
Sich glücklich treffen und zuſammenfinden. —
Und einzeln nur, zerſtreuet zeigen ſich
Des Glückes Fäden, die Gelegenheiten,
Die nur in Einem Lebenspunkt, zuſammen

Gedrängt, den ſchweren Früchteknoten bilden.
Sieh! Wie entſcheidend, wie verhängnißvoll
Sich's jetzt um dich zuſammenzieht! — Die Häupter
Des Heers, die beſten, trefflichſten, um dich,
Den königlichen Führer, her verſammelt,
Nur deinen Wink erwarten ſie — O! laß
Sie ſo nicht wieder auseinander gehen!
So einig führſt du ſie im ganzen Lauf
Des Krieges nicht zum zweytenmal zuſammen.
Die hohe Fluth iſt's, die das ſchwere Schiff
Vom Strande hebt — Und jedem Einzelnen
Wächſt das Gemüth im großen Strom der Menge.
Jetzt haſt du ſie, jetzt noch! Bald ſprengt der Krieg
Sie wieder auseinander, dahin, dorthin —
In ſeignen kleinen Sorgen und Intreſſen
Zerſtreut ſich der gemeine Geiſt. Wer heute,
Vom Strome fortgeriſſen, ſich vergiſſt,
Wird nüchtern werden, ſieht er ſich allein,
Nur ſeine Ohnmacht fühlen und geſchwind
Umlenken in die alte, breitgetretne
Fahrſtraße der gemeinen Pflicht, nur wohl-
Behalten unter Dach zu kommen ſuchen.

Wallenſtein.

Die Zeit iſt noch nicht da.

Terzky.

So ſagſt du immer.
Wann aber wird es Zeit ſeyn?

Wallenſtein.

Wenn ich's ſage.

Illo.

O! du wirſt auf die Sternenſtunde warten,
Bis dir die irdiſche entflieht! Glaub' mir,
In deiner Bruſt ſind deines Schickſals Sterne.
Vertrauen zu dir ſelbſt, Entſchloſſenheit
Iſt deine Venus! Der Maleficus,
Der einz'ge, der dir ſchadet, iſt der Zweifel.

Wallenſtein.

Du red'ſt, wie du's verſteh'ſt. Wie oft und vielmals
Erklärt' ich dir's! — Dir ſtieg der Jupiter
Hinab, bey der Geburt, der helle Gott;
Du kannſt in die Geheimniſſe nicht ſchauen.
Nur in der Erde magſt du finſter wühlen,
Blind, wie der Unterirdiſche, der mit dem bleichen
Bleyfarb'nen Schein in's Leben dir geleuchtet.
Das Irdiſche, Gemeine magſt du ſeh'n,
Das Nächſte mit dem Nächſten klug verknüpfen;
Darin vertrau' ich dir und glaube dir.
Doch, was geheimnißvoll bedeutend webt
Und bildet in den Tiefen der Natur, —
Die Geiſterleiter, die aus dieſer Welt des Staubes
Bis in die Sternenwelt, mit tauſend Sproſſen,
Hinauf ſich baut, an der die himmliſchen
Gewalten wirkend auf und nieder wandeln,
— Die Kreiſe in den Kreiſen, die ſich eng

Und enger zieh'n um die centraliſche Sonne —
Die ſieht das Aug' nur, das entſiegelte,
Der hellgebornen, heitern Joviskinder.
(Nachdem er einen Gang durch den Saal gemacht,
bleibt er ſtehen und fährt fort)
Die himmliſchen Geſtirne machen nicht
Blos Tag und Nacht, Frühling und Sommer — nicht
Dem Sämann blos bezeichnen ſie die Zeiten
Der Ausſaat und der Aernte. Auch des Menſchen Thun
Iſt eine Ausſaat von Verhängniſſen,
Geſtreuet in der Zukunft dunkles Land,
Den Schickſalsmächten hoffend übergeben.
Da thut es Noth, die Saatzeit zu erkunden,
Die rechte Sternenſtunde auszuleſen,
Des Himmels Häuſer forſchend zu durchſpüren,
Ob nicht der Feind des Wachſens und Gedeihens
In ſeinen Ecken ſchadend ſich verberge.
Drum laſſt mir Zeit. Thut ihr indeß das Eure.
Ich kann jetzt noch nicht ſagen, was ich thun will.
Nachgeben aber werd' ich nicht. Ich nicht!
Abſetzen ſollen ſie mich auch nicht — Darauf
Verlaſſt euch.

Kammerdiener (kommt.)
Die Herrn Generale.

Wallenſtein.
Laß ſie kommen.

Terzky.

Willſt du, daß alle Chefs zugegen ſeyen?

Wallenſtein.

Das braucht's nicht. Beyde Piccolomini,
Maradas, Buttler, Forgatſch, Deodat,
Karaffa. Iſolani mögen kommen.

(Terzky geht hinaus mit dem Kammerdiener)

Wallenſtein (zu Illo.)

Haſt du den Queſtenberg bewachen laſſen?
Sprach er nicht Einige ingeheim?

Illo.

Ich hab' ihn ſcharf bewacht. Er war mit Niemand
Als dem Octavio.

Siebenter Auftritt.

Vorige, Queſtenberg, beyde **Piccolomini, Buttler, Iſolani, Maradas** und noch drey andere Generale treten herein. Auf den Wink des Generals nimmt Queſtenberg ihm grad gegenüber Platz, die andern folgen nach ihrem Range. Es herrſcht eine augenblickliche Stille.

Wallenſtein.

Ich hab' den Inhalt Ihrer Sendung zwar
Vernommen, Queſtenberg, und wohl erwogen,
Auch meinen Schluß gefaſſt, den nichts mehr ändert.

Doch, es gebührt ſich, daß die Kommandeurs
Aus Ihrem Mund des Kaiſers Willen hören —
Gefall' es Ihnen denn, ſich Ihres Auftrags
Vor dieſen edeln Häuptern zu entledigen.

Queſtenberg.

Ich bin bereit, doch bitt' ich zu bedenken,
Daß kaiſerliche Herrſchgewalt und Würde
Aus meinem Munde ſpricht, nicht eigne Kühnheit.

Wallenſtein.

Den Eingang ſpart!

Queſtenberg.

Als ſeine Majeſtät,
Der Kaiſer, ihren muthigen Armeen
Ein ruhmgekröntes, kriegserfahrnes Haupt
Geſchenkt in der Perſon des Herzogs Friedland,
Geſchah's in froher Zuverſicht, das Glück
Des Krieges ſchnell und günſtig umzuwenden.
Auch war der Anfang ihren Wünſchen hold,
Gereiniget war Böheim von den Sachſen,
Der Schweden Siegeslauf gehemmt — es ſchöpften
Auf's Neue leichten Athem dieſe Länder,
Als Herzog Friedland die zerſtreuten Feindesheere
Herbey von allen Strömen Deutſchlands zog,
Herbey auf Einen Sammelplatz beſchwor
Den Rheingraf, Bernhard, Banner, Oxenſtirn,
Und jenen nie beſiegten König ſelbſt,

Um endlich hier im Angeſichte Nürnbergs
Das blutig große Kampfſpiel zu entſcheiden.

Wallenſtein.

Zur Sache, wenn's beliebt!

Queſtenberg.

Ein neuer Geiſt
Verkündigte ſogleich den neuen Feldherrn.
Nicht blinde Wuth mehr rang mit blinder Wuth;
In hellgeſchiednem Kampfe ſah man jetzt
Die Feſtigkeit der Kühnheit widerſtehn,
Und weiſe Kunſt die Tapferkeit ermüden.
Vergebens lockt man ihn zur Schlacht; er gräbt
Sich tief und tiefer nur im Lager ein,
Als gält' es, hier ein ewig Haus zu gründen.
Verzweifelnd endlich will der König ſtürmen;
Zur Schlachtbank reißt er ſeine Völker hin,
Die ihm des Hungers und der Seuchen Wuth
Im leichenvollen Lager langſam tödtet.
Durch den Verhack des Lagers, hinter welchem
Der Tod aus tauſend Röhren lauert, will
Der Niegehemmte ſtürmend Bahn ſich brechen.
Da ward ein Angriff und ein Widerſtand,
Wie ihn kein glücklich Auge noch geſehn.
Zerriſſen endlich führt ſein Volk der König
Vom Kampfplatz heim, und nicht ein Fußbreit Erde
Gewann es ihm, das grauſe Menſchenopfer.

Wallenſtein.

Erſparen Sie's, uns aus dem Zeitungsblatt
Zu melden, was wir ſchaudernd ſelbſt erlebt.

Queſtenberg.

Anklagen iſt mein Amt und meine Sendung,
Es iſt mein Herz, das gern bey'm Lob verweilt.
In Nürnbergs Lager ließ der Schwediſche König
Den Ruhm — in Lützens Ebenen das Leben.
Doch wer erſtaunte nicht, als Herzog Friedland
Nach dieſem großen Tag, wie ein Beſiegter,
Nach Böheim floh, vom Kriegesſchauplatz ſchwand,
Indeß der junge Weimariſche Held
In's Frankenland unaufgehalten drang,
Bis an die Donau reißend Bahn ſich machte,
Und ſtand mit einem Mal vor Regensburg,
Zum Schrecken aller gut kathol'ſchen Chriſten.
Da rief der Baiern wohlverdienter Fürſt
Um ſchnelle Hülf' in ſeiner höchſten Noth, —
Es ſchickt der Kaiſer ſieben Reitende
An Herzog Friedland ab mit dieſer Bitte,
Und fleht, wo er als Herr befehlen kann.
Umſonſt! Es hört in dieſem Augenblick
Der Herzog nur den alten Haß und Groll,
Gibt das gemeine Beſte preis, die Rachgier
An einem alten Feinde zu vergnügen.
Und ſo fällt Regensburg!

Wallenſtein.

Von welcher Zeit iſt denn die Rede, Max?
Ich hab' gar kein Gedächtniß mehr.

Max.

Er meint,
Wie wir in Schleſien waren.

Wallenſtein.

So! So! So!
Was aber hatten wir denn dort zu thun?

Max.

Die Schweden draus zu ſchlagen und die Sachſen.

Wallenſtein.

Recht! Ueber der Beſchreibung da vergeſſ' ich
Den ganzen Krieg — (zu Queſtenberg.)
Nur weiter fortgefahren!

Queſtenberg.

Am Oderſtrom vielleicht gewann man wieder,
Was an der Donau ſchimpflich ward verloren.
Erſtaunenswerthe Dinge hoffte man
Auf dieſer Kriegesbühne zu erleben,
Wo Friedland in Perſon zu Felde zog,
Der Nebenbuhler Guſtavs einen — Thurn
Und einen Arnheim vor ſich fand. Und wirklich
Gerieth man nahe gnug hier an einander,
Doch um als Freund, als Gaſt ſich zu bewirthen.
Ganz Deutſchland ſeufzte unter Kriegeslaſt,
Doch Friede war's im Wallenſteiniſchen Lager.

Wallenſtein.

Manch blutig Treffen wird um nichts gefochten,
Weil einen Sieg der junge Feldherr braucht.
Ein Vortheil des bewährten Feldherrn iſt's,
Daß er nicht nöthig hat zu ſchlagen, um
Der Welt zu zeigen, er verſteh' zu ſiegen.
Mir konnt' es wenig helfen, meines Glücks
Mich über einen Arnheim zu bedienen;
Viel nützte Deutſchland meine Mäßigung.
Wär' mir's geglückt, das Bündniß zwiſchen Sachſen
Und Schweden, das verderbliche, zu löſen.

Queſtenberg.

Es glückte aber nicht, und ſo begann
Auf's Neu das blut'ge Kriegesſpiel. Hier endlich
Rechtfertigte der Fürſt den alten Ruhm.
Auf Steinau's Feldern ſtreckt das ſchwediſche Heer
Die Waffen, ohne Schwertſtreich überwunden —
Und hier, mit Andern, lieferte des Himmels
Gerechtigkeit den alten Aufruhrſtifter,
Die fluchbeladne Fackel dieſes Kriegs,
Matthias Thurn, des Rächers Händen aus.
— Doch in großmüth'ge Hand war er gefallen;
Statt Strafe fand er Lohn, und reich beſchenkt
Entließ der Fürſt den Erzfeind ſeines Kaiſers.

Wallenſtein (lacht.)

Ich weiß, ich weiß — Sie hatten ſchon in Wien
Die Fenſter, die Balcons voraus gemiethet,

Ihn auf dem Armenſünderkarrn zu ſehn —
Die Schlacht hätt' ich mit Schimpf verlieren mögen,
Doch das vergeben mir die Wiener nicht,
Daß ich um ein Spectakel ſie betrog.

Queſtenberg.

Befreyt war Schleſien, und Alles rief
Den Herzog nun in's hart bedrängte Baiern.
Er ſetzt auch wirklich ſich in Marſch — gemächlich
Durchzieht er Böheim auf dem längſten Wege;
Doch eh' er noch den Feind geſehen, wendet
Er ſchleunig um, bezieht ſein Winterlager, drückt
Des Kaiſers Länder mit des Kaiſers Heer.

Wallenſtein.

Das Heer war zum Erbarmen, jede Nothdurft, jede
Bequemlichkeit gebrach — der Winter kam.
Was denkt die Majeſtät von ihren Truppen?
Sind wir nicht Menſchen? Nicht der Kält' und Näſſe,
Nicht jeder Nothdurft ſterblich unterworfen?
Fluchwürdig Schickſal des Soldaten! Wo
Er hinkommt, flieht man vor ihm — wo er weggeht,
Verwünſcht man ihn! Er muß ſich Alles nehmen;
Man gibt ihm nichts, und Jeglichem gezwungen
Zu nehmen, iſt er Jeglichem ein Greuel.
Hier ſtehen meine Generals. Karaffa!
Graf Deodati! Buttler! Sagt es ihm,
Wie lang der Sold den Truppen ausgeblieben?

Buttler.

Ein Jahr ſchon fehlt die Löhnung.

Wallenſtein.

Und ſein Sold
Muß dem Soldaten werden, darnach heißt er!

Queſtenberg.

Das klingt ganz anders, als der Fürſt von Friedland
Vor acht, neun Jahren ſich vernehmen ließ.

Wallenſtein.

Ja, meine Schuld iſt es, weiß wohl, ich ſelbſt
Hab' mir den Kaiſer ſo verwöhnt. Da! Vor neun
Jahren,
Beym Dänenkriege, ſtellt' ich eine Macht ihm auf
Von vierzigtauſend Köpfen oder funfzig,
Die aus dem eignen Seckel keinen Deut
Ihm koſtete — Durch Sachſens Kreiſe zog
Die Kriegesfurie, bis an die Scheeren
Des Belts den Schrecken ſeines Namens tragend.
Da war noch eine Zeit! Im ganzen Kaiſerſtaate
Kein Nam' geehrt, gefeyert, wie der meine,
Und Albrecht **Wallenſtein**, ſo hieß
Der dritte Edelſtein in ſeiner Krone!
Doch auf dem Regensburger Fürſtentag
Da brach es auf! Da lag es kund und offen,
Aus welchem Beutel ich gewirthſchaft't hatte.
Und was war nun mein Dank dafür, daß ich,
Ein treuer Fürſtenknecht, der Völker Fluch

Auf mich gebürdet — dieſen Krieg, der nur
Ihn groß gemacht, die Fürſten zahlen laſſen?
Was? Aufgeopfert wurd' ich ihren Klagen,
— Abgeſetzt wurd' ich.

Queſtenberg.

Eure Gnaden weiß,
Wie ſehr auf jenem unglücksvollen Reichstag
Die Freyheit ihm gemangelt.

Wallenſtein.

Tod und Teufel!
Ich *hatte*, was ihm Freyheit ſchaffen konnte.
— Nein, Herr! Seitdem es mir ſo ſchlecht bekam,
Dem Thron zu dienen, auf des Reiches Koſten,
Hab' ich vom Reich ganz anders denken lernen.
Vom Kaiſer freylich hab' ich dieſen Stab,
Doch führ' ich jetzt ihn als des Reiches Feldherr,
Zur Wohlfahrt Aller, zu des *Ganzen* Heil,
Und nicht mehr zur Vergrößerung des Einen!
— Zur Sache doch. Was iſt's, das man von mir begehrt?

Queſtenberg.

Für's Erſte wollen Seine Majeſtät,
Daß die Armee ohn' Aufſchub Böhmen räume.

Wallenſtein.

In dieſer Jahrszeit? und wohin will man,
Daß wir uns wenden?

Queſtenberg.

Dahin, wo der Feind iſt.

Denn Seine Majeſtät will Regensburg
Vor Oſtern noch vom Feind geſäubert ſehn,
Daß länger nicht im Dome Lutheriſch
Gepredigt werde — ketzeriſcher Greul
Des Feſtes reine Feyer nicht beſudle.

Wallenſtein.

Kann das geſchehen, meine Generals?

Illo.

Es iſt nicht möglich.

Buttler.

Es kann nicht geſchehn.

Queſtenberg.

Der Kaiſer hat auch ſchon dem Oberſt Suys
Befehl geſchickt, nach Baiern vorzurücken.

Wallenſtein.

Was that der Suys?

Queſtenberg.

Was er ſchuldig war.
Er rückte vor.

Wallenſtein.

Er rückte vor! Und ich,
Sein Chef, gab ihm Befehl, ausdrücklichen,
Nicht von dem Platz zu weichen! Steht es ſo
Um mein Kommando? Das iſt der Gehorſam,
Den man mir ſchuldig, ohne den kein Kriegsſtand

Zu denken iſt? Sie, meine Generale,
Seyd Richter! Was verdient der Offizier,
Der eidvergeſſen ſeine Ordre bricht?

Illo.

Den Tod!

Wallenſtein.

(da die übrigen bedenklich ſchweigen, mit erhöhter Stimme)
Graf Piccolomini, was hat er
Verdient?

Max. (nach einer langen Pauſe.)

Nach des Geſetzes Wort — den Tod!

Iſolani.

Den Tod!

Buttler.

Den Tod nach Kriegsrecht!
(Queſtenberg ſteht auf. Wallenſtein folgt, es erheben ſich Alle.)

Wallenſtein.

Dazu verdammt ihn das Geſetz, nicht ich!
Und wenn ich ihn begnadige, geſchieht's
Aus ſchuld'ger Achtung gegen meinen Kaiſer.

Queſtenberg.

Wenn's ſo ſteht, hab' ich hier nichts mehr zu ſagen.

Wallenſtein.

Nur auf Bedingung nahm ich dies Kommando;
Und gleich die erſte war, daß mir zum Nachtheil
Kein Menſchenkind, auch ſelbſt der Kaiſer nicht,
Bey der Armee zu ſagen haben ſollte.

Wenn für den Ausgang Ich mit meiner Ehre
Und meinen Kopf ſoll haften, muß ich Herr
Darüber ſeyn. Was machte dieſen Guſtav
Unwiderſtehlich, unbeſiegt auf Erden?
Dies: daß er König war in ſeinem Heer!
Ein König aber, einer, der es iſt,
Ward nie beſiegt noch, als durch Seinesgleichen —
Jedoch zur Sach'. Das Beſte ſoll noch kommen.

Queſtenberg.

Der Kardinal-Infant wird mit dem Frühjahr
Aus Mailand rücken, und ein ſpaniſch Heer
Durch Deutſchland nach den Niederlanden führen.
Damit er ſicher ſeinen Weg verfolge,
Will der Monarch, daß hier aus der Armee
Acht Regimenter ihn zu Pferd begleiten.

Wallenſtein.

Ich merk', ich merk' — Acht Regimenter — Wohl!
Wohl ausgeſonnen, Pater Lamormain!
Wär' der Gedank' nicht ſo verwünſcht geſcheid,
Man wär' verſucht, ihn herzlich dumm zu nennen.
Achttauſend Pferde! Ja! ja! es iſt richtig,
Ich ſeh' es kommen.

Queſtenberg.

Es iſt nichts dahinter
Zu ſehn. Die Klugheit räth's, die Noth gebeut's.

Wallenſtein.

Wie, mein Herr Abgeſandter? Ich ſoll's wohl

Nicht merken, daß man's müde iſt, die Macht,
Des Schwertes Griff in meiner Hand zu ſehn?
Daß man begierig dieſen Vorwand haſcht,
Den ſpan'ſchen Namen braucht, mein Volk zu mindern,
In's Reich zu führen eine neue Macht,
Die mir nicht untergeben ſey. Mich ſo
Gerad' bey Seit' zu werfen, dazu bin ich
Euch noch zu mächtig. Mein Vertrag erheiſcht's,
Daß alle Kaiſerheere mir gehorchen,
So weit die deutſche Sprach' geredet wird.
Von ſpan'ſchen Truppen aber und Infanten,
Die durch das Reich als Gäſte wandernd ziehn,
Steht im Vertrage nichts — Da kommt man denn
So in der Stille hinter ihm herum,
Macht mich erſt ſchwächer, dann entbehrlich, bis
Man kürzeren Prozeß kann mit mir machen.
— Wozu die krummen Wege, Herr Miniſter?
Gerad heraus! Den Kaiſer drückt das Pactum
Mit mir. Er möchte gerne, daß ich ginge.
Ich will ihm den Gefallen thun, das war
Beſchloſſne Sache, Herr, noch eh' Sie kamen.

(Es entſteht eine Bewegung unter den Generalen, welche immer zunimmt.)

Es thut mir leid um meine Oberſten;
Noch ſeh' ich nicht, wie ſie zu ihren vorgeſchoſſnen Geldern,
Zum wohlverdienten Lohne kommen werden.

Neu Regiment bringt neue Menſchen auf,
Und früheres Verdienſt veraltet ſchnell.
Es dienen viel Ausländiſche im Heer,
Und war der Mann nur ſonſten brav und tüchtig,
Ich pflegte eben nicht nach ſeinem Stammbaum,
Noch ſeinem Katechismus viel zu fragen.
Das wird auch anders werden künftighin!
Nun — mich geht's nichts mehr an.
(Er ſetzt ſich)

Max.

Da ſey Gott für,
Daß es bis dahin kommen ſoll! — Die ganze
Armee wird furchtbar gährend ſich erheben —
Der Kaiſer wird mißbraucht, es kann nicht ſeyn.

Iſolani.

Es kann nicht ſeyn, denn Alles ging zu Trümmern.

Wallenſtein.

Das wird es, treuer Iſolan. Zu Trümmern
Wird Alles gehn, was wir bedächtig bauten.
Deßwegen aber find't ſich doch ein Feldherr,
Und auch ein Kriegsheer läuft noch wohl dem Kaiſer
Zuſammen, wenn die Trommel wird geſchlagen.

Max.

(geſchäftig, leidenſchaftlich von Einem zum Andern gehend, und ſie beſänftigend)

Hör' mich, mein Feldherr! Hört mich, Oberſten!
Laß dich beſchwören, Fürſt! Beſchließe nichts,

Bis wir zuſammen Rath gehalten, die
Vorſtellungen gethan — Kommt, meine Freunde!
Ich hoff', es iſt noch Alles herzuſtellen.

Terzky.

Kommt, kommt! im Vorſaal treffen wir die Andern.
(gehen)

Buttler (zu Queſtenberg.)

Wenn guter Rath Gehör bey Ihnen findet,
Vermeiden Sie's, in dieſen erſten Stunden
Sich öffentlich zu zeigen, ſchwerlich möchte Sie
Der goldne Schlüſſel vor Mißhandlung ſchützen.
(Laute Bewegungen draußen)

Wallenſtein.

Der Rath iſt gut — Octavio, du wirſt
Für unſers Gaſtes Sicherheit mir haften.
Gehaben Sie ſich wohl, von Queſtenberg!
(Als dieſer reden will)
Nichts, nichts von dem verhaſſten Gegenſtand!
Sie thaten Ihre Schuldigkeit. Ich weiß
Den Mann von ſeinem Amt zu unterſcheiden.
(Indem Queſtenberg mit dem Octavio abgehen will, dringen Götz, Tiefenbach, Kolalto herein, denen noch mehrere Kommandeurs folgen.)

Götz.

Wo iſt er, der uns unſern General —

Tiefenbach (zugleich.)

Was müſſen wir erfahren, du willſt uns —

Kolalto (zugleich.)

Wir wollen mit dir leben, mit dir ſterben.

Wallenſtein.

(mit Anſehen auf Illo zeigend)

Hier der Feldmarſchall weiß um meinen Willen.

(geht ab.)

Dritter Aufzug.

Ein Zimmer.

Erſter Auftritt.

Illo und Terzky.

Terzky.

Nun ſagt mir! Wie gedenkt Ihr's dieſen Abend
Bey'm Gaſtmal mit den Obriſten zu machen?

Illo.

Gebt Acht! Wir ſetzen eine Formel auf,
Worin wir uns dem Herzog insgeſammt
Verſchreiben, ſein zu ſeyn mit Leib und Leben,
Nicht unſer letztes Blut für ihn zu ſparen;
Jedoch der Eidespflichten unbeſchadet,
Die wir dem Kaiſer ſchuldig ſind. Merkt wohl!
Die nehmen wir in einer eignen Klauſel
Ausdrücklich aus, und retten das Gewiſſen.
Nun hört! Die alſo abgefaßte Schrift
Wird ihnen vorgelegt vor Tiſche, keiner
Wird daran Anſtoß nehmen -- Hört nun weiter!
Nach Tafel, wenn der trübe Geiſt des Weins

Das Herz nun öffnet, und die Augen ſchließt,
Läſſt man ein unterſchobnes Blatt, worin
Die Klauſel fehlt, zur Unterſchrift herumgehn.

Terzky.

Wie? Denkt Ihr, daß ſie ſich durch einen Eid
Gebunden glauben werden, den wir ihnen
Durch Gaukelkunſt betrüglich abgeliſtet?

Illo.

Gefangen haben wir ſie immer — Laſſt ſie
Dann über Argliſt ſchreyn, ſo viel ſie mögen.
Am Hofe glaubt man ihrer Unterſchrift
Doch mehr, als ihrem heiligſten Betheuern.
Verräther ſind ſie einmal, müſſen's ſeyn;
So machen ſie aus der Noth wohl eine Tugend.

Terzky.

Nun, mir iſt Alles lieb, geſchieht nur was,
Und rücken wir nur einmal von der Stelle.

Illo.

Und dann — liegt auch ſo viel nicht dran, wie weit
Wir damit langen bey den Generalen;
Genug, wenn wir's dem Herrn nur überreden,
Sie ſeyen ſein — denn handelt er nur erſt
Mit ſeinem Ernſt, als ob er ſie ſchon hätte,
So hat er ſie, und reißt ſie mit ſich fort.

Terzky.

Ich kann mich manchmal gar nicht in ihn finden.
Er leiht dem Feind ſein Ohr, läſſt mich dem Thurn,

Dem Arnheim ſchreiben, gegen den Seſina
Geht er mit kühnen Worten frey heraus,
Spricht ſtundenlang mit uns von ſeinen Planen,
Und mein' ich nun, ich hab' ihn — weg auf einmal
Entſchlüpft er, und es ſcheint, als wär' es ihm
Um nichts zu thun, als nur am Platz zu bleiben.

Illo.

Er ſeine alten Plane aufgegeben!
Ich ſag' euch, daß er wachend, ſchlafend mit
Nichts Anderm umgeht, daß er Tag für Tag
Deßwegen die Planeten fragt —

Terzky.

Ja, wiſſt Ihr,
Daß er ſich in der Nacht, die jetzo kommt,
Im aſtrologiſchen Thurme mit dem Doctor
Einſchließen wird und mit ihm obſerviren?
Denn es ſoll eine wicht'ge Nacht ſeyn, hör' ich,
Und etwas Großes, Langerwartetes
Am Himmel vorgehn.

Illo.

Wenn's hier unten nur geſchieht.
Die Generale ſind voll Eifer jetzt,
Und werden ſich zu Allem bringen laſſen,
Nur um den Chef nicht zu verlieren. Seht!
So haben wir den Anlaß vor der Hand,
Zu einem engen Bündniß wider'n Hof;
Unſchuldig iſt der Name zwar, es heißt,

Man will ihn bey'm Kommando blos erhalten;
Doch wiſſt Ihr, in der Hitze des Verfolgens
Verliert man bald den Anfang aus den Augen.
Ich denk' es ſchon zu karten, daß der Fürſt
Sie willig finden — willig glauben ſoll
Zu jedem Wag'ſtück. Die Gelegenheit
Soll ihn verführen. Iſt der große Schritt
Nur erſt gethan, den ſie zu Wien ihm nicht verzeihn,
So wird der Nothzwang der Begebenheiten
Ihn weiter ſchon und weiter führen; nur
Die Wahl iſt's, was ihm ſchwer wird; drängt die Noth,
Dann kommt ihm ſeine Stärke, ſeine Klarheit.

Terzky.

Das iſt es auch, worauf der Feind nur wartet,
Das Heer uns zuzuführen.

Illo.

Kommt! Wir müſſen
Das Werk in dieſen nächſten Tagen weiter fördern,
Als es in Jahren nicht gedieh — Und ſteht's
Nur erſt hier unten glücklich, gebet Acht,
So werden auch die rechten Sterne ſcheinen!
Kommt zu den Oberſten! Das Eiſen muß
Geſchmiedet werden, weil es glüht.

Terzky.

Geht Ihr hin, Illo.
Ich muß die Gräfinn Terzky hier erwarten.

Wiſſt, daß wir auch nicht müßig ſind — wenn Ein
Strick reißt, iſt ſchon ein anderer in Bereitſchaft.

Illo.

Ja, Eure Hausfrau lächelte ſo liſtig.
Was habt Ihr?

Terzky.

Ein Geheimniß! Still! Sie kommt!
(Illo geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Graf und Gräfinn Terzky, (die aus einem Kabinet heraustritt.) Hernach ein **Bedienter**, darauf **Illo**.

Terzky.

Kommt ſie? Ich halt' ihn länger nicht zurück.

Gräfinn.

Gleich wird ſie da ſeyn. Schick' ihn nur.

Terzky.

Zwar weiß ich nicht, ob wir uns Dank damit
Bey'm Herrn verdienen werden. Ueber dieſen Punkt,
Du weißt's, hat er ſich nie herausgelaſſen.
Du haſt mich überredet, und muſſt wiſſen,
Wie weit du gehen kannſt.

Gräfinn.

Ich nehm's auf mich.
(für ſich)

Es braucht hier keiner Vollmacht — Ohne Worte,
Schwager,
Verſtehn wir uns — Errath' ich etwa nicht,
Warum die Tochter hergefordert worden,
Warum juſt er gewählt, ſie abzuholen?
Denn dieſes vorgeſpiegelte Verlöbniß
Mit einem Bräutigam, den Niemand kennt,
Mag Andre blenden! Ich durchſchaue dich —
Doch dir geziemt es nicht, in ſolchem Spiel
Die Hand zu haben. Nicht doch! Meiner Feinheit
Bleibt Alles überlaſſen. Wohl! — Du ſollſt
Dich in der Schweſter nicht betrogen haben.

Bedienter (kommt.)

Die Generale! (ab)

Terzky (zur Gräfinn.)

Sorg' nur, daß du ihm
Den Kopf recht warm machſt, was zu denken gibſt —
Wenn er zu Tiſch' kommt, daß er ſich nicht lange
Bedenke, bey der Unterſchrift.

Gräfinn.

Sorg' du für deine Gäſte! Geh' und ſchick' ihn!

Terzky.

Denn Alles liegt dran, daß er unterſchreibt.

Gräfinn.

Zu deinen Gäſten. Geh!

Illo (kommt zurück.)

Wo bleibt Ihr, Terzky?

Das Haus iſt voll, und Alles wartet Euer.

Terzky.

Gleich! Gleich!

(zur Gräfinn)

Und daß er nicht zu lang verweilt —

Es möchte bey dem Alten ſonſt Verdacht —

Gräfinn.

Unnöth'ge Sorgfalt!

(Terzky und Illo gehen.)

Dritter Auftritt.

Gräfinn Terzky. Max Piccolomini.

Max (blickt ſchüchtern herein.)

Baſe Terzky! Darf ich?

(tritt bis in die Mitte des Zimmers, wo er ſich unruhig umſieht)

Sie iſt nicht da! Wo iſt ſie?

Gräfinn.

Sehen Sie nur recht

In jene Ecke, ob ſie hinter'm Schirm

Vielleicht verſteckt —

Max.

Da liegen ihre Handſchuh!

(will haſtig darnach greifen, Gräfinn nimmt ſie zu ſich)

Ungüt'ge Tante! Sie verleugnen mir —
Sie haben Ihre Luſt dran, mich zu quälen.

Gräfinn.

Der Dank für meine Müh'!

Max.

O! fühlten Sie,
Wie mir zu Muthe iſt! — Seitdem wir hier ſind —
So an mich halten, Wort' und Blicke wägen!
Das bin ich nicht gewohnt!

Gräfinn.

Sie werden ſich
An Manches noch gewöhnen, ſchöner Freund!
Auf dieſer Probe Ihrer Folgſamkeit
Muß ich durchaus beſtehn, nur unter der Bedingung
Kann ich mich überall damit befaſſen.

Max.

Wo aber iſt ſie? Warum kommt ſie nicht?

Gräfinn.

Sie müſſen's ganz in meine Hände legen.
Wer kann es beſſer auch mit Ihnen meinen!
Kein Menſch darf wiſſen, auch Ihr Vater nicht,
Der gar nicht!

Max.

Damit hat's nicht Noth. Es iſt
Hier kein Geſicht, an das ich's richten möchte,
Was die entzückte Seele mir bewegt.
— O Tante Terzky! Iſt denn Alles hier

Verändert, oder bin nur ich's? Ich ſehe mich
Wie unter fremden Menſchen. Keine Spur
Von meinen vor'gen Wünſchen mehr und Freuden.
Wo iſt das Alles hin? Ich war doch ſonſt
In eben dieſer Welt nicht unzufrieden.
Wie ſchaal iſt Alles nun und wie gemein!
Die Kameraden ſind mir unerträglich,
Der Vater ſelbſt, ich weiß ihm nichts zu ſagen,
Der Dienſt, die Waffen ſind mir eitler Tand.
So müſſt' es einem ſel'gen Geiſte ſeyn,
Der aus den Wohnungen der ew'gen Freude
Zu ſeinen Kinderſpielen und Geſchäften,
Zu ſeinen Neigungen und Brüderſchaften,
Zur ganzen armen Menſchheit wiederkehrte.

Gräfinn.

Doch muſt ich bitten, ein'ge Blicke noch
Auf dieſe ganz gemeine Welt zu werfen,
Wo eben jetzt viel Wichtiges geſchieht.

Max.

Es geht hier etwas vor um mich, ich ſeh's
An ungewöhnlich treibender Bewegung;
Wenn's fertig iſt, kommt's wohl auch bis zu mir.
Wo denken Sie, daß ich geweſen, Tante?
Doch keinen Spott! Mich ängſtigte des Lagers
Gewühl, die Fluth zudringlicher Bekannten,
Der fade Scherz, das nichtige Geſpräch,
Es wurde mir zu eng, ich muſſte fort,

Stillſchweigen ſuchen dieſem vollen Herzen,
Und eine reine Stelle für mein Glück.
Kein Lächeln, Gräfinn! In der Kirche war ich.
Es iſt ein Kloſter hier, zur Himmelspforte,
Da ging ich hin, da fand ich mich allein.
Ob dem Altar hing eine Mutter Gottes,
Ein ſchlecht Gemählde war's, doch war's der Freund,
Den ich in dieſem Augenblicke ſuchte.
Wie oft hab' ich die Herrliche geſehn
In ihrem Glanz, die Inbrunſt der Verehrer —
Es hat mich nicht gerührt, und jetzt auf einmal
Ward mir die Andacht klar, ſo wie die Liebe.

Gräfinn.

Genießen Sie Ihr Glück. Vergeſſen Sie
Die Welt um ſich herum. Es ſoll die Freundſchaft
Indeſſen wachſam für Sie ſorgen, handeln.
Nur ſey'n Sie dann auch lenkſam, wenn man Ihnen
Den Weg zu Ihrem Glücke zeigen wird.

Max.

Wo aber bleibt ſie denn! — O! goldne Zeit
Der Reiſe, wo uns jede neue Sonne
Vereinigte, die ſpäte Nacht nur trennte!
Da rann kein Sand und keine Glocke ſchlug.
Es ſchien die Zeit dem Ueberſeligen
In ihrem ew'gen Laufe ſtillzuſtehen.
O! der iſt aus dem Himmel ſchon gefallen,

Der an der Stunden Wechſel denken muß!
Die Uhr ſchlägt keinem Glücklichen.

Gräfinn.

Wie lang iſt es, daß Sie Ihr Herz entdeckten?

Max.

Heut früh wagt' ich das erſte Wort.

Gräfinn.

Wie? Heute erſt in dieſen zwanzig Tagen?

Max.

Auf jenem Jagdſchloß war es, zwiſchen hier
Und Nepomuk, wo Sie uns eingeholt,
Der letzten Station des ganzen Wegs.
In einem Erker ſtanden wir, den Blick
Stumm in das öde Feld hinaus gerichtet,
Und vor uns ritten die Dragoner auf,
Die uns der Herzog zum Geleit geſendet.
Schwer lag auf mir des Scheidens Bangigkeit,
Und zitternd endlich wagt' ich dieſes Wort:
Dies Alles mahnt mich, Fräulein, daß ich heut
Von meinem Glücke ſcheiden muß. Sie werden
In wenig Stunden einen Vater finden,
Von neuen Freunden ſich umgeben ſehn;
Ich werde nun ein Fremder für Sie ſeyn,
Verloren in der Menge — „Sprechen Sie
„Mit meiner Baſe Terzky!“ fiel ſie ſchnell
Mir ein, die Stimme zitterte, ich ſah
Ein glühend Roth die ſchönen Wangen färben,

Und von der Erde langſam ſich erhebend
Trifft mich ihr Auge — ich beherrſche mich
Nicht länger —

(Die Prinzeſſinn erſcheint an der Thür und bleibt ſtehen, von der Gräfinn, aber nicht von Piccolomini bemerkt.)

— faſſe kühn ſie in die Arme,
Mein Mund berührt den ihrigen — da rauſcht' es
Im nahen Saal und trennte uns — *Sie* waren's.
Was nun geſchehen, wiſſen Sie.

Gräfinn.

(nach einer Pauſe, mit einem verſtohlnen Blick auf Thekla)

Und ſind Sie ſo beſcheiden, oder haben
So wenig Neugier, daß Sie mich nicht auch
Um *mein* Geheimniß fragen?

Max.

Ihr Geheimniß?

Gräfinn.

Nun ja! Wie ich unmittelbar nach Ihnen
In's Zimmer trat, wie ich die Nichte fand,
Was ſie in dieſem erſten Augenblick
Des überraſchten Herzens —

Max (lebhaft.)

Nun?

Vierter Auftritt.

Vorige. Thekla, welche ſchnell hereintritt.

Thekla.

Spart Euch die Mühe, Tante!
Das hört er beſſer von mir ſelbſt.

Max (tritt zurück.)

Mein Fräulein! —
Was lieſſen Sie mich ſagen, Tante Terzky!

Thekla (zur Gräfinn.)

Iſt er ſchon lange hier?

Gräfinn.

Ja wohl, und ſeine Zeit iſt bald vorüber.
Wo bleibt Ihr auch ſo lang?

Thekla.

Die Mutter weinte wieder ſo. Ich ſeh' ſie leiden,
Und kann's nicht ändern, daß ich glücklich bin.

Max (in ihren Anblick verloren.)

Jetzt hab' ich wieder Muth, Sie anzuſehn.
Heut konnt' ich's nicht. Der Glanz der Edelſteine,
Der Sie umgab, verbarg mir die Geliebte.

Thekla.

So ſah mich nur Ihr Auge, nicht Ihr Herz.

Max.

O! dieſen Morgen, als ich Sie im Kreiſe
Der Ihrigen, in Vaters Armen fand,
Mich einen Fremdling ſah in dieſem Kreiſe!

Wie drängte mich's in dieſem Augenblick,
Ihm um den Hals zu fallen, Vater ihn
Zu nennen! Doch ſein ſtrenges Auge hieß
Die heftig wallende Empfindung ſchweigen,
Und jene Diamanten ſchreckten mich,
Die wie ein Kranz von Sternen Sie umgaben.
Warum auch muſſt' er bey'm Empfange gleich
Den Bann um Sie verbreiten, gleich zum Opfer
Den Engel ſchmücken, auf das heitre Herz
Die traur'ge Bürde ſeines Standes werfen!
Wohl darf die Liebe werben um die Liebe,
Doch ſolchem Glanz darf nur ein König nahn.

Thekla.

O ſtill von dieſer Mummerey! Sie ſehn,
Wie ſchnell die Bürde abgeworfen ward.

(Zur Gräfinn)

Er iſt nicht heiter. Warum iſt er's nicht?
Ihr, Tante, habt ihn mir ſo ſchwer gemacht!
War er doch ein ganz Andrer auf der Reiſe!
So ruhig hell! So froh beredt! Ich wünſchte,
Sie immer ſo zu ſehn, und niemals anders.

Max.

Sie fanden ſich, in Ihres Vaters Armen,
In einer neuen Welt, die Ihnen huldigt,
Wär's auch durch Neuheit nur, Ihr Auge reizt.

Thekla.

Ja! Vieles reizt mich hier, ich will's nicht läugnen,

Mich reizt die bunte, kriegeriſche Bühne,
Die vielfach mir ein liebes Bild erneuert,
Mir an das Leben, an die Wahrheit knüpft,
Was mir ein ſchöner Traum nur hat geſchienen.

Max.

Mir machte ſie mein wirklich Glück zum Traum.
Auf einer Inſel in des Aethers Höh'n
Hab' ich gelebt in dieſen letzten Tagen,
Sie hat ſich auf die Erd' herabgelaſſen,
Und dieſe Brücke, die zum alten Leben
Zurück mich bringt, trennt mich von meinem Himmel.

Thekla.

Das Spiel des Lebens ſieht ſich heiter an,
Wenn man den ſichern Schatz im Herzen trägt,
Und froher kehr' ich, wenn ich es gemuſtert,
Zu meinem ſchönern Eigenthum zurück —
(abbrechend in einem ſcherzhaften Ton)
Was hab' ich Neues nicht und Unerhörtes
In dieſer kurzen Gegenwart geſehn!
Und doch muß Alles dies dem Wunder weichen,
Das dieſes Schloß geheimnißvoll verwahrt.

Gräfinn (nachſinnend.)

Was wäre das? Ich bin doch auch bekannt
In allen dunkeln Ecken dieſes Hauſes.

Thekla (lächelnd.)

Von Geiſtern wird der Weg dazu beſchützt,
Zwey Greiſe halten Wache an der Pforte.

Gräfinn (lacht.)

Ach ſo! der aſtrologiſche Thurm! Wie hat ſich
Dies Heiligthum, das ſonſt ſo ſtreng verwahrt wird,
Gleich in den erſten Stunden Euch geöffnet?

Thekla.

Ein kleiner, alter Mann mit weißen Haaren
Und freundlichem Geſicht, der ſeine Gunſt
Mir gleich geſchenkt, ſchloß mir die Pforten auf.

Max.

Das iſt des Herzogs Aſtrolog, der Seni.

Thekla.

Er fragte mich nach vielen Dingen, wann ich
Geboren ſey, in welchem Tag und Monat,
Ob eine Tages- oder Nacht-Geburt —

Gräfinn.

Weil er das Horoſcop Euch ſtellen wollte.

Thekla.

Auch meine Hand beſah er, ſchüttelte
Das Haupt bedenklich, und es ſchienen ihm
Die Linien nicht eben zu gefallen.

Gräfinn.

Wie fandet Ihr es denn in dieſem Saal?
Ich hab' mich ſtets nur flüchtig umgeſehn.

Thekla.

Es ward mir wunderbar zu Muth, als ich
Aus vollem Tageslichte ſchnell hinein trat;

Denn eine düſtre Nacht umgab mich plötzlich,
Von ſeltſamer Beleuchtung ſchwach erhellt.
In einem Halbkreis ſtanden um mich her
Sechs oder ſieben groſe Königsbilder,
Den Scepter in der Hand, und auf dem Haupt
Trug jedes einen Stern, und alles Licht
Im Thurm ſchien von den Sternen nur zu kommen.
Das wären die Planeten, ſagte mir
Mein Führer, ſie regierten das Geſchick.
Drum ſeyen ſie als Könige gebildet.
Der äuſerſte, ein grämlich finſtrer Greis,
Mit dem trübgelben Stern, ſey der Saturnus;
Der mit dem rothen Schein, grad von ihm über,
In kriegeriſcher Richtung, ſey der Mars,
Und beyde bringen wenig Glück den Menſchen.
Doch eine ſchöne Frau ſtand ihm zur Seite,
Sanft ſchimmerte der Stern auf ihrem Haupt,
Das ſey die Venus, das Geſtirn der Freude.
Zur linken Hand erſchien Merkur geflügelt.
Ganz in der Mitte glänzte ſilberhell
Ein heitrer Mann, mit einer Königsſtirn;
Das ſey der Jupiter, des Vaters Stern,
Und Mond und Sonne ſtanden ihm zur Seite.

Max.

O! nimmer will ich ſeinen Glauben ſchelten
An der Geſtirne, an der Geiſter Macht.
Nicht blos der Stolz des Menſchen füllt den Raum

Mit Geiſtern, mit geheimnißvollen Kräften:
Auch für ein liebend Herz iſt die gemeine
Natur zu eng, und tieſere Bedeutung
Liegt in dem Mährchen meiner Kinderjahre,
Als in der Wahrheit, die das Leben lehrt.
Die heitre Welt der Wunder iſt's allein,
Die dem entzückten Herzen Antwort gibt,
Die ihre ew'gen Räume mir eröffnet,
Mir tauſend Zweige reich entgegen ſtreckt,
Worauf der trunkne Geiſt ſich ſelig wiegt.
Die Fabel iſt der Liebe Heimathwelt;
Gern wohnt ſie unter Feen, Taliſmanen,
Glaubt gern an Götter, weil ſie göttlich iſt.
Die alten Fabelweſen ſind nicht mehr,
Das reizende Geſchlecht iſt ausgewandert;
Doch eine Sprache braucht das Herz, es bringt
Der alte Trieb die alten Namen wieder,
Und an dem Sternenhimmel gehn ſie jetzt,
Die ſonſt im Leben freundlich mit gewandelt.
Dort winken ſie dem Liebenden herab,
Und jedes Große bringt uns Jupiter
Noch dieſen Tag, und Venus jedes Schöne.

Thekla.

Wenn das die Sternenkunſt iſt, will ich froh
Zu dieſem heitern Glauben mich bekennen.
Es iſt ein holder, freundlicher Gedanke,
Daß über uns, in unermeſſnen Höh'n,

Der Liebe Kranz aus funkelnden Geſtirnen,
Da wir erſt wurden, ſchon geflochten ward.

Gräfinn.

Nicht Roſen bloß, auch Dornen hat der Himmel.
Wohl dir! wenn ſie den Kranz dir nicht verletzen.
Was Venus band, die Bringerinn des Glücks,
Kann Mars, der Stern des Unglücks, ſchnell zerreißen.

Max.

Bald wird ſein düſtres Reich zu Ende ſeyn!
Geſegnet ſey des Fürſten ernſter Eifer;
Er wird den Oelzweig in den Lorber flechten,
Und der erfreuten Welt den Frieden ſchenken.
Dann hat ſein großes Herz nichts mehr zu wünſchen.
Er hat genug für ſeinen Ruhm gethan,
Kann jetzt ſich ſelber leben und den Seinen.
Auf ſeine Güter wird er ſich zurückziehn,
Er hat zu Gitſchin einen ſchönen Sitz.
Auch **Reichenberg**, Schloß Friedland liegen heiter, —
Bis an den Fuß der Rieſenberge hin
Streckt ſich das Jagdgehege ſeiner Wälder.
Dem großen Trieb, dem prächtig ſchaffenden,
Kann er dann ungebunden frey willfahren.
Da kann er fürſtlich jede Kunſt ermuntern,
Und alles würdig Herrliche beſchützen —
Kann bauen, pflanzen, nach den Sternen ſehn —
Ja, wenn die kühne Kraft nicht ruhen kann,
So mag er kämpfen mit dem Element,

Den Fluß ableiten und den Felſen ſprengen,
Und dem Gewerb die leichte Straße bahnen.
Aus unſern Kriegsgeſchichten werden dann
Erzählungen in langen Winternächten —

Gräfinn.

Ich will denn doch gerathen haben, Vetter,
Den Degen nicht zu frühe wegzulegen.
Denn eine Braut, wie die, iſt es wohl werth,
Daß mit dem Schwert um ſie geworben werde.

Max.

O! wäre ſie mit Waffen zu gewinnen!

Gräfinn.

Was war das? Hört ihr nichts? — Mir war's, als hört' ich
Im Tafelzimmer heft'gen Streit und Lärmen.
(ſie geht hinaus.)

Fünfter Auftritt.

Thekla und Max Piccolomini.

Thekla.

(ſobald die Gräfinn ſich entfernt hat, ſchnell und heimlich zu Piccolomini.)

Trau ihnen nicht. Sie meinen's falſch.

Max.

Sie könnten —

Thekla.
Trau Niemand hier, als mir. Ich ſah es gleich,
Sie haben einen Zweck.

Max.
Zweck! Aber welchen?
Was hätten ſie davon, uns Hoffnungen —

Thekla.
Das weiß ich nicht. Doch glaub' mir, es iſt nicht
Ihr Ernſt, uns zu beglücken, zu verbinden.

Max.
Wozu auch dieſe Terzky's? Haben wir
Nicht deine Mutter? Ja, die gütige
Verdient's, daß wir uns kindlich ihr vertrauen.

Thekla.
Sie liebt dich, ſchätzt dich hoch vor allen Andern;
Doch nimmer hätte ſie den Muth, ein ſolch
Geheimniß vor dem Vater zu bewahren.
Um ihrer Ruhe willen muß es ihr
Verſchwiegen bleiben.

Max.
Warum überall
Auch das Geheimniß? Weißt du, was ich thun will?
Ich werfe mich zu deines Vaters Füßen,
Er ſoll mein Glück entſcheiden, er iſt wahrhaft,
Iſt unverſtellt und haßt die krummen Wege,
Er iſt ſo gut, ſo edel —

Thekla.

Das biſt du!

Max.

Du kennſt ihn erſt ſeit heut', ich aber lebe
Schon zehen Jahre unter ſeinen Augen.
Iſt's denn das erſtemal, daß er das Seltne,
Das Ungehoffte thut? Es ſieht ihm gleich,
Zu überraſchen wie ein Gott; er muß
Entzücken ſtets und in Erſtaunen ſetzen.
Wer weiß, ob er in dieſem Augenblick
Nicht mein Geſtändniß, deines blos erwartet,
Uns zu vereinigen — Du ſchweigſt? Du ſiehſt
Mich zweifelnd an? Was haſt du gegen deinen Vater?

Thekla.

Ich? Nichts — Nur zu beſchäftigt find' ich ihn,
Als daß er Zeit und Muße könnte haben,
An unſer Glück zu denken.
(Ihn zärtlich bey der Hand faſſend)
Folge mir!
Laß nicht zu viel uns an die Menſchen glauben,
Wir wollen dieſen Terzky's dankbar ſeyn
Für jede Gunſt, doch ihnen auch nicht mehr
Vertrauen, als ſie würdig ſind, und uns
Im Uebrigen — auf unſer Herz verlaſſen.

Max.

O! werden wir auch jemals glücklich werden!

Thekla.

Sind wir's denn nicht? Biſt du nicht mein? Bin ich
Nicht dein? — In deiner Seele lebt
Ein hoher Muth, die Liebe gibt ihn mir —
Ich ſollte minder offen ſeyn, mein Herz
Dir mehr verbergen: alſo will's die Sitte.
Wo aber wäre Wahrheit hier für dich,
Wenn du ſie nicht auf meinem Munde findeſt?
Wir haben uns gefunden, halten uns
Umſchlungen, feſt und ewig. Glaube mir!
Das iſt um Vieles mehr, als ſie gewollt.
Drum laß es uns wie einen heil'gen Raub
In unſers Herzens Innerſtem bewahren.
Aus Himmels Höhen fiel es uns herab,
Und nur dem Himmel wollen wir's verdanken.
Er kann ein Wunder für uns thun.

Sechſter Auftritt.

Gräfinn Terzky zu den Vorigen.

Gräfinn (preſſirt.)

Mein Mann ſchickt her. Es ſey die höchſte Zeit,
Er ſoll zur Tafel —

(Da jene nicht darauf achten, tritt ſie zwiſchen ſie)

Trennt euch!

Thekla.

O! nicht doch!

Es iſt ja kaum ein Augenblick.

Gräfinn.

Die Zeit vergeht euch ſchnell, Prinzeſſinn Nichte!

Max.

Es eilt nicht, Baſe.

Gräfinn.

Fort! Fort! Man vermißt Sie.

Der Vater hat ſich zweymal ſchon erkundigt.

Thekla.

Ei nun! der Vater!

Gräfinn.

Das verſteht Ihr, Nichte.

Thekla.

Was ſoll er überall bey der Geſellſchaft?
Es iſt ſein Umgang nicht, es mögen würd'ge,
Verdiente Männer ſeyn; er aber iſt
Für ſie zu jung, taugt nicht in die Geſellſchaft.

Gräfinn.

Ihr möchtet ihn wohl lieber ganz behalten?

Thekla (lebhaft.)

Ihr habt's getroffen. Das iſt meine Meinung.
Ja, laſſt ihn ganz hier, laſſt den Herren ſagen —

Gräfinn.

Habt Ihr den Kopf verloren, Nichte? — Graf!
Sie wiſſen die Bedingungen.

Max.

Ich muß gehorchen, Fräulein. Leben Sie wohl!

(Da Thekla ſich ſchnell von ihm wendet)

Was ſagen Sie?

Thekla (ohne ihn anzuſehen.)

Nichts. Gehen Sie!

Max.

Kann ich's,

Wenn Sie mir zürnen —

(Er nähert ſich ihr, ihre Augen begegnen ſich, ſie ſteht einen Augenblick ſchweigend, dann wirft ſie ſich ihm an die Bruſt; er drückt ſie feſt an ſich)

Gräfinn.

Weg! Wenn Jemand käme!

Ich höre Lärmen — Fremde Stimmen nahen.

(Max reißt ſich aus ihren Armen und geht, die Gräfinn begleitet ihn. Thekla folgt ihm anfangs mit den Augen, geht unruhig durch das Zimmer und bleibt dann in Gedanken verſenkt ſtehen. Eine Guitarre liegt auf dem Tiſche, ſie ergreift ſie, und nachdem ſie eine Weile ſchwermüthig präludirt hat, fällt ſie in den Geſang:)

Siebenter Auftritt.

Thekla (ſpielt und ſingt.)

Der Eichwald brauſet, die Wolken ziehn,
Das Mägdlein wandelt an Ufers Grün,
Es bricht ſich die Welle mit Macht, mit Macht,
Und ſie ſingt hinaus in die finſtre Nacht,
Das Auge von Weinen getrübet.

Das Herz iſt geſtorben, die Welt iſt leer,
Und weiter gibt ſie dem Wunſche nichts mehr.
Du Heilige, rufe dein Kind zurück!
Ich habe genoſſen das irdiſche Glück,
Ich habe gelebt und geliebet.

Achter Auftritt.

Gräſinn kommt zurück. Thekla.

Gräſinn.

Was war das, Fräulein Nichte? Fy! Ihr werft Euch
Ihm an den Kopf. Ihr ſolltet Euch doch, dächt' ich,
Mit Eurer Perſon ein wenig theurer machen.

Thekla (indem ſie aufſteht.)

Was meint Ihr, Tante?

Gräſinn.

Ihr ſollt nicht vergeſſen,
Wer Ihr ſeyd und wer Er iſt. Ja, das iſt Euch
Noch gar nicht eingefallen, glaub' ich.

Thekla.

Was denn?

Gräſinn.

Daß Ihr des Fürſten Friedland Tochter ſeyd.

Thekla.

Nun? und was mehr?

Gräſinn.

Was? Eine ſchöne Frage!

Thekla.

Was wir geworden ſind, iſt Er geboren.
Er iſt von alt lombardiſchem Geſchlecht,
Iſt einer Fürſtinn Sohn!

Gräſinn.

Sprecht Ihr im Traum?
Fürwahr! Man wird ihn höflich noch drum bitten,
Die reichſte Erbinn in Europa zu beglücken
Mit ſeiner Hand.

Thekla.

Das wird nicht nöthig ſeyn.

Gräſinn.

Ja, man wird wohl thun, ſich nicht auszuſetzen.

Thekla.

Sein Vater liebt ihn; Graf Octavio
Wird nichts dagegen haben —

Gräſinn.

Sein Vater! Seiner! und der Eure, Nichte?

Thekla.

Nun ja! Ich denk', Ihr fürchtet ſeinen Vater,
Weil Ihr's vor dem, vor ſeinem Vater, mein' ich,
So ſehr verheimlicht.

Gräſinn (ſieht ſie forſchend an.)

Nichte, Ihr ſeyd falſch.

Thekla.

Seyd Ihr empfindlich, Tante? O! ſeyd gut!

Gräfinn.

Ihr haltet Euer Spiel ſchon für gewonnen —
Jauchzt nicht zu frühe!

Thekla.

Seyd nur gut!

Gräfinn.

Es iſt noch nicht ſo weit.

Thekla.

Ich glaub' es wohl.

Gräfinn.

Denkt Ihr, er habe ſein bedeutend Leben
In kriegeriſcher Arbeit aufgewendet,
Jedwedem ſtillen Erdenblick entſagt,
Den Schlaf von ſeinem Lager weggebannt,
Sein edles Haupt der Sorge hingegeben,
Nur um ein glücklich Paar aus Euch zu machen?
Um dich zuletzt aus deinem Stift zu ziehn,
Den Mann dir im Triumphe zuzuführen,
Der deinen Augen wohlgefällt? — Das hätt' er
Wohlfeiler haben können! Dieſe Saat
Ward nicht gepflanzt, daß du mit kind'ſcher Hand
Die Blume brächeſt, und zur leichten Zier
An deinen Buſen ſteckteſt!

Thekla.

Was er mir nicht gepflanzt, das könnte doch
Freywillig mir die ſchönen Früchte tragen.
Und wenn mein gütig freundliches Geſchick

Aus ſeinem furchtbar ungeheuren Daſeyn
Des Lebens Freude mir bereiten will —

Gräfinn.

Du ſiehſt's wie ein verliebtes Mädchen an.
Blick' um dich her. Beſinn' dich, wo du biſt —
Nicht in ein Freudenhaus biſt du getreten,
Zu keiner Hochzeit findeſt du die Wände
Geſchmückt, der Gäſte Haupt bekränzt. Hier iſt
Kein Glanz, als der von Waffen. Oder denkſt du,
Man führte dieſe Tauſende zuſammen,
Bey'm Brautfeſt dir den Reihen aufzuführen?
Du ſiehſt des Vaters Stirn gedankenvoll,
Der Mutter Aug' in Thränen, auf der Wage liegt
Das große Schickſal unſers Hauſes!
Laß jetzt des Mädchens kindiſche Gefühle,
Die kleinen Wünſche hinter dir! Beweiſe,
Daß du des Außerordentlichen Tochter biſt!
Das Weib ſoll ſich nicht ſelber angehören,
An fremdes Schickſal iſt ſie feſt gebunden,
Die aber iſt die beſte, die ſich Fremdes
Aneignen kann mit Wahl, an ihrem Herzen
Es trägt und pflegt mit Innigkeit und Liebe.

Thekla.

So wurde mir's im Kloſter vorgeſagt.
Ich hatte keine Wünſche, kannte mich
Als ſeine Tochter nur, des Mächtigen,
Und ſeines Lebens Schall, der auch zu mir drang,

Gab mir kein anderes Gefühl, als dies:
Ich ſey beſtimmt, mich leidend ihm zu opfern.

Gräfinn.

Das iſt dein Schickſal. Füge dich ihm willig!
Ich und die Mutter geben dir das Beyſpiel.

Thekla.

Das Schickſal hat mir *den* gezeigt, dem ich
Mich opfern ſoll; ich will ihm freudig folgen.

Gräfinn.

Dein Herz, mein liebes Kind, und nicht das Schickſal.

Thekla.

Der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme.
Ich bin die Seine. Sein Geſchenk allein
Iſt dieſes neue Leben, das ich lebe.
Er hat ein Recht an ſein Geſchöpf. Was war ich,
Eh' ſeine ſchöne Liebe mich beſeelte?
Ich will auch von mir ſelbſt nicht kleiner denken,
Als der Geliebte. *Der* kann nicht gering ſeyn,
Der das Unſchätzbare beſitzt. Ich fühle
Die Kraft mit meinem Glücke mir verliehn.
Ernſt liegt das Leben vor der ernſten Seele.
Daß ich mir ſelbſt gehöre, weiß ich nun.
Den feſten Willen hab' ich kennen lernen,
Den unbezwinglichen, in meiner Bruſt,
Und an das Höchſte kann ich Alles ſetzen.

Gräfinn.

Du wollteſt dich dem Vater widerſetzen,

Wenn er es anders nun mit dir beſchloſſen?
— Ihm denkſt du's abzuzwingen? Wiſſe, Kind!
Sein Nam' iſt Friedland.

Thekla.

Auch der meinige.
Er ſoll in mir die ächte Tochter finden.

Gräfinn.

Wie? Sein Monarch, ſein Kaiſer zwingt ihn nicht,
Und du, ſein Mädchen, wollteſt mit ihm kämpfen?

Thekla.

Was Niemand wagt, kann ſeine Tochter wagen.

Gräfinn.

Nun wahrlich! Darauf iſt er nicht bereitet,
Er hätte jedes Hinderniß beſiegt,
Und in dem eignen Willen ſeiner Tochter
Sollt' ihm der neue Streit entſtehn? Kind! Kind!
Noch haſt du nur das Lächeln deines Vaters,
Haſt ſeines Zornes Auge nicht geſehen.
Wird ſich die Stimme deines Widerſpruchs,
Die zitternde, in ſeine Nähe wagen?
Wohl magſt du dir, wenn du allein biſt, große Dinge
Vorſetzen, ſchöne Rednerblumen flechten,
Mit Löwenmuth den Taubenſinn bewaffnen.
Jedoch verſuch's! Tritt vor ſein Auge hin,
Das feſt auf dich geſpannt iſt, und ſag' Nein!
Vergehen wirſt du vor ihm, wie das zarte Blatt
Der Blume vor dem Feuerblick der Sonne.

— Ich will dich nicht erſchrecken, liebes Kind!
Zum Aeußerſten ſoll's ja nicht kommen, hoff' ich —
Auch weiß ich ſeinen Willen nicht. Kann ſeyn,
Daß ſeine Zwecke deinem Wunſch begegnen.
Doch das kann nimmermehr ſein Wille ſeyn,
Daß du, die ſtolze Tochter ſeines Glücks,
Wie ein verliebtes Mädchen dich geberdeſt,
Wegwerfeſt an den Mann, der, wenn ihm je
Der hohe Lohn beſtimmt iſt, mit dem höchſten Opfer,
Das Liebe bringt, dafür bezahlen ſoll!
(ſie geht ab.)

Neunter Auftritt.

Thekla allein.

Dank dir für deinen Wink! Er macht
Mir meine böſe Ahnung zur Gewißheit.
So iſt's denn wahr? Wir haben keinen Freund
Und keine treue Seele hier — wir haben
Nichts als uns ſelbſt. Uns drohen harte Kämpfe.
Du, Liebe, gib uns Kraft, du göttliche!
O, Sie ſagt wahr! Nicht frohe Zeichen ſind's,
Die dieſem Bündniß unſrer Herzen leuchten.
Das iſt kein Schauplatz, wo die Hoffnung wohnt;
Nur dumpfes Kriegsgetöſe raſſelt hier,
Und ſelbſt die Liebe, wie in Stahl gerüſtet,
Zum Todeskampf gegürtet, tritt ſie auf.

Es geht ein finſtrer Geiſt durch unſer Haus,
Und ſchleunig will das Schickſal mit uns enden.
Aus ſtiller Freyſtatt treibt es mich heraus;
Ein holder Zauber muß die Seele blenden.
Es lockt mich durch die himmliſche Geſtalt,
Ich ſeh ſie nah' und ſeh ſie näher ſchweben;
Es zieht mich fort, mit göttlicher Gewalt,
Dem Abgrund zu, ich kann nicht widerſtreben.

(Man hört von ferne die Tafelmuſik)

O! wenn ein Haus im Feuer ſoll vergehn,
Dann treibt der Himmel ſein Gewölk zuſammen,
Es ſchießt der Blitz herab aus heitern Höh'n,
Aus unterird'ſchen Schlünden fahren Flammen;
Blindwüthend ſchleudert ſelbſt der Gott der Freude
Den Pechkranz in das brennende Gebäude!

(ſie geht ab.)

Vierter Aufzug.

Scene: Ein großer, feſtlich erleuchteter Saal. in der Mitte deſſelben und nach der Tiefe des Theaters eine reich ausgeſchmückte Tafel, an welcher acht Generale, worunter Octavio Piccolomini, Terzky und Maradas ſitzen. Rechts und links davon, mehr nach hinten zu, noch zwey andere Tafeln, welche jede mit ſechs Gäſten beſetzt ſind. Vorwärts ſteht der Credenztiſch, die ganze vordere Bühne bleibt für die aufwartenden Pagen und Bedienten frey. Alles iſt in Bewegung. Spielleute von Terzky's Regiment ziehen über den Schauplatz um die Tafel herum. Noch ehe ſie ſich ganz entfernt haben, erſcheint Max Piccolomini, ihm kommt Terzky mit einer Schrift, Iſolani mit einem Pokal entgegen.

Erſter Auftritt.

Terzky. Iſolani. Max Piccolomini.

Iſolani.

Herr Bruder, was wir lieben! Nun, wo ſteckt Er?
Geſchwind an Seinen Platz! Der Terzky hat
Der Mutter Ehrenweine preisgegeben;
Es geht hier zu, wie auf dem Heidelberger Schloß.

Das Beſte hat Er ſchon verſäumt. Sie theilen
Dort an der Tafel Fürſtenhüte aus,
Des Eggenberg, Slawata, Lichtenſtein,
Des Sternbergs Güter werden ausgeboten,
Sammt allen groſſen Böhm'ſchen Lehen; wenn
Er hurtig macht, fällt auch für Ihn was ab.
Marſch! Setz' Er ſich!

Kolalto und Götz.
(rufen an der zweyten Tafel)
Graf Piccolomini!

Terzky.
Ihr ſollt ihn haben! Gleich! — Lies dieſe Eidesformel,
Ob dir's gefällt, ſo wie wir's aufgeſetzt.
Es haben's Alle nach der Reih' geleſen,
Und jeder wird den Namen drunter ſetzen.

Max (lieſt.)
„Ingratis servire nefas.“

Iſolani.
Das klingt wie ein lateiniſcher Spruch — Herr Bruder,
Wie heißt's auf deutſch?

Terzky.
Dem Undankbaren dient kein rechter Mann!

Max.
„Nachdem unſer hochgebietender Feldherr, der Durchlauchtige Fürſt von Friedland, wegen vielfältig empfangener Kränkungen, des Kaiſers Dienſt zu verlaſſen gemeint geweſen, auf unſer einſtimmiges Bitten

„aber ſich bewegen laſſen, noch länger bey der Armee
„zu verbleiben, und ohne unſer Genehmhalten ſich nicht
„von uns zu trennen; als verpflichten wir uns wieder
„insgeſammt, und Jeder für ſich insbeſondere, anſtatt
„eines körperlichen Eides — auch bey ihm ehrlich und
„getreu zu halten, uns auf keinerley Weiſe von ihm zu
„trennen, und für denſelben alles das Unſrige, bis auf
„den letzten Blutstropfen, aufzuſetzen, ſo weit nämlich
„unſer dem Kaiſer geleiſteter Eid es erlauben wird. (die letzten Worte werden von Iſolani nachgeſprochen.) Wie wir denn auch, wenn Einer oder der
„Andre von uns, dieſem Bündniß zuwider, ſich von der
„gemeinen Sache abſondern ſollte, denſelben als einen
„bundesflüchtigen Verräther erklären, und an ſeinem
„Hab und Gut, Leib und Leben Rache dafür zu nehmen
„verbunden ſeyn wollen. Solches bezeugen wir mit
„Unterſchrift unſers Namens.“

Terzky.

Biſt du gewillt, dies Blatt zu unterſchreiben?

Iſolani.

Was ſollt' er nicht! Jedweder Offizier
Von Ehre kann das — muß das — Dint' und Feder!

Terzky.

Laß gut ſeyn, bis nach Tafel.

Iſolani (Max fortziehend.)

Komm' Er, komm' Er!

(Beyde gehen an die Tafel.)

Zweyter Auftritt.

Terzky. Neumann.

Terzky.

(winkt dem Neumann, der am Credenztiſch gewartet, und tritt mit ihm vorwärts.)

Bringſt du die Abſchrift, Neumann? Gib! Sie iſt
Doch ſo verfaſſt, daß man ſie leicht verwechſelt?

Neumann.

Ich hab' ſie Zeil' um Zeile nachgemahlt,
Nichts als die Stelle von dem Eid blieb weg,
Wie deine Excellenz es mir geheißen.

Terzky.

Gut! Leg' ſie dorthin, und mit dieſer gleich
In's Feuer! Was ſie ſoll, hat ſie geleiſtet.

(Neumann legt die Copie auf den Tiſch, und tritt wieder zum Schenktiſch.)

Dritter Auftritt.

Illo kommt aus dem zweyten Zimmer. Terzky.

Illo.

Wie iſt es mit dem Piccolomini?

Terzky.

Ich denke, gut. Er hat nichts eingewendet.

Illo.

Er iſt der einz'ge, dem ich nicht recht traue,
Er und der Vater — Habt ein Aug' auf Beyde!

Terzky.

Wie ſieht's an Eurer Tafel aus? Ich hoffe,
Ihr haltet Eure Gäſte warm?

Illo.

Sie ſind
Ganz kordial. Ich denk', wir haben ſie.
Und wie ich's Euch vorausgeſagt — Schon iſt
Die Red' nicht mehr davon, den Herzog blos
Bey Ehren zu erhalten. Da man einmal
Beyſammen ſey, meint Montecuculi,
So müſſe man in ſeinem eignen Wien
Dem Kaiſer die Bedingung machen. Glaubt mir,
Wär's nicht um dieſe Piccolomini,
Wir hätten den Betrug uns können ſparen.

Terzky.

Was will der Buttler? Still!

Vierter Auftritt.

Buttler zu den Vorigen.

Buttler (von der zweyten Tafel kommend.)

Laſſt Euch nicht ſtören.
Ich hab' Euch wohl verſtanden, Feldmarſchall.

Glück zum Geſchäfte — und was mich betrifft,
(geheimnißvoll)
So könnt Ihr auf mich rechnen.

Illo (lebhaft.)

Können wir's?

Buttler.

Mit oder ohne Klauſel! gilt mir gleich!
Verſteht Ihr mich? Der Fürſt kann meine Treu
Auf jede Probe ſetzen, ſagt ihm das.
Ich bin des Kaiſers Offizier, ſo lang ihm
Beliebt, des Kaiſers General zu bleiben,
Und bin des Friedlands Knecht, ſo bald es ihm
Gefallen wird, ſein eigner Herr zu ſeyn.

Terzky.

Ihr treffet einen guten Tauſch. Kein Karger,
Kein Ferdinand iſt's, dem Ihr Euch verpflichtet.

Buttler (ernſthaft.)

Ich biete meine Treu nicht feil, Graf Terzky,
Und wollt' Euch nicht gerathen haben, mir
Vor einem halben Jahr noch abzudingen,
Wozu ich jetzt freywillig mich erbiete.
Ja, mich ſammt meinem Regiment bring' ich
Dem Herzog, und nicht ohne Folgen ſoll
Das Beyſpiel bleiben, denk' ich, das ich gebe.

Illo.

Wem iſt es nicht bekannt, daß Oberſt Buttler
Dem ganzen Heer voran als Muſter leuchtet!

Buttler.

Meint Ihr, Feldmarſchall? Nun, ſo reut mich nicht
Die Treue, vierzig Jahre lang bewahrt,
Wenn mir der wohlgeſparte gute Name
So volle Rache kauft im ſechszigſten! —
Stoßt Euch an meine Rede nicht, Ihr Herrn.
Euch mag es gleichviel ſeyn, wie Ihr mich habt,
Und werdet, hoff' ich, ſelber nicht erwarten,
Daß Euer Spiel mein grades Urtheil krümmt —
Daß Wankelſinn und ſchnell bewegtes Blut,
Noch leichte Urſach ſonſt den alten Mann
Vom langgewohnten Ehrenpfade treibt.
Kommt! Ich bin darum minder nicht entſchloſſen,
Weil ich es deutlich weiß, wovon ich ſcheide.

Illo.

Sagt's rund heraus, wofür wir Euch zu halten —

Buttler.

Für einen Freund! Nehmt meine Hand darauf,
Mit Allem, was ich hab', bin ich der Eure.
Nicht Männer blos, auch Geld bedarf der Fürſt.
Ich hab' in ſeinem Dienſt mir was erworben,
Ich leih' es ihm, und überlebt er mich,
Iſt's ihm vermacht ſchon längſt, er iſt mein Erbe.
Ich ſteh allein da in der Welt, und kenne
Nicht das Gefühl, das an ein theures Weib
Den Mann und an geliebte Kinder bindet,
Mein Name ſtirbt mit mir, mein Daſeyn endet.

Wer unter dieſen reicht an unſern Friedland?
Nichts iſt zu hoch, wornach der Starke nicht
Befugniß hat die Leiter anzuſetzen.

Terzky.

Das iſt geſprochen, wie ein Mann!

Buttler.

Verſichert Euch der Spanier und Welſchen;
Den Schotten Leßly will ich auf mich nehmen.
Kommt zur Geſellſchaft! Kommt!

Terzky.

Wo iſt der Kellermeiſter?
Laß aufgehn, was du haſt! die beſten Weine!
Heut' gilt es. Unſre Sachen ſtehen gut.
(gehen, jeder an ſeine Tafel.)

Fünfter Auftritt.

Kellermeiſter mit **Neumann** vorwärts kommend. **Bediente** gehen ab und zu.

Kellermeiſter.

Der edle Wein! Wenn meine alte Herrſchaft,
Die Frau Mama, das wilde Leben ſäh',
In ihrem Grabe kehrte ſie ſich um! —
Ja! Ja! Herr Offizier! Es geht zurück
Mit dieſem edeln Haus — Kein Maß noch Ziel!

Und die durchlauchtige Verſchwägerung
Mit dieſem Herzog bringt uns wenig Segen.

Neumann.

Behüte Gott! Jetzt wird der Flor erſt angehn.

Kellermeiſter.

Meint Er? Es ließ ſich Vieles davon ſagen.

Bedienter (kommt.)

Burgunder für den vierten Tiſch!

Kellermeiſter.

Das iſt
Die ſiebenzigſte Flaſche nun, Herr Leutnant.

Bedienter.

Das macht, der deutſche Herr, der Tieſenbach,
Sitzt dran.

(geht ab.)

Kellermeiſter (zu Neumann fortfahrend.)

Sie wollen gar zu hoch hinaus. Kurfürſten
Und Königen wollen ſie's im Prunke gleich thun,
Und wo der Fürſt ſich hingetraut, da will der Graf,
Mein gnäd'ger Herre, nicht dahinten bleiben.

(zu den Bedienten.)

Was ſteht ihr horchen? Will euch Beine machen.
Seht nach den Tiſchen, nach den Flaſchen! Da!
Graf Palfy hat ein leeres Glas vor ſich!

Zweyter Bedienter (kommt.)

Den großen Kelch verlangt man, Kellermeiſter,

Den reichen, güldnen, mit dem böhm'ſchen Wappen,
Ihr wißt ſchon welchen, hat der Herr geſagt.

Kellermeiſter.

Der auf des Friedrichs ſeine Königskrönung
Vom Meiſter Wilhelm iſt verfertigt worden,
Das ſchöne Prachtſtück aus der Prager Beute?

Zweyter Bedienter.

Ja, den! Den Umtrunk wollen ſie mit halten.

Kellermeiſter.

(Mit Kopfſchütteln, indem er den Pokal hervorholt und ausſpült)

Das gibt nach Wien was zu berichten wieder!

Neumann.

Zeigt! Das iſt eine Pracht von einem Becher!
Von Golde ſchwer, und in erhabner Arbeit,
Sind kluge Dinge zierlich drauf gebildet.
Gleich auf dem erſten Schildlein, laſſt mal ſehn!
Die ſtolze Amazone da zu Pferd,
Die über'n Krummſtab ſetzt und Biſchofsmützen,
Auf einer Stange trägt ſie einen Hut,
Nebſt einer Fahn', worauf ein Kelch zu ſehn.
Könnt Ihr mir ſagen, was das all bedeutet?

Kellermeiſter.

Die Weibsperſon, die Ihr da ſeht zu Roß,
Das iſt die Wahlfreyheit der böhm'ſchen Kron.
Das wird bedeutet durch den runden Hut
Und durch das wilde Roß, auf dem ſie reitet.

Des Menſchen Zierrath iſt der Hut, denn wer
Den Hut nicht ſitzen laſſen darf vor Kaiſern
Und Königen, der iſt kein Mann von Freyheit.

Neumann.

Was aber ſoll der Kelch da auf der Fahn'?

Kellermeiſter.

Der Kelch bezeugt die böhm'ſche Kirchenfreyheit,
Wie ſie geweſen zu der Väter Zeit.
Die Väter im Huſſitenkrieg erſtritten
Sich dieſes ſchöne Vorrecht über'n Papſt,
Der keinem Layen gönnen will den Kelch.
Nichts geht dem Utraquiſten über'n Kelch,
Es iſt ſein köſtlich Kleinod, hat dem Böhmen
Sein theures Blut in mancher Schlacht gekoſtet.

Neumann.

Was ſagt die Rolle, die da drüber ſchwebt?

Kellermeiſter.

Den böhm'ſchen Majeſtätsbrief zeigt ſie an,
Den wir dem Kaiſer Rudolph abgezwungen,
Ein köſtlich unſchätzbares Pergament,
Das frey Geläut' und offenen Geſang
Dem neuen Glauben ſichert, wie dem alten.
Doch ſeit der Grätzer über uns regiert,
Hat das ein End', und nach der Prager Schlacht,
Wo Pfalzgraf Friedrich Kron' und Reich verloren,
Iſt unſer Glaub' um Kanzel und Altar,
Und unſre Brüder ſehen mit dem Rücken

Die Heimath an, den Majeſtätsbrief aber
Zerſchnitt der Kaiſer ſelbſt mit ſeiner Schere.

Neumann.

Das Alles wiſſt ihr! Wohl bewandernd ſeyd Ihr
In Eures Landes Chronik, Kellermeiſter.

Kellermeiſter.

Drum waren meine Ahnherrn Taboriten,
Und dienten unter dem Prokop und Ziska.
Fried' ſey mit ihrem Staube! Kämpften ſie
Für eine gute Sache doch — Tragt fort!

Neumann.

Erſt laſſt mich noch das zweyte Schildlein ſehn.
Sieh doch, das iſt, wie auf dem Prager Schloß
Des Kaiſers Räthe, Martinitz, Slawata,
Kopf unter ſich herabgeſtürzet werden.
Ganz recht! Da ſteht Graf Thurn, der es befiehlt.

(Bedienter geht mit dem Kelch.)

Kellermeiſter.

Schweigt mir von dieſem Tag, es war der drey
Und zwanzigſte des Mays, da man Ein tauſend
Sechs hundert ſchrieb und achtzehn. Iſt mir's doch
Als wär' es heut, und mit dem Unglückstag
Fing's an, das große Herzeleid des Landes.
Seit dieſem Tag, es ſind jetzt ſechzehn Jahr,
Iſt nimmer Fried' geweſen auf der Erden —

An der zweyten Tafel (wird gerufen.)

Der Fürſt von Weimar!

An der dritten und vierten Tafel.
Herzog Bernhard lebe!
(Muſik fällt ein.)

Erſter Bedienter.
Hört den Tumult!

Zweyter Bedienter (kommt gelaufen.)
Habt ihr gehört? Sie laſſen
Den Weimar leben!

Dritter Bedienter.
Oeſtreichs Feind!

Erſter Bedienter
Den Lutheraner!

Zweyter Bedienter.
Vorhin da bracht' der Deodat des Kaiſers
Geſundheit aus, da blieb's ganz mäuschenſtille.

Kellermeiſter.
Bey'm Trunk geht Vieles drein. Ein ordentlicher
Bedienter muß kein Ohr für ſo was haben.

Dritter Bedienter (bey Seite zum vierten.)
Paſſ' ja wohl auf, Johann, daß wir dem Pater
Quiroga recht viel zu erzählen haben;
Er will dafür uns auch viel Ablaß geben.

Vierter Bedienter.
Ich mach' mir an des Illo ſeinem Stuhl!
Deßwegen auch zu thun, ſo viel ich kann,
Der führt dir gar verwunderſame Reden.
(Gehen zu den Tafeln.)

Kellermeiſter (zu Neumann.

Wer mag der ſchwarze Herr ſeyn mit dem Kreuz,
Der mit Graf Palfy ſo vertraulich ſchwatzt?

Neumann.

Das iſt auch Einer, dem ſie zu viel trauen,
Maradas nennt er ſich, ein Spanier.

Kellermeiſter.

'S iſt nichts mit den Hiſpaniern, ſag' ich Euch;
Die Welſchen alle taugen nichts.

Neumann.

Ey! Ey!
So ſolltet Ihr nicht ſprechen, Kellermeiſter.
Es ſind die erſten Generale drunter,
Auf die der Herzog juſt am meiſten hält.
(Terzky kommt und holt das Papier ab, an den Tafeln entſteht eine Bewegung)

Kellermeiſter (zu den Bedienten.)

Der Generalleutnant ſteht auf! Gebt Acht!
Sie machen Aufbruch. Fort und rückt die Seſſel!
(Die Bedienten eilen nach hinten, ein Theil der Gäſte kommt vorwärts.)

Sechster Auftritt.

Octavio Piccolomini kommt im Geſpräch mit **Maradas**, und Beyde ſtellen ſich ganz vorne hin, auf eine Seite des Proſceniums. Auf die entgegengeſetzte Seite tritt **Max Piccolomini**, allein, in ſich gekehrt, und ohne Antheil an der übrigen Handlung. Den mittlern Raum zwiſchen Beyden, doch einige Schritte mehr zurück, erfüllen **Buttler, Iſolani, Götz, Tiefenbach, Kolalto** und bald darauf Graf **Terzky**.

Iſolani.
(während daß die Geſellſchaft vorwärts kommt)
Gut' Nacht! — Gut' Nacht, Kolalto — Generallieutnant,
Gut' Nacht! Ich ſagte beſſer, guten Morgen.

Götz (zu Tiefenbach.)
Herr Bruder! Proſit Mahlzeit!

Tiefenbach.
Das war ein königliches Mahl!

Götz.
Ja, die Frau Gräfinn
Verſteht's. Sie lernt' es ihrer Schwieger ab,
Gott hab' ſie ſelig! Das war eine Hausfrau!

Iſolani (will weggehen.)
Lichter! Lichter!

Terzky (kommt mit der Schrift zu Iſolani.)
Herr Bruder! Zwey Minuten noch. Hier iſt
Noch was zu unterſchreiben.

Iſolani.

Unterſchreiben,
So viel Ihr wollt! Verſchont mich nur mit Leſen.

Terzky.

Ich will Euch nicht bemühn. Es iſt der Eid,
Den Ihr ſchon kennt. Nur einige Federſtriche.
(wie Iſolani die Schrift dem Octavio hinreicht)
Wie's kommt! Wen's eben trifft! Es iſt kein Rang hier.
(Octavio durchläuft die Schrift mit anſcheinender Gleichgültigkeit. Terzky beobachtet ihn von Weitem)

Götz (zu Terzky.)

Herr Graf! Erlaubt mir, daß ich mich empfehle.

Terzky.

Eilt doch nicht ſo — Noch einen Schlaftrunk — He!
(zu den Bedienten)

Götz.

Bin's nicht im Stand.

Terzky.

Ein Spielchen.

Götz.

Excuſirt mich.

Tiefenbach (ſetzt ſich.)

Vergebt, Ihr Herrn. Das Stehen wird mir ſauer.

Terzky.

Macht's Euch bequem, Herr Generalfeldzeugmeiſter.

Tiefenbach.

Das Haupt iſt friſch, der Magen iſt geſund,
Die Beine aber wollen nicht mehr tragen.

Iſolani (auf ſeine Corpulenz zeigend.)
Ihr habt die Laſt auch gar zu groß gemacht
(Octavio hat unterſchrieben und reicht Terzky die Schrift, der ſie dem Iſolani gibt. Dieſer geht an den Tiſch zu unterſchreiben)

Tiefenbach.
Der Krieg in Pommern hat mir's zugezogen,
Da muſſten wir heraus in Schnee und Eis,
Das werd' ich wohl mein Lebtag nicht verwinden.

Götz.
Ja wohl! Der Schwed' frug nach der Jahrszeit nichts.
(Terzky reicht das Papier an Don Maradas; dieſer geht an den Tiſch zu unterſchreiben)

Octavio (nähert ſich Buttlern.)
Ihr liebt die Bachusfeſte auch nicht ſehr,
Herr Oberſter! Ich hab' es wohl bemerkt.
Und würdet, däucht mir, beſſer Euch gefallen
Im Toben einer Schlacht, als eines Schmauſes.

Buttler.
Ich muß geſtehen, es iſt nicht in meiner Art.

Octavio (zutraulich näher tretend.)
Auch nicht in meiner, kann ich Euch verſichern.
Und mich erfreut's, ſehr würd'ger Oberſt Buttler,
Daß wir uns in der Denkart ſo begegnen.
Ein halbes Dutzend guter Freunde höchſtens
Um einen kleinen, runden Tiſch, ein Gläschen

Tokaierwein, ein offnes Herz dabey
Und ein vernünftiges Geſpräch — ſo lieb' ich's!

Buttler.

Ja, wenn man's haben kann, ich halt' es mit.

(Das Papier kommt an Buttlern, der an den Tiſch geht, zu unterſchreiben. Das Proſcenium wird leer, ſo daß beyde Piccolomini, jeder auf ſeiner Seite, allein ſtehen bleiben)

Octavio.

(nachdem er ſeinen Sohn eine Zeitlang aus der Ferne ſtillſchweigend betrachtet, nähert ſich ihm ein wenig)

Du biſt ſehr lange ausgeblieben, Freund.

Max.

(wendet ſich ſchnell um, verlegen)

Ich — dringende Geſchäfte hielten mich.

Octavio.

Doch, wie ich ſehe, biſt du noch nicht hier?

Max.

Du weißt, daß groß Gewühl mich immer ſtill macht.

Octavio (rückt ihm noch näher.)

Ich darf nicht wiſſen, was ſo lang dich aufhielt?

(liſtig)

— Und Terzky weiß es doch.

Max.

Was weiß der Terzky?

Octavio (bedeutend.)

Er war der Einz'ge, der dich nicht vermiſſte.

Iſolani.

(der von weitem Acht gegeben, tritt dazu.)

Recht, alter Vater! Fall' ihm in's Gepäck!
Schlag' die Quartier ihm auf! Es iſt nicht richtig.

Terzky (kommt mit der Schrift.)

Fehlt Keiner mehr? Hat Alles unterſchrieben?

Octavio.

Es haben's Alle.

Terzky (rufend.)

Nun! Wer unterſchreibt noch?

Buttler (zu Terzky.)

Zähl' nach! Juſt dreyßig Namen müſſen's ſeyn.

Terzky.

Ein Kreuz ſteht hier.

Tiefenbach.

Das Kreuz bin ich.

Iſolani (zu Terzky.)

Er kann nicht ſchreiben, doch ſein Kreuz iſt gut,
Und wird ihm honorirt von Jud' und Chriſt.

Octavio (preſſirt, zu Max.)

Gehn wir zuſammen, Oberſt. Es wird ſpät.

Terzky.

Ein Piccolomini nur iſt aufgeſchrieben.

Iſolani (auf Max zeigend.)

Gebt Acht! Es fehlt an dieſem ſteinernen Gaſt,
Der uns den ganzen Abend nichts getaugt.

(Max empfängt aus Terzky's Händen das Blatt, in welches er gedankenlos hineinſieht.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. **Illo** kommt aus dem hintern Zimmer, er hat den goldnen Pokal in der Hand und iſt ſehr erhitzt, ihm folgen **Götz** und **Buttler**, die ihn zurückhalten wollen.

Illo.

Was wollt Ihr? Laſſt mich.

Götz und Buttler.

Illo! Trinkt nicht mehr.

Illo.

(geht auf den Octavio zu und umarmt ihn, trinkend.)

Octavio! das bring' ich dir! Erſäuft
Sey aller Groll in dieſem Bundestrunk!
Weiß wohl, du haſt mich nie geliebt — Gott ſtraf' mich,
Und ich dich auch nicht! Laß Vergangenes
Vergeſſen ſeyn! Ich ſchätze dich unendlich,
(ihn zu wiederholtenmalen küſſend)
Ich bin dein beſter Freund, und, daß Ihr's wißt!
Wer mir ihn eine falſche Katze ſchilt,
Der hat's mit mir zu thun.

Terzky (bey Seite.)

Biſt du bey Sinnen?
Bedenk' doch, Illo, wo du biſt!

Illo (treuherzig.)

Was wollt Ihr? Es ſind lauter gute Freunde.
(ſich mit vergnügtem Geſicht im ganzen Kreiſe herumſehend)
Es iſt kein Schelm hier unter uns, das freut mich.

Terzky (zu Buttler, dringend.)

Nehmt ihn doch mit Euch fort! Ich bitt' Euch, Buttler.

(Buttler führt ihn an den Schenktiſch)

Iſolani.

(zu Max, der biſher unverwandt, aber gedankenlos, in das Papier geſehen)

Wird's bald, Herr Bruder? Hat Er's durchſtudiert?

Max (wie aus einem Traum erwachend.)

Was ſoll ich?

Terzky und Iſolani (zugleich.)

Seinen Namen drunter ſetzen.

(Man ſieht den Octavio ängſtlich geſpannt den Blick auf ihn richten.)

Max (gibt es zurück.)

Laſſt's ruhn bis morgen. Es iſt ein Geſchäft,
Hab' heute keine Faſſung. Schickt mir's morgen.

Terzky.

Bedenk' Er doch —

Iſolani.

Friſch! Unterſchrieben! Was!
Er iſt der Jüngſte von der ganzen Tafel,
Wird ja allein nicht klüger wollen ſeyn,
Als wir zuſammen? Seh Er her! Der Vater
Hat auch, wir haben Alle unterſchrieben.

Terzky (zum Octavio.)

Braucht Euer Anſehn doch. Bedeutet ihn.

Octavio.

Mein Sohn iſt mündig.

Illo.

(hat den Pokal auf den Schenktiſch geſetzt)

Wovon iſt die Rede?

Terzky.

Er weigert ſich, das Blatt zu unterſchreiben.

Max.

Es wird bis morgen ruhen können, ſag' ich.

Illo.

Es kann nicht ruhn. Wir unterſchrieben Alle,
Und du muſſt auch, du *muſſt* dich unterſchreiben.

Max.

Illo, ſchlaf wohl.

Illo.

Nein! So entkommſt du nicht!
Der Fürſt ſoll ſeine Freunde kennen lernen.

(Es ſammeln ſich alle Gäſte um die Beyden)

Max.

Wie ich für ihn geſinnt bin, weiß der Fürſt,
Es wiſſen's Alle, und der Fratzen braucht's nicht.

Illo.

Das iſt der Dank, das hat der Fürſt davon,
Daß er die Welſchen immer vorgezogen!

Terzky.

(in höchſter Verlegenheit zu den Kommandeurs, die einen Auflauf machen)

Der Wein ſpricht aus ihm! Hört ihn nicht, ich bitt' Euch.

Jſolani (lacht.)
Der Wein erfindet nichts, er ſchwatzt's nur aus.

Illo.
Wer nicht iſt *mit* mir, der iſt wider mich.
Die zärtlichen Gewiſſen! Wenn ſie nicht
Durch eine Hinterthür, durch eine Klauſel —

Terzky (fällt ſchnell ein.)
Er iſt ganz raſend, gebt nicht Acht auf ihn.

Illo (lauter ſchreyend.)
Durch eine Klauſel ſich ſalviren können.
Was Klauſel? Hol der Teufel dieſe Klauſel —

Max.
(wird aufmerkſam und ſieht wieder in die Schrift)
Was iſt denn hier ſo hoch Gefährliches?
Ihr macht mir Neugier, näher hinzuſchaun.

Terzky (bey Seite zu Illo.)
Was machſt du, Illo? Du verderbeſt uns!

Tiefenbach (zu Kolalto.)
Ich merkt' es wohl, vor Tiſche las man's anders.

Götz.
Es kam mir auch ſo vor.

Jſolani.
Was ficht das mich an?
Wo andre Namen, kann auch meiner ſtehn.

Tiefenbach.
Vor Tiſch war ein gewiſſer Vorbehalt
Und eine Klauſel drin, von Kaiſers Dienſt.

Buttler (zu einem der Kommandeurs.)
Schämt Euch, Ihr Herrn! Bedenkt, worauf es ankommt.
Die Frag' iſt jetzt, ob wir den General
Behalten ſollen oder ziehen laſſen?
Man kann's ſo ſcharf nicht nehmen und genau.

Iſolani (zu einem der Generale.)
Hat ſich der Fürſt auch ſo verklauſulirt,
Als er dein Regiment dir zugetheilt?

Terzky (zu Göz.)
Und Euch die Lieferungen, die an tauſend
Piſtolen Euch in Einem Jahre tragen?

Illo.
Spitzbuben ſelbſt, die uns zu Schelmen machen!
Wer nicht zufrieden iſt, der ſag's! Da bin ich!

Tiefenbach.
Nun! Nun! Man ſpricht ja nur.

Max.
(hat geleſen und gibt das Papier zurück)
Bis morgen alſo!

Illo.
(vor Wuth ſtammelnd und ſeiner nicht mehr mächtig, hält ihm mit der einen Hand die Schrift, mit der andern den Degen vor)
Schreib — Judas!

Iſolani.
Pfuy, Illo!

Octavio. Terzky. Buttler (zugleich.)

Degen weg!

Max.

(iſt ihm raſch in den Arm gefallen und hat ihn entwaffnet, zu Graf Terzky)

Bring' ihn zu Bette!

(Er geht ab. Illo, fluchend und ſcheltend, wird von einigen Kommandeurs gehalten, unter allgemeinem Aufbruch fällt der Vorhang.)

Fünfter Aufzug.

Scene: Ein Zimmer in Piccolomini's Wohnung. Es iſt Nacht.

Erſter Auftritt.

Octavio Piccolomini. Kammerdiener leuchtet. Gleich darauf **Max Piccolomini.**

Octavio.

So bald mein Sohn herein iſt, weiſet ihn
Zu mir — Was iſt die Glocke?

Kammerdiener.

Gleich iſt's Morgen.

Octavio.

Setzt euer Licht hieher — Wir legen uns
Nicht mehr zu Bette; Ihr könnt ſchlafen gehn.

(Kammerdiener ab. Octavio geht nachdenkend durchs Zimmer, Max Piccolomini tritt auf, nicht gleich von ihm bemerkt, und ſieht ihm einige Augenblicke ſchweigend zu)

Max.

Biſt du mir bös, Octavio? Weiß Gott,

Ich bin nicht ſchuld an dem verhaßten Streit.
— Ich ſahe wohl, du hatteſt unterſchrieben;
Was Du gebilliget, das konnte mir
Auch recht ſeyn — doch es war — du weißt — ich kann
In ſolchen Sachen nur dem eignen Licht,
Nicht fremdem folgen,

Octavio.

(geht auf ihn zu und umarmt ihn)

Folg' ihm ferner auch,
Mein beſter Sohn! Es hat dich treuer jetzt
Geleitet, als das Beyſpiel deines Vaters.

Max.

Erklär' dich deutlicher.

Octavio.

Ich werd' es thun.
Nach dem, was dieſe Nacht geſchehen iſt.
Darf kein Geheimniß bleiben zwiſchen uns.

(Nachdem Beyde ſich niedergeſetzt)

Max! ſage mir, was denkſt du von dem Eid,
Den man zur Unterſchrift uns vorgelegt?

Max.

Für etwas Unverfänglich's halt' ich ihn,
Obgleich ich dieſes Förmliche nicht liebe.

Octavio.

Du hätteſt dich aus keinem andern Grunde
Der abgedrungnen Unterſchrift geweigert?

Max.

Es war ein ernſt Geſchäft — ich war zerſtreut —
Die Sache ſelbſt erſchien mir nicht ſo dringend —

Octavio.

Sey offen, Max. Du hatteſt keinen Argwohn —

Max.

Worüber Argwohn? Nicht den mindeſten.

Octavio.

Dank's deinem Engel, Piccolomini!
Unwiſſend zog er dich zurück vom Abgrund.

Max.

Ich weiß nicht, was du meinſt.

Octavio.

Ich will dir's ſagen:
Zu einem Schelmſtück ſollteſt du den Namen
Hergeben, deinen Pflichten, deinem Eid
Mit einem einz'gen Federſtrich entſagen.

Max (ſteht auf.)

Octavio!

Octavio.

Bleib ſitzen. Viel noch haſt du
Von mir zu hören, Freund, haſt Jahre lang
Gelebt in unbegreiflicher Verblendung.
Das ſchwärzeſte Komplott entſpinnet ſich
Vor deinen Augen, eine Macht der Hölle
Umnebelt deiner Sinne hellen Tag —

Ich darf nicht länger ſchweigen, muß die Binde
Von deinen Augen nehmen.

Max.

Eh' du ſprichſt,
Bedenk' es wohl! Wenn von Vermuthungen
Die Rede ſeyn ſoll — und ich fürchte faſt,
Es iſt nichts weiter — Spare ſie! Ich bin
Jetzt nicht gefaſſt, ſie ruhig zu vernehmen.

Octavio.

So ernſten Grund du haſt, dies Licht zu fliehn,
So dringendern hab' ich, daß ich dir's gebe.
Ich konnte dich der Unſchuld deines Herzens,
Dem eignen Urtheil ruhig anvertraun;
Doch deinem Herzen ſelbſt ſeh' ich das Netz
Verderblich jetzt bereiten — Das Geheimniß,
(ihn ſcharf mit den Augen fixirend)
Das Du vor mir verbirgſt, entreißt mir meines.

Max.

(verſucht zu antworten, ſtockt aber und ſchlägt den Blick verlegen zu Boden)

Octavio (nach einer Pauſe.)

So wiſſe denn! Man hintergeht dich — ſpielt
Auf's Schändlichſte mit dir und mit uns Allen.
Der Herzog ſtellt ſich an, als wollt' er die
Armee verlaſſen; und in dieſer Stunde
Wird's eingeleitet, die Armee dem Kaiſer
— Zuſtehlen und dem Feinde zuzuführen!

Max.

Das Pfaffenmährchen kenn' ich, aber nicht
Aus deinem Mund' erwartet' ich's zu hören.

Octavio.

Der Mund, aus dem du's gegenwärtig hörſt,
Verbürget dir, es ſey kein Pfaffenmährchen.

Max.

Zu welchem Raſenden macht man den Herzog!
Er könnte daran denken, dreyßig tauſend
Geprüfter Truppen, ehrlicher Soldaten,
Worunter mehr denn tauſend Edelleute,
Von Eid und Pflicht und Ehre wegzulocken,
Zu einer Schurkenthat ſie zu vereinen?

Octavio.

So was nichtswürdig Schändliches begehrt
Er keinesweges — Was er von uns will,
Führt einen weit unſchuldigeren Namen.
Nichts will er, als dem Reich den Frieden ſchenken;
Und weil der Kaiſer dieſen Frieden haſſt,
So will er ihn — er will ihn dazu zwingen!
Zufriedenſtellen will er alle Theile,
Und zum Erſatz für ſeine Mühe Böhmen,
Das er ſchon inne hat, für ſich behalten.

Max.

Hat er's um uns verdient, Octavio,
Daß wir — wir ſo unwürdig von ihm denken?

Octavio.

Von unſerm Denken iſt hier nicht die Rede.
Die Sache ſpricht, die klarſten Beweiſe.
Mein Sohn! Dir iſt nicht unbekannt, wie ſchlimm
Wir mit dem Hofe ſtehn — doch von den Ränken,
Den Lügenkünſten haſt du keine Ahnung,
Die man in Uebung ſetzte, Meuterey
Im Lager auszuſäen. Aufgelöſt
Sind alle Bande, die den Offizier
An ſeinen Kaiſer feſſeln, den Soldaten
Vertraulich binden an das Bürgerleben.
Pflicht = und geſetzlos ſteht er gegenüber
Dem Staat gelagert, den er ſchützen ſoll.
Und drohet, gegen ihn das Schwert zu kehren.
Es iſt ſo weit gekommen, daß der Kaiſer
In dieſem Augenblick vor ſeinen eignen
Armeen zittert — der Verräther Dolche!
In ſeiner Hauptſtadt fürchtet — ſeiner Burg;
Ja, im Begriffe ſteht, die zarten Enkel
Nicht vor den Schweden, vor den Lutheranern,
— Nein! vor den eignen Truppen wegzuflüchten.

Max.

Hör' auf! Du ängſtigeſt, erſchütterſt mich.
Ich weiß, daß man vor leeren Schrecken zittert;
Doch wahres Unglück bringt der falſche Wahn.

Octavio.

Es iſt kein Wahn. Der bürgerliche Krieg

Entbrennt, der unnatürlichſte von Allen,
Wenn wir nicht, ſchleunig rettend, ihm begegnen.
Der Oberſten ſind viele längſt erkauft,
Der Subalternen Treue wankt; es wanken
Schon ganze Regimenter, Garniſonen.
Ausländern ſind die Feſtungen vertraut;
Dem Schafgotſch, dem verdächtigen, hat man
Die ganze Mannſchaft Schleſiens, dem Terzky
Fünf Regimenter, Reiterey und Fußvolk,
Dem Illo, Kinsky, Buttler, Iſolan
Die beſtmontirten Truppen übergeben.

Max.

Uns Beyden auch.

Octavio.

Weil man uns glaubt zu haben,
Zu locken meint durch glänzende Verſprechen.
So theilt er mir die Fürſtenthümer Glatz
Und Sagan zu, und wohl ſeh' ich den Angel,
Womit man dich zu fangen denkt.

Max.

Nein! Nein!
Nein, ſag' ich dir!

Octavio.

O! öffne doch die Augen!
Weßwegen glaubſt du, daß man uns nach Pilſen
Beorderte? Um mit uns Rath zu pflegen?
Wann hätte Friedland unſers Raths bedurft?

Wir ſind berufen, uns ihm zu verkaufen,
Und weigern wir uns — Geißel ihm zu bleiben.
Deßwegen iſt Graf Gallas weggeblieben —
Auch deinen Vater ſäheſt du nicht hier,
Wenn höh're Pflicht ihn nicht gefeſſelt hielte.

Max.

Er hat es keinen Hehl, daß wir um ſeinetwillen
Hieher berufen ſind — Geſtehet ein,
Er brauche unſers Arms, ſich zu erhalten.
Er that ſo viel für uns, und ſo iſt's Pflicht,
Daß wir jetzt auch für ihn was thun!

Octavio.

Und weißt du,
Was dieſes iſt, das wir für ihn thun ſollen?
Des Illo trunkner Muth hat dir's verrathen.
Beſinn' dich doch, was du gehört, geſehn.
Zeugt das verfälſchte Blatt, die weggelaſſne,
So ganz entſcheidungsvolle Klauſel nicht,
Man wolle zu nichts Gutem uns verbinden?

Max.

Was mit dem Blatte dieſe Nacht geſchehn,
Iſt mir nichts weiter, als ein ſchlechter Streich
Von dieſem Illo. Dies Geſchlecht von Mäklern
Pflegt Alles auf die Spitze gleich zu ſtellen.
Sie ſehen, daß der Herzog mit dem Hof
Zerfallen iſt, vermeinen ihm zu dienen,

Wenn ſie den Bruch unheilbar nur erweitern.
Der Herzog, glaub' mir, weiß von all dem nichts!

Octavio.

Es ſchmerzt mich, deinen Glauben an den Mann,
Der dir ſo wohlgegründet ſcheint, zu ſtürzen.
Doch hier darf keine Schonung ſeyn — Du muſſt
Maßregeln nehmen, ſchleunige, muſſt handeln.
— Ich will dir alſo nur geſtehn — daß Alles,
Was ich dir jetzt vertraut, was ſo unglaublich
Dir ſcheint, daß — daß ich es aus ſeinem eignen,
— Des Fürſten Munde habe.

Max (in heftiger Bewegung.)

Nimmermehr!

Octavio.

Er ſelbſt vertraute mir — was ich zwar längſt
Auf anderm Weg ſchon in Erfahrung brachte:
Daß er zum Schweden wolle übergehn,
Und an der Spitze des verbundnen Heers
Den Kaiſer zwingen wolle —

Max.

Er iſt heftig,
Es hat der Hof empfindlich ihn beleidigt;
In einem Augenblick des Unmuths, ſey's!
Mag er ſich leicht einmal vergeſſen haben.

Octavio.

Bey kaltem Blute war er, als er mir
Dies eingeſtand; und weil er mein Erſtaunen

Als Furcht auslegte, wies er im Vertrau'n
Mir Briefe vor, der Schweden und der Sachſen,
Die zu beſtimmter Hülfe Hoffnung geben.

Max.

Es kann nicht ſeyn! kann nicht ſeyn! kann nicht ſeyn!
Siehſt du, daß es nicht kann! Du hätteſt ihm
Nothwendig deinen Abſcheu ja gezeigt,
Er hätt' ſich weiſen laſſen, oder du
— Du ſtündeſt nicht mehr lebend mir zur Seite!

Octavio.

Wohl hab' ich mein Bedenken ihm geäußert,
Hab' dringend, hab' mit Ernſt ihn abgemahnt,
— Doch meinen Abſcheu, meine innerſte
Geſinnung hab' ich tief verſteckt.

Max.

Du wärſt
So falſch geweſen? Das ſieht meinem Vater
Nicht gleich! Ich glaubte deinen Worten nicht,
Da du von ihm mir Böſes ſagteſt; kann's
Noch wen'ger jetzt, da du dich ſelbſt verläumdeſt.

Octavio.

Ich drängte mich nicht ſelbſt in ſein Geheimniß.

Max.

Aufrichtigkeit verdiente ſein Vertrau'n.

Octavio.

Nicht würdig war er meiner Wahrheit mehr.

Max.

Noch minder würdig deiner war Betrug.

Octavio.

Mein beſter Sohn! Es iſt nicht immer möglich,
Im Leben ſich ſo kinderrein zu halten,
Wie's uns die Stimme lehrt im Innerſten.
In ſteter Nothwehr gegen arge Liſt
Bleibt auch das redliche Gemüth nicht wahr —
Das eben iſt der Fluch der böſen That,
Daß ſie, fortzeugend, immer Böſes muß gebähren.
Ich klügle nicht, ich thue meine Pflicht;
Der Kaiſer ſchreibt mir mein Betragen vor.
Wohl wär' es beſſer, überall dem Herzen
Zu folgen, doch darüber würde man
Sich manchen guten Zweck verſagen müſſen.
Hier gilt's, mein Sohn, dem Kaiſer wohl zu dienen,
Das Herz mag dazu ſprechen, was es will.

Max.

Ich ſoll dich heut' nicht faſſen, nicht verſtehn.
Der Fürſt, ſagſt du, entdeckte redlich dir dein Herz
Zu einem böſen Zweck, und Du willſt ihn
Zu einem guten Zweck betrogen haben!
Hör' auf! ich bitte dich — du raubſt den Freund
Mir nicht — Laß mich den Vater nicht verlieren!

Octavio.

(unterdrückt ſeine Empfindlichkeit)

Noch weißt du Alles nicht, mein Sohn! Ich habe,

Dir noch was zu eröffnen.
(nach einer Pauſe)
Herzog Friedland
Hat ſeine Zurüſtung gemacht. Er traut
Auf ſeine Sterne. Unbereitet denkt er uns
Zu überfallen — mit der ſichern Hand
Meint er den goldnen Zirkel ſchon zu faſſen.
Er irret ſich — Wir haben auch gehandelt.
Er faßt ſein bös geheimnißvolles Schickſal.

Max.

Nichts Raſches, Vater! O! Bey allem Guten
Laß dich beſchwören: Keine Uebereilung!

Octavio.

Mit leiſen Tritten ſchlich er ſeinen böſen Weg;
So leiſ' und ſchlau iſt ihm die Rache nachgeſchlichen.
Schon ſteht ſie ungeſehen, finſter hinter ihm,
Ein Schritt nur noch, und ſchaudernd rühret er ſie an.
— Du haſt den Queſtenberg bey mir geſehn;
Noch kennſt du nur ſein öffentlich Geſchäft;
Auch ein geheimes hat er mitgebracht,
Das blos für mich war.

Max.

Darf ich's wiſſen?

Octavio.

Max!
— Des Reiches Wohlfahrt leg' ich mit dem Worte,
Des Vaters Leben dir in deine Hand.

Der Wallenſtein iſt deinem Herzen theuer,
Ein ſtarkes Band der Liebe, der Verehrung
Knüpft ſeit der frühen Jugend dich an ihn —
Du nährſt den Wunſch — O! laß mich immerhin
Vorgreifen deinem zögernden Vertrauen —
Die Hoffnung nährſt du, ihm viel näher noch
Anzugehören.

Max.

Vater —

Octavio.

Deinem Herzen trau' ich,
Doch bin ich deiner Faſſung auch gewiß?
Wirſt du's vermögen, ruhigen Geſichts
Vor dieſen Mann zu treten, wenn ich dir
Sein ganz Geſchick nun anvertrauet habe?

Max.

Nachdem du ſeine Schuld mir anvertraut!

Octavio.

(nimmt ein Papier aus der Schatulle und reicht es ihm hin)

Max.

Was? Wie? Ein offner kaiſerlicher Brief.

Octavio.

Lies ihn.

Max.

(nachdem er einen Blick hineingeworfen)
Der Fürſt verurtheilt und geächtet!

Octavio.

So iſt's.

Max.

O! das geht weit! O unglücksvoller Irrthum!

Octavio.

Lies weiter! Faſſ' dich!

Max.

(nachdem er weiter geleſen, mit einem Blick des Erſtaunens auf ſeinen Vater)

Wie? Was? Du? Du biſt —

Octavio.

Blos für den Augenblick — und bis der König
Von Ungarn bey dem Heer erſcheinen kann,
Iſt das Kommando *mir* gegeben —

Max.

Und glaubſt du, daß du's ihm entreißen werdeſt?
Das denke ja nicht — Vater! Vater! Vater!
Ein unglückſelig Amt iſt dir geworden.
Dies Blatt hier — dieſes! willſt du geltend machen?
Den Mächtigen in ſeines Heeres Mitte,
Umringt von ſeinen Tauſenden, entwaffnen?
Du biſt verloren — Du, wir Alle ſind's!

Octavio.

Was ich dabey zu wagen habe, weiß ich.
Ich ſtehe in der Allmacht Hand; ſie wird
Das fromme Kaiſerhaus mit ihrem Schilde
Bedecken, und das Werk der Nacht zertrümmern.

Der Kaiſer hat noch treue Diener; auch im Lager
Gibt es der braven Männer gnug, die ſich
Zur guten Sache munter ſchlagen werden.
Die Treuen ſind gewarnt, bewacht die Andern;
Den erſten Schritt erwart' ich nur, ſogleich —

Max.

Auf den Verdacht hin willſt du raſch gleich handeln?

Octavio.

Fern ſey vom Kaiſer die Tyrannenweiſe!
Den Willen nicht, die That nur will er ſtrafen.
Noch hat der Fürſt ſein Schickſal in der Hand —
Er laſſe das Verbrechen unvollführt,
So wird man ihn ſtill vom Kommando nehmen,
Er wird dem Sohne ſeines Kaiſers weichen.
Ein ehrenvoll Exil auf ſeine Schlöſſer
Wird Wohlthat mehr, als Strafe für ihn ſeyn.
Jedoch der erſte offenbare Schritt —

Max.

Was nennſt du einen ſolchen Schritt? Er wird
Nie einen böſen thun. Du aber könnteſt
(Du haſt's gethan) den frömmſten auch mißdeuten.

Octavio.

Wie ſtrafbar auch des Fürſten Zwecke waren,
Die Schritte, die er öffentlich gethan,
Verſtatteten noch eine milde Deutung.
Nicht eher denk' ich dieſes Blatt zu brauchen,

Bis eine That gethan iſt, die unwiderſprechlich
Den Hochverrath bezeugt und ihn verdammt.

Max.

Und wer ſoll Richter drüber ſeyn?

Octavio.

— Du ſelbſt.

Max.

O! dann bedarf es dieſes Blattes nie!
Ich hab' dein Wort, du wirſt nicht eher handeln,
Bevor du mich — mich ſelber überzeugt.

Octavio.

Iſt's möglich? Noch — nach Allem, was du weißt,
Kannſt du an ſeine Unſchuld glauben?

Max (lebhaft.)

Dein Urtheil kann ſich irren, nicht mein Herz.
(gemäßigter fortfahrend)
Der Geiſt iſt nicht zu faſſen, wie ein andrer.
Wie er ſein Schickſal an die Sterne knüpft,
So gleicht er ihnen auch in wunderbarer,
Geheimer, ewig unbegriffner Bahn.
Glaub' mir, man thut ihm Unrecht. Alles wird
Sich löſen. Glänzend werden wir den Reinen
Aus dieſem ſchwarzen Argwohn treten ſehn.

Octavio.

Ich will's erwarten.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Der Kammerdiener.
Gleich darauf ein **Kourier.**

Octavio.

Was gibt's?

Kammerdiener.

Ein Eilbot' wartet vor der Thür.

Octavio.

So früh' am Tag! Wer iſt's? Wo kommt er her?

Kammerdiener.

Das wollt' er mir nicht ſagen.

Octavio.

Führ' ihn herein. Laß nichts davon verlauten.
(Kammerdiener ab, Kornet tritt ein.)
Seyd Ihr's, Kornet? Ihr kommt vom Grafen Gallas?
Gebt her den Brief.

Kornet.

Blos mündlich iſt mein Auftrag.
Der Generalleutnant traute nicht.

Octavio.

Was iſt's?

Kornet.

Er läſſt Euch ſagen — Darf ich frey hier ſprechen?

Octavio.

Mein Sohn weiß Alles.

Kornet.

Wir haben ihn.

Octavio.

Wen meint Ihr?

Kornet.

Den Unterhändler! Den Seſin'.

Octavio (ſchnell.)

Habt Ihr?

Kornet.

Im Böhmerwald erwiſcht' ihn Hauptmann Mohrbrand,
Vorgeſtern früh, als er nach Regensburg
Zum Schweden unterwegs war mit Depeſchen.

Octavio.

Und die Depeſchen —

Kornet.

Hat der Generalleutnant
Sogleich nach Wien geſchickt mit dem Gefangnen.

Octavio.

Nun endlich! endlich! Das iſt eine große Zeitung!
Der Mann iſt uns ein koſtbares Gefäß,
Das wicht'ge Dinge einſchließt — Fand man viel?

Kornet.

An ſechs Pakete mit Graf Terzky's Wappen.

Octavio.

Kein's von des Fürſten Hand?

Kornet.

Nicht, daß ich wüßte.

Octavio.
Und der Seſina?
Kornet.
Der that ſehr erſchrocken,
Als man ihm ſagt', es ginge nacher Wien.
Graf Altring aber ſprach ihm guten Muth ein,
Wenn er nur Alles wollte frey bekennen.
Octavio.
Iſt Altringer bey Eurem Herrn? Ich hörte,
Er läge krank in Linz.
Kornet.
Schon ſeit drey Tagen
Iſt er zu Frauenberg bey'm Generalleutnant.
Sie haben ſechzig Fähnlein ſchon beyſammen,
Erlesnes Volk, und laſſen Euch entbieten,
Daß ſie von Euch Befehle nur erwarten.
Octavio.
In wenig Tagen kann ſich viel ereignen.
Wann müſſt Ihr fort?
Kornet.
Ich wart' auf Eure Ordre.
Octavio.
Bleibt bis zum Abend.
Kornet.
Wohl (will gehen.)
Octavio.
Sah Euch doch Niemand?

Kornet.

Kein Menſch. Die Kapuziner lieſſen mich
Durch's Kloſterpförtchen ein, ſo wie gewöhnlich.

Octavio.

Geht, ruht Euch aus und haltet Euch verborgen.
Ich denk' Euch noch vor Abend abzufert'gen.
Die Sachen liegen der Entwicklung nah,
Und eh' der Tag, der eben jetzt am Himmel
Verhängnißvoll heranbricht, untergeht,
Muß ein entſcheidend Loos gefallen ſeyn.

Kornet geht ab.

Dritter Auftritt.

Beyde Piccolomini.

Octavio.

Was nun, mein Sohn? Jetzt werden wir bald klar ſeyn;
— Denn Alles, weiß ich, ging durch den Seſina.

Max,

der während des ganzen vorigen Auftritts in einem heftigen, innern Kampf geſtanden, entſchloſſen:

Ich will auf kürzerm Weg mir Licht verſchaffen.
Leb wohl!

Octavio.

Wohin? Bleib da!

Max.

Zum Fürſten.

Octavio (erſchrickt.)
Was?
Max (zurückkommend.)
Wenn du geglaubt, ich werde eine Rolle
In deinem Spiele ſpielen, haſt du dich
In mir verrechnet. Mein Weg muß gerad ſeyn.
Ich kann nicht wahr ſeyn mit der Zunge, mit
Dem Herzen falſch — nicht zuſeh'n, daß mir Einer
Als ſeinem Freunde traut, und mein Gewiſſen
Damit beſchwichtigen, daß er's auf ſeine
Gefahr thut, daß mein Mund ihn nicht belogen.
Wofür mich Einer kauft, das muß ich ſeyn.
— Ich geh' zum Herzog. Heut' noch werd' ich ihn
Auffordern, ſeinen Leumund vor der Welt
Zu retten, Eure künſtlichen Gewebe
Mit einem graden Schritte zu durchreißen.
Octavio.
Das wollteſt du?
Max.
Das will ich. Zweifle nicht.
Octavio.
Ich habe mich in dir verrechnet, ja.
Ich rechnete auf einen weiſen Sohn,
Der die wohlthät'gen Hände würde ſegnen,
Die ihn zurück vom Abgrund ziehn — und einen
Verblendeten entdeck' ich, den zwey Augen
Zum Thoren machten, Leidenſchaft umnebelt,

Den ſelbſt des Tages volles Licht nicht heilt.
Befrag' ihn! Geh! Sey unbeſonnen gnug,
Ihm deines Vaters, deines Kaiſers
Geheimniß preiszugeben. Nöth'ge mich
Zu einem lauten Bruche vor der Zeit!
Und jetzt, nachdem ein Wunderwerk des Himmels
Bis heute mein Geheimniß hat beſchützt,
Des Argwohns helle Blicke eingeſchläfert,
Laß mich's erleben, daß mein eigner Sohn
Mit unbedachtſam raſendem Beginnen
Der Staatskunſt mühevolles Werk vernichtet.

Max.

O! dieſe Staatskunſt, wie verwünſch' ich ſie!
Ihr werdet ihn durch Eure Staatskunſt noch
Zu einem Schritte treiben — Ja, Ihr könntet ihn,
Weil Ihr ihn ſchuldig wollt, noch ſchuldig machen,
O! das kann nicht gut endigen — und, mag ſich's
Entſcheiden wie es will, ich ſehe ahnend
Die unglückſelige Entwicklung nahen. —
Denn dieſer Königliche, wenn er fällt,
Wird eine Welt im Sturze mit ſich reißen,
Und wie ein Schiff, das mitten auf dem Weltmeer
In Brand geräth mit Einem Mal, und berſtend
Auffliegt, und alle Mannſchaft, die es trug,
Ausſchüttet plötzlich zwiſchen Meer und Himmel,
Wird er uns alle, die wir an ſein Glück
Befeſtigt ſind, in ſeinen Fall hinabziehn.

Halte du es wie du willſt! Doch mir vergönne,
Daß ich auf meine Weiſe mich betrage.
Rein muß es bleiben zwiſchen mir und ihm,
Und eh' der Tag ſich neigt, muß ſich's erklären,
Ob ich den Freund, ob ich den Vater ſoll entbehren.
(Indem er abgeht, fällt der Vorhang.)

Wallenſtein

ein

dramatiſches Gedicht.

Zweyter Theil.

Wallenſtein's Tod,

ein

Trauerſpiel

in

fünf Aufzügen.

Perſonen.

Wallenſtein.
Octavio Piccolomini.
Max Piccolomini.
Terzky.
Illo.
Iſolani.
Buttler.
Rittmeiſter Neumann.
Ein Adjutant.
Oberſt Wrangel, von den Schweden geſendet.
Gordon, Kommandant von Eger.
Major Geraldin.
Deveroux, } Hauptleute in der Wallenſtein'ſchen Armee.
Macdonald, }
Schwediſcher Hauptmann.
Eine Geſandtſchaft von Küraſſieren.
Bürgermeiſter von Eger.
Seni.
Herzoginn von Friedland.
Gräfinn Terzky.
Thekla.
Fräulein Neubrunn, Hofdame } der Prinzeſſinn
von Roſenberg, Stallmeiſter }
Dragoner.
Bediente, Pagen, Volk.

Die Scene iſt in den drey erſten Auftritten zu Pilſen, in den zwey letzten zu Eger.

Erſter Aufzug.

Ein Zimmer zu aſtrologiſchen Arbeiten eingerichtet und mit Sphären, Charten, Quadranten und anderm aſtronomiſchen Geräthe verſehen. Der Vorhang von einer Rotunde iſt aufgezogen, in welcher die ſieben Planetenbilder, jedes in einer Niſche, ſeltſam beleuchtet, zu ſehen ſind. Seni beobachtet die Sterne, **Wallenſtein** ſteht vor einer großen, ſchwarzen Tafel, auf welcher der Planeten Aſpect gezeichnet iſt.

Erſter Auftritt.

Wallenſtein. Seni.

Wallenſtein.

Laß es jetzt gut ſeyn, Seni. Komm' herab.
Der Tag bricht an, und Mars regiert die Stunde.
Es iſt nicht gut mehr operiren. Komm!
Wir wiſſen gnug.

Seni.

Nur noch die Venus laß mich
Betrachten, Hoheit. Eben geht ſie auf.
Wie eine Sonne glänzt ſie in dem Oſten.

Wallenſtein.

Ja, ſie iſt jetzt in ihrer Erdennäh'
Und wirkt herab mit allen ihren Stärken.
(die Figur auf der Tafel betrachtend)
Glückſeliger Aſpect! So ſtellt ſich endlich
Die große Drey verhängnißvoll zuſammen,
Und beyde Segensſterne, Jupiter
Und Venus, nehmen den verderblichen,
Den tück'ſchen Mars in ihre Mitte, zwingen
Den alten Schadenſtifter mir zu dienen.
Denn lange war er feindlich mir geſinnt,
Und ſchoß mit ſenkrecht — oder ſchräger Strahlung
Bald im Gevierten bald im Doppelſchein
Die rothen Blitze meinen Sternen zu,
Und ſtörte ihre ſegensvollen Kräfte.
Jetzt haben ſie den alten Feind beſiegt,
Und bringen ihn am Himmel mir gefangen.

Seni.

Und beyde große Lumina von keinem
Malefico beleidigt! Der Saturn
Unſchädlich, machtlos, in cadente domo.

Wallenſtein.

Saturnus Reich iſt aus, der die geheime
Geburt der Dinge in dem Erdenſchoß
Und in den Tiefen des Gemüths beherrſcht,
Und über Allem, was das Licht ſcheut, waltet.
Nicht Zeit iſt's mehr zu brüten und zu ſinnen:

Denn Jupiter, der glänzende, regiert
Und zieht das dunkel zubereitete Werk
Gewaltig in das Reich des Lichts — Jetzt muß
Gehandelt werden, ſchleunig, eh' die Glücks-
Geſtalt mir wieder wegflieht über'm Haupt:
Denn ſtets in Wandlung iſt der Himmelsbogen.
(Es geſchehen Schläge an die Thür)
Man pocht. Sieh', wer es iſt.

Terzky (draußen.)

Laß öffnen!

Wallenſtein.

Es iſt Terzky.
Was gibt's ſo Dringendes? Wir ſind beſchäftigt.

Terzky (draußen.)

Leg' Alles jetzt beyſeit'. Ich bitte dich.
Es leidet keinen Aufſchub.

Wallenſtein.

Oeffne, Seni.

(Indem jener dem Terzky aufmacht, zieht Wallenſtein den Verhang vor die Bilder.)

Zweyter Auftritt.

Wallenſtein. Graf Terzky.

Terzky (tritt ein.)

Vernahmſt du's ſchon? Er iſt gefangen, iſt
Vom Gallas ſchon dem Kaiſer ausgeliefert?

Wallenſtein (zu Terzky.)
Wer iſt gefangen? Wer iſt ausgeliefert?

Terzky.
Wer unſer ganz Geheimniß weiß, um jede
Verhandlung mit den Schweden weiß und Sachſen,
Durch deſſen Händen Alles iſt gegangen —

Wallenſtein (zurückfahrend.)
Seſin' doch nicht? Sag' nein, ich bitte dich.

Terzky.
Grad' auf dem Weg nach Regensburg zum Schweden
Ergriffen ihn des Gallas Abgeſchickte,
Der ihm ſchon lang' die Fährte abgelauert.
Mein ganz Paket an Kinsky, Matthes Thurn,
An Oxenſtirn, an Arnheim führt er bey ſich;
Das Alles iſt in ihrer Hand, ſie haben
Die Einſicht nun in Alles, was geſchehn.

Dritter Auftritt.

Vorige. **Illo** kommt.

Illo (zu Terzky.)
Weiß er's?

Terzky.
Er weiß es.

Illo (zu Wallenſtein.)
Denkſt du deinen Frieden

Nun noch zu machen mit dem Kaiſer, ſein
Vertrau'n zurückzurufen? Wär' es auch,
Du wollteſt allen Planen jetzt entſagen,
Man weiß, was du gewollt haſt. Vorwärts mußt du,
Denn rückwärts kannſt du nun nicht mehr.

Terzky.

Sie haben Dokumente gegen uns
In Händen, die unwiderſprechlich zeugen —

Wallenſtein.

Von meiner Handſchrift nichts. Dich ſtraf' ich Lügen.

Illo.

So? Glaubſt du wohl, was dieſer da, dein Schwager,
In deinem Namen unterhandelt hat,
Das werde man nicht dir auf Rechnung ſetzen?
Dem Schweden ſoll *ſein* Wort für deines gelten,
Und deinen Wiener Feinden nicht.

Terzky.

Du gabſt nichts Schriftliches — Beſinn' dich aber,
Wie weit du mündlich gingſt mit dem Seſin'.
Und wird er ſchweigen? Wenn er ſich mit deinem
Geheimniß retten kann, wird er's bewahren?

Illo.

Das fällt dir ſelbſt nicht ein! Und da ſie nun
Berichtet ſind, wie weit du ſchon gegangen,
Sprich! was erwarteſt du? Bewahren kannſt du
Nicht länger dein Kommando, ohne Rettung
Biſt du verloren, wenn du's niederlegſt.

Wallenſtein.

Das Heer iſt meine Sicherheit. Das Heer
Verläſſt mich nicht. Was ſie auch wiſſen mögen,
Die Macht iſt mein, ſie müſſens niederſchlucken;
— Und ſtell' ich Kaution für meine Treu,
So müſſen ſie ſich ganz zufrieden geben.

Illo.

Das Heer iſt dein; jetzt für den Augenblick
Iſt's dein; doch zittre vor der langſamen,
Der ſtillen Macht der Zeit. Vor offenbarer
Gewalt beſchützt dich heute noch und morgen
Der Truppen Gunſt; doch gönnſt du ihnen Friſt,
Sie werden unvermerkt die gute Meinung,
Worauf du jetzo fußeſt, untergraben.
Dir Einen um den Andern liſtig ſtehlen —
Bis, wenn der große Erdſtoß nun geſchieht,
Der treulos mürbe Bau zuſammenbricht.

Wallenſtein.

Es iſt ein böſer Zufall!

Illo.

O! einen glücklichen will ich ihn nennen,
Hat er auf dich die Wirkung, die er ſoll,
Treibt dich zu ſchneller That — Der ſchwediſche Oberſt —

Wallenſtein.

Er iſt gekommen? Weißt du, was er bringt?

Illo.

Er will nur dir allein ſich anvertrau'n.

Wallenſtein.

Ein böſer, böſer Zufall — Freylich! Freylich!
Seſina weiß zu viel und wird nicht ſchweigen.

Terzky.

Er iſt ein böhmiſcher Rebell und Flüchtling,
Sein Hals iſt ihm verwirkt; kann er ſich retten
Auf deine Koſten, wird er Anſtand nehmen?
Und wenn ſie auf der Folter ihn befragen,
Wird er, der Weichling, Stärke gnug beſitzen? --

Wallenſtein (in Nachſinnen verloren.)

Nicht herzuſtellen mehr iſt das Vertrau'n,
Und mag ich handeln, wie ich will, ich werde
Ein Land'sverräther ihnen ſeyn und bleiben;
Und kehr' ich noch ſo ehrlich auch zurück
Zu meiner Pflicht, es wird mir nichts mehr helfen —

Illo.

Verderben wird es dich. Nicht deiner Treu,
Der Unmacht nur wird's zugeſchrieben werden.

Wallenſtein.

(in heftiger Bewegung auf und abgehend)

Wie? Sollt' ich's nun im Ernſt erfüllen müſſen,
Weil ich zu frey geſcherzt mit dem Gedanken?
Verflucht, wer mit dem Teufel ſpielt!

Illo.

Wenn's nur dein Spiel geweſen, glaube mir,
Du wirſt's in ſchwerem Ernſte büßen müſſen.

Wallenſtein.
Und müßt' ich's in Erfüllung bringen, jetzt,
Jetzt, da die Macht noch mein iſt, müßt's geſchehn.

Illo.
Wo möglich, eh' ſie von dem Schlage ſich
In Wien beſinnen und zuvor dir kommen —

Wallenſtein (die Unterſchriften betrachtend.)
Das Wort der Generale hab' ich ſchriftlich —
Max Piccolomini ſteht nicht hier. Warum nicht?

Terzky.
Es war — er meinte —

Illo.
Bloßer Eigendünkel!
Es brauche das nicht zwiſchen dir und ihm.

Wallenſtein.
Es braucht das nicht, er hat ganz recht —
Die Regimenter wollen nicht nach Flandern;
Sie haben eine Schrift mir überſandt,
Und widerſetzen laut ſich dem Befehl.
Der erſte Schritt zum Aufruhr iſt geſchehn.

Illo.
Glaub' mir, du wirſt ſie leichter zu dem Feind,
Als zu dem Spanier hinüber führen.

Wallenſtein.
Ich will doch hören, was der Schwede mir
Zu ſagen hat.

Illo (preſſirt.)
Wollt Ihr ihn rufen, Terzky?
Er ſteht ſchon draußen.

Wallenſtein.
Warte noch ein wenig.
Es hat mich überraſcht — Es kam zu ſchnell —
Ich bin es nicht gewohnt, daß mich der Zufall
Blind waltend, finſter herrſchend mit ſich führe.

Illo.
Hör' ihn für's Erſte nur, erwäg's nachher.
(ſie gehn.)

Vierter Auftritt.

Wallenſtein (mit ſich ſelbſt redend.)
Wär's möglich? Könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte?
Nicht mehr zurück, wie mir's beliebt? Ich müſſte
Die That *vollbringen*, weil ich ſie *gedacht*,
Nicht die Verſuchung von mir wies — das Herz
Genährt mit dieſem Traum, auf ungewiſſe
Erfüllung hin die Mittel mir geſpart,
Die Wege blos mir offen hab' gehalten? —
Bey'm großen Gott des Himmels! Es war nicht
Mein Ernſt, beſchloſſne Sache war es nie.
In dem Gedanken blos gefiel ich mir;
Die Freyheit reizte mich und das Vermögen.

War's unrecht, an dem Gaukelbilde mich
Der königlichen Hoffnung zu ergetzen?
Blieb in der Bruſt mir nicht der Wille frey,
Und ſah ich nicht den guten Weg zur Seite,
Der mir die Rückkehr offen ſtets bewahrte?
Wohin denn ſeh' ich plötzlich mich geführt?
Bahnlos liegt's hinter mir, und eine Mauer
Aus meinen eignen Werken baut ſich auf,
Die mir die Umkehr thürmend hemmt!
(Er bleibt tiefſinnig ſtehen)
Strafbar erſchein' ich, und ich kann die Schuld,
Wie ich's verſuchen mag, nicht von mir wälzen;
Denn mich verklagt der Doppelſinn des Lebens,
Und — ſelbſt der frommen Quelle reine That
Wird der Verdacht, ſchlimmdeutend, mir vergiften.
War ich, wofür ich gelte, der Verräther,
Ich hätte mir den guten Schein geſpart,
Die Hülle hätt' ich dicht um mich gezogen,
Dem Unmuth Stimme nie geliehn. Der Unſchuld,
Des unverführten Willens mir bewuſſt,
Gab ich der Laune Raum, der Leidenſchaft —
Kühn war das Wort, weil es die That nicht war.
Jetzt werden ſie, was planlos iſt geſchehn,
Weitſehend planvoll mir zuſammen knüpfen,
Und was der Zorn, und was der frohe Muth
Mich ſprechen ließ im Ueberfluß des Herzens,
Zu künſtlichem Gewebe mir vereinen,

Und eine Klage furchtbar draus bereiten,
Dagegen ich verſtummen muß. So hab' ich
Mit eignem Netz verderblich mich verſtrickt,
Und nur Gewaltthat kann es reißend löſen.

(Wiederum ſtille ſtehend)

Wie anders! da des Muthes freyer Trieb
Zur kühnen That mich zog, die rauh gebietend
Die Noth jetzt, die Erhaltung von mir heiſcht.
Ernſt iſt der Anblick der Nothwendigkeit.
Nicht ohne Schauder greift des Menſchen Hand
In des Geſchicks geheimnißvolle Urne.
In meiner Bruſt war meine That noch mein:
Einmal entlaſſen aus dem ſichern Winkel
Des Herzens, ihrem mütterlichen Boden,
Hinausgegeben in des Lebens Fremde,
Gehört ſie jenen tück'ſchen Mächten an,
Die keines Menſchen Kunſt vertraulich macht.

(Er macht heftige Schritte durch's Zimmer, dann bleibt er wieder ſinnend ſtehen)

Und was iſt dein Beginnen? Haſt du dir's
Auch redlich ſelbſt bekannt? Du willſt die Macht,
Die ruhig, ſicher thronende erſchüttern,
Die in verjährt geheiligtem Beſitz,
In der Gewohnheit feſtgegründet ruht,
Die an der Völker frommem Kinderglauben
Mit tauſend zähen Wurzeln ſich befeſtigt.
Das wird kein Kampf der Kraft ſeyn mit der Kraft.

Den fürcht' ich nicht. Mit jedem Gegner wag' ich's,
Den ich kann ſehen und in's Auge faſſen,
Der, ſelbſt voll Muth, auch mir den Muth entflammt.
Ein unſichtbarer Feind iſt's, den ich fürchte,
Der in der Menſchen Bruſt mir widerſteht,
Durch feige Furcht allein mir fürchterlich —
Nicht was lebendig, kraftvoll ſich verkündigt,
Iſt das gefährlich Furchtbare. Das ganz
Gemeine iſt's, das ewig Geſtrige,
Was immer warnend immer wiederkehrt,
Und morgen gilt, weil's heute hat gegolten!
Denn aus Gemeinem iſt der Menſch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er ſeine Amme.
Weh' dem, der an den würdig alten Hausrath
Ihm rührt, das theure Erbſtück ſeiner Ahnen!
Das Jahr übt eine heiligende Kraft;
Was grau vor Alter iſt, das iſt ihm göttlich.
Sey im Beſitze und du wohnſt im Recht,
Und heilig wird's die Menge dir bewahren.
(Zu dem Pagen, der hereintritt)
Der ſchwed'ſche Oberſt? Iſt er's? Nun, er komme.
(Page geht. Wallenſtein hat den Blick nachdenkend auf die
Thür geheftet)
Noch iſt ſie rein — noch! Das Verbrechen kam
Nicht über dieſe Schwelle noch — So ſchmal iſt
Die Gränze, die zwey Lebenspfade ſcheidet!

Fünfter Auftritt.

Wallenſtein und Wrangel.

Wallenſtein.

(nachdem er einen forſchenden Blick auf ihn geheftet)

Ihr nennt Euch Wrangel?

Wrangel.

Guſtav Wrangel, Oberſt
Vom blauen Regimente Südermannland.

Wallenſtein.

Ein Wrangel war's, der vor Stralſund viel Böſes
Mir zugefügt, durch tapfre Gegenwehr
Schuld war, daß mir die Seeſtadt widerſtanden.

Wrangel.

Das Werk des Elements, mit dem Sie kämpften,
Nicht mein Verdienſt, Herr Herzog! Seine Freyheit
Vertheidigte mit Sturmes Macht der Belt;
Es ſollte Meer und Land nicht Einem dienen.

Wallenſtein.

Den Admiralshut riſſ't Ihr mir vom Haupt.

Wrangel.

Ich komme, eine Krone drauf zu ſetzen.

Wallenſtein.

(winkt ihm, Platz zu nehmen, ſetzt ſich)

Euer Kreditiv. Kommt Ihr mit ganzer Vollmacht?

Wrangel (bedenklich.)
Es ſind ſo manche Zweifel noch zu löſen —
Wallenſtein (nachdem er geleſen.)
Der Brief hat Händ' und Füß'. Es iſt ein klug,
Verſtändig Haupt, Herr Wrangel, dem Ihr dienet.
Es ſchreibt der Kanzler: Er vollziehe nur
Den eignen Einfall des verſtorbnen Königs,
Indem er mir zur böhm'ſchen Kron' verhelfe.
Wrangel.
Er ſagt, was wahr iſt. Der Hochſelige
Hat immer groß gedacht von Euer Gnaden
Fürtreflichem Verſtand und Feldherrngaben,
Und ſtets der Herrſchverſtändigſte, beliebt' ihm
Zu ſagen, ſollte Herrſcher ſeyn und König.
Wallenſtein.
Er durft' es ſagen.
(Seine Hand vertraulich faſſend)
Aufrichtig, Oberſt Wrangel — Ich war ſtets
Im Herzen auch gut Schwediſch — Ei, das habt Ihr
In Schleſien erfahren und bey Nürnberg.
Ich hatt' Euch oft in meiner Macht und ließ
Durch eine Hinterthür Euch ſtets entwiſchen.
Das iſt's, was ſie in Wien mir nicht verzeihn,
Was jetzt zu dieſem Schritt mich treibt — Und weil
Nun unſer Vortheil ſo zuſammengeht,
So laßt uns zu einander auch ein recht
Vertrauen faſſen.

Wrangel.

Das Vertrau'n wird kommen,
Hat jeder nur erſt ſeine Sicherheit.

Wallenſtein.

Der Kanzler, merk' ich, traut mir noch nicht recht.
Ja, ich geſteh's — Es liegt das Spiel nicht ganz
Zu meinem Vortheil. Seine Würden meint,
Wenn ich dem Kaiſer, der mein Herr iſt, ſo
Mitſpielen kann, ich könn' das Gleiche thun
Am Feinde, und das *Eine* wäre mir
Noch eher zu verzeihen, als das *Andre.*
Iſt das nicht Eure Meinung auch, Herr Wrangel?

Wrangel.

Ich hab' hier blos ein Amt und keine Meinung.

Wallenſtein.

Der Kaiſer hat mich bis zum Aeußerſten
Gebracht. Ich kann ihm nicht mehr ehrlich dienen.
Zu meiner Sicherheit, aus Nothwehr thu' ich
Den harten Schritt, den mein Bewußtſeyn tadelt.

Wrangel.

Ich glaub's. So weit geht Niemand, der nicht muß.
(Nach einer Pauſe)
Was Eure Fürſtlichkeit bewegen mag,
Alſo zu thun an Ihrem Herrn und Kaiſer,
Gebührt nicht uns, zu richten und zu deuten.
Der Schwede ficht für ſeine gute Sach'
Mit ſeinem guten Degen und Gewiſſen.

Die Concurrenz iſt, die Gelegenheit
Zu unſrer Gunſt; im Krieg gilt jeder Vortheil;
Wir nehmen unbedenklich, was ſich bietet!
Und wenn ſich Alles richtig ſo verhält —

Wallenſtein.

Woran denn zweifelt man? An meinem Willen?
An meinen Kräften? Ich verſprach dem Kanzler,
Wenn er mir ſechzehn tauſend Mann vertraut,
Mit achtzehn tauſend von des Kaiſers Heer
Dazu zu ſtoßen —

Wrangel.

Euer Gnaden ſind
Bekannt für einen hohen Kriegesfürſten,
Für einen zweyten Attila und Pyrrhus.
Noch mit Erſtaunen redet man davon,
Wie Sie vor Jahren, gegen Menſchendenken,
Ein Heer wie aus dem Nichts hervorgerufen.
Jedennoch —

Wallenſtein.

Dennoch?

Wrangel.

Seine Würden meint,
Ein leichter Ding doch möcht' es ſeyn, mit Nichts
In's Feld zu ſtellen ſechzig tauſend Krieger,
Als nur ein Sechzigtheil davon —
(Er hält inne)

Wallenſtein.

Nun was?

Nur frey heraus!

Wrangel.

Zum Treubruch zu verleiten.

Wallenſtein.

Meint er? Er urtheilt wie ein Schwed' und wie
Ein Proteſtant. Ihr Lutheriſchen fechtet
Für eure Bibel; euch iſt's um die Sach';
Mit eurem *Herzen* folgt ihr eurer Fahne. —
Wer zu dem Feinde läuft von *euch*, der hat
Mit zweyen Herrn zugleich den Bund gebrochen.
Von all dem iſt die Rede nicht bey uns —

Wrangel.

Herr Gott im Himmel! Hat man hier zu Lande
Denn keine Heimath, keinen Herd und Kirche?

Wallenſtein.

Ich will euch ſagen, wie das zugeht — Ja,
Der Oeſterreicher *hat* ein Vaterland,
Und liebt's, und hat auch Urſach', es zu lieben.
Doch *dieſes* Heer, das kaiſerlich ſich nennt,
Das hier in Böheim hauſet, das hat keins;
Das iſt der Auswurf fremder Länder, iſt
Der aufgegebne Theil des Volks, dem nichts
Gehöret, als die allgemeine Sonne.
Und dieſes böhm'ſche Land, um das wir fechten,
Das hat kein Herz für ſeinen Herrn, den ihm

Der Waffen Glück, nicht eigne Wahl gegeben.
Mit Murren trägt's des Glaubens Tyranney,
Die Macht hat's eingeſchreckt, beruhigt nicht.
Ein glühend, rachvoll Angedenken lebt
Der Greuel, die geſchahn auf dieſem Boden.
Und kann's der Sohn vergeſſen, daß der Vater
Mit Hunden in die Meſſe ward gehetzt?
Ein Volk, dem das geboten wird, iſt ſchrecklich,
Es räche oder dulde die Behandlung.

Wrangel.

Der Adel aber und die Offiziere?
Solch eine Flucht und Felonie, Herr Fürſt,
Iſt ohne Beyſpiel in der Welt Geſchichten.

Wallenſtein.

Sie ſind auf jegliche Bedingung mein.
Nicht mir, den eignen Augen mögt ihr glauben.
(Er gibt ihm die Eidesformel. Wrangel durchlieſt ſie, und legt ſie, nachdem er geleſen, ſchweigend auf den Tiſch)
Wie iſt's? Begreift ihr nun?

Wrangel.

Begreif's, wer's kann?
Herr Fürſt! Ich laſſ' die Maske fallen — Ja!
Ich habe Vollmacht, Alles abzuſchließen.
Es ſteht der Rheingraf nur vier Tagemärſche
Von hier, mit funfzehn tauſend Mann; er wartet
Auf Ordre nur, zu Ihrem Heer zu ſtoßen;
Die Ordre ſtell' ich aus, ſo bald wir einig.

Wallenſtein.
Was iſt des Kanzlers Forderung?

Wrangel (bedenklich.)
Zwölf Regimenter gilt es, ſchwediſch Volk.
Mein Kopf muß dafür haften. Alles könnte
Zuletzt nur falſches Spiel —

Wallenſtein (fährt fort.)
Herr Schwede!

Wrangel (ruhig fortfahrend.)
Muß demnach
Darauf beſtehn, daß Herzog Friedland förmlich,
Unwiderruflich breche mit dem Kaiſer,
Sonſt ihm kein ſchwediſch Volk vertrauet wird.

Wallenſtein.
Was iſt die Forderung? Sagt's kurz und gut!

Wrangel.
Die ſpanſchen Regimenter, die dem Kaiſer
Ergeben, zu entwaffnen, Prag zu nehmen,
Und dieſe Stadt, wie auch das Grenzſchloß Eger,
Den Schweden einzuräumen.

Wallenſtein.
Viel gefordert!
Prag! Sey's um Eger! Aber Prag? Geht nicht.
Ich leiſt' euch jede Sicherheit, die ihr
Vernünft'gerweiſe von mir fordern möget.
Prag aber — Böhmen — kann ich ſelbſt beſchützen.

Wrangel.

Man zweifelt nicht daran. Es iſt uns auch
Nicht um's Beſchauen blos. Wir wollen Menſchen
Und Geld umſonſt nicht aufgewendet haben.

Wallenſtein.

Wie billig.

Wrangel.

Und ſo lang, bis wir entſchädigt,
Bleibt Prag verpfändet.

Wallenſtein.

Traut ihr uns ſo wenig?

Wrangel (ſteht auf.)

Der Schwede muß ſich vorſehn mit dem Deutſchen.
Man hat uns über's Oſtmeer hergerufen;
Gerettet haben wir vom Untergang
Das Reich — mit unſerm Blut des Glaubens Freyheit,
Die heil'ge Lehr' des Evangeliums
Verſiegelt — Aber jetzt ſchon fühlet man
Nicht mehr die Wohlthat, nur die Laſt, erblickt
Mit ſcheelem Aug' die Fremdlinge im Reiche,
Und ſchickte gern mit einer Handvoll Geld
Uns heim in unſre Wälder. Nein! wir haben
Um Judas Lohn, um klingend Gold und Silber,
Den König auf der Wahlſtatt nicht gelaſſen,
So vieler Schweden adeliges Blut
Es iſt um Gold und Silber nicht gefloſſen!
Und nicht mit magerm Lorber wollen wir

Zum Vaterland die Wimpel wieder lüften.
Wir wollen *Bürger* bleiben auf dem Boden,
Den unſer König fallend ſich erobert.

Wallenſtein.

Helft den gemeinen Feind mir niederhalten;
Das ſchöne Grenzland kann euch nicht entgehn.

Wrangel.

Und liegt zu Boden der gemeine Feind,
Wer knüpft die neue Freundſchaft dann zuſammen?
Uns iſt bekannt, Herr Fürſt — wenn gleich der Schwede
Nichts davon merken ſoll — daß ihr mit Sachſen
Geheime Unterhandlung pflegt. Wer bürgt uns
Dafür, daß *wir* nicht Opfer der Beſchlüſſe ſind,
Die man vor uns zu hehlen nöthig achtet?

Wallenſtein.

Wohl wählte ſich der Kanzler ſeinen Mann,
Er hätt' mir keinen zähern ſchicken können.
(aufſtehend)
Beſinnt euch eines Beſſern, Guſtav Wrangel.
Von Prag nichts mehr!

Wrangel.

Hier endigt meine Vollmacht.

Wallenſtein.

Euch meine Hauptſtadt räumen! Lieber tret' ich
Zurück — zu meinem Kaiſer.

Wrangel.

Wenn's noch Zeit iſt.

Wallenſtein.

Das ſteht bey mir, noch jetzt, zu jeder Stunde.

Wrangel.

Vielleicht vor wenig Tagen noch. Heut nicht mehr.
— Seit der Seſin gefangen ſitzt, nicht mehr.
(Wie Wallenſtein betroffen ſchweigt)
Herr Fürſt! Wir glauben, daß Sie's ehrlich meinen
Seit geſtern — ſind wir deß gewiß — Und nun
Dies Blatt uns für die Truppen bürgt, iſt nichts
Was dem Vertrauen noch im Wege ſtünde.
Prag ſoll uns nicht entzweyen. Mein Herr Kanzler
Begnügt ſich mit der Altſtadt, Euer Gnaden
Läſſt er den Ratſchin und die kleine Seite.
Doch Eger muß vor Allem ſich uns öffnen,
Eh' an Konjunction zu denken iſt.

Wallenſtein.

Euch alſo ſoll ich trauen, ihr nicht mir?
Ich will den Vorſchlag in Erwägung ziehn.

Wrangel.

In keine gar zu lange, muß ich bitten.
In's zweyte Jahr ſchon ſchleicht die Unterhandlung;
Erfolgt auch diesmal nichts, ſo will der Kanzler
Auf immer ſie für abgebrochen halten.

Wallenſtein.

Ihr drängt mich ſehr. Ein ſolcher Schritt will wohl
Bedacht ſeyn.

Wrangel.

Eh' man überhaupt dran denkt,
Herr Fürſt! durch raſche That nur kann er glücken.

(er geht ab.)

Sechster Auftritt.

Wallenſtein. Terzky und **Illo** kommen zurück.

Illo.

Iſt's richtig?

Terzky.

Seyd ihr einig?

Illo.

Dieſer Schwede
Ging ganz zufrieden fort. Ja, ihr ſeyd einig.

Wallenſtein.

Hört! Noch iſt nichts geſchehn, und — wohl erwogen,
Ich will es lieber doch nicht thun.

Terzky.

Wie? Was iſt das?

Wallenſtein.

Von dieſer Schweden Gnade leben!
Der Uebermüthigen? Ich trüg' es nicht.

Illo.

Kommſt du als Flüchtling, ihre Hülf' erbettelnd?
Du bringeſt ihnen mehr, als du empfängſt.

Wallenſtein.

Wie war's mit jenem königlichen Bourbon,
Der ſeines Volkes Feinden ſich verkaufte,
Und Wunden ſchlug dem eignen Vaterland?
Fluch war ſein Lohn, der Menſchen Abſcheu rächte
Die unnatürlich frevelhafte That.

Illo.

Iſt das dein Fall?

Wallenſtein.

Die Treue, ſag ich euch,
Iſt jedem Menſchen, wie der nächſte Blutsfreund;
Als ihren Rächer fühlt er ſich geboren.
Der Sekten Feindſchaft, der Parteyen Wuth,
Der alte Neid, die Eiferſucht macht Friede;
Was noch ſo wüthend ringt, ſich zu zerſtören,
Verträgt, vergleicht ſich, den gemeinen Feind
Der Menſchlichkeit, das wilde Thier zu jagen,
Das mordend einbricht in die ſichre Hürde,
Worin der Menſch geborgen wohnt — denn ganz
Kann ihn die eigne Klugheit nicht beſchirmen.
Nur an die Stirne ſetzt' ihm die Natur
Das Licht der Augen, fromme Treue ſoll
Den bloßgegebnen Rücken ihm beſchützen.

Terzky.

Denk' von dir ſelbſt nicht ſchlimmer, als der Feind,
Der zu der That die Hände freudig bietet.
So zärtlich dachte jener Karl auch nicht,

Der Oehm und Ahnherr dieſes Kaiſerhauſes,
Der nahm den Bourbon auf mit offnen Armen,
Denn nur vom Nutzen wird die Welt regiert.

Siebenter Auftritt.

Gräfinn Terzky zu den Vorigen.

Wallenſtein.
Wer ruft Euch? Hier iſt kein Geſchäft für Weiber.

Gräfinn.
Ich komme, meinen Glückwunſch abzulegen.
— Komm' ich zu früh etwa? Ich will nicht hoffen.

Wallenſtein.
Gebrauch' dein Anſehn, Terzky. Heiß' ſie gehn.

Gräfinn.
Ich gab den Böhmen einen König ſchon.

Wallenſtein.
Er war darnach.

Gräfinn (zu den Andern.)
Nun, woran liegt es? Sprecht!

Terzky.
Der Herzog will nicht.

Gräfinn.
Will nicht, was er muß?

Illo.
An euch iſt's jetzt. Verſucht's, denn ich bin fertig,
Spricht man von Treue mir und von Gewiſſen.

Gräſinn.

Wie? da noch Alles lag in weiter Ferne,
Der Weg ſich noch unendlich vor dir dehnte,
Da hatteſt du Entſchluß und Muth — und jetzt,
Da aus dem Traume Wahrheit werden will,
Da die Vollbringung nahe, der Erfolg
Verſichert iſt, da fängſt du an zu zagen?
Nur in Entwürfen biſt du tapfer, feig
In Thaten? Gut! Gib deinen Feinden Recht;
Da eben iſt es, wo ſie dich erwarten.
Den Vorſatz glauben ſie dir gern; ſey ſicher,
Daß ſie's mit Brief und Siegel dir belegen!
Doch an die Möglichkeit der That glaubt Keiner:
Da müßten ſie dich fürchten und dich achten.
Iſt's möglich? Da du ſo weit biſt gegangen,
Da man das Schlimmſte weiß, da dir die That
Schon als begangen zugerechnet wird,
Willſt du zurückziehn und die Frucht verlieren?
Entworfen blos, iſt's ein gemeiner Frevel;
Vollführt, iſt's ein unſterblich Unternehmen:
Und wenn es glückt, ſo iſt es auch verziehn,
Denn aller Ausgang iſt ein Gottes Urtheil.

Kammerdiener (tritt herein.)

Der Oberſt Piccolomini.

Gräſinn (ſchnell.)

Soll warten.

Wallenſtein.

Ich kann ihn jetzt nicht ſehn. Ein andermal.

Kammerdiener.

Nur um zwey Augenblicke bittet er,
Er hab' ein dringendes Geſchäft —

Wallenſtein.

Wer weiß, was er uns bringt, Ich will doch hören.

Gräfinn (lacht.)

Wohl mag's ihm dringend ſeyn. Du kannſt's erwarten.

Wallenſtein.

Was iſt's?

Gräfinn.

Du ſollſt es nachher wiſſen;
Jetzt denke dran, den Wrangel abzufert'gen.

(Kammerdiener geht.)

Wallenſtein.

Wenn eine Wahl noch wäre — noch ein milderer
Ausweg ſich fände — jezt noch will ich ihn
Erwählen, und das Aeuſſerſte vermeiden.

Gräfinn.

Verlangſt du weiter nichts, ein ſolcher Weg
Liegt nah' vor dir. Schick dieſen Wrangel fort!
Vergiß die alten Hoffnungen, wirf dein
Vergangnes Leben weg, entſchließe dich
Ein neues anzufangen. Auch die Tugend
Hat ihre Helden, wie der Ruhm, das Glück.
Reiſ' hin nach Wien zum Kaiſer ſtehndes Fußes,

Nimm eine volle Kaſſe mit, erklär',
Du habſt der Diener Treue nur erproben,
Den Schweden blos zum Beſten haben wollen.

Illo.

Auch damit iſt's zu ſpät. Man weiß zu viel.
Er würde nur das Haupt zum Todesblocke tragen.

Gräfinn.

Das fürcht' ich nicht. Geſetzlich ihn zu richten,
Fehlt's an Beweiſen; Willkür meiden ſie.
Man wird den Herzog ruhig laſſen ziehn.
Ich ſeh', wie Alles kommen wird. Der König
Von Ungarn wird erſcheinen, und es wird ſich
Von ſelbſt verſtehen, daß der Herzog geht;
Nicht der Erklärung wird das erſt bedürfen.
Der König wird die Truppen laſſen ſchwören,
Und Alles wird in ſeiner Ordnung bleiben.
An einem Morgen iſt der Herzog fort.
Auf ſeinen Schlöſſern wird es nun lebendig,
Dort wird er jagen, bau'n, Geſtütte halten,
Sich eine Hofſtatt gründen, goldne Schlüſſel
Austheilen, gaſtfrey große Tafel geben,
Und kurz ein großer König ſeyn — im Kleinen!
Und weil er klug ſich zu beſcheiden weiß,
Nichts wirklich mehr zu gelten, zu bedeuten,
Läſſt man ihn ſcheinen, was er mag; er wird
Ein großer Prinz bis an ſein Ende ſcheinen.
Ey nun! der Herzog iſt dann eben auch

Der neuen Menſchen einer, die der Krieg
Emporgebracht; ein übermächtiges
Geſchöpf der Hofgunſt, die mit gleichem Aufwand
Freyherrn und Fürſten macht.

Wallenſtein (ſteht auf, heftig bewegt.)

Zeigt einen Weg mir an aus dieſem Drang,
Hülfreiche Mächte! einen ſolchen zeigt mir,
Den ich vermag zu gehn — Ich kann mich nicht,
Wie ſo ein Wortheld, ſo ein Tugendſchwätzer,
An meinem Willen wärmen und Gedanken —
Nicht zu dem Glück, das mir den Rücken kehrt,
Großthuend ſagen: Geh! Ich brauch' dich nicht.
Wenn ich nicht wirke mehr, bin ich vernichtet;
Nicht Opfer, nicht Gefahren will ich ſcheu'n,
Den letzten Schritt, den äußerſten, zu meiden;
Doch eh' ich ſinke in die Nichtigkeit,
So klein aufhöre, der ſo groß begonnen,
Eh' mich die Welt mit jenen Elenden
Verwechſelt, die der Tag erſchafft und ſtürzt,
Eh' ſpreche Welt und Nachwelt meinen Namen
Mit Abſcheu aus, und Friedland ſey die Loſung
Für jede fluchenswerthe That.

Gräfinn.

Was iſt denn hier ſo wider die Natur?
Ich kann's nicht finden, ſage mir's — o! laß
Des Aberglauben's nächtliche Geſpenſter
Nicht deines hellen Geiſtes Meiſter werden!

Du biſt des Hochverraths verklagt; ob mit —
Ob ohne Recht, iſt jetzo nicht die Frage —
Du biſt verloren, wenn du dich nicht ſchnell der Macht
Bedienſt, die du beſitzeſt — Ei! wo lebt denn
Das friedſame Geſchöpf, das ſeines Lebens
Sich nicht mit allen Lebenskräften wehrt?
Was iſt ſo kühn, das Nothwehr nicht entſchuldigt?

Wallenſtein.

Einſt war mir dieſer Ferdinand ſo huldreich;
Er liebte mich, er hielt mich werth, ich ſtand
Der nächſte ſeinem Herzen. Welchen Fürſten
Hat er geehrt, wie mich? — Und ſo zu enden!

Gräfinn.

So treu bewahrſt du jede kleine Gunſt,
Und für die Kränkung haſt du kein Gedächtniß?
Muß ich dich dran erinnern, wie man dir
Zu Regensburg die treuen Dienſte lohnte?
Du hatteſt jeden Stand im Reich beleidigt;
Ihn groß zu machen, hatteſt du den Haß,
Den Fluch der ganzen Welt auf dich geladen;
Im ganzen Deutſchland lebte dir kein Freund,
Weil du allein gelebt für deinen Kaiſer.
An ihn blos hielteſt du bey jenem Sturme
Dich feſt, der auf dem Regensburger Tag
Sich gegen dich zuſammenzog — Da ließ er
Dich fallen! Ließ dich fallen! Dich dem Baiern,
Dem Uebermüthigen, zum Opfer, fallen!

Sag' nicht, daß die zurückgegebne Würde
Das erſte, ſchwere Unrecht ausgeſöhnt.
Nicht wahrlich guter Wille ſtellte dich,
Dich ſtellte das Geſetz der herben Noth
An dieſen Platz, den man dir gern verweigert.

Wallenſtein.

Nicht ihrem guten Willen, das iſt wahr!
Noch ſeiner Neigung dank' ich dieſes Amt.
Mißbrauch' ich's, ſo mißbrauch' ich kein Vertrauen.

Gräfinn.

Vertrauen? Neigung? — Man bedurfte deiner!
Die ungeſtüme Preſſerinn, die Noth,
Der nicht mit hohlen Namen, Figuranten
Gedient iſt, die die That will, nicht das Zeichen,
Den Größten immer aufſucht und den Beſten,
Ihn an das Ruder ſtellt, und müßte ſie ihn
Aufgreifen aus dem Pöbel ſelbſt — die ſetzte dich
In dieſes Amt, und ſchrieb dir die Beſtallung.
Denn lange, bis es nicht mehr kann, behilft
Sich dies Geſchlecht mit feilen Sklavenſeelen
Und mit den Drahtmaſchinen ſeiner Kunſt —
Doch wenn das Aeußerſte ihm nahe tritt,
Der hohle Schein es nicht mehr thut, da fällt
Es in die ſtarken Hände der Natur,
Des Rieſengeiſtes, der nur ſich gehorcht,
Nichts von Verträgen weiß, und nur auf ihre
Bedingung, nicht auf ſeine, mit ihm handelt.

Wallenſtein.

Wahr iſt's! Sie ſahn mich immer, wie ich bin;
Ich hab' ſie in dem Kauſe nicht betrogen:
Denn nie hielt ich's der Mühe werth, die kühn
Umgreiſende Gemüthsart zu verbergen.

Gräfinn.

Vielmehr — du haſt dich furchtbar ſtets gezeigt.
Nicht Du, der ſtets ſich ſelber treu geblieben,
Die haben Unrecht, die dich fürchteten,
Und doch die Macht dir in die Hände gaben.
Denn Recht hat jeder eigene Charakter,
Der übereinſtimmt mit ſich ſelbſt; es gibt
Kein andres Unrecht, als den Widerſpruch.
Warſt du ein Andrer, als du vor acht Jahren
Mit Feuer und Schwert durch Deutſchlands Kreiſe zogſt,
Die Geiſſel ſchwangeſt über alle Länder,
Hohn ſpracheſt allen Ordnungen des Reichs,
Der Stärke fürchterliches Recht nur übteſt
Und jede Landeshoheit niedertratſt,
Um deines Sultans Herrſchaft auszubreiten?
Da war es Zeit, den ſtolzen Willen dir
Zu brechen, dich zur Ordnung zu verweiſen!
Doch wohl gefiel dem Kaiſer, was ihm nützte,
Und ſchweigend drückt' er dieſen Frevelthaten
Sein kaiſerliches Siegel auf. Was damals
Gerecht war, weil du's für ihn thatſt, iſt's heute

Auf einmal ſchändlich, weil es gegen ihn
Gerichtet wird?

Wallenſtein (aufſtehend.)

Von dieſer Seite ſah ich's nie — Ja! dem
Iſt wirklich ſo. Es übte dieſer Kaiſer
Durch meinen Arm im Reiche Thaten aus,
Die nach der Ordnung nie geſchehen ſollten,
Und ſelbſt den Fürſtenmantel, den ich trage,
Verdank' ich Dienſten, die Verbrechen ſind.

Gräfinn.

Geſtehe denn, daß zwiſchen dir und ihm
Die Rede nicht kann ſeyn von Pflicht und Recht.
Nur von der Macht und der Gelegenheit!
Der Augenblick iſt da, wo du die Summe
Der großen Lebensrechnung ziehen ſollſt;
Die Zeichen ſtehen ſieghaft über dir,
Glück winken die Planeten dir herunter
Und rufen: **Es iſt an der Zeit!** Haſt du
Dein Lebenlang umſonſt der Sterne Lauf
Gemeſſen? — den Quadranten und den Zirkel
Geführt? — den Zodiak, die Himmelskugel
Auf dieſen Wänden nachgeahmt, um dich herum
Geſtellt in ſtummen, ahnungvollen Zeichen
Die ſieben Herrſcher des Geſchicks,
Nur um ein eitles Spiel damit zu treiben?
Führt alle dieſe Zurüſtung zu nichts,
Und iſt kein Mark in dieſer hohlen Kunſt,

Daß ſie dir ſelbſt nichts gilt, nichts über dich
Vermag im Augenblicke der Entſcheidung?

Wallenſtein.

(iſt während dieſer letzten Rede mit heftig arbeitendem Gemüth auf- und abgegangen, und ſteht jetzt plötzlich ſtille, die Gräfinn unterbrechend)

Ruft mir den Wrangel, und es ſollen gleich
Drey Boten ſatteln.

Illo.

Nun gelobt ſey Gott!

(eilt hinaus)

Wallenſtein.

Es iſt ſein böſer Geiſt und meiner. Ihn
Straft er durch mich, das Werkzeug ſeiner Herrſchſucht,
Und ich erwart' es, daß der Rache Stahl
Auch ſchon für meine Bruſt geſchliffen iſt.
Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne ſä't,
Erfreuliches zu ärnten. Jede Unthat
Trägt ihren eignen Rache-Engel ſchon,
Die böſe Hoffnung, unter ihrem Herzen.

Er kann mir nicht mehr trau'n, — ſo kann ich auch
Nicht mehr zurück. Geſchehe denn, was muß.
Recht ſtets behält das Schickſal; denn das Herz
In uns iſt ſein gebietriſcher Vollzieher.

(zu Terzky)

Bring mir den Wrangel in mein Kabinet,
Die Boten will ich ſelber ſprechen, ſchickt

Nach dem Octavio!
(zur Gräfinn, welche eine triumphirende Miene macht)
Frohlocke nicht!
Denn eiferſüchtig ſind des Schickſals Mächte.
Voreilig Jauchzen greift in ihre Rechte.
Den Samen legen wir in ihre Hände;
Ob Glück, ob Unglück aufgeht, lehrt das Ende.
(Indem er abgeht, fällt der Vorhang.)

Zweyter Aufzug.

Ein Zimmer.

Erſter Auftritt.

Wallenſtein. Octavio Piccolomini.
Bald darauf Max Piccolomini.

Wallenſtein.

Mir meldet er aus Linz, er läge krank;
Doch hab' ich ſichre Nachricht, daß er ſich
Zu Frauenberg verſteckt bey'm Grafen Gallas.
Nimm Beyde feſt, und ſchick' ſie mir hieher.
Du übernimmſt die ſpaniſchen Regimenter,
Machſt immer Anſtalt, und biſt niemals fertig,
Und treiben ſie dich, gegen mich zu ziehn,
So ſagſt du Ja, und bleibſt gefeſſelt ſtehn.
Ich weiß, daß dir ein Dienſt damit geſchieht,
In dieſem Spiel dich müßig zu verhalten.
Du retteſt gern, ſo lang du kannſt, den Schein;
Extreme Schritte ſind nicht deine Sache,
Drum hab' ich dieſe Rolle für dich ausgeſucht;

Du wirſt mir durch dein Nichtsthun diesmal
Am nützlichſten — Erklärt ſich unterdeſſen
Das Glück für mich, ſo weißt du, was zu thun.
(Max Piccolomini tritt ein)
Jetzt, Alter, geh. Du mußt heut Nacht noch fort.
Nimm meine eignen Pferde. — Dieſen da
Behalt ich hier — Macht's mit dem Abſchied kurz!
Wir werden uns ja, denk' ich, alle froh
Und glücklich wiederſehn.

Octavio (zu ſeinem Sohn.)
Wir ſprechen uns noch.
(geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Wallenſtein. Max Piccolomini.

Max (nähert ſich ihm.)
Mein General —

Wallenſtein.
Der bin ich nicht mehr,
Wenn du des Kaiſers Offizier dich nennſt.

Max.
So bleibt's dabey, du willſt das Heer verlaſſen?

Wallenſtein.
Ich hab' des Kaiſers Dienſt entſagt.

Max.

Und willſt das Heer verlaſſen?

Wallenſtein.

Vielmehr hoff' ich,
Mir's enger noch und feſter zu verbinden.
(er ſetzt ſich)
Ja, Max. Nicht eher wollt' ich's dir eröffnen,
Als bis des Handelns Stunde würde ſchlagen.
Der Jugend glückliches Gefühl ergreift
Das Rechte leicht, und eine Freude iſt's,
Das eigne Urtheil prüfend auszuüben,
Wo das Exempel rein zu löſen iſt.
Doch, wo von zwey gewiſſen Uebeln eins
Ergriffen werden muß, wo ſich das Herz
Nicht ganz zurückbringt aus dem Streit der Pflichten,
Da iſt es Wohlthat, keine Wahl zu haben,
Und eine Gunſt iſt die Nothwendigkeit.
— Die iſt vorhanden. Blicke nicht zurück.
Es kann dir nichts mehr helfen. Blicke vorwärts!
Urtheile nicht! Bereite dich, zu handeln.
— Der Hof hat meinen Untergang beſchloſſen;
Drum bin ich willens, ihm zuvor zu kommen.
— Wir werden mit den Schweden uns verbinden.
Sehr wackre Leute ſind's und gute Freunde.
(hält ein, Piccolomini's Antwort erwartend)
— Ich hab' dich überraſcht. Antwort' mir nicht.
Ich will dir Zeit vergönnen, dich zu faſſen.

(Er ſteht auf, und geht nach hinten. Max ſteht lange unbeweglich, in den heftigſten Schmerz verſetzt; wie er eine Bewegung macht, kommt Wallenſtein zurück und ſtellt ſich vor ihn hin)

Max.

Mein General! — Du machſt mich heute mündig.
Denn bis auf dieſen Tag war mir's erſpart,
Den Weg mir ſelbſt zu finden und die Richtung.
Dir folgt' ich unbedingt. Auf dich nur braucht' ich
Zu ſehn und war des rechten Pfads gewiß.
Zum erſten Male heut' verweiſeſt du
Mich an mich ſelbſt und zwingſt mich, eine Wahl
Zu treffen zwiſchen dir und meinem Herzen.

Wallenſtein.

Sanft wiegte dich bis heute dein Geſchick;
Du konnteſt ſpielend deine Pflichten üben,
Jedwedem ſchönen Trieb Genüge thun,
Mit ungetheiltem Herzen immer handeln.
So kann's nicht immer bleiben. Feindlich ſcheiden
Die Wege ſich. Mit Pflichten ſtreiten Pflichten.
Du mußt Partey ergreifen in dem Krieg,
Der zwiſchen deinem Freund und deinem Kaiſer
Sich jetzt entzündet.

Max.

Krieg! Iſt das der Name?
Der Krieg iſt ſchrecklich, wie des Himmels Plagen;
Doch iſt er gut, iſt ein Geſchick, wie ſie.

Iſt das ein guter Krieg, den du dem Kaiſer
Bereiteſt mit des Kaiſers eignem Heer?
O Gott des Himmels, was iſt das für eine
Veränderung! Ziemt ſolche Sprache mir
Mit dir, der wie der feſte Stern des Pols
Mir als die Lebensregel vorgeſchienen!
O! welchen Riß erregſt du mir im Herzen!
Der alten Ehrfurcht eingewachſnen Trieb
Und des Gehorſams heilige Gewohnheit
Soll ich verſagen lernen deinem Namen?
Nein! wende nicht dein Angeſicht von mir!
Es war mir immer eines Gottes Antlitz,
Kann über mich nicht gleich die Macht verlieren;
Die Sinne ſind in deinen Banden noch,
Hat gleich die Seele blutend ſich befreyt!

Wallenſtein.

Max, hör' mich an!

Max.

O! thu es nicht! Thu's nicht!
Sieh! deine reinen, edeln Züge wiſſen
Noch nichts von dieſer unglückſel'gen That.
Blos deine Einbildung befleckte ſie,
Die Unſchuld will ſich nicht vertreiben laſſen
Aus deiner hoheitblickenden Geſtalt.
Wirf ihn heraus, den ſchwarzen Fleck, den Feind.
Ein böſer Traum blos iſt es dann geweſen,
Der jede ſichre Tugend warnt. Es mag

Die Menſchheit ſolche Augenblicke haben;
Doch ſiegen muß das glückliche Gefühl.
Nein, du wirſt ſo nicht endigen. Das würde
Verrufen bey den Menſchen jede große
Natur und jedes mächtige Vermögen.
Recht geben würd' es dem gemeinen Wahn,
Der nicht an Edles in der Freyheit glaubt,
Und nur der Ohnmacht ſich vertrauen mag.

Wallenſtein.

Streng wird die Welt mich tadeln, ich erwart' es.
Mir ſelbſt ſchon ſagt' ich, was du ſagen kannſt.
Wer miede nicht, wenn er's umgehen kann,
Das Aeußerſte! Doch hier iſt keine Wahl,
Ich muß Gewalt ausüben oder leiden —
So ſteht der Fall. Nichts anders bleibt mir übrig.

Max.

Sey's denn! Behaupte dich in deinem Poſten
Gewaltſam, widerſetze dich dem Kaiſer,
Wenn's ſeyn muß, treib's zur offenen Empörung!
Nicht loben werd' ich's, doch ich kann's verzeihn,
Will, was ich nicht gut heiße, mit dir theilen.
Nur — zum Verräther werde nicht! Das Wort
Iſt ausgeſprochen, zum Verräther nicht!
Das iſt kein überſchrittnes Maß! Kein Fehler,
Wohin der Muth verirrt in ſeiner Kraft.
O! das iſt ganz was Anders — das iſt ſchwarz,
Schwarz, wie die Hölle!

Wallenſtein.

(mit finſterm Stirnfalten, doch gemäßigt)

Schnell fertig iſt die Jugend mit dem Wort,
Das ſchwer ſich handhabt, wie des Meſſers Schneide;
Aus ihrem heißen Kopfe nimmt ſie keck
Der Dinge Maß, die nur ſich ſelber richten.
Gleich heißt ihr Alles ſchändlich oder würdig,
Bös' oder gut — und was die Einbildung
Phantaſtiſch ſchleppt in dieſen dunkeln Namen,
Das bürdet ſie den Sachen auf und Weſen.
Eng iſt die Welt und das Gehirn iſt weit,
Leicht bey einander wohnen die Gedanken;
Doch hart im Raume ſtoßen ſich die Sachen.
Wo Eines Platz nimmt, muß das Andre rücken;
Wer nicht vertrieben ſeyn will, muß vertreiben;
Da herrſcht der Streit und nur die Stärke ſiegt.
— Ja, wer durch's Leben gehet ohne Wunſch,
Sich jeden Zweck verſagen kann, der wohnt
Im leichten Feuer mit dem Salamander,
Und hält ſich rein im reinen Element.
Mich ſchuf aus gröberm Stoffe die Natur,
Und zu der Erde zieht mich die Begierde.
Dem böſen Geiſt gehört die Erde, nicht
Dem guten. Was die Göttlichen uns ſenden
Von oben, ſind nur allgemeine Güter;
Ihr Licht erfreut, doch macht es Keinen reich,
In ihrem Staat erringt ſich kein Beſitz.

Den Edelſtein, das allgeſchätzte Gold,
Muß man den falſchen Mächten abgewinnen,
Die unter'm Tage ſchlimmgeartet hauſen.
Nicht ohne Opfer macht man ſie geneigt,
Und Keiner lebet, der aus ihrem Dienſt
Die Seele hätte rein zurückgezogen.

Max (mit Bedeutung.)

O! fürchte, fürchte dieſe falſchen Mächte!
Sie halten nicht Wort! Es ſind Lügengeiſter,
Die dich berückend in den Abgrund ziehn.
Trau ihnen nicht! Ich warne dich — O! kehre
Zurück zu deiner Pflicht! Gewiß! du kannſt's!
Schick mich nach Wien. Ja, thue das. Laß mich,
Mich deinen Frieden machen mit dem Kaiſer.
Er kennt dich nicht; ich aber kenne dich;
Er ſoll dich ſehn mit meinem reinen Auge,
Und ſein Vertrauen bring' ich dir zurück.

Wallenſtein.

Es iſt zu ſpät. Du weißt nicht, was geſchehn.

Max.

Und wär's zu ſpät — und wär' es auch ſo weit,
Daß ein Verbrechen nur vom Fall dich rettet,
So falle! Falle würdig, wie du ſtandſt.
Verliere das Kommando. Geh vom Schauplatz.
Du kannſt's mit Glanze, thu's mit Unſchuld auch.
— Du haſt für Andre viel gelebt, leb' endlich

Einmal dir ſelber! Ich begleite dich;
Mein Schickſal trenn' ich nimmer von dem deinen —

Wallenſtein.

Es iſt zu ſpät. Indem du deine Worte
Verlierſt, iſt ſchon ein Meilenzeiger nach dem andern
Zurückgelegt von meinen Eilenden,
Die mein Gebot nach Prag und Eger tragen.
— Ergib dich drein! Wir handeln, wie wir müſſen.
So laß uns das Nothwendige mit Würde,
Mit feſtem Schritte thun — Was thu' ich Schlimmres,
Als jener Cäſar that, deß Name noch
Bis heut' das Höchſte in der Welt benennet?
Er führte wider Rom die Legionen,
Die Rom ihm zur Beſchützung anvertraut.
Warf er das Schwert von ſich, er war verloren,
Wie ich es wär', wenn ich entwaffnete.
Ich ſpüre was in mir von ſeinem Geiſt.
Gib mir ſein Glück! Das Andre will ich tragen.

(Max, der bisher in einem ſchmerzvollen Kampfe geſtanden, geht ſchnell ab. Wallenſtein ſieht ihm verwundert und betroffen nach, und ſteht in tiefe Gedanken verloren.)

Dritter Auftritt.

Wallenſtein. Terzky. Gleich darauf Illo.

Terzky.

Max Piccolomini verließ dich eben?

Wallenſtein.

Wo iſt der Wrangel?

Terzky.

Fort iſt er.

Wallenſtein.

So eilig?

Terzky.

Es war, als ob die Erd' ihn eingeſchluckt.
Er war kaum von dir weg, als ich ihm nachging;
Ich hatt' ihn noch zu ſprechen. — doch weg war er,
Und Niemand wuſſte mir von ihm zu ſagen.
Ich glaub', es iſt der Schwarze ſelbſt geweſen;
Ein Menſch kann nicht auf Einmal ſo verſchwinden.

Illo (kommt.)

Iſt's wahr, daß du den Alten willſt verſchicken?

Terzky.

Wie? Den Octavio! Wo denkſt du hin?

Wallenſtein.

Er geht nach Frauenberg, die ſpaniſchen
Und welſchen Regimenter anzuführen.

Terzky.

Das wolle Gott nicht, daß du das vollbringſt!

Illo.

Dem Falſchen willſt du Kriegsvolk anvertrauen?
Ihn aus den Augen laſſen, grade jetzt,
In dieſem Augenblicke der Entſcheidung?

Terzky.

Das wirſt du nicht thun. Nein, um Alles nicht!

Wallenſtein.

Seltſame Menſchen ſeyd ihr.

Illo.

O nur diesmal
Gib unſrer Warnung nach. Laß ihn nicht fort.

Wallenſtein.

Und warum ſoll ich ihm dies Eine Mal
Nicht trauen, da ich's ſtets gethan? Was iſt geſchehn,
Das ihn um meine gute Meinung brächte?
Aus Eurer Grille, nicht der meinen, ſoll ich
Mein alt erprobtes Urtheil von ihm ändern?
Denkt nicht, daß ich ein Weib ſey. Weil ich ihm
Getraut bis heut', will ich auch heut' ihm trauen.

Terzky.

Muß es denn der juſt ſeyn? Schick einen Andern!

Wallenſtein.

Der muß es ſeyn, den hab' ich mir erleſen.
Er taugt zu dem Geſchäft. Drum gab ich's ihm.

Illo.

Weil er ein Welſcher iſt, drum taugt er dir.

Wallenſtein.

Weiß wohl, ihr war't den Beyden nie gewogen,
Weil ich ſie achte, liebe, Euch und Andern
Vorziehe ſichtbarlich, wie ſie's verdienen.
Drum ſind ſie euch ein Dorn im Auge! Was

Geht euer Neid mich an und mein Geſchäft?
Daß ihr ſie haſſt, das macht ſie mir nicht ſchlechter.
Liebt oder haſſt einander, wie ihr wollt;
Ich laſſe Jedem ſeinen Sinn und Neigung,
Weiß doch, was mir ein Jeder von euch gilt.

Illo.

Er geht nicht ab — müſſt' ich die Räder ihm am Wagen
Zerſchmettern laſſen.

Wallenſtein.

Mäßige dich, Illo!

Terzky.

Der Queſtenberger, als er hier geweſen,
Hat ſtets zuſammen auch geſteckt mit ihm.

Wallenſtein.

Geſchah mit meinem Wiſſen und Erlaubniß.

Terzky.

Und daß geheime Boten an ihn kommen
Vom Gallas, weiß ich auch.

Wallenſtein.

Das iſt nicht wahr.

Illo.

O! du biſt blind mit deinen ſehenden Augen!

Wallenſtein.

Du wirſt mir meinen Glauben nicht erſchüttern,
Der auf die tiefſte Wiſſenſchaft ſich baut.
Lügt Er, dann iſt die ganze Sternkunſt Lüge.

Denn wißt, ich hab' ein Pfand vom Schickſal ſelbſt,
Daß er der treuſte iſt von meinen Freunden.

Illo.

Haſt du auch eins, daß jenes Pfand nicht lüge?

Wallenſtein.

Es gibt im Menſchenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeiſt näher iſt, als ſonſt,
Und eine Frage frey hat an das Schickſal.
Solch ein Moment war's, als ich in der Nacht,
Die vor der Lützner Action vorherging,
Gedankenvoll an einen Baum gelehnt,
Hinaus ſah in die Ebene. Die Feuer
Des Lagers brannten düſter durch den Nebel;
Der Waffen dumpfes Rauſchen unterbrach,
Der Runden Ruf, einförmig nur die Stille.
Mein ganzes Leben ging, vergangenes
Und künftiges, in dieſem Augenblick
An meinem inneren Geſicht vorüber,
Und an des nächſten Morgens Schickſal knüpfte
Der ahnungvolle Geiſt die fernſte Zukunft.

Da ſagt' ich alſo zu mir ſelbſt: „So Vielen
Gebieteſt du! Sie folgen deinen Sternen
Und ſetzen, wie auf eine große Nummer,
Ihr Alles auf dein einzig Haupt, und ſind
In deines Glückes Schiff mit dir geſtiegen.
Doch kommen wird der Tag, wo dieſe Alle

Das Schickſal wieder auseinander ſtreut;
Nur Wen'ge werden treu bey dir verharren,
Den möcht' ich wiſſen, der der Treuſte mir
Von Allen iſt, die dieſes Lager einſchließt.
Gib mir ein Zeichen, Schickſal! Der ſoll's ſeyn,
Der an dem nächſten Morgen mir zuerſt
Entgegen kommt mit einem Liebeszeichen.“
Und dieſes bey mir denkend, ſchlief ich ein.

Und mitten in die Schlacht ward ich geführt
Im Geiſt. Groß war der Drang. Mir tödtete
Ein Schuß das Pferd, ich ſank, und über mir
Hinweg, gleichgültig, ſetzten Roß und Reiter,
Und keuchend lag ich, wie ein Sterbender,
Zertreten unter ihrer Hufe Schlag;
Da faßte plötzlich hilfreich mich ein Arm,
Es war Octavio's — und ſchnell erwach' ich,
Tag war es, und — Octavio ſtand vor mir.
„Mein Bruder,“ ſprach er, „reite heute nicht
„Den Schecken, wie du pflegſt. Beſteige lieber
„Das ſichre Thier, das ich dir ausgeſucht,
„Thu's mir zu lieb, es warnte mich ein Traum.“
Und dieſes Thieres Schnelligkeit entriß
Mich Bannier's verfolgenden Dragonern.
Mein Vetter ritt den Schecken an dem Tag,
Und Roß und Reiter ſah ich niemals wieder.

Illo.

Das war ein Zufall.

Wallenſtein (bedeutend.)
Es gibt keinen Zufall;
Und was uns blindes Ohngefähr nur dünkt,
Gerade das ſteigt aus den tiefſten Quellen.
Verſiegelt hab' ich's und verbrieft, daß Er
Mein guter Engel iſt, und nun kein Wort mehr!
(er geht)

Terzky.
Das iſt mein Troſt, der Max bleibt uns als Geißel.

Illo.
Und der ſoll mir nicht lebend hier vom Platze.

Wallenſtein.
(bleibt ſtehen und kehrt ſich um)
Seyd ihr nicht wie die Weiber, die beſtändig
Zurück nur kommen auf ihr erſtes Wort,
Wenn man Vernunft geſprochen Stundenlang!
— Des Menſchen Thaten und Gedanken, wißt!
Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen.
Die innre Welt, ſein Microcoſmus, iſt
Der tiefe Schacht, aus dem ſie ewig quellen.
Sie ſind nothwendig, wie des Baumes Frucht;
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln.
Hab' ich des Menſchen Kern erſt unterſucht,
So weiß ich auch ſein Wollen und ſein Handeln.
(gehen ab.)

Vierter Auftritt.

Zimmer in Piccolomini's Wohnung.

Octavio Piccolomini reiſefertig. **Ein Adjutant.**

Octavio.

Iſt das Kommando da?

Adjutant.

Es wartet unten.

Octavio.

Es ſind doch ſichre Leute, Adjutant?
Aus welchem Regimente nahmt ihr ſie?

Adjutant.

Von Tiefenbach.

Octavio.

Dies Regiment iſt treu.
Laſſt ſie im Hinterhof ſich ruhig halten,
Sich Niemand zeigen, bis ihr klingeln hört;
Dann wird das Haus geſchloſſen, ſcharf bewacht,
Und Jeder, den ihr antrefft, bleibt verhaftet.

(Adjutant ab.)

Zwar hoff' ich, es bedarf nicht ihres Dienſtes,
Denn meines Kalkuls halt' ich mich gewiß.
Doch es gilt Kaiſers Dienſt, das Spiel iſt groß,
Und beſſer, zu viel Vorſicht, als zu wenig.

Fünfter Auftritt.

Octavio Piccolomini. Iſolani tritt herein.

Iſolani.

Hier bin ich — Nun! wer kommt noch von den Andern?

Octavio (geheimnißvoll.)

Vorerſt ein Wort mit euch, Graf Iſolani.

Iſolani (geheimnißvoll.)

Soll's losgehn, will der Fürſt was unternehmen?
Mir dürft ihr trauen. Setzt mich auf die Probe.

Octavio.

Das kann geſchehn.

Iſolani.

Herr Bruder, ich bin nicht
Von denen, die mit Worten tapfer ſind,
Und, kommt's zur That, das Weite ſchimpflich ſuchen.
Der Herzog hat als Freund an mir gethan.
Weiß Gott, ſo iſt's! Ich bin ihm Alles ſchuldig.
Auf meine Treue kann er bau'n.

Octavio.

Es wird ſich zeigen.

Iſolani.

Nehmt euch in Acht. Nicht Alle denken ſo.
Es halten's hier noch Viele mit dem Hof,
Und meinen, daß die Unterſchrift von neulich,
Die abgeſtohlne, ſie zu nichts verbinde.

Octavio.

So? Nennt mir doch die Herren, die das meinen.

Iſolani.

Zum Henker! Alle Deutſchen ſprechen ſo.
Auch Eſterhazy, Kaunitz, Deodat
Erklären jetzt, man müſſ' dem Hof gehorchen.

Octavio.

Das freut mich.

Iſolani.

Freut mich?

Octavio.

Daß der Kaiſer noch
So gute Freunde hat und wackre Diener.

Iſolani.

Spaßt nicht. Es ſind nicht eben ſchlechte Männer.

Octavio.

Gewiß nicht. Gott verhüte, daß ich ſpaße!
Sehr ernſtlich freut es mich, die gute Sache
So ſtark zu ſehn.

Iſolani.

Was Teufel? Wie iſt das?
Seyd ihr denn nicht? — Warum bin ich denn hier?

Octavio (mit Anſehen.)

Euch zu erklären rund und nett, ob ihr
Ein Freund wollt heißen, oder Feind des Kaiſers?

Iſolani (trotzig.)
Darüber werd' ich dem Erklärung geben,
Dem's zukommt, dieſe Frag' an mich zu thun.

Octavio.
Ob mir das zukommt, mag dies Blatt euch lehren.

Iſolani.
Wa — was? Das iſt des Kaiſers Hand und Siegel.
(lieſt)
„Als werden ſämmtliche Hauptleute unſrer
„Armee der Ordre unſres lieben, treuen,
„Des Generalleutnant Piccolomini,
„Wie unſrer eignen" — Hm — Ja — So — Ja, ja!
Ich — mach' euch meinen Glückwunſch, Generalleutnant!

Octavio.
Ihr unterwerft euch dem Befehl?

Iſolani.
Ich — aber
Ihr überraſcht mich auch ſo ſchnell — Man wird
Mir doch Bedenkzeit, hoff' ich —

Octavio.
Zwey Minuten.

Iſolani.
Mein Gott, der Fall iſt aber —

Octavio.
Klar und einfach.
Ihr ſollt erklären, ob ihr euren Herrn
Verrathen wollet, oder treu ihm dienen.

Iſolani.

Verrath — Mein Gott — Wer ſpricht denn von Verrath?

Octavio.

Das iſt der Fall. Der Fürſt iſt ein Verräther,
Will die Armee zum Feind hinüberführen.
Erklärt euch kurz und gut. Wollt ihr dem Kaiſer
Abſchwören? Euch dem Feind verkaufen? Wollt ihr?

Iſolani.

Was denkt ihr? Ich des Kaiſers Majeſtät
Abſchwören? Sagt' ich ſo? Wann hätt' ich das
Geſagt?

Octavio.

Noch habt ihr's nicht geſagt. Noch nicht.
Ich warte drauf, ob ihr es werdet ſagen.

Iſolani.

Nun ſeht, das iſt mir lieb, daß ihr mir ſelbſt
Bezeugt, ich habe ſo was nicht geſagt.

Octavio.

Ihr ſagt euch alſo von dem Fürſten los?

Iſolani.

Spinnt er Verrath — Verrath trennt alle Bande.

Octavio.

Und ſeyd entſchloſſen, gegen ihn zu fechten?

Iſolani.

Er that mir Gutes — doch wenn er ein Schelm iſt,
Verdamm' ihn Gott! die Rechnung iſt zerriſſen.

Octavio.

Mich freut's, daß ihr in Gutem euch gefügt.
Heut' Nacht in aller Stille brecht ihr auf
Mit allen leichten Truppen; es muß ſcheinen,
Als käm' die Ordre von dem Herzog ſelbſt.
Zu Frauenberg iſt der Verſammlungplatz,
Dort gibt euch Gallas weitere Befehle.

Iſolani.

Es ſoll geſchehn. Gedenkt mir's aber auch
Bey'm Kayſer, wie bereit ihr mich gefunden.

Octavio.

Ich werd' es rühmen.
(Iſolani geht, es kommt ein Bedienter)
Oberſt Buttler? Gut.

Iſolani (zurückkommend.)

Vergebt mir auch mein barſches Weſen, Alter.
Herr Gott! Wie konnt' ich wiſſen, welche große
Perſon ich vor mir hatte!

Octavio.

Laßt das gut ſeyn.

Iſolani.

Ich bin ein luſt'ger alter Knab', und wär'
Mir auch ein raſches Wörtlein über'n Hof
Entſchlüpft zuweilen, in der Luſt des Weins,
Ihr wißt ja, bös war's nicht gemeint.

(geht ab)

Octavio.

Macht euch
Darüber keine Sorge! — Das gelang!
Glück, ſey uns auch ſo günſtig bey den Andern!

Sechſter Auftritt.

Octavio Piccolomini. Buttler.

Buttler.

Ich bin zu eurer Ordre, Generallieutnant.

Octavio.

Seyd mir als werther Gaſt und Freund willkommen!

Buttler.

Zu große Ehr' für mich.

Octavio.

(nachdem Beyde Platz genommen)

Ihr habt die Neigung nicht erwiedert,
Womit ich geſtern euch entgegen kam,
Wohl gar als leere Formel ſie verkannt.
Von Herzen ging mir jener Wunſch, es war
Mir Ernſt um euch, denn eine Zeit iſt jetzt,
Wo ſich die Guten eng verbinden ſollten.

Buttler.

Die Gleichgeſinnten können es allein.

Octavio.

Und alle Guten nenn' ich gleichgeſinnt.

Dem Menſchen bring' ich nur die That in Rechnung,
Wozu ihn ruhig der Charakter treibt;
Denn blinder Mißverſtändniſſe Gewalt
Drängt oft den Beſten aus dem rechten Gleiſe.
Ihr kam't durch Frauenberg. Hat euch Graf Gallas
Nichts anvertraut? Sagt mir's. Er iſt mein Freund.

Buttler.

Er hat verlorne Worte nur geſprochen.

Octavio.

Das hör' ich ungern, denn ſein Rath war gut,
Und einen gleichen hätt' ich euch zu geben.

Buttler.

Spart euch die Müh' — mir die Verlegenheit,
So ſchlecht die gute Meinung zu verdienen.

Octavio.

Die Zeit iſt theuer; laſſt uns offen reden.
Ihr wiſſt, wie hier die Sachen ſtehn. Der Herzog
Sinnt auf Verrath, ich kann euch mehr noch ſagen,
Er hat ihn ſchon vollführt, geſchloſſen iſt
Das Bündniß mit dem Feind vor wen'gen Stunden.
Nach Prag und Eger reiten ſchon die Boten,
Und morgen will er zu dem Feind uns führen.
Doch er betrügt ſich, denn die Klugheit wacht,
Noch treue Freunde leben hier dem Kaiſer,
Und mächtig ſteht ihr unſichtbarer Bund.
Dies Manifeſt erklärt ihn in die Acht,
Spricht los das Heer von des Gehorſams Pflichten,

Und alle Gutgeſinnten ruft es auf,
Sich unter meiner Führung zu verſammeln.
Nun wählt, ob ihr mit uns die gute Sache,
Mit ihm der böſen böſes Loos wollt theilen?

Buttler (ſteht auf.)

Sein Loos iſt meines.

Octavio.

Iſt das euer letzter
Entſchluß?

Buttler.

Er iſt's.

Octavio.

Bedenkt euch, Oberſt Buttler.
Noch habt ihr Zeit. In meiner treuen Bruſt
Begraben bleibt das raſchgeſprochne Wort.
Nehmt es zurück. Wählt eine beſſere
Partey. Ihr habt die gute nicht ergriffen.

Buttler.

Befehlt ihr ſonſt noch etwas, Generalleutnant?

Octavio.

Seht eure weiſſen Haare! Nehmt's zurück.

Buttler.

Lebt wohl!

Octavio.

Was? Dieſen guten, tapfern Degen
Wollt ihr in ſolchem Streite ziehen? Wollt
In Fluch den Dank verwandeln, den Ihr euch

Durch vierzigjähr'ge Treu verdient um Oeſtreich?

Buttler (bitter lachend.)

Dank vom Haus Oeſtreich!

(er will gehen)

Octavio.

(läßt ihn bis an die Thüre gehen, dann ruft er)

Buttler!

Buttler.

Was beliebt?

Octavio.

Wie war es mit dem Graſen?

Buttler.

Graſen! Was?

Octavio.

Dem Graſentitel, mein' ich.

Buttler (heftig auffahrend.)

Tod und Teufel!

Octavio (kalt.)

Ihr ſuchtet darum nach. Man wies euch ab.

Buttler.

Nicht ungeſtraft ſollt ihr mich höhnen. Zieht!

Octavio.

Steckt ein. Sagt ruhig, wie es damit ging. Ich will
Genugthuung nachher euch nicht verweigern.

Buttler.

Mag alle Welt doch um die Schwachheit wiſſen,
Die ich mir ſelber nie verzeihen kann!

— Ja! Generalleutnant, ich beſitze Ehrgeiz;
Verachtung hab' ich nie ertragen können.
Es that mir wehe, daß Geburt und Titel
Bey der Armee mehr galten, als Verdienſt.
Nicht ſchlechter wollt' ich ſeyn, als meines Gleichen;
So ließ ich mich in unglückſel'ger Stunde
Zu jenem Schritt verleiten — Es war Thorheit!
Doch nicht verdient' ich, ſie ſo hart zu büßen!
— Verſagen konnte man's — Warum die Weigerung
Mit dieſer kränkenden Verachtung ſchärfen,
Den alten Mann, den treu bewährten Diener,
Mit ſchwerem Hohn zermalmend niederſchlagen,
An ſeiner Herkunft Schmach ſo rauh ihn mahnen,
Weil er in ſchwacher Stunde ſich vergaß!
Doch einen Stachel gab Natur dem Wurm,
Den Willkür übermüthig ſpielend tritt —

Octavio.

Ihr müſſt verläumdet ſeyn. Vermuthet ihr
Den Feind, der euch den ſchlimmen Dienſt geleiſtet?

Buttler.

Sey's, wer es will! Ein niederträcht'ger Bube,
Ein Höfling muß es ſeyn, ein Spanier,
Der Junker irgend eines alten Hauſes,
Dem ich im Licht mag ſtehn, ein neid'ſcher Schurke,
Den meine ſelbſtverdiente Würde kränkt.

Octavio.

Sagt. Billigte der Herzog jenen Schritt?

Buttler.

Er trieb mich dazu an, verwendete
Sich ſelbſt für mich, mit edler Freundeswärme.

Octavio.

So? Wiſſt ihr das gewiß?

Buttler.

Ich las den Brief.

Octavio (bedeutend.)

Ich auch — doch anders lautete ſein Inhalt.

(Buttler wird betroffen)

Durch Zufall bin ich im Beſitz des Briefs,
Kann euch durch eignen Anblick überführen.

(er gibt ihm den Brief.)

Buttler.

Ha! was iſt das?

Octavio.

Ich fürchte, Oberſt Buttler,
Man hat mit euch ein ſchändlich Spiel getrieben.
Der Herzog, ſagt ihr, trieb euch zu dem Schritt? —
In dieſem Briefe ſpricht er mit Verachtung
Von euch, räth dem Miniſter, euren Dünkel,
Wie er ihn nennt, zu züchtigen.

(Buttler hat den Brief geleſen, ſeine Kniee zittern, er greift nach einem Stuhl, ſetzt ſich nieder)

Kein Feind verfolgt euch. Niemand will euch übel.
Dem Herzog ſchreibt allein die Kränkung zu,
Die ihr empfangen; deutlich iſt die Abſicht.

Losreißen wollt' er euch von eurem Kaiſer —
Von eurer Rache hofft' er zu erlangen,
Was eure wohlbewährte Treu' ihn nimmer
Erwarten ließ, bey ruhiger Beſinnung.
Zum blinden Werkzeug wollt' er euch, zum Mittel
Verworfner Zwecke euch verächtlich brauchen.
Er hat's erreicht. Zu gut nur glückt' es ihm,
Euch wegzulocken von dem guten Pfade,
Auf dem ihr vierzig Jahre ſeyd gewandelt.

Buttler (mit der Stimme bebend.)
Kann mir des Kaiſers Majeſtät vergeben?

Octavio.
Sie thut noch mehr. Sie macht die Kränkung gut,
Die unverdient dem Würdigen geſchehn.
Aus freyem Trieb beſtätigt ſie die Schenkung,
Die euch der Fürſt zu böſem Zweck gemacht.
Das Regiment iſt euer, das ihr führt.

Buttler.
(will aufſtehen, ſinkt zurück. Sein Gemüth arbeitet heftig, er verſucht zu reden und vermag es nicht. Endlich nimmt er den Degen vom Gehänge, und reicht ihn dem Piccolomini.)

Octavio.
Was wollt ihr? Faßt euch!

Buttler.
Nehmt

Octavio.

Wozu? Beſinnt euch!

Buttler.

Nehmt hin! Nicht werth mehr bin ich dieſes Degens.

Octavio.

Empfangt ihn neu zurück aus meiner Hand,
Und führt ihn ſtets mit Ehre für das Recht.

Buttler.

Die Treue brach ich ſolchem gnäd'gen Kaiſer!

Octavio.

Macht's wieder gut. Schnell trennt euch von dem Herzog!

Buttler.

Mich von ihm trennen!

Octavio.

Wie? Bedenkt ihr euch?

Buttler (furchtbar ausbrechend.)

Nur von ihm trennen? O! er ſoll nicht leben!

Octavio.

Folgt mir nach Frauenberg, wo alle Treuen
Bey Gallas ſich und Altringer verſammeln.
Viel Andre bracht' ich noch zu ihrer Pflicht
Zurück; heut' Nacht entfliehen ſie aus Pilſen. —

Buttler.

(iſt heftig bewegt auf und ab gegangen, und tritt zu Octavio mit entſchloſſenem Blick)

Graf Piccolomini! Darf euch der Mann
Von Ehre ſprechen, der die Treue brach?

Octavio.

Der darf es, der ſo ernſtlich es bereut.

Buttler.

So laſſt mich hier, auf Ehrenwort.

Octavio.

Was ſinnt ihr?

Buttler.

Mit meinem Regimente laſſt mich bleiben.

Octavio.

Ich darf euch trau'n. Doch ſagt mir, was ihr brütet?

Buttler.

Die That wird's lehren. Fragt mich jetzt nicht weiter!
Traut mir! Ihr könnt's! Bey Gott! Ihr überlaſſet
Ihn ſeinem guten Engel nicht! — Lebt wohl!

(geht ab)

Bedienter (bringt ein Billet.)

Ein Unbekannter bracht's und ging gleich wieder.
Des Fürſten Pferde ſtehen auch ſchon unten.

(ab)

Octavio (lieſt.)

„Macht, daß ihr fortkommt. Euer treuer Iſolan."
— O läge dieſe Stadt erſt hinter mir!
So nah dem Hafen ſollten wir noch ſcheitern?
Fort! Fort! Hier iſt nicht länger Sicherheit
Für mich. Wo aber bleibt mein Sohn?

Siebenter Auftritt.

Beyde Piccolomini.

Max.

(kommt in der heftigſten Gemüthsbewegung, ſeine Blicke rollen wild, ſein Gang iſt unſtät, er ſcheint den Vater nicht zu bemerken, der von ferne ſteht und ihn mitleidig anſieht. Mit großen Schritten geht er durch das Zimmer, bleibt wieder ſtehen, und wirft ſich zuletzt in einen Stuhl, gerade vor ſich hin ſtarrend)

Octavio (nähert ſich ihm.)

Ich reiſe ab, mein Sohn.

(Da er keine Antwort erhält, faßt er ihn bey der Hand)

Mein Sohn, Leb' wohl!

Max.

Leb' wohl!

Octavio.

Du folgſt mir doch bald nach?

Max (ohne ihn anzuſehen.)

Ich dir?

Dein Weg iſt krumm, er iſt der meine nicht.

(Octavio läßt ſeine Hand los, fährt zurück)

O! wärſt du wahr geweſen und gerade,
Nie kam es dahin, alles ſtünde anders!
Er hätte nicht das Schreckliche gethan,
Die Guten hätten Kraft bey ihm behalten,
Nicht in der Schlechten Garn wär' er gefallen.
Warum ſo heimlich, hinterliſtig laurend,

Gleich einem Dieb und Diebeshelfer ſchleichen?
Unſel'ge Falſchheit! Mutter alles Böſen!
Du jammerbringende, verderbeſt uns!
Wahrhaftigkeit, die reine, hätt' uns alle,
Die welterhaltende, gerettet. Vater!
Ich kann dich nicht entſchuldigen, ich kann's nicht
Der Herzog hat mich hintergangen, ſchrecklich,
Du aber haſt viel beſſer nicht gehandelt.

Octavio.

Mein Sohn, ach! ich verzeihe deinem Schmerz.

Max.

(ſteht auf, betrachtet ihn mit zweifelhaften Blicken)

Wär's möglich, Vater? Vater? Hätteſt du's
Mit Vorbedacht bis dahin treiben wollen?
Du ſteigſt durch ſeinen Fall. Octavio,
Das will mir nicht gefallen.

Octavio.

Gott im Himmel!

Max.

Weh mir! Ich habe die Natur verändert.
Wie kommt der Argwohn in die freye Seele?
Vertrauen, Glaube, Hoffnung iſt dahin,
Denn Alles log mir, was ich hochgeachtet.
Nein! Nein! Nicht Alles! Sie ja lebt mir noch,
Und ſie iſt wahr und lauter wie der Himmel.
Betrug iſt überall und Heuchelſchein,
Und Mord und Gift und Meineid und Verrath;

Der einzig reine Ort iſt unſre Liebe,
Der unentweihte in der Menſchlichkeit.

Octavio.

Max! Folg' mir lieber gleich, das iſt doch beſſer.

Max.

Was? Eh ich Abſchied noch von Ihr genommen?
Den letzten? — Nimmermehr!

Octavio.

Erſpare dir
Die Qual der Trennung, der nothwendigen.
Komm' mit mir! Komm, mein Sohn!
(will ihn fortziehn)

Max.

Nein. So wahr Gott lebt!

Octavio (dringender.)

Komm mit mir. Ich gebiete dir's, dein Vater.

Max.

Gebiete mir, was menſchlich iſt. Ich bleibe.

Octavio.

Max! In des Kaiſers Namen, folge mir!

Max.

Kein Kaiſer hat dem Herzen vorzuſchreiben;
Und willſt du mir das Einzige noch rauben,
Was mir mein Unglück übrig ließ, ihr Mitleid?
Muß grauſam auch das Grauſame geſchehn?
Das Unabänderliche ſoll ich noch
Unedel thun, mit heimlich feiger Flucht,

Wie ein Unwürdiger mich von ihr ſtehlen?
Sie ſoll mein Leiden ſehen, meinen Schmerz,
Die Klagen hören der zerriſſnen Seele,
Und Thränen um mich weinen — O! die Menſchen
Sind grauſam, aber ſie iſt wie ein Engel.
Sie wird von gräßlich wüthender Verzweiflung
Die Seele retten, dieſen Schmerz des Todes
Mit ſanften Troſtesworten klagend löſen.

Octavio.

Du reißeſt dich nicht los, vermagſt es nicht.
O! komm, mein Sohn, und rette deine Tugend.

Max.

Verſchwende deine Worte nicht vergebens!
Dem Herzen folg' ich, denn ich darf ihm trauen.

Octavio (außer Faſſung, zitternd.)

Max! Max! Wenn das Entſetzliche mich trifft,
Wenn du — mein Sohn — mein eignes Blut — ich darf's
Nicht denken! dich dem Schändlichen verkaufſt,
Dies Brandmal aufdrückſt unſers Hauſes Adel,
Dann ſoll die Welt das Schauderhafte ſehn,
Und von des Vaters Blute triefen ſoll
Des Sohnes Stahl, im gräßlichen Gefechte.

Max.

O! hätteſt du vom Menſchen beſſer ſtets
Gedacht, du hätteſt beſſer auch gehandelt.
Fluchwürd'ger Argwohn! Unglückſel'ger Zweifel!

Es iſt ihm Feſtes nichts und Unverrücktes,
Und Alles wanket, wo der Glaube fehlt.

Octavio.

Und trau' ich deinem Herzen auch, wird's immer
In deiner Macht auch ſtehen, ihm zu folgen?

Max.

Du haſt des Herzens Stimme nicht bezwungen;
So wenig wird der Herzog es vermögen.

Octavio.

O! Max, ich ſeh' dich niemals wiederkehren!

Max.

Unwürdig deiner wirſt du nie mich ſehn.

Octavio.

Ich geh' nach Frauenberg, die Pappenheimer
Laß ich dir hier, auch Lothringen, Toskana
Und Tiefenbach bleibt da, dich zu bedecken.
Sie lieben dich, und ſind dem Eide treu,
Und werden lieber tapfer ſtreitend fallen,
Als von dem Führer weichen und der Ehre.

Max.

Verlaß dich drauf, ich laſſe fechtend hier
Das Leben, oder führe ſie aus Pilſen.

Octavio (aufbrechend.)

Mein Sohn, leb' wohl!

Max.

Leb' wohl!

Octavio.

Wie? Keinen Blick
Der Liebe? Keinen Händedruck zum Abſchied?
Es iſt ein blut'ger Krieg, in den wir gehn,
Und ungewiß, verhüllt iſt der Erfolg.
So pflegten wir uns vormals nicht zu trennen.
Iſt es denn wahr? Ich habe keinen Sohn mehr?

(Max fällt in ſeine Arme; ſie halten einander lange ſchweigend umfaßt, dann entfernen ſie ſich nach verſchiednen Seiten.)

Dritter Aufzug.

Saal bey der Herzoginn von Friedland.

Erſter Auftritt.

Gräſinn Terzky. Thekla. Fräulein von Neubrunn.

(Beyde Letztere mit weiblichen Arbeiten beſchäftigt.)

Gräſinn.

Ihr habt mich nichts zu fragen, Thekla? Gar nichts?
Schon lange wart' ich auf ein Wort von euch.
Könnt Ihr's ertragen, in ſo langer Zeit
Nicht einmal ſeinen Namen auszuſprechen?
Wie? Oder wär' ich jetzt ſchon überflüſſig,
Und gäb' es andre Wege, als durch mich? —
Geſteht mir, Nichte. Habt ihr ihn geſehn?

Thekla.

Ich hab' ihn heut' und geſtern nicht geſehn.

Gräſinn.

Auch nicht von ihm gehört? Verbergt mir nichts!

Thekla.

Kein Wort.

Gräfinn.

Und könnt ſo ruhig ſeyn!

Thekla.

Ich bin's.

Gräfinn.

Verlaſſt uns, Neubrunn.

(Fräulein von Neubrunn entfernt ſich.)

Zweyter Auftritt.

Gräfinn. Thekla.

Gräfinn.

Es gefällt mir nicht,
Daß er ſich grade jetzt ſo ſtill verhält.

Thekla.

Gerade jetzt!

Gräfinn.

Nachdem er Alles weiß!
Denn jetzo war's die Zeit, ſich zu erklären.

Thekla.

Sprecht deutlicher, wenn ich's verſtehen ſoll.

Gräfinn.

In dieſer Abſicht ſchickt' ich ſie hinweg.
Ihr ſeyd kein Kind mehr, Thekla. Euer Herz

Iſt mündig, denn ihr liebt, und kühner Muth
Iſt bey der Liebe. Den habt ihr bewieſen.
Ihr artet mehr nach eures Vaters Geiſt,
Als nach der Mutter ihrem. Darum könnt ihr hören,
Was ſie nicht fähig iſt, zu tragen.

Thekla.

Ich bitt' euch, endet dieſe Vorbereitung.
Sey's, was es ſey. Heraus damit! Es kann
Mich mehr nicht ängſtigen, als dieſer Eingang.
Was habt ihr mir zu ſagen? Faßt es kurz.

Gräfinn.

Ihr müßt nur nicht erſchrecken —

Thekla.

Nennt's! Ich bitt' euch.

Gräfinn.

Es ſteht bey Euch, dem Vater einen großen Dienſt
Zu leiſten —

Thekla.

Bey mir ſtünde das! Was kann —

Gräfinn.

Max Piccolomini liebt euch. Ihr könnt
Ihn unauflöslich an den Vater binden.

Thekla.

Braucht's dazu meiner? Iſt er es nicht ſchon?

Gräfinn.

Er war's.

Thekla.

Und warum ſollt' Er's nicht mehr ſeyn,
Nicht immer bleiben?

Gräfinn.

Auch am Kaiſer hängt er.

Thekla.

Nicht mehr als Pflicht und Ehre von ihm fordern.

Gräfinn.

Von ſeiner Liebe fordert man Beweiſe,
Und nicht von ſeiner Ehre — Pflicht und Ehre!
Das ſind vieldeutig doppelſinn'ge Namen,
Ihr ſollt ſie ihm auslegen; ſeine Liebe
Soll ſeine Ehre ihm erklären.

Thekla.

Wie?

Gräfinn.

Er ſoll dem Kaiſer oder Euch entſagen.

Thekla.

Er wird den Vater gern in den Privatſtand
Begleiten. Ihr vernahmt es von ihm ſelbſt,
Wie ſehr er wünſcht, die Waffen wegzulegen.

Gräfinn.

Er ſoll ſie nicht weglegen, iſt die Meinung;
Er ſoll ſie für den Vater ziehn.

Thekla.

Sein Blut,

Sein Leben wird er für den Vater freudig
Verwenden, wenn ihm Unglimpf widerführe.

Gräfinn.

Ihr wollt mich nicht errathen — Nun ſo hört.
Der Vater iſt vom Kaiſer abgefallen,
Steht im Begriff, ſich zu dem Feind zu ſchlagen,
Mit ſamt dem ganzen Heer —

Thekla.

O meine Mutter!

Gräfinn.

Es braucht ein groſſes Beyſpiel, die Armee
Ihm nachzuziehn. Die Piccolomini
Stehn bey dem Heer in Anſehn; ſie beherrſchen
Die Meinung und entſcheidend iſt ihr Vorgang.
Des Vaters ſind wir ſicher durch den Sohn —
— Ihr habt jetzt viel in Eurer Hand.

Thekla.

O jammervolle Mutter! Welcher Streich des Todes
Erwartet dich! — Sie wird's nicht überleben.

Gräfinn.

Sie wird in das Nothwendige ſich fügen.
Ich kenne ſie — Das Ferne, Künftige beängſtigt
Ihr fürchtend Herz; was unabänderlich
Und wirklich da iſt, trägt ſie mit Ergebung.

Thekla.

O meine ahnungvolle Seele — Jetzt —
Jetzt iſt ſie da, die kalte Schreckenshand,

Die in mein fröhlich Hoffen ſchaudernd greift.
Ich wußt' es wohl — O gleich, als ich hier eintrat,
Weiſſagte mir's das bange Vorgefühl,
Daß über mir die Unglücksſterne ſtünden —
Doch warum denk' ich jetzt zuerſt an mich —
O meine Mutter! meine Mutter!

Gräfinn.

Faßt euch.
Brecht nicht in eitle Klagen aus. Erhaltet
Dem Vater einen Freund, euch den Geliebten,
So kann noch Alles gut und glücklich werden.

Thekla.

Gut werden! Was? Wir ſind getrennt auf immer! —
Ach, davon iſt nun gar nicht mehr die Rede.

Gräfinn.

Er läßt euch nicht! Er kann nicht von euch laſſen.

Thekla.

O der Unglückliche!

Gräfinn.

Wenn er euch wirklich liebt, wird ſein Entſchluß
Geſchwind gefaßt ſeyn.

Thekla.

Sein Entſchluß wird bald
Gefaßt ſeyn, daran zweifelt nicht. Entſchluß!
Iſt hier noch ein Entſchluß?

Gräfinn.

Faßt euch. Ich höre
Die Mutter nahn.

Thekla.

Wie werd' ich ihren Anblick
Ertragen?

Gräfinn.

Faßt euch.

Dritter Auftritt.

Die Herzoginn. Vorige.

Herzoginn (zur Gräfinn.)

Schweſter! Wer war hier?
Ich hörte lebhaft reden.

Gräfinn.

Es war Niemand.

Herzoginn.

Ich bin ſo ſchreckhaft. Jedes Rauſchen kündigt mir
Den Fußtritt eines Unglücksboten an.
Könnt ihr mir ſagen, Schweſter, wie es ſteht?
Wird er dem Kaiſer ſeinen Willen thun,
Dem Kardinal die Reiter ſenden? Sprecht,
Hat er den Queſtenberg mit einer guten
Antwort entlaſſen?

Gräfinn.

— Nein, das hat er nicht.

Herzoginn.

O dann iſt's aus! Ich ſeh' das Aergſte kommen.
Sie werden ihn abſetzen, es wird Alles wieder
So werden, wie zu Regensburg.

Gräfinn.

So wirds
Nicht werden. Dießmal nicht. Dafür ſeyd ruhig.

(Thekla, heftig bewegt, ſtürzt auf die Mutter zu und ſchließt ſie weinend in die Arme)

Herzoginn.

O der unbeugſam ungezähmte Mann!
Was hab' ich nicht getragen und gelitten
In dieſer Ehe unglücksvollem Bund;
Denn gleich wie an ein feurig Rad gefeſſelt,
Das raſtlos eilend, ewig, heftig, treibt,
Bracht' ich ein angſtvoll Leben mit ihm zu,
Und ſtets an eines Abgrunds jähem Rande
Sturzdrohend, ſchwindelnd riß er mich dahin.
— Nein, weine nicht, mein Kind. Laß dir mein Leiden
Zu keiner böſen Vorbedeutung werden,
Den Stand, der dich erwartet, nicht verleiden.
Es lebt kein zweyter Friedland, du, mein Kind,
Haſt deiner Mutter Schickſal nicht zu fürchten.

Thekla.

O laſſen Sie uns fliehen, liebe Mutter!

Schnell! Schnell! Hier iſt kein Aufenthalt für uns.
Jedwede nächſte Stunde brütet irgend
Ein neues, ungeheures Schreckbild aus!

Herzoginn.

Dir wird ein ruhigeres Loos! — Auch wir,
Ich und dein Vater, ſahen ſchöne Tage.
Der erſten Jahre denk ich noch mit Luſt.
Da war er noch der fröhlich Strebende,
Sein Ehrgeiz war ein mild erwärmend Feuer,
Noch nicht die Flamme, die verzehrend raſ't.
Der Kaiſer liebte ihn, vertraute ihm,
Und was er anfing, das muſſt' ihm gerathen.
Doch ſeit dem Unglückstag zu Regensburg,
Der ihn von ſeiner Höh' herunterſtürzte,
Iſt ein unſteter, ungeſell'ger Geiſt
Argwöhniſch, finſter, über ihn gekommen.
Ihn floh die Ruhe, und dem alten Glück,
Der eignen Kraft nicht fröhlich mehr vertrauend
Wandt' er ſein Herz den dunkeln Künſten zu,
Die keinen, der ſie pflegte, noch beglückt.

Gräfinn.

Ihr ſehts mit euren Augen — Aber iſt
Das ein Geſpräch, womit wir ihn erwarten?
Er wird bald hier ſeyn, wiſſt ihr. Soll er ſie
In dieſem Zuſtand finden?

Herzoginn.

Komm, mein Kind.

Wiſch deine Thränen ab. Zeig deinem Vater
Ein heitres Antlitz — Sieh, die Schleife hier
Iſt los — Dies Haar muß aufgebunden werden.
Komm, trockne deine Thränen. Sie entſtellen
Dein holdes Auge — Was ich ſagen wollte?
Ja, dieſer Piccolomini iſt doch
Ein würd'ger Edelmann und voll Verdienſt.

Gräfinn.

Das iſt er, Schweſter.

Thekla (zur Gräfinn beängſtigt.)

Tante, wollt ihr mich
Entſchuldigen? (will gehen)

Gräfinn.

Wohin? Der Vater kommt.

Thekla.

Ich kann ihn jetzt nicht ſehn.

Gräfinn.

Er wird Euch aber
Vermiſſen, nach Euch fragen.

Herzoginn.

Warum geht ſie?

Thekla.

Es iſt mir unerträglich, ihn zu ſehn.

Gräfinn (zur Herzoginn.)

Ihr iſt nicht wohl.

Herzoginn (beſorgt.)

Was fehlt dem lieben Kinde?

(Beyde folgen dem Fräulein und ſind beſchäftigt, ſie zurückzuhalten. Wallenſtein erſcheint, im Geſpräch mit Illo.)

Vierter Auftritt.

Wallenſtein. Illo. Vorige.

Wallenſtein.

Es iſt noch ſtill im Lager?

Illo.

Alles ſtill.

Wallenſtein.

In wenig Stunden kann die Nachricht da ſeyn
Aus Prag, daß dieſe Hauptſtadt unſer iſt.
Dann können wir die Maſke von uns werfen,
Den hieſigen Truppen den gethanen Schritt
Zugleich mit dem Erfolg zu wiſſen thun.
In ſolchen Fällen thut das Beyſpiel Alles.
Der Menſch iſt ein nachahmendes Geſchöpf,
Und wer der Vorderſte iſt, führt die Herde.
Die Prager Truppen wiſſen es nicht anders,
Als daß die Pilsner Völker uns gehuldigt,
Und hier in Pilſen ſollen ſie uns ſchwören,
Weil man zu Prag das Beyſpiel hat gegeben.
— Der Buttler, ſagſt du, hat ſich nun erklärt?

Illo.

Aus freyem Trieb, unaufgefordert kam er,
Sich ſelbſt, ſein Regiment dir anzubieten.

Wallenſtein.

Nicht jeder Stimme, find' ich, iſt zu glauben,
Die warnend ſich im Herzen läſſt vernehmen.
Uns zu berücken, borgt der Lügengeiſt
Nachahmend oft die Stimme von der Wahrheit
Und ſtreut betrügliche Orakel aus.
So hab' ich dieſem würdig braven Mann,
Dem Buttler, ſtilles Unrecht abzubitten,
Denn ein Gefühl, deß ich nicht Meiſter bin,
Furcht möcht' ichs nicht gern nennen, überſchleicht
In ſeiner Nähe ſchaudernd mir die Sinne,
Und hemmt der Liebe freudige Bewegung.
Und dieſer Redliche, vor dem der Geiſt
Mich warnt, reicht mir das erſte Pfand des Glücks.

Illo.

Und ſein geachtet Beyſpiel, zweifle nicht,
Wird dir die Beſten in dem Heer gewinnen.

Wallenſtein.

Jetzt geh und ſchick mir gleich den Iſolan
Hieher, ich hab ihn mir noch jüngſt verpflichtet.
Mit ihm will ich den Anfang machen. Geh!

(Illo geht hinaus; unterdeſſen ſind die Uebrigen wieder vorwärts gekommen)

Wallenſtein.

Sieh da die Mutter mit der lieben Tochter!
Wir wollen einmal von Geſchäften ruhn —
Kommt! Mich verlangte, eine heitre Stunde
Im lieben Kreis der Meinen zu verleben.

Gräfinn.

Wir waren lang nicht ſo beyſammen, Bruder.

Wallenſtein (bey Seite zur Gräfinn.)

Kann ſie's vernehmen? Iſt ſie vorbereitet?

Gräfinn.

Noch nicht.

Wallenſtein.

Komm her, mein Mädchen! Setz dich zu mir.
Es iſt ein guter Geiſt auf deinen Lippen;
Die Mutter hat mir deine Fertigkeit
Geprieſen, es ſoll eine zarte Stimme
Des Wohllauts in dir wohnen, die die Seele
Bezaubert. Eine ſolche Stimme brauch'
Ich jetzt, den böſen Dämon zu vertreiben,
Der um mein Haupt die ſchwarzen Flügel ſchlägt.

Herzoginn.

Wo haſt du deine Zither, Thekla? Komm,
Laß deinen Vater eine Probe hören
Von deiner Kunſt.

Thekla.

O meine Mutter! Gott!

Herzoginn.

Komm, Thekla, und erfreue deinen Vater.

Thekla.

Ich kann nicht, Mutter —

Gräſinn.

Wie? Was iſt das, Nichte!

Thekla (zur Gräſinn.)

Verſchont mich — Singen — jetzt — in dieſer Angſt
Der ſchwer beladnen Seele — vor ihm ſingen —
Der meine Mutter ſtürzt in's Grab!

Herzoginn.

Wie, Thekla, Launen? Soll dein güt'ger Vater
Vergeblich einen Wunſch geäußert haben?

Gräſinn.

Hier iſt die Zither.

Thekla.

O mein Gott — Wie kann ich —

(hält das Inſtrument mit zitternder Hand, ihre Seele arbeitet im heftigſten Kampf, und im Augenblick, da ſie anfangen ſoll zu ſingen, ſchaudert ſie zuſammen, wirft das Inſtrument weg und geht ſchnell ab)

Herzoginn.

Mein Kind — o ſie iſt krank!

Wallenſtein.

Was iſt dem Mädchen? Pflegt ſie ſo zu ſeyn?

Gräſinn.

Nun weil ſie es denn ſelbſt verräth, ſo will
Auch ich nicht länger ſchweigen.

Wallenſtein.

Wie?

Gräfinn.

Sie liebt ihn.

Wallenſtein.

Liebt! Wen?

Gräfinn.

Den Piccolomini liebt ſie.
Haſt du es nicht bemerkt? Die Schweſter auch nicht?

Herzoginn.

O war es dies, was ihr das Herz beklemmte!
Gott ſegne dich, mein Kind! Du darfſt
Dich deiner Wahl nicht ſchämen.

Gräfinn.

Dieſe Reiſe —
Wenn's deine Abſicht nicht geweſen, ſchreib's
Dir ſelber zu. Du hätteſt einen andern
Begleiter wählen ſollen!

Wallenſtein.

Weiß er's?

Gräfinn.

Er hofft ſie zu beſitzen.

Wallenſtein.

Hofft
Sie zu beſitzen — Iſt der Junge toll?

Gräfinn.

Nun mag ſie's ſelber hören!

Wallenſtein.

Die Friedländerinn
Denkt er davon zu tragen? Nun! Der Einfall
Gefällt mir! Die Gedanken ſtehen ihm nicht niedrig.

Gräfinn.

Weil du ſo viele Gunſt ihm ſtets bezeugt,
So —

Wallenſtein.

— Will er mich auch endlich noch beerben.
Nun ja! ich lieb' ihn, halt' ihn werth; was aber
Hat das mit meiner Tochter Hand zu ſchaffen?
Sind es die Töchter! ſind's die einz'gen Kinder,
Womit man ſeine Gunſt bezeugt?

Herzoginn.

Sein adeliger Sinn und ſeine Sitten —

Wallenſtein.

Erwerben ihm mein Herz, nicht meine Tochter.

Herzoginn.

Sein Stand und ſeine Ahnen —

Wallenſtein.

Ahnen! Was!
Er iſt ein Unterthan, und meinen Eidam
Will ich mir auf Europens Thronen ſuchen.

Herzoginn.

O lieber Herzog! Streben wir nicht allzu hoch
Hinauf, daß wir zu tief nicht fallen mögen.

Wallenſtein.

Ließ ich mir's ſo viel koſten, in die Höh'
Zu kommen, über die gemeinen Häupter
Der Menſchen weg zu ragen, um zuletzt
Die große Lebensrolle mit gemeiner
Verwandtſchaft zu beſchließen? — Hab' ich darum —
(plötzlich hält er inne, ſich faſſend)
Sie iſt das Einzige, was von mir nachbleibt
Auf Erden; eine Krone will ich ſehn
Auf ihrem Haupte, oder will nicht leben.
Was? Alles — Alles ſetz' ich dran, um ſie
Recht groß zu machen — ja, in der Minute,
Worin wir ſprechen —
(er beſinnt ſich)
Und ich ſollte nun,
Wie ein weichherz'ger Vater, was ſich gern hat
Und liebt, fein bürgerlich zuſammengeben?
Und jetzt ſoll ich das thun, jetzt eben, da ich
Auf mein vollendet Werk den Kranz will ſetzen —
Nein, ſie iſt mir ein langgeſpartes Kleinod,
Die höchſte letzte Münze meines Schatzes,
Nicht niedriger fürwahr gedenk' ich ſie
Als um ein Königsſcepter loszuſchlagen —

Herzoginn.

O mein Gemahl! Sie bauen immer, bauen
Bis in die Wolken, bauen fort und fort

Und denken nicht dran, daß der ſchmale Grund
Das ſchwindelnd ſchwanke Werk nicht tragen kann.

Wallenſtein (zur Gräfinn.)

Haſt du ihr angekündigt, welchen Wohnſitz
Ich ihr beſtimmt?

Gräfinn.

Noch nicht. Entdeckt's ihr ſelbſt.

Herzoginn.

Wie? Gehen wir nach Kärnthen nicht zurück?

Wallenſtein.

Nein.

Herzoginn.

Oder ſonſt auf keines Ihrer Güter?

Wallenſtein.

Sie würden dort nicht ſicher ſeyn.

Herzoginn.

Nicht ſicher
In Kaiſers Landen, unter Kaiſers Schutz?

Wallenſtein.

Den hat des Friedlands Gattinn nicht zu hoffen.

Herzoginn.

O Gott bis dahin haben Sie's gebracht!

Wallenſtein.

In Holland werden Sie Schutz finden.

Herzoginn.

Was?
Sie ſenden uns in lutheriſche Länder?

Wallenſtein.

Der Herzog Franz von Lauenburg wird Ihr
Geleitsmann dahin ſeyn.

Herzoginn.

Der Lauenburger?
Der's mit dem Schweden hält? des Kaiſers Feind?

Wallenſtein.

Des Kaiſers Feinde ſind die meinen nicht mehr.

Herzoginn.

(ſieht den Herzog und die Gräfinn ſchreckensvoll an)

Iſt's alſo wahr? Es iſt? Sie ſind geſtürzt?
Sind vom Kommando abgeſetzt? O Gott
Im Himmel!

Gräfinn (ſeitwärts zum Herzog.)

Laſſen wir ſie bey dem Glauben.
Du ſiehſt, daß ſie die Wahrheit nicht ertrüge.

Fünfter Auftritt.

Graf Terzky. Vorige.

Gräfinn.

Terzky! Was iſt ihm? Welches Bild des Schreckens,
Als hätt' er ein Geſpenſt geſehn!

Terzky.

(Wallenſtein bey Seite führend, heimlich)

Iſt's dein Befehl, daß die Kroaten reiten?

Wallenſtein.

Ich weiß von nichts.

Terzky.

Wir ſind verrathen!

Wallenſtein.

Was?

Terzky.

Sie ſind davon, heut Nacht, die Jäger auch;
Leer ſtehen alle Dörfer in der Runde.

Wallenſtein.

Und Iſolan?

Terzky.

Den haſt du ja verſchickt.

Wallenſtein.

Ich?

Terzky.

Nicht? Du haſt ihn nicht verſchickt? Auch nicht
Den Deodat? Sie ſind verſchwunden Beyde.

Sechſter Auftritt.

Illo. Vorige.

Illo.

Hat dir der Terzky —

Terzky.

Er weiß Alles.

Illo.

Auch daß Maradas, Eſterhazy, Götz,
Kolalto, Kaunitz, dich verlaſſen? —

Terzky.

Teufel!

Wallenſtein (winkt.)

Still!

Gräfinn.

(hat ſie von Weitem ängſtlich beobachtet, tritt hinzu)

Terzky! Gott! Was gibt's? Was iſt geſchehn?

Wallenſtein (im Begriff aufzubrechen.)

Nichts! Laſſt uns gehen.

Terzky (will ihm folgen.)

Es iſt nichts, Thereſe.

Gräfinn (hält ihn.)

Nichts? Seh' ich nicht, daß alles Lebensblut
Aus euren geiſterbleichen Wangen wich,
Daß ſelbſt der Bruder Faſſung nur erkünſtelt?

Page (kommt.)

Ein Adjutant fragt nach dem Grafen Terzky.

(Terzky folgt dem Pagen)

Wallenſtein.

Hör, was er bringt — (zu Illo.) Das konnte nicht ſo heimlich
Geſchehen ohne Meuterey — Wer hat
Die Wache an den Thoren?

Illo.

Tiefenbach.

Wallenſtein.

Laß Tiefenbach ablöſen unverzüglich,
Und Terzky's Grenadiere aufziehn — Höre!
Haſt du von Buttlern Kundſchaft?

Illo.

Buttlern traf ich.
Gleich iſt er ſelber hier. Der hält dir feſt.

(Illo geht. Wallenſtein will ihm folgen.)

Gräfinn.

Laß ihn nicht von dir. Schweſter! Halt' ihn auf —
Es iſt ein Unglück —

Herzoginn.

Großer Gott! Was iſt's?

(hängt ſich an ihn.)

Wallenſtein (erwehrt ſich ihrer.)

Seyd ruhig! Laſſt mich! Schweſter! Liebes Weib,
Wir ſind im Lager! Da iſt's nun nicht anders,
Da wechſeln Sturm und Sonnenſchein geſchwind,
Schwer lenken ſich die heftigen Gemüther,
Und Ruhe nie beglückt des Führers Haupt —
Wenn ich ſoll bleiben, geht! Denn übel ſtimmt
Der Weiber Klage zu dem Thun der Männer.

(Er will gehen. Terzky kommt zurück.)

Terzky.

Bleib hier. Von dieſem Fenſter muß man's ſehn.

Wallenſtein (zur Gräfinn.)

Geht, Schweſter!

Gräfinn.

Nimmermehr!

Wallenſtein.

Ich wills.

Terzky.

(führt ſie bey Seite, mit einem bedeutenden Wink auf die Herzoginn.)

Thereſe!

Herzoginn.

Komm, Schweſter, weil er es befiehlt.

(gehen ab.)

Siebenter Auftritt.

Wallenſtein. Graf Terzky.

Wallenſtein (ans Fenſter tretend.)

Was gibts denn?

Terzky.

Es iſt ein Rennen und Zuſammenlaufen
Bey allen Truppen. Niemand weiß die Urſach.
Geheimnißvoll, mit einer finſtern Stille,
Stellt jedes Corps ſich unter ſeine Fahnen;
Die Tiefenbacher machen böſe Mienen;

Nur die Wallonen ſtehen abgeſondert
In ihrem Lager, laſſen Niemand zu,
Und halten ſich geſetzt, ſo wie ſie pflegen.

Wallenſtein.

Zeigt Piccolomini ſich unter ihnen?

Terzky.

Man ſucht ihn; er iſt nirgends anzutreffen.

Wallenſtein.

Was überbrachte denn der Adjutant?

Terzky.

Ihn ſchickten meine Regimenter ab.
Sie ſchwören nochmals Treue dir, erwarten
Voll Kriegesluſt den Aufruf zum Gefechte.

Wallenſtein.

Wie aber kam der Lärmen in das Lager?
Es ſollte ja dem Heer verſchwiegen bleiben,
Bis ſich zu Prag das Glück für uns entſchieden.

Terzky.

O daß du mir geglaubt! Noch geſtern Abends
Beſchwuren wir dich, den Octavio,
Den Schleicher, aus den Thoren nicht zu laſſen,
Du gabſt die Pferde ſelber ihm zur Flucht —

Wallenſtein.

Das alte Lied! Einmal für allemal,
Nichts mehr von dieſem thörichten Verdacht!

Terzky.

Dem Iſolani haſt du auch getraut,
Und war der Erſte doch, der dich verließ.

Wallenſtein.

Ich zog ihn geſtern erſt aus ſeinem Elend.
Fahr hin! Ich hab' auf Dank ja nie gerechnet.

Terzky.

Und ſo ſind Alle, Einer wie der Andre.

Wallenſtein.

Und thut er unrecht, daß er von mir geht?
Er folgt dem Gott, dem er ſein Leben lang
Am Spieltiſch hat gedient. Mit meinem Glücke
Schloß er den Bund und bricht ihn, nicht mit mir.
War *ich* ihm was, er *mir*? Das Schiff nur bin ich,
Auf das er ſeine Hoffnung hat geladen,
Mit dem er wohlgemuth das freye Meer
Durchſegelte; er ſieht es über Klippen
Gefährlich gehn und rettet ſchnell die Waare.
Leicht, wie der Vogel von dem wirthbarn Zweige,
Wo er geniſtet, fliegt er von mir auf;
Kein menſchlich Band iſt unter uns zerriſſen.
Ja, der verdient, betrogen ſich zu ſehn,
Der Herz geſucht bey dem Gedankenloſen!
Mit ſchnell verlöſchten Zügen ſchreiben ſich
Des Lebens Bilder auf die glatte Stirne,
Nichts fällt in eines Buſens ſtillen Grund,

Ein muntrer Sinn bewegt die leichten Säfte,
Doch keine Seele wärmt das Eingeweide.

Terzky.

Doch möcht' ich mich den glatten Stirnen lieber,
Als jenen tiefgefurchten, anvertrauen.

Achter Auftritt.

Wallenſtein. Terzky. Illo (kommt wüthend.)

Illo.

Verrath und Meuterey!

Terzky.

Ha! was nun wieder?

Illo.

Die Tiefenbacher, als ich Ordre gab,
Sie abzulöſen — Pflichtvergeſſne Schelmen!

Terzky.

Nun?

Wallenſtein.

Was denn?

Illo.

Sie verweigern den Gehorſam.

Terzky.

So laßt ſie niederſchießen! O gib Ordre!

Wallenſtein.

Gelaſſen! Welche Urſach geben ſie?

Illo.

Kein Andrer ſonſt hab' ihnen zu befehlen,
Als Generalleutnant Piccolomini.

Wallenſtein.

Was — Wie iſt das?

Illo.

So hab' er's hinterlaſſen,
Und eigenhändig vorgezeigt vom Kaiſer.

Terzky.

Vom Kaiſer — Hörſt du's, Fürſt!

Illo.

Auf ſeinen Antrieb
Sind geſtern auch die Oberſten entwichen.

Terzky.

Hörſt du's!

Illo.

Auch Montecuculi, Caraffa,
Und noch ſechs andre Generale werden
Vermiſſt, die er beredt hat, ihm zu folgen.
Das hab' er Alles ſchon ſeit lange ſchriftlich
Bey ſich gehabt vom Kaiſer, und noch jüngſt
Erſt abgeredet mit dem Queſtenberger.

(Wallenſtein ſinkt auf einen Stuhl und verhüllt ſich das Geſicht.)

Terzky.

O hätteſt du mir doch geglaubt!

Neunter Auftritt.

Gräfinn. Vorige.

Gräfinn.

Ich kann die Angſt — ich kann's nicht länger tragen;
Um Gotteswillen, ſagt mir, was es iſt.

Illo.

Die Regimenter fallen von uns ab.
Graf Piccolomini iſt ein Verräther.

Gräfinn.

O meine Ahnung!

(ſtürzt aus dem Zimmer.)

Terzky.

Hätt' man mir geglaubt!
Da ſiehſt du's, wie die Sterne dir gelogen!

Wallenſtein (richtet ſich auf.)

Die Sterne lügen nicht, das aber iſt
Geſchehen wider Sternenlauf und Schickſal.
Die Kunſt iſt redlich, doch dies falſche Herz
Bringt Lug und Trug in den wahrhaft'gen Himmel.
Nur auf der Wahrheit ruht die Wahrſagung.
Wo die Natur aus ihren Gränzen wanket,
Da irret alle Wiſſenſchaft. War es
Ein Aberglaube, menſchliche Geſtalt
Durch keinen ſolchen Argwohn zu entehren,
O nimmer ſchäm' ich dieſer Schwachheit mich!
Religion iſt in der Thiere Trieb;

Es trinkt der Wilde ſelbſt nicht mit dem Opfer,
Dem er das Schwert will in den Buſen ſtoßen.
Das war kein Heldenſtück. Octavio!
Nicht deine Klugheit ſiegte über meine,
Dein ſchlechtes Herz hat über mein gerades
Den ſchändlichen Triumph davon getragen.
Kein Schild fing deinen Mordſtreich auf, du führteſt
Ihn ruchlos auf die unbeſchützte Bruſt;
Ein Kind nur bin ich gegen ſolche Waffen.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Buttler.

Terzky.

O ſieh da! Buttler! Das iſt noch ein Freund!

Wallenſtein.

(geht ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen, und umfaßt ihn mit Herzlichkeit.)

Komm an mein Herz, du alter Kriegsgefährte!
So wohl thut nicht der Sonne Blick im Lenz,
Als Freundes Angeſicht in ſolcher Stunde.

Buttler.

Mein General — Ich komme —

Wallenſtein (ſich auf ſeine Schultern lehnend.)

Weißt du's ſchon?

Der Alte hat dem Kaiſer mich verrathen.

Was ſagſt du? Dreyßig Jahre haben wir
Zuſammen ausgelebt und ausgehalten.
In Einem Feldbett haben wir geſchlafen,
Aus Einem Glas getrunken, Einen Biſſen
Getheilt; ich ſtützte mich auf ihn, wie ich
Auf deine treue Schulter jetzt mich ſtütze,
Und in dem Augenblick, da liebevoll
Vertrauend meine Bruſt an ſeiner ſchlägt,
Erſieht er ſich den Vortheil, ſticht das Meſſer
Mir liſtig laurend, langſam, in das Herz!
(Er verbirgt das Geſicht an Buttlers Bruſt.)

Buttler.

Vergeſſt den Falſchen! Sagt, was wollt Ihr thun?

Wallenſtein.

Wohl, wohlgeſprochen. Fahre hin! Ich bin
Noch immer reich an Freunden, bin ich nicht?
Das Schickſal liebt mich noch, denn eben jetzt,
Da es des Heuchlers Tücke mir entlarvt,
Hat es ein treues Herz mir zugeſendet.
Nichts mehr von ihm. Denkt nicht, daß ſein Verluſt
Mich ſchmerze, o! mich ſchmerzt nur der Betrug.
Denn werth und theuer waren mir die Beyden,
Und jener Max, er liebte mich wahrhaftig.
Er hat mich nicht getäuſcht, er nicht — Genug,
Genug davon! Jetzt gilt es ſchnellen Rath —
Der Reitende, den mir Graf Kinsky ſchickt
Aus Prag, kann jeden Augenblick erſcheinen.

Was er auch bringen mag, er darf den Meutern
Nicht in die Hände fallen. Drum geſchwind,
Schickt einen ſichern Boten ihm entgegen,
Der auf geheimen Weg ihn zu mir führe.
(Illo will gehen.)

Buttler (hält ihn zurück.)

Mein Feldherr, wen erwartet Ihr?

Wallenſtein.

Den Eilenden, der mir die Nachricht bringt,
Wie es mit Prag gelungen.

Buttler.

Hum!

Wallenſtein.

Was iſt Euch?

Buttler.

So wiſſt Ihr's nicht?

Wallenſtein.

Was denn?

Buttler.

Wie dieſer Lärmen
Ins Lager kam? —

Wallenſtein.

Wie?

Buttler.

Jener Bote —

Wallenſtein (erwartungsvoll.)

Nun?

Buttler.

Er iſt herein.

Terzky und Illo.

Er iſt herein?

Wallenſtein.

Mein Bote?

Buttler.

Seit mehrern Stunden.

Wallenſtein.

Und ich weiß es nicht?

Buttler.

Die Wache fing ihn auf.

Illo (ſtampft mit dem Fuß.)

Verdammt!

Buttler.

Sein Brief
Iſt aufgebrochen, läuft durchs ganze Lager —

Wallenſtein (geſpannt.)

Ihr wiſſt, was er enthält?

Buttler (bedenklich.)

Befragt mich nicht!

Terzky.

O — Weh uns Illo! Alles ſtürzt zuſammen!

Wallenſtein.

Verhehlt mir nichts. Ich kann das Schlimmſte hören.
Prag iſt *verloren*? Iſt's? Geſteht mir's frey.

Buttler.

Es iſt verloren. Alle Regimenter
Zu Budweiß, Tabor, Braunau, Königingrätz,
Zu Brünn und Znaym haben euch verlaſſen,
Dem Kaiſer neu gehuldiget, Ihr ſelbſt
Mit Kinsky, Terzky, Illo ſeyd geächtet.

(Terzky und Illo zeigen Schrecken und Wuth. Wallenſtein bleibt feſt und gefaßt ſtehen)

Wallenſtein (nach einer Pauſe.)

Es iſt entſchieden, nun iſt's gut — und ſchnell
Bin ich geheilt von allen Zweifelsqualen;
Die Bruſt iſt wieder frey, der Geiſt iſt hell,
Nacht muß es ſeyn, wo Friedlands Sterne ſtrahlen.
Mit zögerndem Entſchluß, mit wankendem Gemüth
Zog ich das Schwert; ich that's mit Widerſtreben,
Da es in meine Wahl noch war gegeben!
Nothwendigkeit iſt da, der Zweifel flieht,
Jetzt fecht' ich für mein Haupt und für mein Leben.

(Er geht ab. Die Andern folgen.)

Eilfter Auftritt.

Gräfinn Terzky (kommt aus dem Seitenzimmer.)

Nein! ich kanns länger nicht — Wo ſind ſie? Alles
Iſt leer. Sie laſſen mich allein — allein,
In dieſer fürchterlichen Angſt — Ich muß

Mich zwingen vor der Schweſter, ruhig ſcheinen,
Und alle Qualen der bedrängten Bruſt
In mir verſchließen — Das ertrag' ich nicht!
— Wenn es uns fehl ſchlägt, wenn er zu dem Schweden
Mit leerer Hand, als Flüchtling, müſſte kommen,
Nicht als geehrter Bundsgenoſſe, ſtattlich,
Gefolgt von einer Heeres-Macht — Wenn wir
Von Land zu Lande wie der Pfalzgraf müſſten wandern,
Ein ſchmählich Denkmal der gefallnen Größe —
Nein, dieſen Tag will ich nicht ſchau'n! und könnt'
Er ſelbſt es auch ertragen, ſo zu ſinken,
Ich trüg's nicht, ſo geſunken ihn zu ſehn.

Zwölfter Auftritt.

Gräfinn. Herzoginn. Thekla.

Thekla.

(will die Herzoginn zurückhalten)

O liebe Mutter, bleiben Sie zurück!

Herzoginn.

Nein, hier iſt noch ein ſchreckliches Geheimniß,
Das mir verhehlt wird — Warum meidet mich
Die Schweſter? Warum ſeh' ich ſie voll Angſt
Umhergetrieben? Warum dich voll Schrecken?
Und was bedeuten dieſe ſtummen Winke,
Die du verſtohlen heimlich mit ihr wechſelſt?

Thekla.

Nichts, liebe Mutter!

Herzoginn.

Schweſter, ich will's wiſſen.

Gräfinn.

Was hilft's auch, ein Geheimniß draus zu machen!
Läſſt ſich's verbergen? Früher, ſpäter muß
Sie's doch vernehmen lernen und ertragen!
Nicht Zeit iſt's jetzt, der Schwäche nachzugeben;
Muth iſt uns Noth und ein gefaſſter Geiſt,
Und in der Stärke müſſen wir uns üben.
Drum beſſer, es entſcheidet ſich ihr Schickſal
Mit einem Wort — Man hintergeht Euch, Schweſter.
Ihr glaubt, der Herzog ſey entſetzt — der Herzog
Iſt nicht entſetzt — er iſt —

Thekla (zur Gräfinn gehend.)

Wollt ihr ſie tödten?

Gräfinn.

Der Herzog iſt —

Thekla.

(die Arme um die Mutter ſchlagend)

O ſtandhaft, meine Mutter!

Gräfinn.

Empört hat ſich der Herzog, zu dem Feind

Hat er ſich ſchlagen wollen, die Armee
Hat ihn verlaſſen, und es iſt mißlungen.

(Während dieſer Worte wankt die Herzoginn und fällt ohnmächtig in die Arme ihrer Tochter.)

(Ein großer Saal beym Herzog von Friedland.)

Dreyzehnter Auftritt.

Wallenſtein (im Harniſch.)

Du haſt's erreicht, Octavio! — Faſt bin ich
Jetzt ſo verlaſſen wieder, als ich einſt
Vom Regensburger Fürſtentage ging.
Da hatt' ich nichts mehr als mich ſelbſt — doch was
Ein Mann kann werth ſeyn, habt ihr ſchon erfahren;
Den Schmuck der Zweige habt ihr abgehauen,
Da ſteh' ich, ein entlaubter Stamm! Doch innen
Im Marke lebt die ſchaffende Gewalt,
Die ſproſſend eine Welt aus ſich geboren.
Schon einmal galt ich euch ſtatt eines Heers,
Ich Einzelner. Dahin geſchmolzen vor
Der Schwed'ſchen Stärke waren eure Heere,
Am Lech ſank Tilly, euer letzter Hort,
Ins Bayerland, wie ein geſchwollner Strom,
Ergoß ſich dieſer Guſtav, und zu Wien
In ſeiner Hofburg zitterte der Kaiſer.
Soldaten waren theuer, denn die Menge

Geht nach dem Glück — Da wandte man die Augen
Auf mich, den Helfer in der Noth; es beugte ſich
Der Stolz des Kaiſers vor dem Schwergekränkten,
Ich ſollte aufſtehn mit dem Schöpfungwort
Und in die hohlen Läger Menſchen ſammeln.
Ich that's. Die Trommel ward gerührt. Mein Name
Ging wie ein Kriegsgott durch die Welt. Der Pflug,
Die Werkſtatt wird verlaſſen, Alles wimmelt
Der altbekannten Hoffnungfahne zu —
— Noch fühl' ich mich denſelben, der ich war!
Es iſt der Geiſt, der ſich den Körper baut,
Und Friedland wird ſein Lager um ſich füllen.
Führt eure Tauſende mir kühn entgegen;
Gewohnt wohl ſind ſie, unter mir zu ſiegen,
Nicht gegen mich — Wenn Haupt und Glieder ſich trennen,
Da wird ſich zeigen, wo die Seele wohnte.
(Illo und Terzky treten ein.)
Muth, Freude, Muth! Wir ſind noch nicht zu Boden.
Fünf Regimenter Terzky ſind noch unſer,
Und Buttlers wackre Scharen — Morgen ſtößt
Ein Heer zu uns von ſechzehntauſend Schweden.
Nicht mächt'ger war ich als ich vor neun Jahren
Auszog, dem Kaiſer Deutſchland zu erobern.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Neumann

(der den Grafen Terzky bey Seite führt und mit ihm ſpricht.)

Terzky (zu Neumann.)

Was ſuchen ſie?

Wallenſtein.

Was gibt's?

Terzky.

Zehn Küraſſiere
Von Pappenheim verlangen dich im Namen
Des Regiments zu ſprechen.

Wallenſtein (ſchnell zu Neumann.)

Laß ſie kommen.

(Neumann geht hinaus)

Davon erwart' ich etwas. Gebet acht.
Sie zweifeln noch und ſind noch zu gewinnen.

Fünfzehnter Auftritt.

Wallenſtein. Terzky. Illo. Zehn Küraſſiere.

(von einem Gefreiten geführt, marſchieren auf und ſtellen ſich nach dem Kommando in einem Glied vor den Herzog, die Honneurs machend.)

Wallenſtein.

(nachdem er ſie eine Zeitlang mit den Augen gemeſſen, zum Gefreiten.)

Ich kenne dich wohl. Du biſt aus Brügg in Flandern,
Dein Nam' iſt Mercy.

Gefreiter.
Heinrich Mercy heiß' ich.

Wallenſtein.
Du wurdeſt abgeſchnitten auf dem Marſch,
Von Heſſiſchen umringt und ſchlugſt dich durch,
Mit hundertachtzig Mann durch ihrer Tauſend.

Gefreiter.
So iſt's, mein General.

Wallenſtein.
Was wurde dir
Für dieſe wack're That?

Gefreiter.
Die Ehr', mein Feldherr,
Um die ich bat, bey dieſem Corps zu dienen.

Wallenſtein (wendet ſich zu einem andern.)
Du warſt darunter, als ich die Freywilligen
Heraus ließ treten auf dem Altenberg,
Die ſchwed'ſche Batterie hinweg zu nehmen.

Zweyter Küraſſier.
So iſt's, mein Feldherr.

Wallenſtein.
Ich vergeſſe Keinen,
Mit dem ich einmal Worte hab' gewechſelt.
Bringt eure Sache vor.

Gefreiter (kommandirt.)
Gewehr in Arm!

Wallenſtein (zu einem dritten gewendet.)
Du nennſt dich Risbeck, Cölln iſt dein Geburtsort.

Dritter Küraſſier.
Risbeck aus Cölln.

Wallenſtein.
Den ſchwed'ſchen Oberſt Dübald brachteſt du
Gefangen ein im Nürenberger Lager

Dritter Küraſſier.
Ich nicht, mein General.

Wallenſtein.
Ganz recht! Es war
Dein ältrer Bruder, der es that — du hatteſt
Noch einen jüngern Bruder, wo blieb der?

Dritter Küraſſier.
Er ſteht bey Olmütz bey des Kaiſers Heer.

Wallenſtein (zum Gefreiten.)
Nun ſo laß hören!

Gefreiter.
Ein kaiſerlicher Brief kam uns zu Handen,
Der uns —

Wallenſtein (unterbricht ihn.)
Wer wählte euch?

Gefreiter.
Jedwede Fahn'
Zog ihren Mann durchs Loos

Wallenſtein.
Nun denn zur Sache!

Gefreiter.

Ein kaiſerlicher Brief kam uns zu Handen,
Der uns befiehlt, die Pflicht dir aufzukünden,
Weil du ein Feind und Landsverräther ſeyſt.

Wallenſtein.

Was habt ihr drauf beſchloſſen?

Gefreiter.

Unſre Kameraden
Zu Braunau, Budweiß, Prag und Olmütz haben
Bereits gehorcht und ihrem Beyſpiel folgten
Die Regimenter Tiefenbach, Toſcana.
— Wir aber glauben's nicht, daß du ein Feind
Und Landsverräther biſt, wir halten's blos
Für Lug und Trug und ſpaniſche Erfindung.
(treuherzig)
Du ſelber ſollſt uns ſagen, was du vor haſt,
Denn du biſt immer wahr mit uns geweſen;
Das höchſte Zutraun haben wir zu dir;
Kein fremder Mund ſoll zwiſchen uns ſich ſchieben,
Den guten Feldherrn und die guten Truppen.

Wallenſtein.

Daran erkenn' ich meine Pappenheimer.

Gefreiter.

Und dies entbietet dir dein Regiment.
Iſt's deine Abſicht blos, dies Kriegesſcepter,
Das dir gebührt, das dir der Kaiſer hat
Vertraut, in deinen Händen zu bewahren,

Oeſtreichs rechtſchaffner Feldhauptmann zu ſeyn,
So wollen wir dir beyſtehn und dich ſchützen
Bey deinem guten Rechte gegen Jeden —
Und wenn die andern Regimenter alle
Sich von dir wenden, wollen wir allein
Dir treu ſeyn, unſer Leben für dich laſſen:
Denn das iſt unſre Reiterpflicht, daß wir
Umkommen lieber, als dich ſinken laſſen:
Wenn's aber ſo iſt, wie des Kaiſers Brief
Beſagt, wenn's wahr iſt, daß du uns zum Feind
Treuloſer Weiſe willſt hinüber führen,
Was Gott verhüte! ja, ſo wollen wir
Dich auch verlaſſen und dem Brief gehorchen.

Wallenſtein.

Hört, Kinder —

Gefreiter.

Braucht nicht viele Worte. Sprich
Ja oder Nein, ſo ſind wir ſchon zufrieden.

Wallenſtein.

Hört an. Ich weiß, daß ihr verſtändig ſeyd,
Selbſt prüft und denkt und nicht der Herde folgt,
Drum hab' ich euch, ihr wißt's, auch ehrenvoll
Stets unterſchieden in der Heereswoge.
Denn nur die Fahnen zählt der ſchnelle Blick
Des Feldherrn, er bemerkt kein einzeln Haupt,
Streng herrſcht und blind der eiſerne Befehl,
Es kann der Menſch dem Menſchen hier nichts gelten —

So, wißt ihr, hab' ich's nicht mit euch gehalten:
Wie ihr euch ſelbſt zu faſſen angefangen
Im rohen Handwerk, wie von euren Stirnen
Der menſchliche Gedanke mir geleuchtet,
Hab' ich als freye Männer euch behandelt,
Der eignen Stimme Recht euch zugeſtanden —

Gefreiter.

Ja, würdig haſt du ſtets mit uns verfahren,
Mein Feldherr, uns geehrt durch dein Vertraun,
Uns Gunſt erzeigt vor allen Regimentern.
Wir folgen auch dem großen Haufen nicht.
Du ſiehſt's! Wir wollen treulich bey dir halten.
Sprich nur ein Wort, dein Wort ſoll uns genügen,
Daß es Verrath nicht ſey, worauf du ſinnſt,
Daß du das Heer zum Feind nicht wollteſt führen.

Wallenſtein.

Mich, mich verräth man! Aufgeopfert hat mich
Der Kaiſer meinen Feinden, fallen muß ich,
Wenn meine braven Truppen mich nicht retten.
Euch will ich mich vertrauen — Euer Herz
Sey meine Beſtung! Seht, auf dieſe Bruſt
Zielt man! Nach dieſem greiſen Haupte! — Das
Iſt ſpan'ſche Dankbarkeit, das haben wir
Für jene Mordſchlacht auf der alten Beſte,
Auf Lützens Ebnen! Darum warfen wir
Die nackte Bruſt der Partiſan' entgegen;
Drum machten wir die eisbedeckte Erde,

Den harten Stein zu unſerm Pfühl, kein Strom
War uns zu ſchnell, kein Wald zu undurchdringlich,
Wir folgten jenem Mansfeld unverdroſſen
Durch alle Schlangen-Krümmen ſeiner Flucht,
Ein ruheloſer Marſch war unſer Leben,
Und wie des Windes Sauſen, heimatlos,
Durchſtürmten wir die kriegbewegte Erde.
Und jetzt, da wir die ſchwere Waffenarbeit,
Die undankbare, fluchbeladene gethan,
Mit unermüdet treuem Arm des Krieges Laſt
Gewälzt, ſoll dieſer kaiſerliche Jüngling
Den Frieden leicht wegtragen, ſoll den Oelzweig,
Die wohlverdiente Zierde *unſers* Haupts,
Sich in die blonden Knabenhaare flechten —

Gefreiter.

Das ſoll er nicht, ſo lang wir's hindern können.
Niemand als du, der ihn mit Ruhm geführt,
Soll dieſen Krieg, den fürchterlichen, enden.
Du führteſt uns heraus ins blut'ge Feld
Des Todes, du, kein Andrer, ſollſt uns fröhlich
Heimführen in des Friedens ſchöne Fluren,
Der langen Arbeit Früchte mit uns theilen —

Wallenſtein.

Wie? Denkt ihr euch im ſpäten Alter endlich
Der Früchte zu erfreuen? Glaubt das nicht!
Ihr werdet dieſes Kampfes Ende nimmer
Erblicken! Dieſer Krieg verſchlingt uns Alle.

Oeſtreich will keinen Frieden; darum eben,
Weil ich den Frieden ſuche, muß ich fallen.
Was kümmerts Oeſtreich, ob der lange Krieg
Die Heere aufreibt und die Welt verwüſtet,
Es will nur wachſen ſtets und Land gewinnen.
Ihr ſeyd gerührt — ich ſeh' den edeln Zorn
Aus euren kriegeriſchen Augen blitzen.
O daß mein Geiſt euch jetzt beſeelen möchte,
Kühn, wie er einſt in Schlachten euch geführt!
Ihr wollt mir beyſtehn, wollt mich mit den Waffen
Bey meinem Rechte ſchützen — das iſt edelmüthig!
Doch denket nicht, daß ihr's vollenden werdet,
Das kleine Heer! Vergebens werdet ihr
Für eurem Feldherrn euch geopfert haben.

(Zutraulich)

Nein! Laſſt uns ſicher gehen, Freunde ſuchen!
Der Schwede ſagt uns Hülfe zu; laſſt uns
Zum Schein ſie nutzen, bis wir, Beyden furchtbar,
Europens Schickſal in den Händen tragen,
Und der erfreuten Welt aus unſerm Lager
Den Frieden ſchön bekränzt entgegen führen.

Gefreiter.

So treibſt du's mit dem Schweden nur zum Schein?
Du willſt den Kaiſer nicht verrathen, willſt uns
Nicht ſchwediſch machen? Sieh, das iſt's allein,
Was wir von dir verlangen zu erfahren.

Wallenſtein.

Was geht der Schwed' mich an? Ich haß ihn, wie
Den Pfuhl der Hölle, und mit Gott gedenk' ich ihn
Bald über ſeine Oſtſee heimzujagen.
Mir iſt's allein um's Ganze. Seht! Ich hab'
Ein Herz, der Jammer dieſes deutſchen Volks erbarmt mich.
Ihr ſeyd gemeine Männer nur, doch denkt
Ihr nicht gemein, ihr ſcheint mir's werth vor Andern,
Daß ich ein traulich Wörtlein zu euch rede —
Seht! Fünfzehn Jahr ſchon brennt die Kriegesfackel
Und noch iſt nirgends Stillſtand. Schwed' und Deutſcher!
Papiſt und Lutheraner! Keiner will
Dem Andern weichen! Jede Hand iſt wider
Die andre! Alles iſt Partey und nirgends
Kein Richter! Sagt, wo ſoll das enden? Wer
Den Knäul entwirren, der ſich endlos ſelbſt
Vermehrend wächst — Er muß zerhauen werden.
Ich fühl's, daß ich der Mann des Schickſals bin,
Und hoff's mit eurer Hülfe zu vollführen.

Sechszehnter Auftritt.

Buttler. Vorige.

Buttler (im Eifer.)

Das iſt nicht wohlgethan, mein Feldherr!

Wallenſtein.

Was?

Buttler.

Das muß uns ſchaden bey den Gutgeſinnten.

Wallenſtein.

Was denn?

Buttler.

Es heißt den Aufruhr öffentlich erklären!

Wallenſtein.

Was iſt es denn?

Buttler.

Graf Terzky's Regimenter reißen
Den kaiſerlichen Adler von den Fahnen,
Und pflanzen deine Zeichen auf.

Gefreiter (zu den Küraſſieren.)

Rechts um!

Wallenſtein.

Verflucht ſey dieſer Rath und wer ihn gab!

(zu den Küraſſieren, welche abmarſchieren)

Halt, Kinder, halt — Es iſt ein Irrthum — Hört —
Und ſtreng will ich's beſtrafen — Hört doch! Bleibt.
Sie hören nicht. (zu Illo) Geh nach, bedeute ſie,
Bring ſie zurück, es koſte, was es wolle.

(Illo eilt hinaus)

Das ſtürzt uns ins Verderben — Buttler! Buttler!
Ihr ſeyd mein böſer Dämon, warum mußtet ihr's
In ihrem Beyſeyn melden! — Alles war

Auf gutem Weg — Sie waren halb gewonnen —
Die Raſenden, mit ihrer unbedachten
Dienſtfertigkeit! O grauſam ſpielt das Glück
Mit mir! Der Freunde Eifer iſt's, der mich
Zu Grunde richtet, nicht der Haß der Feinde.

Siebenzehnter Auftritt.

Vorige. **Die Herzoginn** ſtürzt ins Zimmer.
Ihr folgt **Thekla** und die **Gräfinn**.
Dann **Illo**.

Herzoginn.

O Albrecht! Was haſt du gethan!

Wallenſtein.

Nun das noch!

Gräfinn.

Verzeih mir, Bruder. Ich vermocht' es nicht,
Sie wiſſen Alles.

Herzoginn.

Was haſt du gethan?

Gräfinn (zu Terzky.)

Iſt keine Hoffnung mehr? Iſt Alles denn
Verloren?

Terzky.

Alles. Prag iſt in des Kaiſers Hand,
Die Regimenter haben neu gehuldigt.

Gräfinn.

Heimtückiſcher Octavio! — Und auch
Graf Max iſt fort?

Terzky.

Wo ſollt' er ſeyn? Er iſt
Mit ſeinem Vater über zu dem Kaiſer.
(Thekla ſtürzt in die Arme ihrer Mutter, das Geſicht an ihrem Buſen verbergend)

Herzoginn (ſie in die Arme ſchließend.)

Unglücklich Kind! Unglücklichere Mutter!

Wallenſtein.

(bey Seite gehend mit Terzky.)

Laß einen Reiſewagen ſchnell bereit ſeyn
Im Hinterhofe, dieſe wegzubringen.
(Auf die Frauen zeigend)
Der Scherfenberg kann mit, der iſt uns treu;
Nach Eger bringt er ſie, wir folgen nach.
(Zu Illo, der wieder kommt)
Du bringſt ſie nicht zurück?

Illo.

Hörſt du den Auflauf?
Das ganze Corps der Pappenheimer iſt
Im Anzug. Sie verlangen ihren Oberſt,
Den Max zurück, er ſey hier auf dem Schloß,
Behaupten ſie, du halteſt ihn mit Zwang,
Und wenn du ihn nicht losgebſt, werde man
Ihn mit dem Schwerte zu befreyen wiſſen.
(Alle ſtehen erſtaunt.)

Terzky.

Was ſoll man daraus machen?

Wallenſtein.

Sagt' ich's nicht?
O mein wahrſagend Herz! Er iſt noch hier.
Er hat mich nicht verrathen, hat es nicht
Vermocht — Ich habe nie daran gezweifelt.

Gräfinn.

Iſt er noch hier, o dann iſt Alles gut,
Dann weiß ich, was ihn ewig halten ſoll!
(Thekla umarmend.)

Terzky.

Es kann nicht ſeyn. Bedenke doch! Der Alte
Hat uns verrathen, iſt zum Kaiſer über;
Wie kann er's wagen, hier zu ſeyn?

Illo (zum Wallenſtein.)

Den Jagdzug,
Den du ihm kürzlich ſchenkteſt, ſah ich noch
Vor wenig Stunden übern Markt wegführen.

Gräfinn.

O Nichte, dann iſt er nicht weit!

Thekla.

(hat den Blick nach der Thür geheftet und ruft lebhaft)
Da iſt er!

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Max Piccolomini.

Max (mitten in den Saal tretend.)

Ja! Ja! Da iſt er! Ich vermag's nicht länger,
Mit leiſem Tritt um dieſes Haus zu ſchleichen,
Den günſt'gen Augenblick verſtohlen zu
Erlauern — Dieſes Harren, dieſe Angſt
Geht über meine Kräfte!

(Auf Thekla zugehend, welche ſich ihrer Mutter in die Arme geworfen)

O ſieh mich an! Sieh nicht weg, holder Engel!
Bekenn' es frey vor Allen. Fürchte Niemand.
Es höre, wer es will, daß wir uns lieben.
Wozu es noch verbergen? Das Geheimniß
Iſt für die Glücklichen; das Unglück braucht,
Das hoffnungsloſe, keinen Schleyer mehr.
Frey unter tauſend Sonnen kann es handeln.

(Er bemerkt die Gräfinn, welche mit frohlockendem Geſicht auf Thekla blickt)

Nein, Baſe Terzky! Seht mich nicht erwartend,
Nicht hoffend an! Ich komme nicht, zu bleiben.
Abſchied zu nehmen, komm' ich — Es iſt aus.
Ich muß, muß dich verlaſſen, Thekla — muß!
Nur einen Blick des Mitleids gönne mir,
Doch deinen Haß kann ich nicht mit mir nehmen.
Sag', daß du mich nicht haſſeſt. Sag' mir's, Thekla.

(Indem er ihre Hand faßt, heftig bewegt)

O Gott! — Gott! ich kann nicht von dieſer Stelle,
Ich kann es nicht — kann dieſe Hand nicht laſſen.
Sag', Thekla, daß du Mitleid mit mir haſt,
Dich ſelber überzeugſt, ich kann nicht anders.

(Thekla, ſeinen Blick vermeidend, zeigt mit der Hand auf ihren Vater; er wendet ſich nach dem Herzog um, den er jetzt erſt gewahr wird.)

Du hier? — Nicht du biſt's, den ich hier geſucht.
Dich ſollten meine Augen nicht mehr ſchauen.
Ich hab' es nur mit ihr allein. Hier will ich
Von dieſem Herzen freygeſprochen ſeyn,
An allem andern iſt nichts mehr gelegen.

Wallenſtein.

Denkſt du, ich ſoll der Thor ſeyn und dich ziehen laſſen,
Und eine Großmuthſcene mit dir ſpielen?
Dein Vater iſt zum Schelm an mir geworden,
Du biſt mir nichts mehr als ſein Sohn, ſollſt nicht
Umſonſt in meine Macht gegeben ſeyn.
Denkt nicht, daß ich die alte Freundſchaft ehren werde,
Die er ſo ruchlos hat verletzt. Die Zeiten
Der Liebe ſind vorbey, der zarten Schonung,
Und Haß und Rache kommen an die Reihe.

Max.

Du wirſt mit mir verfahren, wie du Macht haſt.
Wohl aber weißt du, daß ich deinem Zorn
Nicht trotze, noch ihn fürchte. Was mich hier
Zurück hält, weißt du!

(Thekla bey der Hand faſſend)
Sieh! Alles — Alles wollt ich dir verdanken,
Das Loos der Seligen wollt' ich empfangen
Aus deiner väterlichen Hand. Du haſt's
Zerſtört; doch daran liegt dir nichts. Gleichgültig
Trittſt du das Glück der Deinen in den Staub,
Der Gott, dem du dienſt, iſt kein Gott der Gnade.
Wie das gemüthlos blinde Element,
Das furchtbare, mit dem kein Bund zu ſchließen,
Folgſt du des Herzens wildem Trieb' allein.
Weh denen, die auf dich vertraun, an dich
Die ſich're Hütte ihres Glückes lehnen,
Gelockt von deiner gaſtlichen Geſtalt!
Schnell, unverhofft, bey nächtlich ſtiller Weile
Gährt's in dem tück'ſchen Feuerſchlunde, ladet
Sich aus mit tobender Gewalt, und weg
Treibt über alle Pflanzungen der Menſchen
Der wilde Strom in grauſamer Zerſtörung.

Wallenſtein.

Du ſchilderſt deines Vaters Herz. Wie du's
Beſchreibſt, ſo iſt's in ſeinem Eingeweide,
In dieſer ſchwarzen Heuchlers-Bruſt geſtaltet.
O mich hat Höllenkunſt getäuſcht. Mir ſandte
Der Abgrund den verſteckteſten der Geiſter,
Den lügekundigſten herauf, und ſtellt' ihn
Als Freund an meine Seite. Wer vermag
Der Hölle Macht zu widerſtehn! Ich zog

Den Baſilisken auf an meinem Buſen;
Mit meinem Herzblut nährt' ich ihn, er ſog
Sich ſchwelgend voll an meiner Liebe Brüſten,
Ich hatte nimmer Arges gegen ihn,
Weit offen ließ ich des Gedankens Thore,
Und warf die Schlüſſel weiſer Vorſicht weg —
Am Sternenhimmel ſuchten meine Augen,
Im weiten Weltenraum den Feind, den ich
Im Herzen meines Herzens eingeſchloſſen.
— Wär' ich dem **Ferdinand** geweſen, was
Octavio **mir** war — Ich hätt' ihm nie
Krieg angekündigt — nie hätt' ich's vermocht.
Er war mein ſtrenger Herr nur, nicht mein Freund,
Nicht meiner Treu' vertraute ſich der Kaiſer;
Krieg war ſchon zwiſchen mir und ihm, als er
Den Feldherrnſtab in meine Hände legte:
Denn Krieg iſt ewig zwiſchen Liſt und Argwohn;
Nur zwiſchen Glauben und Vertrau'n iſt Friede.
Wer das Vertrau'n vergiftet, o der mordet
Das werdende Geſchlecht im Leib der Mutter!

Max.

Ich will den Vater nicht vertheidigen.
Weh mir, daß ich's nicht kann!
Unglücklich ſchwere Thaten ſind geſchehn,
Und eine Frevelhandlung faßt die andre
In enggeſchloſſner Kette grauſend an.
Doch wie geriethen **wir**, die nichts verſchuldet,

In dieſen Kreis des Unglücks und Verbrechens?
Wem brachen wir die Treue? Warum muß
Der Väter Doppelſchuld und Frevelthat
Uns gräßlich wie ein Schlangenpaar umwinden?
Warum der Väter unverſöhnter Haß
Auch uns, die Liebenden, zerreißend ſcheiden?
(Er umſchlingt Thekla mit heftigem Schmerz.)

Wallenſtein.

(hat den Blick ſchweigend auf ihn geheftet und nähert ſich jetzt)
Max! bleibe bey mir! — Geh' nicht von mir, Max!
Sieh, als man dich im Prag'ſchen Winterlager
Ins Zelt mir brachte, einen zarten Knaben,
Des deutſchen Winters ungewohnt, die Hand
War dir erſtarrt an der gewicht'gen Fahne,
Du wollteſt männlich ſie nicht laſſen, damals nahm ich
Dich auf, bedeckte dich mit meinem Mantel,
Ich ſelbſt war deine Wärterinn, nicht ſchämt' ich
Der kleinen Dienſte mich, ich pflegte deiner
Mit weiblich ſorgender Geſchäftigkeit,
Bis du von mir erwärmt, an meinem Herzen,
Das junge Leben wieder freudig fühlteſt.
Wann hab' ich ſeitdem meinen Sinn verändert?
Ich habe viele Tauſend reich gemacht,
Mit Ländereyen ſie beſchenkt, belohnt
Mit Ehrenſtellen — dich hab' ich geliebt,
Mein Herz, mich ſelber hab ich dir ergeben.
Sie alle waren Fremdlinge, du warſt

Das Kind des Hauſes — Max! du kannſt mich nicht verlaſſen!
Es kann nicht ſeyn, ich mag's und will's nicht glauben,
Daß mich der Max verlaſſen kann.

Max.

O Gott!

Wallenſtein.

Ich habe dich gehalten und getragen
Von Kindesbeinen an — Was that dein Vater
Für dich, daß ich nicht reichlich auch gethan?
Ein Liebesnetz hab' ich um dich geſponnen;
Zerreiß es, wenn du kannſt — Du biſt an mich
Geknüpft mit jedem zarten Seelenbande,
Mit jeder heil'gen Feſſel der Natur,
Die Menſchen an einander ketten kann.
Geh' hin, verlaß mich, diene deinem Kaiſer,
Laß dich mit einem goldnen Gnadenkettlein,
Mit ſeinem Widderfell, dafür belohnen,
Daß dir der Freund, der Vater deiner Jugend,
Daß dir das heiligſte Gefühl nichts galt.

Max (in heftigem Kampf.)

O Gott! Wie kann ich anders? Muß ich nicht?
Mein Eid — die Pflicht —

Wallenſtein.

Pflicht, gegen wen? Wer biſt du?
Wenn ich am Kaiſer unrecht handle, iſt's
Mein Unrecht, nicht das deinige. Gehörſt

Du dir? Biſt du dein eigener Gebieter,
Stehſt frey da in der Welt, wie ich, daß du
Der Thäter deiner Thaten könnteſt ſeyn?
Auf mich biſt du gepflanzt, ich bin dein Kaiſer,
Mir angehören, mir gehorchen, das
Iſt deine Ehre, dein Naturgeſetz.
Und wenn der Stern, auf dem du lebſt und wohnſt,
Aus ſeinem Gleiſe tritt, ſich brennend wirft
Auf eine nächſte Welt und ſie entzündet,
Du kannſt nicht wählen, ob du folgen willſt,
Fort reißt er dich in ſeines Schwunges Kraft,
Samt ſeinem Ring und allen ſeinen Monden.
Mit leichter Schuld geh'ſt du in dieſen Streit,
Dich wird die Welt nicht tadeln, ſie wird's loben,
Daß dir der Freund das Meiſte hat gegolten.

Neunzehnter Auftritt.

Vorige. Neumann.

Wallenſtein.

Was gibts?

Neumann.

Die Pappenheimiſchen ſind abgeſeſſen
Und rücken an zu Fuß, ſie ſind entſchloſſen,
Den Degen in der Hand das Haus zu ſtürmen;
Den Grafen wollen ſie befrey'n.

Wallenſtein (zu Terzky.)
Man ſoll
Die Ketten vorziehn, das Geſchütz aufpflanzen.
Mit Kettenkugeln will ich ſie empfangen.
(Terzky geht)
Mir vorzuſchreiben mit dem Schwert! Geh, Neumann,
Sie ſollen ſich zurückziehn, augenblicks,
Iſt mein Befehl, und in der Ordnung ſchweigend warten,
Was mir gefallen wird zu thun.
(Neumann geht ab. Illo iſt ans Fenſter getreten.)

Gräſinn.
Entlaß ihn!
Ich bitte dich, entlaß ihn!

Illo (am Fenſter.)
Tod und Teufel!

Wallenſtein.
Was iſt's?

Illo.
Auf's Rathhaus ſteigen ſie, das Dach
Wird abgedeckt, ſie richten die Kanonen
Aufs Haus —

Max.
Die Raſenden!

Illo.
Sie machen Anſtalt,
Uns zu beſchießen —

Herzoginn und Gräfinn.
Gott im Himmel!

Max (zu Wallenſtein.)
Laß mich
Hinunter, ſie bedeuten —

Wallenſtein.
Keinen Schritt!

Max.
(auf Thekla und die Herzoginn zeigend.)
Ihr Leben aber! Deins!

Wallenſtein.
Was bringſt du, Terzky?

Zwanzigſter Auftritt.

Vorige. Terzky (kommt zurück.)

Terzky.
Botſchaft von unſern treuen Regimentern.
Ihr Muth ſey länger nicht zu bändigen,
Sie flehen um Erlaubniß anzugreifen.
Vom Prager — und vom Mühlthor ſind ſie Herr,
Und wenn du nur die Loſung wollteſt geben,
So könnten ſie den Feind im Rücken faſſen,
Ihn in die Stadt einkeilen, in der Enge
Der Straßen leicht ihn überwältigen.

Illo.

O komm! Laß ihren Eifer nicht erkalten!
Die Buttleriſchen halten treu zu uns.
Wir ſind die größre Zahl und werfen ſie,
Und enden hier in Pilſen die Empörung.

Wallenſtein.

Soll dieſe Stadt zum Schlachtgefilde werden,
Und brüderliche Zwietracht, feueraugig,
Durch ihre Straßen losgelaſſen toben?
Dem tauben Grimm, der keinen Führer hört,
Soll die Entſcheidung übergeben ſeyn?
Hier iſt nicht Raum zum Schlagen, nur zum Würgen;
Die losgebundnen Furien der Wuth
Ruft keines Herrſchers Stimme mehr zurück.
Wohl, es mag ſeyn! Ich hab' es lang bedacht,
So mag ſich's raſch und blutig denn entladen.
(zu Max gewendet)
Wie iſt's? Willſt du den Gang mit mir verſuchen?
Freyheit zu gehen haſt du. Stelle dich
Mir gegenüber. Führe ſie zum Kampf.
Den Krieg verſtehſt du, haſt bey mir etwas
Gelernt, ich darf des Gegners mich nicht ſchämen,
Und keinen ſchönern Tag erlebſt du, mir
Die Schule zu bezahlen.

Gräfinn.

Iſt es dahin
Gekommen? Vetter! Vetter! könnt Ihr's tragen?

Max.

Die Regimenter, die mir anvertraut ſind,
Dem Kaiſer treu hinwegzuführen, hab' ich
Gelobt; dies will ich halten oder ſterben.
Mehr fordert keine Pflicht von mir. Ich fechte
Nicht gegen dich, wenn ich's vermeiden kann,
Denn auch dein feindlich Haupt iſt mir noch heilig.

(Es geſchehen zwey Schüſſe. Illo und Terzky eilen ans Fenſter)

Wallenſtein.

Was iſt das?

Terzky.

Er ſtürzt.

Wallenſtein.

Stürzt! Wer?

Illo.

Die Tiefenbacher thaten
Den Schuß.

Wallenſtein.

Auf wen?

Illo.

Auf dieſen Neumann, den
Du ſchickteſt —

Wallenſtein (auffahrend.)

Tod und Teufel! So will ich —

(will gehen)

Terzky.

Dich ihrer blinden Wuth entgegen ſtellen?

Herzoginn und Gräfinn.

Um Gotteswillen nicht!

Illo.

Jetzt nicht, mein Feldherr!

Gräfinn.

O halt ihn! halt ihn!

Wallenſtein.

Laß mich!

Max.

Thu' es nicht,
Jetzt nicht. Die blutig raſche That hat ſie
In Wuth geſetzt, erwarte ihre Reue —

Wallenſtein.

Hinweg! Zu lange ſchon hab' ich gezaudert.
Das konnten ſie ſich freventlich erkühnen,
Weil ſie mein Angeſicht nicht ſahn — Sie ſollen
Mein Antlitz ſehen, meine Stimme hören —
Sind es nicht meine Truppen? Bin ich nicht
Ihr Feldherr und gefürchteter Gebieter?
Laß ſehn, ob ſie das Antlitz nicht mehr kennen,
Das ihre Sonne war in dunkler Schlacht?
Es braucht der Waffen nicht. Ich zeige mich
Vom Altan dem Rebellenheer und ſchnell

Bezähmt, gebt acht, kehrt der empörte Sinn
In's alte Bette des Gehorſams wieder.
(Er geht. Ihm folgen Illo, Terzky und Buttler.)

Ein und zwanzigſter Auftritt.

Gräfinn. Herzoginn. Max und Thekla.

Gräfinn (zur Herzoginn.)

Wenn ſie ihn ſehn — Es iſt noch Hoffnung, Schweſter.

Herzoginn.

Hoffnung! ich habe keine.

Max.

(der während des letzten Auftritts in einem ſichtbarn Kampf von ferne geſtanden, tritt näher)

Das ertrag' ich nicht.
Ich kam hieher mit feſt entſchiedner Seele,
Ich glaubte recht und tadellos zu thun,
Und muß hier ſtehen, wie ein Haſſenswerther,
Ein roh Unmenſchlicher, vom Fluch belaſtet,
Vom Abſcheu Aller, die mir theuer ſind,
Unwürdig ſchwer bedrängt die Lieben ſehn,
Die ich mit einem Wort beglücken kann —
Das Herz in mir empört ſich, es erheben
Zwey Stimmen ſtreitend ſich in meiner Bruſt,
In mir iſt Nacht, ich weiß das Rechte nicht zu wählen.
O wohl, wohl haſt du wahr geredet, Vater,

Zu viel vertraut' ich auf das eigne Herz;
Ich ſtehe wankend, weiß nicht was ich ſoll.

Gräfinn.

Sie wiſſens nicht? Ihr Herz ſagts Ihnen nicht?
So will ich's Ihnen ſagen!
Ihr Vater hat den ſchreyenden Verrath
An uns begangen, an des Fürſten Haupt
Gefrevelt, uns in Schmach geſtürzt; daraus
Ergibt ſich klar, was Sie, ſein Sohn, thun ſollen:
Gutmachen, was der Schändliche verbrochen,
Ein Beyſpiel aufzuſtellen frommer Treu,
Daß nicht der Name Piccolomini
Ein Schandlied ſey, ein ew'ger Fluch im Haus
Der Wallenſteiner.

Max.

Wo iſt eine Stimme
Der Wahrheit, der ich folgen darf? Uns Alle
Bewegt der Wunſch, die Leidenſchaft. Daß jetzt
Ein Engel mir vom Himmel niederſtiege,
Das Rechte mir, das Unverfälſchte, ſchöpfte
Am reinen Lichtquell, mit der reinen Hand!
(Indem ſeine Augen auf Thekla fallen)
Wie? Such' ich dieſen Engel noch? Erwart' ich
Noch einen andern?
(Er nähert ſich ihr, den Arm um ſie ſchlagend)
Hier, auf dieſes Herz,
Das unfehlbare, heilig reine will

Ich's legen, deine Liebe will ich fragen,
Die nur den Glücklichen beglücken kann,
Vom unglückſelig Schuldigen ſich wendet.
Kannſt du mich dann noch lieben, wenn ich bleibe?
Erkläre, daß du's kannſt, und ich bin Euer.

Gräſinn (mit Bedeutung.)

Bedenkt —

Max (unterbricht ſie.)

Bedenke nichts. Sag', wie du's fühlſt.

Gräſinn.

An euren Vater denkt —

Max (unterbricht ſie.)

Nicht Friedlands Tochter,
Ich frage dich, dich, die Geliebte frag' ich!
Es gilt nicht eine Krone zu gewinnen;
Das möchteſt du mit klugem Geiſt bedenken.
Die Ruhe deines Freundes gilts, das Glück
Von einem Tauſend tapfrer Heldenherzen,
Die ſeine That zum Muſter nehmen werden.
Soll ich dem Kaiſer Eid und Pflicht abſchwören?
Soll ich ins Lager des Octavio
Die vatermörderiſche Kugel ſenden?
Denn wenn die Kugel los iſt aus dem Lauf,
Iſt ſie kein todtes Werkzeug mehr, ſie lebt,
Ein Geiſt fährt in ſie, die Erinnyen
Ergreifen ſie, des Frevels Rächerinnen,
Und führen tückiſch ſie den ärgſten Weg.

Thekla.

O Max —

Max (unterbricht ſie.)

Nein, übereile dich auch nicht!
Ich kenne dich. Dem edlen Herzen könnte
Die ſchwerſte Pflicht die nächſte ſcheinen. Nicht
Das Große, nur das Menſchliche geſchehe.
Denk, was der Fürſt von je an mir gethan.
Denk auch, wie's ihm mein Vater hat vergolten;
O auch die ſchönen, freyen Regungen
Der Gaſtlichkeit, der frommen Freundestreue
Sind eine heilige Religion dem Herzen;
Schwer rächen ſie die Schauder der Natur
An dem Barbaren, der ſie gräßlich ſchändet.
Leg' Alles, Alles in die Wage, ſprich
Und laß dein Herz entſcheiden.

Thekla.

O das deine
Hat längſt entſchieden. Folge deinem erſten
Gefühl —

Gräfinn.

Unglückliche!

Thekla.

Wie könnte das
Das Rechte ſeyn, was dieſes zarte Herz
Nicht gleich zuerſt ergriffen und gefunden?
Geh' und erfülle deine Pflicht! Ich würde

Dich immer lieben. Was du auch erwählt,
Du würdeſt edel ſtets und deiner würdig
Gehandelt haben — aber Reue ſoll
Nicht deiner Seele ſchönen Frieden ſtören.

Max.

So muß ich dich verlaſſen, von dir ſcheiden!

Thekla.

Wie du dir ſelbſt getreu bleibſt, biſt du's mir;
Uns trennt das Schickſal, unſre Herzen bleiben einig.
Ein blut'ger Haß entzweyt auf ew'ge Tage
Die Häuſer Friedland, Piccolomini.
Doch wir gehören nicht zu unſerm Hauſe.
— Fort! Eile! Eile, deine gute Sache
Von unſrer unglückſeligen zu trennen.
Auf unſerm Haupte liegt der Fluch des Himmels;
Es iſt dem Untergang geweiht. Auch mich
Wird meines Vaters Schuld mit ins Verderben
Hinabziehn. Traure nicht um mich! Mein Schickſal
Wird bald entſchieden ſeyn.

(Max faßt ſie in die Arme, heftig bewegt. Man hört hinter der Scene ein lautes, wildes, langverhallendes Geſchrey: Vivat Ferdinandus, von kriegeriſchen Inſtrumenten begleitet. Max und Thekla halten einander unbeweglich in den Armen)

Zwey und zwanzigſter Auftritt.

Vorige. Terzky.

Gräfinn (ihm entgegen.)

Was war das? Was bedeutete das Rufen?

Terzky.

Es iſt vorbey und Alles iſt verloren.

Gräfinn.

Wie, und ſie gaben nichts auf ſeinen Anblick?

Terzky.

Nichts. Alles war umſonſt.

Herzoginn.

Sie riefen Vivat.

Terzky.

Dem Kaiſer.

Gräfinn.

O die Pflichtvergeſſenen!

Terzky.

Man ließ ihn nicht einmal zum Worte kommen.
Als er zu reden anfing, fielen ſie
Mit kriegeriſchem Spiel betäubend ein.
— — Hier kommt er.

Drey und zwanzigſter Auftritt.

Vorige. **Wallenſtein** begleitet von **Illo** und **Buttler**. Darauf **Küraſſiere**.

Wallenſtein (im Kommen.)

Terzky!

Terzky.

Mein Fürſt!

Wallenſtein.

Laß unſre Regimenter
Sich fertig halten, heut noch aufzubrechen;
Denn wir verlaſſen Pilſen noch vor Abend,
(Terzky geht ab.)
Buttler —

Buttler.

Mein General?

Wallenſtein.

Der Kommandant zu Eger
Iſt euer Freund und Landsmann. Schreibt ihm gleich
Durch einen Eilenden, er ſoll bereit ſeyn,
Uns morgen in die Veſtung einzunehmen —
Ihr folgt uns ſelbſt mit eurem Regiment.

Buttler.

Es ſoll geſchehn, mein Feldherr!

Wallenſtein.

(tritt zwiſchen Max und Thekla, welche ſich während dieſer Zeit feſt umſchlungen gehalten)

Scheidet!

Max.

Gott!

(Küraſſiere mit gezogenem Gewehr treten in den Saal und ſammeln ſich im Hintergrunde. Zugleich hört man unten einige muthige Paſſagen aus dem Pappenheimer Marſch, welche dem Max zu rufen ſcheinen.)

Wallenſtein (zu den Küraſſieren.)

Hier iſt er. Er iſt frey. Ich halt' ihn nicht mehr.

(Er ſteht abgewendet und ſo, daß Max ihm nicht beykommen, noch ſich dem Fräulein nähern kann.)

Max.

Du haſſeſt mich, treibſt mich im Zorn von dir.
Zerreiſſen ſoll das Band der alten Liebe,
Nicht ſanft ſich löſen und du willſt den Riß,
Den ſchmerzlichen, mir ſchmerzlicher noch machen!
Du weißt, ich habe ohne dich zu leben
Noch nicht gelernt — In eine Wüſte geh' ich
Hinaus, und Alles, was mir werth iſt, Alles
Bleibt hier zurück — O wende deine Augen
Nicht von mir weg! Noch einmal zeige mir
Dein ewig theures und verehrtes Antlitz!
Verſtoß mich nicht —

(Er will ſeine Hand faſſen. Wallenſtein zieht ſie zurück Er wendet ſich an die Gräfinn.)

Iſt hier kein andres Auge,
Das Mitleid für mich hätte — Baſe Terzky —

(Sie wendet ſich von ihm; er kehrt ſich zur Herzoginn.)

Ehrwürdige Mutter —

Herzoginn.

Gehn Sie, Graf, wohin
Die Pflicht Sie ruft — So können Sie uns einſt
Ein treuer Freund, ein guter Engel werden
Am Thron des Kaiſers.

Max.

Hoffnung geben Sie mir,
Sie wollen mich nicht ganz verzweifeln laſſen.
O täuſchen Sie mich nicht mit leerem Blendwerk!
Mein Unglück iſt gewiß, und, Dank dem Himmel!
Der mir ein Mittel eingibt, es zu enden.

(Die Kriegsmuſik beginnt wieder. Der Saal füllt ſich mehr und mehr mit Bewaffneten an. Er ſieht Buttlern daſtehn.)

Ihr auch hier, Oberſt Buttler — Und ihr wollt mir
Nicht folgen? — Wohl! Bleibt eurem neuen Herrn
Getreuer, als dem alten. Kommt! Verſprecht mir,
Die Hand gebt mir darauf, daß ihr ſein Leben
Beſchützen, unverletzlich wollt bewahren.

(Buttler verweigert ſeine Hand.)

Des Kaiſers Acht hängt über ihm, und gibt
Sein fürſtlich Haupt jedwedem Mordknecht preis,
Der ſich den Lohn der Bluttthat will verdienen;
Jetzt, thät' ihm eines Freundes fromme Sorge,
Der Liebe treues Auge noth — und die
Ich ſcheidend um ihn ſeh' —

(Zweydeutige Blicke auf Illo und Byttler richtend.)

Illo.

Sucht die Verräther
In eures Vaters, in des Gallas Lager.
Hier iſt nur Einer noch. Geht und befreyt uns
Von ſeinem haſſenswürd'gen Anblick! Geht!

(Max verſucht es noch einmal, ſich der Thekla zu nähern. Wallenſtein verhindert es. Er ſteht unſchlüſſig, ſchmerzvoll; indeß füllt ſich der Saal immer mehr und mehr und die Hörner ertönen unten immer auffordernder und in immer kürzern Pauſen.)

Max.

Blaſ't! Blaſ't! — O wären es die ſchwed'ſchen Hörner,
Und gings von hier gerad' in's Feld des Todes,
Und alle Schwerter, alle, die ich hier
Entblößt muß ſehn, durchdrängen meinen Buſen!
Was wollt ihr? Kommt ihr, mich von hier hinweg
Zu reißen? — O treibt mich nicht zur Verzweiflung!
Thuts nicht! Ihr könntet es bereuen!

(Der Saal iſt ganz mit Bewaffneten erfüllt)

Noch mehr — Es hängt Gewicht ſich an Gewicht
Und ihre Maſſe zieht mich ſchwer hinab. —
Bedenket, was ihr thut. Es iſt nicht wohlgethan,
Zum Führer den Verzweifelnden zu wählen.
Ihr reißt mich weg von meinem Glück, wohlan,
Der Rachegöttinn weih' ich eure Seelen!

Ihr habt gewählt zum eigenen Verderben;
Wer mit mir geht, der ſey bereit zu ſterben!

(Indem er ſich nach dem Hintergrund wendet, entſteht eine raſche Bewegung unter den Küraſſieren, ſie umgeben und begleiten ihn in wildem Tumult. Wallenſtein bleibt unbeweglich. Thekla ſinkt in ihrer Mutter Arme. Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

(In des Bürgermeiſters Hauſe zu Eger.)

Erſter Auftritt.

Buttler (der eben anlangt.)
Er iſt herein. Ihn führte ſein Verhängniß.
Der Rechen iſt gefallen hinter ihm,
Und wie die Brücke, die ihn trug, beweglich
Sich niederließ und ſchwebend wieder hob,
Iſt jeder Rettungweg ihm abgeſchnitten.
Bis hieher Friedland und nicht weiter! ſagt
Die Schickſalsgöttinn. Aus der böhmiſchen Erde
Erhub ſich dein bewundert Meteor,
Weit durch den Himmel einen Glanzweg ziehend,
Und hier an Böhmens Gränze muß es ſinken!
— Du haſt die alten Fahnen abgeſchworen,
Verblendeter, und trauſt dem alten Glück!
Den Krieg zu tragen in des Kaiſers Länder,
Den heil'gen Herd der Laren umzuſtürzen,
Bewaffneſt du die frevelhafte Hand.

Nimm dich in Acht — dich treibt der böſe Geiſt
Der Rache — daß dich Rache nicht verderbe!

Zweyter Auftritt.

Buttler und Gordon.

Gordon.

Seyd Ihr's? O wie verlangt mich, Euch zu hören.
Der Herzog ein Verräther! O mein Gott!
Und flüchtig! Und ſein fürſtlich Haupt geächtet!
Ich bitt' Euch, General, ſagt mir ausführlich,
Wie alles dies zu Pilſen ſich begeben?

Buttler.

Ihr habt den Brief erhalten, den ich Euch
Durch einen Eilenden vorausgeſendet?

Gordon.

Und habe treu gethan, wie Ihr mich heißt,
Die Veſtung unbedenklich ihm geöffnet,
Denn mir befiehlt ein kaiſerlicher Brief,
Nach *Eurer* Ordre blindlings mich zu fügen.
Jedoch verzeiht! als ich den Fürſten ſelbſt
Nun ſah, da fing ich wieder an zu zweifeln.
Denn wahrlich! nicht als ein Geächteter
Trat Herzog Friedland ein in dieſe Stadt.
Von ſeiner Stirne leuchtete wie ſonſt
Des Herrſchers Majeſtät, Gehorſam fordernd,

Und ruhig, wie in Tagen guter Ordnung,
Nahm er des Amtes Rechenſchaft mir ab.
Leutſelig macht das Mißgeſchick, die Schuld,
Und ſchmeichelnd zum geringern Manne pflegt
Gefallner Stolz herunter ſich zu beugen;
Doch ſparſam und mit Würde wog der Fürſt
Mir jedes Wort des Beyfalls, wie der Herr
Den Diener lobt, der ſeine Pflicht gethan.

Buttler.

Wie ich Euch ſchrieb, ſo iſt's genau geſchehn;
Es hat der Fürſt dem Feinde die Armee
Verkauft, ihm Prag und Eger öffnen wollen.
Verlaſſen haben ihn auf dies Gerücht
Die Regimenter alle bis auf fünfe,
Die Terzkyſchen, die ihm hieher gefolgt.
Die Acht iſt ausgeſprochen über ihn,
Und ihn zu liefern, lebend oder todt,
Iſt jeder treue Diener aufgefordert.

Gordon.

Verräther an dem Kaiſer — ſolch ein Herr!
So hochbegabt! O was iſt Menſchengröße!
Ich ſagt' es oft: das kann nicht glücklich enden;
Zum Fallſtrick ward ihm ſeine Größ' und Macht
Und dieſe dunkelſchwankende Gewalt.
Denn um ſich greift der Menſch, nicht darf man ihn
Der eignen Mäßigung vertraun. Ihn hält
In Schranken nur das deutliche Geſetz,

Und der Gebräuche tiefgetretne Spur.
Doch unnatürlich war und neuer Art
Die Kriegsgewalt in dieſes Mannes Händen;
Dem Kaiſer ſelber ſtellte ſie ihn gleich;
Der ſtolze Geiſt verlernte ſich zu beugen.
O Schad' um ſolchen Mann! denn keiner möchte
Da feſte ſtehen, mein' ich, wo er fiel.

Buttler.

Spart Eure Klagen, bis er Mitleid braucht,
Denn jetzt noch iſt der Mächtige zu fürchten.
Die Schweden ſind im Anmarſch gegen Eger,
Und ſchnell, wenn wir's nicht raſch entſchloſſen hindern,
Wird die Vereinigung geſchehn. Das darf nicht ſeyn!
Es darf der Fürſt nicht freyen Fußes mehr
Aus dieſem Platz; denn Ehr' und Leben hab' ich
Verpfändet, ihn gefangen hier zu nehmen,
Und Euer Beyſtand iſt's, auf den ich rechne.

Gordon.

O hätt' ich nimmer dieſen Tag geſehn!
Aus ſeiner Hand empfing ich dieſe Würde,
Er ſelber hat dies Schloß mir anvertraut,
Das ich in ſeinen Kerker ſoll verwandeln.
Wir Subalternen haben keinen Willen;
Der freye Mann, der mächtige allein,
Gehorcht dem ſchönen menſchlichen Gefühl.
Wir aber ſind nur Schergen des Geſetzes,

Des grauſamen; Gehorſam heißt die Tugend,
Um die der Niedre ſich bewerben darf.

Buttler.

Laſſt euch das enggebundene Vermögen
Nicht leid thun. Wo viel Freyheit, iſt viel Irrthum;
Doch ſicher iſt der ſchmale Weg der Pflicht.

Gordon.

So hat ihn Alles denn verlaſſen, ſagt Ihr?
Er hat das Glück von Tauſenden gegründet,
Denn königlich war ſein Gemüth und ſtets
Zum Geben war die volle Hand geöffnet —
(Mit einem Seitenblick auf Buttlern)
Vom Staube hat er Manchen aufgeleſen,
Zu hoher Ehr' und Würden ihn erhöht,
Und hat ſich keinen Freund damit, nicht Einen
Erkauft, der in der Noth ihm Farbe hielt!

Buttler.

Hier lebt ihm einer, den er kaum gehofft.

Gordon.

Ich hab' mich keiner Gunſt von ihm erfreut.
Faſt zweifl' ich, ob er je in ſeiner Größe
Sich eines Jugendfreunds erinnert hat —
Denn fern von ihm hielt mich der Dienſt, ſein Auge
Verlor mich in den Mauern dieſer Burg,
Wo ich, von ſeiner Gnade nicht erreicht,
Das freye Herz im Stillen mir bewahrte.
Denn als er mich in dieſes Schloß geſetzt,

War's ihm noch Ernſt um ſeine Pflicht; nicht ſein
Vertrauen täuſch' ich, wenn ich treu bewahre,
Was meiner Treue übergeben ward.

Buttler.

So ſagt, wollt ihr die Acht an ihm vollziehn,
Mir eure Hülfe leih'n, ihn zu verhaften?

Gordon.

(Nach einem nachdenklichen Stillſchweigen, kummervoll)

Iſt es an dem — verhält ſich's, wie Ihr ſprecht —
Hat er den Kaiſer ſeinen Herrn verrathen,
Das Heer verkauft, die Feſtungen des Landes
Dem Reichsfeind öffnen wollen — Ja, dann iſt
Nicht Rettung mehr für ihn — Doch es iſt hart,
Daß unter Allen eben mich das Loos
Zum Werkzeug ſeines Sturzes muß erwählen.
Denn Pagen waren wir am Hof zu Burgau
Zu gleicher Zeit, ich aber war der ältre.

Buttler.

Ich weiß davon.

Gordon.

Wohl dreißig Jahre ſind's. Da ſtrebte ſchon
Der kühne Muth im zwanzigjähr'gen Jüngling.
Ernſt über ſeine Jahre war ſein Sinn,
Auf große Dinge männlich nur gerichtet;
Durch unſre Mitte ging er ſtillen Geiſts,
Sich ſelber die Geſellſchaft; nicht die Luſt,
Die kindiſche, der Knaben zog ihn an,

Doch oft ergriff's ihn plötzlich wunderſam,
Und der geheimnißvollen Bruſt entfuhr,
Sinnvoll, und leuchtend, ein Gedankenſtrahl,
Daß wir uns ſtaunend anſahn, nicht recht wiſſend,
Ob Wahnſinn, ob ein Gott aus ihm geſprochen.

Buttler.

Dort war's, wo er zwey Stock hoch niederſtürzte,
Als er im Fenſterbogen eingeſchlummert,
Und unbeſchädigt ſtand er wieder auf.
Von dieſem Tag an, ſagt man, lieſſen ſich
Anwandlungen des Wahnſinns bey ihm ſpüren.

Gordon.

Tiefſinn'ger wurd' er, das iſt wahr, er wurde
Katholiſch. Wunderbar hatt' ihn das Wunder
Der Rettung umgekehrt. Er hielt ſich nun
Für ein begünſtigt und befreytes Weſen,
Und keck wie Einer, der nicht ſtraucheln kann,
Lief er auf ſchwankem Seil des Lebens hin.
Nachher führt' uns das Schickſal auseinander,
Weit, weit, er ging der Größe kühnen Weg.
Mit ſchnellem Schritt, ich ſah ihn ſchwindelnd gehn,
Ward Graf und Fürſt und Herzog und Dictator,
Und jetzt iſt Alles ihm zu klein, er ſtreckt
Die Hände nach der Königskrone aus,
Und ſtürzt in unermeſſliches Verderben!

Buttler.

Brecht ab. Er kommt.

Dritter Auftritt.

Wallenſtein im Geſpräch mit dem **Bürgermeiſter von Eger. Die Vorigen.**

Wallenſtein.

Ihr war't ſonſt eine freye Stadt? Ich ſeh',
Ihr führt den halben Adler in dem Wappen.
Warum den halben nur?

Bürgermeiſter.

Wir waren reichsfrey;
Doch ſeit zweyhundert Jahren iſt die Stadt
Der böhm'ſchen Kron' verpfändet. Daher rührt's,
Daß wir nur noch den halben Adler führen.
Der untre Theil iſt cancellirt, bis etwa
Das Reich uns wieder einlöſt.

Wallenſtein.

Ihr verdientet
Die Freyheit. Haltet euch nur brav. Gebt keinem
Aufwieglervolk Gehör. Wie hoch ſeyd ihr
Beſteuert?

Bürgermeiſter (zuckt die Achſeln.)

Daß wir's kaum erſchwingen können.
Die Garniſon lebt auch auf unſre Koſten.

Wallenſtein.

Ihr ſollt erleichtert werden. Sagt mir an,
Es ſind noch Proteſtanten in der Stadt?
(Bürgermeiſter ſtutzt)

Ja, ja. Ich weiß es. Es verbergen ſich noch Viele
In dieſen Mauern — ja! geſteht's nur frey —
Ihr ſelbſt — Nicht wahr?

(fixirt ihn mit den Augen. Bürgermeiſter erſchrickt)

Seyd ohne Furcht! ich haſſe
Die Jeſuiten — Läg's an mir, ſie wären längſt
Aus Reiches Gränzen — Meßbuch oder Bibel!
Mir iſts all eins — Ich hab's der Welt bewieſen —
In Glogau hab' ich ſelber eine Kirche
Den Evangeliſchen erbauen laſſen.
— Hört, Bügermeiſter — wie iſt euer Name?

Bürgermeiſter.

Pachhälbel, mein erlauchter Fürſt.

Wallenſtein.

Hört — aber ſagt's nicht weiter, was ich euch
Jetzt im Vertraun eröffne.

(Ihm die Hand auf die Achſel legend, mit einer gewiſſen Feyerlichkeit)

Die Erfüllung
Der Zeiten iſt gekommen, Bürgermeiſter;
Die Hohen werden fallen und die Niedrigen
Erheben ſich — Behaltet's aber bey Euch!
Die ſpaniſche Doppelherrſchaft neiget ſich
Zu ihrem Ende, eine neue Ordnung
Der Dinge führt ſich ein — Ihr ſaht doch jüngſt
Am Himmel die drey Monde?

Bürgermeiſter.

Mit Entſetzen.

Wallenſtein.

Davon ſich zwey in blut'ge Dolchgeſtalt
Verzogen und verwandelten. Nur einer,
Der mittlere, blieb ſtehn in ſeiner Klarheit.

Bürgermeiſter.

Wir zogens auf den Türken.

Wallenſtein.

Türken! Was?
Zwey Reiche werden blutig untergehen,
Im Oſten und im Weſten, ſag' ich euch,
Und nur der lutheriſche Glaub' wird bleiben.
(Er bemerkt die zwey Andern)
Ein ſtarkes Schießen war ja dieſen Abend
Zur linken Hand, als wir den Weg hieher
Gemacht. Vernahm man's auch hier in der Feſtung?

Gordon.

Wohl hörten wir's, mein General. Es brachte
Der Wind den Schall gerad von Süden her.

Buttler.

Von Neuſtadt oder Weiden ſchien's zu kommen.

Wallenſtein.

Das iſt der Weg, auf dem die Schweden nahn.
Wie ſtark iſt die Beſatzung?

Gordon.

Hundert achtzig
Dienſtfähige Mann, der Reſt ſind Invaliden.

Wallenſtein.

Und wieviel ſtehn im Jochimsthal?

Gordon.

Zweyhundert
Arkebuſierer hab' ich hingeſchickt,
Den Poſten zu verſtärken gegen die Schweden.

Wallenſtein.

Ich lobe eure Vorſicht. An den Werken
Wird auch gebaut. Ich ſah's bey der Hereinfahrt.

Gordon.

Weil uns der Rheingraf jetzt ſo nah bedrängt,
Ließ ich noch zwey Baſteyen ſchnell errichten.

Wallenſtein.

Ihr ſeyd genau in eures Kaiſers Dienſt.
Ich bin mit euch zufrieden, Oberſtleutnant.
(zu Buttlern)
Der Poſten in dem Jochimsthal ſoll abziehn,
Sammt allen, die dem Feind entgegen ſtehn.
(zu Gordon)
In euren treuen Händen, Kommandant,
Laß ich mein Weib, mein Kind und meine Schweſter.
Denn hier iſt meines Bleibens nicht; nur Briefe
Erwart' ich, mit dem früheſten die Feſtung
Sammt allen Regimentern zu verlaſſen.

Vierter Auftritt.

Vorige. Terzky.

Terzky.

Willkommne Botſchaft! Frohe Zeitungen!

Wallenſtein.

Was bringſt du?

Terzky.

Eine Schlacht iſt vorgefallen
Bey Neuſtadt und die Schweden blieben Sieger.

Wallenſtein.

Was ſagſt du? Woher kommt dir dieſe Nachricht?

Terzky.

Ein Landmann bracht' es mit von Tirſchenreit,
Nach Sonnenuntergang hab's angefangen,
Ein kaiſerlicher Trupp von Tachau her
Sey eingebrochen in das ſchwed'ſche Lager,
Zwey Stunden hab' das Schießen angehalten,
Und tauſend Kaiſerliche ſey'n geblieben,
Ihr Oberſt mit, mehr wuſſt' er nicht zu ſagen.

Wallenſtein.

Wie käme kaiſerliches Volk nach Neuſtadt?
Der Altringer, er müſſte Flügel haben,
Stand geſtern vierzehn Meilen noch von da;
Des Gallas Völker ſammeln ſich zu Frau'nberg
Und ſind noch nicht beyſammen. Hätte ſich

Der Suys etwa ſo weit vorgewagt?
Es kann nicht ſeyn.

(Illo erſcheint)

Terzky.

Wir werden's alsbald hören,
Denn hier kommt Illo, fröhlich und voll Eile.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Illo.

Illo (zu Wallenſtein.)

Ein Reitender iſt da und will dich ſprechen.

Terzky.

Hat's mit dem Siege ſich beſtätigt? Sprich!

Wallenſtein.

Was bringt er? Woher kommt er?

Illo.

Von dem Rheingraf,
Und was er bringt, will ich voraus dir melden.
Die Schweden ſtehn fünf Meilen nur von hier.
Bey Neuſtadt hab' der Piccolomini
Sich mit der Reiterey auf ſie geworfen,
Ein fürchterliches Morden ſey geſchehn,
Doch endlich hab' die Menge überwältigt;
Die Pappenheimer alle, auch der Max,
Der ſie geführt — ſey'n auf dem Platz geblieben.

Wallenſtein.

Wo iſt der Bote? Bringt mich zu ihm.

(Will abgehen. Indem ſtürzt Fräulein Neubrunn ins Zimmer; ihr folgen einige Bediente, die durch den Saal rennen.)

Neubrunn.

Hülfe! Hülfe!

Illo und Terzky.

Was gibts?

Neubrunn.

Das Fräulein!

Wallenſtein und Terzky.

Weiß ſie's?

Neubrunn.

Sie will ſterben.

(eilt fort)

(Wallenſtein mit Terzky und Illo ihr nach)

Sechster Auftritt.

Buttler und Gordon.

Gordon (erſtaunt.)

Erklärt mir. Was bedeutete der Auftritt?

Buttler.

Sie hat den Mann verloren, den ſie liebte;
Der Piccolomini war's, der umgekommen.

Gordon.

Unglücklich Fräulein!

Buttler.

Ihr habt gehört, was dieſer Illo brachte,
Daß ſich die Schweden ſiegend nahn.

Gordon.

Wohl hört' ichs.

Buttler.

Zwölf Regimenter ſind ſie ſtark, und fünf
Stehn in der Näh, den Herzog zu beſchützen.
Wir haben nur mein einzig Regiment,
Und nicht zweyhundert ſtark iſt die Beſatzung.

Gordon.

So iſt's.

Buttler.

Nicht möglich iſt's, mit ſo geringer Mannſchaft
Solch einen Staatsgefangnen zu bewahren.

Gordon.

Das ſeh' ich ein.

Buttler.

Die Menge hätte bald das kleinſte Häuflein
Entwaffnet, ihn befreyt.

Gordon.

Das iſt zu fürchten.

Buttler (nach einer Pauſe.)

Wißt! Ich bin Bürge worden für den Ausgang;
Mit meinem Haupte haft' ich für das ſeine.

Wort muß ich halten, führ's, wohin es will,
Und iſt der Lebende nicht zu bewahren,
So iſt — der Todte uns gewiß.

Gordon.

Verſteh' ich Euch? Gerechter Gott? Ihr könntet —

Buttler.

Er darf nicht leben.

Gordon.

Ihr vermöchtet's?

Buttler.

Ihr oder ich. Er ſah den letzten Morgen.

Gordon.

Ermorden wollt Ihr ihn?

Buttler.

Das iſt mein Vorſatz.

Gordon.

Der Eurer Treu vertraut!

Buttler.

Sein böſes Schickſal!

Gordon.

Des Feldherrn heilige Perſon!

Buttler.

Das war er!

Gordon.

O was er war, löſcht kein Verbrechen aus!
Ohn' Urtheil?

Buttler.

Die Vollſtreckung iſt ſtatt Urtheils.

Gordon.

Das wäre Mord und nicht Gerechtigkeit;
Denn hören muß ſie auch den Schuldigſten.

Buttler.

Klar iſt die Schuld; der Kaiſer hat gerichtet,
Und ſeinen Willen nur vollſtrecken wir.

Gordon.

Den blut'gen Spruch muß man nicht raſch vollziehn:
Ein Wort nimmt ſich, ein Leben nie zurück.

Buttler.

Der hurt'ge Dienſt gefällt den Königen.

Gordon.

Zu Henkers Dienſt drängt ſich kein edler Mann.

Buttler.

Kein muthiger erbleicht vor kühner That.

Gordon.

Das Leben wagt der Muth, nicht das Gewiſſen.

Buttler.

Was? Soll er frey ausgehn, des Krieges Flamme,
Die unauslöſchliche, aufs Neu entzünden?

Gordon.

Nehmt ihn gefangen; tödtet ihn nur nicht,
Greift blutig nicht dem Gnadenengel vor.

Buttler.
Wär' die Armee des Kaiſers nicht geſchlagen,
Möcht' ich lebendig ihn erhalten haben.

Gordon.
O warum ſchloß ich ihm die Feſtung auf!

Buttler.
Der Ort nicht, ſein Verhängniß tödtet ihn.

Gordon.
Auf dieſen Wällen wär' ich ritterlich,
Des Kaiſers Schloß vertheidigend, geſunken.

Buttler.
Und tauſend brave Männer kämen um!

Gordon.
In ihrer Pflicht — Das ſchmückt und ehrt den Mann;
Doch ſchwarzen Mord verfluchte die Natur.

Buttler (eine Schrift hervorlangend.)
Hier iſt das Manifeſt, das uns befiehlt,
Uns ſeiner zu bemächtigen. Es iſt an Euch
Gerichtet, wie an mich. Wollt Ihr die Folgen tragen,
Wenn er zum Feind entrinnt durch unſre Schuld?

Gordon.
Ich, der Ohnmächtige, o Gott!

Buttler.
Nehmt Ihr's auf euch. Steht für die Folgen ein!
Mag werden draus was will! Ich leg's auf Euch.

Gordon.
O Gott im Himmel!

Buttler.

Wiſſt ihr andern Rath,
Des Kaiſers Meinung zu vollziehen? Sprecht!
Denn ſtürzen, nicht vernichten will ich ihn.

Gordon.

O Gott! Was ſeyn muß, ſeh' ich klar, wie Ihr,
Doch anders ſchlägt das Herz in meiner Bruſt.

Buttler. *)

Auch dieſer Illo, dieſer Terzky dürfen
Nicht leben, wenn der Herzog fällt.

Gordon.

O nicht um dieſe thut mirs leid. Sie trieb
Ihr ſchlechtes Herz, nicht die Gewalt der Sterne.
Sie waren's, die in ſeine ruh'ge Bruſt
Den Samen böſer Leidenſchaft geſtreut,
Die mit fluchwürdiger Geſchäftigkeit
Die Unglücksfrucht in ihm genährt — Mag ſie
Des böſen Dienſtes böſer Lohn ereilen!

Buttler.

Auch ſollen ſie im Tod ihm gleich voran.
Verabredt iſt ſchon Alles. Dieſen Abend
Bey eines Gaſtmahls Freuden wollten wir
Sie lebend greifen, und im Schloß bewahren.
Viel kürzer iſt es ſo. Ich geh' ſogleich,
Die nöthigen Befehle zu ertheilen.

---

*) In einem frühern Manuſcripte folgen hier die Zeilen:
Von härterm Stoff iſt meiner; geſtählt hat mich
In rauher Schule die Nothwendigkeit.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Illo und Terzky.

Terzky.

Nun ſoll's bald anders werden! Morgen ziehn
Die Schweden ein, zwölftauſend tapfre Krieger.
Dann grad auf Wien! He! Luſtig, Alter! Kein
So herb Geſicht zu ſolcher Freudenbotſchaft!

Illo.

Jetzt iſt's an uns, Geſetze vorzuſchreiben,
Und Rach' zu nehmen an den ſchlechten Menſchen,
Den ſchändlichen, die uns verlaſſen. Einer
Hat's ſchon gebüßt, der Piccolomini.
Gings Allen ſo, die's übel mit uns meinen!
Wie ſchwer trifft dieſer Schlag das alte Haupt!
Der hat ſein ganzes Lebenlang ſich ab-
Gequält, ſein altes Grafenhaus zu fürſten,
Und jetzt begräbt er ſeinen einz'gen Sohn!

Buttler.

Schad' iſt's doch um den heldenmüth'gen Jüngling;
Dem Herzog ſelbſt gings nah, man ſah es wohl.

Illo.

Hört, alter Freund! Das iſt es, was mir nie
Am Herrn gefiel, es war mein ew'ger Zank!
Er hat die Welſchen immer vorgezogen.
Auch jetzo noch, ich ſchwör's bey meiner Seele,

Säh' er uns Alle lieber zehnmal todt,
Könnt' er den Freund damit ins Leben rufen.

Terzky.

Still! Still! Nicht weiter! Laß die Todten ruh'n!
Heut gilt es, wer den Andern niedertrinkt;
Denn euer Regiment will uns bewirthen.
Wir wollen eine luſt'ge Faſtnacht halten;
Die Nacht ſey einmal Tag; bey vollen Gläſern
Erwarten wir die ſchwed'ſche Avantgarde.

Illo.

Ja, laſſt uns heut noch guter Dinge ſeyn:
Denn heiße Tage ſtehen uns bevor;
Nicht ruh'n ſoll dieſer Degen, bis er ſich
In Oeſterreich'ſchem Blute ſatt gebadet.

Gordon.

Pfui, welche Red' iſt das, Herr Feldmarſchall!
Warum ſo wüthen gegen euren Kaiſer —

Buttler.

Hofft nicht zu viel von dieſem erſten Sieg.
Bedenkt, wie ſchnell des Glückes Rad ſich dreht,
Denn immer noch ſehr mächtig iſt der Kaiſer.

Illo.

Der Kaiſer hat Soldaten, keinen Feldherrn,
Denn dieſer König Ferdinand von Ungarn
Verſteht den Krieg nicht — Gallas? Hat kein Glück,
Und war von jeher nur ein Heerverderber.
Und dieſe Schlange, der Octavio,

Kann in die Ferſen heimlich wohl verwunden,
Doch nicht in offner Schlacht dem Friedland ſtehn.

Terzky.

Nicht fehlen kann's uns, glaubt mir's nur. Das Glück
Verläſſt den Herzog nicht; bekannt iſt's ja:
Nur unterm Wallenſtein kann Oeſtreich ſiegen.

Illo.

Der Fürſt wird eheſtens ein großes Heer
Beyſammen haben; Alles drängt ſich, ſtrömt
Herbey zum alten Ruhme ſeiner Fahnen.
Die alten Tage ſeh' ich wiederkehren;
Der Große wird er wieder, der er war.
Wie werden ſich die Thoren dann ins Aug'
Geſchlagen haben, die ihn jetzt verlieſſen!
Denn Länder ſchenken wird er ſeinen Freunden
Und treue Dienſte kaiſerlich belohnen.
Wir aber ſind in ſeiner Gunſt die nächſten.
(zu Gordon)
Auch euer wird er dann gedenken, wird euch
Aus dieſem Neſte ziehen, eure Treu
In einem höhern Poſten glänzen laſſen.

Gordon.

Ich bin vergnügt, verlange höher nicht
Hinauf; wo große Höh, iſt große Tiefe.

Illo.

Ihr habt hier weiter nichts mehr zu beſtellen,
Denn morgen ziehn die Schweden in die Feſtung.

Kommt, Terzky. Es wird Zeit zum Abendeſſen.
Was meint Ihr? Laſſen wir die Stadt erleuchten,
Dem Schwediſchen zur Ehr', und wer's nicht thut,
Der iſt ein Spaniſcher und ein Verräther.

Terzky.

Laſſt das. Es wird dem Herzog nicht gefallen.

Illo.

Was! Wir ſind Meiſter hier, und Keiner ſoll ſich
Für kaiſerlich bekennen, wo wir herrſchen.
— Gut' Nacht, Gordon. Laſſt euch zum Letztenmal
Den Platz empfohlen ſeyn, ſchickt Runden aus!
Zur Sicherheit kann man das Wort noch ändern.
Schlag Zehn bringt Ihr dem Herzog ſelbſt die Schlüſſel,
Dann ſeyd Ihr eures Schließeramtes quitt:
Denn morgen ziehn die Schweden in die Feſtung.

Terzky (im Abgehn zu Buttler.)

Ihr kommt doch auch aufs Schloß?

Buttler.

Zu rechter Zeit.
(Jene gehen ab.)

Achter Auftritt.

Buttler und Gordon.

Gordon (ihnen nachſehend.)

Die Unglückſeligen! Wie ahnunglos
Sie in das ausgeſpannte Mordnetz ſtürzen,

In ihrer blinden Siegeſtrunkenheit! —
Ich kann ſie nicht beklagen. Dieſer Illo,
Der übermüthig freche Böſewicht,
Der ſich in ſeines Kaiſers Blut will baden!
Buttler.
Thut, wie er euch befohlen. Schickt Patrouillen
Herum, ſorgt für die Sicherheit der Feſtung;
Sind jene oben, ſchließ' ich gleich die Burg,
Daß in der Stadt nichts von der That verlaute!
Gordon (ängſtlich.)
O eilt nicht ſo! Erſt ſagt mir —
Buttler.
Ihr vernahmt's;
Der nächſte Morgen ſchon gehört den Schweden.
Die Nacht nur iſt noch unſer; ſie ſind ſchnell,
Noch ſchneller wollen wir ſeyn — Lebet wohl.
Gordon.
Ach, eure Blicke ſagen mir nichts Gutes.
Verſprechet mir —
Buttler.
Der Sonne Licht iſt unter,
Herab ſteigt ein verhängnißvoller Abend —
Sie macht ihr Dünkel ſicher. Wehrlos gibt ſie
Ihr böſer Stern in unſre Hand, und mitten
In ihrem trunknen Glückeswahne ſoll
Der ſcharfe Stahl ihr Leben raſch zerſchneiden.
Ein großer Rechenkünſtler war der Fürſt

Von jeher, Alles wuſſt' er zu berechnen,
Die Menſchen wuſſt' er, gleich des Bretſpiels Steinen,
Nach ſeinem Zweck zu ſetzen und zu ſchieben.
Nicht Anſtand nahm er, Andrer Ehr und Würde
Und guten Ruf zu würfeln und zu ſpielen.
Gerechnet hat er fort und fort und endlich
Wird doch der Kalkul irrig ſeyn; er wird
Sein Leben ſelbſt hinein gerechnet haben,
Wie jener dort in ſeinem Zirkel fallen.

Gordon.

O ſeiner Fehler nicht gedenket jetzt!
An ſeine Größe denkt, an ſeine Milde,
An ſeines Herzens liebenswerthe Züge,
An alle Edelthaten ſeines Lebens,
Und laſſt ſie in das aufgehobne Schwert
Als Engel bittend, gnadeflehend fallen.

Buttler.

Es iſt zu ſpät. Nicht Mitleid darf ich fühlen;
Ich darf nur blutige Gedanken haben.
(Gordons Hand faſſend)
Gordon! Nicht meines Haſſes Trieb — Ich liebe
Den Herzog nicht, und hab' dazu nicht Urſach —
Doch nicht mein Haß macht mich zu ſeinem Mörder.
Sein böſes Schickſal iſt's. Das Unglück treibt mich,
Die feindliche Zuſammenkunft der Dinge.
Es denkt der Menſch die freye That zu thun,
Umſonſt! Er iſt das Spielwerk nur der blinden

Gewalt, die aus der eignen Wahl ihm ſchnell
Die furchtbare Nothwendigkeit erſchafft.
Was hälf's ihm auch, wenn mir für ihn im Herzen
Was redete — Ich muß ihn dennoch tödten.

Gordon.

O wenn das Herz euch warnt, folgt ſeinem Triebe!
Das Herz iſt Gottes Stimme; Menſchenwerk
Iſt aller Klugheit künſtliche Berechnung.
Was kann aus blut'ger That euch Glückliches
Gedeihen? O aus Blut entſpringt nichts Gutes!
Soll ſie die Staffel euch zur Größe bauen?
O glaubt das nicht — Es kann der Mord bisweilen
Den Königen, der Mörder nie gefallen.

Buttler.

Ihr wiſſt nicht. Fragt nicht. Warum muſſten auch
Die Schweden ſiegen und ſo eilend nahn!
Gern überließ' ich ihn des Kaiſers Gnade;
Sein Blut nicht will ich. Nein, er möchte leben.
Doch meines Wortes Ehre muß ich löſen,
Und ſterben muß er, oder — Hört und wiſſt!
Ich bin entehrt, wenn uns der Fürſt entkommt.

Gordon.

O ſolchen Mann zu retten —

Buttler (ſchnell.)

Was?

Gordon.

Iſt eines Opfers werth — Seyd edelmüthig!
Das Herz und nicht die Meinung ehrt den Mann.

Buttler (kalt und ſtolz.)

Er iſt ein groſſer Herr, der Fürſt — Ich aber
Bin nur ein kleines Haupt, das wollt ihr ſagen.
Was liegt der Welt dran, meint ihr, ob der niedrig
Geborene ſich ehret oder ſchändet,
Wenn nur der Fürſtliche gerettet wird.
— Ein Jeder gibt den Werth ſich ſelbſt. Wie hoch ich
Mich ſelbſt anſchlagen will, das ſteht bey mir;
So hoch geſtellt iſt Keiner auf der Erde,
Daß ich mich ſelber neben ihm verachte.
Den Menſchen macht ſein Wille groß und klein,
Und weil ich meinem treu bin, muß er ſterben.

Gordon.

O einen Felſen ſtreb' ich zu bewegen!
Ihr ſeyd von Menſchen menſchlich nicht gezeugt;
Nicht hindern kann ich Euch; ihn aber rette
Ein Gott aus Eurer fürchterlichen Hand.

(Sie gehen ab.)

Neunter Auftritt.

(Ein Zimmer bey der Herzoginn.)

Thekla (in einem Seſſel, bleich, mit geſchloſſenen Augen.) **Herzoginn** und **Fräulein von Neubrunn** (um ſie beſchäftigt.) **Wallenſtein** und die **Gräfinn** (im Geſpräch.)

Wallenſtein.
Wie wuſſte ſie es denn ſo ſchnell?
Gräfinn.
Sie ſcheint
Unglück geahnt zu haben. Das Gerücht
Von einer Schlacht erſchreckte ſie, worin
Der kaiſerliche Oberſt ſey gefallen.
Ich ſah es gleich. Sie flog dem ſchwediſchen
Kourier entgegen und entriß ihm ſchnell
Durch Fragen das unglückliche Geheimniß.
Zu ſpät vermiſſten wir ſie, eilten nach;
Ohnmächtig lag ſie ſchon in ſeinen Armen.
Wallenſtein.
So unbereitet muſſte dieſer Schlag
Sie treffen! Armes Kind! — Wie iſt's? Erhohlt ſie ſich?
(Indem er ſich zur Herzoginn wendet)
Herzoginn.
Sie ſchlägt die Augen auf.
Gräfinn.
Sie lebt!

Thekla (ſich umſchauend.)
Wo bin ich?

Wallenſtein.

(tritt zu ihr, ſie mit ſeinen Armen aufrichtend)
Komm zu dir, Thekla. Sey mein ſtarkes Mädchen!
Sieh deiner Mutter liebende Geſtalt
Und deines Vaters Arme, die dich halten,

Thekla (richtet ſich auf.)
Wo iſt er? Iſt er nicht mehr hier?

Herzoginn.

Wer, meine Tochter?

Thekla.

Der dieſes Unglückswort ausſprach —

Herzoginn.

O denke nicht daran, mein Kind! Hinweg
Von dieſem Bilde wende die Gedanken!

Wallenſtein.

Laßt ihren Kummer reden! Laſſt ſie klagen!
Miſcht eure Thränen mit den ihrigen!
Denn einen großen Schmerz hat ſie erfahren;
Doch wird ſie's überſtehn, denn meine Thekla
Hat ihres Vaters unbezwungnes Herz.

Thekla.

Ich bin nicht krank. Ich habe Kraft zu ſtehn.
Was weint die Mutter? Hab' ich ſie erſchreckt?
Es iſt vorüber, ich beſinne mich wieder.
(Sie iſt aufgeſtanden, und ſucht mit den Augen im Zimmer)

Wo iſt er? Man verberge mir ihn nicht.
Ich habe Stärke gnug, ich will ihn hören.

Herzoginn.

Nein, Thekla! Dieſer Unglücksbote ſoll
Nie wieder unter deine Augen treten.

Thekla.

Mein Vater —

Wallenſtein.

Liebes Kind!

Thekla.

Ich bin nicht ſchwach,
Ich werde mich auch bald noch mehr erholen.
Gewähren Sie mir eine Bitte!

Wallenſtein.

Sprich!

Thekla.

Erlauben Sie, daß dieſer fremde Mann
Gerufen werde, daß ich ihn allein
Vernehme und befrage.

Herzoginn.

Nimmermehr!

Gräfinn.

Nein! Das iſt nicht zu rathen! Gib's nicht zu!

Wallenſtein.

Warum willſt du ihn ſprechen, meine Tochter?

Thekla.

Ich bin gefaſſter, wenn ich Alles weiß.

Ich will nicht hintergangen ſeyn. Die Mutter
Will mich nur ſchonen. Ich will nicht geſchont ſeyn.
Das Schrecklichſte iſt ja geſagt; ich kann
Nichts Schrecklichers mehr hören.

Gräſinn und Herzoginn (zu Wallenſtein.)

Thu es nicht!

Thekla.

Ich wurde überraſcht von meinem Schrecken;
Mein Herz verrieth mich bey dem fremden Mann,
Er war ein Zeuge meiner Schwachheit, ja,
Ich ſank in ſeine Arme — das beſchämt mich.
Herſtellen muß ich mich in ſeiner Achtung,
Und ſprechen muß ich ihn, nothwendig, daß
Der fremde Mann nicht ungleich von mir denke.

Wallenſtein.

Ich finde, ſie hat recht — und bin geneigt,
Ihr dieſe Bitte zu gewähren. Ruft ihn!

(Fräulein Neubrunn geht hinaus.)

Herzoginn.

Ich, deine Mutter, aber will dabey ſeyn.

Thekla.

Am liebſten ſpräch' ich ihn allein. Ich werde
Alsdann um ſo gefaſſter mich betragen.

Wallenſtein (zur Herzoginn.)

Laß es geſcheh'n. Laß ſie's mit ihm allein
Ausmachen. Es gibt Schmerzen, wo der Menſch
Sich ſelbſt nur helfen kann; ein ſtarkes Herz

Will ſich auf ſeine Stärke nur verlaſſen.
In *ihrer*, nicht an fremder, Bruſt muß ſie
Kraft ſchöpfen, dieſen Schlag zu überſtehn.
Es iſt mein ſtarkes Mädchen; nicht als Weib,
Als Heldinn will ich ſie behandelt ſehn.
(Er will gehen.)

Gräfinn (hält ihn.)

Wo gehſt du hin? Ich hörte Terzky ſagen,
Du denkeſt morgen früh von hier zu gehn,
Uns aber hier zu laſſen.

Wallenſtein.

Ja, ihr bleibt
Dem Schutze wackrer Männer übergeben.

Gräfinn.

O nimm uns mit dir, Bruder! Laß uns nicht
In dieſer düſtern Einſamkeit dem Ausgang
Mit ſorgendem Gemüth entgegen harren.
Das gegenwärt'ge Unglück trägt ſich leicht;
Doch grauenvoll vergrößert es der Zweifel
Und der Erwartung Qual dem weit Entfernten.

Wallenſtein.

Wer ſpricht von Unglück? Beſſre deine Rede!
Ich hab' ganz andre Hoffnungen.

Gräfinn.

So nimm uns mit. O laß uns nicht zurück
In dieſem Ort der traurigen Bedeutung:
Denn ſchwer iſt mir das Herz in dieſen Mauern,

Und wie ein Todtenkeller haucht mich's an;
Ich kann nicht ſagen, wie der Ort mir widert.
O führ' uns weg! Komm, Schweſter, bitt ihn auch,
Daß er uns fortnimmt! Hilf mir; liebe Nichte.

Wallenſtein.

Des Ortes böſe Zeichen will ich ändern;
Er ſey's, der mir mein Theuerſtes bewahrte.

Neubrunn (kommt zurück.)

Der Schwed'ſche Herr!

Wallenſtein.

Laſſt ſie mit ihm allein. (ab.)

Herzoginn (zu Thekla.)

Sieh, wie du dich entfärbteſt! Kind, du kannſt ihn
Unmöglich ſprechen. Folge deiner Mutter!

Thekla.

Die Neubrunn mag denn in der Nähe bleiben.
(Herzoginn und Gräfinn gehen ab.)

Zehnter Auftritt.

Thekla. Der ſchwediſche Hauptmann.
Fräulein Neubrunn.

Hauptman (naht ſich ehrerbietig.)

Prinzeſſinn — ich — muß um Verzeihung bitten,
Mein unbeſonnen raſches Wort — Wie konnt' ich

Thekla (mit edelm Anſtand.)
Sie haben mich in meinem Schmerz geſehn;
Ein unglücksvoller Zufall machte Sie
Aus einem Fremdling ſchnell mir zum Vertrauten.

Hauptmann.
Ich fürchte, daß Sie meinen Anblick haſſen:
Denn meine Zunge ſprach ein traurig Wort.

Thekla.
Die Schuld iſt mein. Ich ſelbſt entriß es Ihnen;
Sie waren nur die Stimme meines Schickſals.
Mein Schrecken unterbrach den angefang'nen
Bericht. Ich bitte drum, daß Sie ihn enden.

Hauptmann (bedenklich.)
Prinzeſſinn, es wird Ihren Schmerz erneuern.

Thekla.
Ich bin darauf gefaſſt — — Ich will gefaſſt ſeyn.
Wie fing das Treffen an? Vollenden Sie.

Hauptmann.
Wir ſtanden, keines Ueberfalls gewärtig,
Bey Neuſtadt ſchwach verſchanzt in unſerm Lager,
Als gegen Abend eine Wolke Staubes
Aufſtieg vom Wald her, unſer Vortrab fliehend
Ins Lager ſtürzte, rief: Der Feind ſey da.
Wir hatten eben nur noch Zeit, uns ſchnell
Aufs Pferd zu werfen, da durchbrachen ſchon,
In vollem Roſſeslauf daher geſprengt,
Die Pappenheimer den Verhack; ſchnell war

Der Graben auch, der ſich um's Lager zog,
Von dieſen ſtürm'ſchen Scharen überflogen.
Doch unbeſonnen hatte ſie der Muth
Vorausgeführt den andern; weit dahinten
War noch das Fußvolk; nur die Pappenheimer waren
Dem kühnen Führer kühn gefolgt. —

(Thekla macht eine Bewegung. Der Hauptmann hält einen Augenblick inne, bis ſie ihm einen Wink gibt, fortzufahren.)

Hauptmann.

Von vorn und von den Flanken faſſten wir
Sie jetzo mit der ganzen Reiterey,
Und drängten ſie zurück zum Graben, wo
Das Fußvolk, ſchnell geordnet, einen Rechen
Von Piken ihnen ſtarr entgegenſtreckte.
Nicht vorwärts konnten ſie, auch nicht zurück,
Gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge.
Da rief der Rheingraf ihrem Führer zu,
In guter Schlacht ſich ehrlich zu ergeben;
Doch Oberſt Piccolomini —

(Thekla ſchwindelnd, faſſt einen Seſſel)

Ihn machte
Der Helmbuſch kenntlich und das lange Haar,
Vom raſchen Ritte war's ihm losgegangen —
Zum Graben winkt er, ſprengt, der erſte, ſelbſt
Sein edles Roß darüber weg, ihm ſtürzt
Das Regiment nach — doch — ſchon war's geſchehn!

Sein Pferd, von einer Partiſan durchſtoßen, bäumt
Sich wüthend, ſchleudert weit den Reiter ab,
Und hoch weg über ihn geht die Gewalt
Der Roſſe, keinem Zügel mehr gehorchend.

(Thekla, welche die lezten Reden mit allen Zeichen wachſender Angſt begleitet, verfällt in ein heftiges Zittern, ſie will ſinken, Fräulein Neubrunn eilt hinzu und empfängt ſie in ihren Armen.)

Neubrunn.

Mein theures Fräulein —

Hauptmann (gerührt.)

Ich entferne mich.

Thekla.

Es iſt vorüber — Bringen Sie's zu Ende.

Hauptmann.

Da ergriff, als ſie den Führer fallen ſahn,
Die Truppen grimmig wüthende Verzweiflung.
Der eignen Rettung denkt jezt Keiner mehr;
Gleich wilden Tigern fechten ſie; es reizt
Ihr ſtarrer Widerſtand die unſrigen,
Und eher nicht erfolgt des Kampfes Ende,
Als bis der lezte Mann gefallen iſt.

Thekla (mit zitternder Stimme.)

Und wo — wo iſt — Sie ſagten mir nicht Alles.

Hauptmann (nach einer Pauſe.)

Heut früh beſtatteten wir ihn. Ihn trugen
Zwölf Jünglinge der edelſten Geſchlechter;

Das ganze Heer begleitete die Bahre.
Ein Lorber ſchmückte ſeinen Sarg; drauf legte
Der Rheingraf ſelbſt den eignen Siegerdegen.
Auch Thränen fehlten ſeinem Schickſal nicht;
Denn Viele ſind bey uns, die ſeine Großmuth
Und ſeiner Sitten Freundlichkeit erfahren,
Und Alle rührte ſein Geſchick. Gern hätte
Der Rheingraf ihn gerettet; doch er ſelbſt
Vereitelt' es; man ſagt, er wollte ſterben.

Neubrunn.

(gerührt zu Thekla, welche ihr Angeſicht verhüllt hat)
Mein theures Fräulein — Fräulein, ſehn Sie auf!
O warum muſſten Sie darauf beſtehn?

Thekla.

— Wo iſt ſein Grab?

Hauptmann.

In einer Kloſterkirche
Bey Neuſtadt iſt er beygeſetzt, bis man
Von ſeinem Vater Nachricht eingezogen.

Thekla.

Wie heißt das Kloſter?

Hauptmann.

Sankt Kathrinenſtift.

Thekla.

Iſt's weit bis dahin?

Hauptmann.

Sieben Meilen zählt man.

Thekla.

Wie geht der Weg?

Hauptmann.

Man kommt bey Tirſchenreit
Und Falkenberg durch unſre erſten Poſten.

Thekla.

Wer kommandirt ſie?

Hauptmann.

Oberſt Seckendorf.

Thekla.

(tritt an den Tiſch und nimmt aus dem Schmuckkäſtchen einen Ring.)

Sie haben mich in meinem Schmerz geſehn,
Und mir ein menſchlich Herz gezeigt — Empfangen Sie
(indem ſie ihm den Ring gibt)
Ein Angedenken dieſer Stunde — Gehn Sie! —

Hauptmann (beſtürzt.)

Prinzeſſinn —

(Thekla winkt ihm ſchweigend zu gehen und verläßt ihn. Hauptmann zaudert und will reden. Fräulein Neubrunn wiederholt den Wink. Er geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Neubrunn. Thekla.

Thekla.

(fällt der Neubrunn um den Hals)

Jetzt, gute Neubrunn, zeige mir die Liebe,
Die du mir ſtets gelobt! Beweiſe dich
Als meine treue Freundinn und Gefährtinn!
— Wir müſſen fort, noch dieſe Nacht.

Neubrunn.

Fort, und wohin?

Thekla.

Wohin? Es iſt nur Ein Ort in der Welt!
Wo er beſtattet liegt, zu ſeinem Sarge!

Neubrunn.

Was können Sie dort wollen, theures Fräulein?

Thekla.

Was dort, Unglückliche! So würdeſt du
Nicht fragen, wenn du je geliebt. Dort, dort
Iſt Alles, was noch übrig iſt von ihm;
Der einz'ge Fleck iſt mir die ganze Erde.
— O halte mich nicht auf! Komm und mach' Anſtalt!
Laß uns auf Mittel denken, zu entfliehen.

Neubrunn.

Bedachten Sie auch Ihres Vaters Zorn?

Thekla.

Ich fürchte keines Menſchen Zürnen mehr.

Neubrunn.

Den Hohn der Welt! Des Tadels arge Zunge!

Thekla.

Ich ſuche Einen auf, der nicht mehr iſt.
Will ich denn in die Arme — O mein Gott!
Ich will ja in die Gruft nur des Geliebten.

Neubrunn.

Und wir allein, zwey hülflos ſchwache Weiber?

Thekla.

Wir waffnen uns; mein Arm ſoll dich beſchützen.

Neubrunn.

Bey dunkler Nachtzeit?

Thekla.

Nacht wird uns verbergen.

Neubrunn.

In dieſer rauhen Sturmnacht?

Thekla.

Ward ihm ſanft
Gebettet, unter den Hufen ſeiner Roſſe?

Neubrunn.

O Gott! Und dann die vielen Feindespoſten!
Man wird uns nicht durchlaſſen.

Thekla.

Es ſind Menſchen.
Frey geht das Unglück durch die ganze Erde!

Neubrunn.

Die weite Reiſe —

Thekla.
Zählt der Pilger Meilen,
Wenn er zum fernen Gnadenbilde wallt?

Neubrunn.
Die Möglichkeit aus dieſer Stadt zu kommen?

Thekla.
Gold öffnet uns die Thore. Geh' nur, geh'!

Neubrunn.
Wenn man uns kennt?

Thekla.
In einer Flüchtigen,
Verzweifelnden, ſucht Niemand Friedlands Tochter.

Neubrunn.
Wo finden wir die Pferde zu der Flucht?

Thekla.
Mein Kavalier verſchafft ſie. Geh' und ruf' ihn!

Neubrunn.
Wagt er das ohne Wiſſen ſeines Herrn?

Thekla.
Er wird es thun. O geh' nur! Zaudre nicht.

Neubrunn.
Ach! Und was wird aus Ihrer Mutter werden,
Wenn Sie verſchwunden ſind?

Thekla.
(ſich beſinnend und ſchmerzvoll vor ſich hinſchauend)
O meine Mutter!

Neubrunn.

So viel ſchon leidet ſie, die gute Mutter;
Soll ſie auch dieſer letzte Schlag noch treffen?

Thekla.

Ich kann's ihr nicht erſparen! — Geh' nur, geh!

Neubrunn.

Bedenken Sie doch ja wohl, was Sie thun.

Thekla.

Bedacht iſt ſchon, was zu bedenken iſt.

Neubrunn.

Und ſind wir dort, was ſoll mit Ihnen werden?

Thekla.

Dort wird's ein Gott mir in die Seele geben.

Neubrunn.

Ihr Herz iſt jetzt voll Unruh, theures Fräulein;
Das iſt der Weg nicht, der zur Ruhe führt.

Thekla.

Zur tiefen Ruh, wie er ſie auch gefunden.
— O eile! Geh! Mach keine Worte mehr!
Es zieht mich fort, ich weiß nicht, wie ich's nenne,
Unwiderſtehlich fort zu ſeinem Grabe!
Dort wird mir leichter werden, augenblicklich!
Das herzerſtickende Band des Schmerzens wird
Sich löſen — Meine Thränen werden fließen.
O geh'; wir könnten längſt ſchon auf dem Weg ſeyn.
Nicht Ruhe find' ich, bis ich dieſen Mauern
Entronnen bin — ſie ſtürzen auf mich ein —

Fortſtoßend treibt mich eine dunkle Macht
Von dannen — Was iſt das für ein Gefühl!
Es füllen ſich mir alle Räume dieſes Hauſes
Mit bleichen, hohlen Geiſterbildern an —
Ich habe keinen Platz mehr — Immer neue!
Es drängt mich das entſetzliche Gewimmel
Aus dieſen Wänden fort, die Lebende!

Neubrunn.

Sie ſetzen mich in Angſt und Schrecken, Fräulein,
Daß ich nun ſelber nicht zu bleiben wage.
Ich geh' und rufe gleich den Roſenberg.

(geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Thekla.

Sein Geiſt iſt's, der mich ruft. Es iſt die Schaar
Der Treuen, die ſich rächend ihm geopfert.
Unedler Säumniß klagen ſie mich an.
Sie wollten auch im Tod nicht von ihm laſſen,
Der ihres Lebens Führer war — Das thaten
Die rohen Herzen, und ich ſollte leben!
— Nein! Auch für mich ward jener Lorberkranz,
Der deine Todtenbahre ſchmückt, gewunden.
Was iſt das Leben ohne Liebesglanz?
Ich werf' es hin, da ſein Gehalt verſchwunden.
Ja, da ich dich den Liebenden gefunden,

Da war das Leben etwas. Glänzend lag
Vor mir der neue goldne Tag!
Mir träumte von zwey himmelſchönen Stunden.

Du ſtandeſt an dem Eingang in die Welt,
Die ich betrat mit klöſterlichem Zagen;
Sie war von tauſend Sonnen aufgehellt;
Ein guter Engel ſchienſt du hingeſtellt,
Mich aus der Kindheit fabelhaften Tagen
Schnell auf des Lebens Gipfel hinzutragen.
Mein erſt Empfinden war des Himmels Glück:
In dein **Herz** fiel mein erſter Blick!
(Sie ſinkt hier in Nachdenken, und fährt dann mit Zeichen des Grauens auf)
— Da kommt das Schickſal — Roh und kalt
Faſſt es des Freundes zärtliche Geſtalt
Und wirft ihn unter den Hufſchlag ſeiner Pferde —
— Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!

Dreyzehnter Auftritt.

Thekla. Fräulein Neubrunn mit dem **Stallmeiſter.**

Neubrunn.

Hier iſt er, Fräulein, und er will es thun.

Thekla.

Willſt du uns Pferde ſchaffen, Roſenberg?

Stallmeiſter.

Ich will ſie ſchaffen.

Thekla.

Willſt du uns begleiten?

Stallmeiſter.

Mein Fräulein, bis ans End' der Welt.

Thekla.

Du kannſt
Zum Herzog aber nicht zurück mehr kehren.

Stallmeiſter.

Ich bleib' bey Ihnen.

Thekla.

Ich will dich belohnen,
Und einem andern Herrn empfehlen. Kannſt du
Uns aus der Feſtung bringen unentdeckt?

Stallmeiſter.

Ich kann's.

Thekla.

Wann kann ich gehn?

Stallmeiſter.

In dieſer Stunde.
— Wo geht die Reiſe hin?

Thekla.

Nach — Sag's ihm, Neubrunn!

Neubrunn.

Nach Neuſtadt.

Stallmeiſter.

Wohl; ich geh', es zu beſorgen.
(ab)

Neubrunn.

Ach, da kommt Ihre Mutter, Fräulein.

Thekla.

Gott!

Vierzehnter Auftritt.

Thekla. Neubrunn. Die Herzoginn.

Herzoginn.

Er iſt hinweg; ich finde dich gefaſſter.

Thekla.

Ich bin es, Mutter — Laſſen Sie mich jetzt
Bald ſchlafen gehen und die Neubrunn um mich ſeyn.
Ich brauche Ruh.

Herzoginn.

Du ſollſt ſie haben, Thekla.
Ich geh' getröſtet weg, da ich den Vater
Beruhigen kann.

Thekla.

Gut' Nacht denn, liebe Mutter!
(Sie fällt ihr um den Hals und umarmt ſie in großer Bewegung)

Herzoginn.

Du biſt noch nicht ganz ruhig, meine Tochter.

Du zitterſt ja ſo heftig und dein Herz
Klopft hörbar an dem meinen.

Thekla.

Schlaf wird es
Beſänftigen — Gut' Nacht, geliebte Mutter!

(Indem ſie aus den Armen der Mutter ſich losmacht, fällt der Vorhang.)

Fünfter Aufzug.

(Buttlers Zimmer.)

Erſter Auftritt.

Buttler. Major Geraldin.

Buttler.

Zwölf rüſtige Dragoner ſucht ihr aus;
Bewaffnet ſie mit Piken, denn kein Schuß
Darf fallen — An dem Eßſaal nebenbey
Verſteckt ihr ſie, und wenn der Nachttiſch auf-
Geſetzt, dringt ihr herein und ruft: Wer iſt
Gut Kaiſerlich? — Ich will den Tiſch umſtürzen —
Dann werft ihr euch auf Beyde, ſtoßt ſie nieder.
Das Schloß wird wohl verriegelt und bewacht,
Daß kein Gerücht davon zum Fürſten dringe.
Geht jetzt — Habt ihr nach Hauptmann Deverour
Und Macdonald geſchickt?

Geraldin.

Gleich ſind ſie hier.

(geht ab.)

Buttler.

Kein Aufſchub iſt zu wagen. Auch die Bürger
Erklären ſich für ihn; ich weiß nicht, welch
Ein Schwindelgeiſt die ganze Stadt ergriffen.
Sie ſehn im Herzog einen Friedensfürſten
Und einen Stifter neuer goldner Zeit.
Der Rath hat Waffen ausgetheilt; ſchon haben
Sich ihrer hundert angeboten, Wache
Bey ihm zu thun. Drum gilt es, ſchnell zu ſeyn,
Denn Feinde drohn von außen und von innen.

Zweyter Auftritt.

Buttler. Hauptmann Deveroux
und Macdonald.

Macdonald.

Da ſind wir, General.

Deveroux.

Was iſt die Loſung?

Buttler.

Es lebe der Kaiſer!

Beyde (treten zurück.)

Wie?

Buttler.

Haus Oeſtreich lebe!

Devereux.

Iſt's nicht der Friedland, dem wir Treu geſchworen?

Macdonald.

Sind wir nicht hergeführt, ihn zu beſchützen?

Buttler.

Wir einen Reichsfeind und Verräther ſchützen?

Devereux.

Nun ja, du nahmſt uns ja für ihn in Pflicht.

Macdonald.

Und biſt ihm ja hieher gefolgt nach Eger.

Buttler.

Ich that's, ihn deſto ſichrer zu verderben.

Devereux.

Ja ſo!

Macdonald.

Das iſt was anders.

Buttler (zu Devereux.)

Elender!

So leicht entweichſt du von der Pflicht und Fahne?

Devereux.

Zum Teufel, Herr! Ich folgte deinem Beyſpiel.
Kann der ein Schelm ſeyn, dacht' ich, kannſt du's auch.

Macdonald.

Wir denken nicht nach. Das iſt deine Sache!
Du biſt der General und kommandirſt,
Wir folgen dir, und wenn's zur Hölle ginge.

Buttler (beſänftigt.)

Nun gut! Wir kennen einander.

Macdonald.

Ja, das denk' ich.

Deveroux.

Wir ſind Soldaten der Fortuna; wer
Das Meiſte bietet, hat uns.

Macdonald.

Ja, ſo iſt's.

Buttler.

Jetzt ſollt ihr ehrliche Soldaten bleiben.

Deveroux.

Das ſind wir gerne.

Buttler.

Und Fortüne machen.

Macdonald.

Das iſt noch beſſer.

Buttler.

Höret an.

Beyde.

Wir hören.

Buttler.

Es iſt des Kaiſers Will' und Ordonnanz,
Den Friedland, lebend oder todt, zu fahen.

Deveroux.

So ſteht's im Brief?

Macdonald.
Ja, lebend oder todt!
Buttler.
Und ſtattliche Belohnung wartet deſſen
An Geld und Gütern, der die That vollführt.
Deveroux.
Es klingt ganz gut. Das Wort klingt immer gut
Von dorten her. Ja, ja! Wir wiſſen ſchon!
So eine guldne Gnadenkett' etwa,
Ein krummes Roß, ein Pergament und ſo was.
— Der Fürſt zahlt beſſer.
Macdonald.
Ja, der iſt ſplendid.
Buttler.
Mit dem iſt's aus. Sein Glücksſtern iſt gefallen.
Macdonald.
Iſt das gewiß?
Buttler.
Ich ſag's euch.
Deveroux.
Iſt's vorbey
Mit ſeinem Glück?
Buttler.
Vorbey auf immerdar.
Er iſt ſo arm wie wir.
Macdonald.
So arm wie wir?

Deveroux.

Ja, Macdonald, da muß man ihn verlaſſen!

Buttler.

Verlaſſen iſt er ſchon von Zwanzigtauſend.
Wir müſſen mehr thun, Landsmann. Kurz und gut!
— Wir müſſen ihn tödten.

(Beyde fahren zurück)

Beyde.

Tödten!

Buttler.

Tödten, ſag' ich.
— Und dazu hab' ich euch erleſen.

Beyde.

Uns?

Buttler.

Euch, Hauptmann Deveroux und Macdonald.

Deveroux (nach einer Pauſe.)

Wählt einen Andern.

Macdonald.

Ja, wählt einen Andern.

Buttler (zu Deveroux.)

Erſchreckt's dich! Feige Memme? Wie? Du haſt
Schon deine dreißig Seelen auf dir liegen —

Deveroux.

Hand an den Feldherrn legen — das bedenk'!

Macdonald.

Dem wir das Jurament geleiſtet haben!

Buttler.
Das Jurament iſt null mit ſeiner Treu.
Deveroux.
Hör', General! Das dünkt mir doch zu gräßlich.
Macdonald.
Ja, das iſt wahr! Man hat auch ein Gewiſſen.
Deveroux.
Wenn's nur der Chef nicht wär', der uns ſo lang
Gekommandirt hat und Reſpect gefordert.
Buttler.
Iſt das der Anſtoß?
Deveroux.
Ja! Hör'! Wen du ſonſt willſt!
Dem eignen Sohn, wenn's Kaiſers Dienſt verlangt,
Will ich das Schwert ins Eingeweide bohren —
Doch ſieh, wir ſind Soldaten, und den Feldherrn
Ermorden, das iſt eine Sünd' und Frevel,
Davon kein Beichtmönch abſolviren kann.
Buttler.
Ich bin dein Papſt und abſolvire dich.
Entſchließt euch ſchnell.
Deveroux (ſteht bedenklich.)
Es geht nicht.
Macdonald.
Nein, es geht nicht.
Buttler.
Nun denn, ſo geht — und — ſchickt mir Peſtalutzen.

Deveroux (ſtutzt.)

Den Peſtalutz — Hum!

Macdonald.

Was willſt du mit dieſem?

Buttler.

Wenn ihr's verſchmäht, es finden ſich genug —

Deveroux.

Nein, wenn er fallen muß, ſo können wir
Den Preis ſo gut verdienen, als ein Andrer.
— Was denkſt du, Bruder Macdonald?

Macdonald.

Ja, wenn
Er fallen muß und ſoll und 's iſt nicht anders,
So mag ich's dieſem Peſtalutz nicht gönnen.

Deveroux (nach einigem Beſinnen.)

Wann ſoll er fallen?

Buttler.

Heut, in dieſer Nacht,
Denn morgen ſtehn die Schweden vor den Thoren.

Deveroux.

Stehſt du mir für die Folgen, General?

Buttler.

Ich ſteh' für Alles.

Deveroux.

Iſt's des Kaiſers Will'?
Sein netter, runder Will'? Man hat Exempel,
Daß man den Mord liebt und den Mörder ſtraft.

Buttler.
Das Manifeſt ſagt: Lebend oder todt.
Und lebend iſt's nicht möglich, ſeht ihr ſelbſt —
Deveroux.
Todt alſo! Todt — Wie aber kommt man an ihn?
Die Stadt iſt angefüllt mit Terzky'ſchen.
Macdonald.
Und dann iſt noch der Terzky und der Illo —
Buttler.
Mit dieſen Beyden fängt man an, verſteht ſich.
Deveroux.
Was? Sollen die auch fallen?
Buttler.
Die zuerſt.
Macdonald.
Hör, Deveroux — das wird ein blut'ger Abend.
Deveroux.
Haſt du ſchon deinen Mann dazu? Trag's mir auf.
Buttler.
Dem Major Geraldin iſt's übergeben.
Es iſt heut Faſtnacht und ein Eſſen wird
Gegeben auf dem Schloß; dort wird man ſie
Bey Tafel überfallen, niederſtoßen —
Der Peſtalutz, der Leßley ſind dabey —
Deveroux.
Hör', General! Dir kann es nichts verſchlagen.
Hör' — laß mich tauſchen mit dem Geraldin.

Buttler.

Die kleinere Gefahr iſt bey dem Herzog.

Deverour.

Gefahr! Was, Teufel! denkſt du von mir, Herr?
Des Herzogs Aug, nicht ſeinen Degen fürcht' ich.

Buttler.

Was kann ſein Aug dir ſchaden?

Deverour.

Alle Teufel!
Du kennſt mich, daß ich keine Memme bin.
Doch ſieh, es ſind noch nicht acht Tag, daß mir
Der Herzog zwanzig Goldſtück' reichen laſſen
Zu dieſem warmen Rock, den ich hier anhab' —
Und wenn er mich nun mit der Pike ſieht
Daſtehn, mir auf den Rock ſieht — ſieh — ſo — ſo —
Der Teufel hohl mich! ich bin keine Memme.

Buttler.

Der Herzog gab dir dieſen warmen Rock,
Und du, ein armer Wicht, bedenkſt dich, ihm
Dafür den Degen durch den Leib zu rennen.
Und einen Rock, der noch viel wärmer hält,
Hing ihm der *Kaiſer* um, den Fürſtenmantel.
Wie dankt er's ihm? Mit Aufruhr und Verrath.

Deverour.

Das iſt auch wahr. Den Danker hohl der Teufel!
Ich — bring' ihn um.

Buttler.

Und willſt du dein Gewiſſen
Beruhigen, darfſt du den Rock nur ausziehn,
So kannſt du's friſch und wohlgemuth vollbringen.

Macdonald.

Ja! da iſt aber noch was zu bedenken —

Buttler.

Was gibt's noch zu bedenken, Macdonald?

Macdonald.

Was hilft uns Wehr und Waffe wider den?
Er iſt nicht zu verwunden, er iſt feſt.

Buttler (fährt auf.)

Was wird er —

Macdonald.

Gegen Schuß und Hieb! Er iſt
Gefroren, mit der Teufelskunſt behaftet,
Sein Leib iſt undurchdringlich, ſag' ich dir.

Deveroux.

Ja, ja! In Ingolſtadt war auch ſo Einer,
Dem war die Haut ſo feſt wie Stahl, man muſſt' ihn
Zuletzt mit Flintenkolben niederſchlagen.

Macdonald.

Hört, was ich thun will!

Deveroux.

Sprich.

Macdonald.

Ich kenne hier
Im Kloſter einen Bruder Dominikaner

Aus unſrer Landsmannſchaft, der ſoll mir Schwert
Und Pike tauchen in geweihtes Waſſer,
Und einen kräft'gen Segen drüber ſprechen;
Das iſt bewährt, hilft gegen jeden Bann.

Buttler.

Das thue, Macdonald. Jetzt aber geht.
Wählt aus dem Regimente zwanzig, dreyßig
Handfeſte Kerls, laſſt ſie dem Kaiſer ſchwören —
Wenn's Eilf geſchlagen — wenn die erſten Runden
Paſſirt ſind, führt ihr ſie in aller Stille
Dem Hauſe zu — Ich werde ſelbſt nicht weit ſeyn.

Deveroux.

Wie kommen wir durch die Hartſchiers und Garden,
Die in dem innern Hofraum Wache ſtehn?

Buttler.

Ich hab' des Orts Gelegenheit erkundigt.
Durch eine hintre Pforte führ' ich euch,
Die nur durch Einen Mann vertheidigt wird.
Mir gibt mein Rang und Amt zu jeder Stunde
Einlaß beym Herzog. Ich will euch vorangehn,
Und ſchnell mit einem Dolchſtoß in die Kehle
Durchbohr' ich den Hartſchier und mach' euch Bahn.

Deveroux.

Und ſind wir oben, wie erreichen wir
Das Schlafgemach des Fürſten, ohne daß
Das Hofgeſind erwacht und Lärmen ruft?
Denn er iſt hier mit großem Comitat.

Buttler.

Die Dienerſchaft iſt auf dem rechten Flügel;
Er haſſt Geräuſch, wohnt auf dem linken ganz allein.

Deveroux.

Wär's nur vorüber, Macdonald — Mir iſt
Seltſam dabey zu Muthe, weiß der Teufel.

Macdonald.

Mir auch. Es iſt ein gar zu großes Haupt.
Man wird uns für zwey Böſewichter halten.

Buttler.

In Glanz und Ehr' und Ueberfluß könnt ihr
Der Menſchen Urtheil und Gered' verlachen.

Deveroux.

Wenn's mit der Ehr' nur auch ſo recht gewiß iſt.

Buttler.

Seyd unbeſorgt. Ihr rettet Kron' und Reich
Dem Ferdinand. Der Lohn kann nicht gering ſeyn.

Deveroux.

So iſt's ſein Zweck, den Kaiſer zu entthronen?

Buttler.

Das iſt er! Kron' und Leben ihm zu rauben!

Deveroux.

So müſſt' er fallen durch des Henkers Hand,
Wenn wir nach Wien lebendig ihn geliefert?

Buttler.

Dies Schickſal könnt' er nimmermehr vermeiden.

Deveroux.

Komm Macdonald! Er ſoll als Feldherr enden
Und ehrlich fallen von Soldatenhänden.

(Sie gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Ein Saal, aus dem man in eine Gallerie gelangt, die ſich weit nach hinten verliert.

Wallenſtein ſitzt an einem Tiſch. Der ſchwediſche Hauptmann ſteht vor ihm. Bald darauf Gräfinn Terzky.

Wallenſtein.

Empfehlt mich Eurem Herrn. Ich nehme Theil
An ſeinem guten Glück, und wenn Ihr mich
So viele Freude nicht bezeugen ſeht,
Als dieſe Siegespoſt verdienen mag,
So glaubt, es iſt nicht Mangel guten Willens,
Denn unſer Glück iſt nunmehr eins. Lebt wohl!
Nehmt meinen Dank für Eure Müh. Die Feſtung
Soll ſich Euch aufthun morgen, wann ihr kommt.

(Schwediſcher Hauptmann geht ab. Wallenſtein ſitzt in tiefen Gedanken, ſtarr vor ſich hinſehend, den Kopf in die Hand geſenkt. Gräfinn Terzky tritt herein, und ſteht eine Zeitlang vor ihm unbemerkt, endlich macht er eine raſche Bewegung, erblickt ſie und faſſt ſich ſchnell)

Kommſt du von ihr? Erholt ſie ſich? Was macht ſie?

Gräfinn.

Sie ſoll gefaſſter ſeyn nach dem Geſpräch,
Sagt mir die Schweſter — Jetzt iſt ſie zu Bette.

Wallenſtein.

Ihr Schmerz wird ſanfter werden. Sie wird weinen.

Gräfinn.

Auch dich, mein Bruder, find' ich nicht wie ſonſt.
Nach einem Sieg erwartet' ich dich heitrer.
O bleibe ſtark! Erhalte du uns aufrecht,
Denn du biſt unſer Licht und unſre Sonne.

Wallenſtein.

Sey ruhig. Mir iſt nichts — Wo iſt dein Mann?

Gräfinn.

Zu einem Gaſtmal ſind ſie, er und Illo.

Wallenſtein.

(ſteht auf und macht einige Schritte durch den Saal)

Es iſt ſchon finſtre Nacht — Geh' auf dein Zimmer!

Gräfinn.

Heiß mich nicht gehn, o laß mich um dich bleiben!

Wallenſtein (iſt ans Fenſter getreten.)

Am Himmel iſt geſchäftige Bewegung,
Des Thurmes Fahne jagt der Wind, ſchnell geht
Der Wolken Zug, die Mondesſichel wankt,
Und durch die Nacht zuckt ungewiſſe Helle.
— Kein Sternbild iſt zu ſehn! Der matte Schein dort,
Der einzelne, iſt aus der Kaſſiopeja,
Und dahin ſteht der Jupiter — Doch jetzt

Deckt ihn die Schwärze des Gewitterhimmels!

(Er verſinkt in Tiefſinn und ſieht ſtarr hinaus.)

Gräfinn.

(die ihm traurig zuſieht, faſſt ihn bey der Hand)

Was ſinnſt du?

Wallenſtein.

Mir däucht, wenn ich ihn ſähe, wär' mir wohl.
Es iſt der Stern, der meinem Leben ſtrahlt,
Und wunderbar oft ſtärkte mich ſein Anblick.

(Pauſe)

Gräfinn.

Du wirſt ihn wieder ſehn.

Wallenſtein.

(iſt wieder in eine tiefe Zerſtreuung gefallen, er ermuntert ſich und wendet ſich ſchnell zur Gräfinn)

Ihn wiederſehn? — O niemals wieder!

Gräfinn.

Wie?

Wallenſtein.

Er iſt dahin — iſt Staub!

Gräfinn.

Wen meinſt du denn?

Wallenſtein.

Er iſt der Glückliche. Er hat vollendet.
Für ihn iſt keine Zukunft mehr, ihm ſpinnt
Das Schickſal keine Tücke mehr, — ſein Leben
Liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet,

Kein dunkler Flecken blieb darin zurück,
Und unglückbringend pocht ihm keine Stunde.
Weg iſt er über Wunſch und Furcht, gehört
Nicht mehr den trüglich wankenden Planeten —
O ihm iſt wohl! Wer aber weiß, was uns
Die nächſte Stunde ſchwarz verſchleiert bringt!

Gräfinn.

Du ſprichſt von Piccolomini. Wie ſtarb er?
Der Bote ging juſt von dir, als ich kam.
(Wallenſtein bedeutet ſie mit der Hand zu ſchweigen)
O wende deine Blicke nicht zurück!
Vorwärts in hell're Tage laß uns ſchauen.
Freu' dich des Siegs, vergiß, was er dir koſtet.
Nicht heute erſt ward dir der Freund geraubt;
Als er ſich von dir ſchied, da ſtarb er dir.

Wallenſtein.

Verſchmerzen werd' ich dieſen Schlag, das weiß ich,
Denn was verſchmerzte nicht der Menſch! Vom Höchſten,
Wie vom Gemeinſten, lernt er ſich entwöhnen,
Denn ihn beſiegen die gewalt'gen Stunden.
Doch fühl' ich's wohl, was ich in ihm verlor.
Die Blume iſt hinweg aus meinem Leben,
Und kalt und farblos ſeh' ich's vor mir liegen.
Denn Er ſtand neben mir, wie meine Jugend,
Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröthe webend —

Im Feuer ſeines liebenden Gefühls
Erhoben ſich, mir ſelber zum Erſtaunen,
Des Lebens flach alltägliche Geſtalten.
— Was ich mir ferner auch erſtreben mag,
Das Schöne iſt doch weg, das kommt nicht wieder,
Denn über alles Glück geht doch der Freund,
Der's fühlend erſt erſchafft, der's theilend mehrt.

Gräfinn.

Verzag' nicht an der eignen Kraft. Dein Herz
Iſt reich genug, ſich ſelber zu beleben.
Du liebſt und preiſeſt Tugenden an ihm,
Die du in ihm gepflanzt, in ihm entfaltet.

Wallenſtein (an die Thür gehend.)

Wer ſtört uns noch in ſpäter Nacht? — Es iſt
Der Kommandant. Er bringt die Feſtungſchlüſſel.
Verlaß uns, Schweſter! Mitternacht iſt da.

Gräfinn.

O mir wird heut ſo ſchwer von dir zu gehn,
Und bange Furcht bewegt mich.

Wallenſtein.

Furcht! Wovor?

Gräfinn.

Du möchteſt ſchnell wegreiſen dieſe Nacht,
Und beym Erwachen fänden wir dich nimmer.

Wallenſtein.

Einbildungen!

Gräfinn.
O meine Seele wird
Schon lang von trüben Ahnungen geängſtigt,
Und wenn ich wachend ſie bekämpft, ſie fallen
Mein banges Herz in düſtern Träumen an.
— Ich ſah dich geſtern Nacht mit deiner erſten
Gemahlinn, reich geputzt, zu Tiſche ſitzen —
Wallenſtein.
Das iſt ein Traum erwünſchter Vorbedeutung:
Denn jene Heirath ſtiftete mein Glück.
Gräfinn.
Und heute träumte mir, ich ſuchte dich
In deinem Zimmer auf — Wie ich hineintrat,
So war's dein Zimmer nicht mehr, die Karthauſe
Zu Gitſchin war's, die du geſtiftet haſt,
Und wo du willſt, daß man dich hin begrabe.
Wallenſtein.
Dein Geiſt iſt nun einmal damit beſchäftigt.
Gräfinn.
Wie? Glaubſt du nicht, daß eine Warnungſtimme
In Träumen vorbedeutend zu uns ſpricht?
Wallenſtein.
Dergleichen Stimmen gibt's — Es iſt kein Zweifel!
Doch Warnungſtimmen möcht ich ſie nicht nennen,
Die nur das Unvermeidliche verkünden.
Wie ſich der Sonne Scheinbild in dem Dunſtkreis
Mahlt, eh' ſie kommt, ſo ſchreiten auch den großen

Geſchicken ihre Geiſter ſchon voran,
Und in dem Heute wandelt ſchon das Morgen.
Es machte mir ſtets eigene Gedanken,
Was man vom Tod des vierten Heinrichs lieſt.
Der König fühlte das Geſpenſt des Meſſers
Lang vorher in der Bruſt, eh' ſich der Mörder
Ravaillac damit waffnete. Ihn floh
Die Ruh, es jagt' ihn auf in ſeinem Louvre.
Ins Freye trieb es ihn, wie Leichenfeyer
Klang ihm der Gattinn Krönungfeſt, er hörte
Im ahnungvollen Ohr der Füße Tritt,
Die durch die Gaſſen von Paris ihn ſuchten.

Gräfinn.

Sagt dir die inn're Ahnungſtimme nichts?

Wallenſtein.

Nichts. Sey ganz ruhig!

Gräfinn (in düſtres Nachſinnen verloren.)

Und ein andermal,
Als ich dir eilend nachging, liefſt du vor mir
Durch einen langen Gang, durch weite Säle,
Es wollte gar nicht enden — Thüren ſchlugen
Zuſammen, krachend — keuchend folgt' ich, konnte
Dich nicht erreichen — plötzlich fühlt' ich mich
Von hinten angefaſſt mit kalter Hand,
Du warſt's, und küſſteſt mich, und über uns
Schien eine rothe Decke ſich zu legen —

Wallenſtein.

Das iſt der rothe Teppich meines Zimmers.

Gräfinn (ihn betrachtend.)

Wenn's dahin ſollte kommen — Wenn ich dich,
Der jetzt in Lebensfülle vor mir ſteht —
(Sie ſinkt ihm weinend an die Bruſt)

Wallenſtein.

Des Kaiſers Achtbrief ängſtigt dich. Buchſtaben
Verwunden nicht, er findet keine Hände.

Gräfinn.

Fänd' er ſie aber, dann iſt mein Entſchluß
Gefaſſt — ich führe bey mir, was mich tröſtet.
(geht ab.)

Vierter Auftritt.

Wallenſtein. Gordon. Dann der **Kammerdiener.**

Wallenſtein.

Iſt's ruhig in der Stadt?

Gordon.

Die Stadt iſt ruhig.

Wallenſtein.

Ich höre rauſchende Muſik, das Schloß iſt
Von Lichtern hell. Wer ſind die Fröhlichen?

Gordon.

Dem Grafen Terzky und dem Feldmarſchall
Wird ein Bankett gegeben auf dem Schloß.

Wallenſtein (vor ſich.)

Es iſt des Sieges wegen — Dies Geſchlecht
Kann ſich nicht anders freuen, als bey Tiſch.
(Klingelt. Kammerdiener tritt ein)
Entkleide mich, ich will mich ſchlafen legen.
(Er nimmt die Schlüſſel zu ſich)
So ſind wir denn vor jedem Feind bewahrt,
Und mit den ſichern Freunden eingeſchloſſen,
Denn alles müſſt' mich trügen, oder ein
Geſicht, wie dies, (auf Gordon ſchauend) iſt keines Heuchlers Larve.
(Kammerdiener hat ihm den Mantel, Ringkragen und die Feldbinde abgenommen)
Gib Acht! was fällt da?

Kammerdiener.

Die goldne Kette iſt entzwey geſprungen.

Wallenſtein.

Nun, ſie hat lang genug gehalten. Gib!
(Indem er die Kette betrachtet)
Das war des Kaiſers *erſte* Gunſt. Er hing ſie
Als Erzherzog mir um, im Krieg von Friaul,
Und aus Gewohnheit trug ich ſie bis heut.
— Aus Aberglauben, wenn ihr wollt. Sie ſollte
Ein Talismann mir ſeyn, ſo lang ich ſie

An meinem Halſe gläubig würde tragen,
Das flücht'ge Glück, deß erſte Gunſt ſie war,
Mir auf Zeitlebens binden — Nun es ſey!
Mir muß fortan ein neues Glück beginnen,
Denn dieſes Bannes Kraft iſt aus.
(Kammerdiener entfernt ſich mit den Kleidern. Wallenſtein ſteht auf, macht einen Gang durch den Saal und bleibt zuletzt nachdenkend vor Gordon ſtehen)
Wie doch die alte Zeit mir näher kommt.
Ich ſeh' mich wieder an dem Hof zu Burgau,
Wo wir zuſammen Edelknaben waren.
Wir hatten öfters Streit, du meinteſt's gut,
Und pflegteſt gern den Sittenprediger
Zu machen, ſchalteſt mich, daß ich nach hohen Dingen
Unmäßig ſtrebte, kühnen Träumen glaubend,
Und prieſeſt mir den goldnen Mittelweg.
— Ey, deine Weisheit hat ſich ſchlecht bewährt,
Sie hat dich früh zum abgelebten Manne
Gemacht, und würde dich, wenn ich mit meinen
Großmüth'gen Sternen nicht dazwiſchen träte,
Im ſchlechten Winkel ſtill verlöſchen laſſen.

Gordon.

Mein Fürſt! Mit leichtem Muthe knüpft der arme Fiſcher
Den kleinen Nachen an im ſichern Port,
Sieht er im Sturm das große Meerſchiff ſtranden.

Wallenſtein.

So biſt du ſchon im Hafen, alter Mann?

Ich nicht. Es treibt der ungeſchwächte Muth
Noch friſch und herrlich auf der Lebenswoge;
Die Hoffnung nenn' ich meine Göttinn noch,
Ein Jüngling iſt der Geiſt, und ſeh' ich mich
Dir gegenüber, ja, ſo möcht' ich rühmend ſagen,
Daß über meinem braunen Scheitelhaar
Die ſchnellen Jahre machtlos hingegangen.

(Er geht mit großen Schritten durchs Zimmer, und bleibt auf der entgegengeſetzten Seite, Gordon gegenüber ſtehen)

Wer nennt das Glück noch falſch? Mir war es treu,
Hob aus der Menſchen Reihen mich heraus
Mit Liebe, durch des Lebens Stufen mich
Mit kraftvoll leichten Götterarmen tragend.
Nichts iſt gemein in meines Schickſals Wegen,
Noch in den Furchen meiner Hand. Wer möchte
Mein Leben mir nach Menſchenweiſe deuten?
Zwar jetzo ſchein ich tief herabgeſtürzt;
Doch werd' ich wieder ſteigen, hohe Flut
Wird bald auf dieſe Ebbe ſchwellend folgen —

Gordon.

Und doch erinnr' ich an den alten Spruch:
Man ſoll den Tag nicht vor dem Abend loben.
Nicht Hoffnung möcht' ich ſchöpfen aus dem langen Glück;
Dem Unglück iſt die Hoffnung zugeſendet.
Furcht ſoll das Haupt des Glücklichen umſchweben:
Denn ewig wanket des Geſchickes Wage.

Wallenſtein (lächelnd.)

Den alten Gordon hör' ich wieder ſprechen.
— Wohl weiß ich, daß die ird'ſchen Dinge wechſeln,
Die böſen Götter fordern ihren Zoll,
Das wuſſten ſchon die alten Heydenvölker,
Drum wählten ſie ſich ſelbſt freywill'ges Unheil,
Die eiferſücht'ge Gottheit zu verſöhnen,
Und Menſchenopfer bluteten dem Typhon.
(Nach einer Pauſe, ernſt und ſtiller)
Auch ich hab' ihm geopfert — Denn mir fiel
Der liebſte Freund, und fiel durch meine Schuld.
So kann mich keines Glückes Gunſt mehr freuen,
Als dieſer Schlag mich hat geſchmerzt — Der Neid
Des Schickſals iſt geſättigt, es nimmt Leben
Für Leben an, und abgeleitet iſt
Auf das geliebte reine Haupt der Blitz,
Der mich zerſchmetternd wollte niederſchlagen.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Seni.

Wallenſtein.

Kommt da nicht Seni? Und wie außer ſich!
Was führt dich noch ſo ſpät hieher, Baptiſt?

Seni.

Furcht deinetwegen, Hoheit.

Wallenſtein.

Sag, was gibt's?

Seni.

Flieh, Hoheit, eh' der Tag anbricht! Vertraue dich
Den Schwediſchen nicht an!

Wallenſtein.

Was fällt dir ein?

Seni (mit ſteigendem Ton.)

Vertrau' dich dieſen Schweden nicht!

Wallenſtein.

Was iſt's denn?

Seni.

Erwarte nicht die Ankunft dieſer Schweden!
Von falſchen Freunden droht dir nahes Unheil;
Die Zeichen ſtehen grauſenhaft; nah, nahe
Umgeben dich die Netze des Verderbens.

Wallenſtein.

Du träumſt, Baptiſt, die Furcht bethöret dich.

Seni.

O glaube nicht, daß leere Furcht mich täuſche.
Komm, lies es ſelbſt in dem Planetenſtand,
Daß Unglück dir von falſchen Freunden droht.

Wallenſtein.

Von falſchen Freunden ſtammt mein ganzes Unglück;
Die Weiſung hätte früher kommen ſollen,
Jetzt brauch' ich keine Sterne mehr dazu.

Seni.

O komm und ſieh! Glaub deinen eignen Augen.
Ein greulich Zeichen ſteht im Haus des Lebens,
Ein naher Feind, ein Unhold lauert hinter
Den Strahlen deines Sterns — O laß dich warnen!
Nicht dieſen Heyden überliefre dich,
Die Krieg mit unſrer heil'gen Kirche führen.

Wallenſtein (lächelnd.)

Schallt das Orakel daher? — Ja! Ja! Nun
Beſinn' ich mich — Dies ſchwed'ſche Bündniß hat
Dir nie gefallen wollen — Leg dich ſchlafen,
Baptiſta! Solche Zeichen fürcht' ich nicht.

Gordon.

(der durch dieſe Reden heftig erſchüttert worden, wendet ſich zu Wallenſtein)

Mein fürſtlicher Gebieter! Darf ich reden?
Oft kommt ein nützlich Wort aus ſchlechtem Munde.

Wallenſtein.

Sprich frey!

Gordon.

Mein Fürſt! Wenn's doch kein leeres Furchtbild wäre,
Wenn Gottes Vorſehung ſich dieſes Mundes
Zu Ihrer Rettung wunderbar bediente!

Wallenſtein.

Ihr ſprecht im Fieber, Einer wie der Andre.

Wie kann mir Unglück kommen von den Schweden?
Sie ſuchten meinen Bund, er iſt ihr Vortheil.

Gordon.

Wenn dennoch eben dieſer Schweden Ankunft —
Gerade die es wär', die das Verderben
Beflügelte auf Ihr ſo ſichres Haupt —
(vor ihm niederſtürzend)
O noch iſt's Zeit, mein Fürſt —

Seni (kniet nieder.)

O hör' ihn! hör' ihn!

Wallenſtein.

Zeit, und wozu? Steht auf — Ich will's, ſteht auf.

Gordon (ſteht auf.)

Der Rheingraf iſt noch fern. Gebieten Sie,
Und dieſe Feſtung ſoll ſich ihm verſchließen.
Will er uns dann belagern, er verſuch's,
Doch ſag' ich dies: Verderben wird er eher
Mit ſeinem ganzen Volk vor dieſen Wällen,
Als unſres Muthes Tapferkeit ermüden.
Erfahren ſoll er, was ein Heldenhaufe
Vermag, beſeelt von einem Heldenführer,
Dem's Ernſt iſt, ſeinen Fehler gut zu machen.
Das wird den Kaiſer rühren und verſöhnen,
Denn gern zur Milde wendet ſich ſein Herz,
Und Friedland, der bereuend wiederkehrt,
Wird höher ſtehn in ſeines Kaiſers Gnade,
Als je der niegefallne hat geſtanden.

Wallenſtein.

(betrachtet ihn mit Befremdung und Erſtaunen, und ſchweigt eine Zeitlang, eine ſtarke innere Bewegung zeigend)

Gordon — des Eifers Wärme führt euch weit,
Es darf der Jugendfreund ſich was erlauben.
— Blut iſt gefloſſen, Gordon. Nimmer kann
Der Kaiſer mir vergeben. Könnt' er's, ich,
Ich könnte nimmer mir vergeben laſſen.
Hätt' ich vorher gewußt, was nun geſchehn,
Daß es den liebſten Freund mir würde koſten,
Und hätte mir das Herz, wie jetzt geſprochen —
Kann ſeyn, ich hätte mich bedacht — kann ſeyn
Auch nicht — Doch was nun ſchonen noch? Zu ernſthaft
Hat's angefangen, um in Nichts zu enden.
Hab' es denn ſeinen Lauf!

(Indem er ans Fenſter tritt)

Sieh, es iſt Nacht geworden; auf dem Schloß
Iſt's auch ſchon ſtille — Leuchte, Kämmerling.

(Kammerdiener, der unterdeſſen ſtill eingetreten, und mit ſichtbarem Antheil in der Ferne geſtanden, tritt hervor, heftig bewegt, und ſtürzt ſich zu des Herzogs Füßen)

Du auch noch? Doch ich weiß es ja, warum
Du meinen Frieden wünſcheſt mit dem Kaiſer.
Der arme Menſch! Er hat im Kärnthnerland
Ein kleines Gut und ſorgt, ſie nehmen's ihm,
Weil er bey mir iſt. Bin ich denn ſo arm,
Daß ich den Dienern nicht erſetzen kann?

Nun! Ich will Niemand zwingen. Wenn du meinſt,
Daß mich das Glück geflohen, ſo verlaß mich.
Heut magſt du mich zum Letztenmal entkleiden,
Und dann zu deinem Kaiſer übergehn —
Gut' Nacht, Gordon!
Ich denke einen langen Schlaf zu thun;
Denn dieſer letzten Tage Qual war groß.
Sorgt, daß ſie nicht zu zeitig mich erwecken.

(Er geht ab. Kammerdiener leuchtet. Seni folgt. Gordon bleibt in der Dunkelheit ſtehen, dem Herzog mit den Augen folgend, bis er in dem äußerſten Gang verſchwunden iſt; dann drückt er durch Geberden ſeinen Schmerz aus, und lehnt ſich gramvoll an eine Säule.)

Sechſter Auftritt.

Gordon. Buttler (anfangs hinter der Scene.)

Buttler.

Hier ſtehet ſtill, bis ich das Zeichen gebe.

Gordon (fährt auf.)

Er iſt's, er bringt die Mörder ſchon.

Buttler.

Die Lichter
Sind aus. In tiefem Schlafe liegt ſchon Alles.

Gordon.

Was ſoll ich thun? Verſuch' ich's, ihn zu retten?
Bring' ich das Haus, die Wachen in Bewegung?

Buttler (erſcheint hinten.)
Vom Korridor her ſchimmert Licht. Das führt
Zum Schlafgemach des Fürſten.

Gordon.
Aber brech' ich
Nicht meinen Eid dem Kaiſer? Und entkommt er,
Des Feindes Macht verſtärkend, lad' ich nicht
Auf *mein* Haupt alle fürchterliche Folgen?

Buttler (etwas näher kommend.)
Still! Horch! Wer ſpricht da?

Gordon.
Ach, es iſt doch beſſer,
Ich ſtell's dem Himmel heim. Denn was bin ich,
Daß ich ſo großer That mich unterfinge?
Ich hab' ihn nicht ermordet, wenn er umkommt;
Doch ſeine Rettung wäre *meine* That,
Und jede ſchwere Folge müßt' ich tragen.

Buttler (herzutretend.)
Die Stimme kenn' ich.

Gordon.
Buttler.

Buttler.
Es iſt Gordon.
Was ſucht ihr hier? Entließ der Herzog euch
So ſpät?

Gordon.
Ihr tragt die Hand in eurer Binde?

Buttler.

Sie iſt verwundet. Dieſer Illo focht
Wie ein Verzweifelter, bis wir ihn endlich
Zu Boden ſtreckten —

Gordon (ſchauert zuſammen.)

Sie ſind todt!

Buttler.

Es iſt geſchehn.
— Iſt er zu Bett?

Gordon.

Ach Buttler!

Buttler (dringend.)

Iſt er? Sprecht!
Nicht lange kann die That verborgen bleiben.

Gordon.

Er ſoll nicht ſterben. Nicht durch Euch! Der Himmel
Will Euren Arm nicht. Seht, er iſt verwundet.

Buttler.

Nicht meines Armes braucht's.

Gordon.

Die Schuldigen
Sind todt; genug iſt der Gerechtigkeit
Geſchehn! Laſſt dieſes Opfer ſie verſöhnen!

(Kammerdiener kommt den Gang her, mit dem Finger auf dem Mund Stillſchweigen gebietend)

Er ſchläft! O mordet nicht den heil'gen Schlaf!

Buttler.

Nein, er ſoll wachend ſterben.

(will gehen)

Gordon.

Ach, ſein Herz iſt noch
Den ird'ſchen Dingen zugewendet, nicht
Gefaſſt iſt er, vor ſeinen Gott zu treten.

Buttler.

Gott iſt barmherzig!

(will gehen)

Gordon (hält ihn.)

Nur die Nacht noch gönnt ihm.

Buttler.

Der nächſte Augenblick kann uns verrathen.

Gordon (hält ihn.)

Nur eine Stunde!

Buttler.

Laſſt mich los! Was kann
Die kurze Friſt ihm helfen?

Gordon.

O die Zeit iſt
Ein wunderthät'ger Gott. In einer Stunde rinnen
Viel tauſend Körner Sandes; ſchnell wie ſie
Bewegen ſich im Menſchen die Gedanken.
Nur eine Stunde! Euer Herz kann ſich,
Das ſeinige ſich wenden — Eine Nachricht
Kann kommen — ein beglückendes Ereigniß,

Entſcheidend, rettend, ſchnell vom Himmel fallen —
O was vermag nicht eine Stunde!

Buttler.

Ihr erinnert mich,
Wie koſtbar die Minuten ſind.

(Er ſtampft auf den Boden.)

Siebenter Auftritt.

Macdonald. Deveroux mit **Hellebardierern** treten hervor. Dann **Kammerdiener. Vorige.**

Gordon.

(ſich zwiſchen ihn und jene werfend)

Nein, Unmenſch!
Erſt über meinen Leichnam ſollſt du hingehn,
Denn nicht will ich das Gräßliche erleben.

Buttler (ihn weg drängend.)

Schwachſinn'ger Alter!

(Man hört Trompeten in der Ferne)

Macdonald und Deveroux.

Schwediſche Trompeten!
Die Schweden ſtehn vor Eger! Laſſt uns eilen!

Gordon.

Gott! Gott!

Buttler.

An Euren Poſten, Kommandant!

(Gordon ſtürzt hinaus.)

Kammerdiener (eilt herein.)

Wer darf hier lärmen? Still, der Herzog ſchläft.

Deveroux.

(mit lauter fürchterlicher Stimme)

Freund! Jetzt iſt's Zeit zu lärmen!

Kammerdiener (Geſchrey erhebend.)

Hülfe! Mörder!

Buttler.

Nieder mit ihm!

Kammerdiener.

(von Deveroux durchbohrt, ſtürzt am Eingang der Gallerie)

Jeſus Maria!

Buttler.

Sprengt die Thüren!

(Sie ſchreiten über den Leichnam weg, den Gang hin. Man hört in der Ferne zwey Thüren nach einander ſtürzen — Dumpfe Stimmen — Waffengetöſe — dann plötzlich tiefe Stille.)

Achter Auftritt.

Gräfinn Terzky (mit einem Lichte.)

Ihr Schlafgemach iſt leer, und ſie iſt nirgends
Zu finden; auch die Neubrunn wird vermiſſt,
Die bey ihr wachte — Wäre ſie entflohn?
Wo kann ſie hingeflohen ſeyn? Man muß
Nacheilen, Alles in Bewegung ſetzen!

Wie wird der Herzog dieſe Schreckenspoſt
Aufnehmen! Wäre nur mein Mann zurück
Vom Gaſtmal! Ob der Herzog wohl noch wach iſt?
Mir war's, als hört' ich Stimmen hier und Tritte.
Ich will doch hingehn, an der Thüre lauſchen.
Horch! wer iſt das? Es eilt die Trepp' herauf.

Neunter Auftritt.

Gräfinn. Gordon. Dann Buttler.

Gordon.

(eilfertig, athemlos hereinſtürzend)

Es iſt ein Irrthum — es ſind nicht die Schweden.
Ihr ſollt nicht weiter gehen — Buttler — Gott!
Wo iſt er?

(indem er die Gräfinn bemerkt)

Gräfinn, ſagen Sie —

Gräfinn.

Sie kommen von der Burg? Wo iſt mein Mann?

Gordon (entſetzt.)

Ihr Mann! — O fragen Sie nicht! Gehen Sie
Hinein — (will fort.)

Gräfinn (hält ihn.)

Nicht eher, bis Sie mir entdecken —

Gordon (heftig dringend.)

An dieſem Augenblicke hängt die Welt!
Um Gotteswillen, gehen Sie — Indem

Wir ſprechen — Gott im Himmel!
(Laut ſchreyend)
Buttler! Buttler!

Gräfinn.

Der iſt ja auf dem Schloß mit meinem Mann.
(Buttler kommt aus der Gallerie)

Gordon (der ihn erblickt.)

Es war ein Irrthum — Es ſind nicht die Schweden —
Die Kaiſerlichen ſind's, die eingedrungen —
Der Generalleutnant ſchickt mich her, er wird
Gleich ſelbſt hier ſeyn — Ihr ſollt nicht weiter gehn —

Buttler.

Er kommt zu ſpät.

Gordon (ſtürzt an die Mauer.)

Gott der Barmherzigkeit!

Gräfinn (ahnungsvoll.)

Was iſt zu ſpät? Wer wird gleich ſelbſt hier ſeyn?
Octavio in Eger eingedrungen?
Verrätherey! Verrätherey! Wo iſt
Der Herzog?
(eilt dem Gange zu.)

Zehnter Auftritt.

Vorige. Seni. Dann **Bürgermeiſter. Page. Kammerfrau. Bediente**
(rennen ſchreckensvoll über die Scene.)

Seni.

(der mit allen Zeichen des Schreckens aus der Gallerie kommt)

O blutige, entſetzensvolle That!

Gräfinn.

Was iſt
Geſchehen, Seni?

Page (herauskommend.)

O erbarmenswürd'ger Anblick!

(Bediente mit Fackeln)

Gräfinn.

Was iſt's? Um Gotteswillen!

Seni.

Fragt Ihr noch?
Drinn liegt der Fürſt ermordet, Euer Mann iſt
Erſtochen auf der Burg.

(Gräfinn bleibt erſtarrt ſtehen)

Kammerfrau (eilt herein.)

Hülf'! Hülf' der Herzoginn!

Bürgermeiſter (kommt ſchreckensvoll.)

Was für ein Ruf
Des Jammers weckt die Schläfer dieſes Hauſes?

Gordon.

Verflucht iſt Euer Haus auf ew'ge Tage!
In Eurem Hauſe liegt der Fürſt ermordet.

Bürgermeiſter.

Das, wolle Gott nicht!
(ſtürzt hinaus)

Erſter Bedienter.

Flieht! Flieht! Sie ermorden
Uns Alle!

Zweyter Bedienter (Silbergeräth tragend.)

Da hinaus! Die untern Gänge ſind beſetzt.
(Hinter der Scene wird gerufen)
Platz! Platz dem Generalleutnant!
(Bey dieſen Worten richtet ſich die Gräfinn aus ihrer Erſtarrung auf, faßt ſich und geht ſchnell ab)
(Hinter der Scene)
Beſetzt das Thor! Das Volk zurückgehalten!

Eilfter Auftritt.

Vorige ohne die Gräfinn. **Octavio Piccolomini** tritt herein mit Gefolge. **Deveroux** und **Macdonald** kommen zugleich aus dem Hintergrunde mit Hellebardierern. Wallenſteins Leichnam wird in einem rothen Teppich hinten über die Scene getragen.

Octavio (raſch eintretend.)

Es darf nicht ſeyn! Es iſt nicht möglich! Buttler!
Gordon! Ich wills nicht glauben. Saget nein!

Gordon.

(ohne zu antworten, weiſt mit der Hand nach hinten. Octavio geht hin und ſteht von Entſetzen ergriffen)

Devereux (zu Buttler.)

Hier iſt das goldne Vließ, des Fürſten Degen!

Macdonald.

Befehlt Ihr, daß man die Kanzley —

Buttler (auf Octavio zeigend.)

Hier ſteht er,
Der jetzt allein Befehle hat zu geben.

(Devereux und Macdonald treten ehrerbietig zurück; Alles verliert ſich ſtill, daß nur allein Buttler, Octavio und Gordon auf der Scene bleiben)

Octavio (zu Buttlern gewendet.)

War das die Meinung, Buttler, als wir ſchieden?
Gott der Gerechtigkeit! Ich hebe meine Hand auf!
Ich bin an dieſer ungeheuern That
Nicht ſchuldig.

Buttler.

Eure Hand iſt rein. Ihr habt
Die meinige dazu gebraucht.

Octavio.

Ruchloſer!
So muſſteſt du des Herrn Befehl mißbrauchen,
Und blutig grauenvollen Meuchelmord
Auf deines Kaiſers heilgen Namen wälzen?

Buttler (gelaſſen.)

Ich hab' des Kaiſers Urthel nur vollſtreckt.

Octavio.

O Fluch der Könige, der ihren Worten
Das fürchterliche Leben gibt, dem ſchnell
Vergänglichen Gedanken gleich die That,
Die feſt unwiderrufliche, ankettet!
Muſſt' es ſo raſch gehorcht ſeyn? Konnteſt du
Dem Gnädigen nicht Zeit zur Gnade gönnen?
Des Menſchen Engel iſt die Zeit — die raſche
Vollſtreckung an das Urtheil anzuheften,
Ziemt nur dem unveränderlichen Gott!

Buttler.

Was ſcheltet Ihr mich? Was iſt mein Verbrechen?
Ich habe eine gute That gethan,
Ich hab' das Reich von einem furchtbarn Feinde
Befreyt, und mache Anſpruch auf Belohnung.
Der einz'ge Unterſchied iſt zwiſchen *Eurem*
Und *meinem* Thun: ihr habt den Pfeil geſchärft,
Ich hab' ihn abgedrückt. Ihr ſä'tet Blut,
Und ſteht beſtürzt, daß Blut iſt aufgegangen.
Ich wuſſte immer, was ich that, und ſo
Erſchreckt und überraſcht mich kein Erfolg.
Habt ihr ſonſt einen Auftrag mir zu geben?
Denn ſteh'nden Fußes reiſ' ich ab nach Wien,
Mein blutend Schwert vor meines Kaiſers Thron
Zu legen und den Beyfall mir zu holen,
Den der geſchwinde, pünktliche Gehorſam
Von dem gerechten Richter fordern darf.
(geht ab)

Zwölfter Auftritt.

Vorige ohne Buttler. **Gräfinn Terzky** (tritt auf, bleich und entſtellt. Ihre Sprache iſt ſchwach und langſam, ohne Leidenſchaft).

Octavio (ihr entgegen.)

O Gräfinn Terzky, muſſt' es dahin kommen?
Das ſind die Folgen unglückſel'ger Thaten.

Gräfinn.

Es ſind die Früchte Ihres Thuns — Der Herzog
Iſt todt, mein Mann iſt todt, die Herzoginn
Ringt mit dem Tode, meine Nichte iſt verſchwunden.
Dies Haus des Glanzes und der Herrlichkeit
Steht nun verödet, und durch alle Pforten
Stürzt das erſchreckte Hofgeſinde fort.
Ich bin die Letzte drinn, ich ſchloß es ab,
Und liefre hier die Schlüſſel aus.

Octavio (mit tiefem Schmerz.)

O Gräfinn,
Auch mein Haus iſt verödet!

Gräfinn.

Wer ſoll noch
Umkommen? Wer ſoll noch mißhandelt werden?
Der Fürſt iſt todt; des Kaiſers Rache kann
Befriedigt ſeyn. Verſchonen Sie die alten Diener,
Daß den Getreuen ihre Lieb' und Treu

Nicht auch zum Frevel angerechnet werde!
Das Schickſal überraſchte meinen Bruder
Zu ſchnell; er konnte nicht mehr an ſie denken.

Octavio.

Nichts von Mißhandlung! Nichts von Rache, Gräfinn!
Die ſchwere Schuld iſt ſchwer gebüßt, der Kaiſer
Verſöhnt, nichts geht vom Vater auf die Tochter
Hinüber, als ſein Ruhm und ſein Verdienſt.
Die Kaiſerinn ehrt Ihr Unglück, öfnet Ihnen
Theilnehmend ihre mütterlichen Arme.
Drum keine Furcht mehr! Faſſen Sie Vertrauen,
Und übergeben Sie ſich hoffnungvoll
Der kaiſerlichen Gnade.

Gräfinn.

(mit einem Blick zum Himmel)

Ich vertraue mich
Der Gnade eines größern Herrn — Wo ſoll
Der fürſtliche Leichnam ſeine Ruhſtatt finden?
In der Karthauſe, die er ſelbſt geſtiftet,
Zu Gitſchin ruht die Gräfinn Wallenſtein;
An *ihrer* Seite, die ſein erſtes Glück
Gegründet, wünſcht' er, dankbar, einſt zu ſchlummern.
O laſſen Sie ihn dort begraben ſeyn!
Auch für die Reſte meines Mannes bitt' ich
Um gleiche Gunſt. Der Kaiſer iſt Beſitzer

Von unſern Schlöſſern; gönne man uns nur
Ein Grab noch bey den Gräbern unſrer Ahnen.

Octavio.

Sie zittern, Gräfinn — Sie verbleichen — Gott!
Und welche Deutung geb' ich Ihren Reden?

Gräfinn.

(ſammelt ihre letzte Kraft und ſpricht mit Lebhaftigkeit und Adel)

Sie denken würdiger von mir, als daß Sie glaubten,
Ich überlebte meines Hauſes Fall.
Wir fühlten uns nicht zu gering, die Hand
Nach einer Königskrone zu erheben —
Es ſollte nicht ſeyn — doch wir denken königlich
Und achten einen freyen, muth'gen Tod
Anſtändiger, als ein entehrtes Leben.
— Ich habe Gift . . . . .

Octavio.

O rettet! Helft!

Gräfinn.

Es iſt zu ſpät.
In wenig Augenblicken iſt mein Schickſal
Erfüllt.

(Sie geht ab)

Gordon.

O Haus des Mordes und Entſetzens!

(Ein Kourier kommt und bringt einen Brief.)

Gordon (tritt ihm entgegen.)

Was gibt's? Das iſt das kaiſerliche Siegel.

(Er hat die Aufſchrift geleſen, und übergibt den Brief dem Octavio mit einem Blick des Vorwurfs)

Dem Fürſten Piccolomini.

(Octavio erſchrickt und blickt ſchmerzvoll zum Himmel. Der Vorhang fällt.)

Friedrichs von Schiller
ſämmtliche Werke.

Zehnter Band.

Mit allergnädigſten Privilegien gegen den Nachdruck und Verkauf der Nachdrücke.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1814.

[illegible]

Inhalt dieſes Bandes.

Seite

I. Maria Stuart, ein Trauerſpiel. 1

II. Die Jungfrau von Orleans, eine romantiſche Tragödie. 235

III. Die Braut von Meſſina, oder die feindlichen Brüder, ein Trauerſpiel mit Chören. . 431

Maria Stuart.

Ein

Trauerſpiel.

Perſonen.

Eliſabeth, Königinn von England.
Maria Stuart, Königinn von Schottland, Gefangne in England.
Robert Dudley, Graf von Leiceſter.
Georg Talbot, Graf von Schrewſbury.
Wilhelm Cecil, Baron von Burleigh, Großſchatzmeiſter.
Graf von Kent.
Wilhelm Daviſon, Staatsſecretär.
Amias Paulet, Ritter, Hüter der Maria.
Mortimer, ſein Neffe.
Graf Aubeſpine, franzöſiſcher Geſandter.
Graf Bellievre, außerordentlicher Botſchafter von Frankreich.
Okelly, Mortimers Freund.
Drugeon Drury, zweyter Hüter der Maria.
Melvil, ihr Haushofmeiſter.
Hanna Kennedy, ihre Amme.
Margaretha Kurl, ihre Kammerfrau.
Sherif der Grafſchaft.
Offizier der Leibwache.
Franzöſiſche und engliſche Herren.
Trabanten.
Hofdiener der Königinn von England.
Diener und Dienerinnen der Königinn von Schottland

Erſter Aufzug.

Im Schloß zu Fotheringhay.

(Ein Zimmer.)

Erſter Auftritt.

Hanna Kennedy, Amme der Königinn von Schottland in heftigem Streit mit **Paulet**, der im Begriff iſt, einen Schrank zu öffnen. **Drugeon Drury**, ſein Gehülfe, mit Brecheiſen.

Kennedy.

Was macht ihr, Sir? Welch neue Dreiſtigkeit!
Zurück von dieſem Schrank!

Paulet.

Wo kam der Schmuck her?
Vom obern Stock ward er herabgeworfen;
Der Gärtner hat beſtochen werden ſollen
Mit dieſem Schmuck — Fluch über Weiberliſt!
Trotz meiner Aufſicht, meinem ſcharfen Suchen,
Noch Koſtbarkeiten, noch geheime Schätze!

(Sich über den Schrank machend)
Wo das geſteckt hat, liegt noch mehr!

Kennedy.

Zurück, Verwegner!
Hier liegen die Geheimniſſe der Lady.

Paulet.

Die eben ſuch' ich (Schriften hervorziehend.)

Kennedy.

Unbedeutende
Papiere, bloße Uebungen der Feder,
Des Kerkers traur'ge Weile zu verkürzen.

Paulet.

In müß'ger Weile ſchafft der böſe Geiſt.

Kennedy.

Es ſind franzöſiſche Schriften.

Paulet.

Deſto ſchlimmer!
Die Sprache redet Englands Feind.

Kennedy.

Concepte
Von Briefen an die Königinn von England.

Paulet.

Die überliefr' ich — Sieh! Was ſchimmert hier?
(er hat einen geheimen Reſſort geöffnet, und zieht aus einem verborgnen Fach Geſchmeide hervor)
Ein königliches Stirnband, reich an Steinen,
Durchzogen mit den Lilien von Frankreich!

(Er gibt es ſeinem Begleiter)
Verwahrt's, Drury. Legt's zu dem Uebrigen!
(Drury geht ab)

Kennedy.

O ſchimpfliche Gewalt, die wir erleiden!

Paulet.

So lang ſie noch beſitzt, kann ſie noch ſchaden,
Denn Alles wird Gewehr in ihrer Hand.

Kennedy.

Seyd gütig, Sir. Nehmt nicht den letzten Schmuck
Aus unſerm Leben weg! Die Jammervolle
Erfreut der Anblick alter Herrlichkeit;
Denn alles Andre habt ihr uns entriſſen.

Paulet.

Es liegt in guter Hand. Gewiſſenhaft
Wird es zu ſeiner Zeit zurückgegeben!

Kennedy.

Wer ſieht es dieſen kahlen Wänden an,
Daß eine Königinn hier wohnt? Wo iſt
Die Himmeldecke über ihrem Sitz?
Muß ſie den zärtlich weichgewöhnten Fuß
Nicht auf gemeinen rauhen Boden ſetzen?
Mit grobem Zinn, die ſchlechtſte Edelfrau
Würd' es verſchmähn, bedient man ihre Tafel.

Paulet.

So ſpeiſte ſie zu Sterlyn ihren Gatten,
Da ſie aus Gold mit ihrem Buhlen trank.

Kennedy.

Sogar des Spiegels kleine Nothdurft mangelt.

Paulet.

So lang ſie noch ihr eitles Bild beſchauet,
Hört ſie nicht auf, zu hoffen und zu wagen.

Kennedy.

An Büchern fehlts, den Geiſt zu unterhalten.

Paulet.

Die Bibel ließ man ihr, das Herz zu beſſern.

Kennedy.

Selbſt ihre Laute ward ihr weggenommen.

Paulet.

Weil ſie verbuhlte Lieder drauf geſpielt.

Kennedy.

Iſt das ein Schickſal für die weicherzogne,
Die in der Wiege Königinn ſchon war,
Am üpp'gen Hof der Medizäerinn
In jeder Freuden Fülle aufgewachſen.
Es ſey genug, daß man die Macht ihr nahm,
Muß man die armen Flitter ihr mißgönnen?
In großes Unglück lehrt ein edles Herz
Sich endlich finden; aber wehe thuts,
Des Lebens kleine Zierden zu entbehren.

Paulet.

Sie wenden nur das Herz dem Eiteln zu,
Das in ſich gehen und bereuen ſoll.

Ein üppig laſtervolles Leben büßt ſich
In Mangel und Erniedrigung allein.

Kennedy.

Wenn ihre zarte Jugend ſich verging,
Mag ſie's mit Gott abthun und ihrem Herzen;
In England iſt kein Richter über ſie.

Paulet.

Sie wird gerichtet, wo ſie frevelte.

Kennedy.

Zum Freveln feſſeln ſie zu enge Bande.

Paulet.

Doch wuſſte ſie aus dieſen engen Banden
Den Arm zu ſtrecken in die Welt, die Fackel
Des Bürgerkrieges in das Reich zu ſchleudern,
Und gegen unſre Königinn, die Gott
Erhalte! Meuchelrotten zu bewaffnen.
Erregte ſie aus dieſen Mauern nicht
Den Böſ'wicht Parry und den Babington
Zu der verfluchten That des Königmords?
Hielt dieſes Eiſengitter ſie zurück,
Das edle Herz des Norfolk zu umſtricken?
Für ſie geopfert fiel das beſte Haupt
Auf dieſer Inſel unterm Henkerbeil —
Und ſchreckte dieſes jammervolle Beyſpiel
Die Raſenden zurück, die ſich wetteifernd
Um ihretwillen in den Abgrund ſtürzen?
Die Blutgerüſte füllen ſich für ſie

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 15295/111

Mit immer neuen Todesopfern an,
Und das wird nimmer enden, bis ſie ſelbſt,
Die Schuldigſte, darauf geopfert iſt.
— O Fluch dem Tag, da dieſes Landes Küſte
Gaſtfreundlich dieſe Helena empfing.

Kennedy.

Gaſtfreundlich hätte England ſie empfangen?
Die Unglückſelige, die ſeit dem Tag,
Da ſie den Fuß geſetzt in dieſes Land,
Als eine Hülfeflehende, Vertriebne,
Bey der Verwandten Schutz zu ſuchen kam,
Sich wider Völkerrecht und Königswürde
Gefangen ſieht, in enger Kerkerhaft
Der Jugend ſchöne Jahre muß vertrauern. —
Die jetzt, nachdem ſie Alles hat erfahren,
Was das Gefängniß Bittres hat, gemeinen
Verbrechern gleich, vor des Gerichtes Schranken
Gefordert wird und ſchimpflich angeklagt
Auf Leib und Leben — eine Königinn!

Paulet.

Sie kam ins Land als eine Mörderinn,
Verjagt von ihrem Volk, des Throns entſetzt,
Den ſie mit ſchwerer Greuelthat geſchändet.
Verſchworen kam ſie gegen Englands Glück,
Der ſpaniſchen Maria blut'ge Zeiten
Zurück zu bringen, Engelland katholiſch
Zu machen, an den Franzmann zu verrathen.

Warum verſchmähte ſie's, den Edimburger
Vertrag zu unterſchreiben, ihren Anſpruch
An England aufzugeben, und den Weg
Aus dieſem Kerker ſchnell ſich aufzuthun
Mit einem Federſtrich? Sie wollte lieber
Gefangen bleiben, ſich mißhandelt ſehn,
Als dieſes Titels leerem Prunk entſagen.
Weswegen that ſie das? Weil ſie den Ränken
Vertraut, den böſen Künſten der Verſchwörung,
Und unheilſpinnend dieſe ganze Inſel
Aus ihrem Kerker zu erobern hofft.

Kennedy.

Ihr ſpottet, Sir. — Zur Härte fügt ihr noch
Den bittern Hohn! Sie hegte ſolche Träume,
Die hier lebendig eingemauert lebt,
Zu der kein Schall des Troſtes, keine Stimme
Der Freundſchaft aus der lieben Heimath dringt,
Die längſt kein Menſchenangeſicht mehr ſchaute,
Als ihrer Kerkermeiſter finſtre Stirn,
Die erſt ſeit Kurzem einen neuen Wächter
Erhielt in Eurem rauhen Anverwandten,
Von neuen Stäben ſich umgittert ſieht —

Paulet.

Kein Eiſengitter ſchützt vor ihrer Liſt.
Weiß ich, ob dieſe Stäbe nicht durchfeilt,
Nicht dieſes Zimmers Boden, dieſe Wände,
Von außen feſt, nicht hohl von innen ſind,

Und den Verrath einlaſſen, wenn ich ſchlafe?
Fluchvolles Amt, das mir geworden iſt,
Die unheilbrütend Liſtige zu hüten.
Vom Schlummer jagt die Furcht mich auf, ich gehe
Nachts um, wie ein gequälter Geiſt, erprobe
Des Schloſſes Riegel und der Wächter Treu,
Und ſehe zitternd jeden Morgen kommen,
Der meine Furcht wahr machen kann. Doch wohl mir!
Wohl! Es iſt Hoffnung, daß es bald nun endet.
Denn lieber möcht' ich der Verdammten Schaar
Wachſtehend an der Höllenpforte hüten,
Als dieſe ränkevolle Königinn.

Kennedy.

Da kommt ſie ſelbſt!

Paulet.

Den Chriſtus in der Hand,
Die Hoffart und die Weltluſt in dem Herzen.

Zweyter Auftritt.

Maria im Schleier, ein Krucifix in der Hand.
Die Vorigen.

Kennedy (ihr entgegen eilend.)

O Königinn! Man tritt uns ganz mit Füßen.
Der Tyranney, der Härte wird kein Ziel,

Und jeder neue Tag häuft neue Leiden
Und Schmach auf Dein gekröntes Haupt.

Maria.

Faſſ' dich!
Sag an, was neu geſchehen iſt?

Kennedy.

Sieh her!
Dein Pult iſt aufgebrochen, deine Schriften,
Dein einz'ger Schatz, den wir mit Müh' gerettet,
Der letzte Reſt von deinem Brautgeſchmeide
Aus Frankreich iſt in ſeiner Hand. Du haſt nun
Nichts Königliches mehr, biſt ganz beraubt.

Maria.

Beruhige dich, Hanna. Dieſe Flitter machen
Die Königinn nicht aus. Man kann uns niedrig
Behandeln, nicht erniedrigen. Ich habe
In England mich an viel gewöhnen lernen,
Ich kann auch das verſchmerzen. Sir, ihr habt euch
Gewaltſam zugeeignet, was ich euch
Noch heut zu übergeben Willens war.
Bey dieſen Schriften findet ſich ein Brief,
Beſtimmt für meine königliche Schweſter
Von England — Gebt mir Euer Wort, daß ihr
Ihn redlich an ſie ſelbſt wollt übergeben,
Und nicht in Burleighs ungetreue Hand.

Paulet.

Ich werde mich bedenken, was zu thun iſt.

Maria.

Ihr ſollt den Inhalt wiſſen, Sir. Ich bitte
In dieſem Brief um eine große Gunſt —
— Um eine Unterredung mit ihr ſelbſt,
Die ich mit Augen nie geſehen — Man hat mich
Vor ein Gericht von Männern vorgefordert,
Die ich als meines Gleichen nicht erkennen,
Zu denen ich kein Herz mir faſſen kann.
Eliſabeth iſt meines Stammes, meines
Geſchlechts und Ranges — Ihr allein, der Schweſter,
Der Königinn, der Frau kann ich mich öffnen.

Paulet.

Sehr oft, Milady, habt ihr Euer Schickſal
Und Eure Ehre Männern anvertraut,
Die Eurer Achtung minder würdig waren.

Maria.

Ich bitte noch um eine zweyte Gunſt,
Unmenſchlichkeit allein kann mir ſie weigern.
Schon lange Zeit entbehr' ich im Gefängniß
Der Kirche Troſt, der Sakramente Wohlthat;
Und die mir Kron' und Freyheit hat geraubt,
Die meinem Leben ſelber droht, wird mir
Die Himmelsthüre nicht verſchließen wollen.

Paulet.

Auf Euren Wunſch wird der Dechant des Orts —

Maria (unterbricht ihn lebhaft.)

Ich will nichts vom Dechanten. Einen Prieſter

Von meiner eignen Kirche fordre ich.
— Auch Schreiber und Notarien verlang' ich,
Um meinen letzten Willen aufzuſetzen.
Der Gram, das lange Kerkerelend nagt
An meinem Leben. Meine Tage ſind
Gezählt, befürcht' ich, und ich achte mich
Gleich einer Sterbenden.

Paulet.

Da thut Ihr wohl;
Das ſind Betrachtungen, die Euch geziemen.

Maria.

Und weiß ich, ob nicht eine ſchnelle Hand
Des Kummers langſames Geſchäft beſchleunigt?
Ich will mein Teſtament aufſetzen, will
Verfügung treffen über das, was mein iſt.

Paulet.

Die Freyheit habt Ihr. Englands Königinn
Will ſich mit Eurem Raube nicht bereichern.

Maria.

Man hat von meinen treuen Kammerfrauen,
Von meinen Dienern mich getrennt — Wo ſind ſie?
Was iſt ihr Schickſal? Ihrer Dienſte kann ich
Entrathen; doch beruhigt will ich ſeyn,
Daß die Getreu'n nicht leiden und entbehren.

Paulet.

Für Eure Diener iſt geſorgt.

(Er will gehen)

Maria.

Ihr geht, Sir? Ihr verlaſſt mich abermals
Und ohne mein geängſtigt fürchtend Herz
Der Qual der Ungewißheit zu entladen.
Ich bin, Dank Eurer Späher Wachſamkeit,
Von aller Welt geſchieden, keine Kunde
Gelangt zu mir durch dieſe Kerkermauern,
Mein Schickſal liegt in meiner Feinde Hand,
Ein peinlich langer Monat iſt vorüber,
Seitdem die vierzig Kommiſſarien
In dieſem Schloß mich überfallen, Schranken
Errichtet, ſchnell, mit unanſtändiger Eile,
Mich unbereitet, ohne Anwalds Hülfe,
Vor ein noch nie erhört Gericht geſtellt,
Auf ſchlaugefaſſte ſchwere Klagepunkte
Mich, die Betäubte, Ueberraſchte, flugs
Aus dem Gedächtniß Rede ſtehen laſſen —
Wie Geiſter kamen ſie und ſchwanden wieder.
Seit dieſem Tage ſchweigt mir jeder Mund;
Ich ſuch' umſonſt in Eurem Blick zu leſen,
Ob meine Unſchuld, meiner Freunde Eifer,
Ob meiner Feinde böſer Rath geſiegt.
Brecht endlich Euer Schweigen — Laſſt mich wiſſen,
Was ich zu fürchten, was zu hoffen habe.

Paulet (nach einer Pauſe.)

Schließt Eure Rechnung mit dem Himmel ab.

Maria.

Ich hoff' auf ſeine Gnade, Sir — und hoffe
Auf ſtrenges Recht von meinen ird'ſchen Richtern.

Paulet.

Recht ſoll Euch werden. Zweifelt nicht daran.

Maria.

Iſt mein Prozeß entſchieden, Sir?

Paulet.

Ich weiß nicht.

Maria.

Bin ich verurtheilt?

Paulet.

Ich weiß nichts, Milady.

Maria.

Man liebt hier raſch zu Werk zu gehn. Soll mich
Der Mörder überfallen, wie die Richter?

Paulet.

Denkt immerhin, es ſey ſo, und er wird Euch
In beſſrer Faſſung dann als dieſe finden.

Maria.

Nichts ſoll mich in Erſtaunen ſetzen, Sir,
Was ein Gerichtshof in Weſtminſterhall,
Den Burleighs Haß und Hattens Eifer lenkt,
Zu urtheln ſich erdreiſte — Weiß ich doch,
Was Englands Königinn wagen darf zu thun.

Paulet.

Englands Beherrſcher brauchen nichts zu ſcheuen,

Als ihr Gewiſſen und ihr Parlament.
Was die Gerechtigkeit geſprochen, furchtlos,
Vor aller Welt wird es die Macht vollziehn.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Mortimer, Paulets Neffe, tritt herein und ohne der Königinn einige Aufmerkſamkeit zu bezeugen, zu Paulet.

Mortimer.

Man ſucht euch, Oheim.

(Er entfernt ſich auf eben die Weiſe. Die Königinn bemerkt es mit Unwillen und wendet ſich zu Paulet, der ihm folgen will.)

Maria.

Sir, noch eine Bitte.
Wenn Ihr mir was zu ſagen habt — Von Euch
Ertrag' ich viel, ich ehre Euer Alter.
Den Uebermuth des Jünglings trag' ich nicht;
Spart mir den Anblick ſeiner rohen Sitten.

Paulet.

Was ihn Euch widrig macht, macht mir ihn werth.
Wohl iſt es keiner von den weichen Thoren,
Die eine falſche Weiberthräne ſchmelzt —
Er iſt gereiſt, kommt aus Paris und Rheims,
Und bringt ſein treu altengliſch Herz zurück;
Lady, an dem iſt Eure Kunſt verloren!

(geht ab.)

Vierter Auftritt.

Maria. Kennedy.

Kennedy.

Darf Euch der Rohe das ins Antlitz ſagen!
O es iſt hart!

Maria (in Nachdenken verloren.)

Wir haben in den Tagen unſers Glanzes
Dem Schmeichler ein zu willig Ohr geliehn;
Gerecht iſt's, gute Kennedy, daß wir
Des Vorwurfs ernſte Stimme nun vernehmen.

Kennedy.

Wie? ſo gebeugt, ſo muthlos, theure Lady?
Wart Ihr doch ſonſt ſo froh. Ihr pflegtet mich zu tröſten,
Und eher mußt' ich Euren Flatterſinn
Als Eure Schwermuth ſchelten.

Maria.

Ich erkenn' ihn.
Es iſt der blut'ge Schatten König Darnleys,
Der zürnend aus dem Gruftgewölbe ſteigt,
Und er wird nimmer Friede mit mir machen,
Bis meines Unglücks Maß erfüllet iſt.

Kennedy.

Was für Gedanken —

Maria.

Du vergiſſeſt, Hanna —

Ich aber habe ein getreu Gedächtniß —
Der Jahrstag dieſer unglückſeligen That
Iſt heute abermals zurückgekehrt;
Er iſt's, den ich mit Buß' und Faſten feyre.

Kennedy.

Schickt endlich dieſen böſen Geiſt zur Ruh'.
Ihr habt die That mit jahrelanger Reu',
Mit ſchweren Leidensproben abgebüßt.
Die Kirche, die den Löſeſchlüſſel hat
Für jede Schuld, der Himmel hat vergeben.

Maria.

Friſchblutend ſteigt die längſt vergebne Schuld
Aus ihrem leichtbedeckten Grab empor!
Des Gatten racheforderndes Geſpenſt
Schickt keines Meſſedieners Glocke, kein
Hochwürdiges in Prieſters Hand zur Gruft.

Kennedy.

Nicht Ihr habt ihn gemordet! Andre thatens!

Maria.

Ich wuſſte drum. Ich ließ die That geſchehn,
Und lockt' ihn ſchmeichelnd in das Todesnetz.

Kennedy.

Die Jugend mildert Eure Schuld. Ihr wart
So zarten Alters noch.

Maria.

So zart, und lud
Die ſchwere Schuld auf mein ſo junges Leben.

Kennedy.

Ihr wart durch blutige Beleidigung
Gereizt und durch des Mannes Uebermuth,
Den Eure Liebe aus der Dunkelheit
Wie eine Götterhand hervorgezogen,
Den Ihr durch Euer Brautgemach zum Throne
Geführt, mit Eurer blühenden Perſon
Beglückt und Eurer angeſtammten Krone.
Konnt' er vergeſſen, daß ſein prangend Loos
Der Liebe großmuthvolle Schöpfung war?
Und doch vergaß er's, der Unwürdige!
Beleidigt, mit niedrigem Verdacht,
Mit rohen Sitten Eure Zärtlichkeit,
Und widerwärtig wurd' er Euren Augen.
Der Zauber ſchwand, der Euren Blick getäuſcht;
Ihr floht erzürnt des Schändlichen Umarmung
Und gabt ihn der Verachtung preis — Und er —
Verſucht er's, Eure Gunſt zurück zu rufen?
Bat er um Gnade? Warf er ſich bereuend
Zu Euren Füßen, Beſſerung verſprechend?
Trotz bot Euch der Abſcheuliche — Der Euer
Geſchöpf war, Euren König wollt' er ſpielen;
Vor Euren Augen ließ er Euch den Liebling,

Den ſchönen Sänger Rizio, durchbohren —
Ihr rächtet blutig nur die blut'ge That.

Maria.

Und blutig wird ſie auch an mir ſich rächen;
Du ſprichſt mein Urtheil aus, da du mich tröſteſt.

Kennedy.

Da Ihr die That geſchehn ließ't, wart Ihr nicht
Ihr ſelbſt, gehörtet Euch nicht ſelbſt. Ergriffen
Hatt' Euch der Wahnſinn blinder Liebesglut,
Euch unterjocht dem furchtbaren Verführer,
Dem unglückſelgen Bothwell — Ueber Euch
Mit übermüthgem Männerwillen herrſchte
Der Schreckliche, der Euch durch Zaubertränke,
Durch Höllenkünſte das Gemüth verwirrend
Erhitzte —

Maria.

Seine Künſte waren keine andre,
Als ſeine Männerkraft und meine Schwachheit.

Kennedy.

Nein, ſag' ich. Alle Geiſter der Verdammniß
Mußt' er zu Hülfe rufen, der dies Band
Um Eure hellen Sinne wob. Ihr hattet
Kein Ohr mehr für der Freundinn Warnungſtimme,
Kein Aug' für das, was wohlanſtändig war.
Verlaſſen hatte Euch die zarte Scheu
Der Menſchen; Eure Wangen, ſonſt der Sitz
Schamhaft erröthender Beſcheidenheit,

Sie glühten nur vom Feuer des Verlangens,
Ihr warft den Schleier des Geheimniſſes
Von Euch; des Mannes keckes Laſter hatte
Auch Eure Blödigkeit beſiegt; ihr ſtelltet
Mit dreiſter Stirne Eure Schmach zur Schau.
Ihr lieſſ't das königliche Schwert von Schottland
Durch ihn, den Mörder, dem des Volkes Flüche
Nachſchallten, durch die Gaſſen Edimburgs,
Vor Euch hertragen im Triumph, umringtet
Mit Waſſen Euer Parlament, und hier,
Im eignen Tempel der Gerechtigkeit,
Zwangt Ihr mit frechem Poſſenſpiel die Richter,
Den Schuldigen des Mordes loszuſprechen —
Ihr gingt noch weiter -- Gott!

Maria.

Vollende nur!
Und reicht' ihm meine Hand vor dem Altare!

Kennedy.

O! laſſt ein ewig Schweigen dieſe That
Bedecken! Sie iſt ſchauderhaft, empörend,
Iſt einer ganz Verlornen werth — Doch Ihr ſeyd keine
Verlorene -- ich kenn' Euch ja; ich bin's,
Die Eure Kindheit auferzogen. Weich
Iſt Euer Herz gebildet, offen iſt's
Der Scham — der Leichtſinn nur iſt Euer Laſter.
Ich wiederhohl' es, es gibt böſe Geiſter,
Die in des Menſchen unverwahrter Bruſt

Sich augenblicklich ihren Wohnplatz nehmen,
Die ſchnell in uns das Schreckliche begehn
Und zu der Höll' entfliehend das Entſetzen
In dem befleckten Buſen hinterlaſſen.
Seit dieſer That, die Euer Leben ſchwärzt,
Habt Ihr nichts Laſterhaftes mehr begangen;
Ich bin ein Zeuge Eurer Beſſerung.
Drum faſſet Muth! Macht Frieden mit Euch ſelbſt!
Was Ihr auch zu bereuen habt, in England
Seyd Ihr nicht ſchuldig; nicht Eliſabeth,
Nicht Englands Parlament iſt Euer Richter.
Macht iſt's, die Euch hier unterdrückt; vor dieſen
Anmaßlichen Gerichtshof dürft Ihr Euch
Hinſtellen mit dem ganzen Muth der Unſchuld.

Maria.

Wer kommt?

(Mortimer zeigt ſich an der Thür.)

Kennedy.

Es iſt der Neffe. Geht hinein.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Mortimer ſcheu hereintretend.

Mortimer (zur Amme.)

Entfernt Euch, haltet Wache vor der Thür!
Ich habe mit der Königinn zu reden.

Maria (mit Anſehn.)
Hanna, du bleibſt.

Mortimer.
Habt keine Furcht, Milady. Lernt mich kennen.
(Er überreicht ihr eine Charte.)

Maria.
(ſieht ſie an und fährt beſtürzt zurück.)
Ha! Was iſt das?

Mortimer (zur Amme.)
Geht, Dame Kennedy.
Sorgt, daß mein Oheim uns nicht überfalle!

Maria.
(zur Amme, welche zaudert und die Königinn fragend anſieht)
Geh! Geh! Thu, was er ſagt.
(Die Amme entfernt ſich mit Zeichen der Verwunderung.)

Sechster Auftritt.

Mortimer. Maria.

Maria.
Von meinem Oheim!
Dem Kardinal von Lothringen aus Frankreich! (lieſt)
„Traut dem Sir Mortimer, der Euch dies bringt,
„Denn keinen treuern Freund habt Ihr in England.“
(Mortimern mit Erſtaunen anſehend)
Iſt's möglich? Iſt's kein Blendwerk, das mich täuſcht?
So nahe find' ich einen Freund und wähnte mich

Verlaſſen ſchon von aller Welt — find' ihn
In Euch, dem Neffen meines Kerkermeiſters,
In dem ich meinen ſchlimmſten Feind —

Mortimer (ſich ihr zu Füßen werfend.)

Verzeihung
Für dieſe verhaſſte Larve, Königinn,
Die mir zu tragen Kampf genug gekoſtet,
Doch der ich's danke, daß ich mich Euch nahen,
Euch Hülfe und Errettung bringen kann.

Maria.

Steht auf — Ihr überraſcht mich, Sir — Ich kann
So ſchnell nicht aus der Tiefe meines Elends
Zur Hoffnung übergehen — Redet, Sir —
Macht mir dies Glück begreiflich, daß ich's glaube.

Mortimer (ſteht auf.)

Die Zeit verrinnt. Bald wird mein Oheim hier ſeyn,
Und ein verhaſſter Menſch begleitet ihn.
Eh Euch ihr Schreckensauftrag überraſcht,
Hört an, wie Euch der Himmel Rettung ſchickt.

Maria.

Er ſchickt ſie durch ein Wunder ſeiner Allmacht!

Mortimer.

Erlaubt, daß ich von mir beginne.

Maria.

Redet, Sir!

Mortimer.

Ich zählte zwanzig Jahre, Königinn,

In ſtrengen Pflichten war ich aufgewachſen,
In finſterm Haß des Papſtthums aufgeſäugt,
Als mich die unbezwingliche Begierde
Hinaus trieb auf das feſte Land. Ich ließ
Der Puritaner dumpfe Predigtſtuben,
Die Heimat, hinter mir, in ſchnellem Lauf
Durchzog ich Frankreich, das geprieſene
Italien mit heißem Wunſche ſuchend.
Es war die Zeit des großen Kirchenfeſts,
Von Pilgerſcharen wimmelten die Wege,
Bekränzt war jedes Gottesbild, es war,
Als ob die Menſchheit auf der Wandrung wäre,
Wallfahrend nach dem Himmelreich — Mich ſelbſt
Ergriff der Strom der glaubenvollen Menge,
Und riß mich in das Weichbild Roms —
Wie ward mir, Königinn!
Als mir der Säulen Pracht und Siegesbogen
Entgegenſtieg, des Koloſſeums Herrlichkeit
Den Staunenden umfing, ein hoher Bildnergeiſt
In ſeine heitre Wunderwelt mich ſchloß!
Ich hatte nie der Künſte Macht gefühlt;
Es haſſt die Kirche, die mich auferzog,
Der Sinne Reiz; kein Abbild duldet ſie,
Allein das körperloſe Wort verehrend.
Wie wurde mir, als ich ins Innre nun
Der Kirchen trat, und die Muſik der Himmel
Herunterſtieg, und der Geſtalten Fülle

Verſchwenderiſch aus Wand und Decke quoll,
Das Herrlichſte und Höchſte, gegenwärtig,
Vor den entzückten Sinnen ſich bewegte,
Als ich ſie ſelbſt nun ſah, die Göttlichen,
Den Gruß des Engels, die Geburt des Herrn,
Die heilige Mutter, die herabgeſtiegne
Dreyfaltigkeit, die leuchtende Verklärung —
Als ich den Papſt drauf ſah in ſeiner Pracht
Das Hochamt halten, und die Völker ſegnen.
O was iſt Goldes, was Juwelen Schein,
Womit der Erde Könige ſich ſchmücken!
Nur er iſt mit dem Göttlichen umgeben,
Ein wahrhaft Reich der Himmel iſt ſein Haus,
Denn nicht von dieſer Welt ſind dieſe Formen.

Maria.

O ſchonet mein! Nicht weiter. Höret auf,
Den friſchen Lebensteppich vor mir aus
Zu breiten — Ich bin elend und gefangen.

Mortimer.

Auch ich wars, Königinn! und mein Gefängniß
Sprang auf, und frey auf einmal fühlte ſich
Der Geiſt, des Lebens ſchönen Tag begrüßend.
Haß ſchwur ich nun dem engen dumpfen Buch,
Mit friſchem Kranz die Schläfe mir zu ſchmücken,
Mich fröhlich an die Fröhlichen zu ſchließen.
Viel edle Schotten drängten ſich an mich
Und der Franzoſen muntre Landsmannſchaften.

Sie brachten mich zu Eurem edeln Oheim,
Dem Kardinal von Guiſe — Welch ein Mann!
Wie ſicher, klar und männlich groß! — Wie ganz
Geboren, um die Geiſter zu regieren!
Das Muſter eines königlichen Prieſters,
Ein Fürſt der Kirche, wie ich keinen ſah!

Maria.

Ihr habt ſein theures Angeſicht geſehn,
Des vielgeliebten, des erhabnen Mannes,
Der meiner zarten Jugend Führer war.
O redet mir von ihm! Denkt er noch mein?
Liebt ihn das Glück, blüht ihm das Leben noch,
Steht er noch herrlich da, ein Fels der Kirche?

Mortimer.

Der Treffliche ließ ſelber ſich herab,
Die hohen Glaubenslehren mir zu deuten,
Und meines Herzens Zweifel zu zerſtreun.
Er zeigte mir, daß grübelnde Vernunft
Den Menſchen ewig in der Irre leitet,
Daß ſeine Augen ſehen müſſen, was
Das Herz ſoll glauben, daß ein ſichtbar Haupt
Der Kirche Noth thut, daß der Geiſt der Wahrheit
Geruht hat auf den Satzungen der Väter.
Die Wahnbegriffe meiner kind'ſchen Seele,
Wie ſchwanden ſie vor ſeinem ſiegenden
Verſtand und vor der Suada ſeines Mundes!

Ich kehrte in der Kirche Schoß zurück,
Schwur meinen Irrthum ab in ſeine Hände.

Maria.

So ſeyd Ihr Einer jener Tauſende,
Die er mit ſeiner Rede Himmelskraft,
Wie der erhabne Prediger des Berges,
Ergriffen und zum ew'gen Heil geführt!

Mortimer.

Als ihn des Amtes Pflichten bald darauf
Nach Frankreich riefen, ſandt' er mich nach **Rheims**,
Wo die Geſellſchaft Jeſu, fromm geſchäftig,
Für Englands Kirche Prieſter auferzieht.
Den alten Schotten Morgan fand ich hier,
Auch euren treuen Leßley, den gelehrten
Biſchof von Roße, die auf Frankreichs Boden
Freudloſe Tage der Verbannung leben —
Eng ſchloß ich mich an dieſe Würdigen,
Und ſtärkte mich im Glauben — Eines Tags,
Als ich mich umſah in des Biſchofs Wohnung,
Fiel mir ein weiblich Bildniß in die Augen,
Von rührend wunderſamem Reiz; gewaltig
Ergriff es mich in meiner tiefſten Seele,
Und des Gefühls nicht mächtig ſtand ich da.
Da ſagte mir der Biſchof: Wohl mit Recht
Mögt Ihr gerührt bey dieſem Bilde weilen.
Die ſchönſte aller Frauen, welche leben,

Iſt auch die jammernswürdigſte von allen;
Um unſers Glaubens willen duldet ſie
Und Euer Vaterland iſt's, wo ſie leidet.

Maria.

Der Redliche! Nein, ich verlor nicht Alles,
Da ſolcher Freund im Unglück mir geblieben.

Mortimer.

Drauf fing er an, mit herzerſchütternder
Beredſamkeit mir Euer Märtyrthum
Und Eurer Feinde Blutgier abzuſchildern.
Auch Euern Stammbaum wies er mir, er zeigte
Mir eure Abkunft von dem hohen Hauſe
Der Tudor, überzeugte mich, daß Euch
Allein gebührt, in Engelland zu herrſchen,
Nicht dieſer Afterköniginn, gezeugt
In ehebrecheriſchem Bett, die Heinrich,
Ihr Vater, ſelbſt verwarf als Baſtardtochter.
Nicht ſeinem einz'gen Zeugniß wollt' ich traun,
Ich hohlte Rath bey allen Rechtsgelehrten,,
Viel alte Wappenbücher ſchlug ich nach,
Und alle Kundige, die ich befragte,
Beſtätigten mir Eures Anſpruchs Kraft.
Ich weiß nunmehr, daß Euer gutes Recht
An England Euer ganzes Unrecht iſt,
Daß Euch dies Reich als Eigenthum gehört,
Worin Ihr ſchuldlos als Gefangne ſchmachtet.

Maria.

O dieſes unglücksvolle Recht! Es iſt
Die einz'ge Quelle aller meiner Leiden.

Mortimer.

Um dieſe Zeit kam mir die Kunde zu,
Daß Ihr aus Talbots Schloß hinweggeführt,
Und meinem Oheim übergeben worden —
Des Himmels wundervolle Rettunghand
Glaubt' ich in dieſer Fügung zu erkennen.
Ein lauter Ruf des Schickſals war ſie mir,
Das meinen Arm gewählt, Euch zu befreyen.
Die Freunde ſtimmen freudig bey, es gibt
Der Kardinal mir ſeinen Rath und Segen,
Und lehrt mich der Verſtellung ſchwere Kunſt.
Schnell ward der Plan entworfen, und ich trete
Den Rückweg an ins Vaterland, wo ich,
Ihr wiſſt's, vor zehen Tagen bin gelandet.
(Er hält inne)
Ich ſah Euch, Königinn — Euch ſelbſt!
Nicht Euer Bild! — O welchen Schatz bewahrt
Dies Schloß! Kein Kerker! Eine Götterhalle,
Glanzvoller als der königliche Hof
Von England — O des Glücklichen, dem es
Vergönnt iſt, Eine Luft mit Euch zu athmen!
Wohl hat ſie Recht, die Euch ſo tief verbirgt!
Aufſtehen würde Englands ganze Jugend,
Kein Schwert in ſeiner Scheide müſſig bleiben,

Und die Empörung mit gigantiſchem Haupt
Durch dieſe Friedensinſel ſchreiten, ſähe
Der Britte ſeine Königinn!

Maria.

Wohl ihr,
Säh' jeder Britte ſie mit Euren Augen!

Mortimer.

Wär' er, wie ich, ein Zeuge Eurer Leiden,
Der Sanftmuth Zeuge und der edlen Faſſung,
Womit Ihr das Unwürdige erduldet!
Denn geht Ihr nicht aus allen Leidensproben
Als eine Königinn hervor? Raubt Euch
Des Kerkers Schmach von Eurem Schönheitglanze?
Euch mangelt Alles, was das Leben ſchmückt,
Und doch umfließt Euch ewig Licht und Leben.
Nie ſetz' ich meinen Fuß auf dieſe Schwelle,
Daß nicht mein Herz zerriſſen wird von Qualen,
Nicht von der Luſt entzückt, Euch anzuſchauen! —
Doch furchtbar naht ſich die Entſcheidung, wachſend
Mit jeder Stunde dringet die Gefahr;
Ich darf nicht länger ſäumen — Euch nicht länger
Das Schreckliche verbergen —

Maria.

Iſt mein Urtheil
Gefällt? Entdeckt mir's frey. Ich kann es hören.

Mortimer.

Es iſt gefällt. Die zwey und vierzig Richter haben

Ihr Schuldig ausgeſprochen über Euch. Das Haus
Der Lords und der Gemeinen, die Stadt London,
Beſtehen heftig dringend auf des Urtheils
Vollſtreckung; nur die Königinn ſäumt noch,
— Aus arger Liſt, daß man ſie nöthige,
Nicht aus Gefühl der Menſchlichkeit und Schonung.

Maria (mit Faſſung.)

Sir Mortimer, Ihr überraſcht mich nicht,
Erſchreckt mich nicht. Auf ſolche Botſchaft war ich
Schon längſt gefaſſt. Ich kenne meine Richter.
Nach den Mißhandlungen, die ich erlitten,
Begreif' ich wohl, daß man die Freyheit mir
Nicht ſchenken kann — Ich weiß, wo man hinaus will.
In ew'gen Kerker will man mich bewahren,
Und meine Rache, meinen Rechtsanſpruch
Mit mir verſcharren in Gefängnißnacht.

Mortimer.

Nein, Königinn — o nein! nein! Dabey ſteht man
Nicht ſtill. Die Tyranney begnügt ſich nicht,
Ihr Werk nur halb zu thun. So lang Ihr lebt,
Lebt auch die Furcht der Königinn von England.
Euch kann kein Kerker tief genug begraben;
Nur Euer Tod verſichert ihren Thron.

Maria.

Sie könnt' es wagen, mein gekröntes Haupt
Schmachvoll auf einen Henkerblock zu legen?

Mortimer.

Sie wird es wagen. Zweifelt nicht daran.

Maria.

Sie könnte ſo die eigne Majeſtät
Und aller Könige im Staube wälzen?
Und fürchtet ſie die Rache Frankreichs nicht?

Mortimer.

Sie ſchließt mit Frankreich einen ew'gen Frieden;
Dem Dük von Anjou ſchenkt ſie Thron und Hand.

Maria.

Wird ſich der König Spaniens nicht waffnen?

Mortimer.

Nicht eine Welt in Waffen fürchtet ſie,
So lang ſie Frieden hat mit ihrem Volke.

Maria.

Den Britten wollte ſie dies Schauſpiel geben?

Mortimer.

Dies Land, Milady, hat in letzten Zeiten
Der königlichen Frauen mehr vom Thron
Herab aufs Blutgerüſte ſteigen ſehn.
Die eigne Mutter der Eliſabeth
Ging dieſen Weg, und Catharina Howard;
Auch Lady Gray war ein gekröntes Haupt.

Maria (nach einer Pauſe.)

Nein, Mortimer! Euch blendet eitle Furcht.
Es iſt die Sorge eures treuen Herzens,
Die euch vergebne Schreckniſſe erſchafft.

Nicht das Schaffot iſt's, das ich fürchte, Sir.
Es gibt noch andre Mittel, ſtillere,
Wodurch ſich die Beherrſcherinn von England
Vor meinem Anſpruch Ruhe ſchaffen kann.
Eh ſich ein Henker für mich findet, wird
Noch eher ſich ein Mörder dingen laſſen.
— Das iſt's, wovor ich zittre, Sir! und nie
Setz' ich des Bechers Rand an meine Lippen,
Daß nicht ein Schauder mich ergreift, er könnte
Kredenzt ſeyn von der Liebe meiner Schweſter.

Mortimer.

Nicht offenbar noch heimlich ſoll's dem Mord
Gelingen, Euer Leben anzutaſten.
Seyd ohne Furcht! Bereitet iſt ſchon Alles.
Zwölf edle Jünglinge des Landes ſind
In meinem Bündniß, haben heute früh
Das Sakrament darauf empfangen, Euch
Mit ſtarkem Arm aus dieſem Schloß zu führen.
Graf Aubeſpine, der Abgeſandte Frankreichs,
Weiß um den Bund; er bietet ſelbſt die Hände,
Und ſein Palaſt iſt's, wo wir uns verſammeln.

Maria.

Ihr macht mich zittern, Sir — doch nicht vor Freude.
Mir fliegt ein böſes Ahnen durch das Herz.
Was unternehmt Ihr? Wiſſt Ihr's? Schrecken Euch
Nicht Babingtons, nicht Tiſchburns blut'ge
Häupter,

Auf Londons Brücke warnend aufgeſteckt,
Nicht das Verderben der Unzähligen,
Die ihren Tod in gleichem Wagſtück fanden,
Und meine Ketten ſchwerer nur gemacht?
Unglücklicher, verführter Jüngling — flieht!
Flieht, wenn's noch Zeit iſt — wenn der Späher Burleigh
Nicht jetzt ſchon Kundſchaft hat von Euch, nicht ſchon
In Eure Mitte den Verräther miſchte.
Flieht aus dem Reiche ſchnell! Marien Stuart
Hat noch kein Glücklicher beſchützt.

Mortimer.

Mich ſchrecken
Nicht Babingtons, nicht Tiſchburns blut'ge Häupter,
Auf Londons Brücke warnend aufgeſteckt,
Nicht das Verderben der unzähl'gen Andern,
Die ihren Tod in gleichem Wagſtück fanden;
Sie fanden auch darin den ew'gen Ruhm,
Und Glück ſchon iſt's, für Eure Rettung ſterben.

Maria.

Umſonſt! Mich rettet nicht Gewalt, nicht Liſt.
Der Feind iſt wachſam und die Macht iſt ſein.
Nicht Paulet nur und ſeiner Wächter Schar,
Ganz England hütet meines Kerkers Thore.
Der freye Wille der Eliſabeth allein
Kann ſie mir aufthun.

Mortimer.

O das hoffet nie!

Maria.

Ein einz'ger Mann lebt, der ſie öffnen kann.

Mortimer.

O nennt mir dieſen Mann —

Maria.

Graf Leſter.

Mortimer (tritt erſtaunt zurück.)

Leſter!

Graf Leſter! — Euer blutigſter Verfolger,
Der Günſtling der Eliſabeth — Von dieſem —

Maria.

Bin ich zu retten, iſt's allein durch ihn.
— Geht zu ihm. Oeffnet Euch ihm frey,
Und zur Gewähr, daß ich's bin, die euch ſendet,
Bringt ihm dies Schreiben. Es enthält mein Bildniß.

(Sie zieht ein Papier aus dem Buſen, Mortimer tritt zurück und zögert, es anzunehmen)

Nehmt hin. Ich trag' es lange ſchon bey mir,
Weil Eures Oheims ſtrenge Wachſamkeit
Mir jeden Weg zu ihm gehemmt — Euch ſandte
Mein guter Engel —

Mortimer.

Königinn — dies Räthſel —
Erklärt es mir —

Maria.

Graf Leſter wird's Euch löſen.
Vertraut ihm, er wird Euch vertraun — Wer kommt?

Kennedy (eilfertig eintretend.)

Sir Paulet naht mit einem Herrn vom Hofe.

Mortimer.

Es iſt Lord Burleigh. Faſſt Euch, Königinn!
Hört es mit Gleichmuth an, was er Euch bringt.

(Er entfernt ſich durch eine Seitenthür, Kennedy folgt ihm.)

Siebenter Auftritt.

Maria. Lord Burleigh, Großſchatzmeiſter von England, und Ritter Paulet.

Paulet.

Ihr wünſchtet heut Gewißheit Eures Schickſals;
Gewißheit bringt Euch Seine Herrlichkeit,
Milord von Burleigh. Tragt ſie mit Ergebung.

Maria.

Mit Würde, hoff' ich, die der Unſchuld ziemt.

Burleigh.

Ich komme als Geſandter des Gerichts.

Maria.

Lord Burleigh leiht dienſtfertig dem Gerichte,
Dem er den Geiſt geliehn, nun auch den Mund.

Paulet.

Ihr ſprecht, als wüßtet ihr bereits das Urtheil.

Maria.

Da es Lord Burleigh bringt, ſo weiß ich es.
— Zur Sache, Sir.

Burleigh.

Ihr habt Euch dem Gericht
Der zwey und Vierzig unterworfen, Lady —

Maria.

Verzeiht, Milord, daß ich Euch gleich zu Anfang
Ins Wort muß fallen — Unterworfen hätt' ich mich
Dem Richterſpruch der zwey und Vierzig, ſagt ihr?
Ich habe keineswegs mich unterworfen.
Wie konnt' ich das — ich konnte meinem Rang,
Der Würde meines Volks und meines Sohnes,
Und aller Fürſten nicht ſo viel vergeben.
Verordnet iſt im engliſchen Geſetz,
Daß jeder Angeklagte durch Geſchworne
Von ſeines Gleichen ſoll gerichtet werden.
Wer in der Kommitee iſt meines Gleichen?
Nur Könige ſind meine Peers.

Burleigh.

Ihr hörtet
Die Klagartikel an, ließt euch darüber
Vernehmen vor Gerichte —

Maria.

Ja, ich habe mich

Durch Hottons arge Liſt verleiten laſſen,
Blos meiner Ehre wegen, und im Glauben
An meiner Gründe ſiegende Gewalt,
Ein Ohr zu leihen jenen Klagepunkten
Und ihren Ungrund darzuthun — Das that ich
Aus Achtung für die würdigen Perſonen
Der Lords, nicht für ihr Amt, das ich verwerfe.

Burleigh.

Ob Ihr ſie anerkennt, ob nicht, Milady,
Das iſt nur eine leere Förmlichkeit,
Die des Gerichtes Lauf nicht hemmen kann.
Ihr athmet Englands Luft, genießt den Schutz,
Die Wohlthat des Geſetzes, und ſo ſeyd Ihr
Auch ſeiner Herrſchaft unterthan!

Maria.

Ich athme
Die Luft in einem engliſchen Gefängniß.
Heißt das in England leben, der Geſetze
Wohlthat genießen? Kenn' ich ſie doch kaum.
Nie hab' ich eingewilligt, ſie zu halten.
Ich bin nicht dieſes Reiches Bürgerinn,
Bin eine freye Königinn des Auslands.

Burleigh.

Und denkt Ihr, daß der königliche Name
Zum Freybrief dienen könne, blut'ge Zwietracht
In fremdem Lande ſtraflos auszuſäen?
Wie ſtünd' es um die Sicherheit der Staaten,

Wenn das gerechte Schwert der **Themis** nicht
Die ſchuld'ge Stirn des königlichen Gaſtes
Erreichen könnte, wie des Bettlers Haupt?

Maria.

Ich will mich nicht der Rechenſchaft entziehn;
Die Richter ſind es nur, die ich verwerfe.

Burleigh.

Die Richter! Wie, Milady? Sind es etwa
Vom Pöbel aufgegriffene Verworfne,
Schamloſe Zungendreſcher, denen Recht
Und Wahrheit feil iſt, die ſich zum Organ
Der Unterdrückung willig dingen laſſen?
Sind's nicht die erſten Männer dieſes Landes,
Selbſtſtändig gnug, um wahrhaft ſeyn zu dürfen,
Um über Fürſtenfurcht und niedrige
Beſtechung weit erhaben ſich zu ſehn?
Sind's nicht dieſelben, die ein edles Volk
Frey und gerecht regieren, deren Namen
Man nur zu nennen braucht, um jeden Zweifel,
Um jeden Argwohn ſchleunig ſtumm zu machen?
An ihrer Spitze ſteht der Völkerhirte,
Der fromme Primas von Kanterbury,
Der weiſe Talbot, der des Siegels wahret,
Und **Howard**, der des Reiches Flotten führt.
Sagt! Konnte die Beherrſcherinn von England
Mehr thun, als aus der ganzen Monarchie
Die Edelſten ausleſen und zu Richtern

In dieſem königlichen Streit beſtellen?
Und wär's zu denken, daß Parteyenhaß
Den Einzelnen beſtäche — Können vierzig
Erleſ'ne Männer ſich in einem Spruche
Der Leidenſchaft vereinigen?

Maria (nach einigem Stillſchweigen.)

Ich höre ſtaunend die Gewalt des Mundes,
Der mir von je ſo unheilbringend war —
Wie werd' ich mich, ein ungelehrtes Weib,
Mit ſo kunſtfert'gem Redner meſſen können! —
Wohl! Wären dieſe Lords, wie Ihr ſie ſchildert,
Verſtummen müſſt' ich, hoffnungslos verloren
Wär' meine Sache, ſprächen ſie mich ſchuldig.
Doch dieſe Namen, die ihr preiſend nennt,
Die mich durch ihr Gewicht zermalmen ſollen,
Milord, ganz andere Rollen ſeh' ich ſie
In den Geſchichten dieſes Landes ſpielen.
Ich ſehe dieſen hohen Adel Englands,
Des Reiches majeſtätiſchen Senat,
Gleich Sklaven des Serails den Sultanslaunen
Heinrichs des Achten, meines Großohms, ſchmeicheln —
Ich ſehe dieſes edle Oberhaus,
Gleich feil mit den erkäuflichen Gemeinen,
Geſetze prägen und verrufen, Ehen
Auflöſen, binden, wie der Mächtige
Gebietet, Englands Fürſtentöchter heute
Enterben, mit dem Baſtardnamen ſchänden,

Und morgen ſie zu Königinnen krönen.
Ich ſehe dieſe würd'gen Peers mit ſchnell
Vertauſchter Ueberzeugung unter *vier*
Regierungen den Glauben *viermal* ändern —

Burleigh.

Ihr nennt euch fremd in Englands Reichsgeſetzen;
In Englands Unglück ſeyd Ihr ſehr bewandert.

Maria.

Und das ſind meine Richter! — Lord Schatzmeiſter!
Ich will gerecht ſeyn gegen Euch! Seyd Ihr's
Auch gegen mich — Man ſagt, Ihr meint es gut
Mit dieſem Staat, mit Eurer Königinn,
Seyd unbeſtechlich, wachſam, unermüdet —
Ich will es glauben. Nicht der eigne Nutzen
Regiert Euch, Euch regiert allein der Vortheil
Des Souverains, des Landes. Eben darum
Mißtraut Euch, edler Lord, daß nicht der Nutzen
Des Staats Euch als Gerechtigkeit erſcheine.
Nicht zweifl' ich dran, es ſitzen neben Euch
Noch edle Männer unter meinen Richtern.
Doch ſie ſind *Proteſtanten*, Eiferer
Für Englands Wohl, und ſprechen über mich,
Die Königinn von Schottland, die Papiſtinn!
Es kann der Britte gegen den Schotten nicht
Gerecht ſeyn, iſt ein uralt Wort — Drum iſt
Herkömmlich ſeit der Väter grauen Zeit,
Daß vor Gericht kein Britte gegen den Schotten,

Kein Schotte gegen Jenen zeugen darf.
Die Noth gab dieſes ſeltſame Geſetz;
Ein tiefer Sinn wohnt in den alten Bräuchen;
Man muß ſie ehren, Milord — die Natur
Warf dieſe beyden feur'gen Völkerſchaften
Auf dieſes Bret im Ocean; ungleich
Vertheilte ſie's, und hieß ſie darum kämpfen.
Der Tweede ſchmales Bette trennt allein
Die heſt'gen Geiſter; oft vermiſchte ſich
Das Blut der Kämpfenden in ihren Wellen.
Die Hand am Schwerte, ſchauen ſie ſich drohend
Von beyden Ufern an, ſeit tauſend Jahren.
Kein Feind bedrängte Engelland, dem nicht
Der Schotte ſich zum Helfer zugeſellte;
Kein Bürgerkrieg entzündet Schottlands Städte,
Zu dem der Britte nicht den Zunder trug.
Und nicht erlöſchen wird der Haß, bis endlich
Ein Parlament ſie brüderlich vereint,
Ein Scepter waltet durch die ganze Inſel.

Burleigh.

Und eine Stuart ſollte dieſes Glück
Dem Reich gewähren?

Maria.

Warum ſoll ich's läugnen?
Ja, ich geſteh's, daß ich die Hoffnung nährte,
Zwey edle Nationen unterm Schatten
Des Oehlbaums frey und fröhlich zu vereinen.

Nicht ihres Völkerhaſſes Opfer glaubt' ich
Zu werden; ihre lange Eiferſucht,
Der alten Zwietracht unglückſel'ge Glut
Hofft' ich auf ew'ge Tage zu erſticken,
Und, wie mein Ahnherr Richmond die zwey Roſen
Zuſammenband nach blut'gem Streit, die Kronen
Schottland und England friedlich zu vermählen.

Burleigh.

Auf ſchlimmem Weg verfolgtet Ihr dies Ziel,
Da Ihr das Reich entzünden, durch die Flammen
Des Bürgerkriegs zum Throne ſteigen wolltet.

Maria.

Das wollt' ich nicht — beym großen Gott des Himmels!
Wann hätt' ich das gewollt? Wo ſind die Proben?

Burleigh.

Nicht Streitens wegen kam ich her. Die Sache
Iſt keinem Wortgefecht mehr unterworfen.
Es iſt erkannt durch vierzig Stimmen gegen zwey,
Daß Ihr die Acte vom vergangnen Jahr
Gebrochen, dem Geſez verfallen ſeyd.
Es iſt verordnet im vergangnen Jahr:
„Wenn ſich Tumult im Königreich erhübe,
„Im Namen und zum Nutzen irgend einer
„Perſon, die Rechte vorgibt an die Krone,
„Daß man gerichtlich gegen ſie verfahre,
„Bis in den Tod die Schuldige verfolge" —
Und da bewieſen iſt —

Maria.

Milord von Burleigh!
Ich zweifle nicht, daß ein Geſetz, ausdrücklich
Auf mich gemacht, verfaſſt, mich zu verderben,
Sich gegen mich wird brauchen laſſen — Wehe
Dem armen Opfer, wenn derſelbe Mund,
Der das Geſetz gab, auch das Urtheil ſpricht!
Könnt Ihr es läugnen, Lord, daß jene Akte
Zu meinem Untergang erſonnen iſt?

Burleigh.

Zu Eurer Warnung ſollte ſie gereichen;
Zum Fallſtrick habt Ihr ſelber ſie gemacht.
Den Abgrund ſaht Ihr, der vor Euch ſich aufthat,
Und treugewarnet ſtürztet Ihr hinein.
Ihr wart mit Babington, dem Hochverräther,
Und ſeinen Mordgeſellen einverſtanden,
Ihr hattet Wiſſenſchaft von Allem, lenktet
Aus Eurem Kerker planvoll die Verſchwörung.

Maria.

Wann hätt' ich das gethan? Man zeige mir
Die Dokumente auf.

Burleigh.

Die hat man Euch
Schon neulich vor Gerichte vorgewieſen.

Maria.

Die Copien von fremder Hand geſchrieben!
Man bringe die Beweiſe mir herbey.

Daß ich ſie ſelbſt diktirt, daß ich ſie ſo
Diktirt, gerade ſo, wie man geleſen.
Burleigh.
Daß es dieſelben ſind, die er empfangen,
Hat Babington vor ſeinem Tod bekannt.
Maria.
Und warum ſtellte man ihn mir nicht lebend
Vor Augen? Warum eilte man ſo ſehr,
Ihn aus der Welt zu fördern, eh' man ihn
Mir, Stirne gegen Stirne, vorgeführt?
Burleigh.
Auch Eure Schreiber, Kurl und Nau, erhärten
Mit einem Eid, daß es die Briefe ſeyen,
Die ſie aus Eurem Munde niederſchrieben.
Maria.
Und auf das Zeugniß meiner Hausbedienten
Verdammt man mich? Auf Treu und Glauben derer,
Die mich verrathen, ihre Königinn,
Die in demſelben Augenblick die Treu
Mir brachen, da ſie gegen mich gezeugt?
Burleigh.
Ihr ſelbſt erklärtet ſonſt den Schotten Kurl
Für einen Mann von Tugend und Gewiſſen.
Maria.
So kannt' ich ihn — doch eines Mannes Tugend
Erprobt allein die Stunde der Gefahr.
Die Folter konnt' ihn ängſtigen, daß er

Ausſagte und geſtand, was er nicht wuſſte!
Durch falſches Zeugniß glaubt' er ſich zu retten,
Und mir, der Königinn, nicht viel zu ſchaden.

Burleigh.

Mit einem freyen Eid hat er's beſchworen.

Maria.

Vor meinem Angeſichte nicht! — Wie, Sir?
Das ſind zwey Zeugen, die noch beyde leben!
Man ſtelle ſie mir gegenüber, laſſe ſie
Ihr Zeugniß mir in's Antlitz wiederholen!
Warum mir eine Gunſt, ein Recht verweigern,
Das man dem Mörder nicht verſagt? Ich weiß
Aus Talbots Munde, meines vor'gen Hüters,
Daß unter dieſer nämlichen Regierung
Ein Reichsſchluß durchgegangen, der befiehlt,
Den Kläger dem Beklagten vorzuſtellen.
Wie? Oder hab' ich falſch gehört? — Sir Paulet!
Ich hab Euch ſtets als Biedermann erfunden,
Beweiſt es jetzo. Sagt mir auf Gewiſſen,
Iſt's nicht ſo? Gibt's kein ſolch Geſetz in England?

Paulet.

So iſt's, Milady. Das iſt bey uns Rechtens.
Was wahr iſt, muß ich ſagen.

Maria.

Nun, Milord!
Wenn man mich denn ſo ſtreng nach engliſchem Recht
Behandelt, wo dies Recht mich unterdrückt,

Warum daſſelbe Landesrecht umgehen,
Wenn es mir Wohlthat werden kann? — Antwortet!
Warum ward Babington mir nicht vor Augen
Geſtellt, wie das Geſetz befiehlt? Warum
Nicht meine Schreiber, die noch beyde leben?

Burleigh.

Ereifert Euch nicht, Lady. Euer Einverſtändniß
Mit Babington iſt's nicht allein —

Maria.

Es iſt's
Allein, was mich dem Schwerte des Geſetzes
Bloßſtellt, wovon ich mich zu rein'gen habe.
Milord! Bleibt bey der Sache. Beugt nicht aus.

Burleigh.

Es iſt bewieſen, daß Ihr mit Mendoza,
Dem ſpaniſchen Botſchafter, unterhandelt —

Maria (lebhaft.)

Bleibt bey der Sache, Lord!

Burleigh.

Daß Ihr Anſchläge
Geſchmiedet, die Religion des Landes
Zu ſtürzen, alle Könige Europens
Zum Krieg mit England aufgeregt —

Maria.

Und wenn ich's
Gethan? Ich hab' es nicht gethan — Jedoch
Geſetzt, ich that's! — Milord, man hält mich hier

Gefangen wider alle Völkerrechte.
Nicht mit dem Schwerte kam ich in dies Land,
Ich kam herein, als eine Bittende,
Das heil'ge Gaſtrecht fordernd, in den Arm
Der blutsverwandten Königinn mich werfend —
Und ſo ergriff mich die Gewalt, bereitete
Mir Ketten, wo ich Schutz gehofft — Sagt an!
Iſt mein Gewiſſen gegen dieſen Staat
Gebunden? Hab' ich Pflichten gegen England?
Ein heilig Zwangsrecht üb' ich aus, da ich
Aus dieſen Banden ſtrebe, Macht mit Macht
Abwende, alle Staaten dieſes Welttheils
Zu meinem Schutz aufrühre und bewege.
Was irgend nur in einem guten Krieg
Recht iſt und ritterlich, das darf ich üben,
Den Mord allein, die heimlich blut'ge That,
Verbietet mir mein Stolz und mein Gewiſſen;
Mord würde mich beflecken und entehren.
Entehren, ſag' ich — keinesweges mich
Verdammen, einem Rechtsſpruch unterwerfen.
Denn nicht vom Rechte, von Gewalt allein
Iſt zwiſchen mir und Engelland die Rede.

Burleigh (bedeutend.)

Nicht auf der Stärke ſchrecklich Recht beruft Euch,
Milady! Es iſt der Gefangenen nicht günſtig.

Maria.

Ich bin die Schwache, ſie die Mächt'ge. — Wohl.

Sie brauche die Gewalt, ſie tödte mich,
Sie bringe ihrer Sicherheit das Opfer.
Doch ſie geſtehe dann, daß ſie die Macht
Allein, nicht die Gerechtigkeit geübt.
Nicht vom Geſetze borge ſie das Schwert,
Sich der verhaßten Feindinn zu entladen,
Und kleide nicht in heiliges Gewand
Der rohen Stärke blutiges Erkühnen.
Solch Gaukelſpiel betrüge nicht die Welt!
Ermorden laſſen kann ſie mich, nicht richten!
Sie geb' es auf, mit des Verbrechens Früchten
Den heil'gen Schein der Tugend zu vereinen,
Und was ſie iſt, das wage ſie zu ſcheinen!
(Sie geht ab.)

Achter Auftritt.

Burleigh. Paulet.

Burleigh.

Sie trotzt uns — wird uns trotzen, Ritter Paulet,
Bis an die Stufen des Schaffots — Dies ſtolze Herz
Iſt nicht zu brechen — Ueberraſchte ſie
Der Urtheilſpruch? Saht Ihr ſie eine Thräne
Vergießen? Ihre Farbe nur verändern?
Nicht unſer Mitleid ruft ſie an. Wohl kennt ſie
Den Zweifelmuth der Königinn von England,
Und unſre Furcht iſt's, was ſie muthig macht.

Paulet.

Lord Großſchatzmeiſter! Dieſer eitle Trotz wird ſchnell
Verſchwinden, wenn man ihm den Vorwand raubt.
Es ſind Unziemlichkeiten vorgegangen
In dieſem Rechtsſtreit, wenn ich's ſagen darf.
Man hätte dieſen Babington und Tichburn
Ihr in Perſon vorführen, ihre Schreiber
Ihr gegenüber ſtellen ſollen.

Burleigh (ſchnell.)

Nein!
Nein, Ritter Paulet! Das war nicht zu wagen.
Zu groß iſt ihre Macht auf die Gemüther
Und ihrer Thränen weibliche Gewalt.
Ihr Schreiber Kurl, ſtänd' er ihr gegenüber,
Käm' es dazu, das Wort nun auszuſprechen,
An dem ihr Leben hängt — er würde zaghaft
Zurückziehn, ſein Geſtändniß widerrufen —

Paulet.

So werden Englands Feinde alle Welt
Erfüllen mit gehäſſigen Gerüchten,
Und des Proceſſes feſtliches Gepräng
Wird als ein kühner Frevel nur erſcheinen.

Burleigh.

Dies iſt der Kummer unſrer Königinn —
Daß dieſe Stifterinn des Unheils doch
Geſtorben wäre, ehe ſie den Fuß
Auf Englands Boden ſetzte!

Paulet.
Dazu ſag' ich Amen.
Burleigh.
Daß Krankheit ſie im Kerker aufgerieben!
Paulet.
Viel Unglück hätt' es dieſem Land erſpart.
Burleigh.
Doch hätt' auch gleich ein Zufall der Natur
Sie hingerafft — Wir hießen doch die Mörder.
Paulet.
Wohl wahr. Man kann den Menſchen nicht verwehren,
Zu denken, was ſie wollen.
Burleigh.
Zu beweiſen wär's
Doch nicht, und würde weniger Geräuſch erregen —
Paulet.
Mag es Geräuſch erregen! Nicht der laute,
Nur der gerechte Tadel kann verletzen.
Burleigh.
O! Auch die heilige Gerechtigkeit
Entflieht dem Tadel nicht. Die Meinung hält es
Mit dem Unglücklichen, es wird der Neid
Stets den obſiegend Glücklichen verfolgen.
Das Richterſchwert, womit der Mann ſich ziert,
Verhaſſt iſt's in der Frauen Hand. Die Welt
Glaubt nicht an die Gerechtigkeit des Weibes,
Sobald ein Weib das Opfer wird. Umſonſt.

Daß wir, die Richter, nach Gewiſſen ſprachen!
Sie hat der Gnade königliches Recht.
Sie muß es brauchen; unerträglich iſt's,
Wenn ſie den ſtrengen Lauf läſſt dem Geſetze!

Paulet.

Und alſo —

Burleigh (raſch einfallend.)

Alſo ſoll ſie leben? Nein!
Sie darf nicht leben! Nimmermehr! Dies, eben
Dies iſt's, was unſre Königinn beängſtigt —
Warum der Schlaf ihr Lager flieht — Ich leſe
In ihren Augen ihrer Seele Kampf,
Ihr Mund wagt ihre Wünſche nicht zu ſprechen;
Doch vielbedeutend fragt ihr ſtummer Blick:
Iſt unter Allen meinen Dienern keiner,
Der die verhaſſte Wahl mir ſpart, in ew'ger Furcht
Auf meinem Thron zu zittern, oder grauſam
Die Königinn, die eigne Blutsverwandte,
Dem Beil zu unterwerfen?

Paulet.

Das iſt nun die Nothwendigkeit, ſteht nicht zu ändern.

Burleigh.

Wohl ſtünd's zu ändern, meint die Königinn,
Wenn ſie nur aufmerkſam're Diener hätte.

Paulet.

Aufmerkſamre?

Burleigh.

Die einen ſtummen Auftrag
Zu deuten wiſſen.

Paulet.

Einen ſtummen Auftrag!

Burleigh.

Die, wenn man ihnen eine gift'ge Schlange
Zu hüten gab, den anvertrauten Feind
Nicht wie ein heilig theures Kleinod hüten.

Paulet (bedeutungvoll.)

Ein hohes Kleinod iſt der gute Name,
Der unbeſcholtne Ruf der Königinn,
Den kann man nicht zu wohl bewachen, Sir!

Burleigh.

Als man die Lady von dem Schrewsbury
Wegnahm und Ritter Paulets Hut vertraute,
Da war die Meinung —

Paulet.

Ich will hoffen, Sir,
Die Meinung war, daß man den ſchwerſten Auftrag
Den reinſten Händen übergeben wollte.
Bey Gott! Ich hätte dieſes Schergenamt
Nicht übernommen, dächt' ich nicht, daß es
Den beſten Mann in England forderte.
Laſſt mich nicht denken, daß ich's etwas Anderm
Als meinem reinen Rufe ſchuldig bin.

Burleigh.

Man breitet aus, ſie ſchwinde, läſſt ſie kränker
Und kränker werden, endlich ſtill verſcheiden;
So ſtirbt ſie in der Menſchen Angedenken —
Und Euer Ruf bleibt rein.

Paulet.

Nicht mein Gewiſſen.

Burleigh.

Wenn Ihr die eigne Hand nicht leihen wollt,
So werdet Ihr der fremden doch nicht wehren —

Paulet (unterbricht ihn.)

Kein Mörder ſoll ſich ihrer Schwelle nahn,
So lang die Götter meines Dachs ſie ſchützen.
Ihr Leben iſt mir heilig, heil'ger nicht
Iſt mir das Haupt der Königinn von England.
Ihr ſeyd die Richter! Richtet! Brecht den Stab!
Und wenn es Zeit iſt, laſſt den Zimmerer
Mit Axt und Säge kommen, das Gerüſt
Aufſchlagen — für den Scherif und den Henker
Soll meines Schloſſes Pforte offen ſeyn.
Jetzt iſt ſie zur Bewahrung mir vertraut,
Und ſeyd gewiß, ich werde ſie bewahren,
Daß ſie nichts Böſes thun ſoll, noch erfahren!

(gehen ab)

Zweyter Aufzug.

Der Pallaſt zu Weſtminſter.

Erſter Auftritt.

Der Graf von Kent und Sir William Daviſon (begegnen einander.)

Daviſon.

Seyd Ihr's, Milord von Kent? Schon vom Turnierplatz
Zurück, und iſt die Feſtlichkeit zu Ende?

Kent.

Wie? Wohntet Ihr dem Ritterſpiel nicht bey?

Daviſon.

Mich hielt mein Amt.

Kent.

Ihr habt das ſchönſte Schauſpiel
Verloren, Sir, das der Geſchmack erſonnen,
Und edler Anſtand ausgeführt — denn wiſſt!
Es wurde vorgeſtellt die keuſche Feſtung
Der Schönheit, wie ſie vom Verlangen
Berennt wird — Der Lord Marſchall, Oberrichter,

Der Seneſchal nebſt zehen andern Rittern
Der Königinn vertheidigten die Feſtung,
Und Frankreichs Kavaliere griffen an.
Voraus erſchien ein Herold, der das Schloß
Aufforderte in einem Madrigale,
Und von dem Wall antwortete der Kanzler.
Drauf ſpielte das Geſchütz, und Blumenſträuße,
Wohlriechend köſtliche Eſſenzen wurden
Aus niedlichen Feldſtücken abgefeuert.
Umſonſt! die Stürme wurden abgeſchlagen,
Und das Verlangen muſſte ſich zurückziehn.

Daviſon.

Ein Zeichen böſer Vorbedeutung, Graf,
Für die franzöſiſche Brautwerbung.

Kent.

Nun, nun, das war ein Scherz — Im Ernſte, denk' ich,
Wird ſich die Feſtung endlich doch ergeben.

Daviſon.

Glaubt Ihr? Ich glaub' es nimmermehr.

Kent.

Die ſchwierigſten Artikel ſind bereits
Berichtigt und von Frankreich zugeſtanden.
Monſieur begnügt ſich, in verſchloſſener
Kapelle ſeinen Gottesdienſt zu halten,
Und öffentlich die Reichsreligion
Zu ehren und zu ſchützen — Hättet Ihr den Jubel
Des Volks geſehn, als dieſe Zeitung ſich verbreitet!

Denn dieſes war des Landes ew'ge Furcht,
Sie möchte ſterben ohne Leibeserben,
Und England wieder Papſtes Feſſeln tragen,
Wenn ihr die Stuart auf dem Throne folgte.

Daviſon.

Der Furcht kann es entledigt ſeyn — Sie geht
Ins Brautgemach, die Stuart geht zum Tode.

Kent.

Die Königinn kommt!

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. **Eliſabeth**, von **Leiceſter** geführt. **Graf Aubeſpine**, **Bellievre**, **Graf Schrewsbury**, **Lord Burleigh** mit noch andern franzöſiſchen und engliſchen Herren treten auf.

Eliſabeth (zu Aubeſpine.)

Graf! ich beklage dieſe edeln Herrn,
Die ihr galanter Eifer über Meer
Hieher geführt, daß ſie die Herrlichkeit
Des Hof's von St. Germain bey mir vermiſſen.
Ich kann ſo prächt'ge Götterfeſte nicht
Erfinden, als die königliche Mutter
Von Frankreich — Ein geſittet fröhlich Volk,
Das ſich, ſo oft ich öffentlich mich zeige,
Mit Segnungen um meine Sänfte drängt,

Dieß iſt das Schauſpiel, das ich fremden Augen
Mit ein'gem Stolze zeigen kann. Der Glanz
Der Edelfräulein, die im Schönheitgarten
Der Katharina blühn, verbärge nur
Mich ſelber und mein ſchimmerlos Verdienſt.

Aubeſpine.

Nur eine Dame zeigt Weſtminſterhof
Dem überraſchten Fremden — aber Alles,
Was an dem reizenden Geſchlecht entzückt,
Stellt ſich verſammelt dar in dieſer Einen.

Bellievre.

Erhabne Majeſtät von Engelland,
Vergönne, daß wir unſern Urlaub nehmen,
Und Monſieur, unſern königlichen Herrn,
Mit der erſehnten Freudenpoſt beglücken.
Ihn hat des Herzens heiße Ungeduld
Nicht in Paris gelaſſen, er erwartet
Zu Amiens die Boten ſeines Glücks,
Und bis nach Kalais reichen ſeine Poſten,
Das Jawort, das dein königlicher Mund
Ausſprechen wird, mit Flügelſchnelligkeit
Zu ſeinem trunknen Ohre hinzutragen.

Eliſabeth.

Graf Bellievre, dringt nicht weiter in mich;
Nicht Zeit iſt's jetzt, ich wiederhol' es Euch,
Die freud'ge Hochzeitfackel anzuzünden.
Schwarz hängt der Himmel über dieſem Land,

Und beſſer ziemte mir der Trauerflor,
Als das Gepränge bräutlicher Gewänder.
Denn nahe droht ein jammervoller Schlag
Mein Herz zu treffen und mein eignes Haus.

Bellievre.

Nur dein Verſprechen gib uns, Königinn,
In frohern Tagen folge die Erfüllung.

Eliſabeth.

Die Könige ſind nur Sklaven ihres Standes;
Dem eignen Herzen dürfen ſie nicht folgen.
Mein Wunſch war's immer, unvermählt zu ſterben,
Und meinen Ruhm hätt' ich darein geſetzt,
Daß man dereinſt auf meinem Grabſtein läſe:
Hier ruht die jungfräuliche Königinn.
Doch meine Unterthanen wollens nicht;
Sie denken jetzt ſchon fleißig an die Zeit,
Wo ich dahin ſeyn werde — Nicht genug,
Daß jetzt der Segen dieſes Land beglückt;
Auch ihrem künft'gen Wohl ſoll ich mich opfern,
Auch meine jungfräuliche Freyheit ſoll ich,
Mein höchſtes Gut, hingeben für mein Volk,
Und der Gebieter wird mir aufgedrungen.
Es zeigt mir dadurch an, daß ich ihm nur
Ein Weib bin, und ich meinte doch, regiert
Zu haben, wie ein Mann, und wie ein König.
Wohl weiß ich, daß man Gott nicht dient, wenn man
Die Ordnung der Natur verläſſt, und Lob

Verdienen ſie, die vor mir hier gewaltet,
Daß ſie die Klöſter aufgethan, und tauſend
Schlachtopfer einer falſchverſtandnen Andacht
Den Pflichten der Natur zurückgegeben.
Doch eine Königinn, die ihre Tage
Nicht ungenützt in müßiger Beſchauung
Verbringt, die unverdroſſen, unermüdet,
Die ſchwerſte aller Pflichten übt, die ſollte
Von dem Naturzweck ausgenommen ſeyn,
Der Eine Hälfte des Geſchlechts der Menſchen
Der andern unterwürfig macht —

Aubeſpine.

Jedwede Tugend, Königinn, haſt du
Auf deinem Thron verherrlicht; nichts iſt übrig
Als dem Geſchlechte, deſſen Ruhm du biſt,
Auch noch in ſeinen eigenſten Verdienſten
Als Muſter vorzuleuchten. Freylich lebt
Kein Mann auf Erden, der es würdig iſt,
Daß du die Freyheit ihm zum Opfer brächteſt.
Doch wenn Geburt, wenn Hoheit, Heldentugend
Und Männerſchönheit einen Sterblichen
Der Ehre würdig machen, ſo —

Eliſabeth.

Kein Zweifel,
Herr Abgeſandter, daß ein Ehebündniß
Mit einem königlichen Sohne Frankreichs
Mich ehrt! Ja, ich geſteh' es unverhohlen,

Wenn es ſeyn muß — wenn ichs nicht ändern kann,
Dem Dringen meines Volkes nachzugeben —
Und es wird ſtärker ſeyn als ich, befürcht' ich —
So kenn' ich in Europa keinen Fürſten,
Dem ich mein höchſtes Kleinod, meine Freyheit,
Mit minderm Widerwillen opfern würde.
Laſſt dies Geſtändniß Euch Genüge thun.

Bellievre.

Es iſt die ſchönſte Hoffnung, doch es iſt
Nur eine Hoffnung, und mein Herr wünſcht mehr —

Eliſabeth.

Was wünſcht er?
(Sie zieht einen Ring vom Finger und betrachtet ihn nachdenkend)
Hat die Königinn doch nichts
Voraus vor dem gemeinen Bürgerweibe!
Das gleiche Zeichen weiſt auf gleiche Pflicht,
Auf gleiche Dienſtbarkeit — Der Ring macht Ehen,
Und Ringe ſind's, die eine Kette machen.
— Bringt Seiner Hoheit dies Geſchenk. Es iſt
Noch keine Kette, bindet mich noch nicht;
Doch kann ein Reif draus werden, der mich bindet.

Bellievre.

(kniet nieder, den Ring empfangend)
In ſeinem Namen, große Königinn,
Empfang' ich knieend dies Geſchenk, und drücke
Den Kuß der Huldigung auf meiner Fürſtinn Hand!

Eliſabeth.

(Zum Grafen Leiceſter, den ſie während der letzten Rede unverwandt betrachtet hat)

Erlaubt, Milord!

(Sie nimmt ihm das blaue Band ab, und hängt es dem Bellievre um)

Bekleidet Seine Hoheit
Mit dieſem Schmuck, wie ich Euch hier damit
Bekleide und in meines Ordens Pflichten nehme.
Hony soit qui mal y pense! — Es ſchwinde
Der Argwohn zwiſchen beyden Nationen,
Und ein vertraulich Band umſchlinge fortan
Die Kronen Frankreich und Britannien!

Aubeſpine.

Erhabne Königinn, dies iſt ein Tag
Der Freude! Möcht' er's Allen ſeyn und möchte
Kein Leidender auf dieſer Inſel trauern!
Die Gnade glänzt auf deinem Angeſicht.
O! daß ein Schimmer ihres heitern Lichts
Auf eine unglücksvolle Fürſtinn fiele,
Die Frankreich und Britannien gleich nahe
Angeht —

Eliſabeth.

Nicht weiter, Graf! Vermengen wir
Nicht zwey ganz unvereinbare Geſchäfte.
Wenn Frankreich ernſtlich meinen Bund verlangt,

Muß es auch meine Sorgen mit mir theilen,
Und meiner Feinde Freund nicht ſeyn —

Aubeſpine.

Unwürdig
In deinen eignen Augen würd' es handeln,
Wenn es die Unglückſelige, die Glaubens-
Verwandte, und die Wittwe ſeines Königs
In dieſem Bund vergäſſe — Schon die Ehre,
Die Menſchlichkeit verlangt —

Eliſabeth.

In dieſem Sinn
Weiß ich ſein Fürwort nach Gebühr zu ſchätzen.
Frankreich erfüllt die Freundespflicht; mir wird
Verſtattet ſeyn, als Königinn zu handeln.

(Sie neigt ſich gegen die franzöſiſchen Herrn, welche ſich mit den übrigen Lords ehrfurchtvoll entfernen.)

Dritter Auftritt.

Eliſabeth. Leiceſter. Burleigh.
Talbot.

(Die Königinn ſetzt ſich.)

Burleigh.

Ruhmvolle Königinn! Du kröneſt heut
Die heißen Wünſche deines Volks. Nun erſt
Erfreun wir uns der ſegenvollen Tage,

Die du uns ſchenkſt, da wir nicht zitternd mehr
In eine ſtürmevolle Zukunft ſchauen.
Nur eine Sorge kümmert noch dies Land;
Ein Opfer iſt's, das alle Stimmen fordern.
Gewähr' auch dieſes, und der heut'ge Tag
Hat Englands Wohl auf immerdar gegründet.

Eliſabeth.

Was wünſcht mein Volk noch? Sprecht, Milord.

Burleigh.

Es fordert
Das Haupt der Stuart — Wenn du deinem Volk
Der Freyheit köſtliches Geſchenk, das theuer
Erworbne Licht der Wahrheit willſt verſichern,
So muß *ſie* nicht mehr ſeyn — Wenn wir nicht ewig
Für dein koſtbares Leben zittern ſollen,
So muß die Feindinn untergehn! — Du weißt es,
Nicht alle deine Britten denken gleich;
Noch viele heimliche Verehrer zählt
Der röm'ſche Götzendienſt auf dieſer Inſel.
Die alle nähren feindliche Gedanken;
Nach dieſer Stuart ſteht ihr Herz, ſie ſind
Im Bunde mit den lothringiſchen Brüdern,
Den unverſöhnten Feinden deines Namens.
Dir iſt von dieſer wüthenden Partey
Der grimmige Vertilgungkrieg geſchworen,
Den man mit falſchen Höllenwaffen führt.
Zu Rheims, dem Biſchofſitz des Kardinals,

Dort iſt das Rüſthaus, wo ſie Blitze ſchmieden;
Dort wird der Königsmord gelehrt — Von dort
Geſchäftig, ſenden ſie nach deiner Inſel
Die Miſſionen aus, entſchloſſne Schwärmer,
In allerley Gewand vermummt — Von dort
Iſt ſchon der dritte Mörder ausgegangen,
Und unerſchöpflich, ewig neu erzeugen
Verborgne Feinde ſich aus dieſem Schlunde.
— Und in dem Schloß zu Fotheringhay ſitzt
Die Ate dieſes ew'gen Kriegs, die mit
Der Liebesfackel dieſes Reich entzündet.
Für ſie, die ſchmeichelnd Jedem Hoffnung gibt,
Weiht ſich die Jugend dem gewiſſen Tod —
Sie zu befreyen, iſt die Loſung; ſie
Auf deinen Thron zu ſetzen, iſt der Zweck.
Denn dies Geſchlecht der Lothringer erkennt
Dein heilig Recht nicht an; du heißeſt ihnen
Nur eine Räuberinn des Throns, gekrönt
Vom Glück! Sie warens, die die Thörichte
Verführt, ſich Englands Königinn zu ſchreiben.
Kein Friede iſt mit ihr und ihrem Stamm!
Du mußt den Streich erleiden oder führen.
Ihr Leben iſt dein Tod! Ihr Tod dein Leben!

Eliſabeth.

Milord! Ein traurig Amt verwaltet Ihr.
Ich kenne Eures Eifers reinen Trieb,
Weiß, daß gediegne Weisheit aus Euch redet,

Doch dieſe Weisheit, welche Blut befiehlt,
Ich haſſe ſie in meiner tiefſten Seele.
Sinnt einen mildern Rath aus — Edler Lord
Von Schrewsbury! Sagt Ihr uns Eure Meinung.

Talbot.

Du gabſt dem Eifer ein gebührend Lob,
Der Burleighs treue Bruſt beſeelt — Auch mir,
Strömt es mir gleich nicht ſo beredt vom Munde,
Schlägt in der Bruſt kein minder treues Herz.
Mögſt du noch lange leben, Königinn,
Die Freude deines Volks zu ſeyn, das Glück
Des Friedens dieſem Reiche zu verlängern.
So ſchöne Tage hat dies Eiland nie
Geſehn, ſeit eigne Fürſten es regieren.
Mög' es ſein Glück mit ſeinem Ruhme nicht
Erkaufen! Möge Talbots Auge wenigſtens
Geſchloſſen ſeyn, wenn dies geſchieht!

Eliſabeth.

Verhüte Gott, daß wir den Ruhm beflecken!

Talbot.

Nun dann, ſo wirſt du auf ein ander Mittel ſinnen,
Dies Reich zu retten — denn die Hinrichtung
Der Stuart iſt ein ungerechtes Mittel.
Du kannſt das Urtheil über die nicht ſprechen,
Die dir nicht unterthänig iſt.

Eliſabeth.

Mein Staatsrath und mein Parlament; im Irrthum
Sind alle Richterhöfe dieſes Landes,
Die mir dies Recht einſtimmig zuerkannt —

Talbot.

Nicht Stimmenmehrheit iſt des Rechtes Probe;
England iſt nicht die Welt, dein Parlament
Nicht der Verein der menſchlichen Geſchlechter.
Dies heut'ge England iſt das künſt'ge nicht,
Wie's das vergangne nicht mehr iſt — Wie ſich
Die Neigung anders wendet, alſo ſteigt
Und fällt des Urtheils wandelbare Woge.
Sag nicht, du müſſeſt der Nothwendigkeit
Gehorchen und dem Dringen deines Volks.
Sobald du willſt, in jedem Augenblick
Kannſt du erproben, daß dein Wille frey iſt.
Verſuch's! Erkläre, daß du Blut verabſcheuſt,
Der Schweſter Leben willſt gerettet ſehn.
Zeig' denen, die dir anders rathen wollen,
Die Wahrheit deines königlichen Zorns;
Schnell wirſt du die Nothwendigkeit verſchwinden
Und Recht in Unrecht ſich verwandeln ſehn.
Du ſelbſt muſſt richten, du allein. Du kannſt dich
Auf dieſes unſtät ſchwanke Rohr nicht lehnen.
Der eignen Milde folge du getroſt.
Nicht Strenge legte Gott ins weiche Herz
Des Weibes — Und die Stifter dieſes Reichs,
Die auch dem Weib die Herrſcherzügel gaben,

Sie zeigten an, daß Strenge nicht die Tugend
Der Könige ſoll ſeyn in dieſem Lande.

Eliſabeth.

Ein warmer Anwald iſt Graf Schrewsbury
Für meine Feindinn und des Reichs. Ich ziehe
Die Räthe vor, die meine Wohlfahrt lieben.

Talbot.

Man gönnt ihr keinen Anwald, Niemand wagt's,
Zu ihrem Vortheil ſprechend, deinem Zorn
Sich bloß zu ſtellen — So vergönne mir,
Dem alten Manne, den am Grabesrand
Kein irdiſch Hoffen mehr verführen kann,
Daß ich die Aufgegebene beſchütze.
Man ſoll nicht ſagen, daß in deinem Staatsrath
Die Leidenſchaft, die Selbſtſucht eine Stimme
Gehabt, nur die Barmherzigkeit geſchwiegen.
Verbündet hat ſich Alles wider ſie,
Du ſelber haſt ihr Antlitz nie geſehn,
Nichts ſpricht in deinem Herzen für die Fremde.
— Nicht ihrer Schuld red' ich das Wort. Man ſagt,
Sie habe den Gemahl ermorden laſſen;
Wahr iſt's, daß ſie den Mörder ehlichte.
Ein ſchwer Verbrechen! — Aber es geſchah
In einer finſter unglücksvollen Zeit,
Im Angſtgedränge bürgerlichen Kriegs,
Wo ſie, die Schwache, ſich umrungen ſah
Von heftigdringenden Vaſallen, ſich

Dem Muthvollſtärkſten in die Arme warf —
Wer weiß durch welcher Künſte Macht beſiegt?
Denn ein gebrechlich Weſen iſt das Weib.

Eliſabeth.

Das Weib iſt nicht ſchwach. Es gibt ſtarke Seelen
In dem Geſchlecht — Ich will in meinem Beyſeyn
Nichts von der Schwäche des Geſchlechtes hören.

Talbot.

Dir war das Unglück eine ſtrenge Schule.
Nicht ſeine Freudenſeite kehrte dir
Das Leben zu. Du ſaheſt keinen Thron
Von ferne, nur das Grab zu deinen Füßen.
Zu Woodſtock war's und in des Towers Nacht,
Wo dich der gnäd'ge Vater dieſes Landes
Zur erſten Pflicht durch Trübſal auferzog.
Dort ſuchte dich der Schmeichler nicht. Früh' lernte,
Vom eiteln Weltgeräuſche nicht zerſtreut,
Dein Geiſt ſich ſammeln, denkend in ſich gehn,
Und dieſes Lebens wahre Güter ſchätzen.
— Die Arme rettete kein Gott. Ein zartes Kind
Ward ſie verpflanzt nach Frankreich, an den Hof
Des Leichtſinns, der gedankenloſen Freude.
Dort in der Feſte ew'ger Trunkenheit
Vernahm ſie nie der Wahrheit ernſte Stimme.
Geblendet ward ſie von der Laſter Glanz,
Und fortgeführt vom Strome des Verderbens.
Ihr ward der Schönheit eitles Gut zu Theil.

Sie überſtrahlte blühend alle Weiber,
Und durch Geſtalt nicht minder als Geburt — —

Eliſabeth.

Kommt zu Euch ſelbſt, Milord von Schrewsbury!
Denkt, daß wir hier im ernſten Rathe ſitzen.
Das müſſen Reize ſondergleichen ſeyn,
Die einen Greis in ſolches Feuer ſetzen.
— Milord von Leſter! Ihr allein ſchweigt ſtill?
Was ihn beredt macht, bindet's Euch die Zunge?

Leiceſter.

Ich ſchweige vor Erſtaunen, Königinn,
Daß man dein Ohr mit Schreckniſſen erfüllt,
Daß dieſe Mährchen, die in Londons Gaſſen
Den gläub'gen Pöbel ängſten, bis herauf
In deines Staatsraths heitre Mitte ſteigen,
Und weiſe Männer ernſt beſchäftigen.
Verwunderung ergreift mich, ich geſteh's,
Daß dieſe länderloſe Königinn
Von Schottland, die den eignen kleinen Thron
Nicht zu behaupten wuſſte, ihrer eignen
Vaſallen Spott, der Auswurf ihres Landes,
Dein Schrecken wird auf einmal im Gefängniß!
— Was, beym Allmächt'gen! machte ſie dir furchtbar?
Daß ſie dies Reich in Anſpruch nimmt, daß dich
Die Guiſen nicht als Königinn erkennen?
Kann dieſer Guiſen Widerſpruch das Recht
Entkräften, das Geburt dir gab, der Schluß

Der Parlamente dir beſtätigte?
Iſt ſie durch Heinrichs letzten Willen nicht
Stillſchweigend abgewieſen, und wird England,
So glücklich im Genuß des neuen Lichts,
Sich der Papiſtinn in die Arme werfen?
Von dir, der angebeteten Monarchinn,
Zu Darnleys Mörderinn hinüberlaufen?
Was wollen dieſe ungeſtümen Menſchen,
Die dich noch lebend mit der Erbinn quälen,
Dich nicht geſchwind genug vermählen können,
Um Staat und Kirche von Gefahr zu retten?
Stehſt du nicht blühend da in Jugendkraft,
Welkt jene nicht mit jedem Tag zum Grabe?
Bey Gott! Du wirſt, ich hoff's, noch viele Jahre
Auf ihrem Grabe wandeln, ohne daß
Du ſelber ſie hinabzuſtürzen brauchteſt —

Burleigh.

Lord Leſter hat nicht immer ſo geurtheilt.

Leiceſter.

Wahr iſt's, ich habe ſelber meine Stimme
Zu ihrem Tod gegeben im Gericht.
— Im Staatsrath ſprech' ich anders. Hier iſt nicht
Die Rede von dem Recht, nur von dem Vortheil.
Iſt's jetzt die Zeit, von ihr Gefahr zu fürchten,
Da Frankreich ſie verläſſt, ihr einz'ger Schutz,
Da du den Königsſohn mit deiner Hand
Beglücken willſt, die Hoffnung eines neuen

Regentenſtammes dieſem Lande blüht?
Wozu ſie alſo tödten? Sie iſt todt!
Verachtung iſt der wahre Tod. Verhüte,
Daß nicht das Mitleid ſie ins Leben rufe!
Drum iſt mein Rath: Man laſſe die Sentenz,
Die ihr das Haupt abſpricht, in voller Kraft
Beſtehn! Sie lebe — aber unterm Beile
Des Henkers lebe ſie, und ſchnell, wie ſich
Ein Arm für ſie bewaffnet, fall' es nieder.

Eliſabeth (ſteht auf.)

Milords, ich hab' nun Eure Meinungen
Gehört, und ſag' Euch Dank für Euren Eifer.
Mit Gottes Beyſtand, der die Könige
Erleuchtet, will ich Eure Gründe prüfen,
Und wählen, was das Beſſere mir dünkt.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Ritter Paulet mit Mortimer.

Eliſabeth.

Da kommt Amias Paulet. Edler Sir,
Was bringt Ihr uns?

Paulet.

Glorwürd'ge Majeſtät!
Mein Neffe, der ohnlängſt von weiten Reiſen

Zurückgekehrt, wirft ſich zu deinen Füßen
Und leiſtet dir ſein jugendlich Gelübde.
Empfange du es gnadenvoll und laß
Ihn wachſen in der Sonne deiner Gunſt.

Mortimer.
(läßt ſich auf ein Knie nieder)
Lang lebe meine königliche Frau,
Und Glück und Ruhm bekröne ihre Stirn!

Eliſabeth.
Steht auf. Seyd mir willkommen, Sir, in England.
Ihr habt den großen Weg gemacht, habt Frankreich
Bereiſt und Rom und Euch zu Rheims verweilt.
Sagt mir denn an, was ſpinnen unſre Feinde?

Mortimer.
Ein Gott verwirre ſie und wende rückwärts
Auf ihrer eignen Schützen Bruſt die Pfeile,
Die gegen meine Königinn geſandt ſind!

Eliſabeth.
Saht Ihr den *Morgan* und den Ränkeſpinnenden
Biſchof von *Roße*?

Mortimer.
Alle Schottiſche
Verbannte lernt' ich kennen, die zu Rheims
Anſchläge ſchmieden gegen dieſe Inſel.
In ihr Vertrauen ſtahl ich mich, ob ich
Etwa von ihren Ränken was entdeckte.

Paulet.

Geheime Briefe hat man ihm vertraut,
In Ziffern, für die Königinn von Schottland,
Die er mit treuer Hand *uns* überliefert.

Eliſabeth.

Sagt, was ſind ihre neueſten Entwürfe?

Mortimer.

Es traf ſie alle wie ein Donnerſtreich,
Daß Frankreich ſie verläſſt, den feſten Bund
Mit England ſchließt; jetzt richten ſie die Hoffnung
Auf Spanien.

Eliſabeth.

So ſchreibt mir Walſingham.

Mortimer.

Auch eine Bulle, die Papſt Sixtus jüngſt
Vom Vatikane gegen dich geſchleudert,
Kam eben an zu Rheims, als ichs verließ;
Das nächſte Schiff bringt ſie nach dieſer Inſel.

Leiceſter.

Vor ſolchen Waffen zittert England nicht mehr.

Burleigh.

Sie werden furchtbar in des Schwärmers Hand.

Eliſabeth (Mortimern forſchend anſehend).

Man gab Euch Schuld, daß Ihr zu Rheims die Schulen
Beſucht und Euren Glauben abgeſchworen?

Mortimer.

Die Miene gab ich mir, ich läugn' es nicht,
So weit gieng die Begierde, dir zu dienen!

Eliſabeth.

(zu Paulet, der ihr Papier überreicht)

Was zieht Ihr da hervor?

Paulet.

Es iſt ein Schreiben,
Das dir die Königinn von Schottland ſendet.

Burleigh (haſtig darnach greifend).

Gebt mir den Brief!

Paulet (gibt das Papier der Königinn).

Verzeiht, Lord Großſchatzmeiſter!
In meiner Königinn ſelbſteigne Hand
Befahl ſie mir den Brief zu übergeben.
Sie ſagt mir ſtets, ich ſey ihr Feind. Ich bin
Nur ihrer Laſter Feind; was ſich verträgt
Mit meiner Pflicht, mag ich ihr gern erweiſen.

(Die Königinn hat den Brief genommen. Während ſie ihn lieſt, ſprechen Mortimer und Leiceſter einige Worte heimlich mit einander.)

Burleigh (zu Paulet).

Was kann der Brief enthalten? Eitle Klagen,
Mit denen man das mitleidsvolle Herz
Der Königinn verſchonen ſoll.

Paulet.

Was er

Enthält, hat ſie mir nicht verhehlt. Sie bittet
Um die Vergünſtigung, das Angeſicht
Der Königinn zu ſehen.

Burleigh (ſchnell).

Nimmermehr!

Talbot.

Warum nicht? Sie erfleht nichts Ungerechtes.

Burleigh.

Die Gunſt des königlichen Angeſichts
Hat ſie verwirkt, die Mordanſtifterinn,
Die nach dem Blut der Königinn gedürſtet.
Wer's treu mit ſeiner Fürſtinn meint, der kann
Den falſch verrätheriſchen Rath nicht geben.

Talbot.

Wenn die Monarchinn ſie beglücken will,
Wollt Ihr der Gnade ſanfte Regung hindern?

Burleigh.

Sie iſt verurtheilt! Unterm Beile liegt
Ihr Haupt. Unwürdig iſt's der Majeſtät,
Das Haupt zu ſehen, das dem Tod geweiht iſt.
Das Urtheil kann nicht mehr vollzogen werden,
Wenn ſich die Königinn ihr genahet hat,
Denn Gnade bringt die königliche Nähe —

Eliſabeth.

(nachdem ſie den Brief geleſen, ihre Thränen trocknend)
Was iſt der Menſch! Was iſt das Glück der Erde!
Wie weit iſt dieſe Königinn gebracht,

Die mit ſo ſtolzen Hoffnungen begann,
Die auf den älteſten Thron der Chriſtenheit
Berufen worden, die in ihrem Sinn
Drey Kronen ſchon aufs Haupt zu ſetzen meinte!
Welch andre Sprache führt ſie jetzt als damals,
Da ſie das Wappen Englands angenommen,
Und von den Schmeichlern ihres Hofs ſich Königinn
Der zwey britann'ſchen Inſeln nennen ließ!
— Verzeiht, Milords, es ſchneidet mir ins Herz,
Wehmuth ergreift mich und die Seele blutet,
Daß Irdiſches nicht feſter ſteht, das Schickſal
Der Menſchheit, das entſetzliche, ſo nahe
An meinem eignen Haupt vorüberzieht.

Talbot.

O Königinn! Dein Herz hat Gott gerührt.
Gehorche dieſer himmliſchen Bewegung!
Schwer büßte ſie fürwahr die ſchwere Schuld.
Reich' ihr die Hand, der Tiefgefallenen!
Wie eines Engels Lichterſcheinung ſteige
In ihres Kerkers Gräbernacht hinab —

Burleigh.

Sey ſtandhaft, große Königinn. Laß nicht
Ein lobenswürdig menſchliches Gefühl
Dich irre führen. Raube dir nicht ſelbſt
Die Freyheit, das Nothwendige zu thun.
Du *kannſt* ſie nicht begnadigen, *nicht* retten;
So lade nicht auf dich verhaßten Tadel,

Daß du mit grauſam höhnendem Triumph
Am Anblick deines Opfers dich geweidet.

Leiceſter.

Laſſt uns in unſern Schranken bleiben, Lords.
Die Königinn iſt weiſe, ſie bedarf
Nicht unſers Raths, das Würdigſte zu wählen.
Die Unterredung beyder Königinnen
Hat nichts gemein mit des Gerichtes Gang.
Englands Geſetz, nicht der Monarchinn Wille,
Verurtheilt die Maria. Würdig iſt's
Der großen Seele der Eliſabeth,
Daß *ſie* des Herzens ſchönem Triebe folge,
Wenn das Geſetz den ſtrengen Lauf behält.

Eliſabeth.

Geht, meine Lords. Wir werden Mittel finden,
Was Gnade fordert, was Nothwendigkeit
Uns auferlegt, geziemend zu vereinen.
Jetzt — tretet *ab*!
(Die Lords gehen. An der Thür ruft ſie den Mortimer zurück.)
Sir Mortimer! Ein Wort!

Fünfter Auftritt.

Eliſabeth. Mortimer.

Eliſabeth.

(nachdem ſie ihn einige Augenblicke forſchend mit den Augen gemeſſen)

Ihr zeigtet einen kecken Muth und ſeltne
Beherrſchung Eurer ſelbſt für Eure Jahre.
Wer ſchon ſo früh der Täuſchung ſchwere Kunſt
Ausübte, der iſt würdig vor der Zeit,
Und er verkürzt ſich ſeine Prüfungsjahre.
— Auf eine große Bahn ruft Euch das Schickſal;
Ich prophezeih' es Euch, und mein Orakel
Kann ich, zu Eurem Glücke! ſelbſt vollziehn.

Mortimer.

Erhabene Gebieterinn, was ich
Vermag und bin, iſt deinem Dienſt gewidmet.

Eliſabeth.

Ihr habt die Feinde Englands kennen lernen.
Ihr Haß iſt unverſöhnlich gegen mich
Und unerſchöpflich ihre Blut-Entwürfe.
Bis dieſen Tag zwar ſchützte mich die Allmacht;
Doch ewig wankt die Kron' auf meinem Haupt,
So lang ſie lebt, die ihrem Schwärmereifer
Den Vorwand leiht und ihre Hoffnung nährt.

Mortimer.

Sie lebt nicht mehr, ſobald du es gebieteſt.

Eliſabeth.

Ach, Sir! Ich glaubte mich am Ziele ſchon
Zu ſehn, und bin nicht weiter als am Anfang.
Ich wollte die Geſetze handeln laſſen,
Die eigne Hand vom Blute rein behalten.
Das Urtheil iſt geſprochen. Was gewinn' ich?
Es muß *vollzogen* werden, Mortimer!
Und *ich* muß die Vollziehung anbefehlen.
Mich immer trifft der Haß der That. Ich muß
Sie eingeſtehn, und kann den Schein nicht retten.
Das iſt das Schlimmſte!

Mortimer.

Was kümmert dich
Der böſe Schein bey der gerechten Sache?

Eliſabeth.

Ihr kennt die Welt nicht, Ritter. Was man *ſcheint*,
Hat Jedermann zum Richter; was man *iſt*, hat keinen.
Von meinem Rechte überzeug' ich Niemand,
So muß ich Sorge tragen, daß mein Antheil
An ihrem Tod in ew'gem Zweifel bleibe.
Bey ſolchen Thaten doppelter Geſtalt
Gibts keinen Schutz, als in der Dunkelheit.
Der ſchlimmſte Schritt iſt, den man eingeſteht,
Was man nicht aufgibt, hat man nie verloren.

Mortimer (ausforſchend).

Dann wäre wohl das Beſte —

Eliſabeth (ſchnell.)
Freylich wär's
Das Beſte — O mein guter Engel ſpricht
Aus Euch. Fahrt fort, vollendet, werther Sir!
Euch iſt es ernſt, Ihr dringet auf den Grund,
Seyd ein ganz andrer Mann, als Euer Oheim —

Mortimer (betroffen).
Entdeckteſt du dem Ritter deinen Wunſch?

Eliſabeth.
Mich reuet, daß ich's that.

Mortimer.
Entſchuldige
Den alten Mann. Die Jahre machen ihn
Bedenklich. Solche Wageſtücke fordern
Den kecken Muth der Jugend —

Eliſabeth (ſchnell).
Darf ich Euch —

Mortimer.
Die Hand will ich dir leihen; rette du
Den Namen, wie du kannſt —

Eliſabeth.
Ja, Sir! Wenn Ihr
Mich eines Morgens mit der Botſchaft wecktet:
Maria Stuart, deine blut'ge Feindinn,
Iſt heute Nacht verſchieden!

Mortimer.
Zählt auf mich.

Eliſabeth.
Wann wird mein Haupt ſich ruhig ſchlafen legen?

Mortimer.
Der nächſte Neumond ende deine Furcht.

Eliſabeth.
— Gehabt Euch wohl, Sir! Laſſt es Euch nicht leid thun,
Daß meine Dankbarkeit den Flor der Nacht
Entlehnen muß — Das Schweigen iſt der Gott
Der Glücklichen — Die engſten Bande ſind's,
Die zärteſten, die das Geheimniß ſtiftet!
(Sie geht ab.)

Sechster Auftritt.

Mortimer allein.

Geh', falſche gleißneriſche Königinn!
Wie du die Welt, ſo täuſch' ich dich. Recht iſt's,
Dich zu verrathen, eine gute That!
Seh' ich aus, wie ein Mörder? Laſeſt du
Ruchloſe Fertigkeit auf meiner Stirn?
Trau nur auf *meinen* Arm und halte *deinen*
Zurück. Gib dir den frommen Heuchelſchein
Der Gnade vor der Welt! Indeſſen du
Geheim auf meine Mörderhülfe hoffſt,
So werden wir zur Rettung Friſt gewinnen!

Erhöhen willſt du mich — zeigſt mir von ferne
Bedeutend einen koſtbarn Preis — und wärſt
Du ſelbſt der Preis und deine Frauengunſt!
Wer biſt du, Aermſte, und was kannſt du geben?
Mich locket nicht des eiteln Ruhmes Geiz!
Bey ihr nur iſt des Lebens Reiz —
Um ſie, in ew'gem Freudenchore, ſchweben
Der Anmuth Götter und der Jugendluſt,
Das Glück der Himmel iſt an ihrer Bruſt,
Du haſt nur todte Güter zu vergeben!
Das Eine Höchſte, was das Leben ſchmückt,
Wenn ſich ein Herz, entzückend und entzückt,
Dem Herzen ſchenkt in ſüßem Selbſtvergeſſen,
Die Frauenkrone haſt du nie beſeſſen,
Nie haſt du liebend einen Mann beglückt!
— Ich muß den Lord erwarten, ihren Brief
Ihm übergeben. Ein verhaßter Auftrag!
Ich habe zu dem Höflinge kein Herz,
Ich ſelber kann ſie retten, ich allein,
Gefahr und Ruhm und auch der Preis ſey mein!
(Indem er gehen will, begegnet ihm Paulet.)

Siebenter Auftritt.

Mortimer. Paulet.

Paulet.

Was ſagte dir die Königinn?

Mortimer.

Nichts, Sir.

Nichts — von Bedeutung.

Paulet (fixirt ihn mit ernſtem Blick).

Höre, Mortimer!

Es iſt ein ſchlüpfrig glatter Grund, auf den
Du dich begeben. Lockend iſt die Gunſt
Der Könige; nach Ehre geizt die Jugend.
— Laß dich den Ehrgeiz nicht verführen!

Mortimer.

War't Ihr's nicht ſelbſt, der an den Hof mich brachte?

Paulet.

Ich wünſchte, daß ich's nicht gethan. Am Hofe
Ward *unſers* Hauſes Ehre nicht geſammelt.
Steh feſt, mein Neffe. Kaufe nicht zu theuer!
Verletze dein Gewiſſen nicht!

Mortimer.

Was fällt Euch ein? Was für Beſorgniſſe!

Paulet.

Wie groß dich auch die Königinn zu machen
Verſpricht — Trau ihrer Schmeichelrede nicht.
Verläugnen wird ſie dich, wenn du gehorcht,
Und ihren eignen Namen rein zu waſchen,
Die Blutthat rächen, die ſie ſelbſt befahl.

Mortimer.

Die Blutthat, ſagt Ihr? —

Paulet.
Weg mit der Verſtellung!
Ich weiß, was dir die Königinn angeſonnen;
Sie hofft, daß deine ruhmbegier'ge Jugend
Willjähr'ger ſeyn wird, als mein ſtarres Alter.
Haſt du Ihr zugeſagt? Haſt du?
Mortimer.
Mein Oheim!
Paulet.
Wenn du's gethan haſt, ſo verfluch' ich dich,
Und dich verwerfe —
Leiceſter (kommt.)
Werther Sir, erlaubt
Ein Wort mit Eurem Neffen. Die Monarchinn
Iſt gnadenvoll geſinnt für ihn; ſie will,
Daß man ihm die Perſon der Lady Stuart
Uneingeſchränkt vertraue — Sie verläſſt ſich
Auf ſeine Redlichkeit —
Paulet.
Verläſſt ſich — Gut!
Leiceſter.
Was ſagt Ihr, Sir?
Paulet.
Die Königinn verläſſt ſich
Auf ihn, und ich, Milord, verlaſſe mich
Auf mich und meine beyden offnen Augen.
(Er geht ab.)

Achter Auftritt.

Leiceſter. Mortimer.

Leiceſter (verwundert.)

Was wandelte den Ritter an?

Mortimer.

Ich weiß es nicht — Das unerwartete
Vertrauen, das die Königinn mir ſchenkt —

Leiceſter (ihn forſchend anſehend.)

Verdient Ihr, Ritter, daß man Euch vertraut?

Mortimer (eben ſo.)

Die Frage thu' ich Euch, Milord von Leſter.

Leiceſter.

Ihr hattet mir was ingeheim zu ſagen.

Mortimer.

Verſichert mich erſt, daß ichs wagen darf.

Leiceſter.

Wer gibt mir die Verſicherung für Euch?
— Laſſt Euch mein Mißtraun nicht beleidigen!
Ich ſeh' Euch zweyerley Geſichter zeigen
An dieſem Hofe — Eins darunter iſt
Nothwendig falſch, doch welches iſt das wahre?

Mortimer.

Es geht mir eben ſo mit Euch, Graf Leſter.

Leiceſter.

Wer ſoll nun des Vertrauens Anfang machen?

Mortimer.
Wer das Geringere zu wagen hat.

Leiceſter.
Nun! Der ſeyd Ihr!

Mortimer.
Ihr ſeyd es! Euer Zeugniß,
Des vielbedeutenden, gewalt'gen Lords,
Kann mich zu Boden ſchlagen; *meins* vermag
Nichts gegen Euren Rang und Eure Gunſt.

Leiceſter.
Ihr irrt Euch, Sir. In allem Andern bin ich
Hier mächtig, nur in dieſem zarten Punkt,
Den ich jetzt Eurer Treu Preis geben ſoll,
Bin ich der ſchwächſte Mann an dieſem Hof,
Und ein verächtlich Zeugniß kann mich ſtürzen.

Mortimer.
Wenn ſich der allvermögende Lord Leſter
So tief zu mir herunterläßt, ein ſolch
Bekenntniß mir zu thun, ſo darf ich wohl
Ein wenig höher denken von mir ſelbſt,
Und ihm in Großmuth ein Exempel geben.

Leiceſter.
Geht mir voran im Zutraun, ich will folgen.

Mortimer.
(den Brief ſchnell hervorziehend)
Dies ſendet Euch die Königinn von Schottland.

Leiceſter.

(ſchrickt zuſammen und greift haſtig darnach)

Sprecht leiſe, Sir — Was ſeh' ich! Ach! Es iſt
Ihr Bild!

(küßt es und betrachtet es mit ſtummem Entzücken.)

Mortimer.

(der ihn während des Leſens ſcharf beobachtet)

Milord, nun glaub' ich Euch.

Leiceſter.

(nachdem er den Brief ſchnell durchlaufen)

Sir Mortimer! Ihr wißt des Briefes Inhalt?

Mortimer.

Nichts weiß ich.

Leiceſter.

Nun! Sie hat Euch ohne Zweifel
Vertraut —

Mortimer.

Sie hat mir nichts vertraut. *Ihr* würdet
Dies Räthſel mir erklären, ſagte ſie.
Ein Räthſel iſt es mir, daß Graf von Leſter,
Der Günſtling der Eliſabeth, Mariens
Erklärter Feind und ihrer Richter einer,
Der Mann ſeyn ſoll, von dem die Königinn
In ihrem Unglück Rettung hofft — Und dennoch
Muß dem ſo ſeyn, denn Eure Augen ſprechen
Zu deutlich aus, was Ihr für ſie empfindet.

Leiceſter.

Entdeckt mir ſelbſt es, wie es kommt, daß Ihr
Den feur'gen Antheil nehmt an ihrem Schickſal,
Und was Euch ihr Vertrauen erwarb.

Mortimer.

Milord,
Das kann ich Euch mit Wenigem erklären.
Ich habe meinen Glauben abgeſchworen
Zu Rom, und ſteh' im Bündniß mit den Guiſen.
Ein Brief des Erzbiſchofs zu Rheims hat mich
Beglaubigt bey der Königinn von Schottland.

Leiceſter.

Ich weiß von Eurer Glaubensänderung;
Sie iſt's, die mein Vertrauen zu Euch weckte.
Gebt mir die Hand. Verzeiht mir meinen Zweifel.
Ich kann der Vorſicht nicht zu viel gebrauchen,
Denn Walſingham und Burleigh haſſen mich;
Ich weiß, daß ſie mir laurend Netze ſtellen.
Ihr konntet ihr Geſchöpf und Werkzeug ſeyn,
Mich in das Garn zu ziehn —

Mortimer.

Wie kleine Schritte
Geht ein ſo großer Lord an dieſem Hof!
Graf! Ich beklag' Euch.

Leiceſter.

Freudig werf' ich mich
An die vertraute Freundesbruſt, wo ich

Des langen Zwangs mich endlich kann entladen.
Ihr ſeyd verwundert, Sir, daß ich ſo ſchnell
Das Herz geändert gegen die Maria.
Zwar in der That haſſt' ich ſie nie — der Zwang
Der Zeiten machte mich zu ihrem Gegner.
Sie war mir zugedacht ſeit langen Jahren,
Ihr wiſſt's, eh ſie die Hand dem Darnley gab,
Als noch der Glanz der Hoheit ſie umlachte.
Kalt ſtieß ich damals dieſes Glück von mir;
Jetzt im Gefängniß, an des Todes Pforten
Such' ich ſie auf, und mit Gefahr des Lebens.

Mortimer.

Das heißt großmüthig handeln!

Leiceſter.

— Die Geſtalt
Der Dinge, Sir, hat ſich indeß verändert.
Mein Ehrgeiz war es, der mich gegen Jugend
Und Schönheit fühllos machte. Damals hielt ich
Mariens Hand für mich zu klein; ich hoffte
Auf den Beſitz der Königinn von England.

Mortimer.

Es iſt bekannt, daß ſie Euch allen Männern
Vorzog —

Leiceſter.

So ſchien es, edler Sir — und nun, nach zehn
Verlornen Jahren unverdroſſnen Werbens,
Verhaſſten Zwangs — O Sir, mein Herz geht auf!

Ich muß des langen Unmuths mich entladen —
Man preist mich glücklich — Wüſſte man, was es
Für Ketten ſind, um die man mich beneidet —
Nachdem ich zehen bittre Jahre lang
Dem Götzen ihrer Eitelkeit geopfert,
Mich jedem Wechſel ihrer Sultanslaunen
Mit Sklavendemuth unterwarf, das Spielzeug
Des kleinen grillenhaften Eigenſinns,
Geliebkoſt jetzt von ihrer Zärtlichkeit,
Und jetzt mit ſprödem Stolz zurückgeſtoßen,
Von ihrer Gunſt und Strenge gleich gepeinigt,
Wie ein Gefangener vom Argusblick
Der Eiferſucht gehütet, ins Verhör
Genommen wie ein Knabe, wie ein Diener
Geſcholten — O die Sprache hat kein Wort
Für dieſe Hölle!

Mortimer.

Ich beklag' Euch, Graf.

Leiceſter.

Täuſcht mich am Ziel der Preis! Ein Andrer kommt,
Die Frucht des theuren Werbens mir zu rauben.
An einen jungen blühenden Gemahl
Verlier' ich meine lang beſeſſnen Rechte;
Herunterſteigen ſoll ich von der Bühne,
Wo ich ſo lange als der Erſte glänzte.
Nicht ihre Hand allein, auch ihre Gunſt

Droht mir der neue Ankömmling zu rauben.
Sie iſt ein Weib, und er iſt liebenswerth.

Mortimer.

Er iſt Kathrinens Sohn. In guter Schule
Hat er des Schmeichlers Künſte ausgelernt.

Leiceſter.

So ſtürzen meine Hoffnungen — Ich ſuche
In dieſem Schiffbruch meines Glücks ein Bret
Zu faſſen — und mein Auge wendet ſich
Der erſten ſchönen Hoffnung wieder zu.
Mariens Bild, in ihrer Reize Glanz,
Stand neu vor mir; Schönheit und Jugend traten
In ihre vollen Rechte wieder ein;
Nicht kalter Ehrgeiz mehr, das Herz verglich,
Und ich empfand, welch Kleinod ich verloren.
Mit Schrecken ſeh' ich ſie in tiefes Elend
Herabgeſtürzt, geſtürzt durch mein Verſchulden.
Da wird in mir die Hoffnung wach, ob ich
Sie jetzt noch retten könnte und beſitzen.
Durch eine treue Hand gelingt es mir,
Ihr mein verändert Herz zu offenbaren,
Und dieſer Brief, den Ihr mir überbracht,
Verſichert mir, daß ſie verzeiht, ſich mir
Zum Preiſe ſchenken will, wenn ich ſie rette.

Mortimer.

Ihr thatet aber nichts zu ihrer Rettung!
Ihr ließt geſchehn, daß ſie verurtheilt wurde,

Gabt Eure Stimme ſelbſt zu ihrem Tod!
Ein Wunder muß geſchehn — Der Wahrheit Licht
Muß mich, den Neffen ihres Hüters, rühren,
Im Vatikan zu Rom muß ihr der Himmel
Den unverhofften Retter zubereiten,
Sonſt fand ſie nicht einmal den Weg zu Euch!

Leiceſter.

Ach, Sir, es hat mir Qualen gnug gekoſtet!
Um ſelbe Zeit ward ſie von Talbots Schloß
Nach Fotheringhay weggeführt, der ſtrengen
Gewahrſam Eures Oheims anvertraut.
Gehemmt ward jeder Weg zu ihr; ich muſſte
Fortfahren vor der Welt, ſie zu verfolgen.
Doch denket nicht, daß ich ſie leidend hätte
Zum Tode gehen laſſen! Nein, ich hoffte,
Und hoffe noch, das Aeußerſte zu hindern,
Bis ſich ein Mittel zeigt, ſie zu befreyn.

Mortimer.

Das iſt gefunden — Leſter, Euer edles
Vertraun verdient Erwiederung. Ich will ſie
Befreyen, darum bin ich hier, die Anſtalt
Iſt ſchon getroffen. Euer mächt'ger Beyſtand
Verſichert uns den glücklichen Erfolg.

Leiceſter.

Was ſagt Ihr? Ihr erſchreckt mich. Wie? Ihr wolltet —

Mortimer.
Gewaltſam aufthun will ich ihren Kerker;
Ich hab' Gefährten, Alles iſt bereit —
Leiceſter.
Ihr habt Mitwiſſer und Vertraute! Weh mir!
In welches Wagniß reißt Ihr mich hinein!
Und dieſe wiſſen auch um mein Geheimniß?
Mortimer.
Sorgt nicht. Der Plan ward ohne Euch entworfen;
Ohn' Euch wär' er vollſtreckt, beſtünde ſie
Nicht drauf, Euch ihre Rettung zu verdanken.
Leiceſter.
So könnt Ihr mich für ganz gewiß verſichern,
Daß in dem Bund mein Name nicht genannt iſt?
Mortimer.
Verlaſſt Euch drauf! Wie? So bedenklich, Graf,
Bey einer Botſchaft, die Euch Hülfe bringt!
Ihr wollt die Stuart retten und beſitzen,
Ihr findet Freunde, plötzlich unerwartet,
Vom Himmel fallen Euch die nächſten Mittel —
Doch zeigt Ihr mehr Verlegenheit als Freude?
Leiceſter.
Es iſt nichts mit Gewalt. Das Wageſtück
Iſt zu gefährlich.
Mortimer.
Auch das Säumen iſt's!

Leiceſter.
Ich ſag' Euch, Ritter, es iſt nicht zu wagen.

Mortimer (bitter.)
Nein, nicht für Euch, der ſie *beſitzen* will!
Wir wollen ſie blos *retten*, und ſind nicht ſo
Bedenklich —

Leiceſter.
Junger Mann, Ihr ſeyd zu raſch
In ſo gefährlich dornenvoller Sache.

Mortimer.
Ihr — ſehr bedacht in ſolchem Fall der Ehre.

Leiceſter.
Ich ſeh' die Netze, die uns rings umgeben.

Mortimer.
Ich fühle Muth, ſie alle zu durchreißen.

Leiceſter.
Tollkühnheit, Raſerey iſt dieſer Muth.

Mortimer.
Nicht Tapferkeit iſt dieſe Klugheit, Lord.

Leiceſter.
Euch lüſtet's wohl, wie Babington zu enden?

Mortimer.
Euch nicht, des Norfolks Großmuth nachzuahmen.

Leiceſter.
Norfolk hat ſeine Braut nicht heimgeführt.

Mortimer.
Er hat bewieſen, daß er's würdig war.

Leiceſter.

Wenn *wir* verderben, reißen wir ſie nach.

Mortimer.

Wenn wir uns ſchonen, wird ſie nicht gerettet.

Leiceſter.

Ihr überlegt nicht, hört nicht, werdet Alles
Mit heftig blindem Ungeſtüm zerſtören,
Was auf ſo guten Weg geleitet war.

Mortimer.

Wohl auf den guten Weg, den *ihr* gebahnt?
Was habt Ihr denn gethan, um ſie zu retten?
— Und wie? Wenn ich nun Bube gnug geweſen,
Sie zu *ermorden*, wie die Königinn
Mir anbefahl, wie ſie zu dieſer Stunde
Von mir erwartet — Nennt mir doch die Anſtalt,
Die ihr gemacht, ihr Leben zu erhalten.

Leiceſter (erſtaunt.)

Gab Euch die Königinn dieſen Blutbefehl?

Mortimer.

Sie irrte ſich in mir, wie ſich *Maria*
In Euch.

Leiceſter.

Und Ihr habt zugeſagt? Habt Ihr?

Mortimer.

Damit ſie andre Hände nicht erkaufe,
Bot ich die meinen an.

Leiceſter.

Ihr thatet wohl.
Dies kann uns Raum verſchaffen. Sie verläßt ſich
Auf Euren blut'gen Dienſt, das Todesurtheil
Bleibt unvollſtreckt, und wir gewinnen Zeit —

Mortimer (ungeduldig.)

Nein, wir verlieren Zeit!

Leiceſter.

Sie zählt auf Euch;
So minder wird ſie Anſtand nehmen, ſich
Den Schein der Gnade vor der Welt zu geben.
Vielleicht, daß ich durch Liſt ſie überrede,
Das Angeſicht der Gegnerinn zu ſehn,
Und dieſer Schritt muß ihr die Hände binden.
Burleigh hat Recht. Das Urtheil kann nicht mehr
Vollzogen werden, wenn ſie ſie geſehn.
— Ja, ich verſuch' es, Alles biet' ich auf —

Mortimer.

Und was erreicht Ihr dadurch? Wenn ſie ſich
In mir getäuſcht ſieht, wenn Maria fortfährt,
Zu leben — Iſt nicht Alles, wie zuvor?
Frey wird ſie niemals! Auch das Mildeſte,
Was kommen kann, iſt ewiges Gefängniß.
Mit einer kühnen That müßt Ihr doch enden.
Warum wollt Ihr nicht gleich damit beginnen?
In Euren Händen iſt die Macht, Ihr bringt

Ein Heer zuſammen, wenn Ihr nur den Adel
Auf Euren vielen Schlöſſern waffnen wollt!
Maria hat noch viel verborgne Freunde;
Der Howard und der Percy edle Häuſer,
Ob ihre Häupter gleich geſtürzt, ſind noch
An Helden reich, ſie harren nur darauf,
Daß ein gewalt'ger Lord das Beyſpiel gebe!
Weg mit Verſtellung! Handelt öffentlich!
Vertheidigt als ein Ritter die Geliebte,
Kämpft einen edlen Kampf um ſie! Ihr ſeyd
Herr der Perſon der Königinn von England,
Sobald Ihr wollt. Lockt ſie auf Eure Schlöſſer,
Sie iſt Euch oft dahin gefolgt. Dort zeigt Ihr
Den Mann! Sprecht als Gebieter! Haltet ſie
Verwahrt, bis ſie die Stuart frey gegeben!

Leiceſter.

Ich ſtaune, ich entſetze mich — Wohin
Reißt Euch der Schwindel? — Kennt Ihr dieſen Boden?
Wiſſt Ihr, wie's ſteht an dieſem Hof, wie eng
Dies Frauenreich die Geiſter hat gebunden?
Sucht nach dem Heldengeiſt, der ehmals wohl
In dieſem Land ſich regte — Unterworfen
Iſt Alles unterm Schlüſſel eines Weibes,
Und jedes Muthes Federn abgeſpannt.
Folgt meiner Leitung. Wagt nichts unbedachtſam.
— Ich höre kommen, geht.

Mortimer.

Maria hofft!
Kehr' ich mit leerem Troſt zu Ihr zurück?

Leiceſter.

Bringt Ihr die Schwüre meiner ew'gen Liebe!

Mortimer.

Bringt Ihr die ſelbſt! Zum Werkzeug ihrer Rettung
Bot ich mich an, nicht Euch zum Liebesboten!
(Er geht ab.)

Neunter Auftritt.

Eliſabeth. Leiceſter.

Eliſabeth.

Wer ging da von Euch weg? Ich hörte ſprechen.

Leiceſter.

(ſich auf ihre Rede ſchnell und erſchrocken umwendend)
Es war Sir Mortimer.

Eliſabeth.

Was iſt Euch, Lord?
So ganz betreten?

Leiceſter (faßt ſich.)

— Ueber deinen Anblick!
Ich habe dich ſo reizend nie geſehn.
Geblendet ſteh ich da von deiner Schönheit.
— Ach!

Eliſabeth.

Warum ſeufzt Ihr?

Leiceſter.

Hab' ich keinen Grund
Zu ſeufzen? Da ich deinen Reiz betrachte,
Erneut ſich mir der namenloſe Schmerz
Des drohenden Verluſtes.

Eliſabeth.

Was verliert Ihr?

Leiceſter.

Dein Herz, dein liebenswürdig Selbſt verlier' ich.
Bald wirſt du in den jugendlichen Armen
Des feurigen Gemahls dich glücklich fühlen,
Und ungetheilt wird er dein Herz beſitzen.
Er iſt von königlichem Blut, das bin
Ich nicht, doch trotz ſey aller Welt geboten,
Ob Einer lebt auf dieſem Erdenrund,
Der mehr Anbetung für dich fühlt, als ich.
Der Düc von Anjou hat dich nie geſehn,
Nur deinen Ruhm und Schimmer kann er lieben,
Ich liebe **Dich**. Wärſt du die ärmſte Hirtinn,
Ich als der größte Fürſt der Welt geboren,
Zu deinem Stand würd' ich herunterſteigen,
Mein Diadem zu deinen Füßen legen.

Eliſabeth.

Beklag' mich, Dudley, ſchilt mich nicht! — Ich darf ja

Mein Herz nicht fragen. Ach! das hätte anders
Gewählt. Und wie beneid' ich andre Weiber,
Die das erhöhen dürfen, was ſie lieben.
So glücklich bin ich nicht, daß ich dem Manne,
Der mir vor allen theuer iſt, die Krone
Aufſetzen kann! — Der Stuart wards vergönnt,
Die Hand nach ihrer Neigung zu verſchenken;
Die hat ſich Jegliches erlaubt, ſie hat
Den vollen Kelch der Freuden ausgetrunken.

Leiceſter.

Jetzt trinkt ſie auch den bittern Kelch des Leidens.

Eliſabeth.

Sie hat der Menſchen Urtheil nichts geachtet.
Leicht wurd' es ihr zu leben, nimmer lud ſie
Das Joch ſich auf, dem ich mich unterwarf.
Hätt' ich doch auch Anſprüche machen können,
Des Lebens mich, der Erde Luſt zu freun;
Doch zog ich ſtrenge Königspflichten vor.
Und doch gewann ſie aller Männer Gunſt,
Weil ſie ſich nur befliß, ein Weib zu ſeyn,
Und um ſie buhlt die Jugend und das Alter.
So ſind die Männer. Lüſtlinge ſind alle!
Dem Leichtſinn eilen ſie, der Freude zu,
Und ſchätzen nichts, was ſie verehren müſſen.
Verjüngte ſich nicht dieſer Talbot ſelbſt,
Als er auf ihren Reiz zu reden kam!

Leiceſter.

Vergib es ihm. Er war ihr Wächter einſt;
Die Liſt'ge hat mit Schmeicheln ihn bethört.

Eliſabeth.

Und iſt's denn wirklich wahr, daß ſie ſo ſchön iſt?
So oft muſſt' ich die Larve rühmen hören;
Wohl möcht' ich wiſſen, was zu glauben iſt.
Gemählde ſchmeicheln, Schilderungen lügen,
Nur meinen eignen Augen würd' ich traun.
— Was ſchaut ihr mich ſo ſeltſam an?

Leiceſter.

Ich ſtellte
Dich in Gedanken neben die Maria.
— Die Freude wünſcht ich mir, ich berg' es nicht,
Wenn es ganz ingeheim geſchehen könnte,
Der Stuart gegenüber dich zu ſehn!
Dann ſollteſt du erſt deines ganzen Siegs
Genießen! Die Beſchämung gönnt ich ihr,
Daß ſie mit eignen Augen — denn der Neid
Hat ſcharfe Augen — überzeugt ſich ſähe,
Wie ſehr ſie auch an Adel der Geſtalt
Von dir beſiegt wird, der ſie ſo unendlich
In jeder andern würd'gen Tugend weicht.

Eliſabeth.

Sie iſt die jüngere an Jahren.

Leiceſter.

Jünger!

Man ſiehts ihr nicht an. Freylich ihre Leiden!
Sie mag wohl vor der Zeit gealtert haben.
Ja, und was ihre Kränkung bitter machte,
Das wäre, dich als Braut zu ſehn! Sie hat
Des Lebens ſchöne Hoffnung hinter ſich;
Dich ſähe ſie dem Glück entgegen ſchreiten!
Und als die Braut des Königsſohns von Frankreich,
Da ſie ſich ſtets ſo viel gewuſſt, ſo ſtolz
Gethan mit der franzöſiſchen Vermählung,
Noch jetzt auf Frankreichs mächt'ge Hülfe pocht!

Eliſabeth (nachläſſig hinwerfend.)

Man peinigt mich ja, ſie zu ſehn.

Leiceſter (lebhaft.)

Sie forderts
Als eine Gunſt; gewähr' es ihr als Strafe!
Du kannſt ſie auf das Blutgerüſte führen,
Es wird ſie minder peinigen, als ſich
Von deinen Reizen ausgelöſcht zu ſehn.
Dadurch ermordeſt du ſie, wie ſie dich
Ermorden wollte — Wenn ſie deine Schönheit
Erblickt, durch Ehrbarkeit bewacht, in Glorie
Geſtellt durch einen unbefleckten Tugendruf,
Den ſie, leichtſinnig buhlend, von ſich warf,
Erhoben durch der Krone Glanz, und jetzt
Durch zarte Bräutlichkeit geſchmückt — dann hat
Die Stunde der Vernichtung ihr geſchlagen.
Ja — wenn ich jetzt die Augen auf dich werfe —

Nie warſt du, nie zu einem Sieg der Schönheit
Gerüſteter als eben jetzt — Mich ſelbſt
Haſt du umſtrahlt wie eine Lichterſcheinung,
Als du vorhin ins Zimmer trateſt — Wie?
Wenn du gleich jetzt, jetzt wie du biſt, hinträteſt
Vor ſie, du findeſt keine ſchön're Stunde —

Eliſabeth.

Jetzt — Nein — Nein — Jetzt nicht, Leſter — Nein, das muß ich
Erſt wohl bedenken — mich mit Burleigh —

Leiceſter (lebhaft einfallend.)

Burleigh!
Der denkt allein auf deinen Staatsvortheil;
Auch deine Weiblichkeit hat ihre Rechte;
Der zarte Punkt gehört vor *Dein* Gericht,
Nicht vor des Staatsmanns — ja, auch Staatskunſt will es,
Daß du ſie ſiehſt, die öffentliche Meinung
Durch eine That der Großmuth dir gewinneſt!
Magſt du nachher dich der verhaßten Feindinn,
Auf welche Weiſe dirs gefällt, entladen.

Eliſabeth.

Nicht wohlanſtändig wär mir's, die Verwandte
Im Mangel und in Schmach zu ſehn. Man ſagt,
Daß ſie nicht königlich umgeben ſey;
Vorwerfend wär mir ihres Mangels Anblick.

Leiceſter.

Nicht ihrer Schwelle brauchſt du dich zu nahn.
Hör meinen Rath. Der Zufall hat es eben
Nach Wunſch gefügt. Heut iſt das große Jagen,
An Fotheringhay führt der Weg vorbey,
Dort kann die Stuart ſich im Park ergehn,
Du kommſt ganz wie ungefähr dahin,
Es darf nichts als vorher bedacht erſcheinen,
Und wenn es dir zuwider, redeſt du
Sie gar nicht an —

Eliſabeth.

Begeh' ich eine Thorheit,
So iſt es Eure, Leſter, nicht die meine.
Ich will Euch heute keinen Wunſch verſagen,
Weil ich von meinen Unterthanen allen
Euch heut am weheſten gethan.
(Ihn zärtlich anſehend)
Sey's eine Grille nur von Euch. Dadurch
Gibt Neigung ſich ja kund, daß ſie bewilligt
Aus freyer Gunſt, was ſie auch nicht gebilligt.
(Leiceſter ſtürzt zu ihren Füßen, der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Gegend in einem Park. Vorn mit Bäumen beſetzt, hinten eine weite Ausſicht.

Erſter Auftritt.

Maria tritt in ſchnellem Lauf hinter Bäumen hervor. Hanna Kennedy folgt langſam.

Kennedy.

Ihr eilet ja, als wenn Ihr Flügel hättet,
So kann ich Euch nicht folgen, wartet doch!

Maria.

Laß mich der neuen Freyheit genießen,
Laß mich ein Kind ſeyn, ſey es mit!
Und auf dem grünen Teppich der Wieſen
Prüfen den leichten, geflügelten Schritt.
Bin ich dem finſtern Gefängniß entſtiegen,
Hält ſie mich nicht mehr, die traurige Gruft?
Laß mich in vollen, in durſtigen Zügen
Trinken die freye, die himmliſche Luft.

Kennedy.

O meine theure Lady! Euer Kerker
Iſt nur um ein klein Weniges erweitert.
Ihr ſeht nur nicht die Mauer, die uns einſchließt,
Weil ſie der Bäume dicht Geſträuch verſteckt.

Maria.

O Dank, Dank dieſen freundlich grünen Bäumen,
Die meines Kerkers Mauern mir verſtecken!
Ich will mich frey und glücklich träumen,
Warum aus meinem ſüßen Wahn mich wecken?
Umfängt mich nicht der weite Himmelsſchoß?
Die Blicke, frey und feſſellos,
Ergehen ſich in ungemeſſnen Räumen.
Dort, wo die grauen Nebelberge ragen,
Fängt meines Reiches Gränze an,
Und dieſe Wolken, die nach Mittag jagen,
Sie ſuchen Frankreichs fernen Ocean.
Eilende Wolken! Segler der Lüfte!
Wer mit euch wanderte, mit euch ſchiffte!
Grüßet mir freundlich mein Jugendland!
Ich bin gefangen, ich bin in Banden,
Ach, ich hab' keinen andern Geſandten!
Frey in Lüften iſt eure Bahn,
Ihr ſeyd nicht dieſer Königinn unterthan.

Kennedy.

Ach, theure Lady! Ihr ſeyd außer Euch,
Die langentbehrte Freyheit macht Euch ſchwärmen.

Maria.

Dort legt ein Fiſcher den Nachen an!
Dieſes elende Werkzeug könnte mich retten,
Brächte mich ſchnell zu befreundeten Städten.
Spärlich nährt es den dürftigen Mann.
Beladen wollt ich ihn reich mit Schätzen,
Einen Zug ſollt' er thun, wie er keinen gethan.
Das Glück ſollt' er finden in ſeinen Netzen,
Nähm' er mich ein in den rettenden Kahn.

Kennedy.

Verlorne Wünſche! Seht ihr nicht, daß uns
Von ferne dort die Spähertritte folgen?
Ein finſter grauſames Verbot ſcheucht jedes
Mitleidige Geſchöpf aus unſerm Wege.

Maria.

Nein, gute Hanna. Glaub' mir, nicht umſonſt
Iſt meines Kerkers Thor geöffnet worden.
Die kleine Gunſt iſt mir des größern Glücks
Verkünderinn. Ich irre nicht. Es iſt
Der Liebe thät'ge Hand, der ich ſie danke.
Lord Leſters mächt'gen Arm erkenn ich drinn.
Allmählig will man mein Gefängniß weiten,
Durch Kleineres zum Größern mich gewöhnen,
Bis ich das Antlitz deſſen endlich ſchaue,
Der mir die Bande löſt auf immerdar.

Kennedy.

Ach, ich kann dieſen Widerſpruch nicht reimen!

Noch geſtern kündigt man den Tod Euch an,
Und heute wird Euch plötzlich ſolche Freyheit.
Auch denen, hört' ich ſagen, wird die Kette
Gelöst, auf die die ew'ge Freyheit wartet.

Maria.

Hörſt du das Hifthorn? Hörſt du's klingen,
Mächtigen Rufes, durch Feld und Hain?
Ach, auf das muthige Roß mich zu ſchwingen,
An den fröhlichen Zug mich zu reihn!
Noch mehr, o die bekannte Stimme,
Schmerzlich ſüßer Erinnerung voll.
Oft vernahm ſie mein Ohr mit Freuden,
Auf des Hochlands bergigen Haiden,
Wenn die tobende Jagd erſcholl.

Zweyter Auftritt.

Paulet. Die Vorigen.

Paulet.

Nun! Hab' ichs endlich recht gemacht, Milady?
Verdien' ich einmal Euern Dank?

Maria.

Wie, Ritter?
Seyd Ihr's, der dieſe Gunſt mir ausgewirkt?
Ihr ſeyd's?

Paulet.
Warum ſoll ichs nicht ſeyn? Ich war
Am Hof, ich überbrachte Euer Schreiben —

Maria.
Ihr übergabt es? Wirklich thatet Ihr's?
Und dieſe Freyheit, die ich jetzt genieße,
Iſt eine Frucht des Briefs —

Paulet (mit Bedeutung.)
Und nicht die einz'ge!
Macht Euch auf eine größre noch gefaßt.

Maria.
Auf eine größre, Sir? Was meint Ihr damit?

Paulet.
Ihr hörtet doch die Hörner —

Maria (zurückfahrend, mit Ahnung.)
Ihr erſchreckt mich!

Paulet.
Die Königinn jagt in dieſer Gegend.

Maria.
Was?

Paulet.
In wenigen Augenblicken ſteht ſie vor Euch.

Kennedy.
(auf Maria zueilend, welche zittert und hinzuſinken droht)
Wie wird Euch, theure Lady! Ihr verblaßt.

Paulet.
Nun! iſts nun nicht recht? War's nicht Eure Bitte?

Sie wird Euch früher gewährt, als Ihr gedacht.
Ihr wart ſonſt immer ſo geſchwinder Zunge,
Jetzt bringet Eure Worte an, jetzt iſt
Der Augenblick, zu reden!

Maria.

O warum hat man mich nicht vorbereitet!
Jetzt bin ich nicht darauf gefaſſt, jetzt nicht.
Was ich mir als die höchſte Gunſt erbeten,
Dünkt mir jetzt ſchrecklich, fürchterlich — Komm, Hanna,
Führ' mich ins Haus, daß ich mich faſſe, mich
Erhohle —

Paulet.

Bleibt. Ihr müſſt ſie hier erwarten.
Wohl, wohl, mag's Euch beängſtigen, ich glaubs,
Vor Eurem Richter zu erſcheinen.

Dritter Auftritt.

Graf Schrewsbury zu den Vorigen.

Maria.

Es iſt nicht darum! Gott, mir iſt ganz anders
Zu Muth — Ach, edler Schrewsbury! Ihr kommt,
Vom Himmel mir ein Engel zugeſendet!
— Ich kann ſie nicht ſehn! Rettet, rettet mich
Vor dem verhaſſten Anblick —

Schrewsbury.

Kommt zu Euch, Königinn! Faſſt Euren Muth
Zuſammen. Das iſt die entſcheidungvolle Stunde.

Maria.

Ich habe drauf geharret — Jahre lang
Mich drauf bereitet. Alles hab' ich mir
Geſagt und ins Gedächtniß eingeſchrieben,
Wie ich ſie rühren wollte und bewegen!
Vergeſſen plötzlich, ausgelöſcht iſt Alles,
Nichts lebt in mir in dieſem Augenblick,
Als meiner Leiden brennendes Gefühl.
In blut'gen Haß gewendet wider ſie
Iſt mir das Herz, es fliehen alle guten
Gedanken, und die Schlangenhaare ſchüttelnd
Umſtehen mich die finſtern Höllengeiſter.

Schrewsbury.

Gebietet Eurem wild empörten Blut,
Bezwingt des Herzens Bitterkeit! Es bringt
Nicht gute Frucht, wenn Haß dem Haß begegnet.
Wie ſehr auch Euer Innres widerſtrebe,
Gehorcht der Zeit und dem Geſetz der Stunde!
Sie iſt die Mächtige — Demüthigt Euch!

Maria.

Vor ihr! ich kann es nimmermehr.

Schrewsbury.

Thuts dennoch!
Sprecht ehrerbietig, mit Gelaſſenheit!

Ruft ihre Großmuth an, trotzt nicht, jetzt nicht
Auf Euer Recht, jetzo iſt nicht die Stunde.

Maria.

Ach, mein Verderben hab' ich mir erfleht,
Und mir zum Fluche wird mein Flehn erhört!
Nie hätten wir uns ſehen ſollen, niemals!
Daraus kann nimmer, nimmer Gutes kommen!
Eh mögen Feu'r und Waſſer ſich in Liebe
Begegnen und das Lamm den Tiger küſſen —
Ich bin zu ſchwer verletzt — ſie hat zu ſchwer
Beleidigt — Nie iſt zwiſchen uns Verſöhnung!

Schrewsbury.

Seht ſie nur erſt von Angeſicht!
Ich ſah es ja, wie ſie von Eurem Brief
Erſchüttert war, ihr Auge ſchwamm in Thränen.
Nein, ſie iſt nicht gefühllos, hegt Ihr ſelbſt
Nur beſſeres Vertrauen — Darum eben
Bin ich voraus geeilt, damit ich Euch
In Faſſung ſetzen und ermahnen möchte.

Maria (ſeine Hand ergreifend.)

Ach, Talbot! Ihr war't ſtets mein Freund — Daß ich
In Eurer milden Haft geblieben wäre!
Es ward mir hart begegnet, Schrewsbury!

Schrewsbury.

Vergeſſt jetzt Alles. Darauf denkt allein,
Wie Ihr ſie unterwürfig wollt empfangen.

Maria.

Iſt Burleigh auch mit ihr, mein böſer Engel?

Schrewsbury.

Niemand begleitet ſie als Graf von Leſter.

Maria.

Lord Leſter!

Schrewsbury.

Fürchtet nichts von ihm. Nicht Er
Will Euren Untergang — Sein Werk iſt es,
Daß Euch die Königinn die Zuſammenkunft
Bewilligt.

Maria.

Ach! Ich wuſſt' es wohl!

Schrewsbury.

Was ſagt Ihr?

Paulet.

Die Königinn kommt!
(Alles weicht auf die Seite, nur Maria bleibt, auf die Kennedy gelehnt.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Eliſabeth. Graf Leiceſter. Gefolge.

Eliſabeth (zu Leiceſter.)

Wie heißt der Landſitz?

Leiceſter.

Fotheringhayſchloß.

Eliſabeth (zu Schrewsbury.)

Schickt unſer Jagdgefolg voraus nach London.
Das Volk dringt allzuheftig in den Straßen,
Wir ſuchen Schutz in dieſem ſtillen Park.

(Talbot entfernt das Gefolge. Sie fixirt mit den Augen die Maria, indem ſie zu Paulet weiter ſpricht)

Mein gutes Volk liebt mich zu ſehr. Unmäßig,
Abgöttiſch ſind die Zeichen ſeiner Freude,
So ehrt man einen Gott, nicht einen Menſchen.

Maria.

(welche dieſe Zeit über halb ohnmächtig auf die Amme gelehnt war, erhebt ſich jetzt und ihr Auge begegnet dem geſpannten Blick der Eliſabeth. Sie ſchaudert zuſammen und wirft ſich wieder an der Amme Bruſt)

O Gott, aus dieſen Zügen ſpricht kein Herz!

Eliſabeth.

Wer iſt die Lady? (Ein allgemeines Schweigen)

Leiceſter.

— Du biſt zu Fotheringhay, Königinn.

Eliſabeth.

(ſtellt ſich überraſcht und erſtaunt, einen finſtern Blick auf Leiceſtern richtend)

Wer hat mir das gethan? Lord Leſter!

Leiceſter.

Es iſt geſchehen, Königinn — und nun

Der Himmel deinen Schritt hieher gelenkt,
So laß die Großmuth und das Mitleid ſiegen.

Schrewsbury.

Laß dich erbitten, königliche Frau,
Dein Aug' auf die Unglückliche zu richten,
Die hier vergeht vor deinem Anblick.

(Maria rafft ſich zuſammen und will auf die Eliſabeth zugehen, ſteht aber auf halbem Weg ſchaudernd ſtill; ihre Gebärden drücken den heftigſten Kampf aus.)

Eliſabeth.

Wie, Milords?
Wer war es denn, der eine Tiefgebeugte
Mir angekündigt? Eine Stolze find' ich,
Vom Unglück keineswegs geſchmeidigt.

Maria.

Sey's!
Ich will mich auch noch dieſem unterwerfen.
Fahr hin, ohnmächt'ger Stolz der edeln Seele!
Ich will vergeſſen, wer ich bin, und was
Ich litt, ich will vor ihr mich niederwerfen,
Die mich in dieſe Schmach herunterſtieß.

(Sie wendet ſich gegen die Königinn)

Der Himmel hat für Euch entſchieden, Schweſter!
Gekrönt vom Sieg iſt Euer glücklich Haupt;
Die **Gottheit** bet' ich an, die Euch erhöhte!

(Sie fällt vor ihr nieder)

Doch ſeyd auch **Ihr** nun edelmüthig, Schweſter!

Laſſt mich nicht ſchmachvoll liegen! Eure Hand
Streckt aus, reicht mir die königliche Rechte,
Mich zu erheben von dem tiefen Fall!

Eliſabeth (zurücktretend.)

Ihr ſeyd an Eurem Platz, Lady Maria!
Und dankend preiſ' ich meines Gottes Gnade,
Der nicht gewollt, daß ich zu Euren Füßen
So liegen ſollte, wie Ihr jetzt zu meinen.

Maria (mit ſteigendem Affect.)

Denkt an den Wechſel alles Menſchlichen!
Es leben Götter, die den Hochmuth rächen!
Verehret, fürchtet ſie, die ſchrecklichen,
Die mich zu Euren Füßen niederſtürzen —
Um dieſer fremden Zeugen willen, ehrt
In mir Euch ſelbſt! entweihet, ſchändet nicht
Das Blut der Tudor, das in meinen Adern,
Wie in den Euren, fließt — O Gott im Himmel!
Steht nicht da, ſchroff und unzugänglich, wie
Die Felſenklippe, die der Strandende
Vergeblich ringend zu erfaſſen ſtrebt.
Mein Alles hängt, mein Leben, mein Geſchick,
An meiner Worte, meiner Thränen Kraft;
Löſt *mir* das Herz, daß ich das Eure rühre!
Wenn Ihr mich anſchaut mit dem Eiſesblick,
Schließt ſich das Herz mir ſchaudernd zu, der Strom
Der Thränen ſtockt, und kaltes Grauſen feſſelt
Die Flehensworte mir im Buſen an.

Eliſabeth (kalt und ſtreng.)

Was habt Ihr mir zu ſagen, Lady Stuart?
Ihr habt mich ſprechen wollen. Ich vergeſſe
Die Königinn, die ſchwer beleidigte,
Die fromme Pflicht der Schweſter zu erfüllen,
Und meines Anblicks Troſt gewähr' ich Euch.
Dem Trieb der Großmuth folg' ich, ſetze mich
Gerechtem Tadel aus, daß ich ſo weit
Herunterſteige — denn Ihr wißt,
Daß Ihr mich habt ermorden laſſen wollen.

Maria.

Womit ſoll ich den Anfang machen, wie
Die Worte klüglich ſtellen, daß ſie Euch
Das Herz ergreifen, aber nicht verletzen!
O Gott, gib meiner Rede Kraft, und nimm
Ihr jeden Stachel, der verwunden könnte!
Kann ich doch für mich ſelbſt nicht ſprechen, ohne Euch
Schwer zu verklagen, und das will ich nicht.
— Ihr habt an mir gehandelt, wie nicht recht iſt,
Denn ich bin eine Königinn wie Ihr,
Und Ihr habt als Gefangne mich gehalten.
Ich kam zu Euch als eine Bittende,
Und Ihr, des Gaſtrechts heilige Geſetze,
Der Völker heilig Recht in mir verhöhnend,
Schloßt mich in Kerkermauern ein; die Freunde,
Die Diener werden grauſam mir entriſſen,
Unwürd'gem Mangel werd' ich preisgegeben,

Man ſtellt mich vor ein ſchimpfliches Gericht —
Nichts mehr davon! Ein ewiges Vergeſſen
Bedecke, was ich Grauſames erlitt.
— Seht! Ich will Alles eine Schickung nennen;
Ihr ſeyd nicht ſchuldig, ich bin auch nicht ſchuldig,
Ein böſer Geiſt ſtieg aus dem Abgrund auf,
Den Haß in unſern Herzen zu entzünden,
Der unſre zarte Jugend ſchon entzweyt.
Er wuchs mit uns, und böſe Menſchen fachten
Der unglückſel'gen Flamme Athem zu.
Wahnſinn'ge Eiferer bewaffneten
Mit Schwert und Dolch die unberufne Hand —
Das iſt das Fluchgeſchick der Könige,
Daß ſie, entzweyt, die Welt in Haß zerreißen,
Und jeder Zwietracht Furien entfeſſeln,
— Jetzt iſt kein fremder Mund mehr zwiſchen uns,
(nähert ſich ihr zutraulich und mit ſchmeichelndem Ton)
Wir ſtehn einander ſelbſt nun gegenüber.
Jetzt, Schweſter, redet! Nennt mir meine Schuld;
Ich will Euch völliges Genüge leiſten.
Ach, daß Ihr damals mir Gehör geſchenkt,
Als ich ſo dringend Euer Auge ſuchte!
Es wäre nie ſo weit gekommen, nicht
An dieſem traur'gen Ort geſchähe jetzt
Die unglückſelig traurige Begegnung.

Eliſabeth.

Mein guter Stern bewahrte mich davor,

Die Natter an den Buſen mir zu legen.
— Nicht die Geſchicke, Euer ſchwarzes Herz
Klagt an, die wilde Ehrſucht Eures Hauſes.
Nichts Feindliches war zwiſchen uns geſchehn,
Da kündigte mir Euer Ohm, der ſtolze,
Herrſchwüth'ge Prieſter, der die freche Hand
Nach allen Kronen ſtreckt, die Fehde an,
Bethörte Euch, mein Wappen anzunehmen,
Euch meine Königstitel zuzueignen,
Auf Tod und Leben in den Kampf mit mir
Zu gehn — Wen rief er gegen mich nicht auf?
Der Prieſter Zungen und der Völker Schwert,
Des frommen Wahnſinns fürchterliche Waffen;
Hier ſelbſt, im Friedensſitze meines Reichs,
Blies er mir der Empörung Flammen an —
Doch Gott iſt mit mir, und der ſtolze Prieſter
Behält das Feld nicht — meinem Haupte war
Der Streich gedrohet, und das Eure fällt!

Maria.

Ich ſteh' in Gottes Hand. Ihr werdet Euch
So blutig Eurer Macht nicht überheben —

Eliſabeth.

Wer ſoll mich hindern? Euer Oheim gab
Das Beyſpiel allen Königen der Welt,
Wie man mit ſeinen Feinden Frieden macht.
Die Sankt Barthelemi ſey meine Schule!
Was iſt mir Blutverwandtſchaft, Völkerrecht?

Die Kirche trennet aller Pflichten Band,
Den Treubruch heiligt ſie, den Königsmord;
Ich übe nur, was Eure Prieſter lehren.
Sagt! Welches Pfand gewährte mir für Euch,
Wenn ich großmüthig Eure Bande löſte?
Mit welchem Schloß verwahr' ich Eure Treue,
Das nicht Sankt Peters Schlüſſel öffnen kann?
Gewalt nur iſt die einz'ge Sicherheit;
Kein Bündniß iſt mit dem Gezücht der Schlangen.

Maria.

O das iſt Euer traurig finſtrer Argwohn!
Ihr habt mich ſtets als eine Feindinn nur
Und Fremdlinginn betrachtet. Hättet Ihr
Zu Eurer Erbinn mich erklärt, wie mir
Gebührt, ſo hätten Dankbarkeit und Liebe
Euch eine treue Freundinn und Verwandte
In mir erhalten.

Eliſabeth.

Draußen, Lady Stuart,
Iſt Eure Freundſchaft, Euer Haus das Papſtthum,
Der Mönch iſt Euer Bruder — Euch, zur Erbinn
Erklären! Der verrätheriſche Fallſtrick!
Daß Ihr bey meinem Leben noch mein Volk
Verführtet, eine liſtige Armida
Die edle Jugend meines Königreichs
In Eurem Buhlernetze ſchlau verſtricktet —

Daß Alles ſich der neu aufgeh'nden Sonne
Zuwendete, und ich —

Maria.

Regiert in Frieden!
Jedwedem Anſpruch auf dies Reich entſag' ich.
Ach, meines Geiſtes Schwingen ſind gelähmt;
Nicht Größe lockt mich mehr — Ihr habt's erreicht,
Ich bin nur noch der Schatten der Maria.
Gebrochen iſt in langer Kerkerſchmach
Der edle Muth — Ihr habt das Aeußerſte an mir
Gethan, habt mich zerſtört in meiner Blüthe!
— Jetzt macht ein Ende, Schweſter! Sprecht es aus,
Das Wort, um deſſentwillen Ihr gekommen,
Denn nimmer will ich glauben, daß Ihr kamt,
Um Euer Opfer grauſam zu verhöhnen.
Sprecht dieſes Wort aus! Sagt mir: „Ihr ſeyd frey,
„Maria! Meine Macht habt Ihr gefühlt,
„Jetzt lernet meinen Edelmuth verehren.“
Sagt's, und ich will mein Leben, meine Freyheit
Als ein Geſchenk aus Eurer Hand empfangen.
— Ein Wort macht Alles ungeſchehn. Ich warte
Darauf. O laſſt michs nicht zu lang erharren!
Weh Euch, wenn Ihr mit dieſem Wort nicht endet!
Denn wenn Ihr jetzt nicht ſegenbringend, herrlich,
Wie eine Gottheit von mir ſcheidet — Schweſter!
Nicht um dies ganze reiche Eiland, nicht

Um alle Länder, die das Meer umfaſſt,
Möcht' ich vor Euch ſo ſtehn, wie Ihr vor mir!

Eliſabeth.

Bekennt Ihr endlich Euch für überwunden?
Iſt's aus mit Euren Ränken? Iſt kein Mörder
Mehr unterweges? Will kein Abenteurer
Für Euch die traur'ge Ritterſchaft mehr wagen?
— Ja, es iſt aus, Lady Maria. Ihr verführt
Mir Keinen mehr. Die Welt hat andre Sorgen.
Es lüſtet Keinen, Euer — vierter Mann
Zu werden, denn Ihr tödtet Eure Freyer,
Wie Eure Männer!

Maria (auffahrend).

Schweſter! Schweſter!
O Gott! Gott! Gib mir Mäßigung!

Eliſabeth.

(ſieht ſie lange mit einem Blick ſtolzer Verachtung an)
Das alſo ſind die Reizungen, Lord Leſter,
Die ungeſtraft kein Mann erblickt, daneben
Kein andres Weib ſich wagen darf zu ſtellen!
Fürwahr! Der Ruhm war wohlfeil zu erlangen,
Es koſtet nichts, die allgemeine Schönheit
Zu ſeyn, als die gemeine ſeyn für alle!

Maria.

Das iſt zu viel!

Eliſabeth (höhniſch lachend).
Jetzt zeigt Ihr Euer wahres
Geſicht, bis jetzt war's nur die Larve.

Maria.
(von Zorn glühend, doch mit einer edeln Würde)
Ich habe menſchlich, jugendlich gefehlt,
Die Macht verführte mich, ich hab' es nicht
Verheimlicht und verborgen, falſchen Schein
Hab' ich verſchmäht, mit königlichem Freymuth.
Das Aergſte weiß die Welt von mir und ich
Kann ſagen, ich bin beſſer als mein Ruf.
Weh Euch, wenn ſie von Euren Thaten einſt
Den Ehrenmantel zieht, womit Ihr gleißend
Die wilde Glut verſtohlner Lüſte deckt.
Nicht Ehrbarkeit habt Ihr von Eurer Mutter
Geerbt; man weiß, um welcher Tugend willen
Anna von Boulen das Schaffot beſtiegen.

Schrewsbury (tritt zwiſchen beide Königinnen.)
O Gott des Himmels! Muß es dahin kommen!
Iſt das die Mäßigung, die Unterwerfung,
Lady Maria?

Maria.
Mäßigung! ich habe
Ertragen, was ein Menſch ertragen kann.
Fahr hin, lammherzige Gelaſſenheit!
Zum Himmel fliehe, leidende Geduld!
Spreng' endlich deine Bande, tritt hervor

Aus deiner Höhle, langverhaltner Groll! —
Und du, der dem gereizten Baſilisk
Den Mordblick gab, leg' auf die Zunge mir
Den gift'gen Pfeil —

Schrewsbury.

O ſie iſt außer ſich!
Verzeih der Raſenden, der ſchwer Gereizten!

(Eliſabeth, vor Zorn ſprachlos, ſchießt wüthende Blicke auf Marien).

Leiceſter.

(in der heftigſten Unruhe, ſucht die Eliſabeth hinweg zu führen)

Höre
Die Wüthende nicht an! Hinweg, hinweg
Von dieſem unglückſel'gen Ort!

Maria.

Der Thron von England iſt durch einen Baſtard
Entweiht, der Britten edelherzig Volk
Durch eine liſt'ge Gauklerinn betrogen.
— Regierte Recht, ſo läget Ihr vor mir
Im Staube jetzt; denn ich bin Euer König.

(Eliſabeth geht ſchnell ab, die Lords folgen ihr in der höchſten Beſtürzung).

Fünfter Auftritt.

Maria. Kennedy.

Kennedy.

O was habt Ihr gethan! Sie geht in Wuth!
Jetzt iſt es aus und alle Hoffnung ſchwindet.

Maria (noch ganz außer ſich).

Sie geht in Wuth! Sie trägt den Tod im Herzen!
(Der Kennedy um den Hals fallend)
O wie mir wohl iſt, Hanna! Endlich, endlich
Nach Jahren der Erniedrigung, der Leiden,
Ein Augenblick der Rache, des Triumphs!
Wie Bergeslaſten fällts von meinem Herzen,
Das Meſſer ſtieß ich in der Feindinn Bruſt.

Kennedy.

Unglückliche! Der Wahnſinn reißt Euch hin,
Ihr habt die Unverſöhnliche verwundet.
Sie führt den Blitz, ſie iſt die Königinn;
Vor ihrem Buhlen habt Ihr ſie verhöhnt!

Maria.

Vor Leſters Augen hab' ich ſie erniedrigt!
Er ſah es, er bezeugte meinen Sieg!
Wie ich ſie niederſchlug von ihrer Höhe,
Er ſtand dabey, mich ſtärkte ſeine Nähe!

Sechster Auftritt.

Mortimer zu den Vorigen.

Kennedy.

O Sir! Welch ein Erfolg —

Mortimer.

Ich hörte Alles.

(Gibt der Amme ein Zeichen, ſich auf ihren Poſten zu begeben, und tritt näher. Sein ganzes Weſen drückt eine heftige, leidenſchaftliche Stimmung aus).

Du haſt geſiegt! Du tratſt ſie in den Staub,
Du warſt die Königinn, ſie der Verbrecher.
Ich bin entzückt von deinem Muth, ich bete
Dich an; wie eine Göttinn, groß und herrlich
Erſcheinſt du mir in dieſem Augenblick.

Maria.

Ihr ſpracht mit Leſtern, überbrachtet ihm
Mein Schreiben, mein Geſchenk — O redet, Sir!

Mortimer.

(mit glühenden Blicken ſie betrachtend)

Wie dich der edle königliche Zorn
Umglänzte, deine Reize mir verklärte!
Du biſt das ſchönſte Weib auf dieſer Erde!

Maria.

Ich bitt' Euch, Sir! Stillt meine Ungeduld.
Was ſpricht Milord? O ſagt, was darf ich hoffen?

Mortimer.

Wer? Er? Das iſt ein Feiger, Elender!
Hofft nichts von ihm, verachtet ihn, vergeſſt ihn!

Maria.

Was ſagt Ihr?

Mortimer.

Er Euch retten und beſitzen!
Er Euch! Er ſoll es wagen! Er! Mit mir
Muß er auf Tod und Leben darum kämpfen!

Maria.

Ihr habt ihm meinen Brief nicht übergeben?
— O dann iſts aus!

Mortimer.

Der Feige liebt das Leben.
Wer dich will retten und die ſeine nennen,
Der muß den Tod beherzt umarmen können.

Maria.

Er will nichts für mich thun!

Mortimer.

Nichts mehr von ihm!
Was kann Er thun, und was bedarf man ſein?
Ich will dich retten, ich allein!

Maria.

Ach, was vermögt Ihr!

Mortimer.

Täuſchet Euch nicht mehr,
Als ob es noch wie geſtern mit Euch ſtünde!

So wie die Königinn jetzt von Euch ging,
Wie dies Geſpräch ſich wendete, iſt Alles
Verloren, jeder Gnadenweg geſperrt.
Der That bedarfs jetzt, Kühnheit muß entſcheiden,
Für Alles werde Alles friſch gewagt,
Frey müſſt Ihr ſeyn, noch eh der Morgen tagt.

Maria.

Was ſprecht Ihr? Dieſe Nacht! Wie iſt das möglich?

Mortimer.

Hört, was beſchloſſen iſt. Verſammelt hab' ich
In heimlicher Kapelle die Gefährten;
Ein Prieſter hörte unſre Beichte an,
Ablaß iſt uns ertheilt für alle Schulden,
Die wir begingen, Ablaß im Voraus
Für Alle, die wir noch begehen werden.
Das letzte Sakrament empfingen wir,
Und fertig ſind wir zu der letzten Reiſe.

Maria.

O welche fürchterliche Vorbereitung!

Mortimer.

Dies Schloß erſteigen wir in dieſer Nacht,
Der Schlüſſel bin ich mächtig. Wir ermorden
Die Hüter, reißen dich aus deiner Kammer.
Gewaltſam ſterben muß von unſrer Hand,
Daß Niemand überbleibe, der den Raub
Verrathen könne, jede lebende Seele.

Maria.

Und Drury, Paulet, meine Kerkermeiſter?
O eher werden ſie ihr letztes Blut —

Mortimer.

Von meinem Dolche fallen ſie zuerſt!

Maria.

Was? Euer Oheim, Euer zweyter Vater?

Mortimer.

Von meinen Händen ſtirbt er. Ich ermord' ihn.

Maria.

O blut'ger Frevel!

Mortimer.

Alle Frevel ſind
Vergeben im Voraus. Ich kann das Aergſte
Begehen, und ich wills.

Maria.

O ſchrecklich, ſchrecklich!

Mortimer.

Und müſſt' ich auch die Königinn durchbohren.
Ich hab' es auf die Hoſtie geſchworen.

Maria.

Nein, Mortimer! Eh' ſo viel Blut um mich —

Mortimer.

Was iſt mir alles Leben gegen dich
Und meine Liebe! Mag der Welten Band
Sich löſen, eine zweyte Waſſerfluth
Herwogend alles Athmende verſchlingen!

— Ich achte nichts mehr! Eh' ich dir entſage,
Eh' nahe ſich das Ende aller Tage.

Maria (zurücktretend).

Gott! welche Sprache, Sir, und — welche Blicke!
— Sie ſchrecken, ſie verſcheuchen mich.

Mortimer.

(mit irren Blicken, und im Ausdruck des ſtillen Wahnſinns)
Das Leben iſt
Nur ein Moment, der Tod iſt auch nur einer!
— Man ſchleife mich nach Tyburn, Glied für Glied
Zerreiße man mit glühender Eiſenzange.
(indem er heftig auf ſie zugeht, mit ausgebreiteten Armen)
Wenn ich dich, Heißgeliebte, umfange —

Maria (zurücktretend).

Unſinniger, zurück! —

Mortimer.

An dieſer Bruſt,
Auf dieſem liebeathmenden Munde —

Maria.

Um Gotteswillen, Sir! Laſſt mich hinein gehn!

Mortimer.

Der iſt ein Raſender, der nicht das Glück
Feſthält in unauflöslicher Umarmung,
Wenn es ein Gott in ſeine Hand gegeben.
Ich will dich retten, koſt' es tauſend Leben;
Ich rette dich, ich will es, doch ſo wahr
Gott lebt! ich ſchwör's, ich will dich auch beſitzen.

Maria.

O will kein Gott, kein Engel mich beſchützen!
Furchtbares Schickſal! Grimmig ſchleuderſt du
Von einem Schreckniß mich dem andern zu.
Bin ich geboren, nur die Wuth zu wecken?
Verſchwört ſich Haß und Liebe, mich zu ſchrecken?

Mortimer.

Ja, glühend, wie ſie haſſen, lieb' ich dich!
Sie wollen dich enthaupten, dieſen Hals,
Den blendend weiſſen, mit dem Beil durchſchneiden.
O weihe du dem Lebensgott der Freuden,
Was du dem Haſſe blutig opfern muſſt!
Mit dieſen Reizen, die nicht dein mehr ſind,
Beſelige den glücklichen Geliebten!
Die ſchöne Locke, dieſes ſeidne Haar,
Verfallen ſchon den finſtern Todesmächten,
Gebrauchs, den Sklaven ewig zu umflechten!

Maria.

O welche Sprache muß ich hören! Sir!
Mein Unglück ſollt' Euch heilig ſeyn, mein Leiden,
Wenn es mein königliches Haupt nicht iſt.

Mortimer.

Die Krone iſt von deinem Haupt gefallen,
Du haſt nichts mehr von ird'ſcher Majeſtät,
Verſuch' es, laß dein Herrſcherwort erſchallen,
Ob dir ein Freund, ein Retter auferſteht.
Nichts blieb dir als die rührende Geſtalt,

Der hohen Schönheit göttliche Gewalt,
Die läſſt mich Alles wagen und vermögen,
Die treibt dem Beil des Henkers mich entgegen —

Maria.

O wer errettet mich von ſeiner Wuth!

Mortimer.

Verwegner Dienſt belohnt ſich auch verwegen!
Warum verſpritzt der Tapfere ſein Blut?
Iſt Leben doch des Lebens höchſtes Gut!
Ein Raſender, der es umſonſt verſchleudert!
Erſt will ich ruhn an ſeiner wärmſten Bruſt —
(Er preſſt ſie heftig an ſich)

Maria.

O muß ich Hülfe rufen gegen den Mann,
Der mein Erretter —

Mortimer.

Du biſt nicht gefühllos;
Nicht kalter Strenge klagt die Welt dich an;
Dich kann die heiße Liebesbitte rühren,
Du haſt den Sänger Rizzio beglückt,
Und jener Bothwell durfte dich entführen.

Maria.

Vermeſſener!

Mortimer.

Er war nur dein Tyrann!
Du zitterteſt vor ihm, da du ihn liebteſt!

Wenn nur der Schrecken dich gewinnen kann,
Beym Gott der Hölle! —

Maria.

Laſſt mich! Raſet Ihr?

Mortimer.

Erzittern ſollſt du auch vor mir!

Kennedy (hereinſtürzend).

Man naht. Man kommt. Bewaffnet Volk erfüllt
Den ganzen Garten.

Mortimer.

(auffahrend und zum Degen greifend)

Ich beſchütze dich.

Maria.

O Hanna! rette mich aus ſeinen Händen!
Wo find' ich Aermſte einen Zufluchtort?
Zu welchem Heiligen ſoll ich mich wenden?
Hier iſt Gewalt und drinnen iſt der Mord.

(Sie flieht dem Hauſe zu, Kennedy folgt).

Siebenter Auftritt.

Mortimer. Paulet und **Drury**, welche außer ſich hinſtürzen. **Gefolge** eilt über die Scene.

Paulet.

Verſchließt die Pforten. Zieht die Brücken auf!

Mortimer.

Oheim, was iſt's?

Paulet.

Wo iſt die Mörderinn?
Hinab mit ihr ins finſterſte Gefängniß!

Mortimer.

Was gibt's? Was iſt geſchehn?

Paulet.

Die Königinn!
Verfluchte Hände! Teufliſches Erkühnen!

Mortimer.

Die Königinn! Welche Königinn?

Paulet.

Von England!
Sie iſt ermordert auf der Londner Straße!
(Eilt ins Haus).

Achter Auftritt.

Mortimer. Gleich darauf **Okelly.**

Mortimer.

Bin ich im Wahnwitz? Kam nicht eben Jemand
Vorbey und rief: Die Königinn ſey ermordet?
Nein, nein, mir träumte nur. Ein Fieberwahn
Bringt mir als wahr und wirklich vor den Sinn,
Was die Gedanken gräßlich mir erfüllt.
Wer kommt? Es iſt Okell'. So ſchreckenvoll!

Okelly (hereinſtürzend).

Flieht, Mortimer! Flieht! Alles iſt verloren,

Mortimer.

Was iſt verloren?

Okelly.

Fragt nicht lange. Denkt

Auf ſchnelle Flucht!

Mortimer.

Was gibt's denn?

Okelly.

Sauvage führte

Den Streich, der Raſende.

Mortimer.

So iſt es wahr?

Okelly.

Wahr, wahr! O rettet Euch!

Mortimer.

Sie iſt ermordet,

Und auf den Thron von England ſteigt Maria!

Okelly.

Ermordet! Wer ſagt das?

Mortimer.

Ihr ſelbſt!

Okelly.

Sie lebt!

Und ich und Ihr, wir Alle ſind des Todes.

Mortimer.

Sie lebt!

Okelly.

Der Stoß ging fehl, der Mantel fing ihn auf,
Und Schrewsbury entwaffnete den Mörder.

Mortimer.

Sie lebt!

Okelly.

Lebt, um uns Alle zu verderben!
Kommt, man umzingelt ſchon den Park.

Mortimer.

Wer hat
Das Raſende gethan?

Okelly.

Der Barnabit'
Aus Toulon war's, den Ihr in der Kapelle
Tiefſinnig ſitzen ſaht, als uns der Mönch
Das Anathem' ausdeutete, worin
Der Papſt die Königinn mit dem Fluch belegt.
Das Nächſte, Kürzeſte wollt' er ergreifen,
Mit einem kecken Streich die Kirche Gottes
Befreyn, die Martyrkrone ſich erwerben;
Dem Prieſter nur vertraut' er ſeine That,
Und auf dem Londner Weg ward ſie vollbracht.

Mortimer.

(nach einem langen Stillſchweigen)

O dich verfolgt ein grimmig wüthend Schickſal,

Unglückliche! Jetzt — ja, jetzt muſſt du ſterben,
Dein Engel ſelbſt bereitet deinen Fall.

Okelly.

Sagt! Wohin wendet Ihr die Flucht? Ich gehe,
Mich in des Nordens Wäldern zu verbergen.

Mortimer.

Flieht hin und Gott geleite eure Flucht!
Ich bleibe. Noch verſuch' ichs, ſie zu retten,
Wo nicht, auf ihrem Sarge mir zu betten.
(Gehen ab zu verſchiedenen Seiten).

Vierter Aufzug.

Vorzimmer.

Erſter Auftritt.

Graf Aubeſpine. Kent und Leiceſter.

Aubeſpine.

Wie ſteht's um Ihro Majeſtät? Milords,
Ihr ſeht mich noch ganz außer mir vor Schrecken.
Wie ging das zu? Wie konnte das in Mitte
Des allertreuſten Volks geſchehen?

Leiceſter.

Es geſchah
Durch Keinen aus dem Volke. Der es that,
War Eures Königs Unterthan, ein Franke.

Aubeſpine.

Ein Raſender gewißlich.

Kent.

Ein Papiſt,
Graf Aubeſpine!

Zweyter Auftritt.

Vorige. Burleigh im Geſpräch mit Daviſon.

Burleigh.

Sogleich muß der Befehl
Zur Hinrichtung verfaſſt und mit dem Siegel
Verſehen werden — Wenn er ausgefertigt,
Wird er der Königinn zur Unterſchrift
Gebracht. Geht! Keine Zeit iſt zu verlieren.

Daviſon.

Es ſoll geſchehn.

(Geht ab).

Aubeſpine (Burleigh entgegen).

Milord, mein treues Herz
Theilt die gerechte Freude dieſer Inſel.
Lob ſey dem Himmel, der den Mörderſtreich
Gewehrt von dieſem königlichen Haupt!

Burleigh.

Er ſey gelobt, der unſrer Feinde Bosheit
Zu Schanden machte!

Aubeſpine.

Mög' ihn Gott verdammen,
Den Thäter dieſer fluchenswerthen That!

Burleigh.

Den Thäter und den ſchändlichen Erfinder.

Aubeſpine (zu Kent).

Gefällt es Eurer Herrlichkeit, Lordmarſchall,

Bey Ihro Majeſtät mich einzuführen,
Daß ich den Glückwunſch meines Herrn und Königs
Zu ihren Füßen ſchuldigſt niederlege —

Burleigh.

Bemüht Euch nicht, Graf Aubeſpine.

Aubeſpine (offiziös).

Ich weiß,
Lord Burleigh, was mir obliegt.

Burleigh.

Euch liegt ob,
Die Inſel auf das Schleunigſte zu räumen.

Aubeſpine (tritt erſtaunt zurück).

Was! Wie iſt das!

Burleigh.

Der heilige Charakter
Beſchützt Euch heute noch und morgen nicht mehr.

Aubeſpine.

Und was iſt mein Verbrechen?

Burleigh.

Wenn ich es
Genannt, ſo iſt es nicht mehr zu vergeben.

Aubeſpine.

Ich hoffe, Lord, das Recht der Abgeſandten —

Burleigh.

Schützt — Reichsverräther nicht.

Leiceſter und Kent.

Ha! Was iſt das!

Aubeſpine.
Milord,
Bedenkt Ihr wohl —

Burleigh.
Ein Paß, von Eurer Hand
Geſchrieben, fand ſich in des Mörders Taſche.

Kent.
Iſt's möglich?

Aubeſpine.
Viele Päſſe theil' ich aus;
Ich kann der Menſchen Innres nicht erforſchen.

Burleigh.
In Eurem Hauſe beichtete der Mörder.

Aubeſpine.
Mein Haus iſt offen.

Burleigh.
Jedem Feinde Englands.

Aubeſpine.
Ich fordre Unterſuchung.

Burleigh.
Fürchtet ſie!

Aubeſpine.
In meinem Haupt iſt mein Monarch verletzt;
Zerreißen wird er das geſchloßne Bündniß.

Burleigh.
Zerriſſen ſchon hat es die Königinn:
England wird ſich mit Frankreich nicht vermählen.

Milord von Kent! Ihr übernehmet es,
Den Grafen ſicher an das Meer zu bringen.
Das aufgebrachte Volk hat ſein Hotel
Geſtürmt, wo ſich ein ganzes Arſenal
Von Waffen fand; es droht ihn zu zerreißen,
Wie er ſich zeigt; verberget ihn, bis ſich
Die Wuth gelegt — Ihr haftet für ſein Leben!

Aubeſpine.

Ich gehe, ich verlaſſe dieſes Land,
Wo man der Völker Recht mit Füßen tritt,
Und mit Verträgen ſpielt — doch mein Monarch
Wird blut'ge Rechenſchaft —

Burleigh.

Er hohle ſie!
(Kent und Aubeſpine gehen ab).

Dritter Auftritt.

Leiceſter und **Burleigh.**

Leiceſter.

So löst Ihr ſelbſt das Bündniß wieder auf,
Das Ihr geſchäftig unberufen knüpftet.
Ihr habt um England wenig Dank verdient,
Millord, die Mühe konntet Ihr Euch ſparen.

Burleigh.

Mein Zweck war gut. Gott leitete es anders.
Wohl dem, der ſich nichs Schlimmeres bewuſſt iſt!

Leiceſter.

Man kennt Cecils geheimnißreiche Miene,
Wenn er die Jagd auf Staatsverbrechen macht.
— Jetzt, Lord, iſt eine gute Zeit für Euch;
Ein ungeheurer Frevel iſt geſchehn,
Und noch umhüllt Geheimniß ſeine Thäter.
Jetzt wird ein Inquiſitionsgericht
Eröffnet. Wort und Blicke werden abgewogen,
Gedanken ſelber vor Gericht geſtellt.
Da ſeyd Ihr der allwicht'ge Mann, der Atlas
Des Staats; ganz England liegt auf Euren Schultern.

Burleigh.

In Euch, Milord, erkenn' ich meinen Meiſter,
Denn ſolchen Sieg, als Eure Rednerkunſt
Erfocht, hat meine nie davon getragen.

Leiceſter.

Was meint Ihr damit, Lord?

Burleigh.

Ihr wart es doch, der hinter meinem Rücken
Die Königinn nach Fotheringhayſchloß
Zu locken wußte?

Leiceſter.

Hinter Eurem Rücken!
Wann ſcheuten meine Thaten Eure Stirn?

Burleigh.

Die Königinn hättet Ihr nach Fotheringhay
Geführt? Nicht doch! Ihr habt die Königinn

Nicht hingeführt! — Die Königinn war es,
Die ſo gefällig war, Euch hinzuführen.

Leiceſter.

Was wollt Ihr damit ſagen, Lord?

Burleigh.

Die edle
Perſon, die Ihr die Königinn dort ſpielen lieſſt!
Der herrliche Triumph, den Ihr der arglos
Vertrauenden bereitet! — Güt'ge Fürſtinn!
So ſchamlos frech verſpottete man dich,
So ſchonunglos wardſt du dahin gegeben!
— Das alſo iſt die Großmuth und die Milde,
Die Euch im Staatsrath plötzlich angewandelt!
Darum iſt dieſe Stuart ein ſo ſchwacher,
Verachtungwerther Feind, daß es der Müh'
Nicht lohnt, mit ihrem Blut ſich zu beflecken!
Ein feiner Plan! Fein zugeſpitzt! Nur Schade,
Zu fein geſchärfet, daß die Spitze brach!

Leiceſter.

Nichtswürdiger! Gleich folgt mir! An dem Throne
Der Königinn ſollt Ihr mir Rede ſtehn.

Burleigh.

Dort trefft Ihr mich — Und ſehet zu, Milord,
Daß Euch dort die Beredſamkeit nicht fehle!
(Geht ab).

Vierter Auftritt.

Leiceſter allein, darauf **Mortimer.**

Leiceſter.

Ich bin entdeckt, ich bin durchſchaut — Wie kam
Der Unglückſelige auf meine Spuren!
Weh mir, wenn er Beweiſe hat! Erfährt
Die Königinn, daß zwiſchen mir und der Maria
Verſtändniſſe geweſen — Gott! Wie ſchuldig
Steh' ich vor ihr! Wie hinterliſtig treulos
Erſcheint mein Rath, mein unglückſeliges
Bemühn, nach Fotheringhay ſie zu führen!
Grauſam verſpottet ſieht ſie ſich von mir,
An die verhaſſte Feindinn ſich verrathen!
O nimmer, nimmer kann ſie das verzeihn!
Vorherbedacht wird Alles nun erſcheinen,
Auch dieſe bittre Wendung des Geſprächs,
Der Gegnerinn Triumph und Hohngelächter,
Ja ſelbſt die Mörderhand, die blutig ſchrecklich,
Ein unerwartet ungeheures Schickſal,
Dazwiſchen kam, werd' ich bewaffnet haben!
Nicht Rettung ſeh' ich, nirgends! Ha! Wer kommt!

Mortimer.

(kommt in der heftigſten Unruhe und blickt ſcheu umher)

Graf Leſter! Seyd Ihr's! Sind wir ohne Zeugen?

Leiceſter.

Unglücklicher, hinweg! Was ſucht Ihr hier?

Mortimer.
Man iſt auf unſrer Spur, auf Eurer auch;
Nehmt Euch in Acht!

Leiceſter.
Hinweg, hinweg!

Mortimer.
Man weiß,
Daß bey dem Grafen Aubeſpine geheime
Verſammlung war —

Leiceſter.
Was kümmerts mich!

Mortimer.
Daß ſich der Mörder
Dabey befunden —

Leiceſter.
Das iſt Eure Sache!
Verwegener! Was unterfangt ihr Euch,
In Euren blut'gen Frevel mich zu flechten?
Vertheidigt Eure böſen Händel ſelbſt!

Mortimer.
So hört mich doch nur an.

Leiceſter (in heftigem Zorn).
Geht in die Hölle!
Was hängt Ihr Euch, gleich einem böſen Geiſt,

An meine Ferſen! Fort! Ich kenn' Euch nicht;
Ich habe nichts gemein mit Meuchelmördern.

Mortimer.

Ihr wollt nicht hören. Euch zu warnen komm' ich;
Auch Eure Schritte ſind verrathen —

Leiceſter.

Ha!

Mortimer.

Der Großſchatzmeiſter war zu Fotheringhay,
Sogleich nachdem die Unglücksthat geſchehn war;
Der Königinn Zimmer wurden ſtreng durchſucht,
Da fand ſich —

Leiceſter.

Was?

Mortimer.

Ein angefangner Brief
Der Königinn an Euch —

Leiceſter.

Die Unglückſel'ge!

Mortimer.

Worin ſie Euch auffordert, Wort zu halten,
Euch das Verſprechen ihrer Hand erneuert,
Des Bildniſſes gedenkt —

Leiceſter.

Tod und Verdammniß!

Mortimer.

Lord Burleigh hat den Brief.

Leiceſter.

Ich bin verloren!

(Er geht während der folgenden Rede Mortimers verzweiflungsvoll auf und nieder).

Mortimer.

Ergreift den Augenblick! Kommt ihm zuvor!
Errettet Euch, errettet ſie — Schwört Euch
Heraus, erſinnt Entſchuldigungen, wendet
Das Aergſte ab! Ich ſelbſt kann nichts mehr thun.
Zerſtreut ſind die Gefährten, auseinander
Geſprengt iſt unſer ganzer Bund. Ich eile
Nach Schottland, neue Freunde dort zu ſammeln.
An Euch iſt's jetzt; verſucht, was Euer Anſehn,
Was eine kecke Stirn vermag!

Leiceſter.

(ſteht ſtill, plötzlich beſonnen)

Das will ich.

(Er geht nach der Thür, öffnet ſie, und ruft)

He da! Trabanten!

(zu dem Offizier, der mit Bewaffneten hereintritt)

Dieſen Staatsverräther
Nehmt in Verwahrung und bewacht ihn wohl!
Die ſchändlichſte Verſchwörung iſt entdeckt;
Ich bringe ſelbſt der Königinn die Botſchaft.

(Er geht ab).

Mortimer.

(ſteht anfangs ſtarr vor Erſtaunen, faſſt ſich aber bald und ſieht Leiceſtern mit einem Blick der tiefſten Verachtung nach)

Ha, Schändlicher! — Doch ich verdiene das.

Wer hieß mich auch dem Elenden vertrauen?
Weg über meinen Nacken ſchreitet er;
Mein Fall muß ihm die Rettungbrücke bauen.
— So rette dich! Verſchloſſen bleibt mein Mund,
Ich will dich nicht in mein Verderben flechten.
Auch nicht im Tode mag ich deinen Bund;
Das Leben iſt das einz'ge Gut des Schlechten.

(Zu dem Offizier der Wache, der hervortritt, um ihn gefangen zu nehmen)

Was willſt du, feiler Sklav der Tyranney?
Ich ſpotte deiner, ich bin frey!

(Einen Dolch ziehend).

Offizier.

Er iſt bewehrt — Entreißt ihm ſeinen Dolch!

(Sie dringen auf ihn ein, er erwehrt ſich ihrer.)

Mortimer.

Und frey im letzten Augenblicke ſoll
Mein Herz ſich öffnen, meine Zunge löſen!
Fluch und Verderben Euch, die ihren Gott
Und ihre wahre Königinn verrathen!
Die von der irdiſchen Maria ſich
Treulos, wie von der himmliſchen gewendet,
Sich dieſer **Baſtardköniginn** verkauft —

Offizier.

Hört Ihr die Läſtrung! Auf! Ergreifet ihn.

Mortimer.

Geliebte! Nicht erretten konnt' ich dich,
So will ich dir ein männlich Beyſpiel geben.
Maria, heil'ge, bitt' für mich!
Und nimm mich zu dir in dein himmliſch Leben!
(Er durchſticht ſich mit dem Dolch und fällt der Wache in die Arme).

Fünfter Auftritt.

(Zimmer der Königinn).

Eliſabeth, einen Brief in der Hand. **Burleigh.**

Eliſabeth.

Mich hinzuführen! Solchen Spott mit mir
Zu treiben! Der Verräther! Im Triumph
Vor ſeiner Buhlerinn mich aufzuführen!
O ſo ward noch kein Weib betrogen, Burleigh!

Burleigh.

Ich kann es noch nicht faſſen, wie es ihm,
Durch welche Macht, durch welche Zauberkünſte
Gelang, die Klugheit meiner Königinn
So ſehr zu überraſchen.

Eliſabeth.

O ich ſterbe
Vor Scham! Wie muſſt' er meiner Schwäche ſpotten!
Sie glaubt' ich zu erniedrigen und war,
Ich ſelber, ihres Spottes Ziel!

Burleigh.

Du ſiehſt nun ein, wie treu ich dir gerathen!

Eliſabeth.

O ich bin ſchwer dafür geſtraft, daß ich
Von Eurem weiſen Rathe mich entfernt!
Und ſollt' ich ihm nicht glauben? In den Schwüren
Der treuſten Liebe einen Fallſtrick fürchten?
Wem darf ich trau'n, wenn er mich hinterging?
Er, den ich groß gemacht vor allen Großen,
Der mir der Nächſte ſtets am Herzen war,
Dem ich verſtattete, an dieſem Hof
Sich wie der Herr, der König zu betragen!

Burleigh.

Und zu derſelben Zeit verrieth er dich
An dieſe falſche Königinn von Schottland!

Eliſabeth.

O ſie bezahle mir's mit ihrem Blut!
— Sagt! Iſt das Urtheil abgefaßt?

Burleigh.

Es liegt
Bereit, wie du befohlen.

Eliſabeth.

Sterben ſoll ſie!
Er ſoll ſie fallen ſehn, und nach Ihr fallen.
Verſtoßen hab' ich ihn aus meinem Herzen;
Fort iſt die Liebe; Rache füllt es ganz.

So hoch er ſtand, ſo tief und ſchmählich ſey
Sein Sturz! Er ſey ein Denkmal meiner Strenge,
Wie er ein Beyſpiel meiner Schwäche war.
Man führ' ihn nach dem Tower, ich werde Peers
Ernennen, die ihn richten. Hingegeben
Sey er der ganzen Strenge des Geſetzes.

Burleigh.

Er wird ſich zu dir drängen, ſich rechtfert'gen —

Eliſabeth.

Wie kann er ſich rechtfert'gen? Ueberführt
Ihn nicht der Brief? O ſein Verbrechen iſt
Klar, wie der Tag!

Burleigh.

Doch du biſt mild und gnädig;
Sein Anblick, ſeine mächt'ge Gegenwart —

Eliſabeth.

Ich will ihn nicht ſehn. Niemals, niemals wieder!
Habt Ihr Befehl gegeben, daß man ihn
Zurück weiſ't, wenn er kommt?

Burleigh.

So iſt's befohlen!

Page (tritt ein).

Milord von Leſter!

Königinn.

Der Abſcheuliche!
Ich will ihn nicht ſehn. Sagt ihm, daß ich ihn
Nicht ſehen will.

Page.

Das wag' ich nicht dem Lord
Zu ſagen, und er würde mirs nicht glauben.

Königinn.

So hab' ich ihn erhöht, daß meine Diener
Vor ſeinem Anſehn mehr als meinem zittern!

Burleigh (zum Pagen).

Die Königinn verbiet' ihm, ſich zu nahn!

(Page geht zögernd ab).

Königinn (nach einer Pauſe).

Wenn's dennoch möglich wäre — Wenn er ſich
Rechtfert'gen könnte! — Sagt mir, könnt' es nicht
Ein Fallſtrick ſeyn, den mir Maria legte,
Mich mit dem treuſten Freunde zu entzwey'n!
O ſie iſt eine abgefeimte Bübinn.
Wenn ſie den Brief nur ſchrieb, mir gift'gen Argwohn
Ins Herz zu ſtreun, ihn, den ſie haßt, ins Unglück
Zu ſtürzen —

Burleigh.

Aber Königinn, erwäge —

Sechſter Auftritt.

Vorige. Leiceſter.

Leiceſter.

(reißt die Thür mit Gewalt auf, und tritt mit gebieteriſchem Weſen herein)

Den Unverſchämten will ich ſehn, der mir
Das Zimmer meiner Königinn verbietet.

Eliſabeth.

Ha, der Verwegene!

Leiceſter.

Mich abzuweiſen!
Wenn ſie für einen Burleigh ſichtbar iſt,
So iſt ſie's auch für mich!

Burleigh.

Ihr ſeyd ſehr kühn, Milord,
Hier wider die Erlaubniß einzuſtürmen.

Leiceſter.

Ihr ſeyd ſehr frech, Lord, hier das Wort zu nehmen.
Erlaubniß? Was? Es iſt an dieſem Hofe
Niemand, durch deſſen Mund Graf Leſter ſich
Erlauben und verbieten laſſen kann!

(Indem er ſich der Eliſabeth demüthig nähert)

Aus meiner Königinn eignem Mund will ich —

Eliſabeth (ohne ihn anzuſehen).

Aus meinem Angeſicht, Nichtswürdiger!

Leiceſter.

Nicht meine gütige Eliſabeth,
Den Lord vernehm' ich, meinen Feind, in dieſen

Unholden Worten — Ich berufe mich auf meine
Eliſabeth — Du lieheſt ihm dein Ohr;
Das gleiche fordr' ich.

Eliſabeth.

Redet, Schändlicher!
Vergrößert Euren Frevel! Läugnet ihn!

Leiceſter.

Laſſt dieſen Ueberläſtigen ſich erſt
Entfernen — Tretet ab, Milord — Was ich
Mit meiner Königinn zu verhandeln habe,
Braucht keinen Zeugen. Geht!

Eliſabeth (zu Burleigh).

Bleibt, ich befehl' es!

Leiceſter.

Was ſoll der Dritte zwiſchen Dir und mir!
Mit meiner angebeteten Monarchinn
Hab' ichs zu thun — die Rechte meines Platzes
Behaupt' ich — Es ſind heil'ge Rechte!
Und ich beſtehe drauf, daß ſich der Lord
Entferne!

Eliſabeth.

Euch geziemt die ſtolze Sprache!

Leiceſter.

Wohl ziemt ſie mir, denn ich bin der Beglückte,
Dem deine Gunſt den hohen Vorzug gab;
Das hebt mich über ihn und über Alle!
Dein Herz verlieh mir dieſen ſtolzen Rang,
Und was die Liebe gab, werd' ich, bey Gott!

Mit meinem Leben zu behaupten wiſſen.
Er geh' — und zweyer Augenblicke nur
Bedarf's, mich mit dir zu verſtändigen.

Eliſabeth.

Ihr hofft umſonſt, mich liſtig zu beſchwatzen.

Leiceſter.

Beſchwatzen konnte dich der Plauderer;
Ich aber will zu deinem Herzen reden,
Und was ich im Vertraun auf deine Gunſt
Gewagt, will ich auch nur vor deinem Herzen
Rechtfertigen — Kein anderes Gericht
Erkenn' ich über mir, als deine Neigung!

Eliſabeth.

Schamloſer! Eben dieſe iſt's, die Euch zuerſt
Verdammt — Zeigt ihm den Brief, Milord!

Burleigh.

Hier iſt er!

Leiceſter.

(durchläuft den Brief, ohne die Faſſung zu verändern)
Das iſt der Stuart Hand!

Eliſabeth.

Leſ't und verſtummt!

Leiceſter (nachdem er geleſen, ruhig).

Der Schein iſt gegen mich; doch darf ich hoffen,
Daß ich nicht nach dem Schein gerichtet werde!

Eliſabeth.

Könnt' Ihr es läugnen, daß Ihr mit der Stuart

In heimlichem Verſtändniß wart, ihr Bildniß
Empfingt, ihr zur Befreyung Hoffnung machtet?

Leiceſter.

Leicht wäre mirs, wenn ich mich ſchuldig fühlte,
Das Zeugniß einer Feindinn zu verwerfen!
Doch frey iſt mein Gewiſſen; ich bekenne,
Daß ſie die Wahrheit ſchreibt!

Eliſabeth.

Nun denn,
Unglücklicher!

Burleigh.

Sein eigner Mund verdammt ihn.

Eliſabeth.

Aus meinen Augen! In den Tower — Verräther!

Leiceſter.

Der bin ich nicht. Ich hab' gefehlt, daß ich
Aus dieſem Schritt dir ein Geheimniß machte;
Doch redlich war die Abſicht; es geſchah,
Die Feindinn zu erforſchen, zu verderben.

Eliſabeth.

Elende Ausflucht! —

Burleigh.

Wie, Milord? Ihr glaubt —

Leiceſter.

Ich habe ein gewagtes Spiel geſpielt,
Ich weiß, und nur Graf Leſter durfte ſich
An dieſem Hofe ſolcher That erkühnen.

Wie ich die Stuart haſſe, weiß die Welt.
Der Rang, den ich bekleide, das Vertrauen,
Wodurch die Königinn mich ehrt, muß jeden Zweifel
In meine treue Meinung niederſchlagen.
Wohl darf der Mann, den Deine Gunſt vor Allen
Auszeichnet, einen eignen kühnen Weg
Einſchlagen, ſeine Pflicht zu thun.

Burleigh.

Warum,
Wenns eine gute Sache war, verſchwiegt Ihr?

Leiceſter.

Milord! Ihr pflegt zu ſchwatzen, eh' Ihr handelt,
Und ſeyd die Glocke Eurer Thaten. Das
Iſt Eure Weiſe, Lord. Die meine iſt,
Erſt handeln und dann reden!

Burleigh.

Ihr redet jetzo, weil Ihr müßt.

Leiceſter.

(ihn ſtolz und höhniſch mit den Augen meſſend)

Und Ihr
Berühmt Euch, eine wundergroße That
Ins Werk gerichtet, Eure Königinn
Gerettet, die Verrätherey entlarvt
Zu haben — Alles wißt Ihr, Eurem Scharfblick
Kanns nicht entgehen, meint Ihr — Armer Prahler!
Trotz Euer Spürkunſt war Maria Stuart
Noch heute frey, wenn ich es nicht verhindert.

Burleigh.

Ihr hättet —

Leiceſter.

Ich, Milord. Die Königinn
Vertraute ſich dem Mortimer, ſie ſchloß
Ihr Innerſtes ihm auf, ſie ging ſo weit,
Ihm einen blut'gen Auftrag gegen die Maria
Zu geben, da der Oheim ſich mit Abſcheu
Von einem gleichen Antrag abgewendet —
Sagt! Iſt es nicht ſo?

(Königinn und Burleigh ſehen einander betroffen an)

Burleigh.

Wie gelangtet Ihr
Dazu? —

Leiceſter.

Iſts nicht ſo? — Nun, Milord! Wo hattet
Ihr Eure tauſend Augen, nicht zu ſehn,
Daß dieſer Mortimer Euch hinterging?
Daß er ein wüthender Papiſt, ein Werkzeug
Der Guiſen, ein Geſchöpf der Stuart war,
Ein keck entſchloſſner Schwärmer, der gekommen,
Die Stuart zu befreyn, die Königinn
Zu morden —

Eliſabeth.

(mit äußerſtem Erſtaunen)

Dieſer Mortimer!

Leiceſter.

Er war's, durch den

Maria Unterhandlung mit mir pflog,
Den ich auf dieſem Wege kennen lernte.
Noch heute ſollte ſie aus ihrem Kerker
Geriſſen werden; dieſen Augenblick
Entdeckte mirs ſein eigner Mund; ich ließ ihn
Gefangen nehmen und in der Verzweiflung,
Sein Werk vereitelt, ſich entlarvt zu ſehn,
Gab er ſich ſelbſt den Tod!

Eliſabeth.

O ich bin unerhört
Betrogen — Dieſer Mortimer!

Burleigh.

Und jetzt
Geſchah das? Jetzt, nachdem ich Euch verlaſſen!

Leiceſter.

Ich muß um meinetwillen ſehr beklagen,
Daß es dies Ende mit ihm nahm. Sein Zeugniß,
Wenn er noch lebte, würde mich vollkommen
Gereinigt, aller Schuld entledigt haben.
Drum übergab ich ihn des Richters Hand.
Die ſtrengſte Rechtsform ſollte meine Unſchuld
Vor aller Welt bewähren und beſiegeln.

Burleigh.

Er tödtete ſich, ſagt Ihr. Er ſich ſelber? Oder
Ihr ihn?

Leiceſter.

Unwürdiger Verdacht! Man höre
Die Wache ab, der ich ihn übergab!
(Er geht an die Thür und ruft hinaus. Der Offizier der Leibwache tritt herein).
Erſtattet Ihrer Majeſtät Bericht,
Wie dieſer Mortimer umkam!

Offizier.

Ich hielt die Wache
Im Vorſaal, als Milord die Thüre ſchnell
Eröffnete und mir befahl, den Ritter
Als einen Staatsverräther zu verhaften.
Wir ſahen ihn hierauf in Wuth gerathen,
Den Dolch ziehn, unter heftiger Verwünſchung
Der Königinn, und eh wirs hindern konnten,
Ihn in die Bruſt ſich ſtoßen, daß er todt
Zu Boden ſtürzte —

Leiceſter.

Es iſt gut. Ihr könnt
Abtreten, Sir! Die Königinn weiß genug!
(Offizier geht ab).

Eliſabeth.

O welcher Abgrund von Abſcheulichkeiten! —

Leiceſter.

Wer war's nun, der dich rettete? War es
Milord von Burleigh? Wußt' er die Gefahr,

Die dich umgab? War er's, der ſie von dir
Gewandt? — Dein treuer Leſter war dein Engel!

Burleigh.

Graf! Dieſer Mortimer ſtarb Euch ſehr gelegen.

Eliſabeth.

Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll. Ich glaub' Euch,
Und glaub' Euch nicht. Ich denke, Ihr ſeyd ſchuldig
Und ſeyd es nicht! O die Verhaßte, die
Mir all dies Weh bereitete!

Leiceſter.

Sie muß ſterben.
Jetzt ſtimm' ich ſelbſt für ihren Tod. Ich rieth
Dir an, das Urtheil unvollſtreckt zu laſſen,
Bis ſich aufs Neu ein Arm für ſie erhübe.
Dies iſt geſchehn — und ich beſtehe drauf,
Daß man das Urtheil ungeſäumt vollſtrecke.

Burleigh.

Ihr riethet dazu! Ihr!

Leiceſter.

So ſehr es mich
Empört, zu einem Aeußerſten zu greifen,
Ich ſehe nun und glaube, daß die Wohlfahrt
Der Königinn dies blut'ge Opfer heiſcht;
Drum trag' ich darauf an, daß der Befehl
Zur Hinrichtung gleich ausgefertigt werde!

Burleigh (zur Königinn).

Da es Milord ſo treu und ernſtlich meint,

So trag' ich darauf an, daß die Vollſtreckung
Des Richterſpruchs ihm übertragen werde.

Leiceſter.

Mir!

Burleigh.

Euch. Nicht beſſer könnt Ihr den Verdacht,
Der jetzt noch auf Euch laſtet, widerlegen,
Als wenn Ihr *ſie*, die Ihr geliebt zu haben
Beſchuldigt werdet, ſelbſt enthaupten laſſet.

Eliſabeth.

(Leiceſtern mit den Augen fixirend)

Milord räth gut. So ſey's, und dabey bleib' es.

Leiceſter.

Mich ſollte billig meines Ranges Höh'
Von einem Auftrag dieſes traur'gen Inhalts
Befreyn, der ſich in jedem Sinne beſſer
Für einen Burleigh ziemen mag als mich.
Wer ſeiner Königinn ſo nahe ſteht,
Der ſollte nichts Unglückliches vollbringen.
Jedoch um meinen Eifer zu bewähren,
Um meiner Königinn genugzuthun,
Begeb' ich mich des Vorrechts meiner Würde
Und übernehme die verhaßte Pflicht.

Eliſabeth.

Lord Burleigh theile ſie mit Euch!

(Zu dieſem)

Tragt Sorge,
Daß der Befehl gleich ausgefertigt werde.
(Burleigh geht. Man hört draußen ein Getümmel).

Siebenter Auftritt.

Graf von Kent zu den Vorigen.

Eliſabeth.

Was gibt's, Milord von Kent? Was für ein Auflauf
Erregt die Stadt — Was iſt es?

Kent.

Königinn,
Es iſt das Volk, das den Pallaſt umlagert,
Es fordert heftig dringend, dich zu ſehn.

Eliſabeth.

Was will mein Volk?

Kent.

Der Schrecken geht durch London,
Dein Leben ſey bedroht, es gehen Mörder
Umher vom Papſte wider dich geſendet.
Verſchworen ſeyen die Katholiſchen,
Die Stuart aus dem Kerker mit Gewalt
Zu reißen und zur Königinn auszurufen.
Der Pöbel glaubt's und wüthet. Nur das Haupt
Der Stuart, das noch heute fällt, kann ihn
Beruhigen.

Eliſabeth.

Wie? Soll mir Zwang geſchehn?

Kent.

Sie ſind entſchloſſen, eher nicht zu weichen,
Bis du das Urtheil unterzeichnet haſt.

Achter Auftritt.

Burleigh und **Daviſon** mit einer Schrift. Die Vorigen.

Eliſabeth.

Was bringt Ihr, Daviſon?

Daviſon (nähert ſich, ernſthaft)

Du haſt befohlen,
O Königinn —

Eliſabeth.

Was iſt's?

(Indem ſie die Schrift ergreifen will, ſchauert ſie zuſammen und fährt zurück).

O Gott!

Burleigh.

Gehorche
Der Stimme des Volks, ſie iſt die Stimme Gottes.

Eliſabeth.

(unentſchloſſen mit ſich ſelbſt kämpfend).

O meine Lords! Wer ſagt mir, ob ich wirklich

Die Stimme meines ganzen Volks, die Stimme
Der Welt vernehme! Ach, wie ſehr befürcht' ich,
Wenn ich dem Wunſch der Menge nun gehorcht,
Daß eine ganz verſchiedne Stimme ſich
Wird hören laſſen — ja, daß eben die,
Die jetzt gewaltſam zu der That mich treiben,
Mich, wenns vollbracht iſt, ſtrenge tadeln werden!

Neunter Auftritt.

Graf Schrewsbury zu den Vorigen.

Schrewsbury.

(kommt in großer Bewegung).

Man will dich übereilen, Königinn!
O halte feſt, ſey ſtandhaft! —
(Indem er Daviſon mit der Schrift gewahr wird).
Oder iſt es
Geſchehen? Iſt es wirklich? Ich erblicke
Ein unglückſelig Blatt in dieſer Hand.
Das komme meiner Königinn jetzt nicht
Vor Augen.

Eliſabeth.

Edler Schrewsbury! Man zwingt mich.

Schrewsbury.

Wer kann dich zwingen? Du biſt Herrſcherinn;
Hier gilt es, deine Majeſtät zu zeigen!

Gebiete Schweigen jenen rohen Stimmen,
Die ſich erdreiſten, deinem Königswillen
Zwang anzuthun, dein Urtheil zu regieren.
Die Furcht, ein blinder Wahn bewegt das Volk,
Du ſelbſt biſt außer dir, biſt ſchwer gereizt,
Du biſt ein Menſch und jetzt kannſt du nicht richten.

Burleigh.

Gerichtet iſt ſchon längſt. Hier iſt kein Urtheil
Zu *fällen*; *zu vollziehen* iſt's.

Kent

(der ſich bey Schrewsbury's Eintritt entfernt hat, kommt zurück).

Der Auflauf wächst, das Volk iſt länger nicht
Zu bändigen.

Eliſabeth (zu Schrewsbury.

Ihr ſeht, wie ſie mich drängen!

Schrewsbury.

Nur Aufſchub fordr' ich. Dieſer Federzug
Entſcheidet deines Lebens Glück und Frieden.
Du haſt es Jahre lang bedacht; ſoll dich
Der Augenblick im Sturme mit ſich führen?
Nur kurzen Aufſchub. Sammle dein Gemüth,
Erwarte eine ruhigere Stunde.

Burleigh (heftig).

Erwarte, zögre, ſäume, bis das Reich
In Flammen ſteht, bis es der Feindinn endlich
Gelingt, den Mordſtreich wirklich zu vollführen.

Dreymal hat ihn ein Gott von dir entfernt.
Heut hat er nahe dich berührt; noch einmal
Ein Wunder hoffen, hieſſe Gott verſuchen.

Schrewsbury.

Der Gott, der dich durch ſeine Wunderhand
Viermal erhielt, der heut dem ſchwachen Arm
Des Greiſen Kraft gab, einen Wüthenden
Zu überwält'gen — er verdient Vertrauen!
Ich will die Stimme der Gerechtigkeit
Jetzt nicht erheben, jetzt iſt nicht die Zeit,
Du kannſt in dieſem Sturme ſie nicht hören.
Dies Eine nur vernimm! Du zitterſt jetzt
Vor dieſer lebenden Maria! Nicht
Die Lebende haſt du zu fürchten. Zittre vor
Der Todten, der Enthaupteten. Sie wird
Vom Grab' erſtehen, eine Zwietrachtgöttinn,
Ein Rachegeiſt in deinem Reich herumgehn,
Und deines Volkes Herzen von dir wenden.
Jetzt haſſt der Britte die gefürchtete;
Er wird ſie rächen, wenn ſie nicht mehr iſt.
Nicht mehr die Feindinn ſeines Glaubens, nur
Die Enkeltochter ſeiner Könige,
Des Haſſes Opfer und der Eiferſucht
Wird er in der Bejammerten erblicken!
Schnell wirſt du die Veränderung erfahren.
Durchziehe London, wenn die blut'ge That
Geſchehen, zeige dich dem Volk, das ſonſt

Sich jubelnd um dich her ergoß, du wirſt
Ein andres England ſehn, ein andres Volk,
Denn dich umgibt nicht mehr die herrliche
Gerechtigkeit, die alle Herzen dir
Beſiegte! Furcht, die ſchreckliche Begleitung
Der Tyranney, wird ſchaudernd vor dir herziehn,
Und jede Straße, wo du gehſt, veröden.
Du haſt das Letzte, Aeußerſte gethan;
Welch Haupt ſteht feſt, wenn dieſes heil'ge fiel!

Eliſabeth.

Ach, Schrewsbury! Ihr habt mir heut das Leben
Gerettet, habt des Mörders Dolch von mir
Gewendet — Warum lieſſet Ihr ihm nicht
Den Lauf? So wäre jeder Streit geendigt,
Und alles Zweifels ledig, rein von Schuld,
Läg' ich in meiner ſtillen Gruft! Fürwahr!
Ich bin des Lebens und des Herrſchens müd'.
Muß eine von uns Königinnen fallen,
Damit die andre lebe — und es iſt
Nicht anders, das erkenn' ich — kann denn ich
Nicht die ſeyn, welche weicht? Mein Volk mag wählen,
Ich geb' ihm ſeine Majeſtät zurück.
Gott iſt mein Zeuge, daß ich nicht für mich,
Nur für das Beſte meines Volks gelebt.
Hofft es von dieſer ſchmeichleriſchen Stuart,
Der jüngern Königinn, glücklichere Tage,

So ſteig' ich gern von dieſem Thron, und kehre
In Woodſtocks ſtille Einſamkeit zurück,
Wo meine anſpruchsloſe Jugend lebte,
Wo ich, vom Tand der Erdengröße fern,
Die Hoheit in mir ſelber fand — Bin ich
Zur Herrſcherinn doch nicht gemacht! Der Herrſcher
Muß hart ſeyn können, und mein Herz iſt weich.
Ich habe dieſe Inſel lange glücklich
Regiert, weil ich nur brauchte zu beglücken.
Es kommt die erſte ſchwere Königspflicht,
Und ich empfinde meine Ohnmacht —

Burleigh.

Nun bey Gott!
Wenn ich ſo ganz unkönigliche Worte
Aus meiner Königinn Mund vernehmen muß,
So wär's Verrath an meiner Pflicht, Verrath
Am Vaterlande, länger ſtill zu ſchweigen.
— Du ſagſt, du liebſt dein Volk, mehr als dich ſelbſt,
Das zeige jetzt! Erwähle nicht den Frieden
Für dich und überlaß das Reich den Stürmen.
— Denk an die Kirche! Soll mit dieſer Stuart
Der alte Aberglauben wiederkehren?
Der Mönch aufs Neu hier herrſchen, der Legat
Aus Rom gezogen kommen, unſre Kirchen
Verſchließen, unſre Könige entthronen?
— Die Seelen aller deiner Unterthanen,
Ich fordre ſie von dir — Wie du jetzt handelſt,

Sind ſie gerettet oder ſind verloren.
Hier iſt nicht Zeit zu weiblichem Erbarmen,
Des Volkes Wohlfahrt iſt die höchſte Pflicht;
Hat Schrewsbury das Leben dir gerettet,
So will ich England retten — das iſt mehr!

Eliſabeth.

Man überlaſſe mich mir ſelbſt! Bey Menſchen iſt
Nicht Rath noch Troſt in dieſer groſſen Sache.
Ich trage ſie dem höhern Richter vor.
Was der mich lehrt, das will ich thun — Entfernt Euch,
Milords!

(Zu Daviſon)

Ihr, Sir, könnt in der Nähe bleiben!

(Die Lords gehen ab. Schrewsbury allein bleibt noch einige Augenblicke vor der Königinn ſtehen, mit bedeutungsvollem Blick, dann entfernt er ſich langſam, mit einem Ausdruck des tiefſten Schmerzens).

Zehnter Auftritt.

Eliſabeth allein.

O Sklaverey des Volksdienſts! Schmähliche
Knechtſchaft — Wie bin ichs müde, dieſem Götzen
Zu ſchmeicheln, den mein Innerſtes verachtet!
Wenn ſoll ich frey auf dieſem Throne ſtehn!
Die Meinung muß ich ehren, um das Lob

Der Menge buhlen, einem Pöbel muß ichs
Recht machen, dem der Gaukler nur gefällt.
O der iſt noch nicht König, der der Welt
Gefallen muß! Nur der iſts, der bey ſeinem Thun
Nach keines Menſchen Beyfall braucht zu fragen.

Warum hab' ich Gerechtigkeit geübt,
Willkür gehaſſt mein Leben lang, daß ich
Für dieſe erſte unvermeidliche
Gewaltthat ſelbſt die Hände mir gefeſſelt!
Das Muſter, das ich ſelber gab, verdammt mich!
War ich tyranniſch, wie die ſpaniſche
Maria war, mein Vorfahr auf dem Thron, ich könnte
Jetzt ohne Tadel Königsblut verſprützen!
Doch war's denn meine eigne freye Wahl,
Gerecht zu ſeyn? Die allgewaltige
Nothwendigkeit, die auch das freye Wollen
Der Könige zwingt, gebot mir dieſe Tugend.

Umgeben rings von Feinden hält mich nur
Die Volksgunſt auf dem angefochtnen Thron.
Mich zu vernichten, ſtreben alle Mächte
Des feſten Landes. Unverſöhnlich ſchleudert
Der röm'ſche Papſt den Bannfluch auf mein Haupt;
Mit falſchem Bruderkuß verräth mich Frankreich,
Und offnen, wüthenden Vertilgungkrieg
Bereitet mir der Spanier auf den Meeren.

So ſteh' ich kämpfend gegen eine Welt,
Ein wehrlos Weib! Mit hohen Tugenden
Muß ich die Blöße meines Rechts bedecken,
Den Flecken meiner fürſtlichen Geburt,
Wodurch der eigne Vater mich geſchändet.
Umſonſt bedeck' ich ihn — Der Gegner Haß
Hat ihn entblößt, und ſtellt mir dieſe Stuart,
Ein ewig drohendes Geſpenſt, entgegen.

Nein, dieſe Furcht ſoll endigen!
Ihr Haupt ſoll fallen. Ich will Frieden haben!
— Sie iſt die Furie meines Lebens! Mir
Ein Plagegeiſt, vom Schickſal angeheftet.
Wo ich mir eine Freude, eine Hoffnung
Gepflanzt, da liegt die Höllenſchlange mir
Im Wege. Sie entreißt mir den Geliebten,
Den Bräut'gam raubt ſie mir! Maria Stuart
Heißt jedes Unglück, das mich niederſchlägt!
Iſt ſie aus den Lebendigen vertilgt,
Frey bin ich, wie die Luft auf den Gebirgen.
(Stillſchweigend)
Mit welchem Hohn ſie auf mich nieder ſah,
Als ſollte mich der Blick zu Boden blitzen!
Ohnmächtige! Ich führe beſſre Waffen;
Sie treffen tödtlich und du biſt nicht mehr!
(Mit raſchem Schritt nach dem Tiſche gehend und die Feder ergreifend)

Ein Baſtard bin ich dir? — Unglückliche!
Ich bin es nur, ſo lang du lebſt und athmeſt.
Der Zweifel meiner fürſtlichen Geburt,
Er iſt getilgt, ſobald ich dich vertilge.
Sobald dem Britten keine Wahl mehr bleibt,
Bin ich im ächten Ehebett' geboren!

(Sie unterſchreibt mit einem raſchen, feſten Federzug, läſſt dann die Feder fallen, und tritt mit einem Ausdruck des Schreckens zurück. Nach einer Pauſe klingelt ſie).

Eilſter Auftritt.

Eliſabeth. Daviſon.

Eliſabeth.

Wo ſind die andern Lords?

Daviſon.

Sie ſind gegangen,
Das aufgebrachte Volk zur Ruh zu bringen.
Das Toben war auch augenblicks geſtillt,
Sobald der Graf von Schrewsbury ſich zeigte.
„Der iſt's, das iſt er!“ riefen hundert Stimmen;
„Der rettete die Königinn! Hört ihn,
„Den bravſten Mann in England!“ Nun begann
Der edle Talbot und verwies dem Volk
In ſanften Worten ſein gewaltſames
Beginnen, ſprach ſo kraftvoll überzeugend,

Daß Alles ſich beſänftigte, und ſtill
Vom Platze ſchlich.

Eliſabeth.

Die wankelmüthge Menge,
Die jeder Wind herumtreibt! Wehe dem,
Der auf dies Rohr ſich lehnet! — Es iſt gut,
Sir Daviſon. Ihr könnt nun wieder gehn.
(Wie ſich Jener nach der Thür gewendet)
Und dieſes Blatt — Nehmt es zurück — Ich leg's
In Eure Hände.

Daviſon

(wirft einen Blick in das Papier und erſchrickt).

Königinn! Dein Name!
Du haſt entſchieden?

Eliſabeth.

— Unterſchreiben ſollt' ich.
Ich hab's gethan. Ein Blatt Papier entſcheidet
Noch nicht, ein Name tödtet nicht.

Daviſon.

Dein Name, Königinn, unter dieſer Schrift
Entſcheidet Alles, tödtet, iſt ein Strahl
Des Donners, der geflügelt trifft — Dies Blatt
Befiehlt den Kommiſſarien, dem Scherif,
Nach Fotheringhayſchloß ſich ſteh'nden Fußes
Zur Königinn von Schottland zu verfügen,
Den Tod ihr anzukündigen, und ſchnell,
Sobald der Morgen tagt, ihn zu vollziehn.

Hier iſt kein Aufſchub: jene hat gelebt,
Wenn ich dies Blatt aus meinen Händen gebe.

Eliſabeth.

Ja, Sir! Gott legt ein wichtig groß Geſchick
In Eure ſchwachen Hände. Fleht ihn an,
Daß er mit ſeiner Weisheit Euch erleuchte.
Ich geh' und überlaſſ' Euch Eurer Pflicht.
(Sie will gehen).

Daviſon (tritt ihr in den Weg).

Nein, meine Königinn! Verlaß mich nicht,
Eh' du mir deinen Willen kund gethan.
Bedarf es hier noch einer andern Weisheit,
Als dein Gebot buchſtäblich zu befolgen?
— Du legſt dies Blatt in meine Hand, daß ich
Zu ſchleuniger Vollziehung es befördre?

Eliſabeth.

Das werdet Ihr nach *Eurer* Klugheit —

Daviſon (ſchnell und erſchrocken einfallend.)

Nicht
Nach meiner! Das verhüte Gott! Gehorſam
Iſt meine ganze Klugheit. Deinem Diener
Darf hier nichts zu entſcheiden übrig bleiben.
Ein klein Verſehn wär' hier ein Königsmord,
Ein unabſehbar, ungeheures Unglück.
Vergönne mir, in dieſer großen Sache
Dein blindes Werkzeug willenlos zu ſeyn.

In klare Worte faſſe deine Meinung,
Was ſoll mit dieſem Blutbefehl geſchehn?

Eliſabeth.

— Sein Name ſpricht es aus.

Daviſon.

So willſt du, daß er gleich vollzogen werde?

Eliſabeth (zögernd.)

Das ſag' ich nicht, und zittre, es zu denken.

Daviſon.

Du willſt, daß ich ihn länger noch bewahre?

Eliſabeth (ſchnell).

Auf Eure Gefahr? Ihr haftet für die Folgen.

Daviſon.

Ich? Heil'ger Gott! — Sprich, Königinn! Was willſt du?

Eliſabeth (ungeduldig).

Ich will, daß dieſer unglückſel'gen Sache
Nicht mehr gedacht ſoll werden, daß ich endlich
Will Ruhe davor haben und auf ewig.

Daviſon.

Es koſtet dir ein einzig Wort. O ſage,
Beſtimme, was mit dieſer Schrift ſoll werden!

Eliſabeth.

Ich hab's geſagt, und quält mich nun nicht weiter.

Daviſon.

Du hätteſt es geſagt? Du haſt mir nichts

Geſagt — O, es gefalle meiner Königinn,
Sich zu erinnern.

Eliſabeth (ſtampft auf den Boden).

Unerträglich!

Daviſon.

Habe Nachſicht
Mit mir! Ich kam ſeit wenig Monden erſt
In dieſes Amt! Ich kenne nicht die Sprache
Der Höfe und der Königinn — In ſchlicht
Einfacher Sitte bin ich aufgewachſen;
Drum habe du Geduld mit deinem Knecht!
Laß dich das Wort nicht reu'n, das mich belehrt,
Mich klar macht über meine Pflicht —

(Er nähert ſich ihr in flehender Stellung, ſie kehrt ihm den Rücken zu, er ſteht in Verzweiflung, dann ſpricht er mit entſchloſſnem Ton)

Nimm dies Papier zurück! Nimm es zurück!
Es wird mir glühend Feuer in den Händen.
Nicht mich erwähle, dir in dieſem furchtbaren
Geſchäft zu dienen.

Eliſabeth.

Thut, was Eures Amts iſt!

(Sie geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Daviſon, gleich darauf Burleigh.

Daviſon.

Sie geht! Sie läſſt mich rathlos, zweifelnd ſtehn
Mit dieſem fürchterlichen Blatt — Was thu' ich?
Soll ichs bewahren? Soll ichs übergeben?
(Zu Burleigh, der hereintritt)
O gut, gut, daß Ihr kommt, Milord! Ihr ſeyds,
Der mich in dieſes Staatsamt eingeführt!
Befreyet mich davon. Ich übernahm es,
Unkundig ſeiner Rechenſchaft! Laſſt mich
Zurückgehn in die Dunkelheit, wo Ihr
Mich fandet, ich gehöre nicht auf dieſen Platz —

Burleigh.

Was iſt Euch, Sir! Faſſt Euch. Wo iſt das Urtheil?
Die Königinn ließ Euch rufen.

Daviſon.

Sie verließ mich
In heft'gem Zorn. O rathet mir! Helft mir!
Reißt mich aus dieſer Höllenangſt des Zweifels.
Hier iſt das Urtheil — Es iſt unterſchrieben

Burleigh (haſtig).

Iſt es? O gebt! Gebt her!

Daviſon.

Ich darf nicht.

Burleigh.

Daviſon.

Sie hat mir ihren Willen noch nicht deutlich —

Burleigh.

Nicht deutlich! Sie hat unterſchrieben. Gebt!

Daviſon.

Ich ſolls vollziehen laſſen — ſoll es nicht
Vollziehen laſſen — Gott! Weiß ich, was ich ſoll?

Burleigh (heftiger dringend).

Gleich, augenblicks ſollt Ihr's vollziehen laſſen.
Gebt her! Ihr ſeyd verloren, wenn Ihr ſäumt.

Daviſon.

Ich bin verloren, wenn ichs übereile.

Burleigh.

Ihr ſeyd ein Thor, Ihr ſeyd von Sinnen! Gebt!
(Er entreißt ihm die Schrift, und eilt damit ab).

Daviſon (ihm nacheilend).

Was macht Ihr? Bleibt! Ihr ſtürzt mich ins Verderben.

Fünfter Aufzug.

Die Scene iſt das Zimmer des erſten Aufzugs.

Erſter Auftritt.

Hanna Kennedy in tiefe Trauer gekleidet, mit verweinten Augen und einem großen, aber ſtillen Schmerz, iſt beſchäftigt, Pakete und Briefe zu verſiegeln. Oft unterbricht ſie der Jammer in ihrem Geſchäft, und man ſieht ſie dazwiſchen ſtill beten. **Paulet** und **Drury**, gleichfalls in ſchwarzen Kleidern, treten ein, ihnen folgen viele **Bediente**, welche goldne und ſilberne Gefäße, Spiegel, Gemählde und andere Koſtbarkeiten tragen, und den Hintergrund des Zimmers damit anfüllen. Paulet überliefert der Amme ein Schmuckkäſtchen nebſt einem Papier, und bedeutet ihr durch Zeichen, daß es ein Verzeichniß der gebrachten Dinge enthalte. Beym Anblick dieſer Reichthümer erneuert ſich der Schmerz der Amme, ſie verſinkt in ein tiefes Trauern, indem Jene ſich ſtill wieder entfernen. **Melvil** tritt ein.

Kennedy.

(ſchreyt auf, ſobald ſie ihn gewahr wird)

Melvil! Ihr ſeyd es! Euch erblick' ich wieder!

Melvil.

Ja, treue Kennedy, wir ſehn uns wieder!

Kennedy.

Nach langer, langer, ſchmerzenvoller Trennung!

Melvil.

Ein unglückſelig ſchmerzvoll Wiederſehn!

Kennedy.

O Gott! Ihr kommt —

Melvil.

Den letzten, ewigen
Abſchied von meiner Königinn zu nehmen.

Kennedy.

Jetzt endlich, jetzt am Morgen ihres Todes,
Wird ihr die langentbehrte Gegenwart
Der Ihrigen vergönnt — O theurer Sir,
Ich will nicht fragen, wie es Euch erging,
Euch nicht die Leiden nennen, die wir litten,
Seitdem man Euch von unſrer Seite riß.
Ach, dazu wird wohl einſt die Stunde kommen!
O Melvil! Melvil! Muſſten wirs erleben,
Den Anbruch dieſes Tags zu ſehn!

Melvil.

Laſt uns
Einander nicht erweichen! Weinen will ich,
So lang noch Leben in mir iſt; nie ſoll
Ein Lächeln dieſe Wangen mehr erheitern,
Nie will ich dieſes nächtliche Gewand

Mehr von mir legen! Ewig will ich trauern;
Doch heute will ich ſtandhaft ſeyn — Verſprecht
Auch Ihr mir, Euren Schmerz zu mäßigen —
Und wenn die andern Alle der Verzweiflung
Sich troſtlos überlaſſen, laſſet uns
Mit männlich edler Faſſung ihr vorangehn
Und ihr ein Stab ſeyn auf dem Todesweg!

Kennedy.

Melvil! Ihr ſeyd im Irrthum, wenn Ihr glaubt,
Die Königinn bedürfe unſers Beyſtands,
Um ſtandhaft in den Tod zu gehn! Sie ſelber iſts,
Die uns das Beyſpiel edler Faſſung gibt.
Seyd ohne Furcht! Maria Stuart wird
Als eine Königinn und Heldinn ſterben.

Melvil.

Nahm ſie die Todespoſt mit Faſſung auf?
Man ſagt, daß ſie nicht vorbereitet war.

Kennedy.

Das war ſie nicht. Ganz andre Schrecken warens,
Die meine Lady ängſtigten. Nicht vor dem Tod,
Vor dem Befreyer zitterte Maria.
— Freyheit war uns verheißen. Dieſe Nacht
Verſprach uns Mortimer von hier wegzuführen,
Und zwiſchen Furcht und Hoffnung, zweifelhaft,
Ob ſie dem kecken Jüngling ihre Ehre
Und fürſtliche Perſon vertrauen dürfe,
Erwartete die Königinn den Morgen.

— Da wird ein Auflauf in dem Schloß, ein Pochen
Schreckt unſer Ohr, und vieler Hämmer Schlag.
Wir glauben, die Befreyer zu vernehmen,
Die Hoffnung winkt, der ſüße Trieb des Lebens
Wacht unwillkürlich, allgewaltig auf —
Da öffnet ſich die Thür — Sir Paulet iſts,
Der uns verkündigt — daß — die Zimmerer
Zu unſern Füßen das Gerüſt aufſchlagen!
(Sie wendet ſich ab, von heftigem Schmerz ergriffen).

Melvil.

Gerechter Gott! O ſagt mir! Wie ertrug
Maria dieſen fürchterlichen Wechſel?

Kennedy.

(nach einer Pauſe, worin ſie ſich wieder etwas gefaſſt hat)
Man löſ't ſich nicht allmählig von dem Leben!
Mit Einem Mal, ſchnell, augenblicklich muß
Der Tauſch geſchehen zwiſchen Zeitlichem
Und Ewigem, und Gott gewährte meiner Lady
In dieſem Augenblick, der Erde Hoffnung
Zurück zu ſtoßen mit entſchloſſner Seele,
Und glaubenvoll den Himmel zu ergreifen.
Kein Merkmal bleicher Furcht, kein Wort der Klage
Entehrte meine Königinn — Dann erſt,
Als ſie Lord Leſters ſchändlichen Verrath
Vernahm, das unglückſelige Geſchick
Des werthen Jünglings, der ſich ihr geopfert,
Des alten Ritters tiefen Jammer ſah,

Dem ſeine letzte Hoffnung ſtarb durch ſie,
Da floſſen ihre Thränen; nicht das eigne Schickſal,
Der fremde Jammer preſſte ſie ihr ab.

Melvil.

Wo iſt ſie jetzt, könnt Ihr mich zu Ihr bringen?

Kennedy.

Den Reſt der Nacht durchwachte ſie mit Beten,
Nahm von den theuern Freunden ſchriftlich Abſchied,
Und ſchrieb Ihr Teſtament mit eigner Hand.
Jetzt pflegt ſie einen Augenblick der Ruh;
Der letzte Schlaf erquickt ſie.

Melvil.

Wer iſt bey ihr?

Kennedy.

Ihr Leibarzt Burgoyn, und ihre Frauen.

Zweyter Auftritt.

Margaretha Kurl zu den **Vorigen.**

Kennedy.

Was bringt Ihr, Miſtreß? Iſt die Lady wach?

Kurl (ihre Thränen trocknend).

Schon angekleidet — Sie verlangt nach Euch.

Kennedy.

Ich komme.

(zu Melvil, der ſie begleiten will)

Folgt mir nicht, bis ich die Lady
Auf Euren Anblick vorbereitet.

(geht hinein.)

Kurl.

Melvil!
Der alte Haushofmeiſter!

Melvil.

Ja, der bin ich!

Kurl.

O dieſes Haus braucht keines Meiſters mehr!
— Melvil! Ihr kommt von London. Wiſſt Ihr mir
Von meinem Manne nichts zu ſagen?

Melvil.

Er wird auf freyen Fuß geſetzt, ſagt man,
So bald —

Kurl.

So bald die Königinn nicht mehr iſt!
O der nichtswürdig ſchändliche Verräther!
Er iſt der Mörder dieſer theuren Lady;
Sein Zeugniß, ſagt man, habe ſie verurtheilt.

Melvil.

So iſts.

Kurl.

O ſeine Seele ſey verflucht
Bis in die Hölle! Er hat falſch gezeugt —

Melvil.

Milady Kurl! Bedenket Eure Reden!

Kurl.

Beſchwören will ichs vor Gerichtes Schranken,
Ich will es ihm ins Antlitz wiederholen,
Die ganze Welt will ich damit erfüllen.
Sie ſtirbt unſchuldig —

Melvil.

O das gebe Gott!

Dritter Auftritt.

Burgoyn zu den **Vorigen**. Hernach **Hanna Kennedy**.

Burgoyn (erblickt Melvil).

O Melvil!

Melvil (ihn umarmend).

Burgoyn!

Burgoyn (zu Margaretha Kurl).

Beſorget einen Becher
Mit Wein für unſre Lady! Machet hurtig!

(Kurl geht ab).

Melvil.

Wie? Iſt der Königinn nicht wohl?

Burgoyn.

Sie fühlt ſich ſtark, ſie täuſcht ihr Heldenmuth,
Und keiner Speiſe glaubt ſie zu bedürfen;

Doch ihrer wartet noch ein ſchwerer Kampf,
Und ihre Feinde ſollen ſich nicht rühmen,
Daß Furcht des Todes ihre Wangen bleichte,
Wenn die Natur aus Schwachheit unterliegt.

Melvil (zur Amme, welche hereintritt).

Will ſie mich ſehn?

Kennedy.

Gleich wird ſie ſelbſt hier ſeyn.
— Ihr ſcheint Euch mit Verwunderung umzuſehn,
Und Eure Blicke fragen mich: was ſoll
Das Prachtgeräth in dieſem Ort des Todes?
— O Sir! Wir litten Mangel, da wir lebten;
Erſt mit dem Tode kommt der Ueberfluß zurück.

Vierter Auftritt.

Vorige. Zwey andre Kammerfrauen der Maria, gleichfalls in Trauerkleidern. Sie brechen bey Melvils Anblick in laute Thränen aus.

Melvil.

Was für ein Anblick! Welch ein Wiederſehn!
Gertrude! Roſamund!

Zweyte Kammerfrau.

Sie hat uns von ſich

Geſchickt! Sie will zum Letztenmal allein
Mit Gott ſich unterhalten!

(Es kommen noch zwey weibliche Bediente, wie die vorigen in Trauer, die mit ſtummen Geberden ihren Jammer ausdrücken).

Fünfter Auftritt

Margaretha Kurl zu den Vorigen.
Sie trägt einen goldnen Becher mit Wein, und ſetzt ihn auf den Tiſch, indem ſie ſich bleich und zitternd an einem Stuhl hält.

Melvil.

Was iſt Euch, Miſtreß? Was entſetzt Euch ſo?

Kurl.

O Gott!

Burgoyn.

Was habt Ihr?

Kurl.

Was mußt' ich erblicken!

Melvil.

Kommt zu Euch! Sagt uns, was es iſt!

Kurl.

Als ich
Mit dieſem Becher Wein die große Treppe
Herauf ſtieg, die zur untern Halle führt,

Da that die Thür ſich auf — ich ſah hinein —
Ich ſah — o Gott!

Melvil.

Was ſaht Ihr? Faſſet Euch!

Kurl.

Schwarz überzogen waren alle Wände,
Ein groß Gerüſt, mit ſchwarzem Tuch beſchlagen,
Erhob ſich von dem Boden, mitten drauf
Ein ſchwarzer Block, ein Kiſſen, und daneben
Ein blankgeſchliffnes Beil — Voll Menſchen war
Der Saal, die um das Mordgerüſt ſich drängten
Und, heiße Blutgier in dem Blick, das Opfer
Erwarteten.

Die Kammerfrau.

O Gott ſey unſrer Lady gnädig!

Melvil.

Faſſt Euch! Sie kommt!

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Maria. Sie iſt weiß und feſtlich gekleidet; am Halſe trägt ſie an einer Kette von kleinen Kugeln ein Agnus Dei; ein Roſenkranz hängt am Gürtel herab, ſie hat ein Crucifix in der Hand, und ein Diadem in den Haaren, ihr großer ſchwarzer Schleier iſt zurück geſchlagen. Bey ihrem Eintritt weichen die Anweſenden zu beyden Seiten zurück, und drücken den heftigſten Schmerz aus, Melvil iſt mit einer unwillkürlichen Bewegung auf die Knie geſunken.

Maria

(mit ruhiger Hoheit im ganzen Kreiſe umherſehend).

Was klagt Ihr? Warum weint Ihr? Freuen ſolltet
Ihr Euch mit mir, daß meiner Leiden Ziel
Nun endlich naht, daß meine Bande fallen,
Mein Kerker aufgeht, und die frohe Seele ſich
Auf Engelsflügeln ſchwingt zur ew'gen Freyheit.
Da, als ich in die Macht der ſtolzen Feindinn
Gegeben war, Unwürdiges erduldend,
Was einer freyen großen Königinn
Nicht ziemt, da war es Zeit, um mich zu weinen!
— Wohlthätig, heilend, nahet mir der Tod,
Der ernſte Freund! Mit ſeinen ſchwarzen Flügeln
Bedeckt er meine Schmach — Den Menſchen adelt,
Den tiefgeſunkenen, das letzte Schickſal.
Die Krone fühl' ich wieder auf dem Haupt,
Den würd'gen Stolz in meiner edeln Seele!

(Indem ſie einige Schritte weiter vortritt).

Wie? Melvil hier? — Nicht alſo, edler Sir!
Steht auf! Ihr ſeyd zu Eurer Königinn
Triumph, zu ihrem Tode nicht gekommen.
Mir wird ein Glück zu Theil, wie ich es nimmer
Gehoffet, daß mein Nachruhm doch nicht ganz
In meiner Feinde Händen iſt, daß doch

Ein Freund mir, ein Bekenner meines Glaubens,
Als Zeuge daſteht in der Todesſtunde.
— Sagt, edler Ritter! wie erging es Euch
In dieſem feindlichen, unholden Lande,
Seitdem man Euch von meiner Seite riß?
Die Sorg' um Euch hat oft mein Herz bekümmert.

Melvil.

Mich drückte ſonſt kein Mangel, als der Schmerz
Um dich, und meine Ohnmacht, dir zu dienen!

Maria.

Wie ſteht's um Didier, meinen alten Kämmrer?
Doch der Getreue ſchläft wohl lange ſchon
Den ew'gen Schlaf, denn er war hoch an Jahren.

Melvil.

Gott hat ihm dieſe Gnade nicht erzeigt;
Er lebt, um deine Jugend zu begraben.

Maria.

Daß mir vor meinem Tode noch das Glück
Geworden wäre, ein geliebtes Haupt
Der theuern Blutsverwandten zu umfaſſen!
Doch ich ſoll ſterben unter Fremdlingen,
Nur Eure Thränen ſoll ich fließen ſehn!
— Melvil, die letzten Wünſche für die Meinen
Leg ich' in Eure treue Bruſt — Ich ſegne
Den allerchriſtlichſten König, meinen Schwager,
Und Frankreichs ganzes königliches Haus —
Ich ſegne meinen Oehm, den Kardinal,

Und Heinrich Guiſe, meinen edlen Vetter.
Ich ſegne auch den Papſt, den heiligen
Statthalter Chriſti, der mich wieder ſegnet,
Und den kathol'ſchen König, der ſich edelmüthig
Zu meinem Retter, meinem Rächer anbot —
Sie Alle ſtehn in meinem Teſtament;
Sie werden die Geſchenke meiner Liebe,
Wie arm ſie ſind, darum gering nicht achten.
(Sich zu ihren Dienern wendend).
Euch hab' ich meinem königlichen Bruder
Von Frankreich anempfohlen; er wird ſorgen
Für Euch, ein neues Vaterland Euch geben.
Und iſt Euch meine letzte Bitte werth,
Bleibt nicht in England, daß der Britte nicht
Sein ſtolzes Herz an Eurem Unglück weide,
Nicht die im Staube ſeh', die mir gedient.
Bey dieſem Bildniß des Gekreuzigten
Gelobet mir, dies unglückſel'ge Land
Alsbald, wenn ich dahin bin, zu verlaſſen!

Melvil (berührt das Crucifix).
Ich ſchwöre dir's, im Namen dieſer Aller.

Maria.
Was ich, die Arme, die Beraubte, noch beſaß,
Worüber mir vergönnt iſt frey zu ſchalten,
Das hab' ich unter Euch vertheilt; man wird,
Ich hoff' es, meinen letzten Willen ehren.
Auch was ich auf dem Todeswege trage,

Gehöret Euch — Vergönnet mir noch einmal
Der Erde Glanz auf meinem Weg zum Himmel!
(Zu den Fräulein)
Dir, meine Alix, Gertrud, Roſamund,
Beſtimm' ich meine Perlen, meine Kleider,
Denn Eure Jugend freut ſich noch des Putzes.
Du Margaretha, haſt das nächſte Recht
An meine Großmuth, denn ich laſſe dich
Zurück als die Unglücklichſte von Allen.
Daß ich des Gatten Schuld an dir nicht räche,
Wird mein Vermächtniß offenbaren — Dich,
O meine treue Hanna, reizet nicht
Der Werth des Goldes, nicht der Steine Pracht;
Dir iſt das höchſte Kleinod mein Gedächtniß.
Nimm dieſes Tuch! Ich habs mit eigner Hand
Für dich geſtickt in meines Kummers Stunden,
Und meine heißen Thränen eingewoben.
Mit dieſem Tuch wirſt du die Augen mir verbinden,
Wenn es ſo weit iſt — Dieſen letzten Dienſt
Wünſch' ich von meiner Hanna zu empfangen.

Kennedy.

O Melvil! Ich ertrag' es nicht!

Maria.

Kommt Alle!
Kommt und empfangt mein letztes Lebewohl!
(Sie reicht ihre Hände hin; Eins nach dem Andern fällt ihr zu Füßen und küßt die dargebotne Hand unter heftigem Weinen)

Leb' wohl, Margaretha — Alix, lebe wohl —
Dank, Burgoyn, für Eure treuen Dienſte —
Dein Mund brennt heiß, Gertrude — Ich bin viel
Gehaſſet worden, doch auch viel geliebt!
Ein edler Mann beglücke meine Gertrud!
Denn Liebe fordert dieſes glüh'nde Herz —
Bertha! Du haſt das beſſre Theil erwählt;
Die keuſche Braut des Himmels willſt du werden!
O eile, dein Gelübde zu vollziehn!
Betrüglich ſind die Güter dieſer Erden,
Das lern' an deiner Königinn! — Nichts weiter!
Lebt wohl! Lebt wohl! Lebt ewig wohl!

(Sie wendet ſich ſchnell von ihnen; Alle, bis auf Melvil entfernen ſich).

Siebenter Auftritt.

Maria. Melvil.

Maria.

Ich habe alles Zeitliche berichtigt,
Und hoffe keines Menſchen Schuldnerinn
Aus dieſer Welt zu ſcheiden — Eins nur iſt's,
Melvil, was der beklemmten Seele noch
Verwehrt, ſich frey und freudig zu erheben.

Melvil.

Entdecke mirs. Erleichtre deine Bruſt.
Dem treuen Freund vertraue deine Sorgen.

Maria.

Ich ſtehe an dem Rand der Ewigkeit;
Bald ſoll ich treten vor den höchſten Richter,
Und noch hab' ich den Heil'gen nicht verſöhnt.
Verſagt iſt mir der Prieſter meiner Kirche.
Des Sakramentes heil'ge Himmelsſpeiſe
Verſchmäh' ich aus den Händen falſcher Prieſter.
Im Glauben meiner Kirche will ich ſterben;
Denn der allein iſt's, welcher ſelig macht.

Melvil.

Beruhige dein Herz. Dem Himmel gilt
Der feurig fromme Wunſch ſtatt des Vollbringens.
Tyrannenmacht kann nur die Hände feſſeln,
Des Herzens Andacht hebt ſich frey zu Gott;
Das Wort iſt todt, der Glaube macht lebendig.

Maria.

Ach, Melvil! Nicht allein genug iſt ſich
Das Herz; ein irdiſch Pfand bedarf der Glaube,
Das hohe Himmliſche ſich zuzueignen.
Drum ward der Gott zum Menſchen, und verſchloß
Die unſichtbaren himmliſchen Geſchenke
Geheimnißvoll in einem ſichtbarn Leib.
— Die Kirche iſts, die heilige, die hohe,
Die zu dem Himmel uns die Leiter baut;
Die allgemeine, die kathol'ſche heißt ſie,
Denn nur der Glaube Aller ſtärkt den Glauben,
Wo Tauſende anbeten und verehren,

Da wird die Glut zur Flamme, und beflügelt
Schwingt ſich der Geiſt in alle Himmel auf.
— Ach die Beglückten, die das froh getheilte
Gebet verſammelt in dem Haus des Herrn!
Geſchmückt iſt der Altar, die Kerzen leuchten,
Die Glocke tönt, der Weihrauch iſt geſtreut,
Der Biſchof ſteht im reinen Meßgewand,
Er faſſt den Kelch, er ſegnet ihn, er kündet
Das hohe Wunder der Verwandlung an,
Und niederſtürzt dem gegenwärt'gen Gotte
Das gläubig überzeugte Volk — Ach! Ich
Allein bin ausgeſchloſſen, nicht zu mir
In meinen Kerker dringt der Himmelſegen.

Melvil.

Er dringt zu dir! Er iſt dir nah! Vertraue
Dem Allvermögenden — der dürre Stab
Kann Zweige treiben in des Glaubens Hand!
Und der die Quelle aus dem Felſen ſchlug,
Kann dir im Kerker den Altar bereiten,
Kann dieſen Kelch, die irdiſche Erquickung,
Dir ſchnell in eine himmliſche verwandeln.

(Er ergreift den Kelch, der auf dem Tiſche ſteht)

Maria.

Melvil! Verſteh' ich Euch? Ja! Ich verſteh Euch!
Hier iſt kein Prieſter, keine Kirche, keine
Hochwürdiges — Doch der Erlöſer ſpricht:
Wo zwey verſammelt ſind in meinem Namen,

Da bin ich gegenwärtig unter ihnen.
Was weiht den Prieſter ein zum Mund des Herrn?
Das reine Herz, der unbefleckte Wandel.
— So ſeyd Ihr mir, auch ungeweiht, ein Prieſter,
Ein Bote Gottes, der den Frieden bringt.
— Euch will ich meine letzte Beichte thun,
Und Euer Mund ſoll mir das Heil verkünden.

Melvil.

Wenn dich das Herz ſo mächtig dazu treibt,
So wiſſe, Königinn, daß dir zum Troſte
Gott auch ein Wunder wohl verrichten kann.
Hier ſey kein Prieſter, ſagſt du, keine Kirche,
Kein Leib des Herrn? — Du irreſt dich. Hier iſt
Ein Prieſter, und ein Gott iſt hier zugegen.
(Er entblößt bey dieſen Worten das Haupt, zugleich zeigt er ihr eine Hoſtie in einer goldenen Schale)
— Ich bin ein Prieſter, deine letzte Beichte
Zu hören, dir auf deinem Todesweg
Den Frieden zu verkündigen, hab' ich
Die ſieben Weihn auf meinem Haupt empfangen,
Und dieſe Hoſtie überbring' ich dir
Vom heil'gen Vater, die er ſelbſt geweihet.

Maria.

O ſo muß an der Schwelle ſelbſt des Todes
Mir noch ein himmliſch Glück bereitet ſeyn!
Wie ein Unſterblicher auf goldnen Wolken
Herniederfährt, wie den Apoſtel einſt

Der Engel führte aus des Kerkers Banden,
Ihn hält kein Riegel, keines Hüters Schwert,
Er ſchreitet mächtig durch verſchloſſne Pforten,
Und im Gefängniß ſteht er glänzend da,
So überraſcht mich hier der Himmelsbote,
Da jeder ird'ſche Retter mich getäuſcht!
— Und Ihr, mein Diener einſt, ſeyd jetzt der Diener
Des höchſten Gottes, und ſein heil'ger Mund!
Wie Eure Kniee ſonſt vor mir ſich beugten,
So lieg ich jetzt im Staub vor Euch.
(Sie ſinkt vor ihm nieder)

Melvil.
(indem er das Zeichen des Kreuzes über ſie macht)
Im Namen
Des Vaters und des Sohnes und des Geiſtes!
Maria, Königinn! Haſt du dein Herz
Erforſchet, ſchwörſt du, und gelobeſt du
Wahrheit zu beichten vor dem Gott der Wahrheit?

Maria.
Mein Herz liegt offen da vor dir und ihm.

Melvil.
Sprich, welcher Sünde zeiht dich dein Gewiſſen,
Seitdem du Gott zum Letztenmal verſöhnt?

Maria.
Von neid'ſchem Haſſe war mein Herz erfüllt,
Und Rachgedanken tobten in dem Buſen.

Vergebung hofft ich Sünderinn von Gott,
Und konnte nicht der Gegnerinn vergeben.

Melvil.

Bereueſt du die Schuld und iſts dein ernſter
Entſchluß, verſöhnt aus dieſer Welt zu ſcheiden?

Maria.

So wahr ich hoffe, daß mir Gott vergebe.

Melvil.

Welch andrer Sünde klagt das Herz dich an?

Maria.

Ach, nicht durch Haß allein, durch ſünd'ge Liebe
Noch mehr hab' ich das höchſte Gut beleidigt.
Das eitle Herz ward zu dem Mann gezogen,
Der treulos mich verlaſſen und betrogen!

Melvil.

Bereueſt du die Schuld, und hat dein Herz
Vom eiteln Abgott ſich zu Gott gewendet?

Maria.

Es war der ſchwerſte Kampf, den ich beſtand,
Zerriſſen iſt das letzte ird'ſche Band.

Melvil.

Welch andrer Schuld verklagt dich dein Gewiſſen?

Maria.

Ach, eine freye Blutſchuld, längſt gebeichtet,
Sie kehrt zurück mit neuer Schreckenskraft,
Im Augenblick der letzten Rechenſchaft,
Und wälzt ſich ſchwarz mir vor des Himmels Pforten.

Den König, meinen Gatten, ließ ich morden,
Und dem Verführer ſchenkt' ich Herz und Hand!
Streng büßt' ichs ab mit allen Kirchenſtrafen,
Doch in der Seele will der Wurm nicht ſchlafen.

Melvil.

Verklagt das Herz dich keiner andern Sünde,
Die du noch nicht gebeichtet und gebüßt?

Maria.

Jetzt weißt du Alles, was mein Herz belaſtet.

Melvil.

Denk an die Nähe des Allwiſſenden!
Der Strafen denke, die die heilge Kirche
Der mangelhaften Beichte droht! Das iſt
Die Sünde zu dem ew'gen Tod; denn das
Iſt wider ſeinen heilgen Geiſt gefrevelt!

Maria.

So ſchenke mir die ew'ge Gnade Sieg
Im letzten Kampf, als ich dir wiſſend nichts verſchwieg.

Melvil.

Wie? Deinem Gott verhehlſt du das Verbrechen,
Um deſſentwillen dich die Menſchen ſtrafen?
Du ſagſt mir nichts von deinem blutgen Antheil
An Babingtons und Parrys Hochverrath?
Den zeitlichen Tod ſtirbſt du für dieſe That,
Willſt du auch noch den ew'gen dafür ſterben?

Maria.

Ich bin bereit zur Ewigkeit zu gehn;

Noch eh ſich der Minutenzeiger wendet,
Werd' ich vor meines Richters Throne ſtehn,
Doch wiederhohl' ichs: meine Beichte iſt vollendet.

Melvil.

Erwäg' es wohl. Das Herz iſt ein Betrüger.
Du haſt vielleicht mit liſt'gem Doppelſinn
Das Wort vermieden, das dich ſchuldig macht,
Obgleich der Wille das Verbrechen theilte.
Doch wiſſe, keine Gaukelkunſt berückt
Das Flammenauge, das ins Innre blickt!

Maria.

Ich habe alle Fürſten aufgeboten,
Mich aus unwürd'gen Banden zu befreyn;
Doch nie hab' ich durch Vorſatz oder That
Das Leben meiner Feindinn angetaſtet!

Melvil.

So hätten deine Schreiber falſch gezeugt?

Maria.

Wie ich geſagt, ſo iſts. Was Jene zeugten,
Das richte Gott!

Melvil.

So ſteigſt du, überzeugt
Von deiner Unſchuld, auf das Blutgerüſte?

Maria.

Gott würdigt mich, durch dieſen unverdienten Tod
Die frühe ſchwere Blutſchuld abzubüßen.

Melvil.

(macht den Segen über ſie)

So gehe hin, und ſterbend büße ſie!
Sink' ein ergebnes Opfer am Altare;
Blut kann verſöhnen, was das Blut verbrach,
Du fehlteſt nur aus weiblichem Gebrechen,
Dem ſel'gen Geiſte folgen nicht die Schwächen
Der Sterblichkeit in die Verklärung nach.
Ich aber künde dir, kraft der Gewalt,
Die mir verliehen iſt, zu löſen und zu binden,
Erlaſſung an von allen deinen Sünden!
Wie du geglaubet, ſo geſchehe dir!

(Er ergreift den Kelch, der auf dem Tiſche ſteht, conſekrirt ihn mit ſtillem Gebet, dann reicht er ihr denſelben. Sie zögert, ihn anzunehmen, und weiſ't ihn mit der Hand zurück).

Nimm hin das Blut, es iſt für dich vergoſſen!
Nimm hin! Der Papſt erzeigt dir dieſe Gunſt!
Im Tode noch ſollſt du das höchſte Recht
Der Könige, das prieſterliche, üben!

(Sie empfängt den Kelch)

Und wie du jetzt dich in dem ird'ſchen Leib
Geheimnißvoll mit deinem Gott verbunden,
So wirſt du dort in ſeinem Freudenreich,
Wo keine Schuld mehr ſeyn wird und kein Weinen,
Ein ſchön verklärter Engel, dich
Auf ewig mit dem Göttlichen vereinen.

(Er ſetzt den Kelch nieder. Auf ein Geräuſch, das gehört wird, bedeckt er ſich das Haupt; und geht an die Thür; Maria bleibt in ſtiller Andacht auf den Knien liegend).

Melvil (zurückkommend).

Dir bleibt ein harter Kampf noch zu beſtehn.
Fühlſt du dich ſtark genug, um jede Regung
Der Bitterkeit, des Haſſes zu beſiegen!

Maria.

Ich fürchte keinen Rückfall. Meinen Haß
Und meine Liebe hab' ich Gott geopfert.

Melvil.

Nun ſo bereite dich, die Lords von Leſter
Und Burleigh zu empfangen. Sie ſind da.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Burleigh. Leiceſter und Paulet. Leiceſter bleibt ganz in der Entfernung ſtehen, ohne die Augen aufzuſchlagen. Burleigh, der ſeine Faſſung beobachtet, tritt zwiſchen ihn und die Königinn.

Burleigh.

Ich komme, Lady Stuart, Eure letzten
Befehle zu empfangen.

Maria.

Dank, Milord!

Burleigh.

Es iſt der Wille meiner Königinn,
Daß Euch nichts Billiges verweigert werde.

Maria.

Mein Teſtament nennt meine letzten Wünſche.
Ich habs in Ritter Paulets Hand gelegt,
Und bitte, daß es treu vollzogen werde.

Paulet.

Verlaſſt Euch drauf.

Maria.

Ich bitte, meine Diener ungekränkt
Nach Schottland zu entlaſſen oder Frankreich,
Wohin ſie ſelber wünſchen und begehren.

Burleigh.

Es ſey, wie Ihr es wünſcht.

Maria.

Und weil mein Leichnam
Nicht in geweihter Erde ruhen ſoll,
So dulde man, daß dieſer treue Diener
Mein Herz nach Frankreich bringe zu den Meinen.
— Ach! Es war immer dort!

Burleigh.

Es ſoll geſchehn.
Habt Ihr noch ſonſt —

Maria.

Der Königinn von England
Bringt meinen ſchweſterlichen Gruß — Sagt ihr

Daß ich ihr meinen Tod von ganzem Herzen
Vergebe, meine Heftigkeit von geſtern
Ihr reuevoll abbitte — Gott erhalte ſie,
Und ſchenk' Ihr eine glückliche Regierung!

Burleigh.

Sprecht! Habt Ihr noch nicht beſſern Rath erwählt?
Verſchmäht Ihr noch den Beyſtand des Dechanten?

Maria.

Ich bin mit meinem Gott verſöhnt — Sir Paulet!
Ich hab' Euch ſchuldlos vieles Weh bereitet,
Des Alters Stütze Euch geraubt — O laſſt
Mich hoffen, daß Ihr meiner nicht mit Haß
Gedenket —

Paulet (gibt ihr die Hand).

Gott ſey mit Euch! Gehet hin im Frieden!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Hanna Kennedy und die andern Frauen der Königinn dringen herein mit Zeichen des Entſetzens; ihnen folgt der Scherif, einen weißen Stab in der Hand, hinter demſelben ſieht man durch die offen bleibende Thüre gewaffnete Männer.

Maria.

Was iſt dir, Hanna? — Ja, nun iſt es Zeit!
Hier kommt der Scherif, uns zum Tod zu führen.

Es muß geſchieden ſeyn! Lebt wohl! Lebt wohl!
(Ihre Frauen hängen ſich an ſie mit heftigem Schmerz; zu Melvil)
Ihr, werther Sir, und meine treue Hanna,
Sollt mich auf dieſem letzten Gang begleiten.
Milord, verſagt mir dieſe Wohlthat nicht!

Burleigh.

Ich habe dazu keine Vollmacht.

Maria.

Wie?
Die kleine Bitte könntet Ihr mir weigern?
Habt Achtung gegen mein Geſchlecht! Wer ſoll
Den letzten Dienſt mir leiſten! Nimmermehr
Kann es der Wille meiner Schweſter ſeyn,
Daß mein Geſchlecht in mir beleidigt werde,
Der Männer rohe Hände mich berühren!

Burleigh.

Es darf kein Weib die Stufen des Gerüſtes
Mit Euch beſteigen — Ihr Geſchrey und Jammern —

Maria.

Sie ſoll nicht jammern! Ich verbürge mich
Für die gefaſſte Seele meiner Hanna!
Seyd gütig, Lord. O trennt mich nicht im Sterben
Von meiner treuen Pflegerinn und Amme!
Sie trug auf ihren Armen mich ins Leben,
Sie leite mich mit ſanfter Hand zum Tod.

Paulet (zu Burleigh).

Laſst es geſchehn!

Burleigh.

Es ſey.

Maria.

Nun hab' ich nichts mehr

Auf dieſer Welt —

(Sie nimmt das Crucifix, und küſst es)

Mein Heiland! Mein Erlöſer!

Wie du am Kreuz die Arme ausgeſpannt,
So breite ſie jetzt aus, mich zu empfangen.

(Sie wendet ſich zu gehen, in dieſem Augenblick begegnet ihr Auge dem Grafen Leiceſter, der bey ihrem Aufbruch unwillkürlich aufgefahren, und nach ihr hingeſehen — Bey dieſem Anblick zittert Maria, die Knie verſagen ihr, ſie iſt im Begriff hinzuſinken; da ergreift ſie Graf Leiceſter, und empfängt ſie in ſeinen Armen. Sie ſieht ihn eine Zeitlang ernſt und ſchweigend an, er kann ihren Blick nicht aushalten, endlich ſpricht ſie).

Ihr haltet Wort, Graf Leſter — Ihr verſpracht
Mir Euren Arm, aus dieſem Kerker mich
Zu führen, und Ihr leihet mir ihn jetzt!

(Er ſteht wie vernichtet. Sie fährt mit ſanfter Stimme fort)

Ja, Leſter, und nicht blos
Die Freyheit wollt ich Eurer Hand verdanken.
Ihr ſolltet mir die Freyheit theuer machen;
An Eurer Hand, beglückt durch Eure Liebe,

Wollt' ich des neuen Lebens mich erfreun.
Jetzt, da ich auf dem Weg bin, von der Welt
Zu ſcheiden, und ein ſel'ger Geiſt zu werden,
Den keine ird'ſche Neigung mehr verſucht,
Jetzt, Leſter, darf ich ohne Schamerröthen
Euch die beſiegte Schwachheit eingeſtehn —
Lebt wohl, und wenn Ihr könnt, ſo lebt beglückt!
Ihr durftet werben um zwey Königinnen;
Ein zärtlich liebend Herz habt ihr verſchmäht,
Verrathen, um ein ſtolzes zu gewinnen.
Kniet zu den Füßen der Eliſabeth!
Mög' Euer Lohn nicht Eure Strafe werden!
Lebt wohl! — Jetzt hab' ich nichts mehr auf der Erden!

(Sie geht ab, der Scherif voraus, Melvil und die Amme ihr zur Seite. Burleigh und Paulet folgen, die übrigen ſehen ihr jammernd nach, bis ſie verſchwunden iſt; dann entfernen ſie ſich durch zwey andere Thüren.)

Zehnter Auftritt.

Leiceſter allein zurückbleibend.

Ich lebe noch! Ich trag' es, noch zu leben!
Stürzt dieſes Dach nicht ſein Gewicht auf mich?
Thut ſich kein Schlund auf, das elendeſte
Der Weſen zu verſchlingen? Was hab' ich

Verloren! Welche Perle warf ich hin!
Welch Glück der Himmel hab' ich weggeſchleudert!
— Sie geht dahin, ein ſchon verklärter Geiſt,
Und mir bleibt die Verzweiflung der Verdammten.
— Wo iſt mein Vorſatz hin, mit dem ich kam,
Des Herzens Stimme fühllos zu erſticken?
Ihr fallend Haupt zu ſehn mit unbewegten Blicken?
Weckt mir ihr Anblick die erſtorbne Scham?
Muß ſie im Tod mit Liebesbanden mich umſtricken?
— Verworfener, dir ſteht es nicht mehr an,
In zartem Mitleid weibiſch hinzuſchmelzen.
Der Liebe Glück liegt nicht auf deiner Bahn,
Mit einem eh'rnen Harniſch angethan
Sey deine Bruſt! Die Stirne ſey ein Felſen!
Willſt du den Preis der Schandthat nicht verlieren,
Dreiſt muſſt du ſie behaupten und vollführen!
Verſtumme, Mitleid! Augen, werdet Stein!
Ich ſeh' ſie fallen, ich will Zeuge ſeyn.

(Er geht mit entſchloſſnem Schritt der Thür zu, durch welche Maria gegangen, bleibt aber auf der Mitte des Weges ſtehen).

Umſonſt! Umſonſt! Mich faſſt der Hölle Grauen,
Ich kann, ich kann das Schreckliche nicht ſchauen,
Kann ſie nicht ſterben ſehen — Horch! Was war das?
Sie ſind ſchon unten — Unter meinen Füßen
Bereitet ſich das fürchterliche Werk.
Ich höre Stimmen — Fort! Hinweg! Hinweg

Aus dieſem Haus des Schreckens und des Todes!
(Er will durch eine andre Thür entfliehen, findet ſie aber verſchloſſen, und fährt zurück).
Wie? Feſſelt mich ein Gott an dieſen Boden?
Muß ich anhören, was mir anzuſchauen graut?
Die Stimme des Dechanten — Er ermahnet ſie —
— Sie unterbricht ihn — Horch! — Laut betet ſie —
Mit feſter Stimme — Es wird ſtill — Ganz ſtill!
Nur ſchluchzen hör' ich, und die Weiber weinen —
Sie wird entkleidet — Horch! Der Schemel wird
Gerückt — Sie kniet aufs Kiſſen — legt das Haupt —
(Nachdem er die letzten Worte mit ſteigender Angſt geſprochen, und eine Weile inne gehalten, ſieht man ihn plötzlich mit einer zuckenden Bewegung zuſammenfahren, und ohnmächtig niederſinken; zugleich erſchallt von unten herauf ein dumpfes Getöſe von Stimmen, welches lange lange forthallt).

Eilfter Auftritt.

(Das zweyte Zimmer des vierten Aufzugs).

Eliſabeth tritt aus einer Seitenthür, ihr Gang und ihre Geberden drücken die heftigſte Unruhe aus.

Noch Niemand hier — Noch keine Botſchaft — Will es
Nicht Abend werden! Steht die Sonne feſt
In ihrem himmliſchen Lauf? Ich ſoll noch länger
Auf dieſer Folter der Erwartung liegen.
— Iſt es geſchehen? Iſt es *nicht*? — Mir graut

Vor Beyden, und ich wage nicht zu fragen!
Graf Leſter zeigt ſich nicht, auch Burleigh nicht,
Die ich ernannt, das Urtheil zu vollſtrecken.
Sind ſie von London abgereiſt — dann iſts
Geſchehn, der Pfeil iſt abgedrückt, er fliegt,
Er trifft, er hat getroffen; gälts mein Reich,
Ich kann ihn nicht mehr halten — Wer iſt da?

Zwölfter Auftritt.

Eliſabeth. Ein Page.

Eliſabeth.

Du kommſt allein zurück — Wo ſind die Lords?

Page.

Milord von Leſter, und der Großſchatzmeiſter —

Eliſabeth.

(in der höchſten Spannung)

Wo ſind ſie?

Page.

Sie ſind *nicht* in London.

Eliſabeth.

Nicht?
— Wo ſind ſie denn?

Page.

Das wuſſte Niemand mir zu ſagen.
Vor Tages Anbruch hätten beyde Lords

Eilfertig und geheimnißvoll die Stadt
Verlaſſen.

Eliſabeth (lebhaft ausbrechend).

Ich bin Königinn von England!

(Auf und niedergehend in der höchſten Bewegung).

Geh! Rufe mir — nein, bleibe — Sie iſt todt!
Jetzt endlich hab' ich Raum auf dieſer Erde.
— Was zittr' ich? Was ergreift mich dieſe Angſt?
Das Grab deckt meine Furcht, und wer darf ſagen,
Ich habs gethan! Es ſoll an Thränen mir
Nicht fehlen, die Gefallne zu beweinen!

(Zum Pagen)

Stehſt du noch hier? — Mein Schreiber Daviſon
Soll augenblicklich ſich hieher verfügen.
Schickt nach dem Grafen Schrewsbury — Da iſt
Er ſelbſt!

(Page geht ab).

Dreyzehnter Auftritt.

Eliſabeth. Graf Schrewsbury.

Eliſabeth.

Willkommen, edler Lord! Was bringt Ihr?
Nichts Kleines kann es ſeyn, was Euren Schritt
So ſpät hieher führt.

Schrewsbury.

Große Königinn,

Mein ſorgenvolles Herz, um deinen Ruhm
Bekümmert, trieb mich heute nach dem Tower,
Wo Kurl und Nau, die Schreiber der Maria,
Gefangen ſitzen; denn noch einmal wollt' ich
Die Wahrheit ihres Zeugniſſes erproben.
Beſtürzt, verlegen weigert ſich der Leutnant
Des Thurms, mir die Gefangenen zu zeigen;
Durch Drohung nur verſchafft' ich mir den Eintritt,
— Gott! Welcher Anblick zeigte mir ſich da!
Das Haar verwildert, mit des Wahnſinns Blicken,
Wie ein von Furien Gequälter, lag
Der Schotte Kurl auf ſeinem Lager — Kaum
Erkennt mich der Unglückliche, ſo ſtürzt er
Zu meinen Füßen — ſchreiend, meine Knie
Umklammernd, mit Verzweiflung wie ein Wurm
Vor mir gekrümmt — fleht er mich an, beſchwört mich,
Ihm ſeiner Königinn Schickſal zu verkünden;
Denn ein Gerücht, daß ſie zum Tod verurtheilt ſey,
War in des Towers Klüfte eingedrungen.
Als ich ihm das bejahet nach der Wahrheit,
Hinzu gefügt, daß es ſein Zeugniß ſey,
Wodurch ſie ſterbe, ſprang er wüthend auf,
Fiel ſeinen Mitgefangnen an, riß ihn
Zu Boden, mit des Wahnſinns Rieſenkraft,
Ihn zu erwürgen ſtrebend. Kaum entriſſen wir
Den Unglückſeligen ſeines Grimmes Händen.
Nun kehrt' er gegen ſich die Wuth, zerſchlug

Mit grimm'gen Fäuſten ſich die Bruſt, verfluchte ſich
Und den Gefährten allen Höllengeiſtern:
Er habe falſch gezeugt, die Unglücksbriefe
An Babington, die er als ächt beſchworen,
Sie ſeyen falſch, er habe andre Worte
Geſchrieben, als die Königinn diktirt,
Der Böswicht Nau hab' ihn dazu verleitet.
Drauf rannt' er an das Fenſter, riß es auf
Mit wüthender Gewalt, ſchrie in die Gaſſen
Hinab, daß alles Volk zuſammen lief:
Er ſey der Schreiber der Maria, ſey
Der Böswicht, der ſie fälſchlich angeklagt;
Er ſey verflucht, er ſey ein falſcher Zeuge!

Eliſabeth.

Ihr ſagtet ſelbſt, daß er von Sinnen war.
Die Worte eines Raſenden, Verrückten,
Beweiſen nichts.

Schrewsbury.

Doch dieſer Wahnſinn ſelbſt
Beweiſet deſto mehr! O Königinn!
Laß dich beſchwören, übereile nichts,
Befiehl, daß man von Neuem unterſuche.

Eliſabeth.

Ich will es thun — weil Ihr es wünſchet, Graf,
Nicht weil ich glauben kann, daß meine Peers
In dieſer Sache übereilt gerichtet.
Euch zur Beruhigung erneure man

Die Unterſuchung — Gut, daß es noch Zeit iſt!
An unſrer königlichen Ehre ſoll
Auch nicht der Schatten eines Zweifels haften.

Vierzehnter Auftritt.

Daviſon zu den **Vorigen.**

Eliſabeth.

Das Urtheil, Sir, das ich in Eure Hand
Gelegt — Wo iſts?

Daviſon (im höchſten Erſtaunen).

Das Urtheil?

Eliſabeth.

Das ich geſtern
Euch in Verwahrung gab —

Daviſon.

Mir in Verwahrung!

Eliſabeth.

Das Volk beſtürmte mich, zu unterzeichnen,
Ich muſſt' ihm ſeinen Willen thun, ich thats,
Gezwungen that ichs, und in Eure Hände
Legt' ich die Schrift, ich wollte Zeit gewinnen;
Ihr wiſſt, was ich Euch ſagte — Nun! Gebt her!

Shrewsbury.

Gebt, werther Sir, die Sachen liegen anders,
Die Unterſuchung muß erneuert werden.

Eliſabeth.
Bedenkt Euch nicht ſo lang'. Wo iſt die Schrift?
Daviſon (in Verzweiflung).
Ich bin geſtürzt, ich bin ein Mann des Todes!
Eliſabeth (haſtig einfallend).
Ich will nicht hoffen, Sir —
Daviſon.
Ich bin verloren!
Ich hab' ſie nicht mehr.
Eliſabeth.
Wie? Was?
Schrewsbury.
Gott im Himmel!
Daviſon.
Sie iſt in Burleighs Händen — ſchon ſeit geſtern.
Eliſabeth.
Unglücklicher! So habt Ihr mir gehorcht?
Befahl ich Euch nicht ſtreng, ſie zu verwahren?
Daviſon.
Das haſt du nicht befohlen, Königinn.
Eliſabeth.
Willſt du mich Lügen ſtrafen, Elender?
Wann hieß ich dir die Schrift an Burleigh geben?
Daviſon.
Nicht in beſtimmten, klaren Worten — aber —
Eliſabeth.
Nichtswürdiger! Du wagſt es, meine Worte

Zu deuten? Deinen eignen blutgen Sinn
Hinein zu legen? — Wehe dir, wenn Unglück
Aus dieſer eigenmächtgen That erfolgt!
Mit deinem Leben ſollſt du mirs bezahlen.
— Graf Schrewsbury, ihr ſehet, wie mein Name
Gemißbraucht wird.

Schrewsbury.

Ich ſehe — O mein Gott!

Eliſabeth.

Was ſagt Ihr?

Schrewsbury.

Wenn der Squire ſich dieſer That
Vermeſſen hat auf eigne Gefahr,
Und ohne deine Wiſſenſchaft gehandelt,
So muß er vor den Richterſtuhl der Peers
Gefordert werden, weil er deinen Namen
Dem Abſcheu aller Zeiten Preis gegeben.

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Burleigh, zuletzt Kent.

Burleigh (beugt ein Knie vor der Königinn).

Lang lebe meine königliche Frau,
Und mögen alle Feinde dieſer Inſel
Wie dieſe Stuart enden!

(Schrewsbury verhüllt ſein Geſicht, Daviſon ringt verzweiflungsvoll die Hände).

Eliſabeth.

Redet, Lord!
Habt Ihr den tödlichen Befehl von mir
Empfangen?

Burleigh.

Nein, Gebieterinn! Ich empfing ihn
Von Daviſon.

Eliſabeth.

Hat Daviſon ihn Euch
In meinem Namen übergeben?

Burleigh.

Nein!
Das hat er nicht —

Eliſabeth.

Und Ihr vollſtrecktet ihn,
Raſch, ohne meinen Willen erſt zu wiſſen?
Das Urtheil war gerecht, die Welt kann uns
Nicht tadeln; aber Euch gebührte nicht,
Der Milde unſres Herzens vorzugreifen —
Drum ſeyd verbannt von unſerm Angeſicht!

(Zu Daviſon)

Ein ſtrengeres Gericht erwartet Euch,
Der ſeine Vollmacht frevelnd überſchritten,
Ein heilig anvertrautes Pfand veruntreut.
Man führ' ihn nach dem Tower! Es iſt mein Wille,
Daß man auf Leib und Leben ihn verklage.

— Mein edler Talbot! Euch allein hab' ich
Gerecht erfunden unter meinen Räthen.
Ihr ſollt fortan mein Führer ſeyn, mein Freund —

Schrewsbury.

Verbanne deine treuſten Freunde nicht,
Wirf ſie nicht ins Gefängniß, die für dich
Gehandelt haben, die jetzt für dich ſchweigen!
— Mir aber, große Königinn, erlaube,
Daß ich das Siegel, das du mir zwölf Jahre
Vertraut, zurück in deine Hände gebe.

Eliſabeth (betroffen).

Nein, Schrewsbury! Ihr werdet mich jetzt nicht
Verlaſſen, jetzt —

Schrewsbury.

Verzeih, ich bin zu alt,
Und dieſe grade Hand, ſie iſt zu ſtarr,
Um deine neuen Thaten zu verſiegeln.

Eliſabeth.

Verlaſſen wollte mich der Mann, der mir
Das Leben rettete?

Schrewsbury.

Ich habe wenig
Gethan — Ich habe deinen edlern Theil
Nicht retten können. Lebe, herrſche glücklich!
Die Gegnerinn iſt todt. Du haſt von nun an
Nichts mehr zu fürchten, brauchſt nichts mehr zu achten.

(Geht ab).

Eliſabeth.

(zum Grafen Kent, der hereintritt)

Graf Leſter komme her!

Kent.

Der Lord läſſt ſich

Entſchuldigen; er iſt zu Schiff nach Frankreich.

(Sie bezwingt ſich und ſteht mit ruhiger Faſſung da. Der Vorhang fällt).

Die

Jungfrau von Orleans.

Eine romantiſche Tragödie.

Perſonen.

Karl der Siebente, König von Frankreich.
Königinn Iſabeau, ſeine Mutter.
Agnes Sorel, ſeine Geliebte.
Philipp der Gute, Herzog von Burgund.
Graf Dunois Baſtard von Orleans.
La Hire } Königliche Offiziere.
Du Chatel }
Erzbiſchof von Rheims.
Chatillon, ein burgundiſcher Ritter.
Raoul, ein lothringiſcher Ritter.
Talbot, Feldherr der Engelländer.
Lionel } Engliſche Anführer.
Faſtolf }
Montgomery ein Walliſer.
Rathsherren von Orleans.
Ein engliſcher Herold.
Thibaut d'Arc, ein reicher Landmann.
Margot }
Louiſon } ſeine Töchter.
Johanna }
Etienne }
Claude Marie } ihre Freier.
Raimond }
Bertrand, ein andrer Landmann.
Die Erſcheinung eines ſchwarzen Ritters.
Köhler und Köhlerweib.
Soldaten und Volk. Königliche Kronbediente, Biſchöfe, Mönche, Marſchälle, Magiſtratsperſonen, Hofleute und andre ſtumme Perſonen im Gefolge des Krönungszuges.

Prolog.

Eine ländliche Gegend. Vorn zur Rechten ein Heiligenbild in einer Kapelle; zur Linken eine hohe Eiche.

Erſter Auftritt.

Thibaut d'Arc. Seine drey Töchter. Drey junge Schäfer, ihre Freier.

Thibaut.

Ja, liebe Nachbarn! Heute ſind wir noch
Franzoſen, freye Bürger noch und Herren
Des alten Bodens, den die Väter pflügten;
Wer weiß, wer morgen über uns befiehlt!
Denn aller Orten läſſt der Engelländer
Sein ſiegbaft Banner fliegen; ſeine Roſſe
Zerſtampfen Frankreichs blühende Gefilde.
Paris hat ihn als Sieger ſchon empfangen,
Und mit der alten Krone Dagoberts
Schmückt es den Sprößling eines fremden Stamms.
Der Enkel unſrer Könige muß irren
Enterbt und flüchtig durch ſein eignes Reich,

Und wider ihn im Heer der Feinde kämpft
Sein nächſter Vetter und ſein erſter Pair,
Ja, ſeine Rabenmutter führt es an.
Rings brennen Dörfer, Städte. Näher ſtets
Und näher wälzt ſich der Verheerung Rauch
An dieſe Thäler, die noch friedlich ruhn.
— Drum, liebe Nachbarn, hab' ich mich mit Gott
Entſchloſſen, weil ichs heute noch vermag,
Die Töchter zu verſorgen; denn das Weib
Bedarf in Kriegesnöthen des Beſchützers,
Und treue Lieb' hilft alle Laſten heben.

(Zu dem erſten Schäfer).

— Kommt, Etienne! Ihr werbt um meine Margot.
Die Aecker grenzen nachbarlich zuſammen,
Die Herzen ſtimmen überein — Das ſtiftet
Ein gutes Ehband!

(Zu dem zweyten).

Claude Marie! Ihr ſchweigt,
Und meine Louiſon ſchlägt die Augen nieder?
Werd' ich zwey Herzen trennen, die ſich fanden,
Weil Ihr nicht Schätze mir zu bieten habt?
Wer hat jetzt Schätze? Haus und Scheune ſind
Des nächſten Feindes oder Feuers Raub —
Die treue Bruſt des braven Manns allein
Iſt ein ſturmfeſtes Dach in dieſen Zeiten.

Louiſon.

Mein Vater!

Claude Marie.

Meine Louiſon!

Louiſon (Johanna umarmend).

Liebe Schweſter!

Thibaut.

Ich gebe Jeder dreißig Acker Landes
Und Stall und Hof und eine Herde — Gott
Hat mich geſegnet und ſo ſegn' er Euch!

Margot (Johanna umarmend).

Erfreue unſern Vater! Nimm ein Beyſpiel!
Laß dieſen Tag drey frohe Bande ſchließen!

Thibaut.

Geht! Machet Anſtalt! Morgen iſt die Hochzeit,
Ich will, das ganze Dorf ſoll ſie mit feiern.
(Die zwey Paare gehen Arm in Arm geſchlungen ab).

Zweyter Auftritt.

Thibaut. Raimond. Johanna.

Thibaut.

Jeannette, deine Schweſtern machen Hochzeit,
Ich ſeh' ſie glücklich, ſie erfreun mein Alter,
Du, meine jüngſte, machſt mir Gram und Schmerz.

Raimond.

Was fällt Euch ein! Was ſcheltet Ihr die Tochter?

Thibaut.

Hier dieſer wackre Jüngling, dem ſich keiner
Vergleicht im ganzen Dorf, der Treffliche,
Er hat dir ſeine Neigung zugewendet,
Und wirbt um dich, ſchon iſts der dritte Herbſt,
Mit ſtillem Wunſch, mit herzlichem Bemühn;
Du ſtößeſt ihn verſchloſſen, kalt, zurück,
Noch ſonſt ein andrer von den Hirten allen
Mag dir ein gütig Lächeln abgewinnen.
— Ich ſehe dich in Jugendfülle prangen,
Dein Lenz iſt da, es iſt die Zeit der Hoffnung,
Entfaltet iſt die Blume deines Leibes,
Doch ſtets vergebens harr' ich, daß die Blume
Der zarten Lieb' aus ihrer Knoſpe breche,
Und freudig reiſe zu der goldnen Frucht!
O das gefällt mir nimmermehr und deutet
Auf eine ſchwere Irrung der Natur!
Das Herz gefällt mir nicht, das ſtreng und kalt
Sich zuſchließt in den Jahren des Gefühls.

Raimond.

Laſſt's gut ſeyn Vater Arc! Laſſt ſie gewähren!
Die Liebe meiner trefflichen Johanna
Iſt eine edle zarte Himmelsfrucht,
Und ſtill allmählig reift das Köſtliche!
Jetzt liebt ſie noch, zu wohnen auf den Bergen,
Und von der freyen Heide fürchtet ſie
Herabzuſteigen in das niedre Dach

Der Menſchen, wo die engen Sorgen wohnen.
Oft ſeh' ich ihr aus tiefem Thal mit ſtillem
Erſtaunen zu, wenn ſie auf hoher Trift
In Mitte ihrer Herde ragend ſteht,
Mit edelm Leibe, und den ernſten Blick
Herabſenkt auf der Erde kleine Länder.
Da ſcheint ſie mir was Höh'res zu bedeuten,
Und dünkt mir's oft, ſie ſtamm' aus andern Zeiten.

Thibaut.

Das iſt es, was mir nicht gefallen will!
Sie flieht der Schweſtern fröhliche Gemeinſchaft;
Die öden Berge ſucht ſie auf, verläſſet
Ihr nächtlich Lager vor dem Hahnenruf,
Und in der Schreckensſtunde, wo der Menſch
Sich gern vertraulich an den Menſchen ſchließt,
Schleicht ſie, gleich dem einſiedleriſchen Vogel,
Heraus ins graulich düſtre Geiſterreich
Der Nacht, tritt auf den Kreuzweg hin und pflegt
Geheime Zwenſprach mit der Luft des Berges.
Warum erwählt ſie immer dieſen Ort
Und treibt gerade hieher ihre Herde?
Ich ſehe ſie zu ganzen Stunden ſinnend
Dort unter dem Druidenbaume ſitzen,
Den alle glückliche Geſchöpfe fliehn.
Denn nicht geheur iſts hier; ein böſes Weſen
Hat ſeinen Wohnſitz unter dieſem Baum
Schon ſeit der alten grauen Heidenzeit.

Die Aelteſten im Dorf' erzählen ſich
Von dieſem Baume ſchauerhafte Mähren;
Seltſamer Stimmen wunderſamen Klang
Vernimmt man oft aus ſeinen düſtern Zweigen.
Ich ſelbſt, als mich in ſpäter Dämmrung einſt
Der Weg an dieſem Baum vorüberführte,
Hab ein geſpenſtiſch Weib hier ſitzen ſehn.
Das ſtreckte mir aus weitgefaltetem
Gewande langſam eine dürre Hand
Entgegen, gleich als winkt' es; doch ich eilte
Fürbaß und Gott befahl ich meine Seele.

Raimond.

(auf das Heiligenbild in der Kapelle zeigend).

Des Gnadenbildes ſeegenreiche Nähe,
Das hier des Himmels Frieden um ſich ſtreut,
Nicht Satans Werk führt Eure Tochter her.

Thibaut.

O nein! nein! Nicht vergebens zeigt ſich's mir
In Träumen an und ängſtlichen Geſichten.
Zu dreyen Mahlen hab' ich ſie geſehn
Zu Rheims auf unſrer Könige Stuhle ſitzen,
Ein funkelnd Diadem von ſieben Sternen
Auf ihrem Haupt, das Scepter in der Hand,
Aus dem drey weiße Lilien entſprangen,
Und ich, ihr Vater, ihre beyden Schweſtern
Und alle Fürſten, Grafen, Erzbiſchöfe,
Der König ſelber, neigten ſich vor ihr.

Wie kommt mir ſolcher Glanz in meine Hütte?
O das bedeutet einen tiefen Fall!
Sinnbildlich ſtellt mir dieſer Warnungtraum
Das eitle Trachten ihres Herzens dar.
Sie ſchämt ſich Ihrer Niedrigkeit — weil Gott
Mit reicher Schönheit Ihren Leib geſchmückt,
Mit hohen Wundergaben ſie geſegnet
Vor allen Hirtenmädchen dieſes Thals,
So nährt ſie ſünd'gen Hochmuth in dem Herzen,
Und Hochmuth iſt's, wodurch die Engel fielen,
Woran der Höllengeiſt den Menſchen faſſt.

Raimond.

Wer hegt beſcheidnern tugendlichern Sinn,
Als Eure fromme Tochter? Iſt ſie's nicht
Die ihren ältern Schweſtern freudig dient?
Sie iſt die Hochbegabteſte von allen,
Doch ſeht Ihr ſie wie eine niedre Magd
Die ſchwerſten Pflichten ſtill gehorſam üben,
Und unter ihren Händen wunderbar
Gedeihen Euch die Herden und die Saaten;
Um Alles, was ſie ſchafft, ergießet ſich
Ein unbegreiflich überſchwänklich Glück.

Thibaut.

Ja wohl! Ein unbegreiflich Glück — Mir kommt
Ein eigen Grauen an bey dieſem Seegen!
— Nichts mehr davon. Ich ſchweige. Ich will ſchweigen;
Soll ich mein eigen theures Kind anklagen?

Ich kann nichts thun, als warnen, für ſie beten!
Doch warnen muß ich — Fliehe dieſen Baum!
Bleib nicht allein, und grabe keine Wurzeln
Um Mitternacht, bereite keine Tränke,
Und ſchreibe keine Zeichen in den Sand! —
Leicht aufzuritzen iſt das Reich der Geiſter,
Sie liegen wartend unter dünner Decke,
Und leiſe hörend ſtürmen ſie herauf.
Bleib nicht allein, denn in der Wüſte trat
Der Satansengel ſelbſt zum Herrn des Himmels.

Dritter Auftritt.

Bertrand tritt auf, einen Helm in der Hand. **Thibaut. Raimond. Johanna.**

Raimond.

Still! Da kommt Bertrand aus der Stadt zurück.
Sieh was er trägt!

Bertrand.

Ihr ſtaunt mich an, Ihr ſeyd
Verwundert ob des ſeltſamen Geräthes
In meiner Hand.

Thibaut.

Das ſind wir. Saget an,

Wie kamt Ihr zu dem Helm, was bringt Ihr uns
Das böſe Zeichen in die Friedensgegend?

(Johanna, welche in beyden vorigen Scenen ſtill und ohne Antheil auf der Seite geſtanden, wird aufmerkſam und tritt näher).

Bertrand.

Kaum weiß ich ſelbſt zu ſagen, wie das Ding
Mir in die Hand gerieth. Ich hatte eiſernes
Geräth mir eingekauft zu Vaucouleurs;
Ein großes Drängen fand ich auf dem Markt,
Denn flücht'ges Volk war eben angelangt
Von Orleans mit böſer Kriegespoſt.
Im Aufruhr lief die ganze Stadt zuſammen,
Und als ich Bahn mir mache durchs Gewühl,
Da tritt ein braun Bohemerweib mich an
Mit dieſem Helm, faſſt mich ins Auge ſcharf,
Und ſpricht: Geſell, Ihr ſuchet einen Helm,
Ich weiß, Ihr ſuchet einen. Da! Nehmt hin!
Um ein Geringes ſteht er Euch zu Kaufe.
— Geht zu den Lanzenknechten, ſagt' ich ihr,
Ich bin ein Landmann, brauche nicht des Helmes.
Sie aber ließ nicht ab und ſagte ferner:
Kein Menſch vermag zu ſagen, ob er nicht
Des Helmes braucht. Ein ſtählern Dach fürs Haupt
Iſt jetzo mehr werth als ein ſteinern Haus.
So trieb ſie mich durch alle Gaſſen, mir
Den Helm aufnöthigend, den ich nicht wollte.

Ich ſah den Helm, daß er ſo blank und ſchön
Und würdig eines ritterlichen Haupts,
Und da ich zweifelnd in der Hand ihn wog,
Des Abenteuers Seltſamkeit bedenkend,
Da war das Weib mir aus den Augen, ſchnell,
Hinweggeriſſen hatte ſie der Strom
Des Volkes, und der Helm blieb mir in Händen.

Johanna.

(raſch und begierig darnach greifend).

Gebt mir den Helm!

Bertrand.

Was frommt Euch dies Geräthe?
Das iſt kein Schmuck für ein jungfräulich Haupt.

Johanna (entreißt ihm den Helm).

Mein iſt der Helm und mir gehört er zu.

Thibaut.

Was fällt dem Mädchen ein?

Raimond.

Laſſt Ihr den Willen!
Wohl ziemt ihr dieſer kriegeriſche Schmuck,
Denn ihre Bruſt verſchließt ein männlich Herz.
Denkt nach, wie ſie den Tigerwolf bezwang,
Das grimmig wilde Thier, das unſre Herden
Verwüſtete, den Schrecken aller Hirten.
Sie ganz allein, die löwenherz'ge Jungfrau,
Stritt mit dem Wolf und rang das Lamm ihm ab,
Das er im blut'gen Rachen ſchon davon trug.

Welch tapfres Haupt auch dieſer Helm bedeckt,
Er kann kein würdigeres zieren!

Thibaut (zu Bertrand).

Sprecht!
Welch neues Kriegesunglück iſt geſchehn?
Was brachten jene Flüchtigen?

Bertrand.

Gott helfe
Dem König und erbarme ſich des Landes!
Geſchlagen ſind wir in zwey großen Schlachten;
Mitten in Frankreich ſteht der Feind, verloren
Sind alle Länder bis an die Loire —
Jetzt hat er ſeine ganze Macht zuſammen
Geführt, womit er Orleans belagert.

Thibaut.

Gott ſchütze den König!

Bertrand.

Unermeſſliches
Geſchütz iſt aufgebracht von allen Enden,
Und wie der Bienen dunkelnde Geſchwader
Den Korb umſchwärmen in des Sommers Tagen,
Wie aus geſchwärzter Luft die Heuſchreckwolke
Herunter fällt und Meilenlang die Felder
Bedeckt in unabſehbarem Gewimmel,
So goß ſich eine Kriegeswolke aus
Von Völkern über Orleans Gefilde,
Und von der Sprachen unverſtändlichem

Gemiſch verworren dumpf erbraus't das Lager.
Denn auch der mächtige Burgund, der Länder-
Gewaltige, hat ſeine Mannen alle
Herbeygeführt, die Lütticher, Luxemburger,
Die Hennegauer, die vom Lande Namur,
Und die das glückliche Brabant bewohnen,
Die üpp'gen Genter, die in Sammt und Seide
Stolzieren, die von Seeland, deren Städte
Sich reinlich aus dem Meeres=Waſſer heben,
Die Herdenmelkenden Holländer, die
Von Utrecht, ja vom äußerſten Weſtfriesland,
Die nach dem Eispol ſchaun — Sie folgen alle
Dem Heerbann des gewaltig herrſchenden
Burgund und wollen Orleans bezwingen.

Thibaut.

O des unſelig jammervollen Zwiſts,
Der Frankreichs Waffen wider Frankreich wendet!

Bertrand.

Auch ſie, die alte Königinn, ſieht man,
Die ſtolze Iſabeau, die Baierfürſtinn,
In Stahl gekleidet durch das Lager reiten,
Mit gift'gen Stachelworten alle Völker
Zur Wuth aufregen wider ihren Sohn,
Den ſie in ihrem Mutterſchoß getragen!

Thibaut.

Fluch treffe ſie! Und möge Gott ſie einſt,
Wie jene ſtolze Jeſabel, verderben!

Bertrand.

Der fürchterliche Salsbury, der Mauren-
Zertrümmerer, führt die Belagrung an,
Mit ihm des Löwen Bruder Lionel,
Und Talbot, der mit mörderiſchem Schwert
Die Völker niedermähet in den Schlachten.
In frechem Muthe haben ſie geſchworen,
Der Schmach zu weihen alle Jungfrauen,
Und was das Schwert geführt, dem Schwert zu opfern.
Vier hohe Warten haben ſie erbaut,
Die Stadt zu überragen; oben ſpäht
Graf Salsbury mit mordbegier'gem Blick,
Und zählt die ſchnellen Wandrer auf den Gaſſen.
Viel tauſend Kugeln ſchon von Centners Laſt
Sind in die Stadt geſchleudert, Kirchen liegen
Zertrümmert, und der königliche Thurm
Von Notre Dame beugt ſein erhabnes Haupt.
Auch Pulvergänge haben ſie gegraben
Und über einem Höllenreiche ſteht
Die bange Stadt, gewärtig jede Stunde,
Daß es mit Donners Krachen ſich entzünde.

(Johanna horcht mit geſpannter Aufmerkſamkeit und ſetzt ſich den Helm auf).

Thibaut.

Wo aber waren denn die tapfern Degen
Saintrailles, La Hire und Frankreichs Bruſtwehr,
Der heldenmüth'ge Baſtard, daß der Feind

So allgewaltig reißend vorwärts drang?
Wo iſt der König ſelbſt, und ſieht er müßig
Des Reiches Noth und ſeiner Städte Fall?

Bertrand.

Zu Chinon hält der König ſeinen Hof;
Es fehlt an Volk, er kann das Feld nicht halten.
Was nützt der Führer Muth, der Helden Arm,
Wenn bleiche Furcht die Heere lähmt?
Ein Schrecken, wie von Gott herab geſandt,
Hat auch die Bruſt der Tapferſten ergriffen.
Umſonſt erſchallt der Fürſten Aufgebot.
Wie ſich die Schafe bang zuſammen drängen,
Wenn ſich des Wolfes Heulen hören läßt,
So ſucht der Franke, ſeines alten Ruhms
Vergeſſend, nur die Sicherheit der Burgen.
Ein einz'ger Ritter nur, hört' ich erzählen,
Hab' eine ſchwache Mannſchaft aufgebracht,
Und zieh' dem König zu mit ſechszehn Fahnen.

Johanna (ſchnell).

Wie heißt der Ritter?

Bertrand.

Baudricour. Doch ſchwerlich
Möcht' er des Feindes Kundſchaft hintergehn,
Der mit zwey Heeren ſeinen Ferſen folgt.

Johanna.

Wo hält der Ritter? Sagt mirs, wenn Ihrs wiſſet.

Bertrand.

Er ſteht kaum eine Tagereiſe weit
Von Vaucouleurs.

Thibaut (zu Johanna).

Was kümmerts dich! Du fragſt
Nach Dingen, Mädchen, die dir nicht geziemen.

Bertrand.

Weil nun der Feind ſo mächtig und kein Schutz
Vom König mehr zu hoffen, haben ſie
Zu Vaucouleurs einmüthig den Beſchluß
Gefaßt, ſich dem Burgund zu übergeben.
So tragen wir nicht fremdes Joch und bleiben
Beym alten Königsſtamme — ja vielleicht
Zur alten Krone fallen wir zurück,
Wenn einſt Burgund und Frankreich ſich verſöhnen.

Johanna (in Begeiſterung).

Nichts von Verträgen! Nichts von Uebergabe!
Der Retter naht, er rüſtet ſich zum Kampf.
Vor Orleans ſoll das Glück des Feindes ſcheitern!
Sein Maß iſt voll, er iſt zur Ernte reif.
Mit ihrer Sichel wird die Jungfrau kommen,
Und ſeines Stolzes Saaten niedermähn;
Herab vom Himmel reißt ſie ſeinen Ruhm,
Den er hoch an den Sternen aufgehangen.
Verzagt nicht! Fliehet nicht! Denn eh der Rocken
Gelb wird, eh ſich die Mondesſcheibe füllt,

Wird kein engländiſch Roß mehr aus den Wellen
Der prächtig ſtrömenden Loire trinken.

Bertrand.

Ach! Es geſchehen keine Wunder mehr!

Johanna.

Es geſchehn noch Wunder — Eine weiſſe Taube
Wird fliegen und mit Adlerskühnheit dieſe Geier
Anfallen, die das Vaterland zerreißen.
Darnieder kämpfen wird ſie dieſen ſtolzen
Burgund, den Reichsverräther, dieſen Talbot,
Den himmelſtürmend hunderthändigen,
Und dieſen Salsbury, den Tempelſchänder,
Und dieſe frechen Inſelwohner alle
Wie eine Heerde Lämmer vor ſich jagen.
Der Herr wird mit ihr ſeyn, der Schlachten Gott.
Sein zitterndes Geſchöpf wird er erwählen,
Durch eine zarte Jungfrau wird er ſich
Verherrlichen, denn er iſt der Allmächt'ge!

Thibaut.

Was für ein Geiſt ergreift die Dirn'?

Raimond.

Es iſt
Der Helm, der ſie ſo kriegeriſch beſeelt.
Seht Eure Tochter an. Ihr Auge blitzt,
Und glühend Feuer ſprühen ihre Wangen!

Johanna.

Dies Reich ſoll fallen? Dieſes Land des Ruhms,
Das ſchönſte, das die ew'ge Sonne ſieht
In ihrem Lauf, das Paradies der Länder,
Das Gott liebt, wie den Apfel ſeines Auges,
Die Feſſeln tragen eines fremden Volks?
— Hier ſcheiterte der Heiden Macht. Hier war
Das erſte Kreuz, das Gnadenbild erhöht;
Hier ruht der Staub des heil'gen Ludewig;
Von hier aus ward Jeruſalem erobert.

Bertrand (erſtaunt).

Hört ihre Rede! Woher ſchöpfte ſie
Die hohe Offenbarung? — Vater Arc!
Euch gab Gott eine wundervolle Tochter!

Johanna.

Wir ſollen keine eigne Könige
Mehr haben, keinen eingebornen Herrn —
Der König, der nie ſtirbt, ſoll aus der Welt
Verſchwinden — der den heil'gen Pflug beſchützt,
Der die Trift beſchützt und fruchtbar macht die Erde,
Der die Leibeignen in die Freyheit führt,
Der die Städte freudig ſtellt um ſeinen Thron —
Der dem Schwachen beyſteht und den Böſen ſchreckt,
Der den Neid nicht kennet, denn er iſt der Größte,
Der ein Menſch iſt und ein Engel der Erbarmung
Auf der feindſel'gen Erde. — denn der Thron

Der Könige, der von Golde ſchimmert, iſt
Das Obdach der Verlaſſenen — hier ſteht
Die Macht und die Barmherzigkeit — es zittert
Der Schuldige, vertrauend naht ſich der Gerechte,
Und ſcherzet mit den Löwen um den Thron!
Der fremde König, der von Außen kommt,
Dem keines Ahnherrn heilige Gebeine
In dieſem Lande ruhn, kann er es lieben?
Der nicht jung war mit unſern Jünglingen,
Dem unſre Worte nicht zum Herzen tönen,
Kann er ein Vater ſeyn zu ſeinen Söhnen?

Thibaut.

Gott ſchütze Frankreich und den König! Wir
Sind friedliche Landleute, wiſſen nicht
Das Schwert zu führen, noch das kriegeriſche Roß
Zu tummeln. — Laßt uns ſtill gehorchend harren,
Wen uns der Sieg zum König geben wird.
Das Glück der Schlachten iſt das Urtheil Gottes,
Und unſer Herr iſt, wer die heil'ge Oelung
Empfängt und ſich die Kron' aufſetzt zu Rheims.
— Kommt an die Arbeit! Kommt! Und denke Jeder
Nur an das Nächſte! Laſſen wir die Großen,
Der Erde Fürſten um die Erde loſen;
Wir können ruhig die Zerſtörung ſchauen,
Denn ſturmfeſt ſteht der Boden, den wir bauen.
Die Flamme brenne unſre Dörfer nieder,
Die Saat zerſtampfe ihrer Roſſe Tritt,

Der neue Lenz bringt neue Saaten mit,
Und ſchnell erſtehn die leichten Hütten wieder!
(Alle außer der Jungfrau gehen ab).

Vierter Auftritt.

Johanna (allein).

Lebt wohl ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich ſtillen Thäler, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln,
Johanna ſagt euch ewig Lebewohl.
Ihr Wieſen, die ich wäſſerte! Ihr Bäume,
Die ich gepflanzet, grünet fröhlich fort!
Lebt wohl, ihr Grotten und ihr kühlen Brunnen!
Du Echo, holde Stimme dieſes Thals,
Die oft mir Antwort gab auf meine Lieder,
Johanna geht und nimmer kehrt ſie wieder!

Ihr Plätze alle meiner ſtillen Freuden,
Euch laß ich hinter mir auf immerdar!
Zerſtreuet euch, ihr Lämmer, auf der Heiden!
Ihr ſeyd jetzt eine hirtenloſe Schaar,
Denn eine andre Herde muß ich weiden,
Dort auf dem blut'gen Felde der Gefahr.
So iſt des Geiſtes Ruf an mich ergangen;
Mich treibt nicht eitles, irdiſches Verlangen.

Denn der zu Moſen auf des Horebs Höhen
Im feur'gen Buſch ſich flammend niederließ,
Und ihm befahl, vor Pharao zu ſtehen,
Der einſt den frommen Knaben Iſai's,
Den Hirten, ſich zum Streiter auserſehen,
Der ſtets den Hirten gnädig ſich bewies,
Er ſprach zu mir aus dieſes Baumes Zweigen:
„Geh hin! Du ſollſt auf Erden für mich zeugen.

„In rauhes Erz ſollſt du die Glieder ſchnüren,
Mit Stahl bedecken deine zarte Bruſt;
Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren,
Mit ſünd'gen Flammen eitler Erdenluſt.
Nie wird der Brautkranz deine Locke zieren,
Dir blüht kein lieblich Kind an deiner Bruſt;
Doch werd' ich dich mit kriegeriſchen Ehren,
Vor allen Erdenfrauen dich verklären.

„Denn wenn im Kampf die Muthigſten verzagen,
Wenn Frankreichs letztes Schickſal nun ſich naht,
Dann wirſt du meine Oriflamme tragen
Und wie die raſche Schnitterinn die Saat,
Den ſtolzen Ueberwinder niederſchlagen;
Umwälzen wirſt du ſeines Glückes Rad,
Errettung bringen Frankreichs Heldenſöhnen,
Und Rheims befreyn und deinen König krönen!"

Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen,
Er ſendet mir den Helm, er kommt von ihm,
Mit Götterkraft berühret mich ſein Eiſen,
Und mich durchflammt der Muth der Cherubim;
In's Kriegsgewühl hinein will es mich reißen,
Es treibt mich fort mit Sturmes Ungeſtüm;
Den Feldruf hör' ich mächtig zu mir dringen,
Das Schlachtroß ſteigt und die Trompeten klingen.
(ſie geht ab).

Erſter Aufzug.

Hoflager König Karls zu Chinon.

Erſter Auftritt.

Dunois und DuChatel.

Dunois.

Nein, ich ertrag' es länger nicht. Ich ſage
Mich los von dieſem König, der unrühmlich
Sich ſelbſt verläßt. Mir blutet in der Bruſt
Das tapfre Herz und glüh'nde Thränen möcht' ich weinen,
Daß Räuber in das königliche Frankreich
Sich theilen mit dem Schwert, die edeln Städte,
Die mit der Monarchie gealtert ſind,
Dem Feind die roſt'gen Schlüſſel überliefern,
Indeß wir hier in thatenloſer Ruh
Die köſtlich edle Rettungzeit verſchwenden.
— Ich höre Orleans bedroht, ich fliege
Herbey aus der entlegnen Normandie,
Den König denk' ich kriegeriſch gerüſtet
An ſeines Heeres Spitze ſchon zu finden,

Und find' ihn — hier! umringt von Gaukelſpielern
Und Troubadours, ſpitzfind'ge Räthſel löſend
Und der Sorel galante Feſte gebend,
Als waltete im Reich der tiefſte Friede!
— Der Konnetable geht, er kann den Greul
Nicht länger anſehn. — Ich verlaſſ' ihn auch,
Und übergeb' ihn ſeinem böſen Schickſal.

Du Chatel.

Da kommt der König!

Zweyter Auftritt.

König Karl zu den **Vorigen.**

Karl.

Der Konnetable ſchickt ſein Schwert zurück,
Und ſagt den Dienſt mir auf. — In Gottes Namen!
So ſind wir eines mürr'ſchen Mannes los,
Der unverträglich uns nur meiſtern wollte.

Dunois.

Ein Mann iſt viel werth in ſo theurer Zeit;
Ich möcht' ihn nicht mit leichtem Sinn verlieren.

Karl.

Das ſagſt du nur aus Luſt des Widerſpruchs;
So lang er da war, warſt du nie ſein Freund.

Dunois.

Er war ein ſtolz verdrießlich ſchwerer Narr,
Und wuſſte nie zu enden — diesmal aber

Weiß er's. Er weiß zu rechter Zeit zu gehn,
Wo keine Ehre mehr zu hohlen iſt.

Karl.

Du biſt in deiner angenehmen Laune;
Ich will dich nicht drinn ſtören. — Du Chatel!
Es ſind Geſandte da vom alten König
René *), belobte Meiſter im Geſang,
Und weit berühmt. — Man muß ſie wohl bewirthen,
Und jedem eine goldne Kette reichen.
(Zum Baſtard).
Worüber lachſt du?

Dunois.

Daß du goldne Ketten
Aus deinem Munde ſchüttelſt.

Du Chatel.

Sire! Es iſt
Kein Geld in deinem Schatze mehr vorhanden.

---

*) Anmerkung in der erſten Ausgabe. René der Gute, Graf von Provence, aus dem Hauſe Anjou; ſein Vater und Bruder waren Könige von Neapel, und er ſelbſt machte nach ſeines Bruders Tode Anſpruch auf dieſes Reich, ſcheiterte aber in der Unternehmung. Er ſuchte die alte Provençaliſche Poeſie, und die Cour d'amour wieder herzuſtellen, und ſetzte einen Prince d'amour ein, als höchſten Richter in Sachen der Galanterie und Liebe. In demſelben romantiſchen Geiſt machte er ſich mit ſeiner Gemahlin zum Schäfer.

Karl.

So ſchaffe welches. — Edle Sänger dürfen
Nicht ungeehrt von meinem Hofe ziehn.
Sie machen uns den dürren Scepter blühn,
Sie flechten den unſterblich grünen Zweig
Des Lebens in die unfruchtbare Krone,
Sie ſtellen herrſchend ſich den Herrſchern gleich,
Aus leichten Wünſchen bauen ſie ſich Throne
Und nicht im Raume liegt ihr harmlos Reich;
Drum ſoll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beyde wohnen auf der Menſchheit Höhen!

Du Chatel.

Mein königlicher Herr! Ich hab' dein Ohr
Verſchont, ſo lang noch Rath und Hülfe war.
Doch endlich löſt die Nothdurft mir die Zunge.
— Du haſt nichts mehr zu ſchenken, ach! du haſt
Nicht mehr, wovon du morgen könnteſt leben!
Die hohe Flut des Reichthums iſt zerfloſſen,
Und tiefe Ebbe iſt in deinem Schatz.
Den Truppen iſt der Sold noch nicht bezahlt;
Sie drohen murrend abzuziehn. — Kaum weiß
Ich Rath, dein eignes königliches Haus
Nothdürftig nur, nicht fürſtlich, zu erhalten.

Karl.

Verpfände meine königlichen Zölle
Und laß dir Geld darleihn von den Lombarden.

Du Chatel.

Sire, deine Kroneinkünfte, deine Zölle
Sind auf drey Jahre ſchon voraus verpfändet.

Dunois.

Und unterdeß geht Pfand und Land verloren.

Karl.

Uns bleiben noch viel reiche ſchöne Länder.

Dunois.

So lang es Gott gefällt und Talbots Schwert!
Wenn Orleans genommen iſt, magſt du
Mit deinem König René Schafe hüten.

Karl.

Stets übſt du deinen Witz an dieſem König,
Doch iſt es dieſer länderloſe Fürſt,
Der eben heut mich königlich beſchenkte.

Dunois.

Nur nicht mit ſeiner Krone von Neapel,
Um Gottes willen nicht! Denn die iſt feil,
Hab' ich gehört, ſeitdem er Schafe weidet.

Karl.

Das iſt ein Scherz, ein heitres Spiel, ein Feſt,
Das er ſich ſelbſt und ſeinem Herzen gibt,
Sich eine ſchuldlos reine Welt zu gründen
In dieſer rauh barbar'ſchen Wirklichkeit.
Doch was er Großes, Königliches will —
Er will die alten Zeiten wieder bringen,
Wo zarte Minne herrſchte, wo die Liebe

Der Ritter große Heldenherzen hob,
Und edle Frauen zu Gerichte ſaßen,
Mit zartem Sinne alles Feine ſchlichtend.
In jenen Zeiten wohnt der heitre Greis,
Und wie ſie noch in alten Liedern leben,
So will er ſie, wie eine Himmelſtadt
In goldnen Wolken, auf die Erde ſetzen —
Gegründet hat er einen Liebeshof,
Wohin die edlen Ritter ſollen wallen,
Wo keuſche Frauen herrlich ſollen thronen,
Wo reine Minne wiederkehren ſoll,
Und mich hat er erwählt zum Fürſt der Liebe.

Dunois.

Ich bin ſo ſehr nicht aus der Art geſchlagen,
Daß ich der Liebe Herrſchaft ſollte ſchmähn.
Ich nenne mich nach ihr, ich bin ihr Sohn,
Und all mein Erbe liegt in ihrem Reich.
Mein Vater war der Prinz von Orleans,
Ihm war kein weiblich Herz unüberwindlich;
Doch auch kein feindlich Schloß war ihm zu feſt.
Willſt du der Liebe Fürſt dich würdig nennen,
So ſey der Tapfern Tapferſter! — Wie ich
Aus jenen alten Büchern mir geleſen,
War Liebe ſtets mit hoher Ritterthat
Gepaart, und Helden, hat man mich gelehrt,
Nicht Schäfer ſaßen an der Tafelrunde.
Wer nicht die Schönheit tapfer kann beſchützen,

Verdient nicht ihren goldnen Preis. — Hier iſt
Der Fechtplatz! Kämpf' um deiner Väter Krone!
Vertheidige mit ritterlichem Schwert
Dein Eigenthum und edler Frauen Ehre —
Und haſt du dir aus Strömen Feindesbluts
Die angeſtammte Krone kühn erobert,
Dann iſt es Zeit und ſteht dir fürſtlich an,
Dich mit der Liebe Myrten zu bekrönen.

Karl.

(zu einem Edelknecht, der hereintritt).

Was gibt's?

Edelknecht.

Rathsherrn von Orleans flehn um Gehör.

Karl.

Führ' ſie herein!

(Edelknecht geht ab.)

Sie werden Hülfe fordern;
Was kann ich thun, der ſelber hülflos iſt!

Dritter Auftritt.

Drey Rathsherren zu den Vorigen.

Karl.

Willkommen, meine vielgetreuen Bürger
Aus Orleans! Wie ſteht's um meine gute Stadt?

Fährt ſie noch fort mit dem gewohnten Muth
Dem Feind zu widerſtehn, der ſie belagert?

Rathsherr.

Ach Sire! Es drängt die höchſte Noth, und ſtündlich wachſend
Schwillt das Verderben an die Stadt heran.
Die äußern Werke ſind zerſtört, der Feind
Gewinnt mit jedem Sturme neuen Boden.
Entblößt ſind von Vertheidigern die Mauern,
Denn raſtlos fechtend fällt die Mannſchaft aus,
Doch wen'ge ſehn die Heimatpforte wieder,
Und auch des Hungers Plage droht der Stadt.
Drum hat der edle Graf von Rochepierre,
Der drinn befiehlt, in dieſer höchſten Noth
Vertragen mit dem Feind, nach altem Brauch,
Sich zu ergeben auf den zwölften Tag,
Wenn binnen dieſer Zeit kein Heer im Feld
Erſchien, zahlreich genug, die Stadt zu retten.
(Dunois macht eine heftige Bewegung des Zorns).

Karl.

Die Friſt iſt kurz.

Rathsherr.

Und jetzo ſind wir hier
Mit Feinds Geleit, daß wir dein fürſtlich Herz
Anflehen, deiner Stadt dich zu erbarmen,
Und Hülf' zu ſenden binnen dieſer Friſt,
Sonſt übergibt er ſie am zwölften Tage.

Dunois.

Saintrailles konnte ſeine Stimme geben
Zu ſolchem ſchimpflichen Vertrag!

Rathsherr.

Nein, Herr!
So lang der Tapfre lebte, durfte nie
Die Rede ſeyn von Fried' und Uebergabe.

Dunois.

So iſt er todt!

Rathsherr.

An unſern Mauern ſank
Der edle Held für ſeines Königs Sache.

Karl.

Saintrailles todt! O in dem einz'gen Mann
Sinkt mir ein Heer!

(Ein Ritter kommt und ſpricht einige Worte leiſe mit dem Baſtard, welcher betroffen auffährt).

Dunois.

Auch das noch!

Karl.

Nun! Was gibt's?

Dunois.

Graf Douglas ſendet her. Die ſchott'ſchen Völker
Empören ſich und drohen abzuziehn,
Wenn ſie nicht heut den Rückſtand noch erhalten.

Karl.

Du Chatel!

Du Chatel (zuckt die Achſeln).
Sire! Ich weiß nicht Rath.

Karl.

Verſprich,
Verpfände, was du haſt, mein halbes Reich —

Du Chatel.

Hilft nichts! Sie ſind zu oft vertröſtet worden!

Karl.

Es ſind die beſten Truppen meines Heers!
Sie ſollen mich jetzt nicht, nicht jetzt verlaſſen!

Rathsherr (mit einem Fußfall).

O König, hilf uns! Unſrer Noth gedenke!

Karl (verzweiflungvoll).

Kann ich Armeen aus der Erde ſtampfen?
Wächst mir ein Kornfeld in der flachen Hand?
Reißt mich in Stücken, reißt das Herz mir aus,
Und münzet es ſtatt Goldes! Blut hab' ich
Für Euch, nicht Silber hab' ich, noch Soldaten!

(Er ſieht die Sorel hereintreten, und eilt ihr mit ausgebreiteten Armen entgegen).

Vierter Auftritt.

Agnes Sorel ein Käſtchen in der Hand. Zu den **Vorigen.**

Karl.

O meine Agnes! Mein geliebtes Leben!
Du kommſt, mich der Verzweiflung zu entreißen!
Ich habe dich, ich flieh' an deine Bruſt,
Nichts iſt verloren, denn du biſt noch mein.

Sorel.

Mein theurer König!
(mit ängſtlich fragendem Blick umher ſchauend).
Dunois! Iſt's wahr?
Du Chatel?

Du Chatel.

Leider!

Sorel.

Iſt die Noth ſo groß?
Es fehlt am Sold? Die Truppen wollen abziehn?

Du Chatel.

Ja, leider iſt es ſo!

Sorel.

(ihm das Käſtchen aufdringend).
Hier, hier iſt Gold.
Hier ſind Juwelen — Schmelzt mein Silber ein —
Verkauft, verpfändet meine Schlöſſer — Leihet
Auf meine Güter in Provence — Macht Alles

Zu Gelde und befriediget die Truppen!
Fort! Keine Zeit verloren!
(treibt ihn fort).

Karl.

Nun, Dunois? Nun, Du Chatel? Bin ich Euch
Noch arm, da ich die Krone aller Frauen
Beſitze? — Sie iſt edel, wie ich ſelbſt,
Geboren; ſelbſt das königliche Blut
Der Valois iſt nicht reiner; zieren würde ſie
Den erſten Thron der Welt — doch ſie verſchmäht ihn,
Nur meine Liebe will ſie ſeyn und heißen.
Erlaubte ſie mir jemals ein Geſchenk
Von höherm Werth, als eine frühe Blume
Im Winter oder ſeltne Frucht! Von mir
Nimmt ſie kein Opfer an, und bringt mir alle!
Wagt ihren ganzen Reichthum und Beſitz
Großmüthig an mein unterſinkend Glück.

Dunois.

Ja, ſie iſt eine Raſende, wie du,
Und wirft ihr Alles in ein brennend Haus,
Und ſchöpft ins lecke Faß der Danaiden.
Dich wird ſie nicht erretten, nur ſich ſelbſt
Wird ſie mit dir verderben —

Sorel.

Glaub' ihm nicht!
Er hat ſein Leben zehenmal für dich

Gewagt und zürnt, daß ich mein Gold jetzt wage.
Wie? Hab ich dir nicht alles froh geopfert,
Was mehr geachtet wird, als Gold und Perlen,
Und ſollte jetzt mein Glück für mich behalten?
Komm! Laß uns allen überflüß'gen Schmuck
Des Lebens von uns werfen! Laß mich dir
Ein edles Beyſpiel der Entſagung geben!
Verwandle deinen Hofſtaat in Soldaten,
Dein Gold in Eiſen, Alles was du haſt,
Wirf es entſchloſſen hin nach deiner Krone!
Komm! Komm! Wir theilen Mangel und Gefahr!
Das kriegeriſche Roß laß uns beſteigen,
Den zarten Leib dem glühn'den Pfeil der Sonne
Preisgeben, die Gewölke über uns
Zur Decke nehmen, und den Stein zum Pfühl.
Der rauhe Krieger wird ſein eignes Weh
Geduldig tragen, ſieht er ſeinen König,
Dem Aermſten gleich, ausdauern und entbehren!

Karl (lächelnd).

Ja, nun erfüllt ſich mir ein altes Wort
Der Weiſſagung, das eine Nonne mir
Zu Klermont im prophet'ſchen Geiſte ſprach.
Ein Weib, verhieß die Nonne, würde mich
Zum Sieger machen über alle Feinde,
Und meiner Väter Krone mir erkämpfen.
Fern ſucht' ich ſie im Feindeslager auf;
Das Herz der Mutter hofft ich zu verſöhnen;

Hier ſteht die Heldinn, die nach Rheims mich führt;
Durch meiner Agnes Liebe werd' ich ſiegen!

Sorel.

Du wirſt's durch deiner Freunde tapfres Schwert.

Karl.

Auch von der Feinde Zwietracht hoff' ich viel —
Denn mir iſt ſichre Kunde zugekommen,
Daß zwiſchen dieſen ſtolzen Lords von England
Und meinem Vetter von Burgund nicht Alles mehr
So ſteht wie ſonſt — Drum hab' ich den La Hire
Mit Botſchaft an den Herzog abgefertigt,
Ob mir's gelänge, den erzürnten Pair
Zur alten Pflicht und Treu zurückzuführen —
Mit jeder Stunde wart' ich ſeiner Ankunft.

Du Chatel (am Fenſter).

Der Ritter ſprengt ſo eben in den Hof.

Karl.

Willkommner Bote! Nun ſo werden wir
Bald wiſſen, ob wir weichen oder ſiegen.

Fünfter Auftritt.

La Hire zu den Vorigen.

Karl (geht ihm entgegen).

La Hire! Bringſt du uns Hoffnung oder keine?
Erklär' dich kurz. Was hab ich zu erwarten?

La Hire.

Erwarte nichts mehr als von deinem Schwert.

Karl.

Der ſtolze Herzog läſſt ſich nicht verſöhnen?
O ſprich! Wie nahm er meine Botſchaft auf?

La Hire.

Vor allen Dingen und bevor er noch
Ein Ohr dir könne leihen, fordert er,
Das ihm Du Chatel ausgeliefert werde,
Den er den Mörder ſeines Vaters nennt.

Karl.

Und, weigern wir uns dieſer Schmachbedingung?

La Hire.

Dann ſey der Bund zertrennt, noch eh' er anfing.

Karl.

Haſt du ihn drauf, wie ich dir anbefahl,
Zum Kampf mit mir gefordert auf der Brücke
Zu Montereau, allwo ſein Vater fiel?

La Hire.

Ich warf ihm deinen Handſchuh hin und ſprach:
Du wollteſt deiner Hoheit dich begeben,
Und als ein Ritter kämpfen um dein Reich.
Doch er verſetzte: nimmer thät's ihm Noth,
Um das zu fechten, was er ſchon beſitze.
Doch wenn dich ſo nach Kämpfen lüſtete,
So würdeſt du vor Orleans ihn finden,

Wohin er morgen willens ſey zu gehn;
Und damit kehrt' er lachend uns den Rücken.

Karl.

Erhob ſich nicht in meinem Parlamente
Die reine Stimme der Gerechtigkeit?

La Hire.

Sie iſt verſtummt vor der Parteyen Wuth.
Ein Schluß des Parlaments erklärt dich
Des Throns verluſtig, dich und dein Geſchlecht.

Dunois.

Ha, frecher Stolz des Herrgewordnen Bürgers!

Karl.

Haſt du bey meiner Mutter nichts verſucht?

La Hire.

Bey deiner Mutter!

Karl.

Ja! Wie ließ ſie ſich vernehmen?

La Hire.

(nachdem er einige Augenblicke ſich bedacht).

Es war gerad das Feſt der Königskrönung,
Als ich zu Saint Denis eintrat. Geſchmückt,
Wie zum Triumphe, waren die Pariſer;
In jeder Gaſſe ſtiegen Ehrenbogen,
Durch die der engelländiſche König zog.
Beſtreut mit Blumen war der Weg, und jauchzend,
Als hätte Frankreich ſeinen ſchönſten Sieg
Erfochten, ſprang der Pöbel um den Wagen.

Sorel.

Sie jauchzten — jauchzten, daß ſie auf das Herz
Des liebevollen ſanften Königs traten!

La Hire.

Ich ſah den jungen Harry Lancaſter,
Den Knaben, auf dem königlichen Stuhl
Sankt Ludwigs ſitzen; ſeine ſtolzen Oehme
Bedford und Gloſter ſtanden neben ihm,
Und Herzog Philipp kniet' am Throne nieder
Und leiſtete den Eid für ſeine Länder.

Karl.

O ehrvergeſſner Pair! Unwürd'ger Vetter!

La Hire.

Das Kind war bang und ſtrauchelte, da es
Die hohen Stufen an dem Thron hinan ſtieg.
Ein böſes Omen! murmelte das Volk,
Und es erhub ſich ſchallendes Gelächter.
Da trat die alte Königinn, deine Mutter,
Hinzu, und — mich entrüſtet es zu ſagen!

Karl.

Nun?

La Hire.

In die Arme faſſte ſie den Knaben,
Und ſetzt' ihn ſelbſt auf deines Vaters Stuhl.

Karl.

O Mutter! Mutter!

La Hire.

Selbſt die wüthenden
Burgundier, die mordgewohnten Banden,
Erglühten vor Scham bey dieſem Anblick.
Sie nahm es wahr und, an das Volk gewendet,
Rief ſie mit lauter Stimm': Dankt mir's, Franzoſen,
Daß ich den kranken Stamm mit reinem Zweig
Veredle, euch bewahre vor dem miß-
Gebornen Sohn des hirnverrückten Vaters!

(Der König verhüllt ſich, Agnes eilt auf ihn zu und ſchließt ihn in die Arme, alle Umſtehende drücken ihren Abſcheu, ihr Entſetzen aus).

Dunois.

Die Wölfinn! die wuthſchnaubende Megäre!

Karl.

(nach einer Pauſe zu den Rathsherren).

Ihr habt gehört, wie hier die Sachen ſtehn.
Verweilt nicht länger, geht nach Orleans
Zurück, und meldet meiner treuen Stadt:
Des Eides gegen mich entlaſſ' ich ſie.
Sie mag ihr Heil beherzigen und ſich
Der Gnade des Burgundiers ergeben;
Er heißt der **Gute**, er wird menſchlich ſeyn.

Dunois.

Wie, Sire! Du wollteſt Orleans verlaſſen!

Rathsherr (kniet nieder).

Mein königlicher Herr! Zieh deine Hand

Nicht von uns ab! Gib deine treue Stadt
Nicht unter Englands harte Herrſchaft hin.
Sie iſt ein edler Stein in deiner Krone,
Und keine hat den Königen, deinen Ahnherrn,
Die Treue heiliger bewahrt.

Dunois.

Sind wir
Geſchlagen? Iſt's erlaubt, das Feld zu räumen,
Eh noch ein Schwertſtreich um die Stadt geſchehn?
Mit einem leichten Wörtlein, eh' Blut
Gefloſſen iſt, denkſt du die beſte Stadt
Aus Frankreichs Herzen weg zu geben?

Karl.

Gnug
Des Blutes iſt gefloſſen und vergebens!
Des Himmels ſchwere Hand iſt gegen mich;
Geſchlagen wird mein Heer in allen Schlachten,
Mein Parlament verwirft mich, meine Hauptſtadt,
Mein Volk nimmt meinen Gegner jauchzend auf,
Die mir die nächſten ſind am Blut, verlaſſen,
Verrathen mich — Die eigne Mutter nährt
Die fremde Feindesbrut an ihren Brüſten.
— Wir wollen jenſeits der Loire uns ziehn,
Und der gewalt'gen Hand des Himmels weichen,
Der mit dem Engelländer iſt.

Sorel.

Das wolle Gott nicht, daß wir, an uns ſelbſt

Verzweifelnd, dieſem Reich den Rücken wenden!
Dies Wort kam nicht aus deiner tapfern Bruſt.
Der Mutter unnatürlich rohe That
Hat meines Königs Heldenherz gebrochen!
Du wirſt dich wieder finden, männlich faſſen,
Mit edelm Muth dem Schickſal widerſtehen,
Das grimmig dir entgegen kämpft.

Karl.
(In düſtres Sinnen verloren).

Iſt es nicht wahr?
Ein finſter furchtbares Verhängniß waltet
Durch Valois Geſchlecht, es iſt verworfen
Von Gott, der Mutter Laſterthaten führten
Die Furien herein in dieſes Haus;
Mein Vater lag im Wahnſinn zwanzig Jahre,
Drey ältre Brüder hat der Tod vor mir
Hinweggemäht, es iſt des Himmels Schluß,
Das Haus des ſechsten Karls ſoll untergehn.

Sorel.

In dir wird es ſich neu verjüngt erheben!
Hab' Glauben an dich ſelbſt. — O! nicht umſonſt
Hat dich ein gnädig Schickſal aufgeſpart
Von deinen Brüdern allen, dich, den jüngſten,
Gerufen auf den ungehofften Thron.
In deiner ſanften Seele hat der Himmel
Den Arzt für alle Wunden ſich bereitet,

Die der Parteyen Wuth dem Lande ſchlug.
Des Bürgerkrieges Flammen wirſt du löſchen,
Mir ſagts das Herz, den Frieden wirſt du pflanzen,
Des Frankenreiches neuer Stifter ſeyn.

Karl.

Nicht ich. Die rauhe ſturmbewegte Zeit
Heiſcht einen kraftbegabtern Steuermann.
Ich hätt' ein friedlich Volk beglücken können;
Ein wild empörtes kann ich nicht bezähmen.
Nicht mir die Herzen öffnen mit dem Schwert,
Die ſich entfremdet mir in Haß verſchließen.

Sorel.

Verblendet iſt das Volk, ein Wahn betäubt es,
Doch dieſer Taumel wird vorübergehn,
Erwachen wird, nicht fern mehr iſt der Tag,
Die Liebe zu dem angeſtammten König,
Die tief gepflanzt iſt in des Franken Bruſt,
Der alte Haß, die Eiferſucht erwachen,
Die beyde Völker ewig feindlich trennt;
Den ſtolzen Sieger ſtürzt ſein eignes Glück.
Darum verlaſſe nicht mit Uebereilung
Den Kampfplatz, ring' um jeden Fußbreit Erde,
Wie deine eigne Bruſt vertheidige
Dies Orleans! Laß alle Fähren lieber
Verſenken, alle Brücken niederbrennen,
Die über dieſe Scheide deines Reichs
Das ſtygiſche Waſſer der Loire dich führen.

Karl.

Was ich vermocht, hab' ich gethan. Ich habe
Mich dargeſtellt zum ritterlichen Kampf
Um meine Krone. — Man verweigert ihn.
Umſonſt verſchwend' ich meines Volkes Leben,
Und meine Städte ſinken in den Staub.
Soll ich, gleich jener unnatürlichen Mutter,
Mein Kind zertheilen laſſen mit dem Schwert?
Nein, daß es lebe, will ich ihm entſagen.

Dunois.

Wie, Sire? Iſt das die Sprache eines Königs?
Gibt man ſo eine Krone auf? Es ſetzt
Der ſchlechtſte deines Volkes Gut und Blut
An ſeine Meinung, ſeinen Haß und Liebe;
Partey wird Alles, wenn das blut'ge Zeichen
Des Bürgerkrieges ausgehangen iſt.
Der Ackersmann verläſſt den Pflug, das Weib
Den Rocken, Kinder, Greiſe waffnen ſich,
Der Bürger zündet ſeine Stadt, der Landmann
Mit eignen Händen ſeine Saaten an,
Um dir zu ſchaden oder wohl zu thun
Und ſeines Herzens Wollen zu behaupten.
Nichts ſchont er ſelber und erwartet ſich
Nicht Schonung, wenn die Ehre ruft, wenn er
Für ſeine Götter oder Götzen kämpft.
Drum weg mit dieſem weichlichen Mitleiden,
Das einer Königsbruſt nicht ziemt. — Laß du

Den Krieg ausraſen, wie er angefangen.
Du haſt ihn nicht leichtſinnig ſelbſt entflammt.
Für ſeinen König muß das Volk ſich opfern;
Das iſt das Schickſal und Geſetz der Welt.
Der Franke weiß es nicht und will's nicht anders.
Nichtswürdig iſt die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig ſetzt an ihre Ehre.

Karl (zu den Rathsherren).

Erwartet keinen anderen Beſcheid.
Gott ſchütz' Euch. Ich kann nicht mehr.

Dunois.

Nun ſo kehre
Der Siegesgott auf ewig dir den Rücken,
Wie du dem väterlichen Reich. Du haſt
Dich ſelbſt verlaſſen; ſo verlaſſ' ich dich.
Nicht Englands und Burgunds vereinte Macht,
Dich ſtürzt der eigne Kleinmuth von dem Thron.
Die Könige Frankreichs ſind geborne Helden;
Du aber biſt unkriegeriſch gezeugt.

(zu den Rathsherren).

Der König gibt euch auf. Ich aber will
In Orleans, meines Vaters Stadt, mich werfen,
Und unter ihren Trümmern mich begraben.

(Er will gehen. Agnes Sorel hält ihn auf).

Sorel (zum König).

O laß ihn nicht im Zorne von dir gehn!
Sein Mund ſpricht rauhe Worte, doch ſein Herz

Iſt treu wie Gold; es iſt derſelbe doch,
Der warm dich liebt und oft für dich geblutet.
Kommt, Dunois! Geſteht, daß Euch die Hitze
Des edeln Zorns zu weit geführt — Du aber
Verzeih dem treuen Freund die heft'ge Rede!
O kommt, kommt! Laßt mich Eure Herzen ſchnell
Vereinigen, eh ſich der raſche Zorn
Unlöſchbar, der verderbliche, entflammt!

(Dunois fixirt den König und ſcheint eine Antwort zu erwarten).

Karl (zu Du Chatel).

Wir gehen über die Loire. Laß mein
Geräth zu Schiffe bringen!

Dunois (ſchnell zur Sorel).

Lebet wohl!

(wendet ſich ſchnell und geht, Rathsherren folgen).

Sorel.

(ringt verzweiflungsvoll die Hände).

O wenn er geht, ſo ſind wir ganz verlaſſen!
— Folgt ihm, La Hire. O ſucht ihn zu begütigen.

(La Hire geht ab).

Sechſter Auftritt.

Karl. Sorel. Du Chatel.

Karl.

Iſt denn die Krone ein ſo einzig Gut?

Iſt es ſo bitter ſchwer, davon zu ſcheiden?
Ich kenne was noch ſchwerer ſich erträgt.
Von dieſen trotzig herriſchen Gemüthern
Sich meiſtern laſſen, von der Gnade leben
Hochſinnig eigenwilliger Vaſallen,
Das iſt das Harte für ein edles Herz,
Und bitterer als dem Schickſal unterliegen!
(zu Du Chatel, der noch zaudert).
Thu, was ich dir befohlen!

Du Chatel.

(wirft ſich zu ſeinen Füßen).
O mein König!

Karl.

Es iſt beſchloſſen. Keine Worte weiter!

Du Chatel.

Mach Frieden mit dem Herzog von Burgund!
Sonſt ſeh ich keine Rettung mehr für dich.

Karl.

Du räthſt mir dieſes, und dein Blut iſt es,
Womit ich dieſen Frieden ſoll verſiegeln?

Du Chatel.

Hier iſt mein Haupt. Ich hab' es oft für dich
Gewagt in Schlachten und ich leg' es jetzt
Für dich mit Freuden auf das Blutgerüſte.
Befriedige den Herzog! Ueberliefre mich
Der ganzen Strenge ſeines Zorns und laß
Mein fließend Blut den alten Haß verſöhnen!

Karl.

(blickt ihn eine Zeitlang gerührt und ſchweigend an).

Iſt es denn wahr? Steht es ſo ſchlimm mit mir,
Daß meine Freunde, die mein Herz durchſchauen,
Den Weg der Schande mir zur Rettung zeigen?
Ja, jetzt erkenn' ich meinen tiefen Fall.
Denn das Vertrau'n iſt hin auf meine Ehre.

Du Chatel.

Bedenk' —

Karl.

Kein Wort mehr! Bringe mich nicht auf!
Müßt' ich zehn Reiche mit dem Rücken ſchauen,
Ich rette mich nicht mit des Freundes Leben.
— Thu, was ich dir befohlen. Geh und laß
Mein Heergeräth einſchiffen.

Du Chatel.

Es wird ſchnell
Gethan ſeyn.

(ſteht auf und geht. Agnes Sorel weint heftig).

Siebenter Auftritt.

Karl und Agnes Sorel.

Karl (ihre Hand faſſend).

Sey nicht traurig, meine Agnes.
Auch jenſeits der Loire liegt noch ein Frankreich,

Wir gehen in ein glücklicheres Land,
Da lacht ein milder nie bewölkter Himmel
Und leichtre Lüfte wehn, und ſanftre Sitten
Empfangen uns; da wohnen die Geſänge
Und ſchöner blüht das Leben und die Liebe.

Sorel.

O muß ich dieſen Tag des Jammers ſchauen!
Der König muß in die Verbannung gehn,
Der Sohn auswandern aus des Vaters Hauſe
Und ſeine Wiege mit dem Rücken ſchauen.
O angenehmes Land, das wir verlaſſen,
Nie werden wir dich freudig mehr betreten.

Achter Auftritt.

La Hire kommt zurück. Karl und Sorel.

Sorel.

Ihr kommt allein. Ihr bringt ihn nicht zurück?
(indem ſie ihn näher anſieht).
La Hire! Was gibt's? Was ſagt mir Euer Blick?
Ein neues Unglück iſt geſchehn!

La Hire.

Das Unglück
Hat ſich erſchöpft und Sonnenſchein iſt wieder!

Sorel.

Was iſt's? Ich bitt' Euch.

La Hire (zum König).

Ruf die Abgeſandten
Von Orleans zurück!

Karl.

Warum? Was gibt's?

La Hire.

Ruf ſie zurück! Dein Glück hat ſich gewendet,
Ein Treffen iſt geſchehn, du haſt geſiegt.

Sorel.

Geſiegt! O himmliſche Muſik des Wortes!

Karl.

La Hire! Dich täuſcht ein fabelhaft Gerücht.
Geſiegt! Ich glaub' an keine Siege mehr.

La Hire.

O du wirſt bald noch größre Wunder glauben.
— Da kommt der Erzbiſchof. Er führt den Baſtard
In deinen Arm zurück —

Sorel.

O ſchöne Blume
Des Siegs, die gleich die edeln Himmelsfrüchte,
Fried' und Verſöhnung, trägt!

Neunter Auftritt.

Erzbiſchof von Rheims. Dunois. Du Chatel mit **Raoul**, einem geharniſchten Ritter, zu den Vorigen.

Erzbiſchof.

(führt den Baſtard zu dem König und legt ihre Hände in einander).

Umarmt Euch, Prinzen!
Laſſt allen Groll und Hader jetzo ſchwinden,
Da ſich der Himmel ſelbſt für uns erklärt.

(Dunois umarmt den König.)

Karl.

Reißt mich aus meinem Zweifel und Erſtaunen.
Was kündigt dieſer feierliche Ernſt mir an?
Was wirkte dieſen ſchnellen Wechſel?

Erzbiſchof.

(führt den Ritter hervor und ſtellt ihn vor den König).

Redet!

Raoul.

Wir hatten ſechzehn Fähnlein aufgebracht,
Lothringiſch Volk, zu deinem Heer zu ſtoßen,
Und Ritter Baudricour aus Vaucouleurs
War unſer Führer. Als wir nun die Höhen
Bey Vermanton erreicht und in das Thal,
Das die Yonne durchſtrömt, herunter ſtiegen,
Da ſtand in weiter Ebene vor uns der Feind,
Und Waffen blitzten, da wir rückwärts ſahn.

Umrungen ſahn wir uns von beyden Heeren,
Nicht Hoffnung war zu ſiegen noch zu fliehn;
Da ſank dem Tapferſten das Herz und Alles,
Verzweiflungvoll, will ſchon die Waffen ſtrecken.
Als nun die Führer miteinander noch
Rath ſuchten und nicht fanden — ſieh, da ſtellte ſich
Ein ſeltſam Wunder unſern Augen dar!
Denn aus der Tiefe des Gehölzes plötzlich
Trat eine Jungfrau, mit behelmtem Haupt
Wie eine Kriegesgöttinn, ſchön zugleich
Und ſchrecklich anzuſehn; um ihren Nacken
In dunkeln Ringen fiel das Haar; ein Glanz
Vom Himmel ſchien die Hohe zu umleuchten,
Als ſie die Stimm' erhub und alſo ſprach:
Was zagt ihr, tapfre Franken! Auf den Feind!
Und wären ſein mehr denn des Sands im Meere,
Gott und die heil'ge Jungfrau führt euch an!
Und ſchnell dem Fahnenträger aus der Hand
Riß ſie die Fahn' und vor dem Zuge her
Mit kühnem Anſtand ſchritt die Mächtige.
Wir, ſtumm vor Staunen, ſelbſt nicht wollend, folgen
Der hohen Fahn' und ihrer Trägerinn,
Und auf den Feind gerad' an ſtürmen wir.
Der, hochbetroffen, ſteht bewegungslos,
Mit weit geöffnet ſtarrem Blick das Wunder
Anſtaunend, das ſich ſeinen Augen zeigt —
Doch ſchnell, als hätten Gottes Schrecken ihn

Ergriffen, wendet er ſich um
Zur Flucht, und Wehr und Waffen von ſich werfend
Entſchaart das ganze Heer ſich im Gefilde;
Da hilft kein Machtwort, keines Führers Ruf;
Vor Schrecken ſinnlos, ohne rückzuſchau'n,
Stürzt Mann und Roß ſich in des Fluſſes Bette,
Und läſſt ſich würgen ohne Widerſtand;
Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht, zu nennen!
Zweytauſend Feinde deckten das Gefild',
Die nicht gerechnet, die der Fluß verſchlang,
Und von den Unſern ward kein Mann vermiſſt.

Karl.

Seltſam, bey Gott! höchſt wunderbar und ſeltſam!

Sorel.

Und eine Jungfrau wirkte dieſes Wunder?
Wo kam ſie her? Wer iſt ſie?

Raoul.

Wer ſie ſey,
Will ſie allein dem König offenbaren.
Sie nennt ſich eine Seherinn und Gott-
Geſendete Prophetinn, und verſpricht
Orleans zu retten, eh der Mond noch wechſelt.
Ihr glaubt das Volk und dürſtet nach Gefechten.
Sie folgt dem Heer, gleich wird ſie ſelbſt hier ſeyn.

(Man hört Glocken und ein Geklirr von Waffen, die aneinander geſchlagen werden).

Hört Ihr den Auflauf? Das Geläut der Glocken?
Sie iſt's, das Volk begrüßt die Gottgeſandte.

Karl (zu Du Chatel).

Führt ſie herein —

(zum Erzbiſchof).

Was ſoll ich davon denken?
Ein Mädchen bringt mir Sieg und eben jetzt,
Da nur ein Götterarm mich retten kann!
Das iſt nicht in dem Laufe der Natur,
Und darf ich — Biſchof, darf ich Wunder glauben?

Viele Stimmen (hinter der Scene).

Heil! Heil der Jungfrau, der Erretterinn!

Karl.

Sie kommt!

(zu Dunois).

Nehmt meinen Platz ein, Dunois!
Wir wollen dieſes Wundermädchen prüfen.
Iſt ſie begeiſtert und von Gott geſandt,
Wird ſie den König zu entdecken wiſſen.

(Dunois ſetzt ſich, der König ſteht zu ſeiner Rechten, neben ihm Agnes Sorel, der Erzbiſchof mit den übrigen gegen über, daß der mittlere Raum leer bleibt).

Zehnter Auftritt

Die **Vorigen**. **Johanna**, begleitet von den **Rathsherrn** und vielen **Rittern**, welche den Hintergrund der Scene anfüllen; mit edelm Anſtand tritt ſie vorwärts, und ſchaut die Umſtehenden der Reihe nach an.

Dunois.

(nach einer tiefen feierlichen Stille).

Biſt du es, wunderbares Mädchen —

Johanna.

(unterbricht ihn, mit Klarheit und Hoheit ihn anſchauend).

Baſtard von Orleans! Du willſt Gott verſuchen!
Steh auf von dieſem Platz, der dir nicht ziemt!
An dieſen Größeren bin ich geſendet.

(Sie geht mit entſchiedenem Schritt auf den König zu, beugt ein Knie vor ihm und ſteht ſogleich wieder auf, zurücktretend. Alle Anweſende drücken ihr Erſtaunen aus. Dunois verläſſt ſeinen Sitz und es wird Raum vor dem König).

Karl.

Du ſiehſt mein Antlitz heut zum Erſtenmal;
Von wannen kommt dir dieſe Wiſſenſchaft?

Johanna.

Ich ſah dich, wo dich Niemand ſah, als Gott.

(Sie nähert ſich dem König und ſpricht geheimnißvoll).

In jüngſt verwichner Nacht, beſinne dich!
Als Alles um dich her in tiefem Schlaf
Begraben lag, da ſtandſt du auf von deinem Lager,

Und thatſt ein brünſtiges Gebet zu Gott.
Laß die hinausgehn und ich nenne dir
Den Innhalt des Gebets.

Karl.

Was ich dem Himmel
Vertraut, brauch' ich vor Menſchen nicht zu bergen.
Entdecke mir den Innhalt meines Flehns,
So zweifl' ich nicht mehr, daß dich Gott begeiſtert.

Johanna.

Es waren drey Gebete, die du thatſt;
Gib wohl acht, Dauphin, ob ich dir ſie nenne!
Zum Erſten fleheteſt du den Himmel an,
Wenn unrecht Gut an dieſer Krone hafte,
Wenn eine andre ſchwere Schuld, noch nicht
Gebüßt, von deiner Väter Zeiten her,
Dieſen thränenvollen Krieg herbeygerufen,
Dich zum Opfer anzunehmen für dein Volk,
Und auszugießen auf dein einzig Haupt
Die ganze Schale ſeines Zorns.

Karl.

(tritt mit Schrecken zurück).

Wer biſt du, mächtig Weſen? Woher kommſt du?

(Alle zeigen ihr Erſtaunen).

Johanna.

Du thatſt dem Himmel dieſe zweyte Bitte:
Wenn es ſein hoher Schluß und Wille ſey,
Das Scepter deinem Stamme zu entwinden,

Dir Alles zu entziehn, was deine Väter
Die Könige in dieſem Reich beſaßen,
Drey einz'ge Güter flehteſt du ihn an
Dir zu bewahren, die zufriedne Bruſt,
Des Freundes Herz und deiner Agnes Liebe.

(König verbirgt das Geſicht, heftig weinend; große Bewegung des Erſtaunens unter den Anweſenden. Nach einer Pauſe).

Soll ich dein dritt' Gebet dir nun noch nennen?

Karl.

Genug! Ich glaube dir! Soviel vermag
Kein Menſch! Dich hat der höchſte Gott geſendet.

Erzbiſchof.

Wer biſt du, heilig wunderbares Mädchen!
Welch glücklich Land gebahr dich? Sprich! Wer ſind
Die gottgeliebten Aeltern, die dich zeugten?

Johanna.

Ehrwürd'ger Herr, Johanna nennt man mich.
Ich bin nur eines Hirten niedre Tochter
Aus meines Königs Flecken Dom Remi,
Der in dem Kirchenſprengel liegt von Toul,
Und hütete die Schafe meines Vaters
Von Kind auf — Und ich hörte viel und oft
Erzählen von dem fremden Inſelvolk,
Das über Meer gekommen, uns zu Knechten
Zu machen, und den fremdgebornen Herrn

Uns aufzuzwingen, der das Volk nicht liebt;
Und daß ſie ſchon die große Stadt Paris
Inn' hätten und des Reiches ſich ermächtigt.
Da rief ich flehend Gottes Mutter an,
Von uns zu wenden fremder Ketten Schmach,
Uns den einheimiſchen König zu bewahren.
Und vor dem Dorf, wo ich geboren, ſteht
Ein uralt Muttergottes-Bild, zu dem
Der frommen Pilgerfahrten viel geſchahn,
Und eine heil'ge Eiche ſteht darneben,
Durch vieler Wunder Segenskraft berühmt.
Und in der Eiche Schatten ſaß ich gern,
Die Herde weidend, denn mich zog das Herz.
Und ging ein Lamm mir in den wüſten Bergen
Verloren, immer zeigte mir's der Traum,
Wenn ich im Schatten dieſer Eiche ſchlief.
— Und einsmals, als ich eine lange Nacht
In frommer Andacht unter dieſem Baum
Geſeſſen und dem Schlafe widerſtand,
Da trat die Heilige zu mir, ein Schwert
Und Fahne tragend, aber ſonſt, wie ich,
Als Schäferinn gekleidet, und ſie ſprach zu mir:
„Ich bin's. Steh auf, Johanna. Laß die Herde.
„Dich ruft der Herr zu einem anderen Geſchäft!
„Nimm dieſe Fahne! Dieſes Schwert umgürte dir!
„Damit vertilge meines Volkes Feinde,
„Und führe deines Herren Sohn nach Rheims,

„Und krön' ihn mit der königlichen Krone!“
Ich aber ſprach: Wie kann ich ſolcher That
Mich unterwinden, eine zarte Magd,
Unkundig des verderblichen Gefechts!
Und ſie verſetzte: „Eine reine Jungfrau
„Vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden,
„Wenn ſie der ird'ſchen Liebe widerſteht.
„Sieh mich an! Eine keuſche Magd, wie du,
„Hab' ich den Herrn, den göttlichen, geboren,
„Und göttlich bin ich ſelbſt!“ — Und ſie berührte
Mein Augenlied, und als ich aufwärts ſah,
Da war der Himmel voll von Engelknaben,
Die trugen weiße Lilien in der Hand,
Und ſüßer Ton verſchwebte in den Lüften.
— Und ſo drey Nächte nach einander ließ
Die Heilige ſich ſehn, und rief: „Steh auf, Johanna!
„Dich ruft der Herr zu einem anderen Geſchäft.“
Und als ſie in der dritten Nacht erſchien,
Da zürnte ſie und ſcheltend ſprach ſie dieſes Wort:
„Gehorſam iſt des Weibes Pflicht auf Erden,
„Das harte Dulden iſt ihr ſchweres Loos;
„Durch ſtrengen Dienſt muß ſie geläutert werden;
„Die hier gedienet, iſt dort oben groß.“
Und alſo ſprechend ließ ſie das Gewand
Der Hirtinn fallen und als Königinn
Der Himmel ſtand ſie da im Glanz der Sonnen

Und goldne Wolken trugen ſie hinauf
Langſam verſchwindend in das Land der Wonnen.

(Alle ſind gerührt, Agnes Sorel heftig weinend verbirgt ihr Geſicht an des Königs Bruſt).

Erzbiſchof.

(nach einem langen Stillſchweigen).

Vor ſolcher göttlicher Beglaubigung
Muß jeder Zweifel ird'ſcher Klugheit ſchweigen.
Die That bewährt es, daß ſie Wahrheit ſpricht;
Nur Gott allein kann ſolche Wunder wirken.

Dunois.

Nicht ihren Wundern, ihrem Auge glaub' ich,
Der reinen Unſchuld ihres Angeſichts.

Karl.

Und bin ich Sünd'ger ſolcher Gnade werth?
Untrüglich allerforſchend Aug', du ſiehſt
Mein Innerſtes und kenneſt meine Demuth!

Johanna.

Der Hohen Demuth leuchtet hell dort oben;
Du beugteſt dich, drum hat er dich erhoben.

Karl.

So werd' ich meinen Feinden widerſtehn?

Johanna.

Bezwungen leg' ich Frankreich dir zu Füßen!

Karl.

Und Orleans, ſagſt du, wird nicht übergehn?

Johanna.

Eh ſieheſt du die Loire zurücke fließen.

Karl.

Werd' ich nach Rheims als Ueberwinder ziehn?

Johanna.

Durch tauſend Feinde führ' ich dich dahin.

(Alle anweſende Ritter erregen ein Getöſe mit ihren Lanzen und Schilden, und geben Zeichen des Muths).

Dunois.

Stell' uns die Jungfrau an des Heeres Spitze!
Wir folgen blind, wohin die Göttliche
Uns führt! Ihr Seherauge ſoll uns leiten,
Und ſchützen ſoll ſie dieſes tapfre Schwert!

La Hire.

Nicht eine Welt in Waffen fürchten wir,
Wenn ſie einher vor unſern Schaaren zieht.
Der Gott des Sieges wandelt ihr zur Seite;
Sie führ' uns an, die Mächtige, im Streite!

(Die Ritter erregen ein großes Waffengetöß und treten vorwärts).

Karl.

Ja, heilig Mädchen, führe du mein Heer,
Und ſeine Fürſten ſollen dir gehorchen.
Dies Schwert der höchſten Kriegsgewalt, das uns
Der Kronfeldherr im Zorn zurückgeſendet,
Hat eine würdigere Hand gefunden.

Empfange du es, heilige Prophetinn,
Und ſey fortan —

Johanna.

Nicht alſo, edler Dauphin!
Nicht durch dies Werkzeug irdiſcher Gewalt
Iſt meinem Herrn der Sieg verliehn. Ich weiß
Ein ander Schwert, durch das ich ſiegen werde.
Ich will es dir bezeichnen, wie's der Geiſt
Mich lehrte; ſende hin und laß es holen.

Karl.

Nenn' es, Johanna.

Johanna.

Sende nach der alten Stadt
Fierboys, dort, auf Sankt Kathrinens Kirchhof,
Iſt ein Gewölb, wo vieles Eiſen liegt,
Von alter Siegesbeute aufgehäuft.
Das Schwert iſt drunter, das mir dienen ſoll.
An dreyen goldnen Lilien iſt's zu kennen,
Die auf der Klinge eingeſchlagen ſind.
Dies Schwert laß holen, denn durch dieſes wirſt du ſiegen.

Karl.

Man ſende hin und thue, wie ſie ſagt.

Johanna.

Und eine weiſſe Fahne laß mich tragen,
Mit einem Saum von Purpur eingefaſſt.
Auf dieſer Fahne ſey die Himmelsköniginn
Zu ſehen mit dem ſchönen Jeſusknaben,

Die über einer Erdenkugel ſchwebt,
Denn alſo zeigte mir's die heil'ge Mutter.

Karl.

Es ſey ſo wie du ſagſt.

Johanna (zum Erzbiſchof).

Ehrwürd'ger Biſchof,
Legt Eure prieſterliche Hand auf mich,
Und ſprecht den Segen über Eure Tochter!

(kniet nieder).

Erzbiſchof.

Du biſt gekommen, Segen auszutheilen,
Nicht zu empfangen — Geh mit Gottes Kraft!
Wir aber ſind Unwürdige und Sünder.

(Sie ſteht auf).

Edelknecht.

Ein Herold kommt vom engelländiſchen Feldherrn.

Johanna.

Laß ihn eintreten, denn ihn ſendet Gott!

(Der König winkt dem Edelknecht, der hinaus geht).

Eilfter Auftritt.

Der Herold zu den Vorigen.

Karl.

Was bringſt du, Herold? Sage deinen Auftrag!

Johanna (zum Herold).
Wer ſendet dich und ſpricht durch deinen Mund?
Herold.
Der Britten Feldherr, Graf von Sal'sbury.
Johanna.
Herold, du lügſt! Der Lord ſpricht nicht durch dich.
Nur die Lebend'gen ſprechen, nicht die Todten.
Herold.
Mein Feldherr lebt in Fülle der Geſundheit
Und Kraft, und lebt euch Allen zum Verderben.
Johanna.
Er lebte, da du abgingſt. Dieſen Morgen
Streckt' ihn ein Schuß aus Orleans zu Boden,
Als er von Thurm La Tournelle niederſah.
— Du lachſt, weil ich Entferntes dir verkünde?
Nicht meiner Rede, deinen Augen glaube!
Begegnen wird dir ſeiner Leiche Zug,
Wenn deine Füße dich zurücke tragen!
Jetzt, Herold, ſprich und ſage deinen Auftrag.
Herold.
Wenn du Verborgnes zu enthüllen weißt,
So kennſt du ihn, noch eh' ich dir ihn ſage.
Johanna.
Ich brauch ihn nicht zu wiſſen, aber du
Vernimm den meinen jetzt! und dieſe Worte
Verkündige den Fürſten, die dich ſandten!
— König von England, und ihr, Herzoge

Bedfort und Gloſter, die das Reich verweſen!
Gebt Rechenſchaft dem Könige des Himmels
Von wegen des vergoſſnen Blutes! Gebt
Heraus die Schlüſſel alle von den Städten,
Die ihr bezwungen wider göttlich Recht!
Die Jungfrau kommt vom Könige des Himmels,
Euch Frieden zu bieten oder blut'gen Krieg.
Wählt! Denn das ſag' ich euch, damit ihr's wiſſet:
Euch iſt das ſchöne Frankreich nicht beſchieden
Vom Sohne der Maria — ſondern Karl,
Mein Herr und Dauphin, dem es Gott gegeben,
Wird königlich einziehen zu Paris,
Von allen Großen ſeines Reichs begleitet.
— Jetzt, Herold, geh und mach' dich eilends fort,
Denn eh' du noch das Lager magſt erreichen,
Und Botſchaft bringen, iſt die Jungfrau dort,
Und pflanzt in Orleans das Siegeszeichen.

(Sie geht, Alles ſetzt ſich in Bewegung, der Vorhang fällt).

Zweyter Aufzug.

Gegend, von Felſen begrenzt.

Erſter Auftritt.

Talbot und Lionel, engliſche Heerführer. Philipp, Herzog von Burgund. Ritter Faſtolf und Chatillon mit Soldaten und Fahnen.

Talbot.

Hier unter dieſen Felſen laſſet uns
Halt machen und ein feſtes Lager ſchlagen,
Ob wir vielleicht die flücht'gen Völker wieder ſammeln,
Die in dem erſten Schrecken ſich zerſtreut.
Stellt gute Wachen aus, beſetzt die Höhn!
Zwar ſichert uns die Nacht vor der Verfolgung,
Und wenn der Gegner nicht auch Flügel hat,
So fürcht' ich keinen Ueberfall. — Dennoch
Bedarf's der Vorſicht, denn wir haben es
Mit einem kecken Feind und ſind geſchlagen.

(Ritter Faſtolf geht ab mit den Soldaten).

Lionel.

Geſchlagen! Feldherr, nennt das Wort nicht mehr.
Ich darf es mir nicht denken, daß der Franke
Des Engelländers Rücken heut geſehn.
— O Orleans! Orleans! Grab unſers Ruhms!
Auf deinen Feldern liegt die Ehre Englands.
Beſchimpfend lächerliche Niederlage!
Wer wird es glauben in der künſt'gen Zeit!
Die Sieger bei Poitiers, Crequi
Und Azincourt gejagt von einem Weibe!

Burgund.

Das muß uns tröſten. Wir ſind nicht von Menſchen
Beſiegt, wir ſind vom Teufel überwunden.

Talbot.

Vom Teufel unſerer Narrheit — Wie, Burgund?
Schreckt dies Geſpenſt des Pöbels auch die Fürſten?
Der Aberglaube iſt ein ſchlechter Mantel
Für Eure Feigheit — Eure Völker floh'n zuerſt.

Burgund.

Niemand hielt Stand. Das Fliehn war allgemein.

Talbot.

Nein, Herr! Auf Eurem Flügel fing es an.
Ihr ſtürztet Euch in unſer Lager, ſchreiend:
Die Höll' iſt los, der Satan kämpft für Frankreich!
Und brachtet ſo die Andern in Verwirrung.

Lionel.

Ihr könnt's nicht läugnen. Euer Flügel wich
Zuerſt.

Burgund.

Weil dort der erſte Angriff war.

Talbot.

Das Mädchen kannte unſers Lagers Blöße;
Sie wuſſte, wo die Furcht zu finden war.

Burgund.

Wie? Soll Burgund die Schuld des Unglücks tragen?

Lionel.

Wir Engelländer, waren wir allein,
Bei Gott! Wir hätten Orleans nicht verloren!

Burgund.

Nein — denn Ihr hättet Orleans nie geſehn!
Wer bahnte Euch den Weg in dieſes Reich,
Reicht' Euch die treue Freundeshand, als Ihr
An dieſe feindlich fremde Küſte ſtieget?
Wer krönte Euren Heinrich zu Paris,
Und unterwarf Ihm der Franzoſen Herzen?
Bey Gott! Wenn dieſer ſtarke Arm Euch nicht
Herein geführt, Ihr ſahet nie den Rauch
Von einem fränkiſchen Kamine ſteigen!

Lionel.

Wenn es die großen Worte thäten, Herzog,
So hättet Ihr allein Frankreich erobert.

Burgund.

Ihr ſeyd unluſtig, weil Euch Orleans
Entging und laßt nun Eures Zornes Galle
An mir, dem Bundsfreund, aus. Warum entging
Uns Orleans, als Eurer Habſucht wegen?
Es war bereit, ſich mir zu übergeben,
Ihr, Euer Neid allein hat es verhindert.

Talbot.

Nicht Euretwegen haben wir's belagert.

Burgund.

Wie ſtünd's um Euch, zög' ich mein Heer zurück?

Lionel.

Nicht ſchlimmer, glaubt mir, als bey Azincourt,
Wo wir mit Euch und mit ganz Frankreich fertig wurden.

Burgund.

Doch that's Euch ſehr um unſre Freundſchaft Noth,
Und theuer kaufte ſie der Reichsverweſer.

Talbot.

Ja, theuer, theuer haben wir ſie heut
Vor Orleans bezahlt mit unſrer Ehre.

Burgund.

Treibt es nicht weiter, Lord, es könnt' Euch reuen!
Verließ ich meines Herrn gerechte Fahnen,
Lud auf mein Haupt den Namen des Verräthers,
Um von dem Fremdling ſolches zu ertragen?
Was thu' ich hier und fechte gegen Frankreich?

Wenn ich dem Undankbaren dienen ſoll,
So will ich's meinem angebornen König.

Talbot.

Ihr ſteht in Unterhandlung mit dem Dauphin,
Wir wiſſen's, doch wir werden Mittel finden,
Uns vor Verrath zu ſchützen.

Burgund.

Tod und Hölle!
Begegnet man mir ſo? — Chatillon!
Laß meine Völker ſich zum Aufbruch rüſten;
Wir gehn in unſer Land zurück.

(Chatillon geht ab).

Lionel.

Glück auf den Weg!
Nie war der Ruhm des Britten glänzender,
Als da er ſeinem guten Schwert allein
Vertrauend ohne Helfershelfer focht.
Es kämpfe Jeder ſeine Schlacht allein,
Denn ewig bleibt es wahr! Franzöſiſch Blut
Und Engliſch kann ſich redlich nie vermiſchen.

Zweyter Auftritt.

Königinn Iſabeau von einem Pagen begleitet, zu den Vorigen.

Iſabeau.

Was muß ich hören, Feldherrn! Haltet ein!

Was für ein hirnverrückender Planet
Verwirrt Euch alſo die geſunden Sinne?
Jetzt, da Euch Eintracht nur erhalten kann,
Wollt Ihr in Haß Euch trennen und Euch ſelbſt
Befehdend Euren Untergang bereiten?
— Ich bitt' Euch, edler Herzog, ruft den raſchen
Befehl zurück. Und Ihr, ruhmvoller Talbot,
Beſänftiget den aufgebrachten Freund!
Kommt, Lionel, helft mir die ſtolzen Geiſter
Zufrieden ſprechen und Verſöhnung ſtiften.

Lionel.

Ich nicht, Milady. Mir iſt Alles gleich.
Ich denke ſo: was nicht zuſammen kann
Beſtehen, thut am beſten, ſich zu löſen.

Iſabeau.

Wie? Wirkt der Hölle Gaukelkunſt, die uns
Im Treffen ſo verderblich war, auch hier
Noch fort uns ſinnverwirrend zu bethören?
Wer fing den Zank an? Redet! — Edler Lord!
(zu Talbot).
Seid Ihr's, der ſeines Vortheils ſo vergaß,
Den werthen Bundsgenoſſen zu verletzen?
Was wollt Ihr ſchaffen ohne dieſen Arm?
Er baute Eurem König ſeinen Thron;
Er hält ihn noch und ſtürzt ihn, wenn er will;
Sein Heer verſtärkt Euch und noch mehr ſein Name.
Ganz England, ſtrömt' es alle ſeine Bürger

Auf unſre Küſten aus, vermöchte nicht
Dies Reich zu zwingen, wenn es einig iſt;
Nur Frankreich konnte Frankreich überwinden.

Talbot.

Wir wiſſen den getreuen Freund zu ehren,
Dem falſchen wehren iſt der Klugheit Pflicht.

Burgund.

Wer treulos ſich des Dankes will entſchlagen,
Dem fehlt des Lügners freche Stirne nicht.

Iſabeau.

Wie, edler Herzog? Könntet Ihr ſo ſehr
Der Scham abſagen und der Fürſtenehre,
In jene Hand, die Euren Vater mordete,
Die Eurige zu legen? Wärt ihr raſend
Genug, an eine redliche Verſöhnung
Zu glauben mit dem Dauphin, den Ihr ſelbſt
An des Verderbens Rand geſchleudert habt?
So nah dem Falle wolltet Ihr ihn halten,
Und Euer Werk wahnſinnig ſelbſt zerſtören?
Hier ſtehen Eure Freunde. Euer Heil
Ruht in dem feſten Bunde nur mit England.

Burgund.

Fern iſt mein Sinn vom Frieden mit dem Dauphin;
Doch die Verachtung und den Uebermuth
Des ſtolzen Englands kann ich nicht ertragen.

Iſabeau.

Kommt! Haltet ihm ein raſches Wort zu gut.

Schwer iſt der Kummer, der den Feldherrn drückt,
Und ungerecht, Ihr wiſſt es, macht das Unglück.
Kommt! Kommt! Umarmt Euch, laſſt mich dieſen Riß
Schnell heilend ſchließen, eh' er ewig wird.

Talbot.

Was dünket Euch, Burgund? Ein edles Herz
Bekennt ſich gern von der Vernunft beſiegt.
Die Königinn hat ein kluges Wort geredet;
Laſſt dieſen Händedruck die Wunde heilen,
Die meine Zunge übereilend ſchlug.

Burgund.

Madame ſprach ein verſtändig Wort, und mein
Gerechter Zorn weicht der Nothwendigkeit.

Iſabeau.

Wohl! So beſiegelt den erneuten Bund
Mit einem brüderlichen Kuß und mögen
Die Winde das Geſprochene verwehen.

(Burgund und Talbot umarmen ſich).

Lionel.

(betrachtet die Gruppe, für ſich).

Glück zu dem Frieden, den die Furie ſtiftet!

Iſabeau.

Wir haben eine Schlacht verloren, Feldherrn!
Das Glück war uns zuwider; darum aber
Entſink' Euch nicht der edle Muth. Der Dauphin
Verzweifelt an des Himmels Schutz und ruft
Des Satans Kunſt zu Hülfe; doch er habe

Umſonſt ſich der Verdammniß übergeben,
Und ſeine Hölle ſelbſt errett' ihn nicht.
Ein ſieghaft Mädchen führt des Feindes Heer;
Ich will das Eure führen, ich will Euch
Statt einer Jungfrau und Prophetinn ſeyn.

Lionel.

Madame, geht nach Paris zurück! Wir wollen
Mit guten Waffen, nicht mit Weibern ſiegen.

Talbot.

Geht! Geht! Seit Ihr im Lager ſeyd, geht Alles
Zurück, kein Segen iſt mehr in unſern Waffen.

Burgund.

Geht! Eure Gegenwart ſchafft hier nichts Gutes;
Der Krieger nimmt ein Aergerniß an Euch.

Iſabeau

(ſieht einen um den andern erſtaunt an).

Ihr auch, Burgund? Ihr nehmet wider mich
Partey mit dieſen undankbaren Lords?

Burgund.

Geht! Der Soldat verliert den guten Muth,
Wenn er für Eure Sache glaubt zu fechten.

Iſabeau.

Ich hab' kaum Frieden zwiſchen Euch geſtiftet,
So macht Ihr ſchon ein Bündniß wider mich?

Talbot.

Geht, geht mit Gott, Madame. Wir fürchten uns
Vor keinem Teufel mehr, ſobald Ihr weg ſeyd.

Iſabeau.

Bin ich nicht Eure treue Bundsgenoſſinn?
Iſt Eure Sache nicht die meinige?

Talbot.

Doch Eure nicht die unſrige. Wir ſind
In einem ehrlich guten Streit begriffen.

Burgund.

Ich räche eines Vaters blut'gen Mord;
Die fromme Sohnspflicht heiligt meine Waffen.

Talbot.

Doch grad' heraus! Was Ihr am Dauphin thut,
Iſt weder menſchlich gut, noch göttlich recht.

Iſabeau.

Fluch ſoll ihn treffen bis ins zehnte Glied!
Er hat gefrevelt an dem Haupt der Mutter.

Burgund.

Er rächte einen Vater und Gemahl.

Iſabeau.

Er warf ſich auf zum Richter meiner Sitten!

Lionel.

Das war unehrerbietig von dem Sohn!

Iſabeau.

In die Verbannung hat er mich geſchickt.

Talbot.

Die öffentliche Stimme zu vollziehn.

Iſabeau.

Fluch treffe mich, wenn ich ihm je vergebe!
Und eh' er herrſcht in ſeines Vaters Reich —

Talbot.

Eh' opfert Ihr die Ehre ſeiner Mutter!

Iſabeau.

Ihr wiſſt nicht, ſchwache Seelen,
Was ein beleidigt Mutterherz vermag.
Ich liebe, wer mir Gutes thut, und haſſe,
Wer mich verletzt, und iſt's der eigne Sohn,
Den ich geboren, deſto haſſenswerther.
Dem ich das Daſeyn gab, will ich es rauben,
Wenn er mit ruchlos frechem Uebermuth
Den eignen Schoos verletzt, der ihn getragen.
Ihr, die Ihr Krieg führt gegen meinen Sohn,
Ihr habt nicht Recht, noch Grund ihn zu berauben.
Was hat der Dauphin Schweres gegen Euch
Verſchuldet? Welche Pflichten brach er Euch?
Euch treibt die Ehrſucht, der gemeine Neid;
Ich darf ihn haſſen, ich hab' ihn geboren.

Talbot.

Wohl, an der Rache fühlt er ſeine Mutter!

Iſabeau.

Armſel'ge Gleisner, wie veracht' ich Euch,
Die Ihr Euch ſelbſt ſo wie die Welt belügt!
Ihr Engelländer ſtreckt die Räuberhände
Nach dieſem Frankreich aus, wo Ihr nicht Recht

Noch gült'gen Anſpruch habe auf ſo viel Erde,
Als eines Pferdes Huf bedeckt. — Und dieſer Herzog,
Der ſich den Guten ſchelten läſſt, verkauft
Sein Vaterland, das Erbreich ſeiner Ahnen,
Dem Reichsfeind und dem fremden Herrn. — Gleichwohl
Iſt Euch das dritte Wort Gerechtigkeit.
— Die Heucheley veracht' ich. Wie ich bin,
So ſehe mich das Aug' der Welt.

Burgund.

Wahr iſt's!
Den Ruhm habt Jhr mit ſtarkem Geiſt behauptet.

Iſabeau.

Ich habe Leidenſchaften, warmes Blut,
Wie eine Andre, und ich kam als Königinn
In dieſes Land, zu leben, nicht zu ſcheinen.
Sollt' ich der Freud' abſterben, weil der Fluch
Des Schickſals meine lebensfrohe Jugend
Zu dem wahnſinn'gen Gatten hat geſellt?
Mehr als das Leben lieb' ich meine Freyheit,
Und wer mich hier verwundet — Doch warum
Mit Euch mich ſtreiten über meine Rechte?
Schwer fließt das dicke Blut in Euren Adern;
Jhr kennt nicht das Vergnügen, nur die Wuth!
Und dieſer Herzog, der ſein Lebenlang
Geſchwankt hat zwiſchen Bös und Gut, kann nicht
Von Herzen haſſen noch von Herzen lieben.

— Ich geh nach Melün. Gebt mir dieſen da,
(auf Lionel zeigend)
Der mir gefällt, zur Kurzweil und Geſellſchaft,
Und dann macht, was Ihr wollt! Ich frage nichts
Nach den Burgundern noch den Engelländern.
(Sie winkt ihrem Pagen und will gehen).

Lionel.

Verlaſſt Euch drauf. Die ſchönſten Frankenknaben,
Die wir erbeuten, ſchicken wir nach Melün.

Iſabeau (zurückkommend).

Wohl taugt Ihr, mit dem Schwerte drein zu ſchlagen;
Der Franke nur weiß Zierliches zu ſagen.
(Sie geht ab).

Dritter Auftritt.

Talbot. Burgund. Lionel.

Talbot.

Was für ein Weib!

Lionel.

Nun Eure Meinung, Feldherrn!
Fliehn wir noch weiter oder wenden uns
Zurück, durch einen ſchnellen kühnen Streich
Den Schimpf des heut'gen Tages auszulöſchen?

Burgund.

Wir ſind zu ſchwach, die Völker ſind zerſtreut,
Zu neu iſt noch der Schrecken in dem Heer.

Talbot.

Ein blinder Schrecken nur hat uns beſiegt,
Der ſchnelle Eindruck eines Augenblicks.
Dies Furchtbild der erſchreckten Einbildung
Wird, näher angeſehen, in Nichts verſchwinden.
Drum iſt mein Rath, wir führen die Armee
Mit Tagesanbruch über den Strom zurück,
Dem Feind entgegen.

Burgund.

Ueberlegt —

Lionel.

Mit Eurer
Erlaubniß. Hier iſt nichts zu überlegen.
Wir müſſen das Verlorne ſchleunig wieder
Gewinnen oder ſind beſchimpft auf ewig.

Talbot.

Es iſt beſchloſſen. Morgen ſchlagen wir,
Um dies Phantom des Schreckens zu zerſtören,
Das unſere Völker blendet und entmannt.
Laßt uns mit dieſem jungfräulichen Teufel
Uns meſſen in perſönlichem Gefecht.
Stellt ſie ſich unſerm tapfern Schwert, nun dann
So hat ſie uns zum Letztenmal geſchadet;
Stellt ſie ſich nicht, und ſeyd gewiß, ſie meidet
Den ernſten Kampf, ſo iſt das Heer entzaubert.

Lionel.

So ſeys! Und *mir*, mein Feldherr, überlaſſet

Dies leichte Kampfſpiel, wo kein Blut ſoll fließen.
Denn lebend denk ich das Geſpenſt zu fangen,
Und vor des Baſtards Augen, ihres Buhlen,
Trag' ich auf dieſen Armen ſie herüber
Zur Luſt des Heers, in das britann'ſche Lager.

Burgund.

Verſprechet nicht zu viel.

Talbot.

Erreich' ich ſie,
Ich denke ſie ſo ſanft nicht zu umarmen.
Kommt jetzo, die ermüdete Natur
Durch einen leichten Schlummer zu erquicken,
Und dann zum Aufbruch mit der Morgenröthe!
(Sie gehen ab).

Vierter Auftritt.

Johanna mit der Fahne, im Helm und Bruſtharniſch, ſonſt aber weiblich gekleidet. **Dunois**, **La Hire**, **Ritter** und **Soldaten** zeigen ſich oben auf dem Felſenweg, ziehen ſtill darüber hinweg, und erſcheinen gleich darauf auf der Scene.

Johanna.

(zu den Rittern, die ſie umgeben, indem der Zug oben immer noch fortwährt).

Erſtiegen iſt der Wall, wir ſind im Lager!
Jetzt werft die Hülle der verſchwiegnen Nacht

Von Euch die Euren ſtillen Zug verhehlte,
Und macht dem Feinde eure Schreckensnähe
Durch lauten Schlachtruf kund — Gott und die Jungfrau!

Alle.

(rufen laut unter wildem Waffengetöß).
Gott und die Jungfrau!
(Trommeln und Trompeten).

Schildwache (hinter der Scene).
Feinde! Feinde! Feinde!

Johanna.

Jetzt Fackeln her! Werft Feuer in die Zelte!
Der Flammen Wuth vermehre das Entſetzen,
Und drohend rings umfange ſie der Tod!
(Soldaten eilen fort, ſie will folgen).

Dunois (hält ſie zurück).

Du haſt das deine nun erfüllt, Johanna!
Mitten in's Lager haſt du uns geführt,
Den Feind haſt du in unſre Hand gegeben.
Jetzt aber bleibe von dem Kampf zurück!
Uns überlaß die blutige Entſcheidung.

La Hire.

Den Weg des Siegs bezeichne du dem Heer,
Die Fahne trag' uns vor in reiner Hand,
Doch nimm das Schwert, das tödtliche, nicht ſelbſt,
Verſuche nicht den falſchen Gott der Schlachten,
Denn blind und ohne Schonung waltet er.

Johanna.

Wer darf mir Halt gebieten? Wer dem Geiſt
Vorſchreiben, der mich führt? Der Pfeil muß fliegen,
Wohin die Hand ihn ſeines Schützen treibt.
Wo die Gefahr iſt, muß Johanna ſeyn;
Nicht heut, nicht hier iſt mir beſtimmt zu fallen;
Die Krone muß ich ſehn auf meines Königs Haupt.
Dies Leben wird kein Gegner mir entreißen,
Bis ich vollendet, was mir Gott geheißen.
(Sie geht ab).

La Hire.

Kommt, Dunois! Laßt uns der Heldinn folgen,
Und ihr die tapfre Bruſt zum Schilde leihn!
(gehen ab).

Fünfter Auftritt.

Engliſche Soldaten fliehen über die Bühne.
Hierauf **Talbot.**

Erſter.

Das Mädchen! Mitten im Lager!

Zweiter.

Nicht möglich! Nimmermehr! Wie kam ſie in das Lager?

Dritter.

Durch die Luft! Der Teufel hilft ihr!

Vierter und Fünfter.

Flieht! Flieht! Wir ſind Alle des Todes!

(gehen ab).

Talbot (kommt).

Sie hören nicht — Sie wollen mir nicht ſtehn!
Gelöst ſind alle Bande des Gehorſams!
Als ob die Hölle ihre Legionen
Verdammter Geiſter ausgeſpieen, reißt
Ein Taumelwahn den Tapfern und den Feigen
Gehirnlos fort; nicht eine kleine Schaar
Kann ich der Feinde Flut entgegenſtellen,
Die wachſend, wogend, in das Lager dringt!
— Bin ich der einzig Nüchterne und Alles
Muß um mich her in Fiebers-Hitze raſen?
Vor dieſen Fränkſchen Weichlingen zu fliehn,
Die wir in zwanzig Schlachten überwunden! —
Wer iſt ſie denn, die Unbezwingliche,
Die Schreckensgöttinn, die der Schlachten Glück
Auf Einmal wendet, und ein ſchüchtern Heer
Von feigen Reh'n in Löwen umgewandelt?
Eine Gauklerinn, die die gelernte Rolle
Der Heldinn ſpielt, ſoll wahre Helden ſchrecken?
Ein Weib entriß mir allen Siegesruhm?

Soldat (ſtürzt herein).

Das Mädchen! Flieh! Flieh, Feldherr.

Talbot (ſtößt ihn nieder).

Flieh zur Hölle

Du ſelbſt! Den ſoll dies Schwert durchbohren,
Der mir von Furcht ſpricht und von feiger Flucht!
(Er geht ab).

Sechſter Auftritt.

Der Proſpekt öffnet ſich. Man ſieht das engliſche Lager in vollen Flammen ſtehen. Trommeln, Flucht und Verfolgung. Nach einer Weile kommt **Montgomery.**

Montgomery (allein).

Wo ſoll ich hinfliehn? Feinde rings umher und Tod!
Hier der ergrimmte Feldherr, der mit droh'ndem Schwert
Die Flucht verſperrend uns dem Tod entgegen treibt.
Dort die Fürchterliche, die verderblich um ſich her
Wie die Brunſt des Feuers raſet — Und rings um kein Buſch,
Der mich verbärge, keiner Höhle ſichrer Raum!
O wär ich nimmer über Meer hieher geſchifft,
Ich Unglückſelger! Eitler Wahn bethörte mich,
Wohlfeilen Ruhm zu ſuchen in dem Frankenkrieg,
Und jetzo führt mich das verderbliche Geſchick
In dieſe blut'ge Mordſchlacht. — Wär' ich weit von hier
Daheim noch an der Savern' blühendem Geſtad
Im ſichern Vaterhauſe, wo die Mutter mir
In Gram zurückblieb und die zarte ſüße Braut.
(Johanna zeigt ſich in der Ferne).
Weh mir! Was ſeh' ich! Dort erſcheint die Schreckliche!

Aus Brandes' Flammen, düſter leuchtend, hebt ſie ſich,
Wie aus der Hölle Rachen ein Geſpenſt der Nacht
Hervor. — Wohin entrinn' ich! Schon ergreift ſie mich
Mit ihren Feueraugen, wirft von fern
Der Blicke Schlingen nimmer fehlend nach mir aus.
Um meine Füße, feſt und feſter, wirret ſich
Das Zauberknäul, daß ſie gefeſſelt mir die Flucht
Verſagen! Hinſehn muß ich, wie das Herz mir auch
Dagegen kämpfe, nach der tödtlichen Geſtalt!
(Johanna thut einige Schritte ihm entgegen, und bleibt wieder ſtehen.)
Sie naht! Ich will nicht warten, bis die Grimmige
Zuerſt mich anfällt! Bittend will ich ihre Knie
Umfaſſen, um mein Leben flehn; ſie iſt ein Weib,
Ob ich vielleicht durch Thränen ſie erweichen kann!
(Indem er auf ſie zugehen will, tritt ſie ihm raſch entgegen.)

Siebenter Auftritt.

Johanna. Montgomery.

Johanna.

Du biſt des Todes! Eine britt'ſche Mutter zeugte dich.

Montgomery (fällt ihr zu Füßen.)

Halt ein, Furchtbare! Nicht den Unvertheidigten
Durchbohre! Weggeworfen hab' ich Schwert und Schild;
Zu deinen Füßen ſink ich wehrlos, flehend hin.

Laß mir das Licht des Lebens, nimm ein Löſegeld!
Reich an Beſitzthum wohnt der Vater mir daheim
Im ſchönen Lande Wallis, wo die ſchlängelnde
Savern' durch grüne Auen rollt den Silberſtrom,
Und funfzig Dörfer kennen ſeine Herrſchaft an.
Mit reichem Golde löſ't er den geliebten Sohn,
Wenn er mich im Frankenlager lebend noch vernimmt.

Johanna.

Betrogner Thor! Verlorner! In der Jungfrau Hand
Biſt du gefallen, die verderbliche, woraus
Nicht Rettung noch Erlöſung mehr zu hoffen iſt.
Wenn dich das Unglück in des Krokodils Gewalt
Gegeben oder des gefleckten Tigers Klaun,
Wenn du der Löwenmutter junge Brut geraubt,
Du könnteſt Mitleid finden und Barmherzigkeit;
Doch tödtlich iſt's, der Jungfrau zu begegnen.
Denn dem Geiſterreich, dem ſtrengen, unverletzlichen,
Verpflichtet mich der furchtbar bindende Vertrag,
Mit dem Schwert zu tödten alles Lebende, das mir
Der Schlachten Gott verhängnißvoll entgegen ſchickt.

Montgomery.

Furchtbar iſt deine Rede, doch dein Blick iſt ſanft;
Nicht ſchrecklich biſt du in der Nähe anzuſchaun;
Es zieht das Herz mich zu der lieblichen Geſtalt.
O bey der Milde deines zärtlichen Geſchlechts
Fleh' ich dich an. Erbarme meiner Jugend dich!

Johanna.

Nicht mein Geſchlecht beſchwöre! Nenne mich nicht Weib!
Gleichwie die körperloſen Geiſter, die nicht freyn
Auf ird'ſche Weiſe, ſchließ' ich mich an kein Geſchlecht
Der Menſchen an, und dieſer Panzer deckt kein Herz.

Montgomery.

O bey der Liebe heilig waltendem Geſetz,
Dem alle Herzen huldigen, beſchwör' ich dich.
Daheim gelaſſen hab ich eine holde Braut,
Schön wie du ſelbſt biſt, blühend in der Jugend Reiz.
Sie harret weinend des Geliebten Wiederkunft.
O wenn du ſelber je zu lieben hoffſt, und hoffſt
Beglückt zu ſeyn durch Liebe! Trenne grauſam nicht
Zwey Herzen, die der Liebe heilig Bündniß knüpft!

Johanna.

Du rufeſt lauter irdiſch fremde Götter an,
Die mir nicht heilig, noch verehrlich ſind. Ich weiß
Nichts von der Liebe Bündniß, das du mir beſchwörſt,
Und nimmer kennen werd' ich ihren eiteln Dienſt.
Vertheidige dein Leben, denn dir ruft der Tod.

Montgomery.

O ſo erbarme meiner jammervollen Aeltern dich,
Die ich zu Haus verlaſſen. Ja, gewiß auch du
Verließeſt Aeltern, die die Sorge quält um dich.

Johanna.

Unglücklicher! Und du erinnerſt mich daran,

Wie viele Mütter dieſes Landes kinderlos,
Wie viele zarte Kinder vaterlos, wie viel
Verlobte Bräute Wittwen worden ſind durch Euch!
Auch Englands Mütter mögen die Verzweiflung nun
Erfahren, und die Thränen kennen lernen,
Die Frankreichs jammervolle Gattinnen geweint.

Montgomery.

O ſchwer iſt's, in der Fremde ſterben unbeweint.

Johanna.

Wer rief Euch in das fremde Land, den blüh'nden Fleiß
Der Felder zu verwüſten, von dem heim'ſchen Herd
Uns zu verjagen und des Krieges Feuerbrand
Zu werfen in der Städte friedlich Heiligthum?
Ihr träumtet ſchon in Eures Herzens eitelm Wahn,
Den freygebornen Franken in der Knechtſchaft Schmach
Zu ſtürzen und dies große Land, gleichwie ein Boot,
An Euer ſtolzes Meerſchiff zu befeſtigen!
Ihr Thoren! Frankreichs königliches Wappen hängt
Am Throne Gottes; eher riſſt Ihr einen Stern
Vom Himmelwagen, als ein Dorf aus dieſem Reich,
Dem unzertrennlich ewig einigen! — Der Tag
Der Rache iſt gekommen; nicht lebendig mehr
Zurücke meſſen werdet Ihr das heil'ge Meer,
Das Gott zur Länderſcheide zwiſchen Euch und uns
Geſetzt, und das Ihr frevelnd überſchritten habt.

Montgomery (läßt ihre Hand los)
O ich muß ſterben! Grauſend faſſt mich ſchon der Tod.

Johanna.
Stirb, Freund! Warum ſo zaghaft zittern vor dem Tod,
Dem unentfliehbaren Geſchick? — Sieh mich an! Sieh!
Ich bin nur eine Jungfrau, eine Schäferinn
Geboren; nicht des Schwerts gewohnt iſt dieſe Hand,
Die den unſchuldig frommen Hirtenſtab geführt.
Doch weggeriſſen von der heimatlichen Flur,
Vom Vaters Buſen, von der Schweſtern lieber Bruſt
Muß ich hier, ich muß — mich treibt die Götterſtimme, nicht
Eignes Gelüſten. Euch zu bitterm Harm, mir nicht
Zur Freude, ein Geſpenſt des Schreckens würgend gehn,
Den Tod verbreiten und ſein Opfer ſeyn zuletzt!
Denn nicht den Tag der frohen Heimkehr werd' ich ſehn;
Noch vielen von den Euren werd' ich tödtlich ſeyn,
Noch viele Wittwen machen, aber endlich werd'
Ich ſelbſt umkommen und erfüllen mein Geſchick.
— Erfülle du auch deines. Greife friſch zum Schwert,
Und um des Lebens ſüße Beute kämpfen wir.

Montgomery (ſteht auf.)
Nun, wenn du ſterblich biſt wie ich und Waffen dich
Verwunden, kann's auch meinem Arm beſchieden ſeyn,
Zur Hölle dich ſendend Englands Noth zu endigen.
In Gottes gnäd'ge Hände leg' ich mein Geſchick.

Ruf' du, Verdammte, deine Höllengeiſter an,
Dir beyzuſtehen! Wehre deines Lebens dich!
(Er ergreift Schild und Schwert und dringt auf ſie ein, kriegeriſche Muſik erſchallt in der Ferne, nach einem kurzen Gefechte fällt Montgomery.)

Achter Auftritt.

Johanna (allein.)

Dich trug dein Fuß zum Tode — Fahre hin!
(Sie tritt von ihm weg und bleibt gedankenvoll ſtehen.)
Erhabne Jungfrau, du wirkſt Mächtiges in mir!
Du rüſteſt den unkriegeriſchen Arm mit Kraft,
Dies Herz mit Unerbittlichkeit bewaffneſt du.
In Mitleid ſchmilzt die Seele und die Hand erbebt,
Als bräche ſie in eines Tempels heil'gen Bau,
Den blühenden Leib des Gegners zu verletzen;
Schon vor des Eiſens blanker Scheide ſchaudert mir,
Doch wenn es Noth thut, alsbald iſt die Kraft mir da,
Und nimmer irrend in der zitternden Hand regiert
Das Schwert ſich ſelbſt, als wär' es ein lebend'ger Geiſt.

Neunter Auftritt.

Ein **Ritter** mit geſchloſſnem Viſier. **Johanna.**

Ritter.

Verfluchte! Deine Stunde iſt gekommen,
Dich ſucht' ich auf dem ganzen Feld der Schlacht,

Verderblich Blendwerk! Fahre zu der Hölle
Zurück, aus der du aufgeſtiegen biſt.

Johanna.

Wer biſt du, den ſein böſer Engel mir
Entgegen ſchickt? Gleich eines Fürſten iſt
Dein Anſtand, auch kein Britte ſcheinſt du mir,
Denn dich bezeichnet die burgund'ſche Binde,
Vor der ſich meines Schwertes Spitze neigt.

Ritter.

Verworfne, du verdieneſt nicht zu fallen
Von eines Fürſten edler Hand. Das Beil
Des Henkers ſollte dein verdammtes Haupt
Vom Rumpfe trennen, nicht der tapfere Degen
Des königlichen Herzogs von Burgund.

Johanna.

So biſt du dieſer edle Herzog ſelbſt.

Ritter (ſchlägt das Viſier auf.)

Ich bin's. Elende, zittre und verzweifle!
Die Satanskünſte ſchützen dich nicht mehr,
Du haſt bis jetzt nur Schwächlinge bezwungen;
Ein Mann ſteht vor dir.

Zehnter Auftritt.

Dunois und La Hire zu den Vorigen.

Dunois.

Wende Dich, Burgund!
Mit Männern kämpfe, nicht mit Jungfrauen.

La Hire.

Wir ſchützen der Prophetinn heilig Haupt;
Erſt muß dein Degen dieſe Bruſt durchbohren —

Burgund.

Nicht dieſe buhleriſche Circe fürcht' ich,
Noch Euch, die ſie ſo ſchimpflich hat verwandelt.
Erröthe, Baſtard, Schande dir, La Hire,
Daß du die alte Tapferkeit zu Künſten
Der Höll' erniedrigſt, den verächtlichen
Schildknappen einer Teufelsdirne machſt.
Kommt her! Euch Allen biet' ich's! Der verzweifelt
An Gottes Schutz, der zu dem Teufel flieht.
(Sie bereiten ſich zum Kampf, Johanna tritt dazwiſchen.)

Johanna.

Haltet inne!

Burgund.

Zitterſt du für deinen Buhlen?
Vor deinen Augen ſoll er —
(dringt auf Dunois ein.)

Johanna.

Haltet inne!
Trennt ſie, La Hire — Kein franzöſiſch Blut ſoll fließen!
Nicht Schwerter ſollen dieſen Streit entſcheiden.
Ein Andres iſt beſchloſſen in den Sternen —
Aus einander ſag' ich — Höret und verehret
Den Geiſt, der mich ergreift, der aus mir redet!

Dunois.

Was hältſt du meinen aufgehobnen Arm,
Und hemmſt des Schwertes blutige Entſcheidung?
Das Eiſen iſt gezückt, es fällt der Streich,
Der Frankreich rächen und verſöhnen ſoll.

Johanna

(ſtellt ſich in die Mitte und trennt beyde Theile durch einen weiten Zwiſchenraum; zum Baſtard.)

Tritt auf die Seite!

(Zu La Hire.)

Bleib gefeſſelt ſtehen!
Ich habe mit dem Herzoge zu reden.

(Nachdem alles ruhig iſt.)

Was willſt du thun, Burgund? Wer iſt der Feind,
Den deine Blicke mordbegierig ſuchen?
Dieſer edle Prinz iſt Frankreichs Sohn, wie du,
Dieſer Tapfere iſt dein Waffenfreund und Landsmann;
Ich ſelbſt bin deines Vaterlandes Tochter.
Wir Alle, die du zu vertilgen ſtrebſt,

Gehören zu den Deinen — unſre Arme
Sind aufgethan, dich zu empfangen, unſre Knie
Bereit, dich zu verehren — unſer Schwert
Hat keine Spitze gegen Dich. Ehrwürdig
Iſt uns das Antlitz, ſelbſt im Feindeshelm,
Das unſers Königs theure Züge trägt.

Burgund.

Mit ſüßer Rede ſchmeichleriſchem Ton
Willſt du, Sirene! deine Opfer locken.
Argliſt'ge, mich bethörſt du nicht. Verwahrt
Iſt mir das Ohr vor deiner Rede Schlingen
Und deines Auges Feuerpfeile gleiten
Am guten Harniſch meines Buſens ab.
Zu den Waffen, Dunois!
Mit Streichen, nicht mit Worten laß uns fechten.

Dunois.

Erſt Worte und dann Streiche. Fürchteſt du
Vor Worten dich? Auch das iſt Feigheit
Und der Verräther einer böſen Sache.

Johanna.

Uns treibt nicht die gebieteriſche Noth
Zu deinen Füßen; nicht als Flehende
Erſcheinen wir vor dir. — Blick um dich her!
In Aſche liegt das engelländ'ſche Lager,
Und Eure Todten decken das Gefild.
Du hörſt der Franken Kriegstrommete tönen,
Gott hat entſchieden, unſer iſt der Sieg.

Des ſchönen Lorbers friſch gebrochnen Zweig
Sind wir bereit mit unſerm Freund zu theilen.
— O komm herüber! Edler Flüchtling, komm!
Herüber, wo das Recht iſt und der Sieg.
Ich ſelbſt, die Gottgeſandte, reiche dir
Die ſchweſterliche Hand. Ich will dich rettend
Herüberziehn auf unſre reine Seite! —
Der Himmel iſt für Frankreich. Seine Engel,
Du ſiehſt ſie nicht, ſie fechten für den König;
Sie alle ſind mit Lilien geſchmückt.
Lichtweiß wie dieſe Fahn' iſt unſre Sache;
Die reine Jungfrau iſt ihr keuſches Sinnbild.

Burgund.

Verſtrickend iſt der Lüge trüglich Wort,
Doch ihre Rede iſt wie eines Kindes.
Wenn böſe Geiſter ihr die Worte leihn,
So ahmen ſie die Unſchuld ſiegreich nach.
Ich will nicht weiter hören. Zu den Waffen!
Mein Ohr, ich fühl's, iſt ſchwächer, als mein Arm.

Johanna.

Du nennſt mich eine Zauberinn, gibſt mir Künſte
Der Hölle Schuld — Iſt Friedenſtiften, Haß
Verſöhnen, ein Geſchäft der Hölle? Kommt
Die Eintracht aus dem ew'gen Pfuhl hervor?
Was iſt unſchuldig, heilig, menſchlich gut,
Wenn es der Kampf nicht iſt um's Vaterland?

Seit wann iſt die Natur ſo mit ſich ſelbſt
Im Streite, daß der Himmel die gerechte Sache
Verläſſt, und daß die Teufel ſie beſchützen?
Iſt aber das, was ich dir ſage, gut,
Wo anders als von oben konnt' ich's ſchöpfen?
Wer hätte ſich auf meiner Schäfertrift
Zu mir geſellt, das kind'ſche Hirtenmädchen
In königlichen Dingen einzuweihn?
Ich bin vor hohen Fürſten nie geſtanden,
Die Kunſt der Rede iſt dem Munde fremd.
Doch jetzt, da ich's bedarf, dich zu bewegen,
Beſitz' ich Einſicht, hoher Dinge Kunde,
Der Länder und der Könige Geſchick
Liegt ſonnenhell vor meinem Kindesblick,
Und einen Donnerkeil führ' ich im Munde.

Burgund.

(lebhaft bewegt, ſchlägt die Augen zu ihr auf und betrachtet ſie mit Erſtaunen und Rührung.)

Wie wird mir? Wie geſchieht mir? Iſt's ein Gott,
Der mir das Herz im tiefſten Buſen wendet!
— Sie trügt nicht, dieſe rührende Geſtalt!
Nein! Nein! Bin ich durch Zaubers Macht geblendet,
So iſt's durch eine himmliſche Gewalt;
Mir ſagt's das Herz, ſie iſt von Gott geſendet.

Johanna.

Er iſt gerührt, er iſt's! Ich habe nicht
Umſonſt gefleht; des Zornes Donnerwolke ſchmilzt

Von ſeiner Stirne thränenthauend hin,
Und aus den Augen, Friede ſtrahlend, bricht
Die goldne Sonne des Gefühls hervor.
— Weg mit den Waffen — drücket Herz an Herz —
Er weint, er iſt bezwungen, er iſt unſer!

(Schwert und Fahne entſinken ihr, ſie eilt auf ihn zu mit ausgebreiteten Armen und umſchlingt ihn mit leidenſchaftlichem Ungeſtüm. La Hire und Dunois laſſen die Schwerter fallen und eilen, ihn zu umarmen.)

Dritter Aufzug.

Hoflager des Königs zu Chalons an der Marne.

Erſter Auftritt.

Dunois und La Hire.

Dunois.

Wir waren Herzensfreunde, Waffenbrüder,
Für Eine Sache hoben wir den Arm
Und hielten feſt in Noth und Tod zuſammen.
Laſſt Weiberliebe nicht das Band zertrennen,
Das jeden Schickſalswechſel ausgehalten.

La Hire.

Prinz, hört mich an!

Dunois.

Ihr liebt das wunderbare Mädchen,
Und mir iſt wohl bekannt, worauf Ihr ſinnt.
Zum König denkt Ihr ſteh'nden Fußes jetzt
Zu gehen, und die Jungfrau zum Geſchenk
Euch zu erbitten — Eurer Tapferkeit
Kann er den wohlverdienten Preis nicht weigern,

Doch wiſſt — eh' ich in eines Andern Arm
Sie ſehe —

La Hire.

Hört mich, Prinz!

Dunois.

Es zieht mich nicht
Der Augen flüchtig ſchnelle Luſt zu ihr.
Den unbezwungnen Sinn hat nie ein Weib
Gerührt, bis ich die Wunderbare ſah,
Die eines Gottes Schickung dieſem Reich
Zur Retterinn beſtimmt und mir zum Weibe,
Und in dem Augenblick gelobt' ich mir
Mit heil'gem Schwur, als Braut ſie heimzuführen.
Denn nur die Starke kann die Freundinn ſeyn
Des ſtarken Mannes, und dies glüh'nde Herz
Sehnt ſich an einer gleichen Bruſt zu ruhn,
Die ſeine Kraft kann faſſen und ertragen.

La Hire.

Wie könnt' ich's wagen, Prinz, mein ſchwach Verdienſt
Mit Eures Nahmens Heldenruhm zu meſſen!
Wo ſich Graf Dunois in die Schranken ſtellt,
Muß jeder andre Mitbewerber weichen.
Doch eine niedre Schäferinn kann nicht
Als Gattinn würdig Euch zur Seite ſtehn.
Das königliche Blut, das Eure Adern
Durchrinnt, verſchmäht ſo niedrige Vermiſchung.

Dunois.

Sie iſt das Götterkind der heiligen
Natur, wie ich, und iſt mir ebenbürtig.
Sie ſollte eines Fürſten Hand entehren,
Die eine Braut der reinen Engel iſt,
Die ſich das Haupt mit einem Götterſchein
Umgibt, der heller ſtrahlt als ird'ſche Kronen,
Die jedes Größte, Höchſte dieſer Erde
Klein unter ihren Füßen liegen ſieht;
Denn alle Fürſtenthronen auf einander
Geſtellt, bis zu den Sternen fortgebaut,
Erreichten nicht die Höhe, wo ſie ſteht,
In ihrer Engels-Majeſtät!

La Hire.

Der König mag entſcheiden.

Dunois.

Nein, ſie ſelbſt
Entſcheide! Sie hat Frankreich frey gemacht
Und ſelber frey muß ſie ihr Herz verſchenken.

La Hire.

Da kommt der König!

Zweyter Auftritt.

Karl. Agnes Sorel. Du Chatel und
Chatillon zu den **Vorigen.**

Karl (zu Chatillon.)

Er kommt! Er will als ſeinen König mich
Erkennen, ſagt Ihr, und mir huldigen?

Chatillon.

Hier, Sire, in ſeiner königlichen Stadt
Chalons will ſich der Herzog, mein Gebieter,
Zu deinen Füßen werfen. — Mir befahl er,
Als meinen Herrn und König dich zu grüßen,
Er folgt mir auf dem Fuß, gleich naht er ſelbſt.

Sorel.

Er kommt! O ſchöne Sonne dieſes Tags,
Der Freude bringt und Friede und Verſöhnung!

Chatillon.

Mein Herr wird kommen mit zweyhundert Rittern,
Er wird zu deinen Füßen niederknien;
Doch er erwartet, daß du es nicht duldeſt,
Als deinen Vetter freundlich ihn umarmeſt.

Karl.

Mein Herz glüht, an dem ſeinigen zu ſchlagen.

Chatillon.

Der Herzog bittet, daß des alten Streits
Beym erſten Wiederſehn mit keinem Worte
Meldung geſcheh'!

Karl.

Verſenkt im Lethe ſey
Auf ewig das Vergangene. Wir wollen
Nur in der Zukunft heitre Tage ſehn.

Chatillon.

Die für Burgund gefochten, Alle ſollen
In die Verſöhnung aufgenommen ſeyn.

Karl.

Ich werde ſo mein Königreich verdoppeln!

Chatillon.

Die Königinn Iſabeau ſoll in dem Frieden
Mit eingeſchloſſen ſeyn, wenn ſie ihn annimmt.

Karl.

Sie führet Krieg mit mir, nicht ich mit ihr.
Unſer Streit iſt aus, ſobald ſie ſelbſt ihn endigt.

Chatillon.

Zwölf Ritter ſollen bürgen für dein Wort.

Karl.

Mein Wort iſt heilig.

Chatillon.

Und der Erzbiſchof
Soll eine Hoſtie theilen zwiſchen dir und ihm,
Zum Pfand und Siegel redlicher Verſöhnung.

Karl.

So ſey mein Antheil an dem ew'gen Heil,
Als Herz und Handſchlag bey mir einig ſind.
Welch andres Pfand verlangt der Herzog noch?

Chatillon.

(mit einem Blick auf Du Chatel.)

Hier ſeh ich Einen, deſſen Gegenwart
Den erſten Gruß vergiften könnte.

(Du Chatel geht ſchweigend.)

Karl.

Geh,
Du Chatel! Bis der Herzog deinen Anblick
Ertragen kann, magſt du verborgen bleiben!

(Er folgt ihm mit den Augen, dann eilt er ihm nach und umarmt ihn.)

Rechtſchaffner Freund! Du wollteſt mehr als dies
Für meine Ruhe thun!

(Du Chatel geht ab.)

Chatillon.

Die andern Punkte nennt dies Inſtrument.

Karl (zum Erzbiſchof.)

Bringt es in Ordnung. Wir genehm'gen Alles;
Für einen Freund iſt uns kein Preis zu hoch.
Geht, Dunois! Nehmt hundert edle Ritter
Mit Euch und hohlt den Herzog freundlich ein.
Die Truppen alle ſollen ſich mit Zweigen
Bekränzen, ihre Brüder zu empfangen.
Zum Feſte ſchmücke ſich die ganze Stadt,
Und alle Glocken ſollen es verkünden,
Daß Frankreich und Burgund ſich neu verbinden.

(Ein Edelknecht kommt. Man hört die Trompeten.)

Horcht! was bedeutet der Trompeten Ruf?

Edelknecht.

Der Herzog von Burgund hält ſeinen Einzug.

(geht ab.)

Dunois (geht mit La Hire und Chatillon.)

Auf! Ihm entgegen!

Karl (zur Sorel.)

Agnes, du weinſt? Beynah gebricht auch mir
Die Stärke, dieſen Auftritt zu ertragen.
Wie viele Todesopfer muſſten fallen,
Bis wir uns friedlich konnten wiederſehen.
Doch endlich legt ſich jedes Sturmes Wuth,
Tag wird es auf die dickſte Nacht, und kommt
Die Zeit, ſo reifen auch die ſpätſten Früchte!

Erzbiſchof (am Fenſter.)

Der Herzog kann ſich des Gedränges kaum
Erledigen. Sie heben ihn vom Pferd,
Sie küſſen ſeinen Mantel, ſeine Sporen.

Karl.

Es iſt ein gutes Volk, in ſeiner Liebe
Raſchlodernd, wie in ſeinem Zorn. — Wie ſchnell
Vergeſſen iſt's, daß eben dieſer Herzog
Die Väter ihnen und die Söhne ſchlug;
Der Augenblick verſchlingt ein ganzes Leben!
— Faſſ' dich, Sorel! Auch deine heft'ge Freude
Möcht' ihm ein Stachel in die Seele ſeyn;
Nichts ſoll ihn hier beſchämen, noch betrüben.

Dritter Auftritt.

Herzog von Burgund. Dunois. La Hire. Chatillon und noch zwey andere Ritter von des Herzogs Gefolge. Der Herzog bleibt am Eingang ſtehen; der König bewegt ſich gegen ihn, ſogleich nähert ſich Burgund und in dem Augenblick, wo er ſich auf ein Knie will niederlaſſen, empfängt ihn der König in ſeinen Armen.

Karl.

Ihr habt uns überraſcht — Euch einzuhohlen
Gedachten wir — Doch Ihr habt ſchnelle Pferde.

Burgund.

Sie trugen mich zu meiner Pflicht.
(Er umarmt die Sorel, und küßt ſie auf die Stirn.)
Mit Euer
Erlaubniß, Baſe. Das iſt unſer Herrenrecht
Zu Arras und kein ſchönes Weib darf ſich
Der Sitte weigern.

Karl.

Eure Hofſtatt iſt
Der Sitz der Minne, ſagt man, und der Markt,
Wo alles Schöne muß den Stapel halten.

Burgund.

Wir ſind ein handeltreibend Volk, mein König.
Was köſtlich wächſt in allen Himmelsſtrichen,
Wird ausgeſtellt zur Schau und zum Genuß

Auf unſerm Markt zu **Brügg**, das höchſte aber
Von allen Gütern iſt der Frauen Schönheit.

Sorel.

Der Frauen Treue gilt noch höhern Preis;
Doch auf dem Markte wird ſie nicht geſehn.

Karl.

Ihr ſteht in böſem Ruf und Leumund, Vetter,
Daß Ihr der Frauen ſchönſte Tugend ſchmäht.

Burgund.

Die Ketzerey ſtraft ſich am ſchwerſten ſelbſt.
Wohl Euch, mein König! Früh hat Euch das Herz,
Was mich ein wildes Leben ſpät, gelehrt!
(Er bemerkt den Erzbiſchof und reicht ihm die Hand.)
Ehrwürdiger Mann Gottes! Euren Segen!
Euch trifft man immer auf dem rechten Platz;
Wer Euch will finden, muß im Guten wandeln.

Erzbiſchof.

Mein Meiſter rufe, wann er will; dies Herz
Iſt freudenſatt und ich kann fröhlich ſcheiden,
Da meine Augen dieſen Tag geſehn!

Burgund (zur Sorel.)

Man ſpricht, Ihr habt Euch Eurer edeln Steine
Beraubt, um Waffen gegen mich daraus
Zu ſchmieden? Wie? Seyd Ihr ſo kriegeriſch
Geſinnt? War's Euch ſo ernſt mich zu verderben?
Doch unſer Streit iſt nun vorbey; es findet
Sich Alles wieder, was verloren war.

Auch Euer Schmuck hat ſich zurück gefunden;
Zum Kriege wider mich war er beſtimmt:
Nehmt ihn aus meiner Hand zum Friedenszeichen.

(Er empfängt von einem ſeiner Begleiter das Schmuckkäſtchen und überreicht es ihr geöffnet. Agnes Sorel ſieht den König betroffen an.)

Karl.

Nimm das Geſchenk, es iſt ein zweyfach theures Pfand
Der ſchönen Liebe mir und der Verſöhnung.

Burgund.

(indem er eine brillantne Roſe in ihre Haare ſteckt.)

Warum iſt es nicht Frankreichs Königskrone?
Ich würde ſie mit gleich geneigtem Herzen
Auf dieſem ſchönen Haupt befeſtigen.

(Ihre Hand bedeutend faſſend.)

Und — zählt auf mich, wenn Ihr dereinſt des Freundes
Bedürfen ſolltet!

(Agnes Sorel in Thränen ausbrechend tritt auf die Seite, auch der König bekämpft eine große Bewegung, alle Umſtehende blicken gerührt auf beyde Fürſten.)

Burgund.

(nachdem er alle der Reihe nach angeſehen, wirft er ſich in die Arme des Königs.)

O mein König!

(In demſelben Augenblick eilen die drey burgundiſchen Ritter auf Dunois, La Hire und den Erzbiſchof zu und umarmen einander. Beyde Fürſten liegen eine Zeitlang einander ſprachlos in den Armen.)

Euch konnt' ich haſſen! Euch konnt' ich entſagen!

Karl.

Still! Still! Nicht weiter!

Burgund.

Dieſen Engelländer
Könnt' ich krönen! Dieſem Fremdling Treue ſchwören!
Euch, meinen König, in's Verderben ſtürzen!

Karl.

Vergeſſt es! Alles iſt verziehen. Alles
Tilgt dieſer einz'ge Augenblick. Es war
Ein Schickſal, ein unglückliches Geſtirn!

Burgund (faßt ſeine Hand.)

Ich will gut machen! Glaubet mir, ich will's.
Alle Leiden ſollen Euch erſtattet werden,
Euer ganzes Königreich ſollt Ihr zurück
Empfangen — nicht ein Dorf ſoll daran fehlen!

Karl.

Wir ſind vereint. Ich fürchte keinen Feind mehr.

Burgund.

Glaubt mir, ich führte nicht mit frohem Herzen
Die Waffen wider Euch. O wüßtet Ihr —
Warum habt Ihr mir dieſe nicht geſchickt?
(Auf die Sorel zeigend.)
Nicht widerſtanden hätt' ich ihren Thränen.
— Nun ſoll uns keine Macht der Hölle mehr
Entzweyen, da wir Bruſt an Bruſt geſchloſſen!
Jetzt hab' ich meinen wahren Ort gefunden.
An dieſem Herzen endet meine Irrfahrt.

Erzbiſchof.
(tritt zwiſchen Beyde.)
Ihr ſeyd vereinigt, Fürſten! Frankreich ſteigt
Ein neu verjüngter Phönix aus der Aſche.
Uns lächelt eine ſchöne Zukunft an.
Des Landes tiefe Wunden werden heilen,
Die Dörfer, die verwüſteten, die Städte
Aus ihrem Schutt ſich prangender erheben,
Die Felder decken ſich mit neuem Grün —
Doch, die das Opfer Eures Zwiſts gefallen,
Die Todten ſtehen nicht mehr auf; die Thränen,
Die Eurem Streit gefloſſen, ſind und bleiben
Geweint! Das kommende Geſchlecht wird blühen;
Doch das vergangne war des Elends Raub,
Der Enkel Glück erweckt nicht mehr die Väter.
Das ſind die Früchte Eures Bruderzwiſts!
Laßt's Euch zur Lehre dienen! Fürchtet die Gottheit
Des Schwerts, eh' Ihr's der Scheid' entreißt. Loslaſſen
Kann der Gewaltige den Krieg, doch nicht,
Gelehrig wie der Falk ſich aus den Lüften
Zurückſchwingt auf des Jägers Hand, gehorcht
Der wilde Gott dem Ruf der Menſchenſtimme.
Nicht zweymal kommt im rechten Augenblick,
Wie heut, die Hand des Retters aus den Wolken.

Burgund.
O, Sire! Euch wohnt ein Engel an der Seite.
— Wo iſt ſie? Warum ſeh ich ſie nicht hier?

Karl.

Wo iſt Johanna? Warum fehlt ſie uns
In dieſem feſtlich ſchönen Augenblick,
Den ſie uns ſchenkte?

Erzbiſchof.

Sire! Das heil'ge Mädchen
Liebt nicht die Ruhe eines müß'gen Hofs,
Und ruft ſie nicht der göttliche Befehl
An's Licht der Welt hervor, ſo meidet ſie
Verſchämt den eiteln Blick gemeiner Augen!
Gewiß beſpricht ſie ſich mit Gott, wenn ſie
Für Frankreichs Wohlfahrt nicht geſchäftig iſt,
Denn allen ihren Schritten folgt der Segen.

Vierter Auftritt.

Johanna zu den **Vorigen.**

(Sie iſt im Harniſch, aber ohne Helm, und trägt einen Kranz in den Haaren.)

Karl.

Du kommſt als Prieſterinn geſchmückt, Johanna,
Den Bund, den du geſtiftet, einzuweihn?

Burgund.

Wie ſchrecklich war die Jungfrau in der Schlacht,
Und wie umſtrahlt mit Anmuth ſie der Friede!
— Hab' ich mein Wort gelöſ't, Johanna? Biſt du
Befriedigt und verdien' ich deinen Beyfall?

Johanna.

Dir ſelbſt haſt du die größte Gunſt erzeigt.
Jetzt ſchimmerſt du in ſegenvollem Licht,
Da du vorhin in blutrothdüſterm Schein
Ein Schreckensmond an dieſem Himmel hingſt.
(Sich umſchauend.)
Viel edle Ritter find' ich hier verſammelt
Und alle Augen glänzen freudenhell;
Nur Einem Traurigen hab' ich begegnet,
Der ſich verbergen muß, wo Alles jauchzt.

Burgund.

Und wer iſt ſich ſo ſchwerer Schuld bewußt,
Daß er an unſrer Huld verzweifeln müßte?

Johanna.

Darf er ſich nahn? O ſage, daß er's darf?
Mach dein Verdienſt vollkommen. Eine Verſöhnung
Iſt keine, die das Herz nicht ganz befreyt.
Ein Tropfe Haß, der in dem Freudenbecher
Zurückbleibt, macht den Segenstrank zum Gift.
— Kein Unrecht ſey ſo blutig, daß Burgund
An dieſem Freudentag es nicht vergebe!

Burgund.

Ha, ich verſtehe dich!

Johanna.

Und willſt verzeihn?
Du willſt es, Herzog? — Komm herein, Du Chatel!

(Sie öfnet die Thür und führt Du Chatel herein; dieſer bleibt in der Entfernung ſtehen.)

Der Herzog iſt mit ſeinen Feinden allen
Verſöhnt, er iſt es auch mit dir.

(Du Chatel tritt einige Schritte näher und ſucht in den Augen des Herzogs zu leſen.)

Burgund.

Was machſt du
Aus mir, Johanna? Weißt du, was du foderſt?

Johanna.

Ein güt'ger Herr thut ſeine Pforten auf
Für alle Gäſte, keinen ſchließt er aus;
Frey, wie das Firmament die Welt umſpannt,
So muß die Gnad' Freund und Feind umſchließen.
Es ſchickt die Sonne ihre Strahlen gleich
Nach allen Räumen der Unendlichkeit;
Gleichmeſſend gießt der Himmel ſeinen Thau
Auf alle durſtende Gewächſe aus.
Was irgend gut iſt und von oben kommt,
Iſt allgemein und ohne Vorbehalt;
Doch in den Falten wohnt die Finſterniß!

Burgund.

O ſie kann mit mir ſchalten, wie ſie will;
Mein Herz iſt weiches Wachs in ihrer Hand.
— Umarmt mich, Du Chatel! Ich vergeb' Euch.
Geiſt meines Vaters, zürne nicht, wenn ich
Die Hand, die dich getödtet, freundlich faſſe.

Ihr Todesgötter, rechnet mir's nicht zu,
Daß ich mein ſchrecklich Rachgelübde breche.
Bey Euch dort unten in der ew'gen Nacht,
Da ſchlägt kein Herz mehr, da iſt Alles ewig,
Steht Alles unbeweglich feſt — doch anders
Iſt es hier oben in der Sonne Licht.
Der Menſch iſt, der lebendig fühlende,
Der leichte Raub des mächt'gen Augenblicks.

Karl (zur Johanna.)

Was dank ich dir nicht Alles, hohe Jungfrau!
Wie ſchön haſt du dein Wort gelöſ't!
Wie ſchnell mein ganzes Schickſal umgewandelt!
Die Freunde haſt du mir verſöhnt, die Feinde
Mir in den Staub geſtürzt, und meine Städte
Dem fremden Joch entriſſen. — Du allein
Vollbrachteſt Alles. — Sprich, wie lohn' ich dir!

Johanna.

Sey immer menſchlich, Herr, im Glück, wie du's
Im Unglück warſt — Und auf der Größe Gipfel
Vergiß nicht, was ein Freund wiegt in der Noth;
Du haſt's in der Erniedrigung erfahren.
Verweigre nicht Gerechtigkeit und Gnade
Dem Letzten deines Volks, denn von der Herde
Berief dir Gott die Retterinn — du wirſt
Ganz Frankreich ſammeln unter deinen Scepter,
Der Ahn- und Stammherr großer Fürſten ſeyn;
Die nach dir kommen, werden heller leuchten,

Als die dir auf dem Thron vorangegangen.
Dein Stamm wird blühn, ſo lang er ſich die Liebe
Bewahrt im Herzen ſeines Volks.
Der Hochmuth nur kann ihn zum Falle führen,
Und von den niedern Hütten, wo dir jetzt
Der Retter ausging, droht geheimnißvoll
Den ſchuldbefleckten Enkeln das Verderben!

Burgund.

Erleuchtet Mädchen, das der Geiſt beſeelt!
Wenn deine Augen in die Zukunft dringen,
So ſprich mir auch von meinem Stamm! Wird er
Sich herrlich breiten, wie er angefangen?

Johanna.

Burgund! Hoch bis zu Throneshöhe haſt
Du deinen Stuhl geſetzt, und höher ſtrebt
Das ſtolze Herz, es hebt bis in die Wolken
Den kühnen Bau. — Doch eine Hand von oben
Wird ſeinem Wachsthum ſchleunig Halt gebieten.
Doch fürchte drum nicht deines Hauſes Fall!
In einer Jungfrau lebt es glänzend fort,
Und ſceptertragende Monarchen, Hirten
Der Völker, werden ihrem Schoß entblühn.
Sie werden herrſchen auf zwey großen Thronen,
Geſetze ſchreiben der bekannten Welt
Und einer neuen, welche Gottes Hand
Noch zudeckt hinter unbeſchifften Meeren.

Karl.

O ſprich, wenn es der Geiſt dir offenbaret,
Wird dieſes Freundesbündniß, das wir jetzt
Erneut, auch noch die ſpäten Enkelſöhne
Vereinigen?

Johanna.

(nach einem Stillſchweigen.)
Ihr Könige und Herrſcher!
Fürchtet die Zwietracht! Wecket nicht den Streit
Aus ſeiner Höhle, wo er ſchläft, denn Einmal
Erwacht bezähmt er ſpät ſich wieder! Enkel
Erzeugt er ſich, ein eiſernes Geſchlecht,
Fortzündet an dem Brande ſich der Brand.
— Verlangt nicht mehr zu wiſſen! Freuet Euch
Der Gegenwart. Laſſt mich die Zukunft ſtill
Bedecken!

Sorel.

Heilig Mädchen, du erforſcheſt
Mein Herz, du weißt, ob es nach Größe eitel ſtrebt,
Auch mir gib ein erfreuliches Orakel.

Johanna.

Mir zeigt der Geiſt nur große Weltgeſchicke;
Dein Schickſal ruht in deiner eignen Bruſt!

Dunois.

Was aber wird dein eigen Schickſal ſeyn,
Erhabnes Mädchen, das der Himmel liebt!

Dir blüht gewiß das ſchönſte Glück der Erde,
Da du ſo fromm und heilig biſt.

Johanna.

Das Glück
Wohnt droben in dem Schoß des ew'gen Vaters.

Karl.

Dein Glück ſey fortan deines Königs Sorge!
Denn deinen Namen will ich herrlich machen
In Frankreich; ſelig preiſen ſollen dich
Die ſpäteſten Geſchlechter — und gleich jetzt
Erfüll' ich es. — Knie nieder!
(Er zieht das Schwert und berührt ſie mit demſelben.)
Und ſteh auf
Als eine Edle! Ich erhebe dich,
Dein König, aus dem Staube deiner dunkeln
Geburt — Im Grabe adl' ich deine Väter —
Du ſollſt die Lilie im Wappen tragen,
Den Beſten ſollſt du ebenbürtig ſeyn
In Frankreich; nur das königliche Blut
Von Valois ſey edler, als das deine!
Der Größte meiner Großen fühle ſich
Durch deine Hand geehrt; mein ſey die Sorge,
Dich einem edeln Gatten zu vermählen.

Dunois (tritt vor.)

Mein Herz erkor ſie, da ſie niedrig war,
Die neue Ehre, die ihr Haupt umglänzt,

Erhöht nicht ihr Verdienſt, noch meine Liebe.
Hier in dem Angeſichte meines Königs
Und dieſes heil'gen Biſchofs reich' ich ihr
Die Hand, als meiner fürſtlichen Gemahlinn,
Wenn ſie mich würdig hält, ſie zu empfangen.

Karl.

Unwiderſtehlich Mädchen, du häufſt Wunder
Auf Wunder! Ja, nun glaub' ich, daß dir nichts
Unmöglich iſt. Du haſt dies ſtolze Herz
Bezwungen, das der Liebe Allgewalt
Hohn ſprach bis jetzt.

La Hire (tritt vor.)

Johanna's ſchönſter Schmuck,
Kenn' ich ſie recht, iſt ihr beſcheidnes Herz.
Der Huldigung des Größten iſt ſie werth,
Doch nie wird ſie den Wunſch ſo hoch erheben.
Sie ſtrebt nicht ſchwindelnd eitler Hoheit nach;
Die treue Neigung eines redlichen
Gemüths genügt ihr, und das ſtille Loos,
Das ich mit dieſer Hand ihr anerbiete.

Karl.

Auch du, La Hire? Zwey treffliche Bewerber,
An Heldentugend gleich und Kriegesruhm!
— Willſt du, die meine Feinde mir verſöhnt,
Mein Reich vereinigt, mir die liebſten Freunde
Entzweyn? Es kann ſie Einer nur beſitzen,

Und Jeden acht' ich ſolches Preiſes werth.
So rede du, dein Herz muß hier entſcheiden.

Sorel (tritt näher.)

Die edle Jungfrau ſeh' ich überraſcht.
Und ihre Wangen färbt die zücht'ge Scham.
Man geb' ihr Zeit, ihr Herz zu fragen, ſich
Der Freundinn zu vertrauen und das Siegel
Zu löſen von der feſt verſchloſſnen Bruſt.
Jetzt iſt der Augenblick gekommen, wo
Auch ich der ſtrengen Jungfrau ſchweſterlich
Mich nahen, ihr den treu verſchwiegnen Buſen
Darbieten darf. — Man laß uns weiblich erſt
Das Weibliche bedenken und erwarte,
Was wir beſchließen werden.

Karl (im Begriff zu gehen.)

Alſo ſey's!

Johanna.

Nicht alſo, Sire! Was meine Wangen färbte,
War die Verwirrung nicht der blöden Scham.
Ich habe dieſer edeln Frau nichts zu vertraun,
Deß ich vor Männern mich zu ſchämen hätte.
Hoch ehrt mich dieſer edeln Ritter Wahl,
Doch nicht verließ ich meine Schäfertrift,
Um weltlich eitle Hoheit zu erjagen,
Noch mir den Brautkranz in das Haar zu flechten,
Legt' ich die ehrne Waffenrüſtung an.
Berufen bin ich zu ganz anderm Werk,

Die reine Jungfrau nur kann es vollenden.
Ich bin die Kriegerinn des höchſten Gottes,
Und keinem Manne kann ich Gattinn ſeyn.

Erzbiſchof.

Dem Mann zur liebenden Gefährtinn iſt
Das Weib geboren — wenn ſie der Natur
Gehorcht, dient ſie am würdigſten dem Himmel!
Und haſt du dem Befehle deines Gottes,
Der in das Feld dich rief, genug gethan,
So wirſt du deine Waffen von dir legen,
Und wiederkehren zu dem ſanfteren
Geſchlecht, das du verläugnet haſt, das nicht
Berufen iſt zum blut'gen Werk der Waffen.

Johanna.

Ehrwürd'ger Herr, ich weiß noch nicht zu ſagen,
Was mir der Geiſt gebieten wird zu thun;
Doch wenn die Zeit kommt, wird mir ſeine Stimme
Nicht ſchweigen, und gehorchen werd' ich ihr.
Jetzt aber heißt er mich mein Werk vollenden.
Die Stirne meines Herren iſt noch nicht
Gekrönt, das heil'ge Oel hat ſeine Scheitel
Noch nicht benetzt, noch heißt mein Herr nicht König.

Karl.

Wir ſind begriffen auf dem Weg nach Rheims.

Johanna.

Laß uns nicht ſtill ſtehn, denn geſchäftig ſind

Die Feinde rings, den Weg dir zu verſchließen.
Doch mitten durch ſie alle führ' ich dich!

Dunois.

Wenn aber Alles wird vollendet ſeyn,
Wenn wir zu Rheims nun ſiegend eingezogen,
Wirſt du mir dann vergönnen, heilig Mädchen —

Johanna.

Will es der Himmel, daß ich ſieggekrönt
Aus dieſem Kampf des Todes wiederkehre,
So iſt mein Werk vollendet — und die Hirtinn
Hat kein Geſchäft mehr in des Königs Hauſe.

Karl (ihre Hand faſſend.)

Dich treibt des Geiſtes Stimme jetzt; es ſchweigt
Die Liebe in dem gotterfüllten Buſen.
Sie wird nicht immer ſchweigen, glaube mir!
Die Waffen werden ruhn, es führt der Sieg
Den Frieden an der Hand, dann kehrt die Freude
In jeden Buſen ein, und ſanftere
Gefühle wachen auf in allen Herzen —
Sie werden auch in deiner Bruſt erwachen,
Und Thränen ſüßer Sehnſucht wirſt du weinen,
Wie ſie dein Auge nie vergoß — dies Herz,
Das jetzt der Himmel ganz erfüllt, wird ſich
Zu einem ird'ſchen Freunde liebend wenden —
Jetzt haſt du rettend Tauſende beglückt,
Und Einen zu beglücken wirſt du enden!

Johanna.

Dauphin! Biſt du der göttlichen Erſcheinung
Schon müde, daß du ihr Gefäß zerſtören,
Die reine Jungfrau, die dir Gott geſendet,
Herab willſt ziehn in den gemeinen Staub?
Ihr blinden Herzen! Ihr Kleingläubigen!
Des Himmels Herrlichkeit umleuchtet Euch,
Vor Eurem Aug' enthüllt er ſeine Wunder,
Und Ihr erblickt in mir nichts als ein Weib.
Darf ſich ein Weib mit kriegeriſchem Erz
Umgeben, in die Männerſchlacht ſich miſchen?
Weh mir, wenn ich das Rachſchwert meines Gottes
In Händen führte, und im eiteln Herzen
Die Neigung trüge zu dem ird'ſchen Mann!
Mir wäre beſſer, ich wär' nie geboren!
Kein ſolches Wort mehr, ſag' ich Euch, wenn Ihr
Den Geiſt in mir nicht zürnend wollt entrüſten!
Der Männer Auge ſchon, das mich begehrt,
Iſt mir ein Grauen und Entheiligung.

Karl.

Brecht ab. Es iſt umſonſt, ſie zu bewegen.

Johanna.

Befiehl, daß man die Kriegstrommete blaſe!
Mich preſſt und ängſtigt dieſe Waffenſtille;
Es jagt mich auf aus dieſer müß'gen Ruh,
Und treibt mich fort, daß ich mein Werk erfülle,
Gebietriſch mahnend meinem Schickſal zu.

Fünfter Auftritt.

Ein Ritter eilfertig.

Karl.

Was iſt's?

Ritter.

Der Feind iſt über die Marne gegangen.
Und ſtellt ſein Heer zum Treffen.

Johanna (begeiſtert.)

Schlacht und Kampf!
Jetzt iſt die Seele ihrer Bande frey.
Bewaffnet Euch, ich ordn' indeß die Scharen.

(Sie eilt hinaus.)

Karl.

Folgt ihr, La Hire — Sie wollen uns am Thore
Von Rheims noch um die Krone kämpfen laſſen!

Dunois.

Sie treibt nicht wahrer Muth. Es iſt der letzte
Verſuch ohnmächtig wüthender Verzweiflung.

Karl.

Burgund, Euch ſporn' ich nicht. Heut iſt der Tag,
Um viele böſe Tage zu vergüten.

Burgund.

Ihr ſollt mit mir zufrieden ſeyn.

Karl.

Ich ſelbſt
Will Euch voran gehn auf dem Weg des Ruhms,

Und in dem Angeſicht der Krönungſtadt
Die Krone mir erfechten. — Meine Agnes!
Dein Ritter ſagt dir Lebewohl!

Agnes (umarmt ihn.)

Ich weine nicht, ich zittre nicht für dich,
Mein Glaube greift vertrauend in die Wolken!
So viele Pfänder ſeiner Gnade gab
Der Himmel nicht, daß wir am Ende trauern!
Vom Sieg gekrönt umarm' ich meinen Herrn,
Mir ſagt's das Herz, in Rheims bezwungnen Mauern.

(Trompeten erſchallen mit muthigem Ton und gehen, während daß verwandelt wird, in ein wildes Schlachtgetümmel über; das Orcheſter fällt ein bey offener Scene und wird von kriegeriſchen Inſtrumenten hinter der Scene begleitet.)

Sechſter Auftritt.

Der Schauplatz verwandelt ſich in eine freye Gegend, die von Bäumen begränzt wird. Man ſieht während der Muſik Soldaten über den Hintergrund ſchnell wegziehen.

Talbot auf **Faſtolf** geſtützt und von **Soldaten** begleitet. Gleich darauf **Lionel.**

Talbot.

Hier unter dieſen Bäumen ſetzt mich nieder,

Und Ihr begebt Euch in die Schlacht zurück,
Ich brauche keines Beyſtands, um zu ſterben.

Faſtolf.

O unglückſelig jammervoller Tag!
(Lionel tritt auf.)
Zu welchem Anblick kommt Ihr, Lionel!
Hier liegt der Feldherr auf den Tod verwundet.

Lionel.

Das wolle Gott nicht! Edler Lord, ſteht auf!
Jetzt iſt's nicht Zeit, ermattet hinzuſinken.
Weicht nicht dem Tod, gebietet der Natur
Mit Eurem mächt'gen Willen, daß ſie lebe!

Talbot.

Umſonſt! Der Tag des Schickſals iſt gekommen,
Der unſern Thron in Frankreich ſtürzen ſoll.
Vergebens in verzweiflungsvollem Kampf
Wagt' ich das Letzte noch, ihn abzuwenden.
Vom Strahl dahin geſchmettert lieg ich hier,
Um nicht mehr aufzuſtehn. — Rheims iſt verloren.
So eilt, Paris zu retten!

Lionel.

Paris hat ſich vertragen mit dem Dauphin;
So eben bringt ein Eilbot' uns die Nachricht.

Talbot (reißt den Verband auf.)

So ſtrömet hin, ihr Bäche meines Bluts,
Denn überdrüßig bin ich dieſer Sonne!

Lionel.

Ich kann nicht bleiben. — Faſtolf, bringt den Feldherrn
An einen ſichern Ort; wir können uns
Nicht lange mehr auf dieſem Poſten halten.
Die Unſern fliehen ſchon von allen Seiten;
Unwiderſtehlich dringt das Mädchen vor —

Talbot.

Unſinn, du ſiegſt und ich muß untergehen!
Mit der Dummheit kämpfen Götter ſelbſt vergebens.
Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes, weiſe Gründerinn
Des Weltgebäudes, Führerinn der Sterne,
Wer biſt du denn, wenn du, dem tollen Roß
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
Ohnmächtig rufend, mit dem Trunkenen
Dich ſehend in den Abgrund ſtürzen mußt!
Verflucht ſey, wer ſein Leben an das Große
Und Würd'ge wendet und bedachte Plane
Mit weiſem Geiſt entwirft! Dem Narrenkönig
Gehört die Welt —

Lionel.

Milord! Ihr habt nur noch
Für wenige Augenblicke Leben — Denkt
An Euern Schöpfer!

Talbot.

Wären wir als Tapfere
Durch andre Tapfere beſiegt, wir könnten

Uns tröſten mit dem allgemeinen Schickſal,
Das immer wechſelnd ſeine Kugel dreht —
Doch ſolchem groben Gaukelſpiel erliegen!
War unſer ernſtes arbeitvolles Leben
Keines ernſthaftern Ausgangs werth?

Lionel (reicht ihm die Hand.)

Mylord, fahrt wohl! Der Thränen ſchuldigen Zoll
Will ich Euch redlich nach der Schlacht entrichten,
Wenn ich alsdann noch übrig bin. Jetzt aber
Ruft das Geſchick mich fort, das auf dem Schlachtfeld
Noch richtend ſitzt und ſeine Looſe ſchüttelt.
Auf Wiederſehn in einer andern Welt;
Kurz iſt der Abſchied für die lange Freundſchaft.

(Geht ab.)

Talbot.

Bald iſt's vorüber und der Erde geb' ich,
Der ew'gen Sonne die Atome wieder,
Die ſich zu Schmerz und Luſt in mir gefügt —
Und von dem mächt'gen Talbot, der die Welt
Mit ſeinem Kriegsruhm füllte, bleibt nichts übrig,
Als eine Handvoll leichten Staubs. — So geht
Der Menſch zu Ende — und die einz'ge
Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens
Wegtragen, iſt die Einſicht in das Nichts,
Und herzliche Verachtung alles deſſen,
Was uns erhaben ſchien und wünſchenswerth. —

Siebenter Auftritt.

Karl. Burgund. Dunois. Du Chatel und **Soldaten** treten auf.

Burgund.

Die Schanze iſt erſtürmt.

Dunois.

Der Tag iſt unſer.

Karl (Talbot bemerkend.)

Seht, wer es iſt, der dort vom Licht der Sonne
Den unfreywillig ſchweren Abſchied nimmt?
Die Rüſtung zeigt mir keinen ſchlechten Mann.
Geht, ſpringt ihm bey, wenn ihm noch Hülfe frommt.

(Soldaten aus des Königs Gefolge treten hinzu.)

Faſtolf.

Zurück; bleibt fern! Habt Achtung vor dem Todten,
Dem Ihr im Leben nie zu nahn gewünſcht!

Burgund.

Was ſeh' ich! Talbot liegt in ſeinem Blut!

(Er geht auf ihn zu. Talbot blickt ihn ſtarr an und ſtirbt.)

Faſtolf.

Hinweg, Burgund! Den letzten Blick des Helden
Vergifte nicht der Anblick des Verräthers!

Dunois.

Furchtbarer Talbot! Unbezwinglicher!
Nimmſt du vorlieb mit ſo geringem Raum,
Und Frankreichs weite Erde konnte nicht

Dem Streben deines Rieſengeiſtes gnügen.
— Erſt jetzo, Sire, begrüß ich Euch als König:
Die Krone zitterte auf Euerm Haupt,
So lang ein Geiſt in dieſem Körper lebte.

Karl.

(nachdem er den Todten ſtillſchweigend betrachtet.)

Ihn hat ein Höherer beſiegt, nicht wir!
Er liegt auf Frankreichs Erde, wie der Held
Auf ſeinem Schild, den er nicht laſſen wollte.
Bringt ihn hinweg!

(Soldaten heben den Leichnam auf und tragen ihn fort.)

Fried' ſey mit ſeinem Staube!
Ihm ſoll ein ehrenvolles Denkmal werden.
Mitten in Frankreich, wo er ſeinen Lauf
Als Held geendet, ruhe ſein Gebein!
So weit, als er, drang noch kein feindlich Schwert;
Seine Grabſchrift ſey der Ort, wo man ihn findet.

Faſtolf (gibt ſein Schwert ab.)

Herr, ich bin dein Gefangener.

Karl (gibt ihm ſein Schwert zurück.)

Nicht alſo!
Die fromme Pflicht ehrt auch der rohe Krieg,
Frey ſollt Ihr Euerm Herrn zu Grabe folgen.
Jetzt eilt, Du Chatel — Meine Agnes zittert —
Entreißt ſie ihrer Angſt um uns — Bringt ihr

Die Botſchaft, daß wir leben, daß wir ſiegten,
Und führt ſie im Triumph nach Rheims!
(Du Chatel geht ab.)

Achter Auftritt.

La Hire zu den Vorigen.

Dunois.

La Hire,
Wo iſt die Jungfrau?

La Hire.

Wie? Das frag' ich Euch.
An Eurer Seite fechtend ließ ich ſie.

Dunois.

Von Eurem Arme glaubt' ich ſie beſchützt,
Als ich dem König beyzuſpringen eilte.

Burgund.

Im dichtſten Feindeshaufen ſah ich noch
Vor Kurzem ihre weiſſe Fahne wehn.

Dunois.

Weh uns, wo iſt ſie? Böſes ahnet mir!
Kommt, eilen wir, ſie zu befreyn. — Ich fürchte,
Sie hat der kühne Muth zu weit geführt,
Umringt von Feinden kämpft ſie ganz allein,
Und hülflos unterliegt ſie jetzt der Menge.

Karl.

Eilt, rettet ſie!

La Hire.

Ich folg' Euch, kommt!

Burgund.

Wir Alle!

(Sie eilen fort.)

Neunter Auftritt.

(Eine andre öde Gegend des Schlachtfelds. Man ſieht die Thürme von Rheims in der Ferne von der Sonne beleuchtet.)

Ein Ritter in ganz ſchwarzer Rüſtung, mit geſchloſſnem Viſier. **Johanna** verfolgt ihn bis auf die vordere Bühne, wo er ſtilleſteht und ſie erwartet.

Johanna.

Argliſt'ger! Jetzt erkenn' ich deine Tücke!
Du haſt mich trüglich durch verſtellte Flucht
Vom Schlachtfeld weggelockt und Tod und Schickſal
Von vieler Brittenſöhne Haupt entfernt.
Doch jetzt ereilt dich ſelber das Verderben.

Schwarzer Ritter.

Warum verfolgſt du mich und hefteſt dich
So wuthentbrannt an meine Ferſen? Mir
Iſt nicht beſtimmt, von deiner Hand zu fallen.

Johanna.

Verhaßt in tiefſter Seele biſt du mir.
Gleichwie die Nacht, die deine Farbe iſt.
Dich weg zu tilgen von dem Licht des Tags
Treibt mich die unbezwingliche Begier.
Wer biſt du? Oeffne dein Viſier. — Hätt' ich
Den kriegeriſchen Talbot in der Schlacht
Nicht fallen ſehn, ſo ſagt' ich, du wärſt Talbot.

Schwarzer Ritter.

Schweigt dir die Stimme des Prophetengeiſtes?

Johanna.

Sie redet laut in meiner tiefſten Bruſt,
Daß mir das Unglück an der Seite ſteht.

Schwarzer Ritter.

Johanna d'Arc! Bis an die Thore Rheims
Biſt du gedrungen auf des Sieges Flügeln.
Dir gnüge der erworbne Ruhm. Entlaſſe
Das Glück, das dir als Sclave hat gedient,
Eh' es ſich zürnend ſelbſt befreit, es haſſt
Die Treu und keinem dient es bis an's Ende.

Johanna.

Was heißeſt du in Mitte meines Laufs
Mich ſtilleſtehen und mein Werk verlaſſen?
Ich führ' es aus und löſe mein Gelübde!

Schwarzer Ritter.

Nichts kann dir, du Gewalt'ge, widerſtehn.

In jedem Kampfe ſiegſt du. — Aber gehe
In keinen Kampf mehr. Höre meine Warnung!

Johanna.

Nicht aus den Händen leg' ich dieſes Schwert,
Als bis das ſtolze England niederliegt.

Schwarzer Ritter.

Schau hin! Dort hebt ſich Rheims mit ſeinen Thürmen,
Das Ziel und Ende deiner Fahrt — Die Kuppel
Der hohen Kathedrale ſiehſt du leuchten;
Dort wirſt du einziehn im Triumphgepräng,
Deinen König krönen, dein Gelübde löſen.
— Geh nicht hinein! Kehr' um! Hör' meine Warnung!

Johanna.

Wer biſt du, doppelzüngig falſches Weſen,
Das mich erſchrecken und verwirren will?
Was maßeſt du dir an, mir falſch Orakel
Betrüglich zu verkündigen?
(Der ſchwarze Ritter will abgehen, ſie tritt ihm in den Weg.)
Nein, du ſtehſt
Mir Rede, oder ſtirbſt von meinen Händen!
(Sie will einen Streich auf ihn führen.)

Schwarzer Ritter.

(Berührt ſie mit der Hand, ſie bleibt unbeweglich ſtehen.)
Tödte, was ſterblich iſt!
(Nacht, Blitz und Donnerſchlag. Der Ritter verſinkt.)

Johanna.

(ſteht anfangs erſtaunt, faßt ſich aber bald wieder.)

Es war nichts Lebendes. — Ein trüglich Bild
Der Hölle war's, ein widerſpenſt'ger Geiſt,
Herauf geſtiegen aus dem Feuerpfuhl,
Mein edles Herz im Buſen zu erſchüttern.
Wen fürcht' ich mit dem Schwerte meines Gottes?
Siegreich vollenden will ich meine Bahn,
Und käm' die Hölle ſelber in die Schranken,
Mir ſoll der Muth nicht weichen und nicht wanken!

(Sie will abgehen.)

Zehnter Auftritt.

Lionel. Johanna.

Lionel.

Verfluchte, rüſte dich zum Kampf — Nicht Beyde
Verlaſſen wir lebendig dieſen Platz.
Du haſt die beſten meines Volks getödtet;
Der edle Talbot hat die große Seele
In meinen Buſen ausgehaucht. — Ich räche
Den Tapfern oder theile ſein Geſchick.
Und da du wiſſeſt, wer dir Ruhm verleiht,
Er ſterb oder ſiege — Ich bin Lionel,
Der letzt von den Fürſten unſers Heers,
Und unbezwungen noch iſt dieſer Arm.

(Er dringt auf ſie ein; nach einem kurzen Gefecht ſchlägt ſie ihm das Schwert aus der Hand.)

Treuloſes Glück!

(Er ringt mit ihr.)

Johanna.

(Ergreift ihn von hinten zu am Helmbuſch und reißt ihm den Helm gewaltſam herunter, daß ſein Geſicht entblößt wird, zugleich zuckt ſie das Schwert mit der Rechten.)

Erleide, was du ſuchteſt,
Die heil'ge Jungfrau opfert dich durch mich!

(In dieſem Augenblicke ſieht ſie ihm in's Geſicht, ſein Anblick ergreift ſie, ſie bleibt unbeweglich ſtehen und läßt dann langſam den Arm ſinken.)

Lionel.

Was zauderſt du und hemmſt den Todesſtreich?
Nimm mir das Leben auch, du nahmſt den Ruhm;
Ich bin in deiner Hand, ich will nicht Schonung.

(Sie gibt ihm ein Zeichen mit der Hand, ſich zu entfernen.)

Entfliehen ſoll ich? Dir ſoll ich mein Leben
Verdanken? — Eher ſterben!

Johanna (mit abgewandtem Geſicht.)

Ich will nichts davon wiſſen, daß dein Leben
In meine Macht gegeben war.

Lionel.

Ich haſſe dich und dein Geſchenk — Ich will
Nicht Schonung — Tödte deinen Feind, der dich
Verabſcheut, der dich tödten wollte.

Johanna.
Tödte mich
— Und fliehe!

Lionel.
Ha! was iſt das?

Johanna (verbirgt das Geſicht.)
Wehe mir!

Lionel (tritt ihr näher.)
Du tödteſt, ſagt man, alle Engelländer,
Die du im Kampf bezwingſt — Warum nur mich
Verſchonen?

Johanna.
(erhebt das Schwert mit einer raſchen Bewegung gegen ihn, läßt es aber, wie ſie ihn in's Geſicht faßt, ſchnell wieder ſinken.)
Heil'ge Jungfrau!

Lionel.
Warum nennſt du
Die Heil'ge? Sie weiß nichts von dir; der Himmel
Hat keinen Theil an dir.

Johanna (in der heftigſten Beängſtigung.)
Was hab' ich
Gethan! Gebrochen hab' ich mein Gelübde!
(Sie ringt verzweifelnd die Hände.)

Lionel.
(betrachtet ſie mit Theilnahme und tritt ihr näher.)
Unglücklich Mädchen! Ich beklage dich.

Du rührſt mich, du haſt Großmuth ausgeübt
An mir allein, ich fühle, daß mein Haß
Verſchwindet, ich muß Antheil an dir nehmen!
— Wer biſt du? Woher kommſt du?

Johanna.

Fort! Entfliehe!

Lionel.

Mich jammert deine Jugend, deine Schönheit!
Dein Anblick dringt mir an das Herz. Ich möchte
Dich gerne retten — Sage mir, wie kann ich's!
Komm! Komm! Entſage dieſer gräßlichen
Verbindung — Wirf ſie von dir dieſe Waffen!

Johanna.

Ich bin unwürdig, ſie zu führen!

Lionel.

Wirf
Sie von dir, ſchnell, und folge mir!

Johanna (mit Entſetzen.)

Dir folgen!

Lionel.

Du kannſt gerettet werden. Folge mir!
Ich will dich retten, aber ſäume nicht.
Mich faßt ein ungeheurer Schmerz um dich,
Und ein unnennbar Sehnen, dich zu retten —
(bemächtigt ſich ihres Armes.)

Johanna.

Der Baſtard naht! Sie ſind's! Sie ſuchen mich!
Wenn ſie dich finden —

Lionel.

Ich beſchütze dich!

Johanna.

Ich ſterbe, wenn du fällſt von ihren Händen!

Lionel.

Bin ich dir theuer?

Johanna.

Heilige des Himmels!

Lionel.

Werd' ich dich wiederſehen? Von dir hören?

Johanna.

Nie! Niemals!

Lionel.

Dieſes Schwert zum Pfand, daß ich
Dich wiederſehe!

(Er entreißt ihr das Schwert.)

Johanna.

Raſender, du wagſt es?

Lionel.

Jetzt weich' ich der Gewalt, ich ſeh' dich wieder!

(Er geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Dunois und La Hire. Johanna.

La Hire.

Sie lebt! Sie iſt's!

Dunois.

Johanna, fürchte nichts!
Die Freunde ſtehen mächtig dir zur Seite.

La Hire.

Flieht dort nicht Lionel?

Dunois.

Laß ihn entfliehn!
Johanna, die gerechte Sache ſiegt.
Rheims öffnet ſeine Thore; alles Volk
Strömt jauchzend ſeinem Könige entgegen —

La Hire.

Was iſt der Jungfrau? Sie erbleicht, ſie ſinkt!

(Johanna ſchwindelt und will ſinken.)

Dunois.

Sie iſt verwundet — Reißt den Panzer auf —
Es iſt der Arm und leicht iſt die Verletzung.

La Hire.

Ihr Blut entfließt.

Johanna.

Laßt es mit meinem Leben
Hinſtrömen!

(Sie liegt ohnmächtig in La Hire's Armen.)

Vierter Aufzug.

Ein feſtlich ausgeſchmückter Saal, die Säulen ſind mit Feſtons umwunden; hinter der Scene Flöten und Hoboen.

Erſter Auftritt.

Johanna.

Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme ſchweigen,
Auf blut'ge Schlachten folgt Geſang und Tanz,
Durch alle Straßen tönt der muntre Reigen,
Altar und Kirche prangt in Feſtes=Glanz,
Und Pforten bauen ſich aus grünen Zweigen,
Und um die Säule windet ſich der Kranz;
Das weite Rheims faſſt nicht die Zahl der Gäſte,
Die wallend ſtrömen zu dem Völkerfeſte.

Und Einer Freude Hochgefühl entbrennet,
Und Ein Gedanke ſchlägt in jeder Bruſt,
Was ſich noch jüngſt in blut'gem Haß getrennet,
Das theilt entzückt die allgemeine Luſt.
Wer nur zum Stamm der Franken ſich bekennet,
Der iſt des Namens ſtolzer ſich bewuſſt,
Erneuert iſt der Glanz der alten Krone,
Und Frankreich huldigt ſeinem Königsſohne.

Doch mich, die all dies Herrliche vollendet,
Mich rührt es nicht das allgemeine Glück;
Mir iſt das Herz verwandelt und gewendet;
Es flieht von dieſer Feſtlichkeit zurück,
In's Britt'ſche Lager iſt es hingewendet,
Hinüber zu dem Feinde ſchweift der Blick,
Und aus der Freude Kreis muß ich mich ſtehlen,
Die ſchwere Schuld des Buſens zu verhehlen.

Wer? Ich? Ich eines Mannes Bild
In meinem reinen Buſen tragen?
Dies Herz, von Himmels Glanz erfüllt,
Darf einer ird'ſchen Liebe ſchlagen?
Ich, meines Landes Retterinn,
Des höchſten Gottes Kriegerinn,
Für meines Landes Feind entbrennen!
Darf ich's der keuſchen Sonne nennen,
Und mich vernichtet nicht die Scham!

(Die Muſik hinter der Scene geht in eine weiche ſchmelzende Melodie über.)

Wehe! Weh mir! Welche Töne!
Wie verführen ſie mein Ohr!
Jeder ruft mir ſeine Stimme,
Zaubert mir ſein Bild hervor!

Daß der Sturm der Schlacht mich faſſte,
Speere ſauſend mich umtönten

In des heißen Streites Wuth!
Wieder fänd' ich meinen Muth!
Dieſe Stimmen, dieſe Töne,
Wie umſtricken ſie mein Herz!
Jede Kraft in meinem Buſen,
Löſen ſie in weichem Sehnen,
Schmelzen ſie in Wehmuths Thränen!
(Nach einer Pauſe lebhafter.)
Sollt' ich ihn tödten? Konnt' ich's, da ich ihm
In's Auge ſah? Ihn tödten! Eher hätt' ich
Den Mordſtahl auf die eigne Bruſt gezückt!
Und bin ich ſtrafbar, weil ich menſchlich war?
Iſt Mitleid Sünde? — Mitleid! Hörteſt du
Des Mitleids Stimme und der Menſchlichkeit
Auch bey den Andern, die dein Schwert geopfert?
Warum verſtummte ſie, als der Walliſer dich,
Der zarte Jüngling, um ſein Leben flehte?
Argliſtig Herz! Du lügſt dem ew'gen Licht,
Dich trieb des Mitleids fromme Stimme nicht!
Warum mußt' ich ihm in die Augen ſehn!
Die Züge ſchaun des edeln Angeſichts!
Mit deinem Blick fing dein Verbrechen an,
Unglückliche! Ein blindes Werkzeug fodert Gott,
Mit blinden Augen muſſteſt du's vollbringen!
Sobald du ſahſt, verließ dich Gottes Schild,
Ergriffen dich der Hölle Schlingen!
(Die Flöten wiederhohlen, ſie verſinkt in eine ſtille Wehmuth.)

Frommer Stab! O hätt' ich nimmer
Mit dem Schwerte dich vertauſcht!
Hätt' es nie in deinen Zweigen,
Heil'ge Eiche! mir gerauſcht!
Wärſt du nimmer mir erſchienen,
Hohe Himmelskönigin!
Nimm, ich kann ſie nicht verdienen,
Deine Krone, nimm ſie hin!

Ach, ich ſah den Himmel offen
Und der Sel'gen Angeſicht!
Doch auf Erden iſt mein Hoffen,
Und im Himmel iſt es nicht!
Muſſteſt du ihn auf mich laden
Dieſen furchtbaren Beruf!
Konnt' ich dieſes Herz verhärten,
Das der Himmel fühlend ſchuf!

Willſt du deine Macht verkünden,
Wähle ſie, die frey von Sünden
Stehn in deinem ew'gen Haus,
Deine Geiſter ſende aus,
Die Unſterblichen, die Reinen,
Die nicht fühlen, die nicht weinen!
Nicht die zarte Jungfrau wähle,
Nicht der Hirtinn weiche Seele!

Kümmert mich das Loos der Schlachten,
Mich der Zwiſt der Könige?
Schuldlos trieb ich meine Lämmer
Auf des ſtillen Berges Höh.
Doch du riſſeſt mich in's Leben,
In den ſtolzen Fürſtenſaal,
Mich der Schuld dahin zu geben,
Ach! es war nicht meine Wahl!

Zweyter Auftritt.

Agnes Sorel. Johanna.

Sorel.

(kommt in lebhafter Rührung, wie ſie die Jungfrau erblickt, eilt auf ſie zu und fällt ihr um den Hals; plötzlich beſinnt ſie ſich, läßt ſie los und fällt vor ihr nieder.)

Nein! Nicht ſo! Hier im Staub vor dir —

Johanna (will ſie aufheben.)

Steh auf!
Was iſt dir? Du vergiſſeſt dich und mich.

Sorel.

Laß mich! Es iſt der Freude Drang, der mich
Zu deinen Füßen niederwirft — ich muß
Mein überwallend Herz vor Gott ergießen;
Den Unſichtbaren bet' ich an in dir.
Du biſt der Engel, der mir meinen Herrn

Nach Rheims geführt und mit der Krone ſchmückt.
Was ich zu ſehen nie geträumt, es iſt
Erfüllt! Der Krönungszug bereitet ſich,
Der König ſteht im feſtlichen Ornat,
Verſammelt ſind die Pairs, die Mächtigen
Der Krone, die Inſignien zu tragen;
Zur Kathedrale wallend ſtrömt das Volk;
Es ſchallt der Reigen und die Glocken tönen.
O dieſes Glückes Fülle trag' ich nicht!

(Johanna hebt ſie ſanft in die Höhe. Agnes Sorel hält einen Augenblick inne, indem ſie der Jungfrau näher in's Auge ſieht.)

Doch du bleibſt immer ernſt und ſtreng; du kannſt
Das Glück erſchaffen, doch du theilſt es nicht.
Dein Herz iſt kalt, du fühlſt nicht unſre Freuden,
Du haſt der Himmel Herrlichkeit geſehn,
Die reine Bruſt bewegt kein irdiſch Glück.

(Johanna ergreift ihre Hand mit Heftigkeit, läßt ſie aber ſchnell wieder fahren.)

O könnteſt du ein Weib ſeyn und empfinden!
Leg dieſe Rüſtung ab, kein Krieg iſt mehr,
Bekenne dich zum ſanfteren Geſchlechte!
Mein liebend Herz flieht ſcheu vor dir zurück,
So lange du der ſtrengen Pallas gleichſt.

Johanna.

Was foderſt du von mir!

Sorel.

Entwaffne dich!
Leg dieſe Rüſtung ab! Die Liebe fürchtet
Sich dieſer ſtahlbedeckten Bruſt zu nahn.
O ſey ein Weib und du wirſt Liebe fühlen!

Johanna.

Jetzt ſoll ich mich entwaffnen! Jetzt! Dem Tod
Will ich die Bruſt entblößen in der Schlacht!
Jetzt nicht — o möchte ſiebenfaches Erz
Vor Euern Feſten, vor mir ſelbſt mich ſchützen!

Sorel.

Dich liebt Graf Dunois. Sein edles Herz
Dem Ruhm nur offen und der Heldentugend,
Es glüht für dich in heiligem Gefühl.
O es iſt ſchön, von einem Helden ſich geliebt
Zu ſehn — es iſt noch ſchöner, ihn zu lieben!
(Johanna wendet ſich mit Abſcheu hinweg.)
Du haſſeſt ihn! — Nein, nein du kannſt ihn nur
Nicht lieben — Doch wie ſollteſt du ihn haſſen!
Man haßt nur den, der den Geliebten uns
Entreißt; doch dir iſt keiner der Geliebte!
Dein Herz iſt ruhig — Wenn es fühlen könnte —

Johanna.

Beklage mich! Beweine mein Geſchick!

Sorel.

Was könnte dir zu deinem Glücke mangeln?
Du haſt dein Wort gelöſ't, Frankreich iſt frey,

Bis in die Krönungſtadt haſt du den König
Siegreich geführt, und hohen Ruhm erſtritten;
Dir huldiget, dich preiſ't ein glücklich Volk;
Von allen Zungen überſtrömend fließt
Dein Lob; du biſt die Göttinn dieſes Feſtes;
Der König ſelbſt mit ſeiner Krone ſtrahlt
Nicht herrlicher, als du.

Johanna.

O könnt' ich mich
Verbergen in den tiefſten Schoß der Erde!

Sorel.

Was iſt dir? Welche ſeltſame Bewegung!
Wer dürfte frey aufſchaun an dieſem Tage,
Wenn du die Blicke niederſchlagen ſollſt!
Mich laß erröthen, mich, die neben dir
So klein ſich fühlt, zu deiner Heldenſtärke ſich,
Zu deiner Hoheit nicht erheben kann!
Denn ſoll ich meine ganze Schwäche dir
Geſtehen? Nicht der Ruhm des Vaterlandes,
Nicht der erneute Glanz des Thrones, nicht
Der Völker Hochgefühl und Siegesfreude
Beſchäftigt dieſes ſchwache Herz. Es iſt
Nur Einer, der es ganz erfüllt; es hat
Nur Raum für dieſes einzige Gefühl:
Er iſt der Angebetete, ihm jauchzt das Volk,
Ihn ſegnet es, ihm ſtreut es dieſe Blumen,
Er iſt der Meine, der Geliebte iſt's.

Johanna.

O du biſt glücklich! Selig preiſe dich!
Du liebſt, wo Alles liebt! Du darfſt dein Herz
Aufſchließen, laut ausſprechen dein Entzücken
Und offen tragen vor der Menſchen Blicken!
Dies Feſt des Reichs iſt deiner Liebe Feſt.
Die Völker alle, die unendlichen,
Die ſich in dieſen Mauern flutend drängen,
Sie theilen dein Gefühl, ſie heil'gen es;
Dir jauchzen ſie, dir flechten ſie den Kranz,
Eins biſt du mit der allgemeinen Wonne,
Du liebſt das Allerfreuende, die Sonne,
Und was du ſiehſt, iſt deiner Liebe Glanz!

Sorel

(ihr um den Hals fallend.)

O du entzückſt mich, du verſtehſt mich ganz!
Ja ich verkannte dich, du kennſt die Liebe,
Und was ich fühle, ſprichſt du mächtig aus.
Von ſeiner Furcht und Scheue löſ't ſich mir
Das Herz, es wallt vertrauend dir entgegen —

Johanna

(entreißt ſich mit Heftigkeit ihren Armen.)

Verlaß mich! Wende dich von mir! Beflecke
Dich nicht mit meiner peſterfüllten Nähe!
Sey glücklich, geh! Mich laß in tiefſter Nacht
Mein Unglück, meine Schande, mein Entſetzen
Verbergen —

Sorel.

Du erſchreckſt mich, ich begreife
Dich nicht, doch ich begriff dich nie — und ſtets
Verhüllt war mir dein dunkel tiefes Weſen.
Wer möcht' es faſſen, was dein heilig Herz,
Der reinen Seele Zartgefühl erſchreckt!

Johanna.

Du biſt die Heilige! Du biſt die Reine!
Sähſt du mein Innerſtes, du ſtießeſt ſchaudernd
Die Feindinn von dir, die Verrätherinn!

Dritter Auftritt.

Dunois. Du Chatel und La Hire
mit der Fahne der Johanna.

Dunois.

Dich ſuchen wir, Johanna. Alles iſt
Bereit; der König ſendet uns, er will,
Daß du vor ihm die heil'ge Fahne trageſt;
Du ſollſt dich ſchließen an der Fürſten Reihn,
Die nächſte an ihm ſelber ſollſt du gehn:
Denn er verläugnet's nicht und alle Welt
Soll es bezeugen, daß er dir allein
Die Ehre dieſes Tages zuerkennt.

La Hire.

Hier iſt die Fahne. Nimm ſie, edle Jungfrau!
Die Fürſten warten und es harrt das Volk.

Johanna.

Ich vor ihm herziehn! Ich die Fahne tragen!

Dunois.

Wem anders ziemt' es! Welche andre Hand
Iſt rein genug, das Heiligthum zu tragen!
Du ſchwangſt ſie im Gefechte; trage ſie
Zur Zierde nun auf dieſem Weg der Freude.

(La Hire will ihr die Fahne überreichen, ſie bebt ſchaudernd davor zurück.)

Johanna.

Hinweg! Hinweg!

La Hire.

Was iſt dir? Du erſchrickſt
Vor deiner eignen Fahne! — Sieh ſie an!

(Er rollt die Fahne auseinander.)

Es iſt dieſelbe, die du ſiegend ſchwangſt.
Die Himmelsköniginn iſt drauf gebildet,
Die über einer Erdenkugel ſchwebt;
Denn alſo lehrte dich's die heil'ge Mutter.

Johanna

(mit Entſetzen hinſchauend.)

Sie iſt's! Sie ſelbſt! Ganz ſo erſchien ſie mir.
Seht, wie ſie herblickt und die Stirne faltet,
Zornglühend aus den finſtern Wimpern ſchaut!

Sorel.

O ſie iſt außer ſich! Komm zu dir ſelbſt!
Erkenne dich! Du ſiehſt nichts Wirkliches!

Das iſt ihr irdiſch nachgeahmtes Bild,
Sie ſelber wandelt in des Himmels Chören!

Johanna.

Furchtbare, kommſt du, dein Geſchöpf zu ſtrafen?
Verderbe, ſtrafe mich, nimm deine Blitze,
Und laß ſie fallen auf mein ſchuldig Haupt.
Gebrochen hab' ich meinen Bund, entweiht,
Geläſtert hab' ich deinen heil'gen Namen!

Dunois.

Weh uns! Was iſt das! Welch' unſel'ge Reden!

La Hire (erſtaunt zu Du Chatel.)

Begreift Ihr dieſe ſeltſame Bewegung?

Du Chatel.

Ich ſehe, was ich ſeh'. Ich hab' es längſt
Gefürchtet.

Dunois.

Wie? Was ſagt Ihr?

Du Chatel.

Was ich denke,
Darf ich nicht ſagen. Wollte Gott, es wäre
Vorüber und der König wär' gekrönt!

La Hire.

Wie? Hat der Schrecken, der von dieſer Fahne
Ausging, ſich auf dich ſelbſt zurück gewendet?
Den Britten laß vor dieſem Zeichen zittern,
Den Feinden Frankreichs iſt es fürchterlich,
Doch ſeinen treuen Bürgern iſt es gnädig.

Johanna.

Ja, du ſagſt recht! Den Freunden iſt es hold,
Und auf die Feinde ſendet es Entſetzen!

(Man hört den Krönungmarſch.)

Dunois.

So nimm die Fahne! Nimm ſie! Sie beginnen
Den Zug, kein Augenblick iſt zu verlieren!

(Sie dringen ihr die Fahne auf, ſie ergreift ſie mit heftigem Widerſtreben und geht ab; die Andern folgen.)

Vierter Auftritt.

Die Scene verwandelt ſich in einen freien Platz vor der Kathedralkirche.

Zuſchauer erfüllen den Hintergrund, aus ihnen heraus treten **Bertrand**, **Claude Marie** und **Etienne** und kommen vorwärts, in der Folge auch **Margot** und **Louiſon**. Der Krönungmarſch erſchallt gedämpft aus der Ferne.

Bertrand.

Hört die Muſik! Sie ſind's! Sie nahen ſchon!
Was iſt das Beſte? Steigen wir hinauf
Auf die Platforme, oder drängen uns
Durch's Volk, daß wir vom Aufzug nichts verlieren?

Etienne.

Es iſt nicht durchzukommen. Alle Straßen ſind
Von Menſchen vollgedrängt, zu Roß und Wagen.

Laßt uns hieher an dieſe Häuſer treten,
Hier können wir den Zug gemächlich ſehen,
Wenn er vorüber kommt!

Claude Marie.

Iſt's doch, als ob
Halb Frankreich ſich zuſammen hier gefunden;
So allgewaltig iſt die Flut, daß ſie
Auch uns im fernen lothringiſchen Land
Hat aufgehoben und hieher geſpült!

Bertrand.

Wer wird
In ſeinem Winkel müßig ſitzen, wenn
Das Große ſich begibt im Vaterland!
Es hat auch Schweiß und Blut genug gekoſtet,
Bis daß die Krone kam auf's rechte Haupt!
Und unſer König, der der wahre iſt,
Dem wir die Kron' jetzt geben, ſoll nicht ſchlechter
Begleitet ſeyn, als der Pariſer ihrer,
Den ſie zu Saint Denis gekrönt! Der iſt
Kein Wohlgeſinnter, der von dieſem Feſt
Wegbleibt, und nicht mit ruft: Es lebe der König!

Fünfter Auftritt.

Margot und Louiſon treten zu ihnen.

Louiſon.

Wir werden unſre Schweſter ſehen, Margot!
Mir pocht das Herz.

Margot.

Wir werden ſie im Glanz
Und in der Hoheit ſehn, und zu uns ſagen:
Es iſt Johanna, es iſt unſre Schweſter!

Louiſon.

Ich kann's nicht glauben, bis ich ſie mit Augen
Geſehn, daß dieſe Mächtige, die man
Die Jungfrau nennt von Orleans, unſre Schweſter
Johanna iſt, die uns verloren ging.

(Der Marſch kommt immer näher.)

Margot.

Du zweifelſt noch! Du wirſt's mit Augen ſehn!

Bertrand.

Gebt Acht! Sie kommen!

Sechster Auftritt.

Flötenſpieler und Hoboiſten eröffnen den Zug. Kinder folgen, weiß gekleidet, mit Zweigen in der Hand, hinter dieſen zwey Herolde. Darauf ein Zug von **Hellebardierern. Magiſtratsperſonen** in der Robe folgen. Hierauf zwey **Marſchälle** mit dem Stabe, **Herzog von Burgund**, das Schwert tragend, **Dunois** mit dem Scepter, andere **Große** mit der Krone, dem Reichsapfel und dem Gerichtsſtabe, andere mit Opfergaben; hinter dieſen **Ritter** in ihrem Ordensſchmuck; **Chorknaben** mit dem Rauchfaß, dann zwey **Biſchöfe** mit der S. Ampoule, **Erzbiſchof** mit dem Crucifix; ihm folgt **Johanna** mit der Fahne. Sie geht mit geſenktem Haupt und ungewiſſen Schritten, die Schweſtern geben bey ihrem Anblick Zeichen des Erſtaunens und der Freude. Hinter ihr kommt der **König**, unter einem Thronhimmel, welchen vier **Barone** tragen, **Hofleute** folgen, **Soldaten** ſchließen. Wenn der Zug in die Kirche hinein iſt, ſchweigt der Marſch.

Siebenter Auftritt.

Louiſon. Margot. Claude Marie. Etienne. Bertrand.

Margot.

Sahſt du die Schweſter?

Claude Marie.

Die im goldnen Harniſch,
Die vor dem König herging mit der Fahne?

Margot.

Sie war's. Es war Johanna, unſre Schweſter!

Louiſon.

Und ſie erkannt' uns nicht! Sie ahnete
Die Nähe nicht der ſchweſterlichen Bruſt.
Sie ſah zur Erde und erſchien ſo blaß,
Und unter ihrer Fahne ging ſie zitternd —
Ich konnte mich nicht freun, da ich ſie ſah.

Margot.

So hab' ich unſre Schweſter nun im Glanz
Und in der Herrlichkeit geſehn. — Wer hätte
Auch nur im Traum geahnet und gedacht,
Da ſie die Herde trieb auf unſern Bergen,
Daß wir in ſolcher Pracht ſie würden ſchaun.

Louiſon.

Der Traum des Vaters iſt erfüllt, daß wir
Zu Rheims uns vor der Schweſter würden neigen.
Das iſt die Kirche, die der Vater ſah
Im Traum, und Alles hat ſich nun erfüllt.
Doch der Vater ſah auch traurige Geſichte;
Ach, mich bekümmert's, ſie ſo groß zu ſehn!

Bertrand.

Was ſtehn wir müßig hier? Kommt in die Kirche,
Die heil'ge Handlung anzuſehn!

Margot.

Ja, kommt!
Vielleicht, daß wir der Schweſter dort begegnen.

Louiſon.

Wir haben ſie geſehen. Kehren wir
In unſer Dorf zurück.

Margot.

Was? Eh wir ſie
Begrüßt und angeredet?

Louiſon.

Sie gehört
Uns nicht mehr an; bey Fürſten iſt ihr Platz
Und Königen — Wer ſind wir, daß wir uns
Zu ihrem Glanze rühmend eitel drängen?
Sie war uns fremd, da ſie noch unſer war!

Margot.

Wird ſie ſich unſer ſchämen, uns verachten?

Bertrand.

Der König ſelber ſchämt ſich unſer nicht.
Er grüßte freundlich auch den Niedrigſten.
Sey ſie ſo hoch geſtiegen, als ſie will,
Der König iſt doch größer!

(Trompeten und Pauken erſchallen aus der Kirche.)

Claude Marie.

Kommt zur Kirche!

(Sie eilen nach dem Hintergrund, wo ſie ſich unter dem Volke verlieren.)

Achter Auftritt.

Thibaut kommt, ſchwarz gekleidet. **Raimond** folgt ihm und will ihn zurücke halten.

Raimond.

Bleibt, Vater Thibaut! Bleibt aus dem Gedränge
Zurück! Hier ſeht ihr lauter frohe Menſchen,
Und Euer Gram beleidigt dieſes Feſt.
Kommt! Fliehn wir aus der Stadt mit eil'gen Schritten.

Thibaut.

Sahſt du mein unglückſelig Kind? Haſt du
Sie recht betrachtet?

Raimond.

O ich bitt' Euch, flieht!

Thibaut.

Bemerkteſt du, wie ihre Schritte wankten,
Wie bleich und wie verſtört ihr Antlitz war!
Die Unglückſelige fühlt ihren Zuſtand;
Das iſt der Augenblick, mein Kind zu retten,
Ich will ihn nutzen.

(Er will gehen.)

Raimond.

Bleibt! Was wollt Ihr thun?

Thibaut.

Ich will ſie überraſchen, will ſie ſtürzen
Von ihrem eiteln Glück, ja mit Gewalt
Will ich zu ihrem Gott, dem ſie entſagt,
Zurück ſie führen.

Raimond.

Ach! Erwägt es wohl!
Stürzt Euer eigen Kind nicht in's Verderben!

Thibaut.

Lebt ihre Seele nur, ihr Leib mag ſterben.

(Johanna ſtürzt aus der Kirche heraus, ohne ihre Fahne, Volk dringt zu, adorirt ſie und küßt ihre Kleider, ſie wird durch das Gedränge im Hintergrunde aufgehalten.)

Sie kommt! Sie iſt's! Bleich ſtürzt ſie aus der Kirche,
Es treibt die Angſt ſie aus dem Heiligthum.
Das iſt das göttliche Gericht, das ſich
An ihr verkündiget! —

Raimond.

Lebt wohl!
Verlangt nicht, daß ich länger Euch begleite!
Ich kam voll Hoffnung, und ich geh' voll Schmerz.
Ich habe Eure Tochter wieder geſehn,
Und fühle, daß ich ſie auf's Neu verliere!

(Er geht ab, Thibaut entfernt ſich auf der entgegengeſetzten Seite.)

Neunter Auftritt.

Johanna. Volk. Hernach ihre **Schweſtern.**

Johanna.

(hat ſich des Volks erwehrt und kommt vorwärts.)

Ich kann nicht bleiben — Geiſter jagen mich,
Wie Donner ſchallen mir der Orgel Töne,
Des Doms Gewölbe ſtürzen auf mich ein,
Des freyen Himmels Weite muß ich ſuchen!
Die Fahne ließ ich in dem Heiligthum,
Nie, nie ſoll dieſe Hand ſie mehr berühren!
Mir war's, als hätt' ich die geliebten Schweſtern,
Margot und Louiſon, gleich einem Traum
An mir vorüber gleiten ſehen. — Ach!
Es war nur eine täuſchende Erſcheinung!
Fern ſind ſie, fern und unerreichbar weit,
Wie meiner Kindheit, meiner Unſchuld Glück!

Margot (hervortretend.)

Sie iſt's! Johanna iſt's!

Louiſon (eilt ihr entgegen.)

O meine Schweſter!

Johanna.

So war's kein Wahn — Ihr ſeyd es — Ich umfaſſ' Euch,
Dich, meine Louiſon! Dich, meine Margot!
Hier in der fremden menſchenreichen Oede
Umfang' ich die vertraute Schweſterbruſt!

Margot.

Sie kennt uns noch, iſt noch die gute Schweſter.

Johanna.

Und Eure Liebe führt Euch zu mir her,
So weit, ſo weit! Ihr zürnt der Schweſter nicht,
Die lieblos ohne Abſchied Euch verließ!

Louiſon.

Dich führte Gottes dunkle Schickung fort.

Margot.

Der Ruf von dir, der alle Welt bewegt,
Der deinen Namen trägt auf allen Zungen,
Hat uns erweckt in unſerm ſtillen Dorf,
Und hergeführt zu dieſes Feſtes Feier.
Wir kommen deine Herrlichkeit zu ſehn,
Und wir ſind nicht allein!

Johanna (ſchnell.)

Der Vater iſt mit Euch!
Wo, wo iſt er? Warum verbirgt er ſich?

Margot.

Der Vater iſt nicht mit uns.

Johanna

Nicht? Er will ſein Kind
Nicht ſehn? Ihr bringt mir ſeinen Segen nicht?

Louiſon.

Er weiß nicht, daß wir hier ſind.

Johanna.

Weiß es nicht!

Warum nicht? — Ihr verwirret Euch? Ihr ſchweigt?
Und ſeht zur Erde! Sagt, wo iſt der Vater?

Margot.

Seitdem du weg biſt —

Louiſon (winkt ihr.

Margot!

Margot.

Iſt der Vater
Schwermüthig worden.

Johanna.

Schwermüthig!

Louiſon.

Tröſte dich!
Du kennſt des Vaters ahnungvolle Seele!
Er wird ſich faſſen, ſich zufrieden geben,
Wenn wir ihm ſagen, daß du glücklich biſt.

Margot.

Du biſt doch glücklich? Ja, du muſſt es ſeyn,
Da du ſo groß biſt und geehrt!

Johanna.

Ich bin's,
Da ich Euch wieder ſehe, Eure Stimme
Vernehme, den geliebten Ton, mich heim
Erinnre an die väterliche Flur.
Da ich die Herde trieb auf unſern Höhen,
Da war ich glücklich, wie im Paradies —
Kann ich's nicht wieder ſeyn, nicht wieder werden!

(Sie verbirgt ihr Geſicht an Louiſons Bruſt. Claude Marie, Etienne und Bertrand zeigen ſich und bleiben ſchüchtern in der Ferne ſtehen.)

Margot.

Kommt, Etienne! Bertrand! Claude Marie!
Die Schweſter iſt nicht ſtolz; ſie iſt ſo ſanft
Und ſpricht ſo freundlich, als ſie nie gethan,
Da ſie noch in dem Dorf mit uns gelebt.

(Jene treten näher und wollen ihr die Hand reichen; Johanna ſieht ſie mit ſtarren Blicken an, und fällt in ein tiefes Staunen.)

Johanna.

Wo war ich? Sagt mir! War das Alles nur
Ein langer Traum, und ich bin aufgewacht?
Bin ich hinweg aus Dom Remi? Nicht wahr?
Ich war entſchlafen unterm Zauberbaum,
Und bin erwacht, und ihr ſteht um mich her,
Die wohlbekannten traulichen Geſtalten?
Mir hat von dieſen Königen und Schlachten
Und Kriegesthaten nur geträumt — Es waren
Nur Schatten, die an mir vorüber gingen;
Denn lebhaft träumt ſich's unter dieſem Baum.
Wie kämet ihr nach Rheims? Wie käm' ich ſelbſt
Hieher? Nie, nie verließ ich Dom Remi!
Geſteht mir's offen und erfreut mein Herz.

Louiſon.

Wir ſind zu Rheims. Dir hat von dieſen Thaten
Nicht blos geträumt; du haſt ſie alle wirklich

Vollbracht. — Erkenne dich. blick' um dich her.
Befühle deine glänzend goldne Rüſtung!
(Johanna fährt mit der Hand nach der Bruſt, beſinnt ſich und erſchrickt.)

Bertrand.

Aus meiner Hand empfingt ihr dieſen Helm.

Claude Marie.

Es iſt kein Wunder, daß Ihr denkt zu träumen,
Denn was Ihr ausgerichtet und gethan,
Kann ſich im Traum nicht wunderbarer fügen.

Johanna (ſchnell.)

Kommt, laſſt uns fliehn! Ich geh' mit Euch, ich kehre
In unſer Dorf, in Vaters Schoß zurück.

Louiſon.

O komm! Komm mit uns!

Johanna.

Dieſe Menſchen alle
Erheben mich weit über mein Verdienſt!
Ihr habt mich kindiſch, klein und ſchwach geſehn;
Ihr liebt mich, doch Ihr betet mich nicht an!

Margot.

Du wollteſt allen dieſen Glanz verlaſſen!

Johanna.

Ich werf' ihn von mir, den verhaſſten Schmuck,
Der Euer Herz von meinem Herzen trennt,
Und eine Hirtinn will ich wieder werden.
Wie eine niedre Magd will ich Euch dienen,

Und büßen will ich's mit der ſtrengſten Buße,
Daß ich mich eitel über Euch erhob!
(Trompeten erſchallen.)

Zehnter Auftritt.

Der König tritt aus der Kirche; er iſt im Krönungsornat. Agnes Sorel, Erzbiſchof, Burgund, Dunois, La Hire, Du Chatel, Ritter, Hofleute und Volk.

Alle Stimmen

(rufen wiederholt, während daß der König vorwärts kommt.)
Es lebe der König, Karl der Siebente!

(Trompeten fallen ein. Auf ein Zeichen, das der König gibt, gebieten die Herolde mit erhobenem Stabe Stillſchweigen.)

König.

Mein gutes Volk! Habt Dank für eure Liebe!
Die Krone, die uns Gott aufs Haupt geſetzt,
Durch's Schwert ward ſie gewonnen und erobert,
Mit edelm Bürgerblut iſt ſie benetzt;
Doch friedlich ſoll der Oelzweig ſie umgrünen,
Gedankt ſey Allen, die für uns gefochten,
Und Allen, die uns widerſtanden, ſey
Verziehn, denn Gnade hat uns Gott erzeigt,
Und unſer erſtes Königswort ſey — Gnade!

Volk.

Es lebe der König! Karl der Gütige!

König.

Von Gott allein, dem höchſten Herrſchenden,
Empfangen Frankreichs Könige die Krone.
Wir aber haben ſie ſichtbarer Weiſe
Aus ſeiner Hand empfangen.

(Zur Jungfrau ſich wendend.)

Hier ſteht die Gottgeſendete, die euch
Den angeſtammten König wieder gab,
Das Joch der fremden Tyrannen zerbrochen!
Ihr Name ſoll dem heiligen Denis
Gleich ſeyn, der dieſes Landes Schützer iſt,
Und ein Altar ſich ihrem Ruhm erheben!

Volk.

Heil, Heil der Jungfrau, der Erretterinn!

(Trompeten.)

König (zur Johanna.)

Wenn du von Menſchen biſt gezeugt, wie wir,
So ſage, welches Glück dich kann erfreuen?
Doch wenn dein Vaterland dort oben iſt,
Wenn du die Strahlen himmliſcher Natur
In dieſem jungfräulichen Leib verhüllſt,
So nimm das Band hinweg von unſern Sinnen
Und laß dich ſehn in deiner Lichtgeſtalt,

Wie dich der Himmel ſieht, daß wir anbetend
Im Staube dich verehren.

(Ein allgemeines Stillſchweigen; jedes Auge iſt auf die Jungfrau gerichtet.)

Johanna

(plötzlich aufſchreiend.)

Gott! Mein Vater!

Eilfter Auftritt.

Thibaut tritt aus der Menge und ſteht ihr gerade gegenüber.

Mehrere Stimmen.

Ihr Vater!

Thibaut.

Ja, ihr jammervoller Vater,
Der die Unglückliche gezeugt, den Gottes
Gericht hertreibt, die eigne Tochter anzuklagen.

Burgund.

Ha! Was iſt das!

Du Chatel.

Jetzt wird es ſchrecklich tagen!

Thibaut (zum König.)

Gerettet glaubſt du dich durch Gottes Macht?

Betrogner Fürſt! Verblendet Volk der Franken!
Du biſt gerettet durch des Teufels Kunſt.

(Alle treten mit Entſetzen zurück.)

Dunois.

Raſ't dieſer Menſch?

Thibaut.

Nicht ich, du aber raſeſt,
Und dieſe hier, und dieſer weiſe Biſchof,
Die glauben, daß der Herr der Himmel ſich
Durch eine ſchlechte Magd verkünden werde.
Laß ſehn, ob ſie auch in des Vaters Stirn'
Der dreiſten Lüge Gaukelſpiel behauptet,
Womit ſie Volk und König hinterging.
Antworte mir im Namen des Dreyeinen,
Gehörſt du zu den Heiligen und Reinen?

(Allgemeine Stille; alle Blicke ſind auf ſie geſpannt; ſie ſteht unbeweglich.)

Sorel.

Gott, ſie verſtummt!

Thibaut.

Das muß ſie vor dem furchtbarn Namen,
Der in der Hölle Tiefen ſelbſt
Gefürchtet wird! — Sie eine Heilige,
Von Gott geſendet? — An verfluchter Stätte
Ward es erſonnen, unterm Zauberbaum,
Wo ſchon von Alters her die böſen Geiſter
Den Sabbat halten — Hier verkaufte ſie

Dem Feind der Menſchen ihr unſterblich Theil,
Daß er mit kurzem Weltruhm ſie verherrliche.
Laſſt ſie den Arm aufſtreifen, ſeht die Punkte,
Womit die Hölle ſie gezeichnet hat!

Burgund.

Entſetzlich! — Doch dem Vater muß man glauben,
Der wider ſeine eigne Tochter zeugt!

Dunois.

Nein, nicht zu glauben iſt dem Raſenden,
Der in dem eignen Kind ſich ſelber ſchändet!

Sorel (zur Johanna.)

O rede! Brich dies unglückſel'ge Schweigen!
Wir glauben dir! Wir trauen feſt auf dich!
Ein Wort aus deinem Mund, ein einzig Wort
Soll uns genügen — Aber ſprich! Vernichte
Die gräßliche Beſchuldigung — Erkläre,
Du ſeyſt unſchuldig und wir glauben dir.

(Johanna ſteht unbeweglich; Agnes Sorel tritt mit Entſetzen von ihr hinweg.)

La Hire.

Sie iſt erſchreckt. Erſtaunen und Entſetzen
Schließt ihr den Mund. — Vor ſolcher gräßlichen
Anklage muß die Unſchuld ſelbſt erbeben.

(Er nähert ſich ihr.)

Faſſ dich, Johanna. Fühle dich. Die Unſchuld
Hat eine Sprache, einen Siegerblick,
Der die Verläumdung mächtig niederblitzt!

In edelm Zorn erhebe dich, blick' auf,
Beſchäme, ſtrafe den unwürdigen Zweifel,
Der deine heil'ge Tugend ſchmäht.

(Johanna ſteht unbeweglich. La Hire tritt entſetzt zurück; die Bewegung vermehrt ſich.)

Dunois.

Was zagt das Volk? Was zittern ſelbſt die Fürſten?
Sie iſt unſchuldig — Ich verbürge mich,
Ich ſelbſt für ſie mit meiner Fürſtenehre!
Hier werf' ich meinen Ritterhandſchuh hin;
Wer wagt's, ſie eine Schuldige zu nennen?

(Ein heftiger Donnerſchlag; Alle ſtehen entſetzt.)

Thibaut.

Antworte bey dem Gott, der droben donnert!
Sprich, du ſeyſt ſchuldlos. Läugn' es, daß der Feind
In deinem Herzen iſt, und ſtraf' mich Lügen!

(Ein zweyter ſtärkerer Schlag; das Volk entflieht zu allen Seiten.)

Burgund.

Gott ſchütz' uns! Welche fürchterliche Zeichen!

Du Chatel (zum König.)

Kommt! Kommt, mein König! Fliehet dieſen Ort!

Erzbiſchof (zur Johanna.)

Im Namen Gottes frag' ich dich. Schweigſt du
Aus dem Gefühl der Unſchuld oder Schuld?

Wenn dieſes Donners Stimme für dich zeugt,
So faſſe dieſes Kreuz und gib ein Zeichen!

(Johanna bleibt unbeweglich. Neue heftige Donnerſchläge. Der König, Agnes Sorel, Erzbiſchof, Burgund, La Hire und Du Chatel gehen ab.)

Zwölfter Auftritt.

Dunois. Johanna.

Dunois.

Du biſt mein Weib — Ich hab' an dich geglaubt
Beym erſten Blick, und alſo denk' ich noch.
Dir glaub' ich mehr, als dieſen Zeichen allen,
Als dieſem Donner ſelbſt, der droben ſpricht.
Du ſchweigſt in edelm Zorn, verachteſt es,
In deine heil'ge Unſchuld eingehüllt,
So ſchändlichen Verdacht zu widerlegen.
— Veracht' es, aber mir vertraue dich;
An deiner Unſchuld hab' ich nie gezweifelt.
Sag mir kein Wort; die Hand nur reiche mir
Zum Pfand und Zeichen, daß du meinem Arme
Getroſt vertrauſt und deiner guten Sache.

(Er reicht ihr die Hand hin, ſie wendet ſich mit einer zuckenden Bewegung von ihm hinweg; er bleibt in ſtarrem Entſetzen ſtehen.)

Dreyzehnter Auftritt.

Johanna. Du Chatel. Dunois, zuletzt Raimond.

Du Chatel (zurückkommend.)

Johanna d'Arc! Der König will erlauben,
Daß Ihr die Stadt verlaſſet ungekränkt.
Die Thore ſtehn Euch offen. Fürchtet keine
Beleidigung. Euch ſchützt des Königs Frieden —
Folgt mir, Graf Dunois — Ihr habt nicht Ehre,
Hier länger zu verweilen. — Welch ein Ausgang!

(Er geht. Dunois fährt aus ſeiner Erſtarrung auf, wirft noch einen Blick auf Johanna und geht ab. Dieſe ſteht einen Augenblick ganz allein. Endlich erſcheint Raimond, bleibt eine Weile in der Ferne ſtehen, und betrachtet ſie mit ſtillem Schmerz. Dann tritt er auf ſie zu und faſſt ſie bey der Hand.)

Raimond.

Ergreift den Augenblick. Die Straßen
Sind leer. Gebt mir die Hand. Ich will Euch führen.

(Bey ſeinem Anblick gibt ſie das erſte Zeichen der Empfindung, ſieht ihn ſtarr an, und blickt zum Himmel; dann ergreift ſie ihn heftig bey der Hand und geht ab.)

Fünfter Aufzug.

(Ein wilder Wald, in der Ferne Köhlerhütten. Es iſt ganz dunkel, heftiges Donnern und Blitzen, dazwiſchen Schießen.

Erſter Auftritt.

Köhler und Köhlerweib.

Köhler.

Das iſt ein grauſam, mörd'riſch Ungewitter;
Der Himmel droht in Feuerbächen ſich
Herabzugießen, und am hellen Tag
Iſt's Nacht, daß man die Sterne könnte ſehn.
Wie eine losgelaſſne Hölle tobt
Der Sturm, die Erde bebt und krachend beugen
Die alt verjährten Eſchen ihre Krone,
Und dieſer fürchterliche Krieg dort oben,
Der auch die wilden Thiere Sanftmuth lehrt,
Daß ſie ſich zahm in ihre Gruben bergen,
Kann unter Menſchen keinen Frieden ſtiften —
Aus dem Geheul der Winde und des Sturms

Heraus hört ihr das Knallen des Geſchützes;
Die beyden Heere ſtehen ſich ſo nah,
Daß nur der Wald ſie trennt, und jede Stunde
Kann es ſich blutig fürchterlich entladen.

Köhlerweib.

Gott ſteh' uns bey! Die Feinde waren ja
Schon ganz auf's Haupt geſchlagen und zerſtreut.
Wie kommts, daß ſie auf's Neu uns ängſtigen?

Köhler.

Das macht, weil ſie den König nicht mehr fürchten.
Seitdem das Mädchen eine Hexe ward
Zu Rheims, der böſe Feind uns nicht mehr hilft,
Geht Alles rückwärts.

Köhlerweib.

Horch! Wer naht ſich da?

Zweyter Auftritt.

Raimond und Johanna zu den Vorigen.

Raimond.

Hier ſeh' ich Hütten. Kommt, hier finden wir
Ein Obdach vor dem wüth'gen Sturm. Ihr haltet's
Nicht länger aus; drey Tage ſchon ſeyd Ihr
Herumgeirrt, der Menſchen Auge fliehend.

Und wilde Wurzeln waren Eure Speiſe.
(Der Sturm legt ſich, es wird hell und heiter.)
Es ſind mitleid'ge Köhler. Kommt herein!

Köhler.

Ihr ſcheint der Ruhe zu bedürfen. Kommt!
Was unſer ſchlechtes Dach vermag, iſt Euer.

Köhlerweib.

Was will die zarte Jungfrau unter Waffen?
Doch freilich! Jetzt iſt eine ſchwere Zeit,
Wo auch das Weib ſich in den Panzer ſteckt!
Die Königinn ſelbſt, Frau Iſabeau, ſagt man,
Läſſt ſich gewaffnet ſehn in Feindes Lager,
Und eine Jungfrau, eines Schäfers Dirn,
Hat für den König unſern Herrn gefochten.

Köhler.

Was redet Ihr? Geht in die Hütte, bringt
Der Jungfrau einen Becher zur Erquickung.
(Köhlerweib geht nach der Hütte.)

Raimond (zur Johanna.)

Ihr ſeht, es ſind nicht alle Menſchen grauſam;
Auch in der Wildniß wohnen ſanfte Herzen.
Erheitert Euch! Der Sturm hat ausgetobt,
Und friedlich ſtrahlend geht die Sonne nieder.

Köhler.

Ich denk', Ihr wollt zu unſers Königs Heer,
Weil Ihr in Waffen reiſet — Seht Euch vor!

Die Engelländer ſtehen nah' gelagert,
Und ihre Schaaren ſtreifen durch den Wald.

Raimond.

Weh uns! Wie iſt da zu entkommen?

Köhler.

Bleibt,
Bis daß mein Bub zurück iſt aus der Stadt,
Der ſoll Euch auf verborgnen Pfaden führen,
Daß Ihr nichts zu befürchten habt. Wir kennen
Die Schliche.

Raimond (zur Johanna.)

Legt den Helm ab und die Rüſtung;
Sie macht Euch kenntlich und beſchützt Euch nicht.

(Johanna ſchüttelt den Kopf.)

Köhler.

Die Jungfrau iſt ſehr traurig — Still! wer kommt da?

Dritter Auftritt.

Köhlerweib kommt aus der Hütte mit einem Becher. **Köhlerbub.**

Köhlerweib.

Es iſt der Bub, den wir zurück erwarten.

(Zur Johanna.)

Trinkt edle Jungfrau! Mög's Euch Gott geſegnen!

Köhler (zu ſeinem Sohn.)

Kommſt du, Anet? Was bringſt du?

Köhlerbub.

(hat die Jungfrau in's Auge gefaſſt, welche eben den Becher an den Mund ſetzt; er erkennt ſie, tritt auf ſie zu und reißt ihr den Becher vom Munde.)

Mutter! Mutter!
Was macht Ihr? Wen bewirthet Ihr? Das iſt die Hexe
Von Orleans!

Köhler und Köhlerweib.

Gott ſey uns gnädig!

(Bekreuzen ſich und entfliehen.)

Vierter Auftritt.

Raimond. Johanna.

Johanna (gefaſſt und ſanft.)

Du ſiehſt, mir folgt der Fluch, und Alles flieht mich;
Sorg' für dich ſelber und verlaß mich auch.

Raimond.

Ich Euch verlaſſen! Jetzt! Und wer ſoll Euer
Begleiter ſeyn?

Johanna.

Ich bin nicht unbegleitet.
Du haſt den Donner über mir gehört.

Mein Schickſal führt mich. Sorge nicht, ich werde
An's Ziel gelangen, ohne daß ich's ſuche.

Raimond.

Wo wollt Ihr hin? Hier ſtehn die Engelländer,
Die Euch die grimmig blut'ge Rache ſchwuren —
Dort ſtehn die Unſern, die Euch ausgeſtoßen,
Verbannt —

Johanna.

Mich wird nichts treffen, als was ſeyn muß.

Raimond.

Wer ſoll Euch Nahrung ſuchen? Wer Euch ſchützen
Vor wilden Thieren und noch wildern Menſchen?
Euch pflegen, wenn Ihr krank und elend werdet?

Johanna.

Ich kenne alle Kräuter, alle Wurzeln;
Von meinen Schafen lernt' ich das Geſunde
Vom Gift'gen unterſcheiden — Ich verſtehe
Den Lauf der Sterne und der Wolken Zug,
Und die verborgnen Quellen hör' ich rauſchen.
Der Menſch braucht wenig und an Leben reich
Iſt die Natur.

Raimond (faßt ſie bey der Hand.)

Wollt Ihr nicht in Euch gehn?
Euch nicht mit Gott verſöhnen — in den Schoß
Der heil'gen Kirche reuend wiederkehren?

Johanna.

Auch du hältſt mich der ſchweren Sünde ſchuldig?

Raimond.

Muß ich nicht? Euer ſchweigendes Geſtändniß —

Johanna.

Du, der mir in das Elend nachgefolgt,
Das einz'ge Weſen, das mir treu geblieben,
Sich an mich kettet, da mich alle Welt
Ausſtieß, du hältſt mich auch für die Verworfne,
Die ihrem Gott entſagt —

(Raimond ſchweigt.)

O das iſt hart!

Raimond (erſtaunt.)

Ihr wäret wirklich keine Zauberinn?

Johanna.

Ich eine Zauberinn!

Raimond.

Und dieſe Wunder,
Ihr hättet ſie vollbracht mit Gottes Kraft
Und ſeiner Heiligen?

Johanna.

Mit welcher ſonſt?

Raimond.

Und Ihr verſtummtet auf die gräßliche
Beſchuldigung? Ihr redet jetzt, und vor dem König,
Wo es zu reden galt, verſtummtet Ihr!

Johanna.

Ich unterwarf mich ſchweigend dem Geſchick,
Das Gott, mein Meiſter, über mich verhängte.

Raimond.

Ihr konntet Eurem Vater nichts erwiedern!

Johanna.

Weil es vom Vater kam, ſo kam's von Gott,
Und väterlich wird auch die Prüfung ſeyn.

Raimond.

Der Himmel ſelbſt bezeugte Eure Schuld!

Johanna.

Der Himmel ſprach; drum ſchwieg ich.

Raimond.

Wie? Ihr konntet
Mit einem Wort Euch reinigen, und ließt
Die Welt in dieſem unglückſel'gen Irrthum?

Johanna.

Es war kein Irrthum, eine Schickung war's.

Raimond.

Ihr littet alle dieſe Schmach unſchuldig,
Und keine Klage kam von Euren Lippen!
— Ich ſtaune über Euch, ich ſteh' erſchüttert;
Im tiefſten Buſen kehrt ſich mir das Herz!
O gerne nehm' ich Euer Wort für Wahrheit;
Denn ſchwer ward mir's, an Eure Schuld zu glauben.
Doch konnt' ich träumen, daß ein menſchlich Herz
Das Ungeheure ſchweigend würde tragen!

Johanna.

Verdient' ichs, die Geſendete zu ſeyn,

Wenn ich nicht blind des Meiſters Willen ehrte!
Und ich bin nicht ſo elend, als du glaubſt.
Ich leide Mangel, doch das iſt kein Unglück
Für meinen Stand; ich bin verbannt und flüchtig;
Doch in der Oede lernt' ich mich erkennen.
Da, als der Ehre Schimmer mich umgab,
Da war der Streit in meiner Bruſt; ich war
Die Unglückſeligſte, da ich der Welt
Am meiſten zu beneiden ſchien — Jetzt bin ich
Geheilt, und dieſer Sturm in der Natur,
Der ihr das Ende drohte, war mein Freund;
Er hat die Welt gereinigt und auch mich.
In mir iſt Friede — Komme, was da will,
Ich bin mir keiner Schwachheit mehr bewußt!

Raimond.

O kommt, kommt, laßt uns eilen, Eure Unſchuld
Laut, laut vor aller Welt zu offenbaren!

Johanna.

Der die Verwirrung ſandte, wird ſie löſen!
Nur wenn ſie reif iſt, fällt des Schickſals Frucht!
Ein Tag wird kommen, der mich reiniget,
Und die mich jetzt verworfen und verdammt,
Sie werden ihres Wahnes inne werden,
Und Thränen werden meinem Schickſal fließen.

Raimond.

Ich ſollte ſchweigend dulden, bis der Zufall —

Johanna.

(ihn ſanft bey der Hand faſſend.)

Du ſiehſt nur das Natürliche der Dinge,
Denn deinen Blick umhüllt das ird'ſche Band.
Ich habe das Unſterbliche mit Augen
Geſehen — Ohne Götter fällt kein Haar
Vom Haupt des Menſchen — Siehſt du dort die Sonne
Am Himmel niedergehen — So gewiß
Sie morgen wiederkehrt in ihrer Klarheit,
So unausbleiblich kommt der Tag der Wahrheit!

Fünfter Auftritt.

Königinn Iſabeau mit Soldaten erſcheint im Hintergrund.

Iſabeau

(noch hinter der Scene.)

Dies iſt der Weg in's engelländ'ſche Lager!

Raimond.

Weh uns! die Feinde!

(Soldaten treten auf, bemerken im Hervorkommen die Johanna, und taumeln erſchrocken zurück.)

Iſabeau.

Nun! was hält der Zug!

Soldaten.

Gott ſteh uns bey!

Iſabeau.

Erſcheint euch ein Geſpenſt?
Seyd Ihr Soldaten? Memmen ſeyd ihr! — Wie?
(Sie drängt ſich durch die andern, tritt hervor und fährt zurück, wie ſie die Jungfrau erblickt.)
Was ſeh' ich! Ha!
(Schnell faßt ſie ſich und tritt ihr entgegen.)
Ergib dich! Du biſt meine
Gefangene!

Johanna.

Ich bin's.

(Raimond entflieht mit Zeichen der Verzweiflung.)

Iſabeau (zu den Soldaten.)

Legt ſie in Ketten!
(Die Soldaten nahen ſich der Jungfrau ſchüchtern; ſie reicht den Arm hin und wird gefeſſelt.)
Iſt das die Mächtige, Gefürchtete,
Die eure Schaaren wie die Lämmer ſcheuchte,
Die jetzt ſich ſelber nicht beſchützen kann?
Thut ſie nur Wunder, wo man Glauben hat,
Und wird zum Weib, wenn ihr ein Mann begegnet?
(Zur Jungfrau.)
Warum verlieſſeſt du dein Heer? Wo bleibt
Graf Dunois, dein Ritter und Beſchützer?

Johanna.

Ich bin verbannt.

Iſabeau (erſtaunt zurücktretend.)
Was? Wie? Du biſt verbannt?
Verbannt vom Dauphin!

Johanna.
Frage nicht! Ich bin
In deiner Macht; beſtimme mein Geſchick.

Iſabeau.
Verbannt, weil du vom Abgrund ihn gerettet,
Die Krone ihm haſt aufgeſetzt zu Rheims,
Zum König über Frankreich ihn gemacht?
Verbannt! Daran erkenn' ich meinen Sohn!
— Führt ſie in's Lager. Zeiget der Armee
Das Furchtgeſpenſt, vor dem ſie ſo gezittert!
Sie eine Zauberinn? Ihr ganzer Zauber
Iſt euer Wahn und euer feiges Herz!
Eine Närrinn iſt ſie, die für ihren König
Sich opferte, und jetzt den Königslohn
Dafür empfängt — Bringt ſie zu Lionel —
Das Glück der Franken ſend' ich ihm gebunden;
Gleich folg' ich ſelbſt.

Johanna.
Zu Lionel? Ermorde mich
Gleich hier, eh' du zu Lionel mich ſendeſt.

Iſabeau (zu den Soldaten.)
Gehorchet dem Befehle! Fort mit ihr!
(geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Johanna. Soldaten.

Johanna (zu den Soldaten.)

Engländer! Duldet nicht, daß ich lebendig
Aus eurer Hand entkomme! Rächet euch!
Zieht eure Schwerter, taucht ſie mir in's Herz,
Reißt mich entſeelt zu eures Feldherrn Füßen!
Denkt, daß Ich's war, die eure Treflichſten
Getödtet, die kein Mitleid mit euch trug,
Die ganze Ströme Engelländ'ſchen Bluts
Vergoſſen, euren tapfern Heldenſöhnen
Den Tag der frohen Wiederkehr geraubt!
Nehmt eine blutige Rache! Tödtet mich!
Ihr habt mich jetzt; nicht immer möchtet ihr
So ſchwach mich ſehn —

Anführer der Soldaten.

Thut, was die Königinn befahl!

Johanna.

Sollt' ich
Noch unglückſel'ger werden, als ich war!
Furchtbare Heil'ge! Deine Hand iſt ſchwer!
Haſt du mich ganz aus deiner Huld verſtoßen?
Kein Gott erſcheint, kein Engel zeigt ſich mehr;
Die Wunder ruhn, der Himmel iſt verſchloſſen.
(Sie folgt den Soldaten.)

Siebenter Auftritt.

Das franzöſiſche Lager.

Dunois zwiſchen dem Erzbiſchof und Du Chatel.

Erzbiſchof.

Bezwinget Euern finſtern Unmuth, Prinz!
Kommt mit uns! Kehrt zurück zu Euerm König!
Verlaſſet nicht die allgemeine Sache
In dieſem Augenblick, da wir auf's Neu
Bedränget, Eures Heldenarms bedürfen.

Dunois.

Warum ſind wir bedrängt? Warum erhebt
Der Feind ſich wieder? Alles war gethan,
Frankreich war ſiegend und der Krieg geendigt.
Die Retterinn habt Ihr verbannt; nun rettet
Euch ſelbſt! Ich aber will das Lager
Nicht wieder ſehen, wo ſie nicht mehr iſt.

Du Chatel.

Nehmt beſſern Rath an, Prinz! Entlaßt uns nicht
Mit einer ſolchen Antwort!

Dunois.

Schweigt, Du Chatel!
Ich haſſe Euch; von Euch will ich nichts hören.
Ihr ſeyd es, der zuerſt an ihr gezweifelt.

Erzbiſchof.

Wer ward nicht irr' an ihr und hätte nicht
Gewankt an dieſem unglückſel'gen Tage,
Da alle Zeichen gegen ſie bewieſen!
Wir waren überraſcht, betäubt; der Schlag
Traf zu erſchütternd unſer Herz — Wer konnte
In dieſer Schreckensſtunde prüfend wägen?
Jetzt kehrt uns die Beſonnenheit zurück;
Wir ſehn ſie, wie ſie unter uns gewandelt,
Und keinen Tadel finden wir an ihr.
Wir ſind verwirrt — wir fürchten, ſchweres Unrecht
Gethan zu haben. — Reue fühlt der König,
Der Herzog klagt ſich an, La Hire iſt troſtlos,
Und jedes Herz hüllt ſich in Trauer ein.

Dunois.

Sie eine Lügnerinn? Wenn ſich die Wahrheit
Verkörpern will in ſichtbarer Geſtalt,
So muß ſie ihre Züge an ſich tragen!
Wenn Unſchuld, Treue, Herzensreinigkeit,
Auf Erden irgend wohnt — auf ihren Lippen,
In ihren klaren Augen muß ſie wohnen!

Erzbiſchof.

Der Himmel ſchlage durch ein Wunder ſich
Ins Mittel, und erleuchte dies Geheimniß,
Das unſer ſterblich Auge nicht durchdringt —
Doch wie ſich's auch entwirren mag und löſen,
Eins von den beyden haben wir verſchuldet!

Wir haben uns mit höll'ſchen Zauberwaffen
Vertheidigt oder eine Heilige verbannt!
Und Beydes ruft des Himmels Zorn und Strafen
Herab auf dieſes unglückſel'ge Land!

Achter Auftritt.

Ein Edelmann zu den Vorigen,
hernach Raimond.

Edelmann.

Ein junger Schäfer fragt nach deiner Hoheit,
Er fodert dringend, mit dir ſelbſt zu reden,
Er komme, ſagt er, von der Jungfrau —

Dunois.

Eile!
Bringt ihn herein! Er kommt von ihr!
(Edelmann öffnet dem Raimond die Thür. Dunois eilt ihm entgegen.)
Wo iſt ſie?
Wo iſt die Jungfrau?

Raimond.

Heil Euch, edler Prinz!
Und Heil mir, daß ich dieſen frommen Biſchof,
Den heil'gen Mann, den Schirm der Unterdrückten,
Den Vater der Verlaſſnen bey Euch finde!

Dunois.

Wo iſt die Jungfrau?

Erzbiſchof.

Sag' es uns, mein Sohn!

Raimond.

Herr, ſie iſt keine ſchwarze Zauberinn!
Bey Gott und allen Heiligen bezeug' ich's.
Im Irrthum iſt das Volk. Ihr habt die Unſchuld
Verbannt, die Gottgeſendete verſtoßen!

Dunois.

Wo iſt ſie? Sage!

Raimond.

Ihr Gefährte war ich
Auf ihrer Flucht in dem Ardennerwald;
Mir hat ſie dort ihr Innerſtes gebeichtet.
In Martern will ich ſterben, meine Seele
Hab' keinen Antheil an dem ew'gen Heil,
Wenn ſie nicht rein iſt, Herr, von aller Schuld!

Dunois.

Die Sonne ſelbſt am Himmel iſt nicht reiner!
Wo iſt ſie, ſprich!

Raimond.

O wenn Euch Gott das Herz
Gewendet hat — So eilt! So rettet ſie!
Sie iſt gefangen bey den Engelländern.

Dunois.

Gefangen! Was!

Erzbiſchof.

Die Unglückſelige!

Raimond.

In den Ardennen, wo wir Obdach ſuchten,
Ward ſie ergriffen von der Königinn,
Und in der Engelländer Hand geliefert.
O rettet ſie, die Euch gerettet hat,
Von einem grauſenvollen Tode!

Dunois.

Zu den Waffen! Auf! Schlagt Lärmen! Rührt die
Trommeln!
Führt alle Völker in's Gefecht! Ganz Frankreich
Bewaffne ſich! Die Ehre iſt verpfändet,
Die Krone, das Palladium entwendet!
Setzt alles Blut, ſetzt euer Leben ein!
Frey muß ſie ſeyn, noch eh' der Tag ſich endet!

(gehen ab)

Ein Wartthurm, oben eine Oeffnung.

Neunter Auftritt.

Johanna und Lionel.

Faſtolf

(eilig hereintretend.)

Das Volk iſt länger nicht zu bändigen.
Sie fodern wüthend, daß die Jungfrau ſterbe.

Ihr widerſteht vergebens. Tödtet ſie,
Und werft ihr Haupt von dieſes Thurmes Zinnen.
Ihr fließend Blut allein verſöhnt das Heer.

Iſabeau (kommt.)

Sie ſetzen Leitern an, ſie laufen Sturm.
Befriediget das Volk! Wollt Ihr erwarten,
Bis ſie den ganzen Thurm in blinder Wuth
Umkehren und wir alle mit verderben?
Ihr könnt ſie nicht beſchützen. Gebt ſie hin.

Lionel.

Laſſt ſie anſtürmen! Laſſt ſie wüthend toben!
Dies Schloß iſt feſt, und unter ſeinen Trümmern
Begrab' ich mich, eh' mich ihr Wille zwingt.
— Antworte mir, Johanna! Sey die Meine,
Und gegen eine Welt beſchütz' ich dich.

Iſabeau.

Seyd Ihr ein Mann?

Lionel.

Verſtoßen haben dich
Die Deinen; aller Pflichten biſt du ledig
Für dein unwürdig Vaterland. Die Feigen,
Die um dich warben, ſie verlieſſen dich;
Sie wagten nicht den Kampf um deine Ehre.
Ich aber, gegen mein Volk und das deine
Behaupt' ich dich. — Einſt lieſſeſt du mich glauben,
Daß dir mein Leben theuer ſey! Und damals

Stand ich im Kampf als Feind dir gegenüber;
Jetzt haſt du keinen Freund, als mich!

Johanna.

Du biſt
Der Feind mir, der verhaſſte, meines Volks.
Nichts kann gemein ſeyn zwiſchen dir und mir.
Nicht lieben kann ich dich; doch wenn dein Herz
Sich zu mir neigt, ſo laß es Segen bringen
Für unſre Völker. — Führe deine Heere
Hinweg von meines Vaterlandes Boden,
Die Schlüſſel aller Städte gib heraus,
Die ihr bezwungen, allen Raub vergüte,
Gib die Gefangnen ledig, ſende Geiſſeln
Des heiligen Vertrags, ſo biet' ich dir
Den Frieden an in meines Königs Namen.

Iſabeau.

Willſt du in Banden uns Geſetze geben?

Johanna.

Thu es bey Zeiten, denn du muſſt es doch.
Frankreich wird nimmer Englands Feſſeln tragen.
Nie, nie wird das geſchehen! Eher wird es
Ein weites Grab für eure Heere ſeyn.
Gefallen ſind euch eure Beſten, denkt
Auf eine ſichere Rückkehr; euer Ruhm
Iſt doch verloren, eure Macht iſt hin.

Iſabeau.

Könnt Ihr den Trotz der Raſenden ertragen?

Zehnter Auftritt.

Ein Hauptmann kommt eilig.

Hauptmann.

Eilt Feldherr, eilt, das Heer zur Schlacht zu ſtellen!
Die Franken rücken an mit fliegenden Fahnen;
Von ihren Waffen blitzt das ganze Thal.

Johanna (begeiſtert.)

Die Franken rücken an! Jetzt, ſtolzes England,
Heraus in's Feld! Jetzt gilt es, friſch zu fechten!

Faſtolf.

Unſinnige, bezähme deine Freude!
Du wirſt das Ende dieſes Tags nicht ſehn.

Johanna.

Mein Volk wird ſiegen und ich werde ſterben;
Die Tapfern brauchen meines Arms nicht mehr.

Lionel.

Ich ſpotte dieſer Weichlinge! Wir haben
Sie vor uns her geſcheucht in zwanzig Schlachten,
Eh' dieſes Heldenmädchen für ſie ſtritt!
Das ganze Volk veracht' ich bis auf Eine,
Und dieſe haben ſie verbannt. — Kommt, Faſtolf!

Wir wollen ihnen einen zweyten Tag
Bey Crequi und Poitiers bereiten.
Ihr, Königinn, bleibt in dieſem Thurm, bewacht
Die Jungfrau, bis das Treffen ſich entſchieden;
Ich laſſ' Euch funfzig Ritter zur Bedeckung.

Kaſtolf.

Was? Sollen wir dem Feind entgegen gehn,
Und dieſe Wüthende im Rücken laſſen?

Johanna.

Erſchreckt dich ein gefeſſelt Weib?

Lionel.

Gib mir
Dein Wort, Johanna, dich nicht zu befreyen!

Johanna.

Mich zu befreyen iſt mein einz'ger Wunſch.

Iſabeau.

Legt ihr dreyfache Feſſeln an! Mein Leben
Verbürg' ich, daß ſie nicht entkommen ſoll.

(Sie wird mit ſchweren Ketten um den Leib und um die Arme gefeſſelt.

Lionel (zur Johanna.)

Du willſt es ſo! Du zwingſt uns! Noch ſteht's bey dir!
Entſage Frankreich! Trage Englands Fahne,
Und du biſt frey, und dieſe Wüthenden,
Die jetzt dein Blut verlangen, dienen dir!

Faſtolf (dringend.)
Fort, fort, mein Feldherr!

Johanna.
Spare deine Worte!
Die Franken rücken an. Vertheid'ge dich!
(Trompeten ertönen. Lionel eilt fort.)

Faſtolf.
Ihr wiſſt, was Ihr zu thun habt, Königinn!
Erklärt das Glück ſich gegen uns, ſeht Ihr,
Daß unſre Völker fliehen —

Iſabeau (einen Dolch ziehend.)
Sorget nicht!
Sie ſoll nicht leben, unſern Fall zu ſehn.

Faſtolf (zur Johanna.)
Du weißt, was dich erwartet. Jetzt erflehe
Glück für die Waffen deines Volks!
(Er geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Iſabeau. Johanna. Soldaten.

Johanna.
Das will ich!
Daran ſoll Niemand mich verhindern. — Horch!
Das iſt der Kriegsmarſch meines Volks! Wie muthig

Er in das Herz mir ſchallt und ſiegverkündend!
Verderben über England! Sieg den Franken!
Auf, meine Tapfern! Auf! Die Jungfrau iſt
Euch nah, ſie kann nicht vor euch her, wie ſonſt,
Die Fahne tragen — ſchwere Bande feſſeln ſie,
Doch frey aus ihrem Kerker ſchwingt die Seele
Sich auf den Flügeln eures Kriegsgeſangs.

Iſabeau (zu einem Soldaten.)

Steig auf die Warte dort, die nach dem Feld
Hin ſieht und ſag' uns, wie die Schlacht ſich wendet.

(Soldat ſteigt hinauf.)

Johanna.

Muth, Muth, mein Volk! Es iſt der letzte Kampf!
Den Einen Sieg noch, und der Feind liegt nieder!

Iſabeau.

Was ſieheſt du?

Soldat.

Schon ſind ſie aneinander.
Ein Wüthender auf einem Barberroß,
Im Tigerfell, ſpringt vor mit den Gendarmen.

Johanna.

Das iſt Graf Dunois! Friſch, wackrer Streiter!
Der Sieg iſt mit dir!

Soldat.

Der Burgunder greift
Die Brücke an.

Iſabeau.

Daß zehen Lanzen ihm
In's falſche Herz eindrängen, dem Verräther!

Soldat.

Lord Faſtolf thut ihm mannhaft Widerſtand.
Sie ſitzen ab, ſie kämpfen Mann für Mann,
Des Herzogs Leute und die unſrigen.

Iſabeau.

Siehſt du den Dauphin nicht? Erkennſt du nicht
Die königlichen Zeichen?

Soldat.

Alles iſt
In Staub vermengt. Ich kann nichts unterſcheiden.

Johanna.

Hätt' er *mein* Auge oder ſtünd' ich oben,
Das Kleinſte nicht entginge meinem Blick!
Das wilde Huhn kann ich im Fluge zählen,
Den Falk erkenn' ich in den höchſten Lüften.

Soldat.

Am Graben iſt ein fürchterlich Gedräng;
Die Größten, ſcheint's, die Erſten kämpfen dort.

Iſabeau.

Schwebt unſre Fahne noch?

Soldat.

Hoch flattert ſie.

Johanna.

Könnt' ich nur durch der Mauer Ritze ſchauen,
Mit meinem Blick wollt' ich die Schlacht regieren!

Soldat.

Weh mir! was ſeh' ich! Unſer Feldherr iſt
Umzingelt!

Iſabeau (zukt den Dolch auf Johanna.)

Stirb, Unglückliche!

Soldat (ſchnell.)

Er iſt befreit.
Im Rücken faſſt der tapfere Faſtolf
Den Feind — er bricht in ſeine dichtſten Scharen.

Iſabeau (zieht den Dolch zurück.)

Das ſprach dein Engel!

Soldat.

Sieg! Sieg! Sie entfliehen!

Iſabeau.

Wer flieht?

Soldat.

Die Franken, die Burgunder fliehn;
Bedeckt mit Flüchtigen iſt das Gefilde.

Johanna.

Gott! Gott! So ſehr wirſt du mich nicht verlaſſen!

Soldat.

Ein ſchwer Verwundeter wird dort geführt.
Viel Volk ſprengt ihm zu Hülf', es iſt ein Fürſt.

Iſabeau.

Der Unſern Einer oder fränkiſchen?

Soldat.

Sie löſen ihm den Helm, Graf Dunois iſt's.

Johanna.

(greift mit krampfhafter Anſtrengung in ihre Ketten.)

Und ich bin nichts als ein gefeſſelt Weib!

Soldat.

Sieh! Halt! Wer trägt den himmelblauen Mantel,
Verbrämt mit Gold?

Johanna (lebhaft.)

Das iſt mein Herr, der König!

Soldat.

Sein Roß wird ſcheu — es überſchlägt ſich — ſtürzt,
Er windet ſchwer arbeitend ſich hervor —

(Johanna begleitet dieſe Worte mit leidenſchaftlichen Bewegungen.)

Die Unſern nahen ſchon in vollem Lauf —
Sie haben ihn erreicht — umringen ihn —

Johanna.

O hat der Himmel keine Engel mehr!

Iſabeau (hohnlachend.)

Jetzt iſt es Zeit! Jetzt, Retterinn, errette!

Johanna.

(ſtürzt auf die Knie, mit gewaltſam heftiger Stimme betend.)

Höre mich, Gott, in meiner höchſten Noth!

Hinauf zu dir, in heißem Flehenswunſch,
In deine Himmel ſend' ich meine Seele.
Du kannſt die Fäden eines Spinngewebs
Stark machen, wie die Taue eines Schiffs;
Leicht iſt es deiner Allmacht, ehrne Bande
In dünnes Spinngewebe zu verwandeln —
Du willſt, und dieſe Ketten fallen ab,
Und dieſe Thurmwand ſpaltet ſich — Du halfſt
Dem Simſon, da er blind war und gefeſſelt,
Und ſeiner ſtolzen Feinde bittern Spott
Erduldete. — Auf dich vertrauend faßt' er
Die Pfoſten ſeines Kerkers mächtig an,
Und neigte ſich und ſtürzte das Gebäude —

Soldat.

Triumph! Triumph!

Iſabeau.

Was iſt's?

Soldat.

Der König iſt
Gefangen!

Johanna (ſpringt auf.)

So ſey Gott mir gnädig!

(Sie hat ihre Ketten mit beyden Händen kraftvoll gefaßt und zerriſſen. In demſelbem Augenblick ſtürzt ſie ſich auf den nächſtſtehenden Soldaten, entreißt ihm ſein Schwert und eilt hinaus. Alle ſehen ihr mit ſtarrem Erſtaunen nach.)

Zwölfter Auftritt.

Vorige ohne Johanna.

Iſabeau
(nach einer langen Pauſe.)
Was war das? Träumte mir? Wo kam ſie hin?
Wie brach ſie dieſe zentnerſchweren Bande?
Nicht glauben würd' ich's einer ganzen Welt,
Hätt' ich's nicht ſelbſt geſehn mit meinen Augen.

Soldat (auf der Warte.)
Wie? Hat ſie Flügel? Hat der Sturmwind ſie
Hinabgeführt?

Iſabeau.
Sprich, iſt ſie unten?

Soldat.
Mitten
Im Kampfe ſchreitet ſie — Ihr Lauf iſt ſchneller,
Als mein Geſicht — Jetzt iſt ſie hier — jetzt dort —
Ich ſehe ſie zugleich an vielen Orten!
— Sie theilt die Haufen — Alles weicht vor ihr;
Die Franken ſtehn, ſie ſtellen ſich auf's Neu!
— Weh mir! Was ſeh' ich! Unſre Völker werfen
Die Waffen von ſich, unſre Fahnen ſinken —

Iſabeau.
Was? Will ſie uns den ſichern Sieg entreißen?

Soldat.
Grad' auf den König dringt ſie an — ſie hat ihn

Erreicht — Sie reißt ihn mächtig aus dem Kampf.
— Lord Faſtolf ſtürzt — Der Feldherr iſt gefangen.

Iſabeau.

Ich will nicht weiter hören. Komm herab!

Soldat.

Flieht, Königinn! Ihr werdet überfallen.
Gewaffnet Volk dringt an den Thurm heran.
(Er ſteigt herunter.)

Iſabeau (das Schwert ziehend.)

So fechtet, Memmen!

Dreyzehnter Auftritt.

La Hire mit **Soldaten** kommt. Bey ſeinem Eintritt ſtreckt das Volk der Königinn die Waffen.

La Hire

(naht ihr ehrerbietig.)

Königinn, unterwerft Euch
Der Allmacht — Eure Ritter haben ſich
Ergeben, aller Widerſtand iſt unnütz!
— Nehmt meine Dienſte an. Befehlt, wohin
Ihr wollt begleitet ſeyn.

Iſabeau.

Jedweder Ort
Gilt gleich, wo ich dem Dauphin nicht begegne.
(Gibt ihr Schwert ab und folgt ihm mit den Soldaten.)
Die Scene verwandelt ſich in das Schlachtfeld.

Vierzehnter Auftritt.

Soldaten mit fliegenden Fahnen erfüllen den Hintergrund. Vor ihnen der König und der Herzog von Burgund; in den Armen beyder Fürſten liegt Johanna tödtlich verwundet, ohne Zeichen des Lebens. Sie treten langſam vorwärts. Agnes Sorel ſtürzt herein.

Sorel.

(wirft ſich an des Königs Bruſt.)

Ihr ſeyd befreyt — Ihr lebt — Ich hab' Euch wieder!

König.

Ich bin befreyt — Ich bin's um dieſen Preis!

(zeigt auf Johanna.)

Sorel.

Johanna! Gott! Sie ſtirbt!

Burgund.

Sie hat geendet!
Seht einen Engel ſcheiden! Seht, wie ſie da liegt,
Schmerzlos und ruhig, wie ein ſchlafend Kind!
Des Himmels Friede ſpielt um ihre Züge;
Kein Athem hebt den Buſen mehr, doch Leben
Iſt noch zu ſpüren in der warmen Hand.

König.

Sie iſt dahin — Sie wird nicht mehr erwachen,
Ihr Auge wird das Ird'ſche nicht mehr ſchauen.
Schon ſchwebt ſie droben, ein verklärter Geiſt,
Sieht unſern Schmerz nicht mehr und unſre Reue.

Sorel.

Sie ſchlägt die Augen auf, ſie lebt!

Burgund (erſtaunt.)

Kehrt ſie
Uns aus dem Grab zurück? Zwingt ſie den Tod?
Sie richtet ſich empor! Sie ſteht!

Johanna

(ſteht ganz aufgerichtet und ſchaut umher.)

Wo bin ich?

Burgund.

Bey deinem Volk, Johanna! Bey den Deinen!

König.

In deiner Freunde, deines Königs Armen!

Johanna

(nachdem ſie ihn lange ſtarr angeſehen.)

Nein, ich bin keine Zauberinn! Gewiß,
Ich bin's nicht.

König.

Du biſt heilig, wie ein Engel;
Doch unſer Auge war mit Nacht bedeckt.

Johanna

(ſieht heiter lächelnd umher.)

Und bin ich wirklich unter meinem Volk,
Und bin nicht mehr verachtet und verſtoßen?
Man flucht mir nicht, man ſieht mich gütig an?
— Ja, jetzt erkenn' ich deutlich Alles wieder!
Das iſt mein König! Das ſind Frankreichs Fahnen!

Doch meine Fahne ſeh' ich nicht — Wo iſt ſie?
Nicht ohne meine Fahne darf ich kommen;
Von meinem Meiſter ward ſie mir vertraut;
Vor ſeinem Thron muß ich ſie niederlegen;
Ich darf ſie zeigen, denn ich trug ſie treu.

König.

(mit abgewandtem Geſichte.)

Gebt ihr die Fahne!

(Man reicht ſie ihr. Sie ſteht ganz frey aufgerichtet, die Fahne in der Hand — Der Himmel iſt von einem roſigen Schein beleuchtet.)

Johanna.

Seht ihr den Regenbogen in der Luft?
Der Himmel öffnet ſeine goldnen Thore,
Im Chor der Engel ſteht ſie glänzend da,
Sie hält den ew'gen Sohn an ihrer Bruſt,
Die Arme ſtreckt ſie liebend mir entgegen.
Wie wird mir? — Leichte Wolken heben mich —
Der ſchwere Panzer wird zum Flügelkleide.
Hinauf — hinauf — die Erde flieht zurück —
Kurz iſt der Schmerz und ewig iſt die Freude!

(Die Fahne entfällt ihr, ſie ſinkt todt darauf nieder — Alle ſtehen lange in ſprachloſer Rührung — Auf einen leiſen Wink des Königs werden alle Fahnen ſanft auf ſie niedergelaſſen, daß ſie ganz davon bedeckt wird.)

Die Braut von Meſſina

oder

die feindlichen Brüder.

Ein

Trauerſpiel mit Chören.

Perſonen.

Donna Iſabella, Fürſtinn von Meſſina.
Don Manuel, } ihre Söhne.
Don Ceſar,
Beatrice.
Diego.
Boten.
Chor, beſteht aus dem Gefolge der Brüder.
Die Aelteſten von Meſſina, reden nicht.

Ueber
den Gebrauch des Chors
in der Tragödie.

Ein poetiſches Werk muß ſich ſelbſt rechtfertigen, und wo die That nicht ſpricht, da wird das Wort nicht viel helfen. Man könnte es alſo gar wohl dem Chor überlaſſen, ſein eigner Sprecher zu ſeyn, wenn er nur erſt ſelbſt auf die gehörige Art zur Darſtellung gebracht wäre. Aber das tragiſche Dichterwerk wird erſt durch die theatraliſche Vorſtellung zu einem Ganzen: nur die Worte gibt der Dichter, Muſik und Tanz müſſen hinzu kommen, ſie zu beleben. So lange alſo dem Chor dieſe ſinnlich mächtige Begleitung fehlt, ſo lange wird er in der Oekonomie des Trauerſpiels als ein Außending, als ein fremdartiger Körper, und als ein Aufenthalt erſcheinen, der nur den Gang der Handlung unterbricht, der die Täuſchung ſtört, der den Zuſchauer erkältet. Um dem Chor ſein Recht anzuthun, muß man ſich alſo von der wirklichen Bühne auf eine mögliche verſetzen, aber das muß man überall, wo man zu etwas Höherm gelangen will. Was die Kunſt noch nicht hat, das ſoll ſie erwerben; der zufällige Mangel an Hülfsmitteln darf die ſchaffende Einbildungkraft des Dichters nicht beſchränken. Das Würdigſte ſetzt er ſich zum Ziel, einem Ideale ſtrebt er nach, die ausübende Kunſt mag ſich nach den Umſtänden bequemen.

Es iſt nicht wahr, was man gewöhnlich behaupten hört, daß das Publikum die Kunſt herabzieht; der Künſtler zieht das Publikum herab, und zu allen Zeiten, wo die Kunſt verfiel, iſt ſie durch die Künſtler gefallen. Das Publikum braucht nichts als Empfänglichkeit, und dieſe beſitzt es. Es tritt vor den Vorhang mit einem unbeſtimmten Verlangen, mit einem vielſeitigen Vermögen. Zu dem Höchſten bringt es eine Fähigkeit mit; es erfreut ſich an dem Verſtändigen und Rechten, und wenn es damit angefangen hat, ſich mit dem Schlechten zu begnügen, ſo wird es zuverläſſig damit aufhören, das Vortreffliche zu fordern, wenn man es ihm erſt gegeben hat.

Der Dichter, hört man einwenden, hat gut, nach einem Ideal arbeiten, der Kunſtrichter hat gut, nach Ideen urtheilen; die bedingte, beſchränkte, ausübende Kunſt ruht auf dem Bedürfniß. Der Unternehmer will beſtehen, der Schauſpieler will ſich zeigen, der Zuſchauer will unterhalten und in Bewegung geſetzt ſeyn. Das Vergnügen ſucht er, und iſt unzufrieden, wenn man ihm da eine Anſtrengung zumuthet, wo er ein Spiel und eine Erholung erwartet.

Aber indem man das Theater ernſthafter behandelt, will man das Vergnügen des Zuſchauers nicht aufheben, ſondern veredeln. Es ſoll ein Spiel bleiben, aber ein poetiſches. Alle Kunſt iſt der Freude gewidmet, und es gibt keine höhere und keine ernſthaftere Aufgabe, als die Menſchen zu beglücken. Die rechte Kunſt iſt nur dieſe, welche den höchſten Genuß verſchafft. Der höchſte Genuß aber iſt die Freyheit des Gemüths in dem lebendigen Spiel aller ſeiner Kräfte.

Jeder Menſch zwar erwartet von den Künſten der Einbildungkraft eine gewiſſe Befreyung von den Schranken des Wirklichen; er will ſich an dem Möglichen ergetzen und ſeiner Phantaſie Raum geben. Der am wenigſten erwartet, will doch ſein Geſchäft, ſein gemeines Leben, ſein Individuum vergeſſen, er will ſich in außerordentlichen Lagen fühlen, ſich an den ſeltſamen Combinationen des Zufalls weiden; er will, wenn er von ernſthafterer Natur iſt, die moraliſche Weltregierung, die er im wirklichen Leben vermißt, auf der Schaubühne finden. Aber er weiß ſelbſt recht gut, daß er nur ein leeres Spiel treibt, daß er im eigentlichen Sinn ſich nur an Träumen weidet, und wenn er von dem Schauplatz wieder in die wirkliche Welt zurück kehrt, ſo umgibt ihn dieſe wieder mit ihrer ganzen drückenden Enge, er iſt ihr Raub wie vorher, denn ſie ſelbſt iſt geblieben, was ſie war, und an ihm iſt nichts verändert worden. Dadurch iſt alſo nichts gewonnen als ein gefälliger Wahn des Augenblicks, der beym Erwachen verſchwindet.

Und eben darum, weil es hier nur auf eine vorübergehende Täuſchung abgeſehen iſt, ſo iſt auch nur ein Schein der Wahrheit, oder die beliebte Wahrſcheinlichkeit nöthig, die man ſo gern an die Stelle der Wahrheit ſetzt.

Die wahre Kunſt aber hat es nicht blos auf ein vorübergehendes Spiel abgeſehen: es iſt ihr ernſt damit, den Menſchen nicht blos in einen augenblicklichen Traum von Freyheit zu verſetzen, ſondern ihn wirklich und in der That frey zu machen, und dieſes dadurch, daß ſie eine Kraft in ihm erweckt, übt und ausbildet, die ſinnliche Welt, die ſonſt nur als ein roher Stoff auf uns laſtet, als eine blinde Macht auf uns drückt, in eine objektive Ferne zu rücken, in ein freyes Werk unſers Geiſtes zu verwandeln, und das Materielle durch Ideen zu beherrſchen.

Und eben darum, weil die wahre Kunſt etwas Reelles und Objektives will, ſo kann ſie ſich nicht blos mit dem Schein der Wahrheit begnügen; auf der Wahrheit ſelbſt, auf dem feſten und tiefen Grunde der Natur errichtet ſie ihr ideales Gebäude.

Wie aber nun die Kunſt zugleich ganz ideell und doch im tiefſten Sinne reell ſeyn — wie ſie das Wirkliche ganz verlaſſen und doch aufs Genaueſte mit der Natur übereinſtimmen ſoll und kann, das iſts, was Wenige faſſen, was die Anſicht poetiſcher und plaſtiſcher

Werke ſo ſchielend macht, weil beyde Forderungen einander im gemeinen Urtheil geradezu aufzuheben ſcheinen.

Auch begegnet es gewöhnlich, daß man das Eine mit Aufopferung des Andern zu erreichen ſucht, und eben deswegen Beydes verfehlt. Wem die Natur zwar einen treuen Sinn und eine Innigkeit des Gefühls verlieh, aber die ſchaffende Einbildungkraft verſagte, der wird ein treuer Mahler des Wirklichen ſeyn, er wird die zufälligen Erſcheinungen, aber nie den Geiſt der Natur ergreifen. Nur den Stoff der Welt wird er uns wiederbringen, aber es wird eben darum nicht unſer Werk, nicht das freye Produkt unſers bildenden Geiſtes ſeyn, und kann alſo auch die wohlthätige Wirkung der Kunſt, welche in der Freyheit beſteht, nicht haben. Ernſt zwar, doch unerfreulich iſt die Stimmung, mit der uns ein ſolcher Künſtler und Dichter entläſſt, und wir ſehen uns durch die Kunſt ſelbſt, die uns befreyen ſollte, in die gemeine enge Wirklichkeit peinlich zurück verſetzt. Wem hingegen zwar eine rege Phantaſie, aber ohne Gemüth und Charakter, zu Theil geworden, der wird ſich um keine Wahrheit bekümmern; ſondern mit dem Weltſtoff nur ſpielen, nur durch phantaſtiſche und bizarre Kombinationen zu überraſchen ſuchen, und wie ſein ganzes Thun nur Schaum und Schein iſt, ſo wird er zwar für den Augenblick unterhalten, aber im Gemüth nichts erbauen und begründen. Sein Spiel iſt, ſo wie der Ernſt des Andern, kein poetiſches. Phantaſtiſche Gebilde willkürlich aneinander reihen, heißt nicht ins Ideale gehen, und das Wirkliche nachahmend wieder bringen, heißt nicht die Natur darſtellen. Beyde Forderungen ſtehen ſo wenig im Widerſpruch mit einander, daß ſie vielmehr — eine und dieſelbe ſind; daß die Kunſt nur dadurch wahr iſt, daß ſie das Wirkliche ganz verläſſt und rein ideell wird. Die Natur ſelbſt iſt nur eine Idee des Geiſtes, die nie in die Sinne fällt. Unter der Decke der Erſcheinungen liegt ſie, aber ſie ſelbſt kommt niemals zur Erſcheinung. Blos der Kunſt des Ideals iſt es verliehen, oder vielmehr es iſt ihr aufgegeben, dieſen Geiſt des Alls zu ergreifen, und in einer körperlichen Form zu binden. Auch ſie ſelbſt kann ihn zwar nie vor die Sinne, aber doch durch ihre ſchaffende Gewalt vor die Einbildungkraft bringen, und dadurch wahrer ſeyn, als alle Wirklichkeit, und realer, als alle Erfahrung. Es ergibt ſich daraus von ſelbſt, daß der Künſtler kein einziges Element aus der Wirklichkeit brauchen kann, wie er es findet, daß ſein Werk in allen ſeinen Theilen ideell ſeyn muß, wenn es als ein Ganzes Realität haben und mit der Natur übereinſtimmen ſoll.

Was von Poeſie und Kunſt im Ganzen wahr iſt, gilt auch von allen Gattungen derſelben, und es läſſt ſich ohne Mühe von dem jetzt Geſagten auf die Tragödie die Anwendung machen. Auch hier hatte man lange und hat noch jetzt mit dem gemeinen Begriff des Natürlichen zu kämpfen, welcher alle Poeſie und Kunſt geradezu aufhebt und vernichtet. Der bildenden Kunſt gibt man zwar nothdürftig, doch mehr aus conventionellen als aus innern Gründen, eine gewiſſe Idealität zu; aber von der Poeſie und von der dramatiſchen insbeſondere verlangt man Illuſion, die, wenn ſie auch wirklich zu leiſten wäre, immer nur ein armſeliger Gauklerbetrug ſeyn würde. Alles Aeußere bey einer dramatiſchen Vorſtellung ſteht dieſem Begriff entgegen — Alles iſt nur ein Symbol des Wirklichen. Der Tag ſelbſt auf dem Theater iſt nur ein künſtlicher, die Architektur iſt nur eine ſymboliſche, die metriſche Sprache ſelbſt iſt ideal; aber die Handlung ſoll nun einmal real ſeyn, und der Theil das Ganze zerſtören. So haben die Franzoſen, die den Geiſt der Alten zuerſt ganz mißverſtanden, eine Einheit des Orts und der Zeit nach dem gemeinſten empiriſchen Sinn auf der Schaubühne eingeführt, als ob hier ein anderer Ort wäre, als der bloße ideale Raum, und eine andere Zeit, als blos die ſtetige Folge der Handlung.

Durch Einführung einer metriſchen Sprache iſt man indeß der poetiſchen Tragödie ſchon um einen großen Schritt näher gekommen. Es ſind einige lyriſche Verſuche auf der Schaubühne glücklich durchgegangen, und die Poeſie hat ſich durch ihre eigne lebendige Kraft im Einzelnen manchen Sieg über das herrſchende Vorurtheil errungen. Aber mit den Einzelnen iſt wenig gewonnen, wenn nicht der Irrthum im Ganzen fällt, und es iſt nicht genug, daß man das nur als eine poetiſche Freyheit duldet, was doch das Weſen aller Poeſie iſt. Die Einführung des Chors wäre der letzte, der entſcheidende Schritt — und wenn derſelbe auch nur dazu diente, dem Naturalism in der Kunſt offen und ehrlich den Krieg zu erklären, ſo ſollte er uns eine lebendige Mauer ſeyn, die die Tragödie um ſich herumzieht, um ſich von der wirklichen Welt rein abzuſchließen, und ſich ihren idealen Boden, ihre poetiſche Freyheit zu bewahren.

Die Tragödie der Griechen iſt, wie man weiß, aus dem Chor entſprungen. Aber ſo wie ſie ſich hiſtoriſch und der Zeitfolge nach daraus loswand, ſo kann man auch ſagen, daß ſie poetiſch und dem Geiſte nach aus demſelben entſtanden, und daß ohne dieſen beharrlichen Zeugen und Träger der Handlung eine ganz andere Dichtung aus ihr geworden wäre. Die Abſchaffung des Chors und die Zuſammenziehung dieſes ſinnlich mächtigen Organs in die charakterloſe langweilig wiederkehrende Figur eines ärmlichen Vertrauten war alſo keine ſo große Verbeſſerung der Tragödie, als die Franzoſen und ihre Nachbeter ſich eingebildet haben.

Die alte Tragödie, welche ſich urſprünglich nur mit Göttern, Helden und Königen abgab, brauchte den Chor als eine nothwendige Begleitung; ſie fand ihn in der Natur und brauchte ihn, weil ſie ihn fand. Die Handlungen und Schickſale der Helden und Könige ſind ſchon an ſich ſelbſt öffentlich, und waren es in der einfachen Urzeit noch mehr. Der Chor war folglich in der alten Tragödie mehr ein natürliches Organ, er folgte ſchon aus der poetiſchen Geſtalt des wirklichen Lebens. In der neuen Tragödie wird er zu einem Kunſtorgan; er hilft die Poeſie hervorbringen. Der neuere Dichter findet den Chor nicht mehr in der Natur, er muß ihn poetiſch erſchaffen und einführen, das iſt, er muß mit der Fabel, die er behandelt, eine ſolche Veränderung vornehmen, wodurch ſie in jene kindliche Zeit und in jene einfache Form des Lebens zurück verſetzt wird.

Der Chor leiſtet daher dem neuern Tragiker noch weit weſentlichere Dienſte, als dem alten Dichter, eben deswegen, weil er die moderne gemeine Welt in die alte poetiſche verwandelt, weil er ihm alles das unbrauchbar macht, was der Poeſie widerſtrebt, und ihn auf die einfachſten, urſprünglichſten und naivſten Motive hinauftreibt. Der Palaſt der Könige iſt jetzt geſchloſſen, die Gerichte haben ſich von den Thoren der Städte in das Innere der Häuſer zurückgezogen, die Schrift hat das lebendige Wort verdrängt, das Volk ſelbſt, die ſinnlich lebendige Maſſe, iſt, wo ſie nicht als rohe Gewalt wirkt, zum Staat, folglich zu einem abgezogenen Begriff geworden, die Götter ſind in die Bruſt des Menſchen zurückgekehrt. Der Dichter muß die Paläſte wieder aufthun, er muß die Gerichte unter freyen Himmel herausführen, er muß die Götter wieder aufſtellen, er muß alles Unmittelbare, das durch die künſtliche Einrichtung des wirklichen Lebens aufgehoben iſt, wieder herſtellen, und alles künſtliche Machwerk an dem Menſchen und um denſelben, das die Erſcheinung ſeiner innern Natur und ſeines urſprünglichen Charakters hindert, wie der Bildhauer die modernen Gewänder, abwerfen, und von allen äußern Umgebungen desſelben nichts aufnehmen, als was die höchſte der Formen, die menſchliche, ſichtbar macht.

Aber eben ſo, wie der bildende Künſtler die faltige Fülle der Gewänder um ſeine Figuren breitet, um die Räume ſeines Bildes reich und anmuthig auszufüllen, um die getrennten Partien desſelben in ruhigen Maſſen ſtetig zu verbinden, um der Farbe, die das Auge reizt und erquickt, einen Spielraum zu geben, um die menſchlichen Formen zugleich geiſtreich zu verhüllen und ſichtbar zu machen, eben ſo durchflicht und umgibt der tragiſche Dichter ſeine ſtreng abgemeſſene Handlung und die feſten Umriſſe ſeiner handelnden Figuren mit einem lyriſchen Prachtgewebe, in welchem ſich, als wie in einem weit gefalteten Purpurgewand, die handelnden Perſonen frey und edel mit einer gehaltenen Würde und hoher Ruhe bewegen.

In einer höhern Organiſation darf der Stoff oder das Elementariſche nicht mehr ſichtbar ſeyn; die chemiſche Farbe verſchwindet in der feinen Karnation des Lebendigen. Aber auch der Stoff hat ſeine Herrlichkeit, und kann als ſolcher in einem Kunſtkörper aufgenommen werden. Dann aber muß er ſich durch Leben und Fülle und durch Harmonie ſeinen Platz verdienen, und die Formen, die er umgibt, geltend machen, anſtatt ſie durch ſeine Schwere zu erdrücken.

In Werken der bildenden Kunſt iſt dieſes Jedem leicht verſtändlich; aber auch in der Poeſie, und in der tragiſchen, von der hier die Rede iſt, findet daſſelbe Statt. Alles, was der Verſtand ſich im Allgemeinen ausſpricht, iſt eben ſo wie das, was blos die Sinne reizt, nur Stoff und rohes Element in einem Dichterwerk, und wird da, wo es vorherrſcht, unausbleiblich das Poetiſche zerſtören; denn dieſes liegt gerade in dem Indifferenzpunkt des Ideellen und Sinnlichen. Nun iſt aber der Menſch ſo gebildet, daß er immer von dem Beſondern ins Allgemeine gehen will, und die Reflexion muß alſo auch in der Tragödie ihren Platz erhalten. Soll ſie aber dieſen Platz verdienen, ſo muß ſie das, was ihr an ſinnlichem Leben fehlt, durch den Vortrag wieder gewinnen: denn wenn die zwey Elemente der Poeſie, das Ideale und Sinnliche, nicht innig verbunden zuſammen wirken, ſo müſſen ſie neben einander wirken, oder die Poeſie iſt aufgehoben. Wenn die Wage nicht vollkommen inne ſteht, da kann das Gleichgewicht nur durch eine Schwankung der beyden Schalen hergeſtellt werden.

Und dieſes leiſtet nun der Chor in der Tragödie. Der Chor iſt ſelbſt kein Individuum, ſondern ein allgemeiner Begriff; aber dieſer Begriff repräſentirt ſich durch eine ſinnlich mächtige Maſſe, welche durch ihre ausfüllende Gegenwart den Sinnen imponirt. Der Chor verläſſt den engen Kreis der Handlung, um ſich über Vergangenes und Künftiges, über ferne Zeiten und Völker, über das Menſchliche überhaupt zu verbreiten, um die großen Reſultate des Lebens zu ziehen, und die Lehren der Weisheit auszuſprechen. Aber er thut dieſes mit der vollen Macht der Phantaſie, mit einer kühnen lyriſchen Freyheit, welche auf den hohen Gipfeln der menſchlichen Dinge wie mit Schritten der Götter einhergeht — und er thut es, von der ganzen ſinnlichen Macht des Rhythmus und der Muſik in Tönen und Bewegungen begleitet.

Der Chor *reinigt* alſo das tragiſche Gedicht, indem er die Reflexion von der Handlung abſondert, und eben durch dieſe Abſonderung ſie ſelbſt mit poetiſcher Kraft ausrüſtet; eben ſo wie der bildende Künſtler die gemeine Nothdurft der Bekleidung durch eine reiche Draperie in einen Reiz und in eine Schönheit verwandelt.

Aber eben ſo wie ſich der Mahler gezwungen ſieht, den Farbenton des Lebendigen zu verſtärken, um den mächtigen Stoffen das Gleichgewicht zu halten, ſo legt die lyriſche Sprache des Chors dem Dichter auf, verhältnißmäßig die ganze Sprache des Gedichts zu erheden und dadurch die ſinnliche Gewalt des Ausdrucks überhaupt zu verſtärken. Nur der Chor berechtigt den tragiſchen Dichter zu dieſer Erhebung des Tons, die das Ohr ausfüllt, die den Geiſt anſpannt, die das ganze Gemüth erweitert. Dieſe eine Rieſengeſtalt in ſeinem Bilde nöthigt ihn, alle ſeine Figuren auf den Kothurn zu ſtellen, und ſeinem Gemählde dadurch die tragiſche Größe zu geben. Nimmt man den Chor hinweg, ſo muß die Sprache der Tragödie im Ganzen ſinken, oder was jetzt groß und mächtig iſt, wird gezwungen und überſpannt erſcheinen. Der alte Chor, in das franzöſiſche Trauerſpiel eingeführt, würde es in ſeiner ganzen Dürftigkeit darſtellen und zunichte machen; eben derſelbe würde ohne Zweifel Shakeſpears Tragödie erſt ihre wahre Bedeutung geben.

So wie der Chor in die Sprache Leben bringt, ſo bringt er Ruhe in die Handlung — aber die ſchöne und hohe Ruhe, die der Charakter eines edeln Kunſtwerkes ſeyn muß. Denn das Gemüth des Zuſchauers ſoll auch in der heftigſten Paſſion ſeine Freyheit behalten; es ſoll kein Raub der Eindrücke ſeyn, ſondern ſich immer klar und heiter von den Rührungen ſcheiden, die es erleidet. Was das gemeine Urtheil an dem Chor zu tadeln pflegt, daß er die Täuſchung aufhebe, daß er die Gewalt der Affekte breche, das gereicht ihm zu ſeiner höchſten Empfehlung, denn eben dieſe blinde Gewalt der Affekte iſt es, die der wahre Künſtler vermeidet; dieſe Täuſchung iſt es, die er zu erregen verſchmäht. Wenn die Schläge, womit die Tragödie unſer Herz trifft, ohne Unterbrechung auf einander folgten, ſo würde das Leiden über die Thätigkeit ſiegen. Wir würden uns mit dem Stoffe vermengen und nicht mehr über demſelben ſchweben. Dadurch, daß der Chor die Theile aus einander hält, und zwiſchen die Paſſionen mit ſeiner beruhigenden Betrachtung tritt, gibt er uns unſre Freyheit zurück, die im Sturm der Affekte verloren gehen würde. Auch die tragiſchen Perſonen ſelbſt bedürfen dieſes Anhalts, dieſer Ruhe, um ſich zu ſammeln; denn ſie ſind keine wirkliche Weſen, die blos der Gewalt des Moments gehorchen, und blos ein Individuum darſtellen, ſondern ideale Perſonen und Repräſentanten ihrer Gattung, die das Tiefe der Menſchheit ausſprechen. Die Gegenwart des Chors, der als ein richtender Zeuge ſie vernimmt, und die erſten Ausbrüche ihrer Leidenſchaft durch ſeine Dazwiſchenkunft bändigt, motivirt die Beſonnenheit, mit der ſie handeln, und die Würde, mit der ſie reden. Sie ſtehen gewiſſermaßen ſchon auf einem natürlichen Theater, weil ſie vor Zuſchauern ſprechen und handeln, und werden eben deswegen deſto tauglicher von dem Kunſt-Theater zu einem Publikum zu reden.

Soviel über meine Befugniß, den alten Chor auf die tragiſche Bühne zurückzuführen. Chöre kennt man zwar auch ſchon in der modernen Tragödie; aber der Chor des griechiſchen Trauerſpiels, ſo wie ich ihn hier gebraucht habe, der Chor als eine einzige ideale Perſon, die die ganze Handlung trägt und begleitet, dieſer iſt von jenen opernhaften Chören weſentlich verſchieden, und wenn ich bey Gelegenheit der griechiſchen Tragödie von Chören anſtatt von einem Chor ſprechen höre, ſo entſteht mir der Verdacht, daß man nicht recht wiſſe, wovon man rede. Der Chor der alten Tragödie iſt meines Wiſſens ſeit dem Verfall derſelben nie wieder auf der Bühne erſchienen.

Ich habe den Chor zwar in zwey Theile getrennt und im Streit mit ſich ſelbſt dargeſtellt; aber dies iſt nur dann der Fall, wo er als wirkliche Perſon und als blinde Menge mithandelt. Als Chor und als ideale Perſon iſt er immer eins mit ſich ſelbſt. Ich habe den Ort verändert und den Chor mehrmal abgehen laſſen; aber auch Aeſchylus, der Schöpfer der Tragödie, und Sophokles, der größte Meiſter in dieſer Kunſt, haben ſich dieſer Freyheit bedient.

Eine andere Freyheit, die ich mir erlaubt, möchte ſchwerer zu rechtfertigen ſeyn. Ich habe die chriſtliche Religion und die griechiſche Götterlehre vermiſcht angewendet, ja ſelbſt an den mauriſchen Aberglauben erinnert. Aber der Schauplatz der Handlung iſt Meſſina, wo dieſe drey Religionen theils lebendig, theils in Denkmälern fortwirkten und zu den Sinnen ſprachen. Und dann halte ich es für ein Recht der Poeſie, die verſchiednen Religionen als ein kollektives Ganze für die Einbildungkraft zu behandeln, in welchem Alles, was einen eignen Charakter trägt, eine eigne Empfindungweiſe ausdruckt, ſeine Stelle findet. Unter der Hülle aller Religionen liegt die Religion ſelbſt, die Idee eines Göttlichen, und es muß dem Dichter erlaubt ſeyn, dieſes auszuſprechen, in welcher Form er es jedesmal am bequemſten und am treffendſten findet.

Die Braut von Meſſina.

Die Scene iſt eine geräumige Säulenhalle, auf beyden Seiten ſind Eingänge, eine große Flügelthür in der Tiefe führt zu einer Kapelle.

Donna Iſabella in tiefer Trauer, die **Aelteſten** von **Meſſina** ſtehen um ſie her.

Iſabella.

Der Noth gehorchend, nicht dem eignen Trieb,
Tret' ich, ihr greiſen Häupter dieſer Stadt,
Heraus zu Euch aus den verſchwiegenen
Gemächern meines Frauenſaals, das Antlitz
Vor Euren Männerblicken zu entſchleiern.
Denn es geziemt der Wittwe, die den Gatten
Verloren, ihres Lebens Licht und Ruhm,
Die ſchwarz umflorte Nachtgeſtalt dem Aug'
Der Welt in ſtillen Mauern zu verbergen,
Doch unerbittlich, allgewaltig treibt
Des Augenblicks Gebieterſtimme mich
An das entwöhnte Licht der Welt hervor.

Nicht zweymal hat der Mond die Lichtgeſtalt
Erneut, ſeit ich den fürſtlichen Gemahl
Zu ſeiner letzten Ruheſtätte trug,
Der mächtigwaltend dieſer Stadt gebot,
Mit ſtarkem Arme gegen eine Welt
Euch ſchützend, die Euch feindlich rings umlagert.
Er ſelber iſt dahin, doch lebt ſein Geiſt
In einem tapfern Heldenpaare fort
Glorreicher Söhne, dieſes Landes Stolz.
Ihr habt ſie unter Euch in freud'ger Kraft
Aufwachſen ſehen, doch mit ihnen wuchs
Aus unbekannt verhängnißvollem Saamen
Auch ein unſel'ger Bruderhaß empor,
Der Kindheit frohe Einigkeit zerreißend,
Und reifte furchtbar mit dem Ernſt der Jahre.
Nie hab' ich ihrer Eintracht mich erfreut;
An dieſen Brüſten nährt' ich Beyde gleich;
Gleich unter ſie vertheil' ich Lieb' und Sorge,
Und Beyde weiß ich kindlich mir geneigt.
In dieſem einz'gen Triebe ſind ſie eins;
In allem andern trennt ſie blut'ger Streit.

Zwar weil der Vater noch gefürchtet herrſchte,
Hielt er durch gleicher Strenge furchtbare
Gerechtigkeit die Heftigbrauſenden im Zügel,
Und unter Eines Joches Eiſenſchwere,
Bog er vereinend ihren ſtarren Sinn.

Nicht waffentragend durften ſie ſich nahn,
Nicht in denſelben Mauern übernachten;
So hemmt' er zwar mit ſtrengem Machtgebot
Den rohen Ausbruch ihres wilden Triebs,
Doch ungebeſſert in der tiefen Bruſt
Ließ er den Haß — Der Starke achtet es
Gering, die leiſe Quelle zu verſtopfen,
Weil er dem Strome mächtig wehren kann.

Was kommen muſſte, kam. Als er die Augen
Im Tode ſchloß, und ſeine ſtarke Hand
Sie nicht mehr bändigt, bricht der alte Groll,
Gleichwie des Feuers eingepreſſte Glut,
Zur offnen Flamme ſich entzündend los.
Ich ſag' Euch, was Ihr Alle ſelbſt bezeugt,
Meſſina theilte ſich, die Bruderfehde
Lös't' alle heil'ge Bande der Natur,
Dem allgemeinen Streit die Loſung gebend,
Schwert traf auf Schwert, zum Schlachtfeld war die Stadt,
Ja, dieſe Hallen ſelbſt beſprützte Blut.

Des Staates Bande ſahet Ihr zerreiſſen,
Doch mir zerriß im Innerſten das Herz —
Ihr fühltet nur das öffentliche Leiden,
Und fragtet wenig nach der Mutter Schmerz.
Ihr kamt zu mir und ſpracht dies harte Wort:

„Du ſiehſt, daß deiner Söhne Bruderzwiſt
„Die Stadt empört in bürgerlichem Streit,
„Die von dem böſen Nachbar rings umgarnt,
„Durch Eintracht nur dem Feinde widerſteht.
„— Du biſt die Mutter! Wohl, ſo ſiehe zu,
„Wie du der Söhne blutgen Hader ſtillſt.
„Was kümmert uns, die Friedlichen, der Zank
„Der Herrſcher? Sollen wir zu Grunde gehn,
„Weil deine Söhne wüthend ſich befehden?
„Wir wollen uns ſelbſt rathen ohne ſie,
„Und einem andern Herrn uns übergeben,
„Der unſer Beſtes will und ſchaffen kann!“
So ſpracht ihr rauhen Männer, mitleidlos,
Für euch nur ſorgend und für eure Stadt,
Und wälztet noch die öffentliche Noth
Auf dieſes Herz, das von der Mutter Angſt
Und Sorgen ſchwer genug belaſtet war.
Ich unternahm das nicht zu Hoffende,
Ich warf mit dem zerriſſnen Mutterherzen
Mich zwiſchen die Ergrimmten, Friede rufend —
Unabgeſchreckt, geſchäftig, unermüdlich
Beſchickt' ich ſie, den Einen um den Andern,
Bis ich erhielt durch mütterliches Flehn,
Daß ſie's zufrieden ſind, in dieſer Stadt
Meſſina, in dem väterlichen Schloß,
Unfeindlich ſich von Angeſicht zu ſehn,
Was nie geſchah, ſeitdem der Fürſt verſchieden.

Dies iſt der Tag! Des Boten harr' ich ſtündlich,
Der mir die Kunde bringt von ihrem Anzug.
— Seyd dann bereit, die Herrſcher zu empfangen
Mit Ehrfurcht, wie's dem Unterthanen ziemt.
Nur Eure Pflicht zu leiſten ſeyd bedacht;
Fürs Andre laſſt uns Andere gewähren.
Verderblich dieſem Land, und ihnen ſelbſt
Verderbenbringend war der Söhne Streit;
Verſöhnt, vereinigt, ſind ſie mächtig gnug,
Euch zu beſchützen gegen eine Welt,
Und Recht ſich zu verſchaffen — gegen Euch!

(Die Aelteſten entfernen ſich ſchweigend, die Hand auf der Bruſt. Sie winkt einem alten Diener, der zurückbleibt.)

Iſabella. Diego.

Iſabella.

Diego!

Diego.

Was gebietet meine Fürſtinn?

Iſabella.

Bewährter Diener! Redlich Herz! Tritt näher!
Mein Leiden haſt du, meinen Schmerz getheilt;
So theil' auch jetzt das Glück der Glücklichen.
Verpfändet hab' ich deiner treuen Bruſt
Mein ſchmerzlich ſüßes, heiliges Geheimniß.
Der Augenblick iſt da, wo es ans Licht
Des Tages ſoll hervorgezogen werden.
Zu lange ſchon erſtickt' ich der Natur

Gewalt'ge Regung, weil noch über mich
Ein fremder Wille herriſch waltete.
Jetzt darf ſich ihre Stimme frey erbeben;
Noch heute ſoll dies Herz befriedigt ſeyn,
Und dieſes Haus, das lang verödet war,
Verſammle Alles, was mir theuer iſt.

So lenke denn die alterſchweren Tritte
Nach jenem wohlbekannten Kloſter hin,
Das einen theuren Schatz mir aufbewahrt.
Du warſt es, treue Seele, der ihn mir
Dorthin geflüchtet hat auf beſſre Tage,
Den traur'gen Dienſt der Traurigen erzeigend.
Du bringe fröhlich jetzt der Glücklichen
Das theure Pfand zurück!

(Man hört in der Ferne blaſen.)

O eile, eile,
Und laß die Freude deinen Schritt verjüngen!
Ich höre kriegeriſcher Hörner Schall,
Der meiner Söhne Einzug mir verkündigt.

(Diego geht ab. Die Muſik läßt ſich noch von einer entgegengeſetzten Seite immer näher und näher hören.)

Iſabella.

Erregt iſt ganz Meſſina — Horch! ein Strom
Verworrner Stimmen wälzt ſich brauſend her —
Sie ſinds! Das Herz der Mutter, mächtig ſchlagend,

Empfindet ihrer Nähe Kraft und Zug.
Sie ſinds! O meine Kinder, meine Kinder!

(Sie eilt hinaus.)

Chor (tritt auf.)

(Er beſteht aus zwey Halbchören, welche zu gleicher Zeit, von zwey entgegengeſetzten Seiten, der eine aus der Tiefe, der andere aus dem Vordergrund eintreten, rund um die Bühne gehen, und ſich alsdann auf derſelben Seite, wo jeder eingetreten, in eine Reihe ſtellen. Den einen Halbchor bilden die ältern, den andern die jüngern Ritter; Beyde ſind durch Farbe und Abzeichen verſchieden. Wenn beyde Chöre einander gegenüber ſtehen, ſchweigt der Marſch und die beyden Chorführer reden. *)

Erſter Chor. (Cajetan.)

Dich begrüß' ich in Ehrfurcht,
Prangende Halle,
Dich, meiner Herrſcher

---

*) Anmerkung des Herausgebers. Der Verfaſſer hat bey Ueberſendung des Manuſcripts an das Theater zu Wien einen Vorſchlag beygefügt, wie die Reden des Chors unter einzelne Perſonen vertheilt werden könnten. Der erſte Chor ſollte nämlich aus Cajetan, Bengar, Manfred, Triſtan und acht Rittern Don Manuels, der zweyte aus Bohemund, Roger, Hippolyt und neun Rittern Don Ceſars beſtehen. Was jede dieſer Perſonen nach des Verfaſſers Plane zu ſagen haben würde, iſt bey dieſer Ausgabe angedeutet worden.

Fürſtliche Wiege,
Säulengetragenes herrliches Dach!

Tief in der Scheide
Ruhe das Schwert!
Vor den Thoren gefeſſelt
Liege des Streits ſchlangenhaarigtes Scheuſal!
Denn des gaſtlichen Hauſes
Unverletzliche Schwelle
Hütet der Eid, der Erinnyen Sohn,
Der furchtbarſte unter den Göttern der Hölle!

Zweyter Chor. (Bohemund.)
Zürnend ergrimmt mir das Herz im Buſen;
Zu dem Kampf iſt die Fauſt geballt.
Denn ich ſehe das Haupt der Meduſen,
Meines Feindes verhaßte Geſtalt.
Kaum gebiet' ich dem kochenden Blute.
Gönn' ich ihm die Ehre des Worts?
Oder gehorch' ich dem zürnenden Muthe?
Aber mich ſchreckt die Eumenide,
Die Beſchirmerinn dieſes Orts,
Und der waltende Gottesfriede.

Erſter Chor. (Cajetan.)
Weiſere Faſſung
Ziemet dem Alter,
Ich, der Vernünftige, grüße zuerſt.
(Zu dem zweyten Chor.)

Sey mir willkommen,
Der du mit mir
Gleiche Gefühle
Brüderlich theilend,
Dieſes Palaſtes
Schützende Götter
Fürchtend verehrſt!
Weil ſich die Fürſten gütlich beſprechen,
Wollen auch wir jetzt Worte des Friedens
Harmlos wechſeln mit ruhigem Blut;
Denn auch das Wort iſt, das heilende, gut.
Aber treff' ich dich draußen im Freyen,
Da mag der blutige Kampf ſich erneuen,
Da erprobe das Eiſen den Muth.

Der ganze Chor.

Aber treff' ich dich draußen im Freyen,
Da mag der blutige Kampf ſich erneuen,
Da erprobe das Eiſen den Muth.

Erſter Chor. (Berengar.)

Dich nicht haſſ' ich! Nicht du biſt mein Feind!
Eine Stadt ja hat uns geboren,
Jene ſind ein fremdes Geſchlecht.
Aber wenn ſich die Fürſten befehden,
Müſſen die Diener ſich morden und tödten,
Das iſt die Ordnung, ſo will es das Recht.

Zweyter Chor. (Bohemund.)

Mögen ſie's wiſſen,

Warum ſie ſich blutig
Haſſend bekämpfen! Mich ficht es nicht an.
Aber wir fechten ihre Schlachten;
Der iſt kein Tapfrer, kein Ehrenmann,
Der den Gebieter läſſt verachten.

Der ganze Chor.

Aber wir fechten ihre Schlachten;
Der iſt kein Tapfrer, kein Ehrenmann,
Der den Gebieter läſſt verachten.

Einer aus dem Chor. (Berengar.)

Hört, was ich bey mir ſelbſt erwogen,
Als ich müßig daher gezogen
Durch des Korns hochwallende Gaſſen,
Meinen Gedanken überlaſſen.
Wir haben uns in des Kampfes Wuth
Nicht beſonnen und nicht berathen,
Denn uns bethörte das brauſende Blut.
Sind ſie nicht unſer, dieſe Saaten?
Dieſe Ulmen, mit Reben umſponnen,
Sind ſie nicht Kinder unſrer Sonnen?
Könnten wir nicht in frohem Genuß
Harmlos vergnügliche Tage ſpinnen,
Luſtig das leichte Leben gewinnen?
Warum ziehn wir mit raſendem Beginnen
Unſer Schwert für das fremde Geſchlecht?
Es hat an dieſen Boden kein Recht.
Auf dem Meerſchiff iſt es gekommen,

Von der Sonne röthlichem Untergang;
Gaſtlich haben wir's aufgenommen,
(Unſre Väter! Die Zeit iſt lang)
Und jetzt ſehen wir uns als Knechte
Unterthan dieſem fremden Geſchlechte!

Ein Zweyter. (Manfred.)

Wohl! Wir bewohnen ein glückliches Land,
Das die himmelumwandelnde Sonne
Anſieht mit immer freundlicher Helle,
Und wir können es fröhlich genieſſen,
Aber es läſſt ſich nicht ſperren und ſchlieſſen,
Und des Meers rings umgebende Welle
Sie verräth uns dem kühnen Korſaren,
Der die Küſte verwegen durchkreuzt.
Einen Segen haben wir zu bewahren,
Der das Schwert nur des Fremdlings reizt.
Sklaven ſind wir in den eigenen Sitzen,
Das Land kann ſeine Kinder nicht ſchützen.
Nicht wo die goldene Ceres lacht
Und der friedliche Pan, der Flurenbehüter,
Wo das Eiſen wächst in der Berge Schacht,
Da entſpringen der Erde Gebieter.

Erſter Chor. (Cajetan.)

Ungleich vertheilt ſind des Lebens Güter
Unter der Menſchen flücht'gem Geſchlecht;
Aber die Natur, ſie iſt ewig gerecht.
Uns verlieh ſie das Mark und die Fülle,

Die ſich immer erneuend erſchafft;
Jenen ward der gewaltige Wille
Und die unzerbrechliche Kraft.
Mit der furchtbaren Stärke gerüſtet,
Führen ſie aus, was dem Herzen gelüſtet,
Füllen die Erde mit mächtigem Schall;
Aber hinter den großen Höhen
Folgt auch der tiefe, der donnernde Fall.
Darum lob' ich mir niedrig zu ſtehen,
Mich verbergend in meiner Schwäche!
Jene gewaltigen Wetterbäche,
Aus des Hagels unendlichen Schloßen,
Aus den Wolkenbrüchen zuſammen gefloſſen,
Kommen finſter gerauſcht und geſchoſſen,
Reißen die Brücken und reißen die Dämme
Donnernd mit fort im Wogengeſchwemme,
Nichts iſt, das die gewaltigen hemme,
Doch nur der Augenblick hat ſie geboren;
Ihres Laufes furchtbare Spur
Geht verrinnend im Sande verloren,
Die Zerſtörung verkündigt ſie nur.
— Die fremden Eroberer kommen und gehen;
Wir gehorchen, aber wir bleiben ſtehen.

(Die hintere Thür öffnet ſich; Donna Iſabella erſcheint zwiſchen ihren Söhnen Don Manuel und Don Ceſar.)

Beyde Chöre. (**Cajetan.**)

Preis Ihr und Ehre,

Die uns dort aufgeht,
Eine glänzende Sonne;
Knieend verehr' ich dein herrliches Haupt.

Erſter Chor.

Schön iſt des Mondes
Mildere Klarheit
Unter der Sterne blitzendem Glanz;
Schön iſt der Mutter
Liebliche Hoheit
Zwiſchen der Söhne feuriger Kraft.
Nicht auf der Erden
Iſt ihr Bild und ihr Gleichniß zu ſehn.
(*) Hoch auf des Lebens
Gipfel geſtellt,
Schließt ſie blühend den Kreis des Schönen;
Mit der Mutter und ihren Söhnen
Krönt ſich die herrlich vollendete Welt.
Selber die Kirche, die göttliche, ſtellt nicht
Schöneres dar auf dem himmliſchen Thron;
Höheres bildet
Selber die Kunſt nicht, die göttlich geborne,
Als die Mutter mit ihrem Sohn.

Zweyter Chor. (Berengar.)

Freudig ſieht ſie aus ihrem Schoße

(*) Anmerkung des Herausgebers. Nach der Abſicht des Verfaſſers ſollte die Stelle: „Hoch auf des Lebens — ihrem Sohn.“ auf dem Theater wegbleiben.

Einen blühenden Baum ſich erheben,
Der ſich ewig ſproſſend erneut.
Denn ſie hat ein Geſchlecht geboren,
Welches wandeln wird mit der Sonne,
Und den Namen geben der rollenden Zeit.

(Roger.)

Völker verrauſchen,
Namen verklingen,
Finſtre Vergeſſenheit
Breitet die dunkelnachtenden Schwingen
Ueber ganzen Geſchlechtern aus.
Aber der Fürſten
Einſame Häupter
Glänzen erhellt,
Und Aurora berührt ſie
Mit den ewigen Strahlen,
Als die ragenden Gipfel der Welt.

Iſabella.

(mit ihren Söhnen hervortretend.)

Blick nieder, hohe Königinn des Himmels,
Und halte deine Hand auf dieſes Herz,
Daß es der Uebermuth nicht ſchwellend hebe;
Denn leicht vergäße ſich der Mutter Freude,
Wenn ſie ſich ſpiegelt in der Söhne Glanz.
Zum Erſtenmal, ſeitdem ich ſie geboren,
Umfaſſ' ich meines Glückes Fülle ganz.
Denn bis auf dieſen Tag mußt' ich gewaltſam

Des Herzens fröhliche Ergießung theilen;
Vergeſſen ganz mußt' ich den einen Sohn,
Wenn ich der Nähe mich des andern freute.
O meine Mutterliebe iſt nur Eine,
Und meine Söhne waren ewig zwey!
— Sagt, darf ich ohne Zittern mich der ſüßen
Gewalt des trunknen Herzens überlaſſen?
(Zu Don Manuel.)
Wenn ich die Hand des Bruders freundlich drücke,
Stoß' ich den Stachel nicht in deine Bruſt?
(Zu Don Ceſar.)
Wenn ich das Herz an ſeinem Anblick weide,
Iſts nicht ein Raub an dir? — O ich muß zittern,
Daß meine Liebe ſelbſt, die ich euch zeige,
Nur eures Haſſes Flammen heft'ger ſchüre.
(Nachdem ſie Beyde fragend angeſehen.)
Was darf ich mir von euch verſprechen? Redet!
Mit welchem Herzen kamet ihr hieher?
Iſts noch der alte unverſöhnte Haß,
Den ihr mit herbringt in des Vaters Haus,
Und wartet draußen vor des Schloſſes Thoren
Der Krieg, auf Augenblicke nur gebändigt,
Und knirſchend in das eherne Gebiß,
Um alſobald, wenn ihr den Rücken mir
Gekehrt, mit neuer Wuth ſich zu entfeſſeln?

Chor. (Bohemund.)

Krieg oder Frieden! Noch liegen die Looſe

Dunkel verhüllt in der Zukunft Schoße!
Doch es wird ſich noch, eh' wir uns trennen, entſcheiden;
Wir ſind bereit und gerüſtet zu beyden.

Iſabella.

(im ganzen Kreis umher ſchauend)

Und welcher furchtbar kriegeriſche Anblick!
Was ſollen dieſe hier? Iſts eine Schlacht,
Die ſich in dieſen Sälen zubereitet?
Wozu die fremde Schaar, wenn eine Mutter
Das Herz aufſchließen will vor ihren Kindern?
Bis in den Schoos der Mutter fürchtet ihr
Der Argliſt Schlingen, tückiſchen Verrath,
Daß ihr den Rücken euch beſorglich deckt?
— O dieſe wilden Banden, die euch folgen,
Die raſchen Diener eures Zorns — Sie ſind
Nicht eure Freunde! Glaubet nimmermehr,
Daß ſie euch wohlgeſinnt zum Beſten rathen!
Wie könnten ſie's von Herzen mit euch meinen,
Den Fremdlingen, dem eingedrungnen Stamm,
Der aus dem eignen Erbe ſie vertrieben,
Sich über ſie der Herrſchaft angemaßt?
Glaubt mir! Es liebt ein Jeder, frey ſich ſelbſt
Zu leben nach dem eigenen Geſetz;
Die fremde Herrſchaft wird mit Neid ertragen.
Von eurer Macht allein und ihrer Furcht
Erhaltet ihr den gern verſagten Dienſt.
Lernt dies Geſchlecht, das herzlos falſche, kennen!

Die Schaden-Freude iſts, wodurch ſie ſich
An eurem Glück, an eurer Größe rächen.
Der Herrſcher Fall, der hohen Häupter Sturz
Iſt ihrer Lieder Stoff und ihr Geſpräch,
Was ſich vom Sohn zum Enkel fort erzählt,
Womit ſie ſich die Winternächte kürzen.
— O meine Söhne! Feindlich iſt die Welt
Und falſch geſinnt! Es liebt ein Jeder nur
Sich ſelbſt; unſicher, los und wandelbar
Sind alle Bande, die das leichte Glück
Geflochten — Laune löst, was Laune knüpfte —
Nur die Natur iſt redlich! Sie allein
Liegt an dem ew'gen Ankergrunde feſt,
Wenn alles Andre auf den ſturmbewegten Wellen
Des Lebens unſtät treibt — Die Neigung gibt
Den Freund, es gibt der Vortheil den Gefährten;
Wohl dem, dem die Geburt den Bruder gab!
Ihn kann das Glück nicht geben! Anerſchaffen
Iſt ihm der Freund, und gegen eine Welt
Voll Kriegs und Truges ſteht er zweyfach da!

Chor. (Cajetan.)

Ja, es iſt etwas Großes, ich muß es verehren,
Um einer Herrſcherinn fürſtlichen Sinn:
Ueber der Menſchen Thun und Verkehren
Blickt ſie mit ruhiger Klarheit hin.
Uns aber treibt das verworrene Streben
Blind und ſinnlos durchs wüſte Leben.

Iſabella.

(zu Don Ceſar.)

Du, der das Schwert auf ſeinen Bruder zückt!
Sieh dich umher in dieſer ganzen Schar,
Wo iſt ein edler Bild als deines Bruders?

(zu Don Manuel.)

Wer unter dieſen, die du Freunde nennſt,
Darf deinem Bruder ſich zur Seite ſtellen?
Ein Jeder iſt ein Muſter ſeines Alters,
Und Keiner gleicht und Keiner weicht dem Andern.
Wagt es, euch in das Angeſicht zu ſehn!
O Raſerey der Eiferſucht, des Neides!
Ihn würdeſt du aus Tauſenden heraus
Zum Freunde dir gewählt, ihn an dein Herz
Geſchloſſen haben als den Einzigen,
Und jetzt, da ihn die heilige Natur
Dir gab, dir in der Wiege ſchon ihn ſchenkte,
Trittſt du, ein Frevler an dem eignen Blut,
Mit ſtolzer Willkür ihr Geſchenk mit Füßen,
Dich wegzuwerfen an den ſchlechtern Mann,
Dich an den Feind und Fremdling anzuſchließen!

Don Manuel.

Höre mich, Mutter!

Don Ceſar.

Mutter, höre mich!

Iſabella.

Nicht Worte ſinds, die dieſen traur'gen Streit

Erledigen — Hier iſt das Mein und Dein,
Die Rache von der Schuld nicht mehr zu ſondern.
— Wer möchte noch das alte Bette finden
Des Schwefelſtroms, der glühend ſich ergoß?
Des unterird'ſchen Feuers ſchreckliche
Geburt iſt Alles, eine Lavarinde
Liegt aufgeſchichtet über den Geſunden,
Und jeder Fußtritt wandelt auf Zerſtörung.
— Nur dieſes Eine leg' ich euch ans Herz:
Das Böſe, das der Mann, der mündige,
Dem Manne zufügt, das, ich will es glauben,
Vergibt ſich und verſöhnt ſich ſchwer. Der Mann
Will ſeinen Haß, und keine Zeit verändert
Den Rathſchluß, den er wohl beſonnen faſſt.
Doch eures Haders Urſprung ſteigt hinauf
In unverſtänd'ger Kindheit frühe Zeit;
Sein Alter iſts, was ihn entwaffnen ſollte.
Fraget zurück, was euch zuerſt entzweyte,
Ihr wiſſt es nicht, ja fändet ihrs auch aus,
Ihr würdet euch des kindſchen Haders ſchämen.
Und dennoch iſts der erſte Kinderſtreit,
Der, fortgezeugt in unglückſel'ger Kette,
Die neuſte Unbill dieſes Tags geboren.
Denn alle ſchwere Thaten, die bis jetzt geſchahn,
Sind nur des Argwohns und der Rache Kinder.
— Und jene Knabenfehde wolltet ihr
Noch jetzt fortkämpfen, da ihr Männer ſeyd?

(Beyder Hände faſſend.)
O meine Söhne! Kommt, entſchließet euch,
Die Rechnung gegenſeitig zu vertilgen,
Denn gleich auf beyden Seiten iſt das Unrecht.
Seyd edel, und großherzig ſchenkt einander
Die unabtragbar ungeheure Schuld.
Der Siege göttlichſter iſt das Vergeben!
In eures Vaters Gruft werft ihn hinab
Den alten Haß der frühen Kinderzeit!
Der ſchönen Liebe ſey das neue Leben,
Der Eintracht, der Verſöhnung ſey's geweiht.
(Sie tritt einen Schritt zwiſchen Beyden zurück, als wollte ſie ihnen Raum geben, ſich einander zu nähern. Beyde blicken zur Erde, ohne einander anzuſehen.)

Chor. (Cajetan.)

Höret der Mutter vermahnende Rede,
Wahrlich, ſie ſpricht ein gewichtiges Wort!
Laſſt es genug ſeyn und endet die Fehde,
Oder gefällts euch, ſo ſetzet ſie fort.
Was euch genehm iſt, das iſt mir gerecht,
Ihr ſeyd die Herrſcher und ich bin der Knecht.

Iſabella.

(nachdem ſie einige Zeit innegehalten, und vergebens eine Aeußerung der Brüder erwartet, mit unterdrücktem Schmerz.)
Jetzt weiß ich nichts mehr. Ausgeleert hab' ich
Der Worte Köcher und erſchöpft der Bitten Kraft.
Im Grabe ruht, der euch gewaltſam bändigte,

Und machtlos ſteht die Mutter zwiſchen euch.
— Vollendet! Ihr habt freye Macht! Gehorcht
Dem Dämon, der euch ſinnlos wüthend treibt!
Ehrt nicht des Hausgotts heiligen Altar!
Laſſt dieſe Halle ſelbſt, die euch geboren,
Den Schauplatz werden eures Wechſelmords.
Vor eurer Mutter Aug' zerſtöret euch
Mit euren eignen, nicht durch fremde Hände.
Leib gegen Leib, wie das Thebaniſche Paar,
Rückt auf einander an, und wuthvoll ringend
Umfanget euch mit ehrner Umarmung!
Leben um Leben tauſchend ſiege Jeder,
Den Dolch einborend in des Andern Bruſt,
Daß ſelbſt der Tod nicht eure Zwietracht heile,
Die Flamme ſelbſt, des Feuers rothe Säule,
Die ſich von eurem Scheiterhaufen hebt,
Sich zweygeſpalten von einander theile,
Ein ſchaudernd Bild, wie ihr geſtorben und gelebt.

(Sie geht ab. Die Brüder bleiben noch in der vorigen Entfernung von einander ſtehen.)

Beyde Brüder. Beyde Chöre.

Chor. (Cajetan.)

Es ſind nur Worte, die ſie geſprochen,
Aber ſie haben den fröhlichen Muth
In der felſigen Bruſt mir gebrochen.
Ich nicht vergoß das verwandte Blut.

Nein, zum Himmel erheb' ich die Hände,
Ihr ſeyd Brüder! Bedenket das Ende!

Don Ceſar
(ohne Don Manuel anzuſehen.)

Du biſt der ältre Bruder, rede du!
Dem Erſtgebornen weich' ich ohne Schande.

Don Manuel.
(in derſelben Stellung.)

Sag' etwas Gutes und ich folge gern
Dem edeln Beyſpiel, das der Jüngre gibt.

Don Ceſar.

Nicht, weil ich für den Schuldigeren mich
Erkenne, oder ſchwächer gar mich fühle —

Don Manuel.

Nicht Kleinmuths zeiht Don Ceſarn, wer ihn kennt;
Fühlt' er ſich ſchwächer, würd' er ſtolzer reden.

Don Ceſar.

Denkſt du von deinem Bruder nicht geringer?

Don Manuel.

Du biſt zu ſtolz zur Demuth, ich zur Lüge.

Don Ceſar.

Verachtung nicht erträgt mein edles Herz;
Doch in des Kampfes heftigſter Erbittrung
Gedachteſt du mit Würde deines Bruders.

Don Manuel.

Du willſt nicht meinen Tod; ich habe Proben.

Ein Mönch erbot ſich dir, mich meuchleriſch
Zu morden; du beſtrafteſt den Verräther.

Don Ceſar (tritt etwas näher.)

Hätt' ich dich früher ſo gerecht erkannt,
Es wäre Vieles ungeſchehn geblieben.

Don Manuel.

Und hätt' ich dir ein ſo verſöhnlich Herz
Gewußt, viel Mühe ſpart' ich dann der Mutter.

Don Ceſar.

Du wurdeſt mir viel ſtolzer abgeſchildert.

Don Manuel.

Es iſt der Fluch der Hohen, daß die Niedern
Sich ihres offnen Ohrs bemächtigen.

Don Ceſar (lebhaft.)

So iſts. Die Diener tragen alle Schuld.

Don Manuel.

Die unſer Herz in bitterm Haß entfremdet.

Don Ceſar.

Die böſe Worte hin und wieder trugen.

Don Manuel.

Mit falſcher Deutung jede That vergiftet.

Don Ceſar.

Die Wunde nährten, die ſie heilen ſollten.

Don Manuel.

Die Flamme ſchürten, die ſie löſchen konnten.

Don Ceſar.

Wir waren die Verführten, die Betrognen!

Don Manuel.

Das blinde Werkzeug fremder Leidenſchaft!

Don Ceſar.

Iſts wahr, daß alles andre treulos iſt —

Don Manuel.

Und falſch! Die Mutter ſagt's; du darfſt es glauben!

Don Ceſar.

So will ich dieſe Bruderhand ergreifen —

(Er reicht ihm die Hand hin.)

Don Manuel.

(ergreift ſie lebhaft.)

Die mir die nächſte iſt auf dieſer Welt.

(Beyde ſtehen Hand in Hand und betrachten einander eine Zeitlang ſchweigend.)

Don Ceſar.

Ich ſeh' dich an, und überraſcht, erſtaunt
Find' ich in dir der Mutter theure Züge.

Don Manuel.

Und eine Aehnlichkeit entdeckt ſich mir
In dir, die mich noch wunderbarer rühret.

Don Ceſar.

Biſt du es wirklich, der dem jüngern Bruder
So hold begegnet und ſo gütig ſpricht?

Don Manuel.

Iſt dieſer freundlich ſanftgeſinnte Jüngling
Der übelwollend mir gehäſſ'ge Bruder?

(Wiederum Stillſchweigen; Jeder ſteht in den Anblick des Andern verloren.)

Don Ceſar.
Du nahmſt die Pferde von arab'ſcher Zucht
In Anſpruch, aus dem Nachlaß unſers Vaters.
Den Rittern, die du ſchickteſt, ſchlug ichs ab.

Don Manuel.
Sie ſind dir lieb. Ich denke nicht mehr dran.

Don Ceſar.
Nein, nimm die Roſſe, nimm den Wagen auch
Des Vaters, nimm ſie, ich beſchwöre dich.

Don Manuel.
Ich will es thun, wenn du das Schloß am Meere
Beziehen willſt, um das wir heftig ſtritten.

Don Ceſar.
Ich nehm' es nicht, doch bin ichs wohl zufrieden,
Daß wirs gemeinſam brüderlich bewohnen.

Don Manuel.
So ſey's! Warum ausſchließend Eigenthum
Beſitzen, da die Herzen einig ſind?

Don Ceſar.
Warum noch länger abgeſondert leben,
Da wir, vereinigt, Jeder reicher werden?

Don Manuel.
Wir ſind nicht mehr getrennt, wir ſind vereinigt.
(Er eilt in ſeine Arme.)

Erſter Chor (zum zweyten.) (**Cajetan.**)
Was ſtehen wir hier noch feindlich geſchieden,
Da die Fürſten ſich liebend umfaſſen?

Ihrem Beyſpiel folg' ich und biete dir Frieden;
Wollen wir einander denn ewig haſſen?
Sind ſie Brüder durch Blutes Bande,
Sind wir Bürger und Söhne von einem Lande.
(Beyde Chöre umarmen ſich.)

Ein Bote (tritt auf.)

Zweyter Chor (zu Don Ceſar.) (**Bohemund.**)
Den Späher, den du ausgeſendet, Herr,
Erblick' ich wiederkehrend. Freue dich,
Don Ceſar! Gute Botſchaft harret dein:
Denn fröhlich ſtrahlt der Blick des Kommenden.

Bote.
Heil mir und Heil der fluchbefreyten Stadt!
Des ſchönſten Anblicks wird mein Auge froh.
Die Söhne meines Herrn, die Fürſten ſeh' ich
In friedlichem Geſpräche, Hand in Hand,
Die ich in heißer Kampfes-Wuth verlaſſen.

Don Ceſar.
Du ſiehſt die Liebe aus des Haſſes Flammen
Wie einen neu verjüngten Phönix ſteigen.

Bote.
Ein zweytes leg' ich zu dem erſten Glück!
Mein Botenſtab ergrünt von friſchen Zweigen!

Don Ceſar
(ihn bey Seite führend.)
Laß hören, was du bringſt.

Bote.

Ein einzger Tag
Will Alles, was erfreulich iſt, verſammeln.
Auch die Verlorene, nach der wir ſuchten,
Sie iſt gefunden, Herr, ſie iſt nicht weit.

Don Ceſar.

Sie iſt gefunden! O wo iſt ſie? Sprich!

Bote.

Hier in Meſſina, Herr, verbirgt ſie ſich.

Don Manuel

(zu dem erſten Halbchor gewendet.)

Von hoher Röthe Glut ſeh' ich die Wangen
Des Bruders glänzen, und ſein Auge blitzt.
Ich weiß nicht, was es iſt; doch iſts die Farbe
Der Freude und mitfreuend theil' ich ſie.

Don Ceſar

(zu dem Boten.)

Komm, führe mich! — Leb wohl, Don Manuel!
Im Arm der Mutter finden wir uns wieder;
Jetzt fordert mich ein dringend Werk von hier.

(Er will gehen.)

Don Manuel.

Verſchieb es nicht. Das Glück begleite dich.

Don Ceſar

(beſinnt ſich und kommt zurück.)

Don Manuel! Mehr, als ich ſagen kann,
Freut mich dein Anblick — Ja, mir ahnet ſchon,

Wir werden uns wie Herzensfreunde lieben;
Der lang gebundne Trieb wird freud'ger nur
Und mächt'ger ſtreben in der neuen Sonne;
Nachholen werd' ich das verlorne Leben.

Don Manuel.

Die Blüthe deutet auf die ſchöne Frucht.

Don Ceſar.

Es iſt nicht recht, ich fühls und tadle mich,
Daß ich mich jetzt aus deinen Armen reiße.
Denk nicht, ich fühle weniger als du,
Weil ich die feſtlich ſchöne Stunde raſch zerſchneide.

Don Manuel.

(mit ſichtbarer Zerſtreuung.)

Gehorche du dem Augenblick! Der Liebe
Gehört von heute an das ganze Leben.

Don Ceſar.

Entdeckt' ich dir, was mich von hinnen ruft —

Don Manuel.

Laß mir dein Herz! Dir bleibe dein Geheimniß.

Don Ceſar.

Auch kein Geheimniß trennt' uns ferner mehr;
Bald ſoll die letzte dunkle Falte ſchwinden!

(Zu dem Chor gewendet.)

Euch künd' ichs an, damit ihrs alle wiſſet!
Der Streit iſt abgeſchloſſen zwiſchen mir
Und dem geliebten Bruder! Den erklär' ich
Für meinen Todfeind und Beleidiger,

Und werd' ihn haſſen, wie der Hölle Pforten,
Der den erloſchnen Funken unſers Streits
Aufbläſt zu neuen Flammen — Hoffe Keiner
Mir zu gefallen oder Dank zu ernten,
Der von dem Bruder Böſes mir berichtet,
Mit falſcher Dienſtbegier den bittern Pfeil
Des raſchen Worts geſchäftig weiter ſendet.
— Nicht Wurzeln auf der Lippe ſchlägt das Wort,
Das unbedacht dem ſchnellen Zorn entflohen;
Doch von dem Ohr des Argwohns aufgefangen,
Kriecht es wie Schlingkraut endlos treibend fort,
Und hängt ans Herz ſich an mit tauſend Aeſten;
So trennen endlich in Verworrenheit
Unheilbar ſich die Guten und die Beſten!

(Er umarmt den Bruder noch einmal und geht ab, von dem zweyten Chore begleitet.)

Don Manuel und der erſte Chor.

Chor. (Cajetan.)

Verwundrungvoll, o Herr, betracht' ich dich,
Und faſt muß ich dich heute ganz verkennen.
Mit karger Rede kaum erwiederſt du
Des Bruders Liebesworte, der gutmeinend
Mit offnem Herzen dir entgegen kommt.
Verſunken in dich ſelber ſtehſt du da
Gleich einem Träumenden, als wäre nur
Dein Leib zugegen und die Seele fern.
Wer ſo dich ſähe, möchte leicht der Kälte

Dich zeihn und ſtolz unfreundlichen Gemüths;
Ich aber will dich drum nicht fühllos ſchelten,
Denn heiter blickſt du, wie ein Glücklicher,
Um dich und Lächeln ſpielt um deine Wangen.

Don Manuel.

Was ſoll ich ſagen? Was erwiedern? Mag
Der Bruder Worte finden! Ihn ergreift
Ein überraſchend neu Gefühl; er ſieht
Den alten Haß aus ſeinem Buſen ſchwinden,
Und wundernd fühlt er ſein verwandelt Herz.
Ich — habe keinen Haß mehr mitgebracht;
Kaum weiß ich noch, warum wir blutig ſtritten.
Denn über allen ird'ſchen Dingen hoch
Schwebt mir auf Freudenfittigen die Seele,
Und in dem Glanzesmeer, das mich umfängt,
Sind alle Wolken mir und finſtre Falten
Des Lebens ausgeglättet und verſchwunden.
— Ich ſehe dieſe Hallen, dieſe Säle,
Und denke mir das freudige Erſchrecken
Der überraſchten hocherſtaunten Braut,
Wenn ich als Fürſtinn ſie und Herrſcherinn
Durch dieſes Hauſes Pforten führen werde.
— Noch liebt ſie nur den Liebenden! Dem Fremdling,
Dem Namenloſen hat ſie ſich gegeben.
Nicht ahnet ſie, daß es Don Manuel,
Meſſina's Fürſt iſt, der die goldne Binde
Ihr um die ſchöne Stirne flechten wird.

Wie ſüß iſts, das Geliebte zu beglücken
Mit ungehoffter Größe, Glanz und Schein!
Längſt ſpart' ich mir dies höchſte der Entzücken;
Wohl bleibt es ſtets ſein höchſter Schmuck allein;
Doch auch die Hoheit darf das Schöne ſchmücken,
Der goldne Reif erhebt den Edelſtein.

Chor. (Cajetan.)

Ich höre dich, o Herr, vom langen Schweigen
Zum Erſtenmal den ſtummen Mund entſiegeln.
Mit Späheraugen folgt' ich dir ſchon längſt,
Ein ſeltſam wunderbar Geheimniß ahnend;
Doch nicht erkühnt' ich mich, was du vor mir
In tiefes Dunkel hüllſt, dir abzufragen.
Dich reizt nicht mehr der Jagden muntre Luſt,
Der Roſſe Wettlauf und des Falken Sieg.
Aus der Gefährten Aug' verſchwindeſt du,
So oft die Sonne ſinkt zum Himmelsrande,
Und Keiner unſers Chors, die wir dich ſonſt
In jeder Kriegs- und Jagdgefahr begleiten,
Mag deines ſtillen Pfads Gefährte ſeyn.
Warum verſchleierſt du bis dieſen Tag
Dein Liebesglück mit dieſer neid'ſchen Hülle?
Was zwingt den Mächtigen, daß er verhehle?
Denn Furcht iſt fern von deiner großen Seele.

Don Manuel.

Geflügelt iſt das Glück und ſchwer zu binden;
Nur in verſchloſſner Lade wirds bewahrt.

Das Schweigen iſt zum Hüter ihm geſetzt,
Und raſch entfliegt es, wenn Geſchwätzigkeit
Voreilig wagt, die Decke zu erheben.
Doch jetzt, dem Ziel ſo nahe, darf ich wohl
Das lange Schweigen brechen und ich will's.
Denn mit der nächſten Morgenſonne Strahl
Iſt ſie die Meine, und des Dämons Neid
Wird keine Macht mehr haben über mich.
Nicht mehr verſtohlen werd' ich zu ihr ſchleichen,
Nicht rauben mehr der Liebe goldne Frucht;
Nicht mehr die Freude haſchen auf der Flucht,
Das Morgen wird dem ſchönen Heute gleichen,
Nicht Blitzen gleich, die ſchnell vorüber ſchießen,
Und plötzlich von der Nacht verſchlungen ſind,
Mein Glück wird ſeyn, gleichwie des Baches Fließen,
Gleichwie der Sand des Stundenglaſes rinnt!

Chor. (Cajetan.)

So nenne Sie uns, Herr, die dich im Stillen
Beglückt, daß wir dein Loos beneidend rühmen
Und würdig ehren unſers Fürſten Braut.
Sag an, wo du ſie fandeſt, wo verbirgſt,
In welches Orts verſchwiegner Heimlichkeit?
Denn wir durchziehen ſchwärmend weit und breit
Die Inſel auf der Jagd verſchlungnen Pfaden;
Doch keine Spur hat uns dein Glück verrathen,
So daß ich bald mich überreden möchte,
Es hülle ſie ein Zaubernebel ein.

Don Manuel.

Den Zauber löſ' ich auf, denn heute noch
Soll, was verborgen war, die Sonne ſchauen.
Vernehmet denn und hört, wie mir geſchah.
Fünf Monde ſinds, es herrſchte noch im Lande
Des Vaters Macht, und beugete gewaltſam
Der Jugend ſtarren Nacken in das Joch —
Nichts kannt' ich, als der Waffen wilde Freuden,
Und als des Waidwerks kriegeriſche Luſt.
— Wir hatten ſchon den ganzen Tag gejagt
Entlang des Waldgebirges — da geſchahs,
Daß die Verfolgung einer weiſſen Hindinn
Mich weit hinweg aus eurem Haufen riß.
Das ſcheue Thier floh durch des Thales Krümmen,
Durch Buſch und Kluft und bahnenlos Geſtrüpp;
Auf Wurfes Weite ſah ichs ſtets vor mir,
Doch konnt' ichs nicht erreichen noch erzielen,
Bis es zuletzt an eines Gartens Pforte mir
Verſchwand. Schnell von dem Roß herab mich werfend
Dring' ich ihm nach, ſchon mit dem Speere zielend;
Da ſeh' ich wundernd das erſchrockne Thier
Zu einer Nonne Füßen zitternd liegen,
Die es mit zarten Händen ſchmeichelnd koſt.
Bewegungslos ſtarr' ich das Wunder an,
Den Jagdſpieß in der Hand, zum Wurf ausholend —
Sie aber blickt mit großen Augen flehend
Mich an; ſo ſtehen wir ſchweigend gegen einander —

Wie lange Friſt, das kann ich nicht ermeſſen,
Denn alles Maß der Zeiten war vergeſſen.
Tief in die Seele drückt' ſie mir den Blick,
Und umgewandelt ſchnell iſt mir das Herz.
— Was ich nun ſprach, was die Holdſel'ge mir
Erwiedert, möge Niemand mich befragen.
Denn wie ein Traumbild liegt es hinter mir
Aus früher Kindheit dämmerhellen Tagen.
An meiner Bruſt fühlt' ich die ihre ſchlagen,
Als die Beſinnungkraft mir wieder kam.
Da hört' ich einer Glocke helles Läuten,
Den Ruf zur Hora ſchien es zu bedeuten,
Und ſchnell, wie Geiſter in die Luft verwehen,
Entſchwand ſie mir und ward nicht mehr geſehen.

Chor. (Cajetan.)

Mit Furcht, o Herr, erfüllt mich dein Bericht.
Raub haſt du an dem Göttlichen begangen,
Des Himmels Braut berührt mit ſünd'gem Verlangen,
Denn furchtbar heilig iſt des Kloſters Pflicht.

Don Manuel.

Jetzt hatt' ich Eine Straße nur zu wandeln;
Das unſtät ſchwanke Sehnen war gebunden,
Dem Leben war ſein Innhalt aufgefunden;
Und wie der Pilger ſich nach Oſten wendet,
Wo ihm die Sonne der Verheißung glänzt,
So kehrte ſich mein Hoffen und mein Sehnen
Dem Einen hellen Himmelspunkte zu.

Kein Tag entſtieg dem Meer und ſank hinunter,
Der nicht zwey glücklich Liebende vereinte.
Geflochten ſtill war unſrer Herzen Bund,
Nur der allſeh'nde Aether über uns
War des verſchwieg'nen Glücks vertrauter Zeuge;
Es brauchte weiter keines Menſchen Dienſt.
Das waren goldne Stunden, ſel'ge Tage!
— Nicht Raub am Himmel war mein Glück, denn noch
Durch kein Gelübde war das Herz gefeſſelt,
Das ſich auf ewig mir zu eigen gab.

Chor. (Cajetan.)

So war das Kloſter eine Freyſtatt nur
Der zarten Jugend, nicht des Lebens Grab?

Don Manuel.

Ein heilig Pfand ward ſie dem Gotteshaus
Vertraut, das man zurück einſt werde fodern.

Chor. (Cajetan.)

Doch welches Blutes rühmt ſie ſich zu ſeyn?
Denn nur vom Edeln kann das Edle ſtammen.

Don Manuel.

Sich ſelber ein Geheimniß wuchs ſie auf,
Nicht kennt ſie ihr Geſchlecht noch Vaterland.

Chor. (Cajetan.)

Und leitet keine dunkle Spur zurück
Zu ihres Daſeyns unbekannten Quellen?

Don Manuel.

Daß ſie von edelm Blut, geſteht der Mann,
Der Einz'ge, der um ihre Herkunft weiß.

Chor. (Cajetan.)

Wer iſt der Mann? Nichts halte mir zurück,
Denn wiſſend nur kann ich dir nützlich rathen.

Don Manuel.

Ein alter Diener naht von Zeit zu Zeit,
Der einz'ge Bote zwiſchen Kind und Mutter.

Chor. (Cajetan.)

Von dieſem Alten haſt du nichts erforſcht?
Feigherzig und geſchwätzig iſt das Alter.

Don Manuel.

Nie wagt' ichs, einer Neugier nachzugeben,
Die mein verſchwieg'nes Glück gefährden konnte.

Chor. (Cajetan.)

Was aber war der Innhalt ſeiner Worte,
Wenn er die Jungfrau zu beſuchen kam?

Don Manuel.

Auf eine Zeit, die Alles löſen würde,
Hat er von Jahr zu Jahren ſie vertröſtet.

Chor. (Cajetan.)

Und dieſe Zeit, die Alles löſen ſoll,
Hat er ſie näher deutend nicht bezeichnet?

Don Manuel.

Seit wenig Monden drohete der Greis,
Mit einer nahen Aendrung ihres Schickſals.

Chor. (Cajetan.)

Er drohte, ſagſt du? Alſo fürchteſt du
Ein Licht zu ſchöpfen, das dich nicht erfreut?

Don Manuel.

Ein jeder Wechſel ſchreckt den Glücklichen;
Wo kein Gewinn zu hoffen, droht Verluſt.

Chor. (Cajetan.)

Doch konnte die Entdeckung, die du fürchteſt,
Auch deiner Liebe günſtge Zeichen bringen.

Don Manuel.

Auch ſtürzen konnte ſie mein Glück; drum wählt' ich
Das Sicherſte, ihr ſchnell zuvor zu kommen.

Chor. (Cajetan.)

Wie das, o Herr? Mit Furcht erfüllſt du mich,
Und eine raſche That muß ich beſorgen.

Don Manuel.

Schon ſeit den letzten Monden ließ der Greis
Geheimnißvolle Winke ſich entfallen,
Daß nicht mehr ferne ſey der Tag, der ſie
Den Ihrigen zurücke geben werde.
Seit geſtern aber ſprach ers deutlich aus,
Daß mit der nächſten Morgenſonne Strahl —
Dies aber iſt der Tag, der heute leuchtet —
Ihr Schickſal ſich entſcheidend werde löſen.
Kein Augenblick war zu verlieren; ſchnell
War mein Entſchluß gefaſſt und ſchnell vollſtreckt.

In dieſer Nacht raubt' ich die Jungfrau weg,
Und brachte ſie verborgen nach Meſſina.

Chor. (Cajetan.)

Welch kühn verwegen-räuberiſche That!
— Verzeih, o Herr, die freye Tadelrede!
Doch ſolches iſt des weiſern Alters Recht,
Wenn ſich die raſche Jugend kühn vergißt.

Don Manuel.

Unfern vom Kloſter der Barmherzigen,
In eines Gartens abgeſchiedner Stille,
Der von der Neugier nicht betreten wird,
Trennt' ich mich eben jetzt von ihr, hieher
Zu der Verſöhnung mit dem Bruder eilend.
In banger Furcht ließ ich ſie dort allein
Zurück, die ſich nichts weniger erwartet,
Als in dem Glanz der Fürſtinn eingeholt,
Und auf erhabnem Fußgeſtell des Ruhms
Vor ganz Meſſina ausgeſtellt zu werden.
Denn anders nicht ſoll ſie mich wiederſehn,
Als in der Größe Schmuck und Staat, und feſtlich
Von eurem ritterlichen Chor umgeben.
Nicht will ich, daß Don Manuels Verlobte
Als eine Heimatloſe, Flüchtige
Der Mutter nahen ſoll, die ich ihr gebe;
Als eine Fürſtinn fürſtlich will ich ſie
Einführen in die Hofburg meiner Väter.

Chor. (Cajetan.)

Gebiete, Herr! Wir harren deines Winks.

Don Manuel.

Ich habe mich aus ihrem Arm geriſſen,
Doch nur mit ihr werd' ich beſchäftigt ſeyn.
Denn nach dem Bazar ſollt ihr mich anjetzt
Begleiten, wo die Mohren zum Verkauf
Ausſtellen, was das Morgenland erzeugt
An edelm Stoff und feinem Kunſtgebild.
Erſt wählet aus die zierlichen Sandalen,
Der zartgeformten Füße Schutz und Zier;
Dann zum Gewande wählt das Kunſtgewebe
Des Inders, hellglänzend wie der Schnee
Des Aetna, der der nächſte iſt dem Licht —
Und leicht umfließ' es, wie der Morgenduft,
Den zarten Bau der jugendlichen Glieder.
Von Purpur ſey, mit zarten Fäden Goldes
Durchwirkt, der Gürtel, der die Tunika
Unter dem zücht'gen Buſen reizend knüpft;
Dazu den Mantel wählt von glänzender
Seide gewebt, in gleichem Purpur ſchimmernd;
Ueber der Achſel heft' ihn eine goldne
Cikade — Auch die Spangen nicht vergeſſt,
Die ſchönen Arme reizend zu umzirken;
Auch nicht der Perlen und Korallen Schmuck,
Der Meeresgöttinn wunderſame Gaben.
Um die Locken winde ſich ein Diadem,

Gefüget aus dem köſtlichſten Geſtein,
Worin der feurig glühende Rubin
Mit dem Smaragd die Farbenblitze kreuze.
Oben im Haarſchmuck ſey der lange Schleier
Befeſtigt, der die glänzende Geſtalt,
Gleich einem hellen Lichtgewölk, umfließe,
Und mit der Myrthe jungfräulichem Kranze
Vollende krönend ſich das ſchöne Ganze.

Chor. (Cajetan.)

Es ſoll geſchehen, Herr! wie du gebieteſt,
Denn fertig und vollendet findet ſich
Dies Alles auf dem Bazar ausgeſtellt.

Don Manuel.

Den ſchönſten Zelter führet dann hervor
Aus meinen Ställen; ſeine Farbe ſey
Lichtweiß, gleichwie des Sonnengottes Pferde;
Von Purpur ſey die Decke, und Geſchirr
Und Zügel reich beſetzt mit edeln Steinen:
Denn tragen ſoll er meine Königinn.
Ihr ſelber haltet euch bereit, im Glanz
Des Ritterſtaates, unterm freud'gen Schall
Der Hörner, eure Fürſtinn heimzuführen.
Dies Alles zu beſorgen geb' ich jetzt;
Zwey unter euch erwähl' ich zu Begleitern,
Ihr Andern wartet mein — Was ihr vernahmt,

Bewahrts in eures Buſens tiefem Grunde,
Bis ich das Band gelöſt von eurem Munde.
(Er geht ab, von Zweyen aus dem Chor begleitet.)

Chor. (Cajetan.)

Sage, was werden wir jetzt beginnen,
Da die Fürſten ruhen vom Streit,
Auszufüllen die Leere der Stunden,
Und die lange unendliche Zeit?
Etwas fürchten und hoffen und ſorgen
Muß der Menſch für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daſeyns ertrage,
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage,
Und mit erfriſchendem Windesweben
Kräuſelnd bewege das ſtockende Leben.

Einer aus dem Chor. (Manfred.)

Schön iſt der Friede! Ein lieblicher Knabe
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,
Und die hüpfenden Lämmer graſen
Luſtig um ihn auf dem ſonnigen Raſen;
Süßes Tönen entlockt er der Flöte,
Und das Echo des Berges wird wach,
Oder im Schimmer der Abendröthe
Wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach —
Aber der Krieg auch hat ſeine Ehre,
Der Beweger des Menſchengeſchicks,
Mir gefällt ein lebendiges Leben,

Mir ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben
Auf der ſteigenden, fallenden Welle des Glücks.
Denn der Menſch verkömmert im Frieden;
Müßige Ruh iſt das Grab des Muths.
Das Geſetz iſt der Freund des Schwachen,
Alles will es nur eben machen,
Möchte gern die Welt verflachen;
Aber der Krieg läßt die Kraft erſcheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Muth.

Ein Zweyter. (Berengar.)

Stehen nicht Amors Tempel offen?
Wallet nicht zu dem Schönen die Welt?
Da iſt das Fürchten! Da iſt das Hoffen;
König iſt hier, wer den Augen gefällt!
Auch die Liebe beweget das Leben,
Daß ſich die graulichen Farben erheben.
Reizend betrügt ſie die glücklichen Jahre,
Die gefällige Tochter des Schaums;
In das Gemeine und Traurigwahre
Webt ſie die Bilder des goldenen Traums.

Ein Dritter. (Cajetan.)

Bleibe die Blume dem blühenden Lenze,
Scheine das Schöne! Und flechte ſich Kränze,
Wem die Locken noch jugendlich grünen;

Aber dem männlichen Alter ziemts
Einem ernſteren Gott zu dienen.

Erſter. (Manfred.)

Der ſtrengen Diana, der Freundinn der Jagden,
Laſſet uns folgen ins wilde Gehölz,
Wo die Wälder am dunkelſten nachten,
Und den Springbock ſtürzen vom Fels.
Denn die Jagd iſt ein Gleichniß der Schlachten,
Des ernſten Kriegsgotts luſtige Braut —
Man iſt auf mit dem Morgenſtrahl,
Wenn die ſchmetternden Hörner laden
Luſtig hinaus in das dampfende Thal,
Ueber Berge, über Klüfte,
Die ermatteten Glieder zu baden
In den erfriſchenden Strömen der Lüfte!

Zweyter. (Berengar.)

Oder wollen wir uns der blauen
Göttinn, der ewig bewegten, vertrauen,
Die uns mit freundlicher Spiegelhelle
Ladet in ihren unendlichen Schooß?
Bauen wir auf der tanzenden Welle
Uns ein luſtig ſchwimmendes Schloß?
Wer das grüne cryſtallene Feld
Pflügt mit des Schiffes eilendem Kiele,
Der vermählt ſich das Glück, dem gehört die Welt;
Ohne die Saat erblüht ihm die Ernte!

Denn das Meer iſt der Raum der Hoffnung
Und der Zufäll' launiſch Reich;
Hier wird der Reiche ſchnell zum Armen,
Und der Aermſte dem Fürſten gleich.
Wie der Wind mit Gedankenſchnelle
Läuft um die ganze Windesroſe,
Wechſeln hier des Geſchickes Looſe,
Dreht das Glück ſeine Kugel um;
Auf den Wellen iſt alles Welle,
Auf dem Meer iſt kein Eigenthum.

Dritter. (Cajetan.)

Aber nicht blos im Wellenreiche,
Auf der wogenden Meeresfluth,
Auch auf der Erde, ſo feſt ſie ruht
Auf den ewigen alten Säulen,
Wanket das Glück und will nicht weilen.
— Sorge gibt mir dieſer neue Frieden,
Und nicht fröhlich mag ich ihm vertrauen;
Auf der Lava, die der Berg geſchieden,
Möcht' ich nimmer meine Hütte bauen.
Denn zu tief ſchon hat der Haß gefreſſen,
Und zu ſchwere Thaten ſind geſchehn,
Die ſich nie vergeben und vergeſſen;
Noch hab' ich das Ende nicht geſehn,
Und mich ſchrecken ahnungvolle Träume!
Nicht Wahrſagung reden ſoll mein Mund;
Aber ſehr mißfällt mir dies Geheime,

Dieſer Ehe ſegenloſer Bund,
Dieſe lichtſcheu krummen Liebespfade,
Dieſes Kloſterraubs verwegne That:
Denn das Gute liebt ſich das Gerade;
Böſe Früchte trägt die böſe Saat.

(Berengar.)

Auch ein Raub wars, wie wir Alle wiſſen,
Der des alten Fürſten ehliches Gemahl
In ein frevelnd Ehebett geriſſen,
Denn ſie war des Vaters Wahl.
Und der Ahnherr ſchüttete im Zorne
Grauenvoller Flüche ſchrecklichen Saamen
Auf das ſündige Ehebett aus.
Greuelthaten ohne Namen,
Schwarze Verbrechen verbirgt dies Haus.

Chor. (Cajetan.)

Ja, es hat nicht gut begonnen,
Glaubt mir, und es endet nicht gut,
Denn gebüßt wird unter der Sonnen
Jede That der verblendeten Wuth.
Es iſt kein Zufall und blindes Loos,
Daß die Brüder ſich wüthend ſelbſt zerſtören,
Denn verflucht ward der Mutterſchoß.
Sie ſollte den Haß und den Streit gebähren.
— Aber ich will es ſchweigend verhüllen,
Denn die Rachgötter ſchaffen im Stillen.

Zeit iſt's, die Unfälle zu beweinen,
Wenn ſie nahen und wirklich erſcheinen.

(Der Chor geht ab.)

Die Scene verwandelt ſich in einen Garten, der die Ausſicht auf das Meer eröffnet. Aus einem anſtoßenden Gartenſaal tritt

Beatrice.

(geht unruhig auf und nieder, nach allen Seiten umherſpähend. Plötzlich ſteht ſie ſtill und horcht.)

Er iſt es nicht — Es war der Winde Spiel,
Die durch der Pinie Wipfel ſauſend ſtreichen;
Schon neigt die Sonne ſich zu ihrem Ziel;
Mit trägem Schritt ſeh' ich die Stunden ſchleichen,
Und mich ergreift ein ſchauderndes Gefühl.
Es ſchreckt mich ſelbſt das weſenloſe Schweigen.
Nichts zeigt ſich mir, wie weit die Blicke tragen;
Er läſſt mich hier in meiner Angſt verzagen.

Und nahe hör' ich, wie ein rauſchend Wehr
Die Stadt, die völkerwimmelnde, ertoſen;
Ich höre fern das ungeheure Meer
An ſeine Ufer dumpferbrandend ſtoßen.
Es ſtürmen alle Schrecken auf mich her;
Klein fühl' ich mich in dieſem Furchtbargroßen,
Und fortgeſchleudert, wie das Blatt vom Baume,
Verlier' ich mich im grenzenloſen Raume.

Warum verließ ich meine ſtille Zelle?
Da lebt' ich ohne Sehnſucht, ohne Harm!
Das Herz war ruhig, wie die Wieſenquelle,
An Wünſchen leer, doch nicht an Freuden arm.
Ergriffen jetzt hat mich des Lebens Welle;
Mich faſſt die Welt in ihren Rieſenarm;
Zerriſſen hab' ich alle frühre Bande,
Vertrauend eines Schwures leichtem Pfande.

Wo waren die Sinne?
Was hab' ich gethan?
Ergriff mich bethörend
Ein raſender Wahn?
Den Schleier zerriß ich
Jungfräulicher Zucht;
Die Pforten durchbrach ich der heiligen Zelle!
Umſtrickte mich blendend ein Zauber der Hölle?
Dem Manne folgt' ich,
Dem kühnen Entführer in ſträflicher Flucht.
O komm, mein Geliebter!
Wo bleibſt du und ſäumeſt? Befreye, befreye
Die kämpfende Seele! Mich naget die Reue,
Es faſſt mich der Schmerz.
Mit liebender Nähe verſichre mein Herz!

Und ſollt' ich mich dem Manne nicht ergeben,
Der in der Welt allein ſich an mich ſchloß?
Denn ausgeſetzt ward ich ins fremde Leben,

Und frühe ſchon hat mich ein ſtrenges Loos
(Ich darf den dunkeln Schleier nicht erheben)
Geriſſen von dem mütterlichen Schoß.
Nur einmal ſah ich ſie, die mich geboren,
Doch wie ein Traum ging mir das Bild verloren.

Und ſo erwuchs ich ſtill am ſtillen Orte,
In Lebens Glut den Schatten beygeſellt,
— Da ſtand er plötzlich an des Kloſters Pforte,
Schön, wie ein Gott, und männlich, wie ein Held.
O mein Empfinden nennen keine Worte!
Fremd kam er mir aus einer fremden Welt,
Und ſchnell, als wär' es ewig ſo geweſen,
Schloß ſich der Bund, den keine Menſchen löſen.

Vergib, du Herrliche, die mich geboren,
Daß ich, vorgreifend den verhängten Stunden,
Mir eigenmächtig mein Geſchick erkohren.
Nicht frey erwählt' ichs; es hat mich gefunden;
Ein dringt der Gott auch zu verſchloſſnen Thoren;
Zu Perſeus Thurm hat er den Weg gefunden.
Dem Dämon iſt ſein Opfer unverloren.
Wär' es an öde Klippen angebunden
Und an des Atlas himmeltragende Säulen,
So wird ein Flügelroß es dort ereilen.

Nicht hinter mich begehr' ich mehr zu ſchauen,
In keine Heimat ſehn' ich mich zurück;

Der Liebe will ich liebend mich vertrauen;
Gibt es ein ſchönres als der Liebe Glück?
Mit meinem Loos will ich mich gern beſcheiden,
Ich kenne nicht des Lebens andre Freuden.

Nicht kenn' ich ſie und will ſie nimmer kennen,
Die ſich die Stifter meiner Tage nennen,
Wenn ſie von dir mich, mein Geliebter, trennen.
Ein ewig Räthſel bleiben will ich mir;
Ich weiß genug, ich lebe dir!
(aufmerkend.)
Horch, der lieben Stimme Schall!
— Nein, es war der Wiederhall.
Und des Meeres dumpfes Brauſen,
Das ſich an den Ufern bricht,
Der Geliebte iſt es nicht!
Weh mir! Weh mir! Wo er weilet?
Mich umſchlingt ein kaltes Grauſen!
Immer tiefer
Sinkt die Sonne! Immer öder
Wird die Oede! Immer ſchwerer
Wird das Herz — Wo zögert er?
(Sie geht unruhig umher.)
Aus des Gartens ſichern Mauern
Wag' ich meinen Schritt nicht mehr.
Kalt ergriff mich das Entſetzen,
Als ich in die nahe Kirche

Wagte meinen Fuß zu ſetzen,
Denn mich trieb's mit mächtigem Drang,
Aus der Seele tiefſten Tiefen,
Als ſie zu der Hora riefen,
Hinzuknien an heil'ger Stätte,
Zu der Göttlichen zu flehn,
Nimmer konnt' ich widerſtehn.
Wenn ein Lauſcher mich erſpähte?
Voll von Feinden iſt die Welt,
Argliſt hat auf allen Pfaden,
Fromme Unſchuld zu verrathen,
Ihr betrüglich Netz geſtellt.
Grauend hab' ich's ſchon erfahren,
Als ich aus des Kloſters Hut
In die fremden Menſchenſcharen
Mich gewagt mit frevelm Muth.
Dort bey jenes Feſtes Feyer,
Da der Fürſt begraben ward,
Mein Erkühnen büßt' ich theuer;
Nur ein Gott hat mich bewahrt —
Da der Jüngling mir, der fremde,
Nahte, mit dem Flammenauge,
Und mit Blicken, die mich ſchreckten,
Mir das Innerſte durchzuckten,
In das tiefſte Herz mir ſchaute —
Noch durchſchauert kaltes Grauen,
Da ich's denke, mir die Bruſt!

Nimmer, nimmer kann ich ſchauen
In die Augen des Geliebten,
Dieſer ſtillen Schuld bewußt!
(aufhorchend.)
Stimmen im Garten!
Er iſt's, der Geliebte!
Er ſelber! Jetzt täuſchte
Kein Blendwerk mein Ohr.
Es naht, es vermehrt ſich!
In ſeine Arme!
An ſeine Bruſt!

(Sie eilt mit ausgebreiteten Armen nach der Tiefe des Gartens, Don Ceſar tritt ihr entgegen.)

Don Ceſar. Beatrice. Der Chor.

Beatrice.
(mit Schrecken zurückfliehend.)
Weh mir! Was ſeh' ich!
(In demſelben Augenblick tritt auch der Chor ein.)

Don Ceſar.
Holde Schönheit, fürchte nichts!
(Zu dem Chor.)
Der rauhe Anblick eurer Waffen ſchreckt
Die zarte Jungfrau — Weicht zurück und bleibt
In ehrerbiet'ger Ferne!
(Zu Beatricen.)
Fürchte nichts!
Die holde Scham, die Schönheit iſt mir heilig.

(Der Chor hat ſich zurückgezogen. Er tritt ihr näher und ergreift ihre Hand.)

Wo warſt du? Welches Gottes Macht entrückte,
Verbarg dich dieſe lange Zeit? Dich hab' ich
Geſucht, nach dir geforſchet; wachend, träumend
Warſt du des Herzens einziges Gefühl,
Seit ich bey jenem Leichenfeſt des Fürſten
Wie eines Engels Lichterſcheinung dich
Zum Erſtenmal erblickte — Nicht verborgen
Blieb dir die Macht, mit der du mich bezwangſt.
Der Blicke Feuer und der Lippe Stammeln,
Die Hand, die in der deinen zitternd lag,
Verrieth ſie dir — ein kühneres Geſtändniß
Verbot des Ortes ernſte Majeſtät.
— Der Meſſe Hochamt rief mich zum Gebet,
Und da ich von den Knieen jetzt erſtanden,
Die erſten Blicke ſchnell auf dich ſich heften,
Warſt du aus meinen Augen weggerückt;
Doch nachgezogen mit allmächt'gen Zaubers-Banden
Haſt du mein Herz mit allen ſeinen Kräften.
Seit dieſem Tage ſuch' ich raſtlos dich,
An aller Kirchen und Paläſte Pforten;
An allen offnen und verborgnen Orten,
Wo ſich die ſchöne Unſchuld zeigen kann,
Hab' ich das Netz der Späher ausgebreitet;
Doch meiner Mühe ſah ich keine Frucht,
Bis endlich heut, von einem Gott geleitet,

Des Spähers glückbekrönte Wachſamkeit
In dieſer nächſten Kirche dich entdeckte.

(Hier macht Beatrice, welche in dieſer ganzen Zeit zitternd und abgewandt geſtanden, eine Bewegung des Schreckens.)

Ich habe dich wieder, und der Geiſt verlaſſe
Eher die Glieder, eh' ich von dir ſcheide!
Und daß ich feſt ſogleich den Zufall faſſe,
Und mich verwahre vor des Dämons Neide,
So red' ich dich vor dieſen Zeugen allen
Als meine Gattin an und reiche dir
Zum Pfande deß die ritterliche Rechte.

(Er ſtellt ſie dem Chor dar.)

Nicht forſchen will ich, wer du biſt — Ich will
Nur *Dich* von *Dir*; nichts frag' ich nach dem Andern.
Daß deine Seele wie dein Urſprung rein,
Hat mir dein erſter Blick verbürget und beſchwo
Und wärſt du ſelbſt die Niedrigſte geboren,
Du müßteſt dennoch meine Liebe ſeyn,
Die Freyheit hab' ich und die Wahl verloren.
Und daß du wiſſen mögeſt, ob ich auch
Herr meiner Thaten ſey, und hoch genug
Geſtellt auf dieſer Welt, auch das Geliebte
Mit ſtarkem Arm zu mir emporzuheben,
Bedarf's nur, meinen Namen dir zu nennen.
— Ich bin Don Ceſar und in dieſer Stadt
Meſſina iſt kein größrer über mir.

(Beatrice ſchaudert zurück, er bemerkt es und fährt nach einer kleinen Weile fort.)

Dein Staunen lob' ich und dein ſittſam Schweigen;
Schamhafte Demuth iſt der Reize Krone,
Denn ein Verborgenes iſt ſich das Schöne,
Und es erſchrickt vor ſeiner eignen Macht.
— Ich geh' und überlaſſe dich dir ſelbſt,
Daß ſich dein Geiſt von ſeinem Schrecken löſe:
Denn jedes Neue, auch das Glück, erſchreckt.
(Zu dem Chor.)
Gebt ihr — Sie iſts von dieſem Augenblick!
Die Ehre meiner Braut und eurer Fürſtinn,
Belehret ſie von ihres Standes Größe.
Bald kehr' ich ſelbſt zurück, ſie heimzuführen,
Wie's Meiner würdig iſt und Ihr gebührt.
(Er geht ab.)

Beatrice und der Chor.

Chor. (Bohemund.)

Heil dir, o Jungfrau,
Liebliche Herrſcherinn!
Dein iſt die Krone,
Dein iſt der Sieg!
Als die Erhalterinn
Dieſes Geſchlechtes,
Künftiger Helden
Blühende Mutter begrüß' ich dich!
(Roger.)
Dreyfaches Heil dir!
Mit glücklichen Zeichen,

Glückliche, trittſt du
In ein götterbegünſtigtes glückliches Haus,
Wo die Kränze des Ruhmes hängen,
Und das goldene Zepter in ſtetiger Reihe
Wandert vom Ahnherrn zum Enkel hinab.

(Bohemund.)

Deines lieblichen Eintritts
Werden ſich freuen
Die Penaten des Hauſes,
Die hohen, die ernſten
Verehrten Alten.
An der Schwelle empfangen
Wird dich die immer blühende Hebe
Und die goldne Viktoria,
Die geflügelte Göttinn,
Die auf der Hand ſchwebt des ewigen Vaters,
Ewig die Schwingen zum Siege geſpannt.

(Roger.)

Nimmer entweicht
Die Krone der Schönheit
Aus dieſem Geſchlechte,
Scheidend reicht
Eine Fürſtinn der andern
Den Gürtel der Anmuth
Und den Schleier der züchtigen Scham.
Aber das Schönſte

Erlebt mein Auge,
Denn ich ſehe die Blume der Tochter,
Ehe die Blume der Mutter verblüht.

Beatrice.

(aus ihrem Schrecken erwachend.)

Wehe mir! In welche Hand
Hat das Unglück mich gegeben!
Unter Allen,
Welche leben
Nicht in dieſe ſollt' ich fallen!

Jetzt verſteh' ich das Entſetzen,
Das geheimnißvolle Grauen,
Das mich ſchaudernd ſtets gefaſſt,
Wenn man mir den Namen nannte
Dieſes furchtbaren Geſchlechtes,
Das ſich ſelbſt vertilgend haſſt,
Gegen ſeine eignen Glieder
Wüthend mit Erbittrung ras't!
Schaudernd hört' ich oft und wieder
Von dem Schlangenhaß der Brüder,
Und jetzt reißt mein Schreckenſchickſal
Mich die Arme, Rettungloſe,
In den Strudel dieſes Haſſes,
Dieſes Unglücks mich hinein!

(Sie flieht in den Gartenſaal.)

Chor. (Bohemund.)

Den begünſtigten Sohn der Götter beneid' ich,
Den beglückten Beſitzer der Macht!
Immer das Köſtlichſte iſt ſein Antheil,
Und von Allem, was hoch und herrlich
Von den Sterblichen wird geprieſen,
Bricht er die Blume ſich ab.

(Roger.)

Von den Perlen, welche der tauchende Fiſcher
Auffängt, wählt er die reinſten für ſich.
Für den Herrſcher legt man zurück das Beſte,
Was gewonnen ward mit gemeinſamer Arbeit.
Wenn ſich die Diener durchs Loos vergleichen,
Ihm iſt das Schönſte gewiß.

(Bohemund.)

Aber Eines doch iſt ſein köſtlichſtes Kleinod,
Jeder andre Vorzug ſey ihm gegönnt,
Dieſes beneid' ich ihm unter Allem,
Daß er heimführt die Blume der Frauen,
Die das Entzücken iſt aller Augen,
Daß er ſie eigen beſitzt.

(Roger.)

Mit dem Schwerte ſpringt der Korſar an die Küſte
In dem nächtlich ergreifenden Ueberfall;
Männer führt er davon und Frauen,
Und erſättigt die wilde Begierde,

Nur die ſchönſte Geſtalt darf er nicht berühren:
Die iſt des Königes Gut.

(Bohemund.)

Aber jetzt folgt mir, zu bewachen den Eingang
Und die Schwelle des heiligen Raums,
Daß kein Ungeweihter in dieſes Geheimniß
Dringe und der Herrſcher uns lobe,
Der das Köſtlichſte, was er beſitzet,
Unſrer Bewahrung vertraut.

(Der Chor entfernt ſich nach dem Hintergrunde. Die Scene verwandelt ſich in ein Zimmer im Innern des Palaſtes.)

Donna Iſabella ſteht zwiſchen Don Manuel und Don Ceſar.

Iſabella.

Nun endlich iſt mir der erwünſchte Tag,
Der lang erſehnte, feſtliche, erſchienen —
Vereint ſeh' ich die Herzen meiner Kinder,
Wie ich die Hände leicht zuſammen füge,
Und im vertrauten Kreis zum Erſtenmal
Kann ſich das Herz der Mutter freudig öffnen.
Fern iſt der fremden Zeugen rohe Schar,
Die zwiſchen uns ſich kampfgerüſtet ſtellte —
Der Waffen Klang erſchreckt mein Ohr nicht mehr,
Und wie der Eulen nachtgewohnte Brut
Von der zerſtörten Brandſtatt, wo ſie lang
Mit altverjährtem Eigenthum geniſtet,

Auffliegt in düſterm Schwarm, den Tag verdunkelnd!
Wenn ſich die lang vertriebenen Bewohner
Heimkehrend nahen mit der Freude Schall,
Den neuen Bau lebendig zu beginnen.
So flieht der alte Haß mit ſeinem nächtlichen
Gefolge, dem hohläugigen Verdacht,
Der ſcheelen Mißgunſt und dem bleichen Neide,
Aus dieſen Thoren murrend zu der Hölle,
Und mit dem Frieden zieht geſelliges
Vertraun und holde Eintracht lächelnd ein.
(Sie hält inne.)
— Doch nicht genug, daß dieſer heut'ge Tag
Jedem von Beyden einen Bruder ſchenkt;
Auch eine Schweſter hat er euch geboren.
— Ihr ſtaunt? Ihr ſeht mich mit Verwundrung an?
Ja, meine Söhne! Es iſt Zeit, daß ich
Mein Schweigen breche, und das Siegel löſe
Von einem lang verſchloſſenen Geheimniß.
— Auch eine Tochter hab' ich eurem Vater
Geboren; — eine jüngre Schweſter lebt
Euch noch — Ihr ſollt noch heute ſie umarmen.

Don Ceſar.

Was ſagſt du, Mutter? Eine Schweſter lebt uns,
Und nie vernahmen wir von dieſer Schweſter!

Don Manuel.

Wohl hörten wir in froher Kinderzeit,
Daß eine Schweſter uns geboren worden;

Doch in der Wiege ſchon, ſo ging die Sage,
Nahm ſie der Tod hinweg.

Iſabella.

Die Sage lügt!
Sie lebt!

Don Ceſar.

Sie lebt und du verſchwiegeſt uns?

Iſabella.

Von meinem Schweigen geb' ich Rechenſchaft.
Hört, was geſäet ward in früh'rer Zeit,
Und jetzt zur frohen Ernte reifen ſoll.
— Ihr wart noch zarte Knaben, aber ſchon
Entzweyte euch der jammervolle Zwiſt,
Der ewig nie mehr wiederkehren möge,
Und häufte Gram auf eurer Aeltern Herz.
Da wurde eurem Vater eines Tages
Ein ſeltſam wunderbarer Traum. Ihm däuchte,
Er ſäh' aus ſeinem hochzeitlichen Bette
Zwey Lorberbäume wachſen, ihr Gezweig
Dicht in einander flechtend — zwiſchen beyden
Wuchs eine Lilie empor — Sie ward
Zur Flamme, die, der Bäume dicht Gezweig
Und das Gebälk ergreifend, praſſelnd aufſchlug,
Und um ſich wüthend, ſchnell, das ganze Haus
In ungeheurer Feuerfluth verſchlang.

Erſchreckt von dieſem ſeltſamen Geſichte
Befragt' der Vater einen ſternekundigen
Arabier, der ſein Orakel war,
An dem ſein Herz mehr hing, als mir gefiel,
Um die Bedeutung. Der Arabier
Erklärte: wenn mein Schoß von einer Tochter
Entbunden würde, tödten würde ſie ihm
Die beyden Söhne und ſein ganzer Stamm
Durch ſie vergehn — Und ich ward Mutter einer Tochter;
Der Vater aber gab den grauſamen
Befehl, die Neugeborene alsbald
Ins Meer zu werfen. Ich vereitelte
Den blut'gen Vorſatz und erhielt die Tochter
Durch eines treuen Knechts verſchwiegnen Dienſt.

Don Ceſar.

Geſegnet ſey er, der dir hülfreich war!
O nicht an Rath gebrichts der Mutterliebe!

Iſabella.

Der Mutterliebe mächt'ge Stimme nicht
Allein trieb mich das Kindlein zu verſchonen.
Auch mir ward eines Traumes ſeltſames
Orakel, als mein Schoß mit dieſer Tochter
Geſegnet war: Ein Kind, wie Liebesgötter ſchön,
Sah ich im Graſe ſpielen, und ein Löwe
Kam aus dem Wald, der in dem blut'gen Rachen
Die friſch gejagte Beute trug, und ließ

Sie ſchmeichelnd in den Schoß des Kindes fallen.
Und aus den Lüften ſchwang ein Adler ſich
Herab, ein zitternd Reh in ſeinen Fängen,
Und legt' es ſchmeichelnd in den Schoß des Kindes,
Und beyde, Löw und Adler, legten fromm
Gepaart ſich zu des Kindes Füßen nieder.
— Des Traums Verſtändniß löſte mir ein Mönch,
Ein gottgeliebter Mann, bey dem das Herz
Rath fand und Troſt in jeder ird'ſchen Noth.
Der ſprach: „Geneſen würd' ich einer Tochter,
„Die mir der Söhne ſtreitende Gemüther
„In heißer Liebesglut vereinen würde."
— Im Innerſten bewahrt' ich mir dies Wort;
Dem Gott der Wahrheit mehr als dem der Lüge
Vertrauend, rettet' ich die Gott verheißne,
Des Segens Tochter, meiner Hoffnung Pfand,
Die mir des Friedens Werkzeug ſollte ſeyn,
Als euer Haß ſich wachſend ſtets vermehrte.

Don Manuel
(ſeinen Bruder umarmend.)

Nicht mehr der Schweſter braucht's, der Liebe Band
Zu flechten, aber feſter ſoll ſie's knüpfen.

Iſabella.

So ließ ich an verborgner Stätte ſie,
Von meinen Augen fern, geheimnißvoll,
Durch fremde Hand erziehn; — den Anblick ſelbſt

Des lieben Angeſichts, den heißerſehnten,
Verſagt' ich mir, den ſtrengen Vater ſcheuend,
Der von des Argwohns ruheloſer Pein
Und finſter grübelndem Verdacht genagt,
Auf allen Schritten mir die Späher pflanzte.

Don Ceſar.

Drey Monde aber deckt den Vater ſchon
Das ſtille Grab — Was wehrte dir, o Mutter,
Die lang Verborgne an das Licht hervor
Zu ziehn und unſre Herzen zu erfreuen?

Iſabella.

Was ſonſt, als euer unglückſel'ger Streit,
Der, unauslöſchlich wüthend, auf dem Grab
Des kaum entſeelten Vaters ſich entflammte,
Nicht Raum noch Stätte der Verſöhnung gab?
Konnt' ich die Schweſter zwiſchen eure wild
Entblößten Schwerter ſtellen? Konntet ihr
In dieſem Sturm die Mutterſtimme hören?
Und ſollt' ich ſie, des Friedens theures Pfand,
Den letzten heil'gen Anker meiner Hoffnung,
An eures Haſſes Wuth unzeitig wagen?
— Erſt muſſtet ihr's ertragen, euch als Brüder
Zu ſehn, eh' ich die Schweſter zwiſchen euch
Als einen Friedensengel ſtellen konnte.
Jetzt kann ich's und ich führe ſie euch zu.
Den alten Diener hab' ich ausgeſendet,
Und ſtündlich harr' ich ſeiner Wiederkehr,

Der, ihrer ſtillen Zuflucht ſie entreißend,
Zurück an meine mütterliche Bruſt
Sie führt und in die brüderlichen Arme.

Don Manuel.

Und ſie iſt nicht die Einz'ge, die du heut
In deine Mutterarme ſchließen wirſt.
Es zieht die Freude ein durch alle Pforten;
Es füllt ſich der verödete Palaſt,
Und wird der Sitz der blüh'nden Anmuth werden.
— Vernimm, o Mutter, jetzt auch mein Geheimniß.
Eine Schweſter gibſt du mir — Ich will dafür
Dir eine zweyte liebe Tochter ſchenken.
Ja, Mutter! Segne deinen Sohn! — Dieß Herz,
Es hat gewählt; gefunden hab' ich ſie,
Die mir durchs Leben ſoll Gefährtinn ſeyn.
Eh' dieſes Tages Sonne ſinkt, führ' ich
Die Gattin dir Don Manuels zu Füßen.

Iſabella.

An meine Bruſt will ich ſie freudig ſchließen,
Die meinen Erſtgebornen mir beglückt;
Auf ihren Pfaden ſoll die Freude ſprießen,
Und jede Blume, die das Leben ſchmückt,
Und jedes Glück ſoll mir den Sohn belohnen,
Der mir die ſchönſte reicht der Mutterkronen!

Don Ceſar.

Verſchwende, Mutter, deines Segens Fülle
Nicht an den einen erſtgebornen Sohn!

Wenn Liebe Segen gibt, ſo bring' auch ich
Dir eine Tochter, ſolcher Mutter werth,
Die mich der Liebe neu Gefühl gelehrt.
Eh' dieſes Tages Sonne ſinkt, führt auch
Don Ceſar ſeine Gattinn dir entgegen.

Don Manuel.

Allmächt'ge Liebe! Göttliche! Wohl nennt
Man dich mit Recht die Königinn der Seelen!
Dir unterwirft ſich jedes Element,
Du kannſt das Feindlichſtreitende vermählen;
Nichts lebt, was deine Hoheit nicht erkennt,
Und auch des Bruders wilden Sinn haſt du
Beſiegt, der unbezwungen ſtets geblieben.
(Don Ceſar umarmend.)
Jetzt glaub' ich an dein Herz und ſchließe dich
Mit Hoffnung an die brüderliche Bruſt;
Nicht zweifl' ich mehr an dir, denn du kannſt lieben.

Iſabella.

Dreymal geſegnet ſey mir dieſer Tag,
Der mir auf einmal jede bange Sorge
Vom ſchwerbeladnen Buſen hebt — Gegründet
Auf feſten Säulen ſeh' ich mein Geſchlecht,
Und in der Zeiten Unermeſſlichkeit
Kann ich hinabſehn mit zufriednem Geiſt.
Noch geſtern ſah ich mich im Wittwenſchleier,
Gleich einer Abgeſchiednen, kinderlos,
In dieſen öden Sälen ganz allein,

Und heute werden in der Jugend Glanz
Drey blüh'nde Töchter mir zur Seite ſtehen.
Die Mutter zeige ſich, die glückliche,
Von allen Weibern, die geboren haben,
Die ſich mit mir an Herrlichkeit vergleicht!
— Doch welcher Fürſten königliche Töchter
Erblühen denn an dieſes Landes Grenzen,
Davon ich Kunde nie vernahm — denn nicht
Unwürdig wählen konnten meine Söhne!

Don Manuel.

Nur heute, Mutter, fordre nicht, den Schleier
Hinwegzuheben, der mein Glück bedeckt.
Es kommt der Tag, der Alles löſen wird.
Am Beſten mag die Braut ſich ſelbſt verkünden;
Deß ſey gewiß, du wirſt ſie würdig finden.

Iſabella.

Des Vaters eignen Sinn und Geiſt erkenn' ich
In meinem erſtgebornen Sohn! Der liebte
Von jeher, ſich verborgen in ſich ſelbſt
Zu ſpinnen und den Rathſchluß zu bewahren
Im unzugangbar feſt verſchloſſenen Gemüth!
Gern mag ich dir die kurze Friſt vergönnen;
Doch mein Sohn Ceſar, deß bin ich gewiß,
Wird jetzt mir eine Königstochter nennen.

Don Ceſar.

Nicht meine Weiſe iſt's, geheimnißvoll
Mich zu verhüllen, Mutter. Frey und offen,

Wie meine Stirne, trag' ich mein Gemüth;
Doch was du jetzt von mir begehrſt zu wiſſen,
Das, Mutter — laß michs redlich dir geſtehn,
Hab' ich mich ſelbſt noch nicht gefragt. Fragt man,
Woher der Sonne Himmelsfeuer flamme?
Die alle Welt verklärt, erklärt ſich ſelbſt;
Ihr Licht bezeugt, daß ſie vom Lichte ſtamme.
Ins klare Auge ſah ich meiner Braut,
Ins Herz des Herzens hab' ich ihr geſchaut,
Am reinen Glanz will ich die Perle kennen;
Doch ihren Namen kann ich dir nicht nennen.

Iſabella.

Wie, mein Sohn Ceſar? Kläre mir das auf!
Zu gern dem erſten mächtigen Gefühl
Vertrauteſt du, wie einer Götterſtimme.
Auf raſcher Jugendthat erwart' ich dich;
Doch nicht auf thöricht kindiſcher — Laß hören,
Was deine Wahl gelenkt.

Don Ceſar.

Wahl, meine Mutter?
Iſts Wahl, wenn des Geſtirnes Macht den Menſchen
Ereilt in der verhängnißvollen Stunde?
Nicht eine Braut zu ſuchen ging ich aus,
Nicht wahrlich ſolches Eitle konnte mir
Zu Sinne kommen in dem Haus des Todes;
Denn dorten fand ich, die ich nicht geſucht.

Gleichgültig war und nichts bedeutend mir
Der Frauen leer geſchwätziges Geſchlecht;
Denn eine zweyte ſah ich nicht, wie dich,
Die ich gleich wie ein Götterbild verehre.
Es war des Vaters ernſte Todtenfeyer;
Im Volksgedräng verborgen wohnten wir
Ihr bey, du weißt's, in unbekannter Kleidung;
So hatteſt du's mit Weisheit angeordnet,
Daß unſers Haders wild ausbrechende
Gewalt des Feſtes Würde nicht verletze.
— Mit ſchwarzem Flor behangen war das Schiff
Der Kirche, zwanzig Genien umſtanden
Mit Fackeln in den Händen den Altar,
Vor dem der Todtenſarg erhaben ruhte,
Mit weißbekreuztem Grabestuch bedeckt.
Und auf dem Grabtuch ſahe man den Stab
Der Herrſchaft liegen und die Fürſtenkrone,
Den ritterlichen Schmuck der goldnen Sporen,
Das Schwert mit diamantenem Gehäng.
— Und Alles lag in ſtiller Andacht knieend,
Als ungeſehen jetzt vom hohen Chor
Herab die Orgel anfing ſich zu regen,
Und hundertſtimmig der Geſang begann —
Und als der Chor noch fortklung, ſtieg der Sarg
Mit ſamt dem Boden, der ihn trug, allmählig
Verſinkend in die Unterwelt hinab,
Das Grabtuch aber überſchleierte

Weit ausgebreitet die verborgne Mündung.
Und auf der Erde blieb der ird'ſche Schmuck
Zurück, dem Niederfahrenden nicht folgend —
Doch auf den Seraphsflügeln des Geſangs
Schwang die befreyte Seele ſich nach oben,
Den Himmel ſuchend und den Schoß der Gnade.
— Dies Alles, Mutter! ruf' ich dir, genau
Beſchreibend, ins Gedächtniß jetzt zurück,
Daß du erkenneſt, ob zu jener Stunde
Ein weltlich Wünſchen mir im Herzen war.
Und dieſen feſtlich ernſten Augenblick
Erwählte ſich der Lenker meines Lebens,
Mich zu berühren mit der Liebe Strahl.
Wie es geſchah, frag ich mich ſelbſt vergebens.

Iſabella.

Vollende dennoch! Laß mich Alles hören!

Don Ceſar.

Woher ſie kam, und wie ſie ſich zu mir
Gefunden, dieſes frage nicht — Als ich
Die Augen wandte, ſtand ſie mir zur Seite,
Und dunkel mächtig, wunderbar, ergriff
Im tiefſten Innerſten mich ihre Nähe.
Nicht ihres Lächelns holder Zauber wars,
Die Reize nicht, die auf der Wange ſchweben,
Selbſt nicht der Glanz der göttlichen Geſtalt —
Es war ihr tiefſtes und geheimſtes Leben,

Was mich ergriff mit heiliger Gewalt;
Wie Zaubers Kräfte unbegreiflich weben —
Die Seelen ſchienen ohne Worteslaut
Sich, ohne Mittel, geiſtig zu berühren,
Als ſich mein Athem miſchte mit dem ihren;
Fremd war ſie mir und innig doch vertraut,
Und klar auf einmal fühlt' ichs in mir werden;
Die iſt es, oder keine ſonſt auf Erden!

Don Manuel.

(Mit Feuer einfallend.)

Das iſt der Liebe heil'ger Götterſtrahl,
Der in die Seele ſchlägt und trifft und zündet,
Wenn ſich Verwandtes zum Verwandten findet;
Da iſt kein Widerſtand und keine Wahl;
Es löſt der Menſch nicht, was der Himmel bindet.
— Dem Bruder fall' ich bey, ich muß ihn loben,
Mein eigen Schickſal iſts, was er erzählt.
Den Schleier hat er glücklich aufgehoben
Von dem Gefühl, das dunkel mich beſeelt.

Iſabella.

Den eignen freyen Weg, ich ſeh' es wohl,
Will das Verhängniß gehn mit meinen Kindern.
Vom Berge ſtürzt der ungeheure Strom,
Wühlt ſich ſein Bette ſelbſt und bricht ſich Bahn;
Nicht des gemeſſnen Pfades achtet er,
Den ihm die Klugheit vorbedächtig baut.

So unterwerf' ich mich, wie kann ich's ändern?
Der unregierſam ſtärkern Götterhand,
Die meines Hauſes Schickſal dunkel ſpinnt.
Der Söhne Herz iſt meiner Hoffnung Pfand;
Sie denken groß, wie ſie geboren ſind.

Iſabella. Don Manuel. Don Ceſar.
Diego zeigt ſich an der Thür.

Iſabella.

Doch ſieh! Da kommt mein treuer Knecht zurück!
Nur näher, näher, redlicher Diego!
Wo iſt mein Kind? — Sie wiſſen Alles! Hier
Iſt kein Geheimniß mehr — Wo iſt ſie? Sprich!
Verbirg ſie länger nicht! Wir ſind gefaſſt,
Die höchſte Freude zu ertragen. Komm!
(Sie will mit ihm nach der Thür gehen.)
Was iſt das? Wie? Du zögerſt? Du verſtummſt?
Das iſt kein Blick, der Gutes mir verkündet!
Was iſt dir? Sprich! Ein Schauder faſſt mich an.
Wo iſt ſie? Wo iſt Beatrice? (will hinaus)

Don Manuel (für ſich, betroffen.)
Beatrice!

Diego (hält ſie zurück.)
Bleib!

Iſabella.

Wo iſt ſie? Mich entſeelt die Angſt.

Diego.

Sie folgt
Mir nicht. Ich bringe dir die Tochter nicht.

Iſabella.

Was iſt geſchehn? Bey allen Heiligen, rede!

Don Ceſar.

Wo iſt die Schweſter? Unglückſel'ger, rede!

Diego.

Sie iſt geraubt! Geſtohlen von Korſaren!
O hätt' ich nimmer dieſen Tag geſehn!

Don Manuel.

Faſſ' dich, o Mutter!

Don Ceſar.

Mutter, ſey gefaſſt!
Bezwinge dich, bis du ihn ganz vernommen!

Diego.

Ich machte ſchnell mich auf, wie du befohlen,
Die oft betretne Straße nach dem Kloſter
Zum Letztenmal zu gehn — Die Freude trug mich
Auf leichten Flügeln fort.

Don Ceſar.

Zur Sache!

Don Manuel.

Rede!

Diego.

Und da ich in die wohlbekannten Höfe
Des Kloſters trete, die ich oft betrat,

Nach deiner Tochter ungeduldig frage,
Seh' ich des Schreckens Bild in jedem Auge,
Entſetzt vernehm' ich das Entſetzliche.
(Iſabella ſinkt bleich und zitternd auf einen Seſſel. Don Manuel iſt um ſie beſchäftigt.)

Don Ceſar.

Und Mauren, ſagſt du, raubten ſie hinweg?
Sah man die Mauren? Wer bezeugte dies?

Diego.

Ein Mauriſch Räuberſchiff gewahrte man
In einer Bucht, unfern dem Kloſter ankernd.

Don Ceſar.

Manch Segel rettet ſich in dieſe Buchten
Vor des Orkanes Wuth — Wo iſt das Schiff?

Diego.

Heut frühe ſah man es in hoher See
Mit voller Segel Kraft das Weite ſuchen.

Don Ceſar.

Hört man von anderm Raub noch, der geſchehn?
Dem Mauren gnügt einfache Beute nicht.

Diego.

Hinweg getrieben wurde mit Gewalt
Die Rinderherde, die dort weidete.

Don Ceſar.

Wie konnten Räuber aus des Kloſters Mitte
Die Wohlverſchloſſne heimlich raubend ſtehlen?

Diego.
Des Kloſtergartens Mauern waren leicht
Auf hoher Leiter Sproſſen überſtiegen.

Don Ceſar.
Wie brachen ſie ins Innerſte der Zellen?
Denn fromme Nonnen hält der ſtrenge Zwang.

Diego.
Die noch durch kein Gelübde ſich gebunden,
Sie durfte frey im Freyen ſich ergehen.

Don Ceſar.
Und pflegte ſie des freyen Rechtes oft
Sich zu bedienen? Dieſes ſage mir.

Diego.
Oft ſah man ſie des Gartens Stille ſuchen;
Der Wiederkehr vergaß ſie heute nur.

Don Ceſar.
(nachdem er ſich eine Weile bedacht.)
Raub, ſagſt du? War ſie frey genug dem Räuber,
So konnte ſie in Freyheit auch *entfliehen*.

Iſabella (ſteht auf.)
Es iſt Gewalt! Es iſt verwegner Raub!
Nicht pflichtvergeſſen konnte meine Tochter
Aus freyer Neigung dem Entführer folgen!
— Don Manuel! Don Ceſar! Eine Schweſter
Dacht' ich euch zuzuführen; doch ich ſelbſt
Soll jetzt ſie eurem Heldenarm verdanken.
In eurer Kraft erhebt euch, meine Söhne!

Nicht ruhig duldet es, daß eure Schweſter
Des frechen Diebes Beute ſey — Ergreift
Die Waffen! Rüſtet Schiffe aus! Durchforſcht
Die ganze Küſte! Durch alle Meere ſetzt
Dem Räuber nach! Erobert euch die Schweſter!

Don Ceſar.

Leb wohl! Zur Rache flieg' ich, zur Entdeckung!

(Er geht ab. Don Manuel aus einer tiefen Zerſtreuung erwachend, wendet ſich beunruhigt zu Diego.)

Don Manuel.

Wann, ſagſt du, ſey ſie unſichtbar geworden?

Diego.

Seit dieſem Morgen erſt ward ſie vermiſſt.

Don Manuel.

(Zu Donna Iſabella.)

Und Beatrice nennt ſich deine Tochter?

Iſabella.

Dies iſt ihr Name! Eile! Frage nicht!

Don Manuel.

Nur Eines noch, o Mutter, laß mich wiſſen —

Iſabella.

Fliege zur That! Des Bruders Beyſpiel folge!

Don Manuel.

In welcher Gegend, ich beſchwöre dich —

Iſabella

(ihn forttreibend.)

Sieh meine Thränen! Meine Todesangſt!

Don Manuel.

In welcher Gegend hältſt du ſie verborgen?

Iſabella.

Verborgner nicht war ſie im Schoß der Erde!

Diego.

O jetzt ergreift mich plötzlich bange Furcht.

Don Manuel.

Furcht, und worüber? Sage, was du weißt.

Diego.

Daß ich des Raubs unſchuldig Urſach ſey.

Iſabella.

Unglücklicher, entdecke, was geſchehn.

Diego.

Ich habe dirs verhehlt, Gebieterinn,
Dein Mutterherz mit Sorge zu verſchonen.
Am Tage, als der Fürſt beerdigt ward,
Und alle Welt, begierig nach dem Neuen,
Der ernſten Feyer ſich entgegendrängte,
Lag deine Tochter, denn die Kunde war
Auch in des Kloſters Mauern eingedrungen,
Lag ſie mir an mit unabläſſ'gem Flehn,
Ihr dieſes Feſtes Anblick zu gewähren.
Ich Unglückſeliger ließ mich bewegen,
Verhüllte ſie in ernſte Trauertracht,
Und alſo war ſie Zeuginn jenes Feſtes.
Und dort befürcht' ich, in des Volks Gewühl,
Das ſich herbeygedrängt von allen Enden,

Ward ſie vom Aug' des Räubers ausgeſpäht:
Denn ihrer Schönheit Glanz birgt keine Hülle.

Don Manuel

(vor ſich, erleichtert.)

Glückſel'ges Wort, das mir das Herz befreyt!
Das gleicht ihr nicht! Dies Zeichen trifft nicht zu.

Iſabella.

Wahnſinn'ger Alter! So verriethſt du mich!

Diego.

Gebieterinn! ich dacht' es gut zu machen.
Die Stimme der Natur, die Macht des Bluts
Glaubt' ich in dieſem Wunſche zu erkennen;
Ich hielt' es für des Himmels eignes Werk,
Der mit verborgen ahnungvollem Zuge
Die Tochter hintrieb zu des Vaters Grab!
Der frommen Pflicht wollt' ich ihr Recht erzeigen,
Und ſo, aus guter Meinung, ſchafft' ich Böſes!

Don Manuel (vor ſich.)

Was ſteh' ich hier in Furcht und Zweifels Qualen?
Schnell will ich Licht mir ſchaffen und Gewißheit.
(will gehen.)

Don Ceſar

(der zurückkommt.)

Verzeih, Don Manuel, gleich folg' ich dir.

Don Manuel.

Folge mir nicht! Hinweg! Mir folge Niemand!
(Er geht ab.)

Don Ceſar

(ſieht ihm verwundert nach)

Was iſt dem Bruder? Mutter, ſage mir's.

Iſabella.

Ich kenn' ihn nicht mehr. Ganz verkenn' ich ihn.

Don Ceſar.

Du ſiehſt mich wiederkehren, meine Mutter;
Denn in des Eifers heftiger Begier
Vergaß ich, um ein Zeichen dich zu fragen,
Woran man die verlorne Schweſter kennt.
Wie find' ich ihre Spuren, eh ich weiß,
Aus welchem Ort die Räuber ſie geriſſen?
Das Kloſter nenne mir, das ſie verbarg.

Iſabella.

Der heiligen Cecilia iſt's gewidmet,
Und hinterm Waldgebirge, das zum Aetna
Sich langſam ſteigend hebt, liegt es verſteckt,
Wie ein verſchwiegner Aufenthalt der Seelen.

Don Ceſar.

Sey gutes Muths! Vertraue deinen Söhnen!
Die Schweſter bring' ich dir zurück, müßt' ich
Durch alle Länder ſie und Meere ſuchen.
Doch Eines, Mutter, iſt es, was mich kümmert;
Die Braut verließ ich unter fremdem Schutz.
Nur dir kann ich das theure Pfand vertrauen;
Ich ſende ſie dir her, du wirſt ſie ſchauen;

An ihrer Bruſt, an ihrem lieben Herzen
Wirſt du des Grams vergeſſen und der Schmerzen.
(Er geht ab.)

Iſabella.

Wann endlich wird der alte Fluch ſich löſen,
Der über dieſem Hauſe laſtend ruht?
Mit meiner Hoffnung ſpielt ein tückiſch Weſen,
Und nimmer ſtillt ſich ſeines Neides Wuth.
So nahe glaubt' ich mich dem ſichern Hafen,
So feſt vertraut' ich auf des Glückes Pfand
Und alle Stürme glaubt' ich eingeſchlafen,
Und freudig winkend ſah ich ſchon das Land
Im Abendglanz der Sonne ſich erhellen;
Da kommt ein Sturm, aus heitrer Luft geſandt,
Und reißt mich wieder in den Kampf der Wellen!
(Sie geht nach dem innern Hauſe, wohin ihr Diego folgt.)

(Die Scene verwandelt ſich in den Garten.)

Beyde Chöre. Zuletzt **Beatrice.**

(Der Chor des Don Manuel kommt in feſtlichem Aufzug, mit Kränzen geſchmückt, und die oben beſchriebenen Brautgeſchenke begleitend; der Chor des Don Ceſar will ihm den Eintritt verwehren.)

Erſter Chor. (Cajetan.)

Du würdeſt wohl thun, dieſen Platz zu leeren.

Zweyter Chor. (Bohemund.)

Ich wills, wenn beſſre Männer es begehren.

Erſter Chor. (Cajetan.)
Du konnteſt merken, daß du läſtig biſt.
Zweyter Chor. (Bohemund.)
Deßwegen bleib' ich, weil es dich verdrießt.
Erſter Chor. (Cajetan.)
Hier iſt mein Platz. Wer darf zurück mich halten?
Zweyter Chor. (Bohemund.)
Ich darf es thun, ich habe hier zu walten.
Erſter Chor. (Cajetan.)
Mein Herrſcher ſendet mich, Don Manuel.
Zweyter Chor. (Bohemund.)
Ich ſtehe hier auf meines Herrn Befehl.
Erſter Chor. (Cajetan.)
Dem ältern Bruder muß der jüngre weichen.
Zweyter Chor. (Bohemund.)
Dem Erſtbeſitzenden gehört die Welt.
Erſter Chor. (Cajetan.)
Verhaſſter, geh und räume mir das Feld!
Zweyter Chor. (Bohemund.)
Nicht bis ſich unſre Schwerter erſt vergleichen.
Erſter Chor. (Cajetan.)
Find' ich dich überall in meinen Wegen?
Zweyter Chor. (Bohemund.)
Wo mir's gefällt, da tret' ich dir entgegen.
Erſter Chor. (Cajetan.)
Was haſt du hier zu horchen und zu hüten?

Zweyter Chor. (Bohemund.)

Was haſt du hier zu fragen, zu verbieten?

Erſter Chor. (Cajetan.)

Dir ſteh' ich nicht zur Red' und Antwort hier.

Zweyter Chor. (Bohemund.)

Und nicht des Wortes Ehre gönn' ich dir.

Erſter Chor. (Cajetan.)

Ehrfurcht gebührt, o Jüngling, meinen Jahren.

Zweyter Chor. (Bohemund.)

In Tapferkeit bin ich, wie du, erfahren!

Beatrice (ſtürzt heraus.)

Weh mir, was wollen dieſe wilden Scharen?

Erſter Chor (zum zweyten.) (Cajetan.)

Nichts acht' ich dich und deine ſtolze Miene!

Zweyter Chor. (Bohemund.)

Ein beſſrer iſt der Herrſcher, dem ich diene!

Beatrice.

O weh mir, weh mir, wenn er jetzt erſchiene!

Erſter Chor. (Cajetan.)

Du lügſt! Den Manuel beſiegt ihn weit!

Zweyter Chor. (Bohemund.)

Den Preis gewinnt mein Herr in jedem Streit.

Beatrice.

Jetzt wird er kommen, dies iſt ſeine Zeit!

Erſter Chor. (Cajetan.)

Wäre nicht Friede, Recht verſchafft' ich mir!

Zweyter Chor. (Bohemund.)

Wär's nicht die Furcht, kein Friede wehrte dir.

Beatrice.

O wär' er tauſend Meilen weit von hier!

Erſter Chor. (Cajetan.)

Das Geſetz fürcht' ich, nicht deiner Blicke Trutz.

Zweyter Chor. (Bohemund.)

Wohl thuſt du dran, es iſt des Feigen Schutz.

Erſter Chor. (Cajetan.)

Fang an, ich folge!

Zweyter Chor. (Bohemund.)

Mein Schwert iſt heraus!

Beatrice

(in der heftigſten Beängſtigung.)

Sie werden handgemein, die Degen blitzen!
Ihr Himmelsmächte, haltet ihn zurück!
Werft euch in ſeinen Weg ihr Hinderniſſe,
Eine Schlinge legt, ein Netz um ſeine Füße,
Daß er verfehle dieſen Augenblick!
Ihr Engel alle, die ich flehend bat,
Ihn herzuführen, täuſchet meine Bitte,
Weit, weit von hier entfernet ſeine Schritte!

(Sie eilt hinein. Indem die Chöre einander anfallen, erſcheint Don Manuel.)

Don Manuel. Der Chor.

Don Manuel.

Was ſeh' ich! Haltet ein!

Erſter Chor (zum zweyten.) (Cajetan, Berengar, Manfred.)

Komm an! Komm an!

Zweyter Chor. (Bohemund, Roger, Hippolyt.)

Nieder mit ihnen! Nieder!

Don Manuel
(tritt zwiſchen ſie, mit gezogenem Schwert.)

Haltet ein!

Erſter Chor. (Cajetan.)

Es iſt der Fürſt.

Zweyter Chor. (Bohemund.)

Der Bruder! Haltet Friede!

Don Manuel.

Den ſtreck' ich todt auf dieſes Raſens Grund,
Der mit gezuckter Augenwimper nur
Die Fehde fortſetzt und dem Gegner droht!
Raſ't ihr? Was für ein Dämon reizt euch an,
Des alten Zwiſtes Flammen aufzublaſen,
Der zwiſchen uns, den Fürſten, abgethan
Und ausgeglichen iſt auf immerdar?
— Wer fing den Streit an? Redet! Ich wills wiſſen.

Erſter Chor. (Cajetan, Berengar.)
Sie ſtanden hier —

Zweyter Chor. (Roger, Bohemund.)
(unterbrechend.)
Sie kamen —

Don Manuel (zum erſten Chor.)
Rede du!

Erſter Chor. (Cajetan.)
Wir kamen her, mein Fürſt, die Hochzeitgaben
Zu überreichen, wie du uns befahlſt.
Geſchmückt zu einem Feſte, keineswegs
Zum Krieg bereit, du ſiehſt es, zogen wir
In Frieden unſern Weg, nichts Arges denkend
Und trauend dem beſchworenen Vertrag;
Da fanden wir ſie feindlich hier gelagert
Und uns den Eingang ſperrend mit Gewalt.

Don Manuel.
Unſinnige, iſt keine Freyſtatt ſicher
Genug vor eurer blinden tollen Wuth?
Auch in der Unſchuld ſtill verborgnen Sitz
Bricht euer Hader friedeſtörend ein?
(Zum zweyten Chor.)
Weiche zurück! Hier ſind Geheimniſſe,
Die deine kühne Gegenwart nicht dulden.
(Da derſelbe zögert.)
Zurück, dein Herr gebietet dir's durch mich.
Denn wir ſind jetzt Ein Haupt und Ein Gemüth,

Und mein Befehl iſt auch der Seine. Geh!
(Zum erſten Chor.)
Du bleibſt und wahrſt des Eingangs.

Zweyter Chor. (Bohemund.)

Was beginnen?
Die Fürſten ſind verſöhnt, das iſt die Wahrheit,
Und in der hohen Häupter Spahn und Streit
Sich unberufen, vielgeſchäftig drängen,
Bringt wenig Dank und öfter noch Gefahr.
Denn wenn der Mächtige des Streits ermüdet,
Wirft er behend auf den geringen Mann,
Der arglos ihm gedient, den blut'gen Mantel
Der Schuld und leicht gereinigt ſteht er da.
Drum mögen ſich die Fürſten ſelbſt vergleichen.
Ich acht' es für gerathen, wir gehorchen.

(Der zweyte Chor geht ab, der erſte zieht ſich nach dem Hintergrund der Scene zurück. In demſelben Augenblicke ſtürzt Beatrice heraus und wirft ſich in Don Manuels Arme.)

Beatrice. Don Manuel.

Beatrice.

Du biſts. Ich habe dich wieder — Grauſamer!
Du haſt mich lange, lange ſchmachten laſſen,
Der Furcht und allen Schreckniſſen zum Raub
Dahin gegeben! — Doch nichts mehr davon!
Ich habe dich — in deinen lieben Armen
Iſt Schutz und Schirm vor jeglicher Gefahr.

Komm! Sie ſind weg! Wir haben Raum zur Flucht,
Fort, laß uns keinen Augenblick verlieren!
(Sie will ihn mit ſich fortziehen und ſieht ihn jetzt erſt genauer an.)
Was iſt dir? So verſchloſſen feyerlich
Empfängſt du mich — entziehſt dich meinen Armen,
Als wollteſt du mich lieber ganz verſtoßen?
Ich kenne dich nicht mehr — Iſt dies Don Manuel,
Mein Gatte, mein Geliebter?

Don Manuel.

Beatrice!

Beatrice.

Nein, rede nicht! Jetzt iſt nicht Zeit zu Worten!
Fort laß uns eilen, ſchnell! Der Augenblick
Iſt koſtbar. —

Don Manuel.

Bleib! Antworte mir!

Beatrice.

Fort! Fort,
Eh dieſe wilden Männer wiederkehren!

Don Manuel.

Bleib! Jene Männer werden uns nicht ſchaden!

Beatrice.

Doch, doch, du kennſt ſie nicht, o komm! Entfliehe!

Don Manuel.

Von meinem Arm beſchützt, was kannſt du fürchten?

Beatrice.

O glaube mir, es gibt hier mächt'ge Menſchen!

Don Manuel.

Geliebte, keinen mächtigern als mich.

Beatrice.

Du gegen dieſe Vielen ganz allein?

Don Manuel.

Ich ganz allein! Die Männer, die du fürchteſt —

Beatrice.

Du kennſt ſie nicht, du weißt nicht, *wem* ſie dienen,

Don Manuel.

Mir dienen ſie, und ich bin ihr Gebieter.

Beatrice.

Du biſt — Ein Schrecken fliegt durch meine Seele!

Don Manuel.

Lerne mich endlich kennen, Beatrice!
Ich bin nicht der, der ich dir ſchien zu ſeyn,
Der arme Ritter nicht, der Unbekannte,
Der liebend nur um deine Liebe warb.
Wer ich wahrhaftig bin, was ich vermag,
Woher ich ſtamme, hab' ich dir verborgen.

Beatrice.

Du biſt Don Manuel nicht! Weh mir, wer biſt du?

Don Manuel.

Don Manuel heiß' ich — doch ich bin der Höchſte,
Der dieſen Namen führt in dieſer Stadt;
Ich bin Don Manuel, Fürſt von Meſſina.

Beatrice.
Du wärſt Don Manuel, Don Ceſars Bruder?

Don Manuel.
Don Ceſar iſt mein Bruder.

Beatrice.
Iſt dein Bruder!

Don Manuel.
Wie? Dies erſchreckt dich? Kennſt du den Don Ceſar?
Kennſt du noch ſonſten Jemand meines Bluts?

Beatrice.
Du biſt Don Manuel, der mit dem Bruder
In Haſſe lebt und unverſöhnter Fehde?

Don Manuel.
Wir ſind verſöhnt, ſeit heute ſind wir Brüder,
Nicht von Geburt nur, nein von Herzen auch.

Beatrice.
Verſöhnt, ſeit heute!

Don Manuel.
Sage mir, was iſt das?
Was bringt dich ſo in Aufruhr? Kennſt du mehr
Als nur den Namen blos von meinem Hauſe?
Weiß ich dein ganz Geheimniß? Haſt du nichts,
Nichts mir verſchwiegen oder vorenthalten?

Beatrice.
Was denkſt du? Wie? Was hätt' ich zu geſtehen?

Don Manuel.

Von deiner Mutter haſt du mir noch nichts
Geſagt. Wer iſt ſie? Würdeſt du ſie kennen,
Wenn ich ſie dir beſchriebe — dir ſie zeigte?

Beatrice.

Du kennſt ſie — kennſt ſie und verbargeſt mir?

Don Manuel.

Weh' dir und wehe mir, wenn ich ſie kenne!

Beatrice.

O ſie iſt gütig, wie das Licht der Sonne!
Ich ſeh' ſie vor mir, die Erinnerung
Belebt ſich wieder, aus der Seele Tiefen
Erhebt ſich mir die göttliche Geſtalt.
Der braunen Locken dunkle Ringe ſeh' ich
Des weiſſen Halſes edle Form beſchatten;
Ich ſeh' der Stirne rein gewölbten Bogen,
Des groſſen Auges dunkelhellen Glanz,
Auch ihrer Stimme ſeelenvolle Töne
Erwachen mir —

Don Manuel.

Weh mir! du ſchilderſt ſie!

Beatrice.

Und ich entfloh ihr! konnte ſie verlaſſen,
Vielleicht am Morgen eben dieſes Tages,
Der mich auf ewig ihr vereinen ſollte!
O ſelbſt die Mutter gab ich hin für dich!

Don Manuel.

Meſſina's Fürſtinn wird dir Mutter ſeyn;
Zu ihr bring' ich dich jetzt, ſie wartet deiner.

Beatrice.

Was ſagſt du? Deine Mutter und Don Ceſars?
Zu ihr mich bringen? Nimmer, nimmermehr!

Don Manuel.

Du ſchauderſt? Was bedeutet dies Entſetzen?
Iſt meine Mutter keine Fremde dir?

Beatrice.

O unglückſelig traurige Entdeckung!
O hätt' ich nimmer dieſen Tag geſehn!

Don Manuel.

Was kann dich ängſtigen, nun du mich kennſt,
Den Fürſten findeſt in dem Unbekannten?

Beatrice.

O gib mir dieſen Unbekannten wieder,
Mit ihm auf ödem Eiland wär' ich ſelig!

Don Ceſar (hinter der Scene.)

Zurück! Welch vieles Volk iſt hier verſammelt?

Beatrice.

Gott! Dieſe Stimme! Wo verberg' ich mich?

Don Manuel.

Erkennſt du dieſe Stimme? Nein, du haſt
Sie nie gehört, und kannſt ſie nicht erkennen!

Beatrice.

O laß uns fliehen, komm und weile nicht.

Don Manuel.

Was fliehn? Es iſt des Bruders Stimme, der
Mich ſucht; zwar wundert mich, wie er entdeckte —

Beatrice.

Bey allen Heiligen des Himmels, meid' ihn!
Begegne nicht dem heftig Stürmenden,
Laß dich von ihm an dieſem Ort nicht finden.

Don Manuel.

Geliebte Seele, dich verwirrt die Furcht!
Du hörſt mich nicht: wir ſind verſöhnte Brüder!

Beatrice.

O Himmel, rette mich aus dieſer Stunde!

Don Manuel.

Was ahnet mir! Welch ein Gedanke faſſt
Mich ſchaudernd? — Wär' es möglich — Wäre
Die Stimme keine fremde? — Beatrice!
Du warſt? Mir grauet, weiter fort zu fragen!
Du warſt — bey meines Vaters Leichenfeyer?

Beatrice.

Weh mir!

Don Manuel.

Du warſt zugegen?

Beatrice.

Zürne nicht!

Don Manuel.

Unglückliche, du warſt?

Beatrice.

Ich war zugegen.

Don Manuel.

Entſetzen!

Beatrice.

Die Begierde war zu mächtig!
Vergib mir! Ich geſtand dir meinen Wunſch;
Doch plötzlich ernſt und finſter ließeſt du
Die Bitte fallen, und ſo ſchwieg auch ich.
Doch weiß ich nicht, welch böſen Sternes Macht
Mich trieb mit unbezwinglichem Gelüſten.
Des Herzens heißen Drang mußt' ich vergnügen;
Der alte Diener lieh mir ſeinen Beyſtand;
Ich war dir ungehorſam und ich ging.

(Sie ſchmiegt ſich an ihn, indem tritt Don Ceſar herein, von dem ganzen Chor begleitet.)

Beyde Brüder. Beyde Chöre.
Beatrice.

Zweyter Chor. (Bohemund.) (zu Don Ceſar.)
Du glaubſt uns nicht — Glaub deinen eignen Augen!

Don Ceſar

(tritt heftig ein, und fährt beym Anblick ſeines Bruders mit Entſetzen zurück.)

Blendwerk der Hölle! Was? In ſeinen Armen!
(Näher tretend, zu Don Manuel.)
Giftvolle Schlange! Das iſt deine Liebe?
Deßwegen logſt du tückiſch mir Verſöhnung?
O eine Stimme Gottes war mein Haß!
Fahre zur Hölle, falſche Schlangenſeele!
(Er erſticht ihn.)

Don Manuel.

Ich bin des Todes — Beatrice! — Bruder!
(Er ſinkt und ſtirbt. Beatrice fällt neben ihm ohnmächtig nieder.)

Erſter Chor. (Cajetan.)

Mord! Mord! Herbey! Greift zu den Waffen Alle!
Mit Blut gerächet ſey die blut'ge That!
(Alle ziehen die Degen.)

Zweyter Chor. (Bohemund.)

Heil uns! Der lange Zwieſpalt iſt geendigt.
Nur Einem Herrſcher jetzt gehorcht Meſſina.

Erſter Chor. (Cajet., Bereng., Manf.)

Rache! Rache! Der Mörder falle! falle!
Ein ſühnend Opfer dem Gemordeten!

Zweyter Chor. (Bohem., Rog., Hipp.)

Herr, fürchte nichts, wir ſtehen treu zu dir.

Don Ceſar

(mit Anſehen zwiſchen ſie tretend.)
Zurück — ich habe meinen Feind getödtet,
Der mein vertrauend redlich Herz betrog,

Die Bruderliebe mir zum Fallſtrick legte.
Ein furchtbar gräßlich Anſehn hat die That;
Doch der gerechte Himmel hat gerichtet.

Erſter Chor. (Cajetan.)

Weh dir, Meſſina! Wehe! Wehe! Wehe!
Das gräßlich Ungeheure iſt geſchehn
In deinen Mauern — Wehe deinen Müttern
Und Kindern, deinen Jünglingen und Greiſen,
Und wehe der noch ungebornen Frucht!

Don Ceſar.

Die Klage kommt zu ſpät — Hier ſchaffet Hülfe
(Auf Beatricen zeigend.)
Ruft ſie ins Leben! Schnell entfernet ſie
Von dieſem Ort des Schreckens und des Todes.
— Ich kann nicht länger weilen, denn mich ruft
Die Sorge fort um die geraubte Schweſter.
— Bringt ſie in meiner Mutter Schloß und ſprecht:
Es ſey ihr Sohn, Don Ceſar, der ſie ſende!

(Er geht ab; die ohnmächtige Beatrice wird von dem zweyten Chor auf eine Bank geſetzt und ſo hinweg getragen; der erſte Chor bleibt bey dem Leichnam zurück, um welchen auch die Knaben, die die Brautgeſchenke tragen, in einem Halbkreis herumſtehen.)

Chor. (Cajetan.)

Sagt mir! Ich kanns nicht faſſen und deuten,
Wie es ſo ſchnell ſich erfüllend genaht.
Längſt wohl ſah ich im Geiſt mit weiten

Schritten das Schreckensgeſpenſt herſchreiten
Dieſer entſetzlichen blutigen That.
Dennoch übergießt mich ein Grauen,
Da ſie vorhanden iſt und geſchehen,
Da ich erfüllt muß vor Augen ſchauen,
Was ich in ahnender Furcht nur geſehen,
All mein Blut in den Adern erſtarrt
Vor der gräßlich entſchiedenen Gegenwart.

Einer aus dem Chor. (Manfred.)

Laſſet erſchallen die Stimme der Klage! —
Holder Jüngling!
Da liegt er entſeelt
Hingeſtreckt in der Blüte der Tage!
Schwer umfangen von Todesnacht,
An der Schwelle der bräutlichen Kammer!
Aber über dem ſtummen erwacht
Lauter unermeſſlicher Jammer.

Ein Zweyter. (Cajetan.)

Wir kommen, wir kommen,
Mit feſtlichem Prangen
Die Braut zu empfangen;
Es bringen die Knaben
Die reichen Gewande, die bräutlichen Gaben,
Das Feſt iſt bereitet, es warten die Zeugen;
Aber der Bräutigam höret nicht mehr,
Nimmer erweckt ihn der fröhliche Reigen,
Denn der Schlummer der Todten iſt ſchwer.

Ganzer Chor.

Schwer und tief iſt der Schlummer der Todten;
Nimmer erweckt ihn die Stimme der Braut,
Nimmer des Hiſthorns fröhlicher Laut;
Starr und fühllos liegt er am Boden!

Ein Dritter. (Cajetan.)

Was ſind Hoffnungen, was ſind Entwürfe,
Die der Menſch, der vergängliche, baut?
Heute umarmtet ihr euch als Brüder,
Einig geſtimmt mit Herzen und Munde,
Dieſe Sonne, die jetzo nieder
Geht, ſie leuchtete eurem Bunde!
Und jetzt liegſt du dem Staube vermählt,
Von des Brudermords Händen entſeelt,
In dem Buſen die gräßliche Wunde!
Was ſind Hoffnungen, was ſind Entwürfe,
Die der Menſch, der flüchtige Sohn der Stunde,
Aufbaut auf dem betrüglichen Grunde?

Chor. (Berengar.)

Zu der Mutter will ich dich tragen,
Eine unbeglückende Laſt!
Dieſe Cypreſſe laſſt uns zerſchlagen
Mit der mördriſchen Schneide der Axt,
Eine Bahre zu flechten aus ihren Zweigen,
Nimmer ſoll ſie Lebendiges zeugen,
Die die tödtliche Frucht getragen,
Nimmer im fröhlichem Wuchs ſich erheben,

Keinem Wandrer mehr Schatten geben,
Die ſich genährt auf des Mordes Boden,
Soll verflucht ſeyn zum Dienſt der Todten!

Erſter. (Cajetan.)

Aber wehe dem Mörder, wehe,
Der dahin geht in thörichtem Muth!
Hinab, hinab in der Erde Ritzen
Rinnet, rinnet, rinnet dein Blut.
Drunten aber im Tiefen ſitzen
Lichtlos, ohne Geſang und Sprache,
Der Themis Töchter, die nie vergeſſen,
Die Untrüglichen, die mit Gerechtigkeit meſſen,
Fangen es auf in ſchwarzen Gefäſſen,
Rühren und mengen die ſchreckliche Rache.

Zweyter. (Berengar.)

Leicht verſchwindet der Thaten Spur
Von der ſonnenbeleuchteten Erde,
Wie aus dem Antlitz die leichte Geberde —
Aber nichts iſt verloren und verſchwunden,
Was die geheimnißvoll waltenden Stunden
In den dunkel ſchaffenden Schoß aufnahmen —
Die Zeit iſt eine blühende Flur,
Ein groſſes Lebendiges iſt die Natur,
Und Alles iſt Frucht und Alles iſt Samen.

Dritter. (Cajetan.)

Wehe, wehe dem Mörder, wehe,
Der ſich geſät die tödliche Saat!

Ein andres Antlitz, eh ſie geſchehen,
Ein anderes zeigt die vollbrachte That.
Muthvoll blickt ſie und kühn dir entgegen,
Wenn der Rache Gefühle den Buſen bewegen;
Aber iſt ſie geſchehn und begangen,
Blickt ſie dich an mit erbleichenden Wangen.
Selber die ſchrecklichen Furien ſchwangen
Gegen Oreſtes die hölliſchen Schlangen,
Reizten den Sohn zu dem Muttermord an:
Mit der Gerechtigkeit heiligen Zügen
Wuſſten ſie liſtig ſein Herz zu betrügen,
Bis er die tödliche That nun gethan —
Aber da er den Schoß jetzt geſchlagen,
Der ihn empfangen und liebend getragen,
Siehe da kehrten ſie
Gegen ihn ſelber
Schrecklich ſich um —
Und er erkannte die furchtbaren Jungfraun,
Die den Mörder ergreifend faſſen,
Die von jetzt an ihn nimmer laſſen,
Die ihn mit ewigen Schlangenbiß nagen,
Die von Meer zu Meer ihn ruhelos jagen
Bis in das delphiſche Heiligthum.

(Der Chor geht ab, den Leichnam Don Manuels auf eine
Bahre tragend.)

(Die Säulenhalle — Es iſt Nacht; die Scene iſt von oben herab durch eine große Lampe erleuchtet.)

Donna Iſabella und Diego treten auf.

Iſabella.

Noch keine Kunde kam von meinen Söhnen,
Ob eine Spur ſich fand von der Verlornen?

Diego.

Noch nichts, Gebieterinn! — doch hoffe Alles
Von deiner Söhne Ernſt und Emſigkeit.

Iſabella.

Wie iſt mein Herz geängſtiget, Diego!
Es ſtand bey mir, dies Unglück zu verhüten.

Diego.

Drück' nicht des Vorwurfs Stachel in dein Herz.
An welcher Vorſicht lieſſeſt du's ermangeln?

Iſabella.

Hätt' ich ſie früher an das Licht gezogen,
Wie mich des Herzens Stimme mächtig trieb!

Diego.

Die Klugheit wehrte dirs; du thateſt weiſe,
Doch der Erfolg ruht in des Himmels Hand.

Iſabella.

Ach, ſo iſt keine Freude rein! Mein Glück
Wär' ein vollkommnes ohne dieſen Zufall!

Diego.

Dies Glück iſt nur verzögert, nicht zerſtört;
Genieße du jetzt deiner Söhne Frieden.

Iſabella.

Ich habe ſie einander Herz an Herz
Umarmen ſehn — ein nie erlebter Anblick!

Diego.

Und nicht ein Schauſpiel bloß, es ging von Herzen;
Denn ihr Geradſinn haßt der Lüge Zwang.

Iſabella.

Ich ſeh' auch, daß ſie zärtlicher Gefühle,
Der ſchönen Neigung fähig ſind; mit Wonne
Entdeck' ich, daß ſie ehren, was ſie lieben.
Der ungebundnen Freyheit wollen ſie
Entſagen, nicht dem Zügel des Geſetzes
Entzieht ſich ihre brauſend wilde Jugend,
Und ſittlich ſelbſt blieb ihre Leidenſchaft.
— Ich will dirs jetzo gern geſtehn, Diego,
Daß ich mit Sorge dieſem Augenblick,
Der aufgeſchloſſnen Blume des Gefühls
Mit banger Furcht entgegen ſah — Die Liebe
Wird leicht zur Wuth in heftigen Naturen.
Wenn in den aufgehäuften Feuerzunder
Des alten Haſſes auch noch dieſer Blitz,
Der Eiferſucht feindſel'ge Flamme ſchlug —
Mir ſchaudert es zu denken — ihr Gefühl,
Das niemals einig war, gerade hier

Zum Erſtenmal unſelig ſich begegnet —
Wohl mir! Auch dieſe donnerſchwere Wolke,
Die über mir ſchwarz drohend niederhing,
Sie führte mir ein Engel ſtill vorüber,
Und leicht nun athmet die befreyte Bruſt.

Diego.

Ja, freue deines Werkes dich. Du haſt
Mit zartem Sinn und ruhigem Verſtand
Vollendet, was der Vater nicht vermochte
Mit aller ſeiner Herrſcher-Macht — Dein iſt
Der Ruhm; doch auch dein Glücksſtern iſt zu loben!

Iſabella.

Vieles gelang mir! Viel auch that das Glück!
Nichts Kleines war es, ſolche Heimlichkeit
Verhüllt zu tragen dieſe langen Jahre,
Den Mann zu täuſchen, den umſichtigſten
Der Menſchen, und ins Herz zurückzudrängen
Den Trieb des Bluts, der mächtig, wie des Feuers
Verſchloſſner Gott, aus ſeinen Banden ſtrebte!

Diego.

Ein Pfand iſt mir des Glückes lange Gunſt,
Daß Alles ſich erfreulich löſen wird.

Iſabella.

Ich will nicht eher meine Sterne loben,
Bis ich das Ende dieſer Thaten ſah.
Daß mir der böſe Genius nicht ſchlummert,

Erinnert warnend mich der Tochter Flucht.
— Schilt oder lobe meine That, Diego!
Doch dem Getreuen will ich nichts verbergen.
Nicht tragen konnt' ichs, hier in müß'ger Ruh
Zu harren des Erfolgs, indeß die Söhne
Geſchäftig forſchen nach der Tochter Spur.
Gehandelt hab' auch ich — Wo Menſchenkunſt
Nicht zureicht, hat der Himmel oft gerathen.

Diego.

Entdecke mir, was mir zu wiſſen ziemt.

Iſabella.

Einſiedelnd auf des Aetna Höhen haust
Ein frommer Klausner, von Uralters her
Der Greis genannt des Berges, welcher näher
Dem Himmel wohnend, als der andern Menſchen
Tief wandelndes Geſchlecht, den ird'ſchen Sinn
In leichter reiner Aetherluft geläutert,
Und von dem Berg der aufgewälzten Jahre
Hinabſieht in das aufgelöſte Spiel
Des unverſtändlich krummgewundnen Lebens.
Nicht fremd iſt ihm das Schickſal meines Hauſes;
Oft hat der heil'ge Mann für uns den Himmel
Gefragt und manchen Fluch hinweg gebetet.
Zu ihm hinauf geſandt hab' ich alsbald
Des raſchen Boten jugendliche Kraft,
Daß er mir Kunde von der Tochter gebe,
Und ſtündlich harr' ich deſſen Wiederkehr.

Diego.

Trügt mich mein Auge nicht, Gebieterinn,
So iſts derſelbe, der dort eilend naht,
Und Lob fürwahr verdient der Emſige!

Bote. Die Vorigen.

Iſabella.

Sag' an und weder Schlimmes hehle mir
Noch Gutes, ſondern ſchöpfe rein die Wahrheit!
Was gab der Greis des Bergs dir zum Beſcheide?

Bote.

Ich ſoll mich ſchnell zurückbegeben, war
Die Antwort, die Verlorne ſey gefunden.

Iſabella.

Glückſel'ger Mund, erfreulich Himmelswort!
Stets haſt du das Erwünſchte mir verkündet!
Und welchem meiner Söhne wards verliehen,
Die Spur zu finden der Verlornen?

Bote.

Die Tiefverborgne fand dein ältſter Sohn.

Iſabella.

Don Manuel iſt es, dem ich ſie verdanke!
Ach, ſtets war dieſer mir ein Kind des Segens!
— Haſt du dem Greis auch die geweihte Kerze
Gebracht, die zum Geſchenk ich ihm geſendet,
Sie anzuzünden ſeinem Heiligen?

Denn was von Gaben ſonſt der Menſchen Herzen
Erfreut, verſchmäht der fromme Gottesdiener.

Bote.

Die Kerze nahm er ſchweigend von mir an,
Und zum Altar hintretend, wo die Lampe
Dem Heil'gen brannte, zündet' er ſie flugs
Dort an, und ſchnell in Brand ſteckt' er die Hütte,
Worin er Gott verehrt ſeit neunzig Jahren.

Iſabella.

Was ſagſt du? Welches Schreckniß nennſt du mir?

Bote.

Und dreymal Wehe! Wehe! rufend, ſtieg er
Herab vom Berg; mir aber winkt' er ſchweigend,
Ihm nicht zu folgen, noch zurückzuſchauen.
Und ſo, gejagt von Grauſen, eil' ich her!

Iſabella.

In neuer Zweifel wogende Bewegung
Und ängſtlich ſchwankende Verworrenheit,
Stürzt mich das Widerſprechende zurück.
Gefunden ſey mir die verlorne Tochter
Von meinem älteſten Sohn Don Manuel?
Die gute Rede kann mir nicht gedeihen,
Begleitet von der unglückſel'gen That.

Bote.

Blick hinter dich, Gebieterinn! Du ſiehſt
Des Klausners Wort erfüllt vor deinen Augen;
Denn Alles müßt' mich trügen, oder dies

Iſt die verlorne Tochter, die du ſuchſt,
Von deiner Söhne Ritterſchar begleitet.
(Beatrice wird von dem zweyten Halbchor auf einem Tragſeſſel gebracht und auf der vordern Bühne niedergeſetzt. Sie iſt noch ohne Leben und Bewegung.)

Isabella. Diego. Bote. Beatrice. Chor. (Bohemund, Roger, Hippolyt und die andern neun Ritter Don Ceſars.)

Chor. (Bohemund.)

Des Herrn Geheiß erfüllend ſetzen wir
Die Jungfrau hier zu deinen Füßen nieder,
Gebieterinn! — Alſo befahl er uns
Zu thun, und dir zu melden dieſes Wort:
Es ſey dein Sohn Don Ceſar, der ſie ſende!

Isabella

(iſt mit ausgebreiteten Armen auf ſie zugeeilt, und tritt mit Schrecken zurück.)

O Himmel! Sie iſt bleich und ohne Leben!

Chor. (Bohemund.)

Sie lebt! Sie wird erwachen! Gönn' ihr Zeit,
Von dem Erſtaunlichen ſich zu erhohlen,
Das ihre Geiſter noch gebunden hält.

Isabella.

Mein Kind! Kind meiner Schmerzen, meiner Sorgen!
So ſehen wir uns wieder! So mußt du
Den Einzug halten in des Vaters Haus!

O laſſ' an meinem Leben mich das deinige
Anzünden! An die mütterliche Bruſt
Will ich dich preſſen, bis vom Todesfroſt
Gelöſt die warmen Adern wieder ſchlagen!
(Zum Chor.)
O ſprich! Welch Schreckliches iſt hier geſchehn?
Wo fandſt du ſie? Wie kam das theure Kind
In dieſen kläglich jammervollen Zuſtand?

Chor. (Bohemund.)
Erfahr' es nicht von mir, mein Mund iſt ſtumm.
Dein Sohn Don Ceſar wird dir Alles deutlich
Verkündigen, denn Er iſts, der ſie ſendet.

Iſabella.
Mein Sohn Don Manuel, ſo willſt du ſagen?

Chor. (Bohemund.)
Dein Sohn Don Ceſar ſendet ſie dir zu.

Iſabella (zu dem Boten.)
War's nicht Don Manuel, den der Seher nannte?

Bote.
So iſt es, Herrinn, das war ſeine Rede.

Iſabella.
Welcher es ſey, er hat mein Herz erfreut;
Die Tochter dank' ich ihm, er ſey geſegnet!
O muß ein neid'ſcher Dämon mir die Wonne
Des heiß erflehten Augenblicks verbittern!
Ankämpfen muß ich gegen mein Entzücken!
Die Tochter ſeh' ich in des Vaters Haus,

Sie aber ſieht nicht **mich**, vernimmt mich nicht,
Sie kann der Mutter Freude nicht erwiedern.
O öffnet euch, ihr lieben Augenlichter!
Erwärmet euch, ihr Hände! Hebe dich,
Lebloſer Buſen, und ſchlage der Luſt!
Diego! Das iſt meine Tochter — Das
Die lang verborgne, die gerettete,
Vor aller Welt kann ich ſie jetzt erkennen!

Chor. (Bohemund.)

Ein ſeltſam neues Schreckniß glaub' ich ahnend
Vor mir zu ſehn, und ſtehe wundernd, wie
Das Irrſal ſich entwirren ſoll und löſen.

Iſabella

(zum Chor, der Beſtürzung und Verlegenheit ausdrückt.)

O ihr ſeyd undurchdringlich harte Herzen!
Vom ehrnen Harniſch eurer Bruſt, gleichwie
Von einem ſchroffen Meeresfelſen, ſchlägt
Die Freude meines Herzens mir zurück!
Umſonſt in dieſem ganzen Kreis umher
Späh' ich nach einem Auge, das empfindet.
Wo weilen meine Söhne, daß ich Antheil
In einem Auge läſe, denn mir iſt,
Als ob der Wüſte unmitleidge Schaaren,
Des Meeres Ungeheuer mich umſtänden.

Diego.

Sie ſchlägt die Augen auf! Sie regt ſich, lebt!

Iſabella.

Sie lebt! Ihr erſter Blick ſey auf die Mutter!

Diego.

Das Auge ſchließt ſie ſchaudernd wieder zu.

Iſabella (zum Chor.)

Weiche zurück! Sie ſchreckt der fremde Anblick.

Chor (tritt zurück.) (**Bohemund.**)

Gern meid' ichs, ihrem Blicke zu begegnen.

Diego.

Mit großen Augen mißt ſie ſtaunend dich.

Beatrice.

Wo bin ich? Dieſe Züge ſollt' ich kennen.

Iſabella.

Langſam kehrt die Beſinnung ihr zurück.

Diego.

Was macht ſie? Auf die Kniee ſenkt ſie ſich.

Beatrice.

O ſchönes Engelsantlitz meiner Mutter!

Iſabella.

Kind meines Herzens! Komm in meine Arme!

Beatrice.

Zu deinen Füßen ſieh die Schuldige.

Iſabella.

Ich habe dich wieder! Alles ſey vergeſſen!

Diego.

Betracht' auch mich! Erkennſt du meine Züge?

Beatrice.
Des redlichen Diego greiſes Haupt!
Iſabella.
Der treue Wächter deiner Kinderjahre.
Beatrice.
So bin ich wieder in dem Schoß der Meinen?
Iſabella.
Und nichts ſoll uns mehr ſcheiden, als der Tod.
Beatrice.
Du willſt mich nicht mehr in die Fremde ſtoßen?
Iſabella.
Nichts trennt uns mehr; das Schickſal iſt befriedigt.
Beatrice (ſinkt an ihre Bruſt.)
Und find' ich wirklich mich an deinem Herzen?
Und Alles war ein Traum, was ich erlebte?
Ein ſchwerer fürchterlicher Traum — O Mutter!
Ich ſah ihn todt zu meinen Füßen fallen!
— Wie komm' ich aber hieher? Ich beſinne
Mich nicht — Ach, wohl mir, wohl, daß ich gerettet
In deinen Armen bin! Sie wollten mich
Zur Fürſtinn Mutter von Meſſina bringen.
Eher ins Grab!
Iſabella.
Komm zu dir, meine Tochter!
Meſſina's Fürſtinn —
Beatrice.
Nenne ſie nicht mehr!

Mir gießt ſich bey dem unglückſelgen Namen
Ein Froſt des Todes durch die Glieder.

Iſabella.

Höre mich.

Beatrice.

Sie hat zwey Söhne, die ſich tödtlich haſſen;
Don Manuel, Don Ceſar nennt man ſie.

Iſabella.

Ich bins ja ſelbſt! Erkenne deine Mutter!

Beatrice.

Was ſagſt du? Welches Wort haſt du geredet?

Iſabella.

Ich, deine Mutter, bin Meſſina's Fürſtinn.

Beatrice.

Du biſt Don Manuels Mutter und Don Ceſars?

Iſabella.

Und **deine** Mutter! Deine **Brüder** nennſt du!

Beatrice.

Weh, weh mir! O entſetzensvolles Licht!

Iſabella.

Was iſt dir? Was erſchüttert dich ſo ſeltſam?

Beatrice
(wild um ſich her ſchauend, erblickt den Chor.)

Das ſind ſie, ja! Jetzt, jetzt erkenn' ich ſie.
Mich hat kein Traum getäuſcht — Die ſinds! Die waren

Zugegen — Es iſt fürchterliche Wahrheit!
Unglückliche, wo habt ihr ihn verborgen?

(Sie geht mit heftigem Schritt auf den Chor zu, der ſich von ihr abwendet. Ein Trauermarſch läßt ſich in der Ferne hören.)

Chor.

Wehe! Wehe!

Iſabella.

Wen verborgen? Was iſt wahr?
Ihr ſchweigt beſtürzt — Ihr ſcheint ſie zu verſtehn.
Ich leſ' in euren Augen, eurer Stimme
Gebrochnen Tönen etwas Unglückſel'ges,
Das mir zurückgehalten wird — Was iſts?
Ich will es wiſſen. Warum heftet ihr
So ſchreckensvolle Blicke nach der Thüre?
Und was für Töne hör' ich da erſchallen?

Chor. (Bohemund.)

Es naht ſich! Es wird ſich mit Schrecken erklären,
Sey ſtark, Gebieterinn, ſtähle dein Herz!
Mit Faſſung ertrage, was dich erwartet,
Mit männlicher Seele den tödlichen Schmerz!

Iſabella.

Was naht ſich? Was erwartet mich? — Ich höre
Der Todtenklage fürchterlichen Ton
Das Haus durchdringen — Wo ſind meine Söhne?

(Der erſte Halbchor bringt den Leichnam Don Manuels auf einer Bahre getragen, die er auf der leer gelaſſenen Seite der Scene niederſetzt. Ein ſchwarzes Tuch iſt darüber gebreitet.)

Iſabella. Beatrice. Diego.
Beide Chöre.
Erſter Chor. (Cajetan.)

Durch die Straſſen der Städte,
Vom Jammer gefolget,
Schreitet das Unglück —
Lauernd umſchleicht es
Die Häuſer der Menſchen,
Heute an dieſer
Pforte pocht es,
Morgen an jener,
Aber noch keinen hat es verſchont.
Die unerwünſchte
Schmerzliche Botſchaft,
Früher oder ſpäter,
Beſtellt es an jeder
Schwelle, wo ein Lebendiger wohnt.
(Berengar.)
Wenn die Blätter fallen
In des Jahres Kreiſe,
Wenn zum Grabe wallen
Entnervte Greiſe,
Da gehorcht die Natur
Ruhig nur
Ihrem alten Geſetze,
Ihrem ewigen Brauch,
Da iſt nichts, was den Menſchen entſetze!

Aber das Ungeheure auch
Lerne erwarten im irdiſchen Leben!
Mit gewaltſamer Hand
Löſet der Mord auch das heiligſte Band.
In ſein ſtygiſches Boot
Raffet der Tod
Auch der Jugend blühendes Leben!

(Cajetan.)

Wenn die Wolken gethürmt den Himmel ſchwärzen,
Wenn dumpftoſend der Donner hallt,
Da, da fühlen ſich alle Herzen
In des furchtbaren Schickſals Gewalt.
Aber auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner ſchlagen.
Darum in deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückiſche Nähe!
Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren!
Wer beſitzt, der lerne verlieren;
Wer im Glück iſt, der lerne den Schmerz!

Jſabella.

Was ſoll ich hören? Was verhüllt dies Tuch?
(Sie macht einen Schritt gegen die Bahre, bleibt aber unſchlüſſig zaudernd ſtehen.)
Es zieht mich grauſend hin und zieht mich ſchaudernd
Mit dunkler kalter Schreckenshand zurück.
(Zu Beatricen, welche ſich zwiſchen ſie und die Bahre geworfen.)

Laſſ' mich! Was es auch ſey, ich wills enthüllen!
(Sie hebt das Tuch auf und entdeckt Don Manuels Leichnam.)
O himmliſche Mächte, es iſt mein Sohn!
(Sie bleibt mit ſtarrem Entſetzen ſtehen — Beatrice ſinkt mit einem Schrey des Schmerzens neben der Bahre nieder.)

Chor. (Cajetan. Berengar. Manfred.)
Unglückliche Mutter! Es iſt dein Sohn!
Du haſt es geſprochen das Wort des Jammers;
Nicht meinen Lippen iſt es entflohn.

Iſabella.
Mein Sohn! Mein Manuel! — O ewige
Erbarmung — So muß ich dich wieder finden!
Mit deinem Leben mußteſt du die Schweſter
Erkaufen aus des Räubers Hand! — Wo war
Dein Bruder, daß ſein Arm dich nicht beſchützte
— O Fluch der Hand, die dieſe Wunde grub!
Fluch ihr, die den Verderblichen geboren,
Der mir den Sohn erſchlug! Fluch ſeinem ganzen
Geſchlecht!

Chor.
Weh! Wehe! Wehe! Wehe!

Iſabella.
So haltet ihr mir Wort, ihr Himmelsmächte?
Das, das iſt eure Wahrheit? Wehe dem,
Der euch vertraut mit redlichem Gemüth!

Worauf hab' ich gehofft, wovor gezittert,
Wenn dies der Ausgang iſt! — O die ihr hier
Mich ſchreckenvoll umſteht, an meinem Schmerz
Die Blicke weidend, lernt die Lügen kennen,
Womit die Träume uns, die Seher täuſchen!
Glaube noch Einer an der Götter Mund!
— Als ich mich Mutter fühlte dieſer Tochter,
Da träumte ihrem Vater eines Tags,
Er ſäh' aus ſeinem hochzeitlichen Bette
Zwey Lorberbäume wachſen — Zwiſchen ihnen
Wuchs eine Lilie empor; ſie ward
Zur Flamme, die der Bäume dicht Gezweig ergriff,
Und um ſich wüthend ſchnell das ganze Haus
In ungeheurer Feuerflut verſchlang.
Erſchreckt von dieſem ſeltſamen Geſichte
Befrug der Vater einen Vogelſchauer
Und ſchwarzen Magier um die Bedeutung.
Der Magier erklärte: wenn mein Schoß
Von einer Tochter ſich entbinden würde,
So würde ſie die beyden Söhne ihm
Ermorden und vertilgen ſeinen Stamm!

Chor. (Cajetan und Bohemund.)

Gebieterinn, was ſagſt du? Wehe! Wehe!

Iſabella.

Darum befahl der Vater, ſie zu tödten;
Doch ich entrückte ſie dem Jammerſchickſal.
— Die arme Unglückſelige! Verſtoßen

Ward ſie als Kind aus ihrer Mutter Schoß,
Daß ſie, erwachſen, nicht die Brüder morde!
Und jetzt durch Räubershände fällt der Bruder;
Nicht die Unſchuldige hat ihn getödtet!

Chor.

Weh! Wehe! Wehe! Wehe!

Iſabella.

Keinen Glauben
Verdiente mir des Götzendieners Spruch;
Ein beſſres Hoffen ſtärkte meine Seele.
Denn mir verkündigte ein andrer Mund,
Den ich für wahrhaft hielt, von dieſer Tochter:
„In heißer Liebe würde ſie dereinſt
„Der Söhne Herzen mir vereinigen.“
— So widerſprachen die Orakel ſich,
Den Fluch zugleich und Segen auf das Haupt
Der Tochter legend — Nicht den Fluch hat ſie
Verſchuldet, die Unglückliche! Nicht Zeit
Ward ihr gegönnt, den Segen zu vollziehen.
Ein Mund hat wie der andere gelogen!
Die Kunſt der Seher iſt ein eitles Nichts;
Betrüger ſind ſie, oder ſind betrogen.
Nichts Wahres läſſt ſich von der Zukunft wiſſen,
Du ſchöpfeſt drunten an der Hölle Flüſſen,
Du ſchöpfeſt droben an dem Quell des Lichts.

Erſter Chor. (Cajetan.)

Weh! Wehe! Was ſagſt du? Halt ein, halt ein!

Bezähme der Zunge verwegenes Toben!
Die Orakel ſehen und treffen ein;
Der Ausgang wird die Wahrhaftigen loben.

Iſabella.

Nicht zähmen will ich meine Zunge, laut,
Wie mir das Herz gebietet, will ich reden.
Warum beſuchen wir die heil'gen Häuſer,
Und heben zu dem Himmel fromme Hände?
Gutmüth'ge Thoren, was gewinnen wir
Mit unſerm Glauben? So unmöglich iſts,
Die Götter, die hochwohnenden, zu treffen,
Als in den Mond mit einem Pfeil zu ſchießen.
Vermauert iſt dem Sterblichen die Zukunft,
Und kein Gebet durchbohrt den ehrnen Himmel.
Ob rechts die Vögel fliegen oder links,
Die Sterne ſo ſich oder anders fügen;
Nicht Sinn iſt in dem Buche der Natur;
Die Traumkunſt träumt, und alle Zeichen trügen.

Zweyter Chor. (Bohemund.)

Halt ein, Unglückliche! Wehe! Wehe!
Du läugneſt der Sonne leuchtendes Licht
Mit blinden Augen! Die Götter leben.
Erkenne ſie, die dich furchtbar umgeben!

(Alle Ritter.)

Die Götter leben,
Erkenne ſie, die dich furchtbar umgeben!

Beatrice.

O Mutter! Mutter! Warum haſt du mich
Gerettet! Warum warfſt du mich nicht hin
Dem Fluch, der, eh ich war, mich ſchon verfolgte?
Blödſicht'ge Mutter! Warum dünkteſt du
Dich weiſer, als die Allesſchauenden,
Die Nah und Fernes aneinander knüpfen,
Und in der Zukunft ſpäte Saaten ſehn?
Dir ſelbſt und mir, uns Allen zum Verderben
Haſt du den Todesgöttern ihren Raub,
Den ſie gefordert, frevelnd vorenthalten!
Jetzt nehmen ſie ihn zweyfach, dreyfach ſelbſt.
Nicht dank' ich dir das traurige Geſchenk;
Dem Schmerz, dem Jammer haſt du mich erhalten!

Erſter Chor. (Cajetan.)

(in heftiger Bewegung nach der Thür ſehend)
Brechet auf, ihr Wunden!
Fließet, fließet!
In ſchwarzen Güſſen
Stürzet hervor, ihr Bäche des Bluts!

(Berengar.)

Eherner Füße
Rauſchen vernehm' ich,
Hölliſcher Schlangen
Ziſchendes Tönen,
Ich erkenne der Furien Schritt!

(Cajetan.)

Stürzet ein, ihr Wände!
Verſink', o Schwelle,
Unter der ſchrecklichen Füße Tritt!
Schwarze Dämpfe, entſteiget, entſteiget
Qualmend dem Abgrund! Verſchlinget des Tages
Lieblichen Schein!
Schützende Götter des Hauſes, entweichet!
Laſſet die rächenden Göttinnen ein!

Don Ceſar. Iſabella. Beatrice.
Der Chor.

(Beym Eintritt des Don Ceſar zertheilt ſich der Chor in fliehender Bewegung vor ihm; er bleibt allein in der Mitte der Scene ſtehen.)

Beatrice.

Weh mir, er iſts!

Iſabella

(tritt ihm entgegen.)

O mein Sohn Ceſar! Muß ich ſo
Dich wiederſehen — O blick her und ſieh
Den Frevel einer gottverfluchten Hand!

(führt ihn zu dem Leichnam.)

Don Ceſar

(tritt mit Entſetzen zurück, das Geſicht verhüllend)

Erſter Chor. (Cajetan, Berengar.)

Brechet auf, ihr Wunden!
Fließet, fließet!

In ſchwarzen Güſſen
Strömet hervor, ihr Bäche des Bluts!

Iſabella.

Du ſchauderſt und erſtarrſt! — Ja, das iſt Alles,
Was dir noch übrig iſt von deinem Bruder!
Da liegen meine Hoffnungen — Sie ſtirbt
Im Keim die junge Blume eures Friedens,
Und keine ſchöne Früchte ſollt' ich ſchauen.

Don Ceſar.

Tröſte dich, Mutter! Redlich wollten wir
Den Frieden, aber Blut beſchloß der Himmel.

Iſabella.

O ich weiß, du liebteſt ihn, ich ſah entzückt
Die ſchönen Bande zwiſchen euch ſich flechten!
An deinem Herzen wollteſt du ihn tragen,
Ihm reich erſetzen die verlornen Jahre.
Der blut'ge Mord kam deiner ſchönen Liebe
Zuvor — Jetzt kannſt du nichts mehr, als ihn rächen.

Don Ceſar.

Komm, Mutter, komm! Hier iſt kein Ort für dich.
Entreiß dich dieſem unglückſel'gen Anblick!

(Er will ſie fortziehen)

Iſabella

(fällt ihm um den Hals.)

Du lebſt mir noch! Du jetzt mein Einziger!

Beatrice.

Weh Mutter! Was beginnſt du?

Don Ceſar.

Weine dich aus
An dieſem treuen Buſen! Unverloren
Iſt dir der Sohn, denn ſeine Liebe lebt
Unſterblich fort in deines Ceſars Bruſt.

Erſter Chor. (Caj., Ber., Manf.)

Brechet auf, ihr Wunden!
Redet, ihr ſtummen!
In ſchwarzen Fluten
Stürzet hervor, ihr Bäche des Bluts!

Iſabella
(Beyder Hände faſſend.)

O meine Kinder!

Don Ceſar.

Wie entzückt es mich,
In deinen Armen ſie zu ſehen, Mutter!
Ja, laß ſie deine Tochter ſeyn! Die Schweſter —

Iſabella (unterbricht ihn.)

Dir dank' ich die Gerettete, mein Sohn!
Du hielteſt Wort, du haſt ſie mir geſendet.

Don Ceſar (erſtaunt.)

Wen, Mutter, ſagſt du, hab' ich dir geſendet?

Iſabella.

Sie mein' ich, die du vor dir ſiehſt, die Schweſter.

Don Ceſar.

Sie, meine Schweſter!

Iſabella.
Welche Andre ſonſt?

Don Ceſar.
Meine Schweſter?

Iſabella.
Die du ſelber mir geſendet.

Don Ceſar.
Und *ſeine* Schweſter!

Chor.
Wehe! Wehe! Wehe!

Beatrice.
O meine Mutter!

Iſabella.
Ich erſtaune — Redet!

Don Ceſar.
So ſey der Tag verflucht, der mich geboren!

Iſabella.
Was iſt dir? Gott!

Don Ceſar.
Verflucht der Schoß, der mich
Getragen! — Und verflucht ſey deine Heimlichkeit,
Die all dies Gräßliche verſchuldet! Falle
Der Donner nieder, der dein Herz zerſchmettert!
Nicht länger halt' ich ſchonend ihn zurück —
Ich ſelber, wiſſ' es, ich erſchlug den Bruder;
In *ihren* Armen überraſcht' ich ihn;
Sie iſt es, die ich liebe, die zur Braut

Ich mir gewählt — den Bruder aber fand ich
In ihren Armen — Alles weißt du nun!
— Iſt ſie wahrhaftig ſeine, meine Schweſter,
So bin ich ſchuldig einer Greuelthat,
Die keine Reu' und Büßung kann verſöhnen!

Chor (Bohemund.)

Es iſt geſprochen, du haſt es vernommen;
Das Schlimmſte weißt du, nichts iſt mehr zurück!
Wie die Seher verkündet, ſo iſt es gekommen;
Denn noch Niemand entfloh dem verhängten Geſchick.
Und wer ſich vermiſſt, es klüglich zu wenden,
Der muß es ſelber erbauend vollenden.

Iſabella.

Was kümmerts mich noch, ob die Götter ſich
Als Lügner zeigen, oder ſich als wahr
Beſtätigen? Mir haben ſie das Aergſte
Gethan — Trotz biet' ich ihnen, mich noch härter
Zu treffen, als ſie trafen — Wer für nichts mehr
Zu zittern hat, der fürchtet ſie nicht mehr.
Ermordet liegt mir der geliebte Sohn,
Und von dem Lebenden ſcheid' ich mich ſelbſt.
Er iſt mein Sohn nicht — Einen Baſilisken
Hab' ich erzeugt, genährt an meiner Bruſt,
Der mir den beſſern Sohn zu Tode ſtach.
— Komm, meine Tochter! Hier iſt unſers Bleibens
Nicht mehr — den Rachegeiſtern überlaſſ' ich
Dies Haus — Ein Frevel führte mich herein,

Ein Frevel treibt mich aus — Mit Widerwillen
Hab' ichs betreten, und mit Furcht bewohnt,
Und in Verzweiflung räum' ichs — Alles dies
Erleid' ich ſchuldlos, doch bey Ehren bleiben
Die Orakel und gerettet ſind die Götter.
(Sie geht ab. Diego folgt ihr.)

Beatrice. Don Ceſar. Der Cho

Don Ceſar.
(Beatricen zurück haltend.)
Bleib, Schweſter! Scheide *du* nicht ſo von mir!
Mag mir die Mutter fluchen, mag dies Blut
Anklagend gegen mich zum Himmel rufen,
Mich alle Welt verdammen! Aber du
Fluche mir nicht! Von dir kann ichs nicht tragen.

Beatrice
(zeigt mit abgewandtem Geſicht auf den Leichnam.)

Don Ceſar.
Nicht den Geliebten hab' ich dir getödtet!
Den *Bruder* hab' ich dir, und hab' ihn mir
Gemordet — Dir gehört der Abgeſchiedene jetzt
Nicht näher an, als ich der Lebende,
Und *ich* bin mitleidswürdiger als Er,
Denn Er ſchied rein hinweg und ich bin ſchuldig.

Beatrice
(bricht in heftige Thränen aus.)

Don Ceſar.

Wein' um den Bruder, ich will mit dir weinen,
Und mehr noch — rächen will ich ihn! Doch nicht
Um den Geliebten weine! Dieſen Vorzug,
Den du dem Todten gibſt, ertrag' ich nicht.
Den einz'gen Troſt, den letzten, laß mich ſchöpfen
Aus unſers Jammers bodenloſer Tiefe,
Daß *er* dir näher nicht gehört als ich —
Denn unſer furchtbar aufgelöſtes Schickſal
Macht unſre Rechte gleich, wie unſer Unglück.
In Einen Fall verſtrickt, drey liebende
Geſchwiſter, gehen wir vereinigt unter,
Und theilen gleich der Thränen traurig Recht.
Doch wenn ich denken muß, daß deine Trauer
Mehr dem Geliebten als dem Bruder gilt,
Dann miſcht ſich Wuth und Neid in meinen Schmerz,
Und mich verläſſt der Wehmuth letzter Troſt.
Nicht freudig, wie ich gerne will kann ich
Das letzte Opfer ſeinen Manen bringen;
Doch ſanft nachſenden will ich ihm die Seele,
Weiß ich nur, daß du meinen Staub mit ſeinem
In Einem Aſchenkruge ſammeln wirſt.

(Den Arm um ſie ſchlingend mit einer leidenſchaftlich zärtlichen Heftigkeit.)

Dich liebt' ich, wie ich nichts zuvor geliebt,
Da du noch eine Fremde für mich warſt.
Weil ich dich liebte über alle Grenzen,

Trag' ich den ſchweren Fluch des Brudermords;
Liebe zu dir war meine ganze Schuld.
— Jetzt biſt du meine Schweſter und dein Mitleid
Fodr' ich von dir als einen heil'gen Zoll.
(Er ſieht ſie mit forſchenden Blicken und ſchmerzlicher Erwartung an, dann wendet er ſich mit Heftigkeit von ihr.)
Nein, nein, nicht ſehen kann ich dieſe Thränen —
In dieſes Todten Gegenwart verläßt
Der Muth mich und die Bruſt zerreißt der Zweifel —
— Laß mich im Irrthum! Weine im Verborgnen!
Sieh nie mich wieder — niemals mehr — Nicht dich,
Nicht deine Mutter will ich wieder ſehen.
Sie hat mich nie geliebt! Verrathen endlich
Hat ſich ihr Herz, der Schmerz hat es geöffnet.
Sie nannt' ihn ihren beſſern Sohn! — So hat ſie
Verſtellung ausgeübt ihr ganzes Leben!
— Und du biſt falſch, wie ſie! Zwinge dich nicht!
Zeig' deinen Abſcheu! Mein verhaſſtes Antlitz
Sollſt du nicht wieder ſehn! Geh hin auf ewig!
(Er geht ab. Sie ſteht unſchlüſſig, im Kampf widerſprechender Gefühle, dann reißt ſie ſich los und geht.)

Chor. (Cajetan.)

— — — — — — — —

Wohl dem, ſelig muß ich ihn preiſen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreiſen,
Kindlich liegt an der Bruſt der Natur!

Denn das Herz wird mir ſchwer in der Fürſten Paläſten,
Wenn ich herab vom Gipfel des Glücks
Stürzen ſehe die Höchſten, die Beſten
In der Schnelle des Augenblicks!
Und auch der hat ſich wohl gebettet,
Der aus der ſtürmiſchen Lebenswelle
Zeitig gewarnt ſich heraus gerettet
In des Kloſters friedliche Zelle;
Der die ſtachelnde Sucht der Ehren
Von ſich warf und die eitle Luſt,
Und die Wünſche, die ewig begehren,
Eingeſchläfert in ruhiger Bruſt.
Ihn ergreift in dem Lebensgewühle
Nicht der Leidenſchaft wilde Gewalt;
Nimmer in ſeinem ſtillen Aſyle
Sieht er der Menſchheit traur'ge Geſtalt.
Nur in beſtimmter Höhe ziehet
Das Verbrechen hin und das Ungemach,
Wie die Peſt die erhabenen Orte fliehet;
Dem Qualm der Städte wälzt es ſich nach.

(Berengar, Bohemund und Manfred.)
Auf den Bergen iſt Freyheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte;
Die Welt iſt vollkommen überall,
Wo der Menſch nicht hin kommt mit ſeiner Qual.

Der ganze Chor wiederholt:

Auf den Bergen u. ſ. w.

Don Ceſar. Der Chor.

Don Ceſar (gefaſſter.)

Das Recht des Herrſchers üb' ich aus zum Letztenmal,
Dem Grab zu übergeben dieſen theuren Leib;
Denn dieſes iſt der Todten letzte Herrlichkeit.
Vernehmt denn meines Willens ernſtlichen Beſchluß,
Und wie ichs euch gebiete, alſo übt es aus
Genau — Euch iſt im friſchen Angedenken noch
Das ernſte Amt, denn nicht von langen Zeiten iſts,
Daß ihr zur Gruft begleitet eures Fürſten Leib.
Die Todtenklage iſt in dieſen Mauern kaum
Verhallt und eine Leiche drängt die andre fort
Ins Grab, daß eine Fackel an der andern ſich
Anzünden, auf der Treppe Stufen ſich der Zug
Der Klagemänner faſt begegnen mag.
So ordnet denn ein ſeyerlich Begräbnißfeſt
In dieſes Schloſſes Kirche, die des Vaters Staub
Verwahrt, geräuſchlos bey verſchloſſnen Pforten an,
Und Alles werde, wie es damals war, vollbracht.

Chor. (Bohemund.)

Mit ſchnellen Händen ſoll dies Werk bereit ſeyn
O Herr — denn aufgerichtet ſteht der Katafalk,
Ein Denkmal jener ernſten Feſtlichkeit, noch da,
Und an den Bau des Todes rührte keine Hand.

Don Ceſar.

Das war kein glücklich Zeichen, daß des Grabes Mund
Geöffnet, blieb im Hauſe der Lebendigen.

Wie kam's, daß man das unglückſelige Gerüſt
Nicht nach vollbrachtem Dienſte alſobald zerbrach?

Chor. (Bohemund.)

Die Noth der Zeiten und der jammervolle Zwiſt,
Der gleich nachher, Meſſina feindlich theilend, ſich
Entflammt, zog unſre Augen von den Todten ab,
Und öde blieb, verſchloſſen, dieſes Heiligthum.

Don Ceſar.

Ans Werk denn eilet ungeſäumt! Noch dieſe Nacht
Vollende ſich das mitternächtliche Geſchäft!
Die nächſte Sonne finde von Verbrechen rein
Das Haus, und leuchte einem fröhlichern Geſchlecht.

(Der zweyte Chor entfernt ſich mit Don Manuels Leichnam.)

Erſter Chor. (Cajetan.)

Soll ich der Mönche fromme Brüderſchaft hieher
Berufen, daß ſie nach der Kirche altem Brauch
Das Seelenamt verwalte und mit heil'gem Lied
Zur ew'gen Ruh' einſegne den Begrabenen?

Don Ceſar.

Ihr frommes Lied mag fort und fort an unſerm Grab
Auf ew'ge Zeiten ſchallen bey der Kerze Schein;
Doch heute nicht bedarf es ihres reinen Amts,
Der blut'ge Mord verſcheucht das Heilige.

Chor. (Cajetan.)

Beſchließe nichts gewaltſam Blutiges, o Herr,
Wider dich ſelber wüthend mit Verzweiflungsthat!

Denn auf der Welt lebt Niemand, der dich ſtrafen kann,
Und fromme Büßung kauft den Zorn des Himmels ab.

Don Ceſar.

Nicht auf der Welt lebt, wer mich richtend ſtrafen kann;
Drum muß ich ſelber an mir ſelber es vollziehn.
Bußfert'ge Sühne, weiß ich, nimmt der Himmel an;
Doch nur mit Blute büßt ſich ab der blut'ge Mord.

Chor. (Cajetan.)

Des Jammers Fluten, die auf dieſes Haus geſtürmt,
Ziemt dir zu brechen, nicht zu häufen Leid auf Leid.

Don Ceſar.

Den alten Fluch des Hauſes löſ' ich ſterbend auf.
Der freye Tod nur bricht die Kette des Geſchicks.

Chor. (Cajetan.)

Zum Herrn biſt du dich ſchuldig dem verwaiſten Land,
Weil du des andern Herrſcherhauptes uns beraubt.

Don Ceſar.

Zuerſt den Todesgöttern zahl' ich meine Schuld;
Ein andrer Gott mag ſorgen für die Lebenden.

Chor. (Cajetan.)

So weit die Sonne leuchtet, iſt die Hoffnung auch;
Nur von dem Tod gewinnt ſich nichts! Bedenk' es wohl!

Don Ceſar.

Du ſelbſt bedenke ſchweigend deine Dienerpflicht!
Mich laß dem Geiſt gehorchen, der mich furchtbar treibt.
Denn in das Innre kann kein Glücklicher mir ſchaun.

Und ehrſt du fürchtend auch den Herrſcher nicht in mir,
Den Verbrecher fürchte, den der Flüche ſchwerſter drückt!
Das Haupt verehre des Unglücklichen,
Das auch den Göttern heilig iſt — Wer das erfuhr,
Was ich erleide und im Buſen fühle,
Gibt keinem Irdiſchen mehr Rechenſchaft.

Donna Iſabella. Don Ceſar.
Der Chor.

Iſabella

(kommt mit zögernden Schritten und wirft unſchlüſſige Blicke auf Don Ceſar. Endlich tritt ſie ihm näher und ſpricht mit gefaſſtem Ton.)

Dich ſollten meine Augen nicht mehr ſchauen,
So hatt' ich mirs in meinem Schmerz gelobt;
Doch in der Luft verwehen die Entſchlüſſe,
Die eine Mutter, unnatürlich wüthend,
Wider des Herzens Stimme faſſt — Mein Sohn!
Mich treibt ein unglückſeliges Gerücht
Aus meines Schmerzens öden Wohnungen
Hervor — Soll ich ihm glauben? Iſt es wahr,
Daß mir Ein Tag zwey Söhne rauben ſoll?

Chor. (Cajetan.)

Entſchloſſen ſiehſt du ihn, feſten Muths,
Hinab zu gehen mit freyem Schritte
Zu des Todes traurigen Thoren.
Erprobe du jetzt die Kraft des Bluts,

Die Gewalt der rührenden Mutterbitte!
Meine Worte hab ich umſonſt verloren.

Iſabella.

Ich rufe die Verwünſchungen zurück,
Die ich im blinden Wahnſinn der Verzweiflung
Auf dein geliebtes Haupt herunter rief.
Eine Mutter kann des eignen Buſens Kind,
Das ſie mit Schmerz geboren, nicht verfluchen.
Nicht hört der Himmel ſolche ſündige
Gebete; ſchwer von Thränen fallen ſie
Zurück von ſeinem leuchtenden Gewölbe.
— Lebe, mein Sohn! Ich will den Mörder lieber ſehn
Des Einen Kindes, als um beyde weinen.

Don Ceſar.

Nicht wohl bedenkſt du, Mutter, was du wünſcheſt
Dir ſelbſt und mir — Mein Platz kann nicht mehr ſeyn
Bey den Lebendigen — Ja, könnteſt du
Des Mörders gottverhaſſten Anblick auch
Ertragen, Mutter, ich ertrüge nicht
Den ſtummen Vorwurf deines ew'gen Grams.

Iſabella.

Kein Vorwurf ſoll dich kränken, keine laute
Noch ſtumme Klage in das Herz dir ſchneiden.
In milder Wehmuth wird der Schmerz ſich löſen.
Gemeinſam trauernd wollen wir das Unglück
Beweinen und bedecken das Verbrechen.

Don Ceſar

(faßt ihre Hand, mit ſanfter Stimme.)

Das wirſt du, Mutter. Alſo wirds geſchehn.
In milder Wehmuth wird dein Schmerz ſich löſen —
Dann, Mutter, wenn ein Todtenmal den Mörder
Zugleich mit dem Gemordeten umſchließt,
Ein Stein ſich wölbet über Beyder Staube,
Dann wird der Fluch entwaffnet ſeyn — Dann wirſt
Du deine Söhne nicht mehr unterſcheiden;
Die Thränen, die dein ſchönes Auge weint,
Sie werden einem wie dem andern gelten;
Ein mächtiger Vermittler iſt der Tod.
Da löſchen alle Zornesflammen aus,
Der Haß verſöhnt ſich, und das ſchöne Mitleid
Neigt ſich ein weinend Schweſterbild mit ſanft
Anſchmiegender Umarmung auf die Urne.
Drum, Mutter, wehre du mir nicht, daß ich
Hinunter ſteige und den Fluch verſöhne.

Jſabella.

Reich iſt die Chriſtenheit an Gnadenbildern,
Zu denen wallend ein gequältes Herz
Kann Ruhe finden. Manche ſchwere Bürde
Ward abgeworfen in Loretto's Haus,
Und ſegensvolle Himmelskraft umweht
Das heilige Grab, das alle Welt entſündigt.
Vielkräftig auch iſt das Gebet der Frommen;
Sie haben reichen Vorrath an Verdienſt,

Und auf der Stelle, wo ein Mord geſchah,
Kann ſich ein Tempel reinigend erheben.

Don Ceſar.

Wohl! läßt der Pfeil ſich aus dem Herzen ziehn,
Doch nie wird das verletzte mehr geſunden.
Lebe, wers kann, ein Leben der Zerknirſchung,
Mit ſtrengen Bußkaſteiungen allmählig
Abſchöpfend eine ewge Schuld — Ich kann
Nicht leben, Mutter, mit gebrochnem Herzen.
Aufblicken muß ich freudig zu den Frohen,
Und in den Aether greifen über mir
Mit freyem Geiſt — Der Neid vergiftete mein Leben,
Da wir noch deine Liebe gleich getheilt.
Denkſt du, daß ich den Vorzug werde tragen,
Den ihm dein Schmerz gegeben über mich?
Der Tod hat eine reinigende Kraft,
In ſeinem unvergänglichen Palaſte
Zu ächter Tugend reinem Diamant
Das Sterbliche zu läutern und die Flecken
Der mangelhaften Menſchheit zu verzehren.
Weit wie die Sterne abſtehn von der Erde,
Wird Er erhaben ſtehen über mir,
Und hat der alte Neid uns in dem Leben
Getrennt, da wir noch gleiche Brüder waren,
So wird er raſtlos mir das Herz zernagen,
Nun Er das Ewige mir abgewann,

Und jenſeits alles Wettſtreits wie ein Gott
In der Erinnerung der Menſchen wandelt.

Iſabella.

O hab' ich euch nur darum nach Meſſina
Gerufen, um euch Beyde zu begraben!
Euch zu verſöhnen rief ich euch hieher.
Und ein verderblich Schickſal kehrt all
Mein Hoffen in ſein Gegentheil mir um!

Don Ceſar.

Schilt nicht den Ausgang, Mutter! Es erfüllt
Sich Alles, was verſprochen ward. Wir zogen ein
Mit Friedenshoffnungen in dieſe Thore,
Und friedlich werden wir zuſammen ruhn,
Verſöhnt auf ewig, in dem Haus des Todes.

Iſabella.

Lebe, mein Sohn! Laß deine Mutter nicht
Freundlos im Land der Fremdlinge zurück,
Rohherziger Verhöhnung preisgegeben,
Weil ſie der Söhne Kraft nicht mehr beſchützt.

Don Ceſar.

Wenn alle Welt dich herzlos kalt verhöhnt,
So flüchte du dich hin zu unſerm Grabe,
Und rufe deiner Söhne Gottheit an;
Denn Götter ſind wir dann, wir hören dich.
Und wie des Himmels Zwillinge dem Schiffer
Ein leuchtend Sternbild, wollen wir mit Troſt
Dir nahe ſeyn und deine Seele ſtärken.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 15296/112

Iſabella.

Lebe, mein Sohn! Für deine Mutter lebe!
Ich kanns nicht tragen, Alles zu verlieren!

(Sie ſchlingt ihre Arme mit leidenſchaftlicher Heftigkeit um ihn; er macht ſich ſanft von ihr los, und reicht ihr die Hand mit abgewandtem Geſicht.)

Don Ceſar.

Leb wohl!

Iſabella.

Ach, wohl erfahr' ichs ſchmerzlich fühlend nun,
Daß nichts die Mutter über dich vermag!
Gibts keine andre Stimme, welche dir
Zum Herzen mächt'ger als die meine dringt?

(Sie geht nach dem Eingang der Scene.)

Komm, meine Tochter! Wenn der todte Bruder
Ihn ſo gewaltig nachzieht in die Gruft,
So mag vielleicht die Schweſter, die geliebte,
Mit ſchöner Lebenshoffnung Zauberſchein
Zurück ihn locken in das Licht der Sonne.

Beatrice (erſcheint am Eingang der Scene.) **Donna Iſabella. Don Ceſar** und der **Chor.**

Don Ceſar

(bey ihrem Anblick heftig bewegt ſich verhüllend.)

O Mutter! Mutter! Was erſanneſt du?

Iſabella.

(führt ſie vorwärts.)

Die Mutter hat umſonſt zu ihm gefleht;
Beſchwöre du, erfleh' ihn, daß er lebe!

Don Ceſar.

Argliſt'ge Mutter! Alſo prüfſt du mich!
In neuen Kampf willſt du zurück mich ſtürzen?
Das Licht der Sonne mir noch theuer machen
Auf meinem Wege zu der ew'gen Nacht?
— Da ſteht der holde Lebensengel mächtig
Vor mir und tauſend Blumen ſchüttet er
Und tauſend goldne Früchte lebenduftend
Aus reichem Füllhorn ſtrömend vor mir aus;
Das Herz geht auf im warmen Strahl der Sonne,
Und neu erwacht in der erſtorbnen Bruſt
Die Hoffnung wieder und die Lebensluſt.

Iſabella.

Fleh' ihn, dich oder Niemand wird er hören,
Daß er den Stab nicht raube dir und mir.

Beatrice.

Ein Opfer fodert der geliebte Todte;
Es ſoll ihm werden. Mutter — Aber mich
Laß dieſes Opfer ſeyn! Dem Tode war ich
Geweiht, eh ich das Leben ſah. Mich fordert
Der Fluch, der dieſes Haus verfolgt, und Raub
Am Himmel iſt das Leben, das ich lebe.
Ich bins, die ihn gemordet, eures Streits

Entſchlafne Furien gewecket — Mir
Gebührt es, ſeine Manen zu verſöhnen!

Chor. (Cajetan.)

O jammervolle Mutter! Hin zum Tod
Drängen ſich eifernd alle deine Kinder,
Und laſſen dich allein, verlaſſen, ſtehn
Im freudlos öden, liebeleeren Leben.

Beatrice.

Du, Bruder, rette dein geliebtes Haupt!
Für deine Mutter lebe! Sie bedarf
Des Sohns; erſt heute fand ſie eine Tochter,
Und leicht entbehrt ſie, was ſie nie beſaß.

Don Ceſar

(mit tief verwundeter Seele.)

Wir mögen leben, Mutter, oder ſterben,
Wenn ſie nur dem Geliebten ſich vereinigt!

Beatrice.

Beneideſt du des Bruders todten Staub?

Don Ceſar.

Er lebt in deinem Schmerz ein ſelig Leben;
Ich werde ewig todt ſeyn bey den Todten.

Beatrice.

O Bruder!

Don Ceſar

(mit dem Ausdruck der heftigſten Leidenſchaft.)

Schweſter, weineſt du um Mich?

Beatrice.

Lebe für unſre Mutter!

Don Ceſar

(läßt ihre Hand los, zurücktretend.)

Für die Mutter?

Beatrice.

(neigt ſich an ſeine Bruſt.)

Lebe für ſie, und tröſte deine Schweſter.

Chor. (Bohemund.)

Sie hat geſiegt! Dem rührenden Flehen
Der Schweſter konnt' er nicht widerſtehen.
Troſtloſe Mutter! Gib Raum der Hoffnung
Er erwählt das Leben, dir bleibt dein Sohn!

(In dieſem Augenblicke läßt ſich ein Chorgeſang hören, die Flügelthüre wird geöffnet, man ſieht in der Kirche den Katafalk aufgerichtet und den Sarg von Candelabern umgeben.)

Don Ceſar

(gegen den Sarg gewendet.)

Nein, Bruder! Nicht dein Opfer will ich dir
Entziehen — deine Stimme aus dem Sarg
Ruft mächt'ger dringend als der Mutter Thränen
Und mächt'ger als der Liebe Flehn — Ich halte
In meinen Armen, was das ird'ſche Leben
Zu einem Loos der Götter machen kann —
Doch ich, der Mörder, ſollte glücklich ſeyn,
Und deine heil'ge Unſchuld ungerächet

Im tiefen Grabe liegen? — das verhüte
Der allgerechte Lenker unſrer Tage,
Daß ſolche Theilung ſey in ſeiner Welt —
— Die Thränen ſah ich, die auch mir gefloſſen;
Befriedigt iſt mein Herz, ich folge dir.

(Er durchſticht ſich mit einem Dolch und gleitet ſterbend an ſeiner Schweſter nieder, die ſich der Mutter in die Arme wirft.)

Chor (Cajetan.)

(nach einem tiefen Schweigen.)

Erſchüttert ſteh ich, weiß nicht, ob ich ihn
Bejammern oder preiſen ſoll ſein Loos.
Dies Eine fühl' ich und erkenn' es klar:
Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht;
Der Uebel größtes aber iſt die Schuld.

Friedrichs von Schiller

ſämmtliche Werke.

Eilfter Band.

Mit allergnädigſten Privilegien gegen den Nachdruck und Verkauf der Nachdrücke.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1815.

B[illegible]ECA

Inhalt dieſes Bandes.

Seite

Wilhelm Tell, Schauſpiel. 1

Die Huldigung der Künſte, ein lyriſches Spiel. 199

Macbeth, ein Trauerſpiel nach Shakeſpear. . 217

Turandot, Prinzeſſinn von China, ein tragicomiſches Mährchen nach Gozzi. 359

Dritter Nachtrag

zum

Verzeichniß der Subſcribenten.

	Velin pp.	Schreibp.	W. Druckp.	Ord. Druckp.
Arolſen.				
Herr Meyer, J. Aug.			1	
Baden bey Raſtadt.				
— Schnetzler, Oberamtmann . .			1	
Carlsruhe.				
Fräulein von Freiſtedt, Hofdame Ihrer Hoheit der Frau Markgräfin von Baden			1	
Caſſel.				
Herr Niemayer, Profeſſor . . .			6	
Coblenz.				
— Erachi, Polizeykommiſſär . . .			1	
— Grebel, Licentiat der Rechte und Anwald			1	
— Hölſcher, Buchhändler . . .			1	
— Kloß, Handelsmann			1	
— Longard, Doktor der Rechte und Anwald			1	
— Pfender, Handelsmann . . .			1	
— Richrath, Handelsmann . . .			1	
— Settegaſt, Med. Doktor . . .			1	
— Zweifel, General-Empfänger . .			1	

	Velinpr.	Schreibpr.	Kl. Drpr.	Ord. Drpr.
Cochin an der Moſel.				
Herr Hain			1	
Darmſtadt.				
— Zimmermann, Generalkaſſier . .			1	
Dorpat.				
— von Morgenſtern, Hofrath . .			1	
Elberfeld.				
— Möller, Julius			1	
Gelnhauſen bey Hanau.				
— Clever, L. H.				1
Gieſſen.				
— Faber, Regierung-Advokat . .			2	
Gondorf.				
— Seegmüller, Bürgermeiſter . .			1	
Hall.				
— Beck, Subſtitut			1	
Hanshagen bey Greifswalde.				
— Ziemſen, Theod.			8	
Ilefeld.				
Bibliothek des Pädagogiums . . .			1	
Ingelfingen.				
Herr Rampold, J. J., Apotheker . .			1	
Lahr im Breisgau.				
— Geiger, Buchdrucker			2	
— Schumacher, J. G., Subdiaconus .			1	
Landshut.				
— Clemens, Ed. Paul, Rechtskandidat .			1	
Langenburg.				
Ihro Durchlaucht, Frau Prinzeſſinn Conſtanze von Hohenlohe-Langenburg			1	
Liebenzell.				
Herr Reichenbach, Carl				1
London.				
— von Neumann, bey der K. K. öſterr. Geſandtſchaft		1		
Mainz.				
— Memminger, Frid.		1		
Mayen.				
— Hartung, Med. Doktor . . .			1	
München.				
— D. Bachmann, Auditor des erſten Linien-Infanterie-Regiments König				1
Oettl, Buchbinder			1	

	Velinp.	Schweizerp.	W. Druckp.	Ord. Druckp.
Neuſtrelitz.				
Herr Albanus, Buchhändler . .		2	7	6
Neuwied.				
— Bianchi, Florian, Kaufmann . .		1		
Oberkaſſel bey Bonn.				
— Nebe, F.		1	6	
Paderborn.				
— Wichmann, J.		1		
Paris.				
† von Haupt, Theod., vormals Kapitain in K. Engl. Dienſten . . .			1	
— Schubart, Alexander . . .			1	
St. Petersburg.				
— von Ott, Hauptmann . . .		1		
— von Samsdorf, Alex., Kapitain beym Genie-Korps der Straßen-Kommunikation			1	
Rixheim bey Mühlhauſen.				
— Zuber, Papier-Fabrikant. . . .			1	
Rothenburg a. T.				
— Lehmus, Stadtpfarrer . . .			1	
Schleuſingen.				
— Krafft, Lehrer			1	
Stralſund.				
— Brandenburg, A.		1	18	
Stuttgart.				
— Baumann, Kaufmann . . .			1	
— Freyherr von Blomberg, geh. Kabinets-Sekretär			1	
Fräulein von Chapuiet de St. Valentin .		1		
Herr Cloß, Hofbuchbinder . . .			1	
— Graf von Dillen, General-Oberintendant	1			
— Eiſele, Kammeral-Scribent . .			1	
— v. Eiſenlohr, Kriegsrath und Major .			1	
— Faber, Sekretär		1		
— Dr. Flatt, Ober-Conſiſtorialrath und Stiftsprediger		1		
— Gevrgii, Buchhalter			1	
— Dr. Gmelin, Advokat . . .			1	
— Haſſelbrink, Buchdrucker . . .			1	
— Hauger, Tutelarrath . . .				1

	Velinp.	Schreibp.	W. Druckp.	Ord. Druckp.
Herr Prinz von Hohenlohe-Langenburg, Ordonanz-Offizier			1	
— Neef, Kaufmann			2	
— Ostertag, bey Hrn. Kaufmann Rapp und Finckh				1
— von Pfaff, geh. Ober-Finanzrath			1	
— Marx Pfeiffer, Hoffaktor	1			
— Pfluger, Subſtitut.			1	
— von Rechberg, Graf, K. B. Geſandter		1		
— von Soden, Ober-Regierungrath			1	
— von Theobald, General			1	
— von Uechteritz, K. Sächſ. Geſandter			1	
— Volz, Regiſtrator bey der Juſtiz-Sektion des Kriegsdepartements			1	
— Wagner, Lieutenant			1	
— Walz, Landthierarzt			1	
— Weber, Regiſtrator			1	
— von Welden			1	
Unterriexingen.				
— von Leutrum-Nippenburg, Baron, Kammerherr		1		
Vaduz.				
— Schuppler, Fürſtl. Lichtenſt. Landvogt			1	

Druckfehler im 8ten Band 2te Abth.

Seite 308 Z. 18 lies Sorglichkeit ſt. Sorgloſigkeit.
— 311 Z. 7 l. wegzubannen ſt. wegzubanden.
— 317 Z. 21 l. unauslöſchlichen ſt. unauflöslichen.

Wilhelm Tell.

Schauſpiel.

Perſonen.

Herrmann Geßler, Reichsvogt in Schwytz und Uri.
Werner, Freyherr von Attinghauſen, Bannerherr.
Ulrich von Rudenz, ſein Neffe.
Werner Stauffacher,
Konrad Hunn,
Itel Reding,
Hans auf der Mauer, } Landleute aus Schwytz.
Jörg im Hofe,
Ulrich der Schmidt,
Joſt von Weiler,
Walther Fürſt,
Wilhelm Tell,
Röſſelmann, d. Pfarrer,
Petermann, der Sigriſt, } aus Uri.
Kuoni, der Hirt,
Werni, der Jäger,
Ruodi, der Fiſcher,
Arnold vom Melchthal,
Konrad Baumgarten,
Meier von Sarnen,
Struth von Winkelried, } aus Unterwalden.
Klaus von der Flüe,
Burkhart am Bühel,
Arnold von Sewa,
Pfeifer von Luzern.

Kunz von Gerſau.

Jenni, Fiſcherknabe.

Seppi, Hirtenknabe.

Gertrud, Stauffachers Gattinn.

Hedwig, Tells Gattin, Fürſts Tochter.

Bertha von Brunek, eine reiche Erbinn.

Armgart,
Mechthild,
Elsbeth,
Hildegard, } Bäuerinnen.

Walther,
Wilhelm, } Tells Knaben.

Frießhardt,
Leuthold, } Söldner.

Rudolph der Harras, Geßlers Stallmeiſter.

Johannes Parricida, Herzog von Schwaben.

Stüßi, der Flurſchütz.

Der Stier von Uri.

Ein Reichsbote.

Frohnvogt.

Meiſter Steinmetz, Geſellen und Handlanger.

Oeffentliche Ausrufer.

Barmherzige Brüder.

Geßleriſche und Landenbergiſche Reiter.

Viele Landleute, Männer und Weiber aus den Waldſtätten.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Hohes Felſenufer des Vierwaldſtädterſees, Schwytz gegenüber. Der See macht eine Bucht ins Land, eine Hütte iſt unweit dem Ufer, Fiſcherknabe fährt ſich in einem Kahn. Ueber den See hinweg ſieht man die grünen Matten, Dörfer und Höfe von Schwytz im hellen Sonnenſchein liegen. Zur Linken des Zuſchauers zeigen ſich die Spitzen des Haken, mit Wolken umgeben; zur Rechten im fernen Hintergrund ſieht man die Eisgebirge. Noch ehe der Vorhang aufgeht, hört man den Kuhreihen und das harmoniſche Geläut der Herdenglocken, welches ſich auch bey eröffneter Scene noch eine Zeitlang fortſetzt.

Fiſcherknabe ſingt im Kahn.
(Melodie des Kuhreihens.)

Es lächelt der See, er ladet zum Bade,
Der Knabe ſchlief ein am grünen Geſtade,
Da hört er ein Klingen,
Wie Flöten ſo ſüß,
Wie Stimmen der Engel
Im Paradies.

Und wie er erwachet in ſeliger Luſt,
Da ſpühlen die Waſſer ihm um die Bruſt.
Und es ruft aus den Tiefen:
Lieb Knabe, biſt mein!
Ich locke den Schäfer,
Ich zieh ihn herein.

Hirt (auf dem Berge.)
(Variation des Kuhreihens.)

Ihr Matten, lebt wohl,
Ihr ſonnigen Weiden!
Der Senne muß ſcheiden;
Der Sommer iſt hin.
Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Kukuk ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen die Erde ſich kleidet neu,
Wenn die Brünnlein fließen im lieblichen May.
Ihr Matten, lebt wohl,
Ihr ſonnigen Weiden!
Der Senne muß ſcheiden;
Der Sommer iſt hin.

Alpenjäger
(erſcheint gegenüber auf der Höhe des Felſen.)
(Zweyte Variation.)

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf ſchwindligem Weg;
Er ſchreitet verwegen
Auf Feldern von Eis;

Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis;
Und unter den Füßen ein nebliges Meer,
Erkennt er die Städte der Menſchen nicht mehr:
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Waſſern
Das grünende Feld.

(Die Landſchaft verändert ſich, man hört ein dumpfes Krachen von den Bergen, Schatten von Wolken laufen über die Gegend.)

Ruodi der Fiſcher kommt aus der Hütte, **Werni der Jäger** ſteigt vom Felſen, **Kuoni der Hirt** kommt mit der Melknapf auf der Schulter. **Seppi**, ſein Handbube, folgt ihm.

Ruodi.

Mach hurtig, Jenni. Zieh die Naue ein.
Der graue Thalvogt kommt, dumpf brüllt der Firn,
Der Mytenſtein zieht ſeine Haube an,
Und kalt her bläst es aus dem Wetterloch;
Der Sturm, ich mein', wird da ſeyn, eh' wir's denken.

Kuoni.

'S kommt Regen, Fährmann. Meine Schafe freſſen
Mit Begierde Gras, und Wächter ſcharrt die Erde.

Werni.

Die Fiſche ſpringen, und das Waſſerhuhn
Taucht unter. Ein Gewitter iſt im Anzug.

Kuoni (zum Buben.)

Lug', Seppi, ob das Vieh ſich nicht verlaufen?

Seppi.

Die braune Liſel kenn' ich am Geläut.

Kuoni.

So fehlt uns keine mehr, die geht am weitſten.

Ruodi.

Ihr habt ein ſchön Geläute, Meiſter Hirt.

Werni.

Und ſchmuckes Vieh — Iſt's euer eignes, Landsmann?

Kuoni.

Bin nit ſo reich — 's iſt meines gnäd'gen Herrn,
Des Attinghäuſers, und mir zugezählt.

Ruodi.

Wie ſchön der Kuh das Band zu Halſe ſteht.

Kuoni.

Das weiß ſie auch, daß ſie den Reihen führt,
Und nähm' ich ihr's, ſie hörte auf zu freſſen.

Ruodi.

Ihr ſeyd nicht klug! Ein unvernünft'ges Vieh —

Werni.

Iſt bald geſagt. Das Thier hat auch Vernunft;
Das wiſſen wir, die wir die Gemſen jagen:
Die ſtellen klug, wo ſie zur Weide gehn,
'ne Vorhut aus, die ſpitzt das Ohr und warnet
Mit heller Pfeife, wenn der Jäger naht.

Ruodi (zum Hirten.)

Treibt Ihr jetzt heim?

Kuoni.

Die Alp iſt abgeweidet.

Werni.

Glückſel'ge Heimkehr, Senn!

Kuoni.

Die wünſch' ich Euch.
Von Eurer Fahrt kehrt ſich's nicht immer wieder.

Ruodi.

Dort kommt ein Mann in voller Haſt gelaufen.

Werni.

Ich kenn' ihn, 's iſt der Baumgart von Alzellen.

Konrad Baumgarten (athemlos hereinſtürzend.)

Baumgarten.

Um Gotteswillen, Fährmann, Euren Kahn!

Ruodi.

Nun, nun, was gibts ſo eilig?

Baumgarten.

Bindet los!
Ihr rettet mich vom Tode! Setzt mich über!

Kuoni.

Landsmann, was habt Ihr?

Werni.

Wer verfolgt Euch denn?

Baumgarten (zum Fiſcher.)
Eilt, eilt, ſie ſind mir dicht ſchon an den Ferſen!
Des Landvogts Reiter kommen hinter mir;
Ich bin ein Mann des Tods, wenn ſie mich greifen.

Ruodi.
Warum verfolgen Euch die Reiſigen?

Baumgarten.
Erſt rettet mich, und dann ſteh' ich Euch Rede.

Werni.
Ihr ſeyd mit Blut befleckt, was hat's gegeben?

Baumgarten.
Des Kaiſers Burgvogt, der auf Roßberg ſaß —

Kuoni.
Der Wolfenſchießen? Läſſt Euch der verfolgen?

Baumgarten.
Der ſchadet nicht mehr; ich hab' ihn erſchlagen.

Alle (fahren zurück.)
Gott ſey Euch gnädig! Was habt Ihr gethan?

Baumgarten.
Was jeder freye Mann an meinem Platz!
Mein gutes Hausrecht hab' ich ausgeübt
Am Schänder meiner Ehr' und meines Weibes.

Kuoni.
Hat Euch der Burgvogt an der Ehr' geſchädigt?

Baumgarten.
Daß er ſein bös Gelüſten nicht vollbracht,
Hat Gott und meine gute Axt verhütet.

Werni.

Ihr habt ihm mit der Axt den Kopf zerſpalten?

Kuoni.

O laſſt uns Alles hören, Ihr habt Zeit,
Bis er den Kahn vom Ufer losgebunden.

Baumgarten.

Ich hatte Holz gefällt im Wald, da kommt
Mein Weib gelaufen in der Angſt des Todes:
„Der Burgvogt lieg' in meinem Haus, er hab'
Ihr anbefohlen, ihm ein Bad zu rüſten.
Drauf hab' er Ungebührliches von ihr
Verlangt, ſie ſey entſprungen, mich zu ſuchen.“
Da lief ich friſch hinzu, ſo wie ich war,
Und mit der Axt hab' ich ihm's Bad geſegnet.

Werni.

Ihr thatet wohl; kein Menſch kann Euch drum ſchelten.

Kuoni.

Der Wütherich! Der hat nun ſeinen Lohn!
Hat's lang verdient ums Volk von Unterwalden.

Baumgarten.

Die That ward ruchtbar; mir wird nachgeſetzt —
Indem wir ſprechen — Gott — verrinnt die Zeit —

(Es fängt an zu donnern.)

Kuoni.

Friſch, Fährmann — Schaff den Biedermann hinüber!

Ruodi.

Geht nicht. Ein ſchweres Ungewitter iſt
Im Anzug. Ihr müſſt warten.

Baumgarten.

Heiliger Gott!
Ich kann nicht warten. Jeder Aufſchub tödtet —

Kuoni (zum Fiſcher.)

Greif an mit Gott! Dem Nächſten muß man helfen:
Es kann uns Allen Gleiches ja begegnen.

(Brauſen und Donnern.)

Ruodi.

Der Föhn iſt los; ihr ſeht, wie hoch der See geht,
Ich kann nicht ſteuern gegen Sturm und Wellen.

Baumgarten (umfaßt ſeine Knie.)

So helf' Euch Gott, wie Ihr Euch mein erbarmet —

Werni.

Es geht ums Leben. Sey barmherzig, Fährmann!

Kuoni.

'S iſt ein Hausvater, und hat Weib und Kinder!

(Wiederholte Donnerſchläge.)

Ruodi.

Was? Ich hab' auch ein Leben zu verlieren,
Hab' Weib und Kind daheim, wie er — Seht hin
Wie's brandet, wie es wogt und Wirbel zieht,
Und alle Waſſer aufrührt in der Tiefe.
— Ich wollte gern den Biedermann erretten;
Doch es iſt rein unmöglich, Ihr ſeht ſelbſt.

Baumgarten (noch auf den Knien.)
So muß ich fallen in des Feindes Hand,
Das nahe Rettungufer im Geſichte!
— Dort liegt's! Ich kann's erreichen mit den Augen,
Hinüberdringen kann der Stimme Schall,
Da iſt der Kahn, der mich hinübertrüge,
Und muß hier liegen, hülflos, und verzagen!

Kuoni.

Seht, wer da kommt!

Werni.

Es iſt der Tell aus Bürglen.

Tell mit der Armbruſt.

Tell.

Wer iſt der Mann, der hier um Hülfe fleht?

Kuoni.

'S iſt ein Alzeller Mann, er hat ſein' Ehr
Vertheidigt, und den Wolfenſchieß erſchlagen,
Des Königs Burgvogt, der auf Roßberg ſaß —
Des Landvogts Reiter ſind ihm auf den Ferſen.
Er fleht den Schiffer um die Ueberfahrt,
Der fürcht't ſich vor dem Sturm und will nicht fahren.

Ruodi.

Da iſt der Tell, er führt das Ruder auch;
Der ſoll mirs zeugen, ob die Fahrt zu wagen.
(Heftige Donnerſchläge, der See rauſcht auf.)

Ich ſoll mich in den Höllenrachen ſtürzen?
Das thäte Keiner, der bey Sinnen iſt.

Tell.

Der brave Mann denkt an ſich ſelbſt zuletzt.
Vertrau auf Gott und rette den Bedrängten!

Ruodi.

Vom ſichern Port läſſt ſich's gemächlich rathen!
Da iſt der Kahn, und dort der See! Verſuchts!

Tell.

Der See kann ſich, der Landvogt nicht erbarmen.
Verſuch es, Fährmann!

Hirten und Jäger.

Rett' ihn! Rett' ihn! Rett' ihn!

Ruodi.

Und wär's mein Bruder und mein leiblich Kind,
Es kann nicht ſeyn; 's iſt heut Simons und Judä:
Da raſ't der See und will ſein Opfer haben.

Tell.

Mit eitler Rede wird hier nichts geſchafft;
Die Stunde dringt, dem Mann muß Hülfe werden.
Sprich, Fährmann, willſt du fahren?

Ruodi.

Nein, nicht ich!

Tell.

In Gottes Namen denn! Gib her den Kahn!
Ich wills mit meiner ſchwachen Kraft verſuchen.

Kuoni.

Ha, wackrer Tell!

Werni.

Das gleicht dem Waidgeſellen!

Baumgarten.

Mein Retter ſeyd Ihr und mein Engel, Tell!

Tell.

Wohl aus des Vogts Gewalt errett' ich Euch!
Aus Sturmes Nöthen muß ein Andrer helfen.
Doch beſſer iſt's, ihr fallt in Gottes Hand,
Als in der Menſchen!

(Zu dem Hirten.)

Landsmann, tröſtet Ihr
Mein Weib, wenn mir was Menſchliches begegnet.
Ich hab' gethan, was ich nicht laſſen konnte.

(Er ſpringt in den Kahn.)

Kuoni (zum Hirten.)

Ihr ſeyd ein Meiſter Steuermann. Was ſich
Der Tell getraute, das konntet Ihr nicht wagen?

Ruodi.

Wohl beſſre Männer thuns dem Tell nicht nach;
Es gibt nicht zwey, wie der iſt, im Gebirge.

Werni (iſt auf den Fels geſtiegen.)

Er ſtößt ſchon ab. Gott helf dir, braver Schwimmer!
Sieh, wie das Schifflein auf den Wellen ſchwankt.

Kuoni (am Ufer.)

Die Fluth geht drüber weg — Ich ſeh's nicht mehr.
Doch halt, da iſt es wieder! Kräftiglich
Arbeitet ſich der Wackre durch die Brandung.

Seppi.

Des Landvogts Reiter kommen angeſprengt.

Kuoni.

Weiß Gott, ſie ſinds! Das war Hülf' in der Noth.

Ein Trupp Landenbergiſcher Reiter.

Erſter Reiter.

Den Mörder gebt heraus, den ihr verborgen!

Zweyter.

Des Wegs kam er; umſonſt verhehlt ihr ihn.

Kuoni und Ruodi.

Wen meint ihr, Reiter?

Erſter Reiter (entdeckt den Nachen.)

Ha, was ſeh' ich! Teufel!

Werni (oben.)

Iſt's der im Nachen, den ihr ſucht? — Reit zu!
Wenn ihr friſch beylegt, hohlt ihr ihn noch ein.

Zweyter.

Verwünſcht! Er iſt entwiſcht.

Erſter (zum Hirten und Fiſcher.)

Ihr habt ihm fortgeholf
Ihr ſollt uns büßen — Fallt in ihre Herde!
Die Hütte reißet ein, brennt und ſchlagt nieder!

(Eilen fort.)

Seppi (ſtürzt nach.)
O meine Lämmer!

Kuoni (folgt.)
Weh mir! meine Herde!

Werni.
Die Wüthriche!

Ruodi (ringt die Hände.)
Gerechtigkeit des Himmels,
Wann wird der Retter kommen dieſem Lande?
(folgt ihnen.)

Zweyte Scene.

(Zu Steinen in Schwytz eine Linde vor des Stauffachers Hauſe an der Landſtraße, nächſt der Brücke.)

Werner Stauffacher, Pfeiffer von Luzern
(kommen im Geſpräche.)

Pfeiffer.
Ja, ja, Herr Stauffacher, wie ich Euch ſagte,
Schwört nicht zu Oeſtreich, wenn Ihrs könnt vermeiden.
Haltet feſt am Reich und wacker, wie bisher!
Gott ſchirme Euch bey Eurer alten Freyheit!
(Drückt ihm herzlich die Hand und will gehen.)

Stauffacher.
Bleibt doch, bis meine Wirthinn kommt — Ihr ſeyd
Mein Gaſt zu Schwytz, ich in Luzern der Eure.

Pfeiffer.

Viel Dank! Muß heute Gerſau noch erreichen.
— Was Ihr auch Schweres mögt zu leiden haben
Von Eurer Vögte Geiz und Uebermuth,
Tragt's in Geduld! Es kann ſich ändern; ſchnell
Ein andrer Kaiſer kann ans Reich gelangen.
Seyd Ihr erſt Oeſterreichs, ſeyd **Ihrs** auf immer.

(Er geht ab. Stauffacher ſetzt ſich kummervoll auf eine Bank unter der Linde. So findet ihn **Gertrud**, ſeine Frau, die ſich neben ihn ſtellt, und ihn eine Zeitlang ſchweigend betrachtet.)

Gertrud.

So ernſt, mein Freund? Ich kenne dich nicht mehr.
Schon viele Tage ſeh' ich's ſchweigend an,
Wie finſtrer Trübſinn deine Stirne furcht.
Auf deinem Herzen drückt ein ſtill Gebreſten.
Vertrau es mir; ich bin dein treues Weib,
Und meine Hälfte fordr' ich deines Grams.

(Stauffacher reicht ihr die Hand und ſchweigt.)

Was kann dein Herz beklemmen, ſag es mir.
Geſegnet iſt dein Fleiß, dein Glücksſtand blüht,
Voll ſind die Scheunen, und der Rinder Scharen;
Der glatten Pferde wohlgenährte Zucht
Iſt von den Bergen glücklich heimgebracht
Zur Winterung in den bequemen Ställen.
— Da ſteht dein Haus, reich, wie ein Edelſitz;
Von ſchönem Stammholz iſt es neu gezimmert

Und nach dem Richtmaß ordentlich gefügt;
Von vielen Fenſtern glänzt es wohnlich, hell;
Mit bunten Wappenſchildern iſt's bemahlt,
Und weiſen Sprüchen, die der Wandersmann
Verweilend lieſt und ihren Sinn bewundert.

Stauffacher.

Wohl ſteht das Haus gezimmert und gefügt,
Doch ach — es wankt der Grund, auf den wir bauten.

Gertrud.

Mein Werner, ſage, wie verſtehſt du das?

Stauffacher.

Vor dieſer Linde ſaß ich jüngſt wie heut,
Das ſchön Vollbrachte freudig überdenkend;
Da kam daher von Küßnacht, ſeiner Burg,
Der Vogt mit ſeinen Reiſigen geritten.
Vor dieſem Hauſe hielt er wundernd an;
Doch ich erhub mich ſchnell, und unterwürfig,
Wie ſich's gebührt, trat ich dem Herrn entgegen,
Der uns des Kaiſers richterliche Macht
Vorſtellt im Lande. Weſſen iſt das Haus?
Fragt' er bösmeinend, denn er wußt' es wohl.
Doch ſchnell beſonnen ich entgegn' ihm ſo:
Dies Haus, Herr Vogt, iſt meines Herrn des Kaiſers,
Und Eures und mein Leben — Da verſetzt er:
„Ich bin Regent im Land an Kaiſers Statt,
Und will nicht, daß der Bauer Häuſer baue
Auf ſeine eigne Hand, und alſo frey

Hinleb', als ob er Herr wär' in dem Lande;
Ich werd' mich unterſtehen, Euch das zu wehren.“
Dies ſagend ritt er trutziglich von dannen;
Ich aber blieb mit kummervoller Seele,
Das Wort bedenkend, das der Böſe ſprach.

Gertrud.

Mein lieber Herr und Ehewirth! Magſt du
Ein redlich Wort von deinem Weib vernehmen?
Des edeln Ibergs Tochter rühm' ich mich,
Des vielerfahrnen Mann's. Wir Schweſtern ſaßen,
Die Wolle ſpinnend, in den langen Nächten,
Wenn bey dem Vater ſich des Volkes Häupter
Verſammelten, die Pergamente laſen
Der alten Kaiſer, und des Landes Wohl
Bedachten in vernünftigem Geſpräch.
Aufmerkend hört' ich da manch klug's Wort,
Was der Verſtänd'ge denkt, der Gute wünſcht,
Und ſtill im Herzen hab' ich mirs bewahrt.
So höre denn und acht' auf meine Rede!
Denn was dich preſſte, ſieh, das wuſſt ich längſt.
— Dir grollt der Landvogt, möchte gern dir ſchaden,
Denn du biſt ihm ein Hinderniß, daß ſich
Der Schwytzer nicht dem neuen Fürſtenhaus
Will unterwerfen, ſondern treu und feſt
Beym Reich beharren, wie die würdigen
Altvordern es gehalten und gethan. —
Iſts nicht ſo, Werner? Sag es, wenn ich lüge!

Stauffacher.

So iſt's, das iſt des Geßlers Groll auf mich.

Gertrud.

Er iſt dir neidiſch, weil du glücklich wohnſt,
Ein freyer Mann auf deinem eignen Erbe
— Denn er hat keins. Vom Kaiſer ſelbſt und Reich
Trägſt du dies Haus zu Lehn; du darfſt es zeigen,
So gut der Reichsfürſt ſeine Länder zeigt:
Denn über dir erkennſt du keinen Herrn,
Als nur den Höchſten in der Chriſtenheit —
Er iſt ein jüngrer Sohn nur ſeines Hauſes;
Nichts nennt er ſein als ſeinen Rittermantel;
Drum ſieht er jedes Biedermannes Glück
Mit ſchelen Augen gift'ger Mißgunſt an.
Dir hat er längſt den Untergang geſchworen —
Noch ſtehſt du unverſehrt. — Willſt du erwarten,
Bis er die böſe Luſt an dir gebüßt?
Der kluge Mann baut vor.

Stauffacher.

Was iſt zu thun!

Gertrud (tritt näher.)

So höre meinen Rath! Du weißt, wie hier
Zu Schwytz ſich alle Redlichen beklagen
Ob dieſes Landvogts Geiz und Wütherey.
So zweifle nicht, daß ſie dort drüben auch
In Unterwalden und im Urner Land
Des Dranges müd ſind und des harten Jochs —

Denn wie der Geßler hier, ſo ſchafft es frech
Der Landenberger drüben überm See —
Es kommt kein Fiſcherkahn zu uns herüber,
Der nicht ein neues Unheil und Gewalt-
Beginnen von den Vögten uns verkündet.
Drum thät es gut, daß eurer Etliche,
Die's redlich meinen, ſtill zu Rathe gingen,
Wie man des Drucks ſich möcht' erledigen;
So acht ich wohl, Gott würd' euch nicht verlaſſen,
Und der gerechten Sache gnädig ſeyn —
Haſt du in Uri keinen Gaſtfreund, ſprich,
Dem du dein Herz magſt redlich offenbaren?

Stauffacher.

Der wackern Männer kenn' ich viele dort,
Und angeſehen große Herrenleute,
Die mir geheim ſind und gar wohl vertraut.
(Er ſteht auf.)
Frau, welchen Sturm gefährlicher Gedanken
Weckſt du mir in der ſtillen Bruſt! Mein Innerſtes
Kehrſt du an's Licht des Tages mir entgegen,
Und was ich mir zu denken ſtill verbot,
Du ſprichſt's mit leichter Zunge kecklich aus.
— Haſt du auch wohl bedacht, was du mir räthſt?
Die wilde Zwietracht und den Klang der Waffen
Rufſt du in dieſes friedgewohnte Thal —
Wir wagten es, ein ſchwaches Volk der Hirten,
In Kampf zu gehen mit dem Herrn der Welt?

Der gute Schein nur iſt's, worauf ſie warten,
Um loszulaſſen auf dies arme Land
Die wilden Horden ihrer Kriegesmacht,
Darin zu ſchalten mit des Siegers Rechten,
Und unter'm Schein gerechter Züchtigung
Die alten Freyheitbriefe zu vertilgen.

Gertrud.

Ihr ſeyd auch Männer, wiſſet eure Axt
Zu führen, und dem Muthigen hilft Gott!

Stauffacher.

O Weib! Ein furchtbar wüthend Schreckniß iſt
Der Krieg; die Herde ſchlägt er und den Hirten.

Gertrud.

Ertragen muß man, was der Himmel ſendet;
Unbilliges erträgt kein edles Herz.

Stauffacher.

Dies Haus erfreut dich, das wir neu erbauten.
Der Krieg, der ungeheure, brennt es nieder.

Gertrud.

Wüßt' ich mein Herz an zeitlich Gut gefeſſelt,
Den Brand würf ich hinein mit eigner Hand.

Stauffacher.

Du glaubſt an Menſchlichkeit! Es ſchont der Krieg
Auch nicht das zarte Kindlein in der Wiege.

Gertrud.

Die Unſchuld hat im Himmel einen Freund!
— Sieh vorwärts, Werner, und nicht hinter dich!

Stauffacher.

Wir Männer können tapfer fechtend ſterben;
Welch Schickſal aber wird das eure ſeyn?

Gertrud.

Die letzte Wahl ſteht auch dem Schwächſten offen:
Ein Sprung von dieſer Brücke macht mich frey.

Stauffacher (ſtürzt in ihre Arme.)

Wer ſolch ein Herz an ſeinen Buſen drückt,
Der kann für Herd und Hof mit Freuden fechten,
Und keines Königs Heermacht fürchtet er —
Nach Uri fahr' ich ſtehnden Fußes gleich.
Dort lebt ein Gaſtfreund mir, Herr Walther Fürſt,
Der über dieſe Zeiten denkt, wie ich.
Auch find' ich dort den edeln Bannerherrn
Von Attinghaus — obgleich von hohem Stamm
Liebt er das Volk und ehrt die alten Sitten.
Mit ihnen Beyden pfleg' ich Raths, wie man
Der Landesfeinde muthig ſich erwehrt —
Leb wohl — und weil ich fern bin, führe du
Mit klugem Sinn das Regiment des Hauſes —
Dem Pilger, der zum Gotteshauſe wallt,
Dem frommen Mönch, der für ſein Kloſter ſammelt,
Gib reichlich und entlaß ihn wohl gepflegt.
Stauffachers Haus verbirgt ſich nicht. Zu äußerſt

Am offnen Heerweg ſteht's, ein wirthlich Dach
Für alle Wandrer, die des Weges fahren.

(Indem ſie nach dem Hintergrund abgehen, tritt Wilhelm Tell mit Baumgarten vorn auf die Scene.)

Tell (zu Baumgarten.)

Ihr habt jetzt Meiner weiter nicht vonnöthen.
Zu jenem Hauſe gehet ein; dort wohnt
Der Stauffacher, ein Vater der Bedrängten.
— Doch ſieh, da iſt er ſelber — Folgt mir, kommt!

(Gehen auf ihn zu; die Scene verwandelt ſich.)

Dritte Scene.

Oeffentlicher Platz bey Altdorf. Auf einer Anhöhe im Hintergrund ſieht man eine Veſte bauen, welche ſchon ſo weit gediehen, daß ſich die Form des Ganzen darſtellt. Die hintere Seite iſt fertig, an der vordern wird eben gebaut, das Gerüſte ſteht noch, an welchem die Werkleute auf und nieder ſteigen; auf dem höchſten Dach hängt der Schieferdecker — Alles iſt in Bewegung und Arbeit.

Frohnvogt. Meiſter Steinmetz. Geſellen und Handlanger.

Frohnvogt
(mit dem Stabe, treibt die Arbeiter.)

Nicht lang gefeyert, friſch! Die Mauerſteine
Herbey! Den Kalk, den Mörtel zugefahren,

Wenn der Herr Landvogt kommt, daß er das Werk
Gewachſen ſieht! — Das ſchlendert, wie die Schnecken.

(Zu zwey Handlangern, welche tragen.)

Heißt das geladen? Gleich das Doppelte!
Wie die Tagdiebe ihre Pflicht beſtehlen!

Erſter Geſell.

Das iſt doch hart, daß wir die Steine ſelbſt
Zu unſerm Twing und Kerker ſollen fahren!

Frohnvogt.

Was murret Ihr? Das iſt ein ſchlechtes Volk,
Zu nichts anſtellig, als das Vieh zu melken,
Und faul herum zu ſchlendern auf den Bergen.

Alter Mann (ruht aus.)

Ich kann nicht mehr.

Frohnvogt (ſchüttelt ihn.)

Friſch, Alter, an die Arbeit!

Erſter Geſell.

Habt Ihr denn gar kein Eingeweid', daß Ihr
Den Greis, der kaum ſich ſelber ſchleppen kann,
Zum harten Frohndienſt treibt?

Meiſter Steinmetz und Geſellen.

'S iſt himmelſchreyend!

Frohnvogt.

Sorgt Ihr für Euch; ich thu', was meines Amts.

Zweyter Geſell.

Frohnvogt, wie wird die Veſte denn ſich nennen,
Die wir da bau'n?

Frohnvogt.

Zwing Uri ſoll ſie heißen;
Denn unter dieſes Joch wird man euch beugen.

Geſellen.

Zwing Uri!

Frohnvogt.

Nun was gibt's dabey zu lachen?

Zweyter Geſell.

Mit dieſem Häuslein wollt ihr Uri zwingen?

Erſter Geſell.

Laß ſeh'n, wie viel man ſolcher Maulwurfshaufen
Muß über 'nander ſetzen, bis ein Berg
Draus wird, wie der geringſte nur in Uri!

(Frohnvogt geht nach dem Hintergrund.)

Meiſter Steinmetz.

Den Hammer werf' ich in den tiefſten See,
Der mir gedient bey dieſem Fluchgebäude!

Tell und Stauffacher kommen.

Stauffacher.

O hätt' ich nie gelebt, um das zu ſchauen!

Tell.

Hier iſt nicht gut ſeyn. Laſſt uns weiter geh'n.

Stauffacher.

Bin ich zu Uri in der Freyheit Land?

Meiſter Steinmetz.

O Herr, wenn Ihr die Keller erſt geſeh'n
Unter den Thürmen! Ja, wer die bewohnt,
Der wird den Hahn nicht fürder krähen hören.

Stauffacher.

O Gott!

Steinmetz.

Seht dieſe Flanken, dieſe Strebepfeiler,
Die ſteh'n, wie für die Ewigkeit gebaut!

Tell.

Was Hände bauten, können Hände ſtürzen.
(Nach den Bergen zeigend.)
Das Haus der Freyheit hat uns Gott gegründet.

(Man hört eine Trommel; es kommen Leute, die einen Hut auf einer Stange tragen, ein Ausrufer folgt ihnen, Weiber und Kinder dringen tumultuariſch nach.)

Erſter Geſell.

Was will die Trommel? Gebet Acht!

Meiſter Steinmetz.

Was für
Ein Faſtnachtsaufzug und was ſoll der Hut?

Ausrufer.

In des Kaiſers Namen! Höret!

Geſellen.

Still doch! Höret!

Ausrufer.

Ihr ſehet dieſen Hut, Männer von Uri!
Aufrichten wird man ihn auf hoher Säule,
Mitten in Altdorf, an dem höchſten Ort,
Und dieſes iſt des Landvogts Will' und Meinung:
Dem Hut ſoll gleiche Ehre, wie ihm ſelbſt, geſchehn.
Man ſoll ihn mit gebognem Knie und mit
Entblößtem Haupt verehren — Daran will
Der König die Gehorſamen erkennen.
Verfallen iſt mit ſeinem Leib und Gut
Dem Könige, wer das Gebot verachtet.

(Das Volk lacht laut auf, die Trommel wird gerührt, ſie gehen vorüber.)

Erſter Geſell.

Welch' neues Unerhörtes hat der Vogt
Sich ausgeſonnen! Wir 'nen Hut verehren!
Sagt! Hat man je vernommen von dergleichen?

Meiſter Steinmetz.

Wir unſre Kniee beugen einem Hut!
Treibt er ſein Spiel mit ernſthaft würd'gen Leuten?

Erſter Geſell.

Wär's noch die kaiſerliche Kron'! So iſt's
Der Hut von Oeſterreich; ich ſah ihn hangen
Ueber dem Thron, wo man die Lehen gibt!

Meiſter Steinmetz.

Der Hut von Oeſterreich! Gebt acht, es iſt
Ein Fallſtrick, uns an Oeſtreich zu verrathen!

Geſellen.

Kein Ehrenmann wird ſich der Schmach bequemen.

Meiſter Steinmetz.

Kommt, laſſt uns mit den Andern Abred' nehmen.
(Sie gehen nach der Tiefe.)

Tell (zum Stauffacher.)

Ihr wiſſet nun Beſcheid. Lebt wohl, Herr Werner!

Stauffacher.

Wo wollt Ihr hin? O eilt nicht ſo von dannen.

Tell.

Mein Haus entbehrt des Vaters. Lebet wohl.

Stauffacher.

Mir iſt das Herz ſo voll, mit Euch zu reden.

Tell.

Das ſchwere Herz wird nicht durch Worte leicht.

Stauffacher.

Doch könnten Worte uns zu Thaten führen.

Tell.

Die einz'ge That iſt jetzt Geduld und Schweigen.

Stauffacher.

Soll man ertragen, was unleidlich iſt?

Tell.

Die ſchnellen Herrſcher ſind's, die kurz regieren.
— Wenn ſich der Föhn erhebt aus ſeinen Schlünden,
Löſcht man die Feuer aus, die Schiffe ſuchen
Eilends den Hafen, und der mächt'ge Geiſt
Geht ohne Schaden ſpurlos über die Erde.
Ein Jeder lebe ſtill bey ſich daheim;
Dem Friedlichen gewährt man gern den Frieden.

Stauffacher.

Meint Ihr?

Tell.

Die Schlange ſticht nicht ungereizt.
Sie werden endlich doch von ſelbſt ermüden,
Wenn ſie die Lande ruhig bleiben ſeh'n.

Stauffacher.

Wir könnten viel, wenn wir zuſammen ſtänden.

Tell.

Beym Schiffbruch hilft der Einzelne ſich leichter.

Stauffacher.

So kalt verlaſſt Ihr die gemeine Sache?

Tell.

Ein Jeder zählt nur ſicher auf ſich ſelbſt.

Stauffacher.

Verbunden werden auch die Schwachen mächtig.

Tell.

Der Starke iſt am mächtigſten allein.

Stauffacher.

So kann das Vaterland auf Euch nicht zählen,
Wenn es verzweiflungvoll zur Nothwehr greift?

Tell (gibt ihm die Hand.)

Der Tell holt ein verlornes Lamm vom Abgrund,
Und ſollte ſeinen Freunden ſich entziehen?
Doch was Ihr thut, laſſt mich aus Eurem Rath!
Ich kann nicht lange prüfen oder wählen;
Bedürft' Ihr meiner zu beſtimmter That,
Dann ruft den Tell! Es ſoll an mir nicht fehlen.

(Gehen ab zu verſchiednen Seiten. Ein plötzlicher Auflauf entſteht um das Gerüſte.)

Meiſter Steinmetz (eilt hin.)

Was gibt's?

Erſter Geſell (kommt vor, rufend.)

Der Schieferdecker iſt vom Dach geſtürzt.

Bertha mit Gefolge.

Bertha (ſtürzt herein.)

Iſt er zerſchmettert? Rennet, rettet, helft —
Wenn Hülfe möglich, rettet, hier iſt Gold —

(wirft ihr Geſchmeide unter das Volk.)

Meiſter.

Mit Eurem Gold — Alles iſt Euch feil
Um Golde, wenn Ihr den Vater von den Kindern

Geriſſen und den Mann von ſeinem Weibe,
Und Jammer habt gebracht über die Welt.
Denkt Ihr's mit Golde zu vergüten — Geht!
Wir waren frohe Menſchen, eh' Ihr kamt;
Mit Euch iſt die Verzweiflung eingezogen.

Bertha

(zu dem Frohnvogt, der zurückkommt.)

Lebt er?

(Frohnvogt gibt ein Zeichen des Gegentheils.)

O unglückſel'ges Schloß, mit Flüchen
Erbaut, und Flüche werden dich bewohnen!

(Geht ab.)

Vierte Scene.

(Walther Fürſts Wohnung.)

Walther Fürſt und **Arnold von Melchthal** treten zugleich ein von verſchiednen Seiten.

Melchthal.

Herr Walther Fürſt —

Walther Fürſt.

Wenn man uns überraſchte!
Bleibt, wo Ihr ſeyd. Wir ſind umringt von Spähern.

Melchthal.

Bringt Ihr mir nichts von Unterwalden? Nichts

Von meinem Vater? Nicht ertrag ich's länger,
Als ein Gefang'ner müßig hier zu liegen.
Was hab' ich denn ſo Sträfliches gethan,
Um mich gleich einem Mörder zu verbergen?
Dem frechen Buben, der die Ochſen mir,
Das treffliche Geſpann, vor meinen Augen
Weg wollte treiben auf des Vogts Geheiß,
Hab' ich den Finger mit dem Stab gebrochen.

Walther Fürſt.

Ihr ſeyd zu raſch. Der Bube war des Vogts;
Von Eurer Obrigkeit war er geſendet.
Ihr wart in Straf' gefallen, mußtet Euch,
Wie ſchwer ſie war, der Buße ſchweigend fügen.

Melchthal.

Ertragen ſollt' ich die leichtfert'ge Rede
Des Unverſchämten: „Wenn der Bauer Brot
„Wollt' eſſen, mög' er ſelbſt am Pfluge zieh'n!"
In die Seele ſchnitt mir's, als der Bub die Ochſen,
Die ſchönen Thiere, von dem Pfluge ſpannte;
Dumpf brüllten ſie, als hätten ſie Gefühl
Der Ungebühr, und ſtießen mit den Hörnern;
Da übernahm mich der gerechte Zorn,
Und meiner ſelbſt nicht Herr, ſchlug ich den Boten.

Walther Fürſt.

O kaum bezwingen wir das eig'ne Herz;
Wie ſoll die raſche Jugend ſich bezähmen!

Melchthal.

Mich jammert nur der Vater — Er bedarf
So ſehr der Pflege, und ſein Sohn iſt fern.
Der Vogt iſt ihm gehäſſig, weil er ſtets
Für Recht und Freyheit redlich hat geſtritten.
Drum werden ſie den alten Mann bedrängen,
Und Niemand iſt, der ihn vor Unglimpf ſchütze.
— Werde mit mir, was will, ich muß hinüber.

Walther Fürſt.

Erwartet nur und faſſt Euch in Geduld,
Bis Nachricht uns herüber kommt vom Walde.
— Ich höre klopfen, geht — Vielleicht ein Bote
Vom Landvogt — Geht hinein — Ihr ſeyd in Uri
Nicht ſicher vor des Landenbergers Arm;
Denn die Tyrannen reichen ſich die Hände.

Melchthal.

Sie lehren uns, was *wir* thun ſollten.

Walther Fürſt.

Geht!
Ich ruf' Euch wieder, wenn's hier ſicher iſt.
(Melchthal geht hinein.)
Der Unglückſelige, ich darf ihm nicht
Geſtehen, was mir Böſes ſchwant — Wer klopft?
So oft die Thüre rauſcht, erwart' ich Unglück.
Verrath und Argwohn lauſcht in allen Ecken;
Bis in das Innerſte der Häuſer dringen

Die Boten der Gewalt; bald thät' es Noth,
Wir hätten Schloß und Riegel an den Thüren.
(Er öffnet und tritt erſtaunt zurück, da Werner Stauffacher hereintritt.)
Was ſeh' ich? Ihr, Herr Werner! Nun, bey Gott!
Ein werther, theurer Gaſt — Kein beſſ'rer Mann
Iſt über dieſe Schwelle noch gegangen.
Seyd hoch willkommen unter meinem Dach!
Was führt Euch her? Was ſucht Ihr hier in Uri?

Stauffacher (ihm die Hand reichend.)

Die alten Zeiten und die alte Schweiz.

Walther Fürſt.

Die bringt Ihr mit Euch — Sieh, mir wird ſo wohl,
Warm geht das Herz mir auf bey Eurem Anblick.
— Setzt Euch, Herr Werner — Wie verlieſſet Ihr
Frau Gertrud, Eure angenehme Wirthinn,
Des weiſen Ibergs hochverſtänd'ge Tochter?
Von allen Wandrern aus dem deutſchen Land,
Die über Meinrads Zell nach Welſchland fahren,
Rühmt jeder Euer gaſtlich Haus — Doch ſagt,
Kommt Ihr ſo eben friſch von Fluelen her,
Und habt Euch nirgend ſonſt noch umgeſeh'n,
Eh' Ihr den Fuß geſetzt auf dieſe Schwelle?

Stauffacher (ſetzt ſich.)

Wohl ein erſtaunlich neues Werk hab' ich
Bereiten ſehen, das mich nicht erfreute.

Walther Fürſt.

O Freund, da habt Ihr's gleich mit Einem Blicke!

Stauffacher.

Ein ſolches iſt in Uri nie geweſen —
Seit Menſchendenken war kein Twinghof hier,
Und feſt war keine Wohnung, als das Grab.

Walther Fürſt.

Ein Grab der Freyheit iſt's. Ihr nennt's mit Namen.

Stauffacher.

Herr Walther Fürſt, ich will Euch nicht verhalten:
Nicht eine müß'ge Neugier führt mich her;
Mich drücken ſchwere Sorgen — Drangſal hab' ich
Zu Haus verlaſſen, Drangſal find' ich hier.
Denn ganz unleidlich iſt's, was wir erdulden,
Und dieſes Dranges iſt kein Ziel zu ſeh'n.
Frey war der Schweizer von Uralters her;
Wir ſind's gewohnt, daß man uns gut begegnet.
Ein Solches war im Lande nie erlebt,
So lang ein Hirte trieb auf dieſen Bergen.

Walther Fürſt.

Ja, es iſt ohne Beyſpiel, wie ſie's treiben!
Auch unſer edle Herr von Attinghauſen,
Der noch die alten Zeiten hat geſeh'n,
Meint ſelber, es ſey nicht mehr zu ertragen.

Stauffacher.

Auch drüben unter'm Wald geht Schweres vor,
Und blutig wird's gebüßt — Der Wolfenſchießen,

Des Kaiſers Vogt, der auf dem Roßberg hauſte,
Geluſten trug er nach verbot'ner Frucht;
Baumgartens Weib, der hauſhält zu Alzellen,
Wollt' er zu frecher Ungebühr mißbrauchen,
Und mit der Axt hat ihn der Mann erſchlagen.

Walther Fürſt.

O die Gerichte Gottes ſind gerecht!
— Baumgarten, ſagt Ihr? Ein beſcheid'ner Mann!
Er iſt gerettet doch und wohl geborgen?

Stauffacher.

Euer Eidam hat ihn über'n See geflüchtet;
Bey mir zu Steinen halt ich ihn verborgen —
— Noch Greulichers hat mir derſelbe Mann
Berichtet, was zu Sarnen iſt geſcheh'n.
Das Herz muß jedem Biedermanne bluten.

Walther Fürſt (aufmerkſam.)

Sagt an, was iſt's?

Stauffacher.

Im Melchthal, da wo man
Eintritt bey Kerns, wohnt ein gerechter Mann,
Sie nennen ihn den Heinrich von der Halden,
Und ſeine Stimm' gilt was in der Gemeinde.

Walther Fürſt.

Wer kennt ihn nicht! Was iſt's mit ihm? Vollendet!

Stauffacher.

Der Landenberger büßte ſeinen Sohn
Um kleinen Fehlers willen, ließ die Ochſen,

Das beſte Paar, ihm aus dem Pfluge ſpannen;
Da ſchlug der Knab den Knecht und wurde flüchtig.

Walther Fürſt (in höchſter Spannung.)

Der Vater aber — Sagt, wie ſteht's um den?

Stauffacher.

Den Vater läſſt der Landenberger fodern,
Zur Stelle ſchaffen ſoll er ihm den Sohn,
Und da der alte Mann mit Wahrheit ſchwört,
Er habe von dem Flüchtling keine Kunde,
Da läſſt der Vogt die Folterknechte kommen —

Walther Fürſt

(ſpringt auf und will ihn auf die andre Seite führen.)

nichts mehr!

Stauffacher (mit ſteigendem Ton.)

„Iſt mir der Sohn entgangen,
„So hab' ich dich" — läſſt ihn zu Boden werfen,
Den ſpitz'gen Stahl ihm in die Augen bohren —

Walther Fürſt.

Barmherz'ger Himmel!

Melchthal (ſtürzt heraus.)

In die Augen, ſagt Ihr?

Stauffacher

(erſtaunt zum Walther Fürſt.)

Wer iſt der Jüngling?

Melchthal

(faßt ihn mit krampfhafter Heftigkeit.)

In die Augen? Redet!

Walther Fürſt.

O der Bejammernswürdige!

Stauffacher.

Wer iſt's?

(da Walther Fürſt ihm ein Zeichen gibt.)

Der Sohn iſt's? Allgerechter Gott!

Melchthal.

Und ich
Muß ferne ſeyn! — In ſeine beyden Augen?

Walther Fürſt.

Bezwinget Euch! Ertragt es, wie ein Mann!

Melchthal.

Um meiner Schuld, um meines Frevels willen!
— Blind alſo? Wirklich blind, und ganz geblendet?

Stauffacher.

Ich ſagt's. Der Quell des Seh'ns iſt ausgefloſſen;
Das Licht der Sonne ſchaut er niemals wieder.

Walther Fürſt.

Schont ſeines Schmerzens!

Melchthal.

Niemals! Niemals wieder!

(Er drückt die Hand vor die Augen, und ſchweigt einige Momente, dann wendet er ſich von dem Einen zu dem Andern, und ſpricht mit ſanfter, von Thränen erſtickter Stimme.)

O eine edle Himmelsgabe iſt
Das Licht des Auges — Alle Weſen leben
Vom Lichte, jedes glückliche Geſchöpf —
Die Pflanze ſelbſt kehrt freudig ſich zum Lichte.
Und *er* muß ſitzen, fühlend, in der Nacht,
Im ewig Finſtern — ihn erquickt nicht mehr
Der Matten warmes Grün, der Blumen Schmelz,
Die rothen Firnen kann er nicht mehr ſchauen —
Sterben iſt nichts — doch *leben* und nicht *ſehen*,
Das iſt ein Unglück — Warum ſeht Ihr mich
So jammernd an? Ich hab' zwey friſche Augen,
Und kann dem blinden Vater keines geben,
Nicht einen Schimmer von dem Meer des Lichts,
Das glanzvoll, blendend, mir ins Auge dringt.

Stauffacher.

Ach, ich muß Euren Jammer noch vergrößern,
Statt ihn zu heilen — Er bedarf noch mehr!
Denn Alles hat der Landvogt ihm geraubt;
Nichts hat er ihm gelaſſen als den Stab,
Um nackt und blind von Thür zu Thür zu wandern.

Melchthal.

Nichts als den Stab dem augenloſen Greis!
Alles geraubt, und auch das Licht der Sonne,
Des Aermſten allgemeines Gut — Jetzt rede
Mir keiner mehr von Bleiben, von Verbergen!
Was für ein feiger Elender bin ich,
Daß ich auf *meine* Sicherheit gedacht,

Und nicht auf Deine! — dein geliebtes Haupt
Als Pfand gelaſſen in des Wüthrichs Händen!
Feigherz'ge Vorſicht, fahre hin — Auf nichts
Als blutige Vergeltung will ich denken.
Hinüber will ich — Keiner ſoll mich halten —
Des Vaters Auge von dem Landvogt fodern —
Aus allen ſeinen Reiſigen heraus
Will ich ihn finden — Nichts liegt mir am Leben,
Wenn ich den heißen ungeheuren Schmerz
In ſeinem Lebensblute kühle.

(Er will gehen.)

Walther Fürſt.

Bleibt!
Was könnt Ihr gegen ihn? Er ſitzt zu Sarnen
Auf ſeiner hohen Herrenburg und ſpottet
Ohnmächt'gen Zorns in ſeiner ſichern Veſte.

Melchthal.

Und wohnt er droben auf dem Eispalaſt
Des Schreckhorns oder höher, wo die Jungfrau
Seit Ewigkeit verſchleiert ſitzt — Ich mache
Mir Bahn zu ihm; mit zwanzig Jünglingen,
Geſinnt wie ich, zerbrech' ich ſeine Veſte.
Und wenn mir Niemand folgt, und wenn ihr Alle
Für eure Hütten bang und eure Herden,
Euch dem Tyrannenjoche beugt — die Hirten
Will ich zuſammenrufen im Gebirg,
Dort unter'm freyen Himmelsdache, wo

Der Sinn noch friſch iſt und das Herz geſund,
Das ungeheuer Gräßliche erzählen.

Stauffacher (zu Walther Fürſt.)

Es iſt auf ſeinem Gipfel — Wollen wir
Erwarten, bis das Aeußerſte —

Melchthal.

Welch Aeußerſtes
Iſt noch zu fürchten, wenn der Stern des Auges
In ſeiner Höhle nicht mehr ſicher iſt?
— Sind wir denn wehrlos? Wozu lernten wir
Die Armbruſt ſpannen und die ſchwere Wucht
Der Streitaxt ſchwingen? Jedem Weſen ward
Ein Nothgewehr in der Verzweiflung Angſt;
Es ſtellt ſich der erſchöpfte Hirſch und zeigt
Der Meute ſein gefürchtetes Geweih,
Die Gemſe reißt den Jäger in den Abgrund —
Der Pflugſtier ſelbſt, der ſanfte Hausgenoß
Des Menſchen, der die ungeheure Kraft
Des Halſes duldſam unters Joch gebogen,
Springt auf, gereizt, wetzt ſein gewaltig Horn,
Und ſchleudert ſeinen Feind den Wolken zu.

Walther Fürſt.

Wenn die drey Lande dächten, wie wir Drey,
So möchten wir vielleicht etwas vermögen.

Stauffacher.

Wenn Uri ruft, wenn Unterwalden hilft,
Der Schwytzer wird die alten Bünde ehren.

Melchthal.

Groß iſt in Unterwalden meine Freundſchaft,
Und Jeder wagt mit Freuden Leib und Blut,
Wenn er am Andern einen Rücken hat
Und Schirm — O fromme Väter dieſes Landes!
Ich ſtehe nur ein Jüngling zwiſchen euch,
Den Vielerfahrnen — meine Stimme muß
Beſcheiden ſchweigen in der Landsgemeinde.
Nicht, weil ich jung bin und nicht viel erlebte,
Verachtet meinen Rath und meine Rede!
Nicht lüſtern jugendliches Blut, mich treibt
Des höchſten Jammers ſchmerzliche Gewalt,
Was auch den Stein des Felſen muß erbarmen.
Ihr ſelbſt ſeyd Väter, Häupter eines Hauſes,
Und wünſcht euch einen tugendhaften Sohn,
Der eures Hauptes heil'ge Locken ehre,
Und euch den Stern des Auges fromm bewache.
O weil ihr ſelbſt an eurem Leib und Gut
Noch nichts erlitten, eure Augen ſich
Noch friſch und hell in ihren Kreiſen regen,
So ſey euch darum unſre Noth nicht fremd.
Auch über euch hängt des Tyrannen Schwert,
Ihr habt das Land von Oeſtreich abgewendet;
Kein Anderes war meines Vaters Unrecht;
Ihr ſeyd in gleicher Mitſchuld und Verdammniß.

Stauffacher (zu Walther Fürſt.)

Beſchließet Ihr! Ich bin bereit zu folgen.

Walther Fürſt.

Wir wollen hören, was die edeln Herrn
Von Sillinen, von Attinghauſen rathen —
Ihr Name, denk' ich, wird uns Freunde werben.

Melchthal.

Wo iſt ein Namen in dem Waldgebirg'
Ehrwürdiger, als Eurer und der Eure?
An ſolcher Namen ächte Währung glaubt
Das Volk, ſie haben guten Klang im Lande.
Ihr habt ein reiches Erb von Vätertugend,
Und habt es ſelber reich vermehrt — Was braucht's
Des Edelmanns? Laſſts uns allein vollenden!
Wären wir doch allein im Land! Ich meine,
Wir wollten uns ſchon ſelbſt zu ſchirmen wiſſen.

Stauffacher.

Die Edeln drängt nicht gleiche Noth mit uns:
Der Strom, der in den Niederungen wüthet,
Bis jetzt hat er die Höh'n noch nicht erreicht —
Doch ihre Hülfe wird uns nicht entſteh'n,
Wenn ſie das Land in Waffen erſt erblicken.

Walther Fürſt.

Wäre ein Obmann zwiſchen uns und Oeſtreich,
So möchte Recht entſcheiden und Geſetz.
Doch, der uns unterdrückt, iſt unſer Kaiſer
Und höchſter Richter — ſo muß Gott uns helfen
Durch unſern Arm — Erforſchet Ihr die Männer

Von Schwytz, ich will in Uri Freunde werben.
Wen aber ſenden wir nach Unterwalden? —

Melchthal.

Mich ſendet hin — Wem läg' es näher an —

Walther Fürſt.

Ich geb's nicht zu, Ihr ſeyd mein Gaſt, ich muß
Für Eure Sicherheit gewähren!

Melchthal.

Laſſt mich!
Die Schliche kenn' ich und die Felſenſteige;
Auch Freunde find' ich gnug, die mich dem Feind
Verhehlen und ein Obdach gern gewähren.

Stauffacher.

Laſſt ihn mit Gott hinüber gehn. Dort drüben
Iſt kein Verräther — So verabſcheut iſt
Die Tyranney, daß ſie kein Werkzeug findet.
Auch der Alzeller ſoll uns nid dem Wald
Genoſſen werben und das Land erregen.

Melchthal.

Wie bringen wir uns ſich're Kunde zu,
Daß wir den Argwohn der Tyrannen täuſchen?

Stauffacher.

Wir könnten uns zu Brunnen oder Treib
Verſammeln, wo die Kaufmannsſchiffe landen.

Walther Fürſt.

So offen dürfen wir das Werk nicht treiben.
— Hört meine Meinung. Links am See, wenn man

Nach Brunnen fährt, dem Mytenſtein grad über,
Liegt eine Matte heimlich im Gehölz,
Das *Rütli* heißt ſie bey dem Volk der Hirten,
Weil dort die Waldung ausgereutet ward.
Dort iſt's, wo unſ're Landmark und die Eure
(zu Melchthal)
Zuſammengrenzen, und in kurzer Fahrt
(zu Stauffacher)
Trägt Euch der leichte Kahn von Schwytz herüber.
Auf öden Pfaden können wir dahin
Bey Nachtzeit wandern und uns ſtill berathen.
Dahin mag jeder zehn vertraute Männer
Mitbringen, die herzeinig ſind mit uns,
So können wir gemeinſam das Gemeine
Beſprechen und mit Gott es friſch beſchließen.

Stauffacher.

So ſey's. Jetzt reicht mir Eure biedre Rechte,
Reicht ihr die Eure her, und ſo wie wir
Drey Männer jetzo, unter uns die Hände
Zuſammen flechten, redlich, ohne Falſch,
So wollen wir *Drey Länder* auch, zu Schutz
Und Trutz, zuſammen ſtehn auf Tod und Leben.

Walther Fürſt und Melchthal.

Auf Tod und Leben!
(Sie halten die Hände noch einige Pauſen lang zuſammen
geflochten und ſchweigen.)

Melchthal.

Blinder alter Vater,
Du kannſt den Tag der Freyheit nicht mehr ſchauen;
Du ſollſt ihn hören — Wenn von Alp zu Alp
Die Feuerzeichen flammend ſich erheben,
Die feſten Schlöſſer der Tyrannen fallen,
In deine Hütte ſoll der Schweizer wallen,
Zu deinem Ohr die Freudenkunde tragen,
Und hell in deiner Nacht ſoll es dir tagen!

(Sie gehen auseinander.)

Zweyter Aufzug.

Erſte Scene.

Edelhof des Freyherrn von Attinghauſen.

Ein gothiſcher Saal, mit Wappenſchildern und Helmen verziert. Der **Freyherr** ein Greis von fünf und achtzig Jahren, von hoher edler Statur, an einem Stabe, worauf ein Gemſenhorn, und in ein Pelzwams gekleidet. **Kuoni** und noch **ſechs Knechte** ſtehen um ihn her mit Rechen und Senſen — **Ulrich von Rudenz** tritt ein in Ritterkleidung.

Rudenz.

Hier bin ich, Oheim — Was iſt Euer Wille?

Attinghauſen.

Erlaubt, daß ich nach altem Hausgebrauch
Den Frühtrunk erſt mit meinen Knechten theile.

(Er trinkt aus einem Becher, der dann in der Reihe herumgeht.)

Sonſt war ich ſelber mit in Feld und Wald,
Mit meinem Auge ihren Fleiß regierend,

Wie ſie mein Banner führte in der Schlacht;
Jetzt kann ich nichts mehr als den Schaffner machen,
Und kommt die warme Sonne nicht zu mir,
Ich kann ſie nicht mehr ſuchen auf den Bergen.
Und ſo in enger ſtets und enger'm Kreis,
Beweg' ich mich dem engeſten und letzten,
Wo alles Leben ſtill ſteht, langſam zu.
Mein Schatten bin ich nur, bald nur mein Name.

Kuoni

(zu Rudenz mit dem Becher.)

Ich bring's Euch, Junker.

(da Rudenz zaudert, den Becher zu nehmen)

Trinket friſch! Es geht
Aus Einem Becher und aus Einem Herzen.

Attinghauſen.

Geht Kinder, und wenn's Feyerabend iſt,
Dann reden wir auch von des Land's Geſchäften.

(Knechte gehen ab.)

Attinghauſen und Rudenz.

Attinghauſen.

Ich ſehe dich gegürtet und gerüſtet;
Du willſt nach Altdorf in die Herrenburg?

Rudenz.

Ja, Oheim, und ich darf nicht länger ſäumen —

Attinghauſen (ſetzt ſich.)

Haſt du's ſo eilig? Wie? Iſt deiner Jugend

Die Zeit ſo karg gemeſſen, daß du ſie
An deinem alten Oheim mußt erſparen?

Rudenz.

Ich ſehe, daß Ihr meiner nicht bedürft,
Ich bin ein Fremdling nur in dieſem Hauſe.

Attinghauſen
(hat ihn lange mit den Augen gemuſtert.)

Ja, leider biſt du's. Leider iſt die Heimat
Zur Fremde dir geworden! Uly! Uly!
Ich kenne dich nicht mehr. In Seide prangſt du,
Die Pfauenfeder trägſt du ſtolz zur Schau,
Und ſchlägſt den Purpurmantel um die Schultern;
Den Landmann blickſt du mit Verachtung an,
Und ſchämſt dich ſeiner traulichen Begrüßung.

Rudenz.

Die Ehr', die ihm gebührt, geb' ich ihm gern;
Das Recht, das er ſich nimmt, verweigr' ich ihm.

Attinghauſen.

Das ganze Land liegt unter'm ſchweren Zorn
Des Königs — Jedes Biedermannes Herz
Iſt kummervoll ob der tyranniſchen Gewalt,
Die wir erdulden — Dich allein rührt nicht
Der allgemeine Schmerz — Dich ſiehet man
Abtrünnig von den Deinen auf der Seite
Des Landesfeindes ſtehen, unſrer Noth
Hohnſprechend nach der leichten Freude jagen,

Und buhlen um die Fürſtengunſt, indeß
Dein Vaterland von ſchwerer Geiſſel blutet.

Rudenz.

Das Land iſt ſchwer bedrängt — Warum, mein Oheim?
Wer iſt's, der es geſtürzt in dieſe Noth?
Es koſtete ein einzig leichtes Wort,
Um augenblicks des Dranges los zu ſeyn,
Und einen gnäd'gen Kaiſer zu gewinnen.
Weh ihnen, die dem Volk die Augen halten,
Daß es dem wahren Beſten widerſtrebt.
Um eignen Vortheils willen hindern ſie,
Daß die Waldſtätte nicht zu Oeſtreich ſchwören,
Wie ringsum alle Lande doch gethan.
Wohl thut es ihnen, auf der Herrenbank
Zu ſitzen mit dem Edelmann — den Kaiſer
Will man zum Herrn, um keinen Herrn zu haben.

Attinghauſen.

Muß ich das hören und aus deinem Munde!

Rudenz.

Ihr habt mich aufgefordert, laſſt mich enden.
— Welche Perſon iſt's, Oheim, die Ihr ſelbſt
Hier ſpielt? Habt Ihr nicht höhern Stolz, als hier
Landammann oder Bannerherr zu ſeyn
Und neben dieſen Hirten zu regieren?
Wie? Iſt's nicht eine rühmlichere Wahl,
Zu huldigen dem königlichen Herrn,
Sich an ſein glänzend Lager anzuſchließen,

Als Eurer eig'nen Knechte Pair zu ſeyn,
Und zu Gericht zu ſitzen mit dem Bauer?

Attinghauſen.

Ach, Uly! Uly! Ich erkenne ſie
Die Stimme der Verführung! Sie ergriff
Dein offnes Ohr, ſie hat dein Herz vergiftet.

Rudenz.

Ja, ich verberg' es nicht — in tiefer Seele
Schmerzt mich der Spott der Fremdlinge, die uns
Den Baurenadel ſchelten — Nicht ertrag' ich's,
Indeß die edle Jugend rings umher
Sich Ehre ſammelt unter Habsburgs Fahnen,
Auf meinem Erb' hier müßig ſtill zu liegen,
Und bey gemeinem Tagewerk den Lenz
Des Lebens zu verlieren — Anderswo
Geſchehen Thaten, eine Welt des Ruhms
Bewegt ſich glänzend jenſeits dieſer Berge —
Mir roſten in der Halle Helm und Schild;
Der Kriegstrommete muthiges Getön,
Der Heroldsruf, der zum Turniere ladet,
Er dringt in dieſe Thäler nicht herein;
Nichts als den Kuhreih'n und der Heerdeglocken
Einförmiges Geläut vernehm' ich hier.

Attinghauſen.

Verblendeter, vom eiteln Glanz verführt!
Verachte dein Geburtsland! Schäme dich
Der uralt frommen Sitte deiner Väter!

Mit heißen Thränen wirſt du dich dereinſt
Heim ſehnen nach den väterlichen Bergen,
Und dieſes Heerdenreihens Melodie,
Die du in ſtolzem Ueberdruß verſchmähſt,
Mit Schmerzensſehnſucht wird ſie dich ergreifen,
Wenn ſie dir anklingt auf der fremden Erde.
O mächtig iſt der Trieb des Vaterlands!
Die fremde falſche Welt iſt nicht für dich,
Dort an dem ſtolzen Kaiſerhof bleibſt du
Dir ewig fremd mit deinem treuen Herzen!
Die Welt ſie fordert andre Tugenden,
Als du in dieſen Thälern dir erworben.
— Geh' hin, verkaufe deine freye Seele,
Nimm Land zu Lehen, werd' ein Fürſtenknecht,
Da du ein Selbſtherr ſeyn kannſt und ein Fürſt
Auf deinem eignen Erb' und freyen Boden.
Ach, Uly! Uly! Bleibe bey den Deinen!
Geh' nicht nach Altdorf — O verlaß ſie nicht
Die heil'ge Sache deines Vaterland's!
— Ich bin der Letzte meines Stamms. Mein Name
Endet mit mir. Da hängen Helm und Schild;
Die werden ſie mir in das Grab mitgeben.
Und muß ich denken bey dem letzten Hauch,
Daß du mein brechend Auge nur erwarteſt,
Um hinzugeh'n vor dieſen neuen Lehenhof
Und meine edeln Güter, die ich frey
Vor Gott empfing, von Oeſtreich zu empfangen!

Rudenz.

Vergebens widerſtreben wir dem König.
Die Welt gehört ihm; wollen wir allein
Uns eigenſinnig ſteifen und verſtocken,
Die Länderkette ihm zu unterbrechen,
Die er gewaltig rings um uns gezogen?
Sein ſind die Märkte, die Gerichte, ſein
Die Kaufmannsſtraßen, und das Saumroß ſelbſt,
Das auf dem Gotthardt ziehet, muß ihm zollen.
Von ſeinen Ländern wie mit einem Netz
Sind wir umgarnet rings und eingeſchloſſen.
— Wird uns das Reich beſchützen? Kann es ſelbſt
Sich ſchützen gegen Oeſtreich's wachſende Gewalt?
Hilft Gott uns nicht, kein Kaiſer kann uns helfen.
Was iſt zu geben auf der Kaiſer Wort,
Wenn ſie in Geld- und Krieges-Noth die Städte,
Die unter'n Schirm des Adlers ſich geflüchtet,
Verpfänden dürfen und dem Reich veräußern?
— Nein, Oheim! Wohlthat iſt's und weiſe Vorſicht
In dieſen ſchweren Zeiten der Partheyung,
Sich anzuſchließen an ein mächtig Haupt.
Die Kaiſerkrone geht von Stamm zu Stamm;
Die hat für treue Dienſte kein Gedächtniß.
Doch um den mächt'gen Erbherrn wohl verdienen,
Heißt Saaten in die Zukunft ſtreu'n.

Attinghauſen.

Biſt du ſo weiſe?

Willſt heller ſeh'n, als deine edlen Väter,
Die um der Freyheit koſtbar'n Edelſtein
Mit Gut und Blut und Heldenkraft geſtritten?
— Schiff nach Luzern hinunter, frage dort,
Wie Oeſtreich's Herrſchaft laſtet auf den Ländern!
Sie werden kommen, unſre Schaf' und Rinder
Zu zählen, unſre Alpen abzumeſſen,
Den Hochflug und das Hochgewilde bannen
In unſern freyen Wäldern, ihren Schlagbaum
An unſre Brücken, unſre Thore ſetzen,
Mit unſrer Armuth ihre Länderkäufe,
Mit unſerm Blute ihre Kriege zahlen —
— Nein, wenn wir unſer Blut dran ſetzen ſollen,
So ſey's für uns — wohlfeiler kaufen wir
Die Freyheit als die Knechtſchaft ein!

Rudenz.

Was können wir,
Ein Volk der Hirten gegen Albrechts Heere!

Attinghauſen.

Lern' dieſes Volk der Hirten kennen, Knabe!
Ich kenn's, ich hab' es angeführt in Schlachten,
Ich hab' es fechten ſehen bey Favenz.
Sie ſollen kommen, uns ein Joch aufzwingen,
Das wir entſchloſſen ſind, nicht zu ertragen!
— O lerne fühlen, welches Stamm's du biſt!
Wirf nicht für eiteln Glanz und Flitterſchein
Die ächte Perle deines Werthes hin —

Das Haupt zu heiſſen eines freyen Volks,
Das dir aus Liebe nur ſich herzlich weiht,
Das treulich zu dir ſteht in Kampf und Tod —
Das ſey dein Stolz, deß Adels rühme dich —
Die angebor'nen Bande knüpfe feſt,
An's Vaterland, an's theure, ſchließ' dich an,
Das halte feſt mit deinem ganzen Herzen!
Hier ſind die ſtarken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt ſtehſt du allein,
Ein ſchwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.
O komm, du haſt uns lang' nicht mehr geſehn,
Verſuch's mit uns nur Einen Tag — nur heute.
Geh' nicht nach Altdorf — Hörſt du? Heute nicht,
Den Einen Tag nur ſchenke dich den Deinen!
(Er faſſt ſeine Hand.)

Rudenz.

Ich gab mein Wort — Laſſt mich — Ich bin gebunden.

Attinghauſen

(läſſt ſeine Hand los, mit Ernſt.)

Du biſt gebunden — Ja, Unglücklicher!
Du biſt's, doch nicht durch Wort und Schwur,
Gebunden biſt du durch der Liebe Seile!
(Rudenz wendet ſich weg.)
— Verbirg' dich, wie du willſt. Das Fräulein iſt's,
Bertha von Bruneck, die zur Herrenburg
Dich zieht, dich feſſelt an des Kaiſers Dienſt.
Das Ritterfräulein willſt du dir erwerben

Mit deinem Abfall von dem Land — Betrüg' dich nicht!
Dich anzulocken zeigt man dir die Braut;
Doch deiner Unſchuld iſt ſie nicht beſchieden.

Rudenz.

Genug hab' ich gehört. Gehabt Euch wohl.
(Er geht ab.)

Attinghauſen.

Wahnſinn'ger Jüngling, bleib! Er geht dahin!
Ich kann ihn nicht erhalten, nicht erretten —
So iſt der Wolfenſchießen abgefallen
Von ſeinem Land — ſo werden Andre folgen;
Der fremde Zauber reißt die Jugend fort,
Gewaltſam ſtrebend über unſre Berge.
— O unglückſel'ge Stunde, da das Fremde
In dieſe ſtill beglückten Thäler kam,
Der Sitten fromme Unſchuld zu zerſtören!
Das Neue dringt herein mit Macht, das Alte,
Das Würd'ge ſcheidet, andre Zeiten kommen,
Es lebt ein andersdenkendes Geſchlecht!
Was thu' ich hier? Sie ſind begraben Alle,
Mit denen ich gewaltet und gelebt.
Unter der Erde ſchon liegt Meine Zeit,
Wohl dem, der mit der Neuen nicht mehr braucht zu leben!
(Geht ab.)

Zweyte Scene.

Eine Wieſe von hohen Felſen und Wald umgeben. Auf den Felſen ſind Steige, mit Geländern, auch Leitern, von denen man nachher die Landleute herabſteigen ſieht. Im Hintergrunde zeigt ſich der See, über welchem anfangs ein Mondregenbogen zu ſehen iſt. Den Proſpekt ſchließen hohe Berge, hinter welchen noch höhere Eisgebirge ragen. Es iſt völlig Nacht auf der Scene, nur der See und die weißen Gletſcher leuchten im Mondlicht.

Melchthal, Baumgarten, Winkelried, Meier von Sarnen, Burkhardt am Bühel, Arnold von Sewa, Klaus von der Flüe und noch vier andre Landleute, alle bewaffnet.

Melchthal (noch hinter der Scene.)

Der Bergweg öffnet ſich, nur friſch *mir* nach!
Den Fels erkenn' ich und das Kreutzlein drauf;
Wir ſind am Ziel, hier iſt das Rütli.
(Treten auf mit Windlichtern.)

Winkelried.

Horch!

Sewa.

Ganz leer.

Meier.

'S iſt noch kein Landmann da. Wir ſind
Die erſten auf dem Platz, wir Unterwaldner.

Melchthal.

Wie weit iſt's in der Nacht?

Baumgarten.

Der Feuerwächter
Vom Selisberg hat eben zwey gerufen.

(Man hört in der Ferne läuten.)

Meier.

Still! Horch!

Am Bühel.

Das Mettenglöcklein in der Waldkapelle
Klingt hell herüber aus dem Schwytzerland.

Von der Flüe.

Die Luft iſt rein und trägt den Schall ſo weit.

Melchthal.

Geh'n Einige und zünden Reisholz an,
Daß es loh brenne, wenn die Männer kommen.

(Zwey Landleute gehen.)

Sewa.

'S iſt eine ſchöne Mondennacht. Der See
Liegt ruhig da als wie ein ebner Spiegel.

Am Bühel.

Sie haben eine leichte Fahrt.

Winkelried (zeigt nach dem See.)

Ha ſeht!
Seht dorthin! Seht ihr nichts?

Meier.

Was denn? — Ja, wahrlich!
Ein Regenbogen mitten in der Nacht!

Melchthal.

Es iſt das Licht des Mondes, das ihn bildet.

Von der Flüe.

Das iſt ein ſeltſam wunderbares Zeichen!
Es leben Viele, die das nicht geſehn.

Sewa.

Er iſt doppelt, ſeht, ein bläſſerer ſteht drüber.

Baumgarten.

Ein Nachen fährt ſo eben drunter weg.

Melchthal.

Das iſt der Stauffacher mit ſeinem Kahn;
Der Biedermann läßt ſich nicht lang erwarten.
(Geht mit Baumgarten nach dem Ufer.)

Meier.

Die Urner ſind es, die am längſten ſäumen.

Am Bühl.

Sie müſſen weit umgehen durch's Gebirg,
Daß ſie des Landvogts Kundſchaft hintergehen.
(Unterdeſſen haben die zwey Landleute in der Mitte des Platzes ein Feuer angezündet.)

Melchthal (am Ufer.)

Wer iſt da? Gebt das Wort!

Stauffacher (von unten.)

Freunde des Landes.

(Alle gehen nach der Tiefe, den Kommenden entgegen. Aus dem Kahn ſteigen Stauffacher, Itel Reding, Hans auf der Mauer, Jörg im Hofe, Konrad Hunn, Ulrich der Schmidt, Joſt von Weiler, und noch drey andre Landleute, gleichfalls bewaffnet.)

Alle (rufen.)

Willkommen!

(Indem die übrigen in der Tiefe verweilen und ſich begrüßen, kommt Melchthal mit Stauffacher vorwärts.)

Melchthal.

O Herr Stauffacher! Ich hab' ihn
Geſehn, der mich nicht wiederſehen konnte!
Die Hand hab' ich gelegt auf ſeine Augen,
Und glühend Rachgefühl hab' ich geſogen
Aus der erloſchnen Sonne ſeines Blicks.

Stauffacher.

Sprecht nicht von Rache. Nicht Geſchehnes rächen,
Gedrohtem Uebel wollen wir begegnen.
— Jetzt ſagt, was Ihr im Unterwaldner Land
Geſchafft und für gemeine Sach' geworben,
Wie die Landleute denken, wie Ihr ſelbſt
Den Stricken des Verraths entgangen ſeyd.

Melchthal.

Durch der Surennen furchtbares Gebirg,
Auf weit verbreitet öden Eiſesfeldern,
Wo nur der heiſ're Lämmergeyer krächzt,
Gelangt' ich zu der Alpentrift, wo ſich

Aus Uri und vom Engelberg die Hirten
Anrufend grüßen und gemeinſam weiden,
Den Durſt mir ſtillend mit der Gletſcher Milch,
Die in den Runſen ſchäumend niederquillt.
In den einſamen Sennhütten kehrt' ich ein,
Mein eigner Wirth und Gaſt, bis daß ich kam
Zu Wohnungen geſellig lebender Menſchen.
— Erſchollen war in dieſen Thälern ſchon
Der Ruf des neuen Greuels, der geſchehn,
Und fromme Ehrfurcht ſchaffte mir mein Unglück
Vor jeder Pforte, wo ich wandernd klopfte.
Entrüſtet fand ich dieſe graden Seelen
Ob dem gewaltſam neuen Regiment:
Denn ſo wie ihre Alpen fort und fort
Dieſelben Kräuter nähren, ihre Brunnen
Gleichförmig fließen, Wolken ſelbſt und Winde
Den gleichen Strich unwandelbar befolgen,
So hat die alte Sitte hier vom Ahn
Zum Enkel unverändert fort beſtanden.
Nicht tragen ſie verwegne Neuerung
Im altgewohnten gleichen Gang des Lebens.
— Die harten Hände reichten ſie mir dar,
Von den Wänden langten ſie die roſt'gen Schwerter,
Und aus den Augen blitzte freudiges
Gefühl des Muths, als ich die Namen nannte,
Die im Gebirg dem Landmann heilig ſind,
Den Eurigen und Walther Fürſt's — Was euch

Recht würde dünken, ſchwuren ſie zu thun;
Euch ſchwuren ſie bis in den Tod zu folgen.
— So eilt' ich ſicher unterm heil'gen Schirm
Des Gaſtrechts von Gehöfte zu Gehöfte —
Und als ich kam in's heimatliche Thal,
Wo mir die Vettern viel verbreitet wohnen —
Als ich den Vater fand, beraubt und blind,
Auf fremdem Stroh, von der Barmherzigkeit
Mildthät'ger Menſchen lebend —

Stauffacher.

Herr im Himmel!

Melchthal.

Da weint' ich nicht! Nicht in ohnmächt'gen Thränen
Goß ich die Kraft des heißen Schmerzens aus;
In tiefer Bruſt wie einen theuern Schatz
Verſchloß ich ihn und dachte nur auf Thaten.
Ich kroch durch alle Krümmen des Gebirgs;
Kein Thal war ſo verſteckt, ich ſpäht' es aus;
Bis an der Gletſcher eisbedeckten Fuß
Erwartet' ich und fand bewohnte Hütten,
Und überall, wohin mein Fuß mich trug,
Fand ich den gleichen Haß der Tyranney,
Denn bis an dieſe letzte Grenze ſelbſt
Belebter Schöpfung, wo der ſtarre Boden
Aufhört zu geben, raubt der Vögte Geiz —
Die Herzen alle dieſes biedern Volks

Erregt' ich mit dem Stachel meiner Worte,
Und unſer ſind ſie all mit Herz und Mund.

Stauffacher.

Großes habt Ihr in kurzer Friſt geleiſtet.

Melchthal.

Ich that noch mehr. Die beyden Veſten ſind's,
Roßberg und Sarnen, die der Landmann fürchtet:
Denn hinter ihren Felſenwällen ſchirmt
Der Feind ſich leicht und ſchädiget das Land.
Mit eignen Augen wollt' ich es erkunden,
Ich war zu Sarnen und beſah die Burg.

Stauffacher.

Ihr wagtet Euch bis in des Tigers Höhle?

Melchthal.

Ich war verkleidet dort in Pilgerstracht;
Ich ſah den Landvogt an der Tafel ſchwelgen —
Urtheilt, ob ich mein Herz bezwingen kann:
Ich ſah den Feind und ich erſchlug ihn nicht.

Stauffacher.

Fürwahr das Glück war Eurer Kühnheit hold.
(Unterdeſſen ſind die andern Landleute vorwärts gekommen, und nähern ſich den Beyden.)
Doch jetzo ſagt mir, wer die Freunde ſind,
Und die gerechten Männer, die Euch folgten?
Macht mich bekannt mit ihnen, daß wir uns
Zutraulich nahen und die Herzen öffnen.

Meier.

Wer kennte Euch nicht, Herr, in den drey Landen?
Ich bin der Meier von Sarnen; dies hier iſt
Mein Schweſterſohn, der Struth von Winkelried.

Stauffacher.

Ihr nennt mir keinen unbekannten Namen.
Ein Winkelried war's, der den Drachen ſchlug
Im Sumpf bey Weiler und ſein Leben ließ
In dieſem Strauß.

Winkelried.

Das war mein Ahn, Herr Werner.

Melchthal (zeigt auf zwey Landleute.)

Die wohnen hinter'm Wald, ſind Kloſterleute
Vom Engelberg — Ihr werdet ſie drum nicht
Verachten, weil ſie eigne Leute ſind.
Und nicht wie wir frey ſitzen auf dem Erbe —
Sie lieben's Land, ſind ſonſt auch wohl berufen.

Stauffacher (zu den Beyden.)

Gebt mir die Hand! Es preiſe ſich, wer Keinem
Mit ſeinem Leibe pflichtig iſt auf Erden;
Doch Redlichkeit gedeiht in jedem Stande.

Konrad Hunn.

Das iſt Herr Reding, unſer Altlandammann.

Meier.

Ich kenn' ihn wohl. Er iſt mein Widerpart,
Der um ein altes Erbſtück mit mir rechtet.

— Herr Reding, wir ſind Feinde vor Gericht;
Hier ſind wir einig.
(Schüttelt ihm die Hand.)

Stauffacher.

Das iſt brav geſprochen.

Winkelried.

Hört ihr? Sie kommen. Hört das Horn von Uri!
(Rechts und links ſieht man bewaffnete Männer mit Windlichtern die Felſen herabſteigen.)

Auf der Mauer.

Seht! Steigt nicht ſelbſt der fromme Diener Gottes,
Der würd'ge Pfarrer mit herab? Nicht ſcheut er
Des Weges Mühen und das Grau'n der Nacht,
Ein treuer Hirte für das Volk zu ſorgen.

Baumgarten.

Der Sigriſt folgt ihm und Herr Walther Fürſt;
Doch nicht den Tell erblick' ich in der Menge.

Walther Fürſt, Röſſelmann der Pfarrer, Petermann der Sigriſt, Kuoni der Hirt, Werni der Jäger, Ruodi der Fiſcher und noch fünf andre Landleute, alle zuſammen, drey und dreyßig an der Zahl, treten vorwärts und ſtellen ſich um das Feuer.

Walther Fürſt.

So müſſen wir auf unſerm eignen Erb'
Und väterlichen Boden uns verſtohlen
Zuſammen ſchleichen, wie die Mörder thun,
Und bey der Nacht, die ihren ſchwarzen Mantel

Nur dem Verbrechen und der ſonnenſcheuen
Verſchwörung leihet, unſer gutes Recht
Uns hohlen, das doch lauter iſt und klar,
Gleichwie der glanzvoll offne Schoß des Tages.

Melchthal.

Laſſt's gut ſeyn. Was die dunkle Nacht geſponnen,
Soll frey und fröhlich an das Licht der Sonnen.

Röſſelmann.

Hört, was mir Gott in's Herz gibt, Eidgenoſſen!
Wir ſtehen hier ſtatt einer Landsgemeine,
Und können gelten für ein ganzes Volk.
So laſſt uns tagen nach den alten Bräuchen
Des Lands, wie wir's in ruhigen Zeiten pflegen,
Was ungeſetzlich iſt in der Verſammlung,
Entſchuldige die Noth der Zeit. Doch Gott
Iſt überall, wo man das Recht verwaltet,
Und unter ſeinem Himmel ſtehen wir.

Stauffacher.

Wohl, laſſt uns tagen nach der alten Sitte;
Iſt es gleich Nacht, ſo leuchtet unſer Recht.

Melchthal.

Iſt gleich die Zahl nicht voll, das Herz iſt hier
Des ganzen Volks; die *Beſten* ſind zugegen.

Konrad Hunn.

Sind auch die alten Bücher nicht zur Hand,
Sie ſind in unſre Herzen eingeſchrieben.

Röſſelmann.

Wohlan, ſo ſey der Ring ſogleich gebildet.
Man pflanze auf die Schwerter der Gewalt!

Auf der Mauer.

Der Landeſammann nehme ſeinen Platz,
Und ſeine Waibel ſtehen ihm zur Seite!

Sigriſt.

Es ſind der Völker dreye. Welchem nun
Gebührt's, das Haupt zu geben der Gemeinde?

Meier.

Um dieſe Ehr' mag Schwytz mit Uri ſtreiten;
Wir Unterwaldner ſtehen frey zurück.

Melchthal.

Wir ſteh'n zurück; wir ſind die Flehenden,
Die Hülfe heiſchen von den mächt'gen Freunden.

Stauffacher.

So nehme Uri denn das Schwert; ſein Banner
Zieht bey den Römerzügen uns voran.

Walther Fürſt.

Des Schwertes Ehre werde Schwytz zu Theil;
Denn ſeines Stammes rühmen wir uns Alle.

Röſſelmann.

Den edeln Wettſtreit laſſt mich freundlich ſchlichten:
Schwytz ſoll im Rath, Uri im Felde führen.

Walther Fürſt

(reicht dem Stauffacher die Schwerter.)

So nehmt!

Stauffacher.

Nicht mir, dem Alter ſey die Ehre!

Im Hofe.

Die meiſten Jahre zählt Ulrich der Schmidt.

Auf der Mauer.

Der Mann iſt wacker, doch nicht freyen Stands;
Kein eigner Mann kann Richter ſeyn in Schwytz.

Stauffacher.

Steht nicht Herr Reding hier, der Altlandammann?
Was ſuchen wir noch einen würdigern?

Walther Fürſt.

Er ſey der Ammann und des Tages Haupt!
Wer dazu ſtimmt, erhebe ſeine Hände.

(Alle heben die rechte Hand auf.)

Reding (tritt in die Mitte.)

Ich kann die Hand nicht auf die Bücher legen;
So ſchwör' ich droben bey den ew'gen Sternen,
Daß ich mich nimmer will vom Recht entfernen.

(Man richtet die zwey Schwerter vor ihm auf, der Ring bildet ſich um ihn her, Schwytz hält die Mitte, rechts ſtellt ſich Uri und links Unterwalden. Er ſteht auf ſein Schlachtſchwert geſtützt.)

Was iſt's, das die drey Völker des Gebirgs
Hier an des See's unwirthlichem Geſtade
Zuſammenführte in der Geiſterſtunde?
Was ſoll der Inhalt ſeyn des neuen Bunds,
Den wir hier unterm Sternenhimmel ſtiften?

Stauffacher (tritt in den Ring.)
Wir ſtiften keinen neuen Bund; es iſt
Ein uralt Bündniß nur von Väter Zeit,
Das wir erneuern! Wiſſet, Eidgenoſſen!
Ob uns der See, ob uns die Berge ſcheiden,
Und jedes Volk ſich für ſich ſelbſt regiert,
So ſind wir Eines Stammes doch und Bluts,
Und Eine Heimat iſt's, aus der wir zogen.

Winkelried.
So iſt es wahr, wie's in den Liedern lautet,
Daß wir von fern her in das Land gewallt?
O theilt's uns mit, was Euch davon bekannt,
Daß ſich der neue Bund am alten ſtärke.

Stauffacher.
Hört, was die alten Hirten ſich erzählen.
— Es war ein großes Volk, hinten im Lande
Nach Mitternacht, das litt von ſchwerer Theurung.
In dieſer Noth beſchloß die Landsgemeinde,
Daß je der zehnte Bürger nach dem Loos
Der Väter Land verlaſſe — Das geſchah!
Und zogen aus, wehklagend, Männer und Weiber,
Ein großer Heerzug, nach der Mittagſonne,
Mit dem Schwert ſich ſchlagend durch das deutſche Land,
Bis an das Hochland dieſer Waldgebirge;
Und eher nicht ermüdete der Zug,
Bis daß ſie kamen in das wilde Thal,
Wo jetzt die Muotta zwiſchen Wieſen rinnt —

Nicht Menſchenſpuren waren hier zu ſehen,
Nur eine Hütte ſtand am Ufer einſam;
Da ſaß ein Mann, und wartete der Fähre —
Doch heftig wogete der See und war
Nicht fahrbar; da beſahen ſie das Land
Sich näher und gewahrten ſchöne Fülle
Des Holzes und entdeckten gute Brunnen,
Und meinten, ſich im lieben Vaterland
Zu finden — Da beſchloſſen ſie zu bleiben,
Erbauten den alten Flecken Schwyz,
Und hatten manchen ſauren Tag, den Wald
Mit weitverſchlungnen Wurzeln auszuroden —
Drauf als der Boden nicht mehr Gnügen that
Der Zahl des Volks, da zogen ſie hinüber
Zum ſchwarzen Berg, ja, bis an's Weißland hin,
Wo, hinter ew'gem Eiſeswall verborgen,
Ein andres Volk in andern Zungen ſpricht.
Den Flecken Stanz erbauten ſie am Kernwald,
Den Flecken Altdorf in dem Thal der Reuß —
Doch blieben ſie des Urſprungs ſtets gedenk;
Aus all den fremden Stämmen, die ſeitdem
In Mitte ihres Lands ſich angeſiedelt,
Finden die Schwytzer Männer ſich heraus:
Es gibt das Herz, das Blut ſich zu erkennen.
(Reicht rechts und links die Hand hin.)

Auf der Mauer.

Ja, wir ſind eines Herzens, eines Bluts!

Alle (ſich die Hände reichend.)
Wir ſind Ein Volk, und einig wollen wir handeln.

Stauffacher.

Die andern Völker tragen fremdes Joch;
Sie haben ſich dem Sieger unterworfen.
Es leben ſelbſt in unſern Landesmarken
Der Saſſen viel, die fremde Pflichten tragen,
Und ihre Knechtſchaft erbt auf ihre Kinder.
Doch wir, der alten Schweizer ächter Stamm,
Wir haben ſtets die Freyheit uns bewahrt.
Nicht unter Fürſten bogen wir das Knie;
Freywillig wählten wir den Schirm der Kaiſer.

Röſſelmann.

Frey wählten wir des Reiches Schutz und Schirm;
So ſteht's bemerkt in Kaiſer Friedrichs Brief.

Stauffacher.

Denn herrenlos iſt auch der Freyſte nicht.
Ein Oberhaupt muß ſeyn, ein höchſter Richter,
Wo man das Recht mag ſchöpfen in dem Streit.
Drum haben unſre Väter für den Boden,
Den ſie der alten Wildniß abgewonnen,
Die Ehr' gegönnt dem Kaiſer, der den Herrn
Sich nennt der deutſchen und der welſchen Erde,
Und, wie die andern Freyen ſeines Reichs,
Sich ihm zu edelm Waffendienſt gelobt,
Denn dieſes iſt der Freyen einz'ge Pflicht,
Das Reich zu ſchirmen, das ſie ſelbſt beſchirmt.

Melchthal.

Was drüber iſt, iſt Merkmal eines Knechts.

Stauffacher.

Sie folgten, wenn der Heribann erging,
Dem Reichspanier und ſchlugen ſeine Schlachten.
Nach Welſchland zogen ſie gewappnet mit,
Die Römerkron' ihm auf das Haupt zu ſetzen.
Daheim regierten ſie ſich fröhlich ſelbſt
Nach altem Brauch und eigenem Geſetz;
Der höchſte Blutbann war allein des Kaiſers;
Und dazu war beſtellt ein großer Graf,
Der hatte ſeinen Sitz nicht in dem Lande.
Wenn Blutſchuld kam, ſo rief man ihn herein,
Und unter offnem Himmel, ſchlicht und klar,
Sprach er das Recht und ohne Furcht der Menſchen.
Wo ſind hier Spuren, daß wir Knechte ſind?
Iſt Einer, der es anders weiß, der rede!

Im Hofe.

Nein, ſo verhält ſich Alles, wie Ihr ſprecht.
Gewaltherrſchaft ward nie bey uns geduldet.

Stauffacher.

Dem Kaiſer ſelbſt verſagten wir Gehorſam,
Da er das Recht zu Gunſt der Pfaffen bog.
Denn als die Leute von dem Gotteshaus
Einſiedeln uns die Alp in Anſpruch nahmen,
Die wir beweidet ſeit der Väter Zeit,
Der Abt herfürzog einen alten Brief,

Der ihm die herrenloſe Wüſte ſchenkte —
Denn unſer Daſeyn hatte man verhehlt —
Da ſprachen wir: „Erſchlichen iſt der Brief;
Kein Kaiſer kann, was unſer iſt, verſchenken;
Und wird uns Recht verſagt vom Reich, wir können
In unſern Bergen auch des Reichs entbehren.“
— So ſprachen unſre Väter! Sollen wir
Des neuen Joches Schändlichkeit erdulden,
Erleiden von dem fremden Knecht, was uns
In ſeiner Macht kein Kaiſer durfte bieten?
— Wir haben dieſen Boden uns erſchaffen
Durch unſrer Hände Fleiß, den alten Wald,
Der ſonſt der Bären wilde Wohnung war,
Zu einem Sitz für Menſchen umgewandelt;
Die Brut des Drachen haben wir getödtet,
Der aus den Sümpfen giftgeſchwollen ſtieg;
Die Nebeldecke haben wir zerriſſen,
Die ewig grau um dieſe Wildniß hing,
Den harten Fels geſprengt, über den Abgrund
Dem Wandersmann den ſichern Steg geleitet;
Unſer iſt durch tauſendjährigen Beſitz
Der Boden — und der fremde Herrenknecht
Soll kommen dürfen und uns Ketten ſchmieden,
Und Schmach anthun auf unſrer eignen Erde?
Iſt keine Hülfe gegen ſolchen Drang?
(Eine große Bewegung unter den Landleuten.)
Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.

Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Laſt — greift er
Hinauf getroſten Muthes in den Himmel,
Und holt herunter ſeine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne ſelbſt —
Der alte Urſtand der Natur kehrt wieder,
Wo Menſch dem Menſchen gegenüber ſteht —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, iſt ihm das Schwert gegeben —
Der Güter höchſtes dürfen wir vertheid'gen
Gegen Gewalt — Wir ſtehen vor unſer Land,
Wir ſtehn vor unſre Weiber, unſre Kinder!

Alle
(an ihre Schwerter ſchlagend.)

Wir ſtehn vor unſre Weiber, unſre Kinder!

Röſſelmann (tritt in den Ring.)

Eh' ihr zum Schwerte greift, bedenkt es wohl.
Ihr könnt es friedlich mit dem Kaiſer ſchlichten.
Es koſtet euch ein Wort und die Tyrannen,
Die euch jetzt ſchwer bedrängen, ſchmeicheln euch.
— Ergreift, was man euch oft geboten hat;
Trennt euch vom Reich, erkennet Oeſtreichs Hoheit —

Auf der Mauer.

Was ſagt der Pfarrer? Wir zu Oeſtreich ſchwören!

Am Bühel.

Hört ihn nicht an!

Winkelried.

Das räth uns ein Verräther,
Ein Feind des Landes!

Reding.

Ruhig. Eidgenoſſen!

Sewa.

Wir Oeſtreich huldigen, nach ſolcher Schmach?

Von der Flüe.

Wir uns abtrotzen laſſen durch Gewalt,
Was wir der Güte weigerten?

Meier.

Dann wären
Wir Sclaven und verdienten es zu ſeyn!

Auf der Mauer.

Der ſey geſtoßen aus dem Recht der Schweizer,
Wer von Ergebung ſpricht an Oeſtreich!
— Landammann, ich beſtehe drauf: dies ſey
Das erſte Landsgeſetz, das wir hier geben.

Melchthal.

So ſey's. Wer von Ergebung ſpricht an Oeſtreich,
Soll rechtlos ſeyn und aller Ehren baar,
Kein Landmann nehm' ihn auf an ſeinem Feuer.

Alle

(heben die rechte Hand auf.)

Wir wollen es, das ſey Geſetz!

Reding (nach einer Pauſe.)

Es iſt's.

Röſſelmann.

Jetzt ſeyd ihr frey, ihr ſeyd's durch dies Geſetz.
Nicht durch Gewalt ſoll Oeſterreich ertrotzen
Was es durch freundlich Werben nicht erhielt —

Joſt von Weiler.

Zur Tagesordnung, weiter!

Reding.

Eidgenoſſen!
Sind alle ſanften Mittel auch verſucht?
Vielleicht weiß es der König nicht; es iſt
Wohl gar ſein Wille nicht, was wir erdulden.
Auch dieſes Letzte ſollten wir verſuchen,
Erſt unſre Klage bringen vor ſein Ohr,
Eh' wir zum Schwerte greifen. Schrecklich immer,
Auch in gerechter Sache, iſt Gewalt.
Gott hilft nur dann, wenn Menſchen nicht mehr helfen.

Stauffacher (zu Konrad Hunn.)

Nun iſt's an Euch, Bericht zu geben. Redet!

Konrad Hunn.

Ich war zu Rheinfeld an des Kaiſers Pfalz,
Wider der Vögte harten Druck zu klagen,
Den Brief zu hohlen unſrer alten Freyheit,
Den jeder neue König ſonſt beſtätigt.
Die Boten vieler Städte fand ich dort,
Vom ſchwäb'ſchen Lande und vom Lauf des Rheins,
Die all' erhielten ihre Pergamente,
Und kehrten freudig wieder in ihr Land.

Mich, **Euren** Boten, wies man an die Räthe,
Und die entlieſſen mich mit leerem Troſt:
„Der Kaiſer habe diesmal keine Zeit;
„Er würde ſonſt einmal wohl an uns denken."
— Und als ich traurig durch die Säle ging
Der Königsburg, da ſah ich Herzog Hanſen
In einem Erker weinend ſtehn, um ihn
Die edeln Herrn von Wart und Tägerfeld.
Die riefen mir und ſagten: „Helft euch ſelbſt!
„Gerechtigkeit erwartet nicht vom König.
„Beraubt er nicht des eignen Bruders Kind,
„Und hinterhält ihm ſein gerechtes Erbe?
„Der Herzog fleht' ihn um ſein Mütterliches:
„Er habe ſeine Jahre voll, es wäre
„Nun Zeit, auch Land und Leute zu regieren.
„Was ward ihm zum Beſcheid? Ein Kränzlein ſetzt ihm
„Der Kaiſer auf: das ſey die Zier der Jugend."

Auf der Mauer.

Ihr habt's gehört. Recht und Gerechtigkeit
Erwartet nicht vom Kaiſer! Helft euch ſelbſt!

Reding.

Nichts Andres bleibt uns übrig. Nun gebt Rath,
Wie wir es klug zum frohen Ende leiten.

Walther Fürſt (tritt in den Ring.)

Abtreiben wollen wir verhaſſten Zwang;
Die alten Rechte, wie wir ſie ererbt
Von unſern Vätern, wollen wir bewahren,

Nicht ungezügelt nach dem Neuen greifen.
Dem Kaiſer bleibe, was des Kaiſers iſt;
Wer einen Herrn hat, dien' ihm pflichtgemäß.

Meier.

Ich trage Gut von Oeſterreich zu Lehen.

Walther Fürſt.

Ihr fahret fort, Oeſtreich die Pflicht zu leiſten.

Joſt von Weiler.

Ich ſteure an die Herrn von Rappersweil.

Walther Fürſt.

Ihr fahret fort, zu zinſen und zu ſteuern.

Röſſelmann.

Der großen Frau zu Zürch bin ich vereidet.

Walther Fürſt.

Ihr gebt dem Kloſter, was des Kloſters iſt.

Stauffacher.

Ich trage keine Lehen, als des Reichs.

Walther Fürſt.

Was ſeyn muß, das geſchehe, doch nicht drüber.
Die Vögte wollen wir mit ihren Knechten
Verjagen und die feſten Schlöſſer brechen;
Doch wenn es ſeyn mag, ohne Blut. Es ſehe
Der Kaiſer, daß wir nothgedrungen nur
Der Ehrfurcht fromme Pflichten abgeworfen.
Und ſieht er uns in unſern Schranken bleiben,
Vielleicht beſiegt er ſtaatsklug ſeinen Zorn,

Denn bill'ge Furcht erwecket ſich ein Volk,
Das mit dem Schwerte in der Fauſt ſich *mäßigt*.

Reding.

Doch laſſet hören! *Wie* vollenden wir's?
Es hat der Feind die Waffen in der Hand,
Und nicht fürwahr in Frieden wird er weichen.

Stauffacher.

Er wirds, wenn er in Waffen uns erblickt;
Wir überraſchen ihn, eh er ſich rüſtet.

Meier.

Iſt bald geſprochen, aber ſchwer gethan.
Uns ragen in dem Land zwey feſte Schlöſſer,
Die geben Schirm dem Feind und werden furchtbar,
Wenn uns der König in das Land ſollt' fallen.
Roßberg und Sarnen muß bezwungen ſeyn,
Eh man ein Schwert erhebt in den drey Landen.

Stauffacher.

Säumt man ſo lang, ſo wird der Feind gewarnt;
Zu Viele ſinds, die das Geheimniß theilen.

Meier.

In den Waldſtätten findt ſich kein Verräther.

Röſſelmann.

Der Eifer auch, der gute, kann verrathen.

Walther Fürſt.

Schiebt man es auf, ſo wird der Twing vollendet
In Altdorf und der Vogt befeſtigt ſich.

Meier.

Ihr denkt an Euch.

Sigriſt.

Und ihr ſeyd ungerecht.

Meier (auffahrend.)

Wir ungerecht! Das darf uns Uri bieten!

Reding.

Bey eurem Eide! Ruh!

Meier.

Ja, wenn ſich Schwytz
Verſteht mit Uri, müſſen *wir* wohl ſchweigen.

Reding.

Ich muß euch weiſen vor der Landsgemeinde,
Daß ihr mit heft'gem Sinn den Frieden ſtört!
Stehn wir nicht Alle für dieſelbe Sache?

Winkelried.

Wenn wirs verſchieben bis zum Feſt des Herrn,
Dann bringts die Sitte mit, daß alle Saſſen
Dem Vogt Geſchenke bringen auf das Schloß;
So können zehen Männer oder zwölf
Sich unverdächtig in der Burg verſammeln,
Die führen heimlich ſpitz'ge Eiſen mit,
Die man geſchwind kann an die Stäbe ſtecken,
Denn Niemand kommt mit Waffen in die Burg.
Zunächſt im Wald hält dann der große Haufe,
Und wenn die Andern glücklich ſich des Thors
Ermächtiget, ſo wird ein Horn geblaſen,

Und jene brechen aus dem Hinterhalt;
So wird das Schloß mit leichter Arbeit unſer.

Melchthal.

Den Roßberg übernehm' ich zu erſteigen,
Denn eine Dirn' des Schloſſes iſt mir hold,
Und leicht bethör' ich ſie, zum nächtlichen
Beſuch die ſchwanke Leiter mir zu reichen;
Bin ich droben erſt, zieh' ich die Freunde nach.

Reding.

Iſt's Aller Wille, daß verſchoben werde?
(Die Mehrheit erhebt die Hände.)

Stauffacher (zählt die Stimmen.)

Es iſt ein Mehr von zwanzig gegen zwölf!

Walther Fürſt.

Wenn am beſtimmten Tag die Burgen fallen,
So geben wir von einem Berg zum andern
Das Zeichen mit dem Rauch; der Landſturm wird
Aufgeboten, ſchnell, im Hauptort jedes Landes,
Wenn dann die Vögte ſehn der Waffen Ernſt,
Glaubt mir, ſie werden ſich des Streits begeben,
Und gern ergreifen friedliches Geleit,
Aus unſern Landesmarken zu entweichen.

Stauffacher.

Nur mit dem Geßler fürcht' ich ſchweren Stand,
Furchtbar iſt er mit Reiſigen umgeben;
Nicht ohne Blut räumt er das Feld, ja ſelbſt

Vertrieben bleibt er furchtbar noch dem Land.
Schwer iſt's und faſt gefährlich, ihn zu ſchonen.

Baumgarten.

Wo's halsgefährlich iſt, da ſtellt mich hin!
Dem Tell verdank' ich mein gerettet Leben;
Gern ſchlag' ichs in die Schanze für das Land,
Mein' Ehr' hab' ich beſchützt, mein Herz befriedigt.

Reding.

Die Zeit bringt Rath. Erwartet's in Geduld!
Man muß dem Augenblick auch was vertrauen.
— Doch ſeht, indeß wir nächtlich hier noch tagen,
Stellt auf den höchſten Bergen ſchon der Morgen
Die glüh'nde Hochwacht aus — Kommt, laſſt uns ſcheiden,
Eh uns des Tages Leuchten überraſcht.

Walther Fürſt.

Sorgt nicht, die Nacht weicht langſam aus den Thälern.
(Alle haben unwillkürlich die Hüte abgenommen und betrachten mit ſtiller Sammlung die Morgenröthe.)

Röſſelmann.

Bey dieſem Licht, das uns zuerſt begrüßt
Von allen Völkern, die tief unter uns
Schwerathmend wohnen in dem Qualm der Städte,
Laſſt uns den Eid des neuen Bundes ſchwören.
— Wir wollen ſeyn ein einzig Volk von Brüdern,

In keiner Noth uns trennen und Gefahr.
(Alle ſprechen es nach mit erhobenen drey Fingern.)
— Wir wollen frey ſeyn, wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtſchaft leben.
(Wie oben.)
— Wir wollen trauen auf den höchſten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menſchen.
(Wie oben. Die Landleute umarmen einander.)

Stauffacher.

Jetzt gehe Jeder ſeines Weges ſtill
Zu ſeiner Freundſchaft und Genoßſame!
Wer Hirt iſt, wintre ruhig ſeine Herde,
Und werb' im Stillen Freunde für den Bund!
— Was noch bis dahin muß erduldet werden,
Erduldet's! Laſſt die Rechnung der Tyrannen
Anwachſen, bis ein Tag die allgemeine
Und die beſondre Schuld auf Einmal zahlt.
Bezähme Jeder die gerechte Wuth,
Und ſpare für das Ganze ſeine Rache:
Denn Raub begeht am allgemeinen Gut,
Wer ſelbſt ſich hilft in ſeiner eignen Sache.

(Indem ſie zu drey verſchiedenen Seiten in größter Ruhe abgehen, fällt das Orcheſter mit einem prachtvollen Schwung ein; die leere Scene bleibt noch eine Zeitlang offen und zeigt das Schauſpiel der aufgehenden Sonne über den Eisgebirgen.

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.*

Hof vor **Tells** Hauſe. Er iſt mit der Zimmeraxt, **Hedwig** mit einer häuslichen Arbeit beſchäftigt. **Walther** und **Wilhelm** in der Tiefe ſpielen mit einer kleinen Armbruſt.

Walther (ſingt.)

Mit dem Pfeil, dem Bogen,
Durch Gebirg und Thal
Kommt der Schütz gezogen
Früh am Morgenſtrahl.
Wie im Reich der Lüfte
König iſt der Weih, —
Durch Gebirg und Klüfte
Herrſcht der Schütze frey.
Ihm gehört das Weite;
Was ſein Pfeil erreicht,
Das iſt ſeine Beute,
Was da kreucht und fleugt.

(Kommt geſprungen.)

Der Strang iſt mir entzwey. Mach' mir ihn, Vater.

Tell.

Ich nicht. Ein rechter Schütze hilft ſich ſelbſt.

(Knaben entfernen ſich.)

Hedwig.

Die Knaben fangen zeitig an zu ſchießen.

Tell.

Früh übt ſich, was ein Meiſter werden will.

Hedwig.

Ach wollte Gott, ſie lerntens nie.

Tell.

Sie ſollen Alles lernen. Wer durchs Leben
Sich friſch will ſchlagen, muß zu Schutz und Trutz
Gerüſtet ſeyn.

Hedwig.

Ach, es wird keiner ſeine Ruh
Zu Hauſe finden.

Tell.

Mutter, ich kanns auch nicht;
Zum Hirten hat Natur mich nicht gebildet;
Raſtlos muß ich ein flüchtig Ziel verfolgen.
Dann erſt genieß' ich meines Lebens recht,
Wenn ich mir's jeden Tag aufs Neu' erbeute.

Hedwig.

Und an die Angſt der Hausfrau denkſt du nicht,
Die ſich indeſſen, deiner wartend, härmt.

Denn mich erfüllt's mit Grauſen, was die Knechte
Von euren Wagefahrten ſich erzählen.
Bey jedem Abſchied zittert mir das Herz,
Daß du mir nimmer werdeſt wiederkehren.
Ich ſehe dich im wilden Eisgebirg,
Verirrt, von einer Klippe zu der andern
Den Fehlſprung thun, ſeh', wie die Gemſe dich
Rückſpringend mit ſich in den Abgrund reißt,
Wie eine Windlawine dich verſchüttet,
Wie unter dir der trügeriſche Firn
Einbricht und du hinabſinkſt, ein lebendig
Begrabner, in die ſchauerliche Gruft —
Ach, den verwegnen Alpenjäger haſcht
Der Tod in hundert wechſelnden Geſtalten!
Das iſt ein unglückſeliges Gewerb',
Das halsgefährlich führt am Abgrund hin!

Tell.

Wer friſch umher ſpäht mit geſunden Sinnen,
Auf Gott vertraut und die gelenke Kraft,
Der ringt ſich leicht aus jeder Fahr und Noth;
Den ſchreckt der Berg nicht, wer darauf geboren.
(Er hat ſeine Arbeit vollendet, legt das Geräth hinweg.)
Jetzt, mein' ich, hält das Thor auf Jahr und Tag.
Die Axt im Haus erſpart den Zimmermann.
(Nimmt den Hut.)

Hedwig.

Wo gehſt du hin?

Tell.
Nach Altdorf, zu dem Vater.
Hedwig.
Sinnſt du auch nichts Gefährliches? Geſteh mirs!
Tell.
Wie kommſt du darauf, Frau?
Hedwig.
Es ſpinnt ſich etwas
Gegen die Vögte — Auf dem Rütli ward
Getagt, ich weiß, und du biſt auch im Bunde.
Tell.
Ich war nicht mit dabey — doch werd' ich mich
Dem Lande nicht entziehen, wenn es ruft.
Hedwig.
Sie werden dich hinſtellen, wo Gefahr iſt;
Das Schwerſte wird dein Antheil ſeyn, wie immer.
Tell.
Ein Jeder wird beſteuert nach Vermögen.
Hedwig.
Den Unterwaldner haſt du auch im Sturme
Ueber den See geſchafft — Ein Wunder war's,
Daß ihr entkommen — Dachteſt du denn gar nicht
An Kind und Weib?
Tell.
Lieb Weib, ich dacht' an euch;
Drum rettet' ich den Vater ſeinen Kindern.

Hedwig.

Zu ſchiffen in dem wüth'gen See! Das heißt
Nicht Gott vertrauen! Das heißt Gott verſuchen.

Tell.

Wer gar zu viel bedenkt, wird wenig leiſten.

Hedwig.

Ja, du biſt gut und hülfreich, dieneſt Allen,
Und wenn du ſelbſt in Noth kommſt, hilft dir Keiner.

Tell.

Verhüt' es Gott, daß ich nicht Hülfe brauche.

(Er nimmt die Armbruſt und Pfeile.)

Hedwig.

Was willſt du mit der Armbruſt? Laß ſie hier!

Tell.

Mir fehlt der Arm, wenn mir die Waffe fehlt.

(Die Knaben kommen zurück.)

Walther.

Vater, wo gehſt du hin?

Tell.

Nach Altdorf, Knabe,
Zum Ehni — Willſt du mit?

Walther.

Ja, freylich will ich.

Hedwig.

Der Landvogt iſt jetzt dort. Bleib weg von Altdorf!

Tell.

Er geht, noch heute.

Hedwig.

Drum laß ihn erſt fort ſeyn.
Gemahn' ihn nicht an dich, du weißt, er grollt uns.

Tell.

Mir ſoll ſein böſer Wille nicht viel ſchaden.
Ich thue recht und ſcheue keinen Feind.

Hedwig.

Die recht thun, eben die haſſt er am meiſten.

Tell.

Weil er nicht an ſie kommen kann — Mich wird
Der Ritter wohl in Frieden laſſen, mein' ich.

Hedwig.

So, weißt du das?

Tell.

Es iſt nicht lange her,
Da ging ich jagen durch die wilden Gründe
Des Schächenthals auf menſchenleerer Spur,
Und da ich einſam einen Felſenſteig
Verfolgte, wo nicht auszuweichen war,
Denn über mir hing ſchroff die Felswand her,
Und unten rauſchte fürchterlich der Schächen,
(Die Knaben drängen ſich rechts und links an ihn und ſehen mit geſpannter Neugier an ihm hinauf.)
Da kam der Landvogt gegen mich daher,
Er ganz allein mit mir, der auch allein war,
Blos Menſch zu Menſch und neben uns der Abgrund,
Und als der Herre mein anſichtig ward,

Und mich erkannte, den er kurz zuvor
Um kleiner Urſach' willen ſchwer gebüßt,
Und ſah mich mit dem ſtattlichen Gewehr
Daher geſchritten kommen, da verblaßt' er,
Die Knie verſagten ihm, ich ſah es kommen,
Daß er jetzt an die Felswand würde ſinken.
— Da jammerte mich ſein, ich trat zu ihm
Beſcheidentlich und ſprach: Ich bin's, Herr Landvogt.
Er aber konnte keinen andern Laut
Aus ſeinem Munde geben — Mit der Hand nur
Winkt' er mir ſchweigend, meines Wegs zu gehn;
Da ging ich fort, und ſandt' ihm ſein Gefolge.

Hedwig.

Er hat vor dir gezittert — Wehe dir!
Daß du ihn ſchwach geſehn, vergibt er nie.

Tell.

Drum meid' ich ihn, und er wird mich nicht ſuchen.

Hedwig.

Bleib heute nur dort weg! Geh lieber jagen!

Tell.

Was fällt dir ein?

Hedwig.

Mich ängſtigts. Bleibe weg!

Tell.

Wie kannſt du dich ſo ohne Urſach' quälen?

Hedwig.

Weils keine Urſach' hat — Tell, bleibe hier!

Tell.

Ich hab's verſprochen, liebes Weib, zu kommen.

Hedwig.

Muſſt du, ſo geh — nur laſſe mir den Knaben!

Walther.

Nein, Mütterchen. Ich gehe mit dem Vater.

Hedwig.

Wälty, verlaſſen willſt du deine Mutter?

Walther.

Ich bring' dir auch was hübſches mit vom Ehni.

(Geht mit dem Vater.)

Wilhelm.

Mutter, ich bleibe bey dir!

Hedwig (umarmt ihn.)

Ja, du biſt
Mein liebes Kind; du bleibſt mir noch allein!

(Sie geht an das Hofthor, und folgt den Abgehenden lange mit den Augen.)

Zweyte Scene.

Eine eingeſchloſſene wilde Waldgegend, Staubbäche ſtürzen von den Felſen.

Bertha im Jagdkleid. Gleich darauf **Rudenz.**

Bertha.

Er folgt mir. Endlich kann ich mich erklären.

Rudenz (tritt raſch ein.)

Fräulein, jetzt endlich find' ich Euch allein.
Abgründe ſchließen rings umher uns ein;
In dieſer Wildniß fürcht' ich keinen Zeugen;
Vom Herzen wälz' ich dieſes lange Schweigen —

Bertha.

Seyd Ihr gewiß, daß uns die Jagd nicht folgt?

Rudenz.

Die Jagd iſt dort hinaus — Jetzt oder nie!
Ich muß den theuren Augenblick ergreifen —
Entſchieden ſehen muß ich mein Geſchick,
Und ſollt' es mich auf ewig von Euch ſcheiden.
— O waffnet Eure güt'gen Blicke nicht
Mit dieſer finſtern Strenge — *Wer* bin ich,
Daß ich den kühnen Wunſch zu Euch erhebe?
Mich hat der Ruhm noch nicht genannt; ich darf
Mich in die Reih' nicht ſtellen mit den Rittern,
Die ſiegberühmt und glänzend Euch umwerben.
Nichts hab' ich als mein Herz voll Treu' und Liebe —

Bertha (ernſt und ſtreng.)
Dürft Ihr von Liebe reden und von Treue,
Der treulos wird an ſeinen nächſten Pflichten?
(Rudenz tritt zurück.)
Der Sklave Oeſterreichs, der ſich dem Fremdling
Verkauft, dem Unterdrücker ſeines Volks?

Rudenz.
Von Euch, mein Fräulein, hör' ich dieſen Vorwurf?
Wen ſuch' ich denn, als Euch auf jener Seite?

Bertha.
Mich denkt Ihr auf der Seite des Verraths
Zu finden? Eher wollt' ich meine Hand
Dem Geßler ſelbſt, dem Unterdrücker, ſchenken,
Als dem naturvergeſſnen Sohn der Schweiz,
Der ſich zu ſeinem Werkzeug machen kann!

Rudenz.
O Gott, was muß ich hören!

Bertha.
Wie? Was liegt
Dem guten Menſchen näher als die Seinen?
Gibts ſchönre Pflichten für ein edles Herz,
Als ein Vertheidiger der Unſchuld ſeyn,
Das Recht der Unterdrückten zu beſchirmen?
— Die Seele blutet mir um Euer Volk;
Ich leide *mit* ihm, denn ich muß es lieben,
Das ſo beſcheiden iſt und doch voll Kraft;
Es zieht mein ganzes Herz mich zu ihm hin,

Mit jedem Tage lern' ich's mehr verehren.
— Ihr aber, den Natur und Ritterpflicht
Ihm zum geborenen Beſchützer gaben,
Und der's verläſſt, der treulos übertritt
Zum Feind, und Ketten ſchmiedet ſeinem Land,
Ihr ſeyd's, der mich verletzt und kränkt; ich muß
Mein Herz bezwingen, daß ich Euch nicht haſſe.

Rudenz.

Will ich denn nicht das Beſte meines Volks?
Ihm unter Oeſtreichs mächt'gen Scepter nicht
Den Frieden —

Bertha.

Knechtſchaft wollt Ihr ihm bereiten!
Die Freyheit wollt Ihr aus dem letzten Schloß,
Das ihr noch auf der Erde blieb, verjagen.
Das Volk verſteht ſich beſſer auf ſein Glück;
Kein Schein verführt ſein ſicheres Gefühl.
Euch haben ſie das Netz ums Haupt geworfen —

Rudenz.

Bertha! Ihr haſſt mich, Ihr verachtet mich!

Bertha.

Thät ich's, mir wäre beſſer — Aber den
Verachtet ſehen und verachtungwerth,
Den man gern lieben möchte —

Rudenz.

Bertha! Bertha!

Ihr zeiget mir das höchſte Himmelsglück,
Und ſtürzt mich tief in Einem Augenblick.

Bertha.

Nein, nein, das Edle iſt nicht ganz erſtickt
In Euch! Es ſchlummert nur, ich will es wecken;
Ihr müſſt Gewalt ausüben an Euch ſelbſt,
Die angeſtammte Tugend zu ertödten;
Doch wohl Euch! ſie iſt mächtiger als Ihr,
Und trotz Euch ſelber ſeyd Ihr gut und edel!

Rudenz.

Ihr glaubt an mich! O Bertha, Alles läſſt
Mich Eure Liebe ſeyn und werden!

Bertha.

Seyd,
Wozu die herrliche Natur Euch machte!
Erfüllt den Platz, wohin ſie Euch geſtellt;
Zu Eurem Volke ſteht und Eurem Lande,
Und kämpft für Euer heilig Recht!

Rudenz.

Weh mir!
Wie kann ich Euch erringen, Euch beſitzen,
Wenn ich der Macht des Kaiſers widerſtrebe?
Iſt's der Verwandten mächt'ger Wille nicht,
Der über Eure Hand tyranniſch waltet?

Bertha.

In den Waldſtätten liegen meine Güter,
Und iſt der Schweizer frey, ſo bin auch ich's.

Rudenz.

Bertha! welch einen Blick thut Ihr mir auf!

Bertha.

Hofft nicht durch Oeſtreichs Gunſt mich zu erringen;
Nach meinem Erbe ſtrecken ſie die Hand,
Das will man mit dem großen Erb vereinen.
Dieſelbe Ländergier, die Eure Freyheit
Verſchlingen will, ſie drohet auch der meinen!
— O Freund, zum Opfer bin ich auserſehn,
Vielleicht um einen Günſtling zu belohnen —
Dort, wo die Falſchheit und die Ränke wohnen,
Hin an den Kaiſerhof will man mich ziehn;
Dort harren mein verhaſſter Ehe Ketten;
Die Liebe nur — die Eure kann mich retten!

Rudenz.

Ihr könntet Euch entſchließen, hier zu leben,
In meinem Vaterlande mein zu ſeyn?
O Bertha, all mein Sehnen in die Weite,
Was war es, als ein Streben nur nach Euch?
Euch ſucht' ich einzig auf dem Weg des Ruhms,
Und all mein Ehrgeiz war nur meine Liebe.
Könnt Ihr mit mir Euch in dies ſtille Thal
Einſchließen und der Erde Glanz entſagen —
O dann iſt meines Strebens Ziel gefunden;
Dann mag der Strom der wildbewegten Welt
Ans ſichre Ufer dieſer Berge ſchlagen —
Kein flüchtiges Verlangen hab' ich mehr

Hinaus zu ſenden in des Lebens Weiten —
Dann mögen dieſe Felſen um uns her
Die undurchdringlich feſte Mauer breiten,
Und dies verſchloſſne ſel'ge Thal allein
Zum Himmel offen und gelichtet ſeyn!

Bertha.

Jetzt biſt du ganz, wie dich mein ahnend Herz
Geträumt; mich hat mein Glaube nicht betrogen!

Rudenz.

Fahr' hin, du eitler Wahn, der mich bethört!
Ich ſoll das Glück in meiner Heimat finden.
Hier, wo der Knabe fröhlich aufgeblüht,
Wo tauſend Freudeſpuren mich umgeben,
Wo alle Quellen mir und Bäume leben,
Im Vaterland willſt du die Meine werden!
Ach, wohl hab' ich es ſtets geliebt! Ich fühl's,
Es fehlte mir zu jedem Glück der Erden.

Bertha.

Wo wär die ſel'ge Inſel aufzufinden,
Wenn ſie nicht hier iſt in der Unſchuld Land?
Hier, wo die alte Treue heimiſch wohnt,
Wo ſich die Falſchheit noch nicht hingefunden,
Da trübt kein Neid die Quelle unſers Glücks,
Und ewig hell entfliehen uns die Stunden.
— Da ſeh ich Dich im ächten Männerwerth,
Den Erſten von den Freyen und den Gleichen,

Mit reiner freyer Huldigung verehrt,
Groß wie ein König wirkt in ſeinen Reichen.

Rudenz.

Da ſeh' ich dich, die Krone aller Frauen,
In weiblich reizender Geſchäftigkeit,
In meinem Haus den Himmel mir erbauen,
Und, wie der Frühling ſeine Blumen ſtreut,
Mit ſchöner Anmuth mir das Leben ſchmücken,
Und Alles rings beleben und beglücken!

Bertha.

Sieh, theurer Freund, warum ich trauerte,
Als ich dies höchſte Lebensglück dich ſelbſt
Zerſtören ſah — Weh mir! Wie ſtünd's um mich,
Wenn ich dem ſtolzen Ritter müſſte folgen,
Dem Landbedrücker auf ſein finſtres Schloß!
— Hier iſt kein Schloß. Mich ſcheiden keine Mauern
Von einem Volk, das ich beglücken kann!

Rudenz.

Doch wie mich retten — wie die Schlinge löſen,
Die ich mir thöricht ſelbſt um's Haupt gelegt?

Bertha.

Zerreiße ſie mit männlichem Entſchluß!
Was auch draus werde — ſteh zu deinem Volk!
Es iſt dein angeborner Platz.

(Jagdhörner in der Ferne.)

Die Jagd
Kommt näher — Fort, wir müſſen ſcheiden — Kämpfe

Für's Vaterland! du kämpfſt für deine Liebe!
Es iſt Ein Feind, vor dem wir Alle zittern,
Und Eine Freyheit macht uns Alle frey!

(Gehen ab.)

Dritte Scene.

Wieſe bey Altdorf. Im Vordergrund Bäume, in der Tiefe der Hut auf einer Stange. Der Proſpekt wird begrenzt durch den Bannberg, über welchem ein Schneegebirg emporragt.

Frießhardt und Leuthold halten Wache.

Frießhardt.

Wir paſſen auf umſonſt. Es will ſich Niemand
Heran begeben und dem Hut ſein' Reverenz
Erzeigen. 'S war doch ſonſt wie Jahrmarkt hier;
Jetzt iſt der ganze Anger wie verödet,
Seitdem der Popanz auf der Stange hängt.

Leuthold.

Nur ſchlecht Geſindel läſſt ſich ſehn und ſchwingt
Uns zum Verdrieße die zerlumpten Mützen.
Was rechte Leute ſind, die machen lieber
Den langen Umweg um den halben Flecken,
Eh' ſie den Rücken beugten vor dem Hut.

Frießhardt.

Sie müſſen über dieſen Platz, wenn ſie
Vom Rathhaus kommen um die Mittagſtunde,

Da meint' ich ſchon, 'nen guten Fang zu thun,
Denn keiner dachte dran, den Hut zu grüßen.
Da ſieht's der Pfaff, der Röſſelmann — kam juſt
Von einem Kranken her — und ſtellt ſich hin
Mit dem Hochwürdigen, grad vor die Stange —
Der Sigriſt muſſte mit dem Glöcklein ſchellen;
Da fielen All' aufs Knie, ich ſelber mit,
Und grüßten die Monſtranz, doch nicht den Hut. —

Leuthold.

Höre, Geſell, es fängt mir an zu däuchten,
Wir ſtehen hier am Pranger vor dem Hut;
'S iſt doch ein Schimpf für einen Reitersmann,
Schildwach zu ſtehn vor einem leeren Hut —
Und jeder rechte Kerl muß uns verachten.
— Die Reverenz zu machen einem Hut,
Es iſt doch traun! ein närriſcher Befehl!

Frießhardt.

Warum nicht einem leeren hohlen Hut?
Bückſt du dich doch vor manchem hohlen Schädel.

(Hildegard, Mechthild und Elsbeth treten auf mit Kindern und ſtellen ſich um die Stange.)

Leuthold.

Und du biſt auch ſo ein dienſtfert'ger Schurke,
Und brächteſt wackre Leute gern ins Unglück.
Mag, wer da will, am Hut vorübergehn;
Ich drück' die Augen zu und ſeh nicht hin.

Mechthild.

Da hängt der Landvogt — Habt Reſpekt, ihr Buben!

Elsbeth.

Wollt's Gott, er ging, und ließ uns ſeinen Hut;
Es ſollte drum nicht ſchlechter ſtehn ums Land!

Frießhardt (verſcheucht ſie.)

Wollt ihr vom Platz? Verwünſchtes Volk der Weiber!
Wer fragt nach euch? Schickt eure Männer her,
Wenn ſie der Muth ſticht, dem Befehl zu trotzen.

(Weiber gehen.)

Tell mit der Armbruſt tritt auf, den Knaben an der Hand führend; Sie gehen an dem Hut vorbey gegen die vordere Scene, ohne darauf zu achten.

Walther (zeigt nach dem Bannberg.)

Vater, iſt's wahr, daß auf dem Berge dort
Die Bäume bluten, wenn man einen Streich
Drauf führte mit der Axt?

Tell.

Wer ſagt das, Knabe?

Walther.

Der Meiſter Hirt erzählt's. — Die Bäume ſeyen
Gebannt, ſagt er, und wer ſie ſchädige,
Dem wachſe ſeine Hand heraus zum Grabe.

Tell.

Die Bäume ſind gebannt, das iſt die Wahrheit.
— Siehſt du die Firnen dort, die weiſſen Hörner,
Die hoch bis in den Himmel ſich verlieren?

Walther.

Das ſind die Gletſcher, die des Nachts ſo donnern,
Und uns die Schlaglawinen niederſenden.

Tell.

So iſt's, und die Lawinen hätten längſt
Den Flecken Altdorf unter ihrer Laſt
Verſchüttet. wenn der Wald dort oben nicht
Als eine Landwehr ſich dagegen ſtellte.

Walther (nach einigem Beſinnen.)

Gibt's Länder, Vater, wo nicht Berge ſind?

Tell.

Wenn man hinunter ſteigt von unſern Höhen,
Und immer tiefer ſteigt, den Strömen nach,
Gelangt man in ein großes ebnes Land,
Wo die Waldwaſſer nicht mehr brauſend ſchäumen,
Die Flüſſe ruhig und gemächlich ziehn;
Da ſieht man frey nach allen Himmelsräumen.
Das Korn wächst dort in langen ſchönen Auen,
Und wie ein Garten iſt das Land zu ſchauen.

Walther.

Ey, Vater, warum ſteigen wir denn nicht
Geſchwind hinab in dieſes ſchöne Land,
Statt daß wir uns hier ängſtigen und plagen?

Tell.

Das Land iſt ſchön und gütig wie der Himmel;
Doch die's bebauen, ſie genießen nicht
Den Segen, den ſie pflanzen.

Walther.

Wohnen ſie
Nicht frey, wie du, auf ihrem eignen Erbe?

Tell.

Das Feld gehört dem Biſchof und dem König.

Walther.

So dürfen ſie doch frey in Wäldern jagen?

Tell.

Dem Herrn gehört das Wild und das Gefieder.

Walther.

Sie dürfen doch frey fiſchen in dem Strom?

Tell.

Der Strom, das Meer, das Salz gehört dem König.

Walther.

Wer iſt der König denn, den Alle fürchten?

Tell.

Es iſt der Eine, der ſie ſchützt und nährt.

Walther.

Sie können ſich nicht muthig ſelbſt beſchützen?

Tell.

Dort darf der Nachbar nicht dem Nachbar trauen.

Walther.

Vater, es wird mir eng im weiten Land;
Da wohn' ich lieber unter den Lawinen.

Tell.

Ja wohl iſt's beſſer, Kind, die Gletſcherberge
Im Rücken haben, als die böſen Menſchen.
(Sie wollen vorübergehen.)

Walther.

Ey, Vater, ſieh den Hut dort auf der Stange!

Tell.

Was kümmert uns der Hut? Komm, laß uns gehen!
(Indem er abgehen will, tritt ihm Frießhardt mit vorgehaltner Pike entgegen.)

Frießhardt.

In des Kaiſers Namen! Haltet an und ſteht!

Tell (greift in die Pike.)

Was wollt Ihr? Warum haltet Ihr mich auf?

Frießhardt.

Ihr habt's Mandat verletzt; Ihr müßt uns folgen.

Leuthold.

Ihr habt dem Hut nicht Reverenz bewieſen.

Tell.

Freund, laß mich gehen!

Frießhardt.

Fort, fort ins Gefängniß!

Walther.

Den Vater ins Gefängniß! Hülfe! Hülfe!
(in die Scene rufend.)

Herbey, ihr Männer, gute Leute, helft!
Gewalt, Gewalt! Sie führen ihn gefangen.

(Röſſelmann der Pfarrer und Petermann der Sigriſt kommen herbey, mit drey andern Männern.)

Sigriſt.

Was gibt's?

Röſſelmann.

Was legſt du Hand an dieſen Mann?

Frießhardt.

Er iſt ein Feind des Kaiſers, ein Verräther!

Tell (faßt ihn heftig.)

Ein Verräther, ich!

Röſſelmann.

Du irrſt dich, Freund! das iſt
Der Tell, ein Ehrenmann und guter Bürger.

Walther

(erblickt Walther Fürſten und eilt ihm entgegen.)

Großvater, hilf! Gewalt geſchieht dem Vater.

Frießhardt.

Ins Gefängniß, fort!

Walther Fürſt (hereineilend.)

Ich leiſte Bürgſchaft, haltet!
– Um Gotteswillen, Tell, was iſt geſchehen?

(Melchthal und Stauffacher kommen.)

Frießhardt.

Des Landvogts oberherrliche Gewalt
Verachtet er, und will ſie nicht erkennen.

Stauffacher.

Das hätt' der Tell gethan?

Melchthal.

Das lügſt du, Bube!

Leuthold.

Er hat dem Hut nicht Reverenz bewieſen.

Walther Fürſt.

Und darum ſoll er ins Gefängniß? Freund,
Nimm meine Bürgſchaft an und laß ihn ledig.

Frießhard.

Bürg du für dich und deinen eignen Leib!
Wir thun, was unſers Amtes — Fort mit ihm!

Melchthal (zu den Landleuten.)

Nein, das iſt ſchreyende Gewalt! Ertragen wirs,
Daß man ihn fortführt, frech, vor unſern Augen.

Sigriſt.

Wir ſind die Stärkern. Freunde, duldet's nicht!
Wir haben einen Rücken an den Andern!

Frießhardt.

Wer widerſetzt ſich dem Befehl des Vogts?

Noch drey Landleute (herbeyeilend.)

Wir helfen euch. Was gibt's? Schlagt ſie zu Boden!

(Hildegard, Mechthild und Elsbeth kommen zurück.)

Tell.

Ich helfe mir ſchon ſelbſt. Geht, gute Leute!
Meint ihr, wenn ich die Kraft gebrauchen wollte,
Ich würde mich vor ihren Spießen fürchten?

Melchthal (zu Frießhardt.)
Wags, ihn aus unſrer Mitte wegzuführen!

Walther Fürſt und Stauffacher.
Gelaſſen! Ruhig!

Frießhardt (ſchreit.)
Aufruhr und Empörung!
(Man hört Jagdhörner.)

Weiber.
Da kommt der Landvogt!

Frießhardt (erhebt die Stimme.)
Meuterey! Empörung!

Stauffacher.
Schrey, bis du berſteſt, Schurke!

Röſſelmann und Melchthal.
Willſt du ſchweigen?

Frießhardt (ruft noch lauter.)
Zu Hülf', zu Hülf' den Dienern des Geſetzes!

Walther Fürſt.
Da iſt der Vogt! Weh uns, was wird das werden!

Geßler zu Pferd, den Falken auf der Fauſt, Rudolph der Harras, Bertha und Rudenz, ein großes Gefolge von bewaffneten Knechten, welche einen Kreis von Piken um die ganze Scene ſchließen.

Rudolph der Harras.
Platz, Platz dem Landvogt!

Geßler.

Treibt ſie auseinander!
Was läuft das Volk zuſammen? Wer ruft Hülfe?
(Allgemeine Stille.)
Wer wars? Ich will es wiſſen.
(Zu Frießhardt.)
Du trittſt vor!
Wer biſt du und was hältſt du dieſen Mann?
(Er gibt den Falken einem Diener.)

Frießhardt.

Geſtrenger Herr, ich bin dein Waffenknecht
Und wohlbeſtellter Wächter bey dem Hut.
Dieſen Mann ergriff ich über friſcher That,
Wie er dem Hut den Ehrengruß verſagte.
Verhaften wollt' ich ihn, wie du befahlſt,
Und mit Gewalt will ihn das Volk entreißen.

Geßler (nach einer Pauſe.)

Verachteſt du ſo deinen Kaiſer, Tell,
Und Mich, der hier an ſeiner Statt gebietet,
Daß du die Ehr' verſagſt dem Hut, den ich
Zur Prüfung des Gehorſams aufgehangen?
Dein böſes Trachten haſt du mir verrathen.

Tell.

Verzeiht mir, lieber Herr! Aus Unbedacht,
Nicht aus Verachtung Eurer iſt's geſchehn,
Wär' ich beſonnen, hieß ich nicht der Tell;
Ich bitt' um Gnad', es ſoll nicht mehr begegnen.

Geßler (nach einigem Stillſchweigen.)

Du biſt ein Meiſter auf der Armbruſt, Tell.
Man ſagt, du nehmſt es auf mit jedem Schützen?

Walther.

Und das muß wahr ſeyn. Herr, 'nen Apfel ſchießt
Der Vater dir vom Baum auf hundert Schritte.

Geßler.

Iſt das dein Knabe, Tell?

Tell.

Ja, lieber Herr.

Geßler.

Haſt du der Kinder mehr?

Tell.

Zwey Knaben, Herr.

Geßler.

Und welcher iſt's, den du am meiſten liebſt?

Tell.

Herr, Beyde ſind ſie mir gleich liebe Kinder.

Geßler.

Nun, Tell! Weil du den Apfel triffſt vom Baume
Auf hundert Schritte, ſo wirſt du deine Kunſt
Vor mir bewähren müſſen — Nimm die Armbruſt —
Du haſt ſie gleich zur Hand — und mach dich fertig,
Einen Apfel von des Knaben Kopf zu ſchießen —
Doch will ich rathen, ziele gut, daß du

Den Apfel treffeſt auf den erſten Schuß:
Denn fehlſt du ihn, ſo iſt dein Kopf verloren.

(Alle geben Zeichen des Schreckens.)

Tell.

Herr — Welches Ungeheure ſinnet Ihr
Mir an? — Ich ſoll vom Haupte meines Kindes —
— Nein, nein doch, lieber Herr, das kommt Euch nicht
Zu Sinn — Verhüt's der gnäd'ge Gott — das könnt Ihr
Im Ernſt von einem Vater nicht begehren!

Geßler.

Du wirſt den Apfel ſchießen von dem Kopf
Des Knaben — Ich begehr's und will's.

Tell.

Ich ſoll
Mit meiner Armbruſt auf das liebe Haupt
Des eignen Kindes zielen? — Eher ſterb' ich!

Geßler.

Du ſchießeſt oder ſtirbſt mit deinem Knaben.

Tell.

Ich ſoll der Mörder werden meines Kinds!
Herr, Ihr habt keine Kinder — wiſſet nicht,
Was ſich bewegt in eines Vaters Herzen.

Geßler.

Ey, Tell, du biſt ja plötzlich ſo beſonnen!
Man ſagte mir, daß du ein Träumer ſeyſt,
Und dich entfernſt von andrer Menſchen Weiſe.
Du liebſt das Seltſame — Drum hab' ich jetzt

Ein eigen Wagſtück für dich ausgeſucht.
Ein Andrer wohl bedächte ſich — Du drückſt
Die Augen zu, und greifſt es herzhaft an.

Bertha.

Scherzt nicht, o Herr! mit dieſen armen Leuten!
Ihr ſeht ſie bleich und zitternd ſtehn — So wenig
Sind ſie Kurzweils gewohnt aus Eurem Munde.

Geßler.

Wer ſagt Euch, daß ich ſcherze?
(Greift nach einem Baumzweige, der über ihn herhängt.)
Hier iſt der Apfel.
Man mache Raum — Er nehme ſeine Weite,
Wie's Brauch iſt — Achtzig Schritte geb ich ihm —
Nicht weniger, noch mehr — Er rühmte ſich,
Auf ihrer hundert ſeinen Mann zu treffen —
Jetzt, Schütze, triff, und fehle nicht das Ziel!

Rudolph der Harras.

Gott, das wird ernſthaft — Falle nieder, Knabe!
Es gilt, und fleh den Landvogt um dein Leben.

Walther Fürſt

(bey Seite zu Melchthal, der kaum ſeine Ungeduld bezwingt.)
Haltet an Euch! Ich fleh Euch drum, bleibt ruhig!

Bertha (zum Landvogt.)

Laßt es genug ſeyn, Herr! Unmenſchlich iſts,
Mit eines Vaters Angſt alſo zu ſpielen.
Wenn dieſer arme Mann auch Leib und Leben
Verwirkt durch ſeine leichte Schuld, bey Gott!

Er hätte jetzt zehnfachen Tod empfunden.
Entlaſſt ihn ungekränkt in ſeine Hütte;
Er hat Euch kennen lernen; dieſer Stunde
Wird er und ſeine Kindeskinder denken.

Geßler.

Oeffnet die Gaſſe — Friſch! Was zauderſt du?
Dein Leben iſt verwirkt; ich kann dich tödten,
Und ſieh, ich lege gnädig dein Geſchick
In deine eigne kunſtgeübte Hand.
Der kann nicht klagen über harten Spruch,
Den man zum Meiſter ſeines Schickſals macht.
Du rühmſt dich deines ſichern Blicks! Wohlan!
Hier gilt es, Schütze, deine Kunſt zu zeigen;
Das Ziel iſt würdig und der Preis iſt groß!
Das Schwarze treffen in der Scheibe, das
Kann auch ein andrer; der iſt mir der Meiſter,
Der ſeiner Kunſt gewiß iſt überall,
Dems Herz nicht in die Hand tritt noch ins Auge.

Walther Fürſt

(wirft ſich vor ihm nieder.)

Herr Landvogt, wir erkennen Eure Hoheit;
Doch laſſet Gnad' für Recht ergehen, nehmt
Die Hälfte meiner Habe, nehmt ſie ganz!
Nur dieſes Gräßliche erlaſſet einem Vater!

Walther Tell.

Großvater, knie nicht vor dem falſchen Mann!
Sagt, wo ich hinſtehn ſoll? Ich fürcht mich nicht;

Der Vater trifft den Vogel ja im Flug;
Er wird nicht fehlen auf das Herz des Kindes.

Stauffacher.

Herr Landvogt, rührt Euch nicht des Kindes Unſchuld?

Röſſelmann.

O denket, daß ein Gott im Himmel iſt,
Dem Ihr müſſt Rede ſtehn für Eure Thaten.

Geßler (zeigt auf den Knaben.)

Man bind' ihn an die Linde dort!

Walther Tell.

Mich binden!
Nein, ich will nicht gebunden ſeyn. Ich will
Still halten, wie ein Lamm, und auch nicht athmen,
Wenn ihr mich bindet, nein, ſo kann ichs nicht,
So werd' ich toben gegen meine Bande.

Rudolph der Harras.

Die Augen nur laß dir verbinden, Knabe!

Walther Tell.

Warum die Augen? Denket Ihr, ich fürchte
Den Pfeil von Vaters Hand? Ich will ihn feſt
Erwarten, und nicht zucken mit den Wimpern.
— Friſch, Vater, zeigs, daß du ein Schütze biſt!
Er glaubt dirs nicht, er denkt uns zu verderben —
Dem Wüthrich zum Verdruſſe, ſchieß und triff!
(Er geht an die Linde, man legt ihm den Apfel auf.)

Melchthal (zu den Landleuten.)

Was? Soll der Frevel ſich vor unſern Augen
Vollenden? Wozu haben wir geſchworen?

Stauffacher.

Es iſt umſonſt. Wir haben keine Waffen;
Ihr ſeht den Wald von Lanzen um uns her.

Melchthal.

O hätten wir's mit friſcher That vollendet!
Verzeih's Gott denen, die zum Aufſchub riethen!

Geßler (zu Tell.)

Ans Werk! Man führt die Waffen nicht vergebens.
Gefährlich iſt's, ein Mordgewehr zu tragen,
Und auf den Schützen ſpringt der Pfeil zurück.
Dies ſtolze Recht, das ſich der Bauer nimmt,
Beleidiget den höchſten Herrn des Landes.
Gewaffnet ſey Niemand, als der gebietet.
Freut's euch, den Pfeil zu führen und den Bogen,
Wohl, ſo will ich das Ziel euch dazu geben.

Tell

(ſpannt die Armbruſt und legt den Pfeil auf.)

Oeffnet die Gaſſe! Platz!

Stauffacher.

Was, Tell? Ihr wolltet — Nimmermehr — Ihr zittert,
Die Hand erbebt Euch, Eure Kniee wanken —

Tell (läßt die Armbruſt ſinken.)

Mir ſchwimmt es vor den Augen!

Weiber.

Gott im Himmel!

Tell (zum Landvogt.)

Erlaſſet mir den Schuß. Hier iſt mein Herz!

(Er reißt die Bruſt auf.)

Ruft Eure Reiſigen und ſtoßt mich nieder!

Geßler.

Ich will dein Leben nicht, ich will den Schuß.
— Du kannſt ja Alles, Tell! An Nichts verzagſt du;
Das Steuerruder führſt du wie den Bogen;
Dich ſchreckt kein Sturm, wenn es zu retten gilt;
Jetzt, Retter, hilf dir ſelbſt — du retteſt Alle!

(Tell ſteht in fürchterlichem Kampf, mit den Händen zuckend, und die rollenden Augen bald auf den Landvogt, bald zum Himmel gerichtet — Plötzlich greift er in ſeinen Köcher, nimmt einen zweyten Pfeil heraus und ſteckt ihn in ſeinen Goller. Der Landvogt bemerkt alle dieſe Bewegungen.)

Walther Tell (unter der Linde.)

Vater, ſchieß zu! Ich fürcht' mich nicht.

Tell.

Es muß!

(Er rafft ſich zuſammen und legt an.)

Rudenz

(der die ganze Zeit über in der heftigſten Spannung geſtanden und mit Gewalt an ſich gehalten, tritt hervor.)

Herr Landvogt, weiter werdet Ihr's nicht treiben,
Ihr werdet nicht — Es war nur eine Prüfung —

Den Zweck habt Ihr erreicht — Zu weit getrieben
Verfehlt die Strenge ihres weiſen Zwecks.
Und allzuſtraff geſpannt zerſpringt der Bogen.

Geßler.

Ihr ſchweigt, bis man Euch aufruft.

Rudenz.

Ich will reden,
Ich darf's; des Königs Ehre iſt mir heilig;
Doch ſolches Regiment muß Haß erwerben.
Das iſt des Königs Wille nicht — Ich darf's
Behaupten — Solche Grauſamkeit verdient
Mein Volk nicht; dazu habt Ihr keine Vollmacht.

Geßler.

Ha, Ihr erkühnt Euch!

Rudenz.

Ich hab' ſtill geſchwiegen
Zu allen ſchweren Thaten, die ich ſah;
Mein ſehend Auge hab' ich zugeſchloſſen,
Mein überſchwellend und empörtes Herz
Hab' ich hinabgedrückt in meinen Buſen.
Doch länger ſchweigen wär' Verrath zugleich
An meinem Vaterland und an dem Kaiſer.

Bertha

(wirft ſich zwiſchen ihn und den Landvogt.)

O Gott, Ihr reizt den Wüthenden noch mehr.

Rudenz.

Mein Volk verließ ich, meinen Blutsverwandten
Entſagt' ich, alle Bande der Natur
Zerriß ich, um an Euch mich anzuſchließen —
Das Beſte Aller glaubt' ich zu befördern,
Da ich des Kaiſers Macht beveſtigte —
Die Binde fällt von meinen Augen — Schaudernd
Seh' ich an einen Abgrund mich geführt —
Mein freyes Urtheil habt Ihr irr geleitet,
Mein redlich Herz verführt — Ich war daran,
Mein Volk in beſter Meinung zu verderben.

Geßler.

Verwegner, dieſe Sprache deinem Herrn?

Rudenz.

Der Kaiſer iſt mein Herr, nicht Ihr — Frey bin ich
Wie Ihr geboren, und ich meſſe mich
Mit Euch in jeder ritterlichen Tugend.
Und ſtündet Ihr nicht hier in Kaiſers Namen,
Den ich verehre, ſelbſt wo man ihn ſchändet,
Den Handſchuh wärf' ich vor Euch hin, Ihr ſolltet
Nach ritterlichem Brauch mir Antwort geben.
— Ja winkt nur Euren Reiſigen — Ich ſtehe
Nicht wehrlos da, wie die —

(auf das Volk zeigend.)

Ich hab' ein Schwert,
Und wer mir naht —

Stauffacher (ruft.)

Der Apfel iſt gefallen!

(Indem ſich Alle nach dieſer Seite gewendet und Bertha zwiſchen Rudenz und den Landvogt ſich geworfen, hat Tell den Pfeil abgedrückt.)

Röſſelmann.

Der Knabe lebt!

Viele Stimmen.

Der Apfel iſt getroffen!

(Walther Fürſt ſchwankt und droht zu ſinken, Bertha hält ihn.)

Geßler (erſtaunt.)

Er hat geſchoſſen? Wie? Der Raſende!

Bertha.

Der Knabe lebt! Kommt zu Euch, guter Vater!

Walther Tell (kommt mit dem Apfel geſprungen.)

Vater, hier iſt der Apfel — Wußt' ich's ja,
Du würdeſt deinen Knaben nicht verletzen.

Tell

(ſtand mit vorgebogenem Leib, als wollt' er dem Pfeil folgen — die Armbruſt entſinkt ſeiner Hand — wie er den Knaben kommen ſieht, eilt er ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen, und hebt ihn mit heftiger Inbrunſt zu ſeinem Herzen hinauf, in dieſer Stellung ſinkt er kraftlos zuſammen. Alle ſtehen gerührt.)

Bertha.

O güt'ger Himmel!

Walther Fürſt (zu Vater und Sohn.)
Kinder! meine Kinder!

Stauffacher.

Gott ſey gelobt!

Leuthold.

Das war ein Schuß! Davon
Wird man noch reden in den ſpätſten Zeiten.

Rudolph der Harras.

Erzählen wird man von dem Schützen Tell,
So lang die Berge ſtehn auf ihrem Grunde.
(reicht dem Landvogt den Apfel.)

Geßler.

Bey Gott! Der Apfel mitten durch geſchoſſen
Es war ein Meiſterſchuß, ich muß ihn loben.

Röſſelmann.

Der Schuß war gut; doch wehe dem, der ihn
Dazu getrieben, daß er Gott verſuchte.

Stauffacher.

Kommt zu Euch, Tell, ſteht auf. Ihr habt Euch männlich
Gelöſt, und frey könnt Ihr nach Hauſe gehen.

Röſſelmann.

Kommt, kommt und bringt der Mutter ihren Sohn!
(Sie wollen ihn wegführen.

Geßler.

Tell, höre!

Tell (kommt zurück.)
Was befehlt ihr, Herr?

Geßler.
Du ſteckteſt
Noch einen zweyten Pfeil zu dir — Ja, ja,
Ich ſah es wohl — Was meinteſt du damit?

Tell (verlegen.)
Herr, das iſt alſo bräuchlich bey den Schützen.

Geßler.
Nein, Tell, die Antwort laß ich dir nicht gelten;
Es wird was Andres wohl bedeutet haben.
Sag mir die Wahrheit friſch und fröhlich, Tell!
Was es auch ſey, dein Leben ſichr' ich dir.
Wozu der zweyte Pfeil?

Tell.
Wohlan, o Herr,
Weil Ihr mich meines Lebens habt geſichert,
So will ich Euch die Wahrheit gründlich ſagen.

(Er zieht den Pfeil aus dem Goller und ſieht den Landvogt mit einem furchtbaren Blick an.)

Mit dieſem zweyten Pfeil durchſchoß ich — Euch,
Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte,
Und Eurer — wahrlich hätt' ich nicht gefehlt.

Geßler.
Wohl, Tell! Des Lebens hab' ich dich geſichert;
Ich gab mein Ritterwort, das will ich halten —

Doch weil ich deinen böſen Sinn erkannt,
Will ich dich führen laſſen und verwahren,
Wo weder Mond noch Sonne dich beſcheint,
Damit ich ſicher ſey vor deinen Pfeilen.
Ergreift ihn, Knechte! Bindet ihn!

(Tell wird gebunden.)

Stauffacher.

Wie, Herr!
So könntet Ihr an einem Manne handeln,
An dem ſich Gottes Hand ſichtbar verkündigt?

Geßler.

Laß ſehn, ob ſie ihn zweymal retten wird.
— Man bring' ihn auf mein Schiff! Ich folge nach
Sogleich, ich ſelbſt will ihn nach Küßnacht führen.

Röſſelmann.

Das dürft Ihr nicht, das darf der Kaiſer nicht,
Das widerſtreitet unſern Freyheitbriefen!

Geßler.

Wo ſind ſie? Hat der Kaiſer ſie beſtätigt?
Er hat ſie nicht beſtätigt — Dieſe Gunſt
Muß erſt erworben werden durch Gehorſam.
Rebellen ſeyd ihr Alle gegen Kaiſers
Gericht und nährt verwegene Empörung.
Ich kenn' euch Alle — ich durchſchau euch ganz —
Den nehm' ich jetzt heraus aus eurer Mitte;

Doch Alle ſeyd ihr theilhaft ſeiner Schuld.
Wer klug iſt, lerne ſchweigen und gehorchen!

(Er entfernt ſich, Bertha, Rudenz, Harras und Knechte folgen, Frießhardt und Leuthold bleiben zurück.)

Walther Fürſt (in heftigem Schmerz.)

Es iſt vorbey; er hat's beſchloſſen, mich
Mit meinem ganzen Hauſe zu verderben!

Stauffacher (zum Tell.)

O warum muſſtet Ihr den Wüthrich reizen!

Tell.

Bezwinge ſich, wer meinen Schmerz gefühlt!

Stauffacher.

O nun iſt Alles, Alles hin! Mit Euch
Sind wir gefeſſelt Alle und gebunden!

Landleute (umringen den Tell.)

Mit Euch geht unſer letzter Troſt dahin!

Leuthold (nähert ſich.)

Tell, es erbarmt mich — Doch ich muß gehorchen.

Tell.

Lebt wohl!

Walther Tell
(ſich mit heftigem Schmerz an ihn ſchmiegend.)

O Vater! Vater! Lieber Vater!

Tell
(hebt die Arme zum Himmel.)

Dort droben iſt dein Vater! Den ruf' an!

Stauffacher.

Tell, ſag' ich Eurem Weibe nichts von Euch?

Tell

(hebt den Knaben mit Inbrunſt an ſeine Bruſt.)

Der Knab' iſt unverletzt; mir wird Gott helfen.

(Reißt ſich ſchnell los und folgt den Waffenknechten.

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

Oeſtliches Ufer des Vierwaldſtättenſees; die ſeltſam geſtalteten ſchroffen Felſen im Weſten ſchließen den Proſpekt. Der See iſt bewegt, heftiges Rauſchen und Toſen, dazwiſchen Blitze und Donnerſchläge.

Kunz von Gerſau. Fiſcher und Fiſcherknabe.

Kunz.

Ich ſah's mit Augen an, Ihr könnt mir's glauben;
'S iſt Alles ſo geſchehn, wie ich Euch ſagte.

Fiſcher.

Der Tell gefangen abgeführt nach Küßnacht,
Der beſte Mann im Land, der bravſte Arm,
Wenn's einmal gelten ſollte für die Freyheit.

Kunz.

Der Landvogt führt ihn ſelbſt den See herauf;
Sie waren eben dran, ſich einzuſchiffen,

Als ich von Fluelen abfuhr; doch der Sturm,
Der eben jetzt im Anzug iſt, und der
Auch mich gezwungen, eilends hier zu landen,
Mag ihre Abfahrt wohl verhindert haben.

Fiſcher.

Der Tell in Feſſeln, in des Vogts Gewalt!
O glaubt, er wird ihn tief genug vergraben,
Daß er des Tages Licht nicht wieder ſieht!
Denn fürchten muß er die gerechte Rache
Des freyen Mannes, den er ſchwer gereizt!

Kunz.

Der Altlandammann auch, der edle Herr
Von Attinghauſen, ſagt man, lieg' am Tode.

Fiſcher.

So bricht der letzte Anker unſrer Hoffnung!
Der war es noch allein, der ſeine Stimme
Erheben durfte für des Volkes Rechte!

Kunz.

Der Sturm nimmt überhand. Gehabt Euch wohl!
Ich nehme Herberg in dem Dorf; denn heut
Iſt doch an keine Abfahrt mehr zu denken.

(Geht ab.)

Fiſcher.

Der Tell gefangen und der Freyherr todt!
Erheb' die freche Stirne, Tyranney,
Wirf alle Scham hinweg! Der Mund der Wahrheit

Iſt ſtumm, das ſeh'nde Auge iſt geblendet,
Der Arm, der retten ſollte, iſt gefeſſelt!

Knabe.

Es hagelt ſchwer; kommt in die Hütte, Vater,
Es iſt nicht kommlich, hier im Freyen hauſen.

Fiſcher.

Raſet, ihr Winde! Flammt herab, ihr Blitze!
Ihr Wolken, berſtet! Gießt herunter, Ströme
Des Himmels, und erſäuft das Land! Zerſtört
Im Keim die ungeborenen Geſchlechter!
Ihr wilden Elemente, werdet Herr!
Ihr Bären, kommt, ihr alten Wölfe wieder
Der großen Wüſte! euch gehört das Land;
Wer wird hier leben wollen ohne Freyheit!

Knabe.

Hört, wie der Abgrund tost, der Wirbel brüllt,
So hat's noch nie geraſt in dieſem Schlunde!

Fiſcher.

Zu zielen auf des eignen Kindes Haupt,
Solches ward keinem Vater noch geboten!
Und die Natur ſoll nicht in wildem Grimm
Sich drob empören — O mich ſoll's nicht wundern,
Wenn ſich die Felſen bücken in den See,
Wenn jene Zacken, jene Eiſesthürme,
Die nie aufthauten ſeit dem Schöpfungtag,
Von ihren hohen Kulmen niederſchmelzen,
Wenn die Berge brechen, wenn die alten Klüfte

Einſtürzen, eine zweyte Sündfluth alle
Wohnſtätten der Lebendigen verſchlingt!
(Man hört läuten.)

Knabe.

Hört Ihr, ſie läuten droben auf dem Berg;
Gewiß hat man ein Schiff in Noth geſehn,
Und zieht die Glocke, daß gebetet werde.
(Steigt auf eine Anhöhe.)

Fiſcher.

Wehe dem Fahrzeug, das jetzt unterwegs,
In dieſer furchtbarn Wiege wird gewiegt!
Hier iſt das Steuer unnütz und der Steurer,
Der Sturm iſt Meiſter, Wind und Welle ſpielen
Ball mit dem Menſchen — Da iſt nah' und fern
Kein Hafen, der ihm freundlich Schutz gewährte!
Handlos und ſchroff anſteigend ſtarren ihm
Die Felſen, die unwirthlichen, entgegen,
Und weiſen ihm nur ihre ſteinern ſchroffe Bruſt.

Knabe (deutet links.)

Vater, ein Schiff, es kommt von Fluelen her.

Fiſcher.

Gott helf den armen Leuten! Wenn der Sturm
In dieſer Waſſerkluft ſich erſt verfangen,
Dann raſt er um ſich mit des Raubthiers Angſt,
Das an des Gitters Eiſenſtäbe ſchlägt;
Die Pforte ſucht er heulend ſich vergebens,

Denn ringsum ſchränken ihn die Felſen ein,
Die himmelhoch den engen Paß vermauren.
(Er ſteigt auf die Anhöhe.)

Knabe.

Es iſt das Herrenſchiff von Uri, Vater,
Ich kenn's am rothen Dach und an der Fahne.

Fiſcher.

Gerichte Gottes! Ja, er iſt es ſelbſt,
Der Landvogt, der da fährt — Dort ſchifft er hin,
Und führt im Schiffe ſein Verbrechen mit!
Schnell hat der Arm des Rächers ihn gefunden;
Jetzt kennt er über ſich den ſtärkern Herrn.
Dieſe Wellen geben nicht auf ſeine Stimme;
Dieſe Felſen bücken ihre Häupter nicht
Vor ſeinem Hute — Knabe, bete nicht!
Greif nicht dem Richter in den Arm!

Knabe.

Ich bete für den Landvogt nicht — Ich bete
Für den Tell, der auf dem Schiff ſich mit befindet.

Fiſcher.

O Unvernunft des blinden Elements!
Muſſt du, um Einen Schuldigen zu treffen,
Das Schiff mit ſammt dem Steuermann verderben!

Knabe.

Sieh, ſieh, ſie waren glücklich ſchon vorbey

Am Buggisgrat; doch die Gewalt des Sturms,
Der von dem Teufelsmünſter widerprallt,
Wirft ſie zum großen Axenberg zurück.
— Ich ſeh' ſie nicht mehr.

Fiſcher.

Dort iſt das Hakmeſſer,
Wo ſchon der Schiffe mehrere gebrochen.
Wenn ſie nicht weislich dort vorüberlenken,
So wird das Schiff zerſchmettert an der Fluh,
Die ſich gähſtrotzig abſenkt in die Tiefe.
— Sie haben einen guten Steuermann
Am Bord; könnt' Einer retten, wär's der Tell;
Doch dem ſind Arm' und Hände ja gefeſſelt.

Wilhelm Tell (mit der Armbruſt.)

(Er kommt mit raſchen Schritten, blickt erſtaunt umher, und zeigt die heftigſte Bewegung. Wenn er mitten auf der Scene iſt, wirft er ſich nieder, die Hände zu der Erde und dann zum Himmel ausbreitend.)

Knabe (bemerkt ihn.)

Sieh, Vater, wer der Mann iſt, der dort kniet?

Fiſcher.

Er faſſt die Erde an mit ſeinen Händen,
Und ſcheint wie außer ſich zu ſeyn.

Knabe (kommt vorwärts.)

Was ſeh' ich! Vater! Vater, kommt und ſeht!

Fiſcher (nähert ſich.)
Wer iſt es? — Gott im Himmel! Was! der Tell?
Wie kommt Ihr hieher? Redet!

Knabe.
Wart Ihr nicht
Dort auf dem Schiff gefangen und gebunden?

Fiſcher.
Ihr wurdet nicht nach Küßnacht abgeführt?

Tell (ſteht auf.)
Ich bin befreyt.

Fiſcher und Knabe.
Befreyt! O Wunder Gottes!

Knabe.
Wo kommt Ihr her?

Tell.
Dort aus dem Schiffe.

Fiſcher.
Was?

Knabe (zugleich.)
Wo iſt der Landvogt?

Tell.
Auf den Wellen treibt er.

Fiſcher.
Iſt's möglich? Aber Ihr? Wie ſeyd Ihr hier?
Seyd Euren Banden und dem Sturm entkommen?

Tell.

Durch Gottes gnäd'ge Fürſehung — Hört an!

Fiſcher und Knabe.

O redet, redet!

Tell.

Was in Altdorf ſich
Begeben, wißt Ihr's?

Fiſcher.

Alles weiß ich, redet!

Tell.

Daß mich der Landvogt fahen ließ und binden,
Nach ſeiner Burg zu Küßnacht wollte führen.

Fiſcher.

Und ſich mit Euch zu Flüelen eingeſchifft.
Wir wiſſen Alles. Sprecht, wie Ihr entkommen?

Tell.

Ich lag im Schiff, mit Stricken feſt gebunden,
Wehrlos, ein aufgegebner Mann — Nicht hofft' ich,
Das frohe Licht der Sonne mehr zu ſehn,
Der Gattinn und der Kinder liebes Antlitz.
Und troſtlos blickt' ich in die Waſſerwüſte —

Fiſcher.

O armer Mann!

Tell.

So fahren wir dahin,
Der Vogt, Rudolph der Harras und die Knechte.

Mein Köcher aber mit der Armbruſt lag
Am hintern Granſen bey dem Steuerruder.
Und als wir an die Ecke jetzt gelangt
Beym kleinen Axen, da verhängt' es Gott,
Daß ſolch ein grauſam mördriſch Ungewitter
Gählings herfürbrach aus des Gotthardts Schlünden,
Daß allen Ruderern das Herz entſank,
Und meinten Alle, elend zu ertrinken.
Da hört' ich's, wie der Diener Einer ſich
Zum Landvogt wendet' und die Worte ſprach:
Ihr ſehet Eure Noth und unſre, Herr,
Und daß wir All' am Rand des Todes ſchweben —
Die Steuerleute aber wiſſen ſich
Vor großer Furcht nicht Rath und ſind des Fahrens
Nicht wohl berichtet — Nun aber iſt der Tell
Ein ſtarker Mann und weiß ein Schiff zu ſteuern.
Wie, wenn wir ſein jetzt brauchten in der Noth?
Da ſprach der Vogt zu mir: Tell, wenn du dir's
Getrauteſt, uns zu helfen aus dem Sturm,
So möcht' ich dich der Bande wohl entled'gen.
Ich aber ſprach: Ja, Herr, mit Gottes Hülfe
Getrau' ich mir's, und helf' uns wohl hiedannen.
So ward ich meiner Bande los und ſtand
Am Steuerruder und fuhr redlich hin;
Doch ſchielt' ich ſeitwärts, wo mein Schießzeug lag,
Und an dem Ufer merkt' ich ſcharf umher,
Wo ſich ein Vortheil aufthät zum Entſpringen.

Und wie ich eines Felſenriffs gewahre,
Das abgeplattet vorſprang in den See —

Fiſcher.

Ich kenn's, es iſt am Fuß des großen Axen,
Doch nicht für möglich acht' ich's — ſo gar ſteil
Geht's an — vom Schiff es ſpringend abzureichen —

Tell.

Schrie ich den Knechten, handlich zuzugehn,
Bis daß wir vor die Felſenplatte kämen,
Dort, rief ich, ſey das Aergſte überſtanden —
Und als wir ſie friſchrudernd bald erreicht,
Fleh' ich die Gnade Gottes an, und drücke,
Mit allen Leibeskräften angeſtemmt,
Den hintern Granſen an die Felswand hin.
Jetzt ſchnell mein Schießzeug faſſend, ſchwing' ich ſelbſt
Hochſpringend auf die Platte mich hinauf,
Und mit gewalt'gem Fußſtoß hinter mich
Schleudr' ich das Schifflein in den Schlund der Waſſer —
Dort mag's, wie Gott will, auf den Wellen treiben!
So bin ich hier, gerettet aus des Sturms
Gewalt und aus der ſchlimmeren der Menſchen.

Fiſcher.

Tell, Tell, ein ſichtbar Wunder hat der Herr
An Euch gethan; kaum glaub ich's meinen Sinnen —
Doch ſaget! Wo gedenket Ihr jetzt hin;
Denn Sicherheit iſt nicht für Euch, wofern
Der Landvogt lebend dieſem Sturm entkommt.

Tell.

Ich hört' ihn ſagen, da ich noch im Schiff
Gebunden lag, er wollt' bey Brunnen landen,
Und über Schwytz nach ſeiner Burg mich führen.

Fiſcher.

Will er den Weg dahin zu Lande nehmen?

Tell.

Er denkt's.

Fiſcher.

O ſo verbergt Euch ohne Säumen!
Nicht zweymal hilft Euch Gott aus ſeiner Hand.

Tell.

Nennt mir den nächſten Weg nach Arth und Küßnacht.

Fiſcher.

Die offne Straße zieht ſich über Steinen;
Doch einen kürzern Weg und heimlichern
Kann Euch mein Knabe über Lowerz führen.

Tell (gibt ihm die Hand.)

Gott lohn' Euch Eure Gutthat. Lebet wohl.
(Geht und kehrt wieder um.)
— Habt Ihr nicht auch im Rütli mit geſchworen?
Mir däucht, man nennt' Euch mir —

Fiſcher.

Ich war dabey,
Und hab' den Eid des Bundes mit beſchworen.

Tell.

So eilt nach Bürglen, thut die Lieb' mir an!
Mein Weib verzagt um mich; verkündet ihr,
Daß ich gerettet ſey und wohl geborgen.

Fiſcher.

Doch wohin ſag' ich ihr, daß Ihr geflohn?

Tell.

Ihr werdet meinen Schwäher bey ihr finden
Und Andre, die im Rütli mit geſchworen —
Sie ſollen wacker ſeyn und gutes Muths;
Der Tell ſey frey und ſeines Armes mächtig;
Bald werden ſie ein Weitres von mir hören.

Fiſcher.

Was habt Ihr im Gemüth? Entdeckt mir's frey!

Tell.

Iſt es gethan, wird's auch zur Rede kommen.
(Geht ab.)

Fiſcher.

Zeig' ihm den Weg, Jenni — Gott ſteh' ihm bey!
Er führt's zum Ziel, was er auch unternommen.
(Geht ab.)

Zweyte Scene.

Edelhof zu Attinghauſen.

Der **Freyherr**, in einem Armſeſſel, ſterbend. **Walther Fürſt. Stauffacher. Melchthal** und **Baumgarten**, um ihn beſchäftigt. **Walther Tell**, knieend vor dem Sterbenden.

Walther Fürſt.

Es iſt vorbey mit ihm, er iſt hinüber.

Stauffacher.

Er liegt nicht wie ein Todter — Seht, die Feder
Auf ſeinen Lippen regt ſich! Ruhig iſt
Sein Schlaf und friedlich lächeln ſeine Züge.

(Baumgarten geht an die Thür und ſpricht mit Jemand.)

Walther Fürſt (zu Baumgarten.)

Wer iſt's?

Baumgarten (kommt zurück.)

Es iſt Frau Hedwig, Eure Tochter;
Sie will Euch ſprechen, will den Knaben ſehn.

(Walther Tell richtet ſich auf.)

Walther Fürſt.

Kann ich ſie tröſten? Hab' ich ſelber Troſt?
Häuft alles Leiden ſich auf meinem Haupt?

Hedwig (hereindringend.)

Wo iſt mein Kind? Laſſt mich, ich muß es ſehn —

Stauffacher.

Faſſt Euch! Bedenkt, daß Ihr im Haus des Todes —

Hedwig (ſtürzt auf den Knaben.)

Mein Wälty! O er lebt mir!

Walther Tell (hängt an ihr.)

Arme Mutter!

Hedwig.

Iſt's auch gewiß? Biſt du mir unverletzt?
(Betrachtet ihn mit ängſtlicher Sorgfalt.)
Und es iſt möglich? Konnt' er auf dich zielen?
Wie konnt' er's? O er hat kein Herz — Er konnte
Den Pfeil abdrücken auf ſein eignes Kind!

Walther Fürſt.

Er that's mit Angſt, mit ſchmerzzerrißner Seele;
Gezwungen that er's, denn es galt das Leben.

Hedwig.

O hätt' er eines Vaters Herz, eh er's
Gethan, er wäre tauſendmal geſtorben!

Stauffacher.

Ihr ſolltet Gottes gnäd'ge Schickung preiſen,
Die es ſo gut gelenkt —

Hedwig.

Kann ich vergeſſen,
Wie's hätte *kommen können* — Gott des Himmels!
Und lebt' ich achtzig Jahr' — Ich ſeh' den Knaben ewig

Gebunden ſtehn, den Vater auf ihn zielen
Und ewig fliegt der Pfeil mir in das Herz.

Melchthal.

Frau, wüßtet Ihr, wie ihn der Vogt gereizt!

Hedwig.

O rohes Herz der Männer! Wenn ihr Stolz
Beleidigt wird, dann achten ſie nichts mehr;
Sie ſetzen in der blinden Wuth des Spiels
Das Haupt des Kindes und das Herz der Mutter!

Baumgarten.

Iſt Eures Mannes Loos nicht hart genug,
Daß Ihr mit ſchwerem Tadel ihn noch kränkt?
Für ſeine Leiden habt Ihr kein Gefühl?

Hedwig.

(kehrt ſich nach ihm um und ſieht ihn mit einem großen Blick an.)

Haſt Du nur Thränen für des Freundes Unglück?
— Wo waret ihr, da man den Trefflichen
In Bande ſchlug? Wo war da eure Hülfe?
Ihr ſahet zu, ihr ließt das Gräßliche geſchehn;
Geduldig littet ihr's, daß man den Freund
Aus eurer Mitte führte — Hat der Tell
Auch ſo an euch gehandelt? Stand er auch
Bedaurend da, als hinter dir die Reiter
Des Landvogts drangen, als der wüth'ge See
Vor dir erbrauste? Nicht mit müß'gen Thränen

Beklagt' er dich, in den Nachen ſprang er, Weib
Und Kind vergaß er und befreyte dich —

Walther Fürſt.

Was konnten wir zu ſeiner Rettung wagen,
Die kleine Zahl, die unbewaffnet war!

Hedwig (wirft ſich an ſeine Bruſt.)

O Vater! Und auch du haſt ihn verloren!
Das Land, wir Alle haben ihn verloren!
Uns Allen fehlt er, ach! wir fehlen ihm!
Gott rette ſeine Seele vor Verzweiflung.
Zu ihm hinab ins öde Burgverließ
Dringt keines Freundes Troſt — Wenn er erkrankte!
Ach, in des Kerkers feuchter Finſterniß
Muß er erkranken — Wie die Alpenroſe
Bleicht und verkümmert in der Sumpfesluft,
So iſt für ihn kein Leben als im Licht
Der Sonne, in dem Balſamſtrom der Lüfte.
Gefangen! Er! Sein Athem iſt die Freyheit;
Er kann nicht leben in dem Hauch der Grüfte.

Stauffacher.

Beruhigt Euch! Wir Alle wollen handeln,
Um ſeinen Kerker aufzuthun.

Hedwig.

Was könnt Ihr ſchaffen ohne ihn? — So lang
Der Tell noch frey war, ja, da war noch Hoffnung,
Da hatte noch die Unſchuld einen Freund,
Da hatte einen Helfer der Verfolgte,

Euch Alle rettete der Tell — Ihr Alle
Zuſammen könnt nicht ſeine Feſſeln löſen!
(Der Freyherr erwacht.)

Baumgarten.

Er regt ſich, ſtill!

Attinghauſen (ſich aufrichtend.)

Wo iſt er?

Stauffacher.

Wer?

Attinghauſen.

Er fehlt mir,
Verläſſt mich in dem letzten Augenblick!

Stauffacher.

Er meint den Junker — Schickte man nach ihm?

Walther Fürſt.

Es iſt nach ihm geſendet — Tröſtet Euch!
Er hat ſein Herz gefunden, er iſt unſer.

Attinghauſen.

Hat er geſprochen für ſein Vaterland?

Stauffacher.

Mit Heldenkühnheit.

Attinghauſen.

Warum kommt er nicht,
Um meinen letzten Segen zu empfangen?
Ich fühle, daß es ſchleunig mit mir endet.

Stauffacher.

Nicht alſo, edler Herr! Der kurze Schlaf
Hat Euch erquickt, und hell iſt Euer Blick.

Attinghauſen.

Der Schmerz iſt Leben, er verließ mich auch,
Das Leiden iſt, ſo wie die Hoffnung, aus.
(Er bemerkt den Knaben.)
Wer iſt der Knabe?

Walther Fürſt.

Segnet ihn, o Herr!
Er iſt mein Enkel und iſt vaterlos.
(Hedwig ſinkt mit dem Knaben vor dem Sterbenden nieder.)

Attinghauſen.

Und vaterlos laſſ' ich euch Alle, Alle
Zurück — Weh mir, daß meine letzten Blicke
Den Untergang des Vaterlands geſehn!
Mußt' ich des Lebens höchſtes Maß erreichen,
Um ganz mit allen Hoffnungen zu ſterben!

Stauffacher (zu Walther Fürſt.)

Soll er in dieſem finſtern Kummer ſcheiden?
Erhellen wir ihm nicht die letzte Stunde
Mit ſchönem Strahl der Hoffnung? — Edler Freyherr!
Erhebet Euren Geiſt! Wir ſind nicht ganz
Verlaſſen, ſind nicht rettungslos verloren.

Attinghauſen.

Wer ſoll euch retten?

Walther Fürſt.

Wir uns ſelbſt. Vernehmt!
Es haben die drey Lande ſich das Wort
Gegeben, die Tyrannen zu verjagen.
Geſchloſſen iſt der Bund; ein heil'ger Schwur
Verbindet uns. Es wird gehandelt werden,
Eh noch das Jahr den neuen Kreis beginnt.
Euer Staub wird ruhn in einem freyen Lande.

Attinghauſen.

O ſaget mir! Geſchloſſen iſt der Bund?

Melchthal.

Am gleichen Tage werden alle drey
Waldſtädte ſich erheben. Alles iſt
Bereit, und das Geheimniß wohlbewahrt
Bis jetzt, obgleich viel Hunderte es theilen.
Hohl iſt der Boden unter den Tyrannen;
Die Tage ihrer Herrſchaft ſind gezählt,
Und bald iſt ihre Spur nicht mehr zu finden.

Attinghauſen.

Die feſten Burgen aber in den Landen?

Melchthal.

Sie fallen alle an dem gleichen Tag.

Attinghauſen.

Und ſind die Edeln dieſes Bunds theilhaftig?

Stauffacher.

Wir harren ihres Beyſtands, wenn es gilt;
Jetzt aber hat der Landmann nur geſchworen.

Attinghauſen
(richtet ſich langſam in die Höhe, mit großem Erſtaunen.)
Hat ſich der Landmann ſolcher That verwogen,
Aus eignem Mittel ohne Hülf' der Edeln,
Hat er der eignen Kraft ſo viel vertraut —
Ja, dann bedarf es unſerer nicht mehr;
Getröſtet können wir zu Grabe ſteigen,
Es lebt nach uns — durch andre Kräfte will
Das Herrliche der Menſchheit ſich erhalten.
(Er legt ſeine Hand auf das Haupt des Kindes, das vor ihm auf den Knieen liegt.)
Aus dieſem Haupte, wo der Apfel lag,
Wird euch die neue beſſre Freyheit grünen;
Das Alte ſtürzt, es ändert ſich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Stauffacher (zu Walther Fürſt.)
Seht, welcher Glanz ſich um ſein Aug' ergießt!
Das iſt nicht das Erlöſchen der Natur,
Das iſt der Strahl ſchon eines neuen Lebens.

Attinghauſen.
Der Adel ſteigt von ſeinen alten Burgen,
Und ſchwört den Städten ſeinen Bürgereid;
Im Uechtland ſchon, im Thurgau hat's begonnen;
Die edle Bern erhebt ihr herrſchend Haupt,
Freyburg iſt eine ſichre Burg der Freyen;
Die rege Zürich waffnet ihre Zünfte

Zum kriegeriſchen Heer — Es bricht die Macht
Der Könige ſich an ihren ew'gen Wällen —

(Er ſpricht das Folgende mit dem Ton eines Sehers — ſeine Rede ſteigt bis zur Begeiſterung.)

Die Fürſten ſeh' ich und die edeln Herrn
In Harniſchen herangezogen kommen,
Ein harmlos Volk von Hirten zu bekriegen.
Auf Tod und Leben wird gekämpft und herrlich
Wird mancher Paß durch blutige Entſcheidung.
Der Landmann ſtürzt ſich mit der nakten Bruſt,
Ein freyes Opfer, in die Schar der Lanzen;
Er bricht ſie, und des Adels Blüthe fällt,
Es hebt die Freyheit ſiegend ihre Fahne.

(Walther Fürſts und Stauffachers Hände faſſend.)

Drum haltet feſt zuſammen — feſt und ewig —
Kein Ort der Freyheit ſey dem Andern fremd —
Hochwachten ſtellet aus auf euren Bergen,
Daß ſich der Bund zum Bunde raſch verſammle —
Seyd einig — einig — einig —

(Er fällt in das Kiſſen zurück — ſeine Hände halten entſeelt noch die Andern gefaſſt. Fürſt und Stauffacher betrachten ihn noch eine Zeitlang ſchweigend; dann treten ſie hinweg, jeder ſeinem Schmerz überlaſſen. Unterdeſſen ſind die Knechte ſtill hereingedrungen, ſie nähern ſich mit Zeichen eines ſtillern oder heftigern Schmerzens, einige knieen bey ihm nieder und weinen auf ſeine Hand; während dieſer ſtummen Scene wird die Burgglocke geläutet.)

Rudenz zu den Vorigen.

Rudenz (raſch eintretend.)
Lebt er? O ſaget, kann er mich noch hören?

Walther Fürſt
(deutet hin mit weggewandtem Geſicht.)
Ihr ſeyd jetzt unſer Lehensherr und Schirmer,
Und dieſes Schloß hat einen andern Namen.

Rudenz
(erblickt den Leichnam und ſteht von heftigem Schmerz ergriffen.)
O güt'ger Gott! — Kommt meine Reu' zu ſpät?
Konnt' er nicht wen'ge Pulſe länger leben,
Um mein geändert Herz zu ſehn?
Verachtet hab' ich ſeine treue Stimme,
Da er noch wandelte im Licht — Er iſt
Dahin, iſt fort auf immerdar, und läſſt mir
Die ſchwere unbezahlte Schuld! — O ſaget!
Schied er dahin in Unmuth gegen mich?

Stauffacher.
Er hörte ſterbend noch, was Ihr gethan,
Und ſegnete den Muth, mit dem Ihr ſpracht!

Rudenz (kniet an dem Todten nieder.)
Ja, heil'ge Reſte eines theuren Mannes!
Entſeelter Leichnam! Hier gelob' ich dir's
In deine kalte Todtenhand — Zerriſſen
Hab' ich auf ewig alle fremden Bande;
Zurückgegeben bin ich meinem Volk;

Ein Schweizer bin ich und ich will es ſeyn
Von ganzer Seele — —
(aufſtehend.)
Trauert um den Freund,
Den Vater Aller, doch verzaget nicht!
Nicht blos ſein Erbe iſt mir zugefallen;
Es ſteigt ſein Herz, ſein Geiſt auf mich herab,
Und leiſten ſoll euch meine friſche Jugend,
Was euch ſein greiſes Alter ſchuldig blieb.
— Ehrwürd'ger Vater, gebt mir Eure Hand!
Gebt mir die Eurige! Melchthal, auch Ihr!
Bedenkt Euch nicht! O wendet Euch nicht weg!
Empfanget meinen Schwur und mein Gelübde!

Walther Fürſt.

Gebt ihm die Hand! Sein wiederkehrend Herz
Verdient Vertraun.

Melchthal.

Ihr habt den Landmann nichts geachtet.
Sprecht, weſſen ſoll man ſich zu Euch verſehn?

Rudenz.

O denket nicht des Irrthums meiner Jugend!

Stauffacher (zu Melchthal.)

Seyd einig! war das letzte Wort des Vaters.
Gedenket deſſen!

Melchthal.

Hier iſt meine Hand!
Des Bauern Handſchlag, edler Herr, iſt auch

Ein Manneswort! Was iſt der Ritter ohne uns?
Und unſer Stand iſt älter als der Eure.

Rudenz.

Ich ehr' ihn, und mein Schwert ſoll ihn beſchützen.

Melchthal.

Der Arm, Herr Freyherr, der die harte Erde
Sich unterwirft und ihren Schoß befeuchtet,
Kann auch des Mannes Bruſt beſchützen.

Rudenz.

Ihr
Sollt *meine* Bruſt, ich will die *eure* ſchützen,
So ſind wir Einer durch den Andern ſtark.
— Doch wozu reden, da das Vaterland
Ein Raub noch iſt der fremden Tyranney?
Wenn erſt der Boden rein iſt von dem Feind,
Dann wollen wir's in Frieden ſchon vergleichen.
(Nachdem er einen Augenblick inne gehalten)
Ihr ſchweigt? Ihr habt mir nichts zu ſagen? Wie!
Verdien' ich's noch nicht, daß ihr mir vertraut?
So muß ich wider euren Willen mich
In das Geheimniß eures Bundes drängen.
— Ihr habt getagt — geſchworen auf dem Rütli —
Ich weiß — weiß Alles, was ihr dort verhandelt,
Und was mir nicht von euch vertrauet ward,
Ich hab's bewahrt gleich wie ein heilig Pfand.
Nie war ich meines Landes Feind, glaubt mir,
Und niemals hätt' ich gegen euch gehandelt.

— Doch übel thatet ihr, es zu verſchieben;
Die Stunde dringt und raſcher That bedarf's —
Der Tell ward ſchon das Opfer eures Säumens —

Stauffacher.

Das Chriſtfeſt abzuwarten ſchwuren wir.

Rudenz.

Ich war nicht dort, ich hab' nicht mit geſchworen.
Wartet ihr ab, ich handle.

Melchthal.

Was? Ihr wolltet —

Rudenz.

Des Landes Vätern zähl' ich mich jetzt bey,
Und meine erſte Pflicht iſt, euch zu ſchützen.

Walther Fürſt.

Der Erde dieſen theuren Staub zu geben,
Iſt Eure nächſte Pflicht und heiligſte.

Rudenz.

Wenn wir das Land befreyt, dann legen wir
Denn friſchen Kranz des Siegs ihm auf die Bahre.
— O Freunde! Eure Sache nicht allein,
Ich habe meine eigne auszufechten
Mit dem Tyrannen — Hört und wiſſt! Verſchwunden
Iſt meine Bertha, heimlich weggeraubt,
Mit kecker Frevelthat, aus unſrer Mitte!

Stauffacher.

Solcher Gewaltthat hätte der Tyrann
Wider die freye Edle ſich verwogen?

Rudenz.

O meine Freunde! Euch verſprach ich Hülfe,
Und ich zuerſt muß ſie von euch erflehn.
Geraubt, entriſſen iſt mir die Geliebte.
Wer weiß, wo ſie der Wüthende verbirgt,
Welcher Gewalt ſie frevelnd ſich erkühnen,
Ihr Herz zu zwingen zum verhaſſten Band!
Verlaſſt mich nicht, o helft mir ſie erretten —
Sie liebt euch, o ſie hat's verdient um's Land,
Daß alle Arme ſich für ſie bewaffnen —

Walther Fürſt.

Was wollt Ihr unternehmen?

Rudenz.

Weiß ichs? Ach!
In dieſer Nacht, die ihr Geſchick umhüllt,
In dieſes Zweifels ungeheurer Angſt,
Wo ich nichts Feſtes zu erfaſſen weiß,
Iſt mir nur dieſes in der Seele klar:
Unter den Trümmern der Tyrannenmacht
Allein kann ſie hervor gegraben werden;
Die Veſten alle müſſen wir bezwingen,
Ob wir vielleicht in ihren Kerker dringen.

Melchthal.

Kommt, führt uns an! Wir folgen Euch. Warum
Bis Morgen ſparen, was wir heut vermögen?
Frey war der Tell, als wir im Rütli ſchwuren;
Das Ungeheure war noch nicht geſchehen.

Es bringt die Zeit ein anderes Geſetz;
Wer iſt ſo feig, der jetzt noch könnte zagen!

Rudenz

(zu Stauffacher und Walther Fürſt.)

Indeß bewaffnet und zum Werk bereit
Erwartet ihr der Berge Feuerzeichen;
Denn ſchneller, als ein Botenſegel fliegt,
Soll euch die Botſchaft unſers Siegs erreichen,
Und ſeht ihr leuchten die willkommnen Flammen,
Dann auf die Feinde ſtürzt, wie Wetters Strahl,
Und brecht den Bau der Tyranney zuſammen.

(Gehen ab.)

Dritte Scene.

Die hohle Gaſſe bey Küßnacht. Man ſteigt von hinten zwiſchen Felſen herunter und die Wanderer werden, ehe ſie auf der Scene erſcheinen, ſchon von der Höhe geſehen. Felſen umſchließen die ganze Scene; auf einer der vorderſten iſt ein Vorſprung mit Geſträuch bewachſen.

Tell (tritt auf mit der Armbruſt.)

Durch dieſe hohle Gaſſe muß er kommen;
Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht — Hier
Vollend' ich's — Die Gelegenheit iſt günſtig.
Dort der Hollunderſtrauch verbirgt mich ihm;
Von dort herab kann ihn mein Pfeil erlangen;

Des Weges Enge wehret den Verfolgern.
Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt!
Fort muſſt du, deine Uhr iſt abgelaufen.

Ich lebte ſtill und harmlos — Das Geſchoß
War auf des Waldes Thiere nur gerichtet,
Meine Gedanken waren rein von Mord —
Du haſt aus meinem Frieden mich heraus
Geſchreckt; in gährend Drachengift haſt du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt;
Zum Ungeheuren haſt du mich gewöhnt —
Wer ſich des Kindes Haupt zum Ziele ſetzte,
Der kann auch treffen in das Herz des Feinds.

Die armen Kindlein, die unſchuldigen,
Das treue Weib muß ich vor deiner Wuth
Beſchützen, Landvogt! — Da, als ich den Bogenſtrang
Anzog — als mir die Hand erzitterte —
Als du mit grauſam teufeliſcher Luſt
Mich zwangſt, auf's Haupt des Kindes anzulegen --
Als ich ohnmächtig flehend rang vor dir,
Damals gelobt' ich mir in meinem Innern
Mit furchtbarm Eidſchwur, den nur Gott gehört,
Daß meines nächſten Schuſſes erſtes Ziel
Dein Herz ſeyn ſollte — Was ich mir gelobt
In jenes Augenblickes Höllenqualen,
Iſt eine heil'ge Schuld, ich will ſie zahlen.

Du biſt mein Herr und meines Kaiſers Vogt;
Doch nicht der Kaiſer hätte ſich erlaubt,
Was du — Er ſandte dich in dieſe Lande,
Um Recht zu ſprechen — ſtrenges, denn er zürnet —
Doch nicht um mit der mörderiſchen Luſt
Dich jedes Greuels ſtraflos zu erfrechen,
Es lebt ein Gott zu ſtrafen und zu rächen.

Komm du hervor, du Bringer bittrer Schmerzen,
Mein theures Kleinod jetzt, mein höchſter Schatz —
Ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt
Der frommen Bitte undurchdringlich war —
Doch dir ſoll es nicht widerſtehn — Und du,
Vertraute Bogenſehne, die ſo oft
Mir treu gedient hat in der Freude Spielen,
Verlaß mich nicht im fürchterlichen Ernſt!
Nur jetzt noch halte feſt, du treuer Strang,
Der mir ſo oft den herben Pfeil beflügelt —
Entränn' er jetzo kraftlos meinen Händen,
Ich habe keinen zweyten zu verſenden.
(Wanderer gehen über die Scene.)
Auf dieſer Bank von Stein will ich mich ſetzen,
Dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet —
Denn hier iſt keine Heimat — Jeder treibt
Sich an dem Andern raſch und fremd vorüber,
Und fraget nicht nach ſeinem Schmerz — Hier geht
Der ſorgenvolle Kaufmann und der leicht

Geſchürzte Pilger — der andächt'ge Mönch,
Der düſtre Räuber und der heitre Spielmann,
Der Säumer mit dem ſchwer beladnen Roß,
Der ferne her kommt von der Menſchen Ländern,
Denn jede Straße führt an's End' der Welt.
Sie Alle ziehen ihres Weges fort
An ihr Geſchäft — und Meines iſt der Mord!
(ſetzt ſich.)
Sonſt wenn der Vater auszog, liebe Kinder,
Da war ein Freuen, wenn er wieder kam;
Denn niemals kehrt' er heim, er bracht' euch etwas,
War's eine ſchöne Alpenblume, war's
Ein ſeltner Vogel oder Ammonshorn,
Wie es der Wandrer findet auf den Bergen —
Jetzt geht er einem andern Waidwerk nach;
Am wilden Weg ſitzt er mit Mordgedanken;
Des Feindes Leben iſt's, worauf er lauert.
— Und doch an euch nur denkt er, lieben Kinder,
Auch jetzt — Euch zu vertheid'gen, eure holde Unſchuld
Zu ſchützen vor der Rache des Tyrannen,
Will er zum Morde jetzt den Bogen ſpannen!
(ſteht auf.)
Ich laure auf ein edles Wild — Läſſt ſich's
Der Jäger nicht verdrießen, Tage lang
Umher zu ſtreifen in des Winters Strenge,
Von Fels zu Fels den Wageſprung zu thun,
Hinan zu klimmen an den glatten Wänden,

Wo er ſich anleimt mit dem eignen Blut,
— Um ein armſelig Gratthier zu erjagen.
Hier gilt es einen köſtlicheren Preis,
Das Herz des Todfeinds, der mich will verderben.

(Man hört von ferne eine heitre Muſik, welche ſich nähert.)

Mein ganzes Lebenlang hab' ich den Bogen
Gehandhabt, mich geübt nach Schützenregel;
Ich habe oft geſchoſſen in das Schwarze,
Und manchen ſchönen Preis mir heimgebracht
Vom Freudenſchießen — Aber heute will ich
Den **Meiſterſchuß** thun und das Beſte mir
Im ganzen Umkreis des Gebirgs gewinnen.

(Eine Hochzeit zieht über die Scene und durch den Hohlweg hinauf. Tell betrachtet ſie, auf ſeinen Bogen gelehnt; Stüſſi der Flurſchütz geſellt ſich zu ihm.)

Stüſſi.

Das iſt der Kloſtermey'r von Mörliſchachen,
Der hier den Brautlauf hält — Ein reicher Mann;
Er hat wohl zehen Senten auf den Alpen.
Die Braut holt er jetzt ab zu Imiſee,
Und dieſe Nacht wird hoch geſchwelgt zu Küßnacht.
Kommt mit! 's iſt jeder Biedermann geladen.

Tell.

Ein ernſter Gaſt ſtimmt nicht zum Hochzeithaus.

Stüſſi.

Drückt Euch ein Kummer, werft ihn friſch vom Herzen!
Nehmt mit was kommt; die Zeiten ſind jetzt ſchwer;

Drum muß der Menſch die Freude leicht ergreifen,
Hier wird gefreyt und anderswo begraben.

Tell.

Und oft kommt gar das Eine zu dem Andern.

Stüſſi.

So geht die Welt nun. Es gibt allerwegen
Unglücks genug — Ein Rufſi iſt gegangen
Im Glarner Land und eine ganze Seite
Vom Glärniſch eingeſunken.

Tell.

Wanken auch
Die Berge ſelbſt? Es ſteht nichts feſt auf Erden.

Stüſſi.

Auch anderswo vernimmt man Wunderdinge.
Da ſprach ich Einen, der von Baden kam.
Ein Ritter wollte zu dem König reiten,
Und unterwegs begegnet ihm ein Schwarm
Von Horniſſen, die fallen auf ſein Roß,
Daß es vor Marter todt zu Boden ſinkt,
Und er zu Fuße ankommt bey dem König.

Tell.

Dem Schwachen iſt ſein Stachel auch gegeben.

(Armgart kommt mit mehrern Kindern und ſtellt ſich an den Eingang des Hohlwegs.)

Stüſſi.

Man deutet's auf ein großes Landesunglück,
Auf ſchwere Thaten wider die Natur.

Tell.

Dergleichen Thaten bringet jeder Tag;
Kein Wunderzeichen braucht ſie zu verkünden.

Stüſſi.

Ja, wohl dem, der ſein Feld beſtellt in Ruh,
Und ungekränkt daheimſitzt bey den Seinen.

Tell.

Es kann der Frömmſte nicht im Frieden bleiben,
Wenn es dem böſen Nachbar nicht gefällt.

(Tell ſieht oft mit unruhiger Erwartung nach der Höhe des Weges.)

Stüſſi.

Gehabt Euch wohl — Ihr wartet hier auf Jemand?

Tell.

Das thu' ich.

Stüſſi.

Frohe Heimkehr zu den Euren!
— Ihr ſeyd aus Uri? Unſer gnäd'ger Herr,
Der Landvogt, wird noch heut von dort erwartet.

Wanderer (kommt.)

Den Vogt erwartet heut nicht mehr. Die Waſſer
Sind ausgetreten von dem großen Regen,
Und alle Brücken hat der Strom zerriſſen.

(Tell ſteht auf.)

Armgart (kommt vorwärts.)

Der Landvogt kommt nicht!

Stüſſi.

Sucht Ihr was an ihn?

Armgart.

Ach, freylich!

Stüſſi.

Warum ſtellet Ihr Euch denn
In dieſer hohlen Gaſſ' ihm in den Weg?

Armgart.

Hier weicht er mir nicht aus, er muß mich hören.

Frieſshardt

(kommt eilfertig den Hohlweg herab, und ruft in die Scene.)

Man fahre aus dem Weg — Mein gnäd'ger Herr,
Der Landvogt, kommt dicht hinter mir geritten.

(**Tell** geht ab.)

Armgart (lebhaft.)

Der Landvogt kommt!

(Sie geht mit ihren Kindern nach der vordern Scene. **Geßler** und **Rudolph der Harras** zeigen ſich zu Pferd auf der Höhe des Wegs.)

Stüſſi (zum Frieſshardt.)

Wie kamt ihr durch das Waſſer,
Da doch der Strom die Brücken fortgeführt?

Frieſshardt.

Wir haben mit dem See gefochten, Freund,
Und fürchten uns vor keinem Alpenwaſſer.

Stüſſi.

Ihr wart zu Schiff in dem gewalt'gen Sturm?

Frießhardt.

Das waren wir. Mein Lebtag denk' ich dran —

Stüſſi.

O bleibt, erzählt!

Frießhardt.

Laß mich, ich muß voraus,
Den Landvogt muß ich in der Burg verkünden.
(ab.)

Stüſſi.

Wär'n gute Leute auf dem Schiff geweſen,
In Grund geſunken wär's mit Mann und Maus;
Dem Volk kann weder Waſſer bey noch Feuer.
(Er ſieht ſich um.)
Wo kam der Waidmann hin, mit dem ich ſprach?
(Geht ab.)

Geßler und Rudolph der Harras zu Pferd.

Geßler.

Sagt, was Ihr wollt, ich bin des Kaiſers Diener
Und muß drauf denken, wie ich ihm gefalle.
Er hat mich nicht in's Land geſchickt, dem Volk
Zu ſchmeicheln und ihm ſanft zu thun — Gehorſam
Erwartet er; der Streit iſt, ob der Bauer
Soll Herr ſeyn in dem Lande oder der Kaiſer.

Armgart.

Jetzt iſt der Augenblick! Jetzt bring' ich's an!
(Nähert ſich furchtſam.)

Geßler.

Ich hab' den Hut nicht aufgeſteckt zu Altdorf
Des Scherzes wegen, oder um die Herzen
Des Volks zu prüfen; dieſe kenn' ich längſt.
Ich hab' ihn aufgeſteckt, daß ſie den Nacken
Mir lernen beugen, den ſie aufrecht tragen —
Das *Unbequeme* hab' ich hingepflanzt
Auf ihren Weg, wo ſie vorbeygehn müſſen,
Daß ſie drauf ſtoßen mit dem Aug', und ſich
Erinnern ihres Herrn, den ſie vergeſſen.

Rudolph.

Das Volk hat aber doch gewiſſe Rechte —

Geßler.

Die abzuwägen, iſt jetzt keine Zeit!
— Weitſchicht'ge Dinge ſind im Werk und Werden;
Das Kaiſerhaus will wachſen; was der Vater
Glorreich begonnen, will der Sohn vollenden.
Dies kleine Volk iſt uns ein Stein im Weg —
So oder ſo — Es muß ſich unterwerfen.

(Sie wollen vorüber. Die Frau wirft ſich vor dem Landvogt nieder.)

Armgart.

Barmherzigkeit, Herr Landvogt! Gnade! Gnade!

Geßler.

Was dringt Ihr Euch auf offner Straße mir
In Weg — Zurück!

Armgart.

Mein Mann liegt im Gefängniß;
Die armen Waiſen ſchreien nach Brot — Habt Mitleid,
Geſtrenger Herr, mit unſerm großen Elend!

Rudolph.

Wer ſeyd Ihr? Wer iſt Euer Mann?

Armgart.

Ein armer
Wildheuer, guter Herr, vom Rigiberge,
Der über'm Abgrund weg das freye Gras
Abmähet von den ſchroffen Felſenwänden,
Wohin das Vieh ſich nicht getraut zu ſteigen —

Rudolph (zum Landvogt.)

Bey Gott, ein elend und erbärmlich Leben!
Ich bitt' Euch, gebt ihn los den armen Mann!
Was er auch Schweres mag verſchuldet haben,
Strafe genug iſt ſein entſetzlich Handwerk.
(Zu der Frau.)
Euch ſoll Recht werden — Drinnen auf der Bu
Nennt Eure Bitte — Hier iſt nicht der Ort.

Armgart.

Nein, nein, ich weiche nicht von dieſem Platz,
Bis mir der Vogt den Mann zurückgegeben!
Schon in den ſechsten Mond liegt er im Thurm,
Und harret auf den Richterſpruch vergebens.

Geßler.

Weib, wollt Ihr mir Gewalt anthun? Hinweg!

Armgart.

Gerechtigkeit, Landvogt! Du biſt der Richter
Im Lande an des Kaiſers Statt und Gottes.
Thu deine Pflicht! So du Gerechtigkeit
Vom Himmel hoffeſt, ſo erzeig' ſie uns!

Geßler.

Fort! Schafft das freche Volk mir aus den Augen!

Armgart

(greift in die Zügel des Pferdes.)

Nein, nein, ich habe nichts mehr zu verlieren.
— Du kommſt nicht von der Stelle, Vogt, bis du
Mir Recht geſprochen — Falte deine Stirne,
Rolle die Augen, wie du willſt — Wir ſind
So grenzenlos unglücklich, daß wir nichts
Nach deinem Zorn mehr fragen —

Geßler.

Weib, mach' Platz,
Oder mein Roß geht über dich hinweg.

Armgart.

Laß es über mich dahin gehn — Da —

(Sie reißt ihre Kinder zu Boden und wirft ſich mit ihnen ihm in den Weg.)

Hier lieg' ich
Mit meinen Kindern — Laß die armen Waiſen

Von deines Pferdes Huf zertreten werden!
Es iſt das Aergſte nicht, was du gethan —

Rudolph.

Weib, ſeyd Ihr raſend?

Armgart (heftiger fortfahrend.)

Trateſt du doch längſt
Das Land des Kaiſers unter deine Füße!
— O ich bin nur ein Weib! Wär' ich ein Mann,
Ich wüßte wohl was Beſſeres, als hier
Im Staub zu liegen —

(Man hört die vorige Muſik wieder auf der Höhe des Wegs, aber gedämpft.)

Geßler.

Wo ſind meine Knechte?
Man reiße ſie von hinnen, oder ich
Vergeſſe mich und thue, was mich reuet.

Rudolph.

Die Knechte können nicht hindurch, o Herr!
Der Hohlweg iſt geſperrt durch eine Hochzeit.

Geßler.

Ein allzumilder Herrſcher bin ich noch
Gegen dies Volk — die Zungen ſind noch frey,
Es iſt noch nicht ganz, wie es ſoll, gebändigt —
Doch es ſoll anders werden, ich gelob' es,

Ich will ihn brechen dieſen ſtarren Sinn,
Den kecken Geiſt der Freyheit will ich beugen.
Ein neu Geſetz will ich in dieſen Landen
Verkündigen — Ich will —

(Ein Pfeil durchbohrt ihn; er fährt mit der Hand ans Herz und will ſinken. Mit matter Stimme:)

Gott ſey mir gnädig!

Rudolph.

Herr Landvogt — Gott! Was iſt das? Woher kam das?

Armgart (auffahrend.)

Mord! Mord! Er taumelt, ſinkt! Er iſt getroffen!

Rudolph

(ſpringt vom Pferde.)

Welch gräßliches Ereigniß — Gott — Herr Ritter —
Ruft die Erbarmung Gottes an! — Ihr ſeyd
Ein Mann des Todes!

Geßler.

Das iſt Tells Geſchoß.

(Iſt vom Pferd herab dem Rudolph Harras in den Arm gegleitet und wird auf der Bank niedergelaſſen.)

Tell

(erſcheint oben auf der Höhe des Felſen.)

Du kennſt den Schützen, ſuche keinen andern!
Frey ſind die Hütten, ſicher iſt die Unſchuld
Vor dir, du wirſt dem Lande nicht mehr ſchaden.

(Verſchwindet von der Höhe. Volk ſtürzt herein.)

Stüſſi (voran.)

Was gibt es hier? Was hat ſich zugetragen?

Armgart.

Der Landvogt iſt von einem Pfeil durchſchoſſen.

Volk (im Hereinſtürzen.)

Wer iſt erſchoſſen?

(Indem die Vorderſten von dem Brautzug auf die Scene kommen, ſind die hinterſten noch auf der Höhe, und die Muſik geht fort.)

Rudolph der Harras.

Er verblutet ſich.
Fort, ſchaffet Hülfe! Setzt dem Mörder nach!
— Verlorner Mann, ſo muß es mit dir enden;
Doch meine Warnung wollteſt du nicht hören!

Stüſſi.

Bey Gott! da liegt er bleich und ohne Leben!

Viele Stimmen.

Wer hat die That gethan?

Rudolph der Harras.

Raſt dieſes Volk,
Daß es dem Mord Muſik macht? Laſſt ſie ſchweigen!
(Muſik bricht plötzlich ab, es kommt noch mehr Volk nach.)

Herr Landvogt, redet, wenn Ihr könnt — Habt Ihr
Mir nichts mehr zu vertrauen?

(Geßler gibt Zeichen mit der Hand, die er mit Heftigkeit wiederholt, da ſie nicht gleich verſtanden werden.)

Wo ſoll ich hin?
— Nach Küßnacht? Ich verſteh' Euch nicht — O werdet
Nicht ungeduldig — Laſſt das Irdiſche!
Denkt jetzt Euch mit dem Himmel zu verſöhnen.

(Die ganze Hochzeitgeſellſchaft umſteht den Sterbenden mit einem fühlloſen Grauſen.)

Stüſſi.

Sieh' wie er bleich wird — Jetzt, jetzt tritt der Tod
Ihm an das Herz — die Augen ſind gebrochen.

Armgart

(hebt ein Kind empor.)

Seht Kinder, wie ein Wütherich verſcheidet!

Rudolph der Harras.

Wahnſinnige Weiber, habt ihr kein Gefühl,
Daß ihr den Blick an dieſem Schreckniß weidet?
— Helft — Leget Hand an — Steht mir Niemand bey,
Den Schmerzenspfeil ihm aus der Bruſt zu ziehn?

Weiber (treten zurück.)

Wir ihn berühren, welchen Gott geſchlagen!

Rudolph der Harras.

Fluch treff' euch und Verdammniß!

(Zieht das Schwert.)

Stüſſi (fällt ihm in den Arm.)

Wagt es, Herr!

Eu'r Walten hat ein Ende. Der Tyrann
Des Landes iſt gefallen. Wir erdulden
Keine Gewalt mehr. Wir ſind freye Menſchen.

Alle (tumultuariſch.)

Das Land iſt frey!

Rudolph der Harras.

Iſt es dahin gekommen?
Endet die Furcht ſo ſchnell und der Gehorſam?
(Zu den Waffenknechten, die hereindringen.)
Ihr ſeht die grauſenvolle That des Mords,
Die hier geſchehen — Hülfe iſt umſonſt —
Vergeblich iſt's, dem Mörder nachzuſetzen.
Uns drängen andre Sorgen — Auf, nach Küßnacht,
Daß wir dem Kaiſer ſeine Veſte retten!
Denn aufgelöſt in dieſem Augenblick
Sind aller Ordnung, aller Pflichten Bande,
Und keines Mannes Treu' iſt zu vertrauen.
(Indem er mit den Waffenknechten abgeht, erſcheinen ſechs barmherzige Brüder.)

Armgart.

Platz! Platz! da kommen die barmherz'gen Brüder.

Stüſſi.

Das Opfer liegt — Die Raben ſteigen nieder.

Barmherzige Brüder

(ſchließen einen Halbkreis um den Todten und ſingen in tiefem Ton.)

Raſch tritt der Tod den Menſchen an;
Es iſt ihm keine Friſt gegeben.
Es ſtürzt ihn mitten in der Bahn,
Es reißt ihn fort vom vollen Leben.
Bereitet oder nicht, zu gehen,
Er muß vor ſeinen Richter ſtehen!

(Indem die letzten Zeilen wiederholt werden, fällt der Vorhang.)

Fünfter Aufzug.

Erſte Scene.

Oeffentlicher Platz bey Altdorf. Im Hintergrunde rechts die Veſte Zwing Uri mit dem noch ſtehenden Baugerüſte, wie in der dritten Scene des erſten Aufzugs; links eine Ausſicht in viele Berge hinein, auf welchen allen Signalfeuer brennen. Es iſt eben Tagesanbruch, Glocken ertönen aus verſchiedenen Fernen.

Ruodi, **Kuoni**, **Werni**, **Meiſter Steinmetz** und viele andre Landleute, auch Weiber und Kinder.

Ruodi.

Seht Ihr die Feu'rſignale auf den Bergen?

Steinmetz.

Hört Ihr die Glocken drüben über'm Wald?

Ruodi.

Die Feinde ſind verjagt.

Steinmetz.

Die Burgen ſind erobert.

Ruodi.

Und wir im Lande Uri dulden noch
Auf unſerm Boden das Tyrannenſchloß?
Sind wir die Letzten, die ſich frey erklären?

Steinmetz.

Das Joch ſoll ſtehen, das uns zwingen wollte?
Auf, reißt es nieder!

Alle.

Nieder! Nieder! Nieder!

Ruodi.

Wo iſt der Stier von Uri?

Stier von Uri.

Hier. Was ſoll ich?

Ruodi.

Steigt auf die Hochwacht, blaſt in Euer Horn,
Daß es weitſchmetternd in die Berge ſchalle
Und, jedes Echo in den Felſenklüften
Aufweckend, ſchnell die Männer des Gebirgs
Zuſammenrufe!

(Stier von Uri geht ab. Walther Fürſt kommt.)

Walther Fürſt.

Haltet, Freunde! Haltet!
Noch fehlt uns Kunde, was in Unterwalden
Und Schwytz geſchehen. Laſſt uns Boten erſt
Erwarten.

Ruodi.

Was erwarten? Der Tyrann
Iſt todt, der Tag der Freyheit iſt erſchienen.

Steinmetz.

Iſts nicht genug an dieſen flammenden Boten,
Die rings herum auf allen Bergen leuchten?

Ruodi.

Kommt Alle, kommt, legt Hand an, Männer und Weiber!
Brecht das Gerüſte! Sprengt die Bogen! Reißt
Die Mauern ein! Kein Stein bleib' auf dem andern!

Steinmetz.

Geſellen, kommt! Wir haben's aufgebaut;
Wir wiſſen's zu zerſtören.

Alle.

Kommt, reißt nieder!

(Sie ſtürzen ſich von allen Seiten auf den Bau.)

Walther Fürſt.

Es iſt im Lauf. Ich kann ſie nicht mehr halten.

Melchthal und Baumgarten kommen.

Melchthal.

Was? Steht die Burg noch und Schloß Sarnen liegt
In Aſche und der Roßberg iſt gebrochen?

Walther Fürſt.

Seyd Ihr es, Melchthal? Bringt Ihr uns die Freyheit?
Sagt! Sind die Lande alle rein vom Feind?

Melchthal (umarmt ihn.)
Rein iſt der Boden. Freut Euch, alter Vater!
In dieſem Augenblicke, da wir reden,
Iſt kein Tyrann mehr in der Schweizer Land.

Walther Fürſt.
O ſprecht, wie wurdet Ihr der Burgen mächtig?

Melchthal.
Der Rudenz war es, der das Sarner Schloß
Mit männlich kühner Wagethat gewann.
Den Roßberg hatt' ich Nachts zuvor erſtiegen.
— Doch höret, was geſchah. Als wir das Schloß
Vom Feind geleert, nun freudig angezündet,
Die Flamme praſſelnd ſchon zum Himmel ſchlug,
Da ſtürzt der Diethelm, Geßlers Bub, hervor,
Und ruft, daß die Bruneckerinn verbrenne.

Walther Fürſt.
Gerechter Gott!
(Man hört die Balken des Gerüſtes ſtürzen.)

Melchthal.
Sie war es ſelbſt, war heimlich
Hier eingeſchloſſen auf des Vogts Geheiß.
Raſend erhub ſich Rudenz — denn wir hörten
Die Balken ſchon, die feſten Pfoſten ſtürzen,
Und aus dem Rauch hervor den Jammerruf
Der Unglückſeligen.

Walther Fürſt.
Sie iſt gerettet?

Melchthal.
Da galt Geſchwindſeyn und Entſchloſſenheit!
— Wär' er *nur* unſer Edelmann geweſen,
Wir hätten unſer Leben wohl geliebt;
Doch er war unſer Eidgenoß und Bertha
Ehrte das Volk — So ſetzten wir getroſt
Das Leben dran, und ſtürzten in das Feuer.

Walther Fürſt.
Sie iſt gerettet?

Melchthal.
Sie iſt's. Rudenz und ich,
Wir trugen ſie ſelbander aus den Flammen,
Und hinter uns fiel krachend das Gebälk.
— Und jetzt, als ſie gerettet ſich erkannte,
Die Augen aufſchlug zu dem Himmelslicht,
Jetzt ſtürzte mir der Freyherr an das Herz,
Und ſchweigend ward ein Bündniß jetzt beſchworen,
Das feſt gehärtet in des Feuers Glut
Beſtehen wird in allen Schickſalsproben —

Walther Fürſt.
Wo iſt der Landenberg?

Melchthal.
Ueber den Brünig.
Nicht lag's an mir, daß er das Licht der Augen
Davon trug, der den Vater mir geblendet.
Nach jagt' ich ihm, erreicht' ihn auf der Flucht,
Und riß ihn zu den Füßen meines Vaters.

Geſchwungen über ihn war ſchon das Schwert;
Von der Barmherzigkeit des blinden Greiſes
Erhielt er flehend das Geſchenk des Lebens.
Urphede ſchwur er, nie zurück zu kehren;
Er wird ſie halten; unſern Arm hat er
Gefühlt.

Walther Fürſt.

Wohl Euch, daß Ihr den reinen Sieg
Mit Blute nicht geſchändet!

Kinder

(eilen mit Trümmern des Gerüſtes über die Scenen.)

Freyheit! Freyheit!

(Das Horn von Uri wird mit Macht geblaſen.)

Walther Fürſt.

Seht, welch ein Feſt! Des Tages werden ſich
Die Kinder ſpät als Greiſe noch erinnern.

(Mädchen bringen den Hut auf einer Stange getragen; die ganze Scene füllt ſich mit Volk an.)

Ruodi.

Hier iſt der Hut, dem wir uns beugen mußten.

Baumgarten.

Gebt uns Beſcheid, was damit werden ſoll.

Walther Fürſt.

Gott! Unter dieſem Hute ſtand mein Enkel!

Mehrere Stimmen.

Zerſtört das Denkmal der Tyrannenmacht!
In's Feuer mit ihm!

Walther Fürſt.

Nein, laſſt ihn aufbewahren!
Der Tyranney muſſt' er zum Werkzeug dienen;
Er ſoll der Freyheit ewig Zeichen ſeyn!

(Die Landleute, Männer, Weiber und Kinder ſtehen und ſitzen auf den Balken des zerbrochenen Gerüſtes mahleriſch gruppirt in einem großen Halbkreis umher.)

Melchthal.

So ſtehen wir nun fröhlich auf den Trümmern
Der Tyranney, und herrlich iſt's erfüllt,
Was wir im Rütli ſchwuren, Eidgenoſſen!

Walther Fürſt.

Das Werk iſt angefangen, nicht vollendet.
Jetzt iſt uns Muth und feſte Eintracht noth,
Denn ſeyd gewiß, nicht ſäumen wird der König,
Den Tod zu rächen ſeines Vogts, und den
Vertriebnen mit Gewalt zurück zu führen.

Melchthal.

Er zieh' heran mit ſeiner Heeresmacht!
Iſt aus dem Innern doch der Feind verjagt;
Dem Feind von außen wollen wir begegnen.

Ruodi.

Nur wen'ge Päſſe öffnen ihm das Land;
Die wollen wir mit unſern Leibern decken.

Baumgarten.

Wir ſind vereinigt durch ein ewig Band,
Und ſeine Heere ſollen uns nicht ſchrecken!

Röſſelmann und **Stauffacher** kommen.

Röſſelmann (im Eintreten.)

Das ſind des Himmels furchtbare Gerichte.

Landleute.

Was gibt's?

Röſſelmann.

In welchen Zeiten leben wir!

Walther Fürſt.

Sagt an, was iſt es? Ha, ſeyd Ihr's, Herr Werner?
Was bringt Ihr uns?

Landleute.

Was gibt's?

Röſſelmann.

Hört und erſtaunt!

Stauffacher.

Von einer großen Furcht ſind wir befreyt —

Röſſelmann.

Der Kaiſer iſt ermordet.

Walther Fürſt.

Gnäd'ger Gott!

(Landleute machen einen Aufſtand und umdrängen den Stauffacher.)

Alle.

Ermordet! Was? Der Kaiſer! Hört! Der Kaiſer!

Melchthal.

Nicht möglich! Woher kam Euch dieſe Kunde?

Stauffacher.

Es iſt gewiß. Bey Bruck fiel König Albrecht
Durch Mörders Hand — ein glaubenwerther Mann,
Johannes Müller bracht' es von Schaffhauſen.

Walther Fürſt.

Wer wagte ſolche grauenvolle That?

Stauffacher.

Sie wird noch grauenvoller durch den Thäter.
Es war ſein Neffe, ſeines Bruders Kind,
Herzog Johann von Schwaben, der's vollbrachte.

Melchthal.

Was trieb ihn zu der That des Vatermords?

Stauffacher.

Der Kaiſer hielt das väterliche Erbe
Dem ungeduldig Mahnenden zurück;
Es hieß, er denk' ihn ganz darum zu kürzen,
Mit einem Biſchofshut ihn abzufinden.
Wie dem auch ſey — der Jüngling öffnete
Der Waffenfreunde böſem Rath ſein Ohr,
Und mit den edeln Herrn von Eſchenbach,
Von Tegerfelden, von der Wart und Palm,
Beſchloß er, da er Recht nicht konnte finden,
Sich Rach' zu hohlen mit der eignen Hand.

Walther Fürſt.

O ſprecht, wie ward das Gräßliche vollendet?

Stauffacher.

Der König ritt herab vom Stein zu Baden,
Gen Rheinfeld, wo die Hofſtatt war, zu ziehn,
Mit ihm die Fürſten, Hans und Leopold,
Und ein Gefolge hochgeborner Herren.
Und als ſie kamen an die Reuß, wo man
Auf einer Fähre ſich läſſt überſetzen,
Da drängten ſich die Mörder in das Schiff,
Daß ſie den Kaiſer vom Gefolge trennten.
Drauf als der Fürſt durch ein geackert Feld
Hinreitet — eine alte große Stadt
Soll drunter liegen aus der Heiden Zeit —
Die alte Veſte Habsburg im Geſicht,
Wo ſeines Stammes Hoheit ausgegangen —
Stößt Herzog Hans den Dolch ihm in die Kehle,
Rudolph von Palm durchrennt ihn mit dem Speer,
Und Eſchenbach zerſpaltet ihm das Haupt,
Daß er herunterſinkt in ſeinem Blut,
Gemordet von den Seinen, auf dem Seinen.
Am andern Ufer ſahen ſie die That,
Doch durch den Strom geſchieden, konnten ſie
Nur ein ohnmächtig Wehgeſchrey erheben;
Am Wege aber ſaß ein armes Weib;
In ihrem Schoß verblutete der Kaiſer.

Melchthal.

So hat er nur ſein frühes Grab gegraben,
Der unerſättlich Alles wollte haben!

Stauffacher.

Ein ungeheurer Schrecken iſt im Land umher,
Geſperrt ſind alle Päſſe des Gebirgs;
Jedweder Stand verwahret ſeine Grenzen;
Die alte Zürich ſelbſt ſchloß ihre Thore,
Die dreyßig Jahr lang offen ſtanden, zu,
Die Mörder fürchtend und noch mehr — die Rächer.
Denn mit des Bannes Fluch bewaffnet kommt
Der Ungarn Königinn, die ſtrenge Agnes,
Die nicht die Milde kennet ihres zarten
Geſchlechts, des Vaters königliches Blut
Zu rächen an der Mörder ganzem Stamm,
An ihren Knechten, Kindern, Kindeskindern,
Ja, an den Steinen ihrer Schlöſſer ſelbſt.
Geſchworen hat ſie, ganze Zeugungen
Hinabzuſenden in des Vaters Grab,
In Blut ſich wie in Mayenthau zu baden.

Melchthal.

Weiß man, wo ſich die Mörder hingeflüchtet?

Stauffacher.

Sie flohen alsbald nach vollbrachter That
Auf fünf verſchiednen Straßen auseinander,
Und trennten ſich, um nie ſich mehr zu ſehn —
Herzog Johann ſoll irren im Gebirge.

Walther Fürſt.

So trägt die Unthat ihnen keine Frucht!
Rache trägt keine Frucht! Sich ſelbſt iſt ſie

Die fürchterliche Nahrung, ihr Genuß
Iſt Mord, und ihre Sättigung das Grauſen.

Stauffacher.

Den Mördern bringt die Unthat nicht Gewinn;
Wir aber brechen mit der reinen Hand
Des blut'gen Frevels ſegenvolle Frucht.
Denn einer großen Furcht ſind wir entledigt:
Gefallen iſt der Freyheit größter Feind,
Und, wie verlautet, wird das Scepter gehn
Aus Habsburgs Haus zu einem andern Stamm;
Das Reich will ſeine Wahlfreyheit behaupten.

Walther Fürſt und **mehrere.**

Vernahmt Ihr was?

Stauffacher.

Der Graf von Luxenburg
Iſt von den mehrſten Stimmen ſchon bezeichnet.

Walther Fürſt.

Wohl uns, daß wir beym Reiche treu gehalten;
Jetzt iſt zu hoffen auf Gerechtigkeit!

Stauffacher.

Dem neuen Herrn thun tapfre Freunde noth;
Er wird uns ſchirmen gegen Oeſtreichs Rache.

(Die Landleute umarmen einander.)

Sigriſt mit einem **Reichsboten.**

Sigriſt.

Hier ſind des Landes würd'ge Oberhäupter.

Röſſelmann und mehrere.

Sigriſt, was gibt's?

Sigriſt.

Ein Reichsbot bringt dies Schreiben.

Alle (zu Walther Fürſt.)

Erbrecht und leſet.

Walther Fürſt (lieſt.)

„Den beſcheidnen Männern
„Von Uri, Schwytz und Unterwalden bietet
„Die Königinn Elsbeth Gnad' und alles Gutes.

Viele Stimmen.

Was will die Königinn? Ihr Reich iſt aus.

Walther Fürſt (lieſt.)

„In ihrem großen Schmerz und Wittwenleid,
„Worein der blut'ge Hinſcheid ihres Herrn
„Die Königinn verſetzt, gedenkt ſie noch
„Der alten Treu und Lieb' der Schwytzerlande."

Melchthal.

In ihrem Glück hat ſie das nie gethan.

Röſſelmann.

Still! Laſſet hören!

Walther Fürſt (lieſt.)

„Und ſie verſieht ſich zu dem treuen Volk,
„Daß es gerechten Abſcheu werde tragen
„Vor den verfluchten Thätern dieſer That.

„Darum erwartet ſie von den drey Landen,
„Daß ſie den Mördern nimmer Vorſchub thun,
„Vielmehr getreulich dazu helfen werden,
„Sie auszuliefern in des Rächers Hand,
„Der Lieb' gedenkend und der alten Gunſt,
„Die ſie von Rudolphs Fürſtenhaus empfangen."
(Zeichen des Unwillens unter den Landleuten.)

Viele Stimmen.

Der Lieb' und Gunſt!

Stauffacher.

Wir haben Gunſt empfangen von dem Vater;
Doch weſſen rühmen wir uns von dem Sohn?
Hat er den Brief der Freyheit uns beſtätigt,
Wie *vor* ihm alle Kaiſer doch gethan?
Hat er gerichtet nach gerechtem Spruch,
Und der bedrängten Unſchuld Schutz verliehn?
Hat er auch nur die Boten wollen hören,
Die wir in unſrer Angſt zu ihm geſendet?
Nicht Eins von dieſem Allen hat der König
An uns gethan und hätten wir nicht ſelbſt
Uns Recht verſchafft mit eig'ner muth'ger Hand,
Ihn rührte unſre Noth nicht an — Ihm Dank?
Nicht Dank hat er geſät in dieſen Thälern.
Er ſtand auf einem hohen Platz, er konnte
Ein Vater ſeiner Völker ſeyn; doch ihm
Gefiel es, nur zu ſorgen für die Seinen:
Die er gemehrt hat, mögen um ihn weinen!

Walther Fürſt.

Wir wollen nicht frohlocken ſeines Falls,
Nicht des empfangnen Böſen jetzt gedenken,
Fern ſey's von uns! Doch, daß wir rächen ſollten
Des Königs Tod, der nie uns Gutes that,
Und die verfolgen, die uns nie betrübten,
Das ziemt uns nicht und will uns nicht gebühren.
Die Liebe will ein freyes Opfer ſeyn;
Der Tod entbindet von erzwungnen Pflichten;
— Ihm haben wir nichts weiter zu entrichten.

Melchthal.

Und weint die Königinn in ihrer Kammer,
Und klagt ihr wilder Schmerz den Himmel an,
So ſeht ihr hier ein angſtbefreytes Volk
Zu eben dieſem Himmel dankend flehn —
Wer Thränen ernten will, muß Liebe ſäen.

(Reichsbote geht ab.)

Stauffacher (zu dem Volk.)

Wo iſt der Tell? Soll er allein uns fehlen,
Der unſrer Freyheit Stifter iſt? Das Größte
Hat er gethan, das Härteſte erduldet.
Kommt Alle, kommt, nach ſeinem Haus zu wallen,
Und rufet Heil dem Retter von uns Allen.

(Alle gehen ab.)

Zweyte Scene.

Tells Hausflur. Ein Feuer brennt auf dem Herd. Die offenſtehende Thür zeigt ins Freye.

Hedwig. Walther und **Wilhelm.**

Hedwig.

Heut kommt der Vater. Kinder, liebe Kinder!
Er lebt, iſt frey, und wir ſind frey und Alles!
Und euer Vater iſt's, der's Land gerettet.

Walther.

Und ich bin auch dabey geweſen, Mutter!
Mich muß man auch mit nennen. Vaters Pfeil
Ging mir am Leben hart vorbey und ich
Hab' nicht gezittert.

Hedwig (umarmt ihn.)

Ja, du biſt mir wieder
Gegeben! Zweymal hab' ich dich geboren!
Zweymal litt ich den Mutterſchmerz um dich!
Es iſt vorbey — Ich hab' euch Beyde, Beyde!
Und heute kommt der liebe Vater wieder!

(Ein Mönch erſcheint an der Hausthür.)

Wilhelm.

Sieh. Mutter, ſieh' — dort ſteht ein frommer Bruder,
Gewiß wird er um eine Gabe flehn.

Hedwig.

Führ' ihn herein, damit wir ihn erquicken;

Er fühl's, daß er in's Freudenhaus gekommen.

(Geht hinein und kommt bald mit einem Becher wieder.

Wilhelm (zum Mönch.)

Kommt, guter Mann! Die Mutter will Euch laben.

Walther.

Kommt, ruht Euch aus und geht geſtärkt von dannen.

Mönch

(ſcheu umherblickend, mit zerſtörten Zügen.)

Wo bin ich? Saget an, in welchem Lande?

Walther.

Seyd Ihr verirret, daß Ihr das nicht wißt?
Ihr ſeyd zu Bürglen, Herr, im Lande Uri,
Wo man hineingeht in das Schächenthal.

Mönch

(zur Hedwig, welche zurückkommt.)

Seyd Ihr allein? Iſt Euer Herr zu Hauſe?

Hedwig.

Ich erwart' ihn eben — doch was iſt Euch, Mann?
Ihr ſeht nicht aus, als ob Ihr Gutes brächtet.
— Wer Ihr auch ſeyd, Ihr ſeyd bedürftig, nehmt!

(Reicht ihm den Becher.)

Mönch.

Wie auch mein lechzend Herz nach Labung ſchmachtet,
Nichts rühr ich an, bis Ihr mir zugeſagt —

Hedwig.

Berührt mein Kleid nicht, tretet mir nicht nah,
Bleibt ferne ſtehn, wenn ich Euch hören ſoll.

Mönch.

Bey dieſem Feuer, das hier gaſtlich lodert,
Bey Eurer Kinder theurem Haupt, das ich
Umfaſſe —

(ergreift die Knaben.)

Hedwig.

Mann, was ſinnet Ihr? Zurück
Von meinen Kindern! — Ihr ſeyd kein Mönch! Ihr ſeyd
Es nicht! Der Friede wohnt in dieſem Kleide;
In Euren Zügen wohnt der Friede nicht.

Mönch.

Ich bin der unglückſeligſte der Menſchen.

Hedwig.

Das Unglück ſpricht gewaltig zu dem Herzen;
Doch Euer Blick ſchnürt mir das Innre zu.

Walther (aufſpringend.)

Mutter, der Vater!

(eilt hinaus.)

Hedwig.

O mein Gott!

(will nach, zittert und hält ſich an.)

Wilhelm (eilt nach.)

Der Vater!

Walther (draußen.)

Da biſt du wieder!

Wilhelm (draußen.)

Vater, lieber Vater!

Tell (drauſſen.)

Da bin ich wieder — Wo iſt eure Mutter?

(treten herein.)

Walther.

Da ſteht ſie an der Thür und kann nicht weiter,
So zittert ſie vor Schrecken und vor Freude.

Tell.

O Hedwig! Hedwig! Mutter meiner Kinder!
Gott hat geholfen — Uns trennt kein Tyrann mehr.

Hedwig (an ſeinem Halſe.)

O Tell! Tell! welche Angſt litt ich um dich!

(Mönch wird aufmerkſam.)

Tell.

Vergiß ſie jetzt und lebe nur der Freude!
Da bin ich wieder! Das iſt meine Hütte!
Ich ſtehe wieder auf dem Meinigen!

Wilhelm.

Wo aber haſt du deine Armbruſt, Vater?
Ich ſeh' ſie nicht.

Tell.

Du wirſt ſie nie mehr ſehn.
An heil'ger Stätte iſt ſie aufbewahrt;
Sie wird hinfort zu keiner Jagd mehr dienen.

Hedwig.

O Tell! Tell!

(tritt zurück, läßt ſeine Hand los.)

Tell.

Was erſchreckt dich, liebes Weib?

Hedwig.

Wie — wie kommſt du mir wieder? — Dieſe Hand
— Darf ich ſie faſſen? — Dieſe Hand — O Gott!

Tell (herzlich und muthig.)

Hat euch vertheidigt und das Land gerettet;
Ich darf ſie frey hinauf zum Himmel heben.

(Mönch macht eine raſche Bewegung, er erblickt ihn.)

Wer iſt der Bruder hier?

Hedwig.

Ach, ich vergaß ihn!
Sprich du mit ihm; mir graut in ſeiner Nähe.

Mönch (tritt näher.)

Seyd Ihr der Tell, durch den der Landvogt fiel?

Tell.

Der bin ich, ich verberg' es keinem Menſchen.

Mönch.

Ihr ſeyd der Tell! Ach es iſt Gottes Hand,
Die unter Euer Dach mich hat geführt.

Tell (mißt ihn mit den Augen.)

Ihr ſeyd kein Mönch! Wer ſeyd Ihr?

Mönch.

Ihr erſchlugt
Den Landvogt, der Euch Böſes that — Auch ich
Hab' einen Feind erſchlagen, der mir Recht

Verſagte — Er war Euer Feind, wie meiner —
Ich hab' das Land von ihm befreyt.

Tell (zurückfahrend.)

Ihr ſeyd —
Entſetzen! — Kinder! Kinder, geht hinein.
Geh, liebes Weib! Geh! Geh! — Unglücklicher,
Ihr wäret —

Hedwig.

Gott, wer iſt es?

Tell.

Frage nicht!
Fort! Fort! Die Kinder dürfen es nicht hören.
Geh aus dem Hauſe — Weit hinweg — Du darfſt
Nicht unter einem Dach mit dieſem wohnen.

Hedwig.

Weh mir, was iſt das? Kommt!
(geht mit den Kindern.)

Tell (zu dem Mönch.)

Ihr ſeyd der Herzog
Von Oeſterreich — Ihr ſeyd's! Ihr habt den Kaiſer
Erſchlagen, Euern Ohm und Herrn.

Johannes Parricida.

Er war
Der Räuber meines Erbes.

Tell.

Euern Ohm

Erſchlagen, Euern Kaiſer! Und Euch trägt
Die Erde noch! Euch leuchtet noch die Sonne!

Parricida.

Tell, hört mich, eh' Ihr —

Tell.

Von dem Blute triefend
Des Vatermordes und des Kaiſermords,
Wagſt du zu treten in mein reines Haus?
Du wagſt's, dein Antlitz einem guten Menſchen
Zu zeigen und das Gaſtrecht zu begehren?

Parricida.

Bey Euch hofft' ich Barmherzigkeit zu finden;
Auch Ihr nahmt Rach' an Euerm Feind.

Tell.

Unglücklicher!
Darfſt du der Ehrſucht blut'ge Schuld vermengen
Mit der gerechten Nothwehr eines Vaters?
Haſt du der Kinder liebes Haupt vertheidigt?
Des Herdes Heiligthum beſchützt? Das Schrecklichſte,
Das Letzte von den Deinen abgewehrt?
— Zum Himmel heb' ich meine reinen Hände,
Verfluche dich und deine That — Gerächt
Hab' ich die heilige Natur, die du
Geſchändet — Nichts theil' ich mit dir — Gemordet
Haſt du, ich hab' mein Theuerſtes vertheidigt.

Parricida.

Ihr ſtoßt mich von Euch, troſtlos, in Verzweiflung?

Tell.

Mich faſſt ein Grauſen, da ich mit dir rede.
Fort! Wandle deine fürchterliche Straße!
Laſſ' rein die Hütte, wo die Unſchuld wohnt!

Parricida (wendet ſich zu gehen.)

So kann ich, und ſo will ich nicht mehr leben!

Tell.

Und doch erbarmt mich deiner — Gott des Himmels!
So jung, von ſolchem adelichen Stamm,
Der Enkel Rudolphs, meines Herrn und Kaiſers,
Als Mörder flüchtig, hier an meiner Schwelle,
Des armen Mannes, flehend und verzweifelnd —
(verhüllt ſich das Geſicht.)

Parricida.

O wenn Ihr weinen könnt, laſſt mein Geſchick
Euch jammern; es iſt fürchterlich — Ich bin
Ein Fürſt — ich war's — ich konnte glücklich werden,
Wenn ich der Wünſche Ungeduld bezwang.
Der Neid zernagte mir das Herz — Ich ſah
Die Jugend meines Vetters Leopold
Gekrönt mit Ehre und mit Land belohnt,
Und mich, der gleiches Alters mit ihm war,
In ſklaviſcher Unmündigkeit gehalten —

Tell.

Unglücklicher, wohl kannte dich dein Ohm,
Da er dir Land und Leute weigerte!
Du ſelbſt mit raſcher wilder Wahnſinnsthat

Rechtfertigſt furchtbar ſeinen weiſen Schluß.
— Wo ſind die blut'gen Helfer deines Mords?

Parricida.

Wohin die Rachegeiſter ſie geführt;
Ich ſah ſie ſeit der Unglücksthat nicht wieder.

Tell.

Weißt du, daß dich die Acht verfolgt, daß du
Dem Freund verboten und dem Feind erlaubt?

Parricida.

Darum vermeid' ich alle offne Straßen;
An keine Hütte wag' ich anzupochen —
Der Wüſte kehr' ich meine Schritte zu;
Mein eignes Schreckniß irr' ich durch die Berge,
Und fahre ſchaudernd vor mir ſelbſt zurück,
Zeigt mir ein Bach mein unglückſelig Bild.
O wenn Ihr Mitleid fühlt und Menſchlichkeit —

(fällt vor ihm nieder.)

Tell (abgewendet.)

Steht auf! Steht auf!

Parricida.

Nicht, bis Ihr mir die Hand gereicht zur Hülfe.

Tell.

Kann ich Euch helfen? Kann's ein Menſch der Sünde?
Doch ſtehet auf — Was Ihr auch Gräßliches
Verübt — Ihr ſeyd ein Menſch — Ich bin es auch —

Vom Tell ſoll Keiner ungetröſtet ſcheiden —
Was ich vermag, das will ich thun.

Parricida
(aufſpringend und ſeine Hand mit Heftigkeit ergreifend.)
O Tell!
Ihr rettet meine Seele von Verzweiflung.

Tell.
Laſſt meine Hand los — Ihr müſſt fort. Hier könnt
Ihr unentdeckt nicht bleiben, könnt entdeckt
Auf Schutz nicht rechnen — Wo gedenkt Ihr hin?
Wo hofft Ihr Ruh zu finden?

Parricida.
Weiß ichs? Ach!

Tell.
Hört, was mir Gott in's Herz gibt — Ihr müſſt fort
In's Land Italien, nach Sankt Peters Stadt!
Dort werft Ihr Euch dem Papſt zu Füßen, beichtet
Ihm Eure Schuld und löſet Eure Seele!

Parricida.
Wird er mich nicht dem Rächer überliefern?

Tell.
Was er Euch thut, das nehmet an von Gott.

Parricida.
Wie komm' ich in das unbekannte Land?
Ich bin des Wegs nicht kundig, wage nicht
Zu Wanderern die Schritte zu geſellen.

Tell.

Den Weg will ich Euch nennen, merket wohl!
Ihr ſteigt hinauf, dem Strom der Reuß entgegen,
Die wildes Laufes von dem Berge ſtürzt —

Parricida (erſchrickt.)

Seh' ich die Reuß? Sie floß bey meiner That.

Tell.

Am Abgrund geht der Weg und viele Kreuze
Bezeichnen ihn, errichtet zum Gedächtniß
Der Wanderer, die die Lawine begraben.

Parricida.

Ich fürchte nicht die Schrecken der Natur,
Wenn ich des Herzens wilde Qualen zähme.

Tell.

Vor jedem Kreuze fallet hin und büßet
Mit heiſſen Reuethränen Eure Schuld —
Und ſeyd Ihr glücklich durch die Schreckensſtraße,
Sendet der Berg nicht ſeine Windeswehen
Auf Euch herab von dem beeiſten Joch,
So kommt Ihr auf die Brücke, welche ſtäubet.
Wenn ſie nicht einbricht unter Eurer Schuld,
Wenn Ihr ſie glücklich hinter Euch gelaſſen,
So reißt ein ſchwarzes Felſenthor ſich auf;
Kein Tag hat's noch erhellt — da geht Ihr durch,
Es führt Euch in ein heitres Thal der Freude —
Doch ſchnellen Schritts müſſt Ihr vorüber eilen;
Ihr dürft nicht weilen, wo die Ruhe wohnt.

Parricida.

O Rudolph! Rudolph! Königlicher Ahn!
So zieht dein Enkel ein auf deines Reiches Boden!

Tell.

So immer ſteigend kommt Ihr auf die Höhen
Des Gotthardts, wo die ew'gen Seen ſind,
Die von des Himmels Strömen ſelbſt ſich füllen.
Dort nehmt Ihr Abſchied von der deutſchen Erde,
Und muntern Laufs führt Euch ein andrer Strom
In's Land Italien hinab, Euch das gelobte —
(Man hört den Kuhreihen von vielen Alphörnern geblaſen.)
Ich höre Stimmen. Fort!

Hedwig (eilt herein.)

Wo biſt du, Tell?
Der Vater kommt! Es nahn in frohem Zug
Die Eidgenoſſen alle —

Parricida (verhüllt ſich.)

Wehe mir!
Ich darf nicht weilen bey den Glücklichen.

Tell.

Geh, liebes Weib. Erfriſche dieſen Mann!
Belad' ihn reich mit Gaben; denn ſein Weg
Iſt weit und keine Herberg' findet er.
Eile! Sie nahn.

Hedwig.

Wer iſt er?

Tell.

Forſche nicht!
Und wenn er geht, ſo wende deine Augen,
Daß ſie nicht ſehen, welchen Weg er wandelt!

(Parricida geht auf den Tell zu mit einer raſchen Bewegung; dieſer aber bedeutet ihn mit der Hand und geht. Wenn Beyde zu verſchiednen Seiten abgegangen, verändert ſich der Schauplatz, und man ſieht in der

Letzten Scene,

den ganzen Thalgrund vor Tells Wohnung, nebſt den Anhöhen, welche ihn einſchließen, mit Landleuten beſetzt, welche ſich zu einem Ganzen gruppiren. Andre kommen über einen hohen Steg, der über den Schächen führt, gezogen. Walther Fürſt mit den beyden Knaben, Melchthal und Stauffacher kommen vorwärts; Andre drängen nach; wie Tell heraustritt, empfangen ihn Alle mit lautem Frohlocken.)

Alle.

Es lebe Tell! der Schütz und der Erretter!

(Indem ſich die Vorderſten um den Tell drängen und ihn umarmen, erſcheinen noch Rudenz und Bertha, jener die Landleute, dieſe die Hedwig umarmend. Die Muſik vom Berge begleitet dieſe ſtumme Scene. Wenn ſie geendigt, tritt Bertha in die Mitte des Volks.)

Bertha.

Landleute! Eidgenoſſen! Nehmt mich auf
In euern Bund, die erſte Glückliche,
Die Schutz gefunden in der Freyheit Land.

In eure tapfre Hand leg' ich mein Recht.
Wollt ihr als eure Bürgerinn mich ſchützen?

Landleute.

Das wollen wir mit Gut und Blut.

Bertha.

Wohlan!
So reich' ich dieſem Jüngling meine Rechte,
Die freye Schweizerinn dem freyen Mann!

Rudenz.

Und frey erklär' ich alle meine Knechte.

(Indem die Muſik von Neuem raſch einfällt, fällt der Vorhang.)

Die Huldigung der Künſte.

Ein lyriſches Spiel,
Ihrer Kaiſerlichen Hoheit
der Frau Erbprinzeſſinn von Weimar
Maria Paulowna,
Großfürſtinn von Rußland,

in Ehrfurcht gewidmet

und vorgeſtellt auf dem Hoftheater zu Weimar
am 12ten November 1804.

Perſonen.

Vater.
Mutter.
Jüngling.
Mädchen.
Chor von Landleuten.
Genius.
Die ſieben Künſte.

Die Scene iſt eine freye ländliche Gegend; in der Mitte ein Orangenbaum, mit Früchten beladen und mit Bändern geſchmückt. Landleute ſind eben beſchäftigt, ihn in die Erde zu pflanzen, indem die Mädchen und Kinder ihn zu beyden Seiten an Blumenketten halten.

Vater.

Wachſe, wachſe, blühender Baum
Mit der goldnen Früchtekrone,
Den wir aus der fremden Zone
Pflanzen in dem heimiſchen Raum!
Fülle ſüßer Früchte beuge
Deine immer grünen Zweige!

Alle Landleute.

Wachſe, wachſe, blühender Baum,
Strebend in den Himmelsraum!

Jüngling.

Mit der duft'gen Blüthe paare
Prangend ſich die goldne Frucht!
Stehe in dem Sturm der Jahre,
Daure in der Zeiten Flucht.

Alle.

Stehe in dem Sturm der Jahre,
Daure in der Zeiten Flucht.

Mutter.

Nimm ihn auf, o heil'ge Erde,
Nimm den zarten Fremdling ein!
Führer der gefleckten Herde,
Hoher Flurgott, pflege ſein!

Mädchen.

Pflegt ihn, zärtliche Dryaden,
Schütz' ihn, ſchütz' ihn, Vater Pan!
Und ihr freyen Oreaden,
Daß ihm keine Wetter ſchaden,
Feſſelt alle Stürme an!

Alle.

Pflegt ihn, zärtliche Dryaden!
Schütz' ihn, ſchütz' ihn, Vater Pan!

Jüngling.

Lächle dir der warme Aether
Ewig klar und ewig blau!
Sonne, gib ihm deine Strahlen!
Erde, gib ihm deinen Thau!

Alle.

Sonne, gib ihm deine Strahlen
Erde, gib ihm deinen Thau!

Vater.

Freude, Freude, neues Leben
Mögſt du jedem Wandrer geben;
Denn die Freude pflanzte dich.
Mögen deine Nektargaben

Noch den ſpätſten Enkel laben,
Und erquicket ſegn' er dich!

Alle.

Freude, Freude, neues Leben
Mögſt du jedem Wandrer geben;
Denn die Freude pflanzte dich.

Sie tanzen in einem bunten Reihen um den Baum. Die Muſik des Orcheſters begleitet ſie und geht allmählig in einen edlern Styl über, während daß man im Hintergrunde den Genius mit den ſieben Göttinnen herabſteigen ſieht. Die Landleute ziehen ſich nach beyden Seiten der Bühne, indem der Genius in die Mitte tritt und die drey bildenden Künſte ſich zu ſeiner Rechten, die vier redenden und muſikaliſchen ſich zu ſeiner Linken ſtellen.

Chor der Künſte.

Wir kommen von fernher,
Wir wandern und ſchreiten
Von Völkern zu Völkern,
Von Zeiten zu Zeiten;
Wir ſuchen auf Erden ein bleibendes Haus,
Um ewig zu wohnen
Auf ruhigen Thronen,
In ſchaffender Stille,
In wirkender Fülle,
Wir wandern und ſuchen und findens nicht aus.

Jüngling.

Sieh, wer ſind Sie, die hier nahen,
Eine göttergleiche Schaar!

Bilder, wie wir nie ſie ſahen;
Es ergreift mich wunderbar.

Genius.

Wo die Waffen erklirren
Mit eiſernem Klang,
Wo der Haß und der Wahn die Herzen verwirren,
Wo die Menſchen wandeln im ewigen Irren,
Da wenden wir flüchtig den eilenden Gang.

Chor der Künſte.

Wir haſſen die Falſchen,
Die Götterverächter;
Wir ſuchen der Menſchen
Aufricht'ge Geſchlechter;
Wo kindliche Sitten
Uns freundlich empfahn,
Da bauen wir Hütten,
Und ſiedeln uns an!

Mädchen.

Wie wird mir auf einmal!
Wie iſt mir geſchehn!
Es zieht mich zu ihnen mit dunkeln Gewalten;
Es ſind mir bekannte, geliebte Geſtalten,
Und weiß doch, ich habe ſie niemals geſehn!

Alle Landleute.

Wie wird mir auf einmal!
Wie iſt mir geſchehn!

Genius.

Aber ſtill! Da ſeh ich Menſchen,
Und ſie ſcheinen doch beglückt;
Reich mit Bändern und mit Kränzen,
Feſtlich iſt der Baum geſchmückt.
— Sind dies nicht der Freude Spuren?
Redet! Was begibt ſich hier?

Vater.

Hirten ſind wir dieſer Fluren.
Und ein Feſt begehen wir.

Genius.

Welches Feſt? O laſſet hören!

Mutter.

Unſrer Königinn zu Ehren,
Der Erhabnen Gütigen,
Die in unſer ſtilles Thal
Niederſtieg. uns zu beglücken,
Aus dem hohen Kaiſerſaal.

Jüngling.

Sie, die alle Reitze ſchmücken,
Gütig, wie der Sonne Strahl.

Genius.

Warum pflanzt ihr dieſen Baum?

Jüngling.

Ach. ſie kommt aus fernem Land,
Und ihr Herz blickt in die Ferne!

Feſſeln möchten wir ſie gerne
An das neue Vaterland.

Genius.

Darum grabt ihr dieſen Baum
Mit den Wurzeln in die Erde,
Daß die Hohe heimiſch werde
In dem neuen Vaterland?

Mädchen.

Ach, ſo viele zarte Bande
Ziehen ſie zum Jugendlande!
Alles, was Sie dort verließ,
Ihrer Kindheit Paradies,
Und den heil'gen Schoß der Mutter,
Und das große Herz der Brüder,
Und der Schweſtern zarte Bruſt —
Können wir es Ihr erſetzen?
Iſt ein Preis in der Natur
Solchen Freuden, ſolchen Schätzen?

Genius.

Liebe greift auch in die Ferne;
Liebe feſſelt ja kein Ort.
Wie die Flamme nicht verarmet,
Zündet ſich an ihrem Feuer
Eine andre wachſend fort —
Was Sie Theures dort beſeſſen,
Unverloren bleibt es Ihr;

Hat Sie Liebe dort verlaſſen,
Findet Sie die Liebe hier.

Mutter.

Ach, Sie tritt aus Marmorhallen,
Aus dem goldnen Saal der Pracht,
Wird die Hohe Sich gefallen,
Hier, wo über freyen Auen
Nur die goldne Sonne lacht?

Genius.

Hirten, euch iſt nicht gegeben,
In ein ſchönes Herz zu ſchauen!
Wiſſet, ein erhabner Sinn
Legt das Große in das Leben,
Und er *ſucht* es nicht darin.

Jüngling.

O ſchöne Fremdlinge! Lehrt uns Sie binden,
O lehret uns, Ihr wohlgefällig ſeyn!
Gern wollten wir Ihr duft'ge Kränze winden,
Und führten Sie in unſre Hütten ein!

Genius.

Ein ſchönes Herz hat bald ſich heim gefunden;
Es ſchafft ſich ſelbſt, ſtill wirkend, ſeine Welt.
Und wie der Baum ſich in die Erde ſchlingt
Mit ſeiner Wurzeln Kraft und feſt ſich kettet,
So rankt das Edle ſich, das Treffliche,
Mit ſeinen Thaten an das Leben an.

Schnell knüpfen ſich der Liebe zarte Bande,
Wo man beglückt, iſt man im Vaterlande.

Alle Landleute.

O ſchöner Fremdling! Sag', wie wir Sie binden,
Die Herrliche in unſern ſtillen Gründen?

Genius.

Es iſt gefunden ſchon das zarte Band;
Nicht Alles iſt Ihr fremd in dieſem Land:
Mich wird Sie wohl und mein Gefolge kennen,
Wenn wir uns Ihr verkündigen und nennen.

(Hier tritt der Genius bis ans Proſcenium; die ſieben Göttinnen thun das Gleiche, ſo daß ſie ganz vorn einen Halbkreis bilden. In dem Augenblick, wo ſie vortreten, enthüllen ſie ihre Attribute, die ſie bis jetzt unter den Gewändern verborgen gehalten.)

Genius (gegen die Fürſtinn.)

Ich bin der ſchaffende Genius des Schönen,
Und, die mir folget, iſt der Künſte Schar.
Wir ſinds, die alle Menſchenwerke krönen,
Wir ſchmücken den Palaſt und den Altar.
Längſt wohnten wir bey Deinem Kaiſerſtamme,
Und Sie, die Herrliche, die Dich gebahr,
Sie nährt uns ſelbſt die heil'ge Opferflamme
Mit reiner Hand auf Ihrem Hausaltar.
Wir ſind Dir nachgefolgt, von Ihr geſendet:
Denn alles Glück wird nur durch uns vollendet.

Architectur

(mit einer Mauerkrone auf dem Haupt, ein goldnes Schiff in der Rechten.)

Mich ſahſt du thronen an der Newa Strom!
Dein großer Ahnherr rief mich nach dem Norden,
Und dort erbaut' ich ihm ein zweytes Rom;
Durch mich iſt es ein Kaiſerſitz geworden.
Ein Paradies der Herrlichkeit und Größe
Stieg unter meiner Zauberruthe Schlag.
Jetzt rauſcht des Lebens luſtiges Getöſe,
Wo vormals nur ein düſtrer Nebel lag;
Die ſtolze Flottenrüſtung ſeiner Maſte
Erſchreckt den alten Belt in ſeinem Meer-Palaſte.

Sculptur (mit einer Victoria in der Hand.)

Auch *mich* haſt Du mit Staunen oft geſehen,
Die ernſte Bildnerinn der alten Götterwelt.
Auf einen Felſen — er wird ewig ſtehen —
Hab' ich ſein großes Heldenbild geſtellt;
Und dieſes Siegesbild, das ich erſchaffen,
(die Victoria zeigend.)
Dein hoher Bruder ſchwingts in mächt'ger Hand;
Es fliegt einher vor *Alexanders* Waffen,
Er hats auf ewig an ſein Heer gebannt; —
Ich kann aus Thon nur Lebenloſes bilden;
Er ſchafft ſich ein geſittet Volk aus Wilden.

Mahlerey.

Auch mich, Erhabne! wirſt du nicht verkennen,

Die heitre Schöpferinn der täuſchenden Geſtalt.
Von Leben blitzt es und die Farben brennen
Auf meinem Tuch mit glühender Gewalt.
Die Sinne weiß ich lieblich zu betrügen,
Ja, durch die Augen täuſch' ich ſelbſt das Herz;
Mit des Geliebten nachgeahmten Zügen
Verſüß ich oft der Sehnſucht bittern Schmerz.
Die ſich getrennt nach Norden und nach Süden,
Sie haben mich — und ſind nicht ganz geſchieden.

Poeſie.

Mich hält kein Band, mich feſſelt keine Schranke;
Frey ſchwing' ich mich durch alle Räume fort.
Mein unermeſſlich Reich iſt der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug iſt das Wort.
Was ſich bewegt im Himmel und auf Erden,
Was die Natur tief im Verborgnen ſchafft,
Muß mir entſchleiert und entſiegelt werden:
Denn nichts beſchränkt die freye Dichterkraft;
Doch Schönres find' ich nichts, wie lang ich wähle,
Als in der ſchönen Form — die ſchöne Seele.

Muſik (mit der Leyer.)

Der Töne Macht, die aus den Saiten quillet,
Du kennſt ſie wohl, du übſt ſie mächtig aus.
Was ahnungvoll den tiefen Buſen füllet,
Es ſpricht ſich nur in meinen Tönen aus;

Ein holder Zauber ſpielt um deine Sinnen,
Ergieß ich meinen Strom von Harmonien;
In ſüßer Wehmuth will das Herz zerrinnen,
Und von den Lippen will die Seele fliehn;
Und ſetz' ich meine Leiter an von Tönen,
Ich trage dich hinauf zum höchſten Schönen.

Tanz (mit der Cymbale.)

Das hohe Göttliche, es ruht in ernſter Stille;
Mit ſtillem Geiſt will es empfunden ſeyn.
Das Leben regt ſich gern in üpp'ger Fülle;
Die Jugend will ſich äußern, will ſich freun.
Die Freude führ' ich an der Schönheit Zügel,
Die gern die zarten Grenzen übertritt;
Dem ſchweren Körper geb' ich Zephirs Flügel;
Das Gleichmaß leg' ich in des Tanzes Schritt.
Was ſich bewegt, lenk' ich mit meinem Stabe:
Die Grazie iſt meine ſchöne Gabe.

Schauſpielkunſt (mit einer Doppelmaske.)

Ein Janusbild laſſ' ich vor Dir erſcheinen:
Die Freude zeigt es hier und hier den Schmerz.
Die Menſchheit wechſelt zwiſchen Luſt und Weinen
Und mit dem Ernſte gattet ſich der Scherz.
Mit allen ſeinen Tiefen, ſeinen Höhen,
Roll' ich das Leben ab vor Deinem Blick.
Wenn Du das große Spiel der Welt geſehen,

So kehrſt Du reicher in Dich ſelbſt zurück;
Denn wer den Sinn aufs Ganze hält gerichtet,
Dem iſt der Streit in ſeiner Bruſt geſchlichtet.

Genius.

Und Alle, die wir hier vor Dir erſchienen,
Der hohen Künſte heil'ger Götterkreis,
Sind wir bereit, o Fürſtinn, Dir zu dienen,
Gebiete Du, und ſchnell auf dein Geheiß,
Wie Thebens Mauer bey der Leyer Tönen,
Belebt ſich der empfindungloſe Stein,
Entfaltet ſich Dir eine Welt des Schönen.

Architectur.

Die Säule ſoll ſich an die Säule reihn.

Sculptur.

Der Marmor ſchmelzen unter Hammers Schlägen.

Mahlerey.

Das Leben friſch ſich auf der Leinwand regen.

Muſik.

Der Strom der Harmonien Dir erklingen.

Tanz.

Der leichte Tanz den muntern Reigen ſchlingen.

Schauſpielkunſt.

Die Welt ſich Dir auf dieſer Bühne ſpiegeln.

Poeſie.

Die Phantaſie auf ihren mächt'gen Flügeln
Dich zaubern in das himmliſche Gefild!

Mahlerey.

Und wie der Iris ſchönes Farbenbild
Sich glänzend aufbaut aus der Sonne Strahlen,
So wollen wir mit ſchön vereintem Streben,
Der hohen Schönheit ſieben heil'ge Zahlen,
Dir, Herrliche, den Lebensteppich weben!

Alle Künſte (ſich umfaſſend.)

Denn aus der Kräfte ſchön vereintem Streben
Erhebt ſich, wirkend, erſt das wahre Leben.

Macbeth.

Ein

Trauerſpiel von Shakeſpear

zur Vorſtellung

auf dem Hoftheater zu Weimar

eingerichtet.

Perſonen.

Dunkan, König von Schottland.

Malcolm,
Donalbain, } ſeine Söhne.

Macbeth,
Banquo, } ſeine Feldherren.

Macduff,
Roſſe,
Angus,
Lenox, } Schottiſche Edelleute.

Fleance, Banquo's Sohn.

Seiward, Feldherr der Engländer.

Sein Sohn.

Seiton, Macbeths Diener.

Ein Arzt.

Ein Pförtner.

Ein alter Mann.

Drey Mörder.

Lady Macbeth.

Ihre Kammerfrau.

Hekate und drey Hexen.

Lords. Offiziere. Soldaten.

Banquo's Geiſt und andre Erſcheinungen.

Erſter Aufzug.

Ein offener Platz.

Erſter Auftritt.

(Es donnert und blitzt. Die drey Hexen ſtehen da.)

Erſte Hexe.
Wann kommen wir drey uns wieder entgegen?
In Donner, in Blitzen oder in Regen?
Zweyte Hexe.
Wann das Kriegsgetümmel ſchweigt,
Wann die Schlacht den Sieger zeigt.
Dritte Hexe.
Alſo eh der Tag ſich neigt.
Erſte Hexe.
Wo der Ort?
Zweyte Hexe.
Die Heide dort.
Dritte Hexe.
Dort führt Macbeth ſein Heer zurück.

Zweyte Hexe.
Dort verkünden wir ihm ſein Glück!
Erſte Hexe.
Aber die Meiſterinn wird uns ſchelten,
Wenn wir mit trüglichem Schickſalswort
Ins Verderben führen den edeln Helden,
Ihn verlocken zu Sünd' und Mord.
Dritte Hexe.
Er kann es vollbringen, er kann es laſſen;
Doch er iſt glücklich: wir müſſen ihn haſſen.
Zweyte Hexe.
Wenn er ſein Herz nicht kann bewahren,
Mag er des Teufels Macht erfahren.
Dritte Hexe.
Wir ſtreuen in die Bruſt die böſe Saat,
Aber dem Menſchen gehört die That.
Erſte Hexe.
Er iſt tapfer, gerecht und gut;
Warum verſuchen wir ſein Blut?
Zweyte und dritte Hexe.
Strauchelt der Gute und fällt der Gerechte,
Dann jubiliren die hölliſchen Mächte.
(Donner und Blitz.)
Erſte Hexe.
Ich höre die Geiſter!
Zweyte Hexe.
Es ruft der Meiſter!

Alle drey Hexen.

Padok ruft. Wir kommen! Wir kommen!
Regen wechſ'le mit Sonnenſchein!
Häßlich ſoll ſchön, ſchön häßlich ſeyn!
Auf! Durch die Luft den Weg genommen!
(Sie verſchwinden unter Donner und Bliz.)

Zweyter Auftritt.

Der König. Malcolm. Donalbain.
Gefolge.

(Sie begegnen einem verwundeten Ritter, der von zwey Soldaten geführt wird.)

König.

Hier bringt man einen Ritter aus der Schlacht;
Jetzt werden wir des Treffens Ausſchlag hören.

Malcolm.

Es iſt derſelbe Ritter, ich erkenn' ihn,
Der mich unlängſt aus Feindes Hand befreyt.
Willkommen, Kriegsgefährte! Sag dem König,
Wie ſtand das Treffen, als du es verlieſſeſt?

Ritter.

Es wogte lange zweifelnd hin und her,
Wie zweyer Schwimmer Kampf, die an einander
Geklammert Kunſt und Stärke ringend meſſen.

Der wüth'ge Macdonall, werth ein Rebell
Zu ſeyn, führt' aus dem Weſten wider dich
Die Kernen und die Galloglaſſen an,
Und wie ein reißender Gewitterſtrom
Durchbrach er würgend unſre Reihen, Alles
Unwiderſtehlich vor ſich nieder mähend.
Verloren war die Schlacht, als Macbeth kam,
Dein heldenmüth'ger Feldherr. Mit dem Schwert
Durch das gedrängteſte Gewühl der Schlacht
Macht' er ſich Bahn bis zum Rebellen, faſſt' ihn,
Mann gegen Mann, und wich nicht, bis er ihn
Vom Wirbel bis zum Kinn entzweygeſpaltet
Und des Verfluchten Haupt zum Siegeszeichen
Vor unſrer Aller Augen aufgeſteckt.

König.

O tapfrer Vetter! Heldenmüth'ger Than!

Ritter.

Doch gleich wie von demſelben Oſten, wo
Die Sonne ihre Strahlenbahn beginnt,
Schiffbrechende Gewitter ſich erheben,
So brach ein neues Schreckniß aus dem Schoße
Des Siegs hervor. Vernimm es, großer König!
Kaum wendeten die Kernen ſich zur Flucht,
Wir zur Verfolgung, als mit neuem Volk
Und hellgeſchliffnen Waffen König Sueno,
Norwegens Herrſcher, auf den Kampfplatz trat,
Den Zweifel des Gefechtes zu erneuern!

König.

Erſchreckte das nicht unſre Oberſten,
Macbeth und Banquo?

Ritter.

Wohl! Wie Sperlinge
Den Adler ſchrecken, und das Reh den Löwen!
Noch ehe ſie den Schweiß der erſten Schlacht
Von ihrer Stirn gewiſcht, verſuchten ſie
Das Glück in einem neuen Kampf, und hart
Zuſammentreffend ließ ich beyde Heere.
Mehr weiß ich nicht zu ſagen; ich bin ganz
Erſchöpft, und meine Wunden fordern Hülfe.

König.

Sie ſind dir rühmlich, Freund, wie deine Worte.
Geht, hohlt den Wundarzt! Sieh! Wer naht ſich hier?

Dritter Auftritt.

Vorige. Roſſe und Lenox.

Donalbain.

Der würd'ge Than von Roß!

Malcolm.

Und welche Haſt
Aus ſeinen Augen blitzt! So blickt nur der,
Der etwas Großes meldet.

Roſſe.

Gott erhalte den König!

König.

Von wannen kommt Ihr, ehrenvoller Than?

Roſſe.

Von Fiſe, mein König, wo Norwegens Fahnen,
Vor wenig Tagen ſtolz noch ausgebreitet,
Vor deiner Macht danieder liegen. König Sueno,
Dem jener treuvergeſſne Than von Cawdor,
Der Reichsverräther, heimlich Vorſchub that,
Ergriff den Augenblick, wo dieſes Reich
Von bürgerlichem Krieg zerrüttet war,
Und überraſchte dein geſchwächtes Heer!
Hartnäckig, grimmig war der Kampf, bis endlich
Macbeth mit unbezwinglich tapferm Arm
Des Normanns Stolz gedämpſt — Mit Einem Wort:
Der Sieg iſt unſer.

König.

Nun! Gelobt ſey Gott!

Roſſe.

Nun bittet König Sueno dich um Frieden;
Doch wir geſtatteten ihm nicht einmal
Die Freyheit, ſeine Todten zu begraben,
Bis er zehntauſend Pfund in deinen Schatz
Bezahlt hat auf der Inſel Sankt Columbus.

König.

Nicht länger ſpotte dieſer eidvergeſſne Than

Von Cawdor unſers fürſtlichen Vertrauens! — Geht!
Sprecht ihm das Todesurtheil und begrüßt
Macbeth mit ſeinem Titel!

Roſſe.

Ich gehorche.

König.

Was er verlor, gewann der edle Macbeth.

(Sie gehen ab.)

Vierter Auftritt.

(Eine Heide.)

Die drey Hexen (begegnen einander.)

Erſte Hexe.

Schweſter, was haſt du geſchafft? Laſſ' hören!

Zweyte Hexe.

Schiffe trieb ich um auf den Meeren.

Dritte Hexe (zur erſten.)

Schweſter! Was du?

Erſte Hexe.

Einen Fiſcher fand ich, zerlumpt und arm,
Der flickte ſingend die Netze,
Und trieb ſein Handwerk ohne Harm,
Als beſäß' er köſtliche Schätze,
Und den Morgen und Abend, nimmer müd,

Begrüßt er mit ſeinem luſtigen Lied.
Mich verdroß des Bettlers froher Geſang,
Ich hatt's ihm geſchworen ſchon lang und lang —
Und als er wieder zu fiſchen war,
Da ließ ich einen Schatz ihn finden;
Im Netze da lag es blank und baar,
Daß faſt ihm die Augen erblinden.
Er nahm den hölliſchen Feind ins Haus;
Mit ſeinem Geſange da war es aus.

Die zwey andern Hexen.

Er nahm den hölliſchen Feind ins Haus;
Mit ſeinem Geſange da war es aus!

Erſte Hexe.

Und lebte wie der verlorne Sohn,
Ließ allen Gelüſten den Zügel,
Und der falſche Mammon, er floh davon,
Als hätt' er Gebeine und Flügel.
Er vertraute, der Thor! auf Hexengold,
Und weiß nicht, daß es der Hölle zollt!

Die zwey andern Hexen.

Er vertraute, der Thor! auf Hexengold,
Und weiß nicht, daß es der Hölle zollt!

Erſte Hexe.

Und als nun der bittere Mangel kam,
Und verſchwanden die Schmeichelfreunde,
Da verließ ihn die Gnade, da wich die Scham;
Er ergab ſich dem hölliſchen Feinde.

Freywillig bot er ihm Herz und Hand
Und zog als Räuber durch das Land.
Und als ich heut will vorüber gehn,
Wo der Schatz ihm ins Netz gegangen,
Da ſah ich ihn heulend am Ufer ſtehn,
Mit bleich gehärmten Wangen
Und hörte, wie er verzweifelnd ſprach:
Falſche Nixe, du haſt mich betrogen!
Du gabſt mir das Gold, du ziehſt mich nach!
Und ſtürzt ſich hinab in die Wogen.

Die zwey andern Hexen.

Du gabſt mir das Gold, du ziehſt mich nach!
Und ſtürzt ſich hinab in den wogenden Bach!

Erſte Hexe.

Trommeln! Trommeln! Macbeth kommt.

Alle drey (einen Ring ſchließend.)

Die Schickſalsſchweſtern, Hand in Hand,
Schwärmen über See und Land,
Drehen ſo im Kreiſe ſich,
Dreymal für dich
Und dreymal für mich,
Noch dreymal, daß es Neune macht.
Halt! Der Zauber iſt vollbracht!

Fünfter Auftritt.

Macbeth und Banquo. Die drey Hexen.

Macbeth.

Solch einen Tag, ſo ſchön zugleich und häßlich
Sah ich noch nie.

Banquo.

Wie weit iſt noch nach Foris?
— Sieh! Wer ſind dieſe da, ſo grau von Haaren,
So rieſenhaft und ſchrecklich anzuſehn!
Sie ſehen keinen Erdbewohnern gleich,
Und ſtehn doch hier. Sprecht! Lebt ihr, oder ſeyd
Ihr Etwas, dem ein Sohn der Erde Fragen
Vorlegen darf? Ihr ſcheint mich zu verſtehn.
Denn jede ſeh' ich den verkürzten Finger
Bedeutend an die welken Lippen legen.
Ihr ſolltet Weiber ſeyn, und doch verbietet
Mir euer männiſch Anſehn euch dafür zu halten.

Macbeth.

Sprecht, wenn ihr eine Sprache habt, wer ſeyd ihr?

Erſte Hexe.

Heil dir, Macbeth! Heil dir, Than von Glamis.

Zweyte Hexe.

Heil dir, Macbeth! Heil dir, Than von Cawdor!

Dritte Hexe.

Heil dir, Macbeth, der einſt König ſeyn wird!

Banquo (zu Macbeth.)
Wie? Warum bebt Ihr ſo zurück, und ſchaudert
Vor einem Gruße, der ſo lieblich klingt?
(Zu den Hexen.)
Im Namen des Wahrhaftigen!
Sprecht! Seyd ihr Geiſter, oder ſeyd ihr wirklich,
Was ihr von Außen ſcheint?
Ihr grüßet meinen edlen Kriegsgefährten
Mit gegenwärt'gem Glück und glänzender
Verheißung künft'ger königlicher Größe!
Mir ſagt ihr nichts. Vermögt ihr in die Saat
Der Zeit zu ſchauen und vorher zu ſagen,
Welch Saamenkorn wird aufgehn, welches nicht,
So ſprecht zu mir, der eure Gunſt nicht ſucht,
Noch eure Abgunſt fürchtet.

Erſte Hexe.
Heil!

Zweyte Hexe.
Heil!

Dritte Hexe.
Heil!

Erſte Hexe.
So groß nicht, aber größer doch, als Macbeth!

Zweyte Hexe.
So glücklich nicht, und doch glückſeliger!

Dritte Hexe.

Du wirſt kein König ſeyn, doch Könige zeugen.
Drum Heil euch Beyden, Macbeth, Banquo, Heil euch!

Erſte Hexe.

Banquo und Macbeth, Heil euch!

Macbeth.

Bleibt, ihr geheimnißvollen Sprecherinnen,
Und ſagt mir mehr!
Ich weiß durch Sinels, meines Vaters, Tod,
Der dieſe Nacht verſchieden, bin ich Than
Von Glamis! Aber wie von Cawdor?
Der Than von Cawdor lebt, und lebt im Schoße
Des Glücks, und daß ich König einſt ſeyn werde,
Iſt eben ſo unglaublich, da dem Duncan
Zwey Söhne leben! Sagt, von wannen kam euch
Die wunderbare Wiſſenſchaft? Warum
Verweilet ihr auf dieſer dürren Heide
Durch ſolch prophetiſch Grüßen unſern Zug?
Sprecht! Ich beſchwör' euch!
(Die Hexen verſchwinden.)

Banquo.

Die Erde bildet Blaſen, wie das Waſſer,
Und dieſe mögen davon ſeyn!
Wo ſind ſie hingekommen?

Macbeth.

In die Luft,

Und was uns Körper ſchien, zerfloß wie Athem
In alle Winde — daß ſie noch da wären!

Banquo.

Wie? Waren dieſe Dinge wirklich hier,
Wovon wir reden, oder aßen wir
Von jener tollen Wurzel, die die Sinne
Bethöret?

Macbeth.

Eure Kinder ſollen Könige werden.

Banquo.

Ihr ſelbſt ſollt König ſeyn!

Macbeth.

Und Than von Cawdor
Dazu; war's nichts ſo?

Banquo.

Wörtlich und buchſtäblich.
Doch ſeht, wer kommt da?

Sechſter Auftritt.

Vorige. Roſſe. Angus.

Roſſe.

Ruhmgekrönter Macbeth!
Dem König kam die Freudenbotſchaft zu
Von deinen Siegen, wie du die Rebellen

Verjagt, den furchtbarn Macdonal beſiegt;
Das ſchien ihm ſchon das Maß des ird'ſchen Ruhm's.
Doch ſeine Zunge überſtrömte noch
Von deinem Lob, als er das Größre ſchon vernahm,
Was du im Kampfe mit dem furchtbaren
Norweger ausgeführt, wie du der Retter
Des Reichs geworden; dicht wie Hagelſchläge
Kam Poſt auf Poſt, jedwede ſchwer beladen
Mit deiner Thaten Ruhm und ſchüttete
Dein Lob in ſein erſtauntes Ohr.

Angus.

Wir ſind
Geſandt, dir ſeinen Dank zu überbringen,
Als Herolde dich bey ihm aufzuführen,
Dich zu belohnen nicht.

Roſſe.

Zum Pfande nur
Der größern Ehren, die er dir beſtimmt,
Befahl uns der Monarch, dich Than von Cawdor
Zu grüßen, und in dieſem neuen Titel
Heil dir, ruhmwürd'ger Cawdor, denn du biſt's!

Banquo (für ſich.)

Wie? Sagt der Teufel wahr?

Macbeth.

Der Than von Cawdor lebt;
Wie kleidet ihr mich in geborgten Schmuck?

Roſſe.

Der einſtens Than geweſen, lebt, doch nur
So lange, bis das Bluturtheil an ihm
Vollſtreckt iſt. Ob er mit dem Normann, ob
Mit den Rebellen einverſtanden war,
Ob er mit Beyden ſich zum Untergang
Des Reichs verſchworen, weiß ich nicht zu ſagen.
Das iſt gewiß, daß Hochverrath, erwieſen
Und von ihm ſelber eingeſtanden, ihn
Geſtürzt.

Macbeth.

Glamis und Than von Cawdor!
Das Größte ſteht noch aus! — Habt Dank, ihr Herren.
(Zu Banquo.)
Hofft Ihr nun nicht, daß Eure Kinder Könige
Seyn werden, da derſelbe Mund, der mir
Den Than von Cawdor gab, es Euch verhieß?

Banquo.

Hum! Stünd' es ſo, möcht es Euch leicht verleiten,
Den Cawdor zu vergeſſen und die Krone
Zu ſuchen. — Es iſt wunderbar! Und oft
Lockt uns der Hölle ſchadenfrohe Macht
Durch Wahrheit ſelbſt an des Verderbens Rand.
Unſchuld'ge Kleinigkeiten dienen ihr,
Uns zu Verbrechen fürchterlicher Art

Und grauſenhafter Folgen hinzureißen!

(Zu Roſſe und Angus.)

Wo iſt der König?

Angus.

Auf dem Weg hieher.

(Banquo ſpricht ſeitwärts mit Beyden.)

Macbeth (für ſich.)

Zwey Theile des Orakels ſind erfüllt,
Ein hoffnungvolles Pfand des höchſten Dritten!
— Habt Dankt ihr Herren — Dieſe wunderbare
Eröffnung kann nicht böſe ſeyn — ſie kann
Nicht gut ſeyn. Wär ſie böſe, warum fing
Sie an mit einer Wahrheit? Ich bin Than
Von Cawdor! Wär ſie gut, warum
Beſchleicht mich die entſetzliche Verſuchung,
Die mir das Haar aufſträubt, mir in der Bruſt
Das eiſenfeſte Männerherz erſchüttert?
Die Handlung ſelbſt iſt minder grauſenvoll,
Als der Gedanke der geſchreckten Seele.
Dies Bild, die bloße Mordthat des Gehirns,
Regt meine innre Welt ſo heftig auf,
Daß jede andre Lebensarbeit ruht,
Und mir nichts da iſt, als das Weſenloſe.

Banquo (zu den Andern.)

Bemerket doch, wie unſer Freund verzückt iſt!

Macbeth.

Will es das Schickſal, daß ich König ſey,
So kröne michs und ohne daß ichs ſuche!

Banquo.

Die neuen Ehren, die ihn ſchmücken, ſind
Wie fremde Kleider, die uns nicht recht paſſen,
Bis wir durch öftres Tragen ſie gewohnen.

Macbeth (für ſich.)

Komme, was kommen mag!
Die Stunde rennt auch durch den rauhſten Tag!

Banquo (zu Macbeth.)

Mein edler Than, wir warten nur auf Euch.

Macbeth.

Vergebt, ihr Herren! Mein verſtörter Kopf
War in vergangne Zeiten weggerückt.
— Glaubt, edle Freunde! Eure Dienſte ſind
In meinem dankbarn Herzen eingeſchrieben,
Und jeden Tag durchblättr' ich meine Schuld.
Jetzt zu dem König!

(Zu Banquo.)

Denkt des Vorgefallnen!
Und wenn wirs reiflich bey uns ſelbſt bedacht,
Dann laſſt uns frey und offen davon reden.

Banquo.

Sehr gern.

Macbeth.

Bis dahin gnug davon! Kommt Freunde!
(Sie gehen ab.)

Siebenter Auftritt.

Königlicher Palaſt.

König. Malcolm. Donalbain.
Macduff. Gefolge.

König.

Iſt die Sentenz an Cawdor ſchon vollſtreckt?
Sind, die wir abgeſandt, noch nicht zurück?

Donalbain.

Sie ſind noch nicht zurückgekehrt, mein König,
Doch ſprach ich Einen, der ihn ſterben ſah.
Er habe ſeinen Hochverrath aufrichtig
Bekannt und tiefe Reue blicken laſſen.
Das Würdigſte in ſeinem ganzen Leben
War der ergebne Sinn, womit er es
Verließ! Er ſtarb wie Einer, der aufs Sterben
Studierte, und das koſtbarſte der Güter
Warf er gleichgültig hin, als wär' es Staub.

König.

Es gibt noch keine Kunſt, die innerſte
Geſtalt des Herzens im Geſicht zu leſen!
Er war ein Mann, auf den ich Alles baute!

Achter Auftritt.

Vorige. Macbeth. Banquo. Roſſe. Lenox.

König.

O theurer Vetter, Stütze meines Reichs!
Die Sünde meines Undanks laſtete
So eben ſchwer auf mir! Du biſt ſo weit
Voraus geeilt, daß dich der ſchnellſte Flug
Der Dankbarkeit nicht mehr erreichen kann!
Faſt möcht' ich wünſchen, daß du weniger
Verdient, damit mirs möglich wäre, dich
Nach Würden zu belohnen! Jetzo bleibt mir nichts,
Als zu bekennen, daß ich dir als Schuldner
Verfallen bin mit meiner ganzen Habe.

Macbeth.

Was ich geleiſtet, Sire, belohnt ſich ſelbſt;
Es iſt nicht mehr, als was ich ſchuldig war.
Euch kommt es zu, mein königlicher Herr,
Die Dienſte Eurer Knechte zu empfangen.
Sie ſind des Thrones Kinder und des Staats,
Und Euch durch heil'ge Lebenspflicht verpfändet.

König.

Sey mir willkommen, edler, theurer Held!
Ich habe angefangen, dich zu pflanzen,
Und für dein Wachsthum ſorg' ich — Edler Banquo!
Du haſt nicht weniger verdient; es ſoll

Vergolten werden. Laſſ' mich dich umarmen,
Und an mein Herz dich drücken.
(Umarmt ihn.)

Banquo.

Wachſ' ich da,
So iſt die Ernte Euer.

König.

Meine Freude iſt
So groß, daß ſie vom Kummer Thränen borgt,
Sich zu entladen. Söhne! Vettern! Thans!
Und die zunächſt an meinem Throne ſtehn!
Wiſſt, daß wir Malcolm, unſern Aelteſten,
Zum künft'gen Erben unſers Reichs beſtimmt,
Und ihn zum Prinzen Kumberlands ernennen.
Der einz'ge Vorzug ſoll ihn kennbar machen
Aus unſrer treflichen Baronen Zahl,
Die gleich Geſtirnen unſern Thron umſchimmern!
(Zu Macbeth)
Jetzt Vetter, nach Inverneß! Denn wir ſind
Entſchloſſen, Euer Gaſt zu ſeyn heut Abend.

Macbeth.

Ich ſelbſt will Eurer Ankunft Bote ſeyn,
Und meinem Weib den hohen Gaſt verkünden!
Und ſo, mein König, nehm' ich meinen Urlaub!

König (ihn umarmend.)

Mein würd'ger Cawdor!
(Er geht ab mit dem Gefolge.)

Macbeth (allein.)
Prinz von Kumberland!
Das iſt ein Stein, der mir im Wege liegt,
Den muß ich überſpringen, oder ich ſtürze!
Verhüllet, Sterne, euer himmliſch Licht,
Damit kein Tag in meinen Buſen falle!
Das Auge ſelber ſoll die Hand nicht ſehen,
Damit das Ungeheure kann geſchehen!

(ab.)

Neunter Auftritt.

(Vorhalle in Macbeths Schloß.)

Lady Macbeth

(allein, in einem Briefe leſend.)

„Ich traf ſie grade an dem Tag des Siegs
„Und die Erfüllung ihres erſten Grußes
„Verbürgte mir, ſie wiſſen mehr als Menſchen.
„Da ich nach neuen Dingen forſchen wollte,
„Verſchwanden ſie. Ich ſtand noch voll Erſtaunen,
„Als Abgeordnete vom König kamen,
„Die mich als Than von Cawdor grüßten, mit
„Demſelben Titel, den mir kurz zuvor
„Die Zauberſchweſtern gaben, und worauf
„Der dritte königliche Gruß gefolgt!
„Dies eil' ich dir zu melden, theuerſte

„Genoſſinn meiner Größe, daß du länger nicht
„Unwiſſend ſeyeſt, welche Hoheit uns
„Erwartet. Leg' es an dein Herz! Leb wohl!“

Glamis und Cawdor biſt du, und ſollſt ſeyn,
Was dir verheißen iſt — Und dennoch fürcht' ich
Dein weichliches Gemüth — Du biſt zu ſanft
Geartet, um den nächſten Weg zu gehn.
Du biſt nicht ohne Ehrgeiz, möchteſt gerne
Groß ſeyn, doch dein Gewiſſen auch bewahren
Nicht abgeneigt biſt du vor ungerechtem
Gewinn; doch widerſteht dirs, falſch zu ſpielen.
Du möchteſt gern das haben, was dir zuruft:
Das muß geſchehn, wenn man mich haben will!
Und haſt doch nicht die Keckheit, es zu thun!
O eile! Eile her!
Damit ich meinen Geiſt in deinen gieße,
Durch meine tapfre Zunge dieſe Zweifel
Und Furchtgeſpenſter aus dem Felde ſchlage,
Die dich wegſchrecken von dem goldnen Reif,
Womit das Glück dich gern bekrönen möchte.

Zehnter Auftritt.

Lady Macbeth. Pförtner.

Lady.

Was bringt Ihr?

Pförtner.

Der König kommt auf dieſe Nacht hieher.

Lady.

Du biſt nicht klug, wenn du das ſagſt — Iſt nicht
Dein Herr bey ihm? Und wär' es, wie du ſprichſt,
Würd' er den Gaſt mir nicht verkündigt haben?

Pförtner.

Gebieterinn, es iſt ſo, wie ich ſage!
Der Than iſt unterwegs; ein Eilbot ſprengte
In vollem Lauf voraus; der hatte kaum
Noch ſo viel Athem übrig, ſeines Auftrags
Sich zu entled'gen.

Lady.

Pflegt ihn wohl! Er bringt
Uns eine große Poſt.

(Pförtner geht.)

Der Rab' iſt heiſer,
Der Dunkans tödtlichen Einzug in mein Haus
Ankrächzen ſoll — Kommt jetzt, ihr Geiſter alle,
Die in die Seele Mordgedanken ſä'n!
Kommt und entweibt mich hier! Vom Wirbel bis
Zur Zehe füllt mich an mit Tigers Grimm!
Verdickt mein Blut, ſperrt jeden Weg der Reue,
Damit kein Stich der wiederkehrenden Natur
Erſchüttre meinen gräßlichen Entſchluß,
Und ihn verhindere, zur That zu werden.
An meine Weibesbrüſte leget euch,

Ihr Unglücksgeiſter, wo ihr auch, in welcher
Geſtalt unſichtbar auf Verderben lauert,
Und ſauget meine Milch anſtatt der Galle!
Komm, dicke Nacht, in ſchwarzen Höllendampf
Gehüllt, damit mein blinder Dolch nicht ſehe,
Wohin er trifft, der Himmel nicht, den Vorhang
Der Finſterniß zerreißend, rufe: Halt!
Halt inne!

Eilfter Auftritt.

Lady Macbeth. Macbeth.

Lady.

Großer Glamis! Würd'ger Cawdor,
Und größer noch durch das Prophetiſche
Heil dir, der einſt! — Dein Brief hat mich heraus
Gerückt aus dieſer engen Gegenwart,
Und trunken ſeh' ich ſchon das Künftige
Verwirklicht!

Macbeth.

Theuerſte Liebe! Dunkan kommt
Heut' Abend.

Lady.

Und wann geht er wieder?

Macbeth.

Morgen, denkt er.

Lady.

O nimmer ſieht die Sonne dieſen Morgen!
Dein Angeſicht, mein Than, iſt wie ein Buch,
Worin Gefährliches geſchrieben ſteht.
Laß deine Mienen ausſehn, wie die Zeit
Es heiſchet: trage freundlichen Willkommen
Auf deinen Lippen, deiner Hand! Sieh aus,
Wie die unſchuld'ge Blume, aber ſey
Die Schlange unter ihr! — Geh, denke jetzt
Auf nichts, als deinen Gaſt wohl zu empfangen,
Mein ſey die große Arbeit dieſer Nacht,
Die allen unſern künft'gen Tag' und Nächten,
Die königliche Freyheit ſoll erfechten!

Macbeth.

Wir ſprechen mehr davon.

Lady.

Nur heiter, Sir!
Denn wo die Züge ſchnell verändert wanken,
Verräth ſich ſtets der Zweifel der Gedanken,
In allem Andern überlaß dich mir!

(Sie gehen ab. Man hört blaſen.)

Zwölfter Auftritt.

König. Malcolm. Donalbain. Banquo. Macduff. Roſſe. Angus. Lenox.
(Mit Fackeln.)

König.

Dies Schloß hat eine angenehme Lage.
Leicht und erquicklich athmet ſich die Luft,
Und ihre Milde ſchmeichelt unſern Sinnen.

Banquo.

Und dieſer Sommergaſt, die Mauerſchwalbe,
Die gern der Kirchen heil'ges Dach bewohnt,
Beweiſt durch ihre Liebe zu dem Ort,
Daß hier des Himmels Athem lieblich ſchmeckt.
Ich ſehe keine Frieſen, ſehe keine
Verzahnung, kein vorſpringendes Gebälk,
Wo dieſer Vogel nicht ſein hangend Bette
Zur Wiege für die Jungen angebaut,
Und immer fand ich eine mildre Luft,
Wo dieſes fromme Thier zu niſten pflegt.

Dreyzehnter Auftritt.

Vorige. Lady Macbeth.

König.

Ah! Sieh da unſre angenehme Wirthinn!
— Die Liebe, die uns folgt, beläſtigt oft;

Doch danken wir ihr, weil es Liebe iſt.
So wirſt auch du für dieſe Laſt und Müh,
Die wir ins Haus dir bringen, Dank uns wiſſen.

Lady.

Sire! Alle unſre Dienſte, zwey- und dreyfach
In jedem Stück geleiſtet, blieben noch
Zu arm, die große Ehre zu erkennen,
Womit Ihr unſer Haus begnadiget.
Nichts bleibt uns übrig, königlicher Herr,
Als für die alten Gunſtbezeugungen,
Wie für die neuen, die Ihr drauf gehäuft,
Gleich armen Klausnern, nur an Wünſchen reich,
Mit brünſtigen Gebeten Euch zu dienen.

König.

Wo iſt der Than von Cawdor?
Wir ſind ihm auf den Ferſen nachgefolgt,
Und wollten ſeinen Haushofmeiſter machen;
Doch er iſt raſch zu Pferd, und ſeine Liebe,
Scharf wie ſein Sporn, gab ihm ſo ſchnelle Flügel,
Daß er uns lang zuvorkam — Schöne Lady,
Wir werden Euer Gaſt ſeyn dieſe Nacht.

Lady.

Ihr ſeyd in Eurem Eigenthum, mein König!
Wir geben nur, was wir von Euch empfingen.

König.

Kommt! Eure Hand, und führet mich hinein
Zu meinem Wirth! Wir lieben ihn von Herzen,

Und was wir ihm erzeigt, iſt nur ein Vorſpiel
Der größern Gunſt, die wir ihm vorbehalten.
— Erlaubt mir, meine angenehme Wirthinn!
(Er führt ſie hinein. Die Andern folgen. Eine Tafelmuſik wird gehört. Bediente gehen im Hintergrunde mit Speiſen über die Bühne. Nach einer Weile erſcheint Macbeth.)

Vierzehnter Auftritt.

Macbeth (allein, gedankenvoll.)

Wär' es auch abgethan, wenn es gethan iſt,
Dann wär' es gut, es würde raſch gethan!
Wenn uns der Meuchelmord auch aller Folgen
Entledigte, wenn mit dem Todten Alles ruhte,
Wenn dieſer Mordſtreich auch das Ende wäre,
Das Ende nur für dieſe Zeitlichkeit —
Wegſpringen wollt ich über künft'ge Leben!
Doch ſolche Thaten richten ſich ſchon hier;
Die blut'ge Lehre, die wir Andern geben,
Fällt gern zurück auf des Erfinders Haupt,
Und die gleichmeſſende Gerechtigkeit
Zwingt uns, den eignen Giftkelch auszutrinken.
— Er ſollte zweyfach ſicher ſeyn. Einmal,
Weil ich ſein Blutsfreund bin und ſein Vaſall:
Zwey ſtarke Feſſeln, meinen Arm zu binden!
Dann bin ich auch ſein Wirth, der ſeinem Mörder

Die Thür verſchließen, nicht den Todesſtreich
Selbſt führen ſollte. Ueber dieſes Alles
Hat dieſer Dunkan ſo gelind regiert,
Sein großes Amt ſo tadellos verwaltet,
Daß wider dieſe ſchauderhafte That
Sich ſeine Tugenden wie Cherubim
Erheben werden, mit Poſaunenzungen,
Und Mitleid, wie ein neugebornes Kind,
Hülflos und nackt, vom Himmel niederfahren,
In jedes Auge heiße Thränen locken,
Und jedes Herz zur Wuth entflammen wird —
Ich habe keinen Antrieb, als den Ehrgeiz,
Die blinde Wuth, die ſich in tollem Anlauf
Selbſt überſtürzt und jenſeits ihres Ziels
Hintaumelt — Nun! Wie ſteht es drin?

Fünfzehnter Auftritt.

Macbeth. Lady Macbeth kommt.

Lady.

Er hat
Gleich abgeſpeiſt. Warum verlieſſet Ihr
Das Zimmer?

Macbeth.

Fragte er nach mir?

Lady.

Ich dachte,
Man hätt' es Euch geſagt.

Macbeth (nach einer Pauſe.)

Laſſ' uns nicht weiter
In dieſer Sache gehen, liebes Weib!
Er hat mich kürzlich erſt mit neuen Ehren
Gekrönt; ich habe goldne Meinungen
Von Leuten aller Art mir eingekauft,
Die erſt in ihrem vollen Glanz getragen,
Nicht gleich beyſeit gelegt ſeyn wollen.

Lady.

Wie?
War denn die Hoffnung trunken, die dich erſt
So tapfer machte? Hat ſie ausgeſchlafen,
Und iſt nun wach geworden, um auf Einmal
Beym Anblick deſſen, was ſie muthig wollte,
So bleich und ſchlaff und nüchtern auszuſehn?
Von nun an weiß ich auch, wie Macbeth liebt.
Du fürchteſt dich, in Kraft und That derſelbe
Zu ſeyn, der du in deinen Wünſchen biſt!
Du wagſt es, nach dem Höchſten aufzuſtreben,
Und du erträgſt es, ſchwach und feig zu ſeyn?
„Ich möcht' es gerne, doch ich wag es nicht" —
Kleinmüthiger!

Macbeth.

Ich bitte dich, halt ein!

Das wag' ich Alles, was dem Manne ziemt;
Wer mehr wagt, der iſt keiner!

Lady.

Wars denn etwa
Ein Thier, das dich vorhin dazu getrieben?
Als du das thateſt — da warſt du ein Mann!
Und wenn du mehr wärſt, als du warſt, du würdeſt
Um ſo viel mehr ein Mann ſeyn! Da du mirs
Entdeckt, bot weder Ort noch Zeit ſich an;
Du wollteſt beyde machen — Beyde haben ſich
Von ſelbſt gemacht: dich haben ſie vernichtet.
Ich habe Kinder aufgeſäugt und weiß,
Wie allgewaltig Mutterliebe zwingt,
Und dennoch — Ja, bey Gott, den Säugling ſelbſt
An meinen eignen Brüſten wollt' ich morden,
Hätt' ichs geſchworen, wie du jenes ſchwurſt.

Macbeth.

Wird uns der blut'ge Mord zum Ziele führen?
Steht dieſer Kumberland nicht zwiſchen mir
Und Schottlands Thron? Und lebt nicht Donalbain?
Für Dunkans Söhne nur und nicht für uns
Arbeiten wir, wenn wir den König tödten.

Lady.

Ich kenne dieſe Thans. Nie wird ihr Stolz
Sich einem ſchwachen Knaben unterwerfen.
Ein bürgerlicher Krieg entflammet ſich;
Dann trittſt du auf, der Tapferſte, der Beſte,

Der Nächſte an dem königlichen Stamm,
Die Rechte deiner Mündel zu behaupten.
In ihrem Namen gründeſt du den Thron,
Und ſteht er feſt, wer ſtürzte dich herab?
Nicht in die ferne Zeit verliere dich!
Den Augenblick ergreife! Der iſt dein.

Macbeth.

Wenn wirs verfehlten — wenn der Streich mißlänge!

Lady.

Mißlingen! Führ' es aus mit Männermuth
Und feſter Hand, ſo kann es nicht mißlingen.
— Wenn Dunkan ſchläft, und dieſe ſtarke Reiſe
Wird ſeinen Schlaf befördern, übernehm' ichs,
Die beyden Kämmrer mit berauſchendem
Getränk ſo anzufüllen, zu betäuben,
Daß ihr Gedächtniß, des Gehirnes Wächter,
Ein bloßer Dunſt ſeyn ſoll! Und wenn ſie nun
In viehiſchem Schlafe wie im Tode liegen,
Was können dann wir Beyde mit dem un-
Bewachten Dunkan nicht beginnen, nicht
Mit ſeinen überfüllten Kämmerern,
Die unſers Mordes Sünde tragen ſollen?

Macbeth.

Gebier mir keine Töchter! Männer nur
Soll mir dein unbezwinglich Herz erzeugen!
Wird man nicht glauben, wenn wir jene Beyden,
Die in des Königs eignem Zimmer ſchlafen,

Mit Blut beſtrichen, ihrer Dolche uns
Zum Mord bedient, daß ſie die That gethan?

Lady.

Wer wird bey dem Gejammer, dem Geſchrey,
Das wir erheben wollen, etwas Andres
Zu denken wagen?

Macbeth.

Weib! Ich bin entſchloſſen,
Und alle meine Sennen ſpannen ſich
Zu dieſer That des Schreckens an. Komm, laſſ' uns
Den blut'gen Vorſatz mit der ſchönſten Larve
Bedecken! Falſche Freundlichkeit verhehle
Das ſchwarze Werk der heuchleriſchen Seele!
(Beyde gehen ab.)

Zweyter Aufzug.

(Zimmer.)

Erſter Auftritt.

Banquo. Fleance. (der ihm eine Fackel vorträgt.)

Banquo.

Wie ſpät iſts, Burſche?

Fleance.

Herr, der Mond iſt unter;
Die Glocke hab' ich nicht gehört!

Banquo.

Er geht
Um zwölf Uhr unter.

Fleance.

'S iſt wohl ſpäter, Herr.

Banquo.

Da nimm mein Schwert. Man iſt haushälteriſch im Himmel.
Die Lichter ſind ſchon alle aus. Hier, nimm

Auch das noch! Eine ſchwere Schlafluſt liegt
Wie Bley auf mir, doch möcht' ich nicht gern ſchlafen.
Ihr guten Mächte, wehrt die ſträflichen
Gedanken von mir, die dem Schlummernden
So leicht ſich nahn! — Gib mir mein Schwert! Wer da?

Zweyter Auftritt.

Vorige. Macbeth (dem ein Bedienter leuchtet.)

Macbeth.

Ein Freund.

Banquo.

Wie, edler Sir? Noch nicht zur Ruh?
Der König ſchläft ſchon. Er war äußerſt fröhlich,
Und Eure Diener hat er reich beſchenkt.
Hier dieſen Demant ſchickt' er Eurer Lady
Und grüßt ſie, ſeine angenehme Wirthinn.
Er ging recht glücklich in ſein Schlafgemach.

Macbeth.

Da wir nicht vorbereitet waren, muſste
Der gute Wille wohl dem Mangel dienen.

Banquo.

Es mangelte an nichts. Nun, Sir! Mir träumte
Verwichne Nacht von den drey Zauberſchweſtern.
Euch haben ſie doch etwas Wahres
Geſagt.

Macbeth.

Ich denke gar nicht mehr an ſie.
Indeß, wenns Euch bequem iſt, möcht' ich gern
Ein Wort mit Euch von dieſer Sache ſprechen.
Nennt nur die Zeit.

Banquo.

Wie's Euch gelegen iſt.

Macbeth.

Wenn Banquo mein Beginnen unterſtützt,
Und es gelingt, ſo ſoll er Ehre davon haben.

Banquo.

So fern ich ſie nicht in die Schanze ſchlage,
Indem ich ſie zu mehren meine, noch
Mein gut Gewiſſen, und mein Herz dabey
Gefährdet ſind, bin ich zu Euren Dienſten.

Macbeth.

Gut' Nacht indeß.

Banquo.

Ich dank' Euch. Schlafet wohl.
(Banquo und Fleance gehen ab.)

Macbeth (zum Bedienten.)

Sag' deiner Lady, wenn mein Trank bereit,
Soll ſie die Glocke ziehn. — Du geh zu Bette!
(Bedienter geht ab.)

Dritter Auftritt.

Macbeth (allein.)

Iſt dies ein Dolch, was ich da vor mir ſehe?
Den Griff mir zugewendet? Komm! Laſſ' mich dich faſſen.
Ich hab' dich nicht, und ſehe dich doch immer.
Furchtbares Bild! Biſt du ſo fühlbar nicht der Hand
Als du dem Auge ſichtbar biſt! Biſt du
Nur ein Gedankendolch, ein Wahngebilde
Des fieberhaft entzündeten Gehirns?
Ich ſeh' dich immer, ſo leibhaftig wie
Den Dolch, den ich in meiner Hand hier zücke.
Du weiſeſt mir den Weg, den ich will gehn;
Solch ein Geräth, wie du biſt, wollt' ich brauchen.
Entweder iſt mein Auge nur der Narr
Der andern Sinne, oder mehr werth, als ſie alle.
— Noch immer ſeh' ich dich und Tropfen Bluts
Auf deiner Klinge, die erſt nicht waren.
— Es iſt nichts Wirkliches. Mein blutiger
Gedanke iſts, der ſo heraustritt vor das Auge!

Jetzt ſcheint die Eine Erdenhälfte todt,
Und böſe Träume ſchrecken hinterm Vorhang
Den unbeſchützten Schlaf! Die Zauberey beginnt
Den furchtbarn Dienſt der bleichen Hekate,
Und aufgeſchreckt von ſeinem heulenden Wächter,
Dem Wolf, gleich einem Nachtgeſpenſte, geht

Mit groß — weit — ausgehöhlten Räuberſchritten
Der Mord an ſein entſetzliches Geſchäft.
Du ſichre, unbeweglich feſte Erde!
Hör' meine Tritte nicht, wohin ſie gehn,
Damit nicht deine ſtummen Steine ſelbſt
Mein Werk ausſchreyen, und zuſammenklingend
Dies tiefe Todtenſchweigen unterbrechen,
Das meinem Mordgeſchäft ſo günſtig iſt.
Ich drohe hier, und drinnen lebt er noch! —
(Man hört die Glocke.)
Raſch vorwärts, Macbeth, und es iſt gethan!
Die Glocke ruft mir — Höre ſie nicht, Dunkan!
Es iſt die Glocke, die dich Augenblicks
Zum Himmel fordert, oder zu der Hölle.
(Er geht ab.)

Vierter Auftritt.

Lady Macbeth. Bald darauf Macbeth.

Lady.

Was ſie berauſchte, hat mich kühn gemacht;
Was ihnen Feuer nahm, hat mir gegeben.
Horch! Still!
Die Eule wars, die ſchrie — der traurige
Nachtwächter ſagt uns gräßlich gute Nacht.
— Er iſt dabey. Die Kammerthür iſt offen,

Und die berauſchten Kämmerlinge ſpotten
Mit Schnarchen ihres Wächteramts.
So einen kräft'gen Schlaftrunk hab' ich ihnen
Gemiſcht, daß Tod und Leben drüber rechten,
Ob ſie noch athmen, oder Leichen ſind.

Macbeth (drinnen.)

Wer iſt da? He!

Lady.

O weh! Ich fürchte ſie ſind aufgewacht
Und es iſt nicht geſchehen! Der Verſuch,
Und nicht die That wird uns verderben — Horcht!
Die Dolche legt' ich ihm zurecht. Er muſſte
Sie finden auf den erſten Blick. Hätt' es mich nicht,
Wie er ſo ſchlafend lag, an meinen Vater
Gemahnt, ich hätt' es ſelbſt gethan — Nun, mein
Gemahl?

Macbeth (tritt auf.)

Sie iſt gethan, die That! Vernahmſt du kein
Geräuſch?

Lady.

Die Eule hört' ich ſchreyen und
Die Grillen ſingen — Sagteſt du nicht was?

Macbeth.

Wann?

Lady.

Jetzt.

Macbeth.

Wie ich herunter kam?

Lady.

Ja.

Macbeth.

Horch!

Wer liegt im zweyten Zimmer?

Lady.

Donalbain.

Macbeth (beſieht ſeine Hände.)

Das iſt ein traur'ger Anblick! Oh!

Lady.

Ihr ſeyd
Nicht klug! Das nennt Ihr einen traur'gen Anblick!

Macbeth.

Der Eine lacht' im Schlaf, der Andere
Schrie Mord! daß ſie ſich wechſelsweiſe weckten.
Ich ſtand und hörte zu, ſie aber ſprachen
Ihr Nachtgebet und ſchliefen wieder ein.

Lady.

Es ſind dort ihrer Zwey in einer Kammer.

Macbeth.

Genad' uns Gott! rief Einer — Amen, ſprach
Der Andere, als hätten ſie mich ſehen
Mit dieſen Henkers Händen ſtehn, und horchen
Auf die Gebärden ihrer Furcht — Ich konnte
Nicht Amen ſagen: als ſie ſchrien: Gott gnad' uns!

Lady.

Denkt ihm ſo tief nicht nach!

Macbeth.

Warum dann aber konnt' ich
Nicht Amen ſagen! Braucht' ich doch ſo ſehr
Die Gnade Gottes in dem Augenblick,
Und Amen wollte nicht aus meiner Kehle.

Lady.

Man muß dergleichen Thaten hinterher
Nicht ſo beſchaun. Das könnt' uns raſend machen.

Macbeth.

Es war als hört' ich rufen: Schlaft nicht mehr!
Den Schlaf ermordet Macbeth, den unſchuld'gen,
Den arglos heil'gen Schlaf, den unbeſchützten,
Den Schlaf, der den verworrnen Knäul der Sorgen
Entwirrt, der jedes Tages Schmerz und Luſt
Begräbt und wieder weckt zum neuen Morgen,
Das friſche Bad der wundenvollen Bruſt,
Das linde Oel für jede Herzensqual,
Die beſte Speiſe an des Lebens Mahl!

Lady.

Wie, Sir? Was ſoll das Alles?

Macbeth.

Immer, immer,
Im ganzen Hauſe rief es fort und fort:
Schlaft nicht mehr! Glamis hat den Schlaf ermordet;

Darum ſoll Cawdor nicht mehr ſchlafen, Macbeth
Soll nicht mehr ſchlafen.

Lady.

Wie? Wer war's denn, der
So rief? Mein theurer Than, was für Phantome
Sind das, die deines Herzens edeln Muth
So ganz entnerven! Geh! Nimm etwas Waſſer,.
Und waſche dies verrätheriſche Zeugniß
Von deinen Händen — Warum brachteſt du
Die Dolche mit heraus? Sie müſſen drin
Geſunden werden. Trage ſie zurück, beſtreiche
Die Kämmrer mit dem Blut —

Macbeth.

Ich geh' nicht wieder
Hinein. Mir graut vor dem Gedanken, was ich that;
Geh du hinein. Ich wags nicht.

Lady.

Schwache Seele!
Gib mir die Dolche! Schlafende und Todte
Sind nur Gemählde; nur ein kindiſch Aug'
Schreckt ein gemahlter Teufel. Ich bepurpre
Der Kämmerer Geſicht mit ſeinem Blut:
Denn dieſe muß man für die Thäter halten.

(Sie geht hinein. Man hört draußen klopfen.)

Macbeth.

Woher dies Klopfen? Wohin kams mit mir,
Daß jeder Laut mich aufſchreckt! — Was für Hände

Sie reißen mir die Augen aus — Weh'! Wehe!
Kann der gewäſſerreiche Meergott ſelbſt
Mit ſeinen Fluten allen dieſes Blut
Von meiner Hand abwaſchen? Eher färbten
Sich alle Meere roth von dieſer Hand!

Lady (zurückkommend.)

So iſt die blut'ge That von uns hinweg
Gewälzt, und jene tragen unſre Schuld
Auf ihren Händen und Geſichtern — Horch!
— Ich hör' ein Klopfen an der Thür nach Süden.
Gehn wir hinein. Ein wenig Waſſer reinigt uns
Von dieſer That! Wie leicht iſt ſie alſo!
Komm! Deine Stärke hat dich ganz verlaſſen.

(Neues, ſtärkeres Pochen.)

— Es klopft ſchon wieder! Wirf dein Nachtkleid über!
Geſchwind, damit uns Niemand überraſche,
Und ſeh', daß wir gewacht! — O ſey ein Mann!
Verlier' dich nicht ſo kläglich in Gedanken!

Macbeth.

Mir dieſer That bewuſſt zu ſeyn! O beſſer,
Mir ewig meiner ſelbſt nicht mehr bewuſſt ſeyn!

(Das Klopfen wird ſtärker.)

Poch' ihn nur auf aus ſeinem Todesſchlaf!
Was gäb ich drum, du könnteſt es!

Lady (ihn fortziehend.)

Kommt! Kommt!

(Gehen hinein.)

Fünfter Auftritt.

Pförtner (mit Schlüſſeln. Hernach) **Macdu**
und **Roſſe.**

Pförtner (kommt ſingend.)

Verſchwunden iſt die finſtre Nacht,
Die Lerche ſchlägt, der Tag erwacht,
Die Sonne kommt mit Prangen
Am Himmel aufgegangen.
Sie ſcheint in Königs Prunkgemach,
Sie ſcheinet durch des Bettlers Dach,
Und was in Nacht verborgen war,
Das macht ſie kund und offenbar.

(Stärkeres Klopfen.)

Poch! Poch! Geduld da draußen, wers auch iſt!
Den Pförtner laſſt ſein Morgenlied vollenden.
Ein guter Tag fängt an mit Gottes Preis,
S iſt kein Geſchäft ſo eilig, als das Beten.

(Singt weiter.)

Lob ſey dem Herrn und Dank gebracht,
Der über dieſem Haus gewacht,
Mit ſeinen heiligen Scharen
Uns gnädig wollt' bewahren.
Wohl mancher ſchloß die Augen ſchwer
Und öffnet ſie dem Licht nicht mehr,
Drum freue ſich, wer neu belebt
Den friſchen Blick zur Sonn' erhebt!

(Er ſchließt auf. Macduff und Roſſe treten auf.

Roſſe.

Nun, das muß wahr ſeyn, Freund! Ihr führet ein

So helle Orgel in der Bruſt, daß ihr damit
Ganz Schottland könntet aus dem Schlaf poſaunen.

Pförtner.

Das kann ich auch, Herr, denn ich bin der Mann,
Der Euch die Nacht ganz Schottland hat gehütet.

Roſſe.

Wie das, Freund Pförtner?

Pförtner.

Nun ſagt an! Wacht nicht
Des Königs Auge für ſein Volk, und iſts
Der Pförtner nicht, der Nachts den König hütet?
Und alſo bin ichs, ſeht Ihr, der heut Nacht
Gewacht hat für ganz Schottland.

Roſſe.

Ihr habt Recht.

Macduff.

Den König hütet ſeine Gnad und Milde.
Er bringt dem Hauſe Schutz, das Haus nicht ihm:
Denn Gottes Scharen wachen, wo er ſchläft.

Roſſe.

Sag, Pförtner! Iſt dein Herr ſchon bey der Hand?
Sieh! Unſer Pochen hat ihn aufgeweckt.
Da kommt er.

Sechſter Auftritt.

Macbeth. Macduff. Roſſe.

Roſſe.

Guten Morgen, edler Sir!

Macbeth.

Den wünſch' ich Beyden.

Macduff.

Iſt der König munter?

Macbeth.

Noch nicht.

Macduff.

Er trug mir auf, ihn früh zu wecken;
Ich habe die beſtimmte Stunde bald
Verfehlt.

Macbeth.

Ich führ' Euch zu ihm.

Macduff.

O ich weiß,
Es wär Euch eine angenehme Mühe;
Doch iſt es eine Mühe.

Macbeth.

Eine Arbeit,
Die uns Vergnügen macht, heilt ihre Müh.
Hier iſt die Thür.

Macbeth.

'S war eine rauhe Nacht.

Roſſe.

Ich bin nicht alt
Genug, mich einer gleichen zu erinnern.

Achter Auftritt.

Vorige. Macduff (kommt zurück.)

Macduff.

Entſetzlich! Gräßlich! Gräßlich! O entſetzlich!

Macbeth.

Was iſts?

Roſſe.

Was gibt es?

Macduff.

Grauſenvoll! Entſetzlich!
Kein Herz kanns faſſen! Keine Zunge nennen!

Macbeth.

Was iſt es denn?

Macduff.

Der Frevel hat ſein Aergſtes
Vollbracht! Der kirchenräuberiſche Mord
Iſt in des Tempels Heiligthum gebrochen,
Und hat das Leben draus hinweggeſtohlen.

Macbeth.

Das Leben! Wie verſteht Ihr das?

Roſſe.

Meint Ihr
Den König?

Macduff.

Geht hinein! Geht und erſtarret
Vor einer neuen gräßlichen Gorgona.
Verlangt nicht, daß ichs nenne! Seht, und dann
Sprecht ſelbſt!

(Macbeth und Roſſe gehen ab.)

Macduff.

Wacht auf! Wacht auf! Die Feuerglocke
Geläutet! Mord und Hochverrath! Auf! Auf!
Erwachet, Banquo! Malcolm! Donalbain!
Werft dieſen pflaumenweichen Schlaf von euch,
Des Todes Scheinbild, und erblickt ihn ſelbſt!
Auf, auf und ſeht des Weltgerichtes Morgen!
Malcolm und Banquo! Wie aus euren Gräbern
Erhebt euch, und wie Geiſter ſchreitet her,
Das gräßlich Ungeheure anzuſchauen!

Neunter Auftritt.

Macduff. Lady Macbeth. Gleich darauf **Banquo** mit **Lenor** und **Angus**; und nach dieſem **Macbeth** mit **Roſſe.**

Lady.

Was gibts, daß ſolche gräßliche Trompete
Die Schläfer dieſes Hauſes weckt! Sagt! Redet!

Macduff.

O zarte Lady! Es taugt nicht für Euch,
Zu hören, was ich ſagen kann. Ein weiblich Ohr
Damit zu ſchrecken, wär' ein zweyter Mord!
(Auf Banquo, Lenor und Angus zueilend, die hereintreten.)
O Banquo! Banquo! Unſer König iſt ermordet!

Lady.

Hilf Himmel! Was! In unſerm Haus!

Banquo.

Entſetzlich,
Wo immer auch — Macduff! Ich bitte dich!
Nimm es zurück, und ſag, es ſey nicht ſo!

Macbeth (kommt mit **Roſſe** zurück.)

Macbeth.

O! wär ich eine Stunde nur
Vor dieſem Unfall aus der Welt gegangen,
Ich wär geſtorben als ein Glücklicher.

Von nun an iſt nichts Schätzenswerthes mehr
Auf Erden! Tand iſt Alles! Ehr' und Gnade
Sind todt! Des Lebens Wein iſt abgezogen,
Und nur die Hefe blieb der Welt zurück.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Malcolm. Donalbain.

Donalbain.

Was iſt verloren —

Macbeth.

Ihr! Und wiſſt es nicht!

(Zu Donalbain.)

Der Brunnen deines Blutes iſt verſtopft,
Ja, ſeine Quelle ſelber iſt verſtopft.

Macduff (zu Malcolm.)

Dein königlicher Vater iſt ermordet!

Malcolm.

O Gott! Von wem?

Roſſe.

Die Kämmerer ſind allem Anſehn nach
Die Thäter. Ihre Hände und Geſichter waren
Voll Blut, auch ihre Dolche, welche wir
Unabgewiſcht auf ihrem Kiſſen fanden.

Sie ſahen wild aus, waren ganz von Sinnen,
Und Niemand wagte ſich an ſie heran.

Macbeth.

O jetzo reut michs, daß ich ſie im Wahnſinn
Der erſten Wuth getödtet.

Macduff.

Warum thatſt du das?

Macbeth.

Wer iſt im nämlichen Moment zugleich
Gefaſſt und wüthend, ſinnlos und beſonnen,
Rechtliebend und parteylos? Niemand iſts!
Die raſche That der heft'gen Liebe rannte
Der zaudernden Vernunft zuvor. — Hier lag
Dunkan — Sein königlicher Leib von Dolchen
Entſtellt, zerriſſen! Seine off'nen Wunden
Erſchienen wie ein Riß in der Natur,
Wodurch der Tod den breiten Einzug nahm!
Dort ſeine Mörder, in die Farbe ihres Handwerks
Gekleidet, ihre Dolche frech bemahlt mit Blut!
Wer, der ein Herz für ſeinen König hatte,
Und Muth in dieſem Herzen, hätte da
Sich halten und ſich ſelbſt gebieten können!

Lady (ſtellt ſich, als ob ſie ohnmächtig werde.)

Helft mir von hinnen — Oh!

Macduff.

Sorgt für die Lady!

(Macduff, Banquo, Roſſe und Angus ſind um ſie beſchäftigt.)

Malcolm (zu Donalbain.)
Wir ſchweigen ſtill, die dieſer Trauerfall
Am nächſten trifft?

Donalbain.
Was läſſt ſich ſagen, hier,
Wo unſer Feind, in unſichtbarer Spalte
Verborgen, jeden Augenblick hervor
Zu ſtürmen, auf uns herzufallen droht!
Laß uns davon gehn, Bruder! Unſre Thränen
Sind noch nicht reif.

Malcolm.
Noch unſer heft'ger Schmerz
Im Stand, ſich von der Stelle zu bewegen.

Banquo
(zu denen, welche die Lady wegführen.)
Nehmt euch der Lady an! — Und wenn wir uns
Von der Verwirrung unſers erſten Schreckens
Erholt, und unſre Blöße erſt bedeckt,
Dann laſſt uns hier aufs Neu zuſammenkommen,
Und dieſer ungeheuren Blutſchuld weiter
Nachforſchen. Uns erſchüttern Furcht und Zweifel.
Hier in der großen Hand des Höchſten ſteh' ich,
Und unter dieſem Schirme kämpf' ich jeder
Beſchuldigung entgegen, die Verrath
Und Bosheit wider mich erſinnen mögen!

Macbeth.

Das thu' ich auch.

Macduff.

Und ich.

Roſſe, Angus und Lenor.

Das thun wir Alle.

Macbeth.

Jetzt werfen wir uns ſchnell in unſre Kleider,
Und kommen in der Halle dann zuſammen!

Alle.

Wir ſinds zufrieden.

(Gehen ab.)

Eilfter Auftritt.

Malcolm. Donalbain.

Malcolm.

Was gedenkt Ihr, Bruder?
Ich find' es nicht gerathen, ihrer Treu
Uns zu vertrauen. Einen Schmerz zu zeigen,
Von dem das Herz nichts weiß, iſt eine Pflicht,
Die dem Unredlichen nicht ſchwer ankommt.
Ich geh' nach England.

Donalbain.

Ich nach Irrland.
Gerathner iſts für unſer Beyder Wohl,

Wir trennen unſer Schickſal! Wo wir ſind,
Seh' ich aus jedem Lächeln Dolche drohn,
Je näher am Blut, ſo näher dem Verderben.

Malcolm.

Der Mörderpfeil, der unſern Vater traf,
Fliegt noch, iſt noch zur Erde nicht gefallen!
Das Beſte iſt, vom Ziel hinwegzugehn.
Drum ſchnell zu Pferde! Keine Zeit verloren
Mit Abſchiednehmen! Da iſts wohl gethan,
Sich wegzuſtehlen, wo das kleinſte Weilen
Tod und Verderben bringen kann!

(Sie gehen ab.)

Zwölfter Auftritt.

Roſſe. Ein alter Mann.

Alter Mann.

Ja, Herr! Von achtzig Jahren her beſinn' ich mich,
Und in dem langen Zeitraum hab' ich Bittres
Erlebt, und Unglückſeliges erfahren.
Doch dieſe Schreckensnacht hat all mein vorig Wiſſen
Zum Kinderſpiel gemacht.

Roſſe.

Ach, guter Vater!
Du ſiehſt, wie ſelbſt der Himmel düſter bleich

Auf dieſen blut'gen Schauplatz niederhängt,
Wie von der Menſchen Greuelthat empört!
Der Glocke nach iſts hoch am Tag, und doch
Dämpft finſtre Nacht den Schein der Himmelslampe.

Alter Mann.

Es iſt ſo unnatürlich, wie die That,
Die wir erlebten. Neulich ward ein Falke,
Der triumphirend thurmhoch in den Lüften
Herſchwebte, kühn von einer mauſenden
Nachteule angefallen und getödtet.

Roſſe.

Und Dunkans Pferde — So verwunderſam
Es klingt, ſo wahr iſts! Dieſe ſchönen Thiere,
Die Zierde ihrer Gattung, wurden toll
Auf einmal, brachen wild aus ihren Ställen,
Und ſchoſſen wüthend um ſich her, dem Ruf
Des Führers ſtarr unbändig widerſtrebend,
Als ob ſie Krieg ankündigten den Menſchen.

Alter Mann.

Man ſagt, daß ſie einander aufgefreſſen.

Roſſe.

Das thaten ſie. Kaum traut' ich meinen Sinnen,
Als ich es ſah. — Hier kommt der wackre Macduff.

Dreyzehnter Auftritt.

Vorige. Macduff.

Roſſe.

Nun, Sir! Wie geht die Welt?

Macduff.

Wie? Seht Ihrs nicht?

Roſſe.

Weiß man, wer dieſe mehr als blut'ge That
Verübte?

Macduff.

Sie, die Macbeth tödtete.

Roſſe.

Die Kämmerer! Gott! Und aus welchem Antrieb?
Was bracht' es ihnen für Gewinn?

Macduff.

Sie waren
Erkauft. Des Königs eigne Söhne, Malcolm
Und Donalbain, ſind heimlich weggeflohn,
Und machten ſich dadurch der That verdächtig.

Roſſe.

O immer, immer wider die Natur!
Unmäß'ge Herrſchſucht, die mit blinder Gier
Sich ihre eigne Lebenskräfte raubt!
— So wird die Krone wohl an Macbeth fallen?

Macduff.

Er iſt ſchon ausgerufen und nach Scone
Zur Krönung abgegangen.

Roſſe.

Wo iſt Dunkans Leiche?

Macduff.

Nach Kolmeshill gebracht, der heil'gen Gruft,
Wo die Gebeine ſeiner Väter ruhen.

Roſſe.

Geht Ihr nach Scone?

Macduff.

— Nein! Ich geh' nach Fife.

Roſſe.

Gut! So will ich nach Scone.

Macduff.

Lebet wohl!
Und mögt Ihr Alles dort nach Wunſche finden!
Leicht möchten uns die alten Röcke beſſer
Geſeſſen haben, fürcht' ich, als die neuen!

Roſſe (zu dem Alten.)

Nun, alter Vater, lebet wohl!

Alter Mann.

Gott ſey
Mit Euch und Jedem, der es redlich meint,
Das Böſe gut macht, und den Feind zum Freund!

(Sie gehen ab.)

Dritter Aufzug.

(Ein Zimmer.)

Erſter Auftritt.

Banquo (allein.)

Du haſt's nun! Glamis! Cawdor! König! Alles,
Wie es die Zauberſchweſtern dir verhießen.
Ich fürchte ſehr, du haſt ein ſchändlich Spiel
Darum geſpielt. — Und doch ward prophezeiht,
Es ſollte nicht bey deinem Hauſe bleiben,
Ich aber ſollte der beglückte Stifter,
Die Wurzel eines Königsſtammes ſeyn.
Wenn Wahrheit kommen kann aus ſolchem Munde,
Und der erfüllte Gruß an dich beweiſt's,
Wie ſollten ſie nicht eben ſowol mein
Orakel ſeyn, wie deins, und mich zur Hoffnung
Anfriſchen? Aber ſtill! Nichts mehr davon!

Zweyter Auftritt.

(Trompeten.)

Macbeth als König. **Lady Macbeth.**
Roſſe. Angus. Lenox. Banquo.
Gefolge.

Macbeth.

Sieh da! Hier iſt der Erſte unſrer Gäſte!

Lady.

Blieb er hinweg, ſo war gleichſam ein Riß
In unſerm Feſte, und die Krone fehlt' ihm.

Macbeth.

Banquo! Wir geben dieſe Nacht ein feſtlich Mahl,
Und bitten Euch um Eure Gegenwart.

Banquo.

Nach meines Herrn Befehl, dem zu gehorchen
Mir heil'ge Pflicht iſt.

Macbeth.

Ihr verreiſet heut?

Banquo.

Ja, Sire!

Macbeth.

Sonſt hätten wir uns Euren Rath,
Der ſtets ſo weis' als glücklich war, in heutiger
Verſammlung ausgebeten. Doch das kann auch ruhn
Bis morgen. Geht die Reiſe weit?

Banquo.
So weit,
Daß alle Zeit von jetzt zum Abendeſſen
Drauf gehen wird. Thut nicht mein Pferd ſein Beſtes,
Werd' ich der Nacht verſchuldet werden müſſen
Für eine dunkle Stunde, oder zween.

Macbeth.
Fehlt ja nicht bey dem Feſt!

Banquo.
Gewißlich nicht.

Macbeth.
Wir hören, unſre blut'gen Vettern ſind
Nach Engelland und Irrland, läugnen dort
Frech ihren greuelvollen Mord, und füllen
Mit ſeltſamen Erdichtungen die Welt.
Doch hievon morgen, nebſt dem Andern, was
Den Staat betrifft, und unſre Sorgen heiſcht.
Lebt wohl bis auf die Nacht! Geht Fleance mit Euch?

Banquo.
Ja, Sire! Wir können länger nicht verweilen —

Macbeth.
So wünſch' ich euren Pferden Schnelligkeit
Und ſichre Füße! Lebet wohl!
(Banquo geht ab. Zu den Andern.)
Bis Anbruch
Der Nacht ſey Jedermann Herr ſeiner Zeit.
Die Freuden der Geſellſchaft deſto beſſer

Zu ſchmecken, bleiben wir bis dahin ſelbſt
Für uns allein. Und damit Gott befohlen!
(Lady und Lords gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Macbeth (zurückbleibend.)

Macbeth (zu einem Bedienten.)

Hört, Freund! Sind jene Männer bey der Hand?

Bedienter.

Ja, Sire! Sie warten draußen vor dem Schloßthor.

Macbeth.

Führ' ſie herein.
(Bedienter ab.)

Macbeth.

So weit ſeyn iſt noch nichts,
Doch es mit Sicherheit zu ſeyn!
Vor dieſem Banquo haben wir zu zittern.
In ſeiner königlichen Seele herrſcht
Dasjenige, was ſich gefürchtet macht.
Vor nichts erſchrickt ſein Muth, und dieſer kecken
Entſchloſſenheit wohnt eine Klugheit bey,
Die ihm zum Führer dient, und ſeine Schritte
Verſichert. Ihn allein, ſonſt Keinen fürcht' ich.
Ihm gegenüber wird mein Geiſt gezüchtigt,
Wie Mark Antons vor Cäſars Genius.

Er ſchalt die Zauberſchweſtern, da ſie mich
Zuerſt begrüßten mit dem Königstitel,
Und foderte ſie auf, zu ihm zu reden;
Und darauf grüßten ſie prophetiſch ihn
Den Vater einer königlichen Reihe!
Auf meine Stirne ſetzten ſie
Nur eine unfruchtbare Krone, gaben
Mir einen dürren Scepter in die Hand,
Damit er einſt von fremden Händen mir
Entwunden werde! Iſts an dem, ſo hab' ich
Für Banquos Enkelkinder mein Gewiſſen
Befleckt, für ſie den gnadenreichen Dunkan
Erwürgt, für ſie — allein für ſie — auf ewig
Den Frieden meiner Seele hingemordet,
Und mein unſterbliches Juwel dem all-
Gemeinen Feind der Menſchen hingeopfert,
Um ſie zu Königen zu machen! Banquos
Geſchlecht zu Königen! Eh' dies geſchieht,
Eh' komme du, Verhängniß, in die Schranken,
Und laß uns kämpfen bis aufs Blut!

(Bedienter kommt mit den Mördern.)

Wer iſt da?

Geh vor die Thür, und warte, bis wir rufen.

Vierter Auftritt.

Macbeth. Zwey Mörder.

Macbeth.

War es nicht geſtern, daß ich mit euch ſprach?

Die Mörder.

Ja, königlicher Herr!

Macbeth.

Nun? Habt ihr meinen Reden nachgedacht?
Ihr wiſſt nun, daß es Banquo war, der euch
In vor'gen Zeiten ſo im Weg geſtanden.
Ihr gabet fälſchlich mir die Schuld; doch aus
Der letzten Unterredung, die wir führten,
Habt ihr es ſonnenklar erkannt, wie ſchändlich
Man euch betrog —

Erſter Mörder.

Ja, Herr! Ihr überzeugtet uns.

Macbeth.

Das that ich.
Nun auf den andern Punkt zu kommen. Sagt!
Seyd ihr ſo lämmerfromm, ſo taubenmäßig
Geartet, daß ihr ſolches ungeahndet
Könnt hingehn laſſen? So verſöhnlichen Gemüths,
Daß ihr für dieſen Banquo beten könnt,
Deß ſchwere Hand euch und die eurigen
Zu Schande ſtürzte, und zu Bettlern machte?

Erſter Mörder.
Mein König! Wir ſind Männer.
Macbeth.
Ja, ja, ihr lauft ſo auf der Liſte mit!
Wie Dachs und Windſpiel alle Hunde heißen;
Die eigne Raſſe aber unterſcheidet
Den ſchlauen Spürer, den getreuen Wächter,
Den flücht'gen Jäger. So auch mit den Menſchen.
Doch, wenn ihr wirklich Männer ſeyd, und zwar
An ächter Mannheit nicht die allerletzten,
So zeigt es jetzo! Rächet euch und mich
An einem Feinde, der uns gleich verhaßt iſt.
Erſter Mörder.
Ich bin ein Mann, Sire, den die harten Stöße
Der Welt ſo aufgebracht, daß ich bereit bin,
Der Welt zum Trotze Jegliches zu wagen.
Zweyter Mörder.
Und mir, mein König, hat das falſche Glück
So grauſam mitgeſpielt, daß ich mein Schickſal
Verbeſſern, oder gar nicht leben will.
Macbeth.
Ihr wiſſet alſo, euer Feind war Banquo.
Die Mörder.
Ja, Sire!
Macbeth.
Er iſt auch meiner, und er iſts
Mit ſolchem blutig unverſöhnten Haß,

Daß jeder Augenblick, der ſeinem Leben
Zuwächst, das meine mir zu rauben droht.
Zwar ſtehts in meiner königlichen Macht,
Ihn, ohne alle andre Rechenſchaft,
Als meinen Willen, aus der Welt zu ſchaffen;
Doch darf ichs nicht, um ein'ger Freunde willen,
Die auch die ſeinen ſind, und deren Gunſt
Ich ungern in die Schanze ſchlüge! Ja!
Die Klugheit will es, daß ich den beweine,
Auf den ich ſelbſt den Streich geführt! Darum
Bedarf ich eures Arms zu dieſer That,
Die ich aus ganz beſonders wicht'gen Gründen
Dem öffentlichen Aug' verbergen muß.

Erſter Mörder.

Mein König! Wir erwarten deinen Wink.

Zweyter Mörder.

Und wenn auch unſer Leben —

Macbeth.

Eure Kühnheit blitzt
Aus euch hervor. Der Feind, von dem wir reden,
Wird dieſen Abend hier zurück erwartet.
Im nächſten Holze kann die That geſchehen,
Doch etwas fern vom Schloß, verſteht ihr wohl,
Daß kein Verdacht auf mich geleitet werde.
Zugleich mit ihm muß, um nichts halb zu thun,
Auch Fleance, ſein Sohn, der bey ihm iſt,
An deſſen Untergange mir nicht minder

Gelegen iſt, als ſeinem eignen — hört ihr?
Das Schickſal dieſer finſtern Stunde theilen.
Habt ihr verſtanden?

Mörder.

Wohl! Wir ſind entſchloſſen,
Mein König!

Macbeth.

Nun, ſo geht auf euren Poſten!
Vielleicht ſtößt noch der dritte Mann zu euch,
Daß nichts dem Zufall überlaſſen bleibe!
(Die Mörder gehen ab.)
Beſchloſſen iſts! Banquo, erwarteſt du
Zum Himmel einzugehn, fliegſt du ihm heut noch zu!

Fünfter Auftritt.

Macbeth. Lady Macbeth.

Lady.

Wie, mein Gemahl? Warum ſo viel allein?
Was kann es helfen, daß Ihr Eure Träume
Zur traurigen Geſellſchaft wählt, und mit
Gedanken ſprecht, die dem, an den ſie denken,
Ins nicht'ge Grab hinab gefolgt ſeyn ſollten?
Auf Dinge, die nicht mehr zu ändern ſind,
Muß auch kein Blick zurück mehr fallen! Was
Gethan iſt, iſt gethan, und bleibts.

Macbeth.

Wir haben
Die Schlange nur verwundet, nicht getödtet;
Sie wird zuheilen, und dieſelbe ſeyn
Aufs Neue unſer machtlos feiger Grimm
Wird, nach wie vor, vor ihrem Zahn erzittern.
Doch ehe ſoll der Dinge feſte Form
Sich löſen, ehe mögen beyde Welten
Zuſammenbrechen, eh' wir unſer Brot
Mit Zittern eſſen, und uns fernerhin
In ängſtlich bangen Schreckensträumen wälzen.
Weit beſſer wär' es, bey den Todten ſeyn,
Die wir zur Ruh geſchickt, uns Platz zu machen,
Als fort und fort in ruheloſer Qual
Auf dieſer Folterbank der Todesfurcht
Zu liegen. — Dunkan iſt in ſeinem Grabe;
Sanft ſchläft er auf des Lebens Fieberangſt.
Verrätherbosheit hat ihr Aeußerſtes
An ihm gethan! Nun kann nicht Stahl noch Gift,
Nicht Krieg von Außen, nicht Verrätherey
Von Innen, nichts den Schläfer mehr berühren!

Lady.

Kommt, kommt, mein König. mein geliebter Herr,
Klärt Eure finſtern Blicke auf! Seyd heiter
Und hell heut Abend unter Euren Gäſten!

Macbeth.

Das will ich, liebes Weib! und ſey du's auch.

Und ſpare nicht die glatte Schmeichelrede.
Noch heiſchts die Zeit, daß wir uns unſers Ranges
Entäußern, zu unwürdiger Liebkoſung
Herunterſteigen, unſer Angeſicht
Zur ſchönen Larve unſrer Herzen machen.

Lady.

Laſſt das!

Macbeth.

O angefüllt mit Scorpionen
Iſt meine Seele! Theures Weib! Du weiſt,
Noch lebet Banquo und ſein Sohn!

Lady.

Doch Keinem gab
Natur das Vorrecht der Unſterblichkeit.

Macbeth.

Das iſt mein Troſt, daß ſie zerſtörbar ſind!
Drum gutes Muths! Eh' noch die Fledermaus
Den ungeſell'gen Flug beginnt, eh' auf
Der bleichen Hekate der Käfer,
Im hohlen Baum erzeugt, die müde Nacht
Mit ſeinem ſchläfrigen Geſums einläutet,
Soll eine That von furchtbarer Natur
Vollzogen ſeyn.

Lady.

Was ſoll geſchehn?

Macbeth.

Sey lieber ſchuldlos durch Unwiſſenheit,

Mein trautes Weib, bis du der fert'gen That
Zujauchzen kannſt. — Steig nieder, blinde Nacht,
Des Tages zärtlich Auge ſchließe zu!
Mit deiner unſichtbaren blut'gen Hand
Durchſtreiche, reiß in Stücken dieſen großen
Schuldbrief, der auf mir laſtend mich ſo bleicht!
— Schon ſinkt der Abend, und die Krähe fliegt
Dem dohlenwimmelnden Gehölze zu;
Einnicken alle freudigen Geſchöpfe
Des Tags, indeß die ſchwarzen Hausgenoſſen
Der traur'gen Nacht auf ihren Raub ausgehen.
Du ſtaunſt ob meiner Rede! Doch ſey ruhig!
Was blutig anfing, mit Verrath und Mord,
Das ſetzt ſich nur durch blut'ge Thaten fort!
Damit laß dir genügen! Folge mir!
(Sie gehen ab.)

Sechster Auftritt.

(Unter Bäumen.)

Drey Mörder (treten auf.)

Erſter (zum Dritten.)

Wer aber hieß dich zu uns ſtoßen?

Dritter.

Macbeth.

Erſter (zum Zweyten.)

Wie? Sind wir Beyde ihm nicht Manns genug,
Daß er, beſorgt, uns den Gehülfen ſendet?
Was meint ihr? Dürfen wir ihm traun?

Zweyter.

Wir könnens dreiſt. Die Zeichen treffen zu,
Es iſt der Mann, von dem der König ſprach.

Erſter.

So ſteh zu uns. Am abendlichen Himmel
Verglimmt der letzte bleiche Tagesſchein.
Der Wandrer, der ſich auf dem Weg verſpätet,
Strengt ſeiner Schritte letzte Kraft noch an,
Die Nachtherberge zeitig zu erreichen,
Und der, auf den wir lauern, nähert ſich.

Zweyter.

Still! Horch! Ich höre Pferde.

Banquo (hinter der Scene.)

Licht! He da!

Erſter.

Das iſt er! Denn die Andern, die beym Gaſtmahl
Erwartet wurden, ſind ſchon Alle da.

Zweyter.

Die Pferde machen einen Umweg.

Erſter.

Wohl eine Viertelmeile. Aber er
Pflegt, ſo wie Jedermann, den Weg zum Schloß

Durch dies Gehölz zu Fuß zurück zu legen,
Weil es hier näher iſt und angenehmer.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Banquo und **Fleance**
(mit einer Fackel.)

Zweyter Mörder.

Ein Licht! Ein Licht!

Dritter.

Er iſt es.

Erſter Mörder.

Macht euch fertig!

Banquo (vorwärts kommend.)

Es wird heut Nacht gewittern.

Zweyter Mörder.

Es ſchlägt ein.

(Sie fallen über ihn her.)

Banquo (indem er ſich wehrt.)

Verrätherey! Flieh! Flieh, mein Sohn! Flieh! Flieh!
Du kannſt mein Rächer ſeyn! — O Böſewicht!

(Er ſinkt tödlich getroffen nieder. Fleance wirft die Fackel weg; erſter Mörder tritt darauf, und löſcht ſie aus, jener entflieht.)

Dritter Mörder.

Wer löſcht das Licht! —

Erſter Mörder.

War es nicht wohl gethan?

Zweyter Mörder.

Es liegt nur Einer;
Der Sohn entſprang.

Erſter Mörder.

Verdammt! Wir haben
Die beſte Hälfte unſers Werks verloren.

Dritter Mörder.

Gut! Laſſt uns gehn und melden, was gethan iſt!
(Sie gehen ab.)

Achter Auftritt.

(Feſtlicher Saal, erleuchtet. Eine mit Speiſen beſetzte Tafel im Hintergrunde.)

Macbeth. Lady Macbeth. Roſſe. Lenox. Angus und ſechs andere Lords.

Macbeth.

Ihr kennet euern Rang. Setzt euch, ihr Herren.
Vom Erſten bis zum Unterſten willkommen!

Roſſe. Angus. Lenox.

Wir danken Euer Majeſtät.

Macbeth.

Wir ſelber wollen uns bald hier bald dort

In die Geſellſchaft miſchen, und das Amt
Des aufwartſamen Hauswirths übernehmen,
Denn unſre Wirthinn, ſeh' ich, iſt zu läſſig
In ihrer Pflicht. Wir wollen ſie erſuchen,
Geſchäftiger zu ſeyn um ihre Gäſte.
(Alle ſetzen ſich, außer Macbeth.)

Lady.

Thut das, mein König, und erinnert mich,
Wofern ich was in meiner Pflicht verſäumte.
Mein Herz zum wenigſten bewillkommt Alle.
(Der erſte Mörder kommt an die Thür.)

Macbeth.

Wie ihre Herzen dir entgegen wallen!
Gut! Beyde Seiten, ſeh' ich, ſind beſetzt;
So will ich dort mich in die Mitte ſetzen.
Nun, überlaſſt euch ganz der Fröhlichkeit;
Bald ſoll der Becher um die Tafel kreiſen.
(Zu dem Mörder an der Thür.)
Auf deinem Kleid iſt Blut.

Erſter Mörder.

So iſt es Banquo's.

Macbeth.

Liegt er am Boden?

Erſter Mörder.

Herr! Die Kehl' iſt ihm
Zerſchnitten! Dieſen Dienſt erwies ich ihm.

Macbeth.

Du biſt der erſte aller Kehlabſchneider!
Doch gleiches Lob verdient, wer ſeinem Sohn
Denſelben Dienſt gethan! Biſt du der auch,
So ſuchſt du deines gleichen.

Erſter Mörder.

Gnäd'ger Herr
Fleance iſt entwiſcht!

Macbeth.

So kommt mein Fieber
Zurück! Sonſt war ich ganz geſund, vollkommen
Geneſen, feſt wie Marmor, wie ein Fels
Gegründet, wie das freye Element,
Das uns umgibt, unendlich, allverbreitet.
Jetzt bin ich wieder eingeengt, gebunden,
Und meinen alten Schreckniſſen aufs Neu
Zum Raub dahin gegeben. — Aber Banquo iſt
Doch ſicher — ?

Erſter Mörder.

Herr! Er liegt in einem Graben,
Mit zwanzig Hieben in dem Kopf, der kleinſte
Schon eine Todeswunde. —

Macbeth.

Dank für das!
Dort liegt ſie alſo, die erwachſ'ne Schlange!
Der Wurm, der floh, hat das Vermögen, einſt

Gift zu erzeugen, doch für jetzt noch keine Zähne!
Gut! Morgen wollen wirs noch einmal hören!
(Mörder geht ab.

Lady.

Mein König! Ihr verkürzet Eure Gäſte.
Das reichſte Mahl iſt freudenleer, wenn nicht
Des Wirthes Zuſpruch und Geſchäftigkeit
Den Gäſten zeigt, daß ſie willkommen ſind.
Satt eſſen kann ſich Jeglicher zu Hauſe;
Geſelliges Vergnügen, munteres
Geſpräch muß einem Feſtmahl Würze geben.

(Banquos Geiſt ſteigt empor, und ſetzt ſich zwiſchen Roſſe und Lenox an den Platz, der für Macbeth in der Mitte des Tiſches leer gelaſſen iſt.)

Macbeth.

Willkommene Erinnerung —
(Zu den Lords.)
Nun! Wohl
Bekomm es meinen vielgeliebten Gäſten!

Roſſe.

Gefällt es meinem König, Platz zu nehmen?

Macbeth.

Hier wären alle unſre Edeln nun,
Die Zierden unſers Königreichs beyſammen,
Wenn unſers Banquo ſchätzbare Perſon
Zugegen wäre. — Möcht ich ihn doch lieber

Der Ungefälligkeit zu zeihen haben,
Als eines Unfalls wegen zu beklagen!

Roſſe.

Sein Nichterſcheinen, Sire! ſchimpft ſein Verſprechen.
Gefällt es meinem Könige, die Tafel
Mit ſeiner hohen Gegenwart zu zieren?

Macbeth

(mit Entſetzen, indem er den Geiſt erblickt.)

Die Tafel iſt voll!

Lenox

(ganz gleichgültig auf den Geiſt deutend.)

Hier, Sire, iſt noch ein aufbehaltner Platz!

Macbeth.

Wo?

Roſſe (ſo wie Lenox.)

Hier, mein König! — Was ſetzt Eure Hoheit
So in Bewegung?

Macbeth (ſchauervoll.)

Wer von euch hat das
Gethan?

Roſſe und Lenox.

Was denn, mein königlicher Herr?

Macbeth (zum Geiſte.)

Du kannſt nicht ſagen, ich wars! Schüttle
Die blut'gen Locken nicht ſo gegen mich!

Roſſe.

Steht auf, ihr Herrn, dem König iſt nicht wohl.

Lady.

Bleibt ſitzen, meine Lords. Der König iſt
Oft ſo, und iſts von Jugend auf geweſen;
Ich bitt' euch drum, behaltet eure Plätze.
Der Anſtoß währt nur einen Augenblick;
In zwey Minuten iſt er wieder beſſer.
Wenn ihr ſo ſcharf ihn anſeht, bringt ihr ihn
Nur auf, und macht ſein Uebel länger dauern.
Eßt fort, und gebt nicht Acht auf ihn!
(Heimlich zu Macbeth.)
Seyd Ihr ein Mann, Sir?

Macbeth (immer ſtarr auf das Geſpenſt ſehend.)
Ja, und ein beherzter
Dazu, der Muth hat, etwas anzuſchauen,
Wovor der Teufel ſelbſt erblaſſen würde!

Lady.

O ſchön! Vortreflich! Das ſind wieder
Die Mahlereyen deiner Furcht! Das iſt
Der in der Luft gezückte Dolch, der, wie
Du ſagteſt, dich zu Dunkan hingeleitet!
Wahrhaftig, dieſes Schaudern, dies Entſetzen,
So ganz um nichts, um gar nichts, paſſte gut
Zu einem Ammenmährchen, am Kamin
Erzählt, wofür Großmutter Bürge wird.
O ſchäme dich! Was zerrſt du für Geſichter?
Am Ende ſiehſt du doch nicht weniger,
Noch mehr, als einen Stuhl.

Macbeth.

Ich bitte dich!
Schau dorthin! Dorthin ſchaue! Nun! Was ſagſt du?
(Zum Geiſt.)
Wie? Was ficht's mich an? Wenn du nicken kannſt,
So red' auch. — Schickt das Beinhaus und die Gruſt
Uns die Begrabenen zurück, ſo ſoll
Der Bauch der Geier unſer Grabmal werden.
(Der Geiſt verſchwindet.)

Lady.

Iſts möglich, Sir! So ganz unmännlich thöricht?

Macbeth.

So wahr ich vor Euch ſteh'! Er wars. Ich ſah ihn.

Lady.

O ſchämet Euch!

Macbeth.

Es iſt von jeher Blut
Vergoſſen worden, ſchon in alten Zeiten,
Eh' menſchliche Geſetze noch die friedliche
Gemeinheit ſäuberten. — Ja, auch hernach
Geſchahen Morde gnug, zu gräßlich ſchon
Dem Ohre. Sonſt, wenn einem das Gehirn
Heraus war, ſtarb der Mann, und ſo wars aus.
Jetzt ſteigen ſie mit zwanzig Todeswunden
An ihrem Kopfe wieder aus dem Grab,
Und treiben uns von unſern Stühlen. — Das
Iſt noch weit ſeltſamer, als ſolch ein Mord.

Lady.

Sire! Eure Gäſte warten —

Macbeth.

Ich vergaß mich!
Kehrt euch an mich nicht, meine werthen Freunde,
Ich bin mit einer wunderlichen Schwachheit
Behaftet; wer mich kennt, gewöhnt ſich dran.
Kommt! Kommt! Auf eure Freundſchaft und Geſundheit!
Hernach will ich mich ſetzen! Gebt mir Wein!
Voll eingeſchenkt! Ich trinke auf das Wohlſeyn
Der ganzen gegenwärtigen Verſammlung
Und unſers theuern Freundes Banquo auch,
Den wir vermiſſen. — Wär' er doch zugegen!
Auf ſein und euer Aller Wohlergehn!

(Der Geiſt ſteht wieder da.)

Roſſe. Lenox. Angus.

Wir danken unterthänigſt.

Macbeth

(den Geiſt erblickend, und heftig auffahrend.)

Hinweg aus meinem Angeſicht! Laß dich
Die Gruft verbergen! Dein Gebein iſt marklos!
Dein Blut iſt kalt; du haſt nicht Kraft zu ſehn
In dieſem Aug', mit dem du mich anſtarreſt!

Lady.

Verwundert euch nicht, meine edeln Thans,
Nehmt es für etwas ganz Gewöhnliches.

Es iſt nichts weiter! Glaubt mir! Schade nur,
Daß es die Freude dieſes Abends ſtört!

Macbeth.

Was Einer wagt, das wag' ich auch — Komm du
In der Geſtalt des rauhen Eisbärs auf mich an,
Des Lyb'ſchen Tigers, des geharniſchten
Rhinozeros, in welcher andern Schreckens-
Geſtalt du immer willſt, nur nicht in dieſer,
Und meine feſten Nerven ſollen nicht
Erbeben — Oder lebe wieder auf,
Und fodre mich aufs Schwert in eine Wüſte.
Wenn ich mich zitternd weigere, dann ſchilt
Mich eine weib'ſche Memme! Weg! Hinweg!
Furchtbarer Schatten! Weſenloſes Schreckbild!

(Der Geiſt verſchwindet.)

Ja — Nun — Sobald du fort biſt, bin ich wieder
Ein Mann.

(Zu den Gäſten, welche aufſtehen wollen.)

Ich bitt' euch, Freunde! Bleibet ſitzen!

Lady.

Ihr habt durch dieſen fieberhaften Anſtoß
Den Schrecken unter Eure edeln Gäſte
Gebracht, und alle Fröhlichkeit verbannt.

Macbeth.

Ich bitte dich! Kann man denn ſolche Dinge
Wie eine Sommerwolke vor ſich weg
Ziehn laſſen, ohne außer ſich zu ſeyn?

Du machſt mich irr an meinem eignen Selbſt,
Seh' ich, daß du dergleichen Furchterſcheinungen
Anſchaun, und den natürlichen Rubin
Auf deinen Wangen kannſt behalten, wenn
Die meinen das Entſetzen bleicht.

Roſſe.

Was für
Erſcheinungen, mein König?

Lady.

Redet nicht,
Ich bitt' Euch! Es wird ſchlimmer ſtets und ſchlimmer.
Viel Fragen bringt ihn vollends ganz von Sinnen.
Gut Nacht auf einmal Allen! Wartet nicht
Erſt auf Befehl zum Aufbruch! Geht zugleich!

Roſſe. Angus. Lenox.

Wir wünſchen unſerm König gute Nacht,
Und beſſere Geſundheit!

Lady.

Allerſeits gut Nacht!

(Die Lords gehen ab, von der Lady begleitet.)

Neunter Auftritt.

Macbeth. Gleich darauf **Lady Macbeth.**

Macbeth.

Es fodert Blut! Blut, ſagt man, fodert Blut!

Man hat Erfahrungen, daß Steine ſich
Gerührt, daß Bäume ſelbſt geredet haben!
Wahrſager, die das tiefverborgne Band
Der Dinge kennen, haben ſchon durch Krähen
Und Dohlen die geheimſte Mörderthat
Ans Licht gebracht — Wie weit iſts in der Nacht?

Lady (iſt indeß zurückgekommen.)

So weit, daß Nacht und Morgen ſchon im Streit
Begriffen, wer die Herrſchaft führen ſoll.

Macbeth.

Und Macduff, ſagſt du, weigert ſich zu kommen?

Lady.

Haſt du ihn laden laſſen?

Macbeth.

Nein, ich hört' es
Nur vor der Hand; doch will ich nach ihm ſenden.
Es iſt nicht Einer unter dieſen Thans,
In deſſen Hauſ' ich meinen Horcher nicht
Beſolde! — Morgen mit dem Früheſten
Such' ich die Zauberſchweſtern auf. Sie müſſen
Mir mehr entdecken, denn ich muß nun ſchon
Das Aergſte wiſſen auf dem ärgſten Weg.
Ich bin ſo tief in Blut hineingeſtiegen,
Daß die Gefahr dieſelbe iſt, ich mag
Zurücke ſchreiten oder vorwärts gehn.
— Seltſame Dinge wälzt mein Geiſt bey ſich

Herum, die einen raſchen Arm erfodern,
Und That ſeyn müſſen, eh' ſie Worte ſind.

Lady.

Euch mangelt die Erquickung aller Weſen,
Der Schlaf.

Macbeth.

Ja, komm! Wir wollen auch nun ſchlafen.
Mein Fehler iſt nur eines Neulings Furcht,
Den die Gewohnheit noch nicht abgehärtet.
Wir ſind in Thaten dieſer Art noch Kinder.

(Sie gehen ab.)

Vierter Aufzug.

(Ein freyer Platz.)

Erſter Auftritt.

Roſſe und Lenox.

Roſſe.

Ich führe das nur an, Euch auf die Spur
Zu bringen. Setzt Euch ſelber nun zuſammen!
Der gnadenreiche Dunkan ward von Macbeth
Betrauert! Freylich wohl! Er war ja todt.
Und der getreue, biedre Banquo reiſ'te
Zu ſpät des Nachts. Wer Luſt hat, kann auch ſagen,
Fleance hab' ihn umgebracht, denn Fleance entfloh.
Man ſollte eben in ſo ſpäter Nacht nicht reiſen.
Wer dachte je, daß dieſer Donalbain
Und Malcolm ſolche Ungeheuer wären,
Den zärtlichſten der Väter zu ermorden!
Verdammenswerthe That! Wie ſchmerzte ſie nicht
Den frommen Macbeth! Würgt' er nicht ſogleich
In heil'ger Wuth die beyden Thäter, die

Von Wein und Schlummer überwältigt lagen!
War das nicht brav von ihm! Gewiß, und weiſe
Nicht minder! denn wer hätt' es ohne Grimm
Anhören können, wenn die Buben es
Geläugnet! Alſo wie geſagt! Sehr klug! —
Und ſeyd gewiß, ſollt' er der Söhne Dunkans
Je habhaft werden — welches Gott verhüte!
Sie ſollten lernen, was es auf ſich hat,
Den Vater morden! Und das ſollt' auch Fleance!
— Doch ſtill! Um ein'ger freyen Worte willen,
Und weil er von dem Gaſtmahl des Tyrannen
Ausblieb, lud Macduff ſeinen Zorn auf ſich.
Könnt Ihr mir Nachricht geben, wo er jetzt
Sich aufhält?

Lenox.

Malcolm, Dunkans Aelteſter,
Dem der Tyrann das Erbreich vorenthält,
Lebt an dem Hof des frommen Eduards,
Geehrt, wie einem Könige geziemt,
Und der Verbannung Bitterkeit vergeſſend.
Dahin iſt nun auch Macduff abgegangen,
Englands großmüth'gen König anzuflehn,
Daß er den tapfern Seiward uns zum Beyſtand
Herſende, der mit Gottes mächt'gem Schutz
Die Tyranney zerſtöre, unſern Nächten Schlaf
Und unſern Tiſchen Speiſe wieder gebe,
Den mörderiſchen Dolch von unſern Feſten

Entferne, uns aufs Neue um den Thron
Des angeſtammten Königes verſammle,
Damit wir ohne Niederträchtigkeit
Zu Ehren kommen können — Darnach ſehnen wir
Uns jetzt umſonſt. — Die Nachricht von dem Allen
Hat den Tyrannen ſo in Wuth geſetzt,
Daß er zum Kriege ſchleunig Anſtalt macht.

Roſſe.

So ſchickte er nach Macduff?

Lenox.

Ja. Und mit einem runden kurzen: Sir,
Ich komme nicht! ward der Geſandte abgefertigt,
der mit einem finſtern Blick
Den Rücken wendete, als wollt' er ſagen:
Ihr werdet euch die Stunde reuen laſſen,
Da ihr mit ſolcher Antwort mich entlieſſt.

Roſſe.

Es ſey ihm eine Warnung, ſich ſo weit
Als möglich zu entfernen. Irgend ein
Wohlthätiger Cherub fliege vor ihm her
Nach England, und entfalte ſein Geſuch,
Noch eh' er kommt, damit ein ſchneller Arm
Zu Rettung dieſes Landes ſich bewaffne,
Dem eine Teufelshand Verderben droht.

Lenox.

Wo geht Ihr hin?

Roſſe.

Ich will nach Fife, ſein Weib
Zu tröſten und, vermag ichs, ſie zu ſchützen.
Lebt wohl!

(Gehen ab.)

Zweyter Auftritt.

(Eine große und finſtre Höhle. Ein Keſſel ſteht in der Mitte über dem Feuer.)

Hekate. Die drey Hexen.

Erſte Hexe.

Was iſt dir, hohe Meiſterinn?

Zweyte und Dritte.

Was zürnet unſre Königinn?

Hekate.

Und ſoll ichs nicht, da ihr vermeſſen
Und ſchamlos eure Pflicht vergeſſen,
Und eigenmächtig, unbefragt,
Mit Macbeth ſolches Spiel gewagt,
Mit Räthſeln ihn und Zauberworten
Verſucht zu greuelvollen Morden?
Und mich die Göttinn eurer Kraft,
Die einzig alles Unheil ſchafft,
Mich rieft ihr nicht, euch beyzuſtehn

Und eurer Kunſt Triumph zu ſehn?
Und überdies, was ihr gethan,
Geſchah für einen ſchlechten Mann,
Der eitel, ſtolz, wie's viele gibt,
Nur ſeinen Ruhm, nicht euren, liebt!

Machts wieder gut, und den Betrug,
Den ihr begannt, vollendet klug!
Ich will unſichtbar um euch ſeyn
Und ſelber meine Macht euch leihn.
Denn eh' es noch beginnt zu tagen,
Erſcheint er, das Geſchick zu fragen.
Drum ſchnell ans Werk mit rüſt'gen Händen,
Ich will euch meine Geiſter ſenden,
Und ſolche Truggebilde weben
Und täuſchende Orakel geben,
Daß Makbeth, von dem Blendwerk voll,
Verwirrt und tollkühn werden ſoll!
Dem Schickſal ſoll er trotzen kühn,
Nichts fürchten, ſinnlos alles wagen,
Nach ſeinem eiteln Trugbild jagen.
Den Sterblichen, das wißt ihr lange,
Führt Sicherheit zum Untergange!

(Sie verſinkt hinter dem Keſſel.)

Dritter Auftritt.

(Die drey Hexen um den Keſſel tanzend.)

Erſte Hexe.

Um den Keſſel ſchlingt den Reihn!
Werft die Eingeweid' hinein!
Kröte du, die Nacht und Tag
Unterm kalten Steine lag,
Monatlanges Gift ſog ein,
In den Topf zuerſt hinein!

Alle drey.

Rüſtig, rüſtig! Nimmer müde!
Feuer brenne! Keſſel ſiede!

Erſte Hexe.

Schlangen, die der Sumpf genährt,
Kocht und ziſcht auf unſerm Herd!
Froſchzehn thun wir auch daran,
Fledermaushaar, Hundeszahn,
Otterzungen, Stacheligel,
Eiderpfoten, Eulenflügel,
Zaubers halber, werth der Müh,
Sied' und koch' wie Höllenbrüh.

Alle.

Rüſtig, rüſtig! Nimmer müde!
Feuer brenne! Keſſel ſiede!

Erſte Hexe.

Thut auch Drachenſchuppen dran,

Hexenmumien, Wolfeszahn,
Des gefräß'gen Seehunds Schlund,
Schierlingswurz, zur finſtern Stund'
Ausgegraben überall!
Judenleber, Ziegengall',
Eibenzweige, abgeriſſen
Bey des Mondes Finſterniſſen,
Türkennaſen thut hinein,
Tartarlippen, Fingerlein
In Geburt erwürgter Knaben,
Abgelegt in einem Graben!
Miſcht und rührt es, daß der Brey
Tüchtig, dick und ſchleimig ſey.
Werft auch, dann wirds fertig ſeyn,
Ein Gekröß vom Tiger drein!

Alle.

Rüſtig, rüſtig! Nimmer müde!
Feuer brenne! Keſſel ſiede!

Erſte Hexe.

Kühlts mit eines Säuglings Blut!
Dann iſt der Zauber feſt und gut!

Zweyte Hexe.

Geiſter, ſchwarz, weiß, blau und grau,
Wie ihr euch auch nennt.
Rührt um, rührt um, rührt um
Was ihr rühren könnt!

(Es erſcheinen zwerghafte Geiſter, welche in dem Keſſel rühren.)

Dritte Hexe.

Juckend ſagt mein Daumen mir:
Etwas Böſes naht ſich hier!
Nur herein,
Wers mag ſeyn!

Vierter Auftritt.

Macbeth. Die drey Hexen. (Nachher verſchiedene Erſcheinungen.)

Macbeth.

Nun, ihr geheimnißvollen ſchwarzen Hexen,
Was macht ihr da?

Die drey Hexen (zugleich.)

Ein namenloſes Werk.

Macbeth.

Bey eurer dunkeln Kunſt beſchwör' ich euch:
Antwortet mir, durch welche Mittel ihr's
Auch mögt vollbringen! Müßtet ihr die Winde
Entfeſſeln, und mit Kirchen kämpfen laſſen,
Müßt' auch das ſchäumend aufgeregte Meer
Im allgemeinen Sturm die ganze Schiffahrt
Verſchlingen, müßte finſtrer Hagelregen
Die Ernte niederſchlagen, feſte Schlöſſer
Einſtürzen überm Haupte ihrer Hüter,

Paläſte, Pyramiden ihren Gipfel
Erſchüttert beugen bis zu ihrem Grunde!
Ja, müßte gleich der Weltbau drüber brechen,
Antwortet mir auf das, was ich euch frage.

Erſte Hexe.

Sprich!

Zweyte Hexe.

Frage!

Dritte Hexe.

Dir ſoll Antwort werden.

Erſte Hexe.

Sprich! Willſt du ſie aus unſerm Munde lieber,
Willſt du von unſern Meiſtern ſie vernehmen?

Macbeth.

Ruft ſie! Ich will ſie ſehn!

Die drey Hexen.

Groß oder klein,
Erſchein'! Erſchein'!
Und zeige dich
Und deine Pflicht beſcheidentlich!

(Donner. Ein bewafnetes Haupt erhebt ſich hinter dem Keſſel.)

Macbeth.

Sag mir, du unbekannte Macht —

Erſte Hexe.

Was du denkſt, entgeht ihm nicht.
Höre ſchweigend, was er ſpricht!

Haupt.

Macbeth! Macbeth! Macbeth!
Fürchte Macduffs kriegeriſch Haupt!
Zittre vor dem Than zu Fife.
Laſſt mich! Mehr iſt nicht erlaubt.

Macbeth.

Wer du auch ſeyſt, hab' Dank für dieſe Warnung.
Du zeigeſt meiner ungewiſſen Furcht
Das Ziel! Nur noch ein Wort:

Erſte Hexe.

Er läſſt ſich nicht befehlen!
Hier iſt ein Andrer, mächtiger als Jener!

(Donner. Erſcheinung von einem blutigen Kinde.)

Kind.

Macbeth! Macbeth! Macbeth!

Macbeth.

Hätt' ich drey Ohren, du erfüllteſt ſie.

Kind.

Sey keck und kühn, und dürſte Blut!
Verlache deiner Feinde Wuth!
Denn Keiner, den ein Weib gebahr,
Bringt Macbeth je Gefahr.

(Steigt hinunter.)

Macbeth.

So lebe Macduff, immerhin! Was brauch'
Ich dich zu fürchten — Aber nein! Ich will
Die Sicherheit verdoppeln, und ein Pfand

Vom Schickſal nehmen — Du ſollſt ſterben, Macduff,
Daß ich die Furcht zur Lügnerinn kann machen,
Und ſorglos ſchlafen in des Sturmes Rachen.

(Ein gekröntes Kind mit einem Baumzweig.)

Was iſts, das wie ein königlicher Sprößling
Sich dort erhebt, um ſeine Kinderſtirn
Den goldnen Reif der Herrſcherwürde tragend?

Die drey Hexen.

Höre, aber rede nicht!
Schweigend merke, was er ſpricht.

Gekröntes Kind.

Sey ein Löwe! Keinen ſcheue,
Wer auch murre, wer dir dräue,
Wer ſich gegen dich verbunden!
Macbeth bleibt unüberwunden,
Bis der Birnamwald auf ihn heran
Rückt zum Schloſſe Dunſinan.

(Steigt hinunter.)

Macbeth.

Dahin kommts niemals! Wer kann Bäume wie
Soldaten preſſen, daß ſie ihre tief
Verſchlungnen Wurzeln aus der Erd entfeſſeln,
Und, die Bewegungloſen, wandelnd nahn?
Glückſelige Orakelſprüche! Wohl!
Aufruhr, dein Haupt erhebſt du nicht, bis ſich
Der Birnamwald erhebt von ſeiner Stelle.
Macbeth wird leben bis ans Ziel der Zeit,

Und keinem Andern ſeinen Hauch bezahlen,
Als dem gemeinen Loos der Sterblichkeit.
Und dennoch pocht mein Herz, nur Eines noch
Zu wiſſen. Sagt mir, wenn ſich eure Kunſt
So weit erſtreckt — Wird Banquo's Same je
In dieſem Reich regieren?

Die drey Hexen.

Forſche nichts mehr!

Macbeth.

Ich will befriedigt ſeyn. Verſagt mir das,
Und ſeyd verflucht auf ewig! Laſſt michs wiſſen.
Was ſinkt der Keſſel! Welch Getöſ' iſt das?

(Hoboen.)

Erſte Hexe.

Erſcheint!

Zweyte Hexe.

Erſcheint!

Dritte Hexe.

Erſcheint!

Alle drey.

Erſcheint, und macht ſein Herz nicht froh!
Wie Schatten kommt, und ſchwindet ſo.

(Acht Könige erſcheinen nach einander, und gehen mit langſamem Schritt an Macbeth vorbey. Banquo iſt der letzte, und hat einen Spiegel in der Hand.)

Macbeth

(indem die Erſcheinungen an ihm vorübergehen.)

Du gleichſt zu ſehr dem Geiſt des Banquo! Fort!

Hinab mit dir! Die Kron' auf deinem Haupt
Verwundet meine Augen! — Deine Miene,
Du zweyte goldumzogne Stirne, gleicht
Der erſten — Fort! Ein Dritter völlig, wie
Der Vorige! — Verfluchte! Warum zeiget ihr mir das?
Ein Vierter — O erſtarret, meine Augen!
Was? Will das währen bis zum jüngſten Tag?
Noch Einer — Was? Ein Siebenter!
Ich will nicht weiter hinſehn — Aber ſieh!
Da kommt der Achte noch mit einem Spiegel,
Worin er mir noch viele Andre zeigt!
Was ſeh' ich? Wie? Die Kronen, die Reichsäpfel
Verdoppeln ſich, die Scepter werden dreyfach!
Abſcheuliches Geſicht! Ja, nun iſts wahr!
Ich ſeh' es, denn der blut'ge Banquo grinzt
Mich an, und zeigt auf ſie, wie auf die Seinen.
— Was? Iſt es nicht ſo?

Erſte Hexe.

Alles iſt ſo, doch warum
Steht der König ſtarr und ſtumm?
Seine Seele zu erfreuen,
Schweſtern, ſchlingt den Feenreihen!
Kommt! Von unſern ſchönſten Feſten
Gebt ihm einen Tanz zum Beſten!
Luft, du ſollſt bezaubert klingen,
Wenn wir unſre Kreiſe ſchlingen.

Daß der große König ſoll geſtehen,
Ehre ſey ihm hier geſchehen.

(Sie machen einen Tanz, und verſchwinden.)

Macbeth.

Wo ſind ſie? Weg! Verflucht auf ewig ſtehe
Die Unglücksſtunde im Kalender — Komm
Herein, du draußen!

Fünfter Auftritt.

Macbeth. Lenox.

Lenox.

Was befiehlt mein König?

Macbeth.

Sahſt du die Zauberſchweſtern?

Lenox.

Nein, mein König.

Macbeth.

Sie kamen nicht bey dir vorbey?

Lenox.

Nein, wirklich nicht.

Macbeth.

Verpeſtet ſey die Luft, auf der ſie reiten!
Verdammt ſey, wer den Lügnerinnen traut!
Ich hörte Pferdgalopp. Wer kam vorbey?

Lenox.

Zwey, oder drey, die Euch die Nachricht bringen,
Daß Macduff ſich nach Engelland geflüchtet.

Macbeth.

Nach Engelland geflüchtet?

Lenox.

Ja, mein König!

Macbeth.

O Zeit, du greifſt in meinen furchtbarn Plan!
Der flücht'ge Vorſatz iſt nicht einzuholen,
Es gehe denn die raſche That gleich mit.
Von nun an ſey der Erſtling meines Herzens
Auch gleich der Erſtling meiner Hand — Und jetzt,
Gleich jetzt das Wort durch That zu krönen, ſeys
Gedacht, gethan. Ich überfalle Macduffs Schloß,
Erobre Fife im Sturme — Mutter, Kinder, alle
Verlorne Seelen ſeines Unglücksſtamms
Erwürgt mein Schwert! Das iſt kein eitles Prahlen!
Eh' der Entſchluß noch kalt iſt, ſeys gethan!
Doch keine Geiſter mehr!
Wo ſind die Männer? Führe mich zu ihnen.

(Gehen ab.)

Sechſter Auftritt.

(Die Scene iſt in einem Garten.)

Malcolm und Macduff.

Malcolm.

Komm! Laß uns irgend einen öden Schatten
Aufſuchen, unſern Kummer auszuweinen.

Macduff.

Laß uns vielmehr das Todesſchwert feſt halten,
Und über unſerm hingeſtürzten Rechte
Als wackre Männer kämpfend ſtehn!
Mit jedem neuen Morgen heulen neu
Verlaſſne Wittwen, heulen neue Waiſen,
Schlägt neuer Jammer an den Himmel an,
Der klagend wiedertönt, und bange Stimmen
Des Schmerzens von ſich gibt, als ob er ſelbſt
Mit Schottland litte.

Malcolm.

Was ich glaube, will ich
Beweinen. Was ich weiß, das will ich glauben,
Und was ich ändern kann, das will ich thun,
Wenn ich die Zeit zum Freunde haben werde.
Es mag ſich ſo verhalten, wie du ſprichſt.
— Dies Ungeheuer, deſſen bloßer Name
Die Zungen lähmt, hieß einſt ein Biedermann;
Du liebteſt ihn, und noch hat er dich nicht
Beleidigt — Ich bin jung — doch konnteſt du

Durch mich dir ein Verdienſt um ihn erwerben,
Und weislich gibt man ein unſchuldig Lamm
Dem Meſſer hin, um einen zürnenden
Gott zu verſöhnen.

Macduff.

Ich bin kein Verräther.

Malcolm.

Doch Macbeth iſts — Und das Gebot des Herrſchers
Kann auch den Beſten in Verſuchung führen!
Vergib mir, Macduff, meinen Zweifelſinn.
Du bleibſt derſelbe, der du biſt! Mein Denken
Macht dich zu keinem Andern! Engel glänzen
Noch immer, ob die glänzendſten auch fielen.
Wenn alle böſen Dinge die Geſtalt
Des Guten borgten, dennoch muß das Gute
Stets dieſe nämliche Geſtalt behalten.

Macduff.

Ich habe meine Hoffnungen verloren.

Malcolm.

Da eben fand ich meine Zweifel — Wie?
Du hätteſt deine Gattinn, deine Kinder,
Die heilig theuren Pfänder der Natur,
So ſchnell im Stich gelaſſen ohne Abſchied?
Vergib mir! Meine Vorſicht ſoll dich nicht
Beleidigen, nur ſicher ſtellen ſoll
Sie mich — Du bleibſt ein ehrenwerther Mann,
Mag ich auch von dir denken, was ich will.

Macduff.

So blute, blute, armes Vaterland!
Du, kecke Tyranney, begründe feſt
Und feſter deinen angemaß'ten Thron!
Dich wagt Gerechtigkeit nicht zu erſchüttern.
Du, Prinz, gehab dich wohl! — Um alles Land,
Das der Tyrann in ſeinen Klauen hält,
Und um den reichen Oſt dazu, möcht' ich
Der Schändliche nicht ſeyn, für welchen du
Mich anſiehſt.

Malcolm.

Zürne nicht. Mein Zweifel iſt
Nicht eben Mißtraun. Unſer Vaterland
Erliegt, ich denk' es, dem Tyrannenjoch;
Es weint, es blutet; jeder neue Tag,
Ich will es glauben, ſchlägt ihm neue Wunden.
Auch zweifl' ich nicht, es würden Hände gnug
Sich für mein Recht erheben, zeigt' ich mich.
Und hier gleich bietet Englands Edelmuth
Mir deren viele Tauſend an! — Jedoch, geſetzt,
Ich träte ſiegend auf des Wüthrichs Haupt,
Ich trügs auf meinem Schwert — das arme Schottland
Wird dann nur deſto ſchlimmer ſich befinden,
Und unter dem, der nach ihm kommen wird,
Der Leiden mehr und härtere erdulden.

Macduff.

Wer wäre das?

Malcolm.

Mich ſelber mein' ich — Mich,
Dem aller Laſter mannichfache Keime
So eingepropft ſind, daß, wenn die Gewalt
Sie nun entfaltet, dieſer ſchwarze Macbeth
Schneeweiß daſtehen, und der Wütherich,
Mit mir verglichen, als ein mildes Lamm
Erſcheinen wird!

Macduff.

Aus allen Höllenſchlünden ſteigt
Kein teufliſcherer Teufel auf, als Macbeth.

Malcolm.

Er iſt blutgierig, grauſam, ich geſteh's,
Wollüſtig, geizig, falſch, veränderlich,
Betrügeriſch; ihn ſchändet jedes Laſter,
Das einen Namen hat! — Doch meine Wolluſt
Kennt keinen Zügel, keine Sättigung.
Nicht Unſchuld, nicht der klöſterliche Schleier,
Nichts Heiliges iſt meiner wilden Gier,
Die trotzig alle Schranken überſpringt.
Nein, beſſer Macbeth herrſchet, denn ein ſolcher!

Macduff.

Unmäßigkeit iſt wohl auch Tyranney,
Hat manchen Thron frühzeitig leer gemacht,
Und viele Könige zum Fall geführt.

Doch fürchte darum nicht, nach dem zu greifen,
Was dein gehört. — Ein weites Feld eröffnet
Die höchſte Würde deiner Lüſternheit.
Du kannſt erhabne Herrſcherpflichten üben,
Ein Gott ſeyn vor der Welt, wenn dein Pall
Um deine Menſchlichkeiten weiß.

Malcolm.

Und dann
Keimt unter meiner andern Laſter Zahl
Auch ſolch ein Geiz und eine Habſucht auf,
Daß, wär' ich unumſchränkter Herr, ich würgte,
Um ihrer Länder willen, meine Edeln;
Den tödtete ſein Haus, und den ſein Gold,
Und kein Beſitzthum machte je mich ſatt.
Mein Reichthum ſelbſt wär eine Würze nur,
Des Habens Hunger heftiger zu ſtacheln,
Und Streit erregt' ich allen Redlichen,
Um mir das Ihre ſträflich zuzueignen.

Macduff.

Dies Laſter gräbt ſich tiefer ein, und ſchlägt
Verderblichere Wurzeln, als die leicht
Entflammte Luſt, die ſchnell ſich wieder kühlt.
Geiz war das Schwert, das unſre Könige
Erſchlagen. Dennoch fürchte du dich nicht!
Schottland iſt reich genug für deine wildeſten
Begierden! Das iſt Alles zu ertragen,

Wenn es durch andre edle Tugenden
Vergütet wird.

Malcolm.

Doch die beſitz' ich nicht.
Von allen jenen königlichen Trieben,
Gerechtigkeit, Wahrheit, Enthaltſamkeit,
Geduld und Demuth, Güte Frömmigkeit,
Herzhaftigkeit und Großmuth iſt kein Funke
In mir — Dagegen überfließt mein Herz
Von allen Laſtern, die zuſammen ſtreiten.
Ja, ſtünds in meiner Macht, ich ſchüttete
Die ſüße Milch der Eintracht in die Hölle,
Und allen Frieden bannt' ich aus der Welt.

Macduff.

O Schottland! Schottland!

Malcolm.

Iſt ein ſolcher fähig
Zu herrſchen? Sprich! Ich bin ſo, wie ich ſagte.

Macduff.

Zu herrſchen? Nein, nicht würdig, daß er lebe!
— O armes Vaterland, mit blutgem Scepter
Von einem Räuber unterdrückt, wann wirſt
Du deine heitern Tage wieder ſehn,
Da der gerechte Erbe deines Throns
Sich ſelbſt das Urtheil der Verwerfung ſpricht,
Und läſtert ſeines Lebens reinen Quell.
— Dein Vater war der beſte, heiligſte

Der Könige — und ſie, die dich gebahr,
Weit öfter auf den Knieen, als im Glanz;
Sie ſtarb an jedem Tage, den ſie lebte.
Gehab dich wohl, Prinz! Eben dieſe Laſter,
Die du dir beylegſt, haben mich aus Schottland
Verbannt — O Herz! Hier endet deine Hoffnung!

Malcolm.

Macduff! Dies edle Ungeſtüm, das Kind
Der Wahrheit, hat den Argwohn ausgelöſcht
Aus meiner Seele, und verſöhnt mein Herz
Mit deiner Ehr' und Biederherzigkeit!
Schon oft hat dieſer teufeliſche Macbeth
Auf ſolchem Wege Netze mir geſtellt,
Und nur beſcheidene Bedenklichkeit
Verwahrte mich vor übereiltem Glauben.
Doch, Gott ſey Zeuge zwiſchen mir und dir!
Von nun an geb' ich mich in deine Hand,
Und widerrufe, was ich fälſchlich ſprach.
Ab ſchwör' ich die Beſchuldigungen alle,
Die ich verſtellter Weiſe auf mich ſelbſt
Gehäuft; mein Herz weiß nichts von jenen Laſtern.
Rein hab' ich meine Unſchuld mir bewahrt;
Nie maßt' ich fremdes Gut mir an, ja, kaum
Ließ ich des eignen Gutes mir gelüſten.
Nie ſchwur ich falſch: nicht theurer iſt das Leben
Mir, als die Wahrheit; meine erſte Lüge
War, was ich jetzo gegen mich geſprochen.

Was ich in That und Wahrheit bin, iſt dein
Und meinem armen Land! — Noch eh du kamſt,
Iſt ſchon der alte Seiward, wohlgerüſtet,
Mit einem Heer nach Schottland aufgebrochen.
Wir folgen ihm ſogleich, und möge nun
Der Sieg an die Gerechtigkeit ſich heften!
— Warum ſo ſtille?

Macduff.

So Willkommenes
Und Schmerzliches läſſt ſich nicht leicht vereinen.

Malcolm.

Gut! Nachher mehr davon! Sieh, wer da kommt!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Roſſe.

Macduff.

Ein Landsmann, ob ich gleich ihn noch nicht kenne.

Malcolm.

Willkommen, werther Vetter!

Macduff.

Jetzt erkenn' ich ihn.
Entferne bald ein guter Engel, was
Uns fremd macht für einander!

Roſſe.

Amen, Sir!

Macduff.

Steht es um Schottland noch, wie vor?

Roſſe.

Ach, armes Land!
Es ſchaudert vor ſich ſelbſt zurück. Nicht unſer
Geburtsland, unſer Grab nur kann mans nennen,
Wo Niemand lächelt, als das Wiegenkind,
Wo Seufzer, Klagen und Geſchrey die Luft
Zerreißt, und ohne daß man darauf achtet,
Wo Niemand bey der Sterbeglocke Klang
Mehr fragen mag: wem gilt es? wo das Leben
Rechtſchaffner Leute ſchneller hin iſt, als
Der Strauß auf ihren Hüten; wo man ſtirbt,
Eh man erkrankt —

Macduff.

O ſchreckliche Beſchreibung,
Und doch nur allzuwahr!

Malcolm.

Was iſt denn jetzt
Die neueſte Beſchwerde?

Roſſe.

Wer das Unglück
Der vor'gen Stunde meldet, ſagt was Altes;
Jedweder Augenblick gebiert ein neues.

Macduff.

Wie ſteht es um mein Weib?

Roſſe.

Wie? O ganz wohl!

Macduff.

Und meine Kinder —

Roſſe.

Auch wohl.

Macduff.

Der Tyrann
Hat ihre Ruh nicht angefochten?

Roſſe.

Nein!
In Ruhe waren alle, da ich ging.

Macduff.

Seyd nicht ſo wortkarg. Sagt mir, wie es geht.

Roſſe.

Als ich mich eben auf den Weg gemacht,
Um euch die Zeitungen zu überbringen,
Womit ich ſchwer beladen bin, ging ein Gerücht,
Verſchiedne brave Leute ſeyen kürzlich
Ermordet — Was mir deſto glaublicher
Erſchien, da ich die Völker des Tyrannen
Ausrücken ſah. Nun iſts die höchſte Zeit!
Schon euer bloſſer Anblick würde Krieger
Erſchaffen, Weiber ſelbſt zum Fechten treiben,
So müd' iſt Schottland ſeiner langen Noth.

Malcolm.

Laß es ſein Troſt ſeyn, daß wir ſchleunig nahn.

Großmüthig leiht uns England zehentauſend
Streitfertge Männer, die der tapfre Seiward
Anführt, der bravſte Held der Chriſtenheit.

Roſſe.

Daß ich dies Troſteswort mit einem gleichen
Erwiedern könnte! Doch ich habe Dinge
Zu ſagen, die man lieber in die öde Luft
Hinjammerte, wo ſie kein Ohr empfinge.

Macduff.

Wen treffen ſie? Das Ganze? Oder iſts
Ein eigner Schmerz für eine einzge Bruſt?

Roſſe.

Es iſt kein redlich Herz, das ihn nicht theilt,
Obgleich das Ganze — nur für dich gehört.

Macduff.

Wenn es für mich iſt, ſo enthalte mirs
Nicht länger vor! Geſchwinde laß michs haben!

Roſſe.

Sey meiner Stimme nicht auf ewig gram,
Wenn ſie dir jetzt den allerbängſten Schall
Angibt, der je dein Ohr durchdrungen.

Macduff.

Ha!
Ich ahn' es.

Roſſe.

Deine Burg iſt überfallen,
Dein Weib und Kinder grauſam hingemordet!

Die Art zu melden, wies geſchah, das hieße
Auf ihren Tod auch noch den deinen häuſen.

Malcolm.

Barmherzger Gott! Wie, Mann? Drück deinen Hut
Nicht ſo ins Aug'. Gib deinen Schmerzen Worte.
Harm, der nicht ſpricht, erſtickt das volle Herz,
Und macht es brechen.

Macduff.

Meine Kinder auch?

Roſſe.

Weib, Kinder, Knechte, was zu finden war.

Macduff.

Und ich muß fern ſeyn! — Auch mein Weib getödtet?

Roſſe.

Ich ſagt' es.

Malcolm.

Faſſe dich! Aus unſrer blutgen Rache
Laß uns für dieſen Todesſchmerz Arzney
Bereiten.

Macduff.

—Er hat keine Kinder! — Alle!
Was? Meine zarten kleinen Engel alle!
O hölliſcher Geier! Alle! — Mutter, Kinder
Mit einem einzgen Tigersgriff!

Malcolm.

Kämpf deinem Schmerz entgegen, wie ein Mann!

Macduff.

Ich wills, wenn ich als Mann ihn erſt gefühlt.
Ich kann nicht daran denken, daß das lebte,
Was mir das Theuerſte auf Erden war!
Und konnteſt du das anſehn, Gott! und kein
Erbarmen haben! — Sündenvoller Macduff!
Um deinetwillen wurden ſie erſchlagen!
Nichtswürdiger, für *deine* Miſſethat,
Nicht für die ihre, büßten ihre Seelen!
Geb' ihnen Gott nun ſeines Himmels Frieden!

Malcolm.

Laſſ' das den Wetzſtein deines Schwertes ſeyn,
Laſſ' deinen Kummer ſich in Wuth verwandeln!
Erweiche nicht dein Herz, entzünd' es!

Macduff.

Oh!
Ich könnte weinen, wie ein Weib, und mit
Der Zunge toben — Aber ſchneide du,
Gerechter Himmel, allen Aufſchub ab!
Stirn gegen Stirn bring' dieſen Teufel Schottlands
Und mich zuſammen — Nur auf Schwertes-Länge
Bring ihn mir nahe, und entkommt er, dann
Magſt du ihm auch vergeben!

Malcolm.

Das klingt männlich!

Kommt! Gehen wir zum König. Alles iſt
Bereit, wir brauchen Abſchied blos zu nehmen.
Macbeth iſt reif zum Schneiden, und die Mächte
Dort oben ſetzen ſchon die Sichel an.
Kommt, ſtärket euch zum Marſch und zum Gefechte!
Die Nacht iſt lang, die niemals tagen kann.
(Sie gehen ab.)

Fünfter Aufzug.

(Ein Zimmer. Es iſt Nacht.)

Erſter Auftritt.

Arzt. Kammerfrau. Gleich darauf **Lady Macbeth.**

Arzt.

Zwey Nächte hab' ich nun mit euch durchwacht,
Und nichts entdeckt, was eure ſeltſame Erzählung
Beſtätigte. Wann war es, daß die Lady
Zum Letztenmal nachtwandelte?

Kammerfrau.

Seitdem der König
Zu Feld gezogen, hab' ich ſie geſehn,
Daß ſie von ihrem Bette ſich erhob,
Den Schlafrock überwarf, ihr Kabinet
Aufſchloß, Papier herausnahm, darauf ſchrieb,
Es las, zuſammenlegte, ſiegelte,
Dann wiederum zu Bett ging — und das Alles
Im tiefſten Schlafe.

Arzt.

Eine große Störung
In der Natur, zu gleicher Zeit die Wohlthat
Des Schlafs genießen, und Geſchäfte
Des Wachens thun! Doch außer dem Herumgehn,
Und was ſie ſonſt noch vornahm, habt ihr ſie
In dieſem Zuſtand etwas reden hören?

Kammerfrau.

Nichts, was ich weiter ſagen möchte, Sir!

Arzt.

Mir dürft ihr's ſagen, und ich muß es wiſſen.

Kammerfrau.

Nicht euch, noch irgend einem lebenden
Geſchöpf werd' ich entdecken, was ich weiß,
Da Niemand iſt, der mir zum Zeugen diente!
— Seht! Seht! Da kommt ſie! So pflegt ſie zu gehn,
Und in dem tiefſten Schlaf, ſo wahr ich lebe!
Gebt Acht auf ſie, doch machet kein Geräuſch!

(Lady Macbeth kommt mit einem Lichte.)

Arzt.

Wie kam ſie aber zu dem Licht?

Kammerfrau.

Es ſtand
An ihrem Bette. Sie hat immer Licht
Auf ihrem Nachttiſch. Das iſt ihr Befehl.

Arzt.

Ihr ſeht, ſie hat die Augen völlig offen.

Kammerfrau.

Ja! Aber die Empfindung iſt verſchloſſen!

Arzt.

Was macht ſie jetzt? Seht, wie ſie ſich die Hände reibt!

Kammerfrau.

Das bin ich ſchon von ihr gewohnt, daß ſie
So thut, als ob ſie ſich die Hände wüſche.
Ich hab' ſie wohl zu ganzen Viertelſtunden
An einem fort nichts Andres thun ſehn.

Lady.

Hier iſt doch noch ein Flecken.

Arzt.

Still! Sie redet!
Ich will mir Alles merken, was ſie ſagt,
Damit ich nichts vergeſſe.

Lady.

Weg, du verdammter Flecken! Weg, ſag ich!
Eins! Zwey! — Nun ſo iſts hohe Zeit! — Die Hölle iſt
Sehr dunkel — Pfuy doch! Ein Soldat, und feige!
Laſſt es auch ruchtbar werden! Iſt doch Niemand
So mächtig, uns zur Rechenſchaft zu ziehen!
Wer dacht' es aber, daß der alte Mann
Noch ſo viel Blut in Adern hätte!

Arzt.

Hört Ihr?

Lady.

Der Than von Fife hatt' eine Frau — Wo iſt
Sie nun? Was? Wollen dieſe Hände nimmer
Rein werden? — Nichts mehr, mein Gemahl! —
O nicht doch! Nicht doch! Ihr verderbet Alles
Mit dieſem ſtarren Hinſehn!

Arzt.

Gehet! Geht!
Ihr wiſſt etwas, das Ihr nicht wiſſen ſolltet.

Kammerfrau.

Sie ſprach etwas, das ſie nicht ſprechen ſollte,
Das iſt kein Zweifel! Weiß der Himmel, was
Sie wiſſen mag!

Lady.

Das riecht noch immer fort
Nach Blut! — Arabiens Wohlgerüche alle
Verſüßen dieſe kleine Hand nicht mehr.
Oh! Oh!

Arzt.

Hört! Hört! Was für ein Seufzer war das!
O ſie hat etwas Schweres auf dem Herzen!

Kammerfrau.

Nicht für die ganze Hoheit ihres Standes
Möcht' ich ihr Herz in meinem Buſen tragen.

Arzt.

Wohl! Wohl!

Kammerfrau.

Das gebe Gott, daß es ſo ſey!

Arzt.

Ich kann mich nicht in dieſe Krankheit finden,
Doch kannt' ich mehr dergleichen, die im Schlaf
Gewandelt, und als gute Chriſten doch
Auf ihrem Bette ſtarben.

Lady.

Waſcht die Hände!
Den Schlafrock über! Sehet nicht ſo bleich aus!
Ich ſags euch, Banquo liegt im Grab; er kann
Aus ſeinem Grab nicht wieder kommen.

Arzt.

Wirklich?

Lady.

Zu Bett! Zu Bette! — An die Pforte wird
Geklopft! Kommt! Kommt! Kommt! Gebt mir eure Hand!
Geſchehne Dinge ſind nicht mehr zu ändern.
Zu Bett! Zu Bette!

(Sie geht ab.)

Arzt.

Geht ſie nun zu Bette?

Kammerfrau.

Gerades Wegs.

Arzt.

Man raunt ſich Grauenvolles

In die Ohren; unnatürlich ungeheure
Verbrechen wecken unnatürliche
Gewiſſensangſt, und die beladne Seele beichtet
Dem tauben Kiſſen ihre Schuld — Ihr iſt
Der Geiſtliche nothwend'ger, als der Arzt.
Gott, Gott, vergib uns Allen! — Sehet zu,
Nehmt Alles weg, womit ſie ſich ein Leides
Thun könnte! Laſſt ſie ja nicht aus den Augen!
Nun gute Nacht! Mir iſt ganz ſchauerlich zu Muth.
Ich **denke**, aber wage nicht zu reden.

(Sie gehen ab.)

Zweyter Auftritt.

(Offne Gegend. Proſpekt, ein Wald.)

Angus. Lenox. Lords und **Soldaten** im Hintergrund.

Angus.

Das Heer der Engelländer iſt im Anzug,
Von Malcolm, unſerm Prinzen, angeführt,
Von Seiward, ſeinem tapfern Ohm, und Macduff.
Der Rache heilig Feuer treibt ſie an;
Denn ſolche tödtliche Beleidigungen,
Als der Tyrann auf ſie gehäuft, entflammten
Selbſt abgeſtorbne Büßende zur Wuth,
Und ſtachelten ſie auf zu blutgen Thaten.

Lenor.

Dort iſt das Birnamer Gehölz. Sie ziehn
Durch dieſen Wald; da können wir am beſten
Zu ihrem Heere ſtoßen — Weiß Jemand,
Ob Donalbain bey ihnen iſt?

Angus.

Es iſt gewiß,
Daß er bey dieſem Heer ſich nicht befindet.
Ich habe ein Verzeichniß aller Edlen,
Die Malcolms Fahnen folgen. Seiwards Sohn
Iſt unter ihnen, nebſt noch vielen andern
Unbärtgen Knaben, die noch keine Schlacht
Geſehn, und ihres Muthes Erſtlinge
In dieſem heilgen Krieg beweiſen wollen.

Lenor.

Sie finden keinen würdigeren Kampf
Und keine beſſre Sache. Laſſt uns eilen,
Den Fahnen des Tyrannen, welchen Gott
Verfluchte, zu entfliehn, und an das Heer,
Bey dem der Sieg iſt, muthvoll uns zu ſchließen.
Dort wo das Recht, iſt unſer Vaterland.

Angus.

Auf, gegen Birnam!
(Man hört Trommeln in der Ferne.)

Lenor.

Hört ihr jene Trommeln?

Die brittiſchen Völker nahen. Laſſt ſie uns
Mit unſern Trommeln kriegeriſch begrüßen!
(Trommeln auf der Scene antworten denen hinter derſelben.)

Dritter Auftritt.

Vorige. Malcolm. Seiward, Vater und Sohn. Macduff. Roſſe. Soldaten mit Fahnen, die im Hintergrunde halten.

Malcolm.

Ich hoffe, Vettern, nah iſt nun der Tag,
Wo Schlafgemächer wieder frey ſeyn werden.

Roſſe.

Wir zweifeln nicht daran.

Seiward.

Sieh! Wer ſind dieſe,
Die ſich gewaffnet gegen uns bewegen?

Malcolm.

Steht!

Macduff.

Haltet an!

Roſſe.

Wer ſeyd ihr?

Lenox.

Freunde Schottlands,
Und Feinde des Tyrannen.

Roſſe.

Jetzt, mein Feldherr,
Erkenn' ich ſie. Es iſt der edle Thau
Von Lenox und von Angus.

Malcolm.

Seyd willkommen!
Was bringt ihr, ehrenvolle Thans?

Lenox.

Uns ſelbſt,
Ein treues Herz und Schwert für unſern König!

Angus.

Wir kommen, unſre Treu' und Dienſtespflicht
Dahin zu tragen, wo ſie hingehört,
Und ſuchen Schottland unter Englands Fahnen.

Malcolm.

Glückſel'ge Vorbedeutung! Frohes Pfand
Des Siegs — Laſſt euch umarmen, edle Freunde!
Ja, unſre Waffen werden glücklich ſeyn,
Da ſich die beſten Herzen zu uns wenden.

Seiward.

Womit geht der Tyrann jetzt um? Wir hören,
Er liegt voll Zuverſicht in ſeiner Burg,
Und will dort die Belagerung erwarten?

Angus.

Er hat ſich in das Bergſchloß Dunſinan
Geworfen, das er ſtark beveſtiget.
Er ſoll von Sinnen ſeyn, ſagt man. Sein Anhang

Nennts eine kriegriſche Begeiſterung.
Wohl mag er ſeiner ſelbſt nicht Meiſter bleiben,
In dieſem Kampf der Wuth, und der Verzweiflung.

Lenox.

Nun ſchießt die Blutſaat, die er ausgeſät,
Zur fürchterlichen Aernte rächend auf.
Jedweder Augenblick zeugt einen Abfall,
Der ſeinen eignen Treubruch ihm vergilt.
Die Wenigen, die ihm noch treu geblieben,
Knüpft Liebe nicht, nur Furcht an ſeine Fahnen;
Wo nur ein Weg zur ſichern Flucht ſich zeigt,
Verläſſt ihn Groß und Klein.

Roſſe.

Jetzt fühlt er, daß der angemaßte Purpur
Der Majeſtät ſo ſchlotterig und loſe
Um ihn herum hängt, wie des Rieſen Rock
Um eines Zwerges Schultern, der ihn ſtahl.

Macduff.

Laſſt unſern Tadel, ſo gerecht er iſt,
Bis nach dem Ausſchlag des Gefechtes ſchweigen,
Und führen wir als Männer jetzt das Schwert!

Seiward.

Wie heißt der Wald hier vor uns?

Roſſe.

Birnamswald.

Seiward.

Laſſt jeden Mann ſich einen Aſt abhauen,

Und vor ſich her ihn tragen. Wir beſchatten
Dadurch die Anzahl unſers Heers, und machen
Die Kundſchaft des Tyrannen an uns irre.

Alle.

Es ſoll geſchehen!

(Sie zerſtreuen ſich nach dem Hintergrund, um die Zweige abzubrechen.)

Vierter Auftritt.

(Zimmer.)

Macbeth. Der Arzt. Bediente.

Macbeth.

Verkündiget mir nichts mehr! Laſſt ſie Alle
Zum Feind entfliehen! Bis der Birnamwald
Sich in Bewegung ſetzt auf Dunſinan,
Nicht eher kennt mein tapfres Herz die Furcht.
Was iſt der Knabe Malcolm? Ward er nicht
Von einem Weib geboren? Geiſter, die
Die ganze Folge irdiſcher Geſchicke
Durchſchauen, ſprachen dieſes Wort:
Sey furchtlos, Macbeth! Keiner, den ein Weib
Gebahr, hat über dich Gewalt! — So flieht!
Flieht hin, ihr eidvergeſſnen Thans, ſchließt euch
An dieſe brittſchen Zärtlinge! Der Geiſt,

Der mich beherrſcht, dies Herz, das in mir ſchlägt,
Wird nicht von Furcht, von Zweifeln nicht bewegt.
(Zu einem Bedienten, der hereintritt.)
Daß dich der Teufel bräune, Milchgeſicht!
Wie kommſt du zu dem gänſemäßgen Anſehn?

Bedienter (erſchrocken, athemlos.)

Zehntauſend —

Macbeth.

Gänſe, Schuft?

Bedienter.

Soldaten, Herr!

Macbeth.

Reib dein Geſicht, und ſtreiche deine Furcht
Erſt roth an, du milchlebriger Geſelle!
Was für Soldaten, Geck! Verdamm dich Gott!
Dein weibiſch Anſehn ſteckt mir noch die Andern
Mit Feigheit an — Was für Soldaten, Memme?

Bedienter.

Die engliſche Armee, wenn Ihrs erlaubt.

Macbeth.

Schaff dein Geſicht mir aus den Augen! — Seiton!
— Ich kriege Herzweh, wenn ichs ſehe — Seiton!
Das muß entſcheiden! Dieſer Stoß verſichert
Mein Glück auf immer, oder ſtürzt mich jetzt!
— Ich habe lang genug gelebt! Mein Frühling
Sank bald ins Welken hin, in gelbes Laub,
Und was das hohe Alter ſchmücken ſollte,

Gehorſam, Liebe, Ehre, Freundestreu.
An alles das iſt nun gar nicht zu denken!
Statt deſſen ſind mein Erbtheil Haß und Flüche,
Nicht laut, doch deſto inn'ger, Heuchelworte,
Ein leerer Munddienſt, den das Herz mir gern
Verweigerte, wenn es nur dürfte — Seiton!

Fünfter Auftritt.

Macbeth. Arzt. Seiton.

Seiton.

Was iſt zu Eurem gnädigſten Befehl?

Macbeth.

Gibts ſonſt was Neues?

Seiton.

Herr, es hat ſich Alles
Beſtätigt, was erzählt ward.

Macbeth.

Ich will fechten,
Bis mir das Fleiſch von allen Knochen ab-
Gehackt iſt — Meine Rüſtung!

Seiton.

Herr, es eilt nicht.

Macbeth.

Ich will ſie anziehn. Schickt mehr Reiter aus,
Durchſtreift das ganze Land, und an den Galgen,

Wer von Gefahr ſpricht — Gib mir meine Rüſtung!
— Wie ſtehts um unſre liebe Kranke, Doctor?

Arzt.

Krank nicht ſowohl, mein König, als beängſtigt
Von Phantaſien, die ihr die Ruhe rauben.

Macbeth.

So heile ſie davon. Kannſt du ein krankes
Gemüth von ſeinem Grame nicht befreyn,
Ein tief gewurzelt quälendes Bewuſſtſeyn
Nicht aus der Seele heilend ziehen, nicht
Die tiefen Furchen des Gehirnes glätten,
Nicht ſonſt mit irgend einem ſüßen Mohn
Den Krampf auflöſen, der das Herz erſtickt?

Arzt.

Herr, darin muß die Kranke ſelbſt ſich rathen.

Macbeth.

So fluch' ich deiner Kunſt; mir frommt ſie nicht.
(Zu dem Diener)
Kommt! Meine Rüſtung! Gebt mir meinen Stab!
(Indem er ſich waffnet)
— Du, Seiton, ſchicke — Doctor! Mich verlaſſen
Die Thans — Komm! Komm! Mach hurtig! — Guter Doctor,
Wenn du die Krankheit meines Königreichs
Ausſpähn, ſein ſcharfes Blut verſüßen, ihm
Das vor'ge Wohlſeyn könnteſt wieder geben,
Dann wollt' ich deiner Thaten Herold ſeyn,

Und Echo ſelbſt mit deinem Lob ermüden.
— Was für Rhabarber, Senna, oder andre
Purganzen möchten wohl dies britt'ſche Heer
Abführen? Sprich! Vernahmſt du nichts davon?

Arzt.

Ja, mein Gebieter. Eure kriegriſchen
Anſtalten machen, daß wir davon hören.

Macbeth.

Laſſt ſie heran ziehn — Mich erſchreckt kein Feind,
Bis Birnams Wald vor Dunſinan erſcheint.

Arzt (für ſich.)

Wär' ich nur erſt mit ganzer Haut davon,
Zurücke brächte mich kein Fürſtenlohn!

Macbeth.

Dies feſte Schloß trotzt der Belagerung!
Laßt ſie da liegen, bis der Hunger ſie,
Die Peſt ſie aufgerieben. Stünden ihnen
Nicht die Verräther bey, die uns verlieſſen,
Wir hätten ſie, Bart gegen Bart, empfangen,
Und heimgepeitſcht —

(Hinter der Scene wird gerufen)

Was für ein Lärm iſt das?

Seiton.

Es ſind die Weiber, welche ſchrein, mein König!

(Eilt hinaus mit dem Arzt.)

Macbeth.

Ich habe keinen Sinn mehr für die Furcht.

Sonſt gab es eine Zeit, wo mir der Schrey
Der Eule Grauen machte, wo mein Haar
Bey jedem Schreckniß in die Höhe ſtarrte,
Als wäre Leben drinn — Jetzt iſt es anders.
Ich hab zu Nacht gegeſſen mit Geſpenſtern,
Und voll geſättigt bin ich von Entſetzen.
(Seiton kommt zurück.)
Was gibts? Was iſt geſchehn?

Sechſter Auftritt.

Macbeth. Seiton.

Seiton.

Die Königinn
Iſt todt!

Macbeth (nach einem langen Stillſchweigen.)

Wär ſie ein andermal geſtorben!
Es wäre wohl einmal die Zeit gekommen
Zu ſolcher Botſchaft!
(Nachdem er gedankenvoll auf und abgegangen)
Morgen, Morgen,
Und wieder Morgen kriecht in ſeinem kurzen Schritt
Von einem Tag zum andern, bis zum letzten
Buchſtaben, der uns zugemeſſnen Zeit,
Und alle unſre Geſtern haben Narren
Zum modervollen Grabe hingeleuchtet!

— Aus, aus, du kleine Kerze! Was iſt Leben?
Ein Schatten, der vorüber ſtreicht! Ein armer Gaukler,
Der ſeine Stunde lang ſich auf der Bühne
Zerquält und tobt; dann hört man ihn nicht mehr.
Ein Mährchen iſt es, das ein Thor erzählt,
Voll Wortſchwall, und bedeutet nichts.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Ein Bote.

Macbeth.

Du kommſt,
Die Zunge zu gebrauchen. Faſſ' dich kurz!

Bote.

Herr! Ich — ich ſollte ſagen, was ich ſah,
Und weiß nicht, wie ichs ſagen ſoll.

Macbeth.

Gut! Sag es!

Bote.

Als ich auf meinem Poſten ſtand am Hügel,
Sah ich nach Birnam, und da däuchte mir,
Als ob der Wald anfing, ſich zu bewegen.

Macbeth

(faßt ihn wüthend an.)

Du Lügner und verdammter Böſewicht!

Bote.

Herr, laſſt mich Euren ganzen Grimm erfahren,
Wenns nicht ſo iſt. Auf Meilenweite könnt ihr ihn
Selbſt kommen ſehen. Wie ich ſage, Herr!
Ein Wald, der wandelt.

Macbeth.

Menſch! Haſt du gelogen,
So hängſt du lebend an dem nächſten Baum,
Bis dich der Hunger ausgedorrt. Sagſt du
Die Wahrheit, nun ſo frag' ich nichts darnach,
Ob du mit mir das Gleiche thuſt — Mein Glaube
Beginnt zu wanken; mir entweicht der Muth.
Ich fürchte einen Doppelſinn des Teufels,
Der Lügen ſagt, wie Wahrheit — Fürchte nichts,
Bis Birnams Wald auf Dunſinan heranrückt!
Und jetzo kommt ein Wald auf Dunſinan!
Die Waffen an! Die Waffen und hinaus!
Verhält ſichs wirklich alſo, wie er ſagt,
So iſt kein Bleiben hier, ſo hilft kein Flüchten.
Ich fange an der Sonne müd zu ſeyn.
Könnt ich mit mir die ganze Welt vernichten!
Schlagt Lärmen! Winde, ſtürmet! Brich herein,
Zerſtörung! Will das Schickſal mit uns enden,
So fallen wir, die Waffen in den Händen.

(ab.)

Achter Auftritt.

(Ein freyer Platz vor der Feſtung, vorn Gebäude, in der Ferne Landſchaft. die ganze Tiefe des Theaters wird zu dieſer Scene genommen.)

Malcolm. Seiward. Seiwards Sohn. Macduff. Roſſe. Angus. Lenox. Soldaten. (Alle rücken aus der hinterſten Tiefe des Theaters mit langſamen Schritten vorwärts, die Zweige vor ſich her, und über dem Haupte tragend.)

Malcolm.

(nachdem der Zug bis in die Mitte der Scene vorgerückt)
Nun ſind wir nahe gnug — Werft eure grünen Schilde
Hinweg, und zeigt euch, wie ihr ſeyd! — Ihr führt
Das erſte Treffen an, mein würd'ger Oheim,
Nebſt eurem edlen Sohn — Indeſſen wir
Und dieſer würd'ge Held
(auf Macduff zeigend)
nach unſerm Plan
Das Uebrige beſorgen.

(Die vordern Soldaten geben ihre Zweige an die hintern, von Glied zu Glied, ſo, daß das Theater davon leer wird.)

Seiward.

Lebet wohl!
Und finden wir den Feind noch vor der Nacht,
So ſieht der Morgen die geſchlagne Schlacht.

Macduff.

Gebt Athem allen kriegriſchen Trompeten,
Den Herolden zum Morden und zum Tödten.
(Kriegriſche Muſik. Schlacht im Hintergrunde.)

Neunter Auftritt.

Macbeth. Dann der junge Seiward.

Macbeth.

Sie haben mich an einen Pfoſten angebunden;
Entfliehen kann ich nicht. Ich muß mein Leben
Vertheidigen, wie ein gehetzter Bär!
Wer iſt der, den kein Weib gebahr! Ihn hab' ich
Zu fürchten, keinen ſonſt.

Junger Seiward (tritt auf.)

Wie iſt dein Name?

Macbeth.

Hör ihn und zittre!

Junger Seiward.

Zittern werd' ich nicht
Und gäbſt du dir auch einen heißern Namen,
Als einer in der Höll'.

Macbeth.

Mein Nam' iſt Macbeth.

Junger Seiward.

Der Satan ſelbſt kann keinen ſcheußlichern mir nennen.

Macbeth.

Und keinen furchtbarern!

Der junge Seiward.

Du lügſt, verworfner
Tyrann! Mit meinem Schwert will ich beweiſen,
Daß du das lügſt!
(Sie fechten. Der junge Seiward fällt.)

Macbeth.

Dich hat ein Weib geboren!
Der Schwerter lach' ich, die von Sterblichen
Geſchwungen werden, die ein Weib gebahr!
(Er geht ab. Die Schlacht dauert fort.)

Zehnter Auftritt.

Macduff (tritt auf.)

Der Lärm iſt dorthin! — Zeige dich, Tyrann!
Fällſt du von einer andern Hand als meiner,
So plagen mich die Geiſter meines Weibes
Und meiner Kinder ruhelos. Ich kann
Das Schwert nicht ziehen gegen jene Kernen,
Die man gedungen hat, den Speer zu tragen.
Du biſt es, Macbeth — oder ungebraucht
Steck' ich mein Schwert zurück in ſeine Scheide.
Dort muſſt du ſeyn — Der große Lärm und Drang

Macht einen Krieger kund vom erſten Rang.
Laß mich ihn finden, Glück! Ich will nicht mehr.

(ab.)

Eilfter Auftritt.

Seiward und **Malcolm** (treten auf.)

Seiward.

Hierher, mein Prinz — Das Schloß hat ſich ergeben.
Die Völker des Tyrannen weichen ſchon;
Die edlen Thane fechten tapfer, nur
Noch wen'ge Arbeit, und der Tag iſt unſer!

Malcolm.

Wir haben es mit Feinden, deren Streiche
An uns vorbey gehn!

Seiward.

Folgt mir in die Feſtung!

(ab.)

Zwölfter Auftritt.

Macbeth. Gleich darauf **Macduff.**

Macbeth.

Warum ſoll ich den röm'ſchen Narren ſpielen,
Und in das eigne Schwert mich ſtürzen? Nein,
So lang' ich Lebende noch um mich ſehe,
Haud ich es beſſer an!

(Indem er abgehn will, kömmt Macduff auf die Scene.)

Macduff.

Steh, Höllenhund!

Macbeth.

Du biſt der Einzige von allen Menſchen,
Den ich vermied — Geh! Meine Seele iſt
Genug beladen ſchon mit deinem Blut.

Macduff.

Ich hab' nicht Worte, meine Stimme iſt
In meinem Schwert — Du Böswicht, blutiger,
Als Worte es beſchreiben!

(Er dringt wüthend auf ihn ein; ſie fechten ein Zeitlang ohne Entſcheidung.

Macbeth (inne haltend.)

Du verlierſt die Müh.
So leicht vermöchteſt du die geiſt'ge Luft
Mit deines Schwertes Schneide zu verletzen,
Als Macbeth bluten machen! Laß dein Eiſen
Auf Schädel fallen, die verwundbar ſind;
In meiner Bruſt wohnt ein bezaubert Leben,
Das Keinem weichet, den ein Weib gebahr.

Macduff.

Nun ſo verzweiſle dann an deinem Zauber,
Und laß den Teufel dir, dem du von je
Gedient, kund thun, daß Macduff vor der Zeit
Aus ſeiner Mutter Leib geſchnitten iſt.

Macbeth.

Die Zunge ſey verflucht, die mir das ſagt!
Sie hat das Beſte meiner Männerkraft
Entnervt! Verflucht! Wer dieſen gaukelnden
Dämonen ferner traut, die hinterliſtig
Mit Doppelſinn uns täuſchen, unſerm Ohr
Wort halten, unſre Hoffnung hintergehn!
— Ich will nicht mit dir fechten.

Macduff.

So ergib dich, Memme,
Und lebe, um die Fabel und das Schauſpiel
Der Zeit zu ſeyn. Wir wollen dich, wie irgend
Ein ſeltnes Ungeheuer, abgemahlt
Auf einer Stange tragen, und darunter ſchreiben:
Hier iſt zu ſehen der Tyrann!

Macbeth.

Ich will
Mich nicht ergeben, um vor dieſem Knaben
Malcolm zu knieen, und den Staub zu küſſen,
Und eures Pöbels Fluch ein Ziel zu ſeyn.
Iſt gleich der Birnam Wald auf Dunſinan
Heran gerückt, biſt du, mein Gegner, gleich
Vom Weibe nicht geboren, dennoch ſey
Das Aeußerſte verſucht! Hier halt' ich
Den kriegeriſchen Schild vor meinen Leib.
Fall' aus, triff, und verdammt ſey, wer zuerſt
Ruft: Halt, genug!

(Sie gehen fechtend ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

(Man bläst zum Abzug.)

Malcolm. Seiward. Roſſe. Angus. Lenox. Soldaten.

Malcolm.

Möcht' ich die edeln Freunde, die wir miſſen,
Doch wohl erhalten wiederſehn!

Seiward.

Prinz! Ein'ge müſſen ſchon das Opfer werden,
Und wie ich ſeh', iſt dieſer große Tag
Wohlſeil genug erkauft.

Malcolm.

Macduff und euren edelmüthgen Sohn
Vermiſſt man.

Roſſe.

Euer edler Sohn, mein Feldherr,
Bezahlte als ein Krieger ſeine Schuld,
Und nicht ſobald hatt' er ſein tapfres Herz
Im Kampf bewährt, ſo ſtarb er als ein Mann.

Seiward.

So iſt er todt?

Roſſe.

Vom Schlachtfeld ſchon getragen.
Meſſt Euren Schmerz nicht ab nach ſeinem Werth;
Sonſt wär er gränzenlos.

Seiward.

Hat er die Wunden vorn?

Roſſe.

Ja, auf der Stirn.

Seiward.

Nun denn! So ſey er Gottes Mann! Hätt' ich
So viel der Söhne, als ich Haare habe,
Ich wünſchte keinem einen ſchönern Tod.
Sein Grablied iſt geſungen.

Malcolm.

Ihm gebührt
Ein größer Lied; das ſoll ihm werden.

Seiward.

Ihm
Gebührt nicht mehr. Sie ſagen, er ſchied wohl,
Und zahlte ſeine Zeche. Gott mit ihm!
— Da kommt uns neuer Troſt!

Letzter Auftritt.

Vorige. Macduff (mit der Rüſtung und Krone Macbeths.)

Macduff.

Heil dir, o König, denn du biſts! Im Staube
Liegt der Tyrann, und hier iſt ſeine Beute.
Die Zeit iſt wieder frey! Ich ſehe dich
Umgeben von den Edeln deines Reichs;
Sie ſprechen meinen Gruß im Herzen nach,

Und ihre Stimmen miſchen ſich mit meiner:
Heil Schottlands König!

Alle.

Heil dem König Schottlands!

(Trompetenſtoß.)

Malcolm.

Wir wollen keinen Augenblick verlieren,
Mit eurer Aller Liebe Abrechnung
Zu halten, und mit Jedem quitt zu werden.
Ruhmvolle Thans und Vettern, ihr ſeyd Grafen
Von heute an; die erſten, welche Schottland
Mit dieſem Ehrennamen grüßt — Was nun
Die erſte Sorge unſers Regiments
Seyn muß, die Rückberufung der Verbannten,
Die vor der Tyranney geflohen, die Beſtrafung
Der blutgen Diener dieſes todten Schlächters,
Und ſeiner teufeliſchen Königinn,
Die, wie man ſagt, gewaltſam blutge Hand
Gelegt hat an ſich ſelbſt, dies, und was ſonſt
Noch Noth thut, wollen wir mit Gottes Gnade
Nach Maß und Ort und Zeit zu Ende bringen.
Und ſomit danken wir auf einmal Allen,
Und laden euch nach Scone zu unſrer Krönung.

Turandot,

Prinzeſſinn von China.

Ein
tragicomiſches Mährchen
nach Gozzi.

Perſonen.

Altoum, fabelhafter Kaiſer von China.
Turandot, ſeine Tochter.
Adelma, eine tartariſche Prinzeſſinn, ihre Sclavinn.
Zelima, eine andre Sclavinn der Turandot.
Skirina, Mutter der Zelima.
Barak, ihr Gatte, ehmals Hofmeiſter des
Kalaf, Prinzen von Aſtrachan.
Timur, vertriebener König von Aſtrachan.
Iſmael, Begleiter des Prinzen von Samarcand.
Tartaglia, Miniſter.
Pantalon, Kanzler.
Truffaldin, Aufſeher der Verſchnittenen.
Brigella, Hauptmann der Wache.
Doctoren des Divans.
Sclaven und Sclavinnen des Serails.

Erſter Aufzug.

Vorſtadt von Peckin, Proſpekt eines Stadtthors. Eiſerne Stäbe ragen über demſelben hervor, worauf mehrere geſchorne, mit türkiſchen Schöpfen verſehene Köpfe als Masken, und ſo daß ſie als eine Zierrath erſcheinen können, ſymmetriſch aufgepflanzt ſind.

Erſter Auftritt.

Prinz Kalaf in tartariſchem Geſchmack, etwas phantaſtiſch gekleidet, tritt aus einem Hauſe. Gleich darauf **Barak**, aus der Stadt kommend.

Kalaf.

Habt Dank, ihr Götter! Auch zu Peckin ſollt' ich
Eine gute Seele finden!

Barak.

(in perſiſcher Tracht, tritt auf, erblickt ihn, und fährt erſtaunt zurück)

Seh' ich recht?
Prinz Kalaf! Wie? Er lebt noch!

Kalaf (erkennt ihn.)

Barak!

Barak (auf ihn zueilend.)

Herr!

Kalaf.

Dich find' ich hier!

Barak.

Euch ſeh' ich lebend wieder!
Und hier zu Peckin!

Kalaf.

Schweig! Verrath' mich nicht!
Beym großen Lama! Sprich! Wie biſt du hier?

Barak.

Durch ein Geſchick der Götter, muß ich glauben,
Da es mich hier mit Euch zuſammenführt.
An jenem Tag des Unglücks, als ich ſah,
Daß unſre Völker flohen, der Tyrann
Von Teiflis unaufhaltſam in das Reich
Eindrang, floh ich nach Aſtrachan zurück,
Bedeckt mit ſchweren Wunden. Hier vernahm ich,
Daß Ihr und König Timur, Euer Vater,
Im Treffen umgekommen. Meinen Schmerz
Erzähl' ich nicht; verloren gab ich Alles.
Und ſinnlos eilt' ich zum Pallaſte nun,
Elmazen, Eure königliche Mutter
Zu retten, doch ich ſuchte ſie vergebens!
Schon zog der Sieger ein zu Aſtrachan,
Und in Verzweiflung eilt' ich aus den Thoren.
Von Land zu Lande irrt' ich flüchtig nun
Drey Jahre lang umher, ein Obdach ſuchend,
Bis ich zuletzt nach Peckin mich gefunden.

Hier unterm Namen Haſſan glückte mirs,
Durch treue Dienſte einer Wittwe Gunſt
Mir zu erwerben, und ſie ward mein Weib;
Sie kennt mich nicht; ein Perſer bin ich ihr.
Hier leb ich nun, obwohl gering und arm
Nach meinem vorgen Loos, doch überreich
In dieſem Augenblicke, da ich Euch,
Den Prinzen Kalaf, meines Königs Sohn,
Den ich erzogen, den ich Jahre lang
Für todt beweint, im Leben wieder ſehe!
— Wie aber lebend? Wie in Peckin hier?

Kalaf.

Nenne mich nicht! Nach jener unglückſelgen Schlacht
Bey Aſtrachan, die uns das Reich gekoſtet,
Eilt' ich mit meinem Vater zum Palaſt;
Schnell rafften wir das Koſtbarſte zuſammen,
Was ſich an Edelſteinen fand, und flohn.
In Bauertracht verhüllt durchkreuzten wir,
Der König und Elmaze, meine Mutter,
Die Wüſten und das felſige Gebirg.
Gott! Was erlitten wir nicht da! Am Fuß
Des Kaukaſus raubt' eine wilde Herde
Von Malandrinen uns die Schätze; nur
Das nakte Leben blieb uns zum Gewinn.
Wir mußten kämpfen mit des Hungers Qualen,
Und jedes Elends mannichfacher Noth.
Den Vater trug ich bald und bald die Mutter

Auf meinen Schultern, eine theure Laſt.
Kaum wehrt' ich ſeiner wüthenden Verzweiflung,
Daß er den Dolch nicht auf ſein Leben zuckte;
Die Mutter hielt ich kaum, daß ſie, von Gram
Erſchöpft, nicht niederſank! So kamen wir
Nach Jaik endlich, der Tartarenſtadt,
Und hier, an der Moſcheen Thor, mußt' ich
Ein Bettler flehen um die magre Koſt,
Der theuren Aeltern Leben zu erhalten.
— Ein neues Unglück! Unſer grimm'ger Feind,
Der Khan von Teſflis, voll Tyrannenſucht,
Mißtrauend dem Gerücht von unſerm Tode,
Er ließ durch alle Länder uns verfolgen.
Vorausgeeilt ſchon war uns ſein Befehl,
Der alle kleine Könige ſeiner Herrſchaft
Aufbot, uns nachzuſpähn. Nur ſchnelle Flucht
Entzog uns ſeiner Spürer Wachſamkeit —
Ach, wo verbärg' ſich ein gefallner König!

Barak.

O nichts mehr! Eure Worte ſpalten mir
Das Herz! Ein großer Fürſt in ſolchem Elend!
Doch ſagt! Lebt mein Gebieter noch und lebt
Elmaze, meine Königinn?

Kalaf.

Sie leben.
Und wiſſe, Barak! In der Noth allein
Bewähret ſich der Adel großer Seelen.

— Wir kamen in der Karazanen Land.
Dort in den Gärten König Keicobad's
Muſſt' ich zu Knechtes-Dienſten mich bequemen,
Dem bittern Hungertode zu entfliehn.
Mich ſah Adelma dort, des Königs Tochter;
Mein Anblick rührte ſie; es ſchien ihr Herz
Von zärtlichern Gefühlen, als des Mitleids,
Sich für den fremden Gärtner zu bewegen.
Scharf ſieht die Liebe; nimmer glaubte ſie
Mich zu dem Loos, wo ſie mich fand, geboren.
— Doch weiß ich nicht, welch böſen Sternes Macht
Der Karazanen König Keicobad
Verblendete, den mächtgen Altoum,
Den Großkhan der Chineſen, zu bekriegen.
Das Volk erzählte Seltſames davon.
Was ich berichten kann, iſt dies: beſiegt
Ward Keicobad, ſein ganzer Stamm vertilgt;
Adelma ſelbſt mit ſieben andern Töchtern
Des Königs ward ertränkt in einem Strome,
— Wir aber flohen in ein andres Land,
So kamen wir nach langen Irren endlich
Zu Berlas an — Was bleibt mir noch zu ſagen?
Vier Jahre lang ſchafft' ich den Aeltern Brot,
Daß ich um dürftges Taglohn Laſten trug.

Barak.

Nicht weiter, Prinz. Vergeſſen wir das Elend,
Da ich Euch jetzt in kriegeriſchem Schmuck

Und Heldenſtaat erblicke. Sagt, wie endlich
Das Glück Euch günſtig ward?

Kalaf.

Mir günſtig! Höre!
Dem Khan von Berlas war ein edler Sperber
Entwiſcht, den er in hohem Werthe hielt.
Ich fand den Sperber, überbracht' ihn ſelbſt
Dem König — Dieſer fragt nach meinem Namen;
Ich gebe mich für einen Elenden,
Der ſeine Aeltern nährt mit Laſtentragen.
Drauf ließ der Khan den Vater und die Mutter
Im Hoſpital verſorgen.

(Er hält inne.

Barak! Dort,
Im Aufenthalt des allerhöchſten Elends,
Dort iſt dein König — deine Königinn.
Auch dort nicht ſicher, dort noch in Gefahr,
Erkannt zu werden und getödtet!

Barak.

Gott!

Kalaf.

Mir ließ der Kaiſer dieſe Börſe reichen,
Ein ſchönes Pferd und dieſes Ritterkleid.
Den greiſen Aeltern ſag' ich Lebewohl;
Ich gehe, rief ich, mein Geſchick zu ändern;
Wo nicht, dies traurge Leben zu verlieren!
Was thaten ſie nicht, mich zurück zu halten,

Und da ich ſtandhaft blieb, mich zu begleiten!
Verhüt' es Gott, daß ſie von Angſt gequält
Nicht wirklich meinen Spuren nachgefolgt!
Hier bin ich nun, zu Peckin, unerkannt,
Viel hundert Meilen weit von meiner Heimat.
Entſchloſſen komm' ich her, dem großen Khan
Vom Lande China als Soldat zu dienen,
Ob mir vielleicht die Sterne günſtig ſind,
Durch tapfre That mein Schickſal zu verbeſſern.
— Ich weiß nicht, welche Feſtlichkeit die Stadt
Mit Fremden füllt, daß kein Karvanſerai
Mich aufnahm — Dort in jener ſchlechten Hütte
Gab eine Frau aus gutem Herzen mir
Herberge.

Barak.

Prinz, das iſt mein Weib.

Kalaf.

Dein Weib?
Preiſe dein Glück, daß es ein fühlend Herz
Zur Gattinn dir gegeben!
(Er reicht ihm die Hand)
Jetzt leb' wohl.
Ich geh zur Stadt. Mich treibts, die Feſtlichkeit
Zu ſehn, die ſo viel Menſchen dort verſammelt.
Dann zeig' ich mich dem großen Khan und bitt'
Ihn um die Gunſt, in ſeinem Heer zu dienen.
(Er will fort. Barak hält ihn zurück.)

Barak.

Bleibt, Prinz! Wo wollt Ihr hin? — Mögt ihr das Aug'
An einem grauſenvollen Schauſpiel weiden?
O wiſſet, edler Prinz — Ihr kamt hieher
Auf einen Schauplatz unerhörter Thaten.

Kalaf.

Wie ſo? Was meinſt du?

Barak.

Wie? Ihr wiſſt es nicht,
Daß Turandot, des Kaiſers einzge Tochter,
Das ganze Reich in Leid verſenkt und Thränen?

Kalaf.

Ja, ſchon vorlängſt im Karazanenland
Hört' ich dergleichen — und die Rede ging,
Es ſey der Prinz des Königs Keicobad
Auf eine ſeltſam jammervolle Art
Zu Peckin umgekommen — Eben dies
Hab' jenes Kriegesfeuer angeflammt,
Das mit dem Falle ſeines Reichs geendigt.
Doch Manches glaubt und ſchwatzt ein dummer Pöbel,
Worüber der Verſtändge lacht — Darum
Sag an, wie ſichs verhält mit dieſer Sache?

Barak.

Des Groskhans einzge Tochter, Turandot,
Durch ihren Geiſt berühmt und ihre Schönheit,
Die keines Mahlers Pinſel noch erreicht,
Wie viele Bildniſſe von ihr auch in der Welt

Herumgehn, hegt ſo übermüthgen Sinn,
So großen Abſcheu vor der Ehe Banden,
Daß ſich die größten Könige umſonſt
Um ihre Hand bemüht —

Kalaf.

Das alte Mährchen
Vernahm ich ſchon am Hofe Keicobads
Und lachte drob — Doch fahre weiter fort.

Barak.

Es iſt kein Mährchen. Oft ſchon wollte ſie
Der Khan, als einzge Erbinn ſeines Reichs,
Mit Söhnen großer Könige vermählen.
Stets widerſetzte ſich die ſtolze Tochter,
Und ach! zu blind iſt ſeine Vaterliebe,
Als daß er Zwang zu brauchen ſich erkühnte.
Viel ſchwere Kriege ſchon erregte ſie
Dem Vater, und obgleich noch immer Sieger
In jedem Kampf, ſo iſt er doch ein Greis,
Und unbeerbt wankt er dem Grabe zu.
Drum ſprach er einsmals ernſt und wohlbedächtlich
Zu ihr die ſtrengen Worte: Störrig Kind!
Entſchließe dich einmal, dich zu vermählen;
Wo nicht, ſo ſinn' ein ander Mittel aus,
Dem Reich die ewgen Kriege zu erſparen;
Denn ich bin alt; zu viele Könige ſchon
Hab ich zu Feinden, die dein Stolz verſchmähte.
Drum nenne mir ein Mittel, wie ich mich

Der wiederholten Werbungen erwehre,
Und leb' hernach und ſtirb wie dirs gefällt —
Erſchüttert ward von dieſem ernſten Wort
Die Stolze, rang umſonſt ſich loszuwinden.
Die Kunſt der Thränen und der Bitten Macht
Erſchöpfte ſie, den Vater zu bewegen;
Doch unerbittlich blieb der Khan — Zuletzt
Verlangt ſie von dem unglückſelgen Vater,
Verlangt — Hört was die Furie verlangte!

Kalaf.

Ich habs gehört. Das abgeſchmackte Mährchen
Hab' ich ſchon oft belacht — Hör', ob ichs weiß!
Sie fordert ein Edikt von ihrem Vater,
Daß jedem Prinzen königlichen Stamms
Vergönnt ſeyn ſoll, um ihre Hand zu werben.
Doch dieſes ſollte die Bedingung ſeyn:
Im öffentlichen Divan, vor dem Kaiſer
Und ſeinen Räthen allen, wollte ſie
Drey Räthſel ihm vorlegen. Löſte ſie
Der Freyer auf, ſo mög' er ihre Hand
Und mit derſelben Kron' und Reich empfangen.
Löſt' er ſie nicht, ſo ſoll der Kaiſer ſich
Durch einen heilgen Schwur auf ſeine Götter
Verpflichten, den Unglücklichen enthaupten
Zu laſſen. — Sprich, iſts nicht ſo? Nun vollende
Dein Mährchen, wenn du's kannſt vor langer Weile.

Barak.

Mein Mährchen? Wollte Gott! — Der Kaiſer zwar
Empört ſich erſt dagegen; doch die Schlange
Verſtand es, bald mit Schmeichelbitten, bald
Mit liſtger Redekunſt das furchtbare
Geſetz dem ſchwachen Alten zu entlocken.
Was iſts dann auch? ſprach ſie mit arger Liſt;
Kein Prinz der Erde wird ſo thöricht ſeyn,
In ſolchem blutgen Spiel ſein Haupt zu wagen!
Der Freyer Schwarm zieht ſich geſchreckt zurück;
Ich werd' in Frieden leben. Wagt es dennoch
Ein Raſender, ſo iſts auf ſeine eigne
Gefahr, und meinen Vater trifft kein Tadel,
Wenn er ein heiliges Geſetz vollzieht. —
Beſchworen ward das unnatürliche
Geſetz und kund gemacht in allen Landen.
(Da Kalaf den Kopf ſchüttelt)
— Ich wünſchte, daß ich Mährchen nur erzählte,
Und ſagen dürfte: Alles war ein Traum!

Kalaf.

Weil du's erzählſt, ſo glaub' ich das Geſetz.
Doch ſicher war kein Prinz wahnſinnig gnug,
Sein Haupt daran zu ſetzen.

Barak (zeigt nach dem Stadtthor.)

Sehet, Prinz!
Die Köpfe alle, die dort auf den Thoren
Zu ſehen ſind, gehörten Prinzen an,

Die toll genug das Abenteuer wagten,
Und kläglich ihren Untergang drinn fanden,
Weil ſie die Räthſel dieſer Sphinx zu löſen
Nicht fähig waren.

Kalaf.

Grauſenvoller Anblick!
Und lebt ein ſolcher Thor, der ſeinen Kopf
Wagt, um ein Ungeheuer zu beſitzen!

Barak.

Nein! Sagt das nicht. Wer nur ihr Konterfey
Erblickt, das man ſich zeigt in allen Ländern,
Fühlt ſich bewegt von ſolcher Zaubermacht,
Daß er ſich blind dem Tod entgegen ſtürzt,
Das göttergleiche Urbild zu beſitzen.

Kalaf.

Irgend ein Geck.

Barak.

Nein wahrlich! Auch der Klügſte.
Heut iſt der Zulauf hier, weil man den Prinzen
Von Samarkanda, den Verſtändigſten,
Den je die Welt geſehn, enthaupten wird.
Der Khan beſeufzt die fürchterliche Pflicht;
Doch ungerührt frohlockt die ſtolze Schöne.
(Man hört in der Ferne den Schall von gedämpften Trommeln.)
Hört! Hört ihr! Dieſer dumpfe Trommelklang

Verkündet, daß der Todesſtreich geſchieht;
Ihn nicht zu ſehen, wich ich aus der Stadt.
Kalaf.
Barak, du ſagſt mir unerhörte Dinge.
Was? Konnte die Natur ein weibliches
Geſchöpf wie dieſe Turandot erzeugen,
So ganz an Liebe leer und Menſchlichkeit?
Barak.
Mein Weib hat eine Tochter, die im Harem
Als Sclavinn dient, und uns Unglaubliches
Von ihrer ſchönen Königinn berichtet.
Ein Tiger iſt ſie, dieſe Turandot,
Doch gegen Männer nur, die um ſie werben.
Sonſt iſt ſie gütig gegen alle Welt;
Stolz iſt das einzge Laſter, das ſie ſchändet.
Kalaf.
Zur Hölle, in den tiefſten Schlund hinab,
Mit dieſen Ungeheuern der Natur,
Die kalt und herzlos nur ſich ſelber lieben!
Wär' ich ihr Vater, Flammen ſollten ſie
Verzehren.

Barak.
Hier kommt Iſmael, der Freund
Des Prinzen, der ſein Leben jetzt verloren.
Er kommt voll Thränen — Iſmael!

Zweyter Auftritt.

Iſmael zu den Vorigen.

Iſmael.

(reicht dem Barak die Hand, heftig weinend)

Er hat
Gelebt — Der Streich des Todes iſt gefallen.
Ach! Warum fiel er nicht auf dieſes Haupt!

Barak.

Barmherz'ger Himmel! — Doch warum ließt ihr
Geſchehn, daß er im Divan der Gefahr
Sich blosgeſtellt?

Iſmael.

Mein Unglück braucht noch Vorwurf
Gewarnt hab' ich, beſchworen und gefleht,
Wie es mein Herz, wie's meine Pflicht mich lehrte,
Umſonſt! Des Freundes Stimme wurde nicht
Gehört; die Macht der Götter riß ihn fort.

Barak.

Beruhigt Euch!

Iſmael.

Beruhigen? Niemals! Niemals!
Ich hab' ihn ſterben ſehen. Sein Gefährte
War ich in ſeinem letzten Augenblick,
Und ſeine Abſchiedsworte gruben ſich
Wie ſpitzge Dolche mir ins tiefſte Herz.
„Weine nicht!“ ſprach er. „Gern und freudig ſterb' ic

„Da ich die Liebſte nicht beſitzen kann.
„Mag es mein theurer Vater mir vergeben,
„Daß ich ohn' Abſchied von ihm ging. Ach, nie
„Hätt' er die Todesreiſe mir geſtattet!
„Zeig' ihm dies Bildniß!
(Er zieht ein kleines Portrait an einem Band aus dem Buſen.)
„Wenn er dieſe Schönheit
„Erblickt, wird er den Sohn entſchuldigen.“
Und an die Lippen drückt' er jetzt, lautſchluchzend,
Mit heißen Küſſen dies verhaſſte Bild,
Als könnt' er, ſterbend ſelbſt, nicht davon ſcheiden;
Drauf kniet' er nieder, und — mit Einem Streich —
Noch zittert mir das Mark in den Gebeinen —
Sah ich Blut ſpritzen, ſah den Rumpf hinfallen,
Und hoch in Henkers Hand das theure Haupt;
Entſetzt und troſtlos riß ich mich von dannen.
(Wirft das Bild in heftigem Unwillen auf den Boden.)
Verhaſſtes, ewig fluchenswerthes Bild!
Liege du hier, zertreten, in dem Staub!
Könnt' ich ſie ſelbſt, die Tigerherzige,
Mit dieſem Fußtritt ſo wie dich zermalmen!
Daß ich dich meinem König überbrächte!
Nein! Mich ſoll Samarkand nicht wieder ſehn.
In eine Wüſte will ich fliehn, und dort,
Wo mich kein menſchlich Ohr vernimmt, auf ewig
Um meinen vielgeliebten Prinzen weinen.
(geht ab.)

Dritter Auftritt.

Kalaf und Barak.

Barak (nach einer Pauſe.)
Prinz Kalaf, habt Ihrs nun gehört?

Kalaf.
Ich ſtehe
Ganz voll Verwirrung, Schrecken und Erſtaunen.
Wie aber mag dies unbeſeelte Bild,
Das Werk des Mahlers, ſolchen Zauber wirken?
(Er will das Bildniß von der Erde nehmen.)

Barak.
(eilt auf ihn zu und hält ihn zurück.)
Was macht Ihr! — Große Götter!

Kalaf (lächelnd.)
Nun! Ein Bildniß
Nehm' ich vom Boden auf. Ich will ſie doch
Betrachten, dieſe mörderiſche Schönheit.
(Greift nach dem Bildniß, und hebt es von der Erde auf.)

Barak (ihn haltend.)
Euch wäre beſſer, der Meduſa Haupt,
Als dieſe tödliche Geſtalt zu ſehn.
Weg! Weg damit! Ich kann es nicht geſtatten.

Kalaf.
Du biſt nicht klug. Wenn du ſo ſchwach dich fühlſt,
Ich bin es nicht. Des Weibes Reiz hat nie
Mein Aug gerührt, auch nur auf Augenblicke,
Viel weniger mein Herz beſiegt. Und was

Lebend'ge Schönheit nie bey mir vermocht,
Das ſollten todte Pinſelſtriche wirken?
Unnütze Sorgfalt, Barak — Mir liegt Andres
Am Herzen, als der Liebe Narrenſpiel.
(Will das Bildniß anſchauen.)

Barak.

Dennoch, mein Prinz — Ich warn' Euch — Thut es nicht!

Kalaf (ungeduldig.)

Zum Henker, Einfalt! Du beleidigſt mich.
(Stößt ihn zurück, ſieht das Bild an, und geräth in Erſtaunen. Nach einer Pauſe.)
Was ſeh ich!

Barak (ringt verzweifelnd die Hände.)

Weh mir! Welches Unglück!

Kalaf (faßt ihn lebhaft bey der Hand.)

Barak!
(Will reden, ſieht aber wieder auf das Bild, und betrachtet es mit Entzücken.)

Barak (vor ſich.)

Seyd Zeugen, Götter — Ich, ich bin nicht ſchuld;
Ich hab' es nicht verhindern können.

Kalaf.

Barak!
— In dieſen holden Augen, dieſer ſüßen
Geſtalt, in dieſen ſanften Zügen kann
Das harte Herz, wovon du ſprichſt, nicht wohnen!

Barak.

Unglücklicher, was hör' ich? Schöner noch
Unendlichmal, als dieſes Bildniß zeigt,
Iſt Turandot, ſie ſelbſt! Nie hat die Kunſt
Des Pinſels ihren ganzen Reiz erreicht;
Doch ihres Herzens Stolz und Grauſamkeit
Kann keine Sprache, keine Zunge nennen.
O werft es von Euch, dies unſelige
Verwünſchte Bildniß! Euer Auge ſauge
Kein tödlich Gift aus dieſer Mordgeſtalt!

Kalaf.

Hinweg! Vergebens ſuchſt du mich zu ſchrecken!
— Himmliſche Anmuth! Warme glühende Lippen!
Augen der Liebesgöttinn! Welcher Himmel,
Die Fülle dieſer Reize zu beſitzen!

(Er ſteht in den Anblick des Bildes verloren; plötzlich wendet er ſich zu Barak, und ergreift ſeine Hand.)

Barak! Verrath' mich nicht — Jetzt oder nie!
Dies iſt der Augenblick, mein Glück zu wagen.
Wozu dies Leben ſparen, das ich haſſe?
— Ich muß auf Einen Zug die ſchönſte Frau
Der Erde und ein Kaiſerthum mit ihr
Gewinnen, oder dies verhaſſte Leben
Auf einen Zug verlieren — Schönſtes Werk!
Pfand meines Glücks und meine ſüße Hoffnung!
Ein neues Opfer iſt für dich bereit,
Und drängt ſich wagend zu der furchtbarn Probe.

Sey gütig gegen mich — Doch, Barak, ſprich!
Ich werde doch im Divan, eh ich ſterbe,
Das Urbild ſelbſt von dieſen Reizen ſehn?

(Indem ſieht man die fürchterliche Larve eines Nachrichters ſich über dem Stadtthor erheben, und einen neuen Kopf über demſelben aufpflanzen — Der vorige Schall verſtimmter Trommeln begleitet dieſe Handlung.)

Barak.

Ach ſehet! Sehet, theurer Prinz und ſchaudert!
Dies iſt das Haupt des unglückſelgen Jünglings —
Wie es Euch anſtarrt! Und dieſelben Hände,
Die es dort aufgepflanzt, erwarten Euch.
O kehret um! Kehrt um! Nicht möglich iſts,
Die Räthſel dieſer Löwinn aufzulöſen.
Ich ſeh' im Geiſt ſchon Euer theures Haupt,
Ein Warnungzeichen allen Jünglingen,
In dieſer furchtbarn Reihe ſich erheben.

Kalaf.

(hat das aufgeſteckte Haupt mit Nachdenken und Rührung betrachtet.)

Verlorner Jüngling! Welche dunkle Macht
Reißt mich geheimnißvoll, unwiderſtehlich
Hinauf in deine tödliche Geſellſchaft?
(Er bleibt nachſinnend ſtehen; dann wendet er ſich zu Barak)
— Wozu die Thränen, Barak? Haſt du mich
Nicht einmal ſchon für todt beweint? Komm! Komm!
Entdecke keiner Seele, wer ich bin.

Vielleicht — Wer weiß, ob nicht der Himmel, ſtatt
Mich zu verfolgen, mein Beginnen ſegnet,
Und meinen armen Eltern Troſt verleiht.
Wo nicht — Was hat ein Elender zu wagen?
Für deine Liebe will ich dankbar ſeyn.
Wenn ich die Räthſel löſe — Lebe wohl!

(Er will gehen, Barak hält ihn zurück, unterdeſſen kommt Skirina, Baraks Weib, aus dem Hauſe.)

Barak.

Nein, nimmermehr! Komm mir zu Hülfe, Frau!
Laß ihn nicht weg — Er geht, er iſt verloren,
Der theure Fremdling geht, er will es wagen,
Die Räthſel dieſer Furie zu löſen.

Vierter Auftritt.

Skirina zu den Vorigen.

Skirina (tritt ihm in den Weg.)

O weh! Was hör' ich? Seyd ihr nicht mein Gaſt?
Was treibt den zarten Jüngling in den Tod?

Kalaf.

Hier, gute Mutter! Dieſes Götterbild
Ruft mich zu meinem Schickſal.

(Zeigt ihr das Bildniß.)

Skirina.

Wehe mir!
Wie kam das höll'ſche Bild in ſeine Hand?

Barak.

Durch bloßen Zufall.

Kalaf (tritt zwiſchen Beyde.)

Haſſan! Gute Frau!
Zum Dank für Eure Gaſtfreundſchaft behaltet
Mein Pferd! Auch dieſe Börſe nehmet hin!
Sie iſt mein ganzer Reichthum — Ich — ich brauche
Fortan nichts weiter — denn ich komm' entweder
Reich wie ein Kaiſer, oder — nie zurück!
— Wollt Ihr, ſo opfert einen Theil davon
Den ewgen Göttern, theilt den Armen aus,
Damit ſie Glück auf mich herab erflehen.
Lebt wohl! — Ich muß in mein Verhängniß gehen!
(Er eilt in die Stadt.)

Fünfter Auftritt.

Barak und Skirina.

Barak (will ihm folgen.)

Mein Herr! Mein armer Herr! Umſonſt! Er geht!
Er hört mich nicht.

Skirina (neugierig.)

Dein Herr? Du kennſt ihn alſo!
O ſprich, wer iſt der edelherzge Fremdling,
Der ſich dem Tode weiht.

Barak.

Laß dieſe Neugier!
Er iſt geboren mit ſo hohem Geiſt,
Daß ich nicht ganz an dem Erfolg verzweifle.
— Komm, Skirina! All dieſes Gold laß uns,
Und Alles, was wir Eigenes beſitzen,
Dem Fohi opfern und den Armen ſpenden!
Gebete ſollen ſie für ihn gen Himmel ſenden,
Und ſollen wund ſich knien an den Altären,
Bis die erweichten Götter ſie erhören!

(Sie gehen nach ihrem Hauſe.)

Zweyter Aufzug.

Großer Saal des Divans mit zwey Pforten, davon die eine zu den Zimmern des Kaiſers, die andre ins Serail der Prinzeſſinn Turandot führt.

Erſter Auftritt.

Truffaldin, als Anführer der Verſchnittenen, ſteht gravitätiſch in der Mitte der Scene, und befiehlt ſeinen Schwarzen, welche beſchäftigt ſind, den Saal in Ordnung zu bringen. Bald darauf **Brigella**.

Truffaldin.

Friſch an das Werk! Rührt euch! Gleich wird der Divan
Beyſammen ſeyn. — Die Teppiche gelegt,
Die Throne aufgerichtet! Hier zur Rechten
Kommt kaiſerliche Majeſtät, links meine
Scharmante Hoheit, die Prinzeß, zu ſitzen!

Brigella.

(kommt und ſieht ſich verwundernd um.)

Nein! Sagt mir, Truffaldin, was gibts denn Neues
Daß man den Divan ſchmückt in ſolcher Eile?

Truffaldin.

(ohne auf ihn zu hören, zu den Schwarzen.)

Acht Seſſel dorthin für die Herrn Doctoren!
Sie haben hier zwar nicht viel zu docieren;
Doch müſſen ſie, weils was Gelehrtes gibt,
Mit ihren langen Bärten figurieren.

Brigella.

So redet doch! Warum, wozu das Alles?

Truffaldin.

Warum? Wozu? Weil ſich die Majeſtät
Und meine ſchöne Königinn, mit ſamt
Den acht Doctoren und den Exzellenzen,
Sogleich im Divan hier verſammeln werden.
'S hat ſich ein neuer friſcher Prinz gemeldet,
Dem jückt, um einen Kopf ſich zu verkürzen.

Brigella.

Was? Nicht drey Stunden ſinds, daß man den letzten
Hat abgethan —

Truffaldin.

Ja, Gott ſey Dank! Es geht
Von Statten; die Geſchäfte gehen gut.

Brigella.

Und dabey könnt ihr ſcherzen, roher Kerl!
Euch freut wohl das barbariſche Gemetzel?

Truffaldin.

Warum ſoll michs nicht freuen? Setzt's doch immer
Für meinen Schnabel was, wenn ſo ein neuer

Die große Reiſe macht — denn jedesmal,
Daß meine Hoheit an der Hochzeitklippe
Vorbeyſchifft, gibts im Harem Hochzeitkuchen.
Das iſt einmal der Brauch, wir thuns nicht anders:
So viele Köpfe, ſo viel Feyertage!

Brigella.

Das ſind mir heillos niederträchtige
Geſinnungen, ſo ſchwarz, wie Eure Larve.
Man ſiehts Euch an, daß Ihr ein Halbmann ſeyd,
Ein ſchmutziger Eunuch! — Ein Menſch, ich meine
Einer, der ganz iſt, hat ein menſchlich Herz
Im Leib, und fühlt Erbarmen.

Truffaldin.

Was! Erbarmen!
Es heißt kein Menſch die Prinzen ihren Hals
Nach Peckin tragen, Niemand ruft ſie her.
Sind ſie freywillig ſolche Tollhausnarren,
Mögen ſies haben! Auf dem Stadtthor ſtehts
Mit blutgen Köpfen leſerlich geſchrieben,
Was hier zu holen iſt — Wir nehmen Keinem
Den Kopf, der einen mitgebracht. Der hat
Ihn ſchon verloren, längſt, der hier ihn ſetzt!

Brigella.

Ein ſaubrer Einfall, den galanten Prinzen,
Die ihr die Ehr' anthun und um ſie werben,
Drey Räthſel aufzugeben, und wenns einer
Nicht auf der Stelle trifft, ihn abzuſchlachten!

Truffaldin.

Mit nichten, Freund! Das iſt ein prächtiger
Erzellenter Einfall! — Werben kann ein Jeder;
Es iſt nichts leichter, als aufs Freyen reiſen.
Man lebt auf fremde Koſten, thut ſich gütlich,
Legt ſich dem künft'gen Schwäher in das Haus,
Und mancher jüngre Sohn und Krippenreiter,
Der alle ſeine Staaten mit ſich führt
Im Mantelſack, lebt blos vom Körbehohlen.
Es war nicht anders hier, als wie ein groſſes
Wirthshaus von Prinzen und von Abenteurern,
Die um die reiche Kaiſertochter freyten;
Denn auch der Schlechtſte dünkt ſich gut genug,
Die Hände nach der Schönſten auszuſtrecken.
Es war wie eine Freykomödie,
Wo Alles kommt, bis meine Königinn
Auf den ſcharmanten Einfall kam, das Haus
In vier und zwanzig Stunden rein zu machen.
— Eine andre hätte ihre Liebeswerber
Auf blutig ſchwere Abenteuer aus-
Geſendet, ſich mit Rieſen 'rum zu ſchlagen,
Dem Schach zu Babel, wenn er Tafel hält,
Drey Backenzähne höflich auszuziehen,
Das tanzende Waſſer und den ſingenden Baum
Zu holen, und den Vogel, welcher redet —
Nichts von dem Allem! Räthſel haben Ihr
Beliebt! Drey zierlich wohlgeſetzte Fragen!

Man kann dabey bequem und ſäuberlich
In warmer Stube ſitzen und kein Schuh
Wird naß! Der Degen kommt nicht aus der Scheide;
Der Witz, der Scharfſinn aber muß heraus.
— Brigella, Die verſtehts! Die hats gefunden,
Wie man die Narren ſich vom Leibe hält!

Brigella.

'S kann Einer ein rechtſchaffner Kavalier
Und Chytann ſeyn, und doch die ſpitzgen Dinger,
Die Räthſel, juſt nicht handzuhaben wiſſen.

Truffaldin.

Da ſiehſt du, Kamerad, wie gut und ehrlich
Es die Prinzeß mit ihrem Freier meint,
Daß ſie die Räthſel vor der Hochzeit aufgibt.
Nachher wärs noch viel ſchlimmer. Löst er ſie
Jetzt nicht, ey nun, ſo kommt er ſchnell und kurz
Mit einem friſchen Gnadenhieb davon.
Doch wer die ſtacheligen Räthſel nicht
Auflöst, die ſeine Frau ihm in der Eh'
Aufgibt, der iſt verleſen und verloren!

Brigella.

Ihr ſeyd ein Narr; mit Euch iſt nicht zu reden.
— So mögens denn meinetwegen Räthſel ſeyn,
Wenn ſie einmal die Wuth hat, ihren Witz
Zu zeigen — Aber muß ſie denn die Prinzen
Juſt köpfen laſſen, die nicht ſinnreich gnug
Für ihre Räthſel ſind — Das iſt ja ganz

Barbariſch, raſend toll und unvernünftig.
Wo hat man je gehört, daß man den Leuten
Den Hals abſchneidet, weil ſie ſchwer begreifen?

Truffaldin.

Und wie, du Schaafskopf, will ſie ſich der Narren
Erwehren, die ſich klug zu ſeyn bedünken,
Wenn weiter nichts dabey zu wagen iſt,
Als Einmal ſich im Divan zu beſchimpfen.
Auf die Gefahr hin, ſich zu proſtituiren
Mit heiler Haut, läuft jeder auf dem Eis.
Wer fürchtet ſich vor Räthſeln? Räthſel ſinds
Gerad, was man fürs Leben gern mag hören.
Das hieß den Köder ſtatt des Popanz's brauchen.
Und wäre man auch wegen der Prinzeſſinn
Und ihres vielen Gelds daheim geblieben,
So würde man der Räthſel wegen kommen.
Denn Jedem iſt ſein Scharfſinn und ſein Witz
Am Ende lieber, als die ſchönſte Frau!

Brigella.

Was aber kommt bey dieſem ganzen Spiel
Heraus, als daß ſie ſitzen bleibt? Kein Mann,
Der ſeine Ruh liebt und bey Sinnen iſt,
Wird ſo ein ſpitziges Nadelkiſſen nehmen.

Truffaldin.

Das große Unglück, keinen Mann zu kriegen!
(Man hört einen Marſch in der Ferne.)

Brigella.

Der Kaiſer kommt!

Truffaldin.

Marſch Ihr in Eure Küche!

Ich gehe, meine Hoheit herzuholen.

(gehen ab zu verſchiedenen Seiten.)

Zweyter Auftritt.

Ein Zug von **Soldaten** und **Spielleuten**. Darauf acht **Doctoren**, pedantiſch herausſtaffiert; alsdann **Pantalon** und **Tartaglia**, beyde in Charaktermasken. Zuletzt der Großkhan **Altoum**, in chineſiſchem Geſchmack mit einiger Uebertreibung gekleidet. Pantalon und Tartaglia ſtellen ſich dem kaiſerlichen Thron gegenüber, die acht Doctoren in den Hintergrund, das übrige Gefolge auf die Seite, wo der kaiſerliche Thron iſt. Beym Eintritt des Kaiſers werfen ſich Alle mit ihren Stirnen auf die Erde und verharren in dieſer Stellung, bis er den Thron beſtiegen hat. Die Doctoren nehmen auf ihren Stühlen Platz. Auf einen Wink, den Pantalon gibt, ſchweigt der Marſch.

Altoum.

Wann, treue Diener, wird mein Jammer enden?
Kaum iſt der edle Prinz von Samarkand
Begraben, unſre Thränen fließen noch,
Und ſchon ein neues Todesopfer naht,
Mein blutend Herz von Neuem zu verwunden.

Grauſame Tochter! Mir zur Qual geboren!
Was hilfts, daß ich den Augenblick verfluche,
Da ich auf das barbariſche Geſetz
Dem furchtbaren Fohi den Schwur gethan.
Nicht brechen darf ich meinen Schwur, nicht rühren
Läſſt ſich die Tochter, nicht zu ſchrecken ſind
Die Freyer! Nirgends Rath in meinem Unglück!

Pantalon.

Rath, Majeſtät? Hat ſich da was zu rathen!
Bey mir zu Hauſe, in der Chriſten Land,
In meiner lieben Vaterſtadt Venedig,
Schwöret man auf ſolche Mordgeſetze nicht;
Man weiß da nichts von närriſchen Mandaten.
Da hat man gar kein Beyſpiel und Exempel,
Daß ſich die Herrn in Bilderchen vergafft,
Und ihren Hals gewagt für ihre Mädchen.
Kein Frauensmenſch bey uns geboren wird,
Wie Dame Kieſelſtein, die alle Männer
Verſchworen hätte — Gott ſoll uns bewahren!
Das fiel uns auch im Traum nicht ein. Als ich
Daheim noch war, in meinen jungen Jahren,
Eh mich die Ehrenſache, wie Ihr wiſſt,
Von Hauſe trieb, und meine gute Sterne
An meines Kaiſers Hof hieher geführt,
Wo ich als Kanzler mich jetzt wohl befinde,
Da wuſſt' ich nichts von China, als es ſey
Ein treflichs Pulver gegen's kalte Fieber.

Und jetzt erſtaun' ich über alle Maßen,
Daß ich ſo kurioſe Bräuche hier
Vorfinde, ſo kurioſe Schwüre und Geſetze,
Und ſo kurioſe Fraun und Herrn.
Erzähl' ich in Europa dieſe Sachen,
Sie würden mir unter die Naſe lachen.

Altoum.

Tartaglia, habt ihr den neuen Wagehals
Beſucht?

Tartaglia.

Ja, Majeſtät. Er hat den Flügel
Des Kaiſerſchloſſes inn, den man gewöhnlich
Den fremden Prinzen anzuweiſen pflegt.
Ich bin entzückt von ſeiner angenehmen
Geſtalt und ſeinen prinzlichen Manieren.
'S iſt Jammerſchade um das junge Blut,
Daß man es auf die Schlachtbank führen ſoll.
'S Herz bricht mir! Ein ſo angenehmes Prinzchen!
Ich bin verliebt in ihn. Weiß Gott! Ich ſah
In meinem Leben keinen hübſchern Buben!

Altoum.

Unſeliges Geſetz! Verhaßter Schwur!
— Die Opfer ſind dem Fohi doch gebracht,
Daß er dem Unglückſeligen ſein Licht
Verleihe, dieſe Räthſel zu ergründen!
Ach, immer geb' ich dieſer Hoffnung Raum!

Pantalon.

An Opfern, Majeſtät, ward nichts geſpart.
Dreyhundert fette Ochſen haben wir
Dem Tien dargebracht, dreyhundert Pferde
Der Sonne, und dem Mond dreyhundert Schweine.

Altoum.

So ruft ihn denn vor unſer Angeſicht!
(Ein Theil des Gefolges entfernt ſich.)
— Man ſuch' ihm ſeinen Vorſatz auszureden.
Und ihr, gelehrte Lichter meines Divans,
Kommt mir zu Hülfe, nehmt das Wort für mich,
Laſſts nicht an Gründen fehlen, wenn mir ſelbſt
Der Schmerz die Zunge bindet.

Pantalon.

Majeſtät!
Wir werden unſern alten Witz nicht ſparen,
Den wir in langen Jahren eingebracht.
Was hilfts? Wir predigen und ſprechen uns
Die Lungen heiſer, und er läſſt ſich eben
Den Hals abſtechen, wie ein welſches Huhn.

Tartaglia.

Mit Eurer Gunſt, Herr Kanzler Pantalon!
Ich habe Scharſſinn und Verſtand bey ihm
Bemerkt, wer weiß! — Ich will nicht ganz verzagen.

Pantalon.

Die Räthſel dieſer Schlange ſollt er löſen?
Nein! Nimmermehr!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Kalaf (von einer Wache begleitet. Er kniet vor dem Kaiſer nieder, die Hand auf der Stirn.)

Altoum.

(nachdem er ihn eine Zeitlang betrachtet.)

Steh' auf, unkluger Jüngling!

(Kalaf ſteht auf und ſtellt ſich mit edelm Anſtand in die Mitte des Divans.)

— Die reizende Geſtalt! der edle Anſtand!
Wie mirs ans Herz greift! — Sprich, Unglücklicher!
Wer biſt du? Welches Land gab dir das Leben?

Kalaf.

(ſchweigt einen Augenblick verlegen, dann mit einer edeln Verbeugung.)

Monarch, vergönne, daß ich meinen Namen
Verſchweige.

Altoum.

Wie? Mit welcher Stirn darfſt du,
Ein unbekannter Fremdling namenlos,
Um unſre kaiſerliche Tochter werben?

Kalaf.

Ich bin von königlichem Blut, ein Prinz, geboren.
Verhängt der Himmel meinen Tod, ſo ſoll
Mein Name, mein Geſchlecht, mein Vaterland
Kund werden, eh ich ſterbe, daß die Welt
Erfahre, nicht unwürdig hab' ich mich

Des Bundes angemaßt mit deiner Tochter.
Für jetzt geruhe meines Kaiſers Gnade
Mich unerkannt zu laſſen.

Altoum.

Welcher Adel
In ſeinen Worten! Wie beklag' ich ihn!
— Doch wie, wenn du die Räthſel nun gelöst,
Und nicht von würdger Herkunft —

Kalaf.

Das Geſetz,
Monarch, iſt nur für Könige geſchrieben.
Verleihe mir der Himmel, daß ich ſiege,
Und dann, wenn ich unköniglichen Stamms
Erfunden werde, ſoll mein fallend Haupt
Die Schuld der kühnen Anmaßung bezahlen,
Und unbeerdigt liege mein Gebein,
Der Krähen Beute und der wilden Thiere.
Schon eine Seele lebt in dieſer Stadt,
Die meinen Stand und Namen kann bezeugen.
Für jetzt geruhe meines Kaiſers Gnade
Mich unerkannt zu laſſen.

Altoum.

Wohl! Es ſey!
Dem Adel deiner Mienen, deiner Worte,
Holdſel'ger Jüngling, kann ich Glauben nicht,
Gewährung nicht verſagen — Mögſt auch du
Geneigt ſeyn, einem Kaiſer zu willfahren,

Der hoch von ſeinem Thron herab dich fleht!
Entweiche, o entweiche der Gefahr,
Der du verblendet willſt entgegen ſtürzen!
Steh ab und fordre meines Reiches Hälfte!
So mächtig ſprichts für dich in meiner Bruſt,
Daß ich dir gleichen Theil an meinem Thron
Auch ohne meiner Tochter Hand verſpreche.
O zwinge du mich nicht, Tyrann zu ſeyn!
Schon ſchwer genug drückt mich der Völker Fluch,
Das Blut der Prinzen, die ich hingeopfert;
Drum, wenn das eigne Unglück dich nicht rührt,
Laß meines dich erbarmen! Spare mir
Den Jammer, deine Leiche zu beweinen,
Die Tochter zu verfluchen und mich ſelbſt,
Der die Verderbliche gezeugt, die Plage
Der Welt, die bittre Quelle meiner Thränen!

Kalaf.

Beruhige dich, Sire. Der Himmel weiß,
Wie ich im tiefſten Herzen dich beklage.
Nicht wahrlich von ſo mildgeſinntem Vater
Hat Turandot Unmenſchlichkeit geerbt.
Du haſt nicht Schuld, es wäre denn Verbrechen,
Sein Kind zu lieben, und das Götterbild,
Das uns bezaubert, und uns ſelbſt entrückt,
Der Welt geſchenkt zu haben — Deine Großmuth
Spar' einem Glücklicheren auf. Ich bin
Nicht würdig, Sire, dein Reich mit dir zu theilen.

Entweder iſts der Götter Schluß und Rath,
Durch den Beſitz der himmliſchen Prinzeſſinn
Mich zu beglücken — oder enden ſoll
Dies Leben, ohne ſie mir eine Laſt!
Tod oder Turandot! Es gibt kein Drittes.

Pantalon.

Ey, ſagt mir, liebe Hoheit! Habt Ihr auch
Die Köpfe überm Stadtthor wohl beſehn?
Mehr ſag' ich nicht. Was, Herr! in aller Welt
Treibt Euch, aus fernen Landen herzukommen
Und Euch friſch weg, wie Ihr vom Pferd geſtiegen,
Mir nichts, dir nichts, wie einen Ziegenbock
Abthun zu laſſen? Dame Turandot,
Das ſeyd gewiß, dreht Euch drey Räthſelchen,
Daran die ſieben Weiſen Griechenlands
Mit ſamt den ſiebenzig Dollmetſchern ſich
Die Nägel Jahre lang umſonſt zerkauten.
Wir ſelbſt, ſo alte Practici und grau
Geworden übern Büchern, haben Noth,
Das Tiefe dieſer Räthſel zu ergründen.
Es ſind nicht Räthſel aus dem Kinderfreund,
Nicht ſolches Zeug, wie das:
„Wers ſieht, für den iſts nicht beſtellt,
„Wers braucht, der zahlt dafür kein Geld,
„Wers macht, der wills nicht ſelbſt ausfüllen,
„Wers bewohnt, der thut es nicht mit Willen.“
Nein, es ſind Räthſel von dem neueſten Schnitt,

Und ſind verfluchte Nüſſe aufzuknacken.
Und wenn die Antwort nicht zum guten Glück
Auf dem Papier, das man drey Herrn Doctoren
Verſiegelt übergibt, geſchrieben ſtünde,
Sie möchtens Euch mit allem ihrem Witz
In einem Seculum nicht ausſtudieren.
Darum, Herr Milchbart, zieht in Frieden heim!
Ihr jammert mich, ſeyd ein ſo junges Blut,
Und Schade wärs um Eure ſchönen Haare.
Beharrt Ihr aber drauf, ſo ſteht ein Rettich
Des Gärtners feſter, Herr, als Euer Kopf.

Kalaf.

Ihr ſprecht verlorne Worte, guter Alter.
Tod oder Turandot!

Tartaglia (ſtotternd.)

Tu — Turandot!
Zum Henker! Welcher Steifſinn und Verblendung!
Hier ſpielt man nicht um welſche Nüſſe, Herr,
Noch um Kaſtanien — 's iſt um den Kopf
Zu thun — den Kopf — Bedenkt das wohl! Ich will
Sonſt keinen Grund anführen als den Einen;
Er iſt nicht klein: — Den Kopf! Es gilt den Kopf.
Die Majeſtät höchſtſelbſt, auf ihrem Thron,
Läſſt ſich herab, Euch väterlich zu warnen
Und abzurathen — Dreyhundert Pferde ſind
Der Sonne dargebracht, dreyhundert Ochſen
Dem höchſten Himmelsgott, dreyhundert Kühe

Den Sternen und dem Mond dreyhundert Schweine,
Und Ihr ſeyd ſtörrig gnug und undankbar,
Das kaiſerliche Herz ſo zu betrüben?
Wär' überall auch keine andre Dame
Mehr in der Welt, als dieſe Turandot,
Bliebs immer doch ein loſer Streich von Euch,
Nehmt mirs nicht übel, junger Herr! Es iſt,
Weiß Gott! die pure Liebe und Erbarmniß,
Die mich ſo frey läſſt von der Leber ſprechen.
Den Kopf verlieren! Wiſſt Ihr, was das heißt?
Es iſt nicht möglich —

Kalaf.

So in Wind zu reden!
Ihr habt in Wind geſprochen, alter Meiſter!
Tod oder Turandot!

Altoum.

Nun denn, ſo hab' es!
Verderbe dich, und mich ſtürz' in Verzweiflung!
(Zu der Wache)
Man geh' und rufe meine Tochter her.
(Wache geht hinaus)
Sie kann ſich heut am zweyten Opfer weiden.

Kalaf.

(gegen die Thür gewendet, in heftiger Bewegung)
Sie kommt! Ich ſoll ſie ſehen! Ewge Mächte!
Das iſt der große Augenblick! O ſtärket
Mein Herz, daß mich der Anblick nicht verwirre,

Des Geiſtes Helle nicht mit Nacht umgebe!
Ich fürchte keine als der Schönheit Macht.
Ihr Götter! Gebt, daß ich mir ſelbſt nicht fehle!
Ihr ſeht es, meine Seele wankt; Erwartung
Durchzittert mein Gebein und ſchnürt das Herz
Mir in der Bruſt zuſammen. — Weiſe Richter
Des Divans! Richter über meine Tage!
O zeiht mich nicht ſtrafbaren Uebermuths,
Daß ich das Schickſal zu verſuchen wage!
Bedauert mich! Beweint den Unglückvollen!
Ich habe hier kein Wählen und kein Wollen!
Unwiderſtehlich zwingend reißt es mich
Von hinnen; es iſt mächtiger als ich.

Vierter Auftritt.

Man hört einen Marſch. **Truffaldin** tritt auf, den Säbel an der Schulter, die **Schwarzen** hinter ihm; darauf mehrere **Sclavinnen**, die zu den Trommeln accompagnieren. Nach dieſen **Adelma** und **Zelima**, jene in tartariſchem Anzug, beyde verſchleiert. Zelima trägt eine Schüſſel mit verſiegelten Papieren. Truffaldin und ſeine Schwarzen werfen ſich im Vorbeygehen vor dem Kaiſer mit der Stirn auf die Erde und ſtehen ſogleich wieder auf, die Sclavinnen knieen nieder mit der Hand auf der Stirn. Zuletzt erſcheint **Turandot** verſchleiert, in reicher chineſi ſcher Kleidung, majeſtätiſch und ſtolz. Die Räthe und Doc-toren werfen ſich vor ihr mit dem Angeſicht auf die Erde. Altoum ſteht auf; die Prinzeſſinn macht ihm, die Hand auf der Stirn, eine abgemeſſene Verbeugung, ſteigt dann auf ihren Thron und ſetzt ſich. Zelima und Adelma nehmen zu ihren beyden Seiten Platz, und die letztere den Zuſchauern am nächſten. Truffaldin nimmt der Zelima die Schlüſſel ab, und vertheilt unter lächerlichen Zeremonien die Zettel unter die acht Doctoren. Darauf entfernt er ſich mit denſelben Verbeugungen, wie am Anfang, und der Marſch hört auf.

Turandot.

(nach einer langen Pauſe)

Wer iſts, der ſich aufs Neu vermeſſen ſchmeichelt,
Nach ſo viel kläglich warnender Erfahrung,
In meine tiefen Räthſel einzudringen?
Der, ſeines eignen Lebens Feind, die Zahl
Der Todesopfer zu vermehren kömmt?

Altoum.

(zeigt auf Kalaf, der erſtaunt in der Mitte des Divans ſteht.)

Der iſt es, Tochter — Würdig wohl iſt ers,
Daß du freywillig zum Gemahl ihn wählteſt,
Ohn' ihn der furchtbarn Probe auszuſetzen,
Und neue Trauer dieſem Land, dem Herzen
Des Vaters neue Stacheln zu bereiten.

Turandot.

(nachdem ſie ihn eine Zeitlang betrachtet, leiſe zur Zelima)

O Himmel! Wie geſchieht mir, Zelima!

Zelima.

Was iſt dir, Königinn?

Turandot.

Noch Keiner trat
Im Divan auf, der dieſes Herz zu rühren
Verſtanden hätte. Dieſer weiß die Kunſt.

Zelima.

Drey leichte Räthſel denn und Stolz fahr hin!

Turandot.

Was ſagſt du? Wie, Verwegne? Meine Ehre?

Adelma.

(hat während dieſer Reden den Prinzen mit höchſtem Erſtaunen betrachtet, für ſich.)

Täuſcht mich ein Traum? Was ſeh' ich, große Götter!
Er iſts! Der ſchöne Jüngling iſts, den ich
Am Hofe meines Vaters Keicobad
Als niedern Knecht geſehn! — Er war ein Prinz!
Ein Königsſohn! Wohl ſagte mirs mein Herz;
O meine Ahnung hat mich nicht betrogen.

Turandot.

Prinz! Noch iſts Zeit. Gebt das verwegene
Beginnen auf! Gebts auf! Weicht aus dem Divan!
Der Himmel weiß, daß jene Zungen lügen,
Die mich der Härte zeihn und Grauſamkeit.
— Ich bin nicht grauſam. Frey nur will ich leben.
Blos keines Andern will ich ſeyn; dies Recht,
Das auch dem Allerniedrigſten der Menſchen

Im Leib der Mutter anerſchaffen iſt,
Will ich behaupten, eine Kaiſerstochter.
Ich ſehe durch ganz Aſien das Weib
Erniedrigt, und zum Sclavenjoch verdammt,
Und rächen will ich mein beleidigtes Geſchlecht
An dieſem ſtolzen Männervolke, dem
Kein andrer Vorzug vor dem zärtern Weibe
Als rohe Stärke ward. Zur Waffe gab
Natur mir den erfindenden Verſtand,
Und Scharfſinn, meine Freyheit zu beſchützen.
— Ich will nun einmal von dem Mann nichts wiſſe
Ich haſſ' ihn, ich verachte ſeinen Stolz
Und Uebermuth — Nach allem Köſtlichen
Streckt er begehrlich ſeine Hände aus;
Was ſeinem Sinn gefällt, will er beſitzen.
Hat die Natur mit Reizen mich geſchmückt,
Mit Geiſt begabt — warum iſts denn das Loos
Des Edeln in der Welt, daß es allein
Des Jägers wilde Jagd nur reizt, wenn das Gemei
In ſeinem Unwerth ruhig ſich verbirgt?
Muß denn die Schönheit eine Beute ſeyn
Für Einen? Sie iſt frey, ſo wie die Sonne,
Die allbeglückende am Himmel,
Der Quell des Lichts, die Freude aller Augen,
Doch Keines Sclavinn und Leibeigenthum.

Kalaf.

So hoher Sinn, ſo ſeltner Geiſtesadel

In dieſer göttlichen Geſtalt! Wer darf
Den Jüngling ſchelten, der ſein Leben
Für ſolchen Kampfpreis freudig ſetzt! — Wagt doch
Der Kaufmann, um geringe Güter, Schiff
Und Mannſchaft an ein wildes Element;
Es jagt der Held dem Schattenbild des Ruhms
Durchs blutge Feld des Todes nach — Und nur
Die Schönheit wär' gefahrlos zu erwerben,
Die aller Güter Erſtes, Höchſtes iſt?
Ich alſo zeih' Euch keiner Grauſamkeit;
Doch nennt auch Ihr den Jüngling nicht verwegen,
Und haſſt ihn nicht, weil er mit glüh'nder Seele
Nach dem Unſchätzbaren zu ſtreben wagt!
Ihr ſelber habt ihm ſeinen Preis geſetzt,
Womit es zu erkaufen iſt — die Schranken
Sind offen für den Würdigen — Ich bin
Ein Prinz, ich hab' ein Leben dran zu wagen;
Kein Leben zwar des Glücks, doch iſts mein Alles,
Und hätt' ichs tauſendmal, ich gäb es hin.

Zelima (leiſe zu Turandot.)

Hört Ihr, Prinzeſſinn? Um der Götter Willen!
Drey leichte Räthſel! Er verdients.

Adelma.

Wie edel! Welche Liebenswürdigkeit!
O daß er mein ſeyn könnte! Hätt' ich damals
Gewuſſt, daß er ein Prinz geboren ſey,
Als ich der ſüßen Freyheit mich noch freute!

— O welche Liebe flammt in meiner Bruſt,
Seitdem ich ihn mir ebenbürtig weiß.
— Muth, Muth, mein Herz! Ich muß ihn noch beſitzen.

(Zu Turandot)

Prinzeſſinn! Ihr verwirret Euch! Ihr ſchweigt!
Bedenket Euren Ruhm! Es gilt die Ehre!

Turandot.

Und Er allein riß mich zum Mitleid hin!
Nein, Turandot! Du muſſt dich ſelbſt beſiegen.
— Verwegener, wohlan! Macht Euch bereit!

Altoum.

Prinz, Ihr beharrt noch?

Kalaf.

Sire! Ich wiederhol' es.
Tod oder Turandot!

(Pantalon und Tartaglia geberden ſich ungeduldig.)

Altoum.

So leſe man
Das blutige Mandat. Er hörs und zittre!

(Tartaglia nimmt das Geſetzbuch aus dem Buſen, küſſt es, legt es ſich auf die Bruſt, hernach auf die Stirn, dann überreicht ers dem Pantalon.)

Pantalon.

(empfängt das Geſetzbuch, nachdem er ſich mit der Stirn auf die Erde geworfen, ſteht auf und lieſt denn mit lauter Stimme.)

„Es kann ſich jeder Prinz um Turandot bewerben,

„Doch erſt drey Räthſel legt die Königinn ihm vor.
„Löst er ſie nicht, muß er vom Beile ſterben,
„Und ſchaugetragen wird ſein Haupt auf Peckins Thor.
„Löst er die Räthſel auf, hat er die Braut gewonnen.
„So lautet das Geſetz. Wir ſchwörens bey der Sonnen.

(Nach geendigter Vorleſung küßt er das Buch, legt es auf die Bruſt und Stirn und überreicht es dem Tartaglia, der ſich mit der Stirn auf die Erde wirft, es empfängt und dem Altoum präſentiert.)

Altoum.

(hebt die rechte Hand empor und legt ſie auf das Buch)

O Blutgeſetz! Du meine Qual und Pein!
Ich ſchwörs bey Fohis Haupt, du ſollſt vollzogen ſeyn.

(Tartaglia ſteckt das Buch wieder in den Buſen, es herrſcht eine lange Stille.)

Turandot.

(in declamatoriſchem Ton, aufſtehend)

Der Baum, auf dem die Kinder
Der Sterblichen verblühn,
Steinalt, nichts deſto minder
Stets wieder jung und grün;
Er kehrt auf einer Seite
Die Blätter zu dem Licht,
Doch kohlſchwarz iſt die zweyte,
Und ſieht die Sonne nicht.
Er ſetzet neue Ringe,
So oft er blühet, an.
Das Alter aller Dinge

Zeigt er den Menſchen an.
In ſeine grüne Rinden
Drückt ſich ein Name leicht;
Der nicht mehr iſt zu finden,
Wenn ſie verdorrt und bleicht.
So ſprich, kannſt du ergründen,
Was dieſem Baume gleicht?

(Sie ſetzt ſich wieder.)

Kalaf.

(nachdem er eine Zeitlang nachdenkend in die Höhe geſehen, verbeugt er ſich gegen die Prinzeſſinn)

Zu glücklich, Königinn, iſt Euer Sclav,
Wenn keine dunklern Räthſel auf ihn warten.
Dieſer alte Baum, der immer ſich erneut,
Auf dem die Menſchen wachſen und verblühen,
Und deſſen Blätter auf der Einen Seite
Die Sonne ſuchen, auf der andern fliehen,
In deſſen Rinde ſich ſo mancher Name ſchreibt,
Der nur, ſo lang ſie grün iſt, bleibt:
— Er iſt — das Jahr mit ſeinen Tagen und Nächten.

Pantalon (freudig.)

Tartaglia! Getroffen!

Tartaglia.

Auf ein Haar!

Doctoren (erbrechen ihre Zettel.)

Optime! Optime! Optime! das Jahr, das Jahr, das Jahr, es iſt das Jahr.

(Muſik fällt ein.)

Altoum (freudig.)
Der Götter Gnade ſey mit dir, mein Sohn,
Und helfe dir auch durch die andern Räthſel!

Zelima (bey Seite.)
O Himmel, ſchütz' ihn!

Adelma (gegen die Zuſchauer.)
Himmel, ſchütz ihn nicht!
Laß nicht geſchehn, daß ihn die Grauſame
Gewinne, und die Liebende verliere!

Turandot (entrüſtet für ſich.)
Er ſollte ſiegen? Mir den Ruhm entreißen?
Nein, bey den Göttern!
(zu Kalaf)
Selbſtzufriedner Thor!
Frohlocke nicht zu früh! Merk' auf und löſe!
(ſteht wieder auf und fährt in declamatoriſchem Ton fort:)
Kennſt du das Bild auf zartem Grunde,
Es gibt ſich ſelber Licht und Glanz;
Ein andres iſts zu jeder Stunde,
Und immer iſt es friſch und ganz.
Im engſten Raum iſts ausgeführet,
Der kleinſte Rahmen faſſt es ein.
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennſt du durch dieſes Bild allein.

Und kannſt du den Cryſtall mir nennen,
Ihm gleicht an Werth kein Edelſtein;
Er leuchtet ohne je zu brennen;

Das ganze Weltall ſaugt er ein,
Der Himmel ſelbſt iſt abgemahlet
In ſeinem wundervollen Ring.
Und doch iſt, was er von ſich ſtrahlet,
Oft ſchöner, als was er empfing.

Kalaf.

(nach einem kurzen Nachdenken ſich gegen die Prinzeſſinn verbeugend.)

Zürnt nicht, erhabne Schöne, daß ich mich
Erdreiſte, Eure Räthſel aufzulöſen.
— Dies zarte Bild, das, in den kleinſten Rahmen
Gefaſſt, das Unermeſſliche uns zeigt,
Und der Cryſtall, in dem dies Bild ſich mahlt,
Und der noch Schönres von ſich ſtrahlt,
Er iſt das Aug', in das die Welt ſich drückt,
Dein Auge iſts, wenn es mir Liebe blickt.

Pantalon.

(ſpringt freudig auf.)

Tartaglia! Mein Seel! Ins ſchwarze Fleck
Geſchoſſen.

Tartaglia.

Mitten hinein, ſo wahr ich lebe!

Doctoren.

(haben die Zettel eröffnet)

Optime! Optime! Optime! Das Auge, das Auge,
Es iſt das Auge.

(Muſik fällt ein.)

Altoum.

Welch unverhofftes Glück! Ihr gütgen Götter!
O laſſt ihn auch das letzte Ziel noch treffen!

Zelima (bey Seite.)

O wäre dies das letzte!

Adelma (gegen die Zuſchauer.)

Weh mir! Er ſiegt! Er iſt für mich verloren!
(zu Turandot)
Prinzeſſinn, Euer Ruhm iſt hin! Könnt Ihrs
Ertragen? Eure vorgen Siege alle
Verſchlingt ein einzger Augenblick.

Turandot.

(ſteht auf in heftigem Zorn)
Eh' ſoll
Die Welt zu Grunde gehn! Verwegner, wiſſe!
Ich haſſe dich nur deſtomehr, je mehr
Du hoffſt, mich zu beſiegen, zu beſitzen.
Erwarte nicht das letzte Räthſel! Flieh!
Weich aus dem Divan! Rette deine Seele!

Kalaf.

Nur Euer Haß iſts, angebetete
Prinzeſſinn, was mich ſchreckt und ängſtiget.
Dies unglückſelge Haupt ſink' in den Staub,
Wenn es nicht werth war, Euer Herz zu rühren.

Altoum.

Steh' ab, geliebter Sohn! Verſuche nicht
Die Götter, die dir zweymal günſtig waren.

Jetzt kannſt du dein gerettet Leben noch,
Gekrönt mit Ehre, aus dem Divan tragen.
Nichts helfen dir zwey Siege, wenn der dritte
Dir, der entſcheidende, mißlingt — Je näher
Dem Gipfel, deſto ſchwerer iſt der Fall.
— Und du — laß es genug ſeyn, meine Tochter!
Steh' ab, ihm neue Räthſel vorzulegen.
Er hat geleiſtet, was kein andrer Prinz
Vor ihm. Gib ihm die Hand, er iſt ſie werth,
Und endige die Proben.

(Zelima macht flehende, Adelma drohende Geberden gegen Turandot.)

Turandot.

Ihm die Hand?
Die Proben ihm erlaſſen? Nein, drey Räthſel
Sagt das Geſetz. Es habe ſeinen Lauf.

Kalaf.

Es habe ſeinen Lauf. Mein Schikſal liegt
In Götterhand. Tod oder Turandot!

Turandot.

Tod alſo! Tod! Hörſt du's?

(Sie ſteht auf, und fährt auf die vorige Art zu declamiren fort)

Wie heißt das Ding, das Wen'ge ſchätzen,
Doch zierts des größten Kaiſers Hand;
Es iſt gemacht, um zu verletzen;
Am nächſten iſts dem Schwert verwandt.

Kein Blut vergießts, und macht doch tauſend Wunden;
Niemand beraubts und macht doch reich,
Es hat den Erdkreis überwunden;
Es macht das Leben ſanft und gleich;
Die größten Reiche hats gegründet,
Die ältſten Städte hats erbaut;
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut.
Fremdling, kannſt du das Ding nicht rathen,
So weich' aus dieſen blühenden Staaten!
(Mit den letzten Worten reißt ſie ſich ihren Schleier ab.)
Sieh her und bleibe deiner Sinne Meiſter!
Stirb oder nenne mir das Ding!

Kalaf.

(außer ſich, hält die Hand vor die Augen.)
O Himmelsglanz! O Schönheit, die mich blendet!

Altoum.

Gott, er verwirrt ſich, er iſt außer ſich.
Faſſ' dich, mein Sohn! O ſammle deine Sinne!

Zelima (für ſich.)

Mir bebt das Herz.

Adelma (gegen die Zuſchauer.)

Mein biſt du, theurer Fremdling!
Ich rette dich, die Liebe wird michs lehren.

Pantalon (zu Kalaf.)

Um Gottes willen! Nicht den Kopf verloren,

Nehmt Euch zuſammen! Herz gefaſſt, mein Prinz!
O weh, o weh! Ich fürcht', er iſt geliefert.

Tartaglia (gravitätiſch für ſich.)

Lieſſ' es die Würde zu, wir gingen ſelbſt zur Küche
Nach einem Eſſigglas.

Turandot.

(hat den Prinzen, der noch immer außer Faſſung da ſteht, unverwandt betrachtet.)

Unglücklicher!
Du wollteſt dein Verderben. Hab es nun!

Kalaf.

(hat ſich gefaſſt und verbeugt ſich mit einem ruhigen Lächeln gegen Turandot)

Nur Eure Schönheit, himmliſche Prinzeſſinn,
Die mich auf Einmal überraſchend, blendend,
Umleuchtete, hat mir auf Augenblicke
Den Sinn geraubt. Ich bin nicht überwunden.
Dies Ding von Eiſen, das nur Wen'ge ſchätzen,
Das Chinas Kaiſer ſelbſt in ſeiner Hand
Zu Ehren bringt am erſten Tag des Jahrs,
Dies Werkzeug, das unſchuld'ger als das Schwert
Dem frommen Fleiß den Erdkreis unterworfen —
Wer träte aus den öden wüſten Steppen
Der Tartarey, wo nur der Jäger ſchwärmt,
Der Hirte weidet, in dies blühende Land,
Und ſähe rings die Saatgefilde grünen,
Und hundert volkbelebte Städte ſteigen,

Von friedlichen Geſetzen ſtill beglückt,
Und ehrte nicht das köſtliche Geräthe,
Das allen dieſen Segen ſchuf — den Pflug?

Pantalon.

O ſey gebenedeit! Laß dich umhalſen!
Ich halte mich nicht mehr vor Freud und Jubel.

Tartaglia.

Gott ſegne Eure Majeſtät! Es iſt
Vorbey und aller Jammer hat ein Ende.

Doctoren (haben die Zettel geöffnet.)

Der Pflug! Der Pflug! Es iſt der Pflug!

(Alle Inſtrumente fallen ein mit groſſem Geräuſch. Turandot iſt auf ihrem Thron in Ohnmacht geſunken.)

Zelima (um Turandot beſchäftigt.)

Blickt auf, Prinzeſſinn! Faſſet Euch! Der Sieg
Iſt ſein; der ſchöne Prinz hat überwunden.

Adelma (an die Zuſchauer.)

Der Sieg iſt ſein! Er iſt für mich verloren.
— Nein, nicht verloren! Hoffe noch, mein Herz!

(Altoum iſt voll Freude, bedient von Pantalon und Tartaglia, vom Throne geſtiegen. Die Doctoren erheben ſich alle von ihren Sitzen und ziehen ſich nach dem Hintergrund. Alle Thüren werden geöffnet. Man erblickt Volk. Alles dies geſchieht, während die Muſik fortdauert.)

Altoum (zu Turandot.)

Nun hörſt du auf, mein Alter zu betrüben,
Grauſames Kind! Genug iſt dem Geſetz

Geſchehen, alles Unglück hat ein Ende.
— Kommt an mein Herz, geliebter Prinz! Mit Freuden
Begrüß' ich Euch als Eidam!

Turandot.

(iſt wieder zu ſich gekommen und ſtürzt in ſinnloſer Wuth von ihrem Throne, ſich zwiſchen Beyde werfend.)

Haltet ein!
Er hoffe nicht, mein Ehgemahl zu werden!
Die Probe war zu leicht. Er muß aufs Neu'
Im Divan mir drey andre Räthſel löſen.
Man überraſchte mich. Mir ward nicht Zeit
Vergönnt, mich zu bereiten, wie ich ſollte.

Altoum.

Grauſame Tochter! Deine Friſt iſt um!
Nicht hoffe mehr, uns liſtig zu beſchwatzen.
Erfüllt iſt die Bedingung des Geſetzes;
Mein ganzer Divan ſoll den Ausſpruch thun.

Pantalon.

Mit Eurer Gunſt, Prinzeſſinn Kieſelherz!
Es braucht nicht neue Räthſel zuzuſpitzen,
Und neue Köpfe abzuhacken — Da!
Hier ſteht der Mann! Der hats errathen! Kurz:
Das Geſetz hat ſeine Endſchaft und das Eſſen
Steht auf dem Tiſch — Was ſagt der Herr Collega?

Tartaglia.

Das Geſetz iſt aus. Ganz aus, und damit Punktum.
Was ſagen Ihre Würden, die Doktoren?

Doctoren.

Das Geſetz iſt aus. Das Köpfen hat ein Ende.
Auf Leid folgt Freud'. Man gebe ſich die Hände.

Altoum.

So trete man den Zug zum Tempel an.
Der Fremde nenne ſich, und auf der Stelle
Vollziehe man die Trauung —

Turandot.

(wirft ſich ihm in den Weg)
Aufſchub, Vater!
Um aller Götter willen!

Altoum.

Keinen Aufſchub!
Ich bin entſchloſſen. Undankbares Kind!
Schon allzulang zu meiner Schmach und Pein
Willfahr' ich deinem grauſamen Begehren.
Dein Urtheil iſt geſprochen; mit dem Blut
Von zehen Todesopfern iſts geſchrieben,
Die ich um deinetwillen morden ließ.
Mein Wort hab ich gelöſt, nun löſe du
Das deine, oder bey dem furchtbarn Haupt
Des Fohi ſeys geſchworen —

Turandot.

(wirft ſich zu ſeinen Füßen)
O mein Vater!
Nur einen neuen Tag vergönnt mir —

Altoum.

Nichts!
Ich will nichts weiter hören. Fort zum Tempel.

Turandot (außer ſich.)

So werde mir der Tempel denn zum Grab!
Ich kann und will nicht ſeine Gattinn ſeyn,
Ich kann es nicht. Eh tauſend Tode ſterben,
Als dieſem ſtolzen Manne mich unterwerfen.
Der bloße Name ſchon, ſchon der Gedanke,
Ihm unterthan zu ſeyn, vernichtet mich.

Kalaf.

Grauſame! Unerbittliche, ſteht auf!
Wer könnte Euren Thränen widerſtehn?
(Zu Altoum)
Laſſt euch erbitten, Sire! Ich flehe ſelbſt
Darum. Gönnt ihr den Aufſchub, den ſie fordert.
Wie könnt' ich glücklich ſeyn, wenn ſie mich haſſt.
Zu zärtlich lieb ich ſie — Ich kanns nicht tragen,
Ihr Leiden, ihren Schmerz zu ſehn — Fühlloſe!
Wenn dich des treuſten Herzens treue Liebe
Nicht rühren kann, wohlan, ſo triumphire!
Ich werde nie dein Gatte ſeyn mit Zwang.
O ſäheſt du in dies zerriſſne Herz,
Gewiß, du fühlteſt Mitleid — Dich gelüſtet
Nach meinem Blut? Es ſey darum! Verſtattet,
Die Probe zu erneuern, Sire — Willkommen
Iſt mir der Tod. Ich wünſche nicht zu leben.

Altoum.

Nichts. Nichts. Es iſt beſchloſſen. Fort zum Tempel!
Kein anderer Verſuch — Unkluger Jüngling!

Turandot (fährt raſend auf.)

Zum Tempel denn! Doch am Altar wird Eure Tochter
Zu ſterben wiſſen.

(Sie zieht einen Dolch und will gehen.)

Kalaf.

Sterben! Große Götter!
Nein, eh es dahin kommt — Hört mich, mein Kaiſer!
Gönn' Eure Gnade mir die einzge Gunſt!
— Zum Zweytenmale will ich ihr im Divan,
Ich — *ihr*, ein Räthſel aufzulöſen geben.
Und dieſes iſt: Weß Stamms und Namens iſt
Der Prinz, der, um das Leben zu erhalten,
Gezwungen ward, als niedrer Knecht zu dienen,
Und Laſten um geringen Lohn zu tragen;
Der endlich auf dem Gipfel ſeiner Hoffnung
Noch unglückſelger iſt, als je zuvor?
— Grauſame Seele! Morgen früh im Divan
Nennt mir des Vaters Namen und des Prinzen.
Vermögt Ihrs nicht, ſo laßt mein Leiden enden,
Und ſchenkt mir dieſe theure Hand! Nennt Ihr
Die Namen mir, ſo mag mein Haupt zum Opfer fallen.

Turandot.

Ich bins zufrieden, Prinz! Auf *die* Bedingung
Bin ich die Eurige.

Zelima (für ſich.)
Ich ſoll von Neuem zittern!

Adelma (ſeitwärts.)
Ich darf von Neuem hoffen!

Altoum.
Ich bins nicht
Zufrieden. Nichts geſtatt' ich. Das Geſetz
Will ich vollzogen wiſſen.

Kalaf.
(fällt ihm zu Füßen)
Mächtger Kaiſer!
Wenn Bitten Dich bewegen — wenn Du mein,
Wenn Du der Tochter Leben liebſt, ſo duld' es!
Bewahren mich die Götter vor der Schuld,
Daß ſich ihr Geiſt nicht ſättige. Er weide
Mit Wolluſt ſich an meinem Blut — Sie löſe
Im Divan, wenn ſie Scharfſinn hat, mein Räthſel!

Turandot (für ſich.)
Er ſpottet meiner noch, wagt's, mir zu trotzen!

Altoum (zu Kalaf.)
Unſinniger! Ihr wiſſt nicht, was Ihr fodert,
Wiſſt nicht, welch einen Geiſt ſie in ſich hat,
Das Tiefſte auch verſteht ſie zu ergründen.
— Seys denn! Die neue Probe ſey verſtattet!
Sie ſey des Bandes mit Euch los, kann ſie
Im Divan morgen uns die Namen nennen.
Doch eines neuen Mordes Trauerſpiel

Geſtatt' ich nicht — Erräth ſie, was ſie ſoll,
So zieht in Frieden Euren Weg! — Genug
Des Blutes iſt gefloſſen. Folgt mir, Prinz!
— Unkluger Jüngling! Was habt Ihr gethan?

(Der Marſch wird wieder gehört. Altoum geht gravitätiſch mit dem Prinzen, Pantalon, Tartaglia, den Doctoren und der Leibwache durch die Pforten ab, durch die er gekommen. Turandot, Adelma, Zelima, Sclavinnen und Truffaldin mit den Verſchnittenen entfernen ſich durch die andere Pforte, ihren erſten Marſch wiederhohlend.)

Dritter Aufzug.

Ein Zimmer im Serail.

Erſter Auftritt.

Adelma (allein.)

Jetzt oder nie entſpring' ich dieſen Banden.
Fünf Jahre trag' ich ſchon den glühnden Haß
In meiner Bruſt verſchloſſen, heuchle Freundſchaft
Und Treue für die Grauſame, die mir
Den Bruder raubte, die mein ganz Geſchlecht
Vertilgte, mich zu dieſem Sklavenloos
Herunterſtieß — in dieſen Adern rinnt,
Wie in den ihren, königliches Blut;
Ich achte mich, wie ſie, zum Thron geboren.
Und dienen ſoll ich ihr, mein Knie ihr beugen,
Die meines ganzen Hauſes Mörderinn,
Die meines Falles blutge Urſach' iſt.
Nicht länger duld' ich den verhaßten Zwang,
Erſchöpft iſt mir die Kraft, ich unterliege
Der lang getragnen Bürde der Verſtellung.

Der Augenblick iſt da, mich zu befreyn;
Die Liebe ſoll den Rettungweg mir bahnen.
All meine Künſte biet' ich auf — Entweder
Entdeck' ich ſein Geheimniß oder ſchreck' ihn
Durch Liſt aus dieſen Mauern weg — Verhaſſte!
Du ſollſt ihn nicht beſitzen! Dieſen Dienſt
Will ich, aus falſchem Herzen, dir noch leiſten.
Mir ſelber dien' ich, ſüße Rache üb' ich.
Dein Herz zerreiß ich, da ich deinem Stolz
Verrätheriſch diene — ich durchſchaute dich!
Du liebſt ihn, aber darfſt es nicht geſtehn.
Du muſſt ihn von dir ſtoßen und verwerfen,
Wider dich ſelber muſſt du thöricht wüthen,
Den lächerlichen Ruhm dir zu bewahren;
Doch ewig bleibt der Pfeil in deiner Bruſt.
Ich kenn' ihn; nie vernarben ſeine Wunden.
— Dein Frieden iſt vorbey! Du haſt empfunden!

(Turandot erſcheint im Hintergrund, auf Zelima gelehnt, welche beſchäftigt iſt, ſie zu beruhigen.)

Sie kommt, ſie iſts! Verzehrt von Scham und Wuth
Und von des Stolzes und der Liebe Streit!
Wie lab' ich mich an ihrer Seele Pein!
— Sie nähert ſich — Laß hören, was ſie ſpricht!

Zweyter Auftritt.

Turandot im Geſpräch mit **Zelima. Adelma** (anfangs ungeſehen.)

Turandot.

Hilf, rath' mir, Zelima. Ich kanns nicht tragen,
Mich vor dem ganzen Divan überwunden
Zu geben! — Der Gedanke tödtet mich.

Zelima.

Iſts möglich, Königinn? Ein ſo edler Prinz,
So liebeathmend und ſo liebenswerth,
Kann nichts als Haß und Abſcheu —

Turandot.

Abſcheu? Haß?

(Sie beſinnt ſich)

— Ich haſſ' ihn, ja. Abſcheulich iſt er mir!
Er hat im Divan meinen Ruhm vernichtet.
In allen Landen wird man meine Schande
Erfahren, meiner Niederlage ſpotten.
O rette mich — In aller Frühe, will
Mein Vater, ſoll der Divan ſich verſammeln,
Und löſ' ich nicht die aufgegebne Frage,
So ſoll in gleichem Augenblick das Band
Geflochten ſeyn — — „Weß Stamms und Namens iſt
„Der Prinz, der, um ſein Leben zu erhalten,
„Gezwungen ward, als niedrer Knecht zu dienen,
„Und Laſten um geringen Preis zu tragen;

„Der endlich auf dem Gipfel ſeiner Hoffnung
„Noch unglückſelger iſt, als je zuvor?“ —
— Daß dieſer Prinz Er ſelbſt iſt, ſeh ich leicht.
Wie aber ſeinen Namen und Geſchlecht
Entdecken, da ihn Niemand kennt, der Kaiſer
Ihm ſelbſt verſtattet, unerkannt zu bleiben?
Geängſtigt, wie ich war, geſchreckt, gedrängt,
Ging ich die Wette unbedachtſam ein;
Ich wollte Friſt gewinnen — Aber wo
Die Möglichkeit, es zu errathen? Sprich!
Wo eine Spur, die zu ihm leiten könnte?

Zelima.

Es gibt hier kluge Frauen, Königinn,
Die aus dem Thee und Kaffeſatz wahrſagen —

Turandot.

Du ſpotteſt meiner! Dahin kams mit mir!

Zelima.

Wozu auch überall der fremden Künſte?
— O ſeht ihn vor Euch ſtehn den ſchönen Prinzen!
Wie rührend ſeine Klage war! Wie zärtlich
Er aus zerriſſnem Herzen zu Euch flehte!
Zu Eures Vaters Füßen für Euch bat,
Für Euch, die kein Erbarmen mit ihm trug,
Zum Zweytenmal ſein kaum gerettet Leben
Darbot, um Eure Wünſche zu vergnügen!

Turandot (weggewendet.)

Still, ſtill davon!

Zelima.

Ihr kehrt Euch von mir ab!
Ihr ſeyd gerührt! Ja! Ja! Verbergt es nicht!
Und eine Thräne glänzt in Eurem Auge —
O ſchämt Euch nicht der zarten Menſchlichkeit!
Nie ſah ich Euer Angeſicht ſo ſchön.
O macht ein Ende! Kommt —

(Adelma iſt im Begriff hervor zu treten.)

Turandot.

Nichts mehr von ihm!
Er iſt ein Mann. Ich haſſ' ihn, muß ihn haſſen.
Ich weiß, daß alle Männer treulos ſind,
Nichts lieben können als ſich ſelbſt; hinweg-
Geworfen iſt an dies verräthriſche Geſchlecht
Die ſchöne Neigung und die ſchöne Treue.
Geſchmeidge Sklaven, wenn ſie um uns werben,
Sind ſie Tyrannen gleich, wo ſie beſitzen.
Das blinde Wollen, den gereizten Stolz,
Das eigenſinnig heftige Begehren,
Das nennen ſie ihr Lieben und Verehren.
Das reißt ſie blind zu unerhörter That,
Das treibt ſie ſelber auf den Todespfad;
Das Weib allein kennt wahre Liebestreue.
— Nicht weiter, ſag' ich dir. Gewinnt er morgen,
Iſt mir der Tod nicht ſchrecklicher, als er.
Mich ſäh' die Welt, die mir gehäſſig iſt,
Zu dem gemeinen Loos herabgewürdigt,

An eines Mannes und Gebieters Hand!
Nein, nein! So tief ſoll Turandot nicht ſinken!
— Ich ſeine Braut? Eh in das offne Grab
Mich ſtürzen, als in eines Mannes Arme!
(Adelma hat ſich wieder zurückgezogen.)

Zelima.

Wohl mags Euch koſten, Königinn, ich glaub' es,
Von Eurer ſtolzen Höh' herabzuſteigen,
Auf der die Welt Euch ſtaunend hat geſehn.
Was iſt der eitle Ruhm, wenn Liebe ſpricht?
Geſteht es! Eure Stunde iſt gekommen!
Weg mit dem Stolze! Weicht der ſtärkeren
Gewalt — Ihr haſſt ihn nicht, könnt ihn nicht haſſen.
Warum dem eignen Herzen widerſtreben?
Ergebt Euch dem geliebten Mann und mag
Alsdann die Welt die Glückliche verhöhnen!

Adelma.

(iſt horchend nach und nach näher gekommen und tritt jetzt hervor)
Wer von geringem Stand geboren iſt,
Dem ſteht es an, wie Zelima zu denken.
Ein königliches Herz fühlt königlich.
— Vergib mir, Zelima! Dir iſt es nicht gegeben,
An einer Fürſtinn Platz dich zu verſetzen,
Die ſich ſo hoch wie unſre Königinn
Geſtellt, und jetzt, vor aller Menſchen Augen,
Im Divan ſo herunter ſteigen ſoll,

Von einem ſchlechten Fremdling überwunden.
Mit meinen Augen ſah ich den Triumph,
Den ſtolzen Hohn in aller Männer Blicken,
Als er die Räthſel unſrer Königinn,
Als wärens Kinderfragen, ſpielend löste,
Der überlegnen Einſicht ſtolz bewuſſt.
O in die Erde hätt' ich ſinken mögen
Vor Scham und Wuth — Ich liebe meine ſchöne
Gebieterinn; ihr Ruhm liegt mir am Herzen.
— Sie, die dem ganzen Volk der Männer Hohn
Geſprochen, dieſes Mannes Frau!

Turandot.

Erbittre mich
Nicht mehr!

Zelima.

Das große Unglück, Frau zu werden!

Adelma.

Schweig, Zelima! Man will von dir nicht wiſſen,
Wodurch ein edles Herz beleidigt wird.
Ich kann nicht ſchmeicheln. Grauſam wär' es, hier
Zu ſchonen und die Wahrheit zu verhehlen.
Iſt es ſchon hart genug, daß wir den Mann,
Den Uebermüthigen, zum Herrn uns geben,
So liegt doch Troſt darin, daß wir uns ſelbſt
Mit freyer Wahl und Gunſt an ihn verſchenken,
Und ſeine Großmuth feſſelt ſeinen Stolz.
Doch welches Loos trifft unſre Königinn,

Wie hat ſie ſelbſt ſich ihr Geſchick verſchlimmert!
Nicht ihrer freyen Gunſt und Zärtlichkeit,
Sich ſelbſt nur, ſeinem ſiegenden Verſtand,
Wird ſie der Stolze zu verdanken haben.
Als ſeine Beute führt er ſie davon —
Wird er ſie achten, Großmuth an ihr üben,
Die keine gegen ihn bewies, auf Tod
Und Leben ihn um ſie zu kämpfen zwang,
Ihm nur als Preis des Sieges heimgefallen?
Wird er beſcheiden ſeines Rechtes brauchen,
Das er nur ſeinem Recht verdankt?

Turandot.
(in der heftigſten Bewegung)
Adelma, wiſſe!
Find' ich die Namen nicht, mitten im Tempel
Durchſtoß' ich dieſe Bruſt mit einem Dolch.

Adelma.
Faſſt Muth, Gebieterinn. Verzweifelt nicht!
Kunſt oder Liſt muß uns das Räthſel löſen.

Zelima.
Gut. Wenn Adelma mehr verſteht als ich,
Und Euch ſo zugethan iſt, wie ſie ſagt,
So helfe ſie und ſchaffe Rath!

Turandot.
Adelma!
Geliebte Freundinn! Hilf mir, ſchaffe Rath!

Ich kenn' ihn nicht, weiß nicht, woher er kommt,
Wie kann ich ſein Geſchlecht und Namen wiſſen?

Adelma (nachſinnend.)

Laß ſehn — Ich hab' es — Hörte man ihn nicht
Im Divan ſagen, hier in dieſer Stadt,
In Peckin lebe Jemand, der ihn kenne?
Man muß nachſpüren, muß die ganze Stadt
Umkehren, weder Gold noch Schätze ſparen —

Turandot.

Nimm Gold und Edelſteine, ſpare nichts!
Kein Schatz iſt mir zu groß, nur daß ichs wiſſe!

Zelima.

An wen uns damit wenden? Wo uns Raths
Erholen? — Und geſetzt, wir fänden wirklich
Auf dieſem Wege ſeinen Stand und Namen,
Wird es verborgen bleiben, daß Beſtechung,
Nicht ihre Kunſt das Räthſel uns verrathen?

Adelma.

Wird Zelima wohl der Verräther ſeyn?

Zelima.

Das geht zu weit — Spart euer Gold, Prinzeſſinn!
Ich ſchwieg, ich hoffte Euer Herz zu rühren,
Euch zu bewegen, dieſen würdigſten
Von allen Prinzen, den Ihr ſelbſt nicht haſſet,
Freywillig zu belohnen — Doch Ihr wollt es!
So ſiege meine Pflicht und mein Gehorſam!
— Wiſſt alſo! Meine Mutter Skirina

War eben bey mir, war entzückt zu hören,
Daß dieſer Prinz die Räthſel aufgelöſt,
Und, von dem neuen Wettſtreit noch nichts wiſſend,
Verrieth ſie mir in ihrer erſten Freude,
Daß dieſer Prinz in ihrem Hauſe geherbergt,
Daß Haſſan ihn, ihr Gatte, ſehr wohl kenne,
Wie ſeinen Herrn und lieben Freund ihn ehre.
Ich fragte nun nach ſeinem Stand und Namen,
Doch dies ſey noch ein Räthſel für ſie ſelbſt,
Spricht ſie, das Haſſan ſtandhaft ihr verberge;
Doch hofft ſie noch, es endlich zu ergründen.
— Verdien' ich es nun noch, ſo zweifle meine
Gebieterinn an meiner Treu und Liebe!
(geht ab mit Empfindlichkeit)

Turandot (ihr nacheilend.)

Bleib, Zelima. Biſt du beleidigt? — Bleib!
Vergib der Freundinn!

Adelma (hält ſie zurück.)

Laſſen wir ſie ziehen!
Prinzeſſinn, auf die Spur hat Zelima
Geholfen; unſre Sache iſt es nun,
Mit Klugheit die Entdeckung zu verfolgen.
Denn Thorheit wärs zu hoffen, daß uns Haſſan
Gutwillig das Geheimniß beichten werde,
Nun er den ganzen Werth deſſelben kennt.
Verſchlagne Liſt, ja, wenn die Liſt nicht hilft,
Gewalt muß das Geſtändniß ihm entreißen;

Drum ſchnell — Kein Augenblick iſt zu verlieren.
Herbey mit dieſem Haſſan ins Serail,
Eh er gewarnt ſich unſerm Arm entzieht!
Kommt! Wo ſind Eure Sclaven?

Turandot.

(fällt ihr um den Hals)

Wie du willſt,
Adelma! Freundinn! Ich genehmige Alles,
Nur daß der Fremde nicht den Sieg erhalte!

(geht ab.)

Adelma.

Jetzt, Liebe, ſteh mir bey! Dich ruf' ich an,
Du Mächtige, die alles kann bezwingen!
Laß mich entzückt der Sklaverey entſpringen;
Der Stolz der Feindinn öffne mir die Bahn!
Hilf die Verhaßte liſtig mir betrügen,
Den Freund gewinnen und mein Herz vergnügen!

(Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Vorhalle des Palaſtes.

Kalaf und **Barak.**

(kommen im Geſpräch.)

Kalaf.

Wenn aber Niemand lebt in dieſer Stadt,

Der Kundſchaft von mir hat, als du allein,
Du treue Seele! — Wenn mein väterliches Reich
Viel hundert Meilen weit von hier entlegen
Und ſchon acht Jahre lang verloren iſt.
— Indeſſen, weißt du, lebten wir verborgen,
Und das Gerücht verbreitet unſern Tod —
Ach, Barak! Wer in Unglück fällt, verliert
Sich leicht aus der Erinnerung der Menſchen!

Barak.

Nein, es war unbedacht gehandelt, Prinz!
Vergebt mir! Der Unglückliche muß auch
Unmögliches fürchten. Gegen ihn erheben
Die ſtummen Steine ſelber ſich als Zeugen;
Die Wand hat Ohren, Mauern ſind Verräther.
Ich kann, ich kann mich nicht zufrieden geben!
Das Glück begünſtigt Euch, das ſchönſte Weib
Gewinnt Ihr wider Hoffen und Erwarten,
Gewinnt mit ihr ein großes Königreich
Und Eure weibſche Zärtlichkeit raubt Euch
Auf Einmal Alles wieder!

Kalaf.

Hätteſt du
Ihr Leiden, ihren wilden Schmerz geſehn!

Barak.

Auf Eurer Eltern Schmerz, die Ihr zu Berlas
Troſtlos verlaſſen, hättet Ihr, und nicht
Auf eines Weibes Thränen achten ſollen!

Kalaf.

Schilt meine Liebe nicht! Ich wollt' ihr gerne
Gefällig ſeyn. Vielleicht daß meine Großmuth
Sie rührt, daß Dankbarkeit in ihrem Herzen —

Barak.

Im Herzen dieſer Schlange — Dankbarkeit?
Das hoffet nie.

Kalaf.

Entgehn kann ſie mir nicht.
Wie fände ſie mein Räthſel aus? Du, Barak,
Nicht wahr? Du haſt mich nicht verrathen? Nicht?
Vielleicht, daß du im Stillen deinem Weibe
Vertraut haſt, wer ich ſey?

Barak.

Ich? Keine Silbe!
Barak weiß Euren Winken zu gehorchen.
Doch weiß ich nicht, welch ſchwarze Ahnung mir
Den Sinn umnachtet und das Herz beklemmt!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Pantalon. Tartaglia und Brigella mit Soldaten.

Pantalon.

Sieh! Sieh! Da iſt er ja! Potz Element,

Wo ſteckt Ihr Prinz? Was habt Ihr hier zu ſchaffen?
(Den Barak mit den Augen muſternd.)
Und wer iſt dieſer Mann, mit dem Ihr ſchwatzt?

Barak (für ſich.)

Weh uns! Was wird das?

Tartaglia.

Sprecht! Wer iſt dieſer Mann?

Kalaf.

Ich kenn' ihn nicht. Ich fand ihn hier nur ſo
Von Ungefähr, und weil ich müßig war,
Fragt' ich ihn um die Stadt und ihre Bräuche.

Tartalia.

Haltet zu Gnaden, Prinz! Ihr ſeyd zu grad
Für dieſe falſche Welt; das gute Herz
Rennt mit dem Kopf davon — Heut früh' im Divan!
Wie Teufel kamt ihr zu dem Narrenſtreich,
Den Vogel wieder aus der Hand zu laſſen?

Pantalon.

Laſſts gut ſeyn. Was geſchehn iſt, iſt geſchehn.
Ihr wiſſt nicht, lieber junger Prinz, wie tief Ihr
Im Waſſer ſteht, wie Euch von allen Seiten
Betrug umlauert, und Verrätherſtricke
Umgeben — Laſſen wir Euch aus den Augen,
So richtet man Euch ab, wie einen Staar.
(zu Barak)
Herr Nachbar Naſeweis, ſteckt Eure Naſe

Wo anders hin! — Beliebt es Eurer Hoheit
Ins Haus herein zu gehn — He da! Soldaten!
Nehmt ihn in Eure Mitte! — Ihr, Brigella,
Wiſſt Eure Pflicht — Bewachet ſeine Thür
Bis morgen frühe zu des Divans Stunde.
Kein Menſch darf zu ihm ein! So wills der Kaiſer.
(zu Kalaf)
Merkt Ihr? Er iſt verliebt in Euch, und fürchtet,
Es möchte noch ein Unheil zwiſchen kommen.
Seyd Ihr bis morgen nicht ſein Schwiegerſohn,
So fürcht' ich, tragen wir den alten Herrn
Zu Grabe — Nichts für ungut, Prinz! Doch das
Von heute Morgen war — mit Eurer Gunſt —
Ein Narrenſtreich! — Ums Himmelswillen! Gebt Euch
Nicht blos! Laſſt Euch den Namen nicht entlocken!
(Ihm ins Ohr zutraulich)
Doch wollt Ihr ihn dem alten Pantalon
Ganz ſachtchen, ſachtchen in die Ohren wiſpern,
So wird er ſich gar ſchön dafür bedanken.
Bekommt er dieſe Recompens?

Kalaf.

Wie, Alter?
Gehorcht Ihr ſo dem Kaiſer, Eurem Herrn?

Pantalon.

Bravo! Scharmant! — Nun marſch! Baron Brigella!
Habt Ihrs gehört? Was ſteht Ihr hier und gaffet?

Brigella.

Beliebet nur das Plaudern einzuſtellen,
So werd' ich thun, was meines Amtes iſt.

Tartaglia.

Paſſt ja wohl auf! Der Kopf ſteht drauf, Brigella.

Brigella.

Ich habe meinen Kopf ſo lieb, als Ihr
Den Euren, Herr! 's braucht der Ermahnung nicht.

Tartaglia.

Es juckt und brennt mich nach dem Namen — Uh!
Geruhtet Ihr, ihn mir zu ſagen, Hoheit,
Recht wie ein Kleinod wollt' ich ihn bey mir
Vergraben und bewahren — Ja, das wollt' ich!

Kalaf.

Umſonſt verſucht Ihr mich. Am nächſten Morgen
Erfahrt Ihr ihn, erfährt ihn alle Welt.

Tartaglia.

Bravo! Braviſſimo! Hohl' mich der Teufel!

Pantalon.

Nun, Gott befohlen, Prinz!
(zu Barak)
Und Ihr, Herr Schlingel!
Ihr thätet beſſer Eurer Arbeit nach
Zu gehn, als im Palaſt hier aufzupaſſen,
Verſteht Ihr mich?

(geht ab.)

Tartaglia (ſieht ihn ſcheel an.)
Ja wohl! Ja wohl! Ihr habt mir
So ein gewiſſes Anſehn — eine Miene,
Die mir nicht außerordentlich gefällt.
Ich rath' Euch Gutes: geht!
(folgt dem Pantalon.)

Brigella (zu Kalaf.)
Erlaubt mir, Prinz,
Daß ich dem, der befehlen kann, gehorche.
Laſſts Euch gefallen, in dies Haus zu gehn.

Kalaf.
Das will ich gerne.
(zu Barak leiſe)
Freund, auf Wiederſehn!
Zu beſſerer Gelegenheit! Leb wohl!

Barak.
Herr, ich bin Euer Sclav!

Brigella.
Nur fort! Nur fort
Und macht den Ceremonien ein Ende!
(Kalaf folgt den Soldaten, die ihn in ihre Mitte nehmen; Timur tritt von der entgegengeſetzten Seite auf, bemerkt ihn und macht Geberden des Schreckens und Erſtaunens.)

Barak (ihm nachſehend.)
Der Himmel ſteh' dir bey, treuherzge Unſchuld!
Was mich betrifft, ich hüte meine Zunge.

Fünfter Auftritt.

Timur, ein Greis in dürftiger Kleidung. **Barak.**

Timur (entſetzt, für ſich.)

Weh mir! Mein Sohn! Soldaten führen ihn
Gefangen fort! Sie führen ihn zum Tode!
Gewiß, gewiß, daß der Tyrann von Teſſlis,
Der Räuber meines Reichs, ihn bis nach Peckin
Verfolgen ließ und ſeine Rache ſättigt!
(Eilt ihm nach und ruft laut).
Kalaf! Kalaf!

Barak.

(tritt ihm in den Weg, und hält ihm das Schwert auf die Bruſt)

Halt ein, Unglücklicher! Du biſt des Todes!
(Pauſe. Beyde ſehen einander erſtaunt an. Unterdeſſen hat ſich Kalaf mit den Soldaten entfernt.)
Wer biſt du Alter? Woher kommſt du, ſprich,
Daß du den Namen dieſes Jünglings weißt?

Timur.

Was ſeh' ich? Gott! Du, Barak! Du in Peckin!
Du ſein Verräther? Ein Rebell? und zückſt
Das Schwert auf deinen König?

Barak.

(läßt erſtaunt das Schwert ſinken)
Große Götter!
Iſts möglich? — Timur?

Timur.

Ja, Verräther!
Ich bin es, dein unglücklicher Monarch,
Von aller Welt, nun auch von dir verrathen!
Was zögerſt du? Nimm dieſes Leben hin!
Verhaſſt iſt mirs, da ich die treuſten Diener
Um ſchnöden Vortheils willen undankbar,
Und meinen Sohn dem Tod geopfert ſehe!

Barak.

Herr! — Herr! — O Gott! Das iſt mein Fürſt, me
König!
Er iſts! Nur allzuwohl erkenn ich ihn.
(Fällt ihm zu Füßen)
In dieſem Staub! In dieſer Niedrigkeit!
Ihr Götter! Muß mein Auge dies erleben!
— Verzeiht, Gebieter, meiner blinden Wuth!
Die Liebe iſts zu Eurem Sohn, die Angſt,
Die treue Sorge, die mich hingeriſſen.
So lieb Euch Eures Sohnes Heil, ſo komme
Der Name Kalaf nie aus Eurem Munde!
— Ich nenne mich hier Haſſan, nicht mehr Barak —
— Ach, weh mir! Wenn uns Jemand hier behorchte!
Sagt, ob Elmaze, meine Königinn,
Sich auch mit Euch in dieſer Stadt befindet?

Timur.

Still, Barak, ſtill! O ſprich mir nicht von ihr!
In unſerm traurgen Aufenthalt zu Berlas

Verzehrte ſie der Gram um unſern Sohn.
— Sie ſtarb in dieſen lebensmüden Armen.

Barak.

O die Bejammernswürdige!

Timur.

Ich floh!
Ich konnt' es, einſam, dort nicht mehr ertragen.
Des Sohnes Spuren folgend frag' ich mich
Von Land zu Land, von einer Stadt zur andern.
Und jetzt, da mich nach langem Irren endlich
Der Götter Hand hieher geleitet, iſt
Mein erſter Anblick der gefangne Sohn,
Den man zum Tode führt.

Barak.

Kommt, kommt, mein König!
Befürchtet nichts für Euren Sohn! Vielleicht
Daß ihn, eh noch der nächſte Tag verlaufen,
Das höchſte Glück belohnt und Euch mit ihm!
Nur daß ſein Name nicht, noch auch der Eure,
Von Euern Lippen komme — Merkt Euch das!
Ich nenne mich hier Haſſan, nicht mehr Barak.

Timur.

Was für Geheimniſſe — Erklär' mir doch!

Barak.

Kommt! Hier iſt nicht der Ort davon zu reden!
Folgt mir nach meiner Wohnung — Doch, was ſeh ich?
(Skirina tritt aus dem Palaſt)

Mein Weib aus dem Serail? O wehe mir!
Wir ſind entdeckt!
(Zu Skirina heftig)
Was haſt du hier zu ſuchen?
Unglückliche! Wo kommſt du her?

Sechſter Auftritt.

Skirina zu den Vorigen.

Skirina.

Nun! Nun!
Aus dem Serail komm' ich, von meiner Tochter.
Die Freude trieb mich hin, daß unſer Gaſt,
Der fremde Prinz den Sieg davon getragen.
Die Neugier auch — Nun ja — Ich wollte ſehn,
Wie dieſer männerſcheuen Unholdinn
Der Brautſtand läſſt — und freute mich darüber
Mit meiner Tochter Zel'ma.

Barak.

Dacht' ichs doch!
Weib! Weib! Du weißt nicht Alles und geſchwätzig
Wie eine Elſter läufſt du ins Serail;
Ich ſuchte dich es dir zu unterſagen.
Umſonſt! Zu ſpät! Des Weibes Unverſtand
Rennt immer vor des Mannes weiſem Rath
Voraus — Was iſt nicht Alles dort geträtſcht,

Geplaudert worden! Nur heraus! Mir iſt,
Ich höre dich in deiner albernen
Entzückung ſagen: Dieſer unbekannte
Iſt unſer Gaſt; er wohnt bey uns; mein Mann
Kennt ihn und hält ihn hoch in Ehren — Sprich!
Haſt dus geſagt?

Skirina.

Und wenn ich nun? Was wärs?

Barak.

Nein, nein, geſteh es nur! Haſt du's geſagt?

Skirina.

Ich habs geſagt. Warum ſollt' ichs verbergen?
Sie wollten auch den Namen von mir wiſſen,
Und — daß ichs nur geſtehe! ich verſprachs.

Barak.

Weh mir! Wir ſind verloren! — Raſende! —
(Zu Timur ſich wendend)
Wir müſſen fort. Wir müſſen fliehn!

Timur.

So ſag' mir doch, was für Geheimniſſe —

Barak.

Fort! Fort aus Peckin! Keine Zeit verloren!
(Truffaldin zeigt ſich im Hintergrund mit ſeinen Schwarzen.)
— Weh uns! Es iſt zu ſpät. Sie kommen ſchon!
Sie ſuchen mich, die Schwarzen, die Verſchnitt'nen
Der fürchterlichen Turandot — Sinnloſe!

In welchen Jammer ſtürzt uns deine Zunge!

(Truffaldin hat ihn bemerkt und bedeutet den Verſchnittenen durch Geberden, daß ſie ſich ſeiner bemächtigen ſollen.)

Ich kann nicht mehr entfliehen — Fliehe du,
Verbirg dich, rette dich und dieſen Alten!

Timur.

So ſag mir doch!

Barak.

Fort! Keine Widerrede!
Ich bin entdeckt! — Verſchloſſen wie das Grab
Sey Euer Mund! Nie komme Euer Name,
Nie, nie der Seine über Eure Lippen!
— Und du, Unglückliche, wenn du das Uebel,
Das deine Zunge über uns gebracht,
Gut machen willſt, verbirg dich, nicht in deiner,
In einer fremden Wohnung! Halte dieſen
Verborgen, bis der nächſte Tag zur Hälfte
Verſtrichen iſt —

Skirina.

Willſt du mir denn nicht ſagen?

Timur.

Willſt du nicht mit uns fliehn?

Barak.

Thut, was ich ſage!
Werde mit mir, was will, wenn Ihr Euch rettet.

Skirina.

Sprich, Haſſan! Worin hab' ich denn gefehlt?

Timur.

Erklär' mir dieſe Räthſel!

Barak (heftig.)

Welche Marter!
Um aller Götter willen, fort, und fragt
Nicht weiter! Sie umringen uns; es iſt
Zu ſpät und alle Flucht iſt jetzt vergebens.
— Die Namen, alter Mann, die Namen nur
Verſchweigt, und Alles kann noch glücklich enden!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Truffaldin mit den Verſchnittenen.

Truffaldin.

(iſt nach und nach näher gekommen, hat die Ausgänge beſetzt, und tritt nun hervor, mit übertriebenen Geberden dem Barak den Degen auf die Bruſt haltend.)

Halt an und ſteht! Nicht von der Stelle! Nicht
Gemuckst! Der iſt des Todes, der ſich rührt.

Skirina.

O wehe mir!

Barak.

Ich weiß, Ihr ſucht den Haſſan.
Hier bin ich. Führt mich fort.

Truffaldin.

Bſt! Keinen Lermen!
'S iſt gut gemeint. Es ſoll Euch eine ganz
Abſonderliche Gnad' und Ehr' geſchehn.

Barak.

Ja, ins Serail wollt Ihr mich führen; kommt!

Truffaldin.

Gemach! Gemach! Ey ſeht doch, welche Gunſt
Euch widerfährt! Ins Harem! Ins Serail
Der Königinn — Ihr glückliche Perſon!
'S kommt kein Fliege ins Serail, ſie wird
Erſt wohl beſichtigt und beſchaut, ob ſie
Ein Männchen oder Weib, und iſts ein Männchen,
Wirds ohne Gnad' gekreuzigt und gepfählt.
— Wer iſt der Alte da?

Barak.

Ein armer Bettler,
Den ich nicht kenne — Kommt und laſſt uns gehn.

Truffaldin

(betrachtet den Timur mit lächerlicher Genauigkeit)

Gemach! Gemach! Ein armer Bettler! Ey!
— Wir haben uns großmüthig vorgeſetzt,
Auch dieſes armen Bettlers Glück zu machen.

(Bemerkt und betrachtet die Skirina)

— Wer iſt die Weibsperſon?

Barak.

Was zögerſt du?
Ich weiß, daß deine Königinn mich erwartet.
Laß dieſen Greis! Das Weibsbild kenn' ich nicht,
Habs nie geſehn und weiß nicht, wer ſie iſt.

Truffaldin (zornig.)

Du kennſt ſie nicht? Du haſt ſie nie geſehn?
Verdammte Lüge! Was! Kenn' ich ſie nicht
Als deine Frau und als die Mutter nicht
Der Sklavinn Zelima? Hab' ich ſie nicht
Zu hundertmalen im Serail geſehn,
Wenn ſie der Tochter weiſſe Wäſche brachte?
(Mit komiſcher Gravität zu den Verſchnittenen)
Merkt, Sklaven, den Befehl, den ich Euch gebe!
Die drey Perſonen hier nehmt in Verwahrung!
Bewacht ſie wohl, hört ihr, laſſt ſie mit keiner
Lebend'gen Seele reden, und bey der Nacht,
Sobald es ſtill iſt, führt ſie ins Serail!

Timur.

O Gott! Was wird aus mir!

Skirina.

Ich faſſ' es nicht.

Barak (zu Timur.)

Was aus dir werden ſoll und was aus mir?
Ich werde Alles leiden. Leid' auch du!
Vergiß nicht, was ich dir empfahl — Und, was

Dir auch begegne, hüte deine Zunge!
— Jetzt haſt du, thöricht Weib, was du gewollt.

Skirina.

Gott ſteh uns bey!

Truffaldin (zu den Schwarzen.)

Ergreift ſie! Fort mit ihnen!

(Gehen ab.)

Vierter Aufzug.

Vorhof mit Säulen. In der Mitte eine Tafel mit einem mächtig großen Becken, voll von Goldſtücken.

Erſter Auftritt.

Turandot. Zelima. Skirina. Timur. Barak.

(Barak und Timur ſtehen jeder an einer Säule einander gegen über, die Verſchnittenen um ſie herum, alle mit entblößten Säbeln und Dolchen. Zelima und Skirina ſtehen weinend auf der einen, Turandot drohend und ſtreng auf der andern Seite.)

Turandot.

Noch iſt es Zeit. Noch laſſ' ich mich herab
Zu bitten — Dieſer aufgehäufte Berg
Von Gold iſt euer, wenn ihr mir in Gutem
Des Unbekannten Stand und Namen nennt.
Beſteht ihr aber drauf, ihn zu verſchweigen,
So ſollen dieſe Dolche, die ihr hier
Auf euch gezückt ſeht, euer Herz durchbohren!

He da ihr Sklaven! Machet euch bereit.
(Die Verſchnittenen halten ihnen ihre Dolche auf die Bruſt.)

Barak (zu Skirina.)

Nun, heillos Weib, nun ſiehſt du, Skirina,
Wohin uns deine Plauderhaftigkeit geführt.
— Prinzeſſinn, ſättigt Eure Wuth! Ich biete
Den Martern Trotz, die Ihr erſinnen könnt,
Ich bin bereit, den herbſten Tod zu leiden.
— Herbey, ihr Schwarzen! Auf, ihr Marterknechte,
Tyranniſche Werkzeuge der Tyranninn,
Zerfleiſcht mich, tödtet mich, ich will es dulden.
— Sie hat ganz recht, ich kenne dieſen Prinzen
Und ſeinen Vater. Beyder Namen weiß ich.
Doch keine Marter preſſt ſie von mir aus;
Kein Gold verführt mich; weniger als Staub,
Als ſchlechte Erde acht' ich dieſe Schätze!
Du, meine Gattinn, jammre nicht um mich!
Für dieſen Alten ſpare deine Thränen,
Für ihn erweiche dieſes Felſenherz,
Daß der Unſchuldige gerettet werde!
Sein ganz Verbrechen iſt, mein Freund zu ſeyn.

Skirina.

(flehend zu Turandot)

O Königinn, Erbarmen!

Timur.

Niemand kümmre ſich
Um einen ſchwachen Alten, den die Götter

Im Zorn verfolgen, dem der Tod Erlöſung,
Das Leben eine Marter iſt. Ich will
Dich retten, Freund, und ſterben. Wiſſe denn,
Du Grauſame —

Barak (unterbricht ihn.)

Um aller Götter willen! Schweigt!
Der Name komme nicht aus Eurem Munde!

Turandot (neugierig.)

Du weißt ihn alſo, Greis?

Timur.

Ob ich ihn weiß?
Unmenſchliche! — Freund, ſag' mir das Geheimniß!
Warum darf ich die Namen nicht entdecken?

Barak.

Ihr tödtet ihn und uns, wenn Ihr ſie nennt.

Turandot.

Er will dich ſchrecken, Alter, fürchte nichts!
Herbey, ihr Sklaven! Züchtigt den Verwegnen!

(Die Verſchnittenen umgeben den Barak.)

Skirina.

Ihr Götter helft! Mein Mann! Mein Mann!

Timur (tritt dazwiſchen.)

Halt! Haltet!
Was ſoll ich thun? Ihr Götter, welche Marter!
— Prinzeſſinn, ſchwört mirs zu bey Eurem Haupt,
Bey Euren Göttern ſchwört mir, daß ſein Leben,
Und dieſes Fremdlings Leben ungefährdet

Seyn ſoll — Mein eignes acht' ich nichts und will
Es freudig Eurer Wuth zum Opfer geben —
Schwört mir das zu, und Ihr ſollt Alles wiſſen.

Turandot.

Bey meinem Haupt, zum furchtbarn Fobi ſchwör' ich,
Daß weder ſeinem Leben, noch des Prinzen,
Noch irgend Eines hier Gefährde droht —

Barak (unterbricht ſie.)

Halt, Lügnerinn — Nicht weiter — Glaubt Ihr nicht!
Verrätherey lauſcht hinter dieſem Schwur.
— Schwört, Turandot, ſchwört, daß der Unbekannte
Euer Gatte werden ſoll, im Augenblick,
Da wir die Namen Euch entdeckt, wie recht
Und billig iſt, Ihr wißt es, Undankbare!
Schwört, wenn Ihr könnt und dürft, daß er, verſchmäht
Von Euch, nicht in Verzweiflung ſterben wird
Durch ſeine eigne Hand — Und ſchwört uns zu,
Daß, wenn wir Euch die Namen nun entdeckt,
Für unſer Leben nichts zu fürchten ſey,
Noch daß ein ew'ger Kerker uns lebendig
Begraben und der Welt verbergen ſoll —
Dies ſchwört uns, und der Erſte bin ich ſelbſt,
Der Euch die beyden Namen nennt!

Timur.

Was für Geheimniſſe ſind dies! Ihr Götter,
Nehmt dieſe Qual und Herzensangſt von mir!

Turandot.

Ich bin der Worte müd' — Ergreift ſie, Sklaven!
Durchbohret ſie!

Skirina.

O Königinn! Erbarmen!

(Die Verſchnittenen ſind im Begriff zu gehorchen, aber Skirina und Zelima werfen ſich dazwiſchen.)

Barak.

Nun ſiehſt du, Greis, das Herz der Tiegerinn!

Timur (niedergeworfen.)

Mein Sohn! Dir weih' ich freudig dieſes Leben.
Die *Mutter* ging voran, ihr folg' ich nach.

Turandot.

(betroffen, wehrt den Sklaven)

Sein Sohn! Was hör' ich! Haltet! — Du ein *Prinz*?
Ein König? Du des Unbekannten Vater?

Timur.

Ja, Grauſame! Ich *bin* ein König — *bin*
Ein Vater, den der Jammer niederdrückt!

Barak.

O König! Was habt Ihr gethan!

Skirina.

Ein König!
In ſolchem Elend!

Zelima.

Allgerechte Götter!

Turandot.

(in tieſes Staunen verloren, nicht ohne Rührung)

Ein König und in ſolcher Schmach! — Sein Vater!
Des unglückſelgen Jünglings, den ich mich
Zu haſſen zwinge und nicht haſſen kann!
— O der Bejammernswürdige — Wie wird mir!
Das Herz im tiefſten Buſen wendet ſich!
Sein Vater! — Und er ſelbſt — Sagt er nicht ſo?
Genöthiget, als niedrer Knecht zu dienen,
Und Laſten um geringen Sold zu tragen!
O Menſchlichkeit! O Schickſal!

Barak.

Turandot!
Dies iſt ein König! Scheuet Euch und ſchaudert
Zurück, die heilgen Glieder zu verletzen!
Wenn ſolches Jammers Größe Euch nicht rührt,
Euch nicht das Mitleid, nicht die Menſchlichkeit
Entwaffnen kann, laſſt Euch die Scham beſiegen!
Ehrt Eures eignen greiſen Vaters Haupt
In dieſem Greis! — O ſchändet Euch nicht ſelbſt
Durch eine That, die Euer Blut entehrte!
Genug, daß Ihr die Jünglinge gemordet!
Schonet das Alter, das unmächtige,
Das auch die Götter zum Erbarmen zwingt!

Zelima (wirft ſich zu ihren Füßen.)

Ihr ſeyd bewegt, Ihr könnt nicht widerſtehn.

O gebt dem Mitleid und der Gnade Raum!
Laſſt Euch die Größe dieſes Jammers rühren!

Zweyter Auftritt.

Adelma zu den **Vorigen.**

Turandot (ihr entgegen.)

Kommſt du, Adelma? Hilf mir! O ſchaff' Rath!
Ich bin entwaffnet — Ich bin außer mir!
Dies iſt ſein Vater, ein Monarch und König!

Adelma.

Ich hörte Alles. Fort mit dieſen Beyden!
Schafft dieſes Gold hinweg! Der Kaiſer naht!

Turandot.

Mein Vater? Wie?

Adelma.

Iſt auf dem Weg hieher.

(Zu den Schwarzen)

Fort, eh wir überfallen werden! Sklaven,
Führt dieſe Beyden in die unterſten
Gewölbe des Serails! Dort haltet ſie
Verborgen, bis auf weitere Befehle!

(Zur Turandot)

Es iſt umſonſt. Wir müſſen der Gewalt
Entſagen. Nichts kann retten als die Liſt.
— Ich habe einen Anſchlag — Skirina,
Ihr bleibt zurück. Auch Zelima ſoll bleiben.

Barak (zu Timur.)

Weh uns, mein Fürſt! Die Götter mögen wiſſen,
Welch neues Schreckniß ausgebrütet wird!
— Weib! Tochter! Seyd getreu, o haltet feſt,
Laſſt euch von dieſen Schlangen nicht verführen!

Turandot (zu den Schwarzen.)

Ihr wiſſet den Befehl. Fort, fort mit ihnen
In des Serails verborgenſte Gewölbe!

Timur.

Fall' Eure ganze Rache auf mein Haupt!
Nur ihm, nur meinem Sohn erzeiget Mitleid!

Barak.

Mitleid in dieſer Furie! Verrathen
Iſt Euer Sohn, und uns, ich ſeh es klar,
Wird ew'ge Nacht dem Aug' der Welt verbergen.
Man führt uns aus dem Angeſicht der Menſchen,
Wohin kein Lichtſtrahl und kein Auge dringt,
Und unſer Schmerz kein fühlend Ohr erreicht!

(Zur Prinzeſſinn)

Die Welt kannſt du, der Menſchen Auge blenden,
Doch zittre vor der Götter Rachgericht!
Magſt du im Schlund der Erde ſie verſtecken,
Laß tauſend Todtengrüfte ſie bedecken,
Sie bringen deine Uebelthat ans Licht.

(Er folgt, mit Timur, den Verſchnittenen, welche zugleich die Tafel und das Becken mit den Goldſtücken hinwegtragen.)

Dritter Auftritt.

Turandot. Adelma. Zelima und Skirina.

Turandot (zu Adelma.)

Auf dich verlaſſ' ich mich, du einzge Freundinn!
O ſage, ſprich, wie du mich retten willſt.

Adelma.

Die Wachen, die auf Altoums Befehl
Des Prinzen Zimmer hüten, ſind gewonnen.
Man kann zu ihm hinein gehn, mit ihm ſprechen —
Und was iſt dann nicht möglich, wenn wir klug
Die Furcht, die Ueberredung ſpielen laſſen.
Denn arglos iſt ſein Herz und gibt ſich leicht
Der Schmeichelſtimme des Verräthers hin.
Wenn Skirina, wenn Zelima mir nur
Behülflich ſind und ihre Rolle ſpielen,
So zweifelt nicht, mein Anſchlag ſoll gelingen.

Turandot (zu Skirina.)

So lieb dir Haſſans Leben, Skirina!
Er iſt in meiner Macht, ich kann ihn tödten.

Skirina.

Was Ihr befehlt, ich bin bereit zu Allem,
Wenn ich nur meines Haſſans Leben rette.

Turandot (zu Zelima.)

So werth dir meine Gunſt iſt, Zelima —

Zelima.

Auf meinen Eifer zählt und meine Treue!

Adelma.

So kommt. Kein Augenblick iſt zu verlieren.

(Sie gehen ab.)

Turandot.

Geht! Geht! Thut, was ſie ſagt.

Vierter Auftritt.

Turandot (allein.)

Was ſinnt Adelma?
Wird ſie mich retten? Götter, ſteht ihr bey!
Kann ich mich noch mit dieſem Siege krönen,
Weß Name wird dann größer ſeyn als meiner?
Wer wird es wagen, ſich in Geiſteskraft
Mit Turandot zu meſſen? — Welche Luſt,
Im Divan, vor der wartenden Verſammlung,
Die Namen ihm ins Angeſicht zu werfen,
Und ihn beſchämt von meinem Thron zu weiſen!
— Und doch iſt mirs, als würd' es mich betrüben!
Mir iſt, als ſäh' ich ihn, verzweiflungvoll,
Zu meinen Füßen ſeinen Geiſt verhauchen,
Und dieſer Anblick dringt mir an das Herz.
— Wie, Turandot? Wo iſt der edle Stolz
Der großen Seele? Hats ihn auch gekränkt,

Im Divan über dich zu triumphiren?
Was wird dein Antheil ſeyn, wenn er auch hier
Den Sieg dir abgewinnt? — Recht hat Adelma!
Zu weit iſt es gekommen! Umkehr iſt
Nicht möglich! — Du muſſt ſiegen oder fallen!
Beſiegt von Einem iſt beſiegt von Allen!

Fünfter Auftritt.

Turandot. Altoum. Pantalon und **Tartaglia** folgen ihm in einiger Entfernung nach.

Altoum.

(in einem Briefe leſend und in tiefen Gedanken, für ſich)

So muſſte dieſer blutge Tyrann
Von Teſſlis enden! Kalaf, Timurs Sohn,
Aus ſeiner Väter Reich vertrieben, flüchtig
Von Land zu Lande ſchweifend, muß hieher
Nach Peckin kommen und durch ſeltſame
Verkettung der Geſchicke glücklich werden!
So führt das Schickſal an verborgnem Band
Den Menſchen auf geheimnißvollen Pfaden;
Doch über ihm wacht eine Götterhand,
Und wunderbar entwirret ſich der Faden.

Pantalon (leiſe zu Tartaglia.)

Rappelts der Majeſtät? Was kömmt ſie an,
Daß ſie in Verſen mit ſich ſelber ſpricht?

Tartaglia (leiſe zu Pantalon.)
Still! Still! Es iſt ein Bote angelangt
Aus fernen Landen — Was er brachte, mag
Der Teufel wiſſen!

Altoum.
(ſteckt den Brief in den Buſen und wendet ſich zu ſeiner Tochter)
Turandot! Die Stunden
Entfliehen, die Entſcheidung rückt heran,
Und ſchlaflos irrſt du im Serail umher,
Zerquälſt dich, das Unmögliche zu wiſſen.
— Vergebens quälſt du dich. Es iſt umſonſt!
Ich aber hab es ohne Müh' erfahren.
— Sieh dieſen Brief. Hier ſtehen beyde Namen,
Und Alles, was ſie kenntlich macht. So eben
Bringt ihn ein Bote mir aus fernen Landen.
Ich halt' ihn wohl verſchloſſen und bewacht,
Bis dieſer nächſte Tag vorüber iſt.
Der unbekannte Prinz iſt wirklich König,
Und eines Königs Sohn — Es iſt unmöglich,
Daß du errathеſt, wer ſie Beyde ſeyen.
Ihr Reich liegt allzufern von hier, der Name
Iſt kaum zu Peckin ausgeſprochen worden.
— Doch ſieh, weil ichs als Vater mit dir meine,
Komm' ich in ſpäter Nacht noch her — Kann es
Dir Freude machen, dich zum Zweytenmal
Im Divan dem Gelächter blos zu ſtellen.

Dem Hohn des Pöbels, der mit Ungedult
Drauf wartet, deinen Stolz gebeugt zu ſehen?
Denn abgeſinnt, du weißt's, iſt dir das Volk;
Kaum werd' ich ſeiner Wuth gebieten können,
Wenn du im Divan nun verſtummen muſſt.
— Sieh, liebes Kind, dies führte mich hieher.
(Zu Pantalon und Tartaglia)
Laſſt uns allein!
(Jene entfernen ſich ungern und zaudernd.)

Sechster Auftritt.

Turandot und Altoum.

Altoum.

(Nachdem jene weg ſind, nähert er ſich ihr und faſſt ſie vertraulich bey der Hand.)

Ich komme, deine Ehre
Zu retten.

Turandot.

Meine Ehre, Sire? Spart Euch
Die Müh'! Nicht Rettung brauch' ich meiner Ehre —
Ich werde mir im Divan morgen ſelbſt
Zu helfen wiſſen.

Altoum.

Ach, du ſchmeichelſt dir
Mit eitler Hoffnung. Glaube mir's, mein Kind.

Unmöglich iſts, zu wiſſen, was du hoffſt.
Ich leſ' in deinen Augen, deinen wild
Verwirrten Zügen deine Qual und Angſt.
Ich bin dein Vater; ſieh, ich hab' dich lieb.
— Wir ſind allein — Sey offen gegen mich!
Bekenn' es frey — weißt du die beyden Namen?

Turandot.

Ob ich ſie weiß, wird man im Divan hören.

Altoum.

Mein Kind! du weißt ſie *nicht*, *kannſt* ſie nicht wiſſen.
Wenn du ſie weißt, ſo ſag' mirs im Vertrauen.
Ich laſſe dann den Unglückſeligen wiſſen,
Daß er verrathen iſt, und laſſ' ihn ſtill
Aus meinen Staaten ziehn; ſo meideſt du
Den Haß des Volks, und mit dem Sieg zugleich
Trägſt du den Ruhm der Großmuth noch davon,
Daß du dem Ueberwundenen die Schmach
Der öffentlichen Niederlage ſpareſt.
— Um dieſes Einzge bitt' ich dich, mein Kind!
Wirſt dus dem Vater, der dich liebt, verſagen?

Turandot.

Ich weiß die Namen oder weiß ſie nicht.
Genug! Hat er im Divan meiner nicht
Geſchont, brauch' ich auch ſeiner nicht zu ſchonen.
Gerechtigkeit geſchehe! *Oeffentlich*,
Wenn ich ſie weiß, ſoll man die Namen hören.

Altoum.

(will ungeduldig werden, zwingt ſich aber und fährt mit
Mäßigung und Milde fort)

Durft' er dich ſchonen? Galt es nicht ſein Leben?
Galt es nicht, was ihm mehr war, deine Hand?
Dich zu gewinnen und ſich ſelbſt zu retten,
Muſſt' er den Sieg im Divan dir entreißen.
— Nur einen Augenblick leg' deinen Zorn
Bey Seite, Kind — Gib Raum der Ueberlegung!
Sieh, dieſes Haupt ſetz' ich zum Pfand. Du weißt
Die Namen nicht — Ich aber weiß ſie — hier

(auf den Brief zeigend)

Stehn ſie geſchrieben und ich ſag' ſie dir.
— Der Divan ſoll ſich in der Früh' verſammeln,
Der Unbekannte öffentlich erſcheinen;
Mit ſeinem Namen redeſt du ihn an;
Er ſoll beſchämt, vom Blitz getroffen, ſtehen,
Verzweifelnd jammern und vor Schmerz vergehen;
Vollkommen ſey ſein Fall und dein Triumph.
— Doch nun, wenn du ſo tief ihn haſt gebeugt,
Erheb' ihn wieder! Frey, aus eigner Wahl
Reich' ihm die Hand und endige ſein Leiden!
— Komm, meine Tochter, ſchwöre mir, daß du
Das thun willſt, und ſogleich — Wir ſind allein —
Sollſt du die Namen wiſſen. Das Geheimniß,
Ich ſchwöre dir, ſoll mit uns Beyden ſterben.
So löſt der Knote ſich erfreulich auf;

Du krönest dich mit neuem Siegesruhm,
Verſöhneſt dir durch neue Edelthat
Die Herzen meines Volks, gewinnſt dir ſelbſt
Den Würdigſten der Erde zum Gemahl,
Erfreueſt, tröſteſt nach ſo langem Gram
In ſeinem hohen Alter deinen Vater.

Turandot.

(iſt während dieſer Rede in eine immer zunehmende Bewegung gerathen.)

Ach! Wie viel arge Liſt gebraucht mein Vater!
— Was ſoll ich thun? Mich auf Adelmas Wort
Verlaſſen, und dem ungewiſſen Glück
Vertrau'n? Soll ich vom Vater mir die Namen
Entdecken laſſen, und den Nacken beugen
In das verhaßte Joch? — Furchtbare Wahl!
(Sie ſteht unentſchloſſen in heftigem Kampf mit ſich ſelbſt.)
Herunter, ſtolzes Herz! Bequeme dich!
Dem Vater nachzugeben iſt nicht Schande!
(Indem ſie einige Schritte gegen Altoum macht, ſteht ſie plötzlich wieder ſtill.)
Doch wenn Adelma — Sie verſprach ſo kühn,
So zuverſichtlich — Wenn ſies nun erforſchte,
Und übereilt hätt' ich den Schwur gethan?

Altoum.

Was ſinneſt du und ſchwankeſt, meine Tochter,
In zweifelnden Gedanken hin und her?
Soll etwa dieſe Angſt mich überreden,

Daß du des Sieges dich verſichert halteſt?
O Kind, gib deines Vaters Bitte nach! —

Turandot.

Es ſey. Ich wag' es drauf. Ich will Adelma
Erwarten — So gar dringend iſt mein Vater?
Ein ſichres Zeichen, daß es möglich iſt,
Ich könne, was er fürchtet, durch mich ſelbſt
Erfahren — Er verſteht ſich mit dem Prinzen!
Nicht anders! Von ihm ſelbſt hat er die Namen;
Es iſt ein abgeredet Spiel; ich bin
Verrathen und man ſpottet meiner!

Altoum.

Nun?
Was zauderſt du? Hör' auf, dich ſelbſt zu quälen!
Entſchließe dich!

Turandot.

Ich bin entſchloſſen — Morgen
In aller Früh' verſammelt ſich der Divan.

Altoum.

Du biſt entſchloſſen, es auf Aeußerſte,
Auf öffentliche Schande hin zu wagen?

Turandot.

Entſchloſſen, Sire, die Probe zu beſtehen.

Altoum (in heftigem Zorn.)

Unſinnige! Verſtockte! Blindes Herz!
Noch blinder, als die Albernſte des Pöbels!
Ich bin gewiß, wie meines eignen Haupts,

Daß du dich öffentlich beſchimpfſt, daß dirs
Unmöglich iſt, das Räthſel aufzulöſen.
Wohlan! Der Divan ſoll verſammelt werden,
Und in der Nähe gleich ſey der Altar;
Der Prieſter halte ſich bereit, im Augenblick,
Da du verſtummſt, beym lauten Hohngelächter
Des Volks die Trauung zu vollziehn. Du haſt
Den Vater nicht gehört, da er dich flehte.
Leb' oder ſtirb! Er wird dich auch nicht hören.
(Er geht ab.)

Turandot.

Adelma! Freundinn! Retterinn! Wo biſt du?
Verlaſſen bin ich von der ganzen Welt.
Mein Vater hat im Zorn mich aufgegeben;
Von dir allein erwart' ich Heil und Leben.
(Entfernt ſich auf der andern Seite.)

(Die Scene verwandelt ſich in ein prächtiges Gemach mit mehrern Ausgängen. Im Hintergrund ſteht ein orientaliſches Ruhebette für Kalaf. Es iſt finſtre Nacht.)

Siebenter Auftritt.

Kalaf. Brigella (mit einer Fackel.)

Kalaf geht in tiefen Gedanken auf und ab; **Brigella** betrachtet ihn mit Kopfſchütteln.

Brigella.

'S hat eben drey geſchlagen Prinz und Ihr
Seyd nun genau dreyhundert ſechzigmal

In dieſem Zimmer auf und abſpaziert.
Verzeiht! Mir liegt der Schlaf in allen Gliedern,
Und wenn Ihr ſelbſt ein wenig ruhen wolltet,
Es könnt' nicht ſchaden.

Kalaf.

Du haſt recht, Brigella.
Mein ſorgenvoller Geiſt treibt mich umher;
Doch du magſt gehen und dich ſchlafen legen.

Brigella

(geht, kommt aber gleich wieder zurück.)

Ein Wort zur Nachricht, Hoheit — Wenn Euch hier,
Von Ungefähr ſo was erſcheinen ſollte —
Macht Eure Sache gut — Ihr ſeyd gewarnt!

Kalaf.

Erſcheinungen? Wie ſo? An dieſem Ort?

(Muſtert mit unruhigen Blicken das Zimmer.)

Brigella.

Du lieber Himmel! Uns iſt zwar verboten
Bey Lebensſtrafe, Niemand einzulaſſen.
Doch — arme Diener! Herr, Ihr wiſſt ja wohl!
Der Kaiſer iſt der Kaiſer, die Prinzeß
Iſt ſo zu ſagen Kaiſerinn — und was
Die in den Kopf ſich ſetzt, das muß geſchehn!
'S wird einem ſauer, Hoheit, zwiſchen zwey
Dachtraufen trocknen Kleides durchzukommen.
— Verſteht mich wohl. Man möchte ſeine Pflicht
Gern ehrlich thun — doch man erübrigte

Auch gern Etwas für ſeine alten Tage.
Herr, Unſer eins iſt halter übel dran!

Kalaf.

Wie? Sollte man mir gar ans Leben wollen?
Brigella, rede!

Brigella.

Gott ſoll mich bewahren!
Allein bedenkt die Neugier, die man hat,
Zu wiſſen, wer Ihr ſeyd. Es könnte ſich
Zum Beyſpiel fügen, daß — durchs Schlüſſelloch —
Ein Geiſt — ein Unhold — eine Hexe käme,
Euch zu verſuchen — Gnug! Ihr ſeyd gewarnt!
Verſteht mich — Arme Diener, arme Schelme!

Kalaf (lächelnd.)

Sey außer Sorgen! Ich verſtehe dich,
Und werde mich in Acht zu nehmen wiſſen.

Brigella.

Thut das und ſomit Gott befohlen, Herr.
Ums Himmels willen, bringt mich nicht ins Unglück!
(Gegen die Zuſchauer)
Es kann geſchehen, daß man einen Beutel
Mit Golde ausſchlägt — Möglich iſts! Was mich betrifft,
Ich that mein Beſtes und ich konnt' es nicht.
(Er geht ab.)

Kalaf.

Er hat mir Argwohn in mein Herz gepflanzt.

Wer könnte mich hier überſallen wollen?
Und laſſ' die Teufel aus der Hölle ſelbſt
Ankommen, dieſes Herz wird ſtandhaft bleiben.
(Er tritt ans Fenſter.)
Der Tag iſt nicht mehr weit; ich werde nun
Nicht lange mehr auf dieſer Folter liegen.
Indeß verſuch' ich es, ob ich vielleicht
Den Schlaf auf dieſe Augen locken kann.
(Indem er ſich auf das Ruhebette niederlaſſen will, öffnet ſich eine von den Thüren.)

Achter Auftritt.

Kalaf. Skirina in männlicher Kleidung und mit einer Maske vor dem Geſicht.

Skirina (furchtſam ſich nähernd.)
Mein lieber Herr — Herr — O wie zittert mir
Das Herz!

Kalaf (auffahrend.)
Wer biſt du und was ſuchſt du hier?

Skirina.
(nimmt die Maske vom Geſicht.)
Kennt Ihr mich nicht? Ich bin ja Skirina,
Des armen Haſſans Weib und Eure Wirthinn.
Verkleidet hab' ich durch die Wachen mich
Herein geſtohlen — Ach! Was hab' ich Euch

Nicht Alles zu erzählen — Doch die Angſt
Erſtickt mich und die Kniee zittern mir;
Ich kann vor Thränen nicht zu Worte kommen.

Kalaf.

Sprecht, gute Frau! Was habt Ihr mir zu ſagen?

Skirina (ſich immer ſchüchtern umſehend.)

Mein armer Mann hält ſich verſteckt. Es ward
Der Turandot geſagt, daß er Euch kenne.
Nun wird ihm nachgeſpürt an allen Orten,
Ihn ins Serail zu ſchleppen, und ihm dort
Gewaltſam Euren Namen abzupreſſen.
Wird er entdeckt, ſo iſts um ihn geſchehn;
Denn eher will er unter Martern ſterben,
Als Euch verrathen.

Kalaf.

Treuer, wackrer Diener!
— Ach, die Unmenſchliche!

Skirina.

Ihr habt noch mehr
Von mir zu hören — Euer Vater iſt
In meinem Haus.

Kalaf.

Was ſagſt du? Große Götter!

Skirina.

Von Eurer Mutter zum troſtloſen Wittwer
Gemacht —

Kalaf.

O meine Mutter!

Skirina.

Hört mich weiter!

Er weiß, daß man Euch hier bewacht; er zittert
Für Euer Leben; er iſt außer ſich;
Er will verzweifelnd vor den Kaiſer dringen,
Sich ihm entdecken, koſt' es was es wolle;
Mit meinem Sohne, ruft er, will ich ſterben.
Vergebens ſuch' ich ihn zurück zu halten,
Sein Ohr iſt taub, er hört nur ſeinen Schmerz,
Nur das Verſprechen, das ich ihm gethan,
Ein tröſtend Schreiben ihm von Eurer Hand
Mit Eures Namens Unterſchrift zu bringen,
Das ihm Verſichrung gibt von Eurem Leben,
Hielt ihn vom Aeußerſten zurück! So hab' ich mich
Hieher gewagt und in Gefahr geſetzt,
Dem kummervollen Greiſe Troſt zu bringen.

Kalaf.

Mein Vater hier in Peckin! Meine Mutter
Im Grab! — Du hintergehſt mich, Skirina!

Skirina.

Mich ſtrafe Fohi, wenn ich Euch das lüge!

Kalaf.

Bejammernswerther Vater! Arme Mutter!

Skirina (dringend.)

Kein Augenblick iſt zu verlieren! Kommt!

Bedenkt Euch nicht, ſchreibt dieſe wen'gen Worte.
Fehlt Euch das Nöthige, ich bracht' es mit.

(Sie zieht eine Schreibtafel hervor.)

Genug, wenn dieſer kummervolle Greis
Zwey Zeilen nur von Eurer Hand erhält,
Daß Ihr noch lebt und daß Ihr Gutes hofft.
Sonſt treibt ihn die Verzweiflung an den Hof;
Er nennt ſich dort, und Alles iſt verloren.

Kalaf.

Ja! Gib mir dieſe Tafel!

(Er iſt im Begriff zu ſchreiben, hält aber plötzlich inne und ſieht ſie forſchend an.)

Skirina!

Haſt du nicht eine Tochter im Serail?
— Ja, ja, ganz recht. Sie dient als Sklavinn dort
Der Turandot; dein Mann hat mirs geſagt.

Skirina.

Nun ja! Wie kommt Ihr darauf?

Kalaf.

Skirina!

Geh' nur zurück und ſage meinem Vater
Von meinetwegen, daß er ohne Furcht
Geheimen Zutritt bey dem Kaiſer fodre,
Und ihm entdecke, was ſein Herz ihn heißt,
Ich bins zufrieden.

Skirina (betroffen.)

Ihr verweigert mir
Den Brief! Ein Wort von Eurer Hand genügt.

Kalaf.

Nein, Skirina, ich ſchreibe nicht. Erſt morgen
Erfährt man, wer ich bin — Ich wundre mich,
Daß Haſſans Weib mich zu verrathen ſucht.

Skirina.

Ich Euch verrathen! Guter Gott!
(für ſich)
Adelma mag denn ſelbſt Ihr Spiel vollenden.
(Zu Kalaf)
Wohl, Prinz! Wie's Euch beliebt! Ich geh' nach Hauſe,
Ich richte Eure Botſchaft aus; doch glaubt' ich nicht,
Nach ſoviel übernommener Gefahr
Und Mühe, Euren Argwohn zu verdienen.
(Im Abgehen)
Adelma wacht, und dieſer ſchlummert nicht.
(Entfernt ſich.)

Kalaf.

Erſcheinungen! — Du ſagteſt recht, Brigella!
Doch daß mein Vater hier in Peckin ſey,
Und meine Mutter todt, hat dieſes Weib
Mit einem heilgen Eide mir bekräftigt!
Kommt doch das Unglück nie allein! Ach, nur
Zu glaubhaft iſt der Mund, der Böſes meldet!
(Die entgegengeſetzte Thür öffnet ſich)
Noch ein Geſpenſt! Laſſ' ſehen, was es will!

Neunter Auftritt.

Kalaf. Zelima.

Zelima.

Prinz, ich bin eine Sklavinn der Prinzeſſinn,
Und bringe gute Botſchaft.

Kalaf.

Gäbs der Himmel!
Wohl wär' es Zeit, daß auch das Gute käme!
Ich hoffe nichts, ich ſchmeichle mir mit nichts;
Zu fühllos iſt das Herz der Turandot.

Zelima.

Wohl wahr, ich läugn' es nicht — und dennoch, Prinz,
Gelang es Euch, dies ſtolze Herz zu rühren,
Euch ganz allein; Ihr ſeyd der Erſte — Zwar
Sie ſelbſt beſteht darauf, daß ſie Euch haſſe;
Doch ich bin ganz gewiß, daß ſie Euch liebt.
Die Erde thu' ſich auf und reiße mich
In ihren Schlund hinab, wenn ich das lüge!

Kalaf.

Gut, gut, ich glaube dir. Die Botſchaft iſt
Nicht ſchlimm. Haſt du noch Mehreres zu ſagen?

Zelima (näher tretend.)

Ich muß Euch im Vertrauen ſagen, Prinz!
Der Stolz, der Ehrgeiz treibt ſie zur Verzweiflung.
Sie ſieht nun ein, daß ſie Unmögliches
Sich aufgebürdet, und vergeht vor Scham,
Daß ſie im Divan nach ſo vielen Siegen

Vor aller Welt zu Schanden werden ſoll.
Der Abgrund öffne ſich und ſchlinge mich
Hinab, wenn ich mit Lügen Euch berichte!

Kalaf.

Ruf' nicht ſo großes Unglück auf dich her!
Ich glaube dir. Geh, ſage der Prinzeſſinn,
Leicht ſey es ihr, in dieſem Streit zu ſiegen;
Mehr als durch ihren glänzenden Verſtand
Wird ſich ihr Ruhm erheben, wenn ihr Herz
Empfinden lernt, wenn ſie der Welt beweist,
Sie könne Mitleid fühlen, könne ſich
Entſchließen, einen Liebenden zu tröſten,
Und einen greiſen Vater zu erfreun.
Iſt dies etwa die gute Botſchaft, ſprich,
Die ich zu hören habe?

Zelima.

Nein, mein Prinz!
Wir geben uns ſo leichten Kaufes nicht;
Man muß Geduld mit unſrer Schwachheit haben.
— Hört an!

Kalaf.

Ich höre.

Zelima.

Die Prinzeſſinn ſchickt mich.
— Sie bittet Euch um einen Dienſt — Laſſt ſie
Die Namen wiſſen, und im Uebrigen
Vertraut Euch kühnlich ihrer Großmuth an.

Sie will nur ihre Eigenliebe retten,
Nur ihre Ehre vor dem Divan löſen.
Voll Güte ſteigt ſie dann von ihrem Thron,
Und reicht freywillig Euch die ſchöne Rechte.
— Entſchließt Euch, Prinz. Ihr waget nichts dabey.
Gewinnt mit Güte dieſes ſtolze Herz,
So wird nicht Zwang, ſo wird die Liebe ſie,
Die zärtlichſte, in Eure Arme führen.

Kalaf.

(ſieht ihr ſcharf ins Geſicht mit einem bittern Lächeln)
Hier, Sklavinn, haſt du den gewohnten Schluß
Der Rede weggelaſſen.

Zelima.

Welchen Schluß?

Kalaf.

Die Erde öffne ſich und ſchlinge mich
Hinab, wenn ich Unwahres Euch berichte.

Zelima.

So glaubt Ihr, Prinz, daß ich Euch Lügen ſage?

Kalaf.

Ich glaub' es faſt — und glaub' es ſo gewiß,
Daß ich in dein Begehren nimmermehr
Kann willigen. Kehr' um zu der Prinzeſſinn!
Sag' ihr, mein einzger Ehrgeiz ſey ihr Herz,
Und meiner glüh'nden Liebe möge ſie
Verzeihn, daß ich die Bitte muß verſagen.

Zelima.

Bedachtet Ihr, was dieſer Eigenſinn
Euch koſten kann?

Kalaf.

Mag er mein Leben koſten!

Zelima.

Es bleibt dabey, er wirds Euch koſten, Prinz!
— Beharrt Ihr drauf, mir nichts zu offenbaren?

Kalaf.

Nichts!

Zelima.

Lebet wohl!
(Im Abgehen)
Die Mühe konnt' ich ſparen!

Kalaf (allein.)

Geht, weſenloſe Larven! Meinen Sinn
Macht ihr nicht wankend. Andre Sorgen ſind's,
Die mir das Herz beklemmen — Skirina's
Bericht iſts, was mich ängſtiget — Mein Vater
In Peckin! Meine Mutter todt! — Muth, Muth, mein
Herz!
In wenig Stunden iſt das Loos geworfen.
Könnt' ich den kurzen Zwiſchenraum im Arm
Des Schlafs verträumen! Der gequälte Geiſt
Sucht Ruhe, und mich däucht, ich fühle ſchon
Den Gott die ſanften Flügel um mich breiten.
(Er legt ſich auf das Ruhebett und ſchläft ein.)

Zehnter Auftritt.

Adelma tritt auf, das Geſicht verſchleiert, eine Wachskerze in der Hand. **Kalaf** ſchlafend.

Adelma.

Nicht Alles ſoll mißlingen — Hab' ich gleich
Vergebens alle Künſte des Betrugs
Verſchwendet, ihm die Namen zu entlocken,
So werd' ich doch nicht eben ſo umſonſt
Verſuchen, ihn aus Peckin wegzuführen,
Und mit dem ſchönen Raube zu entfliehn!
— O heißerflehter Augenblick! Jetzt, Liebe!
Die mir bis jetzt den kühnen Muth verliehn,
So manche Schranke mir ſchon überſtiegen,
Dein Feuer laſſ' auf meinen Lippen glühn!
Hilf mir in dieſem ſchwerſten Kampfe ſiegen!
(Sie betrachtet den Schlafenden.)
Der Liebſte ſchläft. Sey ruhig, pochend Herz,
Erzittre nicht! Nicht gern, ihr holden Augen,
Scheuch ich den goldnen Schlummer von Euch weg;
Doch ſchon ergraut der Tag, ich darf nicht ſäumen.
(Sie nähert ſich ihm, und berührt ihn ſanft.)
Prinz! Wachet auf!

Kalaf (erwachend.)

Wer ſtöret meinen Schlummer?
Ein neues Trugbild? Nachtgeſpenſt, verſchwinde!
Wird mir kein Augenblick der Ruh' vergönnt?

Adelma.

Warum ſo heftig, Prinz? Was fürchtet Ihr?
Nicht eine Feindinn iſts, die vor Euch ſteht;
Nicht Euren Namen will ich Euch entlocken.

Kalaf.

Iſt dies dein Zweck, ſo ſpare deine Müh'!
Ich ſag' es dir voraus, du wirſt mich nicht betrügen.

Adelma.

Betrügen? Ich? Verdien' ich den Verdacht?
Sagt an! War hier nicht Skirina bey Euch,
Mit einem Brief Euch liſtig zu verſuchen?

Kalaf.

Wohl war ſie hier.

Adelma.

Doch hat ſie nichts erlangt?

Kalaf.

Daß ich ein ſolcher Thor geweſen wäre!

Adelma.

Gott ſeys gedankt! — War eine Sklavinn hier,
Mit trüglicher Vorſpieglung Euch zu blenden?

Kalaf.

Solch eine Sklavinn war in Wahrheit hier,
Doch zog ſie leer ab — wie auch du wirſt gehn.

Adelma.

Der Argwohn ſchmerzt, doch leicht verzeih' ich ihn.

Lernt mich erſt kennen! Setzt Euch! Hört mich an,
Und dann verdammt mich als Betrügerinn!
(Sie ſetzt ſich, er folgt.)

Kalaf.

So redet dann und ſagt, was ich Euch ſoll.

Adelma.

Erſt ſeht mich näher an! — Beſchaut mich wohl!
Wer denkt Ihr, daß ich ſey?

Kalaf.

Dies hohe Weſen,
Der edle Anſtand zwingt mir Ehrfurcht ab.
Das Kleid bezeichnet eine niedre Sklavinn,
Die ich, wo ich nicht irre, ſchon im Divan
Geſehen und ihr Loos beklagt.

Adelma.

Auch ich
Hab' Euch, die Götter wiſſen es, wie innig,
Bejammert, Prinz! Es ſind fünf Jahre nun,
Da ich, noch ſelber eine Günſtlinginn
Des Glücks, in niederm Sklavenſtand Euch ſah.
Schon damals ſagte mirs mein Herz, daß Euch
Geburt zu einem beſſern Loos berufen.
Ich weiß, daß ich gethan, was ich gekonnt,
Euch ein unwürdig Schickſal zu erleichtern,
Weiß, daß mein Aug' ſich Euch verſtändlich machte,
So weit es einer Königstochter ziemte.
(Sie entſchleiert ſich.)

Seht her, mein Prinz und ſagt mir! Dies Geſicht,
Habt Ihr es nie geſehn in Eurem Leben?

Kalaf.

Adelma! Ewge Götter! Seh ich recht?

Adelma.

Ihr ſehet in unwürdgen Sklavenbanden
Die Tochter Keicobads, des Königes
Der Karazanen, einſt zum Thron beſtimmt,
Jetzt zu der Knechtſchaft Schmach herabgeſtoßen!

Kalaf.

Die Welt hat Euch für todt beweint. In welcher
Geſtalt, weh mir, muß ich Euch wieder finden!
Euch hier als eine Sklavinn des Serails,
Die Königinn, die edle Fürſtentochter!

Adelma.

Und als die Sklavinn dieſer Turandot,
Der grauſamen Urſache meines Falles!
Vernehmt mein ganzes Unglück, Prinz! Mir lebte
Ein Bruder, ein geliebter theurer Jüngling,
Den dieſe ſtolze Turandot, wie Euch,
Bezauberte — Er wagte ſich im Divan.
(Sie hält inne, von Schluchzen und Thränen unterbrochen.)
Unter den Häuptern, die man auf dem Thore
Zu Peckin ſieht — Entſetzensvoller Anblick!
Erblicktet Ihr auch das geliebte Haupt
Des theuren Bruders, den ich noch beweine.

Kalaf.

Unglückliche! So log die Sage nicht!
So iſt ſie wahr die klägliche Geſchichte,
Die ich für eine Fabel nur gehalten!

Adelma.

Mein Vater Keicobad, ein kühner Mann,
Nur ſeinem Schmerz gehorchend, überzog
Die Staaten Altoums mit Heeresmacht,
Des Sohnes Mord zu rächen — Ach! das Glück
War ihm nicht günſtig! Männlich fechtend fiel er
Mit allen ſeinen Söhnen in der Schlacht.
Ich ſelbſt, mit meiner Mutter, meinen Schweſtern,
Ward auf Befehl des wüthenden Veziers,
Der unſern Stamm verfolgte, in den Strom
Geworfen. Jene kamen um; nur mich
Errettete die Menſchlichkeit des Kaiſers,
Der in dem Augenblick ans Ufer kam.
Er ſchalt die Greuelthat, und ließ im Strom
Nach meinem jammervollen Leben fiſchen.
Schon halb entſeelt werd' ich zum Strand gezogen;
Man ruft ins Leben mich zurück; ich werde
Der Turandot als Sklavinn übergeben,
Zu glücklich noch, das Leben als Geſchenk
Von eines Feindes Großmuth zu empfangen.
O lebt in Eurem Buſen menſchliches Gefühl,
So laſſt mein Schickſal Euch zu Herzen gehn!
Denkt, was ich leide! Denkt, wie es ins Herz

Mir ſchneidet, ſie, die meinen ganzen Stamm
Vertilgt, als eine Sklavinn zu bedienen.

Kalaf.

Mich jammert Euer Unglück. Ja, Prinzeſſinn,
Aufrichtge Thränen zoll' ich Euren Leiden —
Doch Euer grauſam Loos, nicht Turandot
Klagt an — Eu'r Bruder fiel durch eigne Schuld;
Eu'r Vater ſtürzte ſich und ſein Geſchlecht
Durch übereilten Rathſchluß ins Verderben.
Sagt! Was kann ich, ſelbſt ein Unglücklicher,
Ein Ball der Schickſalsmächte, für Euch thun?
Erſteig' ich morgen meiner Wünſche Gipfel,
So ſollt Ihr frey und glücklich ſeyn — Doch jetzt
Kann Euer Unglück nichts als meins vermehren.

Adelma.

Der Unbekannten konntet Ihr mißtrauen;
Ihr kennt mich nun — Der Fürſtinn werdet Ihr,
Der Königstochter, glauben, was ſie Euch
Aus Mitleid ſagen muß, und lieber noch
Aus Zärtlichkeit, aus Liebe ſagen möchte.
— O möchte dies befangne Herz mir trauen,
Wenn ich jetzt wider die Geliebte zeuge!

Kalaf.

Adelma, ſprecht, was habt Ihr mir zu ſagen?

Adelma.

Wiſſt alſo, Prinz — Doch nein! Ihr werdet glauben,
Ich ſey gekommen, Euch zu täuſchen, werdet

Mit jenen feilen Seelen mich verwechſeln,
Die für das Sklavenjoch geboren ſind.

Kalaf.

Quält mich nicht länger! Ich beſchwör' Euch, ſprecht!
Was iſts? Was habt Ihr mir von ihr zu ſagen,
Die meines Lebens einzge Göttinn iſt?

Adelma (bey Seite.)

Gib Himmel, daß ich jetzt ihn überrede!
(Zu Kalaf ſich wendend)
Prinz, dieſe Turandot, die ſchändliche
Herzloſe, falſche hat Befehl gegeben,
Euch heut' am frühen Morgen zu ermorden,
— Dies iſt die Liebe Eurer Lebensgöttinn!

Kalaf.

Mich zu ermorden?

Adelma.

Ja, Euch zu ermorden!
Beym erſten Schritt aus dieſem Zimmer tauchen
Sich zwanzig Degenſpitzen Euch ins Herz;
So hat es die Unmenſchliche befohlen.

Kalaf

(ſteht ſchnell auf und geht gegen die Thür.)
Ich will die Wache unterrichten.

Adelma (hält ihn zurück.)

Bleibt!
Wo wollt Ihr hin? Ihr hofft noch, Euch zu retten?

Unglücklicher, Ihr wiſſt nicht, wo Ihr ſeyd,
Daß Euch des Mordes Netze rings umgeben!
Dieſelben Wachen die der Kaiſer Euch
Zu Hütern Eures Lebens gab, ſie ſind —
Gedingt von ſeiner Tochter Euch zu tödten.

Kalaf

(außer ſich, laut und heftig mit dem Ausdruck des innigſten Leidens.)

O Timur! Timur! Unglückſelger Vater!
So muß dein Kalaf endigen! Du muſſt
Nach Peckin kommen, auf ſein Grab zu weinen!
Das iſt der Troſt, den dir dein Sohn verſprach!
— Furchtbares Schickſal!

(Er verhüllt ſein Geſicht, ganz ſeinem Schmerz hingegeben.)

Adelma

(für ſich, mit frohem Erſtaunen.)

Kalaf! Timurs Sohn!
Glückſel'ger Fund! — Fall' es nun, wie es wolle!
Entgeh' er meinen Schlingen auch, ich trage
Mit dieſem Namen ſein Geſchick in Händen.

Kalaf.

So bin ich mitten unter den Soldaten,
Die man zum Schutz mir an die Seite gab,
Verrathen! Ach, wohl ſagte mirs vorhin
Der feilen Sklaven einer, daß Beſtechung
Und Furcht des Mächtigen das ſchwere Band

Der Treue löſen — Leben, fahre hin!
Vergeblich iſts, dem grauſamen Geſtirn,
Das uns verfolgt, zu widerſtehn — Du ſollſt
Den Willen haben, Grauſame — Dein Aug'
An meinem Blute weiden! Süßes Leben,
Fahr hin! Nicht zu entfliehen iſt dem Schickſal.

Adelma (mit Feuer.)

Prinz, zum Entfliehen zeig' ich Euch die Wege;
Nicht müßge Thränen blos hab ich für Euch.
Gewacht hab' ich indeß, geſorgt, gehandelt,
Kein Gold geſpart, die Hüter zu beſtechen.
Der Weg iſt offen. Folgt mir! Euch vom Tode,
Mich aus den Banden zu befreyen, komm' ich.
Die Pferde warten, die Gefährten ſind
Bereit. Laſſt uns aus dieſen Mauern fliehen,
Worauf der Fluch der Götter liegt. Der Chan
Von Berlas iſt mein Freund, iſt mir durch Bande
Des Bluts verknüpft und heilige Verträge.
Er wird uns ſchützen, ſeine Staaten öffnen,
Uns Waffen leihen, meiner Väter Reich
Zurück zu nehmen, daß ichs mit Euch theile,
Wenn Ihr der Liebe Opfer nicht verſchmäht.
Verſchmäht Ihrs aber und verachtet mich,
So iſt die Tartarey noch reich genug
An Fürſtentöchtern, dieſer Turandot
An Schönheit gleich und zärtlicher als ſie.
Aus ihnen wählt Euch eine würdige

Gemahlinn aus! Ich — will mein Herz beſiegen.
Nur rettet, rettet dieſes theure Leben!
(Sie ſpricht das Folgende mit immer ſteigender Lebhaftigkeit, indem ſie ihn bey der Hand ergreift und mit ſich fortzureißen ſucht.)
O kommt! Die Zeit entflieht, indem wir ſprechen.
Die Hähne krähn; ſchon regt ſichs im Palaſt;
Todbringend ſteigt der Morgen ſchon herauf.
Fort, eh der Rettung Pforten ſich verſchließen!

Kalaf.

Großmüthige Adelma! Einzge Freundinn!
Wie ſchmerzt es mich, daß ich nach Berlas Euch
Nicht folgen, nicht der Freyheit ſüß Geſchenk,
Nicht Euer väterliches Reich zurück
Euch geben kann — Was würde Altoum
Zu dieſer heimlichen Entweichung ſagen?
Macht' ich nicht ſchändlichen Verraths mich ſchuldig,
Wenn ich, des Gaſtrechts heilige Gebräuche
Verletzend, aus dem innerſten Serail
Die werthgehaltne Sklavinn ihm entführte?
— Mein Herz iſt nicht mehr mein, Adelma. Selbſt
Der Tod, den jene Stolze mir bereitet,
Wird mir willkommen ſeyn von ihrer Hand.
— Flieht ohne mich, flieht, und geleiten Euch
Die Götter! Ich erwarte hier mein Schickſal.
Noch tröſtlich iſts, für Turandot zu ſterben,
Wenn ich nicht leben kann für ſie — Lebt wohl!

Adelma.

Sinnloſer! Ihr beharrt? Ihr ſeyd entſchloſſen?

Kalaf.

Zu bleiben und den Mordſtreich zu erwarten.

Adelma.

Ha, Undankbarer! Nicht die Liebe iſts,
Die Euch zurückhält — Ihr verachtet mich!
Ihr wählt den Tod, um nur nicht mir zu folgen!
Verſchmähet meine Hand, verachtet mich!
Nur flieht, nur rettet, rettet Euer Leben!

Kalaf.

Verſchwendet Eure Worte nicht vergebens!
Ich bleibe und erwarte mein Geſchick.

Adelma.

So bleibet denn! Auch ich will Sklavinn bleiben,
Ohn' Euch verſchmäh' ich auch der Freyheit Glück.
Laſſ' ſehn, wer von uns Beyden, wenn es gilt,
Dem Tode kühner trotzt!

(Von ihm wegtretend)

Wär' ich die erſte,
Die durch Beſtändigkeit ans Ziel gelangte?

(Für ſich mit Accent)

Kalaf! Sohn Timurs!

(Verneigt ſich ſpottend)

Unbekannter Prinz!
Lebt wohl!

(Geht ab.)

Kalaf (allein.)

Wird dieſe Schreckensnacht nicht enden?
Wer hat auf ſolcher Folter je gezittert?
Und endet ſie, welch neues größres Schreckniß
Bereitet mir der Tag! Aus welchen Händen!
Hat meine edelmüthig treue Liebe
Solches um dich verdient, tyranniſch Herz!
— Wohlan! Den Himmel färbt das Morgenroth!
Die Sonne ſteigt herauf und allen Weſen
Bringt ſie das Leben, mir bringt ſie den Tod!
Gedult, mein Herz! Dein Schickſal wird ſich löſen!

Eilfter Auftritt.

Brigella. Kalaf.

Brigella.

Der Divan wird verſammelt, Herr. Die Stunde
Iſt da. Macht Euch bereit!

Kalaf

(miſſt ihn mit wilden ſcheuen Blicken.)

Biſt du das Werkzeug?
Wo haſt du deinen Dolch verſteckt? Machs kurz!
Vollziehe die Befehle, die du haſt!
Du raubſt mir nichts, worauf ich Werth noch legte.

Brigella.

Was für Befehle, Herr? Ich habe keinen

Befehl, als Euch zum Divan zu begleiten,
Wo Alles ſchon verſammelt iſt.

Kalaf

(nach einigem Nachſinnen, reſigniert.)

Laſſ' uns denn gehn!
Ich weiß, daß ich den Divan lebend nicht
Erreichen werde — Sieh, ob ich dem Tod
Beherzt entgegen treten kann.

Brigella

(ſieht ihn erſtaunt an.)

Was Teufel ſchwatzt er da von Tod und Sterben!
Verwünſchtes Weibervolk! Sie haben ihn
In dieſer ganzen Nacht nicht ſchlafen laſſen;
Nun iſt er gar im Kopf verrückt!

Kalaf

(wirft das Schwert auf den Boden.)

Da liegt
Mein Schwert. Ich will mich nicht zur Wehre ſetzen.
Die Grauſame erfahre wenigſtens,
Daß ich die unbeſchützte Bruſt von ſelbſt
Dem Streich des Todes dargeboten habe!

(Er geht ab, und wird, ſo wie er hinaustritt, von kriegeriſchem Spiel empfangen.)

Fünfter Aufzug.

Die Scene iſt die vom zweyten Aufzug. Im Hintergrund des Divans ſteht ein Altar mit einer chineſiſchen Gottheit und zwey Prieſtern, welche nach Aufziehung eines Vorhanges ſichtbar werden.

Bey Eröffnung des Akts ſizt Altoum auf ſeinem Throne. Pantalon und Tartaglia ſtehen zu ſeinen beyden Seiten; die acht Doctoren an ihrem Plaz; die Wache unter dem Gewehre.

Erſter Auftritt.

Altoum. Pantalon. Tartaglia. Doctoren. **Wache.** Gleich darauf Kalaf.

Kalaf

(tritt mit einer ſtürmiſchen Bewegung in den Saal, voll Argwohn hinter ſich ſchauend. In der Mitte der Scene verbeugt er ſich gegen den Kaiſer, dann für ſich.)

Wie? Ich bin lebend hier — Mit jedem Schritt
Erwartet' ich die zwanzig Schwerter in der Bruſt
Zu fühlen und von Niemand angefallen
Hab' ich den ganzen Weg zurückgelegt?

So hätte mir Adelma falſche Botſchaft
Verkündet — oder Turandot entdeckte
Die Namen, und mein Unglück iſt gewiß!

Altoum.

Mein Sohn! Ich ſehe deinen Blick umwölkt;
Dich quälen Furcht und Zweifel — Fürchte nichts mehr!
Bald werd' ich deine Stirn erheitert ſehn;
In wenig Stunden endet deine Prüfung.
— Geheimniſſe von freudenreichem Inhalt
Hab' ich für dich — Noch will ich ſie im Buſen
Verſchließen, theurer Jüngling, bis dein Herz,
Der Freude offen, ſie vernehmen kann.
— Doch merke dir! Nie kommt das Glück allein;
Es folgt ihm ſtets, mit reicher Gaben Fülle
Beladen, die Begleitung nach — Du biſt
Mein Sohn, mein Eidam! Turandot iſt dein!
Dreymal hat ſie in dieſer Nacht zu mir
Geſendet, mich beſchworen und gefleht,
Sie von der furchtbarn Probe loszuſprechen.
Daraus erkenne, ob du Urſach haſt,
Sie mit getroſtem Herzen zu erwarten.

Pantalon (zuverſichtlich.)

Das könnt ihr, Hoheit! Auf mein Wort! Was das
Betrifft, damit hats ſeine Richtigkeit!
Nehmt meinen Glückwunſch an! Heut iſt die Hochzeit.
Zweymal ward ich in dieſer Nacht zu ihr

Geholt; ſie hatt' es gar zu eilig; kaum
Ließ ſie mir Zeit, den Fuß in die Pantoffel
Zu ſtecken; ungefrühſtückt ging ich hin;
Es war ſo grimmig kalt, daß mir der Bart
Noch zittert — Aufſchub ſollt' ich ihr verſchaffen,
Rath ſchaffen ſollt' ich — Bey der Majeſtät
Fürſprach' einlegen — Ja, was ſollt' ich nicht!
'S war mir ein rechtes Gaudium und Labſal,
Ich läugn' es nicht, ſie deſperat zu ſehn.

Tartaglia.

Ich ward um ſechs Uhr zu ihr hin beſchieden;
Der Tag brach eben an; ſie hatte nicht
Geſchlafen und ſah aus, wie eine Eule.
Wohl eine halbe Stunde bat ſie mich,
Gab mir die ſchönſten Worte, doch umſonſt!
Ich glaube gar, ich hab' ihr bittre Dinge
Geſagt vor Ungeduld und grimmger Kälte.

Altoum.

Seht, wie ſie bis zum letzten Augenblick
Noch zaudert! Doch ſie ſperret ſich umſonſt.
Gemeſſene Befehle ſind gegeben,
Daß ſie durchaus im Divan muß erſcheinen,
Und iſts mit Güte nicht, ſo iſts mit Zwang.
Sie ſelbſt hat mich durch ihren Eigenſinn
Berechtigt, dieſe Strenge zu gebrauchen.
Erfahre ſie die Schande nun, die ich

Umſonſt ihr ſparen wollte — Freue dich,
Mein Sohn! Nun iſts an dir, zu triumphiren!

Kalaf.

Ich dank' Euch, Sire. Mich freuen kann ich nicht.
Zu ſchmerzlich leid' ich ſelbſt, daß der Geliebten
Um meinetwillen Zwang geſchehen ſoll.
Viel lieber wollt' ich — Ach, ich könnte nicht!
Was wäre Leben ohne ſie? — Vielleicht
Gelingt es endlich meiner zärtlichen
Bewerbung, ihren Abſcheu zu beſiegen,
Ihn einſt vielleicht in Liebe zu verwandeln.
Mein ganzes Wollen ſoll ihr Sklave ſeyn,
Und all mein höchſtes Wünſchen ihre Liebe.
Wer eine Gunſt bey mir erlangen will,
Wird keines andern Fürſprachs nöthig haben,
Als eines Winks aus ihrem ſchönen Aug'.
Kein Nein aus meinem Munde ſoll ſie kränken,
So lang die Parce meinen Faden ſpinnt;
So weit die Welle meines Lebens rinnt,
Soll ſie mein einzig Träumen ſeyn und Denken!

Altoum.

Auf denn! Man zögre länger nicht! Der Divan
Werde zum Tempel. Man erhebe den Altar!
Der Prieſter halte ſich bereit! Sie ſoll
Bey ihrem Eintritt gleich ihr Schickſal leſen.

Und ſoll erfahren, daß ich wollen kann,
Was ich ihr ſchwur.

(Der hintere Vorhang wird aufgezogen; man erblickt den chineſiſchen Götzen, den Altar und die Prieſter. Alles mit Kerzen beleuchtet.)

Man öffne alle Pforten!
Das ganze Volk ſoll freyen Eingang haben!
Zeit iſt's, daß dieſes undankbare Kind
Den tauſendfachen Kummer uns bezahle,
Den ſie auf unſer greiſes Haupt gehäuft.

(Man hört einen lugubren Marſch mit gedämpften Trommeln. Bald darauf zeigt ſich Truffaldin mit Verſchnittenen, hinter ihnen die Sklavinnen, darauf Turandot, alle in ſchwarzen Flören, die Frauen in ſchwarzen Schleiern.)

Pantalon.

Sie kommt! Sie kommt! Still! Welche Klagmuſik!
— Welch trauriges Gepräng! Ein Hochzeitmarſch,
Der völlig einem Leichenzuge gleicht!

(Der Aufzug erfolgt ganz auf dieſelbe Weiſe und mit denſelben Ceremonien, wie im zweyten Akt.)

Zweyter Auftritt.

Vorige. Turandot. Adelma. Zelima.
Ihre Sklavinnen und Verſchnittenen.

Turandot

(nachdem ſie ihren Thron beſtiegen und eine allgemeine Stille erfolgt, zu Kalaf.)

Dies Traurgepränge, unbekannter Prinz,
Und dieſer Schmerz, den mein Gefolge zeigt,
Ich weiß, iſt Eurem Auge ſüße Weide.
Ich ſehe den Altar geſchmückt, den Prieſter
Zu meiner Trauung ſchon bereit, ich leſe
Den Hohn in jedem Blick und möchte weinen.
Was Kunſt und tiefe Wiſſenſchaft nur immer
Vermochten, hab' ich angewandt, den Sieg
Euch zu entreißen, dieſem Augenblick,
Der meinen Ruhm vernichtet, zu entfliehen;
Doch endlich muß ich meinem Schickſal weichen.

Kalaf.

O läſe Turandot in meinem Herzen,
Wie ihre Trauer meine Freude dämpft,
Gewiß, es würde ihren Zorn entwaffnen.
Wars ein Vergehn, nach ſolchem Gut zu ſtreben?
Ein Frevel wärs, es zaghaft aufzugeben!

Altoum.

Prinz, der Herablaſſung iſt ſie nicht werth.
An ihr iſts jetzo, ſich herabzugeben!

Kann ſie's mit edelm Anſtand nicht, mag ſie
Sich darein finden, wie ſie kann — Man ſchreite
Zum Werk! Der Inſtrumente froher Schall
Verkünde laut —

Turandot.

Gemach! Damit iſts noch zu früh!
(Aufſtehend und zu Kalaf ſich wendend)
Vollkommner konnte mein Triumph nicht ſeyn,
Als dein getäuſchtes Herz in ſüße Hoffnung
Erſt einzuwiegen, und mit Einemmal
Nun in den Abgrund nieder dich zu ſchleudern.
(Langſam und mit erhabner Stimme)
Hör', Kalaf, Timurs Sohn! Verlaſſ' den Divan!
Die beyden Namen hat mein Geiſt gefunden.
Such' eine andre Braut — Weh dir und Allen,
Die ſich im Kampf mit Turandot verſuchen!

Kalaf.

O ich Unglücklicher!

Altoum.

Iſts möglich? Götter!

Pantalon.

Heilige Katharina!
(Zu Tartaglia)
Geht heim! Laſſt Euch den Bart auszwicken, Doctor!

Tartaglia.

Allhöchſter Tien! Mein Verſtand ſteht ſtill!

Kalaf.

Alles verloren! Alle Hoffnung todt!
— Wer ſteht mir bey? Ach, mir kann Niemand helfen!
Ich bin mein eigner Mörder; meine Liebe
Verlier' ich, weil ich allzuſehr geliebt!
— Warum hab' ich die Räthſel geſtern nicht
Mit Fleiß verfehlt, ſo läge dieſes Haupt
Jetzt ruhig in dem ewgen Schlaf des Todes,
Und meine bange Seele hätte Luſt.
Warum, zu gütger Kaiſer, muſſtet Ihr
Das Blutgeſetz zu meinem Vortheil mildern,
Daß ich mit meinem Haupt dafür bezahlte,
Wenn ſie mein Räthſel aufgelöst — So wäre
Ihr Sieg vollkommen und ihr Herz befriedigt!
(Ein unwilliges Gemurmel entſteht im Hintergrund.)

Altoum.

Kalaf! Mein Alter unterliegt dem Schmerz;
Der unverſehne Blitzſtrahl ſchlägt mich nieder.

Turandot (bey Seite zu Zelima.)

Sein tiefer Jammer rührt mich, Zelima!
Ich weiß mein Herz nicht mehr vor ihm zu ſchützen.

Zelima (leiſe zu Turandot.)

O ſo ergebt Euch einmal! Macht ein Ende!
Ihr ſeht! Ihr hört! Das Volk wird ungeduldig!

Adelma (für ſich.)

An dieſem Augenblick hängt Tod und Leben!

Kalaf.

Und brauchts denn des Geſetzes Schwert, ein Leben
Zu endigen, das länger mir zu tragen
Unmöglich iſt?

(Er tritt an den Thron der Turandot)

Ja, Unverſöhnliche!
Sieh hier den Kalaf, den du kennſt — den du
Als einen namenloſen Fremdling haſſteſt,
Den du jetzt kennſt und fortfährſt zu verſchmähn!
Verlohnte ſichs, ein Daſeyn zu verlängern,
Das ſo ganz werthlos iſt vor deinen Augen?
Du ſollſt befriedigt werden, Grauſame!
Nicht länger ſoll mein Anblick dieſe Sonne
Beleidigen — Zu deinen Füßen —

(Er zieht einen Dolch und will ſich durchſtechen. In demſelben Augenblick macht Adelma eine Bewegung, ihn zurück zu halten und Turandot ſtürzt von ihrem Thron.)

Turandot.

(ihm in den Arm fallend mit dem Ausdruck des Schreckens und der Liebe)

Kalaf!

(Beyde ſehen einander mit unverwandten Blicken an und bleiben eine Zeitlang unbeweglich in dieſer Stellung.)

Altoum.

Was ſeh' ich!

Kalaf (nach einer Pauſe.)

Du? Du hinderſt meinen Tod?
Iſt das dein Mitleid, daß ich leben ſoll,

Ein Leben ohne Hoffnung, ohne Liebe?
Meiner Verzweiflung denkſt du zu gebieten?
— Hier endet deine Macht. Du kannſt mich tödten;
Doch mich zum Leben zwingen kannſt du nicht.
Laß mich, und wenn noch Mitleid in dir glimmt,
So zeig' es meinem jammervollen Vater!
Er iſt zu Peckin; Er bedarf des Troſtes:
Denn auch des Alters letzte Stütze noch,
Den theuren, einzgen Sohn raubt ihm das Schickſal.
(Er will ſich tödten)

Turandot.
(wirft ſich ihm in die Arme)
Lebt. Kalaf! Leben ſollt Ihr — und für mich!
Ich bin beſiegt. Ich will mein Herz nicht mehr
Verbergen — Eile, Zelima, den beyden
Verlaſſenen, du kennſt ſie, Troſt zu bringen,
Freyheit und Freude zu verkünden — Eile!

Zelima.
Ach und wie gerne!

Adelma (vor ſich.)
Es iſt Zeit zu ſterben.
Die Hoffnung iſt verloren.

Kalaf.
Träum' ich, Götter?

Turandot.
Ich will mich keines Ruhms anmaßen, Prinz,
Der mir nicht zukommt. Wiſſet denn; es wiſſ'

Es alle Welt! Nicht meiner Wiſſenſchaft,
Dem Zufall Eurer eignen Uebereilung
Verdank' ich das Geheimniß Eures Namens.
Ihr ſelbſt, Ihr lieſſet gegen meine Sklavinn
Adelma beyde Namen Euch entſchlüpfen.
Durch ſie bin ich dazu gelangt — Ihr alſo habt
Geſiegt, nicht ich, und Euer iſt der Preis.
— Doch nicht blos, um Gerechtigkeit zu üben
Und dem Geſetz genug zu thun — Nein, Prinz!
Um meinem eignen Herzen zu gehorchen,
Schenk' ich mich Euch — Ach, es war Euer, gleich
Im erſten Augenblick, da ich Euch ſah!

Adelma.

O nie gefühlte Marter!

Kalaf

(der dieſe ganze Zeit über wie ein Träumender geſtanden, ſcheint jetzt erſt zu ſich ſelbſt zu kommen und ſchließt die Prinzeſſinn mit Entzückung in ſeine Arme.)

Ihr die Meine?
O tödte mich nicht, Uebermaß der Wonne!

Altoum.

Die Götter ſegnen dich, geliebte Tochter,
Daß du mein Alter endlich willſt erfreun.
Verziehen ſey dir jedes vor'ge Leid;
Der Augenblick heilt jede Herzenswunde.

Pantalon.

Hochzeit! Hochzeit! Macht Platz, ihr Herrn Doctoren!

Tartaglia.

Platz! Platz! Der Bund ſey alſogleich beſchworen!

Adelma.

Ja lebe, Grauſamer, und lebe glücklich
Mit ihr, die meine Seele haſſt!
(Zu Turandot)
Ja wiſſe,
Daß ich dich nie geliebt, daß ich dich haſſe,
Und nur aus Haß gehandelt, wie ich that.
Die Namen ſagt' ich dir, um den Geliebten
Aus deinem Arm zu reißen und mit ihm,
Der meine Liebe war, eh du ihn ſahſt,
In glücklichere Länder mich zu flüchten.
Noch dieſe Nacht, da ich zu deinem Dienſt
Geſchäftig ſchien, verſucht' ich alle Liſten;
Selbſt die Verläumdung ſpart' ich nicht, zur Flucht
Mit mir ihn zu bereden; doch umſonſt!
In ſeinem Schmerz entſchlüpften ihm die Namen,
Und ich verrieth ſie dir: du ſollteſt ſiegen;
Verbannt von deinem Angeſicht ſollt' er
In meinen Arm ſich werfen — Eitle Hoffnung!
Zu innig liebt' er dich und wählte lieber,
Durch dich zu ſterben als für mich zu leben!
Verloren hab' ich alle meine Mühen;
Nur Eins ſteht noch in meiner Macht. Ich ſtamme,
Wie du, von königlichem Blut und muß erröthen,
Daß ich ſo lange Sklavenfeſſeln trug.

In dir muß ich die blutge Feindinn haſſen.
Du haſt mir Vater, Mutter, Brüder, Schweſtern,
Mir Alles, was mir theuer war, geraubt,
Und nun auch den Geliebten raubſt du mir.
So nimm auch noch die letzte meines Stammes,
Mich ſelbſt zum Raube hin — Ich will nicht leben!
(Sie hebt den Dolch, welchen Turandot dem Kalaf entriſſen, von der Erde auf.)
Verzweiflung zückte dieſen Dolch; er hat
Das Herz gefunden, das er ſpalten ſoll.
(Sie will ſich erſtechen)

Kalaf.

(fällt ihr in den Arm)

Faßt Euch, Adelma.

Adelma.

Laß mich, Undankbarer!
In *ihrem* Arm dich ſehen? Nimmermehr!

Kalaf.

Ihr ſollt nicht ſterben. Eurem glücklichen
Verrathe dank ichs, daß dies ſchöne Herz,
Dem Zwange feind, mich edelmüthig frey
Beglücken konnte — Gütiger Monarch,
Wenn meine heißen Bitten was vermögen,
So habe ſie die Freyheit zum Geſchenk,
Und unſers Glückes erſtes Unterpfand
Sey eine Glückliche!

Turandot.

Auch ich, mein Vater,

Vereinige mein Bitten mit dem ſeinen.
Zu haſſenswerth, ich fühl' es, muß ich ihr
Erſcheinen; mir verzeihen kann ſie nie,
Und könnte nie an mein Verzeihen glauben.
Sie werde frey, und iſt ein größer Glück
Für ſie noch übrig, ſo gewährt es ihr!
Wir haben viele Thränen fließen machen,
Und müſſen eilen, Freude zu verbreiten.

Pantalon.

Ums Himmelswillen, Sire, ſchreibt ihr den Laufpaß,
So ſchnell Ihr könnt, und gebt ihr, wenn ſies fodert,
Ein ganzes Königreich noch auf den Weg.
Mir iſt ganz weh und bang, daß unſre Freude
In Rauch aufgeh', ſo lang ein wüthend Weib
Sich unter Einem Dach mit Euch befindet.

Altoum (zu Turandot.)

An ſolchem Freudentag, den du mir ſchenkſt,
Soll meine Milde keine Gränzen kennen.
Nicht blos die Freyheit ſchenk' ich ihr. Sie nehme
Die väterlichen Staaten auch zurück,
Und theile ſie mit einem würdgen Gatten,
Der klug ſey und den Mächtigen nicht reize.

Adelma.

Sire — Königinn — Ich bin beſchämt, verwirrt —
So große Huld und Milde drückt mich nieder.
Die Zeit vielleicht, die alle Wunden heilt,
Wird meinen Kummer lindern — Jetzt vergönnt mir

Zu ſchweigen und von eurem Angeſicht
Zu gehn — Denn nur der Thränen bin ich fähig,
Die unaufhaltſam dieſem Aug entſtrömen!
(Sie geht ab mit verhülltem Geſicht, noch einen glühenden Blick auf Kalaf werfend, eh ſie ſcheidet.)

Letzter Auftritt.

Die Vorigen ohne Adelma. Gegen das Ende **Timur, Barak, Skirina** und **Zelima.**

Kalaf.

Mein Vater, o wo find' ich dich, wo biſt du,
Daß ich die Fülle meines Glücks in deinen Buſen
Ausgieße?

Turandot.

(verlegen und beſchämt)

Kalaf. Euer edler Vater iſt
Bey mir, iſt hier — In dieſem Augenblicke
Fühlt er ſein Glück — Verlangt nicht mehr zu wiſſen,
Nicht ein Geſtändniß, das mich ſchamroth macht,
Vor allen dieſen Zeugen zu vernehmen.

Altoum.

Timur bey dir? Wo iſt er? — Freue dich,
Mein Sohn! Dies Kaiſerreich haſt du gewonnen;
Auch dein verlornes Reich iſt wieder dein.
Ermordet iſt der grauſame Tyrann,

Der dich beraubte! Deines Volkes Stimme
Ruft dich zurück auf deiner Väter Thron,
Den dir ein treuer Diener aufbewahrt.
Durch alle Länder hat dich ſeine Botſchaft
Geſucht, und ſelbſt zu mir iſt ſie gedrungen,
— Dies Blatt enthält das Ende deines Unglücks.

(Ueberreicht ihm einen Brief.)

Kalaf

(wirft einen Blick hinein und ſteht eine Zeitlang in ſprachloſer Rührung.)

Götter des Himmels! Mein Entzücken iſt
Droben bey euch — die Lippe iſt verſiegelt.

(In dieſem Augenblick öffnet ſich der Saal; Timur und Barak treten herein, von Zelima und ihrer Mutter begleitet. Wie Kalaf ſeinen Vater erblickt, eilt er ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen; Barak ſinkt zu Kalafs Füßen, indem ſich Zelima und ihre Mutter vor der Turandot niederwerfen, welche ſie gütig aufhebt. Altoum, Pantalon und Tartaglia ſtehen gerührt. Unter dieſen Bewegungen fällt der Vorhang.)

Friedrichs von Schiller

ſämmtliche Werke.

Zwölfter Band.

Mit allergnädigſten Privilegien gegen den Nachdruck und Verkauf der Nachdrücke.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
1815.

Inhalt dieſes Bandes.

Seite

Ueberſetzung des Trauerſpiels Phädra von Racine. 1

Der Paraſit oder die Kunſt ſein Glück zu machen. Ein Luſtſpiel nach dem Franzöſiſchen. . 91

Der Neffe als Onkel, Luſtſpiel aus dem Franzöſiſchen des Picard. 211

Nachlaß, als:

Fragment und Plan des Demetrius. . . 293

Plan und Fragment des dramatiſchen Gedichts: Warbeck. 369

Plan des Trauerſpiels: die Maltheſer. . 399

Plan eines Drama: die Kinder des Hauſes. 419

Nacherinnerung des Herausgebers zum IV. Bande, nebſt einem Nachtrage zum Geiſterſeher. 433

Phädra,

Trauerſpiel

von

Racine.

Perſonen.

Theſeus, König von Athen.

Phädra, ſeine Gemahlinn, Tochter des Minos und der Paſiphae.

Hippolyt, Sohn des Theſeus und der Antiope, Königinn der Amazonen.

Aricia, aus dem königlichen Geſchlechte der Pallantiden zu Athen.

Theramen, Erzieher des Hippolyt.

Oenone, Amme und Vertraute der Phädra.

Ismene, Vertraute der Aricia.

Panope, vom Gefolge der Phädra.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hippolyt, Theramen.

Hippolyt.

Beſchloſſen iſt's, ich gehe, Theramen!
Ich ſcheide von dem lieblichen Trözene;
Nicht länger trag' ich's, müßig hier zu weilen,
In dieſen Zweifeln, die mich ängſtigen.
Sechs Monde weilt mein Vater ſchon entfernt;
Nichts will von ſeinem theuren Haupt verlauten,
Nichts von dem Orte ſelbſt, der ihn verbirgt.

Theramen.

Wohin, o Herr, willſt du ihn ſuchen gehn?
Dich zu beruhigen, durchkreuzt' ich ſchon
Die beyden Meere, die der Iſthmus trennt;
Nach Theſeus fragt' ich an den Ufern, wo
Der Acheron im Todtenreiche ſchwindet;
Elis hab' ich durchſucht, den Tänarus
Ließ ich im Rücken, ja an's Meer ſogar
Bin ich gedrungen, welchem Ikarus

Den Namen gab — Was hoffſt du ferner noch?
In welchen glücklicheren Himmelsſtrichen
Gedenkſt du ſeine Spuren aufzufinden?
Ja, wiſſen wir, ob uns der König nicht
Vorſätzlich ſeinen Aufenthalt verbirgt,
Und, während daß wir für ſein Leben zittern,
Sich ſtill vergnügt in neuen Liebesbanden?

Hippolyt.

Halt, Freund, und ſprich mit Ehrfurcht von dem König!
Unwürd'ge Urſach' hält ihn nicht zurück;
Entſagt hat er dem wilden Recht der Jugend;
Phädra hat ſeinen flücht'gen Sinn gefeſſelt,
Und fürchtet keine Nebenbuhl'rinn mehr.
Genug, ich ſuch' ihn, folge meiner Pflicht,
Und fliehe dieſen Ort, der mich beängſtigt.

Theramen.

Wie, Herr, ſeit wann denn fürchteſt du Gefahr
In dieſem ſtillen Land, das deiner Kindheit
So theuer war, wohin du dich ſo gern
Geflüchtet aus dem rauſchenden Athen?
Was kann dich hier bedrohen oder kränken?

Hippolyt.

Freund, jene ſel'gen Tage ſind dahin;
Ein ganz verändert Anſehn hat jetzt Alles,
Seitdem die Götter uns des Minos Tochter
Und der Paſiphae hieher geſandt.

Theramen.

Herr, ich verſteh', ich fühle, was dich drückt.
Dein Kummer iſt es, Phädra hier zu ſehen —
Stiefmütterlich geſinnt, ſah ſie dich kaum,
Gleich übte ſie verderblich ihre Macht;
Dich zu verbannen war ihr erſtes Werk.
Doch dieſer Haß, den ſie dir ſonſt geſchworen,
Iſt ſehr geſchwächt, wenn er nicht ganz verſchwand.
Und welches Unheil kann ein Weib dir bringen,
Das ſtirbt, und das entſchloſſen iſt zu ſterben?
Die Unglückſelige wird einem Schmerz
Zum Raub, den ſie mit Eigenſinn verbirgt;
Sie iſt der Sonne müd' und ihres Lebens;
Wie kann ſie gegen dich Verderben ſpinnen?

Hippolyt.

Nicht ihr ohnmächt'ger Haß iſt's, was ich fürchte,
Ganz eine andre Feindinn will ich fliehn;
Es iſt Aricia, ich will's geſtehn,
Die letzte jenes unglückſel'gen Stamms,
Der gegen uns feindſelig ſich verſchworen.

Theramen.

Auch du verfolgſt ſie, Herr? Die holde Schweſter
Der wilden Pallantiden, hat ſie je
Der Brüder ſchwarze Meuterey getheilt?
Und könnteſt du die ſchöne Unſchuld haſſen?

Hippolyt.

Wenn ich ſie haßte, würd' ich ſie nicht fliehn.

Theramen.

Herr, wag' ich's, deine Flucht mir zu erklären?
Wärſt du vielleicht der ſtrenge Hippolyt
Nicht mehr, der ſtolze Feind der ſchönen Liebe,
Der muthige Verächter eines Jochs,
Dem Theſeus ſich ſo oft, ſo gern gebeugt?
So lang von dir verachtet hätte Venus
Des Vaters Ehre nun an dir gerächet?
Sie hätt' in Eine Reihe dich geſtellt
Mit Andern, dich gezwungen ihr zu opfern?
— Du liebteſt, Herr?

Hippolyt.

Freund, welche Rede wagſt du?
Du, der mein Innres kennt, ſeitdem ich athme,
Verlangſt, daß ich den edlen Stolz verläugne,
Den dieſes freye Herz von je bekannt?
Nicht an der Bruſt der Amazone nur,
Die mich geboren, ſchöpft' ich dieſen Stolz.
Ich ſelbſt, ſobald ich meiner mir bewußt,
Beſtärkte mich in dieſem edlen Triebe.
Du warſt der Freund, der Führer meiner Jugend;
Oft ſprachſt du mir von meines Vaters Thaten;
Du weißt, wie ich dir lauſchte, wie mein Herz
Bey ſeinen edeln Waffenthaten ſchlug —
Wenn du den kühnen Helden mir beſchriebſt,
Wie er der Welt den Herkules erſetzte,
Mit Ungeheuern kämpfte, Räuber ſtrafte,

Wie er den Sinnis, den Prokruſtes ſchlug,
Dem Periphetes ſeine Keul' entrang,
Den Kerkyon beſiegte, mit dem Blut
Des Minotaurus Kreta's Boden färbte.
Doch wenn du auf das minder Rühmliche
Zu reden kamſt, die leichten Liebesſchwüre,
Die oft gelobte und gebrochne Treu —
Wenn du die ſpart'ſche Helena mir nannteſt,
Den Ihrigen entriſſen — Periböa
In ihrem Schmerz zu Salamin verlaſſen —
Und alle die Betrognen ohne Zahl,
Die ſeinen Schwüren allzuleicht geglaubt,
Bis auf den Namen ſelbſt von ihm vergeſſen —
Ariadne, die dem tauben Felſenufer
Sein Unrecht klagt, und Phädra, ihre Schweſter,
Wie ſie, geraubt, doch glücklicher als ſie —
Du weißt, wie peinlich mir bey der Erzählung
Zu Muthe war, wie gern ich ſie verkürzte!
Wie hätt' ich nicht gewünſcht, ſo ſchönem Leben
Die minder würd'ge Hälfte zu erſparen!
Und ſollte ſelbſt mich jetzt gebunden ſehn?
So tief herunter ließ ein Gott mich ſinken!
Mich, den noch kein erlegter Feind verherrlicht,
Der ſich durch keine Heldentugend noch
Das Recht erkaufte, ſchwach zu ſeyn, wie Theſeus!
Und ſollte dieſes ſtolze Herz empfinden,
Mußt' es Aricia ſeyn, die mich beſiegte?

Vergaß ich ganz in meinem trunknen Wahn
Das Hinderniß, das uns auf ewig trennt?
Verwirft ſie nicht mein Vater? Wehrt mir nicht
Ein ſtreng Geſetz, das feindlich denkende
Geſchlecht der Pallantiden fortzupflanzen?
Auf ewig ſoll's mit ihr vernichtet ſeyn;
In Aufſicht ſoll ſie bleiben bis zum Grab,
Und nie ſoll ihr die Fackel Hymens lodern!
Und biet' ich meinem Vater ſolchen Trotz,
Mit ihrer Hand ihr Recht mir anzufreyen?
Zu ſolcher Raſerey riß mich die Jugend —

Theramen (ihm ins Wort fallend.)

Ach Herr, wenn deine Stunde kam, ſo fragt
Kein Gott nach unſern Gründen! Theſeus ſelbſt
Schärft deinen Blick, da er ihn ſchließen will;
Das Herz empört ſich gegen Zwang und ſelbſt
Sein Haß gießt neuen Reiz um die Geliebte.
Warum auch ſchreckt dich eine keuſche Liebe,
Und wenn ſie glücklich macht, mißgönnſt du dir's?
Beſiege doch die ſcheue Furcht! Kann man
Sich auf der Bahn des Herkules verirren!
Wie ſtolze Herzen hat nicht Venus ſchon
Bezähmt! Du ſelbſt, der ihre Macht beſtreitet,
Wo wärſt du, hätt' Antiope dem Trieb
Der Göttinn immer ſiegend widerſtanden,
Der Liebe keuſche Flamme nie gefühlt!
Doch, Herr, wozu mit großen Worten prunken?

Geſteh's, du biſt der Vorige nicht mehr,
Schon lang ſieht man dich ſeltener als ſonſt
Stolz und unbändig deinen Wagen lenken,
Und, in der edeln Kunſt Neptuns geübt,
Das wilde Jagdroß an den Zaum gewöhnen.
Viel ſeltener erklingen Forſt und Wald
Von unſerm Jagdruf — ein verborgner Gram
Senkt deiner Blicke feur'ge Kraft zur Erde.
Ja, ja, du liebſt, du glühſt von Liebe! Dich
Verzehrt ein Feuer, Herr, das du verheimlichſt.
Geſteh's, du liebſt Aricien!

Hippolyt.

Ich — reiſe
Und ſuche meinen Vater, Theramen!

Theramen.

Herr, ſiehſt du Phädra nicht, bevor du gehſt?

Hippolyt.

Das iſt mein Vorſatz. Bring' ihr dieſe Nachricht!
Gehn wir zu ihr, weil es die Pflicht ſo will.
— Doch ſieh, was für ein neues Mißgeſchick
Bekümmert ihre zärtliche Oenone?

Zweyter Auftritt.

Hippolyt. Theramen. Oenone.

Oenone.

Ach, welcher Jammer iſt dem meinen gleich!
Herr, meine Königinn iſt dem Tode nah!
Vergebens laſſ' ich ſie ſo Nacht als Tag
Nicht aus den Augen — ſie ſtirbt mir in den Armen
An einem Uebel, das ſie mir verhehlt.
In ewiger Zerrüttung iſt ihr Geiſt;
Die Unruh treibt ſie auf von ihrem Lager;
Sie will in's Freye, will die Sonne ſchauen;
Doch keinem Zeugen will ihr Schmerz begegnen.
— Sie kommt!

Hippolyt.

Ich geh', ich laſſ' ihr ihren freyen Raum,
Und ſpar' ihr einen Anblick, den ſie haſſt.

(Hippolyt und Theramen gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Phädra. Oenone.

Phädra.

Gehn wir nicht weiter, ruhn wir hier, Oenone!
Ich halte mich nicht mehr, die Kräfte ſchwinden,
Mich ſchmerzt des Tages ungewohnter Glanz.

Und meine Kniee zittern unter mir.
Ach!

(Sie ſetzt ſich)

Oenone.

Große Götter, ſchaut auf unſre Thränen!

Phädra.

Wie dieſe ſchweren Hüllen auf mir laſten,
Der eitle Prunk! Welch ungebetne Hand
Hat dieſe Zöpfe künſtlich mir geflochten,
Mit undankbarer Mühe mir das Haar
Um meine Stirn geordnet? Muß ſich Alles
Verſchwören, mich zu kränken, mich zu quälen?

Oenone.

So iſt ſie ewig mit ſich ſelbſt im Streit!
— Du ſelbſt, o Königinn, beſinn' dich doch,
Dein trauriges Beginnen widerrufend,
Haſt unſern Fleiß ermuntert, dich zu ſchmücken.
Du fühlteſt dir noch Kräfte, dich hervor
Zu wagen und der Sonne Licht zu ſehn.
Du ſiehſt es jetzt und haſſeſt ſeinen Strahl!

Phädra.

Glanzvoller Stifter meines traurigen Geſchlechts!
Du, deſſen Enkeltochter ich mich rühme!
Der über meine ſchmähliche Verwirrung
Vielleicht erröthet — hoher Sonnengott!
Zum Letztenmale ſeh' ich deine Strahlen.

Oenone.

Weh mir, noch immer nährſt du, Königinn,
Den traur'gen Vorſatz und entſagſt dem Leben?

Phädra (ſchwärmeriſch.)

O ſäß' ich draußen in der Wälder Grün! —
Wann wird mein Aug' auf der beſtäubten Bahn
Des raſchen Wagens flücht'gen Lauf verfolgen?

Oenone.

Wie, Königinn? Was iſt das?

Phädra.

Ach, ich bin
Von Sinnen — Was hab' ich geſagt? — Oenone —
Ich weiß nicht, was ich wünſche, was ich ſage;
Ein Gott hat die Beſinnung mir geraubt —
Fühl' her, wie meine Wange glüht, Oenone!
Zu ſehr verrieth ich meine Schwäche dir,
Und wider Willen ſtürzen mir die Thränen.

Oenone.

Muſſt du erröthen, über dieſes Schweigen
Erröthe, über dieſen ſtrafbarn Widerſtand,
Der nur die Stacheln deiner Schmerzen ſchärft!
Willſt du, von unſerm Flehen ungerührt,
Hartnäckig alle Hülfe von dir ſtoßen,
Und rettungslos dein Leben ſchwinden ſehn?
Was für ein Wahnſinn ſetzt ihm vor der Zeit
Ein frühes Ziel? Was für ein Zauber, welch
Ein heimlich Giſt macht ſeine Quellen ſtocken?

Dreymal umzog den Himmel ſchon die Nacht,
Seitdem kein Schlummer auf dein Auge ſank,
Und dreymal wich die Finſterniß dem Tag,
Seitdem dein Körper ohne Nahrung ſchmachtet.
Welch gräßlichem Entſchluſſe gibſt du Raum?
Darfſt du mit Frevelmuth dich ſelbſt zerſtören?
Das heißt den Göttern trotzen, iſt Verrath
Am Gatten, dem du Treue ſchwurſt, Verrath
An deinen Kindern, den unſchuld'gen Seelen,
Die du zu hartem Sklavenjoch verdammſt.
Der Tag, der ihre Mutter ihnen raubt,
Bedenk' es, Königinn, er gibt dem Sohn
Der Amazone ſeine Hoffnung wieder,
Dem ſtolzen Feinde deines Blutes, ihm,
Dem Fremdling, dieſem Hippolyt —

Phädra.

Ihr Götter!

Oenone.

Ergreift die Wahrheit dieſes Vorwurfs dich?

Phädra.

Unglückliche! Wen haſt du jetzt genannt?

Oenone.

Mit Recht empört ſich dein Gemüth. Mich freut's,
Daß dieſer Unglücksname dich entrüſtet!
Drum lebe! Laſſ' die Liebe, laſſ' die Pflicht
Es dir gebieten! Lebe! Dulde nicht,
Daß dieſer Scythe das verhaßte Joch

Auf deine Kinder lege! der Barbar
Dem ſchönſten Blute Griechenlands gebiete!
Jetzt aber eile — Jeder Augenblick,
Den du verſäumſt, bringt näher dich dem Tode —
Verſchieb's nicht länger, die erliegende
Natur zu ſtärken, weil die Lebensflamme
Noch brennt, und noch auf's Neu' ſich läſſt entzünden.

Phädra.

Schon allzulang nährt' ich ein ſchuldvoll Daſeyn.

Oenone.

So klagt dein Herz geheimer Schuld dich an?
Iſt's ein Verbrechen, das dich ſo beängſtigt?
Du haſt doch nicht unſchuldig Blut verſprützt?

Phädra.

Die Hand iſt rein. Wär' es mein Herz, wie ſie!

Oenone.

Und welches Ungeheure ſann dein Herz
Sich aus, das ſolchen Schauder dir erregt?

Phädra.

Genug ſagt' ich. Verſchone mich! Ich ſterbe,
Um das Unſelige nicht zu geſtehen!

Oenone.

So ſtirb! Beharr' auf deinem trotzgen Schweigen!
Doch dir das Aug' im Tode zu verſchließen,
Such' eine andre Hand! Obgleich dein Leben
Auf deiner Lippe ſchon entfliehend ſchwebt,
Dräng' ich mich doch im Tode dir voran,

Es führen tauſend Steige dort hinab;
Mein Jammer wählt den kürzeſten ſich aus.
Grauſame, wann betrog ich deine Treu?
Vergaßeſt du, wer deine Kindheit pflegte?
Um deinetwillen Freunde, Vaterland
Und Kind verließ? So lohnſt du meiner Liebe?

Phädra.

Was hoffſt du durch dein Flehn mir abzuſtürmen?
Entſetzen wirſt du dich, brech' ich mein Schweigen.

Oenone.

Was kannſt du mir Entſetzlicheres nennen,
Als dich vor meinen Augen ſterben ſehn!

Phädra.

Weißt du mein Unglück, weißt du meine Schuld,
Nicht minder ſterb' ich drum, nur ſchuld'ger ſterb' ich.

Oenone (vor ihr niederfallend.)

Bey allen Thränen, die ich um dich weinte,
Bey deinem zitternden Knie, das ich umfaſſe,
Mach' meinem Zweifel, meiner Angſt ein Ende!

Phädra.

Du willſt es ſo. Steh auf.

Oenone.

O ſprich, ich höre.

Phädra.

Gott! Was will ich ihr ſagen! Und wie will ich's?

Oenone.

Mit deinen Zweifeln kränkſt du mich. Vollende!

Phädra.

O ſchwerer Zorn der Venus! Strenge Rache!
Zu welchem Wahnſinn triebſt du meine Mutter!

Oenone.

Sprich nicht davon! Ein ewiges Vergeſſen
Bedecke das unſelige Vergehn!

Phädra.

O Ariadne, Schweſter, welch Geſchick
Hat Liebe dir am öden Strand bereitet!

Oenone.

Was iſt dir? Welcher Wahnſinn treibt dich an,
In allen Wunden deines Stamms zu wühlen?

Phädra.

So will es Venus! Von den Meinen allen
Soll ich, die Letzte, ſoll am tiefſten fallen!

Oenone.

Du liebſt?

Phädra.

Der ganze Wahnſinn raſt in mir.

Oenone.

Wen liebſt du?

Phädra.

Sey auf Gräßliches gefaßt.
Ich liebe — das Herz erzittert mir, mir ſchaudert,
Es heraus zu ſagen — Ich liebe —

Oenone.

Wen?

Phädra.

— Du kennſt ihn,
Den Jüngling, ihn, den ich ſo lang verfolgte,
Den Sohn der Amazone —

Oenone.

Hippolyt!
Gerechte Götter!

Phädra.

Du nannteſt ihn, nicht ich.

Oenone.

Gott! All mein Blut erſtarrt in meinen Adern.
O Jammer! O verbrechenvolles Haus
Des Minos! Unglückſeliges Geſchlecht!
O dreymal unglückſel'ge Fahrt! Daß wir
An dieſem Unglücksufer mußten landen!

Phädra.

Schon früher fing mein Unglück an. Kaum war
Dem Sohn des Egeus meine Treu verpfändet,
Mein Friede ſchien ſo ſicher mir gegründet,
Mein Glück mir ſo gewiß, da zeigte mir
Zuerſt Athenä meinen ſtolzen Feind.
Ich ſah ihn, ich erröthete, verblaßte
Bey ſeinem Anblick, meinen Geiſt ergriff
Unendliche Verwirrung, finſter ward's
Vor meinen Augen, mir verſagte die Stimme,
Ich fühlte mich durchſchauert und durchflammt,
Der Venus furchtbare Gewalt erkannt' ich,

Und alle Qualen, die ſie zürnend ſendet.
Durch fromme Opfer hofft' ich ſie zu wenden,
Ich baut' ihr einen Tempel, ſchmückt' ihn reich,
Ich ließ der Göttinn Hekatomben fallen,
Im Blut der Thiere ſucht' ich die Vernunft,
Die mir ein Gott geraubt — Ohnmächtige
Schutzwehren gegen Venus Macht! Umſonſt
Verbrannt' ich köſtlich Rauchwerk auf Altären;
In meinem Herzen herrſchte Hippolyt,
Wenn meine Lippe zu der Göttinn flehte.
Ihn ſah ich überall und ihn allein;
Am Fuße ſelbſt der rauchenden Altäre
War Er der Gott, dem ich die Opfer brachte.
Was frommte mir's, daß ich ihn überall
Vermied — O unglückſeliges Verhängniß!
In des Vaters Zügen fand ich ihn ja wieder.
Mit Ernſt bekämpft' ich endlich mein Gefühl;
Ich that Gewalt mir an, ihn zu verfolgen.
Stiefmütterliche Launen gab ich mir,
Den allzutheuern Feind von mir zu bannen.
Ich ruhte nicht, bis er verwieſen ward;
In den Vater ſtürmt' ich ein mit ew'gem Dringen,
Bis ich den Sohn aus ſeinem Arm geriſſen —
Ich athmete nun wieder frey, Oenone,
In Unſchuld floſſen meine ſtillen Tage,
Verſchloſſen blieb in tiefer Bruſt mein Gram,
Und unterwürfig meiner Gattinnpflicht

Pflegt' ich die Pfänder unſrer Unglücksehe!
Verlorne Müh'! O Tücke des Geſchicks!
Mein Gatte bringt ihn ſelbſt mir nach Trözene;
Ich muß ihn wiederſehn, den ich verbannt,
Und neu entbrennt die nie erſtickte Glut.
Kein heimlich ſchleichend Feuer iſt es mehr;
Mit voller Wuth treibt mich der Venus Zorn.
Ich ſchaudre ſelbſt vor meiner Schuld zurück,
Mein Leben haſſ' ich und verdamme mich.
Ich wollte ſchweigend zu den Todten gehn,
Im tiefen Grabe meine Schuld verhehlen —
Dein Flehn bezwang mich, ich geſtand dir Alles,
Und nicht bereuen will ich, daß ich's that,
Wenn du fortan mit ungerechtem Tadel
Die Sterbende verſchonſt, mit eitler Müh'
Mich nicht dem Leben wiedergeben willſt.

Vierter Auftritt.

Phädra. Oenone. Panope.

Panope.

Gern, Königinn, erſpart' ich dir den Schmerz;
Doch nöthig iſt's, daß du das Aergſte wiſſeſt.
Den Gatten raubte dir der Tod. Dies Unglück
Iſt kein Geheimniß mehr, als dir allein.

Oenone.

Panope, was ſagſt du?

Panope.

Die Königinn
Erfleht des Gatten Wiederkehr vergebens.
Ein Schiff, das eben einlief, überbringt
Dem Hippolyt die Kunde ſeines Todes.

Phädra.

O Himmel!

Panope.

Die neue Königswahl theilt ſchon Athen;
Der Eine ſtimmt für deinen Sohn; ein Andrer
Wagt es, den Landesordnungen zum Hohn,
Sich für den Sohn der Fremden zu erklären.
Aricia ſelbſt, der Pallantiden Blut,
Hat einen Anhang — dieß wollt' ich dir melden.
Schon rüſtet Hippolyt ſich, abzureiſen,
Und Alles fürchtet, wenn er plötzlich ſich
In dieſer Gährung zeigt, er möchte leicht
Die wankelmüth'gen Herzen an ſich reißen.

Oenone.

Genug, Panope! Die Königinn hat es
Gehört, und wird die große Botſchaft nutzen.

(Panope geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Phädra. Oenone.

Oenone.

Gebieterinn, ich drang nicht mehr in dich,
Zu leben — Selbſt entſchloſſen, dir zu folgen,
Beſtritt ich deinen tödlichen Entſchluß
Nicht länger — Dieſer neue Schlag des Unglücks
Gebietet anders und verändert Alles.
— Der König iſt todt, an ſeinen Platz trittſt du.
Dem Sohn, den er dir läßt, biſt du dich ſchuldig.
Dein Sohn iſt König oder Sklav, wie du
Lebſt oder ſtirbſt. Verliert er auch noch dich,
Wer ſoll den ganz Verlaſſenen beſchützen?
Drum lebe! — Aller Schuld biſt du jetzt ledig;
Gemeine Schwäche nur iſt's, was du fühlſt.
Zerriſſen ſind mit Theſeus Tod die Bande,
Die deine Liebe zum Verbrechen machten.
Nicht mehr ſo furchtbar iſt dir Hippolyt;
Du kannſt fortan ihn ohne Vorwurf ſehn.
Er glaubt ſich jetzt von dir gehaßt, und ſtellt
Vielleicht ſich an die Spitze der Empörer.
Reiß' ihn aus ſeinem Wahn, ſuch' ihn zu rühren!
Sein Erbtheil iſt das glückliche Trözen;
Hier iſt Er König, deinem Sohn gehören
Die ſtolzen Mauern der Minervenſtadt.

= =

Euch Beyden droht derſelbe Feind Gefahr,
Verbindet Euch, Aricia zu bekämpfen!

Phädra.

Wohlan, ich gebe deinen Gründen nach;
Wenn Leben möglich iſt, ſo will ich leben,
Wenn Liebe zu dem hülfberaubten Sohn
Mir die verlorne Kraft kann wieder geben.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Aricia. Jsmene.

Aricia.

Er will mich ſehen? Hippolyt? Und hier?
Er ſucht mich und will Abſchied von mir nehmen?
Iſt's wahr, Jsmene? Täuſcheſt du dich nicht?

Jsmene.

Das iſt die erſte Frucht von Theſeus Tod.
Bald ſiehſt du alle Herzen, die die Scheu
Vor ihm entfernt hielt, dir entgegen fliegen.
Aricia hat endlich ihr Geſchick
In ihrer Hand und Alles wird ihr huld'gen.

Aricia.

So wär' es keine unverbürgte Sage?
Ich wäre frey, und meines Feinds entledigt?

Jsmene.

So iſt's. Dir kämpft das Glück nicht mehr entgegen;
Theſeus iſt deinen Brüdern nachgefolgt.

Aricia.

Weiß man, durch welch Geſchick er umgekommen?

Ismene.

Man ſpricht Unglaubliches von ſeinem Tod.
Das Meer, ſagt man, verſchlang den Ungetreuen,
Da er auf's Neue Weiberraub verübt:
Ja, ein Gerücht verbreitet ſich durch's Land,
Er ſey hinabgeſtiegen zu den Todten
Mit ſeinem Freund Pirithous, er habe
Die ſchwarzen Ufer und den Styx geſehen,
Und ſich den Schatten lebend dargeſtellt;
Doch keine Wiederkehr ſey ihm geworden
Vom traur'gen Strand, den man nur Einmal ſieht.

Aricia.

Iſt's glaublich, daß ein Menſch, ein Sterblicher,
In's tiefe Haus der Todten lebend dringe?
Was für ein Zauber denn zog ihn hinab
An dieſes allgefürchtete Geſtade?

Ismene.

Theſeus iſt todt, Gebieterinn! Du biſt's
Allein, die daran zweifelt. Den Verluſt
Beſeufzt Athen. Trözene hat bereits
Den Hippolyt als Herrſcher ſchon erkannt.
Phädra, voll Angſt für ihren Sohn, hält Rath
Hier im Palaſt mit den beſtürzten Freunden.

Aricia.

Und glaubſt du wohl, daß Hippolyt an mir

Großmüth'ger werde handeln, als ſein Vater?
Daß er die Knechtſchaft mir erleichtern werde,
Von meinem Loos gerührt?

Iſmene.

Ich glaub' es, Fürſtinn.

Aricia.

Den ſtolzen Jüngling, kennſt du ihn auch wohl?
Und ſchmeichelſt dir, er werde mich beklagen,
Und ein Geſchlecht, das er verachtet, ehren
In mir allein? Du ſiehſt, wie er mich meidet.

Iſmene.

Man ſpricht von ſeinem Stolze viel, doch hab' ich
Den Stolzen gegenüber dir geſehn.
Sein Ruf, geſteh' ich, ſchärfte meine Neugier.
Doch ſchien er mir, als ich ihn wirklich ſah,
Dem Ruf nicht zuzuſagen. Sichtbar war's,
Wie er bey deinem Anblick ſich verwirrte,
Wie er umſonſt die Augen niederſchlug,
Die zärtlich ſchmachtend an den deinen hingen.
Geſteht ſein Stolz nicht ein, daß er dich liebe,
Sein Auge ſpricht's, wenn es ſein Mund nicht ſagt.

Aricia.

O Freundinn, wie begierig lauſcht mein Herz
Der holden Rede, die vielleicht mich täuſcht!
Dies Herz, du kennſt es, ſtets von Gram genährt
Und Thränen, einem grauſamen Geſchick
Zum Raub dahingegeben, ſollt' es ſich

Der Liebe eitle Schmerzen noch erträumen?
Die Letzte bin ich übrig von dem Blut
Des hohen Königs, den die Erde zeugte,
Und ich allein entrann der Kriegeswuth.
Sechs Brüder ſah ich in der Blüthe fallen,
Die Hoffnung meines fürſtlichen Geſchlechts.
Das Schwert vertilgte alle, und die Erde
Trank ungern ihrer Enkelſöhne Blut.
Du weißt, welch ſtreng Geſetz der Griechen Söhnen
Seit jener Zeit verwehrt, um mich zu werben.
Man fürchtet, daß der Schweſter Rachegeiſt
Der Brüder Aſche neu beleben möchte.
Doch weißt du auch, wie dieſes freye Herz
Die feige Vorſicht der Tyrannenfurcht
Verachtete. Der Liebe Feindinn ſtets
Wußt' ich dem König Dank für eine Strenge,
Die meinem eignen Stolz zu Hülfe kam.
— Da hatt' ich ſeinen Sohn noch nicht geſehn!
Nein, denke nicht, daß ſeine Wohlgeſtalt
Mein leicht betrognes Aug' verführt, der Reiz,
Der ihn umgibt, den Jeder an ihm preiſet,
Die Gaben einer gütigen Natur,
Die er verſchmäht und nicht zu kennen ſcheint.
Ganz andre herrlichere Gaben lieb' ich,
Schätz' ich in ihm! — Die hohen Tugenden
Des Vaters, aber frey von ſeinen Schwächen,
Den edeln Stolz der großen Seele lieb' ich,

Der unter Amors Macht ſich nie gebeugt.
Sey Phädra ſtolz auf ihres Theſeus Liebe,
Mir gnügt die leichte Ehre nicht, ein Herz
Zu feſſeln, welches Tauſende gewannen.
Den Muth zu brechen, welchen nichts gebeugt,
Ein Herz zu rühren, welches nie gefühlt,
Den ſtolzen Mann als Siegerinn zu feſſeln,
Der nicht begreift, wie ihm geſchieht, umſonſt
Sich einem Joch entwindet, das er liebt,
Das lockt mich an und reizt mich. Mindern Ruhm
Braucht' es, den großen Herkules zu rühren
Als Hippolyt — Viel öfter war der Held
Beſiegt, und leichtern Kampfes überwunden.
Doch ach! wie heg' ich ſolchen eiteln Sinn!
Zu ſehr nur, fürcht' ich, widerſteht man mir,
Und bald vielleicht ſiehſt du mich, tief gebeugt,
Den Stolz beweinen, den ich jetzt bewundre.
Er ſollte lieben! Hippolyt! Ich hätte
Sein Herz zu rühren — —

Ismene.

Hör' ihn ſelbſt! Er kommt!

Zweyter Auftritt.

Aricia. Ismene. Hippolyt.

Hippolyt.

Eh' ich von dannen gehe, Königinn,
Künd' ich das Loos dir an, das dich erwartet.
Mein Vater ſtarb. Ach, nur zu wahr erklärte ſich
Mein ahnend Herz ſein langes Außenbleiben.
Den edeln Kämpfer konnte nur der Tod
So lange Zeit dem Aug' der Welt verbergen.
Die Götter endlich haben über ihn
Entſchieden, den Gefährten und den Freund,
Den Waffenfreund des herrlichen Alcid.
Dein Haß, ich darf es hoffen, Königinn,
Auch gegen Feindes Tugenden gerecht,
Gönnt ihm den Nachruhm gern, den er verdient.
Eins tröſtet mich in meinem tiefen Leid,
Ich kann dich einem harten Joch entreißen;
Den ſchweren Bann, der auf dir lag, vernicht' ich;
Du kannſt fortan frey ſchalten mit dir ſelbſt,
Und in Trözen, das mir zum Loos gefallen,
Auf mich ererbt von Pittheus, meinem Ahn,
Das mich bereits als König anerkannt,
Laſſ' ich dich frey — und freyer noch als mich.

Aricia.

Herr, mäß'ge dieſen Edelmuth, der mich
Beſchämt! Mehr, als du denkſt, erſchwerſt du mir

Die Feſſeln, die du von mir nimmſt, wenn du
So große Gunſt an der Gefangnen übſt.

Hippolyt.

Athen iſt noch im Streit, wer herrſchen ſoll;
Es ſpricht von dir, nennt mich, und Phädra's Sohn.

Aricia.

Von mir?

Hippolyt.

Ich weiß und will mir's nicht verbergen,
Daß mir ein ſtolz Geſetz entgegenſteht.
Die fremde Mutter wird mir vorgeworfen;
Doch hätt' ich meinen Bruder nur zum Gegner,
Nicht wehren ſollte mir's ein grillenhaft
Geſetz, mein gutes Anrecht zu behaupten.
Ein höheres Recht erkenn' ich über mir:
Dir tret' ich ab, vielmehr ich geb' dir wieder
Den Thron, den deine Väter von Erechteus,
Der Erde Sohn, dem Mächtigen, ererbt.
Er kam auf Egeus durch der Kindſchaft Recht;
Athen, durch meinen Vater groß gemacht,
Erkannte freudig dieſen Held zum König,
Und in Vergeſſenheit ſank dein Geſchlecht.
Athen ruft dich in ſeine Mauern wieder;
Genug erlitt es von dem langen Streit;
Genug hinabgetrunken hat die Erde
Des edeln Blutes, das aus ihr entſprang.
Mein Antheil iſt Trözene, Kreta bietet

Dem Sohn der Phädra reichlichen Erſatz;
Dir bleibt Athen! Ich geh' jetzt, um für dich
Die noch getheilten Stimmen zu vereinen.

Aricia.

Erſtaunt, beſchämt von Allem, was ich höre,
Befürcht' ich faſt, ich fürchte: daß ich träume.
Wach' ich und iſt dies Alles Wirklichkeit?
Herr, welche Gottheit gab dir's in̄ die Seele?
Wie wahr rühmt dich der Ruf durch alle Welt!
Wie weit noch überflügelt ihn die Wahrheit!
Zu meiner Gunſt willſt du dich ſelbſt berauben̄?
War es nicht ſchon genug, mich nicht zu haſſen?

Hippolyt.

Ich, Königinn, dich haſſen! Was man auch
Von meinem Stolz verbreitet, glaubt man denn,
Daß eine Tigermutter mich geboren?
Und welche Wildheit wär's, welch eingewurzelt
Verſtockter Haß, den nicht dein Anblick zähmte!
Konnt' ich dem holden Zauber widerſtehn?

Aricia (unterbricht ihn.)

Was ſagſt du, Herr?

Hippolyt.

Ich bin zu weit gegangen.
Zu mächtig wird es mir — Und weil ich denn
Mein langes Schweigen brach, ſo will ich enden —
So magſt du ein Geheimniß denn vernehmen,
Das dieſe Bruſt nicht mehr verſchließen kann.

— Ja, Königinn, du ſiehſt mich vor dir ſtehen,
Ein warnend Beyſpiel tief gefallnen Stolzes.
Ich, der der Liebe trotzig widerſtand,
Der ihren Opfern grauſam Hohn geſprochen,
Und wenn die Andern kämpften mit dem Sturm,
Stets von dem Ufer hoffte zuzuſehn,
Durch eine ſtärk're Macht mir ſelbſt entriſſen,
Erfahr' auch ich nun das gemeine Loos.
Ein Augenblick bezwang mein kühnes Herz;
Die freye ſtolze Seele, ſie empfindet.
Sechs Monde trag' ich ſchon, gequält, zerriſſen
Von Scham und Schmerz, den Pfeil in meinem Herzen.
Umſonſt bekämpf' ich dich, bekämpf' ich mich;
Dich flieh' ich, wo du biſt, dich find' ich, wo du fehlſt;
Dein Bild folgt mir ins Innerſte der Wälder;
Das Licht des Tages und die ſtille Nacht
Muß mir die Reize deines Bildes mahlen.
Ach, Alles unterwirft mich dir, wie auch
Das ſtolze Herz dir widerſtand — Ich ſuche
Mich ſelbſt, und finde mich nicht mehr. Zur Laſt
Iſt mir mein Pfeil, mein Wurfſpieß und mein Wagen;
Vergeſſen ganz hab' ich die Kunſt Neptuns;
Mit meinen Seufzern nur erfüll' ich jetzt
Der Wälder Stille; meine müß'gen Roſſe
Vergeſſen ihres Führers Ruf.

(Nach einer Pauſe.)

Vielleicht

Schämſt du dich deines Werks, da du mich hörſt,
Und dich beleidigt meine wilde Liebe?
In welcher rauhen Sprache biet' ich auch
Mein Herz dir an! Wie wenig würdig iſt
Der rohe Sklave ſolcher ſchönen Bande!
Doch eben darum nimm ihn gütig auf!
Ein neu Gefühl, ein fremdes, ſprech' ich aus,
Und ſprech' ich's übel, denke, Königinn,
Daß du die Erſte biſt, die mich's gelehrt.

Dritter Auftritt.

Aricia. Ismene. Hippolyt. Theramen.

Theramen.

Die Königinn naht ſich. Herr! Ich eilt' ihr vor;
Sie ſucht dich.

Hippolyt.

Mich?

Theramen.

Ich weiß nicht, was ſie will.
Doch eben jetzt hat ſie nach dir geſendet;
Phädra will mit dir ſprechen, eh' du gehſt.

Hippolyt.

Phädra! Was ſoll ich ihr? Was kann ſie wollen?

Aricia.

Herr, nicht verſagen kannſt du ihr die Gunſt,

Wie ſehr ſie deine Feindinn auch, du biſt
Ein wenig Mitleid ihren Thränen ſchuldig.

Hippolyt.

Du aber gehſt! Du gehſt — und ich ſoll gehen!
Und ohne daß ich weiß, ob du dies Herz —
Ob meine kühne Liebe dich beleidigt? —

Aricia.

Geh', deinen edeln Vorſatz auszuführen!
Erringe mir den Thron Athens! Ich nehme
Aus *Deinen* Händen jegliches Geſchenk;
Doch dieſer Thron, wie herrlich auch, er iſt
Mir nicht die theuerſte von deinen Gaben!
(Geht ab mit Jsmenen.)

Vierter Auftritt.

Hippolyt. Theramen.

Hippolyt.

Freund, iſt nun Alles — doch die Königinn naht!
(*Phädra* zeigt ſich im Hintergrunde mit *Oenonen*.)
Laſſ' Alles ſich zur Abfahrt fertig halten!
Gib die Signale! Eile! Komm zurück
So ſchnell als möglich und erlöſe mich
Von einem widerwärtigen Geſpräch!
(Theramen geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Hippolyt. Phädra. Oenone

Phädra (noch in der Tiefe des Theaters.)

Er iſt's, Oenone — All' mein Blut tritt mir
An's Herz zurück — Vergeſſen hab' ich Alles,
Was ich ihm ſagen will, da ich ihn ſehe.

Oenone.

Bedenke deinen Sohn, der auf dich hofft.

Phädra

(vortretend, zu Hippolyt.)

Man ſagt, o Herr, du willſt uns ſchnell verlaſſen.
Ich komme, meine Thränen mit den deinen
Zu miſchen; ich komme, meines Sohnes wegen
Dir meine bangen Sorgen zu geſtehn.
Mein Sohn hat keinen Vater mehr, und nah'
Rückt ſchon der Tag, der ihm die Mutter raubt.
Von tauſend Feinden ſeh' ich ihn bedroht.
Herr, du allein kannſt ſeine Kindheit ſchützen.
Doch ein geheimer Vorwurf quält mein Herz.
Ich fürchte, daß ich ſelbſt dein Herz verhärtet;
Ich zittre, Herr, daß dein gerechter Zorn
An ihm die Schuld der Mutter möchte ſtrafen.

Hippolyt.

Ich denke nicht ſo niedrig, Königinn.

Phädra.

Wenn du mich haſſteſt, Herr, ich müßt' es dulden.

Du ſaheſt mich entbrannt auf dein Verderben;
In meinem Herzen konnteſt du nicht leſen.
Geſchäftig war ich, deinen Haß zu reizen;
Dich konnt' ich nirgends dulden, wo ich war;
Geheim und offen wirkt' ich dir entgegen;
Nicht ruht' ich, bis uns Meere ſelbſt geſchieden.
Selbſt deinen Namen vor mir auszuſprechen,
Verbot ich durch ein eigenes Geſetz.
Und dennoch — wenn an der Beleidigung
Sich Rache miſſt, wenn Haß nur Haß erwirbt,
War nie ein Weib noch deines Mitleids werther,
Und keines minder deines Haſſes werth.

Hippolyt.

Es eifert jede Mutter für ihr Kind;
Dem Sohn der Fremden kann ſie ſchwer vergeben.
Ich weiß das Alles, Königinn. War doch
Der Argwohn ſtets der zweyten Ehe Frucht!
Von jeder andern hätt' ich gleichen Haß,
Vielleicht noch mehr Mißhandlungen erfahren.

Phädra.

Ach, Herr! Wie ſehr nahm mich der Himmel aus
Von dieſer allgemeinen Sinnesart!
Wie ein ganz Andres iſt's, was in mir tobet!

Hippolyt.

Laſſ', Königinn, dich keine Sorge quälen!
Noch lebt vielleicht dein Gatte, und der Himmel
Schenkt unſern Thränen ſeine Wiederkehr.

Beſchützt ihn doch der mächtige Neptun;
Zu ſolchem Helfer fleht man nicht vergebens.

Phädra.

Herr, zweymal ſieht kein Menſch die Todesufer.
Theſeus hat ſie geſehn; drum hoffe nicht,
Daß ihn ein Gott uns wieder ſchenken werde;
Der karge Styx gibt ſeinen Raub nicht her.
— Todt wär' er? Nein, er iſt nicht todt! Er lebt
In dir! Noch immer glaub' ich ihn vor Augen
Zu ſehn! Ich ſpreche ja mit ihm! Mein Herz —
— Ach ich vergeſſe mich! Herr, wider Willen
Reißt mich der Wahnſinn fort —

Hippolyt.

Ich ſeh' erſtaunt
Die wunderbare Wirkung deiner Liebe.
Theſeus, obgleich im tiefen Grabe, lebt
Vor deinen Augen! Von der Leidenſchaft
Zu ihm iſt deine Seele ganz entzündet.

Phädra.

Ja, Herr, ich ſchmachte, brenne für den Theſeus,
Ich liebe Theſeus, aber jenen nicht,
Wie ihn der ſchwarze Acheron geſehn,
Den flatterhaften Buhler aller Weiber,
Den Frauenräuber, der hinunterſtieg,
Des Schattenkönigs Bette zu entehren.

Ich ſeh' ihn treu, ich ſeh ihn ſtolz, ja ſelbſt
Ein wenig ſcheu — Ich ſeh' ihn jung und ſchön
Und reizend alle Herzen ſich gewinnen.
Wie man die Götter bildet, ſo wie ich
— Dich ſehe! Deinen ganzen Anſtand hatt' er,
Dein Auge, deine Sprache ſelbſt! So färbte
Die edle Röthe ſeine Heldenwangen,
Als er nach Kreta kam, die Töchter Minos
Mit Lieb' entzündete — Wo warſt du da?
Wie konnt' er ohne Hippolyt die beſten,
Die erſten Helden Griechenlands verſammeln?
O daß du, damals noch zu zarten Alters,
Nicht in dem Schiff mit warſt, das ihn gebracht!
Den Minotaurus hätteſt Du getödtet,
Trotz allen Krümmen ſeines Labyrinths.
Dir hätte meine Schweſter jenen Faden
Gereicht, um aus dem Irrgang dich zu führen.
O nein, nein, ich kam ihr darin zuvor!
Mir hätt's zuerſt die Liebe eingegeben,
Ich, Herr, und keine Andre zeigte dir
Den Pfad des Labyrinths. Wie hätt' ich nicht
Für dieſes liebe Haupt gewacht! Ein Faden
War der beſorgten Liebe nicht genug;
Gefahr und Noth hätt' ich mit dir getheilt;
Ich ſelbſt, ich wäre vor dir hergezogen;
In's Labyrinth ſtieg ich hinab mit dir,
Mit dir war ich gerettet oder verloren.

Hippolyt.

Was hör' ich, Götter! Wie? Vergiſſeſt du,
Daß Theſeus dein Gemahl, daß er mein Vater —

Phädra.

Wie kannſt du ſagen, daß ich das vergaß?
Bewahrt' ich meine Ehre denn ſo wenig?

Hippolyt.

Verzeihung, Königinn. Schamroth geſteh' ich,
Daß ich unſchuld'ge Worte falſch gedeutet.
Nicht länger halt' ich deinen Anblick aus.
(Will gehen.)

Phädra.

Grauſamer, du verſtandſt mich nur zu gut.
Genug ſagt' ich, die Augen dir zu öffnen.
So ſey es denn! So lerne Phädra kennen
Und ihre ganze Raſerey! Ich liebe.
Und denke ja nicht, daß ich dies Gefühl
Vor mir entſchuld'ge und mir ſelbſt vergebe,
Daß ich mit feiger Schonung gegen mich
Das Gift *genährt*, das mich wahnſinnig macht.
Dem ganzen Zorn der Himmliſchen ein Ziel,
Haſſ' ich mich ſelbſt noch mehr, als du mich haſſeſt.
Zu Zeugen deß ruf' ich die Götter an,
Sie, die das Feuer in meiner Bruſt entzündet,
Das all den Meinen ſo verderblich war,
Die ſich ein grauſam Spiel damit gemacht,
Das ſchwache Herz der Sterblichen zu verführen.

Ruf' das Vergangne dir zurück! Dich fliehen
War mir zu wenig. Ich verbannte dich!
Gehäſſig, grauſam wollt' ich dir erſcheinen;
Dir deſto mehr zu widerſtehn, warb ich
Um deinen Haß — Was frommte mir's! Du haſſteſt
Mich deſto mehr, ich — liebte dich nicht minder,
Und neue Reize nur gab dir dein Unglück.
In Glut, in Thränen hab' ich mich verzehrt;
Dies zeigte dir ein einz'ger Blick auf mich,
Wenn du den einz'gen Blick nur wollteſt wagen.
— Was ſoll ich ſagen? Dies Geſtändniß ſelbſt,
Das ſchimpfliche, denkſt du, ich that's mit Willen?
Die Sorge trieb mich her für meinen Sohn;
Für ihn wollt' ich dein Herz erflehn — Umſonſt!
In meiner Liebe einzigem Gefühl
Konnt' ich von nichts dir reden als dir ſelbſt.
Auf, räche dich und ſtrafe dieſe Flamme,
Die dir ein Greu'l iſt! Reinige, befreye,
Des Helden werth, der dir das Leben gab,
Von einem ſchwarzen Ungeheur die Erde!
Des Theſeus Wittwe glüht für Hippolyt!
Nein, laſſ' ſie deiner Rache nicht entrinnen.
Hier treffe deine Hand, hier iſt mein Herz!
Voll Ungeduld, den Frevel abzubüßen,
Schlägt es, ich fühl' es, deinem Arm entgegen.
Triff, oder bin ich deines Streichs nicht werth,
Mißgönnt dein Haß mir dieſen ſüßen Tod,

Entehret deine Hand ſo ſchmählich Blut,
Leih mir dein Schwert, wenn du den Arm nicht willſt.
Gib!

(Entreißt ihm das Schwert)

Oenone.

Königinn, was machſt du? Große Götter!
Man kommt. O flieh den Blick verhaßter Zeugen!
Komm, folge mir und rette dich vor Schmach!

(Sie führt Phädra ab.)

Sechster Auftritt.

Hippolyt. Theramen.

Theramen.

Flieht dort nicht Phädra oder wird vielmehr
Gewaltſam fortgezogen? — Herr, was ſetzt
Dich ſo in Wallung? — Ich ſeh' dich ohne Schwert,
Bleich, voll Entſetzen —

Hippolyt.

Fliehn wir, Theramen!
Du ſiehſt mich in dem äußerſten Erſtaunen.
Ich kann mich ſelbſt nicht ohne Grauen ſehn.
Phädra — Doch große Götter! Nein!
Das Gräßliche bedeck' ein ewig Schweigen!

Theramen.

Willſt du von dannen, das Schiff iſt ſegelfertig;

Doch, Herr, Athen hat ſich bereits erklärt.
Man hat das Volk nach Zünften ſtimmen laſſen;
Dein Bruder hat die Stimmen; Phädra ſiegt!
(Hippolyt macht eine Bewegung des Erſtaunens.)
Ein Herold kommt ſo eben von Athen,
Der ihr den Schluß des Volkes überbringt.
Ihr Sohn iſt König.

Hippolyt.

Phädra! Große Götter!
Ihr kennt ſie! Iſt's der Lohn für ihre Tugend?

Theramen.

Indeß ſchleicht ein Gerücht umher, der König
Sey noch am Leben. Man will ihn in Epirus
Geſehen haben — Aber hab' ich ihn nicht dort
Erfragt, und weiß ich nicht zu gut —

Hippolyt.

Thut nichts.
Man muß auf Alles hören, Nichts verſäumen,
Und forſchen nach der Quelle des Gerüchts.
Verdient es nicht, daß wir die Fahrt einſtellen,
So gehen wir, was es auch koſten mag,
Der Würdigſten das Scepter zuzuwenden!

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Phädra und Oenone.

Phädra.

Hinweg, hinweg! Zu Andern wendet euch
Mit dieſen Ehren, die man auf mich häuft!
Unglückliche, wie kannſt du in mich dringen,
Daß ich mich zeige? O verbirg mich vielmehr!
Ach, nur zu offen hab' ich mich gezeigt,
Mein raſend Wünſchen wagt' ich kund zu geben,
Ich hab' geſagt, was man nie hören ſollte!
— Wie horcht' er auf! Wie lange wußt' er nicht
Ausweichend meiner Rede zu entſchlüpfen!
Wie ſann er nur auf ſchnelle Flucht! und wie
Vermehrte ſein Erröthen mein Schaam!
O warum hieltſt du meinen Arm zurück!
Als ich ſein Schwert auf meinen Buſen zückte,
Erblaßt' er nur für mich? Entriß er mir's?
Genug, daß meine Hand daran gerührt;

Ein Greuel war's in ſeinem Aug', es war
Geſchändet, und entehrte ſeine Hände!

Oenone.

So deinem eiteln Jammer ewig nur
Dahingegeben nährſt du deine Glut,
Die du erſticken ſollteſt. Wär's nicht beſſer,
Nicht würdiger des Bluts, das in dir fließt,
Dein Herz in edlern Sorgen zu zerſtreuen,
Den Undankbaren, der dich haſſt, zu fliehn,
Zu herrſchen und das Scepter zu ergreifen!

Phädra.

Ich herrſchen, ich ein Reich mir unterwerfen,
Und bin nicht Meiſter meiner ſelbſt, und bin
Nicht mächtig meiner Sinne mehr! Ich herrſchen,
Die einer ſchimpflichen Gewalt erliegt,
Die ſtirbt!

Oenone.

So flieh!

Phädra.

Ich kann ihn nicht verlaſſen.

Oenone.

Ihn nicht verlaſſen und verbannteſt ihn!

Phädra.

Es iſt zu ſpät; er weiß nun meine Liebe.
Die Grenze keuſcher Scham iſt überſchritten,
Das ſchimpfliche Geſtändniß iſt gethan,
Hoffnung ſchlich wider Willen in mein Herz.

Und riefſt du ſelbſt nicht meine fliehende Seele
Mit ſchmeichelhaftem Troſteswort zurück?
Du zeigteſt mir verdeckt, ich könnt' ihn lieben.

Oenone.

Dich zu erhalten, ach! Was hätt' ich nicht,
Unſchuldig oder ſträflich, mir erlaubt!
Doch wenn du je Beleidigung empfandſt,
Kannſt du vergeſſen, wie der Stolze dich
Verachtete! Wie grauſam höhnend er
Dich nur nicht gar ihm ließ zu Füßen fallen!
Wie machte dieſer Stolz ihn mir verhaſſt!
O daß du ihn nicht ſahſt mit meinen Augen!

Phädra.

Oenone, dieſen Stolz kann er verlieren;
Wild iſt er, wie der Wald, der ihn erzog;
Er hört, an's rauhe Jagdwerk nur gewohnt,
Zum Erſtenmale jetzt von Liebe reden.
Er ſchwieg wohl gar aus Ueberraſchung nur,
Und Unrecht thun wir ihm mit unſern Klagen.

Oenone.

Bedenk', daß eine Scythinn ihn gebahr.

Phädra.

Obgleich ſie Scythinn war, ſie liebte doch.

Oenone.

Er haſſt, du weißt es, unſer ganz Geſchlecht.

Phädra.

So werd' ich keiner Andern aufgeopfert.

— Zur Unzeit kommen alle deine Gründe,
Hilf meiner Leidenſchaft, nicht meiner Tugend!
Der Liebe widerſteht ſein Herz. Laſſ' ſehn,
Ob wir's bey einer andern Schwäche faſſen!
Die Herrſchaft lockt' ihn, wie mir ſchien; es zog
Ihn nach Athen; er konnt' es nicht verbergen.
Die Schnäbel ſeiner Schiffe waren ſchon
Herumgekehrt, und alle Segel flogen.
Geh, ſchmeichle ſeiner Ehrbegier, Oenone,
Mit einer Krone Glanz — Er winde ſich
Das Diadem um ſeine Stirne! Mein
Sey nur der Ruhm, daß ich's ihm umgebunden!
Behaupten kann ich meine Macht doch nicht;
Nehm' er ſie hin! Er lehre meinen Sohn
Die Herrſcherkunſt und ſey ihm ſtatt des Vaters!
Mutter und Sohn geb' ich in ſeine Macht.
Geh, laſſ' nichts unverſucht, ihn zu bewegen!
Dich wird er hören, wenn er mich nicht hört.
Dring' in ihn, ſeufze, weine, ſchildre mich
Als eine Sterbende, o ſchäme dich
Auch ſelbſt der Flehensworte nicht! Was du
Gut findeſt, ich bekenne mich zu Allem.
Auf dir ruht meine letzte Hoffnung. Geh!
Bis du zurückgekehrt, beſchließ' ich nichts.

(Oenone geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Phädra (allein.)

Du ſiehſt, in welche Tiefen ich gefallen,
Furchtbare Venus, unverſöhnliche!
Bin ich genug geſunken? Weiter kann
Dein Grimm nicht gehn; vollkommen iſt dein Sieg;
Getroffen haben alle deine Pfeile.
Grauſame, willſt du deinen Ruhm vermehren,
Such' einen Feind, der mehr dir widerſtrebt.
Dich fliehet Hippolyt, er ſpricht dir Hohn,
Und nie hat er ein Knie vor dir gebeugt;
Dein Name ſchon entweiht ſein ſtolzes Ohr.
Räche dich, Göttinn! Räche mich! Er liebe!
— Doch was iſt das? Du ſchon zurück, Oenone?
Man verabſcheut mich, man will dich gar nicht hören.

Dritter Auftritt.

Phädra. Oenone.

Oenone.

Erſticken muſſt du jeglichen Gedanken
An deine Liebe jetzt, Gebieterinn!
Sey wieder ganz du ſelbſt! Ruf' deine Tugend
Zurück! Der König, den man todt geglaubt,
Er wird ſogleich vor deinen Augen ſtehn.
Theſeus iſt angelangt! Theſeus iſt hier!

Entgegen ſtürzt ihm alles Volk — Ich ging,
Wie du befahlſt, den Hippolyt zu ſuchen,
Als tauſend Stimmen plötzlich himmelan —

Phädra.

Mein Gatte lebt, Oenone! Mir genug!
Ich habe eine Leidenſchaft geſtanden,
Die ihn beſchimpft. Er lebt. Es braucht nichts weiter

Oenone.

Wie, Königinn?

Phädra.

Ich ſagte dir's vorher,
Du aber hörteſt nicht; mit deinen Thränen
Beſiegteſt du mein richtiges Gefühl.
Noch heute früh ſtarb ich der Thränen werth;
Ich folgte deinem Rath, und ehrlos ſterb' ich.

Oenone.

Du ſtirbſt?

Phädra.

Ihr Götter! Was hab' ich gethan!
Mein Gemahl wird kommen und ſein Sohn mit ihm.
Ich werd' ihn ſehn, wie er ins Aug' mich faſſt,
Der furchtbare Vertraute meiner Schuld,
Wie er drauf Achtung gibt, mit welcher Stirn
Ich ſeinen Vater zu empfangen wage!
Das Herz von Seufzern ſchwer, die Er verachtet,
Das Aug' von Thränen feucht, die Er verſchmäht!
Und glaubſt du wohl, Er, ſo voll Zartgefühl,

So eiferſüchtig auf des Vaters Ehre —
Er werde Meiner *ſchonen*? den Verrath
An ſeinem Vater, ſeinem König, dulden?
Wird er auch ſeinem Abſcheu gegen mich
Gebieten können? Ja, und ſchwieg' er auch!
Oenone, ich weiß meine Schuld, und nicht
Die Kecke bin ich, die, ſich im Verbrechen
In ſanfte Ruh einwiegend, aller Scham
Mit eherner Stirne, nie erröthend, trotzte.
Mein Unrecht kenn' ich, es ſteht *ganz* vor mir.
Schon ſeh' ich dieſe Mauern, dieſe Bogen
Sprache bekommen, und, mich anzuklagen
Bereit, des Gatten Ankunft nur erwarten,
Furchtbares Zeugniß gegen mich zu geben!
— Nein, laſſ' mich ſterben! Dieſen Schreckniſſen
Entziehe mich der Tod — er ſchreckt mich nicht!
Mich ſchreckt der Name nur, den ich verlaſſe,
Ein gräßlich Erbtheil meinen armen Kindern!
Die Abkunft von dem Zeus erhebt ihr Herz;
Der Mutter Schuld wird ſchwer auf ihnen laſten.
Oenone, mit Entſetzen denk' ich es:
Erröthen werden ſie, wenn man mich nennt,
Und wagen's nicht, die Augen aufzuſchlagen.

Oenone.

Das wird gewiß geſchehen; zweifle nicht!
O wahrlich, nie war eine Furcht gerechter.
Doch warum willſt du ſie der Schmach blos ſtellen?

Warum dich ſelbſt anklagen? — Ach, es iſt
Um uns geſchehen! Phädra, hör' ich ſagen,
Bekennt ſich ſchuldig! Phädra trägt ihn nicht,
Den furchtbarn Anblick des verrathnen Gatten.
Wie glücklich iſt dein Feind, daß du ihm ſelbſt
Gewonnen gibſt auf Koſten deines Lebens!
Was werd' ich ihm antworten, wenn er nun
Als Kläger auftritt? Ach, ich muß verſtummen!
Er aber wird ſich ſeines gräßlichen
Triumphs mit Uebermuth erfreun, und Jedem,
Der's hören will, von deiner Schmach erzählen.
Eh' dies geſchieht, zerſchmettre mich der Blitz!
— Sag mir die Wahrheit! Iſt er dir noch theuer?
Mit welchem Auge ſiehſt du jetzt den Stolzen?

Phädra.

Ein Ungeheuer iſt er in meinen Augen.

Oenone.

Warum den leichten Sieg ihm alſo laſſen?
Du fürchteſt ihn — So wag' es, ihn zuerſt
Der Schuld, die Er dir vorwirft, anzuklagen.
Wer kann dich Lügen ſtrafen? Alles verdammt ihn.
Sein Schwert, zum Glück in deiner Hand gelaſſen,
Dein jetz'ger Schrecken, dein bisher'ger Gram,
Die vorgefaſſte Meinung ſeines Vaters,
Und deine frühern Klagen über ihn,
Auch dies, daß du ſchon Einmal ihn verbannt —

Phädra.

Ich ſoll die Unſchuld unterdrücken, läſtern?

Oenone.

Mir iſt an deinem Schweigen ſchon genug.
Ich zittre, ſo wie du; auch mein Gewiſſen
Regt ſich und tauſend Tode ſtürb' ich lieber!
Doch ohne dieſes Mittel der Verzweiflung
Verlier' ich dich! Es gilt zu hohen Preis!
So weiche jedes Andre deinem Leben!
— Ich werde reden — Theſeus, glaube mir,
Wenn mein Bericht ihn aufgereizt, wird ſich
Mit der Verbannung ſeines Sohns begnügen;
Ein Vater bleibt auch Vater noch im Strafen!
Doch müßt' auch ſelbſt das Blut der Unſchuld fließen;
Dein Ruf ſteht auf dem Spiel, es gilt die Ehre:
Der muß man Alles opfern, auch die Tugend.
Man kommt. Ich ſehe Theſeus.

Phädra.

Wehe mir!
Ich ſehe Hippolyt. Ich leſe ſchon
In ſeinen ſtolzen Blicken mein Verderben.
— Thu', was du willſt! Dir überlaſſ' ich mich;
In meiner Angſt kann ich mir ſelbſt nicht rathen.

Vierter Auftritt.

Phädra. Oenone. Theſeus. Hippolyt. Theramen.

Theſeus.

Das Glück iſt mit mir ausgeſöhnt, Gemahlinn!
Es führt in deine Arme —

Phädra.

Theſeus, halt!
Entweihe nicht die zärtlichen Gefühle!
Nicht mehr verdien' ich dieſe Liebeszeichen.
Du biſt beſchimpft. Das neidiſche Glück verſchonte,
Seitdem du fern warſt, deine Gattinn nicht.
Ich bin nicht werth, dir fernerhin zu nahn,
Und gehe, mich auf ewig zu verbergen.
(Geht ab mit Oenonen.)

Fünfter Auftritt.

Theſeus. Hippolyt. Theramen.

Theſeus.

Wie? Welch ein ſeltſamer Empfang? — Mein Sohn?

Hippolyt.

Phädra mag das Geheimniß dir erklären.
Doch wenn mein Flehn was über dich vermag,
Erlaub', o Herr, daß ich ſie nicht mehr ſehe.
Laß den erſchrocknen Hippolyt den Ort,
Wo deine Gattinn lebt, auf ewig meiden.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 15297/113

Theſeus.

Verlaſſen willſt du mich, mein Sohn?

Hippolyt.

Ich ſuchte
Sie nicht! Du brachteſt ſie an dieſe Küſte!
Du warſt es ſelbſt, o Herr, der mir beym Scheiden
Aricien und die Königinn anvertraut,
Ja mich zum Hüter über ſie beſtellt.
Was aber könnte nun mich hier noch halten?
Zu lange ſchon hat meine müß'ge Jugend
Sich an dem ſcheuen Wilde nur verſucht.
Wär's nun nicht Zeit, unwürd'ge Ruhe fliehend,
Mit edlerm Blute mein Geſchoß zu färben?
Noch hatteſt du mein Alter nicht erreicht,
Und manches Ungeheuer fühlte ſchon
Und mancher Räuber deines Armes Schwere.
Des Uebermuthes Rächer hatteſt du
Das Ufer zweyer Meere ſchon geſichert;
Der Wanderer zog ſeine Straße frey,
Und Herkules, als er von dir vernahm,
Fing an, von ſeiner Arbeit auszuruhn.
Doch ich, des Helden unberühmter Sohn,
That es noch nicht einmal der Mutter gleich!
O gönne, daß mein Muth ſich endlich zeige,
Und wenn ein Ungeheuer dir entging,
Daß ich's beſiegt zu deinen Füßen lege;

Wo nicht, durch einen ehrenvollen Tod
Mich aller Welt als deinen Sohn bewähre.

Theſeus.

Was muß ich ſehen? Welch ein Schreckniß iſt's,
Das ringsum ſich verbreitend all die Meinen
Zurück aus meiner Nähe ſchreckt? Kehr' ich
So ungewünſcht und ſo gefürchtet wieder,
Warum, ihr Götter, erbracht ihr mein Gefängniß?
— Ich hatte einen einz'gen Freund. Die Gattinn
Wollt' er dem Herrſcher von Epirus rauben,
Von blinder Liebeswuth bethört. Ungern
Bot ich zum kühnen Frevel meinen Arm;
Doch zürnend nahm ein Gott uns die Beſinnung.
Mich überraſchte wehrlos der Tyrann;
Den Waffenbruder aber, meinen Freund,
Pirithous — o jammervoller Anblick! —
Muſſt' ich den Tigern vorgeworfen ſehn,
Die der Tyrann mit Menſchenblute nährte.
Mich ſelbſt ſchloß er in eine finſtre Gruft,
Die, ſchwarz und tief, an's Reich der Schatten grenzte.
Sechs Monde hatt' ich hülflos hier geſchmachtet;
Da ſahen mich die Götter gnädig an;
Das Aug' der Hüter wuſſt' ich zu betrügen;
Ich reinigte die Welt von einem Feind.
Den eignen Tigern gab ich ihn zur Speiſe.
Und jetzo, da ich fröhlich heimgekehrt,
Und was die Götter Theures mir gelaſſen,

Mit Herzensfreude zu umfaſſen denke —
Jetzt, da die Seele ſich nach langem Durſt
An dem erwünſchten Anblick laben will —
Iſt mein Empfang Entſetzen. Alles flieht mich,
Entzieht ſich meiner liebenden Umarmung,
Ja, und ich ſelbſt, von dieſem Schrecken an-
Geſteckt, der von mir ausgeht, wünſche mich
Zurück in meinen Kerker zu Epirus.
— Sprich! Phädra klagt, daß ich beleidigt ſey.
Wer verrieth mich? Warum bin ich nicht gerächet?
Hat Griechenland, dem dieſer Arm ſo oft
Gedient, Zuflucht gegeben dem Verbrecher?
Du gibſt mir nichts zur Antwort. Sollteſt du's,
Mein eigner Sohn, mit meinen Feinden halten?
— Ich geh' hinein. Zu lang' bewahr' ich ſchon
Den Zweifel, der mich niederdrückt. Auf einmal
Will ich den Frevel und den Frevler kennen.
Von dieſem Schrecken, den ſie blicken läſſt,
Soll Phädra endlich Rechenſchaft mir geben.

(Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Hippolyt und Theramen.

Hippolyt.

Was wollte ſie mit dieſen Worten ſagen,
Die mich durchſchauerten? Will ſie vielleicht,

Ein Raub jedwedes äußerſten Gefühls,
Sich ſelbſt anklagen und ſich ſelbſt verderben?
Was wird der König ſagen, große Götter!
Wie ſchwer verfolgt die Liebe dieſes Haus!
Ich ſelbſt, ganz einer Leidenſchaft zum Raube,
Die Er verdammt, wie hat mich Theſeus einſt
Geſehen und wie findet er mich wieder?
Mir trüben ſchwarze Ahnungen den Geiſt;
Doch Unſchuld hat ja Böſes nicht zu fürchten.
— Gehn wir, ein glücklich Mittel auszuſinnen,
Wie wir des Vaters Liebe wieder wecken,
Ihm eine Leidenſchaft geſtehn, die er
Verfolgen kann, doch nimmermehr erſchüttern.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Theſeus. Oenone.

Theſeus.

Was hör' ich! Götter! Solchen Angriff wagte
Ein Raſender auf ſeines Vaters Ehre!
Wie hart verfolgſt du mich, ergrimmtes Schickſal!
Ich weiß nicht, was ich ſoll, nicht, was ich bin!
O wird mir ſolcher Dank für meine Liebe?
Fluchwerthe That! Verdammliches Erkühnen!
Und ſeiner wilden Luſt genug zu thun,
Erlaubte ſich der Freche gar Gewalt!
Erkannt hab' ich's, das Werkzeug ſeiner Wuth,
Dies Schwert, zu edlerm Dienſt ihm umgehangen;
Nicht hielt ihn ſelbſt die heil'ge Scheu des Bluts!
Und Phädra ſäumte noch, ihn anzuklagen,
Und Phädra ſchwieg und ſchonte des Verräthers.

Oenone.

Des unglückſel'gen Vaters ſchonte Phädra.
Vom Angriff dieſes Wüthenden beſchämt

Und dieſer frevelhaften Glut, die ſie
Schuldlos entzündet, wollte Phädra ſterben.
Schon zuckte ſie die mörderiſche Hand,
Das ſchöne Licht der Augen auszulöſchen;
Da fiel ich ihr in den erhobnen Arm,
Ja, ich allein erhielt ſie deiner Liebe.
Und jetzt, o Herr, von ihrem groſſen Leiden,
Von deiner Furcht gerührt, entdeckt' ich dir,
Ich that's nicht gern, die Urſach' ihrer Thränen.

Theſeus.

Wie er vor mir erblaſſte, der Verräther!
Er konnte mir nicht ohne Zittern nahn!
Ich war erſtaunt, wie wenig er ſich freute!
Sein froſtiger Empfang erſtickte ſchnell
Die frohe Wallung meiner Zärtlichkeit.
— Doch dieſer Liebe frevelhafte Glut,
O ſprich, verrieth ſie ſich ſchon in Athen?

Oenone.

Denk' an die Klagen meiner Königinn,
O Herr! Aus einer frevelhaften Liebe
Entſprang ihr ganzer Haß.

Theſeus.

Und dieſe Liebe
Entflammte ſich von Neuem in Trözene?

Oenone.

Herr, Alles was geſchehen, ſagt' ich dir! —
Zu lang' ließ ich die Königinn allein

In ihrem Schmerz; erlaube daß ich dich
Verlaſſe, Herr, und meiner Pflicht gehorche.
(Oenone geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Theſeus. Hippolyt.

Theſeus.

Da iſt er! Götter! Dieſer edle Anſtand!
Welch Auge würde nicht davon getäuſcht! –
Darf auf der frechen Stirn des Ehebruchs
Die heilige Majeſtät der Tugend leuchten?
Wär' es nicht billig, daß der Schalk im Herzen
Durch äußre Zeichen ſich verkündete?

Hippolyt.

Herr, darf ich fragen, welche düſtre Wolke
Dein königliches Angeſicht umſchattet?
Darfſt du es deinem Sohne nicht vertrau'n?

Theſeus.

Darfſt du, Verräther, mir vor's Auge treten?
Ungeheuer, das der Blitz zu lang' verſchont!
Unreiner Ueberreſt des Raubgezüchts,
Von dem mein tapfrer Arm die Welt befreyte!
Nachdem ſich deine frevelhafte Glut
Bis zu des Vaters Bette ſelbſt verwogen,
Zeigſt du mir frech noch dein verhaſſtes Haupt?

Hier an dem Ort, der deine Schande ſah,
Darfſt du dich zeigen, und du wendeſt dich
Nicht fremden fernen Himmelsſtrichen zu,
Wo meines Namens Schall nie hingedrungen?
Entflieh, Verräther! Reize nicht den Grimm,
Den ich mit Müh' bezwinge — Schwer genug
Büß' ich dafür mit ew'ger Schmach, daß ich
So frevelhaftem Sohn das Leben gab;
Nicht auch dein Tod ſoll mein Gedächtniß ſchänden,
Und ſchwärzen meiner Thaten Glanz — Entflieh!
Und willſt du nicht, daß eine ſchnelle Rache
Dich den Frevlern, die ich ſtrafte, beygeſelle,
Gib Acht, daß dich das himmliſche Geſtirn,
Das uns erleuchtet, den verwegnen Fuß
Nie mehr in dieſe Gegend ſetzen ſehe!
Entfliehe, ſag' ich, ohne Wiederkehr!
Reiß dich von dannen! Fort und reinige
Vom Greuel deines Anblicks meine Staaten!
— Und du, Neptun, wenn je mein Arm dein Ufer
Von Raubgeſindel ſäuberte, gedenk',
Wie du mir einſt zu meiner Thaten Lohn
Gelobt, mein erſtes Wünſchen zu erhören!
Nicht in dem Drang der langen Kerkernoth
Erfleht' ich dein unſterbliches Vermögen;
Ich geizte mit dem Wort, das du mir gabſt;
Der dringenderen Noth ſpart' ich dich auf.
Jetzt fleh' ich dich, Erſchütterer der Erde!

Räch' einen Vater, der verrathen iſt!
Hin geb' ich dieſen Frevler deinem Zorn.
Erſtick' in ſeinem Blut ſein frech Gelüſten!
An deinem Grimm laſſ' deine Huld mich kennen!

Hippolyt.

Phädra verklagt mich einer ſtrafbarn Liebe!
Dies Uebermaß des Greu'ls ſchlägt mich zu Boden.
So viele Schläge, unvorgeſehn, auf Einmal,
Zerſchmettern mich und rauben mir die Sprache!

Theſeus.

Verräther, dachteſt du, es werde Phädra
In feiges Schweigen deine Schuld begraben,
So muſſteſt du beym Fliehen nicht das Schwert,
Das dich verdammt, in ihren Händen laſſen.
Du muſſteſt, deinen Frevel ganz vollendend,
Mit Einem Streich ihr Stimm' und Leben rauben.

Hippolyt.

Mit Recht entrüſtet von ſo ſchwarzer Lüge,
Sollt' ich die Wahrheit hier vernehmen laſſen;
Doch, Herr, ich unterdrücke ein Geheimniß,
Das dich betrifft, aus Ehrfurcht unterdrück' ich's.
Du billige das Gefühl, das mir den Mund
Verſchließt, und, ſtatt dein Leiden ſelbſt zu mehren,
Prüfe mein Leben! Denke, wer ich bin!
Vor großen Freveln gehen andre ſtets
Vorher; wer Einmal aus den Schranken trat,
Der kann zuletzt das Heiligſte verletzen.

Wie die Tugend, hat das Laſter ſeine Grade;
Nie ſah man noch unſchuld'ge Schüchternheit
Zu wilder Frechheit plötzlich übergehn.
Ein Tag macht keinen Mörder, keinen Schänder
Des Bluts aus einem tugendhaften Mann.
An einer Heldinn keuſcher Bruſt genährt,
Hab' ich den reinen Urſprung nicht verläugnet;
Aus ihrem Arm hat Pittheus mich empfangen,
Der fromm vor allen Menſchen ward geachtet;
Ich möchte mich nicht ſelbſt zu rühmlich ſchildern;
Doch, iſt mir ein'ge Tugend zugefallen,
So denk' ich, Herr, der Abſcheu eben war's
Vor dieſen Greueln, deren man mich zeiht,
Was ich von je am Lauteſten bekannt.
Den Ruf hat Hippolyt bey allen Griechen!
Selbſt bis zur Rohheit trieb ich dieſe Tugend;
Man kennt die Härte meines ſtrengen Sinns;
Nicht reiner iſt das Licht als meine Seele,
Und ein ſtrafbares Feuer ſollt' ich nähren?

Theſeus.

Ja, eben dieſer Stolz, o Schändlicher,
Spricht dir das Urtheil. Deines Weiberhaſſes
Verhaßte Quelle liegt nunmehr am Tag.
Nur Phädra rührte dein verkehrtes Herz,
Und fühllos war es für erlaubte Liebe.

Hippolyt.

Nein, nein, mein Vater, dieſes Herz — nicht länger

Verberg' ich dir's — nicht fühllos war dies Herz
Für keuſche Liebe! Hier zu deinen Füßen
Bekenn' ich meine wahre Schuld — Ich liebe,
Mein Vater, liebe gegen dein Verbot!
Aricia hat meinen Schwur; — ſie iſt's,
Pallantes Tochter, die mein Herz beſiegte.
Sie bet' ich an, nur ſie, wie ſehr ich auch,
Herr, dein Gebot verletze, kann ich lieben.

Theſeus.

Du liebſt ſie! — Nein, der Kunſtgriff täuſcht mich nicht.
Du gibſt dich ſtrafbar, um dich rein zu waſchen.

Hippolyt.

Herr, ſeit ſechs Monden meid' ich — lieb' ich ſie!
Ich kam mit Zittern, dies Geſtändniß dir
Zu thun —

(Da Theſeus ſich mit Unwillen abwendet.)

Weh mir! Kann nichts dich überzeugen?
Durch welche gräßliche Betheurungen
Soll ich dein Herz beruhigen — So möge
Der Himmel mich, ſo mögen mich die Götter —

Theſeus.

Mit Meineid hilft ſich jeder Böſewicht.
Hör' auf, hör' auf, mit eitelm Wortgepräng
Mir deine Heucheltugend vorzurühmen.

Hippolyt.

Erheuchelt ſcheint ſie dir. Phädra erzeigt mir
In ihrem Herzen mehr Gerechtigkeit.

Theſeus.

Schamloſer, deine Frechheit geht zu weit!

Hippolyt.

Wie lang' ſoll ich verbannt ſeyn und wohin?

Theſeus.

Und gingſt du weiter als bis Herkuls Säulen,
Noch glaubt' ich dem Verräther mich zu nah.

Hippolyt.

Beladen mit ſo gräßlichem Verdacht,
Wo find' ich Freunde, die mir Mitleid ſchenken,
Wenn mich ein Vater von ſich ſtößt?

Theſeus.

Geh hin!
Geh, ſuche dir Freunde, die den Ehbruch ehren,
Blutſchande loben, ſchändliche, pflichtloſe
Verräther ohne Schamgefühl und Ehre,
Werth, einen Schändlichen, wie du, zu ſchützen!

Hippolyt.

Du ſprichſt mir immerfort von Ehebruch,
Von — doch ich ſchweige. Aber Phädra ſtammt
Von einer Mutter — Phädra iſt erzeugt
Aus einem Blut, du weißt es, das vertrauter
Mit ſolchen Greueln iſt als meines!

Theſeus.

Ha!
So weit darf deine Frechheit ſich vergeſſen
Mir in das Angeſicht? Zum Letztenmal!

Aus meinen Augen! Geh' hinaus, Verräther!
Erwarte nicht, daß ich in Zorneswuth
Dich mit Gewalt von hinnen reißen laſſe!
(Hippolyt geht ab.)

Dritter Auftritt.

Theſeus (allein.)

Geh', Elender! Du gehſt in dein Verderben!
Denn bey dem Fluß, den ſelbſt die Götter ſcheuen,
Gab mir Neptun ſein Wort und hält's. Dir folgt
Ein Rachedämon, dem du nicht entrinnſt.
— Ich liebte dich, und fühle zum Voraus
Mein Herz bewegt, wie ſchwer du mich auch kränkteſt.
Doch zu gerechte Urſach' gabſt du mir,
Dich zu verdammen — Nein gewiß, nie ward
Ein Vater mehr beleidigt — Große Götter,
Ihr ſeht den Schmerz, der mich zu Boden drückt!
Konnt' ich ein Kind ſo ſchlimmer Art erzeugen?

Vierter Auftritt.

Phädra. Theſeus.

Phädra.

Ich komm', o Herr, von Schrecken her getrieben,

Die Stimme deines Zorns drang in mein Ohr;
Der Drohung, fürcht' ich, folgte raſch die That.
O wenn's noch Zeit iſt, ſchone deines Bluts!
Ich fleh' dich drum — Erſpare mir den Greuel,
Daß es um Rache ſchreye wider mich.
O gib mich nicht dem ew'gen Schmerz zum Raub,
Daß ich den Sohn durch Vaters Hand gemordet!

Theſeus.

Nein, Phädra, meine Hand befleckte ſich
Mit meinem Blute nicht! Dennoch iſt mir
Der Frevler nicht entwiſcht. Mit ſeiner Rache
Wird eine Götterhand beſchäftigt ſeyn.
Neptun iſt mir ſie ſchuldig. Sey gewiß:
Du wirſt gerächt!

Phädra.

Neptun iſt ſie dir ſchuldig!
Was? Hätteſt du den Gott in deinem Zorn —

Theſeus.

Wie? Fürchteſt du, daß mich der Gott erhöre?
O theile vielmehr mein gerechtes Flehn!
In aller Schwärze zeig' mir ſeine Schuld!
Erhitze meinen allzuträgen Zorn!
Du kenneſt ſeine Frevel noch nicht alle.
Der Wüthende, er wagt's noch, dich zu ſchmähn;
Dein Mund ſey voll Betrugs. Aricia habe
Sein Herz und ſeine Treu'. Er liebe ſie.

Phädra.

Was?

Theseus.

Er behauptet's mir in's Angeſicht!
Doch ſolchen Kunſtgriff weiß ich zu verachten.
Schaff' uns, Neptun, nur ſchnell Gerechtigkeit!
Ich gehe ſelbſt, in ſeinem Tempel ihn
An ſein unſterblich Götterwort zu mahnen.
(Er geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Phädra (allein.)

Er geht — Welch eine Rede traf mein Ohr!
Welch kaum erſticktes Feuer zündet ſich
Auf's Neu' in meinem Herzen an! O Schlag
Des Donners, der mich trifft! Unſel'ge Nachricht!
Ich flog' hieher, ganz Eifer, ſeinen Sohn
Zu retten; mit Gewalt entriß ich mich
Den Armen der erſchrockenen Oenone;
Die Stimme des Gewiſſens wollte ſiegen;
Wer weiß, wohin die Reue mich geführt!
Vielleicht ging ich ſo weit, mich anzuklagen.
Vielleicht, wenn man in's Wort mir nicht gefallen,
Entwiſchte mir die fürchterliche Wahrheit.
— Gefühl hat Hippolyt und keins für mich!

Aricia hat ſein Herz und ſeine Schwüre!
Ihr Götter, da der Undankbare ſich
Mir gegenüber mit dem ſtolzen Blick,
Mit dieſer ſtrengen Stirn bewaffnete,
Da glaubt' ich ihn der Liebe ganz verſchloſſen,
Gleich unempfindlich für mein ganz Geſchlecht,
Und eine Andre doch wuſſt' ihn zu rühren!
Vor ſeinem Stolz fand eine Andre Gnade!
Vielleicht hat er ein leicht zu rührend Herz;
Nur ich bin ſeinen Augen unerträglich!
Und ich bemühe mich, ihn zu vertheidigen!

Sechster Auftritt.

Phädra. Oenone.

Phädra.

O weißt du, was ich jetzt vernahm, Oenone?

Oenone.

Nein, aber zitternd komm' ich her; ich will's
Nicht läugnen. Mich erſchreckte der Entſchluß,
Der dich heraus geführt. Ich fürchtete,
Du möchteſt dich in blindem Eifer ſelbſt
Verrathen.

Phädra.

Ach, wer hätt's geglaubt, Oenone!
Man liebte eine Andre!

Oenone.
Wie? Was ſagſt du?
Phädra.
Hippolyt liebt! Ich kann nicht daran zweifeln.
Ja, dieſer ſcheue Wilde, den die Ehrfurcht
Beleidigte, der Liebe zärtlich Flehn
Verſcheuchte, dem ich niemals ohne Furcht
Genaht, der wilde Tiger iſt gebändigt;
Aricia fand den Weg zu ſeinem Herzen.
Oenone.
Aricia!
Phädra.
O nie gefühlter Schmerz!
Zu welcher neuen Qual ſpart' ich mich auf!
Was ich erlitten bis auf dieſen Tag,
Die Furcht, die Angſt, die Raſereien alle
Der Leidenſchaft, der Wahnſinn meiner Liebe,
Des innern Vorwurfs grauenvolle Pein,
Die Kränkung ſelbſt, die unerträgliche,
Verſchmäht zu ſeyn, es war ein Anfang nur
Der Folterqualen, die mich jetzt zerreißen.
Sie lieben ſich! Durch welches Zaubers Macht
Vermochten ſie's, mein Auge ſo zu täuſchen?
Wie ſahn ſie ſich? Seit wann? An welchem Ort?
Du wuſſteſt drum; wie lieſſeſt du's geſchehn,
Und gabſt mir keinen Wink von ihrer Liebe?
Sah man ſie oft ſich ſprechen, und ſich ſuchen?

Der dunkle Wald verbarg ſie? — Wehe mir!
Sie konnten ſich in voller Freyheit ſehn;
Der Himmel billigte ihr ſchuldlos Lieben;
Sie folgten ohne Vorwurf, ohne Furcht
Dem ſanften Zug der Herzen. Hell und heiter
Ging jedes Tages Sonne für ſie auf!
Und ich, der traur'ge Auswurf der Natur,
Verbarg mich vor dem Licht; der einz'ge Gott,
Dem ich zu rufen wagte, war der Tod.
Ihn ſah ich ſchon mit ſchnellen Schritten nahn;
Mit Thränen nährt' ich mich, mit bitterm Gram,
Und ſelbſt in meinen Thränen durft' ich nicht
Nach Herzenswunſche mich erſättigen!
Vom Blick der Neugier allzuſcharf bewacht,
Genoß ich zitternd dieſe traur'ge Luſt;
Ja, oft muſſt' ich ſie gänzlich mir verſagen,
Und unter heitrer Stirn den Gram verbergen.

Oenone.

Was hoffen ſie für Frucht von ihrer Liebe?
Sie werden nie ſich wiederſehn!

Phädra.

Sie werden
Sich ewig lieben! Jetzt, indem ich rede,
Verlachen ſie, o tödtender Gedanke!
Den ganzen Wahnſinn meiner Liebeswuth!
Umſonſt verbannt man ihn; ſie ſchwören ſich's
Mit tauſend Schwüren, nie ſich zu verlaſſen.

Nein, ich ertrag's nicht, dieſes Glück zu ſehn,
Oenone, das mir Hohn ſpricht — Habe Mitleid
Mit meiner eiferſücht'gen Wuth! Aricia
Muß fallen! Man muß den alten Haß des Königs
Erregen wider dies verhaßte Blut!
Nicht leicht ſoll ihre Strafe ſeyn; die Schweſter
Hat ſchwerer ſich vergangen, als die Brüder.
In meiner Eiferſucht, in meiner Wuth
Erfleh' ich's von dem König!
(Wie ſie gehn will, hält ſie plötzlich an und beſinnt ſich)
Was will ich thun?
Wo reißt die Wuth mich hin? Ich eiferſüchtig!
Und Theſeus iſt's, den ich erflehen will!
Mein Gatte lebt und mich durchraſ't noch Liebe!
Für wen? Um welches Herz wag' ich zu buhlen?
Es ſträubt mir grauſend jedes Haar empor;
Das Maß des Gräßlichen hab' ich vollendet.
Blutſchande athm' ich und Betrug zugleich;
In's Blut der Unſchuld will ich, racheglühend,
Die Mörderhände tauchen — Und ich lebe!
Ich Elende! Und ich ertrag' es noch,
Zu dieſer heil'gen Sonne aufzublicken,
Von der ich meinen reinen Urſprung zog.
Den Vater und den Oberherrn der Götter
Hab' ich zum Ahnherrn; der Olympus iſt,
Der ganze Weltkreis voll von meinen Ahnen.
Wo mich verbergen? Flieh' ich in die Nacht

Des Todtenreichs hinunter? Wehe mir!
Dort hält mein Vater des Geſchickes Urne;
Das Loos gab ſie in ſeine ſtrenge Hand;
Der Todten bleiche Schaaren richtet Minos.
Wie wird ſein ernſter Schatte ſich entſetzen,
Wenn ſeine Tochter vor ihn tritt, gezwungen,
Zu Freveln ſich, zu Greueln zu bekennen,
Davon man ſelbſt im Abgrund nie vernahm!
Was wirſt du, Vater, zu der gräßlichen
Begegnung ſagen? Ach, ich ſehe ſchon
Die Schreckensurne deiner Hand entfallen;
Ich ſehe dich, auf neue Qualen ſinnend,
Ein Henker werden deines eignen Bluts.
Vergib mir! Ein erzürnter Gott verderbte
Dein ganzes Haus; der Wahnſinn deiner Tochter
Iſt ſeiner Rache fürchterliches Werk!
Ach, von der ſchweren Schuld, die mich befleckt,
Hat dieſes traur'ge Herz nie Frucht geerntet!
Ein Raub des Unglücks bis zum letzten Hauch
End' ich in Martern ein gequältes Leben.

Oenone.

Verbanne endlich doch den leeren Schrecken,
Gebieterinn! Sieh ein verzeihliches
Vergehn mit andern Augen an! Du liebſt!
Nun ja! Man kann nicht wider ſein Geſchick.
Du warſt durch eines Zaubers Macht verführt;
Iſt dies denn ein ſo nie erhörtes Wunder?

Biſt du die Erſte, die der Liebe Macht
Empfindet? Schwache Menſchen ſind wir alle;
Sterblich geboren darfſt du ſterblich fehlen.
Ein altes Joch iſt's, unter dem du leideſt!
Die Götter ſelbſt, die himmliſchen dort oben,
Die auf die Frevler ihren Donner ſchleudern,
Sie brannten manchmal von verbotner Glut.

Phädra.

Was hör' ich? Welchen Rath darfſt du mir geben?
So willſt du mich denn ganz im Grund vergiften,
Unſel'ge! Sieh, ſo haſt du mich verderbt!
Dem Leben, das ich floh, gabſt du mich wieder;
Dein Flehen ließ mich meine Pflicht vergeſſen:
Ich flohe Hippolyt; du triebſt mich, ihn zu ſehn.
Wer trug dir auf, die Unſchuld ſeines Lebens
Mit ſchändlicher Beſchuldigung zu ſchwärzen?
Sie wird vielleicht ſein Tod, und in Erfüllung
Geht ſeines Vaters mörderiſcher Fluch.
— Ich will dich nicht mehr hören. Fahre hin,
Fluchwürdige Verführerinn! Mich ſelbſt
Laß ſorgen für mein jammervolles Loos.
Mög' dir's der Himmel lohnen nach Verdienſt,
Und deine Strafe ein Entſetzen ſeyn
Für Alle, die, mit ſchändlicher Geſchäftigkeit
Wie du, den Schwächen ihrer Fürſten dienen,
Uns noch hinſtoßen, wo das Herz ſchon treibt,
Und uns den Weg des Frevels eben machen.

Verworfne Schmeichler, die der Himmel uns
In ſeinem Zorn zu Freunden hat gegeben!
(Sie geht ab.)

Oenone (allein.)

Geopfert hab' ich Alles, Alles hab' ich
Gethan, um ihr zu dienen! Große Götter!
Das iſt mein Lohn! Mir wird, was ich verdiene.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hippolyt. Aricia. Ismene.

Aricia.

Du ſchweigſt in dieſer äußerſten Gefahr?
Du läſſeſt einen Vater, der dich liebt,
In ſeinem Wahn! O wenn dich meine Thränen
Nicht rühren, Grauſamer! wenn du ſo leicht
Dich drein ergibſt, mich ewig zu verlieren,
Geh hin, verlaß mich, trenne dich von mir,
Doch ſichre wenigſtens zuvor dein Leben!
Vertheidige deine Ehre! Reinige dich
Von einem ſchändlichen Verdacht! Erzwing's
Von deinem Vater, ſeinen blut'gen Wunſch
Zu widerrufen. Noch iſt's Zeit. Warum
Das Feld frey laſſen deiner blut'gen Feindinn?
Verſtändige den Theſeus!

Hippolyt.

Hab' ich's nicht
Gethan? Sollt' ich die Schande ſeines Bettes

Enthüllen ohne Schonung, und die Stirn'
Des Vaters mit unwürd'ger Röthe färben?
Du allein durchdrangſt das gräßliche Geheimniß;
Dir und den Göttern nur kann ich mich öffnen.
Dir konnt' ich nicht verbergen, was ich gern
Mir ſelbſt verbarg — Urtheil', ob ich dich liebe!
Jedoch bedenke, unter welchem Siegel
Ich dir's vertraut! Vergiß, wenn's möglich iſt,
Was ich geſagt, und deine reinen Lippen
Beflecke nie die gräßliche Geſchichte.
Laß uns der Götter Billigkeit vertrauen;
Ihr eigner Vortheil iſt's, mir Recht zu ſchaffen,
Und früher oder ſpäter, ſey gewiß,
Wird Phädra ſchmachvoll ihr Gebrechen büßen.
Hierin allein leg' ich dir die Schonung auf;
Frey folg' ich meinem Zorn in allem Andern.
Verlaß die Knechtſchaft, unter der du ſeufzeſt!
Wag's, mir zu folgen! Theile meine Flucht!
Entreiß' dich dieſem unglückſel'gen Ort,
Wo Unſchuld eine ſchwere Giftluft athmet.
Jetzt, da mein Unfall allgemeinen Schrecken
Verbreitet, kannſt du unbemerkt entkommen.
Die Mittel geb' ich dir zur Flucht; du haſt
Bis jetzt noch keine Wächter, als die meinen.
Uns ſtehen mächtige Beſchützer bey;
Argos und Sparta reichen uns den Arm;
Komm! Bieten wir für unſre gute Sache

Die Hülfe deiner, meiner Freunde auf!
Ertragen wir es nicht, daß Phädra ſich
Bereichre mit den Trümmern unſers Glücks,
Aus unſerm Erb' uns treibe, dich und mich,
Und ihren Sohn mit unſerm Raube ſchmücke!
Komm, eilen wir! Der Augenblick iſt günſtig.
— Was fürchteſt du? Du ſcheinſt, dich zu bedenken.
Dein Vortheil ja macht einzig mich ſo kühn,
Und lauter Eis biſt du, da ich voll Glut?
Du fürchteſt, dich dem Flüchtling zu geſellen?

Aricia.

O ſchönes Loos, mich ſo verbannt zu ſehn!
Geknüpft an *dein* Geſchick, wie ſelig froh
Wollt' ich von aller Welt vergeſſen leben!
Doch, da ſo ſchönes Band uns nicht vereint,
Erlaubt's die Ehre mir, mit dir zu fliehn?
Aus deines Vaters Macht kann ich mich wohl
Befreyn, der ſtrengſten Ehre unbeſchadet:
Das heißt ſich lieben Freunden nicht entreißen;
Flucht iſt erlaubt, wenn man Tyrannen flieht.
Doch, Herr — du liebſt mich — Furcht für meine Ehre —

Hippolyt.

Nein, nein, zu heilig iſt mir deine Ehre!
Mit edlerem Entſchluſſe kam ich her.
Flieh deinen Feind und folge deinem Gatten!
Frey macht uns unſer Unglück. Wir ſind Niemands.

Frey können wir jetzt Herz und Hand verſchenken,
Die Fackeln ſind's nicht, die den Hymen weihen.
Unfern dem Thor Trözens, bey jenen Gräbern,
Wo meiner Ahnherrn alte Mahle ſind,
Stellt ſich ein Tempel dar, furchtbar dem Meineid.
Hier wagt man keinen falſchen Schwur zu thun:
Denn ſchnell auf das Verbrechen folgt die Rache;
Das Graun des unvermeidlichen Geſchicks
Hält unter fürchterlichem Zaum die Lüge.
Dort laß uns hingehn und den heil'gen Bund
Der ew'gen Liebe feyerlich geloben!
Den Gott, der dort verehrt wird, nehmen wir
Zum Zeugen; Beyde flehen wir ihn an,
Daß er an Vaters Statt uns möge ſeyn.
Die heiligſten Gottheiten ruf' ich an,
Die keuſche Diane, die erhabne Juno,
Sie alle, die mein liebend Herz erkannt,
Sie ruf' ich an zu meines Schwures Bürgen!

Aricia.

Der König kommt. O fliehe eilends, fliehe!
Um meine Flucht zu bergen, weil' ich noch.
Geh, geh, und laß mir einen treuen Freund,
Der meinen bangen Schritt zu dir geleite.

(Hippolyt geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Theſeus. Aricia. Ismene.

Theſeus (im Eintreten, für ſich.)

Ihr Götter, ſchafft mir Licht in meinem Zweifel!
Deckt mir die Wahrheit auf, die ich hier ſuche!

Aricia (zu Ismenen.)

Halt' Alles zu der Flucht bereit, Ismene!

(Ismene geht ab.)

Dritter Auftritt.

Theſeus. Aricia.

Theſeus.

Du entfärbſt dich, Königinn? Du ſcheinſt erſchrocken!
Was wollte Hippolyt an dieſem Ort?

Aricia.

Er ſagte mir ein ewig Lebewohl.

Theſeus.

Du wuſſteſt dieſes ſtolze Herz zu rühren,
Und deine Schönheit lehrte ihn die Liebe.

Aricia.

Wahr iſt's, o Herr! Den ungerechten Haß
Hat er von ſeinem Vater nicht geerbt,
Hat mich nicht als Verbrecherinn behandelt.

Theſeus.

Ja, ja, ich weiß. Er ſchwur dir ew'ge Liebe.

Doch baue nicht auf dieſes falſche Herz!
Auch Andern ſchwur er eben das.

Aricia.

Er that es?

Theſeus.

Du hätteſt ihn beſtänd'ger machen ſollen!
Wie ertrugſt du dieſe gräßliche Gemeinſchaft?

Aricia.

Und wie erträgſt du, daß die gräßliche
Beſchuldigung das ſchönſte Leben ſchmäht?
Kennſt du ſein Herz ſo wenig? Kannſt du Schuld
Von Unſchuld denn ſo gar nicht unterſcheiden?
Muß ein verhaſſter Nebel deinem Aug'
Allein die hohe Reinigkeit verbergen,
Die hell in Aller Augen ſtrahlt? Du haſt
Zu lang ihn falſchen Zungen preisgegeben.
Geh in dich, Herr! Bereue, widerrufe
Die blut'gen Wünſche! Fürchte, daß der Himmel
So ſehr dich haſſe, um ſie zu gewähren!
Oft nimmt er unſer Opfer an im Zorn,
Und ſtraft durch ſeine Gaben unſre Frevel.

Theſeus.

Nein, nein, umſonſt bedeckſt du ſein Vergehn!
Dich blendet Liebe zu dem Undankbaren.
Ich halte mich an zuverläſſ'ge Zeugen;
Ich habe wahre Thränen fließen ſehn.

Aricia.

Gib Acht, o Herr! Unzähl'ge Ungeheuer
Vertilgte deine tapfre Hand, doch Alles
Iſt nicht vertilgt, und leben ließeſt du
Noch ein — Dein Sohn verwehrt mir fortzufahren:
Des Vaters Ehre, weiß ich, iſt ihm heilig;
Ich würd' ihm weh' thun, wenn ich endete.
Nacheifr' ich ſeiner edeln Scham und flieh'
Aus deinen Augen, um nicht mehr zu ſagen.
(Sie geht ab.)

Vierter Auftritt.

Theſeus (allein.)

Was kann ſie meinen? Was verhüllen mir
Die halben Worte, die man nie vollendet?
Will man mich hintergehn? Verſteh'n ſich Beyde
Zuſammen, mich zu ängſtigen? — Doch ich ſelbſt?
Trotz meines ſchweren Zornes, welche Stimme
Des Jammers ruft in meiner tiefſten Seele?
Ein heimlich Mitleid rührt mich wunderbar.
Zum Zweytenmal laſſt uns Oenonen fragen;
Den ganzen Frevel will ich hell durchſchauen.
(Zu der Wache.)
Oenone komme vor mich und allein!

Fünfter Auftritt.

Theſeus. Panope.

Panope.

Ich weiß nicht, Herr, worauf die Fürſtinn ſinnt,
Doch ihre Schwermuth läſſt mich Alles fürchten.
In ihren Zügen mahlt ſich die Verzweiflung,
Und Todesbläſſe deckt ihr Angeſicht.
Schon hat Oenone ſich, die ſie mit Schmach
Verſtieß, ins tiefe Meer hinabgeſtürzt.
Man weiß den Grund nicht der Verzweiflungthat;
Vor unſerm Aug' verſchlangen ſie die Wellen.

Theſeus.

Was hör' ich!

Panope.

Doch ihr Tod hat Phädra nicht beruhigt,
Ja, ſteigend immer mehrt ſich ihre Angſt.
Bald ſtürzt ſie ſich im heftigen Gefühl
Auf ihre Kinder, badet ſie in Thränen,
Als brächt' es Lindrung ihrem großen Schmerz,
Und plötzlich ſtößt ſie ſie mit Grauen weit
Von ſich, das Herz der Mutter ganz verläugnend.
Sie ſchweift umher mit ungewiſſem Schritt,
Ihr irrer Blick ſcheint uns nicht mehr zu kennen;
Dreymal hat ſie geſchrieben, dreymal wieder
Den Brief zerriſſen, ihre Meinung ändernd.
O eile, ſie zu ſehen! ſie zu retten!

Theſeus.

Oenone todt und Phädra ſtirbt! Ihr Götter!
— Ruft meinen Sohn zurück! Er komme, ſpreche,
Vertheidige ſich! Ich will ihn hören! Eilt!
(Panope geht ab.)
O nicht zu raſch, Neptun, erzeige mir
Den blut'gen Dienſt! Magſt du mich lieber nie erhören!
Zuviel vielleicht vertraut' ich falſchen Zeugen;
Zu raſch hab' ich die Hand zu dir erhoben!
Weh mir! Verzweiflung hätt' ich mir erfleht!

Sechster Auftritt.

Theſeus. Theramen.

Theſeus.

Biſt du es, Theramen? Wo bleibt mein Sohn?
Dir hab' ich ihn als zartes Kind vertraut!
Doch was bedeuten dieſe Thränen, ſprich,
Die ich dich weinen ſeh'? — Was macht mein Sohn?

Theramen.

O allzuſpäte, überflüſſ'ge Sorgfalt!
Fruchtloſe Vaterliebe! Hippolyt
— Iſt nicht mehr!

Theſeus.

Götter!

Theramen.

Sterben ſah ich ihn,
Den holdeſten der Sterblichen und auch
Den minder Schuldigſten, ich darf es ſagen.

Theſeus.

Mein Sohn iſt todt! Weh mir! Jetzt, da ich ihm
Die Arme öffnen will, beſchleunigen
Die Götter ungedultig ſein Verderben!
Welch Unglück hat ihn, welcher Blitz entrafft?

Theramen.

Kaum ſahen wir Trözene hinter uns,
Er war auf ſeinem Wagen, um ihn her
Still, wie er ſelbſt, die traurenden Begleiter,
Tief in ſich ſelbſt gekehrt folgt' er der Straße,
Die nach Mycenä führt, die ſchlaffen Zügel
Nachläſſig ſeinen Pferden überlaſſend.
Die ſtolzen Thiere, die man ſeinem Rufe
Mit edler Hitze ſonſt gehorchen ſah,
Sie ſchienen jetzt, ſtarr blickend und das Haupt
Geſenkt, in ſeine Schwermuth einzuſtimmen.
Plötzlich zerriß ein ſchreckenvoller Schrey,
Der aus dem Meer aufſtieg, der Lüfte Stille,
Und ſchwer aufſeufzend aus der Erde Schoß
Antwortet eine fürchterliche Stimme
Dem grauſenvollen Schrey. Es trat uns Allen
Eiskalt bis an das Herz hinan; aufhorchten
Die Roſſe, und es ſträubt' ſich ihre Mähne.

Indem erhebt ſich aus der flüſſ'gen Ebne
Mit großem Wallen hoch ein Waſſerberg,
Die Woge naht ſich, öffnet ſich und ſpeit
Vor unſern Augen, unter Fluten Schaums,
Ein wüthend Unthier aus. Furchtbare Hörner
Bewaffnen ſeine breite Stirne; ganz
Bedeckt mit gelben Schuppen iſt ſein Leib;
Ein grimm'ger Stier, ein wilder Drache iſt's;
In Schlangenwindungen krümmt ſich ſein Rücken.
Sein hohles Brüllen macht das Ufer zittern,
Das Scheuſal ſieht der Himmel mit Entſetzen,
Auf bebt die Erde, weit verpeſtet iſt
Von ſeinem Hauch die Luft, die Woge ſelbſt,
Die es heran trug, ſpringt zurück mit Grauſen.
Alles entflieht, und ſucht, weil Gegenwehr
Umſonſt, im nächſten Tempel ſich zu retten.
Nur Hippolyt, ein würd'ger Heldenſohn,
Hält ſeine Pferde an, faßt ſein Geſchoß,
Zielt auf das Unthier und, aus ſichrer Hand
Den mächt'gen Wurfſpieß ſchleudernd, ſchlägt er ihm
Tief in den Weichen eine weite Wunde.
Auf ſpringt das Ungethüm vor Wuth und Schmerz,
Stürzt vor den Pferden brüllend hin, wälzt ſich,
Und gähnt ſie an mit weitem flammenden Rachen,
Der Rauch und Blut und Feuer auf ſie ſpeit.
Sie rennen ſcheu davon, nicht mehr dem Ruf
Der Stimme, nicht dem Zügel mehr gehorchend.

Umſonſt ſtrengt ſich der Führer an; ſie röthen
Mit blut'gem Geifer das Gebiß; man will
Sogar in dieſer ſchrecklichen Verwirrung
Einen Gott geſehen haben, der den Stachel
In ihre ſtaubbedeckten Lenden ſchlug.
Queer durch die Felſen reißt die Furcht ſie hin,
Die Achſe kracht, ſie bricht; dein kühner Sohn
Sieht ſeinen Wagen morſch in Stücke fliegen,
Er ſelbſt ſtürzt und verwirrt ſich in den Zügeln.
— O Herr, verzeihe meinen Schmerz. Was ich
Jetzt ſah, wird ew'ge Thränen mir entlocken.
Ich ſahe deinen heldenmüth'gen Sohn,
Sah ihn geſchleift, o Herr, von dieſen Roſſen,
Die er gefüttert mit der eignen Hand.
Er will ſie ſtehen machen; ſeine Stimme
Erſchreckt ſie nur; ſie rennen um ſo mehr.
Bald iſt ſein ganzer Leib nur Eine Wunde.
Die Ebne hallt von unſerm Klaggeſchrey;
Ihr wüthend Ungeſtüm läſſt endlich nach;
Sie halten ſtill, unfern den alten Gräbern,
Wo ſeine königlichen Ahnen ruhn.
Ich eile ſeufzend hin, die Andern folgen,
Der Spur nachgehend ſeines edeln Bluts;
Die Felſen ſind davon gefärbt; es tragen
Die Dornen ſeiner Haare blut'gen Raub.
Ich lange bey ihm an, ruf' ihn mit Namen;
Er ſtreckt mir ſeine Hand entgegen, öffnet

Ein ſterbend Aug', und ſchließt es alsbald wieder:
„Der Himmel," ſpricht er, „entreißt mir mit Gewalt
„Ein ſchuldlos Leben. O wenn ich dahin,
„Nimm, theurer Freund, der ganz verlaſſenen
„Aricia dich an! — Und kommt dereinſt
„Mein Vater zur Erkenntniß, jammert er
„Um ſeinen fälſchlich angeklagten Sohn,
„Sag' ihm, um meinen Schatten zu verſöhnen,
„Mög' er an der Gefangnen gütig handeln,
„Ihr wiedergeben, was —" Hier hauchte er
Die Heldenſeele aus; in meinen Armen
Blieb ein entſtellter Leichnam nur zurück,
Ein traurig Denkmal von der Götter Zorn,
Unkenntlich ſelbſt für eines Vaters Auge!

Theſeus.

O ſüße Hoffnung, die ich ſelbſt mir raubte!
Mein Sohn! Mein Sohn! Ihr unerweichten Götter,
Mir habt ihr nur zu gut gedient! — Mein Leben
Hab' ich dem ew'gen Jammer aufgeſpart!

Theramen.

Aricia kam jetzt, entſchloſſen kam ſie,
Vor deinem Zorn zu fliehn, im Angeſicht
Der Götter ihn zum Gatten zu empfangen.
Sie nähert ſich, ſie ſieht das Gras geröthet
Und rauchend noch, ſie ſieht — ſieht Hippolyt —
O welch ein Anblick für die Liebende! —
Dahin geſtreckt, geſtaltlos, ohne Leben!

Sie will noch jetzt an ihrem Unglück zweifeln;
Ihr Aug' erkennt nicht mehr die theuern Züge;
Sie ſieht ihn vor ſich, und ſie ſucht ihn noch.
Doch als es endlich ſchrecklich ſich erklärt,
Da klagt ihr Schmerzensblick die Götter an,
Und mit gebrochnem Seufzer, halb entſeelt,
Entſinkt ſie bleich zu des Geliebten Füßen.
Ismene iſt bey ihr und ruft ſie weinend
Zum Leben, ach! zum Schmerz vielmehr, zurück.
Und ich, das Licht der Sonne haſſend, kam,
Den letzten Willen dieſer Heldenſeele
Dir kund zu thun, o Herr, und mich des Amts,
Das er mir ſterbend auftrug, zu entladen.
— Doch hier erblick' ich ſeine blut'ge Feindinn.

Siebenter und letzter Auftritt.

Theſeus. Phädra. Theramen. Panope.

Theſeus.

Nun wohl, du haſt geſiegt, mein Sohn iſt todt.
Ach, wie gerechten Grund hab' ich, zu fürchten!
Welch grauſamer Verdacht erhebt ſich furchtbar
In mir, und ſpricht ihn frey in meinem Herzen!
Doch — er iſt todt! Unſchuldig oder ſchuldig!

Nimm hin dein Opfer! Freu' dich ſeines Falls!
Ich will'ge drein, mich ewig zu betrügen!
Du klagſt ihn an, ſo ſey er ein Verbrecher!
Schon gnug der Thränen koſtet mir ſein Tod;
Nicht brauch' ich's, ein verhaßtes Licht zu ſuchen,
Das meinem Schmerz ihn doch nicht wieder gibt,
Vielleicht das Maß nur meines Unglücks füllt.
Laß mich, weit, weit von dir und dieſem Ufer
Das Schreckbild fliehen des zerriſſnen Sohns.
Heraus fliehn möcht' ich aus der ganzen Welt,
Um dieſer Qual-Erinn'rung zu entweichen.
Was mich umgibt, rückt mir mein Unrecht vor;
Zur Strafe wird mir jetzt mein großer Name;
Minder bekannt verbärg' ich mich ſo mehr!
Die Huld ſogar der Götter muß ich haſſen;
Beweinen will ich ihre blut'ge Gunſt;
Mein eitles Flehn ſoll ſie nicht mehr beſtürmen.
Was ſie auch für mich thun, ihr traur'ger Eifer
Erſetzt mir nie mehr, was er mir geraubt!

Phädra.

Es ſey genug des ungerechten Schweigens,
Theſeus! Recht widerfahre deinem Sohn!
Er war nicht ſchuldig.

Theſeus.

O ich unglückſel'ger Vater!

Weh mir, und auf dein Wort verdammt' ich ihn!
Grauſame, damit glaubſt du dich entſchuldigt?

Phädra.

Die Zeit iſt koſtbar. Theſeus, höre mich!
Ich ſelbſt war's, die ein laſterhaftes Auge
Auf deinen keuſchen Sohn zu richten wagte.
Der Himmel zündete die Unglücksflamme
In meinem Buſen an — Was nun geſchah,
Vollführte die verdammliche Oenone.
Sie fürchtete, daß Hippolyt, empört
Von meiner Schuld, ſie dir entdecken möchte,
Und eilte, die Verrätherinn! weil ich
Nur ſchwach ihr widerſtand, ihn anzuklagen.
Sie hat ſich ſelbſt gerichtet, und, verbannt
Aus meinem Angeſicht, im Schoß des Meers
Allzugelinden Untergang gefunden.
Mein Schickſal würde längſt ein ſchneller Stahl
Geendigt haben; doch dann ſchmachtete
Nur unter ſchimpflichem Verdacht die Tugend.
Um meine Schuld dir reuend zu geſtehn,
Wählt' ich den langſameren Weg zum Grabe.
Ein Gift flößt' ich in meine glühenden Adern,
Das einſt Medea nach Athen gebracht;
Schon fühl' ich es zu meinem Herzen ſteigen;
Mich faſſt ein fremder, nie gefühlter Froſt.
Schon ſeh' ich nur durch einer Wolke Flor
Den Himmel und das Angeſicht des Gatten,

Den meine Gegenwart entehrt. Der Tod
Raubt meinem Aug' das Licht und gibt dem Tag,
Den ich beſleckte, ſeinen Glanz zurück.

Panope.

Ach Herr, ſie ſtirbt!

Theſeus.

O ſtürbe doch mit ihr
Auch die Erinnerung ſo ſchwarzer That!
Kommt, laſſt uns nunmehr, da wir unſer Unrecht,
Ach, nur zu hell erkennen, mit dem Blut
Des lieben Sohnes unſre Thränen miſchen!
Kommt, ſeine theure Reſte zu umfaſſen,
Und unſers Wunſches Wahnſinn abzubüßen.
Wie er's verdiente, ſoll ihm Ehre werden,
Und kann es ſeine aufgebrachten Manen
Beſänftigen, ſie, die er liebte, nehm' ich
Zur Tochter an, was auch ihr Stamm verſchuldet.

Der Paraſit

oder

die Kunſt, ſein Glück zu machen.

Ein

Luſtſpiel.

(Nach dem Franzöſiſchen.)

Perſonen.

Narbonne, Miniſter.
Madame Belmont, ſeine Mutter.
Charlotte, ſeine Tochter.
Selicour,
La Roche, Subalternen des Miniſters.
Firmin,
Karl Firmin, des Letztern Sohn, Lieutenant.
Michel, Kammerdiener des Miniſters.
Robinau, ein junger Bauer, Selicours Vetter.

Die Scene iſt zu Paris in einem Vorgemach des Miniſters.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Firmin der Vater und **Karl Firmin.**

Karl. Welch glücklicher Zufall! — Denken Sie doch, Vater! —

Firmin. Was iſt's?

Karl. Ich habe ſie wieder gefunden.

Firmin. Wen?

Karl. Charlotten. Seitdem ich in Paris bin, ſuchte ich ſie an allen öffentlichen Plätzen vergebens — und das Erſtemal, daß ich zu Ihnen auf's Büreau komme, führt mein Glücksſtern ſie mir entgegen.

Firmin. Aber wie denn? —

Karl. Denken Sie doch nur! Dieſes herrliche Mädchen, das ich zu Kolmar im Haus ihrer Tante beſuchte — dieſe Charlotte, die ich liebe und ewig lieben werde — Sie iſt die Tochter! —

Firmim. Weſſen?

Karl. Ihres Prinzipals, des neuen Miniſters

— Ich kannte ſie immer nur unter dem Namen Charlotte. —

Firmin. Sie iſt die Tochter?

Karl. Des Herrn von Narbonne.

Firmin. Und du liebſt ſie noch?

Karl. Mehr als jemals, mein Vater! — Sie hat mich nicht erkannt, glaub' ich; ich wollte ihr eben meine Verbeugung machen, als Sie hereintraten. — Und gut, daß Sie mich ſtörten! Denn was hätte ich ihr ſagen können! Meine Verwirrung mußte ihr ſichtbar werden und meine Gefühle verrathen! — Ich beherrſche mich nicht mehr. Seit den ſechs Monaten, daß ich von ihr getrennt bin, iſt ſie mein einziger Gedanke — ſie iſt der Inhalt, die Seele meiner Gedichte — der Beyfall, den man mir gezollt, ihr allein gebührt er; denn meine Liebe iſt der Gott, der mich begeiſtert.

Firmin. Ein Poet und ein Verliebter überredet ſich Vieles, wenn er zwanzig Jahre alt iſt. — Auch ich habe in deinen Jahren meine Verſe und meine Zeit verloren. — Schade, daß über dem ſchönen Wahn des Lebens beſte Hälfte dahin geht. — Und wenn doch nur wenigſtens einige Hoffnung bey dieſer Liebe wäre! — Aber nach Etwas zu ſtreben, was man niemals erreichen kann! — Charlotte Narbonne iſt eines reichen und vornehmen Mannes Tochter — Unſer ganzer Reichthum iſt meine Stelle und deine Lieutenantsgage.

Karl. Aber iſt das nicht ein wenig Ihre eigene Schuld, mein Vater? Verzeihen Sie! Mit Ihren Fähigkeiten, wornach könnten Sie nicht ſtreben! Wollten Sie Ihren Werth geltend machen, Sie wären vielleicht ſelbſt Miniſter, anſtatt ſein Commis zu ſeyn, und Ihr Sohn dürfte ungeſcheut ſeine Anſprüche zu Charlotten erheben.

Firmin. Dein Vater iſt das größte Genie, wenn man dich hört! Laß gut ſeyn, mein Sohn! ich weiß beſſer, was ich werth bin! Ich habe einige Uebung, und bin zu brauchen — Aber wie viele ganz andere Männer, als ich bin, bleiben im Dunkeln, und ſehen ſich von unverſchämten Glückspilzen verdrängt — Nein, mein Sohn! Laß uns nicht zu hoch hinaus wollen!

Karl. Aber auch nicht zu wenig auf uns halten! Wie? Sollten Sie nicht unendlich mehr werth ſeyn, als dieſer Selicour, Ihr Vorgeſetzter — dieſer aufgeblaſene Hohlkopf, der unter dem vorigen Miniſter Alles machte, der ſich durch Niederträchtigkeiten in ſeine Gunſt einſchmeichelte, Stellen vergab, Penſionen erſchlich, und der jetzt auch ſchon bey dem neuen Miniſter Alles gilt, wie ich höre?

Firmin. Was haſt du gegen dieſen Selicour? Wird ſein Geſchäft nicht gethan, wie es ſeyn ſoll?

Karl. Ja, weil Sie ihm helfen. — Sie können nicht läugnen, daß Sie drey Viertheile ſeiner Arbeit verrichten.

Firmin. Man muß einander wechſelſeitig zu Gefallen ſeyn. Verſeh' ich ſeine Stelle, ſo verſieht er auch oft die meinige.

Karl. Ganz recht! Darum ſollten Sie an ſeinem Platze ſtehen, und er an dem Ihren.

Firmin. Ich will keinen Andern aus ſeinem Platze verdrängen, und bin gern da, wo ich ſtehe, in der Dunkelheit.

Karl. Sie ſollten ſo hoch ſtreben, als Sie reichen können — Daß Sie unter dem vorigen Miniſter ſich in der Entfernung hielten, machte Ihrer Denkungart Ehre, und ich bewunderte Sie darum nur deſto mehr. — Sie fühlten ſich zu edel, um durch die Gunſt erlangen zu wollen, was Ihrem Verdienſt gebührte. Aber Narbonne, ſagt man, iſt ein vortrefflicher Mann, der das Verdienſt aufſucht, der das Gute will. Warum wollen Sie aus übertriebener Beſcheidenheit auch jetzt noch der Unfähigkeit und Intrigue das Feld überlaſſen?

Firmin. Deine Leidenſchaft verführt dich, Selicours Fehler und mein Verdienſt zu übertreiben. — Sey es auch, daß Selicour für ſein mittelmäßiges Talent zu hoch hinaus will, er iſt redlich, und meint es gut. Mag er ſeine Arbeit thun oder durch einen Andern thun laſſen — wenn ſie nur gethan wird! — Und geſetzt, er tauge weniger, tauge ich um deſſentwillen mehr? Wächſt mir ein Verdienſt zu aus ſeinem Unwerth? Ich habe mir bisher in meiner Verborgenheit ganz wohl gefallen, und nach keinem höhern Ziel geſtrebt. Soll ich in meinem Alter meine Geſinnung ändern? Mein Platz ſey zu ſchlecht für mich! Immerhin! Weit beſſer, als wenn ich zu ſchlecht für meine Stelle wäre!

Karl. Und ich müſſte alſo Charlotten entſagen!

Zweyter Auftritt.

La Roche. Beyde Firmin.

Firmin. Kommt da nicht La Roche?

La Roche (niedergeſchlagen.) Er ſelbſt.

Firmin. So ſchwermüthig? Was iſt Ihnen begegnet?

La Roche. Sie gehen aufs Büreau! Wie glücklich ſind Sie! — Ich — ich will den angenehmen Morgen genießen, und auf dem Wall promeniren.

Firmin. La Roche! Was iſt das? Sollten Sie nicht mehr —

La Roche. (zuckt die Achſeln.) Nicht mehr. — Mein Platz iſt vergeben. Seit geſtern Abend hab' ich meinen Laufpaß erhalten.

Karl. Um Gotteswillen!

La Roche. Meine Frau weiß noch nichts davon. Laſſen Sie ſich ja nichts gegen ſie merken. Sie iſt krank, ſie würde den Tod davon haben.

Karl. Sorgen Sie nicht. Von uns ſoll ſie nichts erfahren.

Firmin. Aber ſagen Sie mir, La Roche, wie —

La Roche. Hat man mir das Geringſte vorzuwerfen? Ich will mich nicht ſelbſt loben; aber ich kann ein Regiſter halten, meine Correſpondenz führen, denk' ich, ſo gut, als ein Anderer. Ich habe keine Schulden, gegen meine Sitten iſt nichts zu ſagen. — Auf dem Büreau bin ich der Erſte, der kommt, und der Letzte, der abgeht, und doch verabſchiedet!

Firmin. Wer Sie kennt, muß Ihnen das Zeugniß geben —

Karl. Aber wer kann Ihnen dieſen ſchlimmen Dienſt geleiſtet haben?

La Roche. Wer? Es iſt ein Freundſchaftdienſt von dem Selicour.

Karl. Iſt's möglich?

La Roche. Ich hab' es von guter Hand.

Firmin. Aber wie?

La Roche. Der Selicour iſt aus meinem Ort, wie Sie wiſſen. Wir haben Beyde gleiches Alter. Sein bischen Schreiben hat er von mir gelernt, denn mein Vater war Cantor in unſerm Dorf. Ich hab' ihn in die Geſchäfte eingeführt. Zum Dank dafür ſchickt er mich jetzt fort, um, ich weiß nicht, welchen Vetter von dem Kammerdiener unſers neuen Miniſters in meinen Platz einzuſchieben.

Karl. Ein ſaubres Plänchen!

Firmin. Aber wäre da nicht noch Rath zu ſchaffen?

La Roche. Den erwart' ich von Ihnen, Herr Firmin! — Zu Ihnen wollt' ich mich eben wenden. — Sie denken rechtſchaffen. — Hören Sie! Um meine Stelle iſt mirs nicht zu thun; aber rächen will ich mich. Dieſer unverſchämte Bube, der gegen ſeine Obern ſo geſchmeidig, ſo kriechend iſt, glaubt einem armen Schlucker, wie ich bin, ungeſtraft ein Bein unterſchlagen zu können. — Aber nimm dich in Acht, Freund Selicour! — Der verachtete Gegner ſoll dir ſehr ernſthafte Händel anrichten! — Und ſollt' es mir meine Stelle, meine Verſorgung auf immer koſten — Ich muß Rache haben! Für meine Freunde gehe ich in's Feuer; aber meine Feinde mögen an mich denken!

Firmin. Nicht doch, lieber La Roche! — Vergeben und vergeſſen iſt die Rache des braven Mannes.

La Roche. Keine Barmherzigkeit, Herr, mit den Schelmen! Schlechte Burſche zu entlarven, iſt ein gutes, ein verdienſtliches Werk. — Seine Stelle, das wiſſen Sie recht gut, gebührt von Gott und Rechtswegen Ihnen — und das aus mehr als einem Grund. Aber arbeitet, zerſchwitzt euch, laſſt's euch ſauer werden, ihr habt doch nur Zeit und Mühe umſonſt vergeudet! Wer fragt nach eurem Verdienſte? Wer bekümmert ſich darum? — Kriecht, ſchmeichelt, macht den Krummbuckel, ſtreicht den Katzenſchwanz, das einpfiehlt ſeinen Mann! Das iſt der Weg zum Glück und zur Ehre! — So hat's dieſer Selicour gemacht, und ihr ſeht, wie wohl er ſich dabey befindet!

Firmin. Aber thun Sie dem guten Manne nicht Unrecht, lieber La Roche?

La Roche. Ich ihm Unrecht! Nun, nun — Ich will mich eben für keinen tiefen Menſchenkenner geben; aber dieſen Selicour, den ſeh' ich durch! Den hab' ich — Ich kenne mich ſelbſt nicht ſo gut, als ich den kenne. — Schon in der Schule ſah man, welch Früchtgen das geben würde! Das ſchwänzelte um den Lehrmeiſter herum und horchte und ſchmeichelte, und wuſſte ſich fremdes Verdienſt zuzueignen, und ſeine Eyer in fremde Neſter zu legen. Das erſchrak vor keiner Niederträchtigkeit, um ſich einzuſchmeicheln, einzuniſten. Als er älter ward, ging das Alles in's Große. Bald ſpielte er den Heuchler, bald den Spaßmacher, wie's die Zeit heiſchte; mit jedem Winde wuſſte er zu ſegeln. Denken Sie nicht, daß ich ihn verläumde! Man weiß, wie es unter dem vorigen Miniſter zuging. — Nun, er iſt todt — Ich will ihm nichts Böſes nachreden. — Aber wie wuſſte dieſer Selicour ſeinen Schwächen, ſeinen Laſtern durch die ſchändlichſten Kupplerdienſte zu ſchmeicheln! — Und kaum fällt der Miniſter, ſo iſt er der Erſte, der ihn verläſſt, der ihn verläugnet!

Karl. Aber wie kann er ſich bey dem neuen Herrn behaupten, der ein ſo würdiger Mann iſt?

La Roche. Wie? Mit Heucheln. Der weiß ſich nach ſeinen Leuten zu richten, und ſeinen Karakter nach den Umſtänden zu verändern. — Auch auf eine gute Handlung kommt's ihm nicht an, wenn dabey etwas zu gewinnen iſt, ſo wenig, als auf ein Bubenſtück, wenn es zum Zwecke führt.

Karl. Aber Herr Narbonne hat einen durchdringenden Geiſt, und wird ſeinen Mann bald ausgefunden haben.

La Roche. Das iſt's eben, was er fürchtet. — Aber ſo leer ſein Kopf an allen nützlichen Kenntniſſen iſt, ſo reich iſt er an Kniffen. — So, zum Beyſpiel, ſpielt er den Ueberhäuften, den Geſchäftvollen, und weiß dadurch jeder gründlichen Unterredung zu entſchlüpfen, wo ſeine Unwiſſenheit an's Licht kommen könnte. — Uebrigens trägt er ſich mit keinen kleinen Projekten; ich kenne ſie recht gut, ob er ſie gleich tief zu verbergen glaubt.

Firmin. Wie ſo? Was ſind das für Projekte?

La Roche. Narbonne, der bey dem Gouvernement jetzt ſehr viel zu ſagen hat, ſucht eine fähige Perſon zu einem großen Geſandſchaftpoſten. Er hat die Präſentation; wen er dazu empfiehlt, der iſt's. Nun hat dieſer Narbonne auch eine einzige Tochter, ſiebzehn Jahre alt, ſchön und liebenswürdig und von unermeſſlichem Vermögen. — Gelingt's nun dem Selicour, in einem ſo hohen Poſten aus dem Land und dem helleſehenden Miniſter aus den Augen zu kommen, ſo kann er mit Hülfe eines geſchickten und discreten Sekretärs ſeine Hohlköpfigkeit lange verbergen. — Kommt ſie aber auch endlich an den Tag, wie es nicht fehlen kann, was thut das alsdann dem Schwiegerſohn des Miniſters? Der Miniſter muß alſo zuerſt gewonnen werden, und da gibt man ſich nun die Miene eines geübten Diplomatikers. — Die Mutter des Miniſters iſt eine gute ſchwatzhafte Alte, die eine Kennerinn ſeyn will, und ſich viel mit der Muſik weiß. — Bey dieſer Alten hat er ſich eingeniſtet, hat ihr Charaden und Sonette vorgeſagt, ja und der Stümper hat die Dreiſtigkeit, ihr des Abends Arien und Lieder auf der Guitarre vorzuklimpern. — Das Fräulein hat Romane geleſen; bey ihr macht er den Empfindſamen, den Verliebten, und ſo iſt er der Liebling des ganzen Hauſes, von der Mutter gehätſchelt, von der Tochter geſchätzt. Die Geſandtſchaft iſt ihm ſo gut als ſchon gewiß, und nächſtens wird er um die Hand der Tochter anhalten.

Karl. Was hör' ich! Er ſollte die Kühnheit haben, ſich um Charlotten zu bewerben?

La Roche. Die hat er, das können Sie mir glauben.

Karl. Charlotten, die ich liebe! Die ich anbete!

La Roche. Sie lieben ſie? Sie?

Firmin. Er iſt ein Narr! Er iſt nicht bey Sinnen! Hören Sie ihn nicht an!

La Roche. Was hör' ich! Iſt's möglich? — Nein, nein. Herr Firmin! Dieſe Liebe iſt ganz und gar keine Narrheit — Wart — Wart, die kann uns zu etwas führen. — Dieſe Liebe kommt mir erwünſcht — die paſſt ganz in meine Projekte!

Karl. Was träumt er?

La Roche. Dieſer Selicour iſt in die Luft geſprengt! In die Luft, ſag' ich. — Rein verloren! — In ſeinem Ehrgeiz ſoll ihn der Vater, in ſeiner Liebe ſoll ihn der Sohn aus dem Sattel heben.

Firmin. Aber ich bitte Sie —

La Roche. Laſſt nur mich machen! Laſſt mich machen, ſag' ich! Und über kurz oder lang ſind Sie Ambaſſadeur, und Karl heirathet Fräulein Charlotten.

Karl. Ich Charlotten heirathen!

Firmin. Ich Ambaſſadeur?

La Roche. Nun! Nun! Warum nicht? Sie verdienten es beſſer, ſollt' ich meinen, als dieſer Selicour.

Firmin. Lieber La Roche! Eh' Sie uns andern ſo große Stellen verſchaffen, dächte ich, Sie ſorgten, Ihre eigne wieder zu erhalten.

Karl. Das gleicht unſerm Freund! So iſt er! Immer unternehmend, immer Plane ſchmiedend! Aber damit langt man nicht aus! Es braucht Gewandtheit und Klugheit zur Ausführung — und daß der Freund es ſo leicht nimmt, das hat ihm ſchon ſchwere Händel angerichtet!

La Roche. Es mag ſeyn, ich verſpreche vielleicht mehr, als ich halten kann. Aber Alles, was ich ſehe, belebt meine Hoffnung, und der Verſuch kann nichts ſchaden. — Für mich ſelbſt möchte ich um keinen Preis eine Intrigue ſpielen — Aber dieſen Selicour in die Luft zu ſprengen, meinen Freunden einen Dienſt zu leiſten — das iſt löblich, das iſt köſtlich, das macht mir ein himmliſches Vergnügen — Und an dem Erfolg — an dem iſt gar nicht zu zweifeln.

Firmin. Nicht zu zweifeln? So haben Sie Ihren Plan ſchon in Ordnung. —

La Roche. In Ordnung — Wie? Ich habe noch gar nicht daran gedacht; aber das wird ſich finden, wird ſich finden.

Firmin. Ey! — Ey! Dieſer gefährliche Plan iſt noch nicht weit gediehen, wie ich ſehe.

La Roche. Sorgen Sie nicht — Ich werde mich mit Ehren herausziehn; dieſer Selicour ſoll es mir nicht abgewinnen, das ſoll er nicht, dafür ſteh' ich. — Was braucht's der Umwege? Ich gehe gerade zu, ich melde mich bey dem Miniſter, es iſt nicht ſchwer bey ihm vorzukommen, er liebt Gerechtigkeit, er kann die Wahrheit vertragen. —

Firmin. Wie? Was? Sie hätten die Kühnheit? —

La Roche. Ey was! Ich bin nicht furchtſam. — Ich fürchte Niemand. — Kurz und gut. — Ich — ſpreche den Miniſter — Ich öffne ihm die Augen. — Er ſieht, wie ſchändlich er betrogen iſt — Das iſt das Werk einer halben Stunde — Der Selicour muß fort, fort — mit Schimpf und Schande fort, und ich genieße den vollkommenſten Triumph. — Ja, ich ſtehe nicht dafür, daß mich der arme Teufel nicht dauert, wenn er ſo mit Schande aus dem Hauſe muß. —

Karl. Was Sie thun, lieber La Roche! — Mich und meine Liebe laſſen Sie auf jeden Fall aus dem Spiel! Ich hoffe nichts. — Ich darf meine Wünſche nicht ſo hoch erheben! — Aber für meinen Vater können Sie nie zuviel thun.

Firmin. Laß du mich für mich ſelbſt antworten, mein Freund! — Sie meinen es gut, lieber La Roche, aber der gute Wille geht mit der Ueberlegung durch. Was für ein luſtiges Projekt iſt's, das Sie ſich ausgeſonnen haben! Ein leeres Hirngeſpinſt! — Und wäre der Erfolg eben ſo ſicher, als er es nicht iſt, ſo würde ich doch nie meine Stimme dazu geben. Dieſe glänzenden Stellen ſind nicht für mich, und ich bin nicht für ſie; Neigung und Schickſal haben mir eine beſcheidnere Sphäre angewieſen. Warum ſoll ich mich verändern, wenn ich mich wohl befinde? Ich hoffe, der Staat wird mich nicht ſuchen, und ich bin zu ſtolz, um ein Amt zu betteln — noch viel mehr aber, um einen andern für mich betteln zu laſſen. — Sorgen Sie alſo nur für ſich ſelbſt! Sie haben Freunde genug; es wird ſich Jeder gern für Sie verwenden.

La Roche. Ihr wollt alſo Beyde meine Dienſte nicht? — Liegt nichts dran! Ich mache euer Glück, ihr mögt es wollen oder nicht! (Er geht ab.)

Firmin. Er iſt ein Narr; aber ein guter, und ſein Unfall geht mir zu Herzen.

Karl. Auch mich bedauern Sie, mein Vater! Ich bin unglücklicher, als er! Ich werde meine Charlotte verlieren!

Firmin. Ich höre kommen — Es iſt der Miniſter mit ſeiner Mutter — Laß uns gehen! Ich will auch den Schein vermeiden, als ob ich mich ihm in den Weg geſtellt hätte — (Gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Narbonne. Madame Belmont.

Madame Belmont. War Herr Selicour ſchon bey dir?

Narbonne. Ich hab' ihn heute noch nicht geſehen!

Madame Belmont. Das muſſt du doch geſtehen, mein Sohn, daß du einen wahren Schatz in dieſem Manne beſitzeſt.

Narbonne. Er ſcheint ſehr brav in ſeinem Fach! Und da ich mich einmal von meinem ländlichen Aufenthalt in dieſe große Stadt und in einen ſo ſchwierigen Poſten verſetzt ſehe, wo es mit der Bücherweisheit keineswegs gethan iſt, ſo muß ich's für ein großes Glück achten, daß ich einem Manne, wie Selicour, begegnete.

Madame Belmont. Der Alles verſteht — dem Nichts fremd iſt! Geſchmack und Kenntniß — die geiſtreichſte Unterhandlung, die angenehmſten Talente. — Muſik, Mahlerei, Verſe, man frage, wonach man will, er iſt in Allem zu Hauſe.

Narbonne. Nun, und meine Tochter?

Madame Belmont. Gut, daß du mich darauf bringſt. Sie hat ihre ſiebzehn Jahre; ſie hat Augen; dieſer Selicour hat ſo viele Vorzüge. — Und er iſt galant! Sein Ausdruck belebt ſich in ihrer Gegenwart. — O es iſt mir nicht entgangen! Dieſe Delikateſſe, dieſe zarten Aufmerkſamkeiten, die er ihr beweiſt, ſind nur einen kleinen Schritt weit von der Liebe!

Narbonne. Nun, es wäre keine üble Partie für unſer Kind! Ich ſehe nicht auf die zufälligen Vorzüge der Geburt; hab' ich nicht ſelbſt meinen Weg von unten auf gemacht? Und dieſer Selicour kann es mit ſeinem Geiſt, ſeinen Kenntniſſen, ſeiner Rechtſchaffenheit noch weit bringen. Ich habe ſelbſt ſchon bey einem ehrenvollen Poſten, wozu man einen tüchtigen und würdigen Mann ſucht, an ihn gedacht. — Nun! Ich will ſeine Fähigkeiten prüfen — Zeigt er ſich, wie ich nicht zweiſle, eines ſolchen Poſtens würdig, und weiß er meiner Tochter zu gefallen, ſo werde ich ihn mit Freuden zu meinem Sohn annehmen.

Madame Belmont. Das iſt mein einziger Wunſch! Er iſt ein gar zu artiger, gefälliger, allerliebſter Mann!

Vierter Auftritt.

Vorige. Charlotte.

Charlotte. Guten Morgen, lieber Vater!

Narbonne. Sieh da, mein Mädchen! — Nun, wie gefällt dir die große Stadt?

Charlotte. Ach, ich wünſche mich doch wieder aufs Land hinaus — Denn hier muß ich die Zeit abpaſſen, um meinen Vater zu ſehen.

Narbonne. Ja, ich ſelbſt vermiſſe meine redlichen Landleute. Mit ihnen ſcherzte ich und war fröhlich — doch das hoffe ich auch hier zu bleiben. — Mein Poſten ſoll meine Gemüthsart nicht verändern; man kann ein Geſchäftsmann ſeyn, und doch ſeine gute Laune behalten.

Madame Belmont. Mich entzückt dieſer Aufenthalt. Ich — Ich bin hier, wie im Himmel. Mit aller Welt ſchon bin ich bekannt — Alles kommt mir entgegen — und Herr Selicour wollte mich bey dem Lycée abonniren.

Charlotte. Denken Sie, Großmama, wen ich heute geglaubt habe zu ſehen! —

Madame Belmont. Wen denn?

Charlotte. Den jungen Offizier —

Madame Belmont. Welchen Offizier?

Charlotte. Den jungen Karl Firmin —

Madame Belmont. Der zu Kolmar alle Abende zu deiner Tante kam —

Charlotte. Der ſich immer mit Ihnen unterhielt —

Madame Belmont. Ein artiger junger Menſch!

Charlotte. Nicht wahr, Großmama?

Madame Belmont. Der auch ſo hübſche Verſe machte?

Charlotte. Ja, ja, der!

Madame Belmont. Nun, da er hier iſt, wird er ſich auch wohl bey uns melden.

Narbonne. Wo doch der Selicour bleibt? Er läſſt diesmal auf ſich warten!

Madame Belmont. Da kommt er eben!

Fünfter Auftritt.

Selicour zu den Vorigen.

Selicour (Alles bekomplimentirend.) Ganz zum Entzücken find' ich Sie alle hier beyſammen!

Narbonne. Guten Morgen, lieber Selicour!

Selicour (zu Narbonne, Papiere übergebend.) Hier überbringe ich den bewußten Aufſatz — ich hielt's für dienlich, ein paar Zeilen zur Erläuterung beyzufügen.

Narbonne. Vortrefflich!

Selicour (der Madam ein Billet übergebend.) Der gnädigen Frau habe ich für das neue Stück eine Loge beſprochen.

Madame Belmont. Allerliebſt!

Selicour. Dem gnädigen Fräulein bring' ich dieſen moraliſchen Roman.

Charlotte. Sie haben ihn doch geleſen, Herr Selicour?

Selicour. Das erſte Bändchen, ja, hab' ich flüchtig durchgeblättert.

Charlotte. Nun, und —

Selicour. Sie werden eine rührende Scene darin finden. — Ein unglücklicher Vater — eine ausgeartete Tochter! — Aeltern hülflos, im Stich gelaſſen von undankbaren Kindern! — Greuel die ich nicht faſſe — davon ich mir keinen Begriff machen kann! — Denn wiegt wohl die ganze Dankbarkeit unſers Lebens die Sorgen auf, die ſie unſrer hülfloſen Kindheit beweiſen?

Madame Belmont. In Alles, was er ſagt, weiß der würdige Mann doch etwas Delikates zu legen!

Selicour (zu Narbonne.) In unſern Büreau's iſt eben jetzt ein Chef nöthig. — Der Platz iſt von Bedeutung, und Viele bewerben ſich darum.

Narbonne. Auf Sie verlaſſ' ich mich! Sie werden die Anſprüche eines Jeden zu prüfen wiſſen — die Dienſtjahre, der Eifer, die Fähigkeit und vor allen die Rechtſchaffenheit ſind in Betrachtung zu ziehen. — Aber ich vergeſſe, daß ich zu unterzeichnen habe. Ich gehe!

Selicour. Und ich will auch gleich an meine Geſchäfte! —

Narbonne. Ich bitte Sie recht ſehr, erwarten Sie mich hier, wir haben mit einander zu reden! —

Selicour. Aber ich hätte vor Tiſche noch ſo Mancherley auszufertigen.

Narbonne. Bleiben Sie, oder kommen Sie ſchleunigſt wieder! Ich habe Ihre Gegenwart nöthig! Ein Mann von Ihrer Kenntniß, von Ihrer Rechtſchaffenheit iſt's, was ich gerade brauche! Kommen Sie ja bald zurück! — Ich hab' es gut mit Ihnen vor.

(Er geht ab)

Sechster Auftritt.

Vorige, ohne Narbonne.

Madame Belmont. Sie können es ſich gar nicht vorſtellen, Herr Selicour, wie große Stücke mein Sohn auf Sie hält! — Aber ich hätte zu thun, dächt' ich. — Unſre Verwandten, unſre Freunde ſpeiſen dieſen Abend hier. — Wird man Sie auch ſehen, Herr Selicour?

Selicour. Wenn anders meine vielen Geſchäfte —

Madame Belmont. Daß Sie nur ja nicht ausbleiben, ſonſt würde unſerm Feſt ſeine Krone fehlen. Sie ſind die Seele unſrer Geſellſchaft! — Und Charlotte, wollt' ich wohl wetten, würde es recht ſehr übel nehmen, wenn Sie nicht kämen.

Charlotte. Ich, Mama? Nun ja! Ihre und Papa's Freunde ſind mir immer herzlich willkommen.

Madame Belmont. Schon gut! Schon gut! Jetzt zieh' dich an! Es iſt die höchſte Zeit! — Sie müſſen wiſſen, Herr Selicour, daß ich bey dem Putz präſidire.

Selicour. So kommt die ſchöne Kunſt noch der ſchönen Natur zu Hülfe — wer könnte da widerſtehn?

Madame Belmont. Er iſt ſcharmant! Scharmant iſt er! Nicht den Mund öffnet er, ohne etwas Geiſtreiches und Galantes zu ſagen. (Geht mit Charlotten.)

Siebenter Auftritt.

Selicour. Michel.

Michel (im Hereintreten.) Endlich iſt ſie fort! — Nun kann ich mein Wort anbringen! — Hab' ich die Ehre, mit Herrn Selicour —

Selicour. (grob und verdrießlich.) Das iſt mein Name!

Michel. Vergönnen Sie, mein Herr! —

Selicour. Muß ich auch hier beläſtigt werden? Was will man von mir? —

Michel. Mein Herr! —

Selicour. Gewiß eine Betteley — ein Anliegen. — Ich kann nicht dienen. —

Michel. Erlauben Sie, mein Herr!

Selicour. Nichts! Hier iſt der Ort nicht — In meinem Cabinet mag man einmal wieder anfragen! —

Michel. Einen ſo übeln Empfang glaubte ich nicht —

Selicour. Was beliebt?

Michel. Ich komme ja gar nicht, um etwas zu bitten — ich komme dem Herrn Selicour meine gehorſame Dankſagung abzuſtatten.

Selicour. Dankſagung? Wofür?

Michel. Daß Sie meinem Neffen die Stelle verſchafft haben.

Selicour. Was? Wie?

Michel. Ich bin erſt ſeit geſtern hier im Hauſe, weil mich mein Herr auf dem Lande zurück ließ. Als ich Ihnen ſchrieb, hatte ich nicht die Ehre, Sie von Perſon zu kennen.

Selicour. Was Sie ſagen, mein Wertheſter! Sie wären im Dienſt des Miniſters?

Michel. Sein Kammerdiener, Ihnen zu dienen!

Selicour. Mein Gott, welcher Irrthum! Monſieur Michel, Kammerdiener, Leibdiener, Vertrauter des Herrn Miniſters! — Bitte tauſendmal um Verzeihung, Monſieur Michel! — Wahrhaftig, ich ſchäme mich — ich bin untröſtlich, daß ich Sie ſo barſch angelaſſen. Auf Ehre, Monſieur Michel! — Ich hielt Sie für einen Commis.

Michel. Und wenn ich es auch wäre! —

Selicour. Man wird von ſo vielen Zudringlichen belagert! Man kann es nicht allen Leuten am Rock anſehen. —

Michel. Aber gegen alle kann man höflich ſeyn, dächt' ich!

Selicour. Freylich! Freylich! Es war eine unglückliche Zerſtreuung! —

Michel. Eine ſehr unangenehme für mich, Herr Selicour!

Selicour. Es thut mir leid, ſehr leid — ich kann mir's in Ewigkeit nicht vergeben —

Michel. Laſſen wir's gut ſeyn!

Selicour. Nun! Nun! — Ich habe Ihnen meinen Eifer bewieſen — der liebe, liebe Neffe! Der wäre denn nun verſorgt!

Michel. Eben komm' ich von ihm her! Er iſt nicht auf den Kopf gefallen, der Burſch!

Selicour. Der junge Mann wird ſeinen Weg machen. Zählen Sie auf mich!

Michel. Schreibt er nicht ſeine ſaubre Hand?

Selicour. Er ſchreibt gar nicht übel!

Michel. Und die Orthographie —

Selicour. Ja! Das iſt das Weſen!

Michel. Hören Sie, Herr Selicour! Von meinem Briefe an Sie laſſen Sie ſich gegen den gnädigen Herrn nichts merken. Er hat uns, da er zur Stadt reiſte, ſtreng anbefohlen, um nichts zu ſollicitiren. — Er iſt ſo etwas wunderlich, der Herr!

Selicour. Iſt er das? So! So! — Sie kennen ihn wohl ſehr gut, den Herrn Miniſter?

Michel. Da er auf einem vertrauten Fuß mit ſeiner Dienerſchaft umgeht, ſo weiß ich ihn auswendig,

— und kann Ihnen, wenn Sie wollen, völlige Auskunft über ihn geben.

Selicour. Ich glaubs! Ich glaubs! Aber ich bin eben nicht neugierig, ganz und gar nicht! Sehn Sie, Monſieur Michel! Mein Grundſatz iſt: Handle recht! Scheue Niemand!

Michel. Schön geſagt!

Selicour. Nun alſo weiter! Fahren Sie nur fort, Monſieur Michel! — Der gute Herr iſt alſo ein wenig eigen, ſagen Sie?

Michel. Er iſt wunderlich, aber gut. Sein Herz iſt lauter, wie Gold!

Selicour. Er iſt reich, er iſt ein Wittwer, ein angenehmer Mann und noch in ſeinen beſten Jahren. — Geſtehen Sie's nur. — Er haſſt die Weiber nicht, der liebe würdige Mann.

Michel. Er hat ein gefühlvolles Herz.

Selicour (lächelt fein.) He! He! So einige kleine Liebſchaften, nicht wahr?

Michel. Mag wohl ſeyn; Aber er iſt über dieſen Punkt —

Selicour. Verſtehe, verſtehe, Monſieur Michel! Sie ſind beſcheiden und wiſſen zu ſchweigen. — Ich frage in der beſten Abſicht von der Welt; denn ich bin gewiß, man kann nichts erfahren, als was ihm Ehre bringt.

Michel. Ja! Hören Sie! In einer von den Vorſtädten ſucht er ein Quartier.

Selicour. Ein Quartier und für wen?

Michel. Das will ich ſchon noch herausbringen. — Aber laſſen Sie ſich ja nichts verlauten, hören Sie? —

Selicour. Bewahre Gott!

Michel. Galant war er in der Jugend. —

Selicour. Und da glauben Sie, daß er jetzt noch ſein Liebchen —

Michel. Das eben nicht! Aber —

Selicour. Sey's, was es will! Als ein treuer Diener des würdigen Herrn müſſen Sie einen chriſtlichen Mantel auf ſeine Schwachheit werfen. Und warum könnte es nicht eine heimliche Wohlthat ſeyn? Warum das nicht, Herr Michel? — Ich haſſe die ſchlechten Auslegungen. — In den Tod haſſe ich, was einer übeln Nachrede gleicht. — Man muß immer das Beſte von ſeinen Wohlthätern denken. — Nun! Nun! Nun wir ſehen uns wieder, Monſieur Michel! — Sie haben mir doch meinen trockenen Empfang verziehen? Haben Sie? — Auf Ehre! Ich bin noch ganz ſchamroth darüber! (Gibt ihm die Hand.)

Michel (weigert ſich.) O nicht doch, nicht doch, Herr Selicour! Ich kenne meinen Platz, und weiß mich zu beſcheiden.

Selicour. Ohne Umſtände! Zählen Sie mich unter Ihre Freunde! — Ich bitte mir das aus, Monſieur Michel!

Michel. Das werd' ich mich nimmer unterſtehen — ich bin nur ein Bedienter.

Selicour. Mein Freund! Mein Freund! Kein Unterſchied zwiſchen uns. Ich bitte mirs recht aus, Monſieur Michel! —

(Indem ſich Beyde bekomplimentiren, fällt der Vorhang.)

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Narbonne und **Selicour** (ſitzen.)

Narbonne. Sind wir endlich allein?

Selicour (unbehaglich.) — Ja!

Narbonne. Es liegt mir ſehr viel an dieſer Unterredung. — Ich habe ſchon eine ſehr gute Meinung von Ihnen, Herr Selicour, und bin gewiß, ſie wird ſich um ein großes vermehren, ehe wir aus einander gehen. Zur Sache alſo, und die falſche Beſcheidenheit bey Seite. Sie ſollen in der Diplomatik und im Staatsrecht ſehr bewandert ſeyn, ſagt man?

Selicour. Ich habe viel darin gearbeitet, und vielleicht nicht ganz ohne Frucht. Aber für ſehr kundig möchte ich mich denn darum doch nicht —

Narbonne. Gut! Gut! Für's Erſte alſo laſſen Sie hören — Welches halten Sie für die erſten Erforderniſſe zu einem guten Geſandten?

Selicour (ſtockend.) Vor allen Dingen habe er eine Gewandtheit in Geſchäften.

Narbonne. Eine Gewandtheit, ja, aber die immer mit der ſtrengſten Redlichkeit beſtehe.

Selicour. So mein' ich's.

Narbonne. Weiter.

Selicour. An dem fremden Hofe, wo er ſich aufhält, ſuche er ſich beliebt zu machen.

Narbonne. Ja! Aber ohne ſeiner Würde etwas zu vergeben. Er behaupte die Ehre des Staats, den er vorſtellt, und erwerbe ihm Achtung durch ſein Betragen.

Selicour. Das iſt's, was ich ſagen wollte. Er laſſe ſich nichts bieten, und wiſſe ſich ein Anſehen zu geben. —

Narbonne. Ein Anſehen, ja, aber ohne Anmaßung.

Selicour. So mein' ich's.

Narbonne. Er habe ein wachſames Auge auf Alles, was —

Selicour. (unterbricht ihn.) Ueberall habe er die Augen; er wiſſe das Verborgenſte auszuſpüren —

Narbonne. Ohne den Aufpaſſer zu machen.

Selicour. So mein' ich's. Ohne eine ängſtliche Neugierde zu verrathen.

Narbonne. Ohne ſie zu haben. — Er wiſſe zu ſchweigen, und eine beſcheidene Zurückhaltung —

Selicour (raſch.) Sein Geſicht ſey ein verſiegelter Brief.

Narbonne. Ohne den Geheimnißkrämer zu machen. —

Selicour. So mein' ich's.

Narbonne. Er beſitze einen Geiſt des Friedens, und ſuche jeder gefährlichen Mißhelligkeit —

Selicour. Möglichſt vorzubeugen.

Narbonne. Ganz recht. Er habe eine genaue Kenntniß von der Volksmenge der verſchiedenen Länder —

Selicour. Von ihrer Lage — ihren Erzeugniſſen — ihrer Ein- und Ausfuhr — ihrer Handelsbilance. —

Narbonne. Ganz recht.

Selicour (im Fluß der Rede.) Ihren Verfaſſungen — ihren Bündniſſen — ihren Hülfsquellen — ihrer bewaffneten Macht. —

Narbonne. Zum Beyſpiel: Angenommen alſo, es wäre Schweden oder Rußland, wohin man Sie verſchickte — ſo würden Sie wohl von dieſen Staaten vorläufig die nöthige Kunde haben.

Selicour (verlegen.) Ich — muß geſtehen, daß — Ich habe mich mehr mit Italien beſchäftigt. Den Norden kenn' ich weniger.

Narbonne. So! Hm!

Selicour. Aber ich bin jetzt eben daran, ihn zu ſtudieren.

Narbonne. Von Italien alſo!

Selicour. Das Land der Cäſaren feſſelte billig meine Aufmerkſamkeit zuerſt. Hier war die Wiege der Künſte, das Vaterland der Helden, der Schauplatz der erhabenſten Tugend! Welche rührende Erinnerungen für ein Herz, das empfindet!

Narbonne. Wohl! Wohl! Aber auf unſer Thema zurück zu kommen!

Selicour. Wie Sie befehlen! Ach, die ſchönen Künſte haben ſo viel Anziehendes! Es läſſt ſich ſo Vieles dabey denken!

Narbonne. Venedig iſt's, was mir zunächſt einfällt.

Selicour. Venedig! — Recht! Gerade über Venedig habe ich einen Aufſatz angefangen, worin ich mich über Alles ausführlich verbreite. — Ich eile, ihn herzuholen. — (Steht auf.)

Narbonne. Nicht doch! Nicht doch! Eine kleine Geduld!

Zweyter Auftritt.

Vorige. Michel.

Michel. Es iſt Jemand draußen, der in einer dringenden Angelegenheit ein geheimes Gehör verlangt. —

Selicour (ſehr eilig.) Ich will nicht ſtören.

Narbonne. Nein! Bleiben Sie, Selicour! Dieſer Jemand wird ſich ja wohl einen Augenblick gedulden.

Selicour. Aber — wenn es dringend —

Narbonne. Das Dringendſte iſt mir jetzt unſre Unterredung.

Selicour. Erlauben Sie, aber —

Michel. Es ſey in ein Paar Minuten geſchehen, ſagt der Herr, und habe gar große Eile. (Selicour eilt ab.)

Narbonne. Kommen Sie ja gleich wieder, ich bitte Sie, wenn der Beſuch fort iſt.

Selicour. Ich werde ganz zu Ihren Befehlen ſeyn.

Narbonne (zu Michel.) Laſſt ihn eintreten!

Dritter Auftritt.

Narbonne. La Roche.

La Roche (mit vielen Bücklingen.) Ich bin wohl — ich vermuthe — es iſt des Herrn Miniſters Excellenz, vor dem ich —

Narbonne. Ich bin der Miniſter. Treten Sie immer näher!

La Roche. Bitte ſehr um Vergebung — ich — ich komme — Es iſt — Ich ſollte — Ich bin wirklich in einiger Verwirrung — der große Reſpekt —

Narbonne. Ey, ſo laſſen Sie den Reſpekt, und kommen zur Sache! Was führt Sie her?

La Roche. Meine Pflicht, mein Gewiſſen, die

Liebe für mein Land! — Ich komme, Ihnen einen bedeutenden Wink zu geben.

Narbonne. Reden Sie!

La Roche. Sie haben Ihr Vertrauen einem Manne geſchenkt, der weder Fähigkeit noch Gewiſſen hat.

Narbonne. Und wer iſt dieſer Mann?

La Roche. Selicour heißt er.

Narbonne. Was? Sel —

La Roche. Gerade heraus. Dieſer Selicour iſt eben ſo unwiſſend, als er niederträchtig iſt. Erlauben Sie, daß ich Ihnen eine kleine Schilderung von ihm mache.

Narbonne. Ein kleine Geduld! (Klingelt. — Michel kommt.) Ruft Herrn Selicour!

La Roche. Mit nichten, Ihr Excellenz! — Er iſt uns bey dieſem Geſpräche keineswegs nöthig.

Narbonne. Nicht für Sie, das glaub' ich, aber das iſt nun einmal meine Weiſe. Ich nehme keine Anklage wider Leute an, die ſich nicht vertheidigen können. — Wenn er Ihnen gegenüber ſteht, mögen Sie Ihre Schilderung anfangen.

La Roche. Es iſt aber doch mißlich, Jemand ins Angeſicht —

Narbonne. Wenn man keine Beweiſe hat, allerdings — Iſt das *Ihr* Fall —

La Roche. Ich hatte nicht darauf gerechnet, es ihm gerade unter die Augen zu ſagen. — Er iſt ein feiner Schelm, ein beſonnener Spitzbube. — Ey nun! Meinetwegen auch ins Angeſicht! — Zum Henker, ich fürchte mich nicht vor ihm. — Er mag kommen! Sie ſollen ſehen, daß ich mich ganz und gar nicht vor ihm fürchte.

Narbonne. Wohl! Wohl! Das wird ſich gleich zeigen. Da kommt er!

Vierter Auftritt.

Vorige. Selicour.

Narbonne. Kennen Sie dieſen Herrn?

Selicour (ſehr verlegen.) Es iſt Herr La Roche.

Narbonne. Ich habe Sie rufen laſſen, ſich gegen ihn zu vertheidigen. Er kommt, Sie anzuklagen. Nun, reden Sie!

La Roche (nachdem er gehuſtet.) Ich muß Ihnen alſo ſagen, daß wir Schulkameraden zuſammen waren, daß er mir vielleicht einige Dankbarkeit ſchuldig iſt. Wir fingen Beyde unſern Weg zugleich an — es ſind jetzt fünfzehn Jahre — und traten Beyde in dem nämlichen Büreau als Schreiber ein. Herr Selicour aber machte einen glänzenden Weg, ich — ſitze noch da, wo ich ausgelaufen bin. Daß er den armen Teufel, der ſein Jugendfreund war, ſeit vielen Jahren vergeſſen, das mag ſeyn! Ich habe nichts dagegen. Aber nach einer ſo langen Vergeſſenheit an ſeinen alten Jugendfreund nur darum zu denken, um ihn unverdienter Weiſe aus ſeinem Brot zu treiben, wie er gethan hat, das iſt hart. das muß mich aufbringen! Er kann nicht das geringſte Böſe wider mich ſagen; ich aber ſage von ihm und behaupte dreiſt, daß dieſer Herr Selicour, der jetzt gegen Euer Excellenz den redlichen Mann ſpielt, einen rechten Spitzbuben machte, da die Zeit dazu war. Jetzt hilft er Ihnen das Gute ausführen; Ihrem Vorgänger, weiß ich gewiß. hat er bey ſeinen ſchlechten Stückchen redlich beygeſtanden. Wie ein ſpitzbübiſcher Lakay weiß der Heuchler mit der Livree auch jedesmal den Ton ſeines Herrn anzunehmen. Ein Schmeichler iſt er, ein Lügner, ein Großprahler, ein übermüthiger Geſell! Niederträchtig. wenn er etwas ſucht, und hochmüthig, unverſchämt gegen Alle, die das Unglück haben, ihn zu brauchen. Als Knabe hatte er noch etwas Gutmüthiges; aber über dieſe menſchliche Schwachheit iſt er jetzt weit hinaus. — Nun hat er ſich in eine prächtige Stelle eingeſchlichen, und ich bin überzeugt, daß er ihr nicht gewachſen iſt. Auf ſich allein zieht er die Augen ſeines Chefs, und Leute von Fähigkeiten, von Genie, Männer, wie Herrn Firmin, läßt er nicht aufkommen.

Narbonne. Firmin! Wie? — Iſt Herr Firmin in unſern Büreaus?

La Roche. Ein trefflicher Kopf, das können Sie mir glauben.

Narbonne. Ich weiß von ihm. — Ein ganz vorzüglicher Geſchäftsmann!

La Roche. Und Vater einer Familie! Sein Sohn machte in Kolmar die Bekanntſchaft Ihrer Tochter.

Narbonne. Karl Firmin! Ja! Ja, ganz richtig!

La Roche. Ein talentvoller junger Mann!

Narbonne. — Fahren Sie fort!

La Roche. Nun, das wär' es! Ich habe genug geſagt, denk' ich!

Narbonne (zu Selicour.) Verantworten Sie ſich!

Selicour. Des Undanks zeiht man mich. — Mich des Undanks! Ich hätte gedacht, mein Freund La Roche ſollte mich beſſer kennen! — An meinem Einfluß und nicht an meinem guten Willen fehlte es, wenn er ſo lange in der Dunkelheit geblieben. — Welche harte Beſchuldigungen gegen einen Mann, den er ſeit zwanzig Jahren treu gefunden hat! Mit ſeinem Verdacht ſo raſch zuzufahren, meine Handlungen aufs Schlimmſte auszulegen, und mich mit dieſer Hitze, dieſer Galle zu verfolgen! — Zum Beweis, wie ſehr ich ſein Freund bin —

La Roche. Er mein Freund! Hält er mich für einen Dummkopf? — Und welche Proben hat er mir davon gegeben!

Narbonne. Er hat Sie ausreden laſſen!

La Roche. So werde ich Unrecht behalten!

Selicour. Man hat einem Andern ſeine Stelle gegeben, das iſt wahr, und Keiner verdiente dieſe Zurückſetzung weniger, als er. Aber ich hätte gehofft, mein Freund La Roche, anſtatt mich wie ein Feind anzuklagen, würde als Freund zu mir aufs Zimmer kommen, und eine Erklärung von mir fordern. Darauf, ich geſteh' es, hatte ich gewartet, und mich ſchon im voraus der angenehmen Ueberraſchung gefreut, die ich ihm bereitete. Welche ſüße Freude für mich, ihn über alle Erwartung glücklich zu machen! Eben zu jenem Chef, wovon ich Euer Excellenz heut ſagte, hatte ich meinen alten Freund La Roche vorzuſchlagen.

La Roche. Mich zum Chef! Großen Dank, Herr Selicour! — Ein Schreiber bin ich und kein Geſchäftmann! Meine Feder und nicht mein Kopf muß mich empfehlen, und ich bin Keiner von denen, die eine Laſt auf ſich nehmen, der ſie nicht gewachſen ſind, um ſie einem Andern heimlich aufzuladen, und ſich ſelbſt das Verdienſt zuzueignen.

Selicour. Die Stelle ſchickt ſich für dich. Kamerad! Glaub' mir, der dich beſſer kennt, als du ſelbſt. (Zu Narbonne) — Er iſt ein trefflicher Arbeiter, genau, unermüdlich, voll geſunden Verſtandes; er verdient den Vorzug vor allen ſeinen Mitbewerbern. — Ich laſſe Männer von Genie nicht aufkommen, gibt er mir Schuld, und Herr Firmin iſt's, den er anführt. — Das Beyſpiel iſt nicht gut gewählt, ſo trefflich auch der Mann iſt. — Erſtlich iſt ſeine jetzige Stelle nicht ſchlecht

— aber ihm gebührt allerdings eine beſſre, und ſie iſt auch ſchon gefunden — denn eben Herrn Firmin wollte ich Euer Excellenz zu meinem Nachfolger empfehlen, wenn ich in jenen Poſten verſetzt werden ſollte, den mir mein gütiger Gönner beſtimmt. — Ich ſey meinem jetzigen Amte nicht gewachſen, behauptet man. — Ich weiß wohl, daß ich nur mittelmäßige Gaben beſitze. — Aber man ſollte bedenken, daß dieſe Anklage mehr meinen Gönner trifft, als mich ſelbſt! — Bin ich meinem Amte in der That nicht gewachſen, ſo iſt der Chef zu tadeln, der es mir anvertraut, und mit meinem ſchwachen Talent ſo oft ſeine Zufriedenheit bezeugt. — Ich ſoll endlich der Mitſchuldige des vorigen Miniſters geweſen ſeyn! — Die Stimme der Wahrheit habe ich ihn hören laſſen; die Sprache des redlichen Mannes habe ich kühnlich zu einer Zeit geredet, wo ſich meine Ankläger vielleicht im Staube vor ihm krümmten — Zwanzigmal wollte ich dieſem unfähigen Miniſter den Dienſt aufkündigen; nichts hielt mich zurück, als die Hoffnung, meinem Vaterlande nützlich zu ſeyn. Welche ſüße Belohnung für mein Herz, wenn ich hier etwas Böſes verhindern, dort etwas Gutes wirken konnte! — Seiner Macht habe ich getrotzt; die gute Sache habe ich gegen ihn verfochten, da er noch im Anſehen war! Er fiel, und ich zollte ſeinem Unglück das herzlichſte Mitleid. Iſt das ein Verbrechen, ich bin ſtolz darauf und rühme mich deſſelben. — Es iſt hart, ſehr hart für mich, lieber La Roche, daß ich dich unter meinen Feinden ſehe — daß ich genöthigt bin, mich gegen einen Mann zu vertheidigen, den ich ſchätze und liebe! — Aber komm! Laß uns Frieden machen, ſchenke mir deine Freundſchaft wieder und Alles ſey vergeſſen!

La Roche. Der Spitzbube! — Rührt er mich doch faſt ſelbſt!

Narbonne. Nun, was haben Sie darauf zu antworten?

La Roche. Ich? — Nichts! Der verwünſchte Schelm bringt mich ganz aus dem Concepte.

Narbonne. Herr La Roche! Es iſt brav und löblich, einen Böſewicht, wo er auch ſtehe, furchtlos anzugreifen und ohne Schonung zu verfolgen — aber auf einem ungerechten Haß eigenſinnig beſtehen, zeigt ein verderbtes Herz.

Selicour. Er haſſt mich nicht! Ganz und gar nicht! Mein Freund La Roche hat das beſte Herz von der Welt! Ich kenne ihn — aber er iſt hitzig vor der Stirn — er lebt von ſeiner Stelle — das entſchuldigt ihn! Er glaubte, ſein Brot zu verlieren! Ich habe auch gefehlt — ich geſteh' es — Komm! Komm! Laß dich umarmen, Alles ſey vergeſſen!

La Roche. Ich ihn umarmen! In Ewigkeit nicht! — Zwar, wie ers anſtellt, weiß ich nicht, um mich ſelbſt — um Euer Excellenz zu betrügen — aber kurz! Ich bleibe bey meiner Anklage. — Kein Friede zwiſchen uns, bis ich ihn entlarvt, ihn in ſeiner ganzen Blöße dargeſtellt habe!

Narbonne. Ich bin von ſeiner Unſchuld überzeugt. — Wenn nicht Thatſachen, vollwichtige Beweiſe mich eines andern überführen.

La Roche. Thatſachen! Beweiſe! Tauſend für einen!

Narbonne. Heraus damit!

La Roche. Beweiſe genug — die Menge — Aber das iſts eben — ich kann nichts damit beweiſen! Solchen abgefeimten Schelmen läßt ſich nichts beweiſen. — Vormals war er ſo arm, wie ich; jetzt ſitzt er im Ueberfluß! Sagt' ich Ihnen, daß er ſeinen vorigen Einfluß zu Geld gemacht, daß ſich ſein ganzer Reichthum davon herſchreibt — ſo kann ich das zwar nicht, wie man ſagt, mit Brief und Siegel belegen — aber Gott weiß es, die Wahrheit iſts, ich will darauf leben und ſterben.

Selicour. Dieſe Anklage iſt von zu niedriger Art, um mich zu treffen — übrigens unterwerf' ich mich der ſtrengſten Unterſuchung! — Was ich beſitze, iſt die Frucht eines fünfzehnjährigen Fleißes; ich habe es mit ſaurem Schweiß und Nachtwachen erworben, und ich glaub' es nicht unedel zu verwenden. Es ernährt meine armen Verwandten; es friſtet das Leben meiner dürftigen Mutter!

La Roche. Erlogen! Erlogen! Ich kann es freylich nicht beweiſen! Aber gelogen, unverſchämt gelogen!

Narbonne. Mäßigen Sie ſich!

Selicour. Mein Gott! Was erſeh' ich! Mein Freund La Roche iſts, der ſo hart mit mir umgeht. — Was für ein Wahnſinn hat dich ergriffen? Ich weiß nicht, ſoll ich über dieſe Wuth lachen oder böſe werden. — Aber lachen auf Koſten eines Freundes, der ſich für beleidigt hält — Nein, das kann ich nicht! Das iſt zu ernſthaft! — Deinen alten Freund ſo zu verkennen! — Komm doch zu dir ſelbſt, lieber La Roche, und bringe dich wenigſtens nicht aus übel angebrachtem Trotz um eine ſo treffliche Stelle, als ich dir zugedacht habe!

Narbonne. Die Wahrheit zu ſagen, Herr La Roche, dieſe Halsſtarrigkeit gibt mir keine gute Meinung von Ihnen. — Muß auch ich Sie bitten, gegen Ihren Freund gerecht zu ſeyn? — Auf Ehre! Der arme Herr Selicour dauert mich von Herzen!

La Roche. Ich will das wohl glauben, gnädiger Herr! Hat er mich doch faſt ſelbſt, trotz meines gerechten Unwillens, auf einen Augenblick irre gemacht — aber nein, nein! Ich kenne ihn zu gut — zu gewiß bin ich meiner Sache. — Krieg, Krieg zwiſchen uns und keine Verſöhnung! Hier, ſehe ich, würde alles weitre Reden vergeblich ſeyn! Aber wiewohl der Spitzbube mich aufs Aeußerſte treibt, lieber tauſendmal Hungers ſterben, als ihm mein Brot verdanken. Ich empfehle mich zu Gnaden! (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Narbonne. Selicour.

Narbonne. Begreifen Sie dieſe hartnäckige Verſtocktheit —

Selicour. Hat nichts zu ſagen! Er iſt ein guter Narr! Ich will ihn bald wieder beſänftigen.

Narbonne. Er iſt raſch und unbeſonnen, aber im Grunde mag er ein guter Mann ſeyn.

Selicour. Ein ſeelenguter Mann; dafür ſteh' ich — dem aber der Kopf ein wenig verſchoben iſt. — Es kann auch ſeyn, daß ihn ſonſt Jemand gegen mich aufhetzt.

Narbonne. Meinen Sie?

Selicour. Es mag ſo etwas dahinter ſtecken. — Wer weiß? Irgend ein heimlicher Feind und Neider — denn dieſer arme Teufel iſt nur eine Maſchine.

Narbonne. Wer ſollte aber —

Selicour. Es gibt ſo Viele, die meinen Untergang wünſchen!

Narbonne. Haben Sie vielleicht einen Verdacht?

Selicour. Ich unterdrücke ihn! Denn daß ich ſo etwas von Herrn Firmin denken ſollte — Pfui! Pfui! Das wäre ſchändlich! Das iſt nicht möglich!

Narbonne. So denk' ich auch! Der Mann ſcheint mir dazu viel zu rechtlich und zu beſcheiden.

Selicour. Beſcheiden, ja, das iſt er!

Narbonne. Sie kennen ihn alſo?

Selicour. Wir ſind Freunde.

Narbonne. Nun, was halten Sie von dem Manne?

Selicour. Herr Firmin, muß ich ſagen, iſt ein Mann, wie man ſich ihn für das Büreau eigentlich wünſcht — wenn auch eben kein Kopf, doch ein geſchickter Arbeiter. — Nicht zwar, als ob es ihm an Verſtand und Kenntniſſen fehlte — Keineswegs! Er mag viel wiſſen, aber man ſiehts ihm nicht an.

Narbonne. Sie machen mich neugierig, ihn zu kennen.

Selicour. Ich hab' ihn ſchon längſt darum angelegen, ſich zu zeigen — aber vielleicht fühlt er ſich für eine ſubalterne Rolle und für die Dunkelheit geboren. Ich will ihn indeſſen —

Narbonne. Bemühen Sie ſich nicht! — Gegen einen Mann von Verdienſten kann unſer einer unbeſchadet ſeines Rangs die erſten Schritte thun. — Ich ſelbſt will Herrn Firmin aufſuchen. — Aber jetzt wieder auf unſer voriges Thema zurück zu kommen, das dieſer La Roche unterbrochen hat. —

Selicour (verlegen.) Es iſt ſchon etwas ſpät. —

Narbonne. Hat nichts zu ſagen.

Selicour. Es wird auch jetzt die Zeit zur Audienz ſeyn.

Narbonne (ſieht nach der Uhr.) Ja, wahrhaftig.

Selicour. Wir können ja es auf morgen —

Narbonne. Gut! Auch das!

Selicour. Ich will alſo —

Narbonne. Noch ein Wort —

Selicour. Was beliebt?

Narbonne. Ein Geſchäft kann ich Ihnen wenigſtens noch auftragen, das zugleich Fähigkeit und Muth erfordert.

Selicour. Befehlen Sie!

Narbonne. Mein Vorgänger hat durch ſeine üble Verwaltung ein Heer von Mißbräuchen einreißen laſſen, die trotz aller unſerer Bemühungen noch nicht abgeſtellt ſind. Es wäre daher ein Memoire aufzuſetzen, worin man alle Gebrechen aufdeckte, und der Regierung ſelbſt ohne Schonung die Wahrheit ſagte.

Selicour. Erlauben aber Euer Excellenz — eine ſolche Schrift könnte für ihren Verfaſſer, könnte für Sie ſelbſt bedenkliche Folgen haben.

Narbonne. Das kümmert uns nicht — Keine Gefahr, keine perſönliche Rückſicht darf in Anſchlag kommen, wo die Pflicht gebietet.

Selicour. Das iſt würdig gedacht!

Narbonne. Sie ſind der Mann zu dieſem Werk — Ich brauche Ihnen weiter nichts darüber zu ſagen. Sie kennen das Uebel ſo gut und beſſer noch, als ich ſelbſt.

Selicour. Und ich bin, hoffe ich, mit Ihnen darüber einerley Meinung.

Narbonne. Ohne Zweifel. Dies Geſchäft hat Eile. Ich verlaſſe Sie; verlieren Sie keine Zeit; es iſt gerade jetzt der günſtige Augenblick — ich möchte es wo möglich noch heute an die Behörde abſenden. — Kurz und bündig — es kann mit Wenigem Viel geſagt werden! Leben Sie wohl! Gehen Sie ja gleich an die Arbeit!

(Er geht ab.)

Sechster Auftritt.

Selicour. Madame Belmont.

Madame Belmont. Sind Sie allein, Herr Selicour? Ich wollte abwarten, bis er weggegangen wäre — er darf nichts davon wiſſen.

Selicour. Wovon iſt die Rede, Madame?

Madame Belmont. Wir wollen heute Abend ein kleines Concert geben, und meine Charlotte ſoll ſich dabey hören laſſen.

Selicour. Sie ſingt ſo ſchön!

Madame Belmont. Sie geben ſich auch zuweilen mit Verſen ab? Nicht wahr?

Selicour. Wer macht nicht einmal in ſeinem Leben Verſe!

Madame Belmont. Nun, ſo machen ſie uns ein Lied oder ſo etwas für heut Abend!

Selicour. Eine Romanze meinen Sie?

Madame Belmont. Gut, die Romanzen lieben wir beſonders!

Selicour. Wenn der Eifer den Mangel des Genies erſetzen könnte —

Madame Belmont! Schon gut! Schon gut! Ich verſtehe.

Selicour. Und ich brauchte allerdings ſo ein leichtes Spielwerk zu meiner Erholung! — Ich bin die ganze Nacht aufgeweſen, um Akten durchzugehen und Rechnungen zu corrigiren!

Madame Belmont. Eine niederträchtige Beſchäftigung!

Selicour. Daß ich mich wirklich ein wenig angegriffen fühle. — Wer weiß! Die Blume der Dichtkunſt erquickt mich vielleicht mit ihrem lieblichen Hauch, und du, Balſam der Herzen, heilige Freundſchaft!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Robineau.

Robineau (hinter der Scene.) Nu! Nu! Wenn er drinn iſt, wird mir's wohl auch erlaubt ſeyn, denk' ich —

Madame Belmont. Was gibts da?

Robineau (im Eintreten.) Dieſes Bedientenpack bildet ſich mehr ein, als ſeine Herrſchaft. — Ich will den Herrn Selicour ſprechen.

Selicour. Ich bin's.

Robineau. Das will ich bald ſehen. — Ja, mein Seel, das iſt er! — Leibhaftig — Ich ſeh' ihn noch, wie er ſich im Dorf mit den Jungens herum jagte. — Nun ſeh' er jetzt auch 'mal mich an — betracht' er mich wohl. Ich bin wohl ein bischen verändert — Kennt er mich?

Selicour. Nein!

Robineau. Ei, ei, ich bin ja des Robineau's Chriſtoph, des Winzers, der die dicke Madelon heirathete, ſeines Großvaters Muhme, Herr Selicour!

Selicour. Ach ſo!

Robineau. Nun — Vetter pflegen ſich ſonſt zu umarmen, denk' ich.

Selicour. Mit Vergnügen. — Seyd mir willkommen, Vetter!

Robineau. Großen Dank, Vetter!

Selicour. Aber laſſt uns auf mein Zimmer gehen — ich bin hier nicht zu Hauſe.

Madame Belmont. Laſſen Sie ſich nicht ſtören, Herr Selicour! Thun Sie, als wenn ich gar nicht da wäre.

Selicour. Mit Ihrer Erlaubniß, Madame, Sie ſind gar zu gütig! Man muß ihm ſein ſchlichtes

Weſen zu gute halten, er iſt ein guter ehrlicher Landmann, und ein Vetter, den ich ſehr lieb habe.

Madame Belmont. Das ſieht Ihnen ähnlich, Herr Selicour!

Robineau. Ich komme ſo eben an, Herr Vetter!

Selicour. So, und woher denn?

Robineau. Ei, woher ſonſt als von unſerm Dorf. — Dieſes Paris iſt aber auch wie zwanzig Dörfer. — Schon über zwey Stunden, daß ich aus dem Poſtwagen geſtiegen, treib' ich mich herum, um ihn und den La Roche aufzuſuchen, er weiß ja, ſeinen Nachbar und Schulkameraden. — Nun da find' ich ihn ja endlich, und nun mags gut ſeyn!

Selicour. Er kommt in Geſchäften nach Paris, Vetter?

Robineau. In Geſchäften! Hat ſich wol! Ein Geſchäft hab' ich freylich —

Selicour. Und welches denn?

Robineau. I nun — mein Glück hier zu machen, Vetter!

Selicour. Ha! Ha!

Robineau. Nun, das Geſchäft iſt wichtig genug, denk' ich.

Selicour (zu Madame Belmont.) Excuſiren Sie.

Madame Belmont. Er beluſtigt mich.

Selicour. Er iſt ſehr kurzweilig.

Robineau. Peter, der Kärrner, meinte, der Vetter habe ſich in Paris ſeine Pfeifen gut geſchnitten. — Als er noch klein war, der Vetter, da ſey er ein loſer Schelm geweſen, da hätt's geheißen: der verdirbt nicht — der wird ſeinen Weg ſchon machen! — Wir hatten auch ſchon von ihm gehört; aber die Nachrichten lauteten gar zu ſchön, als daß wir ſie hätten glauben können. Wie wir aber nicht länger daran zweifeln konnten, ſagte mein Vater zu mir: Geh' hin, Chriſtoph! Suche den Vetter Selicour in Paris auf! Die Reiſe wird dich nicht reuen — Vielleicht machſt du dein Glück mit einer guten Heirath. — Ich gleich auf den Weg, und da bin ich nun! — Nehmen Sie mir's nicht übel, Madam! Die Robineaus gehen gerade aus; was das Herz denkt, muß die Zunge ſagen — und wie ich den lieben Herrn Vetter da ſo vor mir ſah', ſehen Sie, ſo ging mir das Herz auf.

Madame Belmont. Ei, das iſt ganz natürlich.

Robineau. Hör' er, Vetter, ich möchte herzlich gern auch mein Glück machen! Er weiß das Geheimniß, wie man's anfängt; theil' er mir's doch mit.

Selicour. Sey immer rechtſchaffen, wahr und beſcheiden! Das iſt mein ganzes Geheimniß, Vetter! weiter hab' ich keins. — Es iſt doch Alles wohl zu Hauſe?

Robineau. Zum Preis Gottes, ja! Die Familie gedeiht. Der Bertrand hat ſeine Suſanne geheirathet; ſie wird bald niederkommen, und hofft, der Herr Vetter wird zu Gevatter ſtehen. Es iſt Alles in guten Umſtänden, bis auf ſeine arme Mutter. — Die meint, es wäre doch hart, daß ſie nothleiden müſſe und einen ſo ſteinreichen Sohn in der Stadt habe.

Selicour (leiſe.) Halts Maul, Dummkopf!

Madame Belmont. Was ſagt er von der Mutter?

Selicour (laut.) Iſt's möglich? Die tauſend Thaler, die ich ihr geſchickt, ſind alſo nicht angekommen? — Das thut mir in der Seele weh! — Was das doch für ſchlechte Anſtalten ſind auf dieſen Poſten — Die arme, gute Mutter! Was mag ſie ausgeſtanden haben!

Madame Belmont. Ja wohl! Man muß ihr helfen.

Selicour. Das verſteht ſich! Sogleich bitte ich den Miniſter um Urlaub — es iſt eine gerechte Forderung. Ich kann darauf beſtehen — Die Pflicht der Natur geht allen andern vor — Ich eile nach meinem Ort — in acht Tagen iſt Alles abgethan! — Sie hat ſich nicht in Paris niederlaſſen wollen, wie ſehr ich ſie auch darum bat! Die liebe alte Mutter hängt gar zu ſehr an ihrem Geburtsort.

Robineau. So kann ich gar nicht aus ihr klug werden; denn zu uns ſagte ſie, ſie wäre gern nach

Paris gekommen, aber der Vetter habe es durchaus nicht haben wollen!

Selicour. Die gute Frau weiß ſelbſt nicht immer, was ſie will! — Aber ſie nothleidend zu wiſſen — Ach Gott! Das jammert mich und ſchneidet mir ins Herz.

Madame Belmont. Ich glaub's Ihnen wohl, Herr Selicour! — Aber Sie werden bald Rath geſchafft haben. Ich gehe jetzt und laſſe Sie mit Ihrem Vetter allein. — Glücklich iſt die Gattinn, die Sie einſt beſitzen wird! Ein ſo pflichtvoller Sohn wird gewiß auch ein zärtlicher Gatte werden! (Ab.)

Achter Auftritt.

Selicour und Robineau.

Robineau. Meiner Treu, Herr Vetter, ich bin ganz verwundert über ihn — eine ſo herzliche Aufnahme hätt' ich mir gar nicht von ihm erwartet. Der iſt gar ſtolz und hochmüthig, hieß es, der wird dich gar nicht mehr erkennen!

Selicour (nachdem er wohl nachgeſehen, ob Madame Belmont auch fort iſt.) Sage mir, du Eſel! Was fällt dir ein, daß du mir hier ſo zur Unzeit über den Hals kommſt!

Robineau. Nun, nun! Wie ich ihm ſchon ſagte, ich komme, mein Glück zu machen!

Selicour. Dein Glück zu machen! Der Schafskopf!

Robineau. Ei, ei, Vetter! Wie er mit mir umgeht, ich laſſe mir nicht ſo begegnen.

Selicour. Du thuſt wol gar empfindlich — Schade um deinen Zorn — Von ſeinem Dorf weg nach Paris zu laufen! Der Tagdieb!

Robineau. Aber was das auf einmal für ein Betragen iſt, Herr Vetter! — Erſt der freundliche Empfang und jetzt dieſen barſchen Ton mit mir! — Das iſt nicht ehrlich und gerade gehandelt, nehm' er mir's nicht übel, das iſt falſch — und wenn ich das weiter erzählte, wie er mit mir umgeht — 's würde ihm ſchlechte Ehre bringen! Ja, das würd' es!

Selicour (erſchrocken.) Weiter erzählen! Was?

Robineau. Ja, ja, Vetter!

Selicour. Unterſteh' dich, Bube! — Ich will dich unterbringen — ich will für die Mutter ſorgen. Sey ruhig! Ich ſchaffe dir einen Platz! Verlaß dich darauf!

Robineau. Nun, wenn er das —

Selicour. Aber hier können wir nicht davon reden! Fort! Auf mein Zimmer!

Robineau. Ja. hör' er, Vetter! Ich möchte ſo gern ein recht ruhiges und bequemes Brot. Wenn er mich ſo bey der Acciſe unterbringen könnte.

Selicour. Verlaß dich drauf; ich ſchaffe dich an den rechten Platz. — Ins Dorf mit dem dummen Dorfteufel über Hals und Kopf! — (Ab.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

La Roche und **Karl Firmin** begegnen einander.)

La Roche. Ich ſuchte Sie ſchon längſt. — Hören Sie! — Nun, ich habe Wort gehalten — ich habe ihn dem Miniſter abgeſchildert, dieſen Selicour.

Karl. Wirklich? Und es iſt alſo vorbey mit ihm? Ganz vorbey!

La Roche. Das nun eben nicht! — Noch nicht ganz — denn ich muß Ihnen ſagen, er hat ſich herausgelogen, daß ich da ſtand wie ein rechter Dummkopf — Der Heuchler ſtellte ſich gerührt, er ſpielte den zärtlichen Freund, den Großmüthigen mit mir, er überhäufte mich mit Freundſchaftverſicherungen und will mich bey dem Bureau als Chef anſtellen.

Karl. Wie? Was? Das iſt ja ganz vortrefflich! Da wünſche ich Glück..

La Roche. Für einen Glücksjäger hielt ich ihn; ich hatte geglaubt, daß es ihm nur um Stellen und um Geld zu thun wäre; für ſo falſch und verräthe riſch hätte ich ihn nie gehalten. Der Heuchler mi ſeinem ſüßen Geſchwätz! Ich war aber ſein Nar nicht und hab' es rundweg ausgeſchlagen!

Karl. Und ſo ſind wir noch, wo wir waren? Un mein Vater iſt nicht beſſer daran, als vorher?

La Roche. Wohl wahr — aber laſſen Sie mic nur machen! Laſſen Sie mich machen!

Karl. Ich bin auch nicht weiter. In den Gar ten hab' ich mich geſchlichen, ob ich dort vielleicht mei ner Geliebten begegnen möchte. — Aber vergebens Einige Strophen, die ich mir in der Einſamkeit aus dachte, ſind die ganze Ausbeute, die ich zurüc bringe.

La Roche. Vortrefflich! Brav! Machen Si Verſe an Ihre Geliebte! Unterdeſſen will ich die Spu meines Wildes verfolgen. Der Schelm betrügt ſic ſehr, wenn er glaubt, ich habe meinen Plan aufgege ben!

Karl. Lieber La Roche! Das iſt unter unſere Würde. Laſſen wir dieſen Elenden ſein ſchmutzige Handwerk treiben, und das durch unſer Verdienſt er zwingen, was er durch Niederträchtigkeit erſchleicht.

La Roche. Weg mit dieſem Stolz! Es iſt Schwach heit, es iſt Vorurtheil! — Wie? Wollen wir warten bis die Redlichkeit die Welt regiert — Da würden wi lange warten müſſen. Alles ſchmiedet Ränke! Wohl ſo wollen wir einmal für die gute Sache ein Gleiches verſuchen. — Das geht übrigens Sie nichts an. — Machen Sie Ihre Verſe, bilden Sie Ihr Talent aus; ich will es geltend machen, ich — das iſt meine Sache!

Karl. Ja, aber die Klugheit nicht vergeſſen. — Sie haben ſich heute übel ertappen laſſen.

La Roche. Und es wird nicht das Letztemal ſeyn. — Aber thut nichts! Ich ſchreite vorwärts, ich laſſe mich nicht abſchrecken, ich werde ihm ſo lange und ſo oft zuſetzen, daß ich ihm endlich doch Eins beybringe. Ich bin lange ſein Narr geweſen; jetzt will ich auch ihm einen Poſſen ſpielen. Laſſen wir's den Buben ſo forttreiben, wie er's angefangen, ſo werde ich bald der Schelm, und Ihr Vater der Dummkopf ſeyn müſſen!

Karl. Man kommt!

La Roche. Er iſt es ſelbſt!

Karl. Ich kann ſeinen Anblick nicht ertragen. In den Garten will ich zurück gehen und mein Gedicht vollenden. (Ab.)

La Roche. Ich will auch fort! Auf der Stelle will ich Hand ans Werk legen. Doch nein — es iſt beſſer, ich bleibe. Der Geck glaubte ſonſt, ich fürchte mich vor ihm!

Zweyter Auftritt.

Selicour und La Roche.

Selicour. Ach ſieh da! Finde ich den Herrn La Roche hier?

La Roche. Ihn ſelbſt, Herr Selicour!

Selicour. Sehr beſchämt, wie ich ſehe.

La Roche. Nicht ſonderlich.

Selicour. Ihr wüthender Ausfall gegen mich hat nichts gefruchtet — Der Freund hat ſeine Bolzen umſonſt verſchoſſen!

La Roche. Hat nichts zu ſagen.

Selicour. Wahrlich, Freund La Roche! So hart Sie mir auch zuſetzten — Sie haben mir leid gethan mit Ihren närriſchen Grillen.

La Roche. Herr Narbonne iſt jetzt nicht zugegen. — Zwingt Euch nicht!

Selicour. Was beliebt?

La Roche. Seyd unverſchämt nach Herzensgelüſten.

Selicour. Sieh doch!

La Roche. Brüſtet Euch mit Eurem Triumph. Ihr habt mir's abgewonnen!

Selicour. Freylich, es kann Einen ſtolz machen, über einen ſo fürchterlichen Gegner geſiegt zu haben.

La Roche. Wenn ich's heute nicht recht machte, in Eurer Schule will ich's bald beſſer lernen.

Selicour. Wie, Herr La Roche? Sie haben es noch nicht aufgegeben, mir zu ſchaden?

La Roche. Um eines unglücklichen Zugs willen verläſſt man das Spiel nicht!

Selicour. Ein treuer Schildknappe alſo des ehrlichen Firmins! — Sieh, ſieh!

La Roche. Er muß dir oft aus der Noth helfen, dieſer ehrliche Firmin.

Selicour. Was gibt er dir für deine Ritterſchaft?

La Roche. Was bezahlſt du ihm für die Exercitien, die er dir ausarbeitet?

Selicour. Nimm dich in Acht, Freund Roche! — Ich könnte dir ſchlimme Händel anrichten.

La Roche. Werde nicht böſe, Freund Selicour! — Der Zorn verräth ein böſes Gewiſſen.

Selicour. Freylich ſollte ich über deine Thorheit nur lachen.

La Roche. Du verachteſt einen Feind, der dir zu ſchwach ſcheint. Ich will darauf denken, deine Achtung zu verdienen! (Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Selicour (allein.)

Sie wollen den Firmin zum Geſandten haben. — Gemach, Kamerad! — So weit ſind wir noch nicht. — Aber Firmin betrug ſich immer ſo gut gegen mich. — Es iſt der Sohn vermuthlich — der junge Menſch, der ſich mit Verſen abgibt, ganz gewiß — und dieſer La Roche iſts, der ſie hetzt! — Dieſer Firmin hat Verdienſte, ich muß es geſtehen, und wenn ſie je ſeinen Ehrgeiz aufwecken, ſo kenne ich keinen, der mir gefährlicher wäre. — Das muß verhütet werden! — Aber in welcher Klemme ſehe ich mich! — Eben dieſe beyde Firmins wären mir jetzt gerade höchſt nöthig, der Vater mit ſeinen Einſichten und der Sohn mit ſeinen Verſen. — Laß uns fürs Erſte Nutzen von ihnen ziehen und dann ſchafft man ſie ſich ſchon gelegentlich vom Halſe.

Vierter Auftritt.

Firmin der **Vater** und **Selicour.**

Selicour. Sind Sie's, Herr Firmin? Eben wollte ich zu Ihnen.

Firmin. Zu mir?

Selicour. Mich mit Ihnen zu erklären —

Firmin. Worüber?

Selicour. Ueber eine Armſeligkeit — Lieber Firmin, es iſt mir ein rechter Troſt, Sie zu ſehen. — Man hat uns veruneinigen wollen!

Firmin. Uns veruneinigen!

Selicour. Ganz gewiß. Aber es ſoll ihnen nicht gelingen, hoff' ich. Ich bin Ihr wahrer und aufrichtiger Freund, und ich hab' es heute bewieſen, denk' ich. da dieſer tollköpfige La Roche mich beym Miniſter anſchwärzen wollte.

Firmin. Wie? Hätte der La Roche —

Selicour. Er hat mich auf das Abſcheulichſte preisgegeben.

Firmin. Er hat ſeine Stelle verloren. — Setzen Sie ſich an ſeinen Platz!

Selicour. Er iſt ein Undankbarer! Nach Allem, was ich für ihn gethan habe — Und es geſchehe, ſagte er, um Ihnen dadurch einen Dienſt zu leiſten. — Er diente Ihnen aber ſchlecht, da er mir zu ſchaden ſuchte. — Was will ich denn anders, als Ihr Glück? — Aber ich weiß beſſer, als dieſer Brauskopf, was Ihnen dient. Darum habe ich mir ſchon ein Plänchen mit Ihnen ausgedacht. — Das lermende Treiben der Büreaux iſt Ihnen verhaſſt, das weiß ich; Sie lieben nicht, in der geräuſchvollen Stadt zu leben. — Es ſoll für Sie geſorgt werden, Herr Firmin! — Sie ſuchen ſich irgend ein einſames ſtilles Plätzchen aus, ziehen einen guten Gehalt, ich ſchicke ihnen Arbeit hinaus. Sie mögen gern arbeiten, es ſoll Ihnen nicht daran fehlen.

Firmin. Aber wie —

Selicour. Das ſind aber blos noch Ideen, es hat noch Zeit bis dahin. — Glücklich, der auf der ländlichen Flur ſeine Tage lebt! Ach, Herr Firmin! So wohl wird es *mir* nicht! Ich bin in die Stadt gebannt, ein Laſtthier der Verhältniſſe, den Pfeilen der Bosheit preisgegeben. Auch hielt' ich's für die Pflicht eines guten Verwandten, einen Vetter, der ſich hier niederlaſſen wollte, über Hals und Kopf wieder auf's Land zurück zu ſchicken. — Der gute Vetter! Ich bezahlte ihm gern die Reiſekoſten — denn, ſagen Sie ſelbſt, iſt's nicht unendlich beſſer, auf dem Land in der Dunkelheit frey zu leben, als hier in der Stadt ſich zu placken und zu quälen. —

Firmin. Das iſt meine Meinung auch. — Aber was wollten Sie eigentlich bey mir?

Selicour. Nun, wie ich ſagte, vor allen Dingen mich von der Freundſchaft meines lieben Mitbruders überzeugen — Und alsdann — Sie haben mir ſo oft ſchon aus der Verlegenheit geholfen; ich verhehle es nicht, ich bin Ihnen ſo viel — ſo Vieles ſchuldig! — Mein Poſten bringt mich um — Mir liegt ſo

Vieles auf dem Halſe — Wahrhaftig, es braucht meinen ganzen Kopf, um herum zu kommen — Sie ſind zufrieden mit unſerm Miniſter?

Firmin. Ich bewundere ihn.

Selicour. Ja, das nenn' ich einmal einen fähigen Chef! Und wahrlich, es war auch die höchſte Noth, daß ein ſolcher an den Platz kam, wenn nicht Alles zu Grunde gehen ſollte. — Es iſt noch nicht Alles, wie es ſoll, ſag'e ich ihm heute — Wollen Sie, daß Alles ſeinen rechten Gang gehe, ſo müſſen Sie ein Memoire einreichen, worin Alles, was noch zu verbeſſern iſt, mit der ſtrengſten Wahrheit angezeigt wäre — Dieſe meine Idee hat er mit Eifer ergriffen und will eine ſolche Schrift unverzüglich aufgeſetzt haben. — Er trug ſie mir auf — Aber die unendlichen Geſchäfte, die auf mir liegen — In der That, ich zittre, wenn ich an einen Zuwachs denke —

Firmin. Und da rechnen Sie denn auf mich — Nicht wahr?

Selicour. Nun ja! Ich will's geſtehen!

Firmin. Sie konnten ſich diesmal an keinen Beſſern wenden!

Selicour. O das weiß ich! Das weiß ich!

Firmin. Denn da ich ſo lange Zeit von den Mißbräuchen unter der vorigen Verwaltung Augenzeuge war — ſo habe ich, um nicht blos als müßiger Zuſchauer darüber zu ſeufzen, meine Beſchwerden und

Verbeſſerungplane dem Papiere anvertraut — und ſo findet ſich, daß die Arbeit, die man von Ihnen verlangt, von mir wirklich ſchon gethan iſt! — Ich hatte mir keinen beſtimmten Gebrauch dabey gedacht. — Ich ſchrieb blos nieder, um mein Herz zu erleichtern.

Selicour. Iſts möglich? Sie hätten —

Firmin. Es liegt Alles bereit, wenn Sie davon Gebrauch machen wollen.

Selicour. Ob ich das will! O mit Freuden! — Das iſt ja ein ganz erwünſchter Zufall!

Firmin. Aber die Papiere ſind nicht in der beſten Ordnung!

Selicour. O dieſe kleine Mühe übernehm' ich gern — Noch heute Abend ſoll der Miniſter das Memoire haben — Ich nenne Sie als Verfaſſer; Sie ſollen den Ruhm davon haben.

Firmin. Sie wiſſen, daß mirs darauf eben nicht ankommt! Wenn ich nur Gutes ſtifte, gleichviel unter welchem Namen.

Selicour. Würdiger, ſcharmanter Mann! Niemand läſſt Ihrem beſcheidnen Verdienſt mehr Gerechtigkeit widerfahren, als ich. — Sie wollen mir alſo die Papiere —

Firmin. Ich kann ſie gleich holen, wenn Sie ſo lange verziehen wollen.

Selicour. Ja, gehen Sie! Ich will hier warten.

Firmin. Da kommt mein Sohn — Er kann Ihnen unterdeſſen Geſellſchaft leiſten — Aber ſagen Sie ihm nichts davon — Hören Sie! Ich bitte mirs aus!

Selicour. So! Warum denn nicht?

Firmin. Aus Urſachen.

Selicour. Nun, wenn Sie wollen! — Es wird mir zwar ſauer werden, Ihre Gefälligkeit zu verſchweigen! — (Wenn Firmin fort iſt.) Der arme Schelm! Er fürchtet wohl gar, ſein Sohn werde ihn auszanken.

Fünfter Auftritt.

Karl. Selicour.

Karl (kommt in einem Papier leſend, das er beym Anblick Selicour's ſchnell verbirgt.) Schon wieder dieſer Selicour — (Will gehen.)

Selicour. Bleiben Sie doch, mein junger Freund! — Warum fliehen Sie ſo die Geſellſchaft?

Karl. Verzeihung, Herr Selicour! — (Für ſich.) Daß ich dem Schwätzer in den Weg laufen muſſte!

Selicour. Ich habe mich ſchon längſt darnach geſehnt, Sie zu ſehen, mein Beſter! — Was machen die Muſen? Wie fließen uns die Verſe? — Der gute Herr Firmin hat Allerley dagegen, ich weiß aber, er hat unrecht. — Sie haben ein ſo entſchiednes Talent! —

Wenn die Welt Sie nur erſt kennte — aber das wird kommen! Noch heute früh ſprach ich von Ihnen —

Karl. Von mir?

Selicour. Mit der Mutter unſers Herrn Miniſters — und man hat ſchon ein gutes Vorurtheil für Sie, nach der Art, wie ich Ihrer erwähnte.

Karl. So! Bey welchem Anlaß war das?

Selicour. Sie macht die Kennerin — ich weiß nicht, wie Sie dazu kommt — Man ſchmeichelt ihr, ihres Sohnes wegen. — Wie? Wenn Sie ihr auf eine geſchickte feine Art den Hof machten — deßwegen wollte ich Sie eben aufſuchen. — Sie verlangte ein paar Couplets von mir für dieſen Abend. — Nun habe ich zwar zu meiner Zeit auch meinen Vers gemacht, wie ein Andrer, aber der Witz iſt eingeroſtet in den leidigen Geſchäften! Wie wärs nun, wenn Sie ſtatt meiner die Verschen machten — Sie vertrauten ſie mir an — ich leſe ſie vor — man iſt davon bezaubert — man will von mir wiſſen — Ich — ich nenne Sie! Ich ergreife dieſe Gelegenheit, Ihnen eine Lobrede zu halten. — Alles iſt voll von Ihrem Ruhm, und nicht lange, ſo iſt der neue Poet fertig, eben ſo berühmt durch ſeinen Witz als ſeinen Degen!

Karl. Sie eröffnen mir eine glänzende Ausſicht!

Selicour. Es ſteht ganz in Ihrer Gewalt, ſie wirklich zu machen!

Karl (für ſich.) Er will mich beſchwatzen! Es iſt lauter Falſchheit, ich weiß es recht gut, daß er falſch iſt — aber, wie ſchwach bin ich gegen das Lob! Wider meinen Willen könnte er mich beſchwatzen. — (Zu Selicour.) Man verlangt alſo für dieſen Abend —

Selicour. Eine Kleinigkeit! Ein Nichts! Ein Liedchen — wo ſich auf eine ungezwungne Art ſo ein feiner Zug zum Lobe des Miniſters anbringen lieſſe. —

Karl. Den Lobredner zu machen iſt meine Sache nicht! Die Würde der Dichtkunſt ſoll durch mich nicht ſo erniedrigt werden. Jedes Lob, auch wenn es noch ſo verdient iſt, iſt Schmeicheley, wenn man es an die Großen richtet.

Selicour. Der ganze Stolz eines ächten Muſenſohns! Nichts von Lobſprüchen alſo — aber ſo etwas von Liebe — Zärtlichkeit — Empfindung —

Karl (ſieht ſein Papier an.) Konnte ich denken, da ich ſie niederſchrieb, daß ich ſobald Gelegenheit haben würde? —

Selicour. Was? Wie? Das ſind doch nicht gar Verſe —

Karl. O verzeihen Sie! Eine ſehr ſchwache Arbeit —

Selicour. Ei was! Mein Gott! Da hätten wir ja gerade, was wir brauchen! — Her damit, geſchwind! — Sie ſollen bald die Wirkung davon erfahren — Es braucht auch gerade keine Romanze zu ſeyn — dieſe Kleinigkeiten — dieſe artigen Spielereyen thun oft mehr, als man glaubt — dadurch gewinnt man die Frauen, und die Frauen machen Alles. — Geben Sie! Geben Sie! — Wie! Sie ſtehen an? Nun, wie Sie wollen! Ich wollte Ihnen nützlich ſeyn — Sie bekannt machen — Sie wollen nicht bekannt ſeyn — Behalten Sie Ihre Verſe! Es iſt Ihr Vortheil, nicht der meine, den ich dabey beabſichtete.

Karl. Wenn nur —

Selicour. Wenn Sie ſich zieren —

Karl. Ich weiß aber nicht —

Selicour (reißt ihm das Papier aus der Hand.) Sie ſind ein Kind! Geben Sie! Ich will Ihnen wider Ihren Willen dienen — Ihr Vater ſelbſt ſoll Ihrem Talente bald Gerechtigkeit erzeigen. Da kommt er! (Er ſteckt das Papier in die rechte Taſche.)

Sechster Auftritt.

Beyde Firmin's. Selicour.

Firmin. Hier, mein Freund! — aber reinen Mund gehalten! (Gibt ihm das Papier heimlich.)

Selicour. Ich weiß zu ſchweigen. (Steckt das Papier in die linke Rocktaſche.)

Karl (für ſich.) That ich Unrecht, ſie ihm zu geben — Was kann er aber auch am Ende mit meinen Verſen machen?

Selicour. Meine werthen Freunde! Sie haben mir eine köſtliche Viertelſtunde geſchenkt — Aber man vergiſſt ſich in Ihrem Umgang. — Der Miniſter wird auf mich warten — ich reiße mich ungern von Ihnen los, denn man gewinnt immer etwas bey ſo würdigen Perſonen. (Geht ab, mit beyden Händen an ſeine Rocktaſchen greifend.)

Siebenter Auftritt.

Beyde Firmin's.

Firmin. Das iſt nun der Mann, den du einen Ränkeſchmied und Kabalenmacher nennſt — und kein Menſcht nimmt hier mehr Antheil an mir, als er!

Karl. Sie mögen mich nun für einen Träumer halten — Aber je mehr er Ihnen ſchön thut, deſto weniger trau' ich ihm — Dieſer ſüße Ton, den er bey Ihnen annimmt — Entweder er braucht Sie, oder er will Sie zu Grund richten.

Firmin. Pfui über das Mißtrauen! — Nein, mein Sohn! Und wenn ich auch das Opfer der Bosheit werden ſollte — ſo will ich doch ſo ſpät als möglich das Schlechte von Andern glauben.

Achter Auftritt.

Vorige. La Roche.

La Roche. Sind Sie da, Herr Firmin! — Es macht mir herzliche Freude — Der Miniſter will Sie beſuchen.

Karl. Meinen Vater —

Firmin. Mich?

La Roche. Ja, Sie! — Ich hab' es wohl bemerkt, wie ich ein Wort von Ihnen fallen ließ, daß Sie ſchon ſeine Aufmerkſamkeit erregt hatten. — Dieſem Selicour iſt auch gar nicht wohl dabey zu Muthe — So iſt mein heutiger Schritt doch zu etwas gut geweſen.

Karl. O ſo ſehen Sie ſich doch wider Ihren eigenen Willen ans Licht hervor gezogen! — Welche glückliche Begebenheit!

Firmin. Ja! Ja! Du ſiehſt mich in deinen Gedanken ſchon als Ambaſſadeur und Miniſter — Herr von Narbonne wird mir einen kleinen Auftrag zu geben haben, das wird Alles ſeyn!

La Roche. Nein, nein, ſag' ich Ihnen — er will Ihre nähere Bekanntſchaft machen — Und das iſt's nicht allein! Nein! Nein! Die Augen ſind ihm endlich aufgegangen! Dieſer Selicour, ich weiß es, iſt ſeinem Fall nahe! Noch heute — Es iſt ſchändlich und abſcheulich — doch ich ſage nichts. — Der Miniſter ließ in Ihrem Hauſe nach Ihnen fragen; man ſagte ihm, Sie ſeyen auf dem Büreau — Ganz gewiß ſucht er Sie hier auf! Sagt' ich's nicht? Sieh, da iſt er ſchon! (Er tritt nach dem Hintergrund zurück.)

Neunter Auftritt.

Narbonne zu den Vorigen.

Narbonne. Ich habe Arbeiten von Ihnen geſehen, Herr Firmin, die mir eine hohe Idee von Ihren Einſichten geben, und von allen Seiten hör' ich Ihre Rechtſchaffenheit, Ihre Beſcheidenheit rühmen. — Männer Ihrer Art brauche ich höchſtnöthig — Ich komme deswegen, mir Ihren Beyſtand, Ihren Rath, Ihre Mitwirkung in dem ſchweren Amte auszubitten, das mir anvertraut iſt. — Wollen Sie mir Ihre Freundſchaft ſchenken, Herr Firmin?

Firmin. So viel Zutrauen beſchämt mich und macht mich ſtolz. — Mit Freude und Dankbarkeit nehme ich dieſes gütige Anerbieten an — aber ich fürchte, man hat Ihnen eine zu hohe Meinung von mir gegeben.

Karl. Man hat Ihnen nicht mehr geſagt, als wahr iſt, Herr von Narbonne! — Ich bitte Sie, meinem Vater in dieſem Punkte nicht zu glauben.

Firmin. Mache nicht zuviel Rühmens, mein Sohn, von einem ganz gemeinen Verdienſt.

Narbonne. Das iſt alſo Ihr Sohn, Herr Firmin?

Firmin. Ja.

Narbonne. Der Karl Firmin, deſſen meine Mutter und Tochter noch heute Morgen gedacht haben?

Karl. Ihre Mutter und die liebenswürdige Charlotte haben ſich noch an Karl Firmin erinnert!

Narbonne. Sie haben mir ſehr viel Schmeichelhaftes von Ihnen geſagt.

Karl. Möchte ich ſo viele Güte verdienen!

Narbonne. Es ſoll mich freuen, mit Ihnen, braver junger Mann, und mit Ihrem würdigen Vater mich näher zu verbinden — Herr Firmin! Wenn es meine Pflicht iſt, Sie aufzuſuchen, ſo iſt es die Ihre nicht weniger, ſich finden zu laſſen. Mag ſich der Unfähige einer ſchimpflichen Trägheit ergeben! — Der Mann von Talent, der ſein Vaterland liebt, ſucht ſelbſt das Auge ſeines Chefs, und bewirbt ſich um die Stelle, die er zu verdienen ſich bewuſſt iſt. — Der Dummkopf und der Nichtswürdige ſind immer bey der Hand, um ſich mit ihrem anmaßlichen Verdienſte zu brüſten — Wie ſoll man das wahre Verdienſt unterſcheiden, wenn es ſich mit ſeinen verächtlichen Nebenbuhlern nicht einmal in die Schranken ſtellt? — Bedenken Sie, Herr Firmin, daß man für das Gute, welches man nicht thut, ſo wie für das Böſe, welches man zuläſſt, verantwortlich iſt.

Karl. Hören Sie's nun, mein Vater!

Firmin. Geben Sie mir Gelegenheit, meinem Vaterlande zu dienen, ich werde ſie mit Freuden ergreifen!

Narbonne. Und mehr verlang' ich nicht — Damit wir beſſer mit einander bekannt werden, ſo ſpeiſen Sie Beyde dieſen Abend bey mir. Sie finden eine angenehme Geſellſchaft — Ein Paar gute Freunde, einige Verwandte — Aller Zwang wird entfernt ſeyn, und meine Mutter, die durch meinen neuen Stand nicht ſtolzer geworden iſt, wird Sie auf's Freundlichſte empfangen, das verſprech' ich Ihnen.

Firmin. Wir nehmen Ihre gütige Einladung an.

Karl (für ſich.) Ich werde Charlotten ſehn!

La Roche (bey Seite.) Die Sachen ſind auf gutem Weg — der Augenblick iſt günſtig — Friſch, noch einen Ausfall auf dieſen Selicour! (Kommt vorwärts.) So laſſen Sie endlich dem Verdienſt Gerechtigkeit widerfahren, gut! Nun iſt noch übrig, auch das Laſter zu entlarven — Glücklicherweiſe finde ich Sie hier, und kann da fortfahren, wo ich es dieſen Morgen gelaſſen — Dieſer Selicour brachte mich heute zum Stillſchweigen — ich machte es ungeſchickt, ich geſteh' es, daß ich ſo mit der Thür ins Haus fiel. aber wahr *bleibt* wahr! Ich habe *doch* recht! Sie verlangten Thatſachen — Ich bin damit verſehen.

Narbonne. Was? Wie?

La Roche. Dieſer Menſch, der ſich das Anſehen gibt, als ob er ſeiner Mutter und ſeiner ganzen Familie zur Stütze diente, er hat einen armen Teufel von Vetter ſchön empfangen, der heute in ſeiner Einfalt, in gutem Vertrauen zu ihm, in die Stadt kam, um eine kleine Verſorgung durch ihn zu erhalten. Fortgejagt wie einen Taugenichts hat ihn der Heuchler! So geht er mit ſeinen Verwandten um — und wie ſchlecht ſein Herz iſt, davon kann ſeine nothleidende Mutter —

Firmin. Sie thun ihm ſehr Unrecht, lieber La Roche! Eben dieſer Vetter, den er ſoll fortgejagt haben, kehrt mit ſeinen Wohlthaten überhäuft und von falſchen Hoffnungen geheilt in ſein Dorf zurück!

Narbonne. Eben mit dieſem Vetter hat er ſich recht gut betragen.

La Roche. Wie? Was?

Narbonne. Meine Mutter war bey dem Geſpräch zugegen.

Firmin. Lieber La Roche! Folgen Sie doch nicht ſo der Eingebung einer blinden Rache.

La Roche. Schön, Herr Firmin! Reden Sie ihm noch das Wort!

Firmin. Er iſt abweſend, es iſt meine Pflicht, ihn zu vertheidigen. —

Narbonne. Dieſe Geſinnung macht Ihnen Ehre, Herr Firmin; auch hat ſich Herr Selicour in Anſehung Ihrer noch heute eben ſo betragen. — Wie erfreut es mich, mich von ſo würdigen Perſonen umgeben zu ſehen — (Zu La Roche.) Sie aber, der den armen Selicour ſo unverſöhnlich verfolgt, Sie ſcheinen mir der gute Mann nicht zu ſeyn, für den man Sie hält! — Was ich bis jetzt noch von Ihnen ſah, bringt Ihnen wahrlich ſchlechte Ehre!

La Roche. (für ſich.) Ich möchte berſten — Aber nur Geduld!

Narbonne. Ich bin geneigt, von dem guten Selicour immer beſſer zu denken, je mehr Schlimmes man mir von ihm ſagt, und ich gehe damit um, ihn mir näher zu verbinden.

Karl. (betroffen.) Wie ſo?

Narbonne. Meine Mutter hat gewiſſe Plane, die ich vollkommen gut heiße — Auch mit Ihnen habe ich es gut vor, Herr Firmin! — Dieſen Abend ein Mehreres. — Bleiben Sie ja nicht lange aus. (Zu Karl.) Sie, mein junger Freund, legen ſich auf die Dichtkunſt, hör' ich; meine Mutter hat mir heute Ihr Talent gerühmt. — Laſſen Sie uns bald etwas von Ihrer Arbeit hören! — Auch ich liebe die Muſen, ob ich gleich ihrem Dienſt nicht leben kann. — Ihr Diener, meine Herren! — Ich verbitte mir alle Umſtände. (Er geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Vorige ohne Narbonne.

Karl. Ich werde ſie ſehen! Ich werde ſie ſprechen! — Aber dieſe gewiſſen Plane der Großmutter — Gott! Ich zittre. — Es iſt gar nicht mehr zu zweifeln, daß ſie dieſem Selicour beſtimmt iſt.

Firmin. Nun, mein Sohn! Das iſt ja heute ein glücklicher Tag!

La Roche. Für Sie wohl, Herr Firmin — aber für mich?

Firmin. Seyn Sie außer Sorgen. Ich hoffe Alles wieder ins Gleiche zu bringen. — (Zu Karl.) Betrage dich klug, mein Sohn! Wenigſtens unter den Augen des Miniſters vergiß dich nicht!

Karl. Sorgen Sie nicht! Aber auch Sie, mein Vater, rühren Sie ſich einmal!

Firmin. Schön! Ich erhalte auch meine Lektion.

Karl. Und habe ich nicht recht, Herr La Roche?

Firmin. Laß dir *ſein* Beyſpiel wenigſtens zu einer Warnung dienen. — Muth gefaſſt, La Roche! Wenn meine Fürſprache etwas gilt, ſo iſt Ihre Sache noch nicht verloren. (Er geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Karl Firmin und La Roche.

La Roche. Nun, was ſagen Sie? Iſt das erlaubt, daß Ihr Vater ſelbſt mich Lügen ſtraft, und den Schelmen in Schutz nimmt?

Karl. Beſter Freund, ich habe heute früh' Ihre Dienſte verſchmäht, jetzt flehe ich um Ihre Hülfe. Es iſt nicht mehr zu zweifeln, daß man ihr den Selicour zum Gemahl beſtimmt. Ich bin nicht werth ſie zu beſitzen, aber noch weniger verdient es dieſer Nichtswürdige!

La Roche. Braucht's noch eines Sporns, mich zu hetzen? Sie ſind Zeuge geweſen, wie man mich um ſeinetwillen mißhandelt hat! Hören Sie mich an! Ich habe in Erfahrung gebracht, daß der Miniſter ihm noch heute eine ſehr wichtige und kitzliche Arbeit aufgetragen, die noch vor Abend fertig ſeyn ſoll. Er wird ſie entweder gar nicht leiſten, oder doch etwas höchſt Elendes zu Markte bringen. So kommt ſeine Unfähigkeit ans Licht. Trotz ſeiner ſüßlichen Manieren haſſen ihn Alle und wünſchen ſeinen Fall. Keiner wird ihm helfen, dafür ſteh' ich, ſo verhaſſt iſt er! —

Karl. Meinen Vater will ich ſchon davon abhalten. — Ich ſehe jetzt wohl, zu welchem Zweck er mir mein Gedicht abſchwatzte. Sollte er wohl die Stirn haben, ſich in meiner Gegenwart für den Verfaſſer auszugeben?

La Roche. Kommen Sie mit mir in den Garten! Er darf uns nicht beyſammen antreffen. — Du nennſt dich meinen Meiſter, Freund Selicour! Nimm dich in Acht — — Dein Lehrling formirt ſich, und noch vor Abend ſollſt du bey ihm in die Schule gehen!

(Gehen ab.)

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Madame Belmont. Charlotte.

Madame Belmont. Bleib' da, Charlotte! Wir haben ein Wörtchen mit einander zu reden, eh die Geſellſchaft kommt. — Sage mir, mein Kind! Was hältſt du von dem Herrn Selicour?

Charlotte. Ich, Mama?

Madame Belmont. Ja, du!

Charlotte. Nun, ein ganz angenehmer, verdienſtvoller, würdiger Mann ſcheint er mir zu ſeyn.

Madame Belmont. Das hör' ich gern! Ich freue mich, liebes Kind, daß du eine ſo gute Meinung von ihm haſt — denn, wenn dein Vater und ich etwas über dich vermögen, ſo wird Herr Selicour bald dein Gemahl ſeyn.

Charlotte (betroffen.) Mein Gemahl! —

Madame Belmont. Fällt dir das auf?

Charlotte. Herr Selicour?

Madame Belmont. Wir glauben nicht beſſer für dein Glück ſorgen zu können —

Charlotte. Von Ihren und meines Vaters Händen will ich gern einen Gatten annehmen — Aber, Sie werden mich für grillenhaft halten, liebe Großmama! — Ich weiß nicht — dieſer Herr Selicour, den ich übrigens hochſchätze — gegen den ich nichts einzuwenden habe — ich weiß nicht, wie es kommt — wenn ich mir ihn als meinen Gemahl denke, ſo — ſo empfinde ich in der Tiefe meines Herzens eine Art von —

Madame Belmont. Doch nicht von Abneigung?

Charlotte. Von Grauen möcht' ich's ſogar nennen! Ich weiß, daß ich ihm unrecht thue, aber ich kann es nun einmal nicht überwinden. — Ich fühle weit mehr Furcht vor ihm, als Liebe.

Madame Belmont. Schon gut! Dieſe Furcht, kennen wir, meine Tochter!

Charlotte. Nein! Hören Sie! —

Madame Belmont. Eine angenehme mädchenhafte Schüchternheit! Das muß ich wiſſen, glaube mir. — Bin ich nicht auch einmal jung geweſen? — Uebrigens ſteht dieſe Partie deiner Familie an. — Ein Mann, der Alles weiß — ein Mann von Geſchmack — ein feiner Kenner — und ein ſo gefälliger bewährter Freund. — Auch reißt man ſich in allen Häuſern um ihn. — Wäre er nicht eben jetzt ſeiner Mutter wegen bekümmert, ſo hatte er mir dieſen Abend eine Romanze für dich verſprochen — denn er kann Alles, und dir möchte er gern in jeder Kleinigkeit zu Gefallen ſeyn. — Aber ich hör' ihn kommen! Er läßt doch niemals auf ſich warten! Wahrlich, es gibt ſeines Gleichen nicht!

Zweyter Auftritt.

Selicour zu den Vorigen.

Selicour. Sie verlangten heute ein gefühlvolles zärtliches Lied von mir! Ich habe mein Möglichſtes gethan, Madame! — Und lege es Ihnen hier zu Füßen.

Madame Belmont. Wie, Herr Selicour? Sie haben es wirklich ſchon fertig? — In der That, ich fürchtete, daß die übeln Nachrichten —

Selicour. Welche Nachrichten?

Madame Belmont. Von Ihrer Mutter —

Selicour. Von meiner Mutter! — Ja — Ich — ich habe eben einen Brief von ihr erhalten — einen Brief, worin ſie mir meldet, daß ſie endlich —

Madame Belmont. Daß ſie die tauſend Thaler erhalten — Nun, das freut mich —

Selicour. Hätte ich ſonſt die Faſſung haben können? — Aber, dem Himmel ſey Dank! — Jetzt iſt mir dieſer Stein vom Herzen, und in der erſten Freude ſetzte ich dieſe Strophen auf, die ich die Ehre gehabt, Ihnen zu überreichen.

Madame Belmont (zu Charlotten.) Er hätte dich gejammert, wenn du ihn geſehen hätteſt — Da wars, wo ich ſein ganzes treffliches Herz kennen lernte. — Herr Selicour, ich liebe Ihre Romanze, noch eh' ich ſie geleſen.

Dritter Auftritt.

Vorige. Narbonne.

Narbonne. Selicour hier bey Ihnen! Ey, ey, liebe Mutter, Sie ziehen mir ihn von nöthigern Dingen ab. — Er hat ſo dringend zu thun und Sie beladen ihn noch mit unnützen Aufträgen.

Madame Belmont. Sieh, ſieh, mein Sohn! Will er nicht gar böſe werden!

Narbonne. Was ſoll aus dem Aufſatz werden, der doch ſo wichtig und ſo dringend iſt?

Selicour. Der Aufſatz iſt fertig. Hier iſt er!

Narbonne. Was, ſchon fertig?

Selicour. Und ich bitte Sie, zu glauben, daß ich weder Zeit noch Mühe dabey geſpart habe.

Narbonne. Aber wie iſt das möglich?

Selicour. Die Mißbräuche der vorigen Verwaltung haben mir nur zu oft das Herz ſchwer gemacht —

Ich konnte es nicht dabey bewenden laſſen, ſie blos müßig zu beklagen — Dem Papiere vertraute ich meinen Unwillen, meinen Tadel, meine Verbeſſerungplane an, und ſo trifft es ſich, daß die Arbeit, die Sie mir auftragen, ſchon ſeit lange im Stillen von mir gemacht iſt — Es ſollte mir wahrlich auch nicht an Muth gefehlt haben, öffentlich damit hervorzutreten, wenn die Regierung nicht endlich von ſelbſt zur Einſicht gekommen wäre, und in Ihrer Perſon einen Mann aufgeſtellt hätte, der Alles wieder in Ordnung bringt. — Jetzt iſt der Zeitpunkt da, von dieſen Papieren öffentlichen Gebrauch zu machen — Es fehlte nichts, als die Blätter zurecht zu legen, und das war in wenig Augenblicken geſchehen!

Madame Belmont. Nun, mein Sohn! Du kannſt zufrieden ſeyn, denk' ich — Herr Selicour hat deinen Wunſch erfüllt, eh' er ihn wußte, hat dir in die Hand gearbeitet, und ihr kommt einander durch den glücklichſten Zufall entgegen —

Narbonne. Mit Freuden ſeh' ich, daß wir einverſtanden ſind. — Geben Sie, Herr Selicour! Noch heute Abend ſende ich den Aufſatz an die Behörde.

Selicour (für ſich.) Alles geht gut — Jetzt dieſen Firmin weggeſchafft, der mir im Weg iſt. (Laut.) Werden Sie mir verzeihen, Herr von Narbonne? — Es thut mir leid, es zu ſagen — aber ich muß fürchten, daß die Anklage des Herrn La Roche dieſen Morgen doch einigen Eindruck gemacht haben könnte. —

Narbonne. Nicht den mindeſten.

Selicour. Ich habe es befürchtet. — Nach Allem, was ich ſehe, hat dieſer La Roche meine Stelle ſchon an Jemanden vergeben. —

Narbonne. Wie?

Selicour. Ich habe immer ſehr gut gedacht von Herrn Firmin, aber, ich geſteh' es — ich fange doch endlich an, an ihm irre zu werden.

Narbonne. Wie? Sie haben mir ja noch heute ſeine Gutmüthigkeit gerühmt.

Selicour. Iſt auch dem Gutmüthigſten bis auf einen gewiſſen Punkt zu trauen? — Ich ſehe mich von Feinden umgeben. Man legt mir Fallſtricke. —

Narbonne. Sie thun Herrn Firmin Unrecht. Ich kenne ihn beſſer und ich ſtehe für ihn.

Selicour. Ich wünſchte, daß ich eben ſo von ihm denken könnte.

Narbonne. Der ſchändliche Undank dieſes La Roche muß Sie natürlicherweiſe mißtrauiſch machen. Aber wenn Sie auch nur den Schatten eines Zweifels gegen Herrn Firmin haben, ſo werden Sie ſogleich Gelegenheit haben, von Ihrem Irrthum zurück zu kommen.

Selicour. Wie das?

Narbonne. Er wird im Augenblick ſelbſt hier ſeyn.

Selicour. Herr Firmin — hier?

Narbonne. Hier — Ich konnte mirs nicht verſagen. Ich hab' ihn geſehen!

Selicour. Geſehen! Vortrefflich!

Narbonne. Er und ſein Sohn ſpeiſen dieſen Abend mit uns.

Selicour. Speiſen — Sein Sohn! Vortrefflich!

Madame Belmont und Charlotte. Karl Firmin?

Narbonne. Der junge Offizier, deſſen Verdienſte Sie mir ſo oft gerühmt haben. — Ich habe Vater und Sohn zum Nachteſſen eingeladen.

Madame Belmont. Ich werde ſie mit Vergnügen willkommen heißen.

Narbonne (zu Selicour.) Sie haben doch nichts dawider?

Selicour. Ich bitte ſehr — Ganz im Gegentheil!

Madame Belmont. Ich bin dem Vater ſchon im Voraus gut um des Sohnes willen. Und was ſagt unſre Charlotte dazu?

Charlotte. Ich, Mama — ich bin ganz Ihrer Meinung!

Narbonne. Sie können ſich alſo ganz offenherzig gegen einander erklären.

Selicour. O das bedarfs nicht — im Geringſten nicht — Wenn ichs geſtehen ſoll, ich habe Herrn Firmin immer für den redlichſten Mann gehalten — und that ich ihm einen Augenblick unrecht, ſo bekenne ich mit Freuden meinen Irrthum — Ich für meinen Theil bin überzeugt, daß er mein Freund iſt.

Narbonne. Er hat es bewieſen! Er ſpricht mit großer Achtung von Ihnen — Zwar kenn' ich ihn nur erſt von heute, aber gewiß verdient er —

Selicour (einfallend.) Alle die Lobſprüche, die ich ihm, wie Sie wiſſen, noch vor Kurzem ertheilt habe — So bin ich einmal! Mein Herz weiß nichts von Mißgunſt!

Narbonne. Er verbindet einen geſunden Kopf mit einem vortrefflichen Herzen, und kein Menſch kann von Ruhmſucht freier ſeyn, als er. Was gilts! Er wär' im Stande, einem Andern das ganze Verdienſt von dem zu laſſen, was er geleiſtet hat!

Selicour. Meinen Sie?

Narbonne. Er wäre der Mann dazu!

Madame Belmont. Sein Sohn möchte in dieſem Stück nicht ganz ſo denken.

Charlotte. Ja wohl, der iſt ein junger feuriger Dichterkopf, der keinen Scherz verſteht.

Selicour. Würde der wohl einem Andern den Ruhm ſeines Werks abtreten?

Charlotte. O daran zweifle ich ſehr.

Narbonne. Ich liebe dieſes Feuer an einem jungen Kriegsmann.

Selicour. O allerdings, das verſpricht!

Narbonne. Jeder an ſeinen rechten Platz geſtellt, werden ſie Beyde vortrefflich zu brauchen ſeyn.

Selicour. Es iſt doch gar ſchön, wie Sie die fähigen Leute ſo aufſuchen!

Narbonne. Das iſt meine Pflicht. (Er ſpricht mit ſeiner Tochter.)

Selicour. Das wars! (Zu Madame Belmont, bey Seite.) Ein Wort, Madame! — Man könnte doch glauben, Sie zerſtreuten mich von meinen Berufsgeſchäften — Wenn alſo dieſen Abend mein Gedicht ſollte geſungen werden, ſo — nennen Sie mich nicht!

Madame Belmont. Wenn Sie nicht wollen, nein.

Selicour. Ja — mir fällt ein. — Wie? Wenn ich, größerer Sicherheit wegen, Jemanden aus der Geſellſchaft darum anſpräche, ſich als Verfaſſer zu bekennen. —

Madame Belmont. Wie? Sie könnten einem Andern den Ruhm davon abtreten?

Selicour. Pah! Das iſt eine Kleinigkeit! (Beyde Firmin treten ein.)

Charlotte (erblickt ſie, lebhaft.) Da kommen ſie!

Vierter Auftritt.

Vorige. Beyde Firmin.

Narbonne (ihnen entgegen.) Ich habe Sie längſt erwartet, meine Herren! — Nur herein! Nur näher! Seyn Sie herzlich willkommen! — Hier, Herr Firmin, meine Mutter und hier meine Tochter — Sie ſind kein Fremdling in meiner Familie.

Madame Belmont (zu Karl Firmin.) Ich hatte mirs nicht erwartet, Sie hier in Paris zu ſehen; es iſt ſehr angenehm, ſich mit lieben Freunden ſo unvermuthet zuſammen zu finden.

Karl. Dieſer Name hat einen hohen Werth für mich. (Zu Charlotten.) Sie haben Ihre Tante doch wohl verlaſſen?

Charlotte. Ja, Herr Firmin!

Karl. Es waren unvergeſſliche Tage, die ich in Ihrem Hauſe verlebte. Dort wars, mein Fräulein —

Narbonne (zu Firmin dem Vater.) Laſſen wir die jungen Leute ihre Bekanntſchaft erneuern. — Nun, Herr Firmin! Da iſt Selicour!

Selicour (zu Firmin.) In der That — ich bin — ich kann nicht genug ſagen, wie erfreut ich bin — Sie bey dem Herrn von Narbonne eingeführt zu ſehen.

Narbonne. Sie ſind Beyde die Männer dazu, einander Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. (Zu Firmin)

Er hat etwas auf dem Herzen, ich wünſchte, daß Sie ſich gegen einander erklärten, meine Herren!

Selicour. O nicht doch! Nicht doch! Herr Firmin kennt mich als ſeinen Freund.

Narbonne. Und ſeyn Sie verſichert, er iſt auch der Ihrige. Ich wünſchte, Sie hätten es gehört, mit welcher Wärme er noch heute Ihre Partey nahm. Ganz gewiß hat dieſer La Roche wieder —

Selicour. Aber was in aller Welt mag doch den La Roche ſo gegen mich aufhetzen?

Narbonne. Dieſer La Roche iſt mein Mann nicht — wenigſtens hab' ich eine ſchlechte Meinung von ſeinem Charakter.

Firmin. Sie thun ihm Unrecht. Ich habe heute gegen ihn geſprochen, aber diesmal muß ich ihn vertheidigen.

Selicour. Es iſt ganz und gar nicht nöthig. Ich ſchätze ihn, ich kenne ſein gutes Herz, und kenne auch ſeine Sparren — Und mag er mich am Ende bey der ganzen Welt anſchwärzen, wenn er nur bey Ihnen keinen Glauben fand! — Sie ſehen, wir ſind fertig — Unſer Streit iſt beygelegt; es braucht keiner weitern Erklärung.

Madame Belmont. Nun, wollen Sie nicht Platz nehmen, meine Herren?

Selicour (zu Karl Firmin.) Es iſt ſchon übergeben das Gedicht.

Karl. Wirklich?

Selicour. Die alte Mama hat es, und den Verfaſſer habe ich ihr nicht verſchwiegen. (Madame Belmont bey Seite führend.) Wiſſen Sie, was ich gemacht habe?

Madame Belmont. Nun!

Selicour. Der junge Firmin — Sie wiſſen, er gibt ſich mit Verſemachen ab.

Madame Belmont. Ja! — Nun?

Selicour. Ich hab' ihn erſucht, ſich für den Verfaſſer des Liedchens zu bekennen — Er läſſt ſichs gefallen!

Madame Belmont. Läſſt ſichs gefallen? Das glaub' ich!

Selicour. Daß Sie mich ja nicht Lügen ſtrafen!

Narbonne. Aber bis unſre andern Gäſte kommen, liebe Mutter, laſſen Sie uns eine kleine Unterhaltung ausdenken — Zum Spiel lade ich ſie nicht ein — Wir können uns beſſer beſchäftigen.

Firmin. Sie haben zu befehlen.

Karl. Es wird von Madame abhängen.

Charlotte. Lieben Sie noch immer die Muſik, Herr Firmin?

Narbonne. Es iſt ja wahr, du ſingſt nicht übel — Laß hören! — Haſt du uns nicht irgend etwas Neues vorzutragen?

Karl. Wenn es Fräulein Charlotten nicht zu viel Mühe macht. —

Charlotte. Hier hat man mir ſo eben einige Strophen zugeſtellt.

Narbonne. Gut! Ich werde, mit Ihrer Erlaubniß, unterdeſſen das Memoire unſers Freundes durchleſen.

Selicour. Aber wir werden ſie ſtören, Herr von Narbonne!

Narbonne. Nicht doch! Ich bin gewohnt im ärgſten Geräuſch zu arbeiten — und hier iſt nur vom Leſen die Rede! (Er geht auf die entgegengeſetzte Seite, wo er ſich niederſetzt.)

Selicour. Wenn Sie aber doch lieber —

Narbonne. Verzeihen Sie! Aber es leidet keinen Aufſchub. Die Pflicht geht Allem vor!

Madame Belmont. Laſſen wir ihn denn, wenn er es ſo will, und nehmen unſer Lied vor. (Alle ſetzen ſich. Charlotte ans Ende, Madame Belmont neben Charlotten, Selicour zwiſchen Madame Belmont und Karln, neben letztern Firmin der Vater.)

Charlotte. Die Melodie iſt gleich gut gewählt, wie ich ſehe.

Madame Belmont. Der Verfaſſer iſt nicht weit — ich kann ihn ohne Brille ſehen.

Selicour (zu Madame Belmont, leiſe.) Verrathen

Sie mich nicht — Das gilt Ihnen, mein Lieber! (Zu Karl Firmin.)

Charlotte. Ihm! Wie?

Firmin. Iſt das wahr, Karl? Wäreſt du —

Selicour. Er iſt der Verfaſſer.

Charlotte (zu ihrer Großmutter.) Wie? Herr Firmin wäre der Verfaſſer!

Madame Belmont (laut.) Ja! — (Heimlich.) Nenne den wahren Verfaſſer ja nicht —

Charlotte. Warum nicht?

Madame Belmont. Aus Urſachen. (Zu Selicour.) Wollen Sie Charlotten nicht accompagniren?

Selicour. Mit Vergnügen.

Firmin (ärgerlich zu ſeinem Sohn.) Gewiß wieder eine übereilte Arbeit — aber das muß einmal gedichtet ſeyn —

Karl. Aber, lieber Vater, hören Sie doch erſt, eh' Sie richten!

Charlotte (ſingt.)

An der Quelle ſaß der Knabe,
Blumen band er ſich zum Kranz,
Und er ſah ſie, fortgeriſſen,
Treiben in der Wellen Tanz; —
„Und ſo fliehen meine Tage,
„Wie die Quelle, raſtlos hin,
„Und ſo ſchwindet meine Jugend,
„Wie die Kränze ſchnell verblühn!“

Madame Belmont (Selicour anſehend.) Dieſer Anfang verſpricht ſchon viel!

Selicour (auf Karl Firmin zeigend.) Dieſem Herrn da gehört das Compliment.

Madame Belmont. Gut! Gut! Ich verſtehe!

Firmin. Der Gedanke iſt alltäglich, gemein.

Karl. Aber er iſt doch wahr.

Narbonne (auf der entgegengeſetzten Seite mit dem Aufſatz beſchäftigt.) Die Einleitung iſt ſehr gut und erweckt ſogleich die Aufmerkſamkeit.

Charlotte (ſingt wieder.)

„Fraget nicht, warum ich traure
„In des Lebens Blüthenzeit;
„Alles freuet ſich und hoffet,
„Wenn der Frühling ſich erneut!
„Aber dieſe tauſend Stimmen
„Der erwachenden Natur
„Wecken in dem tiefen Buſen
„Mir den ſchweren Kummer nur!“

Madame Belmont. Zum Entzücken!

Firmin. Nicht übel.

Selicour (zu Karl Firmin.) Sie ſehen, wie Alles Sie bewundert.

Narbonne (leſend.) Trefflich entwickelt und nachdrücklich vorgetragen — Leſen Sie doch mit mir, Herr Firmin! (Firmin tritt zum Miniſter und lieſt über ſeine linke Schulter.)

Madame Belmont. Ganz göttlich!

Selicour (zu Narbonne tretend.) Ich habe aber freylich dem Herrn Firmin viel, ſehr, ſehr viel dabey zu danken. (Tritt wieder auf die andere Seite zwiſchen Karl Firmin und Madame Belmont, doch ohne die andere Gruppe aus den Augen zu verlieren.)

Charlotte (ſingt wieder.)

Was kann mir die Freude frommen,
Die der ſchöne Lenz mir beut?
Eine nur iſt's, die ich ſuche,
Sie iſt nah und ewig weit.
Sehnend breit' ich meine Arme
Nach dem theuren Schattenbild;
Ach ich kann es nicht erreichen,
Und das Herz bleibt ungeſtillt!

Komm herab, du ſchöne Holde,
Und verlaß dein ſtolzes Schloß!
Blumen, die der Lenz geboren,
Streu' ich dir in deinen Schoß.
Horch, der Hain erſchallt von Liedern,
Und die Quelle rieſelt klar!
Raum iſt in der kleinſten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

Madame Belmont. Wie rührend der Schluß iſt! — Das liebe Kind iſt ganz davon bewegt worden.

Charlotte. Ja, es mag es gemacht haben, wer will, es iſt aus einem Herzen gefloſſen, das die Liebe kennt!

Selicour (verneigt ſich gegen Charlotten.) Dies iſt ein ſchmeichelhaftes Lob.

Karl. Was? Er bedankt ſich —

Selicour (ſchnell zu Karl Firmin ſich umdrehend.) Nicht wahr, lieber Freund?

Madame Belmont. Ich bin ganz davon hingeriſſen —

Selicour (bückt ſich gegen Madame Belmont.) Gar zu gütig, Madame!

Karl. Wie verſteh' ich das?

Selicour (eben ſo ſchnell wieder zu Karl Firmin.) Nun! Sagt' ich's Ihnen nicht! Sie haben den vollkommenſten Sieg davon getragen.

Karl. Hält er mich zum Narren?

Narbonne. Das Werk iſt vortrefflich! Ganz vortrefflich!

Selicour (zu Firmin dem Vater.) Sie ſehen, ich habe mich ganz an Ihre Ideen gehalten.

Firmin (lächelt.) Ich muß geſtehen, ich merke ſo etwas.

Charlotte. Ich weiß nicht, welchem von beyden Herren —

Selicour (zu Charlotten, indem er auf Karl Firmin deutet.) Ein ſüßer Triumph für den Verfaſſer!

Narbonne (den Aufſatz zuſammen legend.) Ein wahres Meiſterwerk. In der That!

Selicour (bückt ſich gegen Narbonne.) Gar zu viel Ehre!

Madame Belmont (wiederholt die letzte Strophe.)

Horch, der Hain erſchallt von Liedern,
Und die Quelle rieſelt klar!
Raum iſt in der kleinſten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

Schön! Himmliſch! Dem widerſtehe wer kann! — Selicour, es bleibt dabey! Sie heirathen meine Charlotte!

Karl. O Himmel!

Charlotte. Was hör' ich!

Narbonne (ſteht auf.) Ich kenne wenig Arbeiten, die ſo vortrefflich wären — Selicour, Sie ſind Geſandter!

Karl. Mein Gott!

Narbonne. Sie ſind's! Ich ſtehe Ihnen für Ihre Ernennung! Wer das ſchreiben konnte, muß ein rechtſchaffener Mann, muß ein Mann von hohem Genie ſeyn!

Selicour. Aber erlauben Sie — Ich weiß nicht, ob ich es annehmen darf — Zufrieden mit meinem jetzigen Looſe —

Narbonne. Sie müſſen ſich von Allem losreißen, wenn der Staat Sie wo anders nöthig hat.

Selicour. Dürfte ich mir nicht wenigſtens Herrn Firmin zu meinem Sekretär ausbitten?

Firmin. Wo denken Sie hin? Mich? Mich? zu Ihrem Sekretär?

Selicour. Ja, Herr Firmin! Ich habe Sie ſehr nöthig.

Karl. Das will ich glauben.

Narbonne. Das wird ſich finden! Nun! Wie iſt die Muſik abgelaufen?

Selicour. Fräulein Charlotte hat ganz himmlich geſungen.

Fünfter Auftritt.

Michel zu den Vorigen.

Michel. Die Geſellſchaft iſt im Saal verſammelt —

Narbonne. Sie ſind ſo gütig, liebe Mutter, ſie zu empfangen — Ich will dieſes jetzt auf der Stelle abſenden — (leiſe zu Selicour.) Gewinnen Sie die Einwilligung meiner Tochter, und mit Freuden erwähle ich Sie zum Sohn — Noch einmal! Das Werk iſt vortrefflich und ich gäbe viel darum, es gemacht zu haben. (Ab.)

Selicour (zu Karl.) Nun, genießen Sie Ihres Triumphs, Herr Firmin! — (Zu Charlotten.) Unſer junger Freund weiß die Komplimente ganz gut aufzunehmen.

Charlotte. Nach den hübſchen Sachen, die ich von ihm geſehen, hätte ich nicht geglaubt, daß er nöthig haben würde, ſich mit fremden Federn zu ſchmücken.

Selicour. Bloße Gefälligkeit, mein Fräulein! — Aber die Geſellſchaft wartet —

Firmin (zu ſeinem Sohn.) Nun, du haſt ja ganz gewaltiges Lob eingeerntet!

(Selicour gibt Charlotten ſeinen Arm.)

Karl. Ja, ich hab' Urſache, mich zu rühmen.

Madame Belmont (zu Selicour.) Recht, recht! Führen Sie Charlotten — Es kleidet ihn doch Alles. Er iſt ein ſcharmanter Mann! (Sie nimmt Firmins Arm.)

Selicour (auf Firmin zeigend.) Dieſem Herrn, nicht mir gebührt das Lob — ich weiß in der That nicht, wie ich mir's zueignen darf — Alles was ich bin, was ich gelte, iſt ja ſein Verdienſt. (Gehen ab.)

Sechster Auftritt.

Karl (allein zurückbleibend.)

Meine Unruhe würde mich verrathen. — Ich muß mich erſt faſſen, eh' ich Ihnen folgen kann. Habe ich wirklich die Geduld gehabt, dies Alles zu ertragen? — Ein ſchöner Triumph, den ich davon trug. — Aus Spott machten ſie mir das Kompliment. — Es iſt ofſenbar, daß ſie **ihn**, und nicht **mich** für den Verfaſſer halten. Ich bin ihr Narr, und der Schelm hat allein die Ehre.

Siebenter Auftritt.

Karl. La Roche.

La Roche. Sieh da, Herr Firmin! — So ganz allein — Es geht Alles nach Wunſch vermuthlich.

Karl. O ganz vortrefflich!

La Roche. Ich habe auch gute Hoffnung.

Karl. Selicour ſteht in größerm Anſehen, als jemals.

La Roche. Sieh doch! Was Sie ſagen!

Karl. Es gibt keinen fähigern Kopf, keinen bravern Biedermann.

La Roche. Iſt's möglich! Aber dieſer wichtige Aufſatz, den der Miniſter ihm aufgetragen, und dem er ſo ganz und gar nicht gewachſen iſt.

Karl. Der Aufſatz iſt fertig.

La Roche. Gehen Sie doch!

Karl. Er iſt fertig, ſag' ich Ihnen.

La Roche. Sie ſpotten meiner! Es iſt nicht möglich.

Karl. Ein Meiſterſtück an Styl und Inhalt!

La Roche. Es iſt nicht möglich, ſag' ich Ihnen.

Karl. Ich ſage Ihnen, es iſt! — Der Aufſatz iſt geleſen, bewundert, und wird jetzt eben abgeſchickt.

La Roche. So muß er einen Teufel in ſeinem Solde haben, der für ihn arbeitet.

Karl. Und dieſe Geſandtſchaftſtelle!

La Roche. Nun, die Geſandtſchaft —

Karl. Er erhält ſie! Er erhält die Hand des Fräuleins!

La Roche. Sie kann ihn nicht leiden.

Karl. Sie wird nachgeben.

La Roche. Die Geſandtſchaft mit ſamt dem Mädchen! Nein, beym Teufel! Das kann nicht ſeyn! Das darf nicht ſeyn! — Wie? Was? Dieſer Heuchler, dieſer niederträchtige Bube ſollte einen Preis hinwegſchnappen, der nur der Lohn des Verdienſtes iſt. — Nein, ſo wahr ich lebe! Das dürfen wir nicht zugeben, wir, die wir ihn kennen. Das iſt gegen unſer Gewiſſen, wir wären ſeine Mitſchuldigen, wenn wir das dulden!

Karl. Gleich, auf der Stelle will ich die Großmutter aufſuchen. — Ich will ihr die Augen öffnen wegen des Gedichts —

La Roche. Wegen des Gedichts — Von dem Gedicht iſt hier auch die Rede — Bey der alten Mama mag er ſich damit in Gunſt ſetzen; aber meinen Sie, daß der Miniſter ſich nach ſo einer Kleinigkeit beſtimmen laſſe — Nein, Herr! Dieſes Memoire iſt's, das ſo vortrefflich ſeyn ſoll, und das er irgendwo muß herbeygehext haben — denn gemacht hat ers nicht, nun und nimmer, darauf ſchwör ich — aber ſeine ganze Hexerei ſind ſeine Kniffe! Und mit ſeinen eignen Waffen müſſen wir ihn ſchlagen. Auf dem geraden Wege gings nicht — ſo müſſen wir einen krummen verſuchen. Halt, da fällt mir ein — Ja, das wird gehen — Nur fort — fort, daß man uns nicht beyſammen findet.

Karl. Aber keine Unbeſonnenheit, Herr La Roche! Bedenken Sie, was auf dem Spiele ſteht!

La Roche. Meine Ehre ſteht auf dem Spiele, junger Herr, und die liegt mir nicht weniger am Herzen, als Euch die Liebe — Fort! Hinein! Sie ſollen weiter von mir hören.

Achter Auftritt.

La Roche (allein.)

Laß ſehen — Er ſuchte von jeher die ſchwachen Seiten ſeiner Obern auszuſpüren, um ſich ihnen nothwendig zu machen. Noch dieſen Morgen hatte ers mit dem Kammerdiener — Der Kerl iſt ein Plaudrer — Es wollte etwas von einem galanten Abenteuer des Miniſters verlauten — Er habe Zimmer beſprochen in der Vorſtadt. — Ich glaube kein Wort davon, aber man könnte verſuchen — Doch ſtill! Da kömmt er!

Neunter Auftritt.

La Roche und Selicour.

Selicour (ohne ihn zu bemerken.) Alles geht nach Wunſch und doch bin ich nicht ganz ohne Sorgen — Noch hab' ich weder die Stelle noch die Braut, und da iſt Sohn und Vater, die mir auf den Dienſt lauern und mir jeden Augenblick Beydes wegfiſchen können — Wenn ich ſie entfernen könnte — Aber wie? Dem Miniſter iſt nicht beyzukommen — Dieſe Leute, die ihren geraden Weg gehen, brauchen Niemand — man kann ſie nicht in ſeine Gewalt bekommen — Ja, wenn er etwas zu vertuſchen hätte — wenn ich ihm eine Schwäche ablauern könnte, die mich ihm unentbehrlich machte!

La Roche (für ſich.) Recht ſo! Der läuft mir in die Hände!

Selicour. Ach, ſieh da! Herr La Roche.

La Roche. Ich bin's, und ich komme, Herr Selicour! —

Selicour. Was wollen Sie?

La Roche. Mein Unrecht einzugeſtehen.

Selicour. Aha!

La Roche. Das mir nicht einmal etwas geholfen hat!

Selicour. Das iſt das Beſte! Denn es lag wahrlich nicht an Ihrer boshaften Zunge, wenn ich nicht ganz zu Grunde gerichtet bin.

La Roche. Das iſt leider wahr, und ich darf daher kaum hoffen, daß Sie mir vergeben können.

Selicour. Aha! Steht es ſo? Fangen wir an geſchmeidiger zu werden?

La Roche. Zu der ſchönen Stelle, die Sie mir zugedacht haben, kann ich mir nun wohl keine Hoffnung mehr machen — Aber um unſrer alten Freundſchaft willen, ſchaden Sie mir wenigſtens nicht!

Selicour. Ich Ihnen ſchaden!

La Roche. Thun Sie's nicht! Haben Sie Mitleid mit einem armen Teufel!

Selicour. Aber —

La Roche. Und da ſich Jemand gefunden, der ſich bey dem Miniſter meiner annehmen will —

Selicour. So? Hat ſich Jemand? Und wer iſt das?

La Roche. Eine Dame, an die der Kammerdiener Michel mich gewieſen hat.

Selicour. Kammerdiener Michel! So! Kennen Sie dieſen Michel?

La Roche. Nicht viel! Aber, weil es ſein Neffe iſt, der mich aus meiner Stelle vertreibt, ſo will er mir gern einen Gefallen erzeigen —

Selicour. Die Dame iſt wohl eine Anverwandte vom Miniſter?

La Roche. Sie ſoll ein ſchönes Frauenzimmer ſeyn — er ſoll in der Vorſtadt ein Quartier für ſie ſuchen —

Selicour. Gut, gut, ich will ja das Alles nicht wiſſen. — Und wie heißt die Dame?

La Roche. Das weiß ich nicht.

Selicour. Gut! Gut!

La Roche. Michel wird Ihnen wohl Auskunft darüber geben können.

Selicour. Mir? Meinen Sie, daß mir ſo viel daran liege?

La Roche. Ich ſage das nicht.

Selicour. Ich frage nichts darnach — Ich bekümmre mich ganz und gar nicht um dieſe Sachen — Morgen wollen Sie dieſe Dame ſprechen?

La Roche. Morgen.

Selicour. Es ſcheint da ein großes Geheimniß —

La Roche (ſchnell.) Freylich! Freylich! Darum bitte ich Sie, ſich ja nichts davon merken zu laſſen —

Selicour. Gut! Gut! Nichts mehr davon — Ich werde Ihnen nicht ſchaden. Herr La Roche! — Es iſt einmal mein Schickſal, Undankbare zu verpflichten — Trotz der ſchlimmen Dienſte, die Sie mir haben leiſten wollen, liebe ich Sie noch — und daß Sie ſehen, wie weit meine Gefälligkeit geht, ſo will ich mit Ihrer Beſchützerinn gemeine Sache machen — Ja, das will ich — zählen Sie darauf!

La Roche. Ach, Sie ſind gar großmüthig!

Selicour. Aber laſſen Sie ſich das künftig zur Lehre dienen —

La Roche. O gewiß Sie ſollen ſehen —

Selicour. Genug. Laſſen wirs gut ſeyn.

La Roche. Er hat angebiſſen. Er iſt ſo gut, als ſchon gefangen! Wie viel ſchneller kommt man doch mit der Spitzbüberey, als mit der Ehrlichkeit.

(Ab.)

Selicour. Jetzt gleich zu dieſem Kammerdiener Michel! — Es iſt hier ein Liebeshandel. Ganz gewiß — Vortrefflich! Ich halte dich feſt, Narbonne! — Du biſt alſo auch ein Menſch — Du haſt Schwachheiten — und ich bin dein Gebieter. (Geht ab.)

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

La Roche (kommt.)

Sie ſitzen noch an der Tafel — Er wird gleich heraus kommen, der Miniſter — Hab' ich mich doch ganz außer Athem gelaufen — Aber, dem Himmel ſey Dank! ich bin auf der Spur, ich weiß Alles — Hab' ich dich endlich, Freund Selicour! — Mit dem Miniſter war nichts für dich zu machen, ſo lang, er tugendhaft war — aber Gott ſegne mir ſeine Laſter! Da gibts Geheimniſſe zu verſchweigen! Da gibts Dienſte zu erzeigen! Und der Vertraute, der Kuppler hat gewonnen, Spiel — Er glaubt dem Miniſter eine Schwachheit abgemerkt zu haben — Welch herrlicher Spielraum für ſeine Niederträchtigkeit! — Nur zu! Nur zu! Wir ſind beſſer unterrichtet, Freund Selicour! — Und dir ahnet nicht, daß wir dir eine böſe böſe Schlinge legen — Der Miniſter kommt — Muth gefaſſt! Jetzt gilt es, den entſcheidenden Streich zu thun. —

Zweyter Auftritt.

Narbonne. La Roche.

Narbonne. Was ſeh' ich? Sind Sie es ſchon wieder, der mich hat heraus rufen laſſen?

La Roche. Möge dies die letzte Unterredung ſeyn, die Sie mir bewilligen, Herr von Narbonne, wenn ich Sie auch diesmal nicht überzeugen kann — Ihre eigene Ehre aber und die meine erfordern es, daß ich darauf beſtehe — Alles, was ich bis jetzt verſucht habe, dieſen Herrn Selicour in Ihrer guten Meinung zu ſtürzen, iſt zu ſeiner Ehre und zu meiner Beſchämung ausgeſchlagen — dennoch gebe ich die Hoffnung nicht auf, ihn endlich zu entlarven.

Narbonne. Das geht zu weit! Meine Geduld iſt am Ende!

La Roche. Ein einziges Wort, Herr Miniſter! — Sie ſuchen eben jetzt ein Quartier in der Vorſtadt? Iſt's nicht ſo?

Narbonne. Wie? Was iſt das?

La Roche. Es iſt für ein Frauenzimmer beſtimmt, die ſich mit ihrer ganzen Familie im größten Elende befindet? Hab' ich nicht recht?

Narbonne. Wie? Was? Sie erdreiſten ſich, meinen Schritten nachzuſpüren?

La Roche. Zürnen Sie nicht — Ich hab' es blos Ihrem Freund Selicour nachgethan. Er war es, der dieſen Morgen zuerſt dieſe Nachricht von Ihrem Kammerdiener heraus zu locken wuſſte — Er gab der Sache ſogleich die beleidigendſte Auslegung — Ich hingegen habe Urſache, ganz anders davon zu denken. Denn daß ich's nur geſtehe, ich ſtellte genauere Nachforſchung an — ich war dort — ich ſah das Frauenzimmer, von dem die Rede iſt — (Er lacht.) Sie hat ein ganz anſehnliches Alter — Selicour hält ſie für eine junge Schönheit — O entrüſten Sie ſich nicht — Ich bitte, laſſen Sie ihn ankommen! Hören Sie ihn zu Ende, und wenn Sie ihn nicht als einen ganzen Schurken kennen lernen, ſo will ich mein ganzes Leben lang ein Schelm ſeyn. — Da kommt er — ich will ihm nur Platz machen, damit Sie's auf der Stelle ergründen. (Ab.)

Narbonne. Der raſende Menſch! Wie weit ihn ſeine Leidenſchaft verblendet! Wie? Selicour könnte — Nein, nein, nein, nein, es iſt nicht möglich! Nicht möglich!

Dritter Auftritt.

Narbonne. Selicour.

Selicour (bey Seite.) Er iſt allein! Jetzt kann ich's anbringen! — Wenn ich jetzt nicht eile, mich ihm nothwendig zu machen, ſo ſetzt dieſer Firmin ſich in ſeine Gunſt. — Hab' ich einmal ſein Geheimniß, ſo iſt er ganz in meinen Händen.

Narbonne. Ich denke eben daran, lieber Selicour, was man im Miniſterium zu Ihrem Aufſatz ſagen wird — Ich hab' ihn ſogleich abgehen laſſen; er wird dieſen Augenblick geleſen und ich zweifle nicht, er wird den vollkommenſten Beyfall haben.

Selicour. Wenn er den Ihrigen hat, ſo ſind alle meine Wünſche befriedigt. (Für ſich.) Wie leit' ich's nur ein? — Wagen kann ich davon nichts, denn die Sache iſt richtig. Ich will nur gerade zu gehen —

Narbonne. Sie ſcheinen in Gedanken, lieber Selicour!

Selicour. Ja — ich — ich denke nach, welche boshafte Auslegungen doch die Verläumdung den unſchuldigſten Dingen zu geben im Stand iſt!

Narbonne. Was meinen Sie damit?

Selicour. Es muß heraus — Ich darf es nicht länger bey mir behalten — Böſe Zungen haben ſich Angriffe gegen Sie erlaubt — Es hat verlauten wollen — Ich bitte — Beantworten Sie mir ein Paar Fragen, und verzeihen Sie der beſorgten Freundſchaft, wenn ich unbeſcheiden ſcheine.

Narbonne. Fragen Sie! Ich will Alles beantworten.

Selicour. Wenn ich ihrem Kammerdiener glauben darf, ſo ſuchen ſie ein Quartier in der Vorſtadt.

Narbonne. Weil Sie es denn wiſſen — ja.

Selicour. Und ganz ingeheim, hör' ich.

Narbonne. Ich habe bis jetzt wenigſtens ein Geheimniß daraus gemacht.

Selicour. Für ein unverheirathetes Frauenzimmer?

Narbonne. Ja!

Selicour. Die Ihnen ſehr — (ſtockt) ſehr werth iſt?

Narbonne. Ich geſtehe es, ich nehme großen Antheil an ihr.

Selicour (für ſich.) Er hat es gar keinen Hehl! — Die Sache iſt richtig. — Und Sie möchten gern das Aufſehen vermeiden, nicht wahr?

Narbonne. Wenn es möglich wäre, ja!

Selicour. Ach, gut! Gut! Ich verſtehe! Die Sache iſt von zärtlicher Natur, und die Welt urtheilt ſo boshaft. — Aber ich kann Ihnen dienen.

Narbonne. Sie?

Selicour. Kann Ihnen dienen! Verlaſſen Sie ſich auf mich!

Narbonne. Aber wie denn?

Selicour. Ich ſchaffe Ihnen, was Sie brauchen.

Narbonne. Wie denn? Was denn?

Selicour. Ich hab's! Ich ſchaff's Ihnen —

Ein ſtilles Häuschen, abgelegen — einfach von außen und unverdächtig! — Aber innen auf's Zärtlichſte eingerichtet — die Meubles, die Tapeten nach dem neueſten Geſchmack — ein Cabinet — himmliſch und reizend — kurz — das ſchönſte Boudoir, das weit und breit zu finden.

Narbonne (für ſich.) Sollte La Roche Recht behalten — (laut.) Und welche geheime Urſache hätte ich, ein ſolches Quartier zu ſuchen.

Selicour (lächelnd.) In Sachen, die man vor mir geheim halten will, weiß ich mich einer vorlauten Neugier zu enthalten — Erkennen Sie übrigens einen dienſtfertigen Freund in mir — Es iſt nichts, wozu ich nicht bereit wäre, um Ihnen gefällig zu ſeyn. Befehlen Sie, was Sie wollen, ich werde gehorchen, ohne zu unterſuchen — Sie verſtehen mich.

Narbonne. Vollkommen.

Selicour. Man muß Nachſicht haben. — Ich — ich halte zwar auf gute Sitten — Aber, was dieſen Punkt betrifft — wenn man nur den öffentlichen Anſtoß vermeidet — Ich gehe vielleicht darin zu weit — aber das gute Herz reißt mich hin — und mein höchſter Wunſch iſt, Sie glücklich zu ſehen —

Vierter Auftritt.

Vorige. Michel.

Michel. So eben gibt man dieſe Briefe ab.

Narbonne (zu Selicour.) Die ſind für Sie.

Selicour. Mit Ihrer Erlaubniß! Es ſind Geſchäftsbriefe, die gleich expedirt ſeyn wollen — Friſch zur Arbeit und friſch ans Vergnügen. So bin ich einmal!

(Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Narbonne (allein.)

Kaum kann ich mich von meinem Erſtaunen erholen — Dieſer Selicour — ja, nun zweifle ich nicht mehr, dieſer Selicour war der ſchändliche Helfershelfer meines Vorgängers — Ich gebe mich nicht für beſſer, als Andere; Jeder hat ſeine Fehler — aber ſich mit dieſer Schamloſigkeit anzubieten — Und dieſem Nichtswürdigen wollte ich mein Kind hinopfern — mit dieſem Verräther wollte ich den Staat betrügen? — Aus Freundſchaft will er Alles für mich thun, ſagt er! Sind das unſere Freunde, die unſern Laſtern dienen?

Sechſter Auftritt.

Narbonne und La Roche.

La Roche. Nun, er ging ſo eben von Ihnen hinweg — darf ich fragen?

Narbonne. Ich habe Sie und ihn unrecht beurtheilt — Sie haben mir einen weſentlichen Dienſt erzeigt, Herr La Roche, und ich laſſe Ihnen endlich Gerechtigkeit widerfahren!

La Roche (mit freudiger Rührung.) Bin ich endlich für einen redlichen Mann erkannt? Darf ich das Haupt wieder frey erheben?

Narbonne. Sie haben es erreicht — Sie haben den Betrüger entlarvt — aber wie ſoll ich eine ſo lang bewährte Ueberzeugung aufgeben, daß Geiſt und Talent bey keinem verderbten Herzen wohnen? — Dieſer Menſch, den ich jetzt als einen Niederträchtigen kennen lerne, er hat mir noch heute eine Schrift zugeſtellt, die dem größten Staatsmann und Schriftſteller Ehre machte — Iſt es möglich? Ich begreife es nicht — So geſunde Begriffe, ſo viel Geiſt bey einem ſo weggeworfenen Charakter! Ich habe das Memoire auf der Stelle ans Gouvernement geſendet, und ich will wetten, daß die Briefe, die ich ſo eben erhalte, von dem Lob deſſelben voll ſind. (Er erbricht einen der Briefe und lieſt.) Ganz richtig! Es iſt, wie ich ſagte!

La Roche. Ich kann nicht daraus klug werden — Das Werk iſt alſo wirklich gut?

Narbonne. Vortrefflich!

La Roche. So wollte ich wetten, daß er nicht der Verfaſſer iſt!

Narbonne. Wer ſollte es denn ſeyn?

La Roche. Er iſt's nicht, ich will meine Seele zum Pfand ſetzen — denn am Ende will ich ihm doch noch eher Herz als Kopf zugeſtehen. — Wenn man verſuchte — Ja! — Richtig — Ich hab' es — Das muß gelingen — Herr von Narbonne! Wenn Sie mir beyſtehen wollen, ſo ſoll er ſich ſelbſt verrathen.

Narbonne. Wie denn?

La Roche. Laſſen Sie mich machen — Er kömmt! Unterſtützen Sie mich!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Selicour.

La Roche (mit Leidenſchaft.) Mein Gott! Welches entſetzliche Unglück!

Selicour. Was gibts, Herr La Roche?

La Roche. Welche Veränderung in einem einzigen Augenblick!

Selicour. Was haben Sie? Was bedeutet dieſes Jammern, dieſer Ausruf des Schreckens?

La Roche. Ich bin wie vom Donner getroffen!

Selicour. Aber was denn?

La Roche. Dieſer Unglücksbrief — So eben erhält ihn der Miniſter — (Zu Narbonne.) Darf ich? Soll ich?

Narbonne. Sagen Sie Alles!

La Roche. Er iſt geſtürzt!

Selicour. Um Gottes willen!

La Roche. Seines Amtes entlaſſen!

Selicour. Es iſt nicht möglich!

La Roche. Nur zu wahr! Es wollte ſchon vorhin etwas davon verlauten, ich wollt' es nicht glauben, ich eilte hieher, mich ſelbſt zu unterrichten — und nur beſtätigt es der Miniſter ſelbſt!

Selicour. So iſt ſie wahr, dieſe ſchreckliche Neuigkeit?

(Narbonne beſtätigt es mit einem ſtummen Zeichen.)

Letzter Auftritt.

Vorige. Madame Belmont. Charlotte. Beyde Firmins.

La Roche. Kommen Sie, Madame! Kommen Sie, Herr Firmin! —

Madame Belmont. Was gibt's?

La Roche. Tröſten Sie unſern Herrn — Sprechen Sie ihm Muth zu in ſeinem Unglücke!

Madame Belmont. Seinem Unglücke!

Charlotte. Mein Gott! Was iſt das?

La Roche. Er hat ſeine Stelle verloren.

Charlotte. Großer Gott!

Selicour. Ich bin erſtaunt, wie Sie!

Madame Belmont. Wer konnte ein ſolches Unglück vorherſehen!

Karl Firmin (leidenſchaftlich.) So iſt das Talent geächtet, ſo iſt die Redlichkeit ein Verbrechen in dieſem verderbten Lande! Der rechtſchaffene Mann behauptet ſich kaum einen Tag lang, und das Glück bleibt nur dem Nichtswürdigen getreu.

Narbonne (ſehr ernſt.) Nichts übereilt, junger Mann! — Der Himmel iſt gerecht, und früher oder ſpäter erreicht den Schuldigen die Strafe.

Selicour. Aber ſagen Sie mir! Kennt man denn nicht wenigſtens die Veranlaſſung dieſes unglücklichen Vorfalls?

La Roche. Leider, nur zu gut kennt man ſie. Ein gewiſſes Memoire iſt Schuld an dem ganzen Unglück.

Firmin (lebhaft.) Ein Memoire! Daſſelbe vielleicht, das ich Sie heute leſen ſah. (Zum Miniſter.)

Selicour. Wo die Regierung ſelbſt mit einer Freyheit, einer Kühnheit behandelt wurde —

La Roche. Ganz recht! Das nämliche.

Selicour. Nun da haben wirs! Hatte ich nun Unrecht, zu ſagen, daß es nicht immer räthlich iſt, die Wahrheit zu ſagen?

Narbonne. Wo die Pflicht ſpricht, da bedenke ich nichts. Und was auch der Erfolg ſey, nie werde ich's bereuen meine Pflicht gethan zu haben.

Selicour. Schön gedacht! Allerdings! Aber es koſtet Ihnen auch einen ſchönen Platz!

La Roche. Und damit iſt's noch nicht alle! Es könnten wohl auch noch Andre um den ihrigen kommen. — Man weiß, daß ein Miniſter ſelten Verfaſſer der Schriften iſt, die aus ſeinen Bureaux herauskommen.

Selicour. Wie ſo? Wie das?

La Roche (für ſich.) Bey dem fällt kein Streich auf die Erde!

Firmin. Erklären Sie ſich deutlicher!

La Roche. Man will ſchlechterdings herausbringen, wer dieſe heftige Schrift geſchmiedet hat.

Selicour. Will man? Und da würde er wohl in den Sturz des Miniſters mit verwickelt werden?

La Roche. Freylich! Das iſt ſehr zu beſorgen.

Selicour. Nun, ich bins nicht!

Firmin. Ich bin der Verfaſſer!

Narbonne. Was hör' ich?

Madame Belmont. Was? Sie, Herr Firmin?

Firmin. Ich bins, und ich rühme mich deſſen.

La Roche (zu Narbonne.) Nun, was ſagt' ich Ihnen?

Firmin. Den Ruhm dieſer Arbeit konnte ich dem Herrn Selicour gern überlaſſen, aber nicht ſo die Gefahr und die Verantwortung — Ich habe geſchwiegen bis jetzt, aber nun muß ich mich nennen.

Karl. Recht ſo, mein Vater! Das heißt als ein Mann von Ehre geſprochen — Seyen Sie auf ihr Unglück ſtolz, Herr von Narbonne! — Mein Vater kann nichts Strafbares geſchrieben haben — O mein Herz ſagt mir, dieſer Unfall kann eine Quelle des Glückes werden — Charlottens Hand wird kein Opfer der Verhältniſſe mehr ſeyn — Die Größe verſchwindet, und Muth gewinnt die furchtſame Liebe.

Madame Belmont. Was hör' ich! Herr Firmin!

Firmin. Verzeihen Sie der Wärme ſeines Antheils; ſein volles Herz vergreift ſich im Ausdruck ſeiner Gefühle!

Narbonne. So hat denn jeder von Ihnen ſein Geheimniß verrathen — Herr Firmin! Sie ſind der Verfaſſer dieſes Memoire, ſo iſt es billig, daß Sie auch den Ruhm und die Belohnung davon ernten. — Das Gouvernement ernennt Sie zum Geſandten — (da Alle ihr Erſtaunen bezeugen) ja, ich bin noch Miniſter, und ich freue mich es zu ſeyn, da ich es in der Gewalt habe, das wahre Verdienſt zu belohnen.

Madame Belmont. Was iſt das?

Selicour (in der heftigſten Beſtürzung.) Was hab' ich gemacht!

Narbonne (zu Selicour.) Sie ſehen Ihr Spiel verrathen — Wir kennen Sie nun, Heuchler an Talent und an Tugend! — Niedriger Menſch, konnten Sie mich für Ihres Gleichen halten?

La Roche. Wie ſchändlich er eine edle That auslegte! Ich weiß Alles aus dem Mund der Dame ſelbſt. Dieſes Frauenzimmer, für das er Ihnen eine ſtrafbare Neigung andichtete — es iſt eine kranke, eine bejahrte Matrone, die Wittwe eines verdienſtvollen Offiziers, der im Dienſt des Vaterlandes ſein Leben ließ und gegen den Sie die Schuld des Staats bezahlten.

Narbonne. Nichts mehr davon, ich bitte Sie! — (Zu Selicour.) Sie ſehen, daß Sie hier überflüſſig ſind. (Selicour entfernt ſich ſtill.)

La Roche. Es thut mir leid um den armen Schelm — Wohl wußt' ich's vorher, mein Haß würde ſich legen, ſobald es mit ſeiner Herrlichkeit aus ſeyn würde.

Firmin (drückt ihm leiſe die Hand.) Laſſen Sie's gut ſeyn! Wir wollen ihn zu tröſten ſuchen.

La Roche. Baſta, ich bin dabey!

Narbonne (zu Karl.) Unſer lebhafter junger

Freund iſt auf einmal ganz ſtumm geworden — Ich habe in Ihrem Herzen geleſen, lieber Firmin! — Der Ueberraſchung danke ich Ihr Geheimniß, und werde es nie vergeſſen, daß Ihre Neigung bey unſerm Glück beſcheiden ſchwieg und nur laut wurde bey unſerm Unglück. — Charlotte! (Sie wirft ſich ſchweigend in ihres Vaters Arme.) Gut, wir verſtehen uns! Erwarte Alles von deines Vaters Liebe.

La Roche. Und ich will darauf ſchwören, Karl Firmin iſt der wahre Verfaſſer des Gedichts.

Madame Belmont. Wär's möglich?

Charlotte (mit einem zärtlichen Blick auf Karln.) Ich habe nie daran gezweifelt! (Karl küßt ihre Hand mit Feuer.)

Madame Belmont. O der beſcheidene junge Mann! Gewiß, er wird unſer Kind glücklich machen!

Narbonne. Bilden Sie ſich nach Ihrem Vater, und mit Freuden werde ich Sie zum Sohn annehmen —

(Halb zu den Mitſpielenden, halb zu den Zuſchauern.)

Diesmal hat das Verdienſt den Sieg behalten. — Nicht immer iſt es ſo. Das Geſpinnſt der Lüge umſtrickt den Beſten, der Redliche kann nicht durchdringen, die kriechende Mittelmäßigkeit kommt weiter, als das geflügelte Talent, der Schein regiert die Welt, und die Gerechtigkeit iſt nur auf der Bühne.

Der Neffe als Onkel,

Luſtſpiel
in
drey Aufzügen.

Aus dem Franzöſiſchen des Picard.

Perſonen.

Oberſt von Dorſigny.
Frau von Dorſigny.
Sophie, ihre Tochter.
Franz von Dorſigny, ihr Neffe.
Frau von Mirville, ihre Nichte.
Lormeuil, Sophiens Bräutigam.
Valcour, Freund des jungen Dorſigny.
Champagne, Bedienter des jungen Dorſigny.
Ein Notar.
Zwey Unteroffiziere.
Ein Poſtillon.
Jasmin, Diener in Dorſigny's Hauſe.
Drey Lakayen.

(Die Scene iſt ein Saal mit einer Thür im Fond, die zu einem Garten führt. Auf beyden Seiten ſind Cabinetsthüren.)

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Valcour (tritt eilfertig herein, und nachdem er ſich überall umgeſehen, ob Niemand zugegen, tritt er zu einem von den Wachslichtern, die vorn auf einem Schreibtiſch brennen, und liest ein Billet.)

„Herr von Valcour wird erſucht, dieſen Abend um „ſechs Uhr ſich im Gartenſaal des Herrn von Dorſigny „einzufinden. Er kann zu dem kleinen Pförtchen her„ein kommen, das den ganzen Tag offen iſt.“ — Keine Unterſchrift! — Hm! Hm! Ein ſeltſames Abenteuer — Iſt's vielleicht eine hübſche Frau, die mir hier ein Rendezvous geben will? — Das wäre allerliebſt. — Aber ſtill! Wer ſind die beyden Figuren, die eben da eintreten, wo ich herein gekommen bin?

Zweyter Auftritt.

Franz Dorſigny und **Champagne** (beyde in Mäntel eingewickelt) **Valcour.**

Dorſigny (ſeinen Mantel an Champagne gebend) Ey guten Abend, lieber Valcour!

Valcour. Was? Biſt du's, Dorſigny? Wie kommſt du hieher? Und wozu dieſe ſonderbare Ausſtaffirung — dieſe Perrücke und dieſe Uniform, die nicht von deinem Regiment iſt?

Dorſigny. Meiner Sicherheit wegen. — Ich habe mich mit meinem Obriſtlieutenant geſchlagen; er iſt ſchwer verwundet, und ich komme, mich in Paris zu verbergen. Weil man mich aber in meiner eigenen Uniform gar zu leicht erkennt, ſo habe ich's für's Sicherſte gehalten, das Koſtüm meines Onkels anzunehmen. Wir ſind ſo ziemlich von einem Alter, wie du weißt, und einander an Geſtalt, an Größe, an Farbe bis zum Verwechſeln ähnlich, und führen überdies noch einerley Namen. Der einzige Unterſchied iſt, daß der Oberſt eine Perrücke trägt und ich meine eignen Haare — Jetzt aber, ſeitdem ich mir ſeine Perrücke und die Uniform ſeines Regiments zulegte, erſtaune ich ſelbſt über die große Aehnlichkeit mit ihm. In dieſem Augenblick komme ich an, und bin erfreut, dich ſo pünktlich bey dem Rendezvous zu finden.

Valcour. Bey dem Rendezvous? Wie? Hat ſie dir auch was davon vertraut?

Dorſigny. Sie? Welche ſie?

Valcour. Nun, die hübſche Dame, die mich in einem Billet hieher beſchieden! Du biſt mein Freund, Dorſigny, und ich habe nichts Geheimes vor dir.

Dorſigny. Die allerliebſte Dame!

Valcour. Worüber lachſt du?

Dorſigny. Ich bin die ſchöne Dame, Valcour.

Valcour. Du?

Dorſigny. Das Billet iſt von mir.

Valcour. Ein ſchönes Quiproquo, zum Teufel! — Was fällt dir aber ein, deine Briefe nicht zu unterzeichnen? — Leute von meinem Schlag können ſich bey ſolchen Billets auf etwas ganz Andres Rechnung machen — Aber da es ſo ſteht, gut! Wir nehmen einander nichts übel, Dorſigny — Alſo ich bin dein gehorſamer Diener.

Dorſigny. Warte doch! Warum eilſt du ſo hinweg? Es lag mir viel daran, dich zu ſprechen, ehe ich mich vor jemand Anderm ſehen ließ. Ich brauche deines Beyſtands; wir müſſen Abrede mit einander nehmen.

Valcour. Gut — Du kannſt auf mich zählen, aber jetzt laß mich, ich habe dringende Geſchäfte —

Dorſigny. So? Jetzt, da du mir einen Dienſt erzeigen ſollſt? — Aber zu einem galanten Abenteuer hatteſt du Zeit übrig.

Valcour. Das nicht, lieber Dorſigny! Aber ich muß fort; man erwartet mich.

Dorſigny. Wo?

Valcour. Beym L'hombre.

Dorſigny. Die große Angelegenheit!

Valcour. Scherz bey Seite! Ich habe dort Gelegenheit, die Schweſter des Obriſtlieutenants zu ſehen — Sie hält was auf mich; ich will dir bey ihr das Wort reden.

Dorſigny. Nun, meinetwegen. Aber thu mir den Gefallen, meiner Schweſter, der Frau von Mirville, im Vorbeygehen wiſſen zu laſſen, daß man ſie hier im Gartenſaal erwarte — Nenne mich aber nicht, hörſt du?

Valcour. Da ſey außer Sorgen! Ich habe keine Zeit dazu, und will es ihr hinauf ſagen laſſen, ohne ſie nur einmal zu ſehen. Uebrigens behalte ich mir's vor, bey einer andern Gelegenheit ihre nähere Bekanntſchaft zu machen. Ich ſchätze den Bruder zu ſehr, um die Schweſter nicht zu lieben, wenn ſie hübſch iſt, verſteht ſich. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Dorſigny. Champagne.

Dorſigny. Zum Glück brauche ich ſeinen Beyſtand ſo gar nöthig nicht — Es iſt mir weniger um das Verbergen zu thun, (denn vielleicht fällt es Niemand ein, mich zu verfolgen), als um meine liebe Couſine Sophie wieder zu ſehen.

Champagne. Was Sie für ein glücklicher Mann ſind, gnädiger Herr! — Sie ſehen Ihre Geliebte wieder, und ich (ſeufzt) meine Frau! Wann geht's wieder zurück ins Elſaß — Wir lebten wie die Engel, da wir funfzig Meilen weit von einander waren.

Dorſigny. Still! Da kommt meine Schweſter!

Vierter Auftritt.

Vorige. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville. Ah! Sind Sie es? Seyn Sie von Herzen willkommen!

Dorſigny. Nun das iſt doch ein herzlicher Empfang!

Fr. v. Mirville. Das iſt ja recht ſchön, daß Sie uns ſo überraſchen! Sie ſchreiben, daß Sie eine lange Reiſe vorhätten, von der Sie früheſtens in einem Monat zurück ſeyn könnten, und vier Tage darauf ſind Sie hier.

Dorſigny. Geſchrieben hätt' ich und an wen?

Fr. v. Mirville. An meine Tante! (ſieht den Champagne, der ſeinen Mantel ablegt.) Wo iſt denn aber Herr von Lormeuil?

Dorſigny. Wer iſt der Herr von Lormeuil?

Fr. v. Mirville. Ihr künftiger Schwiegerſohn.

Dorſigny. Sage mir! Für wen hältſt du mich?

Fr. v. Mirville. Nun, doch wohl für meinen Onkel!

Dorſigny. Iſt's möglich! Meine Schweſter erkennt mich nicht!

Fr. v. Mirville. Schweſter? Sie — mein Bruder?

Dorſigny. Ich — dein Bruder.

Fr. v. Mirville. Das kann nicht ſeyn. Das iſt nicht möglich. Mein Bruder iſt bey ſeinem Regiment zu Straßburg; mein Bruder trägt ſein eigenes Haar, und das iſt auch ſeine Uniform nicht — und ſo groß auch ſonſt die Aehnlichkeit —

Dorſigny. Eine Ehrenſache, die aber ſonſt nicht viel zu bedeuten haben wird, hat mich genöthigt, meine Garniſon in aller Geſchwindigkeit zu verlaſſen; um nicht erkannt zu werden, ſteckte ich mich in dieſen Rock und dieſe Perücke.

Fr. v. Mirville. Iſt's möglich? — O ſo laß dich herzlich umarmen, lieber Bruder — Ja, nun fange ich an, dich zu erkennen! Aber die Aehnlichkeit iſt doch ganz erſtaunlich.

Dorſigny. Mein Onkel iſt alſo abweſend?

Fr. v. Mirville. Freylich, der Heirath wegen.

Dorſigny. Der Heirath? — Welcher Heirath?

Fr. v. Mirville. Sophiens, meiner Couſine.

Dorſigny. Was hör' ich? Sophie ſoll heirathen?

Fr. v. Mirville. Ey freylich! Weißt du es denn nicht?

Dorſigny. Mein Gott! Nein!

Champagne (nähert ſich.) Nicht ein Wort wiſſen wir.

Fr. v. Mirville. Herr von Lormeuil, ein alter Kriegskamerad des Onkels, der zu Toulon wohnt, hat für ſeinen Sohn um Sophien angehalten — Der junge Lormeuil ſoll ein ſehr liebenswürdiger Mann ſeyn, ſagt man; wir haben ihn noch nicht geſehen. Der Onkel holt ihn zu Toulon ab; dann wollen ſie eine weite Reiſe zuſammen machen, um, ich weiß nicht welche Erbſchaft in Beſitz zu nehmen. In einem Monat denken ſie zurück zu ſeyn, und wenn du alsdann noch da biſt, ſo kannſt du zur Hochzeit mit tanzen.

Dorſigny. Ach, liebe Schweſter! — Redlicher Champagne! Rathet, helft mir! Wenn ihr mir nicht beyſteht, ſo iſt es aus mit mir, ſo bin ich verloren!

Fr. v. Mirville. Was haſt du denn, Bruder! Was iſt dir?

Champagne. Mein Herr iſt verliebt in ſeine Couſine.

Fr. v. Mirville. Ah, iſt es das?

Dorſigny. Dieſe unglückſelige Heirath darf nun und nimmermehr zu Stand kommen.

Fr. v. Mirville. Es wird ſchwer halten, ſie rückgängig zu machen. Beyde Väter ſind einig, das Wort iſt gegeben, die Artikel ſind aufgeſetzt, und man erwartet blos noch den Bräutigam, ſie zu unterzeichnen und abzuſchließen.

Champagne. Gedult! — Hören Sie! — (tritt zwiſchen beyde.) Ich habe einen ſolchen ſublimen Einfall!

Dorſigny. Rede!

Champagne. Sie haben einmal den Anfang gemacht, Ihren Onkel vorzuſtellen! Bleiben Sie dabey! Führen Sie die Rolle durch.

Fr. v. Mirville. Ein ſchönes Mittel, um die Nichte zu heirathen!

Champagne. Nur gemach! Laſſen Sie mich meinen Plan entwickeln. — Sie ſpielen alſo Ihren Onkel! Sie ſind nun Herr hier im Hauſe, und Ihr erſtes Geſchäft iſt, die bewuſſte Heirath wieder aufzuheben —

Sie haben den jungen Lormeuil nicht mitbringen können, weil er — weil er geſtorben iſt — Unterdeſſen erhält Frau von Dorſigny einen Brief von Ihnen, als dem Neffen, worin Sie um die Couſine anhalten — Das iſt mein Amt! Ich bin der Kourier, der den Brief von Strasburg bringt! — Frau von Dorſigny iſt verliebt in ihren Neffen; ſie nimmt dieſen Vorſchlag mit der beſten Art von der Welt auf; ſie theilt ihn Ihnen, als ihrem Eheherrn, mit, und Sie laſſen ſich's, wie billig, gefallen. Nun ſtellen Sie ſich, als wenn Sie aufs Eiligſte verreiſen müßten, Sie geben der Tante unbedingte Vollmacht, dieſe Sache zu Ende zu bringen. Sie reiſen ab, und den andern Tag erſcheinen Sie in Ihren natürlichen Haaren und in der Uniform Ihres Regiments wieder, als wenn Sie eben ſpornſtreichs von Ihrer Garniſon herkämen. Die Heirath geht vor ſich; der Onkel kommt ſtattlich angezogen mit ſeinem Bräutigam, der den Platz glücklich beſetzt findet, und nichts beſſers zu thun hat, als umzukehren und ſich entweder zu Toulon oder in Oſtindien eine Frau zu holen.

Dorſigny. Glaubſt du, mein Onkel werde das ſo geduldig —

Champagne. O er wird aufbrauſen, das verſteht ſich! Es wird heiß werden am Anfang — Aber er liebt Sie! Er liebt ſeine Tochter! Sie geben ihm die beſten Worte, verſprechen ihm eine Stube voll artiger Enkelchen, die ihm alle ſo ähnlich ſehen ſollen, wie Sie ſelbſt. Er lacht, er beſänftigt ſich und Alles iſt vergeſſen.

Fr. v. Mirville. Ich weiß nicht, iſt es das Tolle dieſes Einfalls, aber er fängt an, mich zu reizen —

Champagne. O er iſt himmliſch, der Einfall!

Dorſigny. Luſtig genug iſt er, aber nur nicht ausführbar — Meine Tante wird mich wohl für den Onkel anſehen! —

Fr. v. Mirville. Habe ich's doch!

Dorſigny. Ja, im erſten Augenblicke.

Fr. v. Mirville. Wir müſſen ihr keine Zeit laſſen, aus der Täuſchung zu kommen. Wenn wir die Zeit benutzen, ſo brauchen wir auch nur einen Augenblick — Es iſt jetzt Abend, die Dunkelheit kommt uns zu ſtatten; dieſe Lichter leuchten nicht hell genug, um den Unterſchied bemerklich zu machen. Den Tag brauchſt du gar nicht zu erwarten — Du erklärſt zugleich, daß du noch in der Nacht wieder fort reiſen müſſeſt, und morgen erſcheinſt du in deiner wahren Perſon. Geſchwind ans Werk! Wir haben keine Zeit zu verlieren — Schreibe den Brief an unſre Tante, den dein Champagne als Kourier überbringen ſoll, und worin du um Sophien anhältſt.

Dorſigny (an den Schreibtiſch gehend.) Schweſter! Schweſter! Du machſt mit mir, was du willſt.

Champagne (ſich die Hand reibend.) Wie freue ich mich über meinen klugen Einfall! Schade, daß ich ſchon eine Frau habe; ich könnte hier eine Hauptrolle ſpielen, anſtatt jetzt blos den Vertrauten zu machen.

Fr. v. Mirville. Wie das, Champagne?

Champagne. Ey nun, das iſt ganz natürlich. Mein Herr gilt für ſeinen Onkel, ich würde den Herrn von Lormeuil vorſtellen, und wer weiß, was mir am Ende nicht noch blühen könnte, wenn meine verdammte Heirath —

Fr. v. Mirville. Wahrhaftig, meine Couſine hat Urſache, ſich darüber zu betrüben!

Dorſigny (ſiegelt den Brief und gibt ihn an Champagne.) Hier iſt der Brief. Richt' es nun ein, wie du willſt! Dir überlaſſ' ich mich.

Champagne. Sie ſollen mit mir zufrieden ſeyn — In wenig Augenblicken werde ich damit als Kourier von Straßburg ankommen, geſpornt und geſtiefelt, trieſend von Schweiß. — Sie, gnädiger Herr, halten ſich wacker. — Muth, Dreiſtigkeit, Unverſchämtheit, wenn's nöthig iſt. — Den Onkel geſpielt, die Tante angeführt, die Nichte geheirathet, und wenn Alles vorbey iſt, den Beutel gezogen, und den redlichen Diener gut bezahlt, der Ihnen zu allen dieſen Herrlichkeiten verholfen hat. (Ab.)

Fr. v. Mirville. Da kommt die Tante. Sie wird dich für den Onkel anſehen. Thu, als wenn du nothwendig mit ihr zu reden hätteſt, und ſchick' mich weg.

Dorſigny. Aber was werd' ich ihr denn ſagen?

Fr. v. Mirville. Alles, was ein galanter Mann ſeiner Frau nur Artiges ſagen kann.

Fünfter Auftritt.

Frau v. Mirville. Frau v. Dorſigny.
Franz v. Dorſigny.

Fr. v. Mirville. Kommen Sie doch, liebe Tante! Geſchwind! Der Onkel iſt angekommen.

Fr. v. Dorſigny. Wie? Was? Mein Mann! — Ja wahrhaftig da iſt er! — Herzlich willkommen, lieber Dorſigny — So bald erwartete ich Sie nicht — Nun! Sie haben doch eine glückliche Reiſe gehabt? — Aber wie ſo allein? Wo ſind Ihre Leute? Ich hörte doch Ihre Kutſche nicht — Nun wahrhaftig — ich beſinne mich kaum — ich zittre vor Ueberraſchung und Freude —

Fr. v. Mirville (heimlich zu ihrem Bruder.) Nun ſo rede doch! Antworte friſch weg!

Dorſigny. Weil ich nur auf einen kurzen Beſuch hier bin, ſo komm' ich allein und in einer Miethkutſche — Was aber die Reiſe betrifft, liebe Frau — die Reiſe — Ach! Die iſt nicht die glücklichſte geweſen.

Fr. v. Dorſigny. Sie erſchrecken mich! Es iſt Ihnen doch kein Unglück zugeſtoßen?

Dorſigny. Nicht eben mir! Mir nicht! — Aber dieſe Heirath — (zu Frau von Mirville) Liebe Nichte, ich habe mit der Tante —

Fr. v. Mirville. Ich will nicht ſtören, mein Onkel. (Ab.)

Sechster Auftritt.

Frau v. Dorſigny. Franz v. Dorſigny.

Fr. v. Dorſigny. Nun, lieber Mann! dieſe Heirath —

Dorſigny. Aus dieſer Heirath wird — nichts.

Fr. v. Dorſigny. Wie? Haben wir nicht das Wort des Vaters?

Dorſigny. Freylich wohl! Aber der Sohn kann unſere Tochter nicht heirathen.

Fr. v. Dorſigny. So? Und warum denn nicht?

Dorſigny (mit ſtarkem Ton.) Weil — weil er — todt iſt.

Fr. v. Dorſigny. Mein Gott! Welcher Zufall!

Dorſigny. Es iſt ein rechter Jammer. Dieſer junge Mann war, was die meiſten jungen Leute ſind, ſo ein kleiner Wüſtling. Einen Abend bey einem Balle fiel's ihm ein, einem artigen hübſchen Mädchen den Hof zu machen; ein Nebenbuhler miſchte ſich drein und erlaubte ſich beleidigende Scherze. Der junge Lormeuil, lebhaft, aufbrauſend, wie man es mit zwanzig Jahren iſt, nahm das übel; zum Unglück war er an einen Raufer von Profeſſion gerathen, der ſich nie ſchlägt, ohne ſeinen Mann — zu tödten. Und dieſe böſe Gewohnheit behielt auch jetzt die Oberhand über die Geſchicklichkeit ſeines Gegners; der Sohn meines armen Freundes blieb auf dem Platz, mit drey tödlichen — Stichen im Leibe.

Fr. v. Dorſigny. Barmherziger Himmel! Was muß der Vater dabey gelitten haben!

Dorſigny. Das können Sie denken! Und die Mutter!

Fr. v. Dorſigny. Wie? Die Mutter! Die iſt ja im letzten Winter geſtorben, ſo viel ich weiß.

Dorſigny. Dieſen Winter — ganz recht! Mein armer Freund Lormeuil! Den Winter ſtirbt ihm ſeine Frau und jetzt im Sommer muß er den Sohn in einem Duell verlieren! — Es iſt mir auch ſchwer angekommen, ihn in ſeinem Schmerz zu verlaſſen! Aber der Dienſt iſt jetzt ſo ſcharf! Auf den zwanzigſten müſſen alle Offiziere — beym Regiment ſeyn! Heut iſt der neunzehnte, und ich habe nur einen Sprung nach Paris gethan, und muß ſchon heute Abend wieder — nach meiner Garniſon zurückreiſen.

Fr. v. Dorſigny. Wie? So bald?

Dorſigny. Das iſt einmal der Dienſt! Was iſt zu machen? Jetzt auf unſere Tochter zu kommen! —

Fr. v. Dorſigny. Das liebe Kind iſt ſehr niedergeſchlagen und ſchwermüthig, ſeitdem Sie weg waren.

Dorſigny. Wiſſen Sie, was ich denke! Dieſe Partie, die wir ihr ausgeſucht, war — nicht nach ihrem Geſchmack.

Fr. v. Dorſigny. So? Wiſſen Sie?

Dorſigny. Ich weiß nichts — Aber ſie iſt fünfzehn Jahre alt — Kann ſie nicht für ſich ſelbſt ſchon gewählt haben, eh' wir es für ſie thaten?

Fr. v. Dorſigny. Ach Gott ja! Das begegnet alle Tage.

Dorſigny. Zwingen möchte ich ihre Neigung nicht gern.

Fr. v. Dorſigny. Bewahre uns Gott davor!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Sophie.

Sophie (beym Anblick Dorſigny's ſtutzend.) Ah! Mein Vater —

Fr. v. Dorſigny. Nun, was iſt dir? Fürchteſt du dich, deinen Vater zu umarmen?

Dorſigny (nachdem er ſie umarmt, für ſich.) Sie habens doch gar gut, dieſe Väter! Alles umarmt ſie!

Fr. v. Dorſigny. Du weißt wohl noch nicht, Sophie, daß ein unglücklicher Zufall deine Heirath getrennt hat?

Sophie. Welcher Zufall?

Fr. v. Dorſigny. Herr von Lormeuil iſt todt.

Sophie. Mein Gott!

Dorſigny (hat ſie mit den Augen fixirt.) Ja nun — Was ſagſt du dazu, meine Sophie?

Sophie. Ich, mein Vater? — Ich beklage dieſen unglücklichen Mann von Herzen — aber ich kann es nicht anders als für ein Glück anſehen, daß — daß ſich der Tag verzögert, der mich von Ihnen trennt.

Dorſigny. Aber, liebes Kind! Wenn du gegen dieſe Heirath — etwas einzuwenden hatteſt, warum ſagteſt du uns nichts davon? Wir denken ja nicht daran, deine Neigung zwingen zu wollen.

Sophie. Das weiß ich, lieber Vater — aber die Schüchternheit —

Dorſigny. Weg mit der Schüchternheit! Rede offen! Entdecke mir dein Herz.

Fr. v. Dorſigny. Ja, mein Kind! Höre deinen Vater! Er meint es gut! Er wird dir gewiß das Beſte rathen.

Dorſigny. Du haſſeſt alſo dieſen Lormeuil zum Voraus — recht herzlich?

Sophie. Das nicht — aber ich liebte ihn nicht.

Dorſigny. Und du möchteſt Keinen heirathen, als den du wirklich liebſt?

Sophie. Das iſt wohl natürlich.

Dorſigny. Du liebſt alſo — einen Andern?

Sophie. Das habe ich nicht geſagt.

Dorſigny. Nun, nun, beynahe doch — Heraus mit der Sprache! Laß mich Alles wiſſen.

Fr. v. Dorſigny. Faſſe Muth, mein Kind! Vergiß, daß es dein Vater iſt, mit dem du redeſt.

Dorſigny. Bilde dir ein, daß du mit deinem beſten, deinem zärtlichſten Freunde ſprächeſt — und der, den du liebſt, weiß er, daß er — geliebt wird?

Sophie. Behüte der Himmel! Nein.

Dorſigny. Iſts noch ein junger Menſch?

Sophie. Ein ſehr liebenswürdiger junger Mann, und der mir darum doppelt werth iſt, weil Jedermann findet, daß er Ihnen gleicht — ein Verwandter von uns, der unſern Namen führt — Ach! Sie müſſen ihn errathen.

Dorſigny. Noch nicht ganz, liebes Kind!

Fr. v. Dorſigny. Aber ich errath' ihn! Ich wette, es iſt Ihr Vetter, Franz Dorſigny.

Dorſigny. Nun, Sophie? Du antworteſt nichts?

Sophie. Billigen Sie meine Wahl?

Dorſigny (ſeine Freude unterdrückend, für ſich.) Wir müſſen den Vater ſpielen — Aber mein Kind — das müſſen wir denn doch bedenken.

Sophie. Warum bedenken? Mein Vetter iſt der beſte, verſtändigſte —

Dorſigny. Der? Ein Schwindelkopf iſt er, ein Wildfang, der in den zwey Jahren, daß er weg iſt, nicht zweymal an ſeinen Onkel geſchrieben hat.

Sophie. Aber mir hat er deſto fleißiger geſchrieben, mein Vater!

Dorſigny. So? hat er das? Und du haſt ihm wohl — friſch weg geantwortet? Haſt du? Nicht?

Sophie. Nein, ob ich gleich groſſe Luſt dazu hatte. — Nun, Sie verſprachen mir ja dieſen Augenblick, daß Sie meiner Neigung nicht entgegen ſeyn wollten — Liebe Mutter, reden Sie doch für mich!

Fr. v. Dorſigny. Nun, nun, gib nach, lieber Dorſigny — Es iſt da weiter nichts zu machen — und geſteh' nur, ſie hätte nicht beſſer wählen können.

Dorſigny. Es iſt wahr, es läßt ſich Manches dafür ſagen — Das Vermögen iſt von beyden Seiten gleich, und geſetzt, der Vetter hätte auch ein Bißchen leichtſinnig gewirthſchaftet, ſo weiß man ja, die Heirath bringt einen jungen Menſchen — ſchon in Ordnung — Wenn ſie ihn nun überdies lieb hat —

Sophie. O recht ſehr, lieber Vater! — Erſt in dem Augenblicke, da man mir den Herrn von Lormeuil zum Gemahl vorſchlug, merkte ich, daß ich dem Vetter gut ſey — ſo was man gut ſeyn nennt — Und wenn mir der Vetter nun auch wieder gut wäre —

Dorſigny (feurig.) Und warum ſollte er das nicht, meine Theuerſte — (ſich beſinnend.) meine gute Tochter! — Nun wohl! Ich bin ein guter Vater und ergebe mich.

Sophie. Ich darf alſo jetzt an den Vetter ſchreiben?

Dorſigny. Was du willſt — (für ſich) Wie hübſch ſpielt ſich's den Vater, wenn man ſo allerliebſte Geſtändniſſe zu hören bekommt.

Achter Auftritt.

Vorige. Frau v. Mirville. Champagne (als Poſtillon mit der Peitſche klatſchend.)

Champagne. He, holla!

Fr. v. Mirville. Platz! Da kommt ein Kourier.

Fr. v. Dorſigny. Es iſt Champagne.

Sophie. Meines Vetters Bedienter!

Champagne. Gnädiger Herr — gnädige Frau! Reißen Sie mich aus meiner Unruhe! — Das Fräulein iſt doch nicht ſchon Frau von Lormeuil?

Fr. v. Dorſigny. Nein, guter Freund, noch nicht.

Champagne. Noch nicht? Dem Himmel ſey Dank, ich bin doch noch zeitig genug gekommen, meinem armen Herrn das Leben zu retten.

Sophie. Wie! Dem Vetter iſt doch kein Unglück begegnet?

Fr. v. Dorſigny. Mein Neffe iſt doch nicht krank?

Fr. v. Mirville. Du machſt mir Angſt, was iſt meinem Bruder?

Champagne. Beruhigen Sie ſich, gnädige Frau! — Mein Herr befindet ſich ganz wohl, aber wir ſind in einer grauſamen Lage — Wenn Sie wüßten — doch Sie werden Alles erfahren. Mein Herr hat ſich zuſammen genommen, der gnädigen Frau, die er ſeine gute Tante nennt, ſein Herz auszuſchütten; Ihnen verdankt er Alles, was er iſt; zu Ihnen hat er das größte Vertrauen — Hier ſchreibt er Ihnen, leſen Sie und beklagen ihn!

Dorſigny. Mein Gott, was iſt das?

Fr. v. Dorſigny (lieſt.) „Beſte Tante! Ich erfahre ſo eben, daß Sie im Begriffe ſind, meine Couſine zu verheirathen. Es iſt nicht mehr Zeit, zurückzuhalten: ich liebe Sophien. — Ich flehe Sie an, beſte „Tante, wenn ſie nicht eine heftige Neigung zu ihrem „beſtimmten Bräutigam hat, ſo ſchenken Sie ſie mir! „Ich liebe ſie ſo innig, daß ich gewiß noch ihre Liebe „gewinne. Ich folge dem Champagne auf dem Fuße

„nach; er wird Ihnen dieſen Brief überbringen. Ihnen „erzählen, was ich ſeit jener ſchrecklichen Nachricht aus„geſtanden habe.“

Sophie. Der gute Vetter!

Fr. v. Mirville. Armer Dorſigny!

Champagne. Nein, es läſſt ſich gar nicht beſchreiben, was mein armer Herr gelitten hat! Aber, lieber Herr, ſagte ich zu ihm, vielleicht iſt noch nicht Alles verloren — Geh, Schurke, ſagte er zu mir, ich ſchneide dir die Kehle ab, wenn du zu ſpät kommſt — Er kann zuweilen derb ſeyn, Ihr lieber Neffe.

Dorſigny. Unverſchämter!

Champagne. Nun, nun, Sie werden ja ordentlich böſe, als wenn ich von Ihnen ſpräche; was ich ſage, geſchieht aus lauter Freundſchaft für ihn, damit Sie ihn beſſern, weil Sie ſein Onkel ſind.

Fr. v. Mirville. Der gute, redliche Diener! Er will nichts als das Beſte ſeines Herrn!

Fr. v. Dorſigny. Geh, guter Freund, ruhe dich aus! Du wirſt es nöthig haben.

Champagne. Ja, Ihr Gnaden, ich will mich ausruhen in der Küche. (Ab.)

Neunter Auftritt.

Vorige ohne **Champagne.**

Dorſigny. Nun, Sophie? Was ſagſt du dazu?

Sophie. Ich erwarte Ihre Befehle, mein Vater!

Fr. v. Dorſigny. Es iſt da weiter nichts zu thun; wir müſſen ſie ihm ohne Zeitverluſt zur Frau geben.

Fr. v. Mirville. Aber der Vetter iſt ja noch nicht hier.

Fr. v. Dorſigny. Seinem Briefe nach kann er nicht lang ausbleiben.

Dorſigny. Nun — wenn es denn nicht anders iſt — und wenn Sie ſo meinen, meine Liebe — ſo ſey's! Ich bin's zufrieden, und will mich ſo einrichten, daß der Lerm der Hochzeit — vorbey iſt, wenn ich zurückkomme — He da! Bediente!

Zehnter Auftritt.

Drey Bediente (treten ein und warten im Hintergrunde.) **Vorige.**

Fr. v. Dorſigny. Noch eins! Ihr Pachter hat mir während Ihrer Abweſenheit zweytauſend Thaler in Wechſeln ausbezahlt — ich habe ihm eine Quittung darüber gegeben — Es iſt Ihnen doch recht?

Dorſigny. Mir iſt Alles recht, was Sie thun, meine Liebe! (während ſie die Wechſel aus einer Schreibtafel hervorholt, zu Frau von Mirville) Darf ich das Geld wohl nehmen?

Fr. v. Mirville. Nimm es ja, ſonſt machſt du dich verdächtig.

Dorſigny (heimlich zu ihr.) In Gottes Namen! Ich will meine Schulden damit bezahlen! (laut, indem er die Wechſel der Frau von Dorſigny in Empfang nimmt) Das Geld erinnert mich, daß ein verwünſchter Schelm von Wucherer mich ſchon ſeit lange um hundert Piſtolen plagt, die — mein Neffe von ihm geborgt hat — Wie iſt's? Soll ich den Poſten bezahlen?

Fr. v. Mirville. Ey, das verſteht ſich! Sie werden doch meiner Baſe keinen Bruder Lüderlich zur Frau geben wollen, der bis an die Ohren in Schulden ſteckt?

Fr. v. Dorſigny. Meine Nichte hat Recht, und was übrig bleibt, kann man zu Hochzeitgeſchenken anwenden.

Fr. v. Mirville. Ja, ja, zu Hochzeitgeſchenken!

Ein dritter Bedienter (kommt.) Die Modehändlerinn der Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville. Sie kommt wie gerufen. Ich will gleich den Brautanzug bey ihr beſtellen. (Ab.)

Eilfter Auftritt.

Vorige ohne Frau v. Mirville.

Dorſigny (zu den Bedienten.) Kommt her! — (Zur Frau von Dorſigny.) Man wird nach dem Herrn Gaſpar, unſerm Notar, ſchicken müſſen —

Fr. v. Dorſigny. Laſſen Sie ihn lieber gleich zum Nachteſſen einladen; dann können wir Alles nach Bequemlichkeit abmachen.

Dorſigny. Das iſt wahr! (Zu einem von den Bedienten) Du geh zum Juwelier und laß ihn das Neueſte herbringen, was er hat — (Zu einem andern) Du gehſt zum Herrn Gaſpar, unſerm Notar, ich laſſ' ihn bitten, heute mit mir zu Nacht zu eſſen — Dann beſtelleſt du vier Poſtpferde; Punkt eilf Uhr müſſen ſie vor dem Hauſe ſeyn; denn ich muß in der Nacht noch fort — (Zu einem dritten) Für dich, Jasmin, hab' ich einen kitzlichen Auftrag — du haſt Kopf; dir kann man was anvertrauen.

Jasmin. Gnädiger Herr, das beliebt Ihnen ſo zu ſagen.

Dorſigny. Du weißt, wo Herr Simon wohnt, der Geldmäckler, der ſonſt meine Geſchäfte machte — der meinem Neffen immer mein eigenes Geld borgte.

Jasmin. Ey ja wohl! Warum ſollt' ich ihn nicht kennen! Ich war ja immer der Poſtillon des gnädigen Herrn, Ihres Neffen.

Dorſigny. Geh zu ihm, bring' ihm dieſe hundert Piſtolen, die mein Neffe ihm ſchuldig iſt, und die ich ihm hiermit bezahle! Vergiß aber nicht, dir einen Empfangſchein geben zu laſſen.

Jasmin. Warum nicht gar — Ich werde doch kein ſolcher Eſel ſeyn!

(Die Bedienten gehen ab.)

Fr. v. Dorſigny. Wie er ſich verwundern wird, der gute Junge, wenn er morgen ankommt und die Hochzeitgeſchenke eingekauft, die Schulden bezahlt findet.

Dorſigny. Das glaub' ich! Es thut mir nur leid, daß ich nicht Zeuge davon ſeyn kann.

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Frau v. Mirville.

Fr. v. Mirville (eilt herein, heimlich zu ihrem Bruder.) Mach' daß du fortkommſt, Bruder! Eben kommt der Onkel mit einem Herrn an, der mir ganz ſo ausſieht, wie der Herr von Lormeuil.

Dorſigny (in ein Kabinet fliehend.) Das wäre der Teufel!

Fr. v. Dorſigny. Nun, warum eilen Sie denn ſo ſchnell fort, Dorſigny?

Dorſigny. Ich muß — Ich habe — Gleich werd' ich wieder da ſeyn.

Fr. v. Mirville (preſſirt.) Kommen Sie, Tante! Sehen Sie doch die ſchönen Mützen an, die man mir gebracht hat.

Fr. v. Dorſigny. Du thuſt Recht, mich zu Rath zu ziehen — Ich verſtehe mich darauf. Ich will dir ausſuchen helfen.

Dreyzehnter Auftritt.

Oberſt Dorſigny. Lormeuil. Frau v. Dorſigny. Sophie. Frau v. Mirville.

Oberſt. Ich komme früher zurück, Madame, als ich gedacht habe, aber deſto beſſer! — Erlauben Sie, daß ich Ihnen hier dieſen Herrn —.

Fr. v. Dorſigny. Bitte tauſendmal um Vergebung, meine Herrn — Die Putzhändlerinn wartet auf uns, wir ſind gleich wieder da — Komm, meine Tochter! (Ab.)

Oberſt. Nun! Nun! Dieſe Putzhändlerinn könnte wohl auch einen Augenblick warten, dächt' ich.

Sophie. Eben darum, weil Sie nicht warten kann — Entſchuldigen Sie, meine Herren. (Ab.)

Oberſt. Das mag ſeyn — aber ich ſollte doch denken —

Fr. v. Mirville. Die Herren, wiſſen wir wohl, fragen nach Putzhändlerinnen nichts; aber für uns ſind das ſehr wichtige Perſonen (Geht ab, ſich tief gegen Lormeuil verneigend.)

Oberſt. Zum Teufel, das ſeh' ich, daß man uns ihrentwegen ſtehen läſſt.

Vierzehnter Auftritt.

Oberſt Dorſigny. Lormeuil.

Oberſt. Ein ſchöner Empfang! Das muß ich ſagen.

Lormeuil. Iſt das ſo der Brauch bey den Pariſer Damen, daß ſie den Putzhändlerinnen nachlaufen, wenn ihre Männer ankommen?

Oberſt. Ich weiß gar nicht, was ich daraus machen ſoll. Ich ſchrieb, daß ich erſt in ſechs Wochen zurück ſeyn könnte; ich bin unverſehens da, und man iſt nicht im Geringſten mehr darüber erſtaunt, als wenn ich nie aus der Stadt gekommen wäre.

Lormeuil. Wer ſind die beyden jungen Damen, die mich ſo höflich grüßten?

Oberſt. Die eine iſt meine Nichte, und die andere meine Tochter, Ihre beſtimmte Braut.

Lormeuil. Sie ſind beyde ſehr hübſch.

Oberſt. Der Henker auch! Die Frauen ſind alle hübſch in meiner Familie. Aber es iſt nicht ge-

genug an dem Hübſchſeyn — man muß ſich auch artig betragen.

Fünfzehnter Auftritt.

Vorige. Die drey Bedienten (die nach und nach herein kommen.)

Zweyter Bedienter (zur Linken des Oberſten.) Der Notar läßt ſehr bedauern, daß er mit Euer Gnaden nicht zu Nacht ſpeiſen kann — er wird ſich aber nach Tiſch einfinden.

Oberſt. Was ſchwatzt der da für närriſches Zeug?

Zweyter Bedienter. Die Poſtpferde werden Schlag eilf Uhr vor dem Hauſe ſeyn. (Ab.)

Oberſt. Die Poſtpferde, jetzt, da ich eben ankomme!

Erſter Bedienter (zu ſeiner rechten Seite.) Der Juwelier, Euer Gnaden, hat bankerott gemacht, und iſt dieſe Nacht auf und davon gegangen. (Ab.)

Oberſt. Was geht das mich an? Er war mir nichts ſchuldig?

Jasmin (an ſeiner linken Seite.) Ich war bey dem Herrn Simon, wie Euer Gnaden befohlen. Er war krank und lag im Bette. Hier ſchickt er Ihnen die Quittung.

Oberſt. Was für eine Quittung, Schurke?

Jasmin. Nun ja, die Quittung, die Sie in der Hand haben. Belieben Sie ſie zu leſen.

Oberſt (liest.) Ich Endesunterzeichneter bekenne, von dem Herrn Oberſt von Dorſigny zweytauſend Livres, welche ich ſeinem Herrn Neffen vorgeſchoſſen, richtig erhalten zu haben.

Jasmin. Euer Gnaden ſehen, daß die Quittung richtig iſt. (Ab.)

Oberſt. O vollkommen richtig! Das begreiſe, wer's kann; mein Verſtand ſteht ſtill — Der ärgſte Gauner in ganz Paris iſt krank, und ſchickt mir die Quittung über das, was mein Neffe ihm ſchuldig iſt.

Lormeuil. Vielleicht ſchlägt ihn das Gewiſſen.

Oberſt. Kommen Sie! Kommen Sie, Lormeuil! Suchen wir herauszubringen, was uns dieſen angenehmen Empfang verſchafft — und hole der Teufel alle Notare, Juweliere, Poſtpferde, Geldmäckler und Putzmacherinnen!

(Beyde ab.)

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Frau v. Mirville. Franz Dorſigny (kommt aus einem Zimmer linker Hand und ſieht ſich ſorgfältig um.)

Fr. v. Mirville (von der entgegengeſetzten Seite.) Wie unbeſonnen! Der Onkel wird den Augenblick da ſeyn.

Dorſigny. Aber ſage mir doch, was mit mir werden ſoll? Iſt Alles entdeckt, und weiß meine Tante, daß ihr vorgeblicher Mann nur ihr Neffe war?

Fr. v. Mirville. Nichts weiß man! Nichts iſt entdeckt! Die Tante iſt noch mit der Modehändlerinn eingeſchloſſen; der Onkel flucht auf ſeine Frau — Herr von Lormeuil iſt ganz verblüfft über die ſonderbare Aufnahme, und ich will ſuchen, die Entwicklung, die nicht mehr lange anſtehen kann, ſo lang als möglich zu verzögern, daß ich Zeit gewinne, den Onkel zu deinem Vortheil zu ſtimmen, oder wenn's nicht anders iſt, den Lormeuil in mich verliebt zu machen — denn eh' ich zugebe, daß er die Couſine heirathet, nehm' ich ihn lieber ſelbſt.

Zweyter Auftritt.

Vorige. Valcour.

Valcour (kommt ſchnell.) Ah ſchön, ſchön, daß ich dich hier finde, Dorſigny! Ich habe dir tauſend Sachen zu ſagen und in der größten Eile.

Dorſigny. Hol ihn der Teufel! Der kommt mir jetzt gelegen.

Valcour. Die gnädige Frau darf doch —

Dorſigny. Vor meiner Schweſter hab' ich kein Geheimniß.

Valcour (zur Frau von Mirville ſich wendend.) Wie freue ich mich, meine Gnädige, Ihre Bekanntſchaft gerade in dieſem Augenblicke zu machen, wo ich ſo glücklich war, Ihrem Herrn Bruder einen weſentlichen Dienſt zu erzeigen.

Dorſigny. Was hör' ich? Seine Stimme! (flieht in das Kabinet, wo er herausgekommen.)

Valcour (ohne Dorſigny's Flucht zu bemerken, fährt fort.) Sollte ich jemals in den Fall kommen, meine Gnädige, Ihnen nützlich ſeyn zu können, ſo betrachten Sie mich als Ihren ergebenſten Diener. (Er bemerkt nicht, daß indeß der Oberſt Dorſigny hereingekommen und ſich an den Platz des andern geſtellt hat.)

Dritter Auftritt.

Vorige. Oberſt Dorſigny. Lormeuil.

Oberſt. Ja — dieſe Weiber ſind eine wahre Geduldprobe für ihre Männer.

Valcour (kehrt ſich um und glaubt mit dem jungen Dorſigny zu reden.) Ich wollte dir alſo ſagen, lieber Dorſigny, daß dein Oberſtlieutenant nicht todt iſt.

Oberſt. Mein Oberſtlieutenant?

Valcour. Mit dem du die Schlägerey gehabt haſt. Er hat an meinen Freund Liancour ſchreiben laſſen; er läſſt dir vollkommene Gerechtigkeit widerfahren, und bekennt, daß er der Angreifer geweſen ſey. Die Familie hat zwar ſchon angefangen, dich gerichtlich zu verfolgen; aber wir wollen alles anwenden, die Sache bey Zeiten zu unterdrücken. Ich habe mich losgemacht, dir dieſe gute Nachricht zu überbringen, und muß gleich wieder zu meiner Geſellſchaft.

Oberſt. Sehr obligirt — aber —

Valcour. Du kannſt alſo ganz ruhig ſchlafen. Ich wache für dich. (Ab.)

Vierter Auftritt.

Frau v. Mirville. Oberſt Dorſigny. Lormeuil.

Oberſt. Sage mir doch, was der Menſch will?

Fr. v. Mirville. Der Menſch iſt verrückt, das ſehn Sie ja.

Oberſt. Dies ſcheint alſo eine Epidemie zu ſeyn, die alle Welt ergriffen hat, ſeitdem ich weg bin, denn das iſt der erſte Narr nicht, dem ich ſeit einer halben Stunde hier begegne.

Fr. v. Mirville. Sie müſſen den trocknen Empfang meiner Tante nicht ſo hoch aufnehmen. Wenn von Putzſachen die Rede iſt, da darf man ihr mit nichts Anderm kommen.

Oberſt. Nun, Gott ſey Dank! da hör' ich doch endlich einmal ein vernünftiges Wort! — So magſt du denn die Erſte ſeyn, die ich mit dem Herrn von Lormeuil bekannt mache.

Lormeuil. Ich bin ſehr glücklich, mein Fräulein, daß ich mich der Einwilligung Ihres Herrn Vaters erfreuen darf — Aber dieſe Einwilligung kann mir zu nichts helfen, wenn nicht die Ihrige —

Oberſt. Nun fängt der auch an! Hat die allgemeine Raſerey auch dich angeſteckt, armer Freund! Dein Kompliment iſt ganz artig, aber bey meiner Tochter, und nicht bey meiner Nichte, hätteſt du das anbringen ſollen.

Lormeuil. Vergeben Sie, gnädige Frau! Sie ſagen der Beſchreibung ſo vollkommen zu, die mir Herr von Dorſigny von meiner Braut gemacht hat, daß mein Irrthum verzeihlich iſt.

Fr. v. Mirville. Hier kommt meine Couſine, Herr von Lormeuil! Betrachten Sie ſie recht, und überzeugen Sie ſich mit ihren eignen Augen, daß ſie alle die ſchönen Sachen verdient, die Sie mir zugedacht haben.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Sophie.

Sophie. Bitte tauſendmal um Verzeihung, beſter Vater, daß ich Sie vorhin ſo habe ſtehen laſſen; die Mama rief mir, und ich mußte ihrem Befehl gehorchen.

Oberſt. Nun, wenn man nur ſeinen Fehler einſieht und ſich entſchuldigt —

Sophie. Ach, mein Vater! Wo finde ich Worte, Ihnen meine Freude, meine Dankbarkeit auszudrucken, daß Sie in dieſe Heirath willigen.

Oberſt. So, ſo! Gefällt ſie dir, dieſe Heirath?

Sophie. O gar ſehr!

Oberſt (leiſe zu Lormeuil.) Du ſiehſt, wie ſie dich ſchon liebt, ohne dich zu kennen! Das kommt von der ſchönen Beſchreibung, die ich ihr von dir gemacht habe, eh' ich abreiſte.

Lormeuil. Ich bin Ihnen ſehr verbunden.

Oberſt. Ja, aber nun, mein Kind, wird es doch wohl Zeit ſeyn, daß ich mich nach deiner Mutter ein wenig umſehe; denn endlich werden mir doch die Putzhändlerinnen Platz machen, hoffe ich — Leiſte du indeß dieſem Herrn Geſellſchaft. Er iſt mein Freund, und mich ſoll's freuen, wenn er auch bald der deinige wird. — Verſtehſt du? (Zu Lormeuil.) Jetzt friſch daran — Das iſt der Augenblick! Suche noch heute ihre Neigung zu gewinnen, ſo iſt ſie morgen deine Frau — (Zu Frau von Mirville) Kommt, Nichte! Sie mögen es mit einander allein ausmachen. (Ab.)

Sechſter Auftritt.

Sophie. Lormeuil.

Sophie. Sie werden alſo auch bey der Hochzeit ſeyn?

Lormeuil. Ja, mein Fräulein — Sie ſcheint Ihnen nicht zu mißfallen, dieſe Heirath?

Sophie. Sie hat den Beyfall meines Vaters.

Lormeuil. Wohl! Aber was die Väter veranſtalten, hat darum nicht immer den Beyfall der Töchter.

Sophie. O was dieſe Heirath betrifft — die iſt auch ein wenig meine Anſtalt.

Lormeuil. Wie das, mein Fräulein?

Sophie. Mein Vater war ſo gütig, meine Neigung um Rath zu fragen.

Lormeuil. Sie lieben alſo den Mann, der Ihnen zum Gemahl beſtimmt iſt?

Sophie. Ich verberg' es nicht.

Lormeuil. Wie? Und kennen ihn nicht einmal!

Sophie. Ich bin mit ihm erzogen worden.

Lormeuil. Sie wären mit dem jungen Lormeuil erzogen worden?

Sophie. Mit dem Herrn von Lormeuil — Nein!

Lormeuil. Das iſt aber Ihr beſtimmter Bräutigam.

Sophie. Ja, das war anfangs.

Lormeuil. Wie, anfangs?

Sophie. Ich ſehe, daß Sie noch nicht wiſſen, mein Herr —

Lormeuil. Nichts weiß ich! Nicht das Geringſte weiß ich.

Sophie. Er iſt todt.

Lormeuil. Wer iſt todt?

Sophie. Der junge Herr von Lormeuil.

Lormeuil. Wirklich?

Sophie. Ganz gewiß.

Lormeuil. Wer hat Ihnen geſagt, daß er todt ſey?

Sophie. Mein Vater!

Lormeuil. Nicht doch, Fräulein! Das kann ja nicht ſeyn, das iſt nicht möglich.

Sophie. Mit Ihrer Erlaubniß, es iſt! Mein Vater, der von Toulon kommt, muß es doch beſſer wiſſen, als Sie. Dieſer junge Edelmann bekam auf einem Balle Händel; er ſchlug ſich und erhielt drey Degenſtiche durch den Leib.

Lormeuil. Das iſt gefährlich.

Sophie. Ja wohl, er iſt auch daran geſtorben.

Lormeuil. Es beliebt Ihnen, mit mir zu ſcherzen, gnädiges Fräulein! Niemand kann Ihnen vom Herrn von Lormeuil beſſer Auskunft geben, als ich.

Sophie. Als Sie! Das wäre doch luſtig.

Lormeuil. Ja, mein Fräulein, als ich! Denn, um es auf Einmal herauszuſagen — ich ſelbſt bin dieſer Lormeuil, und bin nicht todt, ſo viel ich weiß.

Sophie. Sie wären Herr von Lormeuil?

Lormeuil. Nun, für wen hielten Sie mich denn ſonſt?

Sophie. Für einen Freund meines Vaters, den er zu meiner Hochzeit eingeladen.

Lormeuil. Sie halten alſo immer noch Hochzeit, ob ich gleich todt bin?

Sophie. Ja freylich!

Lormeuil. Und mit wem denn, wenn ich fragen darf?

Sophie. Mit meinem Couſin Dorſigny.

Lormeuil. Aber Ihr Herr Vater wird doch auch ein Wort dabey mit zu ſprechen haben.

Sophie. Das hat er, das verſteht ſich! Er hat ja ſeine Einwilligung gegeben.

Lormeuil. Wann hätt' er ſie gegeben?

Sophie. Eben jetzt — ein Paar Augenblicke vor Ihrer Ankunft.

Lormeuil. Ich bin ja aber mit ihm zugleich gekommen.

Sophie. Nicht doch, mein Herr! Mein Vater iſt vor Ihnen hier geweſen.

Lormeuil (an den Kopf greifend.) Mir ſchwindelt — es wird mir drehend vor den Augen — Jedes Wort, das Sie ſagen, ſetzt mich in Erſtaunen — Ihre Worte in Ehren, mein Fräulein, aber hierunter muß ein Geheimniß ſtecken, das ich nicht ergründe.

Sophie. Wie, mein Herr — Sollten Sie wirklich im Ernſt geſprochen haben?

Lormeuil. Im vollen höchſten Ernſt, mein Fräulein —

Sophie. Sie wären wirklich der Herr von Lormeuil — Mein Gott, was hab' ich da gemacht — Wie werde ich meine Unbeſonnenheit —

Lormeuil. Laſſen Sie ſich's nicht leid ſeyn, Fräulein — Ihre Neigung zu Ihrem Vetter iſt ein Umſtand, den man lieber vor als nach der Heirath erfährt —

Sophie. Aber ich begreife nicht —

Lormeuil. Ich will den Herrn von Dorſigny aufſuchen — Vielleicht löst Er mir das Räthſel. — Wie es ſich aber auch immer löſen mag, Fräulein, ſo ſollen Sie mit mir zufrieden ſeyn, hoff' ich. (Ab.)

Sophie. Er ſcheint ein ſehr artiger Menſch — und wenn man mich nicht zwingt, ihn zu heirathen, ſo ſoll es mich recht ſehr freuen, daß er nicht erſtochen iſt.

Siebenter Auftritt.

Sophie. Oberſt. Frau v. Dorſigny.

Fr. v. Dorſigny. Laß uns allein, Sophie. (Sophie geht ab) Wie, Dorſigny? Sie können mir in's Angeſicht behaupten, daß Sie nicht kurz vorhin mit mir geſprochen haben? Nun wahrhaftig! Welcher Andere als Sie, als der Herr dieſes Hauſes, als der Vater meiner Tochter, als mein Gemahl endlich, hätte das thun können, was Sie thaten?

Oberſt. Was Teufel hätte ich denn gethan?

Fr. v. Dorſigny. Muß ich Sie daran erinnern? Wie? Sie wiſſen nicht mehr, daß Sie erſt vor Kurzem mit unſrer Tochter geſprochen, daß Sie ihre

Neigung zu unſerm Neffen entdeckt haben, und daß wir eins worden ſind, ſie ihm zur Frau zu geben, ſo bald er wird angekommen ſeyn.

Oberſt. Ich weiß nicht — Madame, ob das Alles nur ein Traum Ihrer Einbildungkraft iſt, oder ob wirklich ein Anderer in meiner Abweſenheit meinen Platz eingenommen hat. Iſt das Letztere, ſo war's hohe Zeit, daß ich kam — Dieſer Jemand ſchlägt meinen Schwiegerſohn todt, verheirathet meine Tochter und ſticht mich aus bey meiner Frau, und meine Frau und meine Tochter laſſen ſich's Beyde ganz vortreſſlich gefallen.

Fr. v. Dorſigny. Welche Verſtockung! — In Wahrheit, Herr von Dorſigny, ich weiß mich in Ihr Betragen nicht zu finden.

Oberſt. Ich werde nicht klug aus dem Ihrigen.

Achter Auftritt.

Vorige. Fr. v. Mirville.

Fr. v. Mirville. Dacht' ich's doch, daß ich Sie Beyde würde beyſammen finden! — Warum gleichen doch nicht alle Haushaltungen der Ihrigen? Nie Zank und Streit! Immer Ein Herz und Eine Seele! Das iſt erbaulich! Das iſt doch ein Beyſpiel! Die Tante iſt gefällig, wie ein Engel, und der Onkel geduldig wie Hiob.

Oberſt. Wahr geſprochen, Nichte! -- Man muß Hiobs Gedult haben, wie ich, um ſie bey ſolchem Geſchwätz nicht zu verlieren.

Fr. v. Dorſigny. Die Nichte hat Recht, man muß ſo gefällig ſeyn wie ich, um ſolche Albernheiten zu ertragen.

Oberſt. Nun, Madame! Unſere Nichte hat mich ſeit meinem Hierſeyn faſt nie verlaſſen. Wollen wir ſie zum Schiedsrichter nehmen?

Fr. v. Dorſigny. Ich bin's vollkommen zufrieden, und unterwerfe mich ihrem Ausſpruch.

Fr. v. Mirville. Wovon iſt die Rede?

Fr. v. Dorſigny. Stelle dir vor, mein Mann unterſteht ſich, mir in's Geſicht zu behaupten, daß Er's nicht geweſen ſey, den ich vorhin für meinen Mann hielt.

Fr. v. Mirville. Iſt's möglich?

Oberſt. Stelle dir vor, Nichte, meine Frau will mich glauben machen, daß ich hier, hier in dieſem Zimmer, mit ihr geſprochen haben ſoll, in demſelben Augenblicke, wo ich mich auf der Toulоner Poſtſtraße ſchütteln ließ.

Fr. v. Mirville. Das iſt ja ganz unbegreiflich, Onkel — hier muß ein Mißverſtändniß ſeyn — Laſſen Sie mich ein Paar Worte mit der Tante reden.

Oberſt. Sieh, wie du ihr den Kopf zurecht ſetzeſt, wenn's möglich iſt; aber es wird ſchwer halten.

Fr. v. Mirville (leiſe zur Frau von Dorſigny.) Liebe Tante, das Alles iſt wohl nur ein Scherz von dem Onkel?

Fr. v. Dorſigny (eben ſo.) Freylich wohl, er müſſte ja raſend ſeyn, ſolches Zeug im Ernſt zu behaupten.

Fr. v. Mirville. Wiſſen Sie was? Bezahlen Sie ihn mit gleicher Münze — Geben Sie's ihm heim! Laſſen Sie ihn fühlen, daß Sie ſich nicht zum Beſten haben laſſen.

Fr. v. Dorſigny. Du haſt recht. Laß mich nur machen!

Oberſt. Wird's bald? Jetzt, denk' ich, wär's genug.

Fr. v. Dorſigny (ſpottweiſe.) Ja wohl iſt's genug, mein Herr — und da es die Schuldigkeit der Frau iſt, nur durch ihres Mannes Augen zu ſehen, ſo erkenn' ich meinen Irrthum, und will mir Alles einbilden, was Sie wollen.

Oberſt. Mit dem ſpöttiſchen Ton kommen wir nicht weiter.

Fr. v. Dorſigny. Ohne Groll, Herr von Dorſigny! Sie haben auf meine Unkoſten gelacht, ich lache jetzt auf die Ihrigen, und ſo heben wir gegen einander auf. — Ich habe jetzt einige Beſuche zu geben. Wenn ich zurück komme und Ihnen der ſpaßhafte Humor vergangen iſt, ſo können wir ernſthaft mit einander reden. (Ab.)

Oberſt (zur Frau von Mirville.) Verſtehſt du ein Wort von Allem, was ſie da ſagt?

Fr. v. Mirville. Ich werde nicht klug daraus. Aber ich will ihr folgen und der Sache auf den Grund zu kommen ſuchen. (Ab.)

Oberſt. Thu das, wenn du willſt. Ich geb' es rein auf — ſo ganz toll und närriſch hab' ich ſie noch nie geſehen. Der Teufel muß in meiner Abweſenheit meine Geſtalt angenommen haben, um mein Haus unterſt zu oberſt zu kehren, anders begreif' ich's nicht —

Neunter Auftritt.

Oberſt Dorſigny. Champagne
(ein wenig betrunken.)

Champagne. Nun, das muß wahr ſeyn! — Hier lebt ſich's, wie im Wirthshaus — Aber wo Teufel ſtecken ſie denn Alle? — Keine lebendige Seele hab' ich mehr geſehen, ſeitdem ich als Kourier den Lärm angerichtet habe — Doch, ſieh da, mein gnädiger Herr, der Hauptmann — Ich muß doch hören, wie unſere Sachen ſtehen. (Macht gegen den Oberſt Zeichen des Verſtändniſſes und lacht ſelbſtgefällig.)

Oberſt. Was Teufel! Iſt das nicht der Schelm, der Champagne? — Wie kommt der hieher, und was will der Eſel mit ſeinen einfältigen Grimaſſen?

Champagne (wie oben.) Nun, nun, gnädiger Herr?

Oberſt. Ich glaube, der Kerl iſt beſoffen.

Champagne. Nun, was ſagen Sie? Hab' ich meine Rolle gut geſpielt?

Oberſt (für ſich.) Seine Rolle? Ich merke etwas — Ja, Freund Champagne, nicht übel.

Champagne. Nicht übel! Was? Zum Entzücken hab' ich ſie geſpielt. Mit einer Peitſche und den Kourierſtiefeln, ſah ich nicht einem ganzen Poſtillon gleich? Wie?

Oberſt. Ja! Ja! (für ſich.) Weiß der Teufel, was ich ihm antworten ſoll.

Champagne. Nun, wie ſteht's drinnen? Wie weit ſind Sie jetzt?

Oberſt. Wie weit ich bin — wie's ſteht — nun, du kannſt dir leicht vorſtellen, wie's ſteht.

Champagne. Die Heirath iſt richtig, nicht wahr? — Sie haben als Vater die Einwilligung gegeben?

Oberſt. Ja.

Champagne. Und morgen treten Sie in Ihrer wahren Perſon als Liebhaber auf.

Oberſt (für ſich.) Es iſt ein Streich von meinem Neffen!

Champagne. Und heirathen die Wittwe des Herrn von Lormeuil — Wittwe! Hahaha! — Die Wittwe von meiner Erfindung.

Oberſt. Worüber lachſt du?

Champagne. Das fragen Sie? Ich lache über die Geſichter, die der ehrliche Onkel ſchneiden wird, wenn er in vier Wochen zurück kommt und Sie mit ſeiner Tochter verheirathet findet.

Oberſt (für ſich.) Ich möchte raſend werden!

Champagne. Und der Bräutigam von Toulon, der mit ihm angezogen kommt, und einen Andern in ſeinem Neſte findet — Das iſt himmliſch!

Oberſt. Zum Entzücken!

Champagne. Und wem haben Sie alles das zu danken? Ihrem treuen Champagne!

Oberſt. Dir? Wie ſo?

Champagne. Nun, wer ſonſt hat Ihnen denn den Rath gegeben, die Perſon Ihres Onkels zu ſpielen?

Oberſt (für ſich.) Ha, der Schurke!

Champagne. Aber das iſt zum Erſtaunen, wie Sie Ihrem Onkel doch ſo ähnlich ſehen! Ich würde drauf ſchwören, er ſey es ſelbſt, wenn ich ihn nicht hundert Meilen weit von uns wüſſte.

Oberſt (für ſich.) Mein Schelm von Neffen macht einen ſchönen Gebrauch von meiner Geſtalt.

Champagne. Nur ein wenig zu ältlich ſehen Sie aus — Ihr Onkel iſt ja ſo ziemlich von Ihren Jahren; Sie hätten nicht nöthig gehabt, ſich ſo gar alt zu machen.

Oberſt. Meinſt du?

Champagne. Doch was thut's! Iſt er doch nicht da, daß man eine Vergleichung anſtellen könnte — Und ein Glück für uns, daß der Alte nicht da iſt! Es würde uns ſchlecht bekommen, wenn er zurück käme.

Oberſt. Er iſt zurückgekommen.

Champagne. Wie? Was?

Oberſt. Er iſt zurückgekommen, ſag' ich.

Champagne. Um Gotteswillen, und Sie ſtehen hier? Sie bleiben ruhig? Thun Sie, was Sie wollen — Helfen Sie ſich, wie Sie können — Ich ſuche das Weite.

(Will fort.)

Oberſt. Bleib, Schurke, zweyfacher Hallunke, bleib! Das alſo ſind deine ſchönen Erfindungen, Herr Schurke?

Champagne. Wie, gnädiger Herr? Iſt das mein Dank?

Oberſt. Bleib, Hallunke! — Wahrlich meine Frau (hier macht Champagne eine Bewegung des Schreckens) iſt die Närrinn nicht, für die ich ſie hielt — und einen ſolchen Schelmſtreich ſollte ich ſo hingehen laſſen — Nein, Gott verdamm' mich, wenn ich nicht auf der Stelle meine volle Rache dafür nehme. — Es iſt noch nicht ſo ſpät. Ich eile zu meinem Notar. Ich bring' ihn mit. Noch heute Nacht heirathet Lormeuil meine Tochter — Ich überraſche meinen Neffen — er muß mir den Heirathkontract ſeiner Baſe noch ſelbſt mit unterzeichnen — Und was dich betrifft, Hallunke —

Champagne. Ich, gnädiger Herr, ich will mit unterzeichnen — ich will auf der Hochzeit mit tanzen, wenn Sie's befehlen.

Oberſt. Ja, Schurke, ich will dich tanzen machen! — Und die Quittung über die hundert Piſtolen, merk' ich jetzt wohl, habe ich auch nicht der Ehrlichkeit des Wucherers zu verdanken. — Zu meinem Glück hat der Juwelier bankerott gemacht — Mein Taugenichts von Neffe begnügte ſich nicht, ſeine Schulden mit meinem Gelde zu bezahlen; er macht auch noch neue auf meinen Kredit. — Schon gut! Er ſoll mir dafür bezahlen! — Und du, ehrlicher Geſell, rechne auf eine tüchtige Belohnung. — Es thut mir leid, daß ich meinen Stock nicht bey mir habe; aber aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben. (Ab.)

Champagne. Ich falle aus den Wolken! Muß dieſer verwünſchte Onkel auch gerade jetzt zurück kommen, und mir in den Weg laufen, recht ausdrücklich, um mich plaudern zu machen — Ich Eſel, daß ich ihm auch erzählen mußte — Ja, wenn ich noch wenigſtens ein Glas zu viel getrunken hätte — Aber ſo!

Zehnter Auftritt.

Champagne. Franz Dorſigny. Frau v. Mirville.

Fr. v. Mirville (kommt ſachte hervor und ſpricht in die Scene zurück.) Das Feld iſt rein — du kannſt herauskommen — es iſt Niemand hier als Champagne.

Dorſigny. (tritt ein.)

Champagne (kehrt ſich um, und fährt zurück, da er ihn erblickt.) Mein Gott, da kommt er ſchon wieder zurück! Jetzt wird's losgehen! (ſich Dorſigny zu Füßen werfend.) Barmherzigkeit, gnädiger Herr! Gnade — Gnade einem armen Schelm, der ja unſchuldig — der es freylich verdient hätte —

Dorſigny. Was ſoll denn das vorſtellen? Steh auf! Ich will dir ja nichts zu Leide thun.

Champagne. Sie wollen mir nichts thun, gnädiger Herr —

Dorſigny. Mein Gott, nein! Ganz im Gegentheil, ich bin recht wohl mit dir zufrieden, da du deine Rolle ſo gut geſpielt haſt.

Champagne (erkennt ihn.) Wie, Herr, ſind Sie's?

Dorſigny. Freylich bin ich's.

Champagne. Ach Gott! Wiſſen Sie, daß Ihr Onkel hier iſt?

Dorſigny. Ich weiß es. Was denn weiter?

Champagne. Ich hab' ihn geſehen, gnädiger

Herr. Ich hab' ihn angeredet — ich dachte, Sie wärens; ich hab' ihm Alles geſagt; er weiß Alles.

Fr. v. Mirville. Unſinniger! Was haſt du gethan?

Champagne. Kann ich dafür? Sie ſehen, daß ich eben jetzt den Neffen für den Onkel genommen — Iſt's zu verwundern, daß ich den Onkel für den Neffen nahm?

Dorſigny. Was iſt zu machen?

Fr. v. Mirville. Da iſt jetzt kein andrer Rath, als auf der Stelle das Haus zu verlaſſen. —

Dorſigny. Aber wenn er meine Couſine zwingt, den Lormeuil zu heirathen —

Fr. v. Mirville. Davon wollen wir morgen reden! Jetzt fort geſchwind, da der Weg noch frey iſt. (Sie führt ihn bis an die hintere Thür, eben da er hinaus will, tritt Lormeuil aus derſelben herein, ihm entgegen, der ihn zurück hält und wieder vorwärts führt.)

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Lormeuil.

Lormeuil. Sind Sie's? Ich ſuchte Sie eben.

Fr. v. Mirville (heimlich zu Dorſigny.) Es iſt der Herr von Lormeuil. Er hält dich für den Onkel. Gib ihm ſo bald als möglich ſeinen Abſchied!

Lormeuil (zur Frau von Mirville.) Sie verlaſſen uns, gnädige Frau?

Fr. v. Mirville. Verzeihen Sie, Herr von Lormeuil. Ich bin ſogleich wieder hier.

(Geht ab, Champagne folgt.)

Zwölfter Auftritt.

Lormeuil. Franz Dorſigny.

Lormeuil. Sie werden ſich erinnern, daß Sie mich mit Ihrer Fräulein Tochter vorhin allein gelaſſen haben?

Dorſigny. Ich erinnere mich's.

Lormeuil. Sie iſt ſehr liebenswürdig; ihr Beſitz würde mich zum glücklichſten Manne machen.

Dorſigny. Ich glaub' es.

Lormeuil. Aber ich muß Sie bitten, ihrer Neigung keinen Zwang anzuthun.

Dorſigny. Wie iſt das?

Lormeuil. Sie iſt das liebenswürdigſte Kind von der Welt, das iſt gewiß! Aber Sie haben mir ſo oft von Ihrem Neffen Franz Dorſigny geſprochen — Er liebt Ihre Tochter!

Dorſigny. Iſt das wahr?

Lormeuil. Wie ich Ihnen ſage, und er wird wieder geliebt!

Dorſigny. Wer hat Ihnen das geſagt?

Lormeuil. Ihre Tochter ſelbſt.

Dorſigny. Was iſt aber da zu thun? — Was rathen Sie mir, Herr von Lormeuil?

Lormeuil. Ein guter Vater zu ſeyn.

Dorſigny. Wie?

Lormeuil. Sie haben mir hundertmal geſagt, daß Sie Ihren Neffen wie einen Sohn liebten — Nun denn! So geben Sie ihm Ihre Tochter! Machen Sie Ihre beyden Kinder glücklich.

Dorſigny. Aber was ſoll denn aus Ihnen werden?

Lormeuil. Aus mir? — Man will mich nicht haben, das iſt freylich ein Unglück! Aber beklagen kann ich mich nicht darüber, da Ihr Neffe mir zuvorgekommen iſt.

Dorſigny. Wie? Sie wären fähig zu entſagen?

Lormeuil. Ich halte es für meine Pflicht.

Dorſigny (lebhaft.) Ach, Herr von Lormeuil! Wie viel Dank bin ich Ihnen ſchuldig!

Lormeuil. Ich verſtehe Sie nicht.

Dorſigny. Nein, nein, Sie wiſſen nicht, welch großen, großen Dienſt Sie mir erzeigen — Ach, meine Sophie! Wir werden glücklich werden!

Lormeuil. Was iſt das? Wie? — Das iſt Herr von Dorſigny nicht — Wär's möglich —

Dorſigny. Ich habe mich verrathen.

Lormeuil. Sie ſind Dorſigny, der Neffe? Ja, Sie ſind's — Nun, Sie habe ich zwar nicht hier geſucht, aber ich freue mich, Sie zu ſehen. — Zwar ſollte ich billig auf Sie böſe ſeyn wegen der drey Degenſtiche, die Sie mir ſo großmüthig in den Leib geſchickt haben —

Dorſigny. Herr von Lormeuil!

Lormeuil. Zum Glück ſind ſie nicht tödtlich; alſo mag's gut ſeyn! Ihr Herr Onkel hat mir ſehr viel Gutes von Ihnen geſagt, Herr von Dorſigny, und, weit entfernt, mit Ihnen Händel anfangen zu wollen, biete ich Ihnen von Herzen meine Freundſchaft an, und bitte um die Ihrige.

Dorſigny. Herr von Lormeuil!

Lormeuil. Alſo zur Sache, Herr von Dorſigny — Sie lieben Ihre Couſine und haben vollkommen Urſache dazu. Ich verſpreche Ihnen, allen meinen Einfluß bey dem Oberſten anzuwenden, daß ſie Ihnen zu Theil wird — Dagegen verlange ich aber, daß Sie auch Ihrer Seits mir einen wichtigen Dienſt erzeigen.

Dorſigny. Reden Sie! Fordern Sie! Sie haben ſich ein heiliges Recht auf meine Dankbarkeit erworben.

Lormeuil. Sie haben eine Schweſter, Herr von Dorſigny. Da Sie aber für Niemand Augen haben, als für Ihre Baſe, ſo bemerkten Sie vielleicht nicht, wie ſehr Ihre Schweſter liebenswürdig iſt — Ich aber — ich habe es recht gut bemerkt — und daß ich's kurz mache — Frau von Mirville verdient die Huldigung eines Jeden! Ich habe ſie geſehen und ich —

Dorſigny. Sie lieben ſie! Sie iſt die Ihre! Zählen Sie auf mich! — Sie ſoll Ihnen bald gut ſeyn, wenn ſie es nicht ſchon jetzt iſt — dafür ſteh' ich. Wie ſich doch Alles ſo glücklich fügen muß! — Ich gewinne einen Freund, der mir behülflich ſeyn will, meine Geliebte zu beſitzen, und ich bin im Stand, ihn wieder glücklich zu machen.

Lormeuil. Das ſteht zu hoffen, aber ſo ganz ausgemacht iſt es doch nicht — Hier kommt Ihre Schweſter! Friſch, Herr von Dorſigny — Sprechen Sie für mich! Führen Sie meine Sache! Ich will bey dem Onkel die Ihrige führen. (Ab.)

Dorſigny. Das iſt ein herrlicher Menſch, dieſer Lormeuil! Welche glückliche Frau wird meine Schweſter!

Dreyzehnter Auftritt.

Frau v. Mirville. Franz Dorſigny.

Fr. v. Mirville. Nun wie ſteht's, Bruder?

Dorſigny. Du haſt eine Eroberung gemacht, Schweſter! Der Lormeuil iſt Knall und Fall ſterblich in dich verliebt worden. Eben hat er mir das Geſtändniß gethan, weil er glaubte mit dem Onkel zu reden! — Ich ſagte ihm aber, dieſe Gedanken ſollte er ſich nur vergehen laſſen — du hätteſt das Heirathen auf immer verſchworen — Ich habe recht gethan, nicht?

Fr. v. Mirville. Allerdings — aber — du hätteſt eben nicht gebraucht, ihn auf eine ſo rauhe Art abzuweiſen. Der arme Junge iſt ſchon übel genug daran, daß er bey Sophien durchfällt.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Champagne.

Champagne. Nun, gnädiger Herr! Machen Sie, daß Sie fort kommen. Die Tante darf Sie nicht mehr hier antreffen, wenn ſie zurück kommt —

Dorſigny. Nun ich gehe! Bin ich doch nun gewiß, daß mir Lormeuil die Couſine nicht wegnimmt.

(Ab mit Frau von Mirville.)

Fünfzehnter Auftritt.

Champagne (allein.)

Da bin ich nun allein! — Freund Champagne, du biſt ein Dummkopf, wenn du deine Unbeſonnenheit von vorhin nicht gut machſt — Dem Onkel die ganze Karte zu verrathen! Aber laß ſehen! Was iſt da zu machen? Entweder den Onkel oder den Bräutigam müſſen wir uns auf die nächſten zwey Tage vom Halſe ſchaffen, ſonſt geht's nicht — Aber wie Teufel iſt's da anzufangen? — Wart — Laß ſehen — (nachſinnend) Mein Herr und dieſer Herr von Lormeuil ſind zwar als ganz gute Freunde aus einander gegangen, aber es hätte doch Händel zwiſchen ihnen ſetzen können! Können, das iſt mir genug! Davon laſſt uns ausgehen — Ich muß als ein guter Diener Unglück verhüten! Nichts als redliche Beſorgniß für meinen Herrn — Alſo gleich zur Polizey! Man nimmt ſeine Maßregeln, und iſt's dann meine Schuld, wenn ſie den Onkel für den Neffen nehmen! — Wer kann für die Aehnlichkeit — Das Wageſtück iſt groß, groß, aber ich wag's. Mißlingen kann's nicht, und wenn auch — Es kann nicht mißlingen — Im äußerſten Fall bin ich gedeckt! Ich habe nur meine Pflicht beobachtet! Und mag dann der Onkel gegen mich toben, ſo viel er will — Ich verſtecke mich hinter den Neffen, ich verhelf' ihm zu ſeiner Braut, er muß erkenntlich ſeyn — Friſch, Champagne! An's Werk — Hier iſt Ehre einzulegen. (Geht ab.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Oberſt Dorſigny. kommt. Gleich darauf **Lormeuil.**

Oberſt. Muß der Teufel auch dieſen Notar gerade heute zu einem Nachteſſen führen! Ich hab' ihm ein Billet dort gelaſſen, und mein Herr Neffe hatte ſchon vorher die Mühe auf ſich genommen.

Lormeuil (kommt.) Für diesmal denke ich doch wohl den Onkel vor mir zu haben und nicht den Neffen.

Oberſt. Wohl bin ich's ſelbſt! Sie dürfen nicht zweifeln.

Lormeuil. Ich habe Ihnen viel zu ſagen, Herr von Dorſigny.

Oberſt. Ich glaub' es wohl, guter Junge! Du wirſt raſend ſeyn vor Zorn — Aber keine Gewaltthätigkeit, lieber Freund, ich bitte darum! — Denken Sie daran, daß der, der Sie beleidigt hat, mein Neffe iſt — Ihr Ehrenwort verlang' ich, daß Sie es *mir* überlaſſen wollen, ihn dafür zu ſtrafen.

Lormeuil. Aber ſo erlauben Sie mir —

Oberſt. Nichts erlaub' ich! Es wird nichts daraus! So ſeyd ihr jungen Leute! Ihr wißt keine andere Art, Unrecht gut zu machen, als daß ihr einander die Hälſe brecht.

Lormeuil. Das iſt aber ja nicht mein Fall. Hören Sie doch nur.

Oberſt. Mein Gott! Ich weiß ja! Bin ich doch auch jung geweſen! — Aber laß dich das Alles nicht anfechten, guter Junge! Du wirſt doch mein Schwiegerſohn! Du wirſt's — Dabey bleibt's!

Lormeuil. Ihre Güte — Ihre Freundſchaft erkenn' ich mit dem größten Dank — Aber, ſo wie die Sachen ſtehen —

Oberſt (lauter.) Nichts! Kein Wort mehr!

Zweyter Auftritt.

Champagne mit zwey Unteroffizieren.
Vorige.

Champagne (zu dieſen.) Sehen Sie's, meine Herren? Sehen Sie's? Eben wollten ſie an einander gerathen.

Lormeuil. Was ſuchen dieſe Leute bey uns?

Erſter Unteroffizier. Ihre ganz gehorſamen Diener, meine Herren! Habe ich nicht die Ehre, mit Herrn von Dorſigny zu ſprechen?

Oberſt. Dorſigny heiß' ich.

Champagne. Und dieſer hier iſt Herr von Lormeuil?

Lormeuil. Der bin ich, ja. Aber was wollen die Herren von mir?

Zweyter Unteroffizier. Ich werde die Ehre haben, Euer Gnaden zu begleiten.

Lormeuil. Mich zu begleiten? Wohin? Es fällt mir gar nicht ein, ausgehen zu wollen.

Erſter Unteroffizier (zum Oberſt.) Und ich, gnädiger Herr, bin beordert, Ihnen zur Eſcorte zu dienen.

Oberſt. Aber wohin will mich der Herr eſcortiren?

Erſter Unteroffizier. Das will ich Ihnen ſagen, gnädiger Herr. Man hat in Erfahrung gebracht, daß Sie auf dem Sprung ſtünden, ſich mit dieſem Herrn zu ſchlagen, und damit nun —

Oberſt. Mich zu ſchlagen! Und weßwegen denn?

Erſter Unteroffizier. Weil Sie Nebenbuhler ſind — weil Sie Beyde das Fräulein von Dorſigny lieben. Dieſer Herr hier iſt der Bräutigam des Fräuleins, den ihr der Vater beſtimmt hat — und Sie, gnädiger Herr, ſind ihr Couſin und ihr Liebhaber — O wir wiſſen Alles!

Lormeuil. Sie ſind im Irrthum, meine Herrn.

Oberſt. Wahrlich, Sie ſind an den Unrechten gekommen.

Champagne (zu den Wachen.) Friſch zu! Laſſen Sie ſich nichts weiß machen, meine Herren! (Zu Herrn von Dorſigny) Lieber, gnädiger Herr! Werfen Sie endlich Ihre Maske weg! Geſtehen Sie, wer Sie ſind! Geben Sie ein Spiel auf, wobey Sie nicht die beſte Rolle ſpielen!

Oberſt. Wie, Schurke, das iſt wieder ein Streich von dir —

Champagne. Ja, gnädiger Herr, ich hab' es ſo veranſtaltet, ich läugn' es gar nicht — ich rühme mich deſſen! — Die Pflicht eines rechtſchaffenen Dieners habe ich erfüllt, da ich Unglück verhütete.

Oberſt. Sie können mir's glauben, meine Herren! Der, den Sie ſuchen, bin ich nicht, ich bin ſein Onkel.

Erſter Unteroffizier. Sein Onkel! Gehn Sie doch! Sie gleichen dem Herrn Onkel außerordentlich, ſagt man, aber uns ſoll dieſe Aehnlichkeit nicht betrügen.

Oberſt. Aber ſehen Sie mich doch nur recht an! Ich habe ja eine Perrücke, und mein Neffe trägt ſein eignes Haar.

Erſter Unteroffizier. Ja, ja, wir wiſſen recht gut, warum Sie die Tracht Ihres Herrn Onkels angenommen — Das Stückchen war ſinnreich; es thut uns leid, daß es nicht beſſer geglückt iſt.

Oberſt. Aber mein Herr, ſo hören Sie doch nur an —

Erſter Unteroffizier. Ja, wenn wir Jeden anhören wollten, den wir feſtzunehmen beordert ſind — wir würden nie von der Stelle kommen — Belieben Sie uns zu folgen, Herr von Dorſigny! Die Poſtchaiſe hält vor der Thür und erwartet uns.

Oberſt. Wie? Was? Die Poſtchaiſe?

Erſter Unteroffizier. Ja, Herr! Sie haben Ihre Garniſon heimlich verlaſſen! Wir ſind beordert, Sie ſtehenden Fußes in den Wagen zu packen, und nach Strasburg zurückzubringen.

Oberſt. Und das iſt wieder ein Streich von dieſem verwünſchten Taugenichts! Ha, Lotterbube!

Champagne. Ja, gnädiger Herr, es iſt meine Veranſtaltung — Sie wiſſen, wie ſehr ich dawider war, daß Sie Strasburg ohne Urlaub verlieſſen.

Oberſt (hebt den Stock auf.) Nein, ich halte mich nicht mehr —

Beyde Unteroffiziere. Mäßigen Sie ſich, Herr von Dorſigny!

Champagne. Halten Sie ihn, meine Herren! Ich bitte — Das hat man davon, wenn man Undankbare verpflichtet. Ich rette vielleicht Ihr Leben, da ich dieſem unſeligen Duell vorbeuge, und zum Dank hätten Sie mich todt gemacht, wenn dieſe Herren nicht ſo gut geweſen wären, es zu verhindern.

Oberſt. Was iſt hier zu thun, Lormeuil?

Lormeuil. Warum berufen Sie ſich nicht auf die Perſonen, die Sie kennen müſſen?

Oberſt. An wen, zum Teufel! ſoll ich mich wenden? Meine Frau, meine Tochter ſind ausgegangen — meine Nichte iſt vom Complott — die ganze Welt iſt behext.

Lormeuil. So bleibt nichts übrig, als in Gottes Namen nach Strasburg zu reiſen, wenn dieſe Leute nicht mit ſich reden laſſen.

Oberſt. Das wäre aber ganz verwünſcht —

Erſter Unteroffizier (zu Champagne.) Sind Sie aber auch ganz gewiß, daß es der Neffe iſt?

Champagne. Freylich! Freylich! Der Onkel iſt weit weg — Nur Stand gehalten! Nicht gewankt!

Dritter Auftritt.

Ein Poſtillon. Vorige.

Poſtillon (betrunken.) He! Holla! wird's bald, ihr Herrn? Meine Pferde ſtehen ſchon eine Stunde vor dem Hauſe, und ich bin nicht des Wartens wegen da.

Oberſt. Was will der Burſche?

Erſter Unteroffizier. Es iſt der Poſtillon, der Sie fahren ſoll.

Poſtillon. Sieh doch! Sind Sie's, Herr Hauptmann, der abreiſt — Sie haben kurze Geſchäfte hier gemacht — Heute Abend kommen Sie an, und in der Nacht geht's wieder fort.

Oberſt. Woher weißt denn du? —

Poſtillon. Ey! Ey! War ich's denn nicht, der Sie vor etlichen Stunden an der Hinterthür dieſes Hauſes abſetzte? Sie ſehen, mein Kapitän, daß ich Ihr Geld wohl angewendet — ja, ja, wenn mir Einer was zu vertrinken gibt, ſo erfüll' ich gewiſſenhaft und redlich die Abſicht.

Oberſt. Was ſagſt du, Kerl? Mich hätteſt du gefahren? Mich?

Poſtillon. Sie, Herr! — Ja doch, beym Teufel, und da ſteht ja Ihr Bedienter, der den Vorreuter machte — Gott grüß' dich, Gaudieb! Eben der hat mir's ja im Vertrauen geſteckt, daß Sie ein Herr Hauptmann ſeyen, und von Straßburg heimlich nach Paris gingen —

Oberſt. Wie, Schurke? Ich wäre das geweſen?

Poſtillon. Ja, Sie! Und der auf dem ganzen Wege laut mit ſich ſelbſt ſprach und an Einem fort rief: Meine Sophie! Mein liebes Bäschen! Mein engliſches Couſinchen! — Wie? haben Sie das ſchon vergeſſen?

Champagne (zum Oberſt.) Ich bin's nicht, gnädiger Herr, der ihm dieſe Worte in den Mund legt — Wer wird aber auch auf öffentlicher Poſtſtraße ſo laut von ſeiner Gebieterinn reden?

Oberſt. Es iſt beſchloſſen, ich ſeh's, ich ſoll nach Straßburg, um der Sünden meines Neffen willen —

Erſter Unteroffizier. Alſo, mein Herr Hauptmann —

Oberſt. Alſo, mein Herr Geleitsmann, alſo muß ich freylich mit Ihnen fort; aber ich kann Sie verſichern, ſehr wider meinen Willen.

Erſter Unteroffizier. Das ſind wir gewohnt, mein Kapitän, die Leute wider ihren Willen zu bedienen.

Oberſt. Du biſt alſo mein Bedienter?

Champagne. Ja, gnädiger Herr.

Oberſt. Folglich bin ich dein Gebieter.

Champagne. Das verſteht ſich.

Oberſt. Ein Bedienter muß ſeinem Herrn folgen — du gehſt mit mir nach Straßburg.

Champagne (für ſich.) Verflucht!

Poſtillon. Das verſteht ſich — Marſch!

Champagne. Es thut mir leid, Sie zu betrüben, gnädiger Herr — Sie wiſſen, wie groß meine Anhänglichkeit an Sie iſt — ich gebe Ihnen eine ſtarke Probe davon in dieſem Augenblick — aber Sie wiſſen auch, wie ſehr ich mein Weib liebe. Ich habe ſie heute nach einer langen Trennung wieder geſehen! Die arme Frau bezeigte eine ſo herzliche Freude über meine Zurückkunft, daß ich beſchloſſen habe, ſie nie wieder zu verlaſſen, und meinen Abſchied von Ihnen zu begehren. Sie werden ſich erinnern, daß Sie mir noch von drey Monaten Gage ſchuldig ſind.

Oberſt. Dreyhundert Stockprügel bin ich dir ſchuldig, Bube!

Erſter Unteroffizier. Herr Kapitän, Sie haben kein Recht, dieſen ehrlichen Diener wider ſeinen Willen nach Straßburg mitzunehmen — und wenn Sie ihm noch Rückſtand ſchuldig ſind —

Oberſt. Nichts, keinen Heller bin ich ihm ſchuldig.

Erſter Unteroffizier. So iſt das kein Grund, ihn mit Prügeln abzulohnen.

Lormeuil. Ich muß ſehen, wie ich ihm heraus helfe — wenn es nicht anders iſt — In Gottes Namen, reiſen Sie ab, Herr von Dorſigny — Zum Glück bin ich frey; ich habe Freunde; ich eile, ſie in Bewegung zu ſetzen, und bringe Sie zurück, eh' es Tag wird.

Oberſt. Und ich will den Poſtillon dafür bezahlen, daß er ſo langſam fährt als möglich, damit Sie mich noch einholen können — (zum Poſtillon.) Hier Schwager! Vertrink das auf meine Geſundheit — aber du mußt mich fahren —

Poſtillon (treuherzig.) Daß die Pferde dampfen.

Oberſt. Nicht doch! Nein, ſo mein' ichs nicht —

Poſtillon. Ich will Sie fahren, wie auf dem Herweg! Als ob der Teufel Sie davon führte.

Oberſt. Hole der Teufel dich ſelbſt, du verdammter Trunkenbold. Ich ſage dir ja —

Poſtillon. Sie haben's eilig! Ich auch! Seyn

Sie ganz ruhig! Fort ſoll's gehen, daß die Funken hinaus fliegen. (Ab.)

Oberſt (ihm nach.) Der Kerl macht mich raſend! Warte doch, höre!

Lormeuil. Beruhigen Sie ſich! Ihre Reiſe ſoll nicht lange dauern.

Oberſt. Ich glaube, die ganze Hölle iſt heute losgelaſſen.

(Geht ab. Der erſte Unteroffizier folgt.)

Lormeuil (zum Zweyten.) Kommen Sie, mein Herr, folgen Sie mir, weil es Ihnen ſo befohlen iſt — aber ich ſage Ihnen vorher, ich werde Ihre Beine nicht ſchonen! Und wenn Sie ſich Rechnung gemacht haben, dieſe Nacht zu ſchlafen, ſo ſind Sie garſtig betrogen, denn wir werden immer auf den Straßen ſeyn.

Zweyter Unteroffizier. Nach Ihrem Gefallen, gnädiger Herr — Zwingen Sie ſich ganz und gar nicht — Ihr Diener, Herr Champagne!

(Lormeuil und der zweyte Unteroffizier ab.)

Vierter Auftritt.

Champagne. Dann Frau von Mirville.

Champagne. (allein.) Sie ſind fort — Glück zu, Champagne! Der Sieg iſt unſer! Jetzt friſch an's

Werk, daß wir die Heirath noch in dieſer Nacht zu Stande bringen — Da kommt die Schweſter meines Herrn; ihr kann ich Alles ſagen.

Fr. v. Mirville. Ah, biſt du der Champagne? Weißt du nicht, wo der Onkel iſt?

Champagne. Auf dem Weg nach Straßburg.

Fr. v. Mirville. Wie? Was? Erkläre dich!

Champagne. Recht gern, Ihr Gnaden. Sie wiſſen vielleicht nicht, daß mein Herr und dieſer Lormeuil einen heftigen Zank zuſammen gehabt haben.

Fr. v. Mirville. Ganz im Gegentheil. Sie ſind als die beſten Freunde geſchieden, das weiß ich.

Champagne. Nun, ſo habe ich's aber nicht gewuſſt. Und in der Hitze meines Eifers ging ich hin, mir bey der Polizey Hilfe zu ſuchen. Ich komme her mit zwey Sergeanten, davon der Eine Befehl hat, dem Herrn von Lormeuil an der Seite zu bleiben, der Andere, meinen Herrn nach Straßburg zurück zu bringen. — Nun reitet der Teufel dieſen verwünſchten Sergeanten, daß er den Onkel für den Neffen nimmt, ihn beynahe mit Gewalt in die Kutſche packt, und fort mit ihm, jagſt du nicht, ſo gilt's nicht, nach Straßburg!

Fr. v. Mirville. Wie, Champagne! du ſchickſt meinen Onkel anſtatt meines Bruders auf die Reiſe? Nein, das kann nicht dein Ernſt ſeyn.

Champagne. Um Vergebung, es iſt mein voller Ernſt — Das Elſaß iſt ein ſcharmantes Land, der

Herr Oberſt haben ſich noch nicht darin umgeſehen, und ich verſchaffe Ihnen dieſe kleine Ergötzlichkeit.

Fr. v. Mirville. Du kannſt noch ſcherzen? Was macht aber der Herr von Tormeuil?

Champagne. Er führt ſeinen Sergeanten in der Stadt ſpazieren.

Fr. v. Mirville. Der arme Junge! Er verdient wohl, daß ich Antheil an ihm nehme.

Champagne. Nun, gnädige Frau! An's Werk! Keine Zeit verloren! Wenn mein Herr ſeine Couſine nur erſt geheirathet hat, ſo wollen wir den Onkel zurückholen. Ich ſuche meinen Herrn auf; ich bringe ihn her, und wenn nur Sie uns beyſtehen, ſo muß dieſe Nacht Alles richtig werden.

(Ab.)

Fünfter Auftritt.

Frau von Mirville. Dann Frau von Dorſigny. Sophie.

Fr. v. Mirville. Das iſt ein verzweifelter Bube; aber er hat ſeine Sache ſo gut gemacht, daß ich mich mit ihm verſtehen muß — Hier kommt meine Tante; ich muß ihr die Wahrheit verbergen.

Fr. v. Dorſigny. Ach, liebe Nichte! Haſt du deinen Onkel nicht geſehen?

Fr. v. Mirville. Wie? Hat er denn nicht Abſchied von Ihnen genommen?

Fr. v. Dorſigny. Abſchied! Wie?

Fr. v. Mirville. Ja, er iſt fort.

Fr. v. Dorſigny. Er iſt fort? Seit wann?

Fr. v. Mirville. Dieſen Augenblick.

Fr. v. Dorſigny. Das begreif' ich nicht. Er wollte ja erſt gegen eilf Uhr abfahren. Und wo iſt er denn hin, ſo eilig?

Fr. v. Mirville. Das weiß ich nicht. Ich ſah ihn nicht abreiſen — Champagne erzählte mi'rs.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Franz Dorſigny (in ſeiner eigenen Uniform und ohne Perücke.) Champagne.

Champagne. Da iſt er, Ihr Gnaden, da iſt er!

Fr. v. Dorſigny. Wer? Mein Mann?

Champagne. Nein, nicht doch! mein Herr, der Herr Hauptmann.

Sophie (ihm entgegen.) Lieber Vetter!

Champagne. Ja, er hatte wohl recht, zu ſagen, daß er mit ſeinem Brief zugleich eintreffen werde.

Fr. v. Dorſigny. Mein Mann reiſt ab, mein Neffe kommt an! Wie ſchnell ſich die Begebenheiten drängen!

Dorſigny. Seh' ich Sie endlich wieder, beſte Tante! Ich komme voll Unruhe und Erwartung —

Fr. v. Dorſigny. Guten Abend, lieber Neffe!

Dorſigny. Welcher froſtige Empfang?

Fr. v. Dorſigny. Ich bin herzlich erfreut, dich zu ſehen. Aber mein Mann —

Dorſigny. Iſt dem Onkel etwas zugeſtoßen?

Fr. v. Mirville. Der Onkel iſt heute Abend von einer großen Reiſe zurückgekommen, und in dieſem Augenblick verſchwindet er wieder, ohne daß wir wiſſen, wo er hin iſt.

Dorſigny. Das iſt ja ſonderbar!

Champagne. Es iſt ganz zum Erſtaunen!

Fr. v. Dorſigny. Da iſt ja Champagne! Der kann uns Allen aus dem Traume helfen.

Champagne. Ich, gnädige Frau?

Fr. v. Mirville. Ja, du! Mit dir allein hat der Onkel ja geſprochen, wie er abreiste.

Champagne. Das iſt wahr! Mit mir allein hat er geſprochen.

Dorſigny. Nun, ſo ſage nur! Warum verreiste er ſo plötzlich?

Champagne. Warum? Ey, er mußte wohl! Er hatte ja Befehl dazu von der Regierung.

Fr. v. Dorſigny. Was?

Champagne. Er hat einen wichtigen geheimen Auftrag, der die größte Eilfertigkeit erfordert — der einen Mann erfordert — einen Mann — Ich ſage nichts mehr! Aber Sie können ſich etwas darauf einbilden, gnädige Frau, daß die Wahl auf den Herrn gefallen iſt.

Fr. v. Mirville. Allerdings! Eine ſolche Auszeichnung ehrt die ganze Familie!

Champagne. Euer Gnaden begreifen wohl, daß er ſich da nicht lange mit Abſchiednehmen aufhalten konnte. Champagne, ſagte er zu mir, ich gehe in wichtigen Staatsangelegenheiten nach — nach Sankt Petersburg. Der Staat befiehlt, ich muß gehorchen — beym erſten Poſtwechſel ſchreib' ich meiner Frau — was übrigens die Heirath zwiſchen meinem Neffen und meiner Tochter betrifft — ſo weiß ſie, daß ich vollkommen damit zufrieden bin.

Dorſigny. Was hör' ich! Mein lieber Onkel ſollte —

Champagne. Ja, gnädiger Herr! Er willigt ein. — Ich gebe meiner Frau unumſchränkte Vollmacht, ſagte er, Alles zu beendigen, und ich hoffe, bey meiner Zurückkunft unſere Tochter als eine glückliche Frau zu finden.

Fr. v. Dorſigny. Und ſo reiſte er allein ab?

Champagne. Allein? Nicht doch! Er hatte noch einen Herrn bey ſich, der nach etwas recht Vornehmem ausſah —

Fr. v. Dorſigny. Ich kann mich gar nicht drein finden.

Fr. v. Mirville. Wir wiſſen ſeinen Wunſch. Man muß dahin ſehen, daß er ſie als Mann und Frau findet bey ſeiner Zurückkunft.

Sophie. Seine Einwilligung ſcheint mir nicht im geringſten zweifelhaft, und ich trage gar kein Bedenken, den Vetter auf der Stelle zu heirathen.

Fr. v. Dorſigny. Aber ich trage Bedenken — und will ſeinen erſten Brief noch abwarten.

Champagne. (beyſeite.) Da ſind wir nun ſchön gefördert, daß wir den Onkel nach Petersburg ſchickten.

Dorſigny. Aber, beſte Tante!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Notarius.

Notar. (tritt zwiſchen Dorſigny und ſeine Tante.) Ich empfehle mich der ganzen hochgeneigten Geſellſchaft zu Gnaden.

Fr. v. Dorſigny. Sieh da, Herr Gaſpar, der Notar unſers Hauſes.

Notar. Zu Dero Befehl, gnädige Frau. Es beliebte Dero Herrn Gemahl, ſich in mein Haus zu verfügen —

Fr. v. Dorſigny. Wie? Mein Mann wäre vor ſeiner Abreiſe noch bey Ihnen geweſen?

Notar. Vor Dero Abreiſe! Was Sie mir ſagen! Sieh, ſieh doch! Darum hatten es der gnädige Herr ſo eilig und wollten mich gar nicht in meinem Hauſe erwarten. Dieſes Billet ließen mir Hochdieſelben zurück — Belieben Ihro Gnaden es zu durchleſen. (Reicht der Frau von Dorſigny das Billet.)

Champagne (leiſe zu Dorſigny.) Da iſt der Notar, den Ihr Onkel beſtellt hat.

Dorſigny. Ja, wegen Lormeuil's Heirath.

Champagne. (leiſe.) Wenn wir ihn zu der Ihrigen brauchen könnten.

Dorſigny. Stille! Hören wir, was er ſchreibt!

Fr. v. Dorſigny (lieſt.) „Haben Sie die Güte,
„mein Herr, Sich noch dieſen Abend in mein Haus zu
„bemühen, und den Ehekontrakt mit zu bringen, den
„Sie für meine Tochter aufgeſetzt haben. Ich habe
„meine Urſachen, dieſe Heirath noch in dieſer Nacht
„abzuſchließen — Dorſigny.“

Champagne. Da haben wir's ſchwarz auf weiß! Nun wird die gnädige Frau doch nicht mehr an der Einwilligung des Herrn Onkels zweifeln?

Sophie. Es iſt alſo gar nicht nöthig, daß der Papa Ihnen ſchreibt, liebe Mutter, da er dieſem Herrn geſchrieben hat.

Fr. v. Dorſigny. Was denken Sie von der Sache, Herr Gaſpar?

Notar. Nun, dieſer Brief wäre deutlich genug, dächt' ich.

Fr. v. Dorſigny. In Gottes Namen, meine Kinder! Seyd glücklich! Gebt euch die Hände, weil mein Mann ſelbſt den Notar herſchickt!

Dorſigny. Friſch, Champagne! Einen Tiſch, Feder und Tinte, wir wollen gleich unterzeichnen.

Achter Auftritt.

Oberſt Dorſigny. Valcour.
Vorige.

Fr. v. Mirville. Himmel! Der Onkel!

Sophie. Mein Vater!

Champagne. Führt ihn der Teufel zurück?

Dorſigny. Ja wohl, der Teufel! Dieſer Valcour iſt mein böſer Genius.

Fr. v. Dorſigny. Was ſeh' ich! Mein Mann!

Valcour (den ältern Dorſigny präſentirend.) Wie ſchätz' ich mich glücklich, einen geliebten Neffen in den Schoß ſeiner Familie zurückführen zu können! (wie er den jüngern Dorſigny gewahr wird) Wie Teufel, da biſt du ja — (ſich zum ältern Dorſigny wendend) Und wer ſind Sie denn, mein Herr?

Oberſt. Sein Onkel, mein Herr. .

Dorſigny. Aber erkläre mir, Valcour —

Valcour. Erkläre du mir ſelbſt! Ich bringe in Erfahrung, daß eine Ordre ausgefertigt ſey, dich nach deiner Garniſon zurück zu ſchicken — Nach unſäglicher Mühe erlange ich, daß ſie widerrufen wird — Ich werfe mich aufs Pferd, ich erreiche noch bald genug die Poſtchaiſe, wo ich dich zu finden glaubte, und finde auch wirklich —

Oberſt. Ihren gehorſamen Diener, fluchend und tobend über einen verwünſchten Poſtknecht, dem ich Geld gegeben hatte, um mich langſam zu fahren, und der mich wie ein Sturmwind davon führte.

Valcour. Dein Herr Onkel findet es nicht für gut, mich aus meinem Irrthum zu reißen; die Poſtchaiſe lenkt wieder um, nach Paris zurück, und da bin ich nun. — Ich hoffe, Dorſigny, du kannſt dich nicht über meinen Eifer beklagen.

Dorſigny. Sehr verbunden, mein Freund, für die mächtigen Dienſte, die du mir geleiſtet haſt! Es thut mir nur leid um die unendliche Mühe, die du dir gegeben haſt.

Oberſt. Herr von Valcour! Mein Neffe erkennt Ihre große Güte vielleicht nicht mit der gehörigen Dankbarkeit; aber rechnen Sie dafür auf die meinige.

Fr. v. Dorſigny. Sie waren alſo nicht unterwegs nach Rußland?

Oberſt. Was Teufel ſollte ich in Rußland?

Fr. v. Dorſigny. Nun wegen der wichtigen

Kommiſſion, die das Miniſterium Ihnen auftrug, wie Sie dem Champagne ſagten.

Oberſt. Alſo wieder der Champagne, der mich zu dieſem hohen Poſten befördert. Ich bin ihm unendlichen Dank ſchuldig, daß er ſo hoch mit mir hinaus will — Herr Gaſpar, Sie werden zu Hauſe mein Billet gefunden haben; es würde mir lieb ſeyn, wenn der Ehekontrakt noch dieſe Nacht unterzeichnet würde.

Notar. Nichts iſt leichter, gnädiger Herr! Wir waren eben im Begriff, dieſes Geſchäft auch in Ihrer Abweſenheit vorzunehmen.

Oberſt. Sehr wohl! Man verheirathet ſich zuweilen ohne den Vater; aber wie ohne den Bräutigam, das iſt mir doch nie vorgekommen.

Fr. v. Dorſigny. Hier iſt der Bräutigam! Unſer lieber Neffe.

Dorſigny. Ja, beſter Onkel! Ich bins.

Oberſt. Mein Neffe iſt ein ganz hübſcher Junge; aber meine Tochter bekommt er nicht.

Fr. v. Dorſigny. Nun, wer ſoll ſie denn ſonſt bekommen?

Oberſt. Wer, fragen Sie? Zum Henker! Der Herr von Lormeuil ſoll ſie bekommen.

Fr. v. Dorſigny. Er iſt alſo nicht todt, der Herr von Lormeuil?

Oberſt. Nicht doch, Madam! Er lebt, er iſt hier. Sehen Sie ſich nur um! Dort kommt er.

Fr. v. Dorſigny. Und wer iſt denn der Herr, der mit ihm iſt?

Oberſt. Das iſt ein Kammerdiener, den Herr Champagne beliebt hat, ihm an die Seite zu geben.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Lormeuil (mit ſeinem Unteroffizier, der ſich im Hintergrunde des Zimmers niederſetzt.)

Lormeuil (zum Oberſten.) Sie ſchicken alſo ihren Onkel an Ihrer Statt nach Straßburg? Das wird Ihnen nicht ſo hingehen, mein Herr.

Oberſt. Sieh, ſieh doch! Wenn du dich ja mit Gewalt ſchlagen willſt, Lormeuil, ſo ſchlage dich mit meinem Neffen, und nicht mit mir.

Lormeuil (erkennt ihn.) Wie? Sind Sie's? Und wie haben Sie's gemacht, daß Sie ſo ſchnell zurückkommen?

Oberſt. Hier, bey dieſem Herrn von Valcour bedanken Sie ſich, der mich aus Freundſchaft für meinen Neffen ſpornſtreichs zurückholte.

Dorſigny. Ich begreife Sie nicht, Herr von Lormeuil! Wir waren ja als die beſten Freunde von einander geſchieden — Haben Sie mir nicht ſelbſt, noch ganz kürzlich, alle Ihre Anſprüche auf die Hand meiner Couſine abgetreten?

Oberſt. Nichts! Nichts! Daraus wird nichts! Meine Frau, meine Tochter, meine Nichte, mein Neffe, Alle zuſammen ſollen mich nicht hindern, meinen Willen durchzuſetzen.

Lormeuil. Herr von Dorſigny! Mich freut's von Herzen, daß Sie von einer Reiſe zurück ſind, die Sie wider Ihren Willen angetreten — Aber wir haben gut reden und Heirathpläne ſchmieden, Fräulein Sophie wird darum doch Ihren Neffen lieben.

Oberſt. Ich verſtehe nichts von dieſem Allem! Aber ich werde den Lormeuil nicht von Toulon nach Paris geſprengt haben, daß er als ein Junggeſell zurückkehren ſoll.

Dorſigny. Was das betrifft, mein Onkel — ſo lieſſe ſich vielleicht eine Auskunft treffen, daß Herr von Lormeuil keinen vergeblichen Weg gemacht hätte. — Fragen Sie meine Schweſter.

Fr. v. Mirville. Mich? Ich habe nichts zu ſagen.

Lormeuil. Nun, ſo will ich denn reden — Herr von Dorſigny, Ihre Nichte iſt frey; bey der Freundſchaft, davon Sie mir noch heute einen ſo groſſen Beweis geben wollten, bitte ich Sie, verwenden Sie allen Ihren Einfluß bey Ihrer Nichte, daß ſie es übernehmen möge, Ihre Wortbrüchigkeit gegen mich gut zu machen.

Oberſt. Was? Wie? — Ihr ſollt ein Paar

werden — Und dieſer Schelm, der Champagne, ſoll mir für Alle zuſammen bezahlen.

Champagne. Gott ſoll mich verdammen, gnädiger Herr, wenn ich nicht ſelbſt zuerſt von der Aehnlichkeit betrogen wurde. — Verzeihen Sie mir die kleine Spazierfahrt, die ich Sie machen ließ! Es geſchah meinem Herrn zum Beſten.

Oberſt (zu beyden Paaren.) Nun, ſo unterzeichnet!

Nachlaß.

Demetrius.

Erſter Aufzug.

Der Reichs-Tag zu Krakau.

Wenn der Vorhang aufgeht, ſieht man die polniſche Reichs-Verſammlung in dem großen Senats-Saale ſitzen. Auf einer drey Stufen hohen Eſtrade, mit rothem Teppich belegt, iſt der königliche Thron, mit einem Himmel bedeckt; zu beyden Seiten hängen die Wappen von Polen und Litthauen.

Der König ſitzt auf dem Thron; zu ſeiner Rechten und Linken auf der Eſtrade ſtehen die zehn Kronbeamten. Unter der Eſtrade zu beyden Seiten des Theaters ſitzen die Biſchöfe, Palatinen, und Kaſtellane. Dieſen gegen über ſtehen mit unbedecktem Haupt die Landboten in zwey Reihen, Alle bewaffnet. Der Erzbiſchof von Gneſen als der Primas des Reichs ſitzt dem Proſcenium am nächſten, hinter ihm hält ſein Kaplan ein goldnes Kreuz.

Erzbiſchof von Gneſen.

So iſt denn dieſer ſtürmevolle Reichstag
Zum guten Ende glücklich eingeleitet;
König und Stände ſcheiden wohlgeſinnt,
Der Adel willigt ein, ſich zu entwaffnen,

Der widerſpenſt'ge Rokoſz, *) ſich zu löſen,
Der König aber gibt ſein heilig Wort,
Abhülf' zu leiſten den gerechten Klagen.

— — — — — — —

Und nun im Innern Fried' iſt, können wir
Die Augen richten auf das Ausland.

— — — — — — — —

Iſt es der Wille der erlauchten Stände,
Daß Prinz Demetrius, der Rußlands Krone
In Anſpruch nimmt, als Iwans ächter Sohn,
Sich in den Schranken ſtelle, um ſein Recht,
Vor dieſem *Seym Walny* **) zu erweiſen.

Kaſtellan von Krakau.

Die Ehre forderts und die Billigkeit;
Unziemlich wärs, ihm dies Geſuch zu weigern.

Biſchof von Wermeland.

Die Dokumente ſeines Rechtsanſpruches
Sind eingeſehen, und bewährt gefunden.
Man kann ihn hören.

Mehrere Landboten.

Hören muß man ihn.

Leo Sapieha.

Ihn hören, heißt, ihn anerkennen.

---

*) Aufſtand des Adels.

**) Reichstag.

Odowalsky.

Ihn
Nicht hören, heißt, ihn ungehört verwerfen.

Erzbiſchof von Gneſen.

Iſt's euch genehm, daß er vernommen werde?
Ich frag' zum Zweyten — und zum Drittenmal.

Krongroßkanzler.

Er ſtelle ſich vor unſerm Thron!

Senatoren.

Er rede!

Landboten.

Wir wollen ihn hören.

(Krongroßmarſchall gibt dem Thürhüter ein Zeichen mit ſeinem Stabe, dieſer geht hinaus, um zu öffnen.)

Leo Sapieha.

Schreibet nieder, Kanzler!
Ich mache Einſpruch gegen dies Verfahren,
Und gegen Alles, was draus folgt, zuwider
Dem Frieden Polens mit der Kron' zu Moskau.

(Demetrius tritt ein, geht einige Schritte auf den Thron zu, und macht mit bedecktem Haupt drey Verbeugungen, eine gegen den König, darauf gegen die Senatoren, endlich gegen die Landboten; ihm wird von jedem Theile, dem es gilt, mit einer Neigung des Haupts geantwortet. Alsdann ſtellt er ſich ſo, daß er einen großen Theil der Verſammlung und des Publikums, von welchem angenommen wird, daß es im Reichstag mit ſitze, im Auge behält, und dem königlichen Thron nur nicht den Rücken wendet.)

Erzbiſchof von Gneſen.

Prinz Dmitri, Iwans Sohn! Wenn dich der Glanz
Der königlichen Reichs-Verſammlung ſchreckt,
Des Anblicks Majeſtät die Zung' dir bindet,
So magſt du, dir vergönnt es der Senat,
Dir nach Gefallen einen Anwald wählen,
Und eines fremden Mundes dich bedienen.

Demetrius.

Herr Erzbiſchof, ich ſtehe hier, ein Reich
Zu fordern und ein königliches Scepter.
Schlecht ſtünde mirs, vor einem edlen Volk,
Und ſeinem König, und Senat zu zittern.
Ich ſah noch nie ſolch einen hehren Kreis;
Doch dieſer Anblick macht das Herz mir groß,
Und ſchreckt mich nicht. Je würdigere Zeugen,
Um ſo willkommner ſind ſie mir; ich kann
Vor keiner glänzendern Verſammlung reden.

Erzbiſchof von Gneſen.

— — — — — — Die erlauchte Republik,
Iſt wohl geneigt, — — — — — —

Demetrius.

Großmächt'ger König! Würdge, mächtige
Biſchöf' und Palatinen, gnäd'ge Herren
Landboten der erlauchten Republik!

erwundert, mit nachdenklichem Erſtaunen,
rblick' ich mich, des Czaaren Iwans Sohn,
uf dieſem Reichstag vor dem Volk der Polen.
Der Haß entzweyte blutig beyde Reiche,
Und Friede wurde nicht, ſo lang er lebte.
Doch hat es jetzt der Himmel ſo gewendet,
Daß ich, ſein Blut, der mit der Milch der Amme
Den alten Erbhaß in ſich ſog, als Flehender
Vor euch erſcheinen, und in Polens Mitte
Mein Recht mir ſuchen muß. Drum eh' ich rede,
Vergeſſet edelmüthig, was geſchehn,
Und daß der Czaar, deß Sohn ich mich bekenne,
Den Krieg in eure Gränzen hat gewälzt.
Ich ſtehe vor euch, ein beraubter Fürſt;
Ich ſuche Schutz; der Unterdrückte hat
Ein heilig Recht an jede edle Bruſt.
Wer aber ſoll gerecht ſeyn auf der Erde,
Wenn es ein großes tapfres Volk nicht iſt,
Das frey in höchſter Machtvollkommenheit
Nur ſich allein braucht Rechenſchaft zu geben,
Und unbeſchränkt — — — — —
Der ſchönen Menſchlichkeit gehorchen kann.

Erzbiſchof von Gneſen.

Ihr gebt Euch für des Czaaren Iwans Sohn.
Nicht wahrlich Euer Anſtand widerſpricht
Noch Eure Rede dieſem ſtolzen Anſpruch.
Doch überzeuget uns, daß Ihr der ſeyd,

Dann hoffet Alles von dem Edelmuth
Der Republik. — Sie hat den Ruſſen nie
Im Feld gefürchtet; Beydes liebt ſie gleich,
Ein edler Feind, und ein gefäll'ger Freund zu ſeyn.

Demetrius.

Iwan Waſilowitſch, der große Czaar
Von Moskau, hatte fünf Gemahlinnen
Gefreit in ſeines Reiches langer Dauer.
Die erſte aus dem heldenreichen Stamm
Der Romanov gab ihm den Feodor,
Der nach ihm herrſchte. Einen einzgen Sohn
Dimitri, die ſpäte Blüthe ſeiner Kraft,
Gebar ihm Marſa aus dem Stamm Nagori,
Ein zartes Kind noch, da der Vater ſtarb.
Czaar Feodor, ein Jüngling ſchwacher Kraft
Und blöden Geiſts, ließ ſeinen oberſten
Stallmeiſter walten, Boris Godunov,
Der mit verſchlagner Hofkunſt ihn beherrſchte.
Födor war kinderlos, und keinen Erben
Verſprach der Czaarin unfruchtbarer Schoß.
Als nun der liſtige Bojar die Gunſt
Des Volks mit Schmeichelkünſten ſich erſchlichen,
Erhub er ſeine Wünſche bis zum Thron;
Ein junger Prinz nur ſtand noch zwiſchen ihm
Und ſeiner ſtolzen Hoffnung, Prinz Dimitri
Iwanowitſch, der unterm Aug der Mutter
Zu Uglitſch, ihrem Wittwenſitz, heranwuchs.

Als nun ſein ſchwarzer Anſchlag zur Vollziehung
Gereift, ſandt' er nach Uglitſch Mörder aus,
Den Czaarowitſch zu tödten. — — —
Ein Feu'r ergriff in tiefer Mitternacht
Des Schloſſes Flügel, wo der junge Fürſt
Mit ſeinem Wärter abgeſondert wohnte.
Ein Raub gewalt'ger Flammen war das Haus,
Der Prinz verſchwunden aus dem Aug' der Menſchen
Und bliebs, als todt beweint' ihn alle Welt.
Bekannte Dinge meld' ich, die ganz Moskau kennt.

Erzbiſchof von Gneſen.

Was Ihr berichtet, iſt uns Allen kund.
Erſchollen iſt der Ruf durch alle Reiche,
Daß Prinz Dimitri bey der Feuersbrunſt
Zu Uglitſch ſeinen Untergang gefunden.
Und weil ſein Tod dem Czaar, der jetzo herrſcht,
Zum Glück ausſchlug, ſo trug man kein Bedenken,
Ihn anzuklagen dieſes ſchweren Mords.
Doch nicht von ſeinem Tod iſt jetzt die Rede!
Es lebt ja dieſer Prinz! Er leb' in Euch,
Behauptet Ihr. Davon gebt uns Beweiſe.
Wodurch beglaubigt Ihr, daß Ihr der ſeyd?
An welchen Zeichen ſoll man Euch erkennen?
Wie bliebt Ihr unentdeckt von dem Verfolger,
Und tretet jetzt, nach ſechszehnjähr'ger Stille,
Nicht mehr erwartet, an das Licht der Welt?

Demetrius.

Kein Jahr iſts noch, daß ich mich ſelbſt gefunden:
Denn bis dahin lebt' ich mir ſelbſt verborgen,
Nicht ahnend meine fürſtliche Geburt.
Mönch' unter Mönchen fand ich mich, als ich
Anfing zum Selbſtbewußtſeyn zu erwachen,
Und mich umgab der ſtrenge Kloſter-Zwang.
Der engen Pfaffenweiſe widerſtand
Der muth'ge Geiſt, und dunkel mächtig in den Adern
Empörte ſich das ritterliche Blut.
Das Mönchgewand warf ich entſchloſſen ab,
Und floh nach Polen, wo der edle Fürſt
Von Sendomir, der holde Freund der Menſchen,
Mich gaſtlich aufnahm in ſein Fürſtenhaus,
Und zu der Waffen edlem Dienſt erzog.

Erzbiſchof von Gneſen.

— — — — Wie? Ihr kanntet Euch noch nicht,
Und doch erfüllte damals ſchon der Ruf
Die Welt, daß Prinz Demetrius noch lebe?
Czaar Boris zitterte auf ſeinem Thron,
Und ſtellte ſeine Saſſafs an die Grenzen,
Um ſcharf auf jeden Wanderer zu achten.
Wie? Dieſe Sage ging nicht aus von Euch?
Ihr hättet Euch nicht für Demetrius
Gegeben?

Demetrius.

Ich erzähle, was ich weiß.

Ging ein Gerücht umher von meinem Daſeyn,
So hat geſchäftig es ein Gott verbreitet.
Ich kannt' mich nicht. Im Haus des Palatins
Und unter ſeiner Dienerſchaar verloren,
Lebt' ich der Jugend fröhlich dunkle Zeit.
— — — — Mit ſtiller Huldigung
Verehrt' ich ſeine reizgeſchmückte Tochter,
Doch damals von der Kühnheit weit entfernt,
Den Wunſch zu ſolchem Glück empor zu wagen.
Den Kaſtellan von Lemberg, ihren Freyer,
Beleidigt meine Leidenſchaft. Er ſetzt
Mich ſtolz zur Rede, und in blinder Wuth
Vergiſſt er ſich ſo weit, nach mir zu ſchlagen.
So ſchwer gereizet greif ich zum Gewehr;
Er, ſinnlos, wüthend, ſtürzt in meinen Degen,
Und fällt durch meine willenloſe Hand.

Meiſchek.

Ja, ſo verhält ſich — — — — —

Demetrius.

Mein Unglück war das höchſte! Ohne Namen,
Ein Ruſſ' und Fremdling, hatt' ich einen Großen
Des Reichs getödtet, hatte Mord verübt
Im Hauſe meines gaſtlichen Beſchützers,
Ihm ſeinen Eidam, ſeinen Freund getödtet.
Nichts half mir meine Unſchuld, nichts das Mitleid
Des ganzen Hofgeſindes; nicht die Gunſt

Des edeln Palatinus kann mich retten,
Denn das Geſetz, das nur den Polen gnädig
Doch ſtreng iſt allen Fremdlingen, verdammt mich.
Mein Urtheil ward gefällt, ich ſollte ſterben;
Schon kniet' ich nieder an den Block des Todes,
Entblößte meinen Hals dem Schwert. —
— In dieſem Augenblicke ward ein Kreuz
Von Gold mit koſtbarn Edelſteinen ſichtbar,
Das in der Tauf' mir umgehangen ward.
Ich hatte, wie es Sitte iſt bey uns,
Das heil'ge Pfand der chriſtlichen Erlöſung
Verborgen ſtets an meinem Hals getragen
Von Kindesbeinen an, und eben jetzt,
Wo ich vom ſüßen Leben ſcheiden ſollte,
Ergriff ich es als meinen letzten Troſt
Und drückt' es an den Mund mit frommer Andacht.

(Die Polen geben durch ſtummes Spiel ihre Theilnehmung zu erkennen)

Das Kleinod wird bemerkt; ſein Glanz und Werth
Erregt Erſtaunen, weckt die Neugier auf.
Ich werde losgebunden und befragt,
Doch weiß ich keiner Zeit mich zu beſinnen,
Wo ich das Kleinod nicht an mir getragen.
Nun fügte ſichs, daß drey Bojarenkinder,
Die der Verfolgung ihres Czaars entflohn,
Bey meinem Herrn zu Sambor eingeſprochen;

Sie ſahn das Kleinod und erkannten es
An neun Smaragden, die mit Amethyſten
Durchſchlungen waren, für daſſelbige,
Was Knäs Weſtislowskoy dem jüngſten Sohn
Des Czaaren bey der Taufe umgehangen.
Sie ſehn mich näher an, und ſehn erſtaunt
Ein ſeltſam Spielwerk der Natur, daß ich
Am rechten Arme kürzer bin geboren.
Als ſie mich nun mit Fragen ängſtigten,
Beſann ich mich auf einen kleinen Pſalter,
Den ich auf meiner Flucht mit mir geführt.
In dieſem Pſalter ſtanden griech'ſche Worte
Vom Igumen *) mit eigner Hand hinein
Geſchrieben. **Selbſt** hatt' ich ſie nie geleſen,
Weil ich der Sprach' nicht kundig bin. Der Pſalter
Wird jetzt herbeygeholt, die Schrift geleſen;
Ihr Inhalt iſt: Daß Bruder Waſili Philaret,
(Dies war mein Kloſternam') des Buchs Beſitzer,
Prinz Dmitri ſey, des Iwans jüngſter Sohn,
Den Andrei, ein redlicher Diak,
In jener Mordnacht heimlich weggeflüchtet;
Urkunden deſſen lägen aufbewahrt
In zweyen Klöſtern, die bezeichnet waren.
Hier ſtürzten die Bojaren mir zu Füßen;
Beſiegt von dieſer Zeugniſſe Gewalt,

---

*) Abt des Kloſters.

Und grüßten mich als ihres Czaaren Sohn,
Und alſo jählings aus des Unglücks Tiefen
Riß mich das Schickſal auf des Glückes Höhn.

Erzbiſchof von Gneſen.

— — — — — — —

Demetrius.

Und jetzt fiels auch wie Schuppen mir vom Auge!
Erinnerungen belebten ſich auf einmal —
Im fernſten Hintergrund vergangner Zeit;
Und wie die letzten Thürme aus der Ferne
Erglänzen in der Sonne Gold, ſo wurden
Mir in der Seele zwey Geſtalten hell,
Die höchſten Sonnengipfel des Bewußtſeyns.
Ich ſah mich fliehn in einer dunkeln Nacht,
Und eine lohe Flamme ſah ich ſteigen
In ſchwarzem Nachtgraun, als ich rückwärts ſah.
Ein uralt frühes Denken mußt' es ſeyn;
Denn was vorherging, was darauf gefolgt,
War ausgelöſcht in langer Zeitenferne;
Nur abgeriſſen, einſam leuchtend, ſtand
Dies Schreckensbild mir im Gedächtniß da;
Doch wohl beſann ich mich aus ſpätern Jahren,
Wie der Gefährten Einer mich im Zorn
Den Sohn des Czaars genannt. Ich hielts für Spott,
Und rächte mich dafür mit einem Schlage.
Dies Alles traf jetzt blitzſchnell meinen Geiſt,
Und vor mir ſtands mit leuchtender Gewißheit,

Ich ſey des Czaaren todtgeglaubter Sohn.
Es lösten ſich mit dieſem einzigen Wort
Die Räthſel alle meines dunkeln Weſens.
Nicht blos an Zeichen, die betrüglich ſind,
In tiefſter Bruſt, an meines Herzens Schlägen
Fühlt' ich in mir das königliche Blut,
Und eher will ich's tropfenweis verſprützen,
Als meinem Recht entſagen und der Krone.

Erzbiſchof von Gneſen.

Und, ſollen wir auf eine Schrift vertrauen,
Die ſich durch Zufall bey Euch finden mochte?
Dem Zeugniß ein'ger Flüchtlinge vertraun?
Verzeihet, edler Jüngling! Euer Ton
Und Anſtand iſt gewiß nicht eines Lügners;
Doch könntet Ihr ſelbſt der Betrogne ſeyn;
Es iſt dem Menſchenherzen zu verzeihen,
In ſolchem großen Spiel ſich zu betrügen.
Was ſtellt Ihr uns für Bürgen Eures Worts?

Demetrius.

Ich ſtelle funfzig Eydeshelfer auf,
Piaſten alle, freygeborne Polen
Untadelichen Rufs, die Jegliches
Erhärten ſollen, was ich hier behauptet.
Dort ſitzt der edle Fürſt von Sendomir,
Der Kaſtellan von Lublin ihm zur Seite,
Die zeugen mir's, ob ich Wahrheit geredet.

— — — — — — —

Erzbiſchof von Gneſen.

Was nun bedünket den erlauchten Ständen?
So vieler Zeugniſſe vereinter Kraft
Muß ſich der Zweifel überwunden geben.
Ein ſchleichendes Gerücht durchläuft ſchon längſt
Die Welt, daß Dmitri, Iwans Sohn, noch lebe;
Czaar Boris ſelbſt beſtärkts durch ſeine Furcht.
— Ein Jüngling zeigt ſich hier, an Alter, Bildung,
Bis auf die Zufalls-Spiele der Natur,
Ganz dem Verſchwundnen ähnlich, den man ſucht,
Durch edeln Geiſt des großen Anſpruchs werth.
Aus Kloſter-Mauern ging er wunderbar,
Geheimnißvoll hervor, mit Rittertugend
Begabt, der nur der Mönche Zögling war;
Ein Kleinod zeigt er, das der Czaarowitſch
Einſt an ſich trug, von dem er nie ſich trennte;
Ein ſchriftlich Zeugniß noch von frommen Händen
Beglaubigt ſeine fürſtliche Geburt,
Und kräft'ger noch aus ſeiner ſchlichten Rede
Und reinen Stirn ſpricht uns die Wahrheit an.
Nicht ſolche Züge borgt ſich der Betrug;
Der hüllt ſich täuſchend ein in große Worte,
Und in der Sprache redneriſchen Schmuck.
Nicht länger denn verſag' ich ihm den Namen,
Den er mit Fug und Recht in Anſpruch nimmt,
Und, meines alten Vorrechts mich bedienend,
Geb' ich als Primas ihm die erſte Stimme.

Erzbiſchof von Lemberg.

Ich ſtimme wie der Primas.

Mehrere Biſchöfe.

Wie der Primas.

Mehrere Palatinen.

Auch ich!

Odowalsky.

Und ich!

Landboten (raſch aufeinander.)

Wir Alle!

Sapieha.

Gnäd'ge Herren!
Bedenkt es wohl! Man übereile nichts!
Ein edler Reichstag laſſe ſich nicht raſch
Hinreißen zu — — —

Odowalsky.

Hier iſt
Nichts zu bedenken; Alles iſt bedacht.
Unwiderleglich ſprechen die Beweiſe.
Hier iſt nicht Moskau; nicht Deſpotenfurcht
Schnürt hier die freye Seele zu. Hier darf
Die Wahrheit wandeln mit erhabnem Haupt.
Ich wills nicht hoffen, edle Herrn, daß hier
Zu Krakau auf dem Reichstag ſelbſt der Polen
Der Czaar von Moscau feile Sclaven habe.

Demetrius.

O! habet Dank, erlauchte Senatoren!

Daß ihr der Wahrheit Zeichen anerkannt.
Und wenn ich euch nun der wahrhaftig bin,
Den ich mich nenne, o! ſo duldet nicht,
Daß ſich ein frecher Räuber meines Erbs
Anmaße, und den Scepter länger ſchände,
Der mir, dem ächten Czaarewitſch, gebührt.

— — — — —

Die Gerechtigkeit hab' ich, ihr habt die Macht.
Es iſt die große Sache aller Staaten
Und Thronen, daß geſcheh', was Rechtens iſt,
Und Jedem auf der Welt das Seine werde;
Denn da, wo die Gerechtigkeit regiert,
Da freut ſich Jeder, ſicher ſeines Erbs,
Und über jedem Hauſe, jedem Thron
Schwebt der Vertrag wie eine Cherubswache.

— — — — — —

Gerechtigkeit
Heißt der kunſtreiche Bau des Weltgewölbes,
Wo Alles Eines, Eines Alles hält,
Wo mit dem Einen Alles ſtürzt und fällt.

— — — — — — — —

(Antworten der Senatoren, die dem Demetrius beyſtimmen.)

Demetrius.

O! ſieh mich an, ruhmreicher Sigismund!
Großmächt'ger König! Greif' in deine Bruſt,
Und ſieh dein eignes Schickſal in dem meinen!

Auch du erfahreſt die Schläge des Geſchicks;
In einem Kerker kameſt du zur Welt;
Dein erſter Blick fiel auf Gefängnißmauern.
Du brauchteſt einen Retter und Befreyer,
Der aus dem Kerker auf den Thron dich hob.
Du fandeſt ihn. Großmuth haſt du erfahren;
O! übe Großmuth auch an mir! — —
— — — — — — —
Und ihr erhabnen Männer des Senats,
Ehrwürdige Biſchöfe, der Kirche Säulen,
Ruhmreiche Palatin' und Kaſtellane,
Hier iſt der Augenblick, durch edle That
Zwey lang entzweyte Völker zu verſöhnen.
Erwerbet euch den Ruhm, daß Polens Kraft
Den Moſcowitern ihren Czaar gegeben,
Und in dem Nachbar, der euch feindlich drängte,
Erwerbt euch einen dankbarn Freund.
Und ihr,

Landboten der erlauchten Republik,
Zäumt eure ſchnellen Roſſe! Sitzet auf!
Euch öffnen ſich des Glückes goldne Thore;
Mit euch will ich den Raub des Feindes theilen.
Moſkau iſt reich an Gütern; unermeſſlich
An Gold und Edelſteinen iſt der Schatz
Des Czaars; ich kann die Freunde königlich
Belohnen, und ich wills. Wenn ich als Czaar
Einziehe auf dem Kremel, dann, ich ſchwör's,

Soll ſich der Aermſte unter euch, der mir
Dahin gefolgt, in Sammt und Zobel kleiden,
Mit reichen Perlen ſein Geſchirr bedecken,
Und Silber ſey das ſchlechteſte Metall,
Um ſeiner Pferde Hufe zu beſchlagen.
(Es entſteht eine große Bewegung unter den Landboten.)

Korela (Koſacken-Hettmann.)
(Erklärt ſich bereit, ihm ein Heer zuzuführen.)

Odowalsky.
Soll der Koſak uns Ruhm und Beute rauben?

— — — — — — — — — — —

Wir haben Friede mit dem Tartarfürſt
Und Türken, nichts zu fürchten von dem Schweden.
Schon lang verzehrt ſich unſer tapfrer Muth
Im trägen Frieden; unſre Schwerter roſten.
Auf! Laßt uns fallen in das Land des Czaars
Und einen dankbarn Bundes-Freund gewinnen,
Indem wir Polens Macht und Größe mehren.

Viele Landboten.
Krieg! Krieg mit Moskau!

Andere.
Man beſchließe es!
Gleich ſammle man die Stimmen!

Sapieha (ſteht auf.)
Krongroßmarſchall!
Gebietet Stille! Ich verlang' das Wort.

Eine Menge von Stimmen.

Krieg! Krieg mit Moſkau!

Sapieha.

Ich verlang' das Wort.

Marſchall! thut Euer Amt!

(Großes Getöſe in dem Saale, und außerhalb deſſelben.)

Krongroßmarſchall.

Ihr ſeht, es iſt

Vergebens.

Sapieha.

Was? Der Marſchall auch beſtochen?

Iſt keine Freyheit auf dem Reichstag mehr?
Werft Euren Stab hin, und gebietet Schweigen!
Ich fordr' es, ich begehr's und will's.

(Krongroßmarſchall wirft ſeinen Stab in die Mitte des Saals; der Tumult legt ſich.)

Was denkt ihr? Was beſchließt ihr? Stehn wir nicht
In tiefem Frieden mit dem Czaar zu Moſkau?
Ich ſelbſt als euer königlicher Bote
Errichtete den zwanzigjährgen Bund;
Ich habe meine rechte Hand erhoben
Zum feyerlichen Eidſchwur auf dem Kremel.
Und redlich hat der Czaar uns Wort gehalten.
Was iſt beſchworne Treu? Was ſind Verträge,
Wenn ein ſolenner Reichstag ſie zerbrechen darf?

Demetrius.

Fürſt Leo Sapieha! Ihr habt Frieden

Geſchloſſen, ſagt Ihr, mit dem Czaar zu Moskau?
Das habt Ihr nicht; denn ich bin dieſer Czaar.
In mir iſt Moskau's Majeſtät; ich bin
Der Sohn des Iwan und ſein rechter Erbe.
Wenn Polen Frieden ſchließen will mit Rußland,
Mit mir muß es geſchehen; eu'r Vertrag
Iſt nichtig, mit dem Nichtigen errichtet.

Odowalsky.

Was kümmert eu'r Vertrag uns! Damals haben
Wir ſo gewollt, und heute woll'n wir anders.

Sapieha.

Iſt es dahin gekommen? Will ſich Niemand
Erheben für das Recht, nun ſo will ichs.
Zerreißen will ich das Geweb der Argliſt;
Aufdecken will ich Alles, was ich weiß.
— Ehrwürd'ger Primas! Wie? Biſt du im Ernſt
So gutmüthig, oder kannſt dich ſo verſtellen?
Seyd ihr ſo gläubig, Senatoren? König,
Biſt du ſo ſchwach? Ihr wißt nicht, wollt nicht wiſſen,
Daß ihr ein Spielwerk ſeyd des liſt'gen Woywoda
Von Sendomir, der dieſen Czaar aufſtellte,
Deß ungemeſſner Ehrgeiz in Gedanken
Das güterreiche Moskau ſchon verſchlingt?
Muß ichs euch ſagen, daß bereits der Bund
Geknüpft iſt und beſchworen zwiſchen Beyden;
Daß er die jüngſte Tochter ihm verlobte?

Und ſoll die edle Republik ſich blind
In die Gefahren eines Krieges ſtürzen,
Um den Woywoden groß, um ſeine Tochter
Zur Czaarinn und zur Königinn zu machen?
Beſtochen hat er Alles und erkauft.
Den Reichstag, weiß ich wohl, will er beherrſchen;
Ich ſehe ſeine Faktion gewaltig
In dieſem Saal, und nicht genug, daß er
Den Seym Walny durch die Mehrheit leitet,
Bezogen hat er mit dreytauſend Pferden
Den Reichstag, und ganz Krakau überſchwemmt
Mit ſeinen Lehens-Leuten. Eben jetzt
Erfüllen ſie die Hallen dieſes Hauſes.
Man will die Freyheit unſrer Stimmen zwingen.
Doch keine Furcht bewegt mein tapfres Herz;
So lang noch Blut in meinen Adern rinnt,
Will ich die Freyheit meines Worts behaupten.
Wer wohl geſinnt iſt, tritt zu mir herüber.
So lang ich Leben habe, ſoll kein Schluß
Durchgehn, der wider Recht iſt und Vernunft.
Ich hab' mit Moskau Frieden abgeſchloſſen,
Und ich bin Mann dafür, daß man ihn halte.

Odowalsky.

Man höre nicht auf ihn! Sammelt die Stimmen!

(Biſchöfe von Krakau und Wilna ſtehen auf, und gehen jeder an ſeiner Seite hinab, um die Stimmen zu ſammeln.)

Viele.

Krieg! Krieg mit Moskau!

Erzbiſchof von Gneſen (zu Sapieha.)

Gebt Euch, edler Herr!
Ihr ſeht, daß Euch die Mehrheit widerſtrebt.
Treibts nicht zu einer unglückſel'gen Spaltung!

Krongroßkanzler
(kommt von dem Thron herab, zu Sapieha.)

Der König läſſt Euch bitten, nachzugeben,
Herr Woywod, und den Reichstag nicht zu ſpalten.

Thürhüter (heimlich zu Odowalsky.)

Ihr ſollt Euch tapfer halten, melden Euch
Die vor der Thür. Ganz Krakau ſteht zu Euch.

Krongroßmarſchall (zu Sapieha.)

Es ſind ſo gute Schlüſſe durchgegangen;
O! gebt Euch! Um des andern Guten willen,
Was man beſchloſſen, fügt Euch in die Mehrheit!

Biſchof von Krakau
(hat auf ſeiner Seite die Stimmen geſammelt.)

Auf dieſer rechten Bank iſt Alles einig.

Sapieha.

Laſſt Alles einig ſeyn. — Ich ſage Nein.
Ich ſage Veto, ich zerreiße den Reichstag.
Man ſchreite nicht weiter! Aufgehoben, null
Iſt Alles, was beſchloſſen ward!

(Allgemeiner Aufſtand, der König ſteigt vom Thron, die Schranken werden eingeſtürzt; es entſteht ein tumultuariſches Getöſe. Landboten greifen zu den Säbeln, und zucken ſie links und rechts auf Sapieha. Biſchöfe treten auf beyden Seiten dazwiſchen, und vertheidigen ihn mit ihren Stolen.)

Die Mehrheit?
Was iſt die Mehrheit? Mehrheit iſt der Unſinn;
Verſtand iſt ſtets bey Wen'gen nur geweſen.
Bekümmert ſich ums Ganze, wer nichts hat?
Hat der Bettler eine Freyheit, eine Wahl?
Er muß dem Mächtigen, der ihn bezahlt,
Um Brot und Stiefel ſeine Stimm' verkaufen.
Man ſoll die Stimmen wägen, und nicht zählen;
Der Staat muß untergehn, früh oder ſpät,
Wo Mehrheit ſiegt, und Unverſtand entſcheidet.

Odowalsky.

Hört den Verräther! —

Landboten.

Nieder mit ihm! Haut ihn in Stücken

Erzbiſchof von Gneſen

(reißt ſeinem Kaplan das Kreuz aus der Hand, und tritt dazwiſchen.)

Friede!
Soll Blut der Bürger auf dem Reichstag fließen?
Fürſt Sapieha! Mäßigt Euch!
(Zu den Biſchöfen.)
Bringt ihn
Hinweg! Macht eure Bruſt zu ſeinem Schilde!

Durch jene Seiten-Thür entfernt ihn ſtill,
Daß ihn die Menge nicht in Stücken reiße!

(Sapieha, noch immer mit den Blicken drohend, wird von den Biſchöfen mit Gewalt fortgezogen, indem der Erzbiſchof von Gneſen und von Lemberg die andringenden Landboten von ihm abwehren. Unter heftigem Tumult und Säbelgeklirr leert ſich der Saal aus, daß nur Demetrius, Meiſchek, Odowalsky und der Koſaken-Hettmann zurück bleiben.)

Odowalsky.

Das ſchlug uns fehl — — — — —
Doch darum ſoll euch Hülfe nicht entſtehen;
Hält auch die Republik mit Moskau Frieden,
Wir führens aus mit unſern eignen Kräften.

Korela.

Wer hätt' auch das gedacht, daß er allein
Dem ganzen Reichstag würde Spitze bieten!

Meiſchek.

Der König kommt.

König Siegismund, begleitet von dem Krongroßkanzler, Krongroßmarſchall und einigen Biſchöfen.

König.

Mein Prinz, laſſt Euch umarmen!
Die hohe Republik erzeigt euch endlich

Gerechtigkeit; mein Herz hat es ſchon längſt.
Tief rührt mich Euer Schickſal. Wohl muß es
Die Herzen aller Könige bewegen.

Demetrius.

Vergeſſen hab' ich Alles, was ich litt;
An Eurer Bruſt fühl' ich mich neugeboren.

König.

Viel Worte lieb' ich nicht; doch was ein König
Vermag, der über reichere Vaſallen
Gebietet, als er ſelbſt, biet' ich Euch an.
Ihr habt ein böſes Schauſpiel angeſehn.
Denkt drum nicht ſchlimmer von der Polen Reich,
Weil wilder Sturm das Schiff des Staats bewegt.

Meiſchek.

In Sturmes Brauſen lenkt der Steuermann
Das Fahrzeug ſchnell und führts zum ſichern Hafen.

König.

Der Reichstag iſt zerriſſen. Wollt' ich auch,
Ich darf den Frieden mit dem Czaar nicht brechen.
Doch habt Ihr mächt'ge Freunde. Will der Pole
Auf eigene Gefahr ſich für Euch waffnen,
Will der Koſak des Krieges Glücksſpiel wagen,
Er iſt ein freyer Mann, ich kanns nicht wehren.

Meiſchek.

Der ganze Rokoſz ſteht noch unter Waffen.
Gefällt dir's, Herr, ſo kann der wilde Strom,

Der gegen deine Hoheit ſich empörte,
Unſchädlich über Moskau ſich ergießen.

König.

Die beſten Waffen wird dir Rußland geben;
Dein beſter Schirm iſt deines Volkes Herz.
Rußland wird nur durch Rußland überwunden.
So wie du heute vor dem Reichstag ſprachſt,
So rede dort in Moskau zu den Bürgern;
Ihr Herz erobre dir, und du wirſt herrſchen.
In Schweden hab' ich, als geborner König,
Einſt friedlich den ererbten Thron beſtiegen,
Und doch mein väterliches Reich verloren,
Weil mir die Volksgeſinnung widerſtrebte.

Marina (tritt auf.)

— — — — — — —

Meiſchek.

Erhabne Majeſtät, zu deinen Füßen
Wirft ſich Marina, meine jüngſte Tochter;
Der Prinz von Moskau bietet ihr ſein Herz; —
Du biſt der hohe Schirmvoigt unſers Hauſes;
Von deiner königlichen Hand allein
Geziemt es ihr den Gatten zu empfangen.
(Marina kniet vor dem König.)

König.

Wohl, Vetter! Iſt es Euch genehm, will ich
Des Vaters Stelle bey dem Czaar vertreten.
(Zu Demetrius, dem er die Hand der Marina übergibt.)

So führ' ich Euch in dieſem ſchönen Pfande
Des Glückes heitre Göttin zu. — Und mög' es
Mein Aug' erleben, dieſes holde Paar
Sitzen zu ſehen auf dem Thron zu Moſkau!

Marina.

Herr! Demuthvoll verehr' ich deine Gnade,
Und deine Sclavinn bleib' ich, wo ich bin.

König.

Steht auf, Czaaritza! Dieſer Platz iſt nicht
Für Euch, nicht für die czaariſche Verlobte,
Nicht für die Tochter meines erſten Woywods.
Ihr ſeyd die Jüngſte unter euern Schweſtern;
Doch Euer Geiſt fliegt ihrem Glücke vor,
Und nach dem Höchſten ſtrebt Ihr hochgeſinnt.

Demetrius.

Sey Zeuge, großer König, meines Schwurs;
Ich leg' als Fürſt ihn in des Fürſten Hand!
Die Hand des edeln Fräuleins nehm' ich an,
Als ein koſtbares Pfand des Glücks. Ich ſchwöre,
Sobald ich meiner Väter Thron beſtiegen,
Als meine Braut ſie feſtlich heimzuführen,
Wie's einer großen Königinn geziemt.
Zur Morgengabe ſchenk' ich meiner Braut
Die Fürſtenthümer Pleskow und Groß-Neugart,
Mit allen Städten, Dörfern und Bewohnern,
Mit allen Hoheitsrechten und Gewalten,
Zum freyen Eigenthum auf ew'ge Zeit,

Und dieſe Schenkung will ich ihr als Czaar
Beſtätigen in meiner Hauptſtadt Moskau.
Dem edeln Woywod zahl' ich zum Erſatz
Für ſeine Rüſtung eine Million
Ducaten polniſchen Geprägs. — —
— — — — — — —
So helf' mir Gott und ſeine Heiligen,
Als ich dies treulich ſchwur und halten werde.

König.

Ihr werdet es; Ihr werdet nie vergeſſen,
Was Ihr dem edeln Woywod ſchuldig ſeyd,
Der ſein gewiſſes Glück an Eure Wünſche,
Ein theures Kind an Eure Hoffnung wagt.
So ſeltner Freund iſt köſtlich zu bewahren!
Drum wenn Ihr glücklich ſeyd, vergeſſet nie,
Auf welchen Sproſſen Ihr zum Thron geſtiegen,
Und mit dem Kleide wechſelt nicht das Herz!
Denkt, daß Ihr Euch in Polen ſelbſt gefunden,
Daß Euch dies Land zum Zweytenmal geboren.

Demetrius.

Ich bin erwachſen in der Niedrigkeit;
Das ſchöne Band hab' ich verehren lernen,
Das Menſch an Menſch mit Wechſelneigung bindet.

König.

Ihr tretet aber in ein Reich jetzt ein,
Wo andre Sitten und Gebräuche gelten.
Hier in der Polen Land regiert die Freyheit;

Der König ſelbſt, wiewol am Glanz der höchſte,
Muß oft des mächt'gen Adels Diener ſeyn;
Dort herrſcht des Vaters heilige Gewalt;
Der Sclave dient mit leidendem Gehorſam.
— — — — — — —

Demetrius.

Die ſchöne Freyheit, die ich hier gefunden,
Will ich verpflanzen in mein Vaterland;
Ich will aus Sclaven frohe Menſchen machen.
Ich will nicht herrſchen über Sclaven-Seelen.

König.

Thuts nicht zu raſch, und lernt der Zeit gehorchen!
Hört, Prinz, zum Abſchied noch von mir drey Lehren!
Befolgt ſie treu, wenn Ihr zum Reich gelangt.
Ein König gibt ſie Euch, ein Greis, der viel
Erfuhr, und Euer Jugend kann ſie nutzen.

Demetrius.

O, lehrt mich Eure Weisheit, großer König!
Ihr ſeyd geehrt von einem freyen Volke, —
Wie mach' ich's, um daſſelbe zu erreichen?

König.

— — — — — Ihr kommt vom Ausland;
Euch führen fremde Feindeswaffen ein;
Dies erſte Unrecht habt Ihr gut zu machen.
Drum zeiget Euch, als Moskau's wahrer Sohn,
Indem Ihr Achtung tragt vor ſeinen Sitten.
Dem Polen haltet Wort und ehret ihn;

Denn Freunde braucht Ihr auf dem neuen Thron,
Der Arm, der Euch einführte, kann Euch ſtürzen.
Hochhaltet ihn, doch ahmet ihm nicht nach.
Nicht fremder Brauch gedeiht in einem Lande

— — — — — — —

Doch was Ihr auch beginnt, — ehrt Eure Mutter,
Ihr findet eine Mutter —

Demetrius.

O, mein König!

König.

Wohl habt Ihr Urſach, kindlich ſie zu ehren.
Verehrt ſie — Zwiſchen Euch und Eurem Volk
Steht ſie ein heilig theures Band. — Frey iſt
Die Czaargewalt von menſchlichen Geſetzen;
Dort iſt nichts furchtbares, als die Natur;
Kein beſſres Pfand für Eure Menſchlichkeit
Hat Euer Volk, als Eure Kindesliebe. —
Ich ſage nichts mehr. Manches iſt noch übrig,
Eh' Ihr das goldne Widderfell erobert.
Erwartet keinen leichten Sieg! — — —
Czaar Boris herrſcht mit Anſehn und mit Kraft;
Mit keinem Weichling geht Ihr in den Streit.
Wer durch Verdienſt ſich auf den Thron geſchwungen,
Den ſtürzt der Wind der Meinung nicht ſo ſchnell,
Und ſeine Thaten ſind ihm ſtatt der Ahnen. —
Ich überlaſſ' Euch Eurem guten Glück.
Es hat zu zweyen Malen durch ein Wunder

Euch aus der Hand des Todes ſchon gerettet;
Es wird ſein Werk vollenden und Euch krönen.

Marina. Odowalsky.

Odowalsky.

Nun, Fräulein, hab ich meinen Auftrag wohl
Erfüllt, und wirſt du meinen Eifer loben?

Marina.

Recht gut, daß wir allein ſind, Odowalsky,
Wir haben wicht'ge Dinge zu beſprechen,
Davon der Prinz nichts wiſſen ſoll. Mag er
Der Götterſtimme folgen, die ihn treibt!
Er glaub' an ſich, ſo glaubt ihm auch die Welt,
Laß ihn nur jene Dunkelheit bewahren,
Die eine Mutter großer Thaten iſt. —
Wir aber müſſen hell ſehn, müſſen handeln.
Er gibt den Namen, die Begeiſterung;
Wir müſſen die Beſinnung für ihn haben,
Und haben wir uns des Erfolgs verſichert
Mit kluger Kunſt, ſo wähn' er immerhin,
Daß es aus Himmels Höhn ihm zugefallen.

Odowalsky.

Gebiete, Fräulein! Deinem Dienſte leb' ich.
Bekümmert mich des Moscowiters Sache?
Du biſt es, Deine Größ' und Herrlichkeit,
An die ich Blut und Leben ſetzen will.

Mir blüht kein Glück; abhängig, güterlos,
Darf ich die Wünſche nicht zu dir erheben.
Verdienen aber will ich deine Gunſt.
Dich groß zu machen, ſey mein einzig Trachten.
Mag immer dann ein Andrer dich beſitzen;
Mein biſt du doch, wenn du mein Werk nur biſt.

Marina.

Drum leg' ich auch mein ganzes Herz auf dich.
Du biſt der Mann, dem ich die That vertraue;
Der König meint es falſch. Ich ſchau' ihn durch. —
Ein abgeredet Spiel mit Sapieha
War Alles nur. Zwar iſts ihm wohl gelegen,
Daß ſich mein Vater, deſſen Macht er fürchtet,
In dieſer Unternehmung ſchwächt, daß ſich
Der Bund des Adels, der ihm furchtbar war,
In dieſem fremden Kriegerzug entladet;
Doch will er ſelbſt neutral im Kampfe bleiben.
Des Kampfes Glück denkt er mit uns zu theilen.
Sind wir beſiegt, ſo leichter hofft er uns
Sein Herrſcherjoch in Polen aufzulegen.
Wir ſtehn allein. Geworfen iſt das Loos.
Sorgt er für ſich, wir ſorgen für das Unſre.

— — — — — —

Du führſt die Truppen nach Kiow. Sie ſchwören
Dem Prinzen Treue dort, und ſchwören mir,
Mir, hörſt du? Es iſt eine nöth'ge Vorſicht.

— — — — — — —

Odowalsky.

— — — — — — —

Marina.

Nicht deinen Arm blos will ich, auch dein Auge.

Odowalsky.

Gebiete, ſprich, — — — — — —

Marina.

Du führſt den Czarowitſch.
Bewach' ihn gut! Weich' nie von ſeiner Seite!
Von jedem Schritt gibſt du mir Rechenſchaft.

Odowalsky.

Vertrau' auf mich, er ſoll uns nie entbehren.

Marina.

Kein Menſch iſt dankbar. Fühlt er ſich als Czaar,
Schnell wird er unſre Feſſel von ſich werfen.
— — — — — —
Der Ruſſe haſſt den Polen, muß ihn haſſen;
Da iſt kein feſtes Herzensband zu knüpfen.
— — — — — — —

Marina. Odowalsky. Opalinsky. Bielsky, und mehrere **Polniſche Edelleute.**

Opalinsky.

Schaff' Geld, Patroninn, und wir ziehen mit.
Der lange Reichstag hat uns aufgezehrt;
Wir machen dich zu Rußlands Königinn.

Marina.

Der Biſchof von Kaminieck und von Kulm
Schießt Geld auf Pfandſchaft vor von Land und Leuten.
Verkauft, verpfändet eure Bauernhöfe,
Verſilbert Alles, ſteckts in Pferd und Rüſtung!
Der beſte Kaufmann iſt der Krieg. Er macht
Aus Eiſen Gold. — Was jetzt ihr auch verliert,
In Moſkau wird ſichs zehnfach wiederfinden.

Bielsky.

Es ſitzen noch Zweyhundert in der Trinkſtub;
Wenn du dich zeigſt und einen Becher leerſt
Mit ihnen, ſind ſie dein. — ich kenne ſie.

Marina.

Erwarte mich! Du ſollſt mich hingeleiten.

Opalinsky.

— — — — — —
Gewiß, du biſt zur Königinn geboren.

Marina.

So iſts. Drum muſſt' ichs werden. —

Bielsky.

Ja, beſteige
Du ſelbſt den weißen Zelter, waffne dich,
Und, eine zweyte Banda, führe du
Zum ſichern Siege deine muth'gen Scharen.

Marina.

Mein Geiſt führt euch. Der Krieg iſt nicht für Weiber.
In Kiow iſt der Sammelplatz. Dort wird

Mein Vater aufziehn mit dreytauſend Pferden.
Mein Schwager gibt zweytauſend. Von dem Don
Erwarten wir ein Hülfs-Heer von Koſaken.
Schwört ihr mir Treue?

Alle.

Ja! wir ſchwören. (Ziehn die Säbel.)

Einige.

Vivat Marina!

Andere.

Russiæ regina!

(Marina zerreißt ihren Schleyer, und vertheilt ihn unter die Edelleute. Alle gehen ab, außer Marina.)

Meiſchek. Marina.

Marina.

Warum ſo ernſt, mein Vater, da das Glück
Uns lacht, da jeder Schritt nach Wunſch gelingt;
Und alle Arme ſich für uns bewaffnen?

Meiſchek.

Das eben, meine Tochter! Alles, Alles
Steht auf dem Spiel. In dieſer Kriegsrüſtung
Erſchöpft ſich deines Vaters ganze Kraft.
Wohl hab' ich Grund, es ernſtlich zu bedenken;
Das Glück iſt falſch, unſicher der Erfolg.
— — — — — —

Marina.

— — — — — —

Meiſchek.

Gefährlich Mädchen, wozu haſt du mich
Gebracht! Was bin ich für ein ſchwacher Vater,
Daß ich nicht deinem Dringen widerſtand.
Ich bin der reichſte Woywoda des Reichs,
Der erſte nach dem König. — Hätten wir
Uns damit nicht beſcheiden, unſres Glücks
Genießen können mit vergnügter Seele?
Du ſtrebteſt höher — nicht das mäß'ge Loos
Genügte dir, das deinen Schweſtern ward.
Erreichen wollteſt du das höchſte Ziel
Der Sterblichen, und eine Krone tragen.
Ich allzu ſchwacher Vater möchte gern
Auf dich mein Liebſtes, alles Höchſte häufen;
Ich laſſe mich bethören durch dein Flehen,
Und an den Zufall wag' ich das Gewiſſe!

Marina.

Wie? — Theurer Vater, reu't dich deine Güte?
Wer kann mit dem Geringern ſich beſcheiden,
Wenn ihm das Höchſte überm Haupte ſchwebt?

Meiſchek.

Doch tragen deine Schweſtern keine Kronen,
Und ſind beglückt — — — —
— — — — — —

Marina.

Was für ein Glück iſt das, wenn ich vom Hauſe
Des Woywods, meines Vaters, in das Haus

Meiſchek.

Was wünſcheſt du, mein Kind?

Marina.

Soll ich zu Sambor eingeſchloſſen bleiben
Mit der unbänd'gen Sehnſucht in der Bruſt?
Jenſeits des Dniepers wird mein Loos geworfen —
Endloſe Räume trennen mich davon. —
Kann ich das tragen? O! der ungeduld'ge Geiſt
Wird auf der Folter der Erwartung liegen,
Und dieſes Raumes ungeheure Länge
Mit Angſt ausmeſſen und mit Herzensſchlägen.

Meiſchek.

Was willſt du? Was verlangſt du? — —

Marina.

Laß mich in Kiow des Erfolges harren;
Dort ſchöpf' ich jedes Neue an der Quelle.
Dort an der Gränzmark beyder Reiche, — —
— — — — — —

Meiſchek.

Dein Geiſt ſtrebt furchtbar. Mäß'ge dich, mein Kind.

Marina.

Ja, du vergönnſt mirs, ja, du führſt mich hin.

Meiſchek.

Du führſt *mich* hin. *Muß* ich nicht, was du willſt?

Marina.

Herzvater, wenn ich Czaarinn bin zu Moskau,

Sieh dann muß Kiow *unſre* Gränze ſeyn.
Kiow muß mein ſeyn, und du ſollſts regieren.

Meiſchek.

Mädchen, du träumſt! Schon iſt das große Moskau
Zu eng für deinen Geiſt; du willſt ſchon Land
Auf Koſten deines Vaterlandes — —

Marina.

Kiow
Gehörte nicht zu unſerm Vaterlande.
Dort herrſchten der Waräger alte Fürſten;
Ich hab' die alten Chroniken wohl inne, —
Vom Reich der Ruſſen iſt es abgeriſſen;
Zur alten Krone bring' ich es zurück.

Meiſchek.

Still! Still! das darf der Woywoda nicht hören!
(Man hört Trompeten.)
Sie brechen auf — — —

Zweyter Aufzug.

Erſte Scene.

(Anſicht eines griechiſchen Kloſters in einer öden Wintergegend am See Beloſero. Ein Zug von Nonnen in ſchwarzen Kleidern und Schleyern geht hinten über die Bühne. Marfa in einem weiſſen Schleyer ſteht von den übrigen abgeſondert an einen Grabſtein gelehnt. Olga tritt aus dem Zuge heraus, bleibt einen Augenblick ſtehen, ſie zu betrachten, und tritt alsdann näher.)

Olga.

Treibt dich das Herz nicht auch heraus mit uns
Ins Freye der erwachenden Natur?
Die Sonne kommt, es weicht die lange Nacht,
Das Eis der Ströme bricht, der Schlitten wird
Zum Nachen und die Wandervögel ziehn.
Geöffnet iſt die Welt, uns Alle lockt
Die neue Luſt aus enger Kloſters-Zelle
Ins offne Heitre der verjüngten Flur.

Und du nur willſt, verſenkt in ew'gen Schmerz,
Die allgemeine Fröhlichkeit nicht theilen?

Marfa.

Laß mich allein, und folge deinen Schweſtern!
Ergehe ſich in Luſt, wer hoffen kann.
Mir kann das Jahr, das alle Welt verjüngt,
Nichts bringen; mir iſt Alles ein Vergangnes,
Liegt Alles als geweſen hinter mir.

Olga.

Beweinſt du ewig deinen Sohn und trauerſt
Um die verlorne Herrlichkeit? Die Zeit,
Die Balſam gießt in jede Herzens-Wunde,
Verliert ſie ihre Macht an dir allein?
Du warſt die Czaarinn dieſes großen Reichs,
Warſt Mutter eines blüh'nden Sohns; er wurde
Durch ein entſetzlich Schickſal dir geraubt;
Ins öde Kloſter ſahſt du dich verſtoßen,
Hier an den Grenzen der belebten Welt.
Doch ſechszehnmal ſeit jenem Schreckenstage
Hat ſich das Angeſicht der Welt verjüngt.
Nur deines ſeh' ich ewig unverändert,
Ein Bild des Grabs, wenn Alles um dich lebt.
Du gleichſt der unbeweglichen Geſtalt,
Wie ſie der Künſtler in den Stein geprägt,
Um ewig fort daſſelbe zu bedeuten.

Marfa.

Ja, hingeſtellt hat mich die Zeit

Zum Denkmal meines ſchrecklichen Geſchicks!
Ich will mich nicht beruhigen, will nicht
Vergeſſen. Das iſt eine feige Seele,
Die eine Heilung annimmt von der Zeit,
Erſatz fürs Unerſetzliche! Mir ſoll
Nichts meinen Gram abkaufen. Wie des Himmels
Gewölbe ewig mit dem Wandrer geht,
Ihn immer, unermeſſlich, ganz umfängt,
Wohin er fliehend auch die Schritte wende:
So geht mein Schmerz mit mir, wohin ich wandle;
Er ſchließt mich ein, wie ein unendlich Meer;
Nie ausgeſchöpft hat ihn mein ewig Weinen.

Olga.

O! ſieh doch, was der Fiſcherknabe bringt,
Um den die Schweſtern ſich begierig drängen!
Er kommt von fern her von bewohnten Gränzen;
Er bringt uns Botſchaft aus der Menſchen Land.
Der See iſt auf, die Straßen wieder frey;
Reizt keine Neugier dich, ihn zu vernehmen?
Denn ſind wir gleich geſtorben für die Welt,
So hören wir doch gern von ihrem Wechſel,
Und an dem Ufer ruhig mögen wir
Den Brand der Wellen mit Verwundrung ſchauen.

(**Nonnen** kommen zurück mit einem **Fiſcherknaben.**)

Xenia. Helena.

Sag' an, erzähle, was du Neues bringſt.

Alexia.

Was draußen lebt im Seculum, erzähle.

Fiſcher.

Laſſt mich zum Worte kommen, heil'ge Frauen!

Xenia.

Iſts Krieg? — Iſts Friede?

Alexia.

Wer regiert die Welt?

Fiſcher.

Ein Schiff iſt zu Archangel angekommen,
Herab vom Eispol, wo die Welt erſtarrt.

Olga.

Wie kam ein Fahrzeug in das wilde Meer?

Fiſcher.

Es iſt ein engelländiſch Handelsſchiff.
Den neuen Weg hat es zu uns gefunden.

Alexia.

Was doch der Menſch nicht wagt für den Gewinn!

Xenia.

So iſt die Welt doch nirgends zu verſchließen!

Fiſcher.

Das iſt noch die geringſte Neuigkeit.
Ganz anderes Geſchick bewegt die Erde.

Alexia.

O, ſprich, erzähle!

Olga.

Sage, was geſchehn.

Fiſcher.

Erſtaunliches erlebt man in der Welt;
Die Todten ſtehen auf, Verſtorbne leben.

Olga.

Erklär' dich, ſprich!

Fiſcher.

Prinz Dmitri, Iwans Sohn,
Den wir als todt beweinen ſechszehn Jahr',
Er lebt, und iſt in Polen aufgeſtanden.

Olga.

Prinz Dmitri lebt!

Marfa (auffahrend.)

Mein Sohn!

Olga.

O! faſſe dich! O! halte,
Halte dein Herz, bis wir ihn ganz vernommen!

Alexia.

Wie kann er leben, der ermordet ward
Zu Uglitſch und im Feuer umgekommen?

Fiſcher.

Er iſt entkommen aus der Feuersnoth;
In einem Kloſter hat er Schutz gefunden;
Dort wuchs er auf in der Verborgenheit,
Bis ſeine Zeit kam, ſich zu offenbaren.

Olga (zur Marfa.)

Du zitterſt, Fürſtinn, du verbleichſt?

Marfa.

Ich weiß,
Daß es ein Wahn iſt, — doch ſo wenig noch
Bin ich verhärtet gegen Furcht und Hoffnung,
Daß mir das Herz in meinem Buſen wankt.

Olga.

Warum wär' es ein Wahn? O! Hör' ihn! Hör' ihn!
Wie könnte ſolch Gerücht ſich ohne Grund
Verbreiten?

Fiſcher.

Ohne Grund? Zur Waffe greift
Das ganze Volk der Litthauer, der Polen.
Der große Fürſt erbebt in ſeiner Hauptſtadt!

(**Marfa** an allen Gliedern zitternd muß ſich an **Olga** und **Alexia** lehnen.)

Xenia.

O rede! Sage Alles! Sage, was du weißt.

Alexia.

Sag an, wo du das Neue aufgerafft?

Fiſcher.

Ich aufgerafft? Ein Brief iſt ausgegangen
Vom Czaar in alle Lande ſeiner Herrſchaft;
Den hat uns der Poſadnik*) unſrer Stadt
Verleſen in verſammelter Gemeinde.
Darinnen ſteht, daß man uns täuſchen will.

---

*) Richter, Schultheiß.

Und daß wir den Betrug nicht ſollen glauben!
Drum eben glauben wir's; denn wärs nicht wahr,
Der große Fürſt verachtete die Lüge.

Marfa.

Iſt dies die Faſſung, die ich mir errang?
Gehört mein Herz ſo ſehr der Zeit noch an,
Daß mich ein leeres Wort im Innerſten erſchüttert?
Schon ſechszehn Jahr' bewein' ich meinen Sohn,
Und glaubte nun auf Einmal, daß er lebe?

Olga.

Du haſt ihn ſechszehn Jahr' als todt beweint,
Doch ſeine Aſche haſt du nie geſehn!
Nichts widerlegt die Wahrheit des Gerüchts.
Wacht doch die Vorſicht über dem Geſchick
Der Völker und der Fürſten Haupt. — O öffne
Dein Herz der Hoffnung. — Mehr, als du begreifſt,
Geſchieht — wer kann der Allmacht Gränzen ſetzen?

Marfa.

Soll ich den Blick zurück ins Leben wenden,
Von dem ich endlich abgeſchieden war?
— — — — — —
Nicht bey den Todten wohnte meine Hoffnung.
O! ſagt mir nichts mehr! Laſſt mein Herz ſich nicht
An dieſes Trugbild hängen! Laſſt mich nicht
Den theuren Sohn zum Zweytenmal verlieren!
O! meine Ruh iſt hin, hin iſt mein Frieden!
Ich kann dies Wort nicht glauben, ach! und kanns

Nun ewig nicht mehr aus der Seele löſchen!
Weh mir! Erſt jetzt verlier' ich meinen Sohn;
Jetzt weiß ich nicht mehr, ob ich bey den Todten,
Ob bey den Lebenden ihn ſuchen ſoll.
Endloſem Zweifel bin ich hingegeben!
(Man hört eine Glocke, Schweſter Pförtnerinn kommt.)

Olga.

Was ruft die Glocke? Schweſter Pförtnerinn?

Pförtnerinn.

Der Erzbiſchof ſteht draußen vor den Pforten;
Er kommt vom großen Czaar, und will Gehör.

Olga.

Es ſteht der Erzbiſchof vor unſern Pforten!
Was führt ihn Außerordentliches her? —

Xenia.

Kommt Alle, ihn nach Würden zu empfangen!

(Sie gehen nach der Pforte, indem tritt der Erzbiſchof ein, ſie laſſen ſich Alle vor ihm auf ein Knie nieder, er macht das griechiſche Kreuz über ſie.)

Hiob.

Den Kuß des Friedens bring' ich euch im Namen
Des Vaters und des Sohnes und des Geiſts,
Der ausgeht von dem Vater!

Olga.

Herr! Wir küſſen
In Demuth deine väterliche Hand!
— — — — Gebiete deinen Töchtern!

Hiob.

An Schweſter Marſa lautet meine Sendung.

Olga.

Hier ſteht ſie und erwartet dein Gebot.

(Alle Nonnen entfernen ſich.)

Hiob und Marſa.

Hiob.

Der große Fürſt iſt's, der mich an dich ſendet,
Auf ſeinem fernen Throne denkt er dein,
Denn wie die Sonn' mit ihrem Flammenaug'
Licht durch die Welt und Fülle rings verbreitet,
So iſt das Aug des Herrſchers überall;
Bis an die fernſten Enden ſeines Reichs
Wacht ſeine Sorge, ſpäht ſein Blick umher.

Marſa.

Wie weit ſein Arm trifft, hab' ich wohl erfahren.

Hiob.

Er kennt den hohen Geiſt, der dich beſeelt;
Drum theilt er zürnend die Beleidigung,
Die ein Verwegner dir zu bieten wagt.

Marſa.

— — — — — —

Hiob.

[illegible], ein Frevler in der Polen Land,
[illegible] Renegat, der ſein Gelübd' als Mönch

Ruchlos abſchwörend ſeinen Gott verläugnet,
Mißbraucht den edeln Namen deines Sohnes,
Den dir der Tod geraubt im Kindes-Alter.
Der dreiſte Gaukler rühmt ſich deines Bluts,
Und gibt ſich für des Czaaren Iwans Sohn;
Ein Woywod bricht den Frieden, führt aus Polen
Den Afterkönig, den er ſelbſt erſchaffen
Mit Heereskraft in unſre Gränzen ein;
Das treue Herz der Reußen führt er irre,
Und reizt ſie auf zu Abfall und Verrath.
— — — — — Mich ſchickt
Der Czaar zu dir in väterlicher Meinung.
— Du ehrſt die Manen deines Sohns; du wirſt
Nicht dulden, daß ein frecher Abenteurer
Ihm aus dem Grabe ſeinen Namen ſtiehlt,
Und ſich verwegen drängt in ſeine Rechte.
Erklären wirſt du laut vor aller Welt,
Daß du ihn nicht für deinen Sohn erkennſt.
Du wirſt nicht fremdes Baſtartblut ernähren
An deinem Herzen, das ſo edel ſchlägt;
Du wirſt, der Czaar erwartet es von dir,
Der ſchändlichen Erfindung widerſprechen,
Mit dem gerechten Zorn, den ſie verdient.

Marfa

(hat während dieſer Rede die heftigſten Bewegungen bekämpft.)

Was hör' ich, Erzbiſchof! Iſts möglich? — O! Sagt an!

Durch welcher Zeichen und Beweiſe Kraft
Beglaubigt ſich der kecke Abenteurer,
Als Iwans Sohn, den wir als todt beweinen?

Hiob.

Durch eine flücht'ge Aehnlichkeit mit Iwan,
Durch Schriften, die der Zufall ihm verſchaffte,
Und durch ein köſtlich Kleinod, das er zeigt,
Täuſcht er die Menge, die ſich gern betrügt.

Marfa.

Was für ein Kleinod? O! Das ſagt mir an!

Hiob.

Ein goldnes Kreuz, belegt mit neun Smaragden,
Das ihm der Knäß Iwan Meſtislowskoy,
So ſagt er, in der Taufe umgehangen.

Marfa.

Was ſagt Ihr? — Dieſes Kleinod weiſt er auf?
(mit gezwungener Faſſung.)
— Und wie behauptet er, daß er entkommen?

Hiob.

Ein treuer Diener und Diak hab' ihn
Dem Mord entriſſen und dem Feuerbrand,
Und nach Smolenskow heimlich weggeführt.

Marfa.

Wo aber hielt er ſich — wo gibt er vor,
Daß er bis dieſe Stunde ſich verborgen?

Hiob.

Im Kloſter Tſchudow ſey er aufgewachſen,

Sich ſelber unbekannt; von dort hab' er
Nach Litthauen und Polen ſich geflüchtet,
Wo er dem Fürſt von Sendomir gedient,
Bis ihm ein Zufall ſeinen Stand entdeckt!

Marfa.

Mit ſolcher Fabel kann er Freunde finden,
Die Gut und Blut an ſeine Sache wagen?

Hiob.

O, Czaarinn! Falſches Herzens iſt der Pole,
Und neidiſch ſieht er unſres Landes Flor.
Ihm iſt ein jeder Vorwand ſehr willkommen,
Den Krieg in unſern Gränzen anzuzünden!

Marfa.

Doch gäb' es ſelbſt in Moskau gläub'ge Seelen,
Die dieſes Werk des Trugs ſo leicht berückt?

Hiob.

Der Völker Herz iſt wankelmüthig, Fürſtinn!
Sie lieben die Veränderung; ſie glauben
Durch eine neue Herrſchaft zu gewinnen.
Der Lüge kecke Zuverſicht reißt hin,
Das Wunderbare findet Gunſt und Glauben.
Drum wünſcht der Czaar, daß du den Wahn des Volks
Zerſtreuſt, wie du allein vermagſt. Ein Wort
Von dir, und der Betrüger iſt vernichtet,
Der ſich verwegen lügt zu deinem Sohn.
Mich freuts, dich ſo bewegt zu ſehen. Dich

Empört, ich ſeh's, das freche Gaukelſpiel,
Und deine Wangen färbt der edle Zorn.

Marfa.

Und wo, — das ſagt mir, — wo verweilt er jetzt,
Der ſich für unſern Sohn zu geben wagt?

Hiob.

Schon rückt er gegen Tſchernikow heran;
Von Kiow, hört man, ſey er aufgebrochen;
Ihm folgt der Polen leicht berittne Schaar,
Sammt einem Heerzug doniſcher Koſaken.

Marfa.

O! Höchſte Allmacht, habe Dank! Dank! Dank!
Daß du mir endlich Rettung, Rache ſendeſt.

Hiob.

Was iſt dir, Marfa? — Wie verſteh' ich das?

Marfa.

O! Himmelsmächte, führt ihn glücklich her!
Ihr Engel alle, ſchwebt um ſeine Fahnen!

Hiob.

Iſt's möglich? — Wie? Dich konnte der Betrüger, —

Marfa.

Er iſt mein Sohn. An dieſen Zeichen allen
Erkenn' ich ihn. An deines Czaaren Furcht
Erkenn ich ihn. Er iſt's! Er lebt! Er naht!
Herab von deinem Thron, Tyrann! Erzittre!
Es lebt ein Sprößling noch von Ruriks Stamm;

Der wahre Czaar, der rechte Erbe kommt,
Er kommt, und fordert Rechnung von dem Seinen.

Hiob.

Wahnſinnige! Bedenkſt du, was du ſagſt?

Marfa.

Erſchienen endlich iſt der Tag der Rache.
Der Wiederherſtellung. Der Himmel zieht
Aus Grabes Nacht die Unſchuld an das Licht.
Der ſtolze Godunow, mein Todfeind, muß
Zu meinen Füßen kriechend Gnade flehn;
O meine heißen Wünſche ſind erfüllt!

Hiob.

Kann dich der Haß zu ſolchem Grad verblenden?

Marfa.

Kann deinen Czaar der Schrecken ſo verblenden,
Daß er Errettung hofft von mir — von mir —
Der unermeſſlich ſchwer Beleidigten?
— — — — —
Ich ſoll den Sohn verläugnen, den der Himmel
Mir durch ein Wunder aus dem Grabe ruft?
Ihm, meines Hauſes Mörder, zu gefallen,
Der über mich unſäglich Weh gehäuft,
Die Rettung von mir ſtoßen, die mir Gott
In meinem tiefen Jammer endlich ſendet.

Hiob.

— — — — — —

Marfa.

Nein, du entrinnſt mir nicht. Du ſollſt mich hören.
Ich habe dich, ich laſſe dich nicht los.
O! Endlich kann ich meine Bruſt entladen,
Ausſchäumen endlich gegen meinen Feind
Der tiefſten Seele lang verhaltnen Groll!
— — — — Wer wars, der mich
In dieſe Gruft der Lebenden verſtieß,
Mit allen friſchen Kräften meiner Jugend,
Mit allen warmen Trieben meiner Bruſt?
Wer riß den theuern Sohn mir von der Seite,
Und ſandte Mörder aus, ihn zu durchbohren?
O! keine Sprache nennt, was ich gelitten,
Wenn ich die langen hellgeſtirnten Nächte
Mit ungeſtillter Sehnſucht durchgewacht,
Der Stunden Lauf an meinen Thränen zählte!
Der Tag der Rettung und der Rache kommt;
Ich ſeh den Mächtigen in meiner Macht.

Hiob.

Du glaubſt, es fürchte dich der Czaar, —

Marfa.

Er iſt
In meiner Macht — Ein Wort aus meinem Munde,
Ein einziges, kann ſein Geſchick entſcheiden! —
Das iſt's, warum dein Herrſcher mich beſchickte!
Das ganze Volk der Reußen und der Polen
Sieht jetzt auf mich. Wenn ich den Czarowitzſch

Für meinen Sohn und Iwans anerkenne,
So huldigt Alles ihm; das Reich iſt ſein.
Verläugn' ich ihn, ſo iſt er ganz verloren.
Denn wer wird glauben, daß die wahre Mutter,
Die Mutter, die, wie ich, beleidigt war,
Verläugnen könnte ihres Herzens Sohn,
Mit ihres Hauſes Mörder einverſtanden?
Ein Wort nur koſtets mich, und alle Welt
Verläßt ihn als Betrüger. — Iſts nicht ſo?
Dies Wort will man von mir. — Den großen Dienſt,
Geſtehs, kann ich dem Godunow erzeigen!

Hiob.

Dem ganzen Vaterland erzeigſt du ihn;
Aus ſchwerer Kriegsnoth retteſt du das Reich,
Wenn du der Wahrheit Ehre gibſt. Du ſelbſt,
Du zweifelſt nicht an deines Sohnes Tod,
Und könnteſt zeugen, wider dein Gewiſſen?

Marfa.

Ich hab' um ihn getrauert ſechszehn Jahr,
Doch ſeine Aſche ſah' ich nie. Ich glaubte
Der allgemeinen Stimme ſeinen Tod
Und meinem Schmerz. Der allgemeinen Stimme
Und meiner Hoffnung glaub ich jetzt ſein Leben.
Es wäre ruchlos, mit verwegnem Zweifel
Der höchſten Allmacht Gränzen ſetzen wollen.
Doch wär' er auch nicht meines Herzens Sohn,
Er ſoll der Sohn doch meiner Rache ſeyn.

Ich nehm' ihn an und auf an Kindes Statt,
Den mir der Himmel rächend hat geboren.

Hiob.

Unglückliche! Dem Starken trotzeſt du?
Vor ſeinem Arme biſt du nicht geborgen
Auch in des Kloſters Abgeſchiedenheit.

Marfa.

Er kann mich tödten; meine Stimme kann
Im Grab erſticken oder Kerkers Nacht,
Daß ſie nicht mächtig durch die Welt erſchalle,
Das kann er; doch mich reden laſſen, was
Ich nicht will, das vermag er nicht; — auch nicht
Durch deine Liſt, — den Zweck hat er verloren!

Hiob.

Iſt dies dein letztes Wort? Beſinn' dich wohl!
Bring' ich dem Czaar nicht beſſeren Beſcheid?

Marfa.

Er hoffe auf den Himmel, wenn er darf,
Auf ſeines Volkes Liebe, wenn er kann.

Hiob.

Genug! — Du willſt entſchloſſen dein Verderben,
Du hältſt dich an ein ſchwaches Rohr, das bricht;
Du wirſt mit ihm zu Grunde gehen. —

Marfa (allein.)

Es iſt mein Sohn, ich kann nicht daran zweifeln.

Die wilden Stämme ſelbſt der freyen Wüſte
Bewaffnen ſich für ihn; der ſtolze Pole,
Der Palatinus, wagt die edle Tochter
An ſeiner guten Sache reines Gold,
Und ich allein verwärf' ihn, ſeine Mutter?
Und mich allein durchſchauerte der Sturm
Der Freude nicht, der ſchwindelnd alle Herzen
Ergreift, und in Erſchüttrung bringt die Erde?
Er iſt mein Sohn; ich glaub' an ihn, ich wills.
Ich faſſe mit lebendigem Vertrauen
Die Rettung an, die mir der Himmel ſendet!
Er iſts, er zieht mit Heereskraft heran,
Mich zu befreyen, meine Schmach zu rächen!
Hört ſeine Trommeln! Seine Kriegstrommeten!
Ihr Völker, kommt vom Morgen und Mittag
Aus euren Steppen, euren ew'gen Wäldern!
In allen Zungen, allen Trachten kommt!
Zäumet das Roß, das Rennthier, das Kameel!
Wie Meereswogen ſtrömet zahllos her,
Und dränget euch zu eures Königs Fahnen! —
O! Warum bin ich hier geengt, gebunden,
Beſchränkt mit dem unendlichen Gefühl!
Du ew'ge Sonne, die den Erdenball
Umkreiſt, ſey du die Botinn meiner Wünſche!
Du allverbreitet ungehemmte Luft,
Die ſchnell die weitſte Wanderung vollendet,
O! trag' ihm meine glüh'nde Sehnſucht zu!

Ich habe nichts, als mein Gebet und Flehn;
Das ſchöpf' ich flammend aus der tiefſten Seele,
Beflügelt ſend' ichs zu des Himmels Höhn,
Wie eine Heerſchaar ſend' ich dirs entgegen.

Zweyte Scene.

(Eine Anhöhe, mit Bäumen umgeben. Eine weite und lachende Ferne öffnet ſich; man ſieht einen ſchönen Strom durch die Landſchaft ausgegoſſen, die von dem jungen Grün der Saaten belebt iſt. Näher und ferner ſieht man die Thurmſpitzen einiger Städte leuchten. Trommeln und Kriegsmuſik hinter der Scene. **Odowalsky** und **andere Offiziere** treten auf; gleich darauf **Demetrius**.

Odowalsky.

Laſſt die Armee am Wald hinunter ziehn,
Indeß wir uns hier umſchaun auf der Höhe.

(Einige gehen. **Demetrius** tritt auf.)

Demetrius (zurückfahrend.)

Ha! Welch ein Anblick!

Odowalsky.

Herr! Du ſiehſt dein Reich
Vor dir geöffnet. — Das iſt ruſſiſch Land.

Razin.

Hier dieſe Säule trägt ſchon Moskaus Wappen;
Hier hört der Polen Herrſchgebiete auf.

Demetrius.

Iſt das der Dnieper, der den ſtillen Strom
Durch dieſe Auen gießt?

Odowalsky.

Das iſt die Desna.
Dort heben ſich die Thürme Tſchernigows.

Razin.

Was dort am fernen Himmel glänzt, das ſind
Die Kuppeln von Sewerisch Novogrod.

Demetrius.

Welch heitrer Anblick! Welche ſchöne Auen!

Odowalsky.

Der Lenz hat ſie mit ſeinem Schmuck bedeckt;
Denn Fülle Korns erzeugt der üpp'ge Boden.

Demetrius.

Der Blick ſchweift hin im Unermeſſlichen.

Razin.

Doch iſts ein kleiner Anfang nur, o Herr!
Des großen Ruſſenreichs. Denn unabſehbar
Streckt es der Morgen-Sonne ſich entgegen,
Und keine Gränzen hat es nach dem Nord,
Als die lebend'ge Zeugungkraft der Erde.

— — — — —

Razin.

Sieh, unſer Czaar iſt ganz nachdenkend worden.

Demetrius.

Auf dieſen ſchönen Au'n wohnt noch der Friede,

Und mit des Krieges furchtbarem Geräth
Erſchein' ich jetzt, ſie feindlich zu verheeren!

Odowalſky.

Dergleichen, Herr! bedenkt man hinterdrein.

Demetrius.

Du fühlſt als Pohle, ich bin Moſkau's Sohn,
Es iſt das Land, das mir das Leben gab.
Vergib mir, theurer Boden, heim'ſche Erde,
Du heiliger Gränzpfeiler, den ich faſſe,
Auf den mein Vater ſeinen Adler grub,
Daß ich, dein Sohn, mit fremden Feindes Waffen
In deines Friedens ruhigen Tempel falle.
Mein Erb' zurück zu fordern komm' ich her,
Und den geraubten edeln Vaternamen.
Hier herrſchten die Waräger, meine Ahnherrn,
In langer Reih', ſeit dreyßig Menſchen-Altern;
Ich bin der Letzte ihres Stamms, dem Mord
Entriſſen durch ein göttliches Verhängniß.
— — — — —

Dritte Scene.

(Ein ruſſiſches Dorf. Freyer Platz vor der Kirche. Man hört die Sturmglocke. **Gleb**, **Ilia** und **Timoſka** eilen mit Aexten bewaffnet auf die Scene.)

Gleb (aus dem Hauſe kommend.)

Was rennt das Volk?

Ilia (aus einem andern Hauſe kommend.)

Wer zog die Feuerglocke? —

Timoska.

Nachbarn, heraus! Kommt Alle, kommt zu Rath!

(Oleg und Igor mit vielen andern Landleuten, Weibern und Kindern, welche Gepäcke tragen.)

Gleb.

Wo kommt ihr her mit Weibern und mit Kindern?

Igor.

Flieht, flieht, der Pohle iſt ins Land gefallen
Bey Moromeſk, und mordet, was er findet.

Oleg.

Flieht, flieht ins innre Land, in feſte Städte!
Wir haben unſre Hütten angezündet,
Uns aufgemacht, ein ganzes Dorf und fliehn
Landeinwärts zu dem Heer des Czaaren.

Timoska.

Da kömmt ein neuer Trupp von Flüchtigen.

(Iwanska und Petruſchka mit bewaffneten Landleuten treten an der entgegengeſetzten Seite auf.)

Iwanska.

Es leb' der Czaar! Der große Fürſt Dimitri!

Gleb.

Wie? Was iſt das?

Ilia.

Wo wollt ihr hin?

Timoſka.

Wer ſeyd ihr?

Petruſchka.

Wer treu iſt unſerm Fürſtenſtamm, kommt mit!

Timoſka.

Was iſt denn das? Da flieht ein ganzes Dorf
Landeinwärts von den Pohlen ſich zu retten;
Und ihr wollt hin, wo dieſe hergeflohn?
Wollt übergehen zu dem Feind des Landes?

Petruſchka.

Was Feind? Es iſt kein Feind, der kommt; es iſt
Ein Freund des Volks, der rechte Erb' des Landes.

Es tritt der Poſadnik (Dorfrichter) auf, um ein Manifeſt des Demetrius abzuleſen. Schwanken der Einwohner des Dorfs zwiſchen beyden Parteyen. Die Bäuerinnen werden zuerſt für Demetrius gewonnen, und geben den Ausſchlag.

Lager des Demetrius. Er iſt in der erſten Action geſchlagen, aber die Armee des Czaaren Boris ſiegt gewiſſermaßen wider ihren Willen, und verfolgt ihre Vortheile nicht. Demetrius, in Verzweiflung, will ſich tödten, und wird mit Mühe von Koula und Odowalsky daran verhindert. Uebermuth der Koſaken ſelbſt gegen Demetrius.

Lager der Armee des Czaaren Boris. Er ſelbſt iſt abweſend, und dies ſchadet ſeiner Sache, weil er gefürchtet, aber nicht geliebt wird. Die Armee iſt ſtark, aber unzuverläſſig. Die Anführer ſind uneinig, und neigen ſich zum Theil auf die Seite des Demetrius aus verſchiednen Bewegunggründen. Einer von ihnen, Soltikow, erklärt ſich aus Ueberzeugung für ihn. Sein Uebergang iſt von den wichtigſten Folgen; ein großer Theil der Armee fällt dem Demetrius zu.

Boris in Moskau. Noch zeigt er ſich als abſoluter Herrſcher und hat treue Diener um ſich; aber er iſt ſchon erbittert durch ſchlimme Nachrichten. Furcht vor einem Aufſtand in Moskau hält ihn ab zur Armee zu gehen. Auch ſchämt er ſich als Czaar in Perſon gegen den Betrüger zu fechten. Scene zwiſchen ihm und dem Erzbiſchof.

Unglücksboten kommen von allen Seiten, und die Gefahr wird immer dringender für Boris. Er hört vom Abfall des Landvolks und der Provinzial-Städte, von der Unthätigkeit und Meuterey der Armee, von den Bewegungen in Moskau, von Demetrius Vordringen.

Romanow, den er ſchwer beleidigt hat, kommt in Moskau an. Dies erregt neue Beſorgniſſe. Jetzt kommt die Nachricht, daß die Bojaren in das Lager des Demetrius fliehen, und daß die ganze Armee zu ihm übergeht.

Boris und Arinia. Der Czaar erſcheint rührend als Vater, und im Geſpräch mit der Tochter, ſchließt ſich ſein Innerſtes auf.

Boris hat ſich durch Verbrechen zum Herrſcher gemacht, aber alle Pflichten des Herrſchers übernommen und geleiſtet; dem Lande gegenüber iſt er ein ſchätzbarer Fürſt, und ein wahrer Vater des Volks. Nur in Angelegenheiten ſeiner Perſon gegen Einzelne iſt er argwöhniſch, rachſüchtig und grauſam. Sein Geiſt erhebt ihn, wie ſein Rang, über Alles, was ihn umgibt. Der lange Beſitz der höchſten Gewalt, die gewohnte Beherrſchung der Menſchen und die deſpotiſche Form der Regierung haben ſeinen Stolz ſo genährt, daß es ihm unmöglich iſt, ſeine Größe zu überleben. Er ſieht klar, was ihm bevorſteht; aber noch iſt er Czaar, und nicht erniedrigt, wenn er zu ſterben beſchließt.

Er glaubt an Vorherverkündigungen, und in ſeiner jetzigen Stimmung erſcheinen ihm Dinge als bedeutend, die er ſonſt verachtet hatte. Ein beſonderer Umſtand, worin er eine Stimme des Schickſals findet, wird für ihn entſcheidend.

Kurz vor ſeinem Tode ändert er ſeine Natur, wird ſanfter auch gegen die Unglücksboten, und ſchämt ſich der Aufwallungen des Zorns, womit er die früheren empfing. Er läſſt ſich das Schlimmſte erzählen, und beſchenkt ſogar den Erzähler.

Sobald er das für ihn entſcheidende Unglück vernimmt, geht er ab ohne weitere Erklärung, mit Gelaſſenheit und Reſignation. Kurz nachher tritt er in Mönchskleidern wieder auf, und entfernt ſeine Tochter von ſeinem letzten Augenblicke. In einem Kloſter ſoll ſie Schutz vor Beleidigungen ſuchen; ſein Sohn Feodor wird als ein Kind vielleicht weniger zu fürchten haben. Er nimmt das Gift und geht auf ein einſames Zimmer, um in der Stille zu ſterben.

Allgemeine Verwirrung bey der Nachricht vom Tode des Czaaren. Die Bojaren bilden einen Reichsrath und herrſchen im Kremel. Romanow (nachheriger Czaar und Stammvater des jetztregierenden Hauſes) tritt auf an der Spitze einer bewaffneten Macht, ſchwört an der Bruſt des Czaaren ſeinem Sohn Feodor den Eid der Treue, nnd nöthigt die Bojaren, ſeinem Beyſpiel zu folgen. Rache und Ehrſucht ſind fern vor ſeiner Seele, er folgt bloß dem Rechte. Axinien liebt er ohne Hoffnung, und wird, ohne es zu wiſſen, wieder geliebt.

Romanow eilt zur Armee, um dieſe für den jungen Czaar zu gewinnen. Aufruhr in Moſkau, von den Anhängern des Demetrius bewirkt. Das Volk reißt die Bojaren aus ihren Häuſern, bemächtigt ſich des Feodor und der Axinia, ſetzt ſie gefangen, und ſchickt Abgeordnete an Demetrius.

Demetrius in Tula auf dem Gipfel des Glücks. Die Armee iſt ſein; man bringt ihm die Schlüſſel vieler Städte. Moſkau allein ſcheint noch zu widerſtehen. Er iſt mild und liebenswürdig, zeigt eine edle Rührung bey der Nachricht vom Tode des Boris, begnadigt einen entdeckten Anſchlag gegen ſein Leben, verſchmäht die knechtiſchen Ehrenbezeugungen der Ruſſen, und will ſie abſchaffen. Die Pohlen dagegen, von denen er umgeben iſt, ſind rauh, und behandeln die Ruſſen mit Verachtung. Demetrius verlangt noch eine Zuſammenkunft mit ſeiner Mutter, und ſendet Boten an Marina.

Unter der Menge von Ruſſen, die ſich in Tula zum Demetrius drängen, erſcheint ein Mann, den Demetrius ſogleich erkennt; er freut ſich höchlich ihn wieder zu ſehen. Er entfernt alle Andere, und ſobald er mit dieſem Manne allein iſt, dankt er ihm mit vollem Herzen, als ſeinem Retter und Wohlthäter. Jener gibt zu verſtehen, daß Demetrius allerdings eine große Verbindlichkeit gegen ihn habe, und eine größere, als er ſelbſt wiſſe. Demetrius dringt in ihn, ſich deutlicher zu erklären, und der Mörder des ächten Demetrius entdeckt nun den wahren Hergang der Sache. Für dieſen Mord wurde er nicht belohnt, hatte vielmehr von Boris nichts als den Tod zu erwarten. Dürſtend nach Rache traf er auf einen Knaben, deſſen Aehnlichkeit mit dem Czaar Iwan ihm auffiel. Dieſer Umſtand muſſte benutzt werden. Er nahm ſich des Knaben an, floh mit ihm aus Uglitſch, brachte ihn zu einem Geiſtlichen, den er für ſeinen Plan zu gewinnen wuſſte, und übergab dieſem das Kleinod, das er ſelbſt dem ermordeten Demetrius abgenommen hatte. Durch dieſen Knaben, den er nachher nie aus den Augen verloren, und deſſen Schritte er jederzeit unvermerkt geleitet hat, iſt er nunmehr gerächt. Sein Werkzeug, der falſche Demetrius, herrſcht über Rußland an Boris Stelle.

Während dieſer Erzählung geht im Demetrius eine ungeheure Veränderung vor. Sein Stillſchweigen iſt furchtbar. In dem Momente der höchſten Wuth und Verzweiflung bringt ihn der Mörder aufs Aeußerſte, da er mit Trotz und Uebermuth ſeinen Lohn fordert. Er ſtößt ihn nieder.

Monolog des Demetrius. Innerer Kampf, aber überwiegendes Gefühl der Nothwendigkeit, ſich als Czaar zu behaupten.

Die Abgeordneten der Stadt Moskau kommen an, und unterwerfen ſich dem Demetrius. Sie werden finſter und mit drohenden Anſtalten empfangen. Unter ihnen iſt der Patriarch. Demetrius entſetzt ihn ſeiner Würde, und verurtheilt kurz darauf einen vornehmen Ruſſen, der an ſeiner Aechtheit gezweifelt hatte.

Marfa und Olga erwarten den Demetrius unter einem prächtigen Zelt. Marfa ſpricht von der bevorſtehenden Zuſammenkunft mit mehr Zweifel und Furcht, als Hoffnung, und zittert dieſem Moment entgegen, der ihre höchſte Glückſeligkeit ſeyn ſollte. Olga redet ihr zu, ſelbſt ohne Glauben. Auf der langen Reiſe hatten Beyde Zeit gehabt, ſich an alle Umſtände zu erinnern; die erſte Exaltation hatte dem Nachdenken Raum gemacht. Das düſtre Schweigen und die zurückſchreckenden Blicke der Wachen, die das Zelt umgeben, vermehren noch ihre Zweifel.

Die Trompeten erſchallen. Marfa iſt unſchlüſſig, ob ſie dem Demetrius entgegengehen ſoll. Jetzt ſteht er vor ihr, allein. Der kleine Reſt von Hoffnung in ihrem Herzen ſchwindet ganz bey ſeinem Anblick. Ein unbekanntes Etwas tritt zwiſchen Beyde, die Natur ſpricht nicht, ſie ſind ewig geſchieden. Der erſte Moment war ein Verſuch ſich zu nähern; Marfa iſt die erſte, die eine zurückweichende Bewegung macht. Demetrius bemerkt es, und bleibt einen Augenblick betroffen ſtehen. Bedeutendes Schweigen. —

Demetrius. Sagt dir das Herz nichts? Erkennſt du dein Blut nicht in mir?

Marfa ſchweigt.

Demetrius. Die Stimme der Natur iſt heilig und frey; ich will ſie weder zwingen noch erlügen. Hätte dein Herz bey meinem Anblicke geſprochen, ſo hätte das meinige geantwortet; du würdeſt einen frommen, einen liebenden Sohn in mir gefunden haben. Das Nothwendige wäre mit Neigung, mit Liebe, mit Innigkeit geſchehen. Doch wenn du nicht als Mutter für mich fühlſt, ſo denk' als Fürſtinn, faſſe dich als Königinn! Das Schickſal gab mich dir ungehofft zum Sohn; nimm du mich an als ein Geſchenk des Himmels. Wär' ich dein Sohn auch nicht, der ich jetzt ſcheine, ſo raub' ich deinem Sohne nichts. Ich raubte es deinem Feinde. Dich und dein Blut hab' ich gerächt, habe dich aus der Gruft, in der du lebendig begraben warſt, gezogen, und auf den Fürſtenſtuhl zurückgeführt. — Daß dein Schickſal an meines befeſtigt iſt, begreifſt du. Du ſtehſt mit mir, und mit mir gehſt du unter. Die Völker alle ſehen auf uns. —

Ich faſſe die Gaukeley, und, was ich nicht empfinde, mag ich nicht zeigen; aber ich fühle wirklich eine Ehrfurcht gegen dich, und dies Gefühl, das meine Kniee vor dir beugt, es iſt mein Ernſt.

(Stummes Spiel der Marfa, das die innere Bewegung in ihr zu erkennen gibt.)

Demetrius. Entſchließe dich! Laß deines Willens freye Handlung ſeyn, was die Natur dir verſagt. Ich fordere keine Heucheley, keine Lüge von dir; ich fordere wahre Gefühle. *Scheine du nicht meine Mutter, ſey es* — Wirf das Vergangene von dir, ergreife das Gegenwärtige mit ganzem Herzen! Bin ich dein Sohn nicht, ſo bin ich der Czaar; ich habe die Macht, ich habe das Glück. — Der, welcher im Grabe liegt, iſt Staub; er hat kein Herz dich zu lieben, kein Auge dir zu lächeln — Wende dich zu dem Lebenden —

(Marfa bricht in Thränen aus.)

Demetrius. O dieſe goldnen Tropfen ſind mir willkommen. Laß ſie fließen! Zeige dich ſo dem Volk!

(Auf einen Wink des Demetrius öffnet ſich das Zelt, und die verſammelten Ruſſen werden Zeugen dieſer Scene.)

Einzug des Demetrius in Moskau. Große Pracht, aber kriegeriſche Anſtalten. Pohlen und Koſaken ſind es, die den Zug anführen. Das Düſtre und Schreckliche miſcht ſich in die öffentliche Freude. Mißtrauen und Unglück umſchweben das Ganze.

Romanow, der zu ſpät zur Armee kam, iſt nach Moskau zurückgekehrt, um Feodor und Axinien zu ſchützen. Alles iſt vergebens; er ſelbſt wird gefangen geſetzt. Axinia flüchtet zur Czaarin Marfa und fleht zu ihren Füßen um Schutz vor den Pohlen. Hier ſieht ſie Demetrius, und ihr Anblick entzündet bey ihm eine heftige unwiderſtehliche Leidenſchaft. Axinia verabſcheut ihn.

Demetrius als Czaar — Ein furchtbares Element trägt ihn. aber er beherrſcht es nicht; er wird von der Gewalt fremder Leidenſchaften geführt. — Sein inneres Bewuſſtſeyn erzeugt ein allgemeines Mißtrauen; er hat keinen Freund, keine treue Seele. Pohlen und Koſaken ſchaden ihm durch ihre Frechheit in der Meinung des Volks. Selbſt was ihm zur Ehre gereicht, ſeine Popularität, Einfachheit, und Verſchmähung des ſteifen Ceremoniels erregt Unzufriedenheit. Zuweilen verletzt er aus Unbedacht die Gebräuche des Landes. Er verfolgt die Mönche, weil er viel unter ihnen gelitten hat. Auch iſt er nicht frey von deſpotiſchen Launen in den Momenten des beleidigten Stolzes. — Odowalsky weiß ſich ihm ſtets nothwendig zu machen, entfernt die Ruſſen aus ſeiner Nähe, und behauptet ſeinen überwiegenden Einfluß.

Demetrius ſinnt auf Untreue gegen Marina. Er ſpricht darüber mit dem Erzbiſchof Hiob, der, um die

Polen zu entfernen, ſeinem Wunſche entgegenkommt, und ihm von der czaariſchen Gewalt eine hohe Vorſtellung gibt.

Marina erſcheint in Moskau mit einem großen Gefolge. Zuſammenkunft mit Demetrius. Falſcher und kalter Empfang zu beyden Seiten; jedoch weiß ſie ſich beſſer zu verſtellen. Sie dringt auf baldige Vermählung. Es werden Anſtalten zu einem rauſchenden Feſte gemacht.

Auf Geheiß der Marina wird Axinien ein Giftbecher gebracht. Der Tod iſt ihr willkommen. Sie fürchtete, dem Czaaren zum Altare folgen zu müſſen.

Heftiger Schmerz des Demetrius. Mit zerriſſenem Herzen geht er zur Trauung mit Marina.

Nach der Trauung entdeckt ihm Marina, daß ſie ihn nicht für den ächten Demetrius hält, und nie dafür gehalten hat. Kalt überläßt ſie ihn ſich ſelbſt in einem fürchterlichen Zuſtande.

Unterdeſſen benutzt Schinskoj, einer der ehemaligen Feldherrn des Czaaren Boris, das wachſende Mißvergnügen des Volks und wird das Haupt einer Verſchwörung gegen Demetrius.

Romanow im Gefängniß wird durch eine überirdiſche Erſcheinung getröſtet. Axiniens Geiſt ſteht vor ihm, öffnet ihm einen Blick in künftige ſchönere Zeiten, und befiehlt ihm, ruhig das Schickſal reifen zu laſſen, und ſich nicht mit Blut zu beflecken. Romanow erhält einen Wink, daß er ſelbſt zum Thron berufen ſey. Kurz nachher wird er zur Theilnehmung an der Verſchwörung aufgefordert; er lehnt es ab.

Soltikow macht ſich bittre Vorwürfe, daß er ſein Vaterland an den Demetrius verrathen hat. Aber er will nicht zum Zweytenmale ein Verräther ſeyn und aus Rechtlichkeit behauptet er, wider ſein Gefühl, die einmal ergriffene Partey. Da das Unglück einmal geſchehen iſt, ſo ſucht er es wenigſtens zu vermindern, und die Macht der Pohlen zu ſchwächen. Er bezahlt dieſen Verſuch mit ſeinem Leben; aber er nimmt ſeinen Tod als verdiente Strafe an, und bekennt dies ſterbend dem Demetrius ſelbſt.

Caſimir, ein Bruder der Lodoiska, einer jungen Pohlin, die den Demetrius im Hauſe des Woiwoden von Sindomir heimlich und ohne Hoffnung liebte, hat ihn auf Bitten ſeiner Schweſter auf dem Heerzuge begleitet, und in jedem Gefecht tapfer vertheidigt. In dem Momente der höchſten Gefahr, da alle übrige Anhänger des Demetrius auf ihre Rettung denken, bleibt Caſimir allein ihm getreu, und opfert ſich für ihn auf.

Die Verſchwörung kommt zum Ausbruch. Demetrius iſt bey der Czaarin Marfa und die Aufrührer dringen in das Zimmer. Die Würde und Kühnheit des Demetrius wirkt einige Augenblicke auf die Rebellen. Es gelingt ihm beynahe ſie zu entwaffnen, da er ihnen die Pohlen Preis geben will. Aber jetzt ſtürzt Schinskoi mit einer andern wüthenden Schaar herein. Von der Czaarin wird eine beſtimmte Erklärung gefordert: ſie ſoll das Kreuz darauf küſſen, daß Demetrius ihr Sohn ſey. Auf eine ſo feyerliche Art gegen ihr Gewiſſen zu zeugen iſt ihr unmöglich. Stumm wendet ſie ſich ab von Demetrius, und will ſich entfernen. „Sie ſchweigt?“ ruft die tobende Menge, „Sie verläugnet ihn? So ſtirb denn, Betrüger! —“ Und durchbohrt liegt er zu den Füßen der Marfa.

Warbeck.

Perſonen.

Margaretha von York, Herzoginn von Burgund.
Adelaide, Prinzeſſinn von Bretagne.
Erich, Prinz von Gothland.
Warbeck, vorgeblicher Herzog Richard von York.
Simnel, vorgeblicher Prinz Eduard von Clarence.
Eduard Plantagenet, der wirkliche Prinz von Clarence.
Graf Hereford, ausgewanderter engliſcher Lord.
Seine fünf Söhne.
Sir William Stanley, Botſchafter Heinrichs VII. von England.
Graf Kildare.
Belmont, Biſchoff von Ypern.
Sir Richard Blunt, Abgeſandter des falſchen Eduards.
Bürger von Brüſſel.
Hofdiener der Margaretha.

Erſter Act.

Lord Hereford, ein Anhänger Yorks, hat mit ſeinen fünf Söhnen England verlaſſen, auf die Nachricht, daß ſich Richard von York, zweyter Sohn Eduards IV., den man ſchon als Knabe ermordert glaubte, lebend in Brüſſel befinde, und ſein Erbrecht zurückfordere. Die Anerkennung des Prätendenten durch ſeine Tante, die Herzoginn Margaretha von Burgund, durch Frankreich und Portugall, und die öffentliche Stimme waren ihm hinreichende Gründe, von Heinrich VII. abzufallen, und ſeine Beſitzungen an ſeine Hoffnungen zu wagen. Er tritt in den Pallaſt der Margaretha, wo er die Bildniſſe der Yorks aufgeſtellt findet; er freut ſich nun, auf einem Boden zu ſeyn, wo er ſeine Neigung zu dem Hauſe York frey bekennen dürfe.

Lord Stanley, Botſchafter Heinrichs VII. am Hofe der Margaretha, tritt ihm hier entgegen, und ſucht umſonſt, ihm die Augen über den geſpielten Betrug zu öffnen. Beyde gerathen in Hitze, und der Streit der zwey Roſen erneuert ſich in der Vorhalle der Margaretha.

Der Biſchoff von Ypern, vertrauter Rath der Herzoginn, kommt dazu, und bringt ſie auseinander. Er rühmt die Pietät der Herzoginn gegen ihre unterdrückte Parthei und ihre ſchutzloſen Verwandten, und ſpricht dasjenige aus, wofür Margaretha gern gehalten ſeyn möchte.

Bürger und Bürgerfrauen von Brüſſel erfüllen die Vorhalle, um die Herzoginn mit dem Prinzen von York zu erwarten. Stanley ſchilt ihre Verblendung; ſie gerathen aber durch die Schmähungen, die er gegen ihren angebeteten Prinzen ausſtößt, in eine ſolche Wuth, daß ſie ihn zu zerreißen drohn. Man hört Trompeten, welche die Ankunft des York verkünden.

Richard tritt zwiſchen ſie, rettet den Abgeſandten, haranguirt das Volk, und bringt es zur Ruhe. Während er ſpricht, tritt Margaretha mit dem Prinzen von Gothland, der Prinzeſſinn von Bretagne und andern Großen ein. — Hereford wird von dem Anblik Richards hingeriſſen, überzeugt und überwältigt. Er wirft ſich vor ihm nieder und huldigt ihm, als dem Sohn ſeines Königs. Margaretha nimmt nun das Wort und erklärt ſich über ihren Neffen, mit der Zärtlichkeit der mütterlichen Verwandtinn. — Sie fordert den Prinzen auf, den Lord wohl aufzunehmen.

Richard umarmt ihn, und äußert ſich mit Gefühl und zugleich mit fürſtlicher Würde. Hereford wird zunehmend von ihm eingenommen, und fragt jetzt nach ſeiner Geſchichte. —

Richard will ausweichen.

Die Herzoginn übernimmt es, ſie vorzutragen, indem ſie den Richard entſchuldigt. —

Nun folgt die Erzählung von Richards fabelhafter Geſchichte, welche großen Eindruck macht, und öfters von dem Affect der Zuhörer unterbrochen wird. —

Stanley proteſtirt noch einmal dagegen, und geht ab, ohne Glauben zu finden. Richards edle Erklärung löſcht den Eindruck ſeiner Worte aus.

Hereford verſtärkt ſeine Verſicherungen und verſpricht dem Herzog Richard einen zuſtrömenden Anhang in England. Richard erinnert ſich mit Rührung an ſeine vorige Unbekanntheit mit ſich ſelbſt und vergleicht jenen ſorgloſen Zuſtand mit ſeiner jetzigen Lage. — Es iſt eine ſchwere Pflicht und kein Glück, daß er ſeine Rechte behaupten muß. Er ſcheint ſich noch einmal zu bedenken, und es der Herzoginn zu bedenken zu geben, ob er das blutige Kampfſpiel unternehmen ſoll, welches den Frieden zweyer Länder zerſtört.

Sie ermuntert ihn dazu, wie ſchwer ihr auch die Trennung von ihm werde und der Gedanke, ihn den Zufällen des Krieges auszuſetzen. — Lebhafte Bezeugungen ihrer Zärtlichkeit. —

Jetzt ſpricht ſie von dem zweyfachen Anliegen ihres Herzens, der Reſtitution ihres Neffen und der Vermählung Adelaidens, welche nächſtens mit dem Prinzen von Gothland ſoll gefeyert werden.

Prinz Erich von Gothland bleibt allein mit der Prinzeſſinn von Bretagne zurück, und ſpottet über die vorhergegangene Farce. Adelaide iſt noch in einer groſſen Gemüthsbewegung und zeigt ihre Empfindlichkeit über Erichs fühlloſe Kälte. Er verſpottet ſie und ſpricht von dem Prinzen von York mit Verachtung. Sie nimmt mit Lebhaftigkeit Warbecks Partei, an deſſen Wahrhaftigkeit ſie nicht zweifelt und ſtellt zwiſchen ihm und Erich eine dem letztern nachtheilige Vergleichung an. Ihre Zärtlichkeit für den vorgeblichen York verräth ſich. Erich demonſtrirt ihr aus Warbecks Benehmen, daß jener kein Fürſt ſeyn könne und führt ſolche Beweiſe an, welche ſeine eignen gemeinen Begriffe von einem Fürſten verrathen. Adelaide verbirgt ihre Verachtung gegen ihn nicht, und ſetzt ihn aufs tiefſte neben dem Yorkſchen Prinzen herab.

Erich hat wohl bemerkt, daß Adelaide für dieſen Zärtlichkeit empfinde, aber ſeine Schadenfreude iſt gröſſer, als ſeine Eiferſucht; er findet ein Vergnügen daran, daß jene Beyde ſich hoffnunglos lieben, er ſelbſt aber die Prinzeſſinn beſitzen werde. Der Beſitz, meint er, mache es aus, und es gibt ihm einen ſüßen Genuß, dem Warbeck, den er haſſt, die Geliebte zu entreißen.

Adelaide ſpricht in einem Monolog ihre Liebe, ihr Mitleid mit Warbeck, und ihren Schmerz über ihre eigne Lage am Hofe der Margaretha aus. Sie findet eine Aehnlichkeit in Richards und ihrem eignen Schickſale; Beyde leben von der Gnade einer ſtolzen, gebieteriſchen Verwandtinn und ſind hülfloſe Opfer der Gewalt.

Zweyter Act.

Der erſte Act zeigte Warbeck in ſeinem öffentlichen Verhältniß; jetzt erblickt man ihn in ſeinem innern. Die glänzende Hülle fällt; man ſieht ihn von den eignen Dienern, welche Margaretha ihm zugegeben hatte, vernachläſſigt und unwürdig behandelt. Einige zweifeln an ſeiner Perſon und verachten ihn deßwegen; Andere, die an ſeine Perſon glauben, begegnen ihm mit Geringſchätzung, weil er arm iſt, und von der Gnade ſeiner Anverwandtinn lebt. Das doppelte Elend eines Betrügers, der die Rolle des Fürſten ſpielt, und eines wirklichen Prinzen, der ohne Mittel iſt, häuft ſich auf ſeinem Haupte zuſammen. Er leidet Mangel an dem Nothwendigen und vermißt in ſeinem fürſtlichen Stande ſogar das Glück und den Ueberfluß ſeines vorigen Privatſtandes.

Warbeck ſpielt ſeine Rolle mit einem geſetzten Ernſt, mit einer gewiſſen Gravität und mit eignem Glauben. So lange er den Richard vorſtellt, iſt er Richard; er iſt es auch gewiſſermaßen für ſich ſelbſt, ja ſogar zum Theil für die Mitanſteller des Betrugs. Dieſer Schein darf ſchlechterdings nichts Komödiantiſches haben; es muß mehr ein Amt ſeyn, das er bekleidet und mit dem er ſich identificirte, als eine Maſke, die er vornimmt. Nachdem der erſte Schritt gethan iſt, hat er ſeine vorige Perſon ganz weggeworfen. Alle Schritte, die aus dem erſten fließen, hat er mit ſeinem erſten Entſchluße adoptirt, und er ſtutzt über das Einzelne nicht mehr, nachdem er das Ganze einmal auf ſich genommen hat. Eine gewiſſe poetiſche Dunkelheit, die er über ſich ſelbſt und ſeine Rolle hat, ein Aberglaube, eine Art von Wahnwitz hilft ſeine Moralität retten. Eben das, was ihn in den Augen der Herzoginn zu einem Raſenden macht, dient ihm zur Entſchuldigung.

Er darf nie klagen, als zuletzt, wenn die Liebe ihn aufgelöſet hat. Kränkungen erleidet er mit verbiſſnem Unmuth und Gutes thut er mit ſtolzer Größe und einer gewiſſen Trockenheit, nicht ſentimentaliſch, ſondern realiſtiſch, aus einer gewiſſen Grandezza, aus Natur und ohne Reflexion.

Es muß fühlbar gemacht werden, wie natürlich es iſt, daß in dem Herzen der Prinzeſſinn ſich ein liebender Antheil an dem vorgeblichen Richard einfindet, und dort zur vollen Liebe wächſt — eine Wirkung des Betrugs, an die man nicht dachte und die doch ſo nahe lag. Es iſt tragiſch, wie ein ſchönes Gemüth durch die menſchlichſte Empfindung in ein unglückliches Verhältniß verwickelt wird, wie ſich da, wo man nur Verderbliches ſäete, ein ſchönes Leben bildet.

Die Prinzeſſinn iſt ein einfaches Mädchen ohne alles Fürſtliche — Ihre Geburt und ihr Stand erſcheinen ihr nur als hindernde Schranken, die ihrer ſchönen Natur widerſtreben. Die Größe hat für ſie keinen Reiz; ſie hat allein Sinn für das Glück des Herzens und nur dadurch erinnert ſie an ihre Geburt, daß ſie mit einer gewiſſen Exaltation von dem einfachen Stande ſpricht, der ihr darum eben, weil er außer ihr iſt, weil ſie ihn aus der Ferne anſchaut, poetiſcher vorkommt.

Adelaide beſchäftigt ſich mehr mit ihrer Liebe zu Warbeck, als mit der ſeinigen zu ihr. Sie iſt von einer reſignirten Natur, zum Schlachtopfer erzogen. Ihre Hoffnung zu dem Geliebten zu erheben, wagt ſie nicht; ſie beneidet nur die Glückliche, die ihn einmal beſitzen ſoll. Er muß eine reiche oder mächtige Königs-Tochter heirathen; aber ſie iſt eine arme Waiſe, die nur von der Gnade ihrer Verwandtinn lebt.

Warbeck, eine nach Selbſtſtändigkeit ſtrebende Natur, iſt in der Gewalt eines falſchen, gebieteriſchen, mächtigen, unverſöhnlichen Weibes, wie eines böſen Geiſtes. Er hat ſich ihr verkauft; ſein Verhältniß zu ihr iſt erniedrigend und tödtend für ihn und umſonſt wendet er Alles an, es zu veredeln. Sie ſieht in ihm ewig nur ihr Werkzeug, den falſchen York, den Betrüger, und ihre Forderungen an ihn ſind durchaus ohne Delicateſſe, ohne alle Rückſicht auf ſein eignes Ehrgefühl. Umſonſt will er empor ſtreben; immer wird er von ihr an das ſchändliche Verhältniß erinnert, das er ſo gern vergeſſen möchte, ja das er vergeſſen haben muß, um ſeine Rolle gut zu ſpielen. Oeffentlich ehrt, liebkoſt ſie ihn; ins Geheim macht ſie ſeine Tyranninn. Sie befiehlt ihm und verbietet ihm, was er öffentlich wollen und nicht wollen ſoll; öffentlich thut ſie, als ob ſeine Wünſche Befehle für ſie wären, und redet ihm zu, das zu thun, was ſie ihm ſtreng verboten hat. Wehe ihm, wenn er ſich eigenmächtig etwas herausnehmen wollte! Dennoch thut er es zuweilen; daher ihre Ungnade und Abneigung.

Adelaide kennt Warbecks eingeſchränkte Lage und ſucht ſie zu verbeſſern. Ob er gleich das Geſchenk ihrer Großmuth nicht annimmt, ſo macht ihn doch der Beweis ihrer Liebe glücklich.

Erich ſucht einen boshaften Anſchlag gegen Warbeck auszuführen, um ihn zu beſchimpfen. Er braucht einen verworfenen Menſchen, deſſen Ausſagen für Warbeck äußerſt demüthigend ſind. Warbeck benimmt ſich feſt und edel. Der Betrug wird entdeckt und Erich beſchämt.

Die Herzoginn iſt von dieſem Vorfall durch Belmont auf der Stelle unterrichtet worden, und kommt ſelbſt, die beyden Prinzen mit einander auszuſöhnen. Sie will, daß Warbeck dem Feind ſeine Hand biete, und, da jener ſich weigert, ſo gibt ſie ihm zu verſtehen, daß ſie es ſo haben wolle. Sie legt einen Nachdruck darauf, daß Erich ein Prinz ſey, und läßt den Warbeck, wiewohl auf eine nur ihm allein bemerkliche Art, ſeine Abhängigkeit von ihr, ſeine Nichtigkeit fühlen.

Ein abenteuerlicher Abgeſandter kommt im Namen Eduards von Clarence, um ſich eine Sauvegarde nach

Brüſſel zu erbitten, damit er ſich der Herzoginn ſeiner Tante vorſtellen und die Beweiſe ſeiner Geburt beybringen dürfe. Er ſey aus dem Tower zu London entflohen und komme, ſeine Anſprüche an den engliſchen Thron geltend zu machen. Margaretha zweifelt keinen Augenblick an der Betrügerey; aber es trifft mit ihren Zwecken zuſammen, ſie zu begünſtigen. Sie zeigt ſich daher geneigt, die Hand zu bieten; aber Warbeck redet mit Heftigkeit dagegen. Margaretha weiſt ihn, auf die ihr eigne gebieteriſche Art, in ſeine Schranken zurück und läſſt ihn fühlen, daß er hier keine Stimme habe. Warbeck muß ſchweigen; aber er geht ab mit der Erklärung, daß er es mit dem Prinzen von Clarence durch das Schwert ausmachen werde.

Margaretha iſt nun mit Belmont allein, und bemerkt mit ſtolzem Unwillen, daß Warbeck anfange, ſich gegen ſie etwas herauszunehmen. Sie hat ſchon längſt eine Abneigung gegen ihn gehabt; nun fangen ſeine Anmaßungen an, ihren Haß zu erregen. Sie findet ihn nicht nur nicht unterwürfig genug; der Betrug ſelbſt, den ſie durch ihn ſpielt, iſt ihr läſtig und ſeine Exiſtenz als York, als ihr Neffe, beſchämt ihren Fürſtenſtolz.

In dieſer ungünſtigen Stimmung findet ſie Adelaide, welche in großer Bewegung kommt, ſie zu bitten, daß ſie von den Bewerbungen des Prinzen von G. befreyet werden möchte. Adelaide verräth zugleich ihr zärtliches Intereſſe für Warbeck und bringt dadurch die ſchon erzürnte Herzoginn noch mehr gegen dieſen auf. Sie wird mit Härte von ihr entlaſſen und erhält den Befehl, an den Letztern nicht mehr zu denken, und Jenen als ihren Gemahl anzuſehn. Die Hochzeit wird aufs ſchnellſte beſchloſſen und Adelaide ſieht ſich in der heftigſten Bedrängniß.

Dritter Act.

Ein offener Platz. Thron für die Herzoginn. Schranken ſind errichtet, Anſtalten zu einem gerichtlichen Zweykampfe. Zuſchauer erfüllen den Hintergrund der Scene. —

Eduard Plantagenet läſſt ſich von einem der Anweſenden erzählen, was dieſe Anſtalten bedeuten. — Expoſition von Simnels und Warbecks Rechtshandel, der durch einen gerichtlichen Zweykampf entſchieden werden ſoll. Eduard vernimmt dieſen Bericht mit dem höchſten Erſtaunen, und ſeine Fragen, die zugleich eine tiefe Unwiſſenheit des Neueſten und das größte Intereſſe für dieſe Angelegenheit verrathen, erregen die Verwunderung des Andern.

Der engliſche Botſchafter iſt auch zugegen, und der ſeltſame Jüngling hat ſchnell ſeine ganze Aufmerkſamkeit erregt. Er ſcheint ihn zu kennen und zu erſchrecken.

Simnel zeigt ſich mit ſeinem Anhang und haranguirt das Volk. Er ſpricht von ſeinem Geſchlecht, ſeiner Flucht aus dem Tower, und die Menge theilt ſich über ihn in zwey Parteyen. Der engliſche Botſchafter macht ſich an Eduard und ſucht ihn auszuforſchen; aber er findet ihn höchſt ſchüchtern und mißtrauiſch und beſtärkt ſich eben dadurch in ſeinem Verdachte.

Die Herzoginn kommt mit ihrem Hofe; Erich, Adelaide und Warbeck begleiten ſie; Trompeten ertönen, und Margaretha ſetzt ſich auf den Thron. —

Unterdeſſen hat Warbeck eine kurze Scene mit Adelaide, worin dieſe ihren Unwillen und Schmerz über die bevorſtehende, unwürdige Scene, Warbeck aber ſeinen leichten Muth über den Kampf zu erkennen gibt. —

Ein Herold tritt auf und nachdem er die Veranlaſſung dieſer Feierlichkeit verkündiget hat, ruft er die beyden Kämpfer in die Schranken. Zuerſt den Simnel, der ſich öffentlich für Eduard Plantagenet bekennt, und ſeine Anſprüche vorlegt; darauf den Herzog von York, welcher Simnels Vorgeben für falſch und frevelhaft erklärt, und bereit iſt, dieſes mit ſeinem Schwerte zu beweiſen. Beyde Kämpfer berufen ſich auf das Urtheil Gottes; man ſchreitet zu den gewöhnlichen Formalitäten, worauf ſich beyde entfernen, um in den Schranken zu kämpfen.

Während die üblichen Vorbereitungen gemacht werden, hat der junge Plantagenet durch ſeine große Gemüthsbewegung und durch ſeine rührende Geſtalt die Aufmerkſamkeit der Herzoginn und der Prinzeſſinn erregt. —

Jene fragt nach ihm; er gibt einige ſinnvolle Antworten und zeigt etwas Leidenſchaftliches in ſeinem Benehmen gegen die Herzoginn. Ehe ſie Zeit hat, ihre Neugierde wegen des intereſſanten Jünglings zu befriedigen, ertönen die Trompeten, welche das Signal zum Kampfe geben.

Der Kampf. — Simnel wird überwunden und fällt. — Alles ſteht auf; die Schranken werden eingebrochen; das Volk dringt ſchreyend hinzu. Simnel bekennt ſterbend ſeinen Betrug, und die Anſtifter; er erkennt den Warbeck für den ächten York und bittet ihn um Verzeihung. Freude des Volks.

Warbeck, als Sieger und anerkannter Herzog, ergreift dieſen Augenblick, der Prinzeſſinn öffentlich ſeine Liebe zu erklären, und die Herzoginn um ihre Einwilligung zu bitten.

Die engliſchen Lords legen ſich darein und unterſtützen ſeine Bitte. Erich wüthet, die Herzoginn knirſcht vor Zorn, ruft die Prinzeſſinn hinweg und geht ab mit wüthenden Blicken.

Jetzt ſammeln ſich die Lords um ihren Herzog, ſchwören ihm Treue und Beyſtand, und begleiten ihn im Triumph nach Hauſe.

Plantagenet allein fühlt ſich verlaſſen, ſeine Perſönlichkeit verloren, ohne Stütze, hat nichts für ſich, als ſein Recht. Er entſchließt ſich dennoch, ſich der Herzoginn zu nähern. Stanley tritt zu ihm, und verſucht, ihn hinweg zu ängſtigen.

Vierter Act.

Die Herzoginn kommt voll Zorn und Gift nach Hauſe. Ihr Haß gegen Warbeck iſt durch ſein Glück und ſeine Kühnheit geſtiegen; dieſe erhalten Nachricht von der Entſpringung des ächten Plantagenet aus dem Tower macht ihr den Betrüger entbehrlich; ſie iſt entſchloſſen, ihn fallen zu laſſen und fängt gleich damit an, daß ſie der Prinzeſſinn, welche ihr nachgefolgt iſt, mit Härte verbietet, an ihn zu denken und ſogar einen Zweifel über ſeine Perſon erregt. Warbeck läſſt ſich melden; ſie ſchickt die Prinzeſſinn, welche zu bleiben bittet, in Thränen von ſich.

Warbeck und die Herzoginn. Warbeck, kühn gemacht durch ſein Glück und auf ſeinen Anhang bauend, zugleich durch ſeine Liebe erhoben, und entſchloſſen, ſeine bisherige unerträgliche Lage zu endigen, nimmt gegen die Herzoginn einen muthigen Ton an, und wagt es, ſie wegen ihres widerſprechenden Betragens gegen ihn zur Rede zu ſetzen. Sie erſtaunt über ſeine Dreiſtigkeit, und begegnet ihm mit der tiefſten Verachtung. Jemehr ſie ihn zu erniedrigen ſucht, deſto mehr Selbſtſtändigkeit ſetzt er ihr entgegen. — Er beruft ſich darauf, daß *ſie* es geweſen, die ihn aus ſeinem Privatſtand, wo er glücklich war, auf dieſen Platz geſtellt, daß ſie verpflichtet ſey, ihn zu halten, daß ſie kein Recht habe, mit ſeinem Glück zu ſpielen.

Ihre Antworten zeigen ihren fühlloſen Fürſtenſtolz, ihre kalte egoiſtiſche Seele; ſie hat ſich nie um ſein Glück bekümmert, er iſt ihr blos das Werkzeug ihrer Plane geweſen, das ſie wegwirft, ſo bald es unnütz wird. Aber dieſes Werkzeug iſt ſelbſtſtändig, und eben das, was ihn fähig machte, den Fürſten zu ſpielen, gibt ihm die Kraft, ſich einer ſchimpflichen Abhängigkeit zu entziehen. Endlich ſieht ſich die Herzoginn genöthigt, ihre innere Wuth zu verbergen, und verläſſt ihn, ſcheinbar verſöhnt, aber Rache und Grimm in ihrem Herzen.

Die Prinzeſſinn wird durch die Furcht vor einer verhaſſten Verbindung und weil ſie alle Hoffnung aufgibt, etwas von der Güte der Herzoginn zu erhalten, dem Betrüger gewaltſam in die Arme getrieben. Im vollen Vertrauen auf ſeine Perſon kommt ſie und ſchlägt ihm ſelbſt die Entführung vor. Sie zeigt ihm ihre ganze Zärtlichkeit und überläſſt ſich verdachtlos ſeiner Ehre und Liebe. Sie nennt ihm den Grafen Kildare, einen ehrwürdigen Greis und alten Freund des York'ſchen Hauſes, zu dem wollten ſie mit einander fliehen. Sie übergibt ihm Alles, was ſie von Koſtbarkeiten beſitzt. Je mehr Vertrauen ſie ihm zeigt, deſto qualvoller fühlt er ſeine Betrügerey; er darf ihre dargebotene Hand nicht annehmen, und noch weniger das Geſtändniß der Wahrheit wagen; ſein Kampf iſt fürchterlich; er verläſſt ſie in Verzweiflung.

Sie bleibt verwundert über ſein Betragen zurück, und macht ſich Vorwürfe, daß ſie vielleicht zu weit gegangen ſey, entſchuldigt ſich mit der Gefahr, mit ihrer Liebe.

Plantagenet tritt auf, ſchüchtern und erſchrocken ſich umſehend, und den theuern Familienboden mit ſchmerzlicher Rührung begrüßend. Er erblickt die Yorkſchen Familienbilder, kniet davor nieder, und weint über ſein Geſchlecht und ſein eignes Schickſal.

Warbeck kommt zurück, entſchloſſen, der Prinzeſſinn Alles zu ſagen. Er erblickt den knieenden Plantagenet, erſtaunt, fixirt ihn, läſſt ſich mit ihm in's Geſpräch ein; was er hört, was er ſieht, vermehrt ſeinen Schrecken und ſein Erſtaunen.

Endlich zweifelt er nicht mehr, daß er den wahren York vor ſich habe. Plantagenet entfernt ſich mit einer edlen und bedeutenden Aeußerung und läſſt ihn ſchreckenvoll zurück.

Er hat kaum angefangen, ſeine Ahnung und ſeine Furcht auszuſprechen, als der engliſche Botſchafter eintritt und ein Geſpräch mit ihm verlangt. Dieſer beſtätigt ihm augenblicklich ſeine Ahnung und trägt ihm einen Vergleich mit dem engliſchen König an, wenn er den rechten York aus dem Wege ſchaffen helfe. Beyde haben ein gemeinſchaftliches Intereſſe, den wahren York zu verderben. Warbeck fühlt die ganze Gefahr ſeiner Situation; doch ſein Haß gegen Lancaſter und ſeine beſſre Natur ſiegen, und er ſchickt den Verſucher fort.

Aber gehandelt muß werden. Der rechtmäßige York iſt da; er kann zurück fordern, was ſein iſt; die Herzoginn wird eilen, ihn anzuerkennen und dem falſchen York ſein Theaterkleid abzuziehen; Alles iſt auf dem Spiel; die Prinzeſſinn iſt verloren, wenn der rechte York nicht entfernt wird. Jetzt fühlt der Unglückliche, daß ein Betrug nur durch eine Reihe von Verbrechen behauptet werden kann; er verwünſcht ſeinen erſten Schritt; er wünſcht, daß er nie geboren wäre.

Die Herzoginn kommt mit ihrem Rath. Man erfährt, daß der Graf Kildare auf dem Wege nach Brüßel ſey, daß er dort den jungen Plantagenet zu finden hoffe, der ihm Nachricht gegeben, er eile dort hin. Die Herzoginn iſt zugleich erfreut und verlegen über ſeine Ankunft; verlegen wegen Warbeck, doch ſie iſt feſt entſchloſſen, dieſen aufzuopfern, ſobald der rechte Plantagenet ſich gefunden. Aber wo iſt er denn, dieſer theure Neffe? Kildare ſchreibt, er ſey geraden Wegs nach Brüßel, ſo könnte er ſchon da ſeyn. — Sie erinnert ſich des Jünglings — ein Tuch wird auf dem Boden bemerkt — Sie erkennt es für daſſelbe, welches ſie dem Eduard vor 9 Jahren geſchenkt — Sie fragt voll Erſtaunen, wer in das Zimmer gekommen. Man antwortet ihr: Niemand als Warbeck. Es durchfährt ſie, wie ein Blitz. Sie ſendet nach dem unbekannten Jüngling, nach Warbeck.

Fünfter Act.

Herzoginn. Ihr Rath. Prinzeſſinn. Lord's. Vergeblich ſind alle Nachforſchungen nach Eduard. er iſt nirgends zu finden. Die Herzoginn hat einen gräßlichen Argwohn. Sie ſchickt nach Warbeck.

Erich und der Botſchafter erzählen von einem Mord, der geſchehn ſeyn müßte; ſie hätten um Hülfe ſchreyen hören; wie ſie herbey geeilt, ſey Blut auf dem Boden geweſen. Die Herzoginn und Prinzeſſinn in der größten Bewegung.

Warbeck kommt. Herzoginn empfängt ihn mit den Worten: Wo iſt mein Neffe? Wo habt ihr ihn hingeſchafft? Wie er ſtutzt, nennt ſie ihn gerade heraus einen Mörder. Auf dieſes Wort gerathen alle Lords in Bewegung. Sie wiederholt es heftiger. Jene machen ihr Vorwürfe, daß ſie den Herzog, ihren Neffen, einer ſo ſchrecklichen That beſchuldige. Jetzt entreißt der Zorn ihr Geheimniß; Herzog, ſagt ſie, ein York! Er mein Neffe! — und erzählt den ganzen Betrug mit wenigen Worten. Die Prinzeſſinn wankt, will ſinken; Warbeck will zu ihr treten. Die Prinzeſſinn ſtürzt der Herzoginn in die Arme. Warbeck will ſich an die Lords wenden; ſie treten mit Abſcheu zurück. In dieſem Augenblick wird der gefürchtete Graf Kildare angemeldet. Die Herzoginn ſagt: „Er kommt zur rechten Zeit. Ich „habe ſeine Ankunft nie gewünſcht. Jetzt iſt ſie mir „willkommen. Er kennt meine Neffen, er hat ihre „Kindheit erzogen" — Sie wendet ſich zu Warbeck: „Verbirg' dich, wenn du kannſt! Sieh zu, ob du dich „auch gegen dieſen Zeugen behaupten wirſt."

Kildare tritt herein, Warbeck ſteht am meiſten von ihm entfernt und hat das Geſicht zu Boden geſchlagen. — Die Herzoginn geht ihm entgegen. „Ihr kommt, einen York zu umarmen; unglücklicher Mann, ihr findet keinen," u. ſ. w. Ehe Kildare noch antwortet, ſieht er ſich im Kreis um, und bemerkt den Warbeck. Er tritt näher, ſtutzt, ſtaunt, ruft: Was ſeh' ich! Warbeck richtet ſich bey dieſen Worten auf, ſieht den Grafen ins Geſicht und ruft: Mein Vater! — Kildare ruft ebenfalls: Mein Sohn! — Sein Sohn? wiederholen alle. Warbeck eilt an die Bruſt ſeines Vaters. Kildare ſteht voll Erſtaunen, weiß nicht, was er dazu ſagen ſoll. Er bittet die Umſtehenden, ihn einen Augenblick mit Warbeck allein zu laſſen. Man thut es aus Achtung gegen ihn; zugleich wird gemeldet, daß man zwey Mörder eingebracht habe; die Herzoginn eilt ab, ſie zu vernehmen.

Warbeck bleibt mit Kildare, der noch voll Erſtaunen iſt, in dem vermeinten York ſeinen Sohn zu finden. Warbeck erzählt ihm in kurzen Worten Alles; Kildare apoſtrophirt die Vorſicht und preist ihre Wege. Er erklärt dem Warbeck, daß er nicht ſein Sohn ſey — daß er den Namen geraubt, der ihm wircklich gebühre. Er ſey ein natürlicher Sohn Eduards IV., ein geborner York. Das Räthſel ſeiner dunkeln Gefühle löst ſich ihm; das Knäuel ſeines Schickſals entwirrt ſich auf einmal. In einer unendlichen Freudigkeit wirft er die ganze Laſt ſeiner bisherigen Qualen ab; er bittet den Kildare, ihn einen Augenblick weggehen zu laſſen.

Kildare und die Lords. Sie ſind in Verzweiflung über den geſpielten Betrug und beklagen ihre verlorne Exiſtenz, ihre zerſtörte Hoffnung.

Indem erſcheint Warbeck, den Plantagenet an der Hand führend. Alle erſtaunen; Kildare erkennt den jungen Prinzen; dieſer weiß nicht, wie ihm geſchieht, bis Warbeck das ganze Geheimniß löst und damit endigt, dem Plantagenet als ſeinem Herrn zu huldigen, und ihn, als ſeinen Vetter, zu umarmen. Warbeck hat den Plantagenet vor dem York'ſchen Monumente ſchlafend gefunden und ihn von zwey Mördern gerettet, die im Begriff waren, ihn zu tödten. Freude der Lords, Edelmuth des Plantagenet.

Herzoginn kommt zu dieſer Scene, ſie umarmt ihren Neffen und ſchließt ihn an ihr Herz. Die Lords verlangen, daß ſie gegen Warbeck ein Gleiches thue — Edle Erklärung Warbecks, der als ihr Neffe zu ihren Füßen fällt — Sie iſt gerühret, ſie iſt gütig und zeigt es dadurch, daß ſie geht, um die Prinzeſſinn abzuholen.

Zwiſchen-Handlung, ſo lang ſie weg iſt. Erichs und des Botſchafters Mordanſchlag kommt ans Licht; ihnen wird verziehn und ſie ſtehen beſchämt da. Warbeck zeigt ſich dem Botſchafter in der Stellung, wie er den Plantagenet umarmt, und ſchickt ihn zu ſeinem König mit der Erklärung, daß ſie Beyde gemeinſchaftlich ihre Rechte an den Thron geltend machen wollten.

Die Herzoginn kommt mit der Prinzeſſinn zurück. Schluß.

Fragmente

aus den

erſten Scenen des erſten Acts.

Erſter Auftritt.

Hof der Herzoginn Margaretha zu Brüßel. Eine große Halle.

Graf Hereford mit ſeinen fünf Söhnen tritt auf. Sir William Stanley ſieht ſeitwärts an dem Proſcenium und beobachtet ihn.

Hereford.

Dies iſt der heil'ge Heerd, zu dem wir fliehn,
Ihr Söhne! Dies der wirthliche Palaſt,
Wo Margaretha, die Beherrſcherinn
Des reichen Niederlands, ein hohes Weib,
Der theuren Ahnen denkt, die Freunde ſchützt
Des unterdrückten alten Königsſtamms,
Und den Verfolgten eine Zuflucht beut.
Seht um euch her! Gleich freundlichen Penaten
Empfangen euch — — —

Der edlen Yorks erhabene Geſtalten.
Erkennt ihr ſie — — — —
Die weiße Roſe glänzt in ihrer Hand,
— — — — — —
Mit dieſem Zeichen, das wir freudig jetzt
Auf unſre Hüte ſtecken — — —
— — — — — —

(Streit zwiſchen Stanley und Hereford.)

Zweyter Auftritt.

Belmont. Die Vorigen.

Belmont.

Haltet Ruhe,
Mylords! Dem Frieden heilig iſt dies Haus.

Hereford.

Hinweg mit dieſem Sklaven Lancaſters!
Ich floh hieher — — —
Und an der Schwelle gleich muß ein verhaßter
Lancaſtrier die freche Stirn mir zeigen.

Stanley.

Verräther nenn' ich ſo, wo ich ſie finde.

Belmont.

Nicht weiter, edle Lords — — —
Die hohe Frau, die hier gebietend waltet,
— — — — — — —

Geöffnet hat ſie ihren Fürſtenhof
Zu Brüßel allen kämpfenden Parteyen,
Und zu vermitteln iſt ihr ſchönſter Ruhm.

Stanley.

Wohl! Ein willkommner Gaſt iſt Jeder hier,
Der gegen England böſe Ränke ſpinnt.

Belmont.

Sie iſt die Schweſter zweyer Könige
Von York — — —
Und hülfreich, wie's den Anverwandten ziemt,
Gedenkt ſie ihres (fürſtlichen) Geſchlechts,
Das unterm Mißgeſchick der Zeiten fiel.
Wo fänd' es Schutz auf der feindſel'gen Erde,
Wo ſonſt, als hier an ihrem frommen Heerd?
Doch auch dem Feind erweist ſie ſich gerecht,
Und in dem Haupte dieſes edlen Lords
Ehrt ſie den Abgeſandten — —
— — — — — —

Vierter Auftritt.

— — — — — — —
— — — — — — —

Hereford.

Kommt, meine Söhne! Kommet alle! Kommt!
Mir ſpricht es laut im innern Eingeweide,

Er iſt es! Das ſind König Eduards Züge,
Das iſt das edle Antlitz meines Herrn,
Auch ſeiner Stimme Klang erkenn' ich wieder —
(ſich zu ſeinen Füßen werfend.)
O Richard! Richard, meines Königs Sohn!
— — — — — — —

Warbeck.

Steht auf, Mylord! Nicht hier iſt euer Platz —
Kommt an mein Herz! — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —

Hereford.

— — — — Wie entkamet ihr
Den Mörderhänden? Redet! Wo verbarg euch
Des Himmels Rettunghand — —
Um jetzt auf einmal in der rechten Stunde
Uns vielwillkommen zu erſcheinen?

Warbeck.

— — Jetzt nicht — Laſſt mich
Den Schleyer ziehen über das Vergangne.
Es iſt vorüber — ich bin unter euch —
Ich ſehe von den Meinen mich umgeben.
Das Schickſal hat mich wunderbar geführt.
— — — — — — —
— — — — — — —

Margaretha.

— — — — — — —

— — — — — — —
Richard von Gloſter ſtieg auf Englands Thron;
Des Bruders Söhne ſchloß der Tower ein.
Das iſt die Wahrheit und die Welt will wiſſen,
Daß Tirrel ſich mit ihrem Blut beſleckt.
Ja, ſelbſt den Ort bezeichnet das Gerücht,
Der ihr Gebein verwahren ſoll — —
Doch Nacht und undurchdringliches Geheimniß
Bedeckte jenes furchtbare Ereigniß
Im Tower — nur die ſpäte Folgezeit
Hat jetzt den Schleyer davon weggezogen.
Wahr iſt's, der Mörder Tirrel ward geſchickt,
Die Prinzen zu ermorden; einen Macht-
Befehl vom König Richard zeigt' er auf;
Der Prinz von Wallis fiel durch ſeinen Dolch.
Den Bruder ſollte gleiches Schickſal treffen;
Doch ſey's, daß das Gewiſſen des Barbaren
Erwachte, daß des Kindes rührend Flehn
Sein eiſern Herz im Buſen wankend machte —
Er führte einen ungewiſſen Streich
Und grauend vor der fürchterlichen That
Entfloh er — — — — —
— — — — — — —

Die Maltheſer.

Maltha iſt von der ganzen Macht Solimanns belagert, der dem Orden den Untergang ſchwur. Mit den türkiſchen Befehlshabern Muſtapha und Pialy ſind die Korſaren Uluzzialy und Dragut und die Algierer Haſcem und Candeliſſa vereinigt. Die Flotte der Türken liegt vor den beyden Seehäfen, und ohne eine Schlacht mit ihr zu wagen kann kein Entſatz auf die Inſel gebracht werden. Zu Lande haben die Feinde das Fort St. Elmo angegriffen und ſchon große Vortheile darüber gewonnen. Der Beſitz dieſes Fort macht ſie zu Herren der zwey Seehäfen und ſetzt ſie in Stand, St. Ange, St. Michael und Il Borgo mit Succeſſ anzugreifen, in welchen Plätzen die ganze Stärke des Ordens enthalten iſt.

La Vallete iſt Großmeiſter zu Maltha. Er hat den Angriff der Türken erwartet und ſich darauf bereitet. Die Ritter ſind nach der Inſel berufen worden, und in großer Anzahl darauf erſchienen. Außer Ihnen ſind noch gegen zehntauſend Soldaten vorhanden; es fehlt nicht an Kriegs- und Mundvorrath und die Feſtungwerke ſind in gutem Stande. Aber gleichwohl iſt auf einen Entſatz von Sicilien aus gerechnet, weil die Feinde durch ihre Menge und Beharrlichkeit die Werke zu Grunde richten und die Mannſchaft aufreiben müſſen.

La Valette hat alle Urſache von Sicilien Hülfe zu hoffen, da der Untergang von Maltha die Staaten des Königs von Spanien in die größte Gefahr ſetzen würde. Philipp der Zweyte hat ihm daher auch alle Unterſtützung zugeſagt und ſeinem Vicekönig in Sicilien deßhalb Befehle gegeben. Eine Flotte liegt ausgerüſtet in den Häfen dieſer Inſel; viele Ritter und andere Krieger ſind herbeygeſtrömt, ſich nach Maltha einſchiffen zu laſſen; die Geſchäftsträger des Großmeiſters ſind bey dem ſpaniſchen Vicekönig unermüdet, um das Auslaufen dieſer Flotte zu beſchleunigen.

Aber die ſpaniſche Politik iſt viel zu eigennützig, um an dieſe große Sache etwas Großes zu wagen. Die Macht der Türken ſchreckt die Spanier, und ſie ſuchen Zeit zu gewinnen, bis dieſe Feinde geſchwächt ſind. Dies hoffen ſie von dem Widerſtand des Ordens bey der Tapferkeit ſeiner Ritter, und erwarten alsdann entweder die Aufhebung der Belagerung, oder einen leichtern Sieg. Ob der Orden dabey ſeine Kräfte zuſetzt, iſt ihnen gleichgültig; nur ganz untergehen ſoll er nicht. Der Vicekönig von Sicilien verſpricht alſo von Zeit zu Zeit Hülfe, aber er leiſtet nichts.

Unterdeſſen wird das Fort St. Elmo von dem Feinde immer heftiger bedrängt. Es iſt an ſich ſelbſt, wegen des engen Raums, auf welchem nicht Werke genug angebracht werden konnten, kein ſehr haltbarer Platz, und faßt wenige Mannſchaft. Die Türken haben ſchon einige Außenwerke im Beſitz; ihr Geſchütz beherrſcht die Wälle und es ſind ſchon bedeutende Breſchen geſchoſſen. Die Beſatzung wird durch die Werke nicht beſchützt, und iſt bey aller ihrer Tapferkeit ein leichter Raub des feindlichen Geſchützes.

Unter dieſen Umſtänden ſuchen die Ritter, denen dieſer Poſten anvertraut iſt, bey dem Großmeiſter an, ſich an einen haltbarern Ort zurückziehen zu dürfen, weil keine Hoffnung ſey, Elmo zu behaupten. Auch die übrigen Ritter ſtellen dem Großmeiſter vor, daß er die Elmo'ſchen Ritter ohne Nutzen aufopfre, daß es nicht gut ſey, die Kraft des Ordens durch fortgeſetzte Vertheidigung eines unhaltbaren Platzes nach und nach zu ſchwächen, daß es beſſer ſeyn würde, die ganze Stärke an dem Hauptorte zu concentriren.

Dieſe Gründe ſind ſehr ſcheinbar, aber der Großmeiſter denkt ganz anders. Ob er ſelbſt gleich überzeugt iſt, daß St. Elmo nicht behauptet werden kann, und die Ritter ſchmerzlich beklagt, die dabey aufgeopfert werden, ſo halten ihn doch zwey Gründe ab, den Platz preiszugeben. Erſtlich liegt Alles daran, daß ſich St. Elmo ſo lange als möglich halte, um der Siciliſchen Hülfsflotte Zeit zu verſchaffen, heranzukommen. Denn iſt jenes Fort in den Händen des Feindes, ſo kann dieſer beyde Seehäfen verſchließen, und der Entſatz iſt ſchwerer. Auch würden die Spanier alsdann, wie ſie gedroht haben, zurückſegeln. Zweytens muß die Macht der Türken phyſiſch und moraliſch geſchwächt werden, wenn ſie St. Elmo im Sturm zu erobern genöthigt ſind. Ihr Verluſt bey dieſer Unternehmung erſchwert ihnen die fernern Angriffe des Hauptorts, und ein ſolches Beyſpiel verzweifelter Gegenwehr gibt ihnen einen ſo hohen Begriff von der chriſtlichen Tapferkeit, daß ſie an der Gewißheit des Siegs zu zweifeln anfangen, und zu neuen Kämpfen weniger bereit ſind.

Der Großmeiſter hat alſo überwiegende Gründe, einen Theil ſeiner Ritter, die Vertheidiger des Forts St. Elmo, der Wohlfahrt des Ganzen aufzuopfern. Ein ſolches Verfahren ſtreitet nicht mit den Geſetzen des Ordens, da jeder Ritter ſich bey der Aufnahme anheiſchig gemacht hat, ſein Leben mit blindem Gehorſam für die Religion hinzugeben. Aber zur Unterwerfung unter ein ſo ſtrenges Geſetz gehört der reine Geiſt des Ordens, weil eine ſolche That von innen heraus geſchehen muß, und nicht durch äußere Gewalt kann erzwungen werden.

Aber dieſer reine Ordensgeiſt, der in dieſem Augenblick ſo nothwendig iſt, fehlt. Kühn und tapfer ſind die Ritter, aber ſie wollen es auf ihre eigne Weiſe ſeyn, und ſich nicht mit blinder Reſignation dem Geſetz unterwerfen. Der Augenblick fordert einen geiſtlichen Sinn, und ihr Sinn iſt weltlich. Sie ſind von

n urſprünglichen Stiftunggeiſt ausgeartet; ſie lie-
noch andere Dinge als ihre Pflicht; ſie ſind Helden,
r nicht chriſtliche Helden. Die Liebe, der Reich-
n, der Ehrgeiz, der Nationalſtolz und ähnliche
ebfedern bewegen ihre Herzen.

Die Unordnungen im Orden haben im Moment der
lagerung ihren höchſten Gipfel erreicht. Viele Rit-
überlaſſen ſich offenbar ihren Ausſchweifungen, und
tzen darauf, daß Krieg und Gefahr die Freyheit be-
nſtigen. La Valette war zeither nachſichtig, theils
s liberaler Denkart, theils weil er ſich ſelbſt von ge-
iſſen Menſchlichkeiten nicht frey wuſſte; aber jetzt ſieht
ſich genöthigt, den Orden in ſeiner erſten Reinheit her-
ſtellen, und gleichſam neu zu erſchaffen.

Fragment
der erſten Scene.

Eine offne Halle, die den Proſpekt nach dem Hafen eröffnet.

Romegas und Biron ſtreiten um eine griechiſche Geſangene; dieſer hat ſie gefaßt, jener will ſich ihrer bemächtigen.

Romegas.

Verwegner halt! Die Sclavinn raubſt du mir,
Die ich erobert und für mein erklärt?

Biron.

Die Freyheit geb' ich ihr. Sie wähle ſelbſt
Den Mann, dem ſie am liebſten folgen mag.

Romegas.

Mein iſt ſie durch des Krieges Recht und Brauch;
Auf dem Korſarenſchiff gewann ich ſie.

Biron.

Den rohkorſariſchen Gebrauch verſchmäht,
Wer freyen Herzen zu gefallen weiß.

Romegas.

Der Frauen Schönheit iſt der Preis des Muths.

Biron.

Der Frauen Ehre ſchützt des Ritters Degen.

Romegas.

Sankt Elm vertheidige! Dort iſt dein Platz.

Biron.

Dort iſt der Kampf und hier des Kampfes Lohn.

Romegas.

Wohl ſichrer iſt es, Weiber hier zu ſtehlen,
Als männlich dort dem Türken widerſtehn.

Biron.

Vom heißen Kampf, der auf der Breſche glüht,
Läſſt ſichs gemächlich hier im Kloſter reden.

Romegas.

Gehorche dem Gebietenden! Zurück!

Biron.

Auf deiner Flotte herrſche du, nicht hier!

Romegas.

Das große Kreuz auf dieſer Bruſt verehre!

Biron.

Das kleine hier bedeckt ein großes Herz.

Romegas.

Ruhmredig iſt die Zunge von Provence.

Biron.

Noch ſchärfer iſt das Schwert.

Romegas.

— — —
— — — — — — —

Ritter (kommen herzu.)

Recht hat der Spanier — der Uebermuth
Des Provençalen muß gezüchtigt werden.

Andre Ritter (kommen von der andern Seite.)

Drey Klingen gegen Eine! — —
Zu Hülf'! Zu Hülf'! Drey Klingen gegen Eine!
Auf den Kaſtilier! Friſch, wackrer Bruder!
Wir ſtehn zu dir. Dir hilft die ganze Zunge.

Ritter.

Zu Boden mit den Provençalen!

Andre Ritter.

Nieder
Mit den Hiſpaniern!

Es kommen noch mehrere Ritter von beyden Seiten hinzu. Der Chor tritt auf und trennt die Fechtenden. Er beſteht aus ſechszehn geiſtlichen Rittern in ihrer langen Ordenstracht, die in zwey Reihen die übrigen umgeben. Der Chor ſchilt die Ritter, daß ſie ſich ſelbſt in dieſem Augenblick befehden. Schilderung der drohenden Gefahr und Beſorgniß, die auf die äußere Lage des Ordens und ſeinen innern Zuſtand ſich gründen. Uebermuth der Ritter, die auf Hülfe aus Sicilien rechnen.

La Valette erſcheint mit Miranda, einem Abgeſandten aus Sicilien. Der Großmeiſter fordert die Ritter auf, nichts von irdiſchem Beyſtande zu erwarten, ſondern dem Himmel und ihrem eignen Muthe zu vertrauen. Miranda erklärt, daß von Spanien vorjetzt noch nichts zu hoffen ſey, daß Sankt Elmo behauptet werden müſſe, wenn die Siciliſche Flotte erſcheinen ſolle, und daß ſie zurückſegeln würde, wenn bey ihrer Ankunft jenes Fort ſchon in den Händen der Türken wäre. Murren der Ritter über die ſpaniſche Politik. Miranda entſchließt ſich freywillig auf der Inſel zu bleiben und das Schickſal des Ordens zu theilen.

Ein alter Chriſtenſklave wird vom Ritter Montalto zum Großmeiſter gebracht. Er iſt vom türkiſchen Befehlshaber unter dem Vorwand abgeſendet, eine Unterhandlung wegen des Forts St. Elmo anzuknüpfen, aber eigentlich, um mit einem Verräther einen Briefwechſel zu eröffnen. Der Großmeiſter will von keinem Vertrage zwiſchen den Rittern und den Unglaubigen hören, und droht jeden künftigen Herold tödten zu laſſen. Dem Chriſtenſklaven, der ſein hartes Schickſal beklagt, wird freygeſtellt, in Maltha zu bleiben. Er zieht vor, in ſeine Gefangenſchaft zurückzugehen, weil er überzeugt iſt, daß Maltha ſich nicht halten könne. Ehe er abgeht, läſſt er ein Wort von Verrätherey fallen.

Es erſcheinen zwey Abgeordnete von der Beſatzung in St. Elmo. Dieſe Beſatzung iſt nicht von dem Großmeiſter ausgewählt, ſondern ohne ſein Zuthun durch eine geſetzliche Ordnung beſtimmt worden. Ein zwanzigjähriger Ritter, St. Prieſt, der von Allen geliebt und vom Großmeiſter beſonders ausgezeichnet wird, gehört zu den Vertheidigern von St. Elmo. Er gleicht an Geſtalt und Tapferkeit einem jugendlichen Rinaldo. Er iſt eine Geiſſel der Türken, und ſo ſehr man ihn zu ſchonen ſucht, bey jedem Kampfe der Erſte. Aber mitten im Tod und Gefahr bleibt er unverletzt; ſein Anblick ſcheint den Feind zu entwaffnen, oder eine Wache von Enaken ihn zu umgeben. Crequi, ein anderer junger Ritter von heftiger Gemüthsart, wird durch ein leidenſchaftliches, aber edles, Gefühl an ihn gefeſſelt. Die Abgeordneten ſchildern die Lage von St. Elmo, die Fortſchritte des Feindes, die Unhaltbarkeit der Feſtung, und bitten, der Beſatzung zu geſtatten, ſich auf einen andern Poſten zurückzuziehen. Die jüngern Ritter, beſonders Crequi, unterſtützen dies Geſuch mit Nachdruck; aber der Großmeiſter ſchlägt es ab. Er gibt ſeine Theilnehmung an dem Schickſal der Beſatzung deutlich zu erkennen; aber mit Ernſt und Feſtigkeit erklärt er, St. Elmo müſſe behauptet werden, und entfernt ſich mit den ältern Rittern.

Murren der jüngern Ritter über den Großmeiſter. Crequi fragt ängſtlich nach St. Prieſt und hört von den Abgeordneten, wie ſehr er vorzüglich der Gefahr ausgeſetzt iſt. Montalto kommt von der Begleitung des

Chriſtenſklaven zurück, und nährt die Erbitterung gegen den Großmeiſter durch boshafte Winke über ſeine Härte und Willkür.

Die Mißvergnügten entfernen ſich; der Chor bleibt zurück. Er klagt über den Verfall des Ordens, und über Ungerechtigkeit gegen den Großmeiſter, deſſen Verdienſte er anerkennt. Erinnerungen aus der Geſchichte des Ordens.

La Valette. der Chor. Der Großmeiſter zeigt ſich als Menſch. Er fürchtet, nicht Stärke genug zu haben, auf der Nothwendigkeit zu beharren. Die Aufopferung der tapfern Vertheidiger von St. Elmo ſchmerzt ihn tief. Auch iſt er bekümmert über die im Orden eingeriſſenen Mißbräuche. Der Chor macht ihm die Folgen ſeiner Nachſicht bemerklich, und erinnert ihn an den Streit über die Griechinn. La Valette geſteht ſeinen Fehler, und will Alles verſuchen, um eine gänzliche Reform des Ordens zu bewirken. Jene Griechinn hat er ſchon wegbringen laſſen.

Romegas, Biron und die Vorigen. Die beyden Ritter beklagen ſich über die Wegführung der Griechinn. La Valette erinnert die Ritter an ihr Gelübde. Sie behaupten, der jetzige Zeitpunkt gebe ihnen ein Recht auf Nachſicht. Es zeigt ſich ihre wilde Natur, die bey der höchſten Gefahr alle Schranken durchbricht. Den Augenblick wollen ſie genießen, da ihnen die nächſte Stunde vielleicht nicht mehr gehört. Der Tapfere, deſſen man bedarf, glaubt dem Geſetze trotzen zu können. Der Großmeiſter ſpricht zu ihnen mit Ernſt als Gebieter und entfernt ſich.

Romegas und Biron, aufs Höchſte erbittert, vereinigen ſich gegen den Großmeiſter. Romegas hält ihn ohnehin ſchon für ſeinen Feind.

Crequi kommt herzu, und ſpricht ohne Schonung über die Härte des Großmeiſters. Das Geſpräch wird durch Montalto unterbrochen, der neue Abgeordnete von St. Elmo ankündigt. Der Zuſtand des Forts hat ſich ſehr verſchlimmert; die Türken ſind im Beſitz eines bedeutenden Außenwerks. Die Beſatzung dringt nochmals auf Erlaubniß zum Abzuge, oder will dem gewiſſen Tode in einem Ausfalle entgegengehen. Unter den Abgeordneten iſt St. Prieſt, durch den man den Großmeiſter zu gewinnen hoffte. La Valette weigert ſich, ſie zu ſprechen. Dieſe ſcheinbare Härte empört die Ritter noch mehr, ob ſie wohl eine Wirkung ſeiner Weichheit iſt, da er ſich nicht Feſtigkeit genug zutraut, um einen Jüngling, der ihn näher angeht, in ſolchen Verhältniſſen zu ſehen. St. Prieſt iſt ſein natürlicher Sohn, aber Niemand weiß davon, als La Valette ſelbſt.

Die Abgeordneten treten auf begleitet von mehreren Rittern, die über den Großmeiſter ihren Unwillen laut werden laſſen. St. Prieſt ſelbſt iſt ſtill, aber Crequi überläßt ſich dem heftigſten Ausbruche der Leidenſchaft. Romegas und Biron ſtimmen ihm bey. Montalto benutzt dieſen Moment, die Ritter gegen den Großmeiſter aufzuwiegeln. Vergebens erinnert ſie der Chor mit Nachdruck an ihre Pflicht. Es entſteht ein furchtbarer Bund gegen den Großmeiſter.

La Valette gibt dem Ingenieur Caſtriotto den Auftrag, den Zuſtand von St. Elmo zu unterſuchen.

Der Großmeiſter hat Verdacht auf Montalto und läßt ihn genau beobachten. Er ſpricht ihn allein, um ihn mit Sanftmuth zu warnen, aber ohne Erfolg. Montalto leugnet beharrlich und dreiſt, und trotzt auf ſeine Würde als Commandeur.

Nach ſeinem Abgange erſcheint St. Prieſt vor La Valette. Der Jüngling denkt ganz anders, als die übrigen Abgeordneten von St. Elmo. Er wünſcht nicht zurückberufen zu werden, und kommt jetzt, dem Großmeiſter mit kindlich offenem Vertrauen die Empörung der Ritter zu entdecken. La Valette verbirgt ſein Gefühl mit Mühe. Er ſpricht noch mit St. Prieſt als Großmeiſter, und entläßt ihn mit Aufträgen. Begeiſterung des Jünglings für ſeine Pflicht und für das Perſönliche des Großmeiſters.

Romegas. Biron. Crequi und mehrere ihrer Anhänger treten auf. Sie beginnen mit nachdrücklichen Vorſtellungen wegen der Beſatzung von St. Elmo, und auf des Großmeiſters Weigerung ſprechen ſie als Empörer. Crequi vergeht ſich am meiſten. Auf den Vorwurf, daß La Valette durch ſeine Hartnäckigkeit den Orden zum Untergang führe, antwortet er, der Orden ſey ſchon untergegangen, ſey in dieſem Augenblicke nicht mehr, und nicht durch die Macht des Feindes, ſondern durch innern Verfall. Er entfernt ſich mit Würde und gebietet den Rittern, ſeine Befehle zu erwarten.

Die Ritter ſind durch die letzte Rede des Großmeiſters erſchüttert, und einige unter ihnen fangen an, ihr Unrecht einzuſehen. Ein Ritter bringt die Nachricht, ein Renegat habe ſich mit Aufträgen vom türkiſchen Befehlshaber gezeigt, ohngeachtet La Valette jeden feindlichen Unterhändler mit dem Tode bedroht habe. Bey dem Renegaten habe man Briefe mit groſſen Verſprechungen an Montalto gefunden. Montalto ſey zu dem Feinde entflohn. Die Ritter beſinnen ſich, daß er es war, der am meiſten die Erbitterung gegen den Großmeiſter nährte.

Miranda, der ſpaniſche Geſandte, nach ihm die jüngſten Ritter, ſodann einige der älteſten Ritter und zuletzt der Chor, treten bewaffnet auf. Ihnen folgt der Großmeiſter mit Caſtriotto. Der Ingenieur erhält Befehl, vor der ganzen Verſammlung über den Zuſtand von St. Elmo ſeinen Bericht zu erſtatten. Er behauptet, daß es noch möglich ſey, die Werke von St. Elmo eine Zeitlang zu vertheidigen. Jetzt fragt der Großmeiſter die jüngſten und älteſten Ritter, dann den Chor und Miranda, ob ſie unter ſeiner Anführung dieſe Vertheidigung übernehmen wollen. Alle ſind bereit, und nun bewilligt der Großmeiſter der Beſatzung von St. Elmo den Abzug, entläßt die aufrühriſchen Ritter und befiehlt nur dem Romegas, zu bleiben.

La Valette ſpricht mit ihm als ein Sterbender, der ſeinen letzten Willen eröffnet. Nur Romegas, der den Orden ins Verderben geſtürzt habe, ſey im Stande, ihn zu retten. Ihn habe er zu ſeinem Nachfolger erwählt, und die wichtigſten Stimmen für ihn gewonnen. Romegas wird nun auf den Standpunkt eines Fürſten geſtellt, wo er fähig iſt zu ſtehen, und erkennt das Verwerfliche ſeines zeitherigen Betragens. Aeußerſt beſchämt durch die Großmuth eines Mannes, den er ſo ſehr verkannte, entfernt er ſich in der Abſicht, durch die That zu zeigen, daß er eines ſolchen Vertrauens nicht unwerth ſey.

St. Prieſt erſcheint, um vom Großmeiſter Abſchied zu nehmen. La Valette iſt aufs Aeuſſerſte bewegt. Er entdeckt ſich als Vater, ſegnet ſeinen Sohn, und ſagt ihm, daß er dem Tode mit ihm auf St. Elmo entgegen gehen werde. Der Chor iſt hierbey gegenwärtig.

Romegas tritt auf mit den aufrühriſchen Rittern und den Abgeordneten von St. Elmo. Alle bereuen ihr Vergehen und Jeder iſt bereit, ſich auf St. Elmo für die Erhaltung des Ordens aufzuopfern. Der Chor beſchämt die Ritter noch tiefer, indem er ihnen entdeckt, daß St. Prieſt der Sohn des Großmeiſters iſt, und daß er ihn eben jetzt dem Tode geweiht hat. La Valette weigert ſich anfänglich, von ſeinem erſten Entſchluß abzugehen, bis er von einer gänzlichen Sinnesänderung der Ritter überzeugt iſt. Endlich willigt er ein, daß die Vertheidiger von St. Elmo dieſen Poſten noch ferner behaupten dürfen, und ergibt ſich aus Pflicht in die Nothwendigkeit, ſich ſelbſt als Großmeiſter in dem jetzigen Zeitpunkte dem Orden zu erhalten. Alle dringen in ihn, ſich nicht von ſeinem Sohne zu trennen. Jeder iſt bereit, die Stelle des trefflichen Jünglings zu vertreten. St. Prieſt widerſetzt ſich und bleibt unbeweglich. Die höchſte Begeiſterung ſpricht aus ihm. Auch La Valette will von keiner Ausnahme, von keiner perſönlichen Rückſicht etwas hören. St. Prieſt nimmt Abſchied vom Großmeiſter und von Crequi.

Der Chor allein in der höchſten Würde, begeiſtert durch Alles was den Menſchen erhebt, Pflichtgefühl, Rittergeiſt, Religion.

Nachrichten von St. Elmo. — Das Fort wird geſtürmt. Crequi iſt nach St. Elmo entflohn, um mit dem Freunde zu ſterben. — La Valette tritt auf, äuſſerſt bekümmert, aber mit männlichem Ernſt. Er fühlt tief, was er aufopfert.

St. Elmo iſt erobert. Ein Grieche Laſcaris, aus einem Geſchlecht, das auf dem griechiſchen Kaiſerthron regiert hat, entflieht mit äußerſter Lebensgefahr aus dem türkiſchen Heer, wo er einen hohen Poſten bekleidete, zu den Maltheſern, deren Heroismus er bewundert, und an deren Religion ihn die erſten Eindrücke der Jugend feſſeln. Er gibt ausführlichen Bericht von den unglaublichen Thaten der Vertheidiger von St. Elmo, von dem ungeheuren Verluſt der Türken, von ihrem Entſetzen, als ſie den Zuſtand der Feſtung, und die geringe Anzahl ihrer Vertheidiger gewahr wurden, von einer beſonders wichtigen Einbuße der Feinde in der Perſon eines ihrer erſten und erfahrenſten Befehlshaber des Beherrſchers von Tripoli, Dragut, der bey dieſer Belagerung fiel. — Von Montalto's Verräthereyen iſt nichts weiter zu fürchten. Er iſt bey dem Sturme auf St. Prieſt getroffen und hat ſeinen Lohn gefunden.

Der Leichnam des St. Prieſt iſt aus den Wellen aufgefangen worden. Er wird gebracht, und die Ritter begleiten ihn in ſtummer Trauer. La Valette erhebt ſich über ſich ſelbſt. Er preist die hohe Beſtimmung ſeines verklärten Sohns, ſieht in allen Rittern ſeine Söhne, und vertraut feſt auf die Kraft des Ordens, die jetzt als unbedingt und unendlich daſteht. Durch ein großes Opfer iſt der Sieg ſo gut als entſchieden, ſo wie in dem Perſiſchen Kriege durch den Tod des Leonidas. — Der Erfolg hat dieſen Glauben bewährt.

Die Kinder des Hauſes.

Vorerinnerung.

Die Idee eines dramatiſchen Gemäldes von der Polizey in Paris unter Ludwig XIV hat Schillern einige Zeit beſchäftigt. Ueber dem bunten Gewühl der mannichfaltigen Geſtalten einer Pariſer Welt ſollte die Polizey gleich einem Weſen höherer Art emporſchweben, deſſen Blick ein unermeſſliches Feld überſchaut und in die geheimſten Tiefen dringt, ſo wie für deſſen Arm nichts unerreichbar iſt.

„Paris erſcheint in ſeiner Allheit. Die äußerſten Extreme von Zuſtänden und ſittlichen Fällen in ihren höchſten Spitzen und charakteriſtiſchen Punkten kommen zur Darſtellung, die einfachſte Unſchuld, wie die naturwidrigſte Verderbniß, die idylliſche Ruhe, wie die düſtere Verzweiflung.“

„Ein höchſt verwickeltes, durch viele Familien verſchlungenes Verbrechen, welches bey fortgehender Nachforſchung immer zuſammengeſetzter wird, und immer andre Entdeckungen mit ſich bringt, iſt der Hauptgegenſtand. Es gleicht einem ungeheuren Baum, der ſeine Aeſte weit herum mit andern verſchlungen hat, und welchen auszugraben man eine ganze Gegend durchwühlen muß. So wird ganz Paris durchwühlt, und alle Arten von Exiſtenz werden bey dieſer Gelegenheit nach und nach an das Licht gezogen.“

„Der Fall iſt ſcheinbar unauflöslich, aber Argenſon — an der Spitze der Polizey — nachdem er ſich gewiſſe Data hat geben laſſen, verſpricht, im Vertrauen auf ſeine Macht, einen glücklichen Erfolg, und gibt ſogleich ſeine Aufträge.“

„Nach langem Forſchen verliert er die Spur des Wildes, und ſieht ſich in Gefahr ſein dreiſt gegebenes Wort doch nicht halten zu können. Aber nun tritt gleichſam das Verhängniß ſelbſt ins Spiel und treibt den Mörder in die Hände des Gerichts.“

„Argenſon hat die Menſchen zu oft von ihrer ſchändlichen Seite geſehen, als daß er einen edlen Begriff von der menſchlichen Natur haben könnte. Er iſt ungläubiger gegen das Gute, und gegen das Schlechte toleranter geworden; aber er hat das Gefühl für das Schöne nicht verloren, und da, wo er es unzweideutig antrifft, wird er deſto lebhafter davon gerührt. Er kommt in dieſen Fall und huldigt der bewährten Tugend.“

„Er erſcheint im Lauf des Stücks als Privatmann, wo er einen ganz andern, jovialiſchen und gefälligen Charakter zeigt, und als feiner Geſellſchafter, als Mann von Herz und Geiſt, Wohlwollen und Achtung verdient. Er findet wirklich ein Herz, das ihn liebt, und ſein ſchönes Betragen erwirbt ihm eine liebenswürdige Gemahlinn.“

„Der Polizeyminiſter kennt, wie der Beichtvater, die Schwächen und Blößen vieler Familien, und hat eben ſo wie dieſer die höchſte Diſcretion nöthig. Es kommt ein Fall vor, wo Jemand durch die Allwiſſenheit deſſelben in Erſtaunen und Schrecken geſetzt wird, aber einen ſchonenden Freund an ihm findet.“

„Scene Argenſons mit einem Philoſophen und Schriftſteller. Sie enthält eine Gegeneinanderſtellung des Idealen mit dem Realen, und es zeigt ſich die Ueberlegenheit des Realiſten über den Theoretiker.“

„Argenſon warnt auch zuweilen die Unſchuld ſowol, als die Schuld. Er läſſt nicht nur den Verbrechern, ſondern auch ſolchen Unglücklichen, die es durch Verzweiflung werden können, Kundſchafter folgen. Ein ſolcher Verzweifelnder kommt vor, gegen den ſich die Polizey als eine rettende Vorſicht zeigt.“

„Auch die Nachtheile der Polizeyverfaſſung ſind darzuſtellen. Die Bosheit kann ſie zu ihren Abſichten brauchen, der Unſchuldige kann durch ſie leiden; ſie iſt oft genöthigt, ſchlimmer Werkzeuge ſich zu bedienen, ſchlimme Mittel anzuwenden. Selbſt die Verbrechen ihrer eignen Officianten haben eine gewiſſe Strafloſigkeit.“ —

Von einer weitern Ausführung dieſer Ideen in ihrem ganzen Umfange findet ſich nichts in Schillers Papieren, aber dagegen der Plan eines Drama, wobey nur ein ſehr kleiner Theil jenes Stoffs zum Grunde liegt. Es war in Schillers Charakter, daß ſich der erſte Gedanke nicht beſchränkte, ſondern erweiterte, wenn es zur Ausführung kam. Man ſollte daher glauben, folgender Plan ſey früher — etwa bey Leſung der Causes celebres des Pitaval — entſtanden, und vielleicht eben deswegen aufgegeben worden, weil er auf jene Ideen führte, die einen ſo großen Reichthum von Charakteren und Situationen darboten.

Narbonne iſt ein reicher angeſehener Partikulier, in einer franzöſiſchen Provinzialſtadt — Bourdeaux, Lyon oder Nantes — ein Mann in ſeinen beſten Jahren zwiſchen 40 und 50. Er ſteht in allgemeiner öffentlicher Achtung, und die Neigung, die man zu ſeinem verſtorbenen Bruder Pierre Narbonne gehabt hatte, hat ſich ſchon auf ſeinem Namen fortgeerbt. Er iſt der einzige Uebriggebliebene dieſes Hauſes, weil ſein Bruder keinen Erben hinterließ; denn zwey Kinder deſſelben verunglückten bey einer Feuersbrunſt durch Sorgloſigkeit der Bedienten.

Nach dem Tode Pierre's war Louis der einzige Erbe. Er war damals abweſend und kam zurück, um ſeinen beſtändigen Aufenthalt in dieſer Stadt zu nehmen.

Seit dieſer Zeit ſind zehn Jahre verfloſſen und Narbonne iſt nun im Begriff, eine Heirath zu thun und ſein Geſchlecht fortzupflanzen. Er hat eine Neigung zu einem ſchönen, edeln und reichen Fräulein, Victoire von Pontis, deren Aeltern ſich durch ſeine Anträge geehrt finden, und ihm mit Freude ihre Tochter zuſagen.

Nun war vor ungefähr ſechs Jahren ein junger Mann, Namens Saint-Foix, in Narbonnes Haus als eine hülfloſe Waiſe aufgenommen worden, und hatte viele Wohlthaten, beſonders eine gute Erziehung von ihm erhalten. Er lebte bey ihm nicht auf dem Fuß eines Haus-Bedienten, ſondern eines armen Verwandten, und die ganze Stadt bewunderte die Großmuth Narbonne's gegen dieſen jungen Menſchen, den man ſchon zu beneiden anfing.

Saint-Foix machte ſchnelle Fortſchritte in der Bildung, die ihm Narbonne geben ließ. Er zeigte trefliche Anlagen des Kopfs und Herzens, zugleich aber auch einen gewiſſen Adel und Stolz, der dem armen aufgegriffenen Waiſen nicht recht zuzukommen ſchien. Er war voll dankbarer Ehrfurcht gegen ſeinen Wohlthäter, aber ſonſt zeigte er nichts Gedrücktes noch Erniedrigtes; er ſchien, indem er Narbonne's Wohlthaten empfing, ſich nur ſeines Rechts zu bedienen. Sein Muth ſchien oft an Uebermuth, eine gewiſſe Naivetät und Fröhlichkeit an Leichtſinn zu gränzen. Er war verſchwenderiſch, frey und eiferſüchtig auf ſeine Ehre.

Victoire hatte öfters Gelegenheit gehabt, dieſen Saint-Foix zu ſehen, und empfand bald eine Neigung für ihn, welche aber hoffnungslos ſchien. Die Bewerbungen Narbonne's um ihre Hand, vor denen ſie ein ſonderbares Grauen hatte, verſtärkten ihre Gefühle für Saint-Foix um ſo mehr, da dieſer von Narbonne ſelbſt bey dieſer Gelegenheit öfter an ſie geſchickt wurde. Saint-Foix betete Victoire von dem erſten Augenblicke an, als er ſie kennen lernte, aber ſeine Wünſche wagten ſich nicht zu ihr hinauf.

Er hatte ein andres Mädchen kennen lernen, welches ſo wie er elternlos war, und dem er einen großen Dienſt geleiſtet hatte. Für dieſe hatte er eine zärtliche Freundſchaft, zwiſchen ihr und Victoiren war ſein Herz getheilt; aber er unterſchied ſehr wohl ſeine Gefühle.

Von den zahlreichen Hausgenoſſen Narbonne's, worunter ein einziger alter Diener Pierre Narbonne's Namens Thierry, ſich noch erhalten hatte, wurde Saint-Foix zum Theil gehaſſt und beneidet; nur eine weibliche Perſon unter denſelben hatte für ihn eine Neigung, und Plane auf ſeine Hand. Sie war viel älter und ohne einen andern Anſpruch auf ihn, als das kleine Glück, was ſie mit ihm theilen konnte, und das nicht aufs beſte erworben war. Ihr Name war Madelon.

So verhielten ſich die Sachen, als die Handlung des Stücks eröffnet wurde.

Madelon kommt von einer kleinen Wallfahrt zurück, wo ſie für ihre Unruhe Troſt geſucht hatte. Ein begangenes Unrecht quält ſie; ſie bringt keinen Troſt zurück.

Sie findet Narbonne zufrieden, muthig und ſicher; Alles ſcheint ihm nach Wunſch zu gehen. Nur iſt er ärgerlich über einen weggekommenen Schmuck, den er ſeiner Braut hatte verehren wollen, und er will die Gerichte deßwegen in Bewegung ſetzen.

Madelon erſchrickt. Laſſt die Gerichte ruhen! ſagt ſie! Nehmt das kleine Unglück willig hin! — „Es iſt kein kleines Unglück.“ — Nehmts an als eine Buße! Schon lange hat mich die ununterbrochene Dauer Eures Wohlſtandes bekümmert. — „Ich will aber mein Recht verfolgen.“ — Euer Recht! ſeufzt Madelon.

Noch größere Unruhe zeigt Madelon, wie ſie hört, daß eine Zigeunerinn im Hauſe geweſen ſey, welche man des Schmucks wegen im Verdacht habe. Sie beklagt ſehr, daß ſie nicht hier geweſen. „Ach, indem ich eine fruchtloſe Wallfahrt anſtellte, um mein Herz zu beruhigen, habe ich die einzige Gelegenheit verfehlt, meines langen Grams loszuwerden.“

Herr von Pontis, Baillif des Orts und künftiger Schwiegervater Narbonne's, kommt, wegen des entwendeten Schmucks die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Dies geſchieht mit einiger Förmlichkeit und mit Zuziehung eines Gerichtſchreibers. Der Schmuck wird beſchrieben, die Hausgenoſſen werden aufgezählt, und bey dieſer Gelegenheit exponirt ſich ein Theil der Geſchichte. Beſonders iſt die Rede von Saint-Foix. Seine Geſchichte wird erzählt, und zeigt den Narbonne im Licht eines Wohlthäters. Er ſcheint keinem Verdacht gegen Saint-Foix Raum zu geben.

Nach dieſen officiellen Dingen wird von der Heirath geſprochen. Pontis zeigt, wie ſehr er und die ganze Stadt den Narbonne verehre, und iſt glücklich in dem Gedanken einer Verbindung mit ihm.

Saint-Foix im Geſpräch mit dem alten Thierry. Der junge Menſch zeigt die leidenſchaftlichſte Unruhe, es iſt ihm zu enge in dem Hauſe, er ſtrebt ins Weite fort, dabey hat er etwas Geheimnißvolles, Unſicheres, Scheues, Gewaltſames, was ausſieht, wie Gewiſſensangſt. Beſonders ſcheint er ſich eines großen Undanks gegen Narbonne anzuklagen. Wie von der Heirath deſſelben die Rede iſt, ſteigt ſeine Unruhe aufs Höchſte.

Seine Scene mit Thierry gleicht einem ewigen Abſchiede. Er nimmt auch Abſchied von den lebloſen

Gegenſtänden, und ſo reißt er ſich los in der gewaltſamſten Stimmung.

Thierry ſchüttelt das Haupt, und ſcheint ſich mit Macht gegen einen aufſteigenden Verdacht zu wehren. In ſeinem Monolog ſprichts ſichs aus, wie es in alten Zeiten hier war, und wie es jetzt iſt.

Saint-Foix mit Adelaiden. Spuren einer unſchuldigen Neigung, Dankbarkeit des Mädchens. Mitleiden des Jünglings. Sie erzählt ihre Schickſale, er die ſeinigen. Adelaide iſt einer gefährlichen Zigeunerinn entſprungen, die ſie tyranniſirte und zum Böſen verleiten wollte. Saint-Foix hat ſie in einer hülfloſen Lage gefunden, und zu guten Leuten gebracht, bey denen ſie ſich noch heimlich aufhält.

Adelaide hat aus Armuth ihren einzigen Reichthum, eine Koſtbarkeit, verkaufen wollen; der Goldſchmidt, dem ſie gebracht wird, erkennt ſie für eine Arbeit, die er ſelbſt für die Frau von Narbonne gefertigt hat, gibt es an, und dies veranlaſſt die Einziehung Adelaidens.

Die Polizeydiener erſcheinen, und fordern von Adelaiden, daß ſie ihnen zum Baillif folgen ſoll. Saint-Foix widerſetzt ſich vergebens.

Victoire und ihre Mutter. Jene zeigt ihren Abſcheu vor der Bewerbung Narbonne's, um welche die ganze Welt ſie beneidet. Man bemerkt an ihr außer dieſem Widerwillen vor Narbonne's Perſon auch eine geheime und hoffnungloſe Neigung.

Pontis kommt und berichtet, daß man dem geſtohlnen Schmuck auf der Spur ſey.

Adelaide wird gebracht, und wie Pontis fortgeht, um ſie zu verhören, kommt Saint-Foix in großer Bewegung zur Victoire, um ihren Beyſtand und ihre Verwendung für Adelaiden aufzurufen. Eine affektvolle Scene zwiſchen beyden, die zur gegenſeitigen Entdeckung ihrer Liebe führt.

Narbonne kommt zu dieſer Scene und findet in Saint-Foix ſeinen Nebenbuhler.

Pontis tritt wieder herein nach geendigtem Verhör, und erklärt Saint-Foix für mitſchuldig. Narbonne hört, daß ein Theil des Schmucks ſich gefunden habe; aber wie er dieſen Schmuck ſieht, geräth er in große Beſtürzung.

Scene zwiſchen Pontis und Narbonne. Dieſer macht den Großmüthigen, will die Unterſuchung fallen laſſen, und beyde verdächtige Perſonen nach den Inſeln ſchicken. Pontis beſteht auf der ſtrengſten Unterſuchung. Wie ſie noch beyſammen ſind, wird dem Baillif gemeldet, daß man die Zigeunerinn aufgebracht habe, und daß Adelaide bey ihrem Anblick in Schrecken gerathen ſey.

Madelon und Narbonne. Jene hat die Zigeunerinn erkannt als diejenige, der ſie die beyden Kinder Pierre Narbonne's übergeben hatte, als ſie ausſprengte, daß ſie bey einem Brande umgekommen wären. Es entdeckt ſich, daß Adelaide die Tochter ſey, aber, wo der Knabe hingekommen, bleibt noch unbekannt.

Pontis kommt, und meldet, daß ſich Adelaide und Saint-Foix als Geſchwiſter erkannt hätten, und daß die Zigeunerinn beyde vor ſechszehn Jahren erhalten habe. Saint-Foix hatte nur fünf Jahr bey ihr zugebracht, und war ihr ſchon in ſeinem zehenten Jahre entlaufen.

Narbonne will nun dazwiſchen treten, und die weitere Erörterung hemmen; Pontis aber will die Aeltern der Kinder entdeckt haben, und erinnert ſich an den Schmuck.

Narbonne ſchlägt dem Saint-Foix und Adelaiden eine heimliche Flucht vor, aber Beyde weigern ſich.

Narbonne und Madelon. Madelon hat die Kinder erkannt, und dringt in Narbonne, ſie an Kindesſtatt anzunehmen und zu ſeinen Erben einzuſetzen. Narbonne iſt in größter Verlegenheit; er weiß keinen Ausweg, als durch den Tod der Madelon, und ermordet ſie.

Die Kinder des Hauſes ſind erkannt, und werden von einer jubelnden Menge zu Narbonne gebracht.

Der Mörder Pierre Narbonne's kennt eine geheime Thüre zu Louis Narbonne's Zimmer; er iſt auf dieſem Wege heimlich hereingekommen, hat den Schmuck liegen geſehen, und iſt mit dieſem davon gegangen. Dem Narbonne ließ er ein paar Zeilen zurück, worin er ihm anzeigte, daß er nun in die weite Welt gehe, weil er einer Mordthat wegen fliehen müſſe. Auf dieſer Flucht wird er angehalten, welches eine Folge der Polizeyveranſtaltung iſt.

Narbonne findet auf ſeinem Zimmer die Spuren des Mörders.

Pontis meldet triumphirend den gefundnen Schmuck.

Narbonne verſucht umſonſt, zu entfliehen. Er und der Mörder werden confrontirt. Sein Verſuch, ſich zu tödten, wird vereitelt; er wird ganz entlarvt und den Gerichten übergeben. Saint-Foix erhält die Hand der Victoire.

Nacherinnerung

zum

vierten Bande.

Durch ein Verſehen und gegen die Abſicht des vom Druckorte weit entfernten Herausgebers iſt im IV. Bande der Geiſterſeher nicht nach der vom Verfaſſer abgeänderten dritten Ausgabe abgedruckt worden. Es iſt daher annoch hier zu bemerken, daß der Verfaſſer in dieſer Ausgabe den S. 345 des IV. Bandes anfangenden Dialog zwiſchen dem Prinzen und dem Baron von F . . . . beträchtlich abgekürzt hat. Nach der Stelle S. 350, die mit den Worten ſchließt:

„einer hohen ewigen Ordnung zu dienen — “

iſt Folgendes eingerückt:

„Zukunft! Ewige Ordnung! — Nehmen wir hinweg, was der Menſch aus ſeiner eignen Bruſt genommen, und ſeiner eingebildeten Gottheit als Zweck, der Natur als Geſetz untergeſchoben hat. — Was bleibt uns dann übrig? “

Nach dieſer Stelle iſt ein Theil des Dialogs von den Worten: Dienen! Dienen gewiß, S. 350 Z. 10 von oben bis zu den Worten: aufgeſchmückt haben, S. 359 Z. 4 von oben, und nach den Worten: mit der Kraft dazu zu zerſtören, S. 361 Z. 9 von unten, der ganze übrige Dialog, der S. 387 ſchließt, weggeblieben. Der vierte Brief endigt auf folgende Art:

„Hier unterbrach uns ein Beſuch — Künftig werde ich Sie von einer Neuigkeit unterhalten, die Sie wohl ſchwerlich auf ein Geſpräch, wie das heutige, erwarten dürften.“

Dagegen iſt nach dem ſechsten Briefe, der S. 413 des IV. Bandes ſchließt, folgender ſiebenter eingerückt:

Baron von F*** an den Grafen von O**

Julius.

Die geheimnißvolle Unbekannte des Prinzen erinnerte den Marcheſe Civitella an eine romantiſche Erſcheinung, die ihm ſelbſt vor einiger Zeit vorgekommen war, und, um den Prinzen zu zerſtreuen, ließ er ſich bereit finden, ſie uns mitzutheilen. Ich erzähle ſie Ihnen mit ſeinen eignen Worten. Aber der muntre Geiſt, womit er Alles, was er ſpricht, zu beleben weiß, geht freylich in meinem Vortrage verloren.

(Hierauf folgt nachſtehendes Fragment, das früher im 8. Hefte der Thalia erſchien und anfänglich für den 2. Band des Geiſterſehers beſtimmt war. Es fand hier eine Stelle, da Schiller die Vollendung des Geiſterſehers aufgegeben hatte.)

„Voriges Frühjahr,“ erzählte Civitella, „hatte ich das Unglück, den ſpaniſchen Ambaſſadeur gegen mich aufzubringen, der in ſeinem ſiebenzigſten Jahr die Thorheit begangen hatte, eine achtzehnjährige Römerinn für ſich allein heirathen zu wollen. Seine Rache verfolgte mich, und meine Freunde riethen mir an, mich durch eine zeitige Flucht den Wirkungen derſelben zu entziehen, bis mich entweder die Hand der Natur oder eine gütliche Beylegung von dieſem gefährlichen Feind befreyt haben würde. Weil es mir aber doch zu ſchwer fiel, Venedig ganz zu entſagen, ſo nahm ich meinen Aufenthalt in einem entlegenen Quartier von Murano, wo ich unter einem fremden Namen ein einſames Haus bewohnte, den Tag über mich verborgen hielt, und die Nacht meinen Freunden und dem Vergnügen lebte.“

„Meine Fenſter wieſen auf einen Garten, der von der Abendſeite an die Ringmauer eines Kloſters ſtieß, gegen Morgen aber wie eine kleine Halbinſel in die Lagune hineinlag. Der Garten hatte die reizendſte Anlage, ward aber wenig beſucht. Des Morgens, wenn mich meine Freunde verlieſſen, hatte ich die Gewohnheit, ehe ich mich ſchlafen legte, noch einige Augenblicke am Fenſter zuzubringen, die Sonne über dem Golf aufſteigen zu ſehen, und ihr dann gute Nacht zu ſagen. Wenn Sie ſich dieſe Luſt noch nicht gemacht haben, gnädigſter Prinz, ſo empfehle ich Ihnen dieſen Standort, den ausgeſuchteſten vielleicht in ganz Venedig, dieſe herrliche Erſcheinung zu genießen. Eine purpurne Nacht liegt über der Tieſe, und ein goldener Rauch verkündigt ſie von fern am Saum der Laguna. Erwartungvoll ruhen Himmel und Meer. Zwey Winke, ſo ſteht ſie da, ganz und vollkommen, und alle Wellen brennen — Es iſt ein entzückendes Schauſpiel!"

„Eines Morgens, als ich mich nach Gewohnheit der Luſt dieſes Anblicks überlaſſe, entdecke ich auf Einmal, daß ich nicht der einzige Zeuge deſſelben bin. Ich glaube Menſchenſtimmen im Garten zu vernehmen, und als ich mich nach dem Schall wende, nehme ich eine Gondel wahr, die an der Waſſerſeite landet. Wenige Augenblicke, ſo ſehe ich Menſchen im Garten hervorkommen, und mit langſamen Schritten, Spaziergehenden gleich, die Allee herauf wandeln. Ich erkenne, daß es eine Mannsperſon und ein Frauenzimmer iſt, die einen kleinen Neger bey ſich haben. Das Frauenzimmer iſt weiß gekleidet, und ein Brillant ſpielt an ihrem Finger; mehr läſſt mich die Dämmerung noch nicht unterſcheiden."

„Meine Neugier wird rege. Ganz gewiß ein Rendezvous und ein liebendes Paar — aber an dieſem Ort und zu einer ſo ganz ungewöhnlichen Stunde! — denn kaum war es drey Uhr und Alles lag noch in trübe Dämmerung verſchleiert. Der Einfall ſchien mir neu, und zu einem Roman die Anlage gemacht. Ich wollte das Ende erwarten.“

„In den Laubgewölben des Gartens verlier' ich ſie bald aus dem Geſicht, und es wird lange, bis ſie wieder erſcheinen. Ein angenehmer Geſang erfüllt unterdeſſen die Gegend. Er kam von dem Gondolier, der ſich auf dieſe Weiſe die Zeit in ſeiner Gondel verkürzte, und dem von einem Kameraden aus der Nachbarſchaft geantwortet wurde. Es waren Stanzen aus dem Taſſo; Zeit und Ort ſtimmten harmoniſch dazu, und die Melodie verklang lieblich in der allgemeinen Stille.“

„Mittlerweile war der Tag angebrochen, und die Gegenſtände lieſſen ſich deutlicher erkennen. Ich ſuche meine Leute. Hand in Hand gehen ſie jetzt eine breite Allee hinauf und bleiben öfters ſtehen, aber ſie haben den Rücken gegen mich gekehrt, und ihr Weg entfernt ſie von meiner Wohnung. Der Anſtand ihres Ganges läſſt mich auf einen vornehmen Stand und ein edler engelſchöner Wuchs auf eine ungewöhnliche Schönheit ſchlieſſen. Sie ſprachen wenig, wie mir ſchien, die Dame jedoch mehr, als ihr Begleiter. An dem Schauſpiel des Sonnenaufgangs, das ſich jetzt eben in höchſter Pracht über ihnen verbreitete, ſchienen ſie gar keinen Antheil zu nehmen.“

„Indem ich meinen Tubus herbeyhole und richte, um mir dieſe ſonderbare Erſcheinung ſo nahe zu bringen als möglich, verſchwinden ſie plötzlich wieder in einem Seitenweg, und eine lange Zeit vergeht, ehe ich ſie wieder erblicke. Die Sonne iſt nun ganz aufgegangen; ſie kommen dicht unter mir vor und ſehen mir gerade entgegen. — — — Welche himmliſche Geſtalt erblicke ich! — War es das Spiel meiner Einbildung, war es die Magie der Beleuchtung? Ich glaubte ein überirdiſches Weſen zu ſehen, und mein Auge floh zurück, geſchlagen von dem blendenden Licht. — So viel Anmuth bey ſo viel Majeſtät! So viel Geiſt und Adel bey ſo viel blühender Jugend! — Umſonſt verſuch' ich es Ihnen zu beſchreiben. Ich kannte keine Schönheit vor dieſem Augenblick.“

„Das Intereſſe des Geſprächs verweilt ſie in meiner Nähe und ich habe volle Muſe, mich in dem wundervollen Anblick zu verlieren. Kaum aber ſind meine Blicke auf ihren Begleiter gefallen, ſo iſt ſelbſt dieſe Schönheit nicht mehr im Stande ſie zurückzurufen. Er ſchien mir ein Mann zu ſeyn in ſeinen beſten Jahren, etwas hager und von großer edler Statur — aber von keiner Menſchenſtirn ſtrahlte mir noch ſo viel Geiſt, ſo viel Hohes, ſo viel Göttliches entgegen. Ich ſelbſt, obgleich vor aller Entdeckung geſichert, vermochte es nicht, dem durchbohrenden Blick Stand zu halten, der unter den finſtern Augenbraunen blitzewerfend hervorſchoß. Um ſeine Augen lag eine ſtille rührende Traurigkeit, und ein Zug des Wohlwollens um die Lippen milderte den trüben Ernſt, der das ganze Geſicht überſchattete. Aber ein gewiſſer Schnitt des Geſichts, der nicht europäiſch war, verbunden mit einer Kleidung, die aus den verſchiedenſten Trachten, aber mit einem Geſchmacke, den Niemand ihm nachahmen wird, kühn und glücklich gewählt war, gaben ihm eine Miene von Sonderbarkeit, die den außerordentlichen Eindruck ſeines ganzen Weſens nicht wenig erhöhte. Etwas Irres in ſeinem Blicke konnte einen Schwärmer vermuthen laſſen, aber Geberden und äußrer Anſtand verkündigten einen Mann, den die Welt ausgebildet hat.“

Z***, der, wie Sie wiſſen, Alles heraus ſagen muß, was er denkt, konnte hier nicht länger an ſich halten. Unſer Armenier! rief er aus. Unſer ganzer Armenier, Niemand anders!

Was für ein Armenier, wenn man fragen darf? ſagte Civitella.

Hat man Ihnen die Farce noch nicht erzählt? ſagte der Prinz. Aber keine Unterbrechung! Ich fange an mich für Ihren Mann zu intereſſiren. Fahren Sie fort in Ihrer Erzählung.

„Etwas Unbegreifliches war in ſeinem Betragen. Seine Blicke ruhten mit Bedeutung, mit Leidenſchaft auf ihr, wenn ſie weg ſah, und ſie fielen zu Boden, wenn ſie auf die ihrigen traſen. Iſt dieſer Menſch von Sinnen? dachte ich. Eine Ewigkeit wollt' ich ſtehen und nichts anders betrachten."

„Das Gebüſche raubte ſie mir wieder. Ich wartete lange, lange, ſie wieder hervor kommen zu ſehen, aber vergebens. Aus einem andern Fenſter endlich entdeck' ich ſie aufs Neue."

„Vor einem Baſſin ſtanden ſie, in einer gewiſſen Entfernung von einander, beyde in tiefes Schweigen verloren. Sie mochten ſchon ziemlich lange in dieſer Stellung geſtanden haben. Ihr offnes, ſeelenvolles Auge ruhte forſchend auf ihm, und ſchien jeden aufkeimenden Gedanken von ſeiner Stirn zu nehmen. Er, als ob er nicht Muth genug in ſich fühlte, es aus der erſten Hand zu empfangen, ſuchte verſtohlen ihr Bild in der ſpiegelnden Fluth, oder blickte ſtarr auf den Delphin, der das Waſſer in das Becken ſpritzte. Wer weiß, wie lange dieſes ſtumme Spiel noch gedauert haben würde, wenn die Dame es hätte aushalten können? Mit der liebenswürdigſten Holdſeligkeit ging das ſchöne Geſchöpf auf ihn zu, faſſte, den Arm um ſeinen Nacken flechtend, eine ſeiner Hände, und führte ſie zum Munde. Gelaſſen ließ der kalte Menſch es geſchehen, und ihre Liebkoſung blieb unerwiedert."

„Aber es war Etwas an dieſem Auftritt, was mich rührte. Der Mann war es, was mich rührte. Ein heftiger Affekt ſchien in ſeiner Bruſt zu arbeiten, eine unwiderſtehliche Gewalt ihn zu ihr hinzuziehen, ein verborgner Arm ihn zurückzureißen. Still, aber ſchmerzhaft, war dieſer Kampf, und die Gefahr ſo ſchön an ſeiner Seite. Nein, dachte ich, er unternimmt zu viel. Er wird, er muß unterliegen.“

„Auf einen heimlichen Wink von ihm verſchwindet der kleine Neger. Ich erwarte nun einen Auftritt von empfindſamer Art, eine knieende Abbitte, eine mit tauſend Küſſen beſiegelte Verſöhnung. Nichts von dem Allen. Der unbegreifliche Menſch nimmt aus einem Portefeuille ein verſiegeltes Paquet, und gibt es in die Hände der Dame. Trauer überzieht ihr Geſicht, da ſie es anſieht, und eine Thräne ſchimmert in ihrem Auge.“

„Nach einem kurzen Stillſchweigen brechen ſie auf. Aus einer Seiten-Allee tritt eine bejahrte Dame zu ihnen, die ſich die ganze Zeit über entfernt gehalten hatte, und die ich jetzt erſt entdecke. Langſam gehen ſie hinab, beyde Frauenzimmer in Geſpräch mit einander, während deſſen er der Gelegenheit wahrnimmt, unvermerkt hinter ihnen zurückzubleiben. Unſchlüſſig und mit ſtarrem Blick nach ihr hingewendet, ſteht er und geht und ſteht wieder. Auf Einmal iſt er weg im Gebüſche.“

„Vorn ſieht man ſich endlich um. Man ſcheint unruhig, ihn nicht mehr zu finden, und ſteht ſtille, wie es ſcheint, ihn zu erwarten. Er kommt nicht! Die Blicke irren ängſtlich umher, die Schritte verdoppeln ſich. Meine Augen helfen den ganzen Garten durchſuchen. Er bleibt aus. Er iſt nirgends.

„Auf Einmal hör' ich am Kanal etwas rauſchen, und eine Gondel ſtößt vom Ufer. Er iſts, und mit Mühe enthalt' ich mich, es ihr zuzuſchreyen. Jetzt alſo wars am Tage — Es war eine Abſchiedsſcene.“

„Sie ſchien zu ahnen, was ich wuſſte. Schneller, als die Andre ihr folgen kann, eilt ſie nach dem Ufer. Zu ſpät. Pfeilſchnell fliegt die Gondel dahin, und nur ein weißes Tuch flattert noch fern in den Lüften. Bald darauf ſeh' ich auch die Frauenzimmer überfahren.“

„Als ich von einem kurzen Schlummer erwachte, muſſte ich über meine Verblendung lachen. Meine Phantaſie hatte dieſe Begebenheit im Traum fortgeſetzt, und nun wurde mir auch die Wahrheit zum Traume. Ein Mädchen, reizend wie eine Houri, die vor Tagesanbruch in einem abgelegenen Garten vor meinem Fenſter mit ihrem Liebhaber luſtwandelt, ein Liebhaber, der von einer ſolchen Stunde keinen beſſern Gebrauch zu machen weiß, dies ſchien mir eine Kompoſition zu ſeyn, welche höchſtens die Phantaſie eines Träumenden wagen und entſchuldigen konnte. Aber der Traum war zu ſchön geweſen, um ihn nicht ſo oft als möglich zu erneuern, und auch der Garten war mir jetzt lieber geworden, ſeitdem ihn meine Phantaſie mit ſo reizenden Geſtalten bevölkert hatte. Einige unfreundliche Tage, die auf dieſen Morgen folgten, verſcheuchten mich von dem Fenſter, aber der erſte heitre Abend zog mich unwillkürlich dahin. Urtheilen Sie von meinem Erſtaunen, als mir nach kurzem Suchen das weiſſe Gewand meiner Unbekannten entgegen ſchimmerte. Sie war es ſelbſt. Sie war's wirklich. Ich hatte nicht blos geträumt."

„Die vorige Matrone war bey ihr, die einen kleinen Knaben führte; ſie ſelbſt aber ging in ſich gekehrt und ſeitwärts. Alle Plätze wurden beſucht, die ihr noch vom vorigen Male her durch ihren Begleiter merkwürdig waren. Beſonders lange verweilte ſie an dem Baſſin, und ihr ſtarr hingeheſtetes Auge ſchien das geliebte Bild vergebens zu ſuchen."

„Hatte mich dieſe hohe Schönheit das erſte Mal hingeriſſen, ſo wirkte ſie heute mit einer ſanftern Gewalt auf mich, die nicht weniger ſtark war. Ich hatte jetzt vollkommen Freyheit, das himmliſche Bild zu betrachten; das Erſtaunen des erſten Anblicks machte unvermerkt einer ſüßen Empfindung Platz. Die Glorie um ſie verſchwindet, und ich ſehe in ihr nichts mehr, als das ſchönſte aller Weiber, das meine Sinne in Glut ſetzt. In dieſem Augenblick iſt es beſchloſſen. Sie muß mein ſeyn."

„Indem ich bey mir ſelbſt überlege, ob ich hinunter gehe und mich ihr nähere, oder eh' ich dieſes wage, erſt Erkundigungen von ihr einziehe, öffnet ſich eine kleine Pforte an der Kloſtermauer, und ein Karmelitermönch tritt aus derſelben. Auf das Geräuſch, das er macht, verläſſt die Dame ihren Platz und ich ſehe ſie mit lebhaſten Schritten auf ihn zugehen. Er zieht ein Papier aus dem Buſen, wornach ſie begierig haſcht, und eine lebhaſte Freude ſcheint in ihr Angeſicht zu fliegen."

„In eben dieſem Augenblick treibt mich mein gewöhnlicher Abendbeſuch von dem Fenſter. Ich vermeide es ſorgfältig, weil ich keinem Andern dieſe Eroberung gönne. Eine ganze Stunde muß ich in dieſer peinlichen Ungedult aushalten, bis es mir endlich gelingt, dieſe Ueberläſtigen zu entfernen. Ich eile an mein Fenſter zurück, aber verſchwunden iſt Alles."

„Der Garten iſt ganz leer, als ich hinunter gehe. Kein Fahrzeug mehr im Kanal. Nirgends eine Spur von Menſchen. Ich weiß weder, aus welcher Gegend ſie kam, noch wohin ſie gegangen iſt. Indem ich, die Augen aller Orten herum gewandt, vor mich hinwandle, ſchimmert mir von fern etwas Weiſſes im Sand entgegen. Wie ich hinzutrete, iſt es ein Papier in Form eines Briefs geſchlagen. Was konnte es anders ſeyn, als der Brief, den der Karmeliter ihr überbracht hatte?

Glücklicher Fund, rief ich aus. Dieſer Brief wird mir das ganze Geheimniß aufſchlieſſen; er wird mich zum Herrn ihres Schickſals machen.“

„Der Brief war mit einer Sphinx geſiegelt, ohne Ueberſchrift, und in Chiffern verfaſſt; dies ſchreckte mich aber nicht ab, weil ich mich auf das Dechiffriren verſtehe. Ich kopiere ihn geſchwind, denn es war zu erwarten, daß ſie ihn bald vermiſſen und zurück kommen würde, ihn zu ſuchen. Fand ſie ihn nicht mehr, ſo muſſte ihr dies ein Beweis ſeyn, daß der Garten von mehrern Menſchen beſucht würde, und dieſe Entdeckung konnte ſie leicht auf immer daraus verſcheuchen. Was konnte meiner Hoffnung Schlimmeres begegnen?“

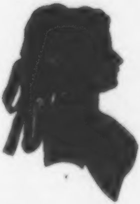
„Was ich vermuthet hatte, geſchah. Ich war mit meiner Kopie kaum zu Ende, ſo erſchien ſie wieder mit ihrer vorigen Begleiterinn, Beyde ängſtlich ſuchend. Ich befeſtige den Brief an einem Schiefer, den ich vom Dache los mache, und laſſe ihn an einen Ort herab fallen, an dem ſie vorbey muß. Ihre ſchöne Freude, als ſie ihn findet, belohnt mich für meine Großmuth. Mit ſcharfem, prüfendem Blick, als wollte ſie die unheilige Hand daran ausſpähen, die ihn berührt haben konnte, muſterte ſie ihn von allen Seiten; aber die zufriedene Miene, mit der ſie ihn einſteckte, bewies, daß ſie ganz ohne Arges war. Sie ging, und ein zurückfallender Blick ihres Auges nahm einen dankbaren Abſchied von den Schutzgöttern des

Gartens, die das Geheimniß ihres Herzens ſo treu gehütet hatten.“

„Jetzt eilte ich den Brief zu entziffern. Ich verſuchte es mit mehrern Sprachen; endlich gelang es mir mit der Engliſchen. Sein Inhalt war mir ſo merkwürdig, daß ich ihn auswendig behalten habe.“ —

Nach dieſem Fragmente endigt der ſiebente Brief mit den Worten:

„Ich werde unterbrochen. Den Schluß ein andermal.“



Charlotte von Lengefeld
im Jahr 1784

Charlotte von Schiller

und

ihre Freunde.

Erſter Band.

Mit acht Abbildungen in Steindruck und Holzſchnitt.

Stuttgart.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1860.

(1449)

A B
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-Bibliothek
München

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Vorrede.

Das umfangreiche Material, welches das Vertrauen der Mitherausgeberin Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm, geb. von Schiller, dem Unterzeichneten zur Verfügung ſtellte, um daſſelbe zu einem quellenmäßigen Lebensbilde ihrer verewigten Mutter zu geſtalten, theilt ſich in zwei Maſſen: in Charlottens eigne Aufſätze und Briefe und in die von ihren Freunden an ſie gerichteten. Bei der Redaktion des erſten Theils, deſſen Beſchluß die beiden ganz erhaltenen größern Briefwechſel mit Freunden bilden, hat den Unterzeichneten der Gedanke geleitet, daß, was ſich auf Schiller und Goethe bezieht, insbeſondere Schillers eigne Briefe, vollſtändig mitgetheilt zu werden verdiene, im Uebrigen alles Charakteriſtiſche und Intereſſante, auch weniger Günſtiges, aufzunehmen ſei. Ob er dabei durchweg die richtige Wahl getroffen habe, ſteht nicht bei ihm zu entſcheiden; es ſchien ihm aber eine ſo friſche jugendliche Natur, eine ſo zärtliche Gattin, eine ſo treue Wittwe und Mutter, eine ſo anhängliche Freundin, eine ſo fein empfindende Frau, wie ſich Charlotte von Schiller in ihrem Nachlaſſe zeigt, wohl werth zu ſein, daß ſie der Nation, die ihren großen Gatten in ihr Herz geſchloſſen hat, vollſtändig bekannt werde.

Der zweite Band wird die verſchiedenen Freundeskreiſe, in denen Charlottens Leben ſich von ihrer Jugend an bewegte, näher kennen lehren.

Würzburg, im November 1859.

Ludwig Urlichs.

Inhalt des erſten Bandes.

Seite

Vermiſchte Aufzeichnungen.

I. Gedichte . . . 3
II. Der verunglückte ſiebte März. Ein Schwank . . . 23
III. Erinnerungen aus den Kinderjahren . . . 31
IV. Reiſe nach der Schweiz 1783. Fragment eines Tagebuchs . . . 37
V. Blätter aus dem Tagebuch . . . 47
VI. Erinnerungen und Kritiken . . . 77
Schillers Leben bis 1787 . . . 77
Fragmente über Schiller, Goethe und ihre Zeitgenoſſen . . . 104
Erinnerungen an Wieland, Herder, Goethe, Schiller . . . 129
Bemerkungen über Eugenie v. Goethe . . . 147
Bemerkungen über Kant . . . 149
Bemerkungen über Frau v. Staëls Delphine . . . 150
Bemerkungen über Frau v. Staëls Corinna . . . 153

Briefwechſel.

I. Charlottens Brautſtand . . . 159
Beilagen . . . 207
II. Charlottens Ehe . . . 218
III. Charlottens Wittwenſtand und der Fall der Nation . . . 302
Briefwechſel mit Zacharias Becker . . . 311
IV. Briefe an Schillers Verwandte . . . 332
V. Briefe an Verſchiedene . . . 377
An Frau Friederike v. Gleichen Rußwurm, geborene v. Holleben . . . 377
An Frau Geh. Kirchenräthin Griesbach, geb. Schütz aus Bückeburg . . . 382
An Frau Karoline v. Wolzogen, geb. v. Lengefeld . . . 392
An Frau Karoline v. Humboldt, geborene v. Dachröden . . . 404
VI. Briefwechſel mit Friedrich Freiherrn v. Stein . . . 412
VII. Briefwechſel mit der Prinzeſſin Karoline Louiſe von Sachſen-Weimar . . . 535

Vermiſchte Aufzeichnungen.

I.

Gedichte.

An **

1785. *

O wie oft erwacht in meinem Herzen
  Liebevoll dein Bild;
Statt der Freude fühl' ich bittre Schmerzen
  Und mit Sehnſucht meine Bruſt erfüllt.

Jener Stunde dacht' ich weinend immer,
  Da ich einſt dich fand;
Dachte dein beim ſanften Abendſchimmer,
  Oft an meines blauen Fluſſes Strand.

Endlich heilte meiner Liebe Wunden
  Die wohlthät'ge Zeit;
Und mein Herz hat wieder Ruh' gefunden,
  Aber, glaube, nicht Vergeſſenheit.

Den 24. März 1786.

Sprich o Seele, ach, was ſoll das Heben
Dieſes Herzens? all das Streben?
Warum möchteſt denn ſo gerne,
Gern dich heben in die Ferne
Jener Zukunft, die ein gut Geſchick
Weiſe barg? Doch nur zu deinem Glück
Iſt es wohl? Denn gut und weiſe
Iſt ja Alles, was Gott gab. Die Reiſe
Dieſes Lebens treten wir
Unter ſeiner Führung an. Doch ſuchen wir
Immer andre Wege, denken,
Daß es ſo, wie wir es möchten lenken,
So geſchehe; doch wir irren.
Wie der Schmetterling umſchwirren
Wir der Freude Blume; aber ſie verſchwindet
Gleich der Blüthe, die den Strauch umwindet —
Ach, bald zeigt ein ödes, dürres Land
Uns, daß Alles — Alles — Unbeſtand.

Zum 3. Februar 1787.[1]

Noch lag ich tief im Schlummer
Und kannte nicht die Welt,
Sah glänzen nicht die Sterne,
Sah noch nicht jene Ferne
So ſchön vom Mond erhellt.

---

[1] Geburtstag ihrer Schweſter Karoline.

Ich hörte nicht die Winde,
Die unſern Hain durchwehn,
Sah nicht durch Blumenwieſen
Die Saale lieblich fließen,
Sah nicht die Sterne ſchön.

Da rief ein guter Engel
Dich in des Lebens Tag
Und ſprach: dir ſei die Freude
Auf immer hold, ſie leite
Durch's Leben dich gemach.

Noch liegt in Nacht gehüllet
Ein Weſen, das wie du
Soll ſehn den Tag der Erden;
Laß es dir theuer werden,
Du gibſt ihm Troſt und Ruh.

Es ſah den Tag der Erde,
Noch ſchwebte düſtre Nacht
Um ſeinen Blick, die Leiden
Kannt' es noch nicht, die Freuden,
Und nicht der Freundſchaft Macht.

Doch feſter immer feſter
Verknüpfte ſich ihr Band,
Und auf des Lebens Wegen
Gibt ſie uns ihren Segen:
Wir wallen Hand in Hand.

Oſſians Abſchiedsklage.[1]

Auf der grauen Wolke Nebelſitze,
Ueber Hochlands Felſen rauher Spitze
Weilt zum letztenmal mein hoher Geiſt.
Fingal iſt verſchwunden, ſeinen Helden
Kann ich von der Enkel Thaten melden
Würdig, daß ſie noch der Sänger preist!

Nicht den Speer mehr in der luft'gen Rechten,
Wenn die Söhne kleiner Menſchen fechten,
Schauet Fingals Geiſt auf ſie herab.
Wenn des Nordes Fittige ſich ſchwingen,
Wenn die Nebelgeiſter fliegend ringen,
Schweben ſie nicht um der Vorzeit Grab.

In des Mondes ungewiſſem Lichte,
An dem Stamm der dicht bemoosten Fichte
Lehnet nicht des Sängers Harfe mehr;
Mit dem Traumbild jener heil'gen Tage
Schwieg auch ſeine ernſte Trauerklage,
Und es horchet Niemand um ihn her.

Fremde Geiſter ſind herauf geſtiegen
Aus der finſtern Mutter Erde Schooß,
Allen Wahn der Dichtung zu beſiegen,
Und der Sänger iſt nun heimathlos.
Wo er wandelt, ſtehen aufgethürmet
Kalte Zweifel ohne Maß und Ziel;
Nicht der Glaube an das Heil'ge ſchirmet:
Alles iſt des frechen Witzes Spiel.

---

[1] Wahrſcheinlich im Jahr 1788 bis 1789 gedichtet, als L. den Oſſian fleißig las und theilweiſe überſetzte.

Von der Erde losgebunden dringet
Oſſian in ſeiner Wolken Land,
Wo des Sängers Harfe wieder klinget,
Da er ſeine Helden wieder fand.
Lebet hier in eurer Willenklarheit,
Deutet euch des Lebens dunkeln Traum,
Forſchet grübelnd nach der ſtrengen Wahrheit,
Aber laſſet dort der Dichtung Raum!

Klage.

24. Februar 1805.[1]

Was rauſcht und wogt um mich des Lebens Quelle?
Mit ihren Tiefen will ſie mich umſchlingen!
Doch ſchnell und ſchneller folgt die neue Welle,
Wohin ſoll alle tiefe Sehnſucht dringen?
Das unermeßliche Gefühl der Liebe,
Das in des Herzens zarten Falten lebte?
Was iſt mir jetzt dies ew'ge Getriebe,
Das Phantaſie einſt lieblich mir umſchwebte?
In tauſendfachem Reiz und bangem Gram
Wird mir zu arm des Lebens wahre Scene!
Ach da der Zauber mich gefangen nahm,
Da ſah ich nur das unerreichte Schöne!
Da drängte mächtig an des Herzens Gluthen
In regen Bildern ſich das Große an!
Da ſah ich nicht des Unglücks raſche Fluthen,
Als ich das Leben freudig lieb gewann!

[1] Während Schillers vorletzter Krankheit (ſ. Körner 4, S. 390).

Die Liebe ſenkt gelähmt den matten Flügel,
Vom Hauch des rauhen Nordens angeweht;
In Nacht gehüllt ſind mir die Sonnenhügel,
Auf denen lächelnd ſonſt die Hoffnung ſteht!
Nun locken mich nicht freudige Geſichte
In eine ſchöne beſſre Welt hinein!
Nur halb beleuchtet ſteht im Dämmerlichte
Des Lebens letzter, matter, trüber Schein!
Der Feuerfunke, der die Welt beſeelet,
Der neu geſtaltet um uns Wald und Flur,
Was iſt er uns, wenn ſüße Hoffnung fehlet?
Zu frohem Sinn nur redet die Natur;
Umſonſt zeigt ſie die wechſelnden Geſtalten,
Der Blumen bunten ſchön geſchmückten Chor,
Sie mag ſich reizend unſerm Blick entfalten,
Der ſüßen Stimme lauſcht nicht mehr das Ohr!

Meiner Vielgeliebten.

Zum 18. Julius 1808.[1]

Wenn in dem Herzen, das der Unſchuld Frieden
Sich auserkor, ein ſanfter Ton erklingt,
So denk, es ſei die Stimme, die geſchieden
Von dir, doch heiß mit Sehnſucht zu dir dringt.

Der Tag, wo alle Blumen ſchöner blühen,
Von ſelbſt ſich Kränze winden aus den Zweigen,
Dem auch Natur mit freundlichem Bemühen
Die Zierde lieh, um dir ſich ſchön zu zeigen:

---

[1] Geburtstag der Prinzeſſin Karoline von Sachſen-Weimar.

Der muß auch einem Herzen Worte geben,
Dem nicht der Freude Stimme mehr ertönt;
Doch fühlt es noch in einem ſchönen Leben
Mit dem Geſchick ſich freundlich ausgeſöhnt.

Für dich nur mög' es ſchöne Träume weben,
Das Schickſal, das ſich ſelten liebend zeigt!
Könnt' es dir alle Freuden reichlich geben,
Die, ach zu ſchnell, ein trüber Hauch verbleicht!

Doch wie dein liebend Herz zu mir ſich wendet
Und mir durch dich die Welt noch ſchön erſcheint,
Wie mir durch dich das Glück noch Gutes ſendet,
So ſei dir alles Gute ſtets vereint.

An Goethe 1808.[1]

Sonett.

Nach Leſung von Goethe's Sonetten.

Auch mir ergriffen von des Zaubers Tönen
Fühl' ich das Herz. Mein Lied es möchte zeigen,
Nur dir allein, wie ich dem hohen Schönen
Zu huldigen vor dir mich möchte neigen.

Doch dich, von Allen hochgeliebt, zu krönen,
Bedürft' es mehr als ſtumme todte Zeichen;
Es mag der Wille ſich nach Bildern ſehnen,
Doch keins vermag dich würdig zu erreichen.

---

[1] Abgedruckt im Album des deutſchen Vereins, S. 298.

Der Geiſt, der ſchaffend Alles kann vollenden,
Dem tauſend Welten ſich im Buſen regen,
Der könnt' allein von ſich ein Bild uns geben.

Sollt' auch Apollo keine Stimme ſenden,
Die's ihm verkünde, was uns mag bewegen —
Er wird in allem Schönen ewig leben.

Die wechſelnden Gefährten.

Sonett.

Den 22. Februar 1809 zum Gedächtniß des 22. Februar 1790.[1]

Als das Geſchick einſt zu dem ſüßen Lohne
Die Lieb und Treu begleitend mir gegeben,
Da dünkt mir's nach dem Himmel auf zu ſchweben,
Das Leben reichte ſeine Blüthenkrone.

Doch ach! nun ſuch' ich jene hellen Sterne!
Die Noth der Zeiten führt herbei die Schmerzen,
Und Glück und Wahrheit rücken in die Ferne,
Nichts ſtillt die Wehmuth der zerriſſnen Herzen!

Die Sorge naht mit grauem Nebelſchleier
Und will für die Geliebten, die mir blieben,
Von dem Geſchick kein freudig Bild enthüllen.

Nicht eilen wir zu Tagen froher Feier,
Das Schickſal will des Herzens Kräfte üben,
Und nicht auf Erden wird der Schmerz ſich ſtillen.

[1] Von Karoline von Wolzogen verbeſſert in Schillers Leben S. 221 auf-[illegible].

An meinen guten Genius.

Prinzeſſin Karoline.

Eh' mich der dunkeln Nächte Schatten rufen,
Vernimm noch aus des Herzens innerm Grunde,
Wie auf des trüben Daſeins letzten Stufen
Es dir gelang zu heilen meine Wunde.

Durch deiner ſchönen Liebe treues Streben
Erſpähte neu belebt ich ſchön're Welten.
Ich leb' in deinem Glück ein neues Leben,
Wenn auch für mich nicht eigne Freuden gelten.

Kann ich auch nicht das ſchöne Herz beſchirmen,
Muß ich es einſt ſein Schickſal dulden ſehen,
So kann ich ſicher deinem Geiſt vertrauen.

Es werden doch in allen Lebensſtürmen
Dir Wahrheit, Schönheit treu zur Seite ſtehen,
Und dieſe Hoffnung will ich glaubend ſchauen.

Chöre.

1810.

Erſter Chor.
Wer ſtand am See Tiberias
Im weißen Kleid?
Zweiter Chor.
Der, dem die Augen waren naß
Um unſer Leid.

Erſter Chor.
Um unſer Leid.
Zweiter Chor.
Um ew'ges Leid.
Erſter Chor.
Wer tilgt das ew'ge Leid?
Zweiter Chor.
Der ſtand am See Tiberias
Im weißen Lammeskleid.
Beide Chöre.
Menſch, wenn dein Auge dir wird naß
Um unſer ew'ges Leid,
Winkt dir vom See Tiberias
Der Held im weißen Kleid.

An Henriette von Knebel.

1811.

Der Zauber, den die ſüße Stimme tönte,
Die mir das wunde Herz mit Kraft geheilet,
Die Anmuth, die das Leben mir verſchönte,
Begleite Sie, wo ſie auch immer weilet.

Sie iſt mir fern, doch nur den trüben Blicken.
Wohl faßt der Geiſt ſie mit den lichten Schwingen;
Der Liebe kann das Schickſal nichts entrücken,
Denn muthig kann ſie in die Ferne dringen.

Gib mir, o Sehnſucht, freundliche Gebilde,
Das Herz zu malen, dem der Ton entquillet,
Die Freundin grüßend mit des Himmels Milde,
Die ihr das eigne Weſen ſchön erfüllet.

Troſt.

1812.

In der Pinie Rauſchen und aus der Myrthe Geflüſter
Tönet im lieblichen Ton ewiger Zeiten Geſpräch.
Jene verſchütteten Tempel, die Säulen, dem hohen Kronion,
Pallas und Juno geweiht, wecken des Staunenden Sinn.
Aber der Ketten Geraſſel, die Klage des dienenden Sklaven,
Der die Gedanken des Lichts, hohe Gebilde vollbracht,
Hat die Zeit nicht bewahrt; das Große iſt nur geblieben
Längſt ſchon der Seufzer verhallt, der das Unſterbliche ſchuf.

Gebet.

Am 10. Januar 1813.

Herr, wenn alle Lebensſchrecken
Uns bedrohn, wenn Schmerz ſich naht,
Gib uns Troſt, dich zu entdecken:
Du vereineſt Kraft mit That.

Du kannſt alle Sorgen ſtillen,
Du erheben unſern Muth,
Reinigen des Herzens Willen,
Wenn ihm mangelt höh're Gluth.

Herr, du ſprichſt: es muß vergehen
Jedes Weſens Traumgeſicht;
Wenn wir deinen Wink verſtehen,
Leitet uns des Geiſtes Licht.

Glaubend harren wir voll Hoffen
Deiner Hülfe: ſie erſcheint;
Wenn auch Unheil uns betroffen,
Ehe ſelbſt der Menſch es meint.

Wanderluſt.[1]

Hinaus ins grüne Waldeszelt,
Dort wo die Freiheit lacht.
Nichts iſt, was uns gefangen hält
In enger Schranken Macht.

Wir ziehen froh durchs ſtille Thal,
Die Wieſe und den Wald;
Sie ſind für uns der ſchönſte Saal,
Wo unſer Lied erſchallt.

Wir brauchen nicht des Lebens Schein,
Der manches Herz verführt,
Und ſuchen nicht das Glück allein,
Das frühe ſich verliert.

Stark, wie der Eiche alter Zweig,
Iſt unſer deutſcher Muth;
Wir ſind in unſern Herzen reich
Und preiſen dieſes Gut.

---

[1] Vielleicht 1813 in Ruhla gedichtet. S. Schillers Gattin an einen vertrauten Freund, S. 139.

An die Erbprinzeſſin von Mecklenburg-Schwerin,

geborne Prinzeſſin von Sachſen-Weimar.

Den 18. Julius 1813.

Es kann mein Mund dir keine Kunde geben,
Die dich begrüßte zu des Tages Feier,
Der dich, Geliebte, mit des Lichtes Schwingen
Getragen zu dem niedern Erdeleben.
Du biſt uns Gabe höherer Gewalten,
Die freundlich auf der Erde ſichtbar ſchalten.

Zwar miſchet in des frohen Jubels Töne
Sich mancher Klagelaut des wunden Herzens;
Entnommen iſt Sie uns![1] des Geiſtes Schöne,
Die ſie geſchmückt, ſie iſt nun frei des Schmerzens.
Du haſt mit Milde ihr die Welt geſegnet,
Biſt edel ſelbſt dem edeln Geiſt begegnet.

Ach in die Klagen unſrer Liebe drängen
Sich viel Geſtalten, die wir nicht erkoren;
Sie wollen fremd der Liebe Kreis verengen,
Gefühl beherrſchen, das ſie nicht geboren,
Und immer trüber ſteigt aus finſtern Schlünden
Das Lebensbild, das wir voll Wehmuth finden!

Doch unſer Herz gehöret andern Welten,
Und mein Gefühl ſchließt ſich an dieſe an.
Dir ſoll des Liedes ſchwache Stimme melden,
Daß ich dir treu und einzig zugethan.
Vom Himmel möcht' ich Worte mir entlehnen,
Die nicht dem trüben, dumpfen Weltgeiſt fröhnen.

---

[1] Henriette v. Knebel, die Erzieherin und Freundin der Prinzeſſin, welche ihr 1811 nach Mecklenburg gefolgt und dort vor Kurzem geſtorben war.

Und Erd' und Himmel möchte ich vereinen,
Um dir den treuen, ew'gen Gruß zu bringen.
Sie ſegnet dich, dort wo wir nicht mehr weinen,
Und ich, wo wir noch mit den Schmerzen ringen.
Die Liebe doch vermag's ſich zu erheben,
Und ſchrankenlos der Geiſt dich zu umſchweben.

Drum ſei von uns geſegnet, wo du weileſt,
Wo dich des Tages heitres Licht umfließt.
So wie du Erd- und Himmelsblicke theileſt,
Die Freundſchaft dich mit ſtarkem Arm umſchließt:
So gebe dir die Erde viele Wonnen
Als Frucht des Guten, das dein Herz gewonnen.

Dir reiche in dem Engelskind[1] der Frieden
Des edlen Herzens ſeine Palme zu.
Die Gaben, die ein hoher Sinn beſchieden,
Sie gaben deinem ſanften Herzen Ruh.
Und wenn du glücklich biſt, ſo iſt mein Leben
Nicht jedem Schmerz des Schickſals preis gegeben.

Zum 18. Oktober 1814.

Auf den Höhen glänzt die Flamme,
Und von Berg zu Berge zeige
Sich der Freiheit heil'ger Glanz.
Spät noch ſei der Enkel Stamme
Dieſes Zeichen hoch geheiligt,
Denn es gab uns ſchöne Hoffnung.

---

[1] Prinz Albrecht, geboren am 11. Februar 1812.

Wie aus tiefer Thäler Nacht
Mühſam ſich der Wandrer ſuchet
Eine Höhe zu erſpähen.
Nieder ſtürzet, hohe Eichen,
Gebet eure Zweige uns!
Ach ſo viele Krieger fielen,
Um den Tag uns zu erkämpfen.
Fallen muß die heil'ge Kraft,
Ihrer dankbar zu gedenken.
Denn auch ſie erſtehn nicht mehr!
Aber in den Herzen lebet,
Was die Völker, geb' es Gott!
Friedlich an einander knüpfet;
Und der Liebe Flamme ſchlinge
Sich um Herzen, die es fühlen,
Daß es Glück iſt, frei zu ſein.

Marſchlied.

1815.

Auf Brüder, auf! der Morgen graut,
  Es tönt der Trommel Schlag;
Es ſchallet weit der Hörner Laut;
  Verlaßt der Zelte Dach.

In freier, friſcher Morgenluft
  Hinaus ins weite Feld:
Dort iſt's, wo uns die Ehre ruft,
  Wo Muth uns aufrecht hält.

Was wäre ohne Kraftgefühl
Der Krieger ſchweres Loos?
Was führet uns zum ſchönen Ziel?
Was macht uns frei und groß?

Denn wem nach dem errungnen Sieg
Das Herz nicht höher ſtrebt,
Wen nicht in einem blut'gen Krieg
Sein eigner Sinn erhebt,

Der kehre heim mit leiſem Tritt,
Der ſolge nicht dem Klang
Der Trommel, und nicht ſecht' er mit
In ſtolzer Waffen Drang.

Trinklied für Deutſche.

1815.

Wohl ſollt ihr füllen des Bechers Rund,
Am goldenen Weine euch laben.
Ihr habt es gelobet mit redlichem Mund,
Die höchſten, die beſten der Gaben

Dem Volk zu erringen, was lang es vermißt,
Die Freiheit, die Wahrheit, den Glauben;
Was Stolz und Uebermuth, feindliche Liſt
Verſuchte dem Deutſchen zu rauben.

Mit frohem Sinne erblickt er auf's Neu'
In Hoffnung die beſſeren Zeiten.
Er halte nur feſt ſich an Ehre und Treu,
So ſtehn ſie ihm wirklich zur Seiten;

Auf, muthig im Kampfe für Gott und Recht!
Was die Völker am heiligſten halten,
Was erhebet der Menſchen geſunken Geſchlecht,
Was nur Hohes die Geiſter verwalten,

Im Herzen lebet es ewig und klar,
Das Gute ſoll nicht unterliegen.
Es bleibet das Rechte uns ewig wahr,
Und Gott hilft die Feinde beſiegen.

18. Juli 1815.

Sonett.

Wie in des Abends Strahlen die Natur
Von Neuem ſcheint ins Gluthenmeer zu ſinken,
So war es ſonſt. Ich ſah mir tröſtend winken
Die Liebe, Hoffnung; Frieden fühlt' ich nur!

Selbſt in des Lebens eng verworrnen Bahnen
Hatt' ich das beſſre Daſein mir erhalten.
Ich ſah die Lieb' und ihren Frieden walten,
Und Hohes wagte meine Bruſt zu ahnen.

Die Liebe hat des Todes Hand geſchieden,
Die Hoffnung ſenkt erlahmt die goldnen Schwingen,
Der Friede iſt dem Herzen fern entflohn!

Von ferner Welt winkt Ruhe nur der Müden,
Der Blick vermag durch Dunkel nicht zu dringen,
Und Gegenwart ſpricht froher Hoffnung Hohn!

Klage um Schiller.

1815.

Noch eh' des Todes Flügel mich umſchwingen,
Eh' langer Schlaf das müde Aug' verhüllt,
Soll bebend noch dies Trauerlied erklingen,
Wenn ſchon die höh're Ahnung mich erfüllt:
Was hier der Seele einzig ſüßes Streben,
Das iſt der Weg zum hohen, beſſern Leben.

Nur durch den Himmel noch mit dir verbunden,
Such' ich auf Erden trauernd deine Spur!
Was ich in dir, du hohes Bild, gefunden,
Das gab nur eine göttliche Natur.
Nur aus dem Quell des ewig-großen Guten
Trug dich das Schickſal in des Lebens Fluthen.

Du wagteſt in des Unermeßnen Tiefen
Mit Kraft und edlem Willen dich voran;
Und alle Thaten, die zum Großen riefen,
Sie wandelte dein Geiſt auf raſcher Bahn.
Du wollteſt nur das Ewige geſtalten
Und in der Schöpfung wie ein Schöpfer walten.

Für Eine Welt nicht war das große Weſen,
Nur uns gegeben als ein Unterpfand.
Er ſollte uns des Lebens Räthſel löſen,
Er zeigen uns des Geiſtes Vaterland.
Und wie er ſelbſt im Leben, Lieben, Leiden,
So ſollen wir das Beſſere erſtreiten.

Doch eh' das Herz ſich dieſem Schluß entfaltet,
Vermag es kaum die Welt noch anzuſchauen!
Es ſieht nur ewig trauernd, neu geſtaltet,
Der Täuſchung Bild aufs Neu' ſich ſtets erbauen
Und wendet trauernd von den Luſtgeſängen
Des Lebens hoch betrübt das wunde Ohr.
Wenn Alle ſich berauſcht zur Freude drängen,
Doch immer herrſchend tritt der Gram hervor.

Gebet.

1818.

Nicht den Frieden einer falſchen Welt,
Den noch Niemand hat in ihr gefunden,
Sagteſt du den Deinen zu, o Mittler! Held!
Der die Leiden ſiegreich überwunden.

Laß auch mich nicht ſinken in das Grab,
Ohne über Welt und Zeit zu ſiegen!
Was uns je der Erde Freude gab,
Kann es unſerm beſſern Sein genügen?

Zu dir blicken laß uns voll Vertraun
Aus des Lebens bangendem Gewühle;
Gib uns Glauben, Liebe; laß uns ſchaun,
Was dem Dulder winket an dem Ziele.

Dann vernehmen wir getroſt das Wort:
Harret, duldet, ſchauet nur nach oben,
Unſre beſten Freunde ſind ſchon dort,
Wo nicht mehr des Leidens Stürme toben.

Den 17. September 1819.[1]

Dort wo die Berge blau im Duft ſich zeigen,
Wo kühn die Zacken ſich zum Himmel heben,
Dort in des Lichtes Glanz und heiterm Reigen,
Dort ſoll der Töne Klang ſich neu beleben.

Es waltet dort im hohen Luftgebiete
Der Erde Schmerz, des Thales Kummer nicht,
Es winkt mir zu des Himmels ſüßer Friede,
Es glänzt mir neu der Hoffnung goldnes Licht.

Dort iſt mein Blick weit in die Regionen
Des hohen Seins entrückt, dort naht mit Glanz
Der Jugend ſchöner Nachblick, aus den Zonen
Der Phantaſie dort windet ſich ihr Kranz.

Entflohnes Glück winkt freundlich nach dem Herzen,
Erinnerung wacht auf in ſchöner Luſt.
Die Freuden, wie die lang beweinten Schmerzen,
Sie beben ſanft die tief bewegte Bruſt.

[1] In Altshauſen bei ihrem Sohne Karl, wo ſie die Alpen aus dem Fenſter ſah. S. Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund, S. 463. — Zwei längere Gedichte, von denen das erſtere, „die Kapelle im Walde," von Goethe Briefwechſel Nr. 422 beſprochen wird, erſchienen in den Horen 1797, ſiehe bei Hoffmeiſter, Nachleſe 3, S. 379 ff.

II.

Der verunglückte fünfte März.[1]

Ein Schwank.

1802.

Perſonen.

Herr Firlefanz.[2]
Geſellſchaft von Herren und Damen.
Firlefanzens Mutter.
Träger.

(Die Scene iſt in einem Zimmer neben einem großen verſchloſſenen Saal im Stadthauſe.)

Träger bringen eine Trage mit Theatergarderobe und ſetzen ſie keuchend nieder.

Erſter Träger.

Der Plunder iſt ſchwer!

Zweiter Träger.

Doch nicht ſo ſehr,

---

[1] Hr. v. Kotzebue hatte im Jahr 1802 aus Aerger, von dem Goethe'ſchen Cirkel ausgeſchloſſen zu ſein, unter Beihülfe ſeiner Freundinnen aus der höhern Geſellſchaft ein Feſt auf dem neuen Stadthauſe projektiert, worin Schiller durch Scenen aus ſeinen Tragödien und eine Darſtellung der Glocke verherrlicht werden ſollte. Eine pappene Glocke ſollte von Kotzebue zerſchlagen werden, die darin verborgene Büſte des Dichters zum Vorſchein kommen und das Ganze mit einer Krönung Schillers endigen. Der Plan, dem Schiller ſich durch vorgeſchützte Krankheit zu entziehen Luſt hatte, ſcheiterte an der Weigerung Meyers, die Büſte von der Bibliothek, und des Bürgermeiſters Schulze, den Schlüſſel zum Saale herzugeben. Eine ausführliche Darſtellung des Vorganges liefert Falk, Goethe aus näherem Umgange dargeſtellt, S. 173 ff., nebſt einem ſatiriſchen Gedicht einer Dame. Vgl. Goethe XXVII. S. 106 ff. Düntzer, Freundesbilder, S. 396. Paſſeoke 2, S. 417.

[2] Kotzebue.

Iſt leichte Waar.
Die Trompete, das Flügelpaar,
Das pappene Haus
Iſt der ganze Schmaus.
Bruder, glaub' mir,
Gäb' nicht einen Kreuzer dafür.

Firlefanz (geht wohlgefällig auf und ab)

Es haben die Wände,
Seitdem ſie ſtehen,
Noch nicht ſo viel geſchickte Hände
Und Köpfe in Bewegung geſehen.
Denn zur großen Geſellſchaft iſt der Saal gebaut;
Die iſt niemals erfreulich, das ſprechen laut
Die alle, die je hier zuſammen kamen.
Aber jetzt ſoll's losgehn, ihr Herren und Damen,
Um Kurzweil und Freud in dies Haus zu bringen,
Auch der Stadt dazu, der's daran fehlt, vor allen Dingen.
Um aber dies Alles auf feſtem Grund
Gedeihen zu ſehen zu jeglicher Stund,
Wollen wir wählen dies Bürgerhaus.

Eine Dame (nähert ſich der Theatergarderobe)

Ach Himmel, da fallen Flügel heraus!
Wozu dies alles? ein Sternenkranz?

Firlefanz.

Sie ſcheinen nicht unterrichtet ganz,
Mein ſchönes Fräulein, ſollen Alles wiſſen.

Dame.

Ach, wäre ich doch auch der Kunſt befliſſen
Und dürft' an Ihrer Lehr' mich laben.
Wollt' keinen andern Himmel auf Erden haben,
Als Ihre Worte zu repetieren.

Firlefanz.

So hör' ich's gern, mein ſchönes Kind,

Aber nicht Allen die Kräfte gewachſen ſind.
Doch guter Will' und guter Muth
Das Genie auch erſetzen thut.
Vor allen Dingen gut memoriert,
Daß man des Dichters Wort nicht verliert,
Eine feine Stellung, gute Action;
Das lernt ſich aber alles ſchon.

(Eine Dame mit der andern zur Thür herein. Als Jungfrau von Orleans und Königin von Spanien gekleidet.)

Jungfrau.[1]

Platz mir gemacht! die Jungfrau naht
Mit Helm und Schwert!

Königin.[2]

Auch Platz für mich, die Königin!

Jungfrau.

Ei ſeht mir doch den hohen Sinn;
Wollen auch hier bei uns regieren?

Königin.

Wollen auch hier das Schwert wohl führen?

Jungfrau.

Ei ganz dazu bin ich gemacht.
Wer wollt' auch weiter mit mir ſich meſſen?
Ich habe vor Jahren das Recht beſeſſen.
Das ſagt mein Blick, mein ganzes Weſen:
Ich bin zur Jungfrau wie auserleſen.

Königin.

Doch nicht ſo ganz, denn verſtand ich recht,
So ſteht dieſe große Geſtalt doch ſchlecht.
Der Dichter ſelbſt, der ſagt es an,
Wenn man dieſe Stelle verſtehen kann:
„Was will die zarte Jungfrau unter Waffen?“
(Höhniſch lächelnd.)
Ich bin viel beſſer dazu geſchaffen.

[1] Gräfin Henriette v. Galeſſtein.

[2] Fräulein Amalie v. Imhoff.

Flickfanz.

O ganz vollkommen ſind beide Schönen,
Und keine braucht die andre zu höhnen.
Doch können alle nicht eines treiben:
Die eine muß herrſchen als Königin,
Die andere in niederer Demuth bleiben
Und nur mit des Geiſtes Gewalt und Sinn
Das Reich ſich gründen und bereiten,
Nicht mit Stärke des Arms; doch warum ſtreiten?
O ſehen Sie lieber gefälligſt an,
Welch Wunder meine Erfindung gethan,
Das Hohe mit dem Niederen zu paaren.
Schauet die Glocke von ſchlechter Pappe,
Das Bildniß von ſchwerer Maſſe[1] an.
Die Glocke ſoll es bedecken, und dann,
Wenn es rechte Zeit iſt, zerſpringt ſie mit Krachen.
Der Genius nur muß geſchickt es machen
Und ſchnell den Kranz zum Kopie bringen
Und den Dichter krönen zur guten Stund.
Leichtes und Schweres doch paart ſich im Grund
Stets in der Welt; die Phantaſie
Laſſen wir hupfen bald dort, bald hie
In unſerm Gebiet und kümmern uns ſchlecht,
Wenn's nur gefällt, um das was recht.
Wenn es Effekt macht, die Menge entzückt,
So iſt es uns ſchön und macht uns beglückt.
So hab' ich es ſtets geſucht zu halten,
Drum bin ich geehrt von Jungen und Alten.

Flickfanz Mutter.

Ach wie das Alles ergötzlich klingt,
Wie das Herz mir ſchier vor Freuden ſpringt!

---

[1] Schillers ſteinerne Büſte von Dannecker.

Wie der ſie packen kann!
Er darf nur winken, und wenn ſie ihn ſehn,
Möchten Alle faſt vor Luſt vergehn.

Firlefanz

(Oeffnet einen Pack, theilt Bücher aus, eine Rolle von Kränzen)

Aber in aller Welt, wie wird der ſich freuen,
Sieht er, wie wir ſeinen Ruhm erneuen.
Ach ihr Freunde, ich kann's kaum erwarten:
Der wird euch geprieſen nach Hauſe geſchickt!
Wie macht unſre Artigkeit ihn beglückt.
Uns iſt's doch ein Leichtes, denn bei dem allen
Thun wir uns doch ſelbſt den größten Gefallen.
Wir hören uns gern, laſſen gern uns ſehn,
Und das Publikum ruft dann: o wie ſchön!
Wie glücklich Herr Firlefanz uns doch macht!
Dies Alles hab' ich mir wohl bedacht.

(Bedienter bringt einer Dame ein Billet — ſie wird bleich.)

Dame.

O Himmel, wer hätte dies gedacht!

Firlefanz.

Theure Freundin, was iſt's? ich bitte, nur ſagt.

Dame.

Der verbittet ſich all unſre Ehre,[*]
O, daß er doch wo anders wäre!
Hab' in meinem Leben Niemand geſehen,
Der ſo ſchnöd gegen Ehre, das muß ich geſtehen.
Das mag er nicht wieder probieren, ich wette,
Es krönt ihn keiner der Menſchen mehr.

Firlefanz.

Thut nichts, wird ſich geſchwind ein Andrer finden,
Dem wir auch eine Naſe aufbinden.

---

[*] Schiller hatte in Goethe's Hauſe geäußert: „Ich werde mich wohl krank ſtellen."

Will ſogleich an einen Andern denken,
Den wir mit unſerer Ehr' beſchenken.
Laßt euch, ihr Freunde, dies nicht irren,
Unſer Plan ſoll ſich nicht verwirren.
Ich ſteh für Alles, will Niemand ſich zeigen,
So ehr' ich mich ſelbſt.

Alle.

Das iſt am beſten!

Firlefanz.

Aber, ihr Freunde, ſeh ich klar,
Die Büſte fehlet auch fürwahr,
Die ſchicklich die Glocke ſollte umhüllen.
Auch hierin thut man uns nicht den Willen.
Doch thät dies im Grunde nichts zur Sache:
Mit einem leichten Pinſelſtrich mache
Ich das auf der Leinewand wieder gut.
Mein Genie ſich in Allem zeigen thut.

Mutter.

Glaub's wohl! Glaub's wohl! du lieber Gott!

Ein Kind (kommt weinend).

Wo ſoll ich nun hin mit meinen Flügeln?
Was ſoll nun der Kranz?
Wozu nun mein Tanz?

Firlefanz.

Quälſt du kleines Gezücht mich auch?
Nicht allein die lieblichen Schönen
Machen Geſichter bunt und kraus.
Kommſt du auch noch? fort, fort nach Haus.
(Kind geht mit Geſchrei ab.)
Doch verzeiht mir den Groll;
Da man die Krönung nicht ſehen ſoll,
So bleibt's doch beim alten Plan.

Aber wo mag der Bürgermeiſter bleiben
Und die Zimmerer mit ihren Geſellen?

Bürgermeiſter. Ein Rathsherr.

Zirlefanz.

Willkommen! ihr kommt nun eben recht,
Hochedle Herren! bin euer Knecht.
Gebt ſchnell mir den Schlüſſel, ich öffne die Thür.
(Damen und Herren drängen ſich an die Wand, um die Mädchen an der Thüre zu ſehn)

Bürgermeiſter (gravitätiſch)

Mit nichten, ſage doch wofür.
Den Schlüſſel behalt' ich in meinen Händen,
Dies fordert mein Amt, und ſage du mir,
Wie wollteſt du es anders wenden?
Ich gebe den Schlüſſel dir nicht, ſage ich,
Herr Zirlefanz! Sage, verſtehſt du mich?

Zirlefanz (ſpricht wüthend an die Thüre)

Den Schlüſſel her!

Rathsherr.

Glaubt ihr, daß euretwegen allein
Dies alles erbauet ſei? nein, nein!
Ich ſpreche im Namen der Bürger alle.
Du haſt erregt ihnen bittre Galle,
Daß du willſt, ohne ſie zu fragen,
Bei uns deine Poſſen zu Markte tragen.
Quälte deßwegen ſpat und früh
Der Bürger ſich ab mit ſaurer Müh',
Sparte Geld in den Seckel, entzog ſich ſelber
Die fetten Schweine, verkaufte die Kälber
Und tröſtete ſich in ſeinem Sinn,
Daß es galt' nun einen großen Gewinn;
Daß der Stadt zur Freude und großen Pracht
Der Saal erſtehe aus des Dunkels Nacht?

Und ſollt' ich auch manche Nacht mich abhärmen,
Dachte jeder, ſo will dereinſt ich auch ſchwärmen
In dieſem Gemach. Aus den hohen Wänden
Des Waldes holte mit ſtarken Händen
Der Zimmerer die Eichen, ſie krachten laut
Unter des Eiſens Schlägen. Die Steine behaut
Der Maurer mit Fleiß und geübter Hand,
Und Jeglicher ſeine Kraft anwandt',
Daß einſt noch möchte in ſpäten Tagen
Der Nachruhm von dieſem Gebäud' etwas ſagen.
Und du willſt führen den bunten Schwarm
In dieſe Mauern, das leichte Gerüſt, das Gaukelſpiel
Deines eigenen Hirns? O, geh' nach Haus!

Firlefanz.

Schwachköpfige Bürger, wird nichts daraus;
Den Schlüſſel her!

Bürgermeiſter.

Nein, nein, nein.
Es kann nicht ſein!

(Hält den Schlüſſel in die Höhe.)

Firlefanz und die Geſellſchaft geht ſchweigend mit verbiſſenem Grimme ab.

(Der Vorhang fällt.)

III.

Erinnerungen aus den Kinderjahren.

Ein einziger Tag meines früheren Lebens iſt die Geſchichte aller. Dieſer Gewohnheit an das Einförmige danke ich in ſpäteren Jahren viel Genuß. Ich lernte dadurch auf mir ſelbſt zu ruhen, fremder Hülfe zu meiner Unterhaltung nicht zu bedürfen.

Mein Vater, einer der intereſſanteſten Menſchen ſeiner Zeit, war in ſeinem vierzigſten Jahre von einem Schlage gelähmt. Er hörte in der Zeit auf zu leben für die Welt, da Andere erſt anfangen zu leben, weil die Reife des Geiſtes da erſt den Dingen ihren wahren Werth gibt, und die Leidenſchaften ſich beſänftigen. Er lebte nur ſeiner Familie und ſeiner Wiſſenſchaft, die er mit Wärme liebte.

Der Ort, wo wir lebten, war klein, der geſellſchaftliche Ton ſo weit hinter andern Orten in der Nähe zurück, daß es einem ſpäterhin dünkte, man ſey fünfzig Jahre noch zurück in Allem, was geſellſchaftliche Bildung betraf.

Ein Beſuch, wo man ſich zeitig zuſammen begab und ſo vier bis fünf Stunden ſchwatzte von den Begebenheiten des Tages, von der Ernte, von der Wirthſchaft, von Familiengeſchichten — dies waren die Unterhaltungen außer unſerem Hauſe. Ich verlangte zuweilen nach ſolchen Beſuchen, weil ich den Ort gern veränderte und ſah, wie es bei andern Menſchen zuging. Alles Unbekannte war mir wunderbar, und ich glaubte immer neue Entdeckungen zu machen.

Meine Mutter hatte den größten Theil ihres Lebens auf dem Lande verlebt. Sie hatte in früher Jugend aus Neigung und Ehrfurcht ſich mit einem Manne, der beinahe ihr Vater hätte ſein können, verbunden; ſie liebte ihn mit Wärme und lebte ganz für ihn. Alles geſchah für ihn, und um ihn lebten wir alle am liebſten. Er war heiter, geſprächig, hatte viel Witz, Lebhaftigkeit des Geiſtes und etwas Genialiſches in ſeinem ganzen Weſen und Treiben. Meine Mutter nahm immer Antheil an ſeinen Beſchäftigungen und entſagte gern den Vergnügungen ihres Alters, um ſein Leben zu theilen. Ihre Haushaltung nahm ihr viel Zeit; ſie war oft mit uns, aber doch die meiſte Zeit mit meinem Vater. Meine Schweſter und ich lebten mit einer Verwandtin,[1] die älter als Karoline war. Auch eine Franzöſin hatten wir, aber nicht lange.

Die Lage unſerer Wohnung war höchſt romantiſch; an einer kleinen Anhöhe, die mit Obſtbäumen bepflanzt war, lag unſer Haus. Die vordere Seite hatte einen großen Hof, der mit einem kleinen Garten begrenzt war. Vor uns lag ein fürſtliches Luſtſchloß und rechts eine alte Kirche, deren ſchöner Thurm mir manche Phantaſien erweckte, und das Geläute der Glocken, das ich zu allen Stunden hörte, ſtimmte mich oft ernſt und melancholiſch. Ich ſtand ſtundenlang an meinem Kammerfenſter, ſah in die dunkeln Fenſter des Thurms hinein, hörte den Glocken zu und ſah die Wolken am Himmel ſich bewegen. Mein Horizont war frei. In der Ferne ſahen wir ſchöne Berge und ein altes Schloß auf dem Berge liegen, das oft das Ziel meiner Wünſche war. Ich ſtellte es mir auch gar zu hübſch vor, über die Heide, ſo hieß die Reihe Berge vor meinen Augen, zu wandern und da neue Dörfer, eine neue Welt zu ſehen. Auch eine Hängbirke, die in einem der Gärten ſtand, die ich aus meinen Fenſtern, meiner kleinen Welt, überſehen konnte, hat mir viel Anlaß zu Betrachtungen gegeben.

Ich hatte Unterricht in den Morgenſtunden; ich lernte nicht gern, und es war mir peinlich, wenn ich die Stunde ſchlagen hörte.

---

[1] Amalie v. Lengefeld, ſpäter verehelichte v. Mauchhaupt in Hildburghauſen.

und mein Lehrer begann eine neue Materie des Unterrichts. Franzöſiſch lernte ich auch nicht gern; Zeichnen und Schreiben wurden mir auch ſchwer. Aber am allerunangenehmſten war mir die Tanzſtunde. Mittags freute ich mich immer an Tiſch zu gehen; da ſaß mein Vater und erwartete uns, er konnte nicht allein gehen, und ſeine Jäger, deren er viele hatte, mußten ihn ſtets führen.

Er war immer heiter und freundlich bei Tiſch, erzählte uns luſtige Geſchichten, erkundigte ſich nach unſerm Fleiß, ließ ſich auch oft von ſeinen Jägern erzählen, wie es in der Welt ging, die ihn intereſſierte. Er hatte die Wälder, die er meiſtens anlegte, mit Liebe gepflegt; Alles war ihm wichtig; jeder neu erworbene Baum vergrößerte ſein Intereſſe. Ich hörte gar zu gerne zu, wenn ſolche Geſpräche kamen, und dachte mir immer, wie es da und dort ausſehen müßte. Ich ſah die Plätze im Geiſt und lebte mit den Bäumen der Wälder, mit den Höhen und Thälern, mit den Nebeln, wie Oſſian in ſeiner Welt, am liebſten. Nach dem Eſſen kam der Lehrer, und wir hatten Unterricht in der Geographie, laſen Zeitungen oder ſchrieben Briefe. Alsdann kam noch der franzöſiſche Sprachmeiſter, und unſere Stunden hatten ein Ende. Der übrige Theil des Tages gehörte uns. Wir gingen auf unſerm Berg herum, und ich bildete mir ein, jeder neue Buſch, den ich fände, ſei auch Andern fremd. War es böſes Wetter, ſo ſetzte ich mich ſtill in einen Winkel und hörte Karolinen und Amalien zu, die eine Art dialogiſierter Romane ſpielten; eine war immer eine Heldin des Stücks, und ſtatt zu erzählen wie es geſchehen ſei, dramatiſierten ſie die Geſchichte. Dieſes hatte unendlichen Reiz für mich. Ich ſaß dabei und hörte Alles an und war begierig, wie es enden würde. Wie alle Romane und Theaterſtücke, ſo endete ſich dieſes auch immer mit einer Heirath.

Hatte mein Vater Geſchäfte mit ſeinen Jägern des Abends, ſo kam meine Mutter, und die Couſine, eine fertige Leſerin, las uns vor. Ich arbeitete nicht gern in früherer Zeit, ſo gerne ich jetzt thätig bin. Ich hatte noch eine Art Unterhaltung, die mich beſonders anzog. Ich hatte Figuren aus den Kalendern, die ich mir kunſtlich ausſchnitt; mit dieſen ſpielte ich die Romane nach, die ich hörte. Es gab aber noch wenige zu der Zeit, zumal deutſche. Die ſchwediſche Gräfin[1] war eine unſerer geliebteſten Lectüren. Der Magdeburgiſche Greis,[2] worin viele kleine Erzählungen kamen, Gellerts Comödien, Rabeners Briefe, kleine hiſtoriſche Sammlungen, waren unſer ganzer Vorrath. Reiſebeſchreibungen laſen wir wenig. In ſpäterer Zeit war der Grandiſon[3] ein großer Genuß für die Aelteren, und ich die Jüngere hatte nur noch die Freude, meinen Papiermännchen die Namen der Helden zu geben und auf meine Weiſe kindiſch mit ihnen zu ſpielen.

Nach ſieben Uhr gingen wir zu unſerem Vater, wo wir ein kleines Mahl einnahmen, und nach dem Eſſen blieben wir noch bei ihm bis um neun Uhr, wo meine Mutter uns begleitete. Die Mädchen im Hauſe wurden verſammelt; die Couſine las einen Abendſegen; es wurde ein geiſtliches Lied geſungen; die gute Mutter ſegnete ihre Kinder ein, und ſo gingen wir gläubig zur Ruhe und erwarteten den andern Morgen, um wieder ſo zu leben. Noch ehe wir aufſtanden, war der geſchäftige Vater ſchon in den Wäldern, beſah die Anlagen, ordnete die Holzſchläge an, beſtimmte die Jagdreviere, und meiſtens war die Mutter mit ihm. Hatte er keine ſolche Geſchäfte, ſo fuhr er mit ihr nach ſeinen Feldern. Er hatte aus Liebe zur Oekonomie Felder gepachtet; da beſah er wie jede Pflanzung ſtand, ließ Anſtalten zur Ernte machen, kurz er wies jedes Geſchäft des Tages an.

Es war uns eine eigene Freude, die Ernte einfahren zu ſehen, und an dieſe wiederkehrende Freude knüpften wir unſere Erinnerungen. Bald halfen wir die Gemüſe aufzubewahren, bald das Obſt für den Winter zu legen, bald halfen wir einmachen, Obſt trocknen. Alles wurde uns wichtig, und es wurde mit einer Art Wichtigkeit behandelt, wovon man nur in einer einfachen Lebensweiſe einen Begriff hat. Das ganze Haus hatte nur einen Geſichtspunkt bei einem ökonomiſchen Feſt; Alles war beſchäftigt. Ich zog indeß freilich lieber auf dem Berg herum, den ſich meine kindiſche Phantaſie vergrößerte, ſuchte Blumen und Zweige und kam oft recht von Dornen zerriſſen zurück und ganz athemlos. Bald wollte ich eine Blume pflücken, die unzugänglich war, bald fiel ich aus Unvorſichtigkeit den Berg hinunter, ohne Wunden ging keine meiner Streifereien ab. Kam zuweilen ein Beſuch, der unſere Art zu leben unterbrach, ſo vernahmen wir nichts neues, denn jedes lebte auf dieſe Art. Ein Feſt für uns war ein Beſuch bei einem alten Geiſtlichen, dem Beichtvater unſeres Hauſes, der mit ſeiner Frau ein patriarchaliſches Leben führte. Die runden Fenſterſcheiben im Zimmer, der große Schrank von Nußbaum mit großen geſchliffenen Gläſern beſetzt, mit Kirſchen von Glas und einer ruhenden Kuh von Porzellan, die eine Butterbüchſe war, war mir ſo lieb und erfreulich als der Kohlkopf in Voßens Luiſe. Ein ſchöner bunter Teppich lag auf dem Kaffeetiſch. An der Seite des Zimmers war ein Fenſterchen, das in die Küche ſehen ließ, wo der Kaffee uns entgegen dampfte, oder die ſchönen Kuchen gebacken wurden. Die Hoffnung, die Erwartung, was uns bevorſtände, war für mich wichtig. Wenn der Tiſch recht mit den Gaben des Herbſtes prangte, ſaß ich recht gemüthlich und hörte den Geſprächen, die mit Einfalt im Gemüth gehalten wurden, zu und verlor mich in dieſer Welt. Wenn um ſechs Uhr die große Glocke ſchallte, wir mochten in welchem Geſpräch wir auch wollten begriffen ſein, ſo faltete der alte gute Mann ſeine Hände und betete laut, wir beteten mit; die alte Frau Pfarrerin ging zu ihm, rief ihm laut ins Ohr, denn er war taub, glückſeligen guten Abend Papa! und das vorige Geſpräch begann wieder. Um ſieben Uhr verließen wir dieſen langen Beſuch, aber nicht ohne Rührung über die Güte und Einfalt, im edeln Sinn des Worts, unſerer Freunde. Sie kamen auch öfters zu uns, und immer war es die nämliche Art Unterhaltung. Der alte Pfarrer las wenig, doch die Zeitungen, die zuweilen auch unſer Geſpräch machten, einige theologiſche Bücher und gelehrte Zeitungen, die ich immer mit einer Art Neugierde und Ehrfurcht anſah, lagen auf ſeinem Tiſche.

---

[1] Von Gellert.
[2] Eine Wochenſchrift.
[3] Von Richardſon.

Beſuche unſeres Alters hatten wir in dieſer Zeit ſelten. Sonntags gingen wir in die Kirche und der Vater an Hof. Die Mutter ging Donnerſtags gewöhnlich hin. Das war auch ein Feſt für mich, ſie geputzt zu ſehen und ich beſchäftigte mich oft in der Vorſtellung damit. Sonntags hatten wir meiſtens oder gaben Beſuche. Ein fehlgeſchlagener Anſchlag auf einen Beſuch war immer ſtörend, und die Couſine, die gern ausging, ſann oft ſtundenlang darüber nach, wo man ſich nur könne melden laſſen. Ein großer, ſchöner mit Bäumen bepflanzter Gang an der Saale war auch an den Beſuchtagen unſer Spaziergang. Dort verſammelte ſich die ſchöne Welt, und dort begegneten wir auch unſern Geſpielinnen. Auch der fürſtliche Garten unſerer Wohnung gegenüber war Sonntags unſer Ziel.

Alles mir Unbekannte und Fremde dünkte mir wunderbar; dieſer Zug iſt mir aus meiner früheren Jugend auffallend.

Der Garten mit holzgeſchnitzten Figuren, mit einer Laube, worin ein großes Bild war, im Geſchmack des Gartens, den der Apotheker in Hermann und Dorothea beſchreibt — dies waren meine Kunſtwerke. Ein plumper Neptun mit einem Dreizack in einem Baſſin war mir auch verwunderungswürdig, und er kam mir oft in meinen Träumen wieder vor. Auch ein Labyrinth, in dem ich mich ſo oft zu verirren fürchtete, war mir bedeutend.

So lebte und trieb ich mein Weſen in engen Umgebungen bis in mein neuntes Jahr, wo unſer guter Vater uns entriſſen wurde.

IV.

Reiſe nach der Schweiz 1783.

Fragment eines Tagebuchs.[1]

Den 22. April 1783 reiſten wir früh drei Uhr von Rudolſtadt weg, nach einem traurigen Abſchied; obgleich die Reiſe mir unendliche Freude machte. Jede Freude iſt doch mit Bitterkeit vermiſcht! Noch den nämlichen Abend kamen wir in Ketſchenbach[2] an, wo wir den 23. blieben. Den 24. früh paſſierten wir Coburg. Die Lage der Stadt iſt ſehr angenehm, aber die engen düſtern Gaſſen erregen keine angenehme Empfindung; ſobald man hinaus iſt, wird einem wohler, denn die umliegende Gegend iſt wirklich ſchön, und die Feſtung, die ſich hinter der Stadt auf einem Berge zeigt, macht einen artigen Anblick mit dem Buſchwerk, Wieſen und Feldern im Thale. In Lichtenfels hielten wir Mittag; ehe wir dahin kamen, hatten wir einen kleinen Schrecken: wir paſſierten einen Wald, und der Wagen blieb im hohen Geleiſe ſtecken. Es war ein grauſer Anblick. Die hohen Tannen verhinderten den Tag ganz durch zu brechen, und der Wagen lag ſo tief und wir allein ohne Hülfe! Zum Glück kamen gutwillige Jäger, die uns halfen und wir ſetzten unſern Weg ohne weitern Verluſt als den der Zeit fort. Lichtenfels iſt ganz artig gebaut; es gibt viele arme Einwohner da, dem Anſehen nach. Wir ſahen jetzt bei der Stadt den Main, der durchs Thal hinfließt. Er theilt ſich da in zwei Arme. Auf der einen Seite von Bergen, die das Thal einſchließen, liegt die Vierzehnheiligenkirche, die ſehr ſchön ſein ſoll, die wir aber des böſen Wetters wegen nicht ſehen konnten. Gegenüber liegt das Kloſter Banz; die Lage iſt herrlich auf einem hohen Berg mit Buſchwerk bewachſen und vom Main umſpült. Ich glaube, die Geiſtlichen, die dieſe Mauern bewohnen, müſſen weniger ihre Freiheit vermiſſen, als andere; denn dem Anſchein nach haben ſie Alles, was ſie nur freilich ſich ohne Freiheit wünſchen können. Das Kloſter iſt ſehr reich, und die herrliche, ſchöne Lage! Sie können ſo ganz ungeſtört (wenn's ja wahr iſt, daß die Leidenſchaften in Klöſtern einſchlummern) der ſchönen Natur genießen, ſo ununterbrochen ſie bewundern. Es ſchien, als wehte Ruhe aus den Mauern herüber, vielleicht nur dem Anſchein nach; denn wie wahr iſt's nicht, daß das Aeußerliche uns täuſcht! Man fährt noch eine Zeit lang an den Ufern des Mains hin, bis er endlich ſich, indem er ſich ſchlängelnd um Berge windet, nach und nach dem Auge entzieht. Abends um acht Uhr kamen wir in Bamberg an. Den 25. früh beſahen wir die Stadt, die ſehr gut gebaut iſt, und es ſind ſchöne Brücken da zu bemerken über die Regnitz, die durch die Stadt fließt. Sie ſind von einem Herrn von Frankenſtein erbaut. Auf der obern ſteht die Bildſäule des Ritters St. Georg mit dem Lindwurm. Wir ſahen noch ſelbigen Morgen den Dom; das Monument des verſtorbenen Fürſten iſt darin bemerkungswürdig. Seine Statue iſt knieend auf dem Grabſtein in Marmor gehauen und ſoll ſehr ähnlich ſein. Auch das Begräbniß des Kaiſers Heinrich II. und ſeiner Gemahlin iſt da zu ſehen. Er hat das Domſtift errichtet. Von da beſahen wir die Jakobskirche, die einen ſehr ſchönen Hochaltar hat. Die zwölf Apoſtel ſind in Lebensgröße an die Säulen, die das Gebäude unterſtützen, gemalt. Die Zeit war zu kurz, um von dem Werth der

---

[1] Schiller und Lotte, S. 506 und 536.

[2] Einem Gute bei Koburg, damals einer verwandten Familie v. Beulwitz gehörig.

Gemälde ſchließen zu können. Von da beſahen wir die Benediktinerkirche. Es iſt ein Kloſter dabei, das eine der angenehmſten Lagen hat; die Ausſicht iſt unbeſchreiblich ſchön und das Gebäude iſt ſehr weitläufig. Wir beſahen noch die Dominikanerkirche, die nach neueſtem Geſchmack erbaut iſt und einen ſehr ſchönen Hochaltar hat. Nachmittags beſahen wir den Seehof; es iſt ein Luſtſchloß des Fürſten, zwei Stunden von der Stadt; der Weg führt durch eine Allee hin. Das Gebäude iſt nicht ſehr anſehnlich; der Garten iſt halb im engliſchen und holländiſchen Geſchmack angelegt. Der jetzige Fürſt liebt nicht dieſen Aufenthalt, deßwegen wird Alles nicht recht unterhalten.

Den 26. verließen wir Bamberg und hielten Mittag in Forchheim, einer Feſtung. Wir machten da die Bekanntſchaft des berühmten Kirchenraths Sailer,[1] die uns ſehr viel Vergnügen machte. Wir beſahen noch in Forchheim die Spiegelfabrik. Um acht Uhr kamen wir in Erlangen an. Der Ort iſt ganz hübſch, und Alles iſt ſo ruhig; man ſollte nicht glauben, daß es eine Univerſität iſt. Den 27. gingen wir in die franzöſiſche Kirche, wo wir einen ſehr guten Prediger Herrn Agaſſiz aus dem Pays de Vaud hörten. Wir beſahen auch den Schloßgarten, der aber nicht ſonderlich iſt. Die vielen Taxuspyramiden geben dem Ganzen ein trauriges Anſehen; hat man eine Partie geſehen, ſo kann man von dem ganzen Garten urtheilen, denn er iſt ſehr einförmig.

Nach dem Mittageſſen reiſten wir ab und kamen um ſechs Uhr in Nürnberg an. Der Weg dahin iſt ſehr gut; die Lage der Stadt angenehm, ringsum mit Gärten umgeben; Alles war in Blüthen gehüllt, und die antiken Thürme der Stadt geben einen ſo angenehmen Anblick mit der verjüngten ſchönen Natur. Wir beſahen noch ſelbigen Abend einen Spaziergang; er war ſehr volkreich, es war ein artiger Anblick, ſo viele Menſchen auf einem kleinen Platz verſammelt zu ſehen. Den 28. beſahen wir die Sebalduskirche, die eine der größten in Deutſchland ſein ſoll; ſie hat ſehr ſchöne Gemälde von Albrecht Dürer. Auch das Monument des St. Sebaldus iſt bemerkenswerth; es iſt ſehr ſchön von Bronze gegoſſen und mit erſtaunender Mühe und Arbeit. Wir beſahen auch das Rathhaus, ſahen den Magiſtrat in ſeinem ſonderbaren Anzug; er hat viel Aehnliches mit dem ſpaniſchen, und im Ganzen hat er ſehr etwas Großes und Ehrwürdiges. Der Kaiſerſaal iſt ſehr groß, die Zimmer ſind ſchön und haben beſonders auch ſchöne Gemälde; ein Gemälde von Albrecht Dürer, Adam und Eva vorſtellend, verdient bemerkt zu werden. Wir beſahen auch das Zeughaus, welches ſehr groß iſt und beſonders der Ordnung und Zierlichkeit wegen, womit Alles arrangiert iſt, geſehen zu werden verdient. Ein Oberſt Troß hat ſich dadurch verdient gemacht; er hat das Ganze in Zeit von neun Jahren ſo eingerichtet. Man zeigte uns auch einen großen Brunnen, ſehr ſchön künſtlich von Bronze gegoſſen; er ſteht ſchon dreißig Jahre in einem Hauſe, das man zu dem Endzwecke hat erbauen laſſen, und er wird wohl auch ſo ſtehen bleiben müſſen, denn er iſt ſo ungeheuer groß, daß man nicht genug Waſſer dazu zuſammen bringen kann. Die Rathsherren von Abdera fielen mir dabei ein, und es iſt wirklich zu glauben, daß die guten Nürnberger ſie haben nachahmen wollen. Er koſtet entſetzlich viel Geld, und man kann ihn nie anbringen. Den 29. kamen wir um drei Uhr in Ansbach an. Die Stadt iſt gut gebaut, und das Schloß iſt ſehr groß. Den 30. hielten wir Mittag in Dinkelsbühl. Die Lage des Orts iſt ganz freundlich; in der Hauptkirche ſind nicht ganz üble Gemälde. Den Abend kamen wir in Ellwangen an; der Weg dahin iſt ſehr angenehm; es ſind viele Teiche im Thale, und Berge mit Buſchwerk bewachſen ſchließen die Thäler ein; hin und wieder kleine Gruppen ſtiller Hütten. Und die ganze Gegend war von Strahlen der untergehenden Sonne erleuchtet! Die Berge ſchimmerten röthlich in den Teichen wieder! Mit ganzem warmen Herzen konnte man da ausrufen:

---

[1] Der dort von 1781—84 ohne Anſtellung lebte.

O wunderſchön iſt Gottes Erde,
Und werth darauf vergnügt zu ſein! ꝛc.

Des Nachts blieben wir in Ellwangen, welches nicht weniger angenehm liegt. Die Stadt iſt mit Bergen umgeben. Das Schloß liegt auf einem Berge, und gegenüber iſt eine Wallfahrtskirche; dies gibt einen artigen Anblick. In Ellwangen iſt noch ein Jeſuitencollegium. Den 1. Mai blieben wir Nachts in Gmünd; den 2. früh verließen wir Gmünd. Von da kommt man bald in die fruchtbaren Gründe Würtembergs; Alles ſcheint da ſchöner, die Felder ſo bebaut, Alles athmet Fruchtbarkeit.

Wir hielten Mittag in Schorndorf, und um ſechs Uhr kamen wir in Stuttgart an. Die Stadt liegt ſehr angenehm und hat ein Anſehen von Wohlſtand. Den 3. beſahen wir Ludwigsburg; die Lage iſt ſehr angenehm; die Häuſer wohlgebaut; die ganze Hauptſtraße hin ſind auf der einen Seite Gebäude und gegenüber Alleen; dies gibt dem Ganzen ein heiteres Anſehen. Das Schloß iſt ſehr groß und ſchön gebaut. Auf den Treppen ſind koloſſaliſche Bildſäulen angebracht, wo jedes Stück nur aus einem Stein gehauen iſt. Im Cabinet ſind ſchöne Gemälde; einige ſind beſonders merkwürdig, unter anderen die Weiber von Weinsberg. Auch Köpfe von Mengs ſind merkwürdig. Es ſind auch einige Stücke von Mad. Therbuſch da zu ſehen, die ſchön ſind. In Ludwigsburg iſt auch eine Bijouterie, wo ſehr artige Arbeiten verfertigt werden. Wir hielten Mittag in Ludwigsburg und fuhren dann um zwei Uhr auf den Asperg, eine Feſtung, die eine herrliche Lage hat. Der Weg hin war nicht ſchön, und der Eingang iſt grauſenvoll. Man muß durch drei lange düſtere Thore, die durch die Steilheit des Weges noch fürchterlicher ſind. Wir machten da eine angenehme Bekanntſchaft am General Scheler, Commandant der Feſtung, der die Liebe, Hochachtung Aller, die ihn kennen, verdient; er verſüßt manchem armen Gefangenen durch ſeine Güte und Menſchlichkeit das bittere Loos der Gefangenſchaft.

Wir ſahen bei ihm den unglücklichen Schubart, der ſchon einige Jahre da iſt. Er ſpielte uns auf dem Klavier, und er ſpielte unausſprechlich ſchön mit ſo vielem unbeſchreiblichen Ausdruck. Wie ſchade, daß ſo viel Talente in dieſen Mauern eingeſchloſſen bleiben müſſen!

Den 5. fuhren wir nach der Solitude, einem Schloß des Herzogs, ob es gleich nur ein Landhaus ſein ſoll. Aber dazu iſt es zu gekünſtelt. Der Garten iſt ſehr ſchön und hat gar ſchöne Salons, unter andern den Lorbeerſaal, der ſchöne Statuen hat, und der Plafond iſt von Guibal gemalt. In der Kapelle ſahen wir zwei Stücke, die der Papſt dem Herzog gab. Eins iſt ein Chriſtuskopf in Marmor eingelegt, und das andere ſtellt Marien vor und iſt geſtickt. Die Einfaſſung von dem einen koſtet über tauſend Gulden. Die Kapelle iſt übrigens ſehr ſchön und hat noch andere hübſche Gemälde. Der Thiergarten iſt auch ſchön, es iſt viel Wildpret darinnen, das ſich durch einen Piſtolenſchuß verſammelt und da gefüttert wird.

Den 6. beſahen wir Hohenheim; wie weit hat nicht dieſes über alle die andern ſchönen regelmäßig gebauten Schlöſſer den Vorzug. Die Natur ſeufzt da nicht ſo ängſtlich unter dem Drucke der Kunſt, wie bei jenen Schönheiten. Das Landhaus iſt ganz einfach, aber bequem eingerichtet und der Garten auch. Am Hauptgebäude iſt ein ſchöner Kuhſtall, wo Kühe von ganz beſonderer Größe ſind; der Herzog hat ſie laſſen aus der Schweiz kommen; der Stall wird ſo ſchön unterhalten und iſt ſehr reinlich.

Aus dem Garten kommt man auf einen kleinen Pfad, der zwiſchen hohen Pappeln hinführt. Ganz unvermuthet ſieht man da Ruinen, die ſo ziemlich der Natur nachgeahmt ſind; daran kleine Hütten, wo eine ganz eingerichtete Wirthſchaft iſt. Alles iſt da ſo überraſchend. Unter dieſen Gebäuden ſind beſonders merkwürdig: die Einſiedelei, der Sibyllentempel und die Köhlerhütte. Unter einem Haufen Holz ſind ſchöne Zimmer verſteckt, ohne daß man vermuthet etwas da zu finden. Die Milchkammer iſt auch ſehr artig; es ſind beſonders ſehr viele irdene Gefäſſe da zu ſehen, die von Raphael gemalt ſind; es iſt eine Seltenheit, eine ſo große Sammlung davon zu haben.

Den 7. früh beſahen wir die Bibliothek und ſahen dann die Akademiſten eſſen. Die Bibliothek iſt ſehr gut eingerichtet. In dem einen Zimmer iſt erſt ein Naturalienkabinet, wo eine Uhr vom Pfarrer Hahn zu ſehen iſt, der in Echterdingen, zwei Stunden von Stuttgart, wohnt. Er hat einen großen Vorzug bei ſeinen Arbeiten, daß ſie beim erſten Anblick unüberſehbar und bei Unterſuchung des Ganzen im äußerſten Grad einfach ſind. Eilf große Zimmer ſind für die Bücher beſtimmt.

Die Einrichtung der Akademie iſt ſehr hübſch. Aber es macht einen beſonderen Eindruck aufs freie Menſchenherz, die jungen Leute alle beim Eſſen zu ſehen. Jede ihrer Bewegungen hängt von dem Winke des Aufſehers ab. Es wird einem nicht wohl zu Muthe, Menſchen wie Drahtpuppen behandeln zu ſehen.

Den 8. früh machten wir die Bekanntſchaft des Pfarrers Hahn in Echterdingen und ſahen ſeine Rechenmaſchine, die wirklich verdient bemerkt zu werden. Wie viele Mühe und Anſtrengung gehört nicht dazu! Man muß das umfaſſende Genie des Künſtlers und die Einfachheit des Ganzen bewundern. Wir blieben Mittags in Waldenbuch und Nachts in Tübingen; von da aus iſt der Weg bis Schaffhauſen ſehr übel und wenig intereſſant. Den 9. hielten wir Mittag in Böblingen, des Nachts in Aldingen, und den 10. kamen wir in Schaffhauſen an. Die Stadt liegt in einem Thale von Weinbergen und Gärten umgeben; die Häuſer ſind ſehr hoch; dies macht die Stadt ein wenig düſter. Wie wohl wird einem nicht beim Gefühl der Freiheit! Der Despotismus verfinſtert nicht die Herzen der Bewohner dieſes glücklichen Landes.[1] Sie ſind frei; das gibt dem Weſen einen beſonderen Anſtrich, ſie ſind alle ſo gütig, gaſtfrei, wollen gern alle Menſchen wohl wiſſen.

Den 11. ſahen wir den Rheinfall, dieſes große unnennbar ſchöne Schauſpiel der Natur. Der Rhein ſtürzt ſich über einen Felſen, der 80 Fuß hoch iſt, ſchäumend herab. Es iſt ein großer ſchöner Anblick, die ſchäumende Welle mit Getöſe um die Felſen herab ſtürzen zu ſehen. So ſtehen oft Menſchen von Wogen des Schickſals umrauſcht, ohne Troſt, ohne Stütze, gleich der großen Steinmaſſe, die ſich da erhebt, ruhig unerſchüttert da.

---

[1] Vgl. lit. Nachlaß der Frau v. Wolzogen, 1. Bd., S. 62.

Den 12. früh beſahen wir die Bibliothek, die vom Rath unterhalten wird. Man ſieht da das Modell der Brücke über den Rhein, die von Grubenmann aus Appenzell gebaut iſt; ſonſt ein gewöhnlicher Zimmermann, der ſich aber durch die Kühnheit des Werks berühmt gemacht hat. Wir beſahen auch das Cabinet des Doktors Ammon, der eine ſchöne Sammlung von Naturalien und auch von Kupferſtichen hat. Man zeigte uns den Anfang eines Baues, eines Waiſenhauſes. Dieſe Einrichtung, die ſo wohlthätig für das Menſchengeſchlecht iſt, hat ihren Urſprung einem Bürger, Gezler genannt, zu danken. Dieſer edle Mann weiht nicht nur ſein Vermögen, ſondern auch ſich ſelbſt dieſer Anſtalt. Er iſt der Aufſeher des Ganzen, ſorgt ſelbſt für die Kinder.

Nachmittags, nachdem wir noch einmal den Rheinfall geſehen hatten, ſetzten wir unſere Reiſe fort und kamen Abends in Winterthur an. Den 13. früh blieben wir in Winterthur und ſahen die Revue an, die alle Jahr im Mai gehalten wird. Die Stadt iſt klein aber wohl gebaut; die Lage iſt angenehm; man ſieht ſchon in der Ferne Eisberge. Selbigen Abend kamen wir noch in Zürich an. Die Lage iſt ganz herrlich; die Stadt wird von der einen Seite vom See und auf der andern von der Limmat, die aus dem See fließt, in zwei Theile getheilt. Die Lage des Gaſthofs iſt gar ſchön. Man überſieht den ganzen See, und die Ausſicht begrenzen ferne Eisberge. Den 14. früh ſahen wir Lavater. Man kann nichts von ihm ſagen, ſondern muß ſich nur ſeinem Gefühle, das ſich nicht mit Worten ausdrücken läßt, überlaſſen.

Den 15. beſahen wir eine merkwürdige mechaniſche Maſchine. Ein einziges Rad treibt 150 Seidenſpulen, die ſich alle durch das Treiben des Waſſers abwickeln. Die Erfindung hat ihren Urſprung in Italien. Wir ſahen auch noch den Saal der phyſikaliſchen Geſellſchaft in Zürich, wo uns der Profeſſor Breitinger einige Experimente machte. Wir machten auch eine Spazierfahrt auf dem See und brachten dann den Abend bei Lavater zu.

Den 16. fuhren wir um zehn Uhr von Zürich weg und hielten Mittag in Baden. Es ſind Geſundbrunnen da; wir beſahen die Bader und fuhren nach dem Eſſen nach Lenzburg, das herrlich liegt. Von Baden aus iſt man ſchon im Berner Gebiet. Das Schloß des Landvoigts in Lenzburg iſt ſehr ſchön gebaut; vielmehr die Lage iſt bemerkungswürdig. Es liegt auf einem hohen Fels, und doch ſind ſehr artige Spaziergänge dabei. Den 17. blieben wir Nachts in Kilchberg, einem ſchönen Dorf. Die Dörfer im Kanton Bern ſind gar hübſch; jeder Bauer hat bei ſeiner Wohnung ſeine Felder, Wieſen und Gärten. Man fährt von Lenzburg bis Kilchberg immer durch Dörfer, die ſich ſehr lang ausbreiten; es macht einen artigen Anblick, die zerſtreuten Hütten ſo hin und wieder zu ſehen. Den 18. früh beſahen wir das Monument der Madame Langhanß in Hindelbank, von Nahl verfertigt. Es iſt ſo einfach, und die Idee iſt ganz einzig in ihrer Art. Man denkt, der Stein athmet; der Gedanke der Auferſtehung drängt ſich in die Seele; man glaubt die Statue leben zu ſehen.

Um zehn Uhr kamen wir in Bern an. Die Stadt iſt eine der ſchönſten in der Schweiz. Die Einförmigkeit der Gebäude iſt doch auch mit der Eleganz verknüpft und die ſchönen Bogengänge, dies alles gibt ein Anſehen von Wohlſtand und Ueberfluß. Wir ſahen noch den Tag die Promenade, es iſt eine große Terraſſe mit Kaſtanien bepflanzt. An jeder Seite ſind kleine Salons zum Ausruhen. Den 19. beſahen wir noch einen Spaziergang, der ſehr ſchön angelegt iſt, aber von der Stadt entlegen; dies iſt auch Urſache, daß er wenig beſucht wird. Wir beſahen auch das Arſenal, welches ſehr groß und gut eingerichtet iſt. Man zeigte uns die Bildſäule Wilhelm Tells mit dem Bogen, womit er wirklich ſoll den Apfel vom Kopf ſeines Sohnes geſchoſſen haben. Den 19. hielten wir Mittag in Murten. Im Herausfahren ſahen wir das Beinhaus, das gleich am See ſteht, welcher ſehr klein iſt. Das Haus iſt mit eiſernen Gittern verwahrt. Wie ſinkt der Werth des Lebens bei der Betrachtung dieſer Knochen herab! So ſieht's mit aller menſchlichen Größe einſt aus! Wie niederſchlagend wäre der Gedanke für uns, wenn wir nicht den Troſt des beſſern Lebens hätten!

Zwei Stunden davon liegt Avenches, wo noch viele Denkmäler der Römer ſind. In einer Wieſe beim Schloß hat man auch Spuren eines römiſchen Pflaſters entdeckt, das mit vieler Kunſt gearbeitet iſt. Nachts blieben wir in Paverne, einer kleinen Stadt, die ſehr artig gebaut iſt. Den 20. kamen wir nach Lauſanne. Welche angenehme Empfindung erregt nicht der Anblick des Genfer Sees! Die Stadt liegt auf einer Höhe. Die Straßen ſind ſehr unangenehm; man muß immer ſteigen.

Den 21. fuhren wir nach Aubonne;[1] man kommt durch Morges, welches ganz am See liegt. Die Lage von Aubonne iſt ſehr angenehm und ſie hat ganz maleriſch ſchöne Ausſichten. Abends fuhren wir wieder nach Lauſanne. Den 22. frühſtückten wir in Lauſanne und fuhren nach Vevey. Der Weg dahin iſt nicht angenehm, immer zwiſchen Mauern, aber die Ausſicht iſt herrlich. Der See, die ſavoyiſchen Berge, die in grauer Dämmerung gegenüber liegen und die fruchtbaren Berge des Pays de Vaud — welcher Contraſt! Vevey liegt ganz am See mit Weinbergen, Landhäuſern umgeben; über dieſe hohe Berge mit Sennhütten beſtreut, und hin und wieder blicken rauhe Felſen hervor.

---

[1] Um die Halbſchweſter der Frau v. Lengefeld, Frau Grivel, zu beſuchen.

V.

Blätter aus dem Tagebuch.

Den 8. November 87. Schöne Sonne! wie wohlthätig iſt dein Einfluß auf die Erde; du erwärmſt, erfreuſt Alles; ſo auch mein Herz. Es iſt mir begreiflich, wie nur die bloßen Naturmenſchen dich als Gottheit verehren konnten, denn dein Licht belebt Alles. O vielleicht ſtrömen auch unſere Weſen einſt ganz in dich, und die Milde, die du auf uns herab ſchütteſt, deine ſchönen Strahlen kommen wohl durch den Einfluß reiner, abgeſchiedener Seelen zu uns und beleben uns ſo mit Freude.

Es iſt vielleicht nicht bloß Traum, daß der Vater von Moritzens Hirtenknaben[1] ihm den Troſt ließ, in die Sonne nach ſeinem Geiſt zu blicken.

Mit inniger Empfindung rufe auch ich dir zu:

hail, holy light.[2]

Den 18. Was iſts, das unſern Blick oft ſo trübt und uns die Zukunft nur durch tiefe Trauergewölke blicken läßt? Und dann auf einmal wird der Blick wieder heiter; Alles trägt ſich leicht! Es iſt gewiß nur phyſiſche Schwäche; der Geiſt leidet nicht ſelbſt. Dies iſt ein Troſt, der wohl thut, in ſo weit, daß er zeigt, daß unſere Uebel nur eingebildet ſind. Aber doch iſt's auch wieder betrübt, daß der Körper ſo mächtigen Einfluß auf die Seele hat.

---

[1] In Anton Reiſer, den L. im Januar mit lebhaftem Intereſſe geleſen hatte. S. den Brief an Fritz Stein (Briefe von Goethe und deſſen Mutter), S. 121 und an Knebel, S. 37.

[2] Aus Pope.

Ohne den Troſt der Religion, eines beſſeren, freieren Seins nach dieſem Leben, wäre es eine Andeutung der Vernichtung des trüben Todesſchlafs, dieſe Unthätigkeit, Taubheit; da man nicht den Einfluß der Gottheit, nicht den Reiz der wohlthätigen Natur ſpürt. Aber ſo iſt es vielleicht nur eine Abſpannung, Erſchlaffung, und die macht, daß wir nach überſtandenem Unmuth uns geſtärkt fühlen und ein freieres Bewußtſeyn unſeres Daſeins erlangen, das uns froh macht und die kleinen Uebel des Lebens leichter tragen lehrt.

O Erinnerung, du ein ſchöner Troſt des Lebens! umhülle mich mit deinem lichten Gewande; durch dich wird trübe Gegenwart helle! Und o Hoffnung verlaß auch du mich nie!

Den 21. November, Abends. Schön iſt der ſinkende Abend, wenn die letzten Strahlen der Sonne noch hinter den ſchwarzen Bergen flammen und die Sterne ſanft ſchimmern, aber immer glänzender werden. Es iſt ein Bild der Natur, wie Alles ſtufenweis immer höher, höher ſteigt. So auch in unſerer Welt; was vor langen Zeiten nur wie eine kleine Flamme loderte, bricht jetzt zu einem hellen Licht aus, das Wärme und Freude verbreitet. So mit den Wiſſenſchaften und Künſten; der Menſch bildet ſich immer mehr und mehr. Und ſo nimmt Alles zu, einen Grad von Vollkommenheit zu erlangen. Wir genießen einſt im vollen Maße, was wir hier einzeln ausſtreuten. Darum ſei ruhig, Herz, bei den Leiden, die dich drücken. Laß die ſchauerlich ſchöne Abendſtunde dir ein Bild beſſerer, reiner Freuden ſein, die dein warten.

Der Gedanke iſt ſüß, daß du, ſchöner Abendhimmel, mit all deinen Sternen und dem ſchönen Mond alle meine Lieben umgibſt.

Süß ſei ihnen der Abend; möchten ſie die Nähe meines Herzens fühlen. Wohl uns, daß die Seele über Berge, Thäler, Länder und Meere ſich heben kann! Aber ſüßer noch wäre es, wenn wir das Umſchweben unſerer Lieben fühlen könnten. Es ſollte nicht ſo ſein, wäre uns wohl nicht nützlich; darum iſt es gut, wie es iſt; aber es iſt dennoch ein ſchöner Traum, daß es nicht bloß Ahnung, Hoffnung, ſondern Möglichkeit wäre!

Den 23. Gott! ewiges, unbegreifliches Weſen! Wie viel, wie oft ſuchten ſchon Menſchen dein Sein zu enthüllen, und das Gebäude ihrer Träume ſank in ſein Nichts zurück. Wie oft haben wir ſchwache, kleine, deiner unwürdige Begriffe von dir! Wir ſinnen und ſinnen, und am Ende ſtaunen wir vor deiner uns kurzſehenden Sterblichen zu großen Macht, können uns aus dem Labyrinthe der Ideen nicht finden. O es wird einſt eine Zeit ſein, wo wir dich näher kennen werden!

Den 28., gegen vier Uhr. Wandelnde Wolken, ihr ein näheres Bild der Erdenfreuden! wie ſchön ſeid ihr! Das düſtere Grau, mit den Strahlen der Sonne geſäumt, iſt ähnlich mancher trüben, bangen Stunde; der Glanz, der durchbricht, iſt die wohlthätige Hoffnung. Und das ſanfte, reine Blau iſt vielleicht Vorſchmack beſſerer, reinerer Freuden. Natur, in dir findet Ruhe das Herz; und doch gibt es ſo viele Menſchen, denen du nichts biſt. Sie genießen weniger ſchöne Momente als fühlende Seelen, und ihr Herz wird ſich nicht ſo leicht befriedigen laſſen, weil ſie immer in Dingen Freude ſuchen, die keine geben können. Aber in deinem Anſchauen haben wir Alles!

Den 1. Jenner 88. Durch düſtere Wolken brachen einige Strahlen der Sonne, doch ſie ſchwanden, und ein undurchdringliches Dunkel hüllt die Gegend vor mir in Nacht. So ſchwebt auch die Zukunft vor mir! Soll ich Freuden fühlen oder Kummer tragen lernen? Hier und dort kein Ausgang. Vater der Weſen, ich kniee im Staube vor dir!

what future bliss, he gives us not to know,
But gives that hope may be our blessing now![1]

Ich fühle innig tief, daß die Decke, die die Zukunft verhüllt, heilig iſt. Und es iſt gut, daß wir ſie nicht abnehmen dürfen. Finden wir Freuden, ſo ſind ſie doch ſo flüchtig, daß, wenn wir ſie zu faſſen wähnen, ſie ſchon vorbei ſind, und ſollen wir Kummer haben, ſo würde uns die gewiſſe Ausſicht davon noch ſchwächer machen, und am Ende, wenn es ſo ſein muß, ſo finden wir doch auch Muth, ihn zu tragen. Es iſt ein ſüßer, ſüßer Troſt, daß wir von einer Macht abhängen, die uns immer leitet, trägt, beſchützt. Laß mir, o Vater, immer den Glauben an deine Vorſehung!

* * *

Den 13. Jenner. Was iſt das Leben? Wer kann uns das enthüllen? Wir lieben es, wünſchen es, und dann ſind wir doch froh, daß ein Tag nach dem andern vergeht und genießen es nicht!

Nein, dies iſt nicht unſere einzige Beſtimmung!

* * *

Den 26. Jenner. Phantaſie, wohin leiteſt du unſer Herz? O warum ſteigen Wünſche in uns auf, Ahnungen, die nie erfüllt werden?

Der Trotz unſeres Geiſtes ſollte ſchwinden, wenn wir uns beobachten und ſehen, daß oft nicht aus uns ſelbſt unſere Gefühle und guten Empfindungen kommen. Eine Brechung des Lichts, einige Dünſte in der Luft können das Herz ſinken laſſen und uns ſelbſt, und Alles, was uns umgibt, in einem trüben Schimmer zeigen oder uns über Welt und Zeit und Erde heben in höhere Sphären.

---

[1] Aus Pope's essay on man, den L. von Heron bekommen hatte. Dieſelbe Stelle citirt ſie in einem Brief an Wolzogen (lit. Nachl. II. S. 185) unter ihren Lieblingsverſen.

Den 15. April. Der Wind heult, kalte Regentropfen ſchlagen ans Fenſter; o Boreas, ſchone die zarten Blumen! Auch mein Herz zieht ſich zurück, fühlet Sehnen und Leere. Auch ſo haucht der kalte Hauch der Gleichgültigkeit die Blüthen der Freundſchaft an, die ſchön aufkeimten; ach Entfernung, der Hang zu Ruhm, zu Ehre ließ wohl manche Aufwallung dafür ſtumm werden, und das treue Herz ward vergeſſen. Steig aus dem Schutt der Vergangenheit wieder hervor, Bild entflohener Freude; ſei von mir nicht vergeſſen, mir ewig lieb und grüne um meinen Scheitel in unverwelklicher Blüthe.

Heute fiel mir die Analogie aller Dinge auf, wie Alles in der Welt aus einerlei beſteht und zuſammengeſetzt iſt. Aber der Menſch kommt mir zugleich als das vollkommenſte Weſen vor, der Alles in ſich vereint; aus allen Theilen ward er gebildet, und nur in ihm verfeinern ſich im höchſten Grad die Materien, in der organiſierten Schöpfung heißt das. Von der Geiſterwelt wiſſen wir nichts und es iſt ein wohlthätiger Schleier (ſagt Herder), der die künftige Welt überdeckt.

Den 18. April. Die Welle, die vor unſerm Auge über Kieſel ſchlüpfte, kommt nicht wieder; ſie fließt fort bis ins weite Meer. Die Nachtigall, die uns ſonſt lieblich vorſang, ſingt wohl nicht wieder da, wo ſie einmal war; Menſchen verſcheuchten ſie, oder ſie mußte fort, um ſich Nahrung zu ſuchen. Es iſt nichts bleibend hienieden! Treue Freundſchaft! auch du nicht immer! Ach warum ſuchen wir Beſtand und ſind doch ſelbſt ſo wandelbare Weſen! Wir wähnen, jedes warme Gefühl bleibe ewig. Aber die Zeit ſtreicht ihren Pinſel über das Gemälde, und die Farben fließen in unbeſtimmten Formen zuſammen.

Wenn wir einſt vollkommen werden, wird auch Treue ewig ſein?

Den 1. Juni. Spülſt du denn, o Zeit, mit deiner Welle über jede Freude des Lebens? Löſcheſt aus die lieblichſten Bilder? O ihr vergangenen Freuden, bleibt denn nichts von euch als der Schmerz, daß ihr nicht mehr zurückkehrt? Dies dachte ich eben, als ich einige Briefe durchging.

O warum iſt doch unſer Geiſt in ſo enge Schranken gebannt, warum können wir nicht die Winde durchſchneiden, die Meere in einem Augenblick überfliegen, daß das Herz die Nähe einer freundſchaftlichen Seele deutlich fühlen könnte. So wallen wir immer in einer ängſtigenden Ungewißheit. Wenn wir vergeſſen könnten!

Tis sure the hardest science to forget!

Nein, nicht vergeſſen ſollen wir, ſondern ſtark die nothwendigen Uebel der Trennung tragen! Denn ſie iſt hoffentlich nicht ewig!

Den 18. Juni. Wie die Sonne ſo ſchön auf die Wipfel meiner Pappeln ſcheint; die Luft iſt rein und klar, und die Erde duftet ſüß nach Stürmen.[1] Vor wenig Stunden hallten die Donner fürchterlich wieder: die Blitze durchkreuzten die Luft — und nun wieder ſo ſchön! ſo ſtill! Es kommt auch eine Zeit, wo unſer Leben ſo ungetrübt und rein ſein wird. Soll uns nicht dieſes Vorbild ſein?

Wie gut iſt's doch, wenn wir die Verhältniſſe der Dinge einſehen lernen in der phyſiſchen Welt. Wie viele Menſchen zittern bei dem fürchterlichen Getöſe des Donners, glauben den rächenden Gott zu hören. Man ſollte nur ſtets den Kindern die reinſten einfachſten Begriffe beibringen von den Auftritten der Natur. Sie würden das Leben leichter und froher genießen; haben ſie auch nicht die ſonderbarſten Ideen und abgeſchmackteſten Begriffe von den Dingen, ſo thut doch die Dunkelheit und Verworrenheit eben ſo viel Schaden. Die Kinder nehmen die ſchwächſten Eindrücke begierig auf, und es bleiben alsdann tauſend Sachen in der Seele eingewurzelt, die ſie unmöglich ſo leicht wieder austilgen können, und die alsdann Hinderniſſe zur Fortſchreitung des Eingangs der wahren und reinen Begriffe in die Seele legen, die die Zeit und Vernunft nicht ſo leicht daraus vertilgen können.

---

[1] Schiller und Lotte, S. 49.

Den 23. Juni. Es gibt oft Momente, wo wir uns ſo kalt, ſo leer fühlen; wo die Dinge um uns her uns nichts ſcheinen. Was ſind da die Freuden des Lebens? Sie dünken uns ein Gaukelſpiel der Phantaſie, eine Lufterſcheinung, die den Himmel auf einen Augenblick hellt und dann verſchwindet und wieder in die vorige Dämmerung zurückſinkt. Die Freundſchaft, das ſeligſte Gefühl, iſt uns nichts, denn die Seele bindet ſich an ein Weſen, das nicht feſter, nicht wahrer iſt, als wir ſelbſt.

Sind denn die Dinge wirklich ſo, iſt Alles nur Schein, Täuſchung? Oder kommen ſie nur zuweilen einer kranken Einbildungskraft ſo vor?

Den 30. Juni. Vergangenheit, Zukunft! Wie ſteht ihr vor der Seele als ein weites, offenes Grab! Dort verſchlingt die Welle der Zeit eine Freude nach der andern, und das vergangene Glück kommt nicht wieder. Und was ſchwebt nicht noch vor uns? Wohin ſieht der Blick? In welche unermeßliche Weite der Zukunft ſieht das Auge, und wer kann uns das Leben enthüllen!

Den 20. Juli. Der wahrſte reinſte Genuß unſerer ſelbſt, unſeres Seins iſt, wenn wir die Verbindung der Schöpfung fühlen und ein weites Wohlwollen unſere Seele erfüllt; wenn man gleichſam die ganze Welt an ſein Herz drücken möchte und ſagen: ich lebe nur für euch, nur in der Liebe für euch fühle ich meine Exiſtenz; wenn unſer Ich ganz weggewiſcht iſt aus dem Herzen und es nur für das große All ſchlägt! Schöne Momente unſeres Lebens! Warum ſeid ihr ſo ſelten?

Im Juni 89, den 27.[1] Es iſt eine ſonderbare Empfindung, vergangene Gefühle ſich in die Seele zurück zu bringen, und wenn man dann bemerkt, wie unſere Art zu ſein wandelt, wie die Vorſtellungen in unſerer Seele wechſeln. Der menſchliche Geiſt iſt ſo reich in ſich ſelbſt! Wie viel verſchiedene Ideen kann er aufnehmen. Ich lernte Manches, ſeit ich nicht zu euch ſprach, ihr Blätter, ihr ſollt mir ein Denkmal meiner Gefühle ſein und mir vergangene Freuden oder Schmerzen zurückrufen. Oft ſtürmte es indeſſen in mir. Zauberwelten öffneten ſich meinem Blicke, und oft wieder hinab verſenkt in tiefes Elend, wo kein Ausweg ſich zeigte, als der Tod, ward mein Herz. Hingeriſſen von ſüßen Gefühlen ſchwebte ich von einem Momente zum andern. Doch davon will ich ſchweigen.

Der Genuß der Kunſt gab mir viel, und ich lernte manches einſehen und fühlen, was mir mehr Intereſſe gab für die Dinge.

[1] Schiller und Lotte, S. 334. „Ich ſchreibe zuweilen die Empfindungen meiner Seele wieder ſeit einigen Jahren. Von ungefähr fand ich heute dieſe Blätter, und ſie gaben mir Anlaß zu manchen Beobachtungen; ſeit einem Jahre waren ſie mir ganz fremd geworden; ich ſchrieb nichts auf, und da überraſchte es mich angenehm, den Gang meiner Ideen von ſonſt wieder zu finden.“

Ich verkannte nie die ewig ſchaffende, lebende Kraft, die Alles belebt. Aber meine Begriffe von ihr änderten ſich, wie mein Geiſt mehr umfaſſen lernte.

Die Geſtalten verwandelten ſich. Mein Herz hängt nicht mehr allein ſo innig an einer andern Welt, von der wir doch ſo gar nichts wiſſen, ſondern ich lebe mehr der gegenwärtigen — und was iſt weiſer? Ach die Augenblicke, die man hat, muß man genießen; dafür ſind ſie uns gegeben.

Den 14. December.[1] Einſamkeit! Süßes Gefühl für Leidende, die ſich in dem Wirbel der Menſchen herumdrehen, nach Troſt ſeufzen; ſie können ihn in deinem Schooß finden.

Die Stille, die uns umgibt, iſt ſtärkend, ſüß; die unruhigen Empfindungen ſchweigen leichter. Oder auch wenn Thränen fließen, iſt es Troſt, ſie ungeſtört weinen zu können.

Wohl dem, der in ſich ſelbſt gern zurückgeben mag! den kein bewußtes Unrecht drückt! Fehler haben iſt nun einmal unſer Loos, aber wenn Güte, Vernunft die Oberhand behalten können, ſo geſchieht doch mit Vorſatz kein Böſes, dies iſt ein kleiner Troſt.

Wenn wir Menſchen aber unſerer Mitgeſchöpfe Irrthum tragen lernen mit Geduld, dies bewahrt uns ſelbſt vor eigenem leichter.

Stiller, ſchweigender Abend mit deinem Nebelſchleier, der die Berge halb umhüllt, vom Monde beleuchtet, rufe mir frohe Gefühle ins Herz! Der Menſch lebt nicht, ſich immer zu freuen. Er muß früh fühlen lernen, daß es Uebel gibt, ſie tragen lernen und die Harmonie in der Schöpfung nicht verkennen, die doch Alles erhält, auch wenn wir ſie in manchen Momenten nicht fühlen.

[1] Nach der Ankunft in Erfurt. Schiller und Lotte, S. 558.

Den 30. December.[1] Wie mühen ſich Menſchen, hier oder da einen Platz zu bekommen, oder dieſes oder jenes zu erlangen! Und haben ſie's, ſo iſt's wieder etwas anderes, was ſie wünſchen! (So dachte ich geſtern, als ich im Plutarch las und heute in Schmidts Geſchichte.) Ein Grab nimmt alle unſere Ausſichten mit in ſeinen engen Schooß! Wie klein erſcheint ſich das denkende Weſen! Und doch auch wieder groß bei dem Gedanken, daß nicht Alles mit uns aufhört! Wir mögen einen Platz in der Weſenleiter einnehmen, wo wir wollen, mögen in dieſer Welt eine Form annehmen, wie wir wollen. Aber beſſer und glücklicher werden wir gewiß! gewiß!

I cannot go, where universal love around me smiles! ſagt Thomſon.

Die letzten Tage dieſes Jahres ſind heiter und ſchön. Es brachte mir die Woge der ſtürmiſchen Zeit manche Blume in ihrer kräuſelnden Welle. Ich danke dir, Vater! Die Blumen verblühten, finſtere Wolken trübten den Himmel, und ich lernte Manches fühlen, was mir ſchwer zu tragen wird. Aber auch dafür Dank!

Wer ſich gedrückt fühlt,[2] findet doch immer auch Kräfte zu tragen, und was einem oft unmöglich ſchien zu überſtehen, wird, kommt die Zeit herbei, doch leicht.

Weisheit, Macht und Güte weben
In des Wurms und Engels Leben
Wahrheit, Harmonie und Glück.

O daß unſer Geiſt ſo oft von den äußeren Dingen gedrückt wird! Daß uns dieſe Harmonie, die Alles erhält, belebt, nicht immer fühlbar genug iſt!

---

[1] In Weimar.

[2] Schiller und Lotte, S. 546. „Unſer Zuſammenleben die paar Tage war mir nicht ſo wohlthuend als ſonſt.“

1803. Wie viele Klagen uber den Tod erſchallen täglich und ſtündlich aus der Bruſt des Menſchen! und wer findet einen heilenden Balſam, dieſen bitteren Kelch zu verſüßen?

Der Schritt ins Leben iſt die Bedingung des Todes! — Auch Herder mußte ſterben! Seine große Kraft geht hinüber in eine höhere Welt, in höhere Wirkungskreiſe. Dieſen Troſt hatte das zweifelnde Herz. Aber uns iſt er verloren, und wir ſehen weinend das Meteor ſich in höhere Zonen aufſchwingen, deſſen Glut unſere Herzen nicht mehr beleben und ergötzen kann. Er verſchwindet wie ein Schatten aus der ſichtbaren Welt.

Den 10. April 1805. Jeder Menſch ſollte die Geſchichte ſeiner Empfindungen fur ſich ſelbſt aufſetzen, nicht ſich ängſtlich beobachten und immer mit ſeinem Gewiſſen ſich abfinden, ſondern ſich mit freiem Sinn prufen, wie die äußeren Gegenſtände auf uns wirken. Jede ängſtliche ſtrenge Beobachtung unſer ſelbſt verleitet uns zum Stolz und iſt deßwegen nicht zu empfehlen, wir möchten uns ſo den Kampf der Neigung gegen die Pflicht recht hoch anrechnen; man iſt am erſten auf dem Wege, ein Heuchler zu werden bei dieſen Prufungen ſeines Weſens.

So viel die Welt gegen Lavater ſchwatzt, und ſo oft er den Anſchein hatte, ein Heuchler zu ſein, ſo war er es doch gewiß nicht. Seine ſtrengen Selbſtprufungen waren ihm ernſt; er litt gewiß am meiſten uber ſeine Fehler, die er in ſich entdeckte. Eigenliebe könnte man es leichter als Heuchelei nennen; nach ihm kann niemand ſich ſo ſtrenge mehr prufen.

Mich ſelbſt prufen möchte ich nicht in dieſen Blättern; mein Herz wird mich vor Abwegen ſchützen! Ideen, die in mir aufkommen, entweder niederſchreiben, oder, indem ich uber ſie nachdenke, mir ſie klarer zu machen ſuchen — dies ſoll der Zweck ſeyn.

Je langer man in der Welt lebt, je näher man die Menſchen beleuchtet, je mehr flüchtet man ſich in ſein eigenes Herz zurück. Welche Zwecke, welche Neigungen leiten die, die wir beobachten! Falſches Streben nach unerreichbaren Dingen iſt beinahe die ganze Exiſtenz mancher Naturen. Wo iſt der Friede zu finden, wenn er nicht in uns iſt?

Je gebildeter die Natur, je näher den Abwegen. Kein Mittelweg führt zu dem Genuß einer ruhigen Exiſtenz. Haben wir das Schickſal beſchworen, ſo entſteht in uns ſelbſt der Kummer. Immer das Unerreichbare zu erringen ſtrebt die Natur. Immer in jeder Lage, in jedem Moment des Lebens iſt nur Hoffnung nach etwas Beſſerem, für etwas Beſſeres der einzige Stab, auf den wir unſere wankende Exiſtenz ſtützen. Soll dieſes ewige Streben nach dem Beſſeren zwecklos ſein? Soll es nicht dem Geiſt die Deutung geben, daß es einen Ort gibt, wo endlich alles Hoffen erfüllt wird?

Man wird gleichgültig gegen Alles, was ehemals Bewunderung erweckte, wenn man die Quelle unterſucht, aus der unſer Glück oder Unglück entſprang. Wer urtheilt über uns, weſſen Meinung kann uns heilig ſein, wenn wir die kümmerlichen Behelfe der Naturen ſehen, die uns richten, deren Urtheil zum Wohl unſerer Exiſtenz beitrug?

Schwimmen ſie nicht alle wie wir in dem Strom des Lebens fort? Haben ſie nicht auch Neigungen, Meinungen, die wir nicht zu reſpektieren Urſach haben?

Wer ſelbſt nicht weiß, was er meint, was er will, wie kann der uns zum Maßſtab unſeres Verhaltens dienen? Wo iſt ein Menſch, der dies ausſpricht, daß er die Norm unſeres Betragens ſein könne?

Wer von euch rein iſt, hebe den erſten Stein! ſagt Chriſtus, und wer kann dies nicht bei Allen, zu Allen in der Welt ſagen, die ſich anmaßt zu richten?

Den 15. Februar 1806. Mir träumte, ich ſäße mit meiner Mutter und ſahe alle Papiere durch; da fand ich Brieftaſchen, worin etwas Geſchriebenes an S. gerichtet lag. Ich weinte ſo heftig darüber und fühlte, daß ich ſchluchzte im Traum. Ueber dieſen Traum ſagte ich im Traum etwas von Goethe aus dem Lied an Mignon her:

Kaum will mir die Nacht noch frommen;
Denn die Träume ſelber kommen
Nun in trauriger Geſtalt.
Immer fühl' ich dieſer Schmerzen
Still im Herzen
Heimlich nagende Gewalt.

22. Febr. 1806. An einem Montag den 22. Februar 1790 wurden wir in Wenigen Jena vom Diaconus Schmidt getraut.

Schiller kam einige Tage vorher nach Erfurt, wo ich und Karoline war, uns abzuholen. Wir kamen Sonntag Abends nach Jena, wo wir bei Fräulein Seegner abſtiegen. Den Montag früh fuhren wir drei zuſammen nach Kahla, wo wir meine Mutter abholten. Es war ein Frühlingstag wie heute 1806, wo ich dieſes mit Schmerzen niederſchreibe! Von Kahla fuhren wir gegen zwei Uhr ab und kamen um fünf Uhr ganz in der Stille in Wenigen-Jena an; ſtiegen an der Kirche aus; niemand war bei der Trauung zugegen als meine Mutter und Karoline.

Den Abend brachten wir ſtill und ruhig miteinander in Geſprächen zu beim Thee.

So verging der Tag, der ſo viele Freuden in ſeinem Gefolge hatte und ſo viele Schmerzen.

Jeglichen Menſchen erwartet ſein Tag,
Auch meiner wird kommen!

April 1806. Wenn der Schmerz in unſerer eigenen Bruſt, bei dem Verluſt unſeres höchſten Beſitzes nicht tröſtend auf die Hoffnung eines andern beſſern Lebens hindeutete, ſo könnte uns ſchon die Betrachtung der Welt dieſe Hoffnung lebendig machen. Wenn wir über den Gang der Wiſſenſchaften und Künſte nachdenken, ſo fällt es uns auf, daß es ſo viel Zwiſchenräume in dem Fortſchreiten derſelben gibt; es iſt, als ſollte die Natur ihre ſtrebende Kraft verſuchen, ausbauen was zur Vollkommenheit des jetzigen Zuſtandes gehört, und dann Pauſen machen, um entweder den Faden dieſes kunſtreichen Gewebes nach Jahrhunderten hier wieder anzuknüpfen, oder in einer höhern Exiſtenz erſt zu vollenden, was uns die beſchränkte unſeres Erdenlebens verbietet. Zu welchem Gebäude der große Künſtler die Reſultate unſerer Künſte und Wiſſens auch hier oder dort bedarf, ſo ruhen unſere jetzigen und künftigen Thaten in der Hand eines liebenden Geiſtes, dem wir vertrauen ſollen, daß er Alles zum Beſſeren ſtets leitet.

Im Mai 1806. Es iſt ſchwer zu enträthſeln, wo bei einer guten Natur und Feinheit der Empfindungen und Liebe zum Guten, der Glaube an das Böſe doch ſo ſtark ſein kann!

Es befremdet einen ſchmerzlich, in ſolchen Gemüthern allen Glauben an das Edle und Hohe der menſchlichen Natur zu finden und doch eben ſo fähig ſie zu ſehen, allen Gräueln und Verbrechen der Menſchen Glauben beizumeſſen, ohne ſelbſt Erfahrungen gemacht zu haben. Es koſtet ihnen keinen Kampf, das Böſe zu ſuchen; ſie ſuchen es auf, freuen ſich darüber und beflecken den reinen Spiegel ihrer Seele mit trüben Bildern, und es wäre ihnen doch ſo heilſam, ſich den heiligen Glauben an die Reinheit der Natur, den göttlichen Glanz im menſchlichen Gemüthe nicht zu verfinſtern. Sie ſind dreifach unglücklich, und ich möchte keine ſolche Exiſtenz bei den größten Anlockungen. Ach der Spruch macht ſo ſelig:

Drum edle Seele entreiß dich dem Wahn,
Den himmliſchen Glauben bewahre.
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht ſahn,
Es iſt dennoch das Gute und Wahre!

Rein wie ein höherer Geiſt ſteht dein Bild in meiner Seele. Nicht die Erinnerung vergangener Irrthümer konnte mein Herz irren. Eine unglückliche Seele konnte mir dein Bild trüben, Gott verzeihe ihr den Schmerz, den ſie mir unwiſſend machte.[1]

Den 18. Oktober 1806. Die Kraft des Gebets iſt einem immer fühlbarer, je mehr man leidet; denn in einem auf einen Gegenſtand feſt hingerichteten Gemüth, wo auch nicht Hoffnung iſt, daß wir ſichtbar erhört werden, iſt ſchon Troſt gefunden, wenn wir es erlangen können, uns von den Gegenſtänden unſerer Noth zu entfernen, und dadurch ſchon, daß wir es vermögen, von der Erde wegzublicken, wird der Blick geſtärkt. Nicht, wenn unſer Herz menſchliche Wünſche hegt, ſollen wir nach oben ſchauen, ſondern nur wenn wir Faſſung bedürfen, wenn wir Gaben des Gemüths erlangen möchten, ſollen wir zu dem großen Gemüth des Vaters aller Weſen flehen. Aber dennoch gibt es auch Wünſche der Erde, die nur ein Gott erhören wird. Ich möchte meinen Kindern die Kraft des Gebets recht tief fühlen laſſen, aber nur in Momenten der reinſten Stimmung; wo zu viel Menſchliches ſich in die Wünſche noch miſcht, da vermag der Blick nicht rein genug zum Himmel zu dringen.

Viele kindiſche Wünſche ſandt' ich in meiner Jugend zum höchſten Weſen; dies möchte ich bei meinen Kindern verhüten. Sollte ich nicht ihnen ſelbſt klar machen können, was es iſt, ein gläubiges, vertrauendes Gemüth zu dem Schöpfer der Welt zu richten, ſo möchte ich ſie in dieſem Blatt dazu anhalten, die Bibel zu leſen im reinen Sinn, die Lehren, die Chriſtus gab, ſich einzuprägen. Alsdann werden ſie auch fühlen, daß es nichts Höheres gibt, als das Gebet, welches er uns lehrte: Vater unſer, der du biſt im Himmel.

---

[1] Etwa Oemler, über deſſen Publikationen L. entrüſtet war?

In den Momenten meines Lebens, wo keine andere Stimme zu mir Eingang finden konnte, wo ich deutlich fühlte, nur Gott kann helfen, betete ich das Gebet.

Ich kann es nicht vertragen, wenn man zu viel von ſeinen religiöſen Gefühlen ſpricht, wenn man die Kraft ſeines Gebetes ſo rühmt wie Stilling. Ich glaube, daß es Fälle gibt, wo auch unſere Bedürfniſſe durch das Gebet geſtillt werden, wo eine unſichtbare Hülfe nahe iſt. Ich habe ſie im Laufe meines Lebens auch erfahren, und es iſt mir daher ſchmerzlich, wenn man über dieſen Glauben ſpotten kann.

Es iſt nichts zufällig und Alles zufällig in der Welt. Es geſchieht nichts, was nicht von einer höheren Urſache entſteht, und daher hängt der kleinſte Zufall von einem höheren ab. Es gibt in der Natur ſo viel Zuſammenhang, den das menſchliche Auge und der Verſtand nicht ahnen, wohl auch nicht ergründen kann und wird. Warum ſollen wir den Zuſammenhang der Geiſter leugnen und ganz abſprechen?

Klar geſprochen, zum Beiſpiel, wird es einer höhern Macht nicht würdig gedacht ſein, den Menſchen in leiblichen Bedürfniſſen hülfreich zu erſcheinen. Obgleich das Gemüth in jeder Art Noth ſich zum Himmel erheben ſoll, ſo können doch Mächte, die wir nicht ahnen, wirkſam ſein, uns zu helfen, und die geheimnißreichen Fäden, die die phyſiſche Welt an einander binden, die Kräfte, die an- und abſtoßen, die Licht und Farbe, Nacht und Tag bewirken, ſollten nicht auch ſolche Kräfte in der Geiſterwelt herrſchen? Sollte nicht ein Gemüth, das der Hülfe bedarf, auch wieder eine anziehende Kraft finden, die hilft wo ſie helfen kann? Warum ſollten die Geſetze eben da aufhören gültig zu ſein, wo die Geiſterwelt beginnt?

Ein heftiger, heißer Wunſch in des Menſchen Bruſt, könnte der nicht eine Antwort finden? Wer kann ſagen, es iſt nicht, und wer, es iſt? Jeden Glauben, der uns wohlthuend iſt, ſollen wir in uns aufnehmen.

April 1807. So ſehr ich wünſche, daß meine Kinder einſt an jedem Ort der Welt ſich durch das Gefühl einheimiſch finden mögen, ihre Pflicht zu thun und ihr treu zu leben, wo ſie auch das Schickſal hinſtellt; ſo wünſche ich, daß, die einſt ihrem Herzen und Vertrauen am nächſten ſein werden, wenn ich nicht mehr bin, ihnen eine heilige Ehrfurcht und Liebe für ihr Vaterland gern erhalten und ſie an dieſe Wünſche meines Herzens mahnen mögen. Auch der Ort, der die heiligen Ueberreſte ihres geliebten Vaters verwahrt, ſei ihrem Herzen immer am heiligſten; die frühen Bande, die den Menſchen an ſeine erſten Verhältniſſe knüpfen, ſind ohnehin die heiligſten. Der, der ſich gewöhnt, ſeine Wünſche ſchnell von einem Ort zum andern zu leiten, der nicht das ſüße Gefühl in ſich bewahrt, einem Boden anzugehören, der wird leichtſinnig neue Verhältniſſe ſuchen, neue Freunde, und wird ſich iſoliert fühlen in einer Zeit, wo er nicht mehr durch der Jugend Phantaſien und Erinnerungen der ihm fremd werdenden Welt angehört und angehören kann. Auch ſind meine Kinder mehr wie jeder andere Menſch den frühen Verhältniſſen ihrer Jugend Dankbarkeit und Ehrfurcht ſchuldig. Wenn ſie ihre Eltern lieben, wie jene ſie liebten, ſo wird ihnen der Umkreis von den wenigen Meilen, wo dieſe ſich fanden und liebten, immer ein geheiligter Platz ſeyn. Es haften jetzt ſchreckenvolle Erinnerungen an den äußern Gegenſtänden, und der Tod hat auf fürchterliche Weiſe Denkmale aufgerichtet in dem glücklichen Thal, wo wir liebten und lebten. Aber es ſei dieſer Platz den Herzen meiner geliebten Kinder immer heilig, und gern mögen ſie ſich einſt, wenn das Schickſal ſie auch nicht ungekränkt entläßt, zu dem Ruheplatz ihrer Eltern flüchten.

Wenn einſt die Welt euch herzlos, kalt verſtößt,
So flüchtet, Liebe, zu dem ſtillen Grab,
Dort rufet eurer Eltern Gottheit an,
Denn Götter ſind wir dann und ſchützen euch.

Wohl uns, wenn dieſer Gedanke prophetiſch ausgeſprochen; wenn wir uns vollkommen und ſelig einſt über unſerer Gruft begegnen; wenn mein Geiſt durch ſeine Liebe vermag dir nachzuſchwingen, ewiger geliebter Geiſt! Ich kann dir nicht fern bleiben und ſein, wenn ich leben ſoll im höhern Leben.

1807 April. Das rührendſte, ſchönſte Gebet, das Chriſtus ſeinen Jüngern hinterließ und ihnen zum Troſt für's Leben gab, iſt: Liebet euch unter einander! Er, der ſo viel von den Menſchen erduldete, deſſen heiligſte Gefühle geſchmäht wurden, und der über die Bosheit und Verſtockung der Welt ſchmerzlich weinte, ſagte aus ſeinem großen, reinen Herzen: Ein neu Gebot gebe ich euch, liebet euch unter einander.

Was iſt ohne Liebe das Leben? Was iſt's, wenn wir den Glauben an das Gute in der menſchlichen Natur verlieren? Ein trüber ſchauervoller Anblick iſt die Welt!

Mit dem Enthuſiasmus des Gefühls geht der Glauben der Jugend, daß es gute edle Zwecke gebe, die allein zum Wohl des Menſchen hinführen, daß die Menſchen ſich unter einander zum Troſt, zur Stütze da ſein ſollen. Dieſer verliert ſich, und die Flamme zuckt nur noch dann und wann auf und beleuchtet das Bild des lebendigen Wirkens und Hervorbringens der Welt mit einem magiſchen Schein, aber die eigentliche wahre Quelle der Liebe verſiegt mit dem Gefühl unſerer Kraft, die das Schickſal lähmte.

Aber wenn das Herz kein Individuum mehr findet, wenn der Tod, der auch die Liebe nicht trennt, ſondern nur von der Erde die Seele nach dem Himmel lenkt und mit neuer Liebe uns an die Sterne anknüpft — wenn der Tod in unſerm gewöhnlichen

Leben und Wirken das Gefühl der Liebe hemmt, ſo müſſen wir nicht aufhören die Welt zu lieben, denn ſonſt iſt das Leben gar nichts. Aber dieſe Liebe wird anderer Art: ſie verwandelt ſich in dem Glauben an das Gute in der Natur, in der phyſiſchen wie in der moraliſchen.

Auch das wollte Chriſtus ſeinen Freunden andeuten, indem er die Trennung ahnete, die ſeine Feinde ihm von ihnen bereiteten; da ſein Herz, ſeine Liebe nicht mehr ihr Troſt, ihr Schutz ſein konnte, in einer Welt, die ſeiner Reinheit nicht würdig war, da wollte er dem leidenden Gemüth ſeiner Freunde eine Stütze laſſen und ſprach: Liebet euch unter einander![1]

So geht es uns auch moraliſch. Immer ſinkt die menſchliche Natur wieder zurück in die tiefſte Tiefe. Wenn man das Leben anſchaut und die Jahrhunderte, die man die früheren nennt, — ſie ſind es aber nur uns, weil die ſpäteren ſich unſerer Zeitrechnung nähern, — man möchte es wohl für wahr halten, daß auf dieſer Welt in dieſer Exiſtenz eine Vollkommenheit, die durch ganze Geſchlechter geht, erreicht werden könne. Wenn man wähnen möchte, dem reinen Plan nahe zu ſein, wird es plötzlich Nacht und düſter.

Wenn man ſich kultivirte Nationen denkt, die in ruhigen Zeiten nach der höchſten Verfeinerung ſtreben, und ſie plötzlich in den ſchreckenvollen Kriegszuſtand verſetzt ſieht, da iſt aller Glaube an moraliſche Steigerung der Vollkommenheit plötzlich vernichtet. Wenn Menſch gegen Menſch ſteht, wenn er ſein Leben vertheidigt, ſein Individuum retten will, wird er ſich alle Grauſamkeiten gegen den, der ihn anfällt, erlauben; er wird wie ein Raubthier nur ſein eigenes Weſen retten wollen.

So lange Kriege möglich ſind, ſo lange es Einzelne wagen können, an ihren Vortheil das Glück ihrer Völker zu wagen; wenn kein Herrſcher fühlt, daß das Glück des ruhigen Bewohners ſeines

---

[1] Ebenſo in einer Betrachtung am 20. Dezember 1814: Vertrauen, Glaube, Liebe ſind die Stützen, auf die er das leidende Gemüth hinweiſt.

Eigenthums mehr werth iſt als ein ſchreckenvoller Ruhm der Siege: ſo lange ſind wir immer nur auf einer eingebildeten Höhe. Wenn fremde Menſchen für einen elenden Lohn für ihren erkauften Herrn ſtreiten, wenn Verbrecher, denen nichts mehr heilig iſt in der Welt, dadurch wieder Mitglieder der Geſellſchaft werden, daß ſie Soldaten werden, ſo lange wird ein Krieg immer das ſchrecklichſte Phänomen in der moraliſchen Welt ſein. Ein losgebundener Zuſtand, ein Leben, wo nur rohe Kraftäußerung etwas gilt, wie kann der Menſchen bilden und zur Moralität zurückführen?

Edle Naturen läutert jeder Zuſtand, wo es darauf ankommt, perſönlich etwas zu halten; ſie werden ſich aus dem Ungewitter retten, ihr Gewiſſen und ihr Herz aus dem Sturm auf ein ruhiges Eiland flüchten, aber nur ſich flüchten, nicht vorwärts ſchreiten. Aber zügelloſe Naturen werden immer verderbter durch dieſen Zuſtand. So lange nur Kräfte des Körpers in Anſchlag kommen, die Zuſtände zu verbeſſern und nicht die Kräfte des Gemüths, ſo lange ſind wir noch viel weiter zurück, als es uns unſere Eigenliebe vielleicht verſpiegeln möchte. Nur der Gedanke kann uns beruhigen in den Momenten eines höheren geiſtigen Glaubens, daß nichts geſchieht, was nicht in einer höhern Weltordnung zu den Plänen gehört, die die Gottheit mit der menſchlichen Natur vorhat und durchführen will. Jedes Individuum, als Geſchöpf einer Welt, arbeitet zum Ganzen, und es kann uns ohne den Willen eines himmliſchen Vaters kein Haar auf unſerm Haupte gekrümmt werden.

1807. Wie der Blick ſtrebt dem Unendlichen näher zu kommen; wie es uns iſt, wenn wir nach den Bergen ſehen, die ihre Gipfel in die Wolken zu verlieren ſcheinen; da wähnt das Auge, es könne den Aether erreichen, und wenn der Fuß die Höhen erklommen hat, ſo ſieht er ſich noch eben ſo weit von dem Gewölbe des Himmels verbannt, als wäre er im tiefſten Thal.

1807. Ich möchte Allen, die ich für ein ſpäteres Leben zu ihrem eigenen Frieden gebildet wünſchte, anrathen, ſich an Freunde nicht anzuſchließen, die viel älter ſind. Denn wenn der Jüngere die Reife des Lebens erreicht hat und auf einer Anhöhe zu ſtehen meint, wo er ſeine Blicke aufs Leben ſich durch eigene Erfahrung geſtärkt oder geſchärft hat, tritt der ältere Freund despotiſch dazwiſchen und will, er ſoll ſeine Anſichten nach den ſeinigen bilden, die das Alter und die Krankheit getrübt hat. Sie werden ſich oft mißverſtehen, und wenn der Aeltere nicht ein liebend Gemüth hat, ſo wird ſich der Jüngere trauernd abwenden von dem ſonſt geliebten Bild ſeiner Jugend, das Krankheit oder Leidenſchaft verwiſcht hat; indem wir die ſonſt geliebten feſten Züge immer ſehen, ſo denken wir uns, der Geiſt müßte ſich auch gleich geblieben ſein und ſo empfänglich für unſere Vorſtellungen, als wir für die ſeinen, weil wir noch die Geſchmeidigkeit haben, uns fremde Formen anzueignen. Aber das ungefällige Alter will ſich nicht in neue Formen ſchmiegen und fordert da, wo es durch Liebe und Nachſicht noch Macht haben könnte, durch herriſche Mienen, daß Alles, was es umgibt, ſich ſeiner Meinung unterwerfen möchte.

Daher klagen alte Leute ſo oft, daß ſie ſich iſolirt ſehen, weil ſie ihr eigenes unfriedliches Gemüth von der Welt abzieht.

Age is dark and unlovely, it is like the northern blast that blows over the mist of the hills.

Eine Frau, die immer ihren jugendlicheren Freunden ihre Anſichten nicht ſtörte, ſondern ſchwieg, wenn ſie anders dachten und fühlten, daher ſich immer das Vertrauen Aller erwarb, die ſie umgaben, iſt meine gute Mutter.

17. September 1808. Wie wir die Kinder lieben in unſerm Schooß als uns noch unbekannte Weſen, deren Werden und Sein wir ahnen und nicht mit dem Ruf der Liebe ſie ins Daſein bringen können, wenn wir es möchten; — ſie ſollen da ſein, leben,

von uns das Leben empfangen aus der Hand Gottes; wir können ihre menſchlichen Anlagen leiten, aber nicht dem Geiſt die Richtung geben, wie wir möchten; wir ſehen ihr Schickſal und können nicht mit der Hand der Liebe in das Rad greifen und ſein Herabrollen verhüten; — ſo ſehen und fühlen vielleicht die Geiſter unſerer geſchiedenen Lieben unſer Daſein, unſer Leben an; ſie theilen Alles mit uns, ohne daß wir es je wiſſen; ſie leiten unſer Gefühl vielleicht, wenn ſie noch nach der Erde hinwirken wollen; ſie erwarten unſer Erwachen in ein anderes Leben, wie eine Mutter den erſten Blick ihres Kindes ins menſchliche Leben erwartet, und die Liebe iſt auch uns nahe, wenn wir ſie auch nicht zu fühlen vermögen. Ganz getrennt kann das Herz nicht von uns werden, das für uns ſchlug! Eine Reihe von Jahren mit einander erlebt kann durch den Tod nicht verlöſcht werden! Wir ſollen unſer Leben ſo reich ausdehnen wie möglich; wir ſollen aus uns machen was möglich iſt; denn ſo auch iſt die Natur, ſo die Welt in und außer uns. Das Menſchliche muß ertragen und erreicht werden, um die geliebten Vorangegangenen zu erreichen, ihnen gleich zu kommen, ſie einſt wieder auffinden zu können.

Ach der Gedanke allein kann tröſten für die lange Einſamkeit, in die uns der Tod ſetzt! Dieſe ewige Sehnſucht nach dem Geliebten wechſelt nur ihre Geſtalten; ſie iſt ewig eins, und ſie ſelber nur anders modificiert!

Welcher Schluß der jetzigen Exiſtenz wird dieſe Sehnſucht auflöſen!

Den 17. Oktober 1808. Wie der Glaube an Gott, an ſeine wirkende Kraft uns immer lebendiger macht, je länger wir auf dem Schauplatz ſtehen und die Welt beobachten, ſo wächſt auch der Glaube an ein höhere reifere Exiſtenz nach dieſem Leben. Sollten wir nur vor den Wundern der Natur als müßige Zuſchauer ſtehen? Nichts iſt befriedigend in unſerer jetzigen Exiſtenz. Ein Schleier umhüllt unſern Eintritt ins Leben; ſo geheimnißvoll, als ſich der werdende Menſch bildet im Schooße der Mutter, ſo wunderſam ſeine Geburt, ſo wunderſam erſcheint ihm die Welt und die Dinge um ihn herum, ſo wunderſam verliſcht auch die Flamme des Lebens, und dieſer Schritt in die Dunkelheit ſollte uns nicht in das Licht führen, wie unſere Geburt uns ins Leben führt? — Nein, nein! ſagt Karl Moor. Es iſt noch etwas mehr; ich bin noch nicht glücklich geweſen; du ewiger geliebter Geiſt, weißt es nun! dir iſt der Schleier zerriſſen, der dieſe Welt von der andern ſcheidet. Du biſt der Schutzgeiſt deiner Lieben, du liebteſt uns nicht für ein Leben allein.

Erde mag zurück zur Erde ſtäuben,
Fliegt der Geiſt doch aus dem morſchen Haus;
Seine Aſche mag der Sturmwind treiben,
Seine Liebe dauert ewig aus.

25. December 1809. Das Weihnachtsfeſt iſt eines der größten für die Menſchheit. Es iſt der Bund des Unſichtbaren mit dem Sichtbaren, denn der Glaube an das Höchſte wird dadurch verwirklicht. So ſtellte uns Gott das höchſte Vorbild der göttlichen Natur, die in der menſchlichen ſich ausſpricht, auf. So ſollen wir ringen, ſeinem Sohne uns nachzubilden, um zu werden wie Er, und durch dieſes Streben des Lebens mit Ihm in der Unendlichkeit würdig zu werden. Es iſt das Feſt, das den Glauben an die unmittelbare Hülfe und Nähe der Gottheit uns offenbarte. Durch Chriſtus kommen wir zum Vater, nur wenn wir leben, leiden, fühlen wie Er, hoffen auf Gott wie Er in den Stunden ſeines Todes, ſollen wir die Seligkeit erlangen.

Von den kleinſten menſchlichen Begebenheiten an führt uns Seine Geburt, Sein Leben, Sein Tod.

Dieſer Tag, der uns ein ſolches Vorbild gab, iſt immerfort heilig; und wie uns in dem kurzen Leben der Erde gute Menſchen heilig ſind, ſo ſoll uns das Andenken an das heilige Vorbild der höchſten Güte heilig ſein und der Tag, der uns dieſen Menſchen gab.

1809. Es iſt Eigenliebe, zu große Sorge nach dem Tod für unſere Körper zu haben, und bloß weil wir nicht das Gefühl unſerer Exiſtenz kennen über das Leben hinaus, ſorgen wir noch ſo kleinlich für den Zuſtand des Körpers.

Aber dieſe Vorſehung, die uns ins Leben bewußtlos führte, die für uns wachte, da wir noch nicht fühlten, die ſollte uns an dem dunkeln Eingang in den Tod verlaſſen?

Wachte Gott nicht ſtets für uns in den Momenten der höchſten Noth?

Sollte die Behandlung der Todten willkürlich ſein können? Sollte nicht ein höheres Geſetz auch walten, wenn wir es nicht fühlen?

Ich bin nicht ein Gott der Lebendigen allein, ſondern auch der Todten, heißt es in dem heiligen tröſtenden Wort.

December 1810. Wir ſprechen ſo viel von Tugend, ehren ſie und haben keinen klaren Begriff von dem, was ſie eigentlich iſt. Tugend iſt meinem Gefühl nach das Streben, unſere Kräfte zum Guten zu lenken, und ein Gleichmaß in unſere Handlungen und Wünſche zu bringen, mit denen unſer Gewiſſen im Einklang ſein kann.

Auch Aufopferung iſt Tugend. Kampf mit dem Hang zum Böſen, das in uns immer die Oberhand behalten will, iſt Tugend. Streben nach Vollkommenheit iſt nicht Tugend; ſie entſteht, wenn wir das Streben zu erreichen vermögen. Aber weil wir beſſer werden, ſollen wir nach dem Beſten ſtreben, nicht um uns glücklich zu machen, denn das Glück iſt droben bei dem ewigen Vater. Er wird es uns geben, wenn er ſieht, daß unſer Gemüth nach dem Reinen und Rechten ernſtlich ſtrebte.

Im Winter 1813. Edel ſei der Gang des Deutſchen, der ſich von den Feſſeln einer ungerecht drückenden Verfaſſung aufrafft; und indem er die Wonne fühlt, ſich der Hoffnung einer beſſeren Zukunft hingeben zu dürfen, ſei er menſchlich und mild gegen ſeine Mitbrüder, die nicht ſeinen Erwartungen und Wünſchen entgegen kamen, die ein früheres Gelübde einer täuſchenden Dankbarkeit band. Er unterſcheide unter abſichtsvoller Verblendung und unter Wahn, den eine edle Natur ſich ſelbſt ſchuf, weil ſie nur an das Edle gern glaubt.

In der neuen politiſchen Schöpfungsgeſchichte, wo noch manches Licht das Chaos erhellen muß, unter dem Streit der Wünſche und Hoffnungen, wo der Glaube ſich gern an die alten Formen anſchmiegt und mit den alterthümlichen Sitten und Vorſtellungsarten auch die alten Gebräuche wieder heiligen möchte; wenn man ſich in Frankfurt wieder eine Krönung eines deutſchen Oberhauptes denkt, wenn man die alten Erzämter in ihren alten Verrichtungen, obgleich unter andern Namen, wieder erſcheinen ſieht, und der Herold ruft vergeblich: iſt kein Dalberg da? welcher Schmerz muß das Herz ſeiner Freunde erfüllen, wenn der einzige deutſche Fürſt, der fühlte und dachte ehemals wie keiner, der ſeiner Nation alle Opfer zu bringen bereit war, wenn dieſer fehlt und aus den Herzen wie aus den Neigungen derer entſchwunden iſt, denen er vielleicht früher Alles war, deren wankende Königs- oder Fürſtenſitze er erhalten und um Deutſchland ſo lange wie möglich nicht ganz fremder, kalter, zermalmender Gewalt preis zu geben, ſeine eigene Exiſtenz preis gab — dieſer Name fehlt nun!

Möchte nicht einſt dieſer Ausruf die Nachkommen ſchmerzen, wenn man ſeinen ganzen Werth ermißt und alle ſeine großen vortrefflichen Geiſtesanlagen. Wehe dem Jahrhundert, das dich von ſich ſtieß! — Während ſeine Freunde um ihn klagen, während ihn die Wiederbringer des deutſchen Rechtes und Namens nicht würdig ihrer Aufnahme halten, hätte vielleicht ein einziges Wort, mit dem Kaiſer Alexander gewechſelt, ihn wie ſeinen Namen nicht ausgelöſcht aus der thätigen Reihe der Fürſten. Rein wie er ſelbſt hätte er Talberg ſehen müſſen und ſein Herz erkennen, nicht durch fremde kalte Menſchen ſich von ihm erzählen laſſen; die Funken des erſchöpften Geiſtes, von dem Leben wie von dem Handeln ermüdet, hätten noch das Herz jenes Kaiſers ergriffen und gerührt. Aber ein feindliches Schickſal entführte ihn aus ſeinem Lande. Flüchtig, irrend ſuchte er nun in dem Schooße der Kirche die Ruhe, die ihm der Himmel verleihen möge.[1] Wäre er geblieben, ſo würde er der Schutz und Erwecker des Landes geweſen ſein, dem er unter ungünſtigen Einflüſſen, unter einem eiſernen Scepter wie ein ſtrafender Genius erſcheinen mußte. Er würde geſegnet haben, was er zerreißen mußte, und dankbar würden ſich Kinder und Enkel ſeines Wirkens erfreut haben. Keine Stimme ſeiner Freunde kommt ihm vielleicht zu! Dieſer ſchöne anmuthige Geiſt findet nicht ſeines Gleichen, um den heilbringenden Glauben an das Gute auszuſprechen, das er ewig im Herzen trägt und trug. Engel des Friedens mögen ihn umſchweben; an den Altären, wo er die Menſchen ſegnen wollte, mögen die Engel ihn hören und mit himmliſchem Glauben ſein Herz erfüllen, das dort das Gute finden wird, das er in einer ſo verwirrten Welt vergeblich ſuchte.

Dankbar liſple die Stimme ſeiner Freunde, ihr Bild, ihm Troſt und Segen zu. Alles kann vergehen, aber Dank und Liebe nicht.

Oktober 1814. Wenn wir Vorſicht, göttliche Vorſicht ſagen, ſo iſt es ein Begriff von dem der Vorſehung verſchieden. — Die Vorſehung leitet, die Vorſicht ſchützt; die Vorſehung iſt die waltende Liebe, die Vorſicht die bewahrende Liebe Gottes. Die Vorſehung läßt das uns übel Scheinende geſchehen, weil ſie nur zu guten

---

[1] Man vergleiche die ähnlichen Aeußerungen in einem Brief an Knebel, Ende Juli 1812, S. 167, ſowie deſſen Antworten, auch das Urtheil Carolinens im Nachlaß I, S. 75.

Zwecken leitet; ſie hält auch das Auge über uns im Schmerz, im Kummer, den wir unſern Anſichten nach für unverdient halten.

Die Vorſicht rettet und ſchützt und iſt die handelnde Macht, wenn die Vorſehung wirkt.

Vorſehung iſt: Sorge, Liebe eines höheren Weſens, in deſſen Hand wir ruhen, das uns kindlichen Sinn gibt; zu hoffen auf den, ohne deſſen Willen kein Sperling auf die Erde fällt. Es begreift dieſe göttliche Eigenſchaft der Liebe ein weites Feld, zu groß für das menſchliche Gemüth, und wir wiſſen es nicht zu faſſen, wie groß Gottes Liebe iſt, wie ſie ſich ausbreitet über ihre Schöpfungen, wie über ihre Geſchöpfe.

Sonnen, Sterne und Weltengeiſter, Menſchen, Geſchöpfe, Organiſationen, Alles umfaßt dieſer Geiſt Gottes mit dem Gefühl der Liebe, der Sorge.

Who sees with equal eye as God of all,
A hero perish or a sparrow fall,
Atoms or systems into ruin hurl'd,
And now a bubble burst, and now a world.[1]

Den 11. März 1815.[2] Der Unſegen, den der verderbliche Einfluß Frankreichs auf die deutſche Nation brachte, wird noch lange die Gemüther verunreinigen, wenn auch ſchon längſt die Spuren des unheilbringenden Kriegs verſchwunden ſein werden.

Dieſe kalte egoiſtiſche Nation hat wie ein Mehlthau ihre Anſichten in die Seelen gehaucht und gelehrt, daß der Menſch ſich ſelbſt in ſeinen Willen und Wünſchen ſeine Welt iſt, um ſich es wohl machen zu können, alles fremde Intereſſe zum Opfer zu bringen fähig ſeyn muß.

Die Deutſchen, die lange gewohnt ſind einen fremden Einfluß aufzunehmen, die ſo lange unter dieſen Feſſeln ſchmachteten, haben leider dieſen Egoismus, weil er ihrer Natur wohl machte, in ſich aufgenommen; ſie haben es ſich überredet; denn ohne eigene Ueberzeugung handeln ſie nicht leicht, obgleich es nicht die Ueberzeugung des Guten iſt.

---

[1] Pope, essay on man.

[2] Vgl. die Briefe an Knebel, S. 188 und 190.

Dieſe Geſchmeidigkeit, fremde Vorſtellungen ſich aneignen zu können, iſt aus dem Reichthum ihrer Einbildungskraft entſtanden und iſt gut angewendet eine höchſt verehrliche Eigenſchaft. Aber in dem innern Streit der Meinungen, in dem Streben nach Gewalt, ohne Opfer bringen zu wollen, liegt das Unheil der Zeit und der Mangel an Empfänglichkeit für das Große, welches ausgeübt werden ſollte. Auch der Glaube iſt zerſtört, den die witzigen Nachbarn für Schwärmerei halten. Die Liebe hat der Anblick ſo vieles Weſen zerſtört. Die Freiheit iſt unterdrückt worden, die Wahrheit mit einem Schleier umhüllt.

Daher ſo viele für das Gute empfängliche Gemüther Haß, Neid, Streit ſuchen, weil ſie nicht groß genug ſind, um freien Sinns das Gute zu ergreifen. Sie glauben lieber, daß das Gute nicht da ſei, ehe ſie es in ihren ungleichartigen Herzen aufſuchen. Sie wähnen ſich mit ihren Gefühlen das Opfer der Zeit, während ſie das Edelſte, Beſte aufſuchen ſollten und das Heilige ſuchen und glauben, damit es komme.

Wer es glaubt, dem iſt das Heilige nahe.

Dieſer Troſt muß dem Herzen bleiben, wenn es ſich in den ſchönſten Hoffnungen und Erſcheinungen getäuſcht ſieht!

Mai 1818.[1] An meine Kinder; nach meinem Tode zu erbrechen. Da es im menſchlichen Schickſal ſo oft erſcheinet, daß der Tod uns überraſcht und die Krankheit die Kräfte des Geiſtes früher als die des Körpers lähmt, ſo will ich auf den Fall, daß ich nicht mit meinen geliebten Kindern mehr ſprechen könnte, oder ſie zu weich fände mich auszuſprechen, dieſen Wunſch ſchriftlich niederlegen, daß, wenn ich ſterbe, ehe es mir gelungen iſt, das Grab ihres geliebten Vaters ſelbſt an einem einzelnen dazu allein beſtimmten Platz zu errichten, ſie alsdann, wenn ſie für mich einen Ruheplatz bereiten, es ſo einrichten laſſen, daß die Reſte des geliebten Vaters neben den meinigen ruhen.

---

[1] Nach der Krankheit im Winter 1818, die eine gedrückte Stimmung bis zu einem Aufenthalt in Jena im Juni zurückließ. Briefe an Knebel, S. 391.

Gott wird dem Segen meines Herzens für ſie Kraft geben, daß er wirkſam bleibe und ihr Leben glücklich mache. Meine Liebe für euch, geliebte Kinder, wirkt nun in einer andern Welt für euch, und Gott wird euer Leben ſchützen, wenn ihr ihm vertraut. Amen!

Auguſt 1818. Wir ſollen immer beten und zu dem unſere Zuflucht nehmen, der allein uns Rath und Troſt verleihen kann. Keine menſchliche Angelegenheit, ſollen wir befürchten, erſcheine zu gering für den Mächtigen, den wir anrufen. Es iſt alles menſchliche Treiben und Trachten gering; ſchon für ein Auge, das die großen Verhältniſſe der Welt ermißt, iſt die Angelegenheit, das Anliegen eines Einzelnen gering.

Bei Gott iſt Alles klein, was uns auch groß erſcheint, und nur das geiſtige Vertrauen, die Kraft zu vertrauen, ſieht Gott an. Aber etwas, was im Stande iſt, einem menſchlichen Gemüth Sorge und Angſt zu machen, iſt auch in der Reihe der Wirkungen aufgenommen. Wie das menſchliche Gemüth die Dinge geiſtig oder menſchlich ergreift, ſo ſind ſie auch im höheren Bezug anzunehmen, und wo ein Schmerz eines Einzelnen ſo zunimmt, daß er keinen Troſt außer ſich in der Welt findet, ſo ſei es uns die Weiſung, daß die geiſtige Kraft in Anregung genommen werden muß und ſoll und daß wir Erhörung finden, wenn wir kindlich zu dem flehen, der allein helfen kann, der uns ſagt:

Rufet mich an in der Noth, ich will euch erretten!

1824. Wer kann das Geheimniß der ewigen Liebe ergründen? wer es faſſen?

Gott liebte die Welt; erſchaffte ſie; gab uns ſein Ebenbild; ließ uns erfaſſen, was er für ſeine Geſchöpfe ſei; er zeigte uns die höchſte Liebe für die Menſchen im Vorbild Chriſti. Wie können der Menſchen finſtere Gedanken wie im Irrwahn an der Möglichkeit dieſer hohen Liebe zweifeln?

Es iſt ja der höchſte größte Troſt, durch Chriſti Opfer für uns erhoben zu werden zu ihm.

Welches hohe Geheimniß, daß es möglich, daß es wahr iſt! daß dieſe Wahrheit uns einſt klar werden wird!

Es gibt in den kleinen menſchlichen Verhältniſſen ſchon eine Erhabenheit in der Liebe. Warum wollen ſie die Sterblichen nicht im Unſterblichen auch ſuchen und finden?

Die Welt kann doch nicht ſo böſe ſein, als ſie uns vorkommt. Welchen Zweck wollte unſer Schöpfer mit uns haben, wenn wir nur exiſtieren ſollten um zu leiden? wenn es nicht zum Beſſeren einſt führet?

Generationen mögen leiden, fürchten, hoffen und zu Grunde gehen, es iſt nicht für eine Exiſtenz allein, daß ſie da ſind. An die große, gütige, harmoniſche Seele der Welt müſſen wir lebendig glauben, an die Hand der Allmacht, die die verworrenen Fäden des Menſchenſchickſals auflöſet und endlich Ruhe, Harmonie, Ordnung ſich verſchaffen kann und wird in dem Chaos der Verwüſtungen, in die die menſchlichen und dämoniſchen Leidenſchaften der Welt Harmonie ſtürzen.

Die ſchrecklichſte Erſcheinung in der moraliſchen Welt iſt der Krieg. Aber wir müſſen es glauben und hoffen, daß er für die menſchliche Natur nothwendig und endlich heilſam ſein müſſe, wenn wir den Glauben an eine leitende, ſchützende Macht, die Alles leitet, in uns bewahren.

VI.

Erinnerungen und Kritiken.

Schillers Leben bis 1787.[1]

Denn ein Verborgenes iſt ſich das Schöne,
Und es erſchrickt vor ſeiner eignen Macht.

So möchte man mit dieſen Worten einer der genialiſchſten Naturen ihre eigene große Natur auch bezeichnen, und ſchwer wird es Jedem werden, Schillers Weſen auszuſprechen. Im Aeußern die höchſte Einfachheit, Ruhe, Würde, und doch die leuchtende Fackel des Genius ſchwingend; immer ſich bewußt, daß er das Große erreichen wollte, niemals einem fremden Zwecke fröhnend, die innere Kraft des Geiſtes ſich frei erhaltend von äußeren Erſcheinungen, und ſelten ſelbſt dem körperlichen Schmerz unterliegend: ſo erſchien er denen, die durch ſeinen Umgang gewöhnt waren dem Leben eine größere Seite abzugewinnen. Kein anderer Dichter, obwohl die meiſten ſich frei ſelbſt bekennen müſſen, daß ſie mühevoll durch das Leben ſich drängen mußten, war doch ſo frei und groß geboren als er, trotz der gewöhnlichſten Umgebungen.

---

[1] Obwohl der nachfolgende Aufſatz wenig mehr jetzt Neues darbietet und ſeine äußere Form den Mangel einer ſchließlichen Redaktion verräth, wird er theils der Verfaſſerin wegen, theils als quellenmäßige Grundlage des Buches „Schillers Leben“ nicht unwillkommen ſein. Denn in dem erſten Abſchnitte ihres Werkes hat Frau v. Wolzogen, wie ſie ſelbſt S. 5 angibt, dieſe Notizen benützt und, wie die Vergleichung ergeben wird, großentheils nur umſchrieben und ſtiliſtiſch vervollkommnet. Schillers Gattin wurde zu ihrer Aufzeichnung durch unvollkommene Veröffentlichungen und wohl auch durch Zureden ihrer Freunde (ſ. die Briefe von H. Voß, Ulrici u. ſ. w.) veranlaßt. Als ſie die erſte Begegnung mit ihrem Gatten zu ſchildern hatte, entſank ihr die Feder.

Seine frühe Jugend verging im kindlichen Verhältniß eines guten, geliebten Sohnes; ſeine Eltern lebten einfach und gewannen unmittelbar der Natur die Bedürfniſſe des Lebens ab; früher hatte ſein Vater eine militäriſche Laufbahn durchlebt und wurde als Officier entlaſſen; er trieb noch die Werbegeſchäfte in einer kleinen württembergiſchen Landſtadt,[1] mit der Aufſicht über des Schwiegervaters Landwirthſchaft.

Die Mutter, ganz in dem engen Kreiſe erzogen, für den ſie geboren war, hatte ein jugendliches, heiteres, liebenswürdiges Weſen; ſie war ſchön und feſſelte den im rauhen Krieg gebildeten Mann durch ein ſanftes, kindliches Gemüth. Ihren Eltern war ſie eine fromme Tochter, und als dieſe ſich nicht mehr ſelbſt etwas erwerben konnten, brachte ſie Manches, was ſie ſich erſpart hatte, den Eltern; ihr kleiner Sohn begleitete ſie auf dieſer Wallfahrt, und früh prägte ſich durch das Beiſpiel ſeinem Gemüthe die Pflicht ein, für ſeine Eltern Sorge zu tragen, was er auch treu ſelbſt erfüllte in ſpäterer Zeit.

Der Ort, wo er geboren, liegt auf einer fruchtbaren Anhöhe am Ufer des Neckars, der bald durch Weinberge, bald durch fruchtbare Wieſen ſich durch das ſchöne Württemberg Bahn macht. Die erſten Eindrücke Schillers waren kriegeriſche Uebungen, die der Herzog Karl von Württemberg ſehr liebte. Sein Vater war im Luſtlager, und die ſchöne Jahreszeit, die ſich in jenem glücklichen Land ſpät in den Herbſt ausdehnt, mochte wohl die Uebungen des Militärs verzögert haben. Die Mutter war ihrer Entbindung nahe und beſuchte den Gatten in ſeinem Zelt. Sie wurde von peinlichen Schmerzen ergriffen, eilte nach ihrer Wohnung zu kommen, und hätte der Zufall nicht gewaltet, ſo wäre dieſes Zelt zur Wiege Schillers geworden.

In ſeinem achten Jahre[2] lebte er einige Tage in dem Luſtlager bei ſeinem Vater, da es alle Jahre daſſelbe Vergnügen des Herzogs war, ſeine Truppen zu muſtern. Von dieſem frühen Eindruck iſt noch das lebendige Bild des kriegeriſchen Lebens in Wallenſteins Lager entſtanden.

---

[1] Eine Verwechſlung mit dem ſpätern Aufenthalt in Lorch bei Schwäbiſchgmünd.

[2] Wahrſcheinlich gehört dieſer, ſonſt in den Quellen nicht erwähnte Vorfall in die Zeit nach 1768, als der Vater in Ludwigsburg ſtand.

Als er größer wurde,[1] lebte die Familie einige Zeit in Lorch, wo die Verſchiedenheit der Religionsbegriffe auch auf das äußere Leben einwirkte. Es war ein Lieblingsgang des Knaben, auf einen Berg zu ſteigen, auf deſſen Höhe eine Kapelle ſtand, und wohin die frommen eifrigen Chriſten die zwölf Stationen der Leidensgeſchichte auch ſymboliſch reuevoll zurücklegten. Das Grab der Hohenſtaufen bewahrt noch ein Kloſter auf einer andern Anhöhe, und unter dieſen Bildern der Religion wie der ritterlichen Kraft empfing das Gemüth des Knaben ſeine früheren Eindrücke. Seine ältere Schweſter beſuchte mit ihm die Schule, und manchen hellen Wintertag brachten die Geſchwiſter am Fuße der Berge mit kindiſcher Luſtigkeit hin, ſtatt in der engen Schulſtube zu ſitzen. Die Mutter lauerte ſtill an dem Pförtchen des Thors, welchen Weg die Kinder einſchlagen würden, und liſtig ſprangen ſie um die Ecke der Straße, von wo aus ſie nicht mehr erblickt werden konnten, und freuten ſich ihrer Freiheit und der Liſt, die ſie leichtſinnig, gutmüthig ausübten.[2]

Was Knaben mit Mädchen vereint lernen können, theilten die Geſchwiſter; aber die älteren Sprachen, die Schiller lernen ſollte, um ſich dem geiſtlichen Stand widmen zu können, nahmen bald ſeine ganze Zeit weg. Seines erſten Lehrers[3] gedachte er oft und geſtand, daß er durch ihn nicht erreicht habe, was jener wohl wähnte. Als der Vater der Thätigkeit des Militärlebens ganz ſich entzog, verſetzte ihn der Herzog auf das ſchöne Luſtſchloß bei Stuttgart, die Solitude.[4] Dort hatte er die Aufſicht über Gebäude und

---

[1] Vielmehr früher, von 1765—68.

[2] Frau v. Wolzogen, S. 5.

[3] M. Jahn in Ludwigsburg, der freilich nicht ſein erſter Lehrer war.

[4] 1770.

Gärten, und die Familie, in ländlicher Beſchäftigung lebend, wurde durch die ſchönen Gebäude, die Kunſtanlagen der Gärten mit dem äußeren Leben in größeren Cirkeln bekannt, und die prachtvollen franzöſiſchen Schnitzwerke, die Gemälde, welche die Zimmer verzierten, Alles war für ſie bedeutend. Die erſte Anlage der Karlsſchule wurde auch in die zerſtreuten Häuſer, die ehemals zur Hofhaltung der Herzoge beſtimmt waren, verpflanzt, und der Herzog Karl, der dieſes Inſtitut, das er anfangs nur für diejenigen beſtimmte, die zum Soldaten ſich bildeten, ſehr beſchützte, kam oft dahin, um die Fortſchritte der Jünglinge zu prüfen. Alle jungen Leute, deren er anſichtig werden konnte, wollte er bereden, ſich dort auszubilden. Die Väter, die von ihm abhängig waren, konnten nicht Nein ſagen, und ſo bewog er bald[1] Schillers Vater, ſeinen Sohn dieſer Anſtalt zu übergeben, und der Plan ihn zum Geiſtlichen zu beſtimmen wurde aufgegeben. Hier wurde ſein Geſichtskreis erweitert, und ſeine Anſprüche an Bildung für die Welt erwachten. Aber indem er dieſem Zweck entgegen ging, verlor ſich der Blick in die Natur, mit der er gelebt hatte. Dennoch ging in den großen weiten Sälen, die die Zöglinge ſelten, oder nur wenn ſie ins Freie kamen, wie Maſchinen die Glieder zu bewegen, verließen, der raſche Trieb der Jugend, ins Unerreichbare zu ſtreben, nicht unter, und wie einem Waldvogel, der in den grünen Zweigen ſich unter dem reinen Blau des Himmels bewegte, aber plötzlich ſich in dem Netz des Jägers verſtrickt, ſeine engen Drahtgitter fühlte: ſo erſchien dieſe Schule den rüſtigen, raſchen Knaben, von denen es in den Idealen heißt:

So ſprang, von kühnem Muth beflügelt,
Ein reißend, bergabrollend Rad,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Pfad.[2]

---

[1] Zu Ende 1772.

[2] Nach der erſten Redaktion.

In ſpäteren Jahren lernten die, die in dieſer Anſtalt gebildet, erſt den Werth fühlen, den dieſe wiſſenſchaftliche Bildung in ſich ſchloß. Aber der Jugend ſelbſt iſt es ſehr wohl zu verzeihen, wenn ſie die Feſſeln ſich anrechnet, die der Geiſt freiwillig ſich auferlegt.

Es war wohl dieſe Einrichtung mit einem ritterlichen Kloſter zu vergleichen, ſo weit ſich dieſe Ideen vereinigen laſſen.

Alle körperlichen Uebungen, Reiten, Fechten, Schwimmen, wurden geübt. Aber indem der Körper ſeine Kräfte ſtärken oder entwickeln ſollte, ging durch ein Commandowort des Aufſehers, deren jede Abtheilung einen hatte, der ganze Zweck verloren, und indem das Streben nach freier Bewegung und Uebung der Kräfte gezeigt wurde, ſo geſchah Alles wie eine militäriſche Uebung; kommandierte der Officier zu einer andern Beſchäftigung oder in den Lehrſaal, ſo hörte Alles auf, und erſchöpft und ermüdet, auch wohl unwillig hörte der Schüler die Worte des Lehrers an, die ihn von einer Zerſtreuung und Wechſel in die gleichförmige Scala ſeines Ideenkreiſes zurückführten.

Es mag immer ſein, daß die jungen Leute, die zum Soldaten ſich beſtimmten, dort lernen mochten, dem Worte zu gehorchen, aber der Künſtler, der Geſchäftsmann, der im höheren Sinn nicht nach Stunden, ſondern nach Thaten ſein Leben berechnet, fühlte die Laſt dieſer Einrichtung als ein tyranniſches Verhältniß. Auch die klöſterliche Einſchränkung der Jünglinge, die aus ihren Familienkreiſen verbannt waren, und die, wie die Nonnen von der Welt durch eiſerne Thore und Schildwachen geſchieden, doch die Welt um ſich herum bewegen ſahen, ohne Antheil daran nehmen zu dürfen, war drückend und erweckte die Sehnſucht nach dieſem verbotenen Himmel ſchmerzlicher.

Die Mütter und die Schweſtern, die noch nicht erwachſen waren, durften Sonntags ihre Söhne und Brüder beſuchen. Wie einſam es denen wurde, wenn die glückliche Stunde vorüber war, die Thore ſich ſchloſſen und die Jünglinge zurück in ihre weiten, einförmigen Säle allein gingen und ſich Wunderdinge träumten, die in ihren Familiencirkeln wohl vorgeben mochten, während ſie ſich in ſehnſüchtiger Unruhe nach der Welt verzehrten, verſteht man.[1]

Dieſe Entfernung von der Welt in den Jahren der erwachenden Kräfte hat gewiß manches Gemüth zerknickt, oder auf der andern Seite haben ſich die unterdrückten Wünſche und Neigungen, bei erlangter Freiheit, Uebermaß des Genuſſes erlaubt.

Mit den ſtrengen Begriffen des Herzogs über die Erziehung ſeiner jungen Ritter vertrug ſich auf der andern Seite ſeine eigene Erſcheinung in dieſer Anſtalt ſchlecht zu der Sittlichkeit, die er wollte beobachtet wiſſen. Jede rege Einbildungskraft wurde durch ſein eigenes Leben mit Wohlgefallen oder heimlicher Furcht bewegt. Denn er ſelbſt ſcheute ſich nicht, alle Wünſche ſeines Herzens zu befriedigen. Kein Familienverhältniß war ſeinen Leidenſchaften heilig. Er, wie ſo viele Fürſten ſeiner Zeit, hatte den fremden, verderbenden Geiſt und Ton ihrer Nachbarn in dem nachgeahmt, was ihrem eigenen Gemüthe frommte, das Zeitalter Ludwigs XIV., das ſo viele Schmeichler als groß und einzig geprieſen. So viele Schriftſteller, deren Talent der König bedurfte, um ſeine Thaten zu preiſen, wurden von ihm geſchätzt, geehrt, belohnt. Man las dieſe Reden in Deutſchland, man fand es rühmlich allen dieſen Eigenſchaften nachzuſtreben, um auch ſolche Lobredner für die Nachwelt zu finden.

Aber weit entfernt das Gute von dem Schädlichen zu trennen, folgte man in dem Verderblichen zuerſt dem fremden Vorbild. Die prachtvollen Schlöſſer, die, um die Forderungen der äußeren Verhältniſſe zu befriedigen, auch in dem Glanz der inneren Verzierung nachkommen mußten, zeigen uns noch jetzt die Spuren ihrer Entſtehung und geben uns mit ihren Ueberladungen und kunſtreichen Vergoldungen ein trauriges Bild des Zwanges, in dem die Gemüther ſich befangen fühlten.

---

[1] Frau v. Wolzogen, S. 15.

Bei dieſen Nachahmungen von außen blieben auch die Grundſätze nicht verſchont, und das Gemüth, das über die fromme Sitte ſeines Vaterlandes wie ſeines väterlichen Hauſes ſich erheben konnte und auf die Eindrücke der Jugend wie auf ein Hirngeſpinnſt einer ſchwächlichen Einbildungskraft zurück zu blicken gewöhnt wurde, war auch aller Abwege fähig.

Welchen Eindruck mußten die Jünglinge erhalten, die in ſtrenger Abgeſchiedenheit von allen menſchlichen Verhältniſſen lebten, wenn der Beſchützer, der Stifter ihrer Anſtalt ſeine Abendgeſellſchaft, ſie zu ehren, mit der Geſellſchaft der Jünglinge verband!

Die Gräfin Hohenheim, zu welcher er eine Leidenſchaft empfand, die alle Bande des Anſtandes und der Geſellſchaft zerriſſen, deren Mann[1] er durch Gewalt bewog, ſich ſeiner Rechte zu begeben, war das einzige weibliche Weſen, das die Jünglinge erblickten. Sie wurden ſelbſt als eine Belohnung ihres Verhaltens an die Tafel gezogen. Weil der Herzog ſo viel Geiſt hatte, und ſein natürlicher Verſtand dieſe Bildung erlangt hatte, die Wiſſenſchaften zu lieben und über ihre Verhältniſſe zu einander einige Begriffe zu erwerben, ſo wollte er bei den Jünglingen dadurch glänzen. Er warf Fragen auf, die ſie beantworten mußten, veranlaßte gelehrte Streite, und indem er hin und wieder billigte oder tadelte, gab er zu verſtehen, was er davon wußte. — Wie auf Schiller dieſe Umgebungen wirkten, deutet der Charakter der Lady Milford in Kabale und Liebe an. Wie hätte er in ſeinen jugendlichen Ideenkreis ſchon dieſe Bilder aufnehmen und mit dieſer ergreifenden Wahrheit ſchildern können, wenn er nicht durch ſeine eigenen Beobachtungen dieſe Mißverhältniſſe des Lebens empfunden hätte! Durch das Vorbild des Fürſten geriethen auch ſeine Umgebungen auf Abwege; es wurde leicht Ton, ſich Alles zu erlauben, was der Sinnlichkeit ſchmeichelte, und die biedere Nation, die auf Treue und Recht ihrer Voreltern hielt, und der Geiſt der frommen Sitte, der noch in den entfernten Landſtädten waltete, wurde, je mehr die Individuen ſich dem Hofkreiſe der Hauptſtadt näherten, in Zügelloſigkeit oder bei denjenigen, die des Scheines von Recht und Anſtand bedurften, in Scheinheiligkeit verwandelt.

---

[1] Den Frh. v. Leutrum.

In allen dieſen verworrenen Bildern des Lebens gelang es doch dem Geiſte des Jünglings, ſeine ſchaffende Kraft rein zu erhalten. Entweder ſchweifte ſeine rege Einbildungskraft mit philoſophiſchem Geiſte in den höheren Räumen der Wiſſenſchaft, wie ſeine Rede[1] zeigt, die er in der Akademie hielt,[2] die er Verſuch über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen benannte, und die wohl entſtanden, als er ſich beſtimmte, Medicin zu ſtudieren; oder er überließ ſich ſeinen dichteriſchen Stimmungen, wie Gedichte aus dieſer Periode ſeines Geiſtes zeigen. Unter ſeinen Freunden waren ihm Zumſteeg und v. Hoven, jetzt ein ſehr anerkannter, verdienſtvoller Arzt, diejenigen, die ſeine beiden Neigungen und Lieblingsſtudien theilten. An Andere, mit ihm von gleicher Liebe zum Nachdenken beſeelt, dachte er ſtets mit Antheil und Liebe.

Hoven gab ihm Wielands Ueberſetzung von Shakeſpeare zuerſt einzeln in die Hände, und welchen Einfluß und Wirkung dieſe Bekanntſchaft auf ein ſolches Gemüth machen mußte, bedarf nicht der Schilderung. Er verſagte ſich ſeine liebſten Gerichte,[3] um von ſeinem Freunde das Recht darauf zu erkaufen, die Bücher länger zu behalten. Wie kindlich und unbefangen lange ſein Geiſt ſich erhielt, bezeugt dieſer Zug.

Dieſe Abgezogenheit von der Welt und den wahren Begebenheiten des Lebens hatte das einzige Gute, daß die Jünglinge ernſtlicher und mit aller Kraft ihres Weſens an der Uebung ihrer Talente und Bildern ihrer Einbildungskraft feſt hielten. Indem ſie ſuchten, „mit lieblichem Betruge Elyſium auf ihre Kerkerwand zu malen,“[1] ergriff der Geiſt auch gewaltig dieſe Himmelsgeſtalten und ſprach ſich mit Worten und Tönen aus. Wenn Schiller ein Gedicht vollendete, brachte er es im erſten Augenblicke ſeinem Freunde Zumſteeg, und ſo gelangen dieſem die glücklichſten Compoſitionen. Hoven theilte mit ihm den Genuß ſeiner philoſophiſchen Anſichten. Bildende Künſtler erfreuten ſich ſeines lebendigen Auffaſſens der Gegenſtände, und ſo wurde in den bangen Räumen für einen weit umfaſſenden Geiſt doch die unendliche Welt der Dichtung und des Wiſſens geöffnet.

---

[1] Abhandlung.

[2] Vertheidigte. L. ſcheint die 1779 und 1780 gehaltenen Reden über die Tugend mit der Diſſertation zu verwechſeln.

[3] Frau v. Wolzogen, S. 12.

Die Räuber ſind der erſte dramatiſche Verſuch, oder vielmehr die erſte zuſammenhängende Dichtung, die die ſchaffende Einbildungskraft in aneinander gereihten Bildern in ein Ganzes gebracht. Verſuche in früherer Zeit mögen bei ſolcher Wärme des Gefühls, bei ſolcher Kraft vielfältig gemacht worden ſein.

Ein Trauerſpiel „die Verſchwörung der Pazzi gegen die Mediceer“ hatte Schiller ganz vernichtet. Noch früher entſtand ein dramatiſches Gedicht „Abſalon“, von deſſen Ideen er nur noch die Erinnerung hatte.[2]

Aeußerſt merkwürdig iſt, daß er für den pſychologiſchen Zuſtand der Reue kein ſchöneres Beiſpiel in ſeiner Abhandlung, die nach den Räubern entſtanden iſt, beibringen kann, als Franz Moors Zweifel und Furcht;[3] und daß er zugleich aus J. Cäſar von Shakeſpeare die Stelle anführt, wo er Caſſius ſchildert: „Der Caſſius dort hat ein hageres, hungriges Geſicht; er denkt zu viel; dergleichen Leute ſind gefährlich.“ So vereinigte ſich früh mit der eigenen Dichterkraft die Ehrfurcht und Heiligkeit, mit welcher er ſich an die großen Erſcheinungen der Dichter lehnt, und weil er ſie zu erreichen ſtreben wollte, ſie mit aller Liebe in ſeinem Kreis feſt hielt.

---

[1] Aus den „Künſtlern.“

[2] Boas hat alle Recht (Schillers Jugendjahre I. S. 144), wenn er jenes Erzeugniß für den Stoff des ſogenannten „Cosmus von Medici“ hält. Das andre Stück wird ſonſt nicht erwähnt. Vielleicht waren es „die Chriſten“, die Schiller in ſeinem 13. Jahre dichtete (ebendaſelbſt S. 61), worin die Hauptperſon Abſalon geheißen haben mag. Mehrere Verſuche erwähnt Hovens Biographie, S. 55.

[3] S. Hoffmeiſter I. S. 80 f.

Auf ſein frommes Gefühl wirkte der Meſſias belebend. Er, der ſelbſt mit Innigkeit in den ſchönſten Momenten ſeines Lebens die Ideen ergriff, die das glaubende Gemüth gern erfaßt, um die Flügel des Geiſtes zu den höheren Welten zu heben, hatte für die erſten frommen Eindrücke ſeiner Jugend tiefe Ehrfurcht. Die Schilderung ſeines Zuſtandes, als er zuerſt in die Gemeinſchaft der Kirche aufgenommen wurde, war immer ergreifend. Dieſe ſchöne reine Saite klang in den ernſten Momenten ſeines Lebens an das Herz mit ſüßen Klängen, und ſeine früheren, wie ſpäteren Empfindungen kehren immer zu dem Urquell des Lichtes und der Wahrheit mit Sehnſucht zurück.

Eine merkwürdige Erſcheinung in dieſem Zuſtande des Strebens und der eigenen Ausbildung, trotz dem Commandowort und des auf einem Punkt zuſammengedrängten Lebens und Wirkens, war Goethe. Wie ſein „Götz von Berlichingen“, „Werther“, „Stella“, „Clavigo“ auf Schillers Geiſt wirken mußten, iſt ſehr leicht zu fühlen.

Er theilte dieſen Genuß mit ſeinen Freunden, und einige der Fähigſten beſchloſſen einen gemeinſchaftlichen Roman zu ſchreiben, einen zweiten Werther, der zwar nicht zur Ausführung kam, indeſſen doch die erregte Einbildungskraft der Jünglinge zum Hervorbringen weckte.[1]

Goethe, der mit dem Herzog von Weimar in die Schweiz reiſte, beſuchte auch die Pflanzſchule,[2] und Schiller, deſſen ganzer Antheil auf Goethe ruhte, der mit dem Feuer der Jugend die Bilder des Lebens ergriff, fühlte ſich mächtig angezogen; doch er konnte ſich nicht bemerklich machen, und es war einer ſpätern Zeit aufbehalten für dieſe einzigen Menſchen, in der ſie ſich verſtehen und ein Genius dem andern nachſchwingen ſollte.

---

[1] Frau v. Wolzogen S. 16. Da die Freunde Schillers dieſen Plan nicht erwähnen, ſcheint die Nachricht auf ſeinen Erzählungen zu beruhen.

[2] Auf der Rückkehr, am Stiftungstage 14. December 1779 (Goethe Briefe an Frau v. Stein I. S. 280.)

Das Studium der Medicin verfolgte Schiller und kam ſo weit in der ausübenden Kunſt, daß er ſich zu dieſer Wiſſenſchaft öffentlich bekannte. Seine eigenen philoſophiſchen Anſichten hätten ihn zu einem der größten Aerzte geeignet, wenn er es auch ſeiner Lebhaftigkeit hätte abgewinnen können, das Große wie das Kleine zu unterſuchen. Aber wie der Arzt der Natur mit tiefem Studium und mit leiſem Tritte auf die Spur kommen muß, um ihre Geſetze zu erforſchen und nichts für klein und unbedeutend halten darf, um zu größeren Aufſchlüſſen zu gelangen, ſo konnte es der raſche, jugendliche Geiſt eines Dichters nicht faſſen. Gewohnt die großen Erſcheinungen des Lebens wie der Kunſt zu verfolgen, erblickte er nur die Umriſſe der Geſtalten, und das Leben überhaupt galt ihm nicht ſo viel, daß er es hätte pflegen mögen, wenn es ihm nicht gelungen wäre, glückliche Reſultate über höhere Anſichten aufzufinden. In der ſpätern Zeit ſeines Lebens, als er mit philoſophiſchem Blick den Zuſammenhang und die leiſe berührenden Fäden der Organiſation erſpähte und ſeine Anſichten klar und erhaben waren, wo er auch fein und tief über den Werth des menſchlichen Lebens in Beziehung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe empfand, hätte man zu ſeinem Scharfſinn, obwohl nicht ſeinen Erfahrungen, alles Zutrauen haben können. Er verließ die Pflanzſchule und wurde Arzt bei einem Regiment.

Fremd in der Welt und unter den Menſchen, mit der glühenden Einbildungskraft in dem einförmigen Leben eingeſchränkt und von Allem, was erfreuen konnte, entfernt, wie mußte dem Jüngling die Welt erſcheinen!

Bis an des Aethers bleichſte Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war zu hoch und nichts zu ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Mit dieſer Einbildungskraft, mit der Lebhaftigkeit der Jugend hatten bald die äußern Verhältniſſe ihren Kampf angetreten. Der enge Kreis ſeiner Kräfte, in dem er ſich bewegen konnte, die Vorurtheile der bürgerlichen Verhältniſſe — Alles ſtand dem aufſtrebenden Gemüth wie eine gewaltſame Rieſengeſtalt im Wege. Er fühlte bald, daß nur in ihm ſelbſt der Reichthum lag, mit dem er ſich das Leben ausſchmücken konnte. Zwei Jahre[1] blieb er in dieſen Dienſtverhältniſſen; die Muſe winkte ihm lächelnd nach ihren Kränzen zu ringen, die Pflicht ſeiner Geſchäfte wurde ihm ſehr hart, und er hat mehr um die Gaben der himmliſchen Schweſtern als um die Belohnungen der Welt ſich bemüht.

Die einzelnen Gedichte in der Anthologie[2] haben dieſer Zeit meiſt ihre Entſtehung zu danken; die Gedichte an Laura zeigen, wie warm und glühend dieſes Herz die Liebe empfand, aber doch immer eine eigene Wendung fand das Höhere des Gefühls mit den Eindrucken des Lebens zu verbinden.

Die Räuber, die in dieſer Periode nach manchen Hinderniſſen gedruckt wurden und viel Aufſehen machten, ließen Schillers Genie und Tiefe des Geiſtes ahnen. Auf welche Art der Herzog damit zuerſt bekannt wurde, iſt zweifelhaft; aber er wurde aufmerkſam auf dieſe Feder, die die menſchlichen Verbrechen, wie ihr Gutes mit den kräftigſten Farben auftragen konnte. Das gereizte Gemüth des Jünglings, das eben ſo bereit ſein würde, in der Wirklichkeit eine an ihm begangene Ungerechtigkeit zu rügen, erregte eine Art Unbehagen. Hiezu kam, daß die Geſchichte des alten Moor nicht erfunden war, ſondern einen wahren Grund hatte;[3] daß die Graubündner ſich beſchwerten über einen Angriff, den man unberufen über ihre Gerechtigkeitspflege ausgeſprochen; kurz von manchen Seiten mögen die Bemerkungen über die Räuber den Herzog aufmerkſamer gemacht haben, als übrigens ſein Verhältniß zu Schiller es forderte.

---

[1] 1781—1782.

[2] Für das Jahr 1782.

[3] Bekanntlich hatte v. Hoven ihn auf eine 1775 in dem ſchwäbiſchen Magazin befindliche Erzählung (abgedruckt bei Boas I. S. 192) aufmerkſam gemacht. S. Biogr. S. 55.

Denn obwohl dieſer die Einſchränkungen des Geiſtes ſich nicht gefallen ließ und in jugendlicher Hitze manche Aeußerung über Zwang des Geiſtes ihm entſchlüpft ſein mag, ſo ehrte er auf der andern Seite den Herzog als ſeinen wohlthuenden Freund, der ihn zu der Ausbildung ſeines Geiſtes angeregt hatte, und obwohl er ihm dieſen Weg nicht gezeigt haben würde, weil er außer dem ſeinigen lag, ſo wollte jener doch eine freiere Entwicklung der Kräfte bewirken durch die Erziehung, die er gab.

In dieſer Zeit geſchah es, daß in Mannheim, deſſen Theater, wo Ifflands Talent ſich entwickelte, von dem liberalen Kurfürſten her das einzige gebildete in Deutſchland war, der an der Spitze ſtehende Freiherr v. Dalberg auf den jungen Dichter aufmerkſam wurde. Freiherr v. Dalberg ſchrieb zuerſt an Schiller, daß er die Räuber würde aufführen laſſen und ladete ihn zur Vorſtellung ein.

Die militäriſche Strenge, unter welcher Schiller ſeufzte, gewährte keinen Urlaub in fremde Länder zu reiſen, und als Schiller aufgefordert wurde, die erſte Vorſtellung der Räuber in Mannheim zu ſehen, ließ er ſich für krank ausgeben, gelangte unerkannt in die Pfalz und ſah zum erſtenmal eine Dichtung ſeines Geiſtes dargeſtellt. Mit Rührung bezeichnet ein Freund die Stelle, wo er unerkannt von dem Publikum im Theater zuhörte, und nur Freiherr v. Dalberg und Geheimerath Klein wußten um das Geheimniß ſeiner Reiſe.[1] Welche Revolution bewirkte dieſer Ausflug, der erſte in ſeinem Leben in ein fremdes Land, der Anblick der wohlgebauten Stadt Mannheim, das Bild eines fruchtbaren Landes, das wie ein Garten die Augen erfreut, die weite Ebene, mit den blauen Vogeſen begrenzt, der ſüdliche Himmel, der trotz der geringen Entfernung der Länder doch ſich beſtimmter in der Pfalz als in Württemberg ausſpricht, die ganz andere Anſicht des Lebens![2] Denn Mannheim gewährt noch in ſpäterer Zeit den Eindruck einer Hofhaltung, ſtatt daß in Stuttgart das Gewerbeleben, das Künſtlerleben trotz der militäriſchen Obergewalt doch noch mehr den Eindruck einer von einem Hof unabhängigen Stadt gibt.

---

[1] Frau v. Wolzogen S. 21.

[2] So faſt wörtlich Frau v. Wolzogen S. 22.

Der ſchöne Schimmer einer idealiſchen Kunſtwelt, der den Dichter umſtrahlt, wenn er die Anſchauung hat, daß die ſtille Muſe ſeines Geiſtes nun durch die Darſtellung in die Wirklichkeit eingetreten, umgab das Gemüth des jungen Dichters mit Zauberfarben, und Welt und Nachwelt erhob ſich in ſeinem Gemüth in reicher Beziehung.[1] Da wurde es ihm unmöglich, ſich ſklaviſch an die Feſſeln des ſtrengen Dienſtes zu binden. Er fühlte ſich zu mächtig nach dem Schimmer der Freiheit hingezogen; er verſuchte mehrere Reiſen[2] ohne höhere Erlaubniß.

Der Herzog, unwillig über dieſe ſelbſtgenommene Freiheit, beſtrafte ihn militäriſch. Er wurde mißtrauiſch, und die Muſe Schubarts, die in hoher Stimmung eines aufgeregten Geiſtes ſich über die Gewalt und den Glanz der Erdenherrſcher ausdrückte, der durch ſeine Sprache, durch die Stimme der Freiheit, die die jungen Gemüther gewaltig anſprach, die Kräfte des Genius über die engen Weltverhältniſſe zu ſiegen aufbot, war jenen ein Zauberton. Der Fürſt aber, der dieſe Jubelhymnen mißdeutend in dem Aufruf des Geiſtes gewaltſame Zerſtörung der äußern Verhältniſſe ſah und fürchtete, daß dieſer Zauberſchwindel Mehrere ergreifen möchte, ſtrafte den armen Schubart ſtreng, und die Feſtung, die ſich aus der Ebene erhob und in blauer Luft die düſteren Zellen zeigte, in denen Mancher über ungerechte Behandlung ſeufzen mußte, in welcher Schubart ſeine Klagen in dem Liede: „Gefangener Mann, ein armer Mann“ ausſprach, konnte kein erfreuender Hintergrund in dem Gemälde ſein. Und jeder Zwang iſt für die Dichtkunſt ein Schrecken. Die Räuber fingen dem Herzog an, ein immer bedenklicheres Symptom zu werden, und er ließ dem Dichter manche Verbeſſerung ſeiner Lage verſprechen, ihm günſtige Ausſichten für die Zukunft eröffnen, wenn er geloben wollte, nichts mehr zu ſchreiben.

---

[1] Frau v. Wolzogen a. a. O.

[2] Noch eine Reiſe nach Mannheim im Mai 1782.

Nur unberechnete Strenge konnte dieſe Anträge zur Sprache kommen laſſen, die ein Jüngling in dieſem Alter und von dieſer Lebendigkeit unmöglich eingehen konnte. Die Liebe zur Dichtkunſt war die mächtigſte, und kein Verhältniß konnte ihn halten. Die Liebe zu ſeinen Verwandten, die er immer treu zeigte, war ihm trotz dem jugendlichen Leichtſinn, der bei einer ſolchen Natur oft die Grenzen überſchreiten mußte, ein heiliges Band. Er hörte auf die leiſen, zärtlichen Ermahnungen der Mutter, wenn der Vater zu ernſt und ſtrenge ſein Leben nach ſeinen Anſichten vorzeichnen wollte. Er fühlte allen Kummer, den er durch ſeine ſchnelle Entfernung ſeinen Eltern geben mußte. Aber ſo zart er die Verhältniſſe der Dankbarkeit zu ehren wußte, konnte er in dieſen Augenblicken nicht dieſe Stimme vernehmen im Herzen, das ſeinen liebſten Freuden entſagen, ſich von der geliebten Gefährtin ſeines Lebens, ſeiner Muſe, trennen ſollte.

Während die Stadt mit den Zubereitungen zum Empfang des Großfürſten Paul beſchäftigt war; der Hof auf Feſtlichkeiten dachte, um allen ſeinen Glanz zu entfalten; wo ſelbſt die Natur aufgeboten wurde, ihren Reichthum geltend zu machen; als Erleuchtungen, Jagden, Hoffeſte abwechſelten, und die lebensluſtige Jugend ſich auf ihrem eigenen Weg nach Neigung beluſtigen wollte; die Menge an den Thoren der Einziehenden harrte; in der ſchönſten Sommernacht, es war im September, ging Schiller unbemerkt den entgegengeſetzten, einſamen Weg, um ſeinem Vaterlande auf lange Zeit Lebewohl zu ſagen.

Zwei Jahre hatte er in Stuttgart als Arzt gelebt. Er nahm ſeine Zuflucht wieder nach Mannheim und genoß des beſonderen Schutzes des Barons v. Dalberg. Die gelehrte Geſellſchaft nahm ihn zum Mitglied auf,[1] und er genoß dort Achtung und Freundſchaft. Der Buchhändler Schwan,[2] ein ſehr gebildeter, kenntnißreicher Mann, der ſelbſt in der Litteratur nicht fremd war, nahm ihn auch freundſchaftlich in ſeinem Hauſe auf. Der Vater wie die Töchter, jedes Glied der Familie wußte ihn zu würdigen, und es würde ihm nicht ſchwer geworden ſein, ſich für immer an dieſe Familie anzuſchließen. Die Strenge des Herzogs, die ſcheinbare Undankbarkeit ſeines Zöglings ließen Schiller gewaltthätige Schritte befürchten, und er lebte unter dem Namen Ritter, nur von ſeinen Freunden gekannt.

---

[1] Seit 1784.

[2] Aus einem Briefe Schwans an Körner (Heidelberg 14. Juli 1811) theilen wir folgende, u. a. zur Erledigung einer bekannten Controvers (Boas I. S. 149, Diezmann, Goethe-Schiller-Muſeum S. 135) wichtigen Stellen mit:

Seine Kaſſe war nie, weder durch ſeinen Zuſchuß vom Vater, noch durch ſeinen Dienſt, in gutem Stande; er lebte einfach, ſo oft er fühlte, daß er keine Unterſtützung haben könne, nur zuweilen riß die lebendigere Einbildungskraft ihn hin, auf künftige Einnahmen im Voraus zu rechnen, und er erlaubte ſich Vergnügungen, die ihm in der Folge nicht genug Erſatz für die Opfer gaben. Ein Hang zur Schwermuth, zum Mißtrauen nahm Platz in dieſem Gemüth, das die Welt hätte beherrſchen können, wenn die Kraft mit den äußern Bedingungen im Einklang geweſen wäre. Die freundliche Gegend, die leichte Art zu reiſen lockte den einſamen Wanderer nach Frankfurt. Dort blieb er unerkannt, Niemand angehörend, einige Wochen, und das ſchmerzliche Gefühl der Einſamkeit überfiel ihn mit Wehmuth in der großen, volkreichen, lebhaften Handelsſtadt, wo der Verkehr mit ganz Europa an den Zuſammenhang mit der Welt erinnerte, wo der reiche Kaufmann ſich alle Genüſſe

„Durch die von mir ſchon früher in Mannheim herausgegebene Schreibtafel, zu welcher Schiller mir Beiträge geliefert, ſo wie auch dadurch, daß ich, wie es allgemein bekannt war, mit dem Mannheimer deutſchen Theater, zu deſſen Errichtung ich zufälliger Weiſe die erſte Veranlaſſung gegeben (sic), wie nicht minder dadurch, daß mich der Kurfürſt Karl Theodor nach Braunſchweig ſandte, um mich mit Leſſing über die künftige Einrichtung deſſelben zu beſprechen (Leſſings Schriften 12, S. 552 u. a. St.), war ich vermuthlich Schillern bekannt geworden. Er ſandte mir daher ein gedrucktes Exemplar u. ſ. w.“

„Bei dem Mannheimer Theater iſt Schiller nie angeſtellt geweſen, wohl aber war man damals Willens, ihn bei der deutſchen Geſellſchaft als beſtändigen Sekretär mit einer anſtändigen Beſoldung anzuſtellen, welches auch geſchehen wäre, wenn nicht der Exjeſuit, nachheriger Titulargeheimerath und ſogenannter Ritter v. Klein gegen ihn cabalirt hätte, welchem auszuweichen Schiller ihm aus dem Wege ging.“

erlauben kann, und wo die Natur mit dem Reichthum der Bewohner wetteifert und ihre reichſten Gaben darbietet. Ein Buchhändler, den er zuweilen beſuchte, ließ ſich in unbedeutende Unterhandlungen mit ihm ein, und als er einſt in dem Buchladen unbekannt und ſtill ſeinen Beobachtungen nachhing, hörte er mit Lebhaftigkeit und Antheil eine Stimme nach den Räubern fragen. Ein Geſpräch folgte, aus deſſen Inhalt er erfuhr, wie ſehr die erſten Erſcheinungen ſeiner Muſe die Welt in Bewegung gebracht und wie viel man von ſeinem Genius erwarte. Fiesko war auch ſchon erſchienen,[1] vermehrte den Ruhm des Dichters. Aber er ſelbſt blieb einſam und hülflos und ſah oft von der Sachſenhauſer Brücke, deren Ausſicht ihm ſo reizend dünkte, in die reich belebte Gegend, auf dem Main die beladenen Schiffe und den Wiederſchein der ſchönen Ufer in dem Fluß, und er empfand nicht den Reichthum dieſer Scenen, weil der Gram in ſeinem Herzen nagte.[2]

Seine Verhältniſſe wurden immer verwickelter; des Herzogs Drohungen deuteten auf Schubarts Schickſale; die Familie fühlte bitter die Trennung und fürchtete ſelbſt am Ende durch den unbeſonnenen Schritt des Sohnes ein Opfer werden zu können; Alles vermehrte die Unſicherheit ſeiner Ausſichten und Schickſale. Er kehrte nach Mannheim zurück, und dort kam er immer mehr in Verhältniſſe mit der theatraliſchen Welt. Iffland, Beck, Beil, der frühe Geſtorbene, waren oft zuſammen, und Kabale und Liebe wurde ausgedacht, weil Schiller, der auch Becks erſte Frau, eine der liebenswürdigſten Schauſpielerinnen, gerne durch eine ihr ganz günſtige Rolle erheben wollte,[3] ſich durch ſie veranlaßt ſah, dieſen Gegenſtand auszuführen. Wie viel die Anſchauung der Wirklichkeit ihm Stoff bot, iſt ſchwer zu ſagen; denn ſolche Böſewichte, wie der Präſident und ſein Sekretär, gab es wohl nicht häufig; obwohl die ſchwärmeriſche Liebe Ferdinands und Luiſens nicht allein in der

---

[1] Vielmehr erſt ausgearbeitet.

[2] So mit einigen Aenderungen Frau v. Wolzogen S. 27.

[3] Frau v. Wolzogen S. 28, damals noch Karoline Ziegler.

Phantaſie des Künſtlers leben, und in den Gegenden des ſüdlichen Deutſchlands, wo die katholiſche Religion dem Hintergrund des Gemäldes ſtärkere Lichter verlieh, wo die ernſten Romanſcenen aus der Natur gegriffen ſind, wie uns Siegwart zeigt, kann dieſe Innigkeit der Liebe, dieſe Leidenſchaftlichkeit in derſelben begriffen werden und können die Züge derſelben in einzelnen Charakteren treu aufgefaßt ſein. Welche Bilder auch das Leben dem Dichter darbot, ſo kehrten ſie alle veredelt und verſchönert aus ſeiner Hand zurück.

In der Ritterſchule fand Schiller einen Freund, deſſen Freundſchaft auf ſein ganzes Leben Einfluß hatte: Wilhelm von Wolzogen, den Sohn eines edlen Mannes, der zu früh ſtarb und ſeine Gattin mit vier Söhnen und einer Tochter in eingeſchränkten Familienverhältniſſen zurückließ. Die Mutter, eine ſeltene Frau durch Güte des Herzens und Einfachheit des Gemüths, liebte ihre Söhne über Alles; ihr Bruder war in Dienſten des Herzogs von Württemberg; durch dieſe Verhältniſſe wurde ſie in Stuttgart bekannt. Die Gräfin H. fand das Schickſal einer Mutter, vier Söhne zu erziehen, mit mäßigem Einkommen, ſehr hart; ſie machte nähere Bekanntſchaft und bot der Freundin an, ihre vier Söhne in die Ritterſchule zu befördern. Auf ihrem kleinen Gute lebte ſie in der Einſamkeit einer Waldgegend als ein wohlthuendes Weſen für ihre Unterthanen, denen ſie, wo nicht Hülfe, doch Rath und Troſt ertheilte und ſich ſelbſt lieber Alles verſagte, ehe ſie jemand leiden ließ. Die Tochter ließ der Meininger Hof erziehen.[1] Alſo hatte die Mutter nichts, was ſie im Hauſe feſſelte, als ihre hülfreiche Theilnahme für Andere. Sie ſchonte keine Mühe noch Opfer, um den armen Unterthanen wohl zu thun; ſie gab ihnen Arbeiten und ſuchte ſie unterzubringen, und mancher ſtille Segen iſt ihr in die Gruft gefolgt, die ſie nach ſchmerzlichen Zufällen endlich als die letzte Freiſtatt erreichte. Frau v. Wolzogen, indem ſie ihre Söhne beſuchte und da ſie die

---

[1] Die Verhältniſſe der Familie ſind in dem Buche: „Schillers Beziehungen zu Eltern, Geſchwiſtern und der Familie von Wolzogen,“ Stuttgart 1859, S. 305 ff., ausführlicher dargeſtellt.

Reiſe nach Stuttgart oft machte, lernte bald auch die Verhältniſſe der Söhne wie ihrer Freunde kennen. Schiller ſchloß ſich an ſie mit kindlicher Liebe, und bald wurde ſie auch ſeiner Familie bekannt. Als die Lage des Dichters immer düſterer auch in Mannheim wurde,[1] da er immer vor der Rache ſeines ehemaligen Wohlthäters noch zitterte, da man in der Pfalz ihn leicht hätte zur Rückkehr zwingen können, und die Liebe zu der Einſamkeit zur Schwärmerei wurde, nahm die edle Freundin es auf ihr Gewiſſen und bot in dem einſamen Thale des Thüringer Waldes, von allen fremden Verbindungen entfernt, Schiller einen Aufenthalt an. Wie viel ſie wagte für ihre Söhne, einem halb Geächteten eine Zuflucht anzubieten, während ſie dem Herzog für das Wohl ihrer eigenen Kinder allen Dank ſchuldig war, erkennt nur die zarte Freundſchaft, die ſelbſt fühlt, was ſie aufzuopfern vermag.[2] War es, daß der gute Wille die Ueberlegungen nicht aufkommen ließ, oder Vertrauen auf Verſchwiegenheit und Hoffnung, daß man gute Abſichten nicht verkennen würde, kurz im Winter des Jahres 1782 ging der junge Dichter freiwillig in die öden Berge des Thüringer Waldes. Tiefer Schnee bedeckte die Natur; aus den einſam zerſtreuten Hütten loderte hie und da eine Flamme auf, und der Wanderer ſuchte beklommen eine Zuflucht in den Wohnungen der Menſchen, die in ihren engen, heißen Zimmern mit den Hausthieren einträchtig wohnten, nichts verſcheuchten, was ſich ihnen näherte, ſelbſt die Grille miſchte mit ihrem kreiſchenden Laut ſich in die ſchnurrenden Räder; die flackernden Schleißen beleuchteten das nächtliche Gemälde, und eine Phantaſie, gewohnt mit den ſanftern Gegenſtänden eines milden Himmels ſich zu beſchäftigen und unter der freien Natur zu vergeſſen, daß der Menſch ſein Tagewerk gewinnen müſſe mit Mühe und Schweiß — wie viel innerer Reichthum gehörte dazu, daß ſie ſich ſelbſt genug ſein konnte in dieſer Einöde. Es war ein Hauptzug in Schillers Weſen, ſeine Phantaſie mit den Bildern des engen, einfachen Lebens zu beſchäftigen und da Reiz zu finden, wo eine andere Natur untergegangen ſein würde, weil ſie keine Nahrung gefunden hätte. Die Plane zu einer Entfernung von der Welt lagen immer im Hintergrund ſeines Gemüths als eine Zuflucht, und man kann es wohl dem Leben in dieſer ländlichen Einſamkeit zuſchreiben, daß dieſe Sehnſucht immer wieder erwachte.[1]

---

[1] Frau v. Wolzogen S. 29 und 30.

[2] Ebendaſelbſt S. 30.

Unbekannt und unerkannt von Seiten des Geiſtes lebte Schiller in dieſen rauhen Umgebungen glücklich. Ein einziger Freund in M., nachher ſein Schwager,[2] kannte die eigene Lage des ſonderbaren Fremdlings. Er verſorgte ihn mit Büchern, beſuchte ihn auch zuweilen, und wenn es Schiller gelang, unbemerkt die Stadt zu erreichen, ſo beſuchte er auch den Freund. Neun[3] Monate lebte er in dieſer freiwilligen Einſamkeit; der Verwalter des Guts war ſeine Geſellſchaft bei dem Schachſpiel und der Geiſtliche des benachbarten Dorfes. Er hatte ſich auf einer Wanderung zu dem Pfarrer in einer unwegſamen Gegend etwas von dem Verwalter entfernt; die Steinmaſſen mit den Tannen, die aus ihren Klüften hervorſproßten, gaben einen ſeltſamen ſchaurigen Eindruck. Auf einmal wurde Schillers Gefühl von der Vorſtellung lebhaft ergriffen, daß an einer erhöhten Stelle ein Todter begraben ſei. Der Verwalter holte ihn ein, und unter den Geſprächen, die ſich anknüpften über die Oede der Gegend, erzählte er Schiller, daß ein Grab hier zu finden ſei und bezeichnete denſelben Ort, wo Schiller die Ahnung hatte.[4] So in den Nebel des Winters verhüllt und ohne Reiz erblickte er mit einer inneren Kraft doch die Natur, und ſeine Erinnerungen an dieſe Einſamkeit waren ihm ſtets ſchön und anziehend.

Er las da den St. Real, und die Geſchichte des Don Carlos zog ihn mächtig an. Er fing an ſie zu bearbeiten. Auch an Maria

---

[1] Frau v. Wolzogen S. 30 und 31.

[2] Reinwald. S. d. a. St. Brückner, Schiller in Bauerbach. Bechſtein, Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge von Sachſen-Meiningen S. 196 ff.

[3] Vielmehr ſieben vom November 1782 bis zum Juli 1783.

[4] Frau v. Wolzogen S. 31.

Stuart war ſchon in dieſer Zeit gedacht worden. So wie der Genius ihn erweckte, ſo rief er die Bilder ſeiner Phantaſie in ſeinem Gemüthe hervor, und die Welt der Dichtungen, die ſich ſpäterhin verwirklichte, lag in ſeiner Seele wie ein reiches Gewebe, aus dem er die glänzenden Faden nach einander abwand.[1] Alles Große und Schöne, was ſein Geiſt aufnahm, wurde in ihm lebendig, und mit dieſer Welt der Dichtungen war ſein Gemüth doch rührbar und weich für die Gegenwart des Lebens. Er nahm Theil an den Begebenheiten, an den Schickſalen ſeiner Umgebungen, theilte ihre Leiden und gab Rath, wo er konnte. Daher liebten ihn die einfachen, anſpruchloſen Naturen und vertrauten ihm willig ihre Anliegen, weil ſein Geiſt immer thätig zu dem Beſſeren wirken mußte. So rein menſchlich empfindend und dabei ſo in den Regionen des Geiſtes lebend wird nicht leicht wieder ein Gemüth erſcheinen. Aber eben dieſes Vermögen ließ ihm auch alle Kraft, das Höchſte zu erreichen, und da ſich ſein Geiſt überall wieder fand, ſo verband er mit allem Gewöhnlichen des Lebens die höchſte philoſophiſche Anſicht. Als der Sommer 1783 erſchien, kehrte er nach Mannheim zurück, wo er ſich immer des Schutzes des Freiherrn v. Dalberg zu erfreuen hatte. Dort blieb er bis 1785 ſeiner literariſchen Laufbahn lebend. Er war Mitglied der deutſchen Geſellſchaft in Mannheim, lebte mit dem Theater in enger Verbindung und wirkte, theils durch Neigungen des Herzens gefeſſelt, theils aus Liebe zur Kunſt zu der Veredelung des Schauſpiels. Die ſchöne Gegend, die leichtere Art, von einem Ort zum andern zu kommen war ihm anziehend. Er beſuchte Frau von La Roche in Speier, den Kirchenrath Mieg in Heidelberg. Er lebte auch einen Sommer[2] in Schwetzingen, in einer der anziehendſten Ebenen, die mit Wald und dem ſchönen Rhein und Neckar durchſchnitten iſt. Die erhabene Bergſtraße und die blauen Vogeſen machen den bedeutendſten Geſichtspunkt in den Rieſenalleen, die nach den ſteifen franzöſiſchen Anlagen pyramidenförmige hundertjährige Linden bilden. In den hohen Gitterwänden der Gartenanlagen, die eine reiche Vegetation üppig bedeckt, wird es einem wunderbar wohl; ſie durchſchneiden wieder die Kanäle, auf deren Teppich die großen Flußgötter mit ihren Attributen auszuruhen ſcheinen. Die vielen Springbrunnen, Waſſerkünſte — Alles dieſes vermiſcht ſich ſo anmuthig mit der Natur, daß man den Zwang der Kunſt leichter erträgt.[1] Man kann ſich denken, daß die Scene im Carlos, wo Marquis Poſa ihm die Zuſammenkunft mit der Königin verſchafft, in des Dichters Gemüth ſich zum Bilde ausmalte; ſo wie man gern in dem Charakter des Maltheſers den Wiederſchein ſeines eigenen edlen Geiſtes findet und die Freundſchaft Poſa's und Carlos einem ſchon in der Wirklichkeit gezeigt wird, wenn man des Dichtes edeln Freund kennt, der lange Jahre mit ihm die Welt im Schimmer ſeines Geiſtes erblickte.

---

[1] Ebendaſelbſt.

[2] Wohl nur kurze Zeit.

In dieſe Zeit eines idealiſchen, inneren Lebens fällt die Bekanntſchaft Körners. Er mit ſeiner Minna und Schwägerin, denen ſich Huber beigeſellte, faßten von Leipzig aus den Entſchluß, an Schiller zu ſchreiben, ihm zu ſagen, wie tief ſein Genius dieſen kleinen Cirkel ergriffen und wie ſehnlich ſie ihn ihren Freund zu nennen wünſchten. Die Jugend, die Liebe und das Glück begünſtigten Körner. In einer edeln Familie geboren, von allen Vortheilen der Erziehung begünſtigt, lebte er in Leipzig den Wiſſenſchaften, denen ſein Geiſt raſch nachfolgte. Alles Schöne und Große wurde ihm durch eine glückliche Liebe erhöht. Seine Minna, ſchön, liebenswürdig und geiſtreich, im engen Familiencirkel von einer vortrefflichen Mutter und in der Nähe ihrer Schweſter ausgebildet, ſuchte ſich alle geſellſchaftlichen Talente zu erwerben; ihr Vater, ein Künſtler, lehrte die Töchter frühe richtig zeichnen; die Muſik wurde eifrig getrieben; in den Stunden der Muße die beſſeren deutſchen Dichter geleſen — ſo mußte Schillers Geiſt erkannt werden.[2]

---

[1] Dieſe Schilderung iſt offenbar nach Lottens Aufenthalt in Heidelberg im Jahr 1810 geſchrieben.

[2] Frau v. Wolzogen, S. [illegible] Ueber die Perſonen Palleske 2, S. 3 ff.

Die Schweſter zeichnete ihre Geſellſchaft und ſich ſelbſt mit zarter Hand;[1] eine ſchöne Brieftaſche zeigte auch ihren Kunſtfleiß. So kam die erſte Gabe der Muſe an die Muſe, und Schiller gedachte ſtets mit Rührung dieſes Briefes, wie des Eindrucks, den er auf ihn gemacht hatte. In einem Briefe, der vor der Eröffnung des Siegels ihm noch fremd war, war er nun auf einmal heimiſch durch die kurze Sprache des Gefühls, die allen Raum aufhebt. Eine Einladung folgte, und er reiſte zur Oſtermeſſe im April[2] nach Leipzig. Die Freunde fanden ſich bald, und keines fand, daß es ſich zu viel verſprochen hatte. Eine Freundin,[3] die Schiller in Mannheim gefunden, deren Familienverhältniſſe ſie nach Sachſen geführt hatten, machte ihm auch dieſes Land noch heimiſcher. Eine Frau aus einer der älteſten Ritterfamilien, in dieſem Sinn erzogen und gebildet, dabei von einem regen Geiſte, in der Bildung der Zeit fortgegangen und Alles, was den Verſtand anziehen konnte, ergreifend. Frau v. La Roche hatte dieſe Freundſchaft noch mehr erhöht, und aus dieſer Natur, ihrer Bildung in den höheren geſelligen Cirkeln hatte der Dichter, welcher durch das Studium des Theaters auf die verſchiedenen Charaktere aufmerkſam wurde, manche glückliche Reſultate gewonnen. Er ſah die Welt und die Wirkungen, die ſein Talent hervorbrachte, näher, indem er ſeine Verhältniſſe erweiterte, ſo daß er mehrere Menſchen in ſeinen Ideenkreis zu ziehen vermochte. Der eingeſchränktere Geiſt ſeiner Erziehung in der Ritterakademie, durch die Unbekanntſchaft mit der Welt genährt, die frühern Verhältniſſe ſeiner Jugend — Alles trug jetzt dazu bei, die Ideale, die ſein Geiſt im Stillen lange genährt hatte, in die Wirklichkeit überzutragen und ſie dort zu ſuchen. So viele Irrthümer auch die kindliche Gemüthsart des Dichters hegen konnte, ſo erwarb ſich doch ſein Gemüth, auch wenn der Nimbus verſchwunden war, in dem die fremden Erſcheinungen anfangs ſich bewegten, treue Freunde, und ſeine Dankbarkeit wie ſein edelmüthiger Sinn erhielt immer das Andenken ſeiner Freunde lebendig im Herzen; auch wenn die Hand der Zeit den erſten friſchen Anſtrich der Phantaſie nach und nach verwiſchte, ſo wurden ſie nur verdunkelt und nicht verdrängt.[1] In Leipzig lebte er mit Göſchen, Jünger und Huber, die er alle durch Körner kennen lernte, in einem angenehmen Cirkel. Die Theaterwelt zog ihn auch an, und er war durch Jünger zumal mit Seconda und ſeiner Frau bekannt geworden. Manche kleine Luſtpartien wurden in dieſer Geſellſchaft gemacht, und jeder dieſer Freunde dachte mit Vergnügen der vergangenen Zeiten.[2]

---

[1] Die vier Perſonen, von Dora Stock mit Silberſtift gezeichnet, ſind dieſem Werke beigegeben.

[2] 1785.

[3] Frau v. Kalb.

Körners Verbindung fiel in dieſe Zeit, und als dieſer mit Frau und Schweſter nach Dresden zog, wo er angeſtellt war und Huber auch ſein Dienſtverhältniß dorthin rief, wie die Neigung und Leidenſchaft,[3] ſo wurde auch Schiller leicht dahin gebracht, den unentbehrlichen, theuren Freunden zu folgen. Dresden iſt eine der angenehmſten Städte im nördlichen Deutſchland; einzig durch ſeine Lage, erinnert es troß ſeines Klimas am meiſten an ein mildes Land. Die Elbe bildet prächtige Waſſerflächen, umgeben von Weinbergen, mit lachenden Landhäuſern geſchmückt, in denen im Sommer die Einwohner der Reſidenz gern ländliche Einſamkeit ſuchen. Der Zuſammenfluß von Kunſtwerken, deren Werth ſo groß iſt, daß ihr Studium mehr als ein Künſtlerleben ausfüllen könnte, die vielen fremden Künſtler, die ſich dort aufhielten, brachten eine freiere Lebensanſicht, Geſinnungen von Freiheit und Selbſtändigkeit hervor, die durch den ſteifen Hofton, und durch die mannigfaltigen Verhältniſſe der Dienerſchaft, die das Betragen des Hofes zum Muſter nahm, durch das Militär, welches zu wenig in Anſehen ſtand, wogegen die Maſſe der Geſchäftsmänner auch einen eigenen Staat im Staate bildete und doch nach außen hin dem Zwang des Hofes nicht entgehen konnte, in einen ſonderbaren Widerſpruch geriethen. Wohl kein Verhältniß hat mehr doppelte Erſcheinungen des Lebens erzeugt und nachtheiliger auf die Gemüther gewirkt, die jede freie Aeußerung des Lebens und Handelns als ein Verbrechen gegen den Anſtand abbüßen mußten. Ernſt und ſtreng, wie ihr Gebieter, ſollten ihre Neigungen ſich mit der Pflicht niemals im Streit finden. Die Hofluft umwölkte den freien Sinn des Genius, wie eine wahre Despotie. Kein frohes Gefühl wagte ſich zu äußern, wenn der Gebieter es nicht billigte, und ſorgſam ſuchten die Höflinge Alles zu vermeiden, was nur einen finſtern Zug über den Augenbrauen des Fürſten hervorbringen konnte. Statt der Tyrannei, die er ehemals kennen lernte, ſah nun der Dichter eine Welt vor ſich, die durch das hergebrachte Vorurtheil beherrſcht wurde, und obwohl keine gewaltſamen Maßregeln jemals genommen wurden, eines Menſchen Leben zu unterdrücken, ſo hatte doch dieſes Feſthalten an den alten Gebräuchen für die Gemüther, die frei leben und wirken wollten, denſelben Nachtheil. Doch als Fremder konnte Schiller ſich leichter damit verſöhnen, ob er wohl die Feſſeln, die der Staat ſeinen Freunden auflegte, eben ſo tief fühlte. Der Eindruck, den dieſes gebundene Weſen auf ihn machte, war auch nicht erfreulich; doch förderte ihn der geiſtreiche Umgang ſeiner glücklichen Freunde, und in ihren heitern Umgebungen, wo ſie der Kunſt lebten und der freien Mittheilung ihres Geiſtes und dabei ſich der ſchönen Natur erfreuen konnten, vergaß man die Welt ſehr leicht, die nicht in dieſen Kreis gehörte.[1]

---

[1] Frau v. Wolzogen S. 108.

[2] Ebendaſelbſt S. 109.

[3] Ebendaſelbſt faſt wörtlich.

In einem Thale von Weinbergen umkränzt, an den Ufern der Elbe, liegt ein Dörfchen, recht zum Ruhepunkt der Muſe auserſehen. Dort beſaßen die Freunde einen Weinberg; ſie ſelbſt bewohnten das größere Gebäude im Sommer; auf einem Hügel ſtand ein kleiner Gartenſaal, von wo man die Thürme von Dresden ſich in der Elbe ſpiegeln ſah, in der Nähe den waldigen Gipfel des Berges, der ſeinen Schatten auf das Thal warf und noch die reichſte Vegetation zeigte; denn wo der Weinberg aufhörte, ſtreckten Fichten und bildeten die ſchönſten Gruppen fürs Auge, das an ihrem Dunkel ſich ergötzte, wenn die Rebe im hellen Grün prangend ſich an dem Fels hinaufſchlang. Dort verlebte unſer Dichter die ſchönſten Augenblicke, und während er ſich nach ſeinen Arbeiten, da er ſich damals ernſtlich mit der Ausarbeitung des Carlos beſchäftigte, in der Mitte dieſer liebenswürdigen Familie ergötzte, bald der Vertraute der Freunde in den Angelegenheiten des Lebens wurde und mit Jedem gutmüthig theilnehmend die Gefühle theilte, wurde er Allen gleich nothwendig.

---

[1] Nachlaß der Frau v. Wolzogen, S. 101 f.

Dem Freunde theilte er ſeine Plane, ſeine Arbeiten mit; ſeine philoſophiſchen Blicke über das Leben, die Kunſt brachte ein eigenes inniges Leben in ſeinem Umgang zur Sprache. Man konnte neben ihm empfinden und die Gefühle ſich erhöhen und doch mit aller Tiefe und Wärme das Leben ergreifen. Den Freundinnen, deren Verhältniſſe er kannte, war er eben ſo unentbehrlich, und Hubern, dem ſeine zu weiche unbeſtimmte Gemüthsart manche Vorwürfe der ſtrengen Freundin zuzog, war er auch in dieſer Rückſicht ein treuer Gefährte.

Unter der Theaterwelt war die berühmte Sophie Albrecht durch ihren Geiſt, ihre Talente merkwürdig.[1] Sie hatte einen äußerſt angenehmen Umgang, und daß ſie ihre Talente für die Bühne auch auf das Leben ausdehnte, wollen wir nicht bezweifeln. Der Dichter gedachte ihrer zuweilen als einer heitern, geiſtreichen Geſellſchafterin; doch war ſie ſelbſt eine Vertraute einer andern Neigung, die ſeine Phantaſie lebendig beſchäftigte, doch nicht das Gemüth des Dichters im Innern bewegen konnte, weil ſie ſonſt nicht ſo vorübergehend geweſen wäre. Auch da lernte er ſonderbare Verhältniſſe des Standes kennen, wie die daraus nicht zu befriedigenden Bedürfniſſe. Er ſah, wie einer geldliebenden Mutter Alles zu Gebote ſteht, ſelbſt das heiligſte Vertrauen auf Unſchuld und Reinheit. Er wurde von der ſchönen Tochter in Zauberfeſſeln geſchmiedet, und lange kämpfte dieſe Neigung. Die Freunde warnten, baten, das Leben ging wie in einem Zauberkreiſe dahin, bis ein reicherer Liebhaber der Mutter auferlegte, den Dichter, der in den Augen eines Höflings eine ganz unnütze Geſtalt war, zu entfernen. Es koſtete der Tochter manche Thräne, aber auch ſie ließ ſich endlich täuſchen, und das Schickſal trennte zwei Gemüther, die nicht innerer Einklang, ſondern Täuſchung verband.[1]

---

[1] Sie hatte Schiller im Jahr 1784 in Frankfurt, wo die Mannheimer Truppe Vorſtellungen gab, kennen gelernt. Auch als Dichterin bekannt, ſtarb ſie 1840 in Hamburg in bedrängten Verhältniſſen. Palleske I, S. 391.

Zwei Jahre hatte er in Dresden verlebt und viel auf ſein künftiges Leben vorgearbeitet, theils durch der Freunde Umgang, theils durch wiſſenſchaftliche Ausbildung. Mit Wieland war er ſchon in eine Art Bekanntſchaft gekommen.

F. v. Kalb hatte ſeinen Empfang in Weimar vorbereitet und lockte ihn wiederholt ein, dieſe Stadt nicht unbeachtet zu laſſen, die ſo viel für die Bildung Deutſchlands leiſtete. Goethe und Herder machten mit Wieland dieſen ſtillen Ort zu einem wünſchenswerthen Aufenthalt. Goethe war noch in Italien, als Schiller ankam. Wielands liebliches Weſen, ſein Geiſt, ſeine Kenntniſſe, Alles zog den jungen Dichter an, der ſich ſelbſt auf das Vortheilhafteſte durch Don Carlos angekündigt hatte. In Wielands und Reinholds Nähe, der damals bei ſeinem Schwiegervater lebte, war ein reiches Leben. Wenn der ältere Dichter den jüngern über den zu großen Reichthum ſeiner Phantaſie zur Rede ſtellte und manche Wendung anmuthiger und leichter in ſeinen Werken wünſchte, ſtand Reinhold mit ſeinem philoſophiſchen Blick gegenüber und wollte den Dichter gerne zum Schüler gewinnen. Beide und manche gebildete Geſchäftsmänner, die es gelernt hatten, daß die Muſen auch auf den Altar der Gerechtigkeit einen Kranz legen müſſen, wenn ſie weit umfaſſend wirken ſollen, ſuchten den Dichter auf, freuten ſich ſeines Antheils und ſeiner Mittheilung. So wurde eine neue Periode des Lebens begonnen. Im Jahre 1787 hatte er ſich von ſeinen Freunden, von ſeiner Liebe losgeriſſen, und manche wehmüthige Erinnerung folgte ihm in das ruhige Ilmthal. Den Eindruck, den dieſer von allen

---

[1] [illegible] S. 103. Palleske I, S. 36 und ff.

Schönheiten der großen Natur entblößte Landſtrich darbietet, ſpricht er ſelbſt in den Worten aus:

Meine Ufer ſind arm, doch höret die leiſere Welle,
Führt der Strom ſie vorbei, manches unſterbliche Lied.

Während deſſen hatte ſich Schillers ältere Schweſter in Meiningen[1] verheirathet. F. v. Wolzogen, die ſchützende Freundin, war ihm ſtets nahe geblieben, und die Briefe des Dichters[2] zeigen, wie ſehr er ihren einfachen liebenden Sinn ehrte, und wie ihr warmes Gefühl dem Dichter nachempfinden wollte, ohne dem Flug ſeines Geiſtes folgen zu können. Im Winter wurde er veranlaßt, Schweſter und Freundin zu beſuchen; er fand dort den Sohn der Freundin, den er als ſeinen Bruder und Freund liebte, und ladete ihn ein, ihm nach Weimar, wohin er den Winter zurück ging, zu folgen. Dieſer, der ſeine nahen Verwandten in R.(udolſtadt) beſuchen wollte, verſprach zu kommen, wenn der Freund ihn erſt nach R. begleiten wollte. Dieſer Antrag wurde angenommen, und ſo machten ſich beide Freunde an einem heitern Wintertag auf die Reiſe.

Fragmente über Schiller, Goethe und ihre Zeitgenoſſen.

Den 4. Auguſt 1805. Liebe Kinder! Das Leben iſt ſo ungewiß, und der Tod überraſcht uns oft in unſerer Laufbahn, wenn wir es nicht ahnten. Wer weiß, ob ich, wenn ihr in das Alter kommen werdet, wo ihr den Geiſt eures ewig geliebten Vaters beſſer faſſen werdet als jetzt, noch unter euch bin. Meine Liebe zu ihm ſoll euch ſein Bild entwerfen; denn Niemand kannte ihn wie ich, kannte den ganzen Reichthum ſeines Herzens. Er ſprach wenig von den Gefühlen, die er uns bewahrte; aber ſein heiterer

---

[1] An Reinwald am 22. Juni 1786.

[2] Vergl. jetzt Schillers Beziehungen, S. 305 ff.

Blick, ſeine Aeußerungen der Liebe gegen euch ließen mich oft tiefer in das liebende Herz ſchauen, als eine lange Folge von Handlungen bei andern Menſchen es würde verrathen haben. Lernt von ihm euch ſelbſt überwinden! Er war oft ſo leidend, fühlte tief, wie ſchmerzlich es ſei, das Leben unter dem Gefühl der Krankheit zu tragen, und doch gewöhnte ſich ſein Geiſt endlich über das körperliche Gefühl zu ſiegen. Er ergriff muthig jeden Anlaß, ſeinen Geiſt zu beſchäftigen, und ſobald er das drückende Gefühl des Schmerzes überwinden konnte, errieth man aus ſeinen Geſprächen nicht ſeine Leiden. Immer thätig, ſtrebte ſein Geiſt raſtlos nach Wahrheit. Sein Leben war ein Beſtreben, ſich zu vervollkommnen. Selbſt ſeine vollendetſte Arbeit genügte ſeinem Geiſt oft nicht; er hatte immer den Willen in ſich, noch vollkommener zu werden. Aber er verzagte nicht kleinlich muthlos an ſeiner Kraft, ſondern war mit ſich nicht uneins. Es gab keinen Menſchen, der, ohne ſtolz zu ſein, ſo erhaben über das Urtheil der Welt war. Das Lob Anderer munterte ihn nur in ſo ferne auf, als es ihn freute verſtanden zu werden. Aber kein Lob konnte ihn bewegen, etwas in ſeine Arbeiten aufzunehmen, was er nicht für vollkommen gut gehalten hätte.

Er hatte Alles ſich ſelbſt zu danken. Laſſet euch ſein Beiſpiel lehren, wie viel ein Menſch über ſich vermag.“ Seine frühe Jugend war ihm nicht ſo günſtig als euch die eurige. Er wurde in einer Zeit geboren, wo man anders lebte und dachte. Seine Eltern lebten eingeſchränkt und einfach. Die Begriffe über das Leben und die Bildung des Geiſtes waren bei der Mutter eingeſchränkt, wie ihr Wirkungskreis. Der Vater hatte, da er Militär war, äußere Abhaltungen, und hatte viele Liebhabereien bei ſeinem thätigen Geiſt. Er konnte nicht ſo über die Bildung ſeines Sohnes wachen, als er Fähigkeiten dazu hatte. Euer Vater hatte keinen Privatunterricht und beſuchte die öffentliche Schule. Erſt als er in die Akademie kam, wohin ihn der Herzog Karl von Würtemberg verlangte, erfuhr man, welche Fähigkeiten dieſer Geiſt hatte, und er wurde vielſeitig ausgebildet. Seine Beſtimmung war die Medicin, worin er große Fortſchritte machte. Seine Lehrer waren mit ihm zufrieden. Aber ſein Geiſt, der früh fühlte, welche Kräfte er beſitze, blieb nicht dabei allein ſtehen. Die Erziehung war auf den Schein angethan; viel wiſſen ſollten alle Zöglinge, aber darum wurde ihre phyſiſche Pflege verſäumt; ſie waren zu wenig in der freien Luft, hatten zu viel Gefühl von ihrer eingeſchränkten Lage, um ſich glücklich zu fühlen. Von euch, liebe Kinder, war dieſer Zwang entfernt, da euch unſere Liebe pflegte.

Euer geliebter Vater fühlte bald den Trieb zur Poeſie; er konnte ihn nicht befriedigen und mußte ganz im Geheimen ſeinem Hang darnach folgen. Es wäre Verbrechen geweſen in den Augen der Lehrer. Dieſes trieb ihn aber nur mehr an, die Eindrücke zu überwinden, und ſeine Freunde, die ſein liebendes Herz ſich erwarb, ſuchten Alles auf, was in ihren Kräften ſtand, um eures Vaters Talent zu vervollkommnen, und halfen ihm, daß er heimlich Lectüren machen konnte, um ſich zu bilden.

In dieſer Akademie entſtanden die Räuber, deren Entſtehung er heimlich halten mußte. Shakeſpeare, den er in Eſchenburgs Ueberſetzung zuerſt las, entflammte ſeinen Geiſt immer mehr. Er wurde nicht ſein Nachahmer, aber er betrat nur dieſelbe Bahn.

Februar 1806. Es iſt eben ſo unmöglich Schillers Bild zu entwerfen, als wie einen Naturgegenſtand, als das Meer und den Rheinfall zu malen. — Groß und ſchön wie ein höheres Weſen ſtand er da; ſein Herz, ſeine Liebe umfing die Welt, die er erblickte; aber die Welt kam ſeinem Geiſt nicht nahe. Sie erſchien ihm nur in dem Spiegel ſeiner reinen Seele wieder. Er war einfach und liebenswürdig in ſeiner Erſcheinung, klug und bedeutend immer; kein leeres Wort ſprach ſein Mund aus. Seine Unterhaltung war immer tief, er erſchuf Alles in ſeinem Gemüth mit größerem Reichthum, als es Andern erſcheinen kann. Jedes

Geſpräch war beinahe eine neue Schöpfung ſeines Geiſtes. Man wurde empor getragen über die Welt und die Dinge und kam ſich ſelbſt auf einem höheren Standpunkt ſtehend vor. Er war duldſam gegen jede Geiſtesverirrung; nur Leerheit und nichtige Anmaßung war ihm zuwider; jeder falſche Anſpruch war ihm zur Laſt; deßwegen mag ihn mancher Menſch anders gefunden haben, als er ihn erwartete, weil er dieſen Naturen unzugänglich war. Reine vorurtheilsfreie Naturen, die das, was ſie fühlten, rein ausſprachen, die mit Wahrheit und Innigkeit ihren Zweck verfolgten, dieſe ehrte er, ſie mochten noch ſo entfernt ihm ſein, und ſuchte mit Liebe und Theilnahme ihnen behülflich zu ſein. Es war als ſei er allmächtig, und man fühlte, ſobald er mit dem Kummer des Gemüths bekannt ſei, ſo könnte ſein kräftiger Geiſt auch Hülfe ſchaffen. Man hätte ihm Alles frei geſtehen können, ſelbſt ein Verbrechen.

Er war ſtolz, aber nicht auf kleinliche Vorzüge, ſondern er fühlte nur, was er ſei, was er leiſte. Für kleine Schmeicheleien, für Lob war er nicht empfänglich; er freute ſich nur, wenn er anerkannt wurde, weil er gern Menſchen fand, die ihn verſtanden. Er wußte immer was er leiſten wollte, und daher vertraute er auch ſeiner eigenen Kraft, die ihn zum Ziel führen würde. Er hat ſich nach Niemand gebildet, ſondern iſt ſich immer ſelbſt gefolgt. Zwei Geiſter, die große Kräfte haben, müſſen ſich in ihrer Bahn begegnen, aber keiner braucht den andern in ſeinen Kreis hinein zu zwingen. Nur Menſchen, die den Reichthum ſolcher Naturen nicht zu faſſen vermögen, können behaupten, Schiller habe ſich nach Goethe gebildet. Ein vereinigtes Streben großer Kräfte kann mehr Wirkungen hervorbringen, aber zwei ſolche genialiſche Naturen können ſich nicht nach einander bilden.

Wenn man Goethe's und Schillers Geſpräche hörte, ſo bewunderte man immer an Goethe den Reichthum, die Tiefe und die Kraft ſeiner Natur; aber an Schiller immer die hohe geiſtige Kraft, die Reſultate der Natur in eine geiſtige Form zu bringen.

Welche Macht ſein Geiſt über den Körper gewann, zeigt ſeine Kränklichkeit, ſein langes Leiden. Er vergaß aber ſtets durch die Thätigkeit ſeines Geiſtes den Körper; oft wenn er gelitten was kein Anderer ertragen hatte, fand man ihn heiter, ruhig, und durch ſeine Reflexionen über fremde Gegenſtände gelang es ihm, ſich zu vergeſſen; durch ſeine Liebe für ſeine Geliebten, ſeine Kinder vermochte er oft ſeinen Schmerz zu lindern; in der frohen Unbefangenheit ſeiner Kinder vergaß er oft, welchen Schmerz ſeine Bruſt bewahrte. In ſeiner Liebe war er edel und fein, zart und theilnehmend, und doch feſt und ſelbſtändig; immer muthvoll, wenn er zum Handeln kam. — Man möchte wohl ſagen, daß Jahrtauſende dazu gehören, um einen Geiſt wie den zu wiederholen.

Wo wirkt er jetzt? Welche neue Welt braucht ſolcher Geiſter?

Weimar den 18. März 1806.[1] Nicht um dem Publikum zu zeigen, wie und was Schiller war, werde ich öffentlich auftreten, um die zu widerlegen, die ſo unendliche Unrichtigkeiten erdacht haben, ſei es, daß ſie es ſelbſt nicht wußten, daß ſie Unrichtigkeiten ſagten, oder hatten ſie den Willen, abſichtlich die Welt zu belügen, um ſich das Anſehen zu geben, als wären ſie mit Schiller in Verbindung geweſen?

Meiner Kinder wegen halte ich es nothwendig mich zu erklären; ich erlebe es wohl nicht, daß ſie zu dem Alter des Selbſturtheilens kommen, wo ſie durch meine Erzählung von ihrem unvergeßlichen Vater ein wahres Bild ſich machen könnten. Sie werden begierig jedes Blatt ergreifen, das ihnen eine Spur von dem Geiſt dieſes hohen Menſchen geben konnte. So falſche Bilder, ſo unrichtige Anſichten, wie dieſes Buch enthält, könnten ſie irre in ihrem Ideal machen; und das Einzige, was ich noch eifrig zu thun wünſche, iſt, meinen Kindern zu zeigen, welchem Vater ſie ihr Daſein verdanken, und wie ſie ihn ihr ganzes Leben beweinen ſollten.

---

[1] Lotte wünſchte in ihrem erſten Schmerz überhaupt, daß über Schillers Leben und Perſönlichkeit nichts geſchrieben würde und fühlte ſich deßhalb durch ein im Jahre 1805 anonym erſchienenes Buch: Schiller oder Scenen und Charakterzüge aus ſeinem ſpätern Leben. Stendal bei Franzen und Große 136 S. 8. (von K. W. Oemler) ſehr verletzt. Das im Jahr 1806 von demſelben Verfaſſer herausgegebene Gegenſtück: Schiller der Jüngling u. ſ. w. hat ſie nicht beurtheilt.

Es geht mit der Zeichnung eines Charakters, und eines ſolchen Charakters, wie mit der Statue des Apollo;[1] jeder Stümper wagt ſich daran, dieſe hohen Umriſſe zu zeichnen und glaubt ſie erreichen zu können. Eben weil es ein uns gegebenes Kunſtwerk iſt, glaubt Jeder ein Recht daran zu haben, eignet es ſich zu und hat kaum noch die leiſeſten Züge ergriffen, die das Ganze andeuten.

Ewig unerreichbar ſteht der hohe Gott, der den Künſtler beſeelte, dem er erſchien. So erſchien Schillern der Genius des Guten und Schönen, das er auszudrücken und auszuſprechen vermochte. Aber wer kann wagen, ihn ſelbſt auszuſprechen? Gerade die Anmaßung, welche der Verfaſſer des Werks „Schiller oder Scenen und Charakterzüge aus ſeinem ſpäteren Leben ꝛc.“ zeigt, und die Kühnheit, zu thun, als wenn er genau ihn gekannt hätte, iſt ein Zeichen ſeiner Unredlichkeit. Schon die Vorrede enthält wahrſcheinlich eine Lüge,[2] denn ſeit 1790 hatte Schiller keinen Bekannten, keinen Vertrauten nämlich, der ſo etwas in dem Geiſt ſchreiben konnte.

Die Beſchreibung ſeines Körpers iſt ganz falſch.[3] Schiller hatte keine dunkeln Haare; er hatte ſehr blonde, hellgelbe Haare,[4] ein blaſſes weißes Geſicht und ſehr zarte Haut; keine griechiſche Naſe, keine aufgeworfenen Lippen; der untere Theil des Geſichtes ging vor, aber im Knochenbau.

---

[1] Frau v. Wolzogen ſchöpfte daraus den Vergleich von Schillers Geſtalt mit dem vaticaniſchen Apollo, den ſie auf Meyers Rath (lit. Nachl. 2, S. 259) weggelaſſen hat.

[2] „Daß ich ſeit dem Jahr 1794 öfter um Schiller war, daß ich das Glück hatte, ſeinen Umgang und ſein Zutrauen zu genießen und mit ihm eine geraume Zeit an einem und demſelben Orte lebte und wirkte.“

[3] Z. B. „Nicht ſtark war das bräunliche Haar ſeines hoch gewölbten Hauptes und hier und da mit ſchöner Farbe ſchön gezeichnet … Unter ſeiner hohen Stirn … erhob ſich eine griechiſche Naſe. Die Lippen waren etwas ſtark aufgeworfen … Ein etwas hervorragendes Kinn mit Grübchen.“

[4] Die noch vorhandenen Haare ſind ganz röthlich.

Es iſt eine Unredlichkeit und Zudringlichkeit darin, die man nicht ohne Stillſchweigen übergehen kann, wenn ein Menſch von einem Familiencirkel redet, den er nicht kennt, Verwandten, die ihn nicht kennen, ſich einen Freund nennt und als einen unbeſcheidenen Freund ſich zeigt. Unſere wahren Freunde fühlten bald, daß ſie uns mit edler Beſcheidenheit und nicht mit zudringlicher Anmaßung näher kamen.

S. 9 ſagt er, daß Schillers Geſtalt ſteif war.[1] Es gab nicht leicht eine ſchönere Geſtalt. Das Graziöſe, das ein beſtändiges Beobachten ſeiner ſelbſt, das Leichte, das ein Leben in Geſellſchaft hervorbringt, das oft Ziererei wird, davon war er ganz entfernt. Edel und ernſt war ſein Anſtand, man ſah, daß er militäriſch erzogen worden, an der Haltung ſeines Körpers. Eine natürliche Feinheit hatte ihn früh alles Unedle verachten lehren; ſo war auch ſeine Erſcheinung in der Welt und Geſellſchaft. Er war niemals ängſtlich in großen Cirkeln; denn ſein Geiſt konnte nicht etwas, was nur ſcheint, ehren; er wußte das Gute aufzufinden und das Schlechte durch eine Art Kälte zurück zu ſtoßen; aber nie war er verlegen und ängſtlich, und die Convenienz drückte ihn nicht, weil ſich ſein Geiſt in jede Form fügen konnte. Er zeigte ſich gern am Hof zum Exempel, weil er da verſchiedene Naturen und Menſchen beobachten konnte, und er ſich da frei fühlte, weil ihn nichts blendete.[2] Bei dieſer Gelegenheit ſei es geſagt, daß wohl nie ein Gemüth wieder erſcheint, das ſo viel Liebe und Wohlwollen in ſich trug, den Menſchen wohl wollte, ohne Furcht und Scheu vor ihnen zu haben. Es war aus ſeiner eigenen Seele ergriffen, was er von ſeiner Muſe ſagte, und iſt auch auf ſein Verhältniß mit der Welt und ihrem Urtheil zu beziehen:

---

[1] „Das wenig Empfehlende ſeines Aeußern beſtand beſonders in ſeinem ſteifen Gange, in der Haltung ſeines Körpers.“

[2] S. 9. „In großen Zuſammenkünften, beſonders aber am Hofe, war er ängſtlich und zurückhaltend.“

Sie achtet es, doch fürchtet ſie es nicht.

Zurückhaltend war er nur gegen die Menſchen, die zudringlich waren, und jeder falſche Anſpruch war ihm drückend; deßwegen ging mancher Calcul derer, die Eindruck machen wollten, ganz bei ihm verloren.

S. 12. Jede kräftige Natur war ihm intereſſant, und deßwegen ehrte er Guſtav Adolph, wie ihn jeder Edle ehren muß. Auch liebte er die ſchwediſche Nation des Königs wegen. Aber in ſo weinerlichen Ausdrücken, wie der Verfaſſer ſagt, hat er gewiß nie von Lützen, noch von Guſtav Adolph geſprochen.[1]

S. 13. In einem ſolchen Ton ſprach er nie mit ſeinen Kindern; er machte ſie zwar aufmerkſam auf die Begebenheiten des Tags, aber ſeinen Enthuſiasmus, wie ihn der Verfaſſer ausſpricht, hätte er den Kindern nicht auf dieſe Art gezeigt.[2]

S. 14. So ſprach er nie von einem Menſchen. Auch dieſe Segenswünſchungen waren ihm gar nicht gewöhnlich.[3]

Wie ein Menſch, der Schiller kennen wollte, ſo ganz ſeinen Charakter verfehlen kann!

S. 18. Hülfreich war Schiller und theilte fremde Leiden, aber in ſolchen Ausdrücken ſprechen that er nie. Wenn nur nicht dieſer empfindſame Schwärmer ein ſo weinerliches Bild entwerfen wollte! möchte man ſagen.[1]

---

[1] „Erhaben ... waren die Empfindungen, die er dann laut werden ließ, wenn er auf ſeinen Reiſen nach Leipzig das berühmte Schlachtfeld bei Lützen vorbeipaſſirte ... O! (ſo rief er dann wehmüthig aus,) daß die nicht die beglückten Nationen ein feierliches Denkmal ſetzen."

[2] „An dem Tage, an welchem die Gegenwart des Königs und der Königin von Schweden Weimar beglückte, ſagte er mehrermale zu ſeinen Kindern: freut euch! Ihr ſeht heute noch den großen Nachkommen Guſtav Adolphs, von dem ich euch ſo oft erzählte."

[3] S. 15. „Als des Königs und der Königin Majeſtäten ... Weimar wieder verließen, ſtand Schiller mit einem ſeiner kleinen Söhne am Fenſter ... Kind, ſprach er ... Kind! wünſche ihnen Segen nach, dein Vater thut's auch."

S. 24. Schiller ging nie um zu meditieren im Park herum; er ging überhaupt zu wenig; und die Nachricht der Declamationen im Freien iſt ganz unwahr.[2]

S. 30. So hat Schiller nie über ſich geſprochen.[3] Die Xenien ſind viel früher entſtanden, als er in ſeiner Gartenwohnung lebte; wieder eine Unrichtigkeit, die die Unwiſſenheit des Verfaſſers beweiſt.[4]

S. 33. Der Verfaſſer thut ſehr gut, wenn er nichts von den Xenien verrathen will, denn er weiß nichts, und es wird es auch Niemand wiſſen. Kein junger Gelehrter war in dieſem Kreis, der Antheil hätte haben können.[5]

Die Unvollkommenheit der nach dieſen entſtandenen Xenien beweiſt zu gut, daß Keiner es vermochte, den Donnerkeil des Jupiters nach zu ſchwingen.

Er hat nichts geleſen von Allem was gegen die Xenien geſchrieben.[6]

Er las überhaupt nicht gern das Neuere, und die Stimme der deutſchen Journale war ihm ein widriger Ton. Er mußte ſich die Zeit, für die er ſchrieb, von der Imagination entfernen, um die Bilder derſelben reiner darzuſtellen. Das Wirkliche machte einen ängſtlichen Eindruck auf ihn.

---

[1] „Wenn ich nur alle Menſchen glücklich und mit ihrem Looſe zufrieden wiſſen und ſehen könnte!"

[2] „Schlich man ihm hier ungeſehen nach, ſo ſah man ihn mit einem Manuſcripte ... beſchäftiget ... Man hörte ihn ... oft feurig, bald ſchwermüthig declamiren."

[3] „Hier" (im Garten) „gefalle ich mir," ſo hörte ich ihn zuweilen ſcherzen, „wohl als Diogenes in ſeiner Tonne! — Das iſt mein Theater! — Hier ſpiele ich die Hauptrollen!"

[4] „In dieſem Häuschen war es auch, worin Schiller die Xenien verfertigen half." Aber die Xenien entſtanden 1795 und 1796, die Gartenwohnung wurde erſt 1797 bezogen. Die Nachrichten über die Xeniengaſſe u. ſ. w. bei Hinrichs I S. 192, 212 und Schwab S. 465 rühren aus demſelben Büchlein her.

[5] „Die meiſten der Xenien entſtanden in einem gewiſſen freundſchaftlichen Cirkel, viele aus dem Stegreife und wurden dann von einem jungen Gelehrten, der ſie bei dieſer Gelegenheit im Gedächtniſſe behalten, oder niedergeſchrieben hatte, wieder reproducirt, als nachdem von der Reform der deutſchen Litteratur die Rede war."

[6] S. 33. „Die Xenien ... erklärte Schiller für das beſte dieſer Producte ... und ſammelte Alles was für und wider geſchrieben wurde." Lotte geht im Unwillen zu weit, vergleiche Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe 237 ff.

S. 35. Wenn ein vertrauter Freund von Schiller, der ſeinem Geiſt, wie ſeinem Schickſal folgte, ſagen kann, daß er das Lied an die Freude und das Lied von der Glocke in einem Jahr machen konnte, der erklärt ſich bald, daß er unwahr iſt.[1] Das Lied an die Freude entſtand 1785 oder 1786 in Dresden;[2] die Glocke im Jahre 1799.

S. 36. Als ein Zecher ſah Schiller nie im Kreiſe ſeiner Zechbrüder und umfing die ganze Welt in einem Kuß; auch trank er nie die Geſundheit der Fürſten in ihrer Abweſenheit, wenn es nicht die Höflichkeit in größern Cirkeln forderte.[3] So platt deutſch, wie ihn der Verfaſſer ſieht, war er nie. Er ehrte das Gute, wo er es fand; aber der Fürſt und der Unterthan war ihm kein Unterſchied. Gerade dieſe kleinen Züge, die zum vollſtändigen Bild eines Charakters gehören, muß ich rügen.

S. 38. So ſehr er Herder liebte und ehrte, und ſo ſehr er ſeinen Genius anerkannte, ſo hat er in dieſen Worten nicht geſprochen.[4] Gerade, wo er dies fühlte, ſprach er nichts aus.

S. 41. Schiller ſang nie und würde nie in einem ſolchen Ton über Klopſtock, ſo ſehr er ihn ehrte, geſprochen haben.[5] Wenn der Menſch nicht abſichtlich lügt, ſo iſt es ein Träumer einer eigenen Art.

---

[1] „In dem genannten Stübchen ſeines Gartenhäuschens ... dichtete Schiller das Lied an die Freude, den vortrefflichen Geſang die Glocke."

[2] Vielmehr in Gohlis bei Leipzig 1785.

[3] „Dieſen Kuß der ganzen Welt" (ſagte er) dann, wenn er ... den mit altem Rheinwein gefüllten Pokal ergriff vor den frohen, fröhlichen Gäſten ſeiner Freunde zum Genuß der Freude ermunterte... „Guſtav Adolph und Joſephs Manen ſollen leben" ſprach er, und (ſo ſehr er ein [illegible] [illegible] von Gotha und unſer biederer Karl Auguſt."

[4] „Siehe, wie! verlor die Welt! Ich den beſten, herzlichſten meiner Freunde!" Der Verfaſſer kannte Schillers geſpanntes Verhältniß zu Herder nicht. Eine ächte Aeußerung in einem Briefe an [illegible] (vom 5. Januar 1804) „ein wahrer Verluſt nicht nur für uns, ſondern für die ganze literariſche Welt" (Schwab S. [illegible]).

[5] „Schiller ſagte mit gerührter Stimme: „Klopſtock iſt nicht mehr" und ſprach: „dennoch [illegible] die Thräne!" und ſang... „dieſe Verſe aus Klopſtocks bekannter Ode: Wie ſie ſo ſanft ruhn u. ſ. w."

Schillers Schatten könnte wie Achilles in den Xenien den Verfaſſer fragen:

Bin ich denn wirklich ein König ?

S. 44—49 ſagt der Verfaſſer über Schillers Charakter Einiges, woraus man ſieht, daß er auch dann und wann nicht unwahr ſah, wenn er auch unwahr ſpricht. — Mir dünkt, er hat einige Wendungen aus ſeinen Schriften als Geſpräche eingekleidet. Ich weiß den Mann nicht zu nennen, der ſo viel und über ſo Vieles mit Schiller geſprochen hätte.

S. 49. Die Geſchichte von dem jungen Doctor[1] iſt mir ganz unbekannt und unglaublich, weil ſie nicht in Schillers Art und Weiſe iſt.

S. 63. Solche Partien nach Triesnitz kamen nie vor von Weimar aus;[2] und der Verfaſſer zeigt ſich als einen, der Schillers Lebensweiſe nicht kennt.

Den 16. December 1806. Es war nicht dein Wille, Lenker der Schickſale, daß ich den Abend meines Lebens von der Liebe beleuchtet erblicken ſollte! Als ich in die ſtille Dorfkirche hineintrat, ſchwammen leichte Abendwolken an dem blauen Himmel, und die Abendſonne übergoß ſie mit röthlichem Glanze. An Schillers Hand trat ich in die ſchmuckloſe Kirche und legte das Gelübde ab, ihm treu zu bleiben bis in den Tod. Ach es war nicht das Bild meines Lebens, der Wink der Natur, denn ich leite ihn nicht an der Hand bis ins Abendroth des Lebens. Einſam ohne ihn ſtütze ich mich noch auf das Band, woran das Schickſal mich feſt hielt. Meine Kinder werden mich lieben, mir wohlthun, aber der Segen der Liebe wird mich nicht mehr über die Wellen des Lebens empor tragen, und ich wandere einſam dem letzten Ruheplatz entgegen, denn das, was mich belebte, kann nur ich fühlen. Dieſe einzige hohe Natur fühlte nur ich ſo rein und klar, und deßwegen verſteht auch meine Liebe kein anderes Weſen: Das Leben konnte durch die irdiſchen Anſichten Andern anders dünken, mir ward immer das Glück, daß mich das Gefühl für ihn, mit ihm zu leben, aus allem Kummer wieder erhob, und ich konnte ganz rein fühlen, daß ſeine Liebe mir Alles war.

---

[1] Den Schiller in einen wöchentlichen Club eingeführt und gegen geringſchätzige Behandlung energiſch geſchützt haben ſoll.

[2] Einem Vergnügungsorte, eine halbe Meile von Jena. S. 63. „Er kam öfter von Weimar aus mit ſeinen Freunden Goethe, Herder und Andern Sonntags, auch in der Woche zuweilen, dahin“ u. ſ. w.

Ich träumte einſt in den erſten Zeiten meiner Bekanntſchaft mit ihm, ich ſäße in einer Hütte auf einer hölzernen Bank, vor mir eine Thür, durch die ich auf eine himmliſche Gegend hinunter ſah, und an ſeinem Herzen über Welt und Zeit erhaben. So war dieſer Traum eine Deutung meines Lebens; ich konnte über alle Bedürfniſſe hinweg blicken in den Stunden, wo ſein Geiſt zu mir ſprach, und fühlte in den erſten Jahren unſerer Verbindung wie in den letzten das gleiche Glück. Mit mehr Bewußtſein meiner ſelbſt in ſpäteren, denn ich hatte mich durch ihn gebildet, empfänglicher gefunden und genoß reiner den Anblick ſeines Geiſtes. Zuweilen begegnete es mir, daß er Dinge ſagte, die ich eben gedacht hatte oder ſagen wollte, und ich fand froh dieſe Uebereinſtimmung, weil ſie mir zeugte, wie ich mir durch das Leben mit ihm, durch das Verfolgen ſeines Geiſtes ſeine Ideen angeeignet hatte.

Es kann ſobald keine ſolche Natur wieder exiſtiren wie dieſe, vielleicht nie wieder; denn gerade dieſe Bedingungen, die erfordert wurden zu ſeiner Bildung, ſind ſo ſchwer zu wiederholen. Das einfache kindliche Leben ſeiner Jugend, unter Menſchen, die ihn nicht zu faſſen vermochten, die ihn alſo durch nichts hinderten, aber ihm auch in nichts zuvorkamen, gab ihm die erſte Kraft, die auch die deſpotiſchen Verhältniſſe der Militärakademie nicht unterdrücken konnten, nur hemmen.

Weil er von der Wirklichkeit eingeengt wurde, ging die Kraſt ſeines Weſens ganz in ſeine Phantaſie über, und er träumte ſich Freiheit, da er in engen Mauern ſchmachtete.

Dieſe Abſonderung von ſeiner Familie, die nur in der Realität lebte, gab auch ihm die feſte Anhänglichkeit an ſie, denn er dachte ihrer in ſeiner eingeſchränkten Lage mit heißer Sehnſucht. Er wiederholte ſich in der Phantaſie die häuslichen Freuden, dachte ſich gern die Mutter, wie ſie allen Verrichtungen des Hausweſens ſich unterzog. So wenig ſein Geiſt in dieſem Cirkel hätte Fortſchritte machen können, ſo ſehnte er ſich doch oft hin und hing mehr an der Mutter als am Vater, weil ſie ihm gleicher war in ihrem Streben und Wirken und Neigungen. Er ſtand unbewußt, welcher Geiſt ihn beſeelte, unter denen, die ihn umgaben, und deßwegen erſchien er ſo groß und mächtig wie eine höhere Gewalt.

So ſtrömen des Geſanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Ein ſolches Weſen, von allem Gemeinen fern und entfremdet, gibt es wohl nicht mehr. Mit aller Einfachheit, Anſpruchloſigkeit ſeiner Erſcheinung übte er immer eine Gewalt auf die aus, die ihn umgaben. Man mochte den hohen Geiſt zu faſſen vermögen oder nicht, man fühlte ſeine Hoheit und eine gewiſſe Scheu, etwas Unedles in ſeiner Nähe zu dulden.

Seine Freunde fühlten allen Reichthum ſeines Weſens, und, weil er ſelbſt ſie begeiſterte, ſo glaubten ſie auch ohne ihn etwas zu ſein. Dieſe Bemerkung fiel mir auf bei Huber.[1] Dieſer wäre ohne Schiller nichts geworden in literariſcher Hinſicht. Man fühlt, daß ſeine Flamme ihn belebte. Körners biegſamer Geiſt, der alle ſchönen Formen aufzufaſſen vermochte, aber nicht wieder darſtellen konnte, wurde auch durch Schiller belebt und lernte auf dieſer Stufe ſtehen durch ſeinen Geiſt getragen; ohne Schiller wären Beide gewiß alles Gute geworden, was ſie durch ihr Gemüth ſchon ſein mußten, aber dieſe Art geiſtiger Bildung hätte Körner ohne Schiller gewiß nicht erlangt. An Huber merkt man klar, daß er nur einem fremden Impuls folgte, denn die Energie ſeiner Natur hätte ihn nicht dieſen Weg geführt. Huber konnte alles Schöne empfinden und hatte einen eigenen Geiſt, ſich in Formen zu finden. Aber das hohe, rein Genialiſche von Schillers Werken und Weſen haben Beide nicht ſo gefühlt, ich kann es frei ſagen, als ich es fühle; denn mir gab die Liebe Kraft zu ahnen und zu verſtehen. Goethe verſtand ihn allein in den hohen Momenten unter ſeinen Freunden: davon war ich Zeuge. Wie glänzende Meteore gingen dieſe beiden Erſcheinungen oft an einander vorüber, und einer faßte die Flamme des andern auf, ohne ſich zu zerſtören. Schillers Geiſt ſtieg immer aus der tiefſten Tiefe wieder mit Kraft aufwärts zum reinen Element, und deßwegen wird kein ſolcher Menſch wieder erſcheinen, den eine göttliche Kraft ſo belebte als ihn.

---

[1] Deſſen Biographie L. an demſelben Tage geleſen hatte. Dieſelben Urtheile ſpricht ſie am 17. December gegen Knebel aus, Briefe S. 70.

Goethe und Schiller werden in einem ganzen Zeitraum vielleicht allein ſtehen bleiben und der Welt zeigen, was Menſchen vermögen, die mit aller Kraft ihres Geiſtes nach Vollendung hinſtreben. Goethe ſucht ſeinen Geiſt auszuſprechen in den großen Anſichten der Natur. In ſeinen Naturbeobachtungen ſtrebt ſein Gemüth nach den höchſten reinſten Zwecken, und er ſucht die große Harmonie des Unendlichen mit den menſchlichen Anſichten zu verbinden. Groß und ſtill, wie er die Naturphänomene ſchildert, geht auch ſein Geiſt durch das Weltall, und immer neue Anſichten erwachen in ihm. Er will den Moment, der ihm wird, ſchöpferiſch geſtalten und ſo ausſprechen. So fühlt man ſeinen Geiſt, wenn er ſich ausſpricht. In ſeiner Poeſie lebt wieder dieſer Geiſt, der den Moment ſeiner Imagination wiedergibt. Jede Poeſie iſt der beſte dargeſtellte Ausdruck ſeines Gefühls, ſeiner bildenden Kraft. Er geſtaltet ſeine Geburt der Phantaſie mit dem lebendigen Geiſt, den er in Alles legt, und man kann keinem der Gefühle widerſtehen, welche er ausſpricht. Man wird hingeriſſen von der Gewalt. Aber ſobald er die Idee hat zu der Menge zu ſprechen, ſo will er herunter ſteigen und dadurch verliert er das Edle aus dem Geſichte. (Aus einer andern Skizze.)

Schiller fühlte die Gewalt der Gegenwart auch heftig, aber ſein Geiſt bildete ſeine Erſcheinungen mehr durch ſeine reine Phantaſie in ſich aus, um ſie alsdann verſchönert wieder zu geben. Der innern Kraft widerſtrebte nichts, was er in ſich auffaſſen wollte. Er reflektirte mehr bei dem Ausdruck ſeines Weſens, und durch die Reflexionen entſtanden die Schöpfungen ſeines reinen Geiſtes. Er ſtrebte nach dem Höchſten, was er in ſich trug. So vereinigten dieſe beiden Geiſter die höchſte Kraft und den höchſten, reinſten Willen. Ihre Kraft ſprachen ſie aus in ihren Werken, und indem ſie Beide nach der höchſten Vollkommenheit und Reinheit der Anſichten ſtrebten, gelang es ihnen auf Zeit und Nachwelt zu wirken, ſie zu ergreifen, und ſie machten ſich eine Klarheit zu eigen, die nur durch die Milde der Kraft entſtehen kann.

Die neuere Generation der ſchöpferiſchen Naturen iſt in einem unbewußteren Zuſtand; ſie fühlen Kräfte in ſich erwachen, große Ideen ſchweben ihnen vor; aber ſtatt ſie reifen zu laſſen, ſoll Alles gleich ausgeſprochen ſein und ſo auch zu Andern ſprechen. In ihrem Innern iſt Streit, und weil ſie nicht nach Vollendung für ſich ſelbſt ſtreben, ſondern gleich auf Andere wirken wollen, ſo entſteht Halbheit, Dunkelheit, die alsdann ſich hinter einer Maske der Anmaßung verbirgt.

Schiller und Goethe ſprechen ſich aus, wie es ihnen um die Seele iſt; dieſe aber hüllen durch ihr ſtolzes Schweigen ihre eigene Unſicherheit ein, und wenn ſie ſprechen ohne gehört zu werden, ſo entſteht der feindliche Eifer. Goethe und Schiller ſuchten ihre Kraft in dem Ausdruck deſſen, was ihnen groß, erhaben und ſchön war. Die neueren Dichter, Philoſophen und Andere halten Grobheit für Kraft, oder fallen in eine frömmelnde Empfindſamkeit und bedecken mit dem Lichte des Himmels die Blöße und Kleinheit ihres Geiſtes, und ſtatt zu leuchten wollen ſie blenden.

Goethe, Herder und Schiller ſind die eigentlichen genialiſchen

Dichter in Deutſchland; die Andern ſind nur aus Anklang zu Dichtern geworden.

Goethe hat in ſeinen Gedichten die ganze Natur, die er reich und groß anſchaut, niedergelegt, und was er dichtet, iſt der Ausfluß *ſeiner Natur* und kann ſich keine andere Natur anmuthen. Seine Einbildungskraft verſinnlicht ſich die Natur, und in wahren Tönen ſpricht er jedes Herz an.

Herder hat die Natur, die er in einem erhöhten Sinn anſieht, weil er ſelbſt eine hohe Natur iſt, in einer philoſophiſchen poetiſchen Form wiedergeben wollen; ſeinen Poeſien und ſeinen Erfindungen fehlt die Sprache, die allgemein verſtändlich anſpricht, weil ſie aus einem hochgeſtimmten Inſtrument tönt. Es ſind nicht oft die Menſchen in der Stimmung, die reinen, himmliſch geiſtigen Töne aufnehmen zu können, wie man ſie aufnehmen ſollte; deßwegen wird man ſeinen eigentlich poetiſchen Geiſt nicht ſo anerkennen, und weil man kein Organ dafür hat, ihn aufzunehmen, ihn lieber nicht für einen Dichter erkennen wollen.

Schiller vereinigte Beides in ſeinen Werken, was Herder und Goethe einzeln beſitzen. Er ſpricht die Natur aus, und wenn es nicht immer ſo lebendig warm aus dem Quell der Natur geſchöpft erſcheint, ſo iſt es nicht, weil die Bilder ſo hell und klar nicht in ſeiner Seele ſtanden, ſondern weil er das Höchſte in der Natur mit dem höchſten Geiſtigen verbunden darſtellen wollte, und dafür fehlt oft denen, die empfangen, die Empfänglichkeit.

Wieland, Klopſtock, Voß ſind auch Dichter anderer Art; ſie haben ſich ſelbſt zu Dichtern gemacht und nicht die Natur, die ſie auffaßten, ſondern ihre Natur ausgeſprochen.

Vielſeitig und geiſtreich, gefällig iſt Wieland, aber nie groß; er kettet nicht an das Einzelne das Univerſum an, wie es den drei Genien gelang, ſondern er gibt mit ſeiner Phantaſie die Dinge, die er umfaßt, in einer gefälligen Form wieder.

Klopſtock hatte Gefühl für das Erhabene, und er ſprach in hoher, begeiſterter Sprache ſich aus, aber kein menſchliches Gefühl.

Anders Voß, er iſt eine rein menſchliche Natur, die ſchön und wahr empfindet. Aber er iſt mehr Dichter in ſeiner Art zu ſein als ſich auszuſprechen. Sein gewöhnliches Leben und Treiben gleicht einer Idylle. Er hat ſich aber nicht durch die verflochtenen Weltverhältniſſe durchgeſchlagen und iſt nicht aus Sehnſucht nach einem andern Zuſtand zu dieſer Stimmung gelangt, ſondern ſein ganzes Leben war gleichförmig, wenn nicht immer eben, doch nicht rauh. Er hatte keine Kämpfe mit dem Schickſal zu beſtehen, ſondern rettete ſeine Gefühle aus dem Strom der Zeit, weil er ein ſtill handelndes Mitglied der Welt war. Dieſe friſche Luſt des Lebens haucht aus ſeinen Gedichten, die meiſtens ſeine Individualität ausdrücken. Aber er knüpft das Unendliche nicht an das Endliche an; keine Begeiſterung ſpricht aus den Produkten, ſondern reines Aufnehmen des Gegenwärtigen.

Erinnerungen an Wieland, Herder, Goethe, Schiller.[1]

Billig ſollen wir ſtets dankbar des Guten, wie der Guten gedenken, die auf unſer Leben und Wirken einen glücklichen Einfluß hatten. Die neuere Welt iſt ſo voll ihres eigenen Thuns und Treibens, daß ſie kaum mehr zu würdigen verſteht, was man vor ihr geleiſtet hat. Sie bedenkt nicht, daß der Grad von Kultur, auf dem ſie jetzt ſteht, den ſie ſich angeeignet hat, nicht durch eigenes Streben errungen iſt; ſondern, daß Jeder, der hervorbringen kann, ſo vieles vorgearbeitet findet, ſo viel Ideen in Umlauf gebracht ſieht, daß, wenn er beſcheiden erwägt, was zu thun übrig geblieben, er ſich ſagen muß: es gibt nichts Neues unter der Sonne. Die jetzige Generation iſt durch ſo viel äußeres Ungemach zur Reiſe gekommen, daß man nicht erwarten darf, ſie ſolle das Reſultat eines ruhigen Daſeins ausſprechen. In Stahl gerüſtet ſahen die Meiſten Alles, was Kunſt und Wiſſenſchaft iſt, rohen Eindrücken preisgegeben. Der Kampf mit der Nothwendigkeit hat die Chöre der Muſen verſtummen laſſen. Die Begeiſterung für Freiheit und Vaterland, die in Geſängen ſich ausſprechen konnte, iſt durch die Beleuchtung der Wahrheit vernichtet oder in den Hintergrund geſtellt worden. Wahren Enthuſiasmus kann der Augenblick nicht erzeugen, und ſo erſtirbt Hoffnung und Glauben an dem Fortſchreiten des Geiſtes beinahe. Was in Wiſſenſchaften, in Fortſchritten der Entwicklung menſchlicher Fähigkeiten geſchehen, was die Kunſtfertigkeit leiſten konnte, muß man dankbar anerkennen; aber das Reich des Verſtandes hat den Sieg über die höheren Gaben des Geiſtes, der Vernunft erzwingen wollen, und dieß iſt das Unheil, welches noch ſpäte Spuren andeuten werden. Daher möge eine freundliche Erinnerung uns noch den Spiegel vorhalten und die Strahlen der ſcheidenden Sonne einer ſchönern Zeit noch die Gipfel der Haine übergolden und uns freundlich in eine ſchöne Vergangenheit führen, indem wir uns in ihren Schatten flüchten.

---

[1] Da Knebel ſich weigerte, der Aufforderung der Verfaſſerin zufolge (S. 489, Brief vom 19. März 1820) ein neues Gaſtmahl der ſieben Weiſen, ein Bild der nächſten Vergangenheit zu geben, machte ſie ſich in einer einfachern Form ſelbſt ans Werk, daher Stimmungen und Urtheile dieſer Notizen ſich öfters mit den im Jahr 1819 und 1820 an Knebel gerichteten Briefen berühren.

Was in einem kleinen, wenig umfaſſenden Kreis erſchaffen werden kann, zeigt uns die Epoche der Weimariſchen Welt an, wo Wieland zuerſt anerkannt wurde, wo eine Fürſtin[1] durch die Lebendigkeit ihres Geiſtes einen gebildeten Kreis um ſich erſchuf, dem ſie abgewann, was einer Frau ihrer Bildung möglich war; ſie war wie die meiſten Fürſtinnen damaliger Zeit auf alle Art ausgebildet, für die Geſellſchaft und das Leben am Hof. Doch der Geiſt, der durch ihren Oheim erweckt wurde, ging weiter: ſie wollte auch ſelbſt wirken, lieben und pflegen; ſo fand er einen Anklang in ihrem eigenen

---

[1] Anna Amalie von Braunſchweig, Nichte Friedrichs des Großen, geb. 1740, 1756 Gemahlin des Herzogs Ernſt Auguſt Conſtantin von Weimar, 1758 Wittwe, Mutter zweier Prinzen, Carl Auguſt und Conſtantin, Regentin bis zum Jahr 1775.

Buſen; ſie fühlte fein und zart, doch nicht mit Tiefe des Geiſtes; aber gewohnt ſich zu beſchäftigen mit der Literatur, mit der Kunſt, benutzte ſie ihre unabhängige Lage. Sie ward frühe durch ihr Schickſal an die Spitze der Verwaltung geſtellt, und ſie hinterließ Manches, was würdig der Fortſetzung war, was man dankend anerkennen muß, als ſie das Land dem Regenten übergab. Die Freiheit ihrer eigenen Exiſtenz ließ ihr die der Andern ſchützen; ſie hörte Alles an, was man ihr vortrug, empfand den Reiz einer gebildeten Unterhaltung, und ohne ſich ſelbſt viel auszuſprechen, gewann die Geſellſchaft einen lebhaften raſchen Schwung.

Sie wollte dieſe Art zu ſein gern fortbilden; ſie verſammelte daher Menſchen von allen Ständen um ſich und gewann durch die Anmuth und Milde ihres Weſens die Neigung, wo ſie ſich zeigte. Durch die Art der Behandlung ihrer Umgebungen, ob ſie wohl immer die Vorzüge ihres Standes geltend zu machen wußte, wurde es Allen leicht, mit ihr zu leben. Als ſie die Regierung niederlegte, ſo zog ſie ſich zurück von dem, was allein das Hofleben forderte, und ſchuf ſich ein künſtlich frohes Leben durch ihre Duldſamkeit und Wohlwollen. Wieland war der Erſte, der die Liebe zur deutſchen Dichtkunſt erweckte, indem er denen, die an fremde Dichtkunſt gewöhnt waren, durch Nachahmung und Nachbildung der Franzoſen näher ſtand als den Dichtern unſers Deutſchlands. Klopſtock ſtand noch allein erhaben da; mit ihm fing die wahre poetiſche Zeit an; die ältern Dichter blieben alle hinter ihm, und er zeigte zuerſt, wie man Reichthum der Phantaſie ausſprechen ſollte. Sein Vaterland beſang er würdig und wollte der Nation zeigen, wie ſie Eifer und Kraft ſich bewahren könnte, und wie das falſche Streben vermeiden, fremde Nationen zum Vorbilde zu nehmen; er langte nach den ewigen Sternen mit großem Gemüth; er wollte uns in ſeinen Erſcheinungen des Lebens, dem Züricher See u. ſ. w. die Natur erhöhen, wie die frei geſinnten guten Fürſten rühmen. So begeiſterte er durch ſeine Oden, die wahren Schwung haben. Sein Gemüth, das nach dem Unendlichen ſtrebte, wollte für Religion auch in der Poeſie wirken und wählte den Stoff der heiligen Geſchichte. Wo er Menſchliches beſungen hat, hat er rührend geſungen; was nicht zu faſſen iſt, nicht zu beſingen, hat er mit Würde und Geiſt doch ergriffen. Man möchte oft, daß es keine Träume wären. Der Meſſias wird bleiben, ſo lange die Religion in den Herzen lebendig iſt; und wenn auch hier und da Mancher ſich über dieſe Gegenſtände erhaben wähnt und mit kritiſchem Blick eine ſolche Dichtung ermeſſen will, ſo wird doch dieſes Gedicht bleibend auf fromme Gemüther wirken, und ſie werden ſich aus dem Wirrwarr des Lebens gern in die höhern Regionen des Glaubens, des Duldens und der Liebe flüchten. Miltons verlorenes Paradies gab ihm die Idee, ſcheint es, und es mag immer ein Vorzug zweier Nationen bleiben, die ſich näher verwandt ſind, als ſie es ſelbſt glauben, daß es ihre Dichter verſuchten, das, was dem Herzen das Heiligſte iſt, zu beſingen. Kein franzöſiſches Gedicht dieſer Art iſt vorhanden. Was Dante in ſeiner göttlichen Komödie ausſpricht, geht von irdiſchen Gegenſtänden zum Himmliſchen über. Aber Klopſtocks und Miltons Dichtungen ſind aus dem Himmliſchen entſprungen.

Wieland ſtand als Gegenſtück Klopſtocks da; wenn Letzterer im Himmel die Bilder ſeiner Menſchen ſuchte, ſtrebte Wieland die Nuancen des menſchlichen Herzens und Gemüthes in fremden Dichtungen zu finden und aus der Feen- und Ritterwelt ſich Geſtalten zu verſchaffen. Geiſtreich, liebenswürdig, wie er ſelbſt, ſchuf er ſeine Feengeſtalten, aber der Hauch des wahren menſchlichen Geiſtes mangelte. Seine großen Kenntniſſe, ſeine Reinheit in den menſchlichen Verhältniſſen ſind ein großes Gut, das er ſich bewahrte bis ins Alter. Ein holder Zauberſchein malte ihm die Welt anders als ſie war. Er glaubte an das Gute, weil er ſelbſt gut war. Aber weder Kampf mit Leidenſchaften noch große Tiefe der Empfindung bezeichneten ſein Leben; und wenn man der Idee Raum gibt, daß nur aus Kampf Klarheit hervorgeht und Kraft, ſo war dieſes von den Muſen gepflegte Gemüth nicht für das Leben geſchaffen. Ohne die großen Kräfte des Geiſtes in Anregung gebracht zu haben, lebte, dichtete er, und ſo ſah er auch die Umwandlung der politiſchen Welt an. Er war gewohnt, über Alles zu denken und den Geiſt in den Werken der Kunſt und des Lebens zu ſuchen. Aber große verwickelte Verhältniſſe hätte ſeine kindliche Seele nicht ertragen können. Seine leicht bewegliche Phantaſie verwandelte ihm ſchnell zur Freude, was in andern Naturen ein lang nachtönender Schmerz geworden. Er klagte über die Welt und empfand das Unrecht, doch immer war ein tröſtender Genius ihm nahe, der das Uebel verhüllte und ihm Hoffnung gab. So wie ſeine Dichtungen, ſo war ſein Leben; und die Frömmlinge, die in ſeinen Dichtungen zuweilen ſuchten, wie ſie ihn richten könnten, hatten nicht das Recht, die Weſen ſeiner Einbildung zu rügen; denn wie ein leichter Traum verſchwanden alle Eindrücke wieder, und ſo unbeſcholten und rein lebte er bis ans Ende ſeines Lebens. Er ſprach nicht von Religion; er wollte zuweilen durch Scharfſinn das Gefühl übertäuben, aber das Nachdenken über hohe Gegenſtände war oft in ihm lebendig in den letzten Lebensjahren.

Als er nach Weimar kam, hat er gewiß guten Einfluß gehabt, und für eine jugendliche Welt hatte der Dichter der Grazien und Muſen mehr Reiz als der fromme Dichter der Meſſiade, der mit ihm nur gemein hatte, einſam zu glänzen. Die Nation hat Wieland viel zu danken, denn er ſelbſt hatte ſo viel geleſen von den Griechen und Römern, und Horaz, den er für die Nichtgelehrten überſetzte, hat großen Werth. Cicero's Briefe zeigen die Thätigkeit ſeiner letzten Lebenszeit. Er zeigte den Herren und Frauen am Hof, wenn ſie ihn leſen wollten, wie viele Kenntniſſe er erworben und wie viele Fächer der Literatur er ſich angeeignet hatte; er hatte daher in dieſem Kreis viel gewirkt, und es entſtand bei Manchem wohl Sucht zu glänzen; man glaubte ſchon ſelbſt etwas zu ſein, wenn man nachſprach, was Wieland geſprochen; aber bei manchem geiſtreichen, empfänglichen Gemüth hat er eine höhere Bildung hervorgebracht und gewiß auf die Bildung der Nation mehr gewirkt, als manche Nachkömmlinge wohl zugeſtehen wollen.

Wieland kannte die Welt nicht; wie ſeine Genien und Geiſter und Feen und Gnomen-Welt Bilder der Einbildungskraft ſind, ſo dachte er ſich auch die Blumengewinde um die Tempel des Ruhms geſchlungen und wußte dem wirklichen Leben einen Glanz abzugewinnen. In ruhigen, bürgerlichen Verhältniſſen geboren, in einem glücklichen Lande, wo der Boden mehr gibt, als die Menſchen genießen können, wo Einfalt, ſtille Sitten herrſchend ſind, wo die Männer ihrem Amt vorſtanden und die Frauen das Hausleben beſeelten und leiteten, kannte Wieland nicht die Störungen enger Verhältniſſe für das Gemüth. Frühe hatte er ſeine Neigung beſtimmt, und einfach und ruhig ſchien der Wechſel ſeiner Verhältniſſe niemals auf ſein Haus zu wirken, ohne Harm und Kummer als den, den ihm ſeine empfindliche Laune zuweilen ſelbſt zuzog. Es gehörte eine reine Seele wie die ſeinige dazu, um immer ſchnell die Gegenwart zu ergreifen. Während er mit Göttern und Heroen ſpielte, während ſeine Phantaſie ſich mit den morgenländiſchen Dichtungen und Mährchen beſchäftigte, außer ſeinem Hauſe ihm die Menſchen der gebildeten Welt ſchonend und ſchmeichelnd entgegen kamen, ſeine Ausſprüche wie die eines Weiſen galten, trat er in die einfachen Umgebungen ſeines häuslichen Cirkels, wo nichts von dem Anmuthigen der glänzenden Geſellſchaft ihm entgegen kam, nur als Hausvater zurück.

Seine Frau, eine gute weiche ſchwäbiſche Jungfrau, konnte ihm als Geſellſchaft wenig ſein, aber ſie wußte mit Feinheit die geiſtigen Kräfte des Mannes zu ehren, und früh wie ſpät behandelte ſie mit Zartheit ſeine Stimmung, hatte immer den Willen, ihm das Unangenehme im gewöhnlichen Leben zu erſparen und pflegte ihn auf alle Art. Selbſt als ſie ſich nach einer langen Reihe von Jahren in der Nacht ſterbend fühlte,[1] bat ſie noch ihre Umgebungen, den geliebten Gatten nicht zu ſtören und ihm ihren Tod ſo ſchonend als möglich zu ſagen. So entſchlief ſie beſcheiden, wie ſie lebte, in die lange Nacht hinüber, und der Morgen fand das Haus verödet. Nun lebte er in ſeiner Familie fort wie ſonſt und brachte die Stunden bei den Töchtern zu, wie er mit der Mutter unter ihnen war, und indem er die Welt in den Büchern beobachtete und die neueren Begebenheiten in den Ausſprüchen alter Weiſen erklären oder ſich tröſten wollte durch die alten treuen Rathgeber und Freunde, ſaß die Familie friedlich neben ihm, und das Spinnrad, wie andere weibliche Arbeit, ſtand nicht im Widerſpruch mit ſeinen geiſtigen Beſchäftigungen. Noch im ſpäteſten Alter herrſchte eine kindliche unſchuldige Seele in Allem, was er belebte; ſeine Laune wurde milder, doch immer geiſtreich, und ſobald man ſeine Aufmerkſamkeit ganz feſſeln konnte, erwachten alle Erinnerungen ſeines Wiſſens in ihm; man vergaß ganz, daß ein Greis am Rande des Grabes ſich ausſpreche; es war, als finge er die Welt erſt zu beobachten an. Wenn Viele in der Blüthe der Jugend ſchon zurückſchreiten und wie Greiſe in die Welt blicken, die immer lebendig fortwirkt, aber den verlebten Augen nur ohne Kraft erſcheint, ſo ſchien er ewig jung zu empfinden. Nur dadurch beſchränkt ſchien ſeine Natur, daß er nicht vielſeitig mehr ſich äußern konnte; er konnte nicht Allen mehr genügen; aber er blieb immer ſich gleich in ſeinen Wahrnehmungen und Empfindungen.

---

[1] 1801.

Seine politiſchen Anſichten ſchwankten wie ſeine Phantaſie, gewohnt von einem Gegenſtand zum andern zu ſchreiten; aber nie das Maß überſchreitend kehrte er immer zur Billigkeit, zur Forderung an das Rechte und Große zurück. Seine eigene Art die Erſcheinungen der gelehrten Welt zu beachten brachte manches falſche Verdienſt in ſeinen Augen zu einem gewiſſen Ruhm, den ihm nur ſein Gemüth in dem Augenblick des erſten Eindrucks gab. Man gedenkt ſo ſelten der Wirkung von Wielands Geiſt und Segen mehr; aber diejenigen, die ſeine eigene Zartheit und warmes Gefühl zu Dichtern ſtempelte, die er in der Anwandlung von Enthuſiasmus zu den erſten, einzigen ihrer Art erhob, ſie ſchmücken ſich gern noch mit dem Kranz, den er ihnen reichte, und mit dem Lob, das nur ein Gefühl eigener Beſcheidenheit ihnen zollte. So hat er Viele verführt, ſich für etwas zu halten. Gegen das wahre Talent war er gerecht, und erkannte mit Demuth die Spuren des ewigen Geiſtes, der als Genius über die Menſchen waltet und ſie in die höheren Regionen führt. Er wollte nicht belehren, aber er zeigte Antheil an den Geiſteswerken Anderer, und ſie fühlten, daß er die Empfindungen verſtand. So lebte er mit den ungleichartigſten Naturen freundlich fort. Eine gelehrte Streitſchrift iſt nie bei ihm ganz zur Sprache gekommen, und das iſt ein großes Lob; denn er erkannte das Unwahre wohl, doch ſein menſchliches Wohlwollen konnte Groll und Bitterkeit nicht lange hegen; eine einzige anſprechende Idee ſöhnte ihn mit ſeinen geglaubten Gegnern wieder aus; er war nur kalt gegen diejenigen, die ſeine Meinungen nicht anerkannten, oder die er nicht verſtehen wollte.

Er entſchlief ohne Schmerz und ohne Bewußtſein ſeines Zuſtandes. Seine Umgebungen behandelten ihn mit Ehrfurcht. Er ſchied aus der Mitte ſeiner Freunde, zu einer Zeit, wo es ihm wohl weh hätte thun können, die Noth ſeines Vaterlandes zu ſehen, ohne die Hoffnungen für das Beſſere zu empfinden.

Goethe und Herder kamen nach Weimar, als Wieland ſchon vollendet daſtand.

Herder kam ihm mit ſeinem Reichthum der Phantaſie entgegen, und Wieland ſelbſt ſtaunte ihn an, der für fremdes Verdienſt ſo empfänglich war. Goethe war ihm eine auffallende Erſcheinung; der glücklich Begabte ſtand in einer Art von Einſamkeit da; er verſtand Wieland, liebte ſeine Launen und ſchonte ſie ſpäterhin; doch war er ſchon durch das günſtige, ſorgenloſe Familienleben in einer freien Umgebung, in einer ſchönen Natur nicht einheimiſch auf einer öden Bergkette, die nur ſeine Phantaſie ſich ausmalen konnte. Der Widerſpruch mit ſeinem früheren Leben, das regelmäßige Hofleben war ihm neu. Er war aus Freundſchaft dem Rufe gefolgt, und es war vielleicht ein Gefühl von Abneigung, ſich in reichsſtädtiſche Verhältniſſe zu fügen; und ein junger Fürſt, der mit Verſtand ein raſches Leben verband, und der ſich traute, an ſeinem Hof eine Unabhängigkeit zu zeigen, die ſeinen Verhältniſſen fremd war, lockte Goethe an. Auch ſelbſt die Hofverhältniſſe lockten ihn vielleicht als reichsſtädtiſchen Bürger. Ob ſie früher nicht auf die freie Bewegung ſeiner Phantaſie Einfluß hatten, möchte man fragen. Doch der Gewinn, daß man ihn gewähren ließ, daß er Antheil und Mittheilung fand, machte ſein Leben heiter. Seine Liebe zu der Naturwiſſenſchaft, ſein Scharfſinn, ſein Unterſuchungsgeiſt gaben ſeiner Exiſtenz bleibenden Reichthum, wohin er auch hätte kommen können. Doch die Schwermuth, die Sehnſucht, die in ſeinen Gedichten früher herrſchten, ſcheinen immer nur zu deuten, daß er ein höheres Streben fühlte, das im engen Raum nicht Flügel fand, ſich aufzuſchwingen; und ſo ſah er ernſt und traurig aus oder war wild luſtig, um die Stimme des Innern zu übertäuben. Seine Nachahmer ſahen nur das Aeußere und deuteten ſich zum Scherz, was nur eine Anſtrengung des Gemüths war. Ein witziger Einfall von Goethe, der ſich immer beobachtet ſah, konnte einen ganzen Cirkel beſeligen. So war er immer der Mittelpunkt, um den ſich Alles drehte. Keiner ſeiner Zeitgenoſſen konnte ſich deſſen rühmen, aber aus ſeinem ganz verſchiedenen Jugendleben läßt es ſich erklären. Wenn Herder, der mit den trüben Seiten des Lebens in jedem Sinn des Worts zu kämpfen hatte, aus dem ungünſtigen Leben ſeiner Jugend ſich nur getröſtet fand, wenn er arbeiten, unterſuchen, dichten konnte, ſo brauchte Goethe nur das Herrliche ſeiner Umgebungen, ſeiner Lage zu benutzen, um ſich heitere Götterbilder zu geſtalten. Unter allen Dichtern iſt er der glücklichſte geweſen; er hatte nur mit den Verhältniſſen zu kämpfen, wenn er ſie beleidigt hatte; aber niemals ſtellten ſie ſich ihm in den Weg, um ſeinem Talent Schranken zu geben. Der Glückliche war er immer, aber nicht der Zufriedene; denn er hatte nicht gelernt in den menſchlichen Verhältniſſen den Frieden zu ſuchen; er hatte nicht die Bande des Lebens geknüpft, die durch ihre Wahrheit und Innigkeit die Zufriedenheit des Herzens begründen. Seine Einbildungskraft, weil ſie groß iſt, hat ihn alle Abweichungen und Möglichkeiten des

Lebens anſchauen laſſen; er hat erkannt, was ein weibliches Gemüth empfinden kann; aber die Liebe hat ihn nicht mit ſüßem Vertrauen und Hingeben belohnt.

Immer widerſtrebend, immer
Schaffend, kennt des Mannes Herz
Des Empfangens Wonne nimmer,
Nicht den ſüß getheilten Schmerz;

Kennet nicht den Tauſch der Seelen,
Nicht in Thränen ſchmilzt er hin;
Selbſt des Lebens Kämpfe ſtählen
Härter ſeinen harten Sinn.[1]

Im Augenblick der Leidenſchaft ſelbſt hat er gewiß ſein ganzes Weſen verloren und haſtig das Schickſal beſtürmen wollen. Aber doch iſt der Ausſpruch aus dem Munde der Leonore ein Orakelſpruch, wie ſie im Taſſo ſagt, in dem Werke, wo des Dichters Gemüth am feinſten und individuellſten geſchildert iſt:

Uns liebt er nicht, verzeih, daß ich es ſage! —
Aus allen Sphären trägt er, was er liebt,
Auf einen Namen nieder, den wir führen,
Und ſein Gefühl theilt er uns mit; wir ſcheinen
Den Mann zu lieben, und wir lieben nur
Mit ihm das Höchſte, was wir lieben können!

So hat er durch viele Stürme, die er überwunden, von den weiblichen Freundinnen ſich unbeſtochen aus dem Gedränge geflüchtet, und indem er wohl manche Gelegenheit fand, wahres Gefühl von falſchen Anmaßungen zu trennen, auch ſelbſt zu lieben, wo er kein Recht an Liebe haben durfte, doch ſein Herz geheilt und bewahrt.

Wenn Einer unter Allen ſich an Homers Dichtungen anſchließen kann, ſo iſt es Goethe; Niemand verſteht ſo ſinnlich dem

---

[1] Aus Schillers „Würde der Frauen“ nach der erſten Ausgabe

Leſer die vorgegebenen Gegenſtände zu zeigen; Blüthen und Früchte des Geiſtes umſchlingen mit Lebensfülle die Tempel der Götter, denen der Dichter huldigt. Er vereinigt in ſich die Klarheit des Geiſtes, und ſelbſt die Wiſſenſchaft erweckt ihn zur Dichtung; ſeine Hand belebt Alles und beſeelt es, was er feſthalten will. Man möchte fragen, woher Werther in einem ſo klaren Gemüthe entſtehen konnte: aber die ernſte Stimmung, die Trauer über die unauflösbaren Räthſel des Lebens vereinigte ſich in ſeinem Charakter, wie in den früheren Dichtungen. Er wollte zeigen, wie gefährlich der Kampf der Leidenſchaft werden könne, wenn nicht die höhere Vernunſt den Sieg davon trage. Man kann ſich Werther nicht beruhigt denken. Er hat die Welt mit ihren Kräften erſchöpft; er empfindet die ewig ſchaffende und vernichtende Kraft des Daſeins. Der einzige Brief von Werther, der das Gefühl mit aller Macht zuſammenhält, um das Bild der Welt in ſich aufzuhellen, gibt ein Licht über ſeine Entſchlüſſe und Empfindungen. Die Sehnſucht in der unbefriedigten Bruſt ſpricht ſich aus durch die Klage:

„Kannſt du ſagen: Das iſt! da Alles vorüber geht? da Alles mit der Wetterſchnelle vorüber rollt, ſo ſelten die ganze Kraft ſeines Daſeins ausdauert, ach! in den Strom fortgeriſſen, untergetaucht und an Felſen zerſchmettert wird?“ Dann ſagt er, um ſeine Gefühle noch mehr zu bezeichnen, über die große zerſtörende Kraft der Natur: „Nicht die große, ſeltene Noth der Welt, dieſe Fluthen, dieſe Erdbeben, die eure Städte verſchlingen, rühren mich; nie untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt; die nichts gebildet hat, das nicht ſeinen Nachbar, nicht ſich ſelbſt zerſtörte. Und ſo taumle ich beängſtigt, Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her: ich ſehe nichts als ein ewig verſchlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.“ —

Dieſe individuellen Anſichten legt der Dichter dem Menſchen unter, den er ſchildern will. — Werther, Taſſo, Fauſt ſind deßwegen eben ſo merkwürdig, weil man immer Goethe wieder findet; ſie ſind alle ein Bild ſeiner Anſchauungen, ſeines Begriffes von ſich ſelbſt; ſie ſind aus dem Innern entſtanden. Die übrigen Perſonen ſeiner Dichtungen ſind mehr oder weniger nach der Idee gezeichnet, die ſich der Dichter erſchuf. Sie treten nicht alle ſo lebendig, bedeutend in das Leben.

Egmont, Götz ſind nach dem gegebenen Stoff gebildete Geſtalten, und Egmont ausgeführt mit Liebe; man ſieht eine ſehr leichte Natur, die alle Eindrücke ergreift, um das Leben zu genießen, und doch reißt ſein Herz ihn hin, für das öffentliche Wohl zu handeln; er will mit frohem Lebensmuth ein unterdrücktes Volk befreien; er wagt ſeine beſten Kräfte, aber er hat nicht die Klippen geahnet, woran er ſcheitern konnte. Wie rührend ſchön iſt die Sehnſucht nach Freiheit im Kerker! Wie wirft er auch des Lebens Luſt mit Faſſung hin, als er ſich aufgeben muß.

Götz iſt der deutſche, edle Rittercharakter. Ganz anders fühlt er den Trieb nach Freiheit, nach Recht in ſich, als Egmont ihn in der Blüthe der Jahre ſich gedacht hatte. Er will mit dem Schwert, das er ſo oft zog, Unrecht zu wehren, den unterdrückten geiſtlichen, weltlichen Staaten mit Gewalt Recht ſchaffen; es iſt keine Flamme, die zum Verderben auflodert und ſchnell zündet, wohin ſie ſich auch wende. Es iſt die ganze Kraft eines einzigen Mannes, der fühlt was er will, wohin er den Stahl der Rachegöttin ſenden ſoll. Er wollte die Unterdrückung ſeines Vaterlandes enden, Anderer Unſchuld und Recht ſchützen, und ſein gerechter Sinn verließ ihn nicht auch unter Zigeunern und Räubern. Dieſe Scenen ſind meiſterhaft als Charakterzeichnung. Das Ende Götzens, wo er, da er die Freiheit der Erde nicht gründen kann, nach der himmliſchen ſich ſehnt, das Weltliche aufgibt, iſt groß und ſchön gedacht. Wie ergreift dies Geſpräch das Herz, wenn Eliſabeth fragt, was ſoll aus unſerm Sohn werden. „Laß ihn im Kloſter, er iſt heiliger als wir,“ ſagt der von aller Ungerechtigkeit und Thorheit der Welt ermüdete Vater. Dieſe Wahrheit in der Schilderung des Ritterweſens und Lebens iſt ſo ſchön. Wie die getreuen Knappen in der halb zerſtörten Burg umher ſchleichen und ſelbſt zerſtören, um ſich zu erhalten, und Götz, immer für das Allgemeine fühlend, die Hausfrau tadelt, daß ſie ihm den beſſeren Wein aufgeſpart und nicht ſeine treuen Diener ſtärkt, iſt eben ſo nöthig zur Schilderung des ganzen Charakters, als ſein ritterliches Betragen im Verhör zu Heilbronn.

Die Liebe auf drei Arten iſt ſchön dargeſtellt. Adelheid, mit allen Künſten der Coquetterie bekannt, will durch die Gunſt ihres Oheims, eines weltlich geſinnten geiſtlichen Fürſten, ſich das Leben verſchönern; ſie lebt in den Künſten, in den Freuden der Welt; ein Maskenſpiel iſt ihr die große Aufgabe des Tages; ſie findet es eben ſo unmöglich, ſich der Huldigung zu entziehen, wo ſie ſie erweckt; und der Page, der ihr den Becher reicht, gehört eben ſo gut zu dem Haufen ihrer geſuchten Anbeter, als der Ritter, den ſie an der Tafel bezaubert. Sehr wahr iſt dieſe Art von Exiſtenz eitler Frauen geſchildert. Daß ſie Weislingen, der ſchwach, eitel und ehrſüchtig iſt, feſſeln konnte, iſt wahr gehalten. Es gibt manchen Weislingen in der Wirklichkeit, der die einfache, wahre, treue Liebe verſchmäht, um in den Feſſeln einer eiteln Frau zu ſchmachten. Mariens kindlich reine Liebe ſchließt ſich an die der Eliſabeth an, die feſt und ſtark und treu bis in den Tod das Schwerſte ertragen kann aus Liebe; auch ſie gab ihr Herz nur hin, als ſie ihre Hand reichte und erfüllte die Pflicht der Treue und Liebe, und die ſcheidende feſſelfreie Seele des Ritters klagte nur ſie in einer ſolchen Welt allein zu laſſen. — Die drei weiblichen Charaktere ſind ſehr ſchön gehalten. Adelheid erntet ganz die Früchte ihres Strebens; ſie wird von einem Verbrechen zum andern mit aller Anmuth ihres Weſens geführt. Dem ſchwachen Weislingen erſcheint die Rachegöttin. Der arme Franz, der ſich aus Leidenſchaft ſelbſt zum Mord kann verleiten laſſen, ſtürzt ſich beim Anblick ſeines ganzen Verbrechens in die Fluthen des Mains. Weislingen allein, hülflos auf ſeinem Schloß, verrathen von Allem, was er zu lieben ſchien, empfängt den letzten Troſt von Mariens Hand, die er verlaſſen. Die weibliche Marie ſteht zwiſchen Adelheid, die ihr Geſchlecht verlieh, und Eliſabeth, die zeigt, was ein vollendetes Weib zu thun fähig iſt.

Ueberhaupt müſſen die Frauen ſich dankbar des Dichters erinnern, der ſie immer mit Kenntniß ihres Gemüths beurtheilte, der ſie mit Wohlwollen behandelte; die einzige Adelheid iſt das Bild, welches die Schattenſeite zeigt; die Uebrigen ſtehen alle wahr in ihrer Natur da und ſprechen ſich weiblich rein aus. Von Lottens Schilderung bis zu Ottilie, welch ein Reichthum weiblicher Charaktere! Die Hoheit der Prieſterin der Diana, Iphigenie, ſteht als ein heller Punkt in allen Werken der Dichtkunſt da. Von dieſer bis zu Clärchen im Egmont und Gretchen im Fauſt iſt eine große Kluft; aber ſie ſind rein menſchlich, anmuthig und zart. Es ſind nicht immer große Vollkommenheiten ausgemalt, und die Heldinnen ſtehen menſchlich da und wollen ſo empfunden ſein.

In den frühſten Jahren des Dichters ſtanden dieſe Bildungen vor ſeiner Seele: Lotte ein Bild aus der Wirklichkeit, Eliſabeth, Marie und Adelheid aus dem Ideale des deutſchen Ritterweſens. Stella reiht ſich an die weibliche Geſellſchaft nicht unwürdig an. Doch iſt ſie ganz die Frucht der Zeit, in der ſie lebt; ſie iſt durch die Romane ausgebildet; ſie iſt aller Gewalt der ſchwärmeriſchen Romanenempfindung hingegeben. Fernando, auch die Spuren der Erſcheinungen tragend, die dem Dichter im Leben begegneten, ſpielt ſein Spiel eine Zeitlang ungeſtört fort, freut ſich ſo geliebt zu werden und übt mit völligem Bewußtſein die grauſame Gewalt aus, die er ſich anmaßte. Er verläßt ein treues Weib, ſein Kind, um ſich von Stella lieben zu laſſen; ſeinen Unfrieden mit ſich ſelbſt verbirgt er hinter einer Tyrannei der Liebe. Er hat ſelbſt nichts, was ihn genau bezeichnen kann, und erſcheint nur durch die Gefühle geſchildert, die er erweckt. Da Neigung unerklärlich iſt, ſo iſt es auch aus der Natur gegriffen, daß man Alles in einen Gegenſtand hinein legen kann, der nur auf einer Seite uns anziehend ſein könnte, wenn die ruhige Vernunft allein den Zügel führte. Man begreift, wie Fernando, der, abſichtlich oder nicht, ſo viel Unheil anrichtete, auch den letzten Entſchluß faſſen konnte, dem Leben den Rücken zu kehren. — Die liebenswürdige Marie Beaumarchais, ein Opfer der Verführung und Eitelkeit eines Mannes auf andere Art wie Stella, gehört auch zu den weiblichen Charakteren, die gut gehalten ſind. Die kältere, ernſte Schweſter ſteht auch da an ihrem Platz, um zu tröſten und zu pflegen. Die männlichen Charaktere ſind kräftig und gut geſchildert, obwohl ihre Wahrheit nicht wohl thut. Beaumarchais edler Zorn, ſeiner Schweſter Ehre zu retten, begeiſtert ihn. Die Erzählung, die er Clavigo macht, iſt ein Meiſterwerk der Sprache und des Tons. In einer jugendlichen Einbildungskraft malt der Dichter den Tod und die Verſöhnung auf dem Sarge mit der Geliebten aus. Dieſes Stück wird nie ſeine Wirkung verfehlen, ſo lange es auf dem Theater noch gute Declamation gibt. Das Gefühl wird für die verlaſſene Marie tief bewegt, des Bruders Charakter iſt ſchön gehalten. Clavigo ſoll nicht heldenmäßig da ſtehen; er ſoll zeigen, wie alle Talente, aller Verſtand, alle Ehrenbezeugungen nicht hinreichen, einen wahren Menſchen zu bilden, wenn das Herz mangelt.

Viele Erſcheinungen waren ſchon alle vorüber gegangen in Goethens Gemüth, als er nach Weimar kam. Das Leben der Geſellſchaft forderte ſeine Rechte. Jeder wollte ihn in ſeinen Kreis ziehen. Es war ein geſelliges eiferſüchtiges Streben in dieſe Welt gekommen. Jede Frau wollte auf ihn Einfluß haben, und man dachte ſich den Dichter ſo gern unter den Geſchöpfen ſeiner Phantaſie; man ſuchte Züge in ihm auf, die er ſeinen Helden gegeben, und verſäumte dieſem zum Großen ſtrebenden Gemüth menſchlich reine Empfindungen zu zeigen. In den einzelnen Gedichten „der Menſch, die Harzreiſe, Mahomet“ und manchen andern ſpricht ſich die Einſamkeit dieſes Herzens aus, dieſes menſchliche Sehnen nach dem Großen, und der Schmerz, der es überfällt, wenn es die engen Bedingungen der menſchlichen Exiſtenz beobachtet.

In jedem großen, weit umfaſſenden Geiſt muß Trauer über das Leben entſtehen, das ſo viele Fragen und Zweifel unbeantwortet läßt; doch durch das Streben nach dem Leben der Natur, nach ihren Bildungen den forſchenden Blick zu wenden, in der Kunſt zu ſuchen, was zum Aufſchluß der Natur führt, iſt einem immer fortſchreitenden Geiſt die ſchöne Aufgabe des eigenen Lebens. Dieſen Kampf mit dem wirklichen, nicht genügenden Leben mußte auch Goethe früh oder ſpät beſtehen. Er hat unendlich gearbeitet, beobachtet und ſich eine Ueberſicht über ſchöne Wiſſenſchaften, Kunſt und Naturwiſſenſchaft erworben, die Erſtaunen erregt. Er iſt durch die Anſchauungen zu Reſultaten gelangt, die nur er ſich verſchaffen konnte, weil ihm ſo Vieles zu Gebote ſtand, weil er in allen Fächern Mittheilungen fand, die er zu ſeiner eigenen Fortbildung glücklich gebrauchte. So ſteht er am Ende eines reich geſtalteten Lebens in günſtiger Ruhe des Gemüths da; und wer ſolch einen Schatz von Erfahrungen bewahrt, dem iſt bleibende Jugend zu Theil geworden.

Die Entſtehung der Iphigenie iſt eine Frucht dieſer durch Studium und Anſchauungen erworbenen Exiſtenz. Dem Studium der griechiſchen Tragiker haben wir dieſes plaſtiſche Kunſtwerk zu danken, welches durch Gefühl für das Hohe und Edle auch alle dieſe Eigenſchaften zur Sprache bringt. Es iſt ein ruhiges Walten der Nemeſis, die dem Schickſal der Nachkommen des Atreus Rache bereitet, Rache verkündet; aber die edle Geſtalt der Iphigenie, die nur durch die reinſten Gefühle der Kindesliebe, der Schweſterliebe lebend uns milde erſcheint, löſt die unheilbringenden Flüche in Segen. Sie, die in dem Tempel der Diana ſelbſt die entfernteſte Erinnerung an Schuld verloren, ſteht wie ein erhabner und gereinigter Geiſt vor uns. In der Scene der Iphigenie in Aulis, wo ſie, zum Opfer beſtimmt, noch den ſehnſüchtigen Blick nach dem Leben zurück wendet, weil ſie den Spruch der Götter ſich deutete, am Traualtar mit dem größten Helden der Zeit Gelübde auszutauſchen, geht ſie mit Ergebung dem Opfertod entgegen. Sie tröſtet die Mutter, verzeiht dem Vater, der ihr dieſen Betrug, dieſe Täuſchung nicht ohne eigene Schuld bereitete, und wendet ſchuldlos, liebend den lezten Blick zur Sonne, um Abſchied zu nehmen. Da erſcheint Diana, rettet ſie, und die Prieſterin verzeiht den Irrthum der Welt. Sie gibt alle Hoffnung der Liebe hin und lebt nur für ihr Gelübde, für das Andenken ihres Bruders, und um die Schuld der Mutter zu verſöhnen durch eigenes, frommes Leben. So weiſt ſie alle Gefühle zurück, lebt nur für den Bruder und entflieht von Tauris, um in Griechenland den Göttern zu opfern; ſie verſchmäht Thoas Liebe, weil ſie ſie für Achilles verloren, und, nur den höhern Pflichten lebend, bewahrt ſie noch dankbare Treue für den Retter ihres Lebens und Beſchützers; ſie legt dankbar ihre Hand in die ſeinige und fleht um Segen zur Fahrt. Wie nach einem ſchwülen Gewitter athmen wir freier, wenn Oreſt zuerſt durch die Nähe der Schweſter geheilt iſt, ſie ihn erkennt und ihm wieder gegeben, wenn der Fluch, den die Rachegöttinnen ausgeſprochen, gelöſt iſt; wenn die letzte Bedingung erfüllt werden, und die Geſchwiſter mit dem Bildniß ihrer Göttin, den Barbaren geraubt, den blauen Fluthen zueilen. Es iſt nichts Kleinliches, Enges in der ganzen Behandlung, und kein anderer Dichter hat ſo rein dieſe Aufgabe gelöſt und zu löſen verſtanden. Die Freundſchaft des Oreſt und Pylades, der Wahnſinn des Erſteren ſind vortrefflich ausgedrückt. So wie Thoas von dem Ufer der Barbaren die Prieſterin ſcheiden ſieht mit ihrer Göttin, wo er die Menſchen erretten hilft, die ſein Geſetz zum Tode verurtheilt, wo er lange dieſen wunderbaren Ereigniſſen nachſinnt, ohne zu begreifen, wie ſie ſich entwickelten: ſo ſteht auch dieſe unnachahmliche, einzige, dichteriſche Bildung da und iſt der Menge beinahe noch ein Räthſel; ſie ſtaunt wie Thoas und erkennt die Göttergebilde, die wie die Gaben der Götter glänzend erſcheinen, ohne ihre Spuren zu verkünden und ſo auch unſern Blicken verſchwinden.

Da Iphigenie früher in Proſa ſchon geſchrieben und ſo des Dichters Freunden mitgetheilt worden war, ſo kann man es wohl glauben, daß der Umgang mit Herder, viele Geſpräche über die Griechen zur Entſtehung dieſes Werkes beitrug. Herder wußte großen Einfluß im Umgang haben, wenn er ſeine Ideen mittheilte, wenn beide Geiſter ſich ihre Anſchauungen offenbarten.

Im Gang ſeiner Studien, ſeines Scharfſinnes mußte ſich Herder mehr zu Wieland neigen. Denn Beide gingen einen andern Weg in der Dichtkunſt als der götterbegünſtigte Dichter, der nur die Erſcheinungen ſeines Geiſtes feſthalten durfte, und der jede augenblickliche Gunſt der Götter in Worte zu faſſen verſtand.

Wieland ſuchte durch Fleiß, durch Mühe ſeine Phantaſie zu ſtimmen, die Grazien und Muſen, die er anrufte, flochten ihm erhörend die Kränze um ſeine Stirn. Er konnte nicht das Bild des Augenblicks feſthalten, aber durch ſeinen Verſtand, ſeinen Geiſt ſich die vergangenen Momente ausmalen. Es iſt immer eine angenehme Stimme, die uns mit ſich fortzieht; wir hören zu; das Gehörte erfreut uns; aber kein tiefer Schmerz bleibt zurück, wenn er ihn auch erwecken wollte.

Herders Leben war wie ſein Geiſt reich und anmuthig. Seine ſchöne Natur ſpricht ſich immer aus; ſein Streben nach Kenntniſſen hat ihm der Erfolg belohnt, und ſeine ſchöne dichteriſche Einbildungskraft zeigt ihm Schätze, die er durch ſein Forſchen erwerben, die bei andern Naturen als die ſeinige niemals in dieſem Kreis zur Sprache gekommen ſein würden. Die orientaliſchen Dichtungen, die er als Geiſtlicher bedurfte, gaben ihm eine immer harmoniſche Sprache und Stimmung; ſeine Gefühle waren zart, lieblich. Er wußte auch die griechiſchen Dichter in ſeinen Geiſt zu verflechten und ſo wieder zu geben, wie er z. B. an ſeine erſte Reiſe zu Schiff ſo glücklich Ulyſſes Fahrt knüpft.

Seine frühere Geſchichte[1] iſt hier merkwürdig und lehrt uns aufs Neue, daß die äußeren günſtigen Umgebungen nicht nothwendig ſind, um den Geiſt zu erwecken, daß er ſelbſt die Naturkräfte weckt, Hinderniſſe zu beſiegen, und daß es reichlich belohnt ſich den Wiſſenſchaften hingegeben hier um der Wiſſenſchaft willen. Doch war bei Herder das Menſchliche eben ſo ausgebildet, dann mag die

[1] Siehe die Erinnerungen aus dem Leben J. Gottfrieds v. Herder 1820.

Nation, der er angehörte, viel gewirkt haben; denn man weiß, was die Preußen, des Nordens zumal, für rege Kräfte für das Gute in allen Zeiten beſeſſen; wie viel ging aus dieſem Lande hervor! Kant, Winckelmann, ſo viele geehrte Namen, die Alles aus ſich ſelbſt genommen. Ein gründlicher Unterricht konnte auch dort mehr wirken; und Alles beſtrebte ſich, die innern Kräfte lebendig zu erhalten, da der trübe Himmel, wie die Wellen des Meeres an den ſandigen Buchten nicht zur Erheiterung des Gemüths beitragen konnten, das nur, indem es zu der Stimme im eigenen Buſen Zuflucht nahm, auf höhere Stufen des Wiſſens gelangte. Da wo der Bewohner eines glücklichen Himmelsſtriches in Ruhe ſein Nachdenken ausbildet, den Kampf der Elemente nicht zu fürchten bedarf, und der Sinn ſich zum Himmel durch eine glanzerhellte Natur richtet: da lachen die Gegenſtände ſo freundlich und laden zum Genuß ein, und ſtatt zu den Studien ſeine Zuflucht zu nehmen, ſchöpft der begünſtigte Menſch aus dem Leben der reichen Natur. Doch wenn der Südländer durch die hehren Naturſchauſpiele in Träumen ſich einwiegt, ſchüttelt im Norden der rauhe Boreas ſeine Schwingen, und erſchreckt ſucht jedes Weſen ſich in Schutz zu begeben; da erwacht das Streben nach Befriedigung des Geiſtes ſtärker, und wir denken der Noth mehr als der Freude. Der ſtille Segen, den ein Gemüth empfindet, wenn es durch eigenen Fleiß und Nachdenken eine Wiſſenſchaft erweitert, erſetzt oft für die fröhlichen Eindrücke einer günſtigen Umgebung.

Sein Streben nach Kenntniſſen iſt ſehr rührend. Weil er fühlte, wie viel Schwierigkeiten er ſelbſt zu überwinden hatte, war das Schulweſen ihm ein wichtiges Geſchäft; und hätte er den Wirkungskreis gefunden, wo er ohne Hinderniſſe hätte wirken können, ſo würde etwas ſehr Gutes entſtanden ſeyn. Aber der Streit zwiſchen dem Genius und den Schulgelehrten brachte auch da nicht zur Reife, was Herders hoher Sinn zur Anſchauung hätte bringen können. Er kehrte tiefer in ſein eigenes Weſen zurück; er ſelbſt verlor nichts, aber er verlor den ſchönen Glauben, daß es gelingen könnte, mehr

Bildung und mit dieſen menſchlich ſchöne Eigenſchaften zur Wirklichkeit zu bringen. Er wurde bitter gegen die Gelehrten, die nicht in ſeinem großen Sinn wirken wollten; er klagte über die Hinderniſſe, die er fand, und es entſtand eine Schwermuth in ihm, die die Sehnſucht in die Ferne erweckte. Er ſtrebte von einem Ort zum andern; aber wo er wirkſam war, wirkte er ganz und ſtreute manchen Samen des Guten aus, Früchte, die ſeinem eigenen Herzen den beſten Lohn gewährten. Dafür wird ihm auch ſein höheres Sein noch Früchte bringen, die er auf der Erde nicht genießen konnte und ſollte. Sein Herz fühlte nur zu bald, daß er keiner dankbaren Mitwelt ſich erfreuen konnte. Wenige beſſere edle Menſchen erkannten und vertrauten ihm, deſſen Herz ſo warm alle Dankbarkeit und Liebe empfand. Eine Art Zauber umſchloß ſeinen näheren Kreis, und er belebte und beſeelte manches Gemüth, das ſich an das ſeine anſchloß. Er hatte die ſeltene Gabe, fremde Schönheiten tief zu empfinden, ſeine Begeiſterung riß ſeine Umgebung hin, und es war im edeln Sinne des Worts eine erhöhtere geiſtige Lebensweiſe.

Seine äußerſt geiſtreiche, ihn innig liebende Frau umwob ihm ſein häusliches Leben mit einem glänzenden Gewebe; ſie empfand den Werth ihres Lebensgefährten und ſuchte ſich immer mehr an ihn anzubilden. Sie theilte ſeine Studien und verarbeitete auf ihre Weiſe, was ſich ihr nähern konnte, und ſo wurde ſie ihm Freundin und Rathgeberin, wo ſein kindliches Gemüth, das er bis in ſpätere Zeiten ſich erhielt, ſich gerne anſchloß und ſuchte. Eine Reihe trefflicher Kinder vermehrte die Liebe zum ſtillen Leben, und ſo war er bald von dem Geräuſche der Welt, wie von den engern Anſichten geſellſchaftlicher Verhältniſſe abgeſchieden und lebte in den heitern Mauern ſeiner Wohnung, reich in ſich ſelbſt und ſeiner Geliebten. Seine Sehnſucht nach ausgebreiteter Wirkſamkeit, nach einer Lehrſtelle auf einer Univerſität[1] wurde nicht erfüllt, und vielleicht ſehr zu ſeinem eigenen Frieden. Goethe war einer der Erſten,

---

[1] Erinnerungen. S. 12.

Herdern an die Stelle zu berufen, die eben erledigt war,[1] er fühlte, was ein Mann ſeiner Art werth war. Wie viel Beide durch Mittheilungen genoſſen, ſpricht Goethe dankbar aus. Wie viel die Geſchichte der Menſchheit[2] auch Goethe beſchäftigte, zeigt der Brief, den er aus Italien ſchrieb, als ſie erſchien.[3]

Gleich Anfangs feſſelte die lebendige Liebe für Kunſt und Poeſie die Herzogin Amalie an Herder, der ſie bis an ſeinen Tod als Freundin ehrte. Eine andere Erſcheinung, die jüngere Herzogin, die für alles Große und Schöne empfänglich war, mit edler Schüchternheit aber die Liebe dazu nicht laut werden ließ, wurde bald von Herders zartem Sinn für das weibliche Weſen erkannt, hochgeachtet und verehrt. Die ältere Herzogin hatte ſich unabhängiger von dem Hofleben gemacht; in ihrem Hauſe, in ihren Landſitzen fanden alle Arten Vergnügungen Statt. Kleine Feſtlichkeiten, Fiſcherſtücke und manche anmuthige Dichtungen gaben dieſer Periode noch mehr Reiz; ſie konnten nur entſtehen, wo ſo viele Talente zur Reife kamen. Jeder Abend war beinahe mit andern Beſchäftigungen ausgefüllt. Wie viel Wieland, der ſo viel Empfänglichkeit für andere Eindrücke hatte, dabei geſchenkt hat, und wie belebend und geiſtreich ſeine gutmüthige Laune wirkte, iſt noch in bleibender Erinnerung. Er wurde zuweilen ſelbſt bitter, und blieb hartnäckig bei ſeinen aufgeſtellten Grundſätzen.[4] Goethe durchhieb den gordiſchen Knoten durch einen luſtigen Einfall, und die Laune war verſöhnt. Es war überhaupt Ton in dieſer Geſellſchaft, Scherze aufzubringen, die nur perſönliches Intereſſe hatten und Kinder des Augenblicks waren; es war eine eigene Sprache unter ihnen; und lange noch, nachdem Alles vorüber, hallte in den Kreiſen, die nur die Worte, nicht den Sinn zu bewahren wußten, der falſche Ton wieder, und es iſt wohl zu glauben, daß dieſe

---

[1] Als Generalſuperintendent 1775. Aus Herders Nachlaß I. S. 11 und 24.

[2] Die Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit.

[3] Goethe XXIV. S. 121, 125, 129.

[4] Düntzer, Freundesbilder, S. 129 ff.

Mitglieder der Gesellschaft durch solche Beiträge unter ihrem Namen lästig, wo nicht lächerlich gefunden wurden. Jeder theilte von seinen Beschäftigungen mit; auch manche Dichtung Wielands kam zum Vorschein. Herder theilte aus seinen morgenländischen Dichtarten, seinen griechischen Uebertragungen mit, Goethe, was ihm sein Genius eingab. — So war es ein reiches Leben und würdig zu nennen, weil keine geistige Kraft ohne Anklang noch Anregung blieb. Aber alles Menschliche verhallt, und selbst die Stimmen der Zauberer gehen der Vergänglichkeit entgegen; nur Wenige leben noch, die mit aller geistigen Kraft sich der Vergangenheit rühmend erinnern können. Die Welle der Zeit umhüllt die Ufer; der Strom trägt die Lebenden wie die Entschlafenen mit sich fort, und Alles wandelt an Vergänglichkeit unter den Sternen. Aber ein Blick hinauf in die Welten, die Jahrtausende vor uns schon strahlten, deren Strahlen, selbst ehe sie zu uns gelangten, schon manche menschliche Generation untergehen sahen, mahnt von der bleibenden, ewig schaffenden Macht, die uns lehrt, daß nichts vergänglich ist und sein wird, was von ihr geleitet und belebt wird, und so halten wir das, was mit dem ewigen Geist anknüpft, fest und zum Ewigen hebt.

Manches Jahr entfloh unter der Vereinigung dieser Freunde. Seine Verehrenden blieben freundlich gesellt von denen, die mit allem Recht auf die geistige Ausbildung der Nation wirkten, in der Nähe, und es war eine Zeit, wo, was von Weimar ausging, in Weimar entstanden war, zur Richtschnur des Geschmackes für ganz Deutschland galt.

Goethe unterbrach zuerst dieses Leben. Seine Liebe für Italien erwachte lebendig, schon durch die Neigungen der Natur fühlte er sich in dem Lande der Kunst einheimisch, und der Trieb sich vielseitig auszubilden mit dem innern Streben nach tätiger Thätigkeit, die Begierde, ein ihm gewähltes Leben statt bloß der engern Verhältnisse einer kleinen Gesellschaft zu haben, war natürlich. Den Herzog ging schon der Abschied in den Gliedern.

Stört, wen ihr nur wollt, nun bin ich endlich geborgen!
Schöne Damen und ihr Herren der feineren Welt,
Fraget nach Oheim und Vetter und allen Muhmen und Tanten,
Und dem gebundnen Gespräch folge das traurige Spiel.
Auch ihr Uebrigen fahret mir wohl, in großen und kleinen
Cirkeln, die ihr mich oft nah der Verzweiflung gebracht.

Man erräth, wie die gesellschaftlichen Forderungen sein Gemüth bedrängten; er hatte sein eigenes Gefühl des Lebens verloren und wollte nun jeden Genuß ergreifen, um wieder den Standpunkt seines Herzens zu finden. Später hat er den Ausdruck von Schwermuth verloren, der ihn in den Schranken, in denen er seinen Geist freiwillig oder gezwungen fühlte, fest hielt. Seine ganze Gestalt, seine schönen dunklen Augen hatten den Ausdruck eines nicht befriedigten Lebens.[1] Er selbst hielt diesen Augenblick für den besten, und daß die Art, wie er sich von seinen Freunden los zu machen wußte, die letzteren sehr schmerzlich ergriff, zeigt, wie er dem Ruf des Genius in ihm, der Sehnsucht nach dem Lande, wo ewiger Frühling weilt, nicht widerstehen konnte und fort eilte, ohne sich weder links noch rechts umzuschauen. Gewaltsam mußte dieser Schritt geschehen; sonst hätte er ihn vielleicht nie gethan, da er überhaupt eine gewisse Bestimmtheit des Handelns selten erscheinen ließ und der Nothwendigkeit nicht immer gehorchen wollte. So stimmte der rasche Entschluß ganz mit seiner Gesinnung und Neigung überein, und seine poetische Freiheit wurde auf Kosten seiner Anerkennung in der gesellschaftlichen Meinung gerettet. Man wollte ihm nicht vergeben, so unvorbereitet wegzueilen, und man hätte die Freiheit eines solchen Geistes ehren sollen. Aber die Gesellschaft, durch das Talent eines Goethe schon verwöhnt, glaubte auch Rechte an ihn geltend machen zu können und forderte schon eine Beständigkeit seiner Neigungen, wo er nur wohlwollend und theilnehmend war. Was sein Herz übrigens erfahren und empfunden, mögen die [illegible] auffinden und mild verzeihen wo er vielleicht hart ſchien. Man kann weder Neigungen feſt halten noch ſie zur Erwiederung zwingen, wenn die Zeit vorüber iſt, wo die Leidenſchaft Alles vereinigen will.[1] Was ſeine Entfernung für eine Lücke machte, wie die eigentliche Freude ſchwand, wie Alles ſeinen Geiſt vermißte, und die näheren Freunde klagend ſich wieder fanden, das verſteht jedes Herz, das ihm ſpäter oder früher nahe kam; aber doch muß man eingeſtehen, daß er, nur fremde oder eigene Widerſprüche fürchtend, raſch handelte.

---

[1] [illegible] spricht aus eigner Erinnerung an [illegible] Jugendbekanntschaft in Weimar.

Sein Fürſt war der Vertraute ſeiner Pläne, dieſer gab ihm Erlaubniß und Freiheit zur Reiſe; ſo begleiten wir ihn, für ihn das Beſte hoffend, über die hohen Gebirge Tyrols. Die erſten Eindrücke der Reiſe waren noch einſeitig; er wußte ſich die neue Freiheit noch nicht zu geſtalten; er bezeichnet noch genau die Gegenſtände, die ihn umgaben; er forſcht noch nach der Erde, nach ihrer Beſchaffenheit, folgt den Wolkengebilden; Alles iſt ihm neu und erfreulich, und ſpäterhin erſt lenkt ſich ſein Blick auf die Menſchen, auf ihre Verſchiedenheiten, und jede Kenntniß, die er im Stillen ſich aneignet, findet ihren Antheil und Antwort in ſeinem Innern. Je weiter er nach Rom fortrückt, je mehr nehmen die Erſcheinungen des wirklichen Lebens Platz, und die Welt mit allen Genüſſen behauptet ihre Rechte. Hätte er aus den reichen Gegenden ſeiner Vaterſtadt, wo die Natur keinen Vortheil verſagt hat, dieſe Reiſe gemacht, ohne erſt die unbedeutenden Thüringer Berge zu bewohnen, die Eindrücke wären weniger mächtig geworden, und er wäre in ſeinem Anſchauen der Künſte, reich begabt mit Geiſt ſie zu benutzen und zu faſſen, nicht ſo ganz hingeriſſen worden, als es jetzt geſchah, wo er mit durſtigen Zügen das Entbehrte ſuchte und alle Eindrücke lebendig aufnahm und auf ſich wirken ließ, die er in einer Art Entſagung von der Welt in ſich verſchloß. Man kann getroſt behaupten, daß Goethe als ein anderer Menſch in Italien lebte und auch da die Richtung ſeines Geiſtes feſtſtellte, in welcher er noch wandelt. Die Trauer über das unauflösbare Räthſel des Lebens, deſſen Bedingungen er erklären wollte und nicht vermochte, dieſe Stelle aus der ſiebenten Elegie ſchildert ſeinen Zuſtand deutlich genug und drückt Alles aus, was ihn einengte, was er von ſich warf.

---

[1] Die Verfaſſerin hat offenbar das Verhältniß zu Frau v. Stein im Auge

O, wie fühl' ich in Rom mich ſo froh! gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und ſchwer auf meine Scheitel ſich ſenkte,
Farb- und geſtaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geiſtes
Düſtere Wege zu ſpäh'n, ſtill in Betrachtung verſank.
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Aethers die Stirne;
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.

Gemüthlich und weich nahm er den fremden Reichthum auf, und es ſind gewiß wenige Reiſende ſo durch dieſe Anſchauungen geſtärkt und erquickt worden, und keiner wird nach ihm ſo groß die Gegenſtände in ſich aufnehmen. Die Schilderung von Rom, die Geſchichte ſeiner Entſtehung, iſt in der fünfzehnten Elegie einzig ausgeſprochen.

Wir müſſen, wenn wir Goethe genauer betrachten wollen, alle Stellen ſeiner Dichtungen in Anſpruch nehmen, um ſeinem Weſen Klarheit zu geben. Denn eben bei einem ſolchen Dichter, wo nur die Anklänge ertönen, die ſeine Bruſt hervorruft, wo er nur dem Ruf folgt, der ihn beſeelt, iſt jede ausgeſprochene Stimmung zum Gefühl ſeines Zuſtandes wichtig, und ſtatt aus ſeinen Handlungen ihn zu ſchildern, muß man ſeine Poeſie mit dem Leben zuſammenhalten. Ohne dieſe Poeſie ſich deuten zu wollen, erſcheint Manches nur als Bruchſtück, denn er verweilte nur, ſo lange ſein Geiſt ihn antrieb, bei Gegenſtänden der Kunſt, wie der Wiſſenſchaft; das Leben allein hatte ſelten, beinahe noch niemals ſeine Rechte behaupten können. Die Dichtkunſt und die Naturwiſſenſchaften theilten ſich in ſein Leben. Er hat immer mit Maß ſeine großen Kräfte geleitet. Dieſes bürgt für einen unerſchöpflichen Reichthum. Er hat auch immer einen feſten Fuß in dem, was er treibt, weil, wenn eine Materie erſchöpft iſt, er ſchnell und mit Sicherheit eine andere feſt hält. So gelangte er zu ſeltenen Kenntniſſen und wäre ſchon ohne die Gunſt der Muſen einer der bedeutendſten Gelehrten geworden; was für einen Menſchen in den Wiſſenſchaften das ganze Leben erfüllt haben würde, war für ihn nur ein Wechſel von einem Studium zum andern. Doch dieſe Zierde hoffen auch Andere mit Mühe zu erreichen. Aber die Muſe allein vermag Keiner zu beſchwören und um die Kränze zu buhlen, mit denen ſie nur Günſtlinge ſchmückt.

Während er in Italien war, führte eine unbedeutende Veranlaſſung Schiller nach Weimar; es war im Jahr 1787, als dieſer ſchon früher mit dem Herzog in Bekanntſchaft getreten und durch Vermittelung des Darmſtädter Hofs einen Titel erhalten, der ihn berechtigte, ſich in Weimar zu zeigen. Durch die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe war Schiller ſchon als eine ſeltene Erſcheinung aufgetreten, als alle drei vorhergehenden Dichter und Gelehrte durch zuvorkommende Anerkennung und Huldigungen die Früchte ihres Strebens früh erreicht ſahen, den Platz auf dem Helikon ohne Streit behaupteten und ſich ſicher und ruhig ausbilden konnten, um weiter ſtreben zu können. Wieland und Goethe hatten mit keinen Weltverhältniſſen zu kämpfen. Herder allein ſollte unter dieſen dreien das ſchwerſte Geſchäft haben: er ſollte auf die Bildung der Jugend wirken; doch ehe er dieſes konnte, hatte er mit dem Pedantismus der Geiſtlichkeit, wie mit der Dumpfheit der Schullehrer zu kämpfen. Man war froh, ſeine eigene poetiſche Natur als ein Hinderniß an der Wirkſamkeit für das Leben anzunehmen und widerſtrebte aus Dünkel eben ſo als aus Unwiſſenheit. Das eine, was Noth iſt, iſt die Aufgabe, die Menſchen durch eine gewiſſe Aufklärung auf den Zweck ihres Lebens zu richten; denn große Kräfte, große Naturanlagen kommen in ſo vielen Zeiträumen oft nicht zur Anſchauung, und die Mittelmäßigkeit in Künſten und Wiſſen verleitet oft nur ſich für etwas zu halten, was man nicht iſt. Dieß iſt noch die harmloſeſte Klaſſe von Menſchen, denn dieſe geben ihren Weg ruhig fort und glauben am Ende ihrer Kunſt zu ſein, und bilden langſam ſich nach den Begriffen der Beſſern. Falſcher Dünkel befördert die Unwiſſenheit nur, und das Traurigſte iſt, durch die Anwendung ungeregelter Kräfte Andere abſichtlich zu betrügen, damit man ſelbſt ungehindert, wo nicht Böſes, doch Unwiſſenheit unter der Hülle der Vielwiſſerei verbreite, und dieſe Art Naturen ſind die am häufigſten zu findenden, und wie manche Kraft und wahrer Geiſt iſt durch dieſe unterdrückt worden und nicht zur Sprache gekommen. In das Heiligthum ſeines eigenen Herzens und Geiſtes flüchtete ſich Herders Genius, und ihm ward die Poeſie das Bedürfniß ſich über die Gegenwart zu erheben, und darum ſind Klagen, Sehnſucht, Spott ſo oft der Ausdruck ſeines Gefühls, weil ſie die Eindrücke der Gegenwart vernichten ſollten. Seine philoſophiſchen, wie ſeine allgemeinen Studien wendete er glücklich an, um ſeine Ideen in denen zur Geſchichte der Menſchheit aufzubewahren, die ein ſchönes Denkmal ſeines Forſchens ſind; er bezeichnet uns den Weg, den er genommen, und ſeine reiche Einbildungskraft kleidet wie ein morgenländiſcher Dichter die Reſultate der Natur, wie der Geſchichte, zu denen er gelangte, in eine poetiſch gewählte Sprache ein. Er konnte nichts auf eine gewöhnliche Weiſe ſchreiben, und wenn die eigentlichen Schulgelehrten den Schmuck der Rede nicht zu bedürfen glauben, ſo müſſen wir uns ergötzen an einem Geiſt, dem Alles zum Symbol, zum Schmuck geworden, wenn er das Leben und ſeine Forderungen ausſpricht. Man könnte verleitet werden beim Ende des Buches zu fragen, ob es möglich ſei, ſich deutlich jede Form des Gedankens anzueignen. Das ganze Reſultat, das unmöglich zu geben iſt, ſoll erſt die Zeit löſen; uns genüge es, wo nicht immer belehrt, doch reicher durch die Anſichten der Natur und den Zauber der Sprache geworden zu ſein, und die trockenen Angaben ſo manches Reiſebeſchreibers zu einem ſchönen Kunſtwerk geordnet zu ſehen.

Die Zuſammenwirkung ſo reich begabter Menſchen war von unendlichem Einfluß; und wenn die Umgebungen, theils zu ſehr mit ſich und ihrem kleinlichen Leben beſchäftigt, allen Vortheil aus dieſem reichen Blüthenkranz hätten ziehen können, ſo wäre dieſes enge von der trüben Ilm durchfloſſene Thal der reichſte Fleck der Erde geworden.

Die Klaſſe von Menſchen, die Goethe in Wilhelm Meiſter Anempfindler nennt, die ſo viel Sinn haben, das Gute zu erkennen, doch nicht das Schlechte abzuwehren, die, wenn der Dichter ſie auf die Höhen der Menſchheit erhebt, mit eigenen Schwingen zu ſchweben ſich dünken: dieſe Klaſſe machte eine der Hauptumgebungen aus. Wie eine reich geſtaltete Blume, die Krone und Blätter im ſchönſten Ebenmaß erzeugt, wo es nicht Bedingung iſt, daß eine Blume zu Grunde gehen muß, damit der übrige Theil ſich reicher ausbilden könne: ſo ſtand Alles bunt neben einander. Wenn ein kleiner ausgebildeter Kreis ſich ſtill ſammelte, um ein entſtandenes Kunſtwerk zu vernehmen, wenn der Dichter in dem engen Kreis ſeine Welt ſich ſuchen mußte, ſo waren die Andern des weitern Kreiſes mit Weltbeluſtigungen zufrieden und hielten es mehr für Gewinn, in einem leeren Geſpräch ſich zu ergehen, als ſtille Zuhörer zu ſein, die von den Götterbildern nur die Namen kannten, denen in der Stille die Beſſern huldigten. Eine durchgehende Bildung war für die Geſellſchaft, die einestheils das Hofleben ergriffen hatte, anderntheils ihre Pflichten für das öffentliche Leben abtragen mußte, unmöglich. Aber verwundern mußte es den Beobachter doch, wie groß der Abſtand der Geſellſchaft unter einander war, und wie Jeder, der beide Geſellſchaften zufällig theilte, in zwei verſchiedenen Elementen zu leben genöthigt war.

Bemerkungen über Eugenia von Goethe.

Es iſt wohl kein Produkt Goethe's ſo ſeiner Natur entſproſſen, als Eugenia, aber nicht der erſten genialiſchen, die Götz und Werther mit kühner Hand hinzeichnete, und ſich die großen leden

Umriſſe ſchuf, wovor die Beſchauer, weil ſie ihre Aermlichkeit fühlten, zurück bebten, und lieber nicht unterſuchten, weil es ihnen gar zu fremd war. Aber es iſt die Hand des Genius, der die Welt erforſchte, die Ideale, die er ſich einſt ſchuf, ſchon zertrümmert ſieht und neue geregelte Formen ergreift, um den Drang des Lebens auszuſprechen. Es iſt eine andere Welt, in der er die Spitzen der äußerſten Cultur und der reinſten Menſchheit vereinigte. Zwiſchen Götz und Eugenia liegt eine ganze Welt der Empfindungen und Erfahrungen.

Er nahm damals die rohe Ritterwelt nicht ſo idealiſch, als die verfeinerten Franzoſen in der natürlichen Tochter. Aber eigentlich freut es uns Deutſche, daß er nicht die nationellen Züge dieſer Nation ausmalte, ſondern eben die Perſonen nur rein menſchlich in veredeltem und verfeinertem Leben der üppigen Welt hinſtellt. Eugenia könnte eine Deutſche, eine Engländerin eben ſo gut ſein, als ſie eine Franzöſin iſt; ſie legt nur einen lebhaften Werth auf die Erreichung der Wünſche, die in ihrem Lebenskreis ihr natürlich Werth haben mußten; ſie möchte neben ihrem Vater glänzen und liebt ihren König mit allem Enthuſiasmus ihrer Jugend.

Sie iſt eben ſo weiblich ausgemalt als Eliſabeth, Clärchen, Gretchen, Eleonore und Iphigenia; nur in einem andern Cirkel, und auf den Grenzen einer politiſchen wankenden Welt als ein reiner Genius ſchwebend. Der Vater iſt als Vater vortrefflich gezeichnet; die andern Perſonen ſtehen jede an ihrem Platz und geben uns den Zuſtand und das Bild ihres Lebens in einer idealiſchen Form und Geſtalt wieder. Die Scene der Klage des Vaters über die Tochter würde in Euripides uns nicht fremd erſcheinen; ſie hat das griechiſche Gepräge. Auf eine herzergreifende Art, und doch mit einer hohen Reſignation wie Iphigenia in Aulis ſich opfert und ausruft: „O Licht des Tages, lebe wohl!“[1] ſo ſtellt der Dichter das Schreckenvolle und das Hohe des Todes neben einander, und die

---

[1] „Geliebte Sonne, lebe wohl“ — Schlußwort der „Iphigenia in Aulis, überſetzt aus dem Euripides.“

Kunſt dünkt einem noch größer, wenn man weiß, daß es nur leere Klagen ſind, aber dem Vater doch die tiefſte Wahrheit; ſie ergreifen uns auch, als wären ſie über dem Leichnam der Tochter geſprochen, und doch wiſſen wir ſie lebend.

Daß ſie bei der Aufführung nicht den Effekt macht, wie ein Stück mit lebendig fortgehender Handlung, da nur Reflexion und Empfindung erſcheint, wird auch den Dichter ſelbſt nicht befremdet haben; denn er weiß zu gut, wohin er den größern Theil der Zuhörer hinſtellen ſoll, und was von dem Urtheil der Menge zu halten iſt. Aber auch ſelbſt Gelehrte, denen die Griechen befreundet ſind, die Geſchmack und Bildung über ihr Zeitalter wegführen ſollte, haben Stellen getadelt, die die höchſte reinſte Schönheit haben, wie

Das Leben iſt des Lebens Pfand, es ruht
Nur auf ſich ſelbſt.

Wer ſich erſt fragen muß, ob er eine ſolche Stelle recht fühle, der beurtheile keine poetiſchen Werke.

Eben der Reichthum der Poeſie, die ernſteſten Wendungen im Spiel vorzutragen, und alles Hohe, Ernſte in das Gefällige der Poeſie einkleiden zu können, dieſes iſt des Dichters Gabe, deren derjenige, welcher die Gabe im eigenen Herzen empfangen ſollte, nicht werth iſt, weil er ſie nicht aufzunehmen vermag. Die Stimme dieſes einzelnen Mannes ſoll nicht getilgt werden, nur in ſo fern er die Empfindungen einer Klaſſe ausdrückt, iſt er in Erwägung zu ziehen.

Bemerkungen über Kant.

1823.[1]

Eine der eigenſten menſchlichen Erſcheinungen iſt Kant. Man könnte ſagen, eine der größten, wenn er Liebe gefühlt hätte; aber dieſes höchſte der menſchlichen Gefühle war ihm fremd, und daher iſt etwas Mangelhaftes in ſein Weſen gekommen, was nur daraus zu erklären iſt. Sein ſcharfer Blick erſpähte mit einer Klarheit die Welt, die menſchliche Natur, die unbegreiflich ſein würde, wenn ſie nicht exiſtierte. Aber ſein Gefühl hatte keine Stimme. Daher auch das Mangelhafte in ſeinen philoſophiſchen Anſichten über das ihm Unbegreifliche. Daher ſeine Anſicht von den Frauen, die ganz mangelhaft iſt, weil er ihre Natur nicht in den Kreis ſeiner Erfahrungen ziehen konnte.

---

[1] Am 23. April 1823 äußert T. in einem Briefe an Raumer S. 244 ſich ähnlich.

In ſeine Bemerkungen über Genie und äſthetiſche Urtheile möchte das Gefühl nicht immer einſtimmen, und eben da mangelt auch der allbeſeligende Hauch einer höhern Liebe, die ſich zur höchſten Blüthe in den menſchlichen Erſcheinungen bildet und, durch ſie belebt, erſt die Vollendung gibt.

Bemerkungen über Frau v. Staels Delphine.

Es iſt nicht der Wiederſchein eines Dichtergeiſtes, nicht die Gewalt des Reichthums einer ſchaffenden Phantaſie, die ſich belebt, um Leben auszudrücken, die die Schöpferin Delphinens beſeelte. Sie kann als Kunſtwerk nicht befriedigen; als reiches Gewebe eines Gemüthes entzückt ſie nicht durch ihre Schilderungen, ſondern ſie ſcheint als Abdruck eines Individuums, das mit großer Kraft begabt und mit Verſtand und Erfindungskraft die Begebenheiten des Weltlebens anordnet und ausführt, aber Armuth des Gemüthes iſt nicht zu verkennen. Warum der ewige Kampf über die Leidenſchaft, warum die Motive der widerwärtigen geſellſchaftlichen Verhältniſſe, der Meinung in ein Kunſtwerk verflechten? Keine Schilderung der Sitten, kein Bild der Geſellſchaften kann ein Geiſt ausmalen, der ſelbſt nur durch Leidenſchaften Sprache und Ton erhält. Nur der Widerſtreit des Gefühls mit dem Schrecklichen, nur der Streit der Sinnlichkeit mit der Vernunft (Moral kann man nicht ſagen) iſt in Bewegung geſetzt. Delphinens Charakter iſt allein ausgeführt, und der Charakter von Madame de Vernon; die übrigen ſind nur ſichtbar als Gegenbilder und haben vom Leben ſelbſt ſo wenig erhalten als möglich. Aber Delphinens Charakter iſt der einer jungen Frau, die weich und lebendig fühlt, ſich jedem Eindruck überläßt, ohne andere Gaben des Geiſtes, die man nur vorausſetzt, weil es geſagt wird, daß ſie ſie beſitze, nicht gezeigt, daß ſie ſie beſitzen könne. In den Augenblicken höchſter Begeiſterung überfällt das Gemüth eine Bangigkeit, ein unzuſammenhängendes Bewundern und Bedauern, und ein unbefriedigtes Streben nach Wärme und Leben.

In Vergleichung der Corinna erſcheint Delphine menſchlicher gedacht und empfunden, aber mit dem wahren, reinen Ausdruck einer dichteriſchen Einbildungskraft begabt, erſcheint ſie doch nicht. Als rhetoriſches Kunſtwerk, als Muſter die Sprache zu dem Ausmalen der Situationen, wie zur Schilderung der Weltanſichten und der geſelligen Verhältniſſe zu gebrauchen, iſt es wohl ein Kunſtprodukt, doch nicht Kunſtwerk zu nennen. Man fühlt nicht menſchlich die Verhältniſſe, ſondern nur künſtlich hingezogen wird man zu den Gemälden der Geſellſchaft und der Welt, in welcher man ſich fremd fühlt, und in welcher man nicht leben möchte.

Als Werk des Genies, kann man kühn behaupten, ſchließt es ſich eben ſo wenig an die Kunſtwelt an, als der Roman des Herrn Necker ſelbſt, der in einem Kaufmannsgeiſt geſchrieben, und wo der Verluſt des Vermögens das höchſte Unglück iſt. In der Delphine iſt es der Verluſt der Meinung; dieſe beiden Motive ſind doch nicht eigentlich die höchſten in der moraliſchen Welt.

Was in Corinna durch ihre Talente erreicht wird, die Welt zu bezaubern, iſt in Delphine die angeborne Liebenswürdigkeit und Güte ihres Weſens. Beide ſollen den höchſten Effekt hervorbringen, und die Letztere hat es mehr noch erreicht als Corinna, weil dieſe ganz unnatürlich iſt und handelt. Dieſe beiden Werke haben viel

Schönes, wie ein geiſtreiches Weſen nichts Leeres denken noch ſchaffen kann, weil der Verſtand auf alle Weiſe ausgebildet iſt. Aber die Seele, das Gemüth, ſpricht nur die Seele aus; ſo iſt es in der Liebe.

Frau v. Stael wird immer ſagen können, was man thun ſoll, aber nicht wie ſie es thun wollte; denn im Leben und Handeln iſt oft weniger Nachdenken nöthig, weniger Berechnung um das Schöne zu erreichen, um die Tiefe des menſchlichen Herzens auszuſprechen. Wenn man liebt, geliebt hat, iſt es, als könnte man ſich über manche Gefühle, die ſie in Anſpruch nimmt, nicht Rechenſchaft geben; ſie ſind vorüber, wenn ſie ausgeſprochen werden. Dieſer ewige Kampf der Leidenſchaft iſt nicht Liebe; er iſt nicht dieſer hohen Abkunft würdig.

Man ſieht zu viel Abſicht in der Anlage, wohin es kommen ſoll, nicht wohin das Schickſal leitet. In dieſer Rückſicht iſt der Roman äußerſt charakteriſtiſch, und nur das Gemüth, das von ſolchen Tönen ergriffen wurde, kann es wieder geben. Er iſt wahr, ſtark ergreifend, aber nicht rührend, nur erſchütternd; und eben deßwegen ſucht das Gemüth den treuen Anklang der Natur vergebens, der in andern Kunſtwerken ſo ſchön ausſpricht, was das Gemüth zu dem reinſten höchſten Willen begeiſtert.

Nicht veredelt wird man das Buch aus der Hand legen, weil über das Unglück nichts Höheres geſtellt iſt. Die Religion, die tröſten kann und ſoll, iſt nicht mit der Stärke dargeſtellt, daß man ſie als den höchſten Zweck fühlt. Sie iſt in Mathilden traurig und tödtend, in Delphinen nicht innig genug, um über das Unglück zu erheben, und in Madame Ervins als ein Irrthum des Geiſtes behandelt. Man ehrt den Verſtand, das Weſen der Dichterin, aber man kann ihre Liebe, wie ihre Leidenſchaft nicht begreifen. Man möchte die Welt nicht zu der ſeinigen wählen, die ſie erſchaffen hat.

Bemerkungen über Frau v. Staels Corinna.

Ich habe ſoeben die Corinna geendigt. Dieſe merkwürdige Natur, die in ihren Produktionen ſich wunderbar ſelbſt ausſpricht, ergreift und verblendet das Gemüth auf eine zauberiſche Art, wie ihr Geſpräch. Aber ſo ſonderbar es ſcheinen mag, ſo iſt es doch ſo, daß eigentlich das Gemüth erſchüttert, aber nicht tief bewegt wird. Der Grund davon liegt, meinem Gefühl nach, darinnen, daß die Produktion ſelbſt, die uns begeiſtern und ergreifen ſoll, nicht ſowohl aus der Tiefe der Imagination hervorgeht, ſondern die Imagination aufregen ſoll.

Mit Delphine verglichen, deren Haupteindrücke mir nur noch gegenwärtig ſind, erſcheint Corinna als ein künſtliches Kunſtwerk, jene als der Auſflug einer heißen, glühenden Natur, die den eigenen Kampf der Leidenſchaft in ihrem Buſen beſchwören will durch die Kraft Weſen ihrer Einbildungskraft zu erſchaffen, und das Gemüth wird mehr bewegt. Auch gelingt es ihr mit Kunſt die Charaktere zu entwickeln, und die Klarheit über die geſellſchaftlichen Verhältniſſe, die ſie mit ihrem eigenen Verſtand noch mehr erleuchtet, blendet einen überraſchend. In der Corinna ſieht man immer das Streben, dieſelben Effekte hervor zu bringen. Meinem Gefühl nach iſt es ihr aber weniger gelungen, und die wenigen Abweichungen in den Grundzügen der Charaktere zwiſchen Delphine und Corinna, in deren Hintergrund immer nur der eigene Charakter der Verfaſſerin liegt, ſind nur durch die veränderte Lage und Lokale anders. Dieſelbe Coquetterie, die bei Delphine in ihrem Kreis als Franzöſin das größte Motiv iſt, erſcheint wieder, nur kunſtreicher in den Charakter einer Römerin verwandelt, die durch Alles, was ſie umgibt, durch den Schwung ihres romantiſchen Weſens, durch ihre unabhängige Lage, durch den Boden, der ein empfängliches Gemüth über alle kleinen Verhältniſſe des Lebens erheben muß, dieſe Haltung erhält, durch ihre öffentliche Exiſtenz dieſe Freiheit; und Delphine, die die Sclavin der Meinung iſt, muß durch ihre Leidenſchaft ſich über Verhältniſſe erheben, die Corinna gar nicht mehr zu beſiegen hat.

Dieſe beiden Schweſtern, als Kinder einer Phantaſie, haben eine Familienähnlichkeit, die unverkennbar iſt. Sie ſind beide Muſen aus der Kraft eines ſchöpferiſchen Genies entſprungen; und wenn Corinna, auf ihre Maske geſtützt, wie eine Römerin wandelt, ſo tanzt Thalia in leichten, gefälligen Wendungen mit aller Grazie ihres Geſchlechts durchs Leben, und ihre Leidenſchaft allein gibt ihr einen tragiſchen Takt.

Künſtlich hat die Verfaſſerin ihre eigene Natur in dieſen zwei Naturen ausgeſprochen, und man möchte faſt ſie beſchuldigen, daß nur ſie ſelbſt die Form gebe zu den Geſchöpfen, die ſie mit Liebe behandelt, und ſie ſich gefiele in allen Mannigfaltigkeiten, Situationen des Lebens ſich zu zeichnen und ihr Weſen aufzuſtellen. Ein ewiger Kampf mit der Leidenſchaft, der ihr eigenes Leben ausfüllt, iſt auch in ihren Erfindungen das Hauptmotiv, und eben, weil ſie ihre eigene Natur immer darſtellt, gelingt ihr keine fremde. Sie muß eigentlich nie geliebt haben, nie einen Mann in der ganzen Größe und Reinheit ſeines Weſens, ohne eigene Leidenſchaft in ihrem Herzen, aufgefaßt haben; denn ihre Männer ſind die widerlichſten Naturen, die man kennt. Man fühlt, ſie ſollen mit aller Abſicht liebenswürdig ſein, und man kann niemals mitfühlen, warum die Heldin ſo vieler Aufopferungen fähig iſt um einer ſolchen Natur willen? Hätte ihr eigner Geiſt, ihr Gemüth je einen männlichen Charakter nur mit [illegible] mit der unendlichen Liebe ergreifen können, die allein Liebe iſt, die ſich aber nicht ausſpricht, weil das Gefühl davon zu wahr und innig iſt, um Worte und Kraft, es mitzutheilen, auffinden zu können: ſo würde ſie über Liebe anders ſprechen. Sie würde nicht die raſtloſe Leidenſchaft, die nur nach einem Beſitz trachtet, für Liebe nehmen; ſie würde ihre Helden menſchlich bilden, ſtatt daß ſie Gliederpuppen aus ihnen macht. Sie kann nur die Fehler in dem Charakter der Helden recht bemerkbar machen, aber niemals ihre Tugenden. Auch einen ſtillen, weiblichen Charakter, der im Gefühl für ein anderes geliebtes Weſen ſich verklärt, der durch die Liebe ſich ſchöner und reicher entfaltet, kann ſie niemals ſchildern. Es ſind kalte Drahtpuppen, die nur ihre Pflicht ohne Anmuth des Lebens erfüllen, und die durch ihre Rechtlichkeit Langweile machen. Dieſem gegenüber wird eine reich ausgeſtattete Natur, die alle Talente vereinigt, immer hervorſtechen; und wer wird es einem Mann verdenken, wenn er dieſe einſylbigen, ſteifen Frauen verläßt für Corinna und eine anmuthige Delphine? Sie macht einem mit den moraliſchen Naturen, die ſie ſchildert, ganz enge ums Herz, und man fühlt, wie's einem Mann nicht wohl ſein kann, wenn er in einem andern freien Element ſich bewegen kann.

Die Stellen, wo ihr Verſtand, ihre Reflexion ſpricht, gelingen ihr immer vorzüglich. So ſind ihre Bemerkungen über Religion äußerſt ſchön. Ihre Kunſtbemerkungen ſind es weniger, denn eigentlich hat ſie für Alles, was nicht ſich mit ihrem Weſen identificiert hat, keine Sprache als die gewöhnliche; darüber wird ſie nie neue Dinge ſagen. Die Schilderung von Neapel hat mich als Tableau am lebendigſten ergriffen, weil man da den Zauber des milden Himmels lebhaft fühlt. Das enge Leben der engliſchen Nation, die Schilderung der Provinzialſtadt iſt gewiß wahr; denn man fühlt es recht lebendig mit, und es iſt an dieſer Stelle, um Italien, die ungebundene Lebensweiſe, den Einfluß der Künſte auf das Leben recht fühlbar zu machen, recht ſchön gewählt, und ihr Verſtand hat ſich reich und ſchöpferiſch gezeigt, die feinen Nüancen des geſelligen Lebens aufzufaſſen.

Man ſieht auch in dieſem Produkt, wie die Revolution auf ihr Gemüth gewirkt hat; denn der Hang zum Kraſſen in den Situationen, die in einer Phantaſie, die nicht durch ungewöhnliche Ereigniſſe gebildet iſt, nie lebhaft werden, iſt mit ihrer Natur eng verwebt. Wie die ungefällige Kataſtrophe des Helden der Delphine, wie ihr eigenes Herabſinken aus den feinen Schranken der

Verhältniſſe, ſo geht auch Corinna unter durch ihre Leidenſchaft. — Daß Oswald nach England zurückkehren kann, und es unbeſtimmt gelaſſen iſt, ob er ein gewöhnlicher kalter Ehemann geworden und in unſeliger Einförmigkeit ſeine Tage beſchloſſen, iſt unbefriedigend. Man fühlt, daß auch er nicht hätte leben können, wenn er geliebt hätte.

Der Charakter der jungen Lucile iſt ſehr wahr und rührend gezeichnet, aber die Haltung in den ſpätern Perioden, in der ewigen Zurückhaltung ihres Gefühls, in der Kälte, mit der ſie die Neigung ihres Herzens verbergen möchte, iſt etwas Abſchreckendes und Unwahres.

Mathilde erſcheint wieder, aber im gefälligen Gewande. Der Comte de Erfaeuil iſt vortrefflich mit Geiſt gezeichnet, und er repräſentirt ſeine Nation vollkommen, ſowohl wie auch ein einzelnes Individuum.

Briefwechſel.

I.

Charlottens Brautſtand.

Am 16. December 1789 erhielt Frau v. Lengefeld den am 15. aus Erfurt geſchriebenen Brief Karolinens (Schiller und Lotte S. 566). Hier ihre Antwort:

[16. December] 1789.

Dein heutiger Brief, meine Karoline, hat mich ſo erſchüttert und überraſcht, daß ich nicht im Stande bin, eine einzige Zeile darauf zu antworten. Dieß kann Lottchen verſichert ſein, daß nie mein Mund heuchelte, wenn ich Euch ſagte: daß auf Eure Glückſeligkeit meine ganze Wohlfahrt gegründet ſei. Mehr heute zu ſagen iſt unmöglich. Ich bitte Gott, daß er uns alle regieren möge; auch ich verlaſſe mich feſt auf die Verſehung, und wehe mir, wenn ich ſolches nicht thäte, da ich beſtimmt zu ſein ſcheine, in die ſonderbarſten Lagen von der Welt zu kommen, ohne einen Freund oder Rathgeber zu haben, dem ich mich anvertrauen kann...

Lebt wohl; ich bin ewig Eure treue Mutter

v. Lengefeld.

Am 18. bat Schiller in dem in Schiller's Leben S. 213 abgedruckten Briefe um Lottchens Hand. Die Antwort erfolgte ſo ſchnell als möglich, eher als Schiller ſich zu hoffen gewagt hatte (Schiller und Lotte S. 574); er erhielt ſie nicht erſt in Weimar, wohin er am 24. zum Weihnachtsfeſte reiſte (ebendaſelbſt S. 575), ſondern am 22. in Jena (an Körner 2, S. 153). Dieſe Antwort ſcheint alſo am 20. bis 21. geſchrieben zu ſein:

Ja, ich will Ihnen das Beſte und Liebſte, was ich noch zu geben habe, mein gutes Lottchen, geben. Die Liebe meiner Tochter zu Ihnen und Ihr edles Herz bürgt mir für das Glück meines Kindes, und dieſes allein ſuche ich. Verzeihen Sie aber der Beſorgniß und der Pflicht einer Mutter: iſt es möglich, Lottchen mit Ihnen, nicht ein glänzendes Glück, ſondern nur ein gutes Auskommen zu verſchaffen? Können Sie mich hier beruhigen, ſo nenne ich Sie mit Freuden Sohn. Wäre ich reicher, könnte ich Ihnen mit meiner Tochter ein anſehnliches Vermögen geben, wie gern würde ich Ihnen da zeigen, daß Verdienſt und ein Herz, ſo wie ich mir das Ihrige denke, die ſchätzbarſten Dinge der Welt für mich ſind. Da aber mein Vermögen nicht hinreichend iſt, um Ihnen mit meiner Lottchen ein gutes Schickſal zu machen, ſo müſſen Sie mir meine Frage vergeben.

Mit wahrer Ergebenheit und aufrichtiger Freundſchaft nenne ich mich Ihre treue Freundin

v. Lengefeld, geb. v. Wurmb.

Schiller dankte auf der Stelle:

Jena, den 22 December 89.

Meinen innigſten, unausſprechlichſten Dank, verehrungswürdigſte theuerſte Mutter, für die ganze Glückſeligkeit meines Lebens, die Sie in Lottchen mir geben. Wie kann ich mit Worten dafür danken? Meine Seele iſt tief bewegt und zu ſehr, um Ihnen mit aller Faſſung jetzt zu ſchreiben. Aber ich kann in dieſem Augenblick der Freude nicht ſchweigen, und ich mußte die Fülle meines Herzens gegen Sie ausſtrömen! O wie erhöhen Sie noch das Geſchenk, das Sie mir geben, durch die Art, womit Sie es thun! Dieſes großmüthige Vertrauen, womit Sie mir Lottchens Glück übergeben — wie vermehrt es meine grenzenloſen Verpflichtungen gegen Sie! Glauben Sie, daß ich es fühle, was Sie mir anvertrauen, und, was es Sie koſten mußte, alle Ihre Ausſichten für Lottchens Glückſeligkeit auf meine Liebe allein einzuſchränken. Aber ich fühle es nicht weniger lebhaft, daß Sie nie, nie Urſache finden werden, dieſes Vertrauen zu bereuen.

Ein glänzendes äußeres Glück kann ich ihr weder für jetzt noch fürs Künftige anbieten, ob ich gleich einige Gründe habe zu hoffen, daß ich in 4, 5 Jahren in den Stand geſetzt ſein werde, ihr ein angenehmes Leben zu verſchaffen. Sie wiſſen, worauf alle meine Ausſichten beruhen: bloß auf meinem eigenen Fleiß. Ich habe keine Hilfsmittel, die Sie nicht längſt ſchon kennen, aber mein Fleiß iſt auch hinreichend, uns ein ſorgenfreies Daſein von Außen zu verſchaffen.

Mit 800 Rthlr. können wir in Jena leidlich gut ausreichen; wir könnten es mit etwas weniger, wenn man ſich in den erſten Jahren gleich zu helfen wüßte. Dreihundert Thaler ſind mir eine ſichre Einnahme von Vorleſungen, die mit jedem Jahre ſteigen wird, ſo wie ich mehr Stunden darauf verwenden kann. 150—200 Rthlr. kann mir der Herzog, da ich ein Jahr umſonſt gedient habe, nicht verſagen. Da er dieſes Geld aus ſeiner Schatulle geben muß, ſo wird er freilich etwas hart daran kommen, aber meinem und Lottchens Glück wird er dieſes kleine Opfer gewiß bringen. Neben dieſen 400—500 Rthlrn. bleibt mir die ganze Einnahme von Schriften, welche bisher meine einzige Reſſource geweſen iſt, und welche ſich mit jedem Jahre verbeſſert, da die Arbeiten mir leichter werden, und man ſie mir auch immer beſſer bezahlt. Ehe ich nach Jena kam, hatte ich bei ſehr wenigem Fleiß doch alle zwei Jahre zwiſchen 800 und 900 Rthlr. mir erworben. Eben dieſes kann ich auch noch jetzt, und ohne mich anzuſtrengen; dabei habe ich keinen einzigen Glücksfall gerechnet, durch den ich es noch einmal ſo hoch bringen könnte. Ein ſolcher Glücksfall wäre es, wenn meine Unternehmung mit den Memoires einſchlüge, welche mir einen fortlaufenden jährlichen Gehalt von 400 Rthlrn. ſicherte, faſt ohne alle eigne Arbeit. Aber ich bringe jetzt nichts in Anſchlag, worüber das Glück erſt entſcheiden muß. Sie ſehen aus dem Bisherigen, daß mir mein Verhältniß mit der hieſigen Akademie (im Fall der

Herzog nur etwas weniges für mich thut) 400 Rthlr. und meine Schriften eben ſo viel eintragen, und mit 800 Rthlr. können wir leben.

Ich läugne nicht, daß mir das Jahr 1790 merklich ſchwerer werden wird, als alle folgenden, weil ich in dieſem Jahre alles das erſt neu ausarbeiten muß, was nachher für immer gethan iſt. Folgte ich bloß der Klugheit, ſo würde ich in dieſem Jahre noch an keine Vereinigung mit Lottchen denken. Aber wie kann ich dieſes ganze Jahr von meiner Glückſeligkeit verlieren? Ich darf und will es Ihnen nicht beſchreiben, meine theuerſte Mutter, wie ſchmerzlich mir ſchon das Vergangene durch meine Trennung von Allem, was ich liebe, geworden iſt. Selbſt zu meinem Fleiße iſt es eine weſentliche Bedingung, daß mein Herz genießt, und in meiner Vereinigung mit Lottchen werden mir alle meine Beſchäftigungen leichter werden. Dieſes fühlen Sie. Ich brauche nichts hinzuzuſetzen.

Was ich Ihnen hier vorgelegt habe, gilt nur von den erſten Jahren. Ich bin nicht ohne Ausſichten, und ein Ruf auf eine andere Akademie wird meinen Gehalt in Jena verbeſſern. Wenn ich mich ſelbſt erſt in dem neuen Fache, das ich mir gewählt, mehr vollendet habe, ſo kann es mir ohnehin nicht leicht fehlen. Ich mag Ihnen nur Lottchen nicht zu weit wegführen, ich bin ſelbſt zu ſehr an Ihr ganzes Haus gebunden, ſonſt würde ich in Jena mein Glück nicht aufſuchen. Ich lege Ihnen dieſen Brief von dem Coadjutor bei, der Alles für mich thun wird, ſobald er kann, und dieß letzte kann jeden Tag geſchehen.

Morgen[1] ſchreibe ich an den Herzog von Weimar und werde Ihnen höchſtens in acht Tagen deciſiv ſchreiben können, ob und was er für mich thun wird. Vertröſtet er mich auf das Jahr 1791, ſo lege ich Ihnen einen neuen Vorſchlag, bloß für das Jahr 1790, vor, der Ihnen vielleicht nicht mißfallen wird, und den der Herzog auch gewiß gern genehmigt.

---

[1] S. an Körner 2, S. 153 am 24. Decbr. „Geſtern ſchrieb ich an den Herzog.“ Der „neue Vorſchlag“ bezieht ſich auf den Plan in Rudolſtadt zu wohnen, vrgl. S. 147.

Wie viel, Theuerſte, Verehrungswürdigſte, hätte Ihnen mein dankbares Herz noch zu ſagen, aber es werden ſchöne Stunden kommen, wo es ſich gegen Sie ganz entfalten wird.

Mit innigſter Dankbarkeit, Verehrung und Liebe ewig der Ihrige.

Schiller.

Nach ſeiner Rückkehr von Weimar, wo er mit Lotte, Karoline, Karoline v. Dacheröden und ihrem Bräutigam Wilhelm v. Humboldt, ſo wie ihrem Freunde Karl v. La Roche[1] zuſammengetroffen war, ſchrieb er am 3. Januar 1790 den im literariſchen Nachlaß der Frau v. Wolzogen I. S. 360 abgedruckten Brief[2] nach Erfurt, wohin beide Schweſtern ihre Freundin begleitet hatten. Lotte antwortete darauf im folgenden Briefe:

W., den 6. Jenner 90, 12 Uhr.

Ich habe heute immer gehofft, das Botenmädchen würde Briefe von dir bringen und mich herzlich darnach geſehnt, mein Geliebter. Dein Brief vom Sonntag hat mich in eine wehmüthige Stimmung verſetzt. Alſo hat deine gute Mutter nicht mehr den Brief erhalten können, hat ſich keine Vorſtellung von mir machen können! Hoffentlich hat ſie aber doch deinen Brief erhalten und hat ſich eine Idee deines künftigen Lebens, deines Glücks machen können. Denn glücklich mußt du werden, mein theurer Geliebter! O ich könnte die ganze Welt aufbieten, um dir Glück zu geben! Es iſt ein freundlicher Gedanke, daß ich dich glücklich machen kann durch meine Liebe, durch mein Bemühn dir das Leben leicht und ſchön zu machen.

Wir ſind nun wieder ganz einſam. Karl und Wilhelm ſind Montag Abend fort, und es war mir leid, daß ſie ihre Abreiſe ſo verzögerten; denn Karoline litt viel, und ich fürchtete ihre Anfälle. Es wäre mir doppelt ſchmerzhaft geweſen, weil es auch unſerer

---

[1] Nicht von Wolzogen, wie der Herausgeber des literariſchen Nachlaſſes der Frau Karoline von Wolzogen I. S. 361 meint, ſondern von La Roche, dem Sohne der Frau Sophie von La Roche, der Karoline D. liebte (Schiller und Lotte S. 541). Seine Briefe werden ein Bild von ihm geben.

[2] Wir laſſen die dort gedruckten Briefe aus.

Karoline Geſundheit hätte wieder zerrütten können. Aber es ging doch ſo vorüber. Daß H. und L. R. fort ſind, iſt mir eigentlich recht. In der Länge thut es mit Karl nicht gut, und er leidet mehr, als er ſich geſtehen will. Und unruhig war es auch von früh an, daß man keinen Augenblick für ſich ſein konnte; es ließ ſich nichts mit ihnen vornehmen. Lina möchte ich wohl immer um mich haben, aber Karl und Wilhelm nicht ſo unbeſchäftigt. Ich habe einiges an Wilhelm bemerkt, was mir zuweilen weh gethan hat und mir aufgefallen iſt. Er hat zuweilen einen Mangel an Feinheit im Betragen und im Ausdruck, den ich nicht liebe, ſelbſt gegen Lina zuweilen; und ich wünſche, daß ſie es nie ſo fühlen mag; es würde ihr weh thun. Feinheit, auch im engſten Umgang iſt unentbehrlich, um das Leben angenehm zu machen. Es gibt ſo verſchiedene Nüancen derſelben, die faſt der Beobachtung entgehen, aber die doch fühlbar genug ſind, um einen guten Eindruck zu machen. Ich habe wenig Männer gefunden, die ſo viel Feinheit haben, wie du, mein Lieber, und dieſer Zug macht mir dich um ſo lieber.

Geſtern früh um zehn Uhr ſind wir mit der St. und Lina fortgefahren und haben viel unterwegs geſprochen. Mittags beim Papa war der Coadjutor, der immer gleich gut, gleich freundlich iſt; und Abends ſind wir in der Geſellſchaft geweſen, wo Kraus,[1] Schulz[2] und Lips[3] waren. Die Bekanntſchaft des Letzteren hat mir Freude gemacht; er iſt recht intereſſant und erzählt gar artig. Die drei haben Abends mit uns bei Dalberg gegeſſen, und ich ſaß bei Schulz, der nicht übel ſpricht, ſo leicht wie er ſchreibt. Er hat mir ſeine ganze Philoſophie gleich entdeckt, und ich fand doch, daß es bei dem erſtenmal ſehr zu früh wäre, ſo viel über ſich zu ſagen. Unter Andern ſagt er mir: wenn man Alles in der Welt geſehen, alle Länder durchreiſet hätte, Alles genoſſen, ſo bliebe nichts, als ſich eine Kugel durch den Kopf zu ſchießen; und er ſetzte hinzu, dazu hätte er noch fünf Jahre Zeit. Ich fand dieß gar ſonderbar und brach ab. Er hat übrigens auch gar viel Geziertes und Unnatürliches. Wenn ich ihm eben begegnete in Geſellſchaft, ſo ſpräche ich mit ihm, weil es ſich beſſer mit ihm als ganz platten Menſchen ſprechen läßt; aber unter Andern, die mir lieb wären durch ihren Verſtand und Kenntniſſe, müßte er wohl zurückſtehen. Wir ſind erſt gegen elf Uhr, nachdem wir noch Thee bei Papa getrunken, weggefahren und um zwei Uhr hier angekommen. Mein Kopf iſt daher ein bischen zerſtört. Der Coadjutor hat mit der St. von dir geſprochen und geſagt, er hoffe gewiß dich einmal in Mainz zu haben. Die St. iſt ſo gewiß und ſicher und intereſſiert ſich ſo für dich und liebt dich ſo ſehr. Sie hat mir etwas vom Herzog erzählt, das mich ordentlich gerührt hat. Er hat ihr geſagt, daß er ſo gern etwas für dich thäte. Aber — hat er traurig hinzugeſetzt — er dankt mir's wohl nicht einmal und geht bei der erſten Gelegenheit. Fände ſich indeſſen ein ſehr vortheilhafter Platz, ſo wäre er doch auch zu vernünftig um nicht einzuſehn, daß er nicht ſo viel für dich thun könnte. Man findet oft mehr in dem Menſchen, als man je ahnen konnte. Die nähere Bekanntſchaft des Herzogs gibt mir viel Freude, weil ich ſehe, wie fein er iſt, und wie viel er in ſich hat, woran ich bei ihm gar nicht denken konnte. In dem Verhältniß mit G. und der St.[1] verhält er ſich auch äußerſt fein und vermeidet jede Gelegenheit, wo er nur entfernt der St. weh thun könnte.

---

[1] Seit 1780 Direktor der herzoglichen Zeichenſchule.

[2] Friedrich Schulz, der ſchon mehrere Romane geſchrieben hatte und eben von Paris zurückgekehrt war. Schiller und Lotte S. 443.

[3] Johann Heinrich Lips, ein Schweizer, den Goethe gegen Ende des vorigen Jahres aus Rom nach Weimar als Lehrer an der Zeichenſchule gezogen hatte. S. Riemer, Briefe von und an Goethe S. 7. Schiller an Körner 2, S. 179.

Das Botenmädchen iſt hier und will den Brief mitnehmen. Es freut mich, daß er heute Abend in deinen Händen iſt.

Leb wohl, mein theurer Geliebter. Ich möchte meine ganze Seele dieſen Zeilen einhauchen können. Schreib mir ja, was du wieder für Nachrichten aus Schwaben haſt.

---

[1] Das ſeit dem Juni 1789 ſich gelöſt hatte.

Meine ch. m. wird wohl morgen an uns ſchreiben.
Leb wohl! Leb wohl!

Deine

L.

Nach dem Empfang dieſes Briefes ſchrieb Schiller am 7. an die Mutter folgenden Brief:

Jena, den 7. Jänner 1790.[1]

Ihr Stillſchweigen auf meinen letzten Brief, meine theuerſte Mutter, macht mich unruhig und ungewiß, ob ich durch das Detail meiner Umſtände, welches ich Ihnen darin gab, Ihre Sorgen wegen der Zukunft, wie ich's wünſchte, gehoben habe. So gewiß ich ſelbſt überzeugt bin, daß von dieſer Seite nichts unſer Glück wird ſtören können, ſo gehört es doch unumgänglich zu meiner Beruhigung, daß Sie mit mir davon überzeugt ſind und für Lottchens äußere Lage nichts fürchten. Vielleicht aber erwarteten Sie nur, bis ich Ihnen das, was ich in meinem Brief als bloße Hoffnungen angab, zur völligen Gewißheit machen würde. Dieſes kann ich jetzt, der Herzog hat mir eine Penſion von 200 Rthlr. ausgeſetzt, welches freilich nicht viel iſt, aber doch genug, um neben dem Uebrigen zu unſerer Subſiſtenz hinzureichen, und Alles, was ich für jetzt mit Billigkeit von ihm verlangen kann.

Zu dem Inhalt meines vorigen Briefes weiß ich nichts mehr hinzuzuſetzen; er enthält Alles, was ich über meine gegenwärtige Lage ſagen kann. Sehr wahrſcheinlich werden ſich meine Umſtände beſſer machen, als ich ſie Ihnen in meinem Brief angegeben habe, aber ich wollte Ihnen nur das Gewiſſe ſchreiben und nichts in Berechnung bringen, als wozu ich die gegründetſten und unfehlbarſten Ausſichten habe.

Wenn Sie aber über dieſen Umſtand befriedigt ſind, meine verehrteſte Mutter, ſo erlauben Sie mir noch eine Bitte. Laſſen Sie mich bald, laſſen Sie mich gleich jetzt im Beſitz meiner Wünſche ſein. Von außen hindert unſere Vereinigung jetzt nichts mehr; meine Lage wird ſich auch in dieſem Jahre nicht weiter verbeſſern, daß ein längerer Aufſchub dadurch gerechtfertigt würde. Aber wie viel wird für meine, und ich darf ſagen, auch für Lottchens Glückſeligkeit gewonnen, wenn wir gleich jetzt zuſammen leben können. Hier in Jena ſind die nothwendigſten Anordnungen in wenigen Wochen gemacht. Ich behalte meine gegenwärtige Wohnung, weil dieſes Haus in jedem Betrachte eins der beſten iſt, die ich hier finden konnte. Bloß einige Zimmer mehr brauche ich zu miethen, und ich kann ſie auf derſelben Etage haben. Mein Logis iſt meublirt und recht anſtändig, ſo daß ich die Meubles auch ferner behalten kann, ich wäre nicht dafür, jetzt gleich etwas auf eigene Meubles zu verwenden. Eben ſo wenig wäre es nöthig, dächte ich, ſogleich eine eigene Menage anzufangen. Ich habe bisher einen recht guten Tiſch in meinem Hauſe gehabt, und um einen überaus billigen Preis. Mit 12 Rthlr. des Monats glaube ich Mittag- und Abendtiſch beſtreiten zu können. Wie viel Umſtände werden dadurch erſpart. Ich brauche dann nur eine Domeſtique für Lottchen; im Hauſe finde ich alle ſonſt nöthige Bedienung. Die übrigen Artikel, z. B. Wäſche, haben hier alle eine ſo billige Taxe, daß man bei einer kleinen Haushaltung, wie die unſrige ſein wird, faſt beſſer thut, ſie außer dem Hauſe beſorgen zu laſſen. Sie ſehen, daß von dieſer Seite keine Verzögerung ſtattfinden wird. Es wird alſo bloß von Ihrer Güte abhängen, meine theuerſte Mutter, ob wir uns unſerer Vereinigung bald zu erfreuen haben ſollen. Wenn Ihnen meine Glückſeligkeit etwas gilt, ſo laſſen Sie mich die vielen Freuden in Anſchlag bringen, womit Lottchen mein jetziges verlaſſenes Daſein in Jena verſchönern wird. Meiner Geſchäfte für dieſen Winter ſind ſo viele, daß mein Herz einen wohlthätigen Einfluß von außen nicht entbehren kann. In Lottchens Beſitze glücklich, werde ich mit noch einmal ſo freiem Geiſt meine Geſchäfte abwarten, jetzt zerſtreuen Verlangen und Sehnſucht mein Gemüth. Ich brauche Ihnen nicht erſt zu beweiſen, wie viel anders es iſt, mit einem befriedigten

---

[1] Vergleiche Schiller an Körner 2, S. 158. Das Datum ſcheint ſtatt des 9. verſchrieben zu ſein, (der Brief vom 10.)

Herzen zu arbeiten, als mit unbefriedigten Wünſchen. Da Sie doch jetzt von Lottchen getrennt leben, ſo kann es Ihnen gleich viel ſeyn, meine theuerſte Mutter, Lottchen in Jena oder Weimar zu wiſſen; genug, daß Sie wiſſen, daß ſie glücklich iſt. Sollen Lottchen und Karoline jetzt zu Ihnen nach Rudolſtadt kommen, und wollen Sie mir erlauben, daß ich ſie dort aus Ihren Händen empfange? Entſcheiden Sie, und erfreuen Sie mich bald mit Ihrer gütigen Antwort.

Voll Dankbarkeit, Verehrung und Liebe ewig der

Ihrige

Schiller.

Auf den Brief voller Zweifel und Sorgen, welchen Lotte am 3. Januar 1790 geſchrieben hatte (Schiller und Lotte S. 581), verſchob Schiller zu antworten (ſiehe ſeinen Brief vom 5. literariſcher Nachlaß I. S. 364). Auf ſeinen eingehenden Brief vom 8. (Schiller und Lotte S. 582) antwortete Lotte am folgenden Tage:

Weimar, den 9. Jenner gegen 3.

Ich merke wohl, ich werde dir heute wenig ſagen können; ich habe ſchon einen Anfang eines Briefes an dich zerriſſen, weil er mir zu verworren war, und es mir heute an Zeit fehlt, ſo recht ausführlich reden zu können. — Mein Lieber, ich wollte dir keine Vorwürfe machen durch meine Zweifel, mein Geliebter! aber ſie kommen mir zuweilen, wenn mein Herz durch das Gefühl der Liebe zu dir zu heftig bewegt iſt, und ich fühle dann doch wieder, wie wenig ich dir geben kann, wie wenig überhaupt ſich die Empfindung dieſes Gefühls ausdrücken läßt. Dies macht mir weh, und dieſe Stimmung meiner Seele hat ſich meinem Brief eingeprägt. Ich war überhaupt zu angeſpannt, zu viel nur mit meinen Gefühlen beſchäftigt die Zeit über, beſonders da wir ſo wenig Ruhe hatten. Und dies Alles hat vielleicht beygetragen, daß mein Brief ſo wurde. Es iſt nicht gut für Weſen, wie ich, immer nur ſo zu leben, und Einſamkeit, ſtille Beſchäftigungen geben meiner Seele erſt die rechte Richtung, die ich haben muß, um mich glücklich zu fühlen. Dies fehlte mir, da ich dir ſchrieb, und noch kann ich das geſchäftloſe Leben, das wir im Kaffeehauſe führten, nicht ganz vergeſſen; es hat mir keine angenehmen Eindrücke gemacht. Und ſo mag uns das Schickſal nie wieder alle Sechſe ſo unbeſchäftigt zuſammen führen. — Jetzt leb wohl; es iſt 3, und ich muß einen Beſuch geben bei der Stein ihrer Mutter.[1]

Othello wird gegeben; ich bin gar begierig auf das Stück und freue mich darauf.

Abends 8 Uhr.

Ich bin ſehr in meiner Hoffnung betrogen worden; es war gar ſchlecht; kein Funken von Shakeſpeare's Geiſt iſt in die Ueberſetzung übergegangen; und es wurde ſo übel gegeben. Ich war froh, wie es zu Ende war. Bei Hamlet iſt es anders; er mag vorgeſtellt werden, wie er will; es bleibt einem immer etwas; aber hier gar nichts. — Neumann hat ſchlecht geſpielt, und die Ackermann paßt gar wenig zur Desdemona.

Ich komme wieder auf deinen Brief. Wir werden noch manches in uns entdecken, mein Geliebter in der Zukunft; wir kennen uns eigentlich noch wenig. Als du den Sommer bei uns warſt, drückte mich die Ungewißheit unſeres Verhältniſſes, meines Schickſals, und hinderte das freie Spiel meines Weſens. Vorigen Herbſt war mir dies Gefühl, von dir geliebt zu ſein, noch zu neu, und ich lebte in der Zauberwelt der Liebe. Je mehr wir uns kennen, hoffe ich, je mehr wird ſich unſer Weſen vermiſchen, und wir werden es nicht bereuen, einander gewählt zu haben.

Daß die gute Mutter nun meinen Brief bald haben wird,[2] freut mich herzlich; mag er ihr einen frohen Tag geben!

Ich lege dir hier einen Brief vom Lorbeerkranz[3] bei, den ich heute erhalten habe. Er dauert mich faſt; auf dem Fuß, wie ich jetzt bin, will ich bleiben, und recht höflich ſein; aber die enge Verknüpfung der Herzen wird nie vor ſich gehen.

---

[1] Frau v. Schardt.

[2] S. Schiller und Lotte S. 578.

[3] Frau Griesbach.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 15298/114

Gute Nacht, lieber Theuerſter! Mein Herz umfängt dich mit wahrem, innigem Gefühl der Liebe!

Deine

L.

Sch. an L. Sonntag Abends 10. Jan

Der heutige Tag war ſo freundlich helle, daß es mir eine harte Prüfung gekoſtet hat, meine Liebſten, ihn nicht mit euch zu verleben. Hätte ich etwas früher daran gedacht, ſo hätte ich eine Zuſammenkunft in Ketſchau vorgeſchlagen, und ihr hättet ſie vielleicht angenommen. Ach, ich hätte euch doch geſehen, und ein Strahl des Lichts hätte mein trübes Daſein hier beſchienen. Ich könnte nicht lange mehr von euch beiden getrennt ſein. Ich ertrüge es nicht. Oft mache ich mir Vorwürfe über dieſen Mangel an Stärke, an Selbſtändigkeit; Unmännlichkeit würden es Andere mit dem gelindeſten Namen nennen. Sonſt war ich mir ſelbſt mehr, weil ich mir Alles ſein mußte; meine Wünſche waren genügſamer, und mein eigenes Herz reichte hin, ſie zu ſtillen. Ich umſchlang die Geſchöpfe der Einbildung, dichteriſche Weſen, mit einem Herzen der Liebe, mit einer geſelligen Freude. Das iſt jetzt Alles vorbei, meine Liebſten. Im Gedanken an euch, in der raſtloſen Sehnſucht nach euch verzehrt meine Seele alle ihre glühenden Kräfte, und kein anderer Gegenſtand bringt es bei mir auch nur bis zur Wärme. Nie bin ich in mir ſelbſt ſo arm und ſo wenig geweſen, als jetzt in der Annäherung zu meinem ſeligſten Glück. Da es noch weiter entlegen war, ging ich ſparſamer um mit den Freuden des Augenblicks, und hielt mich feſt an der Hoffnung. Aber in dieſer Nähe der Erfüllung verſchmäht die trunkene Seele das geringere Glück. Die Gegenwart iſt mir nichts mehr, die Freuden der Hoffnung nichts mehr, und doch ſeid ihr mir noch ferne.

Gerne will ich mich ſelbſt verloren haben; reicher und ſchöner werde ich mich aus den Händen der Liebe, aus euren Händen, zurückempfangen. Was für ſelige Tage warten auf uns! Alles liegt um uns bereit, was uns glücklich machen kann, denn wir brauchen ja nichts als Vereinigung. Theuerſte meines Herzens! Ach, wie iſt Alles bis jetzt ſchöner gegangen, als ich jemals hoffen konnte! Was ich mir kaum in ferner Zukunft als möglich denken konnte, iſt wahr, iſt ſo gut als wirklich! Hätte ich es mir auch nur vor einem Jahr noch geträumt, daß eine ſolche Zukunft mir beſchieden wäre? Mein ganzes übriges Leben wird der Liebe gehören, der Liebe, die in allen Geſtalten mich umſchweben wird. Das Leben an eurem Herzen! Euch an dem meinigen! O ich verliere mich im Himmel aller dieſer Empfindungen!

Der Mutter habe ich geſtern geſchrieben und ihr anſchaulich gemacht, wie nichts uns mehr hindert, vereinigt zu ſein, und welche Einrichtung ich treffen werde. Auf den Dienſtag erwarte ich ihre Antwort.[1] Heut muß ich abbrechen, meine Liebſten, aber morgen erhaltet ihr wieder etwas. Lebt wohl, Geliebteſte. Meine Seele hangt mit tauſend Küſſen an euch. Wärt ihr bei mir! Adieu.

Rudolſtadt den 11. Januar

Ihre Glückſeligkeit iſt mir gewiß nun ſo theuer und werth als meine eigene, denn habe ich Sie nicht in die Zahl meiner Kinder aufgenommen, und welche Mutter liebt ihre Kinder zärtlicher als ich die meinigen? und es iſt der heißeſte Wunſch meines Herzens, von meinen Kindern wieder geliebt zu werden. Und dazu haben Sie Sich auch, indem Sie mein Sohn werden, verbindlich gemacht. Ihr Zutrauen, Ihre Liebe machen von nun an einen Theil meines Vergnügens mit aus, ſo wie Ihnen meine mütterliche Liebe als dem erwählten Mann von meiner zärtlich geliebten Tochter aufrichtig gewidmet iſt. Sie haben mich in Anſehung Ihrer gegenwärtigen Lage beruhigt, das Uebrige erwarte ich von der Vorſehung und Ihren Verdienſten. Ich will Lottchen des Jahrs 150 Rthlr. Zuſchuß geben, doch kann ich nicht gewiß beſtimmen, ob ich, wenn ich wieder von Hofe gehe, immer das Nämliche thun kann. Sollte dieſes nicht möglich ſein, ſo müſſen ſich bis dahin auch Ihre Einnahmen verbeſſert haben. Meine Kinder ſind indeß von mir überzeugt, daß ich immer gern Alles für ſie thue was ich kann. Ihre Einrichtung in Jena gefällt mir wohl: je kleiner die Wirthſchaft, je ſorgenfreier kann man leben. In Anſehung Ihrer nahen Verbindung mit Lottchen war mein Plan, ich wollte in einigen Wochen auf ein paar Tage zu Ihnen nach Jena kommen; da ſollten Sie Sich den Tag nach meiner Ankunft entweder in Jena oder auf einem Dorf trauen laſſen.[1] Mein Bedenken iſt nur, ob Ihre Hausleute nicht zu ſehr durch meine und Karolinens Gegenwart beläſtiget werden; ſchreiben Sie mir bald Ihre Meinung davon. Der Brief vom Coadjutor folgt zurück,[2] ich freue mich, daß er Ihren Verdienſten Gerechtigkeit thut, aber auf Ihr Verſprechen, uns Lottchen nicht zu weit wegzuführen, verlaſſe ich mich. Leben Sie wohl, mein guter Sohn, und glauben Sie, daß ich mit treuer mütterlicher Liebe die Ihrige bin.

---

[1] Sie kam richtig an dem gewünſchten Tage. Man wird ſie gern hier angefügt ſehen.

v. Lengefeld.

---

[1] Schiller an Körner 2, S. 159.

[2] Dieſer Brief, aus dem Schiller nicht wußte was er machen ſollte (Schiller und Lotte S. 481), und den er in ſeiner Rathloſigkeit auch an Körner ſchickte (2, S. 139 und 143), lautet:

Hochgeehrteſter Herr!

Ich danke Ihnen für Ihre Theilnehmung und Ihr Vertrauen. Seit mehreren Jahren bewundere ich Ihren Genius, deſſen Blüthen und Früchte für mich ſo oft ſtärkend und herzerhebend waren. Hienge es von mir ab, ſo wäre Ihr Wunſch auch mein Wunſch, Ihr Anerbieten wäre mit lebhafter Freude angenommen: Sie würden hier oder in Maynz ſo angeſtellt, daß Ihr Geiſt nach eigenem Trieb ſich ſeinem Flug überlaſſen könnte. Nun hängt die Sache vom Churfürſten von (Mainz) ab, dem es mit Recht am liebſten iſt, wenn Männer von Ihren Verdienſten ſich ohnmittelbar vertrauenvoll und ohne alle Empfehlung an ihn ſelbſt wenden. So ſtellte er Müller, Forſter, Heinze und andere an. Ich bin mit großer Hochachtung

Euer Wohlgeboren

Erfurt den 11. November 1789. ergebenſter Diener

Dalberg.

Am 17. December ſchrieb Schiller, daß in Mainz nichts zu machen ſei (Schiller und Lotte S. 563).

Dienſtag Abends (12. Januar).

Die Mama hat mir heute geantwortet und verſpricht in einigen Wochen nach Jena zu kommen, um da das heilige Geſchäft verrichten zu ſehen. Es iſt mir gar lieb, daß wir uns in Jena trauen laſſen, und daß die Mama doch deine äußere Lage im Hauſe bei dieſer Gelegenheit ſehen wird, meine liebe Lotte. Wir laſſen uns in meinem Zimmer ſo ganz in der Stille trauen, daß wir, wenn die Mama und Karoline dabei ſind, keine fremde Zeugen nöthig haben. Von hier kann ich Niemand dazu nehmen, wenn ich Griesbach's nicht beleidigen will, und Griesbach's will ich nicht nehmen. Brauchten wir aber nothwendig noch jemand Fremdes, ſo müſſen wir auf jemand aus Weimar oder auf die Erfurter Karoline denken.

Ich fürchte, meine liebe Line, daß ich dir vor Oſtern kein bequemes Logis bei mir werde geben können, weil ein Zimmer, auf das ich Rechnung gemacht habe, noch von Studenten beſetzt iſt, die ich jetzt nicht ſogleich hinaustreiben kann. Auf Beſuche geht es wohl an, aber ich weiß, daß, wenn du dir irgendwo gefallen willſt, du ein Zimmer ungeſtört für dich haben mußt — und eins, wo du ganz ungeſtört wärſt, könnte ich dir jetzt nicht geben. Solange du mit der chère mère hier ſein wirſt, wird ſchwerlich viel einſam von dir gelebt werden, alſo da geht es recht gut an.

Ich kann euch heute nichts ſchreiben als Einrichtungsſachen, meine Liebſten. Durch die Geſpräche mit meinen Hausjungfern ſind alle Saiten meiner Seele abgeſpannt worden.[1] Aber das wollte ich euch ſchreiben: können wir einander dieſe Woche nicht halbwegs Jena ſehen? oder ſoll ich lieber ganz nach Weimar kommen? Ich habe euch ſo lange nicht geſehen, ich bedarf eures lieben Anblicks ſo ſehr. Auch haben wir noch verſchiedene Dinge mit einander abzumachen, ehe die Mama kommt. Lieber wäre mir's, euch halbwegs Jena zu ſehen. Ich erſparte drei Stunden verlorne Zeit auf der Hin- und Herreiſe. Sonſt aber will ich gerne ganz zu euch kommen, oder ſoll ich dieſe Woche gar nicht kommen? Schreibt mir doch gleich Antwort deßwegen.

---

[1] Die Briefe vom 18. und 31. (literariſcher Nachlaß S. 366 ff.) handeln über die Hauseinrichtungen.

Meine Theuergeliebten, lebt wohl! An meinem Herzen, wie ich an dem eurigen. Ich umſchließe euch mit Armen der Liebe. Adieu.

S.

W. den 12. Jenner 90 gegen 3.

Wie geht es dir, mein theurer Lieber! Was magſt du heute machen? O es wird ſchön, wenn ich dir nahe bin, wenn ich jeden Laut deiner Seele auffaſſen kann, und mir dein Bild immer nahe iſt! Jetzt ſuche ich ſo oft dein Weſen, umfaſſe es mit inniger Sehnſucht, und du biſt es nicht, meine Phantaſie ſchafft ſich nur dein Bild nahe, aber du ſelbſt biſt weit von mir.

Geſtern und heute iſt die Farbe des Himmels ſo eigen, und es iſt mir oft weh. Du wirſt dieſen Zug zum Traurigen, dieſen Ernſt in meinem Weſen noch oft bemerken; auch wenn ich glücklich bin, kommt dieſe Stimmung; verkenne ſie nicht in der Zukunft und trage keine Zweifel über mein Glück und über den Mangel des Gefühls dafür. Dieſer Hang zum Ernſt, zur Melancholie iſt von meinem Weſen unzertrennlich, und ſie muß ſein, um mir die heitre, ruhige Stimmung bleibender zu machen: die traurigen Momente ſind nur vorübergehend; denn eigentlich liegt eine Ruhe und Heiterkeit in mir, die mich ſelten verläßt; aber auch eine traurige Stimmung, die mir aber nicht weh macht. Vor einigen Jahren würde ich à la Siegwart davon geſprochen haben.

Eine Zuſammenkunft in Ketſchau[1] wäre wohl thunlich, aber es ſind doch nur wenige Stunden!

Sonntag war die Wiedeburg bei uns; ſie iſt mir ſo ganz angenehm, und dann dauert ſie mich.[2] Geſtern haben wir den Abend bei der Kalb zugebracht. Ich war mit ihr und der Schröder[3] einige

---

[1] Schiller und Lotte S. 460. Hierauf antwortete Schiller gleich Abends. Nachlaß S. 361.

[2] Schiller und Lotte S. 556.

[3] Corona, mit der Frau v. Kalb ſehr befreundet war.

Zeit allein, weil Karoline ein Feuerwerk ſahe. Sie war ſehr freundlich, ſprach viel, aber dachte nicht an dich, noch an deinen Beſuch. Ihre letzten heftigen Aeußerungen gegen mich mögen ihr ſelbſt aufgefallen ſein; denn ſie iſt ſo freundlich und theilnehmend gegen mich; ſorgt immer für meine Geſundheit u. ſ. w. um mir zu zeigen, daß ich ſie intereſſiere. Mit Lina hat ſie letzt über uns geſprochen und viel über Karoline geſagt, und von mir, ich wäre ſehr intereſſant. Ihre Schweſter war auch bei ihr; es iſt gar ein angenehmes Geſchöpf.[1]

Ich leſe gar fleißig in Rouſſeau,[2] und es hat mich ſehr intereſſiert die Geſchichte der Entſtehung ſeiner Julie zu wiſſen. Wie er auf einem Landhauſe bei Paris lange gelebt hat, fühlt er wieder die Leere in ſeinem Herzen ſtärker, die er immer nicht ganz ausfüllen konnte, und das Bedürfniß zu lieben, bis er endlich in ſeiner geſchaffenen Welt anfängt zu leben und die Weſen ſeiner Phantaſie liebt.

Mittwoch 1 Uhr (den 13. Januar).

Nun haſt du, Lieber, unſre Briefe. Wie freue ich mich auf den Freitag. Zwar ſehen wir uns unter einer Menge Menſchen: aber eben dieſe Menſchen thun uns nichts; wir ſind doch allein, und unſre Herzen verſtehen ſich ohne Worte. Daß wir uns Sonnabend früh ſehen, iſt gar freundlich. Den Abend wird Cosa rara gegeben. Wenn ihr bleiben könntet, ſähen wir uns länger.

Es iſt heute ſo ein wunderbarer Tag; ſo weit, ſo umfaſſend iſt mein Herz; ich möchte, wir wären bei einander. Vielleicht kommt die Stein Sonnabend zum Kaffee zu uns. Auch habe ich mir halb ausgedacht, Lips konnte gebeten werden; ich will ſehen, wie er dir auf der Redoute gefällt; ich möchte, du kennteſt ihn, und er beſuchte uns zuweilen.[1] Ich habe heute angefangen an einer Platte zu zeichnen, die ich radieren ſoll unter ſeiner Aufſicht. Ich habe einen großen Trieb zu dieſer Kunſt, und ich möchte gar gern es zu etwas bringen; auch glaube ich, es würde mir gelingen, wenn er uns dann und wann beſuchte in Jena; ſo könnte er mir noch Vieles ſagen. Wenn ich doch zu deinen Werken die Platten machen könnte in Zukunft; es wäre gar artig, nicht wahr? Wären wir heute bei einander, ſo müßte die bequeme Frau geben; es iſt ſo ein ſchöner Tag, und der Gedanke, daß auch du heiter heute biſt, iſt mir auch freundlich in der Seele, mein theurer Lieber!

---

[1] Eleonore, die an den Präſidenten v. Kalb verheirathet war. Schiller und Lotte S. 538 und Karolinens Dachröden Brief vom 13.

[2] Den Confeſſions; Schiller und Lotte S. 547. Knebel an ſeine Schweſter Nro. 96: „Die letzten Bände von Rouſſeau's Confeſſions ſind nun auch erſchienen... Sie verurſachen hier viele pour et contre.“

Meine Bruſt iſt heute beſſer als geſtern, aber noch hat die Empfindung nicht ganz aufgehört.

Ich glaube nicht, daß du uns vor Freitag noch einmal ſchreiben kannſt.

Dieſe Woche iſt's recht unruhig hier. Geſtern waren wir im Klubb Nachmittags, und nach der Komödie wieder, und heute ſind wir wieder zu einem Thee. Die Stein iſt mir eine recht angenehme Erſcheinung; wo die iſt, iſt es mir auch wohl; ſie iſt mit uns in Geſellſchaft heute.

Goethe war geſtern mit uns in Geſellſchaft, und er war gar artig. Uebrigens habe ich die Menſchen hier recht ſatt, und ſie kommen mir eben ſo vor als in R., nicht klüger, und wenn man ſo eine Weile unter ihnen iſt, ſo verliert ſich der fremde Anſtrich, und ſie ſind comme chez nous. Wie glücklich, wenn wir ſie Alle nicht ſehen!

Die Tage, als du in R. warſt, geben mir oft eine angenehme Erinnerung. Ich weiß noch, wie ich mich immer auf den Abend freute, der übrige Tag war mir nichts. Wenn wir dir entgegenkamen, und die Sonne ſchon halb hinter dem Berge ſtand, und unſre Gegend ſo ſchön beleuchtet war: ich hätte dir es da ſo oft ſagen mögen, wie viel du mir warſt ſchon damals! Unſer liebes

---

[1] Schiller hatte für den Nachmittag empfohlen, eine Viſite zu bitten, und die Stein genannt.

Brückchen müſſen wir fleißig beſuchen.[1] Wir ſind gerade die ſchönſte Zeit in R.; im Frühling iſt es ſo wunderſchön dort! Daß ich dich oft an meiner Liebe zweifeln ließ, betrübt mich aber, ſo oft ich mir unſer Leben denke. Papa[2] würde ſagen, es war der Wille der Vorſehung, daß du durch Mißverſtändniſſe erſt mich ſollteſt kennen lernen, und dieſer Unglaube an mein Herz hat dich nun nur gewiſſer gemacht, und du fühlſt nun erſt, wie ich lieben kann. Wenn meine chère mère zuweilen ihren Glauben nicht zu weit triebe, ſo rührte ſie mich oft durch ihre kindliche Einfalt, mit der ſie vom Vertrauen auf Gott ſpricht. Dem Papa auf der Solitude mag's auch ſo gehen wie ihr, denke ich.

Ich kann heute gar nichts recht im Zuſammenhang ſchreiben, und du wirſt es meinem Brief anmerken.

Leb wohl Lieber! Ich möchte den Stunden gebieten können, daß ſie eilten, daß es ſchon Freitag wäre!

Adieu, adieu!

Donnerſtag Abend.

Das Mädchen war fort, als es unſern Brief mitnehmen ſollte. Morgen ſehen wir uns! Wie freue ich mich!

Leb wohl, lieber Theurer! Ich habe heute eine angenehme Stunde bei der Stein gehabt: ſie liebt uns ſo, und ich möchte, wir könnten etwas zu ihrer Freude thun. Daß du ſie auch liebſt, freut mich gar ſehr; wir werden ſie oft ſehen, hoffe ich, und ihr Umgang wird uns manche angenehme Stunde geben. Sie will einige Wochen in Jena auf's Frühjahr bleiben, und will ſich ordentlich ein Quartier miethen. Dieſe Ausſicht freut mich ſehr.

Adieu, adieu!

Schiller kam am Freitag und ſchrieb nach ſeiner Rückkehr am 18. den im Nachlaß S. 366 abgedruckten Brief.

---

[1] „Ein Waldbach, der ſich in die Saale ergießt und über den eine ſchmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten." Schillers Leben S. 123.

[2] Schillers Vater.

Vor ſeiner Abreiſe beeilte er ſich, der chère mère zu danken und ſie über die Zeitung zu beruhigen.

Jena den 15. Jenner 90.

Wie nahe laſſen Sie mich die neue ſchöne Epoche meines Lebens erwarten, theuerſte Mama! ich weiß nicht wie ich es ausgehalten hätte, meine Glückſeligkeit in weiter Entfernung zu ſehen. Alſo ich darf hoffen, daß Sie über unſere äußere Lage beruhigt ſind? Sie wird ſich vom nächſten Jahre an ſchon verbeſſern; über die Zukunft können Sie einmal für immer ganz beruhigt ſein. Möchte der Fall bald kommen, von dem Sie ſagen, daß er Sie hindern würde, ſo viel für uns zu thun, als jetzt; ich wollte, ich könnte ihn beſchleunigen. Wenn mein Glück mit Lottchen einer Vermehrung fähig iſt, ſo iſt es dadurch, daß Sie, theuerſte Mama, es mit uns theilen und Zeuge davon ſind. Dazu würden Sie Sich alsdann vielleicht, zuweilen wenigſtens entſchließen. Daß ich mich jetzt unter Ihren Kindern weiß, kann mir bloß erlauben, Ihnen die achtungsvolle Liebe zu geſtehen, die Ihnen, frei von aller Pflicht, mein Herz ſchon ſeit früheren Zeiten freiwillig gewidmet hat. Und dieß kann Ihnen nicht entgangen ſein.

Wie ſehr ſtimmt Ihr Plan, wegen unſrer Verbindung, mit meinen Wünſchen überein! Sie werden ſich ein treueres und, ich denke, auch ein angenehmeres Bild von Lottchens äußerer Lage machen können, wenn Sie zugleich den Ort geſehen haben, wo ſie lebt, und die ganze Einrichtung überhaupt Sich gegenwärtig machen können. Ihr und Karolinens Aufenthalt bei mir macht keinem Menſchen Unbequemlichkeit. Meinen Hausjungfern iſt dieſes ihre höchſte Freude; ich kann mich durch nichts mehr bei ihnen empfehlen, als wenn ich ſie auf dieſe Art beſchäftige. In meinem Hauſe kann die Trauung ſein, und, wenn es nicht nothwendig gefordert wird, ohne alle fremde Zeugen. Wenn es Ihnen recht iſt, ſo fahren Karoline und Lotte an demſelben Tage hieher, und wir fahren Ihnen bis nach Kahla oder Rothenſtein zuſammen entgegen.

Für das, was Sie für uns thun wollen, danke ich Ihnen, liebſte Mama mit dem kindlichſten Herzen. In den zwei erſten Jahren kommt es uns ſehr zu Statten, und jetzt beſonders, da einige ſtarke außerordentliche Ausgaben einfallen.

Ich glaubte es Lottchen und Ihnen ſchuldig zu ſein, das Opfer, das Sie mir von einer Seite bringen, Ihnen ſo leicht zu machen, als in meinen Kräften iſt, und Lottchen wenigſtens einen anſtändigen Rang hier zu geben. Ich mache ſie zur Hofräthin; das iſt Alles was ich kann; vor einigen Tagen habe ich das Patent dazu von Meiningen erhalten. Es iſt ein Geſchenk von dem Herzog.[1]

Das 82. Blatt vom Courier du Bas-Rhin erhalten Sie ganz gewiß; ich habe die Beſorgung der akademiſchen Buchhandlung übergeben, und dieſe erwartet es alle Tage. Die Beſtellungen nach Straßburg gehen immer einen Schneckengang, aber eine Zeitung ausleihen iſt ja etwas Erlaubtes; — da das Stück gewiß nicht ausbleibt, ſo könnten Sie Sich, dächte ich, immer auf das Ausleihen berufen.

Mit freudiger Ungeduld, theuerſte Mama, erwartet Sie hier

Ihr

ewig dankbarer Sohn

S.

L. an S. Weimar den 22. gegen 4 (Freitag).

Du wirſt heute früh auf einen Brief von uns gewartet haben. Es thut mir gar weh, daß wir nicht ſchrieben, mein Lieber, aber der unglückliche Poſtzettel war nicht bei der Hand, und wir ſahen erſt heute, als wir dachten, wir wollten dir heute etwas ſagen, daß es zu ſpät war. Morgen, denke ich, kommt das Botenmädchen von Jena. Es wird mir gar unheimlich, wenn ich denke, du haſt heute einen Brief erwartet. Morgen kommt Nachricht von dir: mein Herz bedarf ihrer. Noch eine Schwägerin hat geſtern geſchrieben und ſich gefreut ſo einen würdigen Mann, wie du, zum Schwager zu haben. Die beiden Beulwitzens werden dich gar zu lieb kriegen. Es wäre gut, wenn die Fragerin ein intérêt du coeur für dich hätte; da fragte ſie nicht ſo viel; denn ſeit ſie ihren Onkel lieb hat, fragt ſie weniger.

---

[1] An Körner 2, S. 161. Schillers Bittſchrift vom 22. December und das Dekret des Herzogs Georg vom 2. Januar bei Bechſtein, Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachſen-Meiningen S. 244 ff. Aus den eben Nro. 1 und 2 mitgetheilten Stellen erhellt, daß Bechſteins Aeußerung, Schiller habe „in ſeinem ſtürmiſchen Drange die mütterliche Einwilligung gar nicht abgewartet“, ungegründet iſt. Er ſchrieb vielmehr unmittelbar, nachdem er ſie erhalten hatte.

Geſtern hat uns Knebel gar ſchön einladen laſſen ein Mädchen zu hören, das auf der Harfe ſpielt. Die beiden Kalbſchen Familien[1] waren dort, Herders, die Stein und G. und Schardts. Da war Knebel recht in ſeinem Glanz; es war aber artig bei ihm. In ſeinem Hauſe iſt er mir erträglicher wie wo anders, weil er nicht ſo viel ſpricht.[2] Wir, K's, und die J.(mhoff) blieben zum Eſſen bei ihm und waren recht munter, denn die Herrn erzählten Geſpenſtergeſchichten. Ich dachte faſt, ich würde ein Geſpräch mit der K. haben müſſen, aber die Unterhaltung war immer allgemein, und wir waren Alle friedlich und einträchtig zuſammen. Nein gewiß Lieber: ſie iſt nicht gemacht dir zu gehören, ſie hat ſo viel Härten in ihrem Weſen, die dich nicht glücklich gemacht hätten. Unſre Verbindung wäre bei einem näheren Verhältniß mit dir ganz zerſtört werden; du wärſt gar nicht mehr für uns da geweſen. Wir wären uns fremder geworden und zuletzt ganz getrennt, denn ſie hätte uns nicht in deinem Herzen wiſſen mögen. Ein guter Genius bildete mein Weſen, um einſt wohlthätig auf das deine wirken zu können. Meine Stimmung, meine Art die Dinge anzuſehen, wird dich nie anſtoßen, dir nie widrige Gefühle geben; dieß weiß ich gewiß; es iſt nicht eine Hoffnung die mich täuſchen wird und kann.

Ich muß jetzt aufhören, weil ich Anſtalten machen muß mich zu putzen; es iſt heute Klubb und wird getanzt.

[1] Frau Charlotte mit ihrem Mann und Eleonore, die Gattin des Präſidenten, Knebel mit ſeiner Schweſter Nro. 92, 99 (nicht 51).

[2] Dieſer Geſellſchaft gedenkt Knebel in einem Brief an ſeine Schweſter vom 5. Januar als „letzthin" gegeben. Da aber Schillers Antwort vom 25. ſich auf den vorliegenden Brief bezieht, muß das Datum des Knebelſchen Briefes falſch ſein.

Sonnabend früh.

Auch heute kam kein Brief von dir, mein Geliebter! und ich erwartete ihn mit Sehnſucht, wollteſt du es uns entgelten laſſen? Es wäre wohl billig; aber weh thut's immer nichts von dir zu hören.

Heute iſt es ſo winterlich und kalt. Kommen thuſt du wohl nicht, oder willſt du uns überraſchen? Der Schnee thut mir nicht wohl; auch habe ich wieder Empfindung im Hals. Ich glaube, ich muß mich vor Erhitzung hüten, denn als ich geſtern tanzte, ſpürte ich's ſchon wieder.

Karoline will zumachen. Da ich wünſchte, daß du heute von uns hörſt, ſo eile ich mit meinem Brief.

Adieu! Mein Herz umfaßt dich mit inniger Liebe.

L. an L. Montag Abends (25. Januar).

Hier, meine Liebe, auch von meinem Papa ein Brief an dich; du wirſt daraus hoffentlich deine Pflichten gegen mich kennen lernen und dir ſagen, was du werden ſollſt — meine Gehilfin in der Oekonomie! Lachen muß ich über den lieben Papa, der es ſo herzlich gut meint und ſo herzlich ſchlecht ſagt. Aber ſie werden dich beide, mein Vater und meine Mutter, recht lieb gewinnen; und den Wunſch, alle Monate, oder alle zwei, zu ſchreiben, mußt du ihnen erfüllen. Du brauchſt nichts als über die Wirthſchaft, und über die Vorſehung zu ſchreiben; die Vorſehung iſt auch dort ganz erſtaunlich am Brett, und mit der Genugthuung ſteht es noch viel ſchlimmer — ich werde unterbrochen. —

Ihr habt es zu unruhig aufgenommen, daß ich nicht ſchrieb. Dieß kann bei mir durch Zufall geſchehen, da ich allein bin; von euch, da ihr zu zwei ſeid, müßte mir's ſchwerer zu erklären ſein; aber ich hab' euch durch meine Pünktlichkeit verwöhnt. Würde ich nur ein wenig ernſtlich krank, ich ſchrieb' es euch gewiß; eine ſo ſchöne Gelegenheit, euch zu ſehen, würde ich nicht unbenützt laſſen, das glaubt mir. Aber in vollem Ernſt, wir müſſen einander dieſe Zwiſchenzeit ſeltener ſchreiben; es iſt ſonderbar genug, daß ich euch darum bitten muß. Ich bin für jedes Geſchäft ſonſt verloren, und mein Daſein wird mir unleidlich; wie mir der Verſuch gelingen wird, weiß ich nicht, aber ich muß ſuchen, mich für etwas Wiſſenſchaftliches zu intereſſieren. Ich beſann mich, ob ich nicht lieber mein jetziges Logis gar aufkündigen ſollte, da es doch zu enge iſt, aber meine Demoiſelle, mit der ich darüber ſprach, verſichert mir, daß auf Michaelis Platz genug da ſeie und ſie mir ein Zimmer auf's ſchönſte tapeziren laſſen wollte. Auch einen großen, ſchönen Garten mit einem Hauſe, das man bewohnen kann, haben ſie auf dem Wege nach Rudolſtadt, und dieſer ſteht ganz zu meiner Diſpoſition. Schon dieß allein könnte mich in dieſem Hauſe halten. Indeſſen wünſche ich doch, Liebe, daß du das Logis ſäheſt und mir ſagteſt, ob es dir leidlich iſt, denn jetzt, da wir nicht preſſiert ſind, ließe ſich vielleicht noch ein beſſeres finden. Nur iſt dieſer Umſtand nicht zu überſehen, daß wir in meinem jetzigen Hauſe alle Meubles finden, die wir nicht ſelbſt anſchaffen, und daß wir den Tiſch darin haben können. Du magſt jetzt darüber entſcheiden.

Dem Lorbeerkranz[1] habe ich endlich von unſerer Verbindung geſagt. Es war eine widerwärtig-empfindſame Scene, ich habe einen Kuß von ihm ausſtehen müſſen. Aber ich fürchte, er hat ſich auf einer Falſchheit betreten laſſen, die ihm nicht verziehen wird, wenn ich dahinter komme. Er wollte mich überreden, daß ich ſeiner Empfindung durch meine Kälte am Neujahrsmontag ſchmerzlich weh gethan habe. Stellt euch vor, er zog ein Papier aus dem Schranke und las mir einen ſchriftlichen Aufſatz vor, den er an jenem Abend, um ſeinem Herzen Luft zu machen, aus Drang der Empfindung niedergeſchrieben habe. Der Titel heißt: Rechtfertigung meines Betragens gegen Schiller. Mir iſt erſtaunlich darin geräuchert, und in Ausdrücken, wie kein geſcheidter Menſch ſie in einem Aufſatz, der nicht geleſen werden ſoll, niederſchreiben wird. Das Ganze iſt alſo wahrſcheinlich ein Theaterſtreich, womit der Kranz auch bei dir vielleicht ſein Glück noch verſuchen wird; vielleicht meint er, wenn er dir ihn vorlieſt, dadurch Eingang zu deinem Herzen zu finden. Ich ſchließe auch daraus, daß es Betrug iſt, weil ſie darin ſagt, daß ſie uns gleich am Anfang unſrer Bekanntſchaft mit ihr im Herzen für einander beſtimmt habe; und mir ſagte ſie doch einmal im vorigen Sommer, daß ſie mir zutraue, keine Adeliche zu heirathen. Jetzt kann ich ihr nicht helfen, ſie wird auf die Probe geſetzt, und beſteht ſie ſchlecht, ſo habe ich kein Erbarmen. Bringe ich aber heraus, daß ſie wirklich Theil an uns nimmt, ſo muß man ſie wenigſtens nicht beleidigen. Sie läßt ſich euch ſchön empfehlen. Line aus Erfurt hat mir auch vor einigen Tagen geſchrieben; die Erinnerung an unſer letztes Beiſammenſein lebt noch in ihrer Seele. Sie iſt doch ein unvergleichliches Geſchöpf. Dich, Karoline, rechnet ſie noch immer, nach unſrer Verbindung auf einige Wochen in Erfurt zu haben.

---

[1] Später erkannten Schillers die freundſchaftlichen Geſinnungen der Griesbach'ſchen Familie und erwiederten ſie auf das Herzlichſte. Die Frau hatte ihm gleich beim erſten Anblick gefallen (an Körner I. S. 169); ſpäter erſchienen ſie ihm zudringlich, da er ſein Geheimniß hüten mußte.

Ich habe Paulusſens ſchon vor acht Tagen zugeſagt, auf die kommende Freitagsredoute nach Weimar mit ihnen zu reiſen, und nun muß ich Wort halten. Sehen werden wir einander wohl nur auf der Redoute, wo ich darauf rechne, meine Lieben, euch zu finden; denn ich darf meine Vorleſung der Redoute zu gefallen nicht verſäumen, das würde mir ſchrecklich ausgelegt werden! und kann alſo erſt Abends gegen ſechs von hier wegfahren und vor neun ſchwerlich ankommen. Bleiben werden wir wohl nicht, wenn ich anders Paulus nicht dazu bringen kann, weil wir ſonſt das Fuhrwerk auf zwei Tage bezahlen müſſen. Auf jeden Fall ſchreibe ich noch das Nähere, und ob uns der Heinrich Mäntel beſtellen ſoll.

Ich umarme euch, meine Theuerſten. Bei euch iſt meine Seele. Ach, ſie iſt es mehr, als ſie oft ſollte. Lebt wohl!

S.

L. an S. Weimar den 26. Jenner früh.

Guten Morgen theurer Lieber! Deine Zeilen waren mir heute wohlthuend; mit wundem Herzen legte ich mich nieder; dein Brief geſtern that mir weh; dich unruhig zu wiſſen verbitterte mir alle Freude, und ich war froh endlich mich zur Ruhe zu legen. Heute früh erweckten mich deine Zeilen, und der Brief des Papas hat mir rechten Spaß gemacht; daß er mich lieb gewinnen wird, hoffe ich. Er iſt doch gar artig und galant und ſagt mir die ſchönſten Sachen, daß er immer an mich gedacht hätte, und daß ich ihm gefallen habe. Ich werde mich recht gut dazu anſtellen die Oekonomie zu verwalten, und denke es wird ſich Alles darüber freun, wer mich nur kennt. Im Ernſt trauſt du mir weniger Kenntniſſe zu als ich habe auf dieſem Punkt. Deine Gehilfin wird durch ihre Talente ſich ſchon kennen lernen laſſen.

Mit der Vorſehung ſcheinen unſre beiden Mamas und Papa ſehr in gutem Vernehmen zu ſtehen, merke ich wohl; wir wollen ihnen ihre Stütze gern laſſen, ſo wie ſie ſie annehmen, glaube ich ſie auf allen Fall nicht; aber meine eigenen Ideen habe ich doch darüber zuweilen.

Karoline wird dir ſchreiben, wie ſie es in ihrem letzten Brief gemeint hat, und dir ſagen, wie ſie es mit der ch. m. eingerichtet hat. Ich ſelbſt kann nicht ausführlich darüber ſein; es thäte mir weh auf die ſchöne Ausſicht, bald mit dir zu leben, nicht bauen zu können; bis Oſtern iſt doch noch lange hin. Manche traurige Stunde der Trennung würde mir dieſer Aufſchub gekoſtet haben. Aber ich hoffe, es ſoll nicht ſein. Das Leben ohne dich iſt mir nur wie eine vorübergehende Erſcheinung; nur in deinen Armen, an deinem Herzen fühl' ich, daß ich lebe, daß ich da bin, um glücklich zu ſein. Geſtern hat Karoline geſchrieben und gar viel, zumal von Talberg. Dieſer hat geſagt, er hätte ſich lange nicht ſo ſehr über zwei Heirathen gefreut als über die von Karoline, weil er gewiß wüßte, Humboldt ſchickte ſich für ſie, und über die unſre, weil du ein ſo merkwürdiger Menſch wäreſt, und ich glücklich durch dich werden wurde. Er iſt mir gar lieb geworden, daß er deinen Werth ſo fühlt. Auch die bewußte Dame unter dem Namen Circe,[1] die dem Coadjutor alles nachplappert und ihn und Lina belauſcht hat, als er von dir ſprach, hat geſagt: Je me fais une grande fête de la connaissance de Schiller, malgré que Goethe soit bien remarquable, j'ai une plus grande idée du génie de l'autre.

Karoline hat ihr geſagt, du wäreſt in Geſellſchaft gar nicht ſo geſprächig (denn es hat ihn geärgert, daß ſie ſo Alles dem Coadjutor nachſpricht). Karoline fügt hinzu, ſie ſpräche ſo viel von dir, weil ihr Geiſt die kleinen Soupers ahnete, die ſein würden, wenn du in E. wäreſt. Die Dalberg von M. kommt gar nicht; die chère mère iſt aber, fürchte ich, nicht hinzubringen; ſonſt wäre es recht artig, wenn wir ein Paar Tage in E. ſein könnten mit ihr. Bei Frau Circe würden wir auch ſein und in die alten Mauern einziehen und ihre bezauberten Sachen anſehn.[2] Ich bin heiter heute; und die Sonne und der blaue Himmel geben mir eine heitre Stimmung. Möchteſt du es auch ſein, mein theurer Geliebter!

Geſtern Nachmittag war ich recht unglücklich; ich mußte ausgehen und hatte ſo wenig Freude an der Welt. Wir waren erſt in einem Konzert und dann zum Thee bei der Schmidt,[3] wo die Kalbiſchen Familien, die Schrödern, Schardten waren. Kraus und Schulz waren auch dort, und ich habe am Ende doch lachen müſſen; ſie haben Sprüchwörter geſpielt und es gar artig gemacht. In ſolcher Geſellſchaft iſt Schulz artig und hat gute Einfälle.

Mein Herz wird der Kranz wohl nicht ganz rühren können; aber ſie beleidigen wollen wir doch auch nicht. Es iſt mir ſchon mit ſo vielen Menſchen geglückt, ſie gut zu erhalten und ſie doch nicht oft zu ſehen. Ich will ihr heute doch auch ſchreiben und ihr davon etwas im Vorbeigehn hinwerfen; ihrer freundſchaftlichen Vorſorge werde ich mich wohl hüten mich zu empfehlen, denn ſie nimmt es gleich zu ernſtlich. Unſer öfteres Reiſen nach R., Beſuche von Karoline, dieß Alles unterbricht die Zuſammenkünfte ſo, und ich habe erſtaunende Geſchäfte immer; da wollen wir ſchon fertig werden mit ihr. Uebrigens wird ſie meine ſcheinbare Gelehrſamkeit auch abſchrecken, hoffe ich. Daß wir uns Freitag ſehen, wie ſchön iſt dieß, mein lieber Theurer!

---

[1] Wie ſich aus folgendem Billet Dacheröden's aus Erfurt 29. April 1804 ergibt, eine Frau v. Knorr: „Ich war nicht ſo glücklich, in der v. Knorr'ſchen Auktion etwas zu erhalten. Es ſcheint, die Circe habe noch über ihr Grab gewirkt ... Was der Zauber nicht thut!“ ...

[2] Schiller und Lotte 2, 503.

[3] In der Familie des Kammerpräſidenten Schmidt.

Das große Werk iſt vollbracht! Ich habe dem Kranz geſchrieben, ihm geſagt, daß ich oft nicht wohl wäre, und daß es dann ausſähe, als wäre ich nicht heiter, und daß mich mein Schickſal in ihr Thal führte, daß ich hoffte, ſie zuweilen zu ſehen &c. Thu du nur auch, als wäre ich oft nicht wohl; da gewöhnt ſie ſich daran, daß ich nicht ausgehe. Heute war es ernſt, denn in manchen Momenten iſt der Schmerz auf der Bruſt gar heftig, und ich kann mich nicht lang anhaltend bücken. Dieß wird vorüber gehn; der ewige Winter hat dieß in mir hervorgebracht, die ſtrenge Kälte, denn vorher hatte ich nie Empfindung davon. Die milde Frühlingsluft, die Ruhe, Alles wird mir wohlthun, und ich werde geſund. So ein Zuſtand der Erwartung, der Sehnſucht vermehrt jeden körperlichen Schmerz; dieß wird beſſer ſein, wenn mein Herz ruhig iſt; wenn ich glücklich bin mit dir zu leben und die Trennungsgedanken nicht immer unſre Freuden verbittern.

Ich habe den Brief von Papa ſchon einigemal geleſen, und er macht mir gar viel Spaß; er iſt ſo treuherzig. Ich kann mir dich unter dem Namen Fritz gar nicht denken, und es wird mir ſo lächerlich, wenn ich mir vorſtelle, daß ich dich Fritz rufen könnte.

Den Demoiſellen ihr Garten im Sommer freut mich ſehr; wenn wir da oft ſein könnten, oder gar einige Wochen da wohnen, dieß wäre ſehr ſchön. Der Natur nah ſein zu können erhöht immer die

Freuden meines Herzens. Ich möchte dieſem Brief Flügel geben können, daß er bald bei dir wäre.

Leb wohl, Lieber! mein Herz umfaßt dich mit inniger Liebe.

Adieu, adieu!

W. Dienſtag den 2. Februar gegen 12.

Da ich jetzt Zeit habe, ſo muß ich dir einiges über den Brief unſers Körner[1] ſagen, was mir, als ich ihn las, wohl gleich klar wurde, aber ich konnte es nicht ſo ſagen, weil mein Kopf zu dumpf war. Ich glaube nicht, mein Geliebter, daß der Fall oft kommen könnte, daß ich dich verkennen ſollte. Ich habe ſchon oft ſeine Bemerkungen auch bei dir gemacht und finde dieſe Züge ſo in dein Weſen verflochten, daß ſie unzertrennlich mit dir ſind; wenn du auch Fehler hätteſt, würde ich nachſichtig ſein. Es iſt nicht Liebe, wenn man ſich nur ein ſchönes Bild in der Seele entwirft, und dieſem ſelbſt alle Vollkommenheiten gibt; ſondern dieß iſt Liebe, die Menſchen ſo zu lieben wie wir ſie finden, und, haben ſie Schwachheiten, ſie aufzunehmen mit einem Herzen voll Liebe. Meine Phantaſie führt mich bei dir gewiß nicht irre, mein Geliebter; dein Bild ſteht klar und hell in meiner Seele, und auch du haſt, hoffe ich, das meinige ſo aufgefaßt; denn verlieren möchte ich nicht, wenn du mich näher kennteſt.

Auch ich habe in mir bemerkt, wie meine zuweilen zu große Ernſthaftigkeit, eine gewiſſe Ruhe in mir und dann doch auch wieder ein Hang zur Schwermuth, wie dieß Alles vielleicht zuweilen dir das Bild meiner Liebe nicht ſo hell und wahr zeigen konnte, als ich ſie im Herzen trage. Aber auch du wirſt dich von den abwechſelnden Geſtalten meiner Seele nicht verführen laſſen. Ich habe doch ſchon Manches gelitten im Leben, manche ſchöne Hoffnung war mir geraubt; ach es gibt ſo Manches, das einen betrüben kann! Die Erfahrungen, die ich gemacht habe, haben dieſen Hang zur Schwermuth in mir entwickelt; und nun kann ich's nicht ändern, wenn in manchen Momenten dieſe Saiten berührt werden, daß ich traurig bin. Ich möchte dir meine Art zu ſein recht vor Augen legen; denn ich habe gern, wenn mich Menſchen, die ich liebe, ſo kennen, wie ich bin.

---

[1] Briefwechſel mit Körner 2, S. 162.

Biſt du wieder ganz munter von deiner Reiſe? Mir hat es recht viele Mühe gekoſtet mich zu erholen, ob ich gleich den Sonnabend Abend recht gut ſchlief und du noch gefahren biſt. Auch geſtern noch habe ich's gefühlt und war Sonntag ordentlich krank. Es iſt doch nicht gut, wenn gleich ein Paar Stunden weniger Schlaf einen krank macht. Aber die Hitze von Freitag und Sonnabend möchte wohl auch etwas dazu beigetragen haben. Ich kann die große Hitze eben ſo wenig als die ſtrenge Kälte vertragen. Wenn du Körner ſchreibſt, ſo ſag' ihm tauſend Schönes von mir; daß er mir ein gar lieber Freund wäre. Auch die Frauen grüß' recht freundlich wieder. Ich weiß nicht, warum B.(eulwitz) nicht ſchreibt. Wir fürchten, er iſt früher wieder da als wir wünſchen. Die kriegeriſchen Ausſichten in Deutſchland können gar leicht ein Vorwand werden ſie zurück zu rufen, weil ohnedem die Reiſe viel koſtet. Ich kann mir B…s Exiſtenz unter uns gar nicht leicht mehr denken; es war uns ſo heimlich ohne ihn; doch wird es hoffentlich beſſer gehen, als man denkt, iſt mein Troſt!

Abends gegen 8.

Guten Abend, theurer Lieber; was machſt du jetzt? O, es wird ſchön ſein, wenn ich dir dieſe Frage thun kann, und nur eine Thür zu öffnen brauche. Ich wäre heute Abend recht glücklich, wenn ich mich recht pflegen könnte und ein intereſſantes Geſpräch leſen oder hören könnte. Mein Kopf ſelbſt iſt nicht gut; er thut mir weh, und die feuchte Luſt breitet ein Wehſein durch den ganzen Körper aus. Wie wohl wird der Frühling thun! Die Natur ſprach mir lange nicht ans Herz; jetzt da ich glücklich und ruhig ſein werde, wird ſie mir viel geben. Seit zwei Jahren war ich immer zu viel mit meinem Herzen beſchäftigt, und ich vernahm ihre Schönheit nicht ſo. Warſt du mit mir, ſo vergaß ich gern das Andere um mich her; warſt du fern, ſo erfüllte nur Sehnſucht mein Herz Jetzt da ich weiß, daß wir einander gehören und Trennung nicht mehr uns immer nachfolgt, ſo wird es ganz anders ſein, und die Welt wird in neuen Geſtalten vor mir auftreten. Sage Pauluſſens viel ſchöne Grüße; es iſt mir recht heimlich unter ihnen und ich denke wir werden manchen vergnügten Abend mit einander zubringen. Morgen hoffe ich von dir zu hören. Leb wohl, mein theurer Lieber!

Deine

L.

Dienſtag Nachmittag (2. Februar[1]).

Du biſt alſo glücklich angekommen mein Lieber, und die kalte feuchte Luft hat dir nicht geſchadet. Wir ließen die O.[2] Sonntag Abend reden und uns vorleſen. Den Abend war mir um meinen Hals leid; ich konnte kaum ſprechen; ich legte mich bald nieder und blieb auch geſtern den ganzen Tag zu Bette. Nun iſt's beſſer und nur der Kopf iſt ſchwer heute. Es wird nicht beſſer zu Hauſe, ſonſt ſcharrte ich mich ganz ein. Wir haben deine Einrichtungen überdacht, und das Reſultat davon iſt, daß jedes in ſeiner Stube auf dem Sopha ſchlafen kann; da brauchen wir keine Anſtalten weiter zu Tapetenthüren. Es iſt gar leicht die wenigen Betten früh gleich wegtragen zu laſſen, und die Stuben bleiben ganz ordentlich. Wir ſchlafen hier auch auf Sopha's; da wird Lina's Stube nicht durch Betten verſtellt, und die große Stube ſoll auch immer gar ſchön ordentlich bleiben; denn ſobald ich aufſtehe, wird Alles wieder weggetragen. Du wirſt unſern Verſtand bewundern, nicht wahr? Wir haben doch etwas gar Kluges ausgedacht. Daß eine ordentliche Kammer für Heinrich da iſt, iſt mir recht lieb. Wir haben noch über deine Anſtalten recht gelacht, mein Lieber!

Wenn du Körners ſchreibſt, ſo ſage ihnen auch wieder ſchöne Grüße von uns. Ich denke, wir ſollen uns immer recht gut ſtehn und uns immer begrüßen. Ich möchte, Körner könnte einmal ohne die Frauen abkommen und bliebe einige Tage oder Wochen mit uns; er iſt mir recht lieb. Line wird dir auch über die Einrichtungen ſchreiben. Ich beſinne mich nichts mehr, was ich darüber ſagen wollte. Wir gehen heute vor der Komödie zu Herders; ich habe ſie lange nicht geſehn.

---

[1] Antwort auf den im literariſchen Nachlaß I. S. 369 gedruckten Brief vom 31. Januar.

[2] Fräulein v. Oertel?

9 Uhr.

Nur noch eine gute Nacht, mein Theurer! Wir haben ſo lange in der Komödie bleiben müſſen; aber es war ein artiges Stück von Gotter.

Adieu! Mein Herz iſt bei dir.

Deine

L.

Mittwoch früh (3. Februar).

Heute früh erhältſt du unſre Briefe von geſtern Abend, mein Lieber! Mich hat vor weniger Zeit der deine geweckt.[1] Ich möchte, du wäreſt heute hier; es iſt Karolinens Geburtstag. Der vorige verging mir recht traurig; du fehlteſt mir. Jeder Tag, den ich mir ſeit unſrer Zuſammenkunft vom Sommer in R. denke, und der mir merkwürdig iſt, iſt mir doch immer traurig vergangen, weil, wenn ich mich freuen wollte, du mir immer fehlteſt.

Wie es mit dem Brief zugegangen, weiß ich nicht. Ich habe ſeit lange, wenn ich die Briefe zugemacht habe, immer zwei Umſchläge gemacht. Karoline weiß ſich's auch nicht anders zu denken; doch könnte es ſein, daß wir es einmal nicht gethan hätten. Uebrigens bin ich zuweilen mißtrauiſch gegen gewiſſe Menſchen, die ſich in der heftigen Gemüthsſtimmung Manches erlauben könnten, was ſie mit ruhigem unbefangenem Sinn nicht thun würden.

Nun Adieu! Es iſt zehn vorbei und ich muß in die Akademie. Morgen hörſt du wieder von uns.

L.

---

[1] Im Nachlaß S. 368 mit dem falſchen Datum 26. Januar ſtatt 2. Februar gedruckt.

Den 4. Februar gegen 12 Uhr.

Nur ein Paar Worte heute, mein Lieber! Ich glaube nicht, daß ich viel Zeit habe. Wir ſind den Mittag bei der Stein, wo auch Lips ſein wird. Du wirſt große Freude an meiner Kunſt erleben. Lips hat ſich ſehr verwundert, wie ich's ſo gut gemacht habe, und lobt mich. Es macht mir gar große Freude; ich bin wie ein Kind; ich möchte immer nur daran arbeiten.

Nun zu etwas Ernſthaftem. Mit den Briefen iſt's mir bedenklich. Du haſt alſo zwei Briefe ſpäter bekommen, als du ſie hätteſt haben ſollen. Du hatteſt Freitag einen bekommen, der dir hätte Mittwoch zukommen ſollen; denn wir haben ihn Dienſtag auf die Poſt geſchickt.[1] Als du mir ſagteſt, du hätteſt Freitag einen Brief erhalten, der dir hätte früher zukommen ſollen; ſo meinte ich, es wäre der, den wir Mittwoch geſchrieben, und den das Botenmädchen hätte mitbringen ſollen; weil ſie ſchon fort war, ſchickten wir ihn Donnerſtag Abend auf die Poſt,[2] und der iſt erſt Montag zu dir gekommen. Wo ſie ſo lange geblieben ſind, weiß ich nicht. Ganz ohne Muthmaßungen bin ich nicht.[3] Die bewußte Familie männlicher Seite iſt ſehr pfiffig, und könnte ſich wohl dazu verſtehn, ſo etwas zu thun auf Antrieb der — (Kalb), die ſo neugierig iſt; und zumal wenn Leidenſchaft ſich ins Spiel miſcht, traue ich nicht weil ſie ganz von ſich iſt, denke ich mir. Ihre Eiferſucht auf mich haben Viele hier bemerkt; zumal da, als du nach N. gingſt, und man ſagte hier, du liebteſt mich, ſo hat ſie geſagt, ſo ganz verächtlich, du würdeſt mich nicht lange lieben können; ich könnte nicht lange deine Aufmerkſamkeit auf mich heften. Auch jetzt noch haben Einige darüber geredet, und eine

---

[1] Den Brief Nro. 14 vom 26. Januar.

[2] Dieſer Brief vom 27. bis 28. Januar fehlt.

[3] Auch Knebel klagt am 14. September 1789 (aus Knebel's Briefwechſel mit ſeiner Schweſter Nro. 90) über die Unſicherheit der Weimar'ſchen Poſt. Es iſt alſo möglich, daß Lottens Vermuthungen unbegründet waren. Eben ſo räth Goethe im Jahr 1775 Herder (Herders Nachlaß I. S. 56) „ſiegle die Briefe wohl und gib auf die Siegel der meinigen Acht."

Perſon hat ſo verwundert gethan, wie ſie einmal hörte, wir wären bei ihr geweſen. Dazumal fiel mir's nicht auf, aber nun, da ich darüber nachgedacht, es fragen wenig Menſchen ſo gerade ohne Urſache.

Karoline hat dir neulich auch von den Geſprächen von H..s (Herders?) geſchrieben, die gewiß auch durch die — kommen. Wären wir zuſammen in Italien, wo das Klima die Menſchen noch lebhafter macht, und die Leidenſchaften heftiger ausbrechen, ſo könnte mir ein Dolchſtich in eine andere Welt helfen. Gut, daß unſer rauhes Klima auf die überſpannten Köpfe ſo wohlthätig wirkt und die Wärme der Leidenſchaften mäßigt.

Nun leb' wohl Lieber! Ich möchte, du kämſt morgen wieder. Mein Herz iſt bei dir.

Leb' wohl, recht wohl!

L.

S. an chère mère. Jena den 6. Februar 90.

Kommende Woche hatte ich mir Hoffnung gemacht, meine beſte Mama, daß Sie nach Jena kommen würden, aber, wie mir Karoline ſchreibt, ſo ſoll ich Sie erſt in acht Tagen erwarten. Karoline will ihren gänzlichen Abſchied von Weimar damit verbinden, und ſo kann ich freilich nichts dagegen einwenden, aber für meine Wünſche geht die Zeit doch einen gar zu langſamen Gang. Endlich kann ich doch den Zwiſchenraum nach Tagen berechnen! Wir ſehnen uns nach Ihrer Gegenwart, theuerſte Mama, und verſprechen uns recht ſchöne Stunden in unſerm ſtillen Familiencirkel. Könnte ich nur auch meine Mutter an meiner Freude Theil nehmen ſehen! Sie war ſehr krank, und noch jetzt ſoll ſie nicht außer aller Gefahr ſein; aber die Nachricht von meinem Glück hat ſchon viel zu ihrer Beſſerung gethan, und es wird ſie ungemein erheitern, wenn ſie mich mit meiner Lotte endlich verbunden weiß. Meine Eltern und Schweſtern erinnern ſich noch recht lebhaft des Beſuchs, den Sie vor ſechs Jahren auf der Solitude ihnen gegeben haben. Wer hätte es damals gedacht, daß ſich ein ſo ſchönes Band zwiſchen uns flechten würde!

Ich weiß nicht, ob Sie es wiſſen, beſte Mama, daß wir in Jena und in Rudolſtadt zugleich müſſen aufgeboten werden, und daß beide Conſiſtorien Integritätszeugniß, wie ſie es nennen, verlangen, das Jenaiſche wegen Lottchen und das Rudolſtädtiſche wegen meiner. Auch müſſen wir von beiden Orten Dispenſationen haben, ſowohl wegen des nur einmaligen Aufgebots, als auch, weil es in die Faſtenzeit fällt, die ſchon von morgen über acht Tage an gerechnet wird. Weil wir auf den nächſten Sonntag müſſen proclamiert werden, ſo leidet dieſe Sache keinen Aufſchub, und es wird nöthig ſein, beſte Mama, daß Sie auf's Bäldeſte mit dem Superintendenten in Rudolſtadt wegen des Zeugniſſes und der Dispenſation ſprechen

Da die Trauung ſonſt an dem Wohnort der Braut zu geſchehen pflegt, ſo wird der Rudolſtädter Geiſtliche auch dafür bezahlt ſein wollen. Können Sie es irgend nur möglich machen, ſo wäre es gar gut, wenn Sie zwiſchen Sonntag Mittag und Montag frühe dieſe Angelegenheit berichtigten, daß ich auf den Dienſtag das Zeugniß über Lottchen erhalten könnte; das wegen meiner wird der hieſige Superintendent alsdann ſogleich verabfolgen laſſen.

Wenn es Ihnen recht iſt, beſte Mama, ſo können wir uns eine Viertelſtunde von Jena auf einem Dorfe trauen laſſen; ich habe mit dem Superintendenten Oemler ſchon geſprochen, und es hat gar keine Schwierigkeiten.

Wie ſehne ich mich nach dem Augenblicke, wo ich Lottchen endlich mit vollem Rechte mein nennen kann! Bis dahin iſt kein Leben für mich. Wollen Sie mich auch wiſſen laſſen, theuerſte Mama, an welchem Tage ich Sie hier erwarten kann? Je früher es geſchieht, deſto willkommener werden Sie ſein

Ihrem

gehorſamſten Sohn

Friedrich Schiller.

L. an S. Sonnabend (6. Februar) früh 10 Uhr.

Guten Morgen, Lieber; ich habe mich heute ſo herzlich geſehnt, etwas von dir zu hören, und deine Zeilen[1] waren mir gar angenehm. Geſchwind ein Wort über die Trauungsgeſchichten. Beſtimme mit deinem Herrn Oemler nichts Weiteres. Die chère mère hat letzt geſchrieben daß es in R. erlaubt wäre, ſich in den Faſten trauen zu laſſen. Da wir ihr bis Kahla entgegen kommen, ſo wäre es eben ſo leicht geſchehen, wir führen noch zwei Stunden weiter nach Ezelbach; da geſchähe das heilige Geſchäft, und wir führen dann mit der chère mère denſelben Tag noch nach Jena. Reiſen wir von hier den Tag vorher ab, ſo iſt es nachher gar leicht geſchehen, und wir können gegen Mittag in Ezelbach ſein und Nachmittag von da aus gar gut fortfahren und den Abend in Jena ſein; es ſind nur ſechs Stunden und guter Weg. Wir wollen dieß der chère mère vortragen, da brauchte es gar keine weiteren Umſtände mit der Proklamation u. ſ. w. Bei mir iſt es nicht nöthig, daß es in R. geſchehen muß; ich werde auch ohne dieß getraut. Wenn du dich nicht in Jena trauen läßt, ſo weiß ich auch nicht, ob es da nöthig wäre, doch thut es auch nichts, wenn es dort einmal ſein muß, das weiß ich nicht. Es iſt das erſtemal, daß ich an ſo wichtige Dinge denken muß, und ich bin gar unbekannt in der Welt. Du haſt wohlgethan, dich an die chère mère zu wenden; die wird meine Nachrichten ſich ſchon geben laſſen von dem Conſiſtorium. Ich dächte, dieſer Plan mit der Trauung kann der chère mère auch recht ſein, und ſie kommt deßwegen doch nach Jena. Sie wird aber wohl vor dem Altar erſt die Fr. Zeitung[1] verlangen, ehe ſie mich dir gibt; denn ſie hat ſie wieder erinnert. Willſt du mich alſo, ſo bemühe dich um das Blatt. Der Brief vom Dienſtag hatte nur ein Couvert, wie Karoline ſagt. Hier ein Brief von Wolzogen. Die Memoires folgen nächſtens. Er hat einen langen, langen Brief geſchrieben, den du ein andermal ſehen ſollſt. Ich fürchte, es wird nichts aus ſeinem Aufenthalt in Paris und überhaupt aus ſeinem Leben. Lebe wohl jetzt. Morgen mehr! Ich drücke dich an mein Herz.

---

[1] Vom 5., Nachlaß S. 670.

[1] S. m. Anm. vom 15. Januar.

Deine

L.

Sonntag früh (7. Februar).

Guten Morgen mein Theurer! Unſre Zeilen von geſtern haſt du wohl richtig erhalten? Wir haben geſtern Kabale und Liebe aufführen ſehen, und es hat mich bewegt und recht unruhig gemacht. Sie haben es leidlich gegeben. Es war mir ein eigenes Gefühl etwas von dir zu hören. Aber faſt erkennt dich mein Herz nicht in der Sprache, die darinnen herrſcht, und jetzt könnteſt du nichts mehr ſo ſchreiben, glaub ich gewiß; ſchönere, ſanftere Bilder erfüllen deine Seele jetzt; der Ton deiner Farben iſt milder. Wie unterſchieden iſt nicht Karlos von dieſem früheren Produkte deiner Muſe! und wie viel mehr greift er ans Herz! Die Ackermann hat die Lady Milford ſehr gut geſpielt, und ihr Anſtand war edel. Dieſen Charakter hab' ich ſehr lieb. Ich möchte wohl, wir könnten einmal nach Hamburg oder Mannheim reiſen, um eins von deinen Stücken geben zu ſehn.

Am Donnerſtag waren wir bei der Stein den ganzen Tag. Abends kamen Herders, und die Stein, der wir die Memoires der Comnena gegeben haben. Ich zeigte ſie ihm, und es wurde die univerſalhiſtoriſche Ueberſicht geleſen. Ich habe mich gefreut, daß H. ſo viel Sinn dafür hat, und daß ſie ihm ſo gefallen hat. Er lobte überhaupt dein Unternehmen mit den Memoires. Wer nur jetzt das Buch ſieht, will es kommen laſſen. Ich freute mich den Abend recht über Herders; ſie ſind doch recht intereſſant, und wäre ich mit ihnen an einem Ort, ſo könnte mir ihr Umgang viel geben.

Die ** iſt krank ſchon ſeit einiger Zeit. Ich beſuche ſie nicht, denn es iſt gerade nicht meine Sache, ihre heftigen Ausdrücke anzuhören; und ſo etwas hat ſie wohl mit mir vor. Ich möchte es doch eigentlich wiſſen, wie es mit den Briefen wäre. So ganz gewiß rede ich nicht dagegen, daß man ſie nicht auffangen könnte; es würde ſie am meiſten ärgern, daß ihrer ſo gar nicht erwähnt wird; und für wichtig hält ſie ſich doch gewiß und meint, man müſſe nur immer darauf Acht geben, wie ſie ſich beträgt. Es iſt mir ſo ganz gleich, was ſie von mir nun denkt und ſagt. Sonſt war ſie mir wirklich lieb; aber es war nicht das, was ſie wirklich hat, ſondern was ihr durch den Umgang mit dir geblieben war; dieß liebte ich eigentlich nur, iſt mir jetzt klar geworden, denn übrigens ſind wir doch ganz ungleichartige Geſchöpfe und die vielen Härten in ihrem Weſen paſſen gar nicht zu mir.

Es ſind ſchon wieder acht Tage vorbei, und wir ſahen uns nicht; die Zeit iſt mir ſo lang, wenn ich dieß denke. Die vorige Redoute war mir ſo leer; ich ſahe die Plätze, wo wir miteinander waren, und ſie waren mir lieb deßwegen; wir waren nicht lange da.

Morgen ſchreiben wir an die chère mère unſern Vorſchlag mit Ezelbach. Ich denke, ich habe mich dir verſtändlich gemacht mein Lieber, und es kommt dir thunlich vor? Wenn es der chère mère ſo großen Spaß macht uns zu beſuchen, ſo iſt mir's auch recht. Aber ich möchte doch noch lieber, ſie käme im Frühling, wenn wir wieder von R. zurückgehen. Einen Tag muß die Beblen[1] zu uns kommen; da iſt ſchon ein Tag beſetzt. Ich habe ſie gar lieb zum Umgang und höre ſie gern ſprechen; auch fühlt man immer ſo, wie es ihr wohl iſt, wenn ſie von Dingen ſprechen kann, die ihren Verſtand intereſſieren. Sie iſt wirklich von einer beſondern Art Menſchen, deren es nicht viel ſo gibt; und du, Lieber, mußt dich nicht ſtören laſſen in deinen Geſchäften; die chère mère wird ſich eher freuen, wenn du ſo eifrig biſt. Es macht ihr freilich viel Freude einmal mit uns zu ſein.

Beulwitz hat auch geantwortet, und du ſollſt die zärtliche

---

[1] Die poetiſche Bürgermeiſterin in Lobeda, die Schiller ſchon im Jahr 1787 beſucht hatte (an Körner I. S. 170).

Antwort ſelbſt ſehen. Jetzt iſt ſie noch bei der chère mère, der ich das Herz mit gelabt habe.

Nun leb' wohl Lieber! Ich muß mich zu rechte machen zur Stein zu gehen; ſie iſt krank.

Adieu, adieu!

E. an L. Montag Abends (8. Februar).

Ich habe eben einen Brief an die *** geendigt, und zwar eine Antwort auf einen, den ich heut von ihr erhalten habe.[1] Sie beträgt ſich wie gewöhnlich ſehr ungraziös, und ich habe mich, däucht mir, ſehr ſchön an ihr gerächt.

Die Veranſtaltung mit Ezelbach iſt mir ganz recht, meine Liebe, doch zweifle ich, ob die Mama von ihrem alten Plan abſtehen wird. Ich hoffe, ihr habt es ſo zart behandelt, daß ſie nicht mißtrauiſch werden kann, ob wir ſie jetzt gerne in Jena haben. Es iſt mir lieb, daß mein letzter Brief an ſie nicht mit dieſem Vorſchlag übereinſtimmt; ſo ſieht ſie daraus, daß wir keine Abreden miteinander treffen. Ich ſchrieb ihr von einem Dorf bei Jena, wo ich wünſchte, daß die Trauung geſchähe. Morgen erwarte ich ihre Antwort und die Nachrichten wegen dir vom Conſiſtorium. Vergiß ja nicht in dem allernächſten Brief mir deinen ganzen Vornamen und den deines Vaters zu ſchreiben. Ein Tag um den andern vergeht, und doch rückt der ſchöne Tag unſrer Vereinigung immer weiter in die Ferne. Meiner ſichern Rechnung nach wären wir übermorgen verbunden; jetzt ſoll es noch ſiebenzehn Tage anſtehen. Mein jetziges Leben hier iſt mir gar unleidlich; ich ſollte auf meine Collegien denken, und meine Gedanken ſind weit weg. Wie ſchön meine Liebe, wenn unſer Leben einmal in einem ordentlichen ſtillen Strom geht, und wir unſre ganze Glückſeligkeit zwiſchen unſern vier Wänden beiſammen haben. Der *** habe ich von unſrer Glückſeligkeit geſchrieben; dieſes war meine Rache und ſie hat ſie reichlich verdient.

---

[1] Nachlaß I. S. 375.

Durch deine Freude am Zeichnen wirſt du mir noch Geſchmack am Zeichnen beibringen. Ich werde mich zum Kenner machen müſſen, um deine Arbeiten zu beurtheilen und zu ſchätzen. Wie freut mich das Intereſſe, das du daran nimmſt. So haſt du doch auch deine kleinen Arbeiten für den Tag, und wir werden dann beide am Abend von unſerm Fleiß ſprechen und uns dafür belohnen können. Sage Linen, daß ich nichts dagegen habe, wenn ſie auf den nächſten Sonnabend die Reiſe nach Erfurt machen will. Wenn wir um neun wegfahren ſo ſind wir vor zwölf in Erfurt und können gegen eins beim Coadjutor oder Dachröden ſein. Wir bleiben bis neun Uhr Abends und ſind um zwölf wieder in Weimar. Es iſt gerade Mondſchein, glaube ich, und wenn auch nicht, ſo können wir eine Fackel nehmen. Gleich nach der Hochzeit wäre mir's freilich lieber, aber meine Hinderniſſe ſind nicht wichtig genug, wenn Line wünſcht, daß es bald geſchehen möchte.

Meine Liebe, lebe wohl. Wenn der Brief heute noch fort ſoll, muß ich ſchließen. Schickt mir doch Wolzogens Brief an euch, wenn ich ihn leſen darf. Er iſt mit ſeiner Lage nicht zufrieden, und es ſcheint nicht, daß er in Paris ſeine Zwecke erreicht. Ich werde ihm bald ſchreiben, er hat mir ein Geſchäft aufgetragen. Die Memoires von Mounier ſchicke mir auch. Ich umarme dich theure Liebe und Linen. Lebt wohl. Morgen mehr mit der Botenfrau!

Chère mère an S. (Rudolſtadt 8. Februar.)

In der größten Eile überſchicke ich Ihnen, mein guter Schiller, Alles, was Sie von Seiten meiner Tochter zu Jena nöthig haben. Hier in Rudolſtadt iſt weiter nichts erforderlich. Sie werden hier gar nicht aufgeboten: ich ſchicke Ihnen den Brief unſres Oberpfarrers mit. Sie brauchen mir alſo keine Zeugniſſe von Sich zu ſchicken. Da Sie einmal wegen der Faſtenzeit Dispenſation haben müſſen, ſo will ich in Gottes Namen den 22. Februar zu Ihnen kommen, und da kann hernach den Tag darauf Ihre Verheirathung vor ſich gehen. Leben Sie wohl, die Vorſehung ſchenke uns in allem

Betracht die glücklichſte Zuſammenkunſt und erfreue dadurch das Herz Ihrer Sie mit Aufrichtigkeit liebenden Mutter

von Lengefeld.

L. an S. W. den 9. (Februar) Abends nach 9 Uhr.

Guten Abend, mein theurer Lieber! Wie ging es dir heute? Ich denke, du haſt einen Beſuch gehabt von Salis, deſſen Bekanntſchaft wir heute[1] machten und ihm ſagten, wenn er ſich in Jena aufhielte, daß er zu dir gehe und dir von Wolzogen erzählen ſollte, den er in Paris ſah. Wolzogen iſt gar komiſch; er trägt unſre Briefe immer zur Schau; er hat auch Salis Briefe von Line gewieſen; ich werde ſie ihm nun alle nehmen, daß er nichts von mir in der Taſche tragen kann, weil ich das nicht gern habe. Ich habe eine gute Idee von Salis; der Ton in ſeinen Gedichten iſt ſo einfach und natürlich; auch iſt er ſo beſcheiden, und er ſelbſt hat mir gar wohl gefallen; er hat ſo einen artigen Ton. Die franzöſiſchen Sitten haben ihm nicht die ſchweizeriſche Offenheit und Treuherzigkeit geraubt; ich könnte ihn recht gern ſehen, lebte ich mit ihm an einem Ort. Ich glaube, er wird dir auch gefallen haben.

Daß du der *** recht viel von unſerm künftigen Leben geſagt haſt, iſt recht gut; ſie ſieht nun vielleicht ein, daß du mich wirklich liebſt. Es ſcheint ihr daran zu liegen, dieſen Glauben den Menſchen zu nehmen, und ſie hat unter die Leute gebracht, du liebteſt mich nicht um meinetwillen, ſondern Linen wegen, und was ſie mehr ſagt. Auch hat ſie Beobachtungen angeſtellt auf der Redoute, auf der erſten, wo ſie auch war, daß wir nicht oft zuſammen geweſen wären u. ſ. w. Es ſcheint ihrem Stolz ganz undenkbar, daß du ſie um meinetwillen hätteſt vergeſſen können, und ich weiß nicht, ob ſie's dir oder mir nun durch all dieß Gerede zur Laſt legen will. Wie ſie noch ſo viele Mühe ſich geben kann, ein Herz zu gewinnen, das zu ihr nicht paßt, kann ich mir nicht denken. Ich geſtehe, ich hätte zu viel Stolz, um meine Schwächen ſo zu zeigen, um meine Liebe da aufzudringen, wo ſie nichts mehr wäre. Dieß paßt gar nicht zu ihrem übrigen Weſen (daß ſie aber vielleicht nur dem Schein nach hat), daß ſie ſich ſo um die Liebe eines Menſchen bewerben kann. Alle dieſe Menſchen ſollen uns nicht kümmern; unſer Leben wird ſchön und ungetrübt vergehn; wenigſtens werden wir es uns ſelbſt nicht trüben, und auch das Schickſal wird es nicht können, da auch ſelbſt wenn Stürme kommen ſollten, die im Leben oft unvermeidlich ſind, die Liebe ſie leichter uns ertragen laſſen wird.

---

[1] Nachlaß II. S. 191, wo irrig der Januar genannt wird.

Die chère mère hat heute wieder geſchrieben, und in R. werden noch mehr Umſtände des Trauens wegen gemacht. Es wird alſo dabei bleiben, daß es in Jena geſchieht; auf dem Dorfe, wo du willſt, wäre es recht gut und mir lieber als im Hauſe. Sie will nun erſt den 22. kommen; es iſt alſo einen Tag ſpäter; doch darüber ſprechen wir noch ſelbſt. Daß du mit uns nach Erfurt gehſt, freut mich gar ſehr; der Coadjutor wird ſich nicht wenig freuen über dieſe Nachricht. Auch daß wir die Woche vor der Trauung dort bleiben, iſt mir lieb; da ſind wir der Abſchiedsbeſuche hier überhoben. Es ſoll ihr ſchon die Zeit nicht lang werden.

Hier iſt der Brief von Beulwitz; er iſt gar höflich und freundſchaftlich.[1]

Es ſchlägt zwölf Uhr, und ich muß noch in die Akademie heute, um mein Kunſtwerk zu vollenden. Adieu! Sonnabend ſehen wir uns, hoffe ich. Leb wohl, ſo recht wohl mein Lieber!

L.

S. an L. Dienſtag Abend (9. Februar).

Wie ergeht dir's, meine Liebe, bei dieſem traurigen Wetter? Ich fürchte, es wird nicht gut auf dich wirken und dir die Heiterkeit nehmen. Ihr ſitzt jetzt wohl beim Thee zuſammen, jedes ſtill und in ſich gekehrt — ſo denke ich euch mir. Ich komme eben aus dem Collegium und habe vor acht Minuten noch geleſen. Nun muß ich dieſen Abend noch in Geſellſchaft, wohin man mich gebeten hat. Salis iſt hier und war dieſen Nachmittag bei mir. Er erzählte mir von Wolzogen, von Paris, was mich intereſſirte. Ueberhaupt hat er mir wohl gefallen; er ſcheint etwas Stilles und Ernſtes in ſeinem Weſen zu haben, was mich an ihn feſſelt. Dieſen Abend werde ich noch mehr mit ihm umgeben, ich verſpreche mir viel Vergnügen. Ich glaube, ihr ſeid ihm gut aus ſeinen Gedichten, und dieß hat ihn mir noch mehr empfohlen.

---

[1] S. die Beilage.

Die Mama hat heute geſchrieben und die Nachrichten geſchickt. Ich erſtaune über ihre Pünktlichkeit und Geſchwindigkeit. Ich habe dein Taufzeugniß in meiner Schatulle, und daraus ſeh' ich, daß du eine Chriſtin biſt und des Herrn Johann Chriſtoph v. Lengefeld eheleibliche Fräulein Tochter — mit drei gar ſchönen Namen — die mir alle ſo wohl gefallen, daß ich dich künftig Charlotte Louiſe Antoinette rufen werde. Die chère mère hat uns ſchon wieder zwei Tage zugelegt. Nun ſchreibt ſie, daß ſie den 22. Februar kommen wolle, nicht ohne die Vorſehung, verſteht ſich. Die gute Mama! Wir müſſen ihr, wenn ſie ſich nicht anders entſchließt, recht viel Vergnügen zu machen ſuchen. Wäre es nur auf den Tag ſchönes Wetter, ſo ließe ſich vielleicht eine Landpartie machen. Die Bohlin ſollſt du ſelbſt einladen. Läßt ſich die Stein nicht auch bereden, auf einen oder zwei Tage herzukommen? Sie kann ja auch im Segneriſchen Hauſe wohnen. Da die Mama erſt Montag über acht Tage kommt, ſo wäre mir's lieber, erſt Sonnabend über acht Tage mit euch nach Erfurt zu gehen. Gleich nach der Erfurter Reiſe wäre dann unſre Trauung, und die Zerſtreuungen folgten auf einander. Reiſen wir ſchon am nächſten Sonnabend, ſo gibt mir dieß eine Unterbrechung in meinen Geſchäften, die jetzt gerade nicht gut angebracht iſt. Aber ihr habt mich einmal unter der Scheere, und ich muß geſchehen laſſen, was die Scheere mit mir machen will. In Rudolſtadt werden wir nicht aufgeboten: der geheime Rath hat uns Dispenſation gegeben, aber in ſächſiſchen Ländern iſt es ſcharf befohlen, und es iſt auch zu unbedeutend, um viel gute Worte oder Geld um die Dispenſation zu geben. Vom Oberpfarrer Cellarius hat die chère mère einen Brief beigelegt, den ich euch hier ſchicke; ſchickt mir ihn aber wieder zurück, daß ich ihn Sonnabends der chère mère wieder ausliefern kann.

Schreib' mir bald wieder, meine Liebe! Jetzt da wir einander zehn Tage lang nicht ſehen ſollen, müſſen Briefe wieder Alles thun. Laßt mich keinen Poſttag umſonſt erwarten. Die letzten Briefe kamen pünktlich, und jetzt iſt die Poſt durch eure Anfragen gewarnt. Jetzt wird nicht leicht etwas gewagt werden.

Wie gerne ſchriebe ich mehr, aber es ſchlägt ſieben Uhr, und ich muß in Geſellſchaft. Ich umarme dich, meine Lotte; tauſend Grüße an Line. Morgen ſchreibe ich ihr. Lebt wohl, meine Lieben. Leb wohl! Dein

S.

L. an S. Den 11 Februar gegen 5 Uhr

Ich habe geſtern recht lachen müſſen, wie mir Line erzählte, ſie hätte geſchrieben, es wäre beſſer, du holteſt uns in Erfurt ab, und ich ſchrieb, es wäre beſſer, du kämeſt jetzt mit uns. Aber meine Sehnſucht nach dir gab mir dieſe Sprache. Line wird dir ſagen, daß es ſo, wie du es ausgedacht haſt, zu beſchwerlich iſt. Es iſt mir ein eigenes ſchönes Gefühl, wenn ich denke, daß wir in einigen Wochen zuſammen ſind, und uns nichts mehr trennen kann von außen, und das, was uns trennen könnte, wird es nie; denn unſre Herzen werden ſich immer näher ſein, und nichts Fremdes wird ſich zwiſchen deine und meine Liebe ſtellen. Ich fühle es tief, es iſt ein eigenes, zartes Band, das uns an einander knüpfen wird. Offen und frei wird meine Seele ſich vor dir entfalten. Es fiel mir letzt ein, daß ich zuweilen dir könnte auffallen und du mich nicht ſo verſtehn; es iſt in meinem Umgang mit dir oft eine Zurückhaltung, die dir in den Momenten, wo wir uns am nächſten ſind, auffallen könnte. Aber dieß kommt von dem langen Zwang her, den ſich meine Neigung hat thun müſſen durch Umſtände. Bald war ich, wie du in R. warſt zuerſt, über dich ſelbſt ungewiß; bald wollte ich mich den Beobachtungen der chère mère und Andern entziehen, und dieß Achtunggeben auf mich ſelbſt hat noch dieß in mir zurückgelaſſen, bilde ich mir ein, daß ich noch immer einen gewiſſen Anſchein von Zwang habe, als könnte ſich mein Herz nicht ſo ganz frei vor dir enthüllen. Dieß wird ſich verlieren, und du wirſt klar und deutlich fühlen, wie frei meine Seele vor dir ſich in mancherlei Geſtalten wandelt. Ja wir werden glücklich ſein! Meine Ruhe, wenn ich an die Zukunft denke, iſt eine Ahnung meines künftigen Lebens. Mögen die Menſchen um uns her denken und ſagen, was ſie wollen, wir brauchen ſie nicht. Es iſt mir nur zuweilen ärgerlich, daß ſich die Menſchen um mich bekümmern, da ich ihrer ſo gerne ganz vergeſſen kann. Aber eben deßwegen, da ſie mir ſo gleichgültig ſind, mögen ſie auch ſagen und thun, was ſie wollen.

Geſtern waren wir bei der Stein. Die K** ließ ſich melden. Du haſt keinen Begriff, wie ſie ausſieht und thut; ſie mochte nicht erwartet haben uns dort zu finden; wir waren ganz kalt gegen einander. Sie ſah aus wie ein raſender Menſch, bei dem der Paroxysmus vorüber iſt, ſo erſchöpft, ſo zerſtört, das Geſpräch wollte gar nicht fort. Der ganzen Familie fiel es auf, daß ſie noch nie ſo geweſen wäre. Sie klagt über den Kopf; ſie ſaß unter uns wie eine Erſcheinung aus einem andern Planeten, und als gehörte ſie gar nicht zu uns. Ich fürchte wirklich für ihren Verſtand. Sie iſt mir ſehr aufgefallen, und hätte ſie nicht wieder die unverzeihlichen Härten und das Ungraziöſe in ihrem Weſen, ſie könnte mein Mitleid erregen. Aber ſo ſtößt mich ſo Vieles zurück. Ich beklage ſie wohl, aber ſie rührt mich nicht.

Adieu Lieber! Alleweil iſt die Mandelsloh[1] gekommen. Leb' wohl, lieber Theurer!

Hier iſt ein Brief, der nach Jena gehört; ſei ſo gut und laſſe ihn beſtellen.

---

[1] Geborene v. Gleichen, eine Jugendfreundin aus Rudolſtadt.

Erfurt den 15. Februar 90.

Es iſt gar lange, mein Lieber, daß wir uns nicht geſehen haben, ſchon vierzehn Tage vorbei, und noch eine ganze Woche nun! Aber dieß wird die letzte Trennung ſein, wenigſtens auf einige Zeit doch gewiß; denn ich hoffe nicht, daß dir das Leben in Jena ſo durch mich verleidet werden könnte, daß du eine lange Reiſe ohne mich unternehmen würdeſt. Wie ſehnt ſich mein Herz nach dem ruhigen Umgang mit dir. Man genießt das Leben nur halb, wenn es immer durch Trennung unterbrochen iſt. Wir haben hier ſchon recht geſprochen und unſre Herzen ergoſſen mit Karoline; wir waren den Sonnabend für uns hier im Gaſthof, und der Schnupfen war ein guter Vorwand uns zu Hauſe zu halten. Geſtern Abend waren wir beim Coadjutor, und es wird einem immer wohl bei ihm; ſeine Erſcheinung iſt immer wohlthätig. Er freut ſich ſehr, dich zu ſehen. Auch Papa verſichert es. Ueber deinen letzten Brief,[1] wo du von der *** ſchreibſt, habe ich dir auch noch nichts geſagt; ich erkläre mir nun ihre Verlegenheit. Was ſie von den giftigen Zungen ſagt, iſt mir nicht recht klar; die letzten Tage war es recht, als müßten wir ſie immer finden; ſie war auch bei der Schardt, als wir da waren; da war ſie anders geſtimmt, ſchien es, und wollte mich bereden, ich ſollte mich doch laſſen von Lips zeichnen. Eins hat mich beluſtigt, wir ſprachen mit Knebel von Mirabeau, der ihn ſo erſchrecklich erhob. Ich ſagte, er hätte doch eine elende Exiſtenz, ſich immer in Verhältniſſe drängen zu wollen, wo er nicht hingehörte; dieß ſiel ihr auf, und ſie ſchien es auf ſich zu deuten. Daß es nicht ganz richtig mit den Briefen iſt, fällt mir immer mehr auf; denn die letzten von uns, die wir nicht früher abgeſchickt haben, haſt du doch gleich den folgenden Tag erhalten. Ich möchte doch wiſſen, was ſie mir hat ſagen wollen. Iſt es was, wodurch ſie vielleicht mein Verhältniß hat ſtören wollen, oder hat ſie ausforſchen wollen, wie ich von ihr denke, und was ich von ihr weiß? Eine unangenehme Scene habe ich mir erſpart. Und ihr iſt nicht die Freude geworden, ſich ganz auslaſſen zu können. Entweder ſie hat mein Herz rühren oder mich kränken wollen. Beides iſt fehl geſchlagen. Sie könnte mir gewiß nichts ſagen, was mich von dir abbringen könnte; dieß könnte Niemand. Dein Weſen ſteht in einem eigenen Geſichtspunkt in meiner Seele, und dieſen kann niemand Fremdes anders richten. Adieu, leb wohl; ich muß mich nun zurechte machen, daß wir nicht zu ſpät bei Papa kommen. Du erhältſt noch einen Brief, wenn die Poſt vor Freitag wieder in Jena ankommt. Mein Herz iſt bei dir, meine Seele umſchließt dich mit inniger, treuer Liebe.

---

[1] Vom 12. Nachlaß S. 373 ff.

Deine

L.

Auf dieſen Brief ſchrieb Schiller den im Leben S. 219 umgeänderten, im Nachlaß S. 377 ganz abgedruckten Brief vom 14. und kam am 18. ſelbſt nach Erfurt. Der Mutter war in dem angefügten Brief auf den 22. in Kahla ein Rendezvous gegeben. Die Trauung erfolgte am 22. in Wenigenjena, worüber das Zeugniß des dortigen Kirchenbuchs das Nähere beſagt.

Jena den 17. Februar 90

Haben Sie Dank, beſte Mama, daß Sie meinen Wunſch ſo bald erfüllt und mir die Zeugniſſe zugeſchickt haben. Das Aufgebot iſt am letzten Sonntag vor ſich gegangen und von dem hieſigen Superintendenten mit vielen Glückwünſchen begleitet worden. Vor der Welt bin ich alſo jetzt ſchon Ihr Sohn, und noch wenige Tage, ſo bin ich es in der ſchönſten Bedeutung des Wortes. Umſonſt, theuerſte Mama, würde ich verſuchen Ihnen die Freude zu beſchreiben, wovon meine Seele jetzt durchdrungen iſt. Ich ſehe mich dem Ziel meiner Wünſche nahe; ein ſchönes heitres Leben erwartet mich in den Armen meiner Lotte. Mit der glücklichſten Ruhe ſehe ich in die Zukunft, nichts ſoll unſre Glückſeligkeit zerſtören, ſelbſt Schickſale werden es nicht können. Ja ich hoffe mit Zuverſicht, daß Sie ſich freuen ſollen, Lottchens Glück meiner Liebe anvertraut zu haben, daß Sie in jedem künftigen Augenblick eben ſo daran denken ſollen, wenn es bei Ihnen ſtände, Ihre Wahl zu wiederholen. Nicht

Selbſtzufriedenheit, ſondern meine herzliche Liebe für Lotte legt mir dieſes Geſtändniß in den Mund.

Wir erwarten Sie, beſte Mama, mit Sehnſucht. Wie viel iſt geſchehen, ſeitdem wir Sie zum letztenmal ſahen, und wie verlangt mich die Beſtätigung Ihrer mütterlichen Liebe in Ihren Augen zu leſen und die Dankbarkeit, die herzliche Liebe, die Freude, welche meine Seele füllen, und die ich mit Worten nicht ausſprechen kann, in unſerm ſtillen und fröhlichen Cirkel offenbaren zu können. Der Himmel führe Sie nur geſund zu uns; alles übrige hat er in unſre Hand gegeben.

Morgen, als den Donnerſtag, gehe ich von hier ab nach Erfurt, um meine Braut abzuholen, und dem Coadjutor zugleich einen Beſuch abzutragen, den ich den ganzen Winter aufſchob, und den meine Verhältniſſe zu ihm nothwendig machen. Montags zwiſchen zehn und elf, denke ich, werden wir in Kahla eintreffen und Sie bald dort finden.

Ewig mit unwandelbarer Ehrfurcht und Liebe

Ihr

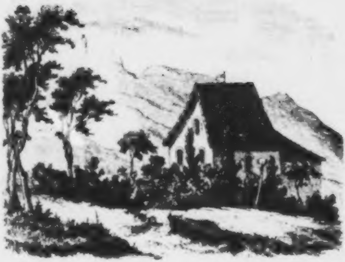
dankbarſter Sohn

Schiller.

Auszug

aus dem Kirchenbuche der proteſtantiſchen Pfarrei Wenigenjena im Großherzogthum Sachſen-Weimar-Eiſenach. Seite 91, Nr. 2.

Im Jahre Eintauſend Siebenhundert und Neunzig (1790) den zwei und zwanzigſten (22.) Februar Nachmittags halb ſechs Uhr iſt Herr Friedrich Schiller, Fürſt. Sächſ. Meining'ſcher Hofrath und öffentlicher Lehrer der Weltweisheit in Jena, Herrn Johann Friedrich Schiller's, Hauptmanns in Herzoglich Württemberg'ſchen Dienſten, eheleiblich einziger Herr Sohn, mit Fräulein Louiſe Charlotte Antoinette von Lengefeld, weil. Herrn Carl Chriſtoph von Lengefeld's, Fürſtlich Schwarzburgiſch Rudolſtädtiſchen Jägermeiſters und Kammerraths zu Rudolſtadt hinterlaſſenen eheleiblich zweiten Tochter, nachdem ſie Tags vorher als am Sonntage



Kirche in Wenigenjena

worin Schiller getraut wurde.

Von Charlotte von Schiller nach der Natur gezeichnet 1790.

Univ. Bibl.
München

Invocavit zu Jena einmal vor allemal proclamirt, auf Conceſſion des Herrn Superint. Demler allhier in aller Stille getrauet worden.

Für die Treue des Auszugs bürgt mit Unterſchrift und Kirchenſiegel (*L. S.*)

Wenigenjena, am 3. März 1856.

Dr. J. K. Schauer, Pfarrer.
J. C. Lucke, Schullehrer.

Beilagen.

Ein anonymer Brief, den Lotte im Winter 1789 in Weimar erhielt und einer Bekanntin, die auf Schillers Liebe ſich Rechnung machte, zuſchrieb.

Eine Perſon, welche immer Wohlwollen gegen Sie gehegt hat, gibt Ihnen den guten Rath, ſich nicht ſo um den Herrn Rath Schiller zu bemühen, weil Sie ſich dadurch lächerlich machen, und ſehr viel durch ſeinen Umgang von dem, was Sie ſonſt waren, verloren haben. Ueberhaupt findet man durch den Umgang mit Dichtern kein Glück, indem ſie alle, einer mehr einer weniger, Fantaſten ſind und vom wahren Glücke des Lebens weit entfernt. Jagen Sie nicht ſo nach Poeten, ſondern bilden Sie Sich lieber zu einer guten Hausfrau, denn es gibt wenig Männer, die dergleichen Weiber ernähren können. Hätte ich das Glück genauer mit Ihnen bekannt zu ſein, würde ich Ihnen dieſes mündlich ſagen; doch da dieſes nicht iſt, achte ich mir es als Pflicht, Ihnen dieſes ſchriftlich zu ſagen.

Ein Brief der liebſten Jugendfreundin, Friedericke v. Holleben, verehelichte v. Gleichen, und ſpäter Schwiegermutter ihrer jüngſten Tochter Emilie, ſchildert den Eindruck, welchen Lottens Verlobung in ihrer Heimath machte.

Rudolſtadt den 13. Jenner 90.

Sehr viel Freude empfand ich über deinen Brief, beſte Lotte! Du ſagſt mir, daß du ſo glücklich biſt, und was könnte wohl meinem Herzen lieber ſein, als dieß von dir zu hören. Du ſollſt und mußt es auf immer bleiben, theure Seele! denn du verdienſt es. Wegen deiner lieben Mutter, wirſt du, hoffe ich, auch bald beruhigt werden. Daß du in Jena bleibſt, iſt ihr ſehr angenehm, und wenn ſie dich erſt geſprochen und dich ſo glücklich geſehen hat, ſo wird ihre Zufriedenheit, die ſie, als eine ſo gütige und zärtliche Mutter, nur in das Glück ihrer Kinder ſetzet, gewiß bald wieder völlig hergeſtellt ſein.

Daß du die Freundſchaft des Herrn v. Knebel verlieren ſollſt, iſt ein hartes Schickſal für dich; ich weiß nicht, wie du es ertragen wirſt. Es iſt wohl möglich, daß deine Vermuthung gegründet iſt, und er ſich ſelbſt Rechnung auf dich gemacht hat; auch glaube ich, er iſt Schillern nicht ſehr gut; ſonſt wüßte ich gar nicht, was er für Urſachen dazu hätte. Du willſt wiſſen, was die Leute hier dazu ſagen. Mit mir hat noch Niemand davon geſprochen, Ich glaube auch nicht, daß es geſchehen wird, da ſie alle unſre Freundſchaft kennen und wohl wiſſen, daß ſie nicht Recht behalten würden. Wiſſen thun ſie es aber glaube ich alle, und mögen zum Theil ziemlich ſkalieren, worunter die Tanten Rödern mit die vornehmſten ſind; dieſe haben geſtern gegen meine Mutter ſehr darüber geſprochen, und ſich unter andern des Ausdrucks bedient, Schillern einen Sterngucker zu nennen; ſie hat ihnen aber nicht Recht gelaſſen, und ſie ſehr ernſtlich gebeten, ſtille zu ſchweigen, denn ihr wäret ihre Freundinnen. Darauf haben ſie auch davon abgebrochen. Der Forſtmeiſter ſoll geſagt haben, es wäre jetzo die verkehrte Aufklärung, und Wurmb, es wäre freilich ein Genie. Die Frau Baſen im St.[1] wollen ſchon vor vierzehn Tagen dieſe Nachricht von deiner Verheirathung von Berlin[2] bekommen haben; auch hat man ihnen gleich dazu geſchrieben, daß du dir ein Paille-Atlas zum Brautkleid genommen hätteſt; übrigens haben ſie weiter nichts geſagt als: da wir jung waren, war's ganz anders in der Welt, wir wollen uns aber nunmehr weiter nicht drüber ſtreiten. Hier haſt du alle meine Nachrichten, die ich weiß. Sollte ich mehr erfahren, ſo werde ich nicht unterlaſſen, dir es mitzutheilen und dir was zu lachen zu verſchaffen. Was die Allergnädigſte[1] geſagt hat, wird dir Line K. ſchreiben, die es ihr zuerſt vertraut hat; ich habe ſehr darüber gelacht. La tête[2] wird untröſtlich ſein, wenn er es hört; ich fürchte er wird ſich zu Tode grämen, und wir werden gar nicht das Glück haben ihn wieder zu ſehen. Ein ſolches Unglück kannſt du anrichten, du Grauſame!

---

[1] Dem von der Fürſtin Chriſtiana Sophia († 1757) gegründeten adelichen Fräuleinſtift.

[2] Von dort ſchrieb eine Freundin Frau v. Hagen, die mit Karolinen v. Dachröden in lebhaftem Verkehr ſtand, am 18. März 1790: „Überhaupt liebe ich die Heuraten von verſchiedenen Ständen nicht . . . aber bei dir iſt meine Seele ruhig“ u. ſ. w.

Nun werde ich dir wohl nicht oft mehr ſo ſchreiben; bald wird es heißen, Frau Profeſſorin, das klingt doch auch recht hübſch. Ich hätte gewünſcht, daß deine Trauung in Ezelbach geweſen wäre; da aber die chère mère gerne nach Jena will, um einige Tage bei dir zu bleiben, und ſie glaubt, daß es nachher nicht ſo gut angeht, ſo kann ich es ihr freilich nicht verdenken. Komme nur recht bald zu uns, mein Lolochen! Ich fürchte aber, vor Oſtern wird es nicht geſchehen, und es iſt noch lange bis dahin; vielleicht können wir uns einmal in Kahla ſehen, das wäre mir ſehr angenehm.

Ich habe noch einige Nachrichten heute eingezogen, die muß ich dir noch geſchwind mittheilen. Der Oberſte[3] iſt ſehr zufrieden über deine Wahl und hat zur Ulrike[4] geſagt, ſie ſollte auch einen Profeſſor heirathen. Die Hobenecken hat geſagt, eine ſolche Partie wollte ſie wohl auch noch thun. Die Schaden hat ſich ſehr darüber gefreut, wie du dir wohl vorſtellen wirſt. Nun mag es aber auch für dießmal genug ſein.

Nun lebe wohl, mein Lolochen. Mein Lieber und ich grüße dich und Line tauſendmal. Meine Mutter wünſcht dir von Herzen Glück zu deiner Verbindung und empfiehlt ſich euch recht vielmals, auch die Couſinen. Ewig Deine

Friederike.

---

[1] Die zweite Gemahlin des Erbprinzen Friedrich Karl, Auguste Louiſe Friederike, geborene Herzogin von Sachſen Gotha.

[2] Von Ketelhodt, damals mit dem Prinzen auf Reiſen.

[3] Von Beulwitz, der Vater von Lottens Schwager.

[4] Seiner Tochter.

Dagegen wünſchte ihr Schwager v. Beulwitz ihr in einem ſehr herzlichen Tone Glück, und wir theilen dieſen Brief um ſo lieber mit, da er deutlich zeigt, wie es lediglich das Verhältniß Karolinens war, welches die gelegentlichen ungünſtigen Aeußerungen Schillers und Lottens über dieſen mit der Lengefeld'ſchen Familie eng befreundeten Mann veranlaßte. Ein am 5. Mai von Frankfurt aus an Schiller gerichteter Brief[1] athmet dieſelben freundſchaftlichen Geſinnungen, welche B. auch ſpäter bewahrte. Am 30. Oktober 1818 verwandte er ſich für Ernſt v. Schiller bei dem damaligen Kronprinzen von Bayern K. H., und noch ſein letztes Schreiben an Lotte 15. März 1820 beweiſt ſeine treue Ergebenheit.

Genf den 27. Januar 1790.

Daß ich an der Entſcheidung Ihres Schickſals, liebes Lottchen, den lebhafteſten Antheil nehme, dafür bürgt Ihnen meine Freundſchaft für Sie. Mögen Sie mit dem Manne, den Sie ſich gewählt haben, in allen künftigen Lagen Ihres Lebens immer ſo glücklich ſein, als es Ihr gutes edles Herz verdient. Einer meiner ſehnlichſten Wünſche wird dadurch erfüllt werden. Schiller, der mir bereits für ſeinen Geiſt die größte Achtung eingeflößt hat, ſoll nun auch in dem neuen Verhältniſſe, in welches ich mit ihm durch Sie geſetzt werde, herzlich willkommen ſein, und ich bitte Sie, ihn von meiner aufrichtigſten Freundſchaft zu verſichern. Es iſt freilich eben ſo gar artig nicht, daß Sie ſo mit einemmale Ihrem alten Lehrer aus der Schule laufen und mich, Ihren alten Freund, verlaſſen. Allein ich würde zu viel Eigennutz verrathen, wenn ich mich zu ſehr darüber beſchweren wollte, und Knebeln muß es doch eigentlich recht wohl thun, ſeine Schülerin nun als hochgelehrte Frau Profeſſorin auf der hohen Schule zu wiſſen. Ich will einmal von Ihnen recht viel lernen, vorzüglich rechne ich ſehr darauf, durch

---

[1] Hier habe ich einen Ihrer Stuttgartiſchen Bekannten, den Obriſten Rau gefunden, der ſich Ihrer mit vieler Theilnehmung erinnert hat, und zu Mainz habe ich Hubern geſprochen. Er liebt Sie von ganzem Herzen und hat mir aufgetragen, Ihnen viel Schönes in ſeinem Namen zu ſagen und Sie für ihn und die Frau Rheingräfin v. Salm um die baldige Fortſetzung Ihres Geiſterſehers zu bitten. Er hat nebſt Heinſen einen Abend bei uns zugebracht, und Beide haben uns ſehr angenehm unterhalten. Sein neues Stück, das heimliche Gericht, iſt ohnlängſt zu Mannheim aufgeführt worden, hat aber des meiſterhaften Spiels von Iffland ohngeachtet gar nicht gefallen.

Ihre Vermittelung bisweilen etwas von Schillers hiſtoriſchen Vorleſungen zu erhalten. Seine erſte in den (Merkur) eingerückte Vorleſung habe ich kürzlich geleſen. Sie iſt ganz meiſterhaft und hat mir außerordentlich gefallen. Schiller behandelt die Geſchichte genau ſo, wie ich immer gewünſcht habe ſie behandelt zu ſehen. Jede einzelne Geſchichte wird durch ſeine Darſtellung ein ſchöner Theil von einem großen harmoniſchen Ganzen, von der Geſchichte der Menſchheit.

Daß Sie uns zu Rudolſtadt nicht ganz vergeſſen, und daß Sie ſich ſo einrichten werden, daß Sie alle Ferien bei uns mit Ihrem Freunde zubringen, darauf zähle ich ſicher. Sobald ich zurückkomme, eile ich zu Ihnen. Ihrem Urtheil über Rouſſeau in Beziehung auf ſeine Confeſſions ſtimme ich völlig bei. Der gute Mann verdient Mitleiden. Er war ſeelenkrank. Aber in Anſehung der Madame Stael kann ich ohnmöglich Ihrer Meinung ſein, die Prätenſionen und das ſuffiſante Weſen dieſer Frau, das bei jeder Zeile ſich verräth, iſt mir unausſtehlich. Man ſieht es deutlich, wie ängſtlich ſie nach dem Ruf einer gelehrten Frau ringt, und in Allem, was ſie ſchreibt, herrſcht eine tödtende Kälte.

Ein andermal ein Mehreres davon. Leben Sie wohl, liebes Lottchen, und laſſen Sie bald wieder etwas von ſich hören.

v. Beulwitz.

Einen theilnehmenden Glückwunſch von Herders Frau wird man gern eingeſchaltet finden.

An Fräulein von Lengefeld.

Ich habe den freundſchaftlichen Kreis bei Ihrer Durchreiſe durch meine Gegenwart nicht ſtören wollen, meine Liebe; ich kann aber nicht umhin Ihnen unſre treuſten Wünſche zuzurufen zu Ihrem Wohl und Glück, dem Sie mit einer ſo ſeltenen reinen Seele zueilen. Das gute Schickſal bereite Ihnen alles das wahre Gute, wodurch wir allein unſer Daſein genießen; es gebe Ihnen ſo viel heitere Tage als es geben kann, und wenn manchmal ein trüber kommt, ſo denken Sie, daß ihn die Natur ſehr weiſe darunter gemiſcht hat, um manches ſonſt ungeſehene Gute hervorzulocken.

Liebreich und ſegnend ſehe der gute Gott morgen auf Ihr Bündniß herab, bei dem auch unſre Gedanken ſein werden.

Frau v. Stein wird die Güte haben Ihnen zu ſagen, daß wir uns morgen das Vergnügen Ihrer Gegenwart haben erbitten wollen; wie ſchmäle ich jetzt mit mir, daß ich die flüchtige Zeit nicht beſſer benutzt habe!

An die Frau Schweſter empfehlen wir uns mit großer Hochachtung.

Nochmals den beſten Segen Gottes, meine Theure!

Karoline Herder.

Sonntag Nachmittag (21. Februar).

Meines Mannes Wünſche vereinigen ſich mit den meinigen und ſegnen Sie auf's Schönſte!

Während der zweiten Hälfte des Jahres 1789 bis zu ſeiner Heirath ſtand Schiller auch mit Karolinen in einem vertraulichen Briefwechſel, aus welchem diejenigen Stellen mitgetheilt werden, die für Lottens Verhältniß wichtig oder von allgemeinerem Intereſſe ſind.

Sonntag Kochberg (13. Sept. 89. ſ. Sch. und L. S. 419).

Ich lebte leidlich mit den Frauen hier, wenn ich überall da lebte, wo ich bin. Die St. iſt aufgerieben in ſich — arme Seele, ſie ſchmerzt mich, vielleicht iſt ſie ein ſehr gutes Weſen, das ein beſſerer Genius hätte leiten ſollen.

Sonnabend Abends (Rudolſtadt 24. Oktober 89.)

Die Stein kam heute; weißt du, daß der Kalb ihr Mann in Weimar iſt? Die S. ſprach mir heute lange über G. Es ſind böſe Reminiſcenzen in ihr geblieben, doch ein andermal. Hier ein Brief von Karoline; ihre Geſundheit iſt mir noch zweifelhaft, ihre Ruhe ſehr ſchön. O! möchte ſie uns geſchenkt ſein! Mich verlangt ſehr nach H's[1] Ankunft, das Entſchiedene dieſes Verhältniſſes würde auch ganz gut auf Karoline wirken.

---

[1] Humboldts.

Sonntag (1. November 1789, ſ. Sch. und L. S. 446).

Die Stein iſt heute weg, und Lottchen iſt mit —

Montag früh (2. November).

Ich ſtimmte die letzten Tage unſeres Zuſammenſeins beſſer mit der Stein. Sie war in eine ſtille Trauer über ihr Verhältniß mit G. geſunken, und da ſchien ſie mir wahrer und harmoniſcher als in der widernatürlichen (Stimmung) von Gleichgültigkeit oder Verachtung. Ein zwölfjähriges zärtliches Verhältniß kann ſich nicht in ſo widrige Empfindungen auflöſen, ohne die beſten Kräfte des geiſtigen Lebens zu vernichten. Viele Schwächen muß G. haben, und zur Freundſchaft gehört Stärke. Ueber die Vertraulichkeit der Stein und Kalb habe ich mich betrogen, ſie geht nur auf ihre Ehegeſchichten, und über Lottchen hat ſie ihr ſeit vergangenem Herbſte nicht geſprochen. Findeſt du es gut, ſo erkläre dich gegen die chère mère.

Die Stein ſagt, daß die Kalb nicht unedel ſei, aber neugierig und indiscret und étourdie; fatal wäre es, wenn meine Mutter mehr erführe, als ſie ſollte, und von andern Menſchen als uns.

Mittwoch (den 4. November 89).

Zwiſchen der Stein und meiner Mutter hat es Herzensergießungen gegeben, die nach und nach gegen mich wieder zur Sprache kommen werden.[1] Die Stein iſt ein verſtändiges Weib, aber für die zarteſten Herzensverhältniſſe iſt ihr jetzt der Sinn verſchloſſen, ſie iſt ohne Glauben daran. Dieſe Stellung der Gemüther wirkt Entfernung zwiſchen uns; ihr Zuſtand thut mir weh, und ich kann ihr nichts geben, nichts tönt in ihrem Weſen wieder, deſſen das meine voll iſt. Die Geſellſchaft der zwei Frauen[2] iſt doch ſehr leer, und ans Entwickeln und Verfolgen der Ideen iſt mit ihnen nicht zu denken, die ihren drehen ſich ganz um den Kreis des gewöhnlichen Lebens herum, und alle Kleinigkeiten machen ſie wichtig, daß mir die Zeit ſehr lang dabei wird. Kenntniſſe haben ſie auch nicht in der Deutlichkeit, ſie mittheilen zu können. Das Gewebe von Coquetterie, Rivalität und Armſeligkeit in ihrer Weimariſchen Geſellſchaft, das mir aus ihren Erzählungen deutlich wird, gibt mir eine unangenehme Ausſicht auf meinen dortigen Aufenthalt — ſie werden mich damit ennuyieren, eben weil ich keine Partei nehme. Wenn ich nicht manchmal etwas Vernünftiges von Goethe oder Herder zu hören bekomme, ſo verſpreche ich mir Langeweile, oder liegt es in meiner Seele?

---

[1] Schiller und Lotte S. 479.

[2] Frau v. Stein und v. Imhoff.

Die Stein weiß ſo viel als ihr gut iſt über unſer Verhältniß, aber, ich glaube, ſie iſt mit der Kalb vertraut und hat ſie durchſehen laſſen, und der K. traue ich nach Allem, was ich von ihr höre, die Feinheit nicht zu, das Geheimniß zu verſchweigen. Es wird wunderliche Scenen mit ihr geben, denke ich; ſie dauert mich, aber nach allen Bildern, die ich von ihr faſſe, danke ich dem Himmel, daß ſie deine Frau nicht wird, und nicht allein für mich. Ich werde mich entfernt halten und es zu keiner Intimität kommen laſſen, wie du es wünſcheſt. Wenn du meiner Mutter geſchrieben haſt, ſo kann Lottchen offen gegen die Stein ſein, und ſie wird dann gut auf ſie wirken (auf meine Mutter).

Sonntag Morgen (15. Novbr.).

Des C. Brief hat mich gefreut; in Mainz iſt alſo eine ſichere Ausſicht, ſobald er Kurfürſt wird — er iſt der Mann nicht, ſich zurückzuziehen. Die Ausſicht freut mich ſehr.

Der Coadjutor hat ein ewig Treiben dich zu ſehen, du mußt darauf denken, ihn zu beſuchen. Ich wünſchte, du würdeſt ſein Freund, er iſt es werth und hat tauſend angenehme Züge, die ein feines Band unter euch knüpfen würden.

(Aus Weimar.) Donnerſtag früh (3. December 89).

Morgen iſt der Coadjutor in Jena mit dem Herzoge, vielleicht mußt du ihn ſehen; ich wäre begierig auf ſeine Aeußerungen; wenn du ihn allein ſäheſt, würde er ſicher über etwas Beſtimmtes ſprechen.

Logiere ja im Elephanten, wenn du herkommſt; er iſt gleich neben uns; ich habe es ſchon mit Krankſein angefangen und heute das Ausgehen abgeſchlagen. Mein Quartier iſt freundlich. Der Weg hierher iſt doch kurz — ſchreibe mir ja, wenn du kommen kannſt, ſage ob du keinen Schnupfen von der nächtlichen Wanderſchaft haſt.

Sonnabend Abends (5. December).

Ich lebte heute recht in der lauten Welt. Den Coadjutor ſah ich am Hofe, ſprach ihn nicht viel, aber er ſcheint mir ein herzensguter Menſch; er bat mich mit vieler Wärme, Karoline bald in Erfurt zu beſuchen und war gar umgänglich — es ließe ſich recht angenehm mit ihm exiſtieren, glaube ich, unter die genialiſchen Menſchen gehört er gewiß. Der Würgengel wird ſein Amt bald verrichten müſſen.

Die Herzogin war mir recht lieb, ſie ſprach mir von dir mit vielem Intereſſe für ihre gewöhnliche Kälte — ſie hatte noch nicht Gelegenheit gehabt dich zu ſprechen und ſprach von deinen Schriften mit Sinn. Sie iſt mir immer ein ſehr wohltönendes weibliches Weſen.

Goethe war artig; er dauert mich ſo: ſein Liebchen iſt in Kindesnöthen ſeit fünf Tagen und wird vermuthlich ſterben, er ſah milder aus als gewöhnlich und zerſtreut. So ſieht die hieſige Welt; es macht mir Spaß ſie anzuſehen, es iſt doch eine lebendigere Tapete als die Rudolſtädter. Dieſen Nachmittag gehe ich zur Kalb, ſie iſt ſehr zuvorkommend mit uns, doch will ich Intimität vermeiden. Vernünftig beträgt ſie ſich noch zur Zeit ſehr. Die Stein hat mir letzthin eine Unterredung mit ihr erzählt, in der ſie über dich und Lottchen zuſammengeſprochen haben; die Kalb hat unwiſſend gethan, doch ſo zweifelnd geſprochen, daß die Stein vermuthete, du müßteſt gegen die Kalb dich einmal verrathen haben. Komiſch iſt es, daß beide das Geheimniß wiſſen, und Eine es der Andern verbergen will.

Montag (7. December, ſ. Sch. und L. S. 532).

Nun noch etwas über die K***. Am Sonntag war ich bei ihr, ſie hatte mir ſagen laſſen, daß ſie ſehr wünſchte mich zu ſehen. Sie war ſehr zuvorkommend freundſchaftlich, aber gedrückt in der

Unterhaltung, däucht mir. Die Schröder war bei ihr. Die K*** hat eine zarte Sprache, und es ſchien mir, als wollte ſie eine Meinung von ſich geben; ich war in meiner Bequemlichkeit, mir dünkt, natürlich. Ich ſprach über Körners, über dich — über deine Arbeiten nämlich, verſprach ihr dein Tableau von der Comnena, ſie ließ ſich nicht tief darauf ein und fing nun ſelbſt von dir zu ſprechen an; es war dunkel im Zimmer, ich konnte den Ausdruck ihres Geſichtes nicht erkennen, ſie drückte mir einigemale die Hände und bat mich ſie oft zu ſehen — es iſt wahr, der Ausdruck ihres Gefühles elektriſiert nicht, zu etwas Individuellem wird es nicht mit mir und ihr kommen. Ich kann mir nun denken, wie euer Verhältniß war, aber nicht recht, wie ſie dich anfänglich anzog, ſie hat ſo gar keinen ungezwungenen Ton und etwas Studiertes und Prämeditiertes. Knebel kommt uns doch nicht ſo geradezu ins Haus — wir wollen es ſo erhalten, er will gebeten ſein, ſo haben es ihm die Damen hier weiß gemacht, und dafür hat er Ruhe. So iſt er ein recht guter Bediente, der Alles ſchafft, was man will. Er wird uns nicht im Wege ſein. Wenn du nur bald kommen könnteſt. Auf den Montag gehe ich zu Karoline; dieſe Woche ſchreibe ich der chère mère, halte deinen Brief bereit, aber ſchicke ihn nicht eher, als bis ich dir wieder ſchreibe, mein Theurer.

Donnerſtag (10. December).

Der Plan, Goethe in unſere Projekte zu ziehen, iſt gar nicht übel, nur möchte ich die Stellung ſeines Gemüthes noch etwas zuvor beobachten.

Er iſt krank oder ſagt ſich krank, ſeines Liebchens wegen, und geht nicht aus. Wenn ich ihn nur noch einige Male geſehen habe, dann wird ſich eher etwas beſtimmen laſſen; ich meine nicht, daß das Verhältniß mit der Stein die Zutraulichkeit mit ihm ſtören wird.

Die K*** ſah ich nicht wieder, mein ſeltenes Kommen wird ihr ſchon auf keine Intimität deuten. Knebel kommt nicht ins Haus aus Furcht, man möchte denken, er mache uns die Cour, das iſt gar gut. Der Coadjutor hat die Stein auch über dich und

Lottchen gefragt; er ſoll ſehr indiskret ſein, alſo müſſen wir ihm noch ſchweigen.

Ich zweifle, daß die Claudine auf den Sonnabend gegeben wird. Ach wann ſehen wir dich dann?

(20. December 89, Sch. und L. S. 576).

Humboldt war dieſen Morgen bei mir — glücklich in Karolinens Glück und Heiterkeit — wie es mich freut, das Leben dieſes lieben Weſens einmal in reinem Zuſammenklang des Herzens mit den äußeren Verhältniſſen zu vernehmen. Sie ſind im Klaren zuſammen und einverſtanden, daß die Heirath kein Band der Seelen iſt, ſo werden ſie ſich nicht falſch begegnen, und H. iſt ein ſehr feines Weſen und Feinheit das erſte Element des dauernden Umgangs. Mich verlangt ſehr, ob du meine Anſicht richtig findeſt in H.'s Bekanntſchaft. Komm doch Weihnachten, ſollte es auch nur ein Tag ſein, es iſt ſchrecklich lange bis zum neuen Jahr. H. geht dann mit dir zurück; die paar Stunden, die du mit ihm ſprichſt, ſind nicht verloren.

Donnerstag Nachmittag (28. Januar 90).

Wir waren eben bei der Stein zu Mittag, ich konnte den Boten nicht gleich wieder abfertigen. Lottchen muß ſich eben zeichnen laſſen von Lips und der Stein, ſie umarmt dich.

Sonntag (31. Januar 90).

Bei Herders war ich letzthin, wir trieben Poſſen, es war mehr Geſellſchaft, er hat beinahe ein kindliches Frohſein zuweilen, das gar angenehm iſt. Goethe iſt ſehr artig mit uns.

II.

Charlottens Ehe.

Jena den 3. März 90.

Der Bote ging mir geſtern zu ſchnell wieder ab, ſonſt hätte ich ihm auch einige Zeilen an Sie mitgegeben, liebe Mama. Haben Sie nochmal herzlichen Dank für Ihre liebe Gegenwart und für Alles, was Sie uns waren. Dieſe kurzen, ſchnell entflohenen Tage ſind uns ein Vorbild derjenigen geweſen, die uns in der Zukunft erwarten. Ich denke mir Sie ſo gerne unter Ihren Kindern, und erfüllt der Himmel meinen Wunſch, ſo wird ihr Schickſal von dem unſrigen unzertrennlich ſein. Bis jetzt iſt es ſo ruhig geblieben, als es war, wie Sie uns verließen, und es iſt uns allen ſo wohl, von keinem fremden Geſicht heimgeſucht zu werden.

Der Kranz[1] ſcheint abgeſchreckt für jetzt. Die Verſuche wird er zwar nicht aufgeben, aber wir werden uns dagegen verwahren können. Herzlich wünſchte ich, daß es der Stein immer beſſer bei uns gefiele, und daß ſie endlich gar ihren Sitz hier aufſchlüge. Wir hätten dann gar keine fremde Geſellſchaft mehr nöthig und würden leben wie die Engel.

Ich verwundre mich noch über den ruhigen Uebergang in das häusliche Leben. Wir haben uns ſo ſtill und ſchnell darein gefunden, und es war gar nichts von der Unruhe dabei, womit ſolche

---

[1] Frau Griesbach.

Veränderungen gewöhnlich begleitet ſind. Es wird ſo bleiben, und bei unſern mäßigen Wünſchen wird es uns nie an der ſchönſten Lebensfreude fehlen, die man doch nur in ſeinem eignen Herzen finden kann. Lottchen iſt wohl, und auch Karoline kommt mir hier viel geſunder und heitrer vor,[1] als in Weimar. Auf den Sommer aber wird es für uns beide gut ſein, eine Kur zu gebrauchen.

Wie freue ich mich jeden Abend, daß ich der Zeit, wo wir in Rudolſtadt zuſammen ſein werden, um einen Tag näher gerückt bin. Ich verſpreche mir einen freundlichen Aufenthalt, und ſo viele Gegenſtände, ſo viele Plätze ſind mir dort durch die Empfindungen wichtig geworden, die ich damals noch in mein Herz verſchließen mußte, ohne jemals zu hoffen, daß ſie in eine ſo ſchöne Erfüllung gehen würden. Ich werde ſie jetzt wieder ſehen und mich der unverhofften Wirklichkeit erfreuen.

Sie ſind, wie ich hoffe, wieder ganz geſund, liebe Mama, und haben Alles was Ihnen in Rudolſtadt lieb iſt, wohl aufgefunden. Haben Sie die Güte mich meinen Fräulein Schwägerinnen[2] und Gleichens[3] recht ſchön zu empfehlen.

Von meiner Familie habe ich noch immer keine Nachricht, ſo daß mir meiner Mutter wegen bange iſt. Was auch der Himmel über ſie verhängt hat, ſo iſt mir dieſes ein Troſt, daß ſie die Nachricht von unſrer Verbindung noch erfahren und ſich meines Glückes erfreuet hat.[4]

Leben Sie wohl, theuerſte Mama, und erhalten Sie mir Ihre mütterliche Liebe.
Ihr
ewig dankbarer Sohn
Fr. Schiller.

Lotte reiſte zu dem Geburtstag ihrer Mutter (27. Juli) nach Rudolſtadt, wahrſcheinlich auch um die „bedenklichen Anfangswochen" (lit. Nachl. 1, S. 382)

[1] Sie war in Jena zurückgeblieben. An Körner 2, S. 172.

[2] Beulwitzens Schweſtern.

[3] Hr. v. Gleichen und ſeine Gemahlin Friederike, geb. v. Holleben.

[4] Vgl. Nachlaß 2, S. 382.

nach ihres Schwagers Rückkehr in deſſen Hauſe zuzubringen. Hr. v. B. war am 8 noch in Dresden geweſen und von dort über Freiberg zurückgekehrt (Körner 2, S. 195).

R. den 27 Juli 90 gegen 12.

Alles ſchläft ſchon um mich her, aber ich kann nicht eher ruhen, bis ich dir, theurer Liebſter, einen guten Abend geſagt habe, jezt ſchläfſt du wohl; ach mir iſt's immer, als müßte ich dich aufſuchen, als hörte ich den Laut deiner Stimme. Ohne dich iſt das Leben mir nur ein Traum; ich bin nie da, wo ich ſcheinbar bin, ſondern meine Seele, meine beſten wärmſten Gefühle ſind nach dir hin gerichtet. Wie lebſt du? Um unſrer Liebe willen ſtrenge dich nicht zu ſehr an, mein einziger Lieber, arbeite nicht zu viel; es kann mir ſo angſt werden, daß du dir doch wirklich ſchaden könnteſt.

Meine Reiſe war wie ich's befürchtet hatte. Es war ſo eine drückende Hitze, die einen ganz gedankenlos machte. Ich las in Lucullſ Leben;[1] aber bald konnte ich's nicht mehr und ſaß da, abgeſpannt und ermattet. Ich kam um halb acht Uhr an; fand Niemanden zu Hauſe als den Gri,[2] der gar freundlich war. Bald kam aber Line und l'époux, der ſich freute mich zu ſehen, und ſo verging der Abend mit Sprechen. Er iſt ſo gut gegen mich und freundlich, daß ich kaum weiß, warum er ſo iſt; verdienen thu' ich's nicht. Es wird mir oft bange in dem Trois; ach warum kann ſich nicht ſogleich Alles löſen! Meine chère mère kam gleich mit frühem Morgen und iſt gar erfreut mich zu ſehen. Auch Gleichen kam und die Schwägerin. Nachmittags waren wir bei Hof, und dieſen Abend haben wir den Geburtstag begangen mit Gleichens und dem Oberſten. Ich habe mit der Frau wenig noch ſprechen können allein, und ſo, denke ich, wird's auch leider fort gehen.

Die Prinzen[3] waren heute immer mit uns; ſie ſind nicht übel und reden doch ganz vernünftig. Ich weiß, wer mehr Anſpruch auf das Graſen auf Ida's triftenreichen Höhen [1] machen könnte, der U. und Welch.

---

[1] Von Plutarch, deſſen ſie ſchon früher gedenkt. Sch. und L., S. 130, 188, 294.

[2] Den Hund Grigri.

[3] Ludwig Friedrich, geb. 1767 und Karl Günther, geb. 1771, die eben in Begleitung der Herrn v. Beulwitz und v. Ketelhodt von Genf zurückgekehrt waren.

Wie klar fühle ich's täglich und jetzt, daß nur bei dir, nur unter deinen Augen das Leben mir liebliche Blüthen geben kann. Arm und leer wäre mein Herz ohne dich. Mein beſſeres Leben lebe ich nur bei dir. Ach das Scheiden auf ſtundenlang thut mir ſchon weh, und vollends auf Tage! Mir war es geſtern ſo bang; eine lange Trennung trüge ich nicht! Ich kann mich hier gegen Niemand ausſprechen darüber; Einen würde es wehe thun, wenn ſie fühlte, wie ſo weh es mir ums Herz iſt. Ach ich möchte ihr jetzt nur Freuden geben, denn ſie bedarf es ſo ſehr; es muß bald anders werden; in manchen Momenten iſt mir das Verhältniß ganz unerträglich.

Gute Nacht, mein Alles! Ich möchte nur Namen finden dich zu nennen; es drückt keiner aus, was du mir biſt. Ich bin wohler, als ich's erwartet habe.

Mittwoch Nachmittag (2 Uhr).

Mein Herz ſehnt ſich nach dieſem Abend. Nur ein Laut von dir mein Liebſter, und es wird mir wohl!

Was machſt du bei der entſetzlichen Hitze? Mir iſt ſo warm; ich bin ſo kraftlos; aber Kräfte des Geiſtes bedarf man hier nicht, und ich bin ſo ſtille und laſſe mich gehen, und laſſe die Andern reden. Welch ein anderes ſchönes Leben iſt es mit dir, du Liebſter! O daß du immer fühlen könnteſt, wie viel du mir gibſt! Ich kann dieß ſo wenig ſagen, denn meine Gefühle ſind ſo ſtill; ich denke oft, wie viel ich dir zu ſagen hätte, dich zu fragen, und ich ſage doch ſo wenig, aber ich lebte immer ſo einſam; was ich dachte, theilte ich nie mit aus Furchtſamkeit, und daher wird es mir oft ſchwer, über die Dinge zu ſprechen; es wird ſich aber geben; der längere Umgang mit dir wird mir mehr Selbſtvertrauen geben.

---

[1] Aus Iphigenie in Aulis: „Auf Ida's triftenreichen Höhen," Werke 3, S. 29. [illegible] mit M. und B. und A.

(Ich komme da in dieſe Erklärung und weiß nicht wie; denn ich wollte etwas ganz anders ſagen.) Ich wollte von der ſchönen Zukunft ſprechen; ach wie anders wird es uns in M.[1] ſein, dich zu hören, wenn du mit dem G. S.[2] ſprichſt, mit ſolchen Menſchen von Geiſt umzugehen, wie ihr. Wie abgeſchmackt iſt das Leben hier dagegen. Es ſtumpft ſich Alles ab; man fühlt kein Intereſſe bei Anderen für nichts, und da erſtirbt das eigene.

Meine chère mère ſpricht gar von vierzehn Tagen, die ich hier ſein ſollte; aber ſo lange von dir ſein kann ich nicht, mein beſter Liebſter! Höchſtens bleib ich Sonntag noch hier; weil Freitag etwas bei Hof iſt, daß ich die chère mère nicht auch ſehen kann. Aber es iſt eine lange, lange Zeit. Schone dich aber um Alles in der Welt; arbeite nicht zu viel, daß du nicht ernſtlich dir ſchadeſt. Ich möchte dich nur einen Moment ſehen können.

Adieu, heute Abend noch ein Wort, ehe die Familie[3] abgefertigt wird; ich bin recht froh, daß wir ſie haben; da höre ich morgen ein Wort von dir.

Ehe ich's vergeſſe, Lieber, gib dem Jungen Linens Kaſten mit, den ich vergeſſen habe; verſiegle ihn aus Vorſorge noch einmal; und Guſtav Adolph, wenn du ihn nicht nöthig haſt. Der Epoux wünſcht ihn auch zu leſen. Wir trinken heute Thee im Holze am Schloß bei der chère mère.

Abends.

Eben erhalte ich deinen Brief,[4] mein Beſter, es ängſtigt mich, daß du krank biſt; laß mir's ja wiſſen, wenn du gar noch Fieber dazu bekommſt. Schick mir gleich eine Chaiſe; ich bitte dich um Alles; ach ich kann nicht ruhen, wenn ich dich nicht wohl weiß!

---

[1] Mainz, Sch. an Körner 2, S. 172.

[2] „Geld-Schatz," dem Coadjutor, auch „Schatz," lit. Nachl. 2, S. 2. Dieſe Spitznamen waren wohl in Erfurt aufgekommen, wenigſtens excellierte Karoline v. Dacheröden darin.

[3] Wohl eine Botenfamilie, mit der chère mère, wie ſie am 2. Mai ſchreibt, accordieren wollte.

[4] Vom 27., lit. Nachl. 1, S. 387.

Ungeduldig erwarte ich den morgenden Abend. Ich drucke dich an mein Herz.

Lotte.

Ich lege den Brief mit Fleiß in ein Buch, damit ihn die Familie nicht verlieren kann. — Hier iſt ein Buch, das dich vielleicht intereſſiert. Macht es dir Spaß, ſo bringe ich die folgenden Theile mit. Adieu, adieu!

An Lolo.

(29. Juli 1790.)

Sei ganz ruhig meiner Geſundheit wegen, liebſtes Herz. Das Zahnweh hat nicht angehalten, und ſonſt fehlte mir nichts. Ich war geſtern Abends leidlich genug, um zu leſen, und auch zu Hufeland in den Klubb zu gehen, wo uns der ſchöne Abend und ein intereſſantes Geſpräch verführt hat, bis nach eilf in dem ſchönen Garten zu bleiben. Mir iſt heute frei und wohl um den Kopf, und nichts fehlt mir, als meine Lolo. — Aber ſieh jetzt ja nicht auf mich, liebſtes Herz; dein Dortſein iſt eine Erleichterung für Line; ſie kann den ganzen Tag dich genießen, und ich nur wenige Stunden. Mir iſt es großer Troſt, daß ich dich um Linens willen entbehre, und daß du ihr Freude machſt.

Heute und morgen leſe ich noch Collegien, weil mein Kopf am beſten dabei ausruhen kann. — Von Montag an oder Dienſtag befinde ich mich krank.

An den G. S. will ich nächſte Woche gewiß ſchreiben. Wenn du Zeit findeſt, ſo ſchreib doch an meine zweite Schweſter; ich bin ungeduldig nach Nachrichten von Hauſe. —

Dieſe Noten ſchickte geſtern die Oerteln. Ich erbrach das Paquet, weil ich dachte, es wär' eine Zeichnung. Vielleicht kannſt du die Muſik jetzt in R. brauchen. Ich weiß nicht, welches Käſtchen du meinſt. Ich ſchicke dir dieſes unter dem kleinen Tiſche.

Chère mère grüße herzlich und dem Epoux empfiehl mich.

Auf den Sonnabend ſchreibe ich wieder.

Adieu, liebſtes Herz!

An Linen.

Sei doch ja froh, meine Liebe, daß U. ſich ſo beträgt, da jetzt doch noch nichts geſchehen kann. Eine anhaltende, verſtimmte oder gar unfreundliche Exiſtenz mit ihm könnteſt du nicht ertragen. Suche aber ſeine Weichheit dazu zu benutzen, daß er dir Freiheit über dich ſelbſt läßt.

Liebe, ich kann mich in die Trennung von euch Beiden kaum finden. Mir iſt als hätte ich dieſe fünf Monate in einem langen Traum gelegen, und aus dieſem wäre ich nun erwacht zu meinem vorigen Leben. O wie ſelig, daß unſre Verbindung keine vorübergehende Erſcheinung iſt! daß ich Wirklichkeit umfaſſe!

Was macht Karoline? hat ſie dir geſchrieben? Willſt du an G. S. ſchreiben, ſo kannſt du mir den Brief zum Einſchluß geben. Sag ihm etwas Leidliches über U. Ich glaube, es machte ihm Freude. So lange in der Hauptſache nichts geſchieht, ſo kann ihn, wie ich denke, nur dein gutes Verhältniß mit U. beruhigen, und er öffnet ſich dir um ſo viel freier, wenn er ſich darüber keine Sorgen machen darf.

Liebſte, lebe wohl! Ich kann euch nur flüchtige Worte ſagen. Meine beſte Seele iſt bei euch. — Sieh, daß du hier bleiben kannſt, wenn U. dich bringt.

Ich umarme euch meine Theuerſten.

Lebt wohl!

Freitag gegen 11. (30. Juli 1790.)

Nur ein Wort heute, mein Liebſter! Wie wohl that mir dein Brief geſtern; denn es war mir ſo ängſtlich, in Ungewißheit wegen deiner Geſundheit zu ſein. Ich möchte dir heute viel ſagen, aber meine chère mère iſt krank und geht nicht aus; da ſoll ich Mittag bei ihr eſſen. — Montag bin ich wieder bei dir, mein Theurer! — Sollte aber die chère mère kränker werden, daß ſie gar zu Bette liegen müßte, ſo bliebe ich noch ein Paar Tage bei ihr; ſie iſt ſo weich jetzt, und man muß ſie ſo ſchonen. Es drückt ſie etwas, ſo ſcheint mirs, und vielleicht öffnet ſich heute ihr Herz, und ich kann ſie tröſten, ihr Muth einſprechen. Doppelt fühle ich jetzt den Kummer Anderer, da ich ſelbſt ſo glücklich bin, da ich in dir Alles finde, was mir nur werden kann, da du mir Alles gibſt. Ach ich fühle nun ſtärker, wie viel man entbehrt, wenn man nicht glücklich iſt! — Du biſt in unſrer Mitte, mein Geliebter! Leb wohl, wohl! Mein Herz umfaßt dich. — Morgen ſchreibe ich an deine Schweſter Louiſe.

Chère mère grüßt herzlich.

Deine

Lotte.

Hier ein Brief von der Stein. Du ſollſt deinen Gruß ſelbſt leſen. —

Es iſt beſſer, du wirſt Montag krank, mein Lieber; denn es kann ſein, daß eine Viſite von hier nach Jena kommt, die ich ſehen muß und du nicht zu ſehen brauchſt, wenn du krank wäreſt!

Nach Empfang des im lit. Nachlaß I. S. 387 abgedruckten Briefes vom 31. reiſte L. am 2. Auguſt zurück.

(Rud. 4. Oct. 1790.) Montag gegen 12.[1]

Guten Morgen Liebſter! Ich habe heute beim Erwachen die freundliche Sonne gegrüßt und mir gedacht, du würdeſt dich des Tags freun. Gehe ja recht viel ſpazieren; beſuche das Rauchthal und unſern Fels. — Aber erſt muß ich dir ſagen, daß der Gri lebt; vielleicht erholt er ſich wieder.

Nun zum Gold △,[2] denk nur! man hat in Erfurt geſagt, er ſei gefährlich krank; aber man hatte leider bald wieder andre Nachrichten aus Mainz. Es konnte doch eine Vorbedeutung ſein und auf des lieben Mannes Ende deuten. Wenn es eintreffen ſollte, ſo darfſt du nicht mehr über unſern Aberglauben lachen. Ich fand einen Brief von Karoline hier, die uns ſchön nach E. einladet. — U. iſt faſt platter geworden, dünkt mir. Geſtern Abend war er nicht da. Ich hoffe, die luſtigen Brüder hier werden ihn ſchon anziehn.

---

[1] An demſelben Tage ſchrieb Sch. den im liter. Nachlaß I. S. 390 abgedruckten Brief.

[2] Dem Kurfürſten von Mainz, deſſen Nachfolger Dalberg geworden wäre.

Die Stein fragte mich geſtern allein nach dem Kalender; da ſagte ich ihr, ſobald Alles gedruckt wäre, ſollte ſie die Geſchichte haben.[1] Aber ich befahl ihr ſehr ſtrenge zu ſchweigen, ehe du herkömmſt, und wenn du ein Exemplar mitbringſt, ſo könnteſt du ihr wohl von Jena eins ſchicken; es machte ihr Freude, und ſie fühlt, wie ſehr man behutſam ſein muß; doch hängt es nur von dir ab, mein theurer Lieber. — Ich möchte wiſſen, was du eben jetzt machſt. Mir iſts immer, als müßteſt du mit mir ſein, und fühle ich, daß du fern biſt, ſo fühle ich mein Weſen nur halb, und Leerheit, wo ich bin ſehe. O das ſchöne Schickſal, das uns vereinigt hat! Du mußt bald kommen, mein Beſter! Alle wünſchen es; U. auch ſehr, der freundlich und artig über dich ſpricht und ſich auch über mich gar ſehr freut. Aber ich hoffe, man ſieht ihn ſo viel nicht, und wir können zuſammen ſein. Adieu, adieu! — Ich ſchließe dich an mein Herz. Bewahre die königliche Tochter wohl. Laß bald von dir hören; mein Herz iſt immer mit dir!

Donnerstag Abend. (7. Oct. 1790.)

Du denkſt wohl jetzt, Liebſter, deine kleine Frau ſchläft ſchon, aber ſpaße du ſachte. Hier jagt ſie Niemand zu Bette; aus einer Stube wohl in die andere; aber zu Bette jagt ſie nur der Schlaf.[2] Dieſer iſt aber ganz beſcheiden, denn er zögert lange mit ſeiner Ankunft und verläßt mich ſehr frühe wieder. Aber ich bin doch wohl übrigens. Die Sonne ſcheint nur zu früh ins Zimmer und macht es zu helle.

Denk Lieber! Wie wir geſtern bei der chère mère waren, kam auf einmal der Onkel mit ſeinem Sohn, den er von hier aus nach Dresden ſchickt.[1] Er ſcheint nicht ſo bald gehen zu wollen. Er iſt ſehr kränklich und dauert uns. Auch läßt Lina ſagen, er ſollte uns gar nicht genieren; du ſollteſt nur thun, als ſchriebſt du früh. Ueberhaupt frühſtückt Alles nach Zeit und eigenem Gefallen für ſich. Du weißt ja, wie gut wir die Menſchen entfernen können. Er ſagt nichts über dein Schweigen, und du thuſt freundlich und artig mit ihm; da verliert er alle Ideen, die ihm vielleicht dein Schweigen gegeben haben; ſei unbeſorgt darüber! — Komm ja Sonntag; ach ich ſehne mich ſo! Wie wird Alles ſchöner ſein, wenn du da biſt. — Ich habe den Abend die Arie geſungen quand le bien aimé reviendra und an meinen bien aimé gedacht. Wie mir dieſer liebe Anblick wieder wird Freude geben! — Dein Brief[2] kam mir heute unerwartet; ich erwartete aus Beſcheidenheit keinen, weil ich weiß, wie viel du zu thun haſt! — Da du ſo viel zu thun haſt, Liebſter, ſo wollte ich dich erinnern, ehe du gehſt, den Zettel ans ſchwarze Brett ſchlagen zu laſſen. Ich will nur dir beweiſen, daß ich auch ein gutes Gedächtniß habe, und höre das ſo gerne, wenn du deine kleine Frau lobſt, daß ſie an Alles denkt. —

---

[1] Des dreißigjährigen Kriegs. Sch. Antwort ſ. im lit. Nachl. I. S. 391.

[2] Sch. lit. Nachlaß I. S. 391.

Gute Nacht, beſter Theuerſter! Ich möchte ſchon die Stunden genau zählen können, wenn du hier ſein kannſt; komme ja Sonntag. — Die chère mère freut ſich, dich zu ſehen. Sie iſt wohl und ruhig; zuweilen ſcheint es mir aber auch nicht ſo.

Der Tod des Geld △ iſt ihr auch ein freundlicher Gedanke. Wir haben eine ſchöne Lektüre gefunden; eine Liebesgeſchichte unſers Großvaters, der chère mère ihr Vater. Da haben wir ausgemacht, daß wir eine komiſche Familie wären. Mein Großpapa aber hat unedel gehandelt; aber nur das Romanhafte dabei iſt mir luſtig.[3]

---

[1] Sch. gab dem jungen Wurmb, der ins Cadettenhaus ging, einen Brief an Körner mit (2, 204).

[2] Nachl. I. S. 391.

[3] Aus dieſer myſteriöſen Verbindung ſtammte wahrſcheinlich eine Halbſchweſter der Frau v. Lengefeld, die als Mad. Grivel née de Wurmb in Aubonne am

Freitag früh.

Den ſchönſten guten Morgen, Liebſter! — Einen recht närriſchen Einfall vom alten △ mußt du hören; der Kopf neigt ſich nach dem Grabe. Die Krönung ſollte den 4. Octbr. ſein, der König wünſchte es ſehr; aber weil des Alten Staatswagen, den er in Paris machen läßt, noch nicht fertig iſt, ſo muß der Kaiſer bis zum 12ten warten. Das könnte man ihm als eine Liſt auslegen und ihn ſeines Kurhuts berauben, nach unſerm Plan. —

Die Frau läßt dir ſagen, ſie ſehnte ſich nach dir. Komme ja Sonntag; ich bitte dich ſo ſchön. —

Befiehl ja die königliche Tochter den Schätzen[1] an. —

Grüß Paulußens von uns! Adieu, adieu! Ich habe angefangen zu malen. — Ich ſchließe dich an mein Herz!

Lotte.[2]

Weimar, Mittwoch früh gegen 11. (12. Januar 1791).

Guten Morgen, theurer Lieber! Es iſt ſchön, daß dich dein Huſten verläßt. Mir iſt oft ſo bang, und ich ſehne mich nach dir. Wie ich das Leben ohne dich hätte tragen können, wenn uns das Schickſal nicht vereinigt hätte, könnte ich mir nicht denken, denn die kurze Entfernung thut mir ſchon ſo weh. —

Geſtern hab' ich Beck[3] im Verbrechen aus Ehrſucht ſpielen

Genfer See wohnte, von ihren Verwandten beſucht worden war und ſowie ihre Töchter und Schwiegerſöhne an Lotten freundliche Briefe ſchrieb, die ſich noch erhalten haben. Dieſe Schweſter meinte Schiller vielleicht in ſeinem Briefe an Streicher vom 14. Januar 1783, worin er den hier erwähnten Onkel, den Major Ludwig von Wurmb, als ſeinen Freund rühmt. Aus dem Ton von Lottens Briefe geht hervor, daß die Erinnerung an jenes auflodernde Freundesgefühl Schiller, wahrſcheinlich beiden Theilen peinlich war. Ueber den Onkel vergleiche Bechſtein, Mittheil. aus dem Leben der Herzoge von Sachſen-Meiningen, S. 201 ff.

[1] Den Fräulein v. Seegner, ihren Hauswirthen. „Die königliche Tochter," auch „Infantin" iſt die Katze.

[2] Sch. kam am 11. October nach R.

[3] Aus Mannheim, deſſen Gaſtſpiel die Herzogin Amalia am 7. Febr. 1791 gegen Knebel rühmt (Knebels lit. Nachl. I. S. 206). Er ſpielte den Eduard Ruhberg in Ifflands Verbrechen aus Ehrſucht am 11. Januar 1791, an dem Tage,

ſehen. Er ſpielt ſehr ſchön; er würde dir Freude gemacht haben; ob es gleich die Andern natürlich ſchlecht gemacht haben, ſo hat mich das Stück doch ſehr gerührt. —

Heute geh ich zu Wielands; die ſind nicht weit von uns,[1] und morgen ſollen die andern Beſuche abgetragen werden. — Die Stein geht heute noch nicht aus. — Ich hoffe dich Sonnabend oder Freitag zu ſehen, Liebſter.

Wir haben eben Lips Portefeuille, wo gar ſchöne Sachen ſind. —

Grüß Paulußens von mir, und nimm dich doch ja der Infantin[2] an.

Die liebe Stein grüßt dich herzlich; ſie will mich jetzt zeichnen.[3] —

Leb wohl, wohl theurer Lieber! Sei geſund und denke deiner kleinen Maus oft. —

Morgen laſſe ich dir ſagen, ob wir Freitag oder Sonnabend kommen.[4]

Der Frau Hofräthin Schiller,
abzugeben bei der Frau von Stein
Preſſant. in
Aus Gefälligkeit. Weimar.

Samſtag, den 15. (Januar 1791).[5]

Es wäre mir gar lieb, mein Herz, wenn du gleich nach Empfang dieſes Briefs einen Wagen nähmeſt und hier her führeſt.

---

als Schiller von Weimar, wo er Beck zu ſeiner Freude angetroffen hatte, in Jena eintraf (an Körner 2, S. 221). Lotte war mit Karoline von Erfurt in Schillers Geſellſchaft nach Weimar gekommen und einige Tage bei Frau v. Stein zurückgeblieben.

[1] Sie wohnten neben dem Gaſthof zum Erbprinzen.

[2] Der Kobe, über die Sch. auch am 5. Okt. berichtet (lit. Nachl. 1, S. 391).

[3] Das hübſche Bildchen iſt noch in Emilie von Gleichens Beſitz. Schon im vorigen Jahre hatte Frau v. Stein Lotten zeichnen wollen (ſ. Karolinens Brief vom 28. Januar 1790), war aber, wie es ſcheint, nicht dazu gekommen.

[4] Durch den folgenden Brief, der zeigt, daß Sch., als er von einer ſchrecklichen Krankheit befallen wurde, allein war, wurde der Schweſtern Aufenthalt ein jähes Ende geſetzt.

[5] Die ganz entſtellten Züge dieſes Briefes zeigen, welche Anſtrengung er dem Kranken gekoſtet hat.

Meine Krankheit iſt wieder gekommen; weil ich darauf zählte dich heute zu ſehen, ſo ſchrieb ich nichts. Aber dich länger zu vermiſſen wäre mir ſchmerzhaft. Gefahr hat es keine mehr. Stark ließ mir eine tüchtige Aderläſſe thun, und auf das hat das Fieber ſich in etwas gebrochen. Grüße die Stein, lebe recht wohl, und laß mich dich ja heute noch bei mir ſehen.

S.

Mittwoch früh (29. Auguſt 1794).[1]

Guten Morgen, Liebſter! Der Bote iſt mir herzlich erwünſcht, denn ich ſehnte mich von dir zu hören und dir etwas von mir zu ſagen. Deinen Brief habe ich noch nicht von der Poſt, hoffe ihn aber noch zu bekommen. Schreib auf die Adreſſe künftig: Abzugeben bei dem Hofgärtner Kohlmann. Da bekomme ich ſie etwas früher, weil der Poſtillon durchs Schloßthor gehen muß.

Der kleine liebe Sohn iſt wohl und freundlich und iſt ziemlich bekannt hier, ſein Näschen iſt bald wieder beſſer. Unterwegs war er nicht ſo ruhig als auf der großen Reiſe und weinte, wenn er ſtand, daß er keinen feſten Tritt faſſen konnte. Ich bin wohl und lebe ſo ruhig fort in mir. Von außen iſts nicht ſo ruhig um mich, und ich treibe mich hier und dorthin; doch ſind Alle ſo gut hier, dies macht mir Freude in Ermangelung des Beſſeren. Die Fürſtin intereſſirt mich mehr, als ich glaubte, ſie iſt ſo verſtändig; über U. ſpricht ſie ſehr vernünftig und gut. Die Frau[2] iſt hier, als wäre nichts vorgefallen und ſpaßt über die Scheidung u. ſ. w. Dank für die ſchönen Trauben, hier ſind Pfirſiche dafür. Adieu, Lieber, grüße Bills[3] herzlich.

Der kleine liebe Sohn ſchläft. Er ſieht ſich immer ſehr um, wenn ich frage, wo iſt Papa?

Adieu, Adieu! Morgen mehr.

Die chère mère grüßt herzlich und die Frau.

---

[1] Sch. an Körner 3, S. 192.

[2] Karoline.

[3] Humboldt's-Bill, William.

Sonntag früh (2. Sept. 94).

Guten Morgen, Lieber! ich hoffe, dir iſt wohl, der kleine liebe Sohn wird nun bald noch Zähne bekommen, auch im Schlaf greift er ſich in den Mund. Er iſt gar artig, alle Morgen weckt er mich und legt ſein Köpfchen ſo freundlich an. Auch alle Menſchen, die er ſieht, lacht er an, bis auf die Garde-Reuter vor den Zimmern, und freut ſich ſehr über Alles.

Leb wohl, lieber Beſter, bleib geſund. Die chère mère grüßt herzlich. Ich hoffe, du haſt nun meinen Brief von geſtern und die Pfirſiche. Auch die Frau grüßt. Die Zeit ihrer Reiſe iſt noch unbeſtimmt. Grüße Bills herzlich. Adieu! Adieu!

Montag, den 8. Sept. 94.

Hier ein Brief von der Kalb an dich und zwei von Wolz. an die Frau. Da du gar nicht ſchreibſt, wann die Frau zurückkommen werde, ſo wollte ich dieſe Briefe nicht hier liegen laſſen. Indeſſen will ich noch hören, ob der Bote mir keine beſtimmtere Nachricht bringt. Auf den Mittwoch kommt Prof. Paulus durch Rudolſtadt und wird dich, wenn er kann, einen Augenblick ſehen. Sollteſt du Zeit haben, ſo könnteſt du ihm etwas von Briefen mitgeben. Ich habe an Danneckern geſchrieben.[1]

Sonſt iſt hier weiter nichts vorgefallen; der kleine Bill[2] hat noch kein Fieber, obgleich ſchon der neunte Tag iſt, aber die Wunde iſt entzündet. Li[3] iſt auch beſſer und hat mich heute Vormittag beſucht.

Ich bin noch nicht ausgegangen. Geſtern ſchlief ich vor 11 Uhr auf dem Sopha ein. Bill kam, und ich führte im Schlaf ein Geſpräch mit ihm. Er ging bald und ich ſchlief glücklich fort bis früh 1/2 6 Uhr, wo ich ordentlich zu Bette ging und mich, wie ein anderer Menſch, auszog.

---

[1] An Körner 3, S. 204.

[2] Wilhelm v. Humboldt, dem die Blattern eingeimpft waren.

[3] Karoline v. Humboldt.

Große Tractamente fallen jetzt nicht bei mir vor. Gewöhnlich beſtelle ich das Mittageſſen, wenn es ſchon auf dem Tiſch ſtehen ſollte, und da beſteht es denn höchſtens in einem Eierkuchen oder in Kartoffeln. Weil ich aber viel ſchreibe, ſo habe ich wenig Appetit und gehe manchmal ungegeſſen ſchlafen. Obſt iſt indeſſen gar nicht ins Haus gekommen, und die Pfirſiche habe ich mit Bills getheilt, weil ich dem Obſt nicht mehr traue.

Ich freue mich auf den Boten, der mir von meinen lieben Kindern Nachricht bringen wird. Dem Goldſohn tauſend Küſſe. Lebe wohl.

Sch.

Ezelbach, den 10. früh (September 1794).

Paulus hat mich geſtern verfehlt; er fragte hier im Gaſthof nach mir, aber da Gleichens und die chère mère geſtern in die Comödie gefahren waren, ſo glaubte man, ich wäre auch mit und ſagte es ihm. Ich blieb lieber hier, denn ich hätte eine Nacht wegbleiben müſſen und alſo den kleinen Sohn verlaſſen müſſen; von euch beiden Lieben kann ich mich unmöglich trennen.

Die Frau wird wahrſcheinlich Sonntag abreiſen; ſo lange bleiben wir hier. Mir thut die Ruhe recht wohl, und ich freue mich der ſchönen Gegend doppelt. In R. iſt es doch ſehr unruhig und ein ewiges Treiben, das man auf einen Tag wohl vertragen mag, aber man fühlt es doch in der Länge nicht angenehm.

Ich bin recht in Sorgen, Liebſter, daß du nicht gut verſorgt wirſt, und möchte die Louiſe recht auszanken, daß ſie an gar nichts denkt. Die unordentliche Diät könnte dir doch ſchaden. Bei Goethe wirſt du ordentlicher leben müſſen hoffentlich. Ich freue mich darauf, daß du mit ihm leben wirſt; es wird dir viel ſchönen Genuß gewähren, und ich möchte wohl eure Geſpräche hören können und ſeine Kunſtſachen ſehen.

Morgen kommt vielleicht die Stein her; dies freute mich ſehr, wir haben ſie eingeladen. Des U. Verlobte[1] iſt auch eine Gelehrte (nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch hier) und macht Gedichte; ein Buch voller Sentenzen iſt ihr Lieblingsbuch. Du ſtehſt bei ihr in großem Anſehen, und ſie heißt dich nur den Einzigen! W. hat wieder mancherlei unangenehme Geſchichten gemacht und mengt ſich in Sachen, die ihn gar nichts angehen, aus allzugroßer Geſchäftigkeit und Leerheit. Die Kalb iſt die wärmſte Vertheidigerin der Frau und intereſſiert ſich mit ſolchem Eifer für ſie, daß es allen Menſchen auffällt. Was hat die Hölderlin geſchickt?

Ich fürchte, der kleine Bill bekommt die Blattern ſpät, und meine Abweſenheit von dir wird dadurch verlängert, und es thut mir weh, daß ich nun nicht mehr die Tage ſo genau zählen kann. Der kleine liebe Sohn arbeitet noch immer an ſeinen Zähnen, nun muß hoffentlich bald einer erſcheinen. Sonntag iſt ſein Geburtstag; daß du mit uns ſein könnteſt, Lieber! Heut' hat er Papa geſagt, er iſt gar freundlich und macht es allen Thieren nach; die freie Ausſicht und gute Luft thun ihm wohl. Alle haben ihn lieb, der Mann, den er Ma ruft, gibt ſich viel mit ihm ab, das Kleine auch und die chère mère.

Er legt ſein Köpfchen ſo artig an die chère mère, wenn man fragt, wo iſt Großmama? Auch geht er fleißig am Laufband. Uebrigens ſchlägt er auch oft und hat letzthin die Herzogin geſchlagen und macht mit Niemand Complimente. Sein Näschen iſt ganz geſund.

Ich wollte heute gern etwas von dir hören, Lieber, aber es kam nichts, nun hoffe ich auf den Sonnabend. Die Stein geht erſt den 19ten nach Kochberg, da beſuchſt du ſie wohl, wenn du in W. biſt. Adieu, Adieu! Ich umarme dich herzlich. Alle grüßen dich.

Freitag, den 12. Sept. 1794.

Ich habe ſeit einigen Tagen mit rechter Ungeduld auf Nachricht von dir gehofft, ob ich gleich wußte, daß ich keine zu erwarten hatte. Zwiſchen dem Dienſtag und Sonnabend iſt ein gar langer Zwiſchenraum, der ſich aber jetzt hoffentlich aufheben wird. Auf den Sonntag oder Montag[1] gehe ich nach Weimar ab, wenn irgend meine Geſundheit es verſtattet, und dann verändern ſich unſere Poſten. Hieher nach Jena wirſt du vor dem 10ten October nicht kommen dürfen, denn das Blatterngift hat bei dem kleinen Bill nicht gefaßt, und er iſt heute wieder inoculiert worden. Du kannſt aber, wenn es dir in R. nicht mehr gefällt, ſobald nach Weimar kommen als du willſt, denn nunmehr iſt von mir keine Anſteckung zu fürchten. Ich werde mich in W. nach einem Logis für uns erkundigen, denn ſobald du kommſt, ziehe ich von Goethen aus, wo ich doch einige Bequemlichkeiten vermiſſen dürfte. Herzlich verlangt mich nach meinen Lieben, und ich bin doppelt froh, daß es ſich ſo gefügt hat, daß wir einander in Weimar früher wieder ſehen, denn ohne dieſen Zufall wären wir volle 5 Wochen von einander entfernt geweſen.

---

[1] Geb. v. Bibra.

Ich lege dir eine engliſche Iphigenia[2] bei, die mir Goethe geſtern geſchickt hat.[3] Sie wird dir Freude machen. Auch iſt an die kleine Maus noch ein anderes Geſchenk gekommen, das ſie aber erſt finden kann, wenn ſie nach Jena kommt. Es iſt ſehr hübſch und ſehr brauchbar. Eine Schweizeriſche Bekanntſchaft von euch, H. Rieter aus Winterthur, wird auch dieſer Tage nach Rudolſtadt kommen und euch aufſuchen. Er ſoll ſehr gut malen.

Die Stein hat mir dieſer Tage geſchrieben, daß Goethe kürzlich bei ihr geweſen,[4] welches mir unerwartet geweſen iſt. Von allen Orten her erfahre ich jetzt, wie ſehr ſich Goethe über die Bekanntſchaft mit mir freut. An Meiern in Dresden hat er, wie

---

[1] Nach dem Briefwechſel zwiſchen Sch. und G. Nr. 11 Sonntag Nachmittag.

[2] An Körner 3, S. 198.

[3] Briefwechſel Nr. 10 und 11 (unter demſelben Datum)

[4] Wegen einer Beſtellung an ihren Sohn. Goethe an Frau v. Stein 3, S. 64

Körner ſchreibt,[1] vieles darüber geſchrieben und auch mit der Stein viel davon geſprochen.

Die Herzogin Mutter kommt auf einige Wochen hieher.[2]

Alexander[3] hat an mich geſchrieben und freut ſich ſehr über die Horen und die Verbindung mit mir. Auch Jacobi[4] will mitarbeiten.

Ramdohr war hier und hat mich beſucht. Eine nicht ganz unintereſſante Bekanntſchaft für mich, obgleich nicht ſonderlich viel an ihm ſein mag. Er ſpricht über Kunſtſachen verſtändig, obgleich viel zu anmaßend; aber da ich jetzt gerade mit dieſem Fach umgehe, ſo freute mich doch mit einem ſo heterogenen Kopf darüber Ideen zu wechſeln.[5]

H. Jeniſch ſchickte mir dieſer Tage ſeine berüchtigte Boruſſias zum Geſchenk und entwaffnet mich dadurch, daß ich über dieſes elende Product nun nichts ſagen werde.

Mit meinem Schlafen iſt es dieſe ganze Woche recht gut gegangen, und überhaupt habe ich mich viel erträglicher befunden. Jetzt ſpüre ich das unruhige Wetter wieder, doch geht es noch. Heute Mittag hat Bill Henderichen[6] und Fichten bei mir tractiert. Li konnte aber nicht kommen, weil man den kleinen Bill nicht austragen darf.

Ich corrigiere jetzt meine Correſpondenz mit dem Prinzen v. A. und laſſe daran abſchreiben. Dieſe Arbeit bekommt nun ein ganz anderes Anſehen und gelingt mir ſehr.[7] Nun bin ich voll Erwartung, was die Berührungen mit Goethen neues in mir entwickeln werden. Wir finden bei ihm einige ſchöne Landſchaften, die er dieſer Tage von Neapel erhielt. Jetzt lebe wohl, liebes Herz. Den Goldſohn küſſe mir tauſendmal zu ſeinem Geburtstag.[1] Schreibe ja recht fleißig, wie es dir und dem Kleinen geht, und was ſich etwa neues an ihm entwickelt. Deine künftigen Briefe laufen nach Weimar. Grüße alle Rud. Freunde herzlich. Lebe wohl.

---

[1] Körner 3, S. 194.

[2] Sie zog am 9. October nach Weimar (Knebels Briefw. mit ſeiner Schweſter, S. 123).

[3] v. Humboldt, damals preuß. Oberbergmeiſter in Baireuth.

[4] Friedrich (S. Sch. an Goethe Nr. 11 und an Körner a. a. O.).

[5] Seine Charis hatte er im Jahr 1793 geleſen. Sch. an Körner 3, S. 197 und S. 147.

[6] Major v. Hendrich.

[7] Die Briefe über die äſthetiſche Erziehung, an Körner a. a. O.

Sch.

Weimar, 16. Sept. 94.

Seit 3 Tagen bin ich hier und nun ſchon ziemlich bei G. eingewohnt. Ich habe alle Bequemlichkeiten, die man außer ſeinem Hauſe erwarten kann, und wohne in einer Reihe von 3 Zimmern vorn hinaus. Dieſe meiſte Zeit aber bin ich faſt immer mit G. zuſammen geweſen, doch ohne den ganzen Genuß dieſes Umgangs, weil ich mich ſelten wohl befand. Die Nächte waren viel beſſer, und ich ſchlief bald ein, aber meine Krämpfe incommodierten mich den Tag über ſo ſehr, daß ich nicht einmal die Stein beſuchen konnte, ob ich gleich heute Nachmittag ſchon auf dem Wege war und ihr Haus erreicht hatte. Sie war aber bei ihrer Mutter, wohin ich auch invitiert war, und dorthin konnte ich mich nicht mehr tragen, mußte alſo in ihrem Hauſe eine Viertelſtunde anhalten, um mich zu erholen und dann wieder nach Hauſe gehen. Sage ihr doch dieſes und entſchuldige mich.

Ich habe bei G. ſchon ſchöne Landſchaften geſehen. Wir haben viel über Sachen geſprochen, auch von ſeinen Arbeiten in der Naturgeſchichte und Optik hat er mir viel Intereſſantes erzählt. Doch alle dieſe Sachen, die für Briefe zu weitläufig wären, will ich aufſparen, bis wir uns ſehen. Geſehen habe ich hier noch Niemand, doch bin ich heute Vormittag mit G. im Stern ſpazieren geweſen. In ſeinem Hauſe ſah ich noch Niemand als ihn.

Ich habe auch nach beſſerer Ueberlegung gefunden, daß es beſſer iſt, wenn du nicht hieher kommſt. Da die Stein nicht hier iſt und es ſchwer halten würde, in Goethens Nachbarſchaft gleich ein Logis zu finden, ſo würde für uns beide nicht viel dadurch gewonnen. Beſſer alſo, du bleibſt noch 14 oder 18 Tage in R., bis die Blattern vorbei ſind. Es iſt überhaupt möglich, daß ſie gar nicht ausbrechen, denn Bill ſchreibt mir, daß die zweite Wunde auch ſchon wieder heile. Auf den Sonnabend muß es ſich entſcheiden.

---

[1] 14. September.

Ich ſehne mich doch herzlich nach euch, ihr Lieben, und nach dem ruhigen Zuſammenleben mit euch. Es wird mir nach der langen Trännung deſto willkommener ſein. Lebe wohl, mein Liebes, und küſſe den Goldſohn tauſendmal.

Der chère mère meinen herzlichen Gruß.

Sch.

Mittwoch den 17. Sept. 1794.

Ich hoffe, dir iſt bei der ſchönen milden Luft auch wohl, mein Lieber, und du genießeſt ſie im Park. Ich bin geſtern und heute ſchon den ganzen Tag im Freien geweſen. In der chère mère Garten iſt's ſo angenehm jetzt, ſo ſchattig, und Alles iſt ſo fruchtbar; ich war geſtern zum erſtenmal da. Und es iſt mir doch ein trauriges Gefühl, daß die gute chère mère, die ſo gern mit ihren Kindern lebt und in Karolinens Umgang ſo viel Freude fand, jetzt ſich ſo in ihren Hoffnungen betrogen ſieht. Ich änderte es gern, wenn ich könnte.

Ich lebe wie die erſten Tage meines Aufenthalts hier, mit derſelben Geſellſchaft. Vorgeſtern Abend war Souper beim Geheimerath, da war ich denn auch mit. Er iſt noch immer der Alte, ſehr freundlich und gütig gegen mich. Er hat ſich laſſen von Lips in Kupfer ſtechen.

Haſt du den 4ten Theil von Herders Briefen geleſen? Ich glaube, es würde dich freuen. Was er über die Humanität Homers ſagt, hat mich intereſſiert. Bode kommt auch darin vor, und ſein Lob iſt nicht übertrieben; daß er Verdienſte als Ueberſetzer hat, iſt doch wohl nicht zu läugnen, und viel mehr ſagt auch Herder nicht von ihm. Ich bin ſehr begierig, ob du auch mit Herder näher bekannt wirſt.

Ich hoffe, du ſchreibſt mir durch den Boten ein paar Zeilen, daß ich höre, was du machſt. Es vergeht doch ein Tag nach dem andern, und es wird hoffentlich nicht mehr lange währen, daß wir wieder beiſammen ſind.

Der kleine liebe Sohn iſt wohl und ſagt jetzt ordentlich Papa. Er iſt viel im Freien bei dem Wetter. Die chère mère hat ihm einen ſchönen Fallhut geſchenkt zum Geburtstag von blauem Atlas, aber es iſt keine Möglichkeit, ihm ihn aufzuſetzen, weil er ihn gleich wieder abwirft. Wir haben uns ſchon alle Mühe gegeben; nach und nach lernt ers, denke ich. —

Leb wohl, lieber Beſter, ich ſehne mich ſehr nach Nachricht von dir, ſei wohl und genieße deinen Aufenthalt bei Goethe recht. Grüß ihn von mir. Adieu! Adieu!

Lotte.

Weimar den 20. Sept. 94.

Meinen Brief von Weimar wird mein Liebes nun vermuthlich haben. Seit dieſer Zeit ging es ganz ordentlich mit mir, bis auf ein Reißen in den Lenden, das ich mir durch eine Erkältung zugezogen haben mag, und das einmal früh Morgens ſo ſtark war, daß ich mich nicht im Bette rühren konnte. Es hat aber ſchon denſelben Tag abgenommen und hindert mich doch nicht mehr an den nothwendigſten Bewegungen.

Ich bringe die meiſte Zeit des Tages mit Goethen zu, ſo daß ich, bei meinem langen Schlafen, kaum für die nöthigſten Briefe noch Zeit übrig habe. Vor einigen Tagen waren wir von halb 12, wo ich angezogen war, bis Nachts um 11 Uhr ununterbrochen beiſammen. Er las mir ſeine Elegien, die zwar ſchlüpfrig und nicht ſehr decent ſind, aber zu den beſten Sachen gehören, die er gemacht hat. Sonſt ſprachen wir ſehr viel von ſeinen und meinen

Sachen, von anzufangenden und angefangenen Trauerſpielen und dergleichen. Ich habe ihm meinen Plan zu den Malteſern geſagt, und nun läßt er mir keine Ruhe, daß ich ihn bis zum Geburtstag der reg. Herzogin, wo er ihn ſpielen laſſen will, doch vollenden möchte. Es kann auch ganz gut dazu Rath werden, denn er hat mir viel Luſt dazu gemacht, und dieſes Stück iſt noch einmal ſo leicht als Wallenſtein. Er hat mich gebeten, ſeinen Egmont für das Weim. Theater zu corrigieren, weil er es ſelbſt nicht wagt, und ich werde es auch thun.[1] Meinen Fiesko und Cabale und Liebe räth er mir auch nur ein wenig zu retouchieren, daß dieſe Stücke ein bleibendes Eigenthum des Theaters werden. Was ſeinen Antheil an den Horen betrifft, ſo hat er großen Eifer, aber freilich wenig vorräthige Arbeit. Seine Elegien gibt er uns, und zwar gleich für die erſten Stücke. Alsdann hat er mir vorgeſchlagen, einen Briefwechſel mit ihm über Materien zu eröffnen, die uns beide intereſſieren, und dieſer Briefwechſel ſoll dann in den Horen gedruckt werden.[2]

Herdern ſprach ich geſtern zum erſtenmal nebſt Rebberg und deſſen Schweſter, die eben hier ſind. Rebberg hat eine fatale Phyſiognomie und mißfällt überhaupt, wenigſtens auf den erſten Anblick. Seine Schweſter iſt ein artiges Geſchöpf. Herder hat ſich ſehr alt gemacht, war aber recht freundſchaftlich. Ich werde ihn nächſtens einmal beſuchen. Ausgegangen bin ich noch nirgends.

Humboldt war unterdeſſen wieder bei mir.[3] Er zweifelt, ob die Blattern bei dem Kleinen ausbrechen werden, und in dieſem Fall könnteſt du alſo in 8 Tagen ohne Anſtand nach Jena zurück. Zwar hat Hufeland ſein Kind inoculiert, dieß wird aber auf unſern Karl keine Folgen haben. Wann ich wieder nach Jena zurückgehe, weiß ich noch nicht. Jetzt iſt es gerade eine Woche, daß ich hier bin, und da ich gar nichts hier arbeiten kann, ſo will ich es doch

[1] Im J. 1796 geſchah es.

[2] An Körner 3, 2. 204.

[3] Bis zum 19.

nicht zu lange machen. In 8 Tagen werde ich mich alſo wohl auf den Rückweg machen. Wie froh will ich ſein, meine Lieben da zu finden! Grüße chère mère und unſre Rud. Freunde recht ſchön von mir. Dem Goldſohn tauſend Küſſe. Vergiß nicht, mir die Sevigné, die Heloiſe und den Rollin mitzubringen. Adieu, liebes Herz.

Sch.

W. den 24. Sept. 94.

Bill ſchreibt,[1] daß die Hoffnung nun ganz verſchwunden ſei, daß die Blattern bei dem Kleinen ausbrechen werden. Du kannſt alſo ohne Anſtand auf den kommenden Sonntag als den 28ſten, wenn du willſt, deine Rückreiſe antreten. Wo möglich werde ich an dem nämlichen Tag, wenn nicht früher, auch in Jena ſein.[2] Meine Briefe, die ich von hier aus an dich ſchrieb, wirſt du hoffentlich nunmehr haben. Den letzten habe ich erſt vorgeſtern abgeſchickt. Von dir habe ich geſtern zwei zugleich erhalten.

Die Nachrichten vom lieben Sohn freuten mich ſehr. Ich vermuthe, daß ich ihn ſehr verändert finden werde; weil du ihn täglich ſiehſt, ſo können dir ſeine Fortſchritte nicht ſo auffallen. Herzlich ſehne ich mich nach euch beiden.

Mein hieſiger Aufenthalt bekommt mir übrigens ſehr gut. Stelle dir vor, daß ich die zehen Nächte, die ich nun ſchon hier zugebracht habe, vortrefflich geſchlafen habe, ohne durch Krämpfe geſtört worden zu ſein. Gewöhnlich war ich ſchon halb 12 Uhr, auch manchmal noch früher, im Schlaf. Bei Tage aber war es in dem Verhältniß nicht beſſer, wiewohl ich noch ganz gut mit meinem Befinden zufrieden bin. Meine guten Nächte ſind vielleicht meiner gänzlichen Enthaltung von Kaffee, Thee und Obſt zuzuſchreiben, und vermuthlich auch dem ordentlichen Abendeſſen, wo ich immer Wein und niemals Bier trinke. Ueberhaupt trinke ich des Tags mehr Wein als gewöhnlich, und dieſer ſcheint mir beſſer als warme Getränke zu bekommen. Gemüſe eſſe ich Mittags und Abends, und doch vermehren ſie meine Blähungen nicht.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Sch. und H., S. 106.

[2] Er kam ſchon am 27. (an Körner 3, S. 202).

Das Spaziergehen mit G. abgerechnet, bin ich hier noch gar nicht ausgegangen, und noch bei Niemand geweſen. Ich war zu Herdern invitiert, befand mich aber nicht wohl genug dazu. Den Tag darauf ſprach ich ihn und ſie mit Rehbergs hier im Hauſe.

Alles Uebrige mündlich. Lebe wohl, Liebſtes, und tauſend Küſſe dem Goldſohn. Chère mère grüße herzlich, auch Ulriken und Gleichens ſage viel Freundſchaftliches von mir. Adieu.

Weimar den 26. Sept. 94

Dieß iſt der vierte Brief, den ich dir von hier aus ſchreibe, rechne alſo nach und ſieh, ob keiner verloren gegangen iſt. In dem letzten ſchrieb ich dir, daß du den 27. oder 28ſten ungehindert zurückkommen könneſt, weil der kleine Bill die Blattern nun nicht mehr bekommen kann. Ich ſelbſt werde Sonnabend Mittag wieder in Jena eintreffen und euch mit Sehnſucht erwarten.

Vergiß nicht, die Bücher von der Bibl. und der chère mère mitzubringen.

Herzliche Grüße an unſre Freunde und tauſend Küſſe dem Goldſohn.

Die Frau iſt dieſen Mittwoch hier durch mit Humboldt. Ich habe ſie nicht geſehen. Adieu.

Sch.

Montag Nachmittag, 11. Juli 96.

Freude, liebe chère mère! Vor zwei Stunden kam unſere liebe kleine Frau mit einem friſchen und muntern Jungen glücklich nieder.

Wie würde chère mère uns erfreuen, wenn ſie uns jetzt auf eine Zeitlang beſuchte. Lolo würde alles noch einmal ſo leicht überſtehen, und auch mir würde es ein wahrer Troſt ſein. Auch rechnet Lolo gewiß darauf und hofft Sie auf den Mittwoch oder ſpäteſtens Donnerstag, wo der kleine Ernſt getauft werden ſoll, hier zu ſehen.

Haben Sie die Güte, beſte chère mère, Inlage an den

Oncle zu befördern und die gute Botſchaft Gleichens und Ulriken, die ich ſchönſtens grüße, zu überbringen.

Lolo grüßt chère mère aufs beſte; der kleine K. machte große Augen über das Brüderchen und kann ſich noch nicht recht darein finden.

Leben Sie tauſendmal wohl und denken Sie, daß wir Sie für gewiß in wenigen Tagen hier zu ſehen hoffen.

Aufs herzlichſte grüßt Sie

Ihr
ewig dankbarer und ergebener Sohn,
Fr. Schiller.

Nur ein paar Worte, chère mère, damit Sie wiſſen, wie es nach Ihrer Abreiſe um uns ſteht. — Mit dem Kleinen geht es noch ſo, wie Sie ihn verlaſſen haben, und Starke meint, daß ihm die Säure zu ſchaffen mache, und alle ſeine Krämpfe davon herkommen, deßwegen er ihm auch Magneſia verordnet hat. Lolo iſt recht-brav und umarmt chère mère tauſendmal. Ich laſſe ſie die nächſte Poſt und Botentage noch nicht ſchreiben, und was alſo neues geſchieht, müſſen Sie von mir ſich erzählen laſſen.

Daß die Franzoſen in Würzburg, ja ſchon in Schweinfurt ſind, wiſſen Sie wohl; doch iſt noch immer keine Gefahr, daß ſie uns einen Beſuch machen. Die Frau aber könnte es wohl aus Bonnland hierher treiben.

Wir wünſchen, daß chère mère recht glücklich angekommen iſt und Alles eben ſo dort gefunden haben möge.

Tauſendmal danken wir Ihnen für Ihr Hierſein, ſeit Sie weg ſind fühlen wir uns ſo einſam und verlaſſen.

Adieu, chère mère. Nächſten Sonnabend hoffe ich Ihnen wieder gute Nachrichten zu geben.

Karl grüßt ſchön. Lolo küßt chère mère tauſendmal die Hände.

Ihr

Jena, den 26. Juli 96.

gehorſamſter Sohn
Schiller.

Jena, den 25. Dec. 97.

Wie angenehm bin ich vorgeſtern überraſcht worden, chère mère, als ich beim Aufſtehen Ihre ſchöne glänzende Gabe und die niedliche Weſte fand. Für beides danke ich Ihnen herzlich; ich wußte wirklich nicht zu ſagen, welches von beiden mir das liebſte iſt. Denn die Weſte iſt überaus ſchön, und da Sie ſelbſt Sich damit beſchäftigt haben, ſo werde ich ſie mit einer wahren Freude tragen. Das ſilberne Geſchenk hat mich ordentlich erſchreckt, denn es iſt ſehr koſtbar, und was haben wir, chère mère, um auch Ihnen wieder eine Freude zu machen. Wären Sie wenigſtens öfter bei uns, ſo könnten wir Ihnen doch unſre herzliche Liebe zeigen.

— — — — — — — —

(Das Ende abgeſchnitten.)

ich Ihnen etwas vorleſen zu können, was Ihnen Vergnügen macht, und das wird auch mein Vergnügen ſein, denn ich ehre Ihr Gefühl, es iſt zart und wahr, und wenn ich Sie rühren kann, ſo bin ich mit meiner Arbeit zufrieden. Kommen Sie ja, ſobald es die Umſtände erlauben.

Wenn der Wallenſtein fertig iſt, ſo kommen wir gewiß nach Rudolſtadt. Ich denke mit Vergnügen daran, denn Rudolſtadt iſt mir durch ſo Vieles theuer; ich finde dort die Erinnerung an eine frohe Zeit meines Lebens. Der Kreis, worin Sie leben, würde ſehr anziehend für mich ſein, und ich würde es für ein Glück halten, immer darin leben zu können. Und nun leben Sie wohl, beſte chère mère. Lolo und Karl grüßen Sie aufs ſchönſte. Bleiben Sie geſund und ſeien Sie immer ſo glücklich als Ihnen wünſcht

— — — — — — — —

(Die Unterſchrift iſt abgeſchnitten, daher auch die oben angezeigte Lücke.)

Rudolſtadt, den 4ten Juni 98.

Es iſt mir wie ein Traum, daß ich an dich ſchreibe, Lieber, und ich kann es noch nicht recht glauben, und es iſt mir, als wenn du auch kommen müßteſt.

Der Poſtillon, dem wir bei Kahle begegnet ſind, wird dir hoffentlich geſagt haben, daß wir glücklich bis dahin gekommen ſind. Der Weg war gar nicht ſo ſchlimm, und von Waſſer keine große Spur mehr als auf den entfernteren Wieſen zu ſehen. Griesbachs haben es früh ſchlimmer gefunden, nach der Ausſage des Kutſchers, und daher kam ihre Aengſtlichkeit. Um halb 11 Uhr ſind wir angekommen und mußten zu Fuß den Schloßberg hinaufſteigen, weil die Pferde zu müde waren; dies war die einzige Unbequemlichkeit. Der K. hat ſich ſehr gut gehalten, wenn der Wagen ſo arge Stöße gab, ſo fragte er nur, ob wir nicht bald in Rudolſtadt wären. Zuweilen hat er die Zügel in die Hand genommen und hat ſich eingebildet, er führe uns.

Die chère mère fanden wir ſchon im großen Négligé und die Prinzeß im Bette, und der K. bekam nichts als Gebackenes mehr zu eſſen, weil es ſo ſpät war. Da fragte er mich dieſen Morgen ganz ernſthaft: heute eſſen wir aber doch? Die Fürſtin hat ihre große Freude über den K., und ſie iſt überhaupt ſehr artig und gut, und man muß ſie ſehr lieb haben.

Die chère mère will nicht, daß ich Freitag gehen ſoll und will dir ſelbſt ſchreiben. Ich habe ihr geſagt, ich wolle dir ſchreiben. Wenn du wohl biſt und Ernſt auch, und die Hausgeſchäfte werden ordentlich beſorgt in Goethens Anweſenheit, ſo will ich noch bis Sonntag bleiben,[1] denn die chère mère will es ſo gern; daß ich aber gern zu dir komme, weißt du. Schreib mir Mittwoch durch die Poſt; wenn ihr wohl ſeid, und ſonſt Alles ordentlich geht, daß ich nicht denken muß, du mußt etwas entbehren, ſo ſchreib mirs, und ich thue es der chère mère wegen. Sie meint, wer wüßte, ob ich bald wieder ſo wegkommen könnte. Es hat mir einen Entſchluß gekoſtet, dich zu verlaſſen geſtern, Liebſter, mehr als ich dachte, und hätte ich meinem Gefühl gefolgt, ſo wäre ich geblieben, und doch hätte es mir weh gethan, der chère mère nicht die Freude zu

[1] 11. Juni ſchreibt G. grüßend: „(Sie) Ihre liebe Frau, wie ſie angekommen iſt.“

machen; ſie freut ſich ſo ſehr über mich und den K. Aber ſage mir ja offenherzig, wie es dir am liebſten iſt. Das Ernſtchen ſehe ich immer im Geiſt, und jedes Kind, das ich ſehe von ſeinem Alter, rührt mich.

Ich wollte dir noch ſagen, wenn dir das Lokal fremd iſt in dem Anfang des Gedichts, ich vergaß es geſtern. Die ewige Jungfrau iſt ein Gletſcher, und das Denkmal des Fremdlings iſt ein Obelisk, den der Abbé Raynal Wilhelm Tell zu Ehren auf dem Vierwaldſtädter See hat errichten laſſen. Es macht mir Freude, wenn du es lieſt, ich habe ſo eine Liebe dafür. — Der Herr K. ſchreit und ſpringt mit dem Prinzen vor der chère mère Fenſtern herum und iſt ſehr luſtig. Sei ſo gut und ſage der Chriſtine, daß ſie meine Stube ſcheuert, wenn du ſie nicht brauchſt eben. Ernſtchen küſſe von mir, ich ſchließe dich an mein Herz. Grüß Goethe und ſchreib mir ja offenherzig, ob es dir recht iſt, wenn ich bleibe.

Liebe Lolo.

Eure gute Ankunft bei der chère mère freut mich herzlich. Das Wetter blieb auch hier den ganzen Nachmittag ſchön und beruhigte mich wegen deiner Reiſe.

Goethe kam Montag Abend hier[1] an und läßt dich grüßen. Ernſtchen iſt wohl auf und unterhält mich an einem fort mit ſeinen vier Wörtern. Ich habe mich bis jetzt auch wohl befunden. Die Leute machen ihre Sachen recht, ſo daß du wegen deines längern Ausbleibens ganz beruhigt ſein kannſt.

Von der Kalb iſt der Cotta'ſche Calender mit einem Billet, das ich beiſchließe, eingelaufen.

Grüße chère mère herzlich von mir, ich freue mich, daß wir ſie bald hier ſehen werden. Karlchen einen Kuß, lebe recht wohl und ſei vergnügt Dienſtag Abends

6. Juni 1798.

Sch.

---

[1] Er muß alſo zwiſchen dem 20. Mai (an Schiller 2 S. 93) und dem 5. Juni einmal abweſend von Jena geweſen ſein.

Jena den 29. Dec. 98.

Ihre ſchönen Geſchenke, beſte chère mère, haben uns neulich große Freude gemacht und den alten Kindern wie den jungen. Nehmen Sie unſern herzlichen Dank dafür. Es war überhaupt ein Tag des Glücks für mich, da ich den Abend vorher[1] die Piccolomini fertig gemacht und an Iffland abgeſchicket hatte.

Gräfin Schimmelmann[2] hat uns wieder einen recht ſchönen Brief geſchrieben. Ich lege ihn bei, Sie werden daraus ſehen, daß wir auch ein Präſent von ihr zu erwarten haben. Ernſtchen iſt ein rechtes Goldmännchen im Hauſe.

Herzlich grüßen wir Sie, liebe chère mère. Ich kann heute nur kritzeln, denn ich habe einen böſen Finger.

Sch.

Mittwoch Abend. (10. April 1799.)[3]

Es iſt mir ganz wunderbar, daß ich ohne dich hier bin, es iſt, ſeit du in Weißenfels[4] warſt, das erſtemal. Ich habe der Sch.[5] einen langen Brief geſchrieben, und bin ganz müde. Ich vergaß heute noch zu fragen, ob du am Tage den Rudolf nur zu gewiſſen Stunden brauchſt, daß ich ihn könnte viel bei dem Karl haben. Sonſt müßte ich eben die Mine mitbringen, die dort wohl nicht viel hilft und hier zu arbeiten hat. Sag' mir morgen nur ein Wort darüber, daß ich meinen Entſchluß faſſen kann. Der Herr K. jammert ſehr, daß der Papa fort iſt und den ſchönen Regenbogen nicht geſehen hätte dieſen Abend. Der Er iſt ſchon ein paarmal böſe und gut geweſen heut, und hat ſich auch über den Regenbogen gefreut und die grüne Farbe. Adieu, adieu.

---

[1] Am 24. (an Goethe Nro. 561).

[2] Ihre Briefe folgen im 2. Bande.

[3] Sch. war am 10. nach Weimar gegangen, um die Vorſtellung von Wallenſteins Tod vorzubereiten (an Körn. 3, S. 131). Wahrſcheinlich folgte ihm Lotte ſpäter. Die Vorſtellung fand am 20. Statt.

[4] Im Auguſt 1794 zur Zuſammenkunft mit Körner (an K. 3, S. 188).

[5] Schimmelmann.

Liebſter, leb wohl, kein Brief iſt gekommen, aber Herr Haarbauer, der es ganz unbegreiflich gefunden, daß du kein Werk mitgenommen haſt; ich glaube, er fürchtet, du läßt es in deinem Namen drucken. Adieu, Adieu.

Lotte.

Ich melde nur in zwei Worten, beſte chère mère, daß Lolo dieſe Nacht (den 11. Oktober) gegen eilf Uhr glücklich mit einem Mädchen niedergekommen iſt. Lolo fängt jetzt an, ſich zu erholen, und grüßt chère mère herzlich. Das Kind iſt ſtark und geſund.

Wir erwarten Sie nun aufs baldeſte, chère mère. — Herzliche Grüße an die Freunde.

Ihr

Jena, 11. Oktober, Nachts um 12 Uhr 1799.

gehorſamſter Sohn

Schiller.

(Weimar 4. December 1799.)[1]

Noch einen herzlichen Gruß an meine liebe Lolo. Ich bin ganz beruhigt, da ich ſie heute ſo wohl gefunden und bei unſrer lieben Frau v. Stein ſo gut aufgehoben weiß. Alle Erinnerungen an die letzten acht Wochen mögen in dem Jenaer Thal zurück bleiben, wir wollen hier ein neues heiteres Leben anfangen. Gute Nacht, liebes Kind, meine herzlichen Grüße an die Geſellſchaft, die bei dir iſt.

Hier ſchicke ich ein Pulver, das über eine Bouteille kaltes Waſſer gegoſſen und in eine gelinde Wärme geſtellt wird, wie chère mère weiß. Das andere iſt von der Apotheke beſtellt.

Schiller.

---

[1] Am Tage nach der Ueberſiedlung nach Weimar, wo L., die von ihrer ſchweren Krankheit ſich erholte, bei Fr. v. Stein abgeſtiegen war, während Sch. die neue Wohnung einrichtete. Ihre Mutter hatte ſie begleitet.

(Weimar 5. December 1799.)

Herzlich erfreut bin ich darüber, daß ich dich heute wieder ſo wohl gefunden und daß unſere chère mère ſo getröſtet wegreiſen kann. Wir werden ſie in einigen Wochen recht froh wiederſehen, und du wirſt ſie dann in deinem eigenen Hauſe bewillkommen. Sage ihr nochmals meinen herzlichen Gruß.

(Anfang und Ende abgeſchnitten.)

In dieſelbe Zeit gehört noch folgendes Billet:

Die Schwenkin[1] hat ihre Sache ordentlich gemacht, und es fängt nun an recht freundlich und bewohnlich im Haus zu werden. Der lieben Lolo wird es gewiß wohl darin gefallen.

Ich bin nicht in die Oper gegangen, ich hatte zu thun, und will auch nicht eher etwas hören und treiben, was meine Phantaſie reizen kann, bis ich alle mechaniſchen Arbeiten und unintereſſanten Geſchäfte abgethan habe; die nächſte Woche hoffe ich in Ordnung damit zu kommen. Unterdeſſen erholt ſich meine Lolo auch und zieht bei mir ein. Gute Nacht, liebes Kind. Viele Grüße an die Stein und an die Frau, wenn ſie bei dir iſt.

Sch.

(W. 5. December 1799.)

Ich mache eben Feierabend von meinem Geſchäft und ſage meiner guten Maus noch einen Gruß. Ich benutze dieſe Tage der Zerſtreuung, um jedes Geſchäft abzuthun, bei dem ich mich nicht erheitern kann, und ſo werde ich, wenn du wieder da biſt, mit deſto mehr Luſt und Stimmung zu meiner wahren Thätigkeit zurückkehren.

Ich habe Wolzogens heute nicht geſehen; grüße die Frau von mir, wenn ſie noch bei dir iſt. Morgen ſei ſo gut, dir von einem hieſigen Juden Cattun zu zwei Kleiderchen für Ernſt auszuſuchen. Wenn ich komme, werde ich das Geld mitbringen. Ernſt iſt ein lieber Junge, er hat ſich heut recht ordentlich bei mir beſchäftigt, und hat mich gar nicht geſtört.

---

[1] In Karolinens Dienſten.

Schlafe recht wohl, Liebe. Der Frau von Stein empfiehl mich.

Sch.

(6. Dec. 1799.)

Es freute mich, ein paar Zeilen von meiner lieben Lolo zu erhalten und zu hören, daß du wohl geſchlafen haſt. Dieſen Nachmittag gegen 3 Uhr will ich bei Karolinen ſein, wo ich dich mit Frau v. Stein zu treffen hoffe. Hier ſende ich 1 Carolin. Wenn du mehr brauchſt, ſo wirſt du mirs ſagen. Adieu Liebes.

(7. Dec. 1799.)

Ich werde mich heute zu Hauſe halten, Liebes, weil ich geſtern die Krämpfe ſtärker geſpürt, alſo nur dieſen ſchriftlichen Gruß, den dir der kleine Ernſt bringen wird. Mein Troſt iſt, daß du in ein paar Tagen ſelbſt wieder da biſt, und es der Weitläuftigkeiten nicht bedarf, uns zu ſehen. Karl ſagte mir, daß du wohl ſeieſt, das freut mich ſehr. Lebe wohl, liebes Herz; viele Grüße an Frau v. Stein.

Sch.

(W. 8. December 1799.)

Da das Wetter heut ſo ſchön iſt, ſo wirſt du hoffentlich ausgehen und beſuchſt mich vielleicht einen Augenblick. Laß michs nur wiſſen, und um wie viel Uhr? Ich habe gut geſchlafen, werde aber doch wohl noch zu Hauſe bleiben. Adieu Liebes. Grüße Frau v. Stein.

Sch.

(W. 9. December 1799.)

Du ſollſt das Zimmer morgen eingerichtet finden, Liebes. Ich halte es auch, des Badens wegen, einſtweilen für das Beſte, darin zu ſchlafen.

Die Vorhänge habe ich bei der Griesbach beſtellt und an die chère mère auch geſchrieben. Gern hätte ich dich heute Abend beſucht, aber Goethe ſchickte ſchon dieſen Vormittag zu mir, daß ich den Abend mit ihm zubringen möchte.[1] Dieſen Nachmittag wollte ich zu dir kommen, aber da kamen mir Leute vom Theater über den Hals.

Das Beſte iſt, daß du morgen ſelbſt einziehſt.

Schlafe wohl, liebes Herz. Viele Grüße der guten Frau v. Stein.

Sch.

Weimar den 8. Dec. 99.

Unſre beſten Wünſche, chère mère, haben Sie nach Rudolſtadt begleitet, und wir hoffen zu hören, daß Sie recht glücklich angekommen ſind und jetzt endlich die ſo wohl verdiente Ruhe genießen. Auch hier ſteht Alles gut, unſre liebe Lolo, die Sie tauſendmal grüßt, befindet ſich täglich beſſer, und hat mich noch heut recht lebhaft und ganz nach ihrer alten Art unterhalten. Dieſe Woche wird die Stein ſie noch bei ſich behalten, welches mir deßwegen ſehr lieb iſt, weil in dieſer Zeit auch hier im Hauſe alles fertig werden kann, daß es ihr gleich recht wohl und bequem iſt, wenn ſie kommt. Morgen geht der Tüncher an die Stube, die er bald fertig zu machen verſpricht; auch der Ofen in der Leuteſtube wird ohne große Koſten zum Kochen eingerichtet.

Ich ſoll Ihnen ſagen, daß die Perücke angekommen iſt und Ihnen mit der erſten Gelegenheit wird zugeſchickt werden. Weil es eine reitende Poſt iſt, die dieſen Brief nach Jena bringt, ſo konnte ich ſie nicht gleich mit ſchicken. Der Lolo ſteht die übrige recht gut; ich habe ſie heute darin geſehen.

Da Sie doch einmal an den Magdeburger Jammergeſchichten Intereſſe genommen, ſo lege ich zu Ihrer Unterhaltung den Brief bei, den ich indeſſen erhalten.[1] Sie ſehen daraus, daß die Hauptſchuld an Loders Voreiligkeit liegt, und daß jene Menſchen nicht unverſchämt, ſondern blos arme Teufel ſind.

---

[1] Briefwechſel Nro. 681.

Wie ſehr, beſte chère mère, wünſchte ich Ihnen jetzt Ruhe, daß Ihre Geſundheit von der langen Anſtrengung des Geiſtes und Körpers ſich recht erholen möge. Ich werde es mein Lebtag nie vergeſſen, wie viel Sie uns Allen und mir beſonders geweſen ſind, und wie man einander eigentlich nur im Unglück recht kennen lernt, ſo hat dieſe ſchreckliche Zeit auch für mich das Gute gehabt, daß ich es in ſeinem ganzen Umfange fühlen lernte, was wir an unſrer chère mère beſitzen. Die Erfahrungen, die ich darüber machte, ſind meinem Herzen ſo theuer, daß ich ſelbſt an dieſe ſo traurige Veranlaſſung nie ohne eine gewiſſe Zufriedenheit werde denken können.

Empfehlen Sie uns den guten Gleichens aufs herzlichſte, und ſeien Sie meiner unbegrenzten Verehrung verſichert.

Schiller.

Weimar, den 2. Januar 1800.

Herzlich danken wir der chère mère für die vielen ſchönen Sachen, die Sie uns geſchickt; ſie haben große Freude gemacht; auch das atlasne Kleid, weil es gleich fertig ankam. Ich finde es gar nicht theuer.

---

[1] Vom 28. November. Loder hatte nach vorliegenden Briefen die Magdeburger Direktion bei ſeiner Anweſenheit veranlaßt, mit Sch. wegen des Wallenſtein zu unterhandeln und letzterem am 24. Oct. 20 Fr'dor mit dem Bemerken angeboten, daß es die Kaſſe bis auf 30 werde bringen können. Als darauf Sch. 30 Carolin forderte, der Rathmann Fritze aber nur 10 bot, gerieth er in großen Zorn (an Goethe 675 und 676), um ſo mehr als die Manuſcripte ſchon in Fritzens Händen ſich befanden. Es ergab ſich aber aus dem beſcheidenen Schreiben, womit Fritze die Manuſcripte zurückſandte, daß er nach Loders Aeußerungen hatte glauben müſſen, Sch. werde wegen der Bedingungen ſich an ihn wenden, und jenem geſagt hatte, daß man für ein großes Stück nur 6 Frd'or gebe. Daß dieſe Rechtfertigung eine triftige war, ſpricht Sch. hier mit ſeiner gewohnten Biederkeit aus.

Geſtern war unſre liebe Lolo auf einem Ball; es ging gottlob immer gut mit ihr, und Starke, der öfters hieher kam, erſt noch geſtern hier war, iſt recht wohl mit ihr zufrieden.

Die Kinderchen ſind wohl, und das liebe Karolinchen erfreut jeden, der es ſieht.

Wir ſind jetzt ziemlich hier eingewohnt, und es gefällt uns ſehr. Ich kann auch nun wieder arbeiten. Auf das Frühjahr freue ich mich ſehr; es wird uns mit unſerer chère mère wieder vereinigen und auf eine fröhlichere Art.

Gleichens grüße ich herzlich. Wie würde ich mich freuen, den guten Mann und das Kleine einmal hier zu ſehen.

Sch.-

Sonnabend früh (17. Mai 1800).

Ich freue mich heute ſehr, von dir zu hören,[1] denn dieſe kleine Abweſenheit dauert mir ſchon ſehr lang, und mein Herz vermißt dich, Lieber.

Bei uns geht Alles wohler als es ſollte, denn die Kleine will kein Blatternfieber bekommen, geſtern hätten ſie ſich heben müſſen,[2] und Huſchke wollte, ich ſollte ihr Wein geben, und ich gab ihr zwei Löffel Caravallos, aber es ſcheint heute, wo ſie noch ſchläft, ſich nichts gezeigt zu haben von Bedeutung. Stark kommt heute, der wird entſcheiden, ob es Blattern ſind, die gelten können. —

Goethe iſt geſtern Mittag gekommen,[3] ich ging durch Zufall an ſeinem Garten ſpazieren, da kam er heraus, und wir gingen mit einander, die Herzogin aufzuſuchen, die beim Barre-Spiel war und uns ſchon von weitem geſehen hatte.

Goethe iſt recht zufrieden von ſeiner Reiſe und ſehr geſprächig und hat vielerlei erzählt. Morgen wird er dich beſuchen.

---

[1] Sch. war, um Maria Stuart zu vollenden, nach Ettersburg, einem herzoglichen Jagdſchloſſe, gegangen (an Körner 4, S. 174, K. v. Wolzogen S. 284).

[2] Sie war am 4. Mai geimpft worden. An Goethe 745.

[3] Von der Reiſe zur Leipziger Meſſe (Briefwechſel 743 und 745).

Die Herzogin hat mir viel über Macbeth geſprochen, ſie iſt ſehr davon erfreut und liebt überhaupt Shakeſpeare, ſie eifert ſehr gegen die, die ſich über das Stück aufhalten und es gegen Mahomet ſtellen wollen und überhaupt die Franzoſen dagegen erheben.

Man verſteht wohl, daß es deren hier gibt, und weiß, auf wen ſie deutet.[1] Sie freut ſich, es heut wieder zu ſehen und hat mich ſehr eingeladen, doch auch wieder zu kommen. — Man ſagt aber, Bohs ſei krank geworden, doch weiß ich nichts Beſtimmtes.

Die Stein iſt wieder da, und ich darf ſie wiederſehen zu meiner großen Freude, weil ſie ſich jetzt nicht mehr fürchtet.

Das Ernſtchen iſt geſtern mit mir herumgezogen und ganz ernſthaft und feierlich neben der Herzogin hergegangen, ſie hat ihn ins römiſche Haus geführt, das hat ihn gefreut. Es ſpricht ſehr oft vom Papa, und wenn es eine Kutſche ſieht, denkt er, du kämſt wieder. Der gute Karl hat eine große Sehnſucht, dich zu beſuchen, und ich habe ihm geſtern den Wald gezeigt, wo du wohnſt. Da freute er ſich ſehr.

Cotta's Paquet habe ich erbrochen, weil ich dachte, daß ein Brief ſeine Ankunft beſtimmen würde. Morgen über acht Tage käme er, denke ich. Das Geld[2] habe ich in die Chatoulle geſchloſſen, ich denke wohl, du läßt nicht Alles hinkommen.

Ich ſchreibe, ehe ich meine Kräuter zu mir nehme, weil ich hernach eingeladen bin, mit der Geheimeräthin Voigt ſpazieren zu gehen. Wolzogens ſind noch nicht viel beſſer. — So wenig ich mich hier allein fühle, ſo ſehr vermiſſe ich dich doch, Lieber, und die leeren Zimmer, wo ich dich nicht finde, ſind mir gar traurig. Adieu, Adieu!

Lotte.

Das Karolinchen war eben bei mir, und man ſieht nichts Neues in ſeinem Geſichtchen. Die Wunden findet Huſchke, wie ſie ſein ſollen.

---

[1] Sch. an Goethe Nro. 744.

[2] Das Goethe hatte mitbringen ſollen (Nro. 745).

Ettersburg, 18. Mai 1800.[1]

Ich befinde mich ganz wohl hier, liebe Lolo, und habe auch ſchon etwas weniges arbeiten können. Geſtern ging ich viel ſpazieren, aber heute iſt es hier ſehr rauh und windig.

Laßt mich wiſſen, was ihr macht, und wie ſich das kleine Schätzchen mit den Blattern befindet. Schreib mir auch, ob etwa Goethe angekommen, und wenn es iſt, ſo grüße ihn und Meiern von mir.

Die Koſt iſt hier recht gut, es fehlt mir an nichts.

Grüße Wolzogens und lebe du recht wohl mit den lieben Kindern.

Dein

S.

Ettersb., 18. Mai (1800).

Da eben eine Gelegenheit in die Stadt geht, ſo grüße ich die liebe Maus mit den kleinen Kindern und bitte mir Nachricht und wie es geht. Ich befinde mich zwar ganz wohl, aber das rauhe Wetter iſt freilich ſehr gegen meinen Plan, es hindert mich nicht nur am Spazierengehen, ſondern ſetzt mir auch zu Hauſe durch Kälte zu, weil die großen Stuben ſich gar nicht erwärmen laſſen.

Schicke doch an Meiern 10 oder 12 Laubthaler für mich, er möchte ſie mir mitbringen, wenn er gelegentlich hieher kommt. Auch ſei ſo gut mir bei der nächſten Gelegenheit meinen Schlafrock und noch einige Hemden zu ſchicken; lebe recht wohl.

Grüße Wolzogens.

Dein

S.

Sonntag Nachmittag (18. Mai 1800).

Meier wird dich beſuchen dieſen Nachmittag und dir die Nachrichten von mir wie von den Kleinen bringen.

Huſchke meinte heut, da die Wunde der Kleinen noch eiterte, ſo könnte man vielleicht noch neues Blatterngift hineinlegen, aber ich muß geſtehen, daß ich daran keinen Glauben haben kann für jetzt, und meiner Meinung nach wäre es beſſer, man verſuchte erſt in ein paar Jahren die Inoculation wieder, und kommt alsdann nichts zum Vorſchein, ſo kann man ruhig ſein.

---

[1] Vor dem Empfang des vorigen Briefs geſchrieben, wenn nicht vielleicht das Datum verſchrieben iſt, ſtatt des 17.

Das Wetter iſt mir deinetwegen ſehr fatal, und ich ſtelle mir es recht kalt vor in den großen Zimmern. Mir dünkt, die Phantaſie leidet auch darunter, und ich fürchte, deine Arbeiten greifen dich doppelt an deßwegen. Greife dich ja nicht zu ſehr an, Lieber, bitte ich dich. Mir iſt es ganz gut, doch fühle ich mich auch unbehaglich bei der Kälte, und war auch deßwegen nicht im Macbeth geſtern. Ich war bei Wolzogens, die noch immer krank ſind, ſie haben Stark geſtern gefragt, der dem Alten[1] Medizin verſchrieb und der Frau den Egerbrunnen verordnet hat.

Ernſt und Karl ſind wohl, der gute K. hat die größte Sehnſucht, zu ſehen, was der Papa macht. Das Ernſtchen läßt ſagen, Papa ſollte herkommen. Er lärmt recht im Hauſe herum. Das kleine Schätzchen lacht den ganzen Tag, vom Fieber ſpürt es gar nichts.

Ich will morgen durch Goethe das Geld ſchicken, das du verlangſt. Leb wohl, Lieber, ich bin oft bei dir und möchte keine lange Trennung von dir mir wünſchen. Deine

Lotte.

Mittwoch, 21. Mai (1800.)

Ich ſehne mich wieder etwas von euch zu hören, weil geſtern keine Poſt gegangen iſt. Da ſich das Wetter verbeſſert hat, ſo genieße ich meinen Aufenthalt hier auch beſſer und bin nun ſchon in einer ziemlichen Uebung des Spazierengehens. Geſtern und vorgeſtern habe ich den Wald zwei, drei Stunden lang friſch durchwandert, mich ganz wohl darauf befunden. Die Arbeit rückt auch fort, obgleich in den erſten Tagen die Kälte mir viel Unbehaglichkeit verurſachte.

---

[1] So hieß Wolzogen gewöhnlich.

Vor etlichen Tagen habe ich unter lauter Forſtleuten und Jägern zu Mittag gegeſſen, denn der Stein[1] aus Weimar war hier und noch etliche Oberförſter aus der Nähe; da hat meine Wirthin ſich ſehen laſſen und uns mit prächtigen Fiſchen und Krebſen tractiert, obgleich hier weit und breit kein Waſſer iſt. Ich ergötzte mich ſehr in der Geſellſchaft.

Vorgeſtern bekam ich einen unerwarteten Beſuch vom Herzog, der hier durchkam und mich beim Arbeiten überraſchte.

Dieſen Morgen wird der General Voß mit ſeiner Frau hier erwartet. Das ſind meine Neuigkeiten. Möge ich von euch viel Gutes hören. Wolzogens grüße vielmals.

Adieu Liebes. Dein

S.

Mittwoch früh, (21. Mai 1800).

Haarbauer[2] wird dir dieſen Brief bringen, Liebſter. Die milde Luft thut mir doppelt wohl, weil ich fühle, daß ſie deinen Aufenthalt in Ettersburg angenehmer macht, es muß recht ſchön dort ſein im Walde.

Bei uns geht Alles wohl; die drei Tage, wo Stark beſtimmte, wo ſich die Flecken bei der Kleinen mehr erheben ſollten, ſind vorüber, und es iſt nichts weiter erhoben noch hervorgekommen; am Arm bei der Wunde iſt eine einzige Blatter, die vielleicht genug iſt, aber einen doch nicht beruhigen kann.

Ich ſelbſt bin wohl und habe heute meine Kräuterkur beſchloſſen und bin froh, daß ich nicht alle Tage ſogleich den Morgen durch Gehen anfangen darf, ob ich gleich es zuweilen gern thue und auch fortſetzen werde.

Ich ſchicke hier H. Ungers Brief; weil ich neugierig war, wie theuer die Spiegel wären, habe ich ihn aufgemacht. Sie ſind gar nicht theuer für ihre Größe, sie sind ohne Gold, aber die Rahmen und Landschaften sind freundlich. Sie nehmen die ganze Wand ein beinahe, denn sie sind 2 Ellen und 1½ Viertel hoch.

---

[1] Oberforſtmeiſter. S. Lotte an Fritz Stein, 2. Febr. 1801.

[2] Der Sch. in der letzten Krankheit treu gepflegt hatte

Du wirst die Schardt wohl sehen diesen Morgen, am Montag hab' ich mit Loßens bei ihr soupiert, heut Mittag hab' ich mir die kleinen Staffs gebeten, dem H. M. zum Spaß auch. Es sind so artige Kinder.

Uebrigens lebe ich nur halb hier, denn ich fühle zu sehr, daß ich von dir getrennt bin, Lieber, und es überfällt mich zuweilen eine große Sehnsucht, und der Wald, der dich von mir trennt, scheint mir unendlich. —

Goethens einziges Pferd ist nun auch krank, und es ist wohl die Ursache, warum er dich noch nicht besucht hat.

Der Herzog hat mir gestern erzählt, daß er dich besucht habe. —

Wolzogens sind noch immer nicht ganz besser, doch heut ist's wieder leichter als gestern. — Adieu, Adieu! Ich schicke hier 12 Laubthaler mit. —

Leb wohl, Bester! die Kinder grüßen dich sehr und sind wohl und gut, ich war gestern mit ihnen in Oberweimar, da waren sie sehr lustig. Laß ja bald von dir hören, ich sehne mich sonst so sehr.

Deine

Lotte.

Weimar den 27. (Mai 1800).

Mich hat recht verlangt, von dir zu hören, wie du angekommen bist in Ettersburg, und wie es dir geht, Lieber; und es ist mir sehr lieb, daß Rudolf heut kam.

Gestern sind die Briefe angekommen, die ich mitschicke.[1] Man sieht doch, daß es der Mama nicht sehr angst ist bei der Nähe der Franzosen, und daß die Posten ordentlich gehen.

Heut werden die Räuber gespielt. Ich gehe hinein. Es wundert mich übrigens, daß eine Schauſpielerin[1] gerade die Rolle der Amalie wählt, um zu debütieren, weil ſie doch, ſollte ich denken, nicht als Hauptrolle angeſehen werden kann und auch nicht ſchwer darzuſtellen iſt.

---

[1] Sie finden sich nicht in den „Beziehungen."

Die Kinder ſind alle wohl und haben geſtern alle drei mit mir einen Spaziergang gemacht; der Herr K. hat tauſend Wünſche zum Jahrmarkt, die aber leider unbefriedigt bleiben müſſen, weil ſie thöricht ſind. Mir iſt heute mein Kopf durch den Jahrmarkt ganz angegriffen, es zieht eine Muſik mit einem Tamburin herum, die alle Nerven erſchüttert, und der man nirgends entfliehen kann. —

Um auf Künſte zu kommen, ſo muß ich dir doch ſagen, daß ich in Herders Buch[2] geleſen habe, und gerade dieſen Theil zuerſt, wo er von den Künſten ſpricht. Ich habe darin viel Schönes gefunden und kann nicht begreifen, daß es ſollte für ſchlecht gehalten werden. Die Behauptungen von Kant, die er widerlegt, ſind ſo herausgewählt, daß man ihm, ſo verſtändig er iſt, doch ein kaltes Raiſonnement immer anſieht und er nur Spitzfindigkeit zeigt, da hingegen Herder in ſeinen Widerlegungen mit Kraft, Feuer und Gefühl die Seite der Dinge zeigt, und ich weiß doch nicht, wer eigentlich gewinnt. Was Kant über Muſik zum Beiſpiel ſagt, hat Herder ſo ſchön widerlegt, und eine Abhandlung von Leibnitz über die Muſik hinzugeſetzt, die ſehr ſchön iſt.

Wolzogens ſind noch immer ſehr angegriffen, der Alte macht mir beinah' Angſt, er kann noch nichts vertragen, der kürzeſte Gang im Freien bringt ihn ſo in Schweiß und macht ihn ſo matt, daß er ſich kaum erholen kann, — auch iſt er merklich mager geworden. Die Frau iſt auch ſehr angegriffen, und Adolf auch nicht wohl. Es iſt recht übel, und bis jetzt ſehe ich nicht, wie es beſſer werden ſoll.

Bei der Stein war ich geſtern, ſie iſt recht wohl, ich freue mich ſehr, daß ich wieder zu ihr kann. Adieu, adieu! Ich wünſche ſchöne und günſtige Erſcheinungen.

---

[1] Mad. Haßloch.

[2] Der eben erſchienenen Kalligone.

Deine

L.

Mittwoch früh (28. Mai 1800)

Ich will dich gleich in der ſchönen Morgenſtunde begrüßen, Lieber. Ich habe geſtern die Räuber bis auf den letzten Akt angeſehen. Vohs hat ſehr ſchön geſpielt, Becker nicht zum Beſten, die Schauſpielerin hat eine nicht üble Manier, aber doch zu affektiert, um angenehm zu ſein; zuweilen kann ſie Töne angeben à la Teller.[1] Sie liebt das Heroiſche, ſcheint es und hat, ſo viel wie möglich, die Amalie ſo gehalten. Gefühl auszudrücken verſteht ſie. Den letzten Akt habe ich Beckers willen nicht ſehen wollen auch ſchon ſein Anzug hat mich geſtört, er hatte eine widrige Perücke und ſo einen rothen Tuchrock. Mir däucht, er hätte nicht ſo gemein ſich zeigen ſollen, denn häßlich darf Franz wohl ſein, aber doch nicht unedel. Er ſah aus wie ein Apotheker. Dem Vohs möchte ich ordentlich ein Compliment machen über ſein Spiel, er hat ſich ſehr ſchön gehalten. — Die Herzogin Louiſe war darinnen; ich ſagte ihr, wenn du wüßteſt, daß ſie die Räuber wieder hörte, ſo würde es dir ängſtlich ſein. Da lobte ſie das Stück ſehr und freute ſich darüber. Heute wird Don Juan gegeben; ich möchte, du kämſt; Herr Haßloch ſpielt den Juan, und ſeine Frau die Anna, und das Jagemännchen die Elvira.

Wolzogens gehen auf den Freitag nach Allſtedt auf acht Tage, da bin ich recht allein!

Es war ſo voll im Comödienhaus und Ab. susp., daß im Parterre und auf der Gallerie kein Apfel zur Erde konnte. Herr K.[2] mag ſich gefreut haben.

Alles, was von Jena kommen konnte, war hier, gewiß alle Studenten. Haarbauer war auch da, er grüßt dich ſehr.

---

[1] Trat am 21. Jan. 1779 zuerſt als Gräfin Orſina in Emilia Galotti auf (vgl. auch Briefwechſel 558–60 und 572), geſt. 27. Juli 1810.

[2] Hofkammerrath Kirms, der finanzielle Leiter.

Adieu, Lieber, leb wohl und ſei fleißig, damit du bald wieder zu uns kommſt. Das kleine Volk iſt wohl und luſtig.

Lotte.

Schreib mir doch, wieviel ich beim Breslauer Theater für Macbeth und Maria verlangen ſoll, ich will morgen gern ſchreiben an Stein; wenn morgen Gelegenheit hingeht, ſo laß michs doch ja wiſſen. Ich hab' es vergeſſen.

Donnerstag früh (29. Mai 1800).

Ich komme eben aus dem Bade und kann noch wenig ſchreiben, ich will dich nur begrüßen, Lieber. Die ganze Familie hat heut einen Badtag und iſt wohl und luſtig. Ernſt war geſtern auch im Juan, hat aber das Letzte verſchlafen, doch iſt er ſehr erfreut über das, was er geſehen hat.

Der Herr Haßloch hätte uns wohl ſeinen Juan ſchenken können, denn er ſpielt ihn ſehr gemein.

Denk' dir mein Unglück, daß geſtern ganz ungemeldet die Thüre ſich öffnet und Madame Ebert aus Braunſchweig[1] hereintritt. Ich habe ſie ziemlich kalt empfangen und ſo geſchwind wie möglich zu Herders ſpediert. Sie ſetzt ihr Schmarozerleben auch nach des Mannes Tode noch fort.

Goethe hat heute ein großes Gaſtmahl. Madame Sander iſt da und der Mann, den du kennſt.[2] Sie waren geſtern in meiner Loge, die Frau iſt nicht übel und hat ſchöne Züge, aber etwas Abgelebtes und Leichtes. Sie hat erzählt, daß Goethe verſprochen habe, ſie ſolle dich ſehen, und du biſt vor einer Viſite nicht ſicher.

Denk', daß die Ebert ſehr nach dir fragte, und wie ſie hörte, du ſeiſt eine Stunde von hier, ſo bat ſie mich, ich möchte doch einen Spaziergang mit ihr dahin machen; das habe ich aber ſehr verbeten. Ich ſchließe mich ein und laſſe Niemanden herein, denn ſie iſt gar zu fatal.

[1] Johann Arnold Ebert's Wittwe.

[2] Buchhändler in Berlin. Ihrer gedenkt G. XXVII. S. 85.

Die Göchhauſen grüßt dich und ladet dich nach Tiefurt ein, du ſollteſt den ganzen Tag und die Nacht dableiben, wenn du wollteſt.

Der Regen thut einem heut ſo wohl, man fühlt, wie Pflanzen und Bäume erquickt werden. —

Die Sachen habe ich noch nicht ausgenommen, weil des Jahrmarkts wegen die Leute nicht zu Hauſe waren und auf dem Markt das Ausſuchen nicht geht. Morgen ſoll es geſchehen. Adieu. Der Er grüßt ſehr ſchön den Papa und der K. Das Kleine lacht den ganzen Tag.

S. an L. Ettersburg 30. Mai 1800.

Ich danke der Maus für ihre zwei Patſchbriefe, wie die chère mère zu ſagen pflegt; ſie haben mich ſehr gefreut, und auch was du mir von Herders Buch ſchreibſt, hat mich intereſſiert, ob ich gleich gar nicht damit übereinſtimmen kann. Uebrigens kenne ich das Herderſche Buch noch wenig und weiß nur aus dem Wenigen, was ich darin las, daß ihm der Begriff der Sache ganz fehlt und daß er bloß darüber geſalbadert, worüber mündlich einmal mehr.

Ich freute mich, noch ſo leidlich gute Nachrichten von der Mama aus Leonberg zu erhalten. Ihr Bedürfniß nach Umgang und ihr Ennui bei Louiſen und Franken macht ſie mir ordentlich werther, und ich wünſchte ſehr, ſie in eine Societät gebracht zu ſehen, die ihr angenehm wäre. In Stuttgart, fürchte ich, wird ſie's bald zu theuer finden.

Daß dich die widerwärtige Ebertin ſo heimgeſucht hat, iſt ſehr fatal, du mußt ſie dir, wenn es nicht anders geht, durch Grobheiten vom Halſe ſchaffen. Ein Beſuch von den Berlinern würde mir nicht angenehm ſein, es kommt nichts dabei heraus und man verliert nur die Zeit. Geſtern habe ich Schauſpieler hier gehabt, Vohs und ſeine Frau, Beckern und Haiden. Es iſt aber nicht viel geſchehen, die Zeit iſt verſchwatzt worden anſtatt zu probieren. Ich bin ſeit meiner Zurückkunft nach Ettersburg noch nicht recht wieder ins Geſchäft gekommen; die Einſamkeit, ſcheint es, macht es allein noch nicht aus, ich habe zu Hauſe oft mich weit mehr ſammeln können. Länger als fünf oder ſechs Tage denke ich nicht mehr hier zu verweilen und freue mich wieder bei dir zu ſein und die lieben Kinder zu ſehen. Grüße ſie herzlich und befinde dich nur immer fort ſo wohl. Mir iſt es hier auch ziemlich wohl geweſen, und geſchlafen habe ich immer ordentlich.

Adieu liebes Herz.

G.

C. an G. Weimar, Sonnabend früh (31. Mai 1800)

Ich freute mich ſehr von dir zu hören, Liebſter, denn ich ſehnte mich nach Nachricht von dir. — Hier ein Transport von der Frau, den ſie mir empfohlen hat und mir ſehr recommandiert; ich habe auch geſtern müſſen durchſehen, ob der Schreiber Alles recht von ihrer Hand geleſen hat. Montag ſoll ich ihn fortſchicken, und ſei alſo ſo gut, es durchzuſehen, und mir lieber Montag durch einen Boten das Manuſcript zu ſchicken, daß ich es Montag Abend fortſchicken kann, damit Cotta ſieht, daß die Frau Wort hält.[1]

Wenn dein Geſchäft nicht ſehr fortrückt, ſo komme doch lieber auf den Mittwoch oder früher zurück; es wäre mir ſehr lieb, denn ich ſehne mich recht. Du kannſt dich hier noch ein paar Tage iſolieren. Auf jeden Fall hole ich dich gern ab, denn ich habe ein recht Verlangen, den Ettersburger Wald zu durchgehen. Geſtern war ich Abends bei der Amalie,[2] da ſah ich deinen Wald, ein tiefer grauer Nebel ſtieg auf, und die Sonne als eine roth feurige Kugel ſtand ſtrahlenlos da, es war prächtig zu ſehen und du mußt ſchöne Beleuchtung gehabt haben.

Die Berliner Dame war geſtern bei mir und treibt es ſehr, dich zu ſehen und fragte ſo, ob ſie dir wohl recht käme, und ich ſollte ihr einen Brief an dich mitgeben, ich habe aber natürlich geſagt, ſie bedurfte keiner Empfehlung. — Sie iſt aber recht artig und nicht geziert; ich kann aber Goethens Neigung doch nicht begreifen, denn ſie ſcheint eher in den Zirkel zu paſſen, den er nicht gern hat. Die Madame — — — zum Beiſpiel, auch Campens, die ſie ſehr preiſt. Aber hübſch iſt ſie. Sie wird heute oder morgen Thee bei mir trinken; da will ich die Jagemann dazu bitten, die junge Voigt iſt ihr aufgebürdet, denn ſie war auch mit bei mir, die muß ich auch dazu bitten. — Die Ebert hat hoffentlich meine Aufnahme nicht nach ihrem Geſchmack gefunden; ſie war bei der Gräfin Bernstorf, hat geſagt, ſie möchte ihr doch ein Diner geben und Goethe, Herder und dich bitten. Da hat ihr die Bernstorf geantwortet, ſie müſſe geſtehn, daß ſie euch ſelbſt nicht ſähe, ob ſie gleich hier wohne.

---

[1] Walther und Nanny, für das Taſchenbuch für Damen, das Cotta 1800—1802 herausgab.

[2] Von Imhoff.

Die Kinder ſind wohl und luſtig. Hier ein Brief von der chère mère. Den neueſten Nachrichten nach iſt noch nichts vorgefallen in Schwaben, und ich denke, Cotta wird glücklich hinkommen. Die Armeen ſtehen noch einige Stunden von Ulm. Man ſpricht aber doch von einem Waffenſtillſtand. —

Adieu! Adieu! Ich möchte wohl, daß dein nächſter Brief enthielte, daß du zu uns kommſt. Die Kinder grüßen. Schicke ja Montag das Manuſcript der Frau, ſie hat mirs auf die Seele gebunden, ich ſollte in ihrem Namen einen Boten bezahlen.

Deine

Lotte.

Sonntag Mittag. (1. Juni 1800.)

Ich will dich nur begrüßen, Lieber, und fragen, was du heute anfangſt? da Herr Gedike[1] eben ſchickt. Vielleicht kannſt du auch das Manuſcript der Frau mit dieſer Gelegenheit ſchicken, wenn du es durchgeſehen.

Ich habe heut die Sandern wollen bitten, aber die junge Voigt ließ mir wiſſen, daß jene nicht über ihre Zeit diſponieren könnte und nur von Böttiger abhänge, und daß ſie ſchon verſagt ſei, ich habe alſo nun gethan, was die Höflichkeit forderte. Da wird ſich nun wohl der Beſuch bei dir nicht realiſieren, denn unter dieſer Leitung werden ſie nicht nach deiner Burg geleitet. —

---

[1] Der Buchdrucker (Briefwechſel Nr. 556 und 557).

Mir iſt es heut recht einſam hier. Die Frau fehlt mir auch, zu der ich ſonſt flüchtete, wenn mir es im Hauſe nicht heimlich war.

Die Stein muß an Hof. —

Ich muß mich für mich zu unterhalten ſuchen, es fehlt mir auch nicht an Mitteln, ſondern an Ruhe, denn das Volk tobt immer um mich herum. Adieu, adieu! Sei herzlich gegrüßt von uns Allen.

Deine

Lotte.

C. an L. Weimar 29. Jun. 1800.

Da ſich eben eine gute Gelegenheit findet, ſo will ich ſie nicht vorbei laſſen, dir einen ſchönen Gruß zu ſagen. Die Kinder ſind wohl, Karlinchen hat dieſe Nacht keine neuen Blattern mehr bekommen. Starke war geſtern hier und hat mit Huſchke geſprochen, der auch eine neue Medizin geſchickt hat. Stark zweifelt aber doch ſehr, ob dieſes die rechten Blattern ſeien. Sonſt hat er aber das Kind recht gut und die Blattern gar nicht bedenklich gefunden.

Schröder aus Hamburg iſt ſeit geſtern hier, ich hab' ihn aber noch nicht geſprochen. Geſtern fuhr ich mit Goethen nach Ettersburg, wo wir Griesbach's einen Rendezvous gaben, die ſich recht wohl amüſierten.

Heute bin ich Mittag und Abend bei Goethen, und geſtern Abend bei Wolzogens geweſen. Du ſiehſt, ich lebe viel außer dem Hauſe und gehe auch viel ſpazieren.

Chère mère ſage recht viel Schönes von mir und den guten Gleichen. Lebe wohl, liebe Maus, und grüße mir den Ernſt, ſchreibe auch bald, wie es dir geht und was Herr Er macht. Karl hält ſich recht brav und hat ſchon viel nach der Mama gefragt. Er iſt viel mit Adolf[1] und Auguſt[2]. Es ſind Ombres chinoises hier, und er wird morgen hineingehen.

L. an S. Rudolſtadt den 30. Juni 1800.

Ich muß dir heute ein paar Worte ſagen und von unſrer Reiſe erzählen, Lieber. Wir ſind um 10 Uhr angekommen bei der guten chère mère, und das Ernſtchen hat ſich recht gut gehalten, es war im Wagen recht comfortable und gut. Hier findet es ſich zuweilen noch nicht in die vielen Sachen, die zu ſehen ſind, und ſtaunt noch über Alles. Dieß gibt ihm ein weniger kluges Anſehen als er ſonſt hat, aber ich glaube, der Aufenthalt hier wird ihm gut ſein, denn er lernt ſich ſelbſt mehr helfen. Auch will er ſich nicht immer in die fremden Leute finden, und immer bei mir nur ſein. Der Herr K. freilich wird ſich gleich bei Allen empfehlen, weil der zu allen Menſchen Vertrauen hat und leicht Alles aufnimmt. Ich hätte ihn freilich auch gern hier, denn er könnte manche Freude genießen, aber ich denke auch, es iſt recht gut für den Er, daß er ſich einmal umſieht, und er wird in dieſen zehn Tagen manche Fortſchritte machen. Die chère mère iſt wohl, dankt dir ſehr, daß du mich zu ihr geſchickt haſt, läßt ſie ſagen. Gleichens ſind, wie immer, gut und freundlich; die Fürſtin und Prinzeß Karl haben auch eine Freude mich zu ſehen, wir machen immer große Spaziergänge mit einander. Man gewinnt die Schweſtern[3] immer lieber, weil ſie ſo ſicher ſind und gleich, und es iſt mir ſehr wohl mit ihnen. — Da ich dich doch in Weimar auch in guter Geſellſchaft weiß, ſo bin ich ruhiger hier als ſonſt, da wir noch in Jena waren. Doch fehlſt du mir immer, Geliebter!

Ich hatte nicht gedacht, daß Schröder ſo bald käme. Er wird auch hier erwartet in dieſer Woche und wird zum O(nkel) kommen. Die Freimaurergeſchichten machen eine Liaiſon. Böttiger wird auch mitkommen. Der wird recht den Fuchsſchwanz ſtreichen nach dem Sprüchwort. Ich habe letzt die Ulrike recht embaraſſirt, daß ſie ſo einen berühmten Mann nicht kenne; ſie erzählte, daß Hartknoch einen Brief bekommen hätte von einem gewiſſen Böttiger aus Weimar; da ſagte ich dann, ob ſie dieſen berühmten Mann nicht kenne, den ganz Deutſchland verehre? Da wurde ſie ganz beſchämt und verlegen. —

---

[1] v. Wolzogen.

[2] v. Goethe.

[3] Geborne Prinzeſſinnen von Heſſen-Homburg.

Wenn er dir gefällt, und du mit ihm zu etwas kommſt, ſo gib ihm einen Brief an mich mit, denn ich möchte ihn ſehr gern kennen; vielleicht kommt es hier zu einer Vorleſung, ich möchte ihn ſehr gern hören. Die Frau grüß' ſchönſtens von mir und der chère mère und auch die liebe Stein, wenn du ſie ſiehſt. Ich wünſche ſehr von dir zu hören, und hoffe, du biſt wohl und Karl und das kleine liebe Schätzchen. Ich hoffe ſehr, daß das Frieſel vorüber iſt, wenn ich komme; wenn Huſchke nicht kommt, ſo ſchicke ſie doch hin, daß es nur nicht ſo lange bleibt. Leb wohl, Liebſter, ſchreib ja bald, was du vernimmſt, ich wünſche glückliche Gedanken. Das Kleine grüßt herzlich. Die Line Roeder iſt mit einer Tochter niedergekommen.

Das Ernſtchen grüßt ſchön, und will dir ſchreiben. Die chère mère grüßt herzlich. Adieu, Adieu!

Deine

Lotte.

Rudolſtadt den 2. Juli 1800.

Dein Brief, Liebſter, hat mir viel Freude gemacht. Du wirſt heut den meinigen erhalten. Ein Ausdruck über das Liebchen hat mich erſchreckt, weil du ſagteſt, Stark hielt es nicht für die rechten Blattern, ich hoffe, du haſt Windblattern ſagen wollen. Ich habe es in der Stille bei mir behalten, um ja Niemanden dieſe Angſt mitzutheilen, weil man ſich hier auch vor dem Gedanken ſchon fürchtet. — Es iſt mir noch immer recht heimlich hier, und da ich dich wohl weiß und in guter Geſellſchaft, ſo iſt mirs auch leichter ums Herz. Auch wenn mein guter Karl wohl iſt und mich nicht ſo vermißt, freut es mich ſehr. Das kleine Karolinchen denkt wohl noch nicht viel an mich und kann meiner am erſten entbehren. Der Ernſt iſt recht munter jetzt und humaniſiert ſich, er ißt Mittags immer allein bei Gleichens und hat die Tante Gleichen ſehr lieb. Wir eſſen jetzt, weil kein Hoftiſch iſt, mit der Fürſtin bei Prinzeß Karl und daher nicht bei Gleichens. Heute aber, weil Tafel iſt, eſſe ich mit Gleichen. Der Hofmeiſter des Prinzen iſt ein ſehr guter, einfacher Menſch, und recht klug. —

Schröder ſähe ich ſehr gern, er wird Freitag hier erwartet. Er kommt wohl der Freimaurer wegen.

Ich ſchicke hier dem K. eine Schreibtafel, wo er hineinzeichnen kann. Grüß' ihn recht von mir, und das kleine Liebchen küſſe ich. Grüße Wolzogens, Goethe und Meyer von mir.

Der Stein ſchicke dieſen Brief bald. Durch die Botenfrau hoffe ich etwas von dir zu hören und den Kindern. Leb wohl, Liebſter, die chère mère grüßt herzlich. Dein Haus in Volkſtädt habe ich ſchon geſehen, wir ſind vorbeigefahren. Adieu, Adieu!

S. an L. Weimar 4. Juli 1800.

Es freute mich, von dir zu hören und zu erfahren, daß dirs mit dem Herrn Er wohl geht. Dem Karl fehlt es hier nicht an Zerſtreuungen; er iſt vor einigen Tagen in den Ombres chinoises geweſen und wurde auch vorgeſtern zum Prinzen invitiert; Karolinchen beſſert ſich auch, es iſt immer freundlich, wenn man mit ihm ſpricht, und, wie Chriſtine ſagt, ſo ſchläft es jetzt auch beſſer. Mir ſelbſt iſt es bisher auch ganz wohl gegangen, und der Plan zu meiner neuen Tragödie[1] iſt bald fertig.

Schrödern habe ich nicht geſehen, er iſt ganz in Böttigers Klauen und ſcheint ſich um nichts als freimäureriſche Dinge zu bekümmern. Uebrigens iſt er der Beſchreibung nach ein eingebildeter Flegel und ein lederner geiſtloſer Patron. In Tiefurt hat er ſeltſame Propos von ſich geſtellt und die Zeiten Gottſcheds beſonders gerühmt.

---

[1] Der Jungfrau von Orleans.

Kirms hat mir noch kein Geld geſchickt,[1] und ich bin mit meinen Finanzen ſehr auf der Neige. Von Berlin und Leipzig kann ich vor 3 oder 4 Wochen nichts erwarten, weil da Alles langſamer geht.[2] Könnteſt du etwas mitbringen, ſo wärs recht gut, es brauchte nicht länger als auf einen Monat zu ſein, und wenn Kirms oder Iffland bald zahlt, ſo könnte es vielleicht ſchon in ein paar Tagen zurückgezahlt werden.

Der chère mère und Gleichens ſage recht viel ſchönes von mir. Ich hätte großes Verlangen, ſie wieder zu ſehen.

Lebe recht wohl, liebes Herz, ich ſehne mich nach deiner Zurückkunft. Die Frau läßt vielmals grüßen und Herr Ka. auch, der für die Schreibtafel recht ſchön dankt.

Der Wallenſtein koſtet 2 Thlr.

Sch.

L. an S. Mittwoch den 9. Juli 1800.

Nur einen Gruß ſchreib' ich dir, Lieber, denn zu vielen läßt einem die Hitze nicht Zeit. Es iſt erſchrecklich warm bei uns, und wir verleben die Morgen und Mittage ganz ruhig, und des Abends machen wir große Spaziergänge und fahren auch den Berg herauf, da iſt es nicht zu angreifend. Die Gegend iſt vortrefflich ſchön! ich genieße ſie jetzt von neuem, da alle Wege ſo gut gemacht werden. So wohl es mir hier iſt, ſo fehlſt du mir doch, Lieber, und mein Karl und das kleine liebliche Kind. Der Er iſt wohl und artig, er bleibt recht in ſeiner eignen Natur, und wenn er noch ſo viel Kinder ſieht, ſo ſpielt er allein oder nur mit einem. Er iſt ſehr umgänglich und folgt recht. Du wirſt, denke ich mir, ſeine Entwickelung auch fühlen. Denn die fremden Menſchen und Dinge haben ihn gebildet.

---

[1] Von der Aufführung der Maria Stuart. Er ſchickte am 29. 150 Thlr.

[2] Von Berlin wurden am 11. Nov. 36 Dukaten angewieſen. Von Leipzig fehlten die Nachrichten

Sonntag oder Montag bin ich bei dir und werde früh von hier weggehen, wenn es ſo heiß iſt wie die Tage. Die Hitze, fühle ich, greift meinen Kopf an, und ich habe Kopfweh.

Wäre Karoline fort, ſo ſchreib mirs, und auch ob die Stein fort iſt.

Chère mère grüßt und Ernſt, auch den guten K., erzähl' ihm, daß die Ziegenböcke nicht mehr Mode ſind und ruhig in ihrem Stall bleiben; dafür ſucht der Prinz Kräuter. Ich bin auch botaniſieren gegangen und will es fortſetzen in Weimar, weil es die Kinder beſchäftigt. Leb wohl, Lieber, Beſter, ich drücke dich an mein Herz.

Deine

L.

Weimar, 10. Juli 1800.

S. an L.

Es war mir freilich nicht lieb, ſtatt deiner einen Brief zu erhalten, der deine Ankunft noch um vier Tage ſpäter anſetzt. Doch freue ich mich, daß es dir wohl geht; auch bei uns iſt Alles in gutem Stand, das Kleine beſſert ſich täglich, ich laſſe es jetzt in der untern kühlen Stube ſchlafen, weil es in den Manſarden unerträglich heiß iſt.

Schredern hab ich vorigen Freitag noch geſehen; durch einen Zufall wurde mir ſeine Karte, die er gleich den Tag nach ſeiner Ankunft abgegeben, erſt 6 Tage nachher von Rudolf vorgezeigt; ich war in der ganzen Zwiſchenzeit im Wahn geſtanden, daß er ſich gar nicht gemeldet habe und wollte natürlicherweiſe nicht den erſten Schritt thun. Uebrigens iſt mit ihm kein Umgang, da er mit ſeiner Zeit nicht fortgegangen, voll Anmaßung und Vorurtheile iſt. — Hier iſt es jetzt ſehr einſam, da das Theater[1] und der Hof weg iſt. Auf den Sonnabend wird auch deine Schweſter wegreiſen. Vielleicht entſchließe ich mich dieſe Woche nach Jena zu gehen. Körner hat mir einen Rendezvous in Leipzig vorgeſchlagen, ich hab' ihn hoffen laſſen, daß es vielleicht in Lauchſtädt geſchehen könnte.[2]

---

[1] Nach Lauchſtädt.

[2] Körner 4, S. 175 u. 177.

Die Maria iſt dort mit einem großen Succeß gegeben worden, ich lege dir hier Beckers[1] Brief bei. Indeſſen hat Körner noch nichts von ſich hören laſſen, und ich bin entſchloſſen, wenn ich etwa wegreiſen ſollte, dieſen Anlaß zu ergreifen und zu mahnen. Es iſt mir indeß ſehr lieb, daß uns chère mère doch einiges Geld ſchicken kann. Jeden Tag erwarte ich von Iffland und von Opitz[2] gleichfalls Geld, aber das Eintreffen iſt immer ungewiß, und man darf es nicht darauf ankommen laſſen.

Grüße chère mère herzlich von mir; Karl empfiehlt ſich, er iſt jetzt in der Schule, ſonſt ſollte er ſelbſt ſchreiben. An Gleichens recht viel Schönes. Lebe wohl und komme ſobald du kannſt.

Sch.

Eben erhalte ich deinen Brief. Die Stein iſt noch hier und wird heut Abend mit der Frau Goethen beſuchen um ſein Portrait von Bury zu ſehen.

Es freut mich zu hören, daß du dich leidlicher befindeſt; vielleicht geht das Uebel auf einen Schnupfen hinaus, wie beim Karl; denn daß du keinen Geſchmack und Geruch haſt, beweiſt mir, daß es ſich zu einem Schnupfen anläßt.

Ich habe erſt gegen den Morgen einſchlafen können, bin aber deſto länger im Bett geblieben. Meinem Haus gegenüber iſt eine Braut, der man die halbe Nacht Muſik gemacht hat, und gegen Morgen erſt ward es ruhig. Vormittag wurde die Ausſteuer unter den größten Umſtändlichkeiten auf Wagen geladen, und des Geſchreies war kein Ende. So muß mich der tollſte Zufall von der Welt gerade einer Hochzeit auf dem Lande, die vielleicht in einem Umkreis von 3 Meilen die einzige iſt, gegenüber logieren, gerade wenn ich aus der Stadt flüchte, um einſam zu ſein. Lebe recht wohl, erhole dich bald, vielleicht ſeh' ich dich heut Abend in der Stadt, küſſe die Kinder.

---

[1] Heinrich B., Regiſſeur des weimariſchen Theaters in Lauchſtädt. Sein Brief wird nebſt einer Reihe anderer Theater- und Litteraturbriefe einer ſpätern Publikation vorbehalten.

[2] Regiſſeur des ſächſiſchen Hoftheaters. Aus einem Brief desſelben (Leipzig, 23. Sept. 1801) erhellt, daß Sch. damals die Idee hatte, „das Stück des Coriolanus neu bearbeiten zu wollen."

Ob. W., 16. Aug. 1800.[1]

Sch.

L. an S. Sonnabend früh, (7. März 1801).

Ich hoffe, Lieber, es geht dir gut,[2] und du findeſt dich ſchon in der Arbeit, damit der Zweck deiner Reiſe erfüllt wird; ſo will ich mich auch in die Trennung finden, die mir, ich läugne es nicht, recht ſchwer fällt.

Die paar Tage ſind ziemlich unruhig vergangen, und ich wurde ſo müde geſtern — von Beſuchen, daß ich ordentlich ſehnlich den Abend herbei wünſchte. Ich hatte die Schröder bitten laſſen. Die Stein kam auch, und die war mir ſehr lieb. Die Frau hatte Beſuch haben ſollen von Schilden und Schierbrandt —, und um ſie los zu werden, bringt ſie ſie mir mit. Wie ich denn die Stube voll hatte und die drei Kinder lärmten, kommt noch Lawrence, der die Frau wohl auch aufſuchte. Er erſchreckte mich doppelt, weil ich ihn des Tags zuvor mit Haller bei der Frau geſehen hatte, und konnte dieſe beiden Ungethüme nicht von einander trennen in der Phantaſie und glaubte nothwendig, er müſſe auch noch kommen. Zum Glück kam er nicht. —

Die Schröder hat uns den Taucher geſungen, den ſie ſehr glücklich componiert hat, und ſo gut vorgetragen, daß es einem einen rechten Genuß gab. Sie hat ſo einen Schwung in der Compoſition, wie ſie ſelten in andern Liedern hat, das Ganze iſt ſehr einfach. Auch die Würde der Frauen hat ſie ſehr glücklich componiert und die verſchiedenen Streben in einem ſehr hübſchen Ton angegeben. Dein Geſchenk benutzt ſie wirklich ſehr glücklich, und es iſt recht gut angewendet. Sie iſt über der Chriſtel[1] Stimme erſtaunt und hat geſagt, die Theater könnten mit allem Recht eine ſolche Stimme mit 4000 Thaler bezahlen, wenn ſie ſo eine Sängerin finden könnten. Auch die kleine Hausfrau kam noch und hätte bald einen Streit angefangen mit der Schröder über Kranz,[2] den ſie, weil ihn Gores protegieren, ſehr vertheidigt, und die Schröder als Sängerin nahm der Jagemann Partie, das Geſpräch war ſehr lebhaft.

---

[1] Mit dem Brief aus Ober-Weimar vom 17. an Goethe (Nro. 760) faſt gleich lautend.

[2] Sch. war, um die Jungfrau von Orleans zu beendigen, am 5. in ſein Gartenhaus bei Jena gezogen, das er bis Oſtern benutzen konnte.

Die Kinder ſind wohl, und das kleine Liebchen benutzt deinen Sopha, an dem es heute und geſtern recht herum ſpaziert iſt und bald Muth hat, allein zu gehen. Es iſt heute vom Sopha zu einem Stuhl ohne Widerſpruch gewandelt und hält ſich ſehr leicht nur an.

Die gute chère mère hat dem kleinen Liebchen eine ganze Garderobe geſchickt: ein Kleidchen, Hemden, Strümpfe, Unterröckchen. Sie iſt am Donnerstag mit Beulwitz nach Sondershauſen gereiſt und kommt Montag wieder.

Wolzogen wird auch erſt den 18ten wieder kommen,[3] weil ihn der Herzog darum gebeten. Die Königin hat ihn ſehr über die Agnes ausgefragt, und wie er geſagt, er habe den zweiten Theil nicht geleſen, ſo hat ſie ihm ein Exemplar, in Maroquin gebunden, geſchenkt und hinein geſchrieben: „Dem Gemahl der liebenswürdigen Verfaſſerin zum ewigen Schimpf und Schande.“ Seitdem iſt die Agnes in dieſem Zirkel ſehr en vogue, und ſogar die alte Oberhofmeiſterin hat alle Buchläden durchſuchen laſſen nach der Agnes. Da kann Herr Unger noch etwas abſetzen.

Ein merkwürdiger Brief iſt in dieſen Tagen angekommen, den die Göchhauſen cirkulieren läßt, vom Schulz aus Wien, der ſich ſehr über die Jagemann ausläßt und die ſchrecklichſten Dinge über ihren Leichtſinn ſagt. Wahrſcheinlich ſieht ſeine kranke Lunge die Welt ſo bitter an, aber die, die den Brief in Händen haben, werden doch ihr Möglichſtes thun, um die Sachen auszubreiten. —

---

[1] v. Wurmb. Frau v. Wolz. in Schillers Leben, S. 285. Die Geſpräche daſelbſt S. 286 ff. können nicht alle aus dem J. 1801 ſein, weil Sch. einen Theil des März in Jena war, und gehören wahrſcheinlich in das Jahr 1802. (So auch Palleske II. S. 429.)

[2] Den Kapellmeiſter.

[3] Der den Herzog zum Carneval nach Berlin begleitet hatte.

Ich fange meine Correſpondenz ſchon wieder ſo an, wie die nach Ettersburg.

Ich möchte dich bitten, mir aus Jena die Schrift von Kant zu ſchaffen über die Erſcheinungen; ſie iſt hier, aber ich werde ſie wohl lange nicht bekommen, die Stein lieſt ſie. Vielleicht haben ſie die Philoſophen. Sie ſoll nicht ſchwer zu verſtehen ſein, du erfreuſt mich recht damit. — Ich hoffe heut noch von dir zu hören, Liebſter, es verlangt mich zu wiſſen, wie du Alles gefunden haſt, und wie es dir zu Muthe iſt.

Von Goethe habe ich nichts gehört geſtern, auch Meyer war nicht da beim Ernſt. Ich wollte, er käme, damit der En fertig wäre, wenn du kommſt.

Ich ſchicke dir einen Chriſtweck mit, es fiel mir ein, daß es gut iſt, ſo etwas im Hauſe zu haben, weil die Communikation doch ſchwerer iſt. Auch wollteſt du längſt einen haben.

Adieu, Adieu, lieber Beſter, ich wünſche, daß es dir wohl iſt, und ein guter Geiſt deine Arbeit fördert, damit wir nicht ſo lange ohne dich ſind. Die Kinder grüßen.

Deine

Lotte.

S. an L. Jena, 10. März 1801.

Ich verſetze mich in meiner einſamen Stube zu euch hin, meine Lieben, und wünſche einige Stunden unter euch verleben zu können. Ruhig genug iſt es um mich her, aber in dieſen erſten Tagen, wo ich Beſuche zu geben und zu empfangen hatte, habe ich die abſolute Einſamkeit, die mir Noth thut, noch nicht recht finden können. Auch iſt mein Geiſt von der Schwierigkeit meiner jetzigen Arbeit noch zu ſehr angeſpannt, ich hetze und ängſtige mich und komme dadurch nicht weiter. Wenn es nicht bald beſſer vorwärts geht, ſo verliere ich meine Zeit vergebens.

Ich habe die Griesbachs und Loders beſucht; Paulus und Hufeland habe ich vorgeſtern in einem Kränzchen bei Niethammers geſehen. Dieſe Letzteren haben mich Abends ſchon etliche mal beſucht und wir haben geſpielt. Bei Niethammer habe ich auch ein neues Getränk kennen lernen, das eine Art von Punſch iſt und mir noch beſſer ſchmeckt, es wird aus Portwein, Zitronen, Zucker und Muskatnuß warm bereitet und iſt für den Magen comfortabel.

Uebrigens befinde ich mich wohl und habe mich geſtern und heute des angenehmen Wetters ſehr gefreut.

Grüße die Kinder und ſage der Frau und Chriſtel was Schönes von mir. Ich ſehne mich nach Nachrichten von euch und umarme dich herzlich.

Sch.

L. an S. Weimar, den 10. März 1801.

Mich freut das heitre Wetter, weil es dir wohlthun wird, der Wind iſt wohl noch ſcharf, aber ich hoffe, die Sonne, die freien Spielraum hat, wird doch durchdringen. Daß dir mein Einfall, Schöttchen zu ſchicken wohlbekam, freut mich recht.

Es iſt hier eine große Gährung über die Thekla, und ich wünſchte der Herzogin wegen, die Geſchichte wäre auf irgend eine Art beigelegt, daß ſie nicht böſe wird, denn wenn Goethe nicht nachgibt, iſt es ſehr unhöflich, daß ſie compromittiert iſt. Am Sonnabend im Oberon hat es mit der Jagemann und Vohs eine Erklärung gegeben; nach allerlei ſpitzigen Erklärungen über das Rollenwegnehmen hat die Vohs erklärt, ſie wolle der Jagemann die Thekla überlaſſen, obgleich die Herzogin ihr die ſchmeichelhafteſten Dinge durch ihren Mann habe ſagen laſſen; da der Jagemann dieſer Ton auffiel, ſo hat ſie hinwiederum erklärt, ſie wolle ſie nicht ſpielen. Am Sonntag hat die Herzogin ſich ſehr gegen die Löwenſtern expectoriert und geſagt, ſie wäre compromittiert, wenn die Jagemann nicht ſpielte. Gegen die Frau hat ſie ſich ſehr beklagt, daß Goethe und du ſie nicht unterſtützt hattet. Die Frau hat ihr erklärt, daß du nicht frei beim Theater handeln könnteſt. Es iſt ſo ein Gewebe von Lügen und Bosheit in dem Ganzen, daß man nicht durchſchauen kann. Mir liegt nur am Herzen, dich bei der Herzogin zu rechtfertigen, da du es ſchuldig biſt, weil ſie dir zu gefallen die ganze Unterhandlung angefangen. Wer alles mit hinein ſchwatzt, weiß der Himmel, denn vorhin war die Frau bei mir und ſagte mir im Vertrauen, daß man auch der Herzogin hatte glauben machen, du wollteſt lieber der Bohs die Rolle geben. Die Frau wollte, ich ſoll es dir nicht ſagen, die Stein hat es ihr verboten, aber ich finde es nothwendig, dir es zu ſagen, weil du zu klug biſt, um es nicht zu verſchweigen, daß du es weißt und es doch benutzen kannſt. Die Frau hat geſtern mit Meyer geſprochen darüber, was die Herzogin ihr am Samſtag ſagte, der es dem Goethe geſagt, und Goethe ſoll einen Brief dieſen Morgen an die Herzogin geſchrieben haben. Meyer kömmt hernach zu mir und wird mir es unbefangen erzählen. Denn Alles iſt ſo paſſioniert, daß man nichts Klares hört. Ich wollte dir eigentlich rathen, du bäteſt dir aus von der Direktion, daß der Wallenſtein jetzt ganz ruhen bliebe und ließeſt ihn erſt vom Iffland ſpielen. Da hätte Niemand ſeinen Zweck erreicht. Ueberlege es, wenn es dir vernünftig dünkt, ſo folge dem Rath, der mir einkam und mir, wie ich es anſehe, der beſte Ausweg dünkt.

Der Herr Hartmann[1] iſt Sonnabend angekommen; wir haben geſtern ſein Bild vom Aeneas geſehen, das mir ſehr bedeutend ſcheint. Es iſt ſo einfach und groß gedacht wie der Rheſus. Es iſt der Moment, wo Kreuſa und Julus den Aeneas zurückhalten wollen in das Gefecht zu gehen, Aeneas will die Stufen herab, und Kreuſa kniet hinter ihm und will ihn halten. In dem Thore ſteht Anchiſes, geführt von einem Knaben, in deſſen Geſicht der Ausdruck des Schreckens und Entſetzens ſehr gut ausgedrückt iſt. Von fern ſieht man die Stadt brennen, und Aeneas Helm iſt von der Flamme geröthet; auch der Agaſtus[1] (glaub' ich) der ihn abholen will, iſt ſehr gut. Auf der Seite an der Stadt ſieht man dunkle Gruppen von fliehenden Müttern, die ihre Kinder feſthalten, und Krieger. Es iſt ein ſehr großes Bild, es nimmt ſich aber ſehr gut aus, der Ausdruck des Aeneas iſt ſo kräftig, und doch iſt er nicht ſo koloſſaliſch gedacht als der Hektor. Der Herr Hartmann ſelbſt iſt recht gut und artig. Man ſieht den Schwaben ihm an, der ſich recht zierlich benehmen will, aber das Treuherzige und Derbe ſieht doch heraus. —

---

[1] Aus Stuttgart. Briefwechſel [illegible] [illegible] Sch. an Körner I. S. 212. Vgl. Nachl. II. S. 287.

Meyer war bei mir, G. hat eben ſich ſehr ereifert und geſagt, er dürfe nicht nachgeben, weil er ſonſt um jede andere Schauſpielerin auch geplagt würde und das Protegieren ſatt hätte, das ihn ſchon ehmals bei der Göchhauſen und Herzogin über die Rudorf[2] ſo gequält hätte u. ſ. w. Daß er Unrecht hat, iſt keinem Zweifel unterworfen — wenn du dich noch in die Sache wieder miſchen willſt, ſo thu' es der Herzogin wegen, der du es ſchuldig biſt, weil du ſie dazu veranlaßt haſt. Oder gib ihr auf irgend eine Art eine Erklärung, daß ſie kein Mißtrauen in dein Betragen gegen ſie ſetzen kann. Wir ſind es ihr ſchuldig.

Goethe iſt mir unbegreiflich, Kirms lügt, denn die Herzogin hat es ihm ja aufgetragen, mit G. zu reden, und G. behauptet, es habe ſich Niemand an ihn gewendet. Er iſt noch krank, man muß auch ihn ſchonen. Aber dies iſt nöthig, der Herzogin zu zeigen, daß man ſie und ihre Wünſche ehrt, und ſie nicht compromittieren mag. Dieſe Sache iſt mir recht verdrießlich, und ich möchte gar nichts mehr davon hören. Du ſollteſt auch nichts mehr hören, wenn mir nicht die Herzogin am Herzen läge.

Die Kinder ſind wohl, und der K. hat geſtern angefangen, Latein zu lernen beim H. Eiſert, da habe ich ihm eine lateiniſche Grammatik holen laſſen für 8 gr., die mir Eiſert aufgeſchrieben.

Der En iſt luſtig und hat ſich ſeine Krauſe an dem Hemd zerſchnitten in voller Luſtigkeit und ſich ſehr naiv geäußert, warum er es gethan.

---

[1] Achates?

[2] Früher Kammerſängerin, ſeit 1798 Knebels Frau.

Wir waren geſtern im Webicht, und da haben ſich die Kinder ſehr gefreut, daß es dort zum Papa hinginge. Das kleine Liebchen iſt auch wohl und zieht herum in der Luft, und ſie bekömmt ihm wohl. Es war heut mit uns im Park und ſehr freundlich. —

Adieu, Beſter, lebe wohl, du wirſt heut ein Briefchen erhalten durch eine Gelegenheit. Morgen hoffe ich von dir zu hören. Die Kinder grüßen.

Deine

Lotte.

S. an L. Jena, 13. März 1801.

Ich danke dir, liebe Maus, daß du mir ſo fleißig und ausführlich Nachricht von euch gibſt, und daß Alles ſo gut bei euch ſteht, freut mich herzlich. Die Klatſchereien in W. über die Thekla kommen mir hier in meiner Abgeſchiedenheit doppelt lächerlich vor; an Ort und Stelle würden ſie mich wahrſcheinlich mehr ärgerlich machen. Uebrigens iſt ein Wort genug, die Herzogin in Anſehung meiner zufrieden zu ſtellen, und ich will dieſe einzige Rache an dem Hofkammerrath Kirms nehmen, daß er ſelbſt das, was man gegen mich geſagt, widerrufen muß. Nicht ohne Abſicht habe ich das Theater-Exemplar vom Wallenſtein zurückbehalten, es liegt in meiner Stube in W., und der Wallenſtein kann ohne daſſelbe nicht geſpielt werden. Dieſes Exemplar liefere ich nur unter der Bedingung aus, daß Kirms ſchriftlich erklärt, die Thekla wäre gegen meinen Willen der Jagemann genommen und der Vohs zugetheilt worden, wie es ſich auch in der That verhält. Nächſte Woche werde ich auch ausdrücklich deßwegen an die Herzogin ſchreiben.[1]

---

[1] Es liegt ein Brief von Heinrich Becker an Kirms vom 21. März, dem Tage der Aufführung von Wallenſteins Tod, vor, der das Faktiſche ſo darſtellt: „Da Mad. V. ſich geäußert hatte, ſie würde die Th. ſpielen, und, wie ſie ſagte, im vergangenen Sommer vor der Abreiſe nach Lauchſtädt auch Hoffnung dazu gemacht worden, ſo wollte der Herr Hofrath Sch. den Weg der Güte wählen; und ich mußte Mad. V. ſagen, daß, wenn ſie die Th. hier würde ſpielen wollen,

Sei so gut, beiliegende Correktur sogleich an Gödike zu schicken.

Ich befinde mich wohl, und es geht auch besser mit der Arbeit. Zerstreuungen kann ich freilich nicht ganz verhindern, fast alle Abende gibt es irgend eine Einladung, und heute Mittag mußte ich mit den H. von Ziegesar, Griesbach und dem Geh. Rath Hufeland bei Loder zu Mittag essen. Die Lodern hat mir versprochen, dich morgen in der Comödie[1] zu sehen und dir meinen Gruß zu überbringen. Lebe wohl, küsse die Kinder und grüße die Frau und die Christel von mir.

Sch.

P. S. Das Paquet an Gödike hat der Postillon bei mir abgeholt.

L. an S. Sonntag früh (15. März 1801.)

Eine Gelegenheit, die eben jetzt geht, kommt mir erwünscht, damit ich dich begrüßen kann, Lieber.

Der heutige Sturm wird's wohl wieder kalt in deiner Wohnung machen, fürchte ich und wünsche es zugleich, denn seit ich

---

Madll. Jagemann ebenfalls auch einmal die Maria Stuart spielen würde, worauf ich zur Antwort bekam: sie würde die Th. spielen, die M. nicht hergeben und sich von ihrem Recht auf beide Rollen nichts nehmen lassen! Darauf beschloß der H. H. Sch., eine eigene Rolle von seinem Diener schreiben zu lassen und sie mit seiner eigenen Unterschrift an Madll. Jag. zu überschicken, welches auch geschehen ist. Da aber M. V. für L. und Rudolstadt ebenfalls eine Rolle der Th. haben mußte, wie das in mehreren Opern und Stücken der Fall ist, so hat sie auf Geheiß des H. H. Sch. die Rolle der Th. für L. und R. durch mich erhalten und nicht durch den H. H. Sch., wie M. V. zu sagen beliebt."

Nach einem Briefe vom 23. an Sch. hatte Goethe beschlossen, „daß sie (Mad. Vohs) sie diesmal spielen sollte, aber für die Folge hat er sich die Besetzung noch vorbehalten. Sie hat der Rolle nicht Genüge geleistet, sie hat sie zu weichlich und ein wenig ans Platte grenzend gegriffen. ... Indeß hat sie, wenn man nach dem Applause gehen will, außerordentlich gefallen."

Ein Billet von Kirms an Sch. vom 26. weist aus, daß Becker von Kirms in Schillers Auftrag zur Abfassung seines Briefs veranlaßt wurde.

[1] Wo das Lager und die Piccolomini gegeben wurden.

fühle, daß du doch den Zweck der abſoluten Einſamkeit nicht erreichſt in Jena, ſo möchte ich doch lieber, wir ſehen dich auch. —

Die Jenaiſchen Comödienliebhaber haben recht lange auf dem Weg zubringen müſſen, und vor drei Uhr kann Niemand nach Hauſe gekommen ſein. Bis 10 Uhr beinahe haben die beiden Stücke gedauert; ich glaube doch nicht, daß es ſich ferner ſo machen läßt, dieſe beiden Stücke zu vereinigen, da das erſte doch gewiß bald bis 9 Uhr dauert, denn das Lager kann nicht über eine Stunde dauern.

Ich wollte dir ſagen, daß du lieber nicht an die Herzogin ſchreiben ſollſt; ſie hört jetzt ſehr ungern über die Sache ſprechen, und du biſt völlig gerechtfertigt durch G.'s letztes Billet an Kirms in ihren Augen. Ein Brief würde ſie verlegen machen; wenn du ſie ſiehſt, iſt es ſchon veraltet, und es iſt hernach vielleicht eine natürliche Veranlaſſung da, ihr ein Wort zu ſagen. Da du auch nicht der allerpromteſte Briefſchreiber biſt, ſo kannſt du dich auch der Mühe überheben.

Es iſt ſo eine unruhige Zeit, und die Frühlingsluft wirkt auf mich, meine Nerven ſind ordentlich irritirt, daß mir geſtern Abend eine abſolute Einſamkeit ſehr gut that. Damit doch Jemand im Hauſe die Feder führt, bin ich auch mit meiner angefangenen Geſchichte beſchäftigt, die vielleicht doch ſo wird, daß man ſie brauchen kann. Ich gehe ſtreng zu Werke und laſſe mir nichts hingehen, und ſo wollen wir ſehen, was heraus kommt.[1]

So lieb ich die Chriſtel habe, ſo ſtört ſie mich doch in meinem Schreiben, und da ich ſchon mit den Kindern zu thun habe, ſo bin ich freilich ruhiger, wenn nicht auch noch ein anderes Weſen, das nicht Antheil an meinen Geſchäften nehmen kann, meine Gedanken zerſtreut. — Den nächſten Sommer will ich recht fleißig ſein und die Zeit, die mir die Kinder übrig laſſen, zu benutzen ſuchen.

Uebrigens iſt die Chriſtel, wenn ſie mit mir allein iſt, recht gut und vernünftig, nur geiſtvoll iſt ſie niemals (nach Schlegels Art zu reden).

---

[1] Sie liegt handſchriftlich vor mit Sch.'s Correcturen.

Die Sonne ſcheint eben ſo freundlich, und ich hoffe, ſie ſoll dir auch wohlthun. Haſt du Stark ſchon beſucht? Ich möchte wiſſen, ob er nicht, ehe ich die Kräuter trinken kann, ſchon etwas für die Bruſt thun könnte, da mir, wenn ich eine Höhe erſteige, doch enge wird, wieder wie voriges Frühjahr auch, auch habe ich einen ſtarken Antrieb des Bluts nach dem Kopf. —

Leb wohl, Lieber, laß bald von dir hören, die Kinder und Chriſtel grüßen; Letztere hat es einmal für allemal geſagt, daß ich dich immer von ihr grüßen ſollte.

Deine treue

Lotte.

Vergiß doch nicht, die Schrift von Kant mir zu ſchaffen, bitte ich dich.

S. an L. Jena, 16. März 1801.

Ich bin in den letzten drei Tagen ganz ungeſtört geblieben und dadurch auch in meiner Arbeit gefördert worden. Gegen das Tumultuariſche in W. iſt mein Aufenthalt im Garten doch ohne Vergleich ruhiger und der Arbeit günſtiger. Ich denke den Reſt meines Stücks hier noch im Groben durchzuarbeiten, daß daſjenige, was zur Erfindung gehört, fertig iſt, ehe ich nach W. zurückkomme, denn ausarbeiten und in Ordnung bringen geht dort eher an, aber zum Schaffen gehört abſolute Ruhe. Bis zum Oſterfeſt könnte alſo wohl mein Aufenthalt hier noch dauern, unterdeſſen komme ich einmal hinüber oder ſehe euch hier, wie es dir am liebſten iſt.

Eine Frühlingskur wird dir recht gut thun, und ich will dir am nächſten Botentag Starks Meinung ſchreiben, den ich morgen oder übermorgen beſuchen will. Arbeite deine Geſchichte nur mit dem möglichſten Fleiße aus, daß ſie ſchon eine Geſtalt hat, wenn du ſie mir mittheilſt. Sie gibt uns dann eher Gelegenheit, das Weſentliche, worauf es ankommt, zur Sprache zu bringen und über die Grundſätze, nach denen verfahren werden muß, in Ordnung zu kommen.

Von Kant exiſtiert keine Schrift unter dem Titel: Die Erſcheinungen, aber eine andere: Träume eines Geiſterſehers. Wenn du dieſe meinſt, ſo will ich ſie zu bekommen ſuchen, es wird ſie aber ſchwerlich Jemand hier haben; Reinhold, weiß ich, war der einzige.

Meinen Brief an die Herzogin unterlaſſe ich recht gern. Sie wird zwar immer etwas böſe auf mich ſein, daß ich ſie wenigſtens unſchuldig veranlaßt habe, ſich in die Sache zu miſchen, ohne des Erfolgs gewiß zu ſein, aber das vergißt ſich bis zu meiner Wiedererſcheinung im Comödienhauſe.

Eben ſchickt mir Kirms einen Expreſſen wegen dem Wallenſtein. Du kannſt ihm das Theater-Manuſcript, welches in meiner Stube liegt, ausliefern.

In Stuttgart werden Capitalien zu 5 Procent von der Landſchaft aufgenommen. Ueber das Geld iſt völlige Sicherheit, weil die Landſchaft durch das Land ſelbſt garantiert iſt. Man muß aber binnen 4 Wochen das Geld hinſchaffen. Da die chère mère, wie ich weiß, ihr Geld nur zu 4 Procent ſtehen hat, auch ihre Capitalien ſchnell zurückgezahlt bekommen kann, ſo wäre bei einer groſſen Summe kein unbeträchtlicher Gewinn zu machen, auf jedes zehntauſend, hundert Thaler mehr. Schreibe ihr das doch, und wenn ſie Luſt hat, ſo ſoll ſie unverzüglich an mich hieher ſchreiben. Lebe wohl, liebe Maus, umarme die lieben Kinder, grüße die Chriſtel und die Frau.

Sch.

L. an S. W. (Mittwoch), den 18. März 1801.

Wenn du fleißig biſt und dich nicht ſtören läßt, ſo will ich mich darein ergeben, dich vielleicht gar bis Oſtern zu entbehren; aber wenn ich mir vorſtelle, daß du dich in den Jenaiſchen Clubbs herum drehſt und dir die Zeit rauben läßt, ſo möchte ich freilich lieber, du wäreſt hier.

Sonntag bei Goethe war eine ziemlich anſehnliche Geſellſchaft, die Schrödern und Jagemann unter andern; die Letztere war ſehr artig und gefällig und ſang wunderſchön, die Erſtere zeigte aber recht in ihrer Art, ſich gegen die Jagemann zu betragen, die alte Jungfer, und es betrübte mich ordentlich, da ich ſie letzthin über ihr Urtheil und Billigkeit gegen die Jagemann bewunderte, ſie nun zu ſehen, wie ſie doch dem Gefühl unterlag, daß ſie nichts mehr von allem dem aufzeigen könne, wodurch jene ſich auszeichnet, und zumal ſchien der beleidigte Ton aus der Betrachtung des ſchönen Staats der Andern zu entſtehen, freilich die empfindlichſte Seite für ein eitles Weſen.

Herrn Falk und ſeine Frau habe ich auch dort geſehen, aber er hat gar nicht geſprochen, die Frau iſt ziemlich gemein in ihrer Art ſich zu äußern, ihr Geſicht iſt artig.

Am Montag war ich in der „Ueblen Laune“ von Kotzebue; es iſt doch eins von ſeinen Stücken, wo ſeine Hauptfratzen nicht ſo vorkommen, und da, wo es komiſch gehalten iſt, iſt es luſtig zu ſehen. Aber freilich der Greis von hundert Jahren, der den Uebellaunigen bekehrt, iſt recht fratzenhaft. —

Geſtern war das erſte Liebhaberconcert, wo die Jagemann und Brühl ſchön geſungen haben. Auch H. Schmidt hat ſich hören laſſen, der einen ſehr angenehmen Baß hat, gar nicht das Widrige von einer ſtarken Stimme. Er ſelbſt hat ſich recht gut gezeigt und gefallen. Es iſt kein Geheimniß mehr, daß er aufs Theater will; aber daß die Eltern ſein Unternehmen im Grund veranlaßt haben, iſt ein Geheimniß, und ſie thun nur, als wenn ſie es mißbilligten. Man ſagt, ſie wären banquerott und hätten nichts mehr, um den Sohn zu unterſtützen zu ſeinen ferneren Studien, das wollen ſie aber freilich ſo lange wie möglich verbergen.

Kirms hat ſich noch nicht bei mir gemeldet, um das Stück holen zu laſſen. Die Herzogin hat eine große Sorge, daß es ja auf den Sonnabend geſpielt wird, ehe der Herzog hier iſt, er kommt Sonnabend an, da bleibt ſie auch aus dem Theater. Sie fürchtet hernach, es möchte ſich hinter den Herzog ſtecken, um ſie zu bereden, hinein zu gehen.

Auf dich iſt ſie gar nicht böſe, ſie hat mir es ordentlich verſichern laſſen, ſeit ſie G.'s Billet an Kirms geleſen. Es freut mich nur, daß ſie ihrem Charakter treu geblieben iſt, und ich gönne auch G. dieſe kleine Kränkung. Auch die Vohs hat es gefühlt nach dem, was ich hörte. Der Jagemann iſt es natürlich auch ein Triumph. Die arme Jagemann thut mir ſo leid, weil ihr Bruder in Wien, den ſie ſehr liebt, vielleicht jetzt ſchon todt iſt; ſie hat Nachricht bekommen, daß er ein hitziges Nervenfieber hat, und der Brief ſelbſt gibt wenig Hoffnung. Sie hat bei der Probe der Iphigenie ſo geweint. Ich fürchte mich ordentlich vor der Vorſtellung, denn ſie wird ſo rührend ſein, daß man weiter kein anderes Gefühl mehr braucht, um bewegt zu werden.

Heut Abend nach der Comödie müſſen wir leider noch in Geſellſchaft, denn Einſiedel hat die Chriſtel und mich und die Frau zum Souper eingeladen. Da ich den Einſiedel gern habe, ſo mochte ich es nicht abſchlagen, obgleich mir freilich die Ruhe nachher lieber geweſen.

Die Kinder ſind wohl, das Liebchen ſagt jetzt Papa recht ordentlich und ganz freiwillig. Meyer hat jetzt den Ernſt coloriert, und es iſt ein ſehr freundliches Köpfchen, er hat das Zarte in ſeinem Geſicht nicht gefaßt, aber das Kindliche ſehr gut, dünkt mir.

Karl iſt fleißig und gut und recht folgſam und artig. Adieu, Liebſter, lebe wohl. Ich wünſche immer gute Nachrichten von deinen Geſchäften.

Der chère mère will ich ſchreiben, aber ich weiß doch nicht, ob man ſicher trauen kann, denn die Franzoſen werden ſchon ſorgen, daß das Land auch keine Sicherheit mehr geben kann, denn es iſt fürchterlich, wie ſie die Würtemberger mitnehmen. —

Adieu! Adieu! Alles grüßt. Deine

Lotte.

Mittwoch Abend. (18. März 1801)

Nur ein Wort, Lieber, und einen guten Abend. Ich wollte dir nur ſagen, daß der Chriſtel Bruder gekommen iſt dieſen Mittag.

Er hat ein großes Verlangen, dich zu ſehen. Bis Dienſtag bleibt er hier. Vielleicht könnteſt du einmal in dieſen Tagen oder wir könnten zu dir kommen, denn die Chriſtel gibt ihn nicht gern allein her. Es iſt ein guter ſtiller Menſch, der einem Freude macht. Ich muß aber zum Souper.

Adieu, Liebſter, Beſter, ich umarme dich. Karl grüßt dich, er iſt eben bei meinem Schreibtiſch. — Möge es dir heute wohl gegangen ſein!

Deine

Lotte.

Sch. an L. Jena, 20 März 1801

Es ſoll mir recht angenehm ſein, den Vetter zu ſehen, und da ihm vermuthlich an Jena nicht viel gelegen iſt, ſo will ich etwa auf den Montag hinüber kommen. Kämet ihr aber gerne hieher, ſo iſt es mir nur deſto lieber, und ich gewinne die Zeit des Hin- und Herfahrens für meine Arbeit. Laß mich mit dem Botenmädchen wiſſen, wie du es halten willſt.

Der immerwährende und heftige Wind hat mich ſchon 4 Tage am Ausgehen verhindert, ich habe daher noch Starken nicht geſehen. Wenn ich morgen nicht ausgehen kann, ſo will ich ihn zu mir herbitten und wegen deiner mit ihm reden.

Sonſt befinde ich mich hier ganz wohl, ich habe in den vierzehn Tagen, die ich nun hier bin, alle Nächte gut geſchlafen und bin zu rechter Zeit aufgeſtanden.

Griesbachs habe ich ſeit 12 Tagen nicht geſehen; dieſen Abend bin ich zu einem Concert bei Hufeland eingeladen, wo der Don Juan geſungen werden ſoll. Niethammers beſuchen mich die Abende öfters und ſind ſehr gefällig. Sonſt habe ich wenig Zerſtreuungen und würde in meiner Arbeit weit kommen, wenn die gute Stimmung immer da wäre. Indeß geſchieht jeden Tag etwas, und endlich gelangt man doch zum Ziel. Lebe wohl, ich umarme euch von Herzen. Grüße den Vetter, die Chriſtel und Karolinen.

Dein

Sch.

285

L. an S. Weimar den 21. März 1801.

Ich freue mich, Liebſter, daß es dir wohl iſt; das Wetter iſt nicht freundlich jetzt, doch hoffe ich, auf den Montag[1] ſoll es doch in Jena recht freundlich ſein. Es iſt beſſer, wir kommen zu dir, weil die Zeit, die du unterwegs verlierſt, für uns nicht ſo verloren iſt, und wir haben weniger Verluſt davon als du. Ich denke, wir fahren hier um 9 Uhr fort, ſo können wir hernach bis 6 Uhr Abends dort bleiben. Karl und Ernſt werden mitkommen und freuen ſich ſehr darauf.

Fritz iſt ein recht guter Menſch und erweckt einem das Gefühl des Wohlwollens, aber er iſt noch verſchloſſener wie die Schweſter, und ſieht ſo gedrückt und abgelebt aus, daß er einen betrübt. — Ich habe bei dieſen beiden Geſchwiſtern rechte Betrachtungen über die Erziehungsweiſe gemacht und mich über den Onkel recht geärgert von neuem; denn er iſt allein Schuld daran, daß ſie ſo ſind, weil er ſie ſo viel geprügelt hat. Sie werden niemals zeigen können, daß ſie froh ſind und den Menſchen wohlwollen, weil ſie frühe ſo viel Furcht hatten. Unſre Kinder, die wir gottlob nicht ſo erzogen haben, gehen ordentlich unter denen herum als Weſen anderer Art. Sie zeigen ihr Wohlbehagen und ihren Schmerz, und haben kein phyſiſches Uebelſein zu fürchten. Man ſieht es ihnen ſchon an, daß ſie, weil es ihnen wohlgeht, auch wohlwollende und liebende Gemüther haben.

Dem armen Fritz ſcheint das rauhe Soldatenleben und das Elend, davon er ſo oft Zeuge ſein muß, ſchwer aufzuliegen, und ich möchte recht, man könnte ihm eine andre Laufbahn öffnen. Er hat jetzt die Belagerung von Würzburg mitgemacht, das hat ihn aber ſehr angegriffen.

Dich hat er ſo lieb und hat geſagt, er hätte noch ſo ein lebendiges Bild von dir, weil ihn Niemand noch ſo intereſſiert hatte. Es iſt mir recht lieb, daß du ihn ſehen willſt.

---

[1] Sie kamen ſchon am 22. (an Goethe Nr. 807). Es ſcheint derſelbe Vetter zu ſein, der 1790 ins Kadettenhaus nach Dresden gegangen war (an Körner 2, S. 204). Er wurde ſpäter Forſtmeiſter der Herzogin von Sagan in Wartensleben (Bechſtein, Mittheilungen S. 213).

Meyer iſt recht fleißig, und der gemalte Ernſt wird dir große Freude machen, wie der wirkliche. Heute wird er fertig. Laß doch mein Bild von Griesbachs holen, ich denke, man kann es vom Rahmen abmacken und zuſammenrollen, da will ich's mitnehmen, bei ihnen weiß der Himmel, wo es herumſteht. Hier iſt nichts bedeutendes Neues geſchehen. Mündlich davon. — Der Wolzogen kommt erſt Mittwochs wieder, weil der Herzog in Berlin krank war. Er bekam ſo ſchnelles Brechen, daß es den Shawl der Erbprinzeß von Mecklenburg traf; das hat ihn ſehr verlegen gemacht. —

Du brauchſt nichts weiter zu beſtellen für uns in Jena, ich will Kuchen und kalten Braten mitbringen. Fritz iſt ſo wenig, und mit uns wirſt du keine Umſtände machen.

Ich freue mich ſehr auf den Montag, denn ich habe die Tage, die ich dich nicht ſah, Liebſter, genau berechnet.

Das kleine Liebchen iſt wohl; ich fürchte, es hat zu wenig Bequemlichkeit in Jena, ſonſt ließe ich mich wohl verführen, es mitzunehmen, aber die vierte große Perſon im Wagen mit den drei Kindern iſt zu beſchwerlich. Es hat große Fortſchritte im Gehen gemacht und geht an einer Reihe Stühle ganz allein. Auch ſagt es Papa. Wenn du wiederkömmſt, ſo wird es dir hoffentlich entgegengehen können, wenn es ſo fort macht. Adieu, adieu! Beſter, ich freue mich ſehr, dich zu ſehen. Die Kinder grüßen.

Deine

Lotte.

Weimar den 25. März 1801.

Wir ſind glücklich hier angekommen, ob wir gleich beinahe wieder zu dir gekommen wären, denn wir mußten lange in Jena auf dem Markt halten, weil der Runknagel zerbrach. Es regnete eben ſo heftig, ſonſt wäre ich wieder umgekehrt, ich fürchtete mich beim Fahren und hätte gern die Nacht dort gewartet. Man wird des ſchnellen Hin- und Herkommens entwöhnter und halt es von Weimar aus für eine viel beſchwerlichere Fahrt, als von Jena hierher, wo der Geiſt des Leichtſinns Alles mit ſich fortreißt und man muthiger wird. Ich läugne nicht, ich fürchte mich jetzt viel mehr, des Nachts hierher zu fahren als ſonſt.

Die Kinder haben den größten Theil des Wegs verſchlafen, ich war aber deſto müder, weil ſie beide auf meinem Schooß ſitzen wollten und mich alſo feſt auf einem Platz hielten.

Fritz iſt geſtern fort, ich habe ihn auch ſehr lieb gewonnen, und Mitleiden über ſeine gefährlichen Lagen, und der Wunſch, ihm wohl machen zu können, macht ihn noch intereſſanter. Ich möchte ihn nur mehr handelnd als leidend ſehen, und die Unthätigkeit im geſellſchaftlichen Leben drückt mich an ihm wie an der Schweſter. Doch bei einem Mann verlangt man es weniger, weil man das Gefühl hat, daß er für wichtigere Geſchäfte beſtimmt iſt, aber bei den Frauen iſt es nothwendig, daß ſie lebhaft und theilnehmend erſcheinen. —

Der Onkel iſt mir aber recht fatal; wenn man ſeine Lebensweiſe erzählen hört und ſeine Klagen über Armuth weiß und doch wieder hört, daß er ſich auf das Schändlichſte betrügen läßt von ſeinem alten Bedienten, ſo wird er einem recht verhaßt. Behüte uns nur der Himmel vor einem Beſuch von ihm.

Ich habe geſtern und vorgeſtern den Florentin[1] geleſen, und ich muß geſtehen, er hat mich erfreut, trotz dem Ragout vom Meiſter, Lucinde, Ardinghello, Agnes, Sternbald, iſt doch ein eignes zartes Weſen darin, das einem Intereſſe erweckt. Es iſt artig zuſammengeſtellt, man ſieht auch den Diebſtahl nicht ſo ſichtlich, d. i. abſichtlich, ſondern nur, daß dieſe Ideen ihr ſehr lebhaft waren und ſie keine andre Form des Darſtellens aufſuchen mochte. — Der Held iſt mir fatal, und die Geſchichte von ihm ſelbſt, zumal die Geſchichte ſeiner Liebſchaft in Rom iſt mir ſo widrig. Man ſieht das ungebundene Gemüth der Verfaſſerin, darin ſie ſich aus Freigeiſterei über das Sittliche hinwegſetzt, wie ihre Freunde, die früheren und die ſpäteren, denn Bill und Li haben auch auf gewiſſe Art das Schickliche oft mit Füßen getreten und zum Wenigſten in ihren Raiſonnements es gewollt.

---

[1] Von Madame Veit, Fr. Schlegel's Freundin und ſpäterer Gattin. Briefwechſel 1803 u. 1804.

Es gehören noch mehrere Freundinnen zu dieſem Zirkel von ihr, denn die jetzigen Freunde der Zeit haben ganz plump mit dem Knittel und Fäuſten drein geſchlagen, ſo iſt das ganze Ideen-Gebäude entſtanden, dünkt mir. Und mich wundert es eigentlich, daß manche Dinge nicht ſtärker ausgeſprochen ſind, und ſie hat die zarte Weiblichkeit doch nicht zerſtört in ſich, oder den Ausdruck dafür ſich erhalten. Einen gebildeten Verſtand ſieht man in Allem; nach ihren Briefen von ehedem hatte ich mir mehr Tiefe als Fläche erwartet; aber das Ganze hat etwas ſehr Gefälliges, was einen beſticht, und einen angenehmen Effekt macht.

Die Ausſicht, dich bald wieder bei uns zu ſehen, iſt mir ſehr, ſehr erfreulich. Ich möchte alle guten Geiſter um dich verſammelt wiſſen, um dir dein Werk fördern zu helfen, daß wir dich Dienſtag ſehen, oder vielleicht Montag. Du kannſt hier, wenn du willſt, doch dich ſtill halten, und den Theater-Menſchen, wie Becker, die dich etwa ſtören könnten, wiſſen laſſen, daß du nur Nachmittags nach dem Eſſen zu ſprechen ſeiſt. Du ſollteſt dies überhaupt einführen, denn dieſe kommen eigentlich, wann es ihnen einfällt.

Mit meinem Aufenthalt in Jena würde es nicht ſich thun laſſen. Erſtlich der Kinder wegen, zweitens möchte ich mich doch nicht gern zu viel in Jena repandieren, und dies könnte ich nicht vermeiden, weil du in vielen Geſellſchaften doch warſt. Dann müßte ich hier wieder mein Haus mehr öffnen, und dies wäre für den Beutel wie für die Zeit ſchädlich, da ich hier doch ſchon manche Zeit in Geſellſchaft verleben muß; wenn ich nun auch auswärtige Beſuche hinzurechnen müßte, ſo wäre es zu viel. Dieſe Gründe zuſammen haben mir den Plan unausführbar gemacht, ſo gern ich dich auch geſehen hätte und mit dir geweſen wäre; aber wenn du kömmſt, iſt es am allerbeſten.

Die Herzogin hat deinen Brief an Kirms geleſen und iſt ſehr damit zufrieden; ſie hat geſagt, deiner ſelbſt wegen müſſe man Alles thun, um deine Meinung laut werden zu laſſen, weil du als ein braver Mann bekannt wäreſt, ſo dürfteſt du nicht doppelt erſcheinen. — Sie hat geſagt, ſie hoffe, daß die Menſchen, die es hätten fühlen ſollen, gefühlt hätten, daß ſie nicht gekommen wäre. Sie hatte eine große Sorge unter andern auch, daß du ja nicht möchteſt mit Goethe in Zwiſt kommen. — Die Bohs ſoll abſcheulich geſpielt haben, das Prinzeßchen[1] iſt ſo böſe auf ſie und macht es ihr nach, ſie ſoll auch das zweitemal gar nicht hübſch geweſen ſein, ſagt man.

Nun leb wohl, Liebſter, ich hoffe auf den Sonnabend die Beſtätigung deines Entſchluſſes zu hören. Die Chriſtel war da und freut ſich, daß dir ihr Bruder gefallen hat. Die Kinder ſind wohl, der Er wollte Montag ſchon wieder zu dir. Ich umarme dich.

Deine

Lotte.

Jena, 27. März 1801.

S. an L.

Ob ich auf den Montag mich auf den Weg machen kann, weiß ich noch nicht zu ſagen; leider iſt in den letzten Tagen, ob ich gleich ungeſtört war, nicht viel geſchehen, und ich möchte nicht gern nach W., ja ich ſchämte mich gewiſſermaßen vor mir ſelbſt, ohne doch einen Act bei meinem hieſigen Aufenthalt gewonnen zu haben. Doch wenn ich vier Tage gehörig arbeiten kann, hoffe ich dieſes Ziel zu erreichen. Dann muß ich einen ganzen Tag auf Beſuche rechnen, ich werde alſo wohl mit dem Donnerſtag eintreffen. Ich wünſchte recht von Herzen, es wäre ſchon ſo weit.

Ich ſende dir hier Seckendorfs Taſchenbuch,[2] worin du wenig

---

[1] Karoline.

[2] Leo v. Seckendorf's „Neujahrstaſchenbuch von Weimar für 1801.“

Troſt finden wirſt, es iſt eine traurige Lectüre. An Beckern ſende gleich den Einſchluß. Den Florentin ſende mir doch, ſo bald du ihn ganz geleſen, zurück. Ich war vorgeſtern Abends bei Griesbachs zu Souper geladen, es war niemand da als ein Rudel Studenten, von denen ſogenannten Söhnen. Doch war ich luſtig und hatte gute Laune, ſo daß der Abend heiter verſtrich.

Nun muß ich noch Loders, Paulus, Hufelands ſehen, außer Griesbachs und Niethammers, die ich ohne Abſchied nicht verlaſſen kann. Auch Schelling kann ich nicht wohl unbeſucht laſſen. Es iſt ſo weit vom Garten in die Stadt, und ich habe bei dem immerwährenden Wind mich ſo wenig hinausgewagt, daß ich alle Beſuche, wo ich nicht eingeladen war oder im Wagen abgeholt wurde, unterließ.

Lebe recht wohl mit den lieben Kindern, ſchreib mir gute Nachrichten. Ich umarme dich von Herzen.

Dein

Sch.

Es iſt mir ſehr lieb, wenn du mich auf den Mittwoch abholſt, denn bis dahin hoffe ich ſo weit zu ſein, als ich kommen wollte. Du mußt dich aber entſchließen, den Tag in Geſellſchaft zuzubringen, weil ich noch Abſchied nehmen muß. Dieſer Abſchied wird mir auch durch dein Hierſein weniger läſtig werden. Wenn du dich alſo entſchließen kannſt, außer Niethammers noch etwa Hufelands, Loders, Griesbachs und Paulus zu ſehen, doch jedes nur auf kurze Zeit, ſo hole mich ab; in jedem Falle wünſchte ich Mittwoch früh Nachricht von dir zu haben.

Herzlich grüße ich dich und die Kinder.

J., 30. März 1801.

Dein

Sch.

L. an S. Dienſtag Nachmittag (31. März 1801).

Ich werde mich morgen um 11 Uhr aufmachen und hoffe gegen zwei Uhr in Jena zu ſein. Ich freue mich ſehr, daß du einen

Tag früher kommt, als ich anrechnete. Zu Griesbachs und Niethammers wollte ich ohnehin gehen; wie weit mich alsdann meine Füße noch tragen, wird das Schickſal entſcheiden. Und wenn ich nicht zu müde bin, ſo begleite ich dich an die andern Orte auch. Ich freue mich, den ſchönen Frühlingstag morgen recht zu genießen, wenn es ſo bleibt wie heute. —

Es iſt hier ſo grün und freundlich ſchon, daß man beſtändig in der Luft ſein möchte. Die Kinder genießen die Luft auch recht. Adieu! Adieu! Dieſer Brief wird nicht viel früher als ich kommen. — Seckendorf geht morgen nach Jena und wird dich früh beſuchen. Er reiſt ganz ab von hier in weniger Zeit.[1] Alſo auf morgen.

Deine

Lotte.

Sch. an L. (Ende Juli oder Anfang Auguſt 1802).[2]

Es thut mir recht leid, wenn ich dich heute wieder nicht ſehen ſollte, und doch kann ich bei der großen Hitze das Ausgehen nicht rathen. Vielleicht holt Goethe mich dieſen Abend im Wagen ab, und ich kann dich alsdann in der Stadt ſehen. Geſtern Abend war ich dir näher, Goethe fuhr mit mir ſpazieren und wir aßen in ſeinem Garten draußen, unter den Bäumen. Ob es gleich kühl war, ſo hat es mir doch nichts geſchadet.

Lebe wohl, liebe Maus, halte dich nur ruhig. Küſſe die Kinder.

Sch.

---

[1] Nach Regensburg, von wo vor dem 28. Juni ein Brief an Sch. einlief (Briefw. 821). Seine Stellung als Regierungs-Aſſeſſor in W. hatte er mißvergnügt (vielleicht wegen Herder ſ. Nachl. 2, S. 237) aufgegeben.

[2] Von Lottens Hand iſt dieſem Billet, das ſie lange Zeit in der Taſche mit ſich herumtrug, beigefügt: „Sommer 1802." Es iſt alſo nach Goethe's Rückkehr von Lauchſtädt und vor ſeiner Reiſe nach Jena geſchrieben (Briefw. 870 und 71), als Sch. ſich von ſeinem krampfhaften Huſten, der auch ſeine Frau befiel (an Körner 4, S. 287), eben erholt hatte. Vielleicht war er nach Oberweimar geritten.

202

S. an L. Weimar, 18. Aug. 1802.

Die Ananas iſt wohl erhalten angelangt und hat vortrefflich geſchmeckt, ganz beſonders aber hat ſie Herrn Ernſts Beifall gefunden.

Das Andenken der guten Fürſtin von Sondershauſen[1] erfreut mich ſehr, ich werde mich ihrer ſtets mit größter Theilnahme erinnern.

Der Fürſt von Rudelſtadt hat mich vor einigen Tagen ſehr angenehm überraſcht, ich bedauerte aber, daß er ſo ſchnell wieder wegeilte. So leid es mir thut, daß du einige Tage länger ausbleibſt, ſo kann ich dirs doch nicht verdenken. Unterdeſſen wird es hier im Hauſe[2] auch nach und nach ordentlich und du findeſt das Meiſte gethan, wenn du kommſt. Wir haben uns in dieſen heißen Tagen ſehr wohl befunden, mein Huſten hat mich verlaſſen, und ich fühle mich ſo geſund, als ich nur ſein kann. Die Eſelsmilch habe ich jetzt einmal getrunken, ſie beſchwert mich nicht, obgleich die Hitze mir nicht erlaubt, viel Bewegung zu machen. Ich bin nur einige Abende im Park geweſen, wo ich der Kalb und der Amalie[3] begegnete. Etwas weniges habe ich auch gearbeitet[4] und komme nach und nach in die Stimmung.

Die Kinder machen mir viel Freude. Das Karolinchen iſt allerliebſt und äußerſt erfinderiſch in Tournüren, wenn ſie gern etwas haben möchte und nicht fordern darf. Sie erzählt viel von der Mama, die in Rudeltat ſei und Sachen mitbringen werde. Bei Tiſche ſtößt ſie jeden Tag ihr Glas an und läßt Mama leben.

Ernſt hat ſeine große Noth mit den Gewittern und ſucht durch Fragen aus mir herauszulocken, ob er für ſeine Haut was dabei zu fürchten habe. Er beſchäftigt ſich übrigens ſo gut er kann und iſt nur einmal bei Ihnen zum Beſuch geweſen. Er hat mir einen Brief an die Mama diktiert, dem du es anſehen wirſt, daß er gewiſſenhaft aus ſeinem Munde nachgeſchrieben iſt.

---

[1] Wilhelmine Friederike Karoline Prinzeſſin von Schwarzburg-Rudolſtadt, geb. den 21. Jan. 1774, ſeit dem 23. Juni 1799 mit dem Fürſten Günther Friedrich Karl zu Schwarzburg-Sondershauſen vermählt.

[2] Dem neu gekauften.

[3] Von Imhof, die bald darauf nach Dresden reiſte.

[4] An der Braut von Meſſina (Briefw. 873).

Die Frau hat geſchrieben,[1] ſie befindet ſich wohl. Sonſt iſt nichts neues eingegangen.

Herzlich umarme ich dich und grüße chère mère aufs allerbeſte.

Schiller.[2]

Weimar 10. October 1803.[3]

Wenn die chère mère 10 Tage länger hier geblieben wäre, ſo hätte ſie, zwar kein goldenes Würſtchen, aber doch das Aequivalent davon ankommen ſehen, das ich dieſen Vormittag erhalte. Dießmal ſind es Wieneriſche Bankzettel, die nach Abzug des darauf zu erleidenden Verluſtes (denn von jedem 100 gehen 27 verloren) etwa 100 Carolin betragen können, wenigſtens in Wien ſo viel gelten. Der Schatz hat uns alſo doch in gutem Gedächtniß, nur will er, wie es ſcheint, ſeinen eignen Weg einſchlagen und ſich an nichts beſtimmtes binden. Auch das iſt gut, daß wir nun das Mittel gefunden haben, ihn an uns zu erinnern, und daran wollen wir es künftig nicht fehlen laſſen, ſo oft es etwas an ihn zu ſchicken gibt.[1]

---

[1] Aus Paris, wohin ſie ihrem Gemahl, dem Begleiter des Erbprinzen, gefolgt war.

[2] Die 4 letztern Briefe aus Lauchſtädt, im Juli 1803 geſchrieben, ſind von Frau v. Wolzogen in Schillers Leben S. 304—9 abgedruckt mit folgenden Veränderungen:

S. 306 Z. 12 und ſonſt überall ſchreibt Sch. ſtatt „Caroline" „der Frau". Z. 13 ſtatt „liebes Kind" „liebe Maus". Ebd. Z. 2 v. u. ſchreibt Sch. „die erſtaunlichen Longueurs", woraus Frau v. W. „die longueurs" gemacht hat.

S. 307 Z. 6 „die Jagemanns" nicht „die Jagemann" (es ſind wohl beide Schweſtern gemeint).

Z. 13 „Niemeiers" nicht „Niemeyers", ebenſo S. 309 Z. 5.

Z. 17 „doch noch" nicht „doch".

Z. 27 „wollte" nicht „wollten". Daß Jenes richtig iſt, erhellt aus dem Briefw. 908.

Z. 6 v. u. iſt folgender Satz geſtrichen: „Aus Weimar iſt die Oberhofmeiſter Stein und ihre Mutter hier, auch die Pannewitz aus Berlin ihre Schweſter. An ihnen finde ich doch wenigſtens eine Bekanntſchaft, mit der ich im Salon von bekannten Perſonen und Sachen ſprechen kann, denn ſonſt iſt außer dem Theater nichts von weiblicher Welt aus Weimar hier."

S. 308 Z. 8 ſtatt „liebes Kind" lies „liebe Maus".

S. 309 Z. 2 nach „ich" lies „von Hn. Gren."

Z. 8 nach „geübt" lies „und tüchtig aufgeſchüttelt. Ich genieſſe aber überhaupt hier wenig, weil ich mich ſo am beſten vor den Krämpfen ſchütze."

S. 309 Z. 21 ſtatt „Halliſche" lies „halleniſche".

[3] Vgl. den an demſelben Tage geſchriebenen Brief an Körner 4, S. 313 und das undatierte Billet an Goethe (Briefw. 921), das am 1. October, dem Tag nach der Hauptprobe des Julius Cäſar, geſchrieben ſein muß. Sch. begleitete ſeine Schwiegermutter und Frau bis Jena und blieb einige Tage (wahrſcheinlich bis zum 6.) dort in Goethe's Zimmern auf dem Schloſſe, um am Tell zu arbeiten.

---

[1] Schon am 28. Aug. 1802 ſchrieb Dalberg, der nunmehrige Kurfürſt Erzkanzler: „Ihr Brief hat mich unausſprechlich gefreüt! oft hat ſich mein Geiſt an „dem ihrigen geſtärkt: oft ergözten mich die Ergießungen Ihrer erhabnen und „leichten Muſe; entflammten in mir die Liebe des ſittlich ſchönen und guten! und! „dann beſchlich mich der Wunſch Teütſchlands Dank dem erſten teütſchen Dichter „dereinſt zu entrichten: näher bin ich an dem Ziel (doch ſehr unter uns geſagt), geſichert iſt es nicht ganz! Doch bald hoff' ich ihnen das zu werden, was „ich von ganzer Seele wünſche. Ich empfehle mich dem Andenken Ihrer fürtreflichen Gemahlin, und bin

Ihr aufrichtiger treuer Freund
Aſch. den 28. Aug. 1802. Karl.
Für Fr. v. Kalb werd' ich mich beſtens verwenden."

Nach dieſer Erneuerung des „alten Engagements" (an Körner 4, S. 300) hatte Sch. Dalberg die Braut von Meſſina zugeſandt, für die dieſer aus Regensburg am 3. März 1803 in folgendem Briefe dankt: „Werteſter Freünd! Ihr „Andenken und das Andenken ihrer fürtreflichen Gemahlin und geiſtvollen Schwägerin freüen mich ſehr. Indem ich ihren hohen Genius bewundre, ſchätze ich „noch mehr die reine Liebe der Tugend und Wahrheit die in ihren Schriften „athmet und aus Ihrer ſchönen Seele quillt.

„Fahren ſie fort edler Mann! die Zierde unſeres Vaterlands und Zeitalters zu ſeyn; ich bin von Herzen

Ihr wohl affectionirter
„Regensb. den 3. Merz 1803. Freünd Karl.
„Ihren Brief und Meiſterwerk erhielt ich geſtern."

Die Geldunterſtützung, welche Frau v. Wolzogen in Sch. Leben 2., 316 im Allgemeinen erwähnt, gab wohl mit Anlaß zu den ſchönen Strophen, womit Sch. am 25. April 1804 die Ueberſendung des Wilhelm Tell begleitete (Werke 2, S. 419). Eine weitere poetiſche Huldigung lehnt Dalberg in folgendem Briefe ab: „Hochwohlgebohrner Herr Hofrath! Sehr ſchätzbar wäre mir die angebrachte

Liebchen[1] wird bei der chère mère ſich recht wohl befinden, und die Ruhe von einigen Monaten wird auch dir wohl thun, daher ich das gute Mäuschen gern ſo lang entbehre, wenns der chère mère Vergnügen macht.

Wir befinden uns wohl, nur Karl leidet an ſeinen Würmern und hat einen Huſten, der ihn zu Hauſe einſperrt. Es iſt derſelbe Huſten, mit dem krampfhaften Reiz, den er ſchon oft gehabt, ich laſſe ihn heute etwas dagegen brauchen. Carolinchen iſt ſehr vergnügt und lobt mich in einem fort, daß ich ſein höfliches Hofrätchen ſei. Auch Ernſtchen iſt wohl auf und meint aber, die Mama könnte wohl auch wieder kommen.

Ich war geſtern am Hofe, wo ich die Stein ſah und recht geſund gefunden. Die Brachmann[2] habe ich in Jena einmal in großer Geſellſchaft geſehen und dieſes ſchreckliche Abentheuer mit Noth, aber doch glücklich überſtanden. Freilich habe ich ſie mit kaltem Waſſer begoſſen heimgeſchickt, ſie wird mich nicht loben, aber ich konnte mir nicht anders helfen, denn um jeden Preis mußte ich mir dieſes Geſpenſt vom Halſe ſchaffen.

Sonſt iſt hier nichts Beſonderes vorgefallen, Becker hat die Mad. Müller geheirathet. Die Fritſchin[3] iſt nicht mit nach Dresden,[4] weil ſie ſchwanger iſt und der Doctor es nicht erlaubte. Fritſch wird mit dem alten Gore von Dresden zurückkommen und Einſiedeln dort bei der Herzogin laſſen.

Bleibe geſund, liebes Herz, grüße die chère mère recht ſchön

„Ehre! Aber Schillers erhabne Muſe huldige der Tugend; und keinem ſterb-
„lichen; dies iſt der Wunſch
„Rud. d. 6. July Ihres Freündes
1804. Karl.

[1] Karoline.

[2] Die Dichterin Louiſe Br., welche nach dem Tode ihrer Eltern 1803 eine Zeitlang in Jena lebte.

[3] Geb. Fräulein v. Wolfskeel, Hofdame bei der Herzogin Mutter.

[4] Wohin die Herzogin am 6 abgereiſt war (Knebels Briefw. mit ſeiner Schweſter Nr. 182 und 183).

und auch Gleichens. Sage dem Kleinen, daß ich mich ihres Muthstreue und an ihrem Zuſtand[1] den innigſten Antheil nehme.

Dein

Sch.

Weimar 13. October 1803.

Es geht noch Alles gut bei uns, außer daß Karl ſeinen Huſtenreiz noch nicht verloren, doch iſt er beſſer und ich laſſe ihn bei dem übeln Wetter nur nicht ausgehen. Liebchens Geburtstag wollen wir bei deiner Zurückkunft feiern. Meinen Brief wirſt du durch die Poſt erhalten und über ſeinen guten Inhalt dich mit der chère mère gefreut haben.

Geſtern iſt der Paraſit zum erſtenmal gegeben worden und man hat ſich ſehr darüber gefreut. Becker ſpielte mit recht vieler Laune und alles wurde luſtig, wenn er nur auftrat. Zimmermann ſpielte aber ſchlecht und es war ein Glück, daß der Böſewicht im fünften Akte entlarvt und beſtraft wurde. In dem Augenblick, da dieß geſchah, entſtand ein allgemeiner Jubel und lautes Klatſchen über die poetiſche Gerechtigkeit. Der Herzog war beſonders erfreut über das Stück, denn er genoß einer doppelten Satisfaction, die franzöſiſche Comödie triumphieren zu ſehen und die linkiſche Art ſeiner deutſchen Schauſpieler tadeln zu können. Ich erwarte heut zu ihm geholt zu werden, denn er beſtellte mich geſtern in der Comödie zu einer Berathſchlagung wegen der neuen Litt. Zeitung, wobei er einige Bedenklichkeiten, G** wegen, findet. Es iſt mir keine angenehme Sache, wie du denken kannſt, denn die Umſtände ſind ſo, daß wirklich nicht Rath zu finden iſt. Vielleicht finde ich aber Gelegenheit, mein Wort wegen der Univerſität bei ihm anzubringen. Für Niethammern laſſen ſich die Sachen gut an, nun will ich ſehen, was für Hoven zu thun iſt. Er hat über beide ſchon ſelbſt mit mir angefangen.

---

[1] Sie war mit ihrem Sohne Adelbert in der Hoffnung.

[2] An Körner 4, S. 343. Hovens Leben S. 380 f.

Deiner Zurückkunft auf den Montag freuen wir uns ſehr. Wenn das Wetter nicht ſo ſchlecht iſt, will ich dir den Rudolph ſchicken, rechne aber nicht für gewiß darauf, und richte dich wenigſtens auf einen andern Begleiter, wenn er nicht käme, denn ich weiß auch nicht, ob ich ihn auf den Sonntag entbehren kann.

Tauſend herzliche Grüße an die chère mère. Ich freue mich auf die gute Fürſtin v. Sondershauſen. Gleichens und der Chriſtel ſchöne Empfehlungen.

Lebe wohl, liebes Herz, und komme recht geſund wieder.

Dein

Sch.

L an S Jena den 20. Auguſt 1804.

Die erſten Zeilen, die ich jetzt ſchreibe, ſind an dich, Lieber, gerichtet! Ich muß mein Gefühl zuſammenhalten, um die Ruhe mir zu erhalten, die mir jetzt noch nöthig iſt, denn es liegt ſo manches Trübe hinter uns, ſeit wir hier waren,[1] das vorüber iſt, Gottlob! — Du fehlſt mir jetzt wie immer, doch hoffe ich, daß es dir beſſer war, den Ort zu verändern, da du auch ſo manche Erinnerung an vergangene Uebel in deinem Zimmer hatteſt; ſo begreife ich, wie deine jetzigen Umgebungen dir heilſamer ſind und will gern die Trennung der wenigen Tage (die ich doch im Stillen oft zähle) ertragen. Ich hatte Sonntag Abend noch arges Reißen im Kopf und Zähnen und ſchlief die Nacht wenig, geſtern war der Kopf wohl ein Bischen angegriffen, aber Tropfen vom Stark haben mir eine ruhige Nacht gemacht, und heut iſt nur der Backen noch ein bischen dick, aber kein Schmerz mehr. Ich könnte ausgehen, wenn die Luft nicht ſo ſcharf wäre, und ich möchte mich auch gern für Donnerstag ſchonen. Die Familie iſt wohl, die kleine Emilie[2] ſchläft ruhig und ſchreit weniger und iſt behaglich, Karoline iſt wohl und plappert nach ihrer Weiſe. —

---

[1] Nach dem harten Krankheitsanfall zu Ende Juli.

[2] Geboren am 25. Juli.

Ich wollte dich noch bitten, es zu arrangieren, daß aus meiner Schlafſtube eine Klingel geführt wird, es könnte der wenigern Umſtände wegen von außen der Draht geführt werden nach der Schlafſtube der Leute; die chère mère hat eine Angſt, daß ſie mich allein weiß, ohne jemanden errufen zu können, und ſie hat mir ſehr anbefohlen, dir es ja zu ſchreiben. —

Die Frau will auch Freitag kommen nach Weimar. Sollſt du vielleicht erfahren, daß der Courier früher wie Freitag abgeht,[1] ſo müßte ſie früher kommen, und in dem Fall, daß ſie Donnerstag gehen müßte, ſo würde ich dich bitten, den Wagen mir erſt Freitag zu ſchicken, weil die chère mère erſt Freitag geht und ich ſie doch nicht allein hier wiſſen könnte. Ich ſähe dich leider einen Tag ſpäter, als ich möchte und könnte die chère mère auch nicht allein laſſen; doch hoffe ich, es bleibt bei unſern alten Arrangements. Es iſt nur dieſer Fall möglich, daß der Courier früher ging. Karl und Ernſt ſind, hoffe ich, wohl und ſind ſchon wieder bei Herrn Eiſert[2] eingewohnt. Grüß' ſie herzlich. Adolf iſt ſehr betrübt, hier allein zu ſein. Ich denke mir ſchon die Zeit jetzt, wo ich meine Söhne doch hergeben muß und mit den Töchtern allein haushalten. —

Ich ſchließe dich an mein Herz, theurer Geliebter! Gib mir gute Nachricht von dir, denn mein Herz bedarf das Gefühl, daß du wohl biſt. Alles grüßt dich herzlich.

Deine treue

Lotte.

Dieſen Abend wird Knebel mit ſeiner Hälfte den Thee bei uns trinken.

L. an S. Weimar 21. Auguſt 1804.

Die Ruhe, die um mich her iſt, und die größere Bequemlichkeit thun mir wohl, obgleich es mir ganz fremd vorkommt, mich ſo allein und von euch abgeſchnitten zu ſehen. Die kleinen Anordnungen, die ich noch im Hauſe zu machen habe, eh du kommſt, beſchäftigen mich auf eine angenehme Weiſe, das Kabinetchen iſt ſchon gedielt, auch der Chriſtine ihre Kammer wird ordentlich und bewohnlich eingerichtet. Die Kinderſtube iſt jetzt recht comfortable, und auch das Schlafzimmer daran. Zu dem harten Sopha laſſe ich aus Pferdehaarkiſſen, die ich noch vorräthig hatte, eine neue gute Matraze machen, zwei eichene Commoden und zwei neue eichene Tiſche hinein ſetzen, die andern ſchlecht conditionierten Tiſche von Buchenholz werden neu fourniert und gebeizt. Ein recht ſchönes Nachttiſchchen von Mahagony ſteht ſchon für dich bereit und auch noch ein kleines Theetiſchchen mit einem lakierten Blech. Die Sopha- und Stuhlkappen aus den guten Zimmern laſſe ich waſchen, wie auch die Vorhänge aus dieſen vorderen Stuben, die ich nun für mich nehmen werde.

---

[1] Nach Petersburg.

[2] Ihrem Lehrer.

Frau v. Stein wollte dich geſtern mit der Göchhauſen beſuchen, es war ſchon alles dazu beſtellt, aber der kalte Wind hat ſie abgeſchreckt. Der Prinzeſſin habe ich meinen Gevatterbrief geſchickt und lege ihre Antwort bei.[1]

Geſehen habe ich hier noch keine Seele, den Profeſſor Voß ausgenommen.[2] Mein Befinden iſt noch das alte, doch bin ich ſchon zufrieden, daß die Kälte es nicht ſchlimmer gemacht hat.

Das Käſtchen mit dem Déjeuner, welches ich neulich nicht mitnehmen konnte, laß dir empfohlen ſein, es ſind Kleinigkeiten von Werth darein gepackt, wie der Ring von Brillanten[3] ꝛc.

Chère mère und die Frau grüße herzlich von mir und die Fräuleins. Adolph und Schweſterchen laſſen die Brüder grüßen.

Wenn das Wetter nicht beſſer wird und ich mich nicht leichter befinde, ſo werde ich auf den Donnerſtag ſchwerlich mitkommen.

---

[1] S. die Beilage und Briefw. von Knebel mit ſ. Schweſter Nro. 204.

[2] Briefe von Heinrich Voß S. 21.

[3] Den er vom König von Schweden bekommen hatte.

käme Regenwetter, ſo ſchickte ich den Wagen nicht, weil dir die Reiſe ſonſt ſchaden könnte. — Empfiehl mich Griesbachs ſchönſtens.

Durch die Botenfrau laß mich doch Nachricht haben, wie dirs geht und der Kleinen. Herzlich umarme ich dich.

Dein

S.

Weimar den 20. Dez. 1804.

Lolo iſt ſeit einigen Tagen mit Krämpfen geplagt und etwas angegriffen, darum trägt ſie mir auf, chère mère zu grüßen und Nachricht von uns zu geben. Das Wetter und die Jahreszeit nimmt uns alle ſehr mit; auch Karoline war einige Tage nicht wohl, und mich plagt noch der heftige Katarrh, daß ich alle Geduld verlieren möchte. Gottlob die Kinder ſind ganz wohl und grüßen ſchön. Möchte chère mère auch recht geſund und munter das neue Jahr antreten!

Wolzogen hat mir meinen Ring um 500 Rthlr. ſächſiſch angebracht, womit ich höchlich zufrieden bin. Ich kann nun der chère mère die 600 Rthlr., die ich ſchuldig bin, zurückzahlen; ſie liegen parat und je eher Sie ſie verlangen, deſto lieber iſt mir's. Sie brauchen uns alſo fürs erſte kein Geld zu ſchicken, weil wir es an den 600 Thalern abziehen können.

Wir grüßen die chère mère tauſendmal und empfehlen uns den Freunden aufs beſte.

Schiller.

Beilage.

Werden Sie mir verzeihen, gnädigſte Prinzeſſin, daß ich mir die Freiheit genommen habe,[1] Sie als Pathin meiner kleinen Emilie zu nennen? Die innigſte Ergebenheit und herzliche Verehrung, die ich Ihnen, beſte Prinzeſſin, gewidmet habe, ſoll in dieſem lieben Kinde fortleben und Ihr Name ſich an meine ſchönſte Freude anknüpfen.

---

[1] Bei der Taufe am 7. Auguſt in Jena.

Weimar, 20. Aug. 1804 **Schiller.**

Ich kann Ihnen die Freude nicht beſchreiben, die Sie mir durch Ihr gütiges, theueres Zutrauen machen, das Sie mir auf eine ſo angenehme Art bewieſen, indem Sie mich ſchon ohne mein Vorwiſſen mit Ihrem lieben Kinde verbunden haben.

Möchten mein Antheil und mein Seegen dem lieben Kinde heilbringend ſein und ich Ihnen jemals meine ganze innige Hochachtung und Dankbarkeit beweiſen können.

Karoline.

Sie haben die Prinzeß ſehr glücklich gemacht: nicht allein mit der Pathenſtelle zu Ihrer lieben Tochter, ſondern auch, Sie geſund und wieder hier bei uns zu wiſſen. Auch die guten Nachrichten, die Sie uns von Ihrer Frau Gemahlin geben, erfreuen uns ſehr.

Empfangen Sie meine beſten und herzlichſten Glückwünſche, mit der Verſicherung meiner vollkommenſten Hochachtung.

Henriette v. Knebel.

III.

Charlottens Wittwenſtand und der Dank der Nation.

In Schillers letzter Krankheit zeigte ſich noch am 7. Mai ein Hoffnungsſtrahl, wie folgendes Billet Wielands beweiſt.

Gnädige Frau! Das Wichtigſte und Angelegenſte, was ich zu hören wünſchte, haben Sie mir geſagt, indem Sie die Güte hatten, mir zu melden, daß Ihr Herr Gemahl ſich heute wieder beſſer befindet. Sobald ich Gewißheit habe, daß Er ohne die geringſte Beſchwerde einen Beſuch von ſeinem alten Freund annehmen kann, werde ich um Erlaubniß bitten mich unmittelbar ſeiner Wiederherſtellung zu erfreuen.

Empfangen Sie meinen wärmſten Dank für das köſtliche Geſchenk, ſo Sie, im Namen ſeines Schöpfers, mir zu machen die Güte haben. Ich kenne in keiner mir bekannten Sprache ein Dichterwerk, das an die Schönheit und Vollkommenheit dieſes lyriſchen Spiels[1] reicht. Ich habe es mit unſäglichem Vergnügen gehört und geſehen, und werde, da ich durch Ihre Freundſchaft nun im Beſitz deſſelben bin, es ſo oft leſen und wieder leſen, als ich meiner Seele den reinſten und ſüßeſten Genuß, deſſen ſie Dank ſei dem Himmel! noch ſo fähig und vielleicht noch fähiger iſt als vor 50 Jahren, verſchaffen will.

---

[1] Die Huldigung der Künſte.

Herrn Beckers Erklärung befreit mich von keiner geringen Unruhe und iſt mir daher ſehr willkommen.

Geruhen Sie, verehrteſte Frau, die Auslegerin meiner Empfindungen bei unſerem theuern Schiller zu ſein, und nehmen Sie mit der Ihnen eigenen Herzensgüte die Verſicherung der ungefärbten und tiefgefühlten Hochachtung auf, womit ich Ihnen lebenslänglich zugeeignet bleiben werde.

Den 7. Mai 1805. **Wieland.**

Unter den vielen Troſtbriefen, worin ſich der Schmerz ihrer Freunde ausſprach, verdient die erſte Stelle folgendes Billet der verewigten Großfürſtin Marie, der Gemahlin des damaligen Erbprinzen.

Madame! J'ai passé hier à votre porte; je n'ai pas voulu entrer sentant combien ma présence aurait pu vous gêner: mais Madame, permettez-moi de vous témoigner au moins la vive part que je prends à la perte qui nous afflige tous, et de choisir en même tems cet instant non pour vous parler de consolations, votre état n'en comporte pas et n'en peut recevoir aucune, mais pour vous entretenir des objets sur lesquels repose toute votre tendresse dans ce moment-ci. Vos enfans existent, Madame, et plus que jamais ils ont besoin de vous: voudriez-vous bien m'accorder la préférence sur tout autre pour remplir à leur égard vos intentions? Il me sera bien doux de recevoir de vous le soin d'un dépôt si précieux et de pouvoir vous prouver les sentimens sincères que je vous porte et que j'ai à jamais voués à votre époux. Pardonnez-moi, Madame, l'indiscrétion dont j'use en vous écrivant ceci, mais il importe trop à mon coeur d'avoir la certitude que vous voudrez bien me choisir comme la personne en qui vous aurez dans la suite de la confiance, pour différer de vous communiquer le voeu que j'ai formé.

Marie.

Dieſes Gelübde hat die edle Frau ihr Leben hindurch treu erfüllt und Lottens Vertrauen nie getäuſcht.

Frau von Stael ſchrieb Folgendes:

Je suis bien touchée de votre billet, my dear madam: croyes que j'ai été plus émue pour vous que je n'osais l'exprimer de peur de vous faire du mal. Donnez-moi de vos nouvelles, aimez-moi, je vous reverrai je l'espère et vos enfants et vous, et le noble souvenir qui vous entoure s'unit à mes plus chères pensées. Peut-être mon père est-il avec Shiller? Dear madam, je vous serre contre mon coeur.

V. Stael de (Coppet).

Der treue Freund des Verewigten Cotta ſchrieb nachſtehenden Brief:

Leipzig, den 12. Mai 1805.

So war denn meine Ahnung wirklich wahr, und es war das letzte Lebewohl, das ich unſerem verewigten Freunde ſagen konnte! Allmächtiger, wenn mich der Schmerz über dieſen unerſetzlichen Verluſt beinahe niederdrückt, wie muß es erſt Ihnen, theuerſte Freundin, ſein, da Sie in ihm Alles verloren, da Sie nur in ihm und für ihn lebten. Worte des Troſtes gibt es hier keine. Selbſt der Blick in die Zukunft iſt nicht mildernd, wenn er nicht mit dem Glauben an eine ewige Fortdauer verbunden iſt. Dieſen Glauben theilen Sie gewiß mit mir, und wenn er in den erſten Momenten nicht Stärke genug hat das Markverzehrende des herben Schmerzes zu lindern, ſo hoffe ich, die Mutter wird die Gattin ſoweit zur Faſſung bringen, daß die armen Kinder nicht einen doppelten Verluſt zu erleben haben. Ja, beſte Freundin, ich ſpreche zur Mutter, wenn ich hoffen darf, daß Sie ſich zu faſſen wiſſen. — Was kann nicht Mutterliebe über den Menſchen. Sie werden ſich daher Ihren Kindern erhalten. Laſſen Sie mich nach meinen Kräften denſelben Vater ſein. Die Erziehung der beiden Knaben, wünſchte ich, überließen Sie mir; ich würde ſie mit mir nehmen, und damit Ihnen dies nicht ſchwer würde, wie wäre es, wenn Sie zu uns nach Schwaben zögen? — Wir wollten dann im Andenken an unſern Freund und in der Erziehung ſeiner Kinder unſere trauernden

Tage dahin bringen. — Ueber alles Uebrige ſeien Sie ohne Sorgen; — ich habe hierüber Pläne genug. —

Da Sie nun dringende Ausgaben haben werden, ſo bitte ich für jedes Bedürfniß p. Wechſel auf mich zu ziehen. —

Samſtag oder Sonntag nach Himmelfahrt können wir unſerm gepreßten Herzen durch gegenſeitige Mittheilung einige Linderung geben! Der Himmel ſchenke Ihnen Kräfte, daß ich Sie wohl antreffe. Er möge uns Muth geben, Alles zu tragen! —

Könnten Sie ſich genug faſſen, mir einige Zeilen zu ſchreiben, ſo würde mich dies ſehr tröſten. — Noch weiß ich blos von Dritten, daß unſer Freund nicht mehr unter uns iſt.

Ich freue mich in dem Gedanken, daß Sie mich unter Ihre treueſten Freunde zählen!

Mit der innigſten Verehrung

Ihr

Cotta.

W. v. Humboldt ſchrieb tief erſchüttert aus Rom 20. Juli 1806 an Friedr. Aug. Wolf:

20. Juli 1806.

Sie ſchreiben mir viel von Goethe, was mich herzlich freut, aber kein Wort von Schiller, ob Sie ihn noch ſahen, oder nach ſeinem Tode in Weimar waren. Mich hat ſein Tod unendlich niedergeſchlagen. Ich kann wohl behaupten, daß ich meine ideenreichſten Tage mit ihm zugebracht habe. Ein ſo rein intellektuelles Genie, ſo zu allem Höchſten in Dichtkunſt und Philoſophie ewig aufgelegt, von ſo ununterbrochenem edlem und ſanftem Ernſt, von ſo parteilos gerechter Beurtheilung, wird eben ſo wenig in langer Zeit wieder aufſtehen, als eine ſolche Kunſt im Schreiben und Reden.

Sie, der Sie ihn oft und gerne ſahen, theurer Freund, fühlen es gewiß gleich ſtark mit mir.

Humboldt.

Welchen Eindruck die Todesnachricht in Berlin auf die Königin machte, zeigt der nachſtehende Brief des Arztes Hufeland:

Berlin, den 23. Mai 1805.

Verehrteſte Frau Hofräthin!

Mit tiefer Wehmuth ſchreibe ich Ihnen dieſen Brief. Wie viel haben wir, wie viel haben Sie verloren! Wie verwaiſet kommt mir der beſſere Theil der Menſchheit vor. Ein guter Genius iſt von ihr gewichen! — Wenn etwas tröſten kann, ſo iſt es gewiß der Gedanke, daß ſo viel Tauſende mit Ihnen um ihn weinen, und daß ſein Andenken in dem Herzen ſo vieler Tauſende fortlebt, und ſein Geiſt unter uns bleibt.

Die Königin, die unbeſchreiblich von dieſem Verluſt gerührt war, hat mir ausdrücklich aufgetragen, Ihnen ihre innigſte Theilnahme zu bezeugen, und wie ſehr ſie wünſche, etwas zu Ihrer Tröſtung und Aufheiterung beitragen zu können. — Hatte nicht der Verewigte den Plan, einen ſeiner Söhne dem Kriegsdienſte zu widmen? Wäre dies, ſo würde ſich jetzt die beſte Gelegenheit dazu darbieten, und ich würde Sie bitten, mir nur ein Wort darüber zu ſchreiben.

Meine Frau empfiehlt ſich mit mir Ihrem wohlwollenden Andenken. —

Gott erhalte Ihre Geſundheit zum Troſt Ihrer Kinder und zur Freude Ihrer Freunde.

Mit innigſter Hochſchätzung

der Ihrige

Dr. Hufeland.

Aber am werkthätigſten bemühte ſich der frühere Hofmeiſter in dem Dachrödenſchen Hauſe, Rath Zacharias Becker in Gotha, um die Familie ſeines Freundes. Denn ſeinem unabläſſigen Bemühen gelang es, die bedeutendſten Theater zu Feſtvorſtellungen zu bewegen, deren Ertrag als ein Dank der Nation für Schillers Hinterbliebene betrachtet werden ſollte, und auf das Eifrigſte unterſtützte beſonders Iffland[1] ſeine

---

[1] Von Iffland haben ſich mehrere Briefe erhalten, aus denen u. a. hervorgeht, daß Schiller im J. 1803 an einen Oedipus und Heinrich den Löwen dachte. Während Schillers Aufenthalt in Berlin ſchrieb er ihm folgende Billets:

Beſtrebungen. Einen verlorenen Brief Lottens, der wahrſcheinlich an die Aeußerung Hufelands anknüpfte, beantwortete dieſelbe im folgendem Schreiben:

Leipzig, 30. Juni 1805.

Am Abend meiner Abreiſe aus meiner drangvollen Zeit, melde ich nur, daß Ihr verehrtes Schreiben auf meinem Herzen ruhet!! Ich erwarte nur die Rückkehr des Königs, um ausführlich Ihnen anzuzeigen, wie ich den heiligen Willen für Sie und Ihn am ſicherſten werde ausführen können!

Bauen Sie auf mein Gefühl und meinen Eifer.

Ihr Verehrer

Iffland.

Beſonders erfreut wurde Lotte durch die bei Gelegenheit der am 10. Mai in Berlin veranſtalteten Feier ihr von dort zugeſandten Medaillen,[1] welche Iffland dem folgenden Briefe beifügte:

Berlin, den 10. Mai 1806.

Der Herr Geheimerath Dellbrück, Erzieher des Kronprinzen und jungen Prinz Wilhelm Königliche Hoheit, hat bei der Einnahme

Der Eingang zum Concert iſt der Seehandlung gegenüber, welches zwar Ihr Lohnbediente wiſſen wird.

Ich hoffe Sie da heut noch zu ſehen und Ihnen in derſelben Loge meine Frau vorzuſtellen. Frau von Schiller hatte ſie in Weimar kennen zu lernen die Freude. Die Freude im eigentlichen Sinn. Ihr

B. 3. Mai 1809. Iffland.

Der Prinz Ludwig Ferdinand (Sohn des alten Pr. Ferd., General in Magdeburg, Autor des Quintetts von geſtern) hat mir aufgetragen, Sie zu bitten, morgen Mittag bei ihm zu ſpeiſen.

Punkt halb 2 Uhr verſtatten Sie mir, Sie und die Ihren hinaus zu holen.

Wollen Sie die vorige Loge oder eine, die dem Theater näher iſt?

Ihr

B. 4. Mai 1809. Iffland.

Damit uns die Komödie nicht ſo früh auseinander ſcheuche, erlauben Sie mir, daß wir Sie und die Ihren um ½ auf ein Uhr abholen und ein Uhr uns zu Tiſch ſetzen.

Ihr

Iffland.

Sie finden Zelters, Ungers, Woltmann und einen Jugendfreund von mir, Kaufmann Bieſter, meinen Nachbar. Sonſt Niemand; den Kriegsrath Schmucker, einen Mann, der ſo ganz Gemüth iſt, wie die Harmonika, die er himmliſch tönen läßt.

[1] An Knebel Nro. 12.

von Seiten S. Hoheit des Kronprinzen und Prinz Wilhelm, für Ihren erſten und zweiten Sohn mir geſendet (sic).

Eben überſchickt mir die Gouvernante Fräulein von Wildermeth, von Seite der Prinzeſſin Charlotte, die dritte Medaille für Ihre Tochter. Ich lege Ihnen den Brief des Herrn Geheimerath Dellbrück und der Fräulein von Wildermeth als Dokumente bei, welche dazu gehören.

Mit inniger Verehrung der Ihre

Iffland.

Wohlgeborner Herr! Hochzuverehrender Herr Direktor!

Den Inhalt Ihres Schreibens vom 6. d. M., mir werth als Beweis ehrenden Zutrauens, habe ich des Kronprinzen und deſſen Königl. Bruders, des Prinzen Wilhelm Königl. Hoh., welcher gleichfalls meiner Aufſicht anvertraut iſt, heute früh mitzutheilen einen ſchicklichen Augenblick gefunden. Beide Königl. Prinzen erinnern ſich lebhaft und gerührt der perſönlichen Bekanntſchaft mit dem Verewigten, deſſen Gedächtniß wir morgen feiern werden, und mit Theilnehmung ſeiner beiden Söhne, die Sie vor zwei Jahren oftmals ſahen. Sie würden ſich glücklich ſchätzen, wenn Sie Höchſtihre Geſinnungen ſo thätig beweiſen könnten, als Sie den Wunſch dazu hegen. Indeß der Beitrag hat durch die Art, wie er beſchloſſen wurde, ſeinen Werth. Jeder überſchickt Ihnen anliegend eine goldene Denkmünze, der Kronprinz für den älteſten, Prinz Wilhelm für den zweiten Sohn des Verewigten, wobei es jedoch ganz Euer Wohlgeboren überlaſſen bleibt, ob Sie die Münzen in natura oder deren Werth überſchicken wollen. Zugleich füge ich für meine Perſon einen Louisdor bei, mit der ergebenſten Anfrage, ob ich für zwei Freunde zwei Billets dafür erhalten kann?

Mit vollkommenſter Hochachtung

Euer Wohlgeboren

Berlin, den 8. Mai 1806.

ergebenſter Diener

Friedrich Dellbrück.

Monsieur!

Quoique la Princesse Charlotte n'ait pas compris grand' chose à tous les beaux vers qui ont été hier si bien déclamés, son jeune coeur a été vivement ému, et elle a versé au spéctacle les premières larmes. C'était aussi payer à sa manière un tribut à la mémoire de Schiller qu'on ne pouvait mieux honorer, qu'en représentant la pièce telle qu'elle a été exécutée hier.

La princesse Charlotte vous demande, Monsieur, de présenter en son nom cette médaille à une des filles de Schiller comme un gage de son amitié et de la vénération due à un grand homme.

C'est avec une considération distinguée que j'ai l'honneur d'être

Monsieur

Berlin, 10 May 1806 votre très-humble servante

de Wildermeth.

Wohlgeborner Herr! Hochzuverehrender Herr Direktor!

Des Prinzen Friedrich Königliche Hoheit wünſchen Einem der Kinder unſeres verewigten Schillers ein kleines Andenken, als Beweis Ihrer Anerkennung der Verdienſte des Verſtorbenen, — und Ihrer aufrichtigen Theilnahme für die verehrte Familie deſſelben, geben zu dürfen. Sie bitten daher Euer Wohlgeboren beikommende Medaille zur weiteren Beſorgung gütig zu empfangen, und die Verſicherung von Achtung und Freundſchaft mit der Familie zu theilen, deren Bekanntſchaft Ihnen nie gleichgültig ſein wird.

Mit ungeheuchelter Hochachtung und Ergebenheit verharre ich

Berlin, den 16. Mai 1806.

Ew. Wohlgeboren gehorſamſter Diener

Julius Reimann.

Von des damaligen Kronprinzen von Bayern K. Hoheit erhielt ſie dieſen Brief, den ſie als ein hohes Zeugniß über Schillers Werth verehrte:

München, den 4. Mai 1806.

Gewünſcht hätte ich, bedeutender mögte ausgefallen ſein das Ueberſchickte. Direktion und Künſtler wetteiferten jenen Abend zu verherrlichen bei Vorſtellung der Braut von Meſſina; in Berlin ſah ich ſie geben, beſſer noch hier. — Nicht Sie allein trauern um Schiller, viele Tauſende betrauerten ihn, betrauern ihn noch; nicht Ihnen war er nur, er gehörte ſeinem ganzen teutſchen Volke, deſſen Ruhm der Edle erhöhte. Seine perſönliche Bekanntſchaft zu machen war ein ſehnſuchtsvoller Wunſch von mir, leider blieb es nur Wunſch; doch die Werke ſeiner großen reinen Seele begleiteten mich auf allen meinen Reiſen, Nahrung für Herz und Geiſt, wie ſo oft aus dem Menſchengewühle flüchtend gaben ſie Befriedigung meiner Sehnſucht.

Ihr Ihnen ſehr wohl geneigter

Ludwig, Kronprinz.

Von Dalberg liegt kein Brief vor, indeſſen bezeigte er ſeine Theilnahme als Großherzog fürſtlich, indem er eine Penſion von 600 fl. gewährte, welche ſpäter auf Frankfurt überging und von Schillers Freunde v. Fichard übermittelt wurde.

Mit Zach. Becker ſelbſt entſpann ſich folgender Briefwechſel.

Gotha den 3. April 1806.

P. P.

Ich gebe mir die Ehre, Euer Hochwohlgeboren ein Exemplar der von mir beſorgten Auflage von Schillers Feier zu überſenden mit dem Wunſche, daß Ihnen die Art, wie ich bei dem ganzen Unternehmen bis jetzt verfahren habe, nicht mißfallen möge. Ich glaubte dadurch allen Anſtoß und Anſchein von Indiskretion am beſten zu meiden, wenn ich ganz frei, ohne alle Rückſprache mit Ihnen handelte. Wer könnte es mir wehren, als Teutſcher ein Monument für den großen Verewigten, den ich mit Ihnen beweint habe, vorzuſchlagen und mich dafür zu verwenden? Wäre etwas daran zu ſplitterrichten, ſo fällt der Tadel auf mich, da ich keinen Auftrag zu meinem Projekt hatte. Ich hoffe aber, es ſoll wenigſtens nicht ganz mißlingen, und den guten Willen kann nur der unverſchämte Neid bekritteln. Ich ſchicke Ihnen nur 1 Exemplar, weil diejenigen Freunde, denen Sie mit mehreren ein Geſchenk machen würden, beſſer thun werden, ſie bei mir zu kaufen.

In der Woche vor Jubilate werde ich mir, auf meiner Durchreiſe nach Leipzig, die Freiheit nehmen, Ihnen perſönlich aufzuwarten, und meine Ehrfurcht zu bezeigen.

Euer Hochwohlgeboren

unterthänigſter Diener

R. Z. Becker.

L. an B. Weimar den 6. April 1806.

Obgleich meine Schweſter Ihnen, verehrter Mann! meine Gefühle der Dankbarkeit ausgedrückt hat, und Ihr Herz ſich die Empfindungen des meinigen deuten kann, ohne dieſe Verſicherung, ſo danke ich Ihnen auch dafür, daß Sie mir Veranlaſſung gaben, Ihnen ſchreiben zu dürfen.

Ich danke Ihnen für den ſchönen Willen, das heilige Andenken meines geliebten Schiller auf eine Art für die Nachwelt zu gründen, die ſeinem Herzen auch die liebſte ſein würde, denn die zärtliche Vorſorge für ſeine Familie war ſeinem Geiſt oft nahe. Es freut mich, daß Sie meine Kinder durch die Bande der Dankbarkeit an ihr Vaterland und ihre Nation knüpfen wollen. Sie werden ſie anfeuern, ihre Kräfte dazu anzuwenden, dieſer Nation zu zeigen, daß ſie des Namens, den ſie tragen, nicht unwerth ſind. Der Geiſt ihres Vaters wird auf ihnen ruhen, und obgleich ſich ſolche Naturen nicht ſo ſchnell einander folgen können, ſo wird ſein Gemüth das Erbtheil ſeiner Kinder ſein.

Wofür ich Ihnen aber mit inniger herzlicher Wehmuth danke, mein verehrter Freund, dieſes iſt für Ihre Thränen um Schiller. Ihre gütigen freundlichen Bemühungen für meine Familie, für Schillers Kinder, werden mir durch dieſe Thränen noch lieber, ich fühle tiefer, welchem Herzen ich die einzige Beruhigung verdanke, die ich hier noch finden kann nach dem Beſtreben meine Kinder zu guten Menſchen zu bilden, ſie in keiner ganz ungünſtigen Lage zu wiſſen.

Wenn auch Ihr Plan nicht ſo gelänge, als Ihre Freundſchaft es wünſchte, ſo iſt der lebhafte Antheil einiger guten Menſchen ſchon ein Gut für meine Kinder, das ſie gern Ihnen verdanken werden, und der Glaube, daß man ihren edlen Vater anerkannte, daß ſeine Nation ſeinen Verluſt ſo tief fühlte, wird ſie zur Uebung ihrer eignen Kräfte anfeuern, ſie werden ihre Talente gern auch ihres Vaterlandes willen ſorgſamer ausbilden, dies ahnde ich an ihren Gemüthsanlagen.

Es wird mir eine willkommne Erſcheinung ſein, Sie nach ſo langer Zeit wieder zu ſehen. Sie müſſen meine Kinder ſehen, ſie wiſſen es nicht, wie lebhaft Ihr Antheil und thätige Theilnahme iſt. Aber ſie werden ſich freuen, einen Freund ihres Vaters zu ſehen.

Graf Benzel[1] hat mir einen ſchönen Brief[2] geſchrieben mit Geiſt und Feinheit, ich habe ihm mit vollem Herzen geantwortet.

[1] Sternau, damals kurerzkanzleriſcher Staatsrath in Regensburg, ſpäter Geheimerath des Großherzogs von Frankfurt.

[2] Gnädige Frau!

Ihr großer Gemahl war mein Wohlthäter, mein Bildner; aus ſeinen Werken ſchöpfte mein Herz hohen Genuß, mein Geiſt Lehre, mein Wille Richtung. Tauſenden war er beides, wie mir; er wird es der Folgezeit ſein. Was innige endloſe Dankbarkeit dem Ausdruck ihres Gefühles reicht, das erlauben Sie herzlicher Verehrung bei Ihnen niederzulegen.

Er bedarf keines Denkmals! er iſt unſterblich in ſeinen Werken und in der Fülle des Edlen und Höheren, welches ſeine himmliſch erhabene und himmliſch reine Muſe ſchuf — zu ſchaffen nie aufhören wird. Er gehört in jedem Sinne der Ewigkeit an.

Aber unſere Empfindung bedarf der Worte und Handlungen. Jene entlehnt ſie von ihm — dieſe gehören ſeinen Nachkommen. Möge die Nation ſich ehren, indem ſie in ihnen ſein Andenken ehrt, und war es dem Britten möglich durch ein prachtvolles Blendheim das Kriegsverdienſt ſeines Marlboroughs für immer mit ſeiner Dankbarkeit zu verbinden, ſo finde der Deutſche die Herſtellung eines beſcheidenen Familienſitzes, einer ländlichen Schillersruhe, nach des biedern Becker's trefflichem Vorſchlage nicht unmöglich!

Mit unwandelbarer, inniger Verehrung, welche wie Alles meine geliebte Frau, die den Verklärten und Sie mit mir theilt,

Euer Gnaden

Regensburg 17. Juni 1806. gehorſamſter Diener

Ch. E. Graf Benzel.

Glauben Sie von mir, daß ich Ihnen gern noch mehr ſagte; wenn mein Herz weniger Ihre Theilnahme, Ihre Freundſchaft fühlte, ſo möchte es mir vielleicht gelingen, Ihnen viel zu ſagen; aber was ich Ihnen ſagen möchte, kann ich nicht ausdrücken, ob ich wohl es tief fühle und fühlen werde, ſo lange ich lebe.

Ihre
ergebene Freundin
Charlotte v. Schiller.

Weimar den 19. April 1806

Ich ſende Ihnen im Vertrauen dieſen ſonderbaren Brief [1] und die Beilage und erbitte mir Ihren Rath, wie ich ihn beantworten ſoll? Es iſt mir nichts zu Geſicht gekommen von dieſem Beitrag, und ich möchte doch etwas antworten, weil der Mann, der ihn ſchrieb, eine Wärme für Schiller zeigt, und ſein Andenken, auch vielleicht in einem ungleichartigen Gefäß, erweckt doch immer meine Dankbarkeit, die ich nach meinen Kräften erwiedre, wo ich ſie finde.

Ich hoffe, wir haben die Beruhigung, Sie ſelbſt zu ſehen in kurzer Zeit und Ihnen unſern Dank auszuſprechen. Sie werden immer nicht Alles erfahren, was wir Ihnen ſagen möchten, aber es iſt mir ein Troſt, Sie zu ſehen und Ihnen zu zeigen, was ich gern ſagte.

Leben Sie wohl, mögen Ihnen alle freundlichen Geiſter nahe und hold ſein, damit ſich Ihre Freunde an Ihrem Daſein freuen können. Es iſt eine Beruhigung, glückliche Menſchen zu wiſſen, wenn man ſich ſelbſt auch mit dem Schickſal abgefunden glaubt, ſo glaubt man doch eben ſo gern an Glück als an das Gute.

Charlotte v. Schiller.

B. an C. Gotha den 21. April 1806.

Gnädige Frau!

Der unbefangene freundſchaftliche Ton, in dem Sie mir zwei liebe Briefe geſchrieben haben, berechtigt mich zur Einſtimmung, und ich ſetze mich in unſerer künftigen Correſpondenz über den Zaun der Etiquette und Convenienz, der Menſchen oft von einander entfernt hält, die ſich in der That nahe ſind, ohne Bedenken hinweg, und halte mich an die Sachen. — Alſo zuerſt die Bitte: legen Sie keinen ſolchen Werth auf das, was ich für Schillers Monument gethan habe und noch thun werde! Der Wille iſt das Beſte daran, der iſt mir Pflicht, und die Sache ſelbſt gehört ſo nothwendig zu meinem Beruf, daß deren Unterlaſſung mir Sünde wäre.

---

[1] Des Schauſpielers Haide in Weimar.

Ihre Ungewißheit wegen des Briefes vom Schauſpieler Haaſe in Coburg kann ich leicht heben, da ich eben im Begriff ſtand, an den allmächtigen Miniſter von Kretſchmann wegen der Sache zu ſchreiben. Der Direktor des Cob. Hoftheater iſt nämlich der Dr. der Philoſophie Fuldner, ehemals Unternehmer einer Bücherlotterie in Camburg, wobei er viele hundert Menſchen ſchändlich betrogen hat; dann Ausſpieler der berüchtigten Aurora Fortuna zu Lobenſtein ꝛc. Ich lachte daher laut auf, als ich im Coburger Wochenblatt las, er habe die Braut von Meſſina zum Beſten des Monuments gegeben, und es ſei — nach Abzug der Koſten — 128 fl. 54 kr. eingekommen, über deren richtigen Empfang die Expedition des R. Anzeigers in Gotha quittieren werde. Schon am 23. d. M. habe ich ihn daran gemahnt und keine Antwort erhalten. Wollen Sie alſo dem H. Haaſe eine Antwort geben, ſo dürfen Sie ihm nur mit zwei Worten melden, daß von der Coburger Vorſtellung weder bei Ihnen, noch bei mir etwas eingegangen. Haaſe's Brief bitte ich, für mich aufzuheben, um ſolchen zu den Akten zu nehmen.

Mit inniger Hochachtung und Ergebenheit
Ihr — weil Sie es wollen — Freund
R. Z. Becker.

Gotha den 15. Mai 1806.

Ich kann mir das Vergnügen nicht verſagen, Euer Hochwohlgeboren zu melden, daß ich geſtern von Iffland aus Berlin eine vorläufige Nachricht vom Erfolg der für Schillers Ehre gegebenen Vorſtellung der Braut von Meſſina erhalten habe. Nach dieſer belief ſich die Einnahme auf 2186 Rthlr. und war beim Abgang des Briefes noch nicht geſchloſſen, ſondern es wurde noch ein bedeutender Rückſtand erwartet. Mich hat dieſe Neuigkeit in dem nunmehr vierwöchentlichen Stubenarreſt, den mir ein böſes Bruſtfieber auferlegt, ſo erquickt, daß ich es heute wage, die herrliche Baumblüthe in meinem Garten im Freien zu beſehen und ihre Balſamdüfte einzuathmen.

Aus Hamburg erwarte ich eine ähnliche Nachricht, wo an demſelben Tage Wilhelm Tell aufgeführt wurde; und aus Frankfurt habe ich von der Theater-Direction die wiederholte Zuſicherung erhalten, daß ſie ihre Schuldigkeit thun werde, ſobald dieſe unglückliche Stadt von ihren läſtigen Gäſten befreit wird. Ein Gleiches verſichert mir der Hr. Graf v. Soden, als Inhaber der beiden Schaubühnen zu Würzburg und Bamberg — und dieſe Beiſpiele werden nicht ohne Nachfolge ſein. Ça ira!

Es muß doch einmal, da in unſeren Tagen ſo viel Bubenſtücke im Großen gelingen, auch etwas Gutes, wenigſtens im Kleinen zu Stande kommen!

Mein erſter Ausflug ins Weite geht nun nach Weimar, um mit Ihnen und Sr. Excellenz dem H. Geh. R. v. Wolzogen weiter Abrede zu nehmen.

R. Z. Becker.

V. an B. Weimar den 19. Mai 1806.

Ihr Freund, der G. R. Voigt, hat mir Ihre Unpäßlichkeit gemeldet, aber auch zugleich die Hoffnung gegeben, daß die Krankheit nicht mehr ſteigen würde. Ich ſelbſt war auch krank, aber die Unruhe des Gemüths vermehrte die Krankheit mehr als die körperlichen Zufälle, denn die ſchmerzlichen Erinnerungen des vergangenen Jahres erwachten mit aller Stärke. Ob ich gleich jeden Tag dieſen Schmerz fühle, ſo iſt es doch noch ein tieferes Gefühl, das einen verfloſſenen Zeitraum umfaßt. Der Kreis iſt dem Gefühl nach geſchloſſen, und ſo ſchlingt ſich ein Ring in den andern feſt, um eine Kette zu bilden, die durch das Gewicht der Zeit immer ſchwerer wird. Ich kann mich nicht überzeugen, daß die Zeit einen ſolchen Schmerz heilen könne, wir erlangen nur die Gewohnheit zu leiden, und es iſt eine Reihe von Schmerzen. Ich fühle wohl, daß ich Ihnen keine erheiternde Erſcheinung ſein kann in dieſem Brief. Aber Ihre Güte hat mir das feſte Vertrauen erweckt, daß ich mit Ihnen über das, was mein Herz bewegt, ſprechen darf.

Iffland hat mit einer Lebhaftigkeit und Wärme die Plane verfolgt, die er für die Kinder ſeines Freundes entworfen, die mich innig rührt. Er hat mir zweimal geſchrieben, den zweiten Brief, worin er mir die Medaillen für meine Kinder überſchickte, lege ich Ihnen bei, wie auch die beiden Briefe der Fr. v. W. und Geheimenrath Dellbrück. Sie werden ſich darüber freuen, und ich möchte Ihnen gern Freude machen können. Sie haben die Güte, mir die Briefe wieder zuzuſtellen, ich will ſie für meine Kinder aufbewahren. Die Medaillen haben ihnen ſehr viel Freude gemacht; wenn Sie, werther Freund, uns die Freude machen her zu kommen, ſo müſſen Sie ſie ſehen.

Charlotte Schiller.

B. an ? Gotha den 29. Mai 6.

Hier empfangen Sie, theuere Freundin, die angenehmen Briefe von Berlin zurück. Möchten wir nun auch dergleichen noch aus Wien erhalten, dann würde mein Projekt doch im Kleinen auszuführen ſein. Aus Hamburg habe ich noch keine Nachricht, außer durch die Zeitungen — daß die Vorſtellung des W. Tell nur 1400 Mark eingebracht, deſſen ſich Hamburg ſchämen muß.

R. Z. Becker.

L. an B. Weimar den 2. Juni 1806.

Es freut mich, daß Ihnen, werther Freund, die Briefe ein angenehmes Gefühl gaben; alles Gute, was mir auf dieſe Art wiederfährt, danke ich ſehr gern Ihrem Eifer, der ſich mit ſolcher Thätigkeit für Schillers Familie verwendet.

Ehe ich meine andern Aufträge beſorge, will ich Ihnen das Reſultat der Frage, die Sie meinem Schwager vorlegten, melden. Er ſagt, er habe Gelegenheit, die Gelder zu 5% an einem ſichern Ort[1] unterzubringen, den er Ihnen aber nur mündlich mittheilen kann. Das einzige Bedenken iſt die Entfernung, in der dieſes Geld ſtehen wird, und die Schwierigkeit, die Intereſſen ohne beträchtliche Proviſion zu erheben. Letzteres würde ſich doch machen, da an einem Ort die Intereſſen alljährlich zum Capital geſchlagen und auch verzinſet werden können. Die Sicherheit iſt freilich das erſte Erforderniß, und dieſe iſt in gegenwärtigem Fall erreicht. Wenn wir die Freude haben, Sie bei uns zu ſehen, ſo werden Sie dieſes mit meinem Schwager am beſten beſprechen können.

Ich fürchte aber, Ihre Wünſche in Anſehung des Theaters werden nicht erfüllt, ich habe mich eben an die ſicherſte Quelle gewendet und habe Goethe ſelbſt gefragt. Der ließ mir wiſſen, daß ein neues Stück, der Geheimnißkrämer, auf den nächſten Sonnabend, wo die letzte Vorſtellung iſt, gegeben wird. Mittwoch iſt auch keine Vorſtellung mehr wie gewöhnlich ſonſt, weil die Schauſpieler wahrſcheinlich noch viel einzulernen haben.

Die Jagemann wird, fürchte ich, da es keine Oper iſt, auf keinen Fall ſpielen.

Ich wollte, Ihr Huſten hätte Ihnen erlaubt, vorgeſtern zu kommen, da ſagt man mir, ſei Egmont vortrefflich gegeben worden. Ich ſelbſt kann nicht ins Schauſpiel gehen und glaube auch, ich kann es hier nie mehr; in dieſes Haus, wo ich mit Schiller zum letztenmal war, kann ich meinem Gefühl nach zu keiner Freude mehr eintreten.

Charlotte Schiller.

---

[1] In Petersburg.

B. an L. Gotha den 12. Nov. 6.

Ich übergebe Ihnen hier, innigſt verehrte Freundin, einen kleinen Beitrag zum Schillers-Monument, welcher leider! beweiſt, daß in Hamburg nur zwei Männer den Enthuſiasmus hatten, die ſo mager ausgefallene Verſtellung ergänzen zu wollen. Die ſogenannten Portugaleſer verdienen wohl unverwechſelt aufbewahrt zu bleiben: aber den Brief und das Blatt der Nordiſchen Miszellen erbitte ich mir zu den Akten zurück.

R. Z. Becker.

L. an B. Weimar den 1. Auguſt 1806.

Ich hatte recht auf dem Herzen, werther Freund, Ihnen zu ſchreiben und Ihnen noch zu ſagen, wie erfreulich uns Ihr Beſuch war, und wie heilig mir das Gefühl Ihrer thätigen Freundſchaft für Schiller im Herzen lebt! wie ich Ihnen nicht mit Worten dafür danken kann, fühlen Sie. Sie haben mir ein Gefühl lebendig erweckt, das mich aufrichtet, mir Muth zum Leben gibt, denn ich kann nur noch in Andern leben und die reine edle Freundſchaft, die dem Trieb eines wohlwollenden Herzens folgt und ſich durch That zeigt, iſt mir eine ſo ſchöne Erſcheinung, die ich doppelt fühle, wie werth ſie mir ſein muß, da der rege Eifer, mit dem Sie für das Liebſte ſorgen möchten, was mir geblieben, für Schillers geliebte Kinder, auch mich doppelt rühren und ergreifen muß. Ihr Herz iſt Ihnen ſchon eine Belohnung, und ich hoffe, dieſes Herz ſoll auch immer den ungeſtörten Genuß haben im Leben, daß das Gute anerkannt wird.

Ich hätte Ihnen früher geſchrieben und Ihnen gern recht ein lebendiges Gefühl meiner Dankbarkeit geben mögen, aber da kam Ihr Brief und meldete uns Ihre Reiſe nach Pyrmont, zu der wir aus vollem Herzen allen Segen wünſchen; ich fürchtete, Sie dort zu verfehlen und ſende alſo die Einlage gerade nach Gotha, wo Ihre liebe Familie Ihnen den Brief aufheben wird, der Sie recht freundlich begrüßen ſoll und Ihnen unſre guten Wünſche ausſprechen. Mein Schwager, der nun recht lebhaft an Krücken herumwandelt, ſo daß man meint, er braucht ſie nur aus Scherz, wenn er feſt ſteht, wird vielleicht die Freude haben, Sie zu beſuchen, denn er muß ein Bad brauchen zur Stärkung. Ich denke, wenn die Gegenden ruhig bleiben, ſo kann er gegen Mitte dieſes Monats abreiſen. Ich gehe nächſte Woche auf einige Wochen nach Rudelſtadt mit meiner ganzen Familie.

Der Brief von den beiden Hamburgern hat mich ſehr intereſſiert. Ich danke es Ihnen gern, daß Sie mir dieſe zwei Menſchen, denen das Beſte ihres Vaterlands ſo am Herzen liegt, kennen ließen. Der gute Wille und das Gefühl dafür iſt ſehr tröſtend in einer Welt, wo die Willkühr und das Reich der Neigungen mächtiger herrſchen als je. Man wird in dieſen Tagen lebhaft an die äußern Dinge gemahnt, und es gibt nicht immer erfreuliche Entdeckungen, wenn man ſich die Triebfedern der menſchlichen Handlungen aufdeckt, deswegen iſt einem der reine Wille fürs Gute ſo heilig in der menſchlichen Natur.

Charlotte Schiller.

Weimar den 2ten Jänner 1808.

Ich ergreife hier eine Gelegenheit, um Ihnen zu ſagen, wie heilig und lieb mir das Andenken an Ihre Freundſchaft iſt, und wie innig ich Ihnen für Ihre immer gleiche Theilnahme dankbar bin und bleiben werde. Sie haben ſo ſorglich nach mir und meinen Kindern gefragt in unſern Schreckensperioden; dafür hätte ich Ihnen gern längſt ſchon gedankt, aber ich fürchtete, Sie dadurch um Ihre Zeit zu bringen. Ich bin jetzt ganz allein hier mit meinen Kindern; mein Schwager dachte nur ſechs Wochen in Paris zu bleiben, und jetzt ſind es beinah ſechs Monat! wenn meine Schweſter ihren Adolf bei ſich hätte und ſich nicht ſo nach ihm ſehnte, ſo würde ich ihr dieſen Aufenthalt recht wünſchen, wo ſie ſo viel ſehen kann, was ſie intereſſiert. Leider aber iſt die Geſundheit meines Schwagers immer ſchwankend, und wo wäre es wohl jetzt recht erfreulich in der Welt! Man muß mehr wie je ſich in dem engſten Raum ſeines Gemüths eine Freiſtatt aufſuchen, denn welches Glück könnte die Welt bieten. Mir iſt, als ſähe ich dem allem nur noch von weitem zu und knüpfte lieber meine ſchönſten Hoffnungen an eine andre Welt. Das Nächſte und Liebſte, worin ich noch lebe, ſind meine Kinder, und dieſe machen mir noch Freude. Kleine rheumatiſche Zufälle, denen zumal der zweite Sohn ausgeſetzt iſt, abgerechnet, geht es ihnen gut, und ich hoffe, ſie bleiben körperlich und geiſtig nicht zurück.

Ihre geliebte Familie iſt, wie ich wünſche und hoffe, wohl. Ich möchte Sie einmal im Kreiſe Ihrer Familie ſehen! und wenn meine Reiſeplane ſich realiſieren können, ſo hoffe ich, daß mich mein Weg durch Gotha führt, vielleicht künftigen Sommer. Sie ſelbſt ſind auch wohl, wünſche ich Ihnen ſo herzlich, wie ich mich Ihrer Freundſchaft und Wohlwollen empfehlen möchte; mit Anhänglichkeit und Dankbarkeit gedenke ich Ihrer freundlichen Theilnahme ſtets.

Charlotte Schiller.

Weimar den 22. April 1808.

Daß ich über meines Schwagers Krankheit in Sorgen war, fühlen Sie. Meine Schweſter bekam die Nachricht den 2. April, und den 3. war ſie ſchon auf dem Weg zu ihm. Noch habe ich keine Nachrichten von ihr ſelbſt, wie ſie ihn bei ihrer Ankunft fand, ob ich gleich mehrere Briefe von ihm an meine Schweſter erbrochen habe, wie ſie mir auftrug. — Die nahe Gefahr iſt vorüber, und ich hatte die Beruhigung, es bald zu erfahren nach ihrer Abreiſe, daß ſie doch keine vergebliche Reiſe gemacht. Aber auf ſeine Geſundheit kann ich doch nicht trauen. Wenn man einmal unglücklich iſt, ſo kann man auch leichter an Unglück als an Glück glauben.

Sie fühlen aber, wie die Vorſtellung an meinem Herzen nagte, daß ſie ihn vielleicht nicht mehr finden könne! Da voriges Jahr um dieſe Zeit auch ein Anfall von Schlagfluß ihm drohte, ſo bin ich doch nicht ganz frei von Sorgen um ihn. Er ſchreibt heiter und geſtärkt, doch glaube ich immer, er ſtellt ſich ſtärker als er iſt, um ſeiner Frau nicht den Muth zu nehmen.

Ich ſende Ihnen hier die Copie des Schreibens des Hrn. Babo. Die delicate Art, mit der der Kronprinz dieſe Sache betrieb, macht mir ihn um ſo lieber, und heut geht ein Dankſagungsſchreiben an ihn ab.

Dieſen Zug, der mir ihn ſchon früher werth machte, müſſen auch Sie wiſſen. Als er im Winter 1806 hier durchreiſte und eine Nacht hier blieb, ging er auf den Platz, wo Schiller ruht, um nur etwas von ihm zu ſehen.

Für dieſes Gefühl hätte ich ihm ſchon längſt danken mögen. Er hat mir auch durch Hrn. v. Müller ſagen laſſen, wie viel Antheil er an mir und Schillers Kindern nähme.

Er ſoll ein Gemüth hegen, das tief empfindet und vielleicht einſt anders wirken wird, vielleicht zum Beſſern. Denn der Enthuſiasmus der Jugend und Glauben an Glück iſt, hoff' ich, noch in ſeiner Seele.

Herr Ukert, deſſen Anweſenheit mir ſehr viele Freude machte, wird Ihnen von uns erzählen. Ich bin jetzt auch wieder beruhigter über ſeine Trennung von uns, da ſein Freund,[1] ein vortrefflicher Menſch, nun an ſeiner Stelle iſt. Er hat dieſen hier bei uns wieder eingeführt, und nach ſeiner Methode geht der Unterricht nun weiter.

Es wird mir eine eigne Freude ſein, Sie bei uns zu ſehen, lieber Freund, Sie ſollen die Fortſchritte meiner Kinder ſehen und die Dankbarkeit der Mutter für Ihre bleibende Sorgfalt und Theilnahme. Es iſt ein Gefühl mit keinem andern zu vergleichen, von dem Antheil und Liebe guter Menſchen gewiß zu ſein.

Ifflands treue Fürſorge gehört auch zu dem Guten, was mir die Welt noch lieb macht, denn er ſchrieb mirs auch, daß er dem

---

[1] Abeken.

Kronprinz Veranlaſſung von neuem gegeben, dieſe Idee auszuführen und auch in Wien vom Fürſten Eſterhazy die Zuſage habe, wirkſam zu ſein.

Daß man unter ſo ſtürmiſchen Umgebungen und zu einer Zeit, wo ſo Viele nur an ſich denken mögen, noch Wege findet, für Schillers Andenken Sorge zu tragen, iſt mir ſo rührend.

Charlotte Schiller.

Meine Kinder ſind Ihrer Liebe empfohlen. Sie ſind jeſt alle wohl, auch Ernſt hat ſich beinah ganz wieder erholt und bedarf nur Stärkung.

Weimar den 16. Januar 1809.

Sie erlauben mir, theurer verehrter Freund, daß ich Ihnen Rechnung ablege von dem Erfolg Ihrer immerwährenden gütigen Fürſorge für meine geliebten Kinder. Der Segen Ihrer theilnehmenden Freundſchaft wirkt immer fort, Sie werden aus öffentlichen Blättern von der Vorſtellung der Phädra in Wien geleſen haben. Der Regierungsrath von Trattler, der mit dieſer Feier auch ſeine Geſchäfte beim Theater niederlegte, hat mir geſchrieben und angezeigt, daß 6297 fl. Wiener Währung und noch 50 Ducaten eingenommen wurden. Ich habe einſtweilen dem Herrn von Trattler meine warmen Dankſagungen für ſeinen thätigen Eifer ausgeſprochen, mit dem er dieſe Angelegenheit betrieben.

Aber den eigentlichen Dank möchte ich Ihnen und Iffland ausſprechen können, denn Sie beide ſind die Veranlaſſung dazu. Ich hoffe, Sie erleben es, daß meine Kinder Ihnen einſt durch die That zeigen, daß ſie ſich des edeln Antheils, den Sie ihnen zeigten, würdig machen wollen, wenn die Mutter auch nur danken kann in Worten — und Wünſchen.

Eine Reiſe, die ich auch um Ernſts willen nach Ilmenau im vorigen Sommer machte, wo wir die Eiſenſchlacken-Bader brauchten, hat mich von meinem gichtiſchen Schmerz im Kopf befreit, und Ernſt erträgt dieſe kalte und Nerven angreifende Witterung ohne großen Anſtoß, und ich hoffe, es ſoll ſo fortgehen. Beide Knaben ſind fleißig und gern thätig und machen mir Freude dadurch, denn das iſt doch eigentlich nur der Zweck des Lebens, ſeine Fähigkeiten auszubilden und nach dem Vollkommenen zu ſtreben. Die Geſundheit meines Schwagers iſt auch viel beſſer jetzt.

Ihre
ergebene Freundin
Charlotte Schiller.

Weimar den 7. April 1809.

Ich eile, Ihnen, verehrter Freund, von dem Empfang Ihres Briefes und beigelegten Wechſels zu melden. Für Ihre Güte und edeln Eifer kann ich nicht ſo danken, wie ich es gern möchte! Mein Schwager trägt mir auf, Sie um Verzeihung zu bitten, daß er Ihnen die Berechnung der Einnahme vom Wiener Theater noch nicht überſendete, aber er iſt ſeit beinah ſechs Wochen krank, und da ihn das Schreiben ſehr angreift, da ſein Uebel ſich nach dem Kopf gezogen und er viel an rheumatiſchen Zufällen die ganze Zeit gelitten, ſo darf er jetzt gar nichts vornehmen, und in ſeinem Namen leg' ich die Copie der Fregiſchen Berechnung bei. Da ſich Frege auch in ſeinen Beſorgungen dieſer Angelegenheiten mit Theilnahme gezeigt hat und ſelbſt gar keine Proviſion genommen, ſo werden Sie finden, daß die Einnahme ſtärker geworden, als Sie es dachten.

Die Einnahme vom bayeriſchen Theater betrug 600 fl. — Wenn wir das Vergnügen haben, Sie bei uns zu ſehen, ſo ſollen Sie auch den Brief des Kronprinzen an mich leſen, darin er ſo viel Antheil und Liebe zu Schillers Geiſt zeigt. Ich heb' ihn heilig auf. Ich habe die Freude gehabt, ſeinen Freund, den Graf Reuß, zu ſprechen bei Gelegenheit der königlichen Beſuche in Weimar; auch dieſer hat mir noch geſagt, wie warm der Kronprinz für meinen Verluſt empfindet, und wie Schillers Werke ihn überall begleiten.

Ich freue mich, Sie zu ſehen, verehrter Freund, und Ihnen meine Söhne zu zeigen, die Sie, wie ich hoffe, geiſtig und körperlich fortgeſchritten finden werden.

Charlotte v. Schiller.

Gotha, den 18. Juli 1810.

B. an L.

Ich hatte bei der Verlegung meiner Schreibſtube in mein neues Gebäude die das Schillerſche Monument betreffenden Akten in ein unrechtes Fach gelegt, und habe ſie nun erſt wieder gefunden. Aus dieſen habe ich beikommende Spezification der eingegangenen Beiträge extrahiert, und dabei geſehen, daß ich unterm 5. April v. J. 1809 bereits eine ähnliche an Sie geſchickt habe, mit einer Aſſignation von 170 Rthlr. Conv.-G. als Betrag der letztern kleineſt Beiträge, wodurch meine ganze Rechnung berichtigt war. Ich erinnere mich, daß ich auch den ſel. Hrn. G. R. v. Wolzogen gebeten habe, mir zu meiner Legitimation beim Publikum einen Empfangſchein über das Ganze zu geben, welches aber wegen damaliger Kränklichkeit des Seligen nicht geſchehen iſt; wenigſtens finde ich einen ſolchen nicht bei den Akten, ſondern blos einen Schein über 5389 Rthlr. 5 ggr. Conv.-Geld, vom 28. Juni 1806. Die übrigen Gelder habe ich in zwei Zahlungen nachgeliefert, nämlich den 27. Septbr. 1807 mit 300 Rthlr. pr. Ct. im Werth von Rthlr. 285 Conv. G. berechnet, und die erwähnten Rthlr. 170 Conv. G. vom 5. April 1809, wobei zugleich Rthlr. 14, 23 Gr. 8 Pf. für Portoauslagen in Ausgabe gebracht, und ſo die Berechnung gleich abgeſchloſſen worden.

Mit wahrer Verehrung

Ihr ergebenſter

R. Z. Becker.

Weimar, den 13. October 1810

Endlich, verehrteſter Freund, kann ich Ihnen die verlangte Quittung zuſenden. Ich war in Heidelberg, wo ich mit meinem Sohn zuſammenkam und nun auch die Uebereinkunft getroffen habe, daß er dieſen Winter noch dort ſeine Studien beginnt.

Die Nähe und Pflege der Voßiſchen Familie in jedem Zufall iſt mir tröſtlich. Ich habe bei dieſen trefflichen Menſchen, die in einer ſo glücklichen Umgebung jetzt leben, rechte Freude und Troſt fürs Leben wieder gefunden, denn nur in der Stille und Abgeſchiedenheit von den verwickelten Verhältniſſen des Lebens und bei fortgehendem Streben nach Ausbildung und Klarheit kann das Leben zum Genuß werden. Wenn ich mit Voßens in ihrem Garten herumging und die Blumen und Früchte wie ein freundliches Geſchenk der Natur aufnehmen ſah und dieſe kleine Welt im ſtillen Frieden und Genuß des Augenblicks ſich freuend fand, da erſchien mir das Leben, das jeden Moment zerſtört wird, und raſtloſe Treiben der Menſchen viel weiter von mir entfernt; überhaupt hat der Anblick jener ſchönen Natur, jenes fruchtbaren Bodens, wo Alles gedeiht, recht viel ſchöne Erinnerungen gelaſſen.

Ich habe auch den Graf Benzel-Sternau oft geſehen und ſeine liebenswürdige Frau, die jetzt in Mannheim leben. Auch ſein lebhafter Antheil an Schiller, an den Kindern, hat mir aufs Neue wohl gethan.

Auch in Stuttgart war ich. Dieſe fünf Tage haben mir auch einen tiefen Eindruck hinterlaſſen. Die Liebe und Anhänglichkeit, die ich für Schillers Andenken fand, für mich und die Kinder, hat in mir eine eigne Anhänglichkeit an die Welt erweckt.

Da ich Ihnen, verehrter Freund, dieſen Beweis Ihrer freundſchaftlichen Bemühungen zum Aufheben übergebe, ſo darf ich noch einmal ſagen, wie tief ich Ihren Antheil, Ihre Freundſchaft fühlen werde, ſo lange ich lebe. Es bedarf keiner ſchriftlichen Beweiſe, was für Sie in mir fortbleibt, und Ihr eigenes Bewußtſein iſt Ihnen ein ſchöner Lohn. Aber mir vergönnen Sie es zu ſagen, daß ich Ihnen, ſo lang ich lebe, dankbar und ergeben bin.

Charlotte Schiller.

B. an L. Gotha, den 26. Mai 1814.

Mit inniger Beſchämung danke ich Ihnen, hochverehrte Freundin, für das ſchöne Geſchenk, das Sie mir durch meinen Sohn übermacht haben, und das mir manchen Sommer-Morgen und Abend erheitern wird. Ich ſchäme mich dabei, weil ich gewahr werde, daß die längſt für Sie und Ihre würdige Frau Schweſter bereit gelegten Exemplare meiner Magdeburger Abenteuer noch nicht abgeſandt ſind. Gönnen Sie dieſer Broſchüre einen Platz in Ihrer Bücherſammlung, nicht um ihres geringen Werthes willen, ſondern als Zeugniß Ihres Wohlwollens gegen den Verfaſſer, worauf er ſtolz iſt.

Zugleich erſuche ich Sie um die Gefälligkeit, das für Frau v. Wolzogen beſtimmte Exemplar mit meiner ſchönſten Empfehlung und Dankſagung zu übergeben, und das dritte — wenn es mit Schicklichkeit geſchehen kann — Ihrer Durchl. reg. Frau Herzogin. Dieſe edle Fürſtin hat gegen meinen Sohn auf dem Freiwilligen-Balle ſo viel Theilnahme an meinem Schickſal geäußert, daß ich wünſche, Sie möge die Beſchreibung davon auf beſſerem Papier leſen, als die für das Publikum beſtimmte Auflage hat, und ich wage es nicht, Ihr ſolche ſelbſt zu überreichen, aus Furcht, dieſe Huldigung möge verkannt und als eine Angel nach einem Geſchenk angeſehen werden, wie die gewöhnlichen Dedicationen. Thun Sie damit, was Ihnen gut dünkt.

Ihr dankbarer Verehrer

R. Z. Becker.

L. an B. Weimar den 1. Juni 1814.

Da ich, verehrter Freund, den Auftrag von der durchlauchtigen Herzogin erhalten habe, Ihnen in Ihrem Namen zu danken für das überſchickte Exemplar Ihres ſo merkwürdigen Werkes, ſo werden Sie mir es gütig aufnehmen, daß ich ſchon wieder ſchreibe; auch ich ſelbſt muß Ihnen den herzlichſten Dank ſagen, daß Sie mir Gelegenheit gaben, der verehrten und geliebten Herzogin eine Aufmerkſamkeit zu zeigen. Da ſie ein ſo tiefes Gefühl für alles Gute und Rechte hat, ſo möchte man Ihr auch immer Rechenſchaft ablegen an dem, was das Schickſal zutheilt, es ſei Freude oder Schmerz.

Auch von meiner Schweſter ſoll ich die herzlichſten Dankſagungen hinzufügen, von mir ſelbſt möchte ich auch viel ſagen, denn das ſchmerzliche Schickſal, das Sie betroffen, hat mein ganzes Gemüth ergriffen; ich habe in den ſtillen Morgenſtunden laut geweint, indem ich mit Sorgen den Schmerz Ihrer Familie, aber auch den Segen lebhaft dachte, den die, die Ihnen zu ſchaden dachten, Ihnen gebracht: durch das Glück des Wiederſehens Ihrer Familie, durch die Treue und Liebe, die ſie Ihnen zeigte, und durch den Troſt, den Ihre geliebte Gattin in ihrer Liebe und Sorgfalt fand. Ob ich wohl wünſchen möchte, daß ein günſtiges Geſchick Ihnen dieſen Reichthum der Liebe bei glücklicherem Anlaß hätte zeigen wollen, ſo muß ich doch den Werth ausſprechen, den ich auf dieſe ſchönen Erſcheinungen zu legen weiß.

Ihr lieber Sohn, der Ihnen auch glücklich wieder geſchenkt worden, wie mir gottlob der meinige, hat mir durch ſeine nähere Bekanntſchaft große Freude gemacht. Ich hoffe, dieſes Zuſammentreffen unſrer Söhne hat ein feſteres Band geknüpft als ein Zuſammenleben in ruhigen Zeiten, und ihre Freundſchaft bleibt dauernd, wie die guten Früchte dieſer Opfer.

Halten Sie Ihren lieben Sohn durch freundliche Erinnerungen an, daß er den meinigen in ſeinen waldigten Bergen beſuche, und daß ſie fleißig mit einander zuſammen kommen, und ſo die Freundſchaft bleibend ſich durch ihr Leben hinziehe. Es iſt mir ſehr erfreulich, wenn ich Karls Freunde kenne und ſchätzen kann. Ich empfehle ihn auch Ihrer nachbarlichen Fürſorge. Er geht morgen oder übermorgen wieder in die ſtillen Thäler des Thüringer Waldes, um ſich noch bei ſeinem geſchickten Lehrer vollends auszubilden zu ſeiner einmal gewählten Beſtimmung. Ich habe ihn zu nichts beſtimmt durch Zureden, aber ich bin froh, daß er ſelbſt die Neigung zum Militairdienſt nicht feſthält, und weiß ihn gern ſeiner gewählten Laufbahn treugeblieben.

Charlotte Schiller.

B. an L. Gotha, den 8. Dec. 1814.

Ich bin ſo frei, Hochverehrte, Ihnen hier eine kleine Schrift zu überſenden, der ich Ihren Beifall wünſche. Der Vorſchlag, den ſie enthält, iſt keine Speculation von mir, ſondern mein Bericht von den Verhandlungen über das Ehrenkleid beruht auf wirklichen Thatſachen, und ich bin dabei bloßer Agent von drei (Ihnen wohlbekannten) liebenswürdigen Perſonen von hohem Range, und zwar keiner hieſigen. Unter den herrlichen Antworten, die ich von den deutſchen Frauen-Vereinen erhalten habe, war die von Weimar von drei Männern unterzeichnet und — dieſem Umſtande gemäß abgefaßt.

Euer Hochwohlgeboren

unterthäniger

R. Z. Becker.

L. an B. Weimar, den 5. Januar 1815.

Ich ſelbſt bin ſchon früher mit der Welt fertig geworden, und meine Stimmung ergriff gern die erſte beſte Gelegenheit nicht mehr in der Welt durch Farben zu glänzen, und ich habe ſchon länger nur ſchwarz und weiße Feierkleider. Da ich ohnehin bei ſolch einer Gelegenheit vom Allgemeinen ſprechen möchte, weil ich nur in mir fühle, welche Opfer ich dem Wohl des Vaterlands gebracht habe und meine Geſinnungen fühle, die mir Manches ertragen halfen, was ich in andern Verhältniſſen nicht würde haben aushalten können, ſo hoffe ich, bezweifeln Sie nicht lieber Freund, daß ich zu Allem was nützlich und gut iſt und uns ſo unabhängig wie möglich von fremden Nationen macht, gern meine Stimme gebe.

Wenn ich Ihnen meine Meinung ſagen ſoll, ſo glaube ich, daß mehr dadurch erreicht würde, daß man an den Höfen beſtimmte Farben und Form der Kleidungen wählte, und daß es gut und ſchön wäre, wenn dieſer Staat von der Mode unabhängig wäre, doch kann niemand etwas allein thun, wenn nicht von oben her zu feierlichen Tagen das Beiſpiel gegeben wird. Mir kömmt nach meinen Erfahrungen vor, daß der Adel ohnehin ſich durch einfache Kleidungen auszeichne, da eigentlich dieſer auch am meiſten genöthigt iſt Aufwand zu vermeiden, weil er ſo vieles unmittelbar verlor, denn er hat am meiſten leiden müſſen. Die andern Stände haben meiſt gewonnen und ſind jetzt durch die ſchnelleren Schritte Reichthum zu erlangen auch raſcher von der Einfachheit ihrer ehemaligen Lebensweiſe abgegangen.

Dieſe ſollten durch weiſe Geſetze beſtimmt werden, ſich manchen falſchen Glanz zu verſagen, damit wieder ein Gleichgewicht entſtehe. Ein Geſetz, das die Kleider-Ordnungen beſtimmt, wäre meines Erachtens nach das beſte Mittel dem Unheil zu wehren.

Wenn man von hier aus ſich nicht theilnehmend zeigte und ſchwieg, ſo iſt es gewiß nicht der Mangel der Geſinnungen, aber von unſern fürſtlichen Damen, die ſo einfach und anſpruchlos ſich zeigen, wird gewiß der Luxus nicht beſchützt; doch ſind ſie wieder zu beſcheiden um eine Stimme geben zu wollen, wie ſich durch etwas Beſonderes auszuzeichnen. Wer in ihrer Nähe lebt und weiß, wie ſie die Dinge anſehen, kann gewiß alles Gute durch ſie befördert zu ſehen hoffen.

Ich habe von Ihrem früheren Brief, den die drei Männer beantworteten, erſt durch Sie ſelbſt erfahren, lieber Freund, und er mag in einem Augenblick gekommen ſein, wo unſere hochverehrte Vorſteherin und Beſchützerin des Frauenvereins (die nur dieſen Namen nicht trägt) zu überhäuft von eigenen Geſchäften war und ſo die Antwort den drei Männern auftrug; ſo erkläre ich es mir unter uns geſagt, und glaube wohl, daß die Stimme, die zu Ihnen gedrungen, nicht die des wahren Gefühls noch den warmen Ausdruck dafür ausſprechen konnte, weil ich den Schreiber[1] erfahren.

Ihre ergebene Freundin

Charlotte v. Schiller.

---

[1] Müller?

Weimar, den 1. Mai 1816.

Ich habe Ihnen nicht für ein großes Geſchenk unmittelbar gedankt, welches ich Ihnen verdanke; Sie haben mir die Ausgabe des Noth- und Hilfs-Buchs mit dem[1] Liederbuche geſendet, welches mir ſehr werth iſt.

Ich habe mich gefreut die Dichter alter und neuer Zeit zuſammengeſtellt zu ſehen, und manches Lied, das mir in meiner Kindheit wohl machte, hat einen ähnlichen ſchönen Eindruck, mit freundlichen Erinnerungen begleitet, in mir erweckt und mich in die Zeit verſetzt, in welcher mir dieſer Anklang des Gefühls ſo lieb geworden.

Ich ſende Ihnen hier wiewohl etwas ſpät den Schluß von Schillers Werken, den Sie auch als einen Beweis meiner Liebe und Verehrung aufnehmen mögen, wie die vorigen Bände.

Ich habe eine Bitte an Sie zu thun, deren Erfüllung meiner Schwägerin der Hofräthin Reinwald großes Vergnügen gewähren wird; wollen Sie dieſe beigefügten fünf und ſiebenzig Stücke Kataloge mit dem allgemeinen deutſchen Anzeiger verſenden laſſen, ſo werde ich im Namen meiner Schwägerin dieſe Güte darüber empfinden.[2]

Ihre Freundin

Charlotte v. Schiller.

B. an L.

Gotha, den 16. Mai 16.

Auch danke ich Ihnen verbindlichſt für die Aeußerung Ihrer Zufriedenheit mit meinem Liederbuche. Sie iſt mir mehr werth als das Lob von Recenſenten, davon meines Wiſſens noch keiner es der Mühe werth geachtet hat, den Plan und die Tendenz dieſer Sammlung zu würdigen.

Ihr Auftrag wegen Verbreitung der Reinwaldiſchen Kataloge iſt beſorgt und durch die in der Anlage abgedruckte Notiz befördert worden.

Ihr grauer Freund

R. Z. Becker.

---

[1] Mildheimiſchen.

[2] Ihr Dank an Charlotte, „Beziehungen" S. 354.

331

L. an P. Weimar, den 8. Juni 1818.

Das Gefühl, daß ich Schillers Werke Ihnen geben konnte, iſt mir ſelbſt ein Genuß des Herzens, denn ich kann nur durch den Willen bezeigen, wie meine Dankbarkeit für Sie ſtets dauernd in meinem Gemüth lebt.

Gott ſegne Sie mit Ihren Lieben nah und fern.

Charlotte v. Schiller.

IV.

Briefe an Schillers Verwandte.[1]

1790—1816.

An Schillers Vater. Jena, den 24. Juli 1790.

Es iſt recht lange, mein beſter Vater, daß wir nichts von Ihnen und der lieben Mutter hörten, und wir ſehnen uns herzlich, erwünſchte Nachrichten von Ihnen zu erhalten. Daß wir vor einigen Wochen die Freude hatten, unſre liebe Reinwald[2] zu ſehen, wiſſen Sie. Es waren ein paar ſehr angenehme Stunden, die wir mit einander verlebten; wie haben ſie den Wunſch ſo ſtark und lebhaft wieder in meiner Seele erregt, ſie alle meine liebſten Verwandten einmal vereinigt zu ſehen, wie ſchön wäre das! Doch der Himmel wird uns einſt günſtig ſein und uns dieſe Freude geben, hofft mein Herz. So manche meiner Wünſche hat mir das Schickſal gegönnt, daß ich ihre Erfüllung geſehen habe, und ſollte dieſes allein nie möglich ſein können?

---

[1] Ueber die Verhältniſſe der Schilleriſchen Familie gibt das oben S. 94 angeführte Buch „Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geſchwiſtern und der Familie Wolzogen," nebſt den reichhaltigen Anmerkungen des Herausgebers A. v. Wolzogen, die vollſtändigſten Aufſchlüſſe. Lottens Briefe, die hier abgekürzt erſcheinen, beziehen ſich großen Theils auf die dort abgedruckten Schreiben und werden durch die Vergleichung mit denſelben hinreichend erläutert.

[2] Chriſtophine Schiller, ſeit 22. Juni 1786 an des Bruders Freund, den Bibliothekar R. in Meiningen, verheirathet, mit deſſen Launen und Sparſamkeit ſie ihre Noth hatte.

Die liebe Reinwald und wir denken ſehr daran, daß es vielleicht übers Jahr ſich könnte ausführen laſſen. Ich habe die liebe Schweſter gar nicht verändert gefunden, ſondern ihre Züge ſind noch ganz wie ſie waren; mager iſt ſie freilich; mich hat ſie ſehr groß gefunden. Mein l. Schwager war auch wohl und vergnügt; ſie haben mir auch geſchrieben ganz kürzlich, und die liebe Schweſter hat mir eine gar ſchöne Zeichnung beigelegt; ſie hat es recht weit gebracht und einige Stücke mit ſchwarzer Kreide, die ich in Erfurt geſehen, haben mir gar ſehr gefallen.[1]

Ich ſchreibe Ihnen heute nur, beſter Vater, mein Schiller hat noch ſehr viel zu thun; er ſchreibt die Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs für den hiſtoriſchen Kalender. Da dieſes zu beſtimmter Zeit fertig ſein muß, und er überdem ſeine Vorleſungen zu machen hat, ſo kann er jetzt gar keine Zeit zu ſeinem Vergnügen anwenden. Er iſt aber wohl und vergnügt. Beſter Vater, wie ſchön verfließt uns das Leben, möchten Sie mit uns ſein, Sich unſres Glückes freuen! Laſſen Sie bald von Sich hören und ſagen Sie uns, daß Sie und die theure Mutter wohl ſind; dieſe Nachrichten werden uns ſo innig freuen. Sagen Sie der beſten Mutter viel, viel von uns beiden, und auch den lieben Schweſtern. Ich werde eheſtens der lieben Louiſe ſelbſt ſchreiben; heute erlaubt es die Zeit nicht.

Tauſend, tauſend herzliche Grüße ſagt Ihnen mein Schiller.

Ihre treue Tochter,

Lotte Schiller.

An Schwager Reinwald. Jena, den 27. Auguſt 1790.

Daß Sie mir von Ihren Kenntniſſen etwas mittheilen wollen, dafür haben Sie den beſten Dank, theurer Schwager. Sie thun ein gutes Werk, denn ich bin jetzt mir ganz ſelbſt überlaſſen, weil Hr. Valenti geſtorben iſt. Ich bin aber doch ſo weit, daß ich Goldoni verſtehen kann. — Mit der Poeſie hält es leider ſchwerer, und dazu treibt mich doch das Herz vorzüglich. Ich habe es ſchon zuweilen verſucht etwas zu leſen, aber es wird mir ſchwer. Die engliſche Sprache habe ich vorzüglich aus Pope gelernt, darum wollte ich den italieniſchen Dichtern auch zuerſt huldigen. Daß Sie auch dieſe Sprache erlernt haben, zeigt, daß Sie der engliſchen Nation gut ſind. Was man auch hie und da gegen ſie ſagen mag und gegen die Sucht der Deutſchen alles Fremde zu achten, ſo liebe ich doch die Engländer gar ſehr, aber meiner Nation unbeſchadet. Die Liebe für England iſt mir angeboren, und faſt ſollte ich glauben, ich wäre ſchon einmal auf der Welt geweſen und hätte in England gelebt, ſo wenig fremd war mir die Sprache, da ich ſie lernte, und ſo liebe ich auch die Nation. —

---

[1] Ueber Chr. Zeichnungen ſ. Bechſteins Mittheilungen S. 230.

Wie lebten Sie indeſſen lieber Schwager? — Ich möchte einmal in Meiningen geweſen ſein, um zu wiſſen, was Sie umgibt, um mich dann leichter zu Ihnen verſetzen zu können. Haben Sie vielen Umgang dort, der Ihnen etwas geben kann, oder müſſen Sie todte Geſellſchaften aufſuchen, um das Herz zu erheben? Es iſt wohl die beſte Geſellſchaft oft, denn die Menſchen ſelbſt ſind vielmals weit weniger als ihre Schriften. Das findet man doch häufig, die äußeren Dinge, die ſie im Umgange mit Menſchen umgeben, ſtören ſie, und verhindern den Geiſt ſich freier zu zeigen, und aus ihrem Zimmer ſehen ſie die Welt anders an und werden auch anders angeſehn, und zu ihrem Vortheil.

Von der Solitude haben wir gute Nachrichten, und es iſt uns ein ſehr wohlthätiges Gefühl die lieben Aeltern wohl zu wiſſen. — Der lieben Schweſter ſagen Sie tauſend Schönes und Herzliches von mir und Schiller, der Sie auch, mein lieber Schwager, auf das Herzlichſte grüßt. Er iſt ſehr beſchäftigt jetzt.

God bless you; remember me some time; yours

Lotte Schiller.

An Chriſtophine Reinwald. Rudolſtadt, den 23. Mai 1791.

Ich würde gewiß nicht ſo lange angeſtanden haben Ihnen zu ſchreiben, liebſte Schweſter, wenn nicht ein trauriger Zufall mich daran gehindert hätte. — Denſelben Abend, nach Empfang Ihres lieben Briefes, wurde mein geliebter Schiller von einer ſo heftigen Beklemmung auf der Bruſt befallen, daß wir befürchteten, es wäre ein Stickfluß.[1] Er ſelbſt verlor den Muth, und wie mir nun ſein mußte, können Sie fühlen. Er bekam darauf einen Fieberanfall, ſtarken Froſt u. ſ. w. Endlich entwickelte es ſich, daß Krämpfe aus dem Unterleib herrührend der Grund des Uebels waren. Noch einmal über den andern Tag kam ein heftiger Anfall, der noch ſchmerzlicher für mich war, weil er lange gewiß glaubte, ſeine Kräfte würden ſich erſchöpfen müſſen, weil er ſich ſo übernatürlich anſtrengen mußte, um Luft zu haben. Aber auch dies ging vorüber, und wir hoffen nun, daß kein ſo heftiger Anfall wird wieder kommen können, weil jetzt alle Mittel angewendet ſind dem Uebel vorzubeugen. Unſer hieſiger Arzt[2] iſt ſehr geſchickt; auch ließen wir unſern Freund Hofrath Stark holen, der ihn ſchon in der vorigen Krankheit ſo meiſterhaft behandelt hat. Der verſichert bei Allem was heilig iſt, die Gefahr wäre ſo nahe nicht bei dem vorigen Anfall geweſen, als Schiller, als wir es geglaubt hatten, und er ſagt auch, daß es keine Folgen haben würde. Da er es ſo offen ſagt, ſo glaube ich ihm ſicher. Er ſagt es nicht nur, um mich zu beruhigen, ſondern es iſt ihm Ernſt. — Geſtern vor 14 Tagen war der traurige Anfang der Krankheit. Seit dem Dienſtag darauf iſt kein ſo heftiger Anfall mehr gekommen, und nun bleibt es ſchon lange ganz aus; der Athem wird zuweilen noch unvermerkt kürzer; ſonſt ſpürt er gar nichts mehr. — Heute iſt er zum erſtenmal wieder mit uns im Garten geweſen, und es war in mir ein tiefes Gefühl des Dankes, daß ihn mir der Himmel wieder gegeben, daß ich mich wieder mit ihm der ſchönen Welt freuen kann. — Den lieben Eltern habe ich Mittwoch geſchrieben. Ein Freund von uns, Herr von Adlerskron[1] (der ſchon in Jena bei Schillers Krankheit ſo thätig war und ihn auch hier wieder gepflegt hat und ein wahrer Troſt für uns war), iſt nach Stuttgart gegangen; der wird unſre Briefe ſelbſt überbringen, und viel von uns erzählen; er hat verſprochen, oft zu den lieben Eltern zu gehen. Er wird mehr und beſtimmtere Dinge von uns ſagen können als der Graf Dürkheim.[2]

---

[1] S. an Körner 2, S. 243.

[2] Conradi.

Lotte.

An dieſelbe. Erfurt, den 2. September 1791.

Schon längſt, liebe Schweſter, würde ich Ihnen geſchrieben, Ihnen die ſchönen Nachrichten von der täglich mehr zunehmenden Geſundheit meines geliebten Schiller gemeldet haben, wenn ich nicht vermuthet hätte, Sie wüßten es ſchon durch die geliebten Eltern,[3] und überhaupt intereſſieren ſich ſo viele Menſchen für ihn, daß Sie gewiß ſchon Alles wiſſen. Ich ſelbſt bin gewiß immer gern die Erſte, die Ihnen Nachricht gibt, weil auch ich dabei die Freude habe, Ihnen meine Liebe zu verſichern, aber meine Zeit erlaubt es oft nicht, Alles zu thun, wie es mein Herz wünſcht. Meine eigene Geſundheit iſt nicht die beſte, und in Karlsbad[4] durfte ich faſt gar nicht ſchreiben. Jetzt trinke ich noch den Egerbrunnen[5] mit meinem Schiller, und auch dieſer verbietet zu viel ſitzen und macht es faſt nicht möglich, mich ſo zu beſchäftigen als ſonſt. Zudem kommen noch unumgängliche nöthige Briefe, die ich für meinen Schiller ſchreiben mußte. Die Zeit her alſo kann ich von Ihnen Verzeihung und Nachſicht hoffen. Wären Sie weiter von uns und ich wüßte ſie ganz ohne Nachrichten, ſo würde ich das Unmögliche ſuchen möglich zu machen, um Sie zu beruhigen, um Ihnen beſtimmte Nachricht über die Geſundheit meines Schiller zu geben. Jetzt iſt er Gottlob auf dem beſten Weg; die heftigen Krampfanfälle haben ſich ſeit 2 Monaten nicht gezeigt, und ſeine Kräfte vermehren ſich täglich. Daß ſeine Bruſt gut iſt und die Lunge, ſind wir nun zu unſerm Troſt gewiß, weil er weder das Karlsbad noch den Egerbrunnen ſo gut vertragen hätte. —

---

[1] Schillers Leben S. 286. Sch. Beziehungen S. 96.

[2] Neffe des Meiningenſchen Geheimenraths und Oberhofmeiſters, ging um Oſtern 1790 nach Jena, um dort zu ſtudieren. Beziehungen S. 220.

[3] S. den Brief des Vaters Schiller vom 6. Auguſt. Beziehungen S. 88.

[4] Wo S. ſeit Ende Juli die Kur gebraucht hatte.

[5] S. an Körner 2, S. 257.

Nun ſind wir auf einige Monate hier,[1] und es iſt uns gar wohl in der Nähe des vortrefflichen Coadjutors, den Sie auch lieben und ſchätzen. Alle Abende ſind wir bei ihm und genießen das Glück ſeines Umgangs.

Vom Amtmann Rumpel hörte ich letzt beunruhigende Nachrichten wegen der Geſundheit des lieben Schwagers.[2]

An Schwager Reinwald. Jena, den 16. Oktober 1792.

Haben Sie vielen Dank für Ihre Zeilen, lieber Schwager, und für die Nachrichten, die Sie uns von der lieben Mutter[3] haben geben wollen. Wir haben nun auch Briefe, daß ſie glücklich angekommen iſt. Daß ihr dieſe Reiſe ſo wohl bekommen iſt, freut mich herzlich, in ihrem Alter und bei ihrer ſonſt nicht feſten Geſundheit iſt es ein ſehr guter glücklicher Zufall. Auch iſts mir wieder ein neues merkwürdiges Beiſpiel was die weibliche Zärtlichkeit zu thun vermag. Als eine gute zärtliche Mutter hat ſie ſich ganz ſelbſt vergeſſen, und alle Hinderniſſe aus dem Weg geräumt, um den Gefühlen ihres Herzens zu folgen. Dieſe warme Anhänglichkeit mußte auch durch das Schickſal ſo belohnt werden. Ich wollte, wir hätten Alle zuſammen kommen können, und Sie wie Ihre liebe Frau hätten können mit uns ſein!

---

[1] Sie kehrten ſchon vor dem Oktober Lottens Geſundheit wegen nach J. zurück. Ebd. S. 263.

[2] Die Antwort vom 18. December. Beziehungen S. 224.

[3] Die S. mit Nanette im September beſucht (S. an K. 2, S. 331) und auf dem Rückwege ſich in Meiningen aufgehalten hatte, Beziehungen S. 162, 367.

Wie geht es mit Ihrer Geſundheit? Der herannahende Winter iſt keine freundliche Ausſicht, wenn man leidet. Doch hoffe ich, ſollen Sie wohl ſein, und auch mein Schiller ſoll dieſen Winter beſſer überſtehen. Sein Körper wird doch immer ſtärker jetzt, und er kann beſſer dem Uebel widerſtehen. So ganz mit ruhigem Herzen kann ich die böſe Jahreszeit noch nicht ankommen ſehen, weil ich ſchon einmal ſo ſehr in meiner Erwartung betrogen wurde. Voriges Jahr war der halbe Winter ohne merkliche Uebel vergangen, und wie ich die Periode überſtanden zu haben glaubte, kam der fürchterliche Fieberanfall doch nach. —

Sie ſagen mir recht viel Schmeichelhaftes, mein lieber Schwager, was ich doch nicht ganz zu verdienen glaube. Es iſt kein ſo großes Verdienſt, ſich in Schillers Launen gut zu fügen. Erſtlich hat er doch im Ganzen genommen nicht ſo viele, dann erſetzen auch wieder ſeine heiteren freien Momente die trüben leichter. Auch habe ich mir ſo viel Philoſophie zu eigen gemacht, als ich brauche, um die Menſchen zu beobachten, und um gerade nicht in allen Momenten das von ihnen zu erwarten, was ſie in andern leiſten können.

Das Leben lehrt uns weniger mit uns und Andern ſtrenge ſein, iſt mir ſehr wahr und einleuchtend; ich bin daher tolerant und laſſe die Menſchen, wie ſie ſind, und bleibe auch meinen Gefühlen und Neigungen treu. So laßt ſichs friedlich durchs Leben gehen; und wer die Menſchen anders nehmen will als ſie ſind, und zu viel von ihnen verlangt, der bereitet ſich kein ſchönes freundliches Daſein. Hier haben Sie in kurzen Worten meine Art die Dinge anzuſehen, die ich nicht ſo leicht mittheile. —

Daß Ihnen der Champagner geſchmeckt hat, freut uns ſehr; auch legt Ihnen Schiller noch eine geiſtige Unterhaltung vor, und bittet Sie und die liebe Schweſter, es gütig aufzunehmen. — Das Bild unſrer Nanette[1] finde ich ſehr gut getroffen; auch die Manier, in der es gemacht iſt, iſt gar angenehm, ſo frei und ohne Zwang

---

[1] Welches Chriſtophine gemalt hatte. Beziehungen S. 283.

Dieſen Brief, hoffe ich, ſieht die liebe Schweſter auch als an ſie geſchrieben an, und empfängt meinen herzlichen warmen Gruß.

L. Schiller.

An Chriſtophine. Jena, den 1. April 98

Die Frühlingsluft ſcheint jetzt mehr die Uebel aufzuregen, und die Krämpfe melden ſich ſeit einigen Wochen wieder öfter, aber doch nicht anhaltend, und es iſt mehr ängſtlich für den Moment, als daß es Folgen haben ſollte. Es iſt ſchon viel gewonnen, daß kein Entzündungsfieber wieder kam. Das iſt freilich wohl natürlich, daß, wer ein bleibendes langes Uebel in ſich fühlt, immer mehr davon im Frühling empfindet, weil da das Blut mehr in Bewegung kommt. Es iſt auch keine Jahreszeit, die ſo ſchnelle Uebergänge hätte, als dieſe, und wo eine ſo große Revolution im Körper entſtehen kann. Im Herbſt gewöhnt man ſich ſo allmählig an den Winter; das Abſterben der Natur geht langſamer; und der Körper gewöhnt ſich leichter daran. — Voriges Jahr war es auch ſo mit unſerm Lieben, und er war ſehr empfindlich für die ſchnelle Abwechslung der Luft; im Herbſt gab es einige Wochen, auch ſelbſt im Winter, wo er ſich ganz leicht und wohl fand.

Wie geht es mit dem lieben Schwager? Seine Uebel melden ſich doch nicht auch wieder? — Auch mir iſts lieb für mich ſelbſt, daß der Winter vorüber iſt, ich war oft gar nicht wohl, und noch jetzt iſt meine Geſundheit nicht die beſte. Meine Bruſt und der Magen machen mir zuweilen viel zu thun. Die Krämpfe ſcheinen ſich jetzt dahin gezogen zu haben.

Hoffentlich, liebſte Frau Schweſter, bringt uns dieſer Frühling zuſammen, und er iſt uns deßwegen nicht wenig willkommen. Auch unſre Louiſe ſehen wir hoffentlich dieſes Jahr.

Von der Solitüde hatten wir vor einigen Wochen gute Nachrichten;[1] ich werde morgen ſchreiben,[2] denn die liebe Mama wird jetzt zu Ausgang des Winters doch noch beſorgt um unſern Schiller ſein. Die Kriegsunruhen verbreiten ſich hoffentlich nicht nach Schwaben, oder vielmehr nach Württemberg, und ich denke nicht, daß die lieben Eltern davon leiden werden. — Ich traue den Oeſterreichern recht viel Gutes zu und freue mich ihrer Siege. Man möchte faſt lieber von der Ariſtokraten-Partie ſein, weil ſich die Gegenpartie in ſo ſchlechtem Lichte zeigt. Seit dem grauſamen Tod Ludwigs haben die Franken ihren Kredit bei mir verloren. Auch die Art, wie ſie in den Rheingegenden zur Freiheit bekehren wollen, empört. Wenn das nicht Despotismus iſt, ſo iſts gewiß der, den die Könige ausüben und ausübten, noch weniger. — Man wird ſo in die Politik jetzt gezogen, daß man es kaum laſſen kann davon zu ſprechen. Ich bin ſehr eifrig und glaubte nicht, daß ſie mich einſt ſo intereſſieren könnte.

---

[1] Beziehungen 2. 107, 164, 368.

[2] Ebd. 2. 111.

An Reinwald. Jena, den 31. Mai 93.

Ihr heutiger Brief, liebſte Frau Schweſter und lieber Herr Schwager, hat uns gar ſehr viele Freude gemacht, und ich eile ihn zu beantworten. Sie ſind uns herzlich willkommen. Um die Freude noch mehr zu erhöhen, bekamen wir auch heute einen Brief von der lieben Louiſe, wo ſie ſchreibt, ſie käme, ſobald ihre Kur, die ſie jetzt braucht, geendigt iſt. Um die Zeit ihrer Ankunft iſt hoffentlich auch Ihre Reiſe beſtimmt, und Sie treffen ſich hier zuſammen. Es wäre gar artig, wenn Louiſe über Meiningen kommen könnte und die Reiſe dann mit Ihnen machte; ſie hätte die Freude Sie früher zu ſehen, und 11 Meilen könnte ſie dann in einer ſo lieben Geſellſchaft zurücklegen. Dieſe Ausſicht würde ihr die erſte Hälfte des Weges ſchon erleichtern. Sie wird hoffentlich im Juni auch ihre Reiſe antreten[1] und ihre Geſundheit ſie nicht hindern. Glauben Sie, daß dieſer Vorſchlag Ihnen annehmlich iſt, ſo ſchreiben Sie es der lieben Louiſe ſogleich. Sollte ich Ihre Antwort erſt abwarten, ſo würde es ſich zu lange verzögern; mir geben Sie nur mit ein paar Zeilen Nachricht, wie Sie es eingerichtet haben. Es wäre gar ſchön, wenn wir hier ſo vereinigt ſein könnten!

---

[1] Die Reiſe kam nicht zu Stande, weil die Mutter unwohl war. Beziehungen S. 115.

Daß unſer Gartenhaus, das wir jetzt bewohnen, ſo klein iſt, thut mir gar leid, und daß wir Sie lieben Freunde nicht bei uns beherbergen können. Aber Fräulein von Seegner, die Sie durch die Mama gewiß kennen, räumt mir für meine lieben Gäſte ein Zimmer ein. Jetzt bewohnt es die Gräfin Marſchall, die aber hoffentlich Mitte Juni ſchon wieder abgereiſt iſt. Wir ſind der Fräulein Seegner ſo nahe jetzt, daß wir nur durch den Garten gehen, um zuſammen zu kommen; alſo iſt es faſt, als wären wir in einem Hauſe. — Hoffentlich ſind wir Alle wohl und finden uns froh und heiter zuſammen! —

Mit Schillers Geſundheit geht es bei dem übeln Wetter nicht immer beſtändig gut; es iſt auch als wären wir dem Nordpol näher gerückt. Wir heizen noch beſtändig ein, man könnte es ſonſt nicht aushalten.

Ich erwarte noch einige Zeilen von Ihnen, die uns den Tag Ihrer Ankunft beſtimmt anzeigen. —

An Schillers Mutter Jena, den 19. September 1796.

Liebſte Mutter! So ſehr wir leider voraus ſehen mußten, ſolche traurige Nachrichten wie die heutigen[1] zu erhalten, ſo weh haben ſie uns doch gethan. So iſt denn unſer lieber guter Vater der lieben Nanette ſo früh nachgefolgt! Ich fühle lebhaft auch ihren Verluſt aufs Neue mit. —

Erhalten Sie, liebe, gute Mutter, ſich Ihren Kindern recht lange, pflegen Sie Ihre Geſundheit recht und vertrauen Sie der Vorſehung. Ihre Kinder werden Alles thun, was in ihren Kräften ſteht, Ihnen Ihren ſchmerzlichen Verluſt zu erleichtern durch Troſt und Theilnahme.

---

[1] Vom 8. u. 9. Beziehungen S. 177, 254.

Möchten Sie die beiden kleinen Enkel ſehen und ſie Sie aufrichten können. Karl hat nun ſein drittes Jahr zurückgelegt und macht uns mit jedem Tage mehr Freude; auch der kleine Ernſt fängt an ſtärker zu werden und munter, und ich hoffe, er ſoll nach und nach immer mehr zunehmen; er war ſehr ſchwächlich und iſts noch, aber doch iſt er munter. Die gute Chriſtine ſteht mir treulich bei und iſt mir viel Troſt!

Die lieben Schweſtern umarme ich herzlich; auch dem Herrn Franckh[1] ſagen Sie viele Empfehlungen von mir; er ſoll mir ein lieber Schwager ſein, wenn er die gute Louiſe glücklich macht, wie ſie es verdient.

Meine Mutter, Schweſter und Schwager, die jetzt hier ſind,[2] empfehlen ſich Ihnen und nehmen herzlichen Antheil an Ihrem und unſerm Verluſt.

An Chriſtophine. Jena, 12. October 1797.[3]

Meine Schweſter ſo nahe zu haben iſt mir ein großer Genuß, ſie beſucht uns fleißig und auch Wolzogen; ich erwarte ſie morgen mit meiner Mutter, wo wir recht vergnügt zuſammen ſein wollen, und meine Mutter wird ein paar Wochen hier bleiben. Wir waren im Juli acht Tage in Weimar,[4] und ich bin einigemal dieſen Sommer auch da geweſen. Da ich auch eine ſo treue Freundin an der Frau von Stein habe, die ich ſchon ſo viele Jahre liebe, ſo freue ich mich doppelt mehr, Veranlaſſung zu haben, nach Weimar zu reiſen. Du haſt Frau von Stein bei uns geſehen, Liebe.

---

[1] Damals noch Vicar in Gerlingen, ſpäter Stadtpfarrer in Möckmühl, wo er am 23. Januar 1834 ſtarb. Louiſe heirathete am 20. October 1799. Beziehungen S. 16.

[2] Seit dem Auguſt, um ſeine im folgenden Frühjahr erfolgte Anſtellung zu betreiben, nachdem er ſeine Entlaſſung aus dem württembergiſchen Dienſt genommen hatte.

[3] Antwort auf den Brief vom 8. Mai, Bezieh. S. 291 ff.

[4] Vor Goethes Abreiſe. Sch. an Goethe Nro. 344.

Der junge Pfranger[1] läßt ſich nicht bei uns ſehen, obgleich ihm Schiller geſagt hat, er möchte uns beſuchen; es iſt wohl Schüchternheit, und ich glaube, daß er ſich gewiß recht oft vornimmt zu kommen, und nur aus Mangel an Muth nicht kommt. Wenn wir wieder in die Stadt gezogen ſind, was nun in vierzehn Tagen wohl geſchehen wird, ſo will ich ihn einmal zum Eſſen einladen. Ich kann mir es wohl recht vorſtellen, daß er immer den Willen hat zu kommen. Ein Menſch in ſeinem Alter und von ſeiner Erziehung und Lage hat im Grunde ſo wenig Berührungspunkte mit Schiller, daß er ſich zu ſehr von ihm entfernt fühlt, und daher kein geſellſchaftliches Verhältniß ſtattfinden kann, und ein andres hat er nicht den Muth anzuknüpfen. Wenn er auch zu mir zuweilen käme, ſo fürchte ich, würden wir auch keine belebte Unterhaltung gerade haben, weil, um in einem Familiencirkel ſich mitzutheilen, ſchon Zutrauen und nähere Bekanntſchaft erfordert wird.

Es freut mich, daß der liebe Schwager wohl iſt und ſich in der freien Luft Bewegung macht. Eure Berge werden nun recht ſchön ſein, und mein Lieblingsplätzchen bei den Fichten[2] wird uns recht freundlich und einladend ſein.

Ich habe dieſen Herbſt auch meinen Garten noch anlegen laſſen, wozu es dieſes Frühjahr zu ſpät war, zumal ein großes Spargelbeet. Die Bäume ſollen dieſen Herbſt auch noch verbeſſert werden. Wir haben doch etwas Zwetſchen bekommen. Schiller hat geſchüttelt und Karl aufgeleſen, das war ein großes Feſt für Karl.

Schiller hat ſich doch an die Luft gewöhnt und geht alle Tage in den Garten; darüber bin ich ſehr froh, und es wird einen guten Einfluß auf ſeine Geſundheit haben.

Was du mir von deinen ökonomiſchen Einrichtungen ſchreibſt, freut mich. Ich richte auch gern mein Hausweſen ſo ein, daß Alles in einem gewiſſen Maaße bleibt; ich halte dafür, man muß nie daran erinnert werden, und man muß ſich und Andern nicht merken laſſen, was man ſich verſagt, weil man das Leben ſonſt weniger rein genießt, wenn man ſich immer von Entbehrungen vorſpricht. Ich ſelbſt könnte viel entbehren und habe wenig Bedürfniſſe. Die hieſigen Frauen ſtehen nicht immer in dem Ruf und machen in Kleidern und Putz mehr Aufwand als eigentlich erlaubt iſt und nöthig. —

---

[1] Der von Chriſtophine empfohlene Sohn des 1790 verſtorbenen Meiningenſchen Hofpredigers Johann Georg Pfranger, geb. 1745, eines geſchätzten Dichters und Freundes von Reinwald. Bechſtein Mittheilungen S. 214.

[2] Wo Reinwald einen Berg beſaß, den ſeine Frau bearbeitete. Vgl. S. 202.

Es gibt hier eine Kaffeefabrik, wo das Pfund 4 Gr. koſtet, den man mit dem ordentlichen Kaffee vermiſcht. Ich mag ihn aber doch nicht. Ich trinke ſo wenig Kaffee, weil ich ihn nur früh trinke, daß es kein großer Vortheil ſein würde, und Schiller trinkt den reinen Kaffee am liebſten. Ich laſſe mir immer meinen Vorrath von Kaffee und Zucker von der Leipziger Meſſe kommen und gewinne dadurch eine Karolin des Jahrs, den es mehr koſten würde, wenn ich hier Alles kaufte. Von der lieben Mama haben wir auch gute Nachrichten, doch iſt es lange her. Schiller hat ihr letzt geſchrieben.

Den 13. Oktober.

Ich habe dir einen langen Brief geſchrieben, liebe Schweſter, Schiller grüßt dich und deinen lieben Mann herzlich, und ſendet euch hier ſeinen Almanach. Karl küßt die liebe Tante, Ernſt iſt doch wieder munter, und ich hoffe, ſein Uebel iſt nun überſtanden.

An dieſelbe. Jena, den 24. Mai 99.

Deinen letzten Brief mit den Strümpfen[1] fand ich bei unſerer Zurückkunft von Weimar, wo wir 14 Tage geblieben waren. Daß der zweite Theil von Wallenſtein aufgeführt wurde, weißt du vielleicht. Es hat mich gefreut, zu ſehen, mit welcher Wärme das Publikum das Stück aufgenommen hat. Es ſchluchzte Alles im Theater; ſelbſt die Schauſpieler mußten weinen, und bei den Proben, ehe ſie ſich mehr daran gewöhnten, konnten ſie vor Weinen nicht fortſprechen. Aber mir dünkt auch, ich kenne nichts, was mehr rührte, unter allen Tragödien. Mich ſelbſt hat die Vorſtellung ſo gerührt, daß ich mich nicht zu faſſen wußte; ob ich gleich Alles kannte und Schiller mir es mehr wie einmal geleſen hatte, ſo war der Effekt derſelbe, als ob ich es zuerſt dargeſtellt ſähe. — Auf nächſte Oſtern wird das Ganze gedruckt erſcheinen. Möchte es uns indeſſen ein guter Geiſt gönnen, daß wir die Stücke zuſammen leſen könnten. Du würdeſt gewiß dich unendlich freuen über das, was Schiller zu leiſten vermag, und würdeſt innig gerührt ſein auf der andern Seite. — In mir ſelbſt hatte es eine Art von Stolz erweckt, daß ich ſah, wie alle Menſchen Schiller Beifall geben mußten. Menſchen, die ſonſt keiner Rührung fähig ſind, hat es ergriffen. Dieſe Erzählung mag auch ſchon der Anfang meiner Entſchuldigung ſein, daß ich dir nicht ſogleich ſchrieb.

---

[1] Die Chriſtophine für Karl geſtrickt hatte.

In Weimar hatte ich die Freude, meine Mutter auch 10 Tage zu ſehen, und wir waren ſehr glücklich zuſammen. — Auch habe ich meine älteſte und liebſte Freundin noch dort, die Oberſtallmeiſterin von Stein; da iſt es mir auch immer ein Feſt mit ihr zu ſein. Als wir wieder zurückkamen, kam der Geheimerath Goethe, bald darauf Cotta aus Tübingen. Hernach unſer Auszug in den Garten, und hernach meine Mutter, die acht Tage bei uns war; alsdann meine Schweſter auch noch einige Tage. — So iſt die Zeit leider einen Poſttag nach dem andern vergangen, und ich hatte immer ſchwer auf dem Herzen, dir zu danken, liebe Schweſter. Aber ich hoffe, du glaubeſt mir auch ohne neue Verſicherung, daß ich deine Güte fühle. —

Was du mir von der Fürſtin von Neuwied[1] ſchriebſt, intereſſiert mich ſehr. Sie muß erſtaunend liebenswürdig ſein. Schiller hatte im Sinne, dich zu bitten, ob ſie nicht vielleicht die Erlaubniß gäbe, daß er etwas von ihren Poeſien in den Muſenalmanach aufnehmen dürfte; es iſt ſo ein ſchöner, zarter Sinn in ihren Gedichten, und man muß ſie ehren und ſchätzen durch Alles, was man von ihr hört. Jetzt wird aber für dieſes Jahr ein großes Gedicht[1] den Almanach ausfüllen, und es iſt kein Platz zu mehreren. Aber wenn ſie ihm einmal etwas vergönnen wollte, ſo würde er es in Zukunft brauchen können. Ich möchte ſie gern kennen, dieſe verehrungswürdige Frau. Daß ſie dich liebt und vorzieht, gibt ihr in meinen Augen keinen kleinen Werth.[2]

---

[1] Die vom Jahre 1796—1799 ſich in Meiningen aufhielt. Beziehungen S. 296.

Die Kinder ſind wohl und laufen von früh bis Abend im Garten herum.

Die Blüthen ſind bei uns ſtark geweſen, und man kann doch Obſt hoffen.

An dieſelbe. Weimar, den 20. Jänner 1800.

Schiller wird dir geſchrieben haben, Liebe, durch welche Heere von Krankheiten ich und meine Kinder uns Ende dieſes vorigen Jahres haben durchſchlagen müſſen. Dies ſeien dir meine Entſchuldigungen, und dann geſtehe ich, daß es mir beinahe jetzt immer ſchwerer wird, mich zum Briefſchreiben zu entſchließen, weil ich jetzt weniger Zeit habe, die Kinder mir auch als Geſellſchaft Zeit koſten, und ich hier doch überhaupt mehr geſellſchaftliche Verhältniſſe habe. — Du würdeſt ſelbſt ſehen, wie wenig ich Herr meiner Einfälle bin und tauſend Bewegungsgründe finde, die mich vom Schreiben abhalten, wenn ich auch noch ſo herzlich meiner Freunde gedenke. —

Der letzte Brief der guten Mama hat mich, ich geſtehe es, beſorgt um ſie gemacht. Dieſe Zufälle in dieſem Alter ſind dann und wann keine gute Vorbedeutung; doch hat man einzelne Fälle, wo es unbedeutend iſt; wir wollen auf ihre feſte Natur trauen; ſie hat ſo manches Leiden glücklich überſtanden in ihrem Leben. — Daß ſie in Stuttgart iſt, iſt mir ſehr lieb, und wir können es den Stell's[1] nicht genung danken, daß ſie ſo viel Freundſchaft für die gute Mama haben und ſich thätig zeigen. — Auch Doctor Jacobi iſt ſehr freundſchaftlich.

---

[1] Amaliens von Imhof Schweſtern von Lesbos.

[2] Die Antwort, Bezieh. S. 265 ff.

Meine Mutter iſt jetzt hier; dies iſt mir ſehr erfreulich; leider geht ſie aber ſchon in dieſer Woche wieder. Sie freut ſich ſehr über die Kinder und liebt beſonders das **Karolinchen**, das auch ſehr gut. und artig iſt und ſo hübſch. Sie hat ſo ſchöne blaue Augen und ein freundlich geſundes Geſichtchen. — **Karl** wird erſtaunlich groß und bekommt ganz Schillers Geſtalt. — Die gute Griesbach beſuchte mich einmal in meiner Noth und war mir eine ſehr freundliche Erſcheinung. Er iſt ganz ſtolz, daß die liebe Tante für ihn ſich bemühen will und Strümpfe ſtricken.

Ich möchte, du wäreſt nächſten Sonnabend hier; da wird ein Stück von Schiller gegeben, zu der Herzogin Geburtstag nach Gozzi; es heißt Turandot. Der liebe Schwager wird es wohl kennen. Schiller hat ihm eine eigene Geſtalt gegeben und es in Jamben bearbeitet. Es wird eine ſehr gute Wirkung thun auf dem Theater. —

An dieſelbe. Weimar den 10. Mai 1802.

Obgleich Cotta mir allein ſagte, daß er im Schw. M. geleſen, daß unſre geliebte Mutter überwunden habe, und ich Schiller auch vorbereitete, als wir allein waren, ſo iſt es mir doch ſchwer, ihm den Brief des Schwagers zu geben, und ich fürchte mich vor dem neuen Eindruck, den er machen wird. Dieſen Morgen ſah ich ihn ſo friedlich bei der Arbeit ſitzen, daß ich unmöglich das Herz nehmen konnte, die Beſtätigung auszuſprechen. Morgen ſoll er erſt den Brief ſehen, liebe Schwägerin. — Als ich ihm erzählte, daß mir Cotta es geſagt hatte, ſo erwiederte er mir, er habe ſeit deinem letzten Brief nichts Anderes vorausgeſehen; und er denke wie du, daß wir leider den Tod als den einzigen Troſt und das Ende des vielen Schmerzens anſehen mußten. Er war gefaßt, aber ich fürchte mich doch, den Schmerz zu erneuern. — Daß die gute Louiſe Alles that, ihre Pflichten als Tochter zu erfüllen, bin ich von ihrem guten Herzen überzeugt, und das Bewußtſein wird ſie auch bei dem tiefen Schmerz tröſten. Daß auch Franckh ſich ſo mitleidig und gut zeigte, freut mich ſehr, weil es mir für das Glück der Louiſe bürgt; denn in der Noth des Lebens eine treue hülfreiche Hand zu finden, iſt doch Glück. — Je weniger die Bande werden, die uns an das Leben knüpfen, je enger müſſen ſich die Herzen, die zurück blieben, aneinander binden. Liebe gute Schweſter, wir ſind dir angehörig, und unſre Liebe möchte ich dir als einen Erſatz anrechnen können und wünſchte dich ſo herzlich von der meinigen überzeugt zu wiſſen.

---

[1] Die Wittwe und Tochter eines Lieutenant Stell, zu denen die Mutter von Leonberg, wo ſie freies Quartier im Schloſſe hatte, zur Kur gezogen war. Bezieh. 2, 265. Am 12. Februar ging ſie nach Cleversulzbach zu ihrer Tochter Louiſe, bei der ſie am 29. April ſtarb.

Unſre neue Wohnung iſt ſehr freundlich und die Kinder glücklich, in der Allee herum zu ſpringen.[1]

An Louiſe Franckh, geb. Schiller. Weimar den 5. Juni 1802.

Dein Brief, liebe Louiſe, mit den überſchickten Sachen[2] iſt richtig in meine Hände gekommen, und Alles iſt mir ein theures Andenken der guten ſeligen Mama! — Ich habe mit Rührung das ſchwarze Kleid bei Seite gelegt. Darin ſah ich ſie, wie ſie den Karl aus der Taufe hob; es ſoll immer ſo liegen, ſo lange ich lebe, denn es bewahrt mir den Eindruck lebendig von den Zeiten, die nun ewig für uns dahin ſind. Der gute Vater und die liebe Mutter ſahen ſo ehrwürdig an jenem Tag aus, wie ſie ihrem erſten Enkel ihren Segen gaben, daß mir ihr Bild ſtets im Herzen bleiben wird. —

Gute, liebe Louiſe, du haſt viel ausgeſtanden in dieſer Zeit; dein gutes Herz wird dich mit dem Bewußtſein lohnen, deine Pflicht treu erfüllt zu haben. Liebe Schweſter, ich bitte dich, behandle mich nicht fremd und ſieh mich auch wie deine Schweſter an, und laſſe das entfernende Sie nicht mehr hören. Bei dem Grabe unſrer guten Mutter wollen wir uns ſchweſterliche Treue und Liebe geloben! Du warſt mir immer werth, Liebe, aber dein Betragen, deine Sorgfalt bei dieſen traurigen Zeiten hat auf ewig meine Liebe und Dankbarkeit befeſtigt. Auch dem lieben Schwager wird Gott lohnen, und der Segen unſerer Mutter wird auf ihm ruhen, ihm auch ſolche gute Kinder geben! —

---

[1] Die Antwort Beziehungen, S. 290.

[2] S. Beziehungen, S. 391 und 395.

Den Kindern habe ich gezeigt, was die liebe Mutter für ſie beſtimmt hat, ſo feierlich, wie es ihre jungen Gemüther zu faſſen vermögen, und es hat gefruchtet, denn Karl, der ſonſt ſo lebhaft iſt, hat mit einer Art von Ehrfurcht das letzte Andenken der Großmutter angeſehen und mit Wehmuth, da ich ihm ſagte, ſie habe noch zuletzt ihm dieſes zugedacht. So wird das Andenken der Verſtorbenen meinen Kindern immer heilig ſein.

Ich hätte gewollt, daß ſie ſich an den kleinen lieben Kindern hätte ergötzen können im Leben; ſie würden ihr Freude gemacht haben.

Karl iſt ſehr hübſch und gut und brav, leicht und fröhlich; ich hoffe aber, da er weich iſt, ſo wird, wenn die erſte Jugendwildheit vorüber iſt, er doch herzlich und theilnehmend werden; er iſt ſehr liebenswürdig, und Alle, die ihn ſehen, haben Zuneigung zu ihm. — Ernſt iſt auch ein Kind, wie es wenige gibt; er iſt klug und gut und ſehr vieler Anhänglichkeit fähig; er hat nicht das Einnehmende für Jedermann wie Karl, denn er iſt ſcheu; aber uns, die er kennt, liebt er zärtlich und beſonders auch ſeine alte Chriſtine.

Die kleine Karoline iſt ſo gut und ſanft und freundlich, wie es wenig Kinder gibt; ſie liebt Alles nur zu ſehr; doch es verliert ſich nach und nach dieſe zu große Anhänglichkeit; ſie würde ſonſt nicht glücklich werden.

Ich habe dir, liebe Schweſter, recht viel von uns erzählt; thue du ein Gleiches. Schreibe bald und ausführlich über deine Geſundheit.

Schiller iſt ziemlich wohl. Es iſt einmal eine unruhige Periode hier; es iſt die Jahreszeit, wo ſo viele Fremde reiſen; da bekommen wir mancherlei Gelegenheiten, Bekanntſchaften zu machen, aber auch manche Veranlaſſung zu Zerſtreuungen, die Schiller nicht immer lieb ſind, weil er gern ſeine Zeit zu ſeinen Geſchäften braucht, und es ihm nicht recht behaglich iſt, wenn er nicht auch etwas erſchaffen kann; doch dünkt mir, wären dieſe Pauſen in ſeinen Geſchäften für ſeine Geſundheit zuträglich, denn er ſieht um Vieles geſunder aus, als vor ein Paar Jahren. —

Nun leb wohl, liebe Louiſe, grüße von uns deinen lieben Mann. —

An dieſelbe. Weimar den 29. October 1802.

Wie ſehr, liebe Louiſe, habe ich mich über deine glückliche Entbindung gefreut. Gott erhalte dich und das liebe Kind[1] geſund; es iſt mir ein recht liebes Pathchen, und ich danke dir ſehr für den Beweis deiner Liebe.

Die Kinder freuen ſich über den kleinen Vetter Johann, den ſie ſchon im Geiſt zu ihrem Spielkameraden machen. —

Von Schillers Ehrenbezeugungen wiſſen wir ſelbſt noch nichts von Wien und können alſo noch keinen Gebrauch davon machen. — Wie ich über dieſe Dinge dachte, habe ich gezeigt, und man wird mir, hoffe ich, nicht zutrauen, daß ich ſo etwas geſucht hätte; doch iſt mir jeder Beweis einer öffentlichen Achtung, der Schiller widerfährt, erfreulich, weil ich gern ſehe, daß man ſeine Verdienſte anerkennt. Auch kann man nicht wiſſen, wozu es bei den Kindern in Zukunft führt. —

An dieſelbe. Weimar den 12. Juni 1805.[2]

Liebe Schweſter! Ich ſchreibe dir, da ich eben einen ruhigen Moment finde. Was wir eigentlich verloren haben, fühlt Niemand als wir; ihr verliert einen Bruder, der in jeder Lage des Lebens mit Rath und That ſich gezeigt hätte und ſeinen Verwandten mit treuer Kindlichkeit anhing, ſo liebte er auch ſeine Kinder wieder! — Aber unter uns Allen verlor Niemand ſo viel als ich, weil ich ihn liebte, weil ich in ihm die ganze Welt fand! Wie öde mir das Leben vorkömmt, kann ich nur fühlen; dieſen treuen Antheil an meinem Weſen, wie die höhere geiſtige Exiſtenz, deren ich durch ſeinen Umgang theilhaftig wurde, kann mir nichts, nichts mehr auf der Erde erſetzen und ſollte es auch nicht, wenn es auch möglich wäre; denn dieſes Weſen, das vielleicht in Jahrtauſenden nicht wieder ſo erſcheint, muß auch einzig geliebt ſein. —

---

[1] Johann Gottlieb Franckh † 14. Sept. 1835.

[2] Antwort auf das Bd. 2. S. 300 abgedruckte Schreiben Louiſens.

Mein Troſt, meine Kinder ſeiner würdig zu bilden, iſt noch der einzige, den ich haben kann auf dieſer Welt; ſie allein halten mich noch am Leben, ich kann ſonſt nur im Grabe wieder Ruhe finden. — Sein Geiſt iſt um mich und gibt mir Muth in die Seele, das Leben ohne ihn zu tragen! Er gab mir ein Vorbild, wie ich leben ſoll, denn er, mit den unendlichen Leiden ſeines Körpers, vergaß in der Nähe ſeiner Geliebten ſich ſelbſt und war heiter, liebend, theilnehmend. Er wurde immer milder, immer zufriedener mit ſeiner Lage, ſeinen Umgebungen, ſah das Leben immer mehr aus einem höheren Geſichtspunkt an. —

Liebe, gute Louiſe! Ich fühle mit Schmerz, aber mit Ergebung in Gottes Fügung, daß er uns nicht leben konnte, daß ſein Leben, hätte es auch gefriſtet werden können durch ein Wunder, doch nicht ohne völlige Kränklichkeit, ohne Verſiegung ſeines hohen Geiſtes hätte dauern können. Alles war in ihm zerſtört; ſeit dem vorigen Jahr im Julius, wo er die fürchterliche Kolik hatte, daß G. R. Stark, wie er jetzt ſelbſt geſtand, ihm keine halbe Stunde mehr Leben gegeben hatte, hat er ſich nicht wieder recht erholt. Weil ich ihn ſchon öfter ſo krank geſehen hatte, hoffte ich auch jetzt, freute mich ſeit der Zeit über jeden Beweis ſeiner Kräfte, ach Gott! und umſonſt! Huſten, Katarrh, Fieberanfälle hatte er ſeit der letzten Krankheit beinahe immer; dreimal dieſen Winter kam der Fieberanfall, und der letzte dauerte 9 Tage.[1] Er war viel ruhiger als ſonſt, nahm Theil, ſo lange er konnte, an unſern Geſprächen, verlangte nach den Kindern; von Dienſtag bis Donnerstag[2] phantaſierte er beinahe immer, wollte nichts eſſen und wenig trinken; in den erſten Tagen brach er Alles von ſich.

Wir machten ihm begreiflich, daß er ſich baden müſſe; er that es, und das erſte Bad bekam ihm ſo gut, daß er ſagte, er habe nun völliges Vertrauen zu ſich und wüßte nun, wie er ſich behandeln müſſe in der Zukunft. Ich mußte an Cotta in Leipzig ſchreiben, daß er beſſer ſei; Cotta hatte ihn krank gefunden, als er hier durchreiste; meine Schweſter ſollte es Wolzogen ſchreiben;[3] kurz er war heiter und voll Vertrauen. Aber dieß war Montags; von Montag Nacht ſchlief er wenig mehr; Dienſtag und Mittwoch phantaſierte er noch viel. Aber Ernſt und Emilie ließ er kommen, freute ſich über die Kleinen; kurz, wenn er ſich ſeiner bewußt war, war er liebevoll, freundlich.

Meine Geſundheit beunruhigte ihn ſchon lange; weil ich beſtändig Neigung zum Katarrh habe, viel angegriffen war, mußte ich immer etwas gegen den Huſten nehmen in ſeiner Gegenwart, und er ſprach auch mit dem Arzt über mich, daß er mit mir nach Brückenau wolle, in ein Bad 20 Meilen von hier, das man uns rühmte. (Jetzt geh' ich zu Ende dieſes Monats mit meiner Mutter und Karl und Ernſt hin.) Ach Gott, warum iſt er, um den ich gern mein Leben hingegeben, nun nicht mit uns! Den einen Abend ging ich nahe zu ihm: da nahm er meine Hand und ſagte: Liebe Gute! — — Von mir nahm er ein, wenn er noch ſo ſehr phantaſierte, verlangte auch oft nach meiner Schweſter, die mit treuer Liebe ihn pflegen half. Kurz, wenn er ſich ſelbſt fühlte, fühlten wir ſeine Liebe. Sein letztes Zeichen von Bewußtſein war, daß er mich anlächelte mit einem Blick, den ich malen möchte, aber nicht ausdrücken kann, ſo heiter himmliſch! Ich hob ſeinen Kopf auf die beſſere Seite, und er ſah mich ſo an und küßte mich — ach Gott! dieß war das letzte Zeichen ſeines Gefühls für mich! Dieſer Blick gießt Frieden in mein Herz, wenn die Welt ihm zu enge wird. Dafür, daß ich Hoffnung hatte bis zuletzt, danke ich Gott, denn ich hätte ſonſt den Muth verloren, hätte ihm nicht beiſtehen können. Den letzten Tag ſchlief er gegen Nachmittag ein; ich ſaß, um ihn nicht zu wecken, in der Nebenſtube mit meiner Schweſter und ſagte leiſe: „da er jetzt ſchläft, habe ich Hoffnung, denn ſeine Natur iſt gut;“ (ich rief mir die gute Natur unſrer geliebten Eltern zurück); ich hatte Hoffnung — als der Menſch, den wir an das Bett geſetzt hatten, da wir hinausgingen, uns rief, und der Krampf verzog ſein Geſicht, nach wenigen Minuten war er kalt, und ich ſuchte umſonſt die geliebte Hand zu erwärmen. Sein Geiſt, der vielleicht noch ſeiner Hülle näher war, hat auch da meine Liebe noch gefühlt! —

---

[1] 1—9. Mai.

[2] 7—9. Mai.

[3] Der in Leipzig mit der Großfürſtin war.

Nun fürchte ich nichts mehr in der Welt, da ich das einzige Weſen mußte ſterben ſehen und leben muß. Es war der erſte Menſch, den ich ſterben ſah, und der Tod hat alle Schrecken verloren auf einmal. Er winkt mir freundlich, ich kann mich innig ſehnen nach dieſem Moment. So lange ich kann, will ich für unſre Kinder leben und wirken, um ihm zu zeigen, daß ich ſeiner Liebe werth war, denn ſie ſind ſein theures Erbtheil. Sie ſind gut und brav und lieben mich herzlich. Ich will vor allen Dingen ihre Conſtitution ſtärken und ſie nicht in die ſtrengen Regeln der Erziehung beugen, denen gewiß die ſtarke Natur ihres Vaters unterlag; denn das Leben in der Akademie, der Mangel an ganz freier Bewegung des Körpers war gewiß der erſte Grund zu unſeres Geliebten Kränklichkeit. Er gab in ſeiner Jugend zu wenig auf ſich Achtung, und als er in Mannheim das kalte Fieber ſo gewaltſam curierte, war es der zweite ſchlimme Einfluß auf ſeinen Körper. —

Bei meinen Leiden iſt mir der Rückblick auf mein Leben mit ihm ein Troſt, denn ich ſuchte mit Allem, was in meinen menſchlichen Kräften ſtand, von ihm abzuwenden, was ihm hätte nachtheilig ſein können. Ich habe ſeinen Geiſt, ſeine volle rege Thätigkeit unterhalten, indem ich nur für ihn lebte. Ohne mich wäre er vielleicht nicht ſo lange der Welt geblieben. Dieſer ſchöne Zweck des Lebens iſt nun nicht mehr für mich; ich muß meine Kinder an mein Herz drücken und fühlen, warum ich noch lebe, wenn mir mein ganzer Verluſt einfällt. — Wenn wir an ſein Leben denken, liebe Luiſe, wenn wir denken, wie hundertmal thätiger und wirkender er lebte und in der Nachwelt leben wird als eine ganze Generation von Menſchen, ſo ſollten wir nicht klagen über ſeine Thätigkeit des Geiſtes. — Er war nicht wie andere Menſchen, die ſich mühſam anſtrengen, um etwas hervorzubringen; wenn er etwas hervorbrachte, ſo ward es ihm leicht, und er war am glücklichſten in dieſem Moment! Ich ſuchte nur die ängſtlichen Vorſtellungen gern von ihm zu entfernen und alle Rückſichten, daß ſein Geiſt nicht ſollte gehemmt werden. Ich fühlte aber immer, daß ich dieſem Geiſt keine Feſſeln anlegen könne, und ſuchte lieber ihm das wirkliche Leben nicht drückend zu machen durch Störung ſeiner Wirkſamkeit. Ich hätte jedes Schickſal mit ihm getheilt und hätte alle Aufopferungen ihm gebracht, das kann ich mir ſagen. Andere, die ſeinem Geiſt nicht ſo nahe lebten, hielten das, was der Erguß ſeines Weſens war, für künſtliche, gefährliche Anſpannung. Er hat lange nur noch durch ſeinen Geiſt gelebt, ſo zeigte es ſich leider, wie Alle ſagen. — Welchen Antheil, welche Liebe er hatte, werden dir die öffentlichen Nachrichten ſagen; ich leſe nichts darüber, denn ich allein habe mehr als die Welt verloren. —

Aber, als meiner lieben Schweſter, muß ich dir etwas ſagen, das dich freuen wird, was uns noch als Beweis der Verdienſte unſeres Geliebten aufrichtet: daß die Großfürſtin, die hieſige Erbprinzeß mir gleich in den erſten Tagen die Verſicherung gab, daß Karl und Ernſt ihr gehörten; ſie ſorgt für ihre Erziehung bis in ihr zwanzigſtes Jahr und behält ſich noch vor, ſie auch anzuſtellen. Sie hat es auf eine ſo edle, feine Weiſe mir geſchrieben, daß ich auch mit Feinheit dieſe That behandeln muß. Alſo ſage ich es nicht, und du und dein lieber Mann werdet als meine Freunde auch keinen unvorſichtigen Gebrauch davon machen, ihr werdet es fühlen. Sie hat mir gleich geſchrieben, ehe ſie noch dieſes für die Söhne entſchied, daß ich mich bei Allem, was mir begegnen könnte, an ſie zuerſt wenden ſolle, weil ſie Schiller geſchätzt hätte und herzlichen Antheil an mir nähme. — Ach hätte dieſes unſer Geliebter noch wiſſen können! —

Jetzt nimmt er auf dieſe menſchliche Weiſe nicht mehr Theil an den Ereigniſſen; wenn ich aber nun Manches möglich machen kann, was ich ſonſt nicht konnte für die guten Kinder, ſo will ich es als den Segen Gottes und ihres Vaters betrachten. —

Wenn die geliebte Großfürſtin* aber auch ſich nicht ſo edel bezeigt hätte, ſo hätte ſie mein Herz ewig gewonnen durch ihren Antheil und ihre Rührung. Sie war bei mir mit der Herzogin und weinte ſo herzlich, innig an meinem Hals, als hätte ſie einen Bruder verloren. —

Für mich werde ich niemals ihre Großmuth anſprechen. Die Vorſehung hat Schillers Unternehmungen geſegnet: ich kann ohne Entbehrung leben. Was ich aber kann, werde ich zurücklegen, um den Kindern ein Kapital zu laſſen, daß ſie doch nicht einſt abhängig werden, und im Nothfall, wenn ſie ſich einſchränken wollen, unabhängig leben können. Gibt mir Gott Kraft und Muth, ſo werde ich Alles anwenden, um dieß zu erreichen und zurücklegen, was ich kann. —

Cotta hat ſich auch als ein theilnehmender Freund gezeigt, und wie er Schiller liebte, iſt rührend. —

Was mir Wolzogen und meine Schweſter ſind, kann ich nicht ausſprechen; von meiner Schweſter erwartete ich ſtets das Herzlichſte und Beſte im Leben; aber wenn du Wolzogens Theilnahme, ſeine Betrübniß um Schiller geſehen hätteſt, und die Art, wie er mit mir und meinen Kindern umgeht, wie er uns zu ſich rechnet, ſo würde es in dir innige Liebe und Achtung und Dankbarkeit erwecken. —

Daß man im Unglück auch wieder irgendwo Troſt finden kann, dieß iſt Hülfe, die von oben kommt. —

In den Nächten, wo Schiller nicht ruhete, ſagte er inbrünſtig: komm von oben herab und bewahre mich vor langwierigen Leiden! Auch zum Himmel laß uns blicken, liebe Luiſe. Von den letzten Stunden unſeres Verewigten laß uns gegen andere Menſchen ſchweigen; ſie ſind mir zu heilig, als daß ich davon ſprechen ſollte, und die Menſchen ſind ſo zudringlich und wollen unter der Hülle des Mitleidens nur Nahrung für ihre Neugierde und Schreibſucht. —

Wir müſſen uns nun auch im Namen des Geliebten lieben, und unſre Freundſchaft ſei treu und unverbrüchlich; was wir uns unter dem Siegel der Verſchwiegenheit vertrauen, bleibe auch verwahrt. Du wirſt immer eine treue Schweſter an mir finden. —

Lebe wohl! Der Brief iſt ſo lang, daß, wenn er nicht von einem ſolchen Gegenſtand handelte, er zu beſchwerlich zu leſen ſein würde. Aber du wollteſt viel wiſſen. Gott erhalte dich und den lieben Schwager, den ich herzlich grüße und um den Theil der Freundſchaft für mich bitte, die er unſerem geliebten Verſtorbenen ſchenkte.

Die Kinder ſind wohl, Emilie iſt entwöhnt und zahnt, da iſt ſie etwas ſchwächlich, aber ſehr heiter und freundlich. Es iſt mir immer, als wär' es ein Blick, den mir ihr Vater ſendet mich zu tröſten, wenn ſie mich ſo liebend anlacht; ſie ſchmiegt ſich immer ſo herzlich an mich an, und ich muß ſie immer tragen, wenn ich zu ihr komme. —

Küſſe deine lieben Kinder herzlich!

(Anfang Juni 1805.)

An [illegible].

— — Ich hatte ſelbſt Kraft, ſeine kalte Hand erwärmen zu wollen, aber vergebens. Ach es iſt ſchrecklich, daß der erſte Menſch den ich ſterben ſehen mußte, dieſer Einzige war, der mir die ganze Welt war.

Eine Bitte habe ich an dich und deinen lieben Mann, die mir dringend wird. Es gibt gar zu indiscrete Menſchen, und erſt unter der Larve des Mitleidens iſt die Unbeſcheidenheit am größten. Ich ſpreche mit Niemand über die letzten Momente unſres Geliebten als mit Menſchen, die ich kenne, die meine alten Freunde ſind. Verſprecht es mir auch, meine Freunde. Ich möchte Schillers Andenken rein in uns allein erhalten. Ueber ihn ſchreiben werden Tauſende vielleicht, aber was er war, was er uns, was er mir war, fühlt Niemand. Es iſt mir ſelbſt auch gleichgültig, denn ich leſe gewiß nichts von dieſen ſchreibſeligen Menſchen. Aber die letzten Momente meines Geliebten haben mich mit einer ſolchen Ehrfurcht erfüllt, daß ich auch möchte, es ſpräche Niemand über ihn — ſeine Werke ſprechen für ihn, und kein lebender Menſch kann etwas ſagen, das ſich der Mühe lohnte. —

Es iſt der größte Beweis eurer Liebe zu Schiller, wenn ihr dieſe Bitte erfüllt. Auch von ſeinen frühern Lebensumſtänden erzähle nichts, liebe Schweſter. Aber ſetze ſie auf, bitte ich dich, die kleinſten Züge, die du dir entſinnſt, denn ſeiner Familie, ſeinen Kindern wird es ein heiliges Andenken ſein.

Dieſes muß ich dir noch erzählen, wie ſchön das Gebet unſres Lieben erhört wurde. Er rief in der Nacht aus: Du von oben herab bewahre mich vor langem Leiden! Dies Gebet iſt ſchön erfüllt worden und gibt mir neuen Muth und Vertrauen, daß auch für mich die Vorſehung wacht und mich auch leiten wird bis zum Grabe.

So leicht und ſchnell, wie ſein Geiſt rein und erhaben war, hat ihn nach den langen Leiden des Lebens Gott von uns gerufen. Eine lange tödtliche Krankheit hätte ſeinen Geiſt tief gebeugt und der Anblick unſeres Schmerzens.

Meine eigne Geſundheit iſt ſchwach, in den letzten Tagen war immer Schiller mit mir beſchäftigt; meine gute Mutter wollte mich bereden, ich ſollte mit ihr nach Pyrmont gehen, weil ſie mich ſo kränklich fand dieſen Winter, aber Schiller meinte noch in den letzten Tagen, es ſei mir zu ſtark; wir hatten den Plan, nach Brückenau zu gehen, und dahin wollte er mit.

Jetzt gehen wir gegen den 22. hin, meine Mutter nimmt mich und die zwei Knaben mit, die auch baden ſollen; ich glaube auch, daß es ihnen gut iſt, daß ſie ihre Conſtitution ſtärken. Bei der Rückreiſe denke ich gewiß, daß wir über Meiningen kommen, und daß ich euch beſuche. Jetzt würde es mir noch zu ſchmerzlich ſein.. — Ach wir können uns leider keinen Troſt geben und müſſen uns in die Nothwendigkeit fügen. — Heftige Ausbrüche meines Schmerzes, fürchte ich, würden mir jetzt ſehr nachtheilig ſein; wenn ich ſo ſtill fort lebe und für meine Kinder thätig bin, und in Schillers Andenken, in ſeinem Geiſt lebe, ſo ertrage ich einen Tag nach dem andern. Aber jeder neue harte Stoß gräbt die Wunde ſchmerzlicher, und ich muß Faſſung für das Leben mir ſuchen, muß ſie erſt erwerben lernen. —

Karoline und Emilie werden indeſſen bei der guten Griesbach ſein, die ſie wie ihre Mutter pflegen wird, und der ſchöne Garten, die gute Luft werden ihnen heilſam ſein. Karoline lernt fleißig leſen und ſtrickt auch. Emilie iſt ſo freundlich und gut, daß es mir iſt, als ſpräche der Geiſt ihres Vaters zu mir; wenn ich nur nahe komme, legt ſie ihr Köpfchen an mich an und lächelt, es iſt ein freundlich liebes Weſen. Daß die Kinder geſund ſind und eine gute Natur haben, dafür danke ich Gott. Ich will auch ſuchen, die Körper recht zu ſtärken. Denn ich glaube gewiß, daß das Leben in der Akademie den erſten Grund gelegt hat zu Schillers Kränklichkeit. Auch Wolzogens Kränklichkeit rührt wohl daher. — Wolzogen hat ſich mit treuer Liebe und Sorgfalt gezeigt, und als Schillers wahrer Freund; ich kann es ihm nicht genug danken.[1]

---

[1] Chriſtophinens Antwort vom 15. Juni, Beziehungen S. 312

(An dieſelbe.) Brückenau, Juli 1806.

So lang ich lebe und fühle, wird mir jedes Gefühl meiner Liebe und der Schmerz lebendig bleiben, und wenn ich mich an das Leben anſchließen ſoll, ſo muß es immer nur ſein wie eine Stütze, die trübe Gegenwart zu ertragen, und nicht um etwas zu finden, das mich tröſten könnte. — Deßwegen kann man auch die Gewalt der Eindrücke nicht ermeſſen, denn jedes fühlt anders. Aber ſo iſt es in mir und ſo wird's bleiben, weil ich nicht für dieſes Leben allein liebte. Ich kann die Menſchen nicht begreifen, die den Glauben haben, man könnte wirklich weniger fühlen, und die Zeit könnte die Wunden des Herzens heilen. Sie gibt uns nur die Gewohnheit zu leiden, und die Kraft, die Gefühle des Schmerzens in die eigne Bruſt zu verſchließen — das fühle ich.

Ich hoffe, du und der liebe Schwager genießen jetzt die heitern Sonnenblicke in eurem freundlichen Garten. Die Anpflanzungen werden recht ſchön geworden ſein, und du wirſt jetzt die Früchte deiner Mühe genießen. Ich finde an dieſer Seite des Thüringer Waldes die Vegetation ſo ſchön, und alle Blumen haben ein üppiges Colorit, wie auch die Blätter. So dunkle, ſchöne, volle Roſen habe ich lange nicht geſehen. Die Feuchtigkeit bringt wohl dieſen Effect hervor.

Nun, liebe Schwägerin, lebe wohl, ich wünſche euch Beiden ruhige gleichförmige Tage. Erhaltet mir und meinen Kindern die treue Liebe und Theilnahme lieber Verwandten.

An dieſelbe. Weimar, den 30. October 1807.

Dein lieber Brief, meine gute Schwägerin, hat mir viel Freude gemacht, und die Liebe, mit der du meiner und der Kinder denkſt. Wäre ich hier geweſen, als du in Erfurt warſt, ſo hätte ich es möglich gemacht, dich zu ſehen, ſo ſchmerzlich mir unſer Wiederſehen geweſen, ſo iſt es eine Art von Schmerz, dem ich nicht ausweiche; denn wir können nicht genug weinen, und ich möchte lieber weinen als mich freuen müſſen oder den Anſchein der Freude haben, denn Freude habe ich auf der Welt nicht mehr zu ſuchen! — Theure, liebe Schweſter! Du fühlſt meinen Schmerz; aber ſo ſehr du deinen Bruder liebteſt, ſo gern du um ihn wareſt, ſo hatteſt du doch die Gewohnheit nicht, mit ihm zu leben. Dieſe Einſamkeit, die ich oft fühle, da ſich mir ſein ganzes ſchönes Weſen enthüllte, da er allen meinen Fähigkeiten des Geiſtes und Gemüthes eine höhere Richtung gab — durch das Streben nach ſeinem Geiſt mich bewegte, und ich mich in einem erhöhten Daſein fühlte, wenn er ſich mir mittheilte, — wie trüb und leer müßte mir das Beſte jetzt erſcheinen, nach dieſem ſchönen Leben! Nur in meinen Kindern, in denen ich mich über die Aehnlichkeit mit ihrem geliebten Vater erfreue, kann ich noch eine Exiſtenz finden und in der Freude an ihrer Entwicklung. Ich möchte, daß ſie Alles, was ich vermag ſie lehren zu laſſen, wüßten und ſich recht vielſeitig ausbildeten, damit ſie auf ihrem eigenen Gemüth zu ruhen lernten; denn auf die Welt, auf eine Welt, wie ſie ſich täglich mehr geſtaltet, kann man keine frohe Hoffnungen gründen. —

Der Herbſt macht ſo melancholiſche Erinnerungen rege, und die Ausſicht auf den Winter, dem ſo viele Menſchen mit Sorgen entgegen ſehen, macht einem das Herz recht bange; ob wir gleich ruhig hier leben und gegen andre Orte auch noch Manches weniger erfahren werden von den traurigen Folgen des Kriegs, die ſich noch in andern Ländern ſpäter zeigen werden, ſo iſt es doch ſchon ſehr ſchmerzlich, wenn man das Leben, das ſo kurz und ſchmerzvoll iſt, noch durch ſolche Unglücksfälle bei unſern Nebenmenſchen hineilen ſehen muß und nicht helfen kann! Die vielen armen Familien, von denen man in den Zeitungen lieſt, ſchmerzen mich ſo. Wie viel ſtilles Unglück mag es nicht noch geben, was die Menſchen nicht laut werden laſſen.

Wolzogens Geſundheit macht mir rechte Sorgen, und ich habe oft keine frohe Hoffnungen. Er war in Paris wieder recht krank an ſeiner Engbrüſtigkeit, und ohne den guten Harbauer, der immer wie ein guter Geiſt unſrer Familie erſcheint, wäre er vielleicht in den Händen fremder Aerzte nicht zu retten geweſen. Meine gute Schweſter ſieht immer ihr Leben mit Krankheit durchflochten; da Adolph hier iſt, ſo ſehnt ſie ſich auch nach ihm.

Hier der fünfte und letzte Theil des Theaters.[1] Der Kupferſtich iſt mir ſehr lieb und hat mir einen rührenden Eindruck gemacht. Es ſind gerade die Züge, die ich gern ſehe, die ernſt und über das menſchliche Leiden erhaben ſind.

Meine eigene Geſundheit iſt erträglich; man ſagt, ich ſei ſtärker geworden. In mir ſelbſt fühle ich keinen Zuſtand von Wohlſein, ich freue mich aber, wenn es meine Freunde finden, denn ich möchte ihnen lieber wohl als weh machen.

Den 22. d. M. waren wir bei den guten Griesbachs in Jena und haben die Weinleſe gefeiert. Sie ſind Beide wider Erwartung wohl und ruhig und heiter. Gott erhalte ſie! — Es war ſo ein ſchöner warmer Herbſttag, der Himmel beim Nachhauſefahren ſo voll Sterne, daß mir der Tag recht angenehme Eindrücke hinterlaſſen hat. — Die Gegend von Jena, wo ich ſo viele glückliche Tage hatte, iſt mir ewig lieb, und es thut mir wohl, ſie in einem ſo freundlichen Lichte zu ſehen. — Griesbachs empfehlen ſich euch recht herzlich.

Meine gute Mutter iſt hier und pflegt Adolph. Dieſes iſt mir eine große Freude mit ihr zu ſein, und auch eine Beruhigung für mich; denn Adolph bedarf mehr Aufſicht und Fürſorge als meine Kinder zuſammen, da er ein lebhaftes Temperament und die Beweglichkeit ſeines Vaters hat. — Karl muß recht fleißig ſein dieſen Winter, da er auch zur Confirmation ſich vorbereitet. Auch lernt er reiten, da wird er ſo groß.

Der Hofmeiſter,[2] den das Schickſal den Kindern zuführte, iſt mir ein ſtiller Segen des Himmels, denn ſie hätten nicht in beſſere Hände kommen können.

Ich habe mich gefreut, durch die Schwarz'ſche Familie von dir zu hören. Ich kenne ſie nicht viel, aber ſie ſind ſehr gefällig. Karolinchen kennt ſie am meiſten. Wenn ich in R. bin, ſo bin ich am liebſten im Zirkel meiner alten Freunde und bei der geliebten Fürſtin, und ich beſuche die Stadtgeſellſchaften ſelten.

---

[1] Chriſtophinens Dank, Beziehungen S. 327 f.

[2] Ukert.

An dieſelbe. Weimar, den 7. Julius 1809.

Schon durch Herrn von Hendrich,[1] liebe Schwägerin, erfuhr ich das Uebelbefinden deines lieben Mannes und erklärte mir daher auch dein mir allzu langes Stillſchweigen, denn ich ſehnte mich von dir zu hören. Nun da ich von dir ſelbſt es höre, will ich nicht länger ſäumen dir ein Paar Worte zu ſagen. —

Pfleget euch Beide nur recht, lieben Freunde, und ſammelt in dieſen Sommertagen Kräfte für den Winter wieder ein, wo wir mit den Elementen ſchon genug zu kämpfen haben und ohnehin auch Muth brauchen, uns durch die trübe Natur nicht unterdrücken zu laſſen. Mir ſelbſt und auch den Kindern geht es, kleine Uebel abgerechnet, ganz gut, und die Schlackenbäder haben recht gute Wirkung gethan. Ich bade mich auch dieſes Jahr mit Stahlkugeln hier. — So lange die Geſundheit meines armen Schwagers ſo leidend iſt, kann ich an keine ruhige Cur für mich denken; denn mein Herz wird auf alle Art zerriſſen. Ach, Liebe! wie viel Leiden gibt es nicht in der Welt, und wie viele Menſchen müſſen den letzten Weg durchs Leben durch ſo viele Leiden gehen. Ich habe keine Hoffnung, daß das Uebel ſich heben kann, die Aerzte auch nicht. Die Gicht hat ſich ins Geſicht geworfen, und der Backenknochen iſt angegriffen, und es iſt ſchwer dieſes zu heilen. Erleichtern kann man das Uebel, aber nicht heben. Sein Kopf iſt oft ſo empfindlich, ſein Muth ſo geſunken, daß wir Alles hervor ſuchen müſſen, ihm nur den Zuſtand erträglich zu machen. Für ein lang dauerndes Leben hielt ich das ſeinige längſt nicht mehr, aber ich dachte bei ſeiner Engbrüſtigkeit und Drüſenverſtopfung, daß ein Schlagfluß ihn ſchnell von uns nehmen könnte. Aber jetzt ſind alle dieſe

---

[1] Beziehungen S. 39.

Uebel verſchwunden, und das eine fürchterliche iſt ſein Loos. Er iſt ſehr mager geworden, und wenn er nicht dieſe Pflege hätte, und Alles zu ſeiner Erhaltung gethan würde, würde er vielleicht nicht mehr leben! — Ach Liebe! wenn man ſieht, daß es ſo viel Leiden gibt, auf wie vielerlei Schmerz und Noth man gar nicht denkt, muß man die ſelig preiſen, die Gottes Hand leicht aus dem Leben führte. — Wenn ich an das hohe, verklärte Geſicht unſeres Geliebten denke, an ſein Auge, das ſchon in höhere Welten blickte, — wie er es zuletzt auf mich richtete, da war alles Gefühl des Schmerzens verſchwunden, und ſelbſt in ſeiner letzten Krankheit klagte er wenig. Und wie anders iſt das Loos des armen Wolzogen! Wie lang und wie viele Schmerzen ſoll er noch leiden? Ach Gott! wenn ich denke, daß Schiller ſo hätte leiden ſollen, — da muß ich die Führung weiſe nennen, trotz meines Schmerzens, meiner Sehnſucht nach ihm, die ihn dem Schmerz des Lebens entriſſen hat, ehe er es recht fühlte. — Selbſt im Schmerz iſt ſein Andenken ein heiliger Troſt. Wie groß war er in allen ſeinen Gefühlen, wie ſtrebte ſein Geiſt aufwärts! man möchte ſagen, ein jeder Anfall von körperlichen Uebeln erhob ſeinen Geiſt höher; er wurde immer reiner und edler, und ſeine innere Thätigkeit ließ gar oft den Schmerz nicht aufkommen. — Ach wenn man dagegen ſieht, wie ein ſchmerzlicher Zuſtand jede beſſere Kraft lähmt, wie der arme Wolzogen oft nur Tage lang wie eine Pflanze lebt, wie ſelbſt das geiſtige Intereſſe unterdrückt wird, wie anders erſcheint da das Daſein! — Deine guten Wünſche, liebe Schweſter, werden für uns Geduld und Kraft erbitten. — Meine gute Schweſter leidet unendlich, und ich mit, denn ich lebe eigentlich nur noch für meine Lieben, denn für mich ſelbſt fände ich das Leben ohne Werth. —

Seit einigen Tagen macht mein Schwager Plane nach Wiesbaden zu reiſen, auch nach dem ſüdlichen Frankreich hat er oft eine kranke Sehnſucht. — Nach Wiesbaden[1] vor der Hand wäre ein Verſuch, ob er nur überhaupt das Reiſen vertragen kann, und das

---

[1] Wo er am 17. December ſtarb.

Bad iſt für Gicht doch heilſam. Wenn nur der Zuſtand erleichtert wird und er ſelbſt Hoffnung gewinnt, ſo iſt ſchon etwas gewonnen. Wenn die Reiſe vor ſich gehen ſollte und ich ſie dort nicht übler wüßte, ſo denke ich mir zuweilen, ich könnte hier recht ausruhen, denn ſeit dem März ſchon habe ich keine Ruhe in mir, und manche Scene dieſer Krankheit erſchütterte mich ſo tief! Oft wenn ich irgend wo bin, wo ich das lebendige Gefühl dieſes Zuſtandes verliere, ſo denke ich ſchnell wie es wohl ſein möchte, und ich habe alsdann keine Ruhe, bis ich mit Augen ſehe, wie es geht. Ein Uebel kommt ſo ſchnell, und wenn man einen ſolchen Zuſtand überdenkt, ſo iſt er unüberſehlich in dem Gefühl. —

Dein lieber Mann ſchrieb an meinen Schwager von der Bekanntſchaft des Herrn Arendt;[1] ich habe ſie dieſen Winter gemacht; er war bei dem Geheimerath Goethe und hat uns ſeine Runen gezeigt und ſeine Manuſcripte. Was er von Norwegen zumal erzählt hat, hat mich ſehr intereſſiert. Es iſt aber übrigens ein wunderlicher Heiliger; er iſoliert ſich ſelbſt ſo in der Welt durch ſeinen Charakter, daß ich immer denke, er wird einmal in einem einſamen Dorfe mit allen ſeinen nordiſchen Schätzen ſterben, und alle ſeine Nachforſchungen und ſeine Mühe wird vergeblich ſein, ſtatt daß er irgend wo ſeine Manuſcripte deponieren ſollte, wenn er ſelbſt nicht auf einer Stelle bleiben will. —

Ich möchte wohl den lieben Reinwald in ſeiner Bibliothek beſuchen können. Ich habe dieſen vorigen Winter Vieles von der alten deutſchen Poeſie kennen lernen, und ſeine Unterhaltung und Belehrung würde mir nützlich und angenehm ſein. Man muß ſich an der Vergangenheit in jedem Sinn erfreuen und halten. —

Ich habe ein Buch gefunden, ein Jagdbuch von Riedinger, da ſind ſo prächtige Bäume darin, da zeichne ich wieder. Die Prinzeß muntert mich immer dazu auf. Ich finde jetzt auch, daß mich das Zeichnen beruhigt, und da ich ſo viel wie möglich meiner Familie etwas ſein mag, ſo ſuche ich alle Mittel auf, die mich thätig erhalten und mich ſtärken die größeren Uebel zu ertragen.[1]

---

[1] Geb. 1769, geſt. 1824. Ueber ihn Goethe XXVII. S. 267.

Herr Abeken[2] läßt ſich vielmals empfehlen. Er wollte ſelbſt ſchreiben, hat aber Abhaltung.

An dieſelbe. Weimar, den 11. Juni 1810.

Ich war am Freitag Willens dir zu ſchreiben, liebe Schwägerin, als dein liebes Billet kam. Ich wollte Karl entſchuldigen, daß er nicht zu dir kommen und deinen Segen ſich holen können, weil Cotta anfangs nicht über Meiningen gehen wollte. Jetzt iſt mirs ſehr lieb, daß Karl dich noch geſehen, und daß ich nun ſtatt ihn zu entſchuldigen dir für deine freundliche Aufnahme danken kann.

Ich habe eben einen Brief von Stuttgart bekommen, wo er mir noch von ſeiner Reiſe erzählt, und ſagt, daß er die lieben Verwandten in Meiningen recht wohl ausſehend gefunden. Ich wollte dir immer ſchreiben und Karl anmelden, aber die letzten Wochen vor ſeiner Abreiſe hatte ich ſo Vieles zu beſorgen, und ich dachte ſo ungern daran als möglich. Welcher Schmerz ſo eine Trennung von einem geliebten Kinde iſt, habe ich zum erſtenmal gefühlt, und alle Schmerzen meines Lebens habe ich wieder gefühlt. Ach bei Allem was mir Trauriges begegnen kann, iſt immer der erſte tiefſte Schmerz wieder lebendiger, und Alles in meinem Leben führt mich auf dieſen einen Verluſt hin. Aber der Gedanke an die Nähe unſres Geliebten iſt mir auch da tröſtend. Er würde es gebilligt, ſelbſt gewollt haben, daß Karls erſter Ausflug aus ſeiner Familie in das Vaterland ſein ſollte, welches er ſo liebte. — In Tübingen kann Karl ſich für ſeine Wiſſenſchaft ſehr gut ausbilden, zumal in Mathematik, Phyſik und Kameralweſen. — Zudem iſt er doch noch zu jung, um förmlich zu ſtudieren, und doch alt genug, um ſich zu ſeiner künftigen Beſtimmung vorzubereiten. Da Abekens Anſtellung in Rudolſtadt einen neuen Abſchnitt in die Erziehung meiner

---

[1] Die Antwort Briefw. S. 392.

[2] Voſſens Nachfolger.

Kinder nothwendig macht, ſo danke ich Gott, daß ich Karl konnte unter freundſchaftlicher Aufſicht und Pflege zuerſt aus meiner Hand laſſen. — Cotta wird gewiß Alles, was er kann, für ihn thun. Er ſchreibt mir, Karl wäre ihm auf der Reiſe ſehr theuer geworden. Wie viele Mutter müſſen ihre Söhne dem blinden Schickſal preisgeben und in fremde und rauhe Umgebungen verſetzt ſehen. Ich erkenne dankbar dieſe Wohlthat und preiſe Gott, daß bei Allem, was mir Schmerzliches auch begegnete in der Welt, ich auch wieder einen Troſt erblickte.

Die letzten traurigen Tage hier hat mir die Liebe und Vorſorge unſrer geliebten Großfürſtin auch verſüßt. Wie eine Mutter hat ſie für Karl Sorge getragen. Als ich mit ihm bei ihr zum Abſchied war, hat ſie mich ſo ausgefragt nach Allem, was ſein Leben dort betrifft, nach Cotta's Leben, nach ſeinem ſittlichen Charakter, nach Allem, was auf die Ausbildung Einfluß hat, und zuletzt ſagte ſie ſo freundlich: „ich möchte auch in ihrem Namen meinen Sohn Cotta beſonders empfehlen.“ Sie ſuchte auch ſo recht Alles auf, was mich aufrichten konnte, tröſtete mich. Kurz ſie erſchien mir wie ein guter Genius. — Auch nachher habe ich erfahren, daß ihr Karl einen ſo guten Eindruck gemacht hat. — Das hat mich ſehr erfreut, denn es iſt mir ſelbſt beruhigend, daß ihre Sorgfalt und Theilnahme auf keinen unwürdigen Gegenſtand gefallen, und daß ſie die Früchte ihres Antheils und meiner Anſtrengungen auch ſieht.

Ernſt, der ſeinen ſtillen Weg noch geht, wird uns Allen auch Freude machen, hoffe ich. Er iſt jetzt auf der Schule hier, und hat ſo gut beſtanden bei ſeinem Examen, daß er in die erſte Klaſſe gekommen und bald gar in Selecta kommen wird. — Er iſt der Einzige in ſeiner Klaſſe, der noch nicht 14 Jahre iſt; — du glaubſt nicht, wie liebenswürdig und umgänglich Ernſt iſt. Er bewohnt jetzt das Zimmer ſeines geliebten Vaters mit innigem Wohlbehagen und fühlt ſich ſo glücklich in dem heiligen Andenken. Meine gute Mutter war vorige Woche bei mir, und hat mir Karolinchen gebracht. Da hat er ſie mit großer Freude hinauf logiert und hat Alles gethan, was er konnte, der guten Großmutter Freude zu machen. Wir haben bei ihm gefrühſtückt; da hat er uns eine ganze Stunde Klavier geſpielt. Er ſpielt recht gut und mit eigenem Ausdruck. Er hat in ſeinen Mienen und Wendungen des Ausdrucks ſo viel von ſeinem Vater. — Du mußt uns einmal Alle ſehen, meine liebe gute Schweſter. —

Karl wird, denke ich, kleine Reiſen in Württemberg machen, und die erſte wird zur Tante Luiſe ſein. Sie wird ſich über den großen Menſchen wundern. — Ich habe mir ſein Bild malen laſſen von einem jungen Menſchen, der ſehr viel Talent zeigt.[1] Es iſt ſo ähnlich, daß Alle, die es ſehen, ſich freuen. Er ſieht noch ſo gutmüthig und unbefangen in die Welt. Er hat ſo viel Freunde hier; ſein Lehrer, Alles liebt ihn; und dies iſt mir der Segen, den ich dem geliebten Vater danke. —

Grüße Wagner[2] von mir. Ich freue mich, daß es ihm leidlich geht. —

Peterſen[3] hat angefangen Schillers Jugend zu ſchreiben. Wir wollen aber (im engſten Vertrauen geſagt) ganz ruhig dabei ſein; denn er bringt nichts zu Stande, weil er meiſt betrunken iſt. — Cotta glaubt auch nicht, daß es je zu Stande käme.[4]

Körner in Dresden wünſcht alle Nachrichten über Schiller zu ſammeln; ich werde ihm deinen Aufſatz ſchicken. Wenn dir noch andere Dinge beifallen, ſo ſchreibe ſie nieder.

An dieſelbe. Weimar, den 10. Oktober 1810.

Liebe Schwägerin! Ich möchte dir recht Vieles ſagen aus meinem Herzen. Ich möchte dir recht fühlbar machen, daß mein

---

[1] Karl Brand, der 1814 als Freiwilliger fiel. Das Bild iſt im Beſitze der Mitherausgeberin Emilie v. Gleichen.

[2] Der Schriftſteller Ernſt W., der im December 1802 nach Meiningen als Kabinetsſekretär berufen war.

[3] Schillers Genoſſe auf der Karlsſchule.

[4] Ueber ſeine Arbeiten vgl. Boas, Schillers Jugendjahre I, S. 31. Das Manuſcript Peterſens iſt nicht gedruckt worden. Beziehungen S. 334.

Herz es nicht über ſich gewinnen konnte nach Meiningen zu kommen aus Liebe zu dir, zu unſerem ewig Geliebten! — Ich war nicht weit von dir, in Würzburg. — Ich habe den Weg über den Thüringer Wald genommen, weil es mein Herz zerriſſen hätte, dich zu ſehen und nicht lange ſehen zu können; wir hätten nur weinen können; mein Herz fühlte ſich nicht ſtark genug, und deßwegen, liebe gute Schweſter, wirſt du mir es verzeihen, mirs nicht für Kälte gegen dich auslegen. —

Ich war 6 Wochen in Heidelberg. Meine Geſundheit, meine Stimmung, meine Sehnſucht nach Karl forderte dieſe Reiſe, die auch, wie ich hoffe, nützlich wird geweſen ſein für Karls Bildung und für Ernſts Geſundheit. Es iſt ein himmliſcher Aufenthalt, und die reiche Natur ſtärkt das Gemüth und gibt neuen Glauben und Kraft in die Seele. Ich habe dort ganz ſtill gelebt und nur die Voß'ſche Familie täglich geſehen und habe alle Berge beſtiegen. — In Mannheim war ich auch, wo die lieben Benzels mich wie eine Schweſter empfingen. Der Graf Benzel hat ſich ſtets für Schiller und die Kinder lebhaft intereſſiert. — Jetzt, da ich es nun eingerichtet habe, daß Karl in Heidelberg ſtudieren ſoll, iſt es mir recht tröſtlich, daß ich Graf Benzel ſo nahe weiß, der ihn väterlich ermahnen und rathen wird. —

Cotta hat ein großes Haus in Stuttgart gekauft und zieht künftigen Monat mit der ganzen Familie hin. Er wollte Karl mitnehmen; du weißt, daß dort die jungen Leute viel Anlaß zur Zerſtreuung haben und auch kein guter Ton dort herrſcht: alſo dorthin hätte ich ihn nicht gethan. In Tübingen iſt es ſo traurig, und ohne die Familien-Verhältniſſe von Cotta wäre er dort noch mehr Gefahr ausgeſetzt, weil ein roher Ton dort herrſchen ſoll. — In Heidelberg kann er viel lernen für das Forſt- und Kameralweſen. Die Voß'ſche Familie wird ihn wie einen Sohn betrachten. Der Profeſſor, der mehr mit der Welt lebt und viel Einfluß auf ihn haben kann, wird ihn auch immer unter Aufſicht haben. Der Graf Sponeck, der ehemals mit Schiller in der

Akademie war, hat mir auch alle Sorgfalt verſprochen: Er iſt Forſtrath und liest Collegien in Heidelberg. Er ſoll ſehr viel wiſſen und hat den Vortheil, daß er auch für das Leben ausgebildet iſt und nicht wie die eigentlichen Gelehrten die Welt nur aus Büchern kennt. Er hat mir auch verſprochen auf Karls Betragen Acht zu geben und mit ihm die Jagdpartien zu machen, wo er auch zugleich inſtructiv zu Werke geht. Auch ein ſehr guter Mathematiker iſt dort. — Die Univerſität iſt auch ruhig jetzt, und da Karl nicht Neigung zum rohen Leben hat, ſo wird er ſich, habe ich alle Hoffnung, vernünftig und anſtändig betragen. Er hatte eine große Freude uns wieder zu ſehen. Ernſt war auch die ganze Zeit mit in Heidelberg und iſt recht groß und unterſetzt geworden; er iſt noch gewachſen ſeit er bei dir war. — Vielleicht iſt er jetzt in dieſen Tagen bei der Tante Luiſe. — Ich ſelbſt konnte ſie auch nicht ſehen. Mein Herz war mir gar zu ſchwer! — Kaufmann Rapp reiste nach Frankfurt durch Heidelberg und ladete mich ſo herzlich ein, nach Stuttgart zu kommen, bei ihm und Dannecker zu wohnen. Da ich Karl doch noch bis zu Ende der Ferien in Tübingen beſſer verſorgt weiß, ſo mußte er doch die Reiſe wieder machen und ich brachte ihn bis nach Stuttgart und blieb fünf Tage dort. — Liebe Schweſter! Ich möchte du könnteſt hin. Der Anblick von Schillers koloſſaler Büſte iſt einzig! — Der Schmerz, den ich auf der Hinreiſe fühlte, als in Ludwigsburg wir neben dem Hauſe die Pferde wechſelten, wo wir wohnten, wo Karl geboren wurde, wo die guten lieben Eltern, wo Nanette mit uns war! Ach, Liebe, es war mit der ſchrecklichſte Moment meines Lebens, alles dieß als vorübergegangen anſehen zu müſſen! — Wir Lebenden können uns keinen Troſt geben; dieß fühlte ich in dem Moment ſo erſchütternd. — Ich kam auch ſo in der Stimmung in Stuttgart an, und die erſte Nacht war mir in meinem Gemüthe ſo traurig, daß ich beinahe ohne Leben war. Als der Tag kam, wurde es mir wieder beſſer, und ich konnte doch mein Gefühl verbergen, denn ich hätte den guten Menſchen Angſt gemacht, die mich ſo freundlich aufnahmen.

An Schillers Büſte ſtärkte ſich mein Gemüth wieder, und ich bin froh dieſen Eindruck in mir feſt zu halten. Er iſt ſo menſchlich, ſo ähnlich und dabei ſo erhaben über die Welt und das Schickſal, daß es einem iſt, als ſpräche ſein Geiſt uns noch ſichtbar Troſt und Muth zu. — Wie Dannecker ſeinen Freund liebt, iſt ſo rührend. Auch kann nur ein Freund ſeinen Freund ſo bilden. —

Von den Freunden Schillers habe ich Haug geſehen, der gar treu und gemüthlich iſt, übrigens alle Kunſtwerke. — Die Stadt wird wunderſchön. — Die Straße bis zum Andreas-Bad iſt jetzt die königliche und ſoll ganz bebaut werden. Die Wieſen nach Kannſtatt zu ſind eine prächtige Gartenanlage mit großen Baſſins, ein botaniſcher Garten und viele andere Parthien. Der ganze lange Stall von der Solitüde iſt hingebracht worden und wieder aufgeführt. Die Berge nach der Solitüde hin habe ich ſchmerzlich begrüßt. Ach da iſt Alles hin, was für uns lebte! — Ich kam mir ſelbſt wie ein Schatten vor! — Wie viel Liebe und Antheil ich und meine Kinder aber noch finden, möchte ich dir beſchreiben können; dieſes hat mir doch auch wohl gethan. — Dannecker hat ſich ſehr über Ernſt's Kopf gefreut, der dieſelbe Form des Vaters wieder hat. Auch Karl hat er ähnlich gefunden; beide Knaben haben viel von ihm; aber auch Karoline; auch Emilie hat ſeine Stirn.

In Mannheim war ich auch zwei Tage. Der alte Geheimerath Klein hat auch große Anhänglichkeit an Schiller und die Kinder gezeigt. Der Anblick des Theaters, wo die Räuber zuerſt aufgeführt wurden, wo Schiller oft ſtand, hat mir auch anfangs weh gethan. — Die letzte Freude hatte ich in Aſchaffenburg; da war ich einen Tag bei dem Großherzog, der mich auch mit aller Liebe empfangen hat. — Ernſt hat auch mit kommen müſſen und hat unter lauter Ordensbändern gegeſſen; er beträgt ſich aber artig, er iſt ſchüchtern, aber doch nicht verlegen. — Die Anhänglichkeit und Theilnahme an uns iſt mir immer rührend bei dem lieben Großherzog, er hat trotz ſeiner vielen Geſchäfte, ſo viel wie möglich, ſich mitgetheilt. — Aſchaffenburg liegt ſehr freundlich; der Main iſt recht ſchön dort und ſo ruhig, und die Gegenſtände ſpiegeln ſich ſo ſchön wieder. —

Der Großherzog hat geſagt, daß Karl ihn beſuchen ſollte. Von Heidelberg ſoll er auch einmal nach Frankfurt reiſen. Er billigte ſehr, daß ich Karl nach Heidelberg brächte. —

Die Chriſtine[1] hat auch meine Abweſenheit benutzt und war in Schwaben. Sie hat eine Schweſter in Möckmühl verheirathet; ſie war einige Tage dort, und die gute Luiſe hat ſie freundlich aufgenommen. Die Luiſe ſoll ſehr ſtark ſein und allerliebſte Kinder haben, aber der Schwager ſoll ſehr mager ſein und auch nicht immer heiter. — —

Die gute Luiſe hat gewünſcht Karl zu ſehen, und er wird einige Tage bei ihr ſein, ehe er nach Heidelberg geht.

Wenn du zu mir kömmſt, liebe gute Schweſter, würde mir der Eindruck wohlthätiger ſein, und wir müſſen uns auch ſehen. In meinem Hauſe, an dem Ort, wo ich ſo viel Glück und ſo viel Schmerz hatte, habe ich auch mehr Muth. Ich fürchte nur die heftigen ſchmerzlichen Eindrücke, denen ich nichts entgegen ſetzen kann. Auch die Erinnerung an das traurige Ende des guten Wolzogen hätte mir Meiningen ſo ſchmerzlich gemacht.[2] —

An dieſelbe. Weimar, den 5. Auguſt 1814.

Ich empfinde wohl auch an mir ſelbſt, daß es mehr oder weniger Zeiten gibt, wo man die Laſt des Lebens doppelt fühlt, und wo unſer Körper die Kräfte nicht findet, die er bedarf. — Auch fühle ich deine Anſtrengungen mit, liebe Schweſter. — Gäbe es denn gar kein Mittel in der Welt, daß du den alten guten Reinwald noch Jemanden nahe wiſſen könnteſt, ohne ſelbſt dabei zu leiden? Du würdeſt ſelbſt mehr Kraft finden, ihm geiſtig mehr zu ſein, wenn du ſelbſt einige ruhige Stunden der Erholung finden könnteſt! Ich begreife recht gut, wie eine ununterbrochene Sorge und

---

[1] Die treue Dienerin, die im Jahr 1812 ſtarb.

[2] Die Antwort Beziehungen 2. 385.

Aufmerkſamkeit ſchwächer macht; und wenn man ſelbſt an ſeiner Geſundheit leidet, ſo iſt es doppelt ſchwer zu tragen.

Mir hatte unſer Hufeland, der von Berlin hier war, auch geſagt, ich ſollte nach Karlsbad gehen; doch kann ich es dieſes Jahr nicht, da ich dieſe Ausgabe nicht machen kann, ohne daß es mich Opfer koſtete; denn wir haben durch den Krieg und die Durchmärſche Manches aufopfern müſſen, das wir vielleicht ehemals der Geſundheit wegen hätten wagen können auszugeben. — Ich hoffe, dieſes Jahr ſoll ſich die Welt dauernd geſtalten, und wir werden wieder freier Athem holen können. Auch iſt nächſtes Jahr ſchon Alles mehr vergeſſen, und wohin man auch jetzt reiſen könnte, ſähe man im Aeußern wie Innern die Spuren der gewaltſamen Begebenheiten.

Der neue Lenz bringt neue Saaten mit,
Und ſchnell erſtehn die leichten Hütten wieder.

Auf die heilende Hand der Natur iſt es recht tröſtlich zu rechnen, und ſie bietet uns auch Troſt an, wenn das Herz ihn zu finden fähig iſt. — Ich habe viel Glück bei allem Schmerz im Leben. Gott hat mich vor dem neuen Schmerz bewahrt, über einen Sohn zu weinen. Wenn ich bedenke, wie viele Mütter gern alles Andere aufopferten, um ihre Söhne lebend zu wiſſen, ſo erfüllt ſtiller Dank gegen Gott recht innig mein Gemüth. — Die guten Körners ſind mir gar zu betrübt. Ich habe ſo viele Militairs geſprochen, die mir den Tod des jungen Körners erzählten, und immer von neuem muß ich darüber weinen.

Karl hat zu meiner großen Beruhigung nicht das im militairiſchen Leben gefunden, was ihn feſt halten könnte, und ich höre, er treibt ſein Forſtweſen recht eifrig.

Ernſt iſt auch fleißig in Jena. Gott ſegne ſie! Sie geben mir gute Hoffnungen für die Zukunft. — Die Töchter ſind auch recht brav. — Karolinchen hat eine rührende Güte und Unſchuld und iſt recht klug und beſchäftigt ſich ſehr gern ernſthaft. Auch hört ſie ſehr gern Geſprächen zu, die ſie ausbilden können. Ueberhaupt hat ſie nichts in ſich, was ich ſo oft an jungen Mädchen ungern finde. Sie iſt nicht ſo ſehr auf die Luſtbarkeiten erpicht, und der Staat iſt ihre Hauptbeſchäftigung nicht. Sie lernt ihre Kleider jetzt machen. Zum Zeichnen der Blumen hat ſie großes Talent. Wie viel könnte ſie von der lieben Tante lernen, wenn du uns näher wäreſt! — Du haſt einmal unter Zeichnungen von dir eine Moosroſe geſchickt, die ziert die Stube der Nichten.

Meine Schweſter iſt dieſen Sommer bis jetzt gegen ihre Gewohnheit hier geblieben. Sie erwartet den General[1] nächſte Woche und auch Adolph, welcher die Zeit her in Aachen war. Er wird wohl beim Militair bleiben vor der Hand. — Der ältere Wolzogen iſt jetzt in Berlin und hat ſich ſehr rühmlich auch bei dem ſchleſiſchen Armeecorps ausgezeichnet und hat das eiſerne Kreuz erhalten, und ich hoffe, er ſoll auch künftig einen bedeutenden Platz erhalten. — Wenn der gute Bruder Wilhelm dieſe Zeiten erlebt hätte!

Nun, liebe Schwägerin, leb wohl! Alles Gute ſei mit dir! und der Segen des Himmels für die Treue, mit der du deine Pflichten erfüllſt! Benutze die ſchönen Tage zu deiner Erholung und Erheiterung.

An dieſelbe. Weimar, den 8. November 1815.

Dein Brief,[2] liebe Schweſter, hat mir rechte Freude gemacht, da ich lange keine Nachricht von dir hatte und fürchtete, du könnteſt krank ſein nach aller Angſt und Kummer, die du empfunden. — Du hatteſt ſo lange Zeit eine beſtändige Anſpannung nöthig, um des guten Reinwald Alter und die Folgen deſſelben zu erleichtern, daß du gewiß am wenigſten an dich ſelbſt dachteſt, und jetzt erſt fühlſt du gewiß die Ermattung noch lange; deßwegen bin ich viel ruhiger über dich, daß du eine Nichte bei dir haſt, die der lieben Tante Alles zu erleichtern ſuchen, und ſie wie eine Tochter pflegen wird. — Suche ja deinen Vorſatz auszuführen, liebe Schwägerin, und beſuche mich. Du ſollſt immer herzlich willkommen ſein. — Rührend und doch beruhigend wird es mir ſein dich zu ſehen. Wie viel haben wir erfahren, ſeit wir uns trennten! — Doch ſchmeichle ich mir, daß es dir nicht an ſüßen Erinnerungen des geliebten Bruders fehlen ſoll unter uns. Sein geliebtes Bild umgibt mich auf alle Art. — Karoline und Emilie, die dir beinahe ganz fremde Erſcheinungen ſind, haben ſo viel Aehnlichkeit mit dem geliebten Vater, daß es ein ſüßes Geſchäft iſt, dieſe aufzufinden. Ernſt wird ihm auch mit jedem Jahr ähnlicher. Unſer treuer, guter Karl iſt jetzt nahe bei Berlin; ſein letzter Brief war aus Stendal; er hatte Hoffnung, nach Berlin auf einige Tage zu kommen. Er iſt in guten Verhältniſſen bei ſeinem Regiment; ſeine Vorgeſetzten vertrauen ihm die Geſchäfte an und lieben ihn. — Da jetzt mein Schwager, der ruſſiſche General Wolzogen, in preußiſchen Dienſt getreten iſt und vor der Hand in Berlin bleibt, ſo iſt es mir auch Karls wegen lieb. Ueberhaupt würde Karl in Berlin viele Freunde und Gönner finden. Körner iſt dort als Staatsrath; die Humboldtiſche und Hufelandiſche Familie würden ihn wie ein Kind des Hauſes aufnehmen. Gottes Segen ruhe ferner auf den geliebten Kindern! Der Name ihres geliebten Vaters, der ihnen Segen bringt, erwirbt ihnen ſo viele Freunde. — Ich habe rührende Beweiſe von Fremden, von denen man kaum glauben konnte, daß ſie mit unſrer Litteratur bekannt wären, von Deutſchen überhaupt, und es iſt ein ſüßes Band der Dankbarkeit, welches mich auf ſolche Art an die Nation bindet, bei welcher es ein Ruhm iſt, zu bekennen, daß ihnen der Geiſt eines ſolchen Mannes nicht fremd iſt.

---

[1] Ludwig von Wolzogen, General der Infanterie 1773–1845.

[2] Vom 30. Juli. Beziehungen S. 345.

Liebe theure Schweſter! mit mehr Rührung noch gedenke ich in dieſen Tagen unſres Verluſtes, denn ſonſt war dieſer Monat uns ſo Glück bringend! — Daß man ſo viel verlieren kann und doch leben und in dem Leben Bedeutung und Gehalt noch ſuchen muß!

Neulich habe ich die arme Landkammerräthin Bertuch[1] beſucht

---

[1] Deren Mann, der Sohn des alten Legationsraths, eben geſtorben war. An Knebel Nro. 63.

Sie hatte noch auf viele glückliche Jahre rechnen können. Jetzt muß ſie die Kinder, wovon die älteſte Tochter 7 Jahre iſt, und einen kleinen Sohn erziehen ohne des Vaters Beiſtand! Ich habe viele trübe Stunden über dieſen Anblick gehabt. — Der arme alte Vater, der im ſiebenzigſten Jahre ſich nun im Wirrwarr der Geſchäfte ohne Stütze ſieht, iſt mir auch ſehr, ſehr traurig; aber die arme Frau ſchmerzte mich noch mehr.

Seit ich von Weimar[1] reiste, welches den 11. Auguſt war, ſind 6 Perſonen aus unſerm geſellſchaftlichen Zirkel geſchieden! — Die letzte war eine Fr. Groß, welche ihrer Mutter in zehn Tagen nachfolgte. Der Sohn, ein Jugendfreund von meinen Söhnen, iſt nun ganz ohne alle Verhältniſſe!

Möge es dir wohl ſein in deinem neuen Hauſe, und du den Winter recht ruhig zubringen.

Wir ſind ziemlich wohl, und Ich habe die Müdigkeit nicht ſo wie ſonſt. Der trockne Herbſt hat mich wieder geſtärkt, denn der feuchte Sommer war mir nicht zuträglich.

An dieſelbe. Weimar, den 16. Auguſt 1816.

Ich habe in dieſen Tagen innig an dich gedacht, Liebe, denn die Erinnerung der vergangenen ſorgenvollen Stunden iſt immer ſchmerzlich, und es iſt, als wenn ſich in einem periodiſchen Umlauf auch die Gefühle wieder lebendiger in die Seele drängten. — Ich fühle alle Tage was mir das Schickſal ſo frühe raubte, aber der 9. Mai oder der 10. November trifft immer mit demſelben Schmerz wieder das Herz, und wenn ich hundert Jahre leben könnte!

Ich bin ſeit 14 Tagen wieder hier. — Ich war fünf Wochen in Jena mit Karl und Ernſt. — Karl hatte aber auch Urlaub; da haben wir die alten Plätze beſehen und unſern alten Garten. — Jetzt erſt hatte ich Muth genug dieſen Platz, der zu einer Sternwarte umgeſchaffen iſt, zu ſehen, und die Erinnerungen der verſchwundenen glücklichen Tage haben mir das Herz eng gemacht.

---

[1] Nach Rudolſtadt.

Gott hat viel Freuden, aber auch viel Schmerz in mein Leben gelegt. — Ich erkenne Beides mit Erkenntlichkeit und Verehrung ſeiner Führung, auch ſelbſt wo er mir Schmerz gab. — Einſt wird ſich auflöſen, was mir unüberſehbar ſchien, und eine Zeit wird kommen, wo keine Trennung mehr ſein wird.

Ich habe jetzt die Freude meine Schweſter zu haben. Meine gute Mutter war zwölf Tage noch hier mit mir zuſammen; den 12. Auguſt mußte ſie nach Rudolſtadt zurück, um die Vorbereitungen der Hoffeſte zu beſprechen, da den 18. Auguſt die junge Fürſtin ihren erſten Geburtstag in Rudolſtadt feiert. — Daß die junge Fürſtin und der Fürſt[1] die gute Mutter auch wieder ſo gut und theilnehmend behandeln und ihren Rath annehmen, freut mich ſehr. Ueberhaupt iſt es eine der beſten herzlichſten Familien die es gibt, die fürſtliche Familie in Rudolſtadt.

Die theure Frau Herzogin hat nun die geliebte Tochter wieder bei ſich. Die Liebe der Prinzeſſinnen, von der mir meine Schweſter ſo gern erzählt, iſt mir ſehr rührend und erfreulich. — Gott ſegne dieſe liebe Familie, die ſo eng mit einander verbunden iſt. Wer den Segen der Liebe zu empfinden vermag, der iſt wohl glücklich zu preiſen. Wie viele Menſchen leben in der Welt, ohne ſich dieſes Bedürfniß geliebt zu werden, recht klar machen zu können, und ſie entbehren am meiſten.

Ich hoffe, daß die Herzogin Ida noch hieher kommt, ehe ſie nach den Niederlanden reiſt, damit ſie auch unſre geliebte Großfürſtin noch als Schwägerin umarmt, die in der Hälfte September wohl wieder bei uns ſein wird. — Mögen die Fürſtinnen ſich recht eng an einander anſchließen und die Herzogin Ida die Wunde heilen, die der Verluſt der unvergleichlichen Prinzeſſin von Mecklenburg ſchlug. — Sie fällt mir immer ein, die edle große Seele, die auch ich verloren habe, denn ſie war mir die treuſte, liebſte Freundin. — Dieſer Verluſt iſt auch mir unerſetzlich, und auch dieſes Glück iſt für eine höhere Welt für jetzt hier verſchwunden!

---

[1] Fürſt Friedrich Günther von Schwarzburg hatte ſich 1815 mit der Prinzeſſin Auguſte von Anhalt Deſſau vermählt. Sie ſtarb 1854.

V.

Briefe an Verſchiedene.

1790—1824.

An Frau Friederike von Gleichen-Rußwurm,

geborne von Holleben,

geboren in Rudolſtadt am 21. Mai 1765,
geſtorben in Rudolſtadt am 24. Juli 1852.

1790—1803.

Jena, den 10. März 1790.

Dein liebes Briefchen, mein Friedchen, hat mir gar viele Freude gemacht; ich wollte dir ſchon längſt ſchreiben, aber es fehlte mir immer an Zeit. — Daß ich glücklich bin, fühlſt du, meine Liebe; ich ahnete nicht, daß noch ſo viel Glück meiner wartete, und oft in manchen bangen, trüben Stunden war jede Ausſicht in die Zukunft finſter und traurig. Aber wie ſchön iſt nun Alles! Meine Seele iſt ſo harmoniſch geſtimmt, leicht und froh iſt mein Herz, und in einer ſchönen Ruhe ſehe ich der Zukunft entgegen, die mich jeden Tag feſter und inniger an meinen Geliebten knüpft. — Mein Leben iſt reich an ſchönen Genüſſen durch ſeine Liebe und durch ſeinen Geiſt. —

Du warſt uns alſo einige Stunden näher?[1] — ich möchte hier die Redekunſt ſtudieren, um dich und dem cher baron mit rechter Beredſamkeit vorzuſtellen, wie ſchön es hier iſt, und wie ihr wohl thätet, einige Wochen hier zu ſein, wie es euch gefallen würde. Vielleicht entſchließt ihr euch, ihr Lieben und begleitet uns zurück. Es gibt Ausſichten hier, die ganz wunderſchön ſind, und die Berge ſind ſo mannigfaltig; jede andre Beleuchtung gibt ihnen andere Formen. Und kommen nun gar die Kinderchen der Flora, ſo wird es ein Elyſium, ſagt Knebel. — Die Maus[2] hat mich noch nicht beſucht; ich habe einen heimlichen Groll auf M., er wird es wohl verhindern. Indeſſen bin ich jetzt über ihre Art zu leben ruhiger, da ſie doch ſo viel gewonnen hat, über ſich ſelbſt und ihn, daß ſie allein in die Komödie und auf die Bälle geht.

An dieſelbe. Weimar den 7. März 1800.

Ich wollte dir, Liebe, vor acht Tagen ſchon antworten, aber traurige Abhaltungen hielten mich ab. — Schiller war recht krank; es war der Anfang eines Schleim- und Nervenfiebers; er phantaſierte dabei und war ſehr matt. Was ich dabei gelitten, kannſt du fühlen; ich war oft ſo gedrückt, daß ich mich nach dem ſtillen Plätzchen ſehnte, dem ich kaum erſt entging. — Jetzt iſt er völlig wieder vom Fieber frei, geht herum, aber der Huſten plagt ihn ſehr, und er klagt über Mangel an Kräften. Das Frühjahr wird uns Allen wohlthätig ſein. Obgleich Stark mir hier fehlte, ſo war es mir ſelbſt wohlthätiger hier zu ſein. Ich habe das Gefühl ſo im Herzen, daß ich mehr unter eigentlichen Freunden hier bin, als in Jena. — Die Nähe der lieben Frau,[3] der Stein, dieß Alles machte mir meinen Kummer leichter, und überhaupt nahm man ſo viel Antheil an uns. Die Frau wollte mich bereden aus dem Hauſe zu gehen, weil S. in der ärgſten Phantaſie mich immer nicht ſehen wollte, weil er glaubte, ich wurde wieder krank. Aber er hat mich durch ein getrübtes Glas angeſehen; ich habe doch ſchon wieder mehr Kräfte, als ich ſelbſt glaubte, und die Ungewißheit, nicht immer zu wiſſen, was er macht, hätte mir weit mehr geſchadet. Sie haben mich ordentlich krank gemacht, dieſe Debatten, und die gute Frau, die gewiß in meinem Fall ebenſo gehandelt hätte, wurde endlich böſe über mich, daß ich nicht gehen wollte. — Ich muß dir Alles weitläufig erzählen, Liebe; wenn ich mit dir rede, muß ich dir auch mein ganzes Herz zeigen, weil dieſes immer bei dir iſt. Ich habe aber meine wenigen Kräfte doch geſpart, weil ein guter Freund ſich zur glücklichen Stunde einfand und Schiller mit der größten Sorgfalt gewartet hat, ſo daß ich auch ruhig ſein konnte, wenn ich nicht da war. Es iſt Harbauer,[1] den du durch die chère mère kennen wirſt.

---

[1] In Ezelbach nach einem Briefe Fr's vom 8ten.

[2] Frau v. Mandelsloh, geb. v. Gleichen.

[3] Ihre Schweſter Karoline wurde „die Frau“ genannt.

Die Kinder ſind wohl und freuen mich ſehr. Dein Pathchen iſt ſehr hübſch und wird dir Freude machen. Es iſt gar ruhig und ſtill und ſchreit nicht unnöthiger Weiſe, wie manche Kinder ſonſt thun. — Ich bilde mir ein, es hat einen Blick von der Fürſtin, ſo ein reines Geſicht und einen ſolchen Ausdruck hat es jetzt. Mir wäre es ſehr lieb, wenn es dieſen Zug behalten könnte. —

Karl iſt fleißig, ſchreibt recht ordentliche Buchſtaben und lieſt auch; zum Zeichnen hat er viele Anlagen und componiert ſchon in ſeinen Gedanken ganze Tableaux. Bis jetzt ſieht man aber nur, wie er die Dinge anſieht und nicht, wie er ſie ausführen kann. Er wird ſehr groß und ſtark.

Ernſt, den du hoffentlich dieſes Jahr ſehen wirſt, wird auch ſehr gut, aber ganz anders wie Karl; er iſt beſtimmt und ernſthaft und behält Alles, was er einmal gehört hat; er iſt ſehr weich und hat eine Anhänglichkeit an mich, die mich oft rührt.

Weimar den 22. März 1800.

Mit Schiller geht es recht gut, er treibt wieder ſeine Geſchäfte; der Huſten plagt ihn nur noch. Bei dieſem ungünſtigen Wetter darf er freilich nicht ausgehen; die reine milde Luft, die der Frühling ſonſt brachte, würde ihm wohlthätig ſein, aber jetzt iſt es leider zu ſchlecht.

---

[1] Seine Briefe folgen im zweiten Band.

Weimar den 9. April 1800.

Es wird jetzt recht angenehm hier, und ich ziehe immer im Park herum. Heute habe ich der Becker[1] Monument geſehen, das auf einem Hügel ſteht, mit lauter Büſchen umgeben. Es iſt nichts, was ſie gerade bezeichnen könnte, angebracht; die Masken am Rand der zugeſpitzten Säule bezeichnen allein die Schauſpielerin. Um die Säule herum ſtehen die Jahreszeiten, die ſich die Hände reichen, in Relief.

Schiller iſt recht leicht wieder, und der Huſten iſt fort, auch zu meiner Freude ein Stich in der Seite, über den er noch klagte.

Weimar den 18. April 1800.

Ich wollte dir geſtern recht viel ſchreiben, Liebe, aber ein Concert bei Goethe, wo die Jagemann und ihre jüngere Schweſter ſehr ſchön ſang, hielt mich ſo lange außer dem Hauſe beſchäftigt.

Schiller iſt recht wohl jetzt und fleißig.

Weimar den 2. Juni 1803.

Herr Arz[1] hat mir's gar nicht recht gemacht, daß er ſo kurz blieb, denn erſtlich hätte ich ihn gern länger geſehen, und dann hätte ihn Schiller auch gern geſehen. Aber er kam gerade in einem Moment, wo Schiller nicht im Hauſe war. — Es iſt jetzt der gute Zelter von Berlin hier, da iſt Schiller und Goethe immer mit ihm zuſammen, zu jeder Stunde des Tags. Ich möchte wohl, du könnteſt Zelter hören ſeine Compoſitionen vortragen, es iſt ein eigener Zauber darin. Seine Stimme iſt alt und gebrechlich, aber ſeine Deklamation ſo vortrefflich, ſo einfach und rührend und kräftig dabei. Ich habe den Zelter auch noch beſonders lieb, denn er hat etwas ähnliches von dem alten Freund Heron. Du weißt, daß dieſes keine ſchlechte Empfehlung bei mir iſt.

---

[1] Geb. Neumann, † am 22. Sept. 1797, von Goethe als Euphroſyne beſungen.

[1] Lehrer der fürſtlichen Kinder in Rudolſtadt.

Ich kann mich ſeit geſtern gar nicht zufrieden geben und wollte nur, ich wäre bei euch, um noch recht darüber zu lachen, denn ſo Tolles iſt mir noch nicht vorgekommen. Daß Wolzogen gerade unter einer ſolchen Menge Menſchen das Schickſal haben muß, neben Beulwitz zu ſitzen in Erfurt, iſt gar zu prächtig! Hat es denn B. nur auch erzählt? Denk' dir noch hiezu, Liebes, daß Schiller rechte Luſt hatte, die ſchöne Königin zu ſehen, und da General Wartensleben ihn ſchon längſt eingeladen hatte, ſo fiel er Abends vorher darauf, die Frau und wir wollten zum Ball nach Erfurt. Wolzogen war ſchon den Tag vorher fort. Wenn die zwei Frauen ſich auch ſo auf dem Ball begegnet hätten, ich hätte mich todt gelacht! Am andern Morgen war es aber Schiller nicht gemüthlich, und wir blieben zu Hauſe. Einen kleinen Triumph habe ich entre nous soit dit doch im ſtillen Herzen, daß der Alte[1] ſo prächtig decoriert mit ſeinen Orden ſich präſentiert hat. Zuletzt ſind die Herren ſo gut Freund geworden, daß ſie auf die alte Bekanntſchaft getrunken haben. Ich ſehe im Geiſt die Geſichter vor mir.

Es iſt das größte Glück des Lebens, ein fühlendes Herz zu haben, weil die Welt ſo reichhaltig wird, aber für unſere Ruhe iſt es kein glückliches Geſchenk.

Ich kämpfe oft mit mir ſelbſt, aber ich werde immer weicher und tiefer gerührt, ſei es durch fremden oder eigenen Schmerz, und ich werde nicht ruhiger dabei. Ich möchte manchmal eine dicke, recht dicke Haut haben!

Weimar den 5. Mai 1803.

Ich muß dir doch ſagen, daß die Stein ihren Sohn ganz wieder hergeſtellt gefunden, nur etwas mager noch. Es freut dich gewiß auch. Die Sorge um mein Fritzchen und der Kummer der Mutter haben mir recht weh gemacht. Es iſt mir ſo traurig, die Stein leiden zu ſehen, die ich ſo unendlich liebe, und nun hatten wir leider alle Urſache, das Schlimmſte fürchten zu müſſen. Ich habe ihr oft mehr Muth zeigen müſſen, als ich hatte, weil ſie meine Angſt nur noch mehr bekümmert hätte.

---

[1] So hieß Wolzogen.

So lieb wie ich euch habe, habe ich Niemanden mehr, und ſo ſollt ihr mich auch lieben.

An Frau geh. Kirchenräthin Griesbach,[1]

geborne Schütz aus Bückeburg.

1804 — 1810.

Weimar, den 11. April 1804.

Mündlich ſollen Sie einmal über den Zuſtand der Jenaer Colonie in Würzburg hören. Die Paulus iſt auf einem guten Weg und lebt zu Hauſe mit ihren Kindern; das freut mich. Schiller hofft Ihnen einmal Wilhelm Tell ſchicken zu können; jetzt läßt er noch abſchreiben.

Es hat ihn nicht wenig erfreut, und er hat es unſerem geh. Kirchenrath hoch angerechnet, daß er gar einmal an die Möglichkeit dachte, ſelbſt zur Aufführung zu kommen. — Einen recht bequemen Stuhl ſoll er finden, wenn ichs weiß, und wie zu Hauſe in unſerer Loge ſein. — Jetzt wird wohl der Tell nicht ſo bald gegeben, weil ein Schauſpieler fehlt. — Zimmermann[2] indeſſen kömmt, hoffe ich, den Frühling.

An dieſelbe. Mittwoch früh (etwa 20. Juni 1804).

Was werden Sie von Schiller gedacht haben, der in Jena ſein konnte ohne Sie zu ſehen?

Er hatte mit meiner Schweſter die Fahrt beſchloſſen, um die Geſchäfte mit Hr. Salzmann[3] zu vollenden. Sie wollten um 3 Uhr

---

[1] Der „Lorbeerkranz", wie dieſe treffliche Frau in „Schiller und Lotte" genannt wird, bewies ſich als eine treue, ſtets hülfreiche Freundin, deren Werth von Schillers dankbar erkannt wurde.

[2] Schiller an Goethe Nro. 964.

[3] Advocat in Jena. Schiller an G. Nro. 916.

Nachmittags wieder hier ſein, aber Hr. S. hielt ſie mit ſeinem Advocatenweſen ſo lange auf, daß ſie kaum noch Zeit hatten Niethammers Haus zu ſehen und den Platz für mich zu recognoſcieren, und ſie kamen doch erſt um 6 Uhr zurück.

Die Zeit, wo Schiller Sie hätte ſehen können, war auch gerade die Mittagsſtunde, in der er nicht aus Diſcretion kommen wollte. Sie werden aber wohl dieſe ſchnelle Erſcheinung gar nicht begriffen haben. Er wird ſich für die Beſcheidenheit, die er ausübte, ſchadlos halten, wenn wir in Ihrer Nähe ſind.

Bitten Sie ja den g. Kirchenrath, daß er artig bleibt und wohl iſt, wenn ich komme; das iſt mir der freundlichſte Empfang und Zeichen, wenn ich nach Jena komme.

Geſtern Abend war der älteſte Voß mit uns bei meiner Schweſter, wo wir recht luſtig waren. Es iſt ein ſo guter braver Menſch, der einen recht freuen kann; er geht ſtill und emſig ſeinen Weg fort und treibt ſein Geſchäft mit Liebe und Eifer. — Das findet man ſo ſelten, denn die meiſten Menſchen thun, was ſie müſſen, nur mit Unluſt. — Ich gehe dieſen Abend zu der lieben Knebeln und Prinzeß und freue mich recht darauf, und will bis dahin meine Kräfte aufſparen.

An dieſelbe. Weimar, den 21. November 1804.

Daß Sie hier geweſen wären, ohne uns zu beſuchen, kam mir kaum glaublich vor, und doch iſt's leider geſchehen. Wie ich konnte habe ich nach unſerm geh. Kirchenrath gefragt und begriff nicht, daß er weg ſein könnte, ohne von uns Notiz zu nehmen.

Schiller hatte ſich einen ſtillen Abend ausgedacht, den Sie uns ſchenken ſollten, und wir haben lange davon geſprochen, daß wir uns freuen würden, unſern Kirchenrath bei uns zu haben. Sie müſſen uns entſchädigen und zu uns ganz allein einmal kommen, ſonſt können Sie es nicht anders gut machen. So gern ich ſonſt das unruhige Leben entbehre, ſo bin ich munter und bei der Hand, wenn es darauf ankömmt unſere ſo liebe Großfürſtin zu ſehen.

Unſere Hoffnungen ſind ganz erfüllt, übertroffen möchte ich ſagen, denn ſo etwas Liebenswürdiges gibt es nur einmal. Daß wir es gerade beſitzen, iſt ein Glück, deſſen wir uns werth machen müſſen. — Ich habe noch nichts geſehen, was mit der Grazie und Anmuth die Würde und den Ernſt vereinte, das vornehme Weſen in der Erſcheinung und dabei die gränzenloſe Güte und das Zuvorkommen. Sie iſt ein Muſter von Erziehung, ſie iſt überall zu Hauſe, kennt gleich Jeden, ſagt Jedem etwas Angenehmes, was auf ihn perſönlichen Bezug hat, ſo daß Jeder glaubt, ſie nehme Notiz von ihm, und es entgeht ihr nichts im Ganzen; dabei iſt ſie ſelbſtändig und hat ſo viel Talente, die ihr das ſtille Leben verſchönern, und ſie iſt gern für ſich beſchäftigt.

Unſer Erbprinz iſt auch recht gut und herzlich und hat Keinen vergeſſen; ich halte dies ſehr hoch an ihm, denn bei ſeinem Glück zeigt es einen Grad von Herzlichkeit an, der nicht allgemein iſt, nicht an ſich allein zu denken. Er fühlt, was er beſitzt; unſere Prinzeß liebt er unausſprechlich, und auch die Großfürſtin; auch Fr. Knebel, die mit ihr iſt, weiß ſie zu erfreuen.

Ich freue mich über das Glück dieſer beiden geliebten Perſonen und genieße jede ſchöne Stunde im Geiſt mit ihnen.

Schiller iſt wohl und die übrige Familie auch.

An dieſelbe. Weimar, den 26. December 1804.

Wir ſind beide noch krank, Schiller am Katarrh, der ihn gar nicht verlaſſen will. Jetzt bin ich noch matt, dabei greift die ewige Unruhe über Schillers Huſten mich auch an im innern Gemüth.

Gottlob, daß wir doch das Jahr nun ſo enden ſehen können! — Wenn ich der ſtürmiſchen Tage in Jena gedenke, und ich mußte dieſer Tage oft daran denken, wenn ich mir das Gute und Böſe, was ich erlebte, ins Gedächtniß zurückrief, ſo wird mirs ganz voll ums Herz und angſt! — Ihre treue Freundſchaft hat aber wieder unſere Freuden und Leiden getheilt, und ſolche Freunde können einen auch noch eine Blume unter den Klippen finden laſſen.

An Dieſelbe. Weimar, den 1. Juni 1805.

Die erſten Federzüge, die Sie, verehrte Freundin, von mir erhalten, nach den traurigen Tagen, die ich durchlebte, enthalten eine Bitte.

Ich kann noch nichts über mich ſelbſt ſagen, ich weiß kaum wie ich lebe, aber ich habe Muth das Leben zu tragen und meinen Kindern und Verwandten zu leben, meine Freunde zu lieben.

So lebte Schiller, er war bei all' ſeinen Leiden immer zärtlich, treu, theilnehmend. — Er hat mir eine ſchöne Lehre gegeben, wie ich leben ſoll.

Meine Mutter dringt mit mütterlicher Liebe darauf, daß ich nach Bruckenau ſoll, weil ſie will, meine Geſundheit ſoll geſtärkt werden. — Alle Kinder kann ich nicht mitnehmen, das fühl' ich wohl, aber von den Söhnen kann ich mich auch nicht trennen, ſie waren noch ſtets bei mir, und einmal muß ich ſie dann doch in die Welt laſſen ohne mich. — So lange ich es möglich machen kann, will ich ſie behalten unter meinen Augen. — Auch verſichert mir der g. Herr Stark, es ſei ihnen zuträglich, das Bad zu benutzen, weil Ernſt doch dieſen Winter auch oft krank war.

Die Mädchen nun, beſte Freundin, möchte ich am liebſten Ihrer Pflege anvertrauen, wenn Sie mir mit Offenheit meine Bitte zuſagen oder abſchlagen wollen.

An Dieſelbe. Weimar, den 15. Juni 1805.

Die gute treue Erneſtine[1] hat ſo liebend mit mir geweint und mir ihre Freundſchaft ſo heilig verſichert, daß es mir mein Herz erleichterte.

Wenn ich rechte Kräfte aus Bruckenau geholt habe, ſo möchte ich ordentlich den Nachſommer ein paar Tage bei Ihnen verleben, daß ich den lieben Griesbach auch genieße.

An Dieſelbe. Weimar, den 19. Juni 1805.

Nach vielem Ueberlegen mit meinem Herzen fühle ich, es iſt beſſer, ich ſende Ihnen, theure Freundin, meine Kinder, ohne ſelbſt zu kommen auf eine ſo kurze Zeit, — denn der Abſchied von den lieben Kleinen, mit dem Wiederſehen und Trennen, das ſich ſo ſchnell folgte, wenn ich Sie Ihnen brächte, wäre mir erſchütternd.

---

[1] Sch.

Wer uns ſo liebte wie Sie beide, bei deren Anblick ſo viele Erinnerungen an eine ſchöne Vergangenheit erwachen, den kann man nicht ohne tief bewegt zu werden, wieder ſehen. — Die Reiſe-Anſtalten, der Abſchied von Weimar, von dem Ort, wo meine ſchönſten Hoffnungen ruhen, iſt mir ſchon ſchwer, und ich muß noch recht behutſam mit mir umgehen. — Auch der Abſchied von unſern Beſſens wird mir ſchwer.

An Luiſe.   Fulda, den 24. Juni 1816.

Ich ſage Ihnen ein Wort, beſte liebſte Freundin, daß Sie wiſſen, daß wir angekommen ſind, zum wenigſten in Fulda. In einer Stunde gehen wir nach Brückenau ab, wohin uns Harbauer, an deſſen Schreibtiſch ich ſchreibe, begleitet. — Es war ein guter Zufall, daß wir an die Poſt fuhren, denn der erſte Menſch, der geſtern am Hauſe uns begegnete, war Harbauer, der hier indeſſen wohnt, bis er ein Logis findet. Vor 14 Tagen iſt er erſt von Paris zurück. — Er iſt Direktor des Medicinal-Collegiums hier und hat die Oberaufſicht über das Bad Brückenau, da ſind wir gut verſorgt.

Ich denke ſehr oft an Sie und Ihre Güte und Liebe, mit der Sie meinen Kindern begegnen werden; ich ſehne mich herzlich nach den kleinen guten Mädchen, und ich fühle, daß ich jetzt mehr wie je nöthig habe, Alles, was mir lieb iſt, um mich zu wiſſen.

Der geſchäftige Doctor beſucht Patienten im Schloß, er iſt recht thätig und rege, und hat den beſten Willen Gutes zu wirken; er ſieht wohl und rüſtig aus.

Seine Mutter und Bärbchen[1] hat er jetzt erſt bei der Rückreiſe geſehen, ſie ſind wohl.

Ich ſchließe Sie an mein Herz.

---

[1] Seine Schweſter, ſpäter verehel. [illegible]

An dieſelbe. Brückenau, den 9. Julius 1805.

Ich war letzt ſo eilig und konnte die Blätter aus der Litteraturzeitung nicht leſen, die dem lieben Griesbach und Ihrem Hrn. Bruder[1] ſo viel Freude machten. Jetzt habe ich ſie geleſen. — Es iſt das Erſte, was ich über dieſen geliebten Gegenſtand las, denn ich geſtehe, daß ich ohne beſondere Aufforderung nichts darüber leſe. — So wie ich ihn einzig liebte und kannte, möchte ich ſagen, ſo wenig glaube ich auch, daß mir jemand Fremdes etwas Befriedigendes über ihn ſagen kann; ich kann nur über das eigene Gemüth und die Anſicht des Beurtheilers mich freuen. Die poetiſchen Produkte, zumal die der neueren Zeiten, hat er mit Liebe und Achtung für Schillers Geiſt beurtheilt und mit zartem Sinn, aber ich möchte ſagen, über die früheren, wie über die dramatiſchen Werke hat er nicht die Anſicht, die ich habe, und von der ich glaube, daß ſie Schiller ſelbſt hatte.

Auch über die Melancholie, die der Verfaſſer ahnet, glaube ich, hat er nicht ganz Recht.

Schiller, der Alles mit Wärme und Eifer behandelte was er ergriff, erſchöpfte auch in ſich die Situationen ganz, um ſie darzuſtellen, ohne ſeine gleichförmige Stimmung fürs Leben zu verlieren. Seine Zurückgezogenheit hat man ihm, glaube ich, als Melancholie ausgelegt; weil er ſich wenig für fremde Weſen, die er im Flug ſah, mittheilte, ſo hat man dies für ſchwarze Anſicht der Welt erklärt im Allgemeinen. Seine Freunde, die ihn in jeder Situation ſahen, müſſen wie ich gefühlt haben, daß ſein Geiſt immer bei den größten körperlichen Leiden ſeine Kraft und Ruhe nicht verlor, wo andere Menſchen verzweifeln. Ich habe doch ihn in jedem Moment ſeines Lebens beobachten können, ſo lange ich mit ihm war, und ich kann ſagen, ich habe ihn unruhig geſehen, aber nie melancholiſch. Seine jugendlichen Produkte haben mehr dieſen Geiſt, dies gebe ich zwar zu, aber es iſt nicht gerade, weil er die Welt unglücklicher anſah, weil ihn ſein Schickſal drückte, daß er ſich ausſprach, ſondern weil ſeine jugendliche Phantaſie die Bilder dunkler ausmalte.

---

[1] Profeſſor Schütz in Bückeburg.

So widerlege ich durch mein Gefühl die Meinung des Verfaſſers, aber ich bin weit entfernt eine Meinung öffentlich zu äußern, weil ich ſtets meinen eigenen Gefühlen vertraute und lebte im Glück und Unglück, und das Urtheil der Welt mich nicht verwunden, noch über mein Gefühl erheben konnte.

Ueber unſern Freund Harbauer, der Ihnen dieſes Zettelchen ſendet, würden Sie Sich recht freuen, wenn Sie ihn beobachten könnten. Er iſt offen und gutmüthig wie ſonſt, klug wie die Schlange für ſeine Exiſtenz und doch ohne Falſch wie die Taube. — Er hat als neu Angekommener einen eigenen Stand, wie ſein ganzer Hof, und der Geiſt der Einwohner wird ſich mit dem, wie mit jedem, der zu ihm gehört, ſchwer vereinigen.

So gut und klug der Prinz iſt, und ſo ſchonend er die alten Verhältniſſe auch behandelt, ſo ſind es doch immer die verjährten Gewohnheiten und Rechte, die er angreifen muß, um etwas Gutes zu wirken, wie es ſein edler Sinn will. Dadurch leidet nun freilich die alte Generation.

Ich bade jetzt zweimal des Tags. Meine Nerven ſind beſſer und weniger reizbar, finde ich.

Ich habe ſchon rechte Wege gemacht, bin auf die Berge geſtiegen und in den Dörfern geweſen. — Meine gute Mutter geht auch recht weit.

Geſund und kräftig iſt das Waſſer gewiß, das fühlt man. — Wenn die Anſtalten beſſer werden, ſo wird es ſehr gut. Jetzt iſt Alles vernachläſſigt und ſehr theuer, zumal das Eſſen. Das Bad macht viel Appetit. Da man oft von ſieben Speiſen nur eine gemüthlich koſten kann, denn die Portionen ſind klein, ſo halten wir uns an die Butter, die vortrefflich iſt, und auch ſehr gute weiße Milchbrödchen.

Es gibt ſo viel Wieſen und Gras in den Eichenwäldern und ſchöne Weiden. Die Kühe ſind auch ſehr gebildet und gehen unter der Geſellſchaft herum; wir fürchten uns aber nicht mehr und erkennen ihre Nähe mit Dank, wenn wir den ſchönen Rahm und die gute Butter koſten. — Ich will mich aber doch freuen, wenn ich wieder zu Hauſe bin, wenn ich alle meine lieben Kinder um mich ſehe, wenn ich die rothen Bäckchen der lieben Karoline ſehe und die kleine Emilie ſo luſtig, ſo will ich immer herzlich Ihrer Liebe für die Kleinen danken und Ihrer mütterlichen Pflege.

Die guten Voſſens müſſen geſtern in Fulda geweſen ſein, es haben ſie dort Einige erwartet. Ich wünſche ſehr, daß ſie in Heidelberg finden mögen, was ſie wünſchen. Es ſind ſeltne Menſchen; ich habe ihn ſtets geliebt, aber jetzt liebe ich ihn noch tauſendmal mehr, weil ich fühlte wie er Schiller liebte. — Seine Art zu tröſten hat mir den erſten frohen Moment wieder gegeben und Muth das Leben zu ertragen. — Gott erhalte ihn uns noch lange.

An Dieſelbe   Mittwoch, den 24. Julius 1805.

Wir wollten Sonnabend hier ankommen, ſind aber unterwegs noch durch Beſuche zurückgehalten worden.

In Philippsthal ſind wir einen halben und einen ganzen Tag geblieben, wo es ſehr hübſch iſt; in Wilhelmsthal auch einen Tag, wo ich mich an der Liebe meiner geliebten Prinzeß und Knebeln ergötzte und durch ſie geſtärkt fühlte, und der ſchöne zarte rührende Antheil der geliebten Großfürſtin an mir und an den Kindern ein ſüßes Gefühl der Dankbarkeit in mir erweckte. Auch die Herzogin, die ſich immer gleich bleibt in ihrer Liebe und Antheil an mir, hat uns freundlich aufgenommen. Der Ort iſt himmliſch, die Gegend von Eiſenach hat mich recht gerührt. Die Kartauſe iſt ein Platz, der recht für wehmüthige Gemüther gemacht iſt; wäre die Saale dort, ſo wäre nichts zu wünſchen für dieſe Gegend. — Seien Sie herzlich gegrüßt.

An Dieſelbe   Weimar, den 21. Auguſt 1805.

Ich hatte die Morgen ſo viel zu thun, mit den Galliſchen Vorleſungen;[1] ob ſie gleich erſt um eilf Uhr angingen, ſo hatte ich doch vorher ſo manches zu beſorgen, und den Nachmittag mußte ich überdenken, was ich gehört hatte. Die Abende mußte ich meiſt ausgehen, denn es gab Veranlaſſungen zu vielen Theegeſellſchaften, bei denen ich nicht fehlen konnte, weil ich mich früh Morgens gezeigt hatte.

---

[1] Vgl. Hempel's Goethe XXVII. S. 172.

Es hat mich erſtaunend intereſſiert Gall perſönlich kennen zu lernen, weil es ein genialiſcher orgineller Menſch iſt. Seine Theorie hat mich auch intereſſiert, und ich habe mir davon genommen, was ich mir begreiflich fand, beſonders hat mich ſeine Art das Gehirn zu unterſuchen ſehr aufmerkſam gemacht.

Unſer guter Voß ſagte geſtern, daß man bei allem Hören doch keinen Aufſchluß über das Wahre des Geiſtes und ſeine Wirkungen erfahren habe.

Er hat wohl Recht! Mir iſt aber eben dieſes Unergründliche des Geiſtes etwas Tröſtliches, weil es mir beweiſt, daß unſre Organiſation die Brücke nur iſt zu einer höheren. Wir können hier nur ahnen und muthmaßen, und unſere Kraft und unſere Hoffnungen reichen doch ins Unendliche.

Auf das praktiſche Leben, glaube ich aber, hat Galls Lehre guten Einfluß, zumal bei Behandlung der Krankheiten des Gemüths, bei Verwirrungen des Geiſtes; man wird viel nachſichtiger auch über die Menſchen urtheilen.

Sein eigener moraliſcher Charakter wird einem auch lieb, und er ſpricht mit einer Innigkeit über die höchſten Gegenſtände, die einem wohlthut.

Geſtern früh mußte ich mit den vier Kindern zur geliebten Großfürſtin kommen, die ſie alle ſehen wollte. Sie hat ſo eine Liebe und zarte Sorge für die Kinder und für mich, daß ich es mit inniger Rührung und Liebe fühle. Es iſt, als hätte mein Schmerz ihre Liebe und Neigung mir erweckt.

Unſere geliebte Prinzeß Karoline war mir immer lieb, aber es iſt, als müßte ſie mir auch durch ihre Liebe jetzt mein Herz wieder erwärmen.

Unſere Knebeln kennen Sie, aber Sie kennen ſie doch nur auf eine andere Weiſe wie ich, denn ſie iſt Ihnen noch nicht ſo tröſtend durch ihre Liebe erſchienen.

Dieſe Schätze, die ich jetzt beſitze, die mir mein Unglück erwarb, ſind mir theure Beſitzthümer, ſie halten mich noch ans Leben, und ich gewinne an Muth, wenn ich ſo viele Liebe und Antheil fühle.

Ich bin ordentlich auch glücklich durch die gute Voſe, denn die macht unſere Knebeln ſo glücklich; es iſt ein liebes Geſchöpf, ſo feinfühlend, ſo tröſtend durch ihre Art das Leben zu nehmen. Ich hoffe, ſie wird unſerer geliebten Stein manche heitere Stunden machen. Ich kann meinen Freunden nichts ſein — da freut es mich doppelt, daß ich meine Stelle erſetzt ſehe auf eine ſo vollkommene Weiſe.

An dieſelbe Weimar, den 28. Oktober 1807.

Von meiner Schweſter habe ich eben einen Brief[2] bekommen, die mir ſchreibt, ſie habe den 14. Oktober[3] faſt im Bette zugebracht und Abends alle Läden feſt zu machen laſſen, damit ihr kein Freudengeſchrei in die Ohren tönte. — Eine recht gute Franzöſin von der alten Zeit habe mit ihr geweint. — Das fühle ich recht mit.

Sie haben auch Schillers Büſte von Marmor noch nicht geſehen, die bei meiner Schweſter ſteht, die allein eine Reiſe werth wäre. Sie tröſtet mich oft.

An dieſelbe Weimar, den 6. April 1810.

In Stuttgart müſſen Sie in das Atelier des Profeſſors und Ritters Dannecker gehen, wo Schillers Büſte iſt. Ich bitte Sie, ihm dieſes Billet zu geben. Es iſt einer der liebenswürdigſten Menſchen, und ſeine Liebe zu Schiller wird Ihnen wohlthun.

Auch wenn Sie ſeinen Schwager, den Kaufmann Rapp, ſehen, ſo grüßen Sie ihn, auch ſeine Frau. Auch Danneckers Frau iſt

---

[1] Die als Geſellſchafterin zu Frau v. Stein gekommen war.

[2] Aus Paris.

[3] Der Jahrestag der Schlacht bei Jena.

lebe gut und brav, doch abgeſondert von der Geſellſchaft, weil ſie am Gehöre leidet.

Wenn unſer geliebter Griesbach die Bibliothek in Stuttgart beſuchen ſollte, ſo wird er dort einen gewiſſen Peterſen finden,[1] der Schillers Jugendfreund iſt.

Wenn ſie vielleicht auf der Heimreiſe, oder auf der Reiſe von Heidelberg nach Stuttgart über Möckmühl können, es iſt nicht weit von Heilbronn, ſo beſuchen Sie den Stadtpfarrer Franckh, es iſt mein Schwager und ſeine Frau Schillers zweite Schweſter.

An dieſelbe. Weimar, den 10. October 1810.

Das, was mein Herz am tiefſten in dieſen Zeiten ergriffen hat, iſt die Entſcheidung des Schickſals unſerer geliebten Prinzeß Karoline. — Ihr edles Gemüth wird Segen bringen, wo ſie ſein wird, und ich hoffe Alles für ihr Glück. Der Erbprinz iſt liebenswürdig und wird ihren Werth von Tag zu Tag mehr fühlen, und dem Guten wird das Gute ſich nähern, wo ſie auch ſein wird.

Mir iſt durch die Trennung von ihr und der geliebten Knebel meine ganze Exiſtenz zerriſſen, denn den Troſt und die Liebe, die ich bei ihnen fand, finde ich nicht wieder.

An Frau Karoline von Wolzogen.[2]

1817 und 1818.

Weimar, den 24. October 1817.

Liebe Frau!

Unſer guter Meyer hat für dich den letzten Band von Winckelmann zurückgelaſſen. — Meyer fehlt mir ſehr; ſo eine klare, helle Seele mit der Treue iſt ſelten, und ſo wenig Worte er machte, ſo tief fühlt man doch, daß er verſteht, wenn man ihm Wohlwollen zeigt. — Wenn er nur beſſer wird![1] Von Heidelberg hat er nur wenig Worte an G. geſchrieben, und über die Bilder will er einen großen Brief ſchreiben.

---

[1] Oberbibliothekar, † 1815. Vgl. S. 367.

[2] Die übrigen Briefe an Lottens Schweſter haben ſich nicht erhalten.

Die Evenements auf der Wartburg beſchäftigen die Gemüther ſehr; aber mich hat es recht gefreut, daß ſich die Jugend ſo brav und ernſt benommen hat. Sie haben aber auch Späſſe gemacht, und unter andern Büchern Kotzebue's deutſche Geſchichte zum Freudenfeuer auf dem nächſten Berg bei Eiſenach mit verbrannt;[2] wie das Buch nicht in Flammen aufgehen wollte, ſo nimmt der Anführer eine große Stange und ſtößt es hinein und ruft: „der Kerl hat zu viel Waſſer, drum brennt er ſo ſchwer." — Ich hätte auch noch gern eine Portion Komödien hinzugethan, denn wir werden recht mit Wäſſerigkeiten getränkt.

„Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab."

So wird es auch da heißen, denn ſo unidealiſch wird nicht leicht ein Talent als dieſes. Es iſt ordentlich erbarmenswürdig, wie der Schimmer des Geiſtes verſchwindet. — Wenn man denkt, wie Wieland immer geiſtiger im Alter wurde, und ſo Jemand Verlebtes erblickt, ſo fühlt man recht den Unterſchied der Geiſtesfähigkeiten. Ich glaube nicht, daß K. ſo vieler Ideen noch mächtig iſt als der gute Alte in ſeinen unintereſſanteſten Augenblicken; von genialiſchen Menſchen will ich nicht reden in dieſer Beziehung. Die Unterhaltung will gar nicht fort, und er ſucht gleich den Boſtontiſch. — Alſo ſehen wir ihn nicht viel; die ehemaligen Gönnerinnen werden auch nicht ſehr geſucht, und der Göchhauſen verbindender Verſtand wird wohl mangeln, um die Folie zu verſtärken an dieſem Edelſtein.

Die gute Stein iſt wieder ſo verſtändig und für Verſtändiges zu intereſſieren, daß ich ihr, ſo viel ich kann, Aufheiterung zu geben ſuche; ſie fühlt ſich wohl oft ſchwach am Körper und müde; doch, hoffe ich, lebt ſie noch ſo fort. Sie grüßt dich herzlich. Die arme kleine Schwägerin[1] plagt ſich mit ihrem Glauben, und der Mann hat doch dann und wann noch großen Kummer darüber. Keins von Beiden hat Muth für ſeine innere Ueberzeugung ſich über die Urtheile der Welt hinweg zu ſetzen. Dieſe Zwiſte und Kämpfe habe ich immer gefürchtet. Ich bin mit ihr auf einem ſehr vertraulichen Ton, wie immer, und wir theilen uns unſere höheren Anſichten mit, aber wir ſprechen gar nichts über dieſen Punkt.

---

[1] Er war nach Baden in der Schweiz ins Bad gegangen. An Knebel Nro. [illegible].

[2] Worüber ſich auch Goethe freute; VI. S. 162.

Karl iſt, Gott gebe es, recht zur guten Stunde in ſein neues Vaterland eingetreten, da bis Neujahr ſein Fach anders organiſiert wird; er wird vielleicht gar an den Bodenſee verſetzt; da wollen wir auch hin.

Die Damen ſind wohl, und Karolinchen iſt recht umgänglich und artig. Im Frauenverein iſt ſie ſehr thätig, und die Fritſch[2] liebt ſie ſehr.

An dieſelbe. Weimar, den 28. November 1817.

Die gute Henriette Seebach[3] iſt beinahe an derſelben Krankheit wie Schiller geſtorben. Den 15. ſah ich ſie noch im Theater, und ſie war den ganzen Tag ſehr heiter, klagte aber dabei über heftigen Schmerz in der Seite. Die Nacht darauf bekam ſie ein heftiges Fieber, und ſo wechſelte der Zuſtand ab bis geſtern Nacht auf den eilften Tag hin, da rührte ſie der Schlag (ein Nervenſchlag, ſagt man). Die arme Seele thut mir recht weh, ſie hatte ihre Kinder ſo lieb! Die Schweſtern unter einander ſich auch, und der Mann liebte ſie ſo. Die arme kleine Helena, die ihres ſteifen Armes wegen ſchon hilfloſer iſt, und der arme kleine Sohn werden der Mutter Liebe und Pflege ſchwer vermiſſen.

---

[1] Frau v. Schardt.

[2] Geheimeräthin von Fritſch, geb. v. Wolfskeel.

[3] Geborene Freiin v. Stein.

Die Ziegeſar[1] war zwei Tage bei ihr und hielt ſie für beſſer. Seebach begleitete die Schwägerin nach Jena zurück, um einmal in die Luft zu kommen (er hat ſie mit aller Treue und Sorgfalt gepflegt), während dem wurde ſie ſchlimmer, als er wieder kam, nach ein paar Stunden, und der Frieſel brach nicht recht hervor. Die arme Günderode[2] wird dieſer Schlag ſehr ſchmerzen. Sie hat nicht beſtimmt ausgeſprochen zu ſterben, doch hat ſie ſich ausgebeten, daß die Ziegeſar den kleinen Guſtav mit ihrem Sohn erziehen läßt, doch immer auf den Fall gedacht. Die Amelie[3] wird wohl die Beuſt, die ſich als eine treue Freundin gezeigt hat, nicht von ſich laſſen, wenn es angeht. Ich denke mir, die Lore[4] wird Helena nehmen. So wird das ganze Haus ausgeleert.

Ernſt iſt wohl und iſt noch feſt in Capellendorf, doch wird bis Oſtern Alles im Reinen ſein, und er und ich hoffe es auch. Man ſieht in der Stille doch, daß man Unrecht hatte, errathe ich.

Ich habe mich einige Tage mit der Gräfin Bückeburg herumgetrieben, die ich ſehr lieb habe, ſie war auch ſehr viel bei der Großfürſtin. Ich bin mit ihr in der Bibliothek geweſen, wo ich recht viele ſchöne Kupfer ſah. Der Großherzog hat die Köpfe, durchgezeichnete, von Leonardo da Vinci's Abendmahl mitgebracht, und Hände, die vortrefflich ſind.[5] Sie ſind in Jagemanns großem Hauſe im Garten aufgeſtellt. Man kann ſehr viel daran lernen. Ich ſah es auch mit der Gräfin und dem Erbgroßherzog, der recht viel Kunſtſinn hat.

Die ernſthafte Wendung der Geſchichte auf der Wartburg betrübt mich ſehr. Es iſt ganz unwahr, daß man etwas gegen den Congreß geäußert, noch ſonſt Gefährliches begonnen. Sie haben nur ihre Verfaſſungen unter ſich in Ordnung bringen wollen. Daß einige luſtige Köpfe unter ſo vielen waren, iſt wohl natürlich, aber ſie waren Alle ſo ernſt geſtimmt und zu allem Guten begeiſtert. Kotzebue iſt am meiſten böſe und rächt ſich nicht edel, denn man hat ihm neulich die Fenſter eingeworfen. Das hat er in ſeinem litterariſchen Blatt gleich den Studenten vorgeworfen und ſich gegen ſie ausgelaſſen in Schmähungen. Daß ſie ſelber deßwegen von Jena kommen, um die Fenſter einzuwerfen, glaube ich gar nicht möglich. Es ſind gewiß Gaſſenbuben geweſen. Ruhig geht es nicht mit ihm ab, er hetzt im Stillen wo er kann, und ſoll auch E.[1] immer in die Ohren blaſen. Das betrübt mich, daß das Leben am Hofe die Menſchen ſo geſchmeidig macht, daß ſie mit allen Naturen in Verbindung kommen können, und ſie ſelbſt, die immer abgeſchliffen ſich zeigen, nehmen doch am Ende das Ungleichartige an oder beſudeln ſich damit, wie das Spruchwort mit dem Pech lautet. Gutherzigkeit und Vertrauen auf ſich ſelbſt ſchützt nicht immer für fremde Eindrücke. Wenn es auch der guten E.[2] nichts ſchaden kann, ſo iſt ſie doch nicht ruhig genug, um über den Tand des Lebens ruhig hinweg zu blicken, — wenn man zumal liſtig iſt.

---

[1] Louiſe v. Z., geb. Freiin v. Stein, Frau des Appellationsgerichts-Präſidenten.

[2] Geheimeräthin Freifrau v. Günderode, geb. v. Stein, † 1857 in Frankfurt a. M.

[3] Freifrau v. Beck, geb. v. Stein, in Weimar, Schriftſtellerin unter dem Namen Amalie Winter.

[4] Eleonore v. Stein, 1825 Pröpſtin des Stifts [illegible], † 1851.

[5] Goethe XXVII S. 312.

Die E. hat mit Fr. von Krüdener unterwegs eine Zuſammenkunft gehalten und hat erzählt, ſie hätte ſie ruhiger und vernünftiger wie je gefunden, nur auf einem Punkt nicht, daß dieſe als Märtyrerin ſich alle Demüthigungen gefallen läßt und Alles duldet. Die Tochter wäre viel fanatiſcher als die Mutter. Die E. hatte ſie wollen zurecht bringen und ihr aus der Bibel bewieſen, daß ſie den rechten Weg nicht ginge, da hat jene immer Gründe bereit gehabt und ließ ſich nicht überzeugen. Man ſpricht auch davon, ſie käme noch her; ich glaube aber, die E. hat ſie nicht wollen hier haben. Ich wäre auch zu ihr gegangen, wenn ſie gekommen, denn eben die Art, wie man ſie jetzt behandelt, iſt ſo, daß man ihr zeigen muß, daß man ihren Stand immer ehrt, auch wenn er verkannt wird. Wenn ſie nur in ihrem Vaterland ihr Weſen triebe! Ich denke, dort ſind die Menſchen wie halb wilde, und nehmen vieles gar nicht an.

---

[1] Dem Miniſter Grafen Edling.

[2] Geb. v. Stourdza.

Suche dir ja Manfred von Byron zu verſchaffen, ich habe nur einen Auszug noch. Es iſt aber wunderbar ſchön, groß und ſchrecklich zugleich. So viel von Fauſt iſt darin, und doch wieder ſo eine lebhaftere menſchliche Regung; der Held hat ſeine Schweſter geliebt, und ſie iſt das Opfer dieſer Liebe geworden, ihr Herz nämlich. Deßwegen hat er ſich in die Alpen zurückgezogen, und die Geiſter erſcheinen. Es iſt etwas ſo Ergreifendes in dem Ton, dem Ausdruck des Schmerzens, der Reue, daß man erſchüttert wird.

Weimar, den 17. December 1817.

Liebe Frau!

Ich habe am Sonntag den Staatskanzler geſehen, der mir ſehr gefallen; ſein Geſicht hat einen ſo gutmüthigen, angenehmen Ausdruck, daß ich recht offen mit ihm ſprechen konnte. Er ſieht jetzt kränklich aus. Koreff[1] habe ich kennen lernen, und er hat mich recht intereſſiert, denn er hat einen großen Verſtand und Scharfſinn und ſpricht ſehr gebildet und klug. Der G. Edling und ich haben das erſtemal uns geſtanden, daß der Abend ſchnell vergangen war. Auch die Gr. F. hat ſich ſehr mit ihm unterhalten, und mit viel Verſtand und Einſicht. Er ſagt mir, daß Louis[2] täglich mehr geſchätzt und geliebt würde, da er ſo viel Güte wie Verſtand hätte.

Es iſt gut, daß die Herren kamen, um ſich am beſten zu überzeugen, daß das Gerücht vergrößert hat, und daß ein luſtiges Völkchen nichts Gefährliches unternehmen wollte; denn gefährlich ſind die Geſchichten auf der Wartburg gar nicht, ſcheint es mir. Die Menſchen, die ſo viel ſprechen über das, was ſie thun, thun am wenigſten, und ſo wie man es hier hin und wieder genommen, zumal die Freundin, iſt es gewiß nicht. Sie hat ihren Spaß mit mir darüber, daß ich behauptet habe, ich könne die Gefahren nicht ſehen und zumal Schweizer[1] vertheidigt habe; zwecklos war es, was Fries geſprochen.

---

[1] Den Arzt des Staatskanzlers.

[2] Ludwig v. W., der General.

Was die Augurn ſagen würden zu unſern Neuigkeiten, weiß ich nicht! Der Donna, die zum Souper beim Gr. H. mit dem Staatskanzler allein gebeten war, iſt ein großer Schmerz geſchehen. Ihrem Lieblingsſpitz hat der große Hund ganz rein den Kopf abgebiſſen. Das Evenement hat ſie ſo ergriffen, daß Alles in Schrecken war. Sie iſt noch krank davon und konnte Montag nicht ſingen. Es iſt auch ein Graf Zichy aus Wien hier, dem man auch von den Vorfällen Bericht erſtattet hat, oder hat erſtatten laſſen. Kurz, es iſt recht wunderbar, daß man ſo viel Aufſehen machte von einer Sache, die auf dem Commers der Studenten vielleicht täglich geſchieht.

Gr. Ed. will ein Diner geben in Jena, um die Profeſſoren zu präſentieren; ich weiß nicht, wie es abgelaufen iſt. Aber auf G. rechnete man, und ich vermuthe, wenn der Graf Z. kein Bekannter von ihm iſt von früherer Zeit, ſo wird er dieſe Zuſammenſtellung mit Ed. meiden und wird krank ſein.

Ich lebe in der Hoffnung einer glücklichen Zukunft für die Kinder; übrigens leſe ich und bekümmere mich wenig um die Welt in meinem Hauſe; wenn ich heraus komme, bin ich wie der Bergmann von Falun, denn es geht ſo viel vor und iſt ein Treiben und Streiten und ein Wirrwarr im wahren Sinn des Wortes, aber unerfreulich und kleinlich. Da mag ich ſo wenig wie möglich hören. Der alte Miniſter iſt ganz erſchöpft, und ich glaube, nicht durchgreifend geſtimmt; die Kräfte reichen nicht zu. Der Ami[2] iſt hell und klar und verſtändig, und mit dieſem könnte man viel beſprechen, wenn man ihn habhaft werden könnte.

Die Krüdener iſt einen ganzen Tag in Rödigsdorf geweſen, und H. Falk war ſieben Stunden mit ihr im Geſpräch. Darüber hat er eine Abhandlung von zwölf Bogen geſchrieben, die gedruckt wird. Der Chancelier[1] und Stichlings haben ſie auch geſehen. Sie hat geſagt, Falk wäre eine Alpenroſe auf unſern Eisfeldern; hier herrſche das blühende Heidenthum; wenn ſie ſich aufhalten könnte, ſo würde ſie Goethe bekehren, deſſen Herz ein Gletſcher wäre[2] u. ſ. w. Sie hat mich aber recht gedauert, nach Allem, was ich von ihr hörte. Krank und aufgeregt iſt ſie wohl, und dabei doch ſo ergeben und zum Dulden bereit, wie Andere zu Vergnügungen. Die E. iſt bei ihr in Diebendorf geweſen, dort ſoll ſie recht viel Zwiſt unter den Brüdern erweckt haben.

---

[1] Jena's Profeſſor, ſpäter Miniſter.

[2] Herr von Gersdorf.

Ich leſe jetzt Les Harmonies de la nature von Bernardin de St. Pierre,[3] ein Werk nach ſeinem Tode herausgekommen, es iſt erſtaunend ſchön und reich und erhaben und tröſtend. Ein einziger Blick in die reiche Natur in ihrem ſchönen Gang iſt mehr werth als alles nichtige menſchliche Treiben. Es iſt Alles ſo ſchön und harmoniſch, jede Kraft iſt auf eine andere berechnet und führt vereint zum ſchönen Ziel der Vollendung. Und die organiſche Natur iſt ſo wenig zur Harmonie zu ſtimmen, und die menſchliche zumal! Ich habe oft die handelnde Welt ſo zum Ueberdruß, daß ich gar nichts hören möchte und weit wegfliehen, wo Niemand ſpräche.

Wenn ich erſt die Kinder zur Beſtimmung geführt habe, alsdann gehe ich gewiß irgend hin, wo ich weder Antheil von den äußeren Begebenheiten nehmen darf noch mit figuriren und lebe blos der Reflexion und der Natur!

Wenn man nur noch ſich an wahren, edlen, menſchlichen Erſcheinungen freuen könnte, wenn man einmal da iſt! Es iſt noch mein Wunſch, Miniſter Stein zu kennen; denn dieſer intereſſiert mich und freut mich noch. Die neue Welt entfernt ſich dem Gemüth immer mehr. Nur Geiſt und Kraft und der Wille für das Gute ſind etwas werth. Sage es ihm einmal, daß dies noch einer meiner Wünſche auf der Erde wäre, ihn ſehen zu können. — Ich dachte nicht, daß er ſo bald nach F. käme, da ſeine Gemahlin die Gelbſucht hatte, wie er der Ebling ſchrieb. Wenn das Glück gut iſt, ſo reiſe ich nächſtes Jahr an den Rhein.

---

[1] Friedrich v. Müller.

[2] Man vgl. Goethes herb [illegible] Gedicht vom 4. April 1818, VI. 2. 164.

[3] An Knebel Nr. 27.

Karls Beſtimmung iſt noch nicht völlig entſchieden. Es iſt möglich, daß er nach Ellwangen kommt; 40 Familien von Stuttgart kommen dorthin.

Die gute chère mère iſt wohl und lebt ſtill fort. Die junge Fürſtin hat alle mögliche Aufmerkſamkeiten für ſie.

Die G. F. hat mich verſichert, du wärſt recht vernünftig und hätteſt dich über das Verbiage der Profeſſoren und Studenten geärgert.

Weimar, den 18. Jänner 1818.

Ich weiß nicht wie bald dieſer Brief in deine Hände kommen wird, liebe Frau, aber der Herr Batſch,[1] der ſich einige Tage in Frankfurt aufhalten wird, wird dir ihn bringen. Wenn dir in deinem Kreiſe etwas nahe iſt, was ihm gut wäre, ſo wirſt du ihm deinen Antheil nicht verſagen. Er iſt ein ſehr guter Menſch, und die Mutter liebt ihn unausſprechlich. Er iſt recht gebildet und man ſieht recht, wie doch eine wiſſenſchaftliche Bildung für alle Stände gut iſt. Wenn der General ihm nützlich ſein könnte mit ſeinen Anſichten, da er auch nach dem Norden hin Handels-Spekulationen machen ſoll, ſo wird es dem guten B. gewiß lieb ſein. Es iſt nur eine Idee von mir, doch wenn er Intereſſe erweckt, ſo iſt es gewiß gut angewendet, ihm nützlich ſein zu wollen. — Laß dir von den Pyramiden erzählen; vom Meer erzählt er auch ſehr ſchön.

---

[1] Ein Kaufmann, der älteſte Sohn des verſtorbenen Profeſſors der Botanik in Jena, deſſen Wittwe als Gouvernante bei Hofe lebte. Ueber ſeine Zeichnungen Goethe XXVII. S. 339.

Ich will dir rechte Patſchgeſchichten erzählen; wenn ich Memoiren ſchriebe, ſo könnte ich ſie an dich richten, doch geſtehe ich, iſt die Welt mir wie ſie jetzt iſt, nicht geiſtreich genug, um den lebhaften Antheil zu nehmen und ihn ſich zu erhalten, weil die handelnden Mächte nicht anziehend ſind.

Unſer Ami mit ſeinen großen Anſichten und gutem Willen hat recht viel geſchadet, weil die Menſchen ſeinen idealiſchen Anſichten nicht reif ſind. Es iſt wie nach einem Gewitter, wenn die Sonne hervorbricht und Alles erfriſcht und belebt iſt, da kommen aber zuerſt Regenwürmer, Schnecken und Kröten, die ſich ſonnen wollen. So der Herr X. u. d. gl., die jetzt die Sonne der Preßfreiheit benutzen wollten, und uns nun den Schmutz und Sumpf laſſen.

Da Kotzebue bei Allem, was nicht rein iſt, mit ins Spiel kommt, ſo iſt er auch da an Tag gekommen. Die Voigt hat mir es geſtern erzählt, wie es iſt. Er ſoll einen ſehr ſpitzigen malicieuſen Bericht über Deutſchland, über die Litteratur und Weimar von Amtswegen gemacht haben. Er gibt ihn einem Abſchreiber, dieſer Abſchreiber, der nicht Alles leſen kann, zeigt ihn dem Herrn Lindner, der leider auch wieder an dem O. B.[1] die Feder führt. Dieſer gibt ihn Luden, und dieſer läßt dieſen Bericht, mit bittern Anmerkungen gegen Rußland noch vermehrt, in der Nemeſis drucken.

Kotzebue erſchnappt einen Correcturbogen (auf welche Art iſt das Räthſel) und beklagt ſich nun bei den Miniſtern. Der Aufſatz iſt gleich zurückgenommen worden, und Bertuch hat eine große Angſt gehabt. (Du weißt, die Nemeſis wird hier gedruckt.) Nun ſollen aber doch noch Abſchriften genommen worden ſein, und wahrſcheinlich kommt das ganze Gewäſche in die Zeitungen.

Es iſt recht eingetroffen, was ich vorigen Winter Hrn. von Froriep[2] ſagte, denn wirklich ſind die Menſchen gar noch nicht geeignet Freiheit auszuſprechen und auszuüben, da ſie von allen

---

[1] Das Oppoſitionsblatt gab Bertuch heraus.

[2] Bertuchs Schwiegerſohn, Obermedicinalrath, der ihn ſeit 1816 in ſeinen literariſchen Unternehmungen unterſtützte.

Leidenſchaften noch befangen ſind und ſelten den Willen haben gut zu ſein um des Guten und der Wahrheit willen.

Uebrigens lebe ich dieſen Winter entweder am Hofe oder bei mir zu Hauſe. Neben-Unterhaltungen außer dem Theater habe ich ſelten. Zu Voigts, zur Stein gehe ich, zur Edling, doch nur Nachmittags, denn Abends iſt ſie meiſt mit der ruſſiſchen Fürſtin,[1] die in dein Haus wollte, oder der G. F.; auch im Theater iſt ſie oft. — Ich habe ſo vieles zu leſen was mich anzieht, und da wir eine franzöſiſche Leſegeſellſchaft haben, ſo muß ich erſt recht viel leſen.

Die Harmonies de la nature ſind prächtig, und es iſt ein Buch, das einen ſelbſt zum Nachdenken aufmuntert, und wo man die Gegenſtände gern verfolgt. Das Gemüth von Bernardin v. St. P. iſt ſo ſchön, ſo mild, ſo menſchlich, und es führt Alles ſo ſchön zu dem Höchſten zurück und lehrt uns, indem er auf den Einklang der Natur zeigt, uns ſelbſt und unſer Schickſal in das große Ganze verweben, unſern Muth und Hoffnung den höhern Welten, die uns erwarten, zutheilen.

Haſt du nun den Demetrius von G. von Maltiz ausgeführt, geleſen? Man kann es nicht wehren, da der Plan gegeben iſt. Aber er hat nichts verdorben, doch nichts hinzugethan; was man anziehend findet, iſt von Schiller, und das Große in dem Ganzen wird ſich nie mit dem Spätern vermiſchen. Es iſt immer nicht unintereſſant, und der junge Menſch intereſſiert mich, doch finde ich den Gewinn nicht für die Litteratur in ihm, den man ſich verſprechen mag, weil man den Effect verwechſelt, den die Erfindung macht, mit dem Dichter, der nachſpricht.

Ich habe geſtern den ganzen Tag im Woldemar von Jacobi geleſen. Es iſt doch ein eignes Werk und als Stimme einer vergangenen Epoche der Dichtkunſt und Litteratur ſehr bedeutend, und der Dichter wird einem intereſſant mit ſeinem Geiſt, doch nicht mit der Empfindung. Wie eigentlich ein unzeitiges Geſtändniß alle Verhältniſſe verwirren kann, iſt recht ſchön gezeigt. — Eigentlich geht die üble Folge des Klatſches durch alle Mythen, denn die Eva hat ſchon im Paradies mit der Schlange begonnen, die homeriſchen Götter ſind auch nicht davon frei. Im Nibelungen-Lied iſt Kriemhilde durch die Entdeckung der verwundbaren Stelle Siegfrieds an ſeinem Tod ſchuld, und ſo nüanciert ſich dieſes Klatſchgewebe in allen Perioden der Welt- und Menſchen-Geſchichte. Wenn es nur nicht zu kleinlich wird, ſo mag es hingehen.

---

[1] An Knebel S. 236.

Goethe iſt noch in Jena. Er ſchreibt einen Aufſatz über das Abendmahl von Leonardo da Vinci.[1] Der Großherzog hat ſehr ſchöne Zeichnungen mitgebracht; ſie ſind auf Oel-Papier und von den Originalen genommen, weil ſie zu einer Moſaik beſtimmt waren. Die Gruppen, Haltung der Köpfe, die Hände, Alles iſt vortrefflich im Einzelnen, auch zu ſehen. Es iſt alles in Jagemanns neuem Gebäude aufgehängt, wo ich auch die Studien zu ſeinem Altar-Blatt geſehen habe. Die Muskeln des Chriſtus ſind wie von Bronze, und außer dem heitern Ausdruck des Kopfes, der nicht gewöhnlich iſt, iſt aber, fürchte ich, das Ganze ein Unternehmen, welches Jagemann nicht leiſten kann.

Der Chancelier hat neulich im Stadthauſe ein Gedicht „Die Gegenwart“ von ſich declamieren laſſen, bei einem Concert, worin er von allen Leiden ſeiner Vergangenheit ſchreibt, und wie er nun den Zauber gefunden, und wie die Geliebte ihn beglückt. Niemand wird zweifeln, daß der Gegenſtand des Gedichtes die Julie iſt.

Ernſt wird, hoffe ich, nun bald hier etabliert werden. Karl iſt wohl und heißt noch immer, weil er noch nicht ſeine nähere Beſtimmung erfahren. Er iſt oft des Morgens in Danneckers Atelier und liebt ihn ſehr.

---

[1] Werke XXXI. S. 50 ff.

An Frau Karoline von Humboldt,

geborne von Dachröden.

1822 und 1823.

Rudolſtadt, den 6. Junius 1822.

Ich danke es der lieben Fürſtin gerne, daß ſie mich beſtimmt dir jetzt zu ſchreiben, theure Geliebte! denn ich bin ſo oft im Geiſte bei dir, ohne es zu ſagen, daß ich regelmäßige Mittheilungen zur Größe der Freundſchaft nicht nothwendig halte, doch iſt eine freundliche Begegnung, wo wir uns wieder feſt aneinander ſchließen und fühlen, daß der beſte Theil unſeres Weſens nie getrennt werden kann, doch auch tröſtlich. Mein Gefühl ſagt mir auch, daß wir uns niemals fremd werden, noch werden können.

Ich bin ſeit acht Wochen beinahe hier und fand die liebſten Umgebungen leidend, abgeſtumpft und ſchwach, ſeit dem Jahr, wo ich nicht hier war. Die gute Mutter an der Spitze; freilich bei einem Alter von 79 Jahren muß man ſich über die lichthellen Momente erfreuen, aber es ſchmerzt doch auch, dieſe verſchwinden zu ſehen und nicht mehr auf Wiederkehr des Verſchwundenen rechnen zu dürfen.

Die Fürſtin hingegen, deren Kräfte durch Kränklichkeit entſchwinden, iſt geiſtig kräftiger, belebter als je und iſt ſehr empfänglich für alles Große und Schöne. Ich verſtehe es recht an ihr wie an mir, was Herder ſagte, als er ſich ſterbend fühlte. Eine einzige große Idee würde mich wieder ſtärken, wieder aufleben laſſen.

Mich ermüdet ſo Vieles jetzt, und raubt mir die freie Bewegung meines Geiſtes, daß ich dieſe Zuſtände recht begreife; doch bin ich froh, daß ich Manches nicht thun muß im äußern Leben, was an die Exiſtenz einer Prinzeſſin geknüpft iſt.

Wäre ich es nicht meinen Töchtern ſchuldig, ſie noch durch Geſellſchaft, durch Menſchenbeobachtung auszubilden, ſo wünſchte ich für mich ſelbſt recht ganz ſtill zu leben in der Welt meines Herzens.

Die ſchöne Entwickelung ſeiner Kräfte und Fähigkeiten, die Ernſt in ſeiner jetzigen Laufbahn zu Theil wird, iſt mir eine rührende Erſcheinung geweſen, als ich vorigen Sommer in Köln war. Daß ich dabei mit Rührung und Dank an Humboldt dachte, deſſen Antheil und Streben ich dieſes Gefühl verdanken muß, hoffe ich, verſteht dein Herz?

Er hat ſo viel mehr an der Aehnlichkeit mit dem geliebten Vater gewonnen, daß es mich oft ſchmerzlich und freudig ergriff.

Meine eigene Geſundheit iſt ſchwankend, zumal die Schwäche in den Augen, bei meiner Liebe zu ſtillen Beſchäftigungen zuweilen angreifend, doch, hoffe ich, vergeht dieſe Schwäche wieder.

Wir haben hier manche ſchöne Stunde unſerm Freund[1] zu verdanken. Es haben wenig Menſchen ſo ein Streben wie die Fürſtin, Ideen zu faſſen und ſich anzueignen. Wir hatten manche Geſpräche, und ich freute mich nicht allein ſeiner Anſichten, ſeiner ſchönen geiſtvollen Darſtellungen, ſeines Scharfſinnes, ſondern es war mir, als hörte ich noch den Geſprächen zu, als lebte die Zeit wieder auf, wo ſo viel an unſerm Geiſt vorüberging.

Dieſe Art von Geſprächen, von Entwicklung der Ideen, die immer eine belehrende Geſtalt gewannen, und wo jedes Geſpräch eine eigene philoſophiſche Abhandlung hätte ſein können, war in Schillers Umgang ſo belebend, ſo eigenthümlich, und es wird Niemand wieder ſo ſprechen! Du verſtehſt mich, wie ich dieß, ſo lange ich lebe, vermiſſen werde!

Die Zeit iſt anders, das ruhige Selbſtdenken ſo ſelten. Und was nicht aus der Klarheit, Reichthum eigner Ideen entſteht, wirkt auch ſo nicht zurück.

Sage es ja mit den herzlichſten Grüßen dem Gemahl, wie viel ich ihm danke.

---

[1] Wilhelm v. Humboldt.

Ich hoffe, du biſt ruhig über die geliebten Kinder alle, es wird uns doch nur recht wohl, wenn es ihnen wohl geht.

Ueber Karl bin ich auch ruhiger jetzt. Er iſt in einer reichen ſchönen Gegend in der Nähe von Stuttgart und Heilbronn.

Weimar den 24. October 1822.

Theuere geliebte Freundin! ich kann dir nicht ſagen, wie wohl es mir that, die Züge deiner Hand wieder zu ſehen in den Rudolſtädter Bergen. So viele Erinnerungen meines Lebens ruhen dort, und wie viele freudige Erinnerungen auch an dich, an Humboldt. Beſonders lieb iſt mir die Vergangenheit für mich ſelbſt; während ich die Gegenwart und Zukunft für meine Kinder feſthalten möchte, blicke ich ſelbſt nur in eine ſchöne Vergangenheit zurück, wo ich *gelebt und geliebt habe*.

Ich möchte wohl ſagen, ohne menſchenfeindlich zu erſcheinen, daß die Menſchen der neuen Zeit mich wenig beſchäftigen. Ich wünſche ihnen Segen und Glück, aber ich beſchäftige mich lieber mit dem, was vor meiner Zeit geſchehen. Schöne Kunſtwerke, ſchöne Natur und recht geiſtvolle unterrichtete Menſchen können mir allein noch Genuß geben.

Wie ſchön iſt mir der Gedanke, einmal mit dir und Humboldt einige Wochen auf dem Lande zu leben; du wirſt mich immer freudig bereit finden, wenn du mir einen Wink gibſt.

Ich glaube doch, daß dir das nördliche Klima nicht ſo heilſam iſt. Der Geiſt, der in Berlin herrſcht, die gebildeten Menſchen, die Nähe deiner Kinder kann dir wohl machen, theuere Geliebte, aber eine warme Sonne, eine große Natur fehlt doch. Mir ſelbſt iſt die Sehnſucht nach großen Naturgegenſtänden ins Herz geprägt. Am Rhein wird es einem ganz anders als hinter unſerm Ettersberg zu Muthe.

Daß ich Rennenkampf[1] verfehlt, während ich in Rudolſtadt war, iſt mir ſehr leid. Er iſt mit ſeiner Frau und zwei ſchönen Kindern ſehr glücklich. Ich hätte dieſen ruhigen Lebensgenuß für ihn nicht ſo bald erwartet.

---

[1] Alexander v. R., geb. 1783 in Liefland, mit Frau v. H. auf das innigſte befreundet, ſpäter Vice Oberhofmeiſter der Großherzogin von Oldenburg, auch als Schriftſteller bekannt.

La Roche ſagt mir ſo viel Gutes und Schönes von deinen Töchtern, von der kleinen Enkelin, die ſo ſchön ſein muß. Ich möchte dich wohl als Großmama ſehen.

Meine Töchter ſind wohl, Emilie hat viel Talente zum Zeichnen, Karolinens Stimme iſt ſo ſchön und rührend, daß ich oft denke, wie den geliebten Vater mancher hohe Gedanke ſchön und freundlich belebt hätte, wenn er die Stimme der Tochter dabei vernommen. Er liebte ſo bei ſeinen Arbeiten, Geſang aus der Ferne zu hören.

Siehſt du Körners oft? Es iſt mir ſo leid, daß ich gar nichts von ihnen höre. Ich ehre und liebe ſie immer.

Weimar den 22. März 1823.

Ich würde dir, geliebte Freundin! früher geſchrieben haben, wenn ich nicht gewußt hätte, daß Karoline dir ſchrieb, und ich wollte erſt Goethe ſelbſt ſehen,[1] um recht beſtimmt über ſeinen gegenwärtigen Zuſtand urtheilen zu können.

Ich war dieſe Woche bei ihm und fand ihn an ſeinem großen Tiſch ſitzen mit allerhand Papieren umgeben, denn er arbeitet wieder. Er iſt ſehr mager geworden, doch ſieht er nicht krank aus; ſeine Hände ſind auch mager, er tritt feſt auf und kam uns entgegen. Seine Stimme iſt kräftig, und er war ſo liebenswürdig, theilnehmend und mittheilend, daß es einem recht wohl that.

Er lobte die conſequente Behandlung ſeiner Aerzte und ſagte, daß ſie vierzehn Tage auf einem Mittel beharrt hätten; von dem, was um ihn herum vorgegangen, wußte er nichts. Auch dem Sohne hat er geſagt, daß der Kampf des Lebens mit dem Tode beginne, und er wolle ſehen, wer den Kampf beſtehe. Doch das iſt Alles in dem Fieberzuſtand geſprochen worden.

---

[1] Vgl. den Brief an Fritz Stein vom 15.

Ich habe manche betrübte Stunde erlebt, denn die Furcht, daß wir ihn auch verlieren könnten, weckte alle Schmerzen der Erinnerung in mir.

Eine andere Sorge habe ich jetzt um die gute Stein, die ſo ſichtbar ſchwach wird. Ihre Züge ſind gar nicht entſtellt, ihre Haltung, ihre Umgebung hat immer etwas Anſtändiges und nichts Abſchreckendes.

Wie Vieles haben wir verloren! Wir leben nur unſern Freunden noch in uns und nicht mit uns. Es geht mir bald wie Attinghauſen:

Und enger ſtets, in immer engerm Kreis
Beweg' ich mich, dem engſten und letzten,
Wo alles Leben ſtill ſteht, langſam zu.

Die gute Mutter iſt recht leidlich durch den Winter gekommen. Emiliens Pflege und Umgang haben dazu beigetragen.

Dieſen Winter habe ich Rennenkampf wieder geſehen. Er hat mich ſehr erfreut. Seine Kinder ſind ihm ſo lieb, und man fühlt, daß er ſich durch das Leben, dieſen Sinn der Liebe durch den lebendigen geiſtigen Antheil erhalten hat und durch ſeine Liebe zur Poeſie. Du kennſt gewiß ſeine Schrift über Tiſchbeins Gemälde? Sein eignes Weſen iſt darin ſehr intereſſant, und ſo feine zarte Bemerkungen können Wenige machen, weil ſie es nicht zu fühlen fähig ſind.

Fichte hatte einmal, als die Söhne noch klein waren, den Ausſpruch gethan, daß des Vaters Weſen in die Söhne vertheilt ſei, und ſo iſt's auch geblieben. Karl hat ganz das tiefe, reiche Gemüth, Ernſt den Geiſt und das Herzliche der Phantaſie. Die Töchter haben ſich auch wieder in die Gemüthsgaben getheilt; doch ſind ſie nicht ſo bewegbar und durch ihr Geſchlecht und Erziehung nur in ihrem Gemüthsreichthum zu leben beſtimmt.

Humboldt iſt mir immer nahe und meine Wünſche für ſein Wohl immer lebendig im Herzen.

Ich hätte Alexander ſehr gerne geſehen und hoffte oft, ſein Weg würde ihn zu uns führen.

Weimar, den 30. November 1823.

Ich hatte dir, theuere Geliebte! einen langen Brief durch den lieben Humboldt geſchrieben, wo ich recht nach meinem Herzen redete. Aber da er erſt in einigen Wochen wieder zu dir kömmt und die Erſcheinungen des Tages wechſeln, ſo bedachte ich, es wäre beſſer, dir einen andern Brief zu ſchreiben und dieſen den Flammen preis zu geben.

Was ich aber gern wiederhole, iſt die Freude, die uns Humboldt machte. Was mir an ihm ſo wohl thut, iſt die treue Liebe, die er zu Schiller bewahrt. Meine Töchter Emilie hier und Karoline in Rudolſtadt haben das gleiche Urtheil gefällt, daß ſie Niemand mit ſo viel Geiſt und Anmuth hätten ſprechen hören. Emilie wurde ganz warm und rief aus: „Deine Freunde ſind ganz andere Menſchen, als wir jetzt finden."

Ich freue mich ſehr des Umgangs mit dem lieben Kinde. Es geht mir mit ihr wie Wallenſtein von Max ſagt:

Denn er ſteht neben mir, wie meine Jugend ꝛc.

Sie hat bei ihrem geiſtigen, lebendigen Antheil an allem Guten und Schönen einen ſichern Blick für die Wirklichkeit, worin ich ihr nachſtehe und gern das Uebergewicht laſſe, weil es ihr zum Heil gereichen wird, wohin ſie auch ihr Schickſal führt.

Du wirſt mündlich viel hören über Goethe. Es ängſtigt mich ſehr,[1] denn ich fürchte doch, es könnte die Waſſerſucht ſein. Seine Neigung[2] kömmt mir vor, wie in der Ilias der Streit um die Briſeis. Nur iſt Agamemnon ſtatt des Achill; ein Streit mit einer egoiſtiſchen Familie, die ſich ſehr unfein benimmt. Du haſt dieſe Briſeis geſehen. Wenn er wirklich einer ſo heftigen Leidenſchaft noch fähig iſt, ſo iſt es kein Mangel ſeines Gemüths und rührend.

---

[1] Die Krankheit, welche G. in der Mitte des Novembers befiel.

[2] Zu Marienbad, Werke II, 92. VI, 98 f. Lewes 8. C. des II. Bandes.

Ich möchte, daß man ihm das Leben noch erheiterte und nicht durch kleinliche Gemeinheiten verbitterte. Was mich bei ſeinem Zuſtand ängſtigt, iſt, daß er ſitzend ſchläft und das Bett nicht ertragen kann. Wäre nur erſt der December, ſein ſtets gefürchteter Monat, vorüber!

Daß Humboldt unſere liebe Stein auch ſehr matt, ſehr reif für eine andere Exiſtenz gefunden, wird er dir ſagen.

Ich fühle mich auch dann und wann recht matt, da meine Stockungen mir die Nerven angreifen und zumal die Augennerven. Ich kann ſo Vieles des Abends nicht mehr vornehmen, und ſelbſt am Tage fällt mir das Leſen und Schreiben oft ſchwer, doch wird dieß wieder vorübergehen, da es von den Nerven iſt.

Auch meine Schweſter iſt dann und wann kränklich, doch iſt ſie beſſer als voriges Jahr.

Ich möchte dich mit den kleinen Enkelinnen ſehen, ſowie unſern Freund La Roche mit den ſeinigen. Es iſt mir erfreulich, daß er dir nahe iſt. Mir iſt ſeine Theilnahme, ſeine Freundſchaft wohlthuend in der Entfernung, und einem Freund ſo nahe zu ſtehen, an deſſen liebem und edlem Streben man ſo viel Freude haben kann, iſt ein Geſchenk des Himmels.

Körners alle möchte ich herzlich begrüßen. Das Bild ihres Lebens und ihrer Freundſchaft beleuchtet freundlich die Erinnerung einer glücklichen Vergangenheit.

An Fiſchenich.[1]

1824.

Weimar den 15. Jänner 1824.

Mein Herz treibt mich, Ihnen, verehrter Freund! am neuen begonnenen Jahre meine Wünſche für Ihr Wohl und Glück auszuſprechen. Da ich durch ſo viele traurige Erfahrungen lerne die Zeit zu benutzen, ſo will ich nicht bei einem ſo lang geſchätzten und bewährten Freund meine Segenswünſche nur im Herzen bewahren, die ich ſo gern ausſpreche. Je länger ich lebe, je mehr ich verliere, je lebendiger tritt die ſchöne Vergangenheit vor die Seele. Die ſchöne höhere Welt öffnet ſich dem ſehnſüchtigen Blick immer mehr, je mehr die geliebten Erſcheinungen vor mir vorübergehen, und ich halte die Vergangenheit feſter. Auch meine geliebte Mutter iſt meinen irdiſchen Blicken entzogen. Am 11. December verlor ich ſie im 81ſten Jahr! Ich hoffte jedes Jahr, ſie noch einige Jahre länger zu behalten! Mein Troſt iſt, daß ich ihr manches ſtille Opfer brachte, daß ich, um bei ihr ſein zu können, meine Sehnſucht nach den geliebten Söhnen unterdrückte, daß ich ihr das Liebſte gab, was ich konnte, daß ich ihr meine Töchter gab. Auch iſt Karoline bei ihr geblieben und hat die ſchmerzlichſten Momente der Krankheit getheilt, gelindert, hat noch die geliebte, entſeelte Hülle bewacht, bis ſie die Erde verbarg!

---

[1] Aus den Briefen an dieſen vertrauten Freund hat Hennes „Andenken an Barth. Fiſchenich“ 1841 die bedeutendſten ſchon bekannt gemacht, die übrigen beſchäftigen ſich mit den Kindern, Ernſts Schickſal und dem Andenken an vergangene Zeiten.

Unter einer Eiche, neben dem geliebten Vater, den ſie 50 Jahre überlebt, ruht ſie nun.

Manche Momente überfällt mich eine große Schwermuth und Sehnſucht. Doch oft auch fühle ich, daß wir nicht getrennt ſind, daß die Liebe ewig iſt, und immer reicher wird mir die andre beſſere Welt.

VI.

Briefwechſel mit Friedrich Freiherrn von Stein,[1]

geboren 1773, geſtorben 1844.

Rudolſtadt, den 23. Febr. 1785.[2]

Ihren Brief würde ich nicht ſo ſpät beantwortet haben, wenn mich nicht ein Beſuch daran gehindert hätte. Einer von meinen Vettern war acht Tage bei uns, da hatte ich ſo wenig Zeit zum Schreiben. Fahren Sie fleißig auf dem Schlitten? Bei uns gehts recht gut; ich bin aber noch nicht gefahren.[3]

Um die Redoute ſind Sie wohl gekommen? Hier geht Alles recht ſtille zu, und ich ruhe recht aus, möchte bei dem üblen Wetter gar nicht aus dem Hauſe. Seit ich wieder hier bin, war ich erſt einmal ſpazieren und fand unſre Gegend aufs Neue ſchön.

Ihrer lieben Frau Mutter empfehlen Sie mich recht angelegentlich zu Gnaden. Sagen Sie ihr, ebeſtens würde ich Bodmers[4] letztes Gedicht ſchicken. Mein Schwager hat ſeine Brieftaſche verlegt, ſonſt hätte ichs heute geſchickt.

---

[1] Ueber das Leben dieſes von Goethe und Schiller geſchätzten Lieblingsſohnes der Frau v. Stein vgl. die „Briefe von Goethe und deſſen Mutter an Friedrich Freiherrn v. Stein, Leipzig 1846." Die dort aus Lottens Briefen an ihren Jugendfreund ausgezogenen Stellen (S. 119 ff.) ſind hier ausgelaſſen, ebenſo ganz unbedeutende Briefe; die abgedruckten ſind ſtark gekürzt.

[2] Nach der Rückkehr von Weimar.

[3] Wie früher in Weimar u. A. mit Goethe. Br. an F. v. Stein III. S. 127.

[4] Der 1783 in Zürich geſtorben war.

Ich habe auch wieder ein gar artig Lied, das ich bald ſchicken werde. Meine Familie und mich empfehlen Sie Ihren lieben Eltern recht vielmals, wie auch dem Herrn Geheimerath.[1]

Rudolſtadt, den 2. Mai 1785.

Geſtern war ich bei der Hochzeit meiner Freundin von Gleichen.[2] Wir waren Alle recht luſtig. Sie war auf dem Gute ihres Bruders,[3] das eine der ſchönſten Lagen hat, die man ſich denken kann. Nur ſchade, daß der liebe Mai nicht die rauhen Lüfte ganz verbannt. Es war ſo unfreundlich, daß wir recht wenig ſpazieren gehen konnten.

Rudolſtadt, den 13. Juni 1785.

Sie ſind doch recht artig, daß Sie mir ſo oft ſchreiben, liebes Brüderchen, ich danke Ihnen auch dafür; auch ſogar in Jena[4] erſerten Sie mir gewiß manche angenehme Beſchäftigung auf. Daß Sie auch da meiner dachten, hat mich gefreut.

Der Tod der Frau von Werther hat mich erſchreckt. Sie war noch ſo jung, ſah ſo wohl aus;[5] nach dieſem allen fragt aber der Tod nicht. — Weimar wird recht leer werden, da auch Frau von Seckendorf und Karoline Ilten weggehen.[6] Was werden Sie anfangen, da Ihre beiden lieben Eltern verreiſen? Mein Papachen[7] wird in Pyrmont meine Schwägerin finden; kommenden Dienſtag über acht Tage geht ſie mit der Erbprinzeß, bei der ſie Hofdame iſt, hin; der Erbprinz geht auch mit. Ich hätte wohl auch Luſt zu verreiſen, da Alles weggeht, aber dießmal geht es nun nicht. Ich will indeſſen, da Alles ſtille hier iſt, recht fleißig ſein, recht viel zeichnen, damit ich Ihnen bald Ihr Blatt wieder geben kann. Mit der erſten beſten Gelegenheit ſollen Sie eine Arbeit bekommen, da ſchicke ich Ihnen ein Blatt aus meinem Stammbuch, und Sie zeichnen mir auch etwas, nicht wahr?

---

[1] Goethe.

[2] Friederike v. Gleichen heirathete Hrn. v. Mandelsloh, der in Weimar angeſtellt war.

[3] Ezelbach.

[4] Wo er mit Voigt geweſen war. Goethe an F. v. St. III S. 162.

[5] War auch nicht todt, ſondern mit dem Bergrath v. Einſiedel nach Afrika. Das Genaueſte über die wunderliche Geſchichte gibt Düntzer Freundesbilder S. 622.

[6] Sie trafen mit Goethe in Neuſtadt zuſammen. S. Knebels Nachl. III. S. 376.

[7] Hr. v. Stein.

Rudolſtadt den 11. Juli 1785.

Wir wurden letzt recht in Angſt geſetzt, denn wir hörten, der Herr Geheimerath wäre ſo ſehr krank in Neuſtadt;[1] recht gut iſts, daß die Krankheit nicht ſo gefährlich war, als man ſie bei uns machte.

Ihre liebe Mutter kommt nun wohl bald wieder,[2] ich freue mich ſo ſehr, ſie wieder zu ſehen. Ach, ohne ſie in unſrer Gegend zu wiſſen, iſt es doch weniger hübſch hier! und im Sommer ſind wir ihrer lieben Geſellſchaft ſo gewohnt, aber nun iſt ja die Zeit bald verfloſſen. Den 20ſten[3] will ſie, habe ich gehört, wieder kommen.

Den 24. Julius 1785.

Heute will ich den Verſuch machen, eine Landſchaft für Sie anzufangen. Der Himmel weiß, wie ſie ausfallen wird. Billig hätte ich noch warten ſollen, denn ich zeichne noch nicht hübſch genug; aber ich ſah die Blätter immer liegen, und ſchäme mich bald, ſie ſo lange zu behalten.

Meinem Herzen nach zögert Ihre liebe Frau Mutter lange, ehe ſie zu uns kommt, doch müſſen wir uns gedulden.

(Geſtern erhielt ich einen Brief von Karoline Ilten.) Sie iſt bei Bamberg auf dem Gut des Präſidenten Kalb und befindet ſich wohl. Wir ſchreiben uns engliſch; dieſe Correſpondenz iſt mir lieb, denn Karoline iſt weiter denn ich, und da kann ich immer etwas aus ihren Briefen lernen.

---

[1] An der Orla, vgl. Knebel lit. Nachl. III. S. 375 ff. Goethe an F. v. Stein III S. 169 f.

[2] Von Karlsbad.

[3] Sie kam erſt nach dem 24., vielleicht mit Herders (Knebels Nachl. II S. 240. Schöll zu dem Brief S. 172).

Sonnabends gegen 5 Uhr. (24. Sept. 1785.)

Guten Abend, liebes Brüderchen! Ihr letzter Brief[1] hat mich recht erfreut, und ich vergoß Thränen darüber, aber nicht aus Schmerz, ſondern aus Lachen. Ihre Bilderſprache[2] iſt äußerſt unterhaltend, und ich möchte wohl ſo geſchickt ſein, wie Sie, da würden Sie mich ſehen, wie ich Ihren Brief leſe; beſonders gefällt mir Blanchard,[3] wie er in Ohnmacht fällt. Sein zweiter Verſuch ſoll beſſer ausgefallen ſein; dies iſt auch ſehr gut, ſonſt würde das Frankfurter Publikum ſehr unzufrieden mit ihm ſein. Ein artiger Anblick iſts wohl, wenn eine ſo große Maſchine in der Luft ſchwebt. Mir wurde dabei ganz enge ums Herz, als ich ſo viele Perſonen ſchweben ſahe. So groß als der Ballon zu Lyon war wohl der von Frankfurt nicht? — Wenn Sie mir wieder ſchreiben, ſo ſagen Sie mir auch ein Wort von Frankfurt ſelbſt, wie es Ihnen da gegangen, was Sie geſehen haben, und was Sie am meiſten intereſſiert hat. Dies höre ich ſehr gern, weil ich auch dort war. Zwar ſah ich wenig, weil wir ſo ermüdet von der Reiſe waren, aber doch einige Spaziergänge und das Theater. Dieſes ſahen Sie wohl auch?

Kochberg den 3. Oct. 1785, früh.

Ich ſchreibe Ihnen aus Kochberg, liebes Brüderchen, wo ich ſeit Donnerſtag[4] bin und recht freundliche Stunden verlebe. Letzt dachte ich, Sie wären angekommen,[1] und wollte Ihnen ſchon entgegen gehen, denn mir deuchte, Sie reden zu hören.

---

[1] Aus Frankfurt, wo Fritz bei Goethes Mutter wohnte.

[2] Siehe Federzeichnungen.

[3] Der erſte Verſuch, auf deſſen Beſchreibung G. ſehr begierig war (III. S. 187, vgl. S. 190 u. 192) mißlang, weil der Ballon platzte (Briefe von G. und deſſen Mutter an Friedrich v. St., S. 91), der zweite, auf den Fritz wartete, ehe er abreiſte, gelang.

[4] Dem 29. September.

Ich ſchicke Ihnen hiermit auch eine Zeichnung in Ihr Stammbuch.

Ihre liebe Mutter verläßt unſre Gegend ſo bald wieder. Ganz recht iſt es uns freilich nicht. Aber ſie wird ſo glücklich durch die Vereinigung mit ihrer Frau Schweſter,[2] daß wir uns, ſo leid es uns iſt, ſie ſo bald von uns eilen zu ſehen, doch mit ihr über die freudige Begebenheit erfreun.

Die Hoffnung, dieſen Winter nach Weimar zu kommen, gebe ich nicht auf; vielleicht beſuche ich die Mandelsloh, wenn ſich eine Gelegenheit findet.

Schreiben Sie mir doch, wie der Verſuch von Blanchard abgegangen iſt. Hatten Sie nicht auch Luſt, in die Lüfte zu ſchiffen? Eine gefährliche Sache iſt es doch immer.

Rudolſtadt, den 4. Dec. 1785.

Daß der Geheimerath von Holleben todt iſt, werden Sie wohl gehört haben. Er intereſſierte mich für ſeine Perſon weniger, aber wegen ſeiner Frau und Kinder doppelt. Seine Tochter iſt meine Freundin. Ich ſtand ihr, ſo viel ich konnte, bei. Aber da hilft Troſt ſo wenig; die Zeit heilt ſo viele Wunden, und ſie wird auch dieſe heilen. Durch dieſen Todesfall iſt auch mein Plan nach Weimar zu reiſen zerſtört, denn die Holleben wollte hin dieſen Winter. Alle Hoffnung gebe ich noch nicht auf, denn der Plan iſt mir zu lieb, und vielleicht findet ſich auch eine andere Gelegenheit noch.

Dem Hrn. Geheimerath empfehlen Sie uns auch recht vielmals.

Rudolſtadt, den 18. Dec. 1785.

Daß Redouten ſeien, iſt kein Beweggrund, mehr oder weniger ſtark zu wünſchen, daß die Reiſe vor ſich gehen möchte. Nur bei Ihrer lieben lieben Mutter und meinen übrigen Freunden einige Tage zu verleben, nur dieſer Gedanke hat viel Anzügliches für mich. Es wäre mir nicht lieb, wenn Sie denken könnten, daß ich nur um mich zu vergnügen zu Ihnen käme. Es iſt meinem Alter angemeſſen, daß ich ſolche Art Vergnügen nicht ungern genieße, wenn ich einmal dabei bin. Aber meine Tage nicht ohne ſie hinbringen zu können, wäre mir äußerſt traurig, und ich hielte nicht viel von meinem Herzen, wenn es die rauſchenden Vergnügen dem kleinen ruhigen Cirkel einiger Freunde vorzöge. Außer uns ſollen wir Menſchen nie Freuden ſuchen; in unſerm Herzen, in dem Bewußtſein, nach ſeiner Pflicht gehandelt und ſeinen Mitmenſchen ſo viel wie möglich genützt zu haben, daraus nur können wir wahre Freuden ſchöpfen. Die übrigen alle laſſen nach ihrem Genuſſe eine Leere zurück, dieſe aber gewiß nie. Nicht wahr, Sie ſtimmen mir bei, liebes Brüderchen?

---

[1] G. zeigt ſeine Ankunft der Mutter an demſelben Tage an (III. S. 192).

[2] Frau v. Imhof, die am 8. Oktober ankam. Knebels Nachl. I. S. 145. Goethe III. S. 194.

Nun wirds bald ein Jahr, daß ich in Weimar war; die Zeit eilt doch ſo ſchnell hinweg; noch iſt mirs wie heute. Für dieſes Jahr ſcheint es, als hätten alle Plane, die ich zu einer Reiſe entwarf, ſcheitern wollen. Vielleicht bringt das künftige Jahr mehr Glück. Da iſt eine Reiſe ins Karlsbad beſchloſſen; da freute ich mich, wenn ſie zu Stande käme. — Ihre liebe Frau Mutter wird, hoffe ich, auch wieder hingehen; das wäre gar ſchön.

Fritz an Lotte. Weimar den 23. Juli (1786).

Vor allen Dingen muß ich Ihnen ſchreiben, daß Lavater hier geweſen iſt. Ich hatte ihn mir gar nicht ſo gut vorgeſtellt, als er es iſt; ich möchte immer bei ihm ſein, aber er iſt leider nur einen Tag und einen halben Tag hier geweſen,[1] und da bin ich ſeiner Sprache noch nicht gewohnt worden, denn er iſt ſehr ſchwer zu verſtehen. Er hat beim Geh. Rath Goethe gewohnt. Ich hab' ein Kupfer von ihm bekommen: es iſt der Joſeph von ſeinen Brüdern verkauft; es liegt jetzt in dem ſchönſten Käſtchen, das ich habe, denn ich halte es hoch und theuer. Er hat mir auch etwas in mein Stammbuch geſchrieben, hier iſt es, aber zeigen Sie es meiner Mutter, wenn Sie wollen ſo gnädig ſein.[1]

---

[1] Hiernach iſt Düntzers Vermuthung (Freundesbilder S. 160) zu berichtigen.

Nun bin ich ganz verlaſſen, auch der Geheimerath Goethe geht mir fort.[2] Doch leben Sie wohl.

Lotte an Fritz. W. den 2. Nov. 1786, gegen 4 Uhr.

Ich danke für den lieben Brief, mein Brüderchen, und bedaure, daß Sie ſich ſo viel Mühe gegeben haben, den Meſſias, der doch noch immer nicht der rechte iſt, zu bekommen. Deßwegen ſchicke ich das Buch wieder; wir haben dies ſelbſt; meine Schweſter meinte Lavaters Meſſias; ſollte ſich Wieland vergriffen haben und dieſes Buch auch beſitzen, ſo leiht er der lieben Frau Mutter es wohl auch, und Sie überſchickens uns hernach?

Ich bin allein zu Hauſe, es iſt Courtag; ich nehme es eben nicht übel, daß ich ruhig an meinem Schreibtiſch ſitzen kann und Ihnen ſchreiben. Es iſt keine Schmeichelei, wenn ich ſage, daß ichs lieber thue als mich am lieben Hofe herum zu drehen und — — Langeweile zu haben. Die Cour dauert ſo lange bei uns, von zwei Uhr bis ſieben!

Den 18. Jenner 87.[3]

Nun die Zeit geht doch auch eilig hin, und es wird bald heißen: Lottchen iſt da! Daß ich die Tage eifrig zähle, die liebe Mutter und mein gutes Brüderchen zu ſehen, ſollen Sie glauben. Dieſer Monat iſt nun bald hin, und die erſten Tage des künftigen bin ich dort. Ehe ichs vergeſſe, ſchreiben Sie mir doch, wie die Redouten fallen bis Faſtnacht, und auf welche Tage. Da müſſen Sie aber fein bald ſchreiben, weil das Kleine[4] und ich es gern wiſſen möchten.

---

[1] Abgedruckt in den Briefen von Goethe an F. v. Stein, S. 177.

[2] Am 24. Juli nach Karlsbad.

[3] Von hier beginnen die Auszüge in den Briefen von Goethe und deſſen Mutter an Fr. v. Stein.

[4] Friederike v. Holleben, nachherige v. Gleichen.

Den 27. März 87.

Hier iſt eine Grabſchrift, die ich einſt aus einer Reiſe nach Spanien abſchrieb; wenn Sie ſie brauchen können unter Ihre Sammlung, ſo freuts mich; ſie iſt recht fromm.[1]

Wir ſind Alle ſo ziemlich wohl und beſehen fleißig den neuen Garten,[2] beſonders meine Mutter; dieſe hat viel Freude daran. Ich werde noch mehr Spaß haben, wenn erſt Alles im Stande iſt, und vollends wenn das Obſt erſt geräth. Eine große ſchöne Hütte, wo man tanzen könnte, wird eben gedeckt. An die Wände iſt Hollunder gepflanzt. Nun können Sie Sichs vorſtellen. Ich bekomme eine Raſenbank, da ſollen Sie mir helfen, wenn Sie zu uns kommen.

Die liebe Mutter grüßen wir Alle recht herzlich. Sagen Sie, daß ich mich immer noch an das freundliche, heimliche Plätzchen am Ofen ſehne, wo wir manchen Abend geſeſſen haben.

Rudolſtadt den 27. April 1787.

Ihre überſchickten Briefe kommen hier wieder zurück mit vielem Dank, liebes Brüderchen; ſie haben mir viel Spaß gemacht, und wenn Sie zuweilen ſo etwas haben, das Sie mir zeigen dürfen, ſo leſe ichs gar gern. Die Briefe vom Geh. Goethe ſind ſo gut, man ſieht daraus, daß er Sie recht lieb haben muß. Vielleicht kommt er bald wieder, dies ſollte mich freuen. Der Brief ſeiner Mutter iſt gar komiſch.

Meine Mutter dankt Ihnen herzlich für die Landſchaft, ſie hat ihr viel Freude gemacht. Ich wollte dieſes Ihnen ſchon eher ſagen, hatte aber keine Zeit die ganze Woche, weil wir Beſuch von Heron[3] hatten. Er hat uns viel angenehme Stunden gemacht.

Sagen Sie Hrn. von Knebel, daß wir gehofft hatten, er werde mit ihm kommen, er ſollte ſein Verſprechen nicht vergeſſen.

---

[1] St. muß dergleichen geſammelt haben, vgl. Goethe S. 61.

[2] Von dem Baue eines neuen Hauſes iſt zuerſt 1786 in einem Briefe an Wolzogen, lit. Nachl. II S. 174, die Rede.

[3] Der gar gute Engländer, den L. im Winter in Weimar hatte kennen lernen, ſ. lit. Nachl. II. S. 163, Knebels Freund.

R., den 14. April 88.[1]

Sie ſind wohl ſchon lange munter und arbeiten; daß aber der Bruder doch nicht ſo viel vor der Schweſter voraus hat, ſo will ich Ihnen nur erzählen, daß ich vor 7 Uhr täglich aufſtehe, alſo thun Sie ja nicht groß mit der Munterkeit. — Ich habe hier viel zu thun gefunden, viel zu leſen, und Sie wiſſen auch, was für einen Schatz von Weisheit und Gelehrſamkeit ich mit mir genommen; alſo können Sie Sich vorſtellen, wie groß mein Fleiß ſein mag, dies Alles in meinen Kopf zu bringen.

Es iſt ſo ein ſchöner Tag heute; die Luft ſo mild; ich wollte, Sie wären in Kochberg und kämen her. Sie müſſen, weil ich ſo artig war Ihnen den erſten Brief zu ſchreiben, mir bald antworten, denn Ihre Briefe ſind mir gar lieb, ob ſie gleich weder in Elegien- „noch Oden“-Ton geſchrieben ſind;[2] glauben Sie nicht, daß ich ſo ganz poetiſch bin; es gibt nur zu viel unpoetiſche Dinge in der Welt, die einem alle Freuden an der Poeſie nehmen könnten.

R., den 23. April 88.

Ich wünſche Ihnen einen ſchönen guten Morgen. Geſtern konnte ich Ihnen meinen Dank, daß Sie mir den Herzensvogel[3] ſo gut behalten überſchickt haben, nicht ſagen, weil die Zeit ſo kurz war. Er macht uns Alle ſehr glücklich, und ſeine liebliche Geſtalt hat ſchon manches Lachen erregt.

Seien Sie ſo gut und geben Herders die Idyllen wieder mit vielem Dank und ſchönen Grüßen. Sie haben mich intereſſiert, weil ſie im Kloſter gemacht worden ſind. Zuweilen kommen ſo viel Bächelchen, Vögelchen ꝛc. vor. Sie glauben wohl, daß dies nicht mein Ernſt ſei, weil Sie mir vorwerfen, daß ich auch gern ſo ſpräche; aber Sie betrügen Sich, denn ich kanns nicht leiden und gewöhne mirs jetzt ganz ab.

---

[1] Nach der Rückkehr von Weimar.

[2] Wohl eine Anſpielung auf die Verſe von Pope, auf die Lotte durch Heron gebracht war.

[3] Der Herzog Karl Auguſt, welcher die Neigung des Engliſchen Herrn bemerkt hatte, ſchickte Lotten einen ausgeſtopften Reiher (heron) in der Uniform des Capitains, mit vier Bäumen und folgendem Billet:

„Hier überſchicke ich den erſten Beitrag zu Lottchens Engliſchen Garten-Anlagen „einſtweilen in die Menagerie. Die Bäume, welche zwar noch jung und klein „ſind, folgen ebenfalls; ſie mag nur nach Rudolſtadt ſchreiben, daß man die „Löcher zu den Pflanzen an den beſtimmten Platz machen laſſe.“

Nach Lottchens Briefe wurden ſie am 12. April abgeholt.

Haben Sie gute Nachricht vom Geheimerath? und was macht Ihr Bruder in Mecklenburg? — Er iſt, denke ich, völlig wieder beſſer. Ich möchte Ihnen meinen Brief gern lieb machen, daher frage ich Sie nach dem, was Ihnen am mehrſten Freude macht.

Der Prinz hat ſich jetzt ſeine Stube gemalt, und die iſt gar hübſch geworden. Er hat über die Thüren und die Lambris Alles mit Figuren auf grauem Grund gemalt.

Seien Sie doch ſo gut und erkundigen Sich, wer denn eigentlich die Fragmente eines Geiſterſehers von Moriz[1] noch von uns hat. Meine Schweſter hat mirs aufgetragen Sie darum zu bitten. Meine Gedichte geben Sie Herrn von Knebel; er hat mir ſchöne Blumen geſchickt.

Rudolſtadt, den 17. Juni 88.

Wie geht es Ihnen? Sind Sie wohl recht froh jetzt? Das Rollen jedes Wagens macht Ihnen wohl Freude, weil Sie denken, es wäre der Geheimerath. — Ich erwarte eigentlich recht ungern Menſchen, die mir lieb ſind, weil ſie mir immer nicht bald genug kommen können, und da werde ich am Ende ungeduldig. So weit wird es aber Ihr männlicher, ernſthafter Geiſt nicht kommen laſſen; ich weiß gar wohl, daß ich die Dinge als ein Mädchen anſehe, wir haben einmal lange keine Lanze über die Vortheile unſres Geſchlechts gebrochen.

Schreiben Sie mir, wenn Sie können, bald wieder und recht viel vom Geheimerath. — Ich freue mich, daß er nun wieder in

---

[1] Wohl von Schiller, die Knebel zu haben wünſchte. Vgl. an Knebel S. 33 Sch. u. Lotte S. 40.

Deutſchland iſt, und nun wohl auch bald bei Ihnen; er wird Sie recht groß finden.

Ihre Mutter hat mir die Lieder von Herder, die Dalberg componiert hat, einmal verſprochen; ich ſchicke ſie Ihnen bald wieder und laſſe ſie hier abſchreiben. Seien Sie doch ſo gütig ſie daran zu erinnern.

Den 31. Juli 86. Gegen 1 Uhr.

Seit einigen Tagen erwarte ich beſtändig den Boten von Kochberg und hoffe die freundliche Nachricht zu hören, daß die liebe Mutter dort iſt, aber vergebens! Sie wäre doch gewiß ſo lange nicht in Kochberg, ohne uns wenigſtens einige Nachricht davon zu geben, denn ſie weiß, daß nur der Gedanke ſie näher bei uns zu wiſſen mir ſchon Freude macht.

Ich danke ſchön für die Muſik. Die Lieder ſind recht ſchön componiert, und mir dünkt, Dalberg hätte gut Herders Geiſt gefunden, denn die Muſik paßt ſo zum Text.

Es iſt heute Cour, der alten Prinzeß ihr Geburtstag; da ich ſchon einige ſolche ſchöne Tage zu Hauſe verlebte, ſo bin ich ſo unglücklich heute einmal hingehen zu müſſen, aber lange ſoll die Freude nicht dauern, denn um 5 Uhr ſitze ich ſchon wieder in meiner Stube.

Jetzt will ich aufhören, denn ich muß nun Anſtalten zu meinem Putz machen; doch ſobald ich vom Hof komme, ſollen Sie noch von mir hören, denn ich habe gar viel zu ſagen.

Bleiben Miß Gores[1] lange noch bei Ihnen?

Die La Roche ſchreibt viel von Madame Haſtings[2] und auch von ihm.

Kochberg, den 11. Oct. 86.

Der junge La Roche würde Ihnen wohl gefallen haben. Er hat uns manches Artige von England erzählt und viel Gutes von der Nation, und dann hätte es mich auch gefreut, Sie bei uns zu haben. — Ich bin ſeit Donnerstag hier und es iſt mir ſo recht herzlich wohl bei der lieben Mutter; wir leben ganz ſtill und froh; ich möchte immer ſo leben.

---

[1] Nicht Miß J......, wie in den Briefen an Fr. v. Stein S. 124 gedruckt iſt.

[2] Imhofs erſter Frau.

Womit beſchäftigen Sie ſich jetzt? — Vergeſſen Sie nicht mir das Leben des Germanicus zum Leſen zu ſchicken. Ich habe einige griechiſche Trauerſpiele geleſen, ins Franzöſiſche überſetzt, die mir gar wohl gefallen haben.

Wir leſen hier in den Reiſen des [1] durch Griechenland, und da freue ich mich, daß die Sitten doch noch manches mit denen zu Homers Zeiten gemein haben und die jetzigen Griechen nicht gänzlich ihre Einfachheit verloren.

Sind denn die Engländer noch in Weimar, wo der eine ſo viel auf Bibeln hält?

Dem Geheimerath bitte ich auch einen ſchönen Gruß von mir zu ſagen.

Rudolſtadt, den 30. Nov. 1788

Wie leben Sie, und mit was beſchäftigen Sie Sich eben? — Ich treibe ſo Manches und leſe was mir Freude macht; bald Geſchichte, bald Phyſik; ich zeichne auch oft, dies ſind meine Beſchäftigungen am Tage. Des Abends leſen wir in Reiſebeſchreibungen; da habe ich jetzt in der Bibliothek eine Sammlung entdeckt, die mir viel Freude macht, es iſt eine Geſchichte der Entdeckungen der Portugieſen und Engländer. Unter andern intereſſierte mich ein Prinz Heinrich von Portugal, der die mehrſten Länder entdeckte und ſo brav war. — Geſtern Abend laſen wir von einem artigen Prinzen, der unter dem Kaiſer von Monomotapa ſteht, deſſen Leibwache beſteht in 1000 Hunden; auch hat er einige hundert Hofnarren, die ihn überall begleiten. — Ich leſe ſo gern Reiſebeſchreibungen; es macht eine angenehme Empfindung, wenn man von dem kleinen Fleck Erde auch einen großen Theil der Welt ſehen kann und ſich dahin verſetzen. Ich denke, Sie werden noch einmal hören, daß ich mit einem Schiff abgehe, um die Welt zu umſegeln; aber vorher denke ich doch, wir ſehen uns noch. Es wird noch mancher Tropfen Waſſer ins Meer fallen; wäre ich aber von Ihrem Geſchlecht und fände nicht was ich ſuchte in unſerm Welttheil, ich bedächte mich nicht einen Augenblick.

---

[1] Unleſerlich. Sch. u. Lotte S. 97.

Nachmittags

So weit war ich eben, als der lieben Mutter Brief kam und ich freute mich ſo recht herzlich etwas von ihr zu hören. Sagen Sie ihr, daß es mich freut, daß ihr die Ueberſetzung auch ſo wie mir gefalle; ich wäre bald in Verlegenheit gerathen, daß ſie ſich einbilden könnte, ich hätte es ſelbſt überſetzt. Sagen Sie ihr es ja (denn Sie ſelbſt haben mir auch einmal mehr zugetraut als ich wirklich kann und ſchrieben mir eine Fabel zu) meine Dichtkunſt iſt ganz unſcheinbar, und ich werde immer proſaiſcher (wie ein gewiſſer Herr, Sie kennen ihn doch)? Ich überſetze auch zuweilen aus dem Oſſian, aber nur in Proſa.

D'Aubigny ſchicke ich Mittwoch durch den Boten; er hat mir ganz wohl gefallen; ſeine Art zu erzählen iſt ſo einfach, und die unglaublichſten Dinge erzählt er mit ſo viel Gewißheit und Naivetät. Ich las ſo eifrig das Ende, daß ich ganz in Gedanken war und immer mir einbildete, er müßte noch erzählen, wie er geſtorben wäre. — Wie ich klein war, ſchrieb ich einen Roman, und da ſagt der Held der Geſchichte auch, nachdem Alles zu Ende war, und da ſtarb ich. Das fiel mir dabei ein, und ich lachte.

Hier geht Alles ſeinen Gang, außer daß ich auf einmal eine eifrige Spielerin geworden bin. Ich habe Taroc bouillotte gelernt[1] und ſpiele oft des Abends nach Herzensluſt. Das Spiel iſt doch in manchen Geſellſchaften ein Band, das die Menſchen vereinigt und ſie zur Ruhe bringt. Auch gibt es bei einem einſamen Leben eine kleine Erholung, weil man ſich doch nicht immer beſchäftigen kann;

---

[1] Sch. u. Lotte 2, 130 f.

man könnte es wohl, aber es folgt dann doch eine Erſchlaffung, und wenn man nicht recht munter bei den Geſchäften bleibt, ſo haben ſie auch nicht ſo großen Nutzen.

Rudolſtadt, den 25. December 1788.

Ich habe wieder einen ſchönen Vorrath von Elegien, womit ich Ihnen dienen könnte. — Ich wünſche Glück zum ſchönen Weihnachtsgeſchenke; ich habe *nichts* bekommen; es iſt ſchon lange bei uns abgeſchafft worden; ich möchte wohl immer etwas bekommen, nur des Aufputzens wegen; ich habe die Zuckerbäume ſo gern und ließe mir gern wie einem kleinen Kinde beſcheeren, wenn meine andre Hausgeſellſchaft nicht oft gar zu ernſthaft wäre und mir den Spaß machen wollte.

Moritz intereſſiert mich ſehr; ich möchte ihn kennen. Hier kommt den Winter nichts her, was ſich des Verſtandes ſehr rühmen könnte; daher kann ich Ihnen nichts Schönes ſchreiben, als was aus mir ſelbſt kommt.

Geſtern Abend las ich Sophokles Leben und heute früh Agamemnon, ein Stück von Aeſchylus, das mir viel Freude gegeben hat. Ich freue mich über die Wahrheit und Einfachheit der griechiſchen Stücke immer mehr. Ich leſe auch ein mediciniſches Buch und könnte Ihnen viel ſchöne Sachen erzählen, von den Därmen, der Galle u. ſ. w.

Ich muß Ihnen noch etwas ſagen, warum mich Prinz Karl gebeten hat. Er will ſich gern etwas auf ein Pettſchaft ſelbſt ſtechen. Ich ſagte ihm, daß Sie ſo artige Sachen hätten. Wollen Sie mir einige Abdrücke ſchicken, zumal die von den Hemdeknöpfen, die wären eben recht der Größe nach. — Ihr letzter Brief war ſo artig geſiegelt; ich glaube es war Herkules, der den nemeiſchen Löwen tödtet. — Sie machen mir eine rechte Freude, wenn Sie mir auch einen Abdruck davon ſchickten, und was Sie noch ſonſt haben, das ich noch nicht kenne.

Nun leben Sie wohl! — Sagen Sie dem Geheimerath ein ſchönes Kompliment von mir, er ſoll uns nicht vergeſſen.

Was hat Ihnen die Räthin Goethe zu Weihnachten geſchickt?

Fritz an Lotte. Jänner 1789.

Hier haben Sie ein Lied aus dem achten Band von Goethe's Werken. Er gab mir einige Bogen, die eben von Leipzig aus der Preſſe kamen, zu leſen, und ich merkte mir dies Lied, um es Ihnen zu ſchicken. Es wird nun bald der achte Theil von Goethe's Werken ganz abgedruckt ſein. Das Kupfer dazu iſt gar ſchön, die Angelica hat es gezeichnet und Lips geſtochen.

Ich wünſche, daß unter dieſen Abdrücken etwas ſein möge, was Prinz Karl gebrauchen könne, und bitte Sie mich ihm bei Gelegenheit zu Gnaden zu empfehlen. Meine Hemdeknöpfe ſind nicht dabei, denn ich habe leider den einen verloren, und der andere iſt nicht ſo ſchön. Die meiſten ſind von Steinchen, welche Goethe mitgebracht hat. Von Herkules und anderen ſollen Sie Abdrücke in Schwefel oder Stucco dann haben.

Ich habe jetzt etwas gar Intereſſantes geleſen: das Leben Götzens v. Berlichingen von ihm ſelbſt geſchrieben.

Goethe's Götz gefällt mir nun noch viel mehr.

Die Räthin Goethe hat mir ein Portefeuille geſchenkt.[1]

Rudolſtadt, den letzten Jänner 89.

Wie leben Sie? Da bin ich, ſagen die Abiponer,[2] wenn ſie ſich begrüßen wollen, und der Andere antwortet: biſt du ſchon da? — Sagen Sie dies aber nicht zu mir, bitte ich gar ſchön, denn es ſoll Ihnen lange deuchten, daß Sie nichts von mir hörten. — Ich bin ſchon zweimal bei den milden Tagen ſpazieren gegangen und habe das große Waſſer geſehen. Das Eis war ſo ſtark, daß es die Brücke über die Saale halb eingeriſſen hat; es hat ſogar einen ſteinernen Pfeiler halb auseinander geriſſen; es war mir ein ſchöner Anblick, die große Waſſerfläche zu ſehen. — Ich erzähle heute nur Zerſtörungen. Der Wald, den man bei uns den Hain nennt, wird nach der Sommerſeite geſchlagen, und Sie werden nun nicht mehr die krauſen Bäume mit meinem lockigen Kopf vergleichen können, worüber ſich gewiſſe Menſchen ärgerten. — Mir gefällt es ſo beſſer; der Gipfel des Bergs iſt mit einem Kranz von dunkeln Fichten umkränzt, und der neue Anflug wird in Zukunft beſſere Schattierungen geben, als die ganz gleichfarbige Fläche. Auch hat es noch einen großen Vortheil, die Bäume ziehen mehr Feuchtigkeit an und vermehren die Dünſte, die Luft wird dadurch dicker; und nun fällt das weg, da dicke Luft die Köpfe ſehr einnimmt, ſo werden wir nun um ſo mehr Verſtand haben, es werden große Geiſter aufwachen, und Alles wird ſo klug werden, daß man es vor Verſtand nicht mehr aushalten wird können. — Wir haben die ſchönſten Ausſichten; auch reiſen die Menſchen, um fremden Verſtand einzuſchlucken. Es wird jetzt viel von der Schweiz geſprochen, wohin die Prinzen im Mai gehen wollen. Mein Schwager und der Kammerjunker Kettelhodt gehen mit. — Ich habe die Schweiz noch recht lieb und möchte ſie wieder ſehen; doch finde ich mein Vaterland nun eben auch nicht übel und mache es mir ſo wohl da, als ich kann.

---

[1] Briefe von Goethe ꝛc. an Fr. v. Stein, S. 104.

[2] An Knebel, S. 35.

Rudolſtadt, den 13. März 89 früh.

Meine Mutter iſt (morgen ſind es ſchon acht Tage) bei Hof gezogen, und es geht ihr wohl da, die Trennung von uns abgerechnet. Es hat mir weh gethan, ſie von uns gehen zu ſehen, aber ich hoffe doch, ſie ſoll ihre Aufopferung nicht vergebens thun, und Freude an den Prinzeſſinnen erleben. Sie ſind gute Kinder, et le reste viendra, hoffe ich. Die jüngſte wird gar ſchön.

Meine Schweſter und ich ſind große Wirthſchafterinnen, und man hat ſeine Freude, unſre Einrichtungen zu ſehen, wie klug und weiſe wir unſere Sachen machen. Das hätten Sie wohl nicht von uns gedacht?

Es iſt mir ordentlich angſt, daß die liebe Mutter nicht auch denkt, wir kämen den Sommer, und beſtellte uns ein Logis. Den Sommer iſt es gar freundlich hier; da bleiben wir gern in unſern Thälern; es kann unmöglich ſo ſchön bei Ihnen ſein. Aber der

Winter iſt doch angenehm in Geſellſchaft. Daher kommen wir den Winter erſt zu Ihnen. Ueber unſere Einrichtung läßt ſich bis dahin viel reden. Wir hatten uns halb und halb ausgedacht, wenn Gleichen mit ſeiner Frau, ſie heirathen im Mai, vielleicht hinzögen auf ein paar Monate, daß wir zuſammen wirthſchaften könnten. Es iſt aber ein gar erſtaunendes Geheimniß; ſagen Sie alſo keinem Menſchen etwas davon, außer Ihrem Hauſe, denn bei Gleichen kann noch Manches dazwiſchen kommen.

Den 11. Mai 1789.

Montag ſind Briefe von den Prinzen gekommen. Sie ſind gar wohl und froh und zeichnen alle Gaſtwirthe und Kellner ab, ſie ihren Schweſtern zu ſchicken. Beulwitz iſt auch wohl. R. führt das Journal. Wir haben es heute früh geleſen. Unter uns geſagt, ſieht man, wes Geiſtes Kind er iſt. Er ſchreibt ſorgfältig jeden Ort auf, wo ſie etwas Gutes gegeſſen haben. Dieß iſt eben nicht für die Leſer das Angenehmſte, denn ſie möchten oft auch Luſt zum guten Eſſen bekommen und es nicht ſo leicht haben können. Ich möchte kein Journal für Herrſchaften ſchreiben, denn der ewigen Durchlauchten und Titeln und Complimente wird gar kein Ende. Die hochfürſtlichen Seelen laben ſich aber freilich mehr daran, als wir Andern.

Ich wollte, H. von Knebel wäre noch in Weimar; ich wollte etwas von ihm, was er mir in Jena nicht ſchaffen kann.[1] Wie ſtehen Sie jetzt mit ihm? Zählen Sie noch immer, wie vielmal er ins Haus kommt?

Der Rath Becker von Gotha iſt hier[2] und kommt heute Nachmittag zu uns; da muß ich aufhören.

Kochberg, den 3. November 89.

Ich bin auch wieder in Kochberg und ſitze am Fenſter, Ihnen zu ſchreiben. Ich war noch nie hier in dieſer Jahreszeit, und nun weiß ich doch, wie es im Winter ausſehen mag. Mein Ulmbaum hat ſeine Blätter verloren und ragt nun mit ſeinen dürren ſchwarzen Aeſten in die Luft; er ſieht gar ehrwürdig aus. Im Garten war ich heute auch und habe gar artige Plätze zum Abzeichnen gefunden, da nun die Bäume entblättert ſind, man kann das Waſſer nun beſſer ſehen und die fernen Berge.

---

[1] Ein Werk über die etruskiſchen Künſte. An Knebel S. 48.

[2] Sch. u. Lotte, S. 315 f.

Daß Sie mir ein Sopha verſchafft haben, hat mir gar viele Freude gemacht. Sie haben es recht klug ausgedacht; ſo finde ich es gleich fertig, wenn ich nach Weimar komme; und weich wird es wohl auch ſein, denn H. von Einſiedel hat gern bequem geſeſſen, habe ich einmal gehört.[1]

Eine ſchöne Oper haben Sie auch verſäumt, wo die Frauen die Hände in der ſchönſten maleriſchen Stellung gehalten haben, wie Blumentöpfe oder Krüge. Aber nicht zu vergeſſen, daß die Schüler die Frauen verſtellten, und die Männer haben doch einmal weniger Leichtigkeit, ſich in alle Geſtalten zu fügen, als wir. Ich ſehe z. B. gar artig aus als Herr angezogen. Laſſen Sie ſich von Frau von Imhof unſre Späße erzählen. Was wir noch weiter zuſammen vorgenommen haben, werden Sie auch hören; wir haben ſchöne Spiele am Hof geſpielt, haben beim Geh. R. gegeſſen,[2] um dieß Alles ſind Sie gekommen. Sie müſſen kommendes Jahr fleißiger bei uns ſein.

Jena, 27. März 1790.

Dieſe beikommenden Landſchaften bitte ich gütig aufzunehmen, und die beiden andern eine an Fr. von Imhof und Breitenbach zu geben; der Letzte wollte gern eine haben.

Fritz an Lotte. Weimar, 15. März 1790.

Herr von Knebel geht nun bald weg.

Heute iſt Frau von Berlepſch von hier abgereiſt; ſie hat ſich einige Tage hier aufgehalten und Vielen ſehr wohl gefallen; ſie war Willens, nach Jena zu gehen, um ihren Herrn Gemahl kennen zu lernen, aber wegen ſeiner Abweſenheit iſt es unterblieben.

---

[1] „Das neue Knebelſche Sopha", Sch. u. Lotte, S. 524.

[2] Sch. u. Lotte, S. 440.

Lotte an Fritz. Rudolſtadt, 14. April 1790. Abends 7 Uhr.

Die Jenaiſche Gegend habe ich doch noch lieber als die hieſige; ich finde dieß, ſo oft ich mich hier umſehe. Sie und Ihr Herr Bruder ſind gar gut, daß Sie meine Landſchaft mit freundlichem Herzen angenommen haben. Morgen fange ich eine neue Platte an, und wir wollen ſehen, ob noch eine Spur von der Nähe von Lipſens Genius zu merken iſt an meiner Arbeit. Was er mir geſagt hat, habe ich treulich gemerkt, und ich hoffe, es ſoll noch gut gehen. Daß Lips uns in Jena beſucht hat, wiſſen Sie wohl; ich habe ihn gar lieb; auch wenn er nicht von ſeiner Kunſt ſpricht, iſt er gar artig. Er hat mir verſprochen, mich oft zu beſuchen, und vielleicht hält er Wort.

Gleichen, den Sie auch lieb haben, ſehen wir oft. Sein Herz ſchließt ſich immer wieder auf, wenn er mit uns iſt, und wir ſind luſtig zuſammen.

Fritz an Lotte. Weimar, 4. Auguſt 1790.

Schon längſt wäre ich gerne, da ich jetzt wegen der Ferien etwas freier bin, zu Ihnen gekommen, meine Mutter ſagte mir aber, Sie wären in Rudolſtadt. Nun ſind Sie vermuthlich zurück, und wenn Sie mir in wenig Worten Erlaubniß ertheilen wollten, übermorgen Freitags oder darauf folgenden Dienſtags zu Ihnen zu kommen, ſo würde ich mich ſchnell in den Sattel ſchwingen, um Ihren Befehlen zu gehorchen. Zugleich wünſchte ich auch zu wiſſen, ob ich mit verhängtem Zügel jagen oder mein muthiges Roß zurückhalten ſoll, damit ich zu der Stunde, die Sie mir beſtimmen, anlange. Gewiß, ich freue mich gar ſehr, Sie zu ſehen, und es iſt mir, als ob ich Ihnen viel zu erzählen hätte.

Wir haben jetzt eine ſchöne Engländerin hier nebſt ihrem Couſin, der ein engliſcher Poet iſt und ſehr viel Welt und

Annehmlichkeit hat, Miſtreß Rounham und Mr. Parſons, ſie wahrſcheinlich die Geliebte und er der gute Freund; ſie ſoll ſehr ſchön deklamieren, und er ſchreibt Reiſebeſchreibungen, iſt alſo auch, wie daraus erhellt, ſchon viel gereiſt. Mehr von ihnen mündlich.

Die Prinzen von Rudolſtadt haben hier ganz wohl gefallen, ich fürchte aber, ſie haben ſich hier nicht wohl unterhalten, denn es war eben die ſchöne Herzogin von Kurland hier und waren aller Augen auf ſie gerichtet, wurde alſo deßhalb nicht viel mit ihnen geſprochen. Doch hoffe ich, wenn ſie einmal wieder kommen und ſind in den Geſellſchaften in der Stadt geweſen, wird es ihnen beſſer gefallen. Ihr Herr Schwager hat mir recht wohl gefallen, aber H. v. K. kam mir vor, wie eine ausgeſpannte Trommel.

Jena, 22. Auguſt 1790.

Auf Oſtern freue ich mich recht; da wollen wir recht zuſammen manſchen (wie das vorige mal); bis dahin ſoll hoffentlich ein Mondſchein exiſtieren, der ſeines gleichen nicht haben ſoll. Ich arbeite noch immer daran, bringe aber nichts heraus, weil ich keine Farben habe.

Heute vor acht Tagen war Ball hier, wo ich mich recht wohl befunden habe; es war recht artig da; ich wünſchte die tanzluſtigen Frl. von W. und R. her, denn es ſind ſo viele Herren da, daß immer viele übrig ſind. Und, unter uns geſagt, tanzen die Damen, wenn ſie auch noch ſo unſcheinbar ſind und gar nicht für Tänzerinnen gehalten werden können; man iſt nur froh, daß ſie da ſind.

Fritz an Lotte. Weimar, 22 November 1790.

Der Himmel hat mich nur empfänglich für das Gute und Schöne gemacht, mir ſelbſt aber ſeine Gaben verſagt; gewiß würde ich ſonſt keine unangewendet laſſen, um Ihnen am heutigen Tag einen Spaß zu machen, um Ihnen meine Zufriedenheit darüber zu bezeichnen, daß ich unter einem Himmel und zu gleicher Zeit mit Ihnen zu leben das Vergnügen habe. Doch ich glaube gar, ich habe mir ſtatt Ihnen Glück gewünſcht an Ihrem Geburtstag. Wie ſelbſtiſch bin ich nicht!

Beikommendes Bildchen iſt aus der Sammlung meines verſtorbenen Großvaters, wenn Sie es copiert, können Sie noch andere erhalten. Leben Sie wohl und denken auch in Ihrem neuen Lebensjahr zuweilen meiner mit Wohlwollen.

Da eben heute der Rath Krauß das Verzeichniß über meines Großvaters Gemälde durchgeht, ſo ſchicke ich Ihnen das Bild nicht, doch ſoll es nächſtens kommen.

Lotte an Fritz. Jena, den 30. November 1790.

Haben Sie vielen Dank für Ihren lieben Brief und Glückwunſch zu meinem Geburtstag. Bleiben Sie immer mein Freund und behalten mich lieb. Es freut mich auch nicht wenig, daß wir zu *einer* Zeit leben. Sie leben Ihrer lieben Mutter zur Freude, und deßwegen ſchon wäre mir Ihr Daſein lieb, und zweitens leben Sie auch, Ihren Freunden Vergnügen zu machen. Daß ich dies Alles mit anſehen kann in dieſem Zeitraum und noch viele andre Dinge, die mir Freude machen, iſt mir eben nicht unlieb.

Ich wollte Ihnen noch ſagen, daß mich Sonntag die Kirchenräthin Zickler fragte, ob Sie noch Willens wären, ihr Haus zu beſehen. Sie wünſchte, daß Sie noch vor Weihnachten herkämen; denn wenn es Ihnen nicht gefiele, ſo hätte ſich ſchon Jemand aus Holſtein gemeldet; ſie möchte alſo gern etwas Beſtimmtes wiſſen. So müßten Sie denn vor Weihnachten die Reiſe hieher noch machen; dies wäre recht artig; um nicht in der Abendluft zu reiten, könnten Sie des Nachts hier bleiben und in meinem Hauſe; ich habe jetzt Platz. Je länger Sie bleiben können, je mehr macht es uns Freude, (auch ſind die Brunnen noch nicht gefroren, und wir können wieder unſer gewöhnlich Geſchäft vornehmen.)[1]

Daß Sie mir ein Oelgemälde ſchicken wollen! Wo ſoll ich

---

[1] Seifenblaſen machen.

Worte finden, meine Freude auszudrücken! Wenn ich eine unſterbliche Künſtlerin werde, wie Claude Lorrain u. ſ. w., ſo fällt aller Ruhm auf Sie zurück. Im Ernſt macht mir das Verſprechen viele Freude; im Winter mit Farben zu malen giebt doppelten Genuß, weil man da die blühende Natur entbehren muß.

Lips hat mir Sepia verſprochen, er will mir ſie auch reiben; wenn man ihn nur auf eine feine Art mahnen könnte, daß er es nicht ganz vergißt.

Fritz an Lotte. Weimar, 4. December 1790.

Hier iſt das kleine Oelgemälde. Es freut mich, wieder eine Gelegenheit zu haben, Sie zu beſuchen, und ich werde mir gewiß Ihre gütige Einladung zu nutze machen, ſo bald das Wetter etwas beſſer wird.

Den H. Lips werde ich heut noch auf eine feine Art an ſein Verſprechen erinnern, wie Sie mir es auftragen. Vielleicht kann ich Ihnen Sepia mitbringen.

Weimar, 26. Februar 1791.

Mein Vater iſt zuweilen ganz heiter, mit ſeiner Hand geht es beſſer, geſtern Abend konnte er ſchon drei Finger bewegen, und wenn er in demſelben Maaß zunimmt, wird er Hand und Arm gebrauchen wie zuvor, in wenig Zeit. Indeß iſt zur Theezeit immer gute Geſellſchaft bei ihm. Wär er nur weniger Hypochonder, ſo könnte er noch ganz vergnügt ſein.

Herr von Oldershauſen hat meiner Großmutter Bilderkabinet gekauft, und deßhalb bitte ich Sie, mir die zwei Landſchaften in Oel zu ſchicken, welche dazu gehören, um ſie dem Beſitzer einzuhändigen.

In vierzehn Tagen geht Swaine nebſt ſeiner Frau[1] von hier ab.

Ihr und Ihres H. Gemahls gütiges und freundſchaftliches Anerbieten, mich in Ihrer Geſellſchaft eſſen zu laſſen, iſt mir zu angenehm geweſen, um mich nicht recht oft damit zu beſchäftigen und mich darauf zu freuen.

---

[1] Geborene Schmitt.

Ich wünſchte nun auch, mir meinen ungefähren Finanzetat meiner großen Staatsausgaben in Jena für die Zukunft zu machen und bitte Sie deshalb, mir eine kurze Nachricht zu geben, für welchen Preis man bei den Hausmamſells zu eſſen bekommt.

Wenn Sie verreiſt oder außer Haus ſein ſollten, ſo ließ' ich mir mein klein Diner nach Haus holen.

Die Hausmamſells ſchlagen mir es gewiß nicht ab, wenn Sie Sich (unſre Frau Hofräthin) für mich verwenden. Viele Grüße und vielen Dank von meiner Mutter für das heut früh erhaltene Briefchen. Pflegen Sie ja Ihren H. Gemahl recht ſchön, damit er recht bald geſund wird.

Rudolſtadt, 26. Juni 1791.

Wie geht es Ihnen? Ich habe lange nichts von Ihnen ſelbſt gehört; von Andern höre ich, daß Sie immer mit großen Büchern herum gehen. Sagen Sie mir doch einmal, wie Sie Ihre Zeit eingetheilt haben, und was Sie alles lernen.

Ich denke, wir ſollen uns recht geſund wieder ſehen. Ich habe gute Hoffnungen für die Zukunft, wenn auch jetzt gleich noch Stürme kommen ſollten, welches wir aber nicht hoffen wollen.

Jena, 1. Juli 1791.

Meine beſten Wünſche begleiten Sie auf Ihrer Reiſe nach Karlsbad; ich wäre gar gern nach Rudolſtadt gekommen, um Sie noch vor Ihrer Abreiſe zu ſehen; ich denke aber jetzt, da Ihr H. Gemahl doch noch nicht hergeſtellt iſt, und Sie Sich mit den Zubereitungen Ihrer Reiſe beſchäftigen, würde ich Sie weniger genießen können als nach Ihrer Wiederkunft, wenn ſich Ihr H. Gemahl ganz erholt hat; bis dahin hat auch wohl der Erbprinz ſeine Braut heimgeführt, welche kennen zu lernen ich neugierig bin.

Knebel und ſeine Schweſter ſind noch hier und für mich eine gar gute Geſellſchaft; ich lerne manchen Tag von ihnen beiden mehr als in meinen Collegiis. Geſtern war ich mit den beiden Geſchwiſtern, mit der Kirchenräthin Grieſbach und Mamſell Wiedeburg in Lobeda bei der Bürgermeiſterin; nachdem des Tages Hitze vorüber war, haben wir einen angenehmen Abend dort zugebracht.

Eben bekam ich einen Brief von meiner Mutter aus Lauchſtädt; ſie iſt leidlich zufrieden mit ihrem Aufenthalt, mit meinem Vater geht es aber nicht beſſer.

Jena, 14. September 1791.

Die Mamſells hatten ſchon überall gefegt und ausgeräumt zu Ihrem und Ihres H. Gemahls Empfang, weil ſie glaubten, Sie würden kommen zu der Gevatterſchaft; nun iſt das kleine Mädchen getauft, und die Mutter habe ich heute, als ich bei Voigt im Auditorio ſaß, ganz munter mit ihrem Mann vorbei gehen ſehen.

Es wurde heute die Beſoldung Ihres H. Gemahls von dem Rentbeamten in das Haus geſchickt; da aber die Mamſells keine Quittung von Ihrem H. Gemahl bekommen haben, ſo haben Sie das Geld wieder zurückgeſandt. Der Rentbeamte bittet um Einſendung der Quittung wo möglich vor dem Montag den 19. September, weil er den Mittwoch ſeine Rechnung in Weimar übergeben möchte. Auch überſenden Ihnen die Mamſells zwei eingelaufene Briefe.

Da ich leider für den nächſten Winter Ihres Umgangs entbehren muß, ſo habe ich mich außerhalb des Hauſes nach Geſellſchaft umgethan. Fiſchenich von Bonn, Magiſter Geritz, H. v. Fichard und ich wir werden den Winter durch zuſammen eſſen, und zwar bei Fichard, ich freue mich recht ſehr darauf, denn ich bin ungern allein bei Tiſch.

Im hieſigen Wochenblatt habe ich geleſen, daß ein paar Pulverthürme in Erfurt in die Luft geſprungen; das iſt Ihnen ſicher kein angenehmer Spaß geweſen, ich hätte aber wohl mögen aus Neugierde dabei ſein; auch ſteht darin, daß eine Räuberbande von 1000 Franzoſen in der Gegend von Langenſalza ſich aufhielten, und daß aus Erfurt mainziſche Soldaten dahin beordert wären, um den ſächſiſchen zu Hülfe kommen gegen ſie; iſt das wohl wahr?

Leben Sie wohl und empfehlen mich Ihrem Herrn Gemahl beſtens.

Noch eine Bitte habe ich an Sie; ſie beſteht darin: im Schottenkloſter zu Erfurt iſt ein Buch vorhanden, welches entweder Nachrichten von ſchottiſchen Familien überhaupt oder namentlich von der Irvingiſchen Familie enthält; ſollte es nun möglich ſein, mir daſſelbe auf kurze Zeit zu verſchaffen durch Ihren guten Freund, den Pater Hamilton, ſo würden Sie Sich ſehr verbindlich machen.

Lotte an Fritz. Erfurt, den 15. September 91.

Ich habe Ihnen ſchon lange ſchreiben wollen, aber es fand ſich keine Zeit, denn ich habe mächtig viel Geſchäfte. Vor Allem wollte ich Ihnen ſagen, daß ich es gleich ſo ausgedacht hatte, daß Sie ſollten in die letzte Stube, wo Schiller war, einquartiert werden. Sie haben mich nur nicht recht verſtanden, merke ich. — Es iſt mir gar lieb, daß wir Ihnen das Zimmer abgeben können; da ſind Sie gut und bleiben uns nahe. Das große Zimmer haben wir im vorigen Winter gar nicht gebraucht; da kann es alſo jetzt recht gut Schillers Stube ſein. Ueberhaupt findet ſich wenig Gelegenheit es ſonſt zu brauchen, weil wir keine Geſellſchaften haben; die ſo bei uns ſind, kommen doch in das Wohnzimmer. Wir ſind vielleicht bald bei Ihnen, aber gewiß Anfang des Octobers.

Jetzt hat Schiller Geſchäfte, weil der Carlos geſpielt wird.

Eben erhalt' ich Ihren Brief. Wenn Sie Ihre Geſellſchaft nicht ſo gewiß arrangiert haben, ſo können Sie ja bei uns eſſen. Doch machen Sie das, wie es Ihnen am liebſten iſt.

Fritz an Lotte. Weimar, den 6. April 92.

Daß Sie noch in Jena ſind, thut mir ſehr Leid, da mich der Bewegrund nicht freut, obgleich ich Sie ſonſt lieber in der Nähe als in der Ferne weiß. Wie geht es unſrer fröhlichen Geſellſchaft? Wenn Sie noch einige Zeit in Jena bleiben, beſuche ich Sie wohl einmal.

Bei meiner Abreiſe habe ich vergeſſen meinen Lections-Catalog mitzunehmen, daher bitte ich Sie mir einen ſchicken zu laſſen, damit ich meinem Fleiß für das künftige halbe Jahr eine Richtung geben kann.

Herder, von deſſen Befinden Sie Nachricht zu haben wünſchen, iſt nicht beſſer und nicht ſchlimmer.[1]

Leben Sie wohl und empfehlen Sie mich Ihrem Hrn. Gemahl und der Tiſchgenoſſenſchaft recht herzlich. Fräulein Knebel, Tante Imhof und alle Ihre Freunde und Freundinnen grüßen Sie beſtens.

Lotte an Fritz. Freitag Abend (Jena 6. April 1798).

Haben Sie vielen Dank für Ihren Brief und Ihr freundliches Andenken. Ich möchte wohl, Sie wären hier, denn jetzt, da es keine Schule gibt, gäbe es rechte Zeit Spaß zu machen. Wir machen auch welchen, ſo viel es angeht, und heute haben wir Seifenblaſen gemacht wie die wahren enfants. Das Eigentliche aber fehlte doch dabei, denn wir Andern haben ſie nur als Stümper gemacht.

Schillers Geſundheit iſt erträglich, und die heftigen Krämpfe haben nachgelaſſen, und der Catarrh nur beſchwert ihn noch. — Wenn das Wetter ſich nicht ändert, das doch den ſtärkſten Einfluß auf die Geſundheit hat, ſo werden wir wohl ein paar Tage noch bleiben. Wäre Alles am Himmel und in unſerm Hauſe wie es ſein ſollte, ſo gehen wir Sonntag oder Montag. Mir iſt aber nicht ſo, als wäre ich ſo bald auf der Reiſe.

Die Geſellſchaft[2] iſt recht wohl, und Merkwürdiges iſt nichts vorgefallen.

---

[1] In dieſe Krankheit H's fallen ſein Billet an Herder in H. Nachl. II. 426 und die von Goethe ebend. I. 131 u. 132. H. reiſte nach ſeiner Geneſung im Sommer nach Aachen ins Bad.

[2] Die gemeinſchaftliche Tiſchgeſellſchaft, wozu die gleich Genannten gehörten.

Fichard,[1] der eben da iſt und lieſt, trägt mir auf das Feierlichſte auf, ihn zu empfehlen. Er ſchläft comme à l'ordinaire und ſchwatzt auch ſo. In ſo kurzer Zeit ändert man ſich nicht ſo, und Sie hätten dies wohl gedacht ohne meine Verſicherung.

Letzt haben wir und Fiſchenich ausgedacht, warum er ſo ſchnell ſein Herz zu Ihnen gewendet hat, als er herkam; denn Sie haben übrigens doch nicht viel Gleichartiges, erſtlich weil Sie von Adel und Hofjunker ſind, und weil er die Höfe ſo liebt.

Fiſchenich iſt auch wohl und putzt die Nägel fleißig. Wir haben ausgedacht, er könnte auf dieſes Geſchäft reiſen und ſo wie die Zahnärzte ſeine Kunſt ausbieten. Die Damen würden es bald für eben ſo wichtig halten, ſchöne Nägel als ſchöne Zähne zu haben.

Der lieben Frau Mutter ſagen Sie das Schönſte von uns, und ſo Fr. Knebel[2] und Frau von Imhof.

Schiller grüßt Sie herzlich und ſchickt hier den Lections-Catalogus. — Denken Sie recht oft an uns, wie wir an Sie, und ſeien Sie hübſch artig, daß man in Weimar nicht ſagt, Sie lernten von uns unartige Dinge.

Fritz an Lotte. Weimar, den 29. April 1792.

Göritz und Fichard waren ein paar Tage hier, und auch in Erfurt in des Coadjutors Geſellſchaft, wo ſie Ihre Frau Schweſter geſprochen haben.

Sie werden den Graf Stoberg[3] haben kennen lernen, deſſen Frau hier ſeine Zurückkunſt erwartet. Sie ſetzt den hieſigen kleinen Cirkel durch ihre Lebhaftigkeit etwas in Bewegung, und deshalb finden ſie nicht Alle, die die Bequemlichkeit lieben, wohlthuend, mir iſt ſie ſchätzbar durch ihre Kenntniſſe von der Landwirthſchaft, die ſie mit Geſchmack treibt, der ſie Intereſſe zu geben weiß, und durch die Thätigkeit, mit der ſie ihre eigne führen ſoll.

---

[1] Aus Frankfurt a. M., der ſich ſpäter als treuer Freund bewährte.

[2] Die ſeit dem Mai 1791 in Weimar und ſeit dem September als Erzieherin der Prinzeſſin Karoline angeſtellt war und bis zum 26. April bei Frau v. Stein wohnte.

[3] In Dresden, wohin Fiſchenich ſie auf ſeiner Rückreiſe an den Rhein begleitet hatte.

Lotte an Fritz. Jena, den 30. December 1792.

Meine Schweſter iſt ſeit Freitag hier und wohnt bei mir.

Schiller iſt auch leidlich und freut ſich Sie wieder zu ſehen. Sie fehlen uns recht. Zu der übrigen Geſellſchaft kann ich nun einmal kein Zutrauen mehr faſſen, und mir iſts, als wär' ich unter ganz fremden Menſchen.

Fritz an Lotte. Jena, den 6. Sept. 1798.

Den Tag vor meiner Abreiſe von hier nehme ich auch von Ihnen Abſchied, ob Sie gleich nicht mehr hier ſind. Sie haben mir meinen Aufenthalt hier äußerſt angenehm gemacht, und eine Frage iſt es, ob mir es irgendwo wieder ſo wohl geht. Ich weiß es Ihnen immer Dank und wünſche, daß es Ihnen in Heilbronn ebenſo gehen möge, wo Sie Fremdlinge ſind.

In Hamburg, wo ich Niemand finde, der mir von Ihnen Nachricht geben kann, hoffe ich zuweilen etwas von Ihnen durch Ihre eigne Hand zu hören. Zwei Tage bleibe ich noch in Weimar, und dann breche ich mit meinem Bruder auf.

Hamburg, den 8. October 1798.

Mit meinem Bruder habe ich die Reiſe über Braunſchweig und Schwerin nach ſeinem Landaufenthalt Dobberan gemacht, dem einzigen Ort, wo ich in ganz Mecklenburg wohnen möchte, denn es iſt ein häßliches Land, wo nur Weiden gedeihen und die Zwetſchen höchſtens roth werden, an beſſere Früchte iſt nicht zu denken. In Dobberan iſt es zwar auch rauh genug, aber Buchen und alte Eichen, abwechſelnd mit fröhlichen Wieſchen, geben dem Ort ein freundliches Anſehn, und mein Bruder wohnt äußerſt angenehm in einem kleinen reinlichen Haus bei einem alten koloſſaliſchen Fräulein.

Mein Eintritt in Hamburg war nicht der angenehmſte; eine Erkältung hatte mir die Gelbſucht zugezogen, und der Torfgeruch mit den kothigen Straßen vermehrte mein Uebelſeyn. Dieſe Ungemächlichkeiten habe ich nun etwas überwunden und finde in dieſer thätigen, fleißigen Stadt immer neue Annehmlichkeiten.

Nur vier junge Leute habe ich hier angetroffen, die in ähnlichen Zwecken mit mir hier ſind, und darunter einen nahen Verwandten von der Baggeſen, einen Hr. v. Zeerleder,[1] einem ganz munteren Kopf, mit dem ich aber immer in Streit lebe, wegen ſeiner eigenſinnigen Behauptungen. Der alte Profeſſor Büſch iſt von einer ſo wäſſrigen Geſprächigkeit, daß ich mir oft die Freiheit nehme ihm des Abends, wo er gar nicht ſieht, zu entſchlüpfen. Zu Ebeling hatte ich große Neigung, aber leider iſt er ſtocktaub und hat ſo viel zu thun, daß man ſich in Acht nehmen muß ihm zu viel Zeit zu rauben.

Vorgeſtern war ich in der erſten großen Geſellſchaft, bei Kaufmann Sieveking. Das Souper, das beſte, was ich bis jetzt geſehen, (denn eſſen durfte ich wegen meiner Gelbſucht nichts), dauerte nicht lang, und dann wurde das Lied allons enfants de la patrie geſungen.[2] Doctor Herrmann, der eine Zeitlang Präſident des Jakobiner-Clubs in Mainz während der Belagerung geweſen und nun ſeiner Sicherheit wegen hier iſt, ſang es darauf ins Griechiſche und Teutſche überſetzt mit vielen Geberden, und die Damen fanden das Griechiſche ganz himmliſch. Mir ſchien das Franzöſiſche ſchöner. Reichard war auch da und wohnt dieſen Winter mit Weib und Kind hier, nachdem er ſein Gut Rethwiſch in Holſtein verpachtet hat, das er für 160,000 Rthlr. gekauft hat; Einige ſagen, die Fürſtin von Deſſau habe es gekauft und ihm geſchenkt.

Es freut mich Ihnen nach Ludwigsburg ſchreiben zu können, ich nehme es als ein gutes Zeichen von Schillers Ausſöhnung mit dem Herzog an. Leben Sie wohl, und ſobald es Ihnen nicht beſchwerlich wird, bitte ich, denken Sie meiner und ſchreiben mir. Dem Patrioten von Bonn, bitte ich, ſagen Sie, daß ich wohl zuweilen meinen Lieblingsorten untreu zu werden genöthigt würde, daß mich aber nichts abwendig machen könne von den Freunden, die mir ſo lieb ſind als Sie und er.

---

[1] Aus Bern, welcher ſpäter in die Geſchicke ſeines Vaterlandes thätig und rühmlich eingriff. Seine über die Schweizer Verhältniſſe ſehr lehrreichen Briefe befinden ſich in Steins Nachlaß.

[2] Goethes mißfälliges Urtheil darüber in den „Briefen", S. 59.

Ludwigsburg, den 6. Februar 94.

Geſtern erhielt ich Ihren lieben Brief, und heute, da meine Schweſter gern ſchreiben wollte, fühle ich auch einen Trieb Sie recht herzlich zu grüßen. Es iſt mir zuweilen ein unangenehmes Gefühl, Sie ſo weit von uns zu wiſſen; ich und Schiller rechnen Sie ſo ganz zu uns, und es gehört zu unſrer Freude, daß wir Sie wohl wiſſen und nahe bei uns.

Mein neues enfant iſt recht brav, iſt ſo wohl und robuſt, als ichs nicht erwarten konnte, und macht ſehr merkliche Fortſchritte in der Entwicklung ſeiner menſchlichen Fähigkeiten; er will ſchon oft Töne von ſich geben und lacht ſchon recht in die Welt hinein. Er wird Ihnen auch noch Freude machen in der Zukunft, hoffe ich. Und ich kann mir ſchon vorſtellen, daß er Sie lieb haben und das große Enfant recht ehren und auch ſo gut und brav wird werden wollen, wie Sie.

Mir iſt es faſt ein beruhigender Gedanke, ſo leid mir der Tod des guten Papa thut, daß er nicht mehr iſt, und ſeine geplagte Seele Ruh gefunden. Für ihn und die liebe Mutter iſt es nur tröſtlich; wenn der erſte Stoß vorbei iſt, wird ſie noch ihres Lebens genießen können; es war mir oft ſehr bange, wenn ich mir ſie in einer ſo gedrückten Lage dachte. — Immer Leidende um ſich zu wiſſen, deren Schmerz man gern lindern möchte und es nicht vermag, iſt gewiß das traurigſte Loos! Nun hat ſie lauter lachende Ausſichten; ſie kann noch ſo viel Freude an Ihnen und Ihrem Bruder erleben. Sie beide werden ſie gewiß als gute Söhne behandeln und ihr immer ein Troſt ſeyn; ſie wird ſich im Cirkel ihrer Familie wohl befinden.

Hier im Lande möchte ich der Menſchen wegen doch nicht wohnen, zum wenigſten müßte ich dann ſie mehr zu meinem Umgang wählen können. Die Männer (unter uns geſagt) ſind doch noch weniger kultiviert als bei uns; ſie ſind viel materieller und haben weniger Feinheit. Niethammer und Conz ſind noch Muſter von Artigkeit und nehmen ſich hier recht zu ihrem Vortheil aus. Sie können alſo ſchließen, wie die übrigen ſind. Von den Frauen mag ich gar nichts ſagen, ſie ſind ſo unkultiviert und roh und geſchwätzig 2c. 2c., daß man gar nichts darüber ſagen kann. — Die Natur iſt hin und wieder ſchön, und die Fruchtbarkeit des Landes thut einem wohl.

Nur ein Wort von der Jenaiſchen Welt. Denken Sie, Groß und die Sch . . . ſind aufs Aeußerſte brouilliert und Alles vorüber; ſo auch mit Hufeland; bei dieſem kam es ſo weit, daß ſie ſich gar bei den Gerichten verklagen wollten. — Iſt das nicht eine Welt!!

Niethammer iſt nach Klagenfurt zu Herbert,[1] unter ſehr annehmlichen Bedingungen: er iſt ſein Geſellſchafter, ſein Philoſoph und ſein Gehülfe bei den Handlungsgeſchäften und bekommt 1200 fl. jährlich; das finde ich viel. Er war hier bei uns auf ſeiner Reiſe nach Klagenfurt.

Fichard und Göritz ſtudieren in Marburg. Ob ſie viel lernen, weiß ich nicht. Fichard wird wohl an den Wällen von Frankfurt mitgearbeitet haben und alle Welt umarmen, weil er ſich fürchtet. Ich habe mich auch recht vor den Franzoſen gefürchtet und wollte ſchon fortreiſen.

Dem guten Fiſchenich geht es recht wohl; dies freut mich ſehr; er ſcheint ſehr zufrieden mit ſeinen Geſchäften und ſeiner Lage. Er iſt ſchon Hof- und Regierungsrath. Seine Vorleſungen machen ihm viel Freude, und ſeine Zuhörer lieben ihn. Dies freut mich ſehr, und es wird Ihnen auch Freude machen.

Fritz an Lotte. Hamburg, den 27. Febr. 1794.

Ehe ich es glaubte, ſehe ich mich am Ende meiner Hamburger Laufbahn. Zwei Freunde von mir, ſie heißen Thon und v. Zeerleder, machen eine Tour durch Deutſchland und England, und da ich hier nicht mehr wegen meiner Studien nöthig bin und nicht weiß, ob ich je wieder Gelegenheit finde, dieſe Reiſe ſo angenehm und wohlfeil zu machen, ſo werde ich in acht Tagen von hier mit ihnen abreiſen. Wir gehen über Berlin, Dresden, Weimar, Frankfurt, den Rhein herunter. Gern hörte ich noch zuvor etwas von Ihnen. Vielleicht laſſen Sie mich in Dresden bei Körners einen Brief antreffen, wo ich etwa den 12. ankommen werde. Meine Mutter denke ich zu überraſchen, denn ich habe ihr geſchrieben, daß ich von hier nach Holland gehen würde.

---

[1] Der 1791 in Jena ſtudiert hatte. An Körner II. S. 241.

Leipzig, den 1. April 1794.

Ich war 12 Tage in Berlin und habe ſie meiſt mit denen Juden zugebracht, doch zuweilen auch mit denen Schriftgelehrten. Der Nikolai hat ſich ſehr für mich intereſſiert, ich war in mehreren fröhlichen Geſellſchaften bei ihm und habe ihm und ſeinem Wegweiſer viele nützliche Nachrichten zu verdanken. Vom Hof habe ich Niemand geſprochen, aber die königliche Familie oft geſehen, weil ſie im Thiergarten, in deſſen Nähe ich wohnte, viel friſche Luft ſchöpften. Die beiden jungen Prinzeſſinnen, des Königs Schwiegertöchter, fahren einander oft im Wiſki, man betrachtet ſie an allen öffentlichen Orten recht mit Muße, ohne ſie zu begrüßen. Der ganze männliche Theil der Familie bringt ſeine beſte Zeit dermalen bei dem Exercieren zu. So langweilig mir es ſonſt vorkommt, ſo geſtehe ich es hier mit vielem Intereſſe geſehen zu haben, wenn ich von einem öffentlichen Platz der Stadt zum andern ging und überall die junge Mannſchaft zu Pferd und zu Fuß in Waffenübungen traf. Der militäriſche Geiſt dieſes Staates hat mir etwas ſehr Reizendes, und ich habe zum erſtenmal begriffen, wie man kann zum Soldatenſtand Luſt, ja Leidenſchaft dafür haben. Indeß mit der Zeit kann ſich dieſe Neigung verlieren, und die übrigens unangenehmen Verhältniſſe mit einem Hof, wo Intriguen ſo ſehr herrſchen, und der Wunſch, mit den Meinigen zu leben, haben mich ohngeachtet aller angenehmen Ausſichten, welche mir der gute Irwing (ein Verwandter meiner Großmutter) machte, von dem Plan zurückgebracht, bei dem preußiſchen Finanzdepartement Dienſte zu ſuchen.

Frankfurt, den 9. Mai 1794.

Ohngeachtet ich keinen Brief von Ihnen erhielt an Körners, ſo haben ſie mich doch recht freundſchaftlich aufgenommen, und ich habe ein paar angenehme Tage mit ihnen zugebracht. Die Familie genießt ihr Leben auf eine ſchöne Art, und der ernſthafte ruhige Gang von Körner muß ihm nicht allein im geſellſchaftlichen Leben, ſondern auch in Geſchäften Gewicht geben.[1]

Weimar, den 17. Juni (1795).

Beikommend überſende ich Ihnen die Ueberſetzung von Kabale und Liebe von Hrn. Colombine; ſagen Sie mir etwas darüber, was ich kann dem Ueberſetzer zukommen laſſen.

Der Goethe iſt wieder wohl,[2] indeß iſt er doch ein wenig abgemattet von denen ſpaniſchen Fliegen. Er hat immerfort ſeinen ſtupenden Fleiß und läßt ſich wenig in der Welt ſehen. Nach Ilmenau wird er nun nicht gehen, aber in der Mitte des Juli nach Carlsbad.

Meine Mutter trinkt noch die Eſelsmilch, und Karl iſt geſtern früh abgereiſt.

Lotte an Fritz. Mittwoch Abend (22. Juni 1795).[3]

Hier iſt etwas für Hrn. Colombine. Machen Sie nun damit, was Sie wollen und Ihnen gut dünkt.

---

[1] Lottens Antwort im Auszuge in den Briefen von Goethe ꝛc. S. 132 mit dem Zuſatze: „Erkundigen Sie ſich doch in England nach Herrn, ob man keine Spur mehr von ihm findet."

[2] Er war an einer Backengeſchwulſt krank geweſen. An Schiller Nro. 73.

[3] Das Uebrige in den „Briefen" ꝛc. S. 132 irrig (Auguſt 1795). Goethe hatte erſt einmal geſchrieben (Nro. 82, noch nicht 83).

Vorige Woche war Schiller gar nicht wohl und hatte ſeine Krämpfe heftiger als ſonſt gewöhnlich. Aber nun iſt er wieder beſſer.[1]

Haben Sie neuerlich nichts von Goethe gehört? Einmal ſchrieb er und ſehr vergnügt und luſtig und zufrieden mit der Geſellſchaft.

Am 10. October nahm Stein Abſchied, um ſich nach Breslau zu begeben. „Der Herzog ſchickt ihn auf etliche Jahre nach Br., um dort die Staatsökonomie „zu ſtudieren und ſich zum weimariſchen Kammerpräſidenten heranzubilden,“ ſchreibt Sch. an Körner III. S. 298. Vgl. Goethes Briefe S. 66 und 67. Man hatte damals nicht die Meinung, daß Stein in den preußiſchen Staatsdienſt übertreten würde. In Breslau erwarb er bald die Zuneigung des Miniſters Grafen Hoym.

Fritz an Lotte — Breslau, 17. Dec. 1795.

Bürde[2] iſt perſönlich ein Mann, der mir ſehr wohl gefällt, natürlich, frei und doch ſanft, ein guter Geſchäftsmann von fröhlichem Gemüth, ein guter Muſikus, ein guter Hausvater, kurz ein glücklicher Menſch. Garve iſt ſehr leidend, aber doch noch geſellig. Ich beſuche ihn auch zuweilen und gehe immer klüger von ihm weg.

10. Febr. 1796.

Es thut mir leid, daß Hufeland[3] Jena verläßt. Sie verlieren nichts dabei, da Sie nicht mit ihm oder ſeiner Frau umgingen, aber die Studenten verlieren recht viel.

Lotte an Fritz — Weimar, den 15. April 96.

Ich bin nun ſchon faſt 4 Wochen hier und ſo glücklich, einmal wieder mit der lieben Mutter leben zu können, und wir haben uns ſo viel zu ſagen, daß ich doch weggehen werde, ohne fertig zu ſein. Es würde mir eben ſo ſein, wenn ich ſo viel Jahre mit ihr wäre, als ich Tage bei ihr zubringe.

[1] An Körner (20. Juli) III. S. 277.

[2] Den Sch. um Beiträge für den Muſenalmanach und die Horen erſucht hatte.

[3] Profeſſor des Naturrechts und Mitredacteur der Litteraturzeitung. Briefe an ihn bei Diezmann aus Weimars Glanzzeit 1855.

Ich lebe recht zerſtreut hier und beſuche die Komödien alle mal; auch Schiller beſucht ſie, der eine eigne Loge hat auf dem Theater, wo er ganz ungeſehen iſt. Es ſieht aus, als ſäße er in einem Käfig, und es iſt mir recht lächerlich, wenn ich mir es ſo vorſtelle. Ifflands Spiel würde Sie freuen; er hat ſo ein graziöſes Weſen, das einem ſelten vorkommt. Mit ſeiner Stimme bin ich nicht ganz zufrieden; er hat letzt in dem erſchrecklichen Stück von Kotzebue „die Sonnenjungfrau" den Oberprieſter geſpielt und durch ſeine Geſtalt und ſeine Bewegungen es intereſſant gemacht. Man hätte ihn in jeder Wendung zeichnen können, und die Falten ſeines Gewandes hatte er ſo ſchön geworfen, daß der Mantel mehr Aufmerkſamkeit erregen konnte als die mitſpielenden Perſonen.

Ich hoffe, Sie haben meinen langen Brief erhalten, den ich im Februar geſchrieben habe[1] und ſagen mir etwas über Hermes, wenn Sie wieder in Ruhe ſind.[2]

Fritz an Lotte. Breslau, den 1. Februar 1797.

Meine Mutter ſchreibt mir, daß Sie nach Weimar ziehen werden; es freut mich dieſes für Sie und für Ihren Herrn Gemahl, denn Sie haben in Jena ſehr iſoliert gelebt, und das iſt allen Menſchen, ſelbſt den vollkommenſten, nicht zuträglich.

Der Schönberg[3] ſchrieb mir kürzlich von Dresden, daß Körners Sie und Schiller nächſten Sommer bei ſich erwarteten. Ich werde vielleicht zu eben der Zeit nach Dresden und Weimar reiſen, darum laſſen Sie mich wiſſen, wann und wo Sie anzutreffen ſind, damit ich Sie nicht verfehle.

Sie äußerten mir einmal den Wunſch von Hermes etwas zu hören, und ich habe Ihnen nichts von ihm ſchreiben können. Erſt kürzlich habe ich ſeine Bekanntſchaft gemacht, denn die Beſchreibung die man mir von ihm machte, trieb mich nicht an, ihn aufzuſuchen. Ich habe ihn im Umgang ſehr angenehm gefunden, er weiß eine zahlloſe Menge von Anekdoten und wechſelt ſehr ab im Ton der Erzählung. In alle Begebenheiten iſt er verwickelt geweſen, „mon opinion, ich glaube, selon moi, ich kann davon urtheilen", ſind Worte, die man oft wiederholt von ihm hört. Ob er gleich, wie mir ſcheint, gegen 55 Jahr alt ſein mag, ſo empfindet er noch ſehr lebhaft und er hängt mit Liebhaberei ſeinen Empfindungen nach. Ich habe ihn weinend, indigniert, galant, moraliſch und luſtig geſehen. Kurz er iſt ein coquetter Mann, und ein ſolcher iſt faſt ſo amuſant als eine coquette Frau. Seine Predigten ſind hier berüchtigt wegen allerhand Bizarrerien, die darin vorkommen. Ich habe nur eine einzige gehört, und weil ich in der Abſicht hingegangen war um zu lachen, ſo habe ich ſie gar nicht ſo lächerlich gefunden. Außer dem Verſprechen, daß er ſeine Predigt (wie immer geſchieht) im Druck herausgeben wolle, und der Verſicherung, daß wir während ſeiner Predigt weinen würden (wie nicht geſchah), hätte ich ihm nichts aufſchnappen können. Es war übrigens eine orthodoxe Predigt mit vielen Stellen aus der heiligen Schrift belegt.

---

[1] S. „Briefe" S. 133.

[2] Stein war mit Graf Hoym nach Warſchau gegangen, um die Huldigung entgegenzunehmen. Hermes intereſſierte Lotten als Verfaſſer von Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen, und weil er in den Xenien perſifliert war.

[3] Ein Mitglied des Körnerſchen Kreiſes, über den mehr im nächſten Band.

Lottens Antwort in den „Briefen", S. 131 ff., wo S. 136 Z. 6 v. u. ſtatt Laube Lentra zu leſen und S. 138 Folgendes einzuſchalten iſt:

Den Sonntag war die liebe Mutter bei uns mit Frau von Imhof und Käthchen und haben Amelie wieder abgeholt.

Meine Schweſter mit ihrem dicken Gemahl wird nun eheſtens kommen; es freut mich ſehr, ſie in der Nähe zu haben, auch macht es der chère mère ſo viel Freude. Meine Schweſter hat ſich geändert und zu ihrem Vortheil; ſie iſt ſehr ruhig und glücklich jetzt, und daher heiter und geſund und theilnehmend; es läßt ſich immer leicht und angenehm mit ihr leben. Wolzogen iſt auch ein guter Menſch und mir recht lieb, weil ich ſehe, wie er Alles thut, was in ſeinen Kräften ſteht, Karolinen eine angenehme Exiſtenz zu machen.

Göritz iſt noch hier, und ſein Schickſal ſcheint ſich nicht gut für ihn zu entwickeln; er hat keine Beſtimmung und nicht Muth und Kraft, ſich zu etwas zu beſtimmen, lebt eben luſtig fort, ohne zu lernen, und wird immer leerer und langweiliger.

Der arme Fiſchenich hat viel vom Krieg gelitten und ſcheint ſehr gebeugt. Sein Brief hat mich doch erreicht; die Poſten gehen ſo unordentlich. Sie ſind nicht vergeſſen.

Fritz an Lotte. Breslau, den 11. März 1797

Ueber die Erziehung bin ich gar nicht einerlei Meinung mit Ihnen. Sie finden es ſehr leicht, einen Mann dazu zu bilden, was er ſein ſoll, und ſehr ſchwer, dieſes bei einem Mädchen zu leiſten. Ich glaube, es kommt daher, weil Sie viele Männer von einer glücklich begabten Natur und einer fleißigen Ausbildung geſehen haben. Sie kennen daher nur die männliche Natur von einer ſchönen Seite, allein ich kann Ihnen verſichern, daß es Männer gibt, deren Talente und deren Charakter ſo viele Schwachheiten und Mängel haben, daß es ihnen ſelbſt und alſo auch denen, die ſie erziehen, Mühe koſtet, ſie auf dem goldnen Mittelweg zu erhalten. Die Paſſionen der Männer ſind, dächte ich, heftiger als die Ihres Geſchlechts, darum glaube ich, auch ſchwerer zu bezähmen als die der Frauenzimmer.

Sie fragen, was Hermes von den Xenien geſagt hat. Er hat darüber gepredigt, jedoch ohne den Namen zu nennen. Seine Predigt betraf die Pflichten eines Chriſten, wenn er auf eine ſo bösliche Art öffentlich angegriffen würde, wie dermalen in der Gelehrtenwelt häufig geſchehe. Er hat unglücklicher Weiſe dieſe Predigt nicht drucken laſſen, ſonſt ſollten Sie ſie haben.

Sie haben ſehr Recht in dem, was Sie über die Antworten auf die Xenien ſagen, und ich bin froh, daß die Fehde nun ein Ende hat. Ein Rudolſtadter Fourier iſt nicht bei mir geweſen. Vielleicht hat er mich nicht finden können.

haben etwas daran verändert. Er hat mir gute Nachricht von Körners gegeben, die mir ſehr lieb und achtenswerth ſind. Körner hat einen von den großen Charakteren, die überall ſelten und am ſeltenſten in Breslau ſind.

Ich höre mit viel Freude, daß Amelie Imhof ihre Talente entwickelt. Sie ſchreibt mir zuweilen, und das wirklich klaſſiſche Briefe. Meine Mutter aber macht mir in ihren Erzählungen von ihr nicht dieſelbe Freude, denn ſie beſchreibt mir ſie als ein ſelbſtgenugſames Weſen. Auch Wolzogen ſagt mir, daß ſie etwas Zurückſtoßendes habe, und daß man ſich erſt an ſie gewöhnen müſſe, um ſie genießen zu können. Wenn Sie mir einmal wieder ſchreiben, ſo laſſen Sie mich doch auch Ihr Urtheil über Amelie hören. Ich wollte, Alexander Humboldt heirathete ſie, denn wenn ſie heirathet, ſo muß ſie, um glücklich zu ſein, auch ein Genie zum Mann haben.

Ueber die Begebenheiten unſres Freundes Knebel, eines élégant savant et homme du grand monde, habe ich ſehr gelacht. Wenn mir es nicht ſehr glaubwürdige Leute geſchrieben hätten, ſo würde ich es für ein Mährchen halten, daß er in einem einſamen Bergſtädtchen vis-à-vis von einer paſſierten Actrice[1] und einigen Kindern ..... lebt. Doch höre ich, daß jetzt in ſeinem Haushalt eine Veränderung vorgegangen iſt. Möge ſie doch zu ſeinem Vortheil ausſchlagen; denn ich fürchte, daß er nach ein paar Jahren ſehr unglücklich ſein wird.

Lotte an Fritz. Jena, 23. November 1798.[2]

Graf Geßler wird ewig ſo bleiben und genießt ſein äußeres, reizendes Leben ſehr wenig. Eine Lage, wo er ſeine Kräfte brauchen müßte, würde ihm die Zeit nicht laſſen, über ſich ſelbſt nachzugrübeln, und er würde glücklicher ſein im Gebrauch ſeiner Kräfte als jetzt, da er von einer Liebhaberei zur andern ſchweift, ohne feſten Geſchmack und feſten Willen.

---

[1] Kn. hatte am 9. Februar Louiſe v. Rudorf, geb. 7. Juni 1776, frühere Kammerſängerin der Herzogin Amalie, geheirathet und lebte mit ihr in Ilmenau.

[2] Nicht „Oktober“ wie in den „Briefen“ S. 144 gedruckt ſteht.

Knebels[1] Lage iſt mir betrübt genug, und er dauerte mich, wenn er ſich nicht ſo garſtig gegen ſeine Schweſter betragen hätte. Er ſoll aber recht vergnügt ſein, ſagt man.

Jena, 24. Februar 1799.

Daß ich beinahe fünf Wochen in Weimar war, wiſſen Sie wohl; wie es mir wohlthätig war, mich der Nähe, des Umgangs Ihrer Mutter zu freuen, werden Sie glauben ohne meine Verſicherung. Ich war beinahe jeden Tag bei ihr, und manche ſtille Stunde verging uns in einem Geſpräch über Sie. Ihr Bruder und ſeine Frau waren eben auch da, und ich habe mich über beide gefreut.

Die übrige Weimariſche Welt iſt noch eben wie ſonſt. Die Jugend nur iſt anders, und auf dem Klubb, wo ich mit Ihrer Mutter war, ſah ich lauter junge neu entwickelte Schönheiten, unter denen ſich Käthchen[2] ſehr auszeichnet; ſie iſt ſehr hübſch, hat auch etwas Biegſames bekommen; ſie ſcheint die Talente für das Leben zu haben und zur Verzierung des Körpers anzuwenden, die ihre Schweſter für den Geiſt beſitzt und anwendet, und wird die Geſellſchaft auf eine andere Art mit ſich beſchäftigen.

Amelie hat wieder ein großes Gedicht gemacht,[3] wo ſie viel Verſtand und Talent zeigt und eine einfache ſchöne Sprache. Ich bewundere recht, wie ſie in dem abhängigen Leben, wo ſie von ſo vielen Umſtänden abhängt, bei der Kränklichkeit ihrer Mutter, ſo viel Ruhe des Geiſtes noch behalten kann und ſo viel hervorzubringen. Ihre Großmutter[1] iſt noch immer liebenswürdig und macht einem die Ausſicht auf das Alter nicht trüb.

---

[1] Er war mit ſeiner Schweſter der Heirath wegen zerfallen, auch das Verhältniß zu Goethe war kühler, das zu Herder inniger geworden. Der Brief Lottens, „Briefe von Schillers Gattin S. 63", 24. Jänner 1799 ſcheint ein falſches Datum zu tragen.

[2] v. Imhof, Steins Couſine.

[3] Die Schweſtern von Lesbos für den Muſenalmanach von 1800, über die Schiller am 19. März (an Goethe Nr. 591) ſich ſehr günſtig äußert.

Unſer guter Fiſchenich mag viel leiden, auch von dem traurigen Krieg; ich weiß nichts Näheres von ihm, aber ich ahne alles Traurige, was ihn treffen kann. Wir hätten es nicht gedacht, wie wir ſo entzückt über unſere Heimath ſprachen, ein Jedes bei unſerer Tiſchgeſellſchaft, daß den armen Fiſchenich ſo viel Leiden erwarten könnten in ſeinem ſchönen Bonn. Göriz iſt noch immer ein trauriger Vikarius, wo er 8 Gr. die Woche einnimmt, aber Eſſen bekommt und Wein hoffentlich. Das Köpfchen,[2] das jetzt ein gemachter Mann iſt und Hausherr, hat ſich mit mir an die vorigen Zeiten erinnert; er ſelbſt hat ſich übrigens nicht viel geändert, nur mehr Sicherheit im Urtheil hat er. Seine Frau iſt ein gutes Geſchöpf, aber, unter uns geſagt, ſehr beſchränkt und wenig kultiviert, doch verſteht ſie die Kunſt zu ſchweigen und meint es ſo herzlich gut, daß man Wohlwollen für ſie fühlt.

Wiſſen Sie es, daß Schleußner todt iſt? Er hat einige Jahre an der Schwindſucht viel gelitten.

Fritz an Lotte. Breslau, 8. Mai 1799.

Ziemlich matt und kraftlos verließ ich vor etwas mehr als vierzehn Tagen Breslau, um mich bei einem Freunde auf dem Lande von dem Fieber zu erholen, welches mich die Hälfte vom Winter auf mein Zimmer einſperrte, und ich ſetzte mir vor, Ihnen von dort für Ihr freundſchaftliches Andenken zu danken; allein ich bin nur Augenblicke in meinem Zimmer geweſen und habe den ganzen Tag im Freien herum geſchwärmt, um mich an der lang entbehrten Luft zu ſättigen. Doch blieb ich lange matt, und da ich ein ſehr irdiſches Weſen bin, bei dem Leib und Seele gar genau zuſammenhängt, ſo fühlte ich mich ſo muthlos, daß ich mich vor meinem erſten Vortrag auf der Kammer[1] fürchtete, daß ich mich vor einem Pferde meines Wirthes fürchtete, welches ich ſonſt oft geritten. Schillers Don Carlos hat viel beigetragen, mich von dieſer Krankheit der Imagination oder der Nerven, nennen Sie es wie Sie wollen, zu heilen. Ich habe ihn auf meinen Spaziergängen wieder einmal geleſen und mich an dem Geiſt, an der Stärke, an dem Schwung der Empfindungen, die darin herrſchen, geſtärkt. Was für ein Glück mußte es ſein, ſo geliebt zu werden, wie die Eboli liebt, einen Freund zu haben, wie den Poſa, eine Frau, wie die Königin.

---

[1] v. Bernſtorff.

[2] Wahrſcheinlich Profeſſor Niethammer. S. Andenken an Fiſchenich S. 51

Ich bewohne jetzt einen Garten, deſſen Obſtbäume alle in der Blüthe ſtehen, und der eine reine Luft hat.

Lotte an Fritz. Weimar, 5. December 1799.

Ich ſchreibe Ihnen nur einige Zeilen, um ein Lebenszeichen von mir zu geben. Ich war lange krank und fühle jetzt erſt, wie nahe ich war, das Leben ganz zu verlaſſen. Ich denke mir meine Krankheit wie die Ihrige vom vorigen Winter, denn es war ein hitziges Fieber.

Daß ich eine kleine Tochter habe, wiſſen Sie wohl; ich muß nun recht ſuchen, mir gleiches Anſehn in meiner Familie zu verſchaffen, weil die Söhne unbildſamer ſind, und die Töchter weichmüthig und lenkſam, und zum handelnden Leben in der Wirklichkeit mehr beſtimmt.

Seit ein paar Tagen ſind wir hier; ich wohne noch einige Tage bei Ihrer lieben Mutter, die ſo gnädig iſt, mich aufzunehmen, weil mir die Ruhe und Aufmerkſamkeit auf meine Perſon jetzt ſehr nöthig iſt, und wir noch Zeit brauchen, uns hier einzurichten. Ich bin ganz von Schiller und der kleinen Familie getrennt für jetzt.

Daß es mir wohlthätig iſt, bei der geliebten Mutter zu ſein, werden Sie wohl fühlen, denn Sie wiſſen, wie ich ſie liebe. Ich finde mich nun nach und nach ſelbſt wieder in ihrer Nähe, und ſo hoffe ich, eine frohe Lebensweiſe anzutreten; denn die Exiſtenz in Jena wurde mir zuletzt recht läſtig, weil ich mich ſo fremd fühlte.

---

[1] Bei der Kriegs- und Domänen-Kammer, wo er ſeit 1799 als Rath angeſtellt war.

Für heute mögen Ihnen dieſe Zeilen genug ſeyn. Es iſt der erſte ſo lange Brief ſeit langer Zeit, den ich ſchreibe. Sie ſind oft der Gegenſtand unſerer Unterhaltung. Die liebe Mutter wartet auf mich, um Kaffee zu trinken, es iſt ein wichtiges Geſchäft bei uns Frauen, das wiſſen Sie wohl, und ich muß abbrechen.

Fritz an Lotte. Breslau, 15. December 1799.

Es hat mich unbeſchreiblich gefreut, von einer Freundin wie Sie ſind, und die ich zu verlieren fürchtete, einen Brief zu bekommen, der mich beruhigt, indem er mir Ihre fortſchreitende Geneſung berichtet. Ich wünſchte jetzt bei meiner Mutter zu ſein, um auch das meinige zu Ihrer Pflege und Wartung beitragen zu können.

Sie werden wiſſen, daß ich nunmehr auch Landwirth worden bin, welches meine Beſchäftigungen vermannichfaltigt, mich aber auch ein wenig zerſtreut. Ich bin aber, wie mir ſcheint, nun einmal nicht zu einem wiſſenſchaftlichen, noch ſpekulativen, noch erfindenden, ſondern zu einem handelnden Menſchen geboren, und vermehre daher gern meinen Wirkungskreis.

Ich habe mich ſeither viel mit Architektur abgegeben, welches mir jetzt, da ich ein Haus auf meinem Gute zu bauen habe, von Nutzen iſt. Im Landſchaftszeichnen bin ich nicht fleißig geweſen, doch gebe ich es nicht auf, weil es Aufopferung der Zeit wäre, die ich bereits darauf verwendet habe. Nächſten Sommer erwarte ich hier einen guten Künſtler von Dresden, ſein Name iſt Veith, und mit ſeiner Hülfe denke ich etwas weiter zu kommen in der Kunſt.

Mein dießjähriger Winter iſt von ſehr ernſthafter Art. Der Tod der Gräfin Maltzahn von Liſſa, die mir, ſo wie allen ihren

Bekannten, ſehr werth war, hat nicht allein die Societät getrennt, in welcher ich lebte, ſondern auch die öffentlichen geſellſchaftlichen Vergnügungen unterbrochen, welches mir lieb iſt, da es mir in dem einſamen Leben gefällt.

Es iſt mir jetzt gar nicht wohler, als zu Haus oder in der freien Luft. Ich glaubte einmal, ich könnte gar nicht leben, ohne einige Freunde um mich zu haben, und doch wüßte ich nun Niemand hier, dem ich zutraute, daß er ein Frühſtück für mich aufopferte, obgleich vielerlei Leute mir ihr Wohlwollen bezeigen.

Lotte an Fritz. Weimar, 15. März 1800.

Ich wollte Ihnen ſchon länger ſchreiben, lieber Freund, aber anfangs hielten mich manche Geſchäfte ab, und ſeit einigen Wochen eine traurige Stimmung. Vor vier Wochen wurde Schiller recht krank, er bekam einen Anfall von Schleim- und Nervenfieber; den Huſten hat er noch ſtark, aber doch hoffe ich, daß er ſich nun, wenn das Wetter milder wird, ſchnell erholen ſoll. Daß ich dabei viel gelitten, begreifen Sie. Ich blickte zuweilen nach dem ſtillen Platz hin, dem ich entgangen bin, und er hatte nichts Schreckliches für mich. Jetzt erwacht die Luſt am Leben aufs Neue ſtärker in mir, und ich hoffe, mich mit Schiller und meinen Kindern noch lange des Lebens und meiner Freunde zu freuen.

Was Sie an der Gräfin Maltzahn verloren haben, fühle ich. Sie war ihre Freundin; ich ſegnete ſie oft im Herzen, daß ſie Ihnen etwas war und Ihnen Ihren Aufenthalt lieb machte, und in die Stelle Ihrer älteren Freundinnen trat, die gewiß nicht weniger für Sie fühlen, als die neueren. Ich habe ſie mit der lieben Mutter beweint, und es hat mich nicht leicht ein Todesfall mehr geſchmerzt; ſie war mir nicht fremd als Ihre Freundin. Ihre Briefe an die liebe Mutter, die ſie während Ihrer Krankheit ſchrieb, machten ſie mir ſehr werth. Unſre ähnlichen Zuſtände, Alles brachte mir ſie in ihrem Weſen näher, und es iſt mir, als hätte ich eine Freundin verloren.

Meine kleine Karoline, die auch ihrer Mutter bald das Leben gekoſtet, wird ſehr groß und ſchön, wie wenige Kinder ihres Alters; ich freue mich mit einer eigenen Rührung über das kleine, ruhige, reine Geſicht, das nichts von den Schmerzen und den Sorgen noch ahnet, welche ſie mir, welche ſie Schiller bei ihrem Eintritt in die Welt gab.

Ich möchte, Sie kämen zu uns, lieber Freund; mir iſt es recht ſehr wohl hier; die Nähe Ihrer geliebten Mutter iſt mir ein Glück, daß ich zuweilen fürchte, ich träumte es nur; wir verleben manche Stunde zuſammen, und ich muß ſie oft ſehen, ſonſt ſehne ich mich; an ſo etwas lernt mein Herz ſich nicht gewöhnen. Meine Schweſter, die ich liebe, ſehe ich auch oft. Goethe und Meyer, die Schiller fleißig beſuchen und treuen Antheil an uns nehmen, ſind noch Hauptgeſtalten an unſerem hieſigen Familiencirkel. Uebrigens freue ich mich auch der andern Menſchen, denn man iſt ſo gut gegen uns, ſo theilnehmend, daß ich dankbar ſein muß.

Ich ſelbſt habe mich ziemlich erholt; ich bin nicht mehr ſo ſtark, aber ich ſehe wieder aus wie ſonſt und fühle mich auch leicht. Ich hatte oft eine Sorge in meiner Krankheit, es dünkte mir, ich ſähe ganz alt aus; meine Augen waren unbeweglich, und mein ganzes Geſicht verzogen, ſo war mirs. Sie haben mich auch in der Phantaſie einmal ſehr betrübt; Sie ſind auf einem Schimmel vor meinem Bett herum geritten und haben laut gerufen, daß die Lolo Sie nichts kümmerte, das habe ich ſehr übel genommen.

Viele meiner Phantaſien kommen mir wieder jetzt wie Träume ins Gedächtniß. Die Güte Ihrer lieben Mutter, bei der ich vierzehn Tage hier anfangs zubrachte, hat mich mehr geſtärkt und zu meiner Erholung beigetragen, als viele Mittel.

Dem Frühling ſehe ich mit Sehnſucht entgegen, auch Schillers wegen doppelt. Wir werden das ganze Jahr wohl hier bleiben und den Garten vermiethen. Das Haus iſt zu enge für drei Kinder; jetzt zu bauen iſt nicht rathſam und koſtet zu viel. Ich habe noch keinen Sommer und Frühling hier erlebt und denke, es ſoll artig ſein und erfreulich im Park, wo doch die Kinder auch exiſtieren können.

Wir wohnen in Oertels alter Wohnung, aber die Kalb, die zuletzt da wohnte, hat ihre Spuren verdrängt, und man wird nicht mehr an ſie erinnert. Unter uns wohnt die Tante,[1] die artig, freundlich und gut iſt, die mir viel Freundſchaft erzeigt. Der Onkel ſpielt auf dem Baſſet und bringt oft recht weinerliche Töne hervor. Das Inſtrument hat mir etwas Ungeſelliges, ob es gleich mit Accompagnement ſich gut ausnimmt, und es ſtößt ſo traurige, tiefe Töne heraus, daß es einem dünkt, als könnte es dem Gemüth nicht wohl werden, das ſeine Stimmung ſo ausſpricht.

Die junge Welt iſt ganz verändert, und es giebt lauter neue Schönheiten. Es iſt ein Engländer hier,[2] der übrigens keine muſterhaften Ausſprüche thut, aber die hieſige bewegliche Geſellſchaft hat er doch gut charakteriſiert, denn er ſagt, wenn man ſo eine Colonne durchginge auf den Bällen, ſo wäre es, als wenn eine ganze Penſionsanſtalt tanzte; die Mädchen ſind alle noch wie Kinder in ſeinen Augen.

Daß Sie ſo fleißig zeichnen, freut mich ſehr; machen Sie mir die Freude und ſchicken mir eine Zeichnung von Ihrem neuen Beſitz. Ich freue mich darüber, und Sie ſind gewiß ein guter Gutsherr, aber ich möchte, es wäre dieß ſchöne Gut uns näher!

Schiller grüßt Sie herzlich. Sie bleiben uns immer lieb und werth.

Fritz an Lotte. Breslau, 1. April 1800.

Sagen Sie dem Goethe und Meyer, daß mich ſehr verlangt, zu hören, wie es ihnen geht. Und dem Goethe bitte ich Sie ein Anliegen von mir vorzutragen. Er beſitzt nehmlich ein Alphabet lateiniſcher Buchſtaben in Meſſing ausgeſchnitten.[3] Ich wünſchte eine Copie davon ebenfalls in Meſſing zu haben.

---

[1] Frau v. Schardt.

[2] [illegible], der ſpäter in [illegible] gefangen gehalten wurde. Lit. Nachl. II, 298.

[3] Die Antwort vom 11. Juli in den „Briefen“ S. 153.

Lotte an Fritz. Weimar, 17. Februar 1801.

Daß Goethe ſo krank war, wiſſen Sie.[1] Wir haben viel Angſt ſeinetwegen gehabt. Es war eine Hirnentzündung nahe, und Stark hat ihn allein durch ſeine Schnelligkeit gerettet, hat eine ſtarke Aderlaß thun laſſen, die ganz entſcheidend war. Wenn ich auch nicht fühlen konnte, was wir an Goethens Geiſt verloren hätten, ſo würde mir ſein Verluſt unendlich ſchmerzlich geweſen ſein um Schillers willen, der in ſeiner Freundſchaft durch die Nähe ſeines Geiſtes ſo reich iſt, und der Niemanden wieder finden könnte, an den er ſich ſo anſchlöſſe. Auch liebe ich Goethe ſo herzlich, daß ich mir die Welt ohne ihn ſchwer denken kann. Ob ich ihn hier gleich weniger ſehe als in Jena, ſo lebe ich doch mit ſeinem Geiſt durch Schillers Mittheilung. Schiller iſt faſt täglich bei ihm. Daß wir Frauen nicht ſo sans façon in ſeinem Hauſe Eintritt haben können und wollen, hängt von ſeinen inneren Verhältniſſen ab. Obgleich Schiller ſelbſt nie die Dame des Hauſes als Geſellſchafterin ſieht und ſie nie bei Tiſch erſcheint, ſo könnten doch andere Menſchen es nicht glauben, daß ſie ſich verbärge, wenn unſer eins auch dieſe Geſellſchaft theilte. Sie wiſſen am beſten, wie die Menſchen hier ſind, wie ſie lauern u. ſ. w. Man wäre vor tauſend Erdichtungen nicht ſicher.

Herr von Reibnitz hat mir recht gefallen; er hat einen gebildeten, artigen Ton, wie ihn die Soldaten doch ſollten haben, und was ihn mir noch angenehmer machte, iſt, daß er ſehr gut von Ihnen ſpricht und Sie liebt. Die kleine Tante, bei der ich ihn ſah, hat mir in dem Enthuſiasmus der Freundſchaft ihn auf eine ſehr empfehlende Art vorgeſtellt. Auch von Ihnen hat ſie ſehr warm geſprochen, und ſie war einmal eine gute Patriotin und hat doch eines Deutſchen Verdienſte anerkannt.

Daß wir Ihnen Frauen ausſuchen möchten, hat Reibnitz wohl erzählt. Die Tante brachte manche in Vorſchlag, die mir nicht recht waren; kurz, Reibnitz mag wohl gedacht haben, wir miſchen uns in Dinge, die die Zeit und Sie ſelbſt, trotz unſrer Mühe, am beſten entſcheiden konnten und würden.

---

[1] Goethe XXVII. S. 75. Schiller an Körner IV. S. 205.

Daß Käthchen ihren Bräutigam verloren, wiſſen Sie wohl? Sie hat mir recht leid gethan, denn in der frühen Jugend ſchon verlieren, was man liebt, iſt traurig! aber wer es mit kaltem Blute anſieht, mußte doch finden, daß die Partie nicht ſehr vortheilhaft hätte werden können. Denn der junge Haren,[1] ſo gut er war, hatte nichts für ſich als ſeinen geraden, guten Sinn, keine Talente noch Bildung, um das ſpätere Leben reich zu machen, und Käthchen, die auch mehr fürs Leben gebildet iſt, hätte bei ihm, wenn die erſte Liebe vorüber gegangen, nicht viel Erſatz für den Verluſt der Jugend gefunden, und es hätte dahin kommen können, daß ſich beide Theile recht ennuyiert hätten. Auch hätte er wahrſcheinlicher Weiſe doch an der Schwindſucht nach einigen Jahren ſterben müſſen, und ſie hätte ihn vielleicht verloren mit Kindern, die ihren zu früh verlorenen Vater noch ſchmerzlicher vermißt hätten. Der gute Stiftsprediger Schäfer ſtarb an einem Tage mit Haren und hat ſeine Frau und drei kleine Kinder troſtlos zurückgelaſſen. Ihm ſelbſt iſt das Sterben ſehr ſchwer geworden, und einen Tag vor ſeinem Tode ſoll er entſetzlich ängſtlich geweſen ſein. Ich kannte ihn nicht viel, aber er hat mir unendlich leid gethan.

Meine Erzählungen werden Sie nicht aufheitern. Alſo lieber von etwas Anderem. Von uns kann ich Ihnen nur gute Nachrichten geben. Schiller iſt dieſen Winter recht wohl geweſen und geht wie ein anderer Menſch auf der Straße und in die Comödie. Er ſieht auch wohl aus, er iſt thätig, und es erſcheinen viele Produkte in dieſem Jahr von ihm, neue und alte neu herausgegeben.[2]

Ihre Reiſe auf das Wallenſteiniſche Gut hat mich recht intereſſiert. Auf Oſtern wird auch Maria Stuart gedruckt erſcheinen. Ich ſelbſt bin auch wohl und lebe hier recht vergnügt; ich bin geſellig und doch unabhängig. Ihre liebe Mutter ſehe ich ſo oft ich kann, und jeden Tag fühle ich mich glücklich, den Wunſch erreicht zu haben, mit ihr an einem Ort zu leben. Jetzt vergeht leider mancher Tag, wo ich ſie nicht ſehen kann, weil ihre Familienverhältniſſe ſie binden. Ihre Schwägerin iſt eine ſehr gute Frau, und Ihr Bruder iſt glücklich mit ihr.

---

[1] [illegible] II. 237.

[2] Sch. an Körner IV. S. 205.

Die Stallmeiſter Seebachen iſt auch ein ſehr gutes Weſen; ich liebe ſie ſehr. Die Stein'ſche Familie weiblicher Seite iſt ſehr brav; ſie haben keine große Bildung, aber natürlichen Verſtand und große Gutmüthigkeit, und ſind einfach und gerade. Die Männer der Familie kennen Sie; der hieſige Stein iſt ſehr gut und brav, und mir in ſeiner Art ſehr merkwürdig. Schiller hat auch ein großes Tendre für ihn und behauptet, er erinnere ihn an einen Wilden des Orinoco. Auch fürchtet er, in zwanzig Jahren gäbe es dieſe Race Menſchen gar nicht mehr. Der Huſar, der jetzt hier iſt, übertrifft alle Erwartung, die man ſich von ihm, wenn man ſeinen Bruder kennt, machen konnte.

Ich habe Sie ſchon längſt fragen wollen, ob man nichts mehr von Garvens Schriften ſehen wird? Hatte er gar keine hinterlaſſen? Ich glaube freilich wohl, da er ſehr langſam arbeiten konnte, ſo wird er wohl nicht große Vorräthe haben, denn er ließ doch oft etwas drucken nach Verhältniß ſeiner Thätigkeit. Aber es wäre doch intereſſant, auch nur Fragmente von ihm noch zu beſitzen, die ſein Andenken lebendig erhalten. Er war ſo ein guter moraliſcher Menſch.

Ich habe die liebe Mutter veranlaßt, Ihnen das Weimariſche Taſchenbuch durch H. v. R. zu ſchicken, weil das kleine Stück von Goethe[1] ſie freuen würde. Ich hatte wohl Recht? Es iſt in einem ſo hohen einfachen Sinn gedacht und die Ausführung ſo ſchön. Ich kenne wenig Sachen von Goethe, die ich dieſem an die Seite ſtelle, von ſeinen ſpäteren Produkten nämlich. Meyer hat eine Zeichnung gemacht; ich hätte Ihnen dazumal gern das Kupfer geſchickt; es war aber nicht fertig, heute erhalte ich es erſt. Das Coſtüm der Spielenden war faſt ſo. Brühl war ganz ſo angezogen wie der Alte, nur kein Gold war an ſeinem Anzug. Die Wolfskeel war auch ganz weiß, ſo auch die Kinder, und Griesgram und Haberecht waren ſchwarz und braun; ſonſt können Sie Sich, da Sie die ſpielenden Perſonen kennen, doch ein Bild machen durch die Zeichnung. Die zierliche Geſtalt der Wolfskeel hätte Meyer billig beibehalten ſollen; die weibliche Geſtalt und die der Kinder ſind doch ein wenig zu plump. Ich begreiſe nicht, wie Meyer, der ſo richtig ſieht, ſelbſt ſo etwas pfuſchen kann.

---

[1] Palaeophron und Neoterpe.

Ich muß mich zur Redoute präparieren. Ich tanze gar nicht mehr, alſo habe ich keine großen Anſtalten nöthig; aber es koſtet doch Zeit, der weibliche Staat. Sie werden wiſſen, daß das hieſige Rathhaus, in Stadthaus verwandelt, jetzt einen ſchönen Saal hat, wo die Redouten ſind. Es iſt Alles ſehr zierlich, nur ein bischen eng für die vielen Menſchen. Ich muß meine Couſine[1] hinführen, die auf einige Monate hier iſt, um hier ſingen zu lernen bei der Jagemann. Die Couſine iſt Hofdame in Rudolſtadt, und die Fürſtin hat ſo eine Freude am Geſang, daß ſie ihren Aufenthalt hier erlaubt.

Meine Mutter iſt immer am Hof und ſehr glücklich. Die Fürſtin, bei der ſie jetzt iſt, liebt ſie ſehr.

Gleichen lebt mit ſeiner Frau auch am Hof und erzieht den Prinzen. Dies ſind lauter Dinge, die Sie wohl nicht wiſſen.

Ich war dieſen vorigen Sommer vierzehn Tage in Rudolſtadt, wo übrigens Alles langſam der Aufklärung entgegen reift. Wer ſich aufklären konnte, iſt phantaſtiſch, und die Andern ſind entweder zu ſehr für ſich eingenommen oder zu unvermögend. Es iſt ein ſonderbarer Contraſt zwiſchen hier und Rudolſtadt.

Fritz an Lotte. Breslau, 31. October 1801.

Meine letzte Reiſe in die väterlichen Gegenden hat mich wahrhaft geſtärkt und ermuntert, ja zu einem nutzbareren Menſchen gemacht, als ich es in dem verfloſſenenen Sommer war. Manche meiner Freunde hatten an meiner Rückkehr nach Schleſien gezweifelt und empfingen mich um ſo herzlicher.

---

[1] Chriſtel v. Wurmb.

Seit ich Sie verließ, wertheſte Freundin, ſah ich in Leipzig die Jungfrau von Orleans und las ſie erſt hier. Die bürgerlichen Trauerſpiele, die wir ſeither am meiſten auf dem deutſchen Theater geſehen, haben uns ſo ſehr herabgezogen aus der höheren Sphäre dieſer Dichtung, daß ich mich nicht ſo gleich bei der erſten Vorſtellung mit des Dichters Forderung, Wunder zu glauben, verſöhnen konnte; doch als ich es las, veränderte ich meine Meinung hierüber, indem ich zugleich zu der überging: daß dieſes Stück nicht den beſcheidenen Namen eines Trauerſpiels, ſondern den einer dramatiſierten Epopée verdient. Das ſchöne Titelkupfer drückt, wie mich dünkt, den Charakter der Jungfrau ſehr richtig aus. Es iſt eine vollkommene Natur ohne ein weiblich warmes Herz, und ſo iſt ſie ganz geſchaffen zu einem Organ und Werkzeug höherer Macht. Ein Blick, ein vorübergehendes Gefühl und Schonung ihres Königs Feindes iſt ja nur die ganze Sünde, die ihren Fall bereitet. Wie ſchön iſt das Lob des Dichters aus des Königs Munde, wie herrlich, kraftvoll und groß iſt der Tod des Atheiſten Talbot, nebſt Dunois und Karls Worten nach demſelben, wie reizend erhaben zuletzt die Apotheoſe der Jungfrau aus ihrem eigenen Munde. An der ſtreitluſtigen Jungfrau Stelle hätte ich Montgomery's Leben nicht ſo lange, als ſie thut, gefriſtet; angenehm erinnerte mich jedoch dieſe Stelle an den Achilles im Kampfe mit den Flüſſen, der mit (wo ich nicht im Namen irre) Lykaon, Priamus Sohn, ein ähnliches Geſpräch führt.[1]

Man fragt mich hier, ob ich nichts von Schillers Wilhelm Tell wiſſe. Iſt dieſer ſchon ſeiner Vollendung ſo nahe?

Ich möchte mich gern mit den Schlegelſchen Schriften in einige Bekanntſchaft ſetzen. Allein ich habe ſo viel widerwärtig ſonderbare Ideen als ihre Erfindung anführen hören, daß ich mich nur mit einer ſchwachen Neugier an dieſe kecken Schriftſteller wage. Ich möchte ſie wohl von ihrer beſten Seite kennen lernen und bitte Sie daher, den Schiller gelegentlich um einige Anweiſung über ihre beſten Schriften für mich zu bitten. Recht angelegentlich und herzlich verſichern Sie, liebe Freundin, den Schiller meiner Verehrung und Liebe und ſchreiben mir recht bald von Sich, von ihm und Ihren Kindern.

---

[1] Ilias 21, 34 ff.

Lotte an Fritz   Weimar, 2. Jänner 1802. Abends.

Da Schiller bei Goethe iſt dieſen Abend, die Kinder ruhig neben mir Bilder anſehen, ſo habe ich Ruhe und freue mich, ſie ſo gut anzuwenden, um mit Ihnen zu plaudern. Es iſt in dieſer Zeit ein ganzes Heer von Uebeln über mich ergangen, und Sie werden es auch meiner Schreiberei anſehen. Ernſt fing an im Hauſe und bekam die Maſern, da hat mich die Pflege und Sorge (denn er war bedeutend krank) ſchon angegriffen, und wie er wieder beſſer war beinahe, wurde ich und Karl und das kleine Töchterchen an einem Tage krank. Das Traurigſte war mir, daß ich unvorbereitet die Treppe hinunter ging in Schillers Stube, und wie ich mich anſehe, ſo ſehe ich mich voller Maſern. Ich hatte ſchon den Huſten und war krank, aber auf ſo etwas war ich nicht vorbereitet, und glaubte, dieſe Krankheit ſchon überſtanden zu haben. Nun war mir dieſes ſo traurig, von meinen Kindern getrennt zu ſein und ſie ſelbſt krank zu wiſſen, ohne meine Pflege und Sorge. Dies machte mir meinen Zuſtand noch unerträglicher. Indem war ich ganz allein; weder Karoline noch meine Mutter durften mich beſuchen. Hier haben Sie meine Unglücksgeſchichte, die zugleich die Entſchuldigung enthält, warum ich Ihnen nicht noch im alten Jahr geſchrieben. Ich that es ſehr oft in Gedanken, denn Ihr Brief hat mich unendlich ergötzt.[1]

Ach ich darf nicht daran denken, daß Sie in unſern Gegenden nicht mehr einheimiſch ſind! Dieſe Ausſicht, in Ihrer Nähe zu leben, mich an Ihrer häuslichen Exiſtenz zu erfreuen, Theil zu nehmen an den Begebenheiten Ihres Familiencirkels, wäre mir eine große Freude geweſen. Jetzt, wenn Sie noch ſo glücklich ſind, ſo habe ich doch nicht die Freude, es zu ſehen. Da wäre ich auch wieder zu Ihnen nach Kochberg gekommen, jetzt mag ich nicht hin. Wir hätten die Zeiten der Jugend wieder gefunden in der Erinnerung. Die Zwetſchenbäume ſtehen wohl noch, woran ich wollte meine Entſagung üben? Der Kahn, auf dem Sie mich im Teich ohne Hülfe ließen, iſt wohl auch noch dort? Alle dieſe Scenen unſerer ſpätern Kindheit hätten wir in unſern Kindern wieder aufleben ſehen. Ich ſtellte Sie mir immer als einen guten Familienvater vor und dachte Sie mir gern unter Ihren Kindern mit einer freundlichen zierlichen Frau und luſtigen Familie in unſrer Nähe. Dieſe Träume ſind nun alle durch Ihre jetzige Beſtimmung vereitelt. Ob ich mich gleich freue, daß Sie glücklich ſind, daß Sie zufrieden und thätig in Ihrer jetzigen Lage leben und wirken können, und auch glücklich ſind, ſo möchte ich wohl es doch wünſchen, daß Sie lieber bei uns dies Alles hätten, als wo anders. Man findet nicht leicht ſo gute, kluge, einfache Menſchen, wie Sie. Sie nehmen das Leben ſo gut und ſind ſo thätig für die Welt; der Antheil und die Freude am Gedanken, Nutzen bringen zu können, iſt ſo tief in Alles verwebt, was Sie unternehmen; dies freut mich an Ihrem Weſen. Sagen Sie mir doch ja, ich bitte Sie ſehr, ob Sie Graf Geßler geſehen haben? Er iſt in Schleſien ſchon ſeit dem November. Er wollte, dünkt mir, nach Reichenbach, dort ganz einſam leben. Ich habe ihn recht lieb gewonnen,[1] und ſein hülfloſer, verlaſſener, einſamer Zuſtand ſchmerzt mich, weil er eigentlich recht glücklich ſein könnte in einem freundlichen Familiencirkel, wo er gepflegt und phyſiſch und moraliſch getragen werden könnte, und wo er bilden könnte auf ſeiner Seite. Wenn Sie ihn vielleicht bald ſehen, ſo grüßen Sie ihn herzlich von uns; ſagen Sie ihm, wir wünſchen recht, etwas von ihm zu hören, weil wir durch Körners jetzt nichts von ihm hören. Wenn ich ihn zu finden wüßte, ſo würde ich ihm ſelbſt ſchreiben und um Nachricht von ihm bitten; er liegt mir wirklich recht am Herzen.

---

[1] Hier folgt die in den „Briefen" S. 157 abgedruckte Stelle.

---

[1] Bei dem Beſuch in Dresden im vorigen Sommer. Sch. an Körner IV. S. 234.

Wenn Sie auf dem Breslauer Theater vielleicht ein neu bearbeitetes Stück von Schiller, Gozzi's Turandot, ſehen wollten, ſo könnte es das Theater haben. Zur Herzogin ihrem Geburtstag wird es hier geſpielt werden. Schiller hat es äußerſt intereſſant behandelt; er hat es in Jamben gebracht und manches gar zu Individuelle der Italiener verwiſcht; aber es hat gewiß gewonnen. Das Sujet iſt ſehr günſtig zur Bearbeitung. Es iſt nur ein Einfall von mir, wenn man es aber in Breslau ſpielen kann, ſo wird es Schiller wohl geben.

Es gibt hier theatraliſche Unterhaltungen aller Art. Bei Kotzebue iſt Donnerſtags immer Geſellſchaft;[1] da werden Sprüchwörter dramatiſiert und allerlei Späſſe gemacht, auch Scenen aus der Jungfrau ſind geſpielt worden, wo Amalie die Heldin war, und die prophetiſchen Stellen ihr recht gut gelangen, aber die, wo Gefühle zur Sprache kommen ſollten, nicht ſo ausgeſprochen wurden.

Fritz an Lotte. Breslau, den 29. März 1802.

Ehe ich Ihren gütigen Brief beantworten konnte mußte ich erſt Ihren Fußſtapfen folgen und auch die Maſern bekommen. Sie haben mich nicht ſehr angegriffen, nur behalte ich noch einen Huſten, der ſich bisweilen zeigt. Im Uebrigen nehme ich zu.

Durch meine Mutter werden Sie wiſſen, daß ich meine entlegne Beſitzung gegen ein Gut hier bei Breslau vertauſcht habe. Es iſt dieſes ein glückliches Geſchäft für mich geweſen, und ich habe dabei nicht allein an der Benutzung meines Capitals, ſondern auch an Annehmlichkeit des Lebens gewonnen. In drei Tagen denke ich ganz auf dieſes Gut für den Sommer zu ziehen und alle Tage zu den Kammer-Seſſionen herein zu fahren.

---

[1] Henriette an Knebel, S. 112.

Ich habe dieſen Winter nicht angenehm zugebracht. Nach den glücklichen paar Wochen, die ich im Herbſte in Weimar verlebte, kam es mir hier ſo herzlos und leer vor. Ich bin ſehr alt geworden und glaube beinahe die größte Hälfte meines Lebens hinter mir zu haben. Es freut mich jedoch der Sommer ſo ſehr, als ob es der erſte wäre, den ich zu erwarten hätte.

Was werde ich pflanzen und ſäen, ordnen und einrichten! Möchten Sie doch, gütige Freundin, mich in meinem freundlichen kleinen Haus zu Strachwitz auch einmal mit dem Schiller beſuchen können.

Meiner Mutter kann ich nicht recht geben, wenn ſie ſich durch den Beſuch der guten Amelie beläſtigt findet. Sie iſt ſo beſcheiden und artig, daß ſie gewiß meiner Mutter keine Unbequemlichkeit, die ſie nur ahnen kann, verurſacht. Ueberdies glaubt mein Bruder, daß mich meine Mutter mehr liebt als ihn, und iſt ſehr disponiert zu glauben, daß wir ein Geheimniß vor ihm hätten oder etwas mit einander verabredet hätten. Er würde daher wenn ich mich gegen ſeinen und ſeiner Frau Aufenthalt bei unſerer Mutter äußerte, glauben, daß dieſes ein Auftrag, den ich von ihr erhalten hätte, ſei. Geßler iſt jetzt bei dem Grafen Stollberg in Peterswalda bei Reichenbach. Ich wollte beide in Peterswalda Ende dieſes Monats beſuchen, allein mein Gutstauſch hat mich davon abgehalten. Stollberg, den ich noch in Frankreich glaubte, trat vor drei Wochen unvermuthet in mein Zimmer. Seine zarte Bildung hat ſich nach ſeiner Reiſe etwas verloren; er hat nun ſtarke männliche Züge bekommen; ſein Herz aber iſt noch ſo treu und bieder wie vordem. Er reist in dieſen Tagen ab, um ſeine Braut heimzuführen.

Dem Director des Theaters habe ich beiläufig geſagt, daß das Stück Turandot von Schiller zu haben ſein würde. Er meinte, daß die hieſige Theater-Caſſe zu arm ſei um Schillers Stücke nach Verdienſt zu bezahlen. 12 Ducaten ſei der höchſte Preis, den man bisher für ein Stück gegeben habe und er könne nicht mehr dafür offerieren. Ich glaube, daß, wenn Schiller das Stück hieher ſenden und 15 Ducaten dafür verlangen wollte, man ſie ohne Zweifel bezahlen würde.

Das Mädchen von Orleans findet hier ungemeinen Beifall, doch war ich noch nicht ſo glücklich einen Abend, wo es geſpielt wurde, frei zu haben, um es zu ſehen.

Da Niemand von meinen Freunden mit Goethe umgeht als Sie, ſo bitte ich Sie ihm zu ſagen, daß ich ſeiner oft gedenke.

Lotte an Fritz — Weimar, den 1. Juli 1802.

Wirklich verdiene ich Ihr Lob, lieber Freund, in einer ſolchen Zeit Ihnen zu ſchreiben, und es iſt auch nur der Wunſch Ihnen etwas Freundliches zu ſagen, der mich dieſen Brief unternehmen läßt; denn ſeit mehreren Tagen iſt es recht unheimlich in meinem ſtillen freundlichen Haus, weil Alles krank iſt. Die beiden Knaben haben eine Art Keuchhuſten, der zumal Ernſt ſehr angreift. Ein Kranker nimmt ſchon alle meine wenigen Kräfte, und nun iſt Schiller auch von einem garſtigen Huſten geplagt, der ihn ſehr mitnimmt. Es gibt vielleicht Momente, wenn Alles um mich herum huſtet, daß ich mir nicht mehr zu helfen weiß. Ich ſelbſt bekomme aus Sympathie auch den Huſten, doch iſt es nur ſelten.

Nächſten Winter, hoffe ich, ſoll es auch der lieben Mutter leichter werden, weil Frau von Seebach im Hauſe wohnt, die ihr manche Details abnehmen kann.

Ueber den Geſundheitszuſtand der guten Großmama bin ich beſorgt. In dieſem Alter und bei dieſer Schwäche kann man Alles fürchten.

Ich hoffe, wenn Sie wieder nach Weimar kommen, ſo ſoll es Ihnen auch bei uns wohl werden. — Unſer Haus iſt recht freundlich. Das Haus, das die Gräfin Bachof ehemals in der Eſplanade bewohnte, haben wir gekauft, und ich freue mich ſehr des Beſitzes, weil die Lage meinen Augen wohlthätig iſt, und ich immer wie in einer Laube ſitze. Auch für die Kinder iſt es ſehr freundlich, und für eine Wohnung in der Stadt hat ſie alles Angenehme eines

Gartenhauſes, weil die Eſplanade unſer Garten iſt. Der Einzug, das Arrangement des Hauſes, die Veränderungen, die wir machen mußten, haben uns viel Zeit und Ruhe geraubt, beſonders Schiller, der noch nicht zu einer fruchtbaren Stimmung kommen konnte; da die Thätigkeit des Geiſtes ſein höheres Leben iſt, ſo iſt es ihm noch nicht recht hell und gemüthlich. Ich fühle dieſe Stimmung immer mit, und mir iſt nie wohler, als wenn ich Schillers Geiſt in einer Thätigkeit weiß, die ihn erhebt. — In ein paar ruhigen freien Wochen läßt ſich viel nachholen (denn Zeit und Muſe koſten die geſellſchaftlichen Verhältniſſe); denn Alles iſt verreist und will reiſen. Ich ſelbſt auch werde in meine Vaterſtadt reiſen, wenn Alles bei mir wieder wohl iſt. In meinem geliebten Cirkel in Rudolſtadt hat ſich etwas ereignet, das Sie gewiß auch freut: Gleichens haben eine Tochter, die 14 Tage alt iſt, und von wo ich heute einen Gevatterbrief erhielt. Dieſe Begebenheit iſt mir ſehr rührend und erfreulich. Die Eltern ſind unausſprechlich glücklich.

So ungern ich Ihre liebe Mutter hier vermiſſe, ſo würde es mich doch freuen, wenn ſie Sie ſehen könnte. Ich ſtelle mir es gar zu freundlich bei Ihnen vor. Ihr Beſitz iſt mir auch eine erfreuliche Begebenheit; da Sie einmal nicht in unſrer Nähe ſein ſollen, lieber Freund, ſo mag ich Sie gern ſo gut und angenehm umgeben wiſſen, als möglich. — Ueber Ihr ſchönes Haus und ſchönen Wieſen mit den großen fetten Kühen freue ich mich, als wenn ſie mein gehörten; Alles, was Ihnen begegnet und erfreut, theile ich mit ſchweſterlichem Herzen.

Leben Sie wohl! Schreiben Sie mir in einer ruhigen Stunde aus Strachwitz, damit die Penaten auch meinen Geiſt gaſtfrei aufnehmen, wenn Ihnen mein Bild erſcheint. Sie müſſen auch nicht aus der Gewohnheit kommen mir zu ſagen, daß Sie mich nicht vergeſſen, denn daß Sie es in der That nicht thun, ſchmeichle ich mir.

Daß meine Schweſter in Paris iſt, wiſſen Sie wohl? Sie freut ſich ſehr über die Kunſtwerke und findet die Franzoſen allerliebſt gefällig in ihrer Heimath. Uebrigens greift ſie der Lärmen an.

Schiller hat in dieſem Frühjahr ſeine gute alte Mutter verloren. Dieſe Begebenheit war ihm ſchmerzlich.

Goethe iſt in Lauchſtädt und iſt wohl.

Weimar, 24. October 1802.

Die Zeit Ihres Hierſeins iſt recht ſchnell verſtrichen! Jetzt ſind noch ſchöne Tage, die wir recht genießen; im Park bleibt es recht lang grün; bei Ihnen mag es recht ſchön ſein in Strachwitz!

Ich habe hier einen ländlichen Spaziergang gefunden, den ich auch recht gern habe. Es iſt die Wieſe, wo man im Winter auf dem Eiſe fährt; da gibt es eine Pappelallee, wo das Grün, von der Sonne beleuchtet, ſo freundlich iſt; in der Ferne waren weidende Heerden, und die Stadt lag verſteckt; da konnte man ſich das Dörfchen hindenken. — Ich habe zuweilen eine Sehnſucht auf dem Lande zu wohnen, aber ſo wenig ich gern in dem großen Haufen lebe und mich verwünſche, ſo iſt mir doch die Möglichkeit lieb, geſellig ſein zu können. Auch da ich an Schillers geiſtiger Thätigkeit ſo treuen Antheil nehme, und ihm die Einſamkeit auf dem Lande nicht gut wäre, weil er ſeine Kräfte zu viel brauchen würde, ſo iſt mir die Vorſtellung in der Stadt zu leben, im Ernſt betrachtet, doch die bleibende.

Schiller umarmt Sie tauſendmal. Er liebt Sie herzlich und nimmt treuen Antheil an Ihnen. — Es hat mich ſehr gefreut, Sie wieder zu ſehen. Ich hoffe es geſchieht bald wieder.

Fritz an Lotte. Breslau, 2. Nov. 1802.

Laſſen Sie mich bleiben, wie ich bin. Ich bin nicht unglücklich und öfters überdies ſehr froh und glücklich. So lange ich kann werde ich arbeitſam und thätig ſein, und dann — werde ich mich gern erinnern, daß ich die vorzüglichſten Menſchen meines Zeitalters gekannt hatte, daß ich die treuſten wärmſten Freunde hatte, daß ich die beſte Mutter und Großmutter beſaß, daß ich alles Reine, Schöne und Hohe genoſſen, daß ich meine Gewalt nicht gemißbraucht und daß ich mich vor höherer Gewalt nie unrechtlicher Weiſe gebeugt habe.

Den Brief an Geßler werde ich ſelbſt abgeben, da ich zu ihm und Stollberg in nächſter Woche zu reiſen denke.

Jette an Fritz. Weimar, den 22. Nov. 1802.

Ich muß mir den heutigen Tag, der mein Geburtstag iſt, noch lieber machen, indem ich Ihnen ſchreibe, lieber Freund, und muß Ihnen zugleich danken für Ihr ſchönes Geſchenk, das mir die liebe Mutter heute gab. Die Taſſe iſt prächtig!

Ich bin recht gebeugt über den ſchnellen Tod der edlen liebenswürdigen Eliſe Gore,[1] die nur zwei Tage krank war. Heute Abend wird ſie begraben; wir haben ſie treu beweint, die liebe Mutter und ich. Die Schweſter iſt untröſtlich, der Vater auch. Man hat das Gefühl, daß die ganze Familie ſterben könnte nach einander; ſie gehörten ſo zuſammen, und ich weiß nicht, wie ſie leben werden ohne ſie. Ein Stickfluß machte das Leben ſchnell enden, und ſie iſt ſehr glücklich geſtorben; ſie hat das Gefühl der Trennung kaum faſſen können, als es ſchon vorüber war.

Weimar, den 21. Februar 1803

Ich kann es mir unmöglich verſagen Ihnen zu ſchreiben, lieber Freund. Wie mich und die liebe Mutter Ihr letzter Brief beunruhigt hat, möchte ich Ihnen ſagen können. Sie wiſſen, wie die Glückſeligkeit Ihrer Mutter an meinem Herzen liegt, wie ich Antheil an ihr nehme, und auch Sie wiſſen, hoffe ich, von mir, daß Sie auch glücklich ſein müſſen, wenn es mir wohl ſein ſoll; daher fühlen Sie, wie uns der dunkle Inhalt Ihres Briefes beunruhigt. — Warum ſagen Sie nicht, welcher Zufall Sie hindert ſelbſt zu ſchreiben? Wir ſtellen uns das Traurigſte vor, denn Sie wiſſen, wie die Liebe einer Mutter ſich beunruhigen kann. — Sagen Sie uns, warum Sie nicht ſchreiben; erzählen Sie mir mit Vertrauen, welche Begebenheiten dieſen Zufall veranlaßten. Ich und Schiller, die ſo treuen Antheil an Ihnen nehmen, werden treu bewahren, was Sie uns ſagen. Aber die Ungewißheit iſt ſo ſchmerzlich." Laſſen Sie mich mit erſter Poſt nur ein Wort wiſſen; wenn Sie nur zwei Zeilen einem Ihrer Freunde dictieren, ſo bin ich zufrieden; aber laſſen Sie uns nur den wahren Zuſtand erfahren, ich beſchwöre Sie.

---

[1] Henriette an Knebel, S. 155.

Bei einer ſolchen Entfernung, wo der Zeitraum ſo groß iſt, ehe Briefe hin und her gehen, ſollte es ein heiliges Geſetz ſein, Alles klar und treu zu berichten, denn die Ungewißheit iſt ſo traurig, und die Freiheit der Phantaſie vergrößert ihren Spielraum ins Unendliche. — Ich bitte Sie, ſagen Sie mir etwas von Sich. Schiller hat mich veranlaßt Ihnen zu ſchreiben; ſagen Sie der lieben Mutter, was Ihnen widerfahren iſt, ich bitte Sie. Wir, Ihre Freunde, dürfen wohl wiſſen, was Sie betrifft. Aber nur laſſen Sie uns deutlich über Ihren Zuſtand werden. — Ich fürchte Sie zu beläſtigen und es könnte Sie ermüden, viel zu leſen.

Möge uns der Himmel bald unſre Wünſche erfüllen und wir wieder ruhig an Sie denken können.

Schiller umarmt Sie herzlich. — Leben Sie wohl! — Mögen dieſe Zeilen Ihnen zeigen, wie theuer Sie uns ſind, und wie uns Alles angeht, was Sie betrifft. Adieu!

Sollte Ihr Zufall lange Folgen haben, ſo verſagen Sie Ihrer Mutter nicht die Freude Sie bald zu beſuchen; ich fühle, es iſt ihrer Ruhe nothwendig und kann ſie erheitern.

Fritz an Lotte. Breslau, den 22. März 1803.

Ihr herzlicher, theilnehmender Brief, gütige Freundin, hat mich mit innigem Dank erfüllt; ich widme Ihnen dafür die Erſtlinge meiner wieder erlangten Schreibkunſt durch dieſe Zeilen, die ich Sie bitte meiner Mutter mitzutheilen. Stete Verachtung und Zurückſetzung iſt hier das Loos der Perſonen, die einem Duell zu entgehen ſich bemühen, und wenn ich auch nicht ſo ganz von fremder Meinung abhänge als Leonce in der Delphine, ſo läugne ich doch nicht, daß ich die Achtung der Menſchen zu einem Theile meines Glückes rechne. Auf einem Balle bei Miniſter Herm wurde ich durch einen Herrn v. B.........s aus Sachſen ſehr zufällig inſultiert. Ich lachte darüber und äußerte den Umſtehenden, daß er betrunken ſei. Den folgenden Tag mochten ihm ſeine hieſigen Verwandten vorgehalten haben, wie unſchicklich er ſich im Trunke aufgeführt habe. Er behauptete ſogleich gegen Jedermann, er ſei nicht betrunken geweſen und fand für nöthig, mir eben dieſes zu ſchreiben. Ich antwortete ihm, wenn er nicht betrunken geweſen ſei, ſo müßte ich ihn für verrückt halten, worauf er mich natürlich gefordert hat. Wir kamen bei dem Prinzen von Pleß zuſammen, und nach einem kurzen Gefecht empfing ich einen Hieb in den Arm. Die Wunde machte mir weder großen Schmerz noch Unbequemlichkeit, und ich konnte nach Verlauf von ein paar Wochen wieder ausgehen. Einige ſchöne aber trügeriſche Tage im Februar lockten mich in das Freie. Eine Erkältung in der Wunde, die Roſe am Arm, die Anſchwellung einer Drüſe unter der Achſel und ein Nervenfieber waren die Folgen davon. Die Wunde iſt nun geheilt, die Roſe ziemlich vorüber, die Drüſe ausgeleert und faſt wieder geheilt, das Nervenfieber vorüber. Magerkeit und allgemeine Schwäche, beſonders aber in dem verletzten Arm, ſind die Folgen, die ich noch fühle. Sobald die Drüſe geheilt iſt, werde ich Bäder brauchen. So viel von mir.

Schillers neuer Titel, ſo wenig Werth er auch darauf legen mag, hat mich gefreut. Wenn Sie auch beide nichts dabei gewonnen haben, ſo hat doch der Herzog und die Herzogin den Vortheil erlangt Sie öfters zu ſehen, und vielleicht kann es Ihren Kindern nützen.

Den 23. Eben bekomme ich zwei Briefe von meiner Mutter mit einemmal und behalte mir vor, ſie nächſten Poſttag zu beantworten. Ich habe bei ihrem Empfang ein wenig das, was man disappointment nennt, empfunden, denn ich hatte mich wegen des erſten Briefes meiner Mutter, worin ſie große Luſt bezeigte hieher zu kommen und wegen des darauf gefolgten 14tägigen Stillſchweigens überredet, ſie wäre unterwegs zu mir. Heute, morgen oder übermorgen müßte ſie nach meiner Rechnung ankommen.

Lotte an Fritz. Weimar, den 31. März 1808.

Ich muß Ihnen heute gleich danken, lieber Freund, denn Ihr Brief hat mir große Freude gemacht, denn ich ſehe dadurch, daß Ihre Hand ihre alten Fähigkeiten wieder erlangt hat, und daß wir für die Folgen nichts mehr zu fürchten haben. Die Pflege Ihrer lieben Mutter, ihre liebe Gegenwart wird mehr thun als die Mittel, und ich denke, es wird für ſie und Sie dieſe Zuſammenkunft ſehr wohlthuend ſein. So ungern ich die liebe Mutter vermiſſe, und wie tief ich fühle, daß mir hier in ihr etwas fehlen wird, was nichts erſetzen kann, ſo fühle ich doch wieder, daß ſie Sie glücklich machen wird, und es für ihre eigene Ruhe nöthig iſt, ſich ſelbſt zu überzeugen von Ihrem Zuſtand. Ich ſchreibe Ihnen heut auch, um Ihnen die Zeit der Erwartung zu verkürzen; ich hoffe, daß ſie den 11. April abreiſen wird. Wenn ich nicht durch meine Familie gebunden wäre, durch meine eigne angegriffene Geſundheit, da ich beinahe beſtändig an Zahnweh und gichtiſchen Zufällen dieſen Winter gelitten habe, ſo könnte ich den Wunſch beinahe nicht unterdrücken, die liebe Mutter zu begleiten und ein paar Tage dort zu ſein und wieder mit dem Wagen zurückzugehen. Mein Verlangen Sie zu ſehen iſt ſehr groß, und am Willen dazu fehlt es nicht; aber doch ginge es nicht, wenn ich auch das Unmögliche thun möchte.

Was Sie mir über die Würdigung der Meinung ſagen, iſt ſehr wahr; da ſchon Heſiod dieſer Göttin unumſchränkt gehuldigt hat, ſo kann man es der Madame de Stael noch weniger übel nehmen. Die Stelle aus dem Gedicht des Heſiodus, die Tage und Stunden und Arbeiten überſchrieben, las ich neulich mit vieler Freude. Es iſt an ſeinen Bruder Perſeus gerichtet, dem er treffliche Lehren über das Leben gibt. Sie werden es wohl wiſſen, daß dieſer Bruder ein verunglückter Kaufmann war und allerlei mag angefangen haben, um wieder zu einer Exiſtenz zu gelangen. Zuletzt wurde er ein Ackermann, und da ſchreibt ihm Heſiodus vor, was er zu beobachten habe, um die Zeiten gehörig zu nutzen. Der Schluß iſt in der franzöſiſchen Ueberſetzung folgender:

Respecte l'opinion des hommes, la mauvaise réputation est un pesant fardeau; elle vole de bouche en bouche; les peuples la répandent; l'opinion publique ne se dissipe jamais entièrement; la Renommée est une Déesse, elle ne meurt point.

Wenn Sie nun erſt wieder völlig wohl ſind, lieber Freund, ſo will ich mich doch im Stillen freuen, daß Sie Sich brav gehalten haben und mit Klugheit dem Unvermeidlichen entgegen gingen; denn ich habe eine große Achtung für perſönlichen Muth, und meine Freunde müſſen in meiner Vorſtellung auch alle dieſe Eigenſchaft beſitzen; aber brauchen ſollen ſie ſie deßwegen doch nicht, oder nicht in Fälle kommen ſie brauchen zu müſſen; denn die Angſt und Sorge der Freundinnen iſt zu groß, als daß man einen ſolchen Fall wiederholen möchte. — Sie wiſſen ja, daß Sie mir auch mit angehören, daß ich mich ſtets an den Gedanken gewöhnt habe, Sie wie einen Bruder anzuſehen, daß Sie mir durch meine Freundſchaft für Ihre Mutter noch näher ſind. Alſo habe ich gar kein Verdienſt, oder kein ſo großes, als Sie mir zuſchreiben, wenn ich herzlichen Antheil an Ihrem Ergehen nehme und innig um Sie beſorgt war. Ich habe doppelt ſchmerzlich die weite Entfernung, in der Sie von uns ſind, gefühlt. — Goethe hat ſehr herzlichen Antheil an Ihnen genommen, und ich habe mich recht über den Ausdruck des Geſichts gefreut, als ich ihn Ihren Brief leſen ließ. Er trug mir auf Sie recht herzlich zu grüßen.

Wie der Zuſtand der hieſigen Welt iſt, wie weit und wie nahe die Sonne des Glücks und der Ruhe von dem Horizont entfernt ſteht, wird die liebe Mutter erzählen. Ein tröſtlicher Zuſtand iſt nirgends; meine unruhige Familie, die mich dann und wann aus meinen idealiſchen Vorſtellungen, der Welt meiner Empfindungen ſtört, trägt nicht immer dazu bei mir frohe Vorſtellungen zu geben (unter uns geſagt).

— — [1]Er (Schiller) iſt auch angegriffen von dem harten Winter, gereizt durch die Zuſtände, die ſeine Freunde umgeben, und noch nicht wieder recht comfortable in ſeinem Gemüthszuſtand.

Ueber Goethe's Stimmung wird Ihnen die liebe Mutter auch ſprechen. Schiller iſt der einzige Menſch hier, der ihn ſieht wie ſonſt; er gibt auch dann und wann Concerts und Soupers, wo wir Damen zu ihm kommen; aber er will nicht öffentlich mehr erſcheinen. Ob er dieſen Vorſatz hält, wiſſen die Götter. — Bewahren Sie es in Ihrem Herzen, was ich Ihnen da ſagte.

Die Amelie[2] gehört auch zu den Irrſternen, die ſich verfinſtert haben. Ihre Lage ängſtigt mich auch; ich möchte, ſie könnte glücklich hier ſein, oder glücklich an einem andern Ort. Ob ſie gleich in der Geſellſchaft hier fehlen wird, und auch ihren Freunden — ſie hat ein braves Gemüth und iſt ſicher, und ſolche Menſchen ſind einem immer ſchätzenswerth — ſo glaube ich doch, ſie iſt ihrer jetzigen Stimmung nach nicht mehr im Stande, hier ſich wohl zu fühlen.

Sehe jeder wie ers treibe,
Sehe jeder wo er bleibe
Und wer ſteht, daß er nicht falle.

Bei allen Irrthümern, Mißverſtand und Unverſtand der großen Geſellſchaft[3] iſt es ein ewiges Tanzen und Luſtigſein, und in dieſer Woche ſind zwei Bälle.

Der Prinz[4] iſt recht artig, und hat einen Ausdruck von Gut muthigkeit, der einen rührt. Er erzählt artig, ſpricht langſamer und hat den Ausdruck von Staunen verloren, den er ſonſt in ſeiner Phyſiognomie hatte, und dies thut ihm wohl und läßt ihm wohl. — Die Prinzeß und von Knebel ſind mir immer liebe Erſcheinungen, wo ich ſie ſehe. Die Knebel und ich haben uns, wenn wir zuſammen kamen, oft von unſrer Angſt um Sie unterhalten.

---

[1] Hier folgt die in den „Briefen", S. 158, abgedruckte Stelle. Das dort Geſagte, welches ſich auf Goethes durch Kotzebues Anhang und durch die ſchiefe Stellung, in welche ihn ſein häusliches Verhältniß mehr und mehr brachte, verurſachte Verſtimmung bezieht, wird vollſtändiger nachgeliefert.

[2] Um ſie bewarb ſich der ſchwediſche Major von Helvig, der ſie in demſelben Jahre heirathete. Am 14. April ſchreibt Henriette an Kn., S. 169, „daß die Amelie im Juni den Hof verläßt," vgl. S. 175.

[3] „Es iſt viel Seelenkrankheit in W." Knebel an Henriette, S. 161.

[4] Der Erbprinz, der mit den HH. v. Wolzogen und v. Pappenheim eine Reiſe nach Wien und Paris gemacht hatte und am 20. zurückgekehrt war. Henriette S. 168.

Die Rudolſtädter Herrſchaften ſind nach Italien gereiſt, kommen im Mai aber wieder.

Humboldt ſchreibt fleißig von Rom, und erſt heute hat S. einen Brief. Der Zuſtand mag traurig ſein; er ſagt, es ſei durch das Elend eine ſolche Abſpannung in den Gemüthern, daß der Witz der Italiener ganz erlöſche, beim Carneval nur die abgeſchmackteſten Ideen erſchienen, und in der Kirche wäre der Eifer, deren Gebrauchen beizuwohnen, eben ſo geſunken, wie der Geiſt des Muths und der Fröhlichkeit. Es wäre Alles Gepränge ohne Kern und Kraft. Die Ruinen allein und das Leben in der vergangenen Zeit hätte etwas Erfreuliches, aber auch Schmerzliches. Dies fühl' ich gar wohl; es hat mich ſo eine Trockenheit überfallen bei der Lectüre dieſer Schilderungen, daß ich alle Illuſion verloren habe. — Der Kriegsrath Uhden, an deſſen Stelle Humboldt gekommen, iſt hier durchgereiſt und hat recht intereſſant erzählt; ich habe ihn bei Goethe geſehen. Der Papſt iſt ſo ökonomiſch geworden, iſts aus Politik oder Neigung weiß ich nicht, daß er, als er zuerſt in den Vatican trat, alle Wachskerzen auslöſchte und Oellampen anbrennen ließ. Er hat ein kleines Wachsſtöckchen neben ſich ſtehen, das zündet er an, wenn er etwas leſen will. Er ſoll erſtaunend höflich ſein und den Fremden gleich die Hand drücken; kurz der alte Stolz der Päpſte iſt verſchwunden bei ihm, und wenn ſich auch ein Kaiſer fände, der ihm den Steigbügel halten wollte, ſo würde er ſich nicht darein finden können. Ich bin ordentlich gekränkt, daß die Größe des Papſtes verſchwindet, denn in der Phantaſie war er eine ſo wunderbare Erſcheinung.

Schiller umarmt Sie herzlich; er nimmt Antheil an Ihnen, wie ich ſelbſt.

Weimar, den 20. Juni 1803.

Ich hatte recht meine Sorge um Ihre Tante Imhof; ſie wurde ſo krank vor drei Wochen, daß zwei Aerzte glaubten, ſie könne nicht drei Stunden mehr leben. Sie hat ſich wunderbar wieder erholt. Da es krampfhaft war und die Nerven beſonders litten, ſo iſt es wohl glaublich, daß ſie ſich noch hinhalten kann einige Zeit, denn die krampfhaften Zufälle haben die wunderbarſten Phänomene; doch iſt ſie überhaupt zu ſchwach und hat noch keinen rechten Appetit wieder, alſo glaube ich wohl, ſie wird doch lange nicht mehr leben können.

Das arme deutſche Käthchen, auf engliſch Marianna getauft, kam eben allein von Berlin zurück, wo ſie ſich von ihrem Bruder[1] trennen mußte, weil er ſchnell nach England eilte, und fand die Mutter ſo ſchwach! Die Amelie hat auch viel dabei gelitten und iſt jetzt über ihren übereilten Abſchied vom Hof doch wieder zurück gegangen in ihre Exiſtenz für die Welt; die getäuſchte Erwartung ihrer Reiſe-Projekte und doch überhaupt die Unſicherheit des Zuſtandes ihres Bruders beim Krieg — Alles kommt auf einmal, ihr Gemüth zu beſtürmen; ſie hat eine kranke Sehnſucht nach Ruhe, die mit ihrem übrigen Leben und Treiben nicht in Uebereinſtimmung ſteht; denn eine ſo reizbare Natur, wie die ihrige, ſtrebt, wenn es ihr wohl ſein ſoll, den Cirkel ihres Lebens eher zu vergrößern, als zu verengen. Mich dauert ſie herzlich, und ich möchte ſie zufrieden wiſſen. Die uns unſicher ſcheinende Ausſicht, übers Oſtmeer zu ſchiffen, iſt jetzt, dünkt mich, das Sicherſte geworden. Und der Schwede hat den feſten Willen; ich wollte nur, er käme vor dem Winter noch; denn hier mit den Schweſtern zuſammen wäre es keine gute Lage, lang zuſammen zu leben.

---

[1] Imhofs Sohn aus ſeiner Ehe mit der ſpätern Lady Haſtings. Henriette S. 172 u. 175.

Ich hoffe, Ihre liebe Mutter ſoll Frau von Imhof wieder finden und ſie noch eine zeitlang behalten. Es war mir doppelt traurig, wenn ich mir dachte, daß die gute Mutter wieder einen Verluſt leiden ſollte, und dadurch aufs neue gebeugt werden. Da ich immer das Gefühl habe, ich müßte alles Traurige des Lebens von ihr entfernt halten, ſo wäre es mir recht ſchmerzlich, wenn ich ſie betrübt wieder ſähe. Und dies Gefühl ſchmerzte mich recht bei der nahen Gefahr. Ich beſuche die Kranke auch in der Seele Ihrer Mutter mit, um etwas in ihrer Abweſenheit ſie zu erſetzen. Die Töchter pflegen ſie aber mit allem guten Willen. Die Knebel ſorgt auch mit treuer Liebe für ſie. — Onkel Schardt hat mich, unter uns geſagt, recht geärgert. Es war Pfingſten, wo ſeine Schweſter ſo krank war;[1] er war am Hof und hat da ruhig gegeſſen und geſpielt. Er ſprach wohl gerührt, aber man glaubte doch kein rechtes Herz darin zu finden, und es rührt einen nicht. Die Knebel und ich haben uns recht darüber geärgert. — Die Emilie Gore hat ordentlich ein himmliſches Gemüth. Sie hat Frau von Imhof ſo oft beſucht und ſo viel Antheil genommen; mir war es ſo ſchmerzlich ſie da zu ſehen um ihrer eignen Erinnerungen wegen. Aber ſie erſchien wie ein guter Geiſt; ich liebe ihren Charakter ſehr.

Der alte Gore kann nun nicht nach Paris und wird mit Einſiedel nach Wien reiſen.[2] — Die kleine artige * iſt nun fort, ihrem Bräutigam entgegen. Sie hat ſehr betrübten Abſchied genommen; ſie hat ſo treuen Antheil an Frau von Imhof genommen, und war ſo erfreut über das Zeichen der glücklichen Kriſis, daß ſie mich recht gerührt hat. — Der arme Wanderer, der nun auf der Inſel Madeira iſt,[3] mag wohl den Antheil an der Mutter noch erhöht haben.

---

[1] Vgl. Henriette an Knebel, S. 218.

[2] Henriette an Knebel, S. 186.

[3] Ernſt Imhof, der auf der Inſel St. Vincent ſtarb. Vgl. Nachlaß II, S. 221.

Suchen Sie doch die zwei Bände von Cellini zu bekommen, die Goethe jetzt herausgegeben hat, es wird Ihnen ſehr intereſſant ſein. Als Ganzes iſt es ungleich reicher und unendlicher, möchte ich ſagen, als wie es ſtückweiſe erſchien.[1] Es iſt wie ein Roman ſo verwickelt und mannigfaltig; dabei die Wahrheit der Natur und die Schilderung der Charaktere und Verhältniſſe; man ſieht eine ganz neue Welt. Auch empfehle ich Ihnen die Ueberſetzung der Trauerſpiele oder Dramas aus dem Spaniſchen des Calderon de la Barca von Schlegel. Es iſt prächtig; er ärgert einen mit ſeiner Ueberſetzung, aber der Geiſt iſt nicht zu tödten, wenn gleich ſeine vielen Worte das Waſſer zugießen wollen. —

Fritz an Lotte. Strachwitz, den 25. Juni 1803.

Liebe Freundin!

Um halb 8 Uhr heute Morgen verließ meine gute Mutter dieſen Ort, nachdem ſie 9 Wochen und 2 Tage bei mir zugebracht und mich dieſe ganze Zeit hindurch recht glücklich und zufrieden gemacht hat. Ich konnte ſie nur drei Meilen begleiten, weil ſie mit meinen Pferden bis Dresden reiſt und ich alſo nur Ackerpferde zur Dispoſition habe. Sie iſt die ganze Zeit hindurch, einen Anfall von Kopfweh ausgenommen, recht wohl geweſen, und ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie liebenswürdig, heiter und klug ſie unter allen den fremden Menſchen, welche ſie hier fand, exiſtiert hat. Sie hat mich recht ſtolz auf ſich gemacht, denn ſie war überall die vorzüglichſte unter den Damen ihres Alters und Standes. Ihre Faſſung, ihre Ruhe und Gleichmuth hat mir den Abſchied ſehr erleichtert. Nur auf dem Heimweg habe ich ihn erſt in aller ſeiner Unannehmlichkeit empfunden. Ich durchging die Zimmer, die ſie bewohnt hat, und die ſie netter und reinlicher verlaßt, als ich ſie ihr übergeben konnte. Nun ſind ſie zugeſchloſſen, die Rouleaux herabgelaſſen und ſo hat die Freude ein Ende. Morgen früh gehe ich nach Breslau.

---

[1] In den Horen.

Den 2. Juli 1803. Um meiner Mutter die ſchlechteſte Vorſtellung vom hieſigen Wetter zu geben, ſo hat es noch die zwei Tage ihrer Reiſe bis an die ſchleſiſche Grenze mit Strömen geregnet. Seitdem iſt der Himmel heiter, und die ſchön beladnen Heuwagen kommen ſtattlich einer nach dem andern in meinen Hof gefahren.

Sagen Sie dem Schiller recht viel Dank, daß er mir durch meine Mutter das wunderbare Trauerſpiel, die Braut von Meſſina, mitgetheilt hat. Die Chöre wollen mir zwar nicht in den Sinn, doch ſagen ſie oft kluge Dinge, man freut ſich daher nach jeder Begebenheit ihr Urtheil zu hören. Die Compoſition iſt ſo ſymmetriſch, daß man ſie einem Gemälde aus Herculanum vergleichen könnte. Man würde auch viele Stellen dieſes Stuckes auf dieſe Weiſe zu malen Stoff haben.

Der kräftige Benvenuto Cellini hat mich wieder ungemein gefreut. Ich habe ihn mit wahrer Begierde geleſen und danke Ihnen für dieſe Empfehlung. Auch den Calderon werde ich dieſer Tage anfangen.

Lotte an Fritz. Weimar, den 22. November 1803.

Ich bin dieſen Sommer ganz hier geblieben; nur im October war ich vierzehn Tage in Rudolſtadt, und ein paarmal in Jena. Sonſt habe ich ganz ruhig gelebt; ſo viel wie nur möglich war ich in der freien Luft; es gab auch ſo viel Theegeſellſchaften im Park; kurz, wir haben den Sommer recht genoſſen.

Meine Schweſter iſt jetzt ſeit ſechs Wochen in Dresden, wird aber bald zurückkommen. Sie reist für uns alle.

Wolzogen hat nun bald ſeine Geſchäfte in Rußland geendigt, und wenn er erſt die Großfürſtin herbegleitet hat, ſo hat er Alles vollendet. Er iſt bis jetzt ziemlich wohl. — Der Prinz wird geliebt und ſein gutes reines Herz anerkannt. Ich hoffe, er ſoll glücklich werden in ſeinen künftigen Tagen. Mich intereſſiert er ſehr, denn er iſt wirklich ſehr gut.

Eine Begebenheit, die mich ſehr geſchmerzt hat, die durch einen

Brief von der Humboldt[1] mich von Neuem ſehr gerührt hat, iſt der Tod des älteſten Sohnes. — So ein Kind kenne ich nicht, auf das ich ſo viel gebaut hätte; es war ſo blühend, ſo kraftvoll, und in drei Tagen war es todt. Die Details, die ich erſt geſtern recht erfahren, ſind traurig. Mir dünkt, das Klima ſei ſchuld an dieſem Tod. Es iſt ein quälender Zuſtand! Die Armen! Ich kann ſie gar nicht vergeſſen, und es iſt mir auch, als ſei in mir das Gefühl entſtanden, auf nichts mehr zu bauen in der Welt.

Ich erwarte eben die liebe Mutter. Schiller hat ſie zum Thee eingeladen, mir zu Ehren.[2] Karl iſt recht fleißig und Ernſt auch. Der Herr Eiſert[3] hat ſie des Tags fünf Stunden bei ſich; er hat eine gute Methode; das Latein iſt mein großes Anliegen, und ehe bin ich nicht ruhig, bis die Kinder Latein können. Aber es iſt bei mir auch zum Heil der Seele nothwendig.

Ich muß Ihnen nur unter uns geſagt ein bon mot von Goethe erzählen, worüber ich recht gelacht habe. — Der Graf Reuß,[4] der hier wohnt, hat den Einfall, alle Gelehrten, deren er nur habhaft werden kann, crayonnieren zu laſſen. Nun ſind denn alle ſchon daran geweſen hier, nur Goethe und Schiller wollen nicht. G. hat es ſehr übel genommen, daß der Graf den Herrn Roux von Jena ſo ohne Vorbereitung zu ihm geſchickt hat, und ſagte neulich in einem Anfall von guter Laune: Chriſtus hat doch ſagen laſſen durch ſeine Jünger, wie er die Eſelin brauchte, der Herr bedarf ihrer, aber uns läßt der Graf kein gutes Wort ſagen. Ich habe mich an den Hrn. Roux gemacht und ihm an die Hand gegeben, er ſolle die Bilder copieren, denn die Originale bekommt er nun und nimmermehr. Und es kann dem Grafen ganz einerlei ſein; aber er beſteht auf Originalen. Die Goechhauſen hat mich verſichert, er wäre wüthend durch den Widerſpruch. Es iſt mir zum Kranklachen.

---

[1] Er folgt im zweiten Bande.

[2] An Lottens Geburtstag.

[3] Lehrer an der Schule. Lit. Nachl. II. S. 214.

[4] Lit. Nachl. II. S. 212.

Donnerstag

In Jena iſt es jetzt ganz leer von unſern alten Bekannten. Daß Sie nun im wahren Sinn des Worts der Madame Schütz[1] concitoyen ſind, dazu gratuliere ich Ihnen. Ich wollte Ihnen wünſchen, die Univerſität in Breslau ſollte ſo in Flor kommen, als man mit Halle vorhat, damit Sie wieder Ihre Ergebenheit an Madame S. bezeigen könnten. Die zwölf Jahre machen bei ihr gar keinen Unterſchied; ſie macht noch dieſelben Anſprüche.

Paulus hat mir leid gethan; ich habe ihn ungern aus der Nähe verloren. Hufeland iſt auch in Würzburg.[2] Dieſer hat in dieſem Sommer eine Reiſe in die Schweiz mit ſeiner Frau gemacht und iſt über den Gotthard gegangen; er war in Mailand und Turin und ging über den Mont-Cenis wieder nach der Schweiz. Dieſe Reiſe hat aber nur ſo lange gedauert, daß er kaum die Gaſthöfe hat kennen lernen, und er ſpricht von Italien, als wäre er Jahre da geweſen. Mir wurde ordentlich unheimlich bei der Anmaßung, und ich war froh, als er die Thüre wieder in die Hand nahm. Ich hatte ihn ſonſt ſo lieb, aber er wird alle Jahre leerer und fader. —

Denken Sie ſich, daß der Kurfürſt von Bayern, um recht grell den Unterſchied der Stände aufzuheben und beide Religionsverwandten gleichzuſtellen in Geſellſchaft, den Profeſſoren eine Uniform vorgeſchrieben hat. Die ehemaligen geiſtlichen Räthe und Profeſſoren müſſen Dunkelblau, mit breiten goldnen Treſſen die Kragen beſetzt, und weiße Weſten tragen. Denken Sie ſich Paulus in der Uniform mit Hut und Schnüren und Quaſten, kurz ganz militairiſch, und als Vorſteher der theologiſchen Fakultät, als Conſiſtorialrath. — Es liegt mir etwas Profanierendes in dieſer Anordnung, ob es mir gleich ſehr lächerlich ſcheint, und ich die Herren ſehen möchte. Schiller möchte ſo gern einen von ihnen abgemalt haben. Paulus muß doch am komiſchſten ausſehen!

---

[1] Deren Mann als Profeſſor der Philologie nach Halle berufen war.

[2] Goethe XXVII. S. 129.

In Jena geht es aber recht gut. Loders[1] Platz iſt für jetzt mit einem ſehr thätigen Menſchen beſetzt, einem Doktor Fuchs, der Alles bei ihm geſehen und die meiſten Präparate gemacht hat und ſehr guten Vortrag haben ſoll. Auch ſtocken die anatomiſchen Vorleſungen keinen Moment, weil auch gleich ein Cadaver ſich fand. Ein ſehr geſchickter Juriſt iſt da Thibaut, der ſchon voriges Jahr Hufeland alle Zuhörer nahm. Fernow, der aus Rom gekommen und Aeſthetik lieſt, hat unendlichen Zulauf; Niethammer auch. Kurz es geht Alles raſch fort, und die Abgehenden haben keine ſo große Lücke gemacht, als ſie ſichs einbilden.

Griesbach kann kaum mehr fort und lieſt drei Stunden des Tags; ich fürchte, er kann es doch nicht lange mehr treiben.

Die hieſige Societät hat Zuwachs bekommen, aber keinen erfreulichen. Eine Lady iſt hier, die Alles in Flammen ſetzt. Eine Liefländerin mit zwei Töchtern iſt hier, Frau von Löwenwolde, die aber keine große Acquiſition iſt, denn ſie iſt kränklich und timide.[2] Die Madame Lamberti und Zubehör kennen Sie wohl von Erfurt aus? Sie wohnen auch hier.

Ich lebe ſo viel ich kann, zu Hauſe; in die Komödie gehe ich oft und zu Ihrer Mutter; doch nenne ich das nicht ausgehen, denn da bin ich zu Hauſe bei ihr.

Schiller iſt fleißig und macht jetzt wirklich Wilhelm Tell. Dies Sujet freut mich ſehr.

Fritz an Lotte. Breslau, den 6. Dez. 1803.

Meine reizende Gönnerin, die Madame Schütz, in dem Grenzbezirk des Königs meines Herrn zu wiſſen, gereicht mir zum großen Troſt: denn ich vermuthe, daß wir Thüringer mit dieſem Pröbchen viel Ehre zu Halle einlegen werden.

Der Paulus mag drollig genug in ſeiner Uniform ausſehen. Hübſcher würde ſie ſchon ſeiner kleinen Frau ſtehn, die als geiſtlicher Rath ſehr niedlich ausſehn müßte; und käm ſie erſt in das geiſtliche Collegium, ſo könnte das wohl unter den Herren eine Verwirrung anrichten.

---

[1] Der nach Halle gegangen war.

[2] Lit. Nachlaß II. S. 215.

Leer im Herzen mag Hufeland wohl ſein, und ich glaube daher, daß er Ihnen nicht gefallen konnte, aber viel Kenntniſſe hatte er ſchon, als ich ihn verließ, und ich dächte, er müßte noch mehr eingeſammelt haben, da er äußerſt wißbegierig war.

Was macht denn der gute Göritz?

Die Romanze, der Graf von Habsburg von Schiller, hat mir unter den wenigen Gedichten, die ich in den dießjährigen Almanachs von ihm gefunden, beſonders gefallen. Schiller behält ſtets ſeinen jugendlich kräftigen Sinn.

Man hätte mir kein angenehmeres Geſchäft als die Aufſicht über die Bauſchule geben können. Die unbefangenen frohen Kinder und Jünglinge zu ſehen, iſt dem Anblick eines Blumengartens nach dem Regen ähnlich.

Guſtau, den 25. Mai 1804.

Allerhand kleine Hinderniſſe erlaubten meine Verlobung[1] nicht vor dem 23. d. M., und der beſtimmte 5te verfloß im Stillen. Ihren Brief ſoll Helene noch zu ſehn bekommen; ich bin zu ſehr dabei intereſſiert, daß Sie Freundinnen werden, und gebe daher gern die Beſcheidenheit, zu der ich mich verbunden fühle, für einen Augenblick dahin, um meiner Braut Ihren Brief zu zeigen, wie Sie es verlangen. Ich habe es ihr ſelbſt ſchon verſprochen. Da Schiller ihr Lieblingsdichter iſt, ſo findet ſie ſich Ihnen ſchon näher, und es wird ein glücklicher Augenblick für mich ſein, wenn ich ſie zu Ihnen einmal in Ihr Haus führen werde.

Ob dem Schiller das Berliner Leben gefallen mag, glaube ich kaum, ſo ſehr er geneigt iſt, die ſchönſten Seiten jedes Dinges zu fühlen und zu ſehn. Ihnen, liebe Freundin, muß es eine angenehme

---

[1] Mit Fräulein v. Stoſch, die ſchon 1808 nach vierjähriger Ehe ſtarb.

Zerſtreuung und daher eine Gelegenheit ſein, ſich Kräfte zu dem kleinen Feldzug zu ſammeln, der Ihnen bevorſteht.

Lotte an Fritz. Weimar, den 9. October 1804.

Daß wir Ihren Hochzeittag auch gefeiert haben, hat Ihnen die liebe Mutter erzählt.

Dieſes Jahr war ſehr ſtürmiſch für mich, und ich ſehe mich zuweilen verwundert um, ob es auch wahr ſei, daß ich noch da bin und noch Alles beſitze und ſogar noch meinen Reichthum durch ein kleines liebes Weſen vermehrt ſehe, das mir ſeit ihrem Eintritt in die Welt durch ſich ſelbſt nur Freude gemacht hat; denn es iſt ein liebliches Kind, ſo brav und ruhig und freundlich, wie ich wenig Kinder ſah. Die kleine Emilie iſt auch Ihrer Liebe empfohlen. Schillers Krankheit war ſchrecklich, gerade in dem Moment, wo ich am ſchwächſten war! Es iſt mir, als ſei ich an einem Abgrund vorübergegangen. Er hat ſich ſehr erholt, ſeinen geiſtigen Kräften nach; aber er muß ſich doch ſehr ſchonen, und jetzt hat er ſo leicht Diſpoſition zum Katarrh, daß er ſich gleich erkältet; er hat auch jetzt den Huſten und darf bei dieſen kalten feuchten Tagen nicht ausgehen. — Er freut ſich herzlich Ihres Glücks und ſieht nun auch einen ſeiner liebſten Wünſche erfüllt, daß er Sie nicht ſo iſoliert mehr weiß; er meint, Sie hätten ſo viel Sinn für eine häusliche glückliche Exiſtenz, daß Sie es verdienen Sie zu fühlen. — Kommen Sie Beide nur bald zu uns! Ich ſehe Helenchen ſchon im Geiſt aus der goldenen Taſſe trinken; ſie ſoll wie eine liebe Schweſter empfangen werden. Große ſchöne blaue Augen, und ein freundliches, heiteres Geſicht; aber doch ein bischen ernſthaft dabei; ſie hat eine elegante Geſtalt und iſt zierlich in Allem, was ſie vornimmt. So lebt ſie in meiner Imagniation, und ich glaube, ich habe Recht in der Wirklichkeit.

Die glücklichen Begebenheiten, die auch uns berühren und freuen, ſind uns ein ſchönes Geſchenk des Schickſals. Mein Schwager iſt wohl und mit Ruhm zurückgekehrt, denn er hat ſeine Geſchäfte glücklich beendigt und uns einen wahren Engel gebracht. Das Schickſal hätte uns nichts Erfreulicheres geben können.[1] — Das Schickſal hat uns aber beigeſtanden, und S. kann nun mit gutem Gewiſſen gegen ſeine Familie ſeine Lage behalten, da ſie verbeſſert iſt, und hat ſich anderwärts immer ein Verhältniß erhalten, das nicht abgebrochen iſt. Mehr kann ich nicht detaillieren. Mündlich würde ich Ihnen ausführlich ſprechen. Was Sie Ihrer lieben Mutter darüber ſagten, hat mich ſehr erfreut, weil es aus meiner Seele geſprochen war. — Es wäre nicht in S. Natur ſich glücklich dort zu fühlen in die Länge. Auch Körner hat faſt daſſelbe geſagt.[2]

Den 10. 9 Uhr.

Mein Lebenslauf heut ſoll Ihnen beweiſen, wie ich die Zeit ſtehlen muß: um 10 Uhr gehe ich zur lieben Mutter, wo ſeit ein Paar Jahren Montags eine Frühſtückgeſellſchaft exiſtiert, wovon die Goechhauſen, Wedel und die kleine Tante den Kern ausmachen. Dieſen Mittag ſoll ich bei meiner Schweſter ſein; der Fürſt von Rudolſtadt iſt hier, und zu dem Allen kommt mein arrangement fürs Haus, die Küche u. ſ. w., die Kinder zu unterhalten, was nicht leicht iſt. — Die Knaben ſind in der Schule; da iſt doch Ruhe; ſie lernen fleißig jetzt; Karl hat Griechiſch angefangen und Mathematik; Ernſt lernt auch Latein jetzt; ſie haben des Tags 6 Stunden und mehr und einen guten Lehrer.

Ihre liebe Mutter, die ich geſtern am Hof ſah, trug mir viel für Sie auf; ſie wird auch bald ſchreiben; ich finde zu meiner Freude ihre Geſundheit doch beſſer als ſonſt in dieſem Winter.

Seckendorf iſt hier, der jetzt in Würtembergiſchen Dienſten iſt. Er iſt dicker geworden, aber nicht ſo bedeutend mehr als ſonſt; er iſt klug und unterrichtet, obgleich nicht jedem angenehm; aber unſer klaſſiſcher Boden fehlt ihm zum Fortſchreiten.

---

[1] Hier folgt eine lobende Schilderung der Großfürſtin, der in andern Briefen enthaltenen gleichlautend, und die „Briefe", S. 160, abgedruckte Stelle, deren Schluß ſo lautet: … und Schiller kann nun mit gutem Gewiſſen.

[2] S. IV. 373.

Fiſchenich ſchrieb mir lezt;[1] er war ſo beſorgt um Schiller, und ob er wohl wieder beſſer war, als ſein Brief kam, ſo hat mich doch dieſe treue Anhänglichkeit an uns ſehr gerührt. Er ſchrieb ſeit zwei Jahren nicht; aber in der Noth vergißt er uns doch nicht. Er hat eine öffentliche Stelle annehmen müſſen, die ihn nicht glücklich macht. — Ich möchte ihn ſo gern anders wiſſen; dies Weſen macht ihn ſehr unglücklich.

Weimar, den 27. December 1804.

Ich muß die letzten Tage des Jahres noch benutzen, um Ihnen, da der Brief nicht gerade zum Anfang des neuen anlangen kann, doch unſre Intention zu zeigen.

Schiller grüßt Sie herzlich, lieber Freund, und bittet Sie dieſes kleine Andenken[2] auf den Tiſch Ihrer lieben Frau Gemahlin zu legen, und ihr dabei zu ſagen, wie ſehr wir beide Sie lieben und ehren und welche Rechte der Freundſchaft wir auf ihr Herz auch legen, dadurch daß ſie Ihre Frau iſt und daß ſie Sie glücklich macht. — Nehmen Sie den einfachen Sohn der Schweiz auf. — Ich liebe den Tell auf eine wunderbare Weiſe; ich finde die Schweiz ſo lebendig darin wieder, daß ich aus Sehnſucht weinen mußte, als mir Schiller die erſten Scenen vorlas.

Wir waren beide krank in den letzten Wochen, ſeit ich Ihnen ſchrieb, und Schiller hat noch einen hartnäckigen Huſten.

Wir waren eben[3] mit der lieben Mutter, ich und meine Schweſter und kleine Tante bei Goethe, wo die Herzogin Louiſe auch war, wo wir uns an den Abguß der Minerva von Velletri ergötzt haben; Goethe hat ihn bekommen und aufgeſtellt.[4] Es iſt ein eigner hoher Geiſt darin und dabei ſo lieblich und rein. Es iſt das in dem Sinn, nur als Charakter der Minerva gedacht, wie die große Juno; mit dieſer Art Eindruck kann man es vergleichen, den jene aufs Gemüth macht; nur iſt doch die Minerva menſchlicher als die Juno.

---

[1] Lotte hatte ihm am 8. geantwortet. Andenken S. 66.

[2] Den Wilhelm Tell.

[3] Seit dem April empfing G. jeden Donnerstag einige Damen, um ihnen ſeine Kunſtſammlungen zu zeigen. S. „Briefe," S. 167, und G. an Frau v. Stein, III. 353.

[4] G. an Schiller, Nro. 974.

Goethe war auch krank und fürchtete bedeutend krank zu werden. Er geht nicht förmlich aus, weil er ſich vor aller Erkältung hüten muß. — Die Hofluft thut den ſchönen Geiſtern nicht wohl.[1] — Schiller wird auch immer krank, wenn er an Hof geht.

Fritz an Lotte. Breslau, den 5. Januar 1805.

Welche Freude, theure Freundin, haben Sie meiner Frau und mir bereitet, indem Sie uns den Tell ſenden. Mit Rührung hatte ich ihn geſehen, und mit erhöhtem Genuß habe ich nun ihn geleſen. Sagen Sie dem Schiller unſren wärmſten Dank. Wie reizend liegt die Welt vor ihm mit der Fülle ihrer Kräfte und Verhältniſſe; ich möchte dem eignen Anblick entſagen, um immer nur in dieſen Spiegel zu ſehn. Er ergreift ſich die gewaltigen Menſchen aus der Menge, er ſtellt ſie an ihren Platz, er faßt ſie ganz, weil ſie auf eine Weiſe ihm gleichen. Die Schilderung des platten Landes von Tell, die ſchöne Anſicht des Adels von Rudenz, des alten Schweizerlebens bei Attinghauſen haben mich beſonders gefreut. Mit weniger Worten habe ich keine vollkommnere Charakteriſtik gehört, als daß Tell den Nachen im Sturme beſtieg, weil er es nicht laſſen kann. Den fünften Act halte ich für eine Schuld, die Schiller der Revolutionsgeſchichte bezahlt hat; da er ſo ſchön iſt, ſo möchte ich ihn um Alles nicht miſſen, und ich finde, daß er bei dem Leſen zum Ganzen unumgänglich nöthig iſt. Ob aber bei einer Vorſtellung auf dem Theater der fünfte Act nicht wegzulaſſen ſei, darüber wünſchte ich wohl Schillers Meinung zu hören.

Meine Frau will Ihnen ſelbſt danken. Sie verlangt, ich ſoll ſie künftig nach Weimar führen, und Ihre Bekanntſchaft hat mit den größten Antheil dabei. Sie meint, eine Frau, die ſchriebe wie Sie, müßte ſehr liebenswürdig ſein.

---

[1] Er war am 10. zuletzt bei Hof geweſen. G. an Frau v. Stein, III 359.

Ueber den Seckendorf, der, wie Sie meinen, nicht vorwärts ſchritt, weil er ſeine Zeit nicht auf klaſſiſchem Boden zugebracht, könnten Sie mir faſt bange machen, denn der hieſige iſt es wahrlich auch nicht, doch ein Dichtender bedarf einen andern Boden als ein Handelnder, die Nachtigall einen andern als der Biber.

Wir waren dieſen Winter einigemal im Schauſpiel und haben eine Operette, Fanchon, von Himmel componiert, vorzüglich lieb gewonnen. Wenn Sie etwas über die Theaterdirection vermögen, ſo bewirken Sie die Aufführung derſelben in Weimar, um ſich und Ihren Frauen den einen recht lieblichen Genuß zu bereiten.

Breslau, den 12. April 1805.

Goethe's Krankheit iſt mir nahe gegangen, ob mir gleich ſeine Freundſchaft völlig abgeſtorben iſt. Er hat mir ſeit mehreren Jahren höchſtens nur dann ein freundlich Wort gegönnt, wenn er eine Dienſtleiſtung verlangte, und mir übrigens die größte Gleichgültigkeit bewieſen. Unter den Weſen, welche Einfluß auf mich in meinem Leben hatten, iſt er eines der wichtigſten, und darum iſt mir das Andenken deſſen, was er für mich war, noch immer werth. Sollte er ſterben, ſo wird ſein armes Kind einer Sippſchaft anheim fallen, von der ich mein Kind nicht erzogen haben möchte; doch vielleicht überzeugt er ſich deſſen und übergibt den Knaben fremden Händen.

Lotte an Fritz Weimar, den 14. April 1805.

Dieſer Winter war uns Allen unheilbringend, und ſo viele unſrer Freunde unterlagen oder kämpften doch mit Gefahren, daß es einem zu Muthe iſt, als könnte man nicht in die ferne Zukunft mehr bauen. — Meine Kinder wurden zuerſt krank, alsdann Schiller zu meiner Sorge, der mich ſeit langer Zeit ſtets wieder an das veränderliche Schickſal mahnt. Zu der Sorge um

Schillers Geſundheit kam die Sorge um Goethe, der bedeutende, ängſtliche Zufälle hat, und nun iſt es mir auch, als habe ich eine Hoffnung des Lebens weniger. Er war mir immer durch ſeine leichte gemüthliche Exiſtenz ein Troſt, wenn ich um mich herum Alles leiden ſah. Aber jetzt iſt auch mein Herz um ſeinetwillen ängſtlich. — Bei dieſen Zuſtänden wären meine Briefe keine erfreuliche Erſcheinungen geweſen; — ich ſchwieg deswegen lieber.

Die liebe Mutter iſt auch dann und wann leidend, doch hoffe ich, wird die günſtige Jahreszeit, der wir leider nur erſt entgegen ſehen, ihr heilſam ſein. — Ich freue mich, daß ſie die Fr. Boſen[1] in ihr Haus bekommt. — Sie kennen Fr. Boſen, und ich ſtelle mir vor, es wird Sie recht freuen, daß Sie ſie bei der lieben Mutter wiſſen werden.

Fritz an Lotte. **Strachwitz, den 19. Mai 1805.**

Ich kann nicht ſchweigen, ſo ſehr ich ſollte, um Ihre Ruhe, theure liebe Freundin, nicht zu ſtören. Meine treue herzliche Theilnahme kann ich nicht zurückhalten. Wie der herrliche Schiller, ſo war mir keiner auf dieſer Erde, und wir werden nicht wieder finden, was wir an ihm verloren. Die Sorge und die Freude an Ihren Kindern wird Ihnen einen ſüßen Troſt geben, und der Kreis Ihrer Freunde wird ſich, indem er verengt iſt durch ſein Abſcheiden, feſter und herzlicher noch um ſie ſchließen. Leben Sie wohl für heute und bleiben Sie meine Freundin, wie ich der Ihrige mein ganzes Leben unverändert ſein werde.

Strachwitz, den 2. Juni 1805.

Liebe Freundin!

Wäre ich in Weimar, ſo beſuchte ich Sie jetzt recht oft. So kann ich nur ſchreiben. In Breslau wurde unſres Freundes Tod durch die Aufführung der Maria Stuart gefeiert. Alles nimmt Theil an ihm; jeder vermißt ihn mehr oder weniger. Dem Cordemann hat ſeine Empfehlung ſechs Vorſtellungen auf der Breslauer Bühne (wovon eine zu Cordemanns Benefiz) verſchafft. Ich finde es mildernd und tröſtend, überall einen Anklang für eigne Empfindungen zu finden. Es iſt dieſes um ſo ſeltner in einer größeren Stadt, wo die Theilnahme eine ſehr rare Tugend iſt. Alle Nachenführer auf dem dicht bedeckten Strome ſchaun da um ſich, um nicht von einem größeren Schiff erdrückt zu werden. Verſinkt ein Nachen, ſo fahren die andern auf leichter Welle über ihn hinweg. Nicht ſo ſoll es mit Schiller ſein, er ſoll mir und den Meinigen ewig unvergeßlich bleiben.

---

[1] Landsmännin und Freundin von Frl. Knebel.

Guſtau bei Glogau, den 12. Mai 1806.

Mit vielem Intereſſe, meine theure Freundin, habe ich in den Zeitungen gefunden, daß die deutſchen Theater ihre Verpflichtungen gegen Schillers Andenken anerkennen. Beſonders hat mich die Idee erfreut, ein Gut für Schillers Erben zu erkaufen; doch höre ich gar nicht, daß irgendwo zur Ausführung geſchritten würde. Das Eiſen iſt zu ſchmieden, ſo lange es glüht. Sollte ſich nicht jemand dieſer Sache unterziehen? Doch muß es jemand ſein, der das öffentliche Zutrauen beſitzt und auch ganz proſaiſch betrachtet ſicher iſt. Ich denke mir, wenn der Herzog ſich damit melierte, wenn er einem Freunde des Verſtorbenen und einem Verwandten, etwa Goethe und Wolzogen, und mit ihnen noch einem Landwirthe von Profeſſion den Auftrag gäbe, die Gelder einzunehmen, ein Gut zu kaufen, die noch fehlenden Gelder zu billigen Zinſen zu negozieren, ſo würde dieſes ausführbar ſein, und Sie wären nicht mit der Geſchäftsführung gequält. Ihr älteſter Sohn hätte dann gleich eine künftige Beſtimmung. Doch vielleicht ſehn Sie dieſes alles ganz anders an und wollen kein immobiles Beſitzthum.

Mir iſt ein Beſitzthum ein faſt unentbehrliches Bedürfniß, denn es iſt mir nicht wohl, wenn ich nicht etwas Bleibendes zu ſchaffen und zu wirken habe.

Lotte an Fritſch. Weimar, den 22. Auguſt 1805.

Ihr Antheil, Ihr Gefühl für Schiller iſt das rechte; ſo ſollten alle ſeine Freunde für ihn fühlen. Einen ſolchen Menſchen kann man nicht genug beweinen, ſein Andenken nicht heilig genug bewahren. Laſſen Sie ihn ewig unter Sich leben. Ihre Kinder noch ſollen unſern geliebten, ihnen unbekannten Freund ehren als ein gutes wohlthätiges Weſen. Theilen Sie Ihnen Ihre Gefühle für Schiller mit. Er lebt uns, auch da er von uns iſt. Seine Stimme, ſein Geiſt erſcheint uns in ſeinen Werken. Ich habe mir oft ſchon Troſt aus Stellen geſchöpft, die ich für mein Gefühl anwendete, und die lebendig an mein Herz ſprachen. — Ich möchte ſagen von mir, je länger ich ohne Schiller leben muß, je tiefer fühle ich die Entfernung; dieſe tiefe innige Sehnſucht nimmt zu. Mein Geiſt ſucht vergebens etwas, an das er ſich halten könnte, und die Dunkelheit iſt ſo ſchrecklich! Ich verliere ihn immer von Neuem. — Aber ich habe an Muth fürs Leben doch gewonnen; ich halte mich an das Geiſtige und Unſichtbare mit meinem Gemüth und lebe das gewöhnliche Leben mit ſtiller Reſignation. — Die Welt iſt mir nicht fremd; durch meine Kinder muß ich mit ihr leben, muß ihretwillen Verbindungen ſuchen und feſthalten. Der ewige Anblick meines Schmerzens würde meine Kinder, die doch gerne froh ſind, denen ich das Leben leicht machen muß, von mir entfernen; ich würde ihnen fremd werden, wenn ſie mir ihre Stimmung verbergen müßten. Dies alles ſind meine Gründe, die mir Muth einflößen fürs Leben, und es iſt mir oft, als erhebe eine unſichtbare Gewalt mein Gemüth. — An dem Ende meiner Laufbahn hofft mein Herz das wieder zu finden, was mich hier ſo glücklich machte. — Ich kann mich oft recht ſehnen nach dem Tod; aber doch fühle ich wieder, daß ich ſuchen muß für meine Kinder mich zu erhalten.

Das Brückenauer Bad hat meine Geſundheit geſtärkt, und meine Nerven ſind ruhiger. Ich hätte Ihnen ſo gern von dort geſchrieben, denn ich kam mir wie in einem fremden Welttheil vor; wäre die chère mère und Karl und Ernſt nicht bei mir geweſen, ſo hätte ich mir einbilden können, ich wäre in Amerika. Es waren wenig Menſchen da, und die wenigen ſahen wir nicht. Es iſt eine eigne Gegend. Es gibt lauter Berge und Thäler. Die Berge ſind mit prächtigen alten Eichbäumen bewachſen, die verlieren ſich in Thäler, die mit Wieſen und Quellen und Kornfeldern abwechſeln. Es liegen artige Dörfer in den Thälern, und es iſt ein Wohlſtand dort herum, der einem jetzt doppelt wohl thut. Man hat ſogar Getreide ausführen können, ſo viel hatte man und es war verhältnißmäßig nicht theuer. Es gibt vortreffliche Weide dort, ſchöne Butter, gute Milch, gutes Brod, gute Fiſche, nur ſchlechte Speiſen, die aus Unverſtand und Habſucht der Entrepreneurs ſchlecht und theuer ſind. Die ſchönſte Klafter Buchenholz koſtet 3 fl. — Ich bin recht herum gegangen und auf den Bergen herum gewandelt; es iſt aber ſo todt und leer in den Wäldern, daß man nicht einmal Vögel hört. Andres Wild ſieht man gar nicht. Das ſchlechte Wetter hat uns oft betrübt. Wir wohnten artig, über einem Garten, der in Terraſſen abgetheilt ſich mit der Allee und den übrigen Brunnengebäuden verbindet; neben uns und über uns Eichenwälder. Das Waſſer iſt vortrefflich, ſo ſtärkend und erquickend, und thut ſichtbare Wirkung. — Unſer Arzt war ein treuer Freund von Schiller und mir und meiner Familie, der Leibarzt bei dem Prinz von Oranien iſt, Harbauer, der in der letzten Zeit unſers Jenaiſchen Lebens bei uns war, und den Schiller ſehr liebte; es iſt eine treue, einfache Natur. Er hat jetzt Bildung für die Welt gewonnen und beträgt ſich klug und artig. Er war mehrere Jahre in Paris; — Seiner Pflege und Sorgfalt verdanke ich meine wiederkehrenden Kräfte; da er meine Natur kennt, ſo hat er mir den Brunnen und das Bad nach meinem Vermögen verordnet, und ich habe wenig getrunken und auch mit Vorſicht gebadet; dadurch ſind meine Nerven nicht irritirt worden. — Bei der Rückreiſe waren wir einen Tag in Wilhelmsthal, wo es himmliſch iſt. Es wurde mir noch ſchöner durch die freundliche Aufnahme der Herzogin, der Großfürſtin und meiner geliebten Prinzeß. Ich kann es nicht ändern, ſo ſchwer es mir auch wird, ich muß mich aber doch am Hof zeigen; die Umgebungen ſtören mich ſo. Es ſind ſo viele Menſchen, die mich unangenehm berühren unter den Hofgeſichtern. Es koſtet mich viel hinzugehen, und doch kann man es hier nicht ändern, weil man dem Hof überall begegnet. Es iſt aber ordentlich rührend, wie die Großfürſtin mir zeigt, daß ſie meine Gefühle erräth. Es iſt als wollte ſie mich immer beſchäftigen; ſie ruft mich ins Nebenzimmer, ſagt mir etwas Gutes, ſpricht von meinen Kindern, und zeigt mir mit ſo vieler Herzlichkeit ihre Liebe, daß ich es tief fühle. Vor ein paar Tagen mußte ich ihr meine Kinder bringen; da war ſie ſo herzlich, ſo liebenswürdig. — Ich geſtehe, ich bin ſehr in Sorgen um ſie, denn ſie geht einer ſchweren Epoche entgegen. Unſre Großfürſtin kann ſich nicht ſchonen. Ein einziger Beſuch des Herzogs mit ſeinem Jagdhund kann ihr ſchädlich ſein, eine einzige ungeſtüme Oeffnung einer Thüre kann ein reizbares Nervenſyſtem erſchüttern in dieſem Zuſtande.

Wir haben in dieſer Zeit die Vorleſungen von Doktor Gall gehört. Die Herzogin und Großfürſtin haben ſie gehört, und es waren auch einige Damen dabei. Etwas Beſonderes hat die Art, wie er das Gehirn unterſuchte, und wie es vor ihm Niemand that. Er hat Dinge darin entdeckt, die vor ihm Niemand ſah, dadurch daß er nicht horizontal die Schichten ablöſte, wie man ſonſt that, ſondern vertikal. Dadurch erhält das kleine Gehirn eine ganz andere Geſtalt: es erſcheint ganz baumförmig. Den kleinen eiförmigen Körper, der im Gehirn iſt, und der vorzüglich Streifen und Nervenbüſchel enthält, hat er auch auf dieſe Manier gefunden. Auch den Grund ſeiner Ideen, daß das Gehirn eine Haut ſei, die faltig in der Hirnſchaale liegt, beweiſet er durch ſeine Anatomie des Gehirns. Wir haben ein menſchliches Hirn geſehen, das er durch ſeine Art es zu anatomieren wie eine Haut ohne Falten zeigt, ſo daß man es aufblaſen kann. Dieſe Entdeckung hat er durch Unterſuchung der Waſſerköpfe gemacht. Ich komme mir vor, als ſei die Stelle aus den Xenien auf mich gemacht:

„Was ſie heute gelernt, das wollen ſie morgen ſchon lehren,
„Ach was haben die Herrn für ein kurzes Gedärm!“

Ich habe immer mit Aufmerkſamkeit hören können; wir haben zwei Stunden täglich gehört, und den einen Tag vier Stunden. Die Herzogin hat es auch ſehr intereſſant gefunden. Die Großherzogin hat mit eigner Lebhaftigkeit Alles aufgefaßt, und Gall hat ihr perſönlich viel Freude gemacht. Die Prinzeß iſt auch eine recht leidenſchaftliche Verehrerin von Gall und hat ſich ſehr daran ergötzt.

Meine Schweſter hat ſich auch ſehr über Gall gefreut. Sie iſt doch jetzt viel wohler. Das Bad in Wiesbaden, wohin ſie Stark ſchickte, hat ihr ſehr wohl gethan, auch die ſchönen Gegenden am Rhein. — Goethe iſt jetzt viel beſſer; er iſt nach Helmſtädt von Lauchſtädt aus gereiſt um Beyreis kennen zu lernen. — Ich hoffe, wenn er wieder kommt, hat er Muth mich zu ſehen.[1] Er war ſehr krank, daher habe ich keine zu große Weichlichkeit mir gedeutet. — Ihre Art des Schmerzens, Ihr Antheil an Schiller, mein guter lieber Freund, war meinem Herzen wohlthätiger. Das Schonen des Gefühls iſt mir ſchmerzlicher als eine Ergießung des Gefühls.

Weimar, den 12. Jänner 1806.

Der Herbſt war mir nicht günſtig, ich war krank und trauriger als gewöhnlich. Die letzten Wochen war ich ernſtlich krank, und ein Zahngeſchwür hatte meine Nerven ſo erſchüttert, daß ich die rechte Haltung nicht wieder zu finden glaubte. Eine Ermattung und Abſpannung der Nerven iſt auch in der Luft; aber bei dieſer Abſpannung geſchieht Alles von außen, um aufs Höchſte zu verſtimmen. — Die Noth, die uns von allen Seiten umgibt, die Furcht vor dem Künftigen, die traurigen, niederſchlagenden Begebenheiten der Welt erfreuen das Gemüth gar nicht. Dazu kommt, daß ich alle Rohheiten und wilden Ausbrüche täglich vor mir ſehe, denn ich bin täglich belagert von Wagen und Pferden, weil in dem Brauhauſe neben mir, deſſen Platz Sie wohl noch kennen, ein Korn- und Brodmagazin iſt, wo wir unſre wenigen Vorräthe von Getreide verſühren ſehen müſſen, und nicht wiſſen, ob noch etwas für uns ſelbſt zur Zeit der Noth bleibt. — Bewacht iſt mein Haus jetzt ſehr; denn auf dem Platz, wo der kleine, rothe Pavillon ſtand, ſteht jetzt ein neu gebautes Haus, das eingerichtet wird, und wo die Hauptwache unſres hier einquartierten Regiments liegt. — Ich ſelbſt muß ſo viel beitragen, daß ich wohl eine ganze Compagnie halte, die Durchmärſche mit gerechnet und die Magazinſteuern. — Eine Freude hatte ich durch die Schleſier, die ich ihnen gern danke; ſie haben ſo warmen Antheil an meinem Schmerz genommen und mir durch ihre Aufmerkſamkeit ſchmerzlich wohl gemacht. — Ein Major vom Regiment Braunfels hat an meinem Hauſe, als er mit ſeinem Bataillon vorbeizog, befohlen, daß man Wallenſteins Marſch ſpielen mußte.[1] — Noch etwas that mir wohl, wenn ich Sie, lieber Freund, loben hörte. — Ich war einmal auf einem Clubb-Ball eine Stunde; da ging ich unter dem Hohenlohiſchen Corps herum, um Sie loben zu hören. — Der Prinz von Pleß hat mir ſehr gefallen; er iſt ſehr gebildet; auch hat er Sie gelobt. Auch der Prinz von Mecklenburg iſt ſehr artig; er iſt mehr für die Welt gebildet, dünkt mir, aber er hat ſo etwas Artiges und Gefälliges, was einem wohl thut.

---

[1] G. vermied das ſchon früher. Char. Nachl. II. S. 431.

Den 13

Ich habe heute den kleinen Prinz Alexander mit Ihrer lieben Mutter beſucht; er iſt ſo wohl genährt und hat fette Händchen und iſt recht aufmerkſam für ſein Alter und kann ſchon ein Händchen geben.

Ich habe einen recht guten Menſchen zum Hofmeiſter, der die alten Sprachen gut kennt; es iſt ein Schüler von Voß.[2] Auch der Sohn Voſſens, der hier angeſtellt iſt, iſt ein Freund von ihm, und auch meiner Kinder. Sie haben alſo zwei Lehrer ſtatt einen. Es iſt ein ſehr braver Menſch, dieſer Voß.

---

[1] Andenken an Friederich, S. 128.

[2] Martens aus Eutin, der freilich ſpäter der Bühne, die er ſeine Muſe nannte, in Heidelberg und Köln ſich ergab. Andenken an Friederich, S. 133. Nicht wenige Briefe von ihm ſind vorhanden.

Goethe hat Trauer im Haus. Die Schweſter der Vulpius iſt geſtorben; der arme Mann hat ſo geweint! Dies ſchmerzt mich, daß ſeine Thränen um ſolche Gegenſtände fließen müſſen.[1] — Ich hoffe, Goethe bleibt dieſen Winter wohl; er war einigemal krank, doch iſt es jetzt vorüber. — Seine Mittwochs-Geſellſchaften[2] ſind ſehr intereſſant. Ich wollte, Sie hätten es hören können. Ich habe Manches aufgeſchrieben.[3] Seine Farbenlehre wird jetzt gedruckt. Sie haben wohl Herders Schriften, die erſten 6 Theile in Breslau? Ich bitte Sie, leſen Sie den Cid. Es iſt eine ſo reiche große Compoſition und ſo eine Fülle der Bilder und Gedanken; man kann Lehren für ein ganzes Leben darin finden; dabei iſt der Charakter des Cid ſo prächtig. Man fühlt ſich ordentlich reicher im Gemüth durch dieſe Erſcheinung. Die Reden von Herder ſind auch wunderſchön. — Alles Große und Schöne, was ich auffinde, knüpft mich immer mit meinen Gedanken an eine unſichtbare Welt an, zu der mein Gemüth mit Innigkeit ſtrebt. — Ach wie eng und klein wird mir oft die Welt. Ich muß meine Kinder ans Herz drücken; mein Herz durch den Glauben an meine Freunde aufrichten, ich weiß ſonſt das Leben nicht zu ertragen. — Dieſe Zeiten, dieſe Demüthigungen, die wir als Nation erfahren mußten, hätten S. Geiſt tief geſchmerzt! — Seine ruhige Thätigkeit würde er unterbrochen gefühlt haben, und ſein Geiſt würde ſchmerzlicher das Enge ſeines leidenden Lebens gefühlt haben; wie er ſelbſt Kraft in ſich fand, ſeinen Geiſt über die Wirklichkeit zu erheben, ſo ſah er auch die Welt gern in Harmonie und Ruhe, — und wo iſt dieſe jetzt? — Ich fühle mich oft ſtärker in dem Gedanken, daß ich allein ſtehe und dieſe Gefühle allein trage. — Er fühlt keinen Schmerz über das Leben mehr! — wir werden einſt auch dieſe Ruhe finden!

---

[1] S. die „Perle“, S. 162.

[2] An [illegible], S. 179. Seit dem November 1805 hielt G. dieſe Vorträge. (An Zelter, 18. Novbr. 1805.)

[3] Dieſe Aufzeichnungen ſind erhalten.

Wolzogen iſt in Berlin mit der Großfürſtin;[1] ich hoffe, nächſte Woche kommen ſie doch zurück.

Fiſchenich denkt immer Ihrer mit Antheil und Liebe. — Ich möchte ihn wohl wiederſehen!

Weimar, 24. November 1806.

Ich ſelbſt habe nicht viel gelitten in meinen Umgebungen; ich war in den unruhigen Zeiten mit den Kindern bei Frau von Wedel.[2] Ich kann ihr dieſe Vorſorge nicht genug danken, denn meine Geſundheit hätte manchen ſchreckenvollen Auftritt nicht ertragen. Die liebe Mutter wollte nicht aus ihrem Hauſe; die Herzogin ließ ſie mehreremal bitten, ſie kam nicht. Ich traute mich nicht auf die Straße, meine Füße waren von ſchlafloſer Nacht, vor Schrecken über Feuer zu ſchwach; ich hätte ſie meinem Gefühl nach ſo gern geholt, ſie beredet zu kommen, ſie hätte doch den Anblick des Schreckens nicht ſo gehabt. Die erſten Zeiten war ihre Geſundheit nicht ſchwach, aber ſo heftig gereizt war ihr Gemüth, daß ich fürchtete, ſie könnte krank werden. Aber jetzt iſt ſie körperlich weniger leidend, als vorigen Sommer. Jetzt greift ſie die Sorge um den armen jungen Hautcharnois an.[3] Wenn der Himmel ihn erhält, ſo will ich ihn auch noch beſuchen, wenn er erſt ſo iſt, daß er Geſellſchaft genießen kann. Jetzt kann ich leider nichts für ihn thun, als Charpie für ihn zupfen.

Vor dieſen ſchmerzlichen Eindrücken weiß ich den Geiſt meines ewig geliebten Freundes gern bewahrt, und es iſt mir ein Troſt, allein zu leiden. Er würde ſeine Kräfte aufgeboten haben, ſich über das Schickſal zu erheben, und gewiß uns Allen ein Troſt geweſen ſein, denn er vermochte Alles über ſich; aber daß ich ihm dieſe Anſicht des Lebens erſpart weiß, iſt mir eine Beruhigung. Sein Freund hat ſich ſeiner ſelbſt nicht ſo würdig gezeigt, und es hat mein Gefühl verwundet, ihn in einer ſchmerzlichen Anſchauung zu ſehen. Er wollte ſich zuſammennehmen, wollte heiter ſcheinen, wie wir noch keinen Sinn dafür hatten. Man fühlte auch, daß es nicht aus der rechten Quelle kam, und deßwegen blieb auch der Eindruck verloren.

---

[1] Mit dem Herzog und ihrem Gemahl, um den Kaiſer Alexander zu begrüßen. Henriette an Knebel, S. 241.

[2] Der Oberhofmeiſterin.

[3] Henriette an Knebel, S. 262.

Die Trauung hat mir etwas Grauſenhaftes, geſteh' ich; in einer Kirche, wo Todte, Verwundete Tags vorher lagen, wo man ſicher erſt alle Spuren der vorhergehenden Tage ſorglich verwiſcht hatte, eine Cäremonie vorzunehmen, die jeder Menſch nur in den glücklichſten Tagen ſeines Lebens oder nie feiern ſollte, dieſes iſt mir ein Gefühl, das ich nicht ganz verdrängen kann. Das Nachtheilige des Eindrucks, den dieſer Schritt auf die Gemüther thun muß, iſt nicht zu unterdrücken. Auch iſt es ſo ohne Nutzen und Zweck. Ich habe nicht Glück wünſchen können, wie Andere, und ſchwieg lieber. Es war etwas Unberechnetes in dieſem Schritt, und ich fürchte, es liegt ein paniſcher Schrecken zum Grund, der mir des Gemüths wegen wehe thut, das ſich durch ſeine eigene große Kraft über die Welt hätte erheben ſollen. Warum begünſtigen die Muſen, wenn ſie nicht auch mit ihren Zaubergeſängen das Unglück beſänftigen können, wie Orpheus Leier die Geiſter des Tartarus?

Daß der arme Kraus[1] ein Opfer des Schreckens war, ſchmerzt mich unendlich; es war ſo eine harmloſe, brave, ſtille Natur, ſein Alter ließ ihn unterliegen.

Karlsruhe, 21. September 1807.

Ich bin ſeit 7 Wochen hier und bleibe bis Ende dieſes Monats oder die erſten Tage des Oktobers hier. Es hat mich aufs Neue gefreut, meine Heimath wieder zu ſehen. Ich lebe in den Gegenſtänden, die mich in meiner Kindheit umgeben haben; ich

[1] Der Rath Kraus, Direktor der freien Zeichenſchule. Er ſtarb am 5. Novbr.

bewohne die Ludwigsburg, bin ganz nahe an dem heitern Hof und ſteige immer den Berg hinauf, den ich als Kind für ein Alpengebirg hielt, der nun ein kleiner Abhang geworden iſt. So wird es uns gehen in einer andern Exiſtenz; da werden alle Größen der Erde uns klein dünken, wenn der Geiſt frei von den Feſſeln des Körpers nur in geiſtigen Anſichten leben kann. Die Berge von Kochberg ſeh' ich aus meinen Fenſtern. Ich weiß nicht, ob ich dahin komme; aber das weiß ich, daß ich jetzt weniger Intereſſe hätte dort zu ſein, die liebe Mutter müßte denn hinkommen.

Ueber Gleichens Freundſchaft und ihre Kinder — ſie haben zwei prächtige Knaben — freue ich mich auch täglich mit ſtiller Ahnung. Gott erhalte ſie ſo! Die Gleichen ſieht in zwei Monaten noch einmal ihrer Niederkunft entgegen. Er iſt eine prächtige Natur, ſo ernſt und feſt, und will das Gute ſo eifrig, und erhält ſich immer den Geiſt offen für das Nachdenken, das iſt mir ſo ſchätzbar. Er hat ſich hier ſeine Exiſtenz auch mit Freiheit und Eifer erhalten und lebt wie er will. Unter den andern männlichen Mitgliedern der Geſellſchaft ſteht er wie ein Weſen aus einer andern Welt da. Man iſt übrigens in den andern männlichen Cirkeln weiter zurück als ſonſt, und es wird einem angſt über dieſe Menſchen. Ich ſehe ſie nicht, denn ich habe mich diſpenſiert, die Mittage am Hof zu erſcheinen, und ich bin nur ſichtbar des Abends, wo ich immer Freude habe mit der Fürſtin zu ſprechen, die einen ſo lebendigen Geiſt hat.

Ich weiß zu gewiß, daß Sie Antheil an mir nehmen, als daß ich viel darüber ſagen ſollte, mein lieber Freund! Die Bemühungen des braven Becker in Gotha[1] haben mich ſehr gerührt, und auch der Antheil der Nation. Wären andere Zeiten, ſo würde vielleicht der Plan ſeiner Entwicklung nicht ſo ganz fern ſein. Indeſſen ſind doch 6000 Rthlr. wohl beiſammen. Es iſt mir eine tröſtliche Ausſicht, wenn die Kinder groß ſind, daß ſie eine Zuflucht hätten auf dem Lande. Karl will Forſtwiſſenſchaft ſtudieren, da konnte er ein Gut recht wohl dabei verſehen. Ernſt, denke ich mir doch, wird dem Geiſt ſeines Vaters nahe kommen und nicht ſo für die handelnde Welt paſſen. Ich wünſche ſehnlich aus einem Grunde zumal einen Beſitz, denn ich möchte die heiligen Ueberreſte unſres Geliebten auf dem Eigenthum ſeiner Hinterlaſſenen wiſſen. Wenn ich nicht mehr lebe, wenn dieſer Plan zu Stande käme, ſo bitte ich Sie, uns Beiden eine Ruheſtätte dorthin zu bereiten. Soll ich es erleben, ſo würde ich kein Beſitzrecht als ein Eigenthum anſehen können, wo ich nicht auch, was mir noch von ihm übrig blieb, bewahren und bewachen könnte. Ich könnte mir jetzt nicht vorſtellen, lange von Weimar weg zu ſein, weil ich den menſchlichen Dingen nicht mehr traue, denn ich möchte wiſſen, daß ich auch in der letzten Zuflucht für die Welt nicht ohne ihn Ruhe fände.

---

[1] Schillers Familie ein Gut zu kaufen.

Ach ich wurde immer glücklicher; jedes Jahr knüpfte mich feſter und inniger an Schiller, jedes neue Verhältniß der Welt zog mich feſter an ſein Herz. Nur das Schickſal hat Wolken aufthürmen können in meinem Leben; nur ſeine Kränklichkeit konnte mich leidend machen. Er wurde immer milder mit jedem Jahr ſeines Lebens in ſeinem Gemüth. Sie hätten es auch gefunden, wenn Sie mehr mit ihm geweſen

Breslau, 28. März 1807.

Unſer Schauſpiel iſt ſehr geſunken. Der Prinz Jerome, der es öfters beſucht, liebt nichts, was nur einigermaßen zu den ernſthaften Schauſpielen gehört, und da wir in Deutſchland bekanntlich einen Mangel an guten Luſtſpielen haben, ſo werden häufig die alten und ſchlechten Stücke vorgeſucht. Wir ſind dieſen ganzen Winter noch gar nicht im Schauſpiel geweſen, doch ich allein war einmal dort, um mir das Treiben mit anzuſehen.

Im Mai reiſte Stein mit Frau und Kindern in die Heimath und blieb dort bis in den August. Sein letzter Brief aus Kochberg iſt vom 27. Juli. Danach wollte er 8 Tage in Gotha und Wilhelmsthal bleiben und dann bald nach Schleſien, wo „eine gewaltige Einquartierung ihr Weſen auf ſeinem Gute trieb," zurückreiſen. Lotte war vom Juli bis Ende Septembers in Rudolſtadt.

Strachwitz, 20. September 1817.

Liebe Freundin!

Ihren letzten lieben Brief konnte ich nicht beantworten, ſo ſchleunig mußte ich abreiſen, und als ich das zweitemal nur auf ganz kurze Zeit in meinem Vaterlande war, ſo mußte ich eilen, vor dem erwarteten und gewünſchten Truppenabmarſch aus Schleſien Weimar zu verlaſſen. Leider hat derſelbe noch nicht Statt.

Ich hörte in Dresden, daß der Herzog außer dem Wolzogen und Müller auch den Conta von Wien habe dahin bei ſeiner erſten Anweſenheit kommen laſſen, um ihn auch nach Paris abzuſenden. Der Herzog iſt jetzt oft in dem Fall geweſen, zu viel zu thun, und das iſt eben ſo ſchlimm als das zu wenig.

Lotte an Fritz. Weimar, 20. December 1817.

Mit dem, was mir noch am liebſten auf der Welt iſt, erfahre ich Sorgen aller Art, denn ich möchte ſo gern meine Kinder ſo vielſeitig wie möglich ausbilden und fühle, daß ſie eine reich ausgeſtattete Natur bedürfen zu dieſem Zweck, und war ſo froh, den vortrefflichen Lehrer[1] zu haben. Zu Ende dieſes Monats verläßt er uns, er wird in Gotha Profeſſor. Es iſt eine Stelle, die ich ihm nicht erſetzen kann, die ich ihm ſogar wünſchen muß; aber es ſchmerzt mich unendlich, ihn zu verlieren. Mir ſelbſt iſt ſein Umgang ſo viel geworden, und damit vereinigte er ſo eine vortreffliche Gabe des Unterrichts, wußte ſich die Liebe der Kinder ſo zu erwerben. Wäre er hier Profeſſor geworden, ſo hätte ich ihm meine Söhne gelaſſen. Aber hier geſchieht auch leider nichts Außerordentliches, und die alten Stellen bleiben beſetzt; doch kann man nicht neue gründen.

Auf jeden Fall iſt mirs ein Troſt, ihn doch in der Nähe zu haben, denn da ich den Dingen der Welt nicht mehr traue und gelernt habe, wie ſchnell das Leben entflieht, ſo hätte ich immer die Hoffnung, daß im Fall ich ſtürbe, Ukert ſich der Leitung meiner Kinder treu annähme. Auf meine eigene Familie, unter uns geſagt, kann ich im Grunde doch wenig bauen; meines Schwagers Geſundheit iſt unſicher, meiner Schweſter Neigungen ſtreben immer ins Weite, und wenn man Menſchen ausbilden will, ſo muß es ohne ſo viel äußere Störungen wie möglich geſchehen.

---

[1] Ukert aus Eutin, der im April nach Mariens Abgang eintrat.

Ich werde nun auf einige Zeit den Hofmeiſter bekommen, den ich Ihnen vorſchlagen ſollte, einen Sohn des Kirchenraths Gabler;[1] wenn er gut iſt und ſo fortfährt in dem Sinn, wie ihr jetziger Lehrer, ſo will ich gern für mich entbehren, was mir an Ukert ſo lieb war, denn ich habe viel gelernt in ſeinem Umgang; auch hat er ſo eine Freude vorzuleſen, und manchen Abend hat er mir dadurch erheitert. Wir haben recht viel von Goethe wieder geleſen, und der kann einen immer erfreuen. Schiller leſe ich am liebſten ſelbſt und allein, denn das heilige Gefühl des Schmerzens, welches mir der Abdruck ſeines Geiſtes gibt, dringt zu tief ins Gemüth, als daß man es Andern mittheilen möchte.

Den 21.

Heute oder morgen ſpäteſtens kommt meine Schweſter wieder; mein Schwager bleibt noch dort; ſie reiſt mit Müller.

Ich habe Goethe begegnet heut, er ſieht ſehr wohl aus; er war beinahe ſechs Wochen in Jena und hat den Herrn Werner[2] mitgebracht, deſſen Bekanntſchaft ihn ſehr freut. Ein poetiſches Intereſſe iſt ihm immer wohlthätig, deßwegen wird er den belebenden, beſeelenden Umgang unſres Freundes niemals verſchmerzen.

Daß ich Sie wieder ſah, lieber Freund, Helenchen kennen lernte und Ihre Kinder, iſt mir eine Freude, die mir das Schickſal gab.

---

[1] Den ſpäteren Philologen und Profeſſor in Berlin, um die Oſtern 1808.

[2] Zacharias; über ſeinen Aufenthalt Knebels Briefwechſel mit ſeiner Schweſter, S. 315 ff. Goethe an Fr. v. Stein III. S. 385 mit den Noten.

Die liebe Mutter finde ich einmal recht heiter, und ihr Geiſt ſieht die Welt und die Dinge mit ihrem hübſchen Verſtand für ihre Freunde recht wohlthätig an. Sie hat ſo viel in ſich, daß es einen immer ſchmerzt, wenn ſie durch äußere Eindrücke an der Wirkung ihres thätigen und lebendigen Verſtandes gehindert wird.

Die Nähe der Großfürſtin iſt uns Allen wohlthätig, denn ſie iſt ſo liebenswürdig und erfreut einem das Herz wie das Auge; ſie hat einen Ernſt in ihrem Weſen ſeit einem Jahr bekommen, der mir ſie noch anziehender macht. Sie hat auch eine große Freude, ihr Talent auszubilden, hat den berühmten Klavierlehrer Müller[1] aus Leipzig hier und hat ganze Tage geſpielt; auch bei Meyer iſt ſie ſehr fleißig. Ich habe die Madame Müller, ſeine Frau, die vortrefflich ſpielt, bei der Großfürſtin gehört.

Wenn Sie in Breslau die Rede von Jakobi, die er in München hielt, erhalten können, über den Zweck der Wiſſenſchaften heißt ſie ungefähr,[2] die er bei Eröffnung der Akademie hielt, ſo leſen Sie ſie, ſie wird Ihnen erfreulich ſein. Auch eine ſehr verſtandvolle, faßliche Rede über die bildende Kunſt von Schelling hat mich ſehr lebhaft intereſſiert. Man ſieht, zu welcher Reiſe ein Kopf gelangen kann, dem es ernſt iſt in ſeinem Streben, und wie eine gebildete Natur ſich Alles anzueignen vermag.

Eben fällt mir ein Blättchen in die Hände, das Sie auch haben ſollen. Es ſind ein paar Stellen aus dem neuen Vorſpiel von Goethe, das er zur Eröffnung des Theaters hier in dieſem Herbſt[3] gemacht, das vortreffliche Dinge enthält. Ich muß nur ein eigenes Schickſal von mir berühren, das ich habe, weil Sie, hoffe ich, glauben, daß ich meine Elegienſammlungen nicht aufgegeben habe; jetzt ſchreibe ich Alles auf einzelne Zettelchen, und es geſchieht mir immer, daß ich, wenn ich eine Poeſie ſuche,

---

[1] A. E. Müller wurde von Oſtern 1810 als Kapellmeiſter angeſtellt (Diezmann, Goethe-Schiller-Muſeum, S. 6 ff.) und ſtarb als ſolcher 2. Dezember 1817.

[2] „Ueber Geiſt und Zweck gelehrter Geſellſchaften,“ am 27. Juli.

[3] Am 19. September. Werke VI, S. 301 ff.

Rechnungen finde, und will ich eine Quittung oder irgend etwas ſuchen, was auf Geſchäfte Bezug hat, ſo finde ich zuerſt immer ein paar Poeſien. So ſehr ich mich auch beſtrebe, die Dinge zu ſondern, ſo miſcht ſich doch die Poeſie immer ins Leben, und ich hoffe, ich gehe auch nicht ohne Poeſie aus der Welt. Sie hat mich zu glücklich gemacht im Leben, als daß ich ſie jetzt nicht auch zu meinem Troſt noch lieben ſollte.

Weimar, 18. Auguſt 1808.[1]

Sie trauen es meiner Freundſchaft wohl zu, lieber Freund, daß ich Ihnen früher würde ein Wort geſagt haben, wenn ich gefühlt hätte, daß ich Ihnen hätte einen Troſt geben können.

Wir reichen uns über den Trümmern des menſchlichen Glücks die Hand und fühlen nur, daß wir verſtehen, was wir fühlen, ſonſt kann ich keinem Gefühl des Troſtes in meinem Herzen Raum geben. Man ſtreitet mit dem Gefühl das Leben ertragen zu müſſen, und ſo vergeht es endlich doch. Ich kann nicht ſagen, daß man einen Schmerz bekämpfen ſoll, und wer ſelbſt ſich noch mit ſchwachen Banden an die Welt gefeſſelt ſieht, kann ſeinen Freunden nicht einen Weg zeigen, ſondern nur mit ihnen klagen.

Sie fühlen, was Sie Sich und Ihren Kindern jetzt zwiefach ſchuldig ſind, lieber Freund; auf Ihr eignes Herz müſſen Sie bauen und ſich da feſt halten können. Sie haben ſo viel Kräfte und Fähigkeiten in ſich, dem Leben etwas abzugewinnen, und der Sturm im Innern wird ſanfter werden durch dieſes Bemühen. Als wir uns voriges Jahr bei dem fürchterlichen Schloßenwetter trennten, dachte ich nicht, daß wir uns ſo trennen würden, und daß die theure Helene den Stürmen des Lebens ſo bald entgehen würde! Die guten, guten Kinder! Welche Liebe, welche Sorgfalt müſſen ſie für dies Leben entbehren, und ſo früh! Sie werden ſie dafür um ſo mehr lieben, dies bin ich von Ihnen überzeugt.

---

[1] Steins Frau war eben im Kindbett geſtorben. Ein Troſtbrief Goethe's vom 16. Auguſt an die Mutter. Briefe an Fr. v. Stein III. S. 398.

Die Jugend hat andere Anſichten, andere Lebenshoffnungen, und wir können uns nicht in eine andere Vorſtellungsart verſetzen, wenn wir auch Alles fühlen; das ſage ich mir ſo oft, wenn ich meine Kinder anſehe, die einen ſolchen Vater verloren, die vielleicht mich auch verlieren, ehe ſie meine Nähe entbehren können. Eine höhere Macht wird ſie leiten; da wo uns die menſchliche Kraft nicht in der Phantaſie mehr folgen kann, lehnt ſich das Gemüth gläubig an die unſichtbare Hand, die unſere Schickſale lenket und das Verworrene löſen kann! Ich möchte, Sie könnten zu Ihrer lieben Mutter, Ihren Freunden reiſen, wir würden mit Ihnen klagen.

Mich ſelbſt hat viel Sorge auch dieſen Sommer betroffen; die Sorge um Wolzogens Geſundheit verläßt mich nicht, und ſeine Kränklichkeit iſt ſchmerzlich für ihn und für die, die ihm nahe ſind, weil ſie das Gefühl der Ruhe raubt. Meine gute Mutter war bedeutend krank, man fürchtete Alles. Ich habe ſie wieder geſehen nach dieſem Sturm, ihre Kräfte fehlen noch, aber übrigens läßt uns dieſe Krankheit hoffen, daß ſie eine vortreffliche Natur hat und uns noch lange leben wird. Ich war acht Tage in R. Als ich an den Kochberger Bergen vorbei fuhr, überfiel mich der Gedanke ſchmerzlich, mit welchen Hoffnungen und Ausſichten für das Leben wir in unſerer Jugend unſere Seele wiegten, wie eigentlich unſere Exiſtenz auf gewiſſe Art abgeſchloſſen iſt. Ich ſehe mich mit dem, was mir die Exiſtenz erhöhte, fertig für die Welt und knüpfe meine Freude und Sehnſucht in einer andern Welt an.

Sie, lieber Freund, haben nun auch einen Kreis Ihres Lebens vollendet, und Ihre Beſtimmung und Thätigkeit kann einen neuen Kreis beginnen, wenn Sie den Willen haben. Wir Frauen, die eigentlich mehr in uns leben, können uns nie ſo durch uns ſelbſt nach außen richten als die Männer, und die Welt macht andere Forderungen an uns. Aber es iſt ein Troſt darinnen, daß wir auch mit unſerem Schmerz eigentlicher leben können durch unſern engen Kreis.

Ich danke Ihnen für die kleine Lebensgeſchichte unſerer Freundin, die ich heilig aufhebe. Was machen die lieben Eltern? Ich habe Alles, Alles tief mitgefühlt. Daß unſere Freundin nicht fühlte in dem bangſten Moment, wovon ſie ſich trennte, bin ich überzeugt, und dieß tröſtet mich. Der Tod iſt nur für uns, die zurückbleiben, eine ſchmerzliche Erſcheinung. Was wir Angſt des Todes nennen, iſt nur ein körperlicher Schmerz, die Seele hat ſchon andere Räume, wo ſie hinſtrebt.

Als meine Schweſter Schillers Hand faßte an dem Tage vor ſeinem Tode, wo er ſchon ruhig da lag, und mirs dünkte, er müßte leiden, als Karoline fragte: wie geht es? ſagte er: „Heiter, immer heiter!“

Soll uns das nicht tröſten für unſere Abgeſchiedenen?

Fritz an Lotte Strachwitz, den 13. September 1[illegible]

Liebe Freundin! Ich ſuche Sie auf in Ihrer Einſamkeit zu Ilmenau, um Ihnen für Ihren herzlichen Brief zu danken. Umarmen Sie meine Mutter. Ich hoffe, ſie erhielt meinen letzten Brief über Weimar.

Allen Troſt, den man ſich finden kann, habe ich mir aufgeſucht, ich fühle aber eine Leere, für die nur Beſchäftigung hilft. Noch bindet mich Einquartierung und Lager, denn ſtatt der abgegangenen Diviſion kommt eine neue. Iſt das vorüber, ſo denke ich hier eine kleine Tour zu machen und den gewohnten Kreislauf meiner Ideen einmal zu verändern. Hätte ich Geld, ſo würde ich eine größere Reiſe unternehmen, denn ich komme mir vor wie ein im Schloſſe eingeroſteter Schlüſſel. Ich habe alle meine alten Liebhabereien vorgeſucht und in einem großen Zimmer meine Bücher, Steine, Münzen, Kupfer, Zeichnungen, Muſikalien in ihren zum Theil zierlichen Schränken zuſammen geſtellt und meiner Frau Pianoforte in die Mitte. Das Ganze ſieht recht hübſch aus, und da es fertig war, hätte ich gern meine Frau gehabt, um es ihr zu zeigen, denn es erfreute mich ihr Beifall. Nun bin ich allein.

Ich komme immer auf dieſelben Ideen zurück und auf das letzte Bild von ihr, wie ſie hülflos im Sarge lag. Wie wenig hat ſie genoſſen, wie manche unnütze Thräne vergoſſen, das liebe arme Weſen. Ich kann nicht ohne Wehmuth und Mitleid an ſie denken.

Wir machen uns hier ſchöne Hoffnungen, die Beſatzung vermindert zu ſehen, wär' ſie nur nicht mit der Sorge verbunden, daß mein Vaterland durch die ſich vielleicht in jenen Gegenden zuſammenziehende Armee leidet.

Der kleine Guido iſt mit Erfolg vacciniert worden. Sagen Sie das ſeiner Großmutter. Es iſt ein niedlich Bürſchchen, ohngeachtet er mir ähnlich ſehen ſoll. Die andern Kinder ſind wohl.

Lotte an Fritz. Weimar, den 12. April 1810.

Ich geſtehe Ihnen, daß ich der Kinder wegen immer wünſchte, Sie möchten Sich wieder verheirathen,[1] und gerade eine Freundin Ihrer Helena. Da Ihr Herr Schwiegervater ſelbſt dieſe Wahl beſtimmte, ſo fühle ich, daß ſie Ihre Freundin geliebt hat und jetzt auch ſo in den Kindern ihr Andenken inniger lieben wird. — Denken Sie, daß in unſrer Gegend das Heirathen ſo Mode geworden, daß ſogar die Madame Händel, die durch unſre Atmoſphäre weg,[2] in Halle ſich mit dem Sohn des Hofrath Schütz, den Sie wohl von Jena aus kannten, zum viertenmal verheirathet hat. Mir iſt, als müßte ich hier eine neue Exiſtenz beginnen, wenn ich mir mein Leben ohne die geliebten Geſtalten der Prinzeß und Knebeln denken muß. So warmen, innigen, zarten Antheil nahmen ſie an ihren Freunden; man fühlte ſich in dieſer reinen Umgebung ſelbſt über das Leben erhoben, und die ſchönſten Genüſſe des Lebens theilte ich mit dieſen Geliebten. Nun muß ich ſie auch einem ungewiſſen Schickſal entgegen gehen ſehen! Ich finde, daß im Umgang Ihre liebe Mutter dieſen Winter nicht immer ſo heiter war und für geiſtige Unterhaltung empfänglich; und was Sie über ſparſame Mittheilung von Briefen klagen, fand ich auch in Geſprächen. Zumal mußte ich, weil ich der Gleichen ihre Nichte bei mir hatte, auf einige Wochen auf Bälle gehen und lange bleiben; dieß kann meine Natur nicht mehr vertragen. Ich habe ſogar einen Maskenzug mitgemacht und war eine Doniſche Koſakin.[1] Unter dieſer Verkleidung hätten Sie mich wohl nicht geſucht?

---

[1] Stein hatte ſich mit einer Gräfin Schlabrendorf verlobt.

[2] Henriette an Knebel (27. Januar) S. [illegible]

Meine gute Schweſter iſt ſeit drei Monaten zurück von ihrer traurigen Wanderung in die Fremde. So wenig ich dem armen Wolzogen ein ſo ſchmerzliches Leben wünſchen konnte, ſo ſchmerzlich iſt mir doch ſein Verluſt geweſen. Die Trauer im Gemüth wird in mir bei jeder neuen Erfahrung tiefer; deßwegen iſt mir der Contraſt einer freudigen Umgebung ſchmerzlich, und das Gefühl der fremden Welt um mich herum iſt ſo zerreißend. Aus freiem Willen mag ich gar nicht mehr öffentliche Erſcheinungen machen, aber aus Pflicht der Dankbarkeit und durch das Gefühl, meiner guten Prinzeß nahe zu ſein, ließ ich mich dieſen Winter mit hinreißen, mich einer frohen Welt gleich zu ſtellen.

Meine Schweſter hat doch auch ſich mehr öffentlich gezeigt, als ich vorher dachte; zumal geht ſie ſo gern ins Theater, um ſich ganz auszuruhen und zu vergeſſen; da muß ich auch mit, aber Schillers Stücke kann ich hier nicht ſehen; es iſt mir, als müßte ich alsdann auch den Geiſt finden, der dieſe Maſchine bewegt; denn die meiſten Rollen hat er eingelernt. Auch bekannte Stücke, die ich mit ihm ſah, kann ich nicht ſehen, wenn ſie mir zu lebhafte Eindrücke einſt gaben. Neue Stücke, die ich gar nicht kenne, intereſſieren und beſchäftigen mich. Auch zumal die Muſik macht mir große Freude. Durch unſre muſikaliſchen Geſellſchaften bei Goethe habe ich einen eigenen Sinn für Muſik erhalten und einen eigenen Genuß darin finden lernen.

Es iſt mir recht lieb, daß Sie den Joſeph[2] noch nicht kannten, und daß ich ihn Ihnen ſchicken konnte. Er iſt ſo lieblich und graziös und ſo rein und ſchön ausgeſprochen.

---

[1] Am 16. Februar. Goethe VI. S. 212. Henriette an Knebel, S. 412.

[2] Den Anfang der Wanderjahre, in einem Taſchenbuch.

Sie würden ſich über Auguſt Goethe freuen; er iſt recht brav und gut und ernſthaft, beinahe melancholiſch in ſeinem Weſen; er iſt recht gebildet und hat eine herzliche Anhänglichkeit in ſeinem Gemüth. Er iſt mir ſehr lieb. Zu meiner großen Freude hat er das Organ ſeines Vaters, und wenn ſich ſeine Stimme ausbildet, ſo wird ſie der ſeines Vaters ähnlich. Ich weiß mir keine ſchönere Stimme; Herders Organ war auch ſo harmoniſch und auch wie es nie wieder vorkommt. Eine ſchöne Sprache iſt mir wie eine ſchöne Muſik.

Meine Kinder ſind wohl. Karl wird Ende Mai auf einige Zeit wohl nach Tübingen gehen. Ich weiß wohl nicht, wie ich mir dieſe Trennung verſüßen ſoll. Ernſt wird die öffentliche Schule hier beſuchen, der alten Sprachen wegen, und iſt in einem Alter von noch nicht vierzehn Jahren in der erſten Klaſſe, und ſoll gar ſeiner Kenntniſſe im Griechiſchen wegen nach Selecta kommen, ſo bald als möglich.

Im Jahre 1814 trennte ſich Stein von ſeiner zweiten Frau durch gegenſeitige Uebereinkunft. Eröffnungen, die ihm Lotte in einem verlorenen Briefe gemacht haben muß, veranlaßten ihn zu folgendem Schreiben.

Strachwitz, den 26. Januar 1815.

Verehrte Freundin!

Ihr liebes Schreiben hat mich abwechſelnd erröthen und erblaſſen machen. Nicht geahndet habe ich, daß ich die Urſache der Entbehrungen meiner guten Mutter ſein könne. Alles, was ſie für mich geleiſtet, war ihr Anerbieten, ich bin mir beſtimmt erinnerlich, ihr nie eine Bitte deshalb gethan zu haben, und ich bin bisweilen ſelbſt in Verwunderung geweſen, daß es ihr möglich ſei, ſo freigebig zu ſein. Aber wie es zugegangen, kann ich mir leicht erklären. Ich habe einige kleine Kapitale in Thüringen zu verzinſen; der Krieg hinderte mich, dieſe Zinſen durch ſie wie ſonſt pünktlich abzutragen; ordnungsliebend, wie ſie iſt, peinigte ſie dieſes, und ſie trat in das Mittel, ohne mich ahnden zu laſſen, welche Opfer ihr dieſes koſte.

Damit ſie nun keine Verſuchung zu irgend einer ſolchen Freigebigkeit habe, ſo ſchreibe ich ihr, daß ich ſie bäte, gar nichts mehr für mich zu zahlen, weil ich mit meinem Bruder alles Erforderliche verabreden würde, und ihre Geſundheit durchaus Ruhe bedürfe, und ihre Augen Schonung.

Es iſt mir nun vorzüglich daran gelegen, daß meine Mutter zu einer beſſeren Pflege gelange. Wie das nun einzuleiten, darüber wünſchte ich Ihre Vorſchläge. Sie hat die Eigenheit in Betreff ihres Hausgeſindes ſchwer zu befriedigen zu ſein, und ſo mag es ihr bequemer ſcheinen, von einem Traiteur zu eſſen; allein Sie haben ſehr Recht, daß dieſes nicht für ihre Jahre und Bedürfniſſe paßt. Ich bitte Sie daher recht ſehr angelegentlich, ihr zuzureden, daß ſie ſich wieder eine Köchin annehme, und daß Sie im Voraus über die Mangelhaftigkeit ſolcher Perſonen mit leichtem Sinn hinweg ſehe. Wär' ich nur nicht zu weit entfernt, ſo ſchlug' ich ihr vor, zu mir zu kommen, allein eine Verpflanzung auf fremden Boden in ihren Jahren iſt doch ein Wageſtück. Wie viel entbehrt, wer, wie ich, ſein Vaterland verlaſſen hat.

Es iſt mir hier ſo ſchlimm ergangen, wie es die Umſtände mit ſich brachten, ich darf mich alſo weiter nicht darüber beklagen, und wenn es ſich in Betreff des Geldes nur einigermaßen thun läßt, ſo komme ich den Sommer nach Weimar.[1]

Leben Sie wohl und haben Sie Dank, daß Sie ſich auch diesmal als eine treue Freundin gezeigt.

Breslau, den 8. Februar 1816.

Geßler iſt der Regierung, die nach Reichenbach kommen ſoll, aus dem We[illegible]egangen. Faſt ſcheint es ihm aber auch in

---

[1] Er führte dieſen Vorſatz im Sommer aus (Goethe an Fr. v. Stein, III. S. 449) und zog nach der Rückkehr wieder in die Stadt.

Schmiedeberg, wo er jetzt wohnt, nicht ganz heimiſch. Er iſt an die Stollbergs gewöhnt, und die fehlen ihm.

Breslau, den 29. Auguſt 1816.

Ich habe Gr. Geßler neulich beſucht, als ich mit meinen Knaben im Gebirg war. Die alten Hageſtolzen haben immer etwas Aehnliches, und ſo geiſtvoll er iſt, ſo leidet er doch auch nunmehr ein wenig an der Sünde Folgen, in dem Alter, wo er Liebe noch in voller Kraft geben und nehmen konnte, dieſes verſchmäht zu haben. So eine Onkelsrolle in der Welt kann einen Mann, wie er iſt, nicht befriedigen. Voll Gemeinſinn und wohlthätig, wie er iſt, hätte er tauſend Anſprüche auf die Dankbarkeit ſeiner Umgebungen, aber nun iſt er ſarkaſtiſch und nicht tolerant für andere Anſichten als die ſeinigen. Er leidet ſehr an den Augen, findet aber Niemand, der mit dem Ausdruck vorlieſt, wie er will, iſt auch nicht geduldig genug, um ſich Jemand nach ſeinem Bedürfniſſe zu bilden, und zu ſtreng in ſeinen Anforderungen an ſich ſelbſt, um Jemand bei ſich zu empfangen, wenn er ſich leidend und daher nach ſeiner Meinung langweilig findet. Es gibt daher lange Perioden, wo es nur ſein Arzt iſt, durch den er mit der Welt noch zuſammenhängt. Er kam einen Tag nach Buchwald (zu der Wittwe des Miniſters Reden), als wir eben noch bei Tiſch ſaßen, denn er nimmt wegen ſeiner Diät keine Einladungen an für den Mittag. Er war dort recht heiter und nahm recht freundlich Theil, als ich nach dem Wunſche der Schweſtern Riedeſel ein kleines Landſchäftchen aus dem Park zeichnete.

Ich lernte auch in Buchwald H. v. Miltitz kennen, den Eigenthümer jener ſchön gelegenen Bergſchlöſſer an der Elbe zwiſchen Dresden und Meißen, der ſich nach ſeinem vom König von Sachſen übel aufgenommenen Vortrag: „daß es ſeine Pflicht gegen ſein Land ſei, lieber ein Reich am Rhein anzunehme[illegible]ls das ſeinige zerſtückeln zu laſſen,“ ſelbſt exiliert hat und in Liegnitz als preußiſcher Obriſt lebt. Ernſt und leicht verwundbar in ſeinem Gefühl eines

Verbannten hat er mir Antheil abgezwungen, als ich mit ihm von meinem vorjährigen Beſuche ſeines Wohnſitzes ſprach.

Lotte an Fritz. Weimar, den 16. December 1819.[1]

Daß wir unſere Freundin Schardt nicht mehr unter uns wiſſen, iſt mir ſehr ſchmerzlich. Auch die arme kleine Tante Malchen hat die Ehre, ihr Stift zu beherrſchen, nicht lange genoſſen. Ich bin Anfang November in Meiningen geweſen, wo ich ihr leeres Haus von weitem ſah.

Im Ganzen iſt es mir ſehr wohl gegangen, ſeit Sie von uns ſind. Meine Reiſe nach Württemberg hat mich ſehr erfreut und belebt, am meiſten die Freude meinen guten Karl wieder zu ſehen, in ſeiner Wohnung, unter ſeinen Beſchäftigungen und ſeine Verhältniſſe kennen zu lernen, und auch, was ich konnte, dafür zu wirken.

Es iſt eine recht erquickliche Natur in Oberſchwaben, un[illegible] reich und fruchtbringend, daß manche Gewächſe uns [illegible] koloſſal ſind, die bei uns klein und zuſammengezogen ſind [illegible] dürftig ausſehen. Die Erde, die man im Herbſt mit der [illegible] ſchaar überfuhr, gab große ſchwarze Schollen, wo der Du[illegible] Belebenden wie eine Kraft uns anwehte. Und die [illegible] war [illegible] wieder ganz dick und ſaftig grün, als ich ging. Bis den [illegible]ber blieb ich in Altshauſen, einem königlichen Marktflecken, wo ein Schloß der deutſchen Herren iſt, das nun für den König von Württemberg erhalten wird, der die reiche Commende in Beſitz nahm, als die großen Theilungen waren. Die geiſtlichen Herren haben es ſich von jeher wohl ſein laſſen und die beſten Beſitzungen beſeſſen. Nichts fehlt auch dort; die ſchönen Gebäude, die Lage des Schloſſes iſt einzig. Man überſieht einen fruchtbaren Strich Landes, worauf Wieſen, Wälder und Fruchtfelder abwechſeln, darauf einzelne Höfe zerſtreut, mit Bäumen, Brunnen ꝛc. geziert. Für die Kultur des Bodens ſind ſolche Höfe ſchöner als für die Kultur der Bewohner, die ſtumm, ohne Mittheilung und Unterricht beinahe die Mittheilung unter den Menſchen verloren haben. Es iſt auch ein Befehl des Königs erſchienen, daß, wer ſich neu anbauen will, ſich in Dorfſchaften vereinigen ſoll. Das finde ich ſehr weiſe, denn nur unter Seinesgleichen lernt der Menſch ſeine Kräfte üben und bilden. Die überfeine Kultur mag den Menſchen wieder zur Einſamkeit hinneigen, weil er wohl aus Erfahrung ſieht, daß das menſchliche Hoffen nur bedingungsweiſe erfüllt wird, und daß man wie Poſa ſagen möchte:

---

[1] Im Juni war Stein zu Beſuch bei ſeiner Mutter. Goethe an F. v. Stein, III. 456.

„Die Welt iſt meinem Ideal nicht reif.“

Für Bildung aus der Rohheit aber heraus zu kommen, iſt Geſellſchaft nothwendig. Ich habe im Angeſicht der Schweizerberge meine Spaziergänge gehalten, denn man ſieht den Säntis, die Vorarl[illegible]ſchen und Tyroler Berge alle auf einem einzigen Spaziergang [illegible] Kaſtanienallee, die recht klug gezogen [illegible] da immer die [illegible] weggeſchnitten ſind, ſo bildet ſich ein breiter gewölbter [illegible]nem, und zwiſchen den Stämmen durch erblickt man [illegible], Wieſen, Teiche, Höfe und Kirchthürme. Am Wege [illegible], und im Hintergrund ragen die einzigen Berggruppen der Schweiz hervor; man ſieht das ganze ſchöne Land im Umriß vor Augen, und blau und durchſichtig glänzen die Zacken der Berge, wenn die Abendſonne ſie erhellt. Es fehlen eigentlich nur Menſchen, um alle dieſe Schönheiten zu fühlen. Mein guter Karl, der mit reinem Sinn Alles genießt und mehr Rechenſchaft zu geben weiß von der Natur als die ganze Geſellſchaft im Umkreis, genießt allein die Freude, daher war es ihm ſehr wohlthätig, uns alles Schöne zeigen zu können.

Altshauſen liegt zehn Stunden vom Bodenſee und acht Meilen von Schaffhauſen. Ich konnte mir ſelbſt es nicht verſagen noch meinen Töchtern, denen ich gern die Größe der Natur zeige, den Rheinfall zu beſuchen. Wir reiſten über den heiligen Berg, Wittwenſitz einer Fürſtin von Fürſtenberg, der einzig ſchön liegt. Denken Sie Sich auf einer Seite die Schwarzburger Berge; auf einem derſelben liegt das Schloß, das eine Brücke mit einer Bergkette verbindet. Der heilige Nepomuk mit der Strahlenkrone ragt in die blaue Luft und ſcheint über dem Abgrund zu ſtehen. Der Fuß des Berges iſt mit Buchen und Fichten bewachſen, und Laubgänge führen ins Thal. An dem Weg des Schloßberges liegen die Häuſer der Bauern, die von oben herunter gehen und ſich an der Spitze des Berges, an die Wohnungen der Beamten, des Forſtperſonals, den Gaſthof anſchließen. Die Waldhöhe geht fort an der Seite, und ein Spaziergang in Felſen gehauen zeigt die prächtigſte Ausſicht; dann an einer Seite die grünen Buchenwände, von da die Ausſicht der ganzen Bergkette, die den Bodenſee umgibt, und aus der Ferne die Zacken der unbeſtiegenen, unbewohnten Berggipfel. Die Abtei Salmannsweiler mit Kuppeln und Thürmen und ſchönen Gebäuden war unſer Nachtlager.[1] Den andern Morgen fuhren wir im Wagen bis nach Ueberlingen; das iſt der jetzige Hafen des Bodenſees von dieſer Seite. Ehemals war es Mörsburg, das jetzt ſo traurig ausſieht, da der edle Dalberg nicht mehr lebt. Er war ſo glücklich dort und hat der Welt vergeſſen und ſeinen geiſtlichen Pflichten gelebt. Er hat auch manche Schritte zur Aufklärung gethan und ein ſehr gutes Seminarium in Conſtanz geſtiftet, woraus mancher aufgeklärte Geiſtliche ſchon ſich thätig zeigt in der Welt. Doch iſt der gute Primas zu früh geſtorben.

Den 19.

Ich muß Ihnen noch von der Inſel Meinau erzählen, die durch einen Steg von 540 Fuß vom Ufer getrennt iſt, den meine Kinder gegangen; ich ließ mich, da der See nicht tief war, durchfahren im Wagen. Dieſe Inſel iſt das Schönſte, Lieblichſte, was man ſehen kann. Sie hat eine halbe Stunde im Umfang, und Weinberge, Frucht, Obſt wächſt in reichlicher Menge. Es iſt das

---

[1] An Knebel, S. 460 ff.

Schloß eines Comthurs, Kirche und Gärtnerwohnung, auch die Kellereien, Wohnungen und Häuſer zu ſehen. Der Comthur war eben kaum beerdigt, und in der Kapelle hingen noch die Todtenköpfe von den Exequien, Blumenkränze, wie in architektoniſchen Zierrathen, auch ſchwarze Tücher mit Kreuzen; die ſchönen Traubenſtöcke und die glänzenden rothen und gelben Aepfel an den Bäumen ſchienen den Reiz des Aufenthalts zu bezeichnen, den der Beſitzer verlaſſen mußte. Er lebte dort mit 10,000 Gulden Penſion, die der Großherzog von Baden ihm bezahlte. Was nun aus dem reizenden Aufenthalt werden ſoll, weiß ich nicht, man will ihn verkaufen. Es iſt ein eigenes Klima dort, und die vom See umſpülte Inſel hat mildere Lüfte als die Ufer. Kanarienvögel fliegen in den Gärten herum; die Pflanzen, die bei uns nur in den Treibhäuſern fortkommen, Heliotrop, Fuchſia, blühen im Gärtchen des Gärtners und bleiben im Boden, nur bedeckt, des Winters. Von dort trennten wir uns ungern; doch mußten wir den Abend nach Conſtanz, wo wir die Nacht blieben. Den andern Tag ging's nach Schaffhauſen, wo wir ſo zeitig ankamen, um Abends noch den Rheinfall zu ſehen, ehe die Sonne unterging. Dieſen einzigen Anblick findet man in jedem Lebensalter als die größte Naturerſcheinung, ſehr groß und erhaben. Der Schaum des Waſſers und die großen Wellen ſind blendend weiß, und das Waſſer, in dem ſie ſich auflöſen, das ſchönſte Grün. So ein Zauber in den Farben findet ſich nirgends wieder. Meine Töchter, denen ein ſolcher Anblick ganz fremd war, hatten ein heiliges, andächtiges Gefühl und wagten kaum ſich auszuſprechen bei dieſem Anblick. Karl hatte ihn ſchon vor acht Jahren geſehen, und ich auch in früher Jugend. Aber ich glaube, wenn man die Natur (ein Wort abgeriſſen) ſo werden ſolche Erſcheinungen immer tiefer und erhebender das Gemüth ergreifen. Den andern Tag ſahen wir noch einmal dieſe Waſſerhölle, wie Conz ſagt, auf dem Schloß Lauffen gegenüber; den erſten Tag waren wir unter Lauffen auf der Gallerie, ſahen recht eigentlich in den

Strudel und fanden Schillers Beſchreibung im Taucher, von der Charybdis:

„Es wallet und ſiedet und brauſet und ziſcht,
Wie wenn Waſſer mit Feuer ſich mengt,
Zum Himmel ſpritzet der dampfende Giſcht
Und Fluth auf Fluth ſich ohn' Ende drängt"

das beſte und wahrſte Bild, das man geben kann. Wir ſahen auch den Regenbogen über dem Strudel. Was dieſe Gegend um den Rheinfall noch beſonders auszeichnet, iſt das Grün, die Weinberge, Bäume, Alles iſt grüner und üppiger. Ich bin froh, dies noch einmal geſehen zu haben. Um 11 Uhr fuhren wir bis den andern Morgen um 3 Uhr und kamen im ſchönſten Mondſchein beim Licht der Sterne wieder in Altshauſen an. Den 11. Oktober fuhren wir von Altshauſen über die rauhe Alp und Oedewaldſtätten (ein ſehr ominöſer Name) nach Urach, wo wir die Nacht blieben, und kamen dort einen furchtbaren Berg herunter. Den andern Tag kamen wir Nachmittags in Stuttgart an, wo wir vierzehn Tage ſtatt acht blieben. Ich habe dort ſo viele Jugendfreunde Schillers und ſelbſt ſo viele Freunde, und der Aufenthalt iſt ſehr angenehm; auch freute es mich, den König ankommen zu ſehen, den das Volk mit Jubel und Freude feierlich empfing, denn ſie wollten ihm noch für die Conſtitution danken. Die Bürger ſpannten die Pferde aus und zogen ihn durch beleuchtete lange Straßen bis ans Schloß, wo ein ſchöner Altar aufgerichtet war und ein blaues Feuer in ſchön geformten Vaſen zum Himmel loderte. Das Volk ſang ſchöne herzliche Lieder, und es rührte mich, eine allgemeine Freude theilen zu können. Der König kam in ſein einſames großes Schloß und fand dort die Büſte der verſtorbenen Königin, in dem Sinn gearbeitet, mit der Liebe und dem Gefühl ihres großen Weſens, wie Dannecker Schillers Büſte ausführte. Dies hat ihn ſehr gerührt. Die edle große Erſcheinung dieſer Königin wird einem ſo nah gebracht, wenn man ſieht, wie ſie gewirkt hat, was ſie wollte und hatte leiſten wollen, wenn Gott ſie nicht abgerufen von dieſen ſchönen Pflanzungen, von ihren Engelskindern! Wie groß ihre Zwecke waren, und wie ſie in aller Stille für das Gute wirkte, ſieht man an allen Anſtalten, die von ihrem Willen zum Edlen und Guten zu wirken zeugen, und doch iſt Alles anſpruchslos bei dem größten Anſtand. Es hat mich unendlich gerührt, dieſe Anſtalten zu ſehen. Sie hat wohl gefühlt, daß man bei der Erziehung der Jugend anfangen muß, wenn die Generationen veredelt werden ſollen. Dem Alter hat ſie geholfen durch augenblickliche Erleichterung des Zuſtandes, wie ein guter Engel hat ſie die Noth des Landes gemildert in den Mißjahren Für das Land, das den Segen der Natur ſo reich empfindet, iſt ein Mißjahr das Höchſte und Unüberſehbarſte. Bei uns iſt es ſchon nicht ſo ſelten, und wir ſuchen uns zu verſagen, was wir nicht leicht erlangen können. Aber ſo ein Württemberger, der Alles im Ueberfluß hat, dem es nicht einfällt nach ſeiner reichen Ernte, daß er die nöthigſten Bedürfniſſe des Lebens zu theuer erkaufen müßte, dem iſt ein Mißjahr das höchſte Unglück. Bei dieſem Unglück hat die Königin Alles gethan, was ſie konnte, hatte alle Opfer gebracht, um die Menſchen zu tröſten, und nun, da ſie nicht mehr unter ihnen wandelt, fühlen ſie allen Reichthum ihres Bodens dreifach. Das hat mich recht geſchmerzt, daß die Königin nicht ſolch ein Jahr erlebt hat, wenn ich dieſen Reichthum der Ernte ſehe. Für ſieben Millionen Gulden hat man Wein verkauft, manche Dorfſchaften haben hunderttauſend Gulden an den Keltern gewonnen. Die Weinfuhren, die die Wege beinahe verſperren, die Emſigkeit der Wirthe, den Vorrath zu ſammeln, das Leben hat mir bei dieſer Ernte viele Freude gemacht, aber das Treten und Bereiten des Weins iſt nicht die poetiſcheſte Seite.

Um noch meine Reiſegeſchichte zu ſchließen, ſo kamen wir den 9. November über Würzburg und Meiningen, wo wir einen Tag bei meiner Schweſter blieben, glücklich an. Daß ich in Stuttgart Göritz, der Special von Aalen iſt, ſah, müſſen Sie wiſſen. Er nimmt die dritte Frau jetzt, nachdem er zwei Frauen und eine Tochter von zwölf Jahren durch den Tod verloren. Er iſt erſchrecklich dick und kann kaum ſprechen. Wie er predigt, weiß ich nicht und fürchte, ſeine Gemeinde verſteht ihn ſchwer. Auch Fichard reiſte durch Stuttgart und hat mich beſucht. Er iſt auch ſehr dick, er war aber ſo herzlich und theilnehmend, wie ich nicht ahnte, daß er es werden könnte. Er fragte ſehr nach Ihnen und freute ſich Ihrer Kinder. Er ſagte ſo ſchmerzlich: „ich ſtehe ganz allein in der Welt!“ daß er mich recht rührte. Auch Gros ſah ich, der ſehr herzlich war. Er iſt Staatsrath und bedeutet viel in Stuttgart. Es giebt auch ſelten ſo viel Verſtand, als er hat.

Von Ihrer lieben Mutter kann ich Ihnen ſagen, daß ich ſie leidlich finde. Der eigene Winter, wo Kälte und Näſſe wechſeln, greift ihr den Kopf zuweilen an, doch iſt ſie geiſtreich und liebenswürdig.

Goethe hält ſich auch ſehr eingezogen bis dieſer Monat vorüber. Ich war zweimal bei ihm ſeit meiner Rückkunſt.

Fritz an Lotte. Breslau, den 11. Januar 1820.

Es geht mir hier ganz leidlich, und meine kleine Activität hat hier und da einen guten Erfolg gehabt, aber wir ſind doch etwas abgelegen von Deutſchlands Herzen. Denn ungeachtet nicht recht gewiß iſt, wo es eigentlich ſitzt, und die Berliner meinen, es ſei bei ihnen, die Wiener wiederum, es ſei bei ihnen, ſo ſcheint es mir doch mehr im Mittelpunkte Deutſchlands zu ſuchen. Wenn Poſa ſagte:

„die Welt iſt meinem Ideal nicht reif,“

ſo hätte er vielleicht gar in Breslau geſagt, die Welt ꝛc., denn wir ſind hier gewiß im Durchſchnitt des Volkes in Bildung gegen Thüringen zurück. Aber es iſt eine gewiſſe Friſche des Lebens hier, die auch ihre Vorzüge hat; und vor Allem es wird hier ein gut Theil mehr gelacht als in Weimar. Die beiden Theater ſprechen die Charaktere der Orte ſehr kenntlich aus. Das Luſtſpiel mit aller Lebensluſt gedeiht hier ſelbſt bis zur Leichtfertigkeit, ſo daß es die

Schauſpieler bedürfen manchmal gezügelt zu werden. Dagegen bewegen ſie ſich auf dem Cotburn meiſt ſchwerfällig, und an der Sprache iſt (beſonders bei Verſen) Manches auszuſetzen. In Weimar iſt es umgekehrt. Schon der Reſpect vor dem Hofe erlaubt im Luſtſpiel nicht die extemporierten Späße, die den Schauſpielern hier frei ſtehen und das Vorſtellen gewiſſer Karrikaturen, die es im Publikum gibt.

Lotte an Fritz. Weimar, den 5 November 1820.

Jetzt, da wir beiderſeits von unſern Sommerreiſen zurück in die Heimath gekehrt ſind, will ich Ihnen, verehrter Freund, einige Worte ſagen. — Zuerſt entſchuldige ich mich, daß ich ſo ſpät ſchreibe, aber ich hatte ſo Vieles zu thun; als ich die Zeit fand, in Rudolſtadt, wo ich drei Monate war, und Sie gern aus den Waldbergen heraus begrüßt hätte, aus den Plätzen, wo wir unſre Jugend verlebten, da waren Sie in Berlin. — Seit dem 20. Oktober war ich zehn Tage noch in Arnſtadt, wo die Fürſtin wohnt, bei welcher meine Mutter war; die gute Mutter war ſelbſt dort und nahm Karoline mit nach Rudolſtadt, die zehn Wochen dort bleiben ſoll, um die gute Großmutter zu pflegen und zu unterhalten. Sie fühlt die Einflüſſe des Alters und iſt doch zuweilen ſchwach; ihr Geiſt iſt heiter; doch finde ich Ihre geliebte Mutter theilnehmender an den geiſtigen Dingen und ernſter, aber weich dabei, und von allem Guten und Schönen lebendig ergriffen. Meine Mutter umfaßt die Gegenſtände leicht, doch iſt ſie mehr zur Zerſtreuung geneigt durch ein vielſeitiges Streben und ein Leben für Andere, da gehen die Gegenſtände raſcher vorüber. — Wir Andern werden wohl die Welt nicht ſo heiter anſehen, wie die gute Mutter, wenn wir ſo alt werden ſollten, weil wir ernſtere Kämpfe mit dem Leben beſtanden haben. — So krank ſich Ihre geliebte Mutter zuweilen fühlt, ſo hoffe ich doch, bleibt ſie noch ein Weilchen unter uns und empfängt den Segen der Liebe aus unſern Händen. Sie müſſen nur recht oft ſchreiben. Ich für meinen Theil beſuche ſie wo nicht alle Tage, doch immer einen Tag über den andern. —

Fräulein Staff iſt ihr ſehr wohlthuend und nothwendig. — Sie werden vielleicht Näheres vom Leben der geliebten Mutter vernehmen durch unſern Erbgroßherzoglichen Hof, da der Weg wohl durch Breslau nach Troppau führt. — Ich freue mich, daß unſere geliebte Großfürſtin die Freude hat ihren Bruder zu ſehen. Wenn man ſeine Geſchwiſter ſo liebt, wie ſie, ſo iſt dies Wiederſehen ein Glück zu nennen.

Ich bitte Sie, ſagen Sie mir etwas vom Graf Geßler, den Sie bei der Gräfin Rehden ſahen. Dieſer verehrte Freund iſt mir unvergeßlich, und ich nehme herzlich Theil an ſeinem Schickſale.

Daß Ihre Frau Couſine Amalie[1] hier war, wiſſen Sie. Es iſt doch eine Unſicherheit in ihrem Schickſal, das ihre Freunde ſchmerzt. — Ich habe ſie gealtert gefunden, und die Nervenzüge haben ſich ſo vermehrt, daß es einem recht weh macht.

Weimar, den 27. December 1820.

Ich will das alte Jahr nicht zu Ende gehen laſſen, ohne Sie noch freundlich zu begrüßen, lieber Freund! — Auch will ich Ihnen ſagen, daß wir den Geburtstag der geliebten Mutter[2] recht ruhig verlebt haben, daß ſie nichts klagte und daß ich mit ihr Thee getrunken. Früh kamen Glückwünſchende; Mittags aß ſie bei dem Onkel[3] der ſich ſieben Damen gebeten (er hätte 9 bitten ſollen, ſo wäre er Apoll, der Muſenführer, geweſen). Den Abend war ich allein mit Fräulein Staff bei ihr. — Da ſonſt immer Cour iſt am erſten Feiertag und wir uns da zeigen müſſen, ſo trifft es ſich ſehr ſelten, daß ich dieſen Abend eben bei der lieben Mutter ſein kann. Wir haben noch keine Hoftage. Die Urſache iſt traurig, da die gute Großherzogin durch ihren Unfall im Zimmer gehalten wird.[4] Aber daß wir uns ſelbſt ruhiger halten können, iſt mir noch kein

---

[1] v. Helwig, geb. v. Imhoff.

[2] 25. December.

[3] v. Schardt.

[4] An Knebel, S. 509.

Unglück; zumal dieſen Winter, wo ſein harter Anfang mit dem Schrecken um die Großherzogin mich krank gemacht. Ich hatte ſechs Tage Fieber und fühle noch dann und wann die Folgen der Mattigkeit. Der Marienbrunnen, die freundliche Gegend von Rudolſtadt, die ich recht genoſſen, hatten mir eine eigene Lebenskraft gegeben; aber das ſollte nur auf kürzere Zeit mir helfen, denn die Nerven haben nicht ihre Kraft bewieſen. Es war aber auch eine Scene, die erſchrecken kann, denn wir waren gerade zum Frühſtück bei der Großherzogin, die Geſpielinnen und Freundinnen der Prinzeſſinnen, worunter Emilie iſt, und die Mutter. Aus Wohlwollen für die junge Geſellſchaft, die in dem Audienzzimmer Raum gewinnen ſollte, ſchloß die Großmama auf, und ſo glitt ſie zur Erde zwiſchen den Thüren und konnte nicht aufſtehen. Es hielten ſie einige Damen; Frau von Hopfgarten, die nächſte, hatte glücklicher Weiſe den Kopf gehalten: die Großherzogin mit ihrer ſchönen Geſtalt hülflos am Boden zu ſehen, und gar wie ich einen Nervenſchlag zu erwarten (denn ich konnte mir anfangs nicht denken, daß es nur Folge des Falls ſei), das war recht herzzerreißend. Als die Aerzte kamen, als der Chirurg erklärte, die Hand ſei zerbrochen — da verließ mich alle Faſſung. Ich habe ſo etwas zum erſtenmal in der Nähe geſehen. Die Folgen ſind länger als wir anfangs glaubten, und nun ſind es beinahe 8 Wochen, und die gute Großherzogin kann noch nicht aus dem Zimmer.

Die Anweſenheit des Herzogs Bernhard und Familie verurſachen kleine Theegeſellſchaften. Es ſind zwei oder eine Dame, die der Reihe nach gebeten werden, außer den Comödientagen, die Prinzeſſinnen mit einigen jungen Damen erſcheinen auch. Dies Alles macht die Großherzogin müde. Sie iſt ſo ſelten gewöhnt Menſchen um ſich, in ihrem Zimmer zu haben; — ſie iſt geiſtreich, mittheilend und ſorgend für Alles, was ſie umgibt in dieſen Cirkeln. Die fünf Enkel, die ſie umgeben, die allerliebſt ſind — (Herzog Bernhard hat zwei allerliebſte Kinder) — machen ihr viel Freude. Am Chriſtabend hat ſie fünf Zuckerbäume auf einmal beſcheert.

Univ. Bibl.
München

Goethe verſchließt ſich ganz; er fährt nur ſpazieren, ſieht zuweilen die Prinzeß; er arbeitet meiſt, und Abends ½7 Uhr erſcheint Freund Meyer; da gewinnt die übrige Geſellſchaft ihn nicht; — er ſoupiert auch nicht mehr. Meyer erzählt viel von Berlin.[1] Die Sammlungen von Kunſtſchätzen müſſen ſehr reichhaltig ſein. Auch die Menge von geiſtreichen Menſchen in allen Fächern macht Berlin zu einem wünſchenswerthen Aufenthalt. Wenn die Natur freundlich wäre, das Klima mild, ſo wäre nichts mehr zu wünſchen.

Couſine Amalie hat eine Art glücklichen Leichtſinn, der auf Selbſtvertrauen ſich gründet, auf eigenes Selbſtvertrauen, ſonſt würde ſie den Stürmen ihres ſelbſt gewählten Lebens nicht ſo entgegen treten.

Meine gute Mutter, deren Zuſtand von Altersſchwäche mir oft ſchon am Herzen liegt, die lebhafter iſt, aber deßwegen nicht die Faſſung des Geiſtes immer hat; wie Ihre geliebte Mutter, leidet mehr dadurch, daß ſie das Verhältniß ihrer Kräfte zu den äußeren Umgebungen nicht prüft, noch kennt, als die geliebte Mutter, die von ihrem Zimmer aus der Welt ruhig zuſieht. Und doch würde meine Mutter einen ſolchen Zuſtand von Ruhe gar nicht zu ertragen vermögen. So ungleich theilt das Geſchick die Neigungen und die Kräfte oft im Leben aus!

Weimar, den 8. Mai 1821.

Ihre liebe Tochter hat die Großmama nicht ſo angegriffen gefunden, als ich befürchtete, und das freut mich. Auch weiß ich wohl, daß die Jugend einen andern Maßſtab hat, und wo wir noch im ſpäteren Alter einen Nachlaß der Kräfte empfinden, hält dies die Jugend, die uns ſchon ſelbſt älter nimmt, als wir uns ſelbſt, für den Lauf der Natur. Auch weiß ich wohl, daß ich bedenken ſoll, daß Ihre geliebte Mutter nahe an achtzig iſt, und daß ich ſie oft noch vergleiche mit den Zeiten, wo ſie noch alle Kräfte beſaß. Geiſtig iſt ſie aber öfter ſehr kräftig, und Alles, was ihr

---

[1] Goethe XXVII. S. 365. 382.

Nachdenken erweckt und ihren Geiſt beſchäftigt, kann ſie lebendig intereſſieren. Auch für Poeſie iſt ſie ſehr empfänglich, wenn der Körper nicht gedrückt iſt. So freut ſie ſich ſehr an Herders philoſophiſchen Gedichten. Dieſer Hang zu höheren, ernſteren Anſichten hat ihr ihre Jugend, wie ihr Alter verſchönert. Schiller liebte dieſen Zug ihres Weſens ſo und hat mir es oft geſagt.

Ich wollte wohl, Sie hätten den Schwiegerpapa begleitet, zumal glaube ich, daß es Ihrer Frau Mutter ſehr wohl gethan hätte. Baron von Stoſch hat mir einen ſehr angenehmen Eindruck gemacht. Er hat etwas leicht und fein Fühlendes, und man ſieht einen behaglichen und wohlhabenden Mann, der über ſeine näheren Beſchäftigungen klar iſt, dabei als gebildeter Menſch das Leben aufſucht und empfindet, und an Vielem durch den Verſtand Antheil nimmt.

Ihre liebe Tochter iſt ſo gut und anziehend geblieben, als ſie zu werden verſprach. Ich habe den Ausdruck von Gefühl ſo gern, den ſie hat, und wenige junge Damen haben ihn.

Guido iſt recht intereſſant. Er hat auch Vertrauen zu mir, hoffe ich. So lange er hier bleiben muß, hoffe ich mir ſeine Neigung zu erwerben und von ihm als eine Tante angeſehen zu werden.

Leſen Sie die Morphologie von Goethe? Im letzten Stücke, das erſchienen, kommen viele intereſſante Bemerkungen über die Luft und Wolken vor. Und die Verſe ſind ſo ſchön, die Goethe Howards Ehren-Gedächtniß überſchrieben, weil dieſer die Wolken ſo eingetheilt hat. Dieſer Reichthum in den Anſichten der Natur, dieſes ſtete Wirken auf einen Gegenſtand erhält Goethens Alter ſtark und kräftig und vermehrt die innere Harmonie ſeines Weſens. Glücklich, daß dieſe Beſchäftigungen jetzt lebendig wirken, daß er die Abnahme des poetiſchen Reichthums und Hervorbringung nicht ſo ahnte. Auch erlangt der Geiſt dadurch mehr Ruhe, als wenn er ſich mit den Wiſſenſchaften beſchäftigte, die an die Welt von außen ſich anſchließen. Ich glaube auch, daß er noch allen

Reichthum der Phantaſie in ſich bewahrt und ihn ausſprechen kann in einzelnen Worten. Aber ich glaube doch auch, daß der Dichter noch jugendlich die Welt empfinden muß, ſonſt geht ſie auch auf den Leſer nur als ein Kunſtwerk über. Zu großen Compoſitionen gehört doch die Jugend.

Ich ſelbſt habe dieſen Winter, den ich im Wohlſein anfing, viel gelitten, und fange auch an mich endlich davor zu fürchten; denn ſo eine lange Reihe kleiner Uebel untergräbt die Kräfte eben ſo als eine größere Krankheit. Auch hatte ich zwei Hauptkrankheiten dieſen Winter, doch dauerte es nicht lang; das war das Beſte.

Sie werden auch unſern Profeſſor Hand ſehen, der auch nach Breslau auf ſeiner Reiſe kommen wird, die er durch Schleſien macht. Er würde Ihnen noch Manches von der guten Tante erzählen können, denn er hat ſie ſehr verehrt. So wie ſie, fehlen mir wenig Menſchen. Sie war aber auch ſo geiſtreich, liebenswürdig und klug. Auch die Großherzogin vermißt ſie ſehr, und wir gedenken ihrer oft. Sie war eine von den Naturen, die bei aller Leichtigkeit und Beweglichkeit des Herzens nur wankend *erſcheinen*. Das Gute, wie ihre Anhänglichkeit und Eifer ihre Pflicht zu erfüllen, war doch beſtändig in ihr. Sie hat es in ihrer Ehe bis zum letzten Augenblick bewieſen.

Denken Sie meiner freundlich! Ich betrübe mich, daß Ihre Geſchäfte Sie abhielten mit zu kommen. Ihr Wirkungskreis[1] freut mich, da Sie viel Gutes befördern können. Das Inſtitut für die Blinden[2] iſt recht Segen bringend.

Weimar, den 10. Juli 1821.

Im Begriff nach Köln abzureiſen, wohin ich morgen abgehe, ſchreibe ich Ihnen noch ein Wort, verehrter Freund, damit Sie wiſſen, wo Sie mich mit Ihren Gedanken ſuchen ſollen. Ich habe es möglich gemacht, dieſes Jahr die Reiſe zu machen, da ich es auch gewiß mehr wie je bedarf; denn ich weiß nicht, ob meine Geſundheit es mir vielleicht künftiges Jahr verbietet oder vergönnt. Ich war erſt 14 Tage in Rudolſtadt bei der guten Mutter, und ich fand ſie wohl ſchwächlich, doch nicht ſo ſchwach, daß ich für den Augenblick einen Zufall befürchten könnte.

---

[1] Als General-Landſchafts-Director in Schleſien.

[2] Deſſen Vorſteher Stein im J. 1820 geworden war. S. „Briefe“ S. 22.

Unſere beiden lieben Mütter ſind mir immer in ihrem Alter ein großes Anliegen, ich habe manche Sorgen darüber, und doch kann man nichts als hoffen; denn ſelbſt die Liebe, die Alles ebnen möchte, kann oft nur wünſchen. Ich ſoll Ihnen ſagen, daß Ihre liebe Mutter recht müde wäre, und nicht viel ſchreiben könnte. Daß der Bau des Bernſtorffiſchen Hauſes Ihren Bruder hier feſſelt, iſt mir ſehr lieb; auch die Schwägerin kommt daher öfter. Im Ganzen aber iſt die gute Staff die thätigſte, treueſte Umgebung und mir ein bleibender Troſt. Die Großherzogin iſt auch eine ſorgſame, mittheilende und fühlende Freundin. Sie iſt bei dieſem traurigen Wetter in Wilhelmsthal und bleibt bis in den Auguſt. Der Großfürſtliche Hof iſt nach Ems abgereist; der Erbgroßherzog geht erſt nach der Rückkehr ſeines Vaters der Gemahlin nach. Letzterer iſt in Töplitz geweſen, reist von da durch Böhmen, Franken nach Baden bei Durlach und trifft vielleicht ſeine Gemahlin noch in Wilhelmsthal. Es iſt eine große Völkerwanderung, und Alles reist in die Nähe und Ferne. Die Witterung wird uns heilſam ſich aufhellen, hoffe ich, den Rhein zu befahren an ſeinen Ufern, den geliebten Sohn zu ſehen in ſeiner intereſſanten, ehrenvollen Thätigkeit. Vielleicht kann ich auch den älteren kommen laſſen, um noch mit meinen Kindern allen zuſammen zu ſein; dies iſt mir eine frohe Ausſicht. Ich werde viel lebensluſtiger und kräftiger zurückkehren. Ich bedarf es wohl, fühle ich, daß ich Kräfte ſammle.

Daß Guido[1] ſo gut beſtanden, freut mich mit. Ich hoffe auch, daß ich die liebende Sorgfalt der Conſiſtorialräthin Ilgen für ihn erweckt habe und ſie ihm ihre nähere Sorge gewährt.

---

[1] Er kam nach Schul-Pforte.

Es iſt mir recht leid, daß ich den Grafen Dohrn verfehlte bei der lieben Mutter, ich hätte ſonſt viel Gutes von Ihnen gehört, das hat mir indeſſen die liebe Mutter mitgetheilt.

Ich bleibe wohl 8—10 Wochen abweſend, denn wenn einmal die Reiſe gemacht iſt, ſo ſehe ich wohl eine Woche mehr nicht an; und ich möchte die Trauben auch genießen.

Meine Nachrichten über den Geheimerath Goethe ſind, daß er, ſobald das Wetter es erlaubt, nach Marienbad in Böhmen reiſt, daß er ſehr thätig iſt. Seine neuen Hefte der Morphologie, Kunſt und Alterthum, ſind ſehr reichhaltig. Die Wanderjahre haben mich ſehr erfreut. Es ſind große, ſchöne, hohe Anſichten über ernſte Gegenſtände ausgeſprochen.

Rudolſtadt, den 24. Julius 1822.

Was mich bei meinem hieſigen Aufenthalt ſchmerzt, iſt die Trennung von Ihrer geliebten Mutter, die ich den 29. April verließ. Sie war recht leidend ſeit Ihrer Abreiſe[1] und hat mir manche Sorge gemacht. Ich wünſche oft im Stillen, daß Sie ſtatt nächſten Sommer dieſen Auguſt ſchon wieder kämen. Jetzt geht es leidlich, und Huſchke hat es mir ſelbſt ſagen laſſen, daß die Zufälle von Schmerz in den Gliedern verſchwunden, daß die geliebte Kranke ſich recht erhole. Seitdem vernehme ich ſelten von ihr, da ſie nicht ſchreibt, und Staffchen auch es nicht eben liebt die Feder zu führen. Die Baumbach, die es mir verſprach, öfter zu ſchreiben, ſendet alle Seufzer ihres Herzens dem Vetter aus Braſilien[2] nach. Meine Sehnſucht immer zu erfahren, was die liebe Mutter macht, wird daher nicht befriedigt.

Ich habe auch in den Waldbergen mehr Kräfte gewonnen; doch ſind meine Augen ohne Schmerz nicht immer ſtark. Ich finde, daß die Erhitzung des Sommers und das Bergſteigen nicht immer heilſam ſind. Ruhe, geiſtig und körperlich, thut mir am Beſten, denn es dünkt mir, die Augennerven litten.

---

[1] Stein war im Winter 1821–22 in W. Knebel lit. Nachl. III. S. 108. Goethe an Fr. v. Stein III. 458.

[2] Dem Oberſten v. Eſchwege. An Knebel S. 522.

Geiſtig bin ich durch die Beruhigung, die mir die Thätigkeit meiner Söhne gibt, viel kräftiger als lange, da ich auch Karl in einer heiteren Umgebung weiß und die Hoffnung für noch günſtigere Tage für die Zukunft hegen kann. Ernſts Lage iſt ſehr wichtig und ehrenvoll. Wenn ich ſeine Zeitgenoſſen und Jugendfreunde beobachte, die beinahe ſchon fertig ſind mit ihrem Geſchäftsleben und nach und nach wieder rückwärts ſchreiten und Alles gethan zu haben glauben, ſo muß ich den Gang von Ernſts Leben und Treiben als eine fortwährende Veranlaſſung die höhere Geiſtesthätigkeit auszubilden und zu entwickeln betrachten, die den Verſtand mehr befriedigen kann, und das Streben nach nützlicher Thätigkeit, die alle Kräfte befriedigend in Anſpruch nimmt. Ich als Mutter fühle dies mit mehr gerührtem Herzen als ein Vater, der, wo die Mutter nur ermahnen und wünſchen kann, die ernſtere Pflicht zur Sprache bringen kann. Ich fühlte ſo oft, wie ſehr ich allein ſtand, allein handeln mußte. Aber ich hatte doch den Troſt der unſichtbaren Nähe.

Die Töchter findet man nach ihren Reiſen viel mittheilender und offener. Sie haben in Köln mehr menſchliche Verhältniſſe kennen lernen als bei uns.

Der ſtille Frieden, der in den Kindern mich umgibt, ließ manches Gefühl der Sehnſucht ſchweigen; doch wird ſie zuweilen recht ſchmerzlich, zumal hier, wo ich meine ganze Jugend verlebte; es geht mir wie Goethe:

> „Es nahn die Bilder längſt entflohener Tage
> Und manche liebe Schatten ſteigen auf.“

Doch die Freundſchaft iſt mir keine verklungene Sage, und ich habe das Bild der Abweſenden recht lebhaft in mir. Die Kochberger Berge rufen mir das Bild der geliebten Mutter, die Freundſchaft für Sie zurück, die nie meinem Herzen verklingen wird.

Goethe iſt mir hier auch recht lebendig geworden. Sein fünfter Theil „Wahrheit und Dichtung“ hat mich ergetzt. Der Zuſtand in der Champagne iſt ſo geiſtvoll lebendig beſchrieben, dabei ſeine eigenen Gefühle und Anſichten. Was mich rührt, iſt der fortdauernde Antheil, den er an der Natur nimmt, und wie reich ſein Geiſt im Anſchauen und Beobachten ſich ſelbſt entfaltet. Was einem langen mühſamen Forſchen nicht gelang, fand er auf ſeine geniale Art, und doch glaube ich auch, daß Wenige ſo gewiſſenhaft mit ihren Reſultaten verfahren wie er. So kann er ſich von den Feſſeln des Alters befreien, wenn ſein Geiſt ſich jugendlich im Antheil und Anſchauen erhält.

Ich habe mit heiligem Eifer und Abneigung die falſchen Wanderjahre geleſen. Ich weiß nicht, wie viel Ironie dabei iſt. Aber ich weiß, daß ich wollte, der Verfaſſer hätte ſeine verſtändige Manier zu etwas Beſſerem angewendet — etwas für ſeine eigene Schöpfung Bürgendes. Es iſt ungerecht, daß jeder nicht Zufriedene ſeinen Scharfſinn beweiſen will, während Goethe noch lebt, und es iſt, als wenn man ſich dazu das Wort gegeben hätte. Man ſollte ſich über dieſen merkwürdigen Menſchen erfreuen und die Gabe ſeines Genies als eine Göttergabe erkennen, nicht dem Tadel und beleidigten falſchen Anſprüchen die Stimme leihen. Wo Licht iſt, iſt auch Schatten, das iſt natürlich; doch ſoll der Schatten nicht auch den Schatten noch verdunkeln.

Goethe iſt, wie ich höre, ſchon von Marienbad wieder abgereiſt.

Schreiben Sie mir bald wieder. Ich denke nicht länger als vier Wochen noch hier zu bleiben.

[illegible] an [illegible] Dresden, 3. März 1823

Verehrte Freundin!

Da ich gewaltig lange gar nichts von Ihnen und durch Ihre Feder von Allem, was mir in Weimar lieb und werth iſt, gehört habe, ſo verſage ich mir nicht, Ihnen zu ſchreiben und mir Nachricht von Ihnen zu erbitten. Zunächſt laſſen Sie mich recht

Umſtändliches von Goethe hören, deſſen Krankheit ich bloß aus den Zeitungen weiß; ungeachtet ich (ohne ſeine Leiden damals zu wiſſen) mir bereits von meinem Bruder Nachricht über ihn erbeten habe, ohne jedoch Antwort darauf zu empfangen.[1]

Stein an Fritz. Weimar, 15. März 1823.

Ich bereite mich vor, theurer Freund, Ihnen einen langen Brief zu ſchreiben, und fange deswegen ſchon heute an. Zu dem, was mir das Schickſal auferlegte, gehört jetzt eine Schwäche der Augen, die mich verhindert, zu jeder Tageszeit ſchreiben zu können. Des Abends bei Licht wird es mir oft ſchwer, die Morgen gehören der häuslichen Einrichtung oder Beſuchen oder Zeitungen, die jetzt ſo nöthig ergötzlich zu leſen ſind, oder einer Lektüre, auf die Andere warten; kurz der Tag geht mir oft ſo ſchnell hin, eine ganze Woche wie ein Tag, daß ich zuweilen mich recht ermattet fühle. Auch hat der böſe unerhört kalte Winter die Lebenskraft ertödtet oder unterdrückt.

Die Sorge um Goethe hat mir manche Stunde Schlaf genommen, und ich konnte oft kaum erwarten, bis es Zeit war hinzuſchicken, und ehe die geflügelte Botſchaft zurück kam, war die Angſt, was man hören würde, recht ergreifend. Nun will ich ihn bald ſelbſt beſuchen, und vielleicht kann ich Ihnen morgen noch ſagen, wie ich ihn gefunden. Die Kälte des Winters hat er wohl nicht durch Froſt empfunden; doch hat er ſo erſchrecklich einheizen laſſen, daß die ihn Beſuchenden kaum bleiben konnten; dazu wiſſen Sie, daß er ſich gut pflegt, und da er keine friſche Luft ſchöpfte, iſt wahrſcheinlich alles Getränke und Nahrung in das Blut gegangen, und ſo bildete ſich die Herzentzündung. Es iſt das erſte mal, daß ich von dieſer örtlichen Krankheit hörte. Den 17. Februar fing der kranke Zuſtand an. Die eigentliche Gefahr dauerte bis zum ſiebenten Tag, der aber ſo war, daß man das Ende erwartete.

---

[1] Goethe war ſeit dem 17. Februar an einer Herzbeutel-Entzündung erkrankt. Briefwechſel zw. G. und Schultz, S. 266. Stein an Knebel, S. 352.

Acht Tage, ſagte mir Huſchke, ſind ganz aus ſeinem Leben verſchwunden, denn er hat gar keine Erinnerung davon, und als er den neunten Tag ſich fühlte, ſo ſagte er, er habe wohl vierundzwanzig Stunden geſchlafen. Er ſagte einmal: in allen Ecken iſt der Tod, ich fühle es. Uebrigens hat er wenig geſprochen, ſondern lag nur in einer Art Betäubung und Staunen, und dabei wollte er beſtändig Marienbrunnen trinken, den die Aerzte in einem entzündlichen Zuſtand für tödtlich halten. Als die Entzündung vorüber war, klagte er über die Bruſt; eine Hand und ein Fuß waren geſchwollen, und er mußte immer ſitzen. Eine Waſſerſucht iſt oft die Folge der Herzentzündung; doch auch dieſe Furcht iſt gehoben, und es iſt ſehr tröſtlich, daß in dieſem Alter die Natur noch den Sieg davon trägt. Huſchke ſagte mir, daß er nun noch mehrere Jahre leben könnte.

Von allen Seiten war unſer Herz geängſtigt; denn eben an dem Tage, wo Goethe ſo ſehr krank wurde, bekam auch unſere Großherzogin einen bedeutenden Anfall, und alles Blut trat nach den innern Theilen. Der König von Württemberg war eben Nachmittags an Tafel, wo ſie ſich ſchon krank fühlte. Kaum hatte er Abſchied genommen, als ſie mit Mühe in ihr Zimmer konnte. Es war ein Donnerſtag, wo wir den Abend zum Thee eingeladen waren. Es wurde natürlich abgeſagt, und Blutegel und andere Mittel wurden ſchnell angeordnet. Wir waren Alle ſehr erſchrocken und beſorgt, Graf Marſchall doppelt, denn er hatte den Schmerz, um vier Uhr noch zu erfahren, daß er keine Abendpartie hatte. Zum Glück bleibt er bei der lieben Mutter nicht mehr länger als acht Uhr.

Die eigentliche Gefahr von Goethens Zuſtand hat die liebe Mutter gar nicht geahnt. Wie ich das Herz voll hatte und zu ihr kam, und wir uns verabredet hatten, nichts zu ſagen, war ſie recht heiter und behauptete, Goethe würde bald hergeſtellt. Ich muß mir immer ſagen, daß wir in einem ſo hohen Alter nur ruhige Tage dankbar vom Geſchick annehmen ſollen. Der Winter hat auch angreifend auf die liebe Mutter gewirkt, und die gichtiſchen Schmerzen in den Gliedern haben eine Schwäche hervorgebracht, die uns weh macht. Doch in ſchmerzenfreien Stunden und nach ihrem Zuſtand ruhigen Tagen intereſſiert ſie ſich für Alles, was ihren Geiſt beſchäftigt, und ſitzt mit ihren ſchönen feſten Zügen und anmuthigem Weſen auf ihrem Lehnſtuhl wie vor vierzig Jahren. Sie macht einem die äußeren Beſchwerden des Alters recht leicht. Doch zuweilen nimmt auch der Schmerz überhand, wie es natürlich iſt, und oft, wenn ſie zu matt wird, bleibt ſie lange im Bette, oder legt ſich frühzeitig hin. Seit einigen Tagen badet ſie mit ſtärkenden Ingredienzen. Ich hoffe, das thut ihr wohl.

Ihren Herrn Onkel habe ich länger nicht geſehen. Er iſt viel ſchwächer an Geiſt, und jedes kleine Geſchäft greift ihn an. Doch hat er kleine Diners und iſt geſellig.

Der Erbgroßherzog iſt ziemlich wohl; er hat ſich ſehr gut und theilnehmend benommen, weil ſeine Gemahlin einen großen Kummer hatte. Sie hat die Pflegerin ihrer Kindheit und treue Dienerin verloren, Miß Dillen.

Ueberall, wo das menſchliche Gefühl in Anſpruch genommen wird, iſt unſere liebe Großfürſtin ehrwürdig. Sie hat dieſen Verluſt wie ein Kind einer ſorgſamen Mutter empfunden und betrauert.

Meine Schweſter iſt dieſen Winter leidlich, doch macht mir ihre Geſundheit auch Sorgen. Ihr Sohn iſt bei ihr. Sie grüßt Sie freundlich. Wenn wir uns an unſere Jugend erinnern oder an ſpätere Zeiten, ſo empfinden wir mit Schrecken den Wechſel der Dinge; denn wo wir hinblicken, ſind Freunde, Bekannte von uns geſchieden. Die Lebenden, uns Gebliebenen, ſind uns nur um ſo werther, und wir wünſchen ihnen, daß ſie ſich und uns erhalten werden.

Meine gute Mutter gehört auch zu den Gegenſtänden meiner Sorge, denn ihr Alter läßt uns auch nicht weit in die Zukunft Hoffnung hegen. Sie iſt lebendig und beweglicher als die liebe

Mutter, doch geiſtig viel weniger empfänglich für Ideen und lebt mehr mechaniſch, finde ich oft mit ſtiller Trauer; denn das Aeußere des Lebens hat für mich den wenigſten Reiz.

Jean Paul hat wohl recht, wenn er ſagt: Einer Frau, der ſo viel abſtirbt, ehe ſie ſtirbt, bleibt oft nichts als eine ruhige, gleichmüthige Ergebung.

So rede ich von mir ſelbſt; doch wenn ich meiner Kinder und Freunde gedenke, möchte ich manche ſchöne Hoffnung noch feſt halten. Meinen Söhnen geht es in ihrem Kreiſe glücklich. Sie haben das Vertrauen ihrer Obern und die Liebe derer, mit denen ſie leben.

Der Juſtizminiſter hat Ernſt manche günſtige Beweiſe von Anerkennung gegeben, und ich hoffe, daß er bald Landgerichtsrath werden wird. Seine Thätigkeit, ſeine Geſchicklichkeit hat man anerkannt; da er ſich dies Alles allein, erworben und zu danken hat, ſo freut es mich doppelt. Mein älteſter Sohn lebt in der ſchönſten Gegend von Schwaben, im ehemaligen Zaubergau, jetzt Zabergäu genannt. Er geht auch einer höheren Stelle entgegen. Ich habe die Beruhigung gehabt, dem König ſelbſt danken zu können und ihn ſeiner ferneren Gunſt zu empfehlen. Ich ſehne mich ſehr, Karl wieder zu ſehen, und mein Herz folgt bald dem Lauf des Rheins und bald dem Lauf des Neckars. Die Ilm fließt trüb und düſter wie der Styx gegen dieſe ſchöne Flüſſe, an deren Ufer ich ſtill wandle. Bald werde ich zur Saale eilen, denn die Sorge um meine Mutter ruft mich. Einſtweilen war Emilie ſeit dem December dort. Sie fehlt mir ſehr, aber es war nothwendig, und ſie hat treu die Großmutter gepflegt.

Vorigen Sonntag den 9. März iſt der Landtag eröffnet worden, und der Großherzog hat eine Rede vom Thron gehalten. Ich habe ihn noch nicht ſo viel nach einander ſprechen hören. Er hat mit Würde ſich ausgenommen. Der Erbgroßherzog hat ſein Söhnchen zu ſich kommen laſſen, und es hat ſich ſehr artig betragen. Doch glaube ich nicht, daß der kleine Prinz ſich dabei unterhalten hat.

Was Alles erfolgen wird und befohlen wird, müſſen wir erwarten. Ich fühle oft wie Poſa und denke, die Welt iſt meinem Ideal nicht reif. Ich lebe am liebſten am Himmel und in der Welt der Natur. Ich empfehle Ihnen Schuberts Schrift von den Fixſternen und der Urwelt.[1] Es ſind große ſchöne Anſichten darin. Es iſt von dem Schubert, der in Mecklenburg war, denn es iſt jetzt ein anderer Friedrich Schubert in Petersburg, von dem ich eben dieſen Morgen über die Sterne etwas geleſen.

Ueber Guido möchte ich Ihnen ſagen, daß ich doch glaube, es iſt beſſer, daß er in Ihrer Nähe iſt, und daß eben ſeine Neigung zum Trübſinn durch liebenden Umgang und Behandlung am beſten zerſtreut wird, dabei ernſtes Anhalten zum Lernen. Als ich zehn Jahre alt war, weinte ich alle Abende, er weint des Morgens. Alſo, hoffe ich, wird es ihm auch fröhlicher noch zu Muthe werden.

Sonntag.

Ich will Ihnen nur noch ſagen, daß ich Goethe geſtern nicht ſehen konnte, weil ich Abhaltungen hatte, doch ſoll es ebenfalls geſchehen. Sie ſollen bald wieder Nachrichten haben.

Die liebe Mutter grüßt herzlich; ſie läßt ſagen, ſie wäre ſehr matt. Das rheumatiſche Reißen in den Füßen greift ſie oft an.

Eine Neuigkeit will ich noch melden, daß den 18., übermorgen, die Baumbach ſich mit dem Obriſt Eſchwege verheirathet. Sie gehen nach der Trauung nach Gotha zu ihren Verwandten. Dort bleiben ſie einige Tage, alsdann kommt ſie zurück und bleibt noch Hofdame, und er geht nach Portugal, um ſeine Verhältniſſe zu ordnen.

Es iſt ſchön, daß die gute Großherzogin ſo edel ſich zeigt; dadurch, daß Sie es erlaubte, wird der guten Baumbach die Trennung leichter, und ihr Schickſal iſt beſtimmt. Hoffentlich kann er in einem Jahre längſtens wieder hier ſein. Mit zu gehen wäre nicht rathſam geweſen.

---

[1] [illegible] S. 703.

VII

Briefwechſel

mit der

Prinzeſſin Karoline Louiſe von Sachſen-Weimar,

geboren den 18. Juli 1786, geſtorben als Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, 20. Januar 1816.

Pr. an C. Wilhelmsthal, den 12. Juni 1805.

Liebe gute Schillern, ich brauche Ihnen keine weiteren Verſicherungen meiner Freude über Ihren Brief zu geben, Sie kennen mein Herz, die treue Liebe, die es zu Ihnen trägt, und ſchrieben ſchon Ihren Brief in der Ueberzeugung, daß er von mir ganz ſo würde aufgenommen werden, wie er es verdient.

Wie tröſtlich iſt es mir von Ihnen zu hören, daß Sie ruhiger ſind, ſo, wie es nothwendig Schillers Andenken mit ſich bringen muß. Ich glaube, daß die Wirkung der Menſchen nach ihrem Tod auf die Zurückgebliebenen am wahrſten von ihnen zeugt. Fritz Stein ſein Brief hat mich recht gefreut, ich danke Ihnen vielmals für die Mittheilung deſſelben. Daß Ihnen unſer anderer Freund (Goethe) nicht ſo wohlthätig ſein kann, thut mir leid für ihn, denn er muß in einer traurigen Stimmung ſein, nicht Stärke genug haben ſich Troſt geben zu wollen.

Der Tag in Erfurt blieb immer ein langer Tag, ob er gleich nicht ganz gut verſtrich. König und Königin waren ſehr gütig und freundlich, zumal habe ich erſteren nie wohlwollender geſehen.

In der Königin ihrem Zimmer ſoupierten wir noch. Dem König ſchien meine Schwägerin ſehr zu gefallen, er war à son aise, und es war auch gegenſeitig.

Karoline.

Wilhelmsthal, den 11. Juli 1805.

Neulich[1] war Jacobi hier; man findet, daß er Knebel gleicht; er iſt aber von einem ganz andern Schlag; ich habe ihn nicht geſprochen, kann alſo auch nicht von ihm urtheilen; drum ſcheint er mir weniger ganz ſo Vernunft und ſo vornehm, drum mir auch nicht ſo lieb und angenehm.

Meine Schwägerin ſetzt ſich hier viel ins Grüne, unter die Fichten auf Heu, von Fohlen, Eſeln, Schafen und Rehböckchen umgeben; in dieſer Umgebung ſind wir faſt immer. — Es freut mich ſo, daß ihr der Prolog von Schiller zu ihrer Ankunft ſo viel Freude macht; ſie ſagte mir neulich, daß ſie ihn gar zu ſchön fände und gar lieb hätte; ſie könnte es nur nicht ſagen, weil er ſie zu nahe anging.

Ihre
getreue Freundin
Karoline.

Weimar, den 11. Sept. 1806.

Goethe iſt hier, das wiſſen Sie, aber das wiſſen Sie wohl nicht, Schlüſſeldame, daß er 32 Zeichnungen auf ſeiner Reiſe gemacht hat, die hübſcheſten und geiſtreichſten, und mir ſie geſchenkt hat. Liebe Lolo, können Sie Sich mein Glück recht lebhaft denken? und meinen Stolz, wenn ich Uebermuth in der Seele hätte.

---

[1] 6. und 8. Juli; Düntzer Freundesbilder S. 274. Goethe kam ihm nach Jena nach.

Nach Rudolſtadt. Weimar, 25. Juli 1807.

Die Erwartung, unſre Geißel von Angeſicht zu ſehen, hatte Entſetzen genug, um daraus auf ſie ſelbſt zu ſchließen. Nun da ich aber gar nichts mehr zu fürchten habe, möchte ich ihn doch faſt geſehen haben, doch iſt mirs ganz unausſprechlich wohl, die Ausſicht darauf nicht mehr zu haben. Mein Vater iſt geſtern Mittag von Eiſenach zurück, ſchachmatt, gekommen. In Gotha iſt er ausgeſtiegen, ich weiß aber noch nichts recht Deutliches davon. Nun wird es aber in der Welt noch mehr auffallen, daß er hier nicht ausſtieg. Die Fürſtin wird's wohl auch finden? ich kann mich aber tröſten; ich finde wenigſtens eben ſo viel Ehre darin, von ihm zurückgeſetzt oder vernachläſſigt zu ſein, als vorgezogen und beglückt. Außerdem will ich Ihnen, meine Loloa, ganz heimlich auch noch ſagen, was wohl wahrſcheinlich und eigentlich die Urſache davon war. Mein Vater hatte ſich nämlich auf das feſte Verſprechen des Caulaincourt verlaſſen, daß er die Ankunft des Kaiſers ihm zwei Stunden vorher wollte wiſſen laſſen, worauf mein Vater gleich fort und ihm entgegen geritten wäre; allein das Unglück, oder was es war, wollte es anders, und es geſchah nicht. Als mein Vater zum Thor hinaus ritt, kam er ſchon. Unterwegs ſoll er immer gefragt haben, ob er nicht da ſei, und wie es nein hieß, den Befehl gegeben haben, daß man in die Poſt fahren ſoll. Meine Loloa, Sie können das vielleicht auch der Fürſtin[1] erzählen, wenn ſie es noch nicht weiß; ſo unter uns. Ich danke nur Gott, daß keine Niederträchtigkeit von unſerer Seite geſchehen iſt, die geſchehen konnte. In Erfurt iſt ihm Vivat gerufen worden, was ihm aber ſehr fatal war. Es wäre lächerlich, ſich der ganzen Welt zu widerſetzen; man muß dem Kaiſer geben, was des Kaiſers iſt, aber ſeiner eignen Ueberzeugung und Gewiſſen auch, was ihr und ihm gehört.

---

[1] Die am 23. von Weimar zurückgekehrt war. Henriette an Knebel, Nr. 309.

Weimar, am 6. Auguſt 1807.

Uebermorgen, als auf den Sonnabend Nachmittag, reiſe ich mit meiner Mutter, Frau von Wedel, Pogwiſch, Einſiedel und Stark ab, und in 5 oder 6 Tagen hoffen wir in Schleswig einzutreffen. Meine Schwägerin und meinen Bruder zu ſehen freut mich ſehr; manches Intereſſante werde ich auf dieſer Reiſe zu ſehen haben, und ich will auch ſo viel als möglich Angenehmes daraus zu ziehen ſuchen. Ganz entſetzlich unerwartet kommt mir dieſer Vorfall, und auffallend iſt mir wieder, wie wenig man, ſelbſt für den andern Tag, ſtehen kann, und wie wenig man daher auch dafür ſorgen ſollte.

Karoline.

Weimar, den 7. Auguſt 1807.

Geſtern habe ich die Bekanntſchaft von Reinhard[1] gemacht; ich kann Ihnen nicht ſagen wie angenehm ſie mir war, ob ich ihn gleichwohl nicht ſelbſt geſprochen habe; weil er aber vom ſeligen Schiller ſo viel hat, ich möchte ſagen: „bringt der Geringſten einer je den Ton der Stimme mir ins Ohr zurück, den ich an euch gewohnt zu hören bin, und ſeh' ich an dem Aermſten eure Tracht; empfangen will ich Ihn wie einen Gott.“[2]

Karoline.

Weimar, den 6. Sept. 1809. Mittwoch Mittags.

Den folgenden Tag (1. September) näherten wir uns Ihnen wieder, meine Lolea, indem wir den Freitag in Jena zubrachten. Es war dieſelbe Geſellſchaft; der ruſſiſche Fürſt (Bariatinsky) ging von dort nach Koburg und weiter,[3] und das Wetter war wieder ſo ſchön als den Abend vorher. Im botaniſchen Garten frühſtückten wir, wo auch Goethe, Knebel und Einſiedel die Begleiter unſers ganzen Tages waren. Im Naturalienkabinet aßen wir zu Mittag; der Meiſter ſaß neben mir und war über die Maßen vernünftig und liebenswürdig.

---

[1] Den franzöſiſchen Reſidenten.

[2] Aus Iphigenie.

[3] Als Geſandter nach München.

Jette an die Prinzeſſin, die am 13. Juli nach Schwerin abgereiſt war.

Heidelberg, 6. Auguſt 1810.

Ich habe eine Sehnſucht Mannheim zu ſehen, wo Schiller lebte. — Den Abend als ich hier ankam und von der Bergſtraße nach M. zu die Sonne untergehen ſah wie eine große Feuerkugel, da war es mir, als wären mir die Geiſter nahe der Vergangenheit; ſo wehmuthsvoll ſehnte ſich mein Herz.

Pr. an J. Ludwigsluſt, den 13. Auguſt 1810.

Daß der Meiſter ſo übel war thut mir wohl leid; daß er beſſer iſt, iſt mir ein Troſt.

J. an Pr. Heidelberg, 29. Auguſt 1810.[1]

Der Tod der Königin von Preußen iſt mir erſtaunlich traurig. Herr von Kettenburg,[2] den ich nur eine Stunde hier ſah, hat mir noch détails erzählt, die er durch ihren Bruder wußte, der hier durchreiſte. So ein anmuthiges, liebliches Weſen, ſo dem Schickſal der Zerſtörung unterliegen zu müſſen! damit kann man ſich im Moment der erſten Schmerzen nicht abfinden. Und doch iſt es das Loos, das Alles treffen muß! Die geiſtige Kraft, die ewig unverlierbar iſt, dieſe hebt die Phantaſie ſo gern in die höheren Regionen und bildet ſich ein Reich über den Sternen; — aber die ſichtliche Anmuth, die auf der Erde lebte und wirkte, ſcheint uns doch verloren.

Wenn unſre Henriette[3] zu Ihnen kommt, ſo leſen Sie ſo gnädig Sich von meinem Beſuch in Mannheim erzählen zu laſſen. — Wie ich da über Schiller trauerte, da ich die Plätze ſah, die er mit aller Hoffnung und Kraft des Lebens zuerſt betrat! — Aber dort legte er auch den Grund zu ſeiner Kränklichkeit, weil er da ſo viel am kalten Fieber litt und ſich immer mit China curieren wollte. Den erſten rührenden Eindruck gab mir die Sachſenhäuſer Brücke bei Frankfurt. Dort hat er bei ſeiner Flucht ſo oft geſtanden ohne Freund, ohne Schutz und ohne Rath; und er erzählte mir oft, daß er da die reichen großen Wohnungen und die lebendigen Menſchen, die alle ſo ohne Antheil an ihm vorüber gegangen wären, ſchmerzlich angeblickt hätte. Dort möchte ich ihm können ein Denkmal ſtiften! Es iſt ein ſo reicher ſchöner Anblick den Main da zu ſehn und die cultivierten Ufer!

---

[1] Zu H. ſah Jette die Gräfin Benzel und Frau v. [illegible], Jugendfreundinnen der Prinzeſſin, wieder.

[2] K. L. v. der Kettenburg aus Mecklenburg, Dichter der Trauerſpiele [illegible] und Julian. † 14. Jan. 1814. Seine Briefe an Frau v. Wolzogen, liter. Nachl. II. 310 ff.

[3] v. Knebel, die der Prinzeſſin am 31. Auguſt nachreiſte und am 10. September in Ludwigsluſt ankam.

Meine Söhne ſind recht froh hier, und Ernſt wird ganz lebendig und zeichnet alle Burgen. Karl jagt und reitet. Er hat die Bekanntſchaft der Grafen Hochberg gemacht, die ihm viel Neigung zeigen, und durch dieſen Einen, der hier wohnt, hat er auch Freiheit zur Jagd. Er iſt aber auch gern bei uns, und ſo recht herzlich froh bei uns zu ſein. — Graf Benzel hat einen ſo guten freundlichen Ton mit den Beiden und ſo theilnehmend. Wenn Karl hier ſtudieren wird, ſo iſt mir dieſer nähere Antheil ſehr lieb. — Er würde ihn warnen, wo's nöthig wäre, und zurecht weiſen.

Ihre unterthänige

Leloa.

Heidelberg, den 11. September 1810.

Theuerſte gnädigſte Prinzeß!

Ich bin noch hier; ich konnte doch vor dem Geburtstag Karls mich nicht von ihm trennen, da ich einmal die Reiſe gethan. Und jetzt denken Sie, daß die Leloa gar nach Stuttgart wallfahrtet, mit allem Glauben wie ein Gläubiger! — Ach ich ſehne mich das geliebte Bild zu ſehen. — Ich denke, es wird mir in bangen Momenten vielleicht einſt eine ſchöne Erinnerung geben, denn es ſoll ganz hoch und erhaben daſtehen, wie der Abdruck des feinen Geiſtes, der ehedem dieſe Züge belebte. — Dannecker hat mich durch ſeinen Schwager Rapp einladen laſſen, ſo herzlich, ſo freundſchaftlich, und die Sehnſucht nach dem koloſſalen Bilde wurde ſo lebendig! — Da ich auch Karl hinbringe, und es wie ein ſchöner Spaziergang iſt, und eben dies die Reiſe leichter machen wird, und es ſind nur 12 Meilen in allem, ſo habe ich zugeſagt. Ich bleibe fünf Tage in Stuttgart, länger nicht, — alsdann geht es meinem einſamen Weimar zu, aber wo ich hingehöre, denn es geht mir immer wie der Thekla. — Ich habe aber ſo viel doch noch perſönlich auch dort, und die ſchönen Bilder der Vergangenheit. Ach und mein liebes Bild von Ihren lieben hellen Augen, darnach ſehne ich mich recht. — Wenn ich Kraft fühle das innere geiſtige Intereſſe in mir zu erwecken, welches ich fühle, ſo lebe ich doch in unſerm geiſtigen Klima auch lebendiger als hier. Aber daß ich mich körperlich ſtärkte, um meine innern Kräfte wieder zu brauchen, das war nöthig. — Wir ſind einmal doch mehr gewöhnt, in der Reflexion zu leben, und von außen die Eindrücke nicht ſo zu bedürfen, als wie die inneren, geiſtigen. Und ich fühle recht lebendig wie Nord und Süd ſich ſcheidet, auch hier. — Auch hier müßte man, um ſich recht heimiſch zu fühlen, leben, wie ich in W. lebte. Und man wird weniger angeregt, weil Alles mehr für den Moment des Genuſſes lebt. Eigentlich auf Mittheilung der Männer kann man gar nicht rechnen, wie wir bei unſerm einzigen Meiſter, bei Meyer und Knebel es kennen, — und ſelbſt die man entbehren könnte, Sie verſtehen, wen ich ohngefähr dahin rechne, ſind lebendiger und mittheilender, als man hier es gegen Frauen gewöhnt iſt zu thun. Wer in Geſellſchaft geht, will leben, eſſen, trinken und nichts Kluges reden. Ich wußte nicht, wie ich es recht anfangen wollte, wenn ich mich in einen gelehrten Streit einlaſſen wollte. Und die Furcht und Scheu für gelehrt gehalten zu werden legt einem auch Feſſeln an, weil man die Frauen nicht ſo haben will. — Louiſe und Marie finden dies ebenſo.

Die Voß'ſche Familie iſt ſehr liebenswürdig, und er iſt jetzt eben ſo poetiſch geſtimmt, ſo kindlich, und die Frau ſo verſtändig, klar und mittheilend, daß man bei ihnen, wenn man mit ihnen ganz lebt, ſich wie auf einer glücklichen Inſel fühlt. Aber für fremde Ideen, für ein ausgebreitetes litterariſches Intereſſe findet man da auch nicht Raum. — Sie ſollen nun ein Bild des Lebens und Denkens haben. Die Natur, die Umgebungen ſind wunderherrlich; man findet keine Worte dafür. Man bekommt Vertrauen, Hoffnung auf das Leben fürs rege belebende Prinzip. Und man lernt kindlich hoffen und glauben an dieſe ewige Liebe, wenn man ſieht, was die Natur vermag, die den ewigen Troſt in ſich trägt. Aber es haben auch trübe, giftige Hauche dieſes reine Bild einer ewig waltenden Liebe verdunkelt; und Leidenſchaften und Verwirrung drohen allen Erſcheinungen des Lebens, wo der Menſch iſt. — Ich möchte zuweilen in eine Wüſte fliehen.

Von meinem Beſuch bei Louiſe Zyllhardt ſollen Sie noch hören, theure, gnädige Prinzeß (am Sonntag war ſie hier und hat mir von Ihrem geliebten Brief Stellen geleſen). Am Ufer des Neckars, in einem Rebengange waren Sie bei uns, und wir weinten über die Stellen und ſegneten Sie, und freuten uns auch, daß Sie ruhig ſind.

Den Herrn v. Z. habe ich noch nicht ſehen können, aber die Louiſe lobt ihn ſehr und ſagt, er ſei ganz brav und offen und liebe ſie unausſprechlich. Er würde aber ſelbſt von den nächſten Freunden nicht ſo gekannt, ſelbſt Marie B. kennte ihn nicht ſo, die ſo einfach und brav wäre.

Sie ſagt, es kennten und liebten wenige Menſchen Schillers Sachen ſo wie er, und ein reiner Sinn ging durch ſein ganzes Leben.

Sie würden mich nicht kennen, theure, geliebte, gnädige Erbprinzeſſin! Ich bin ſo beweglich und bin vorigen Sonntag von früh acht Uhr bis Abends neun Uhr beinahe immer in Bewegung geweſen zu Fuß, zu Waſſer, zu Wagen; Benzels und Louiſe waren hier. — Aber geſtern fühlte ich mich auch nicht.

Sonnabend haben wir mit einem Arzt hier, Profeſſor Nägele, den ich ſehr lieb habe, die inneren Partien des alten Schloſſes durchgangen.

Meine Reiſe hieher iſt ſchon von erſtaunlichem Nutzen geweſen; denn ich kann ruhiger über das Schickſal und künftigen Aufenthalt Karls ſein. — Nach Voſſens Rath und meiner Anſicht wird er gleich im Winter hier ſtudieren, weil Cotta ſich im November in Stuttgart mit ſeiner Familie etabliert. In Tübingen iſt es dem armen Karl zu traurig, und ohne die freundſchaftlichen Familienverhältniſſe Cotta's würde er dort ganz iſoliert ſein. — Hier kann er viel lernen; es iſt ganz ruhig hier, und die Stürme haben ſich gelegt. Auch hat er hier ſchon gebildeten, geſellſchaftlichen Umgang; die Voß'ſche Familie, die treue Freundſchaft des Profeſſor Voß,[1] und der Antheil ſo vieler guten Menſchen ſind mir ein großer Troſt. Auch Wenzels ſind nahe und er würde ſich mit Treue und Antheil in jedem Zufall für Karl zeigen. — Ich habe ihn recht lieb; er hat ordentlich eine Art von Empfindlichkeit über die Menſchen, die mir nicht alle Attention, wie er ſie meint, erzeigen. — So kann er es den beſſeren Schauſpielern als Nachtheil anrechnen, daß ſie mich nicht aufſuchen.

Sie wiſſen, gnädigſte liebſte Prinzeß, wie philoſophiſch ich bin und nichts von der Welt erwarte. Aber als einen Zug von Wenzels Wohlwollen hörte ich dieſe Aeußerung doch mit Freude. Morgen gehe ich noch auf zwei Tage nach Mannheim und hoffe morgen auf dem Obſervatorium die Sterne zu ſehen; die Sterne ſollen Ihnen meinen Gruß bringen. Gott ſegne Sie mit allem Guten.

Ihre unterthänige

Lolca.

Die kurze Ehe[2] iſt in Heidelberg auch geſpielt worden. Der eine Theil war in der Schweiz, Mailand, hat die lipariſchen Inſeln geſehen, ungeheuer ſchnell.

---

[1] Heinrich Voß.

[2] Mit Joh. Schütze, mit dem P. unaufhörlich zankte.

Fr. an L. Ludwigsluſt, 18. September 1810.

Meine theure, immer geliebte Lolva!

Unterdeſſen, daß Sie am ſchönen Neckar wüſchte Bergle[1] beſteigen und Sich des herrlichen Pfälzerlandes erfreuen, ziehe ich hier unten auf dem flachen Küſtenland herum, in Sand und Haide, ſuche mich am Nächſten, an jeder Kleinigkeit zu ergötzen, die die Natur bietet, und lebe ſo ein erworbenes Leben, was auch ſein Gutes hat. Ich will mir aber nicht zum Verdienſt machen, was keines iſt; wenn ich mir auch Gutes erwerbe, ſo wird mir doch auch Manches angeboten. Meine Wohnung iſt ſo, wie ich ſie mir nur wünſchen möchte. Im Park und rings um L. ſind die ſchönſten Eichen und Buchen, von denen ich mir das Herz wie durch den Anblick wüſchter Bergle kann erheben laſſen, die ſchönſten Promenaden zum Reiten, was ich faſt täglich thue. Unter den Menſchen finde ich immer eine gute Stimmung für mich, die gern Alles ſo einrichten möchte, wie es mir gut und zuträglich wäre. Ich habe immer ſo viel Zeit für mich, als nur eine gute Mutter und Hausfrau verlangen kann. Ich habe hülfreiche Menſchen, die meinen Gedanken Nahrung verſchaffen. — In Doberan war ich ein paar Tage, wo es ein hübſches und luſtiges Land iſt. Die blaue See hat mich recht erfreut. An Friedrich und ſein blaues Meer habe ich oft gedacht und die Gegenden, die er im Sinn hat, wiedererkannt. In Pluſchow, dem Gute des Erbprinzen, habe ich drei Wochen verlebt, ganz auf dem Lande, in einer Gegend, die einem engliſchen Kupferſtich gleicht, pleasing cottage oder charming park, wo ein See iſt von der gefälligſten Form, über dem kurioſe Vögel ziehen, Störche und Reiher, von denen die ſeltſamen Federn genommen werden, ſchöne Hölzer u. dgl.; dort war es recht hübſch, und doch bin ich faſt lieber hier, indem ich hier wieder mehr Zeit für mich und Ordnung habe. In den letzten Tagen meines Pluſch. Aufenthalts, am Geburtstag meines Vaters, ritt ich 1½ Meile, um an die See zu kommen und ſie noch einmal zu ſehen. Ich ritt in die Wellen und ließ die Füße meines Braunen von ihnen beſpülen. Schreiben Sie doch das an die Frau, weil dieſe mir zum Wahlſpruch meines jetzigen Lebens Schiff und Pferd gegeben hat. Da genoß ich denn auf einmal Beides, das Meer und das muthige Roß. Es war früh 6 Uhr, im fernen Horizont der blauen See ſtand ein engliſches Schiff, das glänzte wie ein Schwan.

---

[1] So nannte Meyer die nicht ſchweizeriſchen Höhen.

Ihre treue

Karoline.

L. an Pr. Weimar, den 9. October 1840.

Theure, gnädigſte Prinzeß!

Ich muß meine Ankunft Ihnen hier kund thun durch dieſe Zeilen, denn ich bin nicht ruhig, wenn ich nicht fühle, daß mich Ihre lieben Gedanken finden können.

Ich habe Alles ſtill und einſam gefunden; ich kam den zweiten an und ſitze wie über den Trümmern einer blühenden Stadt, und wenn mich nicht die Kraft meines Geiſtes jetzt geſtärkt hätte und die Schwingen des Geiſtes ſich über Zeit und Raum freier bewegten, ſo würde ich recht troſtlos ſein. Aber mehr wie je iſt meine Phantaſie beſchäftigt, und ich lebe in der Gegenwart ſtill, thue meine Pflicht, ſo viel ich vermag, für meine Kinder und hebe den Blick zu einer Welt hinweg, wo keine Trennungen mehr ſind.

Ich bin ſo beweglich geworden, theure, geliebte Prinzeß, daß mir kein hieſiger Spaziergang mehr Bewegung genug gibt, denn die wüſten Berge, die ich alle beſtiegen habe, haben mehrere Stunden Zeit verlangt.

Ich habe Karls Wohnung in Heidelberg, für die ich noch geſorgt habe, recht weit von der großen Straße gewählt, wo täglich Wagen durchfahren.

Zu Ende dieſes Monats wird Karl dort ſein und ſeine Studien beginnen mit Ernſt und Eifer. Menſchlichem Anſehen nach iſt er dort ſo gut verwahrt und geſetzt, daß ich hoffe, er ſoll ſeine Zeit nützen und ſich beſtreben, das zu erfüllen, was die Welt und ſeine Familie von ihm fordert. Doch der Segen kommt von oben ꝛc. Auf dieſen hoffe ich auch.

Von meinem Aufenthalt in Stuttgart muß ich Ihnen noch Bericht erſtatten, theure, geliebte Prinzeß. Sie waren mir nahe im Geiſt. Sie haben mit mir das Heiligſte geſehen, was die Welt und das Leben noch nach meinen Kindern beſitzt.

Ach wie iſt die Büſte ſo einzig! Wie groß und ſchön über Welt und Zeit ſteht ſie da! Dieſer Eindruck ſoll mir noch wohl thun, wenn ich den Erinnerungen der Welt nach und nach Lebewohl ſage. So kann aber nur ein Freund ſeinen Freund bilden! Alle kleinen Züge ſind ausgeführt, alle Theile des Geſichts, ſogar die Ader an der Stirne. Das Kleinſte iſt nicht vergeſſen, und doch iſt der Eindruck ſo groß, daß man nur die große Form ſieht.

Tannecker ſelbſt hat mir erſtaunlich wohl gemacht. Es iſt eine reine kindliche Natur, in der Art wie Oehlenſchläger, ſo in ſeiner Produktivität reich, ſo kräftig, geiſtvoll und ſo liebenswürdig im Leben. Der Gedanke an ihn iſt mir eine tröſtende Erinnerung. Sein Schwager Rapp, bei dem ich wohnte, iſt einer der zarteſten Menſchen, ſo fein und liebevoll, und dabei das regſte Kunſtgefühl; ich habe recht fünf Tage nur in der Kunſt gelebt. Um mich herum ſah ich Zeichnungen von Rapp, Kupferſtichſammlungen.

Bei Tannecker war ich viermal. Zweimal hat er uns die koloſſale Büſte beleuchtet. Er hat die ſchönſten Abgüſſe von Antiken in ſeinem Hauſe ſtehen, wohin ſie der Kronprinz geſtellt hat. Die Pallas von Velletri iſt prächtig. Die ganze Geſtalt iſt ſo groß gedacht wie der Kopf, den der Meiſter hat. Um den Hals iſt ein Gewinde von Schlangen, das aus der Meduſe an der Bruſt kommt, und das lange Gewand hat einen einfachen Faltenwurf. Die eine Hand iſt ausgeſtreckt und recht erhaben und einfach.

Ein wunderſchöner Abguß vom Laokoon, dem Torſo des Herkules (den Schiller allen Kunſtwerken vorzog) — mit Tanneckers geiſtvollen Bemerkungen und der Fackel beleuchtet iſt es, als wenn dieſe Geſtalten lebten vor dem Auge.

Die Ariadne, die er gemacht hat, auf einem Tiger ſitzend, iſt wunderbar, ſo göttlich ernſt und doch weich; man fühlt noch den Schmerz der verlaſſenen Liebe, und doch Kälte und Reſignation und Weichheit in den Formen. Der Tiger iſt ganz wild und kräftig und vortrefflich ausgeführt, recht als Gegenſtück der weiblichen Anmuth. Mir dünkt, dieſe Ariadne käme den Antiken ſo nah, wie nur die verſchiedene Zeit es möglich machen kann.

Auch den Johannes von Domenichino habe ich geſehen, nach dem der Kupferſtich iſt, den die Frau hat. Er iſt auch wunderſchön, und die Farben lieblich und kräftig zugleich. Auch in Mannheim exiſtiert ein Kopi von Domenichino, der in dieſem Sinne iſt.

Auch einen Lebenden habe ich geſehen, der mir lieb iſt: den Philoſophen,[1] den ich ſo ſtudiere; er iſt wieder getröſtet, ſcheint es, und iſt thätig im Gemüth; er ſieht recht mild aus und ſpricht ſo ſchön und lebendig, daß er mir wohlthat. Ich dachte, er ſähe ſeine Frau und fürchtete, er würde mich meiden, aber er war ſo liebenswürdig, herzlich, daß ich ihn von neuem lieb gewonnen. Seine Freude über die Kinder war rührend. Ernſt intereſſiert ihn ſehr, Kettenburg hat auch freundlich meiner bei ihm gedacht und auch von Ernſt erzählt. Da er ſich ſo ſehr für ihn intereſſiert, ſo zeigte ich ihm das Gedicht an Sie, meine gnädigſte, liebſte Prinzeß. Er freute ſich über die Kühnheit der Bilder und die hübſche Sprache. Ich bat ihn, nichts an Ernſt darüber zu ſagen. Als wir aber zu Tiſch gingen, ſo ging er auf Ernſt zu, drückte ihn an ſeine Bruſt mit tiefer Rührung. Da hat der Philoſoph freilich mein Herz gewonnen. Ich möchte, Sie hätten ihn hören können, wie er über die Gallerie in München ſprach, er iſt Direktor der Kunſtakademie. So lebendig hat er mir das jüngſte Gericht von Rubens beſchrieben[2] und mit ſo viel Geiſt, daß ich mich recht heimiſch mit ihm fühlte. Ich habe auch das Gefühl, daß ich ihn wieder ſehe; jetzt, da ich mir ſeine mir ungleichartige Frau nicht mehr zwiſchen uns denke, iſt es mir, als ſei er mir näher gekommen und ich ihm. Der

---

[1] Schelling.

Arme war dem Wahnſinn nah, und ſein Bruder, der Arzt iſt, hat ihn jetzt wieder ſo weit gebracht. Laſſen Sie ſich, geliebte Prinzeß, von Ihren Litteratoren zuweilen von ihm erzählen. Ich möchte, Sie läſen die Methodologie einmal, ſeine Ideen würden Ihnen klar werden und viel geben. Der Reichthum und die Milde des Geiſtes iſt ſelten ſo zuſammen.

Dieſe Reiſe hat mir viel Genuß und Kraft fürs Leben gegeben, denn die Liebe, mit der man mich behandelte, die Art, wie man Schillers Andenken in uns ehrt, hat mir recht das Herz erhoben. Meiner Prinzeß darf ich es wohl ſagen, denn dieſe weiß wohl, daß mir die Ehre nichts iſt als ein Symbol der Gefühle, die in fremden Gemüthern für Schiller noch leben, und nur in Bezug auf ihn iſt mir dieſe Ehre lieb. Alles ſtrömte herbei, mich zu ſehen, mir noch Antheil an meinem Schickſal zu zeigen.

In Aſchaffenburg bei dem Großherzog bin ich immer an ſeiner Seite geweſen, und recht wie Karl VII. hat er die Poeſie über die weltliche Ehre geſetzt, und über den Ordensbändern und Ehrenſtellen habe ich den Platz bekommen. Ernſt hat auch mit unter dem Hofſtaat geſeſſen und hat ſeine ſtillen Gedanken gehabt.

In Aſchaffenburg iſt es recht heimlich, und bei der Baroneſſe Dalberg, die in einem Thurm des Schloſſes, das vier Thürme hat, wie im Merian zu ſehen iſt, wohnt, habe ich Thee getrunken. Der Domherr war auch dabei, und es war mir beinahe ſo heimiſch als am Theetiſch bei der lieben Henriette. Ich habe auch von Ihnen ſprechen können, Ihr edles Gemüth und Ihren innern Reichthum darſtellen können, und dieſe Menſchen haben es mit mir gefühlt. Die Baroneſſe D. iſt mir erſtaunlich lieb geworden. Auch unſere Emilie liebt ſie ſehr.[1]

Um acht Uhr verſammelten wir uns wieder bei dem Großherzog, und nach dem Souper nahm ich Abſchied. Er war ſo beſchäftigt, ſonſt wäre ich gern noch einen Tag geblieben. Aber nach Aſchaffenburg komme ich auch wieder, das fühl' ich. Er iſt wohler wie vor zwei Jahren, und ſein edles Gemüth will immer das Beſte ſeines Volks. Daß er den reinen Willen hat fürs Gute, dafür ließ' ich mein Leben.

---

[1] Miß Gore.

Ich bin mit unſerem Meiſter in einer Stunde hier angekommen, und er iſt mild und heiter und freundſchaftlich; er hat mich auch ſchon beſucht geſtern. Er war auch in Dresden und bei der Herzogin von Curland. Er hat viele Zeichnungen aus Fauſt und Götz mitgebracht, die wir alle ſehen ſollen, ſo lange es ſeine Geſundheit erlaubt (denke ich mir).

Wieland iſt auch heiter und wohl, und Alles liebt Sie. Er hat mir der geliebten Henriette Brief gezeigt. Wie wohl thut mir Alles, was ich von Ihnen höre. Ich bin mit Ihnen, mein Geiſt, mein Herz ſegnet Sie. Ich danke Gott, daß ich Sie lieben kann, daß mein Segen, meine Liebe Ihnen folgt. Ach denen, die man liebt, Gutes zu wünſchen, für Sie zu beten, iſt auch ein Geſchenk des Geiſtes.

Ueber die Frau bin ich noch nicht recht ruhig. Sie iſt wieder ungewiß in ihren Planen über den Sohn, und wo der Punkt iſt, wo ſie Ruhe finden wird, das muß ich einer höheren Macht überlaſſen. Ich fürchte, ihr Leben, welches ſie ſich ſo reich durch ihr Gemüth, ihr Talent machen kann, geht vorüber, ohne Ruhe zu finden. Dieſes iſt ganz nur Ihnen geſagt, beſter Engel. Ich geſtehe, dies trübt mir oft mein Gemüth, und dann denke ich wieder, daß Alles von oben kommt, und daß wir leiden *müſſen* und *ſollen* auf einer Welt, die ſo ungleichartige Wege hat, um in einer anderen vielleicht empfänglicher für die ewige Harmonie zu werden, die wir auf der Erde zuweilen nur ahnen.

Ich ſehe Sie im Geiſt auf dem Roſſe ſitzen; welche Farbe haben Sie zum Reitkleid? Ich möchte Alles ſehen können! Wenn ich nur den Schwindel nicht hatte, und meine Hände oft ſchwach waren, ich möchte mich auch aufs muthige Roß ſchwingen.

Die geliebte Prinzeß Nichte habe ich beſucht; ſie iſt größer geworden und hat einen ſo ſchönen Ausdruck im Auge.

Ich habe die Stufen wieder betreten, die ich ſo oft ging. Wie Vieles würde ich Ihnen zu erzählen haben, und wie würde ich in der herrlichen Natur noch einmal leben, wenn ich Ihnen Alles ausſprechen könnte!

Wenn Sie je Gelegenheit haben, ſo machen Sie die Bekanntſchaft mit dem Senator Overbeck in Lübeck; ich habe ihn bei Voßens geſehen; er iſt recht liebenswürdig; er hat mir erzählt, daß die Radegaſt ſieben Meilen von Schwerin aus einem hohlen Eichbaum entſpringt; das muß recht wunderbar ſein.

Ihre Art zu leben iſt mir recht lebendig geworden durch den ſchönen Brief, der mich hier begrüßte unter Ihrem lieben Bild.

Ich küſſe Ihnen die lieben Hände.

Ihre

treue unterthänige

Lolo a.

Pr. an L. Ludwigsluſt, den 16. October 1810.

Nun ſind Sie wieder in Weimar, meine liebe Lola; die Emilie (Gore) hat mirs geſchrieben. Wie ſieht's denn im alten Weimar aus? Liebe Lolo a, nun muß ich Ihnen etwas geſtehen: ſtellen Sie Sich vor, daß ich gar keine Sehnſucht zurück nach Weimar habe, wenigſtens fürs Erſte noch nicht, und daß ich nicht wieder zurück möchte, ſo ungern ich es verließ, ſo lieb ich die Menſchen dort noch immer habe. Jetzt erinnere ich mich, daß immer, wenn ich von irgend einer Reiſe zurück nach Weimar kam, mirs war, als fiele die Welt auf mich, als käme ich in einen Kerker. War ich einmal dort und im alten Lebenstrain, hätte ich mich nie unterſtanden, mir einen anderen zu wünſchen. Nun erſt, liebe Lolo a, fühle ich den Zwang, den ich dort litt. Dieſes Gefühl der Freiheit, auf das ich gar keinen Anſpruch mehr machte, gibt mir eine unerwartete, glückliche Empfindung in meiner neuen Lage. Liebe Lolo a, das bleibt aber unter uns, ob's gleich wohl natürlich und nicht tadelhaft iſt.

L. an Pr. Weimar, den 1. November 1810.

Theure, gnädige Prinzeß!

Zuerſt ſeien Sie ſo gnädig und verſichern dem Durchlauchtigen Gemahl, daß ich mit großer Freude jeden ſeiner Wünſche gern erfülle, wenn ich je in den Fall kommen kann. Für jetzt will ich, ehe ich Schritte bei Dannecker thue, daß die verlaſſene Ariadne[1] eine heilige Zuflucht an den Ufern der Oſtſee findet, bemerken, daß ich die Statue von Gyps geſehen habe, daß ich nur einen Abguß erblickt habe, und daß dieſer eine ſcheint zum Modell zu dienen, da er dieſe Statue in Marmor jetzt angefangen hat auszuführen, und dieſes Werk wohl in einigen Jahren noch nicht vollendet ſein wird; denn ich fragte aus eigenem Antrieb, weil mich Alles intereſſierte in dieſem Atelier, wie lange Zeit man zu einer Statue in Marmor brauche? da ſagte er mir: drei Jahre. Ich habe alſo in meinem eigenen Kopf nun ausgedacht, daß wahrſcheinlich, ehe dieſes Werk in Marmor fertig iſt, er ſich nicht von dem Gypsabguß trennen wird. Ueberlegen Sie es und beſprechen Sie es, meine theure geliebte Prinzeß, und ſeien Sie ſo gnädig, mir das Reſultat zu ſchreiben, alsdann werde ich alle Ihre Befehle und Wünſche auszurichten ſtreben.

Daß ich ſchon drei Briefe, ſeit ich von dem luſtigen Weinland wieder hier bin, von Ihnen bekommen, thut meinem Herzen innig wohl. Einen geliebten Brief fand ich bei meiner Ankunft. Wie mich der Glaube an Ihre Liebe, an das Fortleben mit Ihnen glücklich macht, möchte ich Ihnen ſagen können!

Dieſer Zauber, den mir das Gefühl Ihrer Nähe, Ihrer Theilnahme gab, kann auch durch Zeichen nur fortwirken, und ich liebe Sie ſo ſehr, daß ſelbſt das Gefühl dieſer Liebe, auch wenn ich Sie nicht ſehen kann, immer durch den leiſeſten Wink oder Anklang erweckt wird. Wie lieb' ich Sie doppelt heilig, mein geliebter Engel, daß Sie ſolche tiefe Blicke in mein Weſen, in mein verlorenes Glück thun! Auch auf Ihnen ruht dieſer Segen des geliebten Geiſtes, und daß Sie die Freude in Schillers Gedichten finden, jetzt, in einem Moment, wo Sie nach aller Faſſung und Richtung des Geiſtes ſtrebten, um die Exiſtenz des Geiſtes zu gründen, iſt mir ein heiliger Wink. Suchen Sie immer, bitte ich Sie, dieſe heilige Sehnſucht, zu der Poeſie zu flüchten, in Sich zu erhalten. Es iſt ja jetzt auch mir die einzige geiſtige Stimme, die ich noch vernehmen kann, und erhebt mich über Welt und Zeit. Ach daß Sie nun verſtehen, wie ich lebte und liebte, das iſt mir ſo wohlthätig. Wer es glaubt, dem iſt das Heilige nahe! So ſind wir auch nicht von Schiller getrennt, wenn wir glauben, daß er uns nahe iſt. Sagen Sie mir ja immer, was Sie eben von ihm leſen, und neben dem Bild des verklärten ſeligen Geiſtes ſchwebe das Bild Ihrer treuen Lolca. So wird uns der Raum nicht zu trennen vermögen.

---

[1] Karoline hatte ſich nach einer Ariadne in Gyps erkundigt, die der Erbprinz vor fünf Jahren in Stuttgart gekauft und einſtweilen Dannecker gelaſſen hatte.

Ich hätte ſo gern recht viel von Ihnen geſprochen, hätte mir erzählen laſſen. Ich konnte mit P. Guſtav nur flüchtig ſprechen, denn er war zu ſehr mit Tanzen beſchäftigt. Die Rugen Fürſtin habe ich gar nicht geſprochen, weil Niemand nahe war, der mich vorſtellen konnte. Aber das Wenige, was ich ſprechen konnte, war Frage nach Ihnen.

Ich habe mir ſagen laſſen, wie prächtig Sie ſich auf dem Röſli ausnehmen. (Ich muß ein Schweizer Wort brauchen.) Ich ſtelle Sie mir vor wie die Königin Libuſſa!

Der Meiſter iſt gar galant und freundlich, und ich freue mich, daß die Großfürſtin ſich mit ihm viel unterhält. Sie hat auch eine Freude jetzt, ſich über Kunſt mitzutheilen, über Geſchichte, und wir haben einige recht ſchöne Abende erlebt.

Am 26. Oktober, wo großer Ball war, und der Meiſter mit ſeinem Sohn erſchien (der Kammeraſſeſſor geworden), entſtand eine höchſt komiſche Situation, die ich Ihnen vortragen muß. Man meldete ſeinen Wagen vor dem Souper, und ich nahm ſeine Einladung an, mit nach Hauſe zu fahren. Als wir auf die Treppe kommen, ſagte er, ich möchte verzeihen, wenn er langſam ginge, denn er habe ſeit Mittags Schmerzen von neuen Schuhen, die er ſich in Dresden habe machen laſſen. Daß er gerade mich erwählte, mit ihm nach Hauſe zu fahren, die auch an demſelben Uebel durch Pariſer Schuhe litt, war aber recht luſtig, und wir haben recht darüber gelacht. Und Sie können Sich unſere beiden nicht unanſehnlichen Geſtalten auf der gewundenen Treppe wohl nicht ohne Lachen denken, und beide gleiche Noth fühlend. Zudem kam, daß ſein Kutſcher durch alle Straßen der Stadt fuhr, bis er in die Esplanade gelangte.

Ich ſchreibe recht ſtückweiſe heut. Die chère mère, die Ihnen die Hand küßt, iſt ſeit vorgeſtern hier bei mir, und lieſt eben in Fernows Leben.

Der Meiſter hat meine Aperçus gelobt. Seien Sie doch ſo gnädig und laſſen Sich das Leben von Fernow aus ſeinen Briefen an ſeine Freunde zuſammengeſtellt, leſen. Seine Freundin[1] iſt auf einmal Schriftſtellerin geworden, und wir ſind erſtaunt, daß ſie ſo hübſch erzählt, ob ich wohl glaube, daß ſie, da ſie ein gutes Gedächtniß hat, noch Vieles von ihm ſelbſt ſo wörtlich behalten. Aber ſeine Briefe zumal ſind ſehr gut und ſchön geſchrieben, die Reiſegeſchichte und Tagebücher in der Schweiz mir nach dem Tagebuch von Heinſe, aus der Gleim'ſchen Briefſammlung, die lebhafteſte Beſchreibung, die ich kenne. Seine frühere Geſchichte iſt recht merkwürdig, nicht reich an großen Begebenheiten, aber der Einfluß ſeiner individuellen Bildung ſehr intereſſant zu beobachten. Seinen Verſtand habe ich und auch Schiller immer ſehr geehrt; aber dieſe Vielſeitigkeit und auch wieder dies Gefühl ſieht man doch jetzt erſt mehr in ſeinen Briefen.

Die Memoiren der Markgräfin von Bayreuth haben mich ſo lebendig intereſſiert, daß ich ganz damit beſchäftigt war; und wie die Baumbach[2] mich beſuchte, ſo deklamierte ich ihr über die Welt und Intriguen der Welt ſo lebhaft und ſagte die Stelle aus dem Chor:

---

[1] Johanna Schopenhauer.

[2] Hofdame bei der Großherzogin Louiſe.

„Das Herz wird mir eng in der Fürſten Paläſten,“

daß ſie dachte, ich hätte in der Gegenwart Urſache gehabt, dieſe Bemerkungen zu machen und war ganz gerührt über meinen Schmerz.

Das Schöne vergeht wie das Unedle!

Aber daß man ſo oft wie Iphigenia ausrufen muß: „So ſeid ihr Götterbilder auch zu Staub!“ das iſt doch betrübt.

Daß mein Held, der Held meiner Kindheit ſchon, der große Friedrich, ſo menſchlich klein hat leiden ſollen und müſſen, iſt mir ein wahrer Schmerz, und ich habe mit ihm gefühlt, als lebte er noch.

Ich küſſe Ihre liebe Hand. Seien Sie ſo gnädig und empfehlen mich dem Gemahl zu Gnaden, wenn er an mich denkt.

Ihre

allertreueſte

Loloa.

Die Kinder ſind wohl, und wie die chère mère bemerkt, von einer Lehrſtunde zur andern wandelnd.

Ernſt lernt bei Schulze und Pr. Hand, ein neues Subjekt, den man ſehr lobt.

L. an Pr. Weimar, den 16. November 1810.

Theure, gnädigſte Prinzeß!

Am Hof ſelbſt, wo ich Ihre liebe Geſtalt ſo gerne mir erſcheinen ſah, kann ich mich leichter fügen und denken, daß ich Sie nur halb ſehen konnte in einem großen Cirkel. Aber der Gang nach dem lieben Zimmer, die ſtillen einſamen Stunden am Zeichentiſch, dieſe ſind mir unerſetzlich. Ihr Haus, Ihre Fenſter ſtehen wie eine düſtre Traumgeſtalt vor mir. Und neulich ließ mich die Baumbach bitten; da vermochte ich es nicht, mir zu denken, an den leeren Zimmern vorbei zu gehen, woraus mein Troſt im Leben und mein Glück geflohen iſt. Zu Meyer gehe ich wohl, auf die andere Seite.[1]

Die gute chère mère war vierzehn Tage bei mir. Auch ſie vermochte es nicht am Hof zu eſſen, weil ſie Sie und die geliebte Henriette nicht fand. Sie war nur die Abende da. In mir ſelbſt iſt in dieſen vierzehn Tagen ſo viel Sehnſucht erwacht nach Ihnen, nach der geliebten Henriette und nach meinem Karl! Denn wenn ich allein bin und es kommt eine zu heftige Sehnſucht, ſo wechſle ich mit Beſchäftigungen, leſe etwas recht Ernſtes, wobei ich alle meine Gedanken haben muß, oder tröſte mich an der Poeſie: aber wenn ich das Gefühl habe, daß ich für Jemanden, den ich liebe, mich heiter zeigen ſoll, oder gefaßt, da wird es immer, immer düſterer. Deßwegen iſt es mir auch lieb, daß die Frau nicht hier iſt; denn wenn ich auch noch die Sehnſucht nach Adolph mittheilen ſollte, ſo würde ich alle Kraft verlieren, mich aufrecht zu halten.

Die Frau iſt in Wiesbaden, wird aber, ſobald ſie ein Quartier gefunden, nach Frankfurt gehen; ſie iſt fleißig (unter uns geſagt); wenn ſie nur erſt in ihrer Produktivität wieder lebt, ſo hat auch die unruhige Phantaſie wieder einen Ruhepunkt.

Karl iſt recht thätig. Der Graf Sponeck, ſein Lehrer, denn er iſt Forſtrath und Profeſſor, hat mir auch verſprochen, auf ſein Betragen mit zu ſehen. Es iſt recht eigen, daß dieſer Menſch, der am Württembergiſchen Hof lebte, erſt mit Schiller in der Akademie gebildet wurde, alsdann eine Forſtſtelle hatte, und Alles durchgemacht hat, nun aus Liebe zur Wiſſenſchaft akademiſcher Lehrer geworden. Er weiß ſehr viel, und zumal was ins Praktiſche einſchlägt.[2]

Die Sonntag-Morgen ſind hier recht bunt, und alle Geſtirne durchkreuzen ſich!

---

[1] Karoline wohnte im Fürſtenhauſe, wo auch die Zeichenſchule ihr Lokal und Meyer ſeine Wohnung hatte.

[2] Lit. Nachl. II S. 310.

Graf R., der Kanzler W. und Herr von Poſeck, die Friſri war neulich auch da mit einer Couſine. Was ſoll da noch herauskommen? Die Fr. v. R. ſchmachtet auch dort herum und die Töchter. Ich weiß doch nicht, ich kann der Freundin meines verehrten Freundes nicht das abgewinnen, habe ich nicht den rechten Standpunkt, oder bin ich zu unpaſſend. Aber mein erſter Eindruck von ihr wird nicht lebendiger. Ihre Situation dauert einen. Und ſie mag mit dem Mann Manches gelitten haben. Aber ihr Geiſt und Kenntniſſe ſind nicht von der freundlichen erweckenden Art, wie ein Gemüth, das einem wohl machen kann.

Ich ſetze Ihnen im engſten Vertrauen einen Canon vom Meiſter, den ich gemerkt habe, den Zelter wunderſchön componiert hat.[1] Es iſt prächtig, wie das Unaufhörliche ausgedrückt iſt.

Es war mir, als müßte ich es merken für Sie, und es iſt auch gelungen. Sie geben allen meinen Kräften einen Schwung und Trieb.

Ihre unterthänige

Loloa.

Ernſt würde Ihnen Freude machen; er iſt ſo gewachſen und ſieht geſund aus. Er lieſt und lernt Griechiſch bei Schulze, und dieſer nennt ihn immer lieber Engel. Das gewinnt mein Herz auch am Ende. Im Ernſt bin ich recht dankbar.

Pr. an T.

Ludwigsluſt, 29. November 1810.
Donnerſtag Nachts ½6 Uhr.

Bis um halb 8 Uhr bleibe ich auf meinen Gemächern, dann kommt immer das Hofgeſinde und trinkt, ſo wie die Kinder und ihre Begleitung, den Thee bei mir. Die Herren ſpielen dann immer, der Erbprinz ſelten; zu den Herren gehört auch der von der Kettenburg. Dieſer und der Miniſter Pleſſen ſind diejenigen, die mich am meiſten intereſſieren, erſterer amüſiert mich und bringt mir doch oft etwas Intereſſantes vor, letzterer iſt meiner Natur, ſo zu ſagen, ſehr analog, verſteht mich perfekt und iſt mir deßwegen angenehm und bequem. Neulich hat mir Kettenburg eine Alpenroſe geſchenkt und ein Gedicht dazu gemacht.

---

[1] „Genialiſch Treiben," Werke II. S. 245.

L. an Pr. Weimar, den 6. December 1810.

Gnädigſte Prinzeß!

Nur einen Handkuß erlauben Sie mir heute und verzeihen, daß ich es wage, dieſe drei Blätter Ihnen zu Füßen zu legen. Ich hätte gern mehr geſendet, aber da ich ſonſt kein Andenken von dem Heidelberger Schloß habe, ſo will ich das Uebrige erſt noch einmal zeichnen oder Ihnen die Copie ſenden, welches am beſten geräth.

Ich bin wie der Mann, der zur Kaiſer-Krönung reiſte und eingeſperrt wurde! Einmal habe ich nur erſt den Achill[1] ſehen, hören, genießen können.

Ich war ſo heftig krank, hatte einen ſolchen Katarrh, wie noch nie in meinem Leben, und eine ganz dicke Naſe.

Nehmen Sie dieſe Zeichnungen ganz geheim auf; nur für den Weimar'ſchen Kreis ſind ſie. Die vandaliſchen Kunſtfreunde möchten nicht ſo nachſichtig ſein. Sie wiſſen, theure, gnädige Prinzeß, was die Loloa kann, — und das iſt nicht viel.

Ich küſſe Ihre lieben Hände.

Ihre unterthänige

Loloa.

Weimar, den 14. December 1810.

Gnädigſte Prinzeß!

Wenn Sie mich ſeit ein paar Tagen geſehen hätten, ſo hätten Sie recht über mich lachen müſſen; denn wie der ſpäte Morgen graute, ſtieg ich auf, und wenn es ſo hell als möglich in dieſer trüben Zeit geweſen, ſaß ich, wie wenn ich etwas Rechtes machen könnte, am Tiſch, mit Pinſel und Sepia, und zeichnete für Sie dieſe drei Blätter, die ich Ihnen zu Füßen lege und recht froh bin, daß ich bald Gelegenheit finde ſie Ihnen zuzuſtellen; ich möchte ſie ſonſt wieder zerreißen. Der krumme Thurm in der größeren Zeichnung bekümmert mich wahrhaftig. Sie kennen aber ſo viele ſchwache Seiten Ihrer Lolva, daß Sie auch dieſen krummen Thurm durch Ihren Anblick gerad machen können.

---

[1] Goethe XXVII. 278.

Wohl thut es mir, wenn ich ſo ein liebes Blatt in meinen Händen habe, und der Segen Ihrer Liebe ruht auf jeder Zeile; denn ſo lebendig bin ich bei Ihnen, wenn Sie mir von Sich und Ihrer Lebensweiſe ſprechen, daß ich nun recht weiß, daß es für wahre Freundſchaft (wie mir Schiller einſt ſchrieb) keine Entfernung gibt als Erkältung. Selbſt der Tod kann nichts ſtören, denn wir leben doch fort im Herzen, das wir lieben.

Ich concentriere mich recht in mich ſelbſt, denn ſeit ich nicht mehr Alles ſagen kann, was ich denke, ſeit ich kein Herz habe, woran ich auch ſichtbar ruhen könnte, nehmen meine Gedanken und Mittheilungen einen andern Flug, ich muß immer etwas treiben, und mein Kopf arbeitet immer. Der Verſtand thut mir ſo wohl, der mir entgegen kommt.

So ergötze ich mich jetzt an dem zweiten Theil der Farbenlehre. Ich bitte unterthänig, leſen Sie ihn. Es iſt ſo etwas Prächtiges, ſo rein verſtändig und groß geſehen. Die Anſichten, die der Meiſter darinnen ausſpricht, ſind wunderbar groß, und man ſteht wie vor einem gefundenen Schatzkäſtchen und zieht ein Juwel nach dem andern ans Tageslicht. Die Geſchichte der Wiſſenſchaft, die Charakteriſierung der Individuen iſt ſo prächtig! Dies Kapitel, das Lücke überſchrieben iſt, iſt vortrefflich: was er da klar und ſchön alles aufſtellt, ausſpricht, iſt unausſprechlich.

Auch Winckelmann, bitte ich, leſen Sie. Der Aufſatz über die Grazie iſt prächtig.

Die Herren meinen und meinen und meinen — bis ſie ſelbſt nicht wiſſen was. Und wo wird es beſſer? Dieſe unverdauten, halben philoſophiſchen Begriffe haben gewiß Manchen irre geleitet, der hätte handeln ſollen.

Schiller hatte eine Zeitlang alle Journale im Hauſe; da wurde ihm die Welt ſo erbärmlich und eng, und das Publikum, das ihm ſo nahe rückte, wurde ihm ſo klein, daß er alle Journale aus dem Hauſe verbannte.

Werden Sie nicht Schweigen gebieten, theurer Engel?

Ihre unterthänige

Lolea.

Das Sonett iſt recht lieblich. Der Frau ihre Protégés machen ihr doch Ehre!

Kett. iſt recht unterhaltend und weiß recht viel. Das Tanzen habe ich ihm nicht zugetraut.

Ludwigsluſt, am heiligen Abend 1810.

Pr. an L.

Die kurze Ehe[1] hat ja über Iffland ins gelbe Journal[2] etwas ganz Hübſches einrücken laſſen. Kettenburg geht mit uns nach Strelitz, er iſt dorthin eingeladen worden, weil man ihn dort liebt; mir iſt's ſchon recht. Den Sonntag reiſen wir ab. Die ſchlechteſten Wege werden uns nicht fehlen.

Weimar, 2. Jänner 1811.

Gnädigſte Prinzeß!

Die Amalie (Helwig) hört geſchichtliche Vorleſungen bei Profeſſor Schreiber und lebt überhaupt ſehr geſellig; ſie hat doch das Mittel gefunden, einen Kreis um ſich zu ſammeln; mir ſchien es nicht möglich, und ich rieth ihr nach Mannheim zu gehen, ſtatt Heidelberg; — denn wir haben doch den Vorzug vor Süddeutſchland, daß wir zeigen dürfen, daß uns etwas Wiſſenſchaftliches intereſſiert, und unſre Gelehrten theilen ſich den Frauen doch mit. Aber dort, außer Voßens Haus, wo man nicht immer Alles zeigen kann, was einem recht intereſſant iſt, weil er nur in ſeiner Sprachenwelt eigentlich lebt, hätte ich mit Niemand gern geſprochen, weil ich fürchtete, man hielt mich für gelehrt, und die gelehrten Frauen gelten dort nicht viel. — Hier dürfen wir es doch zeigen, zum wenigſten ſagt es ein kleines Häuflein, das ſich Ihnen gleich ins Gedächtniß bringen wird, das aber auch nichts gilt.

---

[1] Joh. Schulze.

[2] Aus Bamberg über den ſtandhaften Prinzen.

Ich bin zu keinem Gelehrten gegangen auf meiner Reiſe, und wer mich nicht aufſuchte, den habe ich auch deßwegen nicht geſehen. Aber ich mochte das lieber.

Uebrigens macht ſich die Amalie ſelbſt die Feſte und illuminiert und begeht die Geburtstage ihrer Familie und wird wohl mehr die Anderen zu Figuranten brauchen. — Daß ſie dieſe Lebensluſt in dem kalten Norden ſich erhalten hat, iſt mir aber doch recht lieb; — wenn ſie uns nur nicht ſo kalt fände, wie ſie mehre male geäußert hat!

Fr. an L. Ludwigsluſt, den 14. Januar 1811.

Von Kranz erwarte ich jetzt Zeichnungen, die mir Goethe ausgeſucht hat, und auf die ich mich recht freue. Ich hoffe, daß der Meiſter ſie Ihnen hat ſehen laſſen. Der Meiſter hat mir (unter uns) eine große Freude gemacht und auf meine Bitten durch Silvie Ziegeſar die Ballade vom beſchütteten Weſtchen [1] geſchickt, auch Verschen auf eine Volksmelodie, die ich ſo lieb habe. — Durch Knebel hat er mir auch die Rede von Jakobs, über den Reichthum der Griechen, [2] zu leſen geſchickt. Kennen Sie ſie? mir hat ſie erſtaunend viel Freude und Genuß gegeben, und nach meiner geringen Einſicht iſt ſie ſehr wacker.

Wie lebt ſich's denn recht in Weimar? genießt man den Meiſter viel? gibt's noch kleine Thees im blauen Zimmer, wo der Meiſter lieſ't? Ueber meine Schwägerin ſagen Sie mir etwas, meine Lolva, wie ſie ausſieht, wie ſie iſt. Sie ſelbſt kann mir von ihrer Außenſeite nichts ſagen, und ich möchte doch gerne auch davon was wiſſen; Sie ſprechen mir gewiß am beſten darüber. Was macht Meyerchen? Daß er noch immer der alte iſt, das weiß ich gewiß, denn er iſt unwandelbar, wie die ewigen Götter, und lebt, wie Goethe neulich von ſich an Knebel geſagt, wie dieſe ohne Freud und Leid; aber ich möchte wiſſen, ob Sie ihn viel ſehen, und ob es die Umſtände mit ſich bringen, daß er auch mittheilend iſt? Ich möchte manchmal auch wie ſo ein ewiger Gott leben. Es muß doch viel bequemer ſein, ſich um nichts zu kümmern, wahrhaft göttlich.

---

[1] Wirkung in die Ferne.

[2] An plaſtiſchen Kunſtwerken.

In Strelitz iſt eigentlich ſo eine Art Foyer der hier in Norddeutſchland cirkulierenden Schöngeiſterei. Es riecht ſo etwas nach Berlin, es liegt an deſſen Grenzen, und was hier im Lande etwas Geiſtigeres ſucht, zieht ſich dort hin. Wir hier leben ganz in der Finſterniß; dort tagts ſchon. Ich will damit aber nicht ſagen, daß unſere Finſterniß hier mir unerträglich wäre, und der dortige Tag gerade der rechte Tag. Der Königin Andenken hat mich dort viel umgeben. Den alten Herzog habe ich dort lieb. Die Schweſtern waren alle ſehr freundlich mit mir. Die Taxis kam zuletzt auch noch, ſie ſah ich hier zum erſtenmal genau, und es kommt mir vor, als hätte ſie von ihnen allen die meiſte Seelengröße, élévation d'ame. Maria Stuart ſah ich dort geben; Mad. Krickeberg[1] ſpielt ſie, die ſonſt in Kaſſel war, die auch behauptet, von Schiller dies Stück im Manuſcript bekommen zu haben, und die mir mit Liebe von ihm geſprochen hat.

L. an Pr. Weimar, den 22. Jänner 1811.

Gnädigſte Prinzeſſin!

Von dem Leben und Treiben hier ſoll ich Ihnen etwas ſagen, von meinen Anſchauungen? Zuerſt alſo von unſrer geliebten Großfürſtin. Ich habe ſie einige Abende geſehen, wo ſie recht die Seele des Geſprächs war und ſo ſchön ſprach, und zumal mit dem Meiſter, den ſie auf eine ſo leiſe Art verſteht und gewähren läßt, daß es einen recht ergözt. Er iſt auch ganz entzückt darüber, und auch recht geiſtreich und gewandt in einer ſolchen Societät.

---

[1] Geb. Koch. Sie dankt in einem vorliegenden Briefe an Schiller (Kaſſel 8. November 1800) für die Hoffnung, die er ihr gegeben habe, das Mſcpt. zu erhalten.

Geleſen iſt noch nichts, ſeit Sie uns fehlen, theurer, geliebter Engel! —

Jezt giebt der Meiſter Hackerts Leben heraus, davon haben Sie einmal gehört. Er war zwölf Tage in Jena dieſer Arbeit wegen. Ich ſehe ihn alle Sonntage Morgen und in der Loge im Theater, wo ich wohl zuweilen mehr ſeinetwillen hingehe; — doch iſt mir die Komödie lieb, und ich finde eine angenehme Unterhaltung darin und fühle mich am liebſten auf dieſe Art mit der Welt und dem Leben en rapport geſezt.

Manchmal iſt der Meiſter recht komiſch. Seien Sie ſo gnädig und laſſen ſich von Kettenburg, ſo im Geſpräch, ohne die Urſache zu ſagen, ein Bild von den Herren[1] machen, die den Dom von Köln verherrlichen wollen. Dieſe hab' ich auch kennen lernen, ſie ſind jezt in Heidelberg; ſie haben eine ganze Sammlung Madonnenbilder, vom Anfang der Schulen, und kaufen was ſie können und ſammeln in dieſer Idee fort, die Fortſchritte der Kunſt zu beurkunden; dieſe wollten herkommen mit ihren Schätzen. Und der Meiſter hat durch Miniſter Reinhard, deſſen Theilnehmer ſie bei ſeinem Gut ſind, dieſe Herkunft (unter uns geſagt) nicht zu Stande bringen laſſen. Er erzählt es mir, der Meiſter nämlich und freut ſich darüber; da ſagte ich: mir iſts auch nicht unlieb, denn ich bin auch entübrigt, dieſen Herren eine Artigkeit zu erzeigen. Da entgegnete der Meiſter: liebes Kind, eure Artigkeiten, nimm es mir nicht übel, kenne ich ſchon. Da nehmt ihr einen alten Topf, füllt ihn mit Colonialwaaren und ſezt die Fremden da herum, und glaubt Alles gethan zu haben, während wir Andern wirklich artig ſein müſſen. Ich habe lange darüber lachen müſſen und wünſche, daß es meiner geliebten Prinzeß auch luſtig vorkommen mag.

[1] Boiſſerée.

Mittwoch früh.

Ich bin am Montag zuerſt bei Jagemann geweſen. Die Erweckung des todten Kindes iſt in einem recht hübſchen Sinn gedacht, und der Ausdruck von Angſt und Hoffnung auf dem Geſicht der Mutter recht empfunden, auch das Beleben des Kindes, das die feuchten Augen aufſchlägt, und das Leben, das zuerſt in den obern Theilen des Körpers wiederkehrt. Man ſieht, es erwacht aus einem ſchweren Traum; das mag wohl auch das letzte Schlafen Manchem ſcheinen. Der Prophet Eliſa hat einen Ausdruck von Heiligkeit in ſeinem ganzen Weſen, und mit Glauben an ſein Gebet legt er die Hand auf das erweckte Kind. Die Figur iſt koloſſal gedacht, und man weiß nicht, wie ſie Raum finden würde, wenn ſie aufſtünde. Die Arme, Muskeln u. ſ. w., der Wurf des Mantels, iſt ſehr gut, und man ſieht, daß er die Statuen geſehen hat. Kleinliches iſt nichts in der ganzen Compoſition, ſein Colorit ſehr rein und klar, klärer als, unter uns geſagt, in den Bildern von zwei italieniſchen Frauen, die er nach dem Leben gemalt. Ihre Phyſiognomien ſind ſprechend nationell, und es ſind artige Schätzchen. Ein Kopf eines alten Mannes iſt auch recht gut. Eine Copie einer Madonna von Raphael, das einzige Oelgemälde, welches ſich noch in Rom befindet, iſt ſehr ſchön, lieblich, klar und heiter. Die Madonna iſt in dem Sinn der Jardinière, blond, niedergeſchlagene Augen, und das Kind lieblich und geiſtreich.

Ich habe immer eine Art rührender Dankbarkeit für Jagemann, weil er ſeinen Antheil an Schiller ſo herzlich zeigte. Er iſt ſehr einfach geblieben und gutmüthig; ernſthafter wie ſonſt, ſcheint es; und das iſt heilſam für die Söhne der Menſchen.

Meyer iſt ſehr eingezogen und ſtill und leidet viel an Gicht, doch iſt er fleißig. Er war neulich bei mir und hat mir erzählt, daß er ſich ergötze an dem italieniſchen Schatz der Bibliothek und viele Geſchichten geleſen habe, die er mir vortragen will. Frau von Stein und ich werden ihn die Woche noch beſuchen, da will er uns erzählen.

Leſen Sie doch ja den Winckelmann; es iſt etwas recht Erhebendes und dünkt mir immer, es ſei ein friſcher Kranz voll duftender Blätter und Früchte, den man einem lange des Lichtes beraubten und in Kälte ſtarrenden Menſchen reichte. So lebendig iſt ſein Vortrag, ſeine Art zu ſehen, zu empfinden. In den Bemerkungen, zumal über die Allegorie, kommen Bemerkungen von Meyer im zweiten Theil, wo er in einer Note die Allegorien noch ergänzt, die prächtig ſind und mit ſo viel Geiſt und Leben vorgetragen. Ich habe mich recht an Winckelmann erquickt.

Ich leſe auch Humes Geſchichte, die mich ſehr aufricht, und die alten Geſtalten ſtehen recht lebendig da.

Ich habe auch die bayriſche Chronik von Aventin, die Goethe ſo liebt; es ſind prächtige Sachen darin. Ich werde Ihnen auch, ſobald ich eine Gelegenheit finde, den König Vandalus abgezeichnet überſenden, der ein Sohn oder Enkel des Königs Mannus war, das iſt der erſte König nach Tuisco und hat mit Abraham gleichzeitig gelebt. Das klingt recht prächtig, nicht wahr? —

Da ich der Chroniken gedenke, ſo möchte ich Sie wohl fragen, ob Sie den Herrn von Arnim nicht geſehen haben, der auch in Strelitz viel hauſet. Sein Onkel iſt auch dort. Ich kann mir mit Ihren Worten das Ganze denken und glaube auch, daß ich lieber *Ihre Nacht*, wie Sie zu ſagen geruhen, theilte als ungewiſſe Lichter und Halbſchatten.

Die Zeichnungen von Kaaz habe ich Ihnen ſchon längſt rühmen wollen; ſie ſind vortrefflich und geiſtreicher als die ausgeführten Sachen. Sie werden mit Ihrer Fertigkeit recht viel daran lernen und ſehen, meine theure, geliebte Prinzeß!

Ich will auch immer zeichnen, und Meyer hat mir Bäume gegeben, damit ich es noch zu etwas bringe, ehe ich 60 Jahre alt werde, wie der Pfarrer in Lafontaine's Landgeiſtlichen, der ſich immer Papier und Federn hinlegte ſein Lebelang, um ſeine Geſchichte zu ſchreiben, und ſie immer wieder verbrauchte, bis er im 60ſten Jahr dahin gelangte. — —

Freitag Nachmittag.

Von Meyer kann ich Ihnen nichts sagen. Er war den Abend, wo wir zu ihm wollten, bei der Hoheit.

Bei Wieland war ich aber daher, der schon lange an einem Brief für unsre Henriette schreibt.

Gestern war ich recht erstaunt. Als ich in des Meisters Loge komme, wo noch Niemand war, finde ich — — rathen Sie, was? Vier brennende Lichter und einen Theetisch. Die Lichter und das Oeffnen der Thüre hatte Sensation gemacht; alle Köpfe waren nach der Loge gerichtet, wo ich ganz betroffen und bescheiden stand.

Der Meister kam und die Gemahlin, die einen heftigen Katarrh hatte, und deßwegen waren diese Anstalten getroffen; die vielen Lichter waren aber ohne Befehl hingestellt, und ich war recht froh, als nur eins blieb. Heute ist die Frau Gemahlin so krank, daß sie zu Bette liegt, doch waren wir dort, wo prächtige lateinische Gesänge erschallten,[1] und ganz entzückt.

Ich darf es manchmal gar nicht sagen, wie mich doch des Meisters Loge einengt und im Innern schmerzt; denn mir deucht, ich fühle zuweilen in seiner Seele, daß er irre in sich ist. Welcher Dämon hat ihm diese Hälfte angeschmiedet? Es gehört zu den Räthseln der Menschen Bestimmung.

Ich habe wieder Katarrh, theure, gnädigste Prinzeß! und muß mich für diese Woche schonen, deßwegen bleib ich ganz einsam zu Hause und will den Herrn Aventin studieren und den Theokrit, den ich jetzt erhalte; ich liebe die Zauber-Idylle so sehr.

Ich und meine Brut legen uns an Ihr Herz.

Ihre unterthänige

Lolo.

Die Frau ist in Frankfurt und hat Gesellschaft und geht ins Theater.

Oken hat mir versichert, die Frau könnte hier nicht leben, denn ſie hätte nicht genug Herren zum Umgang. Das klingt komiſch, nicht wahr? Ich habe ihn verſichert, man brauchte gar keine Herren, denn ſie wüßten ſich nicht zu helfen.

---

[1] Goethe Werke XXVII, S. 282.

Das Bildchen von Cranach[1] iſt prächtig. Die Madonna hat ſo ein klares, reines Geſicht, noch ſo kindlich und doch anders wie gewöhnliche Mädchen.

Etwas ſpäter.

Ich habe heute früh die Bilder von Friedrich[2] geſehen. Zwei große Landſchaften unter anderem voller Nebel. Die eine iſt ein großer Fels im Vorgrund und auf ihm Nebelſtreifen; die entfernten Berge ſind mit Wolken umhüllt. Zweimal ſind dieſe Wolken geöffnet, und man ſieht eine im Sonnenſchein beleuchtete Landſchaft weit ausgebreitet. Die Idee iſt poetiſch und ſchön. Auf dem einen Fels im Vorgrund iſt ein Kreuz, unter dem eine weibliche Geſtalt ſteht, die einen Mann, der gemalt iſt wie Friedrich, zu ſich hinauf zieht. Die Träume dieſes Gemäldes müſſen recht poetiſch klingen. Aber die gemalte Poeſie iſt mir doch nicht ſo lieb als die gemalte Natur. Die Kunſt ſoll plaſtiſch ſein, nicht bildlich nur.

Die anderen Landſchaften ſind eine Abſtufung von Hügeln, wie wenn man auf dem Kickelhahn in Ilmenau ſtände und in den Thüringer Wald ſähe. Aus jedem dieſer Berggipfel ſteigen Nebel heraus, und dieſe ſind vortrefflich gemacht. Auch da ſteht ein Kreuz auf dem Fels im Vorgrund, und ein Mann reicht einem Mädchen die Hand zum Hinaufſteigen. Dies iſt erſtaunlich wahr, und wenn man in den Herbſttagen auf den Bergen ſteht, ſo ſieht es ganz ſo in der Welt aus.

Eine kleine Landſchaft, wo nur Waldbäume ſtehen, in Oel gemalt, iſt lieblich und gut ausgeführt. Die Fichten malt Niemand mehr ſo in der Welt. Seegegenden und Schiffe ſind noch da, die in dem Geſchmack ſeiner früheren Seebilder ſind.

---

[1] Schöll, Weim. Merkwürdigk. S. 193.

[2] Schöll, S. 201.

Ein Bild von Kügelchen, Chriſtus, der im Tempel lehrt, und vier Köpfe Schriftgelehrter ſtehen dahinter, iſt ſeiner Farben wegen prächtig, ob mir gleich der Chriſtuskopf nicht den hohen Ausdruck hat, den man Chriſtus gibt.

Die Mademoiſelle Seidler[1] hat viele Bilder copirt in Dresden; unter anderem eine Madonna nach Holbein, die ich kaufte, wenn ich Bilder ſammelte; ſie iſt recht gut ausgeführt und das Behagliche des Originalbildes gut ausgedrückt. Es iſt eine ſchöne deutſche Frau mit der Krone auf dem Haupte, die ſehr zierlich ausgeführt iſt, und hat blonde Haare; das Kind iſt auch allerliebſt, aber ſo recht wie ein ſolches Kind ſein ſoll, iſt es mir nicht, doch für die Zeit ſprechend. Es iſt mir nicht heilig genug. Die Engelsköpfchen unter dem großen Raphael ſind von einem Künſtler, der Ende heißt, vortrefflich, klar und lieblich in Sepia ausgeführt. Ich möchte ſie in Ihr Schlafkabinet zaubern können; Sie würden ſich alle Tage daran freuen.

Ihre unterthänige

Lelva.

Weimar, den 8. Febr. 1811.

Gnädigſte Prinzeß!

Nachdem ich die Morgengeſchäfte beſorgt und mich der Sonne und des milderen Himmels gefreut habe, will ich dem Befehl des Meiſters gehorſam ſein, der es ſehr zu wünſchen ſchien, daß ich Ihnen Bericht geben ſoll von der Aufführung des ſtandhaften Prinzen.[2]

Meine theure, geliebteſte Prinzeß! Sie verzeihen mir alſo gnädigſt, daß ich ſchon wieder mit Feder und Papier erſcheine, aber ich habe jetzt ſo ſtrenge Begriffe von Gehorſam und Pflicht, ſeit ich die Ordensmeiſter mit Augen geſehen habe, daß ſich die innere Stimme meines Herzens, das immer bei Ihnen iſt, nur gar zu gern zum Gehorſam bequemt, wenn es gefordert wird ſogar Ihnen zu ſchreiben.

---

[1] Ebd. S. 281.

[2] Goethe XXVII, S. 281.

Wie haben Sie mir gefehlt! und wie geiſtig nahe waren Sie mir doch! denn alles Schöne und Gute erwachte bei dem Anblick dieſes Werkes in der Seele; es iſt etwas ganz Vortreffliches. Die Art des Spiels, die Einrichtung, Berechnung der kleinſten Effekte war mit ſolchem Geiſt und Würde ausgedacht und ausgeführt, daß nur Goethe ſo etwas möglich machen konnte. Die Sprache, für die ich anfangs fürchtete, wurde einem ſo leicht verſtändlich, weil Alle vortrefflich deklamierten; ſelbſt die Unbedeutenden wurden von einem höheren Geiſt beſeelt. Wolf hat den Don Fernando vortrefflich geſpielt; geſtern beinahe noch beſſer als am 30.; denn das erſtemal war er am Anfang kälter. Selbſt das Herzzerreißende in ſeiner Rolle und Lage iſt mit Grazie gegeben worden, und da immer der Geiſt des Dichters durch die Phantaſie und Grazie derſelben die Situation mildert, ſo wird es einem auch ſo zu Muth, und man fühlt recht den Triumph der Religion über die Schmerzen des Lebens. So nehme ich es, meine theure geliebte Prinzeß! Der Meiſter hat nur andere Worte dafür, aber im Grunde fühlt er daſſelbe.

Madame Wolf hat auch vortrefflich geſpielt, und die Klarheit ihres Ausdrucks bei den ſchwerſten Rollen, bei dem Sonett vorzüglich, war ſehr ſchön.

Aber wer wirklich ſo vollkommen war als Keiner, iſt Oels. Dieſer hat den Muley ganz vortrefflich geſpielt. Es iſt ein ſo belebender Geiſt über ihn gekommen; ſelbſt jede Bewegung, jeder Ausdruck war graziös und bedeutend. Ich freue mich doppelt darüber, denn Sie wiſſen, daß wir immer Oels zum Muley uns dachten. Goethe hat ihn nun erſtaunlich lieb gewonnen. Das Ganze war ſo vortrefflich berechnet, die Decorationen ſelbſt geiſtvoll und nicht unrichtig. Wie zuerſt der Vorhang ſich öffnet, iſt der Garten, wo Phönix mit ihren Frauen erſcheint. Es iſt eine Ausſicht aufs Meer und im Vorgrund große Bogengänge von Roſen, die ſo üppig blühend ausſehen, daß man glaubt die ſchöne Wand in Ihrem Gärtchen zu ſehen.

Wie die Scene ſich ändert, iſt das Meer näher, und das portugieſiſche Schiff kommt an. Fernando ſpringt mit heftiger Freude aus dem Schiff, und man ahnt ſchon, daß er einem höheren Ziel entgegenſtrebt. Der Bruder fällt auf die Erde, und das ahnungsvolle Zeichen deutet ſein Schickſal und ſeinen Verluſt an. Die Scenen des Gefechts kommen ſelten vor die Augen. Die erſte Zuſammenkunft mit Fernando und Muley iſt prächtig, und noch aus der Ferne, wo er vom Pferd ſprechen muß, klingt die ſchöne Stimme ſo erfreulich. Er kam natürlich nicht zu Pferde, aber er deutet ſo lebendig darauf hin, daß man glaubt, es ſtehe hinter der Couliſſe.

Der König von Fez, Graff, hat ſich auch ſehr gut und bei aller Tyrannei ruhiger als ſonſt gehalten und mit Anſehen ſeine Rolle durchgeführt. Das Herz zerreißt einem faſt, wie Fernando zuerſt als Gefangener auftritt, und die Sclaven eben ſingen und ſeines Verſprechens gedenken, daß der Infant ſie befreien wolle. Er kommt ganz gelaſſen und gefaßt unter ihre Mitte. Die Scene, wo er auf der Straße liegt, iſt ſogar nicht auffallend; er liegt auf einer Art erhöhtem Polſter, ſein Anzug iſt arm, aber gracios; ſelbſt die Beſchreibung von ſeinem Zuſtand iſt etwas gemildert, dünkt mir. Wie er zuletzt mit dem König ſpricht, das macht Wolf vortrefflich! Man ſieht recht, daß nur ſein inneres Gefühl ihm die Kraft geben kann zu dieſer Rede.

Wie Don Enriquez wieder landet und ſein Geiſt erſcheint, das iſt prächtig! Er iſt ſo ſchön mit der Fackel in den Händen, die er hoch erhebt, über die Bühne geſchritten!

Ich würde nicht fertig, wenn ich Alles beſchreiben wollte. Sie ſollen aber nur ein lebendiges Bild haben, mein theurer Engel, und mit uns den Eindruck im Geiſt theilen. Ach, wie wollt' ich, daß Sie dieſes geſehen hätten mit Ihren lieben Augen.

Das erſtemal hat der Meiſter und ich laut geweint. Geſtern war mir es ein ruhigerer Schmerz.

Neulich kam die Silvie[1] in die Loge auf einen Akt und die Mademoiſelle Gotter. Ich begreife noch nicht, daß letztere mich mit großen Augen anſehen konnte, als ich weinte. Ich war ordentlich ungeduldig über die menſchlichen Erſcheinungen, ſo feſſelten dieſe hohen geiſtigen das ganze Gemüth. Was mich recht wundert, iſt der allgemeine Eindruck des Stücks, denn Alle ſind entzückt; ſelbſt die Frau von L. und ihre Mutter könnte ich beizählen. Aber ich fürchte mich oft mehr vor Lob als Tadel bei ſolchen Naturen.

Unſer alter Freund Wieland hat einen ordentlichen Grimm, daß mich das Stück ſo ergriffen. Ich vergebe es ihm aber, weil ſeine Phantaſie niemals das Große faſſen konnte; aber traurig iſt es doch, daß er über einige ſchwere Conſtructionen der Sprache, die ſein Ohr beleidigten, ungerecht gegen das große Ganze ſein kann; ſelbſt in der elendſten Sprache müßte einen der Gegenſtand ergreifen. Ich muß aber auch bei Freunden die Unvollkommenheit des Menſchlichen ertragen, wie es die ſtandhaften Lebensmeiſter uns lehren. Ich hoffe nur, unſer Meiſter wird es nicht gewahr.

Welchen tiefen Reſpekt man vor ſeiner Klugheit und Verſtand bekommt in ſolchen ſchweren Aufgaben, das kann man nicht ausſprechen. Alle Schauſpieler ſind doch nur ſein Organ, und ohne ihn, ohne dieſe geiſtige Anſicht wäre es rein unmöglich ſo etwas unternehmen zu können. Ihre Frau Mutter und die Hoheit haben es ſehr gerühmt, und das freut mich Goethens wegen.

An allen Feierlichkeiten in dieſer Woche habe ich nicht Antheil genommen, weil ich Katarrh habe. Die Bälle habe ich beſucht, doch nicht die Redoute. Auch den Ball am Sonntag, wo unſer liebes Prinzeßchen mit zwölf Kindern tanzte. Emilie war auch dabei und iſt ſehr böſe, wenn man ſagt, ſie habe mit Herrn von Ende getanzt. Seine große Geſtalt hat ſie ſehr beſchäftigt.

---

[1] Frl. v. Ziegler, Hofdame, mit ihrer Freundin Pauline Gotter aus Gotha. Knebel an Henriette, Nro. 546.

Der vorgeſtrige Fall hätte eine recht traurige Kataſtrophe hervorbringen können.[1]

Die chère mère iſt ſehr glücklich, daß Sie Sich ſo gnädig ihrer erinnern, und hat mir aufgetragen, Ihnen ihren Segen der Liebe auszuſprechen.

Ich gehe den 18. auf 10 bis 12 Tage nach Rudolſtadt; den 23. iſt der Prinzeß Thekla Geburtstag; da iſt Redoute. Meine Kinder freuen ſich ſo darauf, und Ernſt will als Poſa erſcheinen. Geſtern lief er noch Abends mit Mantel und Kreuz herum, und es ſchien mir, es ſei nichts Ungewöhnliches, weil ich die Ordensmeiſter ſo im Gemüth lebendig hatte.

Weimar, den 19. März 1811, früh.

Gnädigſte Prinzeſſin!

Ich ſehne mich ſo ſehr nach einer Unterhaltung mit Ihnen, daß ich vor der Sonntagsgeſellſchaft[2] die paar Stunden wo möglich benutzen will, um Ihnen viel aus meinem Herzen zu ſagen. Ich wollte Ihnen immer aus meinem wahren Detail ſchreiben, aber die Poſten gehen von dort her ſo langſam nach allen Weltgegenden; und da ich nicht dachte, ſo lange dort zu ſein, ſo verſchob ich es auch, um recht nach Herzensluſt zu ſprechen an meinem Schreibtiſch, der von allem Tand geſäubert iſt und recht zu meiner liebſten Unterhaltung geſchmückt. Da bin ich in meiner Welt, wenn ich die Bücher vor mir habe, die die geliebten Briefe enthalten. Wenn ich wohlgeſchnittene Federn, gute Tinte habe, ſo fließen auch die Gedanken.

Ihr geliebter Brief vom 22. Februar kam mir in Rudolſtadt zu und hat mich unbeſchreiblich glücklich gemacht. Denn daß Sie mit mir zufrieden waren und meine Gefühle verſtanden, und ich Ihnen ein lebendiges Bild vom ſtandhaften Prinzen zu geben vermochte, freut mich ſehr. Ich habe auch geſtern dem Meiſter etwas von Ihrem Erzählen geſagt.

---

[1] Durch einen Streit zwiſchen dem [illegible] v. [illegible] mit Frau v. [illegible], die der [illegible] v. [illegible] gegen. Goethe ſchreibt am 20. Juni an [illegible], Nr. 596: „Fr. v. [illegible] hat ſich mit Graf [illegible] der bekannten Geſchichte halber ſchlagen müſſen."

[2] Bei Goethe, wo noch muſiciert wurde.

Unſer geliebter Meiſter wird zwar von manchen Menſchen geſcholten, daß er nicht mittheilend ſei und finſtern Humors;[1] ich fand ihn geſtern ſehr liebenswürdig, und er war ſo freundlich zu bemerken, daß ich lange ausgeblieben, ſtatt zehn Tage 20, daß ich ſchöne Sonntage verſäumt. Ich habe dafür doch mit ihm gelebt, denn ich habe die leicht faßlichen und herauszuhebenden Theile der Farbenlehre der lieben Fürſtin vorgetragen und habe warme Theilnahme gefunden. Manches hatte ſie gleich verſtanden und zurecht gelegt. Ueber dieſes Kapitel, welches „Trübe" überſchrieben iſt im zweiten Theil, hat ſie eine ſolche Freude, daß ſie ſagte, es ſei ihr lieber wie die Wahlverwandtſchaften, und ſie hat ordentlich eine Ehrfurcht vor dem Meiſter bekommen.

Denken Sie, meine theure Prinzeß, daß vielleicht in drei Wochen mein Karl hier iſt. Er verlangt recht mich zu beſuchen und zu ſehen. Jetzt reiſt Profeſſor Voß zu ſeinem Bruder, der in Rudolſtadt angeſtellt iſt; da weiß ich ihn in guter Geſellſchaft, und weiß ihn doch während den Ferien, die ſechs Wochen dauern, in guten Händen. Er wäre dort mehr ſich ſelbſt überlaſſen, da auch ſeine Freunde gehen. Auch war er ſo fleißig, daß ſeine Lehrer ſelbſt eine große Bewegung wünſchen. Ich habe einen Brief von Voß bekommen, den ich Ihnen gern mitgetheilt hätte. Er ſagt, Karl wäre ſo fleißig, ſeine Lehrer liebten ihn alle und wären mit ihm zufrieden, und er ſuchte ſich auch vernünftige Menſchen zu Freunden aus. Ihr gutes liebes Herz wird Amen! ſagen, das fühle ich. Er leidet zuweilen an den Augen, und daher zumal hält der Arzt es gut, wenn er eine Reiſe macht. Er wird mit Voß den Ritter Truchſeß beſuchen auf der Bettenburg, wo der

---

[1] Goethe XXVII S. 291: „Es hatten ſich gewiſſe Mißverſtändniſſe eingefunden, die mir ſogleich gefährlich ſchienen."

Herr Abeken [1] mit Voſſens Bruder ihnen entgegen hinkommt. Ich hätte den Truchſeß auch ſehen mögen; er war vierzehn Tage nach mir in Stuttgart und Heidelberg. Solche deutſche Charaktere thun einem wohl. Wenn die überſpannten Freunde nicht ihn zu hoch ſtellen, ſo muß es wirklich ein vortrefflicher Menſch ſein.

Es war eine Maskerade in R., die vorzüglich auch Schuld war, daß ich langer dort blieb, weil ſie ſich ſo verſchob. Da war der Herr Ab. der Sänger Blondel, hatte eine blaue kurze Weſte an mit Orangepuffen, ein kleines Barett, und übrigens war die Geſtalt ganz ſchäfermäßig angethan. Ernſt war als Marquis Poſa erſchienen und hatte etwas Edles und Idealiſches in ſeiner ganzen Haltung. Karoline als ruſſiſches Bauernmädchen war auch recht artig und ſeelenglücklich, denn ſie hat viele Tänzer gefunden. Ich präſentierte mich als altdeutſche Frau mit Kragen und hatte nicht viel Auszeichnendes an mir. Die Kinder der Prinzeß Karl ſtellten mit noch andern die Hochzeit des Amor und Pſyche vor; es war etwas Allerliebſtes, die ſchönen Kinder mit Flügeln und Lili als Pſyche verſchleiert zu ſehen. Auch ein Bacchus mit Bacchantinnen, alle Kinder von acht bis zehn Jahren, war allerliebſt. Dieß Feſt war der Prinzeß Thekla zu Ehren an ihrem Geburtstage; ſie ſelbſt war leider krank, deßwegen wurde es ſo lange verſchoben.

Der Fürſt von Lobenſtein war auch als ein König aus dem Berliner Theater-Coſtüm zugegen und machte ſeine Verlobung bekannt mit der Prinzeß Fanny Reuß. Prinzeß Karl war Maria Stuart nach van Dyk's Bild und war recht ſchön, die Fürſtin die Sibylle des Domenichino, und die Fürſtin von Sondershauſen als eine Prinzeſſin aus der Oper: Das Urtheil des Salomo; ich kenne das Stück nicht. Es waren aber die meiſten Perſonen daraus genommen. Es war eine rechte Epoche, dieſe Redoute, und die Arbeit viel größer als der Genuß. Da zumal auch die Geſellſchaft gemiſcht war, ſo wollte Jedes das Recht haben zu erſcheinen.

---

[1] Rudolph Abeken, früher Lehrmeiſter im Schillerſchen Hauſe, damals mit Abraham Voß in Rudolſtadt angeſtellt, jetzt noch als Gymnaſialdirector in Osnabrück.

Ich habe recht den Frühling begrüßt in den Thälern; die Fichtenwälder ſind in dieſer Jahreszeit recht erfreulich und machen mit der grünenden Saat einen erfreuenden Anblick. Ich bin Anfangs auf Schlitten gefahren und habe alsdann die Gegend beſehen von allen Seiten und aus der chère mère ihrem Zimmer, wo ich die Saale ſehen konnte, habe ich ordentlich dem Schauſpiel der Natur zugeſehen und recht die Worte gefühlt, wenn die Sterne wieder glänzten, „daß die Natur mit einem Tage wieder einen großen Akt beſchloſſen habe.“ Hier iſt wieder ein anderes Leben: hier ſehe ich keine Berge und Wälder, aber ich höre die Vögel und ſehe den Himmel. Sie ſehen jetzt gewiß auch den Sirius und Jupiter, der bei den Plejaden ſteht. Seit ich weiß, daß Ihre Fenſter, geliebte gnädigſte Prinzeß, dieſelbe Lage haben wie die meinen und die der Frau von Stein, ſo begrüße ich die Bilder des Himmels doppelt und denke, daß Ihr liebes Auge auch darauf ruhte.

Heute werde ich wieder in der Welt erſcheinen; ich habe nur Ihren Herrn Bruder erſt geſehen und bei Frau von Wedel[1] mich präſentiert. Frau von Stein fand ich wohl, denn ſie war geſtern früh bei mir.

Ihre unterthänige

Loloa.

Meine Familie, groß und klein, lege ich Ihnen ans Herz. Die Frau gibt jetzt in Aſchaffenburg Viſite. Sie hat uns ganz verlaſſen und vergeſſen! Sie iſt wohl; ganz ruhig wird ſie wohl nicht auf dieſer Erde!

Weimar, den 24. März 1811. Mittwoch früh.

Gnädigſte Prinzeß!

Eine Freude hat mir der Himmel wieder gegeben; ich habe ſeit vorgeſtern meinen Karl wieder; er hat ſein väterliches Haus wieder betreten. Ich habe ihn ſelbſtſtändiger und entwickelter gefunden. Sie ſollten ihn ſehen, theurer Engel! Er hat eine ſo große Aehnlichkeit jetzt mit Schiller; ſeine Naſe wird der des Vaters immer ähnlicher; ſeine Geſichtsfarbe, die blühend iſt, aber doch ſo hell, und zumal die Augen und Augenbraunen fallen mir jetzt auf. Er bleibt drei Wochen bei mir, alsdann wird er mit Voß, der herkommt, zurückreiſen. Er wohnt in demſelben Hauſe wie die Helwig, und hat Lottchen zu Grabe begleitet. Sie wiſſen, daß ſie an der böſen Halsentzündung geſtorben iſt? Die Mutter dauert mich erſtaunlich. Es war ein ſo ſanftes, ſtilles Kind. Mir dünkt, es ſei zu entwickelt geweſen und nicht kindiſch genug. Es war mir ſo rührend, daß Karl die letzte Pflicht erfüllt hat, da ſein geliebter Vater die erſte Pflicht erfüllte und das Kind ins Leben einführen half; er war Pathe.

---

[1] Der Oberhofmeiſterin.

Louiſe J. war auch krank vor Angſt. Karl ſagt, daß der Vater kommen würde, und wie ſchmerzlich muß das Wiederſehen ſein. Die Helwig dauert mich recht, da ſie kaum wieder in dem milden Klima ſich geſtärkt fühlt.

Ich habe dem Meiſter, ſo viel es meine Beſcheidenheit erlaubte, von Ihrem ſchönen Brief erzählt, und er war freundlich, daß ich ſo geſchrieben hatte, daß Sie Sich ein Bild machen konnten. Sie werden nun auch ſeinen Brief erhalten und die Landſchaften.[1] Er iſt gar freundlich und weich geſtimmt, und wir haben manche gute freundliche Geſpräche in der Loge; zuweilen muß ich ihn tröſten, wenn er die äſthetiſchen Erſcheinungen nicht mit Zufriedenheit ſieht. Und zuweilen theilen wir uns unſere Anſichten über die Welt und Dinge mit und ſind recht gute Freunde. Ich laſſe mich jetzt über Manches aus im Geſpräch, was ich ſonſt nur in den beſten Stunden bei Ihnen zeigen und ſagen mochte, wo ich verſtanden wurde, und das allein war mein Wunſch. Jetzt weiß Niemand, wie es mir iſt, und deswegen muß ich ſprechen und mich zeigen auf meine eigene Hand. Dadurch denkt man, ich wäre theilnehmender, bilde ich mir ein, und ſpricht Manches mit mir über Dinge, als wenn ich ein Urtheil hätte; nicht allein der Meiſter, ſondern auch Andere, und ich muß manche gelehrte Diskurſe führen.

---

[1] Von Kanz: Goethe XXVII. S. 284.

Jetzt vertheidige ich, ganz unter uns geſagt, den Diego von Kettenburg, der gedruckt iſt. Manche mögen Recht haben mit ihrem Tadel, aber ich laſſe die Vandalen nicht im Stich, weil es Ihre Unterthanen ſind, und weil es doch Kunſt iſt ſeine Gedanken ſo zu ordnen, daß ſie ein Ganzes darſtellen; daran denkt kein Menſch, der nicht hervorbringen kann, daß es ſchon viel iſt, etwas außer ſich hinzuſtellen. Schöne Gedanken und gewandte Sprache hat er, das laſſe ich ihm nicht nehmen. Ob er nicht ſich fremdes Eigenthum angeeignet hat (wie man ihm Schuld gibt), das laſſe ich dahin geſtellt ſein. Es kann beinah nichts eigen Gedachtes und Geſagtes erſcheinen, weil die Muſter da ſind und die Formen der Rede gegeben. Es muß ein Genie kommen, das neue Formen findet, denke ich, ſonſt wird man jede Reminiscenz für Eingriff in fremde Gedanken halten.

Frau von Stein iſt wohl und in ſich lebendig und mittheilend; wir haben uns Manches zu erzählen und zu ſagen.

Ich leſe jetzt den folgenden Theil von Schlegels dramatiſchen Vorleſungen. Die Zergliederung des Shakeſpeare und ſeiner Stücke iſt recht intereſſant und geiſtreich. Da ich mich überhaupt lieber an die alte Zeit halte, ſo leſe ich Geſchichte. Ich habe auch den ſchwarzen Prinzen nun kennen lernen in Hume. Ueberhaupt iſt es eine prächtige Geſchichte, ſo voll Geiſt und Leben, und ich lebe mit den alten kräftigen Geſtalten.

Haben Sie die Geſchichten von Kleiſt geleſen? Seien Sie ſo gnädig und leſen den Kohlhaas, wenn es noch nicht geſchehen iſt. Da iſt Luthers Charakter ſo hübſch in einzelnen Zügen geſchildert.

Kennen Sie das berühmte Käthchen von Heilbronn? Falk und Schulze ſind entzückt davon, jeder auf ſeine Weiſe, weil es ſie wohl freuen möchte, wenn ſie ſolche Käthchen hätten, die ihnen durch

Waſſer und Feuer folgten. Aber es iſt ein wunderbares Gemiſch von Sinn und Unſinn; der Kohlhaas iſt mir viel lieber; da zeigt Kleiſt, daß er gut erzählen und mit Feuer vortragen kann, und hat ſich ganz den Chronikenton eigen gemacht.

Ihre unterthänige

Loloa.

Pr. an L. Ludwigsluſt, den 11. April 1811.
Gründonnerſtag früh 11 Uhr.

Der beſte Meiſter hat mir auch den beſten Brief geſchrieben, der mich wirklich erquickt hat. Sagen Sie es ihm nur, ob ich's ihm gleichwohl ſchon ſelbſt geſagt habe, aber gemein und dumm. Und grüßen Sie ihn, meine Loloa und freuen Sie Sich ſeines Umgangs und ſeines Zutrauens. Ihnen gönne ich dieſen Beſitz von Herzen, da Sie ihn ſchätzen müſſen.

Karoline.

L. an Pr. den 1. Mai 1811.

Es iſt jetzt eine Lektüre in den blauen Zimmern, wo ich jedes Wort möchte behalten können, um es Ihnen zu ſagen.

Der Meiſter hat angefangen ſein Leben zu leſen. So eine ſchöne große Anſicht, ſo ein Bild des Ganzen führt er einem vor die Seele, und ſo liebenswürdig zeigt er das Liebenswürdige! Er ſagt wenig, d. h. keine Schilderungen der Familie, ſondern berührt nur die Außenverhältniſſe. Der Vater hatte ſehr viel Geiſt, viele Kenntniſſe, und hat dadurch dem Sohn auch alle Mittel erleichtert, und er war eine Pflanze, die ſich nach allen Weltgegenden anranken konnte, durch Glück wie durch Natur begünſtigt. — Ich will ſo viel ich kann die Begebenheiten aufzeichnen.

Als er auf die Welt kam, war er eine Zeit lang ohne Leben und ſchwach im Anfang; wunderſchön muß er geweſen ſein, denn er iſt es noch jetzt, und er ſagte, daß von den Blattern ſeine ganze Phyſiognomie ſich verändert, und man ihn immer mit Widerwillen gegen ehemals betrachtet, es ihm auch geſagt hat.

Jetzt ſind wir gekommen, bis er nach Leipzig gehen ſoll. Der Himmel gebe, daß wir noch viel hören, ehe er geht. In 14 Tagen will er dann in Karlsbad ſein.

Den 4. Mai.

Theure, geliebte Prinzeß!

Ihre Loloa iſt noch recht krank und hat ſolche Schmerzen im Magen, daß alle geiſtigen ſchönen Erſcheinungen im Innern mit einem Schleier bedeckt ſind. Von mir iſt alſo nicht viel zu ſagen. Die Leber leidet bei mir. Von meiner Familie kann ich Gutes ſagen.

Profeſſor Voß war 6 Tage hier und iſt den 29. April mit Karl abgereist. Seit geſtern iſt er nun in Heidelberg und hat ſich, denke ich, einen Tag bei der Tante in Frankfurt aufgehalten. Karl iſt am Hof förmlich vorgeſtellt worden,* und man hat ihn gnädig empfangen von Ihrer Frau Mutter an, und die Hoheit hat ſich mit liebenswürdigem Antheil gezeigt. Sie kennen ſie ja, wie ſie gern Freude macht, und wie verbindlich ſie ſpricht und iſt, wenn ſie denkt Jemanden wohl zu thun.

Denken Sie Sich, daß ich Voß zu Ehren ein Mittagsmahl gab, wo Schulz und P. Hand waren. Solche gelehrte Diners von drei Profeſſoren ſind ſelten. Und ich war ſchon recht krank in mir, und ich rechne es mir hoch an.

Eben war Hufeland bei mir, und wir haben entdeckt, daß ich den Anfang der Gelbſucht habe. Denken Sie ſich nun die Loloa gelb. — Aber unter allen Farben, wie unter allen Himmelsſtrichen bin ich Ihnen ewig

Ihre unterthänige, allergetreuſte

Loloa.

In Rudolſtadt iſt große Freude: die Prinzen ſind den 29. April angelangt.

(Ein abgeriſſenes Blatt ohne Datum).

Unſer Meiſter iſt wohl jetzt, doch hatte er den Katarrh. Er iſt heiter und freundlich und beſucht Fr. v. Stein beinahe alle Morgen.

lieber Karl hat er ſich recht gefreut und mir ſo viel Gutes geſagt. Er ſpricht recht mit Behagen von ihm und freut ſich, daß unſre Söhne keine falſchen Anſprüche haben und mit Ernſt und Eifer ihrer Bildung nachſtreben, und daß wir ſie ſo erzogen haben, daß ſie nur den Werth ihrer Väter fühlen, um ihnen nachzuſtreben, und nicht darauf zu ruhen und ſich zu ſtützen. — Vor 14 Tagen war er bei der Hoheit zum Thee und hat mit Ihrer Frau Mutter ſo intereſſant geſprochen, und ich hörte und ſprach auch mit, weil mich der gute Zufall, wie ſie vom Tarok aufſtand, ihr nahe brachte. Er hat über ſeine Lieblingsideen, Bildung und Entſtehung der Erde geſprochen und prächtige Sachen geſagt.

Pr. an L. L. den 24. Mai 1811.

— — Die Schevenbauer bei meiner Mutter iſt ja ein wahres Evenement; mein Bruder wird glücklich ſein! — —

L. an Pr. Weimar den 28. Mai 1811.

Theure, gnädigſte Prinzeß!

Es iſt ordentlich, ſeit Sie von uns ſind, als wenn ein Geiſt aufgekommen wäre, der verdüſtert. Es iſt Unheil in manche Exiſtenz von außen gekommen, und die Gemüther ſind irritiert. Aber auch ſo eine Spionage, ſo ein Wiederſagen, wie Sie nie erlebt haben. Ich könnte ganze Denkwürdigkeiten des Klatſches ſchreiben. Ich freue mich am meiſten, wenn ich mit Ihrer Frau Mutter, die ſo mittheilend und geiſtreich geſtimmt iſt, und mit der Hoheit reden kann; ich fühle mein Herz immer mehr zu ihr gezogen; denn ſie iſt unbeſchreiblich anmuthig und liebenswürdig und brav und bewährt recht die Meinung, daß das Edle aus ſich ſelbſt kommt und oft erſt ſich mehr erhebt, wenn das Gemüth allein ſtehen muß und allein wirken. Ich habe das Gefühl, daß ich ihr Alles ſagen möchte und könnte, immer lebendiger in mir. — Die Art, wie ſie ſich für meine Kinder, für Schillers Andenken intereſſiert, wird ewig meine Dankbarkeit haben.

Wir haben nemlich ein ernſthaftes Geſpräch über die Schule gehalten, und ſie lobt mich, daß ich dankbar ſei gegen den ſtürmenden Freund, ſagt ſie. Ich habe offen ihr geſagt, woran es liegen mag von den höheren Inſtanzen an, daß er in ſeinen Wirkungen behindert werde; daß er viel weiß und vortrefflich unterrichtet, muß Jeder ſagen; daß er aber in der Welt ſich weder zu benehmen, noch die Welt aufzunehmen vermag, das iſt auch nicht zu verbergen. Er wird auch nirgends bleiben und nirgends ruhig ſein können. Und im Leben möchte ich nichts zu theilen haben mit ihm; er iſt nur für das Wiſſen.

Noch etwas muß ich Ihnen erzählen, daß unſer guter Meyer geſtern ſehr glücklich war. Er war ſehr krank dieſen Winter und ſieht erſchrecklich aus, eingefallen, gelb und krank. Er ſollte nach Teplitz; da hat ihn ſein Schwiegerpapa[1] um Alles in der Welt, er ſolle nicht ſo weit weg, denn es iſt ſeine fixe Idee, daß er ſtirbt, und alsdann keines von ſeinen Kindern nahe iſt. (Denken Sie, daß er immer Abſchied nimmt bei ſeinen Domeſtiken und ſagt, er könne den Tag nicht überleben; die glauben es ihm, und machen immer Anſtalten, wo ſie den todten Herrn wollten hinthun. Die erſte Vorkehrung iſt immer, daß ſie die Stube dazu ſcheuern; dieſe Vorſtellung beluſtigt mich am meiſten.) Nun hat Ihre Frau Mutter den Huſchke angeregt, den alten Papa zu bereden, daß es Meyer nothwendig ſei, daß er nicht nach Lauchſtädt, wie der Alte wolle, ſondern nach Karlsbad müſſe. Nun hat er es denn zugeſtanden und verlangt ausdrücklich, der Schwiegerſohn müſſe nach Böhmen; darüber iſt Meyer ſehr froh und hat es mir geſtern mit Jubel erzählt. Der Himmel gebe, daß es ihm hilft; ſein klares und verſtändiges Leben und Wirken auf der Welt iſt ſo viel werth.

Dieſes Jahr iſt unſer Park prachtvoll; die Akazien blühen ſo üppig und der Je länger je lieber; es iſt ein Wohlgeruch und eine Pracht in der Vegetation, und die Nachtigallen ſingen in den niedrigſten Sträuchen; geſtern war auch der Mond noch ſo ſchön und ein prächtiger großer Stern. — Wer nur immer ſo empfänglich für die Schönheit ſein könnte! Denn es iſt wirklich zuweilen (wie Knebel ſagt), als wenn man mit den Seligen ſpazieren ginge. Es iſt, als erwachten alle Bilder längſt verklungener Tage in mir. Ich bin noch ſchwach aber doch beweglich, und für das Leben zu reizbar, denn es ängſtigt mich und quält mich Alles. Wenn ich körperlich nicht agitiert werde, finde ich auch mein Gemüth zur Ruhe und Reflexion geſtimmt. — Gelb bin ich gar nicht mehr, aber blaß, ſagt man. Auch denke ich, ich würde magerer, das iſt mir recht lieb. Wenn ich meine ganze ſchlanke Taille wieder haben könnte, ſo würde ich eigens ſuchen zu Ihnen zu kommen, damit Sie die ehemalige Lolo in der alten Lolo ſehen könnten. Sie haben kein Bild von meiner früheren Erſcheinung in der Seele; aber Sie wiſſen, daß das, was von keiner Zeit abhängt, Ihnen gehört, und das Herz ewig für Sie empfindet, gleichviel wo es ſchlägt und klopft.

---

[1] v. Koppenfels.

Donnerstag, den 1. Juni.

Daß Ihr Herz in dem verfloſſenen Monat bei mir war, fühle ich lebhaft. Mir dünkt, die Sehnſucht und das Schmerzgefühl kann keine Zeit vermindern, ſondern immer tiefer eingraben.

Ich habe jetzt die Schriften von Novalis wieder; ein Lied iſt vortrefflich, das Sehnſucht nach dem Tode heißt. Das hat mir recht ans Herz geſchrieben. Ueberhaupt iſt ein Zauber und Reichthum in der Phantaſie des Novalis und eine Kindlichkeit der Anſichten, die mir in dieſen Tagen ordentlich neue Schwingen gab. Nur die ſpäteren Aufſätze liebe ich nicht, wo er durch ſeine Freunde ſpricht, und die Anſichten Tiecks* und Schlegels in ſein kindliches Weſen übergegangen ſind, und ein Miſchton entſtand; er wollte Alles mit dem Verſtand zerſchneiden, was nur ſeine Phantaſie faſſen konnte, und ſo ſollte er es auch wieder geben und nicht ſich zwingen eigene Formen zu finden, die ihm die philoſophiſche myſtiſche Schule aufgedrungen hat; er hatte reine Myſtik, und ſuchte das Höhere aus Bedürfniß des Glaubens, nicht als Nothbehelf, wie ſeine genannten Freunde, die ihr ärmliches, ausgelebtes Weſen noch mit bunten Lappen auszieren möchten, und denen nichts Ernſt iſt, wenn ihre Phantaſie abgeſtumpft iſt. — Ich werde es noch erleben, wie ärmlich Fr. Sch. und Tieck enden werden in der litterariſchen Welt. — Zum Theil iſt es ſchon geſchehen. Tieck war voriges Jahr doch in Baden, und Kettenburg kann Ihnen davon Belege geben. Wenn es Ihnen nicht mehr gegenwärtig iſt, ſo leſen Sie den Heinrich von Ofterdingen wieder; er hat mich recht ergriffen und weich und warm geſtimmt. Die Hymnen an die Nacht ſind auch prächtig.

Wenn Ihnen den 4. Juni etwas Seltſames begegnet, ſo denken Sie an mich, denn wir werden recht im Geiſte bei Ihnen ſein. Frau von Stein und wo möglich Emilie und ich wollen Knebel beſuchen.[1]

Ich bin froh, daß die Hoheit die Mlle. Mazelet[2] hat, die ſo gut und einfach und brav iſt; da zumal auch Ihre Frau Mutter den traurigen Zufall hatte, ſich den Fuß zu beſchädigen[3] und nun wohl 14 Tage auf dem Sopha zubringen muß.

Die Gräfin Beuſt hat auch den Fuß gequetſcht auf der Troſchke.

Ich leſe jetzt auch etwas, was ich Ihnen empfehlen will, Reden von einem Schweizer (Profeſſor Wyß in Bern) über das höchſte Gut. Sie haben zwar das höchſte Gut in Ihrem ſchönen, reinen Gemüth und könnten uns lehren, es zu finden, aber die Anſichten und ſeine ſchöne gehaltvolle Sprache werden Sie doch ergötzen; und ſo, denke ich, ſollte man reden, nicht in leeren, poetiſchen Wendungen, die das Gemüth anſpannen, ohne ein Bild in der Seele zurück zu laſſen, wie leider es unter uns Redner gibt. Ich nehme nur das Wiſſen und die zarte Behandlung meines Sohnes als ein großes Motiv der Dankbarkeit und Neigung aus; — denn übrigens könnte die kurze Ehe immer wieder zerreißen und von neuem geknüpft werden; denn ganz im Einklang ſind unſre Gemüther wohl in Ewigkeit nicht, aber ungerecht und undankbar kann ich und darf es nicht ſein.

---

[1] Sie kamen ohne die Gore, die unpäßlich war; Briefe von Schillers Gattin, S. 19.

[2] Ihre Erzieherin aus Genf.

[3] Auf einer Fußreiſe von Wilhelmsthal nach der Wartburg. Knebel an Henriette, Nr. 544.

Der gute Horn hat mir neulich geſagt, die Stunden, die er Ernſt gäbe,[1] wären ihm ſelbſt lieb; denn er fühle, daß ſie ſich ſo gut verſtunden; das iſt mir recht wohlthuend.

Mein großer Sohn iſt brav und wohl und freut ſich ordentlich recht über die ſchöne Natur; er iſt recht fleißig, und die Profeſſoren, bei denen er hört, haben ihn der Frau ſehr gelobt. Sie war vier Wochen in Heidelberg; er hat keines ſeiner Collegien verſäumt und hatte doch manche Zerſtreuung durch Adolphs Gegenwart. Adolph ſoll auch ernſter geworden ſein und ſich ſelbſt helfen können. Der Himmel erhalte ihn dabei!

Denken Sie, daß die liebe Fürſtin von R. und Prinzeß Karl vorgeſtern Abend hier waren, ſie ſind nach Deſſau gereiſt, ſind im Park herum gegangen, haben die Büſte beſehen bei der Frau, waren bei mir, und ich hätte die lieben Erſcheinungen gerne feſt halten mögen. Ich liebe die Fürſtin unbeſchreiblich und fühle mich immer näher zu ihr gezogen; die P. Thekla wird auch allerliebſt und hat recht viel von Ihnen in der Geſtalt und dem lieben, ſtillen, ruhigen Weſen.

Meine chère mère iſt jetzt unterweges und wird ankommen, hoffe ich, ehe es zu warm wird. Sie bringt den alten Onkel (aber er geht morgen wieder) auch mit. Die chère mère logiert bei mir und ſoll ſich recht pflegen.

Ich war ordentlich traurig, als ich die Frau wieder ſah; denn wenn man ſo unſtät auf der Erde iſt und immer fremde Wohnplätze aufſucht, ſo ſtumpft ſich doch am Ende, ohne daß man es will, das Gefühl ab, und man wird kälter gegen die früheren Lebensverhältniſſe.

---

[1] Als Vorbereitung zur Confirmation.

In Jena bei Knebel war es recht heimlich. Die ſtille Wieſe vor ſeinem Fenſter und die Lindenwand, über die die kegelförmigen Berge hervor ragen, ſind recht angenehm. Er iſt in ſeinem Hauſe recht liebenswürdig und die Frau thätig und hat uns auch ihre ſchöne Stimme hören laſſen. Sie unterſcheidet ſich doch aus ihrer Sphäre gegen die übrigen Zeitgenoſſinnen.

Ich bin auf der Saale in einem Kahn gefahren und tröſtete mich über die Studenten, die am Ufer ſtanden, daß ſie mich gleich heraus holen konnten aus dem Waſſer. Wenn ich einmal auf dem Lande keinen feſten Fuß mehr finden kann, ſo gehe ich aufs Waſſer; es iſt ordentlich ein Zauber für mich in dem Gefühl, auf einem ſo leichten Element mein Weſen treiben zu können. Selbſt der magnetiſche Strom des Waſſers thut mir wohl, und ich fühle mich fortgezogen wie von einer Gewalt. Der Fiſcher von Goethe und das Lied des Knaben im Tell verſtehe ich recht durch dieſes ähnliche Gefühl.

Von unſerem Meiſter hör' ich gar nichts[1] und ſehne mich recht darnach. Mit Frau von Stein iſt in ihren Gedanken weniger Ideenverbindung mehr mit ihm, und ſie ſchreibt ihm nicht und hat auch noch keinen Brief empfangen. Sie wiſſen, das iſt periodenweis. Wenn es mir zu lange dauert, ſchreibe ich ſelbſt einmal, ſobald ich den Hackert geleſen habe. Die gute Emilie hat ſich darüber erfreut, weil von dem guten alten Papa darin vorkommt.[2] Sie will mit mir darin leſen, weil ſie viele Menſchen kennt. Wenn ich ihr es vorleſe, ſagt ſie, verſtünde ſie es. Ich war neulich bis zehn Uhr bei ihr Abends; wir hatten uns viel zu ſagen. Sie waren auch bei uns im Geiſt.

Ihre unterthänige

Lolo.

---

[1] Aus Karlsbad.

[2] An Knebel, S. 75.

Der Bundestag wird mit Friti nach Wien, Italien und der Schweiz reiſen.[1] Ich möchte das rechte, deutſche Sprüchwort brauchen: Was nutzt der Kuh Muskatnuß?

Frau von Stein war ein Paar Tage krank; ihre Nerven leiden.

(Juni 1811? ohne Datum.)

Wenn ich der Frau etwas ſein kann, ſo wird es mich herzlich erfreuen. Aber ſie iſt zu ungern hier und ſtrebt immer weg, da wo ſie iſt. Da möchte mein Beſtreben ſie zu erfreuen fruchtlos ſein. Mir iſt es oft wie Fauſt zu Muthe:

Wenn Phantaſie ſich ſonſt mit kühnem Flug
Und hoffnungsvoll zum Ewigen erweitert,
So iſt ein kleiner Raum ihr nun genug,
Wenn Glück auf Glück im Zeitenſtrudel ſcheitert.

Deßwegen bin ich für mich ſelbſt ſtill hier, aber ich kann's Andern nicht geben.

Unſer Meiſter wird nicht lang in Karlsbad bleiben, ſondern nach Töplitz gehen, ſo hat mir Meyer geſagt. Die dicke Ehehälfte hauſt ſchon dort, und ich bin ordentlich beſorgt, daß die hohe Idee der Verehrung der dortigen nachbarlichen Welt vor den Meiſter nicht leidet, wenn ſie dieſes Bild des Lebens erblicken, das ſo ganz materiell iſt, und an das ſich alles Gleichartige auch hängt; habe ich doch ſchon Sorgen als Schlüſſeldame für einzelne Freunde, und nun, wenn ein großes Publikum dieſen Anblick hat. Daß ich indeſſen Urlaub habe, freut mich unter ſolchen Umſtänden.

Ich küſſe Ihre lieben, lieben Hände!

Ihre unterthänige

Lolo.

---

[1] Der Kammerherr v. Schardt heirathete Frl. v. Beuſt. Knebel an Henriette, S. 561 und 562.

Weimar, den 7. Junius 1811

Gnädigſte, verehrteſte Fürſtin!

Die Frau und die chère mère ſind noch hier. Es iſt mir wohl mit ihnen, kindlich wohl. Aber die Frau ängſtigt mich doch zuweilen mit ihrer Stimmung; ſie iſt ſehr unangenehm beſchäftigt, weil ſie ihre Geſchäfte in Ordnung bringen will, und da ſie ängſtlich iſt, ſo kalkuliert ſie ſo viel; bald fürchtet ſie Alles zu verlieren, bald macht ſie neue Pläne; kurz kein Weg iſt wie der andere. Ich kann nichts helfen und möchte lieber nicht kalkulieren und leben, wie's eben kommt. Da fühl' ich oft, daß

Die Wirklichkeit mit ihren Schranken
Umlagert den gebundnen Geiſt;
So ſinkt die Schöpfung der Gedanken,
Der Dichtung ſchöner Flor zerreißt.

Da iſt es eigentlich doch nur dem Gemüth wohl, wenn es in der Poeſie leben kann; denn wo iſt Glück in der Wirklichkeit? Man muß freilich wohl kalkulieren, um zu leben, aber thun thue ich es doch ungern.

Warum ſind Sie nicht am Meer? Warum bekränzen die Najaden mit hohem Seegras nicht Ihr Rößli?

Es iſt ein Sturm in der Natur. Alles iſt rege; die Fruchtbarkeit ſo groß, daß man ſelbſt Wetterſchäden wünſchen muß, damit nicht zu viel da ſei. Alles drängt ſich zum Leben, damit man es genieße. Ich wollte, ich ſähe das Ende aller Dinge, wenn die Welt ſich zuſammen rollte, käme ich auch zu Ihnen gerollt, und an Ihrer Hand wollten wir eine neue Exiſtenz beginnen und unter den Sternen in den Sternen ſuchen, was wir auf der Erde nicht fanden.

Die Lolca wird Ihnen wie die Pythia vorkommen auf einem Dreifuß.

Unſer Meiſter iſt wieder aus dem Bade, aber in Jena. Ich ſehne mich ihn zu ſehen, um einen Begriff ſeiner Exiſtenz zu haben, ſeiner poetiſchen nehmlich, denn die reelle iſt gar zu realiſtiſch, und die Kugelform der Frau Geheimerath erinnert zu ſehr an das runde Nichts, wie Oken die Kugel nennt, und iſt doch ein Nichts von Leerheit und Plattheit. Wenn wir ihn in einer beſſern Welt ohne dieſes Bündelchen ſehen können, wollen wir uns auch freuen, nicht wahr?

Den 18. Julius muß ich Ihnen wieder ſchreiben, an dem Tage ſelbſt Ihnen ſagen, was ich empfinde. Aber die Beilage ſoll Ihnen alles Liebe, Gute, Schöne ſagen an Ort und Stelle. Sie werden Alles ohne Commentar verſtehen.

Staſſchen war eben bei mir und bat mich, auch ſie Ihnen mit ihren warmen Wünſchen zu dieſem Tage zu Gnaden zu empfehlen. Ich habe ſie recht gern, weil ſie ſo eine Art Geiſterſeherin iſt, die Bedeutung des Hohen in den Umgebungen der Welt ſucht und in ihrem Gemüth aufzunehmen vermag.

Meine Kinder ſind wohl. Ernſt iſt heute auf ein paar Tage mit Hufeland nach Gotha und Eiſenach; er will Ukert beſuchen, die Wartburg und Wilhelmsthal; er war ſo fleißig, daß ich ihm gern dieſe Veränderung gönne. Mein großer Sohn iſt fleißig und gut und macht Pläne, dieſen Herbſt bis nach Zürich zu wandern, und auch Tells Kapelle zu ſehen am Waldſtätter See.

Die chère mère bleibt bis den zwölften hier, und ſie und Karoline küſſen Ihre lieben Hände.

In Zeit und Ewigkeit

Ihre allertreuſte

Loloa.

Den 18. Julius 1811.

Theuerſte, gnädigſte Fürſtin!

Sie haben nun mein Packet geöffnet und ſehen, was die Loloa Ihnen bereitet hat, und nehmen es nicht unfreundlich auf. Was die zwei Hände bedeuten ſollen, das fühlen Sie. Das römiſche Haus[1] werden Sie erkennen. So habe ich es in einer Frühſtunde geſehen. Das Haus habe ich mit Hülfe meines Lehrers in der Perſpective verfertigt. Denn da ſo ein Arbeitsbeutel mehr den Augen preis gegeben iſt, ſo wollte die Loloa nur der Wenden Fürſtin und nicht den Wenden ihre ſchwache Seite mit den krummen Häuſern gern zeigen, die zuweilen ihre Bleifeder erſchafft. Auf die Farbe bitte ich auch unterthänig Rückſicht zu nehmen. Blau iſt die Farbe der Beſtändigkeit und Treue. Schwarz iſt die Farbe des Schmerzens. Treue und Schmerz iſt das Loos meines Lebens.

---

[1] Im Park.

Mit einem eigenen tiefen Gefühl habe ich Ihr letztes Briefchen erhalten und geleſen und wieder geleſen. Gott ſegne meine Geliebte! Ich bin froh darüber und doch bewegt. Ich ſoll immer wieder die Welt lieb gewinnen; denn ſo etwas ſelbſt zu ſehen, auf meinem Arm zu halten, was Ihnen ſo angehört, iſt mir ein unbeſchreibliches Gefühl. Ach ich kann es nie ausſprechen, wie Ihr Leben in das meine verwebt iſt, wie mir Alles mit angehört, was Sie lieben. Nun wird ſich auch alle Angſt löſen und in Harmonie verklären, wenn Sie nicht körperlich leiden, und die Hoffnung wird liebliche Bilder in Ihrer Seele erſchaffen. Das Gefühl einer erfüllten Exiſtenz iſt etwas, was man nur ſelbſt fühlen mußte. Selbſt in meinem glücklichen, einzigen Leben, in meiner Liebe, war mir dies Gefühl unendlich erhebend, noch etwas mehr um Schillers willen auch lieben zu können. Gott ſegne Sie, mein Engel! Sie werden noch viele Freuden erleben. Das gebe Gott.

Ich geſtehe es nun Ihnen, meine vielgeliebte Prinzeß, daß ich jetzt zuweilen im Streit mit dem Idealen und Realen war, und daß mein Gemüth beunruhigt war. Selbſt das Beſtreben, meiner Geſellſchaft Alles ſo leicht und wohl wie möglich zu machen forderte Kräfte und forderte zuweilen, daß ich meine Schmerzen verbergen wollte, und dadurch ſtiegen ſie alsdann plötzlich zu einem hohen Grade.

Die Frau, die ſo unruhig und irritiert zuweilen war, brachte mich ſo aus meiner höheren Contemplation. Die wirklich mißliche Lage ihrer zeitlichen Ausſichten, die durch des Mannes unbeſtimmte und zweifelhaft gelaſſene Entſcheidungen herrührten, kann ſie in dem Moment quälen; aber ſo etwas ſoll den Geiſt nicht niederdrücken. Wenn die Frau nicht bei mir war, ſo quälte ſich wieder die gute chère mère und ſagte mir alles von neuem wieder, und ich ſah ihre Unruhe; meine eigne Sehnſucht nach meinem Geliebten erwachte heftiger, und ich konnte nichts thun, um aus der Wirklichkeit mich zu erheben.

Nun kommt noch etwas dazu, was ich nur Ihnen allein ſagen kann. Die gute Frau hatte wirklich eine Leidenſchaft. Sie haben wohl noch die Geſtalt von Wiesbaden im Gedächtniß? wovon ſie ſo viel erzählte. Ich habe nicht geglaubt, daß ſo etwas in dieſem Alter ſo tief treffen könnte. Ich geſtehe, der eingebildete Schmerz kränkte mich auch. Jetzt ändert aber das Schickſal das Verhältniß ſelbſt, denn der Ami heirathet. Es iſt eine eigene, ganz eigene Natur, die Frau, ſo höchſt liebenswürdig und intereſſant; man möchte ſein ganzes Glück für ſie geben können und fühlt doch, daß, wenn ſie immer ihrer Phantaſie folgte, es die Arbeit der Danaiden wäre, einen Moment nur vom Glück zu erhaſchen. Wie lange aber die Täuſchungen der Jugend dauern ſollen, iſt mir oft ein Räthſel. Möchte der eigene Reichthum ihres Geiſtes es gefällig löſen! Sie kann ſich geben, was Wenige vermögen. Ich möchte dieſen Charakter zeichnen können, denn er iſt höchſt merkwürdig. So äußerſt verſtändig und doch ſo phantaſtiſch. Wenn einmal die Phantaſie ins Spiel kommt, ſo muß die Vernunft die Geſetze von ihr empfangen. Sie liebte ſo oft, und doch nie recht; denn wahre Liebe iſt ewig, wie das Weſen, aus dem ſie entſpringt. Und eben weil ſie nicht liebte, ſucht immer das Herz noch einmal die Sehnſucht zu ſtillen. Ich hoffe jetzt Heilung von dem Wahn und ein Zurückkehren in ſich ſelbſt; es wird ſchmerzend aber heilſam ſein.

Am Sonntag Nachmittag[1] haben wir Knebel in Jena und unſern Meiſter beſucht. Ich gehe gar zu gern nach Jena und möchte mich da anſiedeln, um eine Einſiedlerin zu werden. Knebel iſt gar liebenswürdig und gut und mir ein heiliges Vermächtniß der Freundſchaft, das ich recht pflegen möchte. Der Meiſter war gar gut, freundlich, mittheilend und ernſthaft geſtimmt[1] mitunter, wie ich es gern habe. Er iſt mit der Welt nicht im Frieden, ſcheint es, und ſagt, er wollte ein indiſcher Einſiedler werden, wie die waren, die Apollonius von Tyana aufſuchte. Er ſieht wohl aus, und keine Abſpannung iſt in ſeinen Zügen ſichtbar. Eine Beilage will ich hinzufügen von ſeinen Propos über Oken. Sie müſſen es wiſſen und Sich krank oder geſund lachen. Aber auch Knebel darf nicht wiſſen, daß ich es Ihnen ſo brühheiß erzählte. Aber vorenthalten kann ich es nicht. Es kommen an einem ſo feſtlichen Tage, wie der heutige, Freudenbezeugungen aller Arten zum Vorſchein; da mag denn dieſe Leuchtkugel einer Oken'ſchen Idee auch mit aufſteigen; das Meer wird ſie wegſpülen, wenn Sie ſie nicht wollen.

---

[1] 4. Juli. Lotte war mit Frau v. Wolzogen dort. Briefe an Knebel, S. 21.

Wir trinken heute Thee bei der Emilie im lieben Gärtchen;[2] es wird mich ſchmerzen, ich ſah es noch nicht wieder von innen; aber doch iſts ein lieber, lieber Platz.

Ihre unterthänige

Lolo.

Heute früh war ich im Park. Die Blumen ſind wunderlieblich dieſes Jahr, zumal die Winden; des Abends ſchließen ſie ſich, und ich ſah ſie nie nach Sonnenuntergang offen. Heute früh lachten ſie alle und wollten ſich über den Tag freuen. Eine Blume möchte gern zu Ihnen gehen, und ich ſende ſie.

Beilage.

Eine der Ideen in der neuen Naturlehre iſt, daß der Mund nur ein verlängerter Darm iſt.

Alsdann erklärt der Meiſter, daß O. den ſüßeſten Laut in der Natur einen Ton nenne, den wir nicht gern hören laſſen wollen. Es ſagt der Meiſter: Nun ſollte ein Liebender nach dieſer Theorie ſagen: Deine Stimme tönt mir ſo ſüß wie ein ......

---

[1] Knebel fand ihn „ein wenig hypochonder." An Henriette, S. 561. – Vgl. Düntzer, Freundesbilder, S. [illegible]

[2] An Knebel, S. 78.

Bei einem wohlbeſetzten Tiſch würde der Philoſoph ſagen: Gebt euch nicht die Mühe zu eſſen, ſondern tragt gleich die Speiſen dahin, wo ſie durch euch hin gelangen.

Die Thiere ſind Schleimbläschen im Licht.

Die Pflanzen ſind Schleimbläschen im Dunkel.

W., den 30. Julius 1811.

Gnädigſte Fürſtin!

Die Lelea ſitzt eben ſchon wieder mit der Feder in der Hand; aber obgleich der Brief nicht ſo ſchnell fort ſoll, ſo wird er doch geſchrieben, weil des Meiſters zärtlicher Gruß auf dem Papier ſtehen ſoll, und heute noch. Dieſen Morgen kam er zu mir und war gar freundlich und mild und mittheilend. Er fragte nach Ihnen, meine gnädigſte Prinzeß, recht theilnehmend; da ſagte ich ihm, daß ich Ihnen etwas aus den Memoires vertraut hätte; da war er recht weich und ſagte mit aller Tiefe und Güte ſeines Gemüths, ich ſollte Ihnen von ihm viel Herzliches ſagen. Ich ſage es gerade ſo, wie er es geſagt hat. Ich habe neulich wieder den kleinen Kunſtroman in den Propyläen geleſen „der Sammler." So etwas Grazioſes und Heiteres und Verſtändiges in dieſer Art giebt es nicht wieder, das ſagte ich ihm; das freute ihn ſehr, und ich fühlte, daß es ihn bewegte und freute. Karoline und ich ſollen zu ihm kommen und die Zeichnungen aus dem Fauſt[1] ſehen, die, wie ich höre, meine allergnädigſte Prinzeß ſich aneignen will, daran Sie recht thun; denn Sie müſſen ſich eine Sammlung nach Ihrem lieben Sinn und Gemüth anlegen, Sie haben das Gefühl und können es auch. Alſo iſt es recht ſchön, daß Sie es thun. Ich will ſie nun auch recht noch anſehen, ehe Ihre lieben Augen darauf ruhen.

---

[1] Von Nauwerk und Ratzeburg. Knebel an Henr. S. 561.

Sonntag, den 18. Auguſt.

Es iſt recht lange, daß das Blatt liegen blieb; ich fühle es recht. Indeſſen kam Ihr geliebter Brief an, meine gnädigſte, liebſte Prinzeß! und ich bin recht ſtolz auf Ihre Gnade und Vertrauen, und fühle mich ſehr geehrt, eine ſolche Herrin anerkennen zu dürfen.

Künftigen Poſttag, wo die fahrende Poſt geht (für morgen wird der Meiſter wohl nichts ſenden), ſollen Zeichnungen [1] ankommen, wie Sie ſie befehlen. Die von Wieland habe ich ſchon im Hauſe und habe ihn gerade gefragt, wie der Kloſterbruder im Nathan den Weiſen, und da ich leicht ergründete, daß er Ihnen gern Freude macht, ſo wurden wir bald fertig. Sie ſollen die Landſchaft behalten, ſo lange Sie befehlen.

Der Meiſter wird Ihnen eine von ſich aus ſeiner Sammlung ſenden, denn (unter uns geſagt) Herr Jagemann hat ſich der Sammlungen bemeiſtert. Er iſt recht gut und gutwillig, aber leichtſinnig au dernier point und läßt Alles, was Meyer ſo gut geordnet hatte, in die größte Unordnung kommen und gerathen, ſo daß man ſogar fürchten muß, er verdirbt Alles durch Unachtſamkeit. Ich denke mir, Meyer, der doch darunter leidet, kann ohne Erklärung dieſen Punkt nicht berühren, und den wird er vermeiden wollen; da gerade auch Sie nicht befehlen, daß man viel davon ſprechen ſoll, ſo wollen wir es jetzt nicht aufdecken, denke ich. Seien Sie ſo gnädig und ſagen mir, ob ich Recht habe; ſonſt könnte ich, wenn Sie ja etwas wünſchten, mich gerade an Jagemann ſelbſt wenden.

Die Sachen von der Emilie [2] hat Ihr Herr Vater in ſeinen Händen, und man weiß noch nicht, wo ſie ſind, und wie er darüber disponiert hat.

Verzeihen Sie ja, daß der Loloa ihr Brief ſo uneben iſt, heute mehr als ſonſt. Aber meine Zeit und mein Kopf ſind zerriſſen. Ich muß alle Tage Diners ausdenken, Thees geben und

[1] Welche die Prinzeſſin ihrem Schwiegervater copieren wollte.

[2] Die nach Florenz zu ihrer Schweſter Lady Cowper reiſen wollte.

Converſationen halten. Der Graf Geßler iſt hier [1] und beſucht uns; die Frau hat keinen Heerd der raucht;

Es weht keine Flamme,
Es brennt kein Heerd!

Da habe ich durch Hülfe der Chriſtine dieſe Beſorgung übernommen, halte offne Tafel und habe geſtern Herrn Schulze von zwei Uhr bis um neun Uhr Abends in meinen Pfählen bewirthet. Bei uns iſt er wirklich ungeheuer vernünftig und klug, und die kurze Ehe dehnt ſich zu Stunden aus. Er hat den Ernſt ſo lieb und behandelt ihn ſo liebreich, daß ich dankbar ſein muß — auch wenn er wirklich weniger Verdienſt hätte. Den andern Profeſſor lade ich auch zuweilen ein.

Morgen geht der Graf Geßler wieder von hier ab; er hat nicht an Hof gehen können, ſeiner Geſundheit und Garderobe wegen. Heute war er bei Ihrem Herrn Vater in Oberweimar, und da er ſich ſehr für Landwirthſchaft intereſſiert, hat er dort Alles beſehen.

Wir leſen auch den Plato jetzt und ergötzen uns daran. Auch die Reiſe nach Jeruſalem von Chateaubriand habe ich mit Genuß geleſen. Die Phantaſie weilt gern an dieſen Orten, doch die wahre Natur mag nicht die Phantaſie rühren.

Ich ſchließe Sie an mein Herz.

Ihre unterthänige

Loloa.

Ich war nicht in Erfurt zur Muſik. Der Tag [2] muß zu feierlich begangen werden für meine Kräfte.

Das große N. [3] habe ich recht ſchön brennen ſehen, und man hat den Markt ſehr ſchön illuminiert. Ich ſchreibe bald wieder.

---

[1] Lit. Nachl. II. S. 326.

[2] Des Napoleons Geburtstag. Der Herzog und Goethe waren dort. Knebel an Henr. Nro. 551.

[3] In Weimar.

Weimar, den 25. Auguſt 1811.

Gnädigſte Fürſtin!

Ich ſende Ihnen hier vor allen Dingen die Sendung des Meiſters; ich habe ihm Wielands Bild geſchickt, und er iſt ſo gefällig geweſen, es ſelbſt einzupacken; da bin ich am ſicherſten verwahrt. Das Billetchen lege ich bei für Sie, meine Gnädigſte, und lege es Ihnen zu Füßen, weil Sie der eigentliche Inhalt ſind. Sie ſehen daraus, wie der Meiſter alle Kräfte aufbietet, um Ihnen Freude zu machen. Nach ſeinem Befehl habe ich das Paket nicht berührt, und Lottchen ſoll ein Wachstuch darüber nähen, und ſo mögen dieſe Kunſtwerke Ihnen Freude machen, Sie erheitern und und Ihre Kunſtfertigkeit in Anregung bringen.

Die kleine Prinzeß Nichte iſt jetzt im Beſitz der Mlle. Martin, die ſehr artig, angenehm und verſtändig iſt, auch gefällig im Aeußern. Mlle. Martin iſt verwandt mit meiner Couſine[1] in der Schweiz, und dieſe hat ſie an uns empfohlen.

Ich weiß nicht, was ich Ihnen Neues ſagen ſoll, denn ich ſitze in lauter Alterthümern; ich leſe die Geſchichte von Müller jetzt, die Univerſalgeſchichte; es ſind ſo ſchöne Aperçus darin beſonders über die Römer und die chriſtliche Religion. Auch habe ich Legenden, die ich leſe. Mit Karoline leſe ich Platos Geſpräche, den Aeſchylus und ähnliche Dinge. Die Reiſegeſchichte von Chateaubriand nach dem heiligen Grab müſſen Sie auch wohl ſchon kennen oder noch leſen; ſie hat mich ſehr beſchäftigt, und ich ſehe die Gräber der Könige, das Thal, wo Jeremias ſeine Geſichte hatte, die heiligen Plätze, wo Chriſtus litt, im Geiſt. Die Idee finde ich ſo hübſch, wie Chateaubriand ſagt, daß die Berge von Judäa ausſähen wie eine Linie, die mit zitternder Hand gezogen wäre, und wie die Pilger, mit denen er war, zuerſt den Berg Carmel erblickten und Alle beteten. Uebrigens iſt es prächtig, daß er überall Klatſch findet, daß, als er in Athos anlangt, ihm gleich die Intriguen der Mönche erzählt werden, und daß ein Mönch beim

---

[1] Grivel de Wurmb.

Kloſter des heiligen Grabes ihm Geſchichten des ruſſiſchen Hofes erzählt.

Ich muß Ihnen doch auch berichten, wie klug der Meiſter iſt. Da er einmal ſeine dicke Hälfte im Bad mit hatte, ſo empfahl er ſie der Obhut der Frau von Reck, der berühmten nämlich. Dieſe und ihre Nichte, die Fürſtin Hohenzollern, haben ſie protegiert und an alle öffentlichen Plätze eingeführt. Unter dieſer Aegide iſt ihr Anſehn und Ruf trefflich geblieben, und der Meiſter weiß ſeine Freunde zu brauchen. Jetzt hat ſie hier keine brillante Bekanntſchaft und ging neulich mit einem ruſſiſchen Courier und Sekretär, der überhaupt der Cicisbeo iſt,[1] während der Mann bei der Geſellſchaft war, auf den Schießplatz.[2] Seinetwegen würden wir ſie gut aufnehmen, verſteht ſich, wenn ſie ſich aber ſelbſt ihren Platz in der Geſellſchaft ſucht, wer kann das hindern? Wenn er nur nicht gekränkt wird. Das iſt Alles, was wir wünſchen können.

Meyer iſt wieder recht heiter, doch ganz mager geworden und hat ſeine Haare ganz abſchneiden laſſen; dadurch iſt ſein Kopf klein geworden. Ich hoffe aber, es ſoll ihm nicht wieder übel werden. Seine klare Exiſtenz thut einem ſo wohl. Der Verſtand iſt doch die ſchönſte Erſcheinung, die in jedem Moment des Lebens tröſtend wirkt.

Ihre treue unterthänige

Lolo a.

Fr. an L.

Ludwigsluſt, den 5. September 1811.
Donnerſtag Nachmittag.

Geſtern Abend ſind nicht die Fäuſte[3] angelangt, aber die Hiobspoſt, daß in Lüneburg die Douaniers ſich eines Pakets an mich bemächtigt haben, und ich zweifle nicht, daß dieſes meine Fäuſte ſind. Nun wird heute mein Brief an den Meiſter, anſtatt mit ſüßen Worten, mit bittern angefüllt werden, daß er nicht für ſeine

---

[1] Lewaneſky.

[2] Beim Vogelſchießen mit dem Hof.

[3] Die Zeichnungen von Nauwerck. Goethe XXVII S. 284.

Kunſtwerke den ſicheren Weg über Leipzig und Berlin gewählt hat, ſondern den höchſt unſicheren durch das franzöſiſche Reich. Das hat man von ſeiner Anhänglichkeit an das rothe Bändchen;[1] es wird gewiß noch mehr Anſtände über Meiſter und Lehrlinge bringen. Inzwiſchen hoffe ich doch, daß nach Verlauf von acht Tagen ich mein Eigenthum aus den Händen der Räuber reißen werde. Daß der Meiſter die dicke Hälfte im Karlsbad ſicher zu ſtellen wußte, iſt indeſſen nicht ungeſchickt von ihm, und ich lobe ihn darum. Könnte er ſie nur auch zur neuen Erſcheinung in Weimar machen und ihr dadurch einen Standpunkt geben, der ihm und ſeinen Freunden bequemer wäre.

Kaum hatten Sie mir den Kunſtroman in den Propyläen genannt, nahm ich auch meine Vorhallen zur Hand, die ich zwar ſchon ſeit einiger Zeit mir angeſchafft, aber noch nicht hineingeſehen hatte. Außerordentlich bin ich dadurch befriedigt. Aufs Neue habe ich den Meiſter lieb gehabt und verehrt. In ihm verehre ich immer den Schöpfer in ſeinem Geſchöpf, in der Fülle ſeiner Natur ſehe ich den Wiederſchein des Reichthums der ewigen Natur. Wie vor einem hohen Gebirge ſtehe ich vor ihm, das ich nicht zu erklimmen vermag, nicht zu ſtudieren, nicht durchzukommen, das mir aber das Herz erhebt, nach dem ich blicke und ſage, mein Heil kommt von den Bergen! und deſſen hohen Empfindungen, die mirs einflößt, und die mir doch hin und wieder das Verſtändniß öffnen, ich treu mich hingebe. Ihnen kann ich es ſagen, dem Meiſter nicht. Plump hingeſetzte Lobſprüche ſchmecken ſo ſchlecht als der Tadel. Auch lobe und preiſe ich da eigentlich nicht den Meiſter, ſondern nur ſeine Natur.

Karoline.

L. an Pr. Weimar, den 19. September 1811.

Gnädige Fürſtin!

Mit unſerem Wieland geht es ſehr gut; ſeine wahrhaft weiſe Geſinnung erhebt ihn über die Zufälle. Es war ein trauriger

---

[1] Die Ehrenlegion.

Zufall[1] und hätte ihm das Leben koſten können. Gerade bei einer Spazierfahrt ſo beſchädigt zu werden — es iſt die linke Schulter. Seine Tochter Louiſe, die ich ſo lieb habe, iſt übler daran und wird lange leiden müſſen; wenn ihre Natur Kraft behält, ſo geht es gut. Auf langes Leben rechne ich eigentlich nicht bei ihr, weil ſie ganz die ſchwindſüchtige Dispoſition der Stichling, ihrer Schweſter, hat. Dieſe Nacht hat der Vater und die Tochter ſo geſchlafen, als noch nie ſeit neun Tagen. Für den Vater iſt gar nichts mehr zu beſorgen, und bei der Tochter iſts ein gutes Zeichen, daß ſie gerade dem neunten Tag ſo geſtärkt entgegen geht. Ich beſuche ſie alle Tage, weil ſie ſich nach mir ſehnt, wenn ich nicht komme. Den guten Wieland habe ich noch nicht geſehen, weil er beſchädigte Backen hat, da läßt er ſich vor Damen nicht gern ſehen.

Bertuch[2] iſt fleißig dort, und neulich ermahnte er mich, ja nicht zu viel zu ſprechen, wenn ich Wieland beſuchte. Was denken Sie von der Lolca ihrem Mundwerk? So haben Sie Sichs nie gedacht, daß ich Bertuch ſo gar zu viel ſpreche, der doch im Sprechen lebt. Das lächert mich recht.

Seit vierzehn Tagen ſind Arnims[3] hier. Er iſt graziös, liebenswürdig wie ſonſt, ſchreibt aber, unter uns geſagt, auch wie ſonſt und ſchreitet nicht vor; doch muß man ihn lieb haben und die einzelnen Aperçus ſeiner geiſtigen Geburten auch. Mit ſeiner Frau iſt er ſo graziös und mild, daß es mich freut. Die Frau iſt recht geiſtreich und lebendig, und erzählt vortrefflich. Sie iſt viel ſtiller geworden, als ſie ſonſt war, und da kann ich auch mit ihr fortkommen. Sie liebt den Meiſter auf eine rührende Weiſe, aber denken Sie nur, daß ihr die dicke Hälfte das Haus verboten, die hat en blanc eine Zänkerei in der Ausſtellung angefangen und ihr geſagt hat, ſie würde ſie nicht mehr ſehen u. ſ. w. Die Bettina iſt eigentlich blos des Meiſters wegen hier, freute ſich auf ihn, ſehnte ſich ihn zu ſehen, und ſeit dieſem Vorfall nimmt er auch keine Notiz von ihr. Sie hat ihm vorgeſtern geſchrieben, geſagt, ſie wollte der Frau ihr Betragen ganz vergeſſen, er würde ihr immer lieb bleiben, und er antwortet nicht, kommt nicht! Das iſt eines meiner Leiden, denn die Frau wirft mir nun auch alle Tage Brocken hin über Herzloſigkeit und Schwäche des Meiſters. Die Frau ſieht ihn gar nicht wie ich; vertheidigen kann ich ihn nicht und doch auch nicht verdammen.

---

[1] Ein Umſturz des Wagens am 11. Düntzer, Freundesbilder, S. 402.

[2] Ueber ihn Schöll, Weimars Merkwürdigkeiten, S. 120 ff.

[3] Achim v. Arnim mit ſeiner Frau Bettina, geb. Brentano.

Das iſt die rechte Liebe, die immer und immer ſich gleich bleibt,
Wenn man ihr Alles verſagt, wenn man ihr Alles gewährt.[1]

So denke ich, dachte ich, und bleibe feſt in meinem Sinn und Neigung. Meine arme Frau, die mit allerlei böſen Geiſtern zu kämpfen hat, ſieht die Welt überhaupt durch ein trübes Glas und hat eine Bitterkeit, Unruhe, die mir ſelbſt über ihr Leben einen trüben Schleier werfen. Wenn man helfen möchte und kann nicht, wenn man die Fäſſer der Danaiden füllen will und der Stein des Siſyphus immer wieder herabrollt, da fühlen Sie wohl, theurer Engel, daß die Kräuterbrühe heilſam und nöthig iſt.

Ich ſehe recht oft den Kometen an, der ganz prachtvoll und wundervoll iſt. Ich ſehe ihn aus meinem Schlafkabinet, er ängſtigt mich aber auch zugleich, denn die Irrſterne der Welt fallen mir dabei ein. Wenn er von der Sonne zurückkehrt, geht er auch von uns. Die andern Irrſterne aber, die aus den dunklen Regionen kommen, deren Verſchwinden kann man nicht berechnen. Ich kann recht begreifen, wie man in den dunkeln Zeiten (nach des Hofmarſchalls Art zu reden) glauben konnte, daß ſo ein Komet Unglück bringen könnte, denn mir iſt, als drückte er die Atmoſphäre.

---

[1] Aus dieſer Stelle geht hervor, daß die von Lewes Goethes Leben II. S. 456 f. (deutſche Ausg. 3. Aufl.) gegebene Erzählung, die zuletzt von Beden, Menzels Anklagen Frankf. 1860, S. 60 f. beſtritten worden iſt, ganz auf Wahrheit beruht. Achim v. Arnim wandte ſich am 9. December von Frankfurt aus an Lotte mit der Bitte, ſeiner Frau einen Pelz zu verſchaffen, den Hr. v. Savigny unter Riemers Adreſſe nach Weimar geſchickt, und den Arnim vergebens reklamiert hatte. „Auf beide Briefe habe ich keine Antwort erhalten, meine Bitte „iſt daher, ihn mit freundlichem Gruß von mir an eine Antwort zu erinnern und „im Fall er meine Briefe durch irgend einen Zufall, entweder weil er verreiſt „geweſen oder durch den Zorn der Hausfurie, nicht erhalten, ihm den Inhalt derſelben mitzutheilen“ u. ſ. w. Der Brief ſchließt: „Meine Hochachtung an Goethe „und Wieland und dem Hofe“ u. ſ. w. Goethe umgeht XXVII. S. 288 die Natur der Differenz.

Noch ein Leiden habe ich, daß Hufeland nach Jena als Profeſſor kommt, daß ich Niemand habe, der meinen kranken Körper pflegt, denn er hat ſo viel Sorgfalt für mich. Ich bin recht oft krank jetzt: obgleich meine Leber nicht mehr leidet, ſo leidet Blut und Magen und führen Uebel herbei, dazu der Schnupfen und Huſten, der beinahe vier Wochen dauert.

Adolph ſoll nach Heidelberg dieſen Herbſt. Das iſt auch eine Unruhe für mich. Die Mutter findet ihn ſehr verändert. Das gebe der Himmel!

Zu Ende dieſes Monats will ſie wieder fort und den Winter in Aſchaffenburg zubringen. Es thut mir auch weh, ſie allein zu wiſſen, und wenn ich auch ſonſt könnte und möchte, ſo fände ich doch keine Kraft, dieſem Geiſt den Frieden zu geben, den ich heilſam halte.

Unſer alter Meyer wird jetzt wieder kräftiger, und ich hoffe, er ſoll dieſen Winter ſich gut halten. Seine klare, ſichere Natur iſt kein Komet, ſondern der Polarſtern.

Weimar, den 3. October 1811.

Gnädige Fürſtin!

Es iſt mir, als wären die Sachen nur halb geſchehen, wenn ich nicht erſt ſie Ihnen vorgetragen habe. So muß ich Ihnen gleich ſagen, daß ich das neugeborne Prinzeßchen[1] geſehen habe, und daß es ein wunderſchönes Kindchen iſt. Es liegt ſo vornehm da und ſo vernünftig, daß man ſich gar nicht wundern würde, wenn eine Krone mit geboren wäre. Es hat uns aber recht zu thun gemacht,

[1] Die Frau Prinzeſſin von Preußen K. H.

denn es iſt drei Wochen älter und hat nur ſo lange ſich nicht zeigen wollen. Es hatte auch eine Hand über die Augen gelegt, als wenn es die Welt nicht gern ſehen wollte, vielleicht den Kometen nicht, aber der war in der Geburtsſtunde ſo wunderſchön und flammend, daß er ihr gewiß Glück bringt.

Am Sonntag habe ich ein langes Geſpräch mit Prinzeß Marie gehabt, und das Mariekind läßt der Tante auch viel ſagen. Sie hat mir auch erzählt, daß ſie Kalenderchen geſehen hätte, worin ein ſchwarzer Ritter wäre, da klatſchte ſie in die Händchen und ſagte, ach wenn Mariekind nur den Kalender hätte. Sie ſagte es ſo rührend lieblich, daß ich gern alle Kalender zuſammengetragen hätte.

Nun muß ich Ihnen auch von Prinz Bernhard[1] erzählen. Er hat viel mehr Antheil jetzt wieder an uns Allen, wie voriges Jahr, und ich hoffe, ſeine Reiſe ſoll ihm ſehr wohl thun. Der Graf Edling,[2] der die Reiſe mit machte, iſt ſehr artig und hat einen Ausdruck von Güte, der ihm alle Zuneigung gewinnt, und doch iſt er nicht wie die Menſchen, die alle Welt lieb haben. Er iſt ernſthaft, hat ſich viel mit Geſchichte beſchäftigt, hat Kunſtliebe, iſt erſtaunlich artig und hat eigentlich den Ton der guten Geſellſchaft, ohne leer zu ſein. Es wäre mir recht lieb, wenn ſo ein Kammerherr hier wäre. Ihre Frau Mutter unterhält ſich auch gern mit ihm. Er iſt aus dem Friaul, aus Gräz, hat viele Zeit ehemals in Venedig gelebt, war ſchon in Italien herum, und hat das brave, offene, öſterreichiſche Weſen und das lebhafte italieniſche in den Zügen. Für einen Kammerherrn aus D.(resden) iſt er mir ein wahres Mirakel.

Den Herrn von Gersdorff[3] kennen Sie, er iſt ſehr gelehrt. Auf jeden Fall iſt Ihr Herr Bruder immer mit Menſchen umgeben.

---

[1] Damals ſächſiſcher Obriſtlieutenant, der ſich zu einer Reiſe nach Italien rüſtete.

[2] Er wurde am 12. Decbr. 1815 Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten.

[3] 1813 [illegible] [illegible] und Miniſter.

die vielſeitig ausgebildet ſind, und die ihm die Aufmerkſamkeit anregen werden. Ich habe von jemand recht Unparteiiſchem gehört, daß man Ihren Herrn Bruder in der Fr. Loge immer ſehr bedächtig, klug und gefühlvoll gefunden hätte, und daß er ſich über viele Gegenſtände recht ſchön geäußert hätte. Er wird gewiß gut, und er wird Ihnen auch alle Freude machen, wenn er ſeinen Verſtand ausbildet und auf ſein Gemüth gut gewirkt wird.

Von unſerem Meiſter kann ich einmal nicht viel ſagen, denn ich ſehe ihn nicht. Ich war anfangs betreten und fürchtete, man hätte mich auch mit in das Ungewitter gezogen ohne Schuld; aber ich denke es doch im Ernſt nicht und halte es nur für Ungeſchicklichkeit von ſeiner Seite und für andere Urſachen, die ihn unter anderem bewogen haben, mir einen Platz in meiner ehemaligen Loge anzubieten. Dieſen habe ich nicht angenommen und ihm die Gründe geſchrieben, denn ich kann mich an dieſem Platz im Leben nicht mehr erfreuen, warum ſollte ich das Schauſpiel da aufſuchen? Ich gehe jetzt auf den Balkon. Die Menſchen, die ſich Alles gleich deuten, werden wohl auch ſagen, die dicke Hälfte habe mich aus der Loge des Mannes vertrieben. Aber er hat mir geſchrieben, daß er ſich einige Zeit als ein Einſiedler halten müßte u. ſ. w. Ich ſchreibe Ihnen einmal [illegible] Billet ab. Ich habe ihm freundlich geantwortet und ihm geſagt, warum ich in meine ehemalige Loge nicht gehen könne, ich hätte aber ihn immer fragen wollen, ob er, da ſein Sohn hier iſt, nicht lieber en famille wäre. Ich ſaß freilich ſehr gern bei ihm, denn wir haben manches ſchöne Geſpräch geführt. Anfangs, da eben Arnims noch hier waren und ich alle Tage bald die Bettina klagen, bald meine Schweſter ſchimpfen hörte, wurde ich auch betreten und dachte mir Alles viel ernſtlicher. Ich ſage meiner geliebten Prinzeß Alles, wie es in mir vorgeht, aber ich warte ordentlich ſehnlich auf eine Ebbe, denn die Fluth des Klatſchens iſt ungeheuer, die ganze Stadt iſt in Aufruhr, und Alles erdichtet oder hört Geſchichten über den Streit mit Arnims. Da die Bettina mit der dicken Hälfte doch viel war im

Anfang und mit einer andern Macht[1] auch, ſo mag eine unendliche Tiefe des Klatſches entſtanden ſein, da die beiden Damen ſich doch des Theaters wegen nicht lieben. Wer da alles hineinverflochten iſt, weiß der Himmel. Ich kann nichts thun als ſchweigen und dem Meiſter dadurch zeigen, daß ich in kein unwürdiges Licht gegen ihn mich ſtellen mag, aber auch mir nichts vergeben kann. Zuweilen denke ich, die Frau will ihn ganz iſolieren, um ihr Weſen mit ihren Kindern (das ſind die Schauſpieler) nach Luſt zu treiben, und ſie fürchtet einen jeden Umgang, wo ſie nicht in Anſchlag kommen kann. Auch habe ich ſie zuweilen geſtört, wenn er nicht in der Loge war, und ſie hatte Beſuch dort hinbeſtellt. So ſuchte ſie Levandofsky ſehr oft auf (deswegen könnte ſie auch etwas über mich ausgeſprochen haben, was nicht wahr wäre). Die Wahrheit wird am Ende ſiegen.

Ich habe Meyer geſagt, wenn er vernähme, daß der Meiſter auch von mir vorgefaßte Meinungen hätte, ſo möchte er zu meinem Beſten reden, das hat er mir verſprochen. Er iſt jetzt beinahe alle Abende bei ihm.

Zu Frau von Stein kommt der Meiſter auch zuweilen früh, ich traf ihn nur noch nicht. Ich werde immer dem Epigramm treu bleiben, das ich Ihnen ſchrieb. Aber ich bin doch zuweilen, wie im Werther ſteht, als hätte man mir meinen Degen abgenommen, wenn ich nicht recht weiß, was der Meiſter von mir denkt.

Die Frau wird nächſte Woche wieder abreiſen; Adolph wird ein paar Tage herkommen. Alle fremde Menſchen ſagen mir, daß ſie ihnen ſo unruhig und occupiert vorkäme, und ſie wolle mit Niemand etwas zu thun haben. Ich fühle wohl warum und kann es doch nicht ſagen. Ich ſage immer, es ſei Sehnſucht nach dem Sohn. Aber mein geliebter Engel, an deſſen heilige Bruſt ich mein Herz anlege, fühlt doch, daß ich über dieſen Zuſtand viel leiden muß.

Ihre treue unterthänige

Loloa.

---

[1] Etwa Fräulein Ulrich, ſpäter Riemers Frau, oder eher Frl. Engels?

Pr. an K.
Ludwigsluſt, den 10. October 1811,
Donnerſtag früh.

Das Töchterchen (der Großfürſtin) wird gewiß allerliebſt werden, ſo ein Kind kann ja nicht anders als wunderbar ſein, und ſchon daß es trotz allem Bitten und Wünſchen und Wollen doch ein Mädchen geworden iſt und kein Junge, ſpricht dafür, daß es unter dem Einfluß der himmliſchen Mächte geboren iſt. Vom guten Wieland hoffe ich auch immer Gutes zu hören. Grüßen Sie ihn doch tauſendmal von mir und auch ſeine Tochter. Ich habe ihm neulich ein paar Zeilen geſchrieben, weil ich ihm Antwort ſchuldig war für einen ſehr lieben Brief. Die Geſchichte von unſers Meiſters Hälfte und der Bettina hat hier in der Colonie Zwiſtigkeiten angerichtet. Ich bin nicht mit des Meiſters Verfahren zufrieden, wundre mich aber nicht darüber und verkenne ihn deßwegen nicht und lieb' ihn deßwegen nicht weniger, denn ich ſage: wer Dreck anfaßt, beſudelt ſich (wie Sie wiſſen, ein Lieblingsſprüchwort von mir), und daß er den angefaßt hat, weiß ich ſchon lange und habe ihn trotz dem doch immer friſch zu geliebt und finde deßwegen auch Ihre darauf angewendeten Verſe ganz vortrefflich, wie auch an ſich ſelber. Frln. Knebel aber will mir das Thun in ſich ſelbſt entſchuldigen, will gar finden, daß Goethe Recht habe, und daß ſie es ſehr natürlich fände, ſich eine in Liebe zudringliche Dame, wie Bettina, vom Halſe zu halten. Ich gebe ihr hierin gar nicht Recht und bedaure nur die arme Bettina, weil ich zu ihren Ehren glauben will, daß ihr das Verfahren leid thut; ich bedaure den Meiſter, der ſich dem T. ergeben hat, bedaure die arme Lolo, die nothwendiger Weiſe um ihn leiden muß und bedaure von uns einen jeden der Eidgenoſſen des Schutz- und Trutzes, die nun doch ins Gedränge kommen, denn am Ende gehören Arnims trotz aller ihrer Liebe doch nicht ſo ganz zu unſerem Bündniß, und wenns auf Schutz und Trutz ankommt, mögen ſie und können nicht vom loſen Maule laſſen. Was Sie mir übrigens von dieſem neuen Ehepaar ſchrieben, hat mich ſehr intereſſiert, und es freut mich, daß unſer hübſcher Arnim ſich auch hübſch und graziös in den Verhältniſſen des Lebens ausnimmt. Karoline.

L. an Pr. Weimar, den 9. November 1811.

Zuerſt alſo legen Sie Ihre lieben Hände ſegnend auf Ernſt, denn er iſt den 7., Donnerſtag früh, confirmiert worden, und wir haben auch gleich communiciert. Ich war in einer ſo frommen, ruhigen Stimmung, und das geliebte Andenken des Vaters war ſo tröſtend bei mir, indem ich den Sohn an die heilige Stätte begleitete, wo er Gelübde ausſprach, die ſein reiner Sinn ſich zu halten beſtreben wird. Der gute Stiftsprediger war der einzige Freund, der zugegen war. Ich fühle, je mehr meine ſichtbaren Freunde mir fern ſind, deſto ſtärker, inniger fühle ich die Nähe der abgeſchiedenen und geiſtigen. Aber auch an die lebenden dachte ich mit Rührung und Liebe, und an wen ich da immer am liebſten denke, muß Ihr Herz nicht fragen.

In N. iſt es mir ſehr wohlgegangen; ich habe auch die Prinzeß Auguſte[1] kennen lernen, die mich tief gerührt hat. Sie hat recht viel von Ihnen in ihrem Weſen, das Ernſte und Feſte. Sie hat unter iſoliertem Einfluß ſich mehr ſelbſt gegeben und geben müſſen. Sie würde noch mehr ſo ſein wie Sie, theure gnädige Prinzeß, wenn ſie auch eine ſolche Henriette, eine ſolche Freundin gefunden; die heterogenen Umgebungen haben ſie mehr noch auf ihr eignes Gemüth beſchränkt. Die Haltung ihres Kopfes, der Hals, Alles erinnert äußerlich an Ihre liebe Erſcheinung. Das hat mir nun ſo im Innern wohl gethan. Sie hat die große Madonna von Raphael, davon die Fürſtin eine Copie in Paſtell hat, in Aquarell copiert und mit erſtaunend viel Geiſt. An ihrer Staffelei mit dem Stab in der Hand glich ſie Ihnen noch mehr. Auch von der Prinzeß Marianne[2] hat ſie in ihrer Stimme, in ihrer Bildung mehr als die andern Schweſtern.

---

[1] v. Homburg, die nach Karolinens Tode den Erbgroßherzog heiratete.

[2] Prinzeſſin Wilhelm von Preußen.

Von meinem Karl wollen Sie auch hören, theure, geliebte Prinzeß! Er iſt wieder in Heidelberg angekommen und dankt mir herzlich für die Freude, die ihm die ſchöne Reiſe gemacht. Er iſt auf allen hohen Alpen geweſen und über Mailand nach Turin gegangen, hat die borromäiſchen Inſeln geſehen, alle Orte, die im Tell vorkommen, iſt durch die hohle Gaſſe gegangen, hat Tells Kapelle beſucht und hat auch mehrere Menſchen kennen lernen, die ihn freundlich aufnahmen — Fellenberg in Hofwyl unter andern, Georg Müller und Peſtalozzi, der ihn geküßt hat. Da er die Stelle unterſtrichen hat, ſo muß es etwas Beſonderes ſein. Auf der höchſten Wohnung in Europa, dem Hoſpitium des Bernhardbergs, iſt der arme Karl, da er vier Stunden im Schnee gegangen, in die Meſſe gekommen, und wie er da recht zuſieht, überfällt ihn eine Ohnmacht. Als er aufwacht, half ihm der Mönch, der ſein Meßgewand erſt abgeworfen hatte, aufſtehen. Es iſt ſo etwas Romantiſches in der Situation, und er mag gar nicht gewußt haben, wo das Mönchsgeſicht herkam, denn in einem ſolchen Zuſtand umſchweben einen immer nur die bekannteſten Bilder.

Die Frau hat ihren Adolph mit ſich nach Aſchaffenburg gebracht, wo er ſeine Studien anfängt.

Die Amelie (Helwig) iſt in Köln geweſen oder noch. Sie gibt einen altdeutſchen Almanach heraus mit La Motte Fouqué.

Unſer Meiſter war in Jena ein paar Tage,[1] und Knebel hat mir heute einen gar lieben Brief geſendet; ich flüchte mich ordentlich zu ihm mit meinen guten Gedanken, die ich ſonſt in das Fürſtenhaus trug, und wenn die Wipfel der Bäume gegen den Himmel wehten im Sturm und der Himmel ſich erhellte, war es mir, als wenn ich noch viel mehr denken und ſagen könnte.

Die künftige Woche bekomme ich Beſuch. Die Jettchen Holleben kommt.[2] Sie iſt gar artig geworden und hat ihre Talente in Genf recht ausgebildet; ſie ſingt allerliebſt, zeichnet ſehr hübſch auf die engliſche Manier, nicht ſo beſtimmt, weil es mit dem Wiſcher gemacht wird, aber ſehr graziös.

---

[1] 30. Oktober bis 1. November.

[2] Pflegetochter der Frn. v. Gleichen.

Muſik hörte ich recht ſchön dießmal in Rudelſtadt. Der Sänger iſt vortrefflich, ſo angenehm. Auch hörte ich das Miſerere mit Vocalmuſik in einem Gartenſaal, der ſo gebaut iſt, daß er den Ton aufhält und zurückgibt. Einſiedel hat mir demonſtriert, daß in den Wänden Bögen angebracht ſind, deren Umfang berechnet iſt, wie der Ton wieder zurückkommen kann. In der dritten Wölbung (das Haus hat eine Kuppel) ſtanden die Singenden, und wir ſaßen im Mondſchein in dem Saal; die frommen Töne dazu, das nahm ſich ſchön aus. Die Fürſtin ſagte uns, ſo ſei es in der Sixtiniſchen Kapelle am Charfreitag. Nachdem das Kreuz ausgelöſcht, ſingt man noch einen Pſalm in der halben Dämmerung.

Gott ſegne Sie!

Ihre unterthänige

Leloa.

Den 23. November 1811.

Gnädigſte Fürſtin!

Ihren Segen, Ihre Liebe fühle ich immer, auch wenn ich Sie nicht ſehe; im Geiſte ſehe ich Sie doch. Ich nehme es gar nicht übel, daß die Ginevra[1] verſchoben iſt (weil die Haßler Katarrh hat), denn ich bin allein geblieben und will dieſe Abendſtunde dazu anwenden, um Ihnen viel zu ſagen. Ich habe immer die Angſt, Ihr Herr Bruder möchte abreiſen und ich nicht viel ſagen können. Nun heißt es, er ginge ſpäter; aber je länger ich ſchreiben darf, je beſſer; denn zu ſagen habe ich Ihnen immer etwas.

Meine Henriette Holleben bleibt noch eine Woche, hoffe ich; es iſt ein gutes Weſen und hat recht gewonnen auf ihrer Reiſe; ſie hat die Sicherheit ſich zu äußern, dabei artige Talente; ſie zeichnet jetzt des Morgens recht artig das Köpfchen nach Correggio, welches ſich wahrſagen läßt. Ich zeichne auch einen Baum nach Hackert und bin gar nicht übel zufrieden mit mir. Sie ſingt auch ſehr artig und hat bei einem Italiener in Genf ſehr gut vortragen lernen.

---

[1] Eine große Oper von Mayr. Goethe XXVII. S. 292. Knebel an Henr. S. 577.

Jetzt ſehne ich mich doppelt, da ich merke, daß Jemand zu Ihnen geht. Wenn ich nur mich als Kammerherr anziehen dürfte! Sie würden mich nicht verrathen, und die Andern könnten mich immer für den Fritſch halten. Ich wollte auch recht artig ſein, wie es einem Kämmerling ziemt. Denken Sie nur, meine gnädigſte, geliebteſte Prinzeß, was aus einem werden kann! Geſtern hat Frau von Stein bei mir Whiſt geſpielt!! Ich habe eine Genfer Soirée gegeben, den Mlles. Mazelet und Martin[1] zu Ehren habe ſchöne Bonbons gegeben und habe neben der Partie geſeſſen. Ich hoffe, meine Gäſte haben ſich vergnügt; mir iſts ein bischen winterlich im Leibe geworden, wie im Fauſt ſteht; doch wollte ich Alles ſo wie in der Schweiz haben, da mußte man auch ſpielen. In die Spielwelt kann ich mich wohl vor meinem Ende nicht mehr fügen. Denken Sie nur, daß die jüngſten Mädchen in Genf ſpielen, ihre Geſellſchaft für ſich haben, während die Mutter auch Societäten haben, zuweilen zwei in einer Familie an einem Tag! Wenn ich ſo mitleben müßte, ſo würde ich recht arm in mir, denn des Geiſtes Lämpchen verliſcht leicht.

Ich habe heute des Herrn Schulze Schrift über den ſtandhaften Prinzen geleſen. Er wird ſie Ihnen wohl zuſenden. Ich geſtehe, ganz unter uns geſagt, denn hier ſage ich es nicht, weil meine kurze Ehe lang ſcheint und es auch Niemand recht aufnimmt: die ganze Schrift hätte unterbleiben können.[2] Man ſieht nur ſeinen Enthuſiasmus und keinen Gehalt. Die Legende des Sujets hat mich am meiſten erfreut. Das eigentlich lebendige darſtellende Wort fehlt doch; wie der Meiſter, wie Schiller, wie Herder ſprechen, ſo tönt es doch lieblicher. Und man ſollte nur dieſe leſen und die Ueberſetzungen der Griechen, da wir nicht die Originale leſen können. Mein Studium des Plato freut mich ungeheuer, aber die rechte Ruhe fehlt mir ſeit einigen Wochen, und ich verſpare es auf die Einſamkeit, denn wenn ich etwas leſe, was mich lebendig anregt, ſo im Leſen leben und mit Ruhe reflektieren muß, ſo muß ich nichts anderes vorhaben.

---

[1] Die Erzieherinnen der Prinzeſſin Marie.

[2] Goethes ſämmtliche Werke III. Nachtr. I. S. 136.

Des Meiſters Leben klingt nicht dem großen Haufen, merke ich, und es wäre mir leid, weil er empfänglich für die äußeren Stimmen iſt. Mit rechter Wärme, wie man es ergreifen ſoll, fürchte ich, wird es nicht aufgenommen, ſonſt ſprächen wohl alle Menſchen davon. Sie wird es freuen und anſprechen, nicht blos, weil es vom Meiſter iſt; es iſt ſo ein reiches, ſchönes Gemälde des Lebens, der Verhältniſſe jener Zeit, und er ſelbſt ſteht als Gegenſtand lieblich und freundlich da. Ich finde es muſterhaft erzählt und ſo heiter geſtellt, und begreife gar nicht, wie man ſich nicht daran freut, und ſo wie man ſich über nichts mehr freuen kann; denn es gibt doch nur einen Meiſter. Ich weiß nicht, ob ich mich täuſche, oder ob die Welt kalt iſt. Aber mich dünkt es ſo, als ſpräche man nicht genug davon. Ich glaube, die Welt wird ſo albern und hat kein Urtheil mehr; wenn Goethe ſelbſt nichts darüber ſagt, ſo weiß man nicht, was man ſagen ſoll. Und über ſich ſelbſt kann er doch nichts ſagen. Daß man die Farbenlehre nicht mehr anerkennt, ſchmerzt mich auch. Ich wollte, der Meiſter wäre ſo häuslich geweſen, als Sie unter uns lebten, geliebter Engel! denn Sie hätten ihn und er Sie erfreut. Er iſt gar oft an Tafel.

Den 5. December.

Endlich höre ich, daß Dienſtag Ihr Herr Bruder abreiſt.[1] Wie wohl hat mir Ihr lieber, lieber Brief gethan, theurer, geliebter Engel.

---

[1] Der Erbprinz, er kam am Dienſtag den 17. December in Ludwigsluſt an. Bem. zu Knebel Nr. 562.

Ich bin nun wieder allein und habe recht viel Verſäumtes nachzuholen. Ich habe einigemal Beſuche vom Herrn Sch. gehabt bei der Jettchen ihrer Anweſenheit. Er iſt recht geſcheit und unterhaltend, aber doch angreifend im Umgang, weil man zu keinem klaren Reſultat kommt mit ihm. Ernſt ſagte neulich ein ſehr wahres Wort über ihn, er ſagte, es gäbe keinen Mittelzuſtand bei Schulze, es wäre entweder Alles göttlich oder abſcheulich. Ernſt liebt ihn; aber das unbeſtimmte, mit ſich ſelbſt nicht im Klaren ſeiende Weſen, können junge Gemüther am wenigſten ertragen. Ernſt würde Sie recht freuen; er iſt ſo umgänglich, ſo aufmerkſam in Geſellſchaft, er tanzt ſo gern, recht hübſch und führt die Damen nach Hauſe. Er hat ſo viel, viel von ſeinem geliebten Vater in ſeinem Weſen, daß er mir ſehr wohl thut. Er bekommt aber ganz ſchwarze, gebogene Augenbraunen und dunkle Haare; aber die Naſe, die Mienen zumal, ſind ſprechend.

Karl hat mir zum Geburtstag eine Taſſe aus Feigenholz gedrechſelt geſendet und ſchwarz lakiert; ſie iſt aus Genua, er hat ſie in Bern gekauft; von allen Tells-Kapellen Blätter. Sie müſſen auch eins davon bewahren, geliebter Engel! Dieß beigelegte Ahornblatt iſt von der Tellsplatte, wo er hinſprang, als er das Schiff wegſtieß. Ach, die heiligen Bilder der Freiheit werden einem immer ſchmerzlicher! denn ſie verſchwindet ganz aus der Welt. Man möchte rufen wie Götz: Luft, Luft, Freiheit!

Die neuen Begebenheiten in unſrer Nachbarſchaft und das Leiden eines Menſchen, der ſich meiner in meinem Schmerz ſo treu annahm, und ich kann nichts thun für ihn;[1] das ſchmerzt mich tief; es iſt recht trübe in der Welt! In ſolchen Momenten fühlt man erſt, wie gebunden wir Sterblichen ſind.

Ueber die H(elwig) iſt Karl nicht zufrieden; er ſagt, ſie betrage ſich nicht gut, was er aber eigentlich ſchicklich hält, weiß ich noch nicht. Es kann ſein, daß der alte Voß einen poetiſchen Verſtoß gerügt hat oder andere Fehler, denn ein falſcher Fuß im

---

[1] Rath Becker, der in Gotha arretiert und nach Magdeburg gebracht war.

Sylbenmaß iſt bei dem glücklichen Menſchen ſchon Verbrechen. Ach, wenn es doch keine anderen gäbe!

Erfreulich iſt mir der Amalie ihre Exiſtenz auch nicht mehr, und wenn man die alte Liebe nicht zu ihr bringt, ſo kann ſie einem jetzt nicht mehr intereſſant erſcheinen. Es iſt immer ein falſches Streben in ihr, und die Unruhe iſt mir peinlich, Aufmerkſamkeit zu erregen. Dieß iſt auch, was in Heidelberg auffällt, wo überhaupt gelehrte Frauen ſich ſtill verhalten müſſen, weil man ſie nicht gewohnt iſt.

Karl, der ſo natürlich iſt, und in deſſen Seele noch nichts Falſches haftet, beklagt ſich auch, daß er nicht gern hinginge, weil er nicht wüßte, was er zu ihren Gedichten ſagen ſolle. Die Studenten, die gelehrt ſein wollten, gingen nur hin, um ſich zu zeigen; aber im Herzen wäre es ihnen doch nicht angenehm, und ſie lachten über ſie. Sie denkt nur immer, ſie macht ein angenehmes Haus, verthut ſehr viel Geld und es dankt es ihr am Ende Niemand; das thut mir eben wehe in der Welt. Sie iſt uns fremder geworden, das fühle ich wohl, und ich könnte nie die alte Behaglichkeit wieder mit ihr haben.

Heinrich Voß ſieht ſie öfter, aber der alte Voß nie mehr, auch die Mutter ſelten. Sie war in dieſem Herbſt in Köln und hat wohl ihre Freunde, die Brüder Boiſſerée, beſucht. Der Vandale kann Ihnen auch von ihnen erzählen; er ſah den Beſten, Intereſſanteſten, der den Dom in Köln zeichnen ließ, in Baden.

Ich möchte, Sie hätten, fällt mir über das katholiſche Weſen ein, meinen merkwürdigen Streit (doch ſo will ich's nicht nennen, wir ſind gute Freunde eigentlich) über des Meiſters Chriſtenthum mit der Schardt gehört. Sie ſtellt ihn gegen Werner und meint, er wäre kein Chriſt, weil er nicht den, von dem wir den Namen haben, ſo hochſtellt als Werner. Ich ſagte, er ſei mehr Chriſt als er ſagt, und hätte ein tiefes Gefühl für Religion.

Das waren die Hauptpunkte des Geſprächs. Es iſt ein recht gutes Geſchöpf, die Schardt, man lernt ihre Güte eigentlich immer mehr kennen, ſie iſt hülfreich und theilnehmend. Aber ihr jetziger Eifer für Religion iſt mir nicht heilig.

Es hat Frau von Stein ſehr unterhalten, daß wir Beide ſo warm wurden, und der Meiſter würde auch gelacht haben, daß ich für ſeinen Glauben ſtreite.

Sonntag Abend.

Die geliebte Großfürſtin hat mich heute auf eine rührende Art erfreut; ſie mir hat eine Landſchaft in Aqua Tinta geſchenkt, die eine Idee zum Monument für Schiller vorſtellt. Es iſt als Landſchaft ſchön und als Gedanke ergreifend, und als ein Zeichen des Wohlwollens der theuren Großfürſtin rührt es mich auch.

Ich habe dieſen Bußtag mich bei Meyer zum Thee gebeten; da war er gar zu liebenswürdig. Ich will ihn oft beſuchen, denn es thut ihm wohl, mit Menſchen zu ſein, die ihn **verſtehen**; das iſt jetzt das große Wort von der kurzen Ehe. Heute hat er mit mir (Meyer nämlich) und der Mazelet die Morgenſtunden verlebt und Kaffee bei mir getrunken; da haben wir Vieles geſprochen, Kunſtgeſpräche nicht, aber menſchliche Gegenſtände vorgeführt.

Sie haben, gnädigſte Fürſtin, einen Vandalen-Künſtler, der ſeiner Herrin alle Ehre macht. Er heißt Kerſting und hat große Tableaux in die Ausſtellung geſendet, die vortrefflich ſind in der Ausführung und Lieblichkeit.

Die Frau iſt mit Adolph in Aſchaffenburg, und ich hoffe, es iſt ihr wohl da, ſo wohl, wie es ihr ſein kann, denn die Erde iſt auch ihr nicht mehr recht.

Karl wird Weihnachten zu ihr reiſen und ſich bei dem Großherzog auch zeigen; da werde ich hören, wie er ſich ausgenommen. Ich ſehne mich zuweilen recht, und bald wird auch die Sehnſucht nach Ernſt angehen, denn er will gern fort, und ſeinen Fähigkeiten nach kann er auch gehen; aber dann bin ich recht einſam. Die Mädchen ſind recht gut, zumal Karolinchen iſt mir ſchon eine Geſellſchaft; aber da die Söhne mehr vom Vater haben, ſind ſie mir noch rührender.

Meine arme chère mère verliert wahrſcheinlich ihren Bruder; der Schlag hat ihn gerührt. Sie hat ihm das Leben zurecht legen müſſen; aber leider gelang es ihr nicht immer, er konnte nicht viel glücklich um ſich machen.

Ihre ewig treue

Loloa.

Weimar, den 12. December 1811.

Gnädigſte Fürſtin!

Heute habe ich Briefe bekommen, daß mein alter Onkel geſtorben iſt. Gott gebe ihm Ruhe! Meine gute chère mère, die weich und fromm iſt, fühlt ſich nunmehr allein, denn ihre näheren Umgebungen der Jugend ſind dahin.

Ich wollte Ihnen, gnädigſte, geliebte Fürſtin, ein Buch empfehlen, das mich ſehr beſchäftigt hat; es iſt nicht neu, doch erfreulich und geiſtreich, und dies iſt für alle Zeiten. Auch Sie gehören nicht zu denen, die nur das Neue kennen und lieben wollen. Dieſes Buch heißt: Forſters Anſichten vom Niederrhein. Die Rheingegenden, die Niederlande, Holland, die Exiſtenz der Menſchen, die Kunſtwerke — Alles begreift dieſes Buch in ſich und iſt mit einer Reiſe des Geiſtes geſchrieben, mit einem Verſtand und individueller Anſicht, die einem unbeſchreiblich erfreulich iſt.

Da ich an den D. Gemahl denke, fällt mir ein, daß er in Köln war, und daß er wohl den Dom beſehen hat. Den beſchreibt Forſter ſo ſchön. Kennen Sie die Umriſſe vom Dom in Köln? Sie waren nicht mehr hier, wie die Zeichnungen, die Herr Boiſſerée hat machen laſſen, gezeigt wurden. Jetzt wird das Werk vielleicht in England erſcheinen, wofür es eigentlich berechnet iſt.

Unſere Emilie G. wird ſich auch freuen in Florenz.

Daß der arme alte Osborn[1] nur noch die Morgenröthe der beſſeren Zeit erblickt hat, wiſſen Sie wohl? Er iſt in Rudolſtadt geſtorben, wo er mit aller Treue und Sorgfalt iſt gepflegt worden.

---

[1] Ein in W. anſäßiger Engländer.

Der Wangenheim hat er 3000 Pfund Sterling vermacht, der Emilie 1000.

Unſere hieſigen lieben Schätze ſind gar zu artig und gut. Sie haben ſich geſtern über die Oncles[1] ſehr gefreut; doch waren ſie erſtaunt und fremder als gewöhnlich, weil ſich beide einbildeten, die Oncles wären ſo, daß ſie mit ihnen ſpielen könnten und würden, und nun ſehen ſie dieſe Hoffnung vernichtet, weil die Oncles mächtig groß ſind.

Die Frau empfiehlt ſich Ihnen immer. Sie wünſcht Sie zu uns. Sie iſt jetzt oft und viel bei einer lieben Freundin, der ſie es gern wohl machen möchte.

Ihre treue, unterthänige

Loloa.

Pr. an L. Ludwigsluſt, den 24. December 1811.
Dienſtag früh.

Werners Büſte ſteht, von ihm mir aus Rom verehrt, von den Douaniers wüthend zerſchlagen, als wahrer Märtyrer behandelt, aber von kunſtreichen Händen wieder gut geflickt, zum Lachen ähnlich auf meinem Tiſch. Sein Anblick hat mir wieder Luſt nach einem Brief von ihm an Seine Excellenz den Phöbus in Weimar gegeben. Hat dieſer, nämlich der Meiſter, nicht wieder einen Brief von ihm erhalten? Dieſe hat mir ſein liebes Leben[2] geſchickt.

Karoline.

L. an Pr. Weimar, den 5. Jänner 1812.

Gnädigſte Fürſtin!

Die kurze Ebe geht als Direktor der Schule nach Hanau! Geſtern hat ſie mich aber meine beſte Freundin genannt und mir auf der Straße die Hand bieder geſchüttelt. Mein Arzt[3] geht nach Berlin mit 1500 Rthlr. Gehalt, und ich weiß noch nicht, wem ich meine Eingeweide anvertrauen ſoll künftig. Der Leber-Philoſoph[1] könnte vielleicht am erſten meine leidenden Theile pflegen, aber er iſt doch kein Arzt, dem ich meine Haut vertrauen möchte.

---

[1] Die Großfürſten Nikolaus und Michael.

[2] Frau v. Schardt?

[3] Hufeland.

Aber das Alles kümmert mich wenig, denn ein Zufall hat mich ungeheuer reich gemacht. Ich habe einen Vetter zum neuen Jahr erworben; denken Sie, gnädigſte, geliebteſte Prinzeß, daß neben mir ein Brief liegt, worin mir Herr Abeken meldet, daß er die Chriſtel heirathet, daß er meiner Familie angehört. Ich habe ſo viel mit allen dieſen Angelegenheiten zu denken und zu ſorgen, daß ich gar nicht weiß, wie es in der Welt ausſieht. Ich weiß nur, daß ich mich auf Ihren Herrn Bruder freue, noch jemanden zu ſehen, der Sie von Angeſicht zu Angeſicht geſehen hat; das iſt tröſtlich, erfreulich. Und ich hoffe doch auch noch auf ein Briefchen, oder doch gewiß von unſrer geliebten Henriette, wenn Sie ſelbſt nicht mehr ſo viel ſchreiben dürfen. Dann weiß ich, daß Emilie in Ihre Zimmer zieht, weil das Jägerhaus anders angewendet wird;[2] da will ich zuerſt wieder die Stufen betreten, und nur unter der Bedingung kann ich dieſe Wände wieder ſehen, da ich Niemand Ungleichartiges darin weiß, und Jemand, wo ich Sie recht lieben kann in deſſen Nähe, weil Sie ſelbſt ſo geliebt werden. Ich gewinne die Emilie alle Tage lieber und möchte es ihr immer ſagen. Aber auch ſie geht!

Die bleibenden Güter, unter die ich den Meiſter zähle, gönnt mir, hoffe ich, das Geſchick noch; auch Meyer, der mir auch recht nahe am Herzen iſt. Dieſe Woche habe ich ihn beinahe alle Tage geſehen. Ich war bei ihm, ſahe neue, wunderbare Friedrichs. — Zum Déjeuner à la fourchette war ich bei Frau von Stein mit den Schweizer Damen und Meyer; geſtern mit Emilie bei ihm, und heute hat er mit Mlle. Mazelet bei mir Chocolade getrunken;

---

[1] Oken.

[2] Der neue franzöſiſche Geſandte St. Aignan zog hinein, Henr. an Knebel Nro. 565. Ueber die Localität ſ. Schöll, Weim. Merkw. S. 276.

dreimal habe ich Tänzerinnen geſehen dieſe Woche, die Familie Kobler;[1] einmal zum neuen Jahr am Hof, wo mir das liebe Prinzeß-Nichtchen verſicherte, ich ſehe aus wie die Jungfrau von Orleans, das hat mir ſehr geſchmeichelt, denn das iſt ihre Heldin; dann Beſuche gegeben, gehabt, und heute gehe ich zum guten alten Wieland. Da weiß ich gar nicht, wie die Zeit vergeht, und ich will immer ſo viel thun. — Im Plato habe ich zu leſen, die Geſchichte von Schwaben,[2] den Pauſanias, zu zeichnen habe ich, die Kinder zu ziehen, mit Karolinchen allgemeine Geſchichte zu leſen mit Ernſt zu converſieren, an Karl zu ſchreiben, und doch bin ich zuweilen, als wenn ich nichts vernähme.

Fiſchenich iſt Präſident des Civilgerichts in Aachen, das mich auch der Alterthümer wegen ſehr anzieht. Er ladet mich ein, meiner Geſundheit wegen hinzukommen. Wenn ich in ein Bad muß, und Doberan mir nicht Hülfe ſchaffen könnte, ſo reiſe ich an den Rhein hin, wenn ich Geld habe, wenn Ernſt geht, wie er Luſt hat (er wird jetzt ſo mächtig und gewaltthätig und heftig, dabei luſtig und artig; aber er kommt in die Jahre, wo die Natur aufbrauſet; wenn er einmal fort will, ſo muß er es auch.) — Wenn ich ſo mit den Töchtern bin, kann ich einige kleine Reiſen und Abweſenheiten leichter machen, weil ſie nicht ſo viel verſäumen und bei mir lernen können. Ich ſähe alsdann, wie Ernſt ſich in Heidelberg macht in einigen Monaten, und könnte dann weitere Verfügungen machen; ſähe meinen Karl einige Wochen; das wäre freilich gut, ſchön, wenn es ſich thun läßt. —

Der Meiſter, von dem Sie wiſſen müſſen, bearbeitet Romeo und Julie fürs Theater zu Ihrer Frau Mutter Geburtstag.[3] Neulich hat er bei ihr geleſen, da war er ſo erſtaunend lieb und artig. Bei Fr. v. St. war er auch zum Geburtstag. Ich ſagte ihm, wie mir ſeine Arbeit vorkäme, und hob Einiges heraus; da kamen ihm die Thränen in die Augen. Er will uns nur nicht zu Hauſe ſehen, glaube ich, denn er iſt ſelten ſonſt ſo freundlich, mild und liebenswürdig geweſen. Le bon menage führt er auf wie auf Thespis Karren, die erſte dramatiſche Vorſtellung der Sage nach. Er fährt mit der dicken Hälfte, und der Sohn fährt, auf dem Schlitten nämlich. Den Sohn habe ich ſehr lieb; er lebt aber ganz ſtill und ernſthaft. Uebrigens wird mancher Menſchen gar nicht mehr gedacht bei ihm, z. B. der Bettina. Bei Meyer war er neulich Morgens auch, und auch ſehr freundlich. Ich denke mir, er hat ſein Haus ſchließen wollen für die ſogenannte gute Geſellſchaft, denn Tänzer und Gaukler ſieht er, wie in ſeinem Epigramm ſteht.[1] Die Sonntagsgeſellſchaft wurde auch voriges Jahr gar zu bunt und vielleicht zu proſaiſch.

---

[1] Goethe XXVII. S. 280.

[2] Von Pfiſter, an Knebel S. 80.

[3] S. Goethe an Frau v. Wolzogen lit. Nachl. I. S. 437, an Zelter II. 1. Vgl. Nachtr. zu G. W. Lewes II. S. 325 ff.

Die Lolva ſitzt heute zu Ihren Füßen und plaudert, als ſäße ſie im Malkabinet; ſie könnte immer noch reden, aber der Brief möchte zu groß werden. Erſtlich küſſe ich die geliebten Hände und ſehe im Geiſt den Irrwiſch[2] auf dem Tiſch ſtehen, der die Excellenz Phöbus verehrt. Ein eigener Brief iſt erſchienen von Werner vorigen Sommer ſchon, der Aufſchlüſſe über ſeine Religionsänderung geben ſoll; und er ſagt, eine Stelle in den Wahlverwandtſchaften habe ihn beſtimmt.

Ihre unterthänige

Lolva.

Herr Falk iſt in das Reitzenſtein'ſche Haus gezogen, und iſt Stück für Stück con amore ausgezogen, ſo daß ſogar die Niemands-Mütze[3] einen eigenen Träger hatte. Ich ſchaute früh zum Fenſter hinaus, da erblickte ich dieſe Mütze und lachte laut.

---

[1] Gaukler und Dichter ſind gar nahe verwandt, ſuchen und finden ſich gerne. I. S. 285.

[2] Werners Büſte.

[3] Johannes Falk ſtellte auf einer Redoute Niemand vor.

Fr. an L.

Ludwigsluſt den 29. Jänner 1812.
Mittwoch früh.

Geliebte Lolo! Ich weiß zwar nicht, wann ich dieſen Brief an Sie ſchließe und wann er in Ihre ſchönen, weichen Hände gelangen wird, denn mit und vor ihm ſollen noch ein paar andere entſtehen; indeſſen ergreife ich eiligſt die Feder, um Ihnen aus einem Brief vom Stiftsprediger Horn die Ihnen ſchon erwähnte Stelle über Ihren Ernſt abzuſchreiben (welches ich ſonſt zu thun vergeſſen möchte), da ſie mir eben wieder vor Augen kommt, indem ich beſchäftigt bin, jenen Brief zu beantworten.

„Der junge Herr von Schiller iſt nunmehr confirmiert; beinahe ein halbes Jahr iſt er zu mir gekommen, und ich habe da „Gelegenheit gehabt, ſeinen Geiſt und ſein Gemüth kennen zu lernen. „Er verdient Aufmerkſamkeit. Neben der Fähigkeit, rein aufzufaſſen, „das Gedachte feſt zu verbinden und es mit einer prägnanten Kürze „auszudrücken neigt ſich ſein Sinn zu dem Ernſtlichen und Großen. „Phantaſie und Vernunft ſind in ihm vorherrſchend, und da er ſich „mit dem Wiſſenſchaftlichen eifrig beſchäftigt, ſo kann er vorzüglich „werden. Seinen Verwandten, den Herrn von Wolzogen, habe ich „vor, ich glaube, zwei Jahren zur Confirmation vorbereitet. Dieſer „war nichts als ein ſinnlicher Menſch; jener iſt von feiner geiſtiger „Art. Ich wünſche von Herzen, daß ſeine leibliche Natur ſich „ſtärken möge, dann wird ſeine gute Mutter hoffentlich viel Freude „an ihm erleben.“

Ich kann mir nicht anders denken, liebe Lolo, als daß Ihnen dies Geſagte viele Freude machen muß, zumal da es ſo einfach aus einem ſo wahrhaften Mund kommt, der ſeine Worte gewiß zu wägen weiß und nichts unbedacht ſagt. Die Bemerkung, daß Phantaſie und Vernunft vorherrſchend in ihm wären, iſt mir beſonders auffallend geweſen, weil, wie Sie Sich erinnern werden, Goethe auf dem bunten Kreis, wo er nach Maaß die Dispoſitionen der Menſchen ſtellte, Schillers Charakter durch Vernunft und Phantaſie bezeichnete.

Werden Sie nur niemals müde, mir zu ſchreiben; niemals werde ich ſatt werden, in Ihren Forſten zu luſtwandeln. Arme, verlaſſene Loloa! Auch keine kurze Ehe ſoll für Sie mehr ſein. Die muß aber wohl glücklich ſein, unter des Großherzogs Obhut zu kommen. Grüßen Sie ſie beſtens von mir. Und daß Hufeland weg kommt, iſt mir wirklich eine Art von Jammer; ich habe ihn ſo gern und habe Weimar doch auch gern und mag nicht, daß es ſo viel verliert, obgleich mich der Magnetismus jetzt ſo ſehr intereſſiert, daß mirs auch lieb iſt, wenn zu ſeiner Beförderung immer noch Schritte gethan werden. Jetzt habe ich eigentlich erſt die Sympathie geleſen, und, liebe Loloa, ſie machte mir große Freude! Nimmt der Meiſter nicht vielen Theil daran, und ſpricht er nicht davon? Beſtens und angelegentlichſt möchte ich übrigens dem empfohlen ſein.

L. an Pr. Weimar, den 5. Febr. 1812. Abends 10 Uhr.

Gnädigſte Fürſtin!

Die theure liebe Hoheit, der man wohl ſagen kann, wie man zu dem Prinzen in Romeo und Julie ſagt: „dächten Alle wie Ihre Hoheit, ſo könnte man zu Allen mit Recht Ihre Hoheit ſagen,“ hat mir geſtern von ſelbſt verſprochen, ich ſolle es zuerſt erfahren, wenn eine frohe Nachricht von der Oſtſee anlangt. Sie ſollten nur jetzt das liebe verklärte Geſicht ſehen. Es iſt als wenn die kleine liebe Tochter, die ſo wunderſchön iſt, auch der Mutter noch neue Klarheit und Milde gegeben hätte. Ich kann jetzt mich ihr ſo nahen und fühle, daß ſie meine Liebe verſteht. Sie hat immer ein Zeichen des Antheils und Gefühls zu geben.

Ich habe wunderbare Geſchichten, aber nur immer Geſchichten, die aber ganz eigen ſind und meinen Glauben an die Gewalt der Geiſter über einander erhöhen. Vor vierzehn Tagen ungefähr lebte ich noch ganz fremd und entfremdet mit dem Meiſter und liebte ihn, wie man die Natur liebt, ohne zu begreifen, daß ſie einen anſieht, wenn wir ſie ſegnen. Unſre Freundin St(ein) gerieth auf die Gedanken, alle Papiere, die Sie auch ſehen möchten oder ſahen, zu zeigen. Ich durchblickte dieſes wunderbare menſchliche Weſen und klagte über das Schickſal unſrer Freundin, und lebte recht in der Vergangenheit mit ihr, und es war, als ſchlöſſe ſich mein Herz mit den leiſeſten Fäden an das ihre an, und ich gelobte ihr, ſie nie zu verlaſſen, und meine Liebe ſolle ihr folgen bis ins Grab. Ich komme von dem Leſen in eine Geſellſchaft zu Fr. v. N., die ihn mit der dicken Hälfte hat, und er fing an ſo von der Vergangenheit zu ſprechen, erzählte plötzlich von Sachen, die ich eben geleſen, von denen er hiſtoriſch in den Briefen ſprach, weil er eine Reiſe beſchrieb, von der Familie Ihrer Frau Großmutter zum Beiſpiel,[1] daß es mich unausſprechlich wunderte. Ich hatte ihm die hübſche Art erzählt, wie Henriette über ſein Leben geſchrieben. Ich gehe, um meinen Mantel umzunehmen, da kommt er, faßt mich bei der Hand, dankt noch einmal für die Mittheilung, ſagt, daß es ihm wohl ſei, mit Jemanden zu ſein, der ſeine Sprache verſtehe wie ich, die ihn ſo lange kenne, daß wir uns nie fremd, noch fern ſein konnten, und ſagte noch: wiſſen Sie noch, „wie lange wir ſchon von einander wußten, wie Sie noch da über den Bergen waren, über Kochberg hinaus?“ (In dieſem Augenblick hätte er gewiß auch die alte treue Freundin erkannt.) Ich wurde ſo weich, daß die Thränen mir kamen, und fühlte auch, daß ich ihn nicht verlieren kann. Aber dieſe ſonderbare Stimmung, gerade da, wo ich ſo recht in ihm lebte, ſeine Verhältniſſe zu Fr. v. St. fühlte, das iſt mir lieb und tröſtlich, denn die Seelen kennen eine Sprache, die nie verſtummt, wenn ſie rein einſt klang. Seit der Zeit ſah ich ihn in dieſer Woche öfter, auf der Redoute am Sonntag, und immer war er gleich freundlich und gemüthlich. Ich bin aber auch treu, und wie den Tag nach unſerer Zuſammenkunft die Bettina wieder kam, die er gar nicht ſehen will und wirklich ungerecht erſcheint, ſo ließ ich es ihr nicht ſo merken, tröſtete, gab Hoffnung und ſagte, ſie ſolle nur mild ſein und reden, damit es ſie nicht

[1] III. S. 84 ff.

ſchmerze, wenn ſie ihn einſt ganz verlöre, und ſie ſich keine Vorwürfe zu machen brauche. Meyer ſagte neulich recht klug und wahr, es könnte gleich wieder anders werden mit ihr, wenn ſie ſich an die Frau wendete, aber das dürfe man ihr und ihm nicht ſagen, weil ſie unzuverläſſig wären. Bei ſolchen launenhaften Menſchen iſt das ganz wahr.

Wie intereſſant war der Meiſter ehemals, wie weich, wie hat er geliebt, und wie konnte ſich das ändern! Es iſt mir ein Räthſel, dieſe Natur; wie hat die arme Charlotte[1] leiden müſſen! Ich habe das Schickſal dieſer Menſchen in dieſen Tagen aufs neue gelebt und mit gelitten, und doch gäbe ich dieſe Anſicht nicht wieder zurück, und will lieber Leiden tragen helfen, als dieſe Blätter nicht kennen.

Nun zu Romeo und Julie. Ich ſoll Ihnen davon ſagen. Es liegt die Ueberſetzung von Schlegel zum Grunde, aber Manches iſt ſo goethiſch, daß man es bald fühlt; und wunderbar und groß geht der Geiſt Shakeſpeare's über die Scene. Es iſt eigentlich nur die Liebe geblieben, die rein durch das Stück hindurch geht, und alle andere Sachen ſind nur angedeutet. Die äußeren Bedingungen ſind alle erfüllt; die Schauſpieler haben vortrefflich geſpielt. Die Charaktere des Vaters, der Mutter ſind nur angedeutet. Romeo, Julie, die Amme und Lorenzo ſind eigentlich nur ausgeführt, und dieſe Perſonen haben ein vortreffliches Ganze ausgemacht. Graff als Lorenzo war ſo gehalten, ſo würdig, ſo liebevoll theilnehmend, daß er mir recht wohl that. Sagen Sie unſerer Henriette, daß der Herr Malcolmi als Capulet ſeine wenigen Worte gut vorgetragen und ſehr applaudiert worden ſei. Das Ende iſt, fühle ich, ganz vom Meiſter; denn wie die Entwickelung ſich aufgelöſt, wie die Todten alle ruhen, ſchließt der Vater das Gewölb und ſagte: ſo ruhe auf ewig der Haß wie die Liebe in Frieden in dieſer Gruft. Er ſagts in ſchönen Worten, und die Lolea will nur den Sinn ſagen. Man fühlt es recht, daß da nur Ruhe iſt, und das trauernde Gemüth erhält die ſüße Befriedigung.[1] Die Dekorationen ſind vortrefflich und des Meiſters würdig. Die Scenen der Zuſammenkunft ſind vortrefflich, und der Balkon ſo, daß man ihn zeichnen möchte. Ach der Abſchied von Beiden iſt mit dem von Max und Thekla zu vergleichen! — Wie ich mich über die Urtheile geärgert habe, wie in poetiſche Wuth gerathen, will ich Ihnen nicht ſagen. Aber man verkennt ganz das Stück, den Werth der Bearbeitung, und Alles will nun richten. Wenn ich dieſe Menſchen achten könnte, ſo würde ich recht böſe; ſo iſt es nur ein vorübergehender Zorn.

---

[1] Stein.

Ihre Frau Mutter und die Hoheit haben es rein gefühlt, das weiß ich. Ich habe es nun zweimal geſehen; am Montag war es wieder,[2] und immer reicher und größer wird das Gemälde.

Etwas Köſtliches muß ich Ihnen erzählen, das Sie nicht wieder verrathen werden von Hrn. v. E.[3] Die Hoheit hat ein ſuperbes Feſt gegeben am Geburtstag;[4] und die Blumen, die ſprechen, und die in dem Korb lagen, ſollen wunderſchön geweſen ſein. G. hat ein klein Gedicht gemacht. Zuerſt beſprach ſich die Hoheit mit Hrn. v. E. über die Idee. Ein paar Tage nachher kommt er ganz außer ſich zu ihr und ſagt: er habe nachgedacht, wie die Blumen zu ordnen ſeien und die Tafel; nur eins könne er nicht, ſo gern er wollte, die Verſe machen; er habe es auch verſucht, aber es gehe nicht, und mit der größten Anſtrengung habe er zwei Zeilen gemacht. Iſt das nicht prächtig? Er hat ſich alsdann an G. gewendet, der die vier Zeilen dichtete, die man Ihnen ſenden wird, denke ich.[5] Aber daß er Alles machen wollte, und wie er die Backen aufgeblaſen haben wird, das hätte ich ſehen mögen. Unſre Henriette wird recht lachen.

---

[1] Lottens und Lewes Urtheile (II. 331) begegnen ſich.

[2] Zuerſt am 30. Januar, dann am 1. Febr. (Knebel an Henr. Nro. 567) und dann am 3.

[3] Dem Hofmarſchall von Ende.

[4] Der Herzogin, 30. Jan.

[5] Werke II. S. 49 unter falſcher Ueberſchrift.

Knebel war hier, am Sonnabend und Sonntag,[1] und recht artig und liebenswürdig, nur zu getheilt, um alle Freunde und Freundinnen zu beſuchen. In ſeinem ſtillen Zimmer iſt er mehr für eine Freundin gegenwärtig, als wenn er hier iſt, das weiß unſre Henriette ſchon. Er ſieht aber wohl aus, und wenn die Füße nicht ein wenig ſchwer würden, ſo ſähe man die Jahre nicht am Geiſt und Kopf. Denken Sie, geliebte Prinzeß, daß der Philoſoph zu Ihnen einen Ruf hat, daß er ſich freuen würde, Ihnen ſeine Leber-Theorien vorzutragen. Er hat mich verſichert, daß ich immer hübſcher würde, das klingt nicht philoſophiſch; aber er ahnet, daß ich meine Leber pflegen muß, glaube ich. Ich werde auch recht modiſch jetzt, habe ein Corſet aus Glacé, einen modiſchen Schnitt der Kleider, der Kragen, daß ſogar Emilie, die viel verlangt, mit mir zufrieden war und mich gelobt hat. So müſſen Sie ſich alſo die Lolоa ganz glänzend denken, dabei aber das Herz immer größer und die Sehnſucht ewig. Ich kann nicht ſagen, wie Sie mir fehlen, wie Henriette, und zuweilen dachte ich, ich müſſe an die Reihen gehen, Sie ſuchen, und es war mir, als ſtreifte ich meine Hand an der lieben Geſtalt, um die Ihrige zu faſſen. Sie ſind mir immer gegenwärtig, und Ihr Wohl und Weh iſt in mein Herz und Leben verwebt. Meine Henriette fehlt mir auch. Und ich muß leider ſo doch artig mit der Welt ſein, wenn ich keine freundliche Zuſprache des Herzens habe.

Das liebe Prinzeß-Nichtchen hat mich wieder Mademoiſelle Schiller genannt; es iſt aber freundlich mit mir und läßt mich ihre Hand küſſen. So ein Kind, dem der Sinn für Schicklichkeit und Anſtand angeboren iſt, gibt es ſelten. Sie waren auch ſo, meine geliebte Prinzeß.

Ich küſſe die lieben Hände. Wie lebendig ſehe ich Ihr liebes Bild, ſeit Ihr Herr Bruder mir erzählt hat! Es hat ihm auch ſo wohl gethan, ſich von Ihnen ſo geliebt zu wiſſen.

Ihre unterthänige

Lolоa.

---

[1] An Henr. Nro. 567.

Weimar, den 12. Febr. 1812.

Gnädigſte Fürſtin!

Den vorigen Sonntag war die feierliche Einführung des Herrn Geſandten,[1] der ſehr einfach und ernſthaft ausſieht und ſehr verbindlich iſt. Um ſechs Uhr wurde er von dem Kammerherrn Ziegeſar und Herrn von Steuben in drei Wagen mit Fackeln abgeholt; der Zug ſoll ſehr ernſthaft ausgeſehen haben; ich ſah ihn nicht, weil ich noch mit meinem Anzug beſchäftigt war. Bei Ihrem Herrn Vater, Frau Mutter, in den erbprinzlichen Zimmern, hatte er bei jedem Audienz, und um ſieben Uhr waren wir Alle im Saal,[2] wo wir in einem Cirkel ſtanden, der recht klein ausſah unter den großen Säulen, weil wir wenig Menſchen waren. In dem Marmorzimmer und Spiegelzimmer ſtanden in Allem zwölf Spieltiſche, und wir Andern ſprachen; es war Souper ſtatt des Hofdiner, und der Meiſter ſo wie die Höheren blieben. Der Meiſter war geſprächig und hat mir und Tinette[3] vom Tempel der Diana von Epheſus erzählt, der daſſelbe Verhältniß wie der Saal hatte, die Säulen nämlich in der Breite; ihre Höhe war aber ſtatt zwanzig, ſechzig Fuß. So viel weiß ich von den Begebenheiten, meine theure geliebte Prinzeß, und Sie werden wohl nun das Ihrige dazu denken, um die Bilder auszumalen.

Der Meiſter iſt ſehr erweckt und freut ſich, daß M. de S. A. ſo gebildet iſt und ſehr ſchöne Sachen über die fr. Litteratur ſprechen ſoll. Gehört hab ich es noch nicht ſelbſt. Die ſchöne Marſchallin,[4] die einſt bei ihm logierte, hat ihm ein prächtig Tintenfaß von Bronze geſendet durch dieſe Gelegenheit. Ein Deutſcher, der in Regensburg, Frankfurt u. ſ. w. war, iſt die zweite Perſon. Der Geſandte ſpricht nicht Deutſch; er ſieht ſehr kränklich aus und ſoll an der Bruſt leiden, und hat eine ſtille ſanfte Sprache.

---

[1] M. de St. Aignan.

[2] Schöll, W. Merkw., S. 322.

[3] v. Reitzenſtein, Falks Freundin.

[4] Lannes, vgl. Knebel an Henr. Nro. 568. Goethe XXXI. S. 221. Er bedauerte im Juli, ſie in Karlsbad nicht zu ſprechen; an Fr. v. Stein III. S. 431.

Von der Faſtnachts-Redoute, auch eines der Feſte, weiß ich aber gar nichts, da diſpenſieren Sie mich wohl auch? Ich war neulich Karolinchen zu Ehren dort, die noch keine Redoute geſehen hier. Aber zu meiner Freude gefällt ihr dieſe Mummerei nicht ſehr. Morgen iſt Klubball, den liebt ſie mehr und hat neulich mit aller Liebe und Antheil von denen, die ich liebe, ihren erſten Eintritt gemacht, und hat ſich vernünftig und beſcheiden betragen.

Ernſt iſt auch ein rüſtiger Tänzer geworden. Was der gute Horn ſagt, hat mich innig gerührt und erfreut. Sie ſind ein lieber Engel, daß Sie mir es ſagen wollten. Ich denke täglich an Sie, ſtündlich, augenblicklich. Gott wird Sie ſegnen. Bei dieſen menſchlichen Begebenheiten, bei des Menſchen Geburt, fühlt man ſich recht mit dem Geiſt und der Hoffnung, zugleich auch mit dem Himmel verbunden; denn der Schutz und die Kraft Gottes ſind uns in ſolchen Momenten ſichtlich nahe, wo die Kräfte der Erde zu ſchwach ſcheinen. Man erhält auch innere Kraft, wenn wir ſie brauchen. Mein Segen, mein Gebet iſt mit Ihnen! Ach, daß Sie fern von uns ſein müſſen! Wenn ich ein Kind von Ihnen auf dem Arm tragen könnte, jeden Fortſchritt mit bemerken, das erſte Lächeln. Ich ſoll immer noch wieder Freude auf der Erde ſuchen, wenn mein Sinn ſich gleich gern von der Erde wendet.

Donnerſtag.

Von der kurzen Ehe kann ich keine Rechenſchaft geben, denn ſie iſt in üblen Umſtänden und will Troſt bei mir ſuchen. Kommt Ihnen dies nicht ſeltſam und ſehr apart vor? Seit vier Wochen wartet ſie auf die völlige Entſcheidung ihres Schickſals, wenn ſie geben ſoll, und ſchreit, ehe der Tag graut, den Briefträger an, und es kommt immer keine Nachricht! Nun hat ſie mir ſagen laſſen, ich ſolle ſie tröſten und ihr rathen.

Der Leber Philoſoph wird wohl noch zu halten ſein. Sonſt will Alles fort.

Ueber den Magnetismus hat der Meiſter eine große Freude und zeichnet Hufeland ſeitdem ſehr aus, weil er in der Sympathie viele Ideen gefunden, die er auch hatte.

Ich küſſe die geliebten Hände.

Ihre unterthänige

Loloa.

Weimar, den 22. Februar 1812.

Gnädigſte Fürſtin!

Damit die geliebte Mutter ſich gleich in ihrer neuen Würde und Glück an die wildverwachſenen Stege der treuen Loloa gewöhne, muß ich doch ein paar Worte ſagen, wie ich Ihr Glück fühle, wie ich Gott danke und Sie und das geliebte Kind[1] ſegne.

Rantzau[2] hat ſo viel Gutes und Schönes von Ihrer Exiſtenz erzählt; wie Sie Alles um ſich herum glücklich machen; wie Sie Kraft, Muth, Vertrauen beſtärken; wie Sie geliebt werden. Das geht alles warm ins Herz Ihrer Loloa und erquickt und tröſtet mich.

Die erſten Veilchen aus Jena, das duftige Pfand der neu verjüngten Erde, lege ich in dieſen Brief, mein geliebter Engel. Sie ſollen Ihnen noch duften und Gutes ſagen, daß ſich Alles freut über das liebe Kind.

Ihre

treue unterthänige

Loloa.

Den 24. März 1812.

Gnädigſte Fürſtin!

Mein großes Kind iſt glücklich angelangt und wird immer hübſcher, ich darf es Ihnen wohl ſagen? Er iſt ſo brav, treu, einfach und klug im Leben, daß ich hoffe, das Schickſal wird nicht zu viel Storchſchnäbel in dieſer Exiſtenz ſich kreuzen laſſen, dabei fleißig, und alle Lehrer lieben ihn. Der alte treue Paulus hat mir ſo hübſch über ihn geſchrieben (er iſt jetzt in Heidelberg als Kirchenrath), daß er ſich jedesmal freue, wenn er ihn ſähe, weil er ſo rein und unverdorben in die Welt guckte. Wenn mir mein Ernſt nun auch geht, wird mein Herz recht zerriſſen, und doch macht das Schickſal einen Abſchnitt mit ihm; denn da die kurze Ehe nun fort iſt, müßte er neue Lehrer hier ſuchen, und doch auf kurz nur. Alſo muß ich mich wohl überwinden. Er iſt aber gar zu liebenswürdig, und wird mir noch mehr fehlen wie Karl, weil er meine einzige Unterhaltung jetzt war, denn die Meer-Fräulein ſind nur zum Bilden da und geben noch nichts wieder. Alſo beginne ich eine ganz neue Bahn mit wenig Kraft und wenig Geſundheit und nicht viel Muth von außen her zu erlangen durch die Erſcheinungen des Lebens.

---

[1] Prinz Albrecht, geb. 11. Febr.

[2] Der die Nachricht von der Entbindung gebracht hatte.

Die kurze Ehe lobt und regrettiert jetzt Alles; ich bin unſerem Verhältniſſe treu von ihm geſchieden, und ſie hat meine Hand aufs Herz drückend mit Thränen ſich gelöſet dieſe Ehe. Die Liebe, die er Ernſt erzeigt hat, könnte ich auch nicht vergeſſen, ohne undankbar zu ſcheinen und zu ſein.

Den 29ſten.

Da ich dieſen Brief nicht gern ſo lange möchte liegen laſſen und nicht weiß, wie viel ich heute noch ſagen kann, ſo bitte ich im Voraus um Ihre gnädige Nachſicht, theure, geliebte Prinzeſſin!

Dieſe Woche iſt mein Herz recht wund geworden, und ob ich es gleich längſt wußte und mir ſagen mußte, es ſei ſo beſſer, ſo war mir doch der Gedanke, daß der gute Griesbach nicht mehr unter uns iſt,[1] aufs neue ſchmerzlich, als hätte ich den Gedanken zuerſt faſſen müſſen. Die Frau ſoll gefaßt ſein. Er hat ſo viel gelitten, daß man wohl ſelbſt, wenn man ihm ſo nahe war und das Leiden ſehen mußte, Ruhe wünſchen mußte. Ich kann mir das Haus, die Frau nicht ohne dieſe Sorge um den Mann denken und weiß nicht, welchen Bezug fürs Leben ſie nun findet, ob ſie gleich ein liebendes Herz hat. Wieland ſprach geſtern gar liebenswürdig von ihr und ſagte, ſie ſei eine der wahren pythagoriſchen Frauen.

---

[1] Er war am 24. geſtorben.

Der Meiſter korreſpondierte dieſe Woche mit mir. Er hat jetzt den Herrn R.[1] verloren, der an Sch.[2] Stelle gekommen; er war neulich bei mir. Ich betrübe mich, daß der Meiſter nun kein kluges Wort ſprechen wird; denn der Sohn iſt gut und brav fürs Leben, aber zu real und hat keinen Sinn für Wiſſenſchaft. Ich ſagte es R., daß er dem Meiſter fehlen würde; er ſprach mit Anhänglichkeit von ihm; doch von dem Auguſt ſagte er, daß er dem Vater nichts ſein könne in der Poeſie, weil er gar zu klug für das ökonomiſche Leben ſei und dabei immer auf den Nutzen ſehe. Er lebt ſo ſtill, Auguſt, daß man ihm wenig begegnet, und iſt ſehr ernſthaft.[3] Außer, daß er Madame Wolff[4] und Frau von Spiegel[5] auf dem Schlitten zuſammen gefahren hat, weiß ich keine Näherung an die Welt von ihm. Es gibt ſeltſame Combinationen, und in dieſer Geſellſchaft hätte ich ſie nicht geſucht. Ich glaube, der Sohn will für die luſtige Natur der Mutter ein Gleichgewicht geben und iſt doppelt ernſthaft dafür. Bei dieſer bleibt es beim Alten.

Ihre unterthänige

Loloa.

W. den 16. April 1812.

Gnädigſte Fürſtin!

Den 4., als Ihr geliebter Brief um 11 Uhr ankam, waren den Morgen um vier Uhr meine beiden Söhne abgereiſt. Das fühle ich recht gut und wohl, daß es ſein muß in der Welt, daß ſie nicht für mich allein da ſind und dem Ganzen ihre Kräfte weihen ſollen, um ihren Platz als Menſchen auszufüllen in der Laufbahn, die der Himmel vorzeichnete. Aber der erſte Moment des Gefühls, daß ich nun ganz allein bin, war ſchrecklich. Ach ich gedachte der Stunde, die mir ewig ſchmerzlich ſein wird, da es über mir ſo ſtill und leer wurde,[1] da das geliebte Leben entflohen war, das meinem Leben Kraft und Anmuth gab; die eine Trennung kommt mir bei allen ſchmerzlichen Begebenheiten meines Lebens wieder ins Gedächtniß!

---

[1] Riemer.

[2] Schulze, Knebel an Henr. S. 604, wo die Note zu berichtigen iſt. Schulze war nach Hanau gegangen.

[3] Er war Aſſeſſor bei der Kammer.

[4] Die Schauſpielerin.

[5] Die Hofmarſchallin.

Geſtern war der gute Meyer bei mir, die Mazelet und Martin; der alte gute Wieland ſollte auch kommen, er war aber nicht wohl genug und hat mir gar ein artig Billet geſchrieben und ſich mein alter Wieland genannt.

Haben Sie, meine gnädigſte geliebte Prinzeß, in Wielands Werken die Aufſätze über die pythagoriſchen Frauen geleſen? und über die Worte: Was iſt Wahrheit? Es ſind Beides ſehr intereſſante Materien. Ich habe es geleſen, weil Wieland ſagte, die Griesbach wäre eine der pythagoriſchen Frauen. Der Aufſatz über Wahrheit ſteht in demſelben Theil und iſt ſo ſchön und ſcharfſinnig und klar, daß man ſich recht daran ergötzt. — An demſelben Tag, wo der Meiſter ſo ſchön ſprach, ſprach auch Wieland mit mir ſo geiſtreich. Da war ich recht vergnügt über meinen Abend.

Ihre unterthänige

Lolo.

Pr. an L.

Ludwigsluſt, den 2. Mai 1812.
Sonnabend Abend 9 Uhr.

Die Geſpenſtergeſchichte,[2] die Sie ſchreiben, iſt mir ganz über die Maßen gräulich, und ich kann ſie gar nicht verdauen. Sie hat etwas furchtbar Wahres (die arme Göchhauſen möge mir es verzeihen), was mir einen faſt unüberwindlichen Schauer gibt. Des

---

[1] Schiller wohnte ein Stockwerk über Charlotten.

[2] Die Göchhauſen ſollte in Tiefurt geſpukt und fremden Menſchen vordeklamiert haben. Knebel an Henr. Nro. 578, 580 u. 581.

Morgens kam Ihr Brief an die Henriette an, ich las ihn noch ehe ich ihn ihr ſchickte, und als ich auf die unglückliche Geſchichte fiel, konnte ich ſie kaum überwinden.

Karoline.

16. Mai 1812.

L. an Pr.

Gnädigſte Fürſtin!

Ich habe Schillers Bild bekommen, ein Miniaturbild von Emma Körner.[1] Es iſt viel Aehnliches in den feſten Zügen, weil die Büſte und das Graff'ſche Bild zum Grund liegen. Der Blick der Augen iſt fremd und iſt mehr ſchwärmeriſch und weich als klar und geiſtreich. Aber unendlich lieb iſt mir das Bild, denn nun kann ich es mit mir nehmen, wenn ich Reiſen mache. Ueber die Reiſen fällt mir unſre Emilie ein, die wohl in acht Tagen verreiſen wird. Sie iſt ſo beſchäftigt, daß ſelbſt die Staff klagt, daß man ſie nicht ſehen, noch ihr etwas jetzt ſein könnte. Ich fürchte auch, ſie zu oft zu ſehen, denn es iſt vielleicht auf eine lange Zeit, daß wir ſie verlieren, aber nicht auf ewig. Wenn man eigentlich ſo allein in der Welt iſt, ſo gewöhnt man ſich auch Alles allein zu thun, und die beſten Freunde können nichts theilen; das ſchmerzt einen immer bei ihr, daß ſie nur glauben muß, daß man ſie liebt, weil man es ihr nicht zeigen kann.

Ich habe mir jetzt das Herz genommen mit meinem alten Wieland zu philoſophieren, da iſt er gar liebenswürdig. Die Schrift von Jacobi über die göttlichen Dinge und Schellings Antwort haben uns dazu veranlaßt, und Wieland hat eine große Freude, daß ich ihm etwas von Schelling zu leſen gab: „die Welt-Seele."

Ich leſe jetzt von neuem Ciceros Briefe, die er mir geſchenkt, und ich will ſie ganz im Zuſammenhang ſtudieren. Wenn der Kopf nur immer hell bliebe, um eine kleine Welt in der Welt zu bilden, denn in der kleinen inneren kann man Ruhe halten.

---

[1] Es iſt ſpäter an die Tochter Karoline zurück gekommen.

Wenn Sie gerne Romane kennen lernen, geliebter Engel, ſo laſſen Sie ſich durch Ihre Commiſſionärs in Paris la Princesse de Nevers ou Memoires du sieur de la Jouvaille kommen. Sie iſt recht intereſſant; es ſind zwei kleine Theile. Die Geſchichte iſt unter Heinrich IV., und Alles, was aus dieſer Zeit erklingt, ſpricht ſchon des Helden wegen an; die Pr. de N. hat einen sieur de la Jouvaille geliebt, den Heinrich ſehr beſchützte und ſein Glück machte. — Er iſt modern, aber doch im alten Ton, und die ritterlichen Tugenden ſind ſehr ſchön geſchildert und angeprieſen; kurz es wäre gut, wenn's ſolche Ritter viele gäbe, und ein junger Mann kann ſich nach dieſem Vorbild ſchon bilden. Für unſer Prinzchen iſt es noch zu früh, dem dürfen Sie nichts davon erzählen. Auch wird es ſchon die Liebe der Ehre und die Treue in ſeinen Pflichten von den geliebten Eltern lernen, und die Damen wird er am beſten ehren lernen, wenn er ſeine geliebte Frau Mutter liebt.

Unſer Meiſter iſt in den böhmiſchen Wäldern[1] und hat geſchrieben. Eine wunderliche Sehnſucht wandelt mich an nach den böhmiſchen Wäldern. Möge es ihm wohl ſein; wir wollen ihm alles Gute wünſchen. — Ich will einmal meine beſte Stimmung benutzen, um Ihnen über die Briefe[2] zu ſprechen, mein geliebter Engel! Sie haben mir einen großen Aufſchluß gegeben, und ſie ſind ſehr merkwürdig. Die Stelle aus Popens Brief der Heloiſa fällt einem ein.

„And wished an angel when I loved a man.“

Bei ihm iſt das Menſchliche recht ſichtbar, und eben weil die Gefühle zu menſchlich waren, ſo haben ſie enden können. Es iſt eine große Naturgewalt, der er ſelbſt nicht zu entgehen vermag, die ſein Weſen treibt und trieb, das fühlt man. Ein uns für dieſe Erde entflohener Geiſt war auch menſchlich; aber ſo lieben hätte er nie können. Er hätte immer ſich durch die Tiefe ſeines Gemüths an das Gute feſt gehalten. „Die Leidenſchaft flieht, die Liebe muß bleiben,“ ſagt er ſo ſchön in der Glocke, und eigentlich blos aus Leidenſchaft konnte er nicht lieben. Dies trennt die Charaktere beider Freunde und unterſcheidet ſie ſo ſchön.

---

[1] Er war am 30. April von Jena nach Karlsbad abgereiſt. Knebel an Henr. Nro. 580.

[2] Die Prinzeſſin hatte gefragt: „Wie iſt's möglich, daß eine ſo innige Liebe endigen kann? Iſt's möglich, ſo iſt es recht traurig; oder die wahrhaftig innige Liebe iſt eben recht ſelten möglich.“

Ich will zum Schluß noch das Gedicht in Ihre lieben Hände legen und Ihnen vertrauen, welches unſre Henriette wünſcht, von Schiller, als er zehn Jahr alt war;[1] man ſieht ſchon das zarte Gemüth und die Liebe, deren er fähig war.

Ihre unterthänige

Loloa.

Weimar, den 28. Juni 1812

Gnädigſte Fürſtin!

Ich habe eine Ungeduld Ihnen zu ſchreiben, daß ich ordentlich fürchte, die Thüre möchte ſich öffnen und ich geſtört werden an dieſem lieben Geſchäft.

In Rudolſtadt hatte ich es ſo gern gethan; aber da ich mit der guten chère mère in einem Zimmer wohnte, wo ſo viele Menſchen immer zu ihr kommen, ſo ging es mir ordentlich wie dem Landjunker im Pfeffel, der ſeinem Bedienten ſagte:

> Befehlt doch draußen ſtill zu bleiben,
> Ich muß jetzt meinen Namen ſchreiben.

Denn ich hatte Geſchäftsbriefe zu ſchreiben, die unaufſchiebbar waren; da mußte ich mich in das innerſte Cabinet flüchten, um nur dieſes zu Stande zu bringen. Und die meiſten Beſuchenden befremdet es doch, wenn man ſich im Schreiben nicht unterbrechen läßt. — Noch den vorletzten Tag, ehe ich ging, war ich auf dem Blankenburger Schloſſe und ſende Ihnen Epheu von dorther. Es iſt ſo ſchön dort und überhaupt in der Gegend; das erſte Grün habe ich ſo lange nicht dort geſehen, und es iſt ein Reichthum in der Vegetation, der mir ordentlich das Herz ſtärkte.

---

[1] Das von Hoffmeiſter, Nachleſe I. 5, veröffentlichte, unterſchrieben: Johann Chriſtoph Friedrich Schiller, im zehnten Jahr ſeines Alters Anno 1769, deſſen Originalität Boas, Sch. Jugendjahre I. S. 69 f. mit Unrecht beſtreitet.

Daß der Meiſter ein günſtiges Urtheil über den Julian[1] geſagt, freut mich ſehr unſers Vandalen wegen, deſſen Muſe mir immer keine unerfreuliche Erſcheinung iſt, weil ſie ſeine Thätigkeit bezeuget, und jede Produktivität iſt doch etwas. — Den Julian ſah ich noch nicht; ich werde ihn ſuchen zu bekommen! Die kurze Ebe ſchreibt mir, — denken Sie nur, daß ich mit ihr in Briefwechſel gekommen! — ſie würde den Julian für die Heidelberger Jahrbücher anzeigen; ich hoffe, es fällt günſtig aus.

Uebrigens muß ich Ihnen noch ſagen, daß ich recht harmlos und ruhig in R. lebte, und daß es mir iſt, als wäre ich den edlen, lieben Schweſtern immer näher, und es iſt mir immer, als trennte ich mich von meinen eigenen Verwandten, wenn ich Abſchied nehme. Die Fürſtin iſt liebenswürdig und thätig, und die Prinzeß Karl ſo gut, verſtändig, brav, daß ich mich ordentlich nach ihr ſehne. Ich habe bei ihr Tapiſſeriearbeit machen lernen; da habe ich mehrere Stunden bei ihr verlebt.

Ich habe wenig geleſen in R., aber le génie du christianisme von Chateaubriand habe ich angefangen, worin ſehr ſchöne Ideen ſind und eine prächtige Sprache; dann ergötzten mich Johann Müllers Briefe (wir haben ſie Abends geleſen), der dreizehnte Band ſeiner ſämmtlichen Werke. Es ſind die letzten und gehen bis in April oder Mai 1809. Auch über Herders Tod, über ſo manches Andere kommt viel Schönes. Man ſieht recht, welche große Naturkräfte Müller hatte. — Kennen Sie die zwei Theile früherer Briefe?

---

[1] Der Jul. Apoſtata, eine Tragödie von Kettenburg, vgl. lit. Nachl. II, S. 305. Die Prinzeß hatte geſchrieben: „Der Meiſter in Karlsbad iſt öfters mit meinem Kreiſe und iſt mild und liebenswürdig; Kett. glücklich über ſeine huldvollen Aeußerungen über ſeinen Julian, die er gegen den Erbprinzen gemacht.“

Sie ſagten nie etwas darüber. Es iſt der vierte und fünfte Band. Seine Familienverhältniſſe ſind ſo rührend.

Heute ſollte Abekens Hochzeit ſein, aber nun kommt eben der Beſuch des Geſandten, der die Höfe bereiſet; da hat die Fürſtin die Chriſtel gebeten, ihre Hochzeit zwei Tage zu verſchieben, weil ſie als Hofdame doch müßte die Honneurs machen. Die Sophie Holleben, Schweſter der Reinwald, wird Hofdame.

Geſtern war ich in Belvedere; es hat mir dort ſehr gefallen, und die Prinzeſſinnen ſind glücklich wie die Engel und leben mit der Natur, den Vögeln, den Blumen, und Prinzeß Marie hat ein Schäfchen, das wie ein Hund nachläuft.

Sie glauben nicht, wie lieblich das Kind iſt, ſo verſtändig, klug und zartfühlend. Die Prinzeß Auguſte hat einen heftigen Willen und iſt ſo ſtark und feſt; ſie läßt nicht los, was ſie anfaßt. Geſtern hatte ſie einen Amor, der in dem Zimmer ſteht, wo die Schweizer Tapete iſt, und wollte ihn nicht loslaſſen und wurde ſo heftig, als er unbelebt blieb, daß man ſie weg nehmen mußte.

Daß die Frau da iſt, ſagte ich unſrer Henriette; ſie iſt thätig und produktiv, aber ſie ſieht angegriffen aus.

Ihre treue unterthänige

Lolva.

W. den 11. Julius 1812.

Gnädigſte Fürſtin!

An einem Tag der mir ſo lieb iſt, an meines Ernſt Geburtstag, fange ich dieſen Brief an, den der Durchlauchtige Gemahl in ſeine Obhut nehmen wird, und worauf ich mich freue, daß ich à coeur ouvert ſprechen kann und darf, und nicht alle die garſtigen großen Finger mir zu denken brauche, die meine Briefe vielleicht öffnen möchten und mit unheiligen Augen durchlaufen. Obgleich ich mir immer ſchmeichle, daß es bis dahin zwiſchen uns nicht geſchehen könne, ſo kann man doch für nichts ſchwören, und da die Welt im Argen liegt, ſo muß man zuweilen auch an die Möglichkeit denken, leider! — weil der Friede und das Vertrauen Götter ſind, die zum Himmel entflohen ſind und nur noch in der Tiefe einzelner Gemüther ihren Einfluß zeigen. Ach die Ausſichten der Welt ſchmerzen mich unausſprechlich und die liebe geliebte Großfürſtin, der die Sehnſucht das Herz zerreißt! Wenn dieſer Zuſtand lange dauern kann und ſie von ihrer Familie ſo abgeſchnitten iſt, ſo fürchte ich recht für ſie. Wenn nur ihr Geiſt Kraft behält. Doch müſſen wir uns alle durch das Leben ſchlagen lernen, und jetzt ſcheint es mir wie eine Naturnothwendigkeit, dieſe Kriſis zu überſtehen, die Reſultate mögen ſein wie ſie wollen. Vertrauen auf Gott iſt das Einzige was wir feſt halten ſollen, und Verſuche machen über die Erde hinweg das Beſſere zu ſuchen, was uns tröſten ſoll und wird.

Dienſtag gegen 4 Uhr.

Es iſt großer Thee heute Abend, ich bin aber nicht an der Reihe, daß ich den Gemahl ſehen könnte; Jemand, der Sie ehrt, der in den bängſten Momenten Ihres Lebens bei Ihnen war, wäre mir ſchon lieb zu ſehen, und nun gar den Herrn des Hauſes, das Haupt dieſer geliebten Familie. — Ich hoffe vielleicht morgen noch ſo glücklich zu ſeyn. — Ich habe der Frau recht aufgetragen, es dem Durchlauchtigen Gemahl zu ſagen.

Mittwoch früh gegen acht.

Ich bin ſeit ſechs Uhr aufgeſtanden, ſitze wohl geputzt am Schreibtiſch und erwarte um acht Uhr den Durchlauchtigen Gemahl, deſſen Artigkeit ich hoch preiſe, daß er zu mir kommt.

Ich war geſtern in Belvedere, und der Abend war ſo heimlich. Es iſt ein Zelt aufgerichtet auf dem Platz, wo die großen Linden ſind. Da iſt ein Teppich, ein Sopha, und man ſitzt ſo orientaliſch da und ſieht das ſchöne Grün der dichten Linden und Blumen; da trank ich Thee bei der guten Martin, die ich ſo lieb habe.

Die Kinder, Karoline und Emilie, waren glücklich, weil

Prinzeß Marie ſo freundlich war. Prinzeß Auguſte iſt wunderſchön und ſo freundlich. Sie werden davon hören, beſſer, als ichs ſagen kann.

Die gute Batſch iſt auch ſo glücklich in Belvedere und ſo artig und mittheilend; es iſt ſo ein comfortable and pleasing household, daß ich mich innig freue, wenn unſre geliebte Hoheit dort eine Ruhe findet, die ſie eigentlich recht bedarf.

Den 18. Julius will ich in Naumburg und auf der Straße feiern, denn den 19. reist Karoline, die Frau nämlich, und ich bin, um Humboldt ein Rendezvous zu geben. Die Frau verſäumte ihn, als er von Wien nach ſeinen Gütern ging; jetzt wollte ſie ihn noch ſehen; da es hübſch iſt in jenen Gegenden, ſo will ich mitgehen und mich umſehen. — Ich habe mit Humboldt vier Tage in Rudolſtadt verlebt; er iſt immer derſelbe, mittheilend, geſprächig, theilnehmend, aber nicht ſo tief fühlend.

Daß die Stael in Wien iſt und weiter gehen will, vielleicht gar über das Meer, hat er erzählt; ſie, Auguſt Schlegel, Tochter und zweiter Sohn. Ach es iſt eine unbeglückende Laſt, die das Schiff tragen wird! Denn die Ruhe und der Friede des Gemüths flieht dieſe Geſellſchaft. Und wo es keinen Esprit gibt, wo Schlegel nicht recenſieren kann, mag es ihnen abſcheulich zu Muthe ſein. Es iſt eine Art Flucht.

Der Julian von Kettenburg hat ſehr ſchöne Aperçus, ſehr ſchöne Sprache, und der Charakter des Julians iſt ſehr würdig gehalten. Es hat mich ſehr intereſſiert. Sagen Sie ihm dieſes, ſein Sie ſo gnädig.

Ihre ewig treue, unterthänige

Loloa.

W., den 19. Juli 1812.

Gnädigſte Fürſtin!

Ich ging geſtern früh mit der Frau und Humboldt an der Saale bei Naumburg ſpazieren, an ſchönen Ufern und Weinbergen.

Auf dem einen ſtand ein ſonderbares Luſthaus von Steinen mit großen Hallen und oben zur Wohnung gebildet; eine Fahne fehlte nicht, um die ſonderbare Form zu manifeſtieren; ein reiner blauer Himmel umfloß die Berge, und mild und freundlich ſchien die Sonne; die Saale an den niedrigen Ufern floß trüb und ſtill, und die Weiden ſenkten ihre Zweige in die Welle; hohes Gras beengte die Fußwege, und die Obſtbäume beugten ihre Zweige über uns. Es war, als wenn wir in ſüdlicheren Gegenden wären, und unſer Begleiter ſprach von den Ländern, die er geſehen, und rühmte doch dieſen Anblick; und während die Tiber ihm lebendig wurde, ſo wurde doch die ſtille, ernſte, treue Saale nicht vergeſſen.

In dieſer Umgebung feierte ich Ihren mir ſo lieben Tag, mein geliebter Engel. Die Kornblumen, die einzigen, die ihre Farbe behalten auf der Reiſe, pflückte ich in Ihrem Andenken mit meiner gewohnten Liebe. Die Vergißmeinnicht fand ich in einem Blumenglas, unter Ihrem Bilde, als ich ankam, und meine zurückgebliebene Familie hatte die Blumentöpfe geſchmückt; den ganzen Tag waren dieſe Blumen, die ich Ihnen widmen will, zur Feier des Tages da. Sie ſollen ſie nur ſehen, um ein ſichtliches Bild zu haben — obgleich Ihnen dieſe Zeilen Alles beſſer und doch auch nicht ſagen, denke ich eben; denn wie ich Sie liebe und ehre, iſt nichts Auszuſprechendes.

Wir haben die Spuren des hochverehrten Gemahls verfolgt, und im Geiſt habe ich gedacht, wie er Sie gefunden haben mag, und wie er ſich mag gefreut haben dieſem Hort wieder zuzueilen, der alle Horte der Nibelungen aufwiegt. Danken Sie ihm noch recht, daß er mir die Freude gemacht, ihm von Ihnen zu ſprechen und von Ihnen zu hören. Es hat mich gerührt und gefreut; aber ich konnte mich nicht ſo ausſprechen, als ich es gewollt hätte, weil ich für Sie nicht alle Sprache habe, die das Herz nur in ſeiner Gewalt hat. Aber recht behaglich und vertraulich war unſer Geſpräch.

Ueber die Gedichte unſeres Meiſters[1] werden Sie auch Manches hören. Meinen Gefühlen nach ſind ſie recht ſchön und für dieſen Zweck würdig und edel. Ich begreife nicht, wo er ſo viel finden kann, ohne das zu viel nicht gefunden zu haben. Die Stanzen ſind ſehr ſchön und das hiſtoriſch Darſtellende daran. Kurz ich, ſelbſt Fr. v. St.[1] war nicht unzufrieden.

---

[1] Werke VI. S. 277 ff.

Ueber unſern Meiſter gehen ſo verſchiedene Anſichten und Diskurſe herum, merke ich an der Welt, und ich fühle, wir werden zu Schutz und Trutz wieder erneuern müſſen, was wir uns gelobten. Selbſt die, die ihn ſonſt liebten, ſind lau; noch an dem Freund, den ich geſtern ſah, merke ichs wieder. Will man aber nur ewig ſehen, wie der Meiſter ſein ſollte, und nicht, wie er iſt! Es gibt wenig Menſchen, ich möchte ſagen Niemand, über den ſo Alles urtheilen will; und Alles will ſeinen Charakter und nicht den Genius ſchätzen, als wenn das doch getrennt ſein könnte. Ein Menſch, der das Edle ausſpricht, iſt es auch; wo fände er ſonſt den Geiſt in ſich? Am Ende werden wir ihn noch ganz allein rein lieben, und das wollen wir auch.

Ihre unterthänige

Loloa.

Pr. an L. Dobberan, den 15. Auguſt 1812.

Durch den Erbprinzen habe ich vom Meiſter auch einen ſehr freundlichen Brief erhalten und ein paar hübſche Zeichnungen ſeiner Hand. Aus einem Brief von Rantzau aus Töplitz habe ich erſehen, daß der Meiſter dort Komödie ſpielt, und das in einem von der Kaiſerin verfertigten Stück. Ich bitte Sie, iſt das wahr? und iſt's wahr, um Alles in der Welt das Stück her, wenigſtens genaue Nachricht davon.

Weimar, den 30. Auguſt 1812.

Gnädigſte Fürſtin!

Ich will Ihnen gleich Bericht erſtatten von dem Stück, das der Meiſter durch ſein Spiel verherrlichen ſollte; es iſt wohl wahr; und nach der Ausſage der Frau Geh., die es meiner Schweſter anvertraut hat, hat ein Geſpräch die Veranlaſſung gegeben über die Materie, welches der beiden Geſchlechter das Recht hätte, zuerſt die Liebe zu geſtehen. Man iſt ſo weit gekommen es auszumalen, und der Meiſter hat eine Geſchichte darüber erzählt. Die K. hat gemeint, man könnte ſie dramatiſch behandeln und hat ſich eine ganze Nacht hingeſetzt und das Stück verfertigt, worin der Meiſter die Rolle eines alten Onkels machen ſollte. Er hatte ſchon eine große Allongen-Perrucque beſtellt, als er krank wurde, und es unterblieb. So weit geht meine Kunde; erfahre ich mehr und anders, ſo ſollen Sie es wiſſen, meine hochverehrte Herrin! Nach des Meiſters eigenem Bericht werde ich den beſſeren machen. Er hat an ſeine Frau geſchrieben, wenn er Alles ſagen wollte, was ihm Schmeichelhaftes und Erfreuliches geſchehen wäre, ſo würde man es für Anmaßung halten können, und es wäre beinahe unglaublich. Es freut mich, daß er Ehre erfährt, und ich möchte ihm auch gern alle Kronen aufs Haupt ſetzen: die Dichter-, Bürger- und Heldenkrone. Auch mir und der Frau hat er ſehr freundlich und gut geſchrieben. Sobald ich ſein Gedicht an die Kaiſerin[1] erhalten kann, ſende ich es.

---

[1] Goethe an Fr. v. Stein III. S. 439.

Ich habe jetzt das Bild geſehen, welches Ihr Herr Vater hat von ihr; es iſt erſtaunlich intereſſant, ſo kluge, feine, ſchöne Augen. Wir glauben, Ihr H. V.[2] habe ein ſehr zärtliches Intereſſe für ſie; denn man gibt ihm Schuld, er ſäße oft lange ſtill und ſähe das Bild an. Morgen kommt Ihr Herr Bruder wieder; ich bin begierig, was er ſagt.

Die geliebte Hoheit erſcheint einem eben immer wie ein Engel; ſie hat einen Ausdruck von Milde, Lieblichkeit und will es Andern wohl machen, wenn ſie auch ſelbſt leidet. Am Donnerstag Abend hat ſie uns ſchöne Kupfer ſehen laſſen; da habe ich mich recht wohl befunden; unter andern hat mich ein Kupfer nach einer Handzeichnung von Raphael ſo bewegt: die ſterbende Maria. Es ſind nur vier weibliche Geſtalten; ſie liegt ſo edel da, und die ſchönen Formen ſind leblos; die fernen Gegenſtände ſind im Nebel, und man ſieht nur, daß, wenn der Nebel ſich theilte, ſie das Kreuz ſehen würde, an dem ihr Sohn ſtarb; es iſt etwas Ahnungsvolles, Schreckliches und Schmerzliches in dieſem Moment. Das Bild hat mich innig bewegt.

---

[1] Von Oeſterreich, Louiſe Beatrix, Tochter des Erzherzogs Ferdinand, vermählt 1808.

[2] Der in Teplitz mit den Herrſchaften geweſen war.

Das ſchöne Pariſer Inſtrument von Erard hat uns die Hoheit auch ſchon hören laſſen; ſie ſpielt ſo rührend ſchön; es gehört recht zum Ausdruck ihres Weſens, und ich behaupte, man lernt ihre Seele erſt kennen, wenn man ſie ſpielen hört.

Ich lege hier unſrer Henriette das Gedicht bei von Frau von Stein,[1] welches ſie wünſchte. Das Meergras hebe ich heilig auf. Ich bin ordentlich durch Ihre Beſchreibungen ſo aufs Meer gerathen, daß es mir iſt, als hätte ichs auch geſehen. Es muß ein eigenes tiefes Leben ſein, und da muß man lernen die Hoffnung feſthalten und Muth bekommen. Ich möchte wohl die Erfahrung gehabt haben, die einem eine große Seereiſe gibt; und ich wäre recht gern um die Welt gereiſt, wenn ich wieder zu Hauſe wäre. Die See muß ich auch noch ſehen, ehe ich ſterbe, und wo möglich unter Ihrem Scepter, meine Fürſtin. Wenn meine Töchter erſt nicht mehr feſten Boden bedürfen zu ihrer Ausbildung, ſo kann ich auch leichter ſo etwas mit ihnen ausführen. Ich laſſe mir von Karolinchen die Odyſſee leſen, da wird ſie ganz warm dabei.

Laſen Sie ſchon alle Briefe von Johannes Müller? Sie ſind prächtig. Ueberdies habe ich Fenelons Leben geleſen und Auszüge ſeiner Reden, Meinungen u. ſ. w. Ich bin auf die übrigen Dinge begierig. So ein einfacher, reiner Menſch iſt wohl nicht leicht wieder unter dieſen Bedingungen des Landes und der Verhältniſſe erſchienen. Ueber das Studium der alten Tragiker hat er Urtheile gefällt, die ich gar nicht ahnete. Auch die Art, wie er den Télémaque behandelt, iſt vortrefflich. Ich lerne ordentlich indem ich lehre, denn Karolinchen muß auch mir Télémaque vorleſen; da ſehe ich ordentlich ein, daß dieſer allein hätte den Homer überſetzen können, weil ſeine eigene Einfachheit an die der Griechen gränzt. Auch Humes Geſchichte leſe ich mit großem Intereſſe.

---

[1] Der Schäferin Klagelied. Es liegt nicht vor.

Heute Abend gehe ich zur Fr. v. St. Da nur jetzt Thee's in den Zimmern ſind, ſo werden wir nicht ſtets gebeten; wir haben auch robe courte an, ſagt der Hoffourier, wenn er uns ohne Schleppen beſtellt.

Die Frau iſt recht kommunikabel geſtimmt und nicht ſo unruhig wie voriges Jahr, und es läßt ſich recht angenehm mit ihr ſchwatzen, leſen und leben. Ich glaube auch, ich nähere mich ihr mehr in dieſen Tagen, weil ich auch leicht bewegt bin und unruhiger als ſonſt.

Ihre unterthänige

Lolo.

Ich gehe bald auf ein paar Tage nach Rudelſtadt mit der Frau. — Meine Söhne werde ich dieſen Herbſt leider nicht ſehen. Sie wollen auf dem Rhein reiſen und nach Aachen; das freut mich, wenn ſie meinen alten Freund Fiſchenich ſehen.

Wieland iſt noch in Jena,[1] und es geht ihm ſehr wohl.

Pr. an L.

Ludwigsluſt, 15. Sept. 1812.
Dienſtag Abend.

Die eingeſammelten Nachrichten von der öſtreichiſchen Kaiſerin waren mir ſehr intereſſant, und ſolch ein guter Anfang läßt mich auch noch umſtändlichere hoffen, aus des Meiſters eigenem Munde geſammelt. Zugleich erhielt ich auch einen Brief von meinem Vater. Aus dergleichen zuſammentreffenden Nachrichten hatte ich mir endlich ein Bild von jener Dame zuſammengeſetzt; aber leider von neuem iſt mirs nun wieder zerſtört, indem der Sänger Rantzau vor ein paar Tagen zurückkehrte, der auch in Töplitz geweſen war, aber mir Dinge erzählte, die gerade nicht zu meiner Vorſtellung paſſen wollen; unter anderm, daß ſie entſetzlich laut lacht, auch über Kindereien, von unendlicher Lebendigkeit iſt, mit Begierde Alles verſchlingt, was ihrem lebendigen, geiſtreichen Weſen vorkommt. Das Stück ſoll gar nicht ſpielbar geweſen ſein und der Meiſter ſich krank geſtellt haben. Ich habe noch auf dem Herzen Ihnen zu ſagen, daß ich nicht ganz ſo mit ſeinem Gedicht auf die eine Dame zufrieden bin, als Sie es mir ſcheinen. Mir deucht, daß er Vieles bequemer hätte ungeſagt können ſein laſſen, ob es gleich ſehr ſchön und vortrefflich geſagt iſt. Die Oeſtreicher ſollen gar nicht damit zufrieden ſein. — Der Vandale (Kettenburg) war auch in Toplitz, iſt aber noch für jetzt in Berlin. Anfänglich ſoll der Meiſter ſehr gnädig geweſen ſein, was ihm ſehr geſchmeichelt hat.

---

[1] Knebel an Henr. Nro. 594.

L. an Pr. Weimar den 5. October 1812, früh.

Gnädigſte Fürſtin!,

Ueber Alles, was um mich herum geſchieht, vergeſſe ich auch meiner eigenen Sorgen nicht; und jetzt, da meine Kinder anfangen, ſelbſtändig zu werden, möchte ich recht, daß das Beſte geſchähe, daß ſie wählen, was ihre innere Exiſtenz befeſtigt und erhöht. Sie ſind nicht am Rhein gereiſt, wie ich dachte. Ernſt iſt nach Stuttgart zu Cotta, und Karl iſt hier ſeit einigen Tagen. Er geht entweder noch nach Jena oder nach der Ruhl. Seine Lehrer meinen, er müſſe jetzt das Forſtweſen praktiſch treiben und könne theoretiſch nichts mehr leiſten ohne das Praktiſche. Es freut mich von ſeinem Gemüth, daß er in der freien Natur und in einer ſtillen Beſchäftigung ſich ſelbſt zu leben vermag; denn da kann man doch allein noch Frieden finden, und er ſcheut die höchſten Berge ſelbſt nicht im Winter. Er iſt groß, breit, geſund und recht empfehlend im Aeußern, weil er ſanft und heiter iſt. Adolph iſt auch hier und hat eine hübſche Bildung für die Geſellſchaft, und iſt aufmerkſam und hat viel mehr Geſchmeidigkeit bekommen; aber eigentlich iſt er ernſt und ſieht nicht ſo fröhlich aus; man ſieht, daß er ſchon zu viel geſehen hat, ohne es im Innern aufnehmen zu können; denn die rechte ſtille Freude an der Welt fehlt ihm. Er iſt groß und nicht mager, aber ſein Geſicht ſieht blaß aus; die Thätigkeit ſeines Vaters wird er nicht erlangen im Leben, und doch die hypochondriſchen Anſichten des Lebens, fürchte ich. Beide Jünglinge werden morgen eine Parforcejagd mitmachen. Ich fühle wohl, daß ſie die Erfahrung gern machen möchten, und doch iſt es mir keine reizende; doch müſſen ſie Muth zeigen, haben und nähren, deßwegen kann man ſie nicht abhalten.

Zwei Tage war die Herzogin von Gotha hier; ſie iſt ſo gut und freundlich, und der Ausdruck ihrer Seele liegt immer klarer in ihren Zügen.

Für unſre geliebte Herrin hier iſt mir recht bange. Sie glauben nicht, wie wir Alle für ſie beben, und wie ich, da ich ihr ſagen darf, was ich für ſie fühle, und ſie jeden Ausdruck des Wohlwollens ſo liebend anhört, mich ſo recht hingezogen fühle. Neulich Abends war die Frau, die Seebach und ich bei ihr, da war es ſo angenehm; die M. war nur da; ſie ſaß und zeichnete, und wir ſahen Zeichnungen und ſprachen. Ich habe auch einen ſchönen Kopf aus der Diſputa von Raphael bekommen, den ſie gezeichnet. Das Beſtreben, ſich mit ſeinen Talenten über den Augenblick zu erheben, iſt recht rührend und ehrwürdig. Immer kann es doch auch nicht ſo bleiben, und die Welt muß auch wieder heiter werden, denke ich.

Die Frau iſt auch recht mittheilend und liebenswürdig, wenn ſie heiter und beruhigend ſein will, ſo kann ſie recht gut wirken; aber im kleinen Kreiſe von uns iſt ſie oft durch ihre lebendige Phantaſie recht angreifend, und ich muß recht oft mich zuſammen halten, um ruhig zu bleiben.

Geſtern habe ich mich mit Auguſt (v. Goethe) lange unterhalten über die neuen Produkte der Welt, und wir kamen überein, daß wir beide eigentlich nicht leicht mehr etwas loben können von der neuen Welt; wir können es nur angenehm, gefällig finden, denn er wie ich haben in Schiller und ſeinem Vater einen Maßſtab, dem Wenige nur nahe kommen. Es freute mich, daß er es fühlte. Das Leben, das poetiſche Leben mit dieſen beiden Naturen hat ganz andere Grenzen und Anſichten, als die Welt.

Der gute, alte Wieland iſt recht angenehm geſtimmt, und das Leben in Jena hat recht gut auf ſeine Kräfte gewirkt. Man merkt doch nicht, daß er achtzig Jahr alt iſt, an ſeinem Geiſt.

Knebels Gedicht[1] iſt recht lieblich.

In Rudelſtadt war ich wieder vierzehn Tage mit der Frau, und es war recht ſchön; die Gegend ſo lieblich; die Prinzeſſinnen ſo gut; die chère mère vergnügt. Der Herr Vetter Abeken iſt ſeelenglücklich. Die Frau kocht und plättet und will recht thätig ſein.

Ihre liebe Hand küſſe ich im Geiſt und bin ewig

Ihre treue unterthänige

Lolo.

Pr. an L. Ludwigsluſt den 4. November 1812.
Mittwoch früh.

Heute, liebe Lolo, am heiligen Mittwoch, endige ich dieſe Zeilen, und ſoll dieß redende Zeichen meines Andenkens an Sie abreiſen. Das Wetter iſt heute mild, der Himmel heiter und ſtill, hat einige bunte Wölkchen, und ich ſehe im Geiſte, wenn ich jetzt in der Vaterſtadt wäre, mich auf dem Fürſtenhauſe thronend, Frau von Stein über die Brücke durchwatend, Schack hintendrein mit ein paar Schuhen, zu mir zur Kaffeeſtunde herüberkommend, meine Lolo etwas ſpäter folgend zur Chocolade, mit der ſtillen Hoffnung, dem Meiſter zu begegnen.

Ich habe neulich mehrere Skizzen von Hackert, mit der Feder, Sepia und Tuſch gekauft, welche in Berlin um wenig Geld zu haben ſind und für den Liebhaber von Werth. So hat ſich meine Kunſtſammlung auch durch die Kupfer von Grotta Ferrata vermehrt, welche die Frau auch beſitzt, und die ich mir von Rom habe kommen laſſen. Es ſoll noch mehr folgen. Mein Schwager hat mir bei der Gelegenheit auch Kupfer nach Landſchaften in Freſko von Gaspar Pouſſin, geſchenkt. Alle dieſe Dinge haben mehr oder weniger keinen Werth als Kupferſtich, die Zeichnung iſt ſelbſt oft nicht gut dabei, aber die Empfindungen, die Compoſition, die großen Ideen des Künſtlers, die ſich in ihnen ausſprechen, machen Freude. Eine Art von Pflicht mache ich mir daher daraus, ſo viel als möglich ſolche Erinnerungen an die größten Kunſtwerke der Menſchen mir zu verſchaffen, um die Erhebung des Gemüthes dadurch zu befördern.

---

[1] Auf Wieland, — Kn. lit. Nachl. I, S. 49 f.

P. an Pr. Den 19. Nov. 1812.

Gnädigſte Fürſtin!

Es gehört recht viel dazu, das Kindliche, Sorgloſe, Unbefangene in einer Welt ſich zu erhalten, wo man durch ſo viel leidenſchaftliche Begebenheiten, Anſichten verwundet wird. Und doch ſind es die einzigen Dinge, wonach wir ſtreben ſollten, uns den Glauben lebendig zu erhalten, daß wir doch Kinder eines Vaters ſind; auch wenn es zuweilen Brüder gibt, die wir nicht gern zu unſerer Familie rechnen, doch uns ergeben, und uns beſtreben, menſchlich zu ſehen und zu fühlen auch gegen dieſe. Die Vandalen ſehe ich alle als meine Brüder an; aber wo anders hin, da ſieht es nun mit der Verwandtſchaft nicht immer ſo warm aus, und zumal nach den entgegengeſetzten Polen der Weltlage. Doch weine ich über alles Unglück herzlich mit; ſo weit habe ich es in meiner eigenen Erziehung gebracht.

Geduldiger bin ich aber doch geworden, ſeit Sie mich nicht mit Augen ſahen, oder vielmehr ermüdeter von dem Geſchäft des Lebens, das mir oft recht ſchwer dünkt und die Sehnſucht nach dem Lande:

„Wo keine Kette mehr die freie Seele treibt,
„Die Sorgen dieſer Welt als Kinderträume ſchwinden,
„Und nichts aus ihr als unſer Herz uns bleibt.“

wird zuweilen recht groß. Dieſe Stelle iſt aus dem Oberon und iſt mir ſehr lieb, und iſt aus beſſeren Zeiten, wo ich die Welt noch nicht kannte, in meiner Seele geblieben.

Ich leſe jetzt wieder von Kant (ganz unter uns geſprochen); „die Kritik der reinen Vernunft,“ die Schiller ſo liebte, habe ich ſchon einige Morgenſtunden ſtudiert; geſtern Abend wollte ich es thun, und da fiel mir auf einmal alles Poetiſche ein, was mir lieb war; ich ſaß, hatte die Kritik neben mir liegen und deklamierte laut aus der Jungfrau, und mußte über mich lachen, daß die Poeſie doch eigentlich das Glück meines Lebens iſt, und nur wenn ich nicht empfänglich dafür bin, bin ich unglücklich.

Die Frau kommt in ein paar Tagen zurück und will die nächſten Wintermonate hier bleiben; wenn ſie nur ruhig iſt! Ihre Frau Schwägerin hat ihren Umgang gern und freut ſich, daß ſie kommt. Auch hat Ihr Herr Bruder Vertrauen zu ihr, und ſie thut, was ſie kann, ihn und Alles um ihn zu beruhigen. Ueber die andere ältere Freundin[1] könnte ich Ihnen Manches ſagen; ſie ſieht mit dem beſten, edelſten Willen nicht klar über Manches und will Geſinnungen fordern, die in dieſen Verhältniſſen nicht möglich ſind.

Am Dienſtag war ich recht glücklich, da war ich mit Fr. v. Stein, Henriette Seebach und Waldner, der Wedel, Ami und dem andern männlichen Hofſtaat bei Ihrer Frau Schwägerin. Sie hat wie ein Engel geſpielt, ſo daß ich es ordentlich gar nicht vergeſſen kann.

Ich hoffe, Sie haben nun das Leben des Meiſters. Der zweite Theil haucht mich ordentlich ſüdlich an, und ich bin zu Hauſe in Straßburg, ſehe den Münſter, und alle Gegenſtände, die ich auch ſah, werden wieder lebendig. Ich will auch den Landprieſter von Wakefield wieder leſen.

Im Morgenblatt fand ich, daß der Salzmann, von dem der Meiſter erzählt, neunzig Jahr alt geworden und jetzt erſt geſtorben iſt. Was er über Herder ſagt, iſt ſo ſchön; die Schilderung ſeiner Schweſter iſt auch vortrefflich. Ich habe aufs Neue Schutz und Trutz in mir erneuert und reiche meine Rechte nach der Oſtſee bis zu der Ihrigen. Im erſten Theil habe ich die theologiſchen Anſichten ſo gern (ich las ſie geſtern erſt wieder), die Geſchichten der Patriarchen, wie er ſagt, wie ſie mit Glauben ausgezogen und als Kinder Gottes gehandelt haben. Wir machen uns dieſe beſeligenden Ideen nicht bekannt genug; denn den Glauben, den die Erzväter hatten, ſollen wir auch feſthalten. Ich darf Ihnen wohl ſo ſprechen?

---

[1] Frau v. Stein.

Bei Knebel, der doch ein bißchen ein Heide iſt, aber weniger, als er es ſelbſt meint, käme ich in Verdacht des Katholicismus, denn er hat neulich geſchrieben, ich ſollte mich davor hüten.

Ihre unterthänige

Lolca.

Pr. an L.

Ludwigsluſt den 5. Dezbr. 1812,
Sonnabend Morgen.

Knebel ſchrieb auch neulich, daß er (Goethe) in Jena geweſen,[1] und in einer milderen und mittheilenderen Stimmung als je, ſelbſt für Knebel bei einigen Gelegenheiten äußerſt wohlthätig. Die Herzensgüte und Billigkeit, die man in ſeinem Leben bei ihm findet, habe ich ihm immer zugetraut, wenn er zuweilen den Menſchen nicht ſo erſchien. Was er ſagt, daß man die Menſchen gewöhnlich alle für geſund hielte, und was er davon ableitet, iſt ſo wahr, wie überhaupt ein unermeßlicher Reichthum von treffenden und aus der Wahrheit ergriffenen Bemerkungen in dieſem Buche[2] enthalten ſind.

Freitag früh den 18. Dezember 1812.

Eigentlich hätte ich meinen Brief mit einigen Exklamationen anfangen mögen. Erinnern Sie Sich noch eines Sommerabends, wo Sie mit der [illegible] in der Geißblattlaube bei uns waren? Geſtern dachte ich wieder recht lebhaft daran und freute mich ſehr. Wie froh wird es der Perſon, die wir lieb haben, wohl ums Herz ſein! Wie froh und dankbar wollen wir nicht ſein, wenn ſich beſtätigt, was zu kommen ſcheint, ein neuer Tag. Beſte Loiſa, ich möchte Sie da haben und drücken, um auch handgreiflich meine freudigen Hoffnungen an Ihnen äußern zu können.

---

[1] An Henr. Nro. 598.

[2] Dem zweiten Bande von Wahrheit und Dichtung.

L. an Pr.

Den 31 December 1812.

Gnädigſte Fürſtin!

Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ſonderbar ich in dieſer Zeit bewegt war; ſo viel Gefühle des Wohlwollens, der Liebe, die ich fühle, die ich empfing; ſo viel Hoffnungen, die ich nähre — Alles ſetzt mich in einen erhöhten Zuſtand. Zudem die Nähe meines braven Karl; die guten Nachrichten von Schulze über Ernſt, der die Weihnachtsferien bei ihm zubrachte; ſo viel Anderes, was mein Herz bewegte. Dabei Iſflands Spiel, das mich innig ergriffen; ſeine Treue, ſeine Anhänglichkeit an Schiller, an mich; die Sorge um ſeine Geſundheit, Alles bewegte mich. Sie können nicht glauben, wie er gut iſt. Ich bat ihn geſtern, um in Angelegenheiten zu rathen, die meine Finanzen in B. betreffen. Da wurde ordentlich ſein Geſicht wie erleuchtet, daß er glaubte, mir etwas nützen zu können. Gott erhalte ihn! Er war ſo krank, daß man öfter für ſein Leben fürchtete. Er iſt älter geworden, und man ſieht ſein Leiden in den Zügen. In Darmſtadt wurde er krank an der Fußzehe und mußte vier Wochen liegen. Jetzt iſt es beſſer, aber doch leidet er noch, und ich fürchte mehr als er ſagt.

Ich habe den leeren Platz von Ihnen und der geliebten Henriette in der Loge immer mit Schmerz angeſehen; aber jetzt doppelt, denn ich würde gern mit Ihnen den Genuß getheilt haben, ſo etwas Großes, wahrhaft Genialiſches zu ſehen; denn dieß Talent iſt einzig; ſo recht in alle Lagen, die er will, verſetzt er die Zuſchauer, und der große Verſtand, mit dem Alles kalkuliert iſt, iſt ungeheuer, unausſprechlich, unendlich; ich muß die Worte meiner kurzen Ehe leihen, um Alles auszuſprechen. Er hat in Clementine den Vater geſpielt, der ſeine Tochter aufgegeben, weil ſie eine Leidenſchaft zu einem Mann hatte, der ſie verführte und entführte. Das Stück beginnt, da der Vater acht Jahre vertrauert hat und nur noch in der Kunſt eine Art Leben findet. Ein Maler mit ſeiner Frau kommt ins Haus, und dieſe Frau iſt Clementine. Alle Nüancen des Herzens ſpricht er aus, die Liebe und Haß erzeugen, und die Verlaſſenheit des Zuſtandes, die Heftigkeit des Charakters, den er bekämpft. Es iſt unausſprechlich, was er hineinlegt.

„Selbſtbeherrſchung“ kennen Sie. Da war er Conſtant; ich liebe ihn eigentlich doch in würdigern Rollen, oder in ganz komiſchen.

„Künſtlers Erdenwallen“ iſt ganz poſſierlich. Es iſt von Julius Voß. Die ganze Exiſtenz eines Poeten der niederen Klaſſe eines Schriftſtellers iſt darin gemalt meiſterhaft; wie der Magiſter Lämmermeier (dieß war Iffland) einen Buchhändler für ſich zu haben glaubt und ſagt: „Was wollen Sie, daß ich ſchreibe? Wollen Sie für oder wider die Juden? Wollen Sie allemanniſche, altdeutſche Lieder? Wollen Sie über Sophokles? Ich ſchreibe Alles, wenn ich Geld habe;“ das hat er vortrefflich geſagt. Falk, Werner ſind die Beſſeren, die doch auch dahin neigen. Aber die Andern, die er alle ſpielte, und wozu man die Originale geſehn zu haben glaubt, ſind unzählig. Eine ganze Wirthſchaft der Art hat er ausgedrückt, hatte einen Schlafrock an mit großen Lappen aufgeflickt. Zuletzt verſetzt er einen jungen Menſchen ſelbſt und kommt in ſeinen Kleidern und ſagt ſo gutmüthig dreiſt und breit: „Ich habe den ganzen Kerl verſetzt!“ Das iſt gar zu komiſch. Leſen Sie das Stück; es iſt auch die muſikaliſche Exiſtenz der Künſtler niederer Art ausgeſprochen. Der Jude nach Cumberland iſt eine klaſſiſche, plaſtiſche Rolle für Iffland, die er ſo vortrefflich gab, daß man nichts mehr darüber ſagen kann. Don Ranudo de Colibrados hat er eigenthümlich, aber nicht ſo liebenswürdig gegeben, als ſein Charakter ſich in guten Rollen anſpricht. In der Läſterſchule war er der Baron, da war er allerliebſt, im Kaufmann von Venedig als Shylock unübertrefflich. Es that mir ſo wohl, den Shakeſpeare wieder zu vernehmen, nach den Kotzebueiaden, die immer nur ein Talent wie Iffland ausſchmücken kann. Geſtern gab er den gutherzigen Polterer, nach Goldonis Bourru bienfaisant, auch prächtig. Wenn man hier nicht wie an vielen Orten lieber Luſtſpiele ſähe, ſo hätte ich ihm mögen wünſchen, daß er den Tell, den er ſo liebt, oder den Wallenſtein gegeben hätte.

Nun zu einer andern Zeit ſage ich Ihnen mehr darüber. — Knebel iſt auch recht glücklich geweſen,[1] und der Meiſter iſt erfreut und hat J. ſogleich empfangen, das freut mich.

Ich hatte Beſuche von Rudolſtadt im Hauſe, die Röder und meine Henriette drei Tage. Die übrigen Tage hatte ich ſo viel Viſiten, daß mir die Stelle aus der berühmten Frau einfiel, es ſah aus, als wäre ich auch berühmt. Kaum iſt der Morgen grau, ſo krachen ſchon die Treppen ꝛc. Denn ich ſchlief gewöhnlich etwas lang, dann kamen Viſiten; dann hatte ich mit Beſchweren zu thun, dann mußte ich nach vier Uhr ſchon daran denken, ins Theater zu gehen, um nur Platz zu bekommen. Es waren am dritten Feiertage 945 Menſchen darin, und geſchlagen, gepreßt haben die Weimaraner als ächte kraftvolle Menſchen.

Am erſten Feiertag iſt die Orgel eingeweiht worden, wo prächtige Muſik war, von Haydn das Kyrie eleison, von Müller eine ſehr hübſche Cantate und das Te Deum von Haſſe; es war ſehr ſchön.

Ihre treue

Lolo.

Den 17. Jänner 1813.

Gnädigſte Fürſtin!

Ich ſoll Ihnen nach dem Wunſche unſeres guten Wieland ſchreiben, daß er Ihnen vielleicht ſo bald nicht ſchreiben würde, denn er iſt krank, ich fürchte bedeutender als ſeine Kräfte es vielleicht aushalten. Wenn man achtzig Jahr alt iſt, ſo iſt jeder Tag freilich ein Geſchenk, und wir müſſen Alles erwarten. Ihn ſelbſt geſehen habe ich nicht, aber ich war bei ſeinen Töchtern, und er ließ ſich eben vorſpielen von ſeiner Enkelin. — Vor acht Tagen war er wohl und heiter. Auch vor vierzehn Tagen, wo ich mit meiner Schweſter bei ihm war, da war er ſo heiter, ſo graziös und ordentlich verjüngt. Es ſcheint, es war ein Schlag, der ihn vor acht Tagen befiel. Ich habe keine Ruhe in mir und habe auch keinen Glauben an ſeine Geneſung. Wie er uns Allen fehlen wird, die ihn lieben, zumal auch einer uns geliebten Perſon! Man war ſo an ſein Leben gewöhnt, an ſein Daſein unter uns! Und doch hat er das ſchönſte, längſte Alter erreicht, und wir müſſen nur uns beklagen, wenn er leicht und ſanft einer Welt entrückt wird, die im Grunde ſo wenig Freude hat!

---

[1] An Lenz. Nro. 698.

Die chère mère iſt ſeit zehn Tagen hier und küßt Ihre lieben Hände. Bei mir iſt der Sammelplatz; wir eſſen mit der Frau zuſammen hier, trinken Thee, leſen und beſorgen vielerlei, denn Karl reiſt nach der Ruhl[1] wieder ab, und Karolinchen mit der chère mère auf einige Monate nach Rudolſtadt, da bin ich und das Pathchen allein, und es geht mir eigentlich wie dem Harfner in Wilhelm Meiſter. Mir dünkt, ich könne nur im Grabe recht allein ſein; und ich bin gern allein, obgleich ich meine Familie ſo herzlich liebe. Aber ich lebe ſo viel allein im höhern Sinn des Worts; genieße Manches nur allein, die Erinnerungen, wie die Gegenwart; und es verſtehen ſo Wenige meine inneren Gedanken und Gefühle, daß ich nur unter den Bildern meiner Lieben und in dem kleinen Raum meines Kabinets recht mich fühlen kann.

Ich bin auch um den Meiſter in Sorgen geweſen, aber nur kurze Zeit. Er bekam eine Art Kolik. Geſtern war er in der Zauberflöte, die recht gut ging, und dadurch, daß das Theater mehr Tiefe hat, haben auch die Dekorationen an Größe gewonnen.

[1] Zum Oberförſter König

Der Ami Einſiedel war auch krank. Nur wir Damen ſind friſch und treiben unſer Schiffchen auf dem Meer des Lebens, nicht ohne Sturm, doch mit unthätigem Sinn.

Ich will jetzt, wenn ich allein bin, wieder recht in Fenelon leſen; Sie beſitzen wohl ſeine Schriften alle? Es ſind wunderſchöne Dinge darin.

Sur l'éducation des filles. Conseil à un jeune roi u. ſ. w.

Ihre unterthänige

Loloa.

W. den 21. Jänner 1813.

Gnädigſte Fürſtin!

Ich muß Ihnen heute ein Wort ſagen, mein Herz treibt mich, ob ich gleich lieber ſchwiege, denn ich möchte Sie nicht gern betrüben; doch kann ich nicht ſchweigen, und Sie werden fühlen, daß ich auch das Traurige Ihnen ungern ſage. — Dieſe Nacht um 12 Uhr iſt unſer Wieland in eine beſſere Welt eingegangen. Die Schwäche war zu groß; ſeine Natur konnte den Schlag nicht überſtehen. Am Dienſtag Nachmittag war ich dort; ſah ihn nicht ſelbſt, ſondern nur die Tochter. Es war der kritiſche Tag, der aber ungewöhnlich leicht vorüber gegangen, und er hatte ſelbſt Appetit wieder und beſtellte ſich Eſſen. Ich hatte Glauben an ſeine Natur, die ſich ungewöhnlich immer zeigte, und hoffte auch diesmal noch, aber vergebens! Geſtern wurde er immer ſchwächer, und doch ſprach er mehr als gewöhnlich und trank ſelbſt eine Taſſe Kaffee allein mit Kräften. Aber es war das letzte Auflodern der Natur! Wie viel verlieren wir Alle! Bei ſeinem Alter dieſe Grazie, dieſe Liebenswürdigkeit! Und je länger er lebte, je mehr empfand man die Hoffnung, er könne immer leben!

Die liebe Hoheit verliert auch ſo viel. Sie hatte ihn in den letzten Jahren ſo viel um ſich, und ſein immer heiterer Geiſt ſah die Verhältniſſe des Lebens ſo klar. Indem ſie ſelbſt leidet, denkt ſie noch ſo großmüthig fremde Leiden zu lindern. Ihnen darf ich es vertrauen. Hier ſage ich es Niemanden. Sie hat mir eben dreihundert Thaler geſendet, die ich der Louiſe geben ſoll.

Ach was mich der Prinz Georg[1] ſchmerzt, kann ich Ihnen nicht ſagen! Sie wiſſen meine Liebe für dieſen Prinzen, für den Vater!

„Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!“ Dieſe Verbindung war ſo glücklich und ſo recht aus Liebe geſchehen; und nun iſt Alles abgeriſſen, abgebrochen! Es ſchmerzt mich lang keine Begebenheit ſo ſehr. Es fällt mir tauſendmal die Stelle über Max ein:

„— — — — und abgeleitet iſt
Auf das geliebte, reine Haupt der Blitz.“

Die armen kleinen Prinzen ſind nun der einzige Troſt der armen Mutter!

Ach ſo jung, einer ſo bangen, troſtloſen Exiſtenz entgegen zu ſehen mit der ewigen Sehnſucht! Das Leben iſt recht ſchreckhaft oft. — Wohl denen, die hinweg ſind.

Den 28. Jänner 1813.

Gnädigſte Fürſtin!

Der Tod des Vandalen[2] hat mich ſehr betäubt, auch betrübt, denn es iſt ſchade, wenn Talent, Geiſt und Fähigkeiten aus der Welt verſchwinden und ohne Spur bleiben. In Ihrem Kreis muß er ſehr fehlen, denn das Mittheilen iſt viel werth, und immer Jemand zu wiſſen, dem man Gedanken mittheilen kann, iſt auch eine Gabe des Himmels, denn viele Menſchen denken eigentlich gar nicht und ſchwatzen zum wenigſten, als ob ſie nichts denken könnten. Menſchlich iſt er glücklich, daß er ohne beweint zu werden weg geſchwunden iſt; denn das Leben iſt eigentlich nur durch Liebe etwas werth. Ich konnte mir ihn auch in menſchlichen Verhältniſſen nicht denken; mutterlos, bruderlos, kinderlos ſchien er mir. Und doch war das Letzte wohl nicht?

---

[1] Von Oldenburg, Schwager der Großfürſtin; an Knebel S. 92.

[2] Kettenburg.

Geſtern iſt unſer Wieland nach Osmannſtädt gebracht worden. So einen Ruheplatz finde ich tröſtlich und hoffe dieſe Ruhe noch vom Glück, daß ich ein Plätzchen beſitzen ſoll, wo ich die hei[illegible]gen Reſte Schillers pflegen kann, mich auch dazu denken kann und in der großen Natur, wo die Sterne nur leuchten und die Sonne, ruhen werde. Einſame Vögel werden im Winter in den Zweigen der Bäume ſich wiegen, und ſtill gehe der Wanderer vorüber und weinende Liebe. Ich finde das Sterben recht ſüß, und Sehnſucht überfällt mich nach dem beſſeren Lande. Aber ſo geräuſchvoll und mit ſo viel liebeleeren Menſchen umgeben möchte ich nicht zur Ruhe gebracht werden. Man hat ordentlich Komödie geſpielt; und Bertuch wird es recht prangend beſchreiben. Unſer Meiſter ſoll eine Trauerrede für die Loge arbeiten, die gewiß ſchön wird. Er iſt vor mehreren Wochen bei dem alten Freund geweſen, und Beiden war wohl zuſammen. Auch war Wieland über den zweiten Theil entzückt;[1] das freut mich und gibt noch eine freundliche Erinnerung und Nachklang des Lebens.

Für den Meiſter zittre ich eigentlich und möchte es nicht erleben, und doch iſt es wahrſcheinlich. Meyer ſagt, er ſei wohl, und es gehe ihm gut. Seit dem ſchönen Geſang bei ihm ſah ich ihn nur von weitem.

Geſtern früh hatte ich eine ſchöne Stunde bei unſerer lieben Freundin. So, hat ſie befohlen, ſoll ich ſie nennen. Sie will von mir Details wiſſen über die W. Familienverhältniſſe. Da haben wir viel geſprochen über Vieles. Man kann recht von Herzen jetzt reden, denn man darf ihr ſagen, wie man ſie liebt. Ich erfülle ſo gern ihre Aufträge, Wünſche, und mit dem ſtrengſten Gefühl der Pflicht und Feinheit, und möchte, daß dieſe nie, nie gegen ſie verletzt werden könnte. Ich bin recht ermattet von inneren Gedanken und Hoffnungen und Täuſchungen und wirklichem Schmerz; denn die vielen Trauerbilder trüben mein Gemüth.

---

[1] Worin er ſelbſt geſchildert wurde.

Ich bitte Sie, geliebter Engel! leſen Sie doch die Ueberſetzung der Aeneide von De Lisle; ich habe geſtern mich ordentlich daran erhoben.[1]

Ihre treue, unterthänige

Loloa.

Weimar, den 11 Februar 1813.

Gnädigſte Fürſtin!

Die Oper zu Ihrer Frau Mutter Geburtstag iſt eine der ſchönſten als Muſik, die exiſtiert, Agneſe, von Paer.

Den Sonntag, damit ich nicht zu weitläufig werde, war ein ſchönes Concert, wo allerlei Schönes zum Vorſchein kam. Die idylliſche Cantate des Meiſters kennen Sie wohl? Man wollte ſie nicht durchgängig verſtehen; doch habe ich das Wort geredet. — Boyneburg hat meiſterhaft eine Fantaſie von Beethoven geſpielt, die auch erzählt werden muß. Zuerſt beginnt das Klavier allein, und die Violinen antworten auf das Thema; ſo kommen immer mehr Inſtrumente dazu; es wird ein Chor, und zuletzt vereinigen ſich ſogar die Stimmen, und ein fröhlicher Chor ſchließt das Ganze. — Aus Iphigenia ſang Stromeyer und Molke ein ſchönes Duett. — Jagdchöre aus den Jahreszeiten und allerlei Schönes wurde gehört, und von mir dankbar gehört; denn die Muſik iſt mir eine große Freude.

Montag war das Stück zu Ihres Herrn Bruders Geburtstag: drei Stücke, So waren ſie, So ſind ſie geweſen, und So ſind ſie. Die Ritterzeiten machen den Anfang; dieſe ſind aber nicht geiſtreich behandelt. Alsdann kommen zweihundert Jahr nachher. Es ſind drei Stücke; jedes in einem Akt. Da kommen nun die Hofſitten, die Reifröcke, worüber ich recht gelacht habe. Die neuere Zeit im dritten Stück iſt recht unartig, gottlos und verrückt. Man ſieht ein Bischen die Familie der Bettina. Es geht auch ein Geſpräch, der Verfaſſer hätte die Bettina bei dem naiven Mädchen, die Alles

---

[1] An Knebel 2. 96.

Du nennt und Guitarre ſpielt und ſich ganz kindiſch anzieht, im Sinne gehabt.

An Ihres Herrn Bruders Geburtstag war wieder eine ſchöne Muſik, wo eine Serenade, ihm zu Ehren zugeſtutzt, vortrefflich geſungen, und überhaupt auch ſchöne Duetts, und vom Kapellmeiſter Müller ſchön geſpielt wurde. — Zum Souper blieb ich, weil ich auch gern den Grafen Hochberg geſehen, der ein Freund von Karl iſt.[1]

Der 3. Februar, welcher der Geburtstag unſrer lieben Prinzeß Marie iſt, wurde mit einem Kinderballet gefeiert.

Am vorigen Dienſtag, vorgeſtern nämlich, war ich recht glücklich bei der Hoheit; da waren nur die Waldner, meine Schweſter, Meyer, die Mazelet, Ihr Herr Bruder. Wir ſahen Kupferſtiche an: das Musée Napoléon, wo ſehr ſchöne Kupfer ſind, und man die Idee der Compoſitionen erhält. Meyer erklärte der Hoheit andere Sachen von d'Agincourt. Ein kleines heiteres Souper beſchloß den Abend und Alles war gemüthlich, heiter; keine Dame des Hofes noch Herr war dabei, und die liebe Hoheit im weißen Gewand, ganz häuslich, ſaß unter uns und war lieb und mild. Sie iſt doch gewiß das liebenswürdigſte Weſen und ſo gut; man muß ſie innig lieben und ehren und ihr mit dem herzlichſten Antheil ergeben ſein.

Die Dienſtags-Muſik iſt der Trauer wegen noch verſchoben. Schreiben Sie doch bald einige Worte!

Wir haben auch wieder einen gefunden, der ein Manuſcript in der Taſche trägt, da der Vandale geſchieden. Geſtern früh hat Gersdorf uns vorgeleſen, der Frau und mir, was er überſetzte aus dem Sophokles. Der Oedipus Tyrannos wird der Hoheit Geburtstag zu Ehren Montag gegeben. Gersdorf hatte nur einige Scenen daraus überſetzt, und ſehr klar und gut. Er iſt recht klug und voller Geiſt und Geiſteskraft, nicht immer graziös, aber klug.

Der Meiſter iſt nicht krank, doch flieht er die große Welt und hält ſich zu Hauſe, iſt unſichtbar bei den Feſten, weil er ohne

---

[1] Von Heidelberg her.

Stiefel nicht geben darf. Er ſchafft aber zum 16. auch etwas. Ich werde ihn bald wieder beſuchen, denke ich. Der Sohn, der gar klug iſt und artig, ſagte mir neulich, daß, da er nun 63 Jahr alt ſei (das will mir gar nicht glaublich ſcheinen), ſo müßte er ſich ſchonen, und in Geſellſchaft verdürbe er ſich ſo leicht, weil er ſich vergäße. Das iſt nun wohl gut für ihn, aber nicht für uns!

Ihre treue, unterthänige

Lolva.

W., den 25. Febr. 1813.

Gnädigſte Fürſtin!

Selbſt das Theater hat ſeinen Tribut abgetragen und vor acht Tagen den Oedipus uns gegeben, der mich recht erſchüttert hat; obgleich der Herr Klingemann ſo viel wie möglich den griechiſchen Geiſt verwebt hat und dadurch, daß er nicht genug meditieret (?) hat, ſo iſt ein Anſtrich von Schrecken mehr in das Ganze gekommen, ohne das Hohe der Griechen zu ahnen. Ich wollte, der Meiſter, deſſen Anſichten ich übrigens ſehr ehre, hätte lieber die Ueberſetzung von Stolberg geben laſſen; mit ſehr wenigen Opfern hätte er ſie verkürzen können, und man hätte das Bild der alten Tragödie rein in ſich aufgenommen. Da unſre geliebte Freundin ohnehin nicht dieſen Genre liebt, ſo hat es mich ordentlich gepeinigt. Von der Trauerloge wird Ihnen Ihr Herr Bruder berichtet haben. Die Frau und ich haben unſre Wünſche ausgeſprochen, aber vergebens! Es durften nur Frauen von Maçons, noch dazu nur von hieſigen dabei ſein. Ich als die beſte Freundin Wielands, die ihn in den letzten Jahren am meiſten ſah und mich ſeiner Freundſchaft rühmen konnte, hätte wohl tiefer gefühlt, was da vorging, als manche Dame, die entweder nur da war, um da zu ſein, oder nur in leeren Acclamationen auszubrechen. Selbſt die Frauen der Todten haben es vielleicht als ein Opfer angeſehen, da ſein zu müſſen. Tief waren meine Gedanken, und hätte ich der dicken Hälfte[1] für eine Schaale Punſch für dieſen Abend ihr Recht abkaufen können, wie Eſau um ein Linſengericht ſeine Erſtgeburt, ſo glaube ich, wären wir Beide an unſerm Platz geweſen.

---

[1] Frau v. Goethe.

Doch zu den Begebenheiten des Tages.

Geſtern wurde wieder der 24. Februar gegeben, den kann ich nicht mehr ſehen. So ein geſchlachtetes Huhn bedarf's jetzt nicht, um die Schrecken im Gemüth zu erwecken und zu vermehren; denn ruhig bin ich gar nicht, doch gefaßt im Gemüth und ergeben. Aber die Frau, die gleich für alle Vorſtellungen, die ſie ſchrecken, als Heilmittel die rollenden Räder ergreift, ſteht immer auf dem Sprung und quält ſich mit Vorſtellungen und Erwartungen. Ich ſehe nicht auf die Erde, ſondern gen Himmel. Es ſind viele Wolken aufgethürmt, doch hoffe ich, iſt der majeſtätiſche Ettersberg nicht hoch genug, daß die Wolken ſich da anſtemmen und brechen und über uns ſich ausgießen; da könnten wir in unſerm Ilmthale wieder an Ueberſchwemmungen leiden. Wir wollen ſehen, was die milde Luft thut, und vielleicht haben wir Frühling, ehe wir's denken, und die ſchwarzen Dünſte vergehen, die uns noch Kälte prophezeihen.

Die Verſe an Wieland ſende ich Ihnen; die Präſidentin Fritſch hat ſie mir gegeben; ſie ſind vom guten Horn und ſehr fein gefühlt und ausgeſprochen.

Ich ſende Ihnen nächſtens auch das Gebet, welches er am Dankfeſt gehalten, und wo er ſo ſchön über die Hoheit ſpricht. Es wird eben abgeſchrieben.

Ich habe jetzt eine Lektüre, die Sie vielleicht ſchon längſt kennen; es iſt Mathilde von Mme. Cottin.[1] Es hat mich lange nichts ſo gerührt.

Unſre Freunde hier ſind ziemlich wohl. Frau von Stein hat geſtern bei mir Kaffee getrunken. Die kleine Schwägerin hat wieder ein zerriſſenes Herz, denn ſie fühlt die neue Trennung,[2] die ſie erduldet. Das arme Herz hängt an gar zu viel Vergänglichkeiten noch und ſtrebt doch nach dem Himmel.

---

[1] An Knebel S. 108.

[2] Von dem Geſandten?

Ihre unterthänige

Lolea.

Pr. an L. Den 27. März 1813.

Den 12. kamen die erſten Koſaken hier an: ein ruſſiſcher Officier mit ein paar Mann Eskorte, der eine Art von Auftrag hieher hatte. Leicht werden Sie denken, wie intereſſant es für Alle war, wie eigen, ein Muſterchen derjenigen mit Augen zu ſehen, die jetzt, wie es ſcheint, der Welt eine andere Geſtalt geben wollen. Den 12. Sonntag kam Oberſt Tettenborn an der Spitze mehrerer Kavalleriſten hier in loco angeſprengt. Der Einzug ſeiner ihm folgenden Kavallerie, meiſtens aus Koſaken beſtehend, war unter Muſik und Geſang. Das Ganze war äußerſt abenteuerlich durch Anblick, Umſtände, Zeit und Stimmung, und unvergeßlich. Der Stab blieb die Nacht hier, die Truppen gingen Abends ſchon weiter. Wie es bei unſern Nachbarn, den Hanſeſtädtern, ausſieht, werden Sie wohl wiſſen und die frohen Aeußerungen einer ſich bewußten Freiheit kennen. Alle dieſe Seeſtädte glauben von Neuem zu leben. In der unſrigen, muß ich Ihnen doch ſagen, wurde von den Schiffern, als ſie die Stadt durchzogen, Schillers Reiterlied geſungen. Heute Morgen rückte hier die Garde aus mit Jubel nach Hamburg; Viele ſollen nachfolgen, die ſich freiwillig ſtellen werden, und dieß mit Luſt und Freude. Geſtern waren wieder fremde Truppen über die Elbe gekommen, aber vom Volke zurückgewieſen worden; man erwartete ſie auch in hieſiger Gegend, 500 Bauern waren bereit, ſie in Empfang zu nehmen.

L. an Pr. Den 10. April 1813.

Gnädigſte Fürſtin!

Die Trennung von unſrer geliebten Freundin[1] iſt mir ſehr ſchmerzlich, und mein Herz iſt davon ergriffen.

---

[1] Die Großfürſtin war am 7. nach Böhmen abgegangen.

So löſet ſich Alles, und wenn ich bedenke, wie viel ich an dieſer Stelle ſchon verlor und doch immer noch lebe und leben ſoll für meine Kinder, ſo komme ich mir wie ein abgeſchiedener Geiſt vor, der nur noch eine Zeit der Prüfung überſtehen ſoll. Es iſt eine eigene unharmoniſche Stimmung in meinen alten Verhältniſſen, und ich fühle immer, daß Treue und Liebe, Dankbarkeit und Glauben in meinem Herzen wohnen und von außen ſelten Anklang finden; denn wer ſo leicht irre werden kann, liebt nicht — wie ich. Ich gehe am Ende in die wüſten Berges zu meinem Karl, um Frieden zu ſuchen.

Die Rede vom Meiſter iſt meiſterhaft; ſo klar, ſchön, billig, verſtändig und mit ſo viel Geiſt.

Denken Sie, daß ich neulich in dem Tannengang an ſeinem Garten ganz einſam ging; da begegnete ich ihm; er war ſo freundlich, lieb und gut. Wir ſprachen über ſeine Rede, die ich eben geleſen hatte, und er nahm mich mit in ſein Haus, welches eben ganz ausgereinigt war. Ich ſah den prächtigen Jupiterskopf, den er jetzt beſitzt, und es ſind recht die ambroſiſchen Locken, die der Vater der Götter ſchüttelt in der Ilias, ausgedruckt.

Etwas Nürnbergiſches habe ich geſehen, welches unſre Henriette gefreut hätte, die Apoſtel; einer davon, Petrus zumal, die am Grabmal des heiligen Sebalds in Bronze waren. Es iſt ein Geiſt der Einfachheit darin, der wundervoll ergreift. Der Künſtler, der ſich ſelbſt mit ſeinem Schurzfell und Hammer abgebildet, iſt ſo naiv, ſo lebendig. Entſinnt ſich unſre Henriette des berühmten Entenmannes[1] am Brunnen? Da hat unſer Meyer einen ſehr hübſchen Brief erfunden, den der Entenmann geſchrieben haben ſoll an den Meiſter, der eigen einmal eine Reiſe nach N. gerichtet, um den Entenmann wieder zu ſehen und ihn nicht fand! Er hat nämlich das Eigene, daß er erſcheint und verſchwindet. Manche Reiſende ſehen ihn, manche nicht nach der Fiktion. Der Brief iſt ſo launig, ſo graziös; Sie ſollen ihn, hoffe ich, ſehen.

Ihre ewig treue, unterthänige

Lolea.

---

[1] Das Gänſe Männchen.

W., den 8. Juni 1813.

Gnädigſte Fürſtin!

Die leeren Räume des Schloſſes, die leeren Räume des Landſchaftshauſes kontraſtieren recht mit der Blüthenwelt, die im Gärtchen ſich über die Gänge legt. Wie ein rother Teppich liegen die Jelängerjelieberblüthen über der Wand. Ach ich werde, ſo lange ich athme, mich nicht in die Trennung von Ihnen finden! Beruhigen kann mich der Gedanke an Ihre Zufriedenheit; aber deßwegen iſt doch die treue Loloa allein, wo ſie Sie nicht erfaſſen kann!

Ein langer Brief liegt ſeit zehn Wochen beinahe verſiegelt für Sie da, denn die Poſt wollte ihn nicht annehmen. Er ſoll noch einſt erſcheinen.

Der erſte Federzug Ihrer geliebten Hand ſoll mir wohl thun. Ich küſſe die liebe Hand, lege ſie an mein Herz.

Ihre unterthänige

Loloa.

Ich habe recht viel Unruhe in meinem Hauſe dann und wann, aber ich kann nicht nachgeben und bin recht trotzig. Ich mußte beinahe drei ganze Compagnien unterhalten! Beutel und Kräfte und Freude leiden; und ich kann oft keinen ruhigen Gedanken feſthalten, nicht meine gewohnten Beſchäftigungen treiben.

Daß der Meiſter nicht hier,[1] iſt mir ſehr lieb. Er iſt auch zu angegriffen, um zu viel zu hören. Mein Segen folgt ihm.

Den 10. Juni 1813.

Es geht in der Welt wie in „Tauſend und eine Nacht“ zu, und man kann das Natürliche kaum begreifen, und geſchweige das Wunderbare. Doch waltet oben ein heiliger Wille, und dieſer wird die Welt lenken. Ich kann nicht ſagen, wie mich jetzt zuweilen die Worte des Glaubens ergreifen.

Ach, der 9. Mai iſt traurig, ohne Liebeszeichen meines guten Schutzgeiſtes hingegangen! Ich habe die Braut von Meſſina geleſen an dieſem Tag; die fühlt man jetzt recht tief, und die Chöre deuten uns das Leben, das eigene Leben.

---

[1] Er war am 17. April nach Töplitz abgereiſt.

Aus den wuſchten Bergles werde ich Ihnen auch ſagen, wie und wie oft ich Ihrer gedenke, gnädigſte Prinzeß. In 14 Tagen vielleicht bin ich dort.

Ihre treue, unterthänige

Lelea.

Kahla, den 6. Julius 1813.

Gnädigſte Fürſtin!

Ich muß meinem Herzen Luft machen, muß Ihnen ein Wort hinwerfen auf dieß Papier; ob ich gleich nicht weiß, wie bald dieſe Worte zu Ihnen kommen. Sie ahnen, was ich fühle, was ich verlor durch unſre ewig geliebte Henriette.[1] So ſchmerzlich ſüß war es mir, Ihre geliebte Handſchrift zu ſehen, und doch ſo trauervoll der Inhalt nach ſo langer Entbehrung! Ich ahnete es und fühlte mich ſchon einſam im Geiſt, und es war mir, als fühlte ich ihre ſchöne Seele aus andern Regionen mir nahe. Ach, ich liebe Sie zu ſehr, um nicht auch ohne Worte die Schmerzen zu ahnen, die Ihr liebes Herz treffen können. Wir ſind uns nicht fern, geliebter Engel! auch ſelbſt wenn das Leben mich von Ihnen reißen wird. Wie uns unſre guten Schutzgeiſter nicht verlaſſen, die nun vereinigt ſind, konnten wir auch vereinigt über ſie weinen! Ach, die Welt iſt ſo trübe, daß jede Ausſicht, jeder Wunſch im Herzen erſtickt, indem er aufkeimt. Wir ſehen nicht mehr in dem Heute das Morgen, ſondern ſollen nur das Geſtern ſehen, was geweſen.

Ich bin ſeit 14 Tagen hier in den ſchönen Buchenwäldern, wo ich mit Karl bin, wo ich auf die Berge gehe und in die blaue Ferne blicke. Der Himmel iſt nur unfreundlich oft, und die Kälte in den Bergen dieſes Jahr fühlbarer.

---

[1] Die Prinzeſſin hatte L. den in der Nacht vom 13.—14. Juni erfolgten Tod Henriettens am 19. Juni angezeigt.

Nach Wilhelmsthal konnte ich noch nicht; ich gehe aber nächſtens hin und will dort unter Ihren Fenſtern Ihrer und unſrer geliebten Henriette gedenken. Ach, daß ich ſie mir aus dem Schattenlande herüber rufen muß! So ſanft, wie ſie ſelbſt war, iſt auch der Schmerz um ſie, und ewig tief und bleibend, wie man ſie lieben muß. Man könnte nicht laut klagen und weinen; es iſt, als wenn ihr Geiſt uns noch beſänftigen wollte, wie er es im Leben that mit ſo viel Anmuth.

Die Frau iſt auch hier mit Adolph; ſie iſt länger ſchon hier als ich; ſie theilt unſre Gefühle und liebt Sie innig. Sie ſind oft mit uns in den Wäldern, und manche leiſe Sehnſucht und mancher Wunſch und Hoffnung ſteigt für Sie in unſern Herzen auf, theure, geliebte Prinzeſſin!

Meine Nerven waren gar zu ſehr angeſpannt, und die Stille mir nöthig; denn ich hatte in meinem Hauſe gar zu viel zu thun, und die Stadt war durch die vielen Gäſte ſo laut, ſo unheimlich, daß ich ſchon mich leichter fühlte, als ich nur die Trommel nicht mehr hörte. Auch bade ich in der eiſenhaltigen Quelle, und ich finde, daß ſie recht ſtärkend iſt. Die ländliche Stille, und daß Niemand von Geſellſchaft ſpricht, thut auch wohl, und die grünen Berge mit den ſchönen Buchen auch.

Geſtern Abend, als ich über das Thal weggegangen war und nach Hauſe kam, fand ich Ihren geliebten Brief. Sie konnten mir nicht zu viel ſagen, und ich küſſe Ihre liebe Hand dafür. Es iſt wohlthätig im Andenken auch der Schmerzen zu leben. — Bitten Sie Boschen, mich nun auf der Welt auch um Henriettens willen zu lieben, bis wir Alle dahin kommen, wo die Liebe nicht weint! Wenn Boschen Kraft und Muth hat, ſo ſoll ſie mir noch einmal die Freundſchaft erzeigen und vom Anfang der Krankheit ſprechen und von der geliebten Kranken Worten. Ich habe mich öfter im Geiſt an ihr Bette gedacht, und Boschen hat auch aus meiner Seele ihr erzeigt, was ich ſo gern gethan hätte. Der Bruder wird es recht ſchmerzlich fühlen; er war eben den 13ten bei uns in W. und war ſo herzlich und gut; ich konnte ihm nicht ſagen, was wir vielleicht fürchten könnten. Er hat ein eigenes Schickſal, daß er noch in ſolchem Alter Vater ſein ſoll. Seine Frau ſollte zu Ende Juni niederkommen, in dem Alter; und da ſie ſo lang Pauſe gemacht hat, iſt es immer ängſtlicher; das Kind oder die Mutter werden leiden. Ach, wenn ſo viel Schönes im Leben untergeht, wird man am Ende gleichgültig gegen einzelne Exiſtenzen. Aber ihm würde es doch ſehr weh thun, wenn der Ausgang unglücklich wäre![1]

Den 11ten.

Daß ich meine Prinzeß Marie und Auguſte nicht ſehe, ſchmerzt mich auch. Die Letztere hat eine große Neigung auch zu mir; und es iſt ein ſeltenes Kind, ſo ein Ausdruck von Gutmüthigkeit im ganzen Weſen von Bravheit exiſtiert ſelten.

Ihre unterthänige

Loloa.

Ruhla, den 21. Juli 1813.

Gnädigſte Fürſtin!

Wenn Sie mir nur ſagen könnten, ob Sie geſtern den 20ſten nicht eigene Empfindungen, Ahnungen hatten? Ich habe ſo lebendig Ihre Nähe, meine Liebe zu Ihnen gefühlt, daß ich mich gar nicht gewundert hätte, wenn ich Sie wirklich unter der Buche geſehen hätte, wo Sie vor acht Jahren Sich mir in Wilhelmsthal zeigten. Ich habe die Wallfahrt geſtern nach dem geliebten Ort gemacht. Wie ſchön es dort iſt, wie Alles fortkommt, gedeiht, iſt unbeſchreiblich. Die Fichten an Ihren Fenſtern, die Wieſen waren rührend ſchön. Das Erſte, was ich von der Höhe herunter erblickte, war Ihr Haus, Ihre Fenſter, die Fenſter der geliebten Henriette. Wie ein Denkmal hob ſich der Bau aus der Erde heraus, und der Fichtenkranz, der es umſchließt, wurde mir noch wehmüthiger. Ich weinte ſtille Thränen bei dieſem Anblick. Aber auch Segen der

---

[1] Knebels zweiter Sohn Bernhard wurde am 25. Juli geboren.

Liebe, der herzlichen Liebe für die Lebenden war in meinem Herzen. Ich habe den Teich befahren, die Schweizerhütte beſucht, den Brunnen, der wunderſchön iſt, und die Sonne, die eben ihre Strahlen auf die Nymphe warf, die auf dem Brunnen iſt, war tröſtlich. Auch im Fichtenwald war ich, wohin ein Weg führt, den eine große, ſchöne Sonnenuhr ſchmückt, und die kleinen herrlichen Laubgänge, die großen Buchen, dann und wann unterbrochen mit Sitzen. Es ruht ein Friede über dieſer Landſchaft, der ſo recht im Gemüth Segen gibt. Die Sonne ſpiegelte ſich ſo ſchön in dem Teich, und die Schwäne folgten uns, die langen Furchen auf der Fläche ziehend, nach und waren wie gute Geiſter mit ihren geiſtigen Schwingen. Die Störche ſind aber fort, die auch ſonſt ſo wunderbar auf den Wieſen herumzogen. Das Wirthshaus, das auch eine hübſche Gruppe über dem Teich bildet, hat nun zwei Flügel, und Alles iſt wohl erhalten. Die Herzoginnen von Gotha und Meiningen geben ſich dort dann und wann Rendezvous, und Sonntags ſind große Tanzpartien dort; überhaupt gehen ſelten Tage hin, wo nicht Eiſenacher da ſind. Geſtern war ich aber allein mit Karl, der mich fuhr, und Emilie.

Die Frau iſt fort ſeit dem 19ten. Ich werde ſo ſchwach, fühle ich, oder ſie immer unruhiger; aber ich kann zu meinem eigenen Troſt nicht mehr Ruhe bei ihr finden, und ſie ſchmerzt mich tief; denn die Unruhe, das Schmerzliche nimmt in ihrem Weſen nur immer zu. Selbſt einer ruhig heiteren Unterhaltung, wie ſonſt, iſt ſie ſelten fähig. Und die Freude, die wir haben könnten an unſern Kindern, trübt ſie ſich, trübt ihr das Schickſal durch Manches — was anders iſt als ſie hoffte, aber was wir wohl voraus ſehen konnten. Sie hat ihre Exiſtenz zu viel auf Täuſchungen des Lebens gegründet, und nun kommen die ſchmerzlichen Züge ſchneller und greller hervor, die das Gemälde um den ſchönen friſchen Farbenton bringen. Dabei iſt bei dieſer Unruhe eine ſchmerzliche Sehnſucht nach Ruhe, die ſie nicht ertragen könnte.

Die Berge thun mir wohl, es iſt, als kämen die erſten Jugend

Eindrücke wieder, und die Hoffnung, daß es außer den Bergen auch etwas Gutes gäbe, wie ich ſonſt wähnte; doch iſt es nur Glauben; aber ich fühle mich kindlich hoffend auf das Beſſere, wo nicht hier, doch in der höhern Welt.

Rudolſtadt, den 14. Auguſt 1813.

Gnädigſte Fürſtin!

Ich bleibe nur einige Wochen hier. Die Frau hat unſre Freundin geſehen; ſie iſt noch in Böhmen, Adolphs wegen.[1]

Karolinchen iſt ſeit dem Jänner hier und hat recht gewonnen. Ihre Geſundheit wie ihre Geiſteskräfte haben eine feſtere Richtung genommen, und die Umgebungen bilden ſie günſtig aus; die gute chère mère ſetzt ihre Freude darein, ihr nützlich zu ſein. Karoline wird auch dieſen Winter noch hier bleiben.

Der Meiſter wird erwartet. Er war viel mit der geliebten Freundin.[2]

Meyer iſt nach ſeinem Vaterlande zum Beſuch. Fr. v. Stein war allein unter den Drangen in dieſer Zeit. Sie iſt abwechſelnd wohl und nicht wohl.

Ihre unterthänige

Lolo.

Weimar, den 18. November 1813.

Gnädigſte Fürſtin!

Ach die ſchönen Hoffnungen, die glücklichen Erfolge erheben mein Gemüth; ich fühle nur die Opfer, die ich brachte, weil es mich ſchmerzt, daß ich jetzt nicht Alles thun kann, was ich möchte, um meine Preußen, meine übrigen Verbündeten ſo zu empfangen und zu pflegen, wie ich wünſchte. Wir haben viel gelitten, vom April bis Oktober, und mußten die Menſchen nähren, die unter unſer Dach kamen, mit dem was wir ſo gern den Deutſchen gegeben hätten. Dazu kam die Unordnung, die Rohheit der hieſigen Behörden, die mir große Klagen erweckten. Das Ende dieſer Scenen waren die kriegeriſchen Auftritte in unſerm armen Land;[1] über mir, meinem ſtillen Hauſe ziſchten die Kugeln, und ich ſah die Blätter von den Bäumen und die Vögel aus der Luft fallen. Jetzt iſt der Erfolg unſrer Leiden ſo beglückt, und unſre Kinder werden beſſeren Tagen entgegen gehen.

---

[1] Der in öſterreichiſche Kriegsdienſte trat.

[2] Der Großfürſtin Marie in Töplitz.

Ernſt und Karl ſind mir nahe. Ernſt kam von Heidelberg an den 23. September und blieb nun hier in der Nähe, in Jena, wo er dieſen nächſten Curs ſein wird. Karl iſt in die wüſchten Bergles zurück gegangen, weil er noch gern den Unterricht des Oberförſters[2] benutzen will. Was die nächſten Zeiten über ſie Beide beſchließen, ſteht bei Gott; würdig fühlen ſie, was ſie möchten, und werden ihres Vaters Namen Ehre bringen, wo ſie ſind.

Die arme Frau hat ihres Sohnes Wünſchen nachgegeben und täuſcht ſich immer, daß er das Edle wolle, und ſie wird das Opfer ihrer Täuſchung, und es trifft immer ein auffallendes Motiv nach dem andern ein, daß er ſeine Beſtimmung verfehlt und die Mutter alle Ruhe ihres Lebens aufopfert. Es iſt ein eigener Unſtern, daß bei allem Willen und Mitteln immer etwas dazwiſchen kommt, was ihn von dem abbringt, was er ſollte. So iſt er durch Zufälle von einem Corps zum andern gekommen,[3] hat keinen Sieg getheilt und alle Laſten getragen. Geſchieht ihm ein Unglück, ſo verliert die Mutter ihre Sinne; ſo iſt ein Extrem nach dem andern möglich.

Daß wir unſre geliebte Hoheit beinahe vierzehn Tage beſaßen, daß ſie mir wie ein guter Engel erſchien, das fühlen Sie mit. Ich hoffe, ſie kehrt in einigen Wochen vom Main zurück und führt dann ein behagliches Leben. Ich freue mich, wenn Sie einmal die Großfürſtin Katharina ſehen; ſie iſt gar zu intereſſant Ich war vorgeſtern mit der Frau eine Stunde beinahe allein bei ihr; ſie ſaß zwiſchen uns, als wären wir Jahre zuſammen geweſen, ſprach ſo ſchön, ſo innig über ihren Bruder, ihren Gemahl, über die großen Begebenheiten, über Schiller, daß ſie das ganze Herz anzog und erweckte.[1]

---

[1] 21. Oktober. Schöll, Karl August-Büchlein S. 131.

[2] Kemna.

[3] Wolzogen, Geſch. des Wolz. Geſchlechtes II. S. 175.

Ich hatte eine heimliche Angſt, wieder herzukommen; Sie wiſſen, daß ich mein Haus als Schillers heiliges Andenken liebe. Ich habe es doch vor Gewaltthätigkeiten bewahrt und unter Schillers Bild wie an einen Altar mich geflüchtet. Alle Nationen ſind zu mir gekommen, um das Haus zu ſehen; aus dem innern Rußland kamen Officiere und wollten Bücher haben, die er geliebt und gebraucht hätte. Ich konnte ſie nicht ſprechen, weil ſie nur Latein ſprachen, aber es hat mich innig gerührt. Preußen, Liefländer, Oeſterreicher kamen zu mir und weinten mit mir; und die Erzählung von Schillers letzten Tagen beweinten ſie mit mir.

Ihre

Lolo a.

Den 25ſten.

Dieſer Brief iſt recht alt geworden, aber, geliebte Fürſtin! ich hatte viel Kummer in dieſer Zeit. Meine Emilie, Ihr Pathchen, war ſehr krank; es iſt ein Nervenfieber. Jetzt iſt nur noch die Schwäche, die ſehr groß iſt, übrig, und Gott wird helfen, daß es vorüber geht.

Knebel iſt ziemlich wohl, hat große Freude über ſein Bernhardchen und ſoll es ordentlich pflegen. Auch die Frau ſoll gütig und eine Verbindung inniger Art zwiſchen Beiden ſein. Geſehen habe ich ihn lange nicht.

Unſer alter Meyer iſt noch in Zürich, und ich bin froh, daß er unſre Unfälle nicht getheilt hat und ſeine Geſundheit in der kräftigen Schweizerluft ſtärkt. Der Meiſter iſt wohl und freundlich mit den Freunden.

---

[1] Beide Schweſtern kamen am 8. Novbr. zurück und reiſten am 18. nach Frankfurt.

Pr. an L. Ludwigsluſt, den 21. Decbr. 1813.

Der Aufenthalt in Roſtock (ich ſchrieb es Ihnen wohl noch von dort?) war mir in ganzer Hinſicht ganz angenehm. Die Luft iſt dort obwohl rauh, doch frei und ſeemäßig; die alte Seeſtadt ſieht noch aus wie im Mittelalter ſelbſt, nämlich nicht veraltet und räucherig, ſondern die Giebelhäuſer mit gothiſch gewölbten Fenſtern und Thüren und durchbrochenen Zierrathen ſind wohlerhalten, blank und rein und ſehen wie eben erbaut aus. Von den hohen Wällen rings um die Stadt ſieht man auf bebaute Ebenen, auch auf eine Art von Thal, wo die Warna ſich durchſchlängelt, die gegen Mitternacht der Stadt vorbeifließt und Schiffe mit ſich fortnimmt, die ſie nach Abend zu der Oſtſee zuträgt. Thürme, Thore, Mauern und Brücken der Stadt ſehen beſonders altſtattlich aus, und vom Wall aus wechſelsweiſe auf Stadt und Land blickend fiel mir immer die Stelle aus Fauſts Oſterfeſt ein, wo er das Volk aus den Stadtthoren heraus ins Freie ſtrömen ſieht. Hier hätte Fauſt auch ſolche Betrachtungen machen können. Mehr Verkehr, mehr Zuſammenfluß und mehr Abwechslung des gemeinen Lebens waren auch dort, wozu die Zeitumſtände auch das Ihrige beitrugen; denn manche Fremde waren dort verſammelt.

Die Umſtände wurden indeſſen günſtig, und während ich abreiste, rückten die Alliierten hier aus der Gegend vorwärts nach Holſtein. Eine für uns eben erſt erlöſten Continentalen intereſſante Erſcheinung waren engl. Regimenter, welche in Roſtock eine Zeit lang lagen. Ihr eigenthümliches Weſen, ihre äußerſt zweckmäßige pünktliche Einrichtung, ihre freimüthige, ſelbſtſtändige Haltung, ſo daß jeder Einzelne wie ein Menſch für ſich und nicht blos wie ein Glied vom Ganzen ausſieht, ihre reinliche, wohlhabende Kleidung machte ihren Anblick ganz wohlgefällig und intereſſant. Das eine Regiment hatte ſonſt Lord Wellington gehört; früher hatte er in ihm gedient; zwanzig Jahre beinahe war es in Oſtindien geweſen, und hatte an dem Tage mitgefochten, wo Tippo Sahib fiel. Der Obriſt des Regiments hieß Gore und war kein übler Mann

Seit geſtern haben wir einen Verwundeten im Hauſe, den wir pflegen, und das iſt mein Schwager Guſtav. Am 10. war eine Affaire im Holſteiniſchen in der Gegend der Eider. Graf Wallmoden wollte ein Corps Dänen von ihrem Rückzug auf Rendsburg abſchneiden. Da es von den Schweden nicht verfolgt wurde, fiel es ſtärker auf das Wallmodiſche Corps, als zu vermuthen ſtand; deſſen Theil Cavallerie, welche dabei war, rettete durch ſeine Tapferkeit den ſchon verloren gehenden Sieg, wobei ſich beſonders die Mecklenburger reitenden Jäger auszeichneten, namentlich Guſtav. Er bekam einen Schuß in die linke Hand und verlor die beiden mittleren Finger. Uebrigens iſt er wohl und hofft auf baldige Beſſerung, die ich ihm von Herzen wünſche. Mich jammert dieſe Verwundung, die ihm ſonſt allen Ruhm bringt. Seine Lieblingsbeſchäftigung, die Muſik, iſt für immer für ihn verloren.

L. an Pr. Weimar, den 2. Jänner 1814.

Gnädigſte Fürſtin!

Die Angſt um meine Kinder, deren Schickſal ich immer weniger in der Gewalt habe, je älter ſie werden, liegt mir in manchen Momenten recht auf dem Herzen. Es würde mich aber auch ſchmerzen, wenn ſie nicht kriegsluſtig wären; und doch traure ich, daß ein hartes Loos ſie treffen kann, denn ich habe gar zu viele trübe Eindrücke bekommen in dem vorigen Jahr und alle Noth dieſes Geſchickes empfunden.

Ernſt iſt auch ſo kriegsluſtig, und ich habe Manches zu bedenken, denn ſeine Conſtitution, wie ſeine Talente, möchte ich für andere Zwecke aufbewahren, und ich hoffe auch, es ſind nur vorübergehende poetiſche Gedanken, aber wenn ſie aufſteigen, ſind ſie mir doch wie ſchwere Gewitterwolken.

Geſtern war es recht glänzend am Hofe. Daß einem die liebe Mutterſprache entgegen kommt, daß man brave Deutſche ſieht, thut recht wohl! Ihr Herr Vater ſieht ganz verjüngt aus und heiter. Ihr Herr Bruder hat ſich die Uniform der Freiwilligen machen laſſen und ſieht ſehr gut aus; ich habe geſagt, er ſoll ſich für Sie ſo malen laſſen. — Die pequeſchenartigen Röcke geben etwas Altdeutſches, und dabei iſt die Geſtalt ſehr gut ausgezeichnet. Werther, der Adjutant iſt bei Ihrem Herrn Vater (habe ich verſtanden), ſieht auch wie ein alter Ritter aus, aber einer, der den Pokal eben ſo gern ſchwingt, wie den Säbel. — Ich habe ordentlich ein anderes Leben, und wenn ich erſt über die Söhne ſorgenfreier bin, und meine Kraft hergeſtellt iſt, dann würde es mir noch angenehmer ſein.

Die geliebten Nichtchen ſind Engel, ich möchte ſie mit Prinz Albrecht ſehen. — Prinzeß Marie wird vortrefflich behandelt von der Martin, die ein rechter Segen iſt. Prinzeß Auguſte iſt wie ein Kind auf einem engliſchen Kupferſtich, ſo friſch, kindlich und gutmüthig. Sie ruft mich ſo herzlich Aller.

Ihre Reiſerelation, der liebe Umriß Ihres Lebens iſt wunderſchön; ich ſehe Alles mit; die weißen, gut erhaltenen, gothiſchen Fenſter in Roſtock und die Inſel Rügen, Stubbenkammer wollte ich malen.

Ich werde den armen Körners, deren Sohn leider geblieben iſt, und die mich unendlich ſchmerzen, wiſſen laſſen, daß ſein Grab Ihnen nahe iſt, daß Sie wie ein ſchützender Genius dort walten. Es muß die Eltern beruhigen; ſie ſind in der Verzweiflung. Jetzt hat er viel zu thun bekommen, er iſt einer der vier Gouvernementsräthe, und der Kaiſer Alexander hat ihm den Annenorden geſendet. Er wird thätig ſein, wird wirken; aber nur überheilen wird dieſe Wunde!

Ihre unterthänige, treue

Loloa.

Der Meiſter iſt theilnehmend und freundlich, doch nicht ohne Sorgen![1]

Der dritte Theil iſt nur in Aushängebogen erſt ſichtbar. Er hat mir zwei Bücher davon mitgetheilt, die wunderbar ſchön, lebendig und anziehend ſind. Man wird ordentlich mit jung und aufgelebt.

---

[1] Er hielt ſeinen Sohn vom Eintritt ins Militär ab.

L. an Pr. Weimar, den 13. Jänner 1814

Gnädigſte Fürſtin!

Vorgeſtern iſt Karl abgereiſt, als Junker bei den ſächſiſchen Uhlanen. Daß er hier als Jagd- und Hofjunker ſchon in Uniform herum gegangen, müſſen Sie Sich auch vorſtellen. Seit dem Oktober hat ihm Ihr Herr Vater dieſen Titel gegeben. — Ob ich gleich alle Pflichten fühle und in meinem Herzen nicht unwerth an diejenigen mich anſchließen darf, die Opfer mit Faſſung bringen, ſo iſt es doch ein Riß in meine Exiſtenz, den mir nicht leicht eine Begebenheit wieder heilen kann, denn ich lebe nur in den geliebten Kindern und habe zu viel ſchmerzliche Scenen erlebt, zu klar geſehen, welchem Schickſal er entgegen gehet, um nicht meine Ruhe aufzugeben.

Karl hatte ſich als Freiwilliger bei Ihrem Herrn Vater gemeldet. Als Wolzogen kam, gab er mir den Rath, daß Karl lieber bei einem regulären Corps ſolle Anſtellung ſuchen, da es einige nicht unbedeutende Vortheile hat, und er doch den Dienſt auch lernt ergreifen und einſehen. Ihr Herr Vater, der ſich mit viel Gnade und Theilnahme gezeigt hat, hat Wolzogen verſichert, Karl ſolle dahin, wo er es für gut und nützlich für ihn hielte, und wo er am beſten wäre. Auch die Hoheit, ſeine geliebte Beſchützerin, hat eingewilligt und ſich mit Liebe und Antheil wie immer gegen mich gezeigt.

Wolzogen kann ihn vielleicht in der Folge auch näher um ſich haben, das wäre mir lieb. Er hat ſich ſo theilnehmend brav gezeigt und kann als Chef dieſes Corps immer wiſſen, wo Karl iſt, und ſein Schickſal in ſeiner Hand halten.

Unſre Stadt iſt plötzlich ein Lager geworden. Freiwillige zu Pferd und zu Fuß üben ſich, und Alles will ſich rüſten. — Werther iſt Rittmeiſter bei den Jägern, nicht Adjutant. — Herd und Hof wird verlaſſen, um ins Feld zu ziehen. Die Künſtler werfen ihre Paletten hin, die Studenten ihre Bücher. Knebels Sohn iſt auch Junker beim hieſigen Bataillon und iſt ſchon fort. Ernſt hatte große Luſt auch zu gehen, doch iſt er mit ſich einig, hoffe ich. Er iſt noch nicht in dem Alter und ſeine Geſundheit doch noch nicht ſo feſt, als er es ſelbſt denkt. Ich hoffe, er bleibt bei ſeinen Rechten, denn jetzt wird es erſt wieder gut, Rechte anzuerkennen und zu üben, da es für Deutſchland und Deutſche gilt, der Code N. vernichtet wird, hoffe ich, und ein neues Leben beginnt.

Ich muß Ihnen, geliebte Fürſtin, erſt die liebe Hand küſſen für den Antheil an dem Pathchen, ehe ich noch andere Dinge berühre. Sie hat nun ihre Stunden wieder angefangen und ſtrickt nebenbei Socken für die kranken Preußen; ſie war aber ſo ſchwach, daß ich Alles fürchten konnte.

Ich ſollte Ihnen längſt auch etwas von der guten Geheimeräthin Voigt ſagen, die Sie verehrt und liebt und mich oft nach Ihnen fragt. Die guten alten Leute ſind wie wahre Heilige und tragen ihren Schmerz[1] mit Ergebung, und dabei haben ſie ſo milde Theilnahme für andern Schmerz. Ich gehe oft hin und zeige ihnen Liebe und Antheil, wo ich kann. Die Schwiegertochter iſt gut und geſetzt.

Luiſe Wieland iſt Braut mit Doktor Emminghaus in Jena, und da der Vater noch um dieſe Bewerbung wußte, ſo iſt es ihr doppelt tröſtlich. Es iſt ein guter und kluger Menſch. Die holde Erſcheinung des freundlichen Greiſes fehlt mir immer, und eigentlich können ſeine Werke ihn mir nicht erſetzen, denn er war einer von denen, die immer neu und reich ſich in der Unterhaltung geſtalten, und der Hauch des Geiſtes war ſo anmuthig, mit dem er die Begebenheiten wie die Dinge um ſich belebte.

Der Meiſter iſt thätig und ziemlich wohl; ſo recht geiſtig aufgelegt ſcheint er nicht. Mit dem Magnetismus gibt er ſich auch ab und hat etwas darüber geſchrieben; er wird es einmal bei

---

[1] Um den Verluſt ihres einzigen Sohnes.

Ihrer Frau Mutter leſen. Wenn er mit ſeinem hellen Geiſtesblick dieſe merkwürdige Erſcheinung wie die Farbenlehre beleuchtet, ſo freue ich mich.

Frau von Stein iſt oft leidend und von den Sorgen des Lebens befangen, und ich habe lange kein recht erhebendes Geſpräch gehabt; die Noth über ihre Bedienung raubt ihr viel Kraft des Geiſtes.

Die Frau iſt auch angegriffen und leidend, doch aufgelegt zu ernſten Dingen. Ich hoffe und wünſche, daß Adolph ihr Freude bereite. Er war hier, er wird dem Schutz ſeines Onkels manches Gute verdanken. Ihre

unterthänige, treue
Lolo.

Den 24. Februar 1814

Gnädigſte Fürſtin!

Ich bin beinahe ungeduldig, die Entſcheidung der Weltbegebenheiten zu ſehen, denn es thürmt ſich immer fürchterlicher zuſammen, und alle Macht beinahe iſt concentrirt auf einem Punkt. Mein Haß iſt begeiſtert, wenn ich mir denke, daß der dauernde Friede von Frankreich noch an einem Leben hängt; denn ſo ein böſer Wille iſt nur einmal erſchaffen, und iſt dieſer für dieſe Welt vernichtet, ſo erhält das Gute wieder die Oberhand, und das wünſche ich für Frankreich wie für uns.

Sie können doch der Stael ihr Werk bekommen? oder Sie haben es früher als wir von Berlin? Es ſind im erſten Theil, woraus ich Manches kenne, ſehr ſchöne Sachen, ſchöne Aperçus; aber doch iſt die Kluft zwiſchen deutſchen und franzöſiſchen Anſichten, was Poeſie und Geſchmack betrifft, unausfüllbar und unvereinbar. Was ſie über Goethe, Schiller ſagt, iſt recht ſchön, doch, fühlt man, hat ſie dieſe genialiſchen Geiſter nicht ganz faſſen können. Geiſtreich und elegant ſpricht ſie immer, aber die Seele, die liebt, hätte andere Worte, andere Bilder — und das eigentliche Gemüth des Geiſtes vermiſſe ich.

Des Meiſters dritter Theil iſt erſtaunend ſchön, klar und gemüthlich; einige Bücher kenne ich noch nicht; ich hoffe, er wird ihn Ihnen früher ſenden, als er im Publikum erſcheint.

Ich denke mir meine geliebte Herrin wieder außer Bett,[1] die erſtarrte Erde nicht achtend und ſich des blauen Himmels wie der Sonne erfreuend.

Mein Uhlane war in ſeinem letzten Brief in großer Hoffnung auszurücken und ſollte über Eiſenach nach Coblenz; doch glaube ich noch nicht ſo beſtimmt daran. Er exerciert einſtweilen und lernt ſein Pferd behandeln. Er ſieht ſehr hübſch aus; freundlich und wohlgemuth trabt er auf ſeinem Thier und denkt wie der Holkiſche Jäger in Wallenſteins Lager, ſieht mild und ernſthaft aus, doch wie wenn er auch auf das Geſindel unter ſich herabblickte.

Ernſt iſt viel ruhiger und beſonnener in Jena. Er iſt fleißig, ſtudiert Latein und den Juſtinian; Geſchichte hört er bei Luden und iſt nie müßig. Er hat einen feinen Weltſinn, den ich nicht in ihm erwartete, ſehr viel Verſtand, Urtheil und Scharfſinn. Der poetiſche Sinn entwickelt ſich nicht ſo, als ich ehemals glaubte, doch ſagt er, daß Alles ſeine Zeit habe, daß er jetzt ſammeln müſſe, um einſt hervorzubringen; und je reicher er in ſich würde, je mehr könne er wieder ausſprechen; und darin hat er wohl Recht. Er reitet und ficht und iſt recht gewandt.

Ihre unterthänige

Lolo.

Weimar, den 10. März 1814.

Gnädigſte Fürſtin!

Ich habe viele Gründe, Ihnen heute eben zu ſchreiben; erſtlich will das liebe Nichtchen mir ein Briefchen ſenden; zweitens möchte ich Ihnen, geliebte Fürſtin, beſchreiben können, wie lieblich und hold die geliebte Schweſter ſich mit den zwei Brüdern geſtern Abend ausnahm. Die beiden Großfürſten ſind gar hübſch. Der ältere gleicht ſeinem Bild noch ſehr und hat die ſchönen Augen und eine ganz griechiſche Naſe. Das Unterkinn geht nach dem Kunſtverhältniß des übrigen Geſichts zu weit und zu ſtark vor; doch iſt der Mund fein und anmuthig. Wenn er das reifere männliche Alter haben wird, wird er einer der ſchönſten Männer; aber doch iſt Kaiſer A. ſchöner geweſen. Mir iſt jetzt das Jugendliche, Kindliche noch ſo lieb. Der zweite hat mehr Aehnliches von der Familie der Kaiſerin Mutter und hat Züge von unſrer Hoheit; doch iſt er ſtärker und ſieht ſo heiter in die Welt und ſo klug. Beide haben etwas ſehr Angenehmes. Ueber die Hoheit ſelbſt habe ich mich aber immer am meiſten gefreut, denn ſie ſah ſo heiter aus, ſo liebend, und ſorglich doch wie eine ältere Schweſter und doch ſo jugendlich dabei, daß man beinah nicht glauben kann, daß ſie viel älter iſt. Geſtern früh um ſieben Uhr kam der Großfürſt Nikolaus mit der Courier-Chaiſe oder Schlitten und überraſchte die geliebte Schweſter. Der andere kam etwas ſpäter. Es war Theater und nach dem Theater Cour und Souper, wobei ich auch erſchien. Im rothen Zimmer, bei den Hackerts, verſammelten wir uns, und in der Gallerie war ein ſtattliches, ſchönes Mahl für 58 Couverts. Vorher erhielten wir noch frohe Nachrichten, und haben wir Nachbarn unter uns Blüchers Geſundheit getrunken am Tiſch.

---

[1] Nach der Geburt der Herzogin von Orleans.

Karl zieht dem Rhein zu und iſt wohl jetzt in Wetzlar. Hätte er den Werther ſo ſtudiert wie ich, ſo wallfahrtete er nach Wahlheim, dafür hat er ſich an der Geſchichte der Niederlande erfreut und wird nicht fremd erſcheinen dort als Sohn ſeines geliebten Vaters.

Ich habe momentan recht viel Sorge und traurige Eindrücke in meinem Hauſe, weil die Folgen des Kriegs ſich zerſtörend zeigen. Es ſtirbt meine alte treue Schaffnerin,[1] die die guten Luftkuchen machen konnte, die Sie auch Ihres Beifalles würdigten. Sie hat zwanzig Jahre, ſo lang wie Karl lebt, die

[1] Chriſtine

Kinder gepflegt, mit mir viel erfahren. So eine alte gewohnte Geſtalt, ob ſie gleich nicht erfreulich war, vermißt man immer. Die vielen Schreckensſcenen und rauhen Aeußerungen der franzöſiſchen Gäſte haben ihr Gemüth geängſtigt, ſonſt hätte ſie wohl den Magenkrampf noch länger ertragen können.

Ihre treue, unterthänige

Loloa.

Der Meiſter, den uns Gott erhalten wolle, iſt wohl und fährt auf dem Schlitten. Auch Meyer iſt wunderbar wohl.

Den 15. März 1814.

Gnädigſte Fürſtin!

Ich ſchreibe Ihnen aus dem Hauſe der Frau, wo ich ſeit ein paar Tagen hauſe, um die trüben Eindrücke zu zerſtreuen oder ſie nicht phyſiſch zu fühlen, denn es war ein unausweichbarer, ſchmerzlicher Eindruck; die arme, alte Chriſtine hat ſo viel gelitten, ſie iſt aber nun frei durch den Befreier aller Schmerzen.

Der Miniſter Pleſſen, der mir gar ſehr intereſſant iſt, iſt vor einer Stunde von uns gegangen, und wir haben lange wie alte Bekannte geſprochen. Er iſt Ihnen recht zugethan und hat Ihr liebes Weſen ſo ſchön, fein und zart aufgefaßt, und weiß, was Sie Allen ſind. Ich ſage nur immer, wenn mir Jemand über Sie etwas ſagt, das habe ich alles von meiner Prinzeſſin ſchon gewußt. Und wer mir etwas Böſes ſagen könnte, der könnte mir nur etwas Neues ſagen. Das Gute kenne ich von Ewigkeit in Ihnen.

Ich habe dem Herrn v. P. auch aus meinem Herzen für die Liebe gedankt, die er unſrer Henriette und Röschen zeigte. Er hat mir recht gefallen; er hat etwas ſo Kluges, Feinfühlendes, Leiſeverſtehendes, und überhaupt iſt er ſehr verſtändig und ſpricht ſehr gut. Ich habe allen Reſpekt vor meiner Fürſtin Diener. So ein Mann iſt viel werth. Wir werden hier immer ärmer, denn der alte Voigt wird recht abgeſpannt. Der arme Ami Einſiedel verliert auch ſeine Regſamkeit und Empfänglichkeit. Die Uebrigen kennen Sie, die die Stael klaſſificiert. Mein Präſident Gersdorf ſteht ganz allein unter den Geſchäftsmännern, der die Geſchicklichkeit mit dem Geiſt verbindet und mit dem Wiſſen. Aber er iſt kränklich, heftig empfindend, reizbar und dadurch nicht ganz glücklich.

Der Kanzler[1] hat neulich mit der Frau bei der Schardt über die Platoniſche Liebe, auch über Werners Charitas ein Geſpräch geführt; was denken Sie davon, meine Fürſtin? Haben Sie Werners Weihe der Unkraft geleſen, worin er ſein früheres Syſtem widerruft? Die Verſe ſind in dem Sylbenmaß der Nibelungen Lieder, aber, mir däucht, platt, und die kleine ſüße Freundin hat ſogar einige Strophen überhüpft im Leſen, weil ſie ſich davor ſchämte. Sie hat das Gedicht dem Kanzler und der Frau vorgeleſen; ich war eben im Theater. Aber das mag ihr Ueberwindung gekoſtet haben, etwas nicht ſo gut finden zu können.

Sie werden ſich recht erzählen laſſen, denn der Miniſter kommt an einen bedeutenden Schauplatz. Ach, wenn nur erſt die Alliierten wirklich in Paris wären! Wenn nur Napoleon todt wäre! Sonſt bleibt doch keine Ruhe in der Welt. Ich gehe gewiß wo möglich nach England mit meinen Kindern, oder nach Rußland, wenn er über den Rhein je wieder kommen könnte. Nach Perſien wollen wir alsdann gehen, nicht wahr? Es muß recht ſchön ſein, das alte Kolchis und Iberien.

Der Meiſter, dem ich heute früh ein Billet ſchrieb und vortrug, er ſolle Ihnen ein Exemplar des dritten Theils ſeines lieben Lebens ſenden, hat mir zärtlichſt geantwortet, daß es ihm unmöglich ſei, denn er habe nicht einmal die Aushängebogen zu Hauſe. Er ſchreibt mir, daß er durch eine ſo gute Gelegenheit der Fürſtin die neue Ausgabe von Hermann und Dorothea ſendete. Der Schluß ſeines Billets iſt recht traurig: „Ich hoffe auf Frühlings Anfang. Aeußere und innere Leiden vermiſchen ſich ſo, daß man kaum weiß, woran man iſt. Der Ihrige G.“

---

[1] v. Müller.

Wenn ich nur wüßte, was ihm eigentlich abgeht. Ueber ſeinen Sohn habe ich manche Kämpfe. Ich finde es natürlich, daß der Vater in ſeinem Alter Alles thut, um ihn nicht Militair werden zu laſſen; es iſt doch eigentlich die einzige Freude, die er von ſeinem häuslich ehelichen Leben hat. Und dann hat auch der Sohn nicht den eigenen Trieb. Da es den Vater glücklich macht und den Sohn nicht unglücklich, ſo gönne ich es ihnen. Und doch gibt es hier und da Menſchen, die die Achſeln zucken darüber. Karl hätte ich um keinen Preis, auch wenn ich darüber geſtorben wäre, abgehalten, denn ſeine ganze Exiſtenz, ſein ganzes Weſen wäre zerknickt geweſen, er hätte melancholiſch werden können. Aber da Auguſt ſelbſt nicht den Trieb hatte, ſo bin ich des Vaters wegen froh, daß ſeine Neigungen mit dem Glück des Vaters übereinſtimmen.

Daß Sie ſo thätig ſind, für die Kranken ſorgen, die Krieger ausrüſten, das freut mich ſehr; ich habe es aber ſchon geglaubt, ohne es zu wiſſen. Ich ſtricke auch Socken für die Soldaten; meine Lieblinge ſind aber doch einmal die Preußen, und an dieſe richte ich im Geiſt auch alle meine kleinen Mühen und Arbeiten. Welche Kraft, welcher Muth lebt in dieſer Nation auf! Wenn Schill noch lebte! der brave Kettenburg!

Neues Bedeutendes kenne ich in dieſem Moment nicht. Die Staël[1] haben Sie näher aus Berlin. Was ſie über Schiller ſagt, iſt doch ſehr ſchön und wahr. Wir wiſſen wohl noch etwas anders zu ſagen, aber es iſt doch als aus ihrer Natur geſprochen, ein hübſches Kreyon. Mit des Meiſters Charakteriſtik bin ich nicht ſo zufrieden.

Ihre treue, unterthänige

Delph.

Hierher gehört vielleicht das nachſtehende abgeriſſene Blatt, deſſen Anfang ſich auf Goethes Sohn zu beziehen ſcheint; denn G. Frau lebte noch.

die die Familie ſehr beunruhigt. Ich hätte es in ſeiner Lage ihm nicht übel genommen, da er doch im Grund verliebt iſt. Nur die

---

[1] De l'Allemagne.

Wahl war zu fürchten. Es iſt eigen, daß Goethe die weibliche Natur ſo wahr ſchildert, daß er die kleinſten Züge ſchön aufgefaßt hat. Aber weder eine Leonore, noch Natalie ſind ihm ſelbſt im Leben begegnet, und was ihn umgab im Leben und in der Wirklichkeit, kann ihm den Glauben an ſeine Schöpfungen nicht erhöhen. Er ſoll oft ſehr ernſt und düſter geſtimmt ſein. Seine Freundinnen können nur Wünſche für ihn thun. Er ſieht wenig Menſchen und immer nur Einzelne. Er beſchäftigt ſich des Abends mit Diktieren. Seine einzelnen Aufſätze über die Naturſtudien ſind mir immer lieb. Er ſelbſt hat es auch geſagt, daß das Studium der Natur und die Erfindungen der Phantaſie im Nachahmen das Bleibende in Allem ſei. Wie würde ihm jetzt Schiller ein Troſt ſein, der wie ein guter Genius über ihm ſtand in früher Zeit! Wie viel iſt im lebendigen Umgange dieſer beiden Menſchen zur Sprache gekommen!

Weimar, den 24. März 1814.

Gnädigſte Fürſtin!

Es iſt mir recht erfreulich, daß der Meiſter eher allein unſre geliebte Freundin beſucht, denn da lernen ſie ſich am beſten kennen; doch ſagt ihr eigentlich Wielands Geiſt mehr zu, ich kann mir es erklären, denn den Meiſter ganz zu verſtehen wie er iſt, dazu gehört eine Poeſie des Gefühls, die bei dem größten Verſtand nicht ſo ausgearbeitet iſt. Er will auch oft errathen ſein und ſpricht ſich nicht klar ſelbſt aus, man muß mehr mit der Liebe als mit dem Verſtand dieſer Natur entgegen kommen. Dieſe ganz rein kindliche Natur, und ſelbſt die Einfachheit und Strenge der moraliſchen Anſichten im Umgang mit Wieland erwecken Ehrfurcht und kindliche Liebe zugleich, und das kindliche Hingeben und Ehren iſt dem Herzen der geliebten Freundin ſo eigen.

Ich habe hier noch eine Angelegenheit vorzutragen, die ich ſonſt verſäumen möchte, und ich eile damit. Ich lege eine Ankündigung von Beckers Noth- und Hülfsbüchlein bei, wenn Sie es noch nicht kennen; Sie denken ſo thätig für das Wohl Ihrer Vandalen, meine Fürſtin, daß ich wohl glaube, Sie halten das Buch für ein nützliches Geſchenk. Jetzt kann ich auch ſagen, Ihnen ſagen, wie mich das Schickſal des armen Becker geſchmerzt hat. Manche ſchlafloſe Nacht hat es mich gekoſtet, wenn ich mir ihn hülflos, krank im Kerker dachte. Als ich in die Stadt reiſte, bin ich zu ihm gegangen und fand ihn beſſer ausſehend als ſonſt, und mit einer philoſophiſchen Ruhe über ſeine Gefangenſchaft ſprechend, die rührend iſt. Er ſagte ſo herzlich, daß Unglück immer auch heilbringende Folgen habe, denn auf ſeine Söhne habe ſein Loos einen ſehr ſegnenden Eindruck gemacht. Sie wären ſo thätig und brav geweſen und kräftig, und die Liebe und Eintracht ſeiner Familie habe ihnen auch den Schmerz erleichtert um ihn. Es war mir, als müßte ich eine Wallfahrt thun, da ich in das Haus trat; man wird es noch erfahren, was der arme Becker gelitten, und wie ſeine Verfolger ſchändlich und klein ſind. Fänden Sie unter Ihrem Güter beſitzenden Hofſtaat vielleicht auch Menſchen, die ſich für Becker intereſſieren, ſo weiß ich, Sie verbreiten dieſe Ankündigung gern.

An Gröben ſchreibe ich auch bald. Aus Belgien ſind gute Nachrichten gekommen. Alles iſt wohl und die Belgier gut und zuvorkommend. Lebensmittel gibt es, und die Truppen leiden an nichts Mangel. Mein Karl iſt nun auch dem Lande näher als mir! Sein letzter Brief war aus der Nähe von Koblenz. Er konnte nicht erwarten, den alten Rhein zu ſehen. Gott ſegne Sie.

Ihre treue, unterthänige

Delea.

Die arme Amelie ſchreibt recht lamentable Briefe. Sie hat ihr Vermögen in Deutſchland verzehrt, und der Gemahl, was er in Schweden deponiert hatte, nach ſeiner Verſicherung. Er ſoll in Berlin ſein; ich fürchte noch rechte Verlegenheiten für ſie. Sie ſchreibt ihrer Tante aus Heidelberg in der größten Unruhe; mit dem Mann ſcheint ſie ſehr geſpannt.

Weimar, den 7. April 1814.

Gnädigſte Fürſtin!

Heute wollte ich Ihnen, nachdem ich die liebe Hand an mein Herz gedrückt, ſagen, daß Karl mir vom 25. März geſchrieben, aus einem Hofe oder Dörfchen bei Lüttich. Er kam den Tag in Aachen an, als der Durchlauchtige Gemahl vor Jülich zog, und hatte unterweges die Freude, Rantzau zu begegnen, als rüſtigem Jäger-Offizier; wenn der Sänger nur ſeine liebliche Stimme nicht verliert! Ich weiß wohl, daß ihm ſein jetziger Lebensplan der iſt, welcher ſeinem Herzen angemeſſen iſt, aber ſeine Stimme liebe ich doch ſehr und kann mich doch nicht entbrechen, gute Wünſche zu ihrer Erhaltung zu thun. Karl iſt bei Fiſchenich geweſen, der ihn mit großer Liebe aufgenommen, und Karl ſchreibt: es iſt ein prächtiger Menſch und flößte mir gleich bei der erſten Zuſammenkunft Liebe und Vertrauen ein. Es hat mich ſo gerührt dieſes Zuſammentreffen, und wie wird Schillers theures Andenken das Herz des Freundes bewegt haben! Ich weiß nun Karl durch dieſes Zuſammentreffen um einen freundſchaftlichen Rath und Troſt reicher, wenn ihm etwas begegnen könnte, wo er Hülfe brauchte, und dieſes Gefühl iſt ein Geſchenk des Himmels, das ich erkenne. Karl beklagt, daß er nicht einen Tag früher nach Aachen kam, um ſeine Aufwartung dem D. Erbprinzen zu machen; ich weiß auch, daß er ihn gnädig aufgenommen hätte und ihn aus Liebe für meine geliebte Fürſtin auch ſeines Schutzes verſichert haben würde. Er zieht übrigens mit ſeinem Fuchs, der groß und ſtark iſt, um den Reiter, der größer wie Ziegeſar iſt, tragen zu können, in der Welt zufrieden herum, freut ſich wahrhaft aller ſchönen Gegenden und ſucht gern meine und die Freunde des geliebten Vaters auf. Ich hoffe, wenn er zum Onkel Louis[1] kommt, wird ihn dieſer auch brauchen können; er ſchreibt auch gern und kann dadurch dem Onkel nützen, der ſo mannichfache Geſchäfte hat. Dieſer hat eine ſo zarte Anhänglichkeit an meine Schweſter und meine Familie und wird menſchlich thun, was möglich iſt, um Unheil zu verhüten. Daß ich dieſe Umgebungen für Karl weiß, iſt mir recht tröſtlich.

---

[1] Dem General Ludwig v. Wolzogen.

Knebel hat auch gute Briefe von ſeinem Sohn, die Frau von Adolph. So iſt mit den übrigen guten Nachrichten unſerm Leben doch ein Chor von ſtillen Freuden mitleidig beigeſellt.

Neulich ging ich zum erſtenmal ſeit dem Oktober auf die Chauſſee nach Erfurt zu; da kommen alle Bilder der Kriegsſcenen wieder ins Gedächtniß, denn alle Gärten ſehen zerſtört aus, alle Häuſer entweder vernichtet oder leer, alle Pflanzungen zertreten. Die Natur wird heilen, was die Menſchen nicht ſchnell wieder herſtellen können, und in den Teppich der Flur wird Demeter wieder ihre Gaben ſtreuen; aber eben jetzt, wo der Schnee weggegangen, erſcheint der ganze Zuſtand wieder, wie er war. Im Park iſt alles unverſehrt, auch nach Belvedere hin. Ihren Lieblingsgang kann man noch nicht beſuchen; da ſteht noch viel Waſſer. Noch denke ich der Morgenſtunden, wo ich Ihnen und der geliebten Henriette begegnete!

Ihr Herr Bruder wird Ihnen heute, hoffe ich, auch ſchreiben, denn Graf Edling iſt angekommen zu Aller Freude, er hat die Weimar'ſchen Colonien in Belgien alle geſehen, denke ich. Ihre Frau Mutter hatte ihn ſehnlich erwartet. Ueberhaupt gehen die Poſten langſam dorthin, und ſehr ſchreibſelig iſt dieſe kriegeriſche Welt überhaupt nicht.

In Rudolſtadt, wovon Sie ſo gern hören, iſt es auch kriegsluſtig geweſen. Der Fürſt iſt bei ſeinem älteſten Onkel jetzt, um dem Gang des Kriegs zu folgen. Prinz Albert geht in dieſer Zeit zu ſeinem Onkel Ludwig. Und übrigens ſorgt die Fürſtin wie Alles, was Sie umgibt, für die Leidenden und übt ihr fürſtliches Recht auf die edelſte Weiſe. Auch unſre Hoheit iſt thätig und ſorgt edel der Noth abzuhelfen. Das Frauen-Inſtitut gedeiht; ich ſtricke Socken, auch Emilie, für die Soldaten, und Jedes thut, was es vermag. Die Prinzeß Marie hat mit ihren kleinen Händchen ſchon manche Leibbinde genäht. Schöner wird Prinzeß Auguſte werden, glaube ich. Sie gleicht der Hoheit am meiſten, und ihre Geſtalt entwickelt ſich recht ſchön. Sie liebt Emilie ſehr und hat ihr geſtern immer das kleine niedliche Händchen gereicht und liebe Emilie gerufen. Prinzeß Marie iſt eigentlich viel ſanfter als die Schweſter und läßt ſich viel von ihr gefallen.

Die gute Frau von Wedel iſt immer leidend. Ich kann mir den Hof eigentlich nicht ohne ſie denken. Und doch fehlt ſie jetzt ſehr oft die Sonntage!

Ihre treue, unterthänige

Loloa.

Weimar, den 17. April 1814.

Gnädigſte Fürſtin!

Wie anders erſcheint die Welt nun, da wir den edlen Kaiſer Alexander in Paris wiſſen, da von ihm aus auch ein höheres Geſchenk, der Friede, ausgehen wird. Ich habe die ganze Woche in Poeſien gedacht und hätte ſie gern immer auch ausgeſprochen. Den Sonnabend[1] früh kam Jagemann an, und die Hoheit, die eben den ſtillen Sonnabend in ihrer Kirche feierte, ließ auch ein Te Deum ſogleich ſingen, und mit einer großen Volksmenge wurde ſie in den Schloßhof begleitet. Man hat ſie beinahe getragen; Damen, Schauſpieler, alle Stände waren untereinander, und der laute Jubel erſchallte. Sie ward ganz gerührt, die geliebte Fürſtin, und ſank beinahe athemlos auf einen Seſſel in ihrem Zimmer. Dies weiß ich vom Hörenſagen. Auf dem Markt wurde ein Danklied geblaſen, und das ganze Volk ſang mit; die Frau auch; ſie war mit Herrn Bertuch eben dort. Ich kam ſpäter aus meiner Zelle, aber noch zu rechter Zeit, um Ihre Frau Mutter zu begrüßen, die einſtweilen, als der laute Jubel erſcholl, im Park ſpazieren war. Man brachte ihr auch ein Vivat, aber ſie konnte ſich nicht zeigen. Die Freude des Volks äußerte ſich im Schießen; alle Feuerſchlünde krachten, ſogar kleine Kanonen brachte man neben das Schloß. Ich habe mich innig erfreut; denn ſogar das Schießen hat mich nicht erſchreckt, obgleich den Abend mein Kopf es wohl fühlte. Bei Prinzeß Marie ſah ich und die Frau unſre geliebte Großfürſtin, und wir haben ſie recht herzlich umarmt. Gott hat es wunderbar ſchön gefügt, daß nach ſolchem Kummer ſolch eine Freude kam; denn als Moskau eingenommen war, weinten wir mit ihr aus Schmerz, jetzt aus Freude.

---

[1] 11. April

Ich muß Ihnen, gnädigſte liebſte Fürſtin, doch einen ſeltenen, tröſtlichen Traum erzählen, der mir ſehr merkwürdig war. Als ich die Einnahme von Smolensk in den Zeitungen las, war ich in Rudolſtadt und legte mich recht im Herzen verwundet nieder, weil ich nun fürchtete, es ſei auch möglich, nach Moskau zu kommen. Früh morgens träume ich: ich ſei in einer Stadt, wo Militär von allen Farben und Uniformen zuſtrömte, aber ohne Waffen. Ich ſehe dem allem zu; auf einmal höre ich dieſe Menge rufen: wir gehen nach Moskau! Als ich mich darüber betrübe und ausrufe: ach Gott! ſteht Schiller neben mir, ganz in ſeinem gewöhnlichen Morgenanzug, mit einem heiteren Geſicht, und ſagt: Ach, ſie gehen nur zur Parade (zum Schein) nach Moskau. — Ich erwachte; es war heller Tag, und es war mir, als ſei Schiller eben von mir gegangen. Iſt das nicht wunderbar? So tröſtend klar war Alles; ach wäre es auch die Erſcheinung geweſen! Als den Winter nachher die große Flucht begann, und ein todter Marſchall nach dem andern durch unſre Thore gebracht wurde, die fliehenden halb erfrorenen Menſchen ankamen, da fiel mir ſchon das Fruchtloſe dieſes Unternehmens auf, und jetzt iſt es eine ſchöne Gewißheit, daß dieſes Reich des Scheins zerſtört iſt. Ich kann nur hiſtoriſch erwähnen, was alles geſchehen iſt in den Tagen unſerer Freude. Sonntag war eine ſchöne Meſſe von Haydn in der Stadtkirche, alsdann Predigt, und hernach wurde das Te Deum geſungen. Die Kirche war ſehr voll, und die Bürger fehlten nicht mit ihren Fahnen. Seitdem ſie meine geliebte Fürſtin aus unſern Mauern begleiteten, liebe ich dieſe Fahnen nicht mehr; denn daß ich Sie vermiſſe, bleibt dem treuen Herzen Ihrer Loloa doch Schmerz. Wären Sie oder ich im Elyſium, ſo würde dieſe Sehnſucht doch erſt ſchweigen, wenn ich Ihnen nahe wäre. Abends war großer Reſſourcenball, wo die Pauken und Trompeten tönten, ein Lied geſungen wurde. Montag im Theater war auch feierliche Begrüßung, und das Lied von der Reſſource (welches Ihr Herr Bruder wohl ſenden wird), von Papageno geſungen, weil die Zauberflöte gegeben. Das ganze Schauſpielhaus ſang den Chor mit. Dienſtag war Klubball, vermiſchter, denn die Hofſocietät kann nicht tanzen ohne große Hülfe, weil zu wenig Menſchen ſind. Mittwoch hatte ich eine Geſellſchaft bei mir, Hufeland von Berlin, Gersdorf, Schardt und Frau. Es ward immer nur im Geſpräche der Zeit gelebt. Mittwoch früh[1] kam Adolph von Ihrem Herrn Vater geſendet, um die Entſagung des Throns zu verkündigen. Die Freude der guten Mutter können Sie verſtehen! Adolph iſt wohl behalten, und der Umgang des Onkels thut ihm wohl. Gott wird ſeinen Segen geben, zum Guten geben. Auch Ihr Herr Vater hat ihn gelobt. Mein Karl iſt in der Nähe Thielemanns, der die Uhlanen unter ſich hat. Den jungen Helden allen wird dieſer ſchnelle Wechſel nicht ſo gefallen, wie uns; denn Karl iſt ſehr kampfluſtig; — doch haben ſie ihre Ehre gerettet, ihren Willen gezeigt und werden nicht Opfer des Kampfes, denke ich. Wenn man ſo viel Schreckenbilder ſah, wie ich, und alle Möglichkeiten des Unglücks, das im Kriege treffen kann, ſo iſts wohl zu denken, daß ich oft, wie von Furien ergriffen, die Furcht fühlte, daß auch Karl unter dem ehernen Geſetz der Nothwendigkeit ſteht. Ich habe fürchten, aber auch auf Gott vertrauen lernen, noch inniger, tiefer, ſeit ich ſeine helfende, ſchützende Macht erkannte im Herzen; deßwegen hatte ich auch Muth und klagte nicht.

Jetzt wird Ihr Herr Vater in Paris ſein, denke ich mir. Ich wünſche ſehr, daß wir ihn bald wieder ſehen mögen. Ich fürchtete ſehr für ihn, weil er keine Gefahr ſcheut. Bei Maubeuge ſoll ein Kugelregen auf ihn gefallen ſein, und er war ganz, ganz nahe. — Adolph iſt ſehr gnädig von dem D. Gemahl aufgenommen werden, und er hat's auch nicht vergeſſen, das Compliment mir auszurichten, welches er ihm auftrug. Auch der Landgraf Chriſtian hat mich grüßen laſſen; das hat mich ſehr erfreut. Ich fange wieder an mich zu beruhigen, aber ich bin ordentlich matt und angegriffen vor Freude. — Donnerstag hat mich auch Karolinchen mit Ernſt von Rudolſtadt beſucht, aber Freitag früh ſind ſie wieder fort. Im Mai wird Karolinchen erſt herkommen zu mir mit der guten chère mère. In Rudolſtadt iſt das Schloß illuminiert worden; das muß recht ſchön geweſen ſein. Ganz Deutſchland ſchießt, und ich glaube, Jedes denkt, es hätte mögen das Gewehr nach N.'s Bruſt zielen. Ich möchte, wie die Armgart im Tell, herum ziehen. Jetzt erſt fühlt man doppelt alle Leiden dieſer Tyrannei, weil man ſie ausſprechen kann. Ich habe oft nur in meinem Herzen allein ausſprechen können durch Seufzer, wie mich Deutſchland, wie ich mir ſelbſt weh machte. Eine ſchönere, glückliche Epoche wird kommen, oder iſt ſchon da; wir müſſen ſie nur auch mit Würde aufnehmen und nutzen.

---

[1] Er war am 9. aus der Gegend von Brüſſel abgereiſt, ohne Zweifel über Frankfurt; die beiden erſten Tage ſcheint er geritten zu ſein. Wolzogen, Memoiren, S. 267. Schillers Gattin an Knebel, S. 164.

Von der hieſigen Welt weiß ich nichts Beſonderes zu ſagen, weil einer Freude Hochgefühl unſre Herzen entflammt, und das wirkliche Leben nur ſo neben her getrieben wird. Der Meiſter geht nicht aus, weil er ſich nicht ganz wohl fühlt. Es ſind rheumatiſche Zufälle. Er iſt nebenbei mit ſeinem Leben beſchäftigt; ich werde ihn beſuchen, um den Dank meiner Fürſtin zu überliefern. Meyer wird bald wieder kommen; ich hoffe mit jedem Tag auf ihn.

Der arme Faucon,[1] der das Unglück hatte, vier Kinder in einem Jahr zu verlieren, dauert mich jetzt recht, und ich bin chriſtlich theilnehmend. Dieſes Schickſal iſt um den Verſtand zu verlieren. Er iſt in einer ſonderbaren Stimmung, die man nicht verſtockt, denn er erkennt unſer Glück nicht und behauptet immer, es ſei nicht ſo, wenn man ihm etwas erzählt. Sein Unglück macht, daß ich ihm verzeihe; aber es iſt mir doch nicht behaglich mit ſolchen Geſinnungen. Neulich hat er uns gebeten, eine Muſik von Pergoleſe zu hören. Aber er ſpielte die erſte Violine und wollte Alles übertönen, wie er auch ſprechend thut. Die arme Baumbach ſang mit lauter Stimme falſche Töne. Und das Ganze ward unerquicklich wie der Winterwind, der durch die dürren Blätter ſäuſelt.

---

[1] Falk.

Ihre unterthänige

Lolოa.

Pr. an L.

Ludwigsluſt, den 11. Mai 1814.

Ich hatte feſt darauf gerechnet, den Meiſter in Töplitz zu treffen, und mit Schrecken habe ich durch meinen Bruder vernommen, daß er nach Berka[1] will. Ich bitte Sie, liebſte Schlüſſeldame, ihm meinen Fußfall zu thun und zu bewirken, daß er nicht dem Neuen nachhänge, ſondern dem Alten treu bleibe, was ihm zuträglich ſein wird.

Die Prinzeſſin kam am 10. Juni nach W. und blieb dort bis zum 23., wo ſie nach Töplitz reiſte.

Töplitz, den 30. Juni 1814.

Liebe beſte Loloa! Nachdem ich geſtern Abend hier angelangt bin, muß ich Ihnen auch noch ein paar Worte ſagen.

Dresden hat mir den angenehmſten Eindruck gemacht, und als ein beſonders liebliches Bild wird mirs immer im Andenken bleiben. Die ſchöne freie Lage, die reizenden Gegenden, die ſchöne Stadt, die ſchönen Gebäude, großen Plätze, die prächtige Brücke, das Große, Wohlgeordnete, Wohlunterhaltene, zugleich Liebliche und Gefällige des Ganzen machten mir gleich beim erſten Eintritt den wohlthuendſten Eindruck. Die Kunſtſchätze ſelbſt, der Sinn und Reſpekt für das Schöne und Gute, welcher ſich in dem ganzen Sammel- und Erhaltungsgeiſt ausſpricht, das Leben und Weben des dortigen

---

[1] Goethe ging im Mai nach Berka.

Künſtlertreibens vermehrte mein Behagen. Auf der Gallerie war ich dreimal, und drei Tage war ich in Dresden. Der Chriſtus mit dem Buch war leider in die ruſſiſche Kapelle für den Augenblick gewandert. Die Madonna iſt herrlich, wie ich mir ſie auch dachte. Unter Allen machten mir aber den ſchönſten Totaleindruck die Mengsiſchen Abgüſſe. Wie wohl wird es einem unter denen. Die Antiken müßte ich genauer kennen lernen, um mich durch die Reſtaurationen nicht ſtören zu laſſen. Ueberall führte mich das Eigenthümchen (Böttiger?) herum, von früh bis am Abend, und das doch ganz intereſſante Hartmännchen habe ich auch beſucht. Nach meinem Geſchmack iſt ſein beſtes Bild das aus der Offenbarung, „und es kam ein Mann auf einem falben Pferd, das war der Tod, und ihm folgte die ganze Hölle.“ Das malte er in der Bosheit, während des Waffenſtillſtands, als die Franzoſen ſie recht marterten, und Hartmann ſelbſt erzählt ganz komiſch, wie die Franzoſen immer zu ihm kamen und das Bild bewunderten. Den Erlkönig hat er auch hübſch mit Kron und Schweif in einer hübſchen Nachtgegend gemalt. Alle die Künſtler dort ſind recht fleißig, aber das Rechte fehlt ihnen eben doch allen mehr oder weniger. Das iſt aber nur ſo meine dumme Meinung und ganz unter uns; denn was nun eigentlich das Rechte iſt, weiß ich auch nicht. Friedrich ſah ich auch und ein paar gute recht Friedrichſche Bilder, wie aus Staub, Nebel, Schnee, Luft, Sturm und Regen zuſammengeſetzt. Von Kerſting ein paar ganz allerliebſte. Ich glaube, unter uns, das iſt jetzt noch das Beſte von Allem. Graf Geßler war nicht mehr da. Körner kam öfter zu mir, und ich trank Thee bei ihnen und freute mich recht dieſer Familie. Das Andenken Schillers heiligte ſie mir doch beſonders. Da Alles in der Welt nicht vollkommen ſein darf, ſo drückte mich beim Anblick Sachſens ſein künftiges Schickſal, und es erſchütterte mich die gräuliche Pulverexploſion, von der Sie gehört haben werden.

Das Land hierher trägt durchgängig die traurigſten Spuren des Kriegs. Die Einwohner, wenn ſie nicht am Nervenfieber geſtorben ſind, ſitzen auf den Trümmern ihrer Wohnungen. Die Natur übrigens iſt herrlich, einzig, und vor Allem iſt es der Anblick auf der Höhe des Gebirgs, wo ſich ganz Böhmen vor einem hinter einem Meer von Gebirgen aufſchließt, bis in die Ebene von Prag. Ich ſah immer die Libuſſa vor mir und hätte ſie ſein mögen.

Hier iſt die Gegend ungemein ſchön, die blauen hohen Gebirge umgeben in mannichfaltigen Geſtalten das freundlich bebaute, weite Thal. Die Luft iſt ſüdlich milde. Geſellſchaft gibt es Gott Lob und Dank! gar keine. Meine liebſte iſt mein Goethe. Sagen Sie ihm, daß ich mich ausſchließlich mit ihm beſchäftigte, da er nicht her kommen und ſich mit mir beſchäftigen wollte, und ich entſchädige mich auf dieſe Art ganz gut.

Lahme und Krüppel gibt es genug hier; den ganzen Tag ſehe ich nichts als Verwundete, und eben jetzt in nächtlicher Stille höre ich noch Krücken einſam über die Straße ſchleppen. — Gute Nacht, beſte Lolo, gute Nacht!

K.

C. an F.

Weimar, den 2. Juli 1814.

Gnädigſte Fürſtin!

Seit Sie von uns ſind, bin ich ganz traurig durch die bekannten Gänge zum Vorzimmer geſchlichen, weil ich da durch ging am Montag, wo großes Souper und Muſik bei der geliebten Hoheit war; ich fand noch Ihre Blumen ſtehen und nahm mir eine Geraniumblüthe. Auch die Fenſter ſehe ich vom Stern aus oft wehmüthig an.

Es ſind noch viele Nordländer bei uns geweſen; der Fürſt Wittgenſtein mit ſeiner ſehr hübſchen Frau hat mich intereſſirt, weil ich ſeine Proklamationen voriges Jahr immer mit Sehnſucht geleſen habe; er iſt eigentlich glücklich zu nennen; er hat ſeine Frau wieder geſehen, iſt mit Ehre und Ehrenzeichen und Gütern geſegnet worden, und hat in ſich das Gefühl der Tapferkeit und des Ruhms. Ob ich gleich mich vor zu viel Glück fürchte, ſo will ich es doch glauben.

Die jüngere Tochter der Herzogin von Kurland, Gräſin Talleyrand-Perigord, war auch Montag hier und hat uns mit allen franzöſiſchen Tournuren und Mienen bekannt gemacht. So wenig Deutſches iſt an ihr geblieben, daß man ſie zu keiner Nation rechnen kann. Schöne Augen, ſchöne Züge, doch unglaublich gealtert für die kurze Zeit. Ihre Geſtalt iſt ſchön durch die Form. Es iſt aber in der Haltung etwas von Madame Stephanie, und dieſe Lebhaftigkeit und Petulance. Unſre Hoheit mit ihrem ſchönen Ausdruck, mit der Unbefangenheit und Würde und Liebenswürdigkeit, ſaß wie eine höhere Natur mit aller Grazie neben dieſer Dame, und ob ich gleich ſie nicht vergleichen will, ſo fiel mir es doch recht ein, was Schiller ſagt:

> Dem holden Zauber nie entweihter Jugend,
> Der Engelgüte mächt'gem Talisman,
> Der Majeſtät der Unſchuld und der Tugend,
> Den will ich ſehn, der dieſem trotzen kann.

Dies iſt mit den beſten, ſchönſten Worten mein Gefühl geweſen, als ich die geliebte Freundin ſo anſah.

Nachmittags.

Geſtern waren wir beim Meiſter, der hier iſt; Zelter iſt bei ihm; wir wollten eigentlich etwas aus ſeiner Compoſition der Chöre vernehmen, aus dem Stück für Berlin,[1] die er komponiert; aber wir hörten nichts! — Ich finde doch, es iſt noch etwas nicht wie ſonſt in des Meiſters Zügen und Stimme, und eine Art Abſpannung, und ſo, wie wenn er ſich in dem Element der Welt nicht heimiſch fände; ſo ſprach er in lauter Sätzen, die einen Widerſpruch auch in ſich hatten, daß man Alles deuten konnte, wie man es wollte. Ich werde immer mehr an den Sachen Antheil zu nehmen getrieben, und für das Große der Menſchheit bin ich noch angeregt. Aber der Meiſter, fühlt man mit einer Art

---

[1] Epimenides Erwachen.

Schmerz, denkt von der Welt: ich hab mein Sach auf nichts geſtellt. Wenn man in der Welt den Glauben ans Gute und Große verliert, ſo iſt es auch für uns nicht da; und wenn wir auch wohl finden, daß es nicht iſt und wird, wie wir denken und möchten, ſo geht doch das einzelne Gute und der Glauben nicht verloren, und wir ſind edler für uns ſelbſt, wenn wir in uns dieſe Tendenz zum Höheren zu erhalten ſuchen.

Ihre treue unterthänige

Lolva.

Weimar, den 18. Julius (1814).

Gnädigſte Fürſtin!

Indem wir hier unſre Stadt ſchmücken wollen, um Ihrem Herrn Vater unſre Freude zu zeigen über ſeine Rückkehr, geht der Meiſter durch die Straßen, mißt und rechnet,[1] wie die Fiſche in Wielands Wintermährchen, die ich ſo gerne habe, und ſtatt daß jene Fiſche von einer ſchönen Fee oder Mohren in die brennende Gluth geworfen werden, ſo verſengt die Sonne und die Hand der Zeit die Kränze und Blumen; der längſt erwartete Herrſcher zögert immer zu kommen. Auch der Faucon ſitzt mit gelähmten Flügeln an ſeinen erträumten Lauben und hatte hundert Mädchen der Stadt geworben, die alle Kränze gewunden, und hatte Niſchen erſonnen, Altäre von Moos, auf denen wohl geopfert werden wird, und die Mädchen ſollten ſingen, was er gedichtet. Und Alles wird nun verzögert! Während dem ſitzt er an ſeinem Hauſe, und erzählt den Vorübergehenden, die er feſt zu halten weiß, ſeine Ideen. Unſer Meyer und P. Hand haben geſtern ausgemacht, daß, wer ungeſtört und unaufgehalten (welches in dieſen feuchten Tagen nicht rathſam iſt), gehen will, nur bis an mein Haus ſicher in der Eſplanade wandeln kann. Während dem hat doch ein andrer Theil der Stadt dem geliebten Kaiſer Alexander Kränze winden können; die meinigen hat er nicht geſehen, und ich verſpare es bis zur

---

[1] Werke XXVII. S. [illegible]. Der Herzog kam erſt am 1. September.

Ankunft Ihres Herrn Vaters. Aber beleuchtet habe ich mein Haus den 16ten ſehr hell, als eine gute Deutſche, die gern den Friedenſtifter und Befreier von unwürdigen Ketten ſich unter dieſem Bilde denkt. Er war ſehr liebenswürdig, gütig, ſagt man, und hat den edelſten Willen geäußert für uns geliebte bekannte Freunde; und ich ſah Alles recht heiter ausſehend. Daß die Hoheit die Freude hatte, den geliebten Bruder einen ganzen Tag zu beſitzen, und in der Stille, denn es war nur Familiencirkel,[1] hab' ich recht im Geiſt mit genoſſen. Es iſt das erſtemal, daß er im Sommer hier war, und er hat den Park beſehen und auf den Bänken beim römiſchen Haus geſeſſen, ganz allein mit der geliebten Schweſter. Das hat mir ſelbſt wohl gemacht, denn ſie kann kein Glück empfinden, welches ich nicht mit treuem Herzen ihr gönne und wünſche. Ich weiß wohl, daß, wenn der Geiſt recht lebendig iſt, man augenblicklich den Körper vergißt und ſich nicht angeſtrengt fühlt; aber ſpäter fühlt man doch noch Erſchöpfung, die ſich vermehrt, wenn man ſie übergehen will. Ich weiß es aus Erfahrung, mein geliebter Engel! Ich darf wohl dann und wann mehr Kraft anwenden, wenn auch eine längere Ermattung folgte, weil mein Tagewerk jetzt leichter mechaniſch abgethan iſt; denn meine eigentlichen Beſchäftigungen fordern nur mäßige Geiſteskräfte; denn denen, die um mich leben, wäre es jetzt noch nicht gut, wenn ſie zu hoch geſtellt würden. Ob ich gleich dies Andern nicht ſage, ſo wiſſen Sie doch, wie ichs meine; denn Sie wiſſen zu gut, wie viel ſchöne Jahre meines Lebens ich dazu anwendete, um dem geliebten Geiſte zu folgen und ihm immer entgegen kommen zu können in jedem Gefühl; jetzt kann ich nur für mich allein die Schwingen zu heben verſuchen, die mich ſonſt empor trugen, denn Niemand verſteht dies. Es iſt mir viel geblieben, und wenn ich denke, welche Reſultate in ſeinen Werken liegen, ſo iſt dies ein Reichthum, der für ein ganzes Leben ausreichte. Aber ich habe doch noch mehr gekannt. Ich habe gelebt und geliebet; für ihn gelebt, und deßwegen kann ich wohl ſagen, daß ſelbſt die geliebten Umgebungen meiner Kinder mir nie erſetzen können, was ich hatte, daß alſo mein Geiſt, wie meine Hoffnungen den Moment überfliegen.

---

[1] Goethe war an Tafel am 15.; Schöll, Br. an Fr. v. St. III S. 446.

Den 19ten. Nach 3 Uhr.

Daß die geliebte Hoheit heute die Freude hat, ihre ſchönen Brüder zu ſehen, theile ich auch in der Ferne mit; ich zweifle, ob wir ſie ſehen diesmal. Und es iſt noch keine Kunde von der Welt zu mir gekommen heute, außer zwei Militärbeſuche, wo ich aber auch von Ihnen geſprochen. Der Herr Adjutant Ihres Herrn Vaters, Baron von Vitzthum, wird Ihnen auch vielleicht in Böhmen zu Geſicht kommen; er war der eine, der andere ein Liefländer. Daß ein Preuße in der Zeit unſrer Angſt mir verſprach, einen Brief an Sie zu beſtellen, und ihn ſelbſt abholen wollte, rühme ich auch noch; glücklicher Weiſe konnte ich alsdann durch die Poſt ſchreiben; aber es freute mich doch, daß er Antheil zeigte an meiner Sehnſucht nach Ihnen, und deswegen erzähle ich es.

Ihre treue unterthänige

Lolva.

Weimar, den 4. Auguſt 1814.

Gnädigſte Fürſtin!

Gott gebe, daß es Ihnen wohl iſt, daß die ſchöne Luft Ihnen wohl thut, ſo will ich die böhmiſchen Berge recht ſegnen. Die böhmiſchen Wälder ſind mir ſchon längſt lieb durch die Räuber von Schiller, der, als er ſie machte, ſie wohl ſo weit entfernt hielt, als Homer das Land der Hyperboräer. Wer wie ich ſo viel in der Phantaſie gelebt hat, dem iſt es oft recht wunderbar, wie durch den Sinn und früheren Bezug Manches einem ſpäter nahe kommt, was nur flüchtig früher durch die Seele ging.

Wir ſind jetzt ganz verwaiſt, denn auch unſre geliebte Hoheit iſt nun in Eger[1] und hat ihren Namenstag unterweges in den böhmiſchen Wäldern begangen, während wir hier an ſie dachten.

---

[1] Zur Cour in Franzensbad mit ihrem Gemahl.

Mein Herr Ukert war mit ſeiner Frau hier und hübſchen Kindern. Ueber ihn habe ich mich ſehr gefreut, denn er iſt an Patriotiſmus ſeinen Zöglingen gleich und fühlt recht wie ein Deutſcher.

Der Monat iſt da, wo man Sie mit vieler Sehnſucht in Rudolſtadt erwartet.[1] Wenn ich hätte auch nach Toplitz dieſes Jahr kommen können, dies hätte mich recht glücklich gemacht; denn bei Ihnen iſt das beſte Leben meines Herzens immer, mein geliebter Engel! Es iſt mir wohl als ein Kampf der Pflicht mit der Neigung anzurechnen, daß ich hier blieb.

Ihre treue unterthänige

Loloa.

Weimar, den 11. September 1814.

Gnädigſte Fürſtin!

Mit einer eigenen Empfindung nehme ich die Feder wieder, um Ihnen zu zeigen, daß meine Gedanken Sie feſt umſchlungen halten, ob ich es gleich nicht mehr ausſprechen kann, daß Sie den Ton meiner Stimme vernehmen können.

Ich hoffe ſehnlich auf eine Nachricht Ihrer Reiſe. Das böſe Wetter hat mir allen Troſt benommen; jeder Regentropfen fiel ſchwer auf mein Herz; jeder Sonnenſtrahl war mir erquicklich. — War es Ihnen auf der Reiſe auch ſo, ſo haben Sie gerade am Tag Ihres Eintritts in Ludw. Sonnenblicke gehabt. Gott gebe, daß Ihnen die Reiſe nichts ſchadete, damit auch Ihre liebe Erſcheinung, Ihr geſtärkteres Ausſehen erfreue, wie es mich erfreute, als ich Sie von Töplitz wiederkehren ſah. Jetzt denke ich mir Sie bald wieder an der Oſtſee, meine geliebte Fürſtin, und ich möchte alle Mächte des Himmels wie der Erde beſchwören können, Alles zu Ihrem Heil beizutragen. Die ganze Welt, das Univerſum wird mir alsdann noch lieber werden. Der Himmel wird noch freundlich werden für die Herbſtmonate, damit auch des Schwures nicht vergeſſen werde, wenn es nöthig wäre.

---

[1] Sie kam nicht.

Unſre geliebte Hoheit iſt auch heute früh fort mit meinem warmen Segen. Mittwoch Abend war ich einige Stunden bei ihr; da kam ſie mir noch recht angegriffen vor, und ſo gereizt waren ihre Nerven. Sie fühlt tief, daß Sie wieder von ihr ſind.

Die gute Marie Ziegeſar[1] iſt bis geſtern geblieben; ich ſah ſie auch mehreremale, weil ſie ganz allein in ihrem Hauſe wohnt. Ich liebe ſie ſehr; ſie iſt ſo treu, ſo theilnehmend. Der Ausdruck ihres Weſens iſt recht liebenswürdig; ſie fühlt ſich ſelbſt glücklich, wohlwollend und verſteht doch jedes Gefühl in Anderen. Ich habe Louiſe auch recht gern und glaube gewiß, daß ſie gut iſt und wohlwollend und treu; aber ſie hat mir nicht das Beruhigende, nicht das Gefühl, daß ich ihr ſo Zutrauen zeigen möchte, als Marie. Ihre große Aengſtlichkeit macht ſie auch weniger tröſtlich, denn alles Unglück des Lebens ſieht ſie ſchon wie Caſſandra vorher, ohne doch die Kraft zu haben, ſich dagegen zu ſtärken. Wenn ſie heitere Begebenheiten erfährt, iſt ſie ſehr angenehm. Ich würde aber doch mehr mit Marie leben, wenn beide hier wären.

Gersdorf iſt ſehr erfreut, daß er etwas ausrichten kann, und wird Alles pünktlich befolgen, was Sie befehlen. Auch um ihn habe ich mich geängſtigt, weil er Donnerstag gegen Abend fort iſt, wo es wieder ſo ſtürmte. Ich wollte recht, Sie hätten ihn näher kennen lernen. Seine Art, über Alles zu philoſophieren, und ſein Scharfblick machen ſeine Geſpräche ſo unterhaltend. Ich denke mir immer noch, wie Schiller ſich gefreut haben würde, ſo einen Menſchen hier zu finden, der fähig iſt, alles Aeußere zu vergeſſen, um in der Ideenwelt zu leben. Wenn er über etwas dieſer Art ſpricht, ſo denkt man, er lebe nur dafür; und gleichwohl weiß er theoretiſch ſeine Anſichten auch in die Geſpräche über das äußere Leben überzutragen, und ſein Verſtand kommt Allem bei. Ich wünſche nur, daß er körperliche Kräfte behält, um es für kein Opfer zu halten, nach außen auch wirkſam zu ſein; denn er ſelbſt wäre glücklicher, wenn er nur den Wiſſenſchaften leben könnte, glaube ich, weil er zu empfindbar iſt (empfindlich hat einen Nebenbegriff, den man bei ihm nicht anwenden ſoll).

---

[1] Geborene v. Berg (eine Liefländerin), war vor ihrer Heirath mit dem Oberforſtmeiſter v. Ziegeſar in Hummelshain Hofdame bei der Frau Großfürſtin.

Geſtern im Theater hat man auch noch ſeine Freude über die Rückkehr des Gebieters gezeigt, und ein Prolog von Riemer iſt von der Jagemann geſprochen worden, ſehr gut, aber nicht tief zu Herzen gehend; denn der Herr Riemer hat nur Worte, die er ſchön und wohlklingend zu gebrauchen weiß; weil er aber, dünkt mir, ſelbſt nicht Vieles tief fühlt, ſo hat es auch nicht den tief ergreifenden Eindruck erlangt.

Nach dem Prolog wurde die Schuld gegeben, zu einem Feſtſtück, dünkt mir, ſehr unpaſſend; denn ſo eine Reihe Verbrechen und Strafen gerächet zu ſehen, iſt nicht wohlthätig. Das Stück beruht nur auf einer Erzählung der Vergangenheit und hat gar keine dramatiſche Entwickelung. Zu einer Ballade hätte es ſich beſſer geeignet. Ich weiß nicht, ob Ihnen vielleicht der Herr Müllner aus Weißenfels genannt worden iſt, dies iſt der Verfaſſer. Er hat eine ſehr ſchöne Sprache, ſchöne Bilder, aber es fehlt doch etwas, und man vermißt den lebendigen Ausdruck. Werner iſt viel originaler, und doch möchte man dieſem auch ſchon mehr klare Kraft wünſchen. Die Schauſpieler haben vortrefflich geſpielt. Aber es hat mich krank gemacht, nicht etwa aus Antheil, aber aus Angſt, denn das Graſſe iſt recht gehäuft in den Situationen, ohne ſich wieder aufzulöſen im Gemüth.

In dieſer Woche, meine theuerſte, geliebteſte Fürſtin, gehe ich noch auf ein Paar Wochen nach Rudolſtadt, um die gute chère mère zu ſehen und die lieben Fürſtinnen; auch will ich in den Bergen herum ſtreichen und mir noch Kraft für den Winter holen. Wird das Wetter beſtändig, ſo bleibe ich wohl vier Wochen dort, und vielleicht ſechs. Es wird auf mein Befinden auch ankommen, ob ich der Abendluft, den Stürmen mich entgegen ſtellen darf. Ich will dort Ihrer gedenken und ſchreiben und von Ihnen ſprechen. Die Frau wird auch einige Tage hinkommen, wenn die Beulwitz verreiſen; alsdann will ſie noch nach Franken, und ich bilde mir immer ein, ſie könnte auch an den Rhein gehen, wenn Adolph in Koblenz bliebe, wohin er wohl geht vor der Hand. Sie wiſſen wohl, daß man ſelten weiß, wie lange ſie bleibt oder geht. Jetzt iſt ſie beinahe ein Jahr nicht von der Stelle gekommen; das iſt mir eigentlich zu verwundern.

Ihre treue unterthänige

Loloa.

Rudolſtadt, den 25. September 1814

Gnädigſte Fürſtin!

Damit ich mich auch an dem Element erfreue, welches Ihnen heilſam ſein ſoll, Gott möge es geben, ſo habe ich mich in die wünſchten Bergles an der Saale geflüchtet und genieße die Walddüfte, die reine Luft und Sonnenſchein, begrüße den Vaterlandshimmel und die Vaterlandserde. Dabei freue ich mich der Freundſchaft. Uebrigens aber bin ich im Geiſt oft bei Ihnen, und mein Herz hebt ſich ſehnlich nach der Oſtſee. Ach möchte ich bald von Ihnen ſelbſt hören! Durch einen Brief des treuen Boſchens an Knebel weiß ich Ihre Ankunft den 8. September, weiß, daß mein Prinz Albrecht mit Ihnen nach Dobberan geht und Boſchen; dies alles thut mir wohl.

Hier lebt Alles in Erwartung der zukünftigen Veränderungen, und es wird eine neue Familie gegründet, doch iſt der Fürſt noch in Homburg, wo auch ſeine Braut iſt. Wie bald er kommt, wiſſen wir noch nicht. Prinz Philipp war einige Tage auf ſeiner Reiſe nach Wien hier, und ich kannte ihn noch nicht. Es iſt ein liebenswürdiger, geiſtreicher Menſch, ſehr unterrichtet und gewandt. Ich möchte wohl ihm Gelegenheit zu finden wiſſen, ſeine Herrſchertalente zu entwickeln; denn er hat recht die Gaben und weiß auch zumal die Menſchen zu beurtheilen, zu behandeln, und hat ein vielſeitiges Intereſſe. Heute bis Mittwoch iſt der Hof in großer Bewegung, körperlich nämlich, denn die Herzogin von Meiningen iſt mit ihrer

Familie geſtern Abend hier angekommen. Ich wohne am Fuße des Schloßberges, und ob ich wohl die Geſellſchaft des Hofes vermehren ſoll, ſo bin ich doch nur dabei, ſo weit es meine Kräfte erlauben, und möchte vom Schloß herunter mich ſchnell in einer Maſchine ſenken können, wie die Geiſtererſcheinungen auf der Bühne.

Bei jeder Veränderung des Zuſtandes fühlt man erſt, wie tief die Begebenheiten der letzteren Zeiten auf die Conſtitution eingewirkt haben, und wie viel Lebenskraft durch die Unruhen und Hoffnungen ſchneller iſt verbraucht worden, als in einem ruhigen, leidenſchaftloſen Zuſtande. Da Alles auf dem Spiel ſtand, was dem Menſchen wichtig und heilig iſt, ſo konnte man nicht ohne Leidenſchaft Antheil nehmen. Bei Allem, was ich empfinde, danke ich immer Gott herzlich, daß wir der Sclaverei einer fremden Nation entronnen ſind; — daß alle ſchönen Hoffnungen einzelner Guten in Erfüllung gehen, müſſen wir in einer unvollkommenen Welt nicht erwarten; aber indem wir ſelbſt das Gute zu wollen uns beſtreben, wird es doch vermehrt. Hätten wir von allen Opfern keinen Gewinn als dieſen, nicht mehr gegen unſre Neigungen handeln zu müſſen, und nicht den Fluch unwahrer Verhältniſſe ertragen zu müſſen, ſo hätten wir ſchon Urſache, uns glücklich zu preiſen. Dieſer Zuſtand wird uns als Nation gewiß bleiben.

Von Wien hörte ich noch nichts. Unſre geliebte Hoheit war noch recht angegriffen, doch da ſie das Reiſen gewohnt iſt, hat ihr vielleicht ſelbſt dieſe Bewegung gut gethan. — Ihr Herr Bruder kommt vielleicht auf ſeiner Rückreiſe hier durch. Unbeſchreiblich ſchön iſt die Gegend hier, und geſtern Abend habe ich lange das Bild des Mondes auf der Saale verfolgt. Sie ſehen ihn vielleicht auf der Oſtſee! „Länder und Meere zwiſchen den Liebenden! Aber die Seelen verlaſſen den ſtaubigen Kerker und finden ſich wieder im Paradieſe der Liebe.“ Dieſe Stelle fällt mir oft ein, wenn ich an Sie, geliebte Fürſtin, denke. Auch Schillers Andenken lebt immer ſo ſchön in mir in den Gegenden, wo wir uns eigentlich kennen lernten. Sein Geiſt iſt mir nahe. Ich meine oft ſeine

Worte zu hören, wenn ich die Plätze wiederſehe. Hätte nicht in den erſten Jahren unſrer Verbindung die Disharmonie in der Frau ihren Verhältniſſen uns geſchmerzt, wenn wir hier waren, ſo hätte ich auch von unſerm Zuſammenleben noch freundlichere Bilder. — Aber weil es ihr in ihrem Hauſe nicht wohl war, ſo ſtrebte ſie immer hinweg, und die Sorgen der guten chère mère, die immer das Band wieder knüpfen wollte, der iſolierte Zuſtand Karolinens, Alles machte uns den Aufenthalt weniger lieb. Alsdann die Sorgen um Schillers Geſundheit, hier wurde er ſo krank. — Ach die lebhaften Bilder der Vergangenheit, die wir uns aufzubewahren fähig ſind, ſind ſüß und ſchmerzlich zugleich; ſie ſind aber ein Beweis, und ein ſehr gültiger, dünkt mir, wie wir in einer andern Ordnung der Dinge an der Vergangenheit Antheil nehmen werden, und die Gefühle, die uns hier glücklich machten, die rein geiſtiger Art ſind, folgen uns auch in eine beſſere Welt.

Ich habe mir des Meiſters dritten Theil mit hieher genommen und finde von neuem einen Schatz darin; je mehr man darin liest, je reicher und ſchöner kommt einem der Geiſt darin entgegen.

Die gute Emilie hat mir vom letzten Auguſt geſchrieben. Während wir den Sommer vermißten, hat ſie von der Hitze gelitten. Nach Ihnen, theure Fürſtin, fragt ſie ſehnlich und möchte von Ihnen wiſſen. Sie iſt doch eigentlich noch mehr iſoliert in Florenz, als ſie bei uns war, fühle ich. Wie wurde ſie ſich freuen, wenn Sie nach Nizza kämen! Sie ſollte Ihnen aus unſerm Geiſt alle Liebe zeigen, die wir Ihnen bewahren.

Die gute chère mère küßt Ihre liebe Hand. Sie iſt rüſtig und ſieht wohl aus; doch hat ſie viele Hofgeſchäfte und treibt die Kunſt, die Herr Görres als Harmonie der ſinnlichen Welt behandelt, denn ſie erfindet ſchöne Decorationen, ſchöne Geléen, damit die hohen Gäſte auch ſchöne materielle Anſchauungen haben.

Ueber die wunderbaren Philoſophen fällt mir ein, daß Oken dieſe Woche Hochzeit gehalten mit Starke's Tochter. Sie liebte ihn lange; da ſie das konnte, wird ſie, hoffe ich, auch glücklich ſein und dem armen Philoſophen das Leben erfreulich machen, den von außen manches Mißgeſchick betroffen hat. Welche Reſultate ſeine Ehe auf die Anſichten ſeines Geiſtes haben wird, ſteht zu erwarten, und ob er die Frauen künftig auf eine höhere Stufe ſtellt. Ich hoffe, er erhebt nun unſer Geſchlecht vom Urthier zum Urengel.

In Weimar iſt es recht ſtill, und ich denke mir Alles den Sonnenſchein im Park genießend, des Abends das Theater.

Die Frau wird wohl auch nicht lange ruhig bleiben, da Adolph wieder zu ſeinem Regiment geht. Zuerſt wird ſie wohl auf ihre Güter wandern. Ich wollte, ſie könnte hier ſein, wenn Beulwitzens verreiſen wollten. Die Humboldt wird auch einige Tage herkommen. Sie war ſo krank in der Schweiz, wo ſie dieſen Sommer war, um ſich von einer Krankheit zu erholen, die ſie in Wien hatte.

Dem Durchlauchtigen Gemahl meine Verehrung.

Ihre treue, unterthänige

Loloa.

Rudolſtadt, den 15. Oktober 1814.

Gnädigſte Fürſtin!

Geſtern und vorgeſtern Nachmittag hatte ich die Freude, Ihren Herrn Bruder hier zu ſehen, der auf ſeiner Rückreiſe hier durchkam. Sein Huſten hat ihn verlaſſen, und er ſieht ruhig aus und hat recht ſchöne Gegenden beſehen, denn er iſt über den Bodenſee gereiſt und hat den Rheinfall geſehen. Er hat ſehr hübſch über die Kunſtwerke, die er ſah, geſprochen, vorgeſtern Abend beim Theetiſch. Geſtern war er in Schwarzburg, wohin ich auch mitgefahren, und Abends habe ich ihn tanzend verlaſſen, weil ich mich vor dem Souper noch weg begab, denn es war zu viel für mich in einem Tag, da wir zumal einen hohen Berg geſtiegen ſind, um ins Schwarzburger Schloß zu kommen.

Mein Aufenthalt hier, der immer beinahe durch ſchönes Wetter erheitert wird, hat ſehr viel Zerſtreuung durch Beſuche enthalten. Nach der Herzogin von Meiningen kam der Fürſt Günther aus ſeinem Feldzug zurück, den Tag nach ſeiner Ankunft die Erbprinzeſſin von Deſſau. Die Prinzeſſinnen ſind recht lieb, und die ganze Familie hat durch den Verluſt, den ſie erlitten, einen ernſten, milden Ausdruck, und dabei ſo rechtlich und richtig fühlend. Die zukünftige Fürſtin hat mir etwas ſehr Intereſſantes; ſie hat den Ausdruck einer ſorgſamen Familienmutter und ein hübſches Gleichmaß in ihrem Streben und Anſichten; dabei recht gebildet und die Beſchäftigungen liebend. Ich hoffe auch, die neue Familie wird brav und tüchtig das Gute befördern wollen. Der Fürſt hat an Selbſtvertrauen und Mittheilung in ſeinem Kriegsleben gewonnen, ſo wie jeder Deutſche das Bewußtſein gern fühlt, zur allgemeinen guten Sache gewirkt zu haben.

Ich wollte, Sie wären den 18ten hier und ſähen auf den wüſchten Bergles die glühende Hochwacht. Ich finde den Gedanken ſehr gut, die Höhen zu beleuchten. Gottlob, daß es nicht mehr der Glanz der feindlichen Wachfeuer iſt, daß die Deutſchen ſich ihres errungenen Sieges einmal freuen können.

Von Wien haben wir noch nichts gehört, doch hofft man, die geliebte Hoheit iſt wohl. In Prag war ſie nicht ganz wohl und iſt auch von da mit etwas Fieber abgereiſt. Ich ſehne mich recht von ihr zu hören; denn es gehört mit zu meiner Beruhigung, wenn ich fühle, daß mein Segen erfüllt wird, daß ich ſie ruhig und glücklich weiß. — Wäre ſie nicht ganz wohl, ſo wäre es mir leid, daß alle die Anſtrengung ihr noch mehr ſchaden konnte. Die geliebten Nichtchen ſind wohl und ſind noch in Belvedere; dies ſchreibt mir die Batſch.

Unſer Meiſter iſt in Heidelberg geweſen, in Frankfurt; dort hat man ihm zu Ehren ein Stück von ihm gegeben, und ſeine Loge war mit Lorbeerkränzen geſchmückt. Er iſt geehrt und gefeiert worden, das freut mich. Ich möchte mir vorkommen, wie Eleonore im Taſſo; und wenn ihn die Menge jubelnd begrüßt, möchte ich ihm meinen Segen im Stillen wirkſam geben können. Er iſt mir recht neu und lebendig nahe gekommen, da ich jetzt wieder ſeinen dritten Theil las. Es iſt ein Zauber, ein Reichthum, ein Geiſt darin, der einem immer friſcher entgegen tritt, je mehr man damit bekannt wird.

Doch wieder zu den Erzählungen meines Lebens. Die Frau war acht Tage hier und die Humboldt mit vier Kindern. Die zwei jüngeren Töchter, von 14 und 12 Jahren, ſind allerliebſt. Die Humboldt ſelbſt war in der Schweiz ſehr krank, klagte, nach einem Fieber vom Frühjahr, über Schmerz in der Seite; ſie machte ſich auf, und, während ſie auch ſelbſt Bergreiſen zu machen verſuchte, mußte ſie vom Oberland zurück, und in Bern ging ein Geſchwür auf, welches ihr allen Athem und Kraft raubte. Jetzt iſt ſie ſo kräftig wie immer, und ich hoffe, ſie erholt ſich immer mehr. Die kräftige ſchweizeriſche Bergluft hat wohl die Eröffnung des Geſchwürs befördert, aber auch heilend gewirkt. Sie erzählt ſehr hübſch. Sie war drei Wochen in Coppet, wo die Staël auf dem Lande zu leben wähnt, und nicht einmal wußte, daß der Mond auf ihren Balkon ſchien! Spazieren gehen konnte ſie gar nicht. Früh um 11 Uhr verſammelten ſich alle ihre Gäſte um ſie zum Frühſtück. Alsdann wird bis zum Diner, welches gegen 5 iſt, die Welt ihrem eigenen Schickſal überlaſſen. Nach dem Mittageſſen wird Kaffee, kurz darauf der Thee getrunken, und alsdann geplaudert bis zum Nachteſſen, Muſik mitunter gemacht. So lebt ſie ein und alle Tage; nur die Beſuche wechſeln ab. — Sismondi kommt öfter. In einer ſolchen Exiſtenz genießt man die Natur gar nicht, und ich würde krank von allem Sprechen. Jetzt iſt ſie in Paris. Sie will leider nur zu gerecht ſein und beklagt, wo wir Andern uns freuen. Ich hätte es nicht geglaubt.

Ihre

unterthänige
Loloa.

Weimar, den 5. November 1814.
Sonnabends gegen 12 Uhr.

Gnädigſte, geliebteſte Fürſtin!

Seit dem 28. Oktober bin ich wieder in den Mauern meiner zweiten Vaterſtadt, denn ich ſchwebe wie mit zwei Geiſtern zwiſchen den beiden Städten.

Noch möchte ich Ihnen empfehlen, die Symbolik des Traums zu leſen von Schubert. Es iſt leicht und kurz geſagt und unendlich ſchön. Ich habe eben heute mit Freuden erblickt, daß ihm die Leber auch ſo heilig iſt; und da ich ſie lange heimlich geehrt habe, ſo bin ich nicht wenig überzeugt von Allem, was er ſagt.

Unſer Meiſter iſt auch geſund zurückgekehrt und iſt in ſeiner Vaterſtadt geehrt und geprieſen worden. Er hat Beſuche gegeben bei mir und ſieht recht hell aus. Auch hat er vorigen Dienſtag bei Ihrer Frau Mutter uns aus ſeinem Reiſejournal geleſen, wo er in ſeiner Schilderung der Rhein- und Maingegenden recht meine Sehnſucht erweckt hat. Ich möchte wohl, er öffnete ſein Herz der Geſellſchaft, und man ſähe ihn öfter.

Heute iſt ein bedeutender Tag in Rudolſtadt; es iſt der 21ſte Geburtstag des Fürſten; er tritt die Regierung an, die man ungern aus den Händen der lieben Fürſtin gibt. Es wird ihm heute gehuldigt, und die Rudolſtädter Welt wird lange davon ſprechen, denn die ſpricht viel tout comme chez nous. Mich beunruhigen die Folgen dieſer Begebenheiten, weil der Kreis zerſtört wird, der die gute chère mère umgab. Die Fürſtin von Sondershauſen zieht in die Stadt und hat ihre eigene Wirthſchaft. Prinzeß Karl mit ihrer Familie wird wohl auch ihren eigenen Herd haben. Die Schweſtern ſelbſt lieben ſich ſo und ſind ſich ſo nöthig. Ich hoffe ſehr, daß der Neffe die Tante und Onkel bittet, zu bleiben, da er ſo treu die Sorgen des Landes für ihn die Zeit über getragen.

Gleichens ziehen dieſe kommende Woche vom Hof in die Stadt. Die gute chère mère liebt ſie wie ihre Kinder, iſt jetzt reicher wie je und iſt nicht gewohnt, viel allein zu ſein, ſo daß ich für ihre Stimmung beſorgt bin. Wenn ich Kräfte genug hätte, ſo wäre ich noch geblieben, um dieſe Periode zu theilen; aber die Kinder verſäumten zu viel. Auch muß Karolinchen nun zur Confirmation ſich anſchicken. Horn wird ſie vorbereiten. Sie wiſſen, wie er mir lieb wurde bei Karl und Ernſt.

Ihre treue, unterthänige

Loloa.

Weimar, den 3. December 1814.

Gnädigſte Fürſtin!

Träumend und wachend ſind Sie, geliebte Fürſtin, in meiner Seele. Heute Nacht ſaßen Sie im Hintergrund einer Loge mit Ihrer Frau Mutter allein. Im Vorgrund ſprach Wolf einen ſchönen Monolog von Goethe, und ſo ſchön, daß man ihn von dem Balkon herunter lobte und unterbrach; auch des Meiſters Lob hörte ich deutlich. Prinz Albrecht mit langen blonden Locken ſprang während der Vorſtellung freundlich herum, während die langen Ringel ſeinen Nacken umflogen. — So poetiſiert die Loloa wenigſtens im Traum; denn in der Wahrheit iſt neulich eine Scene im Schauſpielhauſe vorgefallen, die antipoetiſch iſt, ich war eben nicht dort. Aber man erzählt, daß Herr von Mauderode, ein Offizier (den die Stael in die Klaſſe der Chambellans ſetzen würde), ſoll ſo gelacht und gepfiffen haben, daß die Madame Lorzing, die eben die Marianne in Goethe's Geſchwiſtern ſpielte, von der Scene herab hat ſprechen müſſen und ſich Stille erbitten. Was der Meiſter darüber ſchelten wird, habe ich nicht erfahren, aber geſcholten hat er gewiß. Es war doppelt unverzeihlich; erſtlich ſoll man aus Ehrfurcht vor dem Direktor und um den guten Geſchmack nicht zu beleidigen, ſchweigen; denn es iſt eines der lieblichſten Stücke. Auch gegen den Hof iſts unziemlich; kurz es hat mich ſehr verdroſſen.

Wir ſehen jetzt den Meiſter öfter in dem Zimmer der Frau Mutter, wo er über ſeine italieniſche Reiſe erzählt, Details ausmalt, und es iſt unausſprechlich, wie ſein Verſtand immer klar und weit umfaſſend um ſich blickt in allen Perioden des Lebens; er hat auf Dinge geachtet im Laufe ſeines Lebens, die wir gar nicht wähnen konnten. Während man ihn als eine leidenſchaftlich bewegte Natur nur in ſeiner Phantaſie lebend ſich denken konnte, beachtete er das Große und Kleine mit Scharfſinn; er hat Bemerkungen über die National-Eigenſchaften der Italiener, Züge beobachtet, die nur ein Menſch auffinden kann, der in der Welt weiter nichts vernähme.

Kennen Sie, geliebte Fürſtin, die Schrift von Windiſchmann, letztes Gericht über Europa? — Er ſagt viel Schönes, unter andern aber erwähnt er eines Evangeliums Johannes, welches nicht in die Bibel irgend einer Sprache aufgenommen, aber für ſich doch beſtand, und aus arabiſchen Manuſcripten vielleicht ins Lateiniſche überſetzt iſt. Daraus überſetzt uns Profeſſor Hand und hat uns neuli[illegible] recht ſchöne Geſchichten geleſen; ſie kommen auch in Herders Legenden vor, der gerettete Jüngling zum Beiſpiel, und auch die Erweckung der ſchönen Truſilla. Hand hat ſo hübſch den einfachen Ton eines Evangeliums beibehalten und die Poeſie der Geſchichte ſo rein erhalten, daß es uns recht erfreulich war.

Eigentlich Neues, das heißt ganz Neues, in der Litteratur kenne ich in dem Moment nicht. Ich leſe immer wieder in Gibbon, wo die Geſchichte der erſten Chriſtenverfolgungen ſo ſchön dargeſtellt wird.

Der Meiſter las uns neulich auch ein Bruchſtück aus der Kunſtgeſchichte Meyers, wie durch die Entſtehung der chriſtlichen Kirchen die Kunſtwerke der Griechen zerſtreut und zerſtört wurden, wie oft die Griechen ihre Götter geflüchtet haben, und wie immer und immer der Geſchmack der erſten Zeiten ſich in die Gemälde vermiſchte. Die erſten Zeiten der Madonnenbilder ſind alle nach griechiſchen Vorbildern, auch ohne Schatten meiſt. Späterhin entſtanden ſchon die idealen mit den wirklichen verſchmolzen. Doch Sie wiſſen es wohl beſſer als ich, da Ihnen Meyer über die Kunſtgeſchichte Vorleſungen hielt. Nehmen Sie es nicht ungnädig, wenn ich Ihnen meine Weisheit, die ich geſammelt, vortrage.

Meine Familie iſt Ihrem Segen empfohlen, meine Gebieterin. Die Söhne ſind fleißig. Ernſt ſtudiert eifrig und mit Geiſt die Rechte, und Karl die Natur als Forſtmann und zeichnet und mißt, doch nicht à la Bertuch, ſondern wie es ſeine geometriſche Wiſſenſchaft fordert. Karolinchen geht nun auch zum guten Stiftsprediger und wird künftiges Jahr eine große Perſon. Dieſer Unterricht iſt mir in ihrer Seele wohlthuend. Emilie treibt indeſſen noch die Weltkünſte und lernt tanzen, um auf Prinzeß Marie ihrem Geburtstag auch eine Rolle zu ſpielen. Ich freue mich, daß meine Familie auch wieder nicht den Blick, ſondern das Herz nur nach den Paläſten richtet; denn wie von lange her, ſuche ich das Liebſte in jenen Cirkeln, und mein Herz fand Ruhe, Troſt, Mittheilung da, wo ſo Viele nur den Glanz und Schein ſuchen. Wie ſchön ruhte ſichs in dem glänzenden Gemache, wenn man Sie dort zu finden wußte, und ein herzliches Wort die ganze andre Wortmaſſe ausſöhnte. Ihre treue Loloa findet ſich recht einſam, wenn ſie dies erwägt.

Ich küſſe die lieben Hände.

Ihre treue, unterthänige

Loloa.

Der Fürſt Günther in Rudolſtadt ſoll recht gut regieren und immer die Wege der Billigkeit und des Rechten einſchlagen. Das freut mich ſehr für die Mutter und meine lieben wüſchten Bergles.

Die Briefe Lottens aus dem Jahr 1815 ſind verloren gegangen, von der Prinzeſſin werden die folgenden im Auszuge willkommen ſein:

Ludwigsluſt, den 12. Januar 1815.

Unſere Frau von Stein halten Sie nur immer recht warm und haben Sie ſie auch lieb in den unpoetiſchen Momenten, ihren hübſchen poetiſchen und philoſophiſchen zu Liebe. Vom Meiſter unterlaſſen Sie auch ja nicht, im Schutz- und Trutzbund etwas wiſſen zu laſſen. Wenns nur möglich wäre, Sie, liebe Loloa, und den Meiſter auch zuweilen, in meiner ſtillen Kammer Abends bei der Lampe Schein (die etwas Neues bei mir iſt und mich recht an Frau von Stein erinnert und an manche ſchöne Abende) ganz allein bei mir zu haben.

Neulich wurde aus Regensburg ein Lied geſchickt, das Goethe in Heidelberg oder Frankfurt am letzten 19. Oktober gemacht haben ſoll. Kennen Sie es?

Was macht denn Knebel? Es thut mir ſo Leid, ſo lange keinen Brief von ſeiner Handſchrift erhalten zu haben, und es iſt mir ordentlich eine Entbehrung, da er für mich ſo eine werthe Gegenwart und Erinnerung vereinigt. Hören Sie öfters von ihm? — Von hier, denke ich, wird Boschen beſſer zu ſchreiben wiſſen, als ich, die ich das tägliche Leben ſo nicht recht zu malen weiß. Das junge Volk, an deſſen Spitze meine Herren Schwäger ſtehen, kurzweilt ſich ſehr. Das habe ich recht gerne, und ich liebe es, die Leute nach ihrer Weiſe gut unterhalten und vergnügt zu ſehen.

Ludwigsluſt, den 14. März 1815.

Inzwiſchen durchleſe ich denn ſo allerhand, was mir vorkommt; ſo neulich in Müllers Weltgeſchichte das ſchöne Kapitel der Religionsgeſchichte, das, wenigſtens für mich, ſo eine ſchöne klare allgemeine Anſicht dieſes merkwürdigen Gegenſtandes zurückläßt. Jetzt leſe ich eine Geſchichte Karls des Großen, die ich nur gewählt habe, weil ich jetzt gerne etwas in der Zeit ſtudiere, der unſere ſpätere Verfaſſung entkeimt iſt. Erinnern Sie Sich nicht, daß wir anno 9 oder 10 durch Goethe eine kurze Geſchichte Karls des Großen zu leſen bekamen, und war die nicht von Aventin?[1] Meine iſt von Dippold. So große Naturen in ihrem Treiben und Weſen einigermaßen betrachten zu können, iſt eine gar erbauliche Beſchäftigung. Mit ungemeinem Vergnügen, ja mit ganz neuem Genuß las ich neulich wieder die Klage der Ceres dem Boschen vor und hatte dabei eine große Herzerhebung, indem mir Ihres verewigten Freundes Natur und Weſen wieder recht gegenwärtig und bewußt wurde.

---

[1] Sie meint wohl Einhart.

Ein rechtes Dankfeſt hielt ich ihm in meinem Herzen und durch meinen Mund zu Vöschen, die es verſtand. Ich dachte Ihrer ſo viel dabei und nicht ohne die wehmüthigſte Rührung, wenn ich mir Ihr jetziges Daſein und das ſonſtige dachte. Die Proſerpina hatte uns zur Mutter geführt; ich hatte jene gleich vorgeſucht, die mir faſt unbekannt war, als ich in Ihrem Briefe von ihr reden hörte, und in ihr habe ich unſeres Meiſters Natur mit großem Ergötzen auch wieder geſchmeckt. Was Sie nun von ihm und der Hälfte ſagen, finde ich recht wahr, man wird für ſeine Weichheit fürchten müſſen, die durch die rauhen Seiten des Lebens beſonders leiden muß, wozu ſo ein Todesfall gehören würde. Einmal überſtanden und wo möglich ausgeriſſen könnte der Verluſt doch wohl unmöglich ſo bedeutend ſein! wenigſtens wenn das Gewohnheitsgefühl überwunden wäre.

Nach Tiſch. Da war ich, als die Nachricht von Napoleons Entweichung eintraf. Was ſoll denn das geben? ich bin ſeiner und Alles, was zu ihm gehört, ſo ſatt, daß mir für den Augenblick die ganze Geſchichte nur eklich iſt. Indeſſen denke ich, daß vielleicht der Himmel, der ihn ſchon oft mit ſolchem Succeß als Strafruthe gebraucht hat, ihn gleich einem Sturmwind nur ſo für den Moment losläßt, um die ſich jetzt Berathenden und Verwirrenden in einen heilſamen Schreck zu ſetzen, daß ſie ſich beſinnen, die Zeit ſei edel, und ſeine fünf Sinne zuſammen zu halten, thäte uns Noth. Dieſe Guten bedürften wohl der ſtärkendſten Kräuter in einem Kopfbade. Die müßten indeſſen von ganz abſonderlichen Kräften ſein, unter beſonders günſtigen Geſtirnen ausgeſtreut und von den Engeln ſelbſt gepflückt. A propos von Wien: Mein Miniſter, den ich doch wegen Werner befragen mußte, hat ihn predigen hören und ſchreibt, daß ſeine Predigten intereſſant zu hören wären, aber ſublime Dinge mit trivialen im Kapuzinerton vermengt und Alles wie eine Stimme der Offenbarung vorgetragen.

Frau von Stein ſagen Sie doch das Schönſte und Freundlichſte von mir. Durch meinen Bruder hörte ich, daß es mit ihren Augen wieder nicht gut ginge, was mir gar zu leid thut. Kann und darf ſie denn noch leſen, und lieſt man ihr fleißig vor? Aus der Bibel möchte ich das ihr auch recht gerne thun, denn das iſt eine Lieblingslektüre von mir, und wenn ich es eine Zeitlang nicht that, ſo kehre ich immer ſehnſüchtig dahin zurück, und gelabt komme ich davon her. Ich freue mich ſchon auf die Zeit, wo ich meinen Kindern daraus vorleſen könnte.

Kiel, den 4. April 1815.

Noch neulich, als ich am grünen Donnerstag zum Abendmahl ging, las ich hinterher die Rede, welche zu meiner Confirmation gehört, zu Herders und jener Zeit Andenken und war wohl mehr davon durchdrungen als jemals.

So eben kam ein Brief vom 29ſten aus Wien, da iſt von einem des Napoleon an ſeine Kaiſerin die Rede, den er gleich bei der Landung durch einen Parlamentär an Gf. Bubna an ſie beſorgen wollte.

Er ſpricht darin que les peuples l'avaient appelé, und endigt damit: ma chère et bonne Louise, tachez de me joindre au plus tôt. Ich möchte gar zu gern, daß Nap. ewig der Franzoſen Kaiſer bliebe, wenn er nur nicht über die Grenze kann. Meine Kinder lehre ich[1] doch ganz gewiß in der Naturgeſchichte, daß die Franzoſen Franzoſen, d. h. eine den Menſchen untergeordnete Klaſſe von Geſchöpfen ſind. Dies wird ihnen weit richtigere Anſichten über Vieles geben.

Des Meiſters Feſtſpiel wird ja ſchon in Berlin gegeben. Ich habe mir es dorther beſtellt. Einen neuen Lebenstheil dürfen wir wohl auch erwarten?

Die armen Körners dauern mich ganz außerordentlich. Wiſſen Sie nichts von ihnen? Ich höre, die Tochter ſoll auch hier beim Bruder begraben werden.

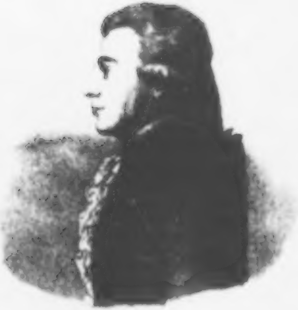
[1] Im Munde der Gegner von Cäcilie.

[illegible] April 1815.

Daß der Meiſter krank war, habe ich recht bedauert. Gucken Sie ja in ſeinen Garten, und in einem vertraulichen Stündchen ſagen Sie ihm auch von mir, daß ich ihn recht lieb hatte. Sagen Sie das nur ſo [illegible], ich ſcheue mich nicht davor.

Nach der am 2. Mai erfolgten Geburt des dritten Kindes, Prinz Magnus, ſchrieb die Prinzeſſin am 5. Juli, wünſchte zu Karls Anſtellung als Kammer-Aſſeſſor Glück; am 2. September aus Doberan über ihr dortiges Leben und die lange Kur, der ſie ſich unterwerfen mußte; am 15. September, um ſich nach einem zum Inſtructor empfohlenen Hrn. Becker, einem Mecklenburger, zu erkundigen, der gerade in Hofwyl war. Sie endigt mit den Worten: „In Eile ſchließe ich, bin aber doch die Alte.“

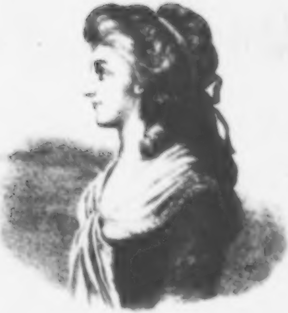
Am 5. November ſchreibt Frau v. Schiller an Knebel von den traurigen Nachrichten aus Mecklenburg (S. 233). Sie wurden immer trauriger; am 1. Januar 1816 reiſte Tinette Reitzenſtein, die Jugendfreundin, hin; — am 20ſten hatte die Prinzeſſin ausgelitten. —



[illegible]

† [illegible]

Univ. Bibl.
München

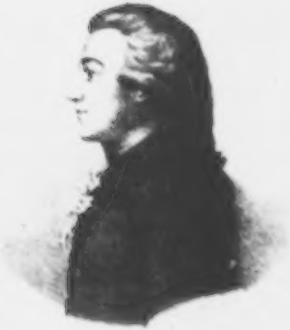


Minna Stock

Ch. G. Körner's Frau

[illegible]

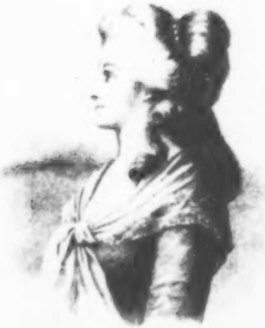
Univ. Bibl.
München



[illegible]

[illegible]

Univ. Bibl.
München



[illegible]

[illegible]

Charlotte von Schiller

und

ihre Freunde.

Zweiter Band.

Stuttgart.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1862.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

AD BIBL.
UNIVERS
MONAC.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg

Vorrede.

Wenn der Herausgeber nach den drei ſachkundigen Recenſionen des erſten Bandes, die ihm zu Geſichte gekommen ſind, eines norddeutſchen Kritikers in der Evangeliſchen Kirchenzeitung, eines holländiſchen in dem Algemeenen Konſt- en Letterbode und eines ſüddeutſchen in der Allgemeinen Zeitung, urtheilen darf, ſo ſind die Grundſätze, welche ihn bei der Redaktion geleitet haben, im Ganzen nicht unrichtig geweſen. Daß, was ſich auf Schiller und Goethe bezieht, vollſtändig mitgetheilt wurde, hat keinen Tadel erfahren; über das Charakteriſtiſche und Intereſſante ſind die Urtheile verſchieden geweſen. Die beiden Letztgenannten hätten jenes, welches in dem Briefwechſel mit Friedrich von Stein überwiegt, lieber abgekürzt geſehen; der Erſte, welchen die Weimarer belletriſtiſchen Lebenskreiſe weniger anziehen, hat „ein eigenes Intereſſe“ daran gefunden, gerade „am Faden dieſer Correſpondenz das Leben Charlottens zu verfolgen“ und daraus die Entwicklung ihres Weſens einſichtig und liebevoll dargeſtellt.

Der vorliegende Band iſt nach denſelben Grundſätzen bearbeitet worden. Goethe’s Briefe werden vollſtändig mitgetheilt, die übrigen mit Auswahl und mehr oder weniger verkürzt, was dem Herausgeber bei Frau von Humboldt und Frau von Stein ſchwer geworden iſt. Auf die Ergänzung der ſehr oft fehlenden Data iſt die möglichſte Sorgfalt verwendet worden.[1]

Die Correſpondenz der Jenaer, Dresdener, Heidelberger und ſchwäbiſchen Freunde (Adlerskron, Fiſchenich, Graß, Harbauer, Hoven, Knebel, Körner, Niethammer, Paulus, Schönberg, Stock, H. und E. Voß u. A. m.) muß einer letzten Publikation vorbehalten bleiben.

Würzburg, 1. November 1862.

Ludwig Urlichs.

---

[1] Sinnſtörende Druckfehler habe ich nicht bemerkt. Nur S. 124, Z. 9 iſt „Maier" ſtatt „Manier" zu leſen.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Die Familie.

I. Frau von Lengefeld 3

Beilage 1. Schillers Briefe an Frau v. Lengefeld . . . 29

Beilage 2. Fürstin Karoline von Schwarzburg-Rudolstadt . . 34

II. Karoline von Wolzogen 99

III. Wilhelm von Wolzogen 105

IV. Die Gönner der Söhne. Großfürstin Maria von Rußland, Erbgroßherzogin von Sachsen-Weimar. General Ludwig von Wolzogen. Wilhelm von Humboldt 129

Die Erfurter und Weimarer Freunde.

I. Koadjutor von Dalberg 141

II. Karoline von Dacheröden, verheiratete von Humboldt . . 145

III. Frau von Kalb 215

IV. J. W. von Goethe 234

V. Frau von Stein 253

Der dänische Kreis.

I. Graf und Gräfin von Schimmelmann 263

II. Frau Sophie Baggesen, geb. von Haller 445

III. Frau Ida Brun, geb. Münter 454

Die Familie.

1.

Frau Louiſe Juliane von Lengefeld,

geborne von Wurmb,

geboren den 27. Juli 1743, geſtorben den 11. December 1823.

Rudolſtadt, den 18. März (1790).

So eben erhalte ich dein hübſches Landſchäftchen und danke dir recht ſehr dafür, mein liebes Lottchen, wie auch für alle gute Nachrichten, welche du mir dieſe Woche von dir mitgetheilet haſt; fahre fort, mich mit ſolchen zu erfreuen, denn nur der Gedanke, meine Kinder glücklich zu wiſſen, gewährt mir den ſchönſten Lebensgenuß. Ferner will ich auch der Fürſehung trauen; ſie, die mich nie vergeblich auf ſich hoffen ließ, wird auch das Aengſtliche, welches ſich über die Glückſeligkeit meiner Kinder noch in meiner Seele findet, in Ruhe verwandeln, und wenn ich alle meine Kinder mit ihrem Schickſal zufrieden weiß, mag ſie über mich, wie es ihr gefällt, gebieten.

Mai (1790).

Meinen Wünſchen nach ſind meine guten Kinder glücklich zu Jena angekommen.[1] Der ſchönſte Tag ward euch geſtern zu eurer Reiſe; möge er ein Bild deines in Jena zu führenden Lebens ſein.

---

[1] Von Rudolſtadt.

(September 1791).

Es freut mich ſehr, daß meine liebe Lolle ſo gut ſich in Erfurt befindet und daß unſer lieber Schiller ſo wohl iſt. — Die arme Frau[1] war den Sonntag vor ihrer Reiſe recht krank, und ich bin in großer Sorge ihretwegen. Zum Unglück kann ich keine Nachricht haben, bis ſie wieder kömmt, und dieſe Woche muß ich in beſtändigen Nachtwachen und Feſtins[2] hinbringen. Deine Theilnahme an meiner Unruhe iſt mir bekannt. Schwerlich war wohl Jemand in einer unglücklichern Lage als ich jetzt,[3] doch Beſte, laß dirs nicht ſo ſehr zu Herzen gehen. Ich vertraue der unendlichen Güte Gottes, die wird mich nicht ganz verlaſſen. Wenn die Frau nach Erfurt kömmt, ſo ſage ihr ja nichts.

(Nach Jena unbeſtimmt wann?)[4]

Der Papa von Stuttgart hat mir ſchöne Obſtbäume geſchickt, aber für euch hat der Fuhrmann nichts mitgebracht.

(April 1792).

Ich hoffe noch auf das Medaillon; wenn es fertig, ſo ſchicke ich es mit. Wartet ja gutes Wetter zu eurer Reiſe ab.[5] Schillern umarme ich herzlich; ſein Bild iſt zum Sprechen gleich, es kömmt mir aber auch vor, als wenn Lollochen was angenehmeres als das Bild hätte.[6]

Stuttgart, den 19. April (1792).

Nach meinem herzlichen Wunſch ſind meine lieben Kinder nun glücklich in Dresden angekommen — Der junge Budinus, der dem Adlerskron[7] Stunden gegeben, iſt auch geſtorben.

---

[1] Caroline.

[2] Wegen der Vermählung des Erbprinzen.

[3] Wegen des Verhältniſſes von Carolinen zu ihrem Mann.

[4] Eine Sendung nach Jena im März 1792 (Beziehungen S. 96).

[5] Nach Dresden.

[6] Der Vater Schiller dankt für das „Medaillon mit Euern beiden Portraits“ am 26. Mai 1792, Beziehungen S. 97, und Schillers Mutter drückte es vor ihrem Tode ans Herz, S. 304. Schillers Bild exiſtiert noch, es kam in den Beſitz ſeines Sohnes Karl, ſoll aber ſchlecht ſein. Lottens Bild iſt verſchollen. Chere mere ſcheint das Medaillon dazu beſorgt zu haben.

[7] 1791 in Jena. S. Caroline Wolzogen, Sch. Leben S. 226.

Den 29. April (1792).

— Caroline iſt noch zu Erfurt und voller Projecte; hoffentlich macht ſie ſie nur allein, du verſtehſt mich ſchon. Der Mann und das Kleine[1] wollen den 1. Juni nach Lennland gehen und vier Monate dort bleiben. Das iſt mir ſehr unangenehm, nicht allein für mich, ſondern auch für den Beulwitz, weil der Mann jetzt ſeine einzige Geſellſchaft iſt. Letzterer empfiehlt ſich euch herzlich.

(Mai 1792).

Mein gutes Lollochen iſt vielleicht in Erfurt.[2] Caroline hat mirs geſchrieben, daß ſie dich eingeladen.

(Juni 1792).

— Er (Starke) war auch einen Augenblicke bei mir und ſagte, es hätte mit Schillern keine Gefahr. Er iſt böſe, daß der Brunnen[3] nicht gekommen iſt, nur in der Lebensart wünſcht er noch Abänderung, zum Beiſpiel, er ſolle ſich Bewegung machen und reiten, aber nie zu heftig, und ordentlich zu Bette gehen.[4] Du kannſt das wohl ändern, ohne S. zu ſagen, daß Starke darüber geklagt hat, weil er ſonſt möchte böſe über ihn werden. Die Frau iſt mit ihren Gäſten ganz wohl; Humboldt gefällt mir auch recht wohl; es wäre mir lieb, wenn er in Rudolſtadt wohnte. — Daß ihr eure Chaiſe nicht hergegeben habt, verdenke ich euch gar nicht, weil natürlich ſo eine Sache gar nicht ohne den größten Schaden kann verlehnt werden. Frau denkt darinne gar zu leicht, man muß wirklich auf ſeine Sachen Achtung geben, wenn nicht Alles ſoll zu Grunde gehen.

Sonntag früh (Auguſt 1792)

Humboldts gehen heute früh fort, mir iſt bange für Caroline.

---

[1] v. Gleichen und Frau.

[2] Sch. waren zur Taufe bei Humboldt im Juni in Erfurt. An Körner II. S. 314.

[3] Der Egerbrunnen, ebendaſ. 317. Am 29. Juli fragt chère mère: wie geht es Sch. bei ſeinem Brunnen?

[4] Sch. Leben S. 230.

(Ende Auguſt 1792).[1]

Die Frau will auch noch nach Erfurt; von der Abrede mit H. erwarte ich viel Gutes, nur fürchte ich ſeine Frau, daß die unſerer Caroline nichts klatſcht; ſonſt könnte es eine widrige Wirkung haben.

(September 1792).

— Wegen B. haſt du nichts zu beſorgen: er ſieht euch herzlich gern und hat mir geſagt, daß er ſich von ganzem Herzen mit Schillern und ſeiner Mutter über ihre Zuſammenkunft erfreute, nur würde es ſehr enge zugehen, fürchte ich. Gott gebe uns eine vergnügte Zuſammenkunft.[2]

(Von der Reiſe Februar 1793).

Herzlich freue ich mich, daß Alles wieder ſo gut bei dir geht und unſer lieber Schiller eine geſtärkte Geſundheit genießet. Caroline[3] ſchreibt auch, daß ſie wohl iſt, aber, liebes L., brauche ja ernſtlich etwas wider die böſen Krämpfe. — Gegen Abend fahr' ich nach Homburg. Dein guter Freund, der Prinz Chriſtian,[4] war lange dort, aber zu meinem Mißvergnügen zwei Tage vor meiner Ankunft abgereiſt. Er hat ſehr viel von dir geſprochen und erzählt, daß dich die Herzogin von W. ſo lieb hätte, und du hätteſt ſo viele Talente, kurz lauter ſchöne Sachen. — Mein Plan iſt, ſo Gott will, mit dem Beulwitz den 16. von hier abzugehen. Er geht über Jena, ißt mit uns und fährt noch nach M. Ich bleibe bis den 20. bei euch, da fahre ich den Nachmittag nach Weimar, bleibe den 21. als Faſtnachten dort und dann hoffentlich in Begleitung von Carolinen wieder zurück. Vielleicht kann wenigſtens L. mit mir nach Weimar fahren.

---

[1] Humb. ſchreibt am 12. September aus Auleben an Sch., Briefw. S. 91.

[2] Sch. gingen gegen den 25. September mit der Mutter nach R. An Körner II. S. 396.

[3] Die damals in Jena lebte. Bd. I. S. 430.

[4] Von Heſſen-Darmſtadt, Bruder der Herzogin Louiſe.

Sommer 1793 (etwa Juni).

Dein Beſuch hat mir viel Freude gemacht; ich wollte nur, ich hätte ihn auch geſehen. Schreibe mir doch, Liebe, was Lavater wohl in Kopenhagen[1] macht, und ob er ſeinen Rückweg nicht wieder über unſere Gegend nimmt. Daß du bald eine Schillern[2] zu dir nimmſt, iſt mir ſehr lieb, du kannſt dich mehr abwarten. Caroline hat ſich noch entſchloſſen, die Ulrike[3] mitzunehmen. Das freut mich ſehr, und ich bin um ihrentwegen viel ruhiger. Wenn du was von Weimar hörſt, was Lavater da gemacht hat, ſo ſchreibe mirs doch. Wie hat dir denn ſeine Tochter gefallen?

Rudolſtadt, den 21. Auguſt (1793).

Daß ihr Lieben ſo wohl in Heilbronn) angekommen ſeid, freut mich herzlich. Gott gebe mir nur ferner gute Nachrichten. Heute habe ich Briefe von Ulrike, ſie ſchreibt, daß Caroline recht gut iſt; vermuthlich iſt ſie nun bei Euch. Ich darf gewiß weder Schillern noch dich erſt bitten, die bewußte Sache ſo gut wie möglich zu beſorgen; ich weiß, ihr habt mich lieb und ſeht es ſelbſt ein, wie unmöglich C. leben kann, wenn ſie dieſen Schritt thut. Schreib mir ja ſobald wie möglich, was C. geſagt hat, aber Alles aufrichtig.

Der Plan, den Schiller hat, die Frau ſo viel möglich ſelbſt handeln zu laſſen, iſt ſehr gut. Denn kömmt es nicht aus ihrem eigenen Herzen, daß ſie einſieht, wie unrecht ſie gegen B. handelt, ſo hilft Alles nichts. Ihr das unvermerkt fühlbar zu machen, iſt die große Kunſt, und wenn dein Mann dieſes bewerkſtelligen könnte, ſo hätte ich ihm mit das ganze Glück meines noch kurzen Lebens zu verdanken.

---

[1] Wohin er von Bernſtorf eingeladen war. Düntzer Freundesbilder S. 110.

[2] Louiſe; worüber Sch. Vater am 25. Februar (Bezieh. S. 107), Sch. an Körner III. S. 77, am 28. Februar ſchreibt. Es kam nicht dazu.

[3] v. Beulwitz, ihre Schwägerin, ſpätere verehlichte v. [illegible] in Hildburghauſen. Wir geben im Folgenden die auf das Verhältniß zwiſchen Carolinen und Beulwitz bezüglichen Aeußerungen im Intereſſe der Wahrheit. Daß Frau v. Lengefeld ſpäter mit den Schritten ihrer Tochter und ihrer neuen Verbindung ausgeſöhnt war, lehren ihre Briefe. Auch Schiller ſtand zwar auf Carolinens Seite, aber die Heirath mit Wolzogen billigte er nicht (Geſchichte des Wolz. Geſchlechts II. S. 148), und daher vermied er, Carolinen auf ihrer Reiſe nach Bauerbach zu ſehen (I. S. 241).

Rudolſtadt, den 12. Nov. (1793).

Wie er (B.) wieder kam, ſagte er, er hätte Carolinen nochmals geſchrieben, ihr Alles vorgeſtellt. Der Gedanke, ſie leidend und in Zukunft von ihm getrennt in Noth zu wiſſen, wäre ihm unerträglich; auch ſehe er ein, daß ich es nicht ertragen könnte; er ſei alſo feſt entſchloſſen, ſich nicht trennen zu laſſen und lieber unglücklich zu ſein als ſich Vorwürfe machen zu müſſen, nicht als ein rechtſchaffener Mann gehandelt zu haben. Wenn nur Caroline öfters bei ihm ſein und ſich freundſchaftlich betragen wollte, und wenn er es ſich auch abbrechen müßte, wollte er lieber ſehn, ihr einiges Geld zu ihrem Vergnügen ausſetzen zu können, wenn ſie bei ihm bleibt. Das ſind jetzt ſeine Geſinnungen; wäre er mein Feind, ſo müßte ich ſagen, daß ſie Edel ſind.

Rudolſtadt, den 11. Januar 1794.

Recht weh thut es mir, daß ihr von den Kriegsunruhen geplagt werdet. Ich ſchicke andurch 200 Rthlr., aber ich bitte dich um Gotteswillen, thut ja keinen übereilten Schritt mit eurer Zurückreiſe in der jetzigen Jahreszeit mit Schillern, der ſchon die warme Abendluft zu Jena nicht vertragen konnte. Sollte es ja noch theurer dort werden, ſo iſt es beſſer dieſes zu ertragen, da es nun einmal nicht zu ändern iſt, als das Leben in Gefahr zu ſetzen.

Du glaubſt auch, daß er (B.) uns ein großes Theil von unſerm Vermögen gekoſtet, aber wenn ich heute ſterben ſollte, ſo kann ich das nicht ſagen. Meine eigene Wirthſchaft, da ich bei dem Tode deines Vaters noch nicht mit dem Gelde umzugehen wußte, und der unſelige Hang zum Herumreiſen iſt der Grund von Allem. Gott weiß, wie leid mir dieſes iſt, und ſollte ich in meinem Leben betteln müſſen euretwegen, ſo thäte ich es gewiß, weil ich aus dieſer Urſache ſchuld daran bin.

Wenn ihr wieder zurück kommt, wünſche ich ſehr, Caroline wollte auch kommen. Sie kann ja bei dir in Jena bleiben oder zu Humboldten gehen, daß ich ſie nur wo weiß, wo ſie nicht allein iſt.

Hier weiß es immer noch Niemand, wie es mit Caroline und B. ſteht.

Den 5. Februar (1794).

In Weimar waren ſie alle ſehr artig, wir ſind drei Tage dort geblieben und ſollten nicht weg.

Meine gute liebe Stein iſt noch immer die treue theilnehmende Freundin; ich hoffe, ſie ſoll in Zukunft glücklich ſein. Es freut mich, daß ſie ſo gern in Rudolſtadt iſt; ſie ſagt, nichts als die Herzogin hinderte ſie hieher zu ziehen. Der Herzog hat mich nach Schillern und dir gefragt. Er ſagte, Schiller käme gewiß nicht wieder; ich habe aber verſichert, daß er ſich wieder auf Jena freute und gewiß wieder kommen würde. Die Herzogin hat eine Freude, daß du ſie zu Gevatter gebeten. Knebel hat unſerer Fürſtin gefallen, er will uns beſuchen. Es war eine ſolche Menge Menſchen am Hof, daß ich Herdern, der auch eben war, nicht habe zu ſehen bekommen, Beulwitz aber war bei ihm, und er ſoll jetzt wohl ſein. Man hofft, der Herzog[1] ſoll nun zu Hauſe bleiben. Die Steinen ſagt, ſie traue ihm nicht recht.

Den 20. März 94.

Gott laſſe Carolinen Ruhe bei ihrem neuen Plan finden, das iſt Alles, was ich dazu ſagen kann. Sie ſchreibt mir, daß ſie in Cannſtadt bleiben will und dann zu Humboldts. Daß ſie zu Cannſtadt bleibt, iſt mir lieber, als wenn ſie nach Bauerbach ginge, wo die Leute gleich den ganzen Plan merken müßten, und es wäre doch entſetzlich, wenn es noch vor der Scheidung heraus kommen ſollte. Doch ich bin auf alles Unangenehme eher als auf etwas Angenehmes vorbereitet.

---

[1] Der am 3. December 1793 zurückgekehrt und um ſeine Entlaſſung aus dem preußiſchen Militär eingekommen war. Sie wurde ihm an dem Tage dieſes Briefs gegeben.

Es wird ſehr gut ſein, wenn W(olzogen) einen Dienſt erhält, denn auf ihrer Beider Wirthſchaft kann ich mir keine große Rechnung machen. B. wird ſeine Schweſter, ſobald er Nachricht von ihr hat, in Nürnberg abholen.

(An Schiller.) Rudolſtadt, den 25. April 1794.

Daß übrigens Carolinens verdrießliche Geſchichte unter uns gar nicht mehr erwähnt werden ſoll, iſt mir ſehr recht; das Einzige erlauben Sie mir noch zu ſagen, daß ich nicht begreife, wie Ihnen das Anerbieten von B. mit den jährlichen 60 Rthlr. ſo auffallen kann. Caroline hatte von mir 150 Rthlr. Zuſchuß; mithin konnte B. auf ſeine Frau des Jahrs 200 Rthlr. rechnen. Da dieſe natürlich zurückfallen, ſo konnte ich auch mit Wahrheit ſagen, daß er nicht mehr zu geben hat, und es macht doch wohl noch einen großen Unterſchied, was ein Mann für ſeine Frau, die mit ihm lebt, ihn liebt und glücklich macht, thun kann, als für eine ſolche, wie leider Caroline für B. auf die Letzte ward. Daß Sie übrigens, mein guter Schiller, in vielen Stücken anders als B. handeln würden, glaube ich gewiß, aber meine Lollo wird und iſt auch eine andere Frau für Sie, als Caroline war. Wäre es möglich, daß ſie ſo gegen Sie ſein könnte, ſo würden Sie mir ebenſo nahe gehen wie jetzt B., und ich könnte nach meinen Grundſätzen von Moralität und Pflicht eben ſo wenig ihr als Caroline Recht geben; und Sie wiſſen, beſter Schiller, wie ein jeder ſeine eigene Denkart hat und wie ich nun zu alt bin, die meinige zu ändern.

Den 16. (Winter 1799).

Caroline hat mir auch geſchrieben, daß ſie ein großes Haus habe, aber auch ſehr theuer. Man müßte im Anfang nicht ſo lumpig ausſehen, ſonſt erhielte man nichts. Ich wünſche ſehr, daß ihr die C.[1] zureden möge, daß W. alles Mögliche thue, um in Stuttgart bleiben zu können. Ich wüßte wirklich nicht, was ſie anfangen ſollten, denn es iſt gar zu ſchwer jetzt wo anzukommen. Wolzogen gefällt mir nicht, das geſtehe ich; er denkt, daß er an allen Orten und ſogleich etwas für ſich ausrichten kann, und es wird doch nie nichts draus. Gott gebe, daß Carolinen ihr Schritt nie gereuen möge. Mir ſchaudert, wenn ich manchmal über ſie nachdenke.

Dienſtag Abend (April 1795).

Hoffentlich biſt du nun mit deiner Einrichtung[2] bald fertig. Ich ſchreibe dir heute durch den Hrn. v. Trebra, um dir zu ſagen, daß übermorgen, als den Donnerſtag, vermuthlich Beulwitz wird durch Jena gehen. Er freut ſich ſehr, Schillern und dich zu ſehen. Er geht von da nach Weimar, kommt alſo vermuthlich zu Mittag nach Jena. Iſt es möglich, ſo bitte ihn zu Mittage, weil es freundſchaftlich ausſieht, es kann ſein, die Frau[3] kömmt auch mit, doch das weiß ich nicht gewiß, ſie freut ſich ſehr auf deine Bekanntſchaft.

Schwarzburg, 29. Auguſt (1795).

Gott gebe, daß der Coadjutor bald glücklich wird; es ſoll mich euret- und auch ſeinetwegen herzlich freuen. Auch hat er vor einiger Zeit an die Frau geſchrieben und ihr die Verſicherung gegeben, daß er W. verſorgen wolle und ſich freute, mit ihnen leben zu können. Caroline iſt wohl; ſie hat mir von Ulm aus geſchrieben und geht gleich von dort in die Schweiz. Ich wünſche, daß W. mag glücklich in ſeinen Geſchäften ſein, er iſt aber in Geheim dort und meine Briefe adreſſiere ich an Hrn. v. Schönfeld nach Stuttgart.

---

[1] Caroline v. Humboldt.

[2] Im neuen Logis (an K. III. S. 257).

[3] Geborne v. Bibra.

(September 1795)
(nach einer Reiſe nach Weimar).

Schillern danke ſchönſtens für die Ideale; ich freue mich ſehr auf alle ſchöne Sachen, die ich werde zu leſen bekommen. Frau Maus muß nur auch noch etwas ſchreiben, damit ich meine Bibliothek mit den Schriften meiner Familie zieren kann.

(Winter 1795—96).

Der Beulwitz hat mir viel Freude gemacht, indem er mir erzählt, wie wohl du und Schiller und wie artig der Goldſohn iſt: er hat ſich ganz in ihn verliebt.

Wann kommen die Körners zu dir?

Ich habe mich ſehr gefreut, daß mir der Fürſt erzählt, daß Schiller geſtern Abend mit in Geſellſchaft war, grüße ihn herzlich.

(Philippsthal [1]), den 30. Juni (1796).

Das Aergerlichſte iſt mir, daß ich die Frau nur acht Tage geſehen habe und noch nicht weiß, wie es weiter gehen wird. Du haſt gar keinen Begriff davon, was ſie wohl iſt und gut ausſieht, und für alle Menſchen jetzt angenehm iſt. Ich danke Gott innigſt dafür, und wenn Wolzogen nur eine Verſorgung hätte, ſo würde ich recht ruhig und glücklich über ſie.

(Winter 1796).

Von der Frau habe ich Briefe.

Mit der Stelle für W. [2] war es nichts; ich kann ſagen, daß mir dieſe Nachricht die erſte ſchlafloſe Nacht in dieſem Jahre gemacht hat.

Ich bin recht begierig zu wiſſen, wie es in Weimar gegangen. Der Himmel gebe, daß es gut gegangen [3] iſt.

[1] Seit dem 10. April war Prinzeß Louiſe von R. mit dem Prinzen Conſtantin von Heſſen-Philippsthal vermählt, und der Rud. Hof gerade dort zum Beſuch.

[2] Etwa in Meiningen.

[3] Wohin W. ſich im November 1796 wandte. Sch. an Goethe I, Nr. 245, Anfangs ohne Erfolg, bis er am 26. December als Kammerrath angeſtellt wurde.

Beulwitz läßt dich und auch beſonders Schillern recht herzlich grüßen. Er freut ſich ſehr über den Plan, daß Schiller einige Wochen im Frühjahr hier ſein ſoll und verſpricht gern l'hombre mitzuſpielen; auch ſeine Frau. Meiſter folgt zurück. Mir und der Fürſtin hat dieſer Theil[1] beſſer als alle gefallen. Viele ſind mit der Einſchaltung der Nebenhiſtorie nicht zufrieden geweſen. Uns gefällt ſie aber ſehr wohl, ſie hat gar hübſche Stellen, und dann weiß Lollo wohl, daß ich den Leuten, die darinnen vorkommen, nicht gram bin. Begreifen aber kann ichs nicht, wie Goethe ſo was hat ſchreiben können.

(Winter 1796).

Die Kalbin hat geſtern bei uns Abſchied genommen, ſie hat ſich noch mit Richtern[2] gezankt.

(December 1796).

Liebe Lollo, ich danke ſchön für den vierten Band des Meiſter, er iſt doch gar zu hübſch.

Der Frau ihr Werk macht großes Glück hier. Geſtern kam B.[3] zu mir und ſagte, es ſei ein neues Stück von den Horen gekommen, da wäre eine ſolche ſchöne Hiſtorie darinnen, daß er ganz weg darüber geweſen wäre, ſo ſchön geſchrieben u. ſ. w., ob ich nicht wiſſe, von wem ſie ſei. Ich that als wüßte ich nichts davon, und er bat ſich nur die Erlaubniß aus, ſie ſeiner Frau vorzuleſen, ehe er mir das Buch ſchickte, und der Gedanke, die Beiden den ganzen Nachmittag über der Frau ihr Werk in der Admiration zu wiſſen, hat mir viel Spaß gemacht.

Wenn nur Ulrike nicht dahinter kömmt. Ich denke immer, die hat mir geſagt, daß ſie die Frau hat daran arbeiten ſehen in

---

[1] Der dritte, welcher die Bekenntniſſe einer ſchönen Seele enthielt. Dieſer war ſchon zur Herbſtmeſſe 1795 erſchienen. Danach ſcheint der Brief im Januar 1796 geſchrieben zu ſein; alſo hatte Wolzogen ſchon damals die Abſicht, ſich nach Weimar zu wenden.

[2] Jean Paul, ihrem enthuſiaſtiſchen Freunde.

[3] Sch. an G. Nr. 257 (am 12. December) berichtet aus dieſem Brief.

Stuttgart. Mein ganzer Spaß wäre verdorben, wenn ſie dahinter kommen ſollten. — Haſt du nichts von der Frau gehört? mir iſt recht bange um ſie.

(Weimar, Anfangs Juli 1797.)

Es wäre recht hübſch, wenn der gute liebe Schiller mit nach Weimar kommen könnte, weil ich noch da bin; auf alle Fälle kommt doch die Frau Lollo und der gute K. Die Steinen hat geſagt, du ſollſt bei ihr logieren. Dieſen Nachmittag kommt die Amalia Imhofen zu uns.

Auf die Woche kommt die Frau v. Reck her. Auguſt hat es der Steinen ſelbſt geſagt, daß G. nach Italien geht, und ſeine Mutter und er bleiben in Frankfurt.[1]

(Februar 1799.)

Es iſt abſcheulich, daß der Wallenſtein iſt geſtohlen worden, wie hätte ihn aber das Idol[2] ſollen in die Hände bekommen? ich dachte, daß es eher wer vom Theater ſein könnte. Ich wünſche ſehr, daß er nur nicht in mehrere Hände kömmt.

(April 1799.)

Es thut mir ſehr leid, daß du krank warſt, gute Lollo, und ich wünſche herzlich, daß nun Alles wieder gut ſein mag. Auf den 21. Juni wird die gute Caroline getraut.[3] Der Frau ihr Werk[4] macht viel Glück. Die Frau Zieglern kömmt jetzt aus Stettin, und das Erſte was ſie erzählt, iſt von Agnes, die dort iſt vorgeleſen worden. Die dumme Ulrike hat mir hier meinen Spaß verderben, doch denke ich, man glaubt ihr nicht.

---

[1] Goethe reiste am 3. Auguſt ab. Schiller war vom 11. Juli acht Tage in W. bei ihm geweſen.

[2] Böttiger, den Sch. im Verdacht hatte, das Manuſcript von Wallenſteins Lager, das man in Kopenhagen hatte verleſen und aufführen wollen, heimlich dorthin geſchickt zu haben. An G. Nr. 578.

[3] Mit dem Fürſten von Schwarzburg-Sondershauſen.

[4] Agnes von Lilien, die im Jahr 1798 bei Unger in Berlin in 2 Bänden erſchien.

(An S.) Rudolſtadt, den 12. December (1799).

Herzlichen Dank, lieber Schiller, für die guten Nachrichten, die Sie mir gegeben, ich hoffe zu Gott, daß meine gute Lollo ſich bald vollkommen erholen ſoll.

Noch habe ich nicht Muth genug die unglückliche Zeit zu Jena mir ganz zurückzurufen, aber als eine wohlthätige Erſcheinung leuchtet mir aus ſolcher Ihre treue unermüdete Sorgfalt für meine gute Lollo entgegen und ertheilt mir die frohe Zuverſicht, meine liebe Tochter unter allen Schickſalen des Lebens an Ihrer ſanften und theilnehmenden Hand glücklich und verſorgt zu wiſſen. Was wir einander in dieſer Zeit wurden, vermehrt meine treue Mutterliebe und Achtung für Sie, die Vorſehung weiſe mir nur oft bei glücklichen Tagen Wege, auf welchen ich Ihnen zeigen kann, wie theuer und werth Sie mir ſind.

Daß die liebe Steinen Lollo dieſe Woche noch bei ſich behält, iſt mir ſehr lieb, und ich verlaſſe mich auf Sie, beſter Schiller, daß Lollo in Ihrem Hauſe alle Ruhe genießt, die ihr noch ſo nöthig ſein wird.

Den 10. März (1800).

Liebe Lollo, wie danke ich Gott mit dir, Liebe, daß unſer Schiller aus aller Gefahr iſt und meine gute Lollo ſich erträglich befindet. Gott wird weiter helfen.

Den 19. Juni (1800).

Schreibe mir doch, was Schiller wieder für eine Arbeit vorgenommen hat. Es intereſſiert mich immer ſo ſehr, da ich weiß, daß er unruhig iſt, bis er wieder etwas Neues angefangen.

Den 6. März (1801)

Von Homburg hat man Nachricht, daß der Hr. v. Winzigerode vom Herzog von Württemberg iſt hingeſchickt worden, um einen Hrn. v. St. Clair abzufordern, weil er ein Complot gegen des Herzogs Leben gemacht; wenn dieſe Geſchichte nicht bekannt, ſo ſagt nichts davon.

(Winter 1801).

Daß du die Chriſtel ſo gern aufnimmſt, macht mich recht glücklich, ich habe eine ſonderbare Anhänglichkeit an ſie, und alle Gelegenheiten, ſie geſcheiter zu machen ſind mir willkommen.

Den 17. März (1802).

Die Fortſchritte der Chriſtel freuen mich herzlich, und obgleich die Madame Schröder geſchwinder 6000 Thlr. ausſprechen als ſchaffen kann, ſo wird es mir und der Chriſtel in ihrer Lage gewiß viel Angenehmes machen, wenn ſie gut ſingen lernt.

Mittwoch, den 25. Auguſt (1802).

Wir ſtehen hier entſetzlich von der Hitze aus und beſonders in der Comödie,[1] und doch muß ſie beſucht werden. Nathan der Weiſe hat der Fürſtin außerordentlich gefallen, und Voß hat ſeine Sachen, ſowie auch Graf, ſehr gut gemacht. Die „Brüder“ haben ſie auch gegeben und geſtern „Jon.“ Letzterer hat mir, ich kann es nicht läugnen, lange Weile gemacht.

(Mittwoch 1802).

An den Reichsangelegenheiten nehme ich des Schatzes wegen auch ſehr warmen Antheil und leſe Alles, was Mainz angeht, friſch weg. Es ſcheint gut zu werden, der Himmel laſſe nur den guten Schatz lange leben. Ich möchte nur wiſſen, warum gar nichts von Wien ankömmt, und es iſt doch dumm, daß es[2] in allen Zeitungen ſteht.

Ich hätte wohl mögen bei deinem Thee ſein, wo ſo artige Leute waren.

Mittwoch (November 1802).

Zu dem angekommenen Von wünſche ich Glück, und ob mir gleich weder Schiller noch Lollo lieber dadurch geworden ſind, ſo denke ich doch, es kann zu manchem Angenehmen in W. Anlaß geben. Wenn ſich nur nun auch der gute Schatz bald einfindet.

[1] Der Weimariſchen Truppe, die auch im folgenden Jahre in R. ſpielte.

[2] Der Adel.

Den 9. Februar (1803).

Ich habe recht an den guten Schatz gedacht, wie er ſich über Schillern ſein ſchönes Stück[1] freuen wird. Ich hoffe, es kommt bald Antwort wegen des gelben Röllchens.[2]

Hr. Kotzebue macht ja ſein Glück recht in Berlin, es muß doch dummes Volk dort ſein.

Den 25. Februar (1803).

Ich ſchreibe dir heute nur ein Wort, um den guten Schiller durch dich bitten zu laſſen, die Chriſtel[3] an Hrn. Zelter zu Berlin zu empfehlen. Ich glaube, der Graf[4] wird wohl bis Sonntag zu Weimar bleiben; wenn aber auch da Schiller keine Zeit zum Schreiben hat, ſo ſei nur ſo gut und mache, daß ich den Brief Donnerſtags mit der Poſt erhalte, weil ſie zu Ende oder doch zu Anfang der anderen Woche abreiſt.

Sondershauſen, den 2. Mai (1803).

Recht begierig bin ich, von Schillers ſeiner Reiſe nach Erfurt zu hören. Wie er von Weimar abreiſte und ſich in den Wagen ſetzte, ſtand der Kammerdiener von der Fürſtin von Sondershauſen ganz nahe dabei. Er hat ſich ſehr gefreut, Schillern, aber beſonders den zärtlichen Abſchied, den ihr von einander nahmt, zu ſehen.

Den 9. Mai (1803).

Chriſtel hat zu Berlin in der großen Welt gelebt und den ganzen Hof bei der Herzogin von Kurland[5] geſehen. Deren Bekanntſchaft war ihr ſehr nützlich für den Beutel, weil ſie dadurch alle Comödien und Muſiken frei hatte. Die Recken[6] hat ſie wollen durchaus dieſen Sommer bei ſich behalten; ſie hat mit ihr nach

---

[1] Die Braut von Meſſina.

[2] Sein Aequivalent kam erſt im October (I. S. 283).

[3] v. Wurmb, ihre Nichte, Hofdame der Fürſtin, die ſich 1802 in Schillers Hauſe aufgehalten hatte. Frau v. Wolzogen, Schillers Leben, S. 285 f.

[4] Reuß.

[5] Die mit der Körner'ſchen Familie ſehr befreundet war.

[6] Deren Schweſter.

Töplitz, Dresden und Mecklenburg gehen wollen, aber erſt im December wollte ſie ſie wieder nach Weimar bringen; das konnte ſie doch der Fürſtin wegen nicht annehmen. Haſt du wieder Nachricht von Zelter? Seine Frau war ſehr krank. Letztere hat die Chriſtel mit der Mara[1] ſingen hören, ganz unvergleichlich. Auch dem Zelter ſein älteſtes Mädchen, glaubt man, werde blind. Es thut mir leid, ich bin ihm ſo gut.

Schillers Feſtin[2] hat mich amüſiert, er hat doch wohl auch gefrorenen Punſch getrunken. Der Fürſt hier hat uns welchen machen laſſen und ſagt, er wäre aus Erfurt.

Den 26. Mai 1803.

Ich habe geſtern den Brief von Lavater an Stolberg geleſen, den ihr zu Dresden geleſen habt. Er iſt doch ganz prächtig, und ich habe mich recht des guten, lieben Lavaters dabei erinnert.

Den 28. Juni 1803.

Alles iſt wohl und glücklich gottlob angekommen, und wir weben und leben in Italien. Sie haben entſetzliche fatiguen ausgeſtanden, aber viel geſehen und der Fürſtin Köpfchen recht voll gepfropft. Gegen die C. ſind ſie ſehr dankbar und von den Kindern ſagen ſie viel Schönes. Zu Ancona ſind ſie zu Schiffe gegangen bis Venedig, wo ſie fünf Tage waren, und wo die Fürſtin beſonders an Schillern dachte.[3] Fernow hat ſie zu Rom herum geführt, oft waren ſie zum Thee bei der C. von 8 Uhr bis 1 oder 2 Uhr früh.

Iſt denn Schiller noch nach Lauchſtädt?

Den 13. Juli (1803).

Beſte Lollo, hoffentlich iſt unſer Schiller glücklich wieder von Lauchſtädt angekommen und Lollo wird mir erzählen, was dort vorgefallen.

Wie wird es denn mit Lollo ihrer Reiſe nach Aſchaffenburg?

---

[1] Zelter an Goethe, Nr. 22.

[2] Das die preußiſchen Officiere in Erfurt gaben. An K. IV, 326.

[3] Wegen des Geiſterſehers.

Den 21. Auguſt (1803).

Am beſten habe ich mich in der Comödie befunden, nämlich einmal bei der Johanna, und zweitens bei der Braut von Meſſina, die mir auch außerordentlich auf dem Theater gefallen. Die Chöre haben auch der Fürſtin viel Freude gemacht, ſie nehmen ſich ſehr gut aus, und Manches haben die Schauſpieler prächtig geſagt. Chriſtel hat ſich bald todt über die gräfliche Familie von Wartensleben geärgert, die es nicht haben ſchön finden wollen, ohnerachtet das ganz natürlich iſt. Die Vitzthum[1] hat erzählt, daß, wenn Schiller ſo was arbeitete, ließe er die Stube mit ſchwarzen Vorhängen behangen.

Mittwoch früh (September 1803).

Der ſchöne Ring[2] hat mich recht gefreut, und ich wünſche, daß der Schmuckkaſten von unſerm lieben Schiller ſo fort möge geſpickt werden. Die Schwediſche Majeſtät iſt geſcheiter als die P., die nie was auftiſcht.

Egloffſtein[3] war nur einen Mittag hier, aber er hat mir Wunderdinge von Rußland erzählt, die mich recht gefreut haben, weil, wenn dieſe Sache gut abläuft, ich hoffen kann, Wolzogen bleiben zu Weimar, und da hoffe ich immer, Schiller auch, es iſt mir ſo tröſtend, euch an einem Ort und in einer Nähe zu wiſſen.

Egloffſtein ſprach auch ſehr zärtlich vom Alten und ſagte mir, daß ihm Voigt (dem er ſonſt nicht traue) die Briefe vom Kaiſer und Kaiſerin gewieſen, was ſie alles vom Wolzogen geſchrieben. Es iſt ſonderbar, daß der Alte (unter uns) immer mehr Verſtand in Rußland hat, als an andern Orten.

Den 28. December (1803).

Deine Betrübniß über Herdern theile ich redlich; lange hat mir kein Tod ſo weh gethan als der ſeinige; er kann mir aber

---

[1] Geborne v. Wartensleben.

[2] Sch. an Körner III. S. 337.

[3] Major und Hofmarſchall in W.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 15299/115

auch recht für eine Zukunft. Solch ein Mann kann nicht bloß für ſo kurze Zeit geſchaffen ſein.

Die Staël amüſiert mich ſehr, ſchreib mir doch, wie es mit Goethe[1] abgelaufen.

Mittwoch, Anfangs Januar 1804.

Die Fürſtin iſt ſehr vergnügt über ihre Schweſter.[2] Von Mecklenburg hat die Herzogin geſchrieben, daß der Prinz Heinrich von Preußen geſagt hätte: er wollte ſich jetzt noch nicht verheirathen, aber wenn er heirathete, ſo würde er Niemanden anders wählen als die Prinzeß von Weimar; ſie ſei gar nicht ſchön, hätte aber ſo was geiſtreiches in ihrem Geſicht und Talente, daß er keine andere geſehen, die ihm ſo gefallen. Wenn du denkſt, daß es Spaß macht, ſo ſage es der Herzogin und der Knebeln, letztere freut es gewiß.

Den 22. Februar (1804)

Die Stock hat mir der Frau ihr Bild[3] geſchickt, es macht mir viel Freude und iſt das beſte, was je von der Frau gemacht worden iſt.

Nach Berlin.

Rudolſtadt, den 10. Mai 1804.

Es muß unter den Linden recht ſchön ſein. Dieſer Platz iſt mir auch merkwürdig, weil, wenn dein ſeliger Vater preußiſche Dienſte angenommen,[4] wir dort gewohnt hätten.

Schwarzburg, den 4. Juli (1804).

Die Prinzeß Marianne hat ihrer Schweſter geſchrieben, daß ihr dein Beſuch viel Freude gemacht. Sie hätte dich gern noch einmal geſehen, die Königin hätte ihr aber geſagt, daß du an dieſem Tage zu ihr kommen würdeſt.

---

[1] Der ſich Anfangs ſträubte, nach W. zurückzukehren. An Goethe, Nr. 927 bis 929. Henriette an Knebel, Nr. 188. Unten Goethe's Brief.

[2] Prinzeſſin Marianne, am 12. Januar 1804 an den Prinzen Wilhelm von Preußen vermählt. Von ihrem Aufenthalt in Weimar Henriette an Knebel, Nr. 189.

[3] Ein Paſtellbild, auf den Sohn Karls von Schiller übergegangen.

[4] Schillers Leben S. 107. Noch iſt eine eigenhändige Beſchreibung der Reiſe, welche Hr. v. Lengefeld nach Leipzig machte, und ſeiner Unterredung mit Friedrich dem Großen vorhanden.

Mittwoch früh (26. September 1804)[1]

Geſtern früh waren wir zu Kochberg. Ich habe mich herzlich gefreut, beſonders die liebe Steinen zu ſehen, aber auch das Prinzeßchen und die Knebeln. Das Prinzeßchen hat unſerer Fürſtin geſagt, daß ſie mit ihr Gevatter ſei; es wäre doch beſſer, Schiller ſchriebe ihr[2] noch, doch muß es ihm gemütlich dazu ſein, ſonſt ſoll er es ja nicht thun. Starke war auch hier und hat mich über Schillers Geſundheit beruhigt.

Mittwoch (1804.)

Napoleon ſoll den Schatz ſo lieb haben, der Arme hat ſich müſſen des Abends in Mainz einſchleichen, weil das Volk ſo eine Freude über ihn hatte, daß es ſeinen Wagen ſelbſt ziehen wollte. Ich hoffe, für ſeine Glücksumſtände ſoll die Freundſchaft doch gut ſein.

Den 2. Januar (1805).

Ich hoffe, die Schlittenfahrt iſt gut abgelaufen; es war aber entſetzlich kalt hier. Die Großfürſtin war wohl auch dabei.

Den 4. September (1805).

Prinzeß Marianne hat geſchrieben ſie hätte mit der Königin wegen der Stiftsſtellen für deine Kinder geſprochen. Die Königin hat geſagt: für ſich könnte ſie es nicht thun, du ſollteſt an den König ſchreiben, und ſie wollte den Brief dem König geben.

Den 30. Oktober (1805).

Der guten Großfürſtin wird das Herz auch weh thun, ihren Bruder in Berlin zu wiſſen und nicht ſehen zu können.

Die arme Ulrike, ſie verliert gewiß ihren Eichelberg bald. Schreib mir doch, was Starke von ihm ſagt. Ich kann begreifen, wie dich ihr Anblick muß angegriffen haben, arme gute Lollo!

---

[1] S. Henriette an Knebel, Nr. 206.

[2] Der Fürſtin. Auch an die Prinzeſſin ſchrieb er erſt am 20. Auguſt, dreizehn Tage nach der Taufe.

Rudolfs[1] Briefe haben mir viel Thränen gekoſtet: er muß einen ſehr großen Unterſchied finden bei ſeiner jetzigen Lage. Das iſt ganz begreiflich, ich hoffe, Gott ſorgt für ihn.

Den 20. November (1805).

Das, was du mir vom Kaiſer[2] ſchreibſt, war mir angenehm, ich kann nicht genug von ihm hören. Der Marquis Poſa hat mich gefreut, auch meine gute Fürſtin. Gott gebe nur immer gute Nachrichten vom Kaiſer. Daß der Erbprinz von Homburg gefangen und bleſſiert iſt in die Schulter, wiſſen wir gewiß, aber die liebe Fürſtin iſt auch ſehr in Angſt ihrer anderen Brüder wegen, die freilich in ſteter Gefahr ſind. Morgen bekommen wir Preußen hierher, ich glaube aber nur den General; vermuthlich iſt es in Weimar auch ſo. Wir haben hier die Nachricht, daß die Franzoſen geſchlagen ſind; haſt du es auch gehört?

Auf den Freitag[3] werde ich oft an meine gute Lollo denken, und Gott um Ruhe und Segen bitten. Ach Liebe, ſo traurig auch jetzt dieſer Tag für dich iſt, ſo ſchöne Folgen hat er doch gehabt. Einen guten Theil deines Lebens die Gattin eines Schiller geweſen zu ſein — ſich ſagen zu können, dieſen Theil ſeines Lebens ihm verſchönert und durch deine zarte Sorge und Liebe glücklich gemacht zu haben — und noch jetzt in ſeinem Andenken, in der Sorge für ſeine Kinder fort zu leben — o gewiß, beſte Lollo, das iſt noch immer ein ſchönes beneidungswerthes Loos. — Auch mein Alter erheiterſt du noch durch das Bewußtſein deiner treuen Liebe, und durch dein Benehmen in deinem gerechten Schmerz. — Gott ſegne dich dafür, mein theures Kind.

---

[1] Schillers Bedienter.

[2] Alexander, der vom 6.–10. November in W. war.

[3] Den Geburtstag.

Mittwoch (Winter 1805).

Daß das Verhältniß mit Goethe[1] wieder angeknüpft iſt, freut mich. Seine Unterhaltung muß einem immer doch viel werth ſein.

Den 26. Februar (1806).

Das Bild von der Erbprinzeß habe ich der Fürſtin vorgeleſen, es iſt recht artig. Dabei hat mir die Fürſtin erzählt, daß ihr ihre Schweſter von Berlin geſchrieben, ſie habe ſich einmal mit der Erbprinzeß geſtritten, da die Erbprinzeß behauptet: es könnte ſie Niemand lieb haben, und ſie wäre gar nicht anders zu überzeugen geweſen.

Daß die gute Steinen in deiner Geſellſchaft ſich glücklich und erheitert fühlt, freut mich mit dir. Glaube mir aber, Beſte, daß du dieſes Gefühl über Viele, die deines Umgangs genießen, gewiß verbreiteſt. Nur allein die ſtille ruhige Art, womit du deinen Schmerz trägſt, kettet die beſten Menſchen an dich.

Mittwoch, 1806.

Der mir überſchickte Brief[2] folgt mit vielem Dank zurück. Ach! er hat meinem Herzen unausſprechlich wohl und weh gethan. Gute Lollo! bei allen deinen tiefen Leiden müſſen doch ſolche Rückerinnerungen wohlthätig ſein. Der gute Graß, er nimmt unſern Schiller ganz ſo, wie man ihn nehmen ſoll. Die Treue und die Feinheit ſeines Weſens, verbunden mit dem größten Genie, ach! das zeichnet Schillern und wird ihn ewig vor allen andern großen Männern auszeichnen.

Den 30. November (1806 oder 7).

Mit Goethe war es gar nicht anders zu machen; ich ſehe auch nichts Unrechtes darinnen, da ſie einmal ſeine Frau iſt. Ich hoffe, ihr ſollt artige und unterhaltende Tage bei ihm haben, und das iſt doch das Angenehmſte von der Welt.[1]

---

[1] Der ſeine phyſikaliſchen Unterhaltungen begonnen hatte.

[2] Des Malers Graß aus Rom, der Schiller in Jena 1791 nahe getreten war.

Prinz Louis[2] hat erzählt, daß ſie gern des Abends mit der Prinzeß hätten eſſen wollen, man hätte es ihnen aber abgeſchlagen, er hätte nicht vier Worte mit ihr ſprechen können. Sage aber nichts davon, daß es keinen Klatſch gibt.

Mittwoch (Ende Oktober 1808).

Die Polier und ihre Niece[3] ſind aux anges über Weimar. Die Alte liegt aber noch immer zu Bette, ſie freut ſich ſehr, Goethen eine große Auszeichnung von einem großen Herrn[4] vorhergeſagt zu haben.

Den 28. December (1808).

Iſt es denn wahr, daß Goethe wirklich vom Theater abgegangen iſt? Es wäre entſetzlich.[5]

Den 29. Juni (1809).

Einige Tage waren wir hier unruhig, aber jetzt iſt Alles wieder ganz ruhig.[6] Die Wurmen[7] hat eine eigene Geſchichte mit der

---

[1] Es ſcheinen entweder die Beſuche Goethe's mit ſeiner nunmehrigen Frau und der Gegenbeſuch oder die muſikaliſchen Aufführungen, die ſeit 1807 in Goethe's Hauſe zum Frühſtück ſtattfanden. Werke 32, S. 28. An Frau v. Stein III, S. 300. Goethe war übrigens damals in Jena.

[2] Von Homburg.

[3] Eine Franzöſin, Mlle. de Polier aus Lauſanne, war als Titularſtiftsdame vom heiligen Grabe 1806 von der Prinzeſſin von Heſſen-Philippsthal in Rudolſtadt bei den Fräulein v. Holleben eingemiethet worden. Sie lebte dort mit ihrer Nichte, Mlle. de la Chenaye, bis gegen 1820. Sie war Schriftſtellerin und gab 1809 aus den Papieren ihres Verwandten, Antoine Polier, der General beim Großmogul geweſen war, ein Werk, mythologie des Hindous, Rudolſtadt 1809, heraus, worüber ſich Voß in ſeiner Antiſymbolik luſtig macht. Sie ſtarb um das Jahr 1820.

[4] Goethe bekam am 14. Oktober das Kreuz der Ehrenlegion.

[5] Wegen Streitigkeiten mit der Jagemann, die indeſſen nicht zu Goethe's Abgang führten. Henriette an Knebel, Nr. 383. Goethe Werke 28, S. 258.

[6] Wegen der Oeſterreicher, die in Sachſen eingedrungen waren.

[7] Hofmarſchallin in W.

Frau Geheimenräthin Goethe gehabt, die grob wie ein Bauer mit ihr war.

Man wies ihnen eine Loge an, wo nur ſchon für vier Menſchen drei Stuhle waren, die Fremdenloge. Nun kommt die Goethen und ſagt, der eine Stuhl wäre ihrer, ſie müßte aufſtehen, ſie wäre die Frau vom Direktor — kurz und gut, die W. muß fort. Ein Fremder, der hinter ihr ſtand, hat ſo über die Grobheit räſonniert! Das Alles hat ſie einſtecken müſſen, es hat aber auch nicht viel gefehlt, daß ſie die W. zum Theater hinausgeſchmiſſen hätte. Es bringt dem Direktor keine Ehre, ſo eine grobe Käthe zur Frau zu haben.

Mittwoch (1803).

Es iſt mir auch lieb, daß dir mein guter Lavater etwas gegeben hat, das du brauchen konnteſt. Nie ſuche ich in ſeinen Büchern, ohne etwas zu finden, das mir wohl thut, und dann bin ich ihm immer noch dankbar dafür.

Den 26. December (1810).

Danke Goethen ſchönſtens für ſeine Artigkeit;[1] es hat mir Freude gemacht, und ich will auch darüber den Abend bei der Steinen vergeſſen.

Mittwoch (1811).

Voßens[2] haben ſich gefreut euch zu ſehen; der Alte zankt auf die Frau, was ſie nur immer in Aſchaffenburg bei ihrem Großherzog ſtecken wollte, und Goethe wäre auch ſteif geweſen. Das ſchreiben ſie Voigts zu.

Mittwoch (Herbſt 1811).

Herr Abeken hat ſo ſchön neulich in der Schule geſprochen, daß er alle Herzen erobert. Die alte Rödern iſt ganz verliebt in ihn, und was die Couſine dabei macht, kannſt du denken.

[1] Es iſt im Brief von Brizzi die Rede, der am 24. November in W. auftrat.

[2] Zu Beſuch in Rudelſtadt.

Heinrich Voß hat hier Alles zum Freunde erhalten, und die Fürſtin ſieht immer dem Abraham ſein frommes Geſicht gern, wenn er bei etwas Ernſthaftem iſt.

Carlsbad, den 14. Juli (1812).

Stolbergen habe ich kennen lernen, doch die Fürſtin mehr als ich, da ſie weite Promenaden mit ihm gemacht hat. Er hat ein ſehr intereſſantes Geſicht, und man muß gleich gut und offen mit ihm ſein. Ich habe ihm geſagt, daß Lollo ſich einmal bei ihm für ſeine Verſe hätte bedanken wollen, als ein junges Mädchen. Das hat ihm ſehr wohl gefallen, und er läßt ſich dir vielmal empfehlen. Goethe iſt in Töplitz,[1] kommt aber in einigen Tagen wieder, dann ſoll er eure Briefe erhalten. Meyer ſagt, er hätte ſich mit Stolberg recht gut vertragen und ihn öfters geſehen. Mit der Reck ſind wir auch bekannt, die Fürſtin führt ſie früh immer am Brunnen herum. Sie klagt ſehr, daß ſie gar nichts hat und überhaupt über ſo Manches, was Niemanden gefällt.

Tiedgen ſind wir recht gut. Die Herzogin von Curland iſt angekommen; es iſt ſonderbar, ſie neben ihrer Schweſter zu ſehen.

Den 4. Februar (1814).

Der Schatz hat mir Freudenthränen abgelockt, und mein herzlicher Dank gegen Gott war gewiß lebhaft und innig.

Mittwoch (1813?).

Beſte Lollo, dein Emmi[2] hat mir viel Freude gemacht und Allen gefallen. Er war nach Tiſche bei der Fürſtin, da er gar nichts mit hatte zum Anziehen. Da habe ich nur ſo gegenübergeſtanden, um mich der Aehnlichkeit mit ſeinem Vater zu freuen, die bis zum Erſtaunen geht. Der Fürſtin geht es eben ſo, nur ſagt ſie, Emmi ſei hübſcher.

---

[1] Er war am 13. dahin gereiſt und kam den 14. Auguſt zurück.

[2] Ernſt.

Den 12. Juli (1815).

Humboldt war den Sonntag hier und gegen uns noch immer der gute Freund, wie wir ihn kennen. Heilig hat er mir verſprochen, alles Mögliche in der Welt für euch zu thun.

Mittwoch. (October oder November 1815)

Goethens Viſiten haben mich gefreut; wenn nur Carolinchen Auguſt recht gefällt. Ich wüßte mir gar nichts hübſcher als dieſe Partie, und das Verhältniß mit dem Vater wäre auch ſo intereſſant und gut.

Den 8. November (1815).

Was du mir von Caroline ſagſt, freut mich, und ich bin in voller Erwartung wegen Goethen.

Mittwoch (Sommer 1817).

Die Ausſichten für unſern lieben Ernſt ſind mir ſehr erfreulich. Denk nur: als ich neulich in die Stadt gehen will, ſteht mir Goethe im Wege auf der Schütte.[1] Er war recht freundlich und ſagte, er könne mir eigentlich nicht ſagen, wo er her komme noch wo er hingehe, er würde dich aber bald ſehen und dir es ſagen, daß du mir es ſchreiben ſollteſt. Es freute mich ihn zu ſehen, er ſah ſo gut und ordentlich hübſch aus. Ich vermuthe, er hat die großen Köpfe bei uns geſehen,[2] da er mit dem Baumeiſter[3] war; dieſer ſagte, er ſei vor meiner Stube geweſen. Es kann ſein, ich war eben bei der jungen Fürſtin zum Thee.

Mittwoch (Carneval 1818).

Beulwitz hat mir die Inlage für dich gegeben, ich dächte, ſein Brief an den Kronprinzen[4] wäre recht gut. Mir iſt es manchmal, als wenn etwas daraus werden könnte. Gott wird es nach ſeiner Weisheit machen und uns nicht verlaſſen. Ernſt ſoll ja nur jetzt ſtille ſein und nach Weimar zurückkehren, ſeine Ausarbeitung fertig machen und nichts ſich merken laſſen. Bei den vielen Freuden[1] darf er ja nicht fehlen.

---

[1] Der Platz vor dem Eingang des Schloſſes zu Rudolſtadt.

[2] So war es. Goethe's Werke 28, S. 330. Die Abgüſſe der Dioskuren hatte Fürſtin Caroline von ihrer italieniſchen Reiſe 1803 mitgebracht.

[3] Coudray.

[4] Von Bayern, bei dem ſich L. für Ernſt, deſſen Anſtellung in Weimar Schwierigkeiten fand, um eine Stelle bewerben wollte.

Sonderbar iſt es, daß Alles verklatſcht wird, Beſeck hat der Fürſtin verſichert, man ſage, er wolle gar nicht in Dienſte, ſondern heirathen. Dem König von Preußen ſeine Geſchichte iſt doch wohl nicht andem.

Prinzeß Charlotte hat ſehr hübſch aus Rußland geſchrieben, daß ſie glücklich ſei durch ihren Nicolaus.[2] Der Kaiſer und beſonders die Kaiſerin Mutter wären ſehr liebevoll gegen ſie; ja wenn ſie nur ihrer Familie nicht ſo fern wäre, ſo wäre doch immer ein Bogen aus ihrem Leben heraus geriſſen, da ihr dieſe fehlten. Der Tag von ihrem Beitritt zur griechiſchen Kirche ſei ihr ſchrecklich geweſen, keinen einzigen Preußen um ſich herum, ſie hätte nichts thun können als zu Gott beten, der ihr auch beigeſtanden hätte.

Mittwoch (Frühjahr 1819).

Beſte Lollo, herzlich glückwünſche ich, daß unſeres guten lieben Ernſt's Anſtellung[3] vor ſich gegangen und daß ihm Jedermann will; Gott wird ferner helfen!

Heinrich Voß war recht gut und beklagt ſehr, die Herrn nicht geſehen zu haben. Meine Fürſtin hat ihn ſehr gern, und gab ihm zu Ehren einen Thee mit Muſik. Es wäre aber bald dumm abgelaufen, da er ſich beim Aſſiſtenzrath betrunken hatte, doch ging es noch gut ab.

Mittwoch (März 1820).

Herzlich habe ich mich der guten Nachrichten von unſerm Ernſt erfreut. Gott wird weiter helfen. Mit Fiſchenichen iſt es mir ſehr lieb, daß er in die Nähe von Ernſt kömmt. Ich wollte, es könnte ſich auch was mit dem Kinde[1] machen, wie alt iſt er denn?

---

[1] Die Maskenfeſte des Carnevals.

[2] Welcher eine Rudelſtädter Prinzeſſin geheirathet hätte, wenn ſie ihre Religion hätte wechſeln dürfen. S. unten die Briefe der Fürſtin.

[3] In Köln.

Beilage I.

Lavaters Briefe an Frau von Lengefeld.

Frau von Lengefeld hatte, mit ihren Töchtern von Goethe empfohlen, Lavater am 14. Mai 1783 in Zürich kennen gelernt. Sie theilten die allgemeine Begeiſterung (Bd. I, S. 44). Zum Abſchiede ſchrieb er folgende Stammbuchblätter mit einem in Kupfer geſtochenen Rande umgeben:

1) Sie, Liebe, ſind die erſten Reiſenden dieſes Jahres, faſt immer bringt mir der Maimond die Erſtlinge und Letztlinge des Jahres, mit denen menſchlich-chriſtlich-freundſchaftlich zuſammen kommen konnte.

Zürich, den 16. Mai 1783.

J. C. Lavater.

2) Erſte Tafel
des Geſetzes Chriſtus.
Bitte: Dir wird gegeben werden!
Zweite Tafel:
Gieb dem, der dich bittet!

Keines ohne das andere. Beides zuſammen iſt die höchſte Religion, die göttlichſte Tugend — oder, welches Eins iſt, die erhabenſte Seligkeit.

Zürich, den 16. Mai 1783.

J. C. Lavater.

Rückſeite:

Der || glücklichen Mutter || zweer || herzguter, innigedler || Töchter.

3) Wer da hat, dem wird gegeben werden.

(Dieſelbe Unterſchrift und Datum.)

---

[1] Caroline. In einem andern Briefe heißt es: „Er iſt mir gar nicht zu alt, da ich aus meiner Erfahrung weiß, wie glücklich man mit einem ältern Manne ſeyn kann.“

Nach Vevey ſandte er folgende Briefe:

1) Liebe Seele Lengefeld und Compagnie!

Endlich beſſerts mit meiner lieben Frau — doch iſt's erſt heute, der 20. Mai, wo es merklich beſſer iſt. Bis auf dieſen Tag hatte ſie noch harte, heiße Stunden.

Und Sie, Liebe, ſind glücklich nach Vevai gekommen? Haben dann und wann an mich gedacht, und die gute Caroline hat etwa zu der guten Charlotte geſagt: „Wahrlich kein ſo finſterer Kopf, als man ihn hier und dort beſchrieb.“ — „Nicht wahr — Mama, wenn wir noch leben, wir gehen über Zürich zurück?“

Nun! ich laß alles ſeinen Gang gehen; weiß, daß alles recht geht, was man gehen läßt — und hoffe, als ein enfant gâté de la providence, gut. Indeß gute Nacht! Es iſt 10 Uhr.

Den 20. Mai 1783.

Lavater.

Hier das Kind, bei deſſen Geburt Sie waren, aus der Taufe gehoben. Adieu! — gutes Völklein!

Im Sommer 1783 machte L. eine Reiſe nach Karlsruhe, um den Markgrafen von Baden wegen des Verluſtes ſeiner Gemahlin zu tröſten. Von dort ging er nach Stuttgart (ſ. Wolzogens Brief vom 9. Juli) und ſchrieb auf der Rückreiſe mit Bleiſtift folgendes Zettelchen:

2) Eßlingen, 9. Juli 1783, in einer Wieſe. Da ich eben von Ihnen durch Winkelmann höre — denken Sie nicht, daß ich Ihrer vergeſſen habe, Ihrer vergeſſen könne! Vier Wochen bin ich auf Reiſen, ſo geſund, ſo vergnügt, wie möglich. — Geben Sie mir dann und wann ein Zeichen Ihres Lebens und Ihrer Freundſchaft.

L.

3) Sie ſind weg, liebe Lengefeld, die edlen fürſtlichen Seelen. Letzten Montag begleitete ich ſie noch bis Schaffhauſen. Dort floß noch unſere Abſchiedsthräne zuſammen, nachdem wir dem Rheinfall den Zoll des Anſtaunens gebracht hatten. Zwei Monate war Louiſe

einige Wochen krank bei uns. Ich hoffe Ihr Aufenthalt bei uns war allen dreien, und noch manchen um uns her geſegnet.

Meine liebe Frau iſt ſo wohl als ſie je war. Auch ich bin geſund und die Meinigen alle. Von unſerm Sohn in Offenbach [Heinrich, bei Pfarrer Stolz in Penſion] habe ich immer erwünſchte Nachricht. Grüßen Sie mir die unbekannte Freundin, die ſich bei meinem Pilatus wohl befindet. Gerade mit der Feder, mit welcher ich jetzt ſchreibe, ſchrieb ich heute am Anfang des dritten Bandes. Ich habe immer von dieſem Buche geſagt: „Wem es gefallen wird, dem wird es ſehr gefallen — und dem, dem es mißfällt, äußerſt mißfallen“ [z. B. Goethe]. Grüßen Sie alles in meinem Namen, was Sie umgibt — Ihre beiden nächſten Liebenswürdigkeiten. — Sodann die Trevelin und die kleine Hoze.

Jetzt achte ich all mein Weſen, Thun und Laſſen, ſoviel Gutgemeintes und ſowenig Böſegemeintes mit unterlaufen mag, für armſeliges kindiſches Spiel, bis ich weiter gekommen bin, und am Ziele ſtehe, nach welchem oft meine ganze Seele, aber nie anhaltend genug hinſchmachtet. Die Gnade des Herrn ſei mit uns.

Zürich, den 6. November 1783,
Donnerſtag Abends 7 Uhr.

Johann Caſpar Lavater.

Im Mai 1784 ſuchten die Reiſenden Lavater in Zürich, wo ſie im Schwert logierten, wieder auf, wurden aber von Pfenniger nach Richterswyl gewieſen und erhielten dort zum Abſchiede ein Gedicht, das am Himmelfahrtstage (20. Mai) verfertigt war und beginnt: „An Ihn. Hot in längſt entflohnen Tagen,“ nebſt folgenden geränderten Blättern:

4) An die lieben Lengefelds.

Gottes guter Geiſt ſei mit euch, ihr Lieben, Guten, Sanften, Edeln, wachſet täglich in der Gnade und in der Erkenntniß Deſſen, den wir noch nicht kennen. Sucht Ihn immer kindlicher, einfacher, bedürfender, demüthiger, muthiger, froher! Es iſt doch alles ohne Ihn erbärmliche Eitelkeit. Auch das Schönſte, die Freundſchaft, was iſt ſie ohne Ihn, den Ewigen Allureinigen, alles ewig Zuſammengehörenden.

Richtersweil, den 21. Mai 1784, Freitag Morgens 5 Uhr.

5) Hier, Liebe, was ich und wie ich's geben kann, Ihr müßt's in's Reine ſchreiben laſſen von einem Verſtändigen. Dann werft die Brouillon weg. Ich hoff' es macht euch eine gute Stunde und dieſe gute Stunde kann Mutter vieler guter Tage werden. Amen.

Richtersweil, den 21. Mai 1784, Nachts.

Im folgenden Jahre ſchrieb er:

6) An die Frau von Lengefeld in Rudolſtadt.

(Wenn Herr Th. noch Briefcopien von mir hat, und ſenden kann, ſo ſendet er ſie nach Rudolſtadt.)

Liebe Lengefeld!

Zwei Worte. Ich bin geſund, geſünder als lange nie. Meine Frau iſt es auch, wie ſie es ſein kann, meine Kinder deßgleichen. Oft, oft dacht' ich an Sie — beſonders am Auffahrtstage. Gott! wie kurz ſind die reinſten Freuden des gegenwärtigen Lebens! wie müſſen wir nur durch Hoffnung ſelig ſein!

Dank für das Empfangene! Thurneiſen wird Ihnen die Briefe ſenden, aber ich bettle noch Eins. Ich nahm einer Wittwe ein originalähnliches Gemälde Raphaels ab, das ich nicht zu bezahlen vermag. Ich möchte es mir von allen meinen nähern Freunden geſchenkt wiſſen. Senden Sie gelegentlich einen Thaler an Thurneiſen, daß Ihr Name auch hinten angeſchrieben werde. — Ich bitte nicht um Vergebung.

Pfenniger kömmt eben von Baden mit ſeiner Familie zurück — Doktor Hoze, der tödtlich krank war, jetzt völlig geſund iſt, hat jetzt das Vergnügen, ſeine Familie bei ſich zu haben, und ſeine jüngere Tochter behalten zu können.

Gerade jetzt arbeit' ich mit heißſchwerem Herzen am bibliſchen Religionsunterricht für Jünglinge — und bin eben in dem Heiligthum der evangeliſchen Lehre — daß Gott mir vollenden helfe, was er mich anfangen ließ. [Wahrſcheinlich dem 1786 erſchienenen Nathanael].

Die herzlichſten Grüße an Ihre herzigen Kinder! Die Gnade des Herrn ſei mit uns.

Zürich, den 29. Juni 1785. Lavater.

Wilhelm v. Humboldt[1] gab er 1789 folgendes Stammbuchblatt mit:

7) Liebe Beulwitz-Lengefeld! Ein Zeilchen durch den lieben geiſtreichen Humboldt mit der Beilage[2] für Mama, ſtatt und zum Theil neben der Correſpondenz wird liebreich aufgenommen. Ich bin immer derſelbe, ſchreibend und ſchweigend und vergeſſe Unvergeßliche nie. Herzliche Grüße an alles was Beulwitz und Lengefeld heißt.

Zürich, den 16. Oktober 1789.

Lavater.

8) Herzliche Grüße von dem immergleichen Lavater, der wünſcht, daß Sie ſagen möchten, was Sie für ſich in der Folge dieſer Handbibliothek wünſchen.

Sollten Sie noch einen recht bemittelten Freund wiſſen, der gern ſubſcribirte, ſo ſtehen noch einige Subſcriptionen offen. V. und VI. für 1790 kömmt bald nach. 1791 geht regulärer.

Zürich, den 3. Februar 1791.

Lavater.

9) Leben Sie noch? Lieben Sie noch

Richterswеil, den 19. Auguſt 1791.

Lavater.

---

[1] Lotte ſchreibt an Schiller, S. 461, daß H. Lavater „recht richtig beurtheilt hat.“ Sein Urtheil, wie er es an Forſter am 28. Oktober 1789 ſchreibt, weicht von der Bewunderung der guten chère mère bedeutend ab. Es iſt luſtig, daß Humboldt gerade das eben gedruckte Zettelchen beſchreibt. „An eine ſeiner Freundinnen, die ich auch ſehr genau kenne, gab er mir den Inhalt eines ſolchen Futterals offen mit. Was war das nun? Nichts als theils frömmelnde, theils empfindſame, aber alle höchſt ideenleere Gedichtchen, ſauber abgeſchrieben, auf feinem Papier mit in Kupfer geſtochenem Rand.“

[2] Ein gedrucktes Gedicht: Bei dem Sarge der beſten Mutter und Großmutter, Frau Anna Schurz, geborene Hirzel, Dienſtags, den 6. Oktober 1789.

Beilage 2.

Fürſtin Caroline von Schwarzburg-Rudolſtadt.

Die Prinzeſſinnen des Schwarzburg-Rudolſtädtiſchen Fürſtenhauſes ſowie die Prinzen ſtanden mit der chère mère und mit Charlotten in lebhaftem Briefwechſel und freundlichem Verkehr. Auch die Gemahlin des Erbprinzen, nachmalige Fürſtin Caroline, eine geborne Prinzeſſin von Heſſen-Homburg, die hochbegabte Schweſter der Prinzeſſin Marianne von Preußen und der Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, war mit Charlotten, ihrer Schweſter und Frau v. Humboldt innig befreundet. Die hier abgedruckten Briefe ſtellen ihren Charakter und ihren Geiſt in ein helles Licht.

Rudolſtadt, den 20. Oktober 1817.

Ich habe Ihnen, liebe Frau v. Schiller, nicht früher antworten wollen, um den Aufſatz von Goethe und überhaupt das ganze Heft über Morphologie durchgeleſen zu haben, weil ich hoffte, vielleicht noch mehr über Hrn. v. Schiller zu finden. — Sehen Sie nun, daß ich doch nicht ganz unrecht hatte, wenn es mir bei Goethe ſo vorkam, als ob er Schiller nicht ſo liebte, wie mein Herz es verlangte, wenn mich Goethe nicht zurückſtoßen ſollte. Doch ſeinen Werth hat er am Ende erkennen lernen, und nun kömmt mir Goethe auch anders vor. Was er über ihn ſagt, freute mich ſehr, denn er hat ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen und mehr noch als dieſes, denn er geſteht es ja, daß er ihn liebt.

Was er über Italien ſagt und welche Gedanken dadurch in ihm erwachten, intereſſierte mich ſehr, weil ich ſie mit den meinigen verglich, als ich aus dieſem herrlichen Lande zurückkam. Recht ſonderbar iſt es, daß auch mir die Natur viel näher rückte, aber auf eine ganz andere Weiſe. Goethe unterſuchte ſie wiſſenſchaftlich, ich betrachtete ſie in moraliſcher Hinſicht und wollte ſie in dieſer Hinſicht enträthſeln lernen. Beſonders darum war mir St. Pierre's Harmonie de la nature ſo unendlich viel werth.

Wie ſchade, daß Sie meinen Bruder nicht über Griechenland, die Türkei und Aſien haben erzählen hören; nun kann ich weitere

Vergleichungen anſtellen, da denn doch eigentlich das Vergleichen meine Paſſion iſt.

Vielleicht muß ich bald nach Homburg, es mag kommen wie es will. Vergeſſen Sie nur nicht Ihre treue Caroline.

Rudelſtadt, den 4. Mai 1818.

Sie wiſſen, daß wir die Bekanntſchaft des Großfürſten[1] gemacht haben. Wenn ich ihn betrachtete und anhörte, mußte ich mir immer die Großfürſtin Maria dabei denken und mir ſagen, wie ſehr muß ſie dieſen Bruder lieben — aber ſie hat auch Recht, wenn ſie ihn recht von Herzen liebt. Es iſt ein recht liebenswürdiger und wohlgezogener junger Herr, wie mir wenige vorgekommen ſind. Nun er iſt des Kaiſers Bruder — und einen ſolchen Kaiſer möge Gott lang erhalten, denn ſolche ſind ſelten und ein wahrer Segen für die Welt. Wenn ich Sie wieder ſehe, wollen wir viel von Ernſt ſprechen, es läßt ſich vieles von ihm ſagen. Leben Sie recht wohl! Gott gebe uns bald ein frohes Wiederſehen.

Roudolstadt, le 13. Mai 1818.

Ce n'est pas, Madame, sans la plus vive émotion que j'ai parcouru le contenu de votre dernière lettre.

L'honneur de l'alliance pour notre maison, le bonheur d'une union avec un prince aussi fait pour plaire et être aimé, enfin tous les avantages d'un pareil évènement s'offrent à moi le plus distinctement possible.

Mais d'un autre côté cette abjuration de la foi dans laquelle on est né. Car on a beau dire que ce n'est point une abjuration, la confirmation n'ayant point eu lieu; une jeune fille de quatorze ans a eu le temps de s'instruire dans la foi de ses pères — ce n'est plus à cet âge qu'on change de manière de penser sur un point qu'on a regardé comme le plus essentiel. Nous respectons toutes les confessions et

---

[1] Nikolaus.

surément nous serions restés grecs si nous étions nés pour le devenir, mais cet enfant étant née pour embrasser le protestantisme ce serait lui apprendre à se jouer de tout ce qu'il y a de plus saint au monde si on voulait l'engager à changer de foi pour une raison mondaine.

Voilà bien surément, Madame, ce que ma soeur et son mari penseraient là-dessus si on leur en demandait leur avis.

Vous le savez tout aussi bien que moi que la première règle du christianisme est „ne faites pas aux autres ce que vous ne voudriez pas qu'on vous fit à vous-même.“ Croyez vous, Madame, que l'empereur aurait permis à une de ses soeurs d'embrasser le protestantisme par vues humaines?

Non sans doute. Combien celà est loin de lui ressembler.

L'empereur qui fait la loi, l'empereur qui a créé la sainte alliance, cet empereur si digne de sa grande puissance n'en disposera-t-il-pas pour faire cesser cette loi ancienne et antichrétienne qui fait changer ainsi de religion à toutes les princesses appelées en Russie.

Il serait bien digne de lui de donner le grand exemple, que c'est bien par toutes les actions de son règne qu'il ouvre le chemin aux maximes chrétiennes, comme il le fait dans la politique, afin qu'elles servent de base en tout.

Veuillez, madame, faire mes complimens au comte Edling et lui montrer ces lignes en réponse à se dont il vous a chargé pour moi. Dites lui que j'espérais bien que celà ne l'empêcherait pas de suivre son plan de cet été où il nous fait espérer de venir nous voir.

Faites en de même, madame, et croyez que ce sera avec un grand plaisir que vous reverra

Caroline.

Le 18. Mai 1818.

Vous dites trois choses, madame; dans votre lettre à madame votre mère au sujet de la lettre que j'ai eu l'honneur de vous adresser, qui me paraissent exiger quelques explications de ma part pour vous mettre entièrement au fait de notre manière de voir ici, afin que vous puissiez répondre distinctement à toutes les questions qu'on pourrait vous faire au sujet du projet en question.

I. Que ma lettre n'aiderait à rien. — Croyez vous, Madame, que nous voulions engager l'empereur à faire cesser l'usage qui fait changer de religion aux princesses qui entrent dans sa famille? Non sans doute, Madame, nous ne voulons point que Lilli change de religion, voilà tout, comme l'empereur ne veut point de belle soeur protestante. Ce que je dis sur cet usage c'est ma façon de penser et point du tout autre chose. Alſo bloß meine frommen Wünſche.

II. Qu'il n'y a que quelques cérémonies dans le rite grec qui diffèrent du notre. — Une cérémonie sans foi, est une momerie. Lilli ne doit point faire de momerie de ce qu'il y a de plus saint au monde. Comme elle est trop formée et instruite de sa religion pour adopter ces cérémonies avec foi, vous voyez donc, Madame, qu'il est impossible de penser à l'engager de changer de religion.

III. Que pour le bien qu'elle pourrait faire dans une place plus élevée, ce ne serait plus par raison mondaine qu'elle changerait de religion.

Der Zweck alſo könnte die Mittel heiligen?

Non, Madame, jamais, c'est justement ce principe-là qui a amené les révolutions, les meurtres, les trahisons et tous les maux de ce monde enfin. Dieu nous en garde à jamais. Si vous voulez y réfléchir un moment vous trouverez tout comme moi que c'est là la raison de tous les malheurs que nous avons vus.

Hombourg, le 23. Juillet 1818.

Combien, Madame, votre lettre par mon oncle Christian m'a ôté un gros poid du coeur.

Je trouve d'après la réponse du comte Edling qu'il est impossible à un Russe de ne pas demander que sa femme soit de sa religion, mais comme il est tout à fait impossible aussi à un protestant de changer de religion pour une raison humaine ou pour mieux dire mondaine, tous les parens qui profiteraient de l'enfance de leur enfant pour l'y engager méritent d'avoir. le malheur de voir leur enfant malheureux; und dieſe Strafe iſt bis jetzt recht reichlich eingetroffen.

L'une a été obligée d'assassiner son mari pour se sauver elle-même. L'autre a vu assassiner le sien tout près d'elle. L'autre se vit abandonnée, une quatrième a été chassée et la cinquième dit ce que tous disent: in Rußland kann kein Deutſcher gedeihen.

Mais au nom de Dieu que celà reste entre nous.

Gottlob, daß dieſes Ungewitter für uns vorübergezogen iſt.

Ici nous sommes très-heureux et contents de notre Anglaise, elle est excellente et si bonne qu'elle nous a bien touchées souvent.

Dites à madame de Wolzogen que Hombourg a déjà pris tout une autre figure, tant il *y* a que c'est pourtant une bien bonne chose que l'argent; und daß unſer Alter recht zufrieden wäre. Jamais je n'ai vu de femme plus soumise et plus complaisante pour son mari qu'elle, und es iſt wirklich bewunderungswürdig, wie dieſe zwei Menſchen für einander geſchaffen ſind.

N'oubliez au moins pas, Madame, que vous voulez venir à Roudolstadt, je me réjouis infiniment de vous y voir et de vous raconter tout ce qui pourra vous intéresser au sujet de notre colonie anglaise ici.

Adieu, Madame; n'oubliez pas votre vieille amie

Caroline.

Combien je me suis réjouie de la naissance du petit Duc de Weimar, veuilles féliciter de ma part ma tante et la Grande Duchesse et mon cousin.

II.

Caroline von Wolzogen,

geborne von Lengefeld,

geboren den 3. Februar 1763, geſtorben den 11. Januar 1847.

Donnerstags.

Liebe Seele! Sehr wohl thaten mir deine lieben Zeilen. Nein, Liebe, wir wollen uns nicht fern leben; — wenn mein Herz ſich ganz und eins fühlen ſoll, möcht' es nur euch ſein. Ich bin glücklich mit Carolinen; wir wirken nur wohlthätig aufeinander. Schön wird es ſein, wenn wir in einem Kreis verſammelt leben. Den G. S.[1] ſahe ich alle Tage, aber ich konnte noch wenig mit ihm eigentlich ſprechen. In der Aſſemblée war der Herzog von Gotha, den er entretenieren mußte. Dieſer unterhielt mich ſehr von dem bien aimé Epoux, dem er auch gleicht, im Aeußeren und am Verſtand; — unleidlich iſt er nicht ganz, aber prätentiös. Mit viel Liebe denkt der G. S. euer; das Bild wird ſehr hübſch; ich glaube noch nicht fertig; er malt es ſehr fleißig aus; — ich bin begierig noch mehr mit dem G. S. zu reden. — Er hat einen Discurs mit mir gehalten über die Prinzeß Louiſe[2] vor dem Herzog von Gotha, um dieſem Luſt zur Partie zu machen, der gar komiſch war.

---

[1] Goldſchatz, Dalberg. Ueber das Bild Sch. an Körner II. S. 184.

[2] Von Schwarzburg-Rudelſtadt, geb. 1775.

Adieu, Liebſte! Süß und wohl ruht mein Herz in dem Gedanken deines Glücks, und daß Sch. nicht einſam iſt.

Ewig mit gleicher Liebe dein.

(Rudolſtadt, den 19. Mai 1790).

Nur ein Wort, liebſte Seelen, durch den Boten.[1] Ach eure Briefe[2] thaten mir geſtern ſo wohl. Nach Pfingſten denke ich zu euch zu kommen. Ach, ihr Lieben, möchte mein ganzes Leben bald euer ſein können! Mein Herz iſt oft voll unausſprechlicher Sehnſucht, doch ſo, daß ich's noch trage, alſo ſeid nicht bang um mich. — Ja wohl möchten wir deinen Papa und Mama einmal ſehen; es freut mich recht, daß ſie beſſer iſt. Von der Inſel[3] aus haben wir ja gar nicht weit.

Von Paulus hörte ich nichts bei ihrer Durchreiſe. Mit Gleichen[4] habe ich letzt einen metaphyſiſchen Discurs gehabt, daß uns Beiden die Köpfe wie vernagelt waren. Es kam über Kants Träume eines Geiſterſehers. Die Geläufigkeit ſeiner Zunge kannſt du dir nicht denken, ſobald es auf Zeit und Raum und Materie und Kraft kam; auch laſen wir nur zwei Seiten, ſo viel fand er zu disputiren.

Freitag frühe (Rudolſtadt, December 1790).

Dank für den Brief. — Der S. iſt gar lieb; man fühlt, wie tief ihm das Zuſammenſein mit Sch. geblieben iſt. Ich bin einmal von guten Geiſtern umgeben und habe freundliche Ahnungen; ich meine, der △[5] werde ſo höflich ſein, ſich bald zu empfehlen. Es freut mich inzwiſchen ſehr, daß es euch jetzt leidlich in Jena iſt, und daß ihr einigen Umgang habt.

---

[1] Der Mittwochs ging.
[2] Schillers Brief, lit. Nachlaß der Frau v. Wolzogen (I. S. 381—87).
[3] Der glücklichen Inſel, die bei Dalberg gehofft wurde.
[4] Ueber ſeine Studien vergl. Schs. Leben, S. 126. Sch. an K. III. S. 107.
[5] Der Kurfürſt von Mainz.

O.[1] lebt ganz dem Bacchus, und iſt ſo glücklich in dieſer Stimmung, daß ſein Leben ordentlich eine Satire gegen Minerva abgeben könnte. Ich ſehe ihn faſt gar nicht.

Die Li.[2] kommt erſt gegen den 15. Januar, und da ſie immer nicht wohl iſt, ſo iſt's beſſer, ſie geht gerade nach E.[3] (das werde ich ihr auch ſchreiben) und kommt zu euch in beſſerer Jahreszeit.

Rudolſtadt 1790.

Liebe Lollo! Sei doch ſo gut und ſchicke mir die Thalia; ich habe das Stück noch gar nicht gehabt, in welchem die Fortſetzung der Dido iſt.

Das Wild[4] ſchreibt vor einigen Tagen, der Sch. würde im September nach Conſtanz gehen, weil der Alte ſo gar ſchwach ſei, und die Sachen ſo verworren ſtunden. Ich bin begierig ob es wahr iſt. — Das wünſchte ich nur ſehr für Sch. und deine Geſundheit, daß ihr eine andere Einrichtung mit dem Eſſen machen könntet, wenn ihr in Jena bleiben wollt. Das harte Fleiſch muß Sch. ſchaden, und ich glaube auch dein harter Magen kommt daher.

Rudolſtadt (Winter 1790—91).

Guten Morgen, liebe Lollo! — Eben habe ich eine Landſchaft bei dem H.[5] angefangen, die mich freut. Es iſt erſtaunlich, wie viel einem die Malerei zu denken gibt, und wie alle Kräfte des Geiſtes in ihr aufgeregt werden. Wenn ich auch nie etwas Schönes mache, ſo ſind mir doch die Stunden erſtaunlich werth, wenn ich mit vollem Sinn dabei bin.

Habt Ihr noch nichts vom S. gehört? Er hat mir gar lieb geantwortet und eine große Freude über das Mährchen gehabt; er iſt gar zu lieb, und es iſt ihm ein ordentliches Anliegen mich durch etwas intereſſiert zu wiſſen. Ich habe den Brief ſo lieb, daß ich ihn nicht ſchicken kann. Er ſchreibt, er hätte mit der Stein von mir geſprochen; wenn du ſie ſiehſt, ſo möcht' ich wiſſen was. Du mußt es aber ſehr klug anfangen und ja nicht ſagen, daß er mir geſchrieben. Ich fürchte, es iſt ein heimlich Geklatſche mit der chère mère und der Stein, und ſie will etwa anbringen, daß der S. den [1] D. einmal nehmen ſoll. Das wäre mir gar unerträglich und abſcheulich indiskret; aber die chère mère kann ſich das zu rechte legen und Alles zum Beſten kehren wollen einmal nicht abgewöhnen, und die Stein thut auch gern etwas Ungeheißenes, um ſich geltend zu machen. Unerträglich wäre es mir, wenn der S. ſich einbilden könnte, ich wollte jemals sous main etwas von ihm erlangen, was ich ihm nicht gerade ſelbſt ſagen könnte. Ich ſehne mich ſo nach einer lieben Geſtalt, und iſt, dem Himmel ſei Dank, nur noch ein Monat bis die Li. nach C. kommt. Ich ſinne darauf, wie wir den Neujahrstag zuſammen ſein könnten; — die alte Gewohnheit muß nicht abkommen; — ich weiß nur nicht, wo wir uns recht etablieren und denke auch, es macht dir zu viel Kram, wenn ich nach Jena käme mit der Li., und Sch. darf nicht wegreiſen. Zu mir laſſ' ich Li. nicht kommen, weil ich dann nicht ſo leicht nach C. reiſen kann.

---

[1] Onkel v. H. Beulwitz.

[2] v. Dacheröden.

[3] Erfurt.

[4] v. Dacheröden, junior.

[5] Der Name fehlt.

Nimm dich ja in Acht mit der Stein, liebe Lollo, und laß es lieber ganz ſein, wenn es nicht leicht herbeizuführen iſt. Eigentlich iſt's ſo eine kindiſche Neugier, denn in ein Paar Wochen erfahre ich's ſo. — Ich bin begierig, wie dir das Aderlaſſen bekommt.

Frage doch Sch., ob er das Leben von Turgot geleſen? Mich hat lange nichts ſo intereſſiert; ich kann's ſchicken. So ein harmoniſcher, rein umſchriebener Menſch muß es geweſen ſein; ich glaube nicht, daß unſer Jahrhundert viele ſo aufweiſen wird.

---

[1] Beulwitz.

(Sommer 1791).

Es ſoll uns recht freuen dich mit Bill zu ſehen; ich hoffe, Sch. iſt ſo leidlich, daß du mit Ruhe kommen kannſt. Ich finde das Projekt recht gut.

Sei doch ſo gut, und bringe mir auch die erſten Thalias mit. — Das Ende der Dido freute mich ſehr.

(Januar 1792).

Guten Morgen, liebe Lollo! Es freut mich gar ſehr, daß es Euch ſo gut geht. — Mir iſt's auch ordentlich leicht zu Muthe, daß die Tage vorbei ſind, in denen ſich Sch. Krankheit im vergangenen Jahre anfieng.

Wolzogen hat mir geſchrieben, daß er Legationsrath geworden ſei,[1] aber wenn er von Gage ſpräche, wäre der Herzog taub. Er wartet alle Tage auf den Befehl zur Abreiſe nach Paris.

Die Nachricht mit dem Alten △ iſt widerrufen; — dem Himmel ſei Dank. Dem S. ſein Brief iſt gar lieb; — die chère mère hat ihn noch. — Der Alte wird ja einmal die Reiſe antreten, von der keine Wiederkehr iſt. — Dem guten Schickſal ſei Dank, daß für den Moment geſorgt iſt. Was ſagt denn der H. von Weimar wohl zur Penſion?[2]

Wolzogen ſchreibt mir auch, daß er es in der Fr. Zeitung geleſen, aber er glaube es noch nicht. Wenn Sch. einmal an Wolzogen ſchreibt, ſo ſag' ihm doch, er möchte, wenn er nach Paris käme, viel Aufſätze ſchicken über politiſche Dinge. Er übt ſich doch dadurch im Stil und muß ſich die Ideen mehr in's Klare bringen.

Der Montesquieu macht mir jetzt viel Freude; es iſt doch ein erſtaunender Scharfſinn darin. Aber mir ſcheint, er verwickelt noch zu viel, weil er's mit Niemand verderben mag.

---

[1] Den 19. December, Geſchichte des Wolzogen'ſchen Geſchlechts II. S. 144.

[2] Die vom Erbprinzen von Holſtein-Auguſtenburg und dem Grafen Schimmelmann.

11

(Erfurt, den 2. April 1792). Montags früh.

Liebe Lollo! Ich danke dir ſehr für deine treue Meinung. Ich kann nichts übel finden, was du meinſt zu meinem Beſten zu ſagen, aber ſehr fatal iſt mir's, daß ihr durchaus dieß von der ungraziöſen Seite anſehen wollt. Eben weil ich meinte, Sch. könnte meinen, meine Situation mit dem S. könne ſeine Verhältniſſe berühren, ſo machte ich mir's zur Regel offen darüber zu ſein. Ich habe nichts gethan, was mich compromittieren könnte, alſo noch weniger euch. — Ich habe mir dieſe Art der Exiſtenz mit dem S. zum Lebensplan gemacht, und ich muß mich ſelbſt durch längere Bekanntſchaft mit ſeinem Weſen überzeugen, ob er auszuführen iſt oder nicht. — Ich glaube faſt jetzt, daß ihr Recht habt, und daß er keine Conſequenz in dieſer Art von Gefuhlen hat; — doch muß ich noch gewiſſer werden, um meiner Seele eine andre Richtung zu geben. Dieſe Zeit jetzt habe ich dazu beſtimmt, weil ſich die Umſtände nicht ſo leicht wieder ſo treffen werden. Vor der Welt iſt gar nichts Auffallendes, daß ich bei der Li. bin. Die üble Laune des S. berührt gar nichts, was zwiſchen uns iſt, denn Dom.[1] hat geſagt, ſie ſei ſeit einem Vierteljahr. Bei der Li. Niederkunft zu ſein, iſt meiner Ruhe durchaus nöthig.

Wegen der Reiſe hierher kann ich's nicht anders anſehen, als daß, ehe Ihr nach Dresden geht, es nöthig iſt, hierher zu kommen, oder gleich hernach. Den S. muß man nicht behandeln wie andre Menſchen von großem Sinn, denen das Gemeine nicht einfällt. Die Welt hat manche Hefen in ihn gelegt, und da er gewohnt iſt, daß alle Menſchen immer abſichtsvoll gegen ihn handeln, ſo muß man ſich darin ſehr mit ihm hüten. Er fragte mich letzt, ob du den Sommer vielleicht läſeſt? Ich ſagte, ich glaube, wenn's deine Geſundheit litte, thäteſt du es gern, weil du wünſchteſt noch etwas für den H. von Weimar zu thun, da du ihm einige Jahre in nichts hätteſt dienen können. Er ſagte, es ſei ſehr recht; doch hätteſt du ja das erſte Jahr geleſen, und recht ſchien er's nicht zu geſprochen haben. Mir kann Niemand helfen als ich ſelbſt; und du wirſt mir doch hoffentlich den Verſtand zutrauen, daß ich bei allen Arrangements, ſie mögen ausfallen wie ſie wollen, dahin ſehen werde, daß du nichts von deinen Revenuen verlierſt, da ich weiß, wie nöthig du ſie brauchſt. — Es ruht ja Alles darauf, daß ich vom D. ſo viel erhalte, um für mich leben zu können; und wenn er das ausſchlägt, ſo weißt du ja, daß ich den Plan nicht ausführe, ſondern mich ſo für frei halte, um meiner Phantaſie nach zu leben. — Wenn die chère mère auch nur 500 Thlr. mit der Penſion hat, und ich 300 Thlr. vom D., ſo könnte ſie dir 200 Thlr. geben, und wir hätten 600 Thlr., von denen ſich gut leben läßt. Auf den Verdienſt habe ich ja gar nicht gerechnet. Vor dem Nichtshaben werde ich mich ſicher hüten, denn für eine Frau iſt's das größte Unglück. — Auch immer entweder bei Li. oder dir im Hauſe leben zu müſſen, ohne eine beſondere eigene Wohnung haben zu können, würde mich unglücklich machen. Es gibt Feinheiten, die im ungetrennten Umgang immer verlöſchen, und da ich jetzt empfindlich und übellaunig werde und meiner Diſtraktionen und großen Liebe zur Freiheit wegen oft ſelbſt unleidlich bin, ſo werde ich bei jedem Arrangement darauf ſehen, immer eine Retirade zu haben, wo ich ganz ungeſtört bleiben kann. Nahe hoffe ich euch zu leben, und das iſt zu meinem Glücke nöthig. Möchte nur das Schickſal bald einen feſten Wohnplatz zeigen!

---

[1] Profeſſor Dominicus

Wenn ich eher ſterben ſollte als □,[1] ſo könnte ſie in einem kleinen Ort doch auch auskommen, und wenn der G. S. bis dahin etwas haben ſollte, ſo weiß ich auch, daß er ihr auf meine Bitte etwas gäbe, und ihr iſt's nicht drückend etwas zu nehmen. — Mache dich ruhig, liebe Seele, und laß den Dingen ihren Lauf. Ich habe bei nichts, was ich that, noch ſo empfunden, was die Nothwendigkeit in meinem eigenen Weſen iſt, die mich dazu treibt.

---

[1] Chère mère.

Kluger könnte es vielleicht ſein, es ferner ſo fortzuziehen mit D., aber *beſſer* iſt es nicht.

Adieu Liebes! Sch. tauſend Grüße.

Wie geht es euch, meine Lieben? Ich wünſchte ſo ſehr ihr wäret mit uns. Ich habe ein freundlich harmoniſches Daſein zwiſchen Li. und Bill, und wir haben recht ſchöne Abende. Bill überſetzt uns aus dem Plato oder andern alten Schriftſtellern; er beſitzt die Sprachen ſehr; er iſt ein gar feines Weſen. Der S. ſagte letzt von ihm, er käme ihm vor wie ein altes Kunſtwerk, ſo rein und fein ausgearbeitet; ich glaube, du würdeſt ihn jetzt ſehr paſſend für dich finden, liebſter Sch. Der S. grüßt euch, ſo oft er mich ſieht, und hat letzt recht gelacht, da ich ihm ſagte du hätteſt prophezeiht, ſein Papa müßte bald ſterben. Er ſagte, nein, er befände ſich ſehr wohl. — Der liebe S. iſt noch nicht ſo offen gegen mich als ich's wünſchte, doch wird es noch kommen. — Alles deutet mir, daß er etwas Bleibendes unter uns wünſcht, ich ſollte mich doch ſch— — laſſen, hat er letzt der Li. wieder geſagt. Die Seele wird mir merklich ſtiller, und die Gewißheit, daß ich Zeit habe, Alles rein auszuſpinnen, macht mir wohl. Der □ haſt du doch nichts davon geſagt? Sie muß ruhig bleiben, bis ich ihr etwas Feſtes und Klares ſagen kann. Ich muß fühlen, was ich dem S. ſein kann, und welche Geſtalt mein inneres Sein gewänne, einem ſo hohen ſchönen Weſen ein harmoniſches Daſein zu geben.

Es wäre eine ſchöne edle Frucht meines reiferen Lebens, und mit euch vereint zu leben.

Lebt wohl, meine Theuren! Ich wünſche euch Stille und Wohlſein. — Ich kann einmal gar ruhig leſen, und habe eben die Metaphyſik und das Syſtem von Kant durch und finde mich ſo innig wohl und helle darnach. Es geht einem eine unbekannte Tiefe der Menſchheit in dieſer Schrift auf. Lies doch Travail sur l'éducation publique par Mirabeau l'aîné. Es iſt voll trefflicher

Sachen und wird dich freuen. — Ich bin begierig, was du darüber ſagſt. — Die chère mère denke ich mir ſchon in Weimar.

Montags früh.

Schreib doch dem S. einmal liebſter Sch. Ueber die Penſion[1] hat er mir kein Wort geſagt. Eine Art von Schmerz, es nicht ſelbſt haben thun zu können, ſcheint mir in ihm — es iſt natürlich und ſein.

Donnerstag früh.

Mir iſt als hörte ich lang nichts von euch, und ſehne mich herzlich darnach! Die Kälte und Näſſe macht nun wohl Sch. Kommen ſobald nicht möglich. — Der S. hat ſich ſehr über die Dido gefreut; — ich wünſchte nur noch die Reiſe in die Unterwelt. Wir leben und weben jetzt recht in griechiſcher Literatur. Bill lieſt uns den Jon des Euripides; es ſcheint mir, als verſtünde er die Sprache ſehr, und im deutſchen Ausdruck hat er ſehr viel Geſchmeidigkeit; immer finde ich ihn intereſſanter und einen der ſeltenen Menſchen, die ſich mit der ganzen Seele an fremder Größe und Schönheit weiden können, ohne alle Prätenſion und Anſpannung, der durch's Empfangen unendlich viel gibt.

Der Tod des Kaiſers hat dem S. viel Schreibereien verurſacht, und da haben wir ſeit acht Tagen faſt Niemand geſehen. — Die Leute hier ſind doch gar nicht inkommod, aber fürchterlich dumm, wenn man ſie einmal haben muß. — Am Dienſtag war Bode hier. Der S. wollte haben, ich ſollte ihn recht ehren, damit er nicht böſe würde, und das hat mir auch ſeine große Freundſchaft zugezogen, daß er ſogar nach Rudolſtadt kommen will, mich zu beſuchen.

Die Herzogin von Curland iſt in Warſchau, und Hr. Schulze ſcheint ein großes Licht zu ſein und in den Geſchäften zu wirken. — Der S. hat mir tauſend Grüße an euch aufgetragen. Er war ſehr lieb und offen und hängt noch immer ganz an der Idee mit uns zu leben. Doch hat er Bill geſagt, ſobald er etwas hätte, würde er Sch. eine Penſion geben und die völligſte Freiheit zu leben, wo er wollte. Es freut mich, weil Sch. es wünſchte. — Möchte der gute S. nur bald etwas haben! Er ſagte mir, da ich allein mit ihm war, es ſei ſehr möglich, daß ſich eine andere Ausſicht für ihn eröffnete, als die Mainzer; ich glaube nach Würzburg; aber das Projekt mit uns zu leben, würde nichts ſtören. Er fragte, ob Ihr nicht bald einmal zu ihm kämet, und ich ſagte, daß Sch. Kränklichkeit ihm nicht leicht erlaubte, anders als aus ſeinem Hauſe zu ſein.

---

[1] Von Dänemark.

Mit dem Plan vom O. zu gehen war der S. ganz zufrieden. — Bill hat es nicht laſſen können, mit dem S. über die Finanzen zu ſprechen, und es ärgerte mich beinahe. Der S. ſagte, er fürchtete ich würde zu generös ſein mit O: — ich ſagte ihm aber kurz, ich würde es ſo vernünftig als möglich machen; ich ſei nicht leichtſinnig darüber, und ein unabhängiges Daſein ſei mir nöthig. Der S. war gar lieb, und jetzt muß er gar nicht denken, daß ich zu wenig haben könnte, weil ich durchaus jetzt nichts von ihm annehmen könnte. Wenn er etwas hat, würde ich's ohne Bedenken, da unſer Verhältniß jetzt nur freundſchaftlich iſt, obgleich von eigener, zarter Form, durch unſre beiderſeitige Individualität. — Hier etwas vom Arioſt; wenn Sch. die deutſche Ueberſetzung dazu nähme, ſo kann ich die franzöſiſche hier behalten. In der nächſten Thalia muß doch wohl das Ende des Geſangs kommen! Ich ſchicke es nächſtens.

Den 15.

Herzlich freut es mich, daß die Reiſe[1] Sch. gut anſchlägt. Mir war auch wieder weh, daß die fatalen Krämpfe Sch. in der mildeſten Luſt wieder angefallen hatten. Ich denke, das Leben mit ſo lieben Menſchen als K. und die Bewegung und Neuheit werden Euch wohl thun. Armes Kind, deine Unruhe bei jedem Ausfluge iſt wohl natürlich, da du ſo viel Uebel im vergangenen Jahr bei allen erfahren hatteſt. — Ich fürchte Fiſchenichs Prognoſticon über den alten △ [1] iſt falſch. Der S. verſicherte mich letzt bei einer Gelegenheit, wo er gewiß aus dem Herzen ſprach, er präpariere ſich darauf, daß er 90 Jahr alt würde, denn eine eiſernere Natur könne man ſich nicht denken, und er hätte ſehr diät gelebt. Was der Zufall Gutes thun mag, kann man freilich nicht berechnen; aber die Hoffnung nimmt mir's doch.

---

[1] Nach Dresden zu Körner.

Letzt war die Stollberg hier, die älteſte, der Mann iſt in Dresden. Sie iſt intereſſant und hat einen Zug in der Vorſtellungsart, den ich ſelten bei Frauen fand. Ihn mag ich auch wohl; mit Beiden ſcheints leicht umgehen zu ſein; es umweht ſie doch poetiſche Luft, in der man immer frei athmet. Nur bigott ſollen ſie ſehr ſein. Karoline iſt noch immer nicht niedergekommen, aber recht wohl. Mir iſt's recht gut, und die Natur freut mich unbeſchreiblich, da ich ſie ſo jugendlich ſehe, ohne fatale Reminiscenzen, die mich immer in M. begleiten.

22. April.

Mit dem Humboldt und dem S. gibt es jetzt alle Tage philoſophiſche Bataillen, und nächſtens wird eine bei uns ſein; es macht mir Spaß zu hören.

Bills Aufſatz geht von den Prinzipien aus, daß die Wirkſamkeit des Staates poſitiv nur Sicherheit der Bürger bewirken könne, und daß das ganze Daſein der Menſchen ſich am ſchönſten und unter einander am harmoniſcheſten durch Freiheit entwickle. Damit iſt der S. auch eins; aber bei aller Anwendung auf einzelne Fälle wandelt ihn doch die Luſt zu regieren und mehr zu wirken an. Er ſchreibt ſeine Meinung auf, und es iſt wirklich intereſſant, aber ſehr ſchwer iſt's ihm fremde Ideen rein begreiflich zu machen. Der Streit würde Sch. Spaß machen, und Beide wünſchen ihn oft dazu.

---

[1] Von Mainz.

Geſtern war ein Hofgeſicht von Mainz da. So etwas Plattes habe ich nicht leicht geſehen.

Göriz und Fichard waren geſtern da, und wie ich in die Aſſemblee kam, ſtanden ſie in einem Fenſter und kannten keine Seele; ſie haben dann beim S. ſoupiert und ſchienen ganz zufrieden.

Ich glaube wohl, daß es ſchön bei euch iſt, und hoffe, daß die Reiſe euch wohl thun wird.

Den 22. (Mai)

Ich wünſchte, du wäreſt jetzt nach R. zur chère mère gegangen und Sch. hätte uns unterdeſſen hier beſuchen können, wenn es warmes Wetter gibt. Die Li. läßt ihn gar ſchön zur Taufe einladen, die Montags iſt. Er kann auch im Hauſe bei uns logieren, um das Spital vollkommen zu machen. — Bill war auch in dieſen Tagen krank und ich ſticke von Krämpfen.

(Erfurt, Juni 1792).

Liebe Lollo! Nur ein Wort durch die Ulrike.[1]

Bitte doch Sch., wenn er dem S. noch nicht das Memoire von Adlerskron zugeſchickt hat, daß er noch ein wenig warte. Adlerskron habe ich letzt das Projekt mit dem Engländer[2] geſchrieben, von dem er ganz enchantiert iſt; nun will ich ihm ſchreiben, er ſoll einen Brief an Sch. ſchreiben, den dieſer dem S. ſchicken kann, und in dem er ſeine Wünſche und Anſichten des Lebens detailliert. Er ſchreibt, daß er viel lieber Erzieher ſein wollte als im ruſſiſchen Dienſt, und da der S. ſelbſt auf Adlerskron für den Engländer fiel, ſo wird er ſich dann auch intereſſieren. Iſt es ſchon fort, ſo ſchadet es auch nichts, nur müßte man dann Griev ſeine Antwort abwarten, daß man ſich nicht mit den zwei Projekten beim S. trägt.

Adieu Liebe! Morgen mehr. Wir umarmen Euch herzlich!

---

[1] v. Beulwitz, ihre Schwägerin.

[2] Körner glaubte ſpäter eine Stelle für ihn zu haben. An S. II. S. 353. Auch an Herrn v. Kalb empfahl ihn Sch.

Guten Morgen, liebe Lollo! Verzeih, daß du durch Göriz nichts von mir erhielteſt, aber ich konnte vor der Taufe nicht dazu kommen. Eilends will ich dir nur einen Reiſeplan, den ich gemacht, vorlegen. Die künftige Woche will ich von hier abgehen; ich dächte du kämeſt da mit Schiller hierher gefahren und gingeſt dann mit mir nach Rudolſtadt.

Göriz ſagte mir auch ſo, daß die Tour zu Pferd für Sch. etwas ſtark ſei, und zurück reiten kann er ja dann. Li. und Bill werden ſich auch freuen, dich zu ſehen. Schreib mir auch, ob wir in Eurer Chaiſe nach R. fahren können,[1] wenn Sch. reitet, oder ob ich hier eine beſtelle — ſonſt beſtell' ich nur Pferde. Der S. freut ſich ſehr, Sch. Montags zu ſehen. Er iſt jetzt erſtaunt unruhig und beſchäftigt wegen dummer Arrangements des Alten mit dem Militär, das hier fort ſoll und nicht will. Auch kommt ein Durchmarſch von Preußen hier durch, was den S. ſehr plagt. Dem ungeachtet ſchreibt er aber immer Bücher dabei. Dom. grüßt und freut ſich ſehr, Euch zu ſehen.

Donnerſtag früh.

Schreib mir ja mit der morgenden Poſt, Liebe, ſonſt muß ich nach Rudolſtadt ſchreiben.

Sch. hoffe ich in jedem Fall noch hier zu ſehen.

(Rudolſtadt, Juli oder Auguſt 1792).

Liebe Lollo! Wie geht es dir?[2] Ich hoffe wieder beſſer. Ich denke auch, wenn Karoline wieder weg von mir iſt, nach Jena zu kommen. Ohne Karoline wäre es mir jetzt ganz unerträglich hier; ich weiß noch nicht wie lang ſie bleiben kann. Bill iſt's auch zu unruhig hier im Hauſe um ſich geiſtig zu beſchäftigen.

Von Conſtanz habe ich noch nichts wieder gehört. Der Trabant[3] muß ja nun den Brief bald ſchicken, und Sch. hat dem S. wohl ſo geſchrieben. Ich wünſchte ſehr, daß der S. jetzt nicht glauben könnte, daß ihn Sch. vernachläſſigte.

---

[1] Siehe oben S. 5.

[2] L. litt an Krämpfen.

[3] v. Adlerskron, der ſich damals in Stuttgart aufhielt.

Adieu, Liebe! Sch. herzliche Grüße.

Montag früh.

Wolzogen ſchreibt mir, daß er bald wieder nach Paris geſchickt wird, und grüßt dich und Sch.

(Erfurt, Ende September bis Anfang Oktober).

Danke für deine lieben Briefe, liebe Lollo; es freut mich innig, daß es Euch ſo gut geht.

Die Morgen ſind mir ganz leidlich, und ich lebe ſie gar ſelig in der Hoffnung des Verdienſtes mit den Mährchen. Nächſtens ſchicke ich zwei; es ſind ſchon alt angefangene, die ich fertig mache.

Huber ärgert mich recht; ſich und D[1] ſo lange Jahre hindurch zu täuſchen, iſt doch gar zu platt und inconſequent.

Ich denke, der Alte △ wird eheſtens in Erfurt ſitzen; aus Neugierde möcht' ich ihn dann wohl ſehen. Ich habe eine Ahnung, als gäben die Oeſterreicher Mainz nicht wieder heraus, wenn ſie es einmal beſetzen. Doch hoffe ich, daß die ganze Sache eine andere Wendung nimmt, da die Preußen ſich zurückziehen.

So wenig man ſich auch für die Franzoſen intereſſieren kann, ſo freut mich's doch herzlich, daß die Andern mit ihrer Brutalität nicht durchkommen.

Geſtern fand ich von ungefähr in einer Geographie, daß der S. als Fürſt von Conſtanz auch Kanzler der Univerſität Freiburg iſt. Das wär' auch eine Spekulation. Mich verlangt nur ſo nach einem ſicheren Platz, um dann in der Nähe das Landhaus zu haben. — □[1] espère toujours pour Gotha,[2] je le desire parce qu'elle serait occupée alors. S'il n'y a rien de pareil, il faut qu'elle s'amuse à prier Dieu.

---

[1] Dorette, Körners Schwägerin, mit welcher H. verlobt geweſen war. Körner an Schiller II. S. 329.

Der arme Trabant, daß ſich nirgends etwas für ihn findet, und ſein letzter Brief war in ſo einer verzweifelnden Situation. Er ſchrieb mir ſeit dem nicht wieder, und vielleicht hat er es begriffen, daß es ihm am beſten wäre, nach Hauſe zu gehen und kommt mit Stegmann. Nachdem was Mama[3] von ſeiner närriſchen Wirthſchaft ſagt, kann man ihm nichts ſchicken; denn viel haben wir nicht, und wenig hilft ihm nichts. — Für dringende Noth iſt er doch durch die Mama gedeckt, und wenn er gar nichts zu leben hätte, könnte er doch ein paar Wochen da Unterhalt finden. Das begreife ich doch auch nicht, wie er nicht lieber gemeiner Soldat würde, als gar nichts. Es thut mir aber recht weh und macht mich unruhig — wenn ſich nur etwas fände. Wenn er dieſen Winter nicht geht, oder kein Geld zur Reiſe hat, ſo fiel mir letzt ein, ihn bei dem Onkel in die Koſt zu thun.

Bill wird ſich des Verdienſtes ſehr freuen!

(Rudolſtadt), Donnerſtag Abend.

Es freut mich, ihr Lieben, daß es ſo leidlich geht; doch iſt mir der Catarrh für Sch. fatal. Hüte ihn ja vor der Kälte. Die bleichen Farben des Herbſtes und der Duſt auf den Bergen machen mir gar nicht übel zu Muth. Ich fühle eine Stille, eine Abgeſchiedenheit in der Seele, die nicht ohne Genuß iſt. Doch ſehne ich mich ſehr nach einem lebendigen Weſen.

Die Erbprinzeß[4] fängt an mich etwas zu intereſſieren. Es iſt etwas von äſthetiſchem Stoff in ihr, und das erſte Regen des

---

[1] Die chère mère.

[2] Wenn das Verhältniß zum Schwarzburgiſchen Hofe mit der Erziehung der Prinzeſſinnen zu Ende gehen ſollte.

[3] Schillers Mutter.

[4] Caroline, geborene Prinzeſſin von Homburg.

Geiſtes in einem Menſchen iſt mir immer angenehm zu ſehen. Sie fühlt ſehr ſtark und lebhaft. Doch iſt's immer ein halber Umgang; ich muß mich halten und zu rechte machen gegen ſie; es würde ihr nicht wohl thun, wenn viel von mir in ſie überginge. Ich möchte wirklich finden, daß ſie mich liebte, dann könnte ich auf ſie wirken mit Freiheit. Die chère mère iſt ganz wohl. Der U. kommt nicht viel in's Haus und iſt ſo human.

Geſtern habe ich einen Brief von Pape.[1] Wenn er beantwortet iſt, will ich ihn ſchicken. Er nimmt ſo herzlichen Antheil und ſagt Sch., daß Rehberg ſich ſehr bereitwillig erklärt hätte.

Schlegel[2] hat noch nicht von Amſterdam antworten können. Der arme Trabant ſagt mir, daß er acht Tage krank geweſen iſt. Wenn du auf die Solitude ſchreibſt, ſo bitte doch, daß ſie manchmal nach ihm fragen laſſen; er dauert mich ſo, daß er ſo allein iſt, und er verſteht die Menſchen nicht leicht anzuziehen.

Der liebe, liebe S., ſein Brief hat mich auch ſehr gerührt. Ich fühlte es auch einigemal im Sprechen, wie es ihn ſchmerzt, ſo gebunden zu ſein.

Wohl iſt es ein engelſchönes Herz, werth, daß man Alles für ihn thue.

Wenn doch der alte Eſel einmal ſtürbe. Gute Nacht, mit dieſem ſchönen Wunſch!

(Anfang Oktober 1792.)

Ich bin begierig, wie das Magnetiſieren[3] auf dich wirkt. Das Projekt iſt recht lieblich mit Lud....[4] Ein freundlicher Himmel und reine Luft ſind doch die erſten Elemente des frohen

---

[1] H. v. Pape in Hannover, den Schiller in Karlsbad kennen gelernt und auch zur Theilnahme an ſeiner Zeitſchrift eingeladen hatte.

[2] Auguſt Wilhelm, der damals in Holland Hofmeiſter war, mit Pape befreundet.

[3] Siehe Schiller an Körner II. S. 327.

[4] Ludwigsburg. Schiller dachte an ſeine Reiſe nach Schwaben.

Lebens, und wenn ich mit allen ſieben Weiſen in feuchter Luft ſäße, könnte mir's nicht wohl werden. Ich bin in jedem Fall entſchloſſen, mit künftigem Frühjahr nach Cannſtadt mich zu verfügen. Das Bad iſt ein trefflicher Vorwand, um wenigſtens vier Monate allein und ruhig zu leben, und da es ſo wohlfeil iſt, machen die Finanzen gar keine Schwierigkeit.

Mit Gotha muß ſich's doch dieſen Winter ausweiſen; □ iſt im Grund am beſten in ſo einem Verhältniſſe. Anfangs November denke ich wieder zu Euch zu kommen.

Von Frankfurt hat man heute nur unbeſtimmte Nachrichten, daß die Franzoſen ſich von Worms wieder zurückgezogen, aber man weiß nicht, ob Verſtärkung zu erwarten, um Mainz anzugreifen, oder den Oeſterreichern zu begegnen.

In Erfurt ſollen die Bürger ſehr toll ſein, und der Alte hat ſich deßwegen nicht dahin gewagt. Aber auf den S. ſollen ſie auch toll ſein, weil er ihnen verſprochen, daß ihre Söhne nicht gegen die Franzoſen gebraucht würden, was aber nicht wahr iſt. Lieb iſt's mir immer, daß er nicht da iſt. — Es wird mir immer glaublicher, was man ſchon im Anfang des Krieges ſagte: der öſterreichiſche Plan ſei, aller kleiner Fürſten Länder wegnehmen zu laſſen durch die Franzoſen, und ſie dann für ſich zu behalten, oder wenigſtens eine gewaltſamere Verfaſſung einzuführen. Am beſten iſt's immer, ſich durch eine gute Oekonomie ſo viel als möglich unabhängig zu machen. Wenn nur der Verdienſt mit den Mährchen nicht ſteckt.

(Anfangs November).

Der arme Trabant dauert mich ſehr; doch da ihn die Leute in Stuttgart behalten wollen, iſt's gut, daß er bleibt. Wenn man nur etwas für ihn zu thun wüßte. Mir iſt eingefallen, er ſollte in ein Handlungshaus gehen und das Buchhalten lernen. Das Müßigſein, fürcht' ich, kann ihn noch gar toll machen. — Adieu, nous n'aurions pas pensé que notre beau Mayence ſerait ainsi pris[1] — je le tiens perdu. On me dit, que l'on attend le trésor à Erford.

(November 1792).

Ich freue mich der guten Nachricht über Sch. Geſundheit. Ich kann den Moment des Aufbruchs zur Reiſe kaum erwarten; es iſt mir ſo wunderbar zu Muthe, ſo eine andere Seele von Entwürfen und Planen in mir zu tragen, und an allen, in die ich gezogen werde, mich ſo fremd zu fühlen.

Eins, Li. ſchreibt mir, daß man ſtarke Plane mache, die Mainzer Univerſität mit der Erfurter zu vereinigen; es wäre alſo der Moment für Sch., ſich mit dem Alten bekannt zu machen. Er iſt freilich dumm, aber es ziehen ſich vielleicht einige intereſſante Menſchen hin, und dann iſt doch das Allerweſentlichſte für Sch. innere Thätigkeit, daß er einen ſichern Gehalt habe. Ich denke alſo, man müſſe ſich regen, und wenn Sch. dem S. ſchriebe, wär's nicht übel. — Laß ihn dieß leſen. Der Bote will nicht warten; ſonſt ſchrieb' ich's ihm ſelbſt. — Ach mir iſt ſehnend und weh! Geſtern verdiente ich doch an der Oper. Nächſtens ſchicke ich auch Stanzen.

(Ende November oder December).

Ich gehe auch gern nach Frankreich,[2] aber ich habe doch noch keinen Glauben an die Dauer bei dem leichten, windigen Volke.

Müller[3] iſt gewiß falſch und im Herzen öſterreichiſch wie der alte △. Es wird wohl ablaufen, daß der Kaiſer das Ländchen zu ſich nimmt. Ich möchte doch, Ihr hättet ihn geſehen.

Um den S. iſt mir auch ſehr weh; doch hat er auch eine gute Doſis Leichtſinn; wenn's nur früher gekommen wäre, daß er mehr das Mechaniſche der Malerei inne hätte, ſo hätte ihn das tröſten können.

---

[1] Cüſtine war am 21. October eingerückt.

[2] Schiller an Körner II. S. 351. Er dachte daran, nach Frankreich zu gehen.

[3] Johannes Müller, der von Mainz durch Jena gekommen war.

Sonntags.

Es freut mich ſehr, daß Sch. ſo zufrieden mit meinem Werke[1] iſt. Der Himmel gebe ferner Glück zum Verdienſt!

(December).

Wenn ich komme, kann ich noch nicht ſagen.[2]

Ich bin ſehr begierig, wie ſich die politiſchen Händel noch entwickeln werden. Wenn Mainz nicht ganz hingeht, ſo kommt gewiß eine Veränderung, denn der Alte kommt ſchwerlich wieder in Funktion. Fiſchenich kann viel Intereſſantes wiſſen, wenn er's ſchreiben dürfte.[3] Sehr weh iſt's mir oft um den S. Es iſt doch eine ſehr fatale Situation, und er ſchwätzt nur philoſophiſch über die äußere Lage; aber im Grund iſt er ſehr weich und empfindlich dafür. Zu etwas Geſcheitem kann's gewiß mit der Mainzer Freiheit nicht kommen. Die Deutſchen ſind noch viel zu unkultiviert, um ſie auf Begriffe zu gründen, und viel zu phlegmatiſch, um ſich an einer ſchönen Illuſion zu weiden.

Die gemeinen Soldaten der Cuſtiniſchen Armee ſollen mit einem wunderbaren Verſtand und Scharfſinn über ihre Verfaſſung ſprechen.

Wolzogen hat mir wieder geſchrieben und grüßt; er zieht mit den Kreistruppen herum.

Der Herzog amuſiert mich mit ſeiner ſchnellen Freundlichkeit.

(Winter 1792).

Liebe Lollo! Ich hoffe, du haſt ☐ noch nicht geantwortet, der Bote ging nicht. Bei Allem iſt nichts zu bedenken, als wie wir ihr die Pille am ſchönſten vergolden, die ſie doch verſchlucken muß. Du brauchſt dir nicht den mindeſten Vorwurf zu machen, ihr zu ſagen, du wüßteſt nichts davon, weil einen nichts in der

---

[1] Der leukadiſche Fels, in der neuen Thalia erſchienen.

[2] Sie kam am 28. December. Bd. I. S. 39.

[3] Aus Bonn.

Welt verbinden kann, eine anvertraute Sache wieder zu ſagen, und weil der Indiskretion, die es fordert, eine Unwahrheit gebührt, wenn man nicht mit Schweigen ſich retten kann. Aber da es mir ſelbſt lieb iſt, wenn ☐ nicht ganz fremd mit der Idee der Sch.[1] iſt, wie ſie nur durch eine willkürliche Verblendung ſein kann, ſo deucht mir am beſten, du ſchreibſt ihr, daß es meine Idee nie geweſen ſei, immer mit O. fortzuleben, und daß das auch für ihn und mich das beſte ſei, und daß der Vorwand der Geſundheit keines von Beiden compromittierte, und daß ich lieber meiner eigenen Deliteſſe[2] weh thun wollte, und mich in Anſehung der Finanzen mit ihm arrangieren, als ihn ferner getäuſchten Hoffnungen zu überlaſſen; daß ich aber, ſo lang ſie hier bleiben müſſe, und auch jetzt wegen des Krieges, wo man ſich nicht ſicher irgendwo etablieren könnte, und da auch der Ort eures künftigen Aufenthaltes unſicher ſei, dem ich immer gern nahe leben wollte — nichts Deciſives thun würde, wenigſtens nicht ohne, daß ich mit ihr davon geſprochen hätte; daß es meine Meinung wäre, mich in Schwaben umzuſehen, wie es ſich da lebte, der Zukunft wegen, aber nicht für jetzt; ſie ſollte nicht mit mir davon ſprechen, bis ich anfinge, weil ich die Scenen haßte, und ſie für meine Geſundheit fatal wären. Habe ich ſie dann einmal mit mir von hier weg, wo ſie alle ſinnlichen Eindrücke ihrer Lage aus den Augen hat und den theuern O., und ich habe mich mit ihm arrangiert, ſo muß ſie ſelbſt einſehen, daß es honetter gehandelt iſt, jetzt gleich etwas Entſcheidendes zu thun. Jetzt ſollte ſie ſich nur ruhig halten, empfiehl ihr vor allen Dingen. Sie iſt wie ein Kind, und wenn ſie in Schwaben etwas Neues ſieht, was ihr gefällt, ſo wird ihr Alles leicht gehen. Sie iſt nicht wohl jetzt, und ſchreibe ihr ja alles ſchwankend und im milden Licht; denn wie alle ſchwachen Menſchen, mag ſie den ſcharfen Umriß einer Sache nicht tragen, und wenn ſie ſich jetzt um die Zeit der Sch. in der

---

[1] Scheidung.

[2] Wohl Delikateſſe.

Phantaſie hinausdrückt, ſo macht ſie ſich auch noch Hoffnung, daß es anders gehen könnte, was mir für ihre jetzige Stimmung lieb iſt.

Ich kann nichts anders thun und werfe mir nur die Schwachheit vor, daß ich das doppelte unſichere Verhältniß ſo lange hingezogen habe.

Mein innerer Frieden iſt mir Alles, und zu dem komme ich ſo nicht.

Schlägt der O. das Arrangement aus, dann habe ich meine volle Freiheit, nur nach meinem Sinn zu leben; aber es iſt nicht zu denken.

(Anfang Juni 1793).[1]

Mir iſt ſo wund und weh und krank, daß ich lieber Euch jetzt nicht mehr ſehen will. Es wäre nur für ein paar Tage geweſen und morgen reiſe ich ab. Lebt wohl, theure Lieben! Von der nächſten Poſt ſchreib' ich Euch; der Kopf iſt mir ganz wirr. Schreib mir mit der Montagspoſt nach Nürnberg im rothen Roß, und bitte auch Schiller, an den Elber[2] nach Cannſtadt mich zu recommandieren; auch dem Diez[3] ſein Brief an den Onkel in Deinach ſchicke mir. Ich freue mich auf die Mama und Nane, und will mich recht in Schwaben umſehen; nach Heilbronn habe ich Luſt. — Schreib aber noch gar nichts von der Möglichkeit, daß ich dort bliebe, an Mama, daß es mit der Ulrike kein Tripotage gibt.

☐ that mir ſehr weh; bis ſich's mit Gotha decidiert, ſoll ſie noch nichts Entſchiedenes wiſſen, und ich werde auch O. dann erſt ſchreiben.

---

[1] Carolinens Reiſe kann nicht, wie ſie ſelbſt ſchreibt (Schillers Leben S. 238), ſchon im Frühling erfolgt ſein. Daß ſie aber auch nicht ſo ſpät erfolgte, wie man nach den Daten im lit. Nachlaß II. S. 164 und 167 ſchließen ſollte, erhellt aus dem Brief Lottens ebend. S. 203. Statt 1793 iſt an jenen Stellen 1792 zu leſen.

[2] Dr. Elwert, der mit Sch. auf der Karlsſchule ſtudirt hatte, Bezieh. S. 117.

[3] Mir unbekannt.

Ohne die Hoffnung Euch in jedem Fall zu ſehen, wäre mir das Herz ſehr weh; es iſt's ſo — doch es muß hindurch.

Ansbach, den 14. (Juni 1793).

Das erſtemal von meiner Wanderſchaft, liebe Lollo! Sie bekommt mir ganz leidlich, und ich finde, daß das Neue gut auf mich wirkt. — Geſtern und vorgeſtern brachte ich meiſt mit Ehrhard[1] zu, der mich ſehr freute. Im Aeußern hat er ſich ſehr zum Vortheil geändert, und er hat etwas Angenehmes und Weiches im Umgang, und hat ſich ſo zur Feinheit entwickelt, wie ich's nie gedacht hätte.

Es iſt gar wohlfeil in Nürnberg; wenn ich's vorher gewußt hätte, wäre ich acht Tage geblieben. Die Trockenheit und Leere meiner Geſellſchaft iſt ſtark; doch brauche ich ſie auch nur als Sache. Ehrhard hat ihr immer Geſichter gemacht.

Der Fürſt von Würzburg ſoll ſehr kränklich ſein. — In Bamberg iſt die Lage lieblich. Wenn Ihr nach Schwaben geht, ſo fahrt von Bamberg nach Erlangen über Pommersfelden. Es iſt eine Gemäldegallerie da, die ſehr reich iſt an italieniſchen Stücken. Sie freute mich ſehr, und ich denke ernſtlich, einmal acht Tage da zu bleiben, um ſie zu genießen ohne Anſpannung, die mich ſtörte, da ich wenig Zeit hatte. Die vierzehn Heiligen-Kirche ſeht ja auch. Die ſchöne Architektur rührte mich tief und ſprach mir neu in die Seele. Ich denke Eure Briefe in Cannſtadt zu finden. Vielleicht finde ich Welzogen wieder in St. nach den neueren Pariſer Scenen.[2]

Soden[3] war geſtern auch bei mir. Wenn Sch. nach Nürnberg kommt, iſt ſich zu hüten, denn er wird Jagd auf ihn machen. Er hat doch Feinheit und Welt, aber eine arme Seele.

---

[1] Dr. Ehrhard, der in Jena ſtudiert hatte.

[2] Wohl der Aufruhr vom 2. Juni gegen die Girondiſten.

[3] Jul. v. Soden, ein damals bekannter Schriftſteller.

(Cannſtadt), 20. Juni (1793).

Wolzogen wird erwartet,[1] was mich ſehr freut.

Die Nane[2] hat ſich recht gebildet und iſt ſo umgänglich und artig, daß ſie mich recht freut. —

Es freut mich hier zu ſein, wo Sch. ſo oft war.

(Stuttgart, 18. April 1795).[3]

Herr Cotta war eben bei uns und erbot ſich etwas an dich mitzunehmen, liebe Lollo! Deinen letzten Brief habe ich erhalten und danke dir recht ſehr für allen Klatſch, den ich in ſo weiter Entfernung gar gerne höre. — Die Mama iſt ganz ſtumm über Fr. und H. Urſ. Es muß wohl etwas zwiſchen die Freundſchaft gekommen ſein, welches gar nicht übel iſt. — Man hat noch einen Ruf an Sch. im Werke.[4] Der Hr. Ruf, der Kirchenrathsdirektor iſt, und alſo großen Einfluß auf Tübingen hat, und die ganze Kunſtgeſellſchaft, die ſich immer bei ihm verſammelt, portiert ſich ſehr dafür, Sch. in Tübingen zu haben. Dannecker und Rapp vorzüglich ſtören immer an Ruf, und er muß thun, was ſie wollen. Nach deinem letzten Brief habe ich aber Dannecker geſagt, ſie ſollten es für jetzt ruhen laſſen. Wenn man Sch. nicht viel größere Conditionen machen könnte, ſo könnte er's für jetzt nicht annehmen, und bei Ruf und den Andern ſollen ſie Alles auf Sch. Geſundheit für jetzt ſchieben, damit, wenn ſich vielleicht die Lage einmal änderte, man ſie doch nicht vor den Kopf geſtoßen hat. Ich denke alſo der dritte Antrag ſoll jetzt ausbleiben. Da die Verbindung mit Goethe Sch. jetzt eine ſo gute Ausſicht und angenehme Gegenwart in W. macht, ſo verſtehe ich ſehr, daß Ihr nicht gern nach T. ginget. Die Conditionen müßten dreimal beſſer ſein, um ſich durch andere Genüſſe für die todte Menſchenwelt dort ſchadlos zu halten. Ton und Umgang ſoll unerträglich ſteif und platt und ſeelenlos dort ſein. — Der Papa war vor einigen Tagen bei mir und ſah ſehr geſund aus, und war voller Freuden über ſein Buch.[1] Es freute mich auch Hrn. Cotta ſo vergnügt über die Horen zu finden. Man hatte mir geſagt, ſie gingen nicht ſo, als er gedacht; aber er ſagte, er ſei ſehr zufrieden. Baggeſen war nicht bei mir bei ſeiner Durchreiſe; ich vermuthe, es war an einem Tag, wo ich eben in Hohenheim war. Es waren einige Berner hier, die ſehr über ihn ſprachen, als habe er ſich in politiſche Händel bei ihnen miſchen wollen. Wenn er ſich nur in Paris klug beträgt. Der nahe Frieden wird W—s Lage nun hier decidieren. Ob man etwas zu erwarten hat? Der H. iſt unerträglich borniert, zumal über ſeine politiſche Lage. Ein ſehr kluger Mann, mit dem er vertraut über die Lage mit Frankreich geſprochen, hat uns geſagt, der Koch des Prinzen Condé habe richtigere Begriffe über Frankreich und ſpreche nicht ſo gewiß von Contrerevolution und alle dem Zeug, als der H. Wir ſind voller Projekte, und der Himmel wird ja Glück zu irgend einem geben. Hier fürcht' ich iſt für uns gar nichts zu thun. Die halbe Regierung und im Grund die Klügſten und Feſteſten ſind ganz Demokraten und machen ſich's zum Plan, alle Fremden von Adel, die der vorige H. angeſtellt hat, nach und nach weg zu ſchaffen, wenigſtens von allen Geſchäften ganz entfernt zu halten. — Was ſagt denn Goethe über Sch. Büſte von D..? Ich wünſchte nur, es ließe ſie bald jemand in Marmor machen. —

---

[1] Er kam alſo nicht erſt 1794, wie in der Geſchichte des Wolzogen'ſchen Geſchlechts II. S. 147 angegeben wird.

[2] Die Caroline bei einem achttägigen Beſuch auf der Solitude wieder geſehen hatte. Bezieh. S. 117.

[3] Aus dem Jahre 1794 liegen keine Briefe vor. Caroline war im Anfang noch in Schwaben, dann bis zu ihrer Heirath (27. September 1794) in Rudolſtadt, mit Schiller, der letztere nicht billigte, geſpannt. Geſchichte des Wolzogenſchen Geſchlechts II. S. 148. Nachher ging ſie nach Stuttgart, wo ſie bis zum Sommer blieb, dann in die Schweiz; von dort kehrte ſie im folgenden Jahre, da Wolzogen ſeinen Abſchied genommen hatte, nach Bauerbach zurück. Als ſich in Meiningen keine Anſtellung fand, wandte ſich Wolzogen nach Weimar 1797.

[4] Den erſten und zweiten hatte Schiller ausgeſchlagen. An Goethe 48 und 49 (19. Februar) Nr. 62 (25. März). An Körner III. S. 254 (5. April). An Abel 3. April (Schiller Briefe, Berlin, Bd. II. S. 160).

---

[1] „Die Baumzucht im Großen.“ Neuſtrelitz bei Michaelis 1795, für den Verleger hatte Schiller geſorgt. S. Beziehungen Nr. 45 und 47.

Das Deſſert, von welchem Sch. mit D. oft geſprochen, wird jetzt angefangen, und D. nimmt Subſcriptionen dazu an. Es wird allerliebſt en biscuit gemacht, der hier wunderſchön iſt. Die Grazien in ſehr ſchöner Gruppierung halten ſpielend den Amor in die Höhe, welcher ſich auf einen Candelaber beugt, an welchem eine Lampe angebracht iſt, als göſſe er Oel hinein, als die allbelebende und erhellende Liebe. — Man kann die Lampe mit einem Feuer von Spiritus füllen und die Figuren am ſchönſten beleuchten. Vielleicht kannſt Du in Weimar einige anbringen. Der Preis iſt noch nicht genau beſtimmt, höchſtens 10 bis 12 Karolin. Gib Dir doch Mühe darum; vielleicht nimmt die alte Herzogin eines. Die Figuren ſind in der Größe wie die Parzen am Uhrgehäuſe.[1]

Ich will ſehen, ob ich noch eines der Mährchen ins Reine bringen kann für den Kalender.[2] — Ich copiere eine Landſchaft von Pouſſin nach, die mir viel Freude macht. Wenn nur die Tage und das flüchtige Leben dreimal länger wären.

(Bauerbach, Ende März 1802).[3]

Beſte Lolo! Nun iſt meine Wirthſchaft hier eingerichtet, und ich habe einen Jäger im Hauſe. Sei ja nicht bang um mich; ich werde recht ruhig und heimlich hier leben und denke recht fleißig zu ſein. Die Gegend ſcheint mir gegen die Weimar'ſche ordentlich hübſch und annehmlich; nur gegen die ſchwäbiſchen genommen ſchien ſie mir faſt unfreundlich. — Die Wälder ſind ſehr ſchön, und die entfernten Gebirge haben recht ſchöne Formen. Ich habe viel von Kälte unterwegs ausgeſtanden, doch jetzt ſcheint es freundlich zu werden. Adolph iſt ſehr wohl und vergnügt hier, und die Leute freuen ſich alle über ihn. Er hat eine Menge Kinder zum Spielen, doch ſehnt er ſich immer nach Herrn Karl. Bei Frankenbergs in

---

[1] Dieß letztere Werk befindet ſich jetzt in der Sammlung der Würzburger Univerſität.

[2] Ich weiß nicht für welchen. Das Taſchenbuch für Damen erſchien erſt 1806.

[3] Als Wolzogen den Erbprinzen nach Frankreich begleitete. Caroline war am 20. noch in W. An Goethe Nr. 860.

Gotha brachte ich den Abend zu. Da das Wetter ſo ſchrecklich war, behielt ich mir's vor, mich ein andermal in dem Park umzuſehen. Es ſind recht gute Leute. Aber welch' ein Unterſchied zwiſchen dem Weimar'ſchen und Gotha'ſchen Ton und Intereſſe iſt, iſt ordentlich wunderbar. Sie ſprechen von lauter Poetik und haben gar nichts Poetiſches, doch einen gebildeten Ton im Umgang.

Reinwalds ſind recht wohl und erzeigen mir alle Gefälligkeit. Er iſt ordentlich aufgeheitert, und ſie werden mich bald beſuchen. Hendrichs ſind noch nicht wieder da; ich blieb nur ein paar Stunden jetzt in Meiningen. Ich denke dich mit der chère mère hier zu ſehen![1]

Liebe Lollo, kommt dann aber lieber über Ilmenau, denn der Weg von Gotha bis an die Gothaiſche Chauſſée iſt ganz abſcheulich.

Was die Geſchichte mit Kotzebue[2] für ein Aufhebens macht, iſt recht komiſch. In Erfurt und Gotha hat mich alle Welt darnach gefragt, und daß man das Stück nicht geſpielt hat, das frappiert ſie höchlich. Es iſt ſonderbar, wie Alles ſich für die Narrheiten intereſſiert.

Wenn die Bäume blühen, wird es recht lieblich hier ſein, denn ich bin ganz von Obſtbäumen umgeben. Ich wollte, du könnteſt dann mit der chère mère hier ſeyn.

Wenn Sch. und wir hier zuſammen ſein könnten, wäre es recht hübſch. Ich denke des Alten Nachrichten über P. ruhig hier abzuwarten.

Lebe wohl, Liebe! und grüße Sch. tauſendmal, auch die gute Stein. Es thut mir recht leid, daß ich nicht noch Abſchied von ihr nehmen konnte.

Den 23. April (1802).

Geſtern erhielt ich deinen Brief, liebe Lollo, und ſehe daraus, daß du den meinen aus Erfurt, den ich den Mittwoch früh auf die Poſt gab, noch nicht erhalten hatteſt. Daß Würzburg eingeht, ſchließt man aus dem ganzen Benehmen hier in der Nähe; doch der Schatz ſchien mir recht innerlich ruhig und heiter. Beſucht ihr uns bald? Die Kälte auf meiner Reiſe war wirklich arg; doch ſehe ich aus Allem, daß ich einen Puff vertragen kann. Es iſt mir eigentlich ſehr wohl hier; meine Phantaſie erwachet oder geneſet von der Verwirrung des Winters und den mancherlei albernen Evenements. Ich bin nicht einſam, weil Adolph um mich iſt, und auch mit Hrn. D. ein vernünftig Wort zu reden iſt. Es iſt durchaus nichts Störendes um mich, und ich freue mich ordentlich, mich über Vieles ſo ſelbſt wieder zu finden.

---

[1] Dazu ſollte das Haus in W. erweitert werden. Vergl. S. 279.

[2] Bd. I. S. 23.

Ich glaube, ich könnte lang ſo leben, ohne etwas Anderes zu wünſchen, und wenn ich euch nicht in Weimar wüßte und nach euch mich überall in der ganzen Welt ſehnte, ſo hätte ich dorthin ſogar wenig Reminiſcenzen.

Vom Alten habe ich Briefe auf der Reiſe; von P. noch nicht. — An Hrn. Cotta werd' ich wohl noch etwas zuſammenbringen; ich habe in dieſen Tagen Plane zu unſäglichen Stücken gemacht, die ich in zehn Leben nicht ſchreiben könnte; doch bleibt nur etwas davon. Den Moliere[1] ſchicke ich nächſtens wieder durch den Gotha'ſchen Boten.

Ich wünſchte recht, Du könnteſt mit der chère mère herkommen und Hrn. K. Bübli hat eine ganze Heerde des Abends um ſich her; doch lernt es auch beim Hrn. Dennſtädt ordentlich. Dieſer hat einen trefflichen Hals; wirklich eine ſehr ſchöne Stimme zum Leſen. Alle Abende wird ein Geſang der Ilias geleſen.

In Nordheim war ich einmal. Die Leute ſind recht gut, aber der Ennui arg. Die Melliſch[2] ſieht ſehr krank aus. Adieu, liebes Kind! Ich hoffe Sch. Uebelſein hat ſich ganz gebeſſert. Tauſend Grüße. Grüße auch Stein, Amelie, Meier. — Um die Madame Bernard will ich Goethe gewiß nicht bringen.

---

[1] Hatte etwa Caroline die Frauenſchule überſetzt? An Goethe Nr. 850.

[2] Geborne v. Stein.

Die Kalb vergaß ich ganz. Sie war vor einigen Tagen des Morgens bei mir auf der Reiſe nach Weimar begriffen, wo ſie in Melliſch Hauſe[1] wohnen will. Sie dauert mich recht. Sch. muß nur ſuchen ſie zu determinieren, daß ſie ihren ganzen Handel mit dem Mann einem verſtändigen Geſchäftsmann übergibt. Sie traktiert es albern und phantaſtiſch, und ſagt einmal, davon müſſe ja die Rede nicht ſeyn; der Major ſey ein edler Mann und der Präſident gemein. Die Steins ſind outriert über das Benehmen der beiden Kalbs und ſagen, ſie ſeyen abſcheulich mit der Frau umgegangen, und haben ihr eine Verſchreibung ihres ganzen Vermögens abgelockt, ſo daß ſie jetzt nichts mehr hätte.

Mit der Narrheit, die ſie den Steins auch haben weis machen wollen, iſt es gar nicht wahr. Sie iſt ſo vernünftig, wie ſie je war. Der alte Stein wünſcht nur, daß der Verkauf von Kalbsried[2] an Bertuch nicht vor ſich gehen ſoll, worauf der Frau Witthum iſt.

Tauſend Gulden, meinte Stein, könnte ſie noch jährlich haben; davon kann ſie am Ende allein auskommen, doch müßte es wohl verſichert ſeyn.

Wenn Sch. etwas Vernünftiges von ihr herausbringen kann, ſo kann er's nur der Melliſch ſchreiben, die ſich auch ſehr für ſie intereſſiert und den alten Stein zu etwas determinieren kann, der ſich nicht recht beſinnt. Die arme Kalb dauert mich herzlich, wenn ſie ganz die Dupe des Packs werden ſoll.

Bauerbach, 19. Mai (1802).

Geſtern gleich, liebe Lollo, habe ich an Balandrino geſchrieben. Der gute Alte[3] hat mir überall Quartiere beſtellt und kanns jetzt nicht erwarten, bis ich bei ihm bin. Harbauer ſoll mich in Mainz abholen. Das wird dich und die chère mère ſehr beruhigen.

---

[1] Das aber Schiller gekauft hatte.

[2] 1821 von General v. Wolzogen erſtanden.

[3] Ueber deſſen Ankunft in Paris Henriette v. Knebel unter dem 4. Mai (Nr. 143) berichtet.

Die Reinwald ſehe ich oft.[1] Der Tod der guten Mama[2] hat mir leid gethan; doch war nichts anders zu wünſchen, und ſie iſt ſanft geſtorben. Die Reinwald habe ich recht lieb, und ich wünſchte, daß jetzt etwas für ihre künftige Exiſtenz zu machen wäre.

Die Louiſe iſt reicher als Ihr Alle; denn ihr Mann hat einen ſehr guten Dienſt und eigenes Vermögen; alſo möchte ich, daß Sch. alle Avantage, die er ſeinen Schweſtern bei der Erbſchaft macht,[3] zu Gunſten der Reinwaldin thäte und für ſie in die Wittwenkaſſe legte.[4] Sie ſagte, daß ſie gern es von ihrem Antheil thun wollte, nur wüßte ſie es nicht mit dem Mann anzufangen. Ueberhaupt wünſchte ſie, daß man ihr hülfe, daß ſie ihre Revenüen ganz in die Hände bekäme, denn wie der Mann es ihr an Allem fehlen läßt und ſie mit Geiz plagt, iſt ſchändlich.

Hoffentlich überlebt ſie ihn lang, und dann hat ſie doch nichts als ſein Vermächtniß, was eine Kleinigkeit iſt.[5] Wenn ſie nur 200 Rthlr. in die Wittwenkaſſe legt, ſo bekommt ſie dann Lebenslang eine Revenue, wovon ſie leben kann. Wenn ſie nur ein Jahr in Dresden ſeyn könnte, bildete ſich ihr Talent[6] ſehr aus. Dann finde ich auch natürlich, daß wenn Sch. jetzt etwas en faveur der Reinwald thut, ſie es Euern Kindern einmal wieder vermacht, welches ſie auch gewiß thut, da ſie ſie ſehr liebt; ſo wäre ihr geholfen und Euern Kindern nicht geſchadet. Sie dauert mich ſehr, die Arme, Er ſitzt ordentlich wie ein böſer Geiſt neben ihr, der ſie immer quält mit dem abſcheulichſten Egoismus; und ſie hat ſo viel Regſamkeit und Lebensluſt und muß dem Unthier Alles aufopfern.

---

[1] Sie nahm Abſchied, vergeblich um nach Frankfurt zu reiſen, am 23. Bezieh. S. 282.

[2] Schillers Mutter war am 29. April in Clever-Sulzbach geſtorben.

[3] Schiller hatte beim Tode des Vaters auf das Erbtheil verzichtet. Bezieh. S. 285.

[4] Darüber ſchreibt Chriſtophine am 8. Juni. Bezieh. S. 283.

[5] 2000 fl. Ebenda.

[6] Zum Malen.

doch iſt ihr nicht zu helfen, als wenn er ſtirbt, welches doch der Himmel geben wird.[1]

Sch. muß ihr nichts davon ſchreiben, als durch mich; denn R. iſt ſo mißtrauiſch, daß es fürchterlich iſt, und ihre Lage nur ärger machte.[2]

Jean Paul[3] war letzt einen ganzen Tag bei mir und recht artig und vernünftig. Die Jungfrau ehrt er unausſprechlich. Die Couſine hat mir verſprochen, durch den Prinzen von Meklenburg[4] bei der Königin anzubringen, daß ſie Sch. eine Penſion ſchafft, ſie liebt Sch. über Alles, und die W. meint, vielleicht ſey etwas zu machen.

Jean Paul wird eine Penſion bekommen, zu der ſich Mehrere verbunden haben, und er ſoll gar nicht wiſſen woher. Das iſt eine ſehr artige Manier. Sage aber ja Niemanden etwas davon.

Die Gegend von Meiningen iſt ſehr freundlich und hat einen eigenen Charakter der Milde und Annehmlichkeit, und der Herzog von M. hat ſehr intereſſante Kunſtſammlungen. Wirklich merkwürdige Bilder, wie mir's ſcheint.

Geſtern war ich da, und er zeigte mir Alles. Ich bin ſehr höflich und artig, wenn ich allein bin, wie Du weißt.

Bauerbach, den 23. Mai (1802).

Beſte Lollo! Ein Brief vom Alten hat mich zur ſchnellen Abreiſe beſtimmt. Er treibt jetzt meine Ankunft mit eben der Heftigkeit, wie ſonſt das Gegentheil. Er ſcheint nicht recht wohl. Der Arme macht ſich und mir durch ſeine Inconſequenz große Noth.

Bleibe wohl und ruhig mit Schiller, liebe Seele. Wahrſcheinlich bin ich im Oktober wieder bei Euch; doch erkläre Dich über gar nichts, was mich angeht. Für jetzt ſagſt du, ich ſey in ein Bad am Rhein, du glaubſt in Ems, und werde dann nach der Schweiz gehen. Das ſage auch der Stein für jetzt.

---

[1] Dieſer fromme Wunſch wurde am 6. Auguſt 1815 erfüllt.

[2] Ueber eine vertrauliche Correſpondenz unter anderer Adreſſe ſchreibt Chriſt. am 9. Juni, Bezieh. S. 282, ohne Zweifel in Folge dieſes Briefs.

[3] Der 1801—1803 in Meiningen wohnte.

[4] Der Bruder der Königin von Preußen.

Paris, den 5. Junius (1802).

Vorgeſtern bin ich hier angekommen, beſte Lollo, und Alles iſt gut abgelaufen. Der erſte Eindruck, die ſchönen Architekturen, das Gewühl, die Größe der Plätze, hat wirklich etwas ganz Neues. Nur der entſetzliche Lärm quält mich, doch alle Welt ſagt mir, daß ich mich daran gewöhnen werde. In einiger Zeit denke ich den Alten doch herum zu bringen, daß er jetzt hinſchreibt, daß ich da bin. Ich ſehe den Prinzen nicht, alſo bis dahin ſage du aller Welt, ich wäre in einem Bad am Rhein, oder in der Schweiz, wenn man nach mir fragt. Buonaparte auf der Parade habe ich geſtern ſchon etwas von weitem geſehen.

Heute gehe ich in's Muſée. Der Alte iſt doch gar nicht wohl und hat alle Abend geſchwollene Füße, was mir ſehr Angſt macht.

Wie gehts Sch.? Was arbeitet er? — Der Eſel Mercier hat das Mädchen von Orleans überſetzt. Harbauer iſt mir lieb hier; doch mag ich ihn nicht von ſeinem Geſchäfte abziehen.

Immer bin ich froh, daß ich hier bin, und ruhiger um den Alten. Der Arme ſagt mir, daß er nur ſo eine Noth gehabt hätte, er möchte ſterben, ohne mich wieder zu ſehen.

Paris, den 16. Junius (1802).

Beſte Lollo! Geſtern empfing ich deinen Brief. Es that mir recht wohl, wieder etwas von euch und die Nachricht von Humboldt zu hören.[1] Schlabrendorf[2] hatte ſie mir eine Stunde vorher gebracht.

---

[1] Die Geburt einer Tochter.

[2] Graf Guſtav v. Schl., der in Paris lebte († 1824) und zu Carolinens vertrauteſten Freunden gehörte. Seine Billets im lit. Nachlaß II. S. 74 ff.

Habe keine Sorge um unſre Verhältniſſe; man hat nicht das Herz W. eine Sottiſe zu machen, und die Finanzen ſind ſo, daß es eine Möglichkeit iſt unabhängig zu leben.[1] Der Stein habe ich geſchrieben. Du kannſt jetzt ſagen, wer fragt, daß ich hier wäre, ganz für mich lebte, und in einigen Wochen mich auf dem Lande in der hieſigen Gegend etablieren würde, in St. Germain oder Neuilly, daß ich Wolzogen wenig und den Prinzen ganz und gar nicht ſähe (was auch wahr iſt), daß es mir aber tröſtlich ſey, in Wolzogens Nähe zu ſeyn, da er von Neuem harte Anfälle gehabt hätte.

Wenn man nur einen Begriff von dem hieſigen Leben hat, wo es tauſendmal leichter iſt ſich zu meiden als zu finden, ſo iſt das leicht begreiflich. Mit des armen Alten Geſundheit iſt's leider wahr; ich finde ihn ſo abgeſpannt und angegriffen, daß es mich innig ſchmerzt, und ſeine Bruſtbeklemmungen ſind ſo wie immer. Ruhe könnte ihm wohl thun.

Die Kunſtſachen freuen mich unausſprechlich, und beim Apoll und dem Muſenſaal fühlt man ſich in eine andere Welt gerückt und vergißt die Verzerrungen der Societät. Angenehm ſind die Franzoſen im ihrem Vaterland, ſehr höflich und zuvorkommend, beſonders gegen Frauen und Leute mit Titel. In der fremdeſten Geſellſchaft wird man artig aufgenommen, Alles iſt für den momentanen Eindruck; und alles enge Bornierte oder Berechnete, wie bei uns, was einer wohl hat, oder gilt, oder in was für Connexionen er ſteht — kümmert eigentlich Niemand. Es gibt einen eigenen Anſtrich der Cultur und erregt einen, auch ſich in dem Moment gut zu zeigen und ſeine ächt menſchlichen Saiten tönen zu laſſen.

Von dem Travers, von Literatur oder Wiſſenſchaft zur Unzeit zu reden, hat hier Niemand einen Begriff; man kann von Allem und mit Allen reden, und die ſogenannten gelehrten

---

[1] Es ſcheint, daß Carolinens Reiſe in W. übel vermerkt wurde. Auch war das Verhältniß des Prinzen in P. peinlich.

Damen haben's hier prächtig. Auch gibt's deren ſehr viel, und ſie haben eine große Bonhommie.

Die Schweizern[1] iſt eine recht gute originelle Frau; ſie hat eine ſtarke und tiefe Natur und hat unausſprechlich während der Revolution gelitten und erfahren. Sie ſagt mir, daß ſie Goethen, als er in der Schweiz war, nur einmal durch eine Thür geſehen und ſich gleich in ihn verliebt hätte, daß ſie ihn nicht hätte noch einmal ſehen mögen, da ſie eben verſprochen war.

Ueber Davids Bild habe ich eine Kritik gemacht; ich will ſie dem Freund Meier ſchicken; da muß er ſie doch leſen; — ſonſt möchte er mir auch durchgehen. Ich kann das Bild nicht leiden. Ein Römer, wenigſtens in Rom geborner Franzoſe, Gérard — iſt mir viel lieber als David. — Die Transfiguration werde ich erſt heute ſehen. Einen ſchöneren Raphael als den Dresdner ſah ich nicht. Aber Domenichino und Guido lernt man hier kennen. Die Kunſtſammlungen könnten einen jahre- oder lebenslang intereſſieren; das Uebrige habe ich in drei Monaten gewiß ſatt. — Das Leben iſt leicht und auch die Quartiere nicht viel theurer als in Weimar.

Camille Jourdan[2] war verreiſet und wird heute zu mir kommen. Gérard's wohnen in einem Landhauſe der Staël, welches allerliebſt iſt. Eine Liefländerin, Frau v. Krüdener, ſehe ich oft; es iſt eine gute Frau, obgleich etwas reckiſch.[3] In der Oper bin ich bald ohnmächtig geworden vor Hitze. Die Ballets ſind eine wahre Zauberei, alle Bewegungen und Formen maleriſch; keine einzige Gaucherie unterbricht; Alles iſt leicht und graziös. Aber der Geſang iſt ſchändlich, und auch die Bewegungen im Tragiſchen fatal und groteſk.

---

[1] Madeleine Schweizer, eine Schweizerin, mit Wolzogen von ſeinem frühern Aufenthalt, 1791—93, her befreundet.

[2] Der ſich mit Philoſophie beſchäftigt hatte und früher in Jena und W. geweſen war.

[3] Elise v. d. Recke war dem W. Kreiſe etwas zudringlich erſchienen. Etwa Alexanders Freundin?

Man glaubt im Ganzen, der jetzige Zuſtand ſey nur eine Windſtille. Aber Alles, was Regierung heißt, iſt mit unglaublicher Feinheit hier ganz verſteckt; man denkt nicht daran und wird durch kein plattes Verbot daran erinnert. Keine Spur des Mißtrauens zeigt ſich, und das beweiſt mir doch, daß B. ein ſehr großer, oder wenigſtens ſehr kluger Mann iſt.

Mit einem kleinen Zirkel möchte ich hier ein paar Jahre leben, immer nicht.

Das Grabmal der Iſabeau und Du Chatel habe ich geſehen, ihre lebensgroße Figuren; die Iſabeau ſieht närriſch aus, zu ihren Füßen liegen ein paar Hunde.

Der G. ſchreibt, daß er Sch. Adelsbrief vom Kaiſer umſonſt bekommen. Da hat ſich Sch. auch mit beim Kaiſer zu bedanken.

Harbauer iſt gut und behülflich; aber ich hüte mich vor ſeiner Madam Herward, die ſich gleich anhängt. Ich glaube nicht, daß ihm ein langer Aufenthalt hier frommt!

Den 4. Julius.

Schlabrendorf ſehe ich hier viel. Er iſt ein Menſch von großer Tieſe, der unendlich durch die Revolution gelitten hat, weil er wirklich ſein ganzes Gemüth, freilich aus wunderſamer Verblendung hineingelegt hat. Ich hörte ſelten ſchöner ſprechen; Alles wird ihm zum Gegenſtand der Reflexion, und ſo klar und frei liegen alle Verhältniſſe vor ihm und ſein eigenes Leben, daß es recht erfreulich iſt ihn ſprechen zu hören. Das Sprechen iſt überdieß ſein Element, denn ſonſt hat er eine unglaubliche Trägheit und iſt ſo cyniſch im Anzug, daß es faſt dégoûtant iſt. Eine wunderſame Compoſition. Ich ſuche ſehr ihn nach Deutſchland zurück zu bringen, denn ich fürchte doch, er könnte noch in Händel gerathen, ſo klar er auch ſieht.[1] — Wahre Originale gibt's hier; von einer Form des Umgangs, von einem herrſchenden Ton iſt keine Rede; Alles ſchickt ſich, Alles geht an.

---

[1] Am 6. Auguſt: „Mir däucht, Sch. würde ſich ſehr wohl mit ihm zuſammenfinden.“ Am 1. Oktober: „Er hat eine große Liebe für Sch.“

Paris, den 18. Julius.

Die großen Feſte vom 14. habe ich mit angeſehen, und der Begriff des franzöſiſchen Volkes iſt das Merkwürdigſte, was ich dabei gewonnen. Die Wuth, Alles zu ſehen, iſt unbegreiflich; ſie ſtoßen ſich mit den Soldaten herum, und wenn ſolch' ein Haufe losgelaſſen iſt, muß es fürchterlich ſeyn. Das franzöſiſche Militär iſt ſehr intereſſant; dieſe gehen wirklich wie freie verſtändige Menſchen einher; und da ſie die Oberhand über ganz Europa gewonnen und keine Prügel bekommen, ſo ſollten ſich die andern Mächte wirklich das Reſultat wenigſtens abſtrahiren und dieſe Rohheit abſchaffen. Unter den Soldaten gibt es auch die beſten menſchlichſten Geſichter, und ihr Ton, wenn ſie etwas verweigern müſſen, iſt immer höflich. — Buonaparte habe ich ganz in der Nähe geſehen; ſeine Figur iſt ſehr zierlich, ſeine Farbe ſehr blaß und gelb; doch ſoll er immer ſo ausgeſehen haben. Sonſt iſt er den kleinen Büſten, die man von ihm hat, ähnlich.

Camille hat eine kleine Debatte mit der Regierung gehabt, und ein Buch drucken laſſen wollen, welches einige Mißbräuche angreift. Man hat die Auflage weggenommen. B. hat ſich aber gegen ihn ſelbſt ſehr artig benommen und geſagt, das Buch an ſich ſey ſehr gut; nur ſey jetzt kein paſſender Moment. Es war uns einige Tage Angſt um ihn; aber jetzt iſt Alles im Gleichen.

Geſtern war ich in einer Séance du Lycée, wo Alles hinläuft, was ſich mit Literatur abgibt, oder ſo ausſehen will. Aber welche Plattheiten und welche Albernheiten man da hört, iſt unbegreiflich. In Wahrheit Dinge, die ſich bei uns ein Schüler noch zu ſagen ſchämte, bringen ſie mit der Prätenſion der Neuheit vor. Ein Poet hatte ein Stück aus dem Orlando des Arioſt überſetzt, die Stelle, wo Orlando zu raſen anfängt, und er nahm ſich's vor, alle Nüancen der Raſerei in der Deklamation auszudrücken. Es war zum todtlachen. Der Alte ſaß neben mir und fluchte. Die Anſtalt iſt eigentlich artig, und wenn unſre bedeutenden Männer in einer großen Stadt ſolch eine Einrichtung machten, könnte ſie intereſſant werden. Die Naturwiſſenſchaften ſollen ſehr ſchön vorgetragen werden und alle mit Experimenten begleitet. Nur von der Poeſie mögen dieſe Menſchen zurückbleiben. Eine artige Societät iſt hier, in der man alle bedeutenden Geſichter aus mehreren Ländern ſieht, bei einer politiſchen, gelehrten Dame, Miß Williams. Sie iſt ſehr artig und höflich und gibt einen Abend um den andern Geſellſchaft. Geſtern war Lord Holland und M. Kemble, ein berühmter engliſcher Schauſpieler, da. Man hat mir verſprochen, ihn etwas deklamieren zu laſſen, wenn ich wieder hinkomme. Er hat einen prächtigen Kopf mit beinahe koloſſalen Zügen, der auf dem Theater ſchön ſeyn muß, und eine ſehr elegante Figur.

Sage doch der Herzogin Mutter, daß ich die Prinzeß Pignatelli von Neapel geſehen hätte, die ſich ſehr nach ihr erkundigt, und ſie auch im nächſten Jahr zu beſuchen denke. Sehr intereſſant durch ihre Buntheit ſind die Geſellſchaften. Schlabrendorf iſt viel bei mir und hat mir letzt einen recht liebenswürdigen Mann gebracht, den Ihr auch kennt, Graf Redern. Er hat ein ſo gutes und feines Geſicht. — Schlabrendorf hat ſehr viel Gutes, er iſt ein wenig Don Quixote.

Wenn man hier eingerichtet wäre, könnte man wie in Weimar wohlfeil leben und unendlich mehr genießen. Es gibt allerliebſte Häuſer mit Gärten, von deren Bequemlichkeit man bei uns gar keinen Begriff hat, die für 300 Rthlr. zu haben ſind, und wo mehrere Familien Platz haben. Das ganze Weſen hat nichts Angenehmes, vielmehr etwas Fatales; aber um für ſich, oder mit Freunden zu leben, iſt's ein allerliebſter Ort.

Den Prinzen habe ich bei dem Alten und auf dem Muſeum einigemal geſehen; ich finde im Ganzen ſein Aeußeres doch viel angenehmer. Aber das Leben hier iſt ſo zerſtörend für die Geſundheit, wenn man in dem diplomatiſchen Zirkel lebt, daß es ihm gut iſt, fortzukommen. Das lange Aufbleiben und ſpäte Eſſen macht ihn elend ausſehend.

Hat denn die H. nichts geäußert über meine Reiſe? Sag mir's nur zum Spaß, denn es iſt mir jetzt ganz einerlei: ſie muß doch bonne mine à mauvais jeu machen. Noch weiß ich nicht beſtimmt, wo ich mich den Winter hinwende, wahrſcheinlich bei Lauſanne des Franzöſiſchen wegen für Adolph, und weil es auch in der Nähe des Alten iſt.

Die Staël hatte mich bitten laſſen, Schiller zu bitten, ob er ihr nicht einen Erzieher für ihre Söhne verſchaffen kann. Er ſoll die alten Sprachen und Muſik gut können, jährlich 1200 Livres bekommen und lebenslänglich bei ihr oder ihrem Vater bleiben.

Schlegels ſehe ich gar nicht, ob er[1] gleich alle Tage im Muſeum vor mir herum geht. Er ſcheint mich auch gar nicht mehr zu kennen und ſieht wirklich recht niederträchtig aus. Eine große Freude habe ich dieſe Tage an den Handzeichnungen gehabt. Von allen großen Meiſtern ſind welche da, und es iſt ein ganz eigener Genuß, die erſte Gedanken-Urſchrift zu ſehen.

Paris, den 28. Juli.

Recht oft wünſche ich dich zu mir, liebe Lollo, am meiſten beim Anſchauen der Kunſtſachen, weil dir das die meiſte Freude machen würde. Um ein ſehr geringes Geld kann man hier hübſche Kupferſtiche haben, und dieſen Genuß wirſt du wenigſtens künftig mit mir theilen, denn der Alte kauft eine Menge zuſammen. Den Prinzen ſehe ich nicht; Niemand bekümmert ſich um einen, und darin iſt Paris die ſchönſte Stadt der Welt. Will man die Leute ſehen, ſo iſt man des artigſten Empfangs gewiß; will man ſie nicht, ſo iſt an kein Uebelnehmen und geſpanntes Weſen zu denken.

Ein artiger, junger Mann von Weimar, Haſe, iſt hier, und Jagemann iſt auch ein recht guter Junge und voller Talent. Er kopiert einen Guido ſehr gut, wie mir ſcheint. Die Deutſchen ſind ſehr geachtet in Wiſſen und Kunſt, und benutzen auch die Sammlungen fleißiger und beſſer als die Eingebornen. Sonſt iſt Alles, was man vom Kennen der deutſchen Literatur hier rühmt, eine Lüge; ſie können uns durchaus nicht begreifen und ſchätzen nur die Namen auf blinden Glauben. An dem beſuchteſten Platz der feinen Welt, einem Garten, der alle Abende illuminirt wird, ſtehen die Namen unſrer Weimar'ſchen Heroen in Blech und vergoldet. Ich ſuche in allerhand Geſellſchaften die Sonderbarkeiten auf und die merkwürdigſten Figuren der Zeit zu ſehen.

---

[1] Friedrich Schlegel.

Ein recht artiges Theater iſt das Vaudeville. Die Franzoſen ſind da in ihrem Element. Die kleinen, feinen Nüancen des Lebens in den Geſellſchaften ſind auf die graziöſeſte Art gefaßt und ausgedrückt. Die Akteurs ſind ſehr angenehm, und keine einzige Gaucherie fällt vor. Der ungeheuren Hitze wegen bin ich noch nicht in der Tragödie geweſen; der arme Alte bekommt immer ein Fieber vom Theater. Geſtern war er recht krank, und er iſt im Ganzen ſo matt und angegriffen, daß es mich innig ſchmerzt, und mir auf den Winter ſehr bang für ihn iſt. Es iſt ihm ein Troſt, mich in der Nähe zu haben, und wenn's mit ſeinen eigenen Planen im Reinen iſt, will ich auch meinen Winteraufenthalt ſo einrichten, um ihm doch nicht allzu entfernt zu ſein. Iſt er in Wien, ſo bleibe ich in Stuttgart. Doch ſage davon noch Niemand etwas. Für dem Schatz ſeine Exiſtenz hoffe ich doch etwas; wo wird ſich der Arme nur mit ſeiner Regierungsluſt hin begeben, da man ihm Erfurt nimmt?

Die Schlegelſche Paſtete[1] iſt angekommen. Schlabrendorf, an den ſie Briefe hatten, wollte ſie mir bringen; ich habe mich aber ſehr für die Ehre bedankt. Mehrere Leute haben die Bekanntſchaft auch ſchon ausgeſchlagen. Im Grund thun ſie wohl hier zu bleiben, wo ſie Niemand kennt und ſie auch weiter Niemand inkommodieren.

Die Mannigfaltigkeit der hieſigen Exiſtenz iſt unbegreiflich. Es gibt eine Menge Familien, die kein Schauſpiel geſehen haben. Viele ſogenannte dans la dévotion gibt's jetzt hier. — In der Kirche ſah ich die Raphaelſchen Tapeten. Es ſind vierzehn hier, unausſprechlich ſchön. Wie neu, wie verjüngt und geſtärkt man ſich im Anſchauen der antiken Statuen fühlt, kann ich nicht ſagen. Eine himmliſche Stille iſt um dieſe Geſtalten, die das Gemüth auf die wunderſamſte Art erweitern und erhöhen. Klein und unbedeutend dünkt alles Gewühl des gegenwärtigen Lebens um ſie her. Ich möchte, ihr ſähet mit mir bei den Muſen, die mich noch am tiefſten bis jetzt rührten. Die neue Kunſt iſt nicht ſehr weit her, dünkt mir's, und ich höre Freund Meier oft im Geiſt ſagen: das iſt ein vertrackter Zuſtand! — Gérard iſt mir der intereſſanteſte; er iſt eigentlich ein Römer und hat eine weiche ſchöne Art und Farbe, geiſt- und gemüthreiche Compoſitionen, die klar und rein ausgedrückt ſind. Von ihm hört man auch die vernünftigſten Urtheile. Die Transfiguration und Madonna von Foligno von Raphael haben mich ſehr ergriffen; nur dieſe ſtehen mir neben der Madonna von Dresden. — Harbauer hat eigentlich eine alberne Exiſtenz hier und wird etwas Halbes. Es iſt ſonſt ſo ein guter Narr, daß man ſuchen muß, ihm zu helfen. Wenn man nur eine Collekte für ihn machen könnte und 50 Louisd'or zuſammen bringen; da hat er mir verſprochen, ſich ganz auf's Studiren zu legen. So muß er prakticieren, und daraus wird doch nichts Rechtes, und er läuft ſeine Zeit größtentheils herum und wird nichts Ernſtliches daraus. Zum bloßen Pfuſcher hat er doch ſchon zu viel geſunde Begriffe. Wenn ihm nur die Stein noch von der Herzogin etwas verſchaffen konnte. Mit 50 Louisd'or kann er ein Jahr hier leben, ohne Patienten zu ſuchen, und kann auch die kleinen Depenſen beſtreiten, die zu ſeinen Uebungen in der Wiſſenſchaft nothwendig ſind.

---

[1] Friedrich mit ſeiner Frau.

Camille Jourdan habe ich noch wenig geſehen; er ſcheint ſehr beſchäftigt. Er wohnt aber an einem ſchönen Platz mit Gérards zwei Stunden von hier in einem Garten an der Seine, der Necker gehört, wo eine ſehr liebliche Ausſicht auf die Seine iſt. Er grüßt auch Amelie und die Schardt. Madame Gérard iſt eine gute und intereſſante Frau; ihn ſah ich noch nicht. — Geſtern ſah ich Talma, der mir ſehr gefiel. In ruhigen Situationen iſt's, als wenn man eine antike Statue vor ſich wandeln ſähe. Im Raſen iſt er, wie Alle, eine Karrikatur. — Wie ich aber fühlte, was unſre Tragödie durch Schiller geworden iſt; wie hoch wir ſtehen, und welche Kinder im Ausdrucke der Leidenſchaft die Fr… ſind! Nur Schauſpieler fehlen uns, um das aller Welt zu zeigen.

Paris, den 29. Juli.

Geſtern ſah ich Cinna, und das Enſemble der franzöſiſchen Tragödie hat mich über alle Erwartung frappiert. In der Deklamation liegt eine eigene Harmonie oder Melodie vielmehr, die mir dieſen Morgen noch in den Ohren tönte. Die leidenſchaftlichen Accente nur gehen in Mißlaute über und werden oft ein Gebrüll, das wenigſtens in meiner Bruſt keine ſympathetiſchen Saiten anſchlägt, aber das immer einen allgemeinen Beifall hier erregt.

Mariel, einer der älteren ſehr geachteten Schauſpieler, ſpielte den Auguſt. Die Nuancen ſeiner Deklamation ſind vortrefflich, natürlich und weich, bis er an die Grenzen der höchſten Leidenſchaft kommt. Seine Stellungen, ſeine ganze Haltung war edel. Keine einzige Gaucherie, die immer unſre Schauſpieler auf den Thron begleitet, ſtörte die Würde ſeines Benehmens und die Täuſchung einen Auguſt vor ſich zu ſehen. Durchaus kein Wort läßt die franzöſiſche Deklamation fallen; jedes wird gewürdigt, und von der Läſſigkeit, mit der ganze Stellen bei uns abgehaſpelt werden, zeigt ſich keine Spur. Alles iſt Leben und Bewegung um den Redenden; keiner läßt den Antheil, den er ſeiner Rolle nach zu nehmen hat, auch nur einen Moment aus den Augen.

Talma hat ein vortreffliches Organ; nur in der Raſerei wird es unangenehm; aber in der ruhig zergliedernden Rede, in der zurückgehaltenen Leidenſchaft iſt ſeine Sprache eine Muſik. Seine Stellungen und Bewegungen haben auch, ſo lang ſie in dieſer Grenze bleiben, etwas ſehr Edles und Harmoniſches. Langſam entwickelt ſich die gegenwärtige aus der folgenden. Er war in einem weißen Mantel mit rothem Saum gekleidet, der in den ſchönſten großen Falten um ſeine ſehr elegante Geſtalt fiel. Er hat die Antiken ſtudiert, und ſeine Stellungen erinnern an ihre edle Simplicität. Sein Mienenſpiel iſt vortrefflich, und in der Unterredung mit Auguſt drückt er alle Seelenbewegung mit einer Stärke aus, die mich unausſprechlich anzog. Er hat viel Maß in ſeinem ganzen Weſen und nimmt bei Corneille's großen Worten nie den Mund voll, wie man zu ſagen pflegt. Das Edle und Hohe ſcheint ohne Anſtrengung aus ſeiner Seele zu fließen, und der wunderlich aufgeſchraubte Held des Corneille wird durch die Harmonie ſeines Spiels zur Einheit gebracht. Man nimmt ſich die Freiheit, die Rolle der Livir ganz weg zu laſſen. Aemilia durch Mlle. Raucou bleibt eine Verzerrung, weil ſie kein Talma iſt. Sie fällt zu ſchnell von dem Tiefſten in's Weiche und Feine, und verfehlt die Nüancen und ihr Spiel iſt ohne Harmonie; oft aber mit viel Grazie. — Der Vorhang fällt gar nicht, und ſehr kurze, aber paſſende Symphonien ſchneiden die Akte ab.

Wäre es möglich eines von Schiller's Stücken mit dieſer Kraft, dieſem Enſemble zu ſehen! Die wenigen Perſonen, die Kürze machen eine Vollkommenheit der Vorſtellung nur möglich. Bei dem vielfach Zuſammengeſetzten muß allerhand vorkommen, was dieſe Art von Enſemble der franzöſiſchen Bühne unterbricht. Aber wenn die ächte Hoheit und Wahrheit ſeiner Helden je ſo ausgedrückt werden könnte, wie Talma Corneille's phantaſtiſche Geſtalten ausdrückt, ſo wäre es ein unausſprechlicher Genuß. Das Publikum iſt immer rege und warm; Alles ſchlägt an und wird gefaßt. Nur in der Bewegung der Hände haben alle Schauſpieler oft etwas ignobles. Selbſt Talma fällt, doch ſelten, in dieſen Fehler. Eine Art von Schütteln und Krampf, das äußerſt fatal iſt.

Die Männer kleiden ſich hier beſſer als die Frauen. Die Spuren der Tanzkunſt zeigen ſich in allen Stellungen und Bewegungen.

Es gibt Écoles scéniques hier, nach denen ich mich erkundigen will.

Das Naive, Rührende, drücken die Franzoſen ſchwer aus. La pupille wurde durch eine ſehr beliebte Aktrice ſchlecht geſpielt. Die Fats ſollen ſchlechter ſeit der Revolution geworden ſein.

Paris, den 6. Auguſt.

Ich hatte die Zeit viel Noth. Der arme Alte war nicht wohl und hatte Démêlés in ſeinem Hauſe mit P.,[1] der auch krank, empfindlich iſt und dem Alten eigentlich nichts hilft, weil er immer zu Hauſe bleiben will. Nach einer kleinen Explication hat ſich's jedoch gelegt. Der Alte wollte ſo gern auf ein Paar Monate in Ruhe. So ſehr lieb es mir wäre, fühle ich doch, daß es nicht angehen wird, ohne auf der andern Seite tauſend Verdruß zu Hauſe zu haben, der ihm dann noch empfindlicher ſein würde; und ich muß ihm, ſo ſchmerzlich es mir iſt, wahrhaftig ſelbſt noch zureden zu bleiben.

Wie herzlich ich wünſche euch wieder zu ſehen, kann ich nicht ſagen.

Der Aufenthalt hier iſt mir eigentlich mehr nützlich als angenehm, weil immer eine Art von geſpanntem Weſen dabei iſt, und viel in kurzer Zeit zu ſehen, nur angreift. Aber es iſt ein wahres Bildungsmittel für die Phantaſie, und ich habe ſchon drei ſehr ausgeführte Romanenplane gemacht, daran ich den nächſten Winter ſchreiben werde.

Madame de Vaudreuil, Diderots Tochter, gleicht ihrem Vater ſehr und iſt eine ganz ſchlichte, ſehr lebhafte Frau.

Goethens Geſtalten begegnen einem oft in der Welt; ſo iſt mir dieſe unter andern äußern Lagen ganz ſeine Thereſe.

Der Sommer iſt ſehr ungeſund hier, und die Hitze ungleich drückender als bei uns. Aber die Abende ſind prächtig und die Tuilerien und Boulevards ſind eine immerwährende Illumination bis ſpät in die Nacht.

Wie rührte mich neulich der Tod des Alten von Mainz! Wie anders hätte dieſer unter andern Umſtänden uns gerührt! Doch ſcheint es noch leidlich für den Schatz zu gehen, und vielleicht geſchieht doch auch für Sch. noch etwas.

---

[1] Hr. v. Pappenheim, der dem Erbprinzen ebenfalls beigegeben war.

Paris, den 15. Auguſt.

Wenn du meinen letzten Brief ſchon haſt, in dem ich dir über das démêlé mit P. ſchrieb, ſo behalte das ja bei dir, und haſt du es der Stein geſagt, ſo bitte ſie auch, es nicht weiter zu ſagen. Er hat ſich nach demſelben ſo artig benommen, daß alles à l'aimable beigelegt iſt. Zwei Kranke gehen freilich nicht gut zuſammen. Ich habe manche Noth hier, da ich einmal an des Alten Noth immer Antheil nehme. Noch weiß ich nicht, ob ich den Winter nach Genf, wie mir die Grivel[1] räth, oder Stuttgart gehe. Die Nähe des Alten iſt meiner Ruhe ſehr nöthig; denn er iſt ſehr übel, und da er in Lyon ſein wird, ſo iſt doch von dort aus zu ihm ſchon der halbe Weg gemacht, wenn's nöthig wäre ihn zu ſehen. Möglich iſt's auch, daß ich im November nach Bauerbach und dann nach Weimar komme, wenn unſer Haus nicht gut zu vermiethen iſt.

Den 16.

Geſtern Abend bin ich bis zwölf zu der Illumination herum gelaufen. Die ſehr ſchönen Gebäude hier ſind allerliebſt im Glanz der Beleuchtungen. Auf einem Platz der Stadt waren ſo viele Colonnen als Departements. Jeder Name war auf der Spitze der Colonne im Transparent. In der Mitte war die gedruckte Conſtitution im Transparent als eine eckigte Säule; aus dieſer ragte ein Baum, der ſehr mager ausſah, und ſehr wenig faſt mit lauter erlöſchenden Lämpchen erhellt. Die Anſpielung des erlöſchenden Freiheitsbaumes war ſo ſonderbar, daß man's für abſichtlich hielt. — Alles was zum Feſte gehörte, ſah ſehr mesquin aus, und ohne die koloſſaliſchen Verhältniſſe der Plätze und die Schönheit und Pracht der alten Gebäude, die aus andrer Zeit ſtammen, war alles, was die Gegenwart erzeugte, ſehr kindiſch und albern.

---

[1] Bd. I S. 227 Anm. 3.

Die Schlegels ſpielen eine pauvre Rolle hier, und ich muß mich ordentlich hüten, daß mich das Mitleid, welches mich immer zu dummen Streichen verleitet, nicht noch mit ihnen zuſammenführt. Es iſt gar dumm, daß ſie mich jetzt hier ſuchen, da ſie ſich von Jena aus nie um mich bekümmert haben. Ich habe gerade geſagt, ich möchte nicht mit ihm zuſammen ſein, weil er ſich grob gegen meine Freunde benommen. Das hat er wieder erfahren und ſehr lamentabel geſagt, er hätte gedacht ſeine alten Sünden ſeien vergeben, es ſei aber recht liebenswürdig von mir, daß ich mich ſo benähme. Nun habe ich erklärt, ich wollte dieſen Ruf der Liebenswürdigkeit nicht wieder verlieren und bliebe dabei, daß ich ihn nicht ins Haus haben möchte.

Er ſteckt ſehr in der Armuth und will allerhand Entrepriſen machen, ein Journal über Paris. Seine Art von Narrheit wird hier nie etwas gelten, weil ſie doch von der einen Seite eine Art von Gehalt hat und ohne alle Urbanität iſt, die man doch hier immer will, zumal unter dem gelehrten Volk. Einen derben, trockenen Spaß lieben ſie gar nicht.

Camille's Schrift iſt wirklich in einem ſehr edlen und verſtändigen Ton; auch hat er eine große Partei, und daß man ſo etwas unterdrückt, zeigt, in welchem orientaliſchen Zuſtand man ſich befindet.

Die Bilder und Statuen ſehe ich täglich mit aufgeſchloſſenen Augen und finde immer dort alle Harmonie wieder, die mir das Leben nimmt. Ich ſehe ſie doch lang genug, um ſie lebendig vor meiner Einbildungskraft wieder zurückführen zu können. Ich fühle den Stoff in meinem Gemüth und Sinn unendlich angewachſen ſeit meinem hieſigen Aufenthalt, und in einem ruhigen Leben werden ſich die Formen, in denen er ſich darſtellen muß, ſchon ausbilden.

Schicke den Brief der chère mère, wenn du nicht mehr bei ihr biſt. Ach! das arme Kleine ſchmerzt mich unausſprechlich![1]

[1] Friederike v. Gleichen hatte ihr erſtes Kind verloren.

Paris, den 3. September.

Beſte Lollo! Unſre Evenements ſind nun entſchieden. Der Alte hat den Antrag des Herzogs angenommen, um einige Zeit in Ruhe zu ſein, und noch etwas zu brauchen, zu baden und Stahlwaſſer zu trinken. Er bleibt noch vierzehn Tage hier, wo ich ihn recht pflegen will; dann geht er nach Montpellier zu dem Prinzen und macht die Anſtalten in Lyon zum Winteraufenthalt. Ich bleibe in Stuttgart oder in Ludwigsburg, wohin ich den 18. September gerade über Straßburg reiſe. Es macht mir Spaß, meine alten Bekannten wieder zu ſehen.

Du ſagſt in Weimar, ich würde den Herbſt in Schwaben zubringen, ohne dich weiter über den Winter zu erklären. Auch über den Alten und mein Zuſammenſein ſagſt du weiter nichts, als daß er ſich die weite Reiſe des Prinzen durch Frankreich erſparen wollte, und einige Wochen ruhen.

Das allgemeine Pariſer Fieber hat mich auch ergriffen, und ich gehe ſehr ungern fort. Es gibt ſo eine unendliche Menge Dinge hier, die einen anziehen, und von dem Muſeum ſcheide ich mit herzlicher Betrübniß. Allein möcht' ich doch nicht hier ſein.

Eine neue Actrice[1] hat ſich hier als ein wahres Meteor gezeigt und beſchäftigt das ganze Publikum. Von der Leidenſchaftlichkeit, von dem Ergreifenden ihres Spiels hatte ich keinen Begriff, ob ich ſie gleich auch nur in der unintereſſanten, unwahren Rolle der Hermione in Racine's Andromaque ſah. In Phädra, die ich wegen der unausſtehlichen Hitze nicht ſehen konnte, ſoll ſie noch weit mehr ſein. Zum erſtenmal ſah ich die ganze Seele eigentlich mitſpielen und fühlte mich wie vom Fieber der leidenſchaftlichen Darſtellung ergriffen. Sie iſt häßlich und rührt allein durch das Leben ihrer eigenen Empfindung. Talma gefiel mir zum erſtenmal im Oreſt als Liebhaber in dieſem Stück nicht. Sein Talent iſt zu zart für dieſe ſchwankende, unwahre Rolle. Aber in der Iphigenie von Tauris, von einem unbekannten Autor, in der die Fabel glücklich, ganz wie in der Gluck'ſchen Oper geführt iſt, ſah ich Talma als Oreſt, als die höchſte, lebendigſte Kunſtgeſtalt, die ich noch geſehen. Sein Geſicht, ſeine Bewegungen, wenn er die Furien um ſich zu erblicken wähnt, ſeine Ermattung, ſein edles Wiederzuſammenfaſſen, — in allem erſcheint er wie eine edle, höhere, ſtärkere Natur, die uns nur im Homer und in der Heroenwelt erſchienen iſt. Es iſt ſo eine reine Kunſt in ſeinem Spiel, daß das Franzöſiſche und Moderne durchaus an keiner Ecke herausſieht. Auch hat er ſich durch das Studium der Antike und durch das engliſche Theater gebildet. Er müßte, wie mich's dünkt, bei jedem Volk, dem die griechiſche Welt nicht fremd iſt, Effekt machen.

---

[1] Die Duchesnois.

Das italieniſche Theater iſt allerliebſt, das Orcheſter vortrefflich, und einige Sänger ſind ſehr gut, und die Lebhaftigkeit des Spiels iſt ganz neu. Doch iſt kein einziger Sänger, der ſich mit Bonelli in Dresden nur vergleichen ließe. Bei Miß Williams ſah ich letzt eine Menge politiſch merkwürdige Menſchen, Fox, Kosciusko, la Harpe, Carnot, eine ſehr artige Engländerin, einen Zögling der Wolſtoncraft, Lord Holland. An la Harpe habe ich eine Recommandation von Grivel, mit dem er ſelbſt in Manieren und Vorſtellungen viel Aehnliches hat. Er machte mir auch eine Viſite und ſagte viel Intereſſantes. Mit Wieland war er ſehr zufrieden. Der Kaiſer ſoll das größte Vertrauen in ihn haben. Ich weiß nicht, warum ihm Klinger nur an Wieland Briefe gegeben.

Wie die jetzige Zeit mit allen Abſichten und Planen ſpielt, ſo ſcheint es auch zu ſeiner verunglückten Exiſtenz in der Schweiz auf eine ſonderbare Art gekommen zu ſein.

Alles iſt in Jubel über die neue Conſtitution. Feſte und Illuminationen werden gegeben.

Bonaparte ſah ich letzt im Theater ziemlich deutlich. Sein Geſicht iſt wunderbar ausgezeichnet und ſeine Bewegungen ſehr graziös.

In Madame P. Zimmer ſah ich auch die Madonna Della Seggiola mit unausſprechlichem Vergnügen. Sehr wahr iſt Freund

Meiers Copie, wie ſchmerzt es mich, daß wir dieſe nur ſelten wieder ſehen können. Doch nur gut, daß ſie exiſtiert.

Dem Schatz habe ich auch Glück gewünſcht. Ach, daß Irdiſches nicht feſter ſteht. Mit wahrem Schmerz denke ich den zerſtörten Planen nach. Doch nun läßt ſich von einer Million Revenuen etwas erwarten![1]

Stuttgart, den 1. Oktober.

Beſte Lollo! Hier bin ich in deinem bête noire, die mir's gar nicht iſt, noch nicht decidiert. Du, Sch. und die gute chère mère ſind ein großes Motiv; doch im Ganzen ſcheint mir's kluger, nicht nach Weimar jetzt zu kommen.

Paris hat mir unendlich neue und vielfache Anſichten gegeben, und mir iſt, als wäre ich wieder muthig und ſtark und frei, wie man ſich in der erſten Jugend träumt.

Das Gouvernement iſt ſchändlich, jetzt kann ich's ſchreiben. Frankreich iſt gar kein Staat, ſondern ein erobertes Land, wo der Eroberer deſpotiſiert. Keine öffentliche, legale Verwaltung, keine Spur von Rechtlichkeit; Alles ſtiehlt. Es wird aber auch nicht lange dauern, fürchte ich, und B. lebt immer in Todesfurcht.[2] Für Camille hatte ich und ſeine Freunde große Angſt; aber er hat ſich ſehr brav und muthig benommen; du kennſt doch ſeine Schrift? Unter alle dem Häßlichen iſt das ensemble von Paris unausſprechlich anziehend. Alle andern Städte kommen mir leer vor. — Wenn's nicht zu weit vom Alten wäre, hätte ich Bills Vorſchlag[3] wohl annehmen können; doch muß ich den Winter wieder arbeiten aus Luſt und auch der Finanzen wegen. Schreib mir doch im

---

[1] Br. I. S. 294.

[2] „Frankreich kann ſich nicht halten, wie es jetzt iſt, und nach allem was die Menſchen ertragen, können ſie den Deſpotismus, der jetzt herrſcht, nicht ruhig anſehen. Eigentlich iſt mir es lieb, daß B. ſie gar nicht achtet. Aber wie viel mehr doch jeder franzöſiſche Bauer iſt, als ein deutſcher, iſt ſonderbar. Unſere gebildeten Stände ſind aber mehr als die übrigen." (Aus einem andern Brief.)

[3] Wohl nach Rom zu kommen.

Moment, wenn ſich etwas mit dem Schatz zugetragen. Ich habe Luſt auf der Rückreiſe uber Aſchaffenburg zu gehen, ob's gleich zehn Meilen um iſt, um auf den Buſch zu klopfen. Thun wird der Schatz gewiß etwas, wenn's nur was Rechtes iſt.

Laß dir ja nicht bang ſein, Liebe, und ſtelle dir meine Ehre nicht ſo ungeheuer vor. Ich lebe anſtändig, aber denke nur meine alten Bekannten zu ſehen, die zu mir kommen, wie ſonſt auch. Der Hof kommt erſt im nächſten Monat hierher. Dem Alten iſt's ſehr lieb, daß ich hier bin.

Fußli von London[1] ſah ich auch einigemal. Es iſt ein ſonderbarer Menſch; aber es iſt ſo etwas Gediegenes in ſeinem Urtheil, daß man ihm ſeine Rauheit im Ausdruck gern vergibt. Er hat noch große Neigung zu Goethe, findet ſich aber von ihm beleidigt.

Dannecker iſt ein recht lieber Menſch und iſt lebendig und rege wie immer. Des Herzogs Leidenſchaft für ſeinen Liebling[2] hat mir etwas Ruhrendes; er fragt faſt täglich nach dem Monument, welches D. arbeitet, und immer ſtehen ihm die Thränen in den Augen. — An's Theater wendet er ungeheure Summen. Iffland will er mit 8000 fl. engagieren, doch ſoll's Niemand verſtehen anzuwenden.

Den alten Villoiſon ſah ich noch in Paris. Er iſt ganz toll vor Ariſtokratismus, und ſchiebt alles Unheil auf Kant. Gardez-vous de la philosophie, war ſein Abſchied.

Stuttgart, den 29. Oktober.

Schiller tauſend Grüße. Ich bin mit Allem zufrieden in Anſehung der Dresdner Geſchichte. Körner wird ſchon das Beſte darin beſchließen.

Noch erwarte ich einen Brief vom Alten, nach dem ſich meine Abreiſe richten wird. Ich möchte auch noch vor meiner Ankunft in W. wiſſen, wie es mit dem Pfärrchen wird. Ich bleibe noch einige Zeit in Bauerbach, ehe ich nach Weimar komme; ich habe es ordentlich recht lieb gewonnen, und wenn ich nur ein Haus da hätte, blieb' ich den Winter und bäte auch die chère mère zu mir zu kommen. — Die Oper iſt hier gut. — Die Johanna wird nächſtens im großen Pomp geſpielt. — Hubers ſah ich letzt von ungefähr bei einem Gemäldecabinet; ſie waren ſchrecklich embarraſſiert mit mir, und ich bin nun gewiß, daß er die Sottiſen gegen mich im „Genius der Zeit“ geſchrieben. Sonſt wüßte ich gar nicht, was ich ſie anginge. Er ſoll ganz unter dem Pantoffel ſtehen; ſie iſt von der fürchterlichſten Höflichkeit und ſieht im Genre der Madame Schlegel aus. — Bei Uexküll haben Hubers aber mit mir zuſammen kommen wollen; ich bin neugierig ſie mehr zu ſehen. Er fragte nicht nach Schiller. Mit dem Aufſatz im Almanach hat er ſich wohl wieder nähern wollen; ſie müſſen ſich bald die Finger abſchreiben, um zu leben.

---

[1] Den Maler.

[2] Wohl den Grafen Zeppelin, deſſen Monument 1804 in Ludwigsburg aufgeſtellt wurde.

Ich warte immer auf etwas Entſcheidendes über den Schatz; jetzt ſiehts gut für ihn aus. Sein Glück iſt Albini, der ſehr klug ſein muß.

Voſſens[1] räſonnieren hier ſchändlich über Goethen; man wird ſie aber wohl bald ſelbſt kennen lernen.

(An Schiller.) Dresden, den 8. Oktober (1803).

Es iſt möglich, beſter Freund, daß Schlabrendorf in dieſen Tagen zu dir kommt. Nimm ihn ja gütig auf; es iſt mir ſelbſt eine Güte damit erzeigt. Gib ihm die Zeilen; ſehr wünſchte ich, er erwartete mich in Weimar.

Körner wird mir immer lieber. Sein Umgang iſt ſo mild und lebendig. Schade, daß er unter ſo viel Heterogenem leben muß. Die Kinder ſind recht angenehm geworden und beſchäftigen ihn ſehr. Dorchen iſt nicht da;[2] Geßler wird nächſtens ankommen.

---

[1] Die Schauſpieler.

[2] Sie war in Löbichau bei der Herzogin von Kurland.

Der bekümmerte Directeur des plaisirs[1] hat ſehr um die Braut gethan. Neben dem prächtigen Geſang iſt auch das Spiel in der italieniſchen Oper ſehr gut jetzt.

Adieu, Lieber! Ich wünſche dem Tell ein ſchnelles Wachsthum und umarme dich herzlich!

Wenn etwas von Humboldts kommt, ſo theile mir's gleich mit; ich bin ſehr beſorgt um Karoline.[2]

(Dresden), den 11. December (1803).

Ich hoffe noch immer, wir ſind den Neujahrsabend zuſammen. Der vergangene, wo wir die Braut von Meſſina zuerſt hörten, war ſo ſchön.

(Weimar), den 29. April (1804).[3]

Liebſte Lollo! Die Kleine iſt recht wohl; den größten Theil des Tages bei mir, und Adolph hat ſeine große Freude mit ihr. Er ſehnt ſich ſehr nach den Jungens. Mir iſt wahrhaftig auch, als ſei ich in einer fremden Stadt, da ihr nicht hier ſeid. Ich hoffe, du kannſt die Reiſe nun fortſetzen, da du dieſen Mittag nicht zurück kömmſt; die Luft iſt herrlich. Der Himmel gebe ſein Gedeihen! Laroche iſt gegenwärtig nicht in Berlin. Wenn du die Madame Herz ſiehſt, ſo grüße ſie von mir.[4] Suche doch auch die Frau von Berg auf, und ſei artig mit ihr. Die Hagen grüße recht herzlich von mir; auch Brinckmann. Die Li. beklagte ſich ſehr, euch nicht zu finden.[5] Die Staël fand es gegen mich und die Li. ordentlich wie nöthig, ſich über ihre Wahl H. Sch(legels)[6] zu entſchuldigen und ſagte, ſie hoffe, alle Sottiſen ſeien durch die Frau. Sie grüßt euch ſchönſtens und war ſehr zufrieden über Sch's. Billet.

---

[1] Graf Vitzthum. Auch Körner ſchreibt am 9. um das Theatermanuſcript der Braut, Schiller geht aber nicht darauf ein. An Körner IV. S. 341 ff. Indeſſen wurde das Manuſcript doch bekannt, ebend. S. 357.

[2] Die einen Sohn in Rom verloren hatte.

[3] Sch. waren am 29. mit den Knaben nach Berlin gereiſt.

[4] Henr. Herz äußerte ſich ungünſtig über Lotte.

[5] Sie war von Dr. Kohlrauſch begleitet angekommen.

[6] Zum Erzieher ihres Sohnes.

(An chère mère.) P(aris) den 22. (December 1807).

Geſtern, rechne ich, daß Müller in Weimar angekommen,[1] und wie werden ſie ſich wundern, daß wir es nicht ſind, daß ich wenigſtens nicht komme.

Bis zum 25. muß ſich die Ankunft des Kaiſers entſcheiden; dann rechne ich noch vielleicht drei Wochen auf den Aufenthalt des Prinzen hier, und dann geht es gewiß fort.

Der Aerger bleibt auch nicht aus; doch kommt er in großen Maſſen und nicht täglich und ſtündlich wie zu Hauſe.

Den Schatz[2] beſuche ich oft des Morgens; er iſt wie immer; doch finde ich, daß ſeine geiſtigen Kräfte, beſonders das Gedächtniß, abnehmen. Wie lang er noch bleiben muß, weiß er nicht, und ſehnt ſich im Ganzen ſehr nach Hauſe. Er ſchreibt alle Morgen ein paar Stunden an neuen Werken.

Paris, den 7. (Januar 1808).

Wir werden auch ſchon wieder heitere Tage finden; wir ſind es dem Andenken unſres entſchlafenen Freundes ſchuldig die Heiterkeit des Geiſtes zu erhalten, ohne die man nichts thun kann. Es thut mir ſehr leid, daß ich eure Erwartung täuſchen mußte. Ach, wie geht das Leben hin!

Madame de Launes[3] hat mir Complimente für Goethe aufgetragen. Gall fängt an ſehr viel Beifall zu finden; er hat ſich auch ſehr pfiffig benommen. Der Schatz ſieht ſehr trüb aus; es iſt auch eine erſchreckliche Exiſtenz.

---

[1] Wolzogen war am 15. September im Auftrage des Herzogs in Paris angekommen, um den Regierungsrath Müller in der Vertretung der Weimariſchen Intereſſen zu unterſtützen. Geſchichte des Wolzogen'ſchen Geſchlechts II. S. 564.

[2] Dalberg befand ſich ebenfalls in Paris.

[3] Die Frau des Marſchalls, die G. in Weimar 1806 kennen gelernt hatte

Paris, den 26. (Januar 1808).

Geſtern hatte ich eine einzig ſchöne Stunde mit dem Schatz. Zum erſtenmal fand ich ihn ganz allein, und er war wie in den erſten Tagen unſrer Bekanntſchaft in Erfurt. Er ſagte mir, Schillers Andenken werde ihm ewig theuer ſein; es thäte ihm leid, jetzt nicht ſchon mehr thun zu können, aber ich könnte mich darauf verlaſſen, es werde geſchehen; die Jungen ſollten nur erſt heranwachſen, er wolle ſchon für ſie ſorgen. Im Sommer ſollten wir ihn beſuchen und lang bei ihm bleiben. Er geht im März und iſt ſehr heiter und wohl und ſeiner Exiſtenz ganz gewiß.

Im September 1808 begleitete ſie ihren Mann nach Wiesbaden, zum letztenmal im Auguſt 1809.

(Eiſenach, den 2. Auguſt 1809.)

Liebe Lollo! Ich danke dir recht ſehr, daß du uns den guten K. mitgeſchickt haſt; er hat mich ſehr erfreut und uns Alle. Wir ſind gut hierher gekommen. Aber der König von Sachſen[1] derangiert unſere Reiſe; wir gehen noch auf zwei Tage nach Wilhelmsthal. — Im Gemüth iſt mir's leidlich; ein wunderbares Hoffen des Beſſeren hält mich in allem Schmerz; ich weiß nicht, wo es herkommt.

Sei ruhig um mich, beſte Lollo, es werden auch ſchon wieder gute Zeiten kommen.

Die Knebeln[2] und Prinzeſſin ſind wahre Engel des Troſtes in Güte und Erhabenheit über die Kleinheiten des Lebens.

Der Alte bittet dich, Goethen und Madam noch zu danken für die Ladung der Feigen.

Es freute mich ſehr, den guten Prinzen Bernhard[3] zu ſehen; er iſt recht liebenswürdig, wenn er ſein Gefühl zeigt, und iſt recht menſchlich und weich geblieben.

---

[1] Der auf der Rückreiſe von P. am 8. nach Weimar kam.

[2] Sie äußert ſich an demſelben Tage gegen ihren Bruder über Carolinens Benehmen ſehr günſtig. Nr. 415.

[3] Der den öſterreichiſchen Krieg mitgemacht hatte.

Wiesbaden, den 7. (Oktober 1809.)

Liebſte Lolo! Hier dieſes, was dir der Alte wegen der Finanzen geſchrieben. Sein Zuſtand wird immer übler und ſchwächer. Er ſehnt ſich nach dem Tode, was mir das Herz zerreißt, aber doch auch tröſtend iſt, daß er gerne und bereitet in eine andere Ordnung der Dinge hinübergeht.

Ich bin nicht allein; mein Ami iſt thätig und liebenswürdig tröſtend, wie ich nur wünſchen kann

Marſchall, ein alter Freund W.., iſt auch gefällig und gut.

(Wiesbaden), den 16. November (1809).

Es iſt mir fürwahr ein Troſt, daß ich nicht ohne der Menſchen freundliche Theilnahme bleibe. Grüße Alles, auch den alten Ami von der Inſel.[1] Goethen grüße dreifach. Ich habe dieſer Tage ganz in dem Roman[2] gelebt und will ihm ſelbſt darüber ſchreiben, ſobald ich einige Ruhe habe, um mein Inneres auszuſprechen. Er hat mich unausſprechlich ergriffen und mir meine eigene Natur wieder vereint und in allen Tiefen aufgeſchloſſen. Wie können die Menſchen an ſo etwas meiſtern und tadeln, was ewig wahr iſt, wie die Ausſprüche der Natur ſelbſt! Sage ihm für jetzt nur, daß er mir wieder auf's Neue durchaus wundervoll und lieb geworden.

Täglich geht's mehr im Sinken mit dem armen Alten, doch iſt ſein Gemüth ruhig und ſein Sinn über das Leben hinausgekehrt. Mein Ami hat mir einen trefflichen Arzt zugeführt, der nur zwei Stunden von hier wohnt, und der dem Alten zum großen Troſt gereicht. Früher hätte dieſer durch eine Operation höchſt wahrſcheinlich geholfen. Der Arzt heißt Dr. Crevé und iſt in der mediciniſchen Gelehrtenwelt bekannt.

Ohne meinen Ami wäre ich in der völligſten Einſamkeit, aber er wird mir täglich mehr. Ich bin auch eine wundervolle Erſcheinung in dieſer Einöde für ihn und ein Band zum äſthetiſchen und Kunſtleben, wohin ſeine ganze Natur geht.

---

[1] Wohl Einſiedel?

[2] Die Wahlverwandtſchaften.

Niemand habe ich noch gefunden, der das Geſchäftsleben, eigentlich das Regieren, in ſo einem tiefen Sinn nähme und ſo geiſtvoll auffaßte, wie er. Alles was er treibt, geht von der höchſten Idee aus, und er adelt jedes Geſchäft. Er iſt zum Höchſten in dieſem Fach geſchaffen. Mein Ideal des öffentlichen Lebens für einen Mann finde ich ſo in ihm ausgeſprochen, daß es mich oft zur Verwunderung hinzieht. Er hat etwas tief Trauriges in ſeinem Gemüth und iſt in der Epoche des Lebens, wo unſer Ideal immer an die Wirklichkeit ſtößt und den Buſen zerreißt. Ich hoffe ihm auch viel zu ſein und noch mehr zu werden, wenn ich ſelbſt ruhiger bin. Er iſt ſcharf, klug in der Welt, imponierend durch Gegenwart und Einſicht, nur bei mir kindlich offen und hingegeben im Bedürfniß nach Antheil und Liebe. Ein Sturz vom Pferde hat eine Wunde in ſeiner Bruſt zurückgelaſſen; er ſelbſt glaubt nicht lang zu leben. Das Alles mit ſeinen ſchönen reinen Zügen und der edelſten Geſtalt, die ich je geſehen, zieht zu einem gewaltigen Antheil an ihm hin. Ich kann's ihm nie genug danken, was er mir jetzt iſt. Die rheiniſche Mundart, die Goethe ſo liebt, hat eine unausſprechliche Grazie an ihm. Er ſingt ſehr ſchön zur Guitarre.

Weißt du etwas von Fichte? Von ſeiner jetzigen äußeren Lage?

Der Ami liebet ihn ſehr und ging's jenem unglücklich, ſo hat er allerhand Projekte für ihn. Kurz an dieſem Ami iſt kein Tadel. Du und die chère mère würden ihn lieben.[1]

Lies doch einen Roman von Tieck, der ſchon alt iſt, aber höchſt merkwürdig: „William Lovell.“

(Wiesbaden, den 4. December 1809).

W. ſagte mir letzt, daß er ſich ſo freue, Schillern wieder zu ſehen, ſeine Mutter und meinen Vater, um ihm für mich zu danken. Nach deinen Kindern hat er ſo eine Sehnſucht und wollte jetzt durchaus, ich ſollte ſie kommen laſſen. Wenn man ihm auch die Freude machen wollte, ſo iſt's eine Frage, ob er die Ankunft erlebte. Gegen mich und Schwenken und Weber iſt er ſo dankbar jetzt, daß es mich rührt.

---

[1] Er heirathete 1811. Br. I. S. 509.

Goethens Zeilen haben mich ſehr gefreut. Ich kann jetzt nichts ſchreiben, was Folge hat; doch grüße ihn herzlich.

(Wiesbaden, den 17. December 1809).

Liebſte Lollo! Dieſen Morgen um 2 Uhr hat der Arme endlich ausgelitten. Nach einigen Stunden des ſchweren Athmens fiel er in einen ſanften Schlaf, und auf einmal ſtand der Odem ſtill. Eine Stunde vorher kannte er mich noch und drückte mir die Hand zum langen dunklen Abſchied.

Ich bin innig betrübt, doch danke ich Gott für die letzten ruhigen Wochen, die er hatte, wo er klar und hell fühlte, daß Liebe ihn umgab und daß er einem beſſern Sein entgegen litt. — Adolph iſt tief ergriffen und ich bin angſt, daß er krank wird; doch denke ich, einige Tage werden ihn erholen.

Ich bin nicht krank und ſehne mich nur aus den düſtern Umgebungen heraus. Ich ſuche ein kleines Quartier in Frankfurt, wo ich mich einige Wochen erholen will zur weiteren Reiſe, doch ſage weiter nichts davon.

Wiesbaden, den 20. December (1809).

Liebſte Lollo! Uebermorgen gehe ich nach Frankfurt. Habe alſo keine Sorge um die Reputation.

Der S. kommt bald nach Frankfurt; ich freue mich auf ihn und habe dann nicht das Gefühl allein zu ſein.

Frankfurt, den 26. December 1809.

Mein Herz iſt unſäglich beklemmt, Weimar, den Ort ſo vieler Schmerzen, wieder zu ſehen — doch iſt's mir überall öde und der Eindruck muß überwunden werden. Der arme Alte iſt mit einer Ruhe aus der Welt gegangen, für die ich Gott unendlich danke.

Er ruht an einem ſchönen Hügel, wo eine freie Ausſicht iſt, und ſein Wunſch, in den neuen Anlagen von Wiesbaden begraben zu werden, wird auch erfüllt, ſobald die Anlagen etwas Geſtalt gewinnen. Alles war ſehr theilnehmend und gut gegen mich in Wiesbaden und mein Ami ein wahrer Engel des Troſtes für mich.

Seine Sorge und ſein Vertrauen in mich in ſeinem Teſtament iſt mir recht rührend. Gewiß werde ich nur für Adolph leben.

Ich denke, du machſt Müller oder Körner zu der Kinder Vormund. Der letzte iſt wohl der beſte.

Adieu, liebe Seele! Erhalte dich nur geſund! Am liebſten wäre ich jetzt ganz einſam und ſähe und hörte gar nichts.

Frankfurt, den 6. April 1811.

Liebſte Lolle! Der gute S. iſt ſehr lieb, und den letzten Abend habe ich noch ſehr rührend mit ihm über die Vergangenheit und Schiller geſprochen.

Aſchaffenburg iſt eigentlich ein guter Ort für junge Leute, die ſchon etwas Sinn haben. Es gibt einige recht gute Societät da — aber auch recht gemeine. Der arme S. iſt recht im heißen Drang des Lebens von Außen und Innen. Er hat wenig Zeit für die Geſellſchaft. Könnte ich doch ihm etwas ſein, ich würde gern bei ihm bleiben; er wünſcht es, aber was helfe ich ihm unter den andern Hofgeſichtern?

Frankfurt, den 29. April 1811.

Ich habe jetzt allerhand Leute angeſpannt, mir einen Platz in der Stadt zu ſuchen, den der S. uns ſchenken könnte; wir ließen da ein kleines Haus und Schillers Grab machen. Das Heiligthum der Gräber ſehe ich jetzt erſt recht ein; — ohne alle andere Rückſichten iſt's mir ein Bedürfniß, jährlich nach Wiesbaden zu gehen und des guten Alten Grab zu beſuchen. Der Grabſtein iſt nun bald fertig.

Aſchaffenburg, den 7. (Februar) 1812.

Sage doch einmal dem Herzog, wenn er bei Laune iſt, und du mit ihm reden magſt, ich ließe mich ihm empfehlen und hörte von einer gewiſſen Bernhardine viel von ihm ſprechen; ſie dächte mit viel Freude an die Zeiten von Mainz, und ich wüßte nun doch auch, daß dieſer Name auf ſeiner Liſte ſtünde. Es iſt eine Frau v. Wambolt, geb. Stadion, der er in Mainz die Cour gemacht, eine ſehr gute und artige Frau.

Goethe hat mir einen lieben Brief geſchrieben.[1] Ich freue mich Romeo und Julie einmal zu ſehen.

Der S. iſt äußerſt gut und zärtlich mit mir, und ſo iſt mir das Verhältniß ſehr wohlthätig, gerade weil es mich nicht mehr zu lebhaft bewegt.

Wenn ich noch einmal mit Vernunft lieben lernte, ſo wäre es viel. Die Zeit macht ihn auch nur unruhig; aber in heiteren Momenten iſt er dem Geiſte und der Regſamkeit nach immer ein Jüngling. Er freuet ſich ſo, daß mich hier alle Leute lieben, und ich fühle, daß ich ihm wohl thue.

Aſchaffenburg, den 26. März (1812).

Liebe Lollo! Der arme S. iſt im Moment einmal ſehr unruhig; täglich neue Forderungen, denen er genügen muß. — Sich hier außen in ein allgemeines Verhältniß anſchließen, iſt nicht rathſam mit den Kindern; aber wenn Karl ſich auf die Kameralwiſſenſchaft legt, ſo könnte er doch vielleicht eine Staatsſtelle bekommen. Findet ſich aber etwas anderes, ſo iſt es immer vorzuziehen. Mich erſchreckt es oft, wie man mit Macht auf das Etabliſſement der Jungen denken muß. Meine Idee iſt jetzt, Adolph nach Rudolſtadt zu laſſen, wenn er ausgelernt hat. Der Nähe des Gutes wegen, und da es in Sachſen bis jetzt immer noch die leidlichſten Verhältniſſe gibt.

---

[1] Am 29. Januar, lit. Nachlaß I. S. 435, worin er von ſeiner Bearbeitung von Romeo und Julie redet.

Mit Windiſchmann ſpreche ich ſehr gern; es iſt ein gar guter feinſinniger Menſch; empfiehl doch ja Goethen ihm zu ſchreiben; er iſt einer von den weichen, zarten Menſchen, die man mit Antheil und Zuſprache erhalten muß.

Der S. ſagte mir, er würde Goethe nächſtens ſchreiben. Er nimmt jetzt mehr Antheil an der Farbenlehre.

Bauerbach, den 27. April (1812).

Beſte Lolle! Hier bin ich nach langem Zögern und Abmühen der Abreiſe. Der S. ſagte mir, wenn ſie[1] wieder kämen, möchten ſie länger bleiben, weil er Ernſt gar nicht hätte kennen lernen können.

Bauerbach, den 15. Mai (1812).

Es iſt mir außerordentlich wohl hier; ich wollte, du könnteſt bei mir ſein. Ich ſitze wie in einer Blüthenlaube in meinem kleinen Hauſe. Ich bin ganz aufgethaut im Innern und werde, hoffe ich, meine Luiſe Rühs hier fertig machen. Das Gefühl, etwas für Adolph Nützliches zu thun, und die Ruhe von Außen ſind mir ordentlich tröſtend.

Ich war in Meiningen, wo die Reinwald und Hendrichs mir ganz lieb ſind; auch bei Steins in Nordheim und Völkershauſen. Sie iſt eine liebe Frau, und mit dem Mann habe ich einen großen Rapport gefunden — in dem Haß und in der Liebe.

Die Gegend, ohne ſchön zu ſein, iſt ſehr ruhig, und das alte Schloß Henneberg macht ſie romantiſch.

Fritz Dalberg wird etwas beſſer, wofür ich dem Himmel danke. Adolph iſt fleißig,[2] das freut mich ſehr. Die Societät iſt ſehr gut, und die jungen Leute haben alle nichts Rohes, das kann uns ein guter Troſt ſein und in dieſer Rückſicht ſegne ich Aſchaffenburg. Adolph hat für immer den Geſchmack an guter Geſellſchaft gewonnen und eine große Artigkeit mit den Frauen, die ihn auch alle lieben.

---

[1] Die beiden Söhne. Bd. I. S. 627.

[2] In Heidelberg.

(An eine andere.) Wien, den 17. (September 1813).

Das Schickſal hat mich hierher geführt und die Nähe lockte mich, die gute Li. zu ſehen.

Die treue Freundſchaft meiner lieben Li. und des guten Bill ſind mir ein großer Troſt hier. Die Li. iſt noch ſehr hübſch und wohl und ſo liebenswürdig wie immer. Sie grüßt tauſendmal, auch die liebe Fürſtin.

Meiningen, den 19. October (1815).

Ich denke, der Duc de Richelieu[1] weiß zu regieren wie der Cardinal, und für dieß Volk iſt der Deſpotismus gut. Ich bin in Frankfurt ſehr vergnügt geweſen, und ohne die Finanzen wäre ich gern geblieben.

Mit Humboldt war ich alle Abend bei mir oder bei Stein. H. iſt ſehr liebenswürdig und nimmt die Sachen mit großer Manier; er fühlt das Edle tief, ſieht aber ein, was möglich iſt, ohne ins Blaue hinaus zu wollen. Deßhalb ſcheint er den Beſchränkten kalt. Er taugt gerade zum Regieren, weil es ihn eigentlich ennuyiert, und er es nach Plan, aus Pflicht, nicht aus Luſt thut. Stein liebe ich ſehr und er auch mich; ſeine jetzige Ruhe iſt auch ſehr edel; er hat einen tiefen Religionsſinn.

In Aſchaffenburg war mir's ſehr traurig, das öde Schloß zu ſehen; aber Dalbergs und der guten Kleinen einſamem Vetter war ich ein wahrer Troſt, auch Windiſchmann.

Im Ganzen hat mich der Rhein ganz in meine Romanenwelt wieder gebracht, und ich denke, einen hier fertig zu machen.

Schreib mir doch, was der Tyrann[2] anfängt ohne ſeine Donna.

---

[1] Der franzöſiſche Miniſter.

[2] So nennt K. den Großherzog öfters im Scherz. Sie gefiel ſich in Weimar nicht.

Nach unſern Abenden mit Gersdorf und Hand ſehne ich mich recht herzlich; doch muß ich jetzt hier bleiben.

Mit Humboldt habe ich wegen Uebertragung der Penſion auf die Kinder geſprochen. In dieſem Moment ſei nichts zu machen, meint er, aber im unglücklichen Fall, wenn du ſtürbeſt, ſo ließe ſich dann vielleicht etwas für die Kinder erhalten. Sorge alſo weiter nicht darum. In Preußen werden alle Stifte wieder erhalten. Lege es doch auch bei der Prinzeſſin Wilhelm darauf an, eine Stelle für eines der Mädchen zu erhalten.

In Württemberg iſt für Karl gewiß in der Folge etwas zu machen; er ſoll nur in ſeinem Metier fortſtudieren.

Für Ernſt ſorgt die Großfürſtin gewiß.

W., den 3. (1816).

Liebſte Lollo! Die arme Reinwald martert mich bald todt mit ihrer Aengſtlichkeit, und ich habe die Zahlung indeſſen übernommen.

Sie denkt ſo redlich gegen die Kinder und hat 200 Thlr. in Eisleben angelegt, die ſie ihnen einmal vermachen will, und von denen niemand etwas wiſſen ſoll. Das Büchergeld beſtimmt ſie auch dazu, und die paar hundert Thaler ſind immer gut einmal für die Mädchen, dieſen beſtimmt ſie das Geld. Ich hoffe, ſie bleibt in der Zukunft bei der Luiſe, denn ſie kann im Leben nicht allein ſtehen.

W., den 6. 9) 1817.

Liebſte Lollo! Ich denke doch, es ſoll mit Ernſt's Anſtellung noch gut gehen. Ich habe der E.[1] wieder geſchrieben, wenn Ernſt gut angeſtellt würde, wäre Alles gut gemacht; wo nicht, ſo würde ich ſuchen, alle Freunde Schillers aufzurufen, um dieſer häßlichen Intrigue auf den Grund zu kommen. Die Reputation des jungen Mannes dürfte durchaus nicht compromittiert werden. Ich denke, da fürchten ſie ſich doch, und E. treibt zum gut Anſtellen.

[1] Gräfin Edling.

Thu nur, als ob du von meinem Brief gar nichts wüßteſt. Die Reinwald will in Marbach bleiben; doch muß man's nicht ſagen hier, der Penſion wegen. Sie hat eine rührende Freude gehabt, Alles wieder zu ſehen wie in der Jugend.

Das Berliner Theater[1] thut mir ſehr leid. Adolph[2] ſchreibt mir, Brühl wäre ganz außer ſich geweſen.

Ich wollte, auch wir könnten in einer ſchönen Natur ohne Menſchen, die plagen, wohnen.

(Bauerbach oder Frankfurt) Sonnabend, den 29. Auguſt (1818).

Louis[3] iſt wirklich ein rechter Troſt für die ganze Familie, und ich habe ihn gebeten, dem M. und auch G. recht den Kopf zu waſchen wegen Ernſt.

Ich habe einen Oberappellations-Präſidenten v. Moy aus München kennen lernen, der viel literariſche Correſpondenz hat und mit dem Kronprinzen ſehr liiert iſt. Dieſer würde Ernſt gewiß in Bayern behülflich ſein, wenn wir wollten. Doch man muß erſt abwarten, was in W. geſchieht.

An deiner Stelle redete ich einmal offenherzig mit der Großherzogin; ſie hat doch das Einſehen und Anhänglichkeit an Schiller immer gezeigt.

Wenn Goethe endlich geht, dann iſt doch Alles erloſchen in Weimar!

Wenn Adolph gut verheirathet iſt, deine Söhne verſorgt ſind, dann können wir ganz ruhig ſein. In Schwaben wäre es hübſch ſich anzukaufen. Doch wohnen muß man auf ſeinem Gut, wenn man nicht großen Verluſt haben will. In aller Noth bin ich wie immer für dich, Liebe, bei der Hand. Ich bin eigentlich recht ermattet und muß eine andere und ſchönere Luft athmen — aber meine Tragödie wird ſehr gut und bald fertig.

[1] Das abgebrannte.

[2] Der bei dem Gardehuſarenregiment ſtand.

[3] General von Wolzogen.

Frankfurt, den 23. December (1818?).

Bei Stein bin ich einen Abend um den andern. Ich ſehe ihn oft mit tiefen Schmerzen. Alle Welt glaubt, er wird in Kurzem ganz blind; ein Auge hat er ſchon verloren, und am andern tritt jetzt auch Entzündung ein. Er ſelbſt ſcheint den Zuſtand nicht ganz einzuſehen, ſchont ſich auch nicht wie er ſollte, und das thut einem ſo weh. Gewohnt in die Schickſale Europas einzugreifen, iſt ihm auch die kleine Elendigkeit der Gegenwart ein Greuel. In ſeinen weichen Launen iſt er unendlich liebenswürdig. Er hat keine Ruhe, wenn ich nicht oft komme. Wangenheim iſt geiſtvoll und intereſſant durch ſeine Lebendigkeit, doch ohne Haltung, und daß viel durch ihn geſchehen wird, glaube ich nicht.

Motz ſagte mir auch, Ernſt werde bei Gersdorf angeſtellt.

Sonntags.

Ich bin ſehr neugierig auf Edling und alle Anſichten der wunderlichen Menſchen.

Ich lebe in Ruhe und Poeſie, wie lange nicht, und wollte, du wärſt auch bei mir, liebe Seele.

In Wiehe[1] iſt's ja angenehm, Karl zu haben, und da er bezahlt wird, wird er ſich's wohl gefallen laſſen. Auch nach Frankreich wäre jetzt nicht bedenklich. Uebrigens kann ſich's mit dem Forſtweſen ſchon noch machen. Er muß es auch lernen, nicht alle Tage etwas anders zu wollen.

(Bösleben) den 6. (1823).

Liebſte Lolle, mit Adolph[2] geht es leidlich und die Ruhe iſt ihm wohlthätig. Ueber ſein Inneres habe ich große Freude, er lieſt und ſchreibt den ganzen Tag, und ich wundere mich ordentlich oft über ſeinen großen Verſtand. Noch ſteht's bei ihm, ſich zu

---

[1] Im Regierungsbezirk Merſeburg, wo Karl in Garniſon ſtand.

[2] Der ſich auf ſeinem Gute aufhielt, um ſich von einem in Frankfurt überſtandenen Nervenfieber zu erholen.

Allem fähig zu machen, wenn ihn mir Gott erhält. Ich kann das große Unglück mir nicht denken und hoffe, daß mich der Allerbarmende dafür bewahrt.

Herzlich freue ich mich deiner Ruhe über Ernſt. Dem guten Karl wird ja auch noch geholfen werden.

Den General habe ich im Ganzen gebeten, ſich nach den Conſtellationen in Baden umzuſehen.

Adieu, Beſte!

III.

Wilhelm von Wolzogen,

geboren den 25. November 1762, geſtorben den 9. December 1809.

Wolzogens Briefe, auf welche die in dem lit. Nachlaß II. S. 169 ff. gedruckten Schreiben Charlottens Antworten enthalten, liegen vollſtändig vor. Sie ſind großentheils mit Klagen über den gezwungenen Aufenthalt in der Akademie, von wo aus Weber und Winckelmann die Correſpondenz beſorgten, angefüllt. Wir geben eine Auswahl.

(Stuttgart), 22. Juni 1783.

Jetzt werden Sie wohl ſchon Ihre angenehme Reiſe geendigt haben, werden ſchon in Vevai eingerichtet ſein.

Täglich ſehe ich Sie, höre ich Sie, gehe mit Ihnen ſpazieren, bewundere mit Ihnen die ſchöne Natur; denn Sie dürfen nicht glauben, daß ich ſo ganz unempfindlich gegen dieſe Art von Vergnügen bin, ob ich gleich es ſo geſchienen haben mag, als Sie hier waren.[1] Aber denken Sie ſich in meinen damaligen Zuſtand, die Abreiſe der beſten Mutter,[2] die Trennung meiner Lotte, das Mißvergnügen über die fehlgeſchlagene Hoffnung meiner Erlöſung; zu alle dem kam noch die Unmöglichkeit, von Ihrem kurzen Aufenthalt in Stuttgart alle das Vergnügen zu genießen, das er hätte gewähren können — alle dieſe traurigen Gedanken drängten ſo ſtark auf mich ein und ließen der Freude ſo wenig Raum, die ich über das Glück hätte zu erkennen geben ſollen, Sie, beſte Couſine,[1] kennen zu lernen.

---

[1] 2.—7. Mai. Br. 1. S. 41—43.

[2] Beziehungen S. 213.

Weber und Winckelmann[2] laſſen ſich Ihnen recht ſehr empfehlen; ſie haben mir ſehr ſcharf eingebunden, es nicht zu vergeſſen!

---

[1] Lottens Mutter war die Tochter einer gebornen Fräulein v. Wolzogen und die Schweſter Ernſt Ludwigs v. Wolzogen, des Vaters von Wilhelm, alſo ſeine rechte Couſine.

[2] Karl Philipp v. Wolzogen, damals Officier in der Leibgarde. Bezieh. S. 406. Ueber Winckelmanns und Webers Verhältniß zur Wolzogen'ſchen Familie und zu Schiller hat v. Wolzogen in den Beziehungen S. 405 und 489 Aufſchluß gegeben, aber Einzelnes nachzutragen gelaſſen. Webers, des Muſiklehrers an der Karlsſchule, freundſchaftliches Verhältniß zu Wilhelm v. Wolzogen hatte zwar, wie es ſcheint, durch ſeine Aeußerungen über die Beziehungen zwiſchen Lotte v. W. und Winckelmann im Mai oder Juni 1783 einen Stoß gelitten, war aber nicht, wie man aus den a. a. O. mitgetheilten Briefen ſchließen möchte, aufgelöst, denn am 4. Juli 1786 ſchreibt Wolzogen: „da kommt Weber ſchon und will meine Briefe abholen. Er läßt ſich Ihnen vielmals zu Gnaden empfehlen, in der That ich bin ihm recht viel ſchuldig, ohne ihn würde mir mein Aufenthalt in der Akademie recht läſtig fallen, er fragt alle Wochen etlichemal, ob er keine Briefe in die Schweiz beſtellen ſolle."

Von Winckelmann liegt ein Brief an Schiller, d. d. Ludwigsburg, den 23. Februar 1786, vor, worin er Subſcribenten zur Thalia anzeigt. Dieſer beginnt: „Lieber Schiller. Ich ſchreibe es bloß auf Rechnung Ihrer vielen Geſchäfte, daß ich noch keine Antwort auf meine beiden Briefe von Ihnen erhalten habe" und ſchließt: „Ich ſehe mit Sehnſucht einer Antwort von Ihnen entgegen, die mir ſagt, wie Sie leben und ob Sie noch mein Freund ſind; wenigſtens überzeugen Sie ſich von meiner Seite ohne wiederholte Verſicherungen, daß ich unverändert bleiben werde, Ihr redlicher Freund Winckelmann." Da Schiller ſich ſelbſt der Nachläſſigkeit im Briefſchreiben anklagt (17. Januar 1784, Bezieh. S. 477), ſcheint in der That ſeine Verſtimmung gegen Winckelmann (S. 467) keine dauernde geweſen zu ſein. 'Vom Kap der guten Hoffnung, wohin er 1787 gegangen war, ſchrieb W. am 14. April 1790 an Wilhelm v. Wolzogen. Das iſt aber nicht „die letzte Nachricht, die uns über ſeine Lebensſchickſale vorliegt" (S. 406), vielmehr ſchreibt Karl v. Wolzogen in dem von A. v. Wolzogen in der Geſchichte des Wolzogen'ſchen Geſchlechts II. S. 207 ausgezogenen Schreiben, Samarang, den 20. December 1806: „Winckelmann, der endlich mit einer ſchönen Frau und vier Kindern aus ſeiner zehnjährigen Kriegsgefangenſchaft (bei den Engländern) von Ceylon hier arrivirt iſt, iſt arm geblieben, er iſt Major bei Württemberg und commandirt, da v. Meyer und Schmidgall wegen Körperſchwäche das Haus

August[1] ſagt mir eben da, daß er auch ſchreiben wollte, allein es geht nicht an, da die Briefe ſogleich weggeſchickt werden müſſen. Er läßt mit meinem andern Bruder[2] ſehr viele Complimente an Sie und an die übrigen ſagen.

Wilhelm von Wollzogen.[3]

Stuttgart, den 9. Juni (1786).

Sie haben Lavater geſehen und ſind recht ſehr von ihm eingenommen; er verdient es aber auch gewiß, daß er von Ihnen ſo hoch geſchätzt wird. In Zürich, hat man mir geſagt, wird er ſehr verſpottet; wenn dieſes wahr iſt, ſo bin ich den Zürichern recht feind, ſo verdienen ſie nicht ihn unter ſich zu haben. Etwas Schwärmer iſt er zwar, aber ein liebenswürdiger Schwärmer, der gewiß bei vielen viel Gutes ſchon geſtiftet hat, und noch ſtiften wird. Er macht wirklich[4] eine kleine Reiſe. Man erzählt hier eine Anecdote von ihm, die Sie vielleicht ſchon wiſſen werden, doch will ich ſie Ihnen ſchreiben, wie ſie erzählt wird, ohne für die Richtigkeit zu ſtehen.

Er war, ſagt man, auf dieſer Reiſe in Durlach und ſpeiſ'te bei dem Markgrafen von Baden, der ihn ſchätzt und mit dem er auf einem ganz freundſchaftlichen Fuß umgeht. Ueber der Tafel redete der Markgraf von verſchiedenen Sachen, und ſprach unter andern das Wort **Leibeigene** aus. Lavater hörte dieß Wort und verzog ſeine Miene dabei. Der Markgraf, der dieß bemerkte, fragt ihn um die Urſache; er ſagt dann, daß er niemals dieß Wort

---

hätten. Ich zweifle keinen Augenblick, daß er bei einer Veränderung, da er ſich unter den Engliſchen ſehr gebildet hat und noch ſehr geſund iſt, ſein Glück noch machen kann. W., der mir zu viel Troſt gereicht, empfiehlt ſich dir, deiner Frau und Frau Schiller mit wahrer Herzenswärme; er hofft, daß man ſich ſeiner noch erinnert."

[1] Der dritte Sohn Henriettens v. Wolzogen, † 1825 als preußiſcher Oberſt.

[2] Karl, † [illegible] auf Java.

[3] So wird der Name geſchrieben; erſt ſpäter mit Einem l.

[4] = gegenwärtig. Düntzer, Freundesbilder S. 95. Oben S. 80.

könnte ausſprechen hören, ohne daß ſich ihm die ganze Lage dieſer unglücklichen Unterdruckten darſtellte. — Sogleich befahl der Markgraf, den Befehl ergehen zu laſſen, daß alle Leibeigene in ſeinem Lande als Freie ſollten behandelt werden. — — —

Lavater war geſtern und heute hier, ich habe ihn aber nicht zu ſehen bekommen können. Winckelmann habe ich gebeten, ihn zu bitten, daß er mir einige Zeilen an Sie ſchreiben ſollte, ich wollte ſie Ihnen ſodann ſchicken, weil ich hoffe, Ihnen dadurch eine Freude zu machen; allein Winckelmann hat ſie ſelbſt fortgeſchickt; ich hoffe, er wird Ihnen alles das Gute geſchrieben haben, was Lavater von Ihrer Bekanntſchaft geſagt hat; er iſt mir jetzt um deſto ſchätzbarer, da ich weiß, daß Sie ihm ſo gut ſind.

Den jungen Menſchen aus Winterthur,[1] den Sie in der Schweiz antrafen, kenne ich recht gut; es war ein vortrefflicher Menſch, als er in der Akademie war; er lernte hier die Kupferſtecherkunſt und hat viele Anlage gezeigt.

Der Herr von Pfaffenrath[2] iſt ſchon ſeit vier Wochen aus Stuttgart fort, er hat ſich hier wenig Ehre erworben. Wenn ſein Betragen der Geſellſchaftston von Meiningen iſt, ſo hat ſich der Ort und die Leute ſehr verändert.

Den 14. Juli.

Vor vier Tagen kamen Briefe von meiner Mutter an, in denen ſie ihre Zufriedenheit über meine Verſorgung bezeigt; ich habe ſie ſogleich dem Oberſten gegeben, der es dem Herzog noch den nämlichen Tag ſchreiben wollte.

Wie lange wird mir jetzt jeder Tag, den ich noch hier zubringe. Bis morgen erwartet man den Herzog in der Akademie; komme ich dann da nicht hinaus, ſo gebe ich alle Hoffnung auf, daß es vor etlichen Wochen geſchehen wird; ich werde ſodann dieſe

---

[1] Rieter.

[2] Aus Meiningen. Bezieh. S. 412. Schiller glaubte, Lotte v. Wolzogen ſei mit ihm verſprochen.

Briefe gleich den andern Tag fortſchicken. Finden Sie dann keine Nachricht von meiner Entlaſſung darin,[1] ſo glauben Sie nur, daß ich vor Niedergeſchlagenheit nicht ſchreiben konnte.

Den 26. December 1783 (?)

Wegen der Singularität muß ich Ihnen, meine gnädige Couſine, jetzt ſchreiben. Rathen Sie ſelbſt wo? und zu welcher Zeit? Auf einer unglücklichen Wachtſtube. Ich wäre undankbar gegen das liebe gute Stübchen meiner lieben, guten Couſine, wenn ich auch nur eine Vergleichung der Größe wagte; ſonſt würde ich ſagen, daß mein wirklicher Aufenthalt dreimal in Ihrem gewiß auch nicht großen Sälchen enthalten iſt. Zwar iſt das meinige ſehr gut meubliert: eine große hölzerne Bank, ein dergleichen Stuhl und Tiſch, vergitterte Fenſter, ein ſchrecklich großer Ofen und ein halbes Dintenfaß iſt mein Hausgeräthe. Sonderlich frei iſt die Ausſicht zwar nicht, denn der Boden ruht drei Schuh tief in der Erde, und wenn ich zum Fenſter heraus ſehe, könnte man nach meinem Kopf mit Kegelkugeln ſchieben. Neben mir göttlichen Weihrauch, himmliſche Harmonie.

Fünf und zwanzig bärtige große Kerle ſingen und ſchreien aus rauhen Kehlen, daß die empfindſamſte Nerve nur ganz leiſe davon benachrichtigt wird. Fünf und zwanzig gar liebliche Gluthpfannen gucken zwei Zoll unter den großen Bärten hervor, und Wolken des Dankes für 4 Kreuzer des Tages ſteigen im Jubelgeſchrei gen Himmel.

Dieß der Ort! Nun die Zeit? Nach Mitternacht in der fürchterlichen Stunde, wo die Nacht ſtille ſteht. In der bangen Stille, wo Geiſter entkerkert herumwandeln, Diebe ſich die Leiter halten und Mordbrenner Feuerbrände werfen! Schrecklich iſt ſie dieſe Nacht. Der Wind tobt in das vom Himmel geſchüttete Waſſer ſo ſchrecklich, daß ich meine Amme ſagen höre, der jüngſte Tag kommt; es herrſcht eine ſolche handgreifliche dicke Finſterniß, daß ich mich nicht mehr wundere, wenn man in einem Kloſterchen Aegyptens dem Niebuhr ein Stück der ägyptiſchen Finſterniß in die Hand als Reliquie gab. Der Nachtwächter trocknet ſich hier am Ofen und ich mich mit ihm, denn ſo eben habe ich anderthalb Stunden an alle Thore herum laufen müſſen, um, wie ſie ſagen, die Ronde zu machen. Es war ſchlimm, da freute ich mich dann gar herzlich, daß Sie, meine Liebe, ruhig in Ihrem Bette liegen können und von allen dem Ungemach befreit ſind. Gern wollte ich ſie alle tragen, wenn nur einem einzigen Menſchen Nutzen dadurch geſchafft würde, aber nicht einmal mein armer Nachtwächter darf ſchlafen, wenn ich wache.

---

[1] Er wurde erſt im April 1784 entlaſſen.

Ja, wenn zum Exempel ich Ihnen meine lieben Couſinen nur eine einzige Stunde ruhigen Schlaf dabei verſchaffen könnte, die Sie ſonſt nicht genießen könnten, dann wollte ich allen Elementen trotzen, und mich nicht ſchütteln und wärmen und trocknen, aber ſo — aber ums Himmelswillen, da unterhalte ich Sie ja im ganzen Brief nur von meiner vermaledeiten Wache.

Sie werden mir den Text ſchon dafür leſen, freilich verdiene ich es, doch machen Sie recht bald, denn die Erwartung der Strafe iſt immer peinlicher als Strafe ſelbſten.

Leben Sie wohl, liebes, beſtes Lottchen. Der Himmel bewahre Sie vor allen möglichen Wachten! — Lachen Sie nicht — es gibt Wachten aller Art.

Wolzogen.

NB. Daß Vizlum nichts davon erfährt.

Den 20. September 1787.

Ihren letzten kleinen, aber doch ſehr lieben Brief bekam ich nicht mehr in Straßburg, ich hielt mich nur fünf Tage daſelbſt auf; ich hatte aber ſchon, noch ehe ich Ihren Befehl wußte, auf dem oberſten Gipfel des Münſters der lieben Schweiz meine Curialien gemacht, ſowohl in Ihrem als meinem Namen. Sie läßt ſich gar ſchön dafür bedanken, und Sie hiemit dringend feierlichſt invitieren; ich habe ihr die Hand darauf gegeben, es auszurichten, und erfülle hiermit mein Verſprechen.

Mein Bruder läßt ſich noch beſtens in Ihre Freundſchaft empfehlen; er ſchrieb es mir noch einmal heute von Moyenvic hinter Pfalzburg.[1]

Suhl, Abends 7 Uhr (December 1787).[2]

Es war ein böſer Weg, doppelt böſe, weil er mich von dem Zirkel wegführte, in dem ich ſo glücklich war. Es iſt eine ſchreckliche, ſchauderhaft große Gegend daher. Sie haben wohl den Weg beſonders des Winters noch niemalen gemacht. Die großen weißen Berge, worauf nur hie und da ein einzelner Baum reſidiert und die Gegend gleichſam beherrſcht. Die aufgeſtürzten Haufen Erde aus dem Innern der Berge, ſodann wieder der große ehrwürdige Wald, ſo manche Räume, wo noch kein Menſch vielleicht gewandelt hat — es ſind in der That recht viel maleriſche Partieen mir aufgeſtoßen; ich habe Sie, Beſte, oft dazu gewünſcht, um ſie mit mehr Intereſſe zu betrachten, und ſie Ihnen alsdann einmal, wenn ich wieder nach Rudelſtadt komme, wegrapſen zu können.

Nur zwei Dörfer trifft man von Ilmenau nach Suhl an — Stutzenfeld und Schmiedefeld, und auch dieſe wundert man ſich, da zu ſehen, wo ſie ſind. Die Leute müſſen im Winter wie die Bären leben und von ihrem eigenen Fett zehren, denn die Communication iſt unmöglich. Das Ganze der Häuſer ſieht aus, als wenn da ehemals die Werkſtätte geweſen wäre, wo die wilde Gegend fabriciert worden, und wovon noch die zuſammen geſchlagenen Bretter, unter denen die Künſtler ſich einigen Schutz geſucht, ſtünden. Auf alles dieſes merkte ich, um mich zu zerſtreuen, und alles dieß ſchreibe ich Ihnen, um mich mit Ihnen zu unterhalten, denn ſehr ungewohnt iſt es mir freilich, anſtatt der ſchönen Abende in Rudolſtadt hier ganz alleine zu ſitzen.

---

[1] Karl war mit einem württembergiſchen Regiment nach Frankreich abmarſchiert, um über Dünkirchen und Vließingen nach Oſtindien zu gehen. Geſchichte des Wolzogen'ſchen Geſchlechtes II. S. 193.

[2] Mit Schiller war W. am 6. December in Rudelſtadt geweſen, hatte dieſen nach Weimar begleitet, wo er zwei Tage blieb (Vergl. L. 459 und 460) und kehrte auf dem Rückwege nach Meiningen wieder in Rudelſtadt ein. Dieſer Brief iſt alſo in der Mitte des Decembers geſchrieben; ſ. Lottens Antwort vom 24., lit. Nachlaß II. S. 187.

So eben ging ein Mann mit einer Orgel vorbei, und Schattenſpiel an der Wand; weil er aus der Gegend von Lyon zu ſein vorgab, ließ ich ihn herein kommen und ſah ſeine Raritäten; er ſang allerhand franzöſiſche Liederchen dazu — mit den ombres chinoises mögen ſie nun nichts gemein gehabt haben, als daß auch ſie den Augen nicht heilſam waren.

NB. Es war kein langbeinigter Franzoſe, ſondern ein kurzer unterſetzter Kauz — mag auch wohl ſeine 30,000 L. Renten nicht haben.

Ich bin doch müde worden, werde mich deßhalb bald in die Arme des Schlafs begeben, da ich ohnedem die ganze vorige Nacht nicht geſchlafen habe.

Beulwitz wird meinen Wünſchen nach wohl nicht mehr einnehmen dürfen — Gott bewahre einen jeden davor, und beſonders meine Freunde.

Der lieben chère mère einen dankbaren Fußfall — dem niedlichen Kleinen gar viel Schönes und dem ehrlichen Lollochen tauſend Küſſe. — Adieu, Beſte, ſchlafen Sie ſo gut als ich es Ihnen wünſche.

W.

Bauerbach, den 2. Februar 1788.

Während daß Sie, liebes Lollochen, von Bällen und Maskeraden und Komödien und Schlittenfahrten zurückkommen werden, muß Ihr armer Freund, Vetter und Onkel in einſamer, verſchneiter Gegend ſitzen und Acten durchſtören und ſich zur Abreiſe ſchicken, in ein Land, das zwar ſehr fruchtbar und ſchön iſt, wo aber keine guten Täubchen, Schäfchen und Vögelchen ſind, in ein Land voll Unholden und Hexen und Zauberer.

Den 3. Februar, Morgens 4 Uhr.

Wie es ſo kalt und ſtürmiſch iſt. — Da unten ſtehen ſchon die Pferde, die auf mich warten, und meine Bauern mit Lichtern und Laternen, und Alles ſo geſchäftig. Sie wollen mir noch eine Taſſe Chocolade aufſchwätzen, da habe ich mich denn unterdeſſen hieher geſetzt, um noch einmal Abſchied zu nehmen von meinem lieben Lollochen, und ſie zu bitten ein Gleiches in meinem Namen bei dem lieben guten Mutterchen und Herrn von Beulwitz zu thun. Auch noch eine Bitte: ich habe in Linens Zimmer „den Verſuch von Pope" liegen laſſen. Er gehört nicht mir, ſondern einem Maler in Meiningen, Reinhard,[1] der ihn forderte. Seien Sie ſo gnädig und ſchicken ihn meiner Mutter zu.

Adieu, meine Beſte, wir werden uns bald wieder ſehen.[2]

Stuttgart, den 18. Februar 1788.

Ew. hochfreiherrl. Gnaden habe hiedurch in Unterthänigkeit zu berichten, daß ich Sonntag Nachts, den 10. hujus, um 11 Uhr in der erſten herzogl. Württembergiſchen Reſidenzſtadt glücklich, geſund und müde ſammt Roß und Mann angelangt bin. — Sehen Sie, liebe Couſine, was Württembergiſche Luft für einen Subordinationston einjagt.

Je näher ich dem Lande des Deſpoten kam, je mehr fühlte ich den erſtickenden Einfluß deſſelben. Bis ich mich nun daran gewöhnt habe, wird es wohl hie und da einige Anſtöße geben.

Paris, den 10. April 1790.[3]

Du haſt mir da, liebes Lottchen, einen ſchönen Spaß geſpielt und mir einen recht böſen Handel auf den Hals gezogen, dadurch, daß du dich ſo ſchnell verheirathest. Gibſt mir Commiſſion, dir einen langbeinigten Franzoſen in Paris zu finden und ihn mit dem nächſten beſten Nordwind nach Rudolſtadt zu ſchicken. Ich ſuche mit aller nur erdenklichen Mühe in jedem Kaffee, in allen Schauſpielen, auf jedem Spazierweg das Ideal, das wir uns damals von einem vollkommenen Mann machten, und bin endlich ſo glücklich, zwei Sujets zu finden, an denen gewiß nichts auszuſetzen iſt. — Vor einem Monat, als die Aſſemblée das Dekret über die geiſtlichen Güter herausgab, fand ich auch einen Abbé, der des Landes und des Standes überdrüſſig Heirathsgedanken hatte. Ich verſammle ſie unter einem Baum im Palais Royal und mache ihnen den Vorſchlag; der Capitän ſchmollte dazu, der Marquis Tulipano machte mir von der Seite ein gar verbindliches Compliment, der Abbé wollte ſogleich fortlaufen und ſich in das verheißene Land begeben. Ich bat ihn, ſich zu gedulden und mit den zwei übrigen Competenten abzureiſen, um ſich zu gleicher Zeit vorſtellen zu laſſen. Ich mache alles richtig, und den 22. Februar wollten ſie in einem Tappe-cul mit einander abreiſen. Unglücklicher Weiſe aber bekam der Capitän ſeiner guten Conſtitution nach das Podagra, den reichen Marquis wollten ſeine Schuldner nicht fortlaſſen, und den keuſchen Abbé hielt ſeine Maitreſſe feſt. Sie ſchickten mir indeſſen ihr Portrait in ganzer Figur mit dem heiligen Verſprechen, in kurzer Zeit nachzufolgen. Was ſoll ich jetzt anfangen mit dieſen Herren? ich bin in der größten Verlegenheit. Meinem Freund Schiller zu lieb ſollte ich freilich die Portraits nicht ſchicken, bei deren Anblick du gewiß bereuen wirſt, nicht mehr wählen zu können. Indeſſen muß ich es doch thun, um mich zu rechtfertigen und meinen guten Geſchmack und guten Willen zu zeigen.

---

[1] Der bekannte Landſchaftsmaler, Schillers Freund, † 1845 in Rom.

[2] Lottens Antwort, lit. Nachlaß II. S. 189.

[3] Die Antwort auf Lottens Brief vom 9. März, lit. Nachlaß II. S. 198.

Ich ahne den heimlichen Stolz, die Frau eines Profeſſors und Gelehrten zu ſein, den du hegſt; du drängſt mir mit Macht die Würde einer Profeſſorin auf, ich ſtehe vor dem Catheder und beuge mich tief mit den 900. Sobald ich aber vom Catheder mich entfernt und ihn aus den Augen habe und mit Lottchen Schiller rede, behaupte ich, daß ihr die Profeſſorswürde nicht anſteht. Wie kann ich zuſammen reimen Schiller, Lottchen und Pedantismus, ſpaniſche Gravität, abgezirkelter, langſamer Gang, Allongeperücke und finſterer Blick, Neid und Bosheit im Herzen und den Stock in der Hand. — Verzeihe mir, liebes Lottchen, wenn ich behaupte, daß du dich ebenſo wenig dazu ſchickeſt die Frau eines Profeſſors zu ſein, als Schiller Profeſſor ſelbſt zu ſein. Ich denke, wir ſchicken unſere Titel mit einander in's Archiv; hier mögen ſie mit einander ruhen; denn obgleich Profeſſor und Lieutenant himmelweit in Abſicht der Funktion abſtehen, ſo kommen ſie doch meiſtens darin überein, daß beide die Perſonen, die damit behaftet ſind, nicht beliebt in der Geſellſchaft machen: man fürchtet ſich vor ihnen. Der eine tödtet alles mit dem Buchſtaben, der andere will es mit dem Schwerte thun; der eine glaubt ein Gott, der andere der Satan ſelbſt zu ſein.

Aber nicht wahr, ich unterhalte dich hier allerliebſt und überhäufe dich mit Complimenten nach dem neueſten Schnitt, die du gar nicht erwarteteſt.

Doch laſſen wir den Spaß und reden von deiner neuen Lage im Ernſte. Ich kann mich noch nicht darein finden, ob ich gleich ſehr leicht begreifen kann, daß ihr ganz glücklich mit einander ſeid. Aber, verzeihe meiner Einbildungskraft, ich kann mir dich eben ſo wenig als Hausmutter, als Schillern als Hausvater denken; ich muß wahrhaftig von Paris aus zu euch kommen, um mich zu orientieren. Bis dato ſehe ich dich immer in dem kleinen Stübchen und wußte ganz wie es darinnen war, und jetzt weiß ich gar nichts. Es iſt gar unangenehm, wenn man ſeine Freunde nicht logieren kann und nicht weiß, wie es um ſie ausſieht. Gib mir, liebe Couſine, unterdeſſen eine Idee davon, bis die glücklichen Augenblicke für mich kommen, wo ich euer Glück ſelbſten ſehen und mich herzlich mit euch freuen kann. Indeſſen bitte ich dich, daß die Veränderung deiner Lage keinen nachtheiligen Einfluß auf unſere Freundſchaft habe. Dein Herz iſt groß und kann viel Liebe geben, und meinem Herzen iſt deine Liebe ſo nöthig.

Es iſt ſo eben ein ſtarkes Wetter am Himmel; aber die Natur iſt in dieſem Paris ſo unintereſſant, und wird noch unintereſſanter durch die Menſchen. Es iſt wirklich ſo dunkel, ob es gleich erſt vier Uhr iſt, daß ich nicht mehr ſehen kann.

Lebe wohl, liebes glückliches Lottchen. Schenke mir oft dein Andenken; erhalte mir deine Freundſchaft und die unſeres Schiller. Morgen oder übermorgen ſchreibe ich ihm umſtändlich.

Iſt Karoline noch bei euch, ſo bitte ich euch alle drei zuſammen zu ſtehen und zu berathſchlagen, wie ich es machen ſoll, daß ich unter euch und mit euch leben kann.

Noch einmal, lebe wohl! Adieu, adieu!

Wolzogen.

Paris, den 20. September (1790).[1]

Guten Morgen, liebes Lottchen, guten Morgen in dem kleinen Kabinetchen, würde ich in Rudolſtadt ſagen; ſo aber weiß ich nicht, wo ich mich hinwenden muß, wo ich anzuklopfen habe, wenn ich Lottchen ſuchen will. Es iſt mir auch gar ärgerlich, daß ich Jena nicht kenne, nicht weiß, wie die Häuſer ausſehen und wie die Gaſſen beſchaffen ſind. Ich ſtelle mir vor, man iſt nicht gut und nicht bequem in Jena wie überhaupt in ganz Deutſchland logiert; ich werde dir ein kleines Häuschen bauen, und gleich morgen will ich ſchon den Plan dazu machen, um dir ihn zu ſchicken, wenn er fertig iſt.

Ich habe unterdeſſen, daß ich dir nicht geſchrieben, ſehr ſchöne und intereſſante Sachen geſehen, von denen du gerne würdeſt erzählen hören, wenn ich dir ſage, was es iſt. Zuvor aber muß ich dich fragen, ob du die zwei letzten Theile der Confessions von Rouſſeau geleſen haſt? Nun ich war denn in der Gegend von Montmorency, habe ſein Häuschen, l'érémitage, ſeinen Donjon geſehen und mich in dieſer himmliſchen Gegend doppelt glücklich gefühlt, da ich ſie nur verſtohlener Weiſe genießen konnte. Ich war mit einer alten Marquiſin auf das Land gefahren. Ihr Landhaus liegt am Berg von Montmorency; ich hatte immer viel von dieſer Gegend rühmen hören, da ich aber glaubte, es wäre ſehr weit von Paris, und ich den Franzoſen überhaupt nicht viel Glauben gebe noch Geſchmack zutraue, wenn ſie von ſchönen Landſchaften und andern Naturſchönheiten reden, ſo hatte ich dieſe intereſſante Partie immer aufgehoben. Vor dem Eſſen fand ich Gelegenheit, mich auf eine halbe Stunde von einer ſehr ennuyanten und genanten Geſellſchaft wegzuſtehlen; ich lief ſo ſchnell als möglich auf den Berg und zu den pères oratoriens, die auf demſelben eine ſehr ſchöne Wohnung haben, ich fand Niemanden. Auf ihrer Terraſſe orientierte ich mich in der himmliſchen Gegend, um bei meinem nächſten Beſuch das ſchönſte Plätzchen zu finden. Jetzt mußte ich wieder zur Geſellſchaft — ich hatte nur von weitem das Häuschen von Rouſſeau und Pavillon von jardin de Luxembourg geſehen. Dieſe Woche aber noch gehe ich wieder dahin und das alles zu Fuß; dann will ich alles beſuchen, was nur immer intereſſant iſt, und dir, liebes Lottchen, eine große, weitläufige Beſchreibung davon zuſenden. Ich gehe dann auch nach Ermenonville, wo Rouſſeau begraben liegt und das du aus einem ſchönen Kupfer kennſt. Könnten wir dieſe Wallfahrten in Geſellſchaft machen, wie intereſſanter würden ſie uns ſein. Du wünſchteſt deine Freunde um dich, als du in Vevay wareſt, jetzt iſt an mir beneidet zu werden, daß ich nach Montmorency und Ermenonville gehen kann. Wenn ich reich wäre, nähme ich einen Maler mit, der müßte mir Alles zeichnen, was Bezug auf den Aufenthalt Rouſſeau's hat. Du zierteſt dann ein kleines Kabinet damit aus. Ich bin auch gar ungeſchickt, daß ich ſo etwas nicht kann.

---

[1] Lottens Antwort vom 16. Oktober, lit. Nachlaß II. S. 196.

Ich ſchicke Schillern hier ein Paket Schriften und Brochuren; ich bitte dich, Liebe, ordne es vorher ein bischen, denn ich bin gar ein unordentlicher Menſch und ſchreibe eine ſo nachläſſige Hand, daß ich mir oft und viel Vorwürfe darüber machen muß. Ich lege hier noch ein franzöſiſches Liedchen bei, das zwar im Geringſten nicht intereſſant für den Text iſt, das es aber deßwegen iſt, weil es das allgemeine Volkslied ſeit der Conföderation iſt. In allen Gaſſen, auf jedem Inſtrument, in jeder bacchanaliſchen Geſellſchaft (die Franzoſen haben keine luſtigen Geſellſchaften) hört man es ſingen. Auf dem champ de Mars ſangen es oft Tauſende zuſammen. Es wird darnach getanzt, marſchiert; kurz, es iſt der Franzoſen Factotum und das Revolutionslied im eigentlichen Verſtand. Es muß etwas ſchnell geſpielt werden. Göpelchen wird ſchon einen Baß dazu machen, nur ſo ſimpel als möglich.

Lebe wohl, liebes Kind, denke oft an deinen alten armen Onkel, der in Paris unter Franzoſen leben muß, während er bei ſeinen kleinen Niecen und Vettern ſeiner grauen Haare pflegen könnte.

Lebe wohl und vergiß nicht, wenn dir's wohl geht und du gute Tage haſt, deines dich über alles liebenden

W.

Stuttgart, den 14. Oktober 1791.

Ich hätte gewünſcht, euch, lieben Leute, ausführlich mit dieſer Gelegenheit ſchreiben zu können, allein noch iſt mein Schickſal nicht beſtimmt, und ich ſtehe noch da, wo ich war, als ich hier ankam. Der Herzog vermeidet mit mir zu reden und beſchließt nichts; bisher habe ich warten müſſen; jetzt aber will ich ihm gewiß durch Briefe ſo beſchwerlich fallen, daß er ſeine große Herrlichkeit vergeſſen ſoll. Vorgeſtern war ich auf der Solitude; Alles iſt wohl, bis auf den Vater, der etwas Rückenſchmerzen hat, die ihn hindern auszugehen; es hat aber nichts zu ſagen und iſt vielleicht ſchon heute vorüber. Deinem Plan und Schiller zufolge beſpreche ich mich hier mit den geſchickten Juriſten über die Art und die Quellen mein neues Fach zu ſtudieren.

Schubart iſt vor einigen Tagen geſtorben. Ich ſchließe dir hier das letzte Blatt ſeiner Chronik bei; ſein Sohn hat es geſchrieben. — Was macht der Gold-Schatz? wie verließt ihr ihn?

Hier, liebe Lotte, ein Ringelchen, deine Geſchichte; bedanke dich nur recht bald dafür,[1] deßwegen that ich es.

Stuttgart, den 2. Auguſt 1792.[2]

Während du mich in Paris glaubſt, ſitze ich noch ruhig und wohlbehalten in Stuttgart und tobe und ſtampfe, daß ich nur auf zwanzig Meilen Entfernung ein müßiger Zuſchauer der großen Begebenheiten bin, die an der Grenze von Frankreich und in deſſen Herzen vorfallen. Ich wünſchte ſo ſehr bei dieſer Gelegenheit in eine Thätigkeit zu kommen, die wenngleich gefahrvoll, doch unterrichtend iſt. So viel ich es für mich in Stand bin, ſetze ich mich in Bewegung, um wenigſtens einigen Nutzen und Kenntniſſe aus den Vorfällen zu ziehen. Ich bin faſt immer auf der Straße; ohne Plan, ohne beſonderen Gegenſtand ſchlage ich den erſten beſten Weg ein, der mir am gangbarſten ſcheint. So war ich vor drei Wochen in Ludwigsburg, von da in's Stift Oberſtenfeld, dann in Heilbronn und endlich kam ich in's Rheinländiſche, wo ich die Legion von Mirabeau antraf und viele alte franzöſiſche Bekanntſchaften erneuerte. Vor acht Tagen ritt ich auf dem Schwarzwald herum, kam endlich in die Bäder und namentlich in's Teinach. Hier traf ich mehrere Schweizerfamilien aus Zürich an, und da dieſe artige und brave Leute waren, ſo hielt ich mich einige Tage da auf; jetzt ſind ſie in Stuttgart und ich treibe mich mit ihnen herum, um ihnen ihren Aufenthalt minder langweilig zu machen. Sobald dieſe fort ſind, werde ich mich wieder auf den Weg machen und dießmal in's Breisgau und an den untern Rhein, um die geographiſchen Verhältniſſe Württembergs mit Elſaß einzuſehen. Da meine ökonomiſchen Verhältniſſe ſich noch nicht verbeſſert haben und ich immer nur noch 400 fl. des Jahres habe, ſo kann ich freilich nicht mit der Bequemlichkeit reiſen, wie es ſich für meine Wohlbehaglichkeit ſchickt. Alles dieſes wollte ich mir indeſſen wohl gefallen laſſen, wenn ich nur ſo viel Zeit und Geld erübrigen könnte, um zu euch, lieben Leute, zu reiſen. Vor jetzt iſt dieſes nicht wohl thunlich, da ich jeden Augenblick gewärtig bin, nach Frankreich geſchickt zu werden, indem der dortige württembergiſche Miniſter zurückberufen werden ſoll.

---

[1] 1. November, lit. Nachlaß II. S. 200.

[2] Lottens Antwort vom 13. Auguſt, lit. Nachlaß II. S. 201.

Du biſt unterdeſſen, liebe Lotte, auch viel gereiſt, ſo viel ich von andern gehört habe; daher entſchuldige ich auch einestheils, daß du mir nicht mehr ſchreibſt; ein paar Worte, wie ihr euch befindet, würden dir doch nicht viel Zeit weggenommen und mir manche Unruhe um Schillers Geſundheit erſpart haben. Jetzt hoffe ich, du wirſt mir ausführlich ſchreiben über Alles was dich angeht und mich unendlich intereſſiert. Ihr ſeid ſo vorzügliche Menſchen; euer Umgang iſt ſo fein und doch ſo herzlich; wie glücklich, wenn ich unter euch leben könnte! Dann würde ich gewiß die Unruhe und den Trieb verlieren, den ich in mir ſpüre, Alles um mich herum zu verwirren und es wieder in Ordnung zu bringen. — Das Waffengetümmel, das in unſerm Lande herrſcht (die meiſten kaiſerlichen Regimenter marſchieren durch), hat mir die peinigende Ruhe, in der ich lebe, unausſtehlich gemacht. Nicht, daß ich mit den Fahnen ziehen möchte; die Gefahren, in denen der Officier, wenn er nicht in den erſten Stellen ſteht, ſchwebt, ſind in keinem Verhältniß mit dem Ruhm, den er einerndten kann. Sein Wirkungskreis iſt zu eng, und der wird oft auf ewig auseinander geriſſen durch ein kleines Stückchen Blei, davon doch ſo viele in der Luft herumfliegen; Menſchen gegen Kanonen und Kanonen gegen Menſchen, die Partie iſt zu ungleich, und Alles geht nur auf Verwüſtung. Aber ich wünſchte bei den Negociationen, die dabei vorfallen, geſchäftige Hand zu haben; durch die Feinde mich durchzuarbeiten und den Völkern, die hinter ihnen liegen, friedliche Geſinnungen beizubringen, harte Köpfe umzuſtimmen, Gründe gegen Gründe ins Feld zu ſtellen, ſo verſchiedenes Intereſſe zu vereinigen und ſo den Schrecken des Kriegs Einhalt zu thun und ganzen Nationen nach langem Sturm den heiteren Himmel wieder zu zeigen. Und warum ſollte dieß nicht möglich ſein? Die Werkzeuge, wodurch große Dinge hervorgebracht werden, ſind oft ſo unanſehnlich; nur eine gewiſſe in Anwendung gebrachte Thätigkeit gehört dazu.

Oft verirre ich mich in den Gedanken, und ich glaube das Schickſal ganzer Völker in meinen Händen zu haben. Wenn ich aber dann aus dem ſchönen Traum erwache und ſehe, wie Alles ſo gewöhnlich und alltäglich um mich ausſieht, ſo falle ich in eine Muthloſigkeit, die mit meinen weit ausſehenden Planen ſonderbar contraſtiert. Aus dieſem Wechſel vom Großen zum Kleinen und vom Kleinen zum Großen entſteht dann der ewige Zuſammenhang in meinem Leben, in meinen Beſchäftigungen; hier zu Land hält man mich daher für einen Mann, dem es nirgend behagt, und der immer in einer erkünſtelten Unruhe leben muß. Alles dieß brauſt jedoch nur allein in dem Kopf; im Herzen fühle ich zu ſehr, daß ich zu ſtillen Freuden geſchaffen bin. Der Zirkel meiner drei Freunde iſt mir noch immer mehr werth als die Erfüllung meiner politiſchen Wünſche.

Ich liebe ſie zu ſehr und ich fühle, daß ich meine Kräfte hinlänglich beſchäftigen könnte, wenn ich für ihr Glück zu arbeiten hätte.

Rede mit Schillern, liebe Lotte, ob wir nicht zuſammen wirken können. Ich habe Muth genug Alles zu unternehmen; aber es muß in Gemeinſchaft mit einem Freund ſein, der meine Schritte ſieht und ſie billigt; in ſeinen Augen muß ich neue Kräfte ſammeln, ſonſt gebe ich mich zu bald auf.

Lebe wohl, liebe beſte Lotte, ſchreibe mir bald und viel von dir, von Schillern, von Karoline. Mit euren Portraiten bin ich nicht ganz zufrieden; du ſiehſt zu trotzig aus, und Schiller hat das Colorit eines Nachtſtücks. Du verſprachſt mir auch dich einmal für mich malen zu laſſen, haſt du wohl daran gedacht?

Adieu, liebes beſtes Weib!

Wolzogen.

An Schiller. Winter 1794.[1]

Bis hieher iſt Alles glücklich gegangen, und ich denke es ſoll auch noch in der Folge gut gehen! Alle Anſtalten ſind wenigſtens getroffen und die Umſtände uns nicht ganz ungünſtig. — Herzlich wünſche ich, daß es mit deiner Geſundheit auch gut ſtehe, und du deinen Aufenthalt in Stuttgart mit Vergnügen genießeſt. Von uns hätteſt du eher Nachricht bekommen, wenn uns nicht Unbeſtimmtheit unſeres Aufenthaltes und Abgelegenheit von der Hauptpoſt daran verhindert hätte. Unſre Arrangements ſind jetzt ſo getroffen, daß du mir meine Briefe, wonach du im ruſſiſchen Haus fragen laſſen kannſt, unter der Adreſſe ſchickteſt:

à Monsieur
Neuhaus, Architecte
poste restante. à Schafhausen.

Sollteſt du eher als ich es vermuthet hätte, weggehen, ſo bitte ich beiliegenden Brief zu verſiegeln und ihn an Schönfeld zu ſchicken; ich halte ihn für präcis und verſchwiegen. Um Nachricht von dir bitte ich dich inſtändigſt. Wenn man ſo entfernt lebt, von allen dem, was einen intereſſiert, iſt es ein doppeltes Bedürfniß nicht in der Ungewißheit zu ſchweben.

Was macht Lollo, Karl? was mein Bruder? hat er ſchon Antwort?

Wenn du Bürde's Erzählung von einer geſellſchaftlichen Reiſe in die Schweiz zu leſen bekommen kannſt, ſo findeſt du Nachricht von unſerm Aufenthalt. Adieu lieber Schiller! An Muth und Entſchloſſenheit fehlt es mir nicht; gebe der Himmel, daß es der Frau nicht an Geſundheit fehlt!

W.

---

[1] Schiller verließ Stuttgart ſchon im Frühjahr 1794 (er kam am 15. Mai in Jena an). Wolzogen aber heirathete erſt am 27. September 1794. Es ſcheint alſo, daß er ſchon während dieſes Winters in Schaffhauſen lebte und ſpäter, im Sommer 1795, dahin zurückkehrte.

An Schillers Vater. Stuttgart, den 20. Februar 1795.

Profeſſor Dannecker vermuthet, daß ich mehr Gelegenheit habe als er, Ihnen zu wiſſen zu thun, daß die Büſte Ihres Herrn Sohnes, ſo er Ihnen verſprochen, jetzt fertig iſt und er Sie bittet, einen Mann mit einem Gräben herunter zu ſchicken, um ſie abzuholen.

Ew. Wohlgeboren

gehorſamer Diener
W. von Wolzogen,
Legationsrath.

Weimar, den 28. Juni 1797.[1]

Hier ſchicke ich dir, lieber Schiller, einen flüchtig entworfenen Plan; die Zeit iſt zu kurz, um ihn ganz durchzudenken; auch fehlt mir die Eintheilung oder vielmehr die Maße des alten Gebäudes. Ich habe der Sache nachgedacht, und ich geſtehe dir gerne, daß ich Schwierigkeiten finde, die ich dir mittheilen will. Ich ſetze voraus, daß du mich kennſt und überzeugt biſt, wie ich mir die Sache nie zu ſchwer vorſtelle und mich auch nicht leicht durch Einreden von einem beſchloſſenen Unternehmen abbringen laſſe, aber hier finde ich wirklich zu viele Nachtheile.

1) Es iſt ſchon zu ſpät im Jahr. Der Zimmermann und Maurer werden es verſprechen, aber beide können nicht Wort halten, und dann tritt die Näſſe ein, wenn das Gebäude noch trocknen ſoll. Auch hat man nicht Zeit, Plan und Lage hinreichend zu überdenken; nichts iſt koſtbarer, als während des Baus einen Plan umzuändern.

2) Du würdeſt den Sommer und Spätſommer verlieren und die Ruhe, die dir jetzt ſo wohlthätig iſt, gegen einen entſetzlichen Spectacle umtauſchen. Du kannſt keine Idee haben, wie lärmend ein ſolcher Bau iſt.

3) Läßt du den Bau bis in das nächſte Frühjahr ſtehen, ſo bin ich dorthin mehr im Stand, dir beizuſtehen; ich kenne das

---

[1] Schiller ließ ſich durch dieſe Auseinanderſetzung bewegen, den Bau des Gartenhauſes zu verſchieben (lit. Nachlaß I. S. 409).

Lokal und deſſen Preiſe mehr, hoffe auch bis dahin Beſchäftigungen zu haben, die mich oft nach Jena führen können; Plan und Gedanken werden reifer. — Du haſt auch ſodann eine Kenntniß des Lokals deines Gartens im Winter; vielleicht daß da noch manche Rückſichten zu nehmen ſind, die wir jetzt nicht vermuthen.

4) Wir lernen bis dahin auch beſſere Arbeitsleute kennen, denn der Zimmermann wenigſtens hat mich ſehr abgeſchreckt.

Mußt du in dem Sommer ſchon eine Küche haben, ſo nimm meinen erſten Vorſchlag neben den Abtritten an; es kommt dich gewiß nicht hoch, und ich ſtehe dir dafür, daß du unterdeſſen gewinnſt, was du zur Noth brauchſt. Kannſt du dann noch ein oder zwei Zimmer für die Kinder und die Leute im Engel oder ſonſt in der Nähe miethen, ſo hoffe ich du kannſt bis nächſtes Frühjahr durchkommen. Um deiner Ruhe willen bitte ich dich daher, laß den Bau noch anſtehen bis nächſtes Jahr; ich kann dir die Details der Unannehmlichkeiten nicht beſchreiben, wenn der Bau übereilt würde, aber ich fühle ſie um deſto tiefer, da ich ſie aus Erfahrung kenne, und ſie doppelten Einfluß auf deine Ruhe, Geſundheit und Beutel haben würden. Glaube mir, lieber Schiller, daß du unter 2000 Thaler den Bau nicht bewohnbar machſt.[1] Die Summe iſt zwar nicht ſo beträchtlich, aber nur in Rückſicht der ſchlechten Arbeit, die du erhalten wirſt, ehe wir es recht mit einander überlegen können, ſcheint ſie mir zu ſtark. Gib Griesbachs Haus immer auf und triff jeden andern Ausweg, nur baue dieſes Jahr nicht. Willſt du indeſſen demohngeachtet den Bau anfangen und fortführen, ſo will ich dir ſo viel als in meinen Kräften ſteht und die Zeit erlaubt, behülflich ſein, aber ich würde immer den Traurigen herumtragen, daß ich dir nicht hinreichend nützlich ſein kann.

Ich habe vergeſſen dir zu ſagen, daß den nämlichen Tag, wo ich in Jena war, bei der Kammer eine ſtarke Beſtellung Holz

---

[1] Schiller gibt ſelbſt an, daß er 1150 Thaler als Ankaufspreis und über 1400 Thaler ſonſt verwendet hat (Diezmann, aus W. Glanzzeit, S. 20).

Univ. Bibl. München

vorkam, die bis Michaelis in Jena ſtatthaben wird und wozu alles daſelbſt vorräthige Holz genommen wird. Das beſte wäre immer, du zögeſt den langen Winter hieher nach Weimar; ich würde dir ein gutes Quartier beſtellen. In Geheimerath Voigts altem Haus iſt ein ſchönes und geräumiges Logis des Jahres für 70 Thaler zu haben. Wir könnten uns dann ein paar Pferde zuſammen halten und ſo dem Frühjahr froh und ruhig entgegen ſehen. Es iſt mir unangenehm, daß ich dich heute nicht ſprechen konnte, aber ich glaube ſelber, daß die Reiſe für Lollo zu gefährlich geweſen wäre. — Adieu, lieber Schiller! Verzeih meiner Geſchwätzigkeit, beſonders da ſie deinen Planen entgegen iſt, aber deine Ruhe und Wohl geht mir über Alles!

W.

Weimar, den 2.[1] Oktober 1799.

Unendlich freut es mich, daß es mit der Lollo beſſer geht. Jetzt hoffe ich auch wieder, aber im Anfang war es mir nicht wohl dabei zu Muth, ob ich gleich der Frau Troſt einſprach. Vorgeſtern, geſtern, heute wollten wir nach Jena, aber wir fürchteten euch mehr zu ſtören als zu nutzen. Von unſrer Theilnahme ſeid ihr überzeugt, und was ihr braucht und wir euch ſchaffen können, ſoll alsbald erfolgen. Komme ich des Tags hinüber, ſo fürchte ich dich im Schlaf zu ſtören, oder wenigſtens aufzuhalten.

Schone dich indeſſen, lieber Schiller, Lollo wird gewiß gut verſorgt. Ein wahrer Troſt iſt uns Starke. Gute Nacht; es wird Alles bald beſſer gehen, und dann wollen wir die böſen Tage aus unſerm Sinne zu wiſchen ſuchen.

Wolzogen.

Berlin, den 17. Juli 1803.

Die Braut von Meſſina wurde gegeben, die Jungfrau von Orleans, die natürliche Tochter. Im erſten Stück ſpielt die Fleck vortrefflich die Schweſter, die andern ungleich. Das Coſtüm iſt vielleicht wahrer, aber nicht ſchöner als bei uns. Die Chöre gehen an, ich hätte ſie nicht ſo erwartet, doch bringt die Scene der Verathſchlagung des künftigen Lebens nicht die Wirkung hervor wie bei uns. Der den Militärſtand wählt, ſpricht abſcheulich und verworren. Man ſieht erſt ein, wie gut die Trauerſcene in Rückſicht der Beleuchtung behandelt iſt in Weimar, wenn das Stück ohne dieſe gegeben wird.

---

[1] Das Datum muß verſchrieben ſein, da L. erſt am 23. gefährlich erkrankte, wahrſcheinlich 29. oder 2. November.

Johanna wird nicht beſonders geſpielt. Dieſe belobte Manier kann ich nicht überwinden;[1] ſie predigt, ſtatt begeiſtert zu ſein, und Alles erſcheint und iſt bei ihr ſtudiert und pedantiſch ſtudiert. Die natürliche Tochter iſt für Berlin zu gut, zu fein. Die Menſchen ſind hier ſo gewohnt, das Theater wie eine gut ſervierte Tafel zu behandeln, daß, wenn ſie den Käs nicht ſehen, ſie nicht für das Eſſen danken. Man wollte aus Caprice ſich nicht zufrieden geben, daß ſie der Teufel oder die Engel nicht holen. Es wurde auf den andern Tag wieder annonciert, das Parterre klatſchte allgemein, das Paradies wollte es nicht; das muß ſo ſein. Es ſoll gut gegeben werden, ſagen mir die Andern; ich konnte es nicht ſehen, da ich aus der Johanna ſchon gehen mußte und ſeitdem nicht aufſtehen kann. Eine Wunde am Fuß ſchmerzte mich fürchterlich; jetzt iſt ſie beſſer, aber doch immer noch unbequem. Man ſagte mir, es würde auf der Reiſe heilen; ich will es hoffen, denn den 15. gehe ich von hier ab.

Noch muß ich nachholen, daß die Krönungsfeierlichkeit in der Johanna einer der intereſſanteſten und impoſanteſten Aufzüge iſt, die ich je, ſelbſt nicht auf den Pariſer Theatern geſehen habe. Das ganze Stück läßt Iffland trefflich geben. Talente kann er freilich nicht verzaubern.

Vor einigen Tagen ſagte ich der Königin, daß Goethe die Attention für ſeine Mutter gefreut hätte. Sie nahm es ſehr gut auf und gieng ſogleich zum König, es ihm zu ſagen, ſo daß man ſieht, das Geſchenk hatte mehr als eine Rückſicht.

---

[1] Schiller hatte auf Schlegels Mittheilungen hin gewünſcht, daß die Rolle der Madame Unzelmann gegeben würde.

Kotzebue hat ſich wieder proſtituiert in einem Brief an Pappenheim über das, daß ihn der Prinz nicht vor ſich läßt. Er ſagt unter andern, meine Geſinnungen kenne er ſchon lange.[1] Deſto beſſer!

Petersburg, den 21. Auguſt 1803.

Unſre Sachen gehen vortrefflich. Der Prinz iſt verlobt, hat ein Regiment, den Andreasorden, iſt vergnügt und glücklich. Bis hieher alles gut. Nur der Winter. Neues Land, neuer Himmel, neue Sitten werden mir ihn weniger langweilig machen.

Die regierende Kaiſerin hat die Braut von Meſſina von mir zu haben gewünſcht. Ich habe es ihr geſchickt; noch iſt es nicht zurück gegeben.

Petersburg, den 27. September 1803.

Dein Don Carlos[2] iſt glücklich angekommen, auch die Braut von Meſſina; ich werde davon Gebrauch machen, wie ich kann, ob ich gleich nicht glaube mit Nutzen, denn ich höre beinahe alle Tage, wie ſie ſich krümmen, wenn ſie etwas geben ſollen, und wie ſie das Werk verwünſchen, ſo ſie dafür haben. Dabei verſtehen ſie nicht, was über das Mittelmäßige iſt. Was gut bürgerlich iſt, gilt auch hier am meiſten, und alles was man gewinnt, iſt, daß ſie das Große und Schöne angaffen, aber faſſen können ſie es nicht.

Es hat mich ſehr gefreut, daß der König von Schweden ſo artig war — il n'y a que le premier pas, qui coute. Mit Jena wird es noch beſſer gehen, als man erwartete. Das Unternehmen, eine eigene Zeitung zu ſchreiben wird gewiß gelingen. Aber bezahlen muß man auch.

W.

---

[1] Dennoch bat er am 10. September Wolzogen um ſeine Verwendung, daß er bei der Großfürſtin als Chatoullenverwalter angeſtellt würde.

[2] Den Schiller am 4. September abgeſchickt hatte, vgl. Nachlaß I. S. 410.

Vor einigen Tagen ließ die Kaiſerin Mutter Turandot bei mir holen; ſie wurde geleſen und gefiel außerordentlich. Jetzt leſen ſie Wallenſteins Tod, und die Kaiſerin läßt ſich mehrere Stellen wiederholen. Bei der Lektüre, die alle Abend iſt, befinden ſich die Großfürſtin, der Prinz, Gräfin Lieven und noch eine Dame, die nicht deutſch verſteht. Storch lieſt vor.

Als ich geſtern bei der Kaiſerin Mutter war, erſuchte ſie mich, ihr Originale kommen zu laſſen für die Zeichen-Inſtitute. Ich ſchreibe zwar nach Paris, aber es dauert ſehr lange, und die Kaiſerin will ſchon etwas für Weihnachten haben. Ich bitte dich daher, liebe Lollo, in mein Zimmer zu gehen und die Portefeuillen zu durchſuchen.

Das Zeichen-Inſtitut iſt für Fräulein, die ſchon ziemlich avanciert ſind. Vielleicht iſt der Johannes aus der Deſſauer Kunſthandlung etwas in dieſer Art. Meyer, den ich bitte zu grüßen, ſowie auch Goethe, werden am beſten zu rathen wiſſen.[1]

W.

Petersburg, den 28. November 1803.

Herzlichen Dank für eure Briefe! Sie ſind mir ein wahrer Troſt in der Kälte und unter dem Schnee. Ob ich dieſen Winter glücklich durchbringe, weiß der Himmel, denn die Kälte iſt ſchon fürchterlich; doch wohne ich bequem und angenehm. Man ſchreibt mir, daß Herder, Schmitt und Koppenfels ſehr auf der Neige ſind. Für Erſtern iſt es mir unendlich leid, und die Andern dauern mich.

Hier vergnüge ich mich ſehr mit der Kunſt und beſonders mit den geſchnittenen Steinen, davon eine Collektion von 10,000 unter dem nämlichen Dach mit mir wohnt. Wenn ich bei einem Hofmann einen Ring ſehe mit einem Intaglio, ſo ziehe ich ihn vom Finger und ſtecke ihn an, bis auf den Abend, wo ich ihn wieder zurück gebe. Sie haben es gerne, wenn man ihre Steine lobt, und ich habe auf dieſe Art oft einen Genuß, den ſonſt Hof-Finger nicht genießen. So eben habe ich ſolcher Ringe drei vor mir, wovon die zwei Figürchen ſehr ſchön ſind. Ich drücke ſie in der Schnelle ab; vielleicht kommt der Abdruck ganz zu dir. Schreibt mir oft, lieben Kinder, und vergeßt den halb erfrorenen Alten nicht.

---

[1] Schillers Antwort vom 24. November, lit. Nachlaß I. S. 415.

M.

Petersburg, den 24. Februar 1804.

Vielen Dank, lieben Kinder, für eure Beſorgungen und Briefe, die mir jederzeit die intereſſanteſten ſind; denn in allem Andern, was man mir von Weimar ſchreibt, iſt Falſchheit und Trug.

Wie begierig bin ich auf Wilhelm Tell; ſchicke mir es, wenn du kannſt; ich möchte wiſſen, wie man es hier nähme, wenn ein Manuſcript vorgeleſen würde; ich glaube, es iſt noch nie geſchehen. Ich ſtehe für die Sicherheit.

Aber die Frau? Sie iſt gewiß ſehr gefährlich krank geweſen. Vom 19. Januar bis 4. Februar ſchrieb ſie mir nicht, und Alles iſt ſo geheimnißvoll. Die Unruhe iſt viel peinigender in der Ungewißheit. Schreibe mir doch gleich, liebe Lollo, mit der nächſten Poſt, was ihr fehlte, wie es ſteht, aber ohne Rückhalt; ich bitte dich um alles in der Welt.

Deine Anſicht von der Frau von Staël iſt ſehr intereſſant; ſie ſteht leibhaftig vor mir.

Wie gefällt dir Klingers zweiter Theil? Er ſcheint mir herzlicher als der erſte, in dem noch von Pauls Regierung her viel Bitterkeit herrſchte.

Iſt denn die Frau noch nicht zurück? Sie wäre gewiß ſchon zurück, läge ſie nicht auf den Tod. Der arme Adolph![1] —

Goethe danke für ſein Andenken; ich werde ſorgen, das zu verſchaffen, was ihm Vergnügen macht![2]

M.

---

[1] Schillers beruhigender Brief lit. Nachlaß I. S. 419.

[2] Ruſſiſche Kupfermedaillen, um welche G. am 4. Februar (lit. Nachlaß I. S. 428) gebeten hatte.

Peterſburg, den 28. Februar 1804.

Geſtern war die Rede von Hackert; man ſagte, er habe ſehr abgenommen in ſeiner Kunſt. Ich führte an, daß ich Nachrichten von einigen neuern Gemälden habe, die ſehr gut ausgefallen ſein ſollen. Man erſuchte mich, genauere Erkundigungen einzuziehen, wie hoch oder niedrig er jetzt in ſeiner Kunſt ſtehe, um ſich danach bei Beſtellungen, die man zu machen Willens war, zu richten. Aber man wünſchte die Antwort bald zu haben. Sei daher ſo gut, liebe Lollo, und erſuche Meyern, einen kleinen Aufſatz darüber zu ſchreiben, und ſchicke mir ihn mit nächſter Poſt, wenn es möglich iſt.[1]

Alle Zeichnungen und Originale, ſo ich von Paris, Weimar, Leipzig erhalten, habe ich der Kaiſerin übergeben und dabei geſchrieben, was du mir von Meyers Plan ſagſt; ich erwarte jetzt die Antwort.

Ich freue mich ſehr über Schillers neu geendigtes Stück. Er wird hier doch auch über alle Andern geſetzt, ob man ihn gleich nicht ſo ganz verſteht. Don Carlos liebt man am meiſten, dann Wallenſtein. Das hieſige Theater ſoll ſchlecht ſein. Ich habe noch nicht das Herz gehabt, es zu ſehen.

---

[1] Goethe's Aeußerungen folgen unten.

IV.

Die Gönner der Söhne.

Großfürſtin Marie von Rußland. Erbgroßherzogin. General Ludwig von Wolzogen. Wilhelm von Humboldt.

Ludwig von Wolzogen. St. Petersburg, den 6—8. März 1811.

Verehrungswürdigſte Freundin!

Für Ihren lieben und gütigen Brief vom 10. December vorigen Jahrs meinen herzlichen Dank, ſowie auch für Ihr mir geſchenktes Zutrauen im Betreff Ihrer Geldangelegenheiten.[1] — Meinerſeits ſeien Sie von meiner gewiſſenhaften Verwaltung überzeugt, denn ich kann mich von dem Gedanken nicht trennen, daß wir nur eine Familie ausmachen, alſo iſt Ihr Intereſſe und das Ihrer Kinder auch das meinige.

Was haben Sie für Nachrichten von Karl aus Heidelberg? Vermuthlich wird er ſeine Zeit dort gut anwenden. Grüßen Sie ihn herzlich von mir, ſowie auch Ernſten und Karoline. Manchesmal wird es mir doch etwas ſchwer, ſo weit entfernt von meinem Vaterlande und den Meinigen leben zu müſſen.

---

[1] Wilhelm v. Wolzogen hatte das durch Beckers u. A. Bemühungen zuſammengebrachte Kapital 1806 in Petersburg angelegt (Bd. I. S. 317). Ludwig v. Wolzogen fragte jetzt an, ob er die in ſeinen Händen befindlichen Obligationen zum Ankauf eines Hauſes verwenden ſollte. Dieß ſcheint nicht geſchehen zu ſeyn; denn noch 1815 ſchickte Beſſel, der Großfürſtin Schatzmeiſter, Wechſel über das in Petersburg zurückgebliebene Kapital, Behufs deſſen Verſilberung. Es war alſo nicht, wie Palleske II. S. 418 meint, „vom Krieg verſchlungen.“

Freilich im erſteren ſieht es gegenwärtig eben nicht erfreulich aus, und dann geht es mir hier auch gut. So bin ich erſt kürzlich[1] zum Oberſtlieutenant und Flügeladjutanten des Kaiſers avanciert worden, eine Gnade, die mich hier noch feſter bindet.

Erhalten Sie mir indeſſen auch in der Ferne Ihr gütiges Wohlwollen und Ihre Freundſchaft; vielleicht kommt doch noch dereinſten der Tag, wo wir ſtill und ruhig neben einander leben können. Bis dahin aber ſeien Sie von meiner Hochſchätzung und reinen Anhänglichkeit überzeugt, mit welcher ich die Ehre habe, zu verharren

Dero

unterthäniger Diener
L. Wolzogen.

Jusqu'à l'instant où Mad. de Schiller jugera à propos d'envoyer étudier ses fils, ils recevront chacun 200 écus par an; aussitôt qu'ils iront à l'Université, ou bien où leur mère le voudra, chacun d'eux recevra 400 écus par an, ce qui leur sera continué jusqu'à ce que tous deux aient atteint leur vingtième année.[2]

M.

---

[1] Seit dem 21. Februar.

[2] Auch für Wielands Kinder ſorgte die großmüthige Fürſtin 1813: Chère Madame de Schiller! J'espère que vous ne m'en voulez pas de ce que je suis restée jusqu'ici sans vous répondre et sans vous dire combien j'ai été touchée de la peine que vous vous êtes donnée de remplir mes désirs auprès de la famille Wieland. Je vous demande encore en toute confiance de vouloir bien remettre l'argent que je vous fais remettre ci-près comme prix de l'estimation de la boîte de notre cher défunt, comme l'indique de billet de l'orfèvre que j'insère ici, à ses enfans. Je vous invite à venir chez moi demain matin dix heures, nous causerons à leur sujet. Toute à vous."

(remis à Mad. de Schiller le 20 Mai 1805. Wolzogen.)

(1805.)

Vous avez bien raison de dire, ma chère Madame de Schiller, que je m'intéresse à tout ce qui vous arrive ainsi qu'à vos enfans. L'aimable attention de ceux de la Reine m'a fait un sensible plaisir.[1]

M.

Frantzbrunn ce $\frac{27 \text{ Juillet}}{8 \text{ Août}}$ 1813.

Si vous désirez que l'ainé de vos fils se rende à Jéna cet automne, vous n'avez qu'à m'en dire un mot, et j'aurai soin que ses petites affaires pécuniaires ne s'en ressentent pas du changement de place; j'espère seulement que vous ne pensez pas à le laisser à Jéna moins d'un an: il me semble même que le tems d'une année n'est pas assez long pour y terminer ses études. Quant au titre de *Forstjunker*, le Duc me l'a accordé pour lui; faites en seulement souvenir le Duc à son retour à Weymar.[2] Pour votre fils cadet, je crois que vous ferez bien de le laisser là où il est, poursuivre ses études en paix.

M.

St. Petersbourg, le $\frac{21 \text{ Janvier}}{2 \text{ Février}}$ 1816.

Marquez moi exactement si je ne puis rien auprès du Duc pour votre fils ainé.

Marie.

St. Petersbourg, le $\frac{24 \text{ Mars}}{5 \text{ Avril}}$ 1816.

Je prends la plume pour vous remercier de vos lettres, comme pour vous dire un mot touchant ce que vous m'avez mandé pour votre fils ainé. J'ai cru bien faire d'écrire au Duc, en le sollicitant de tenir sa parole et de ne pas délaisser un jeune homme parce qu'il a suivi son ardeur militaire dans un tems où tout prenait les armes, je vous communiquerai ce qu'il m'en dira.

Marie.

---

[1] Br. I. S. 307.

[2] Ebendaſ. S. 671.

Als dieſer Brief geſchrieben wurde, war die Entſcheidung erfolgt. Karl hatte ſich an den General v. Wolzogen gewendet, deſſen Brief folgt:

Berlin, den 17. Januar 1816.

Geehrteſte Schwägerin!

Karl hat mir vor Kurzem einen langen recht ſchönen Brief geſchrieben, worinnen er mich um Rath fragt, ob er zu ſeinem neuen Regiment, den ſiebenten Uhlanen, oder zu der Jägerei zurücktreten ſoll. Ich würde ihm das Letztere gerathen haben, wenn ich ihn hätte hier anbringen können; aber nach genauerer Erkundigung bei dem Landoberforſtmeiſter Hartig ſind in dieſem Augenblick ſo viele zu verſorgen, daß es beinahe unmöglich, jemand Fremdes anzuſtellen. Ueberdieß ſind die Poſten hinführo auch nicht mehr ſo einträglich wie ehemals.

In dieſer Hinſicht iſt die Militärcarrière vorzuziehen. Ich wünſchte indeſſen nicht, daß er ſein Forſtſtudium vernachläſſigte, denn wenn er nur ein tüchtiges Examen wird beſtehen können, ſo erhält er in der Zukunft doch noch einen Poſten; auch wird ſich Hartig ſeinen Namen notieren. Was Ihnen freilich für den Augenblick nicht ganz angenehm ſein wird, iſt, daß Karls Regiment gegenwärtig in Frankreich ſteht. Theils iſt aber dabei gar keine Gefahr zu beſorgen, und dann werden die Regimenter auch bald wieder abgelöst, und zwar noch in dieſem Jahre. — Sollte er freilich im Weimariſchen einen guten Forſtdienſt erhalten, wozu Gersdorf gewiß helfen wird, wenn ſolches möglich iſt, ſo wurde es freilich ſeinen bisherigen Studien am angemeſſenſten ſein, dieſes vorzuziehen.

L. Wolzogen.

Die Hoffnungen Wolzogens, der dem Weimariſchen Miniſter v. Gersdorff beim Wiener Congreſſe nützliche Hülfe geleiſtet hatte (Geſchichte des Wolzogenſchen Geſchlechts II. S. 258) verwirklichten ſich nicht. Frau v. Schiller empfing von Hrn. v. Gersdorf folgende Schreiben vom 2. und 11. Februar:

Hochwohlgeborne, hochgeehrte Frau Hofräthin!

Ew. Hochwohlgeboren haben in einem an Se. Königl. Hoheit den Großherzog unmittelbar gerichteten Schreiben vom 27. v. M.

um eine Anſtellung für Ihre Herren Söhne im hieſigen Staatsdienſt angeſucht.

Se. Königl. Hoheit haben mir hierauf höchſt Ihro gnädigſte Entſchließung dahin bekannt gemacht, daß Ihr älteſter Herr Sohn, da für ihn beim hieſigen Forſt- und Jagdweſen faſt gar keine Ausſichten zu einer baldigen Anſtellung vorhanden wären, vielleicht mit günſtigerem Erfolg in ſeiner jetzigen ehrenvollen Carrière bleiben würde. In Anſehung Ihres jüngeren Sohnes wünſchen Se. Hoheit, daß er erſt ſeine Studien vollenden und dann ſich wieder melden möge.

Indem ich mich dieſes höchſten Auftrags entledige und Ew. Hochwohlgeboren hievon gehorſamſt benachrichtige, habe ich die Ehre in den Geſinnungen einer ganz vorzüglichen Hochachtung und Ergebenheit zu unterzeichnen

Ew. Hochwohlgeboren

Weimar, den 2. Februar 1816.
(Unterſchrift eigenhändig.)

ganz ergebenſter Diener,
Ernſt Auguſt von Gersdorff.

(Eigenhändig.)

Gnädige Frau!

Se. Königl. Hoheit der Großherzog, mein gnädigſter Fürſt und Herr, hat geruht, mittelſt Handbillets mir zu befehlen, daß ich die Ehre habe, Ew. Gnaden nochmals im Betreff der Wünſche für Dero älteſten Herrn Sohn das lebhafte Bedauern Sr. Königl. Hoheit auszuſprechen, aus Gründen jenen Wünſchen nicht entſprechen zu können, deren Darlegung an Ew. Gnaden Se. Königl. Hoheit mir aufgetragen hat.

Theils nämlich iſt der Etat des Dienſtperſonals der höheren Jägerei bereits erfüllt und meiſt mit jungen Leuten beſetzt, ſo daß für einen neu antretenden nur geringe Ausſichten übrig ſein würden; theils aber iſt es Grundſatz, Forſtbedienten- und Revierförſterſtellen nur an Jäger von der untern Klaſſe zu geben, zumal da deren viele eben jetzt da ſind, welche lang und treu gedient und dadurch Anſprüche auf Verſorgung erworben haben.

Mit Eifer ergreife ich auch dieſe Gelegenheit, um Ew. Gnaden den Ausdruck derjenigen verehrungsvollſten Geſinnungen zu erneuern, womit ich die Ehre habe zu verharren, gnädige Frau

Dero

Weimar, am 11. Februar 1816.

ganz ergebenſter Diener,
von Gersdorff.

Da dieſe Schreiben die Hoffnung, Karl in Weimar angeſtellt zu ſehen, vereitelten, wurden wohl durch den General Verhandlungen in Württemberg angeknüpft, die zu ſeiner Anſtellung führten. Der König ſchrieb:

Stuttgart, den 14. April 1817.

Mein werther Herr Generalmajor von Wolzogen. Ich habe Ihr gefälliges Schreiben vom 9. d. M. erhalten und daraus erſehen, daß ich durch die Anſtellung des jungen Schiller in meine Dienſte Ihnen und Ihrer Frau Schweſter[1] etwas Angenehmes zu erzeigen Gelegenheit gefunden habe. So gerne ich ohnedieß bereit war, die Verdienſte eines Mannes, auf den Württemberg ſtolz ſein darf, auch in ſeinem Sohne zu ehren, um ſo mehr mußte ich geneigt ſein, einen jungen Mann in meine Dienſte zu nehmen, dem in ſeinen nächſten Verwandten würdige Vorbilder der Nacheiferung gegeben ſind. Zugleich danke ich Ihnen für die mir ſchätzbaren Geſinnungen, welche Sie mir bei dieſem Anlaß ausgedrückt haben, und wünſche Ihnen Glück zu dem ſchönen Berufe, der Führer und Bilder eines Prinzen[2] zu ſein, den einſt ein ſo großer Wirkungskreis erwartet, und der, wie ich ſelbſt ihn kennen zu lernen das Vergnügen hatte, durch die glücklichſten und liebenswürdigſten Anlagen des Geiſtes und Herzens bereits zu den erfreulichſten Hoffnungen berechtigt.

---

[1] Verſchrieben ſtatt „Schwägerin.“

[2] Des damaligen Kronprinzen, ſpäteren Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.

Hierauf bitte ich Gott, werther Herr Generalmajor von Wolzogen, daß er Sie in ſeinen heiligen Schutz nehme.

Gezeichnet ꝛc.

Auch ſpäter, als Karl und ſeine Mutter eine Verſetzung von Altshauſen wünſchten, verwandten ſich die Großfürſtin und der General für ihn. Jene ſchrieb vermuthlich 1820 oder 1821:

Je me ferai un plaisir non-seulement de parler au Roi de Würtemberg, mais de lui montrer même la lettre que vous venez de m'adresser, et je suis bien sûre qu'en comptant sur sa justice l'on ne court pas risque de se tromper.

Je viens de recevoir à l'instant une lettre du Roi de Würtemberg qui contient ces mots que je m'empresse de vous communiquer. „J'aurai soin de faire placer le jeune Schiller à une autre place d'après le désir de sa mère, je me flatte que cela la tranquillisera pour le moment.“ J'espère aussi que vous voilà plus contente, et c'est en me réjouissant avec vous de l'accomplissement de vos désirs que je suis toujours Votre bien affectionnée.

M.

Dieſer ſchrieb aus Frankfurt am 24. Mai 1821:

Beifolgend ſchicke ich Ihnen die Antwort von General Hügel. Ich hoffe, daß Karl einſtweilen eine gute Förſtersſtelle bekommen wird und daß ihm ſein Fleiß und gutes Betragen auch bald weiter helfen wird. Das [ſehr günſtige] Zeugniß von Gemmingen [dem Oberforſtmeiſter] iſt mir ſehr erfreulich.

Wolzogen.

Dieſelbe liebevolle Theilnahme ſchenkte die Großfürſtin dem zweiten Sohne Ernſt, der im Jahr 1817 und 1818 Verdrießlichkeiten[1] in ſeinem Examen und Schwierigkeiten fand, die ihn vermochten, eine Anſtellung in Preußen zu ſuchen. Darauf beziehen ſich folgende undatierte Billete:

---

[1] Bd. I. S. 395 und 403.

Je vous prie, ma chère Madame de Schiller, de m'envoyer le rescript adressé à votre fils dont vous m'avez parlé hier, le plutôt qu'il vous sera possible.

Je n'ai pu répondre hier soir à votre billet et m'empresse ce matin de le faire. Quoique je ne puisse pas bien juger pourquoi il est nécessaire pour un futur employé à la Chambre des finances de présenter une disputation Latine de jurisprudence à la Régence, je vous conseille très-fort dans l'intérêt que je porte à votre famille, de disposer votre fils à ne pas faire d'objection à cette condition de son entrée en fonction, et cela d'autant plus qu'il serait fâcheux qu'il ne l'eût pas encore terminée depuis le tems qu'il s'en occupe. Il est possible que l'on appuye sur cet article parce que l'on veut avoir à la Chambre des finances quelqu'un qui sache bien le droit. Je m'informerai encore précisément là-dessus, mais je vous prie de me répondre si et quand votre fils a terminé l'ouvrage indiqué.

Si Mr. votre fils dîne à château aujourd'hui *et qu'il ne vienne pas* ce soir à la Cour, alors je le prierai de passer chez moi un moment cet après-midi, quand je serai rentrée dans mes appartemens; mais s'il ne compte prendre congé que ce soir à la Cour de la Duchesse, alors je vous prierai au cas que vous comptiez sans cela paraître ce soir, de m'amener Votre fils cet après-midi après 6 heures.

So ſchmerzlich es der trefflichen Großfürſtin war, auch den zweiten Sohn Schillers ſcheiden zu ſehen, ließ ihre freundliche Geſinnung nicht nach, ſich zu bethätigen. Sie ſchrieb:

Ems ce 4 — 16. Juin 1819.

J'ai reçu avec beaucoup d'intérêt votre lettre du 7 de ce mois, et vous en remercie, comme pour la confiance que vous continuez à me témoigner quand bien même je ne peux plus agir directement pour le bien de votre famille, mais comme les sentimens que je vous ai voués m'y disposeront toujours, je me fais un vrai plaisir de répondre à votre attente, en ne manquant pas de recommander au Chef de la province prussienne du Rhin pour la partie civile Mr. votre fils qui va y servir. Il est inutile, je pense, de vous entretenir de l'affection que je vous porte et du regret que j'ai de voir vos enfans si loin de vous.

Du château de Dornbourg, le $\frac{\text{29 Août}}{\text{11 Septembre}}$ 1819.

Je n'ai point vu votre fils cadet, mais j'ai fait recommander à Mr. d'Ende de me donner de tems en tems de ses nouvelles: je sais qu'il est content de sa situation.

Für Ernſts Anſtellung in Preußen intereſſierte ſich auch Wilhelm von Humboldt. Er ſchrieb:

Frankfurt, den 17. December 1818.

General Wolzogen wird Ihnen, liebe Freundin, geſchrieben haben, daß es mir gelungen iſt, bei dem Miniſter Beyme für den Plan Ihres Ernſt, in unſere Dienſte zu treten, wenigſtens für's erſte eine recht günſtige Ausſicht zu eröffnen. Sie können glauben, wie unendlich es mich gefreut hat, da Alles, was mit Schiller und Ihnen zuſammenhängt, meinem Herzen ewig unendlich theuer bleibt. Ich wünſche nun, daß es endlich gelingen mag, möchte nur, daß ich wenigſtens einiges Verdienſt dabei hätte. Allein ich habe den Miniſter Beyme ſo zuvorkommend und bereitwillig gefunden, daß es kaum mehr als eines einzigen Wortes von meiner Seite bedurfte. Ich weiß nun nicht, wie es weiter geworden ſein wird. Wolzogens Plan war, was mir auch am beſten ſchien, den Ernſt zu bitten, ſelbſt nach Berlin zu kommen.

Ich gehe nicht wieder nach England zurück, ſondern von hier, ſobald mein Geſchäft beendigt iſt, wovon ſich aber die Zeit noch

nicht angeben läßt, nach Berlin. Vielleicht habe ich dann die Freude, Sie, theure Freundin, in Weimar zu ſehen!

Leben Sie wohl und erhalten Sie mir Ihr gütiges und liebevolles Andenken, ſowie das meinige Ihnen und allen den Ihrigen unverbrüchlich gewidmet bleibt.

Humboldt.

Die Erfurter und Weimarer Freunde.

I.

Capitän Henry Heron.

Die Bekanntſchaft dieſes ſchottiſchen, am herzoglichen Hofe gerne geſehenen Officiers (Bd. I. S. 418), hatte Charlotte im Februar 1787 in Weimar gemacht oder erneuert. Er ſchrieb ſich am 20. Februar in ihr Stammbuch ein. Heron, der in Jena in dem Griesbach'ſchen Hauſe wohnte, ſchrieb zuerſt am 2. März und zuletzt am 2. Auguſt von Rotterdam, im Begriff ſich nach England einzuſchiffen, von wo er nach Oſtindien ging. Ein Brief aus Madras an Knebel vom April oder Mai 1788 (Briefe von Schillers Gattin S. 557), war ſein letztes Lebenszeichen.

(Nach Oſtern 1787).

Ich hätte gleich nach meiner Rückkunft[1] hier in Jena gern an Sie geſchrieben, ich mochte Ihnen etwas aus der Fülle meines Herzens ſagen; Gedanken aber drängten ſich auf Gedanken, verſperrten allen Ausgang, und nach langem Streben fand ich alle Verſuche, mich, wie ich wünſchte, auszudrücken, vergeblich. In dieſem Zuſtand aber waren dieſe Gedanken mein größter Troſt. Denn ich fand, was ſich nicht ſagen läßt, läßt ſich doch empfinden, und ich bedauerte den, der ſein volles Herz durch Worte entladen kann. Jetzt erwache ich aus dem Taumel meiner Empfindungen, gleich wie aus einem Traum, und kaum kann ich mich überzeugen, daß die Freuden, die ich mir in Ihrer Geſellſchaft zu genießen ſo oft verſprochen hatte, ſchon genoſſen ſind, und daß die Zeit, nach deren Ankunft ich mich ſo ſehr ſehnte, ſchon vorbei iſt. Alſo ſind ſie dahin, auf zu ſchnellen Flügeln dahin, die Stunden, die ich glücklich an Ihrer Seite zubrachte, und nie werden ſie zurückkehren. „Abende, die ihr uns vereint ſaht, nimmer kehrt ihr mir wieder, nimmer!“ Meine jetzige Glückſeligkeit muß in der Erinnerung beſtehen, daß ich einſt neben Ihnen ſaß, daß meine bebende Hand ſich erkühnte, die Ihrige zu drücken, und daß Ihre liebenswürdige Familie mich für würdig hielt, an ihrem häuslichen Vergnügen zu nehmen. Was für einen Eindruck das auf mich gemacht hat, kann ich Ihnen nicht ſagen; das aber kann ich verſichern, daß dieſer Eindruck lange dauern wird, und oft in der Zukunft, wenn der Trennungsſchmerz ein wenig gemildert wird, wird er ein freudiges Gefühl in mein Herz einflößen. Unterdeſſen aber kann ich mit aller meiner Philoſophie das Gefühl nicht ganz unterdrücken, daß ich jetzt entfernt von Ihnen bin, und nach wenigen Tagen von Allen, die ſich in dieſem Theil der Welt um mich bekümmern und die ich ſchätze, mich getrennt ſehen werde. Trennung iſt ja traurig für Alle, die es angeht, aber doppelt für den armen Reiſenden. Sie ſind von Ihren Freunden umgeben, ich aber, meinen unruhigen Gedanken ein Raub, ohne Freunde, ohne ein einziges Geſchöpf, dem ich das geringſte Wort von meinem vollen Herzen vertrauen kann, werde bald ein einſamer Wanderer und öd und allein ſelbſt unter den Menſchen ſein. Doch ich bin nicht ganz von Troſt verlaſſen, Ihre Güte wird auch hier mein Schutzengel werden. Ich habe eine kleine ſchwarze Gefährtin:[1] ſie wird beſtändig meine Geſpielin ſein. Ihr ruhiges heiteres Ausſehen wird manche ſchwermüthige Stunde erleichtern, und in der Betrachtung derſelben werde ich mich belebt fühlen durch einige der reinen Gedanken, die das Urbild beſeelen.

---

[1] Von einem Beſuche in Rudolſtadt um Oſtern.

Am 28. Februar 1804 ließ Frau v. Schiller Knebel durch ſeine Schweſter um „den letzten Brief von Heren“ bitten (Henr. an Knebel Nr. 195). Nach deſſen Empfang ſchrieb ſie folgenden Brief, den Hr. Robert Weigelt in Breslau aus ſeiner Autographenſammlung gütigſt mitgetheilt hat:

---

[1] Wohl die Silhouette von 1784. Bd. I. Titelbild.

Weimar, den 6. März 1804.

Haben Sie herzlichen Dank, werther Freund, für Ihre Bereitwilligkeit meinen Wunſch zu erfüllen. Die Stimme voriger Zeiten iſt auf's neue lebendig in mir geworden durch den Anblick der Handſchrift unſeres Freundes; ich werde ewig ſein Andenken ehren, und da wir von ihm ſelbſt keine Spur haben,[1] ſo müſſen wir uns die Spuren ſeines Geiſtes, ſeines guten reinen Herzens, das er in ſeinen Briefen zeigte, wie in ſeinem Weſen, zueignen, denn es iſt leider das Einzige, was uns von ihm bleibt! Aus ſeinem Brief ſah ich auf's neue, daß er wirklich nach Oſtindien gegangen iſt, worüber ich zweifelhaft war. Ich dachte, er hätte auch ſein Grab auf den trügeriſchen weſtindiſchen Inſeln gefunden, wie der gute Ernſt![2]

Ihre theure Schweſter meinte, ich machte Ihnen eine kleine Freude, wenn ich Ihnen etwas von der Handſchrift der Frau von Staël zeigte, und Sie haben mir ſo eine Freude gemacht, daß ich wohl fühle, ich kann es Ihnen nicht ſo erwiedern, aber nur um meinen guten Willen zu zeigen, will ich den Wunſch der geliebten Freundin erfüllen; ſie ſoll auswählen was ihr am bedeutendſten ſcheint. Sie ſelbſt wird Ihnen ſo viel von der Anweſenheit der Frau von Staël geſagt haben, daß ich Ihnen nichts neues mehr ſagen kann, mir iſt ſie eine der merkwürdigſten Erſcheinungen, ich möchte ſagen, es gibt kein Weſen dieſer Art mehr. Alles was unſre ruhigen deutſchen Naturen an ihrer leichten beweglichen franzöſiſchen Natur zu faſſen vermögen, iſt unendlich ſchätzbar an ihr, aber dann und wann fühlt man doch den Unterſchied der Nationen gewaltſam.

Ihr Gedicht über Herder[3] hat mich ſehr gerührt! Ich weine um ihn in der Stille mit treuem Herzen, denn ſo tief hat mich noch kein Verluſt geſchmerzt. Ich fühle wohl, daß man ſeiner Familie nichts erſetzen kann, aber es ſchmerzt mich auch, daß ich nicht mit ihr weinen konnte. Ich wollte ſie beſuchen, aber wurde nicht angenommen. Ich konnte mich erſt ſpät entſchließen den Platz zu ſehen, wo wir ihn alle verloren; die erſten Zeiten war es mir unmöglich ſein Haus zu betreten!

---

[1] Düntzer gibt an, daß er „durch einen Unglücksfall ſein Leben einbüßte," ich weiß nicht aus welcher Quelle.

[2] v. Imhoff, der im Jahr 1803 auf St. Vincent geſtorben war.

[3] Knebels lit. Nachlaß I. S. 31.

Leben Sie wohl. Schiller ſagt Ihnen viel herzliche Grüße. Sein Wilhelm Tell wird bald auf dem hieſigen Theater, aber leider wohl nur als Geſpenſt erſcheinen. Sie kommen vielleicht bald nach Jena.[1] Es wird uns freuen, Sie in unſrer Nähe zu wiſſen.

Seien Sie herzlich gegrüßt.

L. Schiller.

---

[1] Knebel war in Ilmenau. Knebels lit. Nachlaß II. S. 393.

II.

Caroline von Dacheröden,

verehelichte von Humboldt.

Die Tochter des Erfurter Kammerpräſidenten war ſchon 1785 mit Caroline v. Beulwitz befreundet (lit. Nachlaß II. S. 297) und machte Lottens Bekanntſchaft bei einem Beſuche in Erfurt in der Mitte des November 1788.

Donnerſtag früh, den 17. December (1788).

Dieſe erſten Augenblicke des Tages ſollen meiner theuren Charlotte gewidmet ſein, deren ſanftes Bild ſo lebhaft in meiner Seele geblieben iſt.

Liebe! Es iſt mir ſehr ſüß zu denken, daß ich dir etwas ſein werde; laß in dieſem Gefühl alle Klagen über unſer getrenntes Leben ſich auflöſen. Wohl dem, der fühlt, daß doch eigentlich keine Trennung für die Seelen ſtattfindet, und daß gerade dieſes Abgeriſſene die Sproſſe der Leiter iſt, die zunächſt hinaufreicht zu einem Zuſtand höherer Genußfähigkeit und ungetrübteren Glückes.

Deine Anhänglichkeit an die Natur freut mich. Ihre Betrachtung und die Liebe zu ihr webt immer ſtille Freude in die Seele. Nichts iſt gewöhnlicher als affektierter Geſchmack an ihren Schönheiten und nichts ſeltener als wahre und innige Schätzung ihres Werthes und des Genuſſes, mit dem ſie die Seele überſtrömt.

Den 31. December Abends (1788).

Ich nehme im Ganzen gern die Menſchen wie ſie ſind, wenn ſie ſich nur in ihrer wahren Geſtalt zeigen, mit einem Wort natürlich ſind; aber ich kann mich nicht aus geſellſchaftlicher Gefälligkeit mit ihnen über Dinge vereinigen, die mir nahe am Herzen liegen, und die ſie in einem ganz andern Geſichtspunkt betrachten.

Viele und mitunter auch recht gute Menſchen haben ſo zu ſagen zwei Charaktere; in der Einſamkeit denken ſie ganz anders als ſie nachher in Geſellſchaft über die Gegenſtände ihres Nachdenkens, durch den allgemeinen Ton hingeriſſen, reden. In der Geſellſchaft haben ſie eigentlich gar keinen ſtäten Charakter und keinen Willen. Ich entſchuldige dieſe Schwachheit, aber ich liebe dieſes Schwanken nicht, denn ich finde den Menſchen immer gern ſich und ſeinen Grundſätzen gleich und getreu, und mein Herz kann ſich nur an ſolche heften.

Dienſtag früh, den 31. März (1789).

Es freut mich, daß Evelina[1] dir gefallen, meine Liebe! Ich geſtehe, daß ich auch die engliſchen Romane den meiſten deutſchen vorziehe, die ich kenne. Zwar geht es mir hierinnen auch ziemlich ſo wie dir, meine Lotte. Meine Lektüre iſt gar wenig darin ausgebreitet, und ich danke den vorzüglichen Geſchmack, den ich an anderer Lektüre habe, meinem Freund und Lehrer Becker,[2] dem ich ſo viel danke. O Lotte, wenn wir einmal ſelige Stunden des Zuſammenſeins genießen, will ich dir erzählen, mit welcher Sorgfalt er meine Jugend leitete, wie er auf die Fühlbarkeit meines Herzens und meine Freude an der Natur die ganze Hoffnung meiner Erziehung ſetzte und ſie benutzte, um mir eine andere Richtung zu geben, denn ich war wirklich ein ſehr verdorbenes, kleines Geſchöpf, als B. in unſer Haus kam. Wie er das letztemal hier war, verſprach er bald wieder zu kommen mit ſeiner Frau und mir ſelbſt ſeine Tochter zu bringen, aber noch war er nicht da, und ich fürchte, daß ich wieder abreiſen werde, ohne ihn zu ſehen.

---

[1] Von Miß Burney.

[2] Dem Rath Becker, Verfaſſer des Noth- und Hülfsbüchleins, ſ. Bd. 1. S. 306 ff.

Ich hätte deinen Freund Heron kennen lernen können. Er war vor zwei Jahren im Winter hier, aber Outram war Schuld daran, daß es nicht geſchah, oder vielmehr ſeine Trägheit, weil er mit ihm und ein Paar andern Engländern keine Beſuche machen wollte und es ihnen ſogar widerrieth, von Weimar wieder herüber zu kommen, welches ſie wollten.

Es thut mir weh, daß ich nichts von Fritz Dalberg höre, ſo lange er nun in Italien iſt.

Goethe ſcheint ſich ſehr dahin zurückzuſehnen; ich las das noch vor ein paar Tagen in einem Brief, den er geſchrieben hatte. Ich habe den neuen Theil von Goethes Schriften noch nicht geleſen, ich will ſie aber ſuchen, wie auch das Gedicht von Schiller im letzten Stück des Merkurs.[1]

Lebhaft denke ich mir deine und Linas Freude bei ſeiner Ueberraſchung.[2] Ich wünſchte ſehr ihn zu kennen.

Sonntag Abend, den 31. Mai (1789).

Du kennſt mich noch nicht recht. Mein Herz iſt unbändig in ſeinen Wünſchen und unerſättlich in dem Genuß der Liebe und Freundſchaft. Mit jenem könnte es die Ewigkeit ausfüllen, und dieſem möchte es ihre Dauer geben. Es hat mir viele Mühe gekoſtet, ehe ich es gelehrt habe, ſich in den Gang des gemeinen Lebens zu fügen, das gewöhnlich ſo wenig gibt.

(An Caroline.) ([illegible]), Donnerſtag/Freitag, den 20./21. Auguſt (1789).[3]

— — Es ſchien mir auch, als beginge ich eine Indelikateſſe gegen Schiller.[4] Mein Gott! jeder Moment in euren Armen iſt ſo reich an Wonne; es wäre eine Sünde, wenn ich ein Herz, das dieſe Wonne eben ſo tief fühlt wie ich, um einen einzigen bringen könnte, und ich liebe Sr. wie einen Bruder.

---

[1] Die Künſtler.

[2] Schiller und Lotte S. 277

[3] Nach der Trennung von beiden Schweſtern, mit denen Caroline in Lauchſtädt im Bade geweſen war. Schiller hatte dort am 3. gegen Lotte ſich erklärt.

[4] Caroline hatte ſich erboten, die Kranke zu begleiten.

Ich habe weniger Unterhaltungen mit meinem Vater wie ſonſt, wo ich beſſere Gelegenheiten zum Einleiten unſrer Projekte hatte,[1] weil der Vetter[2] immer gegenwärtig iſt; indeſſen habe ich doch heute angefangen zu präludieren, und mein Lob erweckte Aufmerkſamkeit und einige Fragen, z. B.: „ob ich die Briefe der chère mère an euch ſelber geleſen, ob ſie eine Frau von Geiſt verriethen, und ſie aus ihren Reiſen Nutzen gezogen hätte? ob ihr euch wegen eurer Verhältniſſe gegen ſie oder gegen mich herausgelaſſen hättet?“ u. dergl. mehr. Alles dieſes benutzte ich, wie ihr denken könnt, und meine Antworten gefielen und erweckten eine gute Idee und Bedauern, daß man ſie nicht kenne und ſie euch vermuthlich nie nach Erfurt begleiten würde, wegen des Engagements am Hof.

Donnerſtag, den 27. Auguſt (1789).

Schiller ſchreibt mir, er fürchte, der Himmel habe ihm das Bild unſrer Harmonie nur vorgehalten, um ſeiner Phantaſie ein Ideal zu zeigen, das nie zur Wirklichkeit gedeihen werde, aber ich nähre ſchönere Hoffnungen in meinem Herzen. Mir mein Weſen von dem euren getrennt zu denken, iſt mir unmöglich. Schillers Weſen muß ſich nun, da er einer Sorge entledigt iſt, die es nothwendig einengen mußte, immer ſchöner und ſchöner vor dir entfalten. Sein Brief und die Mühe, die er ſich gibt, mir mein Schickſal, das von jeher Alleinſein und Einſamkeit für mein Herz war, von ſeiner lieblichſten Seite vorzuhalten, hat mich ſehr gerührt.

Mittwoch Abend, den 18. Oktober (1789).

Dein letzter Brief hat mich gefreut und gerührt; es hätte mir ſehr weh gethan, wenn du mir deine Gefühle hätteſt verbergen können. Ich hatte ſchon aus deinen andern Briefen empfunden, daß etwas Disharmoniſches in dir war, daß du nicht eins in dir ſeiſt, und ich wartete nur auf mehr Kräfte und Geſundheit, um dich ſelbſt um eine Erklärung zu bitten.

---

[1] Aus chère mère und dem Vater ein Paar zu machen. Schiller und Lotte S. 378 und 396.

[2] Hr. v. Berg aus Magdeburg, Schweſterſohn des Hrn. v. Dacheröden.

Ich habe in dieſen Tagen viel über euer Verhältniß mit =[1] nachgedacht. — Wenn es dauern ſollte, meine Lotte, und du fühlteſt, daß du die Idee, = liebe L.[2] mehr als dich, nicht als eine kranke Vorſtellung hinwegräumen könnteſt, ſo wäre mein Rath, dich mit = darüber zu erklären.[3] An der heiligen Wahrheit ſeines Herzens kannſt du nicht zweifeln. Es thut mir zwar weh, wenn = aus dem ſchönen Wahn, daß Alles unter euch harmoniſch ſei, geſtört würde, aber dieß ſteht denn doch in keinem Verhältniß mit der dauernden Unruhe deines Herzens, und er erführe nur etwas früher, was man ihm in die Länge doch nicht verbergen könnte.

Meine Geliebte, ich fühle alles Quälende, das durch dieſe Vorſtellung in dein Leben verwebt iſt, und ich kann mir nicht denken, daß die roſigen Tage der Liebe dir ſo blühen ſollten. Es wird vorüber gehen, ſollte ein Mißklang liegen bleiben können in dem harmoniſchen Fortgang der Natur? Suche dein Herz zu erhalten voll dieſes ſeligen Glaubens, daß alles dunkel Scheinende ſich aufhellt, alles Verworrene ſich löst, und du wirſt den rückkehrenden Frieden deiner Seele merken. Es iſt ein Gedanke, werth, in deinem ſchönen Herzen geboren zu ſein, = und L. zuſammen zu verbinden, aber, Lotte, es iſt mir eine wahre Bemerkung im Menſchenleben, daß wir an unſrer reellen Kraft verlieren, wenn wir über das Menſchliche hinaus wollen, und das wäre hier der Fall. Ich glaube, du könnteſt es vollbringen, eben ſo gewiß aber bin ich auch, daß du in dieſer Handlung alle Kräfte deines Weſens erſchöpfteſt, die Kräfte, meine Theure, die dir auf dein ganzes Leben gegeben; du würdeſt dich aufreiben, ohne es dir vielleicht ſelbſt geſtehen zu wollen. Und L. und —, ſie, die dich mit ſo unendlicher Liebe in ihrem Herzen tragen, glaubſt du, daß ſie glücklich ſein könnten durch ſolch ein Opfer? Ach, Lotte, der bloße Gedanke wäre eine Beleidigung für ihr Herz. Nein, meine Geliebte, du kannſt dich nicht meinen Bitten verſchließen, eine andere Vorſtellung der Sache aufzunehmen, da es deine, Linens und —s Ruhe gilt. Was dir die Stein geſagt hat, wundert mich ſehr, daß es ſo tiefen Eindruck auf dich hat machen können, da es dir doch gewiß ſchon eine Erfahrung deines Lebens ſein muß, daß die Meiſten, ſelbſt gute Menſchen, die Empfindungen Anderer nach der Grenze der ihrigen beſtimmen und Alles verdammen, was über dieſe hinausgeht. Sollte dieß vielleicht nicht auch hier der Fall ſein? Lina iſt ein eigenes Weſen, und das ewig unwandelbare, ewig ſtäte Gefühl der Liebe nüanciert ſich ſo verſchieden. Du liebſt — mit allen Kräften deines Weſens, ihre Seele iſt in ihm verſunken, kann es anders ſein? — kann in der ſtillen Anhänglichkeit deines Weſens, in deinem ſanften Hingeben keine Leere fühlen. Lina wird ja auch wahrſcheinlich mit euch leben; ich glaube nicht, daß etwas ſie an der Ausführung dieſes Gedankens hindern könnte, ſie müßte denn glauben, es ſei etwas Drückendes gegen dich darinnen.

---

[1] Schiller. Caroline hatte folgende Chiffreſchrift ausgedacht:

Mama □
Papa △
Heirath !
Schiller — (oder =)
Humboldt D.
Laroche <
Beulwitz —
Projekt ○
Univerſität x

[2] Caroline v. Beulwitz.

[3] Dieß geſchah am 24. (Schiller und Lotte S. 430). Caroline kommt noch öfter auf Lottens Zweifel zurück und hat gewiß weſentlich beigetragen, ſie zu beruhigen.

Montag Abend, den 30. November 1789.

Es iſt mir ein ſüßer Gedanke, daß dieſer Brief dich in W. treffen wird. Der ſchöne Frieden deines Herzens wird wiederkehren, meine Geliebte, und du wirſt ſeine Wonne doppelt empfinden; du wirſt dich nicht allein wieder ruhig, du wirſt dich ſtärker, erhobener fühlen denn zuvor und dich des erweiterten Ausblicks deines Geiſtes freuen. Ach, Lotte, ich hätte gewünſcht, daß die ſüße Harmonie eures Verhältniſſes durch keinen Mißklang unterbrochen worden wäre, aber da es einmal geſchehen, ſo laß mich dich noch einmal bitten, dich mit = zu erklären. Ich weiß aus einer traurigen Erfahrung, welche Hirngeſpinnſte die getrübte Phantaſie ausbrütet, und dein zartes Herz muß nicht mit dieſen Unholden erfüllt ſein. Sei offen, wahr mit deinem Geliebten; ich wollte zwar mein Leben zum Unterpfand geben, daß es ſo iſt, wie ich glaube, daß = eigentlich keine von euch mehr, daß er euch aber verſchieden liebt, doch wünſche ich innig, daß du es aus ſeinem eigenen Munde hörſt. Dieſe Verſchiedenheit liegt in deinem und Linas Weſen und iſt dir wahrſcheinlich erſt jetzt anſchaulich geworden, weil = erſt jetzt ſeine Gefühle zeigen durfte, aber glaube mir, ſie iſt ſo alt wie eure Bekanntſchaft. O Lotte, ich fürchte, du umfaſſeſt ein Ideal, das du nie beſeſſen haſt. Die Männer, ſelbſt die beſten, können nicht lieben wie wir, ihre Seele kann nicht ruhen in einem Gegenſtand, nicht ſich verlieren in Liebe; ſie fühlen noch ihr Weſen, während wir es vergeſſen haben. Es iſt die Erinnerung meiner eigenen Empfindungen, die in mir aufdämmert, ein ſüßer Traum, meine Theure, von dem wir bald erwachen, uns allein, ſelbſt von dem Geliebten unſrer Seele unverſtanden fühlen; vielleicht beſtimmte uns die Natur dieſe zarteſte aller Blüthen der Liebe, um die Leiden aufzuwiegen, die von ihr unzertrennbar ſind. Ach es iſt aber auch nur eine Frühlingsblüthe und bald dahin wie ſie. Lotte, es wird eine Zeit kommen, wo du an meinem Herzen das Bekenntniß ablegen wirſt, daß dieſer Zuſtand nicht dauernd ſein kann, daß du ahneſt, ſein ſchnelles Entfliehen ſei auch von der Hand der liebenden Vorſehung geordnet, dann wird es ruhiger ſein in deiner Seele. Ich bin wehmüthig geſtimmt und heiter; zuweilen iſt's mir, als entfaltete ſich die Zukunft einen Augenblick vor mir, aber dunkle Nacht überſtrömt bald wieder die Ausſicht. Auch dieß iſt gut, meine ſanfte Lotte: wenn wir auch den Punkt ſehen könnten, auf dem wir in einiger Zeit, vielleicht nur in dem kurzen Zwiſchenraum eines Jahres, ſein werden, wir faßten nicht die Wege, die uns hinleiteten. Ach wir gehen ſo ſtolz in den Gedanken unſrer Kräfte, und unſer Verſtand iſt doch ſo eingeſchränkt und begrenzt.

Der D[1] hat mir im Allgemeinen oft von = geſprochen, vorzüglich auch bei Gelegenheit ſeines Briefes, doch hat er nichts über eine Anſtellung in Mainz berührt. Die Verweiſung auf den Kurfürſten[2] iſt bei D. keine Ausflucht: er kann jetzt in der That nichts thun. Mit dem Kurfürſten iſt er geſpannt; außerdem hat er ſich gleich nach ſeiner Wahl zum Geſetz gemacht, dem Kurfürſten nie über etwas zu reden noch zu rathen, wenn er ihn nicht fragt. Durch des Kurfürſten Kreaturen könnte der K. Alles durchſetzen, weil ſie ſich zu glücklich ſchätzen würden, ſich ihm gefällig zu erzeigen; aber dieſer Weg und ſich Leuten verbindlich zu machen, die er in ſeinem Herzen verachtet, iſt unter D—s Würde. Er hat ſich mehr als einmal darüber mit mir unterhalten, und oft ſchloß er damit: „Dieſe Art zu handeln, iſt für mich der einzige Weg, auf dem ich in meiner Lage meine völlige Freiheit erhalte.“ Wer kann ihm das auch abſprechen? Du wirſt unendlich viel in D. finden, dich unendlich über ihn freuen; ſeine frohe Laune iſt auch recht wohlthätig; er kann ſich ſo unſchuldig freuen und hat ein gar eigenes Talent, gar bald das Lächerliche an einer Sache zu finden und herauszukehren.

Sonntag Morgen, den 6. December (1789).

Meine Seele iſt voll herzlicher Freude über deine ſchöne Ruhe, meine Geliebte! O ich ahnete längſt, daß es nur eine vorübergehende trübe Wolke ſein würde, und daß der Frieden doppelt ſüß in dein Herz zurückkehren würde. Nun es ſo iſt, haſt du recht, = nichts über deine vorige Stimmung zu ſagen; es iſt ein ſehr erhebendes Gefühl, viel über ſich ſelbſt vermocht zu haben; unſre Ruhe ſteht um ſo ſicherer, je weniger äußere Stützen wir brauchen. Möge der Himmel ſie dir erhalten, theures Mädchen; o meine Seele iſt auch voll dieſer ſchönen Hoffnung; die Hinſicht auf die Zukunft muß dich erheben, und =s Liebe wird Glück und Freude in jeden Moment deines Lebens verweben. Der Gedanke, =s Lage zu verſchönern, wie viel muß er deinem lieben Herzen ſein!

---

[1] Der Coadjutor v. Dalberg.

[2] In dem Briefe an C. vom 11., Bd. I. S. 172.

Die □ macht mir nicht die mindeſte Beſorgniß; ſie wird ſich gewiß gut geben. □ liebt euch zu ſehr, als daß ihr Glück nicht von dem euren dependent ſein ſollte; ſie wird es in eurer Zufriedenheit finden; es wird ſich Alles gut entwickeln; auch mit — denk' ich. L. muß ſich mit ihm erklären, ehe er zurückkommt, daß er dann keine alte Gewohnheiten mehr findet. Ich finde es auch wegen der □ gar nicht übel, daß ihr vor's erſte in Jena wohnet; ihre Verhältniſſe am Hof würden ihr vielleicht in einer andern Lage druckend ſein. Es gibt Dinge, die uns nichts dünken und Andern viel zu ſchaffen machen können.

Wegen des weiblichen Umgangs haſt du Recht gehabt, = gleich deine Herzensmeinung zu ſagen; es iſt wahrlich nicht Vorurtheil; die meiſten können einem aber doch gar nichts geben, und man ſtößt allerwegens auf ihre kleinen Eitelkeiten, die ſie für alles höhere Gefühl unempfänglich machen.

Dafür möcht' ich nun nicht ſtehen, daß der K. nicht vielleicht dem H. über ≐ geſprochen; er iſt zuweilen ſchrecklich inconſequent. Mich verlangt T. zu ſehen; ich werde dir ſchreiben, was er von = ſagt. Auf die Stein, die, wie L. ſchreibt, den Dienſtag in die Aſſemblée[1] kommt, freue ich mich auch. Sie iſt mir intereſſant durch Alles, was du mir in Lauchſtädt von ihr ſagteſt, und durch ihr inneres Leiden. Ach dieſe Lage muß ſchrecklich ſein; du wirſt ihr viel Troſt geben durch dein Daſein.

Wenn ich nach W. komme, muß ich auch Eroberungen machen; nimm mir nicht Alles im Voraus weg, ich bitte; auf Knebel habe ich ein groß Projekt.

---

[1] Nach Erfurt.

Goethe war lezt hier;[1] ſeinetwegen hat es mir recht leid gethan, daß ich nicht auf der Statthalterei ſein konnte.

Mittwoch, den (9. December) Abend 10 Uhr.

Noch einen Brief, ehe ich dich wieder an mein Herz ſchließe, theure Liebe, und zum Präludium unſrer Plaudereien eine ganze Hiſtorie. Den Sonntag kam der Coadjutor; ich war beim Papa, und dieſer hörte alſo die ganze Unterredung mit an, die ſich damit anhob, daß er dich und Caroline in W. geſehen hätte[2] und mir viele Grüße mitbringe, „das Lottchen ſcheint ſehr ſanft und naiv, und iſt ſehr hübſch gewachſen.“ — Sprachen Sie mit ihr? — „Keine Silbe, aber ſie werden beide bald kommen, machen Sie ja, daß es geſchieht, dann werde ich mich ſchadlos halten.“ — Ich hoffe, künftige Woche. — „Wird = auch kommen?“ Dabei ſah er mich feſt an und lachte. =, erwiederte ich, wird vermuthlich dieſen Winter eine kleine Reiſe hierher machen; Sie ſahen ihn wohl in Jena? — „Ja wohl ſah ich ihn, ich habe ihn gar gern, er hat einen ſo weiten Ausblick der Seele, es iſt ſo viel Geiſt in Allem was er ſagt,“ (hier hielt er inne), und nach einem Augenblick fing er wieder an, und dazu nahm er mich bei der Hand, „und er hat mich recht gedauert. Vergangen Jahr hatte er in ſeinem Collegium fünfhundert Zuhörer und dieſen Winter nur zweiunddreißig.“

Dieß fiel dem Papa auf. Er frug warum? und wie das komme? „Weil, erwiederte der K., = vierzehn Tage zu ſpät nach J. zurückgekommen; die Studenten hatten alle Stunden beſetzt. Er war in R.“ — Hier gingen dem Papa auf einmal die Augen auf; und davon, ſagte er, haſt du dir kein Wort verlauten laſſen? Ich that, als wenn ich von der ganzen Sache nichts verſtünde. „Ei,“ fing der K. wieder an, „ich ſage ja nicht, daß ihn Jemand in R. hielt; er blieb nur vierzehn Tage zu lange dort.“ So ging es wohl eine halbe Stunde lang fort, und endlich ſagte er: „Voyons si vous pourrez vous empêcher d'écrire tout celà à Charlotte, au reste faites tout ce qui vous plaira; quand elle viendra, je tâcherai de me tirer de l'affaire, et je ferai ma paix avec elle.“ — Geſtern nahm er mich auf der Aſſemblée bei Seite: „Je crois, me dit-il, que j'ai fait l'autre jour une grande imprudence en parlant de = et de votre amie devant le papa, mais d'après ce que j'ai entendu j'ai cru que c'était une affaire toute arrangée et connue; qu'elle ne m'en veuille pas au moins etc.“

---

[1] Am 1. December.

[2] am 5. an der Tafel beim Herzog. Schöll, Goethe's Briefe an Frau v. Stein III. S. 316. Lotte an Schiller S. 580.

Ich antwortete auf das Alles unbeſtimmt; du konnſt nun ſagen, was du willſt, wenn du kommſt; denn ſprechen thut er dir darüber. Der △ hat große Augen gemacht. Ich habe nichts geſtanden, aber er hat doch einen Verdacht davon getragen, beſchloß aber doch endlich damit, wenn es dein Glück ſei, wären doch andere Sachen Nebenumſtände. Ich glaube aber, der △ wollte mich nur kirre machen. Aber ſo kluge Leute wie unſer eins überrumpelt man nicht.

Es hat mir Leid gethan, daß ich die Stein ſo wenig ſah;[1] der Sohn wird euch ſchon heute meine Grüße gebracht haben. Die Herdern hat mich ſo freundlich zu ſich gebeten.

Mittwoch Nachmittag, den 13. Januar (1790).

Den ſchönſten Dank, liebe Lollo, für deinen heiteren Brief, der mich gar herzlich lachen gemacht hat.

Die kleine Frau v. Kalb habe ich recht gern. Ich habe viel mit ihr geſprochen;[2] ſie iſt ſo leicht und munter und kann mit ſolch einem fröhlichen Sinn über die Dinge wegſchlüpfen. Das gute Weibchen dachte La Roche noch hier zu finden und konnte es gar nicht begreifen, daß er von Weimar abgereiſt ſei. Sie iſt wirklich ein wenig in ihn verliebt und ſprach ſo recht con amore von ihm.

---

[1] Wohl am 8. in der Aſſemblée.

[2] Die Präſidentin Eleonore v. Kalb, in der Aſſemblée, die jeden Dienſtag ſtattfand.

Das Sternbild[1] und Madame D.[2] ſind beide wieder beſſer. Herr Nicolai hat ſie fleißig beſucht, wobei ich mich ſchrecklich ennuyiert habe. Ach der Coadjutor iſt hier mein einziger Troſt; wo er nicht iſt, gähne ich mich bald zu todt. — Gottlob, daß ich in dieſen Tagen mehr wie gewöhnlich allein geweſen bin. Die Soupers haben ein wenig geruht. Seit ihr fort ſeid,[3] bin ich geſtern zum erſtenmal wieder aus geweſen. Mir war immer ſo wohl und ſo weh; unter den Menſchen wird es mir dann in ſolcher Stimmung ſo unheimlich; den Coadjutor nehme ich aus, der gehört zu uns, den habe ich auch bei mir allein geſehen. Ach vor ihm geht einem das Herz auf, ſo gepreßt es auch ſei. Mein Weſen kann ſich mit ſo vollem Vertrauen in ihm niederlegen.

Liebe! Ich möchte nicht, daß deine Heirath in W. oder J. wäre, auch nicht auf Gleichen ſeinem Gut. In W. drückten die Mama die Menſchen, mit denen du nun durch deinen Aufenthalt in Verbindung gekommen. In J. ſähe ſie auf einmal gar zu ſehr in dein häusliches Leben, und ich fände es auch ſelbſt beſſer, wenn du erſt verheirathet hinkämeſt. In Ezelbach, oder wie das Gut heißt, wäret ihr zu allein. Schlage doch Mama vor, hierher zu kommen; du kannſt ihr dreiſt ſagen, der Coadjutor würde ſich darüber freuen und er halte viel auf =. Ich wollte es dann ſchon einleiten beim △ und auch gewiß ſo artig mit □ umgeben, daß ſie heiter werden ſollte. Man muß doch der □ ſo wenig traurige Momente machen wie möglich. Der Einfluß kleiner äußerer Umſtände iſt oft ſehr groß, beſonders bei Charakteren, wie ich mir den von □ nach euren Beſchreibungen denke.

---

[1] Ihr Bruder.

[2] Die Gouvernante.

[3] Den 5. waren ſie auf der Aſſemblée. Bd. I. S. 161. (S. 163, Z. 9 iſt zu leſen: ſtatt 3. 5. 3. 10. Brief. Beide Schweſtern hatten ihre Freundin nach Erfurt begleitet.

Nimm den Vorſchlag mit der klugen Frau ernſtlich in Ueberlegung.

Hr. v. Knebel muß dich mit aller Innigkeit ſeines Weſens geliebt haben, um ſo lange mit der Stein wegen deiner zu trotzen. Wie du dir da nun wieder im Lichte geſtanden haſt! Welches unſterbliche Verdienſt hätteſt du dir nicht erwerben können, dieſen Kopf aufzuräumen, dieſen Menſchen ſich ſelbſt verſtändlich zu machen. Und welcher Triumph, dieß unbezwungene Herz zu beſiegen!

Donnerſtag Abend (21. Jenner 1790).

Theures liebes Weſen, mein Blick ruht gern auf deiner Zukunft, gern auf dem Gang, den das Schickſal genommen, dich dahin zu leiten. Einzig ſchön iſt das Verhältniß unter euch, je ſchöner, je freier und erhobener es über alles Leidenſchaftliche iſt. Neue himmliſche Blüthen wird Schillers Geiſt in dem Odem der Liebe treiben. Caroline wird dir geſagt haben, wie beſtimmt mir der Coadjutor über == geſprochen hat. Die Hoffnung, nach ⊥[1] zu kommen, hat bei dieſen Umſtänden für euch die größte Wahrſcheinlichkeit. Ich ruhe gern auf dieſer Zukunft, denn ich denke mit Gottes Hülfe und bei Dalbergs vortheilhaften Geſinnungen für mich und D. auch noch hinzukommen. D. tritt zwar nicht in das Departement der auswärtigen Affairen, denn das führt zu einem zu unſtäten Leben, bei dem man beſonders mit einer Frau ſein Vermögen obendrein zuſetzt, aber er ſoll ſich außer dem Juſtizminiſter, unter dem er ſtehen wird, auch dem Miniſter v. Herzberg bekannt machen, damit bei einer Regierungsveränderung in ⊥ ſich unſer Projekt realiſieren laſſe, denn Herzberg theilt die Geſandtſchaften aus. Ich habe eine unglaubliche Freude daran, daß Dalberg der iſt, um den ſich alle unſere Vereinigungsplane herum drehen. In ein paar Jahren wird das Verhältniß zwiſchen ⌣ und Carolinen auch klarer werden, die Situation der □ hoffentlich ungebunden durch die Heirathen der Prinzeſſinnen ſein. Ich könnte die gute Seele nicht verlaſſen wiſſen, es ſchmerzte mich; ob ich gleich mit auf den Tod aller △s und □s getrunken habe, ſo bin ich doch nicht ſo ſchlimm, quand on est avec les loups il faut hurler comme eux. <, der iſt ein einzelner Menſch und kann gewiß immer viel mit uns leben. Deine Heirath fängt an hier public zu werden.[1] Circe hat darnach gefragt und verſchiedene Profeſſoren. Circe ſpricht aber mit allem Reſpekt davon, weil ſie vermuthlich ein Vögelchen beim K. hat ſingen hören. Letztens, wie Goethe da war, ſagte ſie zu mir und dem K.: „Je me fais une grande fête de la connaissance de S., malgré que G. soit bien remarquable, j'ai une plus grande idée du génie de l'autre.“

---

[1] Mainz

Weil ich nun durchaus nicht leiden kann, wenn die Menſchen ſich immer nachplappern, ſo trumpfte ich ſie auch recht ab und ſagte ihr, S. wäre gar kein grand parleur, und ſie ſollte gar nicht ſo auf das Hören rechnen. Du mußt wiſſen, daß ſie mich und den K. belauſcht hatte, wo er ſich bei mir erkundigte, ob S. bald herkommen würde, und ſie ſpricht ſo viel davon und admiriert jetzt ſo ſeine Gedichte, weil ſie zu den kleinen Soupers gebeten ſein will, die ihr Geiſt bei dieſer Gelegenheit im Voraus ahnet. Ach es iſt doch recht erbärmliches Gut, das ganze Pack hier! Von Dresden ſchreibt mir die zweite Fl. Burgsdorf: „Est-il donc vrai que votre amie Mlle. de L. épouse le célèbre S.?“

Der K. ſagte mir noch vorgeſtern: „Ich habe lange keine größere Freude über Heirathen gehabt, als über die Ihre mit H., weil er mir ein ſo ausgezeichneter junger Mann zu ſein ſcheint und Sie nur mit wenigen Männern glücklich leben können, und über die von Lottchen mit S., einmal wegen des Siegs über das Vorurtheil und dann, weil S. ſo merkwürdig iſt, und Ihre Freundin gewiß mit ihm glücklich ſein wird. Ja, theure Liebe, das wirſt du auch ſein. Immer feſter wird dieſe ſüße Gewißheit meinem Herzen, an das ewig deine Ruhe und dein Glück gebunden iſt, muß es werden, je klarer mir Ss. Weſen wird, in dem man immer etwas Schöneres entdeckt. Süße Liebe! laß mich dir eins ſagen, eine Aehnlichkeit, die, wenn mich nicht Alles trügt, in unſern Verbindungen ſtatthaben wird. Du wirſt es früher erfahren, da du eher in dieß Verhältniß kommſt, ob ich Recht habe. = wird dich zuweilen, vielleicht oft ignorieren, bei D. wird es mir eben ſo gehen. Laß dich das ja nicht irren, laß es dich nicht trüben, oder gegen ihn merken. Die Männer verſtehen das oft unrecht und meinen, wir verfielen gegen ſie in einen fordernden Ton; durch ſeine bloße Ahnung kann man drückend werden, und wie könnte man das dem geliebten Gegenſtande ſein wollen?

---

[1] Daraus Lotte an Schiller. Bd. I. S. 184 f.

Es thut mir gar Leid, daß ich bei der Hochzeit wohl ſchwerlich werde gegenwärtig ſein. Ach wenn ſie hier hätte ſein können! Dem K. hätte es einen eigenen Spaß gemacht. Die närriſchen Briefe aus R. möchte ich wohl leſen (Bd. I, S. 207). S. muß ſich mit mir tröſten, daß ihn die alten Fräulein in R. einen Sterngucker genannt haben. D. hat auch auf ſeiner Reiſe einen Menſchen begegnet, einen Major v. Buſch (derſelbe, mit dem Bode in Paris war), der von mir geſprochen und geſagt hat, er kenne mich nicht, könne mich aber nicht leiden, weil ich nach den Sternen guckte und empfindſame Briefe ſchriebe — iſt das nicht drollig?

Weißt du das große Geheimniß von < mit der gelehrten Frau v. Kalb? Sie hat geſagt, der Grund von meinem Charakter ſchiene ihr jovialiſch zu ſeyn; es läge aber auch ein Zug von Ernſt und Schwermuth in mir, der meinen Umgang gar intereſſant machen müſſe.

Zuſammen gefahren iſt ſie, als ſie den Mann im Vorzimmer gehört hat.

Den 22. Februar 1790,[1] Abends gegen 5 Uhr.

Mein Herz iſt bei dir, theure Geliebte, und in ihm ein Bedürfniß, ſich gegen dich auszuſprechen. Still erhob ſich meine Seele zu der ewigen, allwaltenden Güte über uns in dieſen Stunden, wo dir, meine Lotte, ein neues, ſchöneres Daſein aufgeht. Ach, ich hätte viel darum gegeben, mit dir ſein zu können, obſchon ich dir hier auch nicht ferne war und du gewiß die Nähe meines Herzens empfunden haſt.

---

[1] In der Stunde von Lottens Trauung, die ſie in den folgenden Zeilen ihres Tagebuchs beſchreibt: „An einem Montag, den 22. Februar 1790,

Liebſte, ſeit du fort biſt, bin ich ſo wehmüthig geſtimmt, jedoch iſt es ſtill und heiter in meiner Seele, wie konnte es auch anders?

Sehr freundlich entfaltet ſich deine Zukunft vor mir, und mein Herz iſt voll ſüßer, ſeliger Ahnung über Alles, was uns noch ein düſterer Schleier verhüllt. Die paar Jahre, die Caroline und ich noch unſerm Schickſal opfern müſſen, werden ſchneller verfließen, wenn ein heiterer, ruhiger Sinn uns eigen bleibt. O ich könnte, ſo ſehr ich auch in Wilhelm lebe, jetzt nicht freudig von hier weggehen; eine weitere Entfernung von Carolinen vermöchte ich nicht zu tragen, bis ihre Lage entſchiedener iſt. Auch das wird freundlich ſich auflöſen. O Lottchen, wie ſo gerne und ſo oft ruht mein Geiſt auf unſrer Zukunft; einzig ſchön wird unſer vereintes Leben ſein, in immer neuen Gefühlen, in ewig reger Jugend und Grazie wird es vorbeifließen, und wie viel neue Vorſtellungen und Gefühle muß es uns nicht verſchaffen, dieß ſüße Zuſammenſein, die Ueberzeugung deſſen, was wir einer dem andern ſind — eine reiche, entzückende Melodie, eine unerſchöpfliche Quelle reiner Freuden.

Oft, ich geſtehe es dir, kehre ich von dieſen ſüßen Ideen mit

wurden wir in Wenigen-Jena vom Diakonus Schmidt getraut. — Schiller kam einige Tage vorher nach Erfurt, wo ich und Caroline war, uns abzuholen, wir kamen Sontag Abend nach Jena, wo wir bei Frln. Seegner abſtiegen. Den Montag früh fuhren wir drei zuſammen nach Kahla, wo wir meine Mutter abholten. Es war ein Frühlingstag wie heute, 1806, wo ich dieſes mit Schmerzen niederſchreibe! Von Kahla fuhren wir gegen 2 Uhr ab und kamen um 5 Uhr ganz in der Stille in Wenigen-Jena an, ſtiegen an der Kirche aus. Niemand war bei der Trauung zugegen als meine Mutter und Caroline. Den Abend brachten wir ſtill und ruhig mit einander in Geſprächen zu beim Thee. So verging der Tag, der ſo viele Freuden in ſeinem Gefolge hatte und ſo viele Schmerzen.

Jeglichen Menſchen erwartet ſein Tag:
Auch meiner wird kommen!“

einer bittern Wehmuth zurück. Ich ſage mir dann: es iſt zu viel; dieſe reine, dieſe höchſte Blüthe des Lebens erreicht man nicht hier; nach ihr geſtrebt, eine ſelige Hoffnung der Erfüllung in flüchtigen Momenten aufgefaßt zu haben, iſt vielleicht ſchon das höchſte Glück. Vergib, wenn ich dich wehmüthig mache in Augenblicken, wo deine Seele nur der Freude offen ſein ſollte. Kann ich je anders ſein, als es in mir iſt? immer war dieß in meinem Weſen eine ſüße, unbeſchreibliche Wehmuth, grenzte zunächſt an meine höchſten Freuden, nicht bloß in ihrer Rückerinnerung, nein, auch oft in dem Moment des Genuſſes.

Abends 10 Uhr.

So ein freundlicher Himmel und eine ſo milde Frühlingsluft. Ich ſtand lange am Fenſter und dachte an dich, an Schiller und Caroline. Ach, wann wäre der Augenblick in dem ihr meiner Seele fern wäret. Es ſchmerzt mich, daß ihr nicht allein ſeid; der Familienennuy wird groß ſein, chère mère euch fremder geworden ſein, weil ihr ſie lange nicht geſehen habt und der Hofſchnack auf Weſen, wie ich mir chère mère denke, Einfluß hat.[1] Bleibt ſie lange? Schreib bald, meine theure Lotte, es geht kein Wort deines lieben Herzens dem meinen verloren. Der Goldſchatz grüßt freundlich. Ach, was finge ich hier an ohne dieſen Goldſchatz. Lebe wohl, herzlich, innigſt wohl! Denk an

deine

Caroline.

Den 15. April 1790.

Das Bild[2] verdient wohl, daß du es ſo liebſt. Es iſt gar zu ſchön, ſo viel Geiſt und Kraft darinnen. Der G. S. hat darüber gelacht, daß du wünſcheſt, wir möchten auch ſo ſchöne Schwingen haben; er meinte, dann wäre es gar aus, malheur aux pauvres maris — nun, es möchte auch hin und wieder eine hübſche Zucht geben.

---

[1] Am 15. April ſchreibt Caroline: „Ich bin der Mama wirklich gut, weil ſie ſo weich und verſtändig iſt.“

[2] Hymen, von Dalberg gemalt und S. geſchenkt. Das Bild iſt im Beſitze von Emilie v. Gleichen und nichts weniger als ſchön, ebenſo ein anderes, welches das menſchliche Leben darſtellt und von Caroline am 9. Juli 1790 enthuſiaſtiſch gelobt wird.

Predige mir nur immer die Geduld, mein Kind: ein Jahr iſt noch eine gar lange Zeit, und ich brauche ſie mehr als du glaubſt. Mein Wilhelm ſchmerzt mich, wenn ich ihn ſo allein denke; ſeine Lage iſt freudenloſer noch als meine, weil er immer ſo aus ſich herausgezogen wird und weniger den Geſtalten ſeines Herzens leben kann als ich. Ach nur ein ſtiller Sinn möge mir bleiben, dann wird alles Andere auch gut gehen, und die Zeit ſchleicht unbemerkt fort.

(Wilhelm v. Humboldt.) (Erfurt), den 18. Mai 1790.

Dein lieber froher Brief hat mir ſehr viel Freude gemacht. Wir ſahen es ja alle ſchon in Weimar voraus, wie glücklich du und Schiller mit einander ſein würdet; o! und wie oft hat mein Herz dich ſtill geſegnet, wenn ich dich in ſeinen Armen ſah! Ich lebte nur wenige Tage allein mit deinem trefflichen S., aber dieſe Tage ſchon ſagten mir, was ein Weib an ihm beſitzen müßte. Dieß feine und tiefe Gefühl, dieſe Reinheit und Grazie der Seele, dieß innere, jugendlich idealiſche Leben ſeiner Phantaſie, deſſen zarte, leicht verletzliche Blüthe trotz aller Stürme unverſehrt geblieben iſt, womit das wirkliche äußere Leben ſo oft unſer inneres Sein zerſtört, dieſen Sinn, alles Schöne jeglicher Art aufzufaſſen, auf mannigfaltige Weiſe zu verknüpfen und nachzubilden, dieſe wundervolle Gabe, es darzuſtellen — wo fändeſt du das wieder, liebe Lotte, bei welchem Mann? Und daß du ihn nun jetzt unaufhörlich um dich erblickſt in allen Geſtalten ſeines ſchönen Weſens. Fühlteſt du auch nicht dieſe Liebe für ihn, die dich jetzt ſo ſehr beſeligt, dennoch müßteſt du ſchon glücklich ſein. Als ich dich verließ, war freilich die Zukunft noch ungewiſſer, und das engt unſer Herz ſo ein. Ich fühle das noch jetzt, obgleich Alles ſich auch mit Lina und mir jetzt ſchön zu löſen ſcheint. Dieſe gedruckte Trübheit bemerkte ich damals auch oft an dir; aber kalt ſchienſt du mir nie, ich fühlte es ſehr lebhaft, daß dieſe Bangigkeit deines Gefühls, das Zurückgezogene, Gehaltene darin gerade aus der Innigkeit deiner Empfindung entſprang. Auch ich war damals durch ſo Manches gebunden. Ach es gehört mehr Stärke dazu, den Gedanken, geliebt zu werden, in ſeiner ganzen Wonne zu faſſen, als uns oft das Schickſal erlaubt. Jetzt, da uns beiden freier und wohler ums Herz iſt, jetzt laß uns einander ſein, was wir ſein können, ſein werden. Willſt du mir jetzt deine Liebe, dein Vertrauen ſchenken, o! ſo glaube mir, liebe theure Lotte, daß mein Herz Gefühle zu erwiedern verſteht, durch die es ſo glücklich wird, und jedesmal, da du mir etwas von dir, von S. und von eurem Leben zuſammen erzählſt, wird dich gewiß der Gedanke belohnen, daß du mir eine recht frohe Stunde dadurch machteſt. Denn das, weiß ich, iſt deinem guten, ſanften, liebenden Herzen ein ſüßer Lohn. Von dieſer Güte in dir zeugt mir das Erſte, was du mir in Rudolſtadt ſagteſt — du ſprachſt ſo wenig dasmal — du haſt es gewiß lang vergeſſen, es war auch an ſich nicht ſo bedeutend, aber der Ton war ſo innig und herzlich, daß er mir noch vorſchwebt. Es war in eurer Eßſtube den Abend nach Tiſche am Fenſter; es war die Rede davon, ob du wohl, um einem zu helfen, in der ſtrengen Kälte nach Erfurt zu Fuß gehen wollteſt, und da wir dir ſagten, du hielteſt es nicht aus, da ſagteſt du mit dem Ton, den ich noch höre: „Ich verſuchte es doch.“ Verzeih meine homeriſche Geſchwätzigkeit, mit der ich dir vergangene Geſpräche erzähle; aber meine Seele hängt ſo ſehr an dieſen ſüßen Erinnerungen. Wann werden ſie mir wieder Gegenwart ſein? Doch vielleicht bald, gute Lotte; Lina wird dir ſchon geſchrieben haben, daß ihr Vater in unſere früheren Heirathsplane zu willigen ſcheint. Iſt das wirklich, und leb' ich ſchon den Winter in Halberſtadt, ſo beſuch' ich euch — aber nein, das geht nicht an, ich kann Lina doch nicht verlaſſen, nicht wahr? alſo ihr kommt nach Erfurt und Caroline auch, und bringt den époux mit, um alle die zu entretenieren, mit denen wir nicht ſprechen wollen.

Apropos! Was ſagſt du denn zu Papas Vernunft und zu meiner Mama? Die müßten ſich, dächt' ich, ſelbſt über die plötzliche Metamorphoſe wundern.

Wohl haſt du recht, zu fragen, wo ich Geduld hernahm mit Campe[1] zu reiſen. Deſto beſſer trifft's jetzt mein Bruder; er iſt mit Forſter aus Mainz in England. Er iſt geſund und ſehr vergnügt. Karl iſt wieder in Halle. So ſind wir alle zerſtreut. Aber bald, denke ich, führt uns ein günſtiges Schickſal wieder zuſammen.

Caroline iſt ja wohl wieder allein in Rudolſtadt. Das arme liebe Geſchöpf. Auch dich hat ſie nun nicht mehr. Grüß ſie tauſendmal von mir; ich ſchreib ihr recht bald. Deinen lieben guten S. umarme herzlich in meinem Namen.

Und nun lebe wohl, theure beſte Lotte. Genieße die Freude, die deine häusliche Lage dir gibt und gedenke recht oft deines W. Schreibſt mir doch auch bald einmal wieder?

Sonnabend, den 9. (Oktober 1790).
(Nach Rudolſtadt, wohin S. nachkam).

Dank, liebſtes Kind, für deinen Brief. Es gibt mir viel Freude, dich ſo glücklich zu wiſſen. Ach es konnte nicht anders ſeyn, du mußteſt es werden in S. Liebe, in dem Reichthum ſeines Weſens. Ja, wir Frauen haben nur dieſes einzige Glück, das Gefühl unſeres Daſeins blüht uns allein auf in Liebe, und ohne dieß rege Gefühl was iſt das Leben? Meine Seele iſt wieder ſtill, aber ſo wund, ſo zerriſſen. Laß mich, ſüße Liebe, oft umſchwebt ſein von deinem Geiſt; der Gedanke iſt mir ſo wohlthätig, hier wo Alles um mich ſchweigt, das Andenken entfernter Lieben um mich zu ahnen. In lichten Momenten meint meine Seele einen Laut von ihnen zu vernehmen, und neu geſtärkt fühlt ſie ſich in ihren innerſten Kräften.

---

[1] Im Sommer 1789 nach Paris.

Sie iſt ſo ſüß und lieb die Ausſicht, dich Weihnachten zu ſehen; Karl wird dann wohl auch hier ſein. Laß mich von dem ſchönen Feſt hören, das du dir ausgedacht haſt, daß ich mich im Voraus daran ergötze!

Jetzt ſind ein paar Frl. v. Arnim aus Dresden hier, die ſich viel zu gut thun auf =s Bekanntſchaft, und die eine hat zu Dominicus geſagt, ſie ſtünde noch in Korreſpondenz mit ihm, und es wäre ein einziger Mann an Geiſt und Liebenswürdigkeit. Ich kann mirs aber nicht denken, daß S. etwas ſollte aus ihnen gemacht haben, als was man ſonſt aus Mädchen von einer gewiſſen Klaſſe macht, car elles sont très-sujettes à caution. Alexander, der in Hamburg iſt, hat geſchrieben: „Ich logiere beim Profeſſor Büſch, deſſen Frau $5\frac{1}{2}$ Fuß hoch und $3\frac{1}{2}$ Fuß breit und ſehr verſtändig iſt.“

— — Meine Hände ſind ſo verdorben. Nun aber ſollen ſie auch recht ſchön werden. Wilhelm hat eine Freude an ſchönen Händen, und dann hat er mir auch ein paar gar ſchöne Armbänder geſchenkt. Es ſind ſieben goldene Kettchen. Sie werden dir gewiß gefallen.

Freitag Abends (15. Oktober).

Ich habe die Arnims nicht ſelber geſehen, aber wenn ich mir Alles zuſammen nehme, ſo iſts gewiß la belle en question. Sie ſind in D. auf einen gewiſſen Ton bekannt, und es hat mir noch kürzlich Jemand daher geſagt, daß die Mama ſie zu dieſer löblichen Lebensart einweiht.

Mit den beiden Mädchen, die hier ſind, hat es folgende Bewandtniß. Sie ſind mit einem Grafen — wenigſtens hat er ſich dafür ausgegeben — hergekommen, der die Jüngſte heirathen will, und indeß er nach Frankfurt gegangen, ſind ſie hier im Kloſter. Die ſogenannte Braut kenne ich recht gut, ſie kann kaum achtzehn Jahre alt ſein und iſt erſt vor ein paar Jahren aus dem hieſigen Kloſter gekommen, in dem ſie erzogen worden iſt. Sonſt kam ſie zuweilen zu mir, aber jetzt hat ſich keine ſehen laſſen. Das alte Schätzchen von S. kenne ich wahrſcheinlich auch, aber ſie ſchwebt mir nur dunkel vor. Es können dreizehn bis vierzehn Jahre ſein, daß ſie mit einer älteren Schweſter auch hier im Kloſter erzogen wurde. Sie kann etwas älter wie wir ſein, aber nicht viel, und ich höre es ſei dieſelbe, die nun wieder da iſt.

Die alte Mama iſt zum Todtlachen mit ihrem Putz; ſtell' dir vor, ſie iſt Gouvernante der Hofdamen in Dresden, d. h. ſie muß mit ihnen ausfahren, wenn ſie ins Schauſpiel oder ſonſt zu einem Beſuch in die Stadt wollen. Eine hübſche garde-dame. Vielleicht bekomme ich ſie doch wo einmal zu ſehen, dann will ich ſie ſchon auf S. bringen und dir davon ſchreiben.[1] S. muß uns doch einmal von den närriſchen Auftritten erzählen; ich denke, es muß recht komiſch geweſen ſein.

Donnerstag Morgen, den 9. December (1790).

Lili[2] kommt den 20., du freilich um elf Tage ſpäter. Den G. S. ſchmerzt es wie mich, daß Sch. ſich nicht früher losreißen kann von ſeinen Geſchäften; aber wir nehmen auch die wenigen Tage mit ſo innigem Dank. Ich fühle recht oft jetzt in dem G. S. das Bedürfniß, ein Weſen um ſich zu haben, das das ſeine in allen Geſtalten faſſe. Er gab mir geſtern einen Brief von deinem S. zu leſen; ich leugne nicht, daß es auch mein Wunſch war, ihn ganz der poetiſchen Laufbahn gewidmet zu ſehen. Die Natur heiligte ihn dazu. Eins thut mir aber doch weh. S. ſprach einmal von Biographieen der größten Männer des Alterthums, mit denen er ſich trüge.[3] Dieſe hätte ich noch von ihm gewünſcht, denn wie mit der Gedanke daran vorſchwebt, kann Niemand ſie ſchreiben wie er.

---

[1] Es iſt Schade, daß dieß nicht geſchehen iſt, da über Schillers Liebe zu Frl. v. Arnim in Dresden (1786—1787) noch immer ein gewiſſes Dunkel ſchwebt. Nach Hoffmeiſter II. S. 56 und Palleske II. S. 40 war ſeine frühere Geliebte die ſpätere Gräfin von Kunheim. Ob die jüngere Schweſter ihren Grafen geheirathet hat, weiß ich nicht.

[2] Caroline v. B.

[3] An Körner II. S. 213, 221.

An den Dienſt iſt Bill gar nicht attachiert; du wirſt ſehr entſcheidende und ſchöne Stellen darüber in ſeinen Briefen leſen. Er bleibt auf keinen Fall ſehr lange, und wenn der alte △ in Mainz ſtirbt und ihr verſammelt euch dort auf den goldenen Thronen, ſo ſoll es gewiß an uns nicht fehlen, auch wenn der Plan mit dem Geſandtſchaftspoſten ſcheiterte. Bill hat das Reiſen mit mir ſehr im Sinn; wir ſind dann wohl zuweilen abweſend, aber kommen immer wieder dahin wo ihr ſeid, und ihr ſeid ja bei dem G. S. Eine Ewigkeit kanns ja der alte △ auch nicht mehr machen.

Donnerſtag, den 16. December (1790).

Nur ein Wort, meine gute, liebe Lollo, denn ich mag meine Seele nicht feſthalten; ſie entflieht mir in Erinnerungen der Vergangenheit. Weißt du, was das heute für ein Tag iſt? Vor einem Jahre waret ihr hier, du und Lili, und Wilhelm kam mit ſeinem Bruder und brachte euch den Mittag zu uns. Ach wie mir wird, wenn ich an das Alles denke, und noch dazu ſind wir dieſen Abend zu dem Herrn von Belmont gebeten, wo wir auch vergangenes Jahr waren, wo Bill mir zuerſt von unſrer Verbindung ſprach. Ob ich es aushalten werde! O Lollo, daß ich ruhte an deinem Herzen oder an dem unſrer Lili. Es iſt zu bang ſo allein zu ſein. Doch bald — o wie ich nur an der Ausſicht hänge und die Tage zähle; du mußt es fühlen: dich ſeh ich ſo gar lang nicht und Sch. Nein, meine Holde, es darf keine ſo lange Zeit mehr hingehen, ohne daß wir uns ſehen. Künftigen Montag kommt Lili, ob mit dem Urſus, werde ich erſt heute Abend erfahren. Sie logiert bei mir, da er doch auf keinen Fall länger als einen Tag bleibt. Wenn du dann kommſt, wandern wir am frühen Morgen in den Gaſthof, oder du kommſt mit Sch. in Lilis Zimmer zum Frühſtück. Ach es werden einzige Tage ſein. In euren Armen wird mir die Seele wieder aufblühen im regen Lebensmuth.

Sonntag Nachmittag gegen 3 Uhr,
den 16. Januar (1791).

Ich freue mich, meine Liebe, dich nun wieder in Jena zu denken, denn da an der Seite deines S. biſt du doch am glücklichſten, und ſo denkt dich mein Herz ſo gern.

Lill' reiſte den Freitag Morgen ab. Ich kann vor künftigen Dienſtag Abend keine Briefe von ihr haben, und mich verlangt doch ſo herzlich darnach. Den G. S. ſah ich nicht ſeit ihrer Abreiſe; heute Abend bin ich aber bei ihm. Ich bin ſehr begierig, wie er ſein, und ob er mir über Manches ſprechen wird.

Montag Morgen.

Ach, meine Lolle, noch ein Wort. Hr. v. Belmont brachte geſtern von Weimar die Nachricht mit, Sch. ſei an einem hitzigen Bruſtfieber krank und du durch einen Expreſſen geholt worden.[1] Der alte Stein habe es ihm geſagt. O Gott, Lottchen, wie uns ward, dem G. S. und mir!

Wir ſchweben in der peinlichſten Ungewißheit. Ach, daß ich zu dir könnte, mein Holdes, all deine Sorge um ihn zu theilen Heute ſoll Belmont von Weimar Nachricht ſchicken, und der G. S. will ſich dann ſelbſt erkundigen laſſen. Aber all das währt noch ſo lang. Ich bitte innigſt, wie man bitten kann, um ein Wort.

Mittwoch Abend, den 9 März (1791).

Herzlich grüßt euch der Sch. Er freut ſich ſo innig des Aprils und der Hoffnung lang mit Sch. zu ſein. — Hier auch die Zeitungen; wir danken ſchön. Der Sch. findet die Recenſion[2] ein wenig zu ſtreng. Er ſagt, man könne für die Art Poeſie, wie Lieder ſeien, kein allgeltendes Ideal aufſtellen, weil ſie Produkte des momentanen Gefühls wären und auf weiter nichts Anſpruch machen dürften.

---

[1] Bd. 1. S. 229.
[2] Ueber Bürger.

Aber hingeriſſen war er von dem Geiſt, der in dieſem Aufſatze herrſcht, von der Fülle von Ideen. Was mich am meiſten rührte, iſt das wunderſchöne Bild, das man von deines S. eigenem inneren Sein daraus nehmen kann. Man empfindet, wie er nur in den Geſtalten des Höchſten und Schönſten zu leben vermag, wie das ſeinem Geiſte einzige Nahrung iſt.

Sonnabend, Abend 10 Uhr, den 13. März (1791).

Mich verlangt Carolinen zu ſehen, ich ahne aus ihren Briefen die Stimmung, in der ſie iſt. Dalberg und ſie müßten ſich viel werden, wenn ſich ihre Herzen gegen einander erſchlöſſen, wie könnte es anders — — Er war heut Abend bei mir, ſo mild und freundlich; es iſt oft eine Trauer in ſeinem Weſen, aber ſein Herz erſchließt ſich in dieſer Stimmung noch inniger. Er fand mich allein, es war mir lieb mich einmal mit ihm ausſprechen zu können. Euer Andenken iſt uns nie in ſolchen Momenten fern.

Ich muß dir etwas vom Herzog von Weimar ſchreiben. Er iſt durch ein Dorf eine Stunde von Burgörner gekommen, wo Papa ein Gut hat. Beim Pferdewechſeln hat er gefragt, wem das Gut gehöre, und als er unſere Namen gehört, hat er geſagt: „Iſt es denn hier auch ſchon bekannt, daß die Frl. den Hrn. v. H. heirathet? Die Heirath iſt bei mir zu Stande gekommen.“ △ hat ſich recht darüber geärgert, denn er kann durchaus nicht leiden, wenn von meiner Verbindung mit Wilhelm geſprochen wird, und er ſagte ganz ſpitzig, das wären die ſchönen Früchte von unſrer Entrevue in Weimar. Iſt das nicht recht albern?

Mittwoch Abend, den 30. März (1791).

Von Lili höre ich, daß du mit Schiller künftigen Sonnabend nach R. gehſt, und deſſen freue ich mich herzlich. Es iſt euch doch beſſer, wenn ihr zuſammen ſeid, und vorzüglich Lili'n, deren einſames Sein in K. mir immer ſo weh thut. Lili ſchreibt mir auch, vielleicht käme ſie mit dir auf ein paar Tage her, während Will hier iſt. Ach, das wäre gar ſchön, und gewiß würde es wohlthätig auf Lili wirken, wenn ſie den G. S. einmal wieder ſähe. Nach dem Briefe, den ſie vor ihrer Abreiſe ihm geſchrieben hatte, muß es zur Sprache unter ihnen kommen, wenn ſie ſich allein und ungeſtört ſehen, und nur das kann wohlthätig auf Lili wirken, wenn ſie ihr ganzes Weſen, ihr innerſtes Leben und Weben von dem G. S. verſtanden und gefaßt fühlt. Eigentlich ſehen ſie ſich doch noch wenig und ſprechen ſich noch weniger. Daß es anders werden muß unter ihnen, fühl' ich ſo tief, fühl' es ſo wahr, wie mein eigenes Leben, wenn Lili nicht im Druck dieſer verworrenen Verhältniſſe zu Grunde gehen ſoll. Ach, Lottchen, das trägt nicht lang ein weibliches Herz. Der Sch. ſprach mir nie mit einem Wort beſtimmt über Lili's Brief oder ihre Empfindungen, ſchwieg, ſeit er ſie zum letztenmale ſah, ganz von den ſeinen. Aber ich fühlte oft, daß er errieth, ich wiſſe Alles, und daß ſeine Reden darum ſo und ſo gewendet waren. Es iſt ein einziges Weſen an Kraft und Schönheit und Grazie der Empfindung — doch das fühlſt du wie ich. Was aus dem Verhältniß zwiſchen ihm und Lili werden wird? wenn ſie ſich nahe leben, ein ſehr ſchönes. Er wird ihr hohes, reines Weſen immer inniger empfinden, ſie wird ſeine liebſte, in einem gewiſſen Sinne, ſeine einzige Freundin werden, und Lili? Ach Lotte! haben wir denn ein anderes Daſein als unſer ganzes Weſen in einen Mann zu legen, vermiſſen wir auch noch etwas, wenn wir ſeine Schönheit, den Reichthum und die Hoheit ſeines Geiſtes empfinden? Lili wird glücklich ſein, wenn ſie ihn ſieht, wenn ſie frei vor ihm exiſtieren darf und die zarten Blüthen einer einzigen Liebe pflegt. Dieſe Liebe, meine Charlotte, wird ihr ganzes Daſein ausfüllen, Alles was ſie werden, Alles was ſie Andern geben wird, wird ſie werden und geben durch ſie —

Du haſt gewünſcht, ich ſollte dir ſagen, was ich über dieß

Verhältniß denke. Sieh, Liebe, das hab ich gethan, ach und ich könnte nichts zurück nehmen; denn es iſt ſo meine innige Ueberzeugung, wahr wie das — das tiefſte Gefühl meiner Liebe. Vergeben kann Lili in den ſchmerzlichen Empfindungen des Sehnens der Ungewißheit, aber mildern kann nichts die Glut ihrer Seele. Laß uns hoffen, daß es ſich ſchöner löſen wird — ach nur vor einem iſt mir bang. Es ſind Briefe da, daß der Fürſt von Conſtanz ſo ſchlecht iſt, und daß man faſt täglich ſeinen Tod erwartet. Sage das Lili nicht; was geſchehen ſoll, ſteht nicht zu ändern, und dieſe neue Unruhe wäre ihr gewiß ſehr quälend, denn der Sch. müßte ſicher bald fort. Sollte es geſchehen, ſo ſchicke ich dir gleich einen Boten nach R., damit ihr herüber kommt. Schiller würde den G. S. gewiß auch noch gern ſehen, und ſo ſchnell, daß ihr nicht herkommen könntet, geſchähe ſeine Abreiſe doch nicht. Denn in Conſtanz entgeht ihm nichts durch eine kleine Verſpätung, und hier hätte er doch viele Dinge in Ordnung zu bringen. Ach möge es nicht geſchehen! Der G. S. liebt nicht den Gedanken nach Conſtanz und freut ſich auch ſo kindlich der Hoffnung einige Monate mit Schiller zu leben.

Wie oft ſprechen wir von euch und machen Pläne auf die nahe und ferne Zukunft! —

Burgörner, den 28. Auguſt (1791)
(nach Erfurt)

Ich lebe ſo ſtill und unausſprechlich glücklich![*] Wilhelm iſt ſehr beſchäftigt, und es iſt ſo ſüß, eine Fülle der Ideen und Gefühle in dem Manne zu ahnen, den wir einzig und vor Allem lieben. Dabei iſt er ſo ſtill in ſich und eins. Sein inneres Leben iſt eine ewig fortgehende ſüße Melodie, ein ununterbrochenes Aufſteigen zu höheren Empfindungen und lichteren Geſtalten. Ach und wie zart er iſt in Allem, wie ſo leicht zu behandeln, und immer ſchön in allen kleinen Verhältniſſen des häuslichen Lebens, mag ich nicht ſagen. Aber was mich allein mit ewiger Liebe an ihn binden könnte, iſt ſeine anſpruchloſe, ſeine unendliche ſtille Größe. So oft iſt ihm ſelbſt ſeine Seele verſchleiert, und er ahnet kaum ihren erhabenen Flug.

---

[*] C. hatte am 29. Juni geheirathet.

Wien, den 29. September 1797.

Dein Brief, liebe Lollo, hat mir eine große Freude gemacht. Es war mir, als wenn ich deine liebe bekannte Stimme hörte, wie ich deine Hand erkannte, und ſo manche Erinnerungen an unſer vergangenes Leben umgaben mich in eben dem Augenblick. — Dieſe Zeiten werden auch wiederkommen, meine Liebe, wir werden gewiß noch recht viele und ſchöne Tage mit einander leben, und auch ſo in der Entfernung können wir uns nie fremd werden. —

Der Aufenthalt hier in Wien iſt mir in vieler Rückſicht ſehr intereſſant geweſen, obgleich ich viel Zeit mit Krankſein verloren habe. Frank halte ich für einen der größeſten Aerzte, die jetzt exiſtiren; auch befolge ich ſeine Vorſchriften, beſonders die veränderte Diät, die er mir angerathen hat, ſehr treu. Ich fühle mich auch merklich ſtärker gegen voriges Frühjahr; ich habe viel mehr Farbe wie ſonſt, und Andere finden mich etwas ſtärker geworden.

Unſre Reiſeplane trennen uns nun bald ganz von Haeftens.[1] Sie werden in Salzburg überwintern, wir in Paris. Ich freue mich ſehr auf Paris; nur wünſchte ich, die lange Reiſe wäre überſtanden. Den 7. oder 8. treten wir ſie an. Wohl haſt du recht, daß ein ganz eigener Muth und eigne Luſt dazu gehört, eine ſolche Reiſe zu unternehmen; ſie ſind mir aber einmal gegeben, und es muß bunt zu gehen, ehe ſie mir mangeln.

Halb und halb hoffe ich noch, daß wir Goethe in Zürich ſehen werden; ich bin begierig, ob er noch die größere Reiſe unternehmen wird. Hier waren die Nachrichten über Italien, beſonders über die Unſicherheit der Wege zu beunruhigend, um ſie mit den Kindern zu unternehmen. Jetzt ſind zwar beſſere Nachrichten da, aber in der Zwiſchenzeit faßten wir die Idee zu der jetzigen Reiſe und ſind ihr nun treu geblieben.

---

[1] Einer weſtphäliſchen Familie.

Ich habe die Ankündigung der Agnes geleſen; ſo iſt denn nun die Bahn aufs Förmlichſte gebrochen. — Daß du die Schlegel gar nicht mehr ſiehſt, freut mich, es iſt doch eine Schlange. In Berlin hat der Friedrich Schlegel einigen meiner Bekannten geſagt, daß ſeine Schwägerin mein einziger Umgang in Jena geweſen wäre. Wie findeſt du das?

Fiſcher macht ſich recht gut; er bleibt ſich ſehr treu; eine ruhige ſtille Natur, in der Folge wird er uns freilich für die Erziehung der Kinder immer nützlicher werden.

Alexander wohnt jetzt in Schönbrunn, wo vielleicht die ſchönſten Gewächshäuſer von Europa ſind; er iſt wie immer fleißig und denkt nur darauf die zwei Jahre, die er H. verheißen hat, ſo hin zu bringen und dann ſeine größeren Reiſen anzutreten. Er geht mit H., wenn es möglich iſt, doch vielleicht im Frühjahr nach Italien. Burgsdorf und der Bildhauer, der Einzige von der Reiſegeſellſchaft, den du nicht kennſt, machen denſelben Weg wie wir, doch mein' ich etwas ſpäter. Alexander iſt dir in der That ſehr verbunden, daß du dich ſo treulich ſeiner in W. angenommen haſt; eigentlich finde ich es doch unartig von Stark ſo zu klatſchen. Iſt die Amalie[1] noch zärtlich gegen Alex. geſinnt?

Hier habe ich mich nicht recht in die große Welt geworfen, aus mancherlei Urſachen. Ich habe mit den Kunſtſachen, deren es hier einen weit größeren Schatz giebt, als man gewöhnlich glaubt, aufs Vertrauteſte gelebt; doch habe ich von der eigentlichen Geſellſchaft ſo viel weg, um zu merken, daß ſie ziemlich hier wie überall iſt. Die Frauen geben hier den Ton an; ſie ſind meiſt gebildeter als die Männer, größtentheils ſchön und ſehr weltklug.

---

[1] v. Imhof.

Paris, den 16. Februar 1798.

Es thut mir innig leid, liebſte Lollo, zu denken, daß ihr ſo ängſtlich auf Briefe von uns gewartet habt;[1] gewiß ſoll es nie wieder geſchehen.

Von Geßlers Schätzchen[2] habe ich in der Schweiz nichts gehört, und obgleich G. ſehr vertraut mit uns war, hat er uns doch nicht ein Wort davon geſagt; aber hier hörte ich es von einem Grafen Schlabrendorf, der ihn kennt. Ich glaubte es nicht, widerſtritt die Geſchichte, weil mir G. gar nicht in ſolcher Gemüthsſtimmung zu ſein geſchienen hatte. Außer daß er kränklicher als jemals war und unglaublich in den vier Jahren gealtert hatte, in denen ich ihn nicht geſehen, war er traurig, faſt mürriſch, mißtrauiſch, oft, ich ſchwöre es dir, wie ein Menſch, der den Plunder des Lebens ſo überdrüſſig hat, daß er im Stande wäre, ſich aus Sättigung, aus Langeweile umzubringen. Er that mir herzlich leid, ich war freundſchaftlicher gegen ihn, als ich es je geweſen; ich freute mich wirklich ſehr ihn wieder zu ſehen, und er war ſehr herzlich gegen uns, verfiel aber immer wieder in jene Stimmung. Den Groll der Frauen in D.(resden) über dieſe Liebſchaft kann ich mir vorſtellen. Schreibe mir doch, wenn du etwas mehr davon hörſt.

Von Alexander empfingen wir Ende vorigen Monats einen Brief, worinnen er uns meldet, daß ſie Alle ihren Reiſeplan nach Italien aufgegeben hatten, wegen der Unruhen daſelbſt. Er, Alexander, wolle den künftigen Winter entweder noch hier oder in England zubringen, um ſich auf ſeine Reiſe nach Weſtindien vorzubereiten; Haeftens aber würden im Oktober dieſes Jahres über Brüſſel in die Gegend von Cleve reiſen, wo eine alte Tante Haeften ein ſchönes Schloß abtreten wolle, und da ihre Familie dort in der Nähe wohnte, finden ſie am vernünftigſten, ſich da zu etablieren.

Wie unendlich wünſchte ich, Schiller könnte und wollte ſeinen

---

[1] Schiller an Körner IV. S. 65.

[2] Ebend. S. 59.

Plan ausführen und hierher kommen. Paris wäre durch die große Bewegung, die ſich auch dem engſten Kreis, den er um ſich ziehen möchte, dennoch mittheilen mußte, einzig für ihn gemacht. Du glaubſt nicht, welch einen Eindruck das bloße Gehen in dieſer ungeheuren Stadt macht; überall das regeſte Leben, überall Thätigkeit und Induſtrie, Pracht und Fülle. — Wir exiſtieren hier auf eine überaus angenehme Art. Wir fangen an viel Bekanntſchaften zu haben, und den meiſten Menſchen gewinnt man doch, wenn man ſich darauf legt, eine intereſſante Seite ab. Gewöhnlich bin ich die Morgen zu Hauſe, ein paar Stunden abgerechnet, die ich theils ſpazieren gehe (ich wohne ganz nahe an den Tuilerien), theils auf dem Muſeum zubringe. Des Abends bin ich einigemal die Woche im Schauſpiel, denn bei der Menge Theater, die es giebt, koſtet es wirklich viel Zeit, ſie kennen zu lernen, oder ich bin in Geſellſchaft. Bin ich zu Hauſe, ſo fehlt es mir faſt nie einen kleinen Zirkel zu haben. (Der Eierthee floriert in Paris wie in Jena und findet auch hier ſeine Bewunderer.)

Wie oft denke ich an euch, ihr Lieben, wenn ich ſo in einem Kreiſe ganz fremder Menſchen ſitze und kein deutſches Wort um mich tönt. Bill lebt glücklich und beſchäftigt, er iſt heiterer als ich ihn lange ſah; ich darf ſagen, es fehlt ihm nichts als Schiller, aber der auch ſo, daß er nie ohne Rührung von ihm ſpricht und ſich immer freut, ihm durch ſeine Beſchäftigungen doch immer nahe zu bleiben. Die große Oper iſt für mich hier mit das anziehendſte Schauſpiel; nicht durch die Muſik, denn ſelten hört man etwas Gutes; aber durch den reizenden Tanz[1] und die einzige Schönheit des Coſtums. Die göttlichſte Geſtalt iſt Mademoiſelle Clotilde; ſie iſt ſo ſchön gebaut, daß man ſie mit nichts als den Meiſterwerken, die uns die Kunſt aufbewahrt hat, vergleichen kann. Sie iſt groß, und dadurch haben alle ihre Bewegungen etwas Hohes und Edles. Wenn ſie unter dem Kreis der Andern ſich zeigt, erſcheint ſie wie Diana unter ihren Nymphen. Ich würde nicht aufhören von ihr zu ſchreiben, wenn ich mich gehen ließe. Dieſe Clotilde iſt allein werth, daß man nach Paris kommt. Seit vier Wochen iſt das Trauerſpiel auch wieder geöffnet. Mlle. Raucourt, Simon, Fleuri haben große Talente, und es macht mir viel Freude, die großen Stücke von Racine und Corneille hier ſpielen zu ſehen. Auf den Wallenſtein bin ich unendlich begierig, und Schillers letzter Brief hat meine Ungeduld noch vermehrt. Vieweg[1] aus Berlin ſagte mirs hier, daß Wilhelm Schlegel mit ſeiner Donna nach Dresden ziehen will. Iſt dem ſo?

---

[1] Ebend. S. 69.

Burgsdorf[2] iſt ſeit dem Anfang Januars hier. Er empfiehlt ſich. Wir ſehen ihn wenig, weil er ungeheuer weit wohnt.

Paris, den 15. Mai 1798.

Schillers katarrhaliſche Zufälle[3] ſind recht fatal; der Himmel ſchenke ihm einen heiteren Sommer, damit er ungeſtört ſeinen Ideen und Arbeiten leben kann. Ich bin unausſprechlich begierig auf den Wallenſtein und kann die Zeit nicht erwarten, wo er vollendet ſein wird. Caroline ſchreibt mir von ihm auf eine Art, die einen empfinden läßt, wie tief er ſie ergriffen hat. — Denkt ihr, wenn der Wallenſtein vollendet ſein wird, nicht vielleicht eine Reiſe zu machen? Dresden war ja voriges Jahr ein Projekt, und ich freue mich immer, wenn ich Menſchen, die ich liebe, in Dresden weiß.

Meyers Madonna della Sedia möchte ich wohl ſehen. Iſt ſie in Oel oder Waſſerfarbe gemalt? Ich hörte einen großen Künſtler bei Gelegenheit einer vortrefflichen Copie dieſes berühmten Bildes einmal ſagen: „Die Copie iſt untadelhaft, aber das Original wird Niemand in ſeiner himmliſchen Schönheit auch nur von ferne erreichen.“ Es ſind hier köſtliche Bilder von dieſem großen Meiſter.

---

[1] Der Verleger der äſthetiſchen Verſuche über Hermann und Dorothea, die H. im April d. J. ſchrieb.

[2] Der Humboldts im Winter 1796 nach Jena gefolgt war.

[3] Schiller an Körner I. S. 189.

Eines der lieblichſten iſt eine heilige Familie. Maria, kaum ein ſiebenzehnjähriges Mädchen, blond, ein Geſicht voll Einfalt und Unbefangenheit. Chriſtus ſteht lächelnd vor ihr und ſchmiegt ſich an ihren Buſen; er tritt mit ſeinen Füßchen auf ihre; Johannes kniet voll Andacht daneben. Das Bild iſt ſo zu ſagen mit nichts gemacht; es iſt das anſpruchloſeſte von allen Bildern von Raphael, die ich kenne, ach, und wie iſt es ſo göttlich! Ich bringe einen großen Theil meiner Morgenſtunden auf der Gallerie zu, die zum Glück nicht gar weit von uns iſt. Uebrigens iſt unſer Aufenthalt recht angenehm und intereſſant, und es fehlt uns nichts als die Nähe unſerer deutſchen Freunde, aber nie werden wir uns an eure Entfernung, ihr Lieben, gewöhnen.

In einem Monat ungefähr erwartet man den Apoll und alle Kunſtwerke, die aus Rom kommen, und deren Anzahl ungeheuer ſein ſoll. Sie werden mit Pomp hereingebracht werden und ein Volksfeſt dabei ſein; vor dem ſpäten Herbſt wird man aber ſchwerlich die Statuen zu ſehen bekommen, weil die Säle, wo ſie aufgeſtellt werden, nicht früher fertig ſein werden.

Alexander und Haeften's ſind den 12. angekommen. Sie grüßen euch herzlich.

Brinkmann[1] kam ſehr entzückt von Weimar und Jena hier an und ganz voll von Amalia. Wenn die Partie zu machen iſt, ſoll von meiner Seite nichts fehlen, ſie zu Stande zu bringen, und hätte Brinkmann jetzt ſchon einen Geſandſchaftspoſten, ſo wäre auch keine Frage, daß er nicht ernſtlich an Amalien dächte, das merke ich an Allem. Auch wären ſie in der That wie für einander geſchaffen, und einer würde der Eitelkeit des andern Genüge thun. Bei Alexander ſteht Amalie auch noch in gutem Andenken, und er ſähe ſie gern an A. verheirathet. Auf Burgsd. hat ſie aber nie auch nur den mindeſten Eindruck gemacht. Dieſer denkt oft noch an die Wochen zurück, die er in Jena zubrachte, an deinen Garten, deine Kinder. Er lebt hier recht beſchäftigt und zieht gewiß recht vielen Nutzen für ſeine Bildung von dem hieſigen Aufenthalte. Im Herbſt, wenn ihm keine Verhinderung von den politiſchen Umſtänden kommt, denkt er nach Spanien und Portugal zu gehen und von da über England hierher zurück zu kommen. Dieſe Reiſe wird ihn neun Monate bis ein Jahr koſten.

---

[1] Den H. in Berlin, wo er ſchwediſcher Geſchäftsträger geweſen war, kennen gelernt hatte. Ueber ſeinen Aufenthalt in Weimar ſchreibt Frau v. Stein, ſ. unten. Seine Briefe an Frau v. Wolzogen, lit. Nachlaß II. S. 261.

Brinkmann und Burgdorf empfehlen ſich euch angelegentlichſt.

Paris, den 24. December (1798).

Seit länger als einem Monat verloren wir den jungen Menſchen, den wir bei den Kindern hatten, Fiſcher. Er iſt Profeſſor der Naturgeſchichte an der Centralſchule in Mainz geworden. Seit zwei Tagen iſt ſein Platz bei uns wieder beſetzt, und ich hoffe, daß wir eher bei dem Wechſel gewonnen als verloren haben. Der junge Menſch, den wir bei uns haben, ein Straßburger,[1] hat auf nichts einen ſolchen Trieb als mit uns nach Deutſchland zurück zu reiſen, und vorzüglich um Schiller und Goethe von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen und anzubeten.

Wie ich auf den Wallenſtein begierig bin, kann ich nicht genug ſagen. Iſt denn keine Möglichkeit früher etwas davon zu Geſicht zu bekommen, als er ganz fertig und gedruckt iſt? Den Auszug aus dem Vorſpiel in der Poſſelt'ſchen Zeitung habe ich hier in einem Cabinet de littérature allemande geſehen. Der Almanach hat mir viel Freude gemacht, am meiſten Schillers Sachen, die beiden Elegien von Goethe, die Geiſter des Sees und die Müllerlieder. Die Propyläen kenne ich auch und finde ſie voll Gehalt und voll einer würdigen Sprache. Bald werde ich einen Theil der Kunſtwerke ſehen, von denen darin die Rede iſt. Noch ſind alle Statuen unausgepackt, und vor dem September iſt keine Hoffnung, daß ſie aufgeſtellt ſein werden. Dieſe lange Verzögerung derangiert uns auch ſehr in unſeren Planen, doch ſind wir nun feſt decidiert, den Sommer in die Pyrenäen zu reiſen. Ich werde dann mit den Kindern da bleiben, und Humboldt wird auf einige Monate nach Spanien gehen.

---

[1] Schweighäuſer.

Der junge Locher,[1] der aus Jena hieher gekommen iſt, hat mir viel Freude gemacht. Es iſt ein offenes, naives, gutmüthiges Weſen, in dem, wie ich glaube, viel liegt, was ſich nach und nach entwickeln wird. Ich ſehe ihn zuweilen und immer mit Vergnügen. Er betet Schiller an; von dir ſagte er: „ich habe nie ein ſittſameres Frauenzimmer geſehen.“ — O heilige Decenz, ſo ſteht ſie dir wohl immer zur Seite!

Madrid, den 25. November 1799.

Dein Brief, den ich Ende März empfing, fand mich in einer Periode, wo wir ſchon ernſtlich auf unſere Abreiſe von Paris dachten, und nur durch die Ungewißheit, ob wir den jungen Schweighäuſer mit uns nehmen könnten oder nicht, wurde ſie über den Monat Mai hinaus verſpätet. Als die Hoffnung, ihn mit uns nehmen zu können, immer und immer geringer wurde, brachen die Unruhen im Mittag von Frankreich aus, und dazu geſellte ſich uns am Abreiſen zu hindern eine Krankheit Theodors.

Endlich den 8. September verließen wir denn doch Paris, ich geſtehe, es war eine traurige Trennung für mich. Alles Agrément, das eine Stadt als Stadt geben kann, gewährt Paris in vollem reichem Maaße; außerdem ließ ich einige Menſchen zurück, die ich lieb gewonnen, die ſelbſt durch ihre grenzenloſe Anhänglichkeit an uns ein Recht auf Gegenliebe und Freundſchaft ſich erworben hatten; wenn ich euch, ihr Lieben, ewig Meinen, und noch ein Paar Menſchen aus Deutſchland nach Paris verpflanzen könnte, möchte ich mein Leben gern da leben, ſo angenehm, ſo frei und ſo reich beſchäftigt iſt es möglich, da zu exiſtieren. Wir reiſten an einem Abend weg, nachdem wir noch mit den treueſten unſerer Freunde zuſammen geweſen waren; ſie brachten uns bis in den

---

[1] Aus Kem[illegible]. Schiller an Goethe II. Nr. 525.

Wagen, und ſo reiſten wir in der Stille der Nacht fort. Es war ein wunderbares Gefühl; ich läugne nicht, daß ich unendlich tief und ſchmerzlich bewegt war. Die erſten Tage griff mich das Fahren ſo unglaublich an, daß ich ernſtlich nicht glaubte, es ertragen zu können. Von Bordeaux an ging es aber beſſer, und in den Pyrenäen reichte meine Geſundheit zu wirklich unglaublichen Fatiguen aus. Ich kam in acht Tagen nicht vom Pferde, und es ging recht gut. Die Kinder ließen wir in Bagnères, einem angenehm gelegenen Bade, in einer äußerſt liebenswürdigen Familie, und wir ſahen einige der merkwürdigſten Gegenden dieſes merkwürdigen Landes.

Durch Goethe haben wir erfahren, daß du wieder in Wochen gelegen und ein kleines Mädchen haſt. Ich mußte darüber lächeln, daß es ein Mädchen iſt, weil ich weiß, wie viel lieber du immer meinteſt, daß dir ein Junge ſein werde; indeſſen hoffe ich, wirſt du ganz zufrieden damit ſein, nun du ſie einmal haſt, und es hoffentlich ein ſo niedliches Weſen ſein wird, wie Karl und Ernſt ſind. Goethe ſchreibt uns aber auch, daß du, meine Liebe, dießmal ein ſchlimmes Wochenbette hatteſt. Ich bitte dich, liebe Seele, ſorge um deine Geſundheit, und laß uns nicht länger in Ungewißheit, als es leider ſchon durch die weite Entfernung, in der wir ſind, nothwendig wird.

Unſer Plan und unſere Reiſe geht darauf hinaus, Ende Aprils wieder in Paris zu ſein, einige Monate noch da zu bleiben und gegen den Herbſt nach Deutſchland zurückzukommen. Da ich dann hoffe Papa in Erfurt zu finden und vieler häuslichen Arrangements wegen nicht gern vor dem Frühjahr nach Tegel kommen möchte, ſo bleibe ich mehrere Monate bei Papa. Ich bin ihm auch dieſe Attention nach einer ſo langen Abweſenheit ſchuldig. Dann, Liebe, können wir uns oft in Weimar und Jena ſehen. Wie oft, meine Liebe, ſprechen wir ſchon jetzt von dieſer Zeit. Humboldt und ich projektieren, wie Alles ſein ſoll.

Humboldt grüßt und umarmt dich und Schiller herzlich. Er ſagt, es ſei doch nicht recht von Schiller, daß er ihm ſo lange nicht geſchrieben, nicht ein freundlich Zeichen des Lebens gegeben habe. Ich wage aber kaum dieſen Auftrag auszurichten, da ich ſelbſt mich ſo ſchuldig fühle.

Den jungen Schweighäuſer haben wir nicht mitnehmen können. Ohne einen förmlichen Abſchied vom Dienſt zu haben, auf den er, nicht in Rückſicht ſeines Alters, aber wegen vieler anderen Umſtände, Anſpruch machen konnte, war es nicht möglich, einen Paß für ihn auszuwirken. Er verließ uns ſchon Ende Junius in Paris mit der Hoffnung, es in ſeiner Vaterſtadt durchzuſetzen; die Sache zog ſich unglaublich in die Länge, und wir reiſten darüber fort. Seitdem höre ich, daß er den Abſchied bekommen hat, und vielleicht arrangiert es ſich, daß wir ihn wieder nehmen und einige Jahre in Deutſchland haben können. Er iſt ein ſehr guter junger Menſch, der auch recht viel weiß und viel natürliche Anlage hat. Seine Verehrung für Schiller und Goethe iſt wie die Verehrung der Alten gegen die Götter, und hat ihn uns zuerſt lieb und intereſſant gemacht.

Sage auch Goethen, mein Herz, Humboldt hätte zwei Briefe von ihm über Paris bekommen, er danke ihm herzlich und würde in weniger als acht Tagen ſchreiben. Wir ſind ſeit dem 5. November hier. Zehn Tage blieben wir im Escurial, wo im Kloſter ein unglaublicher Schatz von Kunſtſachen vergraben iſt. Wir haben Schillers Don Carlos mit hier und ich habe ſchon oft darinnen geleſen. Im Escurial gingen wir in das Begräbniß der Könige; es iſt ſo feierlich groß, daß es einem in der That einen heimlichen Schauer der Ehrfurcht einflößt. Eine Marmortreppe (auch die Seitenwände ſind von dem ſchönſten Marmor) führt in einen weiten, runden Saal, der durch eine einzige große Krone von Kryſtall in der Mitte erhellt wird. Der Boden und alle Wände ſind von Marmor; in den Wänden ſind Niſchen, immer vier über einander, in denen die Särge aus Marmor, mit bronzenen, vergoldeten, ſimplen Handhaben und Schilden ſtehen. Ich ſuchte mir Philipps II. Sarg und den der ſchönen Eliſabeth von Frankreich, und Schiller mag nun lächeln über mich oder nicht; ich konnte es nicht laſſen, lange davor zu ſtehen, mir war es, als ſtände ich vor dem Sarg bekannter Perſonen. In dieſes Begräbniß, das wirklich durch ſeine einfache Pracht den allergrößten Eindruck macht, werden nur Könige von Spanien und die ihrer Gemahlinnen, die Kinder geboren haben, beigeſetzt; die andern Königinnen kommen mit den Infanten und Infantinnen des Hauſes in ein anderes Begräbniß. In dieſes konnten wir nicht kommen, weil nicht vollkommen gut aufgeräumt, und die ſpaniſche Größe verſtattet nicht einen ſo unwürdigen Anblick. Ueber das Ende des unglücklichen Don Carlos hörten wir manches Intereſſante; wir haben auch Jemand geſprochen, der ſeinen Körper mehrere mal unterſucht hat. — Einmal mündlich davon.

Philipp II. Zimmer im Eſcurial exiſtiert noch, wie er darin geſtorben iſt. Couverte von Briefen, die er empfangen hat, liegen noch verſtreut umher, und Bücher, in denen er geleſen. Bilder haben wir viele aus allen Zeiten ſeines Lebens und mitunter von ſehr guten Meiſtern geſehen; ſeine Phyſiognomie iſt immer gleich kenntlich, düſter und ſcheu. Beſonders merkwürdig war ſie mir auf einem großen Bilde von Titian, wo er mit ſeinem Vater Carl V. und beiden Gemahlinnen verklärt in den Himmel eingeht. Er blickt ſcheu von der Seite; dieſe Attitude muß ihm ſehr eigen geweſen ſein.

Von Eliſabeth konnte ich noch kein Bild unter den häufigen Familienporträten finden, die man hier in den Gemäldeſammlungen hat. Welch ein Schatz von Bildern iſt hier, was für Raphaele, Titiane, von beiden Meiſtern die ſchönſten, glaube ich, die außer der Madonna della Sedia exiſtieren. Ich glaube, wenn ich wählen müßte (ſchwer würde mir freilich die Wahl werden), zöge ich die hieſigen Raphaele noch den Pariſern vor. Und das iſt unendlich viel geſagt nach dem Schatz, den ſie dort davon haben.

Madrid iſt eine ziemlich gemeine Stadt; wenn man nicht eben von Paris kommt, muß ſie einem auch groß ſcheinen. Die Nationaltracht aller Frauen — man kann ſich gar nicht anders draußen ſehen laſſen — und die dunkeln Mäntel der Männer machen den Anblick in Kirchen, Spaziergängen und auf den Gaſſen ziemlich einförmig. Wie würdeſt du lachen, mich in dieſe Nationaltracht gekleidet zu ſehen. Ich habe mir ſie auf das allereinfachſte machen laſſen, aber die eleganten Frauen wiſſen ſie ſo coquett wie jede andere Tracht zu machen. Madrid iſt ungeheuer theuer; man hält es für den theuerſten Ort in Europa.

Bis zum 15. December oder wenig länger bleiben wir hier; dann gehen wir nach Cadix, wo es noch theurer ſein ſoll.

Statt Schweighäuſer haben wir einen jungen Künſtler aus Berlin mit uns, einen guten Menſchen, der freilich nicht auf lange für den Unterricht der Kinder taugen wird, aber für jetzt recht gut iſt.

Burgsdorff iſt im Auguſt über Holland nach England gegangen. Ich habe von dort noch keine Nachrichten von ihm. Von Locher haben wir nichts wieder gehört. Er ging im Anfang März von Paris, und keiner ſeiner Bekannten hat nachher ein Wort von ihm vernommen. Ich fürchte, er iſt in der Schweiz umgekommen. Wir waren ihm ſehr gut. Von Woltmann haben wir nichts vernommen; du weißt, es iſt meine heimliche Liebe; alſo ſäh' ich ihn gern in Spanien. Alexander iſt glücklich in Südamerika in Cumana angekommen. Jetzt wird er wohl ſchon weiter ſein. Hermann und Dorothea wird — daß Gott erbarm! — in Paris in's Franzöſiſche überſetzt.[1] Carlos iſt es ſchon, doch ſah ich ihn nicht vor meiner Abreiſe.

H. und D. kann auch leicht ins Spaniſche überſetzt werden, ſo goutieren ihn einige Menſchen hier.

Barcelona, den 26. März 1800.

Tief in Spanien hinein, liebſte Seele, in Granada, empfingen wir deine, Carolinens und Schillers Briefe. Ich vermag dir nicht die Empfindungen der Freude auszudrücken, die die Züge eurer

[1] Von Bitaubé. H. hatte alſo keinen Theil daran.

lieben Hände in uns erregten. — Arme, liebe Lollo, was haſt du gelitten, und gelitten, ohne daß wir ein Wort davon vernahmen! Deine Entbindung ſchrieb uns Goethe, und daß du an den Folgen litteſt, aber weiter hörten wir nichts, weil ſein Brief nur wenige Tage nach deiner Niederkunft geſchrieben war. Wie krank du warſt, wie nahe dem Tode, erfuhren wir erſt aus deinem und Carolinens Brief. Schone dich ja, meine Liebe, ſo viel du kannſt; nütze recht das Frühjahr, um neue Kräfte zu ſammeln, und freue dich deiner Kinder und Schillers beſſerer Geſundheit. Grüße den Lieben von mir, und ſage ihm, daß ich eben heute eine ſpaniſche Facha, eine Schärpe gekauft hätte, um ihm etwas ächt Spaniſches und für ihn Nützliches mitzubringen. — Ich freue mich ſehr deines kleinen Mädchens; freue mich ganz beſonders, daß ſie Caroline heißt, daß du noch öfter darum an mich denken wirſt. — Von der Kleinen kann ich mir kein Bild entwerfen; deine Knaben ſtehen aber lebhaft vor meiner Seele. Ich umarme ſie innigſt Alle und freue mich ſehr der Zeit, wo wir wieder vereint dieſe ſchönen lieblichen Geſtalten um uns erblicken werden.

Die Veränderung eurer Wohnung iſt mir um der Menſchen willen ſehr lieb. Ihr waret ſehr, waret zu allein in Jena.

Für künftigen Winter iſt es mir und H. die erfreuendſte Ausſicht, euch ſo nahe zu haben; die Chauſſee-Direktion wird dabei gewinnen. Wir haben uns aber auch vorgenommen, einige Wochen lang recht ordentlich bei euch in Weimar zu verleben. Jena ſehe ich wohl bei einer Spazierfahrt; die lieben Kinder, die ich da gehabt habe, und die ſchönen Berge geben Jena ewig ein Intereſſe für mich. Die Menſchen ſind mir, wie du wohl denken kannſt, ſobald ich euch nicht mehr dort finde, ganz gleichgültig.

Es thut mir doch leid, daß ihr die Veit nicht geſehen habt; daß ſie die Sottiſe begienge, Fr. S. zu heirathen, glaube ich nicht bis es geſchehen iſt.[1] Wie ſie mit der Schwägerin leben kann, begreife ich nicht. Ich freue mich, daß Amalie in eine beſſere

---

[1] Näheres darüber in „Henriette Herz" von Fürſt.

Lage gekommen iſt. Ihr Gedicht werde ich wohl in Paris zu ſehen bekommen. Grüße ſie; auch Meyern, auf den ich mich ganz beſonders freue.

Ich gehe mit großer Freude nach Paris zurück, wo ich die Madonna della Sedia und den Laocoon und Apoll aufgeſtellt finde. So weh es mir thut, Italien, das ſchöne Land der Begeiſterung, geplündert zu wiſſen, ſo muß ich mich doch freuen, wenn es nun einmal geſchehen iſt, daß ich wenigſtens auch etwas davon genieße. In Spanien hatte ich vielen und mannigfaltigen Kunſtgenuß; dieſer und die milde Frühlingsluft, die ich ſeit Neujahr, wo wir Madrid verließen, genoß, und die Bekanntſchaft einzelner Menſchen, die durch ihre Eigenthümlichkeit auffallend und intereſſant waren, und das lebendige Anſchauen einer ſüdlichen Natur iſt das beſte, was ich von hier davon trage. Ich habe nie gewußt, wie ein Orangenbaum ausſieht und erſt hier Goethens Lied ganz verſtanden. Es klingt vielleicht lächerlich, weil es eine ſo ſimple Sache iſt, ſich die goldnen, uns ſo wohl bekannten Früchte im dunklen Laube zu denken, aber es iſt doch wahr. Als ich die erſten Orangenbäume bei Cordova ſah, fing ich auch an zu ſingen: Kennſt du das Land? — Sehr ſchön iſt die Natur bei Granada. Die alte große Stadt hebt ſich auf kleinen Hügeln an der Ebene hinauf; auf einem hohen Felſen thürmt ſich über ihr der alte Palaſt der mauriſchen Könige, die hohe Alhambra, die mit ihrem Garten leidlich erhalten iſt. Ein Künſtler, der zehn Jahre in Rom lebte, ſagte mir, daß Granada die einzige Stadt ſei, an der er je eine Aehnlichkeit mit Rom gefunden hätte. Die Ebene, in der Granada liegt, iſt mit einem Kranze hoher, ewiger Eisgebirge umgeben. Dieſer Contraſt war in dieſem Augenblick, wo ſich die Ebene, alle Gärten von Granada mit dem erſten Grün ſchmückten, doppelt ſchön. In dem Garten der Alhambra grünten die Pappeln und Birken mit dem erſten zarten Grün, die Citronen- und Orangenbäume ſtanden mit Früchten üppig beladen, die Feigenbäume ſchlugen aus, die Mandeln blühten, in den untern Gängen wölbten ſich hohe Hecken von Myrthen, der Lorbeer ſtand höher, als ich ihn je geſehen habe, und hundertjährige Cypreſſen ſpiegelten ſich in einem länglichten Marmorbaſſin. Die Cypreſſen ſind mit in Spanien die ſchönſten Bäume; ich habe oft Stämme geſehen, die drei bis vier Männer kaum umſpannen konnten. Ihre hohen Kronen, ihr dunkles Grün machen ſich vortrefflich in den Gegenden, wo man ſie trifft. Zwiſchen Alicante und Murcia trafen wir ganze Wälder von Palmen. Einzeln findet man ſie ſeit Corbova unaufhörlich. Ich habe eine beſondere Liebe zu dieſem ſchönen Baume gefaßt, der ſeine Blätter frei und kühn in dem Hauch milder Lüfte bewegt. Die Dattel iſt eine liebliche Frucht; ſie hat eine Aehnlichkeit mit der üppigen Süßigkeit der Feigen.

Wir reiſen morgen von hier ab über Toulouſe gerade nach Paris. Von dort aus ſollt ihr bald von uns hören.

Caroline H.

Paris, den 15. Junius 1800

Die Nachricht, die euch Humboldt von meiner Niederkunft gegeben hat,[1] wird euch ſehr überraſcht haben. Ich verbarg euch Allen, meinem Vater, Allen die in der Entfernung Antheil an mir nehmen, meine Schwangerſchaft, weil ich Niemand vergebens ängſtigen wollte. Du ſiehſt aber, liebe Lollo, du kannſt mir nicht gleich in der Zahl der Kinder kommen.

Die Gedanken an dich und Schiller ſind mir freundlicher geſtimmt, ſeit ich euch mir in Weimar, in dem täglichen Umgang Goethens, Carolinens, der Stein denke. — Von Schillers Stücken iſt doch etwas durch ein engliſches Journal zu uns gekommen; wir haben eine Idee von der Behandlung der Charaktere im Piccolomini und dem Gang des Stücks bekommen, und ſehnen uns unausſprechlich mehr zu wiſſen und die Stücke ſelbſt zu leſen. Auch Amaliens Gedicht habe ich hier zu Geſicht bekommen; ich finde es im Ganzen recht ſchön; ich bewundere die Feinheit und Grazie vieler Stellen, aber einen tiefen Eindruck hat es mir nicht gemacht. Ich finde Amalien mit ihren Fehlern und liebenswürdigen Eigenſchaften zu ſehr in der Hauptperſon des Gedichts, ihr Name will mir nicht beifallen, und ich habe es nicht bei der Hand; die Heldin iſt mir zu eitel, zu bewußt ihres Werthes, zu ſtrebend nach Simplicität, um wirklich ſimpel zu ſein. Dann choquiert mich auch, nimm mir's nicht übel — die zu arge Decenz. Caroline wird verſtehen, was ich meine. Man fühlt nicht allein, daß das Gedicht das Produkt eines Frauenzimmers iſt, ſondern man empfindet noch beſonders, daß die Verfaſſerin ein Mädchen iſt, die gar keine Blöße hat geben wollen, die jedes Wort über Empfindungen der Liebe gemeſſen und abgewogen hat, ängſtlich abgewogen.

---

[1] Mit ihrer Tochter Adelheid, ſpäter verehlichten v. Hedemann.

Amalie hat hier einen großen Verehrer an Camille Jourdan, den du ja wohl auch geſehen haſt.

Brinkmann iſt ſeit dem Februar von hier abgereiſt. Er iſt auf zwei Monate krank in Hamburg geweſen, und noch hat man keine Nachricht von ſeiner Ankunft in Schweden. Da er ſich große Hoffnung macht, von ſeinem Hofe wieder bei der Geſandtſchaft in Berlin gebraucht zu werden, ſo ſcheint es mir nicht unmöglich, daß er noch einmal in ein bis zwei Jahren, beſonders wenn Amalie ſich indeſſen noch berühmter macht, ihre Hand ſucht.

Wie ſchön, wie ſüß mir die Hoffnung iſt, künftigen Winter viel mit euch zu leben, meinen lieben Humboldt wieder in ſeinem eigentlich ſchönſten Leben, neben Schiller und Goethe zu ſehen, kann ich nicht genug ſagen. Gewiß wird keiner von euch, ihr Lieben, finden, daß ich euch fremder geworden wäre.[1]

Rom, den 9. December 1802.

Wir ſind Alle glücklich und geſund hier angekommen; allein die Strapazen der nothwendigen Einrichtung ſtehen uns nun noch bevor. Ich würde lügen, wenn ich dir ſagte, daß mir Rom als moderne Stadt unbedingt gefiele. Rom iſt ſehr groß und nichts weniger als ſchön; die Straßen ſind winkelicht und ſchmutzig und voller Gerüche. Alles ſieht leer und öde aus, und die Armuth auf den Gaſſen!! Von dieſem empörenden Anblick kannſt du dir keinen Begriff machen. Die Theurung iſt fürchterlich; laß dir mündlich von Uhden[1] erzählen, und du wirſt begreifen, daß der Hungertod etwas ſo Gewöhnliches hier geworden iſt, daß man davon wie von einem Fieber ſpricht. Aber einen einzigen Anblick geben die unzähligen Ruinen, die großen Denkmäler vergangener Herrlichkeit. Die Gegend um Rom iſt viel ſchöner, als ich ſie mir gedacht habe. Die großen und einzeln liegenden Bergmaſſen, die den römiſchen Horizont begränzen, machen ſich ſehr ſchön. Die ſchönſten römiſchen Straßen ſind kaum eine gewöhnliche Pariſer werth. Wir wohnen hier bis zu Ende des Jahres in einer Villa,[2] die die ſchönſte Ausſicht hat, halb Rom, die Peterskirche, die Villa Medici, viele andere ſchöne Villen und die Latiner-Gebirge. Alles ſehen wir von einer Terraſſe, die an mein Schlafzimmer ſtößt. Leider können wir nicht hier bleiben; die Wohnung iſt zu eng und zu abgelegen für Humboldts Geſchäfte. Wir nehmen von Neujahr an Herrn Uhdens Wohnung,[3] die auch auf dem Monte Pincio liegt und auch eine ſchöne Ausſicht hat. — Hier wohnen wir porte à porte mit Madame Brun aus Kopenhagen;[4] wir ſehen uns aber nicht viel. Sie beſucht, wenn ſie wohl iſt, was leider ſelten der Fall iſt, die Alterthümer von Rom mit Zoega, und ich, wenn ich einige Stunden erübrigen kann (denn Adelheid deſpotiſiert mich ſo, daß ich kaum ausgehen darf), verlebe meine Zeit auf dem Vatican und in der Capella Sixtina. Wie groß, wie göttlich iſt hier Raphael und Michel Angelo! Wie werden ſie mir das ganze

---

[1] Nach einer zweiten Reiſe nach Spanien kehrte die H. Familie im Sommer 1801 nach Deutſchland zurück und ging im Oktober 1802 nach Rom, wo H. als preußiſcher Miniſterreſident angeſtellt war.

---

[1] H. Vorgänger.

[2] Villa di Malta, jetzt des Königs Ludwig von Bayern Eigenthum.

[3] In der Via Gregoriana.

[4] Fr. Brun, römiſches Leben II. S. 316.

Leben verſchönern! — Ich habe mehrere deutſche Künſtler und andere Bekannte aus Paris hier wieder gefunden, unter andern Graß,[1] der ſich dir und Schiller auf das Angelegentlichſte empfiehlt. Er iſt gar ein guter Menſch und er hat ſich noch zu ſeinem Vortheil verändert.

Angelika Kaufmann, die ganz nahe bei mir wohnt, hat mir aufgetragen, ſie Meyer, Goethen und der Herzogin Mutter recht ſehr zu empfehlen. Du übernimmſt es wohl, liebe Lollo.

Empfiehl mich Schiller und Goethe, Amalie und recht herzlich deiner guten Mutter, und laß bald, bald von dir hören. Nie, liebſte Lollo, werde ich die letzten ſchönen Tage in Weimar vergeſſen. Möge uns ein gütiges Schickſal hier oder wieder bei euch in Deutſchland ähnliche vorbehalten.

Lebe wohl! — Alles Gute ſei mit deinem Leben!

Caroline.

An Fernow, der im Mai von hier nach Jena abreiſt, werdet ihr einen ſehr angenehmen Umgang haben.

Rom, den 18. Mai 1803.

Zürne mir nicht, theure Liebe, wenn ich dir nicht früher geſchrieben habe; mein Herz iſt immer daſſelbe gegen euch und kann ſich nie ändern; allein ich bin hier nicht immer Herr meiner Zeit, und beſonders die letzteren Monate her iſt es ſehr bunt hier zugegangen. Ich darf ſagen, daß meine Thätigkeit dazu gehört, um noch ſo fertig zu werden. Zwei Dinge koſteten mich beſonders viele Zeit, die Fremden und mein Italieniſch-Lernen. Aber die Fremden hat bereits die Jahreszeit ziemlich hinweg geführt, und mit der Sprache geht es, Dank ſei der ernſtlichen Mühe, die ich mir drei Monate lang darum gab, und einem vortrefflichen Lehrmeiſter, den man hier hat, ſehr gut. Ich fange an ſehr geläufig zu reden. Man kann das aber auch hier nicht entbehren.

---

[1] Der liefländiſche Landſchaftsmaler, ein treuer Anhänger der Schiller'ſchen Familie, der er durch ſeine Sorge für den Erkrankten theuer geworden war.

Die Erſcheinung der Fürſtlich Rudolſtädtiſchen Familie hat mir die größte Freude gemacht. Die Fürſtin iſt mir innig lieb geworden; ſie gewinnt und wächſt einem recht ins Herz, je mehr man ſie ſieht. An der Schweſter mag auch etwas ſein, aber ſie iſt ſchwer aufzuſchließen. Geſtern ſind ſie zu unſerm recht innigen Bedauern wieder abgereiſt. Die Fürſtin wäre gern länger geblieben; aber der fatale K. trieb ſie und tyranniſierte ſie Alle überhaupt auf eine recht unwürdige Art. Die Fürſtin wußte und fühlte es wohl. Wenn ich dich ſehen könnte, hätte ich dir darüber einen ganzen Tag zu erzählen, ſo aber will ich nur davon ſchweigen. Suche ſie zu ſehen, wenn ſie zurück iſt; Manches wirſt du dir aus ihrer Erzählung nehmen können.

Wie innig uns nach Schillers neuem Trauerſpiel verlangt, kann ich nicht genug ſagen. Ach, warum haben uns die Rudolſtädter nicht die verſprochene Abſchrift gebracht? Oſtern iſt eine Zeit, wo immer ſo viele Fremde nach Rom kommen, daß, wenn ihr euch künftig nur ein wenig auf Kundſchaft legen wollt, ihr uns gewiß immer durch einige Perſonen deutſche Produkte, die merkwürdig ſind, ſchicken könnt.

Die Auslagen können wir euch ſehr leicht erſetzen laſſen. Du glaubſt nicht, wie viel Freude ihr uns dadurch machen werdet.

Fernow iſt noch hier; er hat auch Mühe Rom zu verlaſſen, er wird euch ein intereſſanter Umgang ſein. Die arme Frau bedaure ich, ohne ſie zu kennen. Ein fremdes Land, eine fremde Sprache und Menſchen und ein trüberer Himmel; ich kann mir vorſtellen, daß ihr ſehr bang ſein wird. Man heftet ſich unbeſchreiblich an dieſes Land.

Graß iſt in Neapel; er iſt hier nicht ſo zutrauend gegen mich, wie er es in Paris war. —

Reinhard geht viel mit uns um; es iſt ein rechter Schatz, eine ſo treue, ſichere Natur; ich hab' ihn ſehr lieb gewonnen.

Die Angelika wohnt ganz nahe bei mir; es iſt eine gute, alte Frau, ohne Prätenſion; die eigenthümliche Grazie ihrer Bilder wird mir immer lieb ſein und ein gewiſſes zartes moraliſches Gefühl von Schönheit. Sie iſt ſehr in die Devotion verſunken. Dieſe koſtet ihr gewiß die Hälfte ihrer Zeit. — Bonſtetten iſt ein guter, aber ein ſo zerſtreuter Menſch, daß er immer an ſich und allen Andern irre iſt, und man eigentlich keinen Umgang mit ihm haben kann. — Die Brun iſt gewiß nichts weniger, als eine weiche und tiefe Natur, und ihre erſchreckliche Taubheit macht, daß man beinahe gar nicht mit ihr umgehen kann. Aber ihre innige, wahre, unausſprechliche Gutmüthigkeit macht ſie mir doch lieb. Sie wäre ſchon fort ohne ihre Tochter, ein liebliches Kind von eilf Jahren, das die Maſern bekommen hat.

Hanſten, deſſen du dich wohl erinnerſt, iſt geſtorben und die Frau mit vier Kindern untröſtlich.

Rom, den 17. September 1803.

Meine liebe Lollo, gute theure Li. Wenn ich nicht eher ſchrieb, müßt ihr es mir verzeihen, aber ſo lange Theodors Leben noch in Gefahr ſchwebte, war ich nicht vermögend, euch ein Wort zu ſagen. Mein Herz und meine Gedanken haben ſich zu Niemand inniger gewendet als zu euch, aber eben darum konnte ich euch nichts ſagen; das Bild eurer Kinder ſchwebte mir immer und immer vor den Augen, und der mögliche Gedanke, daß euch auch einmal betreffen könnte, was mich betroffen hat. Ach ich bin auf das ganze Leben hinaus ſehr unglücklich geworden, ich kann den Schmerz tragen, aber er geht wachſend mit mir in die dunkle Zukunft, und ich blicke in den Abgrund meines eignen Herzens, wie in den der Zeit, die dunkel vor mir ausgebreitet liegt. Weh! möget ihr nie erfahren, was das iſt, wenn das Geliebteſte ſtarr und kalt vor einem liegt; wenn das, was euch das Nächſte war, euch fremd erſcheint.

So lag Wilhelm ſchon nach wenigen Stunden, und furchtbar drückte ſich ſelbſt in dem Bilde der blühendſten Jugend die Gewalt der fremden Macht aus, der er nun angehörte. Ach jetzt iſt er noch ganz in unſrer Erinnerung; ſeine himmliſche Geſtalt wandelt noch unter uns; ſeine milde Stimme tönt noch in unſern Ohren; ach! und auch das vergeht; die Zeit rückt das Bild fern und ferner, und nur die Sehnſucht bleibt, die glühende, verzehrende, der nichts mehr begegnet.

Wie Wilhelms Augen im Tode brachen, ſeine Augen, deren reiner Glanz nur mit dem letzten Odemzug verlöſchte, und er ſein letztes Leben auf meinen Lippen aushauchte, mußte ich mich fragen: wohin führt dieſer Weg? und wohin iſt der Funke des Lebens, der noch ſo eben dieſe liebliche Geſtalt bewegte? Ach Alles iſt tiefes Geheimniß; Entſtehung und Tod deckt eine furchtbare Nacht, und das Furchtbarſte und Widerſprechendſte in der weiten Natur iſt der Tod eines blühenden Kindes, in dem alle Kräfte ſich regen. Ihr lebendiges Spiel auf einmal gehemmt, die Schönheit der Verweſung Preis gegeben, das Vollkommene in einem Augenblicke zertrümmert. Ach die Starrheit, mit der dieſer Anblick meine Seele ergriffen hat, die verwiſcht mir das Leben nicht mehr. Ich trage ſein Schickſal und das meine wie ein ſchweres Räthſel mit mir herum, das mein eigener Tod mir erſt löſen wird. Ich kann mir die Freude nicht verſagen, euch alle Umſtände ſeines Todes zu erzählen, denn mir wiederhole ich ſie ewig, und wie es denn in meiner Natur iſt, mir einmal nichts zu verhehlen, ſo kann ich mir die Bitterkeit all der kleinen Nebenumſtände nicht verbergen, die durch eine wundervolle, geheimnißvolle Verkettung zu ſeinem Tode mit eingewirkt haben.

Wir waren den 11. Julius auf's Land nach Lariccia gezogen, einem Oertchen, das dicht hinter Albano auf der Heerſtraße nach Neapel liegt, und bewohnten ein Gartenhaus, das wenige Schritte vor dem Thore des Städtchens, in einer himmliſchen Gegend liegt. Reinhardt hatte uns dieſen Sommeraufenthalt ausſuchen helfen. Er ſelbſt bewohnt Lariccia ſeit Jahren im Sommer, und in der ganzen Gegend iſt Lariccia für einen der geſundeſten Orte um Rom bekannt. Bis zum 5. Auguſt lebten wir dort leidlich ruhig. An dieſem Tage fuhr ich mit Humboldt nach der Stadt, weil endlich unſre Bücher und unſre Wäſche von Deutſchland angekommen waren, und wir nahmen Wilhelm und die kleine Adelheid mit uns, weil beide einen geringen Fieberanfall mit Halsweh einige Tage vorher gehabt hatten und wir ſie nicht der Aufſicht des jungen Menſchen überlaſſen wollten, der an Riemers Stelle zu uns gekommen war. Beide Kinder befanden ſich hier in Rom ſo wohl, daß kein Arzt ihrentwegen conſultiert wurde. Den 7. Auguſt kam der Prinz von Mecklenburg, der Bruder der Königin von Preußen, der ſeit einem Jahre in Italien iſt, von Albano, wo er den Sommer über gewohnt hatte, nach Rom, um bei uns zu eſſen, und brachte uns Carolinen und Theodor mit, weil er uns damit einen Gefallen erzeigen wollte, indem ſich folgende unangenehme Geſchichte bei uns in Lariccia zugetragen hatte. Den 5. nach unſrer Abfahrt von da hatte ein junger deutſcher Bediente, den wir aus Berlin mitgebracht hatten, ein Menſch von zwanzig Jahren, einen Spazierritt nach einem benachbarten Orte gemacht, war in der ärgſten Mittagshitze mit heftigem Kopfweh und einer kleinen Fieberbewegung nach Hauſe gekommen und hatte ſich in's Bette gelegt. Den 6. Abends hatte ſich das Fieber wieder gemeldet, und er war auf den Einfall gekommen, einen Theelöffel Opium zu nehmen, das er ſich in einem Flacon noch aus Deutſchland mitgebracht hatte. Wahrſcheinlich hatte dieſer Theelöffel voll Opium ſeine Beſinnung ſogleich verwirrt, denn aus keiner ſeiner geführten Reden erhellt der Vorſatz, ſich um's Leben zu bringen, ſondern allein der Wunſch, das unerträgliche Kopfweh, an dem er litt, zu unterdrücken und ſich Schlaf zu verſchaffen. Doch vermuthen wir, daß dieſer erſte Löffel Opium ihn verwirrt haben muß, denn unerklärbar wäre es ſonſt, wie er den zweiten und den dritten genommen haben kann. Beim dritten Löffel fragt ihn ein italieniſches Mädchen, die ich als Wärterin bei der Gabriele habe, was das für Medicin ſei? Nachdem er auch noch dieſen geſchluckt, antwortete er ihr: Opium, welches ihn von dem entſetzlichen Kopfweh befreien ſolle, und dieß ſei der dritte Theelöffel. Das Mädchen läuft erſchrocken aus ſeinem Zimmer, ſagt dem Hofmeiſter was vorgefallen ſei; dieſer läßt den Arzt aus dem Orte holen; allein ehe er kommen kann, treten die Krämpfe ein, die ihm den Mund ſchließen, und der unglückliche junge Menſch ſtirbt nach einigen Stunden der fürchterlichſten Krämpfe noch in derſelben Nacht.

Der Prinz von Mecklenburg brachte mir meine Kinder mit in die Stadt, weil er ſich gedacht hatte, daß es uns unangenehm ſein würde, in einem ſehr kleinen Gartenhauſe die Kinder während der gewaltigen Hitze, die eben herrſchte, in der Nähe eines Leichnams zu denken. Nachdem wir erfahren hatten, was vorgefallen war, ließen wir auch noch ſelbigen Abend die kleine Gabriele mit ihrer Wärterin kommen. Nun waren wir mit fünf Kindern hier, hatten nur zwei Leute zu unſer Aller Bedienung — den Hofmeiſter, Emilie und unſer vollſtändiges Hausweſen in Lariccia. Die Unannehmlichkeit der Situation, die dadurch für uns entſtand, wuchs noch dadurch, daß Humboldt denſelben Tag krank und an einem ſehr heftigen Halsübel bettlägerig wurde. Ich ſelbſt war leidend und außerordentlich durch die Hitze gedrückt. Ich trug daher darauf an, die Knaben den zehnten Abends wieder nach Lariccia zu ſchicken, und um ſo mehr, da ein Bekannter unſres Hauſes, ein deutſcher Künſtler, Namens Keller,[1] ſelbſt Familienvater und uns und unſern Kindern ſehr attachiert, mir angeboten hatte, ſie zu begleiten, und ſie nicht aus den Augen zu laſſen. Den achten Abends war der deutſche Bediente beerdigt worden; den zehnten gingen die Knaben mit Keller und Gabriele mit ihrer Wärterin wieder hinaus, und ich gedachte drei oder vier Tage darauf, ſobald nur Humboldt wieder aus dem Bette ſein würde, mit Carolinen und Adelheid nachzukommen. Den elften und zwölften vernahmen wir nichts, allein den dreizehnten empfing ich einen Brief von Keller, und Humboldt einen von dem Hofmeiſter, in dem ſie uns ſchrieben:

---

[1] Heinrich Keller, Bildhauer aus Zürich.

ſie ſeien mit den Kindern den elften Abends am See von Nemi zu Eſel geweſen; die Knaben ſeien heiter und geſund geweſen, allein den zwölften Morgens ſei Wilhelm mit Fieber erwacht und habe über Kopfweh geklagt. Sie ſchrieben ferner, daß ſie den Arzt aus Albano hatten holen laſſen, der das Fieber für eines der ganz gewöhnlichſten erklärt habe, die man hier zu Lande ſo häufig im Sommer bekommt, und daß er Wilhelm ſogleich China gegeben habe. Die Briefe ſchloſſen mit den wiederholteſten Verſicherungen des geringen Belangs der Krankheit und der Bitte uns nicht zu beunruhigen. Es war Mittag, als die Briefe bei uns ankamen, die durch eine Gelegenheit abgegeben worden waren. Wir beſchloſſen ſogleich den Wilhelm wieder in die Stadt zu nehmen, aber eben weil es ſchon Mittag war, und wir ihn nicht vor Abend ſpät hätten heimbringen können, und die Abendluft dem Fieber unzuträglich iſt, entſchloß ich mich erſt, folgenden Tages nach Lariccia zu fahren.

Mein Mann hatte ſich während ſeines Uebelbefindens eines jungen deutſchen Arztes[1] bedient, der ſeit einigen Wochen ſich hier aufhielt, und den wir als einen geſchickten Arzt und liebenswürdigen theilnehmenden Menſchen hatten kennen lernen. Er trat in's Zimmer, wie wir noch die Briefe laſen, und ich ſchlug ihm vor, mich folgenden Tages nach Lariccia zu begleiten und mir Abends zu helfen, um den Knaben nach Rom zurückzubringen. Er verſprach es mir, und folgenden Tages, den 14. Auguſt, war ich mit ihm früh um 7 Uhr in Lariccia. Als wir zu Wilhelm in's Zimmer traten, fanden wir ihn in einer außerordentlichen Agitation, die durch die Freude, mich ſo unvermuthet zu ſehen, noch vermehrt wurde. Er delirierte, doch erkannte er mich und auch Kohlrauſch, den er doch nur ein oder zweimal flüchtig geſehen hatte. Theodor lag ſeit der letzten Nacht in einem andern Zimmer, in einem todtenähnlichen Schlummer mit einem heftigen

---

[1] Kohlrauſch aus Hannover. H. hatte ihn alſo nicht mitgebracht, wie Schleſier, Erinnerungen II. S. 63, meint.

Fieber. Nach Verlauf einer Stunde, in der Kohlrauſch die Knaben ſehr aufmerkſam beobachtet hatte, ſagte er mir, Alles müſſe ihn trügen, wenn Theodor nicht den Anfang zu einem ſchweren Nervenfieber habe, und Wilhelms Fieber ſei kein Fieber, das man mit China kuriere. Er ſei ſehr krank. Wilhelm fing an aus der Naſe zu bluten; er hatte das ſchon Tages vorher gethan, und der Arzt aus Albano hatte es für ein vortreffliches Zeichen erklärt, durch das die Krankheit ſich heben würde. Jetzt ſtillte ſich das Blut nach kurzer Zeit, allein eine Stunde darauf fing es wieder an, und kein Mittel, es zu ſtillen, wollte anſchlagen. Er blutete auf eine ängſtliche Weiſe, er brach die Medicin, die der Albaner Arzt ihm gegeben hatte, aus, mit lauter Blut; ſowie es durch den Schlund in den Magen kam, warf dieſer es zurück. Endlich, nachdem er ein Bad bekommen hatte, ſtillte ſich das Naſenbluten und Brechen, ſeine brennenden Hände wurden kühler; er phantaſierte mit etwas weniger Heftigkeit, doch ſchlug ſein Herz ſo, daß ſich die Decke ſeines Bettes immerfort davon hob. Dieſer ruhigere Zuſtand dauerte einige Stunden, und Reinhart, der bei mir im Zimmer war, bat mich um die Erlaubniß, in meinem leeren Wagen nach Rom zurückzufahren. Ich ſchrieb durch ihn an Humboldt, und auch der Arzt, und wir baten ihn beide, den andern Morgen nach Lariccia zu kommen, ſo leidend er auch ſelbſt noch ſei, weil Wilhelm unaufhörlich nach ihm verlangte und von ihm ſprach. Kohlrauſch verhehlte Humboldt nicht, daß Wilhelm gefährlich ſei, allein er war noch voller Hoffnung, beſonders weil das Bluten gänzlich aufgehört hatte. Wie Reinhart aus meinem Zimmer ging, drückte ich ihm die Hand und ſagte ihm: „Sagen ſie Humboldt Alles was nöthig iſt.“ Ich hoffte, er ſollte ihn bewegen, noch in der Nacht zu kommen, denn mir ging die trübſte Ahnung durch die Seele. Ach er verſtand mich nicht, und als er nach Rom kam, beruhigte er Humboldt über Wilhelms Zuſtand. Eine Stunde, nachdem Reinhart fortgefahren war, verlangte Wilhelm auf einmal aufzuſtehen, um ein gewiſſes Bedürfniß zu befriedigen. Ich ſetzte ihn im Bette auf das Geſchirr und unterſtützte ihn mit meinen Armen; ſeine Ausleerung war nichts, nichts als geronnenes Blut. Er lehnt ſeinen Kopf an meine Wange, und ich fühle ihn auf einmal, in einer Secunde, erſtarren. Todesſchweiß bedeckt ſein Geſicht, ſeine Glieder umfängt die Starrheit des Todes. Gott! er ſtirbt! war Alles, was ich ſagen konnte; ich ſah ihn nicht, denn der Abend war ſchon ſehr dämmernd, aber ich fühlte den Tod. Kohlrauſch ſpringt zu, ſieht ihn, beſtreicht und wäſcht ihn mit den belebenden Mitteln. Ich trage ihn in's Nebenzimmer auf ein friſches Bett, er kommt zu ſich, er öffnet wieder die Augen, er kennt uns, ſpricht mit uns, phantaſiert leicht und fröhlich, ſein Puls, obgleich matt, bekommt wieder einen gleichen Schlag, eine gleiche Wärme breitet ſich über ſeinen Körper aus, von Kopf bis zu Fuß; ſein Auge glänzte mit dem reinſten Feuer, alle ſeine Züge waren ruhig und ſchön; ſeine Schönheit war mehr wie irdiſch, und obgleich blaß auf den Wangen, glühten ſeine Lippen wie Purpur. Kohlrauſch wiederholte mir, wenn er fünf Uhr Morgens erlebe, garantiere er beinahe ſein Leben. Wir hatten nach Humboldt einen reitenden Boten geſchickt und ſaßen ſo an ſeinem Bett in der tiefen Nacht, Kohlrauſch und ich, die Minuten zählend. Im Nebenzimmer lag Theodor einem Todten gleich. Alle zwanzig Minuten wurde Wilhelm mit den ſpirituöſeſten Sachen gewaſchen, die Füße wurden gebürſtet, und es wurden ihm belebende Tropfen und Malaga eingeflößt. Er lag leidlich ruhig, nur von Zeit zu Zeit ergriffen ihn Nervenzuckungen in Arm und Füßen, oder er faßte ſeine Decke mit den Zähnen; manchmal ſchlummerte er einige Momente. Auf einmal richtete er ſich auf, und ſagte mit ſehr ſtarker Stimme: „Teodoro, Teodoro venite con me alla Piramide.“ Er ſprach beinahe kein andres Wort als Italieniſch während ſeines ganzen Deliriums. Du magſt denken, wie mir wurde. Die Pyramide iſt die des Cajus Ceſtius, der Begräbnißort der Proteſtanten, und war einer ſeiner liebſten Spaziergänge. Nachdem Wilhelm das geſagt hatte, legte er ſeinen Kopf wieder auf's Kiſſen, ſein Puls wurde ſchwächer und blieb aus. Die Füße erkalteten trotz aller Sorgfalt; er ſchlummerte noch einige Minuten, richtete ſich wieder auf, ſah mich mit unbeſchreiblicher Lieblichkeit an, „Mutter, Mutter," ſagte er, „Papa, Papa;" es folgten einige undeutliche Worte, die ich nicht verſtehen konnte; ſein Kopf ſank tiefer an meine Bruſt; er röchelte einige Secunden lang und hauchte ſeinen letzten Odemzug auf meinen Lippen aus. Es war Dreiviertel auf zwei Uhr Nachts; wie Humboldt ankam, war er ſchon kalt und ſtarr.

Ach Lollo, lieber Schiller, du meine liebe Li., ihr begreift es, wie die Zeit nie die Erinnerung dieſes ſchrecklichen Tages in uns verwiſchen kann. Humboldt kam an; wenn meine Liebe und Achtung für den Guten einen Zuwachs erhalten könnte, ſo wäre es durch die Art, wie er ſeinen Schmerz äußerte, und wie er ihn ſeit dem trägt. Aber ſagt mir, ihr Lieben, nächſt dem tödtlichen Schmerz des Verluſtes, kommt es euch ſelbſt nicht wie eine Ungerechtigkeit, recht eigentlich wie eine Kränkung des Schickſals vor? Wilhelm war Humboldts geliebteſtes Kind, und er hat es nicht einmal mehr am Leben finden können; wir verlieren ihn, er wird uns zu einer Zeit krank, wo wir durch kleine, aber zuſammenwirkende Umſtände gezwungen ſind, uns einige Tage von einigen unſern Kindern zu entfernen. — Liegt nicht in dem Allen eine tiefe Tücke des Schickſals? Ach, nur zu tief fühle ich es, von meinem Leben iſt der Glanz, der es ſchmückte, der ſchöne Glanz eines heiligen Glücks, eines unberührten Schickſals, hinweggenommen, und ich habe keine Sicherheit mehr über das Theuerſte.

Noch an Wilhelms Todestage wurde Theodor in Betten eingepackt, in einem zugemachten Wagen nach Rom gebracht. Seine Krankheit deklarierte ſich als ein vollkommenes, hitziges Nervenfieber; doch da keine ungewöhnliche Zufälle erſchienen, war der Arzt voller Hoffnung. So hielt ſie ſich zwölf Tage, am dreizehnten ſchlug ſie um. Die gefährlichſten Symptome erſchienen; vier Tage und vier Nächte blieb auch gar keine Hoffnung zum Leben. Der

Wille ſeines Arztes hat ihn erhalten. Ihn zu retten, ihn durchzubringen hoffte er nicht mehr, nur noch für die nächſten Minuten wollte er ihn dem Tode ſtreitig machen. So lag Theodor im Bette mit dem zerſtörendſten Fieber, mit allen Zügen, ja ſogar mit dem völligen Todtengeruch, und von Minute zu Minute erwarteten wir die letzten Convulſionen, die das geringe Leben ganz zerſtören würden. Die Behandlung des Arztes iſt ein Meiſterſtück; was er an uns als Menſch gethan hat, darüber kann ich kein Wort ſagen, nur mit der innigſten Rührung des Herzens ewig daran denken. Theodor lag ſechs Wochen, ohne ſich zu rühren, im Bette; wie die allerdringendſte Gefahr vorbei war, geſellte ſich ein Huſten zu ſeinem Uebel, der hektiſch zu werden drohte, und außerdem hatte er zwei Rückfälle. Dieſem ganzen complicierten Uebel hat Kohlrauſch mit einer Sorgfalt, einer Bedachtſamkeit, einer Conſequenz begegnet, die beiſpiellos iſt.

Aber um euch ein vollſtändiges Bild meiner Lage zu geben, muß ich noch das hinzu fügen. In Theodors kränkeſten Tagen legte ſich Caroline mit einem Fieber, aus dem nachher ein viertägiges wurde, und Adelheid wurde ſo heftig krank, daß Kohlrauſch ſelber ein Nervenfieber befürchtete. Mit meiner kleinen Gabriele auf dem Arm mußte ich von Bette zu Bette wandern, oder ſie fremden Händen anvertrauen, denn meine beiden Dienſtmädchen lagen vierzehn Tage in einer andern Etage des Hauſes ſteif und feſt im Bette. Die kleine, ſchwächliche Gabriele war mein geſundeſtes Kind. Wie treu ſtand mir Humboldt bei! Einige Stunden des Tages beſorgte er ſeine nothwendigen Geſchäfte; des Nachts hat kein Anderer bei Theodor gewacht, als er, ich, Kohlrauſch oder Schick, ein gar guter inniger Künſtler aus Stuttgart, den Caroline perſönlich kennt, Tiecks Freund. Ach, ihr Lieben, welch eine Zeit!

Theodor geht nun wieder umher; ſeine geiſtigen Kräfte haben durch dieſe fürchterliche Krankheit nicht gelitten, aber ſeine körperlichen wollen noch immer genau bewacht werden.

Wilhelm liegt unweit der Pyramide, an einem einſamen Ort unter Bäumen, gewiß beſitzt Goethe die Abbildung dieſes ernſten Monuments. Da denkt euch den blühenden Knaben, und uns — o Gott, noch inniger an ein Land gefeſſelt, das uns das Theuerſte genommen und in ſeinem Schooße verbirgt. Einen ſchöneren Knaben erinnere ich mich nie geſehen zu haben. Frage die Fürſtin, wenn du ſie ſiehſt. In dieſem Jahre, unter dieſem Himmel, war er ſo außerordentlich gewachſen, daß er nicht viel kleiner als ich war. Er war ſo ſtark nach Verhältniß dieſer Größe und ſah ſo blühend aus, daß uns dieſer außerordentliche Wachsthum gar keine Sorgen einflößte, und doch iſt vielleicht eine Muskelſchwäche daraus entſtanden, die ſeinem Körper die Kraft geraubt hat, dem erſten Anfall einer heftigen Krankheit zu widerſtehen.

Empfiehl uns Goethe, frage ihn gelegentlich einmal, ob er einen Brief von mir bekommen hat. Mich freut es, daß Riemer zu ihm gekommen iſt. Der Arme bedurfte ſehr gehoben zu werden, und das thut vielleicht die Achtung, die Goethe ihm beweiſt, wenn er mit ihm zufrieden iſt. Er hatte große Gaben mit Kindern umzugehen. Wenn du ihn ſiehſt, ſo grüße ihn freundlich von mir, auch Tiek.

Adieu, geliebte Lollo, meine Li. lebe wohl! Ein gütiges Schickſal erhalte euch die geliebten Kinder! — Ihr müßt den Brief ſchon ſo zuſammen nehmen. — Lebt tauſendmal wohl und laßt mich bald von euch hören.

Humboldt ſchreibt Schiller nächſten Poſttag. Grüße auch die chère mère. — Der Fürſtin habe ich vor acht Tagen geſchrieben. Ach, ſie bedauert uns gewiß!

Rom, den 8. Julius 1805.

Ich habe es bis jetzt nicht gewagt dir zu ſchreiben, theure Liebe! Mein Herz, du weißt es, hat die tiefſten Schmerzen des Lebens erfahren, und weil es weiß, daß ſie keinen Ausdruck haben, verſtummte ich gegen dich. Ich ſcheute mich, dich zu berühren;

ach, auch wieder heute thue ich es mit einer Art Angſt, und doch kommt die Veranlaſſung durch dich. Die Briefe, die ihr Lieben den Herrn von Herdas mitgegeben habt, ſind erſt jetzt in unſre Hände gekommen, weil ſie durch einen Zufall länger von Rom abgehalten worden ſind, als es ihr Plan war. Ach wie ſoll ich euch ſagen, welch einen Eindruck dieſe Briefe auf uns gemacht haben! Wir haben ſie mit vielen Thränen geleſen und benetzt, und ſo ſehr ich anfangs fürchtete, ein Wort von dir zu vernehmen, ſo ſehr wünſche ich es jetzt und bitte dich inſtändig darum. — Theure, Liebe, ſchreibe mir von deinen Kindern, von dem geliebten Entſchlafenen, deſſen Andenken ja einzig mit der Sorge und Pflege deiner Kinder dein Leben ausfüllen kann. Sage mir auch ein Wort über deine Geſundheit, an die ich immer mit Angſt denke, denn wie widerſteht man ſolchen Schmerzen! Ach möge, meine gute ſanfte Lotte, möge doch an dir auch wahr werden, was ich ſo tief empfand, und was allein mich rettete: ein Gefühl höherer Kraft in dieſen unausſprechlichen Leiden.

Wir ſprechen immer von euch, ihr Lieben, und wünſchen euch zu uns in dieß himmliſche Land. Ach du traueſt es Humboldt zu, wie er von Schiller denkt; Niemand hat ihn inniger gewürdigt; ſein ſpät empfangener Brief bleibt uns ein theures, ewig heiliges Andenken. Außer unſerem Kreiſe iſt noch Reinhart, mit dem es mir immer wohl wird, Schillers Namen zu nennen, denn er hängt an ihm wie an einem Bruder. Er war abweſend in Neapel, als die Nachricht ſeines Todes zu uns kam; aber wie er zurückkam und ich ihm den Brief gab, den Schiller in den unſrigen eingeſchloſſen hatte, wie hat der ſtarke Mann, dem wohl ſelten Thränen in die Augen kamen, geweint. Er hat mir Schillers Brief zu leſen gegeben, und wie in einer Art Ahnung des letzten Zeichen des Lebens ſteht darinnen. „Wenn der Himmel uns kein frohes Wiederſehen mehr ſchenken ſollte, um was ich ihn oft bitte, ſo ſende ich euch in acht Jahren meinen älteſten Sohn, damit ihr mir einen tüchtigen Maler aus ihm zieht.“ Reinhart, glaube ich, ſchriebe dir ſelbſt gern, allein er ſcheut ſich dir weh und weher zu thun; aber er diente dir und deinen Kindern gern mit ſeinem Rath.

Schreibe mir, Geliebte, von den Planen deines Lebens, in ſofern du welche zu machen im Stande biſt. Ich habe gewagt, Carolinen einen Vorſchlag zu einer Reiſe in meinem vorigen Briefe zu machen, weil ich glaube, daß es euch beinahe unumgänglich nothwendig iſt, einen Winter in einem ſüdlichen Klima zuzubringen.

Deinen und Schillers Brief an Graß habe ich ihm in Neapel zukommen laſſen, wo er nun aus Sicilien zurück ſein wird. Er war ſehr lange da und ſoll ſehr viel beſſer haben zeichnen und malen lernen. Mit Schick leben wir auch viel. Er wünſcht dir empfohlen zu ſein, wie man in ſolchen Augenblicken ein Verlangen hat, es zu ſein. Er iſt brav als Menſch und als Künſtler. Jetzt eben hat er ein vortreffliches Bild vollendet, und die Individualität des Künſtlers ſpricht ſich immer in ſeinen Werken aus. Der Bildhauer Tieck iſt noch nicht angekommen, aber die Schweſter[1] iſt allerdings ſeit beinahe drei Monaten hier mit einem Herrn von Knorring.[2] Sie hat einen großen Krieg mit ihrem Mann, von dem ſie gern geſchieden ſein will; er iſt auch, mein' ich, einſtimmend; aber der Krieg iſt um die Kinder, die ein Paar niedliche Knaben ſind. Er hat um ſo mehr das Recht für ſich, da er Vermögen hat und ſie ohne alle Mittel iſt, ſonſt, glaube ich freilich, werden die armen Kleinen wohl noch ſchlechter bei ihm als bei ihr erzogen werden. Ich fürchte, es wird noch viel Unruhe mit dieſer deutſchen Colonie hier geben, und vielleicht Unannehmlichkeiten für meinen Mann daraus entſtehen. Madame Bernhardi kommt zuweilen zu mir, doch iſt ſie darinnen diſcret, weil ſie auch nicht beſonders dazu aufgefordert wird.

Ich ſchließe hier, liebe Seele, und drücke dich und deine Kinder an mein Herz. Ich bitte dich, gib bald ein Lebenszeichen.

---

[1] Verehelichte Bernhardi.

[2] Den ſie ſpäter heirathete.

Meine Kinder ſind alle jetzt recht wohl. Theodor hat ſeit unſrer Zurückkunft nur zweimal kleine Fieberanfälle gehabt, die gleich vor den Mitteln gewichen ſind. Wenn nun nur noch der künftige Monat vorüber iſt. Im Anfang des Septembers kommt Sickler.[1] Ich muß ſehr ernſtlich ſeine Ankunft wünſchen; einmal, weil der Mangel an gehöriger Beſchäftigung und Unterricht eine ernſtliche Sache bei einem achtjährigen Knaben wird, dann aber auch, weil die alleinige Aufſicht, die mir obliegt, mir oft ſehr ſauer wird. Meine Geſundheit iſt indeß gut, und ich darf nicht klagen.

Humboldt und Alexander[2] grüßen dich herzlich. Ich ſchreibe bald, liebe duldende Seele! Beruhige mich über deinen Zuſtand.

Ewig deine

Caroline H.

Kohlrauſch bittet mich ihn dir angelegentlichſt zu empfehlen.

Rom, den 26. November 1806.

Ich vermag dir nicht auszudrücken, mit welcher Angſt ich hier lebe, mit welcher Sorge ich an alle meine Lieben in Deutſchland denke. Vielleicht iſt dieß nicht weniger trauervoll, als ſelbſt dort die Gegenwart geweſen iſt. Von mir und meiner häuslichen Lage kann ich dir nur Gutes ſagen. Wir ſind alle wohl; wir haben den ſchönſten Herbſt mit Reinhart auf dem Lande in der herrlichſten Gegend und den reizendſten Umgebungen zugebracht und oft, ſehr oft deiner, Carolinens und des theuren und unvergeßlichen Schiller gedacht. Wir ſind ſeit Anfang November wieder in der Stadt und blicken mit bangen Sorgen nach unſerem lieben Vaterland. Ach, liebe Gute, ſage mir wenigſtens, daß du, daß die Deinen, daß Caroline und ihr Adolph und W. wohl ſind, ſage mir auch ein Wort von Goethe; ich kann dir nicht ſagen, mit welcher Ungeduld ich dieß erwarte.

---

[1] Geſtorben 1836 als Gymnaſialdirector in Hildburghauſen, bekannt als Archäolog.

[2] Der im Frühling angekommen war.

Rom, den 28. Februar 1808.

Ich habe mir oft vorgeworfen dir nicht geſchrieben zu haben, meine theure, liebe Lotte, und dann auch wieder nicht. Daß es nicht aus Gleichgültigkeit geſchehen, ach, das weißt du! Ich habe wirklich gefürchtet, meinen Freunden nahe zu treten und meinen brennenden Schmerz in ihre Seele zu gießen, und bei dir mehr noch, als beinahe ſonſt irgend Jemand. Ach, auch du haſt das Geliebteſte verloren, ach Lotte, und doch — dieſer wüthende Schmerz, mit dem die Mutter ihre Kinder[1] hinſterben ſieht, das Blut ihres Blutes erſtarren — ein mildes Geſchick wolle dich davor bewahren — mir war es nicht mild, das Aergſte hat es mir gethan, und acht Tage mußte ich mein ſtarkes, geſundes, herrliches Kind mit dem Tode ringen ſehen. O Gott, gibt es einen Zuſtand der Seelenangſt, der über den geht, wenn man aus der innerſten Tiefe des Buſens fleht, daß es endigen möge? das alles habe ich ertragen, aber vergeſſen kann ich's nie, vergeſſen nie mein unerhörtes Schickſal, das mich trifft und wieder trifft, und noch einmal.

Niemand hat mir beigeſtanden; ich gehe einen dunkeln Weg allein; ach, ſo ſteht es eben um die menſchliche Natur, daß man allein iſt in Freud' und Schmerz, und alles, was man von Mittheilen und Ausſprechen des Gefühls ſagt, ſind nur eben Worte und weiter nichts. Kein Menſch hilft einem andern; wenn man nicht aus der eigenen Bruſt die Kraft des Lebens nimmt, ſo gibt wahrlich nichts ſie einem von außen.

Den 23. März.

So lange iſt das Blatt liegen geblieben, meine gute Lotte! Ich habe nicht den Muth, meinen Freunden zu ſagen, ich lebe; denn ich muß ihnen ja zugleich ſagen, daß ich unausſprechlich leide. Die verrückende Zeit hat etwas Troſtloſes dadurch, daß ſie einem auch noch etwas, und endlich viel, und zuletzt beinahe ganz die Lebendigkeit der Erinnerung der geliebten Geſtalten nimmt. Ich ſehe ſo recht mit innerem Schauder die Tage vorüber gehen; aus den Tagen werden Jahre — und wo löſen ſich zuletzt dieſe bittern Qualen des geängſtigten Mutterherzens? O es bleibt mir noch viel, ich weiß es, aber was mir bleibt, erregt mir gerade die allertiefſte Sehnſucht nach denen, die dahingegangen ſind. Wenn du ſo recht verloren im Anblick deiner Kinder biſt, ſtellt ſich da nicht das Bild ihres Vaters ſo lebendig und ſo ſchmerzlich vor dich, ſein Bild, ſeine Erinnerung, ſeine Stimme, ſeine Geberden?

---

[1] Das jüngſte Kind Guſtav, geb. 1806, war 1807 geſtorben.

Den 25.

Ich bin unfähig zu ſchreiben; ich fühl' es, daß ich dir ſehr weh gethan habe. Aber ich kann mir nicht helfen. Mein Leben iſt, ſeitdem ich Guſtav verloren habe, nur ein banges und beinahe ein fruchtloſes Ringen. Er war das Leben meiner tiefen Bruſt, und ſein begeiſterter Blick hatte mir Hoffnungen erregt, auf die ich jetzt nur mit Schauder ſehe. Das Schickſal hat mir unrecht gethan; es hatte mich ja ſchon tief genug getroffen, und wie ich dieſen Knaben gebar, empfing ich ihn mit einer wahren Andacht, wie ein Pfand der Verſöhnung und des Glücks. Nun, ich wünſche in der bangen Angſt, die mich oft Tage und Wochen lang ohne irgend eine Möglichkeit mich zu beſchäftigen, herum treibt, mir oft ein anderes Kind, und dann ſchaudert mir wieder vor dem Gedanken. Ach, was wird aus mir werden! Humboldt iſt ſo gut, und Caroline und Theodor ſind mir Engel geweſen; aber es kann kein Menſch dem andern in dieſer tiefen Noth beiſtehen.

Schreibe mir, liebe Lotte, ſchreibe mir von deinen holden Kindern. Der ſchönſte Gedanke iſt der der Zukunft über dem Grabe; aber wer gibt einem die herrliche Gewißheit?

Verzeih, daß ich abbreche, aber mein Kopf iſt ſchwach, und ich möchte auch Carolinen noch einige Zeilen ſchreiben

Ewig deine

Caroline.

Rom, den 2. December 1809.

Ich habe immer wie du die Meinung gehabt, daß W. nur durch die Combination von Umſtänden, die damals waltete, Carolinen bekommen hat, und daß C. zum Glück ihres Lebens eine andere Wahl hätte treffen müſſen. Aber es hat auch wieder das beſtimmt Unangenehme, das mit dieſer Verbindung verknüpft war, weniger drückend auf C. gelegen, als unter ähnlichen Umſtänden auf dir oder mir, weil C. ein ſeltenes Vermögen hat, das mit ihr geboren iſt, denn man gibt es ſich nicht, einen Roſenſchleier über vieles Grelle zu ziehen. — Jetzt iſt mir ihre Stimmung und ihr ganzes Benehmen unendlich ehrwürdig. Und auch W. muß beſſer, einfacher, liebenswürdiger geworden ſein in ſeinen letzten Lebensjahren. — H.[1] ſchrieb mir vorigen Winter mehrere male, ich könne mir nicht vorſtellen, wie ſehr er ſich zu ſeinem Vortheile verändert habe. Ach ſo bereitete ſich wohl ſein Weſen ſchon lange her zu dieſem großen Leiden! Möge ich bald ſeine Auflöſung erfahren!

Im Frühjahr verlaſſe ich Rom, ach, ich läugne es nicht, mit vielen, vielen Schmerzen. Himmel und Erde, die ſüßeſten und traurigſten Erinnerungen meines Lebens halten mich mit gleichen Banden, aber es muß ſein.

Grüße Goethe, frage ihn, ob ich ihm hier noch etwas beſtellen, beſorgen, mitbringen ſoll.

Wenn Schicks Zeichnung dir ſo ſehr gefallen hat, wie würde dich erſt das Bild der Kleinen,[2] das er dieſen Sommer gemacht hat, und Carolinens[3] Bild freuen. Er iſt ohne alle Ausnahme der erſte Maler hier.

Graß iſt auch noch hier; ich ſehe ihn aber wenig. Er iſt bald Dichter, bald Maler. Er hat Talent und viel Gutes, aber keine Haltung im Leben.

---

[1] Der im October 1809 nach Preußen zurückgekehrt war.

[2] Adelheid und Gabriele.

[3] Lebensgroß mit einer Guitarre.

Wilhelm v. H. Berlin, den 6. Auguſt 1810.

Es thut mir unendlich leid, liebſte Freundin, auf Ihren langen freundſchaftlichen Brief, der mir eine ſo herzliche Freude gemacht hat, nur mit wenigen Zeilen flüchtig antworten zu können. Allein ich bin in dem Moment der Abreiſe und des Einpackens begriffen, und da ich glauben muß, Berlin auf viele Jahre zu verlaſſen, ſo können Sie leicht ſelbſt denken, wie viel ich neben meinen andern Geſchäften zu thun habe. Ich muß Sie alſo recht herzlich um gütige Nachſicht bitten. Es ſchmerzt mich, daß ich Verzicht darauf thun muß, unſere gute Caroline jetzt zu ſehen. Ich konnte es mir aber im Voraus wohl denken. Doch iſt die Reiſeluſt eine treffliche Eigenſchaft. Sie führt eben ſo oft zuſammen, als ſie trennt, und ich kann mir immer mit der Hoffnung ſchmeicheln, daß auch Wien einmal und vielleicht bald an die Reihe kommen wird. Ich gehe in acht Tagen etwa von hier ab, und bleibe einige Wochen in Burgörner, Auleben und Thal-Ebra, wo ich Geſchäfte habe. Von da gehe ich nach Rudolſtadt und komme, wenn ich irgend Zeit habe, über Weimar. Nur fürchte ich den Aufenthalt beim Hofe. Ich rechne gegen Ende Auguſt in Rudolſtadt zu ſein.

Die Li., die nun meine Beſtimmung weiß, und geradezu nach Wien kommt, wird vielleicht einen oder einige Briefe an Sie, liebe Freundin, für mich adreſſieren.

Was Sie mir vom Plan über Schiller ſchreiben, iſt mir unendlich erfreulich geweſen. Letzten Winter verzweifelte Goethe faſt etwas der Art machen zu können. Ich will gern beitragen, was ich vermag. Leider haben die Franzoſen bei der Plünderung meines kleinen Gutes hier bei Berlin meine ganze frühere Correſpondenz zerſtreut, und man hat nur Fragmente davon wieder aufgeſammelt. Glücklicher Weiſe aber habe ich doch noch eine ziemliche Anzahl von Briefen Schillers gefunden, die ich mit nach Wien eingepackt habe. Auch ich denke dort unendlich mehr Muße als in jeder andern Geſchäftslage zu haben. Wenn Sie auch noch

Wien kömen, wäre es ſehr ſchön. Es würde uns ein wahres Feſt ſein, Sie dort zu empfangen und zu beſitzen.

Leben Sie innigſt wohl und grüßen Sie die chère mère, die ich gewiß in Rudolſtadt ſehe.

Von ganzem Herzen

Ihr

H.

Wien,[1] den 3. December 1811.

Meine traute, liebe Lollo! Dein lieber Brief vom 6. Oktober machte mir die innigſte Freude. Ich empfing ihn nur ſo ſpät, weil die Herren, die ihn brachten, erſt nach Ungarn gingen, und ich den Grafen v. Edling erſt zwei Tage vor ſeiner Abreiſe bei mir ſah, und er mir die Briefe ſelbſt einhändigen wollte.

Deine Freude und Zufriedenheit an den Kindern macht mir die allerinnigſte Freude und Theilnahme. Ach, das iſt die einzig wahre, Alles überlebende Freude im Leben. Gott erhalte ſie dir, du treue liebe Mutter, Gott ſegne ſie dir mit Geſundheit und allen Gaben eines liebenden und tiefen und ernſten Gemüths. Auch mir hat Gott viel Freude gegeben, aber auch viele Sorgen.

Ich lebe glücklich im Kreiſe der Meinen, ſehe die Welt ſo viel ich muß, aber nicht mehr. W. hat eigentlich nichts tief Anziehendes für mich, und ich werde es ohne Regret verlaſſen. Die Menſchen ſind gut, aber flach, ich meine die höheren Stände; beſſer, tüchtiger, ernſter, deutſcher ſind die niederen. Was wird aus dieſem Zuſtande der Welt werden? Wenn es neue Unruhe gibt, wie ſehr zu fürchten ſteht, was für ein Loos bereitet man da dreißig Millionen Menſchen, die eine Sprache, die ſchönſte und kräftigſte von allen, reden, und die unter einem Fürſten vereint ſein ſollten, der dann mit ihnen Ordnung und Sitte und Billigkeit und Gerechtigkeit alle andern Nationen lehren ſollte. O wie tief blutet einem das Herz, wenn man den Spott, der in der Gegenwart getrieben wird, recht betrachtet. Wie glücklich preiſe ich den Theuren, der Deutſchlands Fall nicht geſehen hat! Körners Aufſatz über ihn hat mir nicht genügt; er war ſo lebendig, ſo ganz Geiſt und Gemüth im höchſten Verein, und außer den Stellen ſeiner Briefe war der Aufſatz doch trocken! Körners Sohn iſt ſeit mehreren Monaten hier und iſt ein lieber, hübſcher, junger Menſch mit viel poetiſchen Anlagen.

---

[1] Wo H. ſeit dem Juni 1810 Geſandter war. Frau v. H. hatte Rom im Herbſt verlaſſen.

Von Alexander[1] hab' ich dir nichts geſagt; der war unendlich lieb und gut. Stiller, eitelkeitsfreier, liebender als je. Viel Schönes der Stein und meine innigſten Grüße an Goethe, der mich ganz vergeſſen hat.

Berlin, den 23. Januar 1815.

Meine theure Lollo! Wie innig hat mich dein Andenken vom letzten Tag dieſes Jahres erfreut und gerührt. Gottes Segen ſei mit dir und den Deinen jetzt und immerdar. Unſer letztes Wiederſehen lebt in mir mit allem Zauber holder Erinnerung, und vor meiner Reiſe nach Paris hoffe ich noch immer dich wieder zu ſehen.

Ob H. ſo glücklich geweſen iſt, etwas Feſtes für dich abzumachen, mein Engel, weiß ich in der That nicht, allein ſein Wille und ſeine Aufmerkſamkeit auf das, was dich angeht, kann gewiß durch nichts geſtört werden, davon ſei überzeugt.

Die endlichen Entſcheidungen des Wiener Congreſſes dauern ungemein lange; noch weiß man gar nichts über Abſchluß und Ende; allein die Gerüchte lauten friedlicher, als zu Anfang dieſes Monats.

Mein Aufenthalt hier fährt fort mir ungemein angenehm zu ſein. Die Menſchen, mit denen ich vorzugsweiſe lebe, und die alle ſehr thätig, jeder auf ſeine Art, zum Kriege und zur Zerbrechung des Jochs beigetragen haben, weit entfernt ſich des Gefühls und des Gelingens zu überheben, ſind echt demüthig und gerade in der rechten Stimmung. Sie haben das Bewußtſein deſſen, was geſchehen, was auch ſie gethan, des göttlichen Beiſtandes und deſſen, was vor ihnen ausgebreitet liegt zum lebendigen Wirken und zur That.

---

[1] Der im November nach Wien gekommen und von da nach Paris gereiſt war.

Habt ihr in Weimar Niebuhrs Schrift: „Preußens Recht an den Sächſiſchen Hof“ geleſen? Ich bitte dich, laß dir es geben. Die Geſinnung darin iſt merkwürdig; ich meine nicht eben die Geſinnung für dieſen einen Fall, aber im Ganzen, im Großen; die einzelnen leuchtenden Blicke in die Zukunft. Viele fühlen ſo. Wir werden dieſe Zeiten nicht ſehen, aber unſere Kinder werden dazu wirken, daß Deutſchland ſei das erſte Reich der Welt an Kraft und wahrer Bildung, an geſetzmäßiger Ordnung und echter Religion.

Süß, unausſprechlich ſüß und erhebend muß es dir ſein, meine Theure, lebendig fühlen zu dürfen, welch einen Samen zum Erblühen aller Tugenden und des heiligſten Gefühls im Menſchen Schiller ſterbend hinterlaſſen hat. Er hat Millionen begeiſtert und wird ſie begeiſtern. Das und die heilige Hoffnung, das Nahverwandte wieder zu finden, unter welcher Geſtalt es ſei, muß dir des Lebens Pfad bis zum Ziele mit milder Freude erhellen.

Den 30. April 1815.

Körners habe ich ſo oft geſehen, als es ſich irgend hat thun laſſen. Er hat eine mehr wie menſchliche Faſſung in ſeinem Schmerz. Man fühlt, er hat ihn überwunden und das Ewige erfaßt. Die Mutter und Dorchen, ach! die ſind furchtbar zerſtört, um zwanzig Jahre gealtert. Der Tod wäre ihnen Wohlthat.

Den 15. Juni 1815.

Graß ſtarb an ſeinem Fieber und wurde nicht ermordet. Allein in der Phantaſie des Fiebers ſtand er auf und ſtürzte eine Treppe hinunter. Er ſoll ſich ſehr beſchädigt und dieß Veranlaſſung zu Gerüchten eines gewaltſamen Todes gegeben haben.

Den 23 Juni 1816.

Der Tod von Goethens Frau, das endliche Aufhören ihrer Leiden hat mich beruhigt nach dem, was du mir in deinem Briefe ſagſt. Die Schopenhauer ſchreibt in die Welt allerlei Details herum, die es beſſer wäre, mit Stillſchweigen zu übergehen, ſie mögen nun wahr ſein oder nicht. Niemand ſei bei ihr geweſen, Mann und Sohn hätten den Anblick ihrer epileptiſchen Zuſtände nicht ertragen können, und die Wartfrauen hätten ſie ohne Beiſtand liegen laſſen.

Frankfurt,[1] den 8. Oktober 1816.

Ich ſchreibe dir heute durch den jungen Herrn Willmer, der ein Sohn des Willmer iſt, mit dem Goethe in früherer Zeit ſehr bekannt war.

Wir ſtehen immer fort hier auf dem Sprunge. Bald heißt es ſo, bald wieder ſo. Doch mit Gewißheit verſichert und ſchreibt man uns von Berlin, daß der Miniſter v. Goltz[2] in dieſen Tagen von dort abgehen werde, um hierher zu kommen, daß wir hoffen dürfen, daß unſer ungewiſſer Zuſtand ſich bald aufklären wird. Ich ſehne mich, wie du denken kannſt, nicht nach Paris, doch iſt die Stelle hier ſo geſtellt, nach dem Vorangegangenen, nach den dummen Streichen und der abſurden Ausführung, die der zuerſt ernannte Geſandte am Bundestage hier gehabt hat, daß Humboldt nicht eben ſehr lüſtern ſein kann, ſein Nachfolger zu ſein.

Lacce auf der Inſel [illegible], den 4. Auguſt 1817.

An dem Schickſale deiner Kinder, der Anſtellung Karls im Württembergiſchen, dem Doktorwerden des Ernſt, an Allem nehme ich, liebſte Lollo, den treueſten Antheil und hoffe, dich und die Deinen im Jahre 1818 gewiß wieder zu ſehen.

Unſere Reiſe war ohne alle widrigen Unfälle, und nur durch

---

[1] Wo H. Mitglied der Territorialcommiſſion war.

[2] Als Bundestagsgeſandter.

Carolinens Leiden geſtört. Den 31. Mai kamen wir beim herrlichſten Wetter in Rom an und konnten in demſelben Hauſe abſteigen, in dem wir acht Jahre gewohnt hatten. Meine Kinder wohnten ſogar in denſelben Zimmern, in denen Wilhelm und Theodor früher mit Riemer gewohnt, wo ach! noch ſo viele Erinnerungen an den früh dahingegangenen Wilhelm ſind. Die Familie, in der Adelheid und Gabriel ſo ächt* ſich veritalianiſiert haben, wohnt noch da und beſorgte nun meine Wirthſchaft. Sehr brave rechtliche Leute. Wie bekannt und rührend war mir Alles. Wir lachten und weinten in einem Augenblick und konnten uns kaum finden, nicht in einem wachen Traum befangen zu ſein.

Am Abend deſſelben Tages ſah ich noch die Pyramide und beſuchte die Gräber meiner Kinder. Ach, dir brauch' ich es nicht zu ſagen, wie einen der Boden feſſelt, in dem die ſterbliche Hülle geliebter Weſen liegt. Wenn du dieſen Begräbnißort kennteſt, ſo würdeſt du eingeſtehen, daß es keinen ſchöneren, keinen tief ergreifenderen gibt. Was mußte mir nicht die Höhe der Bäume ſagen, die wir hatten pflanzen laſſen. Sie rücken mir ſo vor die Augen die Länge der Zeit, die ich entfernt geweſen, die größere noch, wo die holden Knaben tief in dieſer heiligen Erde ruhen. Und was begab ſich indeß nicht alles! Und Wilhelm hätte ſeinem Alter und der Geſinnung nach, die er früh zeigte, an Allem Antheil genommen. Rom iſt durch die theuren Kinder, die ich dort laſſen mußte, durch alles Erlebte in dieſen acht Jahren an Freud' und Schmerz die Heimath meiner Seele geworden. Unter den Künſtlern fand ich die älteren wie Gmelin, Reinhart und Thorwaldſen und andere, unverrückt da, Thorwaldſen wirklich auf einen Grad der Kunſt geſtiegen, der Alles übertrifft; unter den neueren fand ich große Talente auf eine ſeltene Art entwickelt. Ich nenne vorzüglich unter dieſen Cornelius, Overbeck und beide Gebrüder Schadow (einer iſt Bildhauer); auch Veit hat Rieſenſchritte gemacht, ſeitdem er in Rom iſt. Rauch ſehe ich leider nicht. Ein Mißverſtändniß, das mit ihm vorfiel, denn er hatte in Florenz zu uns ſtoßen wollen, war der einzige Contre-temps, den ich auf der Reiſe hatte. Auf der ganzen Reiſe ſah ich die aus Paris wieder eingewanderten Kunſtſchätze, in Rom prangen ſie unter der Fülle von Schätzen. Das Muſeum iſt ordentlich jetzt eine koloſſale Sammlung und Alles im herrlichſten ruhigſten Lokale aufgeſtellt. O daß du es mit deinen Kindern einmal ſehen könnteſt!

Wilhelm v. H. Frankfurt, den 2. Juni 1819.

Ich eile, Ihnen, theure Freundin, für Ihren gütigen Brief vom 28. v. M. und den überſchickten Tauſſchein zu danken. Es freut mich unendlich, aus Ihrem lieben Brief nun recht ausführlich zu ſehen, wie glücklich ſich Ernſt's Hoffnungen für ſeine Anſtellung bei uns geſtalten. Außer den Vortheilen, die es ihm ſelbſt bringen kann, iſt es auch mir lieb, daß Schillers Sohn gerade in unſerem Dienſt iſt und wahrſcheinlich eine bedeutende und ehrenvolle Laufbahn darin macht. Mir, liebſte Lollo, ſind Sie aber wirklich keinen Dank dafür ſchuldig. Ich hatte kaum einige Worte dazu zu ſagen nöthig.

Burgörner, den 20. Juli 1822.

Ernſt ließ mir einen ſehr freundlichen Eindruck zurück, und ſeine Aehnlichkeit mit ſeinem unvergeßlichen Vater ergriff mich ſehr tief.

Humboldts Abhandlung iſt wohl ſehr ſchön. Sie iſt recht ein Spiegel ſeiner Seele; ſo ruhig und ſo klar alle ſeine Anſichten und ſo erhaben. Er iſt fortwährend viel mit dem Indiſchen beſchäftigt.

Berlin, den 8. Januar 1824.

Dein lieber Brief vom 30. November wäre ſchon früher von mir beantwortet worden, theure Freundin, allein die Nachricht des Verluſtes, der dich betroffen, hat mich einige Tage länger zögern machen. Weiß ich doch, daß das Hinſcheiden geliebter Perſonen eine Stimmung in einem hervorbringt, die man nur allein mit